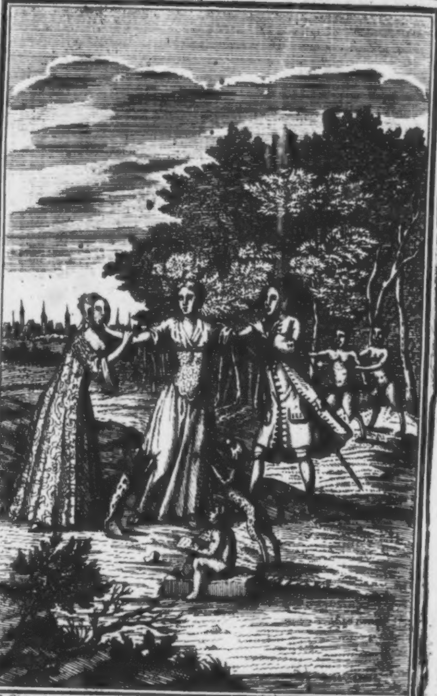
Erklärung des Kupfers.

Die Laſter hüllen ſich in Tugendlarven ein,
Ihr tadelhaftes Thun beliebt und ſchön zu machen.
Die prüfende Vernunft entdeckt den falſchen Schein,
Und reitzet den Satyr die Thorheit auszulachen.
Die Katze zeigt ein Bild der ſchlauen Schmeicheley,
Die doch zuletzt ergrimmt, die Pfoten hebt und kratzet.
Der Hund zur lincken Hand, entwirft die Raſerey,
Womit der Unverſtand von Tod und Rache ſchwatzet.
Die Unſchuld ſitzt dabey, ſie ſchreibt und läſt uns leſen,
Was klug, was ungereimt, was lachenswerth geweſen.

Sächs.
Landes-
Bibl.



Weh dem der thöricht iſt und dennoch
Klug will heißen!

Canitt

Die
Vernünftigen
Tadlerinnen

Sächs. Landes-Bibl.

Erſter
Jahr-Theil

1725.

HALLE im Magdeburgiſchen,
Verlegts Johann Adam Spörl/
des Königl. Preußl. Reformirten Gymnaſii illuſtris
privileg. Buchhändler.

An
Jhro Königliche Hoheit,
Die
Durchlauchtigſte
Friederica Sophia
Wilhelmina/
älteſte Prinzeßin
von **Preuſſen/**

Meine allergnädigſte Prinzeßin.

Durchlauchtigſte Prinzeßin,
Allergnädigſte Prinzeßin,

Hätten folgende Blätter nicht in und auſſer Teutſchland Beyfall gefunden: ſo würde dieſelbigen **Eurer Königlichen Hoheit zu Füßen zu legen** mich niemals unterſtanden haben. Jetzo aber werden ſie theils wegen ihrer vernünftigen Sittenlehre; theils wegen ihres guten Geſchmacks in freyen Künſten; theils auch wegen ihrer muntern / ſinnreichen und reinen Schreibart von jederman hochgeſchätzet. Die Gelehrten loben ſie; die Ungelehrten leſen ſie mit Vergnügen; das männliche Geſchlecht findet eben ſoviel darinnen zu lernen / als das Frauenzimmer: ja Männer / die ihrer beſondern Einſicht halber überall bekant ſind / haben in öffentlichen Schriften geurtheilet / daß unſer Vaterland Ehre davon habe. Dieſes ſind die Urſachen / warum ich es für keine gar zu ſtraffbare Verwegenheit halte / vor den erſten Jahrtheil derſelben den Namen einer Prinzeßin zu ſetzen / welche wegen ihrer recht Königlichen Vollkommenheiten verdienet / die Zierde aller teutſchen Fürſtinnen genennet zu werden.

Die vernünftigen Tadlerinnen ſind **Eurer Königl. Hoheit** geborne Unterthanen. Es hat alſo keiner Mühe bedurft die Vergönſtigung dieſer Zuſchrift von ihnen zu erhalten. Sie ſelbſt bewundern die Kronenwürdigen Eigenſchaften **Eurer Königl. Hoheit**. Sie erkennen **Dieſelben Dero** ausbündigen Verſtandes / und unvergleichlichen Schönheit wegen für ein vollkommenes Nachbild der beyder Stücke halber unſterblichen **Charlotte**, erſter Königin in Preuſſen. Sie halten Eure Königl. Hoheit / ſowohl wegen Dero groſſen Erkentniſſes in den Wahrheiten unſrer allerheiligſten Religion / als Dero ausnehmenden Gottesfurcht halber für eine würdige Tochter unſrer allerdurchlauchtigſten Landes-Mutter. Die Zeugniſſe des letztern ſind nicht nur in Berlin täglich zu ſehen / ſondern das Gerüchte machet ſie auch an entlegenen Oertern unleugbar: die Proben des erſtern aber / liegen der Welt im Drucke vor Augen / und werden ſelbſt vo unſern Gottesgelehrten bewundert. Aus dem allen können die Tadlerinnen ſowohl / als andre Leute nichts anders urtheilen / als daß Eure Königl. Hoheit / die Glückſeligkeit Ihres künftigen Gemahls / und die Luſt ihrer Unterthathanen ſeyn werden: ſo wie Sie ietzo die Ehre des Königlichen Preußiſchen Hauſes / und das Muſter einer vollkommenen Prinzeßin ſind.

Solchergeſtalt würden die Tadlerinnen ſelbſt bey Eurer Königl. Hoheit zu Lobrednerinnen geworden ſeyn: wenn ſie dieſe Zueignungsſchrift ſelbſt verfertiget hätten. Sie würden ohne Zweifel ihre allerunterthänigſte Hochachtung vor einer ſo preißwürdigen Prinzeßin in allen Zeilen an den Tag geleget haben. Da ſie aber ihrer beſorglichen Entdeckung halber / darüber ein Bedencken tragen: ſo vergnügen ſie ſich in der Stille / daß ihre Blätter ſo glücklich ſind / vor Eurer Königl. Hoheit erlauchte Augen zu kommen.

Erlangen dieſelben einen gnädigen Anblick: ſo wird ſich nechſt ihnen niemand glückſeliger preiſen / als

Durchlauchtigſte Prinzeßin /
Allergnädigſte Prinzeßin /
Eurer Königl. Hoheit

Halle den 31. Dec.
1725.

allerunterthänigſter Knecht
der Verleger.

Erſtes Stück.

Die Vernünftigen Tadlerinnen

Mittwochs/ den 3. Jenner 1725.

Canitz
Die Larve vom Geſicht des Laſters abzureiſſen.

WAs iſt das wieder vor eine neue Hirn-Geburt? Es wird ietzo Mode, daß man gern einen Sitten-Lehrer abgeben will. Haben wir aber nicht von Manns-Perſonen moraliſche Schriften genung; und muß ſich das weibliche Geſchlechte auch ins Spiel miſchen? Es wird gewiß ein erbares Caffee-Cräntzchen ſeyn, welches bey dem Uberfluſſe müßiger Stunden gewohnet iſt, alles zu beurtheilen und durchzuhecheln. Die guten Kinder müſſen wohl dem Sirach zeitig aus der Schule gelauffen ſeyn; ſonſt würden ſie ſeine Lehre beſſer gefaſſet haben: **Laß dich nicht zu klug düncken iedermann zu tadeln.** Wenn doch die lieben Momus-Schweſtern ſich wieder in die Aufſicht dieſes klugen Hauß-Lehrers begeben wollten: ſo würde ihnen ihr unzeitiger Kützel, vielleicht zu ihrem eigenen Vortheile, vergehen.

So haben ohne Zweifel viele geurtheilet: als ſie die Uberſchrift von dieſem Blatte in den öffentlichen Zeitungen wahrgenommen. Und dieſe würden gewiß verdienen, ihres unbedachtſamen Ausſpruches halber, am erſten von uns getadelt zu werden. Wir vergeben ihnen aber diſsmahl ihre Ubereilung. Es iſt allerdings was ungewöhnliches, daß ſich ſchwache Werckzeuge zu öffentlichen Richtern aufwerffen. Denn obwohl die lebhaften Engelländerinnen, und ſo gar die Schweitzerinnen den Ruhm erlanget, daß ſie zu einigen bekannten Sitten-Schriften nicht wenig beygetragen haben: ſo ſind doch ihre Arbeiten nicht anders, als durch die Vermittelung gelehrter Manns-Perſonen, der neugierigen Welt mitgetheilet worden. Wir unterſtehen uns ietzo was mehrers. Wir unterwerffen uns keiner männlichen Aufſicht in Verfertigung der Blätter, die wir ins künftige herauszugeben willens ſind; ſondern ſind entſchloſſen dieſelbigen ohne fremde Anordnung, nach unſerm eigenen Gutdüncken, und auf unſere eigene Gefahr ans Licht treten zu laſſen.

Wer begierig iſt den Urſprung unſers Vorhabens zu erfahren, dem kan folgendes zur Nachricht dienen. Phyllis, ein wohlerzogenes Frauenzimmer, fand mich, bey einem unvermutheten Beſuche, in Leſung einer gewiſſen Moraliſchen Betrachtung beſchäfftiget. Wie ſo fleißig, liebe Schweſter? war ihre erſte Anrede, als ſie kaum ins Zimmer getreten war; die ich mit einer freundlichen Bewillkommung und Darlegung meines Zeit-Vertreibes beantwortete. Das letzte that ich um deſto williger, ie gewiſſer ich wuſte, daß meine Phyllis auch eine Freundin ſolcher Schriften war, die auf die Verbeſſerung unſerer Sitten abzielen. Wir hatten un kaum geſetzet, als wir faſt beyde zugleich auf die Gedancken kamen, ob es denn nicht möglich ſey, nach den Exempel der Manns-Perſonen, eine beſondere Schrif zu verfertigen, darinnen von mancherley Fehlern de Menſchen überhaupt, inſonderheit aber von den Schwachheiten des weiblichen Geſchlechts gehandelt würde. E fielen uns verſchiedene Materien ein, die nicht von g

ringe

ringem Nutzen zu ſeyn ſchienen, und ſo viel uns wiſſend war, noch von keinem gebührend abgehandelt worden. Wir ſahen beyde in dieſem Vorhaben keine Unmöglichkeit, und der Beyſtand, den ſich eine von der andern verſprach, machte uns einen Muth, unſere Abſicht ins Werck zu richten. Nur dieſes ſchien rathſam, daß wir noch eine Gehülffin ſuchen, und dadurch unſere Zahl verſtärcken möchten. Eine dreyfache Schnur reiſſet ſo leicht nicht, dachten wir: ja wir vermutheten mit gutem Grunde, daß wir alsdenn neue Einſichten, neue Lebhaftigkeit, und mit einem Worte, ein gröſſeres Vermögen bekommen würden, der Welt etwas tüchtiges vor Augen zu legen.

Unter allen meinen Freundinnen ſchien mir keine hiezu geſchickter zu ſeyn, als Iris, deren Fähigkeit mir ſchon aus vielen Proben bekannt worden war. Ich ſchlug ſie daher der eifrigſt nachſinnenden Phyllis vor, und hatte das Vergnügen, ihren Beyfall zu erhalten. Wir können uns keine beſſere wünſchen als eben dieſe, gab ſie zur Antwort: denn auſſer ihrer Fertigkeit in der Frantzöſiſchen Sprache, verſteht ſie auch die Lateiniſche; wenn es nur möglich iſt, ſie in unſere Geſellſchaft zu ziehen. Es iſt um den Verſuch zu thun, erwiederte ich, und wir wurden eins, ihr folgenden Tages unſere Anſchläge zu eröffnen.

Dieſes geſchah in der That: allein ihr erſter Wiederſtand ſchien etwas mehr, als eine bloſſe Beſcheidenheit zum Grunde zu haben. Lieben Kinder, ſagte ſie, nachdem ſie unſern Vortrag mit einiger Bewunderung angehöret hatte, was hat euch auf dieſe Gedancken gebracht? Bedencket nur, was ihr euch vor Urtheile über den Halß ziehen werdet. Die Manns-Perſonen werden gewiß lange nichts zu lachen gehabt haben. Doch vergebet mir dieſe Worte: Ihr beyde ſeyd geſchickt genung dazu; ich hingegen finde mich viel zu ſchwach.

Darum verſchonet meine Schultern mit dieſer Bürde. Sie ſuchte uns noch ferner vorzuſtellen, wie leicht unſere Nahmen kund und offenbar werden könnten, da man denn mit Fingern auf uns zeigen, und uns alſo zum allgemeinen Gelächter machen würde. Sie fand uns aber gegen alle dieſe Einwürffe ſo wohl verwahret, und mit neuen Gegen-Vorſtellungen ſo reichlich verſehen, daß ſie ſich endlich genöthiget ſahe, nachzugeben. Ihre vorige Blödigkeit verſchwand allmählich, und ſie ward zuletzt eben ſo eifrig als wir, dieſes Vorhaben eheſtens zum Stande zu bringen.

In unſerer erſten Zuſammenkunft wurde feſt geſetzet, daß unſere wöchentliche Schriften den Namen der vernünftigen Tadlerinnen führen ſolten. Das klingt großſprecheriſch und verwegen genung! ſo wird mancher dencken. Allein gemach, meine Freunde! höret zuvor unſere Erklärung darüber an. Tadeln heiſſet unſerer Einſicht nach, die Fehler und Schwachheiten der Menſchen beurtheilen, und dieſe Urtheile durch Worte oder Schriften zuverſtehen geben. Wir halten dieſes für eine Sache, die nach Beſchaffenheit der Umſtände gut oder böſe, löblich oder ſträflich werden kan; obgleich das letzte weit gemeiner iſt, als das erſte.

Simplex und ſeine Schweſter *Simplicia*, bilden ſich bey ihrer Tummheit ſehr viel ein, und wollen mit Gewalt ſcharffſinnig heiſſen: darum werffen ſie ſich zu Richtern, oder daß ich recht ſage, zu Spöttern anderer Leute auf. Sie ſind nirgends lieber als an denen Oertern, wo ſie viele Perſonen von beyderley Geſchlecht in Augenſchein nehmen und betrachten können. Da haben ſie nun ſchärffere Augen als Luchſe. Sie ſehen auf alles Haar-klein und eröffnen ihre Urtheile durch Worte und Geberden. Was tadeln ſie aber? Nichts als ſolche Fehler, die kein Menſch ändern kan. *Simplicia* macht von den Manns-Bildern den Anfang. Bald findet ſie an den Füſſen was auszuſetzen. Bald iſt das Geſichte nicht nach ihrer Phantaſie gebildet. Bald iſt der gantze Leib nicht wohl gewachſen. Dieſem ſind die Schultern zu breit, und jenem zu ſchmal. Der eine hat ſchielende, der andere trieffende, der dritte gar Katzen-Augen. Simplex folget ihrem Exempel und beurtheilet das Frauenzimmer. Das eine iſt zu blaß, das andere zu roth: dieſes zu mager und jenes zu fett. Bald ſind die Füſſe gar zu ungeſchickt; bald fehlt denen Händen was; bald geht es über die Geſtalt des gantzen Leibes her So verrathen beyde ihren groben Unverſtand im tadeln.

Momus, ein ungereimter Grillenfänger, will ſeine ſcharffe Beurtheilungs-Kraft auch ſehen laſſen. Er meiſtert alles, was nicht mit ſeinen wunderlichen Einfällen übereinkommt; wird aber nicht gewahr, daß ſich dieſelbe unmöglich ausführen laſſen. Er ſagt, der Menſch hätte billig ein Fenſter in der Bruſt haben ſollen, damit man ſeine heimliche Gedancken von auſſen wahrnehmen könnte. Dem Ochſen ſollten, ſeiner wohlbedächtigen Meynung nach, die Hörner nicht vor der Stirne, ſondern vor der Bruſt ſtehen, wo er vermuthlich weit mehr Kräfte hat, dieſelbe zu gebrauchen. Ja er hält alle ſeine Lands-Leute für Narren, weil ſie ihre Häuſer nicht auf bewegliche Räder erbauen, damit man ſie nach Belieben von einem Orte zum andern bringen, und alſo manchen böſen Nachbar loß werden könne. Wer ſiehet aber nicht, daß dieſes Tadeln aus einer eigenſinnigen Narrheit herrühre?

Der Liebloſe Schadenfroh machet ſich an diejenigen Fehler der Menſchen, ſo ſich in der That verbeſſern laſſen. Darinnen thut er zwar klüger als jene: allein er verſiehet es in einem andern Stücke. Wenn er die Fehler und Gebrechen der Menſchen wahrnimmt: ſo kützelt er ſich darüber. Er ziehet ſie mit höniſchen Worten durch, und ſuchet die Perſonen ſelbſt lächerlich zu machen. Dadurch ſchadet er ihrem guten Namen, ja bißweilen gar ihrem Glücke: zugeſchweigen, daß er ſich ſelbſt unbedachtſamer weiſe unzehliche Feinde auf den Hals ladet.

Es ſey ferne von unſern künftigen Arbeiten, daß wir eine von dieſen verwerfflichen Gattungen des Tadels nachahmen ſollten. Unſere gröſſeſte Sorgfalt wird dahin gehen, daß wir erſtlich nur ſolche Fehler anmercken wollen, die einem Menſchen würcklich zugerechnet werden können, und alſo wahrhaftig unter die Fehler gehören. Unſer Tadeln ſoll beſcheiden ſeyn: Denn wir werden keine Urtheile von ſolchen Dingen fällen, die mehr Verſtand, mehr Gelehrſamkeit und Kräfte erfordern als wir beſitzen, und folglich für uns zu hoch ſind. Wie wir denn beyläuftig erinnern, daß unſere Gedancken mehr aus einem natürlichen Verſtande und einer angebornen Lebhaftigkeit des Geiſtes, als einer eigentlichen Gelahrheit oder groſſen Beleſenheit herflieſſen werden. Unſer Tadeln ſoll endlich kein ſpöttiſches, ſondern ein wohlgemeyntes und liebreiches Tadeln ſeyn. Denn wir werden unſern Vortrag ſo einrichten, daß keiner dadurch erbittert, oder zum Zorne gereitzet werde. Ja wir wollen uns auch angelegen ſeyn laſſen die Mittel vorzuſchlagen, die, unſerer wenigen Einſicht nach, zu deſto leichterer Abſchaffung mancher Schwachheiten behülfflich und dienlich ſeyn können. Weil wir nun davor hielten, daß Iemand, der auf ſolche Weiſe tadelt, ſich recht vernünftig aufführe: ſo haben wir kein Bedencken getragen uns die vernünftigen Tadlerinnen zu nennen. Solte nun ein Vorhaben, welches auf ietzterwehnte Weiſe eingerichtet iſt, ſträflich ſeyn? Wir unſers theils beſorgen dieſes keinesweges: vielmehr ſind wir überredet, daß die Pflicht, ſo uns als Chriſten oblieget, uns untereinander zu ermahnen, zu warnen und zu ſtrafen, uns dazu gnugſam berechtige. Der Menſch iſt ohne Zweifel ſo erſchaffen, daß er unzehliche Vollkommenheiten erlangen kan, die er nicht würcklich beſitzet. Daher ſchlieſſet man, daß GOtt ihm dieſe Fähigkeit in keiner andern Abſicht gegeben, als daß er ſie würcklich gebrauchen, und von Tage zu Tage vollkommener zu werden, trachten ſoll. Es iſt auch nicht genung, daß ein ieder für ſich allein ſorge, ſondern die durch die Vernunft und Offenbarung uns allen vorgeſchriebene Liebe unſeres Nechſten, verbindet uns auch für andere zu ſorgen. Wie können wir aber die Vollkommenheiten unſerer Brüder und Schweſtern beſſer befördern? als wenn wir ihnen die Unvollkommenheiten zeigen, die ſie noch an ſich haben, und ſie vor den Fehlern warnen, die ihnen hie und da noch ankleben. Dieſes wird alſo unſre vornehmſte Abſicht ſeyn; und ob wir es gleich bißweilen, mehrerer Deutlichkeit halber, unter erdichteten Namen und Perſonen bewerckſtelligen werden: ſo darff doch niemand dencken, daß dieſes lauter wahrhafte Begebenheiten wären, die man aus Haß oder feindſeligen Abſichten ſo deutlich beſchrieben. Nein es ſollen nur Bilder ſeyn, die zu deſto lebhafterer Vorſtellung der Laſter, mit Fleiß alſo entworffen worden.

Was düncket euch ietzo, meine Freunde, von dieſer neuen moraliſchen Schrift, die euch anfänglich ſo verächtlich geſchienen? Iſt euren Einwürffen durch die bißherige Eröffnung unſers Vorhabens ein Genügen geſchehen; und ſeyd ihr dadurch auf andere Gedancken gebracht: ſo ſind wir glücklich. Bleibet ihr aber bey euer vorigen Sprödigkeit, bleibet ihr bey der vorgefaßten Meynung, daß von einem oder etlichen unſtudirten Weibes-Bildern nichts leſenswürdiges, nichts tüchtiges zu hoffen ſey: wohlan, ſo glaubet, was ihr wollet; wir werden es euch nicht wehren. Das beſte iſt, daß auch ihr nicht vermögend ſeyd unſer löbliches Vorhaben zu ſtöhren. Will einer oder der andere ſeine Kräfte verſuchen, und uns etwa in Schriften anſtechen: ſo kan er zum voraus wiſſen, daß weder unſer Geſchlecht, noch unſere beſondere Neigungen uns zum Zancke und Streite fähig gemacht; wiewohl wir uns die Hoffnung machen, daß niemand ſeine heldenmüthige Gelehrſamkeit ſo mißbrauchen werde, daß er ſich in Wiederlegung einiger Frauenzimmer eine beſondere Ehre ſuchen ſollte.

Wer wird aber unſere Blätter ins künftige leſen? Vermuthlich allerley Gattungen von Menſchen. Die Tugendhaften darum: weil ſie eben das Vergnügen darinnen finden werden, was ſchöne Angeſichter vor einem Spiegel antreffen. Die Laſterhaften werden es zum Theil deswegen thun; weil ſie ohne alle Beſchämung ihre Fehler gewahr werden; und unvermerckt lernen können, wie ſie ſich am beſten davon befreyen ſollen: zum Theil auch darum; weil ſie ſich nicht durch eine unbedachtſame Verachtung dieſer Schrift ſelbſt bloß geben, und ihre Schwäche werden verrathen wollen. Dergeſtalt wird allezeit dasjenige Blatt, ſo die gemeineſten Mängel entdecket, die allermeiſten Käuffer zu gewarten haben. Die artigen Manns-Perſonen werden ins beſondere, ihre rühmliche Gefälligkeit gegen unſer Geſchlechte, dadurch an den Tag legen können. Sie werden ſich, nach ihrer gewöhnlichen Artigkeit, bey ihren Schönen angenehm machen: wenn ſie dasjenige nicht verachten werden, was von derſelben Mit-Schweſtern herkommt, und ihnen ſo manche gute Erinnerung geben wird. Wie gerne nehmen ſie es nicht an? wenn ihre Lesbien, Flavien, Cynthien ꝛc. etwas an ihrer Aufführung erinnern. Wie verbindlich dancken ſie dafür? und bitten noch wohl gar, daß dieſelben fortfahren mögen dergleichen zu thun. Wir verlangen nicht die Helfte von allen dieſen Höflichkeiten: und ſind zufrieden; wenn ſie uns nur nicht für ihre Feindinnen erklären werden.

Ihr aber, galante Mit-Schweſtern, könnet euch alle eine Ehre daraus machen, daß auch euer Geſchlechte zu dergleichen moraliſchen Arbeit, wo nicht Fähigkeit, dennoch Neigung und Eifer genung habe blicken laſſen.

Calliſte.

HALLE, zu finden im Spörliſchen Buchladen.

Zweytes

Die Vernünfftigen Tadlerinne

Mittwochs / den 10. Jenner 1725.

Canitz.
Ein Teutſcher iſt gelehrt / wenn er ſein Teutſch verſteht.

Die unnützen und gezwungenen Höfflichkeiten, die man einander im gemeinen Leben zu bezeigen gewohnt iſt, ſcheinen dem Naturelle unſers Teutſchlandes ſo wenig gemäß zu ſeyn, daß man auch kein rechtes teutſches Wort hat, womit man das Frantzöſiſche Compliment gebührend ausdrucken könte. Unſern Vorfahren iſt die Sache ſelbſt unbekannt geweſen, oder ſie hatten zum wenigſten kein Belieben daran; Daher achteten ſie es nicht vor nöthig, ein ſolches Wort einzuführen. Heute zu Tage haben wir kaum den Nahmen der Teutſchen übrig behalten. Unſere Kleidungen ſind denen Kleidungen unſerer Groß-Eltern nicht mehr ähnlich: Unſere Häuſer ſind verändert; Unſere Speiſen ſind öffters ein unnatürlicher Miſchmaſch wieder einanderlauffender Dinge. Unſere Sprache ſelbſt iſt nicht mehr natürlich, oder rein, wie vor Zeiten, ſondern entweder voller gekünſtelten und ſchwülſtigen Redens-Arten, oder voller lateiniſchen, italieniſchen und frantzöſiſchen vermeinten Zierlichkeiten.

Am neulichen Neuen-Jahrs-Tage habe ich mit beſonderer Aufmerckſamkeit die gewöhnlichen Glückwünſche vieler Leute angehöret. Aber es waren ſehr wenige, die mir nicht Anlaß gaben, bey mir ſelbſt zu lachen. Man iſt verbunden ſeinem Nechſten nicht nur alles gutes zu gönnen, wenn es ihm wiederfähret, ſondern auch anzuwünſchen, ehe er es noch erlanget. Daher haben ohne Zweifel die erſten Neu-Jahrs-Wünſche ihren Urſprung genommen. Es hat vielleicht ein Hertzens-Freund den andern mit einer innerlichen Empfindung alſo angeredet: Ach mein Werther Freund, ich bin erfreut, daß du ſo wohl als ich dieſes neue Jahr in Geſundheit und guten Wohlſtande angetreten haſt. GOtt gebe, daß wir es auch mit Vergnügen endigen mögen! So hat die Natur einem aufrichtigen Gemüthe die Worte in den Mund gelegt. Wie macht man es aber zu dieſen Zeiten? Es muß alles fein künſtlich ja gar ängſtlich erſonnen, in weitläufftige, oder doch fremde Worte verſtecket und mit ſo viel Zierrathen ausgeputzet ſeyn. Mit einem Worte, man muß Complimentiren.

Es kam am neuen Jahrs-Tage ein gewiſſer Menſch zu einem meiner Anverwandten, der ſein Gönner iſt, eben als ich ihm ſo zu reden nur mit dreyen, aber wohlgemeinten Worten Glück gewünſchet hatte. Eure Excellence werden pardoniren, hieß es: daß ich als Dero Client mir die Permiſſion ausgebeten zu dem mit aller Proſperité angetretenen Neuen Jahre mit gehorſamſten Reſpecte und tieffen Submiſſion zu gratuliren, und ſincerement zu wünſchen, daß der Höchſte Eure Excellence in allem contentement dieſes und viele andere Jahre conſerviren wolle, damit ich eheſtens occaſion habe meine temoignage zu zeigen. Hätte der gute Menſch mehr frantzöſiſche Worte gewuſt, ich zweifele nicht, er würde ſie eben ſo artig in ſeinen Glückwunſch zu flechten gewuſt haben, als dieſe unvergleichliche temoignage. Er verſteht die frantzöſiſche Sprache nicht beſſer als ich die hottentottiſche;

riſche; und dieſes wäre ihm keine Schande, wenn er nur ſeine Mutter-Sprache verſtünde. Wie ſoll er ſie aber verſtehen, wenn er ſie nicht lernen will? Er hält es vor eine Artigkeit, oder daß ich mich ſeiner beliebten Mund-Art bediene, vor eine Politeſſe, wenn man es nach der galanten mode mitmachet. Man muß ſich von der Canaille auch en parlant diſtinguiren; dergleichen tours im Reden ſind ſchon im teutſchen recipiret, ja faſt naturaliſiret und nationaliſiret. Sollte man doch faſt auf die Gedancken kommen, daß ſolche Leute nicht von teutſchen Geblüte entſproſſen, ſondern zum wenigſten einen frantzöſiſchen Vater gehabt hätten.

Ma chere Tante, redete mich folgenden Tages meine Befreundtin an, ich gratulire mir, da ich euch dieß Jahr zum erſtenmahl die Viſite geben kan, und wünſche, daß euer charmantes Weſen euch eheſtens diejenige mariage effectuiren möge, die ihr durch eure meriten ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ die ihr durch eure meriten ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ hier wuſte ſie nichts weiter ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ ſchon lange meritirt habt, kam endlich der lahme Beſchluß hinten nach. Ich dachte bey mir ſelbſt an den ſchönen Vers in den Satyriſchen Gedichten Philanders von der Linde:

Doch bey dem allen läſt ſich noch das Wunder ſpüren,
Daß, die es nicht gelernt, dennoch frantzöſch parliren.
Da heiſt das andre Wort gloire, renommée
maſſacre, bel eſprit, fier, capricieux.
La precieuſe hat das teutſche gantz verſchworen:
Es klingt zu paiſant in ihren zarten Ohren,
Und kommt nach ihren goût canailleux heraus:
Ein Wort frantzöſiſch ziert den gantzen Menſchen aus.

Weil ich aber nicht gar zu vertraulich mit der erwehnten Freundin umgehe, ſo enthielte ich mich dießmahl ſie zu tadeln, indem ich nur in meiner Antwort den Wunſch ablehnete, deſſen Erfüllung ihr ohne Zweifel an ihr ſelbſt weit angenehmer ſeyn würde, als an mir.

Ich geſtehe es, daß dieſer Fehler der Sprachen Vermiſchung unſern Teutſchen nicht allein anklebe. Viele Frantzoſen beyderley Geſchlechts haben ſich in das Lateiniſche und Italieniſche verliebt, ſo daß ſie es ſehr gerne in ihre Geſpräche und Reden einmiſchen. Ja das alte Römiſche Frauenzimmer ſoll ſchon das Griechiſche mit der Lateiniſchen als ihrer Mutter-Sprache vermenget haben; weßwegen ſie einer von ihren Satyriſchen Poeten durchgezogen hat: Wie wir beydes aus einer Anmerckung in Philanders Satyriſchen Gedichten wahr genommen haben. Aber kan denn ein Fehler deswegen eine Tugend werden, weil er bey unterſchiedenen Völckern begangen wird? Was kan aber ungereimter ſeyn, als eine ſolche abgeſchmackte Vermiſchung zweyer oder dreyer Sprachen? Man verſuche es im Teutſchen mit der Pohlniſchen, Böhmiſchen oder Wendiſchen, ſo wird man hören, wie wunderlich es klingt. Meynt man mit dem frantzöſiſchen habe es eine gantz andere Bewandniß, dieſes ſey eine weit angenehmere und zierlichere Sprache, wodurch man der Härtigkeit unſerer teutſchen Mund-Art zu Hülffe kommen könne; So frage ich: Warum bedienen wir uns denn nicht auch Engliſcher Flick-Wörter? Giebt auch wohl dieſe Sprache der frantzöſiſchen im geringſten Stücke was nach? Oder wenn die frantzöſiſche ſo weich und zärtlich wäre, warum würde man denn in Franckreich Italieniſche Zierrathen ſuchen? Die Armuth der Sprachen kan man auch nicht zum Vorwande gebrauchen. Denn ob man gleich die eine nicht von Wort zu Wort in die andere überſetzen kan, welches in keiner einzigen angehen ſoll; So ſind ſie doch alle ſo reich an Worten, Redens-Arten und angenehmen Ausdrückungen, daß man alle ſeine Gedancken in jedweder gantz bequem zu verſtehen geben kan. Ins beſondere iſt in unſerer teutſchen Sprache von allen, die ſie recht verſtehen, ein ſolcher Überfluß wahrgenommen worden, daß ſie hierinnen der Lateiniſchen und Griechiſchen nichts nachgeben darff: Der Frantzöſiſchen, Welſchen und Engliſchen aber, welches lauter Sprachen ſind, die aus einer ſeltſamen Vermengung der Mund-Arten vieler Völcker entſtanden ſind, ſehr weit vorzuziehen iſt.

Es giebt noch eine andre Gattung von Complimentiren, die zwar nicht ſo weitläufftig und künſtlich, aber eben ſo wenig zu loben ſind. Man hört ſie unter Leuten, die ſich aus der ſo genannten galanterie nichts machen. Da heiſt es:. Proſit das neue Jahr. Bon jour mein Herr; Jch gratulire zum Feſte u. d. m. dieſe Redens-Arten ſind ebenfals in Abſehen auf die Sprache ein geflicktes Weſen, das weder Teutſch noch Lateiniſch noch Frantzöſiſch heiſſen kan; ſondern jener Fledermauß in der Fabel ähnlich iſt, die ſich bald zu den Thieren, bald zu den Vögeln zehlte, da ſie keines von beyden war. Den Wunſch ſelbſt betreffend, ſo wollte ich wohl behaupten, daß erwehnte Worte in dem Munde der allermeiſten bloſſe Thone ſind, dabey ſie nicht das geringſte gedencken. Sie ſind wie jener Rabe, der den Gruß an den Kayſer ſo fertig ausſprechen kunte, aber ſelbſt nicht wuſte, was er ſagte. Die Zunge iſt in unſern Complimenten gleichſam ein Uhrwerck, welches Jahr aus Jahr ein fortläuffet und zu gewiſſen Zeiten ſchon ſeine beſtimmte Worte ausſpricht, ohne daß die Seele viel daran dencken ſolte. Jch habe einen Papagey, den habe ich die Worte gelehret: Seyd willkommen! Dieſe ruffet er ohn Unterlaß, ſo wohl wenn jemand kömmt, als wenn jemand weggehet. So bald ſich etwas ſeinem Gehäuſe nähert, ſo heiſſet es: Seyd willkommen? Und ich konnte mich des Lachens nicht enthalten, als neulich die Katze über ihn her war, und er ſich unter ihren Klauen in Lebens-Gefahr ſahe. Denn ob er ſich ſchon voller Angſt derſelben zu entziehen ſuchte, ſchrie er doch immer: Seyd willkommen! So heiſt es mehrentheils bey unſern Glück wünſchen. Es mag uns Freund oder Feind anreden: Wir mögen ihm gutes oder übels gönnen, ſo ſpricht der Mund: Jch gratulire: Proſit, Bon jour, u. ſ. w.

Ich habe meinen Verdruß über dergleichen abgeſchmackte Gewohnheiten bey verſchiedener Gelegenheit ſpüren laſſen; Daher hatte ſich ein guter Freund die Regel gemacht, er wolle mich allezeit mit einem reinen teutſchen und neu erſonnenen Glückwunſche anreden. Das that er auch neulich, als er mich im Anfange dieſes Jahrs antraf. Es hieß; Hochgeſchätzte Schöne, mein Hertz klopffet, und mein Blut wallet vor ungewöhnlicher Freude, da Dero Sternengleiche Augen dieſes Jahr zum erſten mahl zu erblicken das Glück habe. Meine brünſtige Seuffzer ſind Opffer, welche deroſelben von dem gütigen Himmel nichts anders als eine vollkommene Glückſeligkeit, und den erfreulichen Genuß eines immerwehrenden Vergnügens erbitten wollen. Denn ich kan mit einer eydlichen Ausſage bekräfftigen, daß niemand mehr Theil an Dero blühenden Wohlſtande nehmen wird, als ich, inſonderheit wenn Sie mir den unvergleichlichen Ehren-Titel ihres getreueſten Dieners vergönnen werden.

Es kam mir bey dieſer Anrede nicht anders vor, als wenn ich einen hochtrabenden Roman-Helden hätte auftreten geſehen, dem ſein Gehirn in ſolche Unordnung gerathen iſt, daß er nicht mehr wie andere Menſchen reden will. Meine Antwort hierauf war: Ich bin nicht im Stande ein ſo artig ausgeſonnenes Compliment ſo gleich in der Geſchwindigkeit zu beantworten. Sie werden mir alſo einige Zeit erlauben, biß ich Gelegenheit finde auf eine Antwort zu ſtudiren, die ein ſo ſcharffſinniger Glückwunſch verdienet. Dieſen Fehler begehen mehrentheils Leute, die von einer gar zu feurigen Einbildungs-Krafft ſind. Sie überſteigen ſich in allen ihren Gedancken und Ausdrückungen, und bringen daher ſolch ſchwülſtiges Zeug zu Marckte, doch andere, die genauer zu gedencken und zu reden gewohnt ſind, ſich des Gelächters eben ſo wenig enthalten können, als ein Kenner der Edelgeſteine, welchem man Böhmiſche Diamanten vor Morgenländiſche aufdringen will.

Dieſen und andern Unartigkeiten in dem gewöhnlichen Umgange abzuhelffen, iſt auf meinen Vorſchlag unter ſechs von meinen bekannten Freundinnen ein gewiſſes Verbündniß aufgerichtet worden, davon ich zum Beſchluſſe einige Nachricht geben will. Wir nennen uns die **Geſellſchafft der teutſchen Muſen.** Denn ob ſich gleich unſere Anzahl nicht auf neune erſtrecket, ſo hoffen wir doch dieſelbe durch den Eintritt mehrer bald voll zu machen. Unſer Abſicht iſt fürnehmlich uns ſelbſt in der Reinigkeit unſerer Mutter-Sprache zu üben, und eine Vernunfft-mäßige Art des Ausdrucks der Gedancken einzuführen. Ich kan aber keine vollkommnere Nachricht davon geben, als wenn ich diejenigen Grundſätze hierbey füge, über welche wir uns bey Stifftung dieſer Geſellſchafft verglichen haben.

1. Wer in die Geſellſchafft der teutſchen Muſen aufgenommen werden will, muß durch einen reinen teutſchen Brieff, der an die Geſellſchafft gerichtet iſt, um eine ſolche Stelle Anſuchung thun.

2. Wenn nun dieſer in der Verſammlung vorgeleſen worden und Beyfall gefunden; alsdenn wird es der unterſchriebenen erlaubet, ſich bey uns einzufinden, da ſie denn von einer unter uns mit einer ebenfalls reinen teutſchen Bewillkommung empfangen wird.

3. Unſere Verſammlungen geſchehen wöchentlich zweymahl, nemlich Mittwochs und Sonntags nach geendeter Nachmittags-Predigt.

4. So bald wir beyſammen ſind, wird am Sonntage etwas aus Franckens, Müllers, Mayers, oder Laſſenius Büchern, auch Brockes irrdiſchen Vergnügen in GOtt; Mittwochs aber aus des Herrn von Beſſers Schrifften ein Stück vorgeleſen. Da dann inſonderheit die Lob-Rede des letztern, die er auf ſeine unvergleichliche Kühleweinin geſchrieben, ſchon etliche mahl mit groſſen Nutzen durchgegangen worden.

5. So dann ergötzen wir uns mit einer vertraulichen

Unterredung, geben aber genau acht, daß kein fremdes Wort noch eine unverſtändliche Redens-Art in unſere Geſpräche gemiſcht werde. Welche dawider handelt, muß zur Straffe aus des Boileau Satyre auf das weibliche Geſchlecht, oder dafern ſie nicht frantzöſiſch verſteht, aus Philanders oben erwehnter Tadel-Schrifft zehn Verſe auswendig lernen, und in der nechſten Zuſammenkunfft herſagen.

6. Welche unter uns ertappet wird, daß ſie in Melißo, Celanders, Behmeno, oder andern dergleichen Schrifften lieſet, wo viel frantzöſiſche Wörter mitunterlauffen, wird aus der Geſellſchafft geſtoſſen.

7. Hingegen ſtehet es allen frey, Lohenſteins, Armenius, die Octavia, die Aſiatiſche Baniſe, ingleichen Richeys, Neukirchs, Canitzens, Opitzens gebundene und ungebundene Sachen zu leſen.

8. Melißo, Celanders und Bemehno Schrifften liegen allezeit bey uns unter dem Caffee-Tiſche; und die Lampe unter der Kanne wird niemahls anders, als mit einem Blatte derſelben angezündet.

9. Keine unter uns darff auf ihren Neh-Rahmen ein Carmen ſtecken, welches gut Teutſch geſchrieben iſt. Wo hingegen viel lateiniſche oder frantzöſiſche Wörter eingemiſcht ſind, da iſt es erlaubt.

10. Keine unter uns iſt befugt einer Manns-Perſon freundlich zu begegnen, die in ihren Höfflichkeiten ein Sprachen-Gemenge macht, oder in andern Geſprächen viele fremde unteutſche Wörter einmiſchet.

Wie wir nun in dieſer vertraulichen Geſellſchafft allezeit viel Vergnügen finden, und allmählich zu einer ziemlichen Fertigkeit in unſerer Mutter-Sprache gelangen werden; Alſo hoffen wir, daß auch andere lehrbegierige Perſonen unſers Geſchlechts unſerm Beyſpiel hierinnen folgen, und ſich dieſes annehmlichen und nutzbaren Zeit-Vertreibs bedienen werden.

Phyllis.

Halle, zu finden im Spòriſchen Buchladen.

Die Vernünfftigen Tadlerinnen

Mittwochs / den 17. Jenner 1725.

Canitz.

Ein andrer von dem Pfeil des Liebens angeſchoſſen
Eröffnet ſeinen Schmertz mit hundert Gauckel-Poſſen.

Ich gieng ohnlängſt mit der gröſten Vorbereitung in die Nachmittags-Predigt und hoffte daſelbſt in einem andächtigen Gottes-Dienſte mein Vergnügen zu finden. Allein Liebknecht ein eitler Menſch machte mir meine Hoffnung gantz zu ſchanden. Ich traff ihn ſchon vor mir bey den nächſten Kirchen-Stuhl an. Seine Kleidung, ſeine Handlungen und alle ſeine Geberden verriethen, daß er nicht GOtt, ſondern den Menſchen gefallen wollte. Wo man hin ſahe, da fand man etwas artiges. Die lockichten Haare waren ſtarck gepudert. Unter dem Halſe ſpielte ein groſſer Diamant hervor. Das Kleid war nach der neueſten Art verfertiget, und die Wäſche ſchien faſt weiſſer als der Schnee zu ſeyn. Er hatte nichts vergeſſen, wodurch er ſich annehmlich machen kunte, und die Natur hatte ihm nichts verſaget, was ſeinem Ausputz das rechte Leben gab. Die Bildung des Geſichtes ſteckte voller Reitzungen, und dieſe waren ſehr ſtarck, weil ſie noch die erſte Krafft hatten. Die Augen blitzten mit einem durchdringenden Feuer, und daher mochte auch der Fehler entſtehen, daß ſie allzuflüchtig waren. Seine Glieder waren alle ſo gewachſen als ob ſich die Natur mit Fleiß vorgenommen hätte einen Cörper aus ihnen zu bauen, der vollkommen ſeyn ſollte. Und er hatte ſie durch ſeinen Fleiß zu ſolchen geſchickten Bewegungen angewöhnet, daß man nichts darinnen finden konnte, was der Vollkommenheit des Leibes zuwieder geweſen wäre. Ich glaube, wenn Cupido den beſten Ritter aus ſeiner Cavallier-Guarde eingebüſſet hätte, ſo würde er ihn an dieſem **Liebknecht** wieder gefunden haben. Denn er gab dabey zu verſtehen, daß er nicht unempfindlich ſey. **Bellinde** hatte ſich kaum auf ihren Platze eingefunden, ſo merckte man alsbald, daß er nicht ſo gelaſſen war, wie er anfangs zu ſeyn ſchien. Die Augen, ſo flüchtig ſie zuvorher in der Kirche herumgiengen, wurden an **Bellinden** unbeweglich. Er ſahe nicht mehr zu frieden aus, und weil ſich vermuthlich die Lebens-Geiſter in Menge nach den Augen ziehen muſten, ſo war es kein Wunder, daß er den Kopff unterſtützte. Er ſeuffzete, er ſtellte ſich kläglich, ſo daß man ihn, wenn er an einem andern Orte geſtanden, vor den bußfertigen Zöllner hätte anſehen müſſen. **Bellinde** mochte ihm unterdeſſen keinen kaltſinnigen Blick gegeben haben. Er erholte ſich wiederum etwas, wie ein Patiente, der durch eine ſtarcke Artzney neue Kräffte bekommt. Er brachte ſeinen Leib in die beſte Stellung, er eyferte wieder die, welche ihm in dem Gedränge des Volckes ſeine ordentlich gelegten Haar-Locken aus einander riſſen, und damit ihm die Hals-Binde ſeinen koſtbaren Stein nicht verdecken möchte, ſo ſtrich er ſie ſehr offte mit den Fingern hinter den Hals. Bald laß er die Fäſergen von dem Kleide, kurtz darauf ſahe er gar in den Spiegel, damit er verbeſſern möchte, woſern ihn etwas verſtellen könnte. Und wenn er nichts zu thun hatte, ſo nahm er ſeine Tobacks-

Doſe, und machte ſie ſo weit auf, daß man von ferne die verliebte Abſchilderung, welche an dem Deckel derſelben gemahlet war, erkennen konnte. Endlich zog er ein Papier hervor, auf welchen, ſo viel mir die Abtheilung der Schrifft wieſe, Arien mit untermiſchten Recitativ ſtunden. Er laß dieſelbe mit einer lächelnden Mine durch, und ſo offt er dabey **Bellinden** anſahe, ſo offt mochte in dem Texte ſeine Neigung ausgedruckt ſeyn. Ich wäre bey dieſer Begebenheit vor Aergerniß faſt geſtorben. Mir eckelte die Poſſen länger anzuſehen, und ich eilte, ſo bald es der Wohlſtand zuließ, aus der Kirche.

Ich tratt vor Verdruß, als ich nach Hauſe kommen war, an das Fenſter, um der Eitelkeit dieſer Aufführung nachzudencken. Allein ich wurde bald in dieſer Beſchäfftigung geſtört, weil mich eine meiner Freundinnen die junge **Liebmannin** beſuchte. Wir giengen an den Ort, den ich allererſt verlaſſen hatte, und wir thaten kaum den erſten Blick auf die Gaſſe, ſo ſagte ſie ſchon zu mir: Seht doch, was vor ein artiger Cavallier der **Bellinde** nachfolgt! Er iſt gewiß recht wohl gewachſen. Der Menſch muß ungemein wohl zu leben wiſſen. Ach ſeht doch die verpflichtete Manier, mit welcher er derſelben ſeine Hochachtung bezeuget! So ſeyd ihr eine ſo groſſe Freundin der Eitelkeiten, antwortete ich darauf. Was vor Eitelkeiten verſteht ihr, fragte ſie mich ferner. Diejenigen, gab ich darauf zur Antwort, welche ihr an dieſer verliebten Manns-Perſon gerühmt habt. Ich weiß nicht, was ihr haben wollet, erwiederte ſie, entweder ich muß nicht verſtehen, was artig und lobenswerth iſt, oder ihr müſſet einen heimlichen Haß auf dieſen Menſchen haben. Ich bin ſeine Feindin nicht, verſicherte ich ſie, doch kan ich auch ſeine Aufführung nicht billigen. Was wiſſet ihr denn von ſeiner Aufführung? fragte ſie mich. Das, was ich heute zu meinem gröſten Verdruße in der Kirche von ihm geſehen habe, antwortete ich. Kan ich ſo glücklich ſeyn es zu hören, verſetzte ſie. Ich will euch alles erzehlen, ohne daß ich das geringſte darzu thue, erwiederte ich. Und hiermit meldete ich ihr alles, was ich bißhero umſtändlich von ihm beſchrieben habe.

O ihr Eigenſinnige! rief ſie hierauf aus. So nennt ihr eine erlaubte Galanterie Eitelkeiten? Und wollt ihr, daß die lebhafften Manns-Perſonen zu ſteinern Bildern werden ſollen? Bey euch muß gewiß die Thorheit Galanterie ſeyn, rieff ich ihr entgegen, und ihr möchtet vielleicht gerne ſehen, daß alle Statuen lebendig würden. Eine Manns-Perſon, fuhr ſie fort, die ſich gegen das Frauenzimmer nicht verpflichtet aufführet, iſt eine ſchlechte Creatur. Und eine Manns-Perſon, redete ich dargegen, die gegen ein Frauenzimmer in der Kirche verliebt thut, verdienet wenig Hochachtung. Von was ſtreiten wir? fragte ſie. Von den Fehlern der Manns-Perſonen in der Kirche, welche ihr entſchuldigen wollet, antwortete ich. Man muß auch die Fehler nicht gröſſer machen als ſie ſind, verſetzte ſie. Iſt das kein groſſer Fehler? war meine Gegenrede, wenn man durch eine ſolche eitele Aufführung den Tempel entheiliget. Ich meine ja wohl, daß dieſer allerheiligſte Ort abſcheulich entweyhet wird, wenn man durch ſo ſträffliche Handlungen an den Tag legt, daß man ihn vor gantz gemein halte. Sollen das die öffentlichen Kennzeichen ſeyn, daß man ein Weſen verehre, von welchem man ſeinen Urſprung und Erhaltung hat? Darff man wohl in dem Pallaſt eines Fürſten etwas vornehmen, welches der Ehrerbietung zuwieder läufft, die man ihm ſchuldig iſt? Ihr treibt vielleicht die Sache zu hoch? Warff ſie dargegen ein. Ich habe noch zu wenig geſagt, beantwortete ich den Einwurf; ich muß noch erinnern, daß ſich dergleichen Manns-Perſonen einer groſſen Verantwortung ſchuldig machen. Zu was vor einer Kaltſinnigkeit in dem äuſſerlichen GOttes-Dienſte verführet nicht dieſes leichtſinnige Verfahren das gemeine Volck.

Die armen Leute haben faſt nichts anders übrig, als die Exempel der Vornehmern; wenn ſie beurtheilen wollen, ob es recht oder unrecht ſey, was ſie zu thun geſinnet ſeyn. Das Licht der Vernunfft ſcheinet bey ihnen zu ſchwach, und wie verdunckelt, wenn es gegen dieſe Fackel, wovon ihnen der Glantz ſo helle in die Augen leuchtet, gehalten wird. Nun wißt ihr ja wohl ohne mein erinnern, daß uns das Verbrechen eines andern, worzu wir Gelegenheit gegeben, oder gar den Grund gelegt haben, als unſer eigenes zugerechnet wird. Und ihr könnt leicht begreiffen, was vor Folgerungen entſtehen müſſen, wenn den Menſchen, die ſich mit keiner gründlichen Unterſuchung helffen können, die Meynung beygebracht wird, daß es nicht viel zu bedeuten habe, wenn man auch gleich den äuſſerlichen GOttes-Dienſt ſo genau nicht in acht nehme. Es folgt aus dieſer Meynung ein Verbrechen nach dem andern. Die gemeinen Leute halten den äuſſerlichen GOttes-Dienſt, wie er es in der That iſt, vor etwas ſehr groſſes, und dencken: hat es nichts zu ſagen, wenn ich mich hier nicht ſo ſtrenge aufführe, ſo werde ich auch von GOtt nicht viel zu befürchten haben, wenn ich in andern Dingen, die er vor geringer hält, etwas nachläßig bin. Ach dieſe Sitten-Lehre iſt zu ſcharff! war ihr Einwurff. Und die eurige zu gelinde; war ich mit meiner Antwort fertig. Wer ſind diejenigen, fuhr ſie fort, die ihr tadelt? Sind es nicht junge Leute, Leute die von einem feurigen Naturelle ſind? Bey dieſen darff man es nicht ſo genau nehmen. Sind es nicht auch Leute, verſetzte ich, die ſich eben zu dem Ende hier befinden, daß ſie ihre Neigungen ſollen zwingen lernen. Ach! darzu gehört viel Zeit, erwiederte ſie, und da darff man dieſe Kleinigkeiten = = = = Was? Kleinigkeiten, fiel ich ihr in die Rede. Es iſt ein ſchlechtes Merckmahl, daß ſich ein Menſch beſſern werde, wenn er nicht von dem anfangen will, was er am leichteſten abſtellen kan. Ach es iſt ſchwer, antwortete ſie, ſich demjenigen nicht zu nähern, das man liebet, und die beſten Gelegenheiten vorbey gehen zu laſſen, bey welchen man daſſelbe ſeiner Hochachtung verſichern kan. Es iſt aber auch eitel, wiederlegte ich ſie, wenn man es in der Kirche thun will. Iſt denn die Kirche ein Opern-Hauß, daß man darinnen allerhand Liebes-Begebenheiten ſpielen darff? So werdet ihr die Manns-Perſonen alle aus der Kirche verbannen müſſen, rieff ſie aus. Sie mögen alle darinnen bleiben, verſetzte ich, wenn ſie ſich nur von unſern Stühlen entfernen und ihren angewieſenen Ort einnehmen. Womit haben euch doch die Manns-Perſonen beleidiget, ſagte ſie hierauf, daß ihr ſo gar ſtrenge gegen ſie ſeyn wollet? Mit nichts; gab ich zur Antwort. Warum ſind ſie euch denn ſo zuwieder? fragte ich. Sie gefallen mir nicht, erwiederte ich, wenn ich ſie ſo unverantwortliche Fehler begehen ſehe. Sie laſſen ſich ja noch wohl verantworten, entſchuldigte ſie dieſelben ferner. Giebt man ihnen denn nicht den Rath, daß ſie unſere Bekantſchafft ſuchen ſollen? Stehen ihnen denn aber unſere Häuſer gleich offen? Müſſen ſie uns nicht zuvor kennen lernen? Iſt es denn nicht nöthig, daß wir ihre Geſchicklichkeiten wiſſen? Wo haben ſie wohl ſo viel Gelegenheit, als in der Kirche, uns dieſelben zu zeigen? Wer hat ihnen jemahls die Kirche darzu vorgeſchlagen, wo ſie ſich bemühen ſollen uns kennen zu lernen? beantwortete ich dieſes, wenn man ihnen auch angerathen hat, ſich mit Frauenzimmer bekannt zu machen? Und werden wir denn etwa von feurigen Drachen bewahret, vor welchen man nur mit der gröſten Lebens-Gefahr zu uns kommen kann? Sie mögen ihre Geſchicklichkeit auf der Gaſſe, in andern Geſellſchafften, und wo ſie nur können, ſehen laſſen. Die Leute ſind ſo neidiſch nicht, daß ſie uns dieſelben verſchweigen ſollten. Ich ſehe ſchon, die Manns-Perſonen ſollen mit Gewalt das Recht verliehren, ſprach ſie hierauf. Wie können ſie ein Recht verliehren, das ſie nicht haben? fragte ich ſie. Ach ihr zürnet vielleicht, fieng ſie von neuen an, daß er ſeine Höfflichkeit nicht gegen euch verſchwenden wollen. Er würde bey mir ſchlecht ankommen ſeyn, gab ich zur Antwort, und ich habe mir auch vorgeſetzt, daß ich keiner Manns-Perſon in der Kirche mit meinen Augen zu ſündigen Gelegenheit geben will. Soll man ſich denn wünſchen blind zu ſeyn? verſetzte ſie. Das ſey ferne, ſprach ich, und wiewohl man hat auch nicht zu befürchten, daß ihr dieſes thun werdet. Zum wenigſten möchtet ihr vielleicht gerne ſehen, daß ich mir die Augen verbinden lieſſe? fuhr ſie fort. Ihr würdet euch doch wohl bemühen, darunter hervor zu ſchielen, erwiederte ich. Was ſoll ich denn anfangen? rieff ſie endlich aus. Macht es, wo es euch gefällt, wie ich zu thun entſchloſſen bin, antwortete ich. Ich will alles dasjenige genau in acht nehmen, fuhr ich fort, worzu mich meine Schuldigkeit bey dem äuſſerlichen GOttes-Dienſte in der Kirche verpflichtet. Ich will mit der andächtigen Verſammlung ſingen, beten, und wenn der Prediger auf der Cantzel ſteht, deſſen geiſtliche Rede mit genauer Aufmerckſamkeit anhören, und im übrigen der Regel eines vornehmen Gottes-Gelehrten nachkommen. Dieſer will, daß man auch diejenigen Lieder aus dem Buche ſingen ſoll, welche man vorlängſtens auswendig gelernet hat. Denn dadurch, ſchreibt er, zieht man ſeine flüchtigen Gedancken von allen eitlen Betrachtungen ab, und giebt ſeinen Augen keine Freyheit unverantwortlich herum zu ſchweiffen. Was werden aber die Manns-Perſonen von mir urtheilen? erkundigte ſie ſich bey mir. Sie werden dencken, hieß meine Erklärung, daß ihr an ihren Eitelkeiten keinen Gefallen habt. Dieſes wird ſie kaltſinnig machen und ſie werden euch nicht länger mit ihrer Gegenwart beſchwerlich fallen. Sie werden mich vor eigenſinnig anſehen, ſagte ſie. Ich wolte, daß ihr hier etwas mehr eigenſinniger wäret, als ihr es in der That ſeyd. Ich werde mir von euch keine Geſetze vorſchreiben laſſen, ſprach ſie, und hiermit hatte unſere Unterredung ein Ende. Es iſt gewiß höchlich zu beklagen, daß unſere GOttes-Häuſer vielen wollüſtigen Manns-Perſonen zu rechten Kuppel-Plätzen dienen müſſen. Ich ſchäme mich dieſes Wort von den geheiligten Städten auszuſprechen; Ich weiß aber den ſündigen Mißbrauch derſelben nicht beſſer auszudrücken. Man pflegt insgemein einen Tempel mit dem Nahmen desjenigen zu belegen, welchem er gewidmet worden. Es iſt kein Zweifel, daß die Freunde des **Herrn Liebknechts**, wenn ſie das Recht hätten, bey manchen Tempel die Benennung zu ändern, den Nahmen; **die Kirche Unſerer Lieben Frauen** gerne mit dieſem die Kirche unſerer lieben *Flavi*en verwechſeln würden. So weit vergehen ſich die Menſchen, wenn ſie die verderbten und hefftigen Neigungen an ſtatt des Verſtandes in ſich herrſchen laſſen. Sie können aber nicht eher gebeſſert werden, als biß der unterdruckte Verſtand durch eine nachdrückliche Beyhülffe zu ſeiner rechtmäßigen Herrſchafft gebracht werde. Wie gut wäre es alſo, daß ſie ſich genugſam von der Heiligkeit der GOttes-Häuſer unterrichten lieſſen, und wie nützlich würde es vielleicht ſeyn, wenn ihnen von allen Pfeilern in der Kirche und auf allen Stühlen, vor welchen ſie ihre Eitelkeit ausüben, in die Augen fiele:

Der Ort/ darauf du ſteheſt/ iſt ein heilig Land.

Iris.

Halle, zu finden im Spörliſchen Buchladen.

Vierdtes Stück.

Die Vernünfftigen Tadlerinnen

Mittwochs / den 24. Jenner 1725.

Opitz.

. . . . . Welch ſchändlicher Gebrauch!
Indem uns manche ſo den guten Nahmen ſtehlen /
Und was wir nie gedacht / geſchweige thun / erzehlen.

JCh befand mich vor wenig Tagen in meines Bruders Zimmer, um mich mit ihm über verſchiedene dunckle Oerter zu beſprechen, die ich im Durchleſen einiger Blätter des Seneca angetroffen hatte. Doch meine Lehr-Begierde muſte ſich unverhofft einſchräncken laſſen, indem einer von unſern Bedienten meinem Bruder die Ankunfft derer Herren **Prahllieb** und **Windreich** meldete. Wir hatten dieſe Nachricht kaum vernommen, ſo klöpfften ſie allbereit an die Thüre. Da ich nun Bedencken trug, mich dieſes mahl ihrer complimentirſichtigen Eitelkeit Preiß zu geben, eilte ich nach dem verſchloſſenen Cabinet, welches in dem Zimmer war, um daſelbſt ſo lange zu bleiben, biß wir, wie ich hoffte, in kurtzem das Glücke haben würden, uns wieder von ihnen verlaſſen zu ſehen. Sogleich hierauff vernahm ich aus dem Scharren der Füſſe und den vielen höfflichen Gallimathias ihre Anweſenheit. Mein Bruder nöthigte ſie Platz zu nehmen, und nachdem er ſeine Verwunderung über ihren unvermutheten Zuſpruch zu verſtehen gegeben, ſuchten ſie ihn zu bereden, daß er ſie beyderſeits in eine muſicaliſche Geſellſchafft begleiten möchte, welche, wie Herr **Windreich** ſagte, die guten Leute Herr **Streu-Gut** und Herr **Achtloß** angeſtellet hätten, um die Jungfern **Hyacinthe** und **Amianthe** von ihrer Hochachtung zu überzeugen; indem auf den heutigen Tag der einen Geburths- und der andern Nahmens-Feſt einfalle. Mein Bruder entſchuldigte die abſchlägliche Antwort, die er ihnen gab, damit, daß er zu ſolcher Verſammlung nicht geladen wäre. Doch Herr **Prahllieb** beantwortete dieſen Einwurff ſo gleich. Man hat nus ebenfalls nicht dazu verlanget, ſagte er; Dem aber ohngeachtet wollen wir leicht einen Vorwand finden, derſelben mit beyzuwohnen. Wir würden auch gar nichts davon erfahren haben, fuhr er fort, woſern es **Amianthe** ſo geheim gegen mich, als Herr **Achtloß**, gehalten hätte, der ſich doch bißher vor meinen Freund ausgegeben hat. Dieſe hat mir durch gegenwärtige Zuſchrifft Nachricht davon ertheilet, darinnen ſie höchlich beklaget, daß ſie die heutige Zuſammenkunfft, welche zwiſchen uns abgeredet worden, nicht abwarten könne, weil es ihr ohnmöglich ſey, ſich der Geſellſchafft des Herrn **Achtloß** zu entſchlagen. Herr **Windreich** löſete den Herrn **Prahllieb** im Reden ab, indem er zu meinem Bruder ſagte: Mon frere, begleite uns nur; er ſoll ſeine Freude an dieſen zwey eyferſüchtigen Kerlen ſehen. Ich war anfänglich willens, redete er weiter, das Bildniß der **Hyacinthe** an einem Bande von ihrem eigenen ſchwartzen Haare im

Knopffloch der Weſte zu tragen, welches ſie mir einſt des Abends ſchenckte, als ſie mir erlaubet hatte, ihr den gantzen Nachmittag allein die Zeit zu vertreiben. Doch ich habe mich anders beſonnen, indem ich beſorge, die Eyferſucht des Herrn **Streu-Gut** dadurch zu einer Ausſchweiffung zu verleiten. Ich habe zugleich erfahren, verſetzte Herr **Prahllieb**, daß Amianthens Mutter ebenfalls gegenwärtig ſeyn werde. Dieſe Nachricht hat mich bewogen, von meinem Vorhaben abzuſtehen, da ich ſonſt entſchloſſen war, den Ring, den mir Amianthe nur geſtern geſchencket, und welchen Herr Achtloß gar offte bey ihr geſehen, ihm zum Trotze öffentlich zu tragen. Denn ich vermuthe, die Mutter, ſo eine ſehr ernſthaffte Frau iſt, möchte dadurch bewogen werden, ziemlich groſſe Augen zu machen. Hierauf hielt er aufs neue an, daß mein Bruder ſich ankleiden, und mit ihnen zu gehen fertig machen möchte. Doch er ſchlug es ihnen abermahls ab, und ſie ſpührten nunmehro wohl, daß er ſolches im Ernſt thäte. Sie ſchickten ſich deßwegen zum Abſchiede, und mein Bruder wünſchte ihnen viel Vergnügen bey ihren Schönen zu haben. Daran wird es nicht fehlen, ſagte Herr **Windreich**. Ich fürchte nur, fuhr er fort, Hyacinthe werde ſich und ihre groſſe Neigung gegen mich gar zu bloß geben. Ohnlängſt war ich in ihrer Geſellſchafft auf einer Hochzeit. Da küßte ſie mich, wenn ich einmahl mit ihr getantzet, wohl zehenmahl in Gegenwart anderer Leute. Wenn ich ſie nun nicht ſo gleich wieder küßte, ſo beſchwehrte ſie ſich über meine Kaltſinnigkeit; und ich ſtelle mir vor, Herr **Streu-Gut** werde vor Angſt ſterben, wo ſie auch vor ſeinen Augen ſo deutlich mercken läßt, daß ſie mich liebe, wie ſie ſolches in Gegenwart anderer ſchon ſpüren laſſen. Es iſt ein gemeiner Fehler der meiſten Mägdgen, verſetzte **Prahllich**, daß die guten Kinder ihre Neigung gar nicht zu verſtellen wiſſen. Nach dieſen giengen die Abſchieds-Complimenten aufs neue an, und nach vielen Empfehlungen zu einem gütigen Andencken machten ſie ſich von uns, und gaben mir zugleich die Freyheit mein bißheriges Gefängniß zu verlaſſen.

Ich wurde hierauf alſobald zu einigen Geſchäfften abgeruffen, deßwegen kunte ich meine Betrachtung über die Schwachheiten dieſer ruhmredigen Gecken nicht anſtellen. Dazumahl wuſte ich mich auch ſo gleich nicht zu entſchlieſſen, ob ich mehr über die Thorheit dieſer Prahler ſpotten, oder aber, ob ich mich darüber erzürnen ſollte? Allein nachdem ich Gelegenheit gehabt, mich etwas zu beſinnen, und ſowohl den Urſprung dieſer Prahlerey, als auch derſelben Würckungen einzuſehen; ſo bin ich überzeuget worden, daß ſie unter die Laſter gehöre, die einen auenehmenden Rang unter ihres gleichen verdienen. Ich befinde vor nöthig vorher zu erinnern, ehe ich mich noch in die Unterſuchung dieſes gemeinen Fehlers leichtſinniger Manns-Perſonen verwickle, daß ich mit allem, was ich wider die Prahlerey in Liebes-Sachen ſagen werde, der Leichtgläubigkeit, die unſerm Geſchlechte gewöhnlich iſt, keines weges das Wort reden will. Ich weiß wohl, daß der gröſte Theil des Frauenzimmers alle Höfflichkeiten, die man ihnen erzeiget, als Würckungen ihrer Verdienſte anſiehet, und ſich aller der Schmeicheleyen würdig achtet, die ihnen von den Manns-Perſonen vorgeſaget werden. Dahero habe ich auch meinem Geſchlechte zum öfftern gewünſchet, daß es allemahl ein wenig mißtrauiſch im Umgange mit den Männern seyn möge; ob ich gleich ſonſt der Meinung bin, daß der Argwohn kein Zeichen eines edlen Gemüthes ſey. Wiewohl, ich ſpare dieſe Materie und deren weitläufftigere Ausarbeitung auf eine andere Zeit, indem ich derſelben, ihrer Wichtigkeit wegen, ein beſondres Blättgen zu wiedmen gedencke.

Man beſchuldige mich aber keiner ausſchweiffenden Ausdrückung, wenn ich die Prahlerey der Manns-Perſonen wegen genoſſener Liebes-Vertraulichkeit bey dem Frauenzimmer ein groſſes Laſter nenne. Ich habe mich dieſes Wortes nach reiffer Überlegung bedienet, und ich wünſche, daß dasjenige, was ich itzo, mich deßwegen zu rechtfertigen, vorbringen werde, einige Manns-Perſonen auf beſſere Gedancken führe, die bißher was dieſes Capitel betrifft, mit den Herren **Windreich** und **Prahllieb** einerley Meinung gehabt haben.

Denn wofern dasjenige Laſter groß genennet werden muß, welches einen groſſen Schaden bringet; ſo darff ich mich nur auf die unglückſeeligen Folgerungen beruffen, die dergleichen Ruhmredigkeit nach ſich zu ziehen pfleget, und die auch über dieſes jedweden einfallen werden, der einige Erfahrung auch nur an fremden Perſonen hat. Was beſitzet ein Frauenzimmer, das ſchätzbarer iſt, als ihr guter Nahme? Was iſt einem Frauenzimmer nöthiger, um ihr Glücke durch eine gute Verheyrathung zu machen, als eben derſelbe? Auch die liederlichſte Manns-Perſon, deren Ausſchweiffungen gantz auſſerordentlich ſind, träget Bedencken, ein Ehe-Verbündniß mit einer Perſon von unſerm Geſchlechte zu ſchlieſſen, die wegen ihrer Vertraulichkeit mit andern Manns-Perſonen im Gerüchte oder im Verdachte geweſen; ſo daß es ihr, in Abſicht auf ihre Erbarkeit, an einem guten Nahmen fehlet. Sehet ihr Prahler, ſo eigenſinnig iſt euer Geſchlechte, dasjenige als die erſte und nothwendigſte Eigenſchafft unſers Geſchlechtes zu betrachten, um welches ihr uns doch durch eine ruhmredige Prahlerey zu bringen ſuchet. Uber dieſes wächſet die Gröſſe eures Laſters auch dadurch, daß ihr es recht mit Vorſatz begehet. Dieſer Vorſatz aber hat einen ſo lächerlichen Urſprung, daß ſich die Thorheit eures Hertzens dabey auf das deutlichſte zu erkennen giebet. Saget mir, warum erzehlet ihr eure Liebes-Begebenheiten? zum Zeit-Vertreibe, ſaget ihr, und zur Luſt. Ja ihr guten Leute, dieſer Zeit-Vertreib iſt von ſolcher Beſchaffenheit, daß wir unſere Rechnung ſehr ſchlecht dabey finden. Doch wir ſind ſo leichtgläubig nicht, daß wir uns mit dieſem Vorgeben befriedigen ſollten; und um euch das Gegentheil zu verſichern, ſo glaubet nur, daß wir gar wohl wiſſen, wie euch ein lächerlicher Hochmuth treibe, mit euren Liebes-Zufällen ſo offenhertzig zu handeln.

Unterſuchet euch; ich will mich bemühen die Beſchaffenheit eures Gemüthes abzubilden. Wenn ihr daran gedencket, was ihr genoſſen habt, bekommt die Eigenliebe dadurch Gelegenheit, euch von eurer beſondern Würdigkeit zu überzeugen, dadurch ihr ſolchen Genuß erlanget zu haben vermeinet. Hieraus entſtehet eine gewiſſe kützelnde und höchſt angenehme Süßigkeit in eurem Hertzen. Solche Süßigkeit läſſet ſich nicht einſchräncken, ſondern weſſen das Hertze voll iſt, deſſen gehet der Mund über. Da meinet ihr nun eure Zuhörer ſollen eure Würdigkeit und Vortrefflichkeiten aus euren Vorzügen erkennen lernen. Damit nun ja dieſer Endzweck erreichet werde, ſo dichtet ihr dasjenige dazu, was euch zu Erlangung deſſelben annoch zu fehlen ſcheinet. Aber ihr guten Herren ſeyd ſehr einfältig. Glaubet ja nicht, daß ihr bey euren Zuhörern euere Abſicht erreichen werdet. Ihr betrüget euch häßlich, wo ihr ſolches meinet. Eure Prahlerey wird euch bey allen, die euch hören, und nur etwas mehr Verſtand beſitzen, als ihr, den

Nahmen eitler, tummer und närriſchen Kerlen zu wege bringen; da ihr euch hingegen bey dem andern Theile eurer Zuhörer, die noch einfältiger ſind als ihr ſelbſt ſeyd, eurer vermeinten Vorzüge wegen einen heimlichen Neid zuziehen werdet. Unterſuchet nun, ob die Vortheile ſo beſonders ſind, die ihr durch eure prahleriſche Schwatzhafftigkeit erwerbet.

Geſetzt auch, ihr saget die Wahrheit, und eure Erzehlungen hielten keine Erfindungen in ſich; Bekennet mir doch, iſt denn euer Sieg eines ſo lauten Triumphliedes würdig? Was iſt es denn vor eine That, die euch ſo vieler Ehre werth ſcheinet, daß ihr eure eigne Lob-Redner werden müſſet? O ſchämet euch! Eure gantze Heldenmüthigkeit beſtehet darinnen, daß ihr ein ſchwaches Werckzeug betrogen habet. Iſt dieſer Betrug etwas leichtes, wie einer von euren Dichtern geſtehet, ſo begreiffe ich nicht, weßwegen ihr euch ſo groß damit machet. Euer Ruhm iſt um deſto abgeſchmackter, je mehr ihr euch einbildet, Vorzüge vor uns zu beſitzen. Mich deucht aber es habe euch Mühe genung gekoſtet, ehe ſich euer Gegner an euch ergeben. Ihr habt geſchmeichelt, geſchencket, gebeten, geſchworen, euch auf die Knie niedergelaſſen und mit tauſend Thränen deſſelben Hertze zu bezwingen geſuchet; ihr habet zärtliche, auch wohl mit Blut geſchriebene Brieffe und Verſe an ihn abgeſendet, biß ihr ihn eingeſchläffert. Allein ob dieſe Ruhmredigkeit mit eurer ſo gerühmten Groſmuth übereinſtimme, als die ihr die eigne Tugend des männlichen Geſchlechtes zu nennen pfleget, kan ich nicht erkennen. Ich will nicht einmahl gedencken, daß ihr bey ſolchen Erzehlungen auch eure eigene Schwachheiten aufdecket; da doch ein Menſch, der ſeine eigene Fehler nicht verſchweigen kan, oder ſich wohl gar damit groß machet, billig unter den Thoren oben

anſieanſtehet. Wiewohl wenn ich weiter gehe, und die Erdichtungen betrachte, womit die Prahler ihre Geſchichte anſehnlicher zu machen pflegen, indem ſie ſich offt derjenigen Vertraulichkeit genoſſen zu haben rühmen, die ſie nur zu genüſſen gewünſchet; ſo kommen ſie mir um deſto abſcheulicher vor, weil ſie hierdurch Verläumder werden. Doch ich erinnere mich, daß dieſe Art von Leuten vor ein wichtiger Gerichte gehören, als wir Tadlerinnen ihnen halten können.

Calliſte.

Unſer Herr Verleger hat uns vor einigen Tagen einen Brieff aus Leipzig zugeſtellet, der den 11. Jenner geſchrieben iſt, und die Aufſchrifft führet: An die von den vernünfftigen Tadlerinnen auffgerichtete Geſellſchafft der teutſchen Muſen in Halle. Wir dancken ſolcher geſchickten Perſon auf das verpflichteſte, vor ihre ſo gütige Bemühung, verſichern die verkappte Clarice unſerer wahrhafften Hochachtung und werden uns über ihr Begehren mit eheſten weitläufftiger erklären.

Halle, zu finden im Spörliſchen Buchladen, ingleichen zu Leipzig bey Johann Friedrich Brauns Erben, in Hamburg bey Johann Chriſtoph Kißnern, in Hannover bey Nicolaus Förſtern, in Berlin bey Johann Andreas Rüdigern auch bey Ambroſio Hauden, in Dreßden bey Zimmermann und Gerlach, in Nürnberg bey Wolffgang Moritz Ender ſeel. Erben, in Ulm bey Daniel Bartholomä, in Franckfurth am Mäyn bey Heinrich Hort, in Breßlau bey Hubert, in Braunſchweig bey Rengern, in Bremen bey Sauermann, in Wolffenbüttel bey Meißnern, in Jena bey Tobias Friederici, in Zerbſt bey Göckingen.

Die Vernünfftigen Tadlerinnen

Fünftes Stück,

Mittwochs/ den 31. Jenner 1725.

Canitz.

Er ſchreyt: Mein alter Rock der wird mir beſſer ſtehn!
Gebt ihm den alten Rock/ und laſt den Narren gehn.

WEr in Auszierung ſeiner Zimmer einen gewiſſen Wohlſtand beobachtet, und in Wehlung der Farben ſeiner Kleider eine annehmliche Zuſammenſtimmung trifft, die denen Augen wohlgefällt: oder wer ſonſt in Muſicaliſchen Sachen eine beſondere Zärtlichkeit des Gehöres in Unterſcheidung der beſten Stücke mercken läſt; der wird insgemein ein Menſch von gutem Geſchmacke genennet. Alſo iſt dieſer gute Geſchmack eine Redens-Art, die nicht nur im gemeinen Verſtande von der Zunge, ſondern auch auf eine beſondere Weiſe von der Beurtheilungs-Krafft unſerer Seelen gebrauchet wird. Ich mag itzo nicht unterſuchen, ob es rathſam ſey in Sachen, ſo das Gemüthe angehen, eben die Wörter anzuwenden, die man ſonſt in ihrer natürlichen Bedeutung von cörperlichen Dingen zu hören gewohnt iſt. Dieſe Unterſuchung würde allhier gantz vergebens ſeyn, nachdem dieſe Redens-Art bereits bey allen geſcheuten Völckern in Europa in ſolchem Verſtande gebrauchet wird. Es iſt genung, daß ſich in derſelben etwas findet, welches ſo wohl von dem einen als von dem andern geſagt werden kan. Die Zunge hat ein natürliches

Vermögen die mannigfaltige Beſchaffenheit der Speiſen zu empfinden und einen Ausſchlag zu geben, welches das beſte ſey. Der Verſtand aber hat eine Krafft und Fähigkeit den Wehrt und Unwehrt aller vorfallenden Dinge zu beurtheilen. Wie nun der Geſchmack eines Menſchen entweder gut ſeyn kan, wie bey geſunden Leuten; oder verdorben, wie bey einigen Krancken, auch wohl bey andern Perſonen bemercket wird, welche bißweilen ihre Zunge ſo verwehnet haben, daß ſie an Kalck, Kreyde, Kohlen und andern ungeſchmackten Dingen eine Ergötzlichkeit finden: Alſo kan auch die urtheilende Krafft des Gemüths entweder in einem richtigen Zuſtande ſeyn, darinnen ſie das ſchöne von dem häßlichen, das angenehme von dem verdrüßlichen wohl zu unterſcheiden weiß; Oder dieſelbe kan durch eine lange Gewohnheit eine gewiſſe Fertigkeit erlanget haben, gantz verkehrte und ungegründete Urtheile von vorkommenden Dingen zu fällen. Jenes pflegt man einen guten, dieſes einen übeln und verderbten Geſchmack zu nennen.

Dieſe Gedancken werden vielleicht manchen gar zu tieffſinnig oder gar zu grillenfängeriſch zu ſeyn ſcheinen. Und ich geſtehe es gerne, daß mich die Begierde eine Sache gründlich zu verſtehen, bißweilen weiter nachzudencken verleitet habe, als andere Perſonen meines Geſchlechtes zu thun gewohnt ſind. Ohne Zweifel iſt es mir itzo eben ſo ergangen. Doch man wird mir dieſen kleinen Fehler zu gute halten, wenn ich in meinem Nachſinnen bey Zeiten abbreche, und nach der bißherigen Erklärung zeigen werde, daß die Teutſche Nation ſich mit allem Rechte eines guten Geſchmackes rühmen könne. Die Frantzoſen haben ſich vor allen heutigen Völckern mit ihrem bon gout breit gemacht. Italien und Spanien iſt von ihnen ſehr verächtlich gehalten worden. Denen Engelländern haben ſie noch am meiſten zugetrauet, wiewohl der Engliſche Spectateur ſelber hin und wieder über den ſchlimmen Geſchmack ſeiner Landes-Leute geklaget; inſonderheit wenn er auf einige Gattungen der Poeſie, als

Bilder-Reime, Buchſtaben-Wechſel, Acroſticha, Chronoſticha ꝛc kommet, die an ſich ſelbſt nichts taugen, und doch von dem gemeinen Hauffen hochgeachtet werden. Uns Teutſche aber hat man gar mit denen Moſcowitern, Finnen und Lappen in eine Claſſe geſetzet, und uns alſo mit Gewalt zu einem barbariſchen Volcke machen wollen, welches ſich keines guten Geſchmackes anzumaſſen habe.

Dem ohngeachtet getraue ich mir die Ehre unſerer Teutſchen gegen alle unſre hochmüthige Nachbarn zu vertheidigen. Der gute Geſchmack in freyen Künſten und andern Dingen, ſo zum gemeinen Leben gehören, iſt unter uns wo nicht häuffiger, doch gewiß eben ſo häuffig, als bey denen Frantzoſen, die ſich doch ſo klug düncken laſſen, anzutreffen. Ich darff mich hierinnen nicht einmahl auf unſre Gelehrten beruffen, welche in allen Wiſſenſchafften ihr Vermögen wohl zu urtheilen, eben ſo wohl als alle Ausländer erwieſen haben: ſondern ich beziehe mich auf alle geſcheute Perſonen aus allerley Ständen und Lebens-Arten. Wiſſen nicht die meiſten von allen vorkommenden Dingen geſunde Urtheile zu fällen? Können ſie es nicht bey dem erſten Anblicke unterſcheiden, was ſich wohl, oder übel zuſammen ſchicke, was ſich gut oder ſchlecht auf einander reime? Wir haben ja Kenner von allen erſinnlichen Sachen unter uns, und dieſe Kenner ſind eben diejenigen, die einen guten Geſchmack haben.

Damon, ein vernünfftiger Mann, kan ein rechtes Muſter des guten Geſchmackes abgeben. Alles was er thut, vornimmt und ausführet, hat etwas angenehmes und beliebtes an ſich, das alle die es gewahr werden, gleichſam bezaubert. Er hat ſich ein Wohnhauß auferbauet, und von vielen Riſſen, ſo ihm der Bau-Meiſter vorgeleget, einen ſolchen erwehlet, daran noch kein Verſtändiger was zu tadeln gefunden. Von auſſen hat er es mit einer angenehmen Farbe abputzen laſſen, und ſolche Verzierungen angegeben, die aller vorbeygehenden Augen an ſich ziehen.

Inwendig ſind alle Gemächer mit verſchiedenen Tapeten ausgeſchlagen und mit auserleſenen Bildern, Spiegeln, und andern Zierrathen verſehen; Aber alles ſtimmet in einem jeden ſo wohl überein, daß man es ohne Vergnügen nicht gewahr werden kan. Er hat ſich einen Garten angeleget, der nicht ſo wohl an Koſtbarkeit, als an Schönheit und guter Einrichtung ſeines gleichen nicht hat. Seine Bibliothec iſt nicht groß, aber auserleſen. Aus jedem Theile der Gelehrſamkeit hat er ſich die beſten Scribenten angeſchaffet, und dieſelbe in lauter ähnlichen Bänden ſo ordentlich hingeſtellet, daß ſo wohl der Verſtand als das Auge in der gantzen Einrichtung derſelben ſeine Ergötzung findet. Seine Kleidung iſt nicht prächtig, aber ſauber, von Farben angenehm, am Modelle zierlich und wohlanſtändig. Anderer Proben ſeines guten Geſchmackes itzo zu geſchweigen. Seine Freunde brauchen ihn derowegen zu ihren allgemeinen Rathgeber. Wer etwas kauffen oder verfertigen laſſen will, vernimmt erſtlich ſeine Meinung darüber. Alsdann verhält er ſich als ein Spiegel, welcher aufrichtig entdecket, was wohl oder übel ſtehet, was ſich zuſammen ſchicket oder nicht ſchicket. Ja die Muſici, Mahler und Poeten ziehen ihn zu rathe, wenn ſie was neues zum Stande gebracht haben, weil ſie glauben, daß ihre Arbeit, ohne ſeinen Beyfall nicht gut ſeyn könne. Findet er was daran auszuſetzen, ſo ſehen ſich die Meiſter ſelbſt genöthiget, ſeinen Erinnerungen recht zu geben, und ihre Fehler zu verbeſſern So bald er ſie aber gut geheiſſen, wird ſich nicht leicht jemand finden, der ſie mit Grunde verwerffen könte. Sein Urtheil iſt alſo das Urtheil der gantzen Stadt, ja ein Ausſpruch des allervollkommenſten guten Geſchmackes.

Wenn man es uns vor keine Ruhmräthigkeit auslegen wolte, ſo könten wir erwehnen, daß unſre bißherige Tadelſchrifften das Glücke gehabt dieſem vernünfftigen Manne zu gefallen. Wir haben mit nicht geringem Vergnügen vernommen, daß er an unſern wöchentlichen Arbeiten nicht nur das Vorhaben, ſondern auch die gantze Einrichtung und inſonderheit die teutſche Schreib-Art gelobet habe. So bald wir davon verſichert waren, machten wir uns die ungezweiffelte Hoffnung, daß unſre Blätter auch andern Perſonen von guten Geſchmacke gefallen würden; wie es denn auch endlich erfolget iſt. Nicht nur Gelehrte, ſondern auch Frauenzimmer, und andere geſchickte Leute aus allerley Ständen finden ein Belieben dieſelbe wöchentlich zu leſen, und ſie ihres Beyfalles zu würdigen. Und da wir gleich in dem andern Stücke bey Gelegenheit der Neu-Jahrs-Wünſche und Complimenten überhaupt von der Reinigkeit der teutſchen Sprache unſre Gedancken eröffnet; ſo hat dieſes uns nicht nur gleich von Anfang in einen guten Credit geſetzet, ſondern auch die Würckung gehabt, daß ſich verſchiedene Perſonen beyderley Geſchlechtes nunmehro auszulachen anfangen, wenn ſie ſich in ihren Geſprächen vieler frantzöſiſcher Wörter bedienen. Dieſes und viele andre Urtheile ſind meines Erachtens aus folgendem Schreiben, ſo bey uns neulich eingelauffen, deutlich zu erſehen, welches wir unſern Leſern mitzutheilen kein Bedencken tragen.

Verſtellte Tadlerinnen!

Eure eigene Sprache verräth euch. Ihr wollet unter der Larve vernünfftiger Tadlerinnen vor Frauenzimmer angeſehen ſeyn: aber nichts iſt unglaublicher als dieſes. Die ungezwungene Schreib-Art und andere Artigkeiten eurer Tadel-Schrifft geben allen euren Leſern die wichtigſten Gründe an die Hand / an eurem vorgegebenen Geſchlechte zu zweifeln. Warum das? werdet ihr fragen: Solte denn das weibliche Geſchlecht nicht Verſtand und Geſchicklichkeit genug beſitzen eine ſo mittelmäßige Schrifft zu verfertigen? die Manns-Perſonen ſind gar zu unbillig / wann ſie ſich alle Fähigkeit allein anmaſſen wollen. Aber eifert nicht / ihr vermeinten Schönen. Wer wird ſo verwegen ſeyn / und dem Frauenzimmer alle Munterkeit des Geiſtes und alle Vernunfft gantz und gar abſprechen. Es beſitzet freylich von Natur mehr Lebhafftigkeit und eine feurigere Einbildungs-Krafft als die Männer. Nur das fraget ſich: Ob ſich das weibliche Geſchlecht in verſchiedenen Wiſſenſchafften ſo hoch verſteigen werde / als man aus denen bißherigen Stücken eurer Arbeit wahrgenommen.

Was ſollen gelehrte Manns-Perſonen ſchreiben / wenn weibliche Federn ſolche untadeliche Blätter ans Licht ſtellen könten? Warlich ſie würden bey Zeiten ihre Bibliothecken mit ihrer Weiber und Töchter Nährahmen vertauſchen müſſen / und dieſe wunderliche Veränderung würde einen artigen Abriß der verkehrten Welt vorſtellen können. Seyd ihr ſo genannte Tadlerinnen nun in der That Manns-Bilder / warum wolt ihr denn ohne Urſache euer wahrhafftes Geſchlecht verhelen? Die Lobſprüche / ſo man bißhero euern Sitten-Schrifften hat geben müſſen / werden dadurch nicht geſchmählert werden. Euer Ruhm wird keinen Abbruch leiden / wenn ihr gleich die Wahrheit geſtehen werdet. Allein man ſiehets wohl / daß ihr durch dieſe Verſtellung dem Frauenzimmer ſchmeicheln wollet / indem ihr ſie überredet / daß es unter ihnen dergleichen geſchickte und gelehrte Perſonen gäbe / die tauſend Männern Trotz bieten könten. Iſt das aber wohl bedächtig gehandelt? Die Jungfern prahlen ohne dem ſchon mit ihrer Klugheit und Artigkeit / wollen auch deswegen als halbe Göttinnen verehret ſeyn. Ihr gebet ihnen zu noch gröſſern Einbildungen Anlaß / und werdet ſie in kurtzen noch viel ſtoltzer machen. Was euch ſelbſt (ich rede mit Männern) und euern Mit-Brüdern vor ein Schade dadurch erwachſe / iſt leicht zu ermeſſen. Wie ſchwer wird es fallen ſich bey einer Schönen einzuſchmeicheln? Wenn ſie ſich angewöhnen werden unſern Liebkoſungen kein Gehör zu geben / wofern ſie nicht in lauter reinen teutſchen Wörtern abgefaſſet ſind. Ich weiß nicht / ob ich der erſte bin / der ſolches unverhofft erfahren müſſen. Meine eigenſinnige **Pulcheria** hat mich heute hart ablauffen laſſen / als ich ihr einige frantzöſiſche Redens-Arten in meinen Schmeicheleyen vorſagte. Es iſt mir unmöglich in gemeinen Reden dieſelbe zu vermeiden / und ich weiß am beſten / wie viel Mühe ich auf dieſen Brief gewandt / damit er nur kein fremdes Wort in ſich faſſen möchte. Und wie lächerlich wird es ins künfftige ſeyn / wenn ich aus Furcht meine Geliebte zu beleidigen / ſo langſam und wohlbedächtig reden werde / daß man zwiſchen jeden Worte das gantze A. B. C. herſagen könte. Dieſes habe ich niemanden als euch zu dancken. Eins muß ich noch erinnern: Legt mir dieſe Neugierigkeit euer wahres Geſchlecht zu wiſſen nicht übel aus. Es iſt meine Gewohnheit dasjenige eifrig zu erforſchen was man nur verbergen will. Düncket euch dieſe Begierde ein Laſter zu ſeyn? Wohlan ſo tadelt mich immerhin. Doch wiſſet / daß ſolches lieber von vernünfftigen Tadlern als Tadlerinnen annehmen wird

Dreßden den 20. Jenner
1725.

Euer ergebenſter
Meliorantes.

Wir haben nicht gezweifelt einen Brief herzuſetzen/ der uns mit Gewalt zu Männern machen/ und uns alſo nöthigen will/ daß wir uns einer Ehre anmaſſen ſollen/ die uns doch nicht gebühret. Denn keine Urtheile von unſern Blättern gefallen uns beſſer/ als wenn man ſagt/ daß die Verfaſſer derſelben nothwendig Manns-Perſonen ſeyn müſſen. Hieraus können wir leicht ſchlieſſen/ daß in denſelben vielmehr gutes anzutreffen ſey/ als wir ſelber vermuthen können. Es iſt alſo nicht nöthig/ daß wir entweder unſerm Correſpondenten ſeinen Zweifel weitläufftig zu benehmen ſuchen; oder daß wir diejenigen Lobſprüche von uns ablehnen ſolten/ die er vielleicht nur aus allzugroſſer Liebe vor ſein eigenes Geſchlechte ſo ſehr verſchwendet hat. Unſre Mit-Schweſtern aber/ das ſämtliche Frauenzimmer mag indeſſen wieder das wenige Vertrauen/ das man zu unſerm Geſchlechte hat/ mit Nachdruck eifern/ biß wir in dem nechſtfolgenden Stücke/ darinnen wir von der Auferziehung der Töchter einiger maſſen handeln wollen/ zugleich die Urſache entdecken werden/ warum man gemeiniglich ein ſo groſſes Mißtrauen gegen das weibliche Geſchlechte/ in Abſehen auf die Gelartheit zu bezeigen pfleget/ weil nehmlich daſſelbe von Jugend auf in der unverantwortlichſten Unwiſſenheit gelaſſen wird.

Wie aber auch in den beſten Garten gemeiniglich einiges Unkraut gefunden wird; ſo iſt es kein Wunder/ daß es auch unter uns Teutſchen Leute von verderbtem Geſchmacke gebe. Man bemercket dieſes täglich an denen verkehrten Urtheilen/ die man von allerley Dingen fällen höret. Da ſieht man Leute/ ſo ſich wieder den allgemeinen Ausſpruch aller Verſtändigen auflehnen/ dasjenige verachten/ was von ihnen gelobet wird/ und hingegen biß an den Himmel erheben/ was von allen Kennern vor nichtswürdig erkläret worden. Unſere Blätter ſind auch ſolchen Leuten in die Hände gerathen; und da kan man leicht dencken/ mit was vor verächtlichen Augen ſie dieſelben durchgeleſen haben. Inſonderheit hat ihnen die Geſellſchafft der teutſchen Muſen mißfallen/ weil ſie im Abſehen auf die Reinigkeit unſerer Mutter-Sprachen gantz andre Gedancken hegen/ als alle redlich geſinnete Teutſche. Ihre eingewurtzelte böſe Gewohnheit halb frantzöſiſch/ halb teutſch zu ſprechen/ hat ſie überredet/ daß es weder möglich/ noch rathſam ſey/ alle fremde Wörter aus unſern Geſprächen und Schrifften auszumuſtern. Sie hatten es vor eine groſſe Zierlichkeit/ wenn man was ausländiſches in unſre grobe Bauer-Sprache einmiſchet. Darum haben ſie uns vor Leute angeſehen/ die in Teutſchland eine Barbarey einzuführen geſonnen ſind/ und haben alſo den ernſtlichen Vorſatz gefaſſet/ dieſem vermeinten Unheile/ mit zuſammengeſetzten Kräfften/ ſo viel immer möglich iſt/ zu ſteuren. Zu dieſem Ende ſollen ſie/ wie uns von guter Hand berichtet worden/ in einer benachbarten Stadt eine Geſellſchafft unter dem Nahmen einer Societé des galants hommes, aufgerichtet haben / die unſern teutſchen Muſen ſchnurſtracks entgegen geſetzet iſt. Weil wir nun gar nicht zu beſorgen haben / daß etwa dieſes böſe Exempel den guten Geſchmack unſerer übrigen Landes-Leute verderben werde / ſo wollen wir die vornehmſte Einrichtung derſelben ſo / wie ſie uns mitgetheilet worden / unſern Leſern zur Beluſtigung hieher ſetzen.

I. Wer in die Societé des galants hommes die zur enrichirung unſerer craſſen Mutter-Sprache inſtituiret iſt / recipiret zu werden plaiſir findet / iſt obligiret / durch einen wohl tournirten Brief um eine ſo honorable Stelle zu ſollicitiren / worinnen zum wenigſten la troiſieme partie der Wörter aus einer etrangeren Sprache mutuiret ſeyn muß.

II. Wenn dieſes comme il faut geſchehen iſt / ſo wird ein ſolches habiles ſubjectum vor ein veritables membrum unſerer Societé agnoſciret / und durch eine galant-melirte allocution in unſerm Convente recipiret.

III. Wir congregiren uns toujours mit der gröſten accurateſſe, und leſen lauter ſcripta, die entweder en françois oder italiano oder gar latine ediret ſind: Principalement ſind diejenigen nach unſerm gout, darinnen man auch im Teutſchen die nobleſten floſculos aus andern langues recht à propos adhibiret hat.

IV. Huc pertinent Meliſſo, Behmenò und Celander, welche wir denen teutſchen Muſen einen tort zu thun / in frantzöſiſchen Band (damit auch ihr exterieur keine vulgaire mine mache) vergoldet auf den Schnitt einbinden laſſen. Und wir ſuchen mit dem gröſten ardore mehr ſolche rare piecen zu colligiren.

V. Unſre Entrevuës oder aſſemblées werden durch allerley divertiſſante colloquia entreteniret / und wer darinnen la plus part fremder phraſium oder andre plaiſirliche bons mots zu inſpergiren weiß / erlanget in der nechſten congregation den Rang unſers Præſidis.

VI. Wer unter uns quelque choſe elaboriret / oder gar ediret / der iſt obligiret / überall wo es ihm poſſible iſt / ausländiſche terminos einzumeliren / auch alle nomina propria, und was ſich ſonſt thun läſt / mit lateiniſchen littern zu exprimiren: wer ſolches nicht à la rigeur exequiret / wird als ein teutſcher Michel aus unſerer aſſemblée auf etliche mahl excludiret.

VII. Wer ungefehr in incomparable Carmina, darinnen ſich der bißher gerühmte extra-feine goût findet / kalten Braten wickelt / oder dieſelbe autrement proſtituiret / muß zum recompenſe zehn periodos componiren / ſo daß par tout wechſelsweiſe ein Teutſches und ein anderwerts empruntirtes Wort occurrire.

VIII. Wer mit einer Beauté charmiret / ſo die feuilles volantes der Tadlerinnen æſtimiret / wird cum infamia aus unſerer Societé relegiret. &c. &c.

Phyllis.

Sechſtes Stück.

Die Vernünfftigen Tadlerinnen

Mittwochs/ den 7. Februar. 1725.

Philander von der Linde.

Sie liebt was nützliches zu leſen und zu hören/
Und hat bißher die Zeit mit Vortheil angewandt.
Sie kennt den Jnbegriff der ſchönſten Sitten-Lehren/
Die Regeln der Vernunfft ſind ihr genau bekandt.

DAs erſte Stück unſerer vernünfftigen Tadlerinnen war kaum ausgegeben, als unſere Geſellſchafft ſich vertheilte, verſchiedene Freundinnen zu beſuchen, um die Meinungen derſelben über unſer Vorhaben zu eigener Erbauung von ihnen zu vernehmen. Mich traf die Reihe einer gewiſſen ſehr verſtändigen Dame aufzuwarten, die ich eben mit Durchleſung des erwehnten Stückes unſerer Arbeit beſchäfftiget fand; ohne daß ſie wuſte, wie ich ſelbſt unter dem Nahmen Phyllis, in Zukunfft hierzu einen Beytrag thun würde. Nachdem ſie das Blat weggelegt, ſahe ich ihr ſteiff in die Augen, um wie ich in andern Fällen gewohnt bin, ihre Meinung auch hierüber zu erforſchen. Jch erhielt auch ſo gleich, was ich durch dieſen meinen Blick geſucht hatte.

Die Abſichten der vernünfftigen Tadlerinnen ſind löblich; erklährte ſie ſich; ich wünſche nur, daß ſie ihren Zweck allemahl erreichen mögen: Doch ich zweiffle billig hieran, fuhr ſie fort. Denn, ſetzte ſie hinzu, unſer Geſchlechte wird ihre Blätter am wenigſten leſen, ob ſie gleich vornehmlich zu deſſelben Erbauung geſchrieben werden.

Ich bezeigte hierauf eine Begierde, die Urſache zu wiſſen, welche ſie zu einer Prophezeyung brächte, deren Erfüllung dem Wunſche der vernünfftigen Tadlerinnen gantz zuwieder ſeyn würde. Meine Freundin, ſagte ſie hierauf, die gemeine Auferziehung, da man Perſonen von unſern Geſchlechte in der äuſſerſten Unwiſſenheit ſtecken läſſet, hat den Sitten-Lehren der vernünfftigen Tadlerinnen wenig Leſerinnen zubereitet. Der gröſte Theil unſers Frauenzimmers wird in der Jugend hierinnen verwahrloſet. Bedencket nur, wie übel man mit unſern Gemüths-Kräfften umgehet. Man ſtehet in den Gedancken, es ſey zu unſerm Unterricht genung, wenn man uns die Buchſtaben zuſammen ſetzen und dieſelben, zuweilen ſchlecht genung, nachmahlen lehre. Darauf hält man uns eine Frantzöſin, um eine fremde Sprache in das Gedächtnüs zu faſſen, da wir doch die Mutter-Sprache nicht recht verſtehen. Unſer Verſtand wird durch keine Wiſſenſchafften geübt, und man bringet uns, auſſer einigen offt übel genung an einanderhangenden Grund-Lehren der Religion, nichts bey; ja dieſelben werden dazu noch meiſtentheils mehr dem Gedächtnüſſe als dem Verſtande eingeprägt. Wenn man nun die Schule verläßt, ſo verläßt man, woſern ich etwan ein Gebet-Buch ausnehme, zugleich alle Bücher. Oder ſo man ja etwas lieſt, ſo iſt es ein läppiſcher und närriſcher Roman, wodurch die vorhin eiteln Perſonen unſers Geſchlechtes noch mehr in ihrer Eitelkeit verſtärckt werden. Die Schrifften, ſo zu Verbeſſerung des Verſtandes und Willens etwas beytragen könten, düncken uns zu ſchwer, zu unverſtändlich, zu trocken, zu ernſthafft und zu verdrüßlich. Und da man unſere Seele niemahls zum Nachdencken gewöhnt hat, ſo wird uns das Verſtehen ſolcher Bücher zu ſauer, welche mit Uberlegung geleſen ſeyn wollen, ſo daß wir ſie wieder von uns werffen, wenn wir ſie kaum in die Hände genommen haben. Eben dergleichen Verhängniß wird die Arbeit der Tadlerinnen haben, und ich will ihnen Glück wünſchen, wenn meine Weiſſagung fehl ſchläget; mit welchen Worten meine vornehme Freundin ihre ziemlich weitläufftige Rede beſchloß.

Ich habe bey fernerem Nachſinnen die Gedancken dieſer Dame ſehr vernünfftig und gründlich befunden. Denn ob wir uns gleich nicht beſchwehren können, daß unſer Geſchlechte unſere Arbeit verachte, oder daß es uns an Leſerinnen fehle: ſo iſt doch gewiß, daß deren Anzahl ungleich gröſſer ſeyn würde, als ſie iſt, woferne die erbarmenswürdige Unwiſſenheit, in welcher ſich der gröſte Theil unſeres Geſchlechtes befindet, ſolches nicht verhinderte. Ja wo wir ſo ſtoltz ſeyn, und einigen Nutzen von unſrer Arbeit hoffen dürffen; ſo würden ohnſtreitig unſere Leſerinnen mehr Vortheil von ihrer Bemühung haben, wenn dieſe Verabſäumung ihrer Gemüths-Kräffte ihnen hierinnen nicht entgegen ſtünde. Ich bin itzt nicht in Begriffe, die abgedroſchene Streitigkeit zu erneuren, welche über der abgeſchmackten Frage entſtanden: Ob das weibliche Geſchlechte auch zum Studieren geſchickt ſey? Wir ſind Menſchen ſo wohl als die Manns-Perſonen, und dieſes wird niemand im Ernſte läugnen, er wäre denn ein Narr. Wir haben eben die Kräffte des Gemüthes, ſo die Manns-Perſonen

ſonen beſitzen, ja eben die Fähigkeiten in der Gelehrſamkeit etwas zu thun. Wer das Gegentheil vertheydigen wolte, müſte niemahls von den ſo vielen Perſonen unſers Geſchlechtes etwas geleſen haben; die ſo tieff in die Geheimniſſe der Gelehrſamkeit eingedrungen, als nur immer von Manns-Perſonen geſchehen können. Die Schrifften der Schurmannin, Scudery und Dacier, vieler andern zu geſchweigen, ſind in den Händen aller Gelehrten.

Ich fordre zwar hier von dem Frauenzimmer nicht, daß ſie ſich alle befleißigen ſollen, Heldinnen in der Gelehrſamkeit zu werden. Denn ich weiß gar wohl, daß die gelehrten Frauens-Perſonen nicht allemahl die beſten Haußhalterinnen ſind. Ich begehre nicht, daß ſie ſich in ſolche Wiſſenſchafften und Künſte einlaſſen ſollen, welche entweder gantz in keiner Ubung, ſondern in bloſſer Betrachtung beſtehen, oder aber zu ihrer Selbſt-Erkenntniß wenig beytragen, vielmehr aber das Gemüthe davon abziehen. Dasjenige Frauenzimmer, ſo ſich damit verwirret, wird meiſtens pedantiſch, hochmüthig und eigenſinnig. Allein, da wir ſo wohl, als die Manns-Perſonen, einige Pflichten gegen uns ſelber haben, die uns verbinden, unſere Kräffte des Gemüthes ſo wohl als des Leibes in guten Stand zu ſetzen; ſo ſehe ich nicht, wie man ſich auf die Anklage, daß wir dieſen Pflichten ſchlechte Gnüge thun, verantworten oder entſchuldigen wolle. Diejenigen Vorurtheile, womit unſer Verſtand in der Jugend angefüllet worden, bleiben Lebenslang unausgerottet. Die Schmeicheleyen und Unwahrheiten, die man uns, ſo bald wir zu erwachſen anfangen, von unſern Vortrefflichkeiten vorſagt, verderben unſern vorhin verderbten Willen nochmehr, daß es alſo faſt unmöglich iſt, jemahls zu einer rechtſchaffenen Selbſt-Erkänntnüß zu gelangen. Warum waffnet man uns nicht mit einer guten Vernunfft- und Sitten-Lehre dawieder? Warum ſagt man uns nichts von den Pflichten, ſo nach den-Sätzen des Natur-Rechts von uns erfordert werden? Zwar iſt dieſes gewiß, daß dieſes Wiſſen nicht alles Frauenzimmer verſtändig und tugendhafft machen werde. Denn die Wiſſenſchafft bleibet gar öffters ein bloſſes und todtes Gedächtniß-Werck ohne Ubung. Dem ungeachtet iſt dieſe Unwiſſenheit des Frauenzimmers gleichwohl Schuld daran, daß viele die natürliche Fähigkeit ſammt der Neigung zum guten erlöſchen laſſen, welche doch vielleicht verſtändig und tugendhafft geweſen wären, wenn ſie von der Ausbeſſerung des Verſtandes und des Willens und den dazu nöthigen Mitteln Unterricht gehabt hätten. Wir würden vielleicht nicht ſo viel ausſchweiffende oder eigenſinnige Ehe-Weiber; tyranniſche oder verzärtelnde Mütter; oder unverſtändige oder liederliche und ſorgloſe Frauen in der Aufführung gegen das Geſinde haben, wenn nicht dieſe Unwiſſenheit faſt durchgängig unter den Perſonen unſers Geſchlechtes herrſchte. Unſere Geſellſchafften und Zuſammenkünffte, welche verſtändigen Manns-Perſonen ſo offt zum Gelächter, ja gar zum Aergerniß worden ſind, kommen ihnen aus keiner andern Urſache lächerlich oder eckelhafft vor, als weil wir uns in denſelben mit nichtswürdigen oder auch wohl gar ſündlichen Dingen vertreiben. Ich habe angemerckt, daß die Geſpräche des Frauenzimmers in ihren Geſellſchafften meiſtentheils von abweſenden Perſonen handeln, die mit allen ihren Verrichtungen ſo abſcheulich und liebloß durchgezogen werden, daß ein ehrliches Gemüthe, welches ſolche Läſterungen gezwungen anhören muß, den ärgſten Widerwillen empfindet. Oder man ſchertzet ſo anzüglich untereinander, daß nicht ſelten die gröſten Verbitterungen und Feindſchafften daraus entſtehen. Ja ſo gar die ärgerlichſten und pöbelhaffteſten Ausdrückungen ſind nicht ungewöhnlich in ſolchen Geſellſchafften; welches man von ſolchen Leuten kaum glauben ſollte, die ſich weit über den Pöbel zu ſeyn düncken, wofern uns die tägliche Erfahrung nicht verſtattete über dieſes Capitel beſtändig neue Anmerckungen zu machen. Oder man geräth auf Hauß-Geſchäffte, welche man die Materie der Geſpräche ſeyn läſſet; obgleich die Anweſenden gröſten Theils dabey verdrüßliche Zuhörer abgeben müſſen. Oder man fället endlich auf das Spielen. In Betrachtung der ſündlichen Geſpräche wäre dieſes faſt der unſchuldigſte Zeit-Vertreib. Wiewohl wer den unſchätzbaren Werth der Zeit erkennet, der wird von ſich ſelber urtheilen, ob man ſie ſo unverantwortlich verſchwenden und mißbrauchen möge. Ich will des Verluſtes groſſer Geld-Summen und der hieraus entſpringenden ſchlimmen Folgerungen, welche das Spiel noch ſündlicher und ſchädlicher machen, nicht einſt gedencken. Von ſolcher Beſchaffenheit ſind die Zeit-Verkürtzungen unſerer Geſellſchafften. Unſere Unwiſſenheit iſt allein Schuld, daß wir uns nicht beſſer zu unterhalten wiſſen, und daß wir die Zeit ſo liederlich und ſündlich verderben, die wir mit artigen, geiſtreichen und erbaulichen Unterredungen zu bringen könnten.

Uber dieſes würde manche Ehe, welche unglücklich und unvergnügt iſt, weit glücklicher und vergnügter ſeyn, wenn die Frau die Gemüths-Beſchaffenheit ihres Mannes einzuſehen vermöchte und die Mittel wüſte, ihre Aufführung nach derſelben einzurichten. Auf was beſſern Fuß würde nicht die Kinder-Zucht geſetzt werden, wenn die Mütter, als welchen ſie gröſtentheils oblieget, Geſchicklichkeit genung beſäſſen, die Beſchaffenheit des Verſtändes und die Gemüths-Neigungen ihrer Kinder in den zarten

Jahren, da ſie noch ohne Verſtellung ſind, auszuforſchen und zu unterſuchen. Dieſes alles aber läſſet ſich ohne ein gutes Einſehen in die Vernunfft- und Sitten-Lehre nicht wohl thun. Woraus man aufs neue erkennen kan, wie ſchädlich es ſey, das weibliche Geſchlechte gantz und gar von Erlernung der Wiſſenſchafften abzuhalten.

Ich werde in Zukunfft bey vorfallender Gelegenheit, dasjenige, was noch mehr von dieſer Sache geſagt werden kan, nachhohlen. Unterdeſſen wünſchte ich, daß das wenige, was ich für dieſesmahl vorgetragen, denen zu einigen Nachdencken Gelegenheit geben möge, welche für die Auferziehung ihrer Töchter Sorge tragen. Ihnen habe ich vornehmlich meine Gedancken eröffnen wollen, weil ich urtheile, ſolche werden für ſie am brauchbarſten ſeyn. Ich habe mir deßwegen keine Mühe gegeben, die Materie, ſo an ſich ſelbſt etwas ernſthafft iſt, in einen lebhafften Vortrag einzukleiden. Ich vermuthe von Ihnen als von Perſonen, die da wegen ihres reiffen Alters das gute ohne Putz-Werck erkennen und hoch halten ſollen, ſie werden meine Meinung, die aus einer wahrhafften Sorgfalt für die Wohlfarth ihrer Töchter herrühret, nicht geringe achten, ſondern ihre Aufrichtigkeit um deſto eher erkennen, wenn ich ſie bey den Vortrag, mit keinen Dichter- oder Redner-Zierrathen anſehnlicher zu machen ſuchte. Dem ſey aber wie ihm wolle: ich weiß zum wenigſten gewiß, daß einige erwachſene junge Perſonen meines Geſchlechtes, denen dieſes Blat vor die Augen kommen wird, über ihre Unwiſſenheit ſeufftzen werden. Ich behalte mir die Nachleſe von dieſer Materie, wie ich ſchon gedacht, auf eines meiner folgenden Papiere vor, da ich denn bemühet ſeyn werde, unter andern auch dieſen letzten nach meiner Einſicht Mittel vorzuſchlagen, auf was Art ſie das

das in ihrer Kindheit verabſäumte, nachholen können. Und woferne ſie ſich für ungeſchickt und unfähig achten ſollten, meinen zukünfftigen Vorſchlägen zu folgen, ſo mögen ſie ſich damit tröſten, daß derjenige, der Lehrbegierig iſt, in Erlernung einer Wiſſenſchafft ſchon halb gewonnen habe, und daß ich endlich den Fürwitz, womit alles junge Frauenzimmer behafftet iſt, für nichts anders, als eine etwas unordentliche Lehr-Begierde halte.

Phyllis.

[illegible] zu finden im Spörliſchen Buchladen:

Die Vernünfftigen Tadlerinnen

Siebendes Stück

Mittwochs/ den 14. Februar. 1725.

Gryphius.

. . . . . . Friſch! Schweſtern / nur gewagt!
Wer weiß wem unſer Putz und Locken-Werck behagt?

Ich habe ohngeſehr etwas von den alten Amazonen geleſen. Dieſelbe ſollen ein Volck geweſen ſeyn, ſo aus lauter Weibs-Perſonen beſtanden. Ihr Haupt war eine Königin; ihre Obrigkeitliche Aemter waren mit lauter Frauenzimmer beſetzet. Ihre Soldaten waren tapffere Weiber; wiewohl auf den Nothfall alle mit einander ins Feld ziehen muſten. Ich gerieth dabey in eine recht angenehme Betrachtung. Meine Einbildungs-Krafft ſtellte mir eine Republic vor, die etwa heute zu Tage aus lauter Frauenzimmer aufgerichtet werden könte. Ich verbannete in meinen Gedancken alle Manns-Perſonen aus meiner Vater-Stadt. Ich beſetzte alle Aemter und Bedienungen mit lauter Weibs-Bildern. Der Rath wurde nicht mehr aus denen anſehnlichen Bürgern, ſondern aus denen vernünfftigſten Bürgerinnen erwehlet. Sein Haupt war nicht ein Bürgermeiſter, ſondern eine Bürgermeiſterin. Alle Kläger, die vor demſelben Recht ſuchten, kamen nicht mit Mänteln, Degen und Stöcken, ſondern mit leinenen Schürtzen, geputzten Köpffen und Fächern aufgezogen. Derer Advocaten gab es ſehr wenig, denn die meiſten Klägerinnen wuſten ihre Sachen mit der gröſten Fertigkeit vorzutragen. Wofern ſich aber der Unmündigen, Krancken und Alten halber einige zu Sachwalterinnen gebrauchen lieſſen, ſo bemerckte man an ihnen eine ſolche Beredſamkeit, daß ſie es mit dem berühmten Cicero ſelbſt angenommen hätten. Ich hörte eine gewiſſe Dienſt-Magd Diebſtahls wegen zum Stricke verdammen. Man führte ſie in Begleitung unzehlicher Leute an die Gerichts-Stäte. Die Henckerin ſtieg mit der Verurtheilten die Leiter hinauf, und that derſelben ihr Recht. Sie blieb hangen und die Zuſchauerinnen giengen davon.

Noch nicht genung. Ich ſahe ein Regiment Heldinnen muſtern, die mit ihrem Gewehr wohl umzugehen wuſten. Die Röcke giengen ihnen kaum biß an die Waden, und ſie hatten alle eiſerne Schnür-Leiber, die an ſtatt der Bruſt-Harniſche dieneten. Ich hörete bey dem Trommelſchlage Werbungen anſtellen. Da lieſſen alle muthige Mägde und liederliche Töchter, die ihren Frauen und Müttern einen Poſſen thun wolten, ſehr häuffig zu. Man ſchrieb ſie in die Rolle, man kleidete ſie wie die andern, und ließ ſie die Kriegs-Ubungen lernen. Bald ſahe ich eine von dieſen neugeworbenen auf dem Eſel ſitzen; bald eine andere am Pfahle ſtehen; bald eine gar mit nacktem Ober-Leibe zwiſchen etlichen hunderten ihrer Mitt-Schweſtern durchlauffen, und von jeder einen durchdringenden Ruthen-Streich auf das zarte Fell empfangen. Es war geſchehen. Das Spiel ward gerühret. Das Bataillon zertheilte ſich in ſeine Compagnien, und eine jede Befehlshaberin führte ihre Weibliche Mannſchafft nach dem Thore die Wache abzulöſen.

Am allerbeſten gefiel mir die Betrachtung einer Weiblichen hohen Schule. Denn meinem Bedüncken nach waren alle Profeſſor-Stellen mit Weibes-Perſonen beſetzt. Die Jungfern zogen hauffenweiſe aus einer Stunde in die andere, und ihre junge Mägde trugen ihnen Bücher nach.

Es fanden ſich Spaltungen unter ihnen. Der eine Theil hielte es mit dieſer, der andere mit jener Lehrerin. Die Partheyen unterſchieden ſich von einander durch Auflegung der Schattier-Pfläſterchen und durch die Farben der Bänder an ihrem Putze. Ja über die Wiſſenſchafften ſelbſt entſtund mancher Streit. Man hielte öffentliche Unterredungen von gelehrten Materien, die in kleinen gedruckten Schrifften vorher waren bekant gemacht worden. Und mich dünckt, daß es weit lebhaffter und eifriger, als itzo bey denen Männern zugieng. Man zanckte ſich zum Exempel: ob die Vernunfft-Lehre eine Kunſt oder eine Wiſſenſchafft ſey? Ob man mit dem Ariſtoteles dreyerley, oder mit dem Galenus viererley Arten von Schlüſſen zugeben ſolte? Oder ob man den gantzen Plunder mit einem mahle wegwerffen könne? Ja es fand ſich eine ſpitzfündige, die aus einer ſonderbahren Begierde neue Wahrheiten zu erfinden, die Frage aufwarff: Ob es denn eine ſo gantz ausgemachte Sache ſey, daß die Manns-Perſonen Menſchen wären? Sie meinte, die Leugnung dieſer Streit-Frage wäre das beſte Mittel ſich an denen zu rächen, die bißher die Menſchheit der Weiber in Zweifel gezogen haben; Und daher bekam ſie einen groſſen Anhang. Es gab auch unter dieſen ſtudierenden Frauenzimmer luſtige Schweſtern, die mehr Zeit auf denen Coffee-Häuſern und Wein-Kellern, als bey denen Büchern zubrachten. Sie ſchmauſeten mit Trompeten und Paucken, und ſaſſen zuweilen in denen Fenſtern ihrer Stuben mit ausgehangenen Beinen. Des Nachts brachten ſie bißweilen ihren Gönnerinnen und der Academiſchen Regentin die ſchönſten Muſicken, ja ſie wetzten ſo muthig auf dem Pflaſter, biß die Häſcherinnen, die gleichfals gut bewaffnet waren, herausfielen, und dieſes ſchwermende Frauenzimmer zerſtäubeten.

Es war ſpät, und ich ward genöthiget mich in dieſen angenehmen Gedancken zu Bette zu legen. Da war es nun gantz natürlich, daß ich Träume haben muſte, die mit dem was ich bißher beſchrieben, einige Verwandſchafft hatten. Es kam mir nehmlich eben dieſe Stadt voller Weibes-Bilder vor, allein unter einer gantz andern Geſtalt, als ſie mir wachend vorgekommen war. Ich ſahe zwar allenthalben Frauenzimmer, aber ich konte ſie kaum mehr daver halten, was ſie doch waren. Das macht, alle ihre Geſtalt, Putz und Kleidung war verändert. Man hielte unter ihnen nichts mehr auf die Schönheit des Angeſichts, nichts auf die weiſſe Haut des Halſes und der Bruſt, nichts auf die geſchickte Stellung des Leibes. Artigkeit und Höflichkeit waren Wörter, die mit denen dadurch bedeuteten Sachen, gantz aus der Mode gekommen waren. Man wuſte nichts von Tantz-Meiſterinnen. Man laß keine Romane, um geſchickte Manieren in Geſprächen daraus zu lernen. Auf allen Straſſen ſahe man unzehliche Stücke von zerbrochenen Spiegeln liegen. Denn man bediente ſich derſelben nicht mehr. Zarte und ſchöne Hände, oder kleine und geſchickte Füſſe zu haben, war kein Ruhm mehr vor das Frauenzimmer. Und alle Galanterie-Krämerinnen waren in einem Jahre zum Thore hinaus gelauffen, weil niemand, wie ich berichtet wurde, ihre Waaren begehret hatte. Man ließ ſich keine Moden mehr aus Franckreich bringen. Eine jede machte ihre Kleidung nach ihrer Phantaſie. Der Zwang der ſteiffen Schnür-Leiber war gantz verbannet; Die Bruſt entblöſſete man nicht mehr, und die meiſten Perſonen waren ziemlich ſtarck vom Leibe, und faſt allenthalben gleich dicke. Ich entſetzte mich über dieſen Anblick. Ich kunte es mir faſt nicht einbilden, daß dieſe unartige Creaturen, ſo ich überall vor mir ſahe, Frauenzimmer ſeyn ſolten. Wo ſind, dachte ich bey mir ſelbſt, alle Annehmlichkeiten unſers Geſchlechts? Wo iſt das holdſelige Lächeln der Lippen? Wo ſind die blitzenden Augen? Wo ſind die verliebten Geberden und Minen? Wo ſind ſo viel tauſend andere Reitzungen, die uns bißweilen in Perſonen von unſerm eigenen Geſchlechte verliebt machen? Warum ſehe ich keine Lauten oder andere Gattungen von Saytenſpiel? Warum höret man keine Engel-Stimme ein bezauberndes Lied nach dem andern anſtimmen? Ich trat derowegen, wie mich dünckte, zu einer Perſon, die mir am neheſten war, in Hoffnung die Urſache ſo ſeltſamer Veränderungen zu erfahren. Sie ſahe mich mit einem ſtörriſchen Geſichte an, und als ich meine Frage ſo beſcheiden, als es nur möglich war, eingerichtet hatte, hörte ich die Antwort: Du Närrin! Was tändelſt du viel? Ich weiß nicht, was du haben wilſt. Packe dich fort! und hiemit ſtieſſe ſie mich mit dem Arme zur Seite, daß ich mich, meiner Einbildung nach, nicht auf den Füſſen erhalten kunte, ſondern zur Erden ſanck; Und den Augenblick erwachte ich aus meinem Traume.

Dieſe nächtliche Vorſtellung hat mir Anlaß gegeben, die wahre Urſache zu entdecken, woher es doch komme, daß unſer Geſchlecht ſo ſehr auf den Putz des Leibes und den Schmuck in Kleidungen hält. Man mag auch ſonſt vorwenden, was man immer mehr will: Mein Traum hat mich feſt überredet, daß es bloß der Manns-Perſonen halber geſchehe. Mein Vorhaben iſt nicht alle Auszierung unſerer Leiber als etwas ſträffliches zu tadeln, und zu verwerffen. Es läſt ſich wohl hören, daß unſer Cörper ſelbſt ein ſo edles Geſchöpffe GOttes ſey, daß er gar wohl verdiene auch mit den allerköſtlichſten Dingen, die auf dem Erdboden zu finden ſind, ausgeſchmücket zu werden. GOtt hat auch das menſchliche Geſchlecht nicht ohne ſonderbahre Weißheit aus zweyerley Gattungen wollen beſtehen laſſen, und dieſen beyden Arten von Menſchen eine Zuneigung gegen einander eingepflantzet, dadurch ſie ſich die Beſchwerlichkeiten des Lebens erleichtern, und manche bittere Stunde verſüſſen ſollen. Daher kan man es weder Manns- noch Weibes-Bildern verdencken, wenn ſie dieſem natürlichen Triebe gemäß, einiger maſſen trachten was gefälliges an ſich zu haben. Die Schönheit ſelbſt, die unſerm Geſchlechte faſt allein zugehöret, ſcheinet bloß zur Beluſtigung der Männer ſo viel Annehmlichkeiten an ſich zu zeigen. Warum wolte man denn allen Putz des Frauenzimmers ſchelten, und ihre Begierde, dadurch zu gefallen, vor ein Laſter ausgeben.

Gantz recht! wird manche Mode-Schweſter, die täglich 6. Stunden vor dem Spiegel ſtehet, bey ſich gedencken. Das iſt eben meine Entſchuldigung, wenn mir mein Vater manche ſcharffe Lection giebt, daß ich nicht ſo eitel in Kleidungen ſeyn ſoll, und es iſt mir lieb, daß ihr vernünfftige Tadlerinnen auf meiner Seite ſtehet, und mir das Wort redet. Doch übereilet euch nicht, liebe Freundinnen! ihr habt mich noch nicht ausgehöret. Ich mache einen groſſen Unterſcheid unter einer mäßigen Bemühung wohlgearteten Leuten zu gefallen, und einer unermüdeten Begierde eitle Manns-Perſonen zu reitzen, zu entzücken, zu bezaubern. Jene iſt an ſich zuläßig, denn ſie suchet mehr allen Ubelſtand zu fliehen, als beſondere neuerſonnene und unnatürliche Annehmlichkeiten anzunehmen. Die letzte hergegen iſt ſträfflich, denn ſie ſchweifet aus, und läſt ſich in keine Schrancken ſchlieſſen. Jene kan mit einer wahren Tugend wohl beſtehen: dieſe iſt aber mit Recht ein Laſter zu nennen.

Modeſta iſt ein wohlgebildetes Kind, bey der ſich die Natur in Mittheilung der Vollkommenheiten zwar nicht karg, doch auch nicht gar zu verſchwenderiſch erwieſen. Sie iſt aber mit ihrer Geſtalt zu frieden. Sie wäſchet ſich allezeit mit reinem Brunnen-Waſſer, welches zwar weder ihre Weiße noch Röthe vermehret, aber auch dieſelbe nicht vermindert. Sie trägt ihren Haar-Putz, wenn ſie in Geſellſchafft kommt, nach der gewöhnlichen Art, macht aber ſo wenig Phantaſien darinne, daß ſie aufs höchſte nur eine Viertel-Stunde denſelben aufzuſetzen nöthig hat. Sie iſt geſchickt von Leibe, und dabey läſt ſie es bewenden. Sie giebt ſich keine gezwungene Stellungen; Sie übt ſich nicht bey jedem Worte, das ſie ſagt, eine beſondere Bewegung mit dem Haupte oder den Händen zu machen; Und ihre natürliche Artigkeit gefället jedermann. Sie verdirbt ihre Zeit nicht mit unnützen aus- und ankleiden, ſchmücken und balſamiren, waſchen und pudern; ſondern kan ſie zu Hauß-Geſchäfften und Leſung nützlicher Bücher anwenden. Daher hält ſie jederman nicht nur vor ein angenehmes, ſondern auch vor ein wohlgezogenes und tugendhafftes Frauenzimmer.

Corinna iſt von gantz anderer Gattung. So gerne ſie ſonſt in ihrem Bette der angenehmen Ruhe genieſſet, ſo munter ſpringet ſie Sonntags vor 5. Uhren mit gleichen Füſſen heraus. Dann bringet ſie drey volle Stunden mit ihrem Ankleiden zu. Im Hemde läufft ſie ſchon vor den Spiegel, um zu ſehen, ob die kleine Blatter, die ihr geſtern an der Stirne ausgefahren war, verſchwunden ſey? Alsdenn beſiehet ſie eine halbe Stunde den Vorrath ihrer Kleidungen. Und was vor Mühe koſtet es nicht, ehe ſie ſich entſchlieſſet, ob ſie heute grün, gelbe, roth oder blau erſcheinen will. Denn gehet es über den Haupt-Putz her. Sie ſchläget die Haare bald ſo, bald anders auf. Jetzt krauſet ſie einen Puſch derſelben, ſie ſchmieret ſie mit Jeßmin, ſie ſtreuet den Puder darüber. Doch es ſteht nicht recht: Sie kämmet alles wieder aus, und fängt von neuen an. Auch dieſes geräth ihr nicht; Allein ſie wird nicht überdrüßig, drey biß viermahl einerley Arbeit zu thun. In anderthalb Stunden ſind die Haare fertig. Darauf ſieht ſie nicht anders aus, als eines Müllers Magd die einen halben Tag in dem dickſten Staube geſtanden. Sie ſchabet den Puder mit Meſſern vom Geſichte, und wenn ſie die Kleider ausſchüttelt, wird der Boden ihres Zimmers weiſſer, als die Straße iſt, wenn es eine Nacht durch geſchneyet hat. Gefällt es ihr ein ſchwartzes Fleckgen auf das Geſicht zu legen/ ſo koſtet es auch eine halbe Stunde/ ehe ſie mit ſich ſelbſt eins wird/ wo es liegen ſoll. Kommt es an die Kleidung/ ſo hat die Aufwärterin ihre Angſt. Sich dreyßig mahl vor zweyen gegen einander hangenden Spiegeln umzudrehen/ das iſt was weniges: und da wird bald dem Schneider/ bald der Näterin/ bald ſonſt jemanden alles Unheil angewünſcht. Zuletzt kommt das Geſchmeide. Und wenn man nun dencket / daß endlich alles recht ſey / ſo hat ſie doch noch ſo viel zu verbeſſern / und zu ändern / daß ſie endlich mit dem gröſten Verdruße davon gehen muß / aus Furcht mitten in der Predigt in die Kirche zukommen.

Wer ſiehet nicht aus dieſem unvollkommenen Abriſſe gantz deutlich / was eine unmäßige Eitelkeit in Putze ſey? Wer kan aber wohl einen andern Bewegungs-Grund ſo vieler Thorheiten erſinnen / als die heftige Begierde denen jungen Manns-Perſonen zu gefallen? Ach nein / ſpricht **Corinne**: Ich putze mich vor mich ſelbſt. Iſt dem alſo? warum ſtellet ſie ſich denn in das offene Fenſter ihrer Capelle? Warum gehet ſie ſo langſam durch den Hauffen junger Leute / die vor der Kirche ſtehen? Warum ſteht ſie die gantze Zeit vor und nach der Kirche in Fenſter / um die Complimente ihrer vorbeygehenden Anbeter abzuwarten?

Ich habe nichts weiter hinzu zu ſetzen / als daß dieſer Fehler faſt allgemein iſt. Es iſt keine Gattung von Frauenzimmer zu erdencken / die nicht glauben ſolte / ſie hätte gute Urſachen ſich zu putzen. Die Schöne will ihre Vollkommenheit durch den Schmuck deſto mehr erheben. Die heßliche will das / was die Natur ihr verſagt hat / durch ihre Kunſt erſetzen. Die junge denckt in denen blühenden Jahren ſey es ihr gar nicht zu verdencken / wenn gleich etwas eitles mit unterlieſſe. Die alte ſucht die erſtorbene Annehmlichkeiten durch den Putz wieder zu erwecken. Die Reiche denckt / ihr Vermögen erfordere es / ſich durch den Schmuck von andern zu unterſcheiden. Die Arme will durch ein ſchlechtes Anſehen ihre Dürfftigkeit nicht verrathen. Die ledige denckt dadurch eine gute Parthey zu thun / oder gar etliche Dutzend Anbeter an ſich zu locken. Die verehlichte hingegen thut es deswegen / damit ſie nicht vor der Zeit ins alte Regiſter komme. Alle mit einander aber werden nicht gewahr / oder da ſie es gewahr werden / ſo wollen ſie doch nicht geſtehen / daß ihre Eitelkeiten aus der übermäßigen Begierde denen Manns-Perſonen zu gefallen herrühre. Dieſes aber vollkommen zu wiederlegen iſt gar nicht nöthig. Denn ſo lange werde ich alle ihre Mühe im Putzen vor eine vergebliche und auslachenswürdige Arbeit halten / biß man mir ein eintziges Exempel zeigen wird / da eine Weibs-Perſon um des groſſen Schmuckes halber eine vortheilhaffte Ehe getroffen / und alſo durch ihre Eitelkeiten glücklich geworden.

Calliſte.

Halle, zu finden im Spörliſchen Buchladen.

Achtes Stück.

Die Vernünfftigen Tadlerinnen

Mittwochs / den 21. Februar. 1725.

Hofmannswaldau.

Wer etwan einen Zweifel ſpühret /
Der melde ſich bey Zeiten an:
Es weiß es doch wohl jederman /
Wo man dergleichen Reden führet /
Daß leichte was entgehen kan

Diejenigen werden mit allem Recht unter die eigennützigen gezählet, welche in Handel und Wandel auch um des geringſten Vortheils willen kein Bedencken tragen die Geſetze der Redlichkeit, und des Wohlſtandes aus den Augen zu ſetzen. Und wenn die Vernunfft bey ihnen durch dieſes Laſter noch nicht gantz und gar umnebelt iſt: ſo werden ſie von der Ausübung deſſelben etwan dadurch zurück gehalten, daß ſie ſehen, ſie haben mit Leuten zu thun, die ihnen ihr eigennütziges Bezeugen mit Nachdruck vorhalten, oder bey anderer Gelegenheit ſie deſſen entgelten laſſen können; und dann urtheilet der Eigennutz doch; man müſſe einen kleinen Vortheil einen beſorglichen gröſſern Schaden zu vermeiden hintanſetzen. Haben ſie aber Leute vor ſich, über welche ſie Herr zu werden gedencken: ſo ſind ſie wieder dieſe Verſuchung unmächtig, und die Begierde nach dem Vortheil reiſſet ihnen den Zügel aus den Händen. **Jolantha** meine Baſe, welche durch allerhand Unglücks-Fälle herunter gekommen, wurde genöthiget dem **Theuderich** ihren noch übrigen groſſen Weinberg um eine geringe doch anſehnliche Summe Geldes zu verkauffen. Er verſprach ihr deren Bezahlung auf einen gewiſſen Termin an Drittel-Stücken, ſo er beſtändig in groſſer Menge liegen hatte. **Jolantha** erwartet den Zahlungs-Tag mit Schmertzen, denn ihr ihre Gläubiger nebſt dem Mangel vieler Nothwendigkeiten verurſachten. **Theuderich** wuſte dieſes: darum gieng er zwey Tage vor gefälliger Zeit zu ihr, mit dem Erbieten, er wolte ſo großmüthig ſeyn, und ſie vor der Zeit bezahlen; wenn ſie Scheide-Müntze an ſtatt der verſprochenen Drittel nehmen wolte. **Jolantha** berieffte ſich auf den Contract, und das nur noch übrige paar Tage? es iſt denn gut, verſetzte **Theuderich**, ich bin ihr vorhero nichts ſchuldig, Adieu. Bey anbrechendem Zahlungs-Tag nimmt **Theuderich** eine Reiſe vor, und hinterläſſet nichts, als den Schlüſſel zur Scheide-Müntze. **Jolantha** unwiſſende, daß derſelbe verreiſet, meldet ſich des folgenden Tages wegen der Bezahlung: ſie muſte aber mit Verdrüß hören daß **Theuderich** nach **Drabesthal** gefahren; weil er gehöret, daß ſich noch mehr Käuffer bey dem **Valeſiſchen** Gut, ſo er gerne haben wolte, angegeben. **Jolantha** merckte bald, worauf es angeſehen wäre, und lieſſe ſich aus Noth und Furcht vor dem mächtigen **Theuderich** mit Scheide-Müntze abſpeiſen. Hierauf war der reiche **Melander** geneigt dieſelbe als eine junge und ſchöne Wittwe zu heyrathen. **Theuderich** hintertriebs unter dem Vorwand ſie würde zu hochmüthig werden, und könte wohl mit einem geringern Mann für lieb nehmen. Mich dünckt ich werde eines jeden Beyfall erhalten; wenn ich ſage, daß der Eigennutz ein Sohn des Geitzes, ſo wohl in der Ehre, als in Geld und Gut, und ein Vater des Neides ſeye. Die wohlmeinende Nachricht, welche uns der geneigte **Pythias** von den wiedrigen Urtheilen über unſere Blätter ertheilet, belehret mich, daß ein verſuchter Hofmann, ob er uns gleichnicht kennet, dennoch gleiche Gedancken mit uns führe; und daß dieſe heßliche Leidenſchaften nicht nur in Handel und Wandel; ſondern auch in unzählich andern Dingen ſich äuſſern, wodurch der Neben-Menſch empor zu kommen, oder nur einigen Vortheil zu erhalten ſcheinet: Wir tragen um ſo viel weniger Bedencken das höfliche Schreiben des **Pythias** mit zu theilen, als wir das meiſte von deſſen Innhalt, und noch vielmehrers mit eigenen Ohren angehöret. Die allgemeine Erfahrung erlaubte uns nichts anders zu hoffen; und unſere Gemüther kamen dahero deſto weniger in Bewegung. Wir lehnen aber dasjenige mit geziemender Beſcheidenheit ab, was uns derſelbe aus allzu groſſer Gütigkeit beyleget; und ſind zu frieden, wenn unſere Leſer, und Leſerinnen nur glauben, daß wir uns wieder alle und jede Arten der Mißgünſtigen mit nichts, als mit der Tugend zu waffnen geſonnen ſind; nachdem es dem wohlgewogenen **Pythias** folgender maſſen ſich auszudrücken beliebet:

Liebeswürdige Tadlerinnen!

EUer unvergleichliches Tadlen hat Euch bereits die Hochachtung zweer der gröſten Kennern der Nettigkeit des **Meliorantes** und **Damons** erworben: erlaubet demnach, daß Euch dieſe Zeilen auch die meinige kund machen. Wiſſet, daß meine und vieler vornehmen unſers Hofes Begierde Euch näher kennen zu lernen, ſo groß ſeye, daß ich vor acht Tagen mich ſelbſt nach Eurem Muſen-Sitze begeben, und Euch mit vieler, obgleich vergeblicher Mühe aufgeſucht habe. Man ſagte mir die artige **Chloris** führte in ihrem Barfüſſer-Cloſter, allwo Euer Muſen-Chor ſich verſammelte unter Euch das Regiment; und unter Euren Teutſchen Muſen befände ſich auch die kluge **Aretine** nebſt ihren beyden tugendhaften Nachbarinnen der **Mathildis**, und **Euriſca**. Ich meinte durch den ſchlauen **Spolerius** bald hinter die Gewißheit zu kommen. Ich lieſſe durch einen von deſſen guten Freunden bey demſelben ſondiren;

verzei

verzeihet mir, ich will ſagen ausforſchen: es war nichts zu erhalten, als dieſe ungewiſſe Nachricht: Chloris hätte zwar zu einer vernünfftigen Tadlerin Geſchicklichkeit genug: er glaubte aber daß andere Verrichtungen ihr zu dieſem Geſchäffte nicht Zeit lieſſen. Man könte auch, wann man ihr davon ſagte, nicht das geringſte aus ihrem Bezeugen, abnehmen; Doch könte ſie vielleicht durch die vieljährige Ubung, ſo groſſe Geſchicklichkeit ſich zu verſtellen beſitzen, das beſagtes nicht hinreichte ihr ſolches abzuſprechen. Ich gieng darauf faſt von Hauß zu Hauß, ich beſuchte alle und jede Geſellſchafften, ich fragte, iſt dann nicht möglich nur die geringſte Spur von dieſen klugen Kindern zu haben, alles war vergeblich. Der eine ſagte, daß der fromme Samgar auf Anrathen des eifrigen Jehu der ſtudirenden Jugend durch dergleichen Trichter etwas von der Weißheit einflöſſen wolte: weil doch die wenigſten Muſen-Söhne die Predigten beſuchten; und noch wenigere von denen, die ſie beſuchen, ihre Gedancken bey dem Prediger, und nicht bey ihren Schönen hätten. Ein andrer ſagte, die gelehrte Cynthia, will die Zeit, ſo andere mit der Lomber-Charte verderben, lieber auf Verfertigung Sittenlehriſcher Schrifften wenden. Noch andere glaubten, die faſt verwittwete Melinde vermeinte ſich die Grillen durch dergleichen Kopf-Arbeit mit mehrerm beſtand, als durch ihre ſonſt gewöhnliche Ergötzligkeiten zu vertreiben. Einige, ſo die Tugend eingeſehen, aus welcher Euer Tadlen gefloſſen, legten es gar dem bedrängten Chelyontes bey, als eine Erfindung durch eine ſo gute Sitten-Lehre ſeine Feinde zu beſänfftigen. Mit einem Wort, einer wuſte dis, der andere das, alle zuſammen aber nichts. Am ſchlechteſten belohnten mir meine Mühe die bey dieſer Gelegenheit angehörte Urtheile Eurer unfreundlichen Lands-Leute. Die Wunderlichſten ſagten: es wäre ungereimt, daß Weibs-Leute ſich dergleichen unterſingen, ſie möchten immer bey ihrem Spinn-Rocken bleiben. Bald hieß es, die Sachen in Eurem Tadeln wären ſo gemeine, daß man ſich wunderte, wie ihr einen Verleger gefunden. Bald ſolte Eure Schreib-Art unbeſtändig, bald zu Poſtillenhafft ſeyn, die, ſo ihre Gedancken auf einen männlichen, und in Euch nur verkleideten Urheber gerichtet, meinten er hätte ſich vielmehr durch Erfindung neuer Wahrheiten aus der Sitten-Lehre, oder dem natürlichen Rechte, als in dergleichen Kleinigkeiten hervor thun ſollen. Eine eigenſinnige Mutter ſagte zu ihrer feinen Tochter, die ſie über dem Leſen Eurer Schrifften angetroffen: Lieſeſt du dis tumme Ding auch. Ich erſtaunte über den verdorbenen Geſchmack dieſer Leute, die doch den **Helicon** bewohnen. Und als ich der Urſach deſſelben nachdachte, fand ich in ihrem gantzen Weſen bald, daß ſie vor Eigennutz, und deſſen beſtändigem Gefährten dem Neid keine beſſere Empfindung haben konten. Ihr aber, ſcharffſinnige Schönen, ſeyd um ſo viel wunderns-würdiger, als mitten unter dieſem unartigen Geſchlechte Ihr euch empor ſchwinget, und einen ſo lieblichen Weg-Weiſer zur Tugend ſetzet. Laſſet Euch durch dieſe niederträchtigen Gemüther in Eurem Wercke nicht ermüden. Ihr wiſſet wohl wie viel Verſtand man bey denen findet, welche von ihren Vätern in der Trunckenheit gezeuget worden. Kein Land achtet der Propheten weniger, als welches ſie erzogen hat. Auswärtig findet ſich deſto eher ein **Meliorantes** und **Damon**. Seyd verſichert, daß die gröſten Damen, und Cavalliere unſers Hofes Euer Tadeln mit Vergnügen durchleſen. Und dieſe ſind es auch, welche mich veranlaſſet haben Euch zu ſuchen, obſchon nicht zu finden. Doch Ihr ſeyd wer Ihr wollet, Ihr heiſſet wie Ihr wollet: ich leſe Eure Blätter mit Luſt, ich verehre Euch, und erſterbe nicht anders, als

Gradivenbreg. den 12. Febr. Euer ergebenſter
(Merſeburg.) 1725. Diener.
Pythias.

Wer ſiehet nicht, daß vielen unſer Unternehmen ſchlecht gefalle? Wer würde uns aber bey der Vertheidigung wider alle und jede Kleinigkeiten nicht denen gleich achten, welche bey einem Platz-Regen unter freyen Himmel alle Tropfen mit einem Rappier wegzuſtoſſen bemühet ſind, in der Meinung ſich wohl vor dem Regen zu verwahren. Und wer iſt ſo einfältig, der bey unvermutheten Ergiſſen des Himmels nicht ſo lange untertreten ſolte, bis es ſich wieder aufkläret, oder man wenigſtens ohne groſſe Näſſe weiter gehen kan. So lange wir verborgen bleiben, ſo lange ſtehen wir unter Dach; es mag Regen, Schnee oder allzu groſſer Sonnenſchein die vorbeygehende treffen. Unſerm Verleger iſt am meiſten daran gelegen, daß er reinen Mund halte; und weil wir dieſen eintzigen Weg zu uns ſo leicht verhauen können: ſo werden wir wieder unſern Willen wohl nicht entblöſſet werden. Von unſerm Vorhaben ſtehet die Rechenſchafft in dem erſten Stücke; und folglich ſind wir auch von Noth, und Furcht befreyet, welche die **Jolantha** bewogen etwas zu thun, wozu ſie ſonſt niemand zwingen können. Doch finden wir uns zu deſto gröſſerer Sorgfalt angetrieben in unſere Blätter nichts flieſſen zu laſſen, welches unſern Neidern Anlaß geben könte uns auſſer denſelben anzupacken, oder den Schutz der Tugend zu benehmen. Wir ſind auf Niemand böſe: man wird uns aber auch über diejenigen zu lachen erlauben, welche mit geſpannten Hahnen gehen ohne zu wiſſen, noch wiſſen zu können, wo der Fuchs im Buſche ſitzt. Den vornehmen **Pythias** verſichern wir unſerer groſſen Hochachtung. Wir haben uns niemahls zu ſchmeicheln erkühnet, daß unſere ſchlechte Gedancken von Leuten gut geheiſſen werden möchten, die einen ſolchen Rang vor uns haben, und die uns ein ſtetiger Antrieb ſeyn werden unſere geringe Arbeit Dero Gunſt würdiger zu machen. Hingegen bitten wir unſere abgeneigte Heliconier beyderley Geſchlechtes, uns ſo ſcharff zu beurtheilen, als ihnen beliebet: wir werden allezeit Vortheil davon haben. Denn es wird entweder

der unſere Verbeſſerung aufrichtig abgezielet; ſo erkennen wir uns zu allem Danck und Gehorſam verbunden: oder es ſind Ausflüſſe von ihrer ſchwartzen Gallen; ſo werden ſie uns das Vergnügen nicht rauben, mit welchem wir ſolche der allgemeinen Beurtheilung unterwerffen, und zeigen, wie leicht es ſey durch Verſtand und Tugend im verborgenen auch gegen ſolche zu beſtehen, bey deren Angriff öffentlich die gröſte Verdienſte das Feld räumen müſſen. Endlich werden diejenigen, welche im Zweifel ſtehen, ob wir zum Weiblichen oder Männlichen Geſchlecht gehören uns verzeihen, wenn wir für etwas gefährliches halten, dieſelbe durch eine ungezweifelte Probe in Gewißheit zu ſetzen. Denn ob wir gleich ihnen zu gefallen ſagten, wir wären Manns-Bilder und hieſſen, Caſpar, Melchior, Baltzer: ſo können ſie ſich deſſen doch eben ſo wenig verſichert halten, als ſehr ſie zweifeln, daß Calliſte, Phyllis und Iris Reiff-Röcke tragen. Der beſte Rath iſt Sie bitten den Himmel, daß er dieſelbe an uns zu verheyrathen füge: ſo wird ihnen des Prieſters Hand ein Recht einräumen, auf das genaueſte zu erfahren, ob Sie weiter als durch den Schluß: wer was männliches verrichtet, der kan kein Weibs-Bild ſeyn, betrogen worden. Und wir werden ſo dann Urſach haben auch folgenden Schluß nicht zu billigen, daß der kein Manns-Bild ſeye, welcher die unmännliche Folge: das wenigſte Frauenzimmer ſchickt ſich zu vernünfftigen Tadlerinnen, dahero ſchickt ſich kein eintziges darzu, für richtig erkennet: denn hernach werden wir ebener maſſen gewiß wiſſen, daß bey dem Genſerich allein der Hut etwas von einem Frauenzimmer ſeines Begriffs, bedecke.

Clio
unter den teutſchen Muſen
die Unbeſiegte.

Von den vielen Briefen welche unſer Herr Verleger uns behändiget, ſind die älteſten folgende viere, die bey demſelben an uns eingelauffen. Der erſte aus Leipzig unter dem Namen **Canitz**; der andere eben daher mit der Unterſchrifft **Philinte**: der dritte aus Breßlau von jemand, welcher ſich **Hermiontes** nennet, der letzte aus Leipzig von der unvergleichlichen **Clarice**: dem verſteckten **Canitz** diene zur freundlichen Nachricht, daß er die Perſon, welche er gerne durchgezogen wiſſen wollte, gar zu deutlich, und ſo beſchrieben, daß ſie ein jeder leicht kennen würde; und weil unſer Abſehen tugendhafft: ſo wünſchen wir mit dem Anmuthen aus unſerm Tadlen eine allgemeine Hechel zu machen, verſchont zu bleiben? Zumal da wir glauben er irre gar ſehr, wenn er eine ſo ſchlechte Beſchreibung des unverbeſſerlichen **Meliorantes** machet, daß er denſelben für ſeinen guten Freund ausgiebet, und ihn auf die Catheder ſetzet. Die **Philinte** findet ihre Antwort ſo wohl in dieſem, als bereits in den vorhergehenden, und ſonderlich in dem erſten Stück: wenn ſie ſich nur dieſelbe mit Andacht durchzuleſen bemühen will. Wir dancken indeſſen für die mitgetheilte nette Franzöſiſche Verſe, und werden uns auch das übrige von dem Innhalt deren Schreibens zum Unterricht dienen laſſen. Von dem **Hermiontes** bitten wir uns die Gefälligkeit aus, uns einige Bedenck-Zeit zu erlauben: weil deſſen Brief ſo hoch geſchrieben iſt, daß unſer weiblicher Verſtand nicht hinlanget deſſen Meinung auf einmal zu erreichen. Die liebenswürdige **Clarice** aber beſchämet durch ihre wiederholte Höflichkeit uns bey Verzögerung unſerer Antwort um ſo vielmehr, je gröſſer das Vergnügen iſt, welches uns deren vollkommen artiges Schreiben erwecket hat. Unſere erſte Sorge ſolle ſeyn nechſtens darauf zu dienen. Bey der faſt zu groſſen Anzahl der an uns einlauffenden Briefe werden die Correſpondenten die Gewogenheit für uns haben, es nicht als eine Geringſchätzung auszulegen, wenn wir ihre Briefe etwas ſpät beantworten.

Halle, zu finden im Spörliſchen Buchladen.

IX. Stück.

Die Vernünfftigen Tadlerinnen

Mittwochs den 28. Febr. 1725.

Canitz.

Weil ſich doch keine Magd darf in ihr Zimmer wagen,
Und ihre Blicke nchit auf ſchlechte Leute gehn.

Es giebt gewiſſe Perſonen von beyderley Geſchlecht, welche gar nicht wiſſen, ſich ihrem Stande gemäß zu verhalten. Wer es auch iſt mit dem ſie was zu thun haben, ſo machen ſie ſich in einer halben Stunde mit ihm ſo gemein, daß ſie auch diejenige Ehrerbietung verlieren, die ſie doch mit Recht von einem geringern fordern könten. Sie machen ſich durch lächerliche Reden, durch unanſtändige Minen und pöbelhaffte Geberden ſo verächtlich, daß ſie ſelbſt bey denen ihre Hochachtung verlieren, die ſie doch wegen dieſer falſchen Demuth zu rühmen pflegen. Ja ſie verwehnen ſich endlich ſo gar, daß ſie alle vornehme Geſellſchafften fliehen, ihren Umgang verabſcheuen und nirgends lieber ſind, als unter ſchlechten Leuten, die ihnen wie ſie reden, nichts übel nehmen, und wo ſie die Freyheit haben, ſich nach ihrer unordentlichen Neigung alles zu erlauben, und alle Regeln des Wohlſtandes gantz aus denen Augen zu ſetzen. Dieſes Laſter nennet man die Niederträchtigkeit, und es ſind nur unedle Gemüther, die demſelben ergeben ſind.

Sempronia eines vornehmen Bürgers Tochter ward neulich von einer Geheimten-Räthin, die ihre Baſe war eingeladen, ihr etliche Stunden die Zeit zu vertreiben Ich vermuthete nichts weniger, als daß ihr dieſe Zeitung unangenehm fallen würde; Und doch geſchahe es. Man konte es ihr an den Minen anſehen, wie verdrüßlich ſie wurde und ſie konte ſich kaum zwingen dem Diener eine anſtändige Antwort zu geben dariñen ſie ſich alsbald einzuſtellen verſprach. Kaum hatte derſelbe den Rücken gekehret, als ſie voller Ungedult zu mir ſagte: ich wolte daß die Baſe mich mit ihrer Einladung verſchonet hätte. Und ich zürne auf mich ſelbſt, weil ich mich nicht in der Geſchwindigkeit auf eine gute Entſchuldigung zu beſinnen wuſte, wodurch ich mich von ihr hätte loß machen können. Wie das! war meine Frage. Ich glaube ja daß es ſich hundert andere vor eine Ehre ſchätzen würden in Geſellſchafft dieſer vornehmen Dame ihre Zeit zuzubringen. Weit gefehlt, verſetzte ſie hierauf, denn es iſt mir keine gröſſere Pein, als wenn ich bey Leuten ſeyn ſoll, die vornehmer ſind als ich ſelbſt bin. Ich gehe am liebſten mit meines gleichen und geringern Leuten um. Dort muß man ſich in allen Stücken zwingen, alles was man redet oder vornimmt-muß nach der Tablatur eingerichtet ſeyn; Hie aber bin ich gantz frey. Ich thue, ich rede alles was ich will, und man nimmt mir nichts übel. Sie hätte weiter geredt, wenn nicht wieder jemand gekom̃en wäre, und ſie zu ſprechen verlanget hätte. Es war eine Magd, welche der mißvergnügten Sempronia von ihres Schneiders Tochter eine Empfehlung machte, und ſie dieſen Nach-Mittag zu derſelben einlud, mit dem vermelden, daß auch ein paar Nätermädgen aus der Nachbarſchafft bey ihr ſeyn und ihnen gute Geſellſchafft leiſten würden. Sempronia ſprang vor Freuden in die Höhe und ſchlug etliche mahl in die Hände, befahl ihre Jungfer aufs ſchönſte zu grüſſen, und verſprach ſich Augenblicklich einzuſtellen. Ich erinnerte ſie, daß ſie gleichwohl ihrer Baſe ſchon zu gehorſamen verheiſſen hätte. Allein ſie kehrete ſich nichts daran; ließ ſich bey derſelben ich weiß nicht aus welcher Urſache entſchuldigen, und verfügte ſich nach der Vorſtadt wo ihre vornehme Schneider-Princeßin wohnete. Indem ich dieſes Laſter der Niederträchtigkeit tadle, muß niemand dencken als wenn ich meinen Leſern und Leſerinnen einen Stoltz und Hochmuth einzupflantzen geſonnen wäre. Ich bin dieſem Fehler noch weit gehäßiger als ienem und habe mir vorgenommen in dieſem Stücke die Unbilligkeit und das Auslachens-würdige Weſen deſſelben auf das deutlichſte vorzuſtellen.

Clarimene iſt von bürgerlichen Stande, aber von mehr als adelichen Hochmuthe. Ich habe ſie offt auf ihren Vater ſchelten gehöret, daß er nicht in Krieges-Dienſte gegangen und durch ein gutes Verhalten ihr den Titul eines wohlgebohrnen Fräuleins erworben. Itzo ſchwatzet ſie ihm alle Tage vor, wie der und jener ſeinen Handel niedergeleget ſich an den Hoff gemachet und durch kluge Anſchläge ſich die höchſten Bedienungen zu wege gebracht. Doch weil ihre Lehren nichts fruchten wollen, ſuchet ſie, ſo viel müglich ſich von der Canaillie zu unterſcheiden. Ich ſage mit Bedacht Canaillie denn das iſt ihr erſtes und letztes Wort. Alle ihre Freunde und Verwandte rechnet ſie darunter. Alle ihre Nachbaren kriegen keinen beſſern Titel von ihr, ia die Einwohner der gantzen Stadt ſind keines andern Nahmens wehrt. Weñ es nach ihrem Kopffe gegangen wäre, würde ſie ſchon längſt auf ein Ritter-Guth gezogen ſeyn, um daſelbſt als eine Adeliche Dame zu leben. Da dieſes nicht angegangen, lebet ſie itzo gantz eingezogen. Sie gehet mit ihren nechſten Verwandten nicht um, aus Furcht ſich von ſolchen Leuten was gemeines oder pöbelhaftes anzugewehnen. Ja ich zweifele ob ſie in die Kirche gehen würde, wenn ſie nicht eine beſondere Capelle hätte, dariñe ſie ſich durch Vorziehung der Fenſter vor denen Canailleuſſen Ausdunſtungen gemeiner Leute verſchantzen kan. Indeſſen muß ſie ſich in Ermangelung vornehmer Geſellſchafft mit ihren Mägden die Zeit vertreiben, man kan leicht dencken zu was vor hohen Geſprächen dieſelbige ihr Anlaß geben werden. Indeſſen müſſen ſie dieſelben bey jedem Worte Mademoiſelle nennen, ob ſie es gleich in der Ausſprache ſo verſtümmeln, daß es kaum Mamſel heiſſet, und ſich alſo ſelbſt kaum ähnlich ſieht.

Man kan leicht dencken, daß ſie ſich durch eine ſolche Auffführung bey allen andern Frauenzimmer, die in der That ihres gleichen ſind, werde verhaſt gemacht haben. Man hat ihr verſchiedene Zunahmen gegeben, die ich nicht nahmhafft machen will. Zum Spott muß ſie ſich allezeit die vornehme Dame, auch wohl gar die Princeßin nennen laſſen. Wenn ihr dieſes zu Ohren kommt, ſo heiſt es: Die Canaillie mag raiſoniren was ſie will: Ich moquire mich nur über ſie. Wenn ſie über die Straſſe gehet, begegnet ſie offt ihren nächſten Freunden, allein ſie thut als hätte ſie dieſelbe nicht geſehen, ſie grüſſet keinen. und wenn ihr irgend von andern die Ehre wiederfähret, ſo iſt ihre Dancksagung ſo ſprödde und ernſthafft als wäre ſie bey ihren Vater zu Grabe geweſen. In ihren Kleidungen ſuchet ſie allezeit was beſonders. Und wenn ſie es andern nicht an Koſtbarkeit zuvor thun kan, ſo ſucht ſie dieſelben an Moden zu übertreffen. Und hierinn richtet ſie ſich nach lauter Dames von Qualite, wie ſie redet, darunter die Geringſten, Geheimter Räthe Töchter ſeyn müſſen.

Ich könte hie abbrechen die lächerliche Auffführung der hochmüthigen **Clarimene** zu beſchreiben: allein es iſt noch ein merckwürdiges Stücke ihres Verhaltens übrig, welches ich nicht übergehen kan, weñ ich eine vollkommene Abbildung derſelben machen will. Dieſes iſt ihr Bezeugen gegen Manns-Perſonen. Sie iſt gar nicht ſchön, und verdienet nicht einmahl unter die mittelmäßigen Geſtalten gerechnet zu werden. Alſo hat ſie eben keinen Überfluß von Verehrern zu beſorgen. Wer ihr einige Careſſen machen ſolte, müſte es um ihres Vaters halber thun, der in der gantzen Stadt vor einen vermögenden Mann gehalten wird. Sie könte den Mangel ihrer Geſtalt durch ein artiges und gefälliges Weſen erſetzen, welches offt mehr als geſchickter iſt die Hertzen zu gewinnen als die ausbündigſte Schönheit eines trotzigen und aufgeblaſſenen Frauenzimmers. Allein ſie denckt eine freundliche Mine, würde ſie verächtlich machen. Wer ſie grüſſen will muß ſich vorher berichten laſſen daß er ein Edelmann ſey, ſonſt mag er nur ſicher glauben, daß ihre Knie ſich nicht die Mühe geben werden, ihm zu dancken. Mercket ſie etwa daß ein anderer ihr im vorbey gehen eine Höflichkeit erweiſen werde, ſo wendet ſie entweder das Geſichte nach der andern Seite oder ſie ſchlägt das Fenſter zu, und kehret den Rücken nach der Straſſe.

Als neulich ein geſchickter junger Menſch, ich weiß nicht was gefälliges an ihr gefunden hatte, und ihr ſolches bey Gelegenheit zu verſtehẽ gab, hätte es die Klugheit erfordert, die Liebe deſſelben auch nur durch die allergeringſte Gegengefälligkeit zu unterhalten u. zu vermehren: indem ſie doch nicht Siñes iſt ein neues Cloſter zu ſtifften. Sie ſahe wohl daß dieſer Liebhaber nicht unangenehm von Perſon war. Sie wuſte auch daß er ſein Weſen wohl verſtunde, u. alſo durch Hülffe ihres Vaters leicht in den Stand eines glücklichen Handels-Mannes hätte kommen können. Allein dem ohngeacht, ſchreckte ſie denſelben mit einem ſtörriſchen Geſichte auf einmahl ab. Nunmehro hat er alle Hochachtung vor ſie verlohren, und wird an einem andern Orte ohne Zweiffel mit beſſern Fortgange ſein Glücke zu machen ſuchen. Die Urſache ihrer Sprödigkeit war, weil er noch keinen groſſen und anſehnlichen Titel führet, und nicht

Pferde und Wagen halten, und ihr etliche Laqueyen anſchaffen kan. Das hat ſie gegen ihre Mägde zu verſtehen gegeben, denen ſie offt zu ſagen pflegt, daß ihr künfftiger Bräutigam entweder ein Hoffrath, oder doch zum wenigſtens ein reicher Doctor ſeyn müſſe.

Die Thorheit dieſes Stoltzes iſt ſo handgreiflich, daß ich nichts mehr hinzu ſetzen darf meine Leſer davon zu überzeugen. Und Clarimene ſelbſt wird es mit der Zeit inne werden, wie ſehr ihr dieſelbe an einer wahrhafften Zufriedenheit des Gemüths und an der Erlangung einer rechtſchaffenen Glückſeligkeit hinderlich fallen werde. Bleibet ſie im ledigen Stande, wie es denn leichte kommen kan, ſo muß ſie ihre gantze Zeit mit Verdruß zu bringen, indem ſie keine Freunde, wohl aber unzehliche Feinde hat, die ſich beſtändig ein Vergnügen machen werden, wenn ſie ſehen, daß ihre hochmüthige Gedancken zu Waſſer geworden. Verheyrathet ſie ſich aber, ſo wird ſie doch niemahls einen Mann kriegen, der ihr vornehm genug iſt; oder der ihrem Stoltz ein völliges Gnügen thun wird.. Folglich wird ſie demſelben wenig vergnügte Stundeñ machen, ſich ſelbſt aber mit einer ſtäten Reue quälen, indem ſie allezeit dencken wird, ſie hätte wohl eine beſſere Parthey erwarten können.

Es iſt aber nicht allenthalben ſo leicht dieſen Hochmuth als ein Laſter vorzuſtellen. Wie wäre es? wenn die hochmüthige Tanaquil ſagt: Ich bin ein Frauenzimmer von keinem geringen Stande. Mein Vater iſt ein vornehmer königlicher Bedienter. Meine Mutter iſt aus einem berühmten Geſchlechte entſproſſen. Dazu iſt meiner Eltern Vermögen Stadtkündig. Wer will es mir alſo verargen, wenn ich mich nicht in den Koth lege, oder mit allen Bürger-Mädgen ſo gar gemein thue. Das würde ſich ſchön vor meinen Stand ſchicken: Clarimene iſt freylich eine Närrin. Worauf will ſie ſich was einbilden? Iſt doch ihr Groß-Vater nur ein Handwercks-Mañ geweſen. Mit mir iſt es was anders Es, darf mir alſo niemand aufmutzẽ, wenn ich nicht jedem so freundlich begegnē als er wohl wünschet. Ich nähme mir die Mühe, allen schlechten Kerlen, denen in meiner Gegenwart die Hüte von denen Köpfen fliegen, zu dancken. Die guten Leute haben Ehre genug, wenn ich sie einmahl über die Achsel ansehe. Wie wäre es anzugreiffen frage ich, wenn wir eine solche stoltze Schwester ihres unbilligen Hochmuths überführen wolten?

Dieses wird sich nicht besser bewerckstelligen lassen als wenn wir der Ehrgeitzigen **Tanaquilla** folgende Fragen zur Uberlegung anheim stellen: Ob man sich denn auf die guten Eigenschafften und Verdienste fremder Leute was einzubilden Ursache habe? Ob sie denn selbst irgend was darzu beygetragen habe, daß ihre Eltern in einem vornehmen Stande leben? Ob denn alle andere Personen geringern Herkoñens Schuld haben, daß ihre Eltern nicht aus einem ansehnlichen Geschlechte gebohren sind, oder daß ihre Väter nicht grosse Aemter bedienen? Ob sie denn an Verstand, Tugend, Schönheit und Artigkeit alle das Frauenziñer übertreffe, die sie vor geringer hält? Ob sie denn von Natur mehr Augen und Ohren, mehr Hände und Füsse, oder andere Gliedmassen des Leibes mehr empfangen habe als die welche sie verachtet? Ob ihr der Reichthum wohl eine wahrhaffte Ehre bringen könne, den sie nicht selbst erworben, auch niñermehr zu erwerben geschickt wäre? Und ob eine andere deswegen verachtungs-würdig seye, weil sie dasjenige mit ihrer Geschicklichkeit verdienet, was sie nicht ererbet hat. Was endlich die Manns-Personen anbetrifft, ob sie denn gewiß versichert sey, daß unter allen den schlechten Leuten, die sie nicht keines Anblicks würdiget kein einziger sey, der durch sein Verdienst oder auch wohl durch das Glück empor kommen, und vielleicht in einem Stand gerathen werde, da er sich an ihr durch gleiche Verachtung rächen, oder ihr auf andre Weise ihren vormahligen Ubermuth wird verweisen können.

Ich muß zum Beſchluße noch eine Begebenheit herſetzen, die mir als etwas wahrhafftiges erzehlet worden. Roſemunda war das eintzige Kind eines Predigers von Lande, die aber nach dem Tode ihres Vaters in einer anſehnlichen Stadt ſehr wohl erzogen wurde. Ihre Annchlichkeit ward dadurch gröſſer als das wenige Vermögen ſo ſie ererbet hatte: Wiewohl ſie dieſen Mangel nicht ſehr zu achten ſchien, indem ſie einen Vetter hatte, der eine der höchſte Bedienungen im Lande verwaltete. Dieſer war die Stütze ihrer Hoffnung, aber zugleich die Urſache ihres Unglücks. Sie vergaß in Betrachtung deſſelben daß ſie nur mittelmäßigen Standes war, und begab ſich der Demuth und Gefälligkeit gegen jedermann, die ihr doch ſo nöthig geweſen wäre. Sie kommt auf eine Hochzeit. Sie wird von etlichen zum Tantze aufgefordert, allein ſie haben nicht alle das Glück ihr zu gefallen, ſie weiſet einen nach dem andern zurück, und darunter auch einen Officier von bürgerlichen Stande. Bald kommt ein junger von Adel der auch in Krieges-Dienſte getreten iſt, deſſen zärtliches Anſehen und Geſchlechte ihr endlich anſteht. Sie tantzt mit ihm. Jener wird ſolches gewahr, und als ſie ſich wieder hinſetzen will giebt er ihr ſo ein derbes Zeichen ſeiner Erkentlichkeit, daß ihr die lincke Wangen doppelt ſo roth wird als die rechte: Ihr letzter Täntzer hat kein Hertz ſich ihrer Ehre anzunehmen. Die vorhin abgewieſenen frolocken über ihren Schimpff, und die gantze Stadt hat ein halbes Jahr davon zu reden. Nunmehro ſitzet ſie und wartet mit tauſendfachen Verdruße, Scham und Zweifel, ob vielleicht die länge der Zeit ihre Schande ausleſchen werde.

Caliſte.

Zweyte Auflage 1727: den 12. Auguſt.

HALLE, zu finden im Spörliſchen Buchladen.

X. Stück.

Die Vernünfftigen Tadlerinnen

Mittwochs den 7. Mertz. 1725.

Horatius

Wenn aber iemand fragt ob dieſes ein Gedichte
Von Severamben ſey? Der ſteht ſich ſelbſt im Lichte.
Er darff des rathens nicht.

Es ſcheinet eine ſchwere Frage zu ſeyn, was der franzöſiſche Ausdruck un galant homme auf teutſch heiſſe? Noch ſchwerer iſt die andere, wenn man ſich bekümmert, worinnen das eigentliche Weſen eines ſogenannten galant homme beſtehe? Am allerſchwerſten aber würde mir die Entſcheidung der dritten fallen: was nehmlich von dergleichen Leuten zu halten ſey?

Was die erſte Frage betrifft, ſo kan theils das Wörtchen galant, theils die gantze Redens-Art einige Schwierigkeit verurſachen. Jenes hat unſern heutigen Sprachmiſchern ſo wohl angeſtanden, daß ſie es zu einen rechten Scherwentzel gemachet, der überall gelten muß. Man hört unter uns nicht nur von galanten Manns-Perſonen und galanten Frauenzimmer, ſondern von galanten Hunden, Pferden, Katzen und Affen. Ein galantes paar Stiefel iſt unſern jungen Herren nichts neues. In der Küche und Wirthſchafft höret man offt von einem galanten Ragout, Fricaſſee, Hammel- und Kälberbraten. Ja ich weiß mich zu entſinnen, daß ein gewiſſes Frauenzimer einmahl erzehlte, wie ſie ihren Mann lezlich einen galanten Weſtphäliſchen Schincken vorgeſetzet. Mit einem Worte, der Mißbrauch dieſes Worts iſt ſo groß, daß alles, was man ſehen hören, riechen, ſchmecken, fühlen und empfinden oder ſich auf einige Weiſe erſinnen und vorſtellen kan, galant, überaus galant, und vollkommen galant heiſſen muß.

Von der gantzen Redens-Art galant homme habe ich in unſerer teutſchen Muſen-Geſellſchafft die einſtimmige Antwort erhalten, daß man es am füglichſten ins Teutſche überſetzen könne, wenn man ſaget, ein galant homme heiſſe ſo viel als ein artiger Menſch. Das Wort artig hat auch würcklich unter uns eine ſo weitläufftige Bedeutung, daß es mit dem frantzöſiſchen wo nicht gantz und gar, doch unter allen andern am meiſten übereinſtimmet, und alſo gar wohl an ſeiner Stelle gebrauchet werden kan.

Doch das ſind Kleinigkeiten. Er fraget ſich, was iſt denn eigentlich ein wahrer galant homme, und was vor Eigenſchafften gehören zu einen rechtartigen Menſchen? Ich habe dieſe Frage eine Zeit her verſchiedenen Leuten vorgelegt, die vor andern wiſſen wollen, was zum Wohlſtande gehöret. Ich hoffete von ihnen eine vollkomene Befriedigung zu erlangen; Allein vergebens. Liſette ſagte mir, ein galant homme ſey ein politer Cavalier. Dieſe Erklärung ließ mich eben ſo klug als ich vorhin geweſen war, denn ich verſtund eines ſo wenig als das andere. Bald ſagte mir Philandra, ein galant homme ſey ein charmanter Courtiſan, und meinete, ſie hätte mir ein groſſes Licht in der Sache gegeben. Als ich ſie aber weiter fragte, was ein ſolcher charmanter Courtiſan vor ein Thier wäre? Dachte ſie gar, ich wäre willens ſie aufzuziehen, und ſprach mit Unwillen: Ich ſehe wohl, ihr habt euch Luſt zu zancken, oder ihr wollt mich vexiren. Ihr werdet es ja ſelber wohl wiſſen, was charmant iſt, und was man einen Courtiſan nennet. Ich lachte bey mir ſelbſt über dieſe Empfindlichkeit meiner Freundin, die ein gnugſames Kennzeichen ihrer Unwiſſenheit

heit war. Allein ich hatte Urſache mir eben dieſelbe zu verweiſen, indem ich ſelber eine ſolche Creatur nicht zu beſchreiben wuſte, die ich doch mehr denn hundert mahl geſehen zu haben glaubete. Ich fuhr fort in meiner Unterſuchung und zog die artige Belline zu rathe der ich noch faſt mehr als denen vorigen zu trauete. Dieſe meinte es auch nach einem kleinen Nachſinnen auf ein Haar getroffen zu haben, als ſie mir zur Antwort gab, ein galant homme iſt ein civiler junger Menſch, der inſonderheit gegen unſer Geſchlecht eine gute Conduite hat. Ich dachte ſelber im Anfange, daß ich was gründliches erfahren hätte; doch nach genauer Uberlegung ſchien mir auch dieſes noch nicht ein Genügen zu thun, indem die gute Aufführung gegen Frauenzimmer nur eine eintzige von denen Eigenſchafften iſt, die ein ſo genanter galant homme haben muß.

Ich gerieth derowegen auf gantz andere Mittel mein Verlangen in dieſem Stücke zu ſtillen. Ich bemerckte einige junge Leute, die von allen einhellig vor artige und geſchickte Leute gehalten wurden. Ich nahm mir die Mühe ihre gantze Lebens-Art, alle ihre Verrichtungen, ihren Zeitvertreib, Kleidung und Umgang zu erforſchen. So bald ich von einem etwas vernahm, was ich noch nicht wuſte, ſchrieb ich es auf ein eignes Papier, welches zu ſeiner Abbildung gewidmet war, und nachdem ich mir einige Nachrichten geſammlet, habe ich mir folgende Beſchreibung davon gemacht.

Seladon iſt eines reichen Kauffmanns zärtlich erzogener Sohn. Seine Wechſel kom̃en ſo ſtarck von ſeinem Vater als er ſelbſt wünſchet, und ſeine Mutter weiß ihm noch über das hundert oder mehr Thaler extra Geld zu zu ſchicken. Des Morgens ſchläfft er ordentlich biß acht oder halb neun Uhr. Denn trinckt er bißweilen in- bißweilen auſſer dem Bette ſeinem Caffe. Er ſteht auf und zieht ſeinen ſeidenen Schlaffrock an. Er nim̃t ſeine Violdigambe und ſpielt einige Partien her. Um zehn Uhr kom̃t ſein Lehrmeiſter auf den Claviere, der ihm innerhalb einen Jahr ſchon ſechs oder ſieben Stücke beygebracht. So bald dieſer weggehet, ſteht Seladon eine Viertelſtunde am Fenſter und lieſet Hoffmanns waldauen oder Menantes verliebte Gedichte, oder ſiehet was auf der Straſſe vorgehet. Er nimmt ſein Zahnpulver und ſpielet ſich den Mund aus. Sein Peruckirer kommt, er ſetzet ſich, und läſt das Haar faſt täglich nach einer andern Manier kräuſeln. Er greifft nach der Taſchen Uhr und ſieht, daß es bald zwölff Uhr ſey, darum kleidet er ſich an. Die Schuhe ſind ihm auch auf einfachen ſeidenen Strümpffen ſo enge, daß er ſie kaum mit Hülffe ſeines Dieners anziehen kan. Das Kleid iſt mit einer goldenen Borte eingefaſſet, und die Wäſche muß täglich weiß ſeyn. Er bringet eine gute Zeit vor dem Spiegel zu, beſieht bald den geſchickten Fuß, bald das weiſe Angeſicht, bald die Diamantnen Ermel-Knöpffe, bald die gantze Stellung des Leibes. Itzo übet er ſich eine liebliche, bald eine ſpröde, bald eine verächtliche Mine zu machen. Darauf neiget er ſich mit der gröſten Artigkeit etliche mahl vor ſich ſelbſt, fängt auch wohl über laut an ein Compliment zu machen. Er zieht mit einer ungezwungenen Art die goldene Tobacks-Doſe hervor, u. nimt gleichſam als in Gedancken, doch mit zierlicher Bewegung der Finger etwas heraus. Die Naſe wird ihm ziemlich gelbe davon; allein das ſoll ſo ſeyn. Dann ſteckt er den ſilbernen frantzöſiſchen Degen an, nimmt ſein Rohr mit dem goldenen Knopffe und geht zu Tiſche. Dieſen hat er mit guter Bedacht nicht in einem öffentlichen Gaſthauſe, ſondern bey einen Correſpondenten ſeines Vaters genommen, der eine artige Frau und ſchöne Tochter hat. Sein Gang auf der Straſſe iſt zierlich. Die Schritte ſind enge, und die Augen fliegen beſtändig nach allen Fenſtern, wo er ein Frauenzimmer vermuthet. Erblickt er irgend was weiſes, ſo zieht er den Hut mit der verpflichteſten Manier und lächelnden Mine ab. Er kommt hin, und ſie ſetzen ſich zu

Tiſche. Man ſchertzet, man lachet, man erzehlt allerley Neuigkeiten, die in der Stadt vorgehen. Wie dieſes oder jenes Frauenzimmer vergangene Nacht ein Ständgen bekommen. Wie ihre Nachbarin ſcheel darüber geſehen, u. wie man nicht wiſſen könne, ob es ihr von dieſem oder jenem Anbeter gebracht worden. In dieſem Hauſe iſt das Aufwartmädgen zu Falle gekoñen. Dort wird von der Jungfer übel geſprochen, und anderwerts redet man von einem geduldigen Ehemanne. Dañ verfällt man auf allerhand Romane. Ein jedes rühmt diejenigen, ſo er geleſen, wiewohl er ſie faſt alle geleſen hat. Die Mahlzeit iſt geendiget. Der Wirth ſtehet auf und gehet ſeinen Geſchäfften nach. Die Frau bittet den Tiſchgänger bey ihr zu bleiben. Monſieur Seladon ſie werden ſo gütig ſeyn, u. ein Schälgen Caffee mit mir trincken. Votre Serviteur Madame iſt ſeine Antwort, wenn ſie mir die Ehre thun wollen, ſo muß ich gehorſamen. Die Wirthin fährt fort: Sie können zugleich ſehen, ob meine Tochter in ihrer Tantz-Stunde was zu genoñen. Dabey werde ich mir ein groſſes Vergnügen machen, antwortet er, ja ſelber Gelegenheit finden, einer ſo geſchickten Demoiſelle was ab zu lernen. Sie belieben zu ſchertzen, verſetzet die Tochter, denn ich ſchäme mich faſt in der Gegenwart eines ſo guten Kenners zu tantzen. Indeſſen kommt der Tantz-Meiſter. Er ſieht erſtlich zu, lobt das ſchöne Kind, die freyen Manieren, die gute Stellung des Leibes und die richtige Cadantz welche zu erweiſen er ſelbſt den Tact ſchlägt. Er bittet ſich ſelber eine Menuet aus, und legt eine Probe ſeiner Geſchicklichkeit ab. Der Caffe iſt fertig, ſie ſetzen ſich, und er unterhält ſeine Wirthin mit lauter Schmeicheleyen. Er erzehlet, wie dieſes oder jenes Frauenzimmer neulich auf der Hochzeit ſo elend getantzet, oder im tantzen ſo grobe Fehler gemacht, daß ſie allen Zuſchauern zum Gelächter geworden u.d.m. Man niñt endlich ein Lomberchen hervor und ſpielet, biß es wieder Tiſchzeit iſt, und der Wirth nach [illegible] [illegible].

kommt. Sie ſpeiſen, und Seladon geht nach der Mahlzeit wieder nach Hauſe. Die Frau weiß die Artigkeit ihres Koſtgängers gegen ihren Mann nicht gnugſam zu rühmen. Ach welch ein artiger Menſch iſt er doch! Wie weiß er ſo wol mit Leuten umzugehen? Ich habe ſeines gleichen nicht geſehen. Nach zehn Uhr, als man ſich zur Ruhe begeben, kom̃t eine ſchöne Muſic von weiten gezogen. Die Frau reiſſet ſich aus den Armen ihres Mannes, und läuffet zum Fenſter, um zu ſehen, wo dieſes Ständgen hinziehen werde. Und wie freuet ſie ſich nicht, als ihr ſelbſt von dem galanten Seladon die Ehre wiederfährt, und alle Nachbarn ſolches mit Verdruß gewahr werden müſſen.

Dieſes iſt kaum die Helffte von demjenigen, was ich mir von dieſen jungen Menſchen angemercket habe. Wiewohl ich muß abbrechen, um vor den andern, den ich von Rittersdorff nennen will, einen Platz zu behalten. Dieſer hat eine gantz andere Lebens-Art, als der vorige. Früh morgens um fünff Uhr geht er mit der Ruthe in der Hand auf die Reit-Bahn. Er kommt zu rücke, und begiebt ſich auf ſeine Studier Stube. Nachdem er ſich die Stiefel ausziehen laſſen, lieſet er ohngefähr eine Stunde im Bette ſitzend, doch ſo, daß er von einem Buche aufs andere fällt. Seine Bibliothec beſteht aus lauter frantzöſiſchen Romainen, und Sammlungen vermiſchter Hiſtorien und luſtiger Einfälle. Seine Wiſſenſchafft in dieſer Sprache hat er einen armen Mädgen zu dancken, die ſeine Eltern im Hauſe gehabt, und ſeine Mama hat das ihre auch dazu beygetragen. Man kan alſo leicht dencken, wie weit er es darinne gebracht hat. Dem ohngeachtet eckelt ihm vor allen Büchern, die in ſeiner Mutter-Sprache geſchrieben werden, wie er denn auch unſre Blätter nicht leſen will, weil es ſeiner Meinung nach nicht möglich iſt, daß dieſe teutſche Zettel einiger Galanterie fähig ſeyn ſollten. Weñ wir wenigſtens den Titel curieuſe Penſeen der raiſonablen Tadler Aſſemblee genennet hätten, ſo würde es ihm noch einiger maſſen galant geklungen haben. Doch hierbey wollen wir uns nicht aufhalten. Er kleidet ſich anders an und begiebt ſich um zehn Uhr auf das Caffee Haus, lieſet die Frantzöſiſchen Zeitungen, und redet von lauter Staats-Sachen. Er beſetzet den Käyſer-Thron in Moſcau. Er führt die Proteſtantiſchen Armeen biß nach Cracau, und treibt die Catholicken zu paaren. Die Friedens-Handlung zu Cambray ſoll auf ſeinen Winck zu Stande kommen, und Engelland muß denen Spaniern wieder Willen Gibraltar wiedergeben. Um 11. Uhr geht er auf den Fecht-Boden, nimmt Lection, und ficht contra / biß es um Tiſchzeit iſt. Dann geht er in das beſte Wein-Haus zur Mahlzeit, wo die meiſten Fremden einkehren Er läſt ſichs wohl ſchmecken und trinckt ſein Glaß Wein mit guten Appetit. Nach Tiſche gehet er mit guten Freunden aufs Caffe-Haus, und vertreibet ſich 4. bis 5. Stunden mit dem edlen Billiard. Von dar geht er in eine Geſellſchafft, wo iemand ſeiner Lands-Leute einen Valet-Schmauß giebet, und die Paucken und Trompeten ſich wohl hören laſſen. Er trincket ſich nebſt andern einen Rauſch, zieht mit dem gantzen Chore durch die finſtern Straſſen und vor allen Thüren wo einer aus der Geſellſchafft eine Schöne zu kennen vorgiebt, muß ein angenehmes Stück geblaſen werden. Man trinckt auch wohl unter freyem Himmel Geſundheiten, und das Wörtlein hoch! läßt ſich offt beſſer als die Wald-Hörner hören. Endlich machet das Feuerwerck, ſo ihre Degenklingen auf dem Pflaſter erwecken, einen Schluß der gantzen Luſtigkeit, und der Herr von **Ritterroder** geht auf eine galante Manier zu Bette.

Man dencke nicht, daß ich hier des Studierens entweder mit Bedachte, oder aus Vergeſſenheit keine Meldung gethan habe. Nein, man hat mir bey denen übrigen Nachrichten nichts davon geſagt. Als ich einmahl darnach fragte, bekam ich zur Antwort: Ey die Leute ſind galant hommes ſe ſtudiren cavallirement. Sonſt habe ich von dem **Seladen** gehöret, daß er nicht eben ſo fertig Latein leſen ſolle. Von dem letztern aber hat ſein geweſener Diener noch andere Dinge erzehlet, die vielleicht nur aus Haß erdacht ſeyn mögen.

Aus dieſen beyden Exempeln und etlichen andern, die in einigen Stücken von ihnen unterſchieden ſind, habe ich mir einen Begriff gemacht, was zu einem artigen Menſchen erfordert werde. Ich habe geſehen, daß einer nicht alle Eigenſchafften deſſelben auf einmahl beſitze, ſondern einer dieſes, der andere jenes zu ſeinem Hauptwercke mache. Soll ich meine Gedancken kurtz faſſen, ſo unterſtehe ich mich es faſt nicht, doch dächte ich nicht zu irren, wenn ich ſagte: Ein ſo genannter galant homme ſey ein junger wohlhabender Menſch, der ſeinem Hertzen keine Freude wehret, ſeine Zeit mit Luſtbarkeiten, Eſſen und Trincken und Schlaffen zubringet, und wenn es hoch kommt, einige Leibes-Ubungen treibet/ um ſich dadurch bey Leuten, die darauf ſehen, beliebt zu machen. Es könte gar wohl ſeyn, daß vernünfftige Leute ſich gantz andre Begriffe von einem wahrhafftig artigen Menſchen gemacht hätten/ und ich ſelbſt würde vielleicht eine andere Beſchreibung von ihm gegeben haben, wenn ich nicht vor dieſes mahl die gemeine Meinung, die allenthalben unter uns herrſchen, zur Vorſchrifft genommen hätte.

Das letzte, das beſte. Aber auch zugleich das ſchwerſte. Denn ich weiß in der That nicht, was ich von dergleichen artigen Leuten die ich bißher beſchrieben habe, halten ſoll? Oder dafern ich ja etwas wüſte/ ſo darff ich es nicht ſagen, aus Furcht einen groſſen Wiederſpruch zu bekommen. Zwar wenn ich manches Frauenzimmer fragen ſollte, ſo würde ich ein ſehr vortheilhafftes Urtheil von ihnen hören. Mich dünckt aber immer, daß bey unſerm Geſchlechte nicht der gehörige Richter hierinnen zu ſuchen ſey. Ich will derohalben eines gewiſſen Miniſters Bezeigen gegen einen ſolchen galant homme, der eine Bedienung ſuchte, kürtzlich anführen. Jocoſo kunte wohl tantzen und reiten. Er verſtunde ſeinen Degen trefflich ſpielte Lomber/ Piquet, Billard und Baſſete, trotz den beſten Meiſter. Er ſprach fertig frantzöſiſch, und hielte ſich ſchön in Kleidungen. Er meldete ſich bey erwehnten Staats-Manne an einem vornehmen teutſchen Hofe. Dieſer vernahm ſein Begehren, und ſtellte ihm auf die Probe. Dieſelbe war dreyfach. Er ſolte erſtlich von vorgegebenen Materien einen teutſchen frantzöſiſchen und lateiniſchen Brief ſchreiben. So dann ein gewiſſes Stück aus der Reichs-Hiſtorie erzehlen und letzlich eine verworrene Rechnung in Ordnung bringen. Hier brach dem Herren Jocoſo der Angſt-Schweiß aus. Seine bisherige Lehrmeiſter hatten ihm von dem allen nichts geſagt; doch trieb ihn die Ehrbegierde an, ſein äuſſerſtes zu wagen. Der teutſche Brief war in einer etwas ſchlechten Schreib-Art abgefaſſet als der Eulenſpiegel. Der frantzöſiſche war der unrichtigen Rechtſchreibung wegen weder zu leſen noch zu verſtehen. Und der lateiniſche hatte in allen Zeilen wieder die Grammatic verſtoſſen. In der Hiſtorie wuſte er weder Anfang noch Ende/ und mit der Rechnung bat er ſich zu verſchonen. Mein Herr/ ſagte der Miniſter ich weiß ſie zu nichts zu gebrauchen. Sie müſſen anderwerts und nicht bey Hoffe ihr Glück ſuchen.

Caliſte.

Zweyte Auflage 1727. den 12. Auguſt.

HALLE, zu finden im Spörliſchen Buchladen.

XI. Stück.

Die Vernünfftigen Tadlerinnen

Mittwochs / den 14. Mertz 1725.

Philander von der Linde.

Denn fürcht ich keinen Zorn und denck in meinen Sinn
Will eine böſe ſeyn, ſo ſey ſie's immerhin.

Nach reiffer Uberlegung der andern Zuſchrifft, welche wir von der überaus-geſchickten Clarice aus Leipzig erhalten, finden wir dieſelbe ſo voller Artigkeit, Lebhafftigkeit und Nutzbarkeit, daß wir uns nicht entbrechen können, daſſelbe, ſo weitläufftig es auch iſt, hie einzurücken. Indem wir ſolches thun, hoffen wir bey unſern Leſern wo nicht mehr, doch gewiß eben ſo viel Danck zu verdienen, als wenn wir etwas von unſern eigenen Gedancken mitgetheilet hätten. Wir bitten aber zum voraus, daß man uns die Lob-Sprüche nicht mißgönnen oder zu einem Hochmuthe auslegen wolle, die uns von dieſem vielleicht gar zu gütigen Frauenzimmer gegeben worden. Wir hätten ſie gerne weggelaſſen, wenn wir es nicht vor eine Unbilligkeit gehalten hätten, ein ſo vollkommen wohlgeſetztes Schreiben ſeines Hauptes zu berauben. Verdienen wir dergleichen gütige Urtheile noch nicht, ſo wollen wir uns angelegen ſeyn laſſen, uns eheſtens dererſelben würdig zu machen.

Vernünfftige Tadlerinnen.

MEine Hochachtung vor euch nimmt mit der Zahl eurer Blätter zu. Das zweyte Stück derſelben gab ſchon zu erkennen, daß ihr den Titel der vernünfftigen nicht mit Unrecht angenommen und die Artigkeit, mit welcher ihr die Ehre der teutſchen Sprache gegen die Halbteutſchen zu vertheidigen wuſtet, verurſachte, daß man nach denen folgenden deſto begieriger würde. Ich verſprach mir alſobald ausnehmenden Nutzen von dieſer Arbeit, zumahl, wenn ihr die Feder auf ſolche Materien lencken würdet die unſer Geſchlecht insbeſondre angehen, weil ich nicht zweifelte, es würde alle Wahrheiten die ihr uns ſagen könnet, von euch viel williger aufnehmen, als wenn Manns-Perſonen dieſelbe vortrügen. Sonderlich gefiel mir die Geſellſchafft der teutſchen Muſen ſo wohl, daß ich mich nicht enthalten konte, um eine Stelle in derſelben Anſuchung zu thun, und ich hatte das Vergnügen zu ſehen, daß ihr der verkappten Clarice davor mehr Danck ſagetet, als ſie verdienet hatte. Ich bin nunmehro biß auf euer ſechſtes Blat gekommen, und habe noch keine Urſache mein erſtes Urtheil zurücke zu nehmen; oder meine gute Meynung von euch zu verändern. Vielmehr muß ich dieſelbe vermehren. Habe ich euch vorhero hochgeachtet, ſo liebe ich euch anitzo. Die guten Gedancken, ſo in euren Schrifften enthalten ſind, die geſchickte Wahl eurer Materien und die vernünfftige Ausarbeitung derſelben, ſind allerdings Liebenswürdig. Die Beſchreibung des guten Geſchmackes, welche ihr uns gebet, zeuget von der Güte des eurigen, und euer Entwurf von den Fehlern, die bey der Auferziehung des weiblichen Geſchlechtes vorgehen, iſt ſo beſchaffen, daß man eyfrig wünſchet euch von dieſem Puncte bald wieder reden zu hören. Erlaubet mir aber, daß ich in deſſen Erwartung euch einige Gedancken, die mir bey Durchleſung des ſechſten Stückes beygefallen, mittheile und mir euer Urtheil darüber ausbitte.

Ich bin vollkommen mit euch einig, daß die Unwiſſenheit, in welcher wir durch unſere nachläßige Erziehung gelaſſen werden, die Quelle aller Mißbräuche ſey, ſo unter uns vorgehen, und aller übeln Nachrede die wir deshalben leiden müſſen. Träge man nur halb ſo viel Sorge, vor die Auszierung unſerer Seele als man mit Verbeſſerung der Leibes-Geſtalt beſchäfftiget iſt; es würde gantz anders um uns ausſehen. Ihr habt dieſes mit aller der Geſchicklichkeit ausgeführet die euch gewöhnlich iſt, und was ihr davon ſaget, iſt unverbeſſerlich. Aber ein eintziges ſcheinet ihr mir allzu kurtz berühret zu haben, welches doch allerdings mehr Betrachtung verdienet, und nebſt der Unwiſſenheit das vornehmſte iſt, ſo unſerm Geſchlechte Schaden thut. Ich meine die unzeitige Schmeicheley.

Wir ſind derſelben von unſerer zarten Kindheit an unterworffen. Unſre Eltern indem ſie mit uns ſpielen, und die zu unſrer Wartung beſtellte Perſonen, indem ſie uns liebkoſen, fangen ſchon an, durch dieſe ſchädliche Gefälligkeit unſern Hertzen eine beſondre Hochachtung vor uns ſelbſt einzuflöſſen. Wir können kaum lallen ſo ſchwatzet man uns ſchon viel von Schönheit, Artigkeit und Lebhafftigkeit Verſtand und unzählichen andern Dingen vor, und machet uns dadurch hochmüthig, ehe wir wiſſen was Hochmuth vor ein Ding ſey? Aber dieſes alles würde uns wenig ſchaden, wann nicht die Schmeicheleyen der Manns-Perſonen, die ſie uns von Jugend auf einpredigen, das Ubel unheilbar machten. Vor dieſem verführeriſchen Geſchlechte, haben wir uns am meiſten, ja gantz allein zu fürchten. Es giebt ſich mehr Mühe unſer Viſigen natürliche Moral durch ſeine Schmeichel-Reden vollends zu verderben und unſre Ohren mit eingebildeten Vollkommenheiten anzufüllen, als es ſich um die allernützlichſten Sachen von der Welt nicht geben würde. Sie machen gar kein Geheimnis aus dieſem übeln Handwercke, und rühmen ſich öffentlich, wenn ſie ein Frauenzimmer durch ihre Künſte hintergangen haben; als wenn es eine Helden-That wäre leichtgläubigen Leuten etwas weiß zu machen. Von den Poeten will ich jetzo nichts gedencken. Dieſe haben das Dichten frey: aber wie wollen ſich die übrigen entſchuldigen? Die Abſichten ſo ſie darunter hegen ſind zwar unterſchiedlich, aber ins Ausführung derſelben kommen ſie alle überein. Viele ſchmeicheln uns, um ſich unſre Unwiſſenheit zu Nutze zu machen, und ein unſchuldiges Frauenzimmer zu ſtrafbaren Dingen zu verleiten. Herr **Vielwitz** ſchätzet uns ſeiner hohen Weißheit nach nicht würdig, vernünfftig mit uns zu reden; und daher will er ſich, wie er ſpricht, nach unſern gout richten. Herr **Wortreich** redet ſchmeichelhafft, weil es in ſeinem Complimentir-Buche nicht anders ſtehet: und der tumme Corar thut es deswegen, weil es Mode iſt. Die meiſten flattiren aus einer ſogenannten Galanterie. Von dieſer letzten Art iſt der junge **Holdritter**, welcher unlängſt von ſeinen Reiſen durch Italien und Franckreich zurücke gekommen iſt, und nebſt ſeiner Perrücke, einem Kleide nach dem neueſten Schnitte, etlichen aufgeleſenen fremden Geberden und einem hüpfenden Gange, nichts als eine verderbte Sprache, und einen Sack voll verlegener bons mots mit nach Hauſe gebracht hat. Er ſaget allem Frauenzimmer ohne Unterſcheid die gröſten Liebkoſungen, oder nach ſeiner Sprache zu reden, fleuretten vor. Die Schönen und die Heßlichen genieſſen gleiches Recht von ihm. Die adorables Beautez, artigſte Frauenzimmer, unvergleichliche Schönen, angenehmſten Engel, ja himmliſche Göttinnen ſind Titul damit er ſehr verſchwenderiſch umgeht. Er trägt kein Bedencken den Vorzug, welchen er der Brunette vor allen andern Schönheiten gegeben, einen Augenblick hernach der blonden mit eben dem Complimente, daß er jener gemacht beyzulegen. **Florinden** beredet er es gefalle ihm in der Welt nichts mehr als ihr Geſicht, auf dem ſich Lilien und Roſen in ſo angenehmer Vermiſchung zeigen, und doch verſichert er in ihrer Gegenwart die blaſſe **Florene** es ſey nichts geſchickter ihn zu feſſeln, als der bezaubernde Schnee, und die angenehme Hof-Farbe, womit ſie von dem Himmel begabet worden. Die wilde **Climunde** bildet ſich feſt ein ſie ſey die lebhaffteſte und artigſte ihres Geſchlechtes; bloß darum, weil es ihr ſo vorgeſagt und ſo offt dazu geſchworen. Wenn er zu der einfältigen **Clerie** kommt, die nichts als ja und nein antworten kan, ſo muß ſie ſich zum Muſter der Sittſamkeit von ihm vorſtellen laſſen. **Bellinden** ſaget er im vorbeygehen etwas ſüſſes über den Haupt-Putz, und im Umwenden **Longinen** etwas verpflichtetes über ihre vortheilhaffte Leibes-Länge; indem er zugleich der dritten durch Verwendung der Augen zu verſtehen giebt, daß ſie ihm noch nie ſowohl gefallen habe, als heute. Er hütet ſich ſehr ſorgfältig einem Frauenzimmer im geringſten zu wiederſprechen, auſſer in ſolchen Dingen daher er Gelegenheit nehmen kan den Streit zu unſerm Vortheile zu entſcheiden. Wenn man auch die abgeſchmackteſten Dinge vorbrächte, ſo würde er doch ſein gefälliges Ja mit einer gewiſſen Mine, die mir ſehr lächerlich vorkommt, hören laſſen, und wohl gar in eine Lobrede über unſern unvergleichlichen Verſtand ausbrechen. Kurtz er iſt der aller unverſchämteſte Schmeichler.

Doch ihm und ſeines gleichen eiteln Menſchen, kan man ihre beſchwerliche Thorheit noch eher zu gute halten; denn ſie verſtehen es nicht beſſer: Aber daß es der verſtändige **Alcander** eben ſo arg machet. **Alcander**, welcher ſich einer ſo tieffen Einſicht in die Moral, eine ſo genaue Erkentnis der Eitelkeit aller menſchlichen Dinge rühmet, das iſt unerträglich! Meynet dieſer kluge Mann, daß wir nicht auch fähig ſind vernünfftig zu werden, wenn man uns Anleitung dazu giebet? Oder achtet er unſer Geſchlecht nicht ſo würdig, daß es von der falſchen Einbildung von ſeinen Vortrefflichkeiten, die ihm ohnedem von Natur gleichſam anhänget, befreyet werde? Es ſcheinet das gantze männliche Geſchlecht habe ſich vereiniget, uns an der Erkentnis unſrer Unvollkommenheiten hinderlich zu ſeyn; man müſte dann einige vernünfftige Väter und beſcheidene Ehemänner davon ausnehmen. Doch was dieſe letzte beſſern wollen, kommet gemeiniglich zu ſpät, und es geſchiehet offt, daß ſelbſt derjenige, welcher ſeine Liebſte ſo vereiteln geholffen durch eben dieſelbe, wann ſie ſeine Frau geworden, davor geſtrafet wird, ja wegen ihrer übeln Aufführung daran er ſelber Schuld hat, gantz eine andre Sprache mit ihr reden muß.

Es fehlt zwar auch nicht an Männern, die uns keinesweges heucheln, ſondern vielmehr gar aus der Zahl der Menſchen ſtoſſen wollen. Sie mahlen uns mit den häßlichſten Farben ab, und ſchreiben unſerm Geſchlechte alles Ubel, alles Unglücke zu daß jemahls die Welt betroffen. Aber dieſe helffen uns ſo wenig, als ſehr uns die Schmeichler ſchaden. Denn eben dadurch daß ſie uns ſchlimmer vorſtellen, als wir ſind, verhindern ſie unſere Beſſerung. Die Abbildung, die ſie von uns machen iſt nicht natürlich, und alſo dienet ſie auch nicht, uns unſere Fehler erkennen zu lernen. Die eiteln unter uns überreden ſich man rede ihnen ſolche Dinge nur aus Neid nach, und die Manns-Perſonen welche dieſes ſchöne Gemählde von uns vor wahrhafft halten, meiden unſere Geſellſchafft gar. Offenhertzig zu reden, wir haben auf beyden Seiten einander nichts

vorzu

vorzuwerffen. Wir ſind beyderſeits Menſchen; wir haben beyderſeits Fehler an uns; aber warum ſollen wir ſchuldiger ſeyn als die Männer? Ich könte vielmehr zu unſerer Entſchuldigung ſagen, daß alles ſtraffbare ſo man uns beymiſſet der wenigen Sorge welche die Männer vor unſre Auſſerziehung tragen zuzuſchreiben ſey. Allein ich will mich damit nicht aufhalten: noch vielweniger will ich meinem Geſchlechte ſelber ſchmeicheln und alle Schuld auf die Männer ſchieben. Nein! es hat gleichfals groſſen Theil daran. Wenn viele unter uns die Schmeicheleyen nicht ſo gefällig aufnehmen, ja bey nahe als eine Schuldigkeit fordern möchten, müſten ſich nicht die Manns-Perſonen ſelber ſchämen ihnen ſolche Dinge vorzuſagen? Sie glauben endlich ſelber, es ſey alles wahr, was an ihnen gerühmet wird, und halten es vor eine Beleidigung, wenn man aus einem andern Thone mit ihnen reden will. Dieſes thun die meiſten. Sehr wenige empfinden einen Verdrüß darüber, und die allerwenigſten wiſſen ſich die Schmeichel-Reden noch einigermaſſen zu Nutze zu machen. Ich vor meine Perſon brauche ſie als einen Probier-Stein, der mir die durchgängige Falſchheit der Männer entdecket, und als einen Spiegel, darinnen ich erkenne wie ich ſeyn ſoll, und wie viel mir noch fehlet, ehe ich ſo vollkommen werde, als man mich alle Tage verſichert daß ich ſchon würcklich ſey.

Ich bin gewiß liebſte **Tadlerinnen**, daß eure Meynung hierinnen von der meinigen nicht wird unterſchieden ſeyn, und alſo werd ich leicht von euch erlangen, daß ihr euch unſer in dieſer Sache annehmet. Rettet doch euer Geſchlecht von dieſen allgemeinen Ubel, womit es von dem männlichen angefochten wird. Gebet allen Schmeichlern zu erkennen, wie unverantwortlich, niedrig, ungereimt und lächerlich ihre Aufführung ſey. Stellet ihnen vor, daß ſie ſehr ungerecht handeln, wenn ſie dem unverſtändigen Frauenzimmer durch ihr Geſchwätze den Weg zu ihrer Selbſt-Erkentnis abſchneiden; und daß ſie ſich in Gefahr ſetzen, von denen verſtändigen Weibs-Perſonen deswegen verachtet und ausgelachet zu werden. Wollen ſie ſich damit entſchuldigen, daß ſie auf dieſe Weiſe ſtumme Perſonen bey dem Frauenzimmer abgeben müſſen, weil ihre Geſpräche bißher meiſtentheils aus Flatterien beſtanden hätten, ſo ſaget ihnen, daß derjenige noch ſchlecht zu leben wiſſe, der einem Frauenzimmer nichts ſagen könne als Unwahrheiten; daß es beſſer ſey gar ſtille zu ſchweigen als ſchädliche Dinge vorbringen, und daß man Materie genug zur Unterredung habe, wenn man nur vernünfftig reden wolle. Dieſe Lehren werden auch unter uns den Nutzen ſchaffen, daß ſich die Vernünfftigen von vielem Verdruße werden befreyet ſehen, von den übrigen aber wenigſtens einige ſich ſelbſt werden erkennen lernen. Ja, ihr werdet euch hierdurch das gantze weibliche Geſchlecht verbündlich machen, unter demſelben aber niemand ſtärcker als

Eure

Leipzig den 12. Febr. ergebene
1725.

Clarice.

Halle, zu finden im Spörliſchen Buchladen, ingleichen zu Leipzig bey Brauns Erben, in Hamburg bey Kißnern, in Berlin bey Rüdigern auch bey Hauden, in Dreßden bey Zimmermann und Gerlach, in Nürnberg bey Enders Erben, in Ulm bey Bartholomä, in Braunſchweig bey Rengern, in Wolffenbüttel bey Meißnern, in Breßlau bey Hubert, in Bremen bey Sauermann, in Wittenberg bey Zimmermanns Erben, in Augſpurg bey Mertz und Meyer, in Zerbſt bey Göckingen.

XII. Stück.

Die Vernünfftigen Tadlerinnen

Mittwochs den 21. Mertz. 1725.

Canitz.

Jſts möglich? kan dir noch die Dichter-Kunſt gefallen:
Gieb achtung / bitt ich dich wie unſer Lieder ſchallen,
Und was vor eine Brut man allenthalben heckt,
So weit ſich das Gebiet des teutſchen Boden ſtreckt.

Unter denen bey uns eingelauffenen Briefen iſt einer den 21. Februar. von einem überausgeſchickten, und unſerer geringen Arbeit ſehr geneigten Frauenzimmer geſchrieben. Es hat ihr, vielleicht aus guten Urſachen beliebet, weder Ort noch Nahmen zu nennen; denn die Unterſchrifft beſteht infolgenden zweyen Verſen:

Vor dißmal kan ich nicht den rechten Namen ſchreiben,
Der Ort, woher ich bin, ſoll auch verſchwiegen bleiben.

Aus dieſen artigen Zeilen haben wir zur Gnüge abgenommen, daß es allerdings wahr ſeyn müſſe, was uns gem die unbekannte Gönnerin von ſich ſelbſt zu berichten beliebet, daß ſie nemlich ſo wohl in der ungebundenen als gebundenen Schreib-Art nicht ungeübet ſey. Wir werden uns deswegen die Ehre ihrer gütigen Zuſchrifft öffters ausbitten, um dadurch denjenigen Nutzen zu erlangen, den wir der Entfernung halber aus einem vertraulichen Umgange mit derſelben, nicht genieſſen können.

Ein ſo löbliches Exempel eines Frauenzimmers welches ſich auf die Poeſie befleißiget, hat uns auf die Gedancken gebracht, daß es vielleicht noch viel andere Perſonen unſers Geſchlechtes geben mag, die ihre Neben-Stunden mit eben dieſen Zeit-Vertreibe zu bringen. Wir haben daher geſchloſſen, daß es weder unnöthig noch unangenehm ſeyn würde, wenn wir bey dieſer Veranlaſſung unſere Gedancken von einigen zur Poeſie gehörigen Stücken die eines vernünfftigen Tadels würdig ſind, eröffnen möchten. Daß wir in denen vornehmſten Poeten unſers Vaterlandes nicht unbeleſen ſind, wird man aus denen Uberſchrifften unſerer Blätter bereits abgenommen haben; und ob wir uns gleich nicht dafür ausgeben, daß wir ſelber einige Gedichte von unſerer Arbeit der Welt vor Augen legen können, ſo haben wir uns doch bishero bemühet einen vernünfftigen Begriff von denen vornehmſten Tugenden und Laſtern eines guten Verſes zu erlangen. Wie weit wir es nun hierinnen gebracht haben, wird aus dem folgenden leicht abzunehmen ſeyn.

Anfänglich ſcheinet die Dicht-Kunſt eine dem weiblichen Geſchlechte nicht unanſtändige Beſchäfftigung zu geben. Ein Frauenzimmer iſt mehrentheils von Natur mit derjenigen Eigenſchafft verſehen, die hauptſächlich zur Poeſie gehöret, nemlich mit einer lebhafften Einbildungs-Krafft, die ſie reich an Einfällen machet. Es liebet insgemein einen angenehmen Zeit-Vertreib, womit es diejenigen Stunden, da es mit keiner ernſthafften Arbeit beſchäfftiget iſt, vergnügt hin zu bringen suchet. Was könte man aber erdencken, welches ergötzender wäre, oder mehr beluſtigen könte, als die Poeſie. Inſonderheit trifft dieſes bey ſolchen Perſonen ein, die von einigem Stande ſind, ſo daß ſie nicht Urſache haben, um des Erwerbes halber vor andere zu arbeiten. Manche würde nicht ſo viele Stunden mit Melancholiſchen Gedancken, mit den Eitelkeiten ihres Putzes, mit dem Charten-Spiele, oder dem überflüßigen Beſuche ihrer Anverwandten zubringen, wenn ſie einmahl empfunden hätte, wie angenehm es ſeye, weñ man ſeine Gedancken in einer gebundenen Rede auslaſſen kan. Man mag traurig oder betrübt ſeyn, es mögen uns ſchertzhaffte oder lehrreiche Gedancken beyfallen, ſo iſt ein Vers geſchickt dieſelben auszudrucken. Ja in dieſer H. Zeit ſelbſt kan man ſeine Andacht zu unterhalten poetiſche Betrachtungen anſtellen, die uns die Regeln des Chriſtenthums vorſchreiben, und alſo auch den Gebrauch ſeiner Feder dem Allerhöchſten widmen.

Daher iſt es nun höchſtens zu bewundern, daß die Poeſie nicht längſt ein allgemeiner Zeit-Vertreib des Frauenzimmers geworden. Zwar hat man gantze Bücher von denen galanten Poetinnen Teutſchlandes geſchrieben; allein die wenigſten darunter haben es ſo weit gebracht, daß ihre Gedichte ſich ans Licht wagen dörfen. Alſo bleibt die Zahl unſerer Poetinnen noch ſehr klein. Unterſuchet man woher dieſes komme, ſo finde ich faſt nur eine eintzige Urſache, dadurch die meiſten von der Poeſie abgehalten werden, nehmlich die falſche Einbildung, daß es was überaus ſchweres ſey, Verſe zu machen. Ich nenne es wohl bedächtig eine falſche Einbildung; denn ich getraue mir zu behaupten, was ich ſage. Wäre es was ſchweres Verſe zu machen ſo müſte die Schwierigkeit entweder in dem äuſſerlichē Sylben-Maße, und der Kunſt zu reimen beſtehen, oder an denen Sachen ſelbſt liegen, davon man ſchreibet. Beydes iſt aber gantz was leichtes. Was das erſte anbelanget, ſo iſt ja alles was dazu erfordert wird, in unzehlichen Anleitungen zur Poeſie, ſo deutlich abgehandelt, daß es eine Perſon von mittelmäßigen Begriffe, gleichſam ſpielend durchblättern und ohne Lehr-Meiſter erlernen kan. Ich will hier nur **Rothen**, **Menantes** und **Neukirchs** Bücher nahmhafft machen: ob ich gleich noch viele andere anführen könte, die dazu gebrauchet werden können. Was die andere Schwierigkeit betrifft, ſo kan auch die Materie der Verſe einen lebhafften Frauenzimmer, dergleichen die allermeiſten ſind, nicht ſchwer fallen. Sie darf ja nur einige von denen Schrifften unſerer beſten Poeten zur Hand nehmen, darinnen täglich etliche Blätter leſen, auf diejenigen Stellen die ihnen ins beſondere gefallen etwas genauer acht haben, und wenn ſie dieſes eine Zeit lang gethan ſelbſt Hand anlegen, und ihre eigene Gedancken ſo gut auslaſſen, als es von Anfang werden will. Es iſt wahr, daß die erſte Probe kein Meiſterſtücke ſeyn wird: allein die Fortſetzung einer ſolchen Bemühung wird ihr von Tage zu Tage angenehmer werden. Sie wird mit der Zeit ihre eigene Fehler gewahr werden. Sie wird endlich ſelbſt bemercken wo der Gedancke matt, der Ausdruck unnatürlich die Verſetzung der Worte ungewöhnlich, die Reime unrein und das Sylben-Maß der eingeführten Ausſprache eines jeden Worts zu wieder geweſen. Denn kan eine ſolche anfangende Poetin entweder ihre alte Arbeit verbeſſern, oder wo dieſes gar zu mühſam ſeyn mögte, was neues verfertigen, worinnen kein eintziger von den einmahl erkandten Fehlern anzutreffen ſeye.

Ja, wird manche von unſern Leſerinnen hie dencken, zu einen guten Verſe gehören doch allerley frembde Hiſtorien, alte Fabeln von Göttern und Göttinnen, Gleichniſſe, Sinn-Bilder, und dergleichen Zierrathe, die nicht in meinem Gehirne wachſen, ſondern durch groſſe Gelehrſamkeit erſt zu wege gebracht werden. Doch dieſer Einwurff iſt von keiner Erheblichkeit: es iſt gar leicht zu zeigen daß alle dieſe Stücke das Weſen eines guten Gedichtes nicht ausmachen, und daß man ſich folglich ſo ängſtlich um dieſelben nicht zu bekümmern habe. Was erſtlich frembde Nahmen, alle die ausländiſchen Geſchichte, Indianiſche Thiere und Gewächſe und dergleichen Raritäten mehr betrifft, ſo iſt der Mißbrauch ſolcher Alfantzereyen bey einigen unſerer vermeynten Poeten ſo hoch geſtiegen, daß andere vernünfftige ſie deswegen nur verlachet haben. Das thut zum Exempel Gryphius, der in einem, ſeiner Gedichte dieſe weitgeſuchte Zierrathe recht Satyriſch durchziehte.

Vornehmlich wenn man von Ternat und Martapan,
Von Ventimiglia und Peru ſprechen kan,
Wenn Quinſoy, Potoſi, ja ſelbſt das Louvre prahlen,
Wenn das Eſcurial mit ſeinen Sonnen-Strahlen,
Die hohe Redens-Art nebſt der Sorbonne ziert:
Das heißt die Eloquentz recht um das Licht geführt.
Verſichert Idalis wirfft ſolche Silber-Fackeln
Auf unſre Tellus nicht. Wie wird dein Reichs-Stuhl wackeln
Verwegner Cicero? wie werden wir erhöht,
Wenn dieſer Marcipan auf unſrer Tafel ſteht?

Was die Fabeln der Heyden von ihren Göttern und Göttinnen anlanget, ſo iſt dieſes gleichfals ein verlegner Kram, der zu nichts dienet, einige wenige ausgenommen, als zum Exempel: Mars, Juno, Cupido, Aeolus, den Krieg den Hochmuth, die Liebe und den Wind dadurch vorzubilden: welche man aber ohn alle Mühe, aus dem bloßen Leſen der Poeten faſſen kan. Ich kan mich nicht enthalten wiederum einige Verſe aus Philanders Gedichten herzuſetzen, darinnen wie mich dünckt die Thorheit ſolcher Mythologiſchen Einfälle recht ſcharffſinnig verlachet werden.

Wer ſagt mir, wie ich ſoll auf recht poetiſch ſagen,
Ich ſchlieff und träumte mir; denn das iſt zu gemein?
Und Opitz würde gar dadurch an Hals geſchlagen,
Wenns nicht fein kunterbunt beſchrieben ſolte ſeyn.
Vielleicht klappt dieſes gut: die ſchnellen Feuer-Pferde
Des Titans wurden nun bey Thetis ausgeſpannt,
Dictynna fuhr hierauf am Himmel um die Erde,
Und kühlte wieder ab was Phlegons Glut verbrannt.

Es hatte ſchon die Nacht den Schlaffpeltz umgehangen
Die Horen goſſen ihr das Cammerbecken aus:
Als Morpheus ſchwartz und braun vors Bette kam gegangen
Und ſchlug mit ſeinen Mohn an meiner Sinnen Haus,
Es wurden ihm geſchwind die Thüren aufgeſchloſſen
Da kam ein Traum und nahm darinne ſein Quartier!
Doch wo gerath ich hin? weg mit den Narrens-Poſſen.
Viel beſſer kurtz geſagt; ich ſchlieff und träumte mir,

Gleichniſſe und Sinn-Bilder ſind endlich Dinge, die am allerſeltſamſten gebrauchet werden: ja wie es ein Fehler ſeyn würde, wenn man ſie bey aller Gelegenheit anbringen wolte, alſo würde man einem; deswegen den Ruhm eines Poeten nicht abſprechen, wenn er gleich ſein Lebenlang keine Strophen hätte eindrucken laſſen.

Womit ſoll ich alſo die Zeilen voll machen? wird eine andere fragen: ich werde zum wenigſten hohe und prächtige Gedancken ſuchen müſſen, und wo nimmt ein unſtudiertes Frauenzimmer ſolche Perlen und Edelgeſteine her? Das iſt ein neuer Kummer, der aber eben ſo wenig zu bedeuten hat, als die vorigen. Hohe Gedancken ſind gut, wenn ſie bey hohen Sachen angebracht werden, aber unnöthig ja läppiſch wenn man von niedrigen und gemeinen Dingen prächtig und wunderwürdig reden will. Man zwinge ſich derowegen nicht zu einer hohen Schreib-Art Man rede nicht uberall von Sonnen und Sternen, von Adlern und Löwen, von Himmel und Hölle, Blitz, Donner, Hagel, Schnee und Eis. So machens nur einige einfältige Poeten, die einer jeden **Lea** triefende Augen, einem gantzen himmliſchen Heer vorziehen, ihre eigene verbuhlte Hertzen zu Feuerſpeyenden Bergen machen, und ihren Geliebten einer mäßigen Weigerung halber eine Bruſt zuſchreiben die allen Alpiſchen Schnee-Gebürgen an Kälte, Wind, Ertz, Marmor, Stahl und Eiſen an Härte übertrifft. Wenn ich ſolch Zeug auch in unſern beſten Poeten gewahr werde, dencke ich allezeit mit den berühmten Heräus.

Still, Muſen! ſtill, Wohin? ihr fanget an zu raſen.

Und mit dem vollkommenen Canitz aus ſeinem Satyriſchen Gedichte von der Poeſie, welches ich hiermit allen auf das beſte empfehlen will:

Man ſchreibet itzt nicht mehr was ſich zur Sache ſchicket
Es wird nach der Natur kein Einfall ausgedrücket,
Der Bogen iſt gefüllt, eh man an ſie gedacht.
Was klein iſt, das wird groß, was groß iſt klein gemacht.

So lobwürdig es nun iſt von allen Dingen naturlich und ſo wie ſie ſind zu dencken und zu ſchreiben, ſo leicht iſt es bey einer geſuchten Hoheit unvernünfftig zu dichten. Ich habe neulich eine Cantata geleſen die nicht längſt an einem fürſtlichen Hofe abgeſungen worden, welche ſich ſo anfänget:

Schallt ihr Paucken und Trompeten
Daß davon die Stern erröthen.

Hilf Himmel: dachte ich, das iſt hoch gegeben. Oder damit ich mich deutlicher erklähre, das iſt unbegreifflich, unnatürlich, und wieder alle Möglichkeit geſchrieben. Dringet der Paucken und Trompeten-Schall biß an die Sterne? oder wenn er hindringet, haben die Sterne Ohren ihn zu hören? haben ſie keine, wie können ſie davon erröthen? Oder geſetzt daß ſie wohl hören könten, können ſie denn auch blaß oder roth werden? Geſchähe dieſes ſo müſten ſie ſich etwa ſchämen? Aber worüber? Und wie können ſie ſich ſchämen, da ſie nicht nur unvernünfftige ſondern gar lebloſe Geſchöpffe ſind. Alle dieſe Zweiffels-Knoten kan man vermeiden, wenn man ſich natürlich zu ſchreiben angewöhnet. Das natürliche iſt leichter als das gekünſtelte, zum wenigſten bey denen die ſich noch nicht verwöhnet haben, und alſo wird die Poeſie einem Frauenzimmer um ſo vielweniger, ſchwer fallen, je weniger gezwungenes und ſchwülſtiges Zeug ſie ihr Lebtag geleſen hat.

Ohne Zweiffel werden viele zu wiſſen verlangen was vor Schrifften man denn inſonderheit zu leſen habe, wenn man ſich eine angenehme, leichte und natürliche Schreib-Art in der Poeſie angewehnen will? So iſt unſers Erachtens rathſam, erſtlich Chriſtian Weiſens Poetiſche Sachen zu leſen, deſſen flieſſende und reine Verſe einem Anfänger zum Muſter dienen können. Hernach kan Opitz und **Gryphius** folgen, welche ſich nicht wie Hoffmannswaldau und Lohenſtein, durch die Italiäner zu einem gekünſtelten Weſen, und einer gezwungenen Hoheit verführen laſſen. Endlich kan man Canitzen und Herrn von Beſſers Sachen hinzuſetzen. Wir nennen aber dieſe Berühmte Männer nicht deswegen, als wenn wir, mit denen Schweitzern in ihren Diſcourſen der Mahler, dieſe allein vor Poeten ausgeben und alle übrige verwerffen wolten. Sondern wir halten einen Neukirch, Amthor, Philander, Brock und Richey, eben ſo hoch, als groſſe Poeten gehalten zu werden verdienen. Nur haben wir es nicht vor nöthig geachtet Anfänger mit einer gar zu groſſen Poetiſchen Bibliotheck zu überhäuſen, und ſie dadurch abzuſchrecken.

Werden wir bemercken daß unſern Leſern dieſe Gedancken von der Ticht-Kunſt nicht mißfallen, ſo wollen wir ins künfftige fortfahren dem Frauenzimmer zu gut, die ſich dem Unterrichte der Manns-Perſonen nicht anvertrauen, und doch Verſe machen wollen, einige andre Fehler in der Poeſie anzumercken und zu beurtheilen.

Caliſte.

Zweyte Auflage 1727. den 12. Auguſt.

HALLE, zu finden im Spörliſchen Buchladen.

XIII. Stück

Die Vernünfftigen Tadlerinnen

Mittwochs/ den 28. Mertz. 1725.

Canitz.

Daß ich mich vor der kalten Hand
Des Todes nicht entfärbe:
So mache mich mit ihm bekannt,
Vorher noch eh ich ſterbe.
Wenn ſchnöde Wolluſt mich erfüllt,
So werde durch ein Schrecken Bild
Verdorrter Todten-Knochen,
Der Kützel unterbrochen.

Als neulich mein Vetter, der ein Doctor der Artzney-Kunſt iſt, einige Anverwandte und darunter auch etliche Frauenzimmer bey ſich hatte, und wie gewöhnlich iſt, die Geſpräche dahinaus fielen, ob man nichts neues vernommen hätte? war dieſer unſer Wirth am erſten mit der Antwort fertig: Ja allerdings habe ich was neues, nicht nur zu erzehlen; ſondern auch gar zu zeigen. Sie wiſſen wohl, daß ich mir ein kleines Naturalien-Cabinet zu ſammeln angefangen, wozu ich mir theils ſelber allerley innländiſche Seltenheiten anſchaffe, zum theil aber über Holland und Engelland aus Oſt- und Weſt-Indien . manches merckwürdiges Stücke von fremden Gewächſen, Steinen, Muſcheln, Thieren und Vögeln kommen laſſe. Und ich habe eben dieſe Woche was ſonderbares geſchickt

N bekom-

bekom̃en, wornach ich längſt getrachtet u. welches ich, wo Ihnen anders damit aufwarten darf gleich itzo zeigen kan.

Wer war begieriger als die gantze Geſellſchafft dieſe Orientaliſche Seltenheit der Natur in Augenſchein zu nehmen? und ich darf faſt nicht ſagen, wie einhellig wir alle geweſen, ihn um die Erfüllung ſeines Anerbietens zu erſuchen. Man muſte durch etliche Zimmer gehen, ehe man in ſeine Studierſtube kam, wo er theils allerley künſtliche Inſtrumente, theils auch mit unzehlichen kleinen Fächern verſehene Schräncke ſtehen hatte. Die Augen eines jeden unter uns blieben, bey dem erſten Eintritte, an etwas ſeltſamen hangen, als er uns ein Fach nach dem andern zu eröffnen anfing; dabey wir denn allezeit neue Gelegenheit fanden, die Wunder GOttes in der Natur mit Erſtaunen zu betrachten. Doch ſo viel ſeltſames er uns auch zeigete, ſo oft wiederholete er die Verſicherung, daß dieſes alles noch nichts zu rechnen ſey, gegen demjenigen, ſo er kürtzlich bekommen hätte.

Unſere Neugierigkeit war auf das höchſte geſtiegen, als er ein kleines Cabinet neben ſeinen Zimmer öffnete, und dadurch die Augen aller Anweſenden zu einer Art von Wettſtreite veranlaſſete, welches am erſten dieſes ſonderliche Kunſtſtück in der Natur würde gewahr werden. Doch ein beſonderes Behältniß welches wir gewahr wurden, machte dieſe eifrige Blicke zu ſchanden, biß mein Vetter, mit vielen widerholten Lob-Sprüchen von dieſer ausländiſchen Seltenheit daſſelbe eröffnete, und uns nichts anders als ein künſtlich zuſam̃en gefügtes Todten-Gerippe von einem menſchlichen Cörper vor die Augen ſtellete. Ich müſte mein gantzes Blat anfüllen, wenn ich alle die Gemüths-Bewegungen beſchreiben wolte, die ſich in der gantzen Geſellſchafft, wiewohl bey einem jeden auf eine beſondere Weiſe, auſſerten als ſie in ihrer gröſten Neugierigkeit dieſer ſchrecklichen Todes-Geſtalt anſichtig wurden. Ich will nur ſo viel ſagen, daß ein gewiſſes Frauenzimmer plötzlich zur Er den ſanck und vor Schrecken in Ohnmacht fiel. Etliche ſagten: ey das iſt mir nichts neues, ich habe es ſchon ſonſt geſehen. Andere fiengen überlaut an zu lachen daß unſer Wirth, wie ſie redeten uns einen ſo artigen Streich geſpielet hatte.

Ich weiß eben nicht zu ſagen, was mein Vetter in dieſem Stücke vor Abſichten gehabt haben mag. Vielleicht hat er einer neugierigẽ Geſellſchafft ihre unmäßige Lüſternheit verweiſen wollen. Oder er hat uns aus einer noch tugendhafftern Abſicht, erbauliche Betrachtungẽ der Sterblichkeit, in den Sinn bringen wollen. Wann dieſes letztere, ſo hätte er zum wenigſten bey mir ſeines Zweckes nicht verfehlet: deñ dieſer unvermuthete Anblick hatte einen ſo tiefen Eindruck in meinem Gemüthe gemachet, als ſonſt die allerbeweglichſte Vorſtellung die entweder mündlich oder ſchrifftlich geſchehen kan, in mir gemacht haben würde. Ich entzog mich der Geſellſchafft, ſo bald es ſich des Wohlſtandes halber thun ließ. Ich kam nach Hauſe, und wolte einige Geſchäffte ausrichten; aber vergebens, die Todten-Gedancken lagen mir immer im Sinne. Ich trat ans Clavier, und wolte mir dadurch eine Veränderung machen, aber umſonſt. Die Hände ſelbſt geriethen dißmal auf lauter Todten-Lieder. Ich gieng vors Fenſter, um durch die vorbeygehende Leute, andre Einfälle zu bekommen. Doch ſo viel Perſonen ich erblickte, ſo viel Todten-Gerippe ſah ich über die Straſſe gehẽ: indem meine Augen nunmehro nicht an den äuſſerlichen Kleidungẽ kleben blieben, ſondern Haut und Fleiſch durchdrungen und nichts als die bloſſen Knochen gewahr wurden. Es kam mir in dieſen Gedancken ein hefftiger Schauer an, ſo daß ich gar eine Veränderung in meinen Angeſicht wahrnahm. Ich trat vor den Spiegel um dieſelbe genauer zu bemercken, und ſiehe ich ſelbſt kam mir nicht anders vor, als jenes Knochen-Bild meines Vetters. Ich hatte keine Haut mehr auf dem Geſichte: Die Augen waren nichts anders, als fürchterliche Hölen, die tief bis in das leere Gehirn gingen. An ſtatt der Haare war nur ein kahler Schedel zu ſehen. Meine Arm und Finger ſchienen mir vor groſſer Dürre zu klappern, ſo offt ich mich bewegte. Und wenn ich nicht zeitig von iemanden wäre geſtöret worden, würde ich vielleicht in eine noch tieffere Betrachtung gerathen ſeyn.

Als ich mich des Abends zur Ruhe begeben wollte, ſtellten ſich meine Todes-Gedancken von neuen wieder ein, wiewohl ich ſie auch unterdeſſen noch nicht hatte vertreiben können. Die einſame Stille, darinn ich mich befand machte meinen Betrachtungen Platz, denn je ruhiger mein Leib war deſto geſchäfftiger ward das Gemüthe, und je weniger meine Augen in finſtern ſehen konten; deſtomehr Vorſtellungen machte ſich mein Verſtand. Es war alſo kein Wunder, daß ich in vielē Stunden keinen Schlaf merckte, und die halbe Nacht mit wachen zu bringen muſte, die mir aber bey meinen Betrachtungen ſo kurtz ward, als ob ſie nur etliche Minuten lang geweſen wäre.

Ich habe das Vertrauen zu denen unter meinen Leſern die vernünfftig und tugendhafft ſind, daß ſie mich keines Poſſenhafften Vortrages beſchuldigen werden; wiewol von andern bereits geſchehen iſt: wenn ich ihnen gleich einen kurtzen Auszug meiner damahligen ernſthafften Gedancken mittheile. Leute die nur allezeit lachen wollen, können dieſes Stücke ungeleſen laſſen, und ihre Eitelkeit auf andere Weiſe vergnügen. Verſtändige wiſſen alles zu rechter Zeit zu thun, und denen zu gefallen, wo ich mir ſo viel ſchmeicheln darf, habe ich meine Todes-Gedancken entwerfen wollen.

Hie lieg ich in einem bequemen Bette, ſprach ich bey mir ſelbſt, und wer weiß wie bald ich mitten unter den garſtigſten Würmern ein Lager bekommen werde. Die Veränderung ſcheinet groß zu ſeyn: aber ſie bedarf nur eine kurtze Zeit zu ihrer Ausführung. Ein Augenblick iſt ſchon viel zu langwierig dazu, daß ein Lebendiger unter die Zahl der

Todten grabe. Und wer will mich verſichern, wie viel Jahre, wie viel Monden, wie viel Tage, oder wie viel Stunden es noch mit mir Anſtand haben werde? Es iſt wahr, ich bin geſund u. fühle noch zur Zeit nichts was mich ins Grab werfen könte; wer weiß aber ob nicht allbereit ein geheimer Feind in dem innerſten meiner Glieder wühlet und ſich nicht ehe ſehen zu laſſen gedencket, als biß er mich völlig zu Boden geworfen. Die Kranckheiten kommen ſelten von auſſen in den Menſchen. Die meiſten entſtehen aus ſeinem eigenen Weſen; und ſind ehe darinne verhanden als man ſie ſpühret oder wahrnimmt. Es iſt ja wohl ehe ein Menſch geſtorben, der ſo jung, ſo geſund, und ſo munter geweſen als ich mich itzo befinde: und vielleicht iſt heute oder morgen die Reihe an mich gekommen, dahin zu wandern, wohin zwar viel andre nach ſpäten Jahren erſt gelangen, unzehlige andre hergegen noch viel zeitiger gekommen ſind.

Sind es nicht recht kindiſche Gedancken, wenn wir uns den Todt als einen dürren Knochen-Mann vorſtellen, und vor ſeinem Gemählde in ein ängſtliches Zittern gerathen? Endweder es giebt ein ſolches Hirn-Geſpenſte nicht oder wo es ja dergleichen geben ſoll, ſo müſſen wir es in uns ſelbſt ſuchen. Ein jeder trägt ſeinen eigenen Tod mit ſich herum; wo wir ſtehen und gehen, wo wir ſitzen und liegen, da ſtehet, da gehet, da ſitzet und lieget der Tod bey uns, oder beſſer zu ſagen, mitten in uns, ja wir ſelber ſind dieſer Tod. Daß wir dieſes nicht bemercken, das kommt daher weil er ſich in eine unkenntliche Larve verkleidet hat. Er hat ſich alle dürre Gebeine mit einer unzehlichen Menge kleiner Adern und Blutgefäße überzogen. Dieſe hat er in eine weiſſe Haut verhüllet, und über dieſelbe mancherley wunderlich zuſammen gefügte Decken gehangen die er von tauſend unvernünfftigen Thieren gleichſam erbettelt hat. In dieſem äuſſerlichen Putze mercke man es nicht was vor ein abſcheulicher Gaſt dahinter ſtecke. Man bleibt an dem äuſſerlichen Scheine hangen, und vergißt das inwendige

Schrecken-Bild. Man liebet die Kleidung und haſſet die Perſon, ſo ſie träget. Man vergaffet ſich in den Putz des Menſchen, das iſt Fleiſch und Haut, und erſtaunet wenn man das eigentliche Weſen ſeines Cörpers anſichtig wird.

Wie thöricht handelt doch die eitele Belline, wenn ſie ſich vor eine Göttin anſiehet, die ihrer Schönheit halber angebetet zu werden verdienet? Was meinet dieſe unbedachtſame Schöne? hat ſie deñ einen ſo groſſen Vorzug vor andern? Iſt ſie aus andern Gliedmaſſen zuſam̃en geſetzet; als das Knochen-Gebäude meines Vetters? Sie wird ja ſo unverſtändig nicht ſeyn, und ſich dieſes einbilden. Woriñ beſteht denn ihr Vorrecht, vor allen ungeſtalten Perſonen? In einem Stückchen glatter-Haut, welches über den dürren-Hirnſchädel gezogen iſt, und vorne biß an den Kiñbacken reichet, der ſo ſehr raſſelte als ihn mein Vetter angriff und mit den wackelnden Zahn-Reihen etliche mahl zuſammen ſchlug. Elender Vorzug! ziehet ihr doch das Läppchen vom Geſichte: nehmet das Fleiſch von denen Knochen: was wird mehr übrig bleiben als ein Todten-Gerippe? Ein Anblick vor welchem ſie ſelbſt vielleicht in Ohnmacht ſincken würde: weñ ſie ihn an ſtatt ihrer itzigen Geſtalt einmahl im Spiegel erblicken möchte.

Und warum bekümmert ſich Lea? daß ſie keine Rahel iſt? vergeblicher Kuñer! der Unterſcheid zwiſchen ihren Cörpern iſt ſo groß nicht als ſie ſich denſelbe wohl einbildet. Nur das äuſſerliche macht ein kleines Blendwerck, ſonſt ſind ſie ſich gantz ähnlich; u. wer weiß, ob nicht ihr iñerlicher Gliederbau der Rahel ihrem, an guter Einrichtung, Ordnung u. Schönheit vorhet. Vielleicht muß dieſe wohl ehe ſterben und alſo den ſchönen Putz ablegē der ihren iñwendigen Tod ſo anſehnlich gemacht. Ein Wurm bleibt ein Wurm, man mag ihn in Staub, oder Baumwolle, oder Seide einwickeln, u. ein Gerippe höret nicht auf ein fürchterliches Weſen zu ſeyn: weñ es gleich von auſſen mit weiſſer und rother, oder gelber, brauner und ſchwartzer Haut überzogen iſt.

Wie geht es aber iñer zu, daß eben derſelbe Anblick auf einmahl ſo viel verſchiedene Wirckungen hervor gebracht, der eine lacht, der andre wird zornig, der dritte fällt in Ohnmacht, und ich bin vielleicht die eintzige die in ſo ernſthafften Betrachtungen darüber gerathen iſt. Der Unterſcheid muß doch wohl aus denen mañigfaltigen Gemüths Beſchaffenheten der Menſchen herrühren, davon eine allezeit beſſer iſt als die andre. Mein GOtt! was gehört vor ein ſicheres Weſen dazu ein ſo deutliches Bild unſerer Sterblichkeit, mit einem lauten Gelächter anzuſehen. Lachet denn ein Seefahrender wohl weñ er diejenigen Leichen neben ſeinen Schiffe ſchwimmen ſiehet, welche den Augenblick in einem, vor ſeinen Augen zertrümerten Schiffe ertruncken ſind. Errinnert er ſich nicht ſeiner eigenen Gefahr, inſonderheit weñ der Sturm noch anhält, und er keine Stunde ſeines Lebens ſicher iſt? will man dieſes Gleichniß nicht gelten laſſen: ſo muß man erweiſen, daß wir unſeres Lebens und Todes halber eine völlige Gewißheit habẽ, welches aber gantz und gar unmüglich iſt. Wie unbedachtſam handeln diejenige, ſo über einen Mann zornig werden, der ihnen was ſonderbares zu zeigen verſpricht, und hernach noch was ſeltners vor Augen ſtellet, als ſie ſelbſt vermuthet hätten. Und was vor verkehrte Neigungen muß nicht ein Menſch haben, der etwa einen bunten Indianiſchẽ Vogel, oder eine künſtlich gewundene Schnecke vor höher und ſehenswürdiger achtet, als dasjenige ſo ihn zur Erkeñtniß ſein ſelbſt und ſeines Elendes führen kan. Niemand wird einen Sommer-Vogel vor eine Lerche, oder eine Fledermaus vor eine Taube nehmen wollen. Obgleich jene weit ſeltſamere Farben und Geſtalten haben. Solche Gemüther aber wollen lieber orientaliſche Würmer / Schlangen und Affen von auſſen als einen Europäiſchen Menſchen ja als ſich ſelbſt von innen kennen lernen.

Was ſoll ich von derjenigen weichhertzigen Seele ſagen, die bey Erblickung ihres Ebenbildes todt zur Erden fiel? Iſt ſie beſſer oder ſchlechter daran als die übrigen? Ach ſie zeiget mir einen neuen Beweis Grund unſerer Hinfälligkeit. Sie ſtirbt faſt von dem bloſſen Anſchauen ihres eigenen Weſens : Deñ was iſt die Ohnmacht anders als ein kurtzer Tod , was vor ein zerbrechendes Ding iſt denn das Leben des Menſchen? Ein Glaß zerſpringt ja nicht : wenn es nicht zerſtoſſen oder zerſchlagen wird. Und ein Menſch kan dahin fallen , wenn er nur etwas trauriges gewahr wird. Wie ſehr verzärteln wir nicht unſere Gemüther , und was vor übele Gewohnheiten nehmen wir an? wir wollen nichts ſehen als was angenehm , beluſtigend und ſchön iſt. Was heßliches ſoll uns nicht vors Geſichte kommen. Inſonderheit das Todten-Geräthe, ſoll ſo viel immer möglich iſt / von uns entfernet bleiben ; damit ja der wollüſtige Geiſt in ſeiner falſchen Zufriedenheit nicht geſtöret werde. Unglückſelige Leute ! die ein Blick in ſolche Verwirrung ſetzen kan. Wie wird es ihnen zu muthe ſeyn, wenn der Tod ſich ſelbſt einſtellen wird? wie wird ihr empfindliches Hertze gerühret werden, wenn ſie vielleicht ſchon bey lebendem Leibe einen Todten-Geruch an ſich ſpüren, eine Leichen-Farbe ſehen, und eine hohle Sprache von ſich geben werden. Ihr Eckel wird ihnen den Todt noch weit unangenehmer machen als er ſonſt an und vor ſich ſelbſt geweſen ſeyn würde.

Hie wurden meine Gedancken durch den Glocken-Schlag unterbrochen , und ich merckte aus der Zahl daß es vorher geſchlagen haben müſſe wiewohl ich nichts gehöret hatte. So kan mir denn, dachte ich , eine tieffe Betrachtung den Gebrauch der Sinnen noch vor meinem Tode rauben ! Allein wer weiß wie lange es noch währt ſo ſchlägt meine Lebens-Uhr zum letzten mahle! hie fielen mir allerhand Mittel ein , die uns das Chriſtenthum als Vorbereitungen zum Tode vorſchreibet , und ich ſpürete daß ich dadurch in meinem Gemüthe merckliche Erleichterung empfand. Indem ich aber dieſen Betrachtungen weiter folgen wolte, verlohren ſich alle Sinne und Gedancken / und ich habe mich des Morgens kaum erinnern können wie ich eigentlich eingeſchlaffen , oder welches meine letzte Vorſtellung geweſen. Der Tod iſt ein Bruder des Schlaffes und allem Vermuthen nach nur in der Dauer von ihm unterſchieden. Man kan alſo den Schlaf einen kurtzen Tod , und den Tod einen langen Schlaf nennen. Und wer weiß ob nicht der Augenblick des Abſcheidens eben ſo ſanfft und unvermerckt einbricht , als man alle Abende eingeſchläffert wird. Die Kranckheiten können derowegen zwar ſchmertzlich genug ſeyn der Todt hingegen muß was gelindes ſeyn. ſo ſchrecklich man uns auch ſonſt die Trennung der Seelen von dem Leibe vorzubilden pfleget. Wohl dem , welchen der Tod eine Pforte zu einem glückſeligen Zuſtande werden kan.

Calliſte.

Zweyte Auflage 1727. den 12. Auguſt.

HALLE, zu finden im Spörliſchen Buchladen.

Die Vernünfftigen Tadlerinnen

XIV. Stück

Mittwochs den 4. April 1725.

Philander von der Linde.

Da liegen jederzeit die Karten auf dem Tiſche.

MAn könte faſt wetten, daß in der gantzen Stadt kaum zwantzig Häuſer zu finden ſind, darinnen nicht in den abgewichenen Feyertagen, eine gute Zeit mit dem Karten-Spiele wäre verbracht worden. Dieſe Beluſtigung müßiger und gewinnſüchtiger Leute iſt unter uns ſo gewöhnlich, daß man ſich darüber wundern muß. Es kommt faſt keine Geſellſchafft zuſam̃en, da man nicht nach wenigen Unterredungen vom guten Wetter, und dergleichen wichtigen Dingen mehr, ſeine Zuflucht zu dieſer Zeitverkürtzung nehmen ſolte: Inſonderheit haben die Feſttage das Unglück, daß man ſich an denſelben am meiſten berechtiget zu ſeyn glaubet, die Nachmittags-Stundē mit einem Lomberchen oder andern Gattungē vom Karten-Spiel hinzubringen. Kein Geſchlechte, kein Alter, kein Stand, und keine Lebens-Art der Menſchen iſt hiervon ausgenommen. Mann und Weib, Reich und Arm, Alt und Jung, hoch und niedrig liebet dieſen Zeitvertreib: und ſcheint alſo daß ich mich faſt zu viel wage, indem ich mich unterſtehe etwas wider dieſe ſo ſehr eingeriſſene und faſt allgemeine Gewohnheit zu ſchreiben.

Was das Karten-Spiel überhaupt anbelanget, ſo düncket mich immer, daß nichts läppiſcher und kindiſcher ſey als dieſes Päckchen von Papierblättern. Es iſt ein Uberbleibſel von denen ungereimten Einfällen der alten Gothẽ, Celten und Longobarden, deſſen wir uns heute zu tage billig ſchämen ſolten. Was ſind es nicht vor abgeſchmackte Figuren, damit man ſeine Einbildungs-Krafft beſchäfftigen muß, wenn man ſpielet? Und könten wohl phantaſtiſchere Bilder erdacht werden als diejenige, ſo wir auf den Karten wahrnehmen? Wir rühmen uns, wie in allen freyẽ Künſten alſo auch in der Mahlerey eines gutẽ Geſchmackes, und können doch ſolche ungeſchickte Mißgeburten eines halb unſinnigen Künſtlers vor unſern Augen ſehen, ohne ein Mißfallen darüber zu bezeugen. Wäre das Karten-Spiel bey uns unbekant geweſen, und man hätte es irgendwo in der neuen Welt, oder bey andern barbariſchen Nationen zuerſt gefunden: wie ſehr würden wir nicht über dieſe alberne Völcker triumphiret haben? Wie lächerlich würden uns die ſeltſamen Geſtalten, und wunderlich untereinander gemiſchten Farben vorgekommen ſeyn? Und was hätte uns thörichter geſchienen, als die unordentliche Ordnung ſo unter dieſen Hirngeſpenſtern angetroffen wird. Ja man ſtelle ſich vor, daß etwan ein Chineſer zu uns käme, dem man von der Klugheit der Europäiſchen Natione ſehr viel erzehlet hätte, und man führte ihn etwan am Soñtage durch unſere Häuſer, wo er allezeit eine Spiel-Geſellſchafft nach der andern anträffe, die mit aller möglichen Aufmerckſamkeit, Fürſichtigkeit, und Nachſinnen etliche ſteiffe Papiere in Händen hielten, dieſelben bald vertheilten, bald untereinander würfen, dabey bald lacheten, bald zanckten, bald vergnügt, bald zornig auseinander giengen; was meynet man, was ein ſolcher Chineſer vor ein Urtheil von denen klugen Europäern fällen würde?

Was ich itzo von allen Karten insgemein geſagt habe das gilt ſo wohl von denen frantzöſiſchē als teutſchen. Keine hat vor der andern einen Vorzug; beyde haben was unvernünfftiges in ſich. Daher dörfen unſere Nachbarn die ſich ſonſt in allen Stücken einen Sprung voraus zu haben rühmen, gar nicht dencken, daß ſie in dieſem Stücke geſchickter wären als wir. Ihre Picken ſind nicht um ein Haar vernünfftiger als unſre Lauben und ſo weiter Iſt ja einiger Unterſcheid wahr zu nehmen; ſo muß es dieſer ſeyn, das die Ordnung ihrer ſo genannten Matadore und aller Carten überhaupt, um ein gutes Theil verwirrter iſt, als bey uns Teutſchen; woraus man abnehmen kan, daß ihre Karten einē gröſſern Phantaſten zum Urheber gehabt. Geſetzt daß es keine Schande für ein Volck wäre, daß bißweilen ein abentheuerliches Gehirn darunter gefunden würde; ſo wäre doch dieſes einer Nation keine Ehre, daß ſie dergleichen Thorheiten eines allgemeinen Beyfalls gewürdiget. und die läppiſche Erfindung eines Aberwitzigen, ſich zu einer Richtſchnur hätte dienen laſſen.

Siehet man auf die ſpielende Perſonen: ſo findet ſich eine ſolche Menge von Betrachtungen, daß man etliche Bogen damit anfüllen könte. Wenn irgend lauter Kinder, die noch nicht recht zu Verſtande gekom̃en wären mit einander ſpielen möchten: ſo könte man es ihnen eben ſo wenig verdencken, als daß ſie auf bunten Stecken reiten. Wie man es aber erwachſenen Leuten nicht an einem lauten Gelächter würde mangeln laſſen, wenn ſie zur Luſt, auf einen höltzernen Pferde durch die Straſſen traben wolten: alſo ſcheinen ſie bey dem Karten-Spiele eben dergleichē Spot zu verdienen; ob ſie gleich durch die eingeführten Sitten davor geſichert ſind. Ich befand mich einſt an einem Ort, wo drey angeſehene Männer beyſam̃en waren: Männer die theils Academiſche, theils Staats-Bedienungē verwal-

teten

teten, und vor die vernünfftigſten des Orts gehalten wurden. Ich freuete mich dieſe drey Stützen des gemeinen Weſens ſo ich Neſtor, Ulyſſes und Lycurgus nennen will, auf einmahl bey einander zu ſehen: denn ich vermuthete daß ſie die allerwichtigſten Unterredungen zu ihrem Zeitvertreib machen würden. Allein ich ward ſehr betrogen. Man brachte einen Lomber-Tiſch, gab Karten dazu und nöthigte ſie, platz zu nehmen. So ſehr ich mich über ihre Bereitwilligkeit dieſem Anerbieten zu folgen verwunderte, ſo begierig ward ich mich an ihnen zu rächen. Ich zog meine Schreibe-Tafel hervor, trat ans Fenſter, und ſchrieb iedes Wort auf, welches in währender Zeit des Spieles, von ihnen geredet ward. Anfänglich merckte man meine Beſchäfftigung nicht, und ich hatte das Vergnügen etliche Seiten anzufüllen, ehe mich Neſtor in dieſer Arbeit ſtöhrete, indem er die Frage an mich that: was ich dennſo tieffſinnig da ſtünde, und was ich mir ſo ſorgfältig aufzeichnete? Ich ſahe mich genöthiget zu antworten, und ſagte daher, mit einer beſcheidenen Mine. Ich habe mir eine geraume Zeit her gewünſchet; in Geſellſchafft einiger groſſen Männer zuſeyn, die an der Wohlfahrt des Vaterlandes mitarbeiten: darum habe ich mich heute glücklich geſchätzet meinen Wunſche erfüllet zu ſehen. Ich glaubte aber, daß ich dieſes Glückes gantz unwürdig geweſen ſeyn würde: wenn ich mir nicht die Unterredungen ſolcher anſehnlichen Leute mit Fleiß gemercket und zu meiner ſonderbaren Erbauung aufgeſchrieben hätte. Sie fiengen alle drey an zu lächeln, und Lycurgus verlangte, daß ich mein Verzeichnis ableſen möchte. Ich that es auf dieſe Erlaubniß gantz willig, und es lautete folgender maſſen.

Coupez. Ich gebe zu erſt. Voila, Eſt il permis? Oui Mr, Von Hertzen gerne. Quatre en Treffle. Es bleiben fünffe. Iouez Coeur. Encore. A tout. Triomphe. Tenez, Weiter heraus? Warum laſſen ſie es? Es iſt mir zu hoch. Trumpf. Da haben wirs. Trois

Matadórs. Cinq premiers bezahlt. Die Karte war nicht gut gemiſcht. Itzo ſolls beſſer gehen. Spielen Sie? Je paſſe. Iſt es erlaubet? Parlez plus. Dis mal nicht. Ich ſpiele en carreaux. Ich kauff ſechſe. Und ich die übrigen. Sie ſpielen aus. Das war vor Cinq premiers. Picke. Ich muß mich revangiren. Coeur. Das ſind zwey Stiche. Trumpf. Trumpf. Trumpf. Votre Serviteur. Sans prendre. Sie hatten ein ſtarck Spiel. La, La. Allons. Sie geben ietzo. ꝛc.

Was dieſe meine verwegne Unternehmung in dem Gemüthe dieſer groſſen Leute vor eine Wirckung gehabt, werden meine Leſer leicht ſchlieſſen köñen: wenn ich ihnen ſagen werde, daß ſie ſich untereinander angeſehen, die Karten hingeworffen und aufgeſtanden: da ich dañ nachmals die Ehre genoſſen mich etliche Stunden mit ihnen zu unterhalten. Haben dieſe wackere Männer darinnen keinen Vorzug gehabt, daß ſie eben ſo wohl als andre unverſtändige auf das Kartenſpiel verfallen: ſo haben ſie ihn doch hieriñen, daß ſie ſich durch einen heimlichen Verweis von einem ſchwachen Werckzeuge zur Erkentniß bringen laſſen. Denn welcher unvernünfftige würde mich nicht als eine Närrin verlachet haben?

Von denen gewinnſüchtigen Spielern zu reden iſt itzo mein Verhaben nicht. Es iſt längſt von andern dargethan, daß es eine ſehr laſterhaffte Begierde ſey, wenn man den andern um das ſeine zu bringen trachtet. Man hat auch längſt dem Einwurfe geantwortet: daß demjenigen kein Unrecht geſchehe: der ſein Geld willig aufs Spiel ſetzet, und ſich alſo die Gefahr daſſelbe zu verliehren unterwirft; wenn man es ihm gleich abgewinnet: indem man gezeiget hat, daß erſtlich faſt nirgends ein ſolcher Spiele zu finden ſey, der ſein Geld in der Abſicht daſſelbe zu verlieren dahin ſetzet, und alſo den erlittenen Schaden mit völliger Gelaſſenheit ertragen kan; ob ſich gleich viele ſo zu ſtellen wiſſen. Im Falle es aber dergleichen Leute geben ſolte: ſo wäre es doch von ihrer Seite die aller offenbarſte Verſchwendung, welche ſich der andere nicht ohne Sünde zu Nutze machen kan. Denn geſetzt daß jemand mir das Meſſer in die Hand gäbe und ſeinen Hals hinſtreckete, mit dem Begehren ihm daſſelbe durch die Gurgel zu ſtoſſen; würde ich deswegen von dem Morde loßgeſprochen werden, weil ich ſeinem Verlangen ein Gnügen gethan hätte? Ich will alſo nur hinzu ſetzen daß dieſe Gewiñſucht am allerthörichſten in denē Spielen ſey, wo nichts auf die Kunſt der Spieler, ſondern alles auf den blindē Zufall, oder auf das Glück ankommt. Dergleichen iſt das unſiñige Baſſet-Spiel, in welchem kein Fünckgen Verſtand wahrzunehmen iſt: weswegen es auch von der hohen Obrigkeit in vielen Ländern ſcharf unterſaget worden.

Einerley Art von Spielern muß ich noch hie anführen, nehmlich, wenn Perſonen von beyderley Geſchlecht mit einander ſpielen. Iſt irgends eine Menge von Eitelkeiten wahrzunehmen: ſo iſt es hierinnen. Der verliebte Amyntas ſpielt mit ſeiner Amaryllis. Er wirfft die beſten Trümpfe weg, ſo er in Händen hat, er handelt wieder alle Regeln des Spieles, damit nur ſeine Gebieterin das Vergnügen haben möge, ſein Geld zu gewiñen. Seine Thorheit iſt offenbar: ihre hingegen kan auch leicht entdecket werden. Amaryllis muß ſehr einfältig ſeyn, weñ ſie ſich in einem Spiele ergötzen kan, da ihr Gegenpart muthwillig blind iſt. Was vor Ehre hat ein Soldat der einen Feind erleget, welcher ihm ohne Gegenwehr in die Waffen gelauffen kommt. Und was bildet ſie ſich mit dem Gewinnſte ein, den ihr Amyntas freywillig überlaſſen hat. Sie würde ſich ohne Zweifel geſchämet habē ihren Anbeter um ein Geſchencke anzuſprechen: weil dieſes einer Betteley gar zu ähnlich geweſen ſeyn würde. Und hier ſchämet ſie ſich nicht einige Groſchen zu nehmen, zu welchen ſie nicht das geringſte Recht hat. Hernach bedencket ſie nicht, daß ſie weit mehr verlieret als gewinnet. Amyntas wird doch vor ſein Geld was ſuchen. Ja freylich: höre ich ſie antworten: er ſuchet meine Gewogenheit. Und wenn er dieſe gleich erhält: ſo erſtrecket ſie ſich nur auf ein freundlich Geſichte; auf das Vergnügen etliche viertheil Stunden mit mir zu ſchwatzen, und wenn es hoch kommt, auf die Erlaubnis meine Handſchuh zu küſſen. Wie ich ſehe ſo iſt Amaryllis ſehr artig gegen ihre Liebhaber, und doch zugleich ſehr behutſam. Ein ſo unſchuldiger Umgang mit Manns-Perſonen iſt nicht zu tadeln. Doch eins fällt mir ein: Sie verkauffet doch zum wenigſten ſolchergeſtalt ihre Gewogenheit. Stehet aber ihre Gunſt um etliche Groſchen feil? Sie wird es ungern geſtehen; indeſſen iſt es doch wahr. Wie nun alle Dinge ein Verhältniß unter einander haben: ſo wird auch ihre Zuneigung ſich vergröſſern oder verringern; nachdem ſie viel oder wenig gewinnen wird. Bezeiget ſie ſich vor einen Thaler den er ſich abgewinnen läſſet, nur einiger maſſen gefällig: ſo wird ein Ducaten ſchon doppelt ſo viel zu wircken vermögend ſeyn. Und wer weiß, ob dieſes nicht ſo hoch ſteigen könte? daß ſie endlich mehr dabey verlöre, als mit allem Gelde zu bezahlen iſt. Zum wenigſten wird ihre gantze Tugend, ſich nach dem Beutel ihres Verehrers richten: wie ſich deñ dergleichen Leute dieſes zu einer Regel gemacht, daß von einem Frauenzimmer alles zu hoffen ſey, die ſich durch Geſchencke, oder kleine Spielgewinſte auch nur zu der allergeringſten Gewogenheit bewegen läſt. Ich ſchweige itzo von derjenigen Thorheit, wenn Repacia ſelbſt falſch ſpielet, allerley Griffe und Practicken machet, und dabey verlanget, daß ihre Spieler entweder blind oder tumm ſeyn ſollen. Denn ein ieder begreiffet, daß nichts in der Welt ſo niederträchtig ſey als eine ſo gewaltſame Gewinnſucht. Dörffte doch Rapacia ihren Buhlern das Geld nur aus den Händen reiſſen, ſo bald er es aus der Taſche ziehet: dörffte ſie doch nur ſagen, wieviel ſie von ihm fordert, und ihn bey aller ihrer Ungunſt bedrohen daſſelbe herzugeben. Das würde in der That eben ſo viel ſeyn, als wenn ſie wieder alle Regeln des Spiels handelt, und dadurch ihre unvernünfftigen Begierde ſonnenklar an den Tag leget.

Zum Beſchluße ſetze ich noch das Schreiben eines gewiſſen Frauenzimmers her, welches ſie kurtz nach ihrer Hochzeit an ihre Mutter ergehen laſſen.

Allerliebſte Mama!

WEnn ich nicht wüſte, daß mein Vater auf meine neuliche Vermählnng am ſchärſſten gedrungen hätte: ſo würde ich deroſelben vielleicht alles Unglück auf den Hals wünſchen; weil ſie mir einen ſo geitzigen Kerl zum Manne gegeben. Er will mir alle Monathe nur 10. Rthlr. Spiel-Gelder geben; da ich doch mit dieſer Baggatelle unmöglich auskommen kan. Ich habe vor ſechs Wochen Hochzeit gehabt, und in währender Zeit ſchon von dem meinigen 5. Thalr. zu legen müſſen. Wo will das hin: der filtzige Lauſer hätte ſich zum voraus bedencken ſollen, ob er auch eine Frau zu ernähren vermögend ſey? Ich dachte zwar in meinem Braut-Stande, er wäre der freygebigſte Menſch von der Welt. Ich habe ihm bisweilen in einem Abende 5, 6. biß 7 Ducaten abgewonnen: aber der falſche Hund hat ſich itzo gantz geändert. Hätte ich das gewuſt: nimmermehr ſolte er ſo glücklich geworden ſeyn, ein Weib zu bekom̃en, die ſo wohl zu leben weiß. Ich bitte alſo meine wehrteſte Mama durch dero Vermittelung meinen Mann (ich ſchäme mich faſt daß ich ihn ſo nennen muß) dahin zu vermögen, daß er mir zum wenigſten 6 Thaler monathlich zulege. Sie kan ihm dabey zu verſtehen geben, daß er ſehr unvernünfftig handeln werde: wann ers mir abſchlägt Denn wahrhafftig ich will ihm das Leben ſo ſauer machẽ, daß er mit ſeinen Schadẽ erfahren wird was vor ein rechtſchaffenes Weib ihm meine wehrteſte Mama erzogen habe an

Ihrer

gehorſamſten Diſſipatrice.

XV. Stück

Die Vernünfftigen Tadlerinnen

Mittwochs den 11. April 1725.

Canitz.

Ja wenn ihr Corydon, gebückt zu ihren Füſſen,
Der Klagen Bitterkeit ein wenig zu verſüſſen,
Nichts anders, als Zibeth und Ambra von ſich haucht.

Iſt es nicht was wunderbares, daß Leute die ſich von der Galanterie ein Hauptwerck zu machen vorgeſetzet haben, am allermeiſten darwieder ſündigen? Wer weiß, und geſtehet es nicht, daß die Regeln der Höfligkeit einem jeden artigen Menſchen auferlegen, ſich in Geſellſchaften gegen jedermann gefällig zu erweiſen, und ſich keinen zum Feinde zu machen? Wer ſiehet aber im Gegentheil nicht, wie ſehr junge Manns-Perſonen, die ſich vor dem Affecte der Liebe nicht gnugſam in acht nehmen,, in dieſem Stücke verſtoſſen, ſo bald ſie in Geſellſchafften von Frauenzimmer kommen? Die fürnehmſte Grundſätze der unter uns üblichen Höflichkeit ſind in der wahrhafftē Klugheit zu leben ſehr wohl gegründet: wer alſo wieder jene handelt, der verletzet auch dieſe; und man wird uns alſo keiner Unbilligkeit überführen köñen, weñ wir das ſeltſame Verhalten ſolcher Leute einiger maſſen, vorzuſtellen ſuchen werden.

Narciſſus ſoll uns hierin zum Muſter dienen. Die Natur hat ihn mit einer verliebten Seele begabet, u. ſein

Cörper iſt ſo beſchaffen, daß er nichts unangenehmes an ſich hat. Er ſelbſt weiß dieſes mehr als nöthig iſt, maßen er ſeinen Spiegel vor eine von ſeinen angenehmſten Sachen hält, weil er ihm ſo offt als er verlanget das Vergnügen giebt, ſeine eigene Geſtalt abzuſchildern, an welcher er ſich mehr, als ſonſt jemand ergötzet. Er ſitzet, wenn er allein iſt, allezeit vor demſelben und ſeine Augen ſind dadurch ſo verwehnet, daß er auch in Gegenwart fremder Leute, ſeinen Platz allezeit ſo zu nehmen trachtet, daß er ſein Ebenbild im Geſichte haben kan. Nichts iſt lächerlicher, als wenn er mit andern redet, und doch mit unverwendeten Augen den Spiegel anſiehet. Hieraus erhellet ſeine Eigenliebe zur Gnüge: wiewohl ſie auch daraus gnugſam zu erkennen wäre, daß er keinem ſo gewogen iſt, als denen, die ihm bisweilen vorſagen, daß ſich ein ſteinern Hertz in ihn verlieben müſte.

Man kan leicht dencken, daß Narciſſus nicht ohne eine Schöne Gebieterin wird leben können. Unter zehn oder mehr annehmlichen Perſonen unſers Geſchlechts, die das Unglück gehabt ihm zu gefallen, hat endlich eine den Sieg davon getragen. Sie iſt diejenige Sonne geworden, von der er allein belebet, erquicket und erfreuet wird. Und wenn ich nach ſeiner Art reden darf: ſo iſt ſie diejenige Gottheit, die, er verehret, der er in ſeinem Hertzen unzehliche Altäre bauet, und welcher er ſich ſelbſt aufzuopfern tauſendmahl gewünſchet hat. So ſtarck iſt ſeine Leidenſchafft geworden, daß man an ihm faſt alle die Thorheiten wahrnimt, die von den Romanſchreibern ihren weiblichen Helden, (wie wahrſcheinlich ſolches geſchehe, will ich itzo nicht unterſuchen) angedichtet werden. Ein Feuer bleibt nicht gern verborgen: und ſeine Buhlerliebe muß ſich auch verrathen, ſo offt es die Gelegenheit giebt. Nachdem *Placidia* der Zweck alles ſeines Verlangens geworden iſt, hat er ſchon etliche paar Schüe und Strümpfe mehr, als ſonſt zerriſſen. So offt macht er ſich das Vergnügen vor ihren Hauſe vorbey zu gehen, welches in einer abgelegenen Straſſe ſtehet. Placidia weiß es auch gar wohl wo ihm der Gecke ſitzet: wiewohl ſie unempfindlich zu ſeyn ſcheinet. Er ſuchet durch Geſchencke, durch Poetiſche Glückwünſche und dergleichen Dinge mehr ihre Gewogenheit zu erwerben. Ihr Bildniß hat er in Gold gefaſſet auf der Bruſt hangen Ihr Nahme wird zum wenigſten mit denẽ Anfangs-Buchſtaben, auf alle Papiere, ſo ihm vorkommen geſchrieben; und wenn es ihm einmahl düncket, daß er eine freundliche Mine im vorbey gehen erhalten unterſtreichet er ſich den Tag in ſeinen Calender mit rother Dinte, und rechnet denſelben unter die glückſeligſten ſeines gantzen Lebens.

Ich muß mir Gewalt anthun, indem ich dieſe Eitelkeiten ſo umſtändlich erzehle. Ich dencke aber nichts unglaubliches geſagt zu haben: weil die Menge ſolcher Leute ſo groß iſt, daß ſie einem der auf Academien lebet, nothwendig in die Augen fallen muß. Ob es in Reſidentz- und Handelsſtädten auch dergleichen Narciſſus-Brüder gebe, kan ich nicht wiſſen: maſſen ich niemahls aus meiner Vaterſtadt gekommen bin. Derowegen müſſen diejenigen von meinen Leſern, die ſich auf dergleichen Thorheiten an ihrem Orte nicht beſinnen können, gedencken, daß ich mich hauptſächlich nach meines Ortes Beſchaffenheit gerichtet, u. ein Laſter getadelt habe, welches ſo gemein iſt, daß man blind ſeyn müſte: wenn man es nicht ſehen wolte.

Ich könte noch andre Kleinigkeiten als Proben ſeines verliebten Hertzens anführen: wenn ich ſagen wolte, daß er ſein Zimmer mit lauter verliebten Bildern, und halbnackten Weibs-Perſonen ausgezieret; ja daß er in ſeiner Tabackiere, Uhr, und Stock-Knopffe lauter ſchöne Liebesgöttinnen herum träget, und ſeine Augen wechſelsweiſe daran weidet: weil er ſolches in ſeiner Studierſtube nicht allezeit thun kan. Allein dieſes würde mich gar zu lange aufhalten. Ich muß vielmehr dasjenige anmercken, wodurch er mitten in ſeiner vermeinten Galanterie, wieder die Galanterie verſtöſſet. Das iſt ſeine Unbedachtſame

Aufführung gegen ſeine Geliebte: wenn ſie ſich in anderer Geſellſchafft befindet. Er kam neulich an einen Ort, wo *Placidia* eine von denen anſehnlichſten Perſonen war, die man zu Gaſte geladen hatte. *Narciſſus* war von keinem als ſeiner heimlichen Neigung dahin geladen worden. Doch trug er kein Bedencken ſich in eine Geſellſchafft zu miſchen, wo ihn niemand vermuthete. Es war mehr Frauenzimmer daſelbſt, nnd man hätte es nicht wiſſen können, welche der Magnet ſey, der ihn ſo kräfftig nach ſich gezogen, wenn er ſich nicht ſelbſt verrathen hätte. So bald er ſeiner *Placidia* anſichtig wurde, war er halb erſtarret. Ihre Augen ſchienen die Eigenſchafften zu haben, die von denen Tichtern der *Meduſa* beygeleget werden, welche alles was ſie angeſehen in Stein verwandelt hat. Die übrigen Nymphen, ſo artig und wohlgebildet ſie an ſich waren, ſtunden gantz einſam, *Placidia* allein, die ſittſame *Placidia* ſahe ſich mit einer Anzahl verdrüßlicher Leute belagert. *Narciſſus* hielte ſich für den Heerführer des gantzen Hauffens, und meynte des gröſte Verbrechens ſchuldig zu werden: wenn er mit ſeinen Augen einen Augenblick von ihr abgelaſſen hätte. Alle gegenwärtige ſahen was ihn quälete, und belachten ſein Verhalten. Das Frauenzimmer insonderheit, wird der *Placidia* ſo wohl als allen ihren Anbetern gehäßig. *Narciſſus* aber wird die Fabel aller derer die von ſeiner einfältigen Aufführung was geſehen oder erfahren haben.

Es darf ihn gar nicht wunder nehmen, daß dieſes geſchiehet. Man ſchlieſſet aus allem ſeinem Vornehmen, daß er ſehr ſchlecht zu leben wiſſe. Iſt es nicht eine Klugheit, ſich in allen Geſellſchafften ſo zu verhalten daß niemand ein Mißfallen an uns hat? Soll man ſich nicht um die Gewogenheit aller Menſchen bewerben, ſo offt ſich eine Gelegenheit dazu zeiget? Geſetzt daß uns bisweilen um die Gunſt einer Perſon ſo viel nicht zu thun wäre: ſoll man ſich nicht hüten, daß man zum wenigſten ihren Haß nicht gegen ſich erwecke? Wo *Narciſſus* noch etwas Verſtand hat, ſo wird er nicht, wie gewöhnlich, mit einer gedehnten Sprache ausrufen. Mon Dieu! ich mache mir nichts daraus! Sondern ſelbſt geſtehen, daß es beſſer ſey viel Freunde, als Feinde zu haben. Nun müſte er ja zum erſten mahl in die Welt gucken: wenn er nicht wiſſen ſolte, *wie groß der Zorn einer verachteten Schönheit ſey.* Man weiß wie zärtlich das Frauenzimmer in dieſem Stücke iſt? Eine jede bildet ſich ein ſie müſſe eben ſo wohl verehret werden als eine andre, und kein Spiegel hat noch die Geſtalt einer heßlichen Sempronia ſo natürlich vorzuſtellen vermocht, daß ſie ſelbſt geglaubet hätte, ſie habe ein Geſicht, welches nicht zu leiden ſey Daher kan man leicht dencken, wie es ihr gefallen müſte, wenn ſie andere neben ſich mit einer Schaar junger Leute umgeben ſieht, die gegen ſie ſo viel Verachtung blicken laſſen, als Ehrerbietung ſie gegen ihre Schöne erweiſen. Was meinet nun Narciſſus wie man gegen ihn geſinnet ſeyn werde? Wird nicht eine jede, die von ihm verſchmähet worden, Gifft und Galle in ihrem Hertzen gekochet haben? und wie ſchlecht wird man ſeine Lebensart zu beſchreiben wiſſen: wenn in andren Geſellſchafften ſeiner gedacht werden ſolte. Es iſt ein verliebter Haſe, wird man ſagen, der keine Gefälligkeit gegen Frauenzimmer zu bezeugen weiß. Der weibiſche Kerl muß einen ſtinckenden Athem haben: weil er ſich ſo ſtarck balſamiret, daß man es riechen kan wenn er durch die Straſſe gegangen kommt. Es kan unmöglich ſeyn, daß er von Natur einen ſo guten Fuß habe: er wird ſich ein paar falſche Waden in die Strümpfe geſteckt haben. Man ſehe nur wie ungeſchickt er tantzet. Iſt doch kein Tritt recht, iſt doch kein Tact nach der Muſic eingerichtet. Dieſes ſind Urtheile die ich ſelbſt von dem mitleidenswürdigen Narciſſus angehöret habe. Ich will nicht ſagen, daß dieſe Reden alle Grund haben. Ich will auch diejenigen nicht vertheidigen, die ihre Empfindlichkeit auf ſolche Weiſe gegen ihn auslaſſen: denn ſie würden ohne Zweifel beſſer thun; wenn ſie ſich freuen möchten, daß ein ſolcher unartiger Menſch ſie mit ſeiner Geſellſchafft verſchonet hätte. Allein Narciſſus hätte doch aller ſolcher feindſeligen Urtheile entübriget ſeyn können: wenn er ſeine Neigungen verborgen, und ſeine Placidia zwar bedienet, aber dabey keiner andern höflich zu begegnen, vergeſſen hätte.

Was will er wieder dieſe Vorſtellung einwenden? Mich daucht eins iſt verhanden, was er zu ſeiner Entſchuldigung brauchen kan. Er ſpricht: was gehen mich andre Mädgen an? Iſt mir Placidia nur gewogen: ſo achte ich den Zorn aller übrigen nicht. Sie muß mir aber gewogen werden: wenn ich ihr ſo deutlich zeige, wie ſehr ich ſie allen übrigen Schönheiten vorziehe. Das käme ſchön heraus: weñ ich ſie durch Geſchencke und Briefe ſo offt verſichert hätte, daß ich ſie über alles hoch achte, und wenn ich mit ihr in Geſellſchafft wäre, mich ſpröde und kaltſinnig gegen ſie ſtellen ſollte. Dadurch würde ich mich ihrer Gewogenheit gewiß unwürdig machen. Sie verdient auch in der That die gröſten Ehrenbezeugungen, da ſie an Schönheit und Verſtand ihres gleichen nicht hat. Wie ſchwach ſind aber dieſe Ausflüchte des Narciſſus? Es iſt wahr, daß Placidia Verſtand hat: aber eben deswegen wird ſie einen Verdruß an ſeiner übeln Aufführung haben. Es iſt ihr gar nicht lieb, daß er ſeine Thorheit vor aller Welt ſehen läſt, und würde vielleicht mehr auf ihn halten: wenn er ſeine Zuneigung bey ſolchen Gelegenheiten zu verbergen wüſte. Sie weiß wohl, daß ſie ſich dadurch den Neid aller verſchmäheten Schönheiten auf den Hals gezogen, und weil ſie vernünfftig iſt: ſuchet ſie ſich davon zu befreyen. Sie giebt ihm keine freundliche Mine, ſie fordert ihn nicht zum Tantze auf. Sie dancket ihm nicht vor die ſchönen Blumen, die er ſich mit vielen Koſten aus Leipzig holen laſſen. Mit einem Worte: Sie zeiget, daß Narciſſus ihre Ungunſt verdienet habe.

Narciſſus kan es ihr nicht verdencken, daß ſie ſich dergeſtalt an ihm rächet. Will er haben, daß ſie ihm zu gefallen aller Leute Freundſchaff aufſagen ſoll? daß ſie ſich der Nachrede unterwerffen ſoll, die man auch denen aller unſchuldigſte nicht ſchencket: wenn man ihnen einmal Feind geworden? Wäre es alſo nicht beſſer geweſen, daß er ſeine Liebe dismahl verhelet, und dadurch ſeine Placidia nicht beleidiget hätte, indem er ſie am meiſten zu verehren dachte.

Dieſes artige Kind wird mir vergeben, daß ich, um allen meinen Vorſtellungen deſtomehr Krafft zu geben, ihr Schreiben hieher ſetze; welches ſie Tages darauf an ihre gute Freundin abgelaſſen.

Vertraute Schweſter,

Vergebet mir doch: wenn ich Euch nach meiner Gewohnheit durch mein Schreiben beunruhige, welches euch den Verdruß eröffnen ſoll, den ich eine Zeit her, über den verliebten Wurm Narciſſus, empfunden. Ihr wiſſet zum Theil was vor ungeſtüme Neigungen dieſer übelgeſittete Menſch hat: wie er die Gotteshäuſer ſelbſt mit ſeiner Eitelkeit nicht verſchonet, und offt etlichen hundert Perſonen Anlaß giebt ſeine Thorheit, zu unrechter Zeit zu verlachen. Ich habe es Euch auch oft erzehlet, daß er täglich faſt zehnmahl bey mir vorbey ziehet, und oft die auf dem Fenſter ſitzende Katze an meiner Stelle grüſſet. Wie groß der Verdruß ſeyn müſſe, den er mir geſtern bey Euch gemachet, könnt Ihr daraus abnehmen, daß ich mich entſchloſſen habe, ihn nicht die allergeringſte Gewogenheit mehr genieſſen zu laſſen. Ich würde auf Euch zürnen, daß ihr es ihm erlaubet, in unſrer Geſellſchafft zu ſeyn: wenn ich nicht wüſte, daß es in der Abſicht von Euch geſchehen wäre, mir einen Gefallen zu erweiſen. Wiewohl ihr in dieſem Stücke ſehr geirret habt: ſo werdet ihr doch kein Zeichen einiger Rache von mir wahrnehmen; wenn ihr nur dem Narciſſus niemahls mehr verſtatten werdet, in meiner Gegenwart bey euch zu ſeyn. In ihrem eigenen Hauſe wird ſich vor ihm ſchon ſelber in acht zu nehmen wiſſen

Eure ergebenſte

Placidia.

Bey dieſer Gelegenheit muß ich noch ein kurtzes Schreiben hieher ſetzen, ſo dieſer Tage bey uns eingelauffen.

Wertheſte Tadlerinnen.

JCh habe mit beſonderm Vergnügen dasjenige Stück eurer Schrifften geleſen, darinnen ihr den übermäßigen Putz des Frauenzim̃ers getadelt. Ich weiß nicht ob einige meiner Bekandten recht haben: wenn ſie mich überreden wollen, daß ich derjenigen Modeſta ſehr nahe komme, die ihr einer ungezwungenen Artigkeit halber gerühmet. So viel kan ich aber ſelbſt verſichern, daß ich niemals eine ſo unauslöſchliche Begierde gehabt jungen Mannsperſonen zu gefallen, daß ich ſie durch meinen Kleiderpracht und Haarputz an mich zu ziehen geſuchet. Dem ohngeachtet muß ich euch klagen, daß ich vor denen Nachſtellungen unzeitiger Buhler nicht ſicher bin. Ein gewiſſer Menſch den ich Roderich nen̄en will, hat ſeiner ſilbernen Weſte ſoviel zugetrauet, daß ſie vermögend ſeyn würde, meine Tugend zu fällen. Sein Hut kan ein Zeugniß ablegen, wie oft er mich zu grüſſen angegriffen worden: Und ob ich gleich anfänglich glaubte, daß ihm ſeine ordentliche Geſchäffte ſo offt bey meinem Fenſter vorbey geführet: ſo hat mir doch ein und das andre Schreiben ſo er mir einhändigen laſſen, gantz andre Urſachen davon entdecket. Meine junge Magd hat es leicht gemercket, wie lieb mir dergleichen Botſchaften durch ſie geweſen: als ich ihr den Lohn gegeben und ſie aus meinen Hauſe geſchaffet. Und meine Eltern haben ſeinen Diener bedrohen laſſen ſich ins künfftige dergleichen frechen Briefträgereyen zu enthalten. Ich weiß nicht, ob es dieſem allem zuzuſchreiben ſey, daß ich ſchon in etlichen Tagen meinen Galan nicht mehr geſehen habe. Vielleicht iſt er gar auf eine andre Academie gezogen Ihr wehrteſte Tadlerin̄en, werdet ihn bald zun Barfüſſern das Pflaſter abtreten ſehen: wen̄ er zu Euch hinüber gekom̄en ſeyn ſolte. Indeſſen zweiffelt nicht, daß ich ſey eure treue Verehrerin.

Leipzig den 6. April 1725.

Modeſta von der Linde.

XVI. Stück.

Die Vernünfftigen Tadlerinnen

Mittwochs/ den 18. April. 1725.

Canitz

Nehmt eure Hertzen wohl in acht.

Daß die Frühlings-Luſt nicht nur in der Natur ihre Würckungen habe; ſondern auch in den menſchlichen Cörpern eine beſondere Kraft erweiſe: fänget ſich nunmehro ſehr deutlich an zu zeigen; nachdem wir einige Zeit bey einen klaren Himmel, angenehme Tage, und eine warme Witterung gehabt. Unſer Fürſten-Garten, ſo ſchlecht er auch iſt, wird fleißig beſuchet, und die Wege nach denen Dörffern ſind mit mehr Spatzierenden erfüllet, als den Winter durch geſchehen. In der Stadt ſelbſt bemercket man Veränderungen. Unſer Marckt giebt denen, ſo nahe an demſelben wohnen einen weit lebhaftern Anblick, als vorhin. Es erluſtigen ſich doppelt ſoviel junge Mannsperſonen mit auf- und niedergehen: es ſey nun, daß ſie ſich nur eine kleine Bewegung zu machen ſuchen; oder auch die hin und wieder durchs Fenſter blickenden Schönen anzuſchielen und zu grüſſen trachten.

Doch bey dieſen Kleinigkeiten gedencke ich mich nicht aufzuhalten: da ich mir vorgeſetzet mit meinem Geſchlechte, dem lieben Frauenzimmer allein zu reden, und demſelben eine Warnung zu geben, die ihm vielleicht niemals ſo nöhtig iſt, als um dieſe Jahreszeit. Ich habe in verſchiedenen öffentlichen Zuſammenkünften bemercket, wie ſehr ſich auch unter uns die angenehme Frühlings-Luſt mit ihren Würckungen äuſſere. Mich dünckt die ſchamhafte Jölaytha iſt um ein merckliches freyer geworden als ſie im Winter geweſen. Doris ſcheint den Hals und die Bruſt mehr zu entblößen, als ſie ſonſt gewohnt iſt. Roſemunde hat eine höhere Farbe auf die Wangen bekommen, als da es kalt Wetter war. Die ſittſame *Camilla* hat itzo in ihrem ſonſt langſamen Gange, mehr Munterkeit, als ich bishero an ihr bemercket. Die ernſthafte *Severina* lächelt itzo öfter als ſie pfleget, inſonderheit wenn ſie gegrüßet wird. Die beſcheidene *Clölia* die ſonſt im gehen auf der Straße gerade vor ſich hin zu ſehen gewohnt war, läßt ihren Augen itzo mehr Freyheit nach allen Seiten herum zu fliegen. Und die einſame *Veſtalis*, die ſonſt in etlichen Wochen nicht geſehẽ wurde, ſcheint itzo eine Wächterin ihres offenen Fenſters geworden zu ſeyn. Dieſes ſind nur einige Proben von der ſonderbaren Kraft, welche die Frühlingsluft, in denen zarten Cörpern und Gemühtern des Frauenzimmers ſpüren läſſet.

Es ſey ferne, daß ich in die Zucht und Erbarkeit unſers Geſchlechtes einiges Mißtrauen ſetzen ſolte: ich weiß es gar wohl daß unſre Schönen mehrentheils Verſtand und Tugend beſitzen, wodurch ſie ſich vor allen Reitzungen der Jahreszeit in Sicherheit ſetzen können. Allein weil auch der tapfferſte Held nicht böſe wird; wenn er zu der Zeit, da ſein Feind einen Angriff waget, aus dem Schlafe gewecket wird: ſo werden auch meine wehrte Freundinnen nicht übel nehmen, daß ihre Mitſchweſter ſie zur Wachſamkeit aufmuntert, und ſie erinnert die nechſten Monate etwas fleiſſiger auf der Hut zu ſtehen, als ſonſt vielleicht vonnöthen ſeyn dürffte. Der Feind, den ſie zu befürchten haben, ſtreitet ſehr unvermerckt wider ſie: ſo, daß ſie ſich vor ihm deſto ſorgfältiger in acht zu nehmen haben. Das wallende Geblüte

Blüte der Jugend, hat ein heimliches Verſtändnis mit ihm, und beunruhiget ſie von innen: wenn, die zunehmende Wärme der Frühlings-Tage ihme von auſſen durch manchen ſanften und wohlriechenden Wind neue Nahrung zubläſet, und durch ſeinen ſtillen Hauch den verborgnen Zunder ihrer Neigungen anfriſchet. Wie ſehr würde ſich aber manche beklagen: wenn ihre innerliche Flamme ſo ſtarck werden ſolte, daß ſie hernach nicht anders, als mit einer vergeblichen Reue gedämpffet werden könte.

Ich habe mich vermuhtlich von einer kützlichen Materie ſo beſcheiden erkläret, daß niemand einen Anſtoß daran nehmen kan. Verſtändige werden auch leicht die verblümten Worte ſo auszulegen wiſſen, als ſie von einer wohlgeſitteten Tadlerin verſtanden worden Doch theils einigen, die meine Abſicht nicht völlig errahten können, ein mehreres Licht zu geben, theils aber auch durch ein gutes Exempel eines tugendhaften Frauenzimmers, das entgegen geſetzte Laſter zu beſchämen, will ich eine Begebenheit erzehlen, die ich niemals ohne ſonderbare Bewegung erzehlen gehöret: ſo daß ich von derſelben bey meinen Leſern eben die Würckung hoffen kan, die ſie bey mir gehabt.

Ein reicher Bürger in einer anſehnlichen Teutſchen Handelsſtadt, welcher auf eine erbare Weiſe gelebet und in gutem Anſehen geſtanden hatte, kam durch unglückliche Zufälle gantz zurücke. Leute, die ohne ihre Schuld arm werden, haben eine gewiſſe Beſcheidenheit an ſich, welche ihren Mangel begleitet. Dieſe war an unſerm unglücklichen Handelsmanne deutlich wahrzunehmen, als er ſeine Haushaltung in einem Stand ſetzte, der ſeiner zunehmenden Dürftigkeit gemäß war: da ſich ein andrer würde befliſſen haben durch leihen und borgen den äuſſerlichen Schein eines Reichthums zu erhalten, den er doch in der That nicht mehr beſeſſen hätte. Seine Ehegattin erwieſe durch ihre gelaſſene Aufführung, wie vernünftig und tugendhaft ſie ſeye, und dadurch ward ſie ihrem Manne, itzo allererſt recht liebenswürdig. Ein andre würde demſelben den Verluſt ihres eingebrachten mit unzehlichen Scheltworten vorgeworffen haben: dieſe aber rückt ihm nicht einmahl auf, daß ſie manche gute Parthey ſeinetwegen ausgeſchlagen hatte. Wenn er ſelbſt in ihrer Gegenwart klagte, und ſeufzete, daß er die allerbeſte Ehe-Frau von der Welt in Unglück gebracht: ſo verdoppelte ſie alle Zeichen ihrer Zärtlichkeit, um ihn in ſeiner Verwirrung zu befriedigen. Oft traf er ſie zwar, wenn er unvermuthet nach Hauſe kam, gantz voller Thränen an; ſobald ſie aber ſeiner anſichtig wurde: trocknete ſie dieſelbigen eilends ab, und empfieng ihn mit liebreichen Geberden. Sie ſuchten beyde alle Ausgaben und Koſten zu vermindern: daher wurden ſie eins, ihre älteſte Tochter zu einem ehrbaren Manne auf das Land zu geben, welcher eine ihrer vormaligen Bedienten geheyrathet, und ein kleines Rittergut gepachtet hatte. Dieſes junge Frauenzimmer merckte vor ihrer Abreiſe, wie übel es um ihren Vater ſtünde: darum bate ſie eine ihrer Freundinnen, ihr nach und nach, von dem Zuſtande deſſelben ſchriftliche Nachrichten zu geben.

Amanda, war in der Blühte ihrer Jugend und Schönheit: als ſie eine ſtarcke Verſuchung ausſtehen muſte. Der Edelmann, welcher auf der Jagd bißweilen bey ſeinem Pachter einzukehren gewohnt war, hatte ſie kaum einmahl geſehen: als er ſich auf das heftigſte in ſie verliebete. Er war ſonſt ein wohlgearteter Herr; nur vor dem ordentlichen Eheſtande hatte er durch eine üble Auferziehung, einen Abſcheu bekommen. Daher fing er an der Keuſchheit unſrer tugendhaften *Amanda* nachzuſtellen: wiewol er ſeine Abſichten eine zeitlang zu verbergen wußte. Die unſchuldige Creatur, welche ihm nichts böſes zutrauete, fand in ſeiner Perſon auch was angenehmes; und als ſie ſahe daß ſeine Neigung täglich ſtärcker wurde. fing ſie ſich an mit der Hoffnung zu ſchmeicheln, daß ſie vielleicht durch eine glückliche Heyraht dem elenden Zuſtand ihrer Eltern wieder aufhelffen würde. Als er ſie einen Tag beſuchte, fand er ſie in lauter Thränen ſchwimmen: denn ſie hatte von ihrer Freundin ein Schreiben erhalten, darinn ihr dieſelbe zu wiſſen that, daß man auf Obrigkeitlichen Befehl alle Güter ihres Vaters in Sicherheit genommen habe. Dieſe Gelegenheit ergriff der freche Liebhaber ihr einen verwegenen Vorſchlag zu thun. Es iſt nicht auszuſprechen, was Amanda vor Schaam empfand: als er ihr ſeine unehrliche Abſichten entdeckete. Sie ſahe ſich nunmehr in ihrer Hoffnung betrogen; und weil ſie ſoviel Kräfte nicht hatte ihm einen gehörigen Verweiß anſtatt der Antwort zu geben: entlieff ſie ihm augenblicklich, und verriegelte ſich in ihrer Kammer.

Was der Edelmann durch ſeine eigene Vorſtellung nicht hatte erhalten können, hoffte er durch den Befehl ihres Vaters zu erlangen, an welchen er einen Brief folgendes Inhalts durch einen Boten überſchickte.

Mein Herr,

Sobald ich von eurem Unglück Nachricht erhalten, habe ich eurer Tochter ein Jahr-Geld von 400. Reichsthaler angeboten; wo ſie ſich in meinem Hauſe aufhalten will. Ja ich will auch die Geld-Summen zahlen derer ihr bedürftig ſeyd, euch aus eurem verdrüßlichen Zuſtande zu helffen. Ich ſage es frey heraus daß ich nicht geſonnen bin ſie zu ehlichen: wofern ihr aber klug ſeyd; werdet ihr durch das Anſehen, ſo ihr bey eurer Tochter habet, ihr auferlegen, nicht viel Weſens zu machen ſondern vielmehr die Gelegenheit zu ergreiffen, die ſich itzo darbietet euch wieder in einen guten Stand zu ſetzē, und ſich ſelber glücklich zumachen. Ich bin ꝛc.

Von ohngefehr fiel dieſer Brief in die Hände ihrer Mutter, die ihn mit Neugierigkeit erbrach allein mit ſo vielem Verdruße als Entſetzen durchlaſe. Sich gegen den Boten darüber zu erklären, befand ſie nicht vor rathſam: darum bat ſie ihn wieder zu kommen, und einen Brief an ihre Tochter abzufordern, den ſie folgender maſſen abgefaſſet hatte.

Allerliebſtes Kind,

Euer Vater und ich erhalten ein Schreiben von einem Edelmanne, welcher vorgiebt, daß er in euch verliebt ſey. Er ſpottet unſers Unglückes, durch den Vortrag den er uns thut, der uns aber im Falle daß wir ihn annehmen ſolten, in einem noch elendern Zuſtand ſetzen würde. Wie hat ſich dieſer Barbar einbilden können, daß der allerliebreicheſte Vater, und die allerzärtlichſte Mutter von der Welt, fähig ſeyn könnten, ihr allerliebſtes Kind dem Schimpffe und der Schande zu überlaſſen, um ſich ſelbſt dadurch aus Noht zu helffen? Das iſt eine grauſame Verwegenheit, uns ein ſolches Laſter zuzumuthen, und ſich einzubilden, daß die Noht uns zu allem zu bringen vermögend ſey! wir verlangen mit Nachtheil unſrer Ehre oder Verletzung unſers Gewiſſens keinen Biſſen Brod zu eſſen, und derowegen auferlegen wir euch die Netze ſo man eurer Keuſchheit leget, auf das ſorgfältigſte zu vermeiden, und nicht im allergeringſten auf unſern Zuſtand zu ſehen. Seyd nur über unſer Unglück nicht gar zu empfindlich. Es ſteht noch ſo übel nicht mit uns, als man euch berichtet hat. Mit GOttes Hülffe ſoll alles wieder gut werden, und ich werde euch bald beſſere Zeitungen ſchreiben können.

So weit hatte ich geſchrieben: als iemand an die Thür klopffete, und mich veranlaſſete die Feder niederzulegen. Ich weiß nicht, durch was für eine heimliche Bewegung ich euch ſagte, daß unſre Sachen bald ein andres Anſehen gewinnen würden: und ſehet, man bezahlet mir eine alte Schuld, die wir ſchon verlohren gegeben hatten. Ach liebſtes Kind. ich will euch alles entdecken. Ich habe etliche Tage her keinen Pfennig in Händen gehabt, und muſte alles, was ich aufbringen konte, eurem armen Vater hingeben. Ohne Zweifel würdet ihr bitterlich weinen: wenn ihr wüſtet, wo er ſich itzo befindet. Aber glaubet nur, daß er bald wieder frey werden wird. Dieſer abſcheuliche Brief eures Liebhabers würde ihm den Tod verurſachet haben: wenn ich ihn nicht ſeinen Augen entzogen hätte. Ich habe keine an-

andre Geſellſchaft um mich, als mein kleines Sophiechen, welche mich immer anſiehet indem ich ſchreibe, und mit heiſſen Thränen nach ihrer lieben Schweſter fraget. Sie bildet ſich veſt ein daß ihr kranck ſeyn müſſet: weil ſie mercket, daß ich euretwegen bekümmert bin. Dencket aber nicht, daß ich mein Elend hie deswegen beſchreibe, um euch dadurch zu betrüben: nein, das iſt meine Abſicht nicht. Ich will euch nur ermahnen, daß ihr daſſelbe nicht vollends unerträglich machen ſollet, durch eine ſo ſchändliche Gefälligkeit gegen einen viehiſchen Menſchen, die tauſendmahl ärger iſt, als alles Unglück ſo uns widerfahren kan. Laſſet uns doch dieſe Probe hertzhaft überſtehen! wir haben uns ja dieſes Unglück nicht ſelbſt auf den Hals gezogen. Erinnert euch indeſſen, daß das unſichtbare Weſen im Himmel uns auf eine beſſere Weiſe erretten kan, als durch die Aufopfferung eurer Ehre. GOtt behüte mein liebes Kind vor aller Verſuchung. Ich bin ꝛc.

Obgleich der Bote des Edelmanns dieſen Brief dem jungen Frauenzimmer zu geben verſprach: ſo ſtellete er ihn dennoch ſeinen Herrn zu, in Hoffnung, daß ſich derſelbe ein Vergnügen machen würde, ihr denſelben perſönlich einzuhändigen. Aus ungedultiger Begierde den Entſchluß auf ſeinen Vortrag zu wiſſen, erbrach der Herr das Siegel ſelbſt, und laß ihn heimlich durch. Wie empfindlich ward er aber gerühret, und in was vor eine Verwunderung gericht ſein Gemüthe: als er ein ſo lebhaftes Bild einer beleidigten Tugend darinnen erblickte, und gantz deutlich ſahe, daß man ſein Anerbieten ſo großmühtig ausgeſchlagen? Nach vielen Gedancken über eine ſo unvermuhtete Sache, entſchloß er ſich endlich, den Brief nicht zu unterdrücken: darum verſiegelte er ihn von neuem, und verfügte ſich zu ſeiner geliebten Amanda, ihr denſelben zu überliefern. So ſehr er auch bey ihr Anſuchung that, vor ſie gelaſſen zu werden: ſo beſtändig ſchlug ſie ihm dieſes ab; bis ſie endlich hörete, daß er einen Brief von ihrer Mutter an ſie zu beſtellen hätte. Doch er gab ihr denſelben nicht anders, als mit der Bedingung ihn in ſeiner Gegenwart zu leſen. Sie ließ ſich ſolche gefallen, und er ſahe ſie indeſſen mit unverwandten Augen an: ſo, daß er auch die allergeringſten Minen bemercken konte. Die heftigen Gemühts-Bewegungen, die in der Amanda beym Durchleſen eines ſo Hertz-rührenden Schreibens entſtunden, gaben ihrer Schönheit neue Richtungen; und als ſie ſich endlich der Thränen nicht länger enthalten konte, war auch der Edelmann nicht vermögend die ſeinigen zu hemmen. Er geſtund ihr frey heraus, daß er dieſen Brief bereits geleſen habe, und ſetzte mit vielen Kennzeichen der Aufrichtigkeit hinzu, daß er itzo veſt entſchloſſen ſey ſeinen vorigen Fehler gut zu machen. Meine Leſer werden ſich nicht verdrieſſen laſſen auch den andern Brief zu leſen, den er an ihre Mutter abgelaſſen.

Wertheſte Gönnerin!

Ich bin gantz verwirret, und werde mir meinen groben Fehler ſelbſt niemals verzeihen können: wofern ich wegen meines letztern Briefes von Euch keine Vergebung erlange. Es iſt meine Abſicht niemals geweſen die Betrübten noch mehr zu betrüben; und wenn ihr mich vorhin gekannt hättet: würde ich niemals ſolchen Fehler begangen haben, den ich, wo GOtt will, zu verbeſſern ſuche; indem ich von nun an den Namen eures Sohnes annehme. So lange **Amanda** eure Tochter iſt; kan es euch unmöglich anderſt als glücklich gehen. Und wahrhaftig, dafern es nur in meinen Kräften ſtehet: ſo ſollt ihr aufs eheſte aus eurem jetzigen Unglücke befreyet werden. Ich bin ꝛc.

Dieſen Brief überſchickte er durch ſeinen Verwalter, und bald darauf begab er ſich ſelbſt in die Stadt, ſeinen Schluß zu vollenziehen. Durch ſeine Freygebigkeit und würckliche Hülffe ward der Vater ſeiner Geliebten in den Stand geſetzet, daß er ſeinen verfallenē Handel wieder herſtellen konte. Mit einem Worte, er heyrathete die Amanda, und erlangte dadurch ein dreyfaches Vergnügen: einmahl weil er einer ehrbaren Familie voll guter Eigenſchaften wieder aufgeholffen; ſodann aber, weil er ſich ſelbſt, durch eine wohlgetroffene Vermählung, in einen glücklichen Stand geſetzet, u. an ſeiner eigenen Perſon erfahren hatte, wie ſchnell die Würckung der Tugend auch an untugendhaften Seelen ſeye; im Fall dieſelbe nicht boßhaftig unterdrücket wird.

XVII. St

Die Vernünftigen Tadlerinnen

Mittwochs/ den 25. April 1725

Canitz.

Ein Tollhaus, da man ſich durch manchen Narren drengt,
Von denen einer ſingt, der andre Grillen fängt.

BEy Durchſuchung derer Briefe womit wir unſerer wöchentlichen Schrifften halber, die zeither beehret worden, finden wir ohngefehr einen, der bereits vor dreyen Monaten geſchrieben, aber von uns bishero gantz und gar vergeſſen, vielweniger beantwortet worden. Die gütige Verfaſſerin deſſelben wird uns dieſe Unachtſamkeit diesmahl vergeben, und zufrieden ſeyn wenn wir ihn nur itzo hie einrücken, da er vermuthlich an ihrem Orte ſeine Wirckung beſſer zeigen wird, als wenn er vor etlichen Wochen darinnen geſtanden hätte, und alſo um dieſe Zeit ſchon ins Vergeſſen gerathen ſeyn würde. Er lautet alſo:

Billige Tadlerinnen.

JCh weiß es zwar noch nicht ob ihr es erlaubet daß ſich ein Frauenzimmer bißweilen in Comödien finden laſſe: doch wage ich es itzo, euch meinen Verdruß zu klagen, der mir bey ſolcher Gelegenheit erwecket worden. Ich geſtehe es euch frey heraus daß mich die unſerm Geſchlechte anklebende Neugierigkeit verleitet, die Sächſiſchen Teutſchen Hof-Comödianten, welche ſich dieſe Meſſe über bey uns aufgehalten zu beſuchen, und den Streit zwiſchen Ehre und Liebe oder den ſo genannten Cid, vorſtellen zu ſehen. Man hatte mir eine Zeit her von dieſem Meiſterſtücke des berühmten Corneille ſoviel rühmens gemachet, daß ich meine Begierde, ein ſo vollkommenes Theatraliſches Stück zu ſehen, nicht länger wiederſtehen konte. Da ich aber der geſtalt zum erſtenmahle den Schauplatz beſuchete, war es kein Wunder daß ich der rechten Zeit verfehlete, und ſo ſpät herein kam, daß ich ſchon alles voller Zuſchauer fand. Mein Begleiter verſchaffte mir zwar einen Stuhl, darauf ich ſitzen ſolte, allein wir wahren ſo weit von dem Schau-Platze entfernet, und rings um uns mit ſo vielen Manns-Perſonen umgeben, daß ich nichts als den oberſten Boden des Saales ſehen konte. Inſonderheit hatte ſich recht vor mich, eine lange und ſtarcke Perſon gepflantzet, welche ſich ein Vergnügen daraus zu machen ſchien, daß ſie einem Frauenzimmer den Rücken zukehrete. Mein Begleiter mochte nicht Hertzhaftigkeit genug haben, ihn durch ſein Zureden zum Ausweichen zu bewegen: darum ſuchte ich ſelbſt durch die gelindeſten Mittel mich von dieſem Ubel zu befreyen. Ich ſetzte meine Bequemlichkeit im Sitzen bey ſeite und ſtund auf. Allein meine Schildwache war mir zu hoch und ich konte ihr nicht über die Schultern ſehen. Ich neigete mich bald nach einer, bald nach der andern Seite, allein er war ſo breit vom Leibe, daß auch dieſe Bemühung den Schau-Platz zu erblicken vergeblich war. Dencket nicht, wertheſte Tadlerinnen, daß er mein Verlangen nicht gemercket, oder gar nicht gewußt habe wer hinter ihm geſeſſen: Nein, er ſahe ſich oft herum, und ohngeachtet ich ihm mit einer freundlichen Mine und einer kleinen Beugung des Leibes, um zwiſchen ihm hin zu ſehen, mein Begehren genugſam zu verſtehen gab; ſo kehrte ſich doch mein Coloſſus mit einer gravitätiſchen Geberde wieder um, und ich muſte mir gefallen laſſen mit dieſem einfältigen Spectacul ſeiner Ungeſchicklichkeit vorlieb zu nehmen. Wie ſchlecht ſein unartiges Verfahren andern höflichern Perſonen die neben und hinter mir ſtunden, gefallen habe, konte ich daraus ſchlieſſen, daß ſie unter einander über dieſen Grobian ihr Gelächter hatten. Einer der mit dabey ſtunde, muſte ihn wohl mehr als die andern kennen; denn ich hörete, daß er ihm einige lateiniſche Worte zurief: Cur tua ſic teneris das &c. welche ich gerne gantz herſetzen wolte, wenn, ich nicht das Ende vergeſſen hätte. Allein auch dieſes war vergebens: meine Schildwache warf den Kopf in die Höhe, und wich keinen Fuß breit von ſeiner Stelle.

Ihr, wertheſte Tadlerinnen, habt euch bey junger Leuten ſchon in ein ſolches Anſehen geſetzet, daß ihr ihnen dergleichen unanſtändiges Verfahren gegen Frauenzimmer, am nachdrücklichſten verweiſen könnet. Thut es deßwegen in einem eurer Blätter, und wiſſet daß euch hier in Leipzig unzehliche Perſonen eures Geſchlechts davor dancken werden. Denn auch denen die gantz nahe, und in der erſten Reihe vor dem Schau-Platze ſitzen, pflegen unſre junge Herrn dergleichen Verdruß zu erwecken, wenn ſie ſich vor ſie hinſtellen, und ihnen faſt den halben Himmel verdecken. Ich ſchweige von der ungezogenen Aufführung derer jenigen, die den armen Licht-Putzer mit unendlichen gantz niederträchtigen und abgeſchmackten Schmäh-Worten bewillkommen, ſobald er ſich ſehen läſſet: oder zwiſchen denen Handlungen des Schau-Spieles mit denen Füſſen ein Donner-Wetter nach dem andern erregen: oder auch ſelbſt ungeſcheut auf den Schau-Platz treten und die Zahl derer Comödianten wider ihren Willen vermehren. Dieſes werdet ihr ohnedem als ſolche Fehler vorzuſtellen wiſſen, die ſich am allerwenigſten vor diejenigen ſchicken, welche auf Academien nicht nur in Künſten und Wiſſenſchafften ſondern auch in guten Sitten zunehmen ſollen. Niemand wird euch aber gröſſern Danck davor wiſſen als eure

Leipzig 1726 treue Verehrerin
den 16 Jenner Eburina.

Wir erkennen es mit der gröſſeſten Ergebenheit, daß eine ſo geſchickte Perſon in dero erlittenen Verdruſſe ihre Zuflucht zu uns nehmen wollen. Wir wiſſen zwar die Beſchaffenheit des Schau-Platzes und andere Anſtalten dabey in Leipzig nicht; können doch aber ſoviel daraus ſchlüſſen daß die Einrichtungen nicht gar zu ſonderlich ſeyn müſſen. Auf wem es ankomme dieſelbigen zu verbeſſern, iſt uns gleichfalls unbekannt: alſo bleibet nichts mehr übrig als denen Zuſchauern eine Gefälligkeit gegen einander und inſonderheit gegen das Frauenzimmer anzupreiſen. Wir hätten es uns nicht eingebildet, daß die daſige ſtudirende Jugend, die ihrer Artigkeit halber allezeit gerühmet worden zu ſolchen Klagen über ſich Anlaß geben ſolte. Doch was vielleicht, ein oder der andere Neuling thut, muß man nicht allein ohne Unterſcheid aufbürden. Wohlgeſittete Leute, werden ein ſolch ungeſchlachtes Weſen nicht an ſich zeigen.

Was die Comödien überhaupt anlanget, ſo ſcheinet es uns, daß ſie ſo gar nicht zu verwerffen ſind. Denn ſoviel wir aus dem Durchleſen einer oder der anderen Franzöſiſchen Comedie urtheilen können ſo werden darinen die Laſter und üble Gewohnheiten der Menſchen lächerlich gemacht, der Nutze und Schade der daraus erwachſen kan, wird ſehr lebhaft vorgeſtellet, und die Zuſchauer die damit vielleicht behaftet ſind, werden bewogen ſich dererſelbigen zu entledigen: indem ſie beſorgen müſſen eben ſo auslachenswürdig zu erſcheinen, als die laſterhaften Perſonen auf dem Schau-Platze geweſen. Wer nur die allergeringſte Ehrliebe bey ſich hat kan dieſes unmöglich erdulden, und es iſt ihm unerträglich, wenn er andern zum Gelächter werden ſoll Darum haben dieſe Vorſtellungen einen ſehr tiefen Eindruck in ſeinem Gemühte, und ſind oft kräftigere Bewegungs-Gründe vom böſen abzuſtehen, als die beſten Vernunft-Schlüſſe eines Sitten-Lehrers. Das bloſſe Durchleſen einiger Schauſpiele hat uns hievon ſchon überführet: und was wird nicht die ſichtbare Vorſtellung durch lebendige Perſonen vor Kraft haben, wenn ſie der Natur gemäß, das iſt, ungezwungen, munter und nach Beſchaffenheit desjenigen Characters den ſie ausdrucken ſollen, von denen ſpielenden Perſonen geſchiehet. Doch weil das meiſte auf diejenigen ankommt, ſo Comedien ſchreiben, ſo wäre es rathſam, daß ſie

(1) ſich lauter ſolche Laſter und Tugenden abzuſchildern, vornehmen möchten, die im gemeinen Leben unter Leuten von allerley Ständen häufig vorzukommen pflegen. Denn was Königliche und Fürſtliche Perſonen anlanget, die in denen ſo genannten Haupt- und Staats-Actionen vorgeſtellet werden, ſo iſt es wahr, daß der gezwungene Glantz ihrer Kleidungen, und der Pracht ihrer Hoffſtatt, die Augen des unterſten Pöbels ſehr blendet, allein denen die etwas beſſer urtheilen muß dieſes gantze Weſen lächerlich und ungereimt vorkommen. Die Zufälle ſo regierenden Häuptern und andern Standes-Perſonen begegnen, hat kein einziger Zuſchauer iemals gehabt, wird ſie auch ſein Lebenlang nicht haben. Was nützet ihm denn die Vorſtellung derſelben?

(2) Solte man nicht unnöthige Verwirrungen in denen Schau-Spielen erdencken, um die Zuſchauer aus einem Labyrinth in den andern zu ſtürtzen. Die Verkleidungen, Auswechſelungen der Kinder, und Ermordungen ſind ſo ſeltſam im gemeinen Leben, daß ſie ſich faſt niemals zutragen. Darum mercket der Zuſchauer gleich, daß er bloße Fabeln und Hirn-Geſperſter, nicht aber den gemeinen Lauf der Welt ſiehet. Er hält alle ſolche Vorſtellungen entweder vor unmöglich oder doch vor unwahrſcheinlich; folglich haben ſie in ſeinem Hertzen keine Kraft. Dahin gehören die Vorſtellungen des Affects der Liebe, die man insgemein ſo unſinnig werden und ſo heftig raſen läſt, als GOtt Lob, nirgends unter uns geſchiehet.

(3) Endlich ſolte man billig in einem ieden Schau-Spiele,

entweder ein Laſter, oder eine Tugend vorſtellig machen: aber dergeſtalt, daß man bey jenem, allezeit das darauf folgende Verderben und Unglück, als eine Strafe deſſelben: bey dieſer hingegen, die darauf folgende Glücks-Fälle und Wohlfahrt, als ihre Belohnung bemercken könte. Geſchieht dieſes nicht, ſo wird ein Schauſpiel entweder unnützlich oder gar ſchädlich: So wie es im Gegentheile keinen geringen Nutzen haben würde, wenn es allezeit ſo eingerichtet wäre.

Ich enthalte mich mehrerer Reguln der geſunden Vernunft von Comödien hieher zu ſetzen, weil wir bey uns davon nichts wiſſen, und die Einwohner unſerer Stadt, auch hiebey ſchon einen Eckel werden empfunden haben. Dieſem zu vertreiben, will ich ihnen ſagen, daß wir auch bey uns Comödien genug haben, wenn wir nur darauf acht haben wolten. Sie werden insgemein an Sonn- und Feſt-Tagen und zwar gantz öffentlich geſpielet, ſo daß ſie ein ieder ohne Entgeld zuſchauen kan. Ich habe ſonderlich drey Schau-Plätze bemercket, wo dieſelben aufgeführet werden. Der eine iſt vor der Marckt-Kirche, der andre iſt vor der Ulrichs-Kirche, und der dritte auf dem Berge neben der Schul-Kirche. Die Perſonen ſo daſelbſt auftreten ſind faſt lauter junge Manns-Perſonen und Frauenzimmer. Davon jene mehrentheils ſtille ſtehend, dieſe aber gehend ihre Rolle ſpielen, indem ſie aus den GOttes-Häuſern kommen und ſich nach Hauſe verfügen. Und dieſes geſchieht ordentlich des Tages zweymahl welches auf andern Schau-Plätzen was ungewöhnliches iſt.

Man wird mich vielleicht auslachen daß ich keinen beſſern Begrif von einer Comödie habe, als dieſe kurtze Nachricht zu verſtehen giebt: allein ich glaube daß ich meinem Satze keinen geringen Schein geben kan: Man ſag mir was iſt eine Comödie. Iſt ſie nicht eine Vorſtellung de menſchlichen Laſter, die durch lebendige Perſonen geſchieh Und findet ſich nicht dieſes vor unſern Kirch-Thüren auf das allergenaueſte? Was vor Eitelkeiten bekommt man nich zu ſehen? Wie lebhaft werden dieſelbigen vorgeſtellet? Die meiſten Perſonen ſo man auftreten ſiehet ſind in der That ſo geſinnet, wie ſie ſich ſtellen, welches alſo weit natürlichere Handlungen verurſachet, als wenn ſich die andern Comödianten verſtellen müſſen. Es giebt hie ſtumme, es gibt auch redende Perſonen. Und ob gleich das Frauenzimmer mehrentheils zu denen erſten gehöret, ſo verrichten ſie doch mit ihren Geberden, Augen und Minen, oftmahls eben die Wunder-Dinge, die vormahls von denen ſo genandten Mimis der Lateiniſchen Schau-Plätze in dem alten Rom, bewundert worden. Sie wiſſen alle Affecten, als Zorn, Hochmuth, Verachtung, Liebe, Verdruß, Haß, Sprödigkeit, und unzehliche andre Gemühts-Neigungen ſo deutlich vorſtellig zu machen, daß ich mich oft gewundert habe, wie eben dieſelbe **Doris**, ſo dieſem zur rechten Hand einen lieblichen Blick zum Zeichen ihrer Gewogenheit gab, dem andern zur Lincken eine ſo zornige Geſichts-Bildung wieſe daß er davor erſchrack; und als ſie kaum zwey Schritte fortgegangen war einem andern gantz kaltſinnig begegnete. Und ſolcher Meiſterinnen giebt es auf unſern Schau-Plätzen nicht wenige, von welchen die beſte Comödiantin noch etwas abſehen könte.

Was die Manns-Perſonen anlangt, ſo ſtellen ſich insgemein etliche zuſammen in einen Kreyß; und zwar an einem Orte wo ſie von ihren vorbeykommenden Schönen ihrer Schickſale erwarten wollen. Dieſes iſt etwas Comödianten mäßig geredet: allein ſo wird auf dieſem Schau-Platze oft geſprochen. Einige von dieſen Kreyſen ſcheinen auch nur bloſſe Zuſchauer abzugeben. Sie rathſchlagen und urtheilen von allen Aufzügen der ſpielenden Perſonen, nach Gutbefinden und nachdem ein ieder geſinnet iſt: deswegen pflege ich ſie unſere Creyß-Räthe zu nennen. Inſonderheit geht es über das Frauenzim̃er her. Dieſe ſagt man, könte eine Prinzeßin, jene kaum eine Bauer-Magd vorſtellen. Dieſe zu frech, jene zu gezwungen, und noch eine andre zu ſch-

ri

tig in allem ihrem Weſen. Der eine macht Gloſſen daß ſein Lands-Mann einen freundlichern Anblick als er ſelbſt bekommen und der andre lachet ihn aus daß er ſich dieſes verdrieſſen läſſet. Bald tadelt man Stellungen des Leibes bald die Art wie dieſe oder jene das Haupt träget; bald die Cadentz indem die dritte ihren Knick-fuß machet. Dem einen ſcheint dieſe Mode nicht ſonderlich neu zu ſeyn dem andern geht **Corinna** nicht bloß genug. Und von **Flavien** heiſſet es oft, daß ſie der gelben Blumen an der Bruſt leicht entrathen könne, da dieſelbe von Natur mit dieſer Farbe pranget. Man erzehlet ſich auch bißweilen luſtige Hiſtorien, nach Veranlaſſung der vorbeyziehenden Perſonen, die aber nicht alle von gleicher Glaubwürdigkeit ſeyn mögen. Endlich ſo verändern einige Kreyſe in kurtzer Zeit ihren Ort, bald nehmen ſie auf dieſem bald auf jenem Schau-Platz ihre Auftrit. Und dieſes iſt dasjenige was ich von unſern Hälliſchen Comödien zu ſagen gehabt.

Am beſten hat mir gefallen, wenn ich zuweilen gehöret habe, daß man in denen erwehnten Kreyſen auch der Tadlerinnen gedacht. Ich gieng einmahl nahe bey einem derſelben vorbey, und da hörete ich ſagen: Solte auch dieſe etwa eine von denen Tadlerinnen ſeyn? Es könte leicht ſeyn, verſetzte der andere, allein man hat ſie mir ſchon anderwerts gewieſen. Ein andermal hörete ich auf ein Frauenzimmer die mit mir zugleich aus der Kirche kam, zeigen und ſprechen; Bruder ſiehe, das iſt die verſchmitzte **Calliſte** unter denen Tadlerinnen. Und mir war bange, daß man vielleicht hinzu ſetzen würde, daß ich die **Phyllis** ſey. Ich habe ſonſt einen Streit gehöret, ob wir alle drey in eine oder in verſchiedene Kirchen giengen. Man war ſehr uneins darüber. Allein dieſen Zweifel zu benehmen, ſo dienet zur Antwort, daß wir in alle drey oben benandte Kirchen und zwar Wechſels-weiſe gehen damit man uns nicht auskundſchafte. Es iſt aber alle Sonntage in jeder Kirche eine von uns anzutreffen. Daher können wir alles was von Fehlern junger Leute vorgehet wahrnehmen, es wird uns nicht leicht etwas verborgen bleiben. Wir halten auch ſonſt unſre Spions, und verſichern alle, die kein gut Gewiſſen haben, daß wir ihrer Eitelkeiten nicht ſchonen, ſondern ſie bey Gelegenheit mit lebendigen Farben abmahlen werden. Wollen ſie ſich alſo nicht öffentlich von Jedermann auslachen laſſen; ſo mögen ſie ſich vor Fehlern hüten. Dieſe Nachricht wird ihnen vielleicht nützlicher ſeyn als wenn wir ihnen zu wiſſen gethan hätten ob wir in der Ulrichs-Straße, am Schulberge, am Stein-Thore, bey den Barfüſſern oder am Marckte wohnten.

Phyllis.

Die Vernünftigen Tadlerinnen

XVIII. Stück.

Mittwochs/ den 2. May. 1725.

Philander von der Linde,

Sie weiß es auf ein Haar, wie bald die alte Katze
Die Wochen halten wird, und wenn des Nachbars Magd
Hat ihrem Courtiſan den Handel aufgeſagt.

WEr bedenckt es wohl unter uns, was die Zunge vor ein unſchätzbares Glied des menſchlichen Cörpers ſey? Ohne dieſelbige könten wir nicht reden: ohne die Rede aber würde der Menſch auf gewiſſe Weiſe kein Menſch mehr bleiben. Die Geſellſchaft iſt das ſichtbarſte Stücke, dadurch wir uns von unvernünftigen Thieren unterſcheiden. Wo ſiehet man die Affen, die doch die gröſſeſte Aehnlichkeit mit uns haben, Dörfer, Flecken u. Städte unter ſich ausmachen? Giebt es unter ihnen Herren und Knechte, Obrigkeiten und Unterthanen? Iſt wohl einer dem andern behülflich in Erlangung desjenigen was er zu ſeiner Erhaltung nöthig hat? Oder ſorget nicht vielmehr ein ieglicher für ſich allein? So würden wir Menſchen es auch machen, wenn wir nicht reden könten. So gar die Vorſorge der Eltern für ihre Kinder würde ſich nicht weiter erſtrecken, als bis dieſelbe aus eigenen Kräften ſich mit einigen Kräutern, Früchten und Wurtzeln verſorgen könnten, wie man an andern Thieren wahrnimmt. Da würde kein Lehren, kein Unterrichten der Einfältigen und Unwiſſenden mehr ſtatt finden. Die Vernunft ſelbſt, das alleredelſte ſo wir beſitzen, würde gleichſam begraben liegen, und gleichſam verwildern, wenn ſie nicht durch das Zureden der Alten in denen Kindern erwecket würde. Man hat dieſes an denen Exempeln geſehen wo wilde Leute in Wäldern gefunden worden. Weil ſie in ihrer zärteſten Kindheit durch unglückliche Zufälle aus der Geſellſchaft der Menſchen gekommen, unter lauter Beſtien aufgewachſen, und alſo nicht die geringſte Anleitung gehabt ihren Verſtand zu gebrauchen: ſo ſind ſie ſo unvernünftig und tumm als die andern Thiere geweſen. Und ob ſie gleich mit der Zeit, wiewohl ſehr langſam reden gelernet, und dadurch von dem in ihnen befindlichen vernünftigen Geiſte eine deutliche Probe abgeleget: ſo haben ſie doch von ihrem vorigen Zuſtande eben ſo wenig Nachricht zu geben gewuſt, als wir alle geben können; wenn man uns fraget, was wir in Mutterleibe, oder in dem erſten halben Jahre unſers Lebens gedacht und gethan haben.

So nöhtig nun die Sprache zum Gebrauche der Vernunft iſt ſo nützlich und unentbehrlich auch dieſelbe zur menſchlichen Geſellſchaft iſt: um ſo vielmehr ſolten wir unſere Zunge hoch ſchätzen; um ſo viel ſorgfältiger ſolten wir auf ihren rechten Gebrauch und Mißbrauch acht haben. Reden können wir alle: klug und vernünftig reden die wenigſten. Wir müſſen auch alle reden: aber wenn wir nur alle das rechte Maaß zu halten wüßten, daß wir nicht zuviel redeten. Ich ſage mit bedacht, zuviel: denn diejenigen ſo zu wenig reden, ſind ſo ſeltſam unter uns, als die weiſſen Raben.

Mein Leſer, du magſt wohnen in welcher Landſchaft, in welcher Stadt, und in welchem Flecken du wilſt: ſo wird ſich an deinem Orte eine gewiſſe Weibsperſon antreffen, die ich die Gaſſenfama nennen will. Sie trägt zwar keine Trompete in Händen: aber ſie bedarf auch keiner. Ihr bloßer Mund kan mehr ausrichten, als zehn Trompeten. Sie hat zwar keine Flügel: allein ihre Füße ſind von auſſerordentlicher Geſchwindigkeit. Keine Straſſe in der Stadt iſt ihr zu entlegen, kein Hauß zu ſehr entfernet: im Augenblicke kan ſie da ſeyn, und wieder zurücke kommen. Sie kennet die Einwohner ſowol als die Fremdlinge. Sie könnte dir ein vollſtändiges Regiſter von allen Manns- und Weibsbildern geben; und noch dazu melden, welche unter ihnen verheyrathet oder in ledigem Stande; jung oder alt; reich oder arm; geſund oder kranck ſind. Man kan ſich nicht zur Aderlaſſen, ja was noch mehr iſt, man kan nicht den Schnuppen haben, oder einmahl huſten, ſo weiß ſie es ſchon. Kurtz zu ſagen ihr Kopf iſt ein allgemeines Tagebuch von allem was an ihrem Orte vorgehet.

Bey dergleichen Kundſchaft und ſo vielem Wiſſen iſt es kein Wunder daß dieſe allwiſſende Frau Gaſſenfama auch ſehr viel zu reden hat. Wie es Leute von ſchwachem Verſtande insgemein gehet, daß ſie alle ihre Gedancken mit Worten ausſprechen müſſen, und wenn ſie nicht reden, auch nicht viel gedencken können: ſo geht es ihr gleichfalls. Die Gelehrten haben lange eine immerwährende Bewegung zu erfinden getrachtet. An ihrer Zunge könte man ſie gewiß wahrnehmen: wenn nicht die Nacht ihrem Geſchwätze etliche Stunden Einhalt thäte. Des Morgens hat ſie die Augen noch nicht recht offen, wenn ſich ihre Stimme ſchon mit Erzehlung ihrer Träume hören läßt. Dann folgen die Auslegungen, die ſie ſich als eine gute Prophetin machet. Hernach gehen ihre Urtheile über alle Einwohner ihres Ortes an. Sie bekümmert ſich um alles, ſie ſorget vor alles, ſie bringet auch alles was ſie weiß unter die Leute. Und damit hat ſie den gantzen Tag ſo viel zu thun, daß ihr der Abend mehrentheils, wieder ihren Willen, auf den Hals kommt. Denn wenn der Tag noch

11. Stunden länger wäre als er iſt: ſo hätte ſie nicht Zeit genug alle ihre Zeitungen einzuziehen und wieder auszupoſaunen.

Fraget man, was dieſe Frau zu einer ſolchen Gaſſenfama gemacht, und wie es gekommen, daß ſie ſich auf eine ſo mühſame Beſchäfftigung geleget neue Zeitungen zu ſammeln, und dieſelben unter die Leute zu bringen: ſo kan man verſchiedenes antworten. Anfänglich kan ſie von Natur ein Lehr-begieriges Gemüthe gehabt haben. Eine üble Auferziehung, hat dieſe gute Eigenſchafft erſtlich in eine Neugierigkeit, und endlich in einen Fürwitz alles wiſſen zu wollen, verwandelt. Denn da man ihr in der Jugend nichts nützliches vorgegeben, womit ſich ihren Verſtand behäftigen, und ihre Begierde zu lernen hätte befriedigen können: ſo iſt ſie auf geringſchätzige, niederträchtige, unnütze und ſchädliche Dinge verfallen. Sie hat ſich angefangen mehr um das Thun und Laßen ihrer Nachbarn, als um ihr eigenes Verhalten zu bekümmern: und daraus iſt endlich eine Gewohnheit geworden. Noch mehr iſt dieſelbe geſtärcket worden, als ſich eitele Perſonen gefunden, die ſich ein Vergnügen gemacht haben, die vielwiſſende Gaſſenfama ihre Zeitungen erzehlen zu hören. Man hat ſie bald hie bald da ins Haus gerufen, und ſie mit groſſem Eifer um was Neues befraget. Man hat um ſie auf etwas zu bringen ihr zuvor angefangen, von einem oder dem andern eine beſondre Begebenheit zu vertrauen, mit der Frage ob ſie es noch nicht wiſſe, und dem ausdrücklichen Bedinge daß ſie es niemanden wieder ſagen ſolle. Da hat ſie nun die Schätze ihres Gedächtniſſes eröfnet. Ihre fertige Zunge hat ſie nicht ſo leicht ſtecken laſſen. Ihre lebhafte Einbildungs-Kraft iſt auch immer beherzter geworden, bald hie bald da einen Umſtand zu erdichten, damit doch die Geſchicht ein wenig wunderwürdiger heraus kommen möchte. Endlich hat ſie angefangen bloſſe Muthmaſſungen vor gewiſſe Wahrheiten auszugeben. Und ſich alſo in ihrer

Kammer, (wofern ſie in derſelben iemahls anzutreffen iſt) neue Zeitungen zumachen, wenn gleich in der gantzen Stadt keine eintzige vorgegangen.

Sobald ſie aus einem ihrer bekanten Häuſer davon gegangen kommt ſie ins andre. Ihre vorige Schätze hatten ſich vermehret, weil ſie etwas neues vernommen hatte, welches ſie vorhin noch nicht gewußt. Hie kan ſie ſich mit dieſer Zeitung breit machen. Sie erfähret wider was anders. Sie trägt es ins dritte, vierte und fünfte Haus. Das iſt ihre Arbeit, das iſt ihre Freude, und ſo vergeht ihr der gantze Tag.

Meynet man daß ihre Zeitungen all von Wichtigkeit ſeyn: ſo betrüget man ſich. Sie erzehlt was dieſes oder jenes Frauenzimmer vergangenen Sonntag vor ein neues Band, vor einen veränderten Putz gehabt. Sie berichtet mit einer ernſthaften Mine, wie des Nachbars Jungfer Tochter ſolche grobe Spitzen an den Ermeln trage. Sie fängt an zu ſeufzen, wenn ſie Nachricht geben will, wie eine von ihren Gönnerinnen ſich mit der Nadel in dem Finger geſtochen, und ſetzet hinzu es ſey zu beſorgen daß ein gefährlicher Schade daraus entſtehen werde. Sie erzehlt ferner der neugierigen **Liſette**, wieviel Anbeter ihre Gegnerin **Pulcheria** habe, und wie oft ſie von einem ieden beſchencket werde. Sie weiß die Lebensläufe aller dieſer Buhler. Sie weiß welcher ihr am gefälligſten ſey. Sie weiß welcher ihr treu, oder untreu iſt, beſtändig bleiben, oder abtrünnig werden wird. Dem einen zehlt ſie nicht mehr als zehn Courteſien auf den Finger her. Hie hat er etliche mal ins Fenſter gegrüßet: dort iſt er einmahl aus dem Hauſe gekommen. Dieſe hat er geſehen aus der Kirche gehen: jene hat er einmahl in Compagnien gerühmet. Bald iſt er in dieſer Familie bekant, und bald hat er in jenem Hauſe ein halb Jahr gewohnet. u. ſ. w. Und auf ſolchen ſichern Gründen beruhen alle ihre Zeitungen, die ſie doch mit tauſend Eydſchwüren zu bekräftigen gewohnet iſt.

Ich kan leicht dencken, daß hie meine Leſer von männlichem Geſchlechte triumphiren werden, weil ich ſelbſt die Schwatzhaftigkeit, und das plauderhafte Naturel meines Geſchlechtes ſo lebhaft abgemahlet habe. Allein ich laſſe mich nichts irre machen. Die Partheiligkeit habe ich niemals geliebet. Was wahr iſt. werde ich nicht leugnen: wenn es gleich mir ſelbſt keine Ehre bringen ſolte. Das weibliche Geſchlecht iſt freylich mit dieſem Fehler mehr als die Mannsperſonen behaftet. Woher kommt das? Wir haben mehr müßige Stunden als die Männer. Ja wenn wir gleich womit beſchäftiget ſind: ſo erfordert doch unſre Arbeit ſo viel Nachſinnens nicht, daß wir nicht zu gleicher Zeit ſchwatzen können. Das Gemüthe will allezeit womit beſchäftiget ſeyn. Wenn es derowegen durch ſeine Geſchäfte nicht genugſam eingenommen iſt: ſo ſuchet es entweder in ausſchweifenden Gedancken, oder in Geſprächen einen Zeitvertreib. Dazu ſind nun ſolche Gaſſenſamen ſehr behülflich. Sie werfen Funcken in den vorhin ſchon fertigen Zunder, und erhalten nachmals das Feuer der Neugierigkeit und Schwatzhaftigkeit in beſtändigem Weſen.

So aufrichtig ich aber den Fehler meines Geſchlechtes geſtehe: ſo wenig dörfen die Männer ſich gantz davon ausnehmen. Meynen ſie denn, daß es unter ihnen keine ſolche Zeitungs-Träger und Wäſcher giebet? Loquax ein großer Plauderer hat mich eines andern belehret. Ich habe mich anfänglich gewundert, daß er allenthalben ſo beliebt iſt, daß ihn vornehme Leute in ihrer Geſellſchaft leiden, und einige faſt ohne ihn nicht leben können. Denn da er ſonſt in ſeiner Perſon und Art mit Leuten umzugehen nichts angenehmes hatte: ſo befremdete es mich deſtomehr, daß er bey verſchiedenen Gattungen von Leuten nicht längſt ein Scheuſal geworden. Als ich ihn aber etwas genauer kennen lernete, habe ich die Urſache leicht entdecken können. Er iſt mit einer von denen, welche mit vielen Worten ſehr wenig ſagen. Er hat einen Uberfluß neuer Zeitungen, und alles, was in der Stadt vorgehet, vereiniget ſich in ſeinem Gehirne, als in einem Mittelpunckte. Wo er in Geſellſchaften kommet da führet er das Wort. Man fraget ihn nur: was neues vorgehe? So iſt ſeine Antwort kaum in einer Stunde aus. Es ſcheint nicht anders als ob er ein Regiſter vor ſich hätte, daraus er alles herläſe. Fraget ihn: was in denen entlegenſten Winckeln der Stadt vorgehe? er wird es wiſſen. Forſchet, wie ſich jener Mann mit ſeiner Frauen begehe: er wird euch Nachricht davon geben. Stellet euch begierig zu erfahren wen dieſer oder jener heyrathen werde? So wird er euch alle Geheimniße deſſelben offenbahren; Die Körbe, ſo er bekommen, herzehlen, die Partien, ſo ihm nicht anſtehen nennen; ſeine Einkünfte berechnen; die Geſchencke an ſeine künftige Liebſte überſchlagen, ja die Farbe zu ſeinem Bräutigams-Kleide beſtimmen. Das iſt noch nicht genug, er wird ihm gar die Zahl ſeiner Erben vorher ſagen, und andre ſolche Dinge mehr auf die Bahn bringen, die nirgends als in ſeinem Kopfe ihren Urſprung haben. Dabey iſt er im hören unerſättlich. Saget man ihm ein Wort, ſo will er zehn hernach 50. und endlich hundertmahl ſoviel haben. Er machet ſich tauſend Fragen, unb qvälet dem andern faſt das Hertz aus dem Leibe. Er läufet aus einem alten ſowol als neuen Buchladen in den andern, und wen er daſelbſt antrifft, der iſt unglücklich. Er wird ihn durch ſein Geſchwätze taub, oder durch ſeine Fragen müde machen, und ihm alſo mit Gewalt etliche Stunden verderben.

Um nun dergleichen verdrüßlichen Schwätzern ihre unerſättliche Begierde zum Plaudern, wo möglich abzugewehnen, will ich ihnen nur dieſes ſagen, daß ſie ſich unzehliche Feinde dadurch machen. Ein ieder begreift es, das Leute, die ſoviel reden, nicht allezeit die Wahrheit reden können. Sie müſſen nothwendig, entweder viel neue Zeitungen erdencken, oder die wahrhaftigen mit ſo vielen

Zuſätzen

zuſetzen vermehren daß ſie nicht mehr zu erkennen ſind. Was kan man nun zu einen ſolchen Menſch vor ein Vertrauen haben? Ein ieder fürchtet ſich vor ihm; Ein ieder muß beſorgen auf ſeine Zunge zu gerathen. Und daher kan ihm ſonſt niemand, als ein Einfältiger recht gewogen ſeyn. Dieſer Gattung Leute mercken es nicht, daß er ihnen nicht treuer ſey, als andern. Kluge aber wiſſen wohl daß ein Menſch, der von allen Perſonen die er kennet, ſoviel erzehlen kan, auch ſie ſelber nicht ſchonen werde. Indem er bey ihnen iſt: bemercket er alles was vorgehet, damit er anderwerts wiederum was zu erzehlen habe. Und dieſes ſolten ſich billig alle, die ſolchen Plauderern gerne Gehör geben zur Warnung dienen laſſen. Bildet ſich gleich ein Schwätzer ein, man ſey ihm gewogen. weil man ihn gerne zuhöret: o ſo betrügt er ſich doch. Sobald er davon gehet verlachet man ihn als einen Thoren, ja man hält ihn vor eine luſtige Perſon, die ſonſt zu nichts taugt als einem die Zeit zu kürtzen. Er wird ſelbſt eine Fabel aller vernünftigen Leute, und man zeiget mit Fingern auf ihn wenn man ihn ſiehet: Da geht Herr *Loqvax* der Fabelhans; das iſt *Blatſcharria*, die *Gaßenfama*.

Geſetzt das alle dieſe Dinge nicht zu beſorgen wären, ſo würde uns doch die Religion von dieſem Laſter abzuſtehen anbefehlen. Iſt denn unſre Zunge zu keinem edlern Endzwecke geſchaffen? Weiß denn etwa der Allwiſſende die Menge ſolcher unnützen Geſchwätze nicht? Hört der Schöpfer, die ſündlichen und liebloſen Geſpräche, die groben Lügen, und falſchen Zeugniße ſeiner plauderhaften Geſchöpfe nicht? Oder da er ſie weiß und höret: will er ſie denn ungeſtraft laſſen? Nein es wird wohl dabey bleiben, daß wir dermaleins von einem ieden Worte werden Rechenſchaft geben müſſen.

Iris.

Halle, zu finden im Spörliſchen Buchladen.

XIX. Stück.

Die Vernünfftigen Tadlerinnen

Mittwochs/ den 9. May. 1725.

Heräus.

Wie ſtrenge Frömmigkeit dem Heuchler Mäntel leihet/
Der leicht was GOtt angeht; was ihn trifft/ nie verzeihet.

Emilie hatte gleich in ihrer erſten Jugend viel Verſtand und eben ſoviel Schönheit, aber zugleicher Zeit ſoviel Ehrgeitz daß ſie ſowohl die Reitzungen zur Wolluſt als zur wahren Tugend unterdrucken konte. Wer ſie nicht recht wohl kannte, hätte ſie vor ein vollkommenes Frauenzimmer angeſehen: ſo meiſterlich wuſte ſie, durch eine unaufhörliche Aufmerckſamkeit auf ſich ſelbſt, ihre herrſchende Neigung zu verhelen. Sie hatte wenige Bekandtſchafft mit Frauenzimmer; doch ließ ſie auch keine Begierde nach dem Umgange mit Mannsperſonen blicken. Und dieſe eingezogene Lebensart die keinem zu dem allergeringſten Verdachte Anlaß gab, verurſachte ihr den Ruhm einer tugendhafften und ſittſamen Schönen, biß ſie ihr fünf und zwanzigſtes Jahr in einen ehloſen Stande zurücke geleget hatte. Eben zu der Zeit ſtarb ihr Vater, der zwar bey ſeinem Leben vor einen reichen Handelsmann war gehalten werden; bey ſeinem Ableben aber ſoviele Schulden nachließ, daß **Emilia** ſich in den elendeſten Zuſtand von der

Welt geſetzet ſahe. Dieſe Probe war ihr zu ſtarck, und ihre vermeinte Tugend konte den Tod ihres Vatern nicht viel überleben. Ihre Schönheit ſchien ihr das einzige Mittel zu ſeyn, ſich vor dem Bettelſtäbe zu verwahren. Und da ihr unglücklicher Zuſtand nicht verborgen bleiben konte: fanden ſich bald Feinde, die eine bißher unüberwindliche Veſtung mit güldenen Waffen zu beſtürmen anfiengen.

Innerhalb zwey Monaten übergab ſie ſich denen wollüſtigen Begierden eines reichen Iſraeliten, und gewann dadurch eine Summe von fünfhundert Reichsthalern. Der Vortheil hatte ihr zu anſehnlich geſchienen, als daß ſie ihn aus den Händen laſſen können. Doch da der Anfang einmal gemacht war: ließ ſie allmählich etwas von dem Preiſe für ihre Keuſchheit fallen. In weniger als vier Wochen hatte ſie ſchon fünf Buhler nacheinander gehabt, die ihre Bekantſchafft doch theuer genug bezahlen müſſen. Und in ſechs Monaten nach dem Tode ihres Vaters, war ſie eine von denen beruffenſten Coquetten der Stadt geworden.

Sie war über die maßen wohl erzogen worden, und hatte einen faſt natürlichen Abſcheu vor aller Frechheit und unordentlichen Lebensart. Man konte ſie auch ſonſt keines Laſters, ausgenommen der Unzucht beſchuldigen: daher konte ſie einen ziemlichen Profit von ihrer Schönheit ziehen: ohne daß ſie ſich hätte genöthiget geſehen ſich dem gefährlichen Umgange derer Petits-Maitres, und offenbar ruchloſen Mannsperſonen Preiß zu geben. Sie wuſte alle thörichte Ausgaben klüglich zu vermeiden: ausgenommen diejenigen, die zur Erhebung ihrer natürlichen Reitzungen, das iſt zur Kleidung und dem Putze nöthig waren. Da dieſe ſich aber bey weitem ſo hoch nicht belieffen, als ihre Einkünfte: ſo konte ſie ſich ein anſehnliches Stücke Geld beylegen.

Durch die beſondre Geſchicklichkeit, womit ſie ihr Handwerck trieb, brachte ſie ſich den Haß aller übrigen verdächtigen Weibsperſonen zuwege. Doch das ging ihr wenig zu Hertzen; denn ſie ließ es die andern mit einem reichlichen

Wucher wieder empfinden. Sieben biß acht Jahre hatte dieſe Wollüſtige ihr Weſen getrieben: als ſie durch eine harte und langwierige Kranckheit angegriffen, und aller ihrer Annehmlichkeiten beraubet ward. Da war es gantz natürlich daß auch die Zahl ihrer Buhler abnehmen, ja endlich gantz und gar unſichtbar werden muſte. Emilia konte dieſes ohnſchwer bemercken: und ihre verſchmitzte Seele überwand die durch eine vieljährige Gewohnheit tiefgewurtzelte Wolluſt. Sie entſchloß ſich ihre bißherige Lebensart zu verlaſſen, und ſich mit einem Capital von 5000. Thalern in eine andre Landſchafft zu begeben. Sie änderte ihren Nahmen, und ließ ſich etliche Meilen von einer Reſidentzſtadt wohnhafft nieder. Sie verhüllete daſelbſt ihr voriges Verhalten mit der Decke des Eheſtandes: indem ſie einen alten Landjuncker heyrathete, der nichts im Vermögen hatte, und ihr faſt die Helfte ihrer vormahls erworbenen Güter verzehrete.

Vor zwey Jahren ſtarb dieſer Edelmann, und ſeine hinterlaſſene Wittwe iſt ietzo faſt funfzigjährig. Sie iſt in ihren Kleidungen ſehr erbar, und in allen ihren Geberden ernſthaft. Sie hat ihre Haushaltung aufgegeben, und ſich bey bürgerlichen Leuten mit einem Cammermädgen und kleinen Diener eingemietet. Sie iſt nunmehro die Andacht ſelbſt. Sie verſäumet kein Kirchengebet, keine eintzige Predigt, und einige Jahre her lieſet ſie auch lauter geiſtliche Bücher. Sie iſt in denen Kirchengeſchichten ſehr bewandert; und die Streitigkeiten hat ſie ſowohl inne, daß ſie ihren Predigern offt viel zu ſchaffen macht. Hierinnen beſtehet ihre Stärcke: denn ſie weiß ſo geſchickt zu diſputiren, daß ſich niemand ihr zu widerſprechen getrauet.

Nachdem ſie ſich ihres alten Handwerckes begeben, hat ſie ſich ihres vormaligen Laſters niemals mehr ſchuldig gemacht. Wie ſie ſich nun ſelber hierinnen nichts vorzuwerfen hat: ſo überſieht ſie anderm Frauenzimmer auch nicht den allergeringſten Schein deſſelben. Sie entdecket das verdächtige Weſen auch in dem Umgange der allerunſchuldigſten Perſonen, und keine **Lucretia** iſt ſo rein, an der nicht Emilia viel auszuſetzen finden ſollte. An Beredtſamkeit fehlt es ihr nicht, und es geht kein Tag vorbey, da ſie nicht tauſend wohlzuſammenhangende Lügen, von ihrer Herkunft und denen Tugenden erzehlen ſollte, dadurch ſie in ihrer Jugend vor andern ihres gleichen hervorgeleuchtet. Die aufrichtige Mine womit ſie alles vorträgt macht, daß ihr ein jeder Glauben zuſtellet: zumahl da ihr ietziger Wandel gantz unſchuldig iſt. Kinder hat ſie niemals gehabt: daher hat ſie nicht die geringſte Verknüpfung mit der menſchlichen Geſellſchafft, welcher ſie vollkommen feind iſt. Inſonderheit verabſcheuet ſie alle Perſonen ihres Geſchlechtes, auf eine wunderſame Weiſe. Jemehr Tugenden ein Frauenzimmer an ſich hat, deſto gehäßiger iſt ihr Emilia: vielleicht weil ſie es nicht leiden kan, daß andre das wahrhaftig beſitzen, davon ſie vormahls den bloßen Schein gehabt. In denen ſiebenzehn Jahren als ſie in dieſer Landſchaft gelebet, hat ſie ſchon funfzig Heyrathen zu hintertreiben gewuſt, die allem Anſehen nach glücklich geweſen ſeyn würden,und wohl hundert Perſonen ohne ihre Schuld in einen übeln Ruff gebracht. Indeſſen iſt ſie ſo fürſichtig, und verſchmitzt: wenn ſie ſich einſchmeicheln will, und weiß ihre Läſterungen mit ſo vieler Geſchicklichkeit einzurichten, daß man ſie niemals einer Boßheit oder Unwahrheit hat überführen können.

Emilia iſt nicht weniger ihrer Frömmigkeit wegen als ihres Verſtandes halber berühmt. Der Prediger ihres Ortes erhebet ſie biß an den Himmel aber in ſeinem Hertzen fürchtet er ſich vor ihr. Ein jeder bewundert und verehret ſie, und kein Frauenzimmer wird weit und breit ſo hochgehalten als Sie. Vor einem halben Jahre hat ſie ihr Teſtament gemacht, darinnen ſie alles ihrige zur Wiederaufrichtung eines Hoſpitalgebäudes beſtimmet hat, welches ſehr wenige Einkünfte hat, und nur eine Stunde von dem

Orte gelegen iſt, wo dieſe lebendige Heilige wohnet. Ihre Gedächtnißſäule ſoll gegen dem Eingange über ſtehen und eine Uberſchrift bekommen, die ſie ſelbſt verfertiget hat. Nachdem ſie dieſe Chriſtliche Stifftung bey ſich beſchloſſen hat: beſuchet ſie die in beſagtem Hoſpitale befindlichen Armen ſehr fleißig, und theilet ihnen ſoviel Allmoſen aus, als ſie von denen Zinſen ihres Capitals erübrigen kan. Zur Danckbarkeit ſehen dieſe gute Leute ſie vor eine Heilige an und breiten ihr Lob gegen alle und jede aus.

Es verlohnt ſich allerdings der Mühe zu forſchen, was doch Emilia von ſich ſelbſt vor Gedancken heget; und ſo nützlich uns dieſes ſeyn wird: ſo leicht iſt es zu errathen. Sie wird ohne Zweifel dencken, daß ſie nicht aus einer leichtſinnigen Wolluſt, ſondern aus Noth zu einem unzüchtigen Leben getrieben worden: folglich iſt ihrer Meinung nach, dieſes für kein Laſter zu rechnen. Was die Unordnungen anlanget, die ſie durch ihr Läſtermaul ſchon angerichtet hat: ſo iſt ſie ſich ſelber ſo geneigt, daß ſie dieſelbigen ihrem Haſſe zuſchreibet, den ſie gegen alle Laſter hat. Bedencket ſie die Zeit, die ſie entweder in der Kirche, oder in Leſung geiſtlicher Bücher zubringet, und das von ihr gemachte Teſtament: ſo iſt ſie von ihrer Heiligkeit vollkommen überzeuget, und rühmet ſich bey ſich ſelbſt eines gantz reinen Gewiſſens. Alle Scharfſinnigkeit ihres Verſtandes iſt nicht zulänglich ſie nur auf die Muthmaſung zu bringen, daß ſie eine nichtswürdige Creatur ſey, die bey allem Scheinweſen eine Freundin der ſündlichen Eitelkeit und eines boßhafften Neides iſt.

Dieſe Abbildung einer Heuchlerin, ſoll der Entwurf eines faſt noch gröbern Heuchlers begleiten.

Harpax iſt ein reicher Geitzhalß, der nichts als das Geld wahrhaftig hochſchätzet. Er iſt ſittſam in Kleidungen und mäßig in Speiſen. Er ſchmählet bey aller Gelegenheit auf den Ubermuth, auf die Wolluſt und andre im Schwange gehende Laſter. Er hält keine Tugend vor lobwürdiger, als einen arbeitſamen Fleiß; und hat einen tödlichen Haß gegen alle Bettler. Er weiß es gar wohl, daß Wucher und Gewaltthätigkeit groſſe Laſter an einem Chriſten ſind; er leugnet es auch nicht daß er ſich bißweilen derſelben ſchuldig gemacht: allein er hoffet, daß ihm GOtt ſolches ſchon vergeben werde, und bittet ihn täglich, daß er doch ſein Hertz von dieſen verächtlichen Weltgütern gäntzlich loßreiſſen wolle. Wein oder andres ſtarckes Geträncke trincket er niemals, und der ſtrengeſte Einſiedler, wird ſein Fleiſch nicht härter caſteyen, als der unglückliche Harpax. Indeſſen iſt er gegen ſeine Frau überaus ſtörriſch und verdrüßlich. Er iſt ein harter und wilder Vater. Ein zänckiſcher Nachbar, und betrügeriſcher Kaufmann. Er hat keinen einzigen Freund in der Welt. Im Gegentheil iſt er ein eifriger Verfechter ſeiner Religion; er ſchmähet und läſtert alle übrige Partheyen, und wünſchet daß man in Teutſchland, alle die nicht ſeiner Meinung ſind ausrotten möge. Kein Jüde feyert ſeinen Sabbath ſo ſtrenge, als er den Sonntag, ja ſein Aberglaube treibet ihn ſoweit, daß er vor Abends niemals eſſen will. Je länger die Predigten ſind: je lieber iſt es ihm, und deſto mehr lobet er ſeinen Geiſtlichen. Er erlaubet ſich an Feſttagen nicht das geringſte Vergnügen, ſo unſchuldig es auch ſeyn möchte: und ſeine Haußgenoſſen ſollen ſeinem Exempel folgen. Alle Zeit nach dem Gottesdienſte wendet er zum Bibelleſen an. Wenn er davon müde geworden: hält er ſich gantz ruhig und ſtille, macht ein trauriges und niedergeſchlagenes Geſichte, und redet nicht ein eintziges Wort, biß ihm die Augen zufallen und der Schlaf ſich anmelden will. Nach Tiſche ſinget er ein Lied, hält eine lange Betſtunde und geht mit völliger Ruhe des Gewiſſens zu Bette. Dieſes innere Vergnügen ſetzet ihn bißweilen in eine empfindliche Freude, die dieſer Unglückliche vor ein unfehlbares Kennzeichen der göttlichen Gnade anſiehet, womit ſeine Frömmigkeit und ſein exemplariſcher Wandel von GOtt vergolten wird.

Er hat ſich in den Kopf geſetzt daß die unverbrüchliche Sonntagsfeyer, vor alle ſeine Ubelthaten genugthue. Das hölliſche Feuer jaget ihm mehr Furcht ein, als ſonſt einem in der gantzen Welt: allein ob er gleich die gantze Woche über ſeinen Nechſten betrüget, in ſo weit ſich ſolches thun läſt, ohne die Geſetze zu beleidigen; ſo ſchmeichelt er ſich doch, daß die äuſſerliche Andacht davon er des Sonntags Staat machet, nebſt der Enthaltung von allem dem was ihm ſein Geitz verſaget, den Höchſten ſchon vermögen werde, ihm alle ſeine Sünden zu überſehen.

Vor einiger Zeit hatte er den Sonntag nach ſeiner Gewohnheit zugebracht: als ein armer Handwercksmann zu ihm kam, und ihn um diejenigen zehn Thaler bat, die er ihm eine geraume Zeit her ſchuldig geweſen war. Die Frau des bekümmerten Mannes ſollte eben entbunden werden, und es war ihm unmöglich anderwerts die geringſte Summe Geldes aufzubringen. Harpar antwortet ihm auf eine gelaſſene Art, daß er ihm zu keiner ungelegenern Zeit hätte kommen können: weil er nicht die Helfte dieſes Geldes im Vorrath hätte, und ſelber anderwerts würde borgen müſſen, um der Banco einen Vorſchuß zu thun, bey welcher alle Vorſteher und Aufſeher Schelme wären. Der arme Handwercksmann hält an, bittet, beſchweret ihn, und verſichert daß er niemals in dergleichen Noth geweſen ſeye. Allein er redet einem Tauben vor. Harpar, der mit keinem auſſer mit ſeinem Beutel ein Mitleiden hat, und wohl weiß, daß dem Künſtler was daran gelegen iſt, bey ihm in Arbeit zu ſtehen ſchicket ihn unbarmhertziger Weiſe, biß über vierzehn Tage zurucke: allein zwey Stunden hernach lehnet er einem jungen Schlemmer vierhundert Thaler vor achtzehn pro cent jährliche Zinſen.

Man hat niemals einen Schwur von ihm gehöret: doch falſche Zeugen aufzuführen, und einen Advocat zu beſtechen um eine Wittwe, oder etliche verlaſſene Waysen zu

Grunde zu richten, das hat er mehr als einmal gethan. Sein eigenes Gewiſſen muß ihm nothwendig dieſe Dinge vorhalten: allein er ſagt daß dieſes Würckungen der menſchlichen Schwachheit ſeyn, und daß doch kein Menſch ohne Fehler und Gebrechen gefunden werde. Bey dem allem fährt er fort eben die Perſon zu ſpielen und die Andacht mit den ärgſten Laſtern zu vermiſchen. Wiewohl er nun dieſe Lebensart ſchon mehr als vierzig Jahre fortgeſetzet hat: hält man ihn doch insgemein vor einen ſehr frommen und gottesfürchtigen Mann: Ja ſein ſeltſames Bezeugen wird in gewiſſen Fällen wohl gar ſeiner gar zu ſtrengen Sittenlehre zugeſchrieben.

Daß es dergleichen Leute allenthalben gebe darf ich nicht einmahl hinzuſetzen: denn ein jeder wird ſich ſelbſt darauf beſinnen können. Kein Laſter iſt faſt ſo offenbar, dabey ſich nicht der Menſch durch eine äuſſerliche Erbarkeit und einige Entſchuldigungen ein gut Gewiſſen machen könte. Woher kommt dieſer Selbſtbetrug? Aus dem unrichtigen Begriffe den die meiſten von Tugenden und Laſtern haben. Die wahre Tugend iſt eine Fertigkeit dem göttlichen Willen der auf unſre und aller andern Menſchen Wohlfahrt abzielet nicht nur in dieſem oder jenem, ſondern in allen Stücken ein Gnügen zu thun. Darnach kanſt du dich mein Leſer prüfen. Verſtelle dich doch vor dir ſelbſt nicht: denn was hätteſt du davon; wenn du dich ſelber betrügen wolteſt? Iſt es dir ein Ernſt: ſo wirſt du ſchon finden, wo es dir fehlet, und die Religion wird dir Anleitung geben, deinen Laſtern abzuhelfen, ohne daß du ſie durch den falſchen Firniß einer angenommenen Tugend überkleiſtern darfſt.

Calliſte.

Halle, zu finden im Spörliſchen Buchladen.

Die Vernünfftigen Tadlerinnen

XX. Stück.

Mittwochs / den 16. May 1725.

Opitz.
Der Boßheit Quell / der schlimme Neid!

Das ſechſte Stück unſerer bißhero ausgetheilten Blätter iſt eines von denjenigen geweſen, welche ins beſondre den Beyfall ernſthaffter Leute gefunden haben. Die Gedancken, welche ich über die Schädlichkeit entworfen, womit die Unwiſſenheit des meiſten Frauenzimmers verknüpfet iſt haben einigen die Augen eröffnet, daß ſie erkennen lernen, wie ich in allem die Wahrheit geſchrieben. Und ſo unvollkommen auch das iſt, was ich davon geſchrieben habe: ſo ſind doch meine Einfälle durchaus von ſolchen Leuten gebilliget worden, welche eine Einſicht hievon beſitzen, und erkennen, daß nach den daſelbſt angeführten Gründen noch unzählich andere Mängel bey Erziehung der Töchter entdecket, und verbeſſert werden könten. Nur von einigen Müttern hat man mir geſaget, daß ſie meine Müh für vergeblich, oder wenigſtens für unnöthig gehalten: weil ſie vermeinet, es müſte ſich bey der Jugend mit den Jahren alles von ſelbſten geben, und bis dahin könte man dieſelbe ihrer frölichen Zeit ſchon genieſſen laſſen. Allein ſo bald ich dieſelbe nennen gehöret: ſo hab ich auch gewuſt, daß an ſolchen Müttern ſelbſt alle Zucht verloren geweſen: bis ſie nach dem vierzigſten Jahr ausgetobet hatten, und nicht die Laſter von ihnen; ſondern ſie von den Laſtern durch die Entkräftungen ihres Leibes verlaſſen worden. Man möchte dieſelbe nicht unfüglich mit den alten Fuhrleuten vergleichen, welche ſich an dem Klatſchen ihrer jungen Knechte ergötzen: ob ſie gleich ſelber nicht mehr fahren können. Und da keine Zucht bey ihnen etwas verfangen wollen: ſo verzweifeln ſie auch an deren Würckung bey andern. Vernünftigere Leute urtheilen davon auch vernünftiger; und ich dürfte mich nicht lange nach Zeugniſſen umſehen: wofern ich alles beydes, was ich ietzo geſaget beweiſen ſolte. Ohne an das zugedencken, was ich mündlich davon habe ſagen hören, will ich auf einige deswegen an uns geſchriebene Briefe mich beruffen, als welche uns überzeugen, daß man zum Theil unſere Gedancken nicht unvernünftig gefunden; zum Theil auch ſo gar zu Fortſetzung derſelben einigen Beytrag thun wolle.

Einer von denſelben hat mir ſonderlich würdig geſchienen ihn unſern Leſern mitzutheilen. Die geſchickte Verfaſſerin wird hoffentlich meine hierunter begangne Freyheit deſto eher beſtens auslegen: je ſehnlicher wir wünſchen dero genauern Bekandtſchaft, und fernern Zuſchrift zu genieſſen. Der Brief iſt folgendes Innhalts

Vernünftige Tadlerinnen,

Eure rühmenswürdige Bemühungen finden ſowohl hier / als an andern Orten / wo ſie bekant werden / bey den Verſtändigen / die Eure Abſichten einzuſehen fähig ſind / den verdienten Beyfall. Ich ſelbſten aber / die ich eine beſondere Liebhaberin von dergleichen Schriften bin / halte dieſelbe um ſo viel höher / je gewiſſer ich einen ſonderbaren Nutzen und eine längſtgewünſchte Nachricht / ſo zu meinem ſtetigen Vergnügen dienen ſoll / darinnen finde / und ſie mir noch ferner verſprechen kan. Und eben dieſe gute Meinung von Euch macht mich kühn zu glauben / der Innhalt meiner Schrift werde ſo wenig / als das gantze Unternehmen meines Schreibens ungütig von Euch ausgeleget werden. **Vanoſa** eine Perſon / welche die Thorheiten / ſo den meiſten unſers Geſchlechtes anhängen / unter die erlaubten Freyheiten der muntern Jugend zehlet / hält Eure Sitten-

Lehre über die allzuſorgfältigen Auszierungen der Leibesgaben/ und über die Ausführung der im dritten Stück Eurer Papiere beſchriebnen **Liebmannin** für allzuſcharffe Strafpredigten. Sie kan ſich nicht einbilden/ daß Ihr von den Schwachheiten befreyet ſeyn ſoltet/ welche Ihr an andern zu tadeln ſo ſorgfältig befliſſen ſeyd. Das Sprüchwort/ ſaget ſie/ trift vielleicht bey den Tadlerinnen ebenfalls ein/ welches da ſaget/ daß man keinen in einem Winckel ſuchen werde/ worinnen man nicht allbereit ſelbſt geſtecket habe. Sie bildet ſich ein/ daß es unmöglich ſey die Fehler und Laſter der Menſchen mit lebhaften Farben abzuſchildern/ ohne dieſelben aus eigner Ausübung erkant zu haben. Vergebet mir daß ich das Urtheil meiner Anverwandtin ſo frey eröffne/ und bildet Euch nicht ein/ als hätt ich gleiche tadelnswürdige Gedancken von Eurer Tugend. Ihr werdet ſie aber dem armen Mädgen auch zu gute halten: wenn ihr bedencket/ daß dieſe armſeelige Ausflucht hieſiges Ortes überhaupt zur Mode geworden/ mit welcher laſterhafte Leute gegen gute Ermahnungen allzugeſchwinde fertig ſind und ſprechen: Er will andern predigen und iſt ſelbſt verwerflich. Wäre **Vanoſa** nach denen uns im ſechſten Stück mitgetheilten Lehren unterrichtet/ und auferzogen worden: ſo würde ſie wiſſen/ auf was Art man an dem Beyſpiel der Thorheiten und Eitelkeiten der menſchlichen Handlungen nicht weniger/ als des tugendhaften Bezeugens ſich beſſern könne. Sie würde ihre Mitſchweſtern/ welche von einer Menge junger und wollüſtiger Mannsperſonen eifrigſt bedienet werden/ nicht glücklicher achten/ als ſich ſelbſten: wenn ſolche ſich bey ihr ſparſamer und kaltſinniger einfinden. Sie würde ferner anmercken/ wieviel durch dergleichen betrügliche Lockvögel in ein Netze gezogen werden/ in welchem ſie ebenfalls/ wie dieſe ihre betrogne Mitſchweſtern mit vielen Thränen/ ihre Thorheit bereuen wird: wofern ſie nicht in Zeiten ſich eines beſſern beſinnet. Sie betrachtet bey dieſem vermeinten Glücke das ſo gleich darauf folgende Unglück nicht/ welches doch von demſelben nicht getrennet werden mag. Ihre Handlungen haben keine vernünftige Überlegung des bevorſtehenden Ausganges zum Grunde; und ſie begnüget ſich: wenn ſie ihre Einfälle/ welche oft ungereimt genug ſind/ nach Wunſche auszuführen Gelegenheit findet. Es mangelt ihr/ wie vielen andern/ darüber Eure Papiere Klage führen eine rechtſchaffene Erziehung an ſtatt der Affenliebe ihrer Eltern/ und ſonderlich ihrer Mutter/ welche unlängſt des Vaters zu ernſthaft ſcheinenden Verweiß einer ihrer Thorheiten/ mit dieſen derben Worten entkräftet: du alter Narr gönneſt dem Mägdgen [illegible] Freude: es wird ihr ſchon vergehen: wenn ſie in unſern Stand [illegible] Gleichwohl hoff ich ſie durch mein angefangnes Zureden zu etwas [illegible]rm zu bringen: zumal da ich ſie ſonſt von keiner hartnäckigten/

eigenſinnigen Gemüthsbeſchaffenheit finde; ja ſie albereit gewiſſer maſſen für eine Perſon halte/ die da auf dem Scheideweg zwiſchen der Tugend und der Wohlanſtändigkeit/ und den Laſtern und Thorheit dieſer Welt inne ſteht. Gewehret mir nur Eure Beyhülfe/ **tugendliebende Tadlerinnen.** Man hat der armen **Vanoſe**/ wie den meiſten keinen genauen Begriff von denen unſerm Geſchlechte vornehmlich anſtändigen Tugenden beygebracht; ſondern dieſelbe bey der blinden und eigenbeliebigen Nachahmung anderer gelaſſen. Verſorget uns damit/ und ſaget/ was und welche dieſelben hauptſächlich ſind. Zeiget derſelben angenehme Würckungen/ und ſtellet uns lebhaft vor/ wie vortreflich diejenigen Perſonen/ welche ſolche auszuüben ſich bemühen ſo wohl in den Augen des allſehenden Weſens/ als ſolcher Leute ſind/ die einer höheren Augenſalbe als der gemeine Pöbel ſich bedienen. Zum wenigſten entdecket uns/ wie nöthig und nützlich es ſeye auf die Fehler und Tugenden anderer ein gleichweiſes Auge zu haben/ ſeine Handlungen nach der Richtſchnur der wahren Reiligion einzurichten/ und aus deren Erfolg klug zu beurtheilen/ wie man aus fremdem Schaden ohne Schaden witzig werden könne. Ihr werdet nicht allein vielen irrenden Perſonen unſers Geſchlechtes nützlichere und angenehmere Dienſte leiſten/ als alle Romainenſchreiber/ und Galanteriemeiſterinnen; ſondern auch abſonderlich mir zu neuen Vorſtellungen bey dieſer Candidatin der Tugend Gelegenheit geben. Eure Scharfſinnigkeit/ und die damit verknüpfte Lebhaftigkeit verſprechen meiner Hoffnung eine völlige Genugthuung/ und ihr werdet mich verpflichten fernerhin Eure rühmlichſte Abſichten zu befördern/ wie ich mir denn ein Vergnügen mache mich zu nennen

Eure

Von Haus den 1. Mertz
gefällige Freundin
1725.
Aretine.

Ich bin entſchloſſen dem vernünftigen Begehren der von jedermann hochgeachteten **Aretine** in kurtzem nach Möglichkeit ein Gnügen zu leiſten: da mir ietzo der annoch übrige enge Raum dieſes Blates ſolches nicht erlauben will. Immittelſt werd ich durch die in der mitten dieſes Schreibens benachrichtigte Eigenſchaft der **Vanoſa** bewegen eines Fehlers zu gedencken, der unter unſerm Geſchlechte ſonderlich gemein iſt. Die Freundin unſerer **Aretine**, welche die Anbetung, ſo junge Mannsperſonen ihren Bekantinnen erzeigen, nicht mit geruhigem Hertzen anſehen kan, erinnert mich desjenigen ſubtilen Neides, der den meiſten jungen Perſonen unter uns eigenthümlich iſt, und der bey jeder Gelegenheit an denſelben ſich äuſſert.

Ich bin der Müh längſtens überhoben worden von der Häßlichkeit und Thorheit des Neides überhaupt viel zu ſagen. Ich werde nur von einigen Erfolgungen reden, welche ein Frauenzimmer, das ſolchem zugethan iſt, ſchädlich ſeyn, und daſſelbe auslachens- oder vielmehr erbarmenswürdig machen können. Der Urſprung deſſelben iſt die allgemeine Brunnquelle der unordentlichen Eigenliebe, und der aus derſelben unmittelbar entſpringende Hochmuth, oder die thörichte Einbildung von unſern meiſt ungegründeten Vorzügen vor andern Perſonen unſers gleichen. Dieſe verblendet die einfältigen, unverſtändigen und unerfahrnen Gemüther ſo ſehr, daß ſie das, was ſie ſelbſt vollkommen zu machen, oder ihnen vertheilhaft zu ſeyn ſcheinet, an andern ohne Verdruß nicht wahrnehmen können; falls ſie es in höhern Grad, als an ſich ſelbſt erblicken. Oder wenn ſie es in geringerm Grad auch an ihren Freundinnen mercken: ſo beſtraffen ſie diejenigen mit einer höniſchen Mine und Worten, welche ihnen davon was vorſagen. Und damit ſie den Vorzug, deſſen ſie vor andern ſich nach ihrer Einbildung anzumaſſen haben, oder wenigſtens wünſchen, bey ſolchen behaupten mögen, wenden ſie, wiewohl öfters zum gröſten Schaden, die äuſſerſten Mittel an, deren man ſich nimmermehr bedienen würde: wenn man den Unterſchied zwiſchen einem wahren, und einem Scheingute zu machen wüſte; oder dieſe Wiſſenſchaft in Ubung zu bringen befliſſen wäre; anbey auch die eignen Gemüths- und Leibesgaben unpartheyiſch, und mit geziemender Beſcheidenheit erkennen lernete.

Jocaſta welche lange nicht ſo wohl gebildet iſt, als **Sylvia** kan nichts mit ſo groſſem Mißvergnügen hören, als daß ihre bißherige Freundin von ſo vielen jungen Mannsperſonen verehret, und Schaarenweiß gegrüſſet wird. Dieſe Ehrerbietungen, welche der tugendhaften Sylvien eine rechte Laſt ſind, würden der Jocaſta ein Vergnügen machen; welches ſie mit allen ihren übrigen beglückten Umſtänden, die ſie vor Sylvien beſitzet, gerne vertauſchen würde. Sie erröthet in Geſellſchaft: wenn ſie die Artigkeit ihrer geheimen Feindin rühmen höret. Wenn ſie Gelegenheit hat mit einigen zu ſprechen, die ſie vor geheime Anbeter, oder von Hochachtung gegen dieſelben eingenommene Leute hält: ſo redet ſie das nachtheiligſte von derſelben; ob ſie gleich unter ihren Augen ſich als die getreueſte Freundin bezeuget. Sie iſt ſcharfſinnig tauſend Kleinigkeit an ihr zu entdecken, die ſie ſo groß machen kan, das bey unverſtändigen die guten Eigenſchaften der Sylvien gantz verdunckelt werden. Sie ſcheuet ſich nicht nach der hergebrachten Gewohnheit des laſterhafteſten Pöbels abſcheuliche Verläumdungen zu erdencken, und hat eine recht überflieſſende Fertigkeit von ſolchen Erdichtungen, welche ſie der Sylvien nachtheilig zu ſeyn erachtet. Sie gehen Strohmweiß aus ihrem giftigen Maule: ſo bald ſie ein geneigtes Gehör mercket; oder nur das Wörtgen, es ſoll unter uns geredet ſeyn vorangeſchicket hat.

Doch die unvernünftige Jocaſta erhält ihren Zweck hiedurch nicht, wie ſie wünſchet. Denn wenn ſie auch gleich eine und andere von einfältigen Anhörern wider die Sylvia einnimmet, oder eine verächtliche Mine gegen dieſelbe bey ihnen pflantzet: ſo iſt ſie doch zu unmächtig, daß doppelt ſo viel verſtändige von der Hochachtung gegen dieſelbe abgehalten werden ſolten. Denn verlieret auch Sylvia einen Verehrer: ſo finden ſich zehen andere, die dieſen Verluſt (wo ich es ſo nennen darf) wiederum erſetzen. Dadurch aber gewinnet gleichwohl Jocaſta nicht das geringſte: und endlich bringet ſie ihr heßlicher Neid zu einer halben Verzweiflung, und dahin, daß ſie ſich, um nur Verehrer zu haben, mit verſchiednen liederlichen Leuten einläſſet, welche vielleicht bey Sylvien nicht einmal die Schwelle ihrer Wohnung hätten betreten dürfen. Dieſer Zutrit, welchen ſie denſelben erlaubet bringet ſie in ein übles Geſchrey; und ob ſich vielleicht

Jocaſta gleich niemals tieffer mit ihnen eingelaſſen, als ſies zu verantworten getrauet: ſo wird ſie doch eine allgemeine Fabel der gantzen Stadt, und ſiehet ſich hiedurch in eine ſolche unglückliche Beſchaffenheit ihres guten Namens und Ehre gerathen zu ſeyn, daß ſie nimmermehr hoffen darf ihr Glücke auf eine ihrem Stand und ihrer Geburt gemäſſe Weiſe zu machen. Sehet da die Früchte einer närriſchen Mißgunſt! Nebſt dem hab ich auch befunden, daß dieſe Art des Neides ſehr vieles unerfahrenes Frauenzimmer zu einer unglücklichen Nachahmung verleite, wodurch ſie ſich lächerlich zu machen pflegen. **Roſinde** welche die Inſtrumentalmuſic wohl verſtehet, und dabey angenehm ſingen kan, ließ ſich neulich auf inſtändiges Verlangen einiger bekanten in einer Geſellſchaft mit allgemeinem Beyfall hören. **Ferocia**, die gleichfals zugegen war, und nicht den zehenden Theil von dergleichen Geſchicklichkeit beſitzet, konte dieſes Lob, welches man der **Roſinde** beylegte nicht erdulden. Sie trat ungebeten zu dem Clavier, um ſich wo nicht einen höhern, doch zum wenigſten einen gleichen Ruhm zu wege zu bringen. Sie ſpielte, und ſang darein: doch mit ſo unglücklichem Ausgange, daß ſich ein allgemeines Gelächter darüber erhobe. Die lebhafte **Antonia** wird wegen ihrer ſinnreichen und angenehmen Einfälle von der gantzen Stadt bewundert. **Clölia**, die ihr weder an Lebhaftigkeit und Hurtigkeit, noch an Verſtand und Klugheit im geringſten gleich kommet, ahmet ſie ſo unglücklich nach, daß ſie wegen ihrer groben Freyheit, welche ſie ſich im Reden nimmt, nicht allein verächtlich wird; ſondern auch ihrer Anzüglichkeiten wegen, deren ſie ſich unvorſichtiger Weiſe bedienet, und die ſie für einen erlaubten Schertz hält viele Verdrüßlichkeiten auszuſtehen hat. Alle dergleichen unglückliche Nachahmungen haben einen geheimen, und lächerlichen Neid zum Grunde.

Ich will ietzo anderer Kleinigkeiten nicht gedencken, die zwar nicht ſo gar ſehr in die Augen fallen: aber doch eben ſo tadelswürdig ſind: weil ſie einem Kenner der menſchlichen

Thorheit noch viel lächerlicher, als die groben zu ſeyn ſcheinen. Dieſer Neid erſtrecket ſich ſo weit, daß die von ihm herſtammende Nachahmung ſich auf ſolche nichtswürdige Dinge niederläſſet, die ein unachtſames Gemüthe kaum von dieſem Urſprunge herleiten wird.

Der junge **Polander** rühmte in Gegenwart der **Brunette**/ die blauaugichte **Blondine**/ daß ſie ein ſchwartzes Pfläſtergen auf der einen ihrer Wangen wohl angebracht habe: obgleich **Blondine** daſſelbe mehr um eine Verletzung ihrer Haut zu bedecken/ als eine Eitelkeit zu zeigen aufgelegt hatte. **Brunetten**/ welche ſolches hörete/ erröthete dieſes Lob/ daß doch weniger/ als nichts in ſich faſſete. Sie verließ die Geſellſchaft hierauf; und als ſie eine halbe viertel Stund nach dieſem wiederum zu uns kam: trug ſie auf eben der Stelle des Geſichtes ein Pfläſtergen/ wo ſie es an dem Geſichte der **Blondine** loben hören. Alles Schmincken/ alle überflüßige Auszierungen unſers Leibes/ und andre dergleichen Dinge mehr entſpringen meiſtens aus dieſer Quelle. Sie ſind Zeichen ſolcher Gemüther/ die von nichts weniger als von einer Selbſterkäntniß wiſſen/ und die mit nichts/ als mit Eitelkeiten angefüllet ſind. Ja die um deſto ſchwerer aus ihrer Thorheit geriſſen werden können: je tieffer der Abgrund derſelben iſt in welchen Sie ſich geſencket haben. Und in dieſer Abſicht kan ich nichts wieder die Meinung der frommen **Phoebe** einwenden/ welche zu einer unſerer Freundinnen bey Uberreichung unſers XIII. Stücks geſaget: Sie beſorge es möchte den vernünftigen Tadlerinnen gehen/ als wie denen Leuten/ die gerne gut Waſſer haben/ und doch die Quelle nicht reinigen wollten; ſondern nur die Abflüße ausfegten. Ich ſtimme allerdings derſelben bey/ und verſichere Sie/ wie wir von Hertzen wünſchen/ daß die Fehler und Thorheiten die wir anzeigen/ nicht nur abgepflocket; ſondern mit der Wurtzel und Stumpf und Stiel ausgerottet werden möchten. Die liebe Schweſter **Phoebe** aber wird uns auch nicht ablegen; wenn wir ſagen/ daß dazu etwas höhers/ als nur ein vernünftiges Tadeln gehöre: ob wir uns gleich Hoffnung machen auch daſſelbe aus dem Grund einer wahren Tugend zu führen/ und das/ was die gute **Phoebe** wünſchet gerne befördern helffen wollen.

Phyllis.

Halle, zu finden im Spörliſchen Buchladen.

Die Vernünfftigen Tadlerinnen

XXI. Stück.

Mittwochs/ den 23. May 1725.

Canitz.

Des Polydors ſeinem Secretario es nicht beſſer geht/
In Züchten und in Ehren.

Wehrteſte Tadlerinnen,

Seit dem ihr, in euren wöchentlichen Blättern, allerhand Fehler der Menſchen zu verbeſſern, euch angelegen ſeyn laſſen: habt ihr euch mancherley Urtheilen unterwerfen müſſen. So ungleich dieſelbe gelautet: ſo gewiß iſt es, daß Leute von Verſtande allezeit rühmlich von euch geſprochen. Ich habe mir dahero dieſe Regel gemacht: den Verſtand meiner Freunde und Bekannten auf die Probe zuſtellen, dörfe ich ihnen nur die Blätter der Tadlerinnen vorlegen, und mir ihre Gedancken darüber ausbitten. Sobald ich dieſes erlange: zeiget es ſich alſobald, wer einen richtigen Begriff von Sachen hat, und wer geſchickt iſt eure Schönheiten zu erkennen.

In dieſem meinem Gutachten, bin ich ſehr geſtärcket worden, als ich in dem 69ſten Stücke des Hamburgiſchen Patrioten, ein ſo unpartheyiſches als rühmliches Urtheil von euch geleſen. Dieſer Scribent verdienet allerdings, unter die groſſen Geiſter geſetzet zu werden, die ſo ſelten in der Welt erſcheinen. Socrates, Seneca, und Antoninus ſind unter denen alten faſt allein deswegen berühmt, daß ſie ſich die Sitten der Menſchen zu beſſern ernſtlich angelegen ſeyn laſſen. Zu unſern Zeiten iſt Engelland ſo glücklich geweſen [illegible] hervorzubringen, die jenen alten wo nicht vorzuziehen ſind, dennoch gantz gleich kommen. Und unter denen Deutſchen wird der Patriot wohl der erſte ſeyn, der allen dieſen Wundern der Natur, an die Seite geſetzet werden kan. Man nennet ihn bey uns den **Hamburgiſchen Patrioten**; aber ich pflege ihm dieſen Namen allezeit ſtrittig zu machen, und wieder meine Freunde zu behaupten, daß er vielmehr, der teutſche Patriot heiſſen ſolle. Er iſt ja von Geburt kein Hamburger, wie er ſelbſt in ſeinem erſten Stücke gemeldet: vors andre iſt der, ob wohl berühmte Ort Hamburg viel zu klein, vor einen ſo weitausſehenden Geiſt. Er erſtrecket ſich über alles, was teutſch verſtehet, und man lieſet auch ſeine Blätter allenthalben wo dieſe Sprache gilt. Von denen frantzöſiſchen Gräntzen an biß nach Moſcau ſind ohngefehr dreyhundert teutſche Meilen. So weit wird auch der Patriot hochgeſchätzet. Ja es giebt Oerter wo man ſich die Koſten nicht dauren läſt denſelben in andre Sprachen zu überſetzen und nachzudrucken, und alſo noch mehrere des Nutzens theilhafftig zu machen, den man aus ſeinen Blättern ſchöpfen kan. Zu der Reſidentzſtadt eines benachbarten Königreichs iſt dieſes ſchon eine geraume Zeit geſchehen. Und die Nachkommen werden nach vielen Jahrhunderten unſre Zeiten vor glücklich achten, daß ſie einen ſolchen Mann hervorgebracht, der ein Lehrer ſovieler Völcker geweſen.

Es kan euch nicht verdrüßlich fallen dieſe Lobſprüche die ich mein Hertz auszuſchütten hieher geſchrieben, zu leſen. Je mehr man die Verdienſte dieſes Mannes erkennet: je höher wird man diejenigen ſchätzen, die mit ihrer Arbeit ſeinen Beyfall verdienen. Es iſt aber itzo dem gantzen Teutſchlande kund, daß ihr mit euren wöchentlichen Schrifften dieſes Glück gehabt: wofern man das ein Glück nennen kan, was ſich jemand durch ſeine Verdienſte zuwege bringet. Ihr ſeyd Frauenzimmer, und um deſto mehr ſeyd ihr deswegen zu bewundern.

wundern. Es ſcheint, als wenn ihr Gehülffinnen des Patrioten ſeyn ſollet: ob ihr gleich anfänglich von einigen unverſtändigen vor ſeine Affen ausgeruffen worden ſeyd.

Ich übergehe dieſesmahl andre Lobſprüche die ich euch geben könnte: weil ich wohl weiß, daß Ihr keinen Ruhm mit eurer Arbeit ſuchet. Denn wie ſolten diejenigen Ruhm ſuchen, die ſich mit Fleiß ſo ſehr verſtecken und verbergen, daß ihre eigene Landesleute, ja die Einwohner ihrer Stadt ſie nicht einmahl kennen, oder bey Nahmen zu nennen wiſſen? Nur dieſes muß ich noch erwehnen, daß nemlich nach dem Ausſpruche des Patrioten Teutſchland von euren Schriften Ehre habe. Das iſt in Wahrheit nichts geringes; und ob ich wohl noch nicht weiß was der Patriot nach Anleitung ſeines Wetterglaſes vor eine Erklärung davon geben werde: ſo kan ich doch leicht muthmaßen, daß es auch von eurer reinen Sprache, und ſchönen Schreibart zu verſtehen ſeye. Wenn es auf die Sachen allein ankäme, die man ſchreibet, ſo würden gewiß die Mahler in der Schweitz auch ihrem Vaterlande Ehre bringen. Aber der unpartheyiſche Patriot hat wohl geſehen, daß ein ſolch gemiſchtes Weſen in der Sprache, als die Schweitzer-Mahler gemacht haben, mehr zum Schimpfe als zur Ehre der Teutſchen Nation gereiche. Da er nun ſelbſt in ſeiner Mutterſprache eine ſolche Stärcke hat, daß er alles was er ſagen will, deutlich, ordentlich, nachdrücklich, fließend und zierlich geben kan, ohne das geringſte Zwitterwort einzumiſchen: ſo hat er an euch was ähnliches gefunden; da ihr nicht allein in etlichen Stücken euren Verdruß über die heutige Sprachenmiſcherey genugſam zu verſtehen gegeben, ſondern auch durch euer eigen Exempel dargethan, daß ihr nichts unmögliches von unſern Teutſchen verlanget habt.

Ihr wiſſet es, **wehrteſte Tadlerinnen**, daß es von rechtswegen niergends eine beſſere Sprache geben ſolte, als bey Hofe, wo die allergeſchickteſten und artigſten Leute im Uberfluße gefunden werden: allein ihr wiſſet nicht weniger, wie ſchlecht dieſes in der teutſchen Sprache eintrifft. Die Höfe in

Teutſchland ſind faſt nicht teutſche Höfe. Wenn Fremdlinge dahin kommen: ſo iſt es ein Glück; wenn ſie einige Hofbediente antreffen, die ihnen teutſch zureden. An dem einen Hofe gilt das Spaniſche, an dem andern das Italiäniſche, am dritten das Frantzöſiſche, am vierten das Engliſche. Trifft man ja Leute an, die gegen einen, den ſie vor einfältig anſehen, teutſch ſprechen: ſo iſt es nicht mehr teutſch, ſondern eine ſeltſame Vermiſchung etlicher Sprachen, die ſich nicht beſſer zuſammen ſchicken, als wenn man bewafnete Soldaten, Bauern mit ihren Flegeln, und Halloren mit ihren Morgenſternen unordentlich durcheinander ſtellen laſſen, und ſie alſo einherziehen lieſſe. Dieſer Anblick würde ohne Zweifel ſehr unangenehm ſeyn: und doch iſt eine vermiſchte Rede ihrer Natur nach nicht beſſer; obwohl wir durch eine übele Gewohnheit, ihren Ubelſtand, und das darinnen liegende ungereimte Weſen nicht wahrnehmen.

Dieſer Tagen beſuchte mich ein junger Menſch, der eines gewiſſen Staatsmannes Schreiber iſt. Ich muß faſt befürchten, daß derſelbe mich über dieſes Wort verklagen werde; indem er es vor eine gar zu verächtliche Benennung hält, wenn man einen ſogenannten Secretaire einen Schreiber heiſſen will. Doch er mag thun was er will: er iſt ein Schreiber, und ich werde ihn nicht anders betiteln. Dieſer wieſe mir ein Schreiben, ſo er an einen ſeiner Bekannten verfertiget hatte, und worauf er ſich groſſe Dinge einbildete. Ich laſe daſſelbe mit Verdruß, und innerlichem Wiederwillen durch; und weil ich Zeit bekam ſolches abzuſchreiben: ſo that ich es, mit dem veſten Vorſatze, Euch, **wehrteſte Tadlerinnen** daſſelbe mitzutheilen. Hie ſteht es ohne die geringſte Veränderung:

Monſieur,

Sie haben die bonté und finden ſich à cinq heure après midi in mein logis, auf eine Tass Caffee, und eine partie l'ombre. Aſſurement ſie erzeigen mich eine ſinguliere amitié dadurch. Ihre belles manieres, und das noble Weſen, ſo ſie beſitzen, charmiren einen jeden, der Sie einmahl zu entreteniren das bonheur hat. Sie werden mich alſo infinement obligiren, wenn ſie mich die Faveur erzeigen und ſich à point nommé bey mir ſiſtiren werden. Je ſuis de tout mon Coeur

Monſieur

Votre
N. N.

Ich hatte es auf ſein Verlangen laut leſen müſſen, und kaum war ich zum Ende als Herr Miſchmaſch mein Urtheil nicht erwarten konnte; ſondern mit einer vergnügten Mine rief:

Que vous en ſemble, Mon cher Monſieur?

Ich. Der Brief iſt recht nach dem Geſchmacke des Hofes eingerichtet.

Miſchmaſch. Ma foi, ich habe auch wohl eine Stunde zugebracht, ehe ich das billet ſtyliſiret. Er iſt incroyable, was das vor eine penible Arbeit iſt, dergleichen galante Briefe zu concipiren.

Ich. Mir koſten meine Briefe ſoviel Arbeit nicht.

Miſchm. Pardieu, ſo ſind ſie glücklich Monſieur. Aber ich lebe der Hofnung peu à peu expediter zu werden. Es iſt doch was charmantes im Hof Stylo.

Ich. Wie ich ſehe, ſo wollen ſie mit gutem Bedachte ſoviel frantzöſiſche Wörter in ihre Handbriefe miſchen.

Miſchm. Tout de bon Monſieur. Ich will mirs abſoment angewöhnen. Und was iſt ihr ſentiment davon?

Ich. Haben ſie nicht die Tadlerinnen geſehen?

Miſchm. Die Tadlerinnen? was ſind es vor Demoiſelles? das werden gewiß die moquanten Mägdgen ſeyn die in der ⸗ ⸗ ⸗ Straße logiren.

Ich. Nicht im geringſten. Es ſind moraliſche Schrifften, davon wöchentlich ein Blat in Halle herauskommt.

Miſchm. Peſte! In Halle? Was will aus dem Rauchneſte gutes kommen? Doch was ſind es vor piecen und wie kommen ſie darauf?

Ich.

Ich. Sie haben in einem Stücke dargethan, daß es ein groſſer Fehler ſey: wenn man im Teutſchen viele Wörter aus fremden Sprachen einmiſchet.

Miſchm. Bagatelle! die albern Leute werden von ihren Pedanterien eingenommen ſeyn. Sölten ſie nur à la Cour leben: was gilts ſie würden politer raiſonniren?

Ich. Sie haben indeſſen gute Urſachen, warum ſie ſolches wünſchen und rathen. Sie zeigen, daß wir unſern Vaterlande dadurch eine Schande bringen, und unſre Sprache bey Ausländern in Verachtung ſetzen.

Miſchm. Tout de bon, Monſieur, aber wie iſt es poſſible alles teutſch zu geben? unſre Sprache iſt ſo pauvre, daß man ſich unmöglich darin expliciren kan, wenn man ihr nicht mit andern ſuccurriret.

Ich. Sie haben das Gegentheil erweislich gemacht, und auch durch ihr Exempel gezeiget, daß man alles, was man dencket, in teutſcher Sprache ausdrucken könne;

Miſchm. Par exemple. Wie wolten ſie contentement, plaiſir, civilité, faveur und tauſend andre ſolche Wörter teutſch exprimiren.

Ich. Ich würde an ihrer ſtatt, Vergnügen, Beluſtigung, Höflichkeit, Gewogenheit, geſagt haben.

Miſchm. Ma foi, das gienge wohl an; allein es klingt doch ſo rude. Encore, wie wolten ſie ſagen: Madame pardonniren ſie meine hardieſſe, da ihnen itzo ohne dero permiſſion meine reverence mache.

Ich. Ich wolte ſprechen: Meine Gönnerin, vergeben ſie mir, daß ich mich erkühne deroſelben ohne dero Erlaubnis aufzuwarten.

Miſchm. Que diantre! das hätte ich nicht gedacht. Steht das in den pieces der Tadlerinnen?

Ich. Nein! es ſteht nur darinnen, daß man rein teutſch reden ſolle.

Miſchm. He dieu, je vous entends. Man wird alſo nur teutſch reden ſollen: aber zu ſchreiben wird es wohl anders permittiret ſeyn.

Ich. Noch viel weniger! Im ſchreiben iſt es noch leichter das fremde zu vermeiden, als im reden.

Miſchm. Morbleu es iſt ja kein einziges Buch ſo geſchrieben. Ich leſe Talanders und Menantes Sachen, ſowohl Romaines als Briefe. Ich leſe die Entrevuës im Reich der Todten, imgleichen der curieuſen Eva Staats-Aſſembléen, und dergleichen von unſern beſten piecen mehr, und finde par tout ſolche melanges von Sprachen. Solte es wohl ein einziges Buch geben, das gantz teutſch geſchrieben wäre?

Ich. Was die erwehnten Bücher/ inſonderheit die Entrevuës anlanget: ſo habe ich mir niemahls die Mühe genommen eins davon zu leſen; weil ich gleich bey dem andern oder dritten Blate einen Eckel bekommen. Und ich habe längſt gewünſchet/ daß doch der Patriot einmahl den Werth derſelben nach ſeinem Wetterglaſe unterſuchen möge. Daß es aber allerdings Bücher gebe/ die rein teutſch geſchrieben ſind/ kan Ihnen ja nicht unbekandt ſeyn. Kennen ſie denn die Bibel nicht? haben ſie nicht unſerer groſſen Staatsleute von Canitzen/ von Fuchſen/ und von Beſſers Schrifften geleſen. Iſt ihnen Neukirchs unvergleichliche Lobrede auf die Königin Charlotte unbekandt? Und unſrer Schleſiſchen Poeten zugeſchweigen: kennen ſie nicht Joh. Adolph Hofmanns Zufriedenheit und eben deſſelben Uberſetzung der Betrachtungen des Käyſers Antoninus ꝛc. In Wahrheit/ es iſt Schande/ daß unſer Hof/ der vor ohngefehr 12. Jahren die rechte Reſidentz der teutſchen Sprache geweſen/ ietzo die Leute nicht mehr kennet/ die gantz Teutſchland bewundert hat.

Miſchm. Ma foi, ich ſehe daß ſie mehr teutſche Bücher nennen können als ich mein Tage geſehen. Ich wollte mich auch wohl reſolviren ins künftige meine Mutterſprache beſſer excoliren, aber enfin ich kanns mir nicht concipiren, wie ich meinen Brief hätte auf teutſch ſo galant und agreable exprimiren ſollen.

Ich. Wenn ſie es erlauben ſo will ich auf die andre Seite deſſelben eine Uberſetzung deſſelben hinſchreiben.

Miſchm. Tres volontiers. Sie erweiſen mir ein plaiſir.

Darauf nahm ich die Feder und ſchrieb ihm folgendes hin.

Wehrtgeſchätzter Gönner/

SIe können mir heute ein ſonderbares Merckmahl von dero Gewogenheit blicken laſſen: wenn ich deſſen nicht gantz unwürdig bin. Ein Schälchen Caffee/ und mein Lombertiſch erwartet um fünf Uhr dero Gegenwart in meinem Zimmer. Dero angenehmes Weſen/

und artiger Umgang macht ihnen alle verbindlich/ die einmal mit ihnen zu ſprechen das Glück haben. Ich kan verſichern/ daß ich mit aus der Zahl bin/ und mir eine Ehre daraus machen werde/ wenn Sie um beſtimmte Zeit ihren gütigen Zuſpruch gönnen werden

Dero

ergebenſtem ꝛc.

Miſchm. Eſt il poſſible? das hätte ich nicht gedacht! das franzöſiſche ſcheint zwar ein wenig delicater zu klingen; allein peutêtre iſt es nur meinen Ohren zu tribuiren. Ich will mich indeſſen ſans façon anders reſolviren, und die teutſche Sprache nicht mehr ſo proſtituiren.

Ich. Sie machen einen ſchlechten Anfang dazu.

Miſchm. Ja! Mein Herr/ von erſt müſſen ſie mir noch etwas pardonniren, hernach aber will ich ſo rigoureux werden/ daß ſie mich ſelbſt admiriren ſollen.

Ich. Die Wörter auf iren ſcheinen ihnen ſehr anzukleben; und wenn ſie ſich derſelben nur enthalten könnten: ſo hatten Sie ſehr viel gewonnen.

Miſchm. Tout de bon. Es iſt gut/ daß ſie mir das ſagen ich will ſie ins künftige ſchon evitiren.

Ich. Das war ja wiederum eins auf iren. Es ſcheint daß es ihnen groſſe Aufmerckſamkeit koſten werde.

Und damit hatte unſer Geſpräche ein Ende: wiewohl ich hie nur einen kurtzen Auszug davor habe geben können. Ich habe mir die Freyheit genommen/ **wehrteſte Tadlerinnen**/ euch hievon Nachricht zu geben/ in Hoffnung/ daß ihr in einem eurer Blätter nach Gutbefinden etwas davon einrücken werdet. Inſonderheit aber habe ich dieſe Gelegenheit ergreiffen wollen: da ihr ein ſo unpartheyiſches Zeugniß/ von dem Patrioten erhalten hattet. Fahret doch fort durch eure Schriften eurem Vaterlande Nutzen und Ehre zu verſchaffen/ und inſonderheit dem Frauenzimmer/ welches eure Blätter/ ihrer beſondern Leichtigkeit halber lieber als andre Bücher lieſet/ nützliche Sachen vorzuſtellen. Ihr glaubet nicht/ was dieſelbe hie und da ſchon vor gute Wirckungen gethan; und was wird nicht erfolgen/ wenn ſie allmählich mehrern in die Hände gerathen werden/ welches nicht auf einmahl kommen kan/ ſondern nach und nach geſchehen muß. Ich zehle ſchon ſechſe/ denen ich bißhero bekannt gemacht/ welche mir auch alle Danck davor wiſſen: ausgenommen eine/ die ſich durch eure Beſchreibung der ſtoltzen **Tanaquill** im neunten Stücke getroffen befunden/ und ſich dahero eingebildet ich hätte ihr mit Vorlegung deſſelben einen Verweiß geben wollen. Allein was fraget ihr nach ſolchen verderbten Gemüthern/ die euch/ ſo lange ihr unbekant bleibet/ nicht ſchaden können. Ich bin Euer ꝛc.

Spreeburg 1725. den 8. May.

Teutſchlieb.

XXII. Stück.

Die Vernünfftigen Tadlerinnen

Mittwochs/ den 30. May 1725.

Canitz.

Greif erſt die Fehler an/ die du ſelbſt an dir ſiehſt/
Eh du der andern Thun durch deine Hechel ziehſt.
Doch ſolt ich mir die Müh/ dich zu erforſchen/ nehmen/
Wir würden/ iſts nicht wahr? uns voreinander ſchämen.

Kein Laſter iſt vielleicht unter jungen Studenten gewöhnlicher, als das unvernünftige Beurtheilen der Academiſchen Lehrer. Gelehrte Leute die zehn, zwanzig, dreyßig, ja noch wohl mehr Jahre, auf hohen Schulen, mit ihrer Gelehrſamkeit dem Vaterlande gedienet, und durch ihren treuen Unterricht, ſchon mehr als einen wackern Mann geliefert, der dem gemeinen Weſen, theils in geiſtlichen, theils in weltlichen Aemtern täglich neue Proben von der Geſchicklichkeit ſeiner Lehrer ableget; müſſen es ſich dennoch gefallen laſſen: wenn ein jeder Neuling, dem noch der Schmutz von ſeiner Grammatic an den Fingern klebet, ſein unzeitiges Gutachten von ihnen an den Tag geben will. Herr Ignorantius iſt ein ſolcher naſeweiſer Richter der allergelehrteſten Männer. Vor drey Wochen (welch eine lange Zeit!) iſt er auf dieſe Univerſität gekommen. Er iſt als ein verſcheuchter Vogel gantz wilde, aus der Hörſtube des einen Lehres, in den Lehrſaal des andern gelauffen. Er hat im Buchladen die Titel von ihren gebräuchlichſten Büchern geleſen. Er iſt täglich an dem ſchwartzen Brete geweſen, und hat die angeſchlagenen Zettel, mit einer ernſthaften Mine durchgeleſen. Itzo weiß er die Verdienſte aller unſrer Academiſchen Wunder, auf das genaueſte zu ſchätzen. Er beurtheilet ihre Gemüthskräfte. Der eine ſoll zwar ein ſtarckes Gedächtnis, aber keinen ſonderlichen Verſtand zum urtheilen haben. Der andere ſoll gar zu viele Lebhaftigkeit, und luſtige Einfälle, aber keine Tiefſinnigkeit beſitzen. Die Schriften des einen ſind nur ein zuſammen geſchriebenes Weſen; des andern ein unordentlicher Miſchmaſch ungereimter Dinge: des dritten ein mageres Todtengerippe ohne Saft und Kraft. So weislich pflegt Herr **Ignorantius** von ſeinen Lehrern zu urtheilen. Er bildet ſich dabey ein, daß er alles auf ein Haar getroffen habe, und weiß ſich kaum zu entſchlieſſen, weſſen Stunden er vor andern beſuchen ſolle?

In dieſem ſeinem albernen Weſen wird er noch mehr geſtärcket: wenn er höret, daß dieſer oder jener junge Lehrer, eben ſo großmüthig von allem was ihm vorkommet ſein unzeitiges Gutdüncken eröffnet. Hat derſelbe gleich eine ungleich gröſſere Gelehrſamkeit, als **Ignorantius**, ſo würde doch die Beſcheidenheit im Urtheilen eine ſehr nöthige Tugend für ihn ſeyn. Er würde auch ſein Glück viel leichter machen: wenn er es nicht auf den Fall andrer Lehrer bauen wollte. Nun aber bildet er ſich ein daß er ſeine Ehre auf fremde Schande gründen müſſe. Wie ſchwer dieſes angehe, wird ihn die Erfahrung ſelber überzeugen. **Ignorantius** aber, mit dem ich hie zu thun habe, ſolte doch nur bedencken, wie klein voritzo noch ſein Vorrath ſey. Verſteht er denn die Wiſſenſchaften ſchon, welche zu lernen, er auf die Academie gekommen? Weiß er denn, was vor Mühe es koſte, ein gelehrter Mann zu werden? Kan man denn aus einer angehörten Stunde; oder aus ein paar durchgeleſenen Blättern die gantze Wiſſenſchaft, die gantze Ordnung und Lehrart, die Deutlichkeit und Gründlichkeit eines Mannes erkennen? der Herr **Ignorantius** wird ſeine Einfalt ſehr verrathen:

wenn er hierauf mit Ja antwortet. Wie rathſam wäre es ihm alſo, erſtlich ſich völlig mit dem **Priſcian** auszuſöhnen, und dann ein paar Jahre die nöthigſten Theile der Weltweißheit und die Anfangsgründe der Mathematic zu lernen, ehe er ſich unternehmen wolte, ſein Urtheil von Dingen zu fällen, die ihm zu hoch ſind, und auf ſolche Weiſe die Schwäche ſeines ungeübten Verſtandes zu verrathen. Die gelehrteſten Leute ſind allezeit die beſcheidenſten. Ja es iſt eine untrügliche Probe eines unwiſſenden Kopfes: wenn er ſich von allen Dingen eine rechte Einſicht anmaſſen, und daſſelbe, durch ſeine hochtrabende Ausſprüche zu verſtehen geben will.

Von einer gantz andern Gattung wäre der **Proander**, wenn er darunter gehörte, der uns vor einiger Zeit mit dieſem Schreiben beehret hat.

Vernünftige Tadlerinnen,

Es zeiget ſich anitzo am hieſigen ſchwartzen Brete/ ein teutſcher gedruckter Anſchlag/ **die Wichtigkeit der Kunſt vernünftig zu dencken und klüglich zu reden**/ betreffend. Ob ihr denſelben geleſen habt/ iſt mir unbewuſt. In dieſem Zweifel überſende ich erwehntes Blat/ mit inſtändigſter Bitte Eure Gedancken/ in einem eurer Stücken/ zum gemeinen Nutzen darüber auszulaſſen. Es iſt verſchiedentlich davon geſprochen werden. Weil ich nun ein junger Menſch bin/ der dem Schulkercker ohnlängſt entgangen iſt/ und ſich nicht rühmen kan/ die raiſonnir- und parlir Kunſt bey allen vier Zipfeln ergriffen zu haben: ſo traue mir kaum ſchlüßig zu werden/ wem ich beypflichten ſolle. Auf Eure Entſcheidung will ich alſo hauptſächlich ſehen. Die Materie iſt eurem Geſchlechte ſo eigen/ als dem männlichen: wofern ihr anders die von ungereimten Leuten Euch ſtreitig gemachte Menſchlichkeit nicht einbüſſen wollet. Dem Urheber des beſagten Anſchlages iſt Euer Tadeln nicht zuwieder. Dieſes habe ich erfahren: als ich ohnlängſt mit ihm in einer ziemlichen Geſellſchaft war. Denn bey der Gelegenheit ward er von einer gewiſſen Perſon gefraget: **Warum er ſein** *Programma* **teutſch verfertiget hätte?** hierauf antwortete er: **Um einen jeden deſto freyer davon urtheilen zu laſſen. Wie aber**/ verſetzte ein anderer/ **wenn die Tadlerinnen daſſelbe anpacken möchten? Das ſoll mir lieb ſeyn**/ war des Verfaſſers Gegenrede/ die er mit folgenden Worten beſchloß: **Alles Tadeln hat ſeinen Nutzen. Erinnert einer an mir was vernünftiges: ſo erbaue ich mich daran; ziehet mich aber derſelbe unvernünftig durch: ſo genieſſe ich von verſtänd** [illegible]

Leuten ein Mitleiden/ und ein ander hat mitlerweile den Vortheil/ daß er zufrieden bleibet. Dieſes habe zu Eurer Sicherheit melden wollen/ der ich übrigens in Hofnung/ meines billigen Anſinnens gewähret zu werden/ verharre Euer

dienſtergebenſter
Oroander.

Ich kan es nicht leugnen, daß wir uns lange bedacht, ob wir dem beſcheidenen Geſuche, des **Oroanders** ſtatt geben ſolten, oder nicht? wir beſorgen ſo ſchon, daß uns der Innhalt von gegenwärtigem Stück für eine Verwegenheit ausgeleget, oder wenigſtens unſere Arbeit zu ſeyn in Zweifel gezogen werden möchte. Dahero ich am aufrichtigſten zu handeln glaube: wenn ich nur frey bekenne, daß ich das philoſophiſche Urtheil davon bereits eine geraume Zeit vorhero, ehe **Oroander** an uns geſchrieben, von einem allhier berühmten Manne gehört habe. Unſer Vorhaben hingegen iſt niemals geweſen die Schriften der Gelehrten zu beurtheilen. Wir haben uns auch niemals zu Richtern über die Academiſchen Lehrer aufzuwerfen getrauet. Zumal da uns vor einiger Zeit ein groſſer Künſtler mit einem vieleckigten Leſeglaß beſchencket hat, welches wir nur auf gewiſſe Weiſe über die Briefe unſerer verkappten Correſpondenten halten dürfen: wenn es uns alle Buchſtaben von dem eigentlichen Namen derſelben zuſammenbringen ſolle; und dieſes uns faſt bereden will, der Herr **Oroander**, und der Verfaſſer des uns überſchickten Bogens ſeyen mit einer gemeinſchaftlichen Haut bedecket; und wolten gerne aus dem Moraſt der Obſcurität, wies in dem Bogen heiſt, durch Hülf unſrer Blätter gezogen ſeyn. Wir waren auch ſchon entſchloſſen, die uns aufgetragene Beurtheilung der oberwehnten Schrift, dem Herrn **Oroander** ins geheim zuzuſtellen. Doch endlich haben wir uns eines andern bedacht. Der Verfaſſer der angeſchlagenen Schrift **von der Wichtigkeit der Kunſt vernünftig zu dencken und klüglich zu reden**, ſchien uns ſowohl aus denen im Briefe uns mitgetheilten Worten, als aus ſeiner Schrift ſelbſt, die wir mit Vergnügen etliche mahl durchgeleſen, viel vernünftiges zu beſitzen. Daher konnten wir auch von ihm kein anderes als ein demſelben nützliches Urtheil fällen. Dieſes öffentlich zu thun, hatten wir nicht Urſache lange bey uns anzuſtehen. Wäre ja aber eins und das andre zu erinnern: ſo würden wir durch ein gäntzliches Stillſchweigen uns in den Verdacht geſetzet haben, als ob wir uns nicht getraueten, das einmal beliebte Beywort der vernünftigen Tadlerinnen, zu behaupten. So ſey es denn endlich gewagt. Der Herr Autor der oft erwehnten Schrift, der ohne dem die Güte für uns gehabt, unſrer Blätter in ſeinem Anſchlage Meldung zu thun, ja ſich auch unſerm Tadeln zu unterwerfen, wird es uns vor keine Verwegenheit auslegen: wenn wir unſre Ehre zu erhalten, auch von ſeiner Schrift ein beſcheidenes Urtheil fällen werden.

Anfänglich ſind wir in der Hauptſache ſelber mit ihm völlig eins, daß es nemlich eine ſehr wichtige Kunſt ſey, vernünftig zu dencken, und klüglich zu reden. Und wir wünſchen hertzlich, daß doch alle Studierende, die auf Academien kommen, ſich ernſtlich möchten angelegen ſeyn laſſen, dieſelbe wohl zu faſſen, ehe ſie ſich auf höhere Wiſſenſchaften zu legen anfingen. Denn daß es in der Gottesgelahrtheit, Rechtsgelehrſamkeit und Artzeneykunſt, ſoviel tauſend verdorbene Leute giebt, die nichts mehr wiſſen, als was ſie mit dem Gedächtniſſe gefaſſet haben, kommt unſers Erachtens bloß daher, daß ſie gleich in ihren erſten Studentenjahren den Verſtand und die Zunge nicht genugſam geübet, ſondern mit ungewaſchenen Händen die wichtigſten Theile der Gelehrſamkeit angegriffen haben. Wir loben dahero den Herrn Urheber der beſagten Schrift, daß er ſich erboten, jungen Leuten zu einer ſo nöthigen Kunſt, eine gründliche Anleitung zu geben. Zum andern hat er uns ſehr gefallen, da er ſeinen Anſchlag in teutſcher Sprache verfertiget: nachdem es bereits eine bekannte Sache iſt, daß dieſelbe eben ſo geſchickt ſey, gelehrte Dinge vorzutragen: als irgend eine in der Welt ſeyn kann. Es hat uns auch nicht anders als rühmlich geſchienen, daß ſich derſelbe faſt über Vermögen der Reinigkeit befliſſen, und ſoviel müglich aller lateiniſchen und frantzöſiſchen

Brocken ſich enthalten, davon andre ihren gröſten Staat zu machen pflegen.

Iſt es uns aber erlaubet auch dasjenige zu entdecken, was uns bedencklich geſchienen: ſo wird ſich ſolches auf drey Puncte bringen laſſen. Erſtlich hat es uns Wunder genommen, daß der gelehrte Herr Verfaſſer zum Grunde ſeiner Vernunftlehre die Schriften dreyer berühmten Männer, des Herrn Geheimen Raths **Thomaſii**, des Herrn Doctor **Buddei** und **Rüdigers** legen wollen, die doch ſo wenig als Himmel und Erde, als Feuer und Waſſer, ja als Licht und Finſterniß mit einander übereinkommen. Z. e. der Herr **Thomaſius** verwirft in ſeiner Vernunftlehre die förmlichen Schlüſſe als gantz unnütze und auslachenswürdige Pedantereyen. Der Herr **Rüdiger** hingegen machet ſich eine Ehre daraus, daß er nicht nur eine, oder drey Arten von Schlüſſen vorträget, ſondern auch die vierte, die von denen meiſten verlachet worden, beybehält ja noch unzehliche andre Gattungen von Vernunftſchlüſſen von neuem, wie er vorgiebt, erfunden hat. Ich übergehe des Herrn **Buddei** Logic, welche in andern Stücken mit denen erwehnten gantz uneins iſt. Doch ich ſehe ſchon zum voraus, daß der Herr Verfaſſer ſich als ein Buddeiſcher Eclecticus aufzuführen geſonnen iſt; wobey er aber beſſer gethan hätte; wenn er entweder alle andre neue und ältere Vernunftlehren der Teutſchen und Ausländer genennet/ oder aber gar an keine einzige gedacht hätte. Denn von eben oberwehnten Manne hört ich mit vielen/ und überführenden Gründen behaupten/ daß man das meiſte von der Vernunftlehre durch gründliche Betrachtung der Kräften des menſchlichen Verſtandes/ und der Natur der Wahrheit erlernen; hingegen nur wegen der Gelehrtengeſchichte wiſſen müſſe/ was verſchiedne andre davon geſchrieben.

Zweytens hat es uns befremdet/ daß es ihm beliebet die ſogenannte **Philoſophiſche Oratorie** zum Grunde ſeiner Kunſt zu reden zu legen. Wie iſt es müglich/ daß ein ſolcher Liebhaber ſeiner Mutterſprache/ als Er ſeyn will/ ein Buch/ nicht nur leſen/ ſondern andern zum Unterrichte vorlegen kan/ welches die teutſche Sprache ſo gräulich verſtellet/ und eben ſowohl für ein franzöſiſches Buch gehalten werden könnte: wenn es nur nicht mit teutſchen Buchſtaben gedruckt wäre. Zugeſchweigen/ daß es ſeinem Titel nicht ein größeres Gnügen thut/ als andre Rhetoricken/ die man doch nicht **Philoſophiſche Oratorien** tituliret hat. Und das iſt es/ was ich von einem hochgelehrten Manne/ in Beyſeyn meines Vetters vorhero ſchon gehöret hatte/ ietzund aber von dieſem mir ausgebeten: weil er ſichs/ ſeiner Gewohnheit nach alſo fort aufgeſchrieben.

Endlich aber und zum dritten hat unſre Geſellſchaft der teutſchen Muſen ſich die Mühe genommen/ ſeine kleine Schrift mit Bedacht durchzugehen/ um auf den Ausdruck und die Schreibart ins beſondre acht zu haben: da ſie denn/ auſſer einigen Kleinigkeiten in der Rechtſchreibung/ (die vielleicht bloſſe Druckfehler ſeyn können/ welche ſich auch in unſern Blättern öfters einſchleichen/) mehrentheils zu ihrer eigenen Beſſerung etliche Redensarten angemercket/ die zärtlichen Leſern anſtößig ſeyn können. Z. e. auf der 3ten Seite ſtehet: **in dem Moraſte der Obſcurität biß über die Ohren ſtecken**: auf der 4ten Seite **das Pflöckgen der Wahrheit treffen**. **Etwas dick und trübe betrachten**/ *[illegible] conceptes*: iſt nicht teutſch wenn es gleich teutſch geſchrieben. auf der 5ten Seite **der freche Wille der ungebundenen Sterblichen**/ iſt gekünſtelt und nicht natürlich. Auf der 6ten Seite. **Ein ungeheurer Schwall**: iſt ein unreines und pöbelhaftes Wort. Auf dem 7ten Blate hat unſern Muſen der **zwiſchen Furcht und Hofnung ſtehende Exſpecktant der geſunden Vernunft nicht** angeſtanden ꝛc. Ich bin aber ſchon ſo kühn geweſen/ daß ich dergleichen Dinge herſetze/ die vielleicht nur unſern Muſen ſo anſtößig geſchienen haben. Bey Durchleſung der 15ten Seiten fiel mir ein berühmtes Buch ein/ welches den Titel hat: Marcktſchreyerey der Gelehrten. Denn wenn man lieſet/ was er daſelbſt von ſeinen Rednergeſellſchaften meldet: ſo bildet man ſich ein ſie ſeyen ſchon ſo zahlreich und weltkündig/ daß auch Ausländer ihre Ubungen zur Verbeſſerung einſchickten. Gleichwohl ſagt mir ein guter Freund der dahin gehet/ daß ſelten das: drey machen ein Collegium aus/ zu ſehen wäre. Mir iſt bang übelgeſinnete Zuhörer möchten den ehrlichen Verfaſſer unter die Gelehrten Marcktſchreyer ſetzen.

Bißhero habe ich von Dingen reden müſſen/ die unſerm Geſchlechte mehr Eckel als Vergnügen werden verurſachet haben. Ich will derowegen den noch übrigen Platz mit einem Briefe voll machen/ der dieſer Tage bey uns eingelauffen iſt/ und weil er mich ins beſondre angehet/ auch von mir beantwortet werden muß.

Muntere Calliſte,
Der vernünftigen Tadlerinnen kluge Obermeiſterinn,
Hochgeſchätzte Gönnerin,

SIe werden ohne Zweifel das 15. Stücke des Hamburgiſchen Patrioten geleſen haben/ und in demſelben ſonderlich die letzten

Zeilen / darinnen ein artiger Korb vor einen jungen Freyer enthalten war. Ich bin eben der unglückliche **Brionteo** / der ſich in langer Zeit nicht zu frieden geben können: weil ihm ein andrer die vollkommene **Araminte** / vor dem Maule weggehaſchet. Ich habe es damals faſt verredet / jemahls zu heyrathen; und wenn ich nicht Evangeliſcher Religion geweſen wäre: würde ich ohne Zweifel in ein Kloſter gegangen ſeyn. Ich glaubte nicht / daß in aller Welt noch ein Frauenzimmer verhanden wäre / die mir recht gefallen könnte. Unter zwantzigen ſo ich kennen zu lernen Gelegenheit hatte / habe ich zehen einfältige / fünf eitele oder ſtoltze / und fünf überaus wollüſtige gefunden. An die Kunſt hauszuhalten war ohnedem bey ſolchen Kindern nicht viel zu gedencken / die bey einer Taſſe Caffe / einer Laute / und der Lomberkarte erzogen waren / und ihre Füſſe ſelten anders gebrauchet hatten / als wenn ſie nach Anleitung ihres Tantzmeiſters / auf einem Platze zehn frantzöſiſche Tritte gemacht / den ſie doch mit fünf teutſchen Schritten hätten zurücke legen können.

Doch ich habe mich eines andern beſonnen / ſeit dem Sie / aufgeweckte **Calliſte** / durch dero vernünftige und lebhafte Schriften mir einen Abriß von ihrem Verſtande und ihren ſonderbaren Tugenden gegeben. Dieſes hat mich zu der Kühnheit verleitet / Ihnen meine ehliche Liebe kund zu thun / und (im Falle Sie die geringſte Neigung zu einer Perſon würden blicken laſſen / ſo dieſelbe bloß ihrer Tugenden halber hochſchätzet) Deroſelben auch eine ausführliche Nachricht von meinen Umſtänden und Vermögen zu verſprechen. Sie dörfen mir nicht vorſagen / daß ſie etwa nicht ſchön / oder nicht reich genug vor mich ſeyn würden: das würde mich nicht abſchrecken können. Ich freye nicht mit den Augen. An Geld fehlt es mir Gott lob auch nicht / und ich habe nicht das ſchädliche Vorurtheil / daß ein Reicher ſich wiederum nach einer reichen Parthey umſehen müſſe. Erklären ſie ſich alſo eheſtens / über das Anſuchen

Dero treueſten Verehrers
Brionteo.

Dieſem vernünftigen Freyer muß ich die vielleicht unverhoffte Nachricht geben daß ich bereits vor 15. Jahren wegen einer gewiſſen Begebenheit ein hohes Gelübde gethan habe / die Tage meines Lebens mich keinem Manne zu unterwerfen. Und da ich nun ſchon eine ſo lange Zeit einer erwünſchten Ruh und Zufriedenheit des Gemüthes bey dieſem meinem Entſchluß genieſſe: ſo muß ich beſorgen / der Himmel möchte eine auf bloſſes Anerbieten / und ohne weitere Noth vorgenommene Veränderung mit unglückſeligen Verhängniſſen beſtraffen. Iſt es aber des **Brionteo** Ernſt im Heyrathen allein auf Verſtand und Tugend zu ſehen: ſo kan er meine Baſe die **Cynthia** haben / an welcher er ein vollkommen Ebenbild ſeiner verlornen **Araminte** finden wird.

Calliſte.

Die Vernünfftigen Tadlerinnen

XXIII Stück.

Mittwochs/ den 6. Jun. 1725.

Philander von der Linde.

Und die Agneſe kan nicht ſchreiben/ auch nicht leſen.

WJr haben die Zeit her, unſern Briefwechſel nicht zu unterbrechen, eins und das andre von denen wichtigſten Schreiben, ſo bey unſerm Verleger eingelauffen, unſern Leſern vor Augen geleget. Einige darunter ſind ſo vollkommen abgefaſſet geweſen, daß wir ſie ohne die allergeringſte Veränderung, in dieſe Blätter einrücken gekonnt: andre haben nur in einigen Kleinigkeiten eine Verbeſſerung nöthig gehabt: viele ſind endlich ſo beſchaffen, daß wir ſie gäntzlich haben zurücke halten müſſen, um unſern Leſern keinen Verdruß zu erwecken. Jtzo aber bin ich entſchloſſen ihnen auch von der allerſchlechteſten Gattung etwas vorzulegen. Es iſt uns durch die Güte einer gewiſſen Freundin zugeſtellet, welche es ſelbſt als eine Seltenheit aufhebet, und das Original ihren Bekannten auf Erfordern zeigen kan. Es lautet alſo:

Werdeſte Frau Mume,

MJr han lange uf en Schraiben aus den lieben Halle kewart, mit kraußen ſchmertzen. Maine Mama Möchte kärn wiſſen Ab ſe och Noch ſain keſunt ſain ſe kummen Jo keen Einzich mahl här, und Mir han Jhn doch niſcht übels getaan. Mir ſind hieben noch Alle woſleff nur Der kleene Pruder iſt en pißgen Mallate, ſonſt wirter ſchon lange trübben keweſen ſain. Wir laipziſche jumfern ſind in kraußer kefahr, Weil der daud vaur etlichen wochen ſo ſtharck unter ſe kummen, das ihr ſtucke zwee uff emahl geſtorben eens is auch Braut Worden, und ich ſoll zur hochzich geyen. aber de mama well Mir keene naie hadriähne machen laſſen, das haſ ich wohl keſaht. hat ſe mich en wäſſen trübber gemacht, aber Ich mache mir Niſcht daraus liebſtes Frau Mümgen Schraib ſe doch en baar zailen an de Mama, denne daß wird ſie uf andre gedancken bringen, Ich ha diſſe Nacht nich waul keruht drinne tüt mir der kop wey und ich kan niſcht mer ſchraiben Atge dauſentmal atge

Mainer hauchgeerdeſten Frau muMe
kehaurſchamſte tienerin
N. N.

P. S. Es kummen je pay ihnen trübben ſolche Schriſten raus die von waibſen gemacht werden, Ich ha eens geleſen aber es doocht mit all heele niſcht. Die Menſcher müſſen keenen SpinnRocken oder Stricke Nateln han, ſe han ſich och emahl überſich putzen Mockiret, ich möcht Kärne wiſſen ab ſe in halle im blauſſen und ſchwartzen hehmte in de Kirche geyn. Was würden die Burſche nicht ſchäckern.

So pöbelhaft die Sprache in dieſem gantzen Briefe iſt: ſo wenig wollen wir vermuthen, daß es ein Frauenzimmer von einigem Stande ſey, das ihn verfertiget hat; ob uns gleich meine Freundin deſſen überreden will. Es mag nun wahr ſeyn oder nicht: ſo ſieht man doch was vor eine verderbte Ausſprache an ihrem Orte herrſchen müſſe. Die Art wie ſie etliche Wörter geſchrieben legt davon ein gnugſames Zeugnis ab. Und wir überlaſſen es andern zu beurtheilen, ob die Herren Meißner ein ſolches Vorrecht vor uns Mägdeburgern, im Abſehen auf die Zierlichkeit der Sprache haben. Wir geben aber bey dieſer Gelegenheit nochmalen allen Eltern die Lehre, fleißiger auf den Unterricht ihrer jungen Töchter acht zu haben, und ihren Lehrmeiſtern anzubefehlen, daß ſie dieſelben eben ſowohl im rechtſchreiben üben mögen, als die Knaben. Schämet man ſich bißweilen nicht: wenn man einige Zettel zu ſehen bekommt, die von manchem überaus artigem Frauenzimmer von Wäſche, Hauß- und Küchenſachen geſchrieben werden? Wie elend ſind da alle Worte verſtümmelt? wie lange muß man rathen, ehe man begreift was ſie haben wollen? Es iſt nicht zu beſorgen, daß wir gar zu viel gelehrtes Frauenzimmer bekommen werden: wenn gleich ein Mägdgen vom vierten biß zum 12ten Jahre in allerhand nützlichen Dingen, als im teutſchen lateiniſchen und franzöſiſchen Leſen, in den Anfangsgründen der Grammatic, im rechtſchreiben, im rechnen, im Chriſtenthume, und endlich in Verfertigung eines teutſchen Briefes unterwieſen würde. Dieſes mögen ſich diejenigen geſagt ſeyn laſſen, die unter ihren Untergebenen auch junges Frauenzimmer haben. Die lieben Mütter dürfen indeſſen nicht dencken, daß ihre Töchtergen gar zu ſpät zur Galanterie kommen würden. Wenn ſie gleich täglich 3. bis 4. Stunden in der Schule wären: ſo hätten ſie doch Zeit genung ein wenig nähen, oder andre Kleinigkeiten machen zu lernen. Die Haushaltungsſachen aber, welche mehr Verſtand erfordern, würden nach dem zwölften Jahre deſto beſſer von ihnen gefaſſet werden.

Soviel ſey genung bey Veranlaſſung des obigen Schreibens. Jetzo muß ich noch einen Brief einrücken, der gleichfalls die Sprache angehet, und ſich an dieſen Ort überaus wohl ſchicket.

Ruhmwürdige Tadlerinnen,

Ich muß euch endlich diejenige Danckbegierde an den Tag legen, die ich in mir empfunden habe, ſobald ich mit euren wöchentlichen Arbeiten bekannt zu werden das Glück gehabt. So wenig Vergnügen ich vorhin im Bücherleſen gefunden: ſo eifrig bin ich darinnen geworden; nachdem ihr mir durch eure angenehme Blätter einen Geſchmack davon beygebracht. Ich bin noch unverheyrathet, und meine Geſchäffte laſſen es alſo gar wohl zu, daß ich täglich ein paar Stunden mit Büchern umgehe. Ich habe mir bereits verſchiedene angeſchafft, und den Anfang von denen gemacht, die ihr in euren Schriften gerühmet. Herrn von Beſſers Schriften, Canitzens Nebenſtunden, und die Aſiatiſche Baniſe ſind bißher mein Zeitvertreib geweſen. Jetzo halte ich mir auch den Patrioten. Denn ich kan mit leichter Mühe wöchentlich von meinem Caffegelde einen Groſchen nehmen, davon ich 6 Pf. zum Patrioten, und 6. Pf. zu euren Blättern anwende. Es iſt wahr, daß mir jener bißweilen ein wenig zu hoch ſchreibet: allein das muß ich meiner Einfalt zuſchreiben. Doch mercke ich ſchon, daß ich durch die Ubung, auch dergleichen Sachen werde begreiffen lernen, die etwas mehr Nachdenckens erforden. Ich habe mir neulich auch den ins teutſche überſetzten Spectateur angeſchaffet; weil ich aber an einigen Orten keinen Verſtand herausbringen kan, und daher muthmaße, daß es gar zu ſehr nach dem franzöſiſchen oder engliſchen muß gegeben ſeyn: ſo beklage ich es hertzlich, daß ich dieſe Sprachen nicht verſtehe. Sehet ihr, *werthgeſchätzte Tadlerinnen*, was eure Schriften ſchon bey mir gefruchtet. Wollet ihr mir nun noch mehrere Gefälligkeiten erweiſen: ſo machet mir noch einige Schriften und Bücher namhaft, die ich mit Vortheil und Vergnügen werde leſen können. Man hat mir ſchon viele vorgeſchlagen: allein ich traue euch am allermeiſten; weil ich euer Urtheil bißhero ſo gut befunden habe.

Ich habe lange nachgedacht, ob ich euch nicht etwa in eurem löblichen Vorhaben die Fehler unſers Geſchlechts zu verbeſſern, behülflich ſeyn könte: damit ich euch mir um deſto kräftiger verbindlich machen möchte. Endlich habe ich folgendes erſonnen, welches ihr beſtens auslegen werdet. In dem ſiebenden Stücke des Patrioten habe ich gefunden, daß derſelbe eine Nachricht von einer Geſellſchaft des Hamburgiſchen Frauenzimmers gegeben, die ſich die *Geſellſchaft von ſchönen Wetter* genennet. Unter andern Geſetzen derſelben ſteht auch dieſes, im Abſehen auf die Sprüchwörter, deren ſie ſich bedienen wollen: *Von den Leipzigern ſind bißhero folgende angenommen: Ich dachte* was mich biße. Er ja warum das nicht? Zerreiß er ſich nicht die Krauſe. Ich habe meinem Affen heute Zucker gegeben. Das wäre mir eben recht. Er dörfte wohl in der Wäſche bleiben. Seht wie ſich der Herr da zieret. Je, he taugt jo mit ſamt dem heele niſcht. Dieſe Probe von denen unter uns gewöhnlichen Sprüchwörtern trift in der That noch itzo ein, und weil die Patriotiſchen Schriften von wenigem Frauenzimmer geleſen werden: ſo gehen ſie noch biß dieſe Stunde im Schwange. Ich habe aber angemercket, daß auſſer oberwehnten Redensarten noch viele andre bey uns gebräuchlich ſind. Uberhaupt iſt zwar unſer Frauenzimmer von dem Naturelle nicht, als die Hamburgerinnen. Da dieſe ſich halbe Stunden in Geſellſchaften einander anſehen ſollen, ohne ein Wört zu reden: ſo iſt hie am Schwatzen kein Mangel. Die meiſten, ja ich kan faſt ſagen alle ſind ſo wortreich, daß es ihnen nicht möglich wäre, eine halbe viertel Stunde zu ſchweigen. Da könnt ihr nun leicht dencken, daß die meiſten Verbindungs-Formeln ihrer Geſpräche, ſolche artige Sprichwörterchen ſeyn müſſen, als obgemeldte und folgende, die ich zur Zugabe herſetzen will: Iſt das nicht ein Gethale? daß du mir nicht davon läufſt! Er kan ſich abführen! to to! hat ſich wohl! Ey ich dachte gar! Mir hans lange ſatt! Ich mache mir niſcht daraus! Ey nu ja!

Ich ſchreibe Euch dieſes, geehrte Tadlerinnen, in der Abſicht, daß ihr es in einem von euren Blättern kund thun, und zugleich unſerm Frauenzimmer, welches ſich ſonſt den Ruhm, der Geſchicklichkeit nicht will abſprechen laſſen, vorſtellen möget, wie ſchlecht es ſtehe: wenn ſie durch dergleichen Sprüchwörter ſich ihren Mägden gleichmachen. Ihr könnt ihnen auch ſagen, daß ſie Verſtand genug beſäſſen, dieſe Fehler zu vermeiden: denn durch dieſe ſchmeichelnde Vorſtellung werdet ihr ſie am leichteſten gewinnen; weil ich keine einzige weiß, die ſich nicht auf ihren Verſtand was einbilden ſolte. Ich hätte dieſes an den Patrioten ſchreiben können: allein ich weiß, daß eure Tadelſchriften von unſerm Geſchlechte häuffiger geleſen werden. Im übrigen glaubet nur, daß ich ohn Unterlaß ſey, Eure

Lindenſtadt den 20ſten May
1725.

ergebenſte
N. N.

Wir dancken dieſer gütigen Perſon, für den rühmlichen Beytrag. Was die an ihrem Orte, und zum theil auch bey uns gewöhnlichen Sprüchwörter anlanget: können wir es bey ihren Vorſtellungen bewenden laſſen. Sie hat ihre Gedancken darüber kurtz gefaſſet, uns aber dadurch der Mühe überhoben, ein gantzes Stücke davon auszuarbeiten: wie wir uns vorgenommen hatten. Sie bittet uns aber um ein Verzeichnis etlicher Bücher, ſo ſie mit Luſt und Nutzen leſen könne. Das iſt fürwahr keine leichte Sache. Iſt nicht die Menge der Bücher unzehlich? zwar ſie verlanget nur teutſche zu leſen: aber auch derſelben iſt ſo viel, daß man groſſe Bibliothecken davon machen könte/ ohne ein einziges aus andern Sprachen hereinzunehmen. Keine gelehrte Mannsperſon hat alle dieſelbe geleſen/ ja ich wolte auch denjenigen gerne ſehen/ der ſie mir alle nennen könte. Wieviel weniger iſt denn dieſes von uns zu vermuthen? Doch zu allem Glücke iſt es auch nicht nöthig. Man braucht zwar viele Bücher zu kennen/ zu haben/ und zu leſen; wenn man von ſeiner Gelehrſamkeit einen Staat oder Wind machen will: aber gelehrt zu werden/ bedarf man ſehr wenige. Dieſes iſt nicht mein Urtheil/ ſondern ein Ausſpruch eines der allergröſſeſten Mäſter/ die wir gehabt haben. Eben dieſer hat noch hinzu geſetzt/ daß man derſelben noch weniger nöthig habe: wenn man nicht gelehrt/ ſondern klug und vernünftig werden wolle.

Aus dieſen Urſachen/ werde ich/ wie ein jeder leicht begreiffet/ keine groſſe Anzahl von Büchern vorſchlagen dürfen. Und das iſt ein groſſer Vortheil für mich. Wo ſolte ich wohl viele von der Gattung antreffen/ die einen Menſchen vernünftig und klug zu machen geſchickt wären? Man findet dieſelbe fürwahr nicht in allen Buchladen. Die wenigſten Scribenten ſetzen ſich dieſen Endzweck vor: in dem ſie ihre Sachen verfertigen. Die allermeiſten entſchütten ſich nur der Bürde/ womit ſie ihr Gedächtnis beſchweret haben. Ihre Vernunft haben ſie ſelbſt niemals gebeſſert. Sie ſtecken biß über die Ohren in allen Vorurtheilen. Sie wiſſen ihren Verſtand nicht auf gehörige Weiſe zu gebrauchen: daher bleiben ſie ewige Copiſten und Papageyen. Sie ſagen nichts von ſich ſelbſt/ ſchreiben auch nichts von ihrem eigenen: ſie ſagens nur nach/ was ſie von andern gehöret/ und ſchreiben dasjenige ab/ was ſchon unzehliche vor ihnen geſchrieben haben. Sie ſind im übrigen unbekümmert/ ob daſſelbe wahr oder falſch/ vernünftig/ ungereimt/ läppiſch oder abgeſchmackt geweſen. Dieſer Gattung Leute haben den Wahlſpruch: Nihil dicitur, quod non dictum ſit prius. Man könne nichts ſagen/ was nicht bereits von andern geſagt worden. Daher ſind ihre Bücher ſo voller Anführungen alter und neuer Scribenten/ aus deren geſammelten Lappen ſie ihre bundſcheckichte Harlequinskleider zuſammen ſticken. Daher können ſie auch jeden Monat eine neue Schrift in die Welt ſchicken. Dieſes iſt bey ihnen in der That keine groſſe Sache. Sie brauchen ſonſt nichts mehr als eine kleine Gedult/ die bereits verhandenen Bücher abzuſchreiben: oder wenn es hoch kommt Nadel und Zwirn die erbettelten Lappen zuſammen zu hängen/ und aus 12 Philoſophien/ Theologien/ rc. die dreyzehente zu machen. Sie arbeiten nur mit den Augen/ mit den Fingern/ und mit dem Gedächtniſſe. Bißweilen thut die Einbildungskraft auch was dabey. Dieſe iſt flüchtig und nimmt ſich keine Zeit: daher ſind ſie in der Geſchwindigkeit mit ihren Sachen fertig. Wenn hingegen andre mit dem Verſtande alles reiflich überlegen ehe ſie es ſchreiben; und wenn ſie es geſchrieben haben/ wohl zehnmahl nach den Regeln der Vernunft unterſuchen: ſo haben ſie auch weit mehr Zeit nöthig. Iſocrates hat vorzeiten zwanzig Jahre an einer Rede gearbeitet: da hingegen die großſprecheriſchen Sophiſten aus dem Stegreiffe zu gantzen Stunden predigen konten; man mochte ihnen eine Materie vorgeben/ die man immer wolte. Wie nicht alle Thiere wiederkäuen: ſo ſind auch nicht alle Geiſter der Menſchen zur Überlegung und zum Nachſinnen geſchickt.

Nun will ich eben nicht ſagen/ daß alle diejenige Bücher/ ſo ich namhaft machen will/ von dergleichen Fehlern gantz befreyet ſeyen: dieſes wäre zu viel geſagt. Soviel aber will ich verſichern/ daß man keines davon ohne beſondern Nutzen leſen wird. Die meiſten darunter ſind nicht nur ihres guten Innhalts halber/ ſondern auch ihrer reinen teutſchen Schreibart wegen leſenswürdig. Ich habe mich ihrenthalben nicht lange beſinnen dürfen/ ſondern ſie ſo hingeſetzt/ wie ſie unter andern in meinem kleinen Bücher Behältniſſe ſtehen. Groſſe Folianten und Quartbände habe ich mir niemals angeſchaffet. Ich mag meine Bücher gern von Anfang biß zum Ende durchleſen/ und dieſes geht mit kleinen leichter an/ als mit groſſen. Wird man uns einmahl um ein Regiſter von franzöſiſchen Büchern erſuchen: ſo ſoll auch damit gedienet werden.

Verzeichnis einer teutſchen Frauenzimmer-Bibliothec.

In groß Octav.

Canſteins teutſche Bibel.
Laſſenii Perlen-Schatz

Arndts

Arnds wahres Chriſtenthum.
Das Staats-und ZeitungsLexicon.
Das Frauenzimmer-Lexicon.
Beſſers gebundene und ungebundene Schriften.
Amthors Poetiſche Schriften.
Pritii Ausübung der geiſtlichen Tugend-und Sitten-Lehre.

Im gemeinen Octav.

Rob. Boylens Theologiſche Schriften.
Henr. Müllers Liebes-Kuß und Erquickſtunden.
Gaſtrell von der Wahrheit der Religion.
Probſt Gerickens Beweiß der Chriſtl. Religion.
A. H. Franckens kleine Poſtille.
Brockes irrdiſches Vergnügen in GOtt.
La Placetten kurtzgefaßte Sittenlehre.
Erd. Neumeiſters und J. J. Rambachs geiſtliche Cantaten.
J. Ad. Hofmanns Zufriedenheit.
Deſſelben Uberſetzung von des Käyſers Antoninus Betrachtungen.
Ernſt hiſtoriſches Bilderhaus.
Chr. Thomaſii Vernunftlehre.
Eben deſſelben Sittenlehre.
Menantes allerneuſte Art zur teutſchen Poeſie zu gelangen.
Benjamin Neukirchs Anweiſung zu teutſchen Briefen.
Graf Henckels letzte Stunden verſtorbener Perſonen.
Fenelons Telemaque von Talandern.
Locke von der Auferziehung der Kinder.
Fenelon von Auferziehung der Töchter.
H. Freyers Anweiſung zur Orthographie.
Chr. Gryphii Poetiſche Wälder.
Canitzens Neben-Stunden.
Der Engliſche Spectateur.
J. Jac. Scheuchzers kleine Naturwiſſenſchaft.

In Duodez.

Conr. Mellen Luſt der Heiligen an Jehova.
Freylinghauſens Geſangbuch.
Bellegarde von der Auslachenswürdigkeit.
Fontenellens Geſpräche zwiſchen einem Gelehrten und einem Frauenzimmer von mehr als einer Welt.
Birckenmäyers Curieuſer Antiquarius.
Hübners Hiſtoriſche/ und Geographiſche Fragen.
Hellwigs Frauenzimmer Apoteckchen.
M. F. B. C. Erſte Gründe der Weltweisheit für Frauenzimmer.
Erſter Verſuch 1725.

Phyllis.

XXIV. Stück.

Die Vernünfftigen Tadlerinnen

Mittwochs/ den 13. Jun. 1725.

Heraus.
Wär hier dergleichen mehr zum Vortheil abzuzwingen?
Wie würde ſie das Geld um ihre Freyheit bringen?

Calliſte hat neulich ihrem Freyer einen faſt allzu kurtzen Beſcheid auf ſein Anſuchen ertheilet. Ich will mich itzo nicht bey ihrem längſtgemachten Entſchluſſe aufhalten, der ſie gehindert, dieſes Anerbieten einer ehelichen Liebe abzuſchlagen: davon wird ſich ein andermahl weitläufftiger handeln laſſen; wenn wir von denen Bequemlichkeiten des ehloſen Standes insbeſondre unſre Gedancken eröffnen werden. Ich will nur bey den übrigen Umſtänden dieſer merckwürdigen Begebenheit einige Betrachtungen anſtellen, und einige Umſtände beyfügen, die ſich nach der Austheilung des 22ſten Stückes zugetragen.

Briontes muß in der That ein recht vernünftiger Menſch ſeyn, der ſeines gleichen nicht gar zu viele haben wird. Es ſcheint zwar dem erſten Anſehen nach eine Unbedachtſamkeit zu ſeyn: wenn ein Freyer ſich um ein Frauenzimmer bewirbt, die er niemals geſehen, vielweniger geſprochen, und kennen gelernet. Wenn irgend eine Thorheit in der Welt groß iſt, ſo iſt es gewißlich dieſe, da junge Leute mit fremden Augen freyen, und ſich vorſetzen eine Perſon zu lieben, von welcher ſie nicht wiſſen ob ſie groß oder klein, ſchwartz oder weiß, klug oder dumm, tugendhaft oder laſterhaft, angenehm oder verdrüßlich im Umgange iſt. Wer auf die Weiſe ein Pferd, ein Haus, oder ſonſt etwas mittelmäßiges kauffen ſolte: der würde mit einhelligen Stimmen aller ſeiner Mitbürger für einen Narren gehalten werden. Ein Pferd, das uns nicht anſtehet, können wir wieder abſchaffen. Ein Haus, ſo uns nicht bequem iſt, können wir wieder verkauffen. Einen Ehgatten aber kan nichts als der Tod von dem andern trennen. Und doch ſehen wir täglich Exempel, daß mancher ſich darinnen am ſorgloſeſten verhält: indem er ſich von andern Leuten, von ſeinen Vormündern, von alten Frauen und Jungfern, oder eigennützigen Freywerbern die Ohren voll lügen läſſet, und ſich auf Lebenslang eine Perſon an den Hals hänget, die er hernach des andern Tages nach der Hochzeit gern loß werden möchte.

So gieng es neulich dem jungen Dametas. Er war in einer Verfaſſung, darinnen ihm nichts als eine Ehefrau fehlte. Der gute Menſch trauete ſich aber ſelbſt nicht eine gute Wahl zu thun, dadurch er ſich glücklich machen könte. Er fraget ſeine Mutter, die eine alte wohlhabende Wittwe war. Dieſe überleget es mit ihres Sohnes Vormündern, und als ſie mit ihnen wegen der Liebſten ihres einzigen Kindes, eins geworden: wird ſogleich durch einen Abgeordneten um dieſelbe geworben. Dametas war ein wohlgemachter, und artiger Menſch, der ſein gutes Auskommen und bey jederman einen guten Namen hatte. Kein einziges Frauenzimmer in der gantzen Stadt hätte Bedencken getragen ihm das Jawort zu geben: daher war es kein Wunder, daß auch ſeine Freywerber ihm einen Verlobungsring brachten, ehe er noch wuſte daß er ein Freyer wäre. „Der Ring war koſtbar, und die Vorſtellungen ſeiner Frau Mutter, welche von etlicher anſehnlicher Männer Zeugniſſen unterſtützet wurden, übertäubeten den armen Dametas, daß er glauben muſte, was er nicht ſahe, auch gantz und gar nicht begreiffen konte: daß nehmlich ſeine Verlobte, das ſchönſte geſchickteſte und, welches ihm ſonderlich angeprieſen wurde, das reicheſte Frauenzimmer in ihrer Gegend wäre. Er mochte ſich das wieder ſperren wie ſehr er wolte: er mochte bitten und flehen, daß man ſie ihm erſt bekannt machen möchte: alles war vergebens. Der Tag zur öffentlichen Verlobung ward beſtimmet, und man kan leicht dencken, wie vergnügt Dametas wird geweſen ſeyn, als man ihm eines groben Pachters bäuriſche und ungezogene Tochter in die Armen lieferte, deren vornehmſte Tugend dieſe war, daß ſie mit einem Sacke voll Geldes, ihren Rücken auf der rechten Seiten eben ſo erhaben machen konnte, als ihn ein ſtarcker Höcker auf der lincken gemacht hatte.

Doch dergleichen Unbedachtſamkeit können wir dem vernünftigen **Briontes** nicht aufbürden. Er kennet dasjenige was er liebet, und iſt alſo ſicher daß ihn ſeine Wahl nicht gereuen werde. Er ſiehet den Eheſtand für nichts anders, als für eine etwas genauere Freundſchaft an, die bloß deswegen ſo genau ſeyn kan: weil Perſonen verſchiedenes Geſchlechtes ſie miteinander aufrichten. Bey einer Freundſchaft aber muß man inſonderheit auf das Gemüthe des Menſchen ſehen, den man lieben will. Findet man darinnen etwas, ſo ſich zu unſrer Gemüthsart wohl ſchicket: ſo iſt kein Zweifel, daß dieſe Ubereinſtimmung ein Grund einer beſtändigen Freundſchaft ſeyn werde. Dieſes hat nun **Briontes** an unſrer Gehülfin **Calliſte** gefunden. Schriften ſind Schildereyen der Gemüther. Ein unſichtbarer Geiſt kan durch keinen Pinſel abgeſchildert werden: aber er ſelbſt kan ſeine guten und böſen Eigenſchaften wohl abdrucken; wenn er ſeine Gedancken ſchriftlich verfaſſet. Und ich halte es für das allerbeſte Kunſtſtücke, der Menſchen Gemüther zu prüfen: wenn man ſie aus ihren Schriften erforſchen kan. Hierinnen zeiget es ſich ob ſie einfältig oder vernünftig, voller Vorurtheile, oder verſtändig, lebhaft oder ſchläfrig und träge, zu Laſtern geneigt oder rechtſchaffene Liebhaber der Tugend ſind. **Calliſte** welche genugſame Proben ihres Verſtandes in ihren bißherigen Blättern an den Tag geleget, darf alſo nicht zweifeln, daß nicht ihre Gemüthsart dem ſcharfſinnigen **Briontes** genugſam ſolte bekant geworden ſeyn.

Da es nun hiemit ſeine Richtigkeit hatte: war es dem redlichen Freyer nicht ein geringes Lob; da er ſich erklärete, wie er kein bloſſer Augenfreyer ſey. Wie ſchändlich hat ſich doch mancher betrogen, der die bloſſe Schönheit zu einem Gegenſtand ſeiner Neigungen gemachet. Wie mancher hat unter der engliſchen Geſtalt einer wunderſchönen Helena, eine zehnfache Xantippe an den Hals bekommen? Der Ausſpruch gewiſſer Redner und Poeten: daß in einem ſchönen Leibe auch eine ſchöne Seele wohne, hat bißhero unzehliche Abfälle gelitten. Vielleicht würde er eintreffen: wenn Eltern auf die Erhöhung der Gemüthsgaben bey ihren Töchtern ſoviel Fleiß wenden wolten, als auf die cörperlichen Eigenſchaften gewandt wird. Da dieſes aber nicht geſchiehet: ſo iſt kein Wunder, daß Verſtand, Tugend und Schönheit bißhero noch keine unzertrennliche Gefehrten geworden. Wie ſchwach muß derowegen eine Liebe ſeyn, die ſich auf nichts als eine vergängliche Geſtalt des Angeſichtes gründet. Iſt ſie gleich anfänglich von hitziger Art: ſo wird ſie doch bald erkalten, oder gar verlöſchen; maßen doch die Schönheit nur wenige Jahre dauren kan. Die Roſen verblühen auch auf denen Wangen des Frauenzimmers ſehr bald; und woran will ſich ein Ehmann hernach ergetzen, der ſich an nichts als an ſolchen hinfälligen Blumen erquicken konte. Hieraus können unſre Nymphen (ich gebe ihnen dieſe Regel im Vertrauen) leicht ſchlieſſen, daß das die elendeſte Gattung ihrer Liebhaber ſey, die ihnen nur allezeit von Schönheit vorzuſchmeicheln wiſſen. Solten ſie einen von dieſen Herren heyrathen: ſo würden ſie bey ihnen nicht länger eine angenehme Ehe haben, als ihre Geſtalt voller Reitzungen bleiben würde; oder als ſie keiner ſchöneren Perſon gewahr werden möchten. Wie unſicher iſt es aber ſolchen Leuten eine beſtändige Freundſchaft zuzuſagen, die uns ſo leicht abtrünnig werden können? Wie ſicher iſt es hingegen demjenigen das Hertz zu ſchencken, der uns um des Gemüthes halber, ſo er an uns findet, hochachtet? Denn da die guten Eigenſchaften deſſelben, in währendem Eheſtande ſich nicht vermindern; ſondern von

Zeit zu Zeit vollkommner werden: ſo wird auch die Freundſchaft ſolcher Ehleute allezeit wachſen, und mit jedem Tage ihr beyderſeitiges Vergnügen mehren.

Doch **Briontes** würde nichts zu beſorgen gehabt haben: wenn er ſich gleich nach Art fürnehmer Herren ein Bildnis unſrer **Calliſte** hätte bringen laſſen. Iſt ihre Schönheit gleich nicht ſo groß, daß man nach ihrem Original eine vollkommene Liebesgöttin abſchildern könnte: ſo hat ſie doch Annehmlichkeiten genug den Namen einer Schönen zu verdienen. Mehr erlaubet ſie mir nicht von einer Sache herzuſetzen, darauf ſie ſelber nichts hält, und ich fahre alſo fort, den redlichen **Briontes** einer neuen Tugend halber zu loben. Er iſt von gutem Vermögen, wie er ſchreibet: doch ſieht er nicht im allergeringaſten auf den Reichthum derjenigen Perſon, die ſonſt ſeiner Liebe würdig iſt. Das iſt ein König unſrer Zeiten! wie ſehr hat nicht die ſchädliche Gewohnheit überhand genommen, daß ein Wohlhabender keine andre heyrathen will, als die zum wenigſten eben ſo reich und begütert iſt, als er ſelbſt. Ich will hier nicht ſagen was das gemeine Weſen vor Schaden davon leidet: wenn die reicheſten Familien, durch heyrathen allezeit mehr und mehr Geld zuſammen bringen; dahingegen ſoviele andre Mangel leiden: ob es ſich gleich leicht begreiffen läſſet, daß eine Republic mehr Nutzen hat, wenn hundert Bürger mittelmäßigen Reichthums darinnen wohnen, als wenn nur zehn überaus reiche darinn anzutreffen ſind. Man bedencke nur was vor Unheil im Eheſtande ſelbſt daraus erwächſet: wenn man ſo ſehr nach Geld und Gut freyen will. Daher kommt es ja, daß mancher eine Parthey thut, die ihm bey allem Gelde keine vergnügte Stunde läßt. Daher kommts, daß manche Braut ihre Baarſchaft mit 2. multipliciret, um einen reichen Freyer an ſich zu locken, der ihr aber hernach das Leben ſo ſauer machet, daß ſie es tauſendmahl beklagen muß. Daher kommt es, daß Eltern ihren Töchtern mehr zum Brautſchatze verſprechen, als ſie nachmahls ohne Schwächung ihres Vermögens zahlen können: woraus abermahl lauter unveranügte Ehen entſtehen. Wie manches artige, wohlgezogene und tugendhafte Kind bleibet ſitzen; bloß weil ſie das Glück nicht hat, von reichen Eltern gebohren zu ſeyn: ob ſie gleich einen Überfluß liebenswürdiger Eigenſchaften beſitzet, die auch den allerreicheſten Mann glücklich zu machen zulänglich geweſen wären. Ja wie mancher anſehnliche Mann, der ſich ietzo mit ſeinem Gelde eine reiche Furie an den Hals gekauffet, würde ein himmliſches Leben geführet haben: wenn er ſich eine arme **Gratie** zur Ehegattin erwehlet hätte.

Nun gebe ich es allen meinen Leſern zu bedencken, was **Briontes** vor ein vernünftiger Freyer ſey? Ich frage alles unverheyrathete Frauenzimmer, ob ſie nicht einen ſolchen vor allen andern wünſchen wollten? Ja ich überlaſſe es auch unſrer **Calliſte** nochmahls zu erwegen, was vor ein Glück ſie aus den Händen gelaſſen, da ſie dieſe Anwerbung ſo leichtſinnig ausgeſchlagen. Sie mag ſich in einem ihrer folgenden Stücke darüber erklären, und zugleich die Urſachen entdecken, die ſie zu einem ledigen Stande bewogen haben. Ich will nur noch kürtzlich erwehnen, was **Cynthia**, ihre geliebteſte Baſe geſaget, als ſie geleſen, daß man ſie öffentlich zu einer Heyrath ausgeboten. Ehe ich aber dieſes thue, muß ich eine Abbildung derſelben machen, daraus ihre Gemüths- und Leibesbeſchaffenheit erhellen wird.

Cynthia hat gleich in ihrer Kindheit eine groſſe Lebhaftigkeit und Fähigkeit der Seelen ſpüren laſſen. Sie hätte kaum ein Jahr zurücke geleget: als ſie ſchon reden und gehen lernete, und im dritten Jahre konte ſie ſchon teutſch leſen. Ihre Mutter ein rechtes Muſter einer redlichen Matrone, hat an ihrer Auferziehung nichts ermangeln laſſen. Sie hat ihr ſelbſt die Gründe des Chriſtenthums gleichſam ſpielend beygebracht, und ſtets darauf gehalten, daß ſie Morgens und Abends ein Stück aus der Bibel, am Sonntage aber nach geendetem öffentlichen Gottesdienſte aus einem andern geiſtlichen Buche etwas leſen, und ihr hernach auf einige darüber vorgelegte Fragen antworten müſſen. Dadurch iſt nicht nur ihr Gedächtnis, ſondern auch der Verſtand, und die Beurtheilungskraft bey ihr ſehr geübet, und geſtärcket worden. Sie hat ihr auch durch unermüdete Fragen, warum dieſes ſo, und jenes anders wäre; weswegen ſie eins und das andre thäte? ꝛc. angewöhnet vernünftig zu werden, von allen Dingen den Grund und die Urſachen zu ſuchen, und nichts unbedachtſam vorzunehmen. Ihrem Geſinde hat ſie ſcharf verboten ihr keine abgeſchmackte Fabeln, Hexen- und Geſpenſterhiſtorien zu erzehlen, um ſie dergeſtalt von allem Aberglauben frey zu erhalten. Ihren Zeitvertreib hat ſie faſt allezeit in Gegenwart der Mutter gehabt/ welche ſich bißweilen ſelbſt die Freude gemachet mit ihr zu ſpielen um dabey ihre Neigungen deſto beſſer zu erforſchen und wo nöthig/ einzuſchräncken. Franzöſiſch kan ſie zur Noth ſprechen/ und im Lateiniſchen möchte ſie auch einen leichten Scribenten verſtehen: wiewohl ſie dieſe Sprachen noch allezeit treibet. Ihre Baſe **Calliſte** gibt ihr bißweilen ein Buch zu leſen/ und fraget ſie hernach um ihr Gutachten/ da ſie denn allezeit Gelegenheit hat von nützlichen Dingen mit ihr zu ſprechen. Die Nebenſtunden wendet ſie eines theils auch zur Muſic und Zeichenkunſt an/ zu welchen beyden ſie ein ſehr gutes Naturell hat. Die Hausgeſchäffte weiß ſie ſowohl zu verwalten/ daß ihre Mutter ſich faſt um nichts mehr bekümmern darf.

Dis iſt eine unvollkommene Abbildung/ der nunmehro in ihren beſten Jahren ſtehenden **Cynthia**: denn ich kan wohl ſagen daß ich ehe zu wenig als zu viel von ihr geſagt habe; wie ich denn des Nähens/ Stickens/ Clavierſpielens ꝛc. der Kürtze wegen nichts erwehnen wollen. **Calliſte** hat alſo gute Urſachen gehabt/ dieſelbe dem **Briontes** an ihrer Stelle vorzuſchlagen indem man wohl ſiehet/ daß ſie ihr mit der Zeit in allen Stücken gleich kommen werde. So gut es aber dieſe gemeinet: ſo übel empfand es jene/ daß man ſie ohne ihr Wiſſen einem unbekanten Menſchen zur Braut angeboten. Kaum hatte ſie die letzten Zeilen des 22ſten Stückes geleſen/ ſo hieß es: wie hat meine Baſe ſich die Freyheit nehmen können/ mich öffentlich auszubieten? habe ich ſie darum erſuchet/ daß ſie mir einen Liebſten ſchaffen ſolle? der/ den ich haben ſolle wird ſich ſchon bey mir ſelbſt melden. Und was iſt das vor eine Art/ Leute zuſammen zu koppeln/ die ſich ihr Lebetage nicht geſehen haben? Ich werde mich niemals entſchlieſſen jemanden zu heyrathen/ den ich nicht zuvor wohl kenne/ und ich dancke GOtt/ daß meine Mama ſo vernünftig iſt/ und mich nicht zwingen wird eine Perſon zu lieben/ die ich nicht anders als haſſen kan. Ich kenne ja die unglückliche **Cöleſtine**/ die von ihren Eltern genöthiget worden einen unanſehnlichen Mann zu heyrathen. Wie elend bringt dieſelbe ietzo ihre beſte Lebenszeit zu? Und wiſſet ihr nicht das Exempel der ein und zwanzigjährigen **Florimunden** die ſchon 7. Jahre unter dem Joche einer erzwungenen Ehe geſeufzet. Ihre Eltern und Großeltern dachten ihr vierzehnjähriges Töchterchen glücklich zu machen: da ſie demſelben einen frommen verſtändigen und fleiſſigen Menſchen an die Seite legeten. Da halffen keine Thränen des armen Kindes/ die ich ſie ſelbſt habe vergieſſen geſehen. Es hieß allezeit/ ſie verſtünde nicht was ihr gut wäre/ und es würde ſich ſchon geben. Nun ſieht mans ja Sonnenklar/ wie ſchön es ſich gegeben hat. Sie kan biß auf dieſe Stunde ihren Mann nicht vor Augen ſehen: er aber quälet ſich mit einer beſtändigen Eiferſucht. Das ſind die Früchte von dergleichen gezwungenen Ehen. Es könnte ſeyn daß **Brionteo** eine Liebenswürdige Perſon wäre; aber/ da ich davon noch nicht überführet bin: ſo hätte man meiner nicht im geringſten gedencken ſollen.

So heftig war **Cynthia** in ihrer Rede/und die Geberden damit ſie alles vortrug/ gaben ihre Empfindlichkeit noch deutlicher zu verſtehen. **Calliſte** hatte genug zu thun ſie zu beſänftigen/ und ich muſte verſprechen in dem nechſten Stücke unſrer Schriften ihr ſoviel möglich das Wort zu reden.

Iris.

Unſer Verleger hat uns das 45ſte Stück der Leipziger Gelehrten Zeitungen dieſes Jahrs zugeſchickt/in welchem wir eine unverantwortliche Abſicht geleſen/ nach welcher eine verwegene Hand von hier aus Halle ſich unterſtanden die Welt zu bereden/ſie wären die erſte Verfaſſerinnen (wie es ſonder Zweiffel ohne Druckfehler heiſſen ſoll) der vernünftigen Tadlerinnen/und mit ihrem Verleger zerfallen/ begäben ſich auch öffentlich ſolcher Schriften. Wir haben ſchon hinlängliche Nachricht von dieſer unſerer ſchlechten Gönnerin/die ſolche grundfalſche Zeitung den Herren Zeitungsverfaſſern überſchicket hat. Wir wollen aus Tugend keine weitere Rache/wie wir könten/ausüben/als daß wir unſere Leſer verſichern/ wie bey gegenwärtigem Stücke ſowohl/ als bey dem allererſten/ **Calliſte**/ **Phyllis**/ und **Iris** in Halle gezeugte/ geborne und wohnhafte eben dieſelbe vertraute und einträchtige Freundinnen von Anfang geweſen/auch noch ſind/und biß ans Ende bleiben werden. Mit unſerm Verleger können wir nicht zerfallen: denn wir ſuchen bey demſelben keinen Eigennutz/als daß er unſre Stücke ſauber und ſorgfältig drucken laſſe/und reinen Mund halte: im Fall er nicht augenblicklich verurſachen will/daß unſere Arbeit ein Ende habe. Wir trügen kein Bedencken unſere eigentliche Namen und hier gantz wohl beruffenes Geſchlechte bekant zu machen: wenn wir lauter vernünftige Leſer vermuthen könten. Wir getrauen uns auch die letzte Sylbe wie die erſte unſerer Blätter bey der vernünftigen Welt zu verantworten. Denen niederträchtigen und boßhaftigen Gemüthern hingegen werden wirs nimmermehr recht machen/wir mögen machen wie wir wollen.

XXV. Stück.

Die Vernünfftigen Tadlerinnen

Mittwochs / den 20. Jun. 1725.

Canitz.
Ein Spiegel weiſet uns der Narben Heßlichkeit:
Doch wird er oftermahls deswegen angeſpeyt.

Ihr unzeitigen Tadlerinnen, wenn werdet ihr endlich eurer Schmähſucht müde werden? Wenn werdet ihr eure Hecheln ſtumpf und eure Federn unbrauchbar gemacht haben? Man will euch ja nicht hören! Eure ungebetene Moral darf alſo nur zu Hauſe bleiben. Höret auf närriſche Mägdgen, höret auf ſo naſeweiſe zu ſeyn. Beſchweret euren Verleger nicht mit einer Schrift, die kein Menſch kauffet, und laſſet den Platz in ſeinem Laden lieber ledig, als daß ihr ihn mit einem Blate bekleidet, welches nur wegen des weiſſen Papieres und leſerlichen Druckes ſo ſchön in die Augen fällt; ſonſt aber denen Würmern kaum zur Speiſe gut genug ſeyn wird.

Ich höre, daß ihr euch auf die Vernunſt beruffet: Wir ſind ja vernünftige Tadlerinnen! ſprecht ihr. Ja, wenn das wahr wäre! Fraget nur die Leute in eurer Stadt, fraget an allen den Orten, wo Spörl eure Mißgeburten der Welt aufgedrungen hat: ſo werdet ihr andre Titel hören. Unſinnige Tadlerinnen ſind es, wird man ſagen. Da habt ihrs; das iſt euer Name. Ihr wollt böſe darüber werden, wie ich mercke. Wie? fragt ihr, folgen wir nicht den Regeln der Vernunft? tadeln wir nicht das tadelnswürdige? Wo haben wir die Tugend zum Gelächter gemacht, wie Stax der ſpöttiſche Stax zu thun pflegt? Wo haben wir die Sittſamkeit der **Modeſta** getadelt? Wo haben wir den guten Geſchmack des **Damons** durchgehechelt? Wo iſt eine tugendhafte **Placidia** von uns beleidiget worden? ꝛc. Wie will man uns denn die Vernunft abſprechen?

Ihr einfältigen Mägdgen, Ich bedaure euch von Hertzen. Es iſt vergebens daß ihr euch noch vertheidigen wollet. Geſetzt daß ihr recht hättet; ihr wäret vernünftig und klug: Meynet ihr denn daß ihr es allein seyd? die gantze Welt düncket ſich eben ſo gut als ihr. Fraget die ſpielende **Dißipatrice**, fraget die galanten Herrn **Jocoſo**, den von **Rittersdorff**, und **Narciſſus**. Fraget die hochmüthige **Tanaquill**, fraget die niederträchtige **Sempronia**, fraget die eitle und freche **Corinna**, fraget alle die ihr in euren Blättern durchgezogen habt, ob ſie nicht eben ſo klug und vernünftig als ihr ſeyn? Ihr werdet ſehr unrecht ankommen: wo ihr euch den geringſten Zweifel mercken laſſet. Was habt ihr alſo vor ihnen voraus? Ihr ſeyd nichts beſſer als ſie.

Saget nicht, ihr könntet doch die Laſter und Gebrechen der Menſchen auf eine lebhaffte Art vorſtellen, ihr wüſtet das auslachenswürdige der Thorheit und übeln Sitten zu entdecken, und manchem eine Schaamröthe einzujagen. Elende Kunſt! das iſt eine gemeine Sache die alle Trödelweiber wiſſen. Suchet doch keinen Vorzug in einer Wiſſenſchaft, welche ſo häuffig im Schwange geht. Wo iſt ein Hauß ohne eine ſolche Richterin ihrer Nachbarn, Bekanten und Verwannten? **Sulpitia** ſpottet und ſchwatzet ohn Unterlaß, Ihre Tochter **Clelia** ſitzet bey der Hechel, und ihre Magd **Verboſa** treibt eben das Handwerck. Schämet ihr euch nicht dieſen niederträchtigen Leuten nachzufolgen? Sie thun dasjenige mündlich, was ihr ſchriftlich verrichtet; und wenn ihr alſo durchaus die Oberhand über ſie haben wollet; ſo ge-

ſchicht

ſchieht es darum, weil ihr unverſchämter ſeyd, als andre, und dasjenige in gantz Teutſchland ausbreitet, was jene in ihren Häuſern thun und durch eine Wortreiche Gaſſenfama in ihren Städten ausbreiten laſſen.

Ich habe euch auf die Sprünge gebracht, wie ich ſehe. Ihr wollet euere Geſchicklichkeit zuſchreiben zu eurer Ehre machen. Ihr ſeyd ſtoltz, daß ihr ſo ſchön teutſch könnet. Ihr verachtet andre, die es nicht können Ihr prahlet mit eurem guten Geſchmacke, und ſpottet der übrigen, die einen verderbten haben ſollen. Das iſt etwas. Aber ſaget mir, liebe Tadlerinnen, müſſet ihr eure Sprache und Schreibart zum Schmähen und Läſtern brauchen? Müſſet ihr alle Seribenten in eure Schule nehmen, und ſie durch die Muſterung gehen laſſen? Tadelt auch die Nachtigall den Kuckuck, daß er nur immer bey ſeiner alten Leyer bleibet? Und was gehen euch alle Entrevuës im Reiche der Todten, was gehen euch **Meliſſo, Celander, Behmeno** die unſterblichen Geiſter an? laſſet die Eulen, die Raben, die Spechte und Fledermäuſe, pfeifen, ſchreyen, zwitſchern und krähen. Ein jeder Vogel ſingt wie ihm der Schnabel gewachſen iſt. Kan eine gewiſſe Jungfer in der Nachbarſchaft nicht recht buchſtabiren. Was hinderts euch? Laſſet ſie ein x vor ein u ſchreiben, der Stadt Beſtes wird deswegen nicht zu Grunde gehen. Nein, nein, ihr ſeyd zu ſuperklug, ihr ſeyd zu ſuperklug.

Bildet euch nicht ein daß eure Schriſten euch einen groſſen Nahmen erwerben werden. Eulenſpiegel und Clausnarr ſind auch berühmt. Wie lange wirds dauren ſo wird der Gewürtzkrämer Pfeffer und Anis in eure Blätter wickeln. **Loquax** und **Blatſcharria** brauchen ſie ſchon an geheimen Orten, um ſich der von ihnen gemachten Abbildung halber an euch zu rächen. **Emilia** ſteckt ſie auf den Nährähmen, **Flavia** wickelt Kälberbraten darein, um euch auch die gelbe Farbe genieſſen zu laſſen die ihr an ihrer Bruſt ausgeſetzet. Die Herren **Creyßräthe** zünden eine Pfeiſe Toback dabey an. Wie lange werden noch einige Exemplare davon verhanden ſeyn? Herr **Ignorantius** der faſt alle Abend mit durchdringender Stimme ruffet: es ſterbe die Tadlerin hat mit ſeines gleichen ein Bündnis gemacht nicht ehe zu ruhen, als bis eure Papiere zu Racketen und Schwärmern womit er ſich bißweilen eine Luſt machet, werden verbrauchet ſeyn. Mit dem Spectateur, Mentor und Patrioten hat es eine gantz andre Bewandtniß. Das ſind gelehrte Männer, ihr ſeyd nur unſtudirtes Frauenzimmer. Ihr müſſet eure Vetter, Brüder und dergleichen Leute zu rathe ziehen wenn ihr etwa was kluges zu Marckte bringen wollet. Fanget alſo, wo ihr ja was ſchreiben wollt, lieber an, einen Hälliſchen Robinſon, eine neue Art von Geſprächen im Reiche der Affen, der Narren, der Schulfüchſe ꝛc. zu ſchmieren. Das wird der Welt angenehm ſeyn, da werdet ihr euren Verleger reich machen, da wird es euch keine Mühe koſten mit dem Beyfalle aller galanten Leute, die Fabeln ſo euch eure Wärterinnen vorgeſchwatzt, an den Mann zu bringen, und alles läppiſche Zeug hinzuklecken was euch am erſten in den Sinn kommen wird.

Pfui! ſprecht ihr, eckle Tadlerinnen! Pfui, das laſſen wir wohl bleiben, ſolche Alfantzereyen in die Welt zu ſchreiben. Es giebt ohne uns Leute genung die nichts beſſers zu machen wiſſen, als Scribax

der nur Papier verderbt, und ſchreibt was man verlachet.

Heräus.

Aber die Morale. Die Morale muß man treiben. Das iſt was vortreffliches, darinnen man mehr als einen gemeinen Verſtand kan blicken laſſen. In dieſer Wiſſenſchaft haben wir uns gantz vertieffet. Dieſe ſtudiren wir ohn Unterlaß. Wir entdecken immer mehr und mehr die Schönheit der Tugend, die Glückſeeligkeit eines ruhigen Gemüths, die Eitelkeit des Hochmuths, die Narrheit des Geitzes, die verlachungswürdige Windmacherey, die thörichſten Verſtellungen der Heuchler, die Unruhe der verliebten Haſen, und den Wahnwitz eines eingebildeten galant homme.

Da thun wir uns Gewalt wenn wir viel Thorheit ſehn,
Die wir beſcheidentlich mit Schweigen übergehn:

Canitz.

Genung,

Genug, genug, ihr unſinnige Tadleriñen! Ihr gerathet in eine halbe Raſerey. Wer hat euch das Lehramt anvertrauet? Sagt mir einmahl, wer hat euch dazu beſtellet, daß ihr eure Mitſchweſtern unterrichten ſollet? Giebt es nicht Prediger genug, die mit beſſern Waffen wider die Laſter ſtreiten als ihr. Gewinnen dieſe nicht viel: was werdet ihr ohnmächtige ausrichten? Was der Glaube nicht vermag, wird die Vernunft ſchwerlich ausführen. Was achtet man dieſelbe? Eine lange Gewohnheit iſt ſtärcker als die gründlichſte Vorſtellung aller Weltweiſen, und die Mode, dieſes phantaſtiſche Ungeheur, iſt vermögender, als alle Klugheitsregeln. Die Menſchen wollen davon nichts hören und wiſſen. Sie machen die Augen zu, wenn man ihnen das Licht der Wahrheit vorhält. Sie ſtoſſen euch von ſich, wenn ihr ihnen den rechten Gebrauch derjenigen beybringen wollet, was ſie zu Menſchen machet. Iſt es alſo nicht eine vergebliche Arbeit, die ihr übernommen habt?

Ich komme auf die Feindſchaft die ihr euch durch eure Blätter machet. Glaubet nicht daß Sylvia es ernſtlich meynet wenn ſie euch itzo freundlicher begegnet als ſonſt, da ſie noch keine Muthmaſſungen hatte, daß ihr die Tadlerinnen wäret. Nein ſie thut es aus Furcht. Sie wolte nicht gern von euch beſchrieben werden. Sie fürchtet die gantze Stadt würde mit Fingern auf ſie weiſen. Sie haſſet euch alſo in ihrem Hertzen, ob ſchon das Angeſicht gegen euch lieblicher iſt als einer Liebesgöttin. Wie gram iſt euch nicht der prahlende Polylogus. Er klaget in allen Geſellſchaften über eure gottloſe Schriften, davor kein ehrlicher Kerl mehr ſicher ſey. Warum? der gute Herr iſt unter dem Hute nicht richtig. Er beſorget ihr würdet ihn einmahl mit ſeiner Großſprecherey aufführen, oder ſein gottloſes Geſchwätze von der Religion in ſeiner natürlichen Blöße vorſtellen. Reimgeiſt, der elende Poet, fürchtet ſich ihr werdet ihn eheſtens wegen ſeiner Poeſie zur Verantwortung fordern, und einen läppiſchen Zierrath nach dem andern darinn entdecken. Manche ehrliche Hausfrau befürchtet daß man ihre Kinderzucht und Regierung des Geſindes, Stoltz, Wolluſt oder Geitz beſchreiben werde, bloß darum thut ſie ihrem Beutel wehe 6. Pfennige hervorzugeben und die Tadlerin zu kaufen. Was dünckt euch nun, was ihr vor einen Nutzen von euren Schriften habt? Jhr liebt Canitzens Poeſie: aber hört, wie er ſeinen Satyriſchen Geiſt einmahl abgefertiget hat.

Wo hat Juſtinian das ſtrenge Recht erdacht,
Durch welches ein Phantaſt wird vogelfrey gemacht?
Und da ein kluger Mann dis v[illegible] was groſſes ſchätzet,
Daß man noch keinen Zoll auf die Gedancken ſetzet;
Jſt wohl der beſte Rath, man ſeh, und ſchweige ſtill,
Und ſtelle jedem frey zu ſchwermen wie er will.

Laſſet es alſo genug ſeyn, liebe Tadlerinnen! daß ihr bißhero eure Weißheit der Welt gewieſen habt. Höret auf dieſes böſe Handwerck zu treiben. Jhr habt ja ſchon Nachfolger die in eure Fußtapſen treten. Da iſt ein Tadler ſeiner ſelbſt aufgeſtanden, dort kommt eine Matrone von 19. Jahren ans Licht. Dieſe werden eure Stelle ſchon bekleiden. Sie haben mehr Klugheit und Einſicht als ihr. Sie haben einen rechten Beruff zu ihrem Unternehmen. Genug daß Jhr der Ehre theilhaftig geworden auch einen Nachfolger zu haben, der ſich eure Erſindung wohlgefallen laſſen, daß er ſeine Schrift durch denſelben Titel zu beehren geſuchet. Seyd damit zu frieden liebe Tadlerinnen, und laßt dieſe Leute nun ihre Rolle auch ſpielen.

Nein nein! ruffet ihr mir alle drey entgegen: das wäre viel zu früh aufgehöret. Was würden die Leute ſagen? Was würde der Patriot urtheilen, der uns bißher ſeines Beyfalles würdig geachtet. Würde er uns nicht unter die übrigen vor der Zeit abgeſtorbenen Moraliſten rechnen, die nur deswegen verblichen weil ſie ihre Kranckheiten mit ſich zur Welt gebracht. Ja wenn er gleich dieſes nicht ſagen möchte: ſo würde er vielleicht aus dieſen letztē Stück auf die Gedancken kom̄en, daß dieſe wilde Schreibart einem hitzigen Fieber zuzuſchrei-

ben

den ſeye/ welches uns den letzten Stoß gegeben. Würde uns dieſes nicht eben ſo ſchimpflich ſeyn/ als wenn wir an der Schwind- oder Waſſerſucht geſtorben wären/ wie denen übrigen begegnet iſt? Nein wir muſſen noch fortfahren. An Materien ſoll es uns nicht fehlen. Wir haben ſchon einen guten Vorrath von Sprüchen aus unſern Poeten geſammlet/ die uns Gelegenheit geben können die gewöhnlichen Fehler der Menſchen abzuhandeln. Unſre Correſpondenten werden uns auch nicht verlaſſen/ und durch ihre Briefe unſerm Wercke bißweilen einen Zierrath geben. Fehlt es uns etwan an Kräften gegen unſre Feinde zu ſtreiten? Auch das geſtehn wir nicht. Es würde uns leicht fallen.

Zur Noth den Federkrieg mit Schmählen einzugehn/
Um Tadlern darzuthun/ wie wenig ſie verſtehn.

Heräus.

Allein wir haben nicht Luſt zum Zancken. Es bleibt bey der Erklärung die wir gleich in unſerm erſten Stücke gegeben haben. Iſt es uns aber erlaubt eine allgemeine Entſchuldigung unſrer Blätter/ mit fremden Worten fürzutragen/ ſo ſollen uns etliche Verſe eines neuen ſatyriſchen Poeten aus Schleſien dazu dienen.

Ein ungerathner Sohn des weiſen Epicur;
Glaubt alles was er wünſcht/ hält Laſter und Natur
Und Gott und Bauch vor eins/ und darf es doch wohl wagen/
Uns als den Aretin in Zechen rum zu tragen.
Und dann ein Jungfernknecht/ der Band und Spitzen käufft/
Mit Latten und Confect in Ball und Opern läufft/
Toback als Gift verdammt/ das Schuhwachs bey ſich träget/
Und faſt auf jeden Tritt den Haarzopf rückwerts ſchläget.
Die Beyde/ ja noch mehr als dieſes Blat kaum faßt/
Stehn bald vor Rachgier roth/ und bald vor Furcht erblaßt.
Wenn wir/ die wir doch nicht ſo leicht an Stümper dencken/
Die Narren ohngefehr in ihrem Buſen kräncken.
Wir ſchertzen dann und wann/ und haltens vor erlaubt;
Man hört ja überall/ wie eins das andre ſchraubt.
Iſts ohne Bitterkeit/ darf man ein zornig Lachen/
Ein frey und ſinnreich Wort nicht gleich zu Keilen machen.
Was kan das Blatt davor/ daß Flaviens Geſtalt/
Sich hier im Spiegel ſieht? Wir machen ſie nicht alt.
Sie zancke mit der Zeit/ und nicht mit uns im Leſen/
Die Runtzeln ſind ja eh/ als unſre Schrift geweſen.
Die ſind es überhaupt/ die etwan unſre Schrift/
Man weiß oft ſelbſt nicht wie/ und wo/ aufs Leder trift.
Die ſind es wie geſagt/ die mit verdorbnen Augen/
Verläumdung/ Groll und Gift aus unſrer Dinte ſaugen.

Und nachmahls über uns ein gottloß Zeter! ſchreyn:
So machts **Polylegus**/ der oft den erſten Stein.
Auf unſre Blätter wirft. Ach Schwätzer! lerne faſſen/
Wer Glaß auf Sparren trägt/ muß ungeworfen laßen.
Du ſammelſt/ hörſt und liebſt die Mährchen aus der Stadt:
Weil jedes Plauderweib erlaubten Zutritt hat.
Indes ergötzen ſich die guten **Tadlerinnen**
Den Beyfall kluger Welt durch Neider zu gewinnen.
Ihr Leſer/ wer nur ſo wie längſt von euch geſchehn/
Die Händel dieſer Welt vernünftig eingeſehn/
Der wundert ſich nicht mehr/ wenn gleich die beſten Sachen/
Man meyn es noch ſo gut/ uns Haß und Undanck machen.

Iſt dieſes noch nicht genug/ uns vor der Welt zu rechtfertigen? Wohlan wir ſind willig ein mehrers zu thun. Dieſes Blatt ſoll eine Abbitte an alle diejenige ſeyn/ die ſich von uns beleidiget finden. Wir erklären hiemit **Celandern**/ **Behmeno**/ Herrn **Miſchmaſch**/ und alle ihres gleichen vor gute Leutſchen. Die Herren **Liebknecht**/ **Windreich**/ **Prahllieb**/ **Seladon**/ **Narciſſus** der von **Rittersdorff** und **Jocoſo**/ **Corax** und **Holdritter** mögen ins künftige vor vollkommen artige Leute paßiren. Die Societé des galants hommes mag davor angeſehen werden/ daß ſie unſerm Vaterlande Ehre bringet. **Corinna Dorio**/ **Roſimunda** und **Emilia** mögen züchtig und ehrbar heiſſen. **Theuderich** und **Harpax** ſollen wohlthätige Männer ſeyn. **Clarimene**/ und **Tanaquill** mögen gleichfalls beſcheidene Frauenzimmer genennet werden. Mit einem Worte/ alles was noch ſo unwahr iſt mag ins künftige vor wahr gehalten werden. Warum? die Leute wollens ſo haben. Was verlanget man weiter von uns? Wir ſchlieſſen mit des groſſen **Zieglers** Worten:

Wir fragen nichts nach allen Läſterkatzen/
Sie ſpeyen auf uns loß/
Und dichten was ſie wollen/
Wir werden dennoch groß.
Ihr Geifer kann nicht haften/
Die Unſchuld bleibt in ihren Eigenſchaften:
Sie ſollen uns in ſolcher Blüthe ſehn/
Daß ihnen noch die Augen wäſſern ſollen.
Und das ſoll bald geſchehn;
Denn wenn uns erſt die Läſterzungen ſtechen/
So fangen wir erſt an uns recht herfürzubrechen:

Die Tadlerinnen.

Halle, zu finden im Spörtiſchen Buchladen.

XXVI. Stück.

Die Vernünfftigen Tadlerinnen

Mittwochs/ den 27. Jun. 1725.

Caniz.
Wenn ich die Gottesäcker ſeh/
Und alles kőnte leſen/
Was der auf deſſen Grufft ich geh/
In ſeinem Sinn geweſen/
Was man vor Hoffnung ſcharret ein:
So würd ich überzeuget ſeyn/
Daß/ was man hie bedecket/
Auch wir im Buſen ſtecket/

Wir ſind entſchloſſen, uns in gegenwärtigem Stück dem Geſchmacke unſrer Zeiten zu bequemen, und Geſpräche im Reiche der Todten zu ſchreiben. Wir haben uns aber hierinnen keinen heutigen Scribenten zum Muſter geſetzet, ſondern den alten Lucian, der in dieſer Art die Sitten der Menſchen zu tadeln, ein vollkommener Meiſter geweſen. Ich habe mir dahero durch einen guten Freund einige von ſeinen Unterredungen der Todten, ins Teutſche überſetzen laſſen, um darnach meine Erfindungen einzurichten. Damit nun meine Leſer urtheilen können, wie glücklich mir meine Bemühungen von ſtatten gegangen, ſo will ich eine und die andre davon hieher ſetzen, damit man ſie deſto leichter gegen meine Arbeit halten könne.

Lucians 7te Unterredung/

Menippus ein Cyniſcher Weltweiſer/ und Mercurius.

Menipp. **Mercur**/ wo ſind doch alle die ſchönſten Manns- und Weibesbilder? führe mich ein wenig herum/ wenn du ſo gut ſeyn wilſt: denn ich bin hier noch fremde.

Merc. Ich habe zwar nicht viel Zeit übrig: doch will ichs dir zu gefallen thun. Sieheſt du da zur rechten Hand? da iſt **Hyacinthus** und **Narciſſus**/ **Nireus**/ **Achilles**/ **Tyro**/ **Helena** und **Leda**/ das ſind lauter berühmte Schönheiten.

Menipp. Ich ſehe ja nichts als eitel Knochen/ und bloße Hirnſchalen/ ohne Fleiſch und Haut/ die ſich mehrentheils einander ähnlich ſind.

Merc. Das ſind indeſſen diejenigen Gebeine/ die alle Poeten ſo bewundert haben. Und du verachteſt ſie?

Menipp. Zeige mir doch die **Helena**: denn ich kenne ſie nicht.

Merc. Dieſe mit dem kahlen Schedel iſt **Helena**.

Menipp. Hat ſichs denn wohl der Mühe verlohnet/ ihrenthalben tauſend Schiffe aus gantz Griechenland anzufüllen/ ſoviel Griechen und Barbarn zu erſchlagen? und ſoviel Städte zu verwüſten.

Merc. Ey **Menippus** hätteſt du dieſes Frauenzimmer im Leben geſehen: du würdeſt ſelbſt geſagt haben/ man könne es keinem verdencken/ um eines ſolchen Weibes halber/ eine lange Zeit Beſchwerlichkeiten und Gefahr zu erdulden. Wenn man verdorrte Blumen anſiehet/ die ihre Farben verloren haben: ſo ſcheinen ſie ungeſtalt zu ſeyn: wenn ſie aber in voller Blüthe ſtehen, ſind ſie unvergleichlich ſchön.

Menipp. Darum wundre ich mich eben/ lieber **Mercur**/ daß ſich die Griechen um einer Sache wegen/ die ſo vergänglich und hinfällig war/ ſoviel Mühe gemacht haben.

Merc. Ich habe nicht Zeit mit dir zu philoſophiren: darum erwehle dir einen Ort wo du bleiben wilſt/ und lege dich hin: Ich muß auch andre Todten herführen.

Das 10te Geſpräch Lucians.

Pluto der unterirrdiſche Gott/ Proſerpina ſeine Gemahlin/ und Proteſilaus ein Verſtorbener.

Prot. Mein König und Herr/ du **Jupiter** der Unterirrdiſchen/ und du ſchöne Tochter der Göttin **Ceres**/ verſchmähet doch mein verliebtes Gebet nicht.

Pluto. Was bitteſt du von uns/ und wer biſt du?

Prot. Ich bin **Proteſilaus** des **Iſiclus** Sohn/ ein Phylackier/ ein Griechiſcher Soldat/ der erſte der vor Troja geblieben iſt. Ich bitte daß ich nur auf eine kurtze Zeit Erlaubnis erhalte wieder lebendig zu werden.

Plut. Iſt das dein verliebtes Gebet? So verliebt ſind alle Todten: aber keiner wird erhöret.

Prot. Aber / o **Pluto** / ich bitte dieſes nicht um des Lebens / ſondern um meines Weibes halber / die ich nur kürtzlich geheyrathet und im Hochzeitbette habe verlaſſen müſſen / als ich von Hauſe ſchiffete. Nun bin ich Unglücklicher von dem **Hector** erſchlagen worden / als ich kaum ans Land getreten war. Aber die Liebe meines Weibes ängſtigt mich nicht wenig; und ich wolte gerne wieder herunter kommen: wenn ſie mich nur erſt eine kurtze Zeit lang geſehen hätte.

Pluto. Haſt du denn nicht aus dem Fluſſe der Vergeſſenheit **Lethe** getruncken.

Prot. Ja freylich: aber die Sache war von gar zu groſſer Wichtigkeit / als daß ich ſie hätte vergeſſen können.

Pluto. Du kanſt ſchon warten / biß ſie auch einmal herunter kommt. Es iſt gar nicht nöthig / daß du zurücke kehreſt.

Prot. Das dauret mir zu lange / o **Pluto**. Du biſt ja ſelbſt verliebt geweſen / und weiſt alſo wohl wie einem Verliebten zu muthe iſt.

Pluto. Was würde es dir helfen auf einen Tag lebendig zu werden / und bald darauf wieder eben daſſelbe zu beweinen.

Prot. Ich hoffe ſie zu bereden / daß ſie mit mir zu euch herab komme: alſo wirſt du vor einen Todten zweene wieder bekommen.

Pluto. Das ſchicket ſich nicht; es iſt auch niemals geſchehen.

Prot. Ich will dich erinnern **Pluto**: habt ihr nicht den **Orpheus** die **Euridice** um dieſer Urſache willen wiedergegeben / und meine Schwägerin **Alceſte** / auf Bitte des **Hercules**?

Pluto. Wolteſt du aber wohl als ein Gerippe und ſo ungeſtalt als du itzo biſt / deiner ſchönen Braut erſcheinen? Wie würde ſie dich anſehen? Ja ſie würde dich nicht einmahl kennen. Ich weiß gewiß / ſie wird erſchrecken und vor dir fliehen. Dergeſtalt wirſt du einen ſo weiten Weg umſonſt gethan haben.

Proſerp. Mein lieber Mann / auch dafür weiſt du ſchon Rath. Befiehl dem **Mercurius** / wenn **Proteſilaus** ſchon wird auf der Welt ſeyn / daß er ihn mit ſeiner Ruthe berühre / und ihn im Augenblicke wieder ſo jung und ſchön mache / als er an ſeinem Hochzeittage geweſen iſt.

Pluto. Weil **Proſerpina** es ſo gut befindet: ſo nimm ihn **Mercur** / und bringe ihn wieder als einen Bräutigam zurücke. Du aber vergiß nicht / daß du nur auf einen Tag Erlaubnis bekommen habeſt.

Das 17. Geſpräche Lucians.

Minos / ein hölliſcher Richter und Soſtratus ein Räuber.

Minos / hörſt du **Mercur** / laß den Räuber **Soſtratus** in den feurigen Strom ſtürtzen: dieſen Kirchendieb laß von der **Chimäre**

zerreiſſen/ und jenen Tyrannen ſtelle neben den Tityus/ und dehne ihn aus/ damit ſeine Leber von den Geyern ausgehacket werde. Ihr Tugendhaften aber geht in die Elyſiſchen Felder/ und bewohnt die Inſeln der Glückſeeligen/ für alles das gute/ ſo ihr im Leben gethan habt.

Soſtr. Höre doch **Minos**/ ob es nicht gerecht ſey/ was ich dir ſagen will.

Min. Soll ich nun allererſt hören? Biſt du nicht genugſam überführet/ daß du gottloß geweſen biſt/ und viele ermordet haſt?

Soſtr. Ich bin zwar überführet/ allein bedencke/ ob ich billig geſtraffet werde?

Min. Ja freylich: denn es iſt billig/ daß ein jeder nach Verdienſt belohnet werde.

Soſtr. Aber antworte mir doch: denn ich will dich mit wenigem/ was fragen.

Min. Nun ſo mach es bald/ daß ich auch die andern verurtheilen kan.

Soſtr. Habe ich dasjenige/ was ich im Leben gethan habe/ freywillig gethan/ oder haben mir die Parcen es ſchon ſo verhänget?

Min. Freylich haben es die Parcen verhänget.

Soſtr. So haben denn ſowohl die guten/ als wir/ die wir böſe zu ſeyn ſcheinen/ nichts mehr gethan/ als den Parcen Gehorſam geleiſtet?

Minos. So iſt es warlich. Ihr habt alle der **Clotho** gefolget/ welche einem jeden ſo bald er gebohren wird/ auferleget/ was er thun ſolle.

Soſtr. Wann alſo jemand gezwungen wird den andern todt zu ſchlagen/ ſo daß er demjenigen der ihn mit Gewalt treibet/ nicht wiederſtehen kan: Z.Ex. wenn der Hencker dem Richter oder ein Trabante dem Tyrannen gehorſamet: wen beſchuldigeſt du des Todtſchlages?

Minos. Es iſt klar/ daß der Richter und Tyranne Schuld habe. Denn wir können ja das Schwerdt nicht anklagen/ welches nur als ein Werckzeug dienet/ den Willen deſſen/ der es führet/ zu erfüllen.

Soſtr. Du thuſt ſehr wohl/ o **Minos**/ daß du zu meinem Exempel noch einen Zuſatz macheſt. Wenn mir aber jemand im Namen ſeines Herren/ Gold oder Silber bringet: wem ſoll ich dieſe Wohlthat zuſchreiben? wem ſoll ich davor dancken?

Min. Demjenigen der es dir ſchickte: denn der es brachte war nur ein Diener.

Soſtr. Sieheſt du nun/ wie unbillig du mit uns verfähreſt: wenn du uns ſtraffeſt. Wir ſind ja nur Diener/ die dasjenige thun/ was **Clotho** uns befiehlet. Und wie ungerecht biſt: wenn du dieſe belohneſt/ die doch nur fremde Güter verwaltet haben? Niemand wird Ja ſagen können/ daß es möglich geweſen ſey/ demjenigen zu wiederſtehen/ was uns durch die Nothwendigkeit ſelbſt auferleget worden.

Min. Du ſiehſt wohl/ Soſtratus/ daß viele andre Dinge nicht nach der Vernunſt geſchehen: wenn du es recht erwegeſt. Aber aus der bißherigen Frage haſt du den Vortheil/ daß du nicht nur ein Räuber ſondern auch ein Weiſer zu ſeyn ſcheineſt. Darum laß ihn loß/ **Mercur**/ damit er nicht mehr geſtraffet werde. Gib aber acht/ daß die übrigen Seelen nicht dergleichen Fragen von dir lernen mögen.

Wer nur ein wenig nachdencken kan: wird leicht ſehen/ daß **Lucian** in den erſten Geſpräche die Eitelkeit der vergänglichen Schönheit/ in dem andern die Billigkeit der ehrlichen Liebe/ und in dem dritten die thörichten Lehren der Heyden von der Nothwendigkeit vorſtellen wollen/ dadurch denen Menſchen alle Freyheit in moraliſchen Dingen benommen wurde. Dieſe Unterredungen ſollen uns zum Muſter dienen/ ein paar neue zu erdencken. Unſere Leſer werden leicht ſehen/ was unſre Abſichten in einer jeden geweſen.

I. Lucretia/ Cleopatra/ und Proſerpina.

Cleop. Darfſt du dich noch wohl unterſtehen/ dich mit einer Königin zu vergleichen? Du/ die du nur eine Bürgersfrau geweſen biſt?

Lucr. Ich und du mögen geweſen ſeyn was wir wollen/ hier ſind wir alle gleich.

Cleop. Ich habe Cron und Purpur getragen/ ich habe ſoviel tapfre Helden durch meine Schönheit bezaubert/ und fehlte es nicht viel/ ſo wäre ich durch die Heyrath mit dem **Octavius**/ gar zur Römiſchen Käyſerin geworden.

Lucr. Ich habe es dir ſchon geſagt/ daß das alles hie nichts mehr gilt. Hingegen kan ich dir andre Dinge erzehlen/ die ich vor dir voraus habe.

Cleop. Du Armſeelige? So laß michs doch hören.

Lucr. Ich rühme mich bloß meiner Tugend/ welche mir auch nach dem Tode folget: da du alle deine Vorzüge in der Welt haſt laſſen müſſen.

Cleop. Was? habe ich nicht auch nach dem Tode einen unſterblichen Namen? Redet nicht die Welt noch itzo von mir/ als der reicheſten/ mächtigſten/ verſchmitzteſten und ſchönſten Egyptiſchen Königin.

Lucr. Du eitle! Was hilft dir dieſes Andencken/ wenn man zugleich deiner Laſter dabey Erwehnung thut. **Phryne**/ **Lais**/ **Flora** und andre unzüchtige Weibsbilder werden auch noch in der Welt genannt. Mit dieſen gehöreſt du in eine Claſſe. Hingegen iſt mein Nahme auf eine beſſere Art unſterblich.

Cleop. Dein Nahme unſterblich? Ich habe als ich noch lebete niemahls was von dir gehöret: ob du gleich nur etliche hundert Jahre todt wareſt; wer wird itzo an dich gedencken?

Lucr. Ich werde noch allem Frauenzimmer als ein Exempel der Keuſchheit vorgeſtellet/ und alle Geſchichtſchreiber führen mich als ein Wunder an: weil ich nach verlorner Ehre auch das Leben nicht mehr geachtet; ſondern mir einen Dolch durch die Bruſt geſtoſſen. Doch ſiehe/ wer kommt da?

Prof. Was zancket ihr ſo heftig miteinander?

Cleop. **Lucretia** iſt ſo unbeſonnen/ daß ſie ſich mir gleich ſchätzen/ ja wohl gar vorziehen will.

Prof. Iſt dem alſo?

Lucret. Ich habe niemals gewuſt/ daß man hie auch eine Rangordnung zu beobachten hätte. Zudem dencke ich auch berechtiget zu ſeyn/ daß ich vor ihr einen einen Vorzug habe.

Cleop. Da hörſt du es ſelber/ du Fürſtin der Unterirrdiſchen! Iſt daß nicht eine grobe Beleidigung für mich?

Prof. Sage nur **Cleopatra**/ worauf gründet ſich deine Ehre?

Cleop. Bin ich nicht eine Königin? bin ich nicht reich/ bin ich nicht ſchön geweſen? bin ich nicht berühmt genug in der Welt?

Prof. Du biſt eine Närrin. **Cleopatra** das gilt hier alles nichts/ was ſageſt du **Lucretia**?

Lucr. Ich könte der **Cleopatra** vielleicht in allen dieſen Stücken die Wage halten. War ſie eine Königin: ſo ward mein Ehgatte nach meinem Tode Bürgermeiſter in Rom/ welches mehr als ein Egyptiſcher König bedeutet. War ſie reich: ſo hat es mir auch an nichts gefehlet. War ſie ſchön: ſo fraget ſichs noch/ ob ich nicht ſchöner geweſen/ da ſich der unzüchtige Prinz des **Tarquinius** ſo heftig in mich verliebet. Iſt ſie berühmt in der Welt: ſo bin ichs eben ſowohl. Allein ich beruffe mich auf nichts als auf meine Keuſchheit und Tugend.

Prof. Das iſt etwas/ ſo auch nach dem Tode eine Hochachtung verdienet. Gehe hin **Lucretia**/ **Mercurius** ſoll dir die glückſeeligſte Inſel zur Wohnung anweiſen. Du aber **Cleopatra**/ ſolſt denen Furien übergeben werden/ die dir ein Bad aus denen brennenden Pechſtrome machen werden.

II. Proſerpina/ Mercurius/ etliche Geiſter verſtorſtorbener Weibesbilder.

Prof. Was bringeſt du da vor eine Menge Geiſter zu mir? **Mercur.**

Merc. Die hölliſchen Richter haben mit Verurtheilung der Männer ſoviel zu thun/ daß ſie euch zu ihrer Gehülfin verlangen/ um das Frauenzimmer zu richten.

Prof. Ich habe Zeit genug dazu: darum führe einer nach der andern zu mir. Was haſt du in deinen Leben gethan?

Der erſte Geiſt. Ich habe mich aus und angekleidet/ gegeſſen/ getruncken und geſchlaffen.

Prof. Sonſt nichts mehr? Du wirſt gewiß ſehr jung geſtorben ſeyn.

Der 1ſte Geiſt. Nein/ ich bin faſt 69. Jahr alt worden.

Prof. Du Zeitverderberin/ fort/ fort mit ihr Mercur/ laß ſie jenen Töchtern helffen den Stein auf den Berg weltzen/ der immer wieder herab läufft: daß ſie lerne was Arbeit heißt. Was haſt du gethan?

Der 2te Geiſt. Ich habe unvergleichlich getantzet/ und als eine Meiſterin Lombre geſpielet.

Prof. Solch läppiſch Zeug! haſt du nichts beſſers und merckwürdigers verrichtet?

Der 2te Geiſt. Ich weiß mich auf nichts zu beſinnen.

Prof. Gehe hin/ Cerberus ſoll dich unaufhörlich herum treiben/ da ſollſt du des Lauffens ſchon müde werden. Wie haſt du in der Welt gelebet?

Der dritte Geiſt. Ich habe meine Zeit damit zugebracht daß ich aus Wolle und Flachs ſubtile Fäden gezogen/ ſie zuſammen gedrehet/ und hernach etlichemahl auf- und abgewickelt.

Prof. Das iſt eine wunderliche Arbeit: Aber wozu dieneten dieſe Fäden?

Der dritte Geiſt. Man verfertigte Kleidungen für die Menſchen daraus/ ſie theils vor der Hitze theils vor dem Froſte zu bewahren.

Prof. Du haſt alſo was gutes gethan: gehe hin/ in den Elyſiſchen Feldern ſollſt du belohnet werden. Was kommt da vor eine/ mit ſovielem Kniebeugen?

Der vierte Geiſt. Eure unterirrdiſche Majeſtät vergeben/ daß ich mir die Freyheit nehme deroſelben meine allerunterthänigſte Aufwartung zu machen und ſie ꝛc.

Prof. Was plauderſt du viel? Sage was haſt du gethan?

Der vierte Geiſt. Wenn E. Maj. es nicht ungnädig deuten/ daß dero allergehorſamſte Dienerin ſich unterſtehet deroſelben ihre Geſchäfte zu offenbahren/ ſo will ich in aller Unterthänigkeit geſtehen/ daß ich complimentiret habe.

Prof. Complimentiret? Mercur/ verſteheſt du was das bedeuten ſoll?

Merc. Es heiſſet/ ſoviel unnütze Umſchweiffe in Worten machen/ als du itzo von ihr gehöret haſt.

Prof. Gehe/ du ſollſt zu einem ewigen Stillſchweigen verdammt ſeyn.

Der vierte Geiſt. Eure Majeſtät ſchertzen mit dero Dienerin.

Merc. Fort/ fort/ hie zur Seiten hin.

Der 4te Geiſt. Es wird nicht geſchehen/ ich werde die Ehre haben ihnen zu folgen.

Merc. Gehe fort und ſey ſtille/ ſonſt ſoll dirs noch ärger gehen.

Prof. Was haſt du Zeitlebens verrichtet?

Der 5te Geiſt. Ich habe Bücher geleſen.

Prof. Das wird ein gelehrtes Frauenzimmer ſeyn. Du wirſt alſo viele Wiſſenſchaften verſtanden haben?

Der 5te Geiſt. Ich habe gewuſt wer **Octavia** und **Clelia**/ **Cyrus** und **Argenis**/ **Hercules** und **Herculisca**/ die getreue Schäferin **Doris**/ und **Aramene**/ der Paſtor **Fido** und raſende **Roland**/ die himmliſche **Baniſe** und der Printz **Telemaque**/ **Arminius** und **Thusnelda** ꝛc. geweſen.

Prof. Genug/ genug. Das ſind lauter Hiſtorien/ davon ich die wenigſten weiß. **Mercur**/ ſind ſie dir bekannt?

Merc. Ach es ſind lauter Fabeln/ die nirgends als in dem Gehirne einiger Romanſchreiber entſtanden ſind.

Prof. Du haſt alſo ſehr ſchlechte Bücher geleſen. Fort mit ihr/ laß ſie ihre himmliſche **Baniſe**/ **Doris**/ **Aramena** ꝛc. hie unter den Todten ſuchen; und wenn ſie dieſelbige nicht finden wird: ſo übergib ſie den Furien zu züchtigen. Was kommt da vor eine ſchwache?

Dey 6te Geiſt. Ich habe allezeit mit der Auferziehung meiner Kinder ſoviel zu thun gehabt/ daß ich an keine andre Arbeit gedencken können.

Prof. Wieviel Kinder haſt du erzogen?

Der 6te Geiſt. Sechs Söhne und 4. Töchter; hernach noch 5. Kindeskinder.

Prof. Du biſt alſo der Welt ſehr nützlich geweſen/ und ſolſt vor deine mühſame Arbeit reichlich erquicket werden. Was kommt da vor eine eitele Schweſter? Was iſt dein Werck geweſen?

Der 7te Geiſt. Ich habe wir angelegen ſeyn laſſen das männliche Geſchlecht zu vergnügen.

Prof. Du wirſt alſo einen Mann gehabt und Kinder gezeuget haben.

Der 7te Geiſt. Nein/ weder dieſes noch jenes. Ich habe mehr als hundert Mannsperſonen bedienet; da eine Frau nur einem eintzigen Manne aufwarten kan.

Prof. Du Unflätige! Gehe mir aus den Augen! **Mercur**/ laß ihr den wollüſtigen Leib mit brennendem Peche beträufeln/ damit ihr der Kützel endlich vergehen möge.

Calliſte.

Es ſind unter andern Brieffen/ zweene aus Nürnberg bey uns eingelauffen/ davon der eine den Herrn **Florendo von Florenſtein**/ der andre zwey geſchickte Frauenzimmer/ **Helena** und **Catharina** gebohrne von **Dillingshofen** zu Urhebern hat. Wir dancken dieſen unſern Gönnern für Dero uns bezeigte Güte/ und werden beyder Verlangen ein Gnüge zu thun/ auch uns derjenigen Lobſprüche würdig zu machen trachten/ die ſie uns beyzulegen beliebet. Es ſind auch andre Schreiben theils aus Breßlau theils aus Elbahr geſchrieben/ mit beſondrem Vergnügen von uns durchgeleſen worden/ welche wir eheſtens unſern Leſern mitzutheilen entſchloſſen ſind.

XXVII. Stück.

Die Vernünfftigen Tadlerinnen

Mittwochs, den 4. Jul. 1725.

Canitz.

Nicht zu des Nechſten Schaden,
Nein, ſondern nur mein Hertz der Bürde zu entladen,
Daß ich durch einen Reim, was ich den gantzen Tag,
Geduldig angemerckt, mir ſelbſt vertrauen mag.

Es hat ein volles viertel Jahr gewähret, ehe wir von dem Zweifel befreyet worden, ob die in dem zwölften Stücke unſerer Schriften befindlichen Gedancken von der Poeſie einigen Beyfall gefunden hätten. Itzund ſind an uns zwey Schreiben auf einmahl eingelauffen, wodurch wir davon zur Gnüge verſichert worden. Zwo vertraute Freundinnen aus Nürnberg, die in unſerm letzten Blate genennet worden, haben uns nicht nur viele andre artige Gedancken mitgetheilet, wodurch ſie uns zu einer öffentlichen Dancksagung verpflichtet; ſondern auch ein Exempel einer geſchickten Poetin, aus ihrem Orte angeführet. Ihre Worte darüber lauten ſo:

„Nur eines gewiſſen gelehrten Mannes unſrer Nachbarſchafft
„einzigen werthen Tochter zu gedencken: ſo iſt uns
„dieſelbe von verſchiedenen berühmten Leuten ofemals überaus
„gelobet worden, daß ſie mit einem recht unvergleichlichen
„Naturelle zur Latinität und Poeſie begabet ſey. Wann
„wir ein ſo beglaubtes Zeugnis von ihr hören: können wir

„uns nicht entbrechen zu geſtehen, daß ſie von jedermann
„hochgeachtet zu werden verdienet. Ja ihr ſelbſt, verſtändige
„Tadlerinnen, würdet ſchwerlich unterlaſſen, einer
„ſolchen Perſon, eben denjenigen, wo nicht noch gröſſern
„Ruhm beyzulegen, als eine Unbekannte in eurem 12ten
„Tractätchen zu erhalten das Glück gehabt: wofern euch nur
„etwas von ihrer Arbeit unter die Augen käme. Denn ihr
„wiſſet es wohl, daß Verſe von Frauenzimmern unter uns
„Teutſchen um ſoviel ſchätzbarer ſeyn müſſen, als überhaupt
„gelehrte Weiber weit ungemeiner als ſtudirte Männer sind.

Wir beklagen uns daß wir ſo glücklich nicht geworden, nur die geringſte Probe von dieſer Nürnbergiſchen Poetin zu erhalten. Wir würden ohn alles Bedencken, unſerer Schrift einen ſolchen Zierrath nicht entzogen haben, um öffentlich darzuthun, daß unſer Geſchlecht zu dergleichen freyen Künſten nicht ſo ungeſchickt ſey, als wohl das mißgünſtige Männliche Geſchlecht dencken mag. Und wir erſuchen unſre geehrte Correſpondentin keine Mühe zu ſparen, damit uns etwas von dergleichen Arbeit zu händen komme, wodurch ihrer Stadt, und uns allen eine Ehre zuwachſen kan. Ja wir bitten hiemit alles geſchickte Frauenzimmer, uns in dieſem Stücke beyzuſtehen, und mit geſamter Hand den Vorwurf der Unerfahrenheit, in einer ſo galanten und anſtändigen Kunſt als die Poeſie iſt, von uns abzulehnen. Ich weiß, daß es nicht wenige unter uns giebet die Fähigkeit genug haben manchem eingebildeten Poeten unter den Männern Trotz zu bieten. Es wird alſo verhoffentlich eine jede von ihnen ſo gütig ſeyn, und das geringſte von ihrer Arbeit zu überſchicken, welches wir ohnfehlbar in unſre Blätter einrücken wollen, wenn es nur nicht über 30. biß 40. Zeilen austräget. Wir freuen uns ſchon zum voraus darüber, verſichern aber zugleich alle Mannsperſonen, daß wir ihre Arbeit dieſer Ehre nicht würdigen werden: wenn ſie gleich die Verwegenheit haben ſolten unter dem Namen eines Frauenzimmers, etwas an uns zu überſchicken. Von ihren Sachen iſt ja ohnedem die Welt ſo voll, daß es nicht auszuſprechen iſt: wie unbillig wäre es dann, noch mehr Holtz in den Wald zu tragen, oder Waſſer in ein Meer zu gieſſen, welches ohnedem überzulauffen drohet?

Es wird mir niemand verdencken, daß ich ſo begierig bin unſer Geſchlecht zur Poeſie aufzumuntern. Ich brenne vor Neid, wenn ich die franzöſiſchen Gedichte der Madame Deshoulieres leſe, und dabey bedencke, daß Teutſchland noch nichts aufzuweiſen habe, was man den Franzoſen in dieſem Stücke entgegen ſetzen könnte. Wir haben zwar hie und da kleine Proben, die Verſtand und Lebhaftigkeit genug zeigen. Die Gräfin von K. hat noch neulich durch ihren Geiſt der Poeſie der Nieder-Sachſen keinen geringen Zierrath gegeben. Allein wo haben wir ein gantzes Buch aufzuweiſen, welches von einer eintzigen Poetin verfertiget worden? Und ſo lange dieſes nicht geſchiehet, müſſen wir teutſchen Nymphen (welch eine Schande iſt das!) den Franzöſinnen noch immer den Vorzug laſſen.

Weil ich nun weiß, daß Exempel eine ſehr groſſe Kraft haben, andre zur Nachahmung anzuſpornen: ſo trag ich kein Bedencken das weitläuftige Schreiben hieher zu ſetzen, welches uns eine gelehrte Breßlauerin zugeſchickt. Ich muß geſtehen, daß ſich die gantze Geſellſchaft unſerer Muſen hertzlich erfreuet, als ich ihr die Arbeit der geiſtreichen Elrſie von Anfang biß zum Ende vorlas. Es iſt nicht zu ſagen mit was vor einer Stille und Aufmerckſamkeit daſſelbe angehöret wurde: noch weniger kan ich beſchreiben, wie begierig eine jede geweſen, ihren Beyfall, und ihr ſonderbares Vergnügen darüber, zuerſt an den Tag zu geben. Die Lobſprüche vermiſchten ſich ſo plötzlich durcheinander, als ich aufhörete zu leſen, daß ich anfänglich nichts, als eine heftige Freude daraus verſtehen konnte. Sobald dieſer Sturm vorbey war, lagen ſie mir alle an, den gantzen Brief zur Ehre unſers Geſchlechtes drucken zu laſſen: und einige meyneten, ich wäre um deſtomehr dazu verbunden, je nöthiger es wäre denjenigen Schandfleck wieder auszutilgen, den wir ihm durch die Kundmachung eines ſehr ſchlechten Schreibens im 23ſten Stück angehänget hätten. Unſre Leſer und Leſerinnen, die keine Liebhaber der Poeſie ſind, werden es mir alſo vergeben daß ich dieſen ſtarcken Zumuthungen nicht wiederſtehen können. Hie iſt der gantze Brief, ohne die geringſte Veränderung: worinn ich aber nichts ſo gern ausgeſtrichen hätte, als die unverdienten Lobſprüche ſo uns von dieſer Gönnerin gar zu freygebig ertheilet werden.

Ihr Muſen an der Saal/ ihr **klugen Tadlerinnen**/
Von welchen Teutſchland ſchon mit vielen Ruhme ſpricht/
Und denen **Phöbus** ſelbſt/ auf ſeines Berges Zinnen/
Ein ewig Ehrenmahl verdienſtlich aufgericht/
Erlaubet daß anitzt von fernen **Oder-Strande**/
Wo der **Elyſier** ihr alt **Budorgis** liegt/
Aus dem der Poeſie vermeinten Vaterlande/
Ein ſchlechtverfaßter Brief in eure Hände fliegt.
Ihr habet biß anher nicht wenig albre Sitten/
Durch edle Tadelſucht recht gründlich angezeigt;
Daß eurer Blätter Lob den Preiß gelehrter Britten/
Und jene **Mahlerzunft** der Schweitzer überſteigt.
Ihr tadelt mit Vernunfft und mit ſo ſchönen Worten/
Daß auch ein galant homme entrüſtet in ſich geht;
Wer böſe werden will/ macht/ daß an allen Orten/
Ein wohlverdienter Spaß zu ſeiner Schand entſteht.
Allein indem ihr jüngſt zu prüfen angefangen/
Ob auch das Frauenvolck zum Tichten fähig ſey?
So find ich bey mir ſelbſt hierzu zwar viel Verlangen/
Doch wenig Fähigkeit und Naturell dabey.
Verzeiht mir/ Euren Satz mag ich nicht unterbrechen:
Indem man unter uns auch Tichterinnen zehlt.
Jedoch in dieſem Fall ein Urtheil auszuſprechen:
So dächt ich/ daß dazu uns noch ein vieles fehlt.
Ein Tichter/ den man ſoll für einen Meiſter preiſen/
Braucht einen innern Trieb/ der von dem Himmel ſtammt/
Er läßt ſich in der Kunſt durch Künſtler unterweiſen/
Wird durch Befehl und Lohn zum ſchreiben angeflammt.
Bey uns iſt nichts hiervon. Wo ſoll der Trieb herkommen/
Denn das Poeten Pferd/ der Rebenſafft/ erweckt?
Von uns wird ja der Wein gar ſparſam eingenommen:
Wenn in demſelben gleich ein göttlich Feuer ſteckt.
Man ſchwärmt: Die Liebe könn' auch einen Tichter machen:
Drum iſt der meiſte Theil der Verſe ſo verliebt/
Und mancher Ertz-Poet iſt heßlich auszulachen/
Daß er um Fantaſey ſich ſoviel Mühe giebt.

Doch das iſt nicht für uns/ ſich tumm verliebt zu ſtellen:
Ein Mägdgen von Verſtand kennt keine Liebespein;
Man möchte die gewiß wie Faſtnachts-Füchſe prellen/
Die ihre Feder läßt der **Venus** zinsbar ſeyn.
Ihr ſagt/ in Büchern ſteh der ganze Kram zum Dichten/
Ich zweifle/ ob man euch hierinnen glauben ſoll.
Man braucht/ wie mich bedünckt/ ein mündlich Unterrichten;
Wem dieſe Hülfe fehlt/ ſchreibt ſelten ſcharf und wohl.
Und welcher Mannsperſon hat man ſich zu vertrauen?
Ward **Heloiſe** nicht vom **Abelard** entehrt?
Fiel **Emma** nicht als Raub in **Eginhardens** Klauen?
Was hat man ſonſten mehr von übler Zucht gehört!
Geſetzt es ſey [illegible] hier nichts ſchlimmers zu beſorgen.
Ach was vor edle Zeit gehört zur Poeſie!
Was muß man nicht vor Troſt aus vielen Büchern borgen?
Der Sprachen Wiſſenſchafft/ was fordert die vor Müh!
Man ſoll aus Griechenland die alten Meiſter kennen/
Man ſoll des ſtoltzen Roms lateiniſch Volck verſtehn/
Man ſoll nach Gallien nach Holl- und England rennen/
In Welſchland und Madrit gar in die Schule gehn.
Hiebey beruhts noch nicht/ man ſoll beſonders faſſen/
Was **Opiz**/ **Lohenſtein** und **Hofmannswaldau** macht.
Was beyde **Gryphii** der Nachwelt hinterlaſſen?
Was **Abſchaz**/ **Mühlfort**/ **Kranz** u. **Tſcherning** ausgedacht.
Man lobt uns **Neukirchs** Geiſt und **Canitzens** Satyren/
An denen ſelbſt der Neid nichts zu beneifern findt/
Man ſucht aus Schleſien noch hundert anzuführen/
Die theils bereits erblaßt/ theils noch am Leben ſind.
Was ſoll ich weiter hin von groſſen Leuten melden
Die auswerts ihren Witz im Dichten dargethan/
Ihr habt ja unter euch ſoviel Poeten-Helden/
Daß ich/ ſo gern ich will/ nicht alle zehlen kan.
Wer hat ſie allzumahl? wer hat die Zeit zum leſen?
Wer hat wohl Geld genug/ daß er ſie alle kaufft?
Geſchweige/ (wenn man ja hierinn beglückt geweſen)
Daß mancher ſichtbarlich mit einer Latte laufft.
Was heiſſet der Geſchmack untadlicher Gedichte/
Worüber man ſich zanckt? wer ſchreibt ſo accurat/
Daß nicht ein Schweitzerheld/ kommt es ihm zu Geſichte/
Dem beſten Schleſier was auszuſetzen hat?
Jedoch genug hievon/ ich will euch mehr entdecken
Was heißt ein Heldenlied? was heißt ein Lobgedicht?

Soll man vor deſſen Kunſt und Gröſſe nicht erſchrecken?
Wenn keine Nation was taugliches ausgericht.
Wer darf ſich unter uns an Trauerſpiele wagen?
Wer ſinnt ein Luſtſpiel aus / das keinen ärgern ſoll?
Wo darf wohl ein Satyr das Kalb ins Auge ſchlagen?
Es treffe gleich ſein Blat die Laſter noch ſo wohl.
Wer liebt die Oden mehr / nachdem man die Cantaten /
Bey Hochzeit / Sarg und Gruft und Kirchen eingeführt?
Und da der Schauplatz gantz auf Opern iſt gerathen /
Wer wird nach alter Art durch Chor und Tantz gerührt.
Wie muß ſich Pindarus mit ſeiner Kunſt verkriechen /
Der Satz und Gegenſatz und dann den Nachſatz ſchrieb?
Wie ſehr iſt dem Horatz ſein Liederglantz entwichen?
Wem ſind die Eclogen für Paſtorellen lieb?
Noch mehr / wer darf ſich wohl in ein Sonnet verlieben?
Was heiſſet ein Rondeau / ein Echo / Bilderſpiel?
Wer kan ſich unter uns gut in Geſprächen üben?
Sind die Sechſtinnen nicht fürs Frauenvolck zu viel?
Ein Rätzel iſt zu ſchwer ein Kleines zu gewinnen /
Ein Cabbaliſticum und Chronographum auch /
Wer mag mit Zeitverluſt aufs Anagramma ſinnen?
Noch auf ein Virelay nach der Franzoſen Brauch.
Dis alles halten wir für Märtern und für Träume /
Kaum will ein Madrigal und Epigramma gehn.
Allein wo laſſen wir Herr Schäfens Leberreime?
Dergleichen Plunder mag bey Treuſchicanten ſtehn.
Seht! werthe Schweſtern / ſeht! wie hoch wir uns verſteigen /
Wenn eine ſich beherzt zu tichten unternimmt.
Man denckt / der Himmel hangt im Anfang voller Geigen /
Doch wenns zum Tacte kommt / iſt alles gantz verſtimmt.
Die Männer haben zwar das Eiß darzu gebrochen /
Allein in was vor Schlamm ſteckt die Mythologie!
Und wird den Tichtern ſelbſt die Mundart wiederſprochen?
Wie ſchade wär es doch um aller Weiber Müh!
Uns dörfte man vielleicht mit Schleſiasmis höhnen /
Mit welchen mancher oft den edlen Opitz ſtützt:
Da dieſer Fehler doch bey allen Nationen /
In der von Jugend auf gewohnten Sprache ſitzt.
Und womit ſoll ſich doch ein Frauenzimmer zeigen?
Was darf der Inbegrif von ihren Verſen ſeyn?
Nicht geiſtlich: denn ein Weib muß in der Kirche ſchweigen:
Käm ihr gleich beſſer Zeug als manchem Prieſter ein.

Nicht ſittlich: Die Moral iſt nur für alte Männer/
Und unſrer Jugend Witz iſt dazu viel zu ſchwach/
Noch minder kriegeriſch: Wir ſind davon nicht Kenner/
Für Weiber ſchickt ſich nicht der Läger Ungemach.
Die Uberſetzungen aus fremder Völcker Büchern/
Erfordern/ wie Ihr wißt auch fremder Sprachen Kern:
Das iſt zuſchwer für uns; ſo will man uns verſichern/
Darum bemüht ſich hier kein Frauenzimmer gern.
Was ſolten wir demnach zu unſerm Zweck erwehlen?
Die **Liebes-Bahn**? O weg! mit dieſer Lumperey:
Das hieſſe ja ſich ſelbſt die edlen Stunden ſtehlen/
Und wäre doch zuletzt die gröſte Narrethey.
Ja wenn wir endlich auch galante Verſe machten:
Wo bringen wir ſie an? Was wird uns wohl zu Lohn?
Ey ſündige Cenſur/ hofmeiſtern und verachten/
Unnöthiger Verdruß/ Verläumdung/ Spott und Hohn.
Wie mancher Tobacksfreund wird in Geſellſchaft ſitzen/
Und bey der Pfeiffen Dampf als Cato ſauer ſehn.
Aufs Weibliche Geſchlecht mit Baurengrobheit ſpitzen/
Und ſagen armer Mann! nun iſts um dich geſchehn.
Dein Verſe ſchwangres Weib läßt alle Wirthſchaft liegen/
Bekümmert ſich nicht mehr um Keller/ Küch und Haus/
Folgt ihr die Tochter nach? Man wird die rechte kriegen!
Mit ſo gelehrter Zucht kommt man gar übel aus.
Was meynt ihr nun davon? Ihr klugen Tadlerinnen!
Ob Frauenzimmern wohl die Verſificirerey/
So lange man vermag dem alten nachzuſinnen/
Mit gutem Fug und Recht noch anzurathen ſey?
Unmöglich iſt es nicht: Wir haben ſchon Exempel;
Die Männer preiſen ſelbſt was manche ſchon gethan/ (*)
Sie ſetzen unſer Bild in Pallas Ehren-Tempel/
Und ſchreiben unſer Lob auf dem Parnaſſus an.
Es hat auch die Natur uns Witz genug verliehen:
Die Schuld liegt nur an uns/ daß wir im Staube ruhn.
Es fehlt an Unterricht/ an fleißigem Erziehen/
Drum wird man nicht geſchickt/ es Männern gleich zu thun
Doch/ es iſt Eitelkeit! Ich will nunmehro ſchweigen:
Der dringende Beweiß macht mir vergebne Müh.
Mein eigner ſchlechter Reim/ kan Euch ſchon überzeugen
Wie ungeſchickt ich ſey/ zur edlen Poeſie.

Br. . . den Mey 1725. **Elſie.**

(*) **Siehe/ Lehms Teutſchlands galante Poetinnen**

Nun fragen wir alle Kenner der reinen Poeſie, ob nicht unſer Geſchlecht Urſache habe, eine ſolches Probeſtück einer weiblichen Feder als eine Ehrenrettung anzuſehen, dadurch man ſich wider alle Auflagen vertheidigen kan. Es iſt wahr unſre Poetin ſcheinet unſern gantzen Vorſchlag, daß das Frauenzimmer zur Poeſie geſchickt ſey, zu wiederlegen: allein es ſcheinet bloß, daß ſie ſolches thue. Ihr eigenes Exempel zeiget, daß auch unſer Geſchlecht fähig ſey gute Gedancken in angenehmen Verſen auszulaſſen, ohngeachtet aller Hinderniſſe, die ſich dabey finden könten. Was blicket nicht aus allen Zeilen vor eine Beleſenheit hervor? Was beſitzet Elyſie nicht vor eine Kenntnis der beſten Poeten! Wie genau ſind ihr alle Gattungen der Gedichte bekannt! Wie rein iſt ihre Sprache! Wie ungezwungen ihr Sylbenmaaß! und was das fürnehmſte iſt, wie natürlich ſind nicht alle ihre Gedancken!

Auf alle ihre Einwürfe zu antworten, iſt weder nöthig, noch in dieſem engen Raume möglich. Nur die eine Frage ſoll nicht vergebens gethan ſeyn: von was vor Materien nemlich ein Frauenzimmer Verſe machen ſolle? Ich halte davor, daß es am beſten gethan wäre: wenn unſre Poetinnen eine Vertheidigung unſers Geſchlechtes darinnen gegen die Mannsperſonen ausarbeiten wolten. Ja ich fordere hiemit alle meine Mitſchweſtern öffentlich dazu auf; und woferne ſie unſre teutſche Muſen vor fähig erkennen, von ihrer Arbeit zu urtheilen: ſo verſprechen wir am Ende dieſes Jahres, derjenigen, die den Preiß davon tragen wird, ein Andencken, entweder in Gold oder Silber, davon wir den Werth noch allererſt kund machen wollen, durch die Buchhändler, welchen unſer Verleger unſre Blätter zuſchicket, zuſtellen zu laſſen. Wir hoffen auch, daß keine Mannsperſon ſo niederträchtig ſeyn, und um eines kleinen Gewinſtes halber, ſein vortreffliches Geſchlecht verleugnen und wieder ſich ſelbſt ſtreiten werde.

Phyllis.

Halle, zu finden im Spörliſchen Buchladen.

XXVIII. Stück.

Die Vernünfftigen Tadlerinnen

Mittwochs/ den 11. Jul. 1725.

Günther.

Der bettelt/ geht und kommt/ und kan vor Angſt nicht ruhn/
Biß daß er Flavien erbärmlich vorgeleyert.

Nachfolgender Brief, der aus einer benachbarten Stadt an unſere kleine Geſellſchaft eingelauffen, erinnert uns einer gewiſſen Sache, welche allerdings in einem von unſern Papieren etwas genauer unterſuchet zu werden verdienet. Wir verſichern die uns unbekannte Verfaſſerin, deren Artigkeit aus ihrer geſchickten Schreibart erhellet, unſerer wahrhafften Hochachtung. Uber dieſes wünſchen wir, daß ihre von uns gefaſte Hoffnung erfüllet werden möge, vermittelſt der ſie ſich überredet, eines von unſern Blättern werde vermögend ſeyn, demjenigen Ubel abzuhelffen, über welches ſie ſich in ihrer angenehmen Zuſchrifft beklaget. Meine Leſerinnen werden ſolche ohne Aenderung hier beygeſetzet finden:

Vernünftige Tadlerinnen,

DJe Ehrerbietung, ſo Euch eure geſchickte Federn unſers Orts auch bey den ungezogenſten Mannsperſonen zu wege gebracht hat; nebſt der gewiſſen Uberzeugung, ſo ich bey mir ſelbſt empfinde, daß ihr einer gewiſſen verdrüßlichen Sache abhelffen könntet, woferne ihr wider dieſelbe in einem eurer Papieren zuſeyſern Belieben trüget, haben mich ſo kühne gemacht, Euch mit gegenwärtiger Zuſchrifft aufzuwarten. Ich bin ein junges Frauenzimmer, das bey ſeinen wenigen Glücks- und Leibesvorzügen das Unglück hat, vielen jungen Mannsperſonen zu gefallen. Und ohngeachtet meine Aufführung ſo ſtreng gegen ſie iſt, daß ich kaum den vierdten Theil meiner Verehrer jemahlen, und dieſen dazu nicht mehr als einmal geſprochen habe, ſo dienet doch dieſe meine eingeſchränckte Lebensart zu nichts anders, als daß ich dieſe unbedachtſame Leute nur ungeduldiger mache. Ihr würdet es nicht ohne lachen leſen können, wenn ich Euch einige von ihren geringſten Narrheiten nur im kleinen abſchildern wolte. Man ſchickt mir Geſchencke, man rennet des Tages zwantzig mahl vor meinen Fenſter vorbey, man wartet auf mich, wenn man ausgeſpühret, daß ich auszugehen geſonnen bin, man ſchreibet mir die närriſchten und abgeſchmackteſten Liebesbrieffe von der Welt, die ich nimmermehr annehmen würde, woferne man dieſelben mir auf eine ſolche Art zubrächte, daß ich ſie wieder zurück geben könnte; man ſendet mir Verſicherungen ewiger Treue, ſo da mit Blute geſchrieben, ja, man kniet vor mir nieder, und thut mir Liebeserklährungen mit Thränen, und es wäre kein Wunder, ich würde durch die Thorheiten auch endlich toll und zur Thörin gemacht. Unter allen denjenigen verimeinten Verehrungen iſt mir keine ſo beſchwerlich, als die unaufhörliche Nachtmuſiquen, womit man mich quälet. Ich bin keine Feindin der Muſic, ſondern ich bin eine Feindin der Schwachheiten, wozu man ſie mißbraucht: Man läſſet mich wenige Nächte ungeſtöhrt ſchlaffen, und was das allerverdrüßlichſte iſt, ſo muß ich mich oft durch ſolche Stümper aufgewecket ſehen, die kaum eine Note zu treffen wiſſen: und gleichwohl meinen diejenigen, ſo dieſelben unter mein Fenſter führen, daß ich ihnen vor eine ſolche Hümplerey noch verbunden ſeyn ſoll. Man tödtet mich überdieſes faſt mit den Abſingen verliebter Cantaten, die doch meiſtentheils aus durchgängigen Phöbus und Gallimathias beſtehen. Dieſe unzeitige Höflichkeiten ſtöhren mich nun nicht nur im Schlaffe, ſondern verunruhigen auch meine Nachbarn, und ich bin dadurch bey den herumwohnenden ſo verhaßt gemacht worden, daß ich fürchten muß, mein guter Nahme werde endlich hiedurch Abbruch leiden, wo dieſen Poſſen kein Ende gemachet wird, indem man ſchlieſſen will; man würde ſich nicht unterſtehen, mir, wie man zu reden pfleget, dergleichen Ständgen zu bringen, noch weniger ſolche ſo oft zu wiederhohlen, woferne ich nicht ein beſonderes Vergnügen daran fände. Ich will der verdrüßlichen Vorwürffe geſchweigen, die ich von meinen Anverwandten deßwegen leiden muß. Habet darowegen ein Mitleiden mit derjenigen, vernünftige Tadlerinnen, welche Eure Verdienſte erkennet, hochhält, und bewundert. Wendet eines von Euren Papieren auf dieſe Materie, und ſaget doch den jungen Mannsperſonen nach Eurer artigen und gründlichen Art, mit was vor Thorheiten ihrer ſeits und mit was vor Beſchwerlichkeit und Schaden andern theils dieſe Ehrenbezeugungen verknüpft ſind, worüber ich mich ietzo gegen Euch beklage. Eure Gründe werden ihre Unbeſcheidenheit einſchräncken, Eure Bemühung aber, ſo Ihr hierinnen anwenden werdet, wird mich Euch verbindlich machen, Eurer ſcharffſinnigen Geſellſchafft mit noch mehrern Anmerckungen über die Thorheiten verliebter junger Mannsperſonen mit eheſten aufzuwartten. Ich küſſe Euch die Hände mit aller Ehrerbietung als

Vernünftige Tadlerinnen

Leipzig den 5. Junii 1725.

Eure gehorſamſte Dienerin
Florette.

Der erſte Gedancke, der nach Durchleſung dieſes Briefes bey mir entſtand, faſſet keine neue und bißher unerkante Wahrheit in ſich. Denn ein jedweder Menſch, der ſich die

Mühe genommen, die Art der Gemüthsbewegungen ſamt ihren Eigenſchafften und Ausbildungen in Obacht zu ziehen, wird angemercket haben, daß wo die Liebe einmahl die Einbildungskrafft eines Menſchen aufgebracht und angefeuert, ſie eben wie der Zorn die Eyferſucht und dergleichen mehr oft tauſend Thorheiten würck- und gebähre. Dieſe Thorheiten fallen um deſtomehr in die Augen, je muntrer, aufgeweckter und feuriger die Beſchaffenheit des Leibes und des Alters, und je unerfahrner hingegen der Verſtand derjenigen iſt, deſſen ſich dieſe Tyrannin einmahl bemeiſtert hat. Ich beruffe mich auf die tägliche Erfahrung, die in dieſem Stücke ein Zeugniß vor mich ablegen wird; Ich beruffe mich auch zugleich auf verſchiedene junge Leute, die ehemals von dieſen Affecte in ein ſolches Labyrinth von Thorheiten hingeriſſen worden ſind; Denn wenn ſie endlich wiewohl nicht ohne Schaden und Schande aus denſelben entflohen, werdet ihr ſie bey Erinnerung der vorhin in ſolchen Zuſtande von ihnen begangenen Schwachheiten allemahl mit einer hefftigen Schamröthe befallen und mit niedergeſchlagenen Augen ihre vorige Fehler bereuen ſehen.

Die natürliche Neigung der meiſten jungen Leute zu dieſen Affecte wird durch eine etwas unvorſichtige Auferziehung unſerer jungen Herren, wie mich dünckt, nicht um ein geringes gemehret. Sobald ſie ein wenig erwachſen, ſo ſaget man ihnen vor, es ſey wider den Wohlſtand, wenn man einen jungen Frauenzimmer nicht allerhand artige Schmeicheleyen vorſage, ſie mit aller nur erdencklichen Sorgfalt bediene, und alle nur mögliche Kennzeichen an den Tag lege, daß man ſie hoch halte. Aus dieſem Grundſatze flieſſen ſoviel ſchlimme Schlüße her, die wir etwas zu unterſuchen unumgänglich nöthig haben, ehe ich meine Gedancken von den Nachtmuſiquen eröffne; Ich habe geſagt, daß obige Grundlehre, welch man jungen Perſonen vorſchreibet, um ſolche in Geſellſchafft mit Perſonen unſers Geſchlechts zu beobachten, zu ſehr übeln Folgerungen Gelegenheit gebe, dieſes werde ich mit vielen weitläuftigen Gründen zu erweiſen, mir nicht Mühe geben dürfen, wenn ſich meine Leſerinnen nur die Mühe nehmen wollen zu unterſuchen ob die erforderte Höflichkeit und Gefälligkeit nicht zum öfterſten in eine kindiſche Tändeley oder in eine hämiſche Verſtellung verwandelt werde; wenn ſie nun dabey aber auch die Erfahrung entweder an ſich oder an andern zu Rathe ziehen wollen.

Die letzte Gattung von Schmeichlern ſind meiſtens Leute von ziemlichen Verſtande, gegen uns aber in der That nichts als Spötter, die indem ſie dieſer Regul genung zu thun ſuchen, nichts anders zum Zwecke haben, als, indem ſie unſerer Eigenliebe wohlthun uns zu höhnen. Wie ſchädlich die Schmeicheley der Mannsperſonen überhaupt unſerm Geſchlechte ſey, werden diejenigen erkennen, welche ſich die Mühe genommen haben, das ſcharfſinnige Schreiben der unvergleichlichen **Clarice** zu leſen, worinne ſie von der Schädlichkeit der Schmeicheleyen gehandelt hat, und womit wir allbereit eines unſerer Blätter ausgezieret haben. Wie viel giebt es aber über dieſes nicht Perſonen unſers Geſchlechtes, welches ohne dem mehr Leichtgläubigkeit beſitzet, als das männliche Geſchlechte, ſo die verpflichtete Aufführung dieſer Betrüger öfters mit andern Augen anſehen als ſie wohl billig ſolten. Sie glauben den Betheurungen, womit dieſelben ihre Hochachtungs Verſicherungen bekräftigen, biß ſie endlich nicht ſelten am Ende zu ihren groſſen Verdruß, Nachtheil und Jammer wahrnehmen, wie ſchändlich ſie betrogen worden.

Diejenigen Leute ſo dieſe Regul auf eine andere Art verdrehen und mißbrauchen, ſind dieſen obigen gantz entgegen geſetzet. Sie ſind meiſtentheils einfältig oder doch zum wenigſten unerfahren und von noch nicht ſattſam geputzten Verſtande, dabey aber von ſo zärtlicher Gemüthsbeſchaffenheit, daß ſo bald ſie nur einen Frauenzimmer ſehen, ſie ſogleich in daſſelbe verliebt werden können. Sie ſind geſchickt, die Ehre und den Vorzug ihres Geſchlechtes vor den

Unſrigen ohne Bedencken auf die Spitze zu ſetzen) und ſich gegen ihre Schönen ſo zu erniedrigen, daß ſolche ſelbſt, wo ſie noch den Gebrauch eines einzigen Funcken ihres geſunden Verſtandes beſitzet, einen Abſcheu vor einen ſo ſclaviſchen Tropf haben muß. Ich habe niemahls eine Mannsperſon anders als einen Freund geliebet, dahero muß ich auch in dergleichen Sachen nur aus fremder Erfahrung ſchreiben; inzwiſchen wünſche ich täglich, von den Verehrungen dieſer Art Leute verſchonet zu bleiben, und will mich mit gröſſerer Zufriedenheit des Gemüths von einen loſen Spötter höhnen, als von einen ſolchen Pinſel ſeiner gegen mich tragenden Hochachtung verſichern laſſen.

Meine Leſerinnen werden dieſe Art von Leuten leichte erkennen lernen. Ihre Complimenten beſtehen aus weit geſuchten, geſpannten, leeren und oft nichts bedeutenden Redensarten. Ihr werdet euch Göttinnen von ihnen nennen hören. Die Lobserhebungen, ſo ſie euren Vorzügen beylegen, werden guten theils in Gleichnisreden beſtehen. Ihr werdet wahrnehmen, daß ſie eine gute Gabe von Schwatzhaftigkeit beſitzen, und daß an keinen Orte ein Geheimniß ſchlimmer aufgehoben ſey, als bey ihnen. Sie genöſſen keine Süßigkeit vollkommen, wenn ſie nicht Zeugen ihres Vergnügens um ſich haben, und die gröſte Glückſeeligkeit würde ihnen etwas gleichgültiges ſcheinen, woferne ſein guter Freund nichts davon wiſſen ſolte. Seine Geliebten haben inſonderheit aus den letztern Striche des Abriſſes, den ich von der Gemüthsbeſchaffenheit dieſer Leute gemacht, zu überlegen, wie weit ſie ſich mit ihnen in einige Vertraulichkeit einzulaſſen haben, und wie lange ſolche Vertraulichkeit vor andern Leuten geheim bleiben werde.

Zu dieſer letztern Art gehören auch diejenigen Herrn über welche ſich die artige **Florette** in obigen Brieffe beſchweret. Denn da ſie ſich an nichts ergötzen, darum nicht andere Leute zugleich wiſſen, ſo vermeinen ſie, einen jungen Frauenzimmer müſſe es ohnſtreitig ſehr wohlgefallen, wenn es ſich öffentlich vor allen Leuten ſo geehret ſähe. Durch dieſe vermeinte Ehrenbezeugungen hoffen ſie ſich in das Gemüthe und in die Hochachtung ihrer Geliebten einzudringen. Und da ſie täglich an ſich erfahren, wie viel ein Schmeichler über ſie vermöge: ſo ſuchen ſie auf eben ſolche Weiſe die Gewogenheit eines geliebten Frauenzimmers zu erwerben. Ich bin eben ſo wenig eine Feindin der Muſic als **Florette**. Alleine ich geſtehe gar gerne, daß ich nicht begreiffen kan, worinne doch bey einen ſogenanten Ständgen eigentlich die Ehre beſtehet, die einen Frauenzimmer hierdurch erzeiget wird. Wer mir eine Ehre erweiſen und mich vor andern unterſcheiden will, muß es auf ſolche Art thun, daß nicht andere, die weder mich noch ihn angehen, mit Theil dran nehmen. Bey einer Muſic hören andere ſowohl zu als ich, alſo habe nichts beſonders. Singt man mir zu Ehren ein Gedichte darzu, ſo beſchämt man mich, daß man mich öffentlich und alſo unbeſcheiden lobet. Iſt nun die Muſic nichts beſonders, oder das Gedichte an ſich ſelbſt ſchlecht, und beſtehet es in läppiſchen und abgeſchmackten Gedancken und Ausdrückungen, wie in verliebten Gedichten nicht ungewöhnlich, ſo werde ich ſowohl als wie der, der mich beehren will, beſchimpfet. Man ſpottet meiner daß ich eine Freundſchaft mit einen Menſchen von ſo ſchlechten Verſtande unterhalte. Denn dieſes ſchlüſſet man aus der Freyheit, die er ſich nimmt. mir ſolche Gedichte und Muſiquen aufführen zu laſſen. Und vor ihn iſt es Schimpfs genung, wenn man ihn aus eben dieſer Uhrſache unter die Einfältigen rechnet. Die Verdrüßlichkeiten will ich nicht erwähnen, welche man ſich bey eyferſüchtigen Perſonen unſers gleichen, den Nachbarn und unſerer eignen Verwandſchafft zuziehet, weil **Florette** in ihren Schreiben derſelben allbereit gedacht. Jedoch nur des guten Namens, als des wichtigſten Kleinods eines jungen Frauenzimmers nicht zu vergeſſen. welcher durch dergleichen öftere Muſiquen nicht nur ein geringes gemindert wird, ſo iſt dieſer eines der wichtigſten Gründe, welche eine junge Mannsperſon bewegen ſollen ein Frauenzimmer mit dergleichen ſchimpflichen Ehrenbezeugungen zu verſchonen.

Ich habe oben erinnert, daß man insgemein eine beſondere Vertraulichkeit zwiſchen den zweyen Perſonen, da eine der andern mit Abendmuſiquen aufwartet, ſo zu ſagen zum voraus glaubet. Dieſer Glaube iſt einen guten Namen ſo ſchädlich, als ein langwieriges Fieber einen ſchönen Angeſichte; und eine junge Mannsperſon, ſo nur das geringſte von einer rechtſchaffnen Hochachtung gegen ein Frauenzimmer hat, wird dieſen Grund vor wichtig genung halten; In Zukunft mit dergleichen Nachtmuſiquen vorſichtig zu verfahren.

Der annehmlichen **Florette** wünſchen wir zum Vergnügen durch dieſe Vorſtellungen etwas gutes ausgerichtet zu haben. Ubrigens bitten wir, daß ſie ihren zu Ende Dero Schreibens gethanen Verſprechens mit eheſten nachleben möge.

Iris.

Halle, zu finden im Spörliſchen Buchladen, ingleichen zu Leipzig bey Brauns Erben, in Hamburg bey Kißnern, in Bremen bey Sauermann, in Dreßden bey Zimmermann und Gerlach, in Nürnberg bey Enders Erben auch bey Stein, in Ulm bey Bartholomä, in Franckfurth bey Horten, in Berlin bey Haude, in Wolffenbüttel bey Meißnern, in Wittenberg bey Zimmermanns Erben, in Breßlau bey Hubert, in Roſtock bey Fritſchen auch bey Schwechten, in Wißmar bey Lochmann, in Königsberg bey Eckarden, in Augſpurg bey Mertz und Meyer, in Jena bey Kaltenbrunnern auch bey Baillar, in Zerbſt bey Göckingen, in Hoff bey Straußen.

Die Vernünftigen Tadlerinnen

XXIX. Stück

Mittwochs/ den 18. Jul. 1725.

Philander von der Linde.

Ach viele werden ja gefährlich hintergangen:
Indem ſie ihren Wunſch doch nur zur Straff erlangen.
Und gehen dergeſtalt durch Trug und falſchen Schein
In einen Labyrinth voll Noth und Unglück ein.

Augenluſt, Fleiſcheslust, und hoffärtiges Leben werden von den Weltweiſen bekanter maſſen Geitz, Wolluſt und Ehrſucht genennet. Sie ſind die gemeinſchaftliche Quelle aller Laſter, die man mit unendlich veränderten Namen zu belegen pfleget: ſo oft nemlich jene bey unzehlich verſchiednen Umſtänden auf eine eben ſo vielmal beſondere Art in ihrer Würckung ſich äuſſern. Und ich glaube, daß keine Thorheit unter dem gantzen menſchlichen Geſchlechte zu finden, noch zu erdencken ſeye, welche von dieſer dreyſtämmigen giftigen Wurtzel nicht entſprieſſen ſolte. Ich habe davon die Gedancken eines hieſigen groſſen Mannes in deſſen teutſcher Sittenlehre mit Vergnügen geleſen: weil ich dadurch bey meinen in vielen Stücken vorhero noch gehabten dunckeln Meinungen in ein völliges Licht geſetzet worden. Den letzten Nachmittag hatte ich etwa noch zehen Blätter in dieſem unvergleichlichen Buch zurückzulegen: als mich meine damals gute Freundin die Baſilia durch ihren Beſuch darinnen ſtöhrte. Sie verwunderte ſich, daß ſie mich in ſo groſſer Aufmerckſamkeit über einem Buch anträffe, welches doch nur für Studenten geſchrieben wäre, Collegien darüber zu halten. Dabey glaubte ſie mir einen wohlgemeinten Rath zu geben, ich möchte mich nicht zu ſehr darinnen vertieffen, damit mich nicht die muthwillige Jugend die Sittenlehre nennete. Mir war ſchon vorher bekant, daß die gute Baſilia eines von demjenigen Frauenzimmer ſey, welches ſich allzu veſte bereden laſſen, es käme naſenweis heraus: wenn unſer Geſchlechte auſſer den geiſtlichen mit andern als mit Kochbüchern ſich zu thun machte. Ich hielt es alſo für eine vergebliche Bemühung derſelben eine fleißige Leſung dieſes Buchs anzupreiſen, und beſorgte von ihr zur Belohnung nur verlachet zu werden. Jnmittelſt gab es uns doch Gelegenheit von einer Schwachheit zu reden, welche allen Menſchen gemein, unſerm Geſchlechte aber faſt eigen iſt, und bey denen von unſern Mitſchweſtern die in Städten wo hohe Schulen ſind, leben, faſt im höchſten Grade ſich befindet. Baſilia muſte geſtehen, daß die Begierde reicher und vornehmer zu werden, als man iſt, bey allen Menſchen dermaſſen ſtarck ſich befinde, daß ſich nur die geringſte Umſtände ſolches habhaft zu werden zeigen dürfen: wenn ſie in ihrer Hoffnung gleich mit vollen Segeln fahren, und noch weit gröſſere Rechnungen machen ſollen, als ſich der bekante Bauer bey ſeinem Honigtopf oder Eyerkorbe gemachet hat. Dieſe Begierde in einen Stand zu kommen, in welchem man ſeinem Hertzen keine Luſt verſagen dürfe, iſt vermögend ſonderlich unſer Geſchlechte in Univerſitätsſtädten zu der unvernünftigſten Leichtglaubigkeit zu verleiten. Die tägliche Erfahrung beſtärcket mich in meiner Meinung auch täglich. Ich will nun von den Einbildungen der Clölien nichts gedencken, welche, obgleich ihr Vater mehr nicht als ein ehrlicher Bürgersmann iſt, doch wohl tauſendmal nach ihrem vierzehenten Jahr zu ihrer Mutter mit den Worten gelauffen kommen: *Liebe Mutter der Herr von Arco der von Cremoniz und dergleichen hat mich heut wieder ungemein freundlich gegrüßet: er muß doch eine beſondere Neigung zu mir tragen: wer weiß ob er mich nicht haben will.* Dieſe

Schwachheit verdienet noch Gedult: zumal wenn das Gemüthe dabey ehrlich bleibet, und Herr Niclas, an den Clölia ſich nun verheyrathet weiter keine Gefahr zu beſorgen hat. Allein dergleichen Leichtglaubigkeit bleibet nicht allemahl ohne weitern Erfolg. Jch habe dabey zweyerley Arten der Gemüther beobachtet. Die eine gehört zu der gemeinen und laſterhafften Gattung: die andere aber hat zuweilen noch viel gutes bey ſich, und könte von den Eltern, wenn ſie nicht ſelber mit dieſer Sucht behaftet wären, noch leicht von fernern Unheil zurück gehalten werden. Caſſandra giebt durch ihre gantze Lebensart ſattſam zu erkennen, daß ſie nichts darnach frage: wenn man ſie gleich zu der erſten Claſſe rechnet. Jch mag ihr Gemüthe füglich mit einer Pfütze vergleichen, darinnen nichts als Fröſche, Kröten, und Waſſerkäfer ſich aufhalten, welche ob ſie ſchon den Störchen zur täglichen Nahrung dienen, doch gleich wieder in groſſer Menge ſich zeigen. Sie iſt in ihrem Hochmuth auf eine ſolche Stuffe gerathen, daß ich glaube, wenn ſie nicht gefallen wäre ſie beneidete die Käyſerin Catharina, daß ſie den Rußiſchen Thron beſtiegen. Wenigſtens würde ſie niemand vorhero beredet haben, daß ſies durch ihre getreue Lameganda nicht eben dahin ſpielen können, da ihre hohe Gedancken den Endzweck in einem gleichen Glück erreichet hätten. Jhrer leichtgläubigen Hofnung zu ſchmeicheln hat ſie ohne ferneres Bedencken den laſterhafteſten und gefährlichſten Weg von der Welt groß zu werden erwehlet. Sie hörte/daß die **Euphradia** ihren kleinen Namen **Jungfer Dinechen** mit dem groſſen gnädige Frau von **Coloredo** auf eine luſtige Art vertauſchet. Ein Baron dieſes Namens wohnte in dem **Euphradiſchen** Hauß/ und muſte nach ſeinem Zimmer allemal bey dem ihrigen vorbeygehen. Weder **Euphradia** noch **Coloredo** waren eben berüchtiget/ daß ſie das ſechſte Gebot gantz und gar durchlöcherten: jedoch wenn **Coloredo** des Abends von ſeinen nicht allzeit ſchlimmen Geſellſchaften nach Hauſe gekommen: war er bisweilen neugierig bey der **Euphradien** Schlafzimmer durchs Schlüſſelloch zu gucken. Ohne Zweiffel wolt er dis ſchöne Kind gerne in ihrer erſchaffenen Geſtalt erblicken. Einsmals zur heiſſen Sommerszeit zoge ſich **Euphradia** beym ſchlaffen gehn bis auf die letzte Bedeckung aus/ um von der Beſchwerde der nächtlichen Sommerhitze befreyt zu bleiben.

ben. Als ſie gewöhnlicher Weiſe ſchon ihren Abendſegen geleſen hatte, auch ietzo das Licht auslöſchen und zu Bette ſteigen wolte: fiel ihr ein/ daß ihr des Tags vorhero ein gewiſſes Menuet bey ihrem Tantzmeiſter etwas ſchwer geworden/ daſſelbe wolte ſie vor ſchlaffen gehn ein paarmahl noch wiederholen. Sie wuſte/ daß ihre Stubenthüren verſchloſſen waren/ und bey ſolcher Einſamkeit hielte ſie nicht für nöthig ſich wieder anzukleiden. An das Schlüſſelloch/ und den gefährlichen Zuſchauer durch daſſelbe gedachte ſie um ſoviel weniger/ als ſie von dem ehrbaren **Coloredo** niemals dergleichen befahret/ und gewuſt hatte/ daß derſelbe des Tags vorhero nach Leipzig gereiſet war/ auch vor Ende derſelbigen Wochen nicht wieder vermuthet würde. Dieſer war etliche Stunden vor Nachts zurück gekommen/ und hatte ſich bis nach zehn Uhr bey einigen guten Freunden aufgehalten/ nach welcher Zeit er ſich nach ſeinem Zimmer begeben wolte. Bey dem Schlüſſelloch/ an welches ihn ſeine Neugierigkeit ſchon öfters obgleich vergeblich angeheftet hatte/ konte er auch dismal nicht vorbeykommen. Er guckte hindurch; und dieſesmahl hielte er ſich ſehr beglückt: als er die ſchöne **Euphradia** in einer ſolchen Stellung des Leibes erblicket/ welche zu ſehn er ſonſten durch vieles Geld nicht hätte bekommen können. Hilf Himmel in was für eine Flamme wurde der fürwitzige **Coloredo** durch dieſen Anblick nicht geſetzet! Er wolte ſich alſo fort melden/ und der ſchönen **Euphradien** ſeine unerträgliche Leidenſchaft bekennen. Allein ſeine angeborne Höflichkeit und Liebe zum Wohlſtand hielten ihn noch zurück/ und nöthigten ihn ſachte nach ſeinem Zimmer zu gehen. Die entbranten Begierden hingegen lieſſen ihm keine Ruhe auf Mittel und Wege zu dencken/ wie er noch ſelbigen Abend die **Euphradie**/ ſo/ wie er ſie geſehen/ ſprechen möchte/ und ſo weiter. Seinen Diener hatte er einiger Geſchäffte halber in Leipzig gelaſſen: er rufft die Aufwärterin **Filure**/ ihm Licht zu bringen. Gleich bey deren Eintritt in die Stube waren ſeine Worte: **Filure** hier iſt ein Speciesducaten/ den ſolt ihr haben/ wenn ihr machen könt/ daß ich heute noch ein halb Stündgen mit der Jungfer **Euphradia** allein zuſprechen komme. Geſinde von gemeinem Schrot und Korn laſſen ſich durch Geſchencke wider Herren/ Frauen/ Haußjungfern und was ſie nur verrathen können gebrauchen/ ohne eintziges Nachdencken was daraus erfolgen möchte. Gut/ Herr Baron war der **Filure** Antwort/ dazu wird ſchon Rath werden. Wenn ihr der Herr Baron nur etwas zur Meſſe mitgebracht hätte: ſo könte ich ſagen/ ſie wolten ihrs ſelber überliefern. Es iſt zwar ietzt nicht Meßzeit verſetzte **Coloredo**: allein ich habe einen ſilbern Theezeug für mich von Leipzig mitgebracht den ſolle ſie haben. Der Handel war zwiſchen dieſen beyden geſchloſſen. **Filure** geht nach der **Euphradien** Zimmer/ ihr Gewerbe anzubringen/ welches in einem ſchönen Compliment von dem Herrn Baron beſtund/ und daß er ihr noch heute auf ein halb Ständgen aufwarten wolte. **Euphradia** ſagte theils voll Verwunderung/ theils voll Unwiſſen: **Filure** ich glaube ihr ſeyd nicht wohl klug: ich würde meine Hülffe kriegen/ wenns die Mamma erführe/ daß der Herr Baron des Nachts um 11. Uhr allein bey mir auf dem Schlaffgemach geweſen wäre. Je nu/ erwiederte die **Filure** was iſts denn mehr? die Mamma ſoll nichts davon erfahren. Der Herr Baron hat ein ſilbern Theezeug zur Meſſe für ſie von Leipzig gebracht/ womit er ihr heute noch eine Freude machen will. Ein ſilbern Theezeug gab **Euphradia** bedencklich zur Antwort/ das wäre viel. Nu **Filure** es mag ſeyn/ ſeht aber ja zu/ daß die Mamma nichts erfahre/ und wartet ein wenig/ biß ich mich wieder völlig angekleidet habe: alsdenn geht hinauf/ und ſprecht ich ließ wieder ein ſchön Compliment machen/ und es würde mir die Ehre eines Beſuchs von dem Herrn Baron angenehm ſeyn. Es geſchahe: **Coloredo** kommt mit ſeinem ſilbern Theezeug herunter/ welches als Augſpurgerarbeit der **Euphradien** Augen dergeſtalt an ſich zoge/ daß **Coloredo** keinen nähern Weg derſelben beyzukommen hatte wünſchen können. So bald **Coloredo** nach gewechſelten Complimenten dieſelbe zu Annehmung dieſes ſchönen Stückes beredet hatte; that er auch ſeinen Hauptvortrag/ und Bekentniß ſeiner Liebespein mit einem Ausbund von zärtlichen und verbindlichen Worten/ womit er um deren Linderung bate. **Euphradia** ward zwar anfänglich darüber beſtürtzt: allein die Annehmung des Geſchenckes hatte die Brücke an dieſer Feſtung einmahl herunter gelaſſen/ und alſo war die gröſte Schwierigkeit dieſelbe zu erobern gehoben. **Coloredo** verſprach ihr mit vielen hohen Eydſchwüren dieſelbe zur Ehe zu behalten Er wär übrigens im **Euphradiſchen** Hauſe von gutem Credit/ und alſo fand er bey der **Euphradia** keinen fernern Wiederſtand dasjenige zu erhalten/ wogegen er das reiche Geſchencke gering geachtet. Nach verflieſſung weniger Wochen merckte die **Euphradia** ſchon/ worauf ſie ſich binnen etlichen Monaten gefaßt halten müſte. Sie giebt dem **Coloredo**/ und dieſer der **Euphradien** Eltern ſelbſt Nachricht davon; er erbietet ſich ſo fort zu prieſterlicher Trauung. Dieſe wird vollzogen/ und **Euphradia** heißt nunmehro gnädige Frau von **Coloredo**. Allein dieſen Titul führet ſie unter ſo groſſem Haß und Verachtung der übrigen Anverwandten dieſes Hauſes/ daß ſie gar ein ſchlechtes Vergnügen dabey haben kann. Dem ungeachtet wolte **Ceſſandra** bey Erſchallung des Gerüchtes von dieſer Begebenheit vor Grimm zerberſten/ daß ihr Vater nicht ſchönere Stuben in ihrem Hauſe bauen gelaſſen/ damit auch vornehme Purſche hineinziehen/ und etwan einer eben dieſe Comödie mit ihr ſpielen möchte. Und weil ſie dazu keine Hoffnung hatte: ſo wolte ſie ſich durch die alte Kuplerin **Lamegenda** den Weg zur gnädigen Frauen bahnen. Sie iſt nicht übel gewachſen/ auch nicht unter die ſchlechteſten Geſichter zu zehlen: nur daß die Frechheit des Gemüthes ihr an der Stirne geſchrieben ſtehet. Nach dem Geſchmack aber des von **Prahlhanßky** eines Edelmanns von Polniſchen Grentzen / mochte dieſes eben recht ſeyn. Er ſtunde des Sonntags in der Kirchen fleiſſig bey ihrem Stuhle Schildwache; und wenn **Caſſandra** herausginge: drang er ſich bey der ſogenannten Kirchenparade allemal ins vörderſte Glied / und folgte ſodann ihr bis vor ihr Hauß / da ſie allezeit mit einer verliebten Wendung und Knickfuß zu verſtehen gab / daß ihr deſſen weitere Bekantſchafft nicht unangenehm ſeyn würde. Sie gehet mit ihrer vertrauten **Lameganda** zu Rath / wie es anzufangen / daß ſie durch den von **Prahlhanßky** zur gnädigen Frau gemachet würde. **Lameganda** lachet ſie aus / und ſagte dergleichen Künſte müſte man am Schnürchen haben. Sie macht daß des Montags darauf **Caſſandra** und **Prahlhanßky** von des **Clodius** Kutſcher zu gevattern gebeten wurden. Nach dem Kindtauffſchmauß / begleitet **Prahlhanßky** die **Caſſandra** in der Kutſche des Abends nach der **Lameganda** Hauß / und unterwegens geſchahe die Vorbereitung zu dem / was hernach auf der **Lameganda** Stube vollzogen / und nach dieſem ſo vielmahl als dem **Prahlhanßky** beliebte wiederholet wurde. Dieſen mangelte es niemals an Verſicherung / daß er dieſelbe als Gemahlin auf ſeine Güter nehmen wolte / deren er wenigſtens für 80000. Rthlr. zu hoffen / und von ſeinen Vater die Freyheit hätte ſich mit einer Perſon zu verheyrathen / die ihm gefiele: ſie möchte adelichen oder bürgerlichen Herkommens / bemittelt oder unbemittelt ſeyn. Darauf hätte er nicht zu ſehen: ſie könte deswegen doch gnädige Frau heiſſen / und mit 6. Pferden fahren. Alles dieſes klunge trefflich ſchön in der **Caſſandra** Ohren: allein wie ſchlecht fande ſichs im Ausgang. Sobald ſie dem **Prahlhanßky** nach einigen Monaten entdeckte / was für weibliche Bürden ſie bey ſich gewahr würde: machte ſich dieſer heimlich aus dem Staube. Der alte **Caſſander** verfolget ihn bis in ſeines Vaters Hauß: er wird aber daſelbſt ſo übel empfangen / daß er GOtt danckte / da er mit heiler Haut davon kommen konte / und zum gröſten Unglück muſte er erfahren / wie des von **Prahlhanßky** Vater ein Güthgen von etwa 20000. Rthlr. und dabey 9. lebendige Kinder hätte / auch ein trefflicher Liebhaber von einen Glaß Ungerſchen Wein und denen Matadors wäre. **Caſſander** machte die Sache bey der Obrigkeit anhängig / und gab dem **Prahlhanßky** Gelegenheit die gräßlichſten Dinge in ſeiner Vertheidigung anzuführen / wodurch er auf der **Lameganda** Stube verleitet worden wäre. Der Ausſpruch von der Obrigkeit war für die **Caſſandra** auch ſchlecht / und ging dahin daß **Prahlhanßky** eine geringe Summe Geldes zu Ernährung des Kindes bezahlen ſolte / und die gottloſe **Lameganda** verdient hätte / daß ihr der Scharfrichter das Ungezieſer von ihrem

runzlichkunſtlichen Fell abſegte. Mittlerzeit muſte **Caſſandra** ſich nach der Stelle ihres Wochenbettes umſehen/und einen jungen **Prahlhanſky** tauffen laſſen. Und nun ſitzt ſie als ein Scheuſal in Verachtung und Abwendung von allen ehrlichen Leuten / die nicht einmal Mitleiden mit ihr haben: indem ſie keine Veränderung ihres frechen Sinnes bey derſelben gewahr werden. Dieſe beyden Geſchichten machten das meiſte von dem Geſpräch aus/ welches ich damals mit meiner **Baſilia** hatte. Alſo erſtaunte ich faſt/daß ſie zwey Monat darauf ſich ebenfals mit einem **Bielniſchen** Edelmanne **Hercolooky** Namens in ein Verbündniß eingelaſſen. Ich bate ſie um ihrer eigenen Wohlfarth willen / ſich nicht bethören zu laſſen: Verbündniße mit Studenten / wenn ſie ſich gleich Edelleute / oder noch ſo ehrlich wären hätten allemal einen trübſeligen Ausgang. Sie wären mit vielen Seufzern und Unſegen von ihren Eltern beſchweret / die ſie des Studirens halber und nicht Weiber zu holen auf Univerſitäten geſchickt hätten. Allein meine Vorſtellungen fanden keinen Gehör. Sie wandte die unſchuldige / und / wie ſie ſagte / göttliche Fügung ihrer Liebe vor. Sie verſicherte daß **Hercolooky** / die gantze Zeit über / da ſie ihm einen Zutritt verſtattet / ſie nicht zu berühren verlanget habe. Ja daß vielmehr dieſes die Urſach / ſeiner inbrünſtigen Liebe gegen ſie wäre / weil er ein ſo vollkommenen Grad der Keuſchheit bey ihr angetroffen. GOtt könne überſchwänglich thun/über alles was wir wüßten und verſtünden. Mit ihr wäre es ganz was anders, als mit der **Euphradia** und **Caſſandra**/und wenns noch viel unſchuldigere wären. Sie hätte einen rechtmäßigen Beruff zu dieſer Verbindniß. Mit einem Worte die Begierde eine gnädige Frau zu werden / war ſo groß / daß ſie alle Vernunft unter den Gehorſam eines falſchen Vertrauens auf göttliche Allmacht gefangen nahm / worein ſolche Begierde ſich verkappet hatte. Das es aber ein falſches Vertrauen geweſen/ hätte ſie vor der Hand ſo leicht erkennen können als nachhero zu ihren Unglück der Ausgang gelehret. Sie glaubte alles / was der verliebte **Hercolooky** ihr vorgeſagt: indem ſich dieſer in ſeiner Aufführung vollkommen nach dem Geſinnen der ehrlichen Leute zu richten wuſte. Ihre Eltern wurden durch die Begierde einen vornehmen Schwiegerſohn zu bekommen/eben ſo ſehr verblendet. Sie gaben zu / daß er ſich mit ihrer Tochter auf einem benachbarten Dorfe trauen ließe; daß er ſie mit ſich nach Hauſe nahme. Nun zeigen der **Baſilia** kläglichen Briefe/was ſie vor einen Beruff gehabt/ darauf ſie ſich verlaſſen hatte. **Hercolooky** hat ſeine Luſt gebüſſet/ und nun wolt er ihrer gerne wieder loß ſeyn. Er iſt ihr keine Stunde getreu: nachdem ſich deſſen Erkäntniß bey gelöſchten Flammen geändert hat; nachdem er ſie als die Urſach ſeines Unglücks und Verachtung bey dem übrigen Adel anſiehet; obgleich das arme Kind ihn niemals gereitzet / und er ſie alſo nur für die Gelegenheit ſeines verdrießlichen Zuſtandes halten/ die Urſach aber davon/ ſo ſich ſelbſten und in ſeinen viehiſchen Begierden Herr über einen ſchönen Cörper zu werden ſuchen ſolte. Wenn kan ſie aber dieſes von einen unvernünftigen Edelmann erwarten? Indeſſen muß ſie von allen getreuen Freunden entfernet/ unter einem rohen und wilden Volcke leben/ deſſen Sprache ſie nicht einmahl verſtehet. Sie ſchwebet in Gefahr/ das gute/ ſo von Jugend auf in ihrer Seele gepflantzet worden/ bey noch mangelnder Veſtigkeit gäntzlich zu verlieren: und wenns nur nicht noch ſchlimmer gehet ein bloſſes Gerüſte zur Ausübung der unkeuſchen Brunſt ihres Mannes zu bleiben. Unſre Univerſitätsjungfern ſehen leicht/ was dieſe Geſchichte ſagen wollen. Für das liederliche Geblüte ſind unſre Blätter nicht geſchrieben: denn dieſes denckt: wags/ gewinſt du nichts: ſo verliereſt du nichts/ und dabey bleibt es man mag ihnen vorpredigen was man will. Die beſſern Gemüther werden von ſelbſt daraus ermeſſen/ welche Thorheit es ſey einen ſteilen Weg gehen wollen/ auf welchem 99. aus vernünftigen Urſachen den Hals gebrochen/ und als der 100ſte wider alle Vernunft ſich einbilden man werde allein davon kommen: weil man von groben Laſtern rein/ ein Verlangen ſolchen Weg zu gehen/ und eine vermeinte göttliche Freudigkeit in ſich fühlet. **Baſilia** war ein feines Kind von der Wiegen an geweſen. Ihre Eltern hatten ſie zu ſolchen Schulen gehalten/ darinnen man eifrigſt bemühet iſt der Jugend eine wahre Furcht vor dem unendlichen und unſichbaren Weſen einzupflantzen. Sie verſäumte keine Verſamlung/ worinnen man zur täglichen Ausübung und Wachsthum in ſolchem Grund aller Tugenden ermuntert wird. Allein ſo weit war ſie noch nicht gekommen/ daß ſie eine wahre und falſche Freudigkeit in ſich hätte unterſcheiden können. Sie hätte ſonſten wohl erkant/ daß zwar manche göttliche Freudigkeit die vernünftlichen Gründe um der geoffenbarten Willen überſteige; aber niemals unvernünftig ſeye. Und daß die allgemeine Erkäntniß in göttlichen Dingen mit der dabey nöthigen Erleuchtung nicht nur wohl beſtehen; ſondern auch vieles zu deren Gewißheit betragen könne. Daß dieſe Gewißheit ein weſentliches Stück der göttlichen Weißheit ſey/ und bey kindlicher Furcht durch eine freymüthige Behutſamkeit in beſondern Fällen zur Klugheit der Gerechten werde. Sodann aber die rechte Freudigkeit des Glaubens gebäre; wenn alle ſolche beſondere Handlungen von dem Troſt eines guten Gewiſſens begleitet werden. Dieſer hingegen nicht fehlen könne: im Fall man einem jeden von dem beſondern Gebrauch ſeines allgemeinen Erkäntniſſes Rechenſchafft geben/ und beweiſen kan/ man habe auch darinnen göttlichem Willen gemäß gehandelt. Wie viel ſicherer iſt es alſo, wenn man göttlichen Willen aus deſſen Worte vernünftig/ obgleich nicht vernünftlich erkennet/ und dieſe allgemeine Erkäntniß in beſondern Fällen zumal äuſſerlicher Dinge klüglich anwendet; nicht aber auf eine betrügliche Freudigkeit alles blindlings waget!

Clio.

Die Vernünftigen Tadlerinnen

XXX. Stück.

Mittwochs/ den 25. Jul. 1725.

Canitz.

Man ſieht ein ſichres Volck bey Höfen und in Städten/
Das wie ums Tagelohn das Pflaſter pflegt zu treten.
Das/ weil es Arbeit haßt und doch nicht ſtille ſitzt/
Aus Vorwitz in dem Schooß des Müßigganges ſchwitzt.
Dergleichen Leute ſind die Diebe meiner Stunden.
Es iſt ihr höflich ſeyn mit Ungeſtümm verbunden.

Die Mannsperſonen dencken Wunder, was unſer Geſchlecht vor Ehrerbietung, Gefälligkeit und Vergnügen von Ihnen genieße. Sie ſtehen in der Einbildung; daß ſie uns niemals beleidigen; wohl aber unzehlige Luſt zuwege bringen. Daher wiſſen ſie uns alle ihre Reverentzen, Complimenten, Schmeicheleyen, verliebte Blicke, Briefe, Verſe; Muſicken und andre dergleichen Tändeleyen mehr ſehr hoch anzurechnen. Sie fordern, ich weiß nicht was vor eine beſondre Erkenntlichkeit davor. Wenn dieſe nicht ſogleich fertig iſt: ſo ſind ſie mit den Beywörtern der Undanckbaren, Grauſamen, Unempfindlichen, Felſenharten ꝛc. augenblicklich da. Sie machen ein ſolches Geſchrey, über unſre Unbilligkeit und ſchlechte Art zu leben, daß man groſſe Beleidigungen von unſrer Seite daraus ſchlieſſen könnte: wenn die lange Gewohnheit dieſen Argwohn nicht vorlängſt unkräftig gemachet hätte. Insbeſondre iſt es auslachenswürdig wenn Herr **Leporander**, dem die Ybarine durch das Zuziehen des Vorhanges in ihrem Fenſter, nach ſeiner Einbildung zuviel gethan, ihr in einem Schreiben durch den Titel einer **Bedaurenswürdigen** das Hertz zu rühren gedencket. Gerade, als ob man ein Mitleiden verdiene, wenn ein unzeitiger Liebhaber unſer Fenſter von ſeinen Blicken befreyet, und ſowohl ſeiner Schuhe als des Pflaſters zu ſchonen anfänget: nachdem er mercket, daß ſein patrolliren gantz und gar vergeblich ſey.

Wir kamen neulich, in einer von unſern Verſammlungen, auf dieſe Materie zu reden, und es ſchien faſt, daß eine jede unter uns mit einer beſondern Vorbereitung erſchienen wäre: ſo einig waren wir diejenigen Verdrüßlichkeiten zu erzehlen, die uns bey vielen Gelegenheiten von den Herrn Mannsleuten wiederfahren. Wir gedachten dismal nicht an den übeln Verdacht, in den uns manche durch ihre ungeſtümme Höflichkeit bringen: indem ſie Mittel erſinnen, uns einen Tag wohl zehnmahl zu grüſſ[illegible]; da wir uns denn aus Höflichkeit bedancken, und hernach manch ungegründetes Urtheil über uns müſſen ergehen laſſen. Wir berühreten auch die übeln Nachreden nicht, die uns einige, ihrer Meinung nach, beleidigte, zu verurſachen pflegen: wenn ſie Dinge von uns erzehlen, die ſie ſich zwar 1000mahl gewünſchet, aber niemals erlanget haben. Wir lieſſen nicht weniger die thörichten Verſuchungen beyſeite geſetzet ſeyn, die uns durch manche ehrvergeſſene Abgeordnete bißweilen geſchehen. Wir ſchränckten uns weit enger ein, und betrachteten nur die unhöflichen und ungeſchickten Sitten mancher junger Galane, die uns ſo gröblich zu beleidigen pflegen, daß man gewiß eine wichtige Probe ſeiner Gelaſſenheit ableget: wenn man ihnen dergleichen Dinge, nicht mit einem derben Verweiſe unter Augen ſtellet.

Ich befand mich vor einiger Zeit, an einem gröſſen Feſttage, in einer Zuſammenkunft naher Freunde, und Ver-

wande

wandten; wo ich auch einige junge Herren, vielleicht als ungebetene Gäſte, eingefunden hatten. Man tranck Caffe, und dieſe Ceremonienmeiſter meineten eine gute Gelegenheit gefunden zu haben ſich bey mir einzuſchmeicheln. Ein jeder zapfete ein Schälchen voll, füllte es mit Zucker biß oben an, und eilte, mir daſſelbe zu überreichen. Sie wurden alle zugleich fertig; doch weil keiner die Ehre der Geſchwindigkeit einem andern laſſen wöllte: kamen ſie mit ſolchem Ungeſtümme auf mich zugelauffen, daß ſie aneinander ſtieſſen und mir drey volle Taſſen auf mein neues Kleid ſchütteten, welches ich eben zum erſtenmahl angezogen hatte. Ein andermahl hatte ich das Unglück von dem Herrn Grobian einem übelgezogenen Menſchen, auf einer Hochzeit zum Tantze aufgefordert zu werden. Dieſer wuſte mich nun ſo ſauber zu führen daß er mir faſt den Arm aus der Schulter gezogen hätte. Ich gab ihm meine Empfindung einigermaßen zu verſtehen: machte aber mein Ubel dadurch noch ärger. Denn weil er mich wegen eines ſolchen Verſehens um Vergebung zu bitten ſuchte: drückte er mir die Finger der lincken Hand ſo oft und ſo kräftig zuſammen, daß ſie mir etliche Täge davon aufgeſchwollen blieben.

Dieſes erzehlete ich meinen Freundinnen, und ich wolte noch weiter fortfahren, als mir Phyllis in die Rede fiel, und gleichermaßen etwas zu erzehlen anfing. Ich, ſprach ſie, habe ebenfalls mehr als einmahl dergleichen angenehme Geſellſchaft gehabt. Ich hatte einesmahls einen geſtiefelten Täntzer, der mir von dem Uberfluſſe ſeiner Schwärtze an den Beinen, bey jedem Tritte was mittheilete, ſo daß mein halber Rock auf der lincken Seite, ſchwartz gefärbet wurde. Ein ander guter Menſch, den ich Herr Eingelenck nennen will, machte mir auf eben der Hochzeit viel artige Complimenten und Reverentzen: biß er endlich mit dem Stachel ſeiner Schuhſchnalle mir am Rocke hangen blieb, und im Davongehen das vierte Theil deſſelben hinter ſich herzog; welches zwar bey vielen ein groſſes Gelächter, bey mir aber keinen geringen Verdruß erweckte.

Iris löſete ſie bald ab; und erzehlte, daß ihr der Herr von Tölpelshauſen einmal die verpflichteſten Dinge vorgeſagt, und dieſelbigen deſtomehr zu bekräftigen in dem bald darauf angefangenen Tantze einen unvermerckten Kuß beyzubringen geſuchet. Er habe aber die Wendung ſo dazu nöthig geweſen wäre, ſo artig zu machen gewuſt, daß ſie beyde mit den Köpfen ſo ſanft gegeneinander geſtoſſen, daß ihr eine groſſe Beule vor der Stirne aufgelauffen: ſo daß ſie nicht nur alles Vergnügens beraubet worden, welches ſie denſelben Tag hätte haben konnen, ſondern auch etliche Wochen nicht aus dem Hauſe kommen können; weil ſich das Geblüte über das Augenlied heruntergezogen, und alſo ſehr langſam wieder zertheilet worden.

Ihr ſeyd am übelſten angekommen liebe Iris, verſetzten wir beyde; denn weil ihr die ſchönſte unter uns ſeyd: ſo habt ihr gröſſere Zumuthungen als wir auszuſtehen gehabt, die aber ſo unglücklich abgelauffen. Wir wolten noch mehr ſolche artige Begebenheiten zu erzehlen anfangen, die theils uns ſelbſt, theils unſern Freundinnen begegnet waren, als wir durch die Ankunft einer ernſthaften Dame geſtöret wurden. Indeſſen wünſchen wir daß die guten Manneperſonen dieſes in eine reiſſe Erwegung ziehen möchten. Können ſie es wohl verlangen, daß man ihnen dergleichen grobe Fehler zu gute halten ſoll? Könnten ſie ſichs wohl einbilden, daß man in Geſellſchaft ſo übelgearteter Leute vergnügt ſeyn könne? Entweder ſie müſſen ſich in unſre Zuſammenkünfte nicht wagen: oder eine geſchicktere Lebensart an ſich blicken laſſen. Ich ſchweige vorietzo noch von allen den unleidlichen Schertzworten, die uns oft, einmahl über das andre ſchamroth machen: denn davon wird ſich mit der Zeit ausführlicher reden laſſen. Ich bitte vorietzo alle unſre Mitſchweſtern, die durch ungeſchickte Manneperſonen beleidiget worden, uns dieſe Grobheiten kund zu thun. Wir wollen dieſelben zur Beſchämung des mäñlichen Geſchlechts in unſern Blättern der Welt vor Augen legen, und uns dadurch von ſolchen Leuten zu befreyen ſuchen. Den Anfang dazu machen wir ietzo mit einem Schreiben, welches wir vor etlichen Wochen einzurücken verſprochen haben. Daſſelbe handelt von der ungeſtümmen Auſſührung junger Leute auf Hochzeiten. Doch was halte ich meine Leſer auf? hier iſt der Brief ſelber nach der Länge zu leſen.

Vernünftige Tadlerinnen,

DA der meiſte Theil der Leute, welchen Eure angenehme Blätter zu Händen kommen, theils ein groſſes Vergnügen theils auch erwünſchten Nutzen daraus genieſſen: ſo muß ich mich gleichfalls zu dieſer Zahl rechnen. Unſer Geſchlecht iſt bißher nicht nur für gantz tumm und unverſtändig gehalten, ſondern auch in vielen Büchern und täglichen Geſprächen zum Geſpötte gemachet worden: da Ihr aber ein ſolch ruhmwürdiges Unternehmen ſo glücklich fortſetzet: ſo verdienet Ihr nicht nur für Lehrmeiſterinnen, ſondern auch vor Rächerinnen des ſämtlichen Frauenzimmers gehalten zu werden.

So wird Eure vernünftige Arbeit von uns angeſehen: wie aber dieſelbe von Mannsperſonen aufgenommen werde, kan ich nicht für gewiß ſagen. Ihr habt ihre wunderlichen Handlungen ſo deutlich vorgeſtellet, daß ich faſt muthmaße, ſie werden ſich durch die Verachtung eurer Blätter an Euch zu rächen ſuchen. Das Vorurtheil, daß das Frauenzimmer in gelehrten Sachen alles von Ihnen lernen müße, hat ſo tieffe Wurtzeln bey ihnen gefaſſet, daß es gewiß ſobald nicht wird ausgerottet werden können. Nur das, was ſie ſelbſt anfangen, halten ſie für ruhmwürdig: bloß ihr eigenes Thun und Laſſen ſoll angenehm und gefällig ſeyn: da doch die Erfahrung ſattſam das Gegentheil lehret. Denn wie ſehr ſie ſich bemühen uns einige Höflichkeit und angenehme Dienſte zu erweiſen: ſo viele von dergleichen Sachen pflegen uns höchſt unangenehm und verdrüßlich zu fallen.

Die gezwungene und gezierte Art in ihren Geberden und Kleidungen iſt ſo wunderlich und ſo vielfach, daß ich ſie nicht beſchreiben kan. Ich betrachte nur ihre vermeynte Gefälligkeit. Da iſt ja ihr beſter Grundſatz und ihre allerklügſte Regel dieſe: Nichts ernſthaftes mit uns zu reden. Alles was ihrer Meynung nach artig ſeyn ſoll, muß geſpielt, geſchertzet und gekindert ſeyn. Wie iſt es möglich daß dieſes Verhalten einem ernſthaften und verſtändigen Gemüthe angenehm und gefällig ſeyn könte? Was zeiget das nicht vor eine Geringſchätzung an: wenn man einen nicht für ſo klug hält, daß er auf eine ernſthafte Rede zu antworten geſchickt ſey? Und welche Straffe verdienen ſie wohl mehr als dieſe, daß man ſie für ſolche kindiſche Gemüther halte, dergleichen zu ſeyn ſie ſich mit aller Gewalt zwingen.

Als ich neulich auf zweyen Hochzeiten meiner nahen Verwandtinnen war, habe ich die ſchönſte Gelegenheit gehabt dieſe vermeinte Höflichkeit beſſer als ſonſt kennen zu lernen. Es ſchien in der That nicht anders, als wenn die jungen Mannsperſonen ſich vorgeſetzet hätten kei[illegible]luges Wort zu reden. Alles was ſie vorbrachten war bloß dahin gerichtet die jungen Ehleute zu verſpotten, oder wie ſie reden, recht zu vexiren. Dieſes iſt mit eine von ihren allerartigſten Gefälligkeiten, darum ſie ſich eifrigſt bemühen. Vernünftige Hochzeitgäſte trachten dem neuen Paare jederzeit höflich und ehrerbietig zu begegnen, und dadurch ihre Hochachtung an den Tag zu legen. Dieſe thaten gerade das Widerſpiel, indem ſie ſich ein Vergnügen daraus machten, mit lauter wunderlichen, abgeſchmackten ja faſt tollen Reden die verlobten Perſonen zu übertäuben, und ihnen alſo ihren neuen Stand gantz verdrüßlich zu machen.

Die Trauung war noch nicht geſchehen, als ſchon der verdrüßliche Schertz die Braut und den Bräutigam zu martern anfieng. Dieſe bezeigten zwar gleich von Anfang kein Vergnügen darüber: allein vergebens. Des unzeitigen Spottes ward den gantzen Tag kein Ende. Ein aufgeweckter

Schertz iſt ſonſt nicht unangenehm: hie aber war nichts ſinnreiches zu finden. Was neues hörte ich auch nicht hervorbringen. Die oftmalige Wiederholung derſelben Einfälle und Redensarten die von verſchiedenen Perſonen geſchahe, wieſen klärlich, daß dieſes gantz alte und auf andern Hochzeiten längſt abgedroſchene Formeln wären. Ihre froſtige Köpfe waren viel zu kalt als daß ſie was neues und angenehmes hätten hervorzubringen vermocht. Das währte nun den gantzen Abendlang; und ihr Lermen verdoppelte ſich: als die Braut in die Schlafkammer geführet wurde; wovon ich nur ſoviel ſagen will, daß man ihr kaum ſoviel Muße gelaſſen, daß ſie ihre Kleidungen ablegen und ſich zur Ruhe begeben können.

Dencket nicht wehrteſte Tadlerinnen, daß ſich dieſes abgeſchmackte Weſen mit dem erſten Hochzeittage geendiget habe. Nein, des andern Tages fingen ſie allererſt an ihre gröſſeſte Gefälligkeit gegen die Braut zu bezeigen. Dazu gab ihnen die albern Gewohnheit des Strohkrantzes Anlaß. Ich ſtehe im Zweifel, ob dieſelbe an Eurem Orte auch im Schwange gehn: darum will ich ſie kürtzlich beſchreiben.

Als man zu Tiſche ſaß und endlich was geſchicktes von unſerm jungen Herrn zu hören verhoffte: ſtunden alle Junggeſellen auf einmal auf/ und gingen zum Zimmer hinaus. Bald kamen ſie alle mit langen Trauermänteln behangen in einem ordentlichen Gefolge/ wiederum herein getreten. Zum Anführer hatten ſie einen Jungen erkohren/ ohne Zweifel weil ſonſt niemand einen Narren vorzuſtellen Luſt hatte. Dieſer trug einen Flederwiſch und eine Leuchte/ und gieng etliche mahl um den Tiſch herum. Gleich nach dieſem kam derjenige ſo die Rede halten ſolte: ſodann folgten die übrigen/ davon der eine den Strohkrantz die andern aber allerhand andre närriſche Sachen trugen. Die gantze Reihe zog etlichemahl um die Tafel und ließ ein ſehr klägliches Heulen und Weinen von ſich hören. Man hätte dencken ſollen/ daß ſie ihre eigene Thorheit beklagen wollen: wenn es nicht wiederſinniſch wäre/ dasjenige zu beklagen/ wornach man mit ſolchem Eifer ſtrebet. Ihrer Meinung nach wolten ſie ihre Betrübnis/ über den Verluſt eines Mittgliedes aus dem Junggeſellen Orden vorſtellen. Man fing an die Rede zu halten/ von welcher ich nichts mehr ſagen will/ als dieſes/ daß bey ihrer

Ausarbeitung die vornehmſte Grundregel dieſe geweſen: Je abgeſchmackter je beſſer. Sobald dieſelbe geendet war: muſten die Anweſenden unter dem Strohkrantze die Geſundheit trincken. Dieſer Krantz iſt würcklich aus Stroh gemacht und von oben her mit allerley kleinem/ aus Holtze verfertigten Hausgeräthe/ nebſt etlichen brennenden Lichtern gezieret. Endlich kam ein überaushöflicher Menſch zur Braut getreten um derſelben den Krantz abzuſtecken. Er vollführte auch ſein Vorhaben mit ſolcher Geſchicklichkeit/ daß er nebſt dem Krantze zugleich eine gute Hand voll Haare aus ihrem Haupte zog/ die man als deutliche Proben ſeiner beſondern Artigkeit anzuſehen hatte.

Ich ſehe es faſt voraus/ daß Euch/ **vernünftige Tadlerinnen**/ dieſe Erzehlungen unglaublich vorkommen werden. Ich ſelbſt würde mich kaum davon überreden laſſen/ wenn ich nicht wäre genöthiget geweſen alles erwehnte perſönlich anzuſehen. Ja es ſcheinet um ſoviel unglaublicher/ wenn man erweget/ daß alle dieſe Thorheiten/ in der Abſicht ſich höflich und gefällig aufzuführen/ begangen werden. Ich verdamme einen unſchuldigen und klugen Schertz aufgeräumter Köpfe nicht: derſelbe erweckt tiefſinnige Gemüther von ihren traurigen Gedancken/ er macht den Umgang angenehm und eine Geſellſchaft vergnügt. Allein wer dergleichen läppiſche Dinge für einen Schertz anſehen kan/ der muß gewiß noch nicht den geringſten Begriff von der Sache haben. Was vor ein ſchlechter Ruhm iſt es derowegen für unſre Mannsperſonen: wenn ſie ſich ſolcher groben Gefälligkeiten gegen uns bedienen? Geſchiehet dieſes auch wohl irgend in andern Ländern? Ja iſt es wohl in den übrigen Landſchaften von Teutſchland ſo gewöhnlich als in Sachſen? Ich kan mirs nicht einbilden/ und deswegen erſuche ich Euch/ **vernünftige Tadlerinnen**/ als **wahrhafte Sächſiſche Patriotinnen**/ ſolchen albern Gebrauch/ und andre vermeinte Höflichkeiten mit lebendigen Farben vorzuſtellen/ und zugleich zu zeigen/ auf was Art und Weiſe eine geſchickte Mannsperſon mit uns umzugehen habe. O daß ſie doch ſolchen heilſamen Lehren folgen möchten! dadurch würde ich gewiß vieler Quaal loß werden und Eure Mühe mit ſchuldigſtem Dancke erkennen. Ich nenne mich

Eure
Elbnahr den 25. May ergebene
1725. Serioſa.

Wir halten die geſchehenen Vorſtellungen vor ſo kräftig, daß wir nicht Urſache haben ſie noch weitläuftiger vorzuſtellen.

Calliſte.

Die Vernünftigen Tadlerinnen

XXXI. Stück.

Mittwochs/ den 1. Aug. 1725.

Canitz.

Verachte mit Vernunft den Wahn der tummen Welt.

Kaum war Calliſte, vor etlichen Tagen, bey mir ins Zimmer getreten, als mein Papagoy, deſſen ich ſchon im andern Stücke unſrer Blätter gedacht habe, mit vollem Halſe etlichemahl zu ſchreyen anſieng: **Buhrinne iſt eine ſtoltze Närrin, Buhrinne iſt eine ſtoltze Närrin.** Sie wunderte ſich über dieſe unvermuthete Rede des Vogels, welche ſie noch niemals von ihm gehöret hatte. Sie wuſte nicht, was dieſe Worte bedeuten ſolten, und bat mich, ihr zu entdecken, warum ich ſolches gethan hätte. Liebe Schweſter, war meine Antwort, mein Vogel nimmt ſich eurer Ehre an, und ſuchet diejenigen mit gleicher Müntze zu bezahlen, die ſich unterſtehen euch auf einige Weiſe zu beſchimpfen. Ein gewiſſes Frauenzimmer der man fürwahr ſolche Einfalt nicht zutrauen ſollte, hat ſich eingebildet ihr hättet in einem eurer Blätter eine Abbildung von ihr gemacht: darum hat ſie ſich dergeſtalt an Euch zu rächen geſucht, daß ſie ihrem Schooßhunde euren Namen gegeben. Sobald ich ſolches erfuhr that es mir ſo wehe, daß ich meinem Papagoy die obigen Worte etlichemahl vorſagte, die er auch mit einer ungewöhnlichen Leichtigkeit gefaſſet; und ſchon mehr als tauſendmahl in Gegenwart unzehlicher Perſonen ausgeruffen hat. Ich würde euch aber die gantze Sache niemals entdecket haben: wenn ihr nicht von ungefehr dazu gekommen wäret, und das Geſchrey eures Verfechters ſelbſt angehöret hättet.

Liebe **Phyllis**, ſprach **Calliſte** zu mir, ſeyd ihr noch ſo einfältig, euch über dergleichen Dinge zu erzürnen? Meynet ihr denn, daß mir dadurch ein Schimpf geſchiehet, wenn ein Hündchen meinen ietzo angenommenen Namen führet? Iſt es doch nicht mein rechter Name, der gewiß allen unſern Feinden biß auf dieſe Stunde unbekannt geblieben, auch noch wohl länger bleiben ſoll. Und geſetzt es wäre mein rechter Name, meinet ihr, daß dieſes was ärgers wäre? Wiſſet ihr nicht, daß manches Schooßhündchen Iſabelle heiſſet, ein Name den Königinnen geführet haben? Glaubet ihr daß eine Fürſtin beſchimpfet werde, wenn eine Bäurin ihr Kind **Sophia**, **Leonora**, **Maria**, ꝛc. tauffen läſt? Was gehet ihr dadurch ab? Wird ſie deswegen geringſchätziger? Höret ſie auf das zu ſeyn, was ſie iſt? Ich will nicht hoffen, daß ihr dieſes glauben werdet. Was kan es mir alſo ſchaden, wenn meinem Namen eben das wiederfähret. *Charmante*, *Jolie*, *Belle*, ſind ja gleichfalls Wörter daraus ſich alles Frauenzimmer eine Ehre machet, ob ſie gleich von unverſtändigen ebenfalls ihren Hunden beygeleget werden. Und wie mancher Hund muß **Tallard**, **Luxenbourg**, **Scanderbeg**, **Sultan** und **Käyſer** heiſſen, ohne daß man daraus eine Beſchimpfung der erwehnten Helden und hohen Würden machen ſolte.

Es iſt wahr, was ihr ſaget, wehrteſte **Calliſte**, erwiederte ich, allein die Abſicht dieſes Frauenzimmers iſt doch böſe, da ſie es ausdrücklich aus Rache gegen Euch gethan: Ihr habt recht, verſetzte ſie, die Rachgier ihres Gemüths iſt das einzige, was man tadeln kan. Allein glaubt ihr, daß dieſe die einzige ſey, die uns feind iſt? wiſſet ihr nicht daß **Placidia** von der wir doch ſoviel gutes geſchrieben von unſerm XV. Blat geurtheilet, daß es werth ſey von dem Hencker verbrant zu werden. Vielleicht iſt ihr Haß und Furcht vor uns Tadlerinnen ſo groß, daß ſelbige durch unſere Lobeserhebungen nicht getilget werden können. Wir werden in dieſer unſerer Meinung geſtärcket, da ſie ſich unlängſt vernehmen laſſen, eine von den Tadlerinnen wäre neulich in der Schulkirche geweſen, und hätte kein Auge von ihr abgewandt, um wieder etwas neues in ihre Blätter ſetzen zu können. O unruhiges Gewiſſen! Und ſolcher ſchwachen Gemüther gibt es noch unzehlich viele. Was wollen wir aber thun? Sollen ſie das Vergnügen haben uns böſe zu machen? Wollen wik uns ihnen gleich ſtellen? Nein, die Ehre wäre zu groß vor ſie. Und was iſt es uns vor eine Schande: wenn andre Leute boshafte Gemüther haben? Genug, daß ſie auf eine ſo ſchlechte Weiſe ihren unmächtigen Zorn an uns auslaſſen müſſen. Ich wolte alſo, daß ihr eurem Papagoy die oberwehnten Worte wieder abgewehnen könntet. Das wird ſich ſo leicht nicht thun laſſen, gab ich zur Antwort, und indem ich dieſes ſagte, fieng er von neuem an, zu ruffen: **Buhrinne iſt eine ſtolze Närrin, Buhrinne iſt eine ſtolze Närrin.**

Wohlan! ich laße mich alſo durch keinen vergeblichen Zorn der Unvernünftigen, in meiner Arbeit hindern. Ich fahre fort die Fehler der Laſterhaften zu entwerfen; und wenn ja an ihnen ſelbſt meine Arbeit vergeblich ſeyn ſolte: ſo werden ſich doch andre daran ſpiegeln und ſich vor demjenigen hüten, was ſie vor den Augen aller Tugendhaften Tadelnswürdig machet.

Dencke nicht du herrſchſüchtige **Xantippe**, dencke nicht daß deine unvernünftige Kinderzucht unſern Augen verborgen ſey: wir haben dir ſchon eine geraume Zeit mit groſſem Verdruße zugeſehen. Daß wir dir die nöthigen Warnungen darüber nicht eher mitgetheilet, iſt aus guten Abſichten geſchehen. Wir haben gehoffet, du würdeſt dich durch die Furcht, in unſern Blättern abgemahlet zu werden, auf einen beſſern Weg bringen laſſen. Da es aber bißhero nicht geſchehen: ſo können wir dich nicht länger ſchonen. Wir bejammern deinen Mann, dem du das Joch deiner Herrſchaft ſo meiſterlich über den Hals geworfen, daß er ietzo ohne deinen Willen nicht das geringſte mehr thun kan. Wir bedauren deinen Sohn den du aus einer unvernünftigen Affenliebe ſo verzärtelſt. Wir bedauren endlich am allermeiſten deine artige Tochter, die ihrer Tugenden halber, wohl einer beſſern Mutter würdig wäre. Wer kan es ohne ein hertzliches Mitleiden anſehen, wie grauſam du Tyrannin, mit dem lieben Kinde umgeheſt. Wie oft haben mir ſchon die Thränen in den Augen geſtanden: wenn ich dein grauſames Verfahren gegen daſſelbe entweder von andern erzehlen gehöret, oder ſelbſt angeſehen habe. Du ſchmähleſt, du keiffeſt, du ſchlägeſt und ſtraffeſt ſie ohn Unterlaß. Du verdieneſt den Mutternamen nicht mehr. Dein gräuliches Stäupen macht dich zu einer Henckerin an ihr.

Und was iſt es, womit die unſchuldige Seele deinen wütenden Zorn verdienet. Hat ſie nicht bis in ihr 14tes Jahr ſoviel gelernet als du ſelber biß auf dieſe S[illegible]nde nicht kanſt? Redet ſie nicht franzöſiſch? Verſteht ſie nicht das Latein? Lieſet ſie nicht Griechiſch und Hebräiſch als ihre Mutterſprache? Kan ſie nicht alle Gattungen des Nähens und Stickens, davon du ſoviel Werckes macheſt? Iſt ſie nicht von angenehmer Leibesgeſtalt? Tantzet ſie nicht wohl? Iſt ſie nicht höflich, freundlich und beſcheiden gegen jedermann? Was verlangeſt du mehr, harte Rabenmutter? Ich ſehe daß du ihr einige Fäden um die Hände wickelſt, ein Licht ergreifeſt und dieſelbe anzündeſt, auch wohl mit Ruthen drein ſchlägeſt, wenn ſie dieſelbe nicht ſtille halten kan. Ich ſehe wie blutrünſtig dieſelbigen täglich ſind, wie alle Fingerchen ſo dicke aufgelauffen ſtehen. Warum thuſt du alles dieſes? Darum, ſprichſt du, weil das Aaß nicht Spitzen genug kleppeln will.

Iſt das nicht ein unvernünftiges Verfahren! Iſt dir eine Elle von dieſem phantaſtiſchen Gewebe, lieber, als dein Kind? Muß es denn nothwendig ſein Brodt durch dieſe läppiſche Arbeit verdienen? Geſetzt, daß deine Tochter gar kein

Geſchicke dazu hätte; hat dir GOtt nicht ſoviele Mittel gegeben, daß du ſie ohne ihre Arbeit damit verſorgen könteſt? Sind nicht arme Kinder genug die um ihr tägliches Brodt zu GOtt ruffen, welches ſie mit dieſer langwierigen Beſchäftigung verdienen müſſen? Gieb dieſen etliche Thaler zu löſen, und halte dein Kind zu andern Dingen. Zudem iſt es falſch daß deine Tochter keine Spitzen machen könne, oder wolle. Ich habe es ſelber geſehen, daß ſie dergleichen künſtliche Arbeit verfertiget hat davon die Elle nicht weniger als 8. Reichsthaler koſtet.

Allein ich weiß ſchon die wahrhafte Urſache deiner Strengigkeit gegen dein wohlgerathnes Kind. Du haſt alle deine Neigung deinem Sohne gewidmet; Dieſen liebeſt du über alles, dieſen verzärtelſt du, dieſen wirſt du dadurch unglücklich machen. Dieſer weiß dir zu ſchmeicheln, wie du es ſelbſt verlangeſt. Allerliebſtes Mammachen iſt das erſte und letzte Wort, ſo er im Munde führet. Dadurch hat er dich gewonnen, dadurch erhält er auch deine Gewogenheit. Deine Tochter hat ein weniger ſclaviſches Gemüthe, ſie hat keine ſo niederträchtige Seele, ſie hat nicht Urſache, ihre Bosheit durch ſolchen Firnis ſchöner Worte und Schmeicheleyen zu verkleiſtern, wie dein Sohn thut. Darum biſt du ihr gram. Sie unterläſſet nicht dich als eine Mutter zu ehren. Geſchieht es mehr aus Furcht als aus Liebe: ſo haſt du ſelber Schuld. Fange ſelber an ihr deinen mütterlichen Affect zu zeigen: ſo wirſt du ſehen, daß ſie ſich zärtlicher gegen dich bezeigen wird, als dein ſchmeichelnder Sohn thut, der nur die Erfüllung ſeiner Begierden dadurch zu erlangen ſuchet.

Ich nehme bey dieſer Vorſtellung Gelegenheit, zwey nöthige Betrachtungen anzuſtellen. Die erſte betrift das wunderſame Gewebe, welches wir Spitzen nennen. Doch getraue ich mir davon nichts ſinnreichers zu ſagen als was die Schweitzermahler in ihren Diſcourſen auf dem 129ſten Blate des andern Theils geſchrieben haben. „Ein Menſch, „ſchreiben ſie, der ſein Lebetage keine Spitzen geſehen, und im „übrigen eine billige Hochachtung für unſer Frauenzimmer

„heget, ſolte auf die Meinung gerathen, daß dieſelbigen ein
„vortrefflich ſchöner Schmuck ſeyn müſſen, wenn man ihm
„ſagte, daß ſich die ſchönſten Hände damit müde arbeiten,
„und die wohlgemachteſten Jungfern, ſich ohne dieſelbe nicht
„wohlgekleidet zu ſeyn, bedüncken laſſen. Wenn ihr einer
„jungen Dame in der erſten Stunde des Morgens eine Be-
„ſuchung machet, ſo werdet ihr ſie auf dem Spitzenpulte be-
„ſchäftiget antreffen. Beſuchet ihr ſie an den ſpäten Abende
„das anderemahl, ſo wird ſie ſich noch mit dergleichen Bemü-
„hung ſchleppen. Aber was vor ein Urtheil vermeinet ihr,
„würde der Mann, den ich euch fürgebildet habe, der nehmlich
„keine Spitzen geſehen hat, von dieſen groſſen Liebhaberinnen
„der Spitzen fällen, wenn er hernach dieſe unförmliche Ge-
„burt einer Gothiſchen Fantaſie die allen Regeln feind iſt,
„zu ſehen bekäme? Es iſt gewiß daß ſein Urtheil zu ihrer grö-
„ſten Unehre ausfallen würde. Er würde ihnen ihr Original
„in denen Zierrathen der Baukunſt unſrer beyden Münſter-
„kirchen (zu Zürich in der Schweitz) vorweiſen, welche den Go-
„thiſchen Meiſter nicht verleugnen köñen, der ſie erbauet hat.
„Dieſe heßlichen Zierrathen ſtellen euch tauſend krumme Zü-
„ge und ungeheure Liniamenten vor, die kein Original in der
„Natur haben, aber den Spitzen vollkommeñ ähnlich ſind.
„Die Jungfern glauben vielleicht daß dieſe ſchönen Figuren,
„welche ſie in den Spitzen herausbringen Röschen und Tul-
„pen ſeyn, und alſo durch die Aehnlichkeit ſo ſie mit denſel-
„haben das Auge erfreuen. = = Welche Summe ſoll ich
„von dem Gelde ſetzen daß unſre Weiber und Töchter auf
„Spitzen wenden? Sie beläufft ſich höher, als diejenige, ſo ſie
„für Leinwand ausgeben. Ich kenne die Frau eines Hand-
„wercksmannes die auf einem Hemde an Spitzen trägt,
„was ihr Mann in einer Wochen mit dem Schweiſſe ſeines
„Angeſichts erworben hat. = = Ein eintziges paar Manchet-
„ten iſt ſchon auf vierzehn Thaler geſtiegen. = = Und daß
„iſt gewiß, daß ein Edelmann bey uns genöthiget wird, die
„Einkünfte die er von einem gantzen Dorfe hat zu jährlichen
Spitzen für die Frau zu widmen „ So weit die Mahler.

Es wäre in der That zu wünſchen daß dieſe ſo theuer, unförmliche Gothiſche Tracht zu unſern Zeiten gantz ins Vergeſſen geſtellet würde. Wie manchen Thaler könnte ein Frauenzimmer zu andern Zierrathen die vernünftiger ſind, erſpahren? Wie mancher Bräutigam dörſte nicht ſoviel Geld an dieſe unnütze Spinnenwebe wenden, welche deſtotheuer iſt, je leichter ſie zunicht werden kan. Wie manches arme Kind würde auch ſeiner Plage loß werden, welche es des Spitzenpultes halber erdulden muß. Ja wie viel ungedultige Flüche würden nicht nachbleiben/ die oft bey oftmaliger Zurreißung des mürben Zwirns oder wegen Verwirrung ſovieler hundert Fäden ausgeſtoſſen werden. Wie nützlich könnte die lange Zeit die zu der unförmlichen Spitzenmacherey verſchwendet wird/ zur Verfertigung künſtlicher Tapeten mit ausgeneheten Blumen/ Hiſtorien und Landſchaften gebrauchet werden. In dieſer edlen Kunſt iſt vorzeiten das Römiſche Frauenzimmer geübt geweſen/ als man den übeln Gothiſchen Geſchmack noch nicht über die Alpen hatte kommen laſſen. Darinnen läſſet ſich mehr Verſtand und Lebhaftigkeit blicken/ als in dieſer ungereimten Verwickelung/ Zuſammendrehung und Durchwirckung faſt unſichtbarer Flachsfäſerchen/ die nichts als ein durchlöchertes Sieb ohn alle vernünftige Ordnung der Löcher vorſtellen. Doch nein/ ich beſinne mich! die Spitzenmacherey iſt gut die Gedult des Frauenzimmers zu prüfen. Ich rathe deswegen einem jeden Freyer/ daß er/ ſeine Liebſte kennen zu lernen/ ihr die Fäden auf ihrem Pulte/ ſoviel möglich durcheinander werfe und in Unordnung bringe/ auch wohl eine Hand voll abreiſſe. Kan ſie dieſes ein/ zwey/ drey biß viermahl mit Gelaſſenheit ertragen/ und ihm dennoch gewogen bleiben: ſo mag er endlich glauben/ daß ſie ihn ernſtlich liebe. Allein ich weiß gewiß/ daß ſich auf dieſe Weiſe wenige Frauenzimmer einlaſſen werden: darum rathe ich ihnen alle ihre Pulten beyzeiten an die Seite zu ſchaffen. Die Mannsperſonen ſind ſchlimm. Sie könnten vielleicht dieſen Vorſchlag unter allen denen die wir ihnen ſchon gethan/ am allererſten ausrichten. Und wie ſchlecht würde es alsdann um das Heyrathen dererjenigen ſtehen/ die ihre Ungedult nicht bergen/ und ihre Liebe durch keine ſogroſſe Merckmahle bekräftigen könnten?

Die andre Betrachtung betrifft die ungleiche Liebe der Eltern gegen ihre Kinder. So gemein dieſe Sache iſt/ ſo ſchädlich iſt ſie. Kaum wird ein Vater oder eine Mutter gefunden werden/ die etliche Kinder haben/ wo ſich nicht ſogleich ein Unterſcheid in der Liebe ſolte blicken laſſen. Bald fällt der Vater auf die Söhne und die Mutter auf die Töchter. Bald geht es umgekehrt. Bald lieben beyde Eltern ein Kind vor allen andern; bald machen ſie zwey wiederwärtige Partheyen/ indem einer dasjenige liebet/ was der andre haſſet. Was iſt nun ſchädlicher als dieſes Verfahren der Eltern. Was vor Feindſchaft entſteht nicht/ theils unter ihnen ſelbſt/ theils unter den Kindern deswegen? Es iſt gantz natürlich/ daß der gehaſſete dem geliebten gram werden muß. Ja dieſe Feindſchaft/ die in ſo zarten Hertzen Wurtzeln ſchlägt/ kan oft Lebenslang nicht ausgerottet werden. Ich gebe zu/ daß oft ein Kind ſeines guten Verhaltens wegen mehr Liebe verdienet als das andre. Allein davon iſt die Rede nicht. Wenn die Gewogenheit der Eltern eine Vergeltung der Tugend iſt; ſo hat ſie einen guten Zweck; wenn nur die Entziehung äuſſerlicher Liebesbezeugungen den innerlichen Affect nicht gantz erſticket. Auch ein ſtraffender Vater liebet ſein Kind; ja die Ruthe muß eine Wirckung ſeiner Liebe ſeyn. Nur diejenige Ungleichheit der Liebe/ da Eltern aus einem blinden Eigenſinn/ und um nichtiger Urſachen halber ein Kind dem andern vorziehen richtet ein ſolches Unheil an. Ich will euch eine Fabel erzehlen welche ich nennen will

Der Mann/ der Hund und die Katze.

Ein Mann der eine Katze und einen Hund in ſeinem Hauſe hatte/ liebete die erſtere mehr/ als den andern. Sie lag mehrentheils in ſeinem Schooße. Er ſtreichelte ihr unaufhörlich über das ſanfte Fell/ er aß keinen Biſſen/ den er nicht mit ihr theilete/ und des Nachts ſchlief ſie auf ſeinem Hauptküſſen. Der Hund hingegen/ bekam kaum die Knochen ſo man zum Hauſe herauswarf. Er durfte nicht in die Stube riechen/ ſo wurde er mit Prügeln hinausgetrieben. Indeſſen wachte er doch Tag und Nacht vor die Wohlfarth des Hauſes/ er folgte ſeinem Herrn wo er hingieng/ behütete auf Reiſen ſeine Sachen/ und auf der Jagd hat er ihn oft aus Lebensgefahr errettet. Die verzärtelte Katze aber mauſete nicht: weil ſie niemals hungerte; ſie lernete keine Kunſt: weil dieſes ohne Schläge nicht abgegangen wäre. Doch muſte eine jede Bewegung ihres Schwantzes ein beſondres Zeichen/ ihrer Klugheit heiſſen; denn er ſagte/ daß ihr von einem menſchlichen Verſtande nichts als die Rede fehle. Oft ward ſie gantz wilde/ und ſprang auf Tiſchen und Fenſtern herum/ zerbrach Gläſer/ Porcellan und Spiegel: allein es ward ihr alles geſchencket; maßen ihr Herr ſagte: ſie verſtehe es nicht beſſer/ man hätte ſie nicht ſcheuchen ſollen/ ja der Hund muſte oft das Bad entgelten. Als der Herr ſtarb: fieng der Hund ein erbärmliches Heulen an/ und wolte in etlichen Tagen weder freſſen noch ſauffen: die Katze hingegen ſchlich ſich zu ſeinem Sarge/ kratzete ihrem Wohlthäter die Augen aus dem Kopfe/ und fraß ihm Naſe und Ohren ab. Da ſah man/ daß derjenige der Liebe ſeines Herrn am würdigſten geweſen/ der ſie am wenigſten genoſſen hatte.

Phyllis.

XXXII. Stück

Die Vernünftigen Tadlerinnen

Mittwochs/ den 8. Aug. 1725.

Canitz.

Dis iſt der alte Streich verſchmitzter Buhlerinnen/
Die weinen oft um nichts/ um etwas zu gewinnen.

Man hat zu allen Zeiten ſehr viel von den Verſtellungen des weiblichen Geſchlechts geſprochen. Es iſt faſt kein Hiſtorienſchreiber zu finden, der nicht zum wenigſten etliche Exempel davon aufgezeichnet hätte. Die heiligen Bücher ſelbſt gedencken einer liſtigen Delila, die durch ihre verfluchte Künſte einen unüberwindlichen Helden bezwungen. Und ich beſinne mich, daß Cleopatra, die neulich von unſrer Calliſte im Reiche der Todten redend aufgeführet worden, faſt verdiene für eine Meiſterin in dieſer Verſtellungskunſt gehalten zu werden. Man leſe nur das Trauerſpiel Lohenſteins, welches ihren Namen führet: ſo wird man davon genugſam überführet werden. Indeſſen iſt mir bißher noch keine Betrügerey einer verſchmitzten Weibesperſon vorgekommen, die mich in ein ſolches Erſtaunen geſetzet, als diejenige, ſo ich dieſer Tage in einer gewiſſen Reiſebeſchreibung geleſen. Ich überſetzte ſie ſogleich, wiewohl mit einiger Freyheit in meine Mutterſprache, und beſchloß dieſelbe eheſtens meinen Leſern mitzutheilen, dabey aber einige Moraliſche Betrachtungen anzuſtellen.

Ein Pariſiſcher Parlamentsrath, fuhr eines Tages durch eine abgelegene Straſſe dieſer überaus weitläuftigen Stadt, in welcher Straſſen ihrer entfernten Lage halber, ſehr wenige Leute ihrem Gewerbe nachzugehen hatten. Er mochte kaum in die Helfte derſelben gekömmen ſeyn: als er von weitem ein junges und wohlgekleidetes Frauenzimmer gewahr wurde. Er hörte ihr klägliches Geſchrey. Er ſahe, daß ſie die Arme bald von einander warf, bald über dem Haupte zuſammen ſchlug. Er bemerckte, daß ſie die Augen, ſo ihr voller Waſſer ſtunden, bald gen Himmel, bald wieder zur Erden richtete. Kurtz zu ſagen, daß ſie alle Merckmahle einer wahrhaften Verzweiffelung an ſich blicken ließ. Das Raſſeln der Räder an ſeiner Kutſche, und das Getöſe ſo die Pferde mit ihren Füſſen auf dem Pflaſter erweckten, verurſachte, daß ſich dieſe Wehklagende umſahe, ein wenig ſtille ſtund, die Thränen von ihren Wangen wiſchete, und ſodann ihren Weg mit langſamen Schritten fortſetzete. Der Parlamentsrath hatte ſie kaum eingeholet: als er dem Kutſcher ſtille zu halten befahl, und dieſe Unglückliche nach der Urſache ihrer Betrübnis zu fragen anfing. . Was fehlt ihr meine Jungfer? war ſeine Anrede. Ich ſehe ſie gantz voller Thränen. Iſt ihr in ihrer Familie irgend was ſchmertzliches begegnet; oder fehlt ihr ſonſt was? Sie ſage es nur frey heraus. Sie iſt zu allem Glücke in gute Hände gerathen. Viele würden ſich ihr Unglück zu Nutzen zu machen wiſſen: bey mir hat ſie nichts zu beſorgen. Ich bin ein ehrlicher Mann: ich habe Gottlob das Vermögen ihr zu helffen, und an meinen guten Willen fehlt es auch nicht. Sie ſage nur, womit ich ihr dienen kan.

Wiewohl das erwehnte Frauenzimmer nur ſechzehn oder ſiebenzehn Jahre alt zu ſeyn ſchien: ſo wuſte ſie ſich doch augenblicklich zu faſſen, und ſich gantz ernſthaft anzuſtellen. Sie ſagte mit einer ſittſamen Geſichtsſtellung, ſie ſey ihm für ſein gütiges Anerbieten ſehr verbunden: ihr fehle gar nichts; und darum ſey es vergebens, daß er ihr ſeinen Beyſtand verſprochen hätte. Sie verlange auch nichts mehr von ihm, als daß er ſie ungehindert ihre Straſſe wolle gehen laſſen. Dieſer artige Herr war damit nicht zu frieden: er fuhr fort ſein Mitleiden auf eine liebreiche Art zubezeugen, und vergaß nichts, wodurch er in ihr, ein Vertrauen gegen ſich zu erwecken hoffte. Nach vielem Anhalten, und unzehlichen Verſicherungen, ſchien ſie endlich nachzugeben; ſie fing an ihre Noth zu klagen, und ihr Schmertz ward dabey von neuem rege; ſo gar, daß ſie ſich auch vor Wehmuth der Thränen nicht mehr enthalten konnte. Ach ja, mein unbekannter Gönner! ſagte ſie mit unterbrochener Stimme; Sie haben vollkommen recht: ich elende bin meiner ſelbſt nicht mehr mächtig. Mein Gemüth iſt halb verzweifelt: ich lauffe unaufhörlich durch die Straſſen, und es fehlt nicht viel, daß ich mir nicht was leides thue. Ich bin die einzige Tochter meines ſeligen Vaters, der mich ſo lieb gehabt, daß er mich auch faſt angebetet hatte. Was er mir an den Augen abſehen konte, das that er mit dem gröſſeſten Vergnügen, und ich habe ihn niemals was gebeten, welches er mir abgeſchlagen hätte. Er war noch in ſeinen beſten Kräften: als ihn GOtt vor einem Jahre zu ſich nahm; da war es ihm ſchwerer mich zu verlaſſen, als ſein eigenes Leben zu verlieren. Dieſe zärtliche Liebe bewog ihn kurtz vor ſeinem Ende, mich ſeiner Frauen, die er nach meiner Mutter geheyrathet auf das nachdrücklichſte anzubefehlen. Sie muſte ihm und mir ſelber die Hand geben, und faſt eidlich verſprechen, mich allezeit mütterlich zu lieben. Sie that dieſes alles gantz willig, ſie umhalſete mich in ſeiner Gegenwart etliche mahl, und bekräftigte ihr liebreiches Verſprechen mit einem Strome von heiſſen Thränen. Aber ach! GOtt ſey es geklaget, wie es mir Unglückſeligen nach der Zeit ergangen. Kaum hatte der liebe Mann ſeine Augen geſchloſſen: als dieſe grauſame Stiefmutter anfing mich ihre Tyranney empfinden zu laſſen. Nunmehro geht kein Augenblick vorbey: da ſie mich nicht mit den ärgſten Schimpfworten, und Drohungen martert. Ja vom Drohen kommt es nicht ſelten zu Schlägen: und heute hat ſie mich, nach einem ſehr harten Tractamente gar zum Hauſe herausgeſtoſſen. Ach ich Unglückſelige! Ich verlaſſene Weyſe! O daß mein Vater nicht mehr lebet, der gewiß im Grabe keine Ruhe haben würde: wenn er wüſte, daß es mir ſo elend ginge. Sie lieſſen ihr nun die Zähren mit ſolcher Heftigkeit über das Angeſicht, und ſie begleitete dieſelbe mit ſovielem Schluchzen, und kläglichen Geberden: daß ſich ein Stein über ſie hätte erbarmen mögen.

Mein liebes Kind! gab der Parlamentsrath zur Antwort: das iſt ein gewaltſames und unbilliges Verfahren. Ich beklage ſie hertzlich. Sie ſetze ſich zu mir in den Wagen: ich will ſie zu ihrer Frau Mutter bringen, und ſie entweder miteinander vereinigen: oder doch zum wenigſten die Urſache einer ſo gefährlichen Uneinigkeit erfahren. Er hatte ſehr viel Mühe, ehe er ſie bewegen konte ſeinen Vorſchlag anzunehmen. Der Zorn ihrer Stiefmutter machte, daß ſie zitterte und bebete: und ſie wolte ſich anfänglich durchaus nicht wagen derſelben vor die Augen zu kommen. Doch endlich entſchloß ſie ſich dazu: ſie ſtieg in die Kutſche, und man fuhr nach ihrer Anweiſung fort, bis vor die Wohnung ihrer vorgegebnen Stiefmutter. Das Haus dieſer Wittwe ſahe ziemlich gut aus, und war durch eine ſtarcke Mauer, welche den Vorhof umgab, von der öffentlichen Straſſe abgeſondert. Sie ſtiegen aus, und der Parlamentsrath fragte einen Bedienten, ob es ſeiner Frauen gelegen wäre ein paar Wort mit ihm zu ſprechen. Er ward in einen wohltapezierten Saal genöthiget, darinnen er ihre Ankunft erwarten ſolte. Sie kam auch in der That, und wie entſetzte er ſich: als er einer ungefehr vierzigjährigen Frauen an ſichtig wurde, die wohlgewachſen, ſchön, von geſchicktem Leibe, und einer angenehmen Geſichtsbildung war: ja die mehr einer vornehmen Dame, als gemeinen Bürgerfrauen äh lich ſahe. Nach einigen Complimenten erzehlte er ihr, au das umſtändlichſte alles, was zwiſchen ihm und ihrer To ter vorgegangen war. Er ſtellete ihr darauf die übeln Fo gen vor, die dergleichen Begebenheiten nach ſich ziehen k ten. Und als er ſie um Vergebung gebeten, daß er ſich b

Fre

Freyhit genommen/ſich in ihre häusliche Angelegenheiten zu miſchen: erſuchte er ſie ſehr höflich/ ihm die Urſachen ihrer Uneinigkeit zu entdecken. Die Frau bedanckte ſich für die gegen ihre Familie bezeugte Güte, und hub an die Aufführung ihrer Tochter ſo ſchwartz abzumahlen/ als ihr immer möglich war. Sie wolte von derſelben/ und ihrer Wiederannehmung weder hören noch wiſſen; biß ſie doch endlich in Betrachtung eines ſo anſehnlichen Schiedmannes dieſelben vor ſich kommen ließe. Die Vorſtellungen/ſo er hier abermahl gegen beyde thate/ fruchteten indeſſen ſoviel/ daß die Tochter wieder zu Gnaden angenommen wurde: und er ruhete nicht eher biß ſie ſich einander verſprechen muſten/ die Tochter zwar ins künftige gehorſamer zu ſeyn/ die Mutter hingegen etwas mehr durch die Finger zu ſehen und ſich ſo zu verhalten/ als eine zärtliche Mutter gegen ihre leibliche Kinder zu thun pfleget.

Wie vergnügt war nicht der Parlamentsrath dabey? und wie hertzlich freuete ſich der mitleidige Mann/ daß er an dieſer Vereinigung ein ſo gutes Werck geſtiftet hätte! Die Tochter muſte ihren Abtrit nehmen/ und die Mutter fing nochmals an die groſſe Verbindlichkeit zu bezeugen/ die ſie ihm für dieſe ſonderbare Güte ſchuldig wäre. Sie bat ihn inſtändigſt um die Erlaubnis/ mit ſeiner Eheliebſten Bekantſchaft zu machen/ als wodurch ſie Gelegenheit haben würde/ ſich zuweilen ſeiner heilſamen Anſchläge zu bedienen. Ja ſie trieb endlich ihre Gefälligkeit ſo hoch/ daß ſie ihn erſuchte ihr zu Mittage die Ehre ſeiner Geſellſchaft zu gönnen/ und mit ihr zu ſpeiſen. Der Tiſch ſeye ſchon gedecket/ und da ſie eben Gäſte bey ſich haben würde: ſo fände ſie ſich im Stande/ demſelben drey oder vier gute Schüſſeln vorzuſetzen. Dieſes Compliment brachte ſie mit einer ſo redlichen und lieblichen Mine hervor/ daß es ihm nicht möglich war ihrer Einladung eine abſchlägige Antwort zu geben. Er befahl ſeinem Kutſcher zu Hauſe zu melden/daß man auf ihn nicht warten dürfe/ und innerhalb zwey Stunden ſolle er wieder da ſeyn ihn abzuholen. Hierauf verließ ihn die Wirthin mit ſeiner Genehmhaltung: weil ſie ihrem Vorgeben nach/ noch einige Anſtalten zu machen hätte: er aber ſpazierte indeſſen in dem Zimmer auf und nieder/ und erwartete ihre Zurückkunft.

Nachdem er drey oder viermahl hin und hergegangen war: geſchahe es/ daß er im Umwenden von ungefehr an den Teppich fühlte/ womit die Mauren des Gemachs behangen waren. Er bemerckte dabey/ daß die Wand hinter demſelben hohl ſeyn müſſe/ und ſeine Neugierigkeit trieb ihn dieſen Ort genauer zu beſehen. Es kamen auf eben dieſer Stelle zween Teppiche mit ihren Enden zuſammen/ ſo/ daß der eine etwa eine halbe Elle über den andern reichete. Er hub den oberſten auf/ um zu ſehen was dahinten wäre: allein man kan leicht dencken/ was ihn vor ein heftiges Schrecken überfallen: als er einen gantz nackten und blutigen Menſchenkörper gewahr wurde/ der vermuthlich nicht lange zuvor ermordet/ und auf das Stroh/ eines in dieſer Mauer gemachten Bettes/ hingeworfen war. Er ließ vor Entſetzen den Teppich aus den zitternden Händen fallen/ und da ihn dieſer ſchreckliche Anblick belehrete/ in was für ein Haus er gerathen wäre/ und was ihm auch begegnen könte: ſprang er als ein Blitz aus dem Zimmer/ und lief voller Beſtürtzung zum Hauſe heraus. Er war ſchon mitten im Vorhofe/ ehe ihn jemand im Hauſe gewahr wurde. Man rief ihm auf das freundlichſte nach: man bat ihn/ er möchte ſich die Zeit nicht lang werden laſſen: die Frau werde ſogleich wieder bey ihm ſeyn: es ſey alles fertig die Mahlzeit anzufangen/ und was dergleichen Dinge mehr waren. Allein vergebens: das alles war viel zu ſchwach unſern Parlamentsrath aufzuhalten. Er verdoppelte ſeine Schritte/ und ruffte ihnen rückwerts zu: es ſey ihm was nothwendiges eingefallen/ welches keinen Verzug verſtatte; er wolle augenblicklich wiederkommen/ und die Mahlzeit gar nicht aufhalten/ oder bey ſeiner Wiederkunft ſchon genug finden: wenn ſie gleich den Anfang im ſpeiſen zu machen beliebeten. Indeſſen kommt er an das äuſſerſte Hofthor/ und ſiehe! als er hinaustrit: ſtehen ſchon vier groſſe und baumſtarcke Böſewichter da/ welche ohne Zweifel beſtellet waren ihm eine blutige Mahlzeit anzurichten/ und dadurch ſeine gutgemeinte Bemühung zu belohnen. Aber es war zu ſpat: der ehrliche Mann war ihren Klauen entgangen. Die verwegne Kuplerin war in ihrer mörderiſchen Hoffnung betrogen/ und die junge Hure/ ſo ausgelehret ſie war/ hatte ihre Rolle vergeblich geſpielet. Indem ich dieſes ſchreibe kommet unſre **Calliſte** von einem Beſuch zu mir/ und erzehlet mir eine Begebenheit von der **Variable**/ welcher wir faſt keinen bequemern Platz in unſern Blättern/ als hie anweiſen können. Ich will zwar nicht ſagen/ daß die **Variable** ſchon in einerley Claße der Buhlerſchule mit obigen ſitze: allein wer auch nur die niedrigſte Stuffe eines Laſters betreten/ der hat kein ander Mittel von der höchſten entfernet zu bleiben/ als daß er ſtille ſtehe/ und zurücke gehe. Vielleicht hat unſere Vorſtellung dieſe Würckung bey derſelben zu ihrem eignen Beſten. **Variable** hatte durch ihre Künſte einen gewiſſen jungen Menſchen/ der ſich **Beſſarion** nennete/ dergeſtalt eingenommen/ daß er ohne dieſelbe nicht leben konte: doch ſuchte derſelbe den Zweck ſeiner Liebe nicht auf verbotnen Wegen zu erhalten. Er entdeckte ſeine Abſicht ihrer Mutter/ dieſe ließ ſich deſſen Antrag gefallen/ und verſprach ihm/ ohne Zweifel aus Verlangen ihre flatternde Tochter an einen Mann zu binden/ dieſelbe zur Ehe. Wie erfreuet war der verliebte **Beſſarion** über dieſes vermeinte Glücke! Allein du irreteſt/ betrogner Liebhaber! Deine **Variable** verſtellte ſich/ und liebte dich nicht redlich. De

war

wareſt nicht lange von ihr entfernet: ſo räumete ſie ihr unbeſtändiges Hertz einem andern ein/ und thate/ als wolte ſie von ihrem **Beſſarion** nichts wiſſen; ob ſie gleich ſeiner Flamme durch verliebte Briefe noch kurtz vorhero Nahrung zugeſchicket. Aber was ſie an dieſem verübte/ das wiederfuhr ihr ebenfalls. Der neue Liebhaber wird der unruhigen **Variable** bald überdrüſſig: er ergreifft die zum Brechen gegebene Gelegenheit mit beyden Händen: er ließ ſie ſitzen/ und zoge davon. **Beſſarion**/ der ſeiner unglücklichen Liebe halber faſt verzweifeln wolte/ reitet um ſich die Grillen zu vertreiben auf die Jagd. Er geht in ſeinen bekümmerten Gedancken mit dem geladenen Gewehr ſo unvorſichtig um/ daß er ſich ſelbſt den Arm durchſchieſſet. Die Wunde iſt gefährlich; man will ſie ihm verbinden: er aber will es nicht zulaſſen. Er freuet ſich/ daß er auf ſolche Weiſe ſein jämmerliches Leben bald endigen werde. Er verblutet ſich allmählich/ und gibt unter tauſendmaliger Wiederholung des Namens ſeiner vergeblich geliebten **Variable** den Geiſt auf. **Variable** die noch über die Unbeſtändigkeit ihrers letztern Liebhabers in Unruh iſt/ erfähret dieſen Unglücksfall. Und wer wolte ſich verwundern: wenn ſie darüber in die tiefſte Traurigkeit gerathen wäre? Doch die Leichtſinnigkeit wircket noch mehr/ als die Aufrichtigkeit. Sie ſtellet ſich ungeberdiger/ als eine halbraſende/ und läſt zween Tage lang eine ſo tieffe Traurigkeit an ſich erblicken/ als die getreueſte Seele bey dem Grabe ihres Bräutigams nicht thun kan. Allein dieſes iſt nichts/ als eine bloſſe Verſtellung. Acht und viertzig Stunden ſind ihr ſchon zu lang ihren Schalck zu verbergen. Sie höret plötzlich auf zu trauren/ und wird des folgenden Tags ſo vergnügt/ als wäre ihr von dem unglückſeligen **Beſſarion** nicht das geringſte zu Ohren kommen. Wie hätte ſich eine wahrhafte Betrübniß ſo leichte aus den Sinn ſchlagen laſſen? Oder wer verfället in verzweifelnde Geberden/ der alles Unglück mit ſtandhaftem Muth zu ertragen geübet iſt? Ich habe bey dieſen beyden Geſchichten bishero nichts weiters gethan/ als dieſelbe ſo erzehlet/ wie mir die Glaubwürdigkeit befiehlet. Solle nun nicht bloß die Neugierigkeit meiner Leſer gekützelt; ſondern ein beſſerer Nutzen erhalten werden? ſo werd ich nicht verdrießlich fallen; wenn ich bey der erſtern mit dem Finger auf eine unerhörte Boßheit zweyer argliſtigen und verwegnen Weibsſtücken weiſe; und die andre eine Abbildung eines leichtſinnigen und brauſenden Gemüthes nenne. Derjenige müſte fürwahr ſehr unfruchtbar an Gedancken ſeyn/ deme nicht aus beyden Begebenheiten eine Menge nützlicher Lehren einfallen ſolte. Wenn würd ich aber zu Ende kommen: wenn ich alle diejenigen Betrachtungen herſchreiben wolte/ die man dabey anſtellen kan. Die Enge des Raums erlaubet mir nur einige Schlüſſe daraus zu machen/ die ich meinen Leſerinnen zu weiterer Erwegung mittheile.

1. Abgelegne Häuſer/ und einſame Gaſſen ſind zumal in groſſen Städten gemeiniglich der Auffenthalt verdächtiger Einwohner. Wer ſeine Ehre und Leben lieb hat/ der meidet ſie nicht weniger/ als die Mördergruben.
2. Eine unzeitige und übereilte Barmhertzigkeit bekommet ſo ihren rechten Namen: wenn ſie ohne behörige Erwegung der Umſtände gantz fremden und unbekanten Leuten/ auſſer augenſcheinlicher Noth und überflüßig erzeiget wird. Sie verdienet keine Stelle unter den wahren Tugenden/ und hat manche wollüſtige Weichhertzigkeit in leichtvermeidliche Gefahr und Schaden gebracht.
3. Das Geſetz der allgemeinen Liebe verbindet uns nicht: wenn deſſen Beobachtung uns in gröſſere Gefahr und Schaden ſtürtzet/ als der Nutzen iſt/ den wir einem andern damit ſchaffen.
4. Die Redlichkeit muß man nicht aus den Minen; ſondern aus einer langwierigen Würckung beurtheilen: unter einem gütigen Geſichte ſteckt bißweilen ein boßhaftiges Gemüthe.
5. Ein freundliches Geſichte eines Frauenzimmers iſt öfters eine Hülſe eines giftigen Wurms: und ein kluger hält unter 1000. angenehmen Geberden derſelben nicht 10. für unbetrüglich.
6. Wer ſich ohne Noth in fremde Händel miſchet: der iſt nicht zu beklagen; wenn er ſchlechten Lohn davon träget.
7. Ein unſchuldiger verdirbet nicht leicht im Unglücke.
8. Je mehr ein Menſch im winſeln und jammern ausſchweiffet: je gröſſern Verdacht einer ſchlechten Tugend gibt derſelbe. Wahre Tugend iſt in Glück und Unglück gleichmüthig: Leichtſinnigkeit verfällt von einem Ende aufs andre.
9. Eine unbeſtändige oder treuloſe Liebe iſt keine Liebe/ und hat unfehlbar zugewarten/ daß ihr gleiches mit gleichem vergolten werde.

Meinen Leſern wird es nicht unangenehm ſeyn: wenn ich aus dem vortrefflichen Herrn von Canitz die gantze Stelle, aus welchem die Anfangsverſe genommen ſind, auf die Gräntze dieſes Stückes hieher ſetze.

Dis iſt der alte Streich verſchmitzter Buhlerinnen/
Die weinen oft um nichts/ um etwas zugewinnen.
Da iſt bald ein Rubin/ ein Armband dort geraubt.
Wo aber läufſts hinaus? daß ihnen keiner glaubt:
Wenn ſonder allen Schertz die wahren Thränen flieſſen.
Du kenneſt jenen Schalck/ der mit geſunden Füſſen
Zuweilen niederfiel/ als wär er krumm und lahm.
Und jeden ſpöttlich hielt/ der ihn zu retten kam.
Allein was war ſein Lohn? Er brach einſt ſeine Knochen/
Und kam in rechtem Ernſt/ als Krüppel hergekrochen.

Iris.

Die Vernünftigen Tadlerinnen

XXXIII. Stück.

Mittwochs/ den 15. Aug. 1725.

Philander von der Linde.

Wer allzu eckel iſt / der mag es immer ſeyn!

Träume ſind Träume: das iſt unordentliche Vorſtellungen unſrer Gemüther, welche entſtehen: wenn die Phantaſie ſich im Schlafe an keine Regeln der Vernunft bindet. Nichts iſt ſo ungereimt, was uns nicht zuweilen träumen könte. Erdencke dir mit Fleiß, unmügliche und abentheuerliche Begebenheiten: deine Träume werden allezeit noch weit abgeſchmacktere Dinge vorſtellen können. Bilde dir ein daß du Flügel habeſt wie ein Adler: die nächtliche Phantaſey wird noch weiter gehen; ſie wird dich, ohne dir Federn zu geben, in der Luft ſchweben laſſen. Erdichte dir ein Geſpräche mit abweſenden Perſonen: ein Traum wird dich in die Geſellſchaft der Todten führen. Setze, daß du in einer Stunde nach Rom und Paris reiſen könnteſt: das iſt noch nichts, gegen die Wunderthaten deiner eingeſchläfferten Einbildungskraft. Sie wird dich, ohne D. Fauſtens Mantel zu beſitzen, in einem Augenblicke aus Amſterdam nach Conſtantinopel, aus der alten Welt in die neue, ja von der Erden in den Monden führen; und was noch mehr iſt, wird ſie gar bißweilen machen, daß den an zweyen entlegenen Orten zugleich ſeyn wirſt. Hieraus urtheile man, von dem wunderbaren Zuſtande eines vernünftigen Weſens im traumen.

Niemand iſt unter uns ſo einfältig, daß er dieſes nicht wiſſen ſollte. Dem ohngeachtet kan es unter den Chaldäern, Egyptiern und andern abergläubiſchen Völckern unmöglich ſoviel Träumer und Traumdeuter gegeben haben als itzo. Der Pöbel ſchleppet ſich nicht nur mit eigenen Auslegungen ſeiner nächtlichen Einfälle. Sondern man hat auch eine unzehliche Menge von Traumbüchern, darauf die Unverſtändigen mehr bauen, als auf die Bibel ſelbſt. Was gedruckt iſt, hat ohnedem bey ſolchen viehiſchen Gemüthern ein groſſes Anſehen. Ich habe es oft gehöret, daß man die in Lieder verfaſſete Wundergeſchichte, bloß deswegen geglaubet, weil ſie doch gleichwohl gedruckt wären. Wobey ich nur zufälliger Weiſe erinnern will, wie unverantwortlich es ſey, die Buchdruckerkunſt, ſo GOtt zu einem Mittel der Erleuchtung erſehen, zu einem gantz widrigen Endzwecke, nehmlich zur Ausbreitung des Unverſtandes, und Aberglaubens, mißbrauchen zu laſſen. Unſre Obrigkeiten haben ja die Türckiſche Staatsregel nicht den Pöbel fein in der Tummheit zu erhalten. Warum verhindert man denn nicht, daß ſolche ungereimte Mißgeburten aberwitziger Köpfe, als Glücksrädlein, Traumbücher, Hocuspocuskünſte, Wundergeſchichte und dergleichen Fratzen mehr, gedrucket und unter das gemeine Volck geſtreuet werden?

Doch ich weiche gar zu ſehr von der vorhabenden Materie ab. Ich habe mehr als eine Perſon in meiner Freundſchaft die ſich gerne für Propheten ausgeben möchten. Sie erwachen keinen Morgen, da ſie nicht beſondre Offenbahrungen gehabt zu haben vorgeben. Sie wiſſen gantze Stunden lang ihre Träumereyen herzuſchwatzen, und ſo lieb es ihnen; wenn ſie von ihres gleichen gerne gehöret und in ihren Auslegungen geſtärcket werden: ſo verdrüßlich werden ſie: wenn ſie an jemanden gerathen, der ſie damit verlachet. Ich kan es nicht leugnen daß ich mir ſchon manchen Feind dadurch gemacht. Ich kan mich des Lachens unmöglich enthalten: wenn ich höre, daß Traumholdin eine Meiſterin in der Rockenphiloſophie der alten Weiber, mir frühmorgens erzehlet, daß ihr von einem Gaſtmahle geträumet, wo man einen Rinder- und zwene Kälberbraten gehabt: welches ohnfehlbar eine groſſe, und zwo kleinere Leichen in der Nachbarſchaft bedeuten werde. Ein Traum von Eyern, bedeutet nach ihrer Deutungskunſt, Zänckerey: ein anderer von unbändigen Pferden, Verdruß mit Kindern und Geſinde; ſo wie die Predigt eines Geiſtlichen, Uneinigkeit zwiſchen ihr und ihrem Ehgatten. Dieſe Erklärungen haben in der That keinen Zuſammenhang mit ihren Träumen; bey ihr aber gelten ſie ſoviel als Evangelia. Es kan ihr auch den gantzen Tag nichts begegnen, dabey ſie nicht ſogleich ruffen ſolte: das iſt mein Traum, den ich heute, geſtern, oder vor etlichen Wochen hatte? Habe ichs nicht geſagt, daß er mir richtig eintreffen würde? Denn das iſt bey ſolchen Träumerinnen zu mercken daß die Bedeutung ihrer Träume ſich auf halbe ja gantze Jahre erſtrecket. Da iſt es alſo kein Wunder, daß ſich doch endlich etwas zutragen muß, was mit ihren Phantaſien übereinkömmt, oder eine bey den Haaren herzugezogene Erklärung anzunehmen ſcheinet.

Was iſt es aber zu verwundern daß ungelehrte Leute in ſolchen Thorheiten ſtecken? Finden ſich doch gelehrte, ja gar ſolche die den Namen der Weltweiſen führen wollen, die in gleichen Gedancken ſtehen. Wie allezeit die gelehrten, die ärgſten ſind, nach dem Ausſpruche eines unſrer gröſſeſten Männern: ſo geht es auch mit den gelehrten Träumern. Sie wiſſen ihren Einbildungen einen gröſſern Schein der Wahrheit zu geben als andre. Wenn ein dummes Krautweib ſich bloß auf die tägliche Erfahrung beruffet: ſo behauptet ein tiefſinniger Philoſophe: unſre

Seele habe eine Kraft zu prophezeyen. Dieſe werde mehrentheils von dem Cörper, und den Eindrückungen der äuſſerlichen Sinne gehemmet und erſticket: allein im Schlaffe komme die Seele zu einer gröſſern Freyheit. Da ſey ſie von denen Bildungen gegenwärtiger Dinge ſo ſehr nicht eingenommen, als bey Tage: darum können ſie an das künftige dencken, und manchen Glücks- und Unglücksfall zum voraus gewahr werden und verkündigen. Wenn unvernünftige dergleichen Dinge hören, ſo kommet zu ihren alten Einbildungen noch das Vorurtheil des Anſehens hinzu: weil die Gelehrten dieſes glauben; ſprechen ſie, ſo muß es doch wohl wahr ſeyn. Ich wäre nicht ſchwer zu bewegen durch ernſtliche Gründe dieſe hohe Weißheit zur Thorheit zu machen: wenn ich nicht ein Bedencken trüge ihren Verfechtern dadurch einzuräumen, daß ſie wircklich eine Meynung hätten, die einer groſſen Wiederlegung werth wäre. Ich will alſo dergleichen groſſen Leuten den Vorzug gerne laſſen, daß ihre Seelen des Nachts, und im Schlaffe klüger ſind als im Tage, welches ſie nothwendig behaupten müſſen: wenn ſie dieſe ihre böſe Meinung von der prophezeyenden Kraft des Gemüthes im Ernſte vertheidigen wollen. Ich erinnere aber alle Träumer und Träumerinnen, alle Traumdeuter und Traumdeuterinnen, daß ſie mit den Zauberern, Tagewehlern und Zeichendeutern in eine Rolle gehören, welche GOtt im alten Teſtamente unter ſeinem Volcke ausgerottet wiſſen wolte.

Doch was eifre ich wider die Träume? Habe ich nicht ſelbſt in einer von meinen erſten Schriften einen Traum erzehlet, den ich von einer weiblichen Republic gehabt? Ich verdamme mich alſo ſelbſt, indem ich andre zu tadeln gedencke.

Dieſer Einwurf iſt ohne Grund. Ich habe geträumet: das iſt wahr. Ich habe meinen Traum erzehlet: das kan ich auch nicht leugnen. Ich habe aber aus meinem Traume nichts mehr gemacht, als einen Traum. Ich habe nichts daraus prophezeyet, und bin zufrieden geweſen da mir meine Phantaſeyen zu einigen vernünftigen Gedancken Anlaß gegeben. Man ſchlage das erwehnte Blat nach, ſo wird mans ſehen. Vor einiger Zeit habe ich wiederum einen ſonderbaren Traum gehabt, den ich meinen Leſern ietzo mittheilen will. Prophetiſch iſt er nicht; ich werde keine künftige Dinge daraus vorherſagen. Indeſſen hat er mir doch zu mancher guten Betrachtung Anlaß gegeben.

Ehe ich am Sonntage in die Nachmittagspredigt gehe: bin ich gewohnt einen kleinen Mittagsſchlaf zu halten, damit ich nicht in währender Predigt von dem Schlummer übereilet werde, mich ſelbſt eines heilſamen Unterrichtes beraube, und meinem Nechſten ein Aergernis gebe. Kaum waren mir dieſesmahl die Augen zugefallen, als ich mich wie es mir vorkam, auf einen weiten Platze befand, wo ich keine geringe Anzahl von gewafneten Kriegesleuten gewahr wurde. Ich ſahe ein groſſes und nach alter Manier eingerichtetes Gebäude vor Augen, und hörte ſagen: daß es Zeit wäre herein zu gehen. Es umgaben mich alſofort unzehliche Gattungen von Menſchen, junge und alte, männlichen und weiblichen Geſchlechts, die ſich aber meinem Bedüncken nach alle in wunderliche Faſtnachtskleider verſtecket hatten, ſo daß ich keine erkennen konte. Ich war wie verirret und wuſte nicht wo ich hin ſollte, als ich ein Frauenzimmer neben mir ſtehen ſahe, welche etwas mehr als menſchliche Eigenſchaften zu beſitzen ſchien. Sie hatte einen Cypreſſenkrantz auf dem Haupte, der aber weit gröſſer war als ihn unſre Bräute tragen. In der Hand trug ſie ein Creutz von ſchwartzen Holtze, und ihre Kleidung war ſchneeweiß. Aus ihrem Antlitze blickte ein lieblicher Ernſt, und aus den Augen ſtrahlte ein recht majeſtätiſches Weſen. Ich ward ſie kaum gewahr als ſie mich bey der Hand ergrif und dieſe Worte ſprach: komm, und ſiehe was ich dir zeigen will. In einen Augenblicke dauchte es mir daß ich in dem vorerwehnten Hauſe an einem erhabenen Orte war, und hie ſah ich allererſt daß es eine Kirche wäre. Ich konte alles darinnen überſehen, und wunderte mich daß alle Stände ſo voll waren. Ich hörete ein ſchönes Dancklied anſtimmen, und griffe ſchon nach meinem Buche als meine Begleiterin zu mir ſagte: was ſieheſt und höreſt du? Ich ſehe, war meine Antwort eine Menge andächtiger Chriſten, und höre ſie mit groſſer Einhelligkeit einen Lobgeſang anfangen. Du irreſt, ſprach meine Führerin, du irreſt ſehr, und darauf kam es mir vor als wenn ſie mir von ihrem Balſam zu riechen gab, davon ſie mir auch nahe bey den Ohren etwas in die Schläfe ſtrich. Alſofort ſchien ſich alles vor mir zu verwandeln. Die Kraft des Balſams hatte mein Geſicht und Gehör dergeſtalt verändert, daß ich mich nicht genugſam verwunderen konte. Es war nicht anders als wenn Circe mit ihrem Zauberſtecken die meiſten ſo ich vor mir ſahe berühret hätte. Ich ſahe nicht mehr Menſchen in der Kirche; nein, es waren lauter wilde und zahme Thiere, Vögel, Gewürme und Ungeziefer. Der Geſang war nichts anders als ein vermiſchtes Geſchrey von Raben und Aelſtern, Katzen und Hunden, Affen und Eſeln, davon mir die Ohren wehe thaten. Hie und da hörete ich eine Nachtigal oder ein Zeiſichen viel künſtliche Veränderungen der Thone machen, woran ſie ſich ſelbſt ergetzeten; ob ſie gleich keine Gedancken dabey hatten. Denn meine Augen ſahen nunmehro biß in das verborgene der Hertzen. Da kam ein ſtoltzer Pfau mit ausgeſpannten Schwantze hergetreten, und war von ſeiner eingebildeten Schönheit ſo eingenommen, daß er an nichts anders gedencken konte. Dort ſaß eine alte Katze bey ihren jungen, und war wechſels weiſe bemühet bald ſich ſelbſt bald ihre Kinder zu lecken und zu putzen. Hie ſaſſen ein paar Gänſe zuſammen welche unaufhörlich ſchnatterten, und ſich einander erzehlten was ſie die Woche über vor Futter gehabt, wie oft ſie ſich gebadet; was ihre Nachbarn und Gefreunde macheten; wie die eine gerupfet und die andre geſchlachtet worden. u. ſ. w. Zu der einen Thüre kamen ein paar Hunde hinein gelauffen, welche von einem Stande zum andern lieſſen, um durch den Geruch ihren Buhlen auszuſpüren, alsbald aber wiederum davon eileten. In einem Winckel ſaß ein beißiger Hahn, der ſeiner äuſſerlichen Ruhe ohngeachtet, auf Mittel und Wege ſann, ſein Mütchen an einen ſeiner Cameraden zu kühlen. Und gegen über ſtund ein ſtoltzer Hengſt der nicht wuſte wie er ſich brüſten oder den Kopf halten ſollte. Hie und da ſahe ich etliche Katzen welche in einen tieffen Schlafe begraben lagen, indeſſen daß einige Bienen innerlich bekümmert waren, wie ſie ihren Stock, der allbereit von Honig überlief, gröſſer machen möchten.

Ich erſtaunte über dieſe ſeltſamen Vorſtellungen, ſo daß ich meine Gefehrtin um eine Nachricht erſuchete, wie es mit dieſer Verwandelung zugienge? Mein Balſam, gab ſie mir zur Antwort, hat deine Sinnen ſo geſtärcket, daß ſie ſich nicht von dem äuſſerlichen Scheine der Dinge blenden laſſen; ſondern das innere Weſen entdecken können. Du ſieheſt ietzo die wahre Beſchaffenheit der meiſten Kirchengänger, und kanſt leicht urtheilen, wie mir als einer Vorſteherin der Gotteshäuſer dabey zu muthe ſey. Ich ſehe ja aber, erwiederte ich, daß faſt nirgends eine menſchliche Geſtalt erſcheinet: ſollte es der rechtſchaffenen Kirchengänger ſo wenig geben? Ubereile dich nicht, verſetzte meine Begleiterin: es giebt derſelben doch noch verſchiedene. Hierauf wies ſie mir mit dem Finger hin und wieder einige die ſie ihre Freunde nennete, und die ich auch mit meinen geänderten Augen vor Menſchen anſahe. Dieſe ſind es, ſetzte ſie hinzu, um dererwillen ich dieſen Ort noch liebe; da ich ihn der übrigen halber längſt vor einen Greuel würde gehalten haben. Bemühe dich daß du ihnen gleich werdeſt, und hie berührte ſie meine Augen mit ihrer Hand: die wunderlichen Geſtalten verſchwanden ſogleich: ich muſte dreymahl nieſen: und davon erwachte ich.

Ich darf keine weitläuftige Erklärung dieſer obgleich wunderlichen Vorſtellungen hieher ſetzen. Soviel aber kan ich wohl geſtehen, daß meine oftmahligen Betrachtungen über den meiſten Theil der Kirchengänger Gelegenheit dazu gegeben. Ich habe oft mit groſſer Betrübnis und Unwillen geſehen, wie ſchlecht man ſich in den Gotteshäuſern verhalten. Inſonderheit unſer Frauenzimmer, fängt ſich an gantz frey, oder vielmehr wilde aufzuführen: **Garrula** ſchwatzet ohne Scheu, und machet in währender Predigt eine vollſtändige Specialhiſtorie ihrer Nachbarſchaft, ja der gantzen Stadt, welche ſie zugleich mit ihren critiſchen Anmerckungen begleitet. **Licentioſa** wirfft ihren Liebhabern öffentlich Blumen zu, die ſie von ihrer Bruſt abreiſet. Und **Jungfer Frechſtirnin** kan ſich nicht enthalten, die Tabacksdoſe wohl zehnmahl hervorzuziehen und nicht nur ſelbſt daraus zu riechen, ſondern auch einige um ſie ſtehenden Mannsperſonen dieſelbe anzubieten. Was kan einem Frauenzimmer unanſtändiger ſeyn, als dieſes? Und wo wird es endlich hingerathen, wenn die **Hälliſche Freyheit** die unter den Studirenden herrſchet, auch bey unſern Mitſchweſtern Wurtzeln ſchlagen wird?

Calliſte,

Halle, zu finden im Spörliſchen Buchladen, ingleichen zu Leipzig bey Brauns Erben, in Hamburg bey Kißnern, in Bremen bey Sauermann, in Dreßden bey Zimmermann und Gerlach, in Nürnberg bey Enders Erben auch bey Stein, in Ulm bey Bartholomä, in Franckfurth bey Horten, in Berlin bey Haude, in Wolffenbüttel bey Meißnern, in Wittenberg bey Zimmermanns Erben, in Breßlau bey Hubert, in Roſtock bey Fritſchen auch bey Schwechten, in Wißmar bey Lochmann, in Königsberg bey Eckarden, in Augſpurg bey Mertz und Meyer, in Jena bey Kaltenbrunnern auch bey Baillar, in Zerbſt bey Göckingen, in Hoff bey Straußen.

Die Vernünftigen Tadlerinnen

XXXIV. Stück.

Mittwochs/ den 22. Aug. 1725.

Caniz.

Drum eben ſtraf ich dich/ weil ich beſorget bin/
Es möchte/ was itzund noch leicht iſt zu verwehren/
Sich endlich mit der Zeit in die Natur verkehren.

DIe Abſicht unſrer Tadelſchriften geht nicht nur auf die Fehler, ſo in die Sittenlehre lauffen. Auch im reden und ſchreiben giebt es viele Stücke, die einer Verbeſſerung benöthiget ſind. Vernünftige ſuchen ſowohl dieſen als jenen abzuhelffen; maſſen es ihnen eben ſo unerträglich iſt, eine abgeſchmackte Unterredung anzuhören oder ein elendes Buch zu leſen; als die laſterhafte Lebensart und ungeſchickte Aufführung eines Menſchen vor ſich zu ſehen. Unſre Blätter alſo muſſen auch zuweilen eine Erinnerung von dieſer Gattung in ſich halten. Wir wiſſens gar wohl, daß nicht alle unſre Leſer einen Geſchmack darinnen finden. Ein jeder ſuchet was ſeinem Alter, Stande und Gemüthe am angenehmſten iſt. Verliebte würden es gerne ſehen, wenn unſre Muſe Clio oftmals die Feder führen möchte. Ernſthafte Leute wünſchen, daß Calliſte ihnen lauter Todesgedancken vorſtellen mögte. Eben ſo gewiß ſind wir verſichert, daß andre in allen unſern Blättern von der Teutſchen Sprache, Beredſamkeit und Poeſie gerne etwas leſen würden.

So gerne wir allen zu gefallen ſeyn wolten: ſo unmöglich iſt ſolches. Eine jede Gattung von Leſern muß zufrieden ſeyn, wenn ſie nur zuweilen etwas vor ſich findet. Wie geht es an, luſtig und traurig auf einmahl zu ſeyn? Wie kan man ernſthaft und galant, ſchertzhaft und tiefſinnig zugleich ſchreiben? Die Materien ſind nicht von einer Gattung. Unſre Köpfe ſind auch nicht von einer Art. Am wenigſten ſind alle Stunden von der Beſchaffenheit, daß die lebhafteſte Perſon von der Welt vermögend wäre, gleiche Einfälle zu haben, oder dieſelbe mit der vollkommenſten Annehmlichkeit auszudrücken. Wir beſcheiden uns gerne, daß wir diejenigen nicht ſind, die alle andre Scribenten, an Verſtand und Munterkeit im Vortrage, hinter ſich laſſen. Diejenigen haben gantz recht, welche von unſern Schriften urtheilen, daß ſie nicht alle gleich ſinnreich ſind. Es urtheilen aber auch zuweilen ſolche Leute davon, die ſelbſt nicht wiſſen was ſinnreich iſt. Dieſe meynen bißweilen groſſe Schönheiten in einer Redensart zu finden, die in der That nichts ſonderliches in ſich hält. Hingegen kommen ihnen nicht ſelten die beſten Gedancken gantz kalt und ſchläfrig vor. Doch an dergleichen Leute pflegen wir uns nicht mehr zu kehren, als an die unverſtändigen, die aus unſerm fünf und zwanzigſten Stücke ſchlieſſen wolten; die Tadlerinnen wären mit einander zerfallen und uneins geworden.

Dieſe Erinnerungen ſind zu unſrer Entſchuldigung nöthig geweſen: dieſes gantze Blat aber iſt dazu beſtimmet daß wir unſern Leſern einige falſche Begriffe von der ſinnreichen Schreibart aus dem Kopfe bringen wollen. Die Gelegenheit dazu giebt uns folgendes Schreiben ſo hier in Halle verfaſſet zu ſeyn vermuthet wird. Es lautet alſo:

Geehr-

Geehrteſte Tadlerinnen,

Ich leſe zwar alle eure Blätter mit Vergnügen, doch kan ich nicht leugnen, daß ich am begierigſten nach denen bin, die von der guten Schreibart, ſie mag nun entweder gebunden oder ungebunden ſeyn, handeln. Ich bin ein Liebhaber der Beredſamkeit, und ergreiffe alſo alle Gelegenheit etwas darinnen zu lernen. So geſchickt ihr unbekannte Schönen wäret ſowohl meine, als andrer jungen Leute Lehrmeiſterinnen zu werden, ſo ſelten ſeyd ihr bißhero auf Materien verfallen die meinem Verlangen ein Gnügen gethan. Doch haben die wenigen Stücke darinnen ihr von unſeer Sprache und Poeſie gehandelt mir unverhoft ein ſolches Licht gegeben, daß ich meine Begriffe in verſchiedenen Stücken geändert habe.

Wundert Euch nicht daß mich dieſe Urſachen bewogen haben Euch um eure Gedancken von der ſinnreichen Schreibart zu erſuchen. Ich geſtehe es, das ich in gewiſſen Fällen gar wohl ſagen kan, welcher Gedancke ſinnreich ſey oder nicht: allein wenn ich eine Beſchreibung geben ſoll, ſo will es nicht fort. Ich habe oftmahls einen Streit gehabt ob dieſe oder jene Redensart in einem Schreibenden ſinnreich ſey oder nicht nicht, und ich finde daß man ſich ordentlich gantz andre Begriffe davon macht, als ich z. E. Ein groſſer Niederſächſiſcher Poet, deſſen Verdienſte zu ſchmählern ich nicht im Stande bin, hat in ſeiner Paßions-Geſchicht dieſe Aria:

Heil der Welt, dein ſchmertzlich Leiden
Schreckt die Seel und bringt ihr Freuden,
Du biſt ihr erbärmlich ſchön.

Da ſind nun einige meiner Freunde in dieſe Redensart, **erbärmlich ſchön**, ſo ſehr verliebt, daß ſie jeden Buchſtaben eines Ducatens werth achten. Es hilft gar nichts, wenn ich ihnen ſage daß dieſes ein gantz unnatürlicher Ausdruck ſey, den die Lateiner contradictionem in adjecto nennen. Ich frage ſie vergebens: ob ſie denn wohl ein Frauenzimmer abſcheulich angenehm nennen wolten? Sie bleiben allezeit dabey, das erbärmlich ſchöne ſey was unvergleichliches, und ſie beruffen ſich ihre Meinung zu behaupten, auf die Glückwünſche andrer Poeten die dem Vater dieſes erbärmlich ſchönen Ausdruckes deswegen gemacht worden. Ein anderer Dichter, der ſeiner Poeſie halber nicht weniger berühmt iſt, hat in der trefflichen Bewillkommung Carls des Zwölften in Pommern, dieſen Vers:

Ein Strahl aus Strahleſund macht Belt und Sund geſund.

Ich behaupte allezeit, daß ein ſo geſchickter Mann als dieſer wackere Poet iſt, dergleichen abgeſchmackte Stelle mit vielem Gelde aus ſeinem Gedichte herauskauffen ſollte. Allein meine Bekannte ſind durch den ſpielenden Vers ſo bezaubert, daß ſie ihn vor den ſchönſten Zierrath des gantzen Werckes halten. Mit ungebundenen Schriften geht es mir eben ſo. In einem neulichen Stücke der Todtengeſpräche fand ich folgende Redensart, die mir gantz unrichtig vorkam. Es hieß: daß alle *Projecte* welche von wohlgeſinneten vernünſtigen Männern desfalls (wegen der Religionsvereinigung) gemacht worden, an denen Klippen des Geiſtes des Unfriedens ſtranden müſſen. Kaum hatte ich meine Gedancken davon in einer Geſellſchaft eröfnet, als etliche ſogleich anfingen: das iſt der ſinnreichſte Gedancke von der gantzen Welt! Andre aber bedaurten meine Unfähigkeit, die Schönheit, dieſer Stelle zu erkennen. Es war gantz umſonſt daß ich ihnen vorſtellete, was vor wiederwärtige Gedancken und Worte hier miteinander verbunden worden? Wie wenig ſich ein Entwurf von der Vereinigung zum ſtranden ſchicke? Oder ob es möglich ſey, daß der Geiſt des Unfriedens Klippen habe? Allein man ſagte mir, daß dieſes die ſchönſten Metaphoren und Allegorien wären, die man nur erdencken könte.

Ich ſehe es faſt zum voraus, **wehrteſte Tadlerinnen**, daß ihr mich auf die Schweitzeriſchen Mahler verweiſen werdet. Es iſt bekannt daß dieſelben ſcharffe Richter der Gedancken abgegeben, ſo oft ſie in ihren Blättern auf die Poeſie gekommen ſind. Rubeen iſt inſonderheit ein ſolcher Grübler, der, wie man zu ſagen pfleget Flöhe huſten höret und Gras wachſen ſiehet. Ich habe ſeine Anmerckungen mit vielem Nutzen geleſen, und manchen falſchen Gedancken kennen gelernet. Es kam mir zwar ſehr ſchwer an, diejenigen Spottreden zu verdauen, die er auf meinem vormahligen Lehrmeiſter **Menantes** ausgeſchüttet. Allein die Wahrheit hette eine ſo groſſe Kraft in mir, daß ich ihr unmöglich wiederſtehen konte. Der Vers des groſſen B. N.

Auf! ſchönſte, tauche dich in Milch und Roſenblut,
Laß deinen Mund-Rubin erfriſchte Strahlen fangen, ꝛc.

ſcheint mir ietzo ſehr abgeſchmackt, wiewohl ich die Gedichte dieſes Poeten an J. M. den hochſeligen König in Preußen nebſt etlichen andren überaus hochſchätze. **Das Schertzgedichte an Leonoren über die Plintzen** gefiel mir vormahls ſowohl, daß ich es von Wort zu Wort auswendig lernete: ietzo aber habe ich ſo ſelten daran gedacht, daß es bereits vergeſſen iſt. Dem allen ohngeachtet ſcheinen mir die Mahler nicht die rechten Richter der ſinnreichen Schreibart zu ſeyn. Wie ſolte ich das Urtheil derer annehmen, die mit eben den Fehlern behaftet ſind, ſo ſie an andern tadeln? Herr **Rubeen** weiß von nichts als **Phöbus**, Galimatias und **Wortſpielen** zu ſchreyen, weiß aber nicht, daß er ſelbſt ein Meiſter in dieſen Künſten iſt. Leſet doch ſeine Beſchreibung die er vom Reiche der Freude im I. Diſcourſe des andern Theiles gegeben. Ich will ietzo nicht an ſeine über das Land ſpazierende Augen, auch nicht an die Blumen gedencken die ihre Hälſe hervorrecken und die hinterſte Strahlen der Morgenröthe nachmahlen, ja Gerüche von Balſam Weyrauch und Myrrhen in ſeine Naſe blieſen: wiewohl man über dieſe hochgetriebenen Redensarten eben ſo luſtige Dinge ſagen könte, als über Neukirchs Verſe von ihm geſchrieben worden. Wenn aber der Hundsſtern gerühmet wird, daß er niemahls die Saat verbrennet habe; wenn der Nordwind die Wälder niemals ihres grünen Haares beraubet hat; wenn die Blumen wie Rubinen brennen, und ihre Blätter mit Atlas und Damaſt ſchmücken; wenn der Winter ſein gläſernes Eiß auf die Berge zetragen; wenn endlich die Freude über alle Objecte ſo ſie berühret, einen neuen Glantz ſäet: ſo weiß ich nicht was ich von dem Luchsaugigten Verfolger unnatürlicher Gedancken und Ausdrückungen dencken ſoll? Ich enthalte mich alle dieſe Redensarten ſo lächerlich zu machen als dieſer Schweitzeriſche Scioppius des Hofmannswaldaus, Lohenſteins und andrer Gedichte gemacht: und wolte nichts mehr wünſchen als daß Ihr wehrteſte Tadlerinnen den ſcharffſichtigen Herrn Rubeen zu einer Vertheidigung ſeiner Redensarten bringen köntet; denn ich bin gewiß, daß ſeine Entſchuldigungen zugleich alle von ihm getadelte Poeten rechtfertigen würden.

Seyd alſo von der Güte, Ihr natürlichen Schreiberinnen, und erkläret mir was eigentlich ſinnreich ſey? Ihr müſſet hievon einen ſehr guten Begriff haben, weil Ihr bey ſovielen ſinnreichen Gedancken, die in Euren Schriften vorkommen, noch niemals auf dergleichen weitgeſuchte, und doch nur vermeinte Scharffſinnigkeit im Ausdrucke verfallen, als Herr Rubeen. Ihr werdet dadurch nicht nur eine neue Probe Eurer Geſchicklichkeit im Nachſinnen ablegen, ſondern Euch unter vielen andern, die dergleichen Erklärungen von Euch wünſchen auch denjenigen aufs höchſte verbinden, der ſich nennet

Euren
fleißigen Leſer
und
unbekannten Diener
Philologus.

Zu Hauſe 1715.
den 10. Aug.

Wir ſind mit dem Verfaſſer dieſes Schreibens zwar in vielen Stücken einer Meynung; doch halten wir davor, daß er ſich nicht an groſſe Männer mit ſeiner Critick hätte wagen ſollen. Dasjenige was an einem Schüler unleidlich iſt, wird durch die Verdienſte berühmter Leute bedecket, ſo daß man es bey ſovielen andern Schönheiten ihrer Wercke, nicht gewahr wird. Es geht bald ſo, wie mit dem Frauenzimmer. Wenn eine heßliche narbigt iſt, ſo vermehrt jede Narbe ihre Heßlichkeit. Wenn aber eine Schöne hie und da ein Fleckchen hätte, ſo würde ihr Liebhaber deswegen nicht unterlaſſen ſie hochzuſchätzen: auch wohl gar dieſe wirckliche Fehler vor Schönheiten auszuruffen. Ich geſtehe es, daß diejenigen Poeten die das erbärmlich ſchöne, und den aus Strahleſund ſtrahlenden und Belt und Sund geſundmachenden Strahl bewundert haben, unter die Claſſe ſolcher ſchmeichelnden Buhler gehören: und eben darum iſt es nöthig Lehrlinge zu warnen, daß ſie dieſe Flecken groſſer Leute nicht vor wahrhafte Tugenden halten mögen. Wer da weiß, wie leicht ein übler Geſchmack in dergleichen Dingen einreiſſet, und zugleich bedencket wie viel die Exempel berühmter Männer ſchaden können, wird ſich genöthiget ſehen, mir hierinnen recht zu geben.

Ferner ſcheinet uns dieſer Schluß unſres Correſpondenten nicht allerdings richtig. Herr Rubeen hat ſelbſt bißweilen in Metaphoren ausgeſchweifet! darum ſind die Anmerckungen, die er gemacht hat, nicht gründlich. Ich ſehe zwiſchen dieſen beyden Sätzen keine Folge. Es kan leicht kommen daß jemand von ohngefehr wider ſein eigenes Erkenntnis handelt. Vielleicht entſchuldigt ſich Herr Rubeen daß es eine Beſchreibung eines Traumes ſey, darinn er ſich ſolcher Freyheiten bedienet habe; wiewohl man darauf ſagen könte, daß er doch wachend und nicht träumend werde wollen geſchrieben haben.

Nun ſolten wir unſre Gedancken von dem was ſinnreich iſt entdecken: allein unſer Correſpondent wird uns vergönnen dieſes auf ein andermahl zu verſchieben. Wir halten es uns vor keine Schande zu geſtehen, daß wir es noch nicht zu einer völligen Deutlichkeit gebracht, was wir davon zu ſagen gedencken.

Den wenigen Raum den wir noch übrig haben, müſſen wir zu einer Nachricht anwenden, die eine gewiſſe Perſon angehet. Es betrift dieſelbe eine geſchickte Poetin in Leipzig, die uns ſchon vor etlichen Wochen mit einem in gebundener Rede verfaſſeten Briefe beehret hat. Wir haben aus demſelben erſehen, daß ſie allerdings Fähigkeit genung habe, eine weitläuftigere **Vertheidigung des weiblichen Geſchlechts gegen die Beſchuldigungen der Mannsperſonen** auszuarbeiten. Un[illegible]ir erſuchen nochmahls andre aufgeweckte Köpfe unſres Geſchlechts, dem Exempel dieſer muntern Silere (ſo hat ſich erwehntes Frauenzimmer zu nennen beliebet) zu folgen. Wie wir denn hiemit nochmahls verſprechen, daß diejenige Poetin welche am Ende dieſes Jahres den Preiß davon tragen wird, ein kleines Andencken von 10. Reichsthalern, an Gold oder Silber davon tragen ſoll.

Phyllis.

Halle, zu finden im Spörliſchen Buchladen.

Die Vernünftigen Tadlerinnen

XXXV. Stück.

Mittwochs / den 29. Aug. 1725.

Günther.

Was kan mein Blat davor daß Flaviens Geſtallt
Sich hier im Spiegel ſieht?

ICh war eben im Begriffe einen Aufſatz von der Schönheit des weiblichen Geſchlechts zu verfertigen, als ich durch ein Schreiben aus **Halberſtadt**, welches bey uns einlief bewogen wurde meinen Vorſatz zu ändern. Ich laſſe alſo die erwehnte Materie ſo lange ausgeſetzt biß wiederum die Ordnung an mich kommen wird, und will meinen Leſern und Leſerinnen letzo das wohlgeſetzte Schreiben einer von unſern Gönnerinnen mittheilen, welches ihnen vermuthlich nicht unangenehm ſeyn wird, ob ich mich gleich genöthiget ſehe, in einigen Anmerckungen meine unpartheyiſche Gedancken darüber zu eröfnen.

Vernünftige Tadlerinnen, Halb. den 28. Jul. 1725.

OB zwar anfangs da eure Blätter zum Vorſchein kommen, einige zweifeln wolten, ob ihr auch fähig ſeyn würdet dasjenige auszuführen was Ihr Euch vorgenommen;

nien; indem ſie der Meynung waren, daß unſer Geſchlecht dergleichen nicht ausarbeiten könne, und daß Ihr ein allzugroſſes Vertrauen in Euch ſelbſt geſetzet da Ihr Euch die **vernünftigen Tadlerinnen** genennet: ſo hat doch ein jedes Blat nicht nur dieſen Zweifel völlig gehoben und die Möglichkeit genugſam dargeſtellet, ſondern auch überflüßig erwieſen, daß Ihr mit Recht dieſen Nahmen verdienet. Einige zwar die ſich durch eure kluge und lebhafte Vorſtellung ihrer Fehler noch nicht haben wollen zu vernünftigen Menſchen machen laſſen, wiſſen nicht wie ſie ihren Zorn und Eifer wieder Euch deutlich und empfindlich genug ſollen zu erkennen geben: dahingegen andre, die ſich dadurch ſowohl zur Erkentnis als zur Verbeſſerung ihrer Fehler haben bringen laſſen, Euch nach Verdienſte verehren und bewundern, und nichts mehr wünſchen als daß ein jeder Leſer den Nutzen davon haben möge welchen ſie bey ſich verſpüret. Jenes habe ich mit dem gröſſeſten Misfallen an einigen Perſonen beyderley Geſchlechts in unſerer Stadt wahrnehmen müſſen, denn dieſe laſſen ſich ihren gegen Euch gefaßten Wiederwillen dahin bewegen, daß ſie, obgleich alle Eure Blätter ihnen verhaßt ſind ſich dennoch wöchentlich dieſelbe bringen laſſen, nur damit ſie Gelegenheit haben mögen, durch Verbrennung derſelben, alle Wochen ein neues Zeichen ihrer Unvernunft ſehen zu laſſen und deren Andencken bey allen tugendliebenden Gemüthern zu erneuern. Dieſer Gewohnheit wird auch ſo ſtrenge von ihnen nachgelebet, daß auch diejenigen Blätter, in welchen ſie nach dem Zeugniſſe ihres Gewiſſens, ſich ſonderlich getroffen finden, eine noch weit empfindlichere Marter ausſtehen müſſen. Sehet alſo **wertheſte Tadlerinnen**, daß es auch an unſerm Orte Leute giebt, die es eben ſowenig verdauen können wann ihre Fehler vorgeſtellet werden, als in Eurer Stadt. Ihr thut aber wohl daß ihr das Verfahren einiger Menſchen die ihre Vernunft ſo wenig dabey zu rathe ziehen, Euch von eurem löblichen Wercke nicht abhalten laſſet. Eben dieſes iſt es, was mich bewogen, Euch von einer Sache Nachricht zu geben, die hier und in unſrer Gegend viel Aufſehens gemacht, und zugleich zu bitten, daß Ihr in einer Eurer wöchentlichen Schriften Euch die Mühe nehmen und euren Leſern einige nöthige Erinnerungen dabey geben wollet. Scarron ein Doctor der Arzeneykunſt, von mäßiger Erfahrung, aber deſto gröſſerer Einbildung, war bemühet ſich eine Gehülfin zu ſuchen, und ließ ſich die vielen geflochtenen Danckſagungen die er bereits hin und wieder für ſeine Anwerbungen erhalten, von ſeinem Vorſatze keinesweges abſchrecken, da er doch hätte erwegen ſollen, daß ein wohlgebildetes Frauenzimmer ſich mit keiner Perſon verbinden würde, die kein gerades Glied am gantzen Leibe hat. Allein weil dieſer kleine und ungeſtalte Cörper ſo unglücklich iſt, daß ihn eine Seele bewohnet die nicht nur gebrechlicher als der Leib, ſondern auch zugleich ſehr verliebt iſt, auch noch die gute Meynung heget, daß er liebenswürdig genug ſey, ſo ſolte und muſte er ſich nothwendig verehlichen. Hatte er bey dem Frauenzimmer ſeines Standes kein Gehör gefunden, ſo fand er ſolches wieder vermuthen bey Arimenen einem adelichen Fräulein von gutem und anſehnlichen Geſchlechte. Sobald er derſelben ihr bevorſtehendes Glück ſchriftlich entdeckete, fieng dieſe dergeſtalt an zu brennen, daß keine Vorſtellung der Eltern und Verwandten vermögend war dieſes Feuer zu löſchen, welches von dieſer ihrer Einbildung unterhalten ward, daß es nicht nur beſſer einen kleinen hinckenden Scarron heyrathen als dereinſt unter das jungfräuliche Alterthum gerechnet zu werden, ſondern daß dieſe Parthey auch wegen des groſſen Reichthums, den dieſer Freyer zu beſitzen vorgab, ſehr vortheilhaftig ſey. Da Arimene nun die Einwilligung ihrer Eltern nicht erhalten konte, ſo läſt ſie ſich von ihrem geliebten Scarron entführen, und weil geſchehene Dinge nicht zu ändern ſind, ſo müſſen die Eltern, wiewohl mit gröſſeſtem Unwillen geſchehen laſſen was ſie nicht hindern können. Nun lebt dieſes ungleiche Paar allhier, und hilfft, da Arimenens Eltern die Hand gäntzlich von ihrer ungerathenen Tochter abziehen, die Zahl ſolcher Leute vermehren die ihres Mangels wegen genöthiget werden, den Schmalhanns als Küchenmeiſter in Beſtallung zu nehmen, welches hauptſächlich daher rühret daß die neue Frau Docterin ſiehet, wie ihr Liebſter ſeine gantze Baarſchaft und alle ſeine Haabe, wie die Schnecken auf einem gebogenen Rücken herumträget. Obwohl ich nun ſo glücklich nicht bin, **wertheſte Tadlerinnen**, Euch von Perſon zu kennen, ſo haben doch eure moraliſche Betrachtungen, Euch bey mir und andern ſolche Hochachtung erworben, die mich nicht zweifeln läſt, Ihr werdet nach Eurem durchdringenden Verſtande hiebey, ſonderlich unſerm Geſchlechte ſolche Erinnerungen zu geben wiſſen, die vermögend ſeyn werden, ſie künftig von dergleichen Vergehen abzuhalten. In dieſer Zuverſicht werde ich bey jeder Gelegenheit erweiſen, wie ich mit dem gröſſeſten Vergnügen mich nenne

Eure

obwohl unbekannte doch
aufrichtige Dienerin,

Lesbia.

Lesbia hat in ihrem artigen Schreiben viel Eifer vor unſre Ehre, auch eine gute Geſchicklichkeit ihre Gedancken wohl ausdrücken ſpüren laſſen. Wir dancken Ihr vor das erſte, und loben Sie wegen des andern, hoffen aber, daß Sie uns vergönnen wird, bey dem Innhalte ihres Briefes eins und das andre zu erinnern. Sie iſt

anfängs

anfänglich ein wenig zu leichtſinnig, da ſie einem Menſchen natürliche Fehler vorrücket. Es iſt eine unſchätzbare Wohlthat GOttes einen geſunden Leib und wohlgebildete Gliedmaßen zu haben. Wer dieſes weder erkennet, noch ſeinem Schöpfer deswegen Danck abſtattet, iſt nicht werth daß er eine einzige Stunde geſund iſt. Diejenigen die ſich durch ihre Schuld und wohl gar durch grobe Laſter um dieſes herrliche Gut bringen, verdienen nicht allein die natürliche Strafe die auf ihre Verwarloſung gewiß folget, ſondern ſind auch werth daß ſie andern zum abſcheulichen Exempel vorgeſtellet werden. Allein was können Lahme, Taube, Höckerichte davor, daß ſie nicht geſundes Leibes ſind? Mehrentheils entſtehen dergleichen Gebrechen in der erſten Kindheit, durch die Schuld und Unvorſichtigkeit andrer Leute. Die heiligen Geſchichte erzehlen uns von einem Mephiboſeth, den ſeine Amme fallen laſſen, daß er lahm geworden. Was kan ein ſolcher Krüppel davor, daß er nicht ſo gerade einhertreten kan als andre. Es iſt ihm Unglücks genung, daß er ſich mit einem ungeſunden Cörper ſchleppen muß. Iſt es denn wohl vernünftig, ich will nicht ſagen Chriſtlich, einem unglücklichen durch einen unbedachtſamen Schertz, ſein unverdientes Ubel zu verdoppeln? Iſt die Seele eines ungeſtalten eben ſo gebrechlich als der Leib, ſo iſt dieſes zwar mit mehrerer Wahrſcheinlichkeit dem Menſchen ſelbſt zuzurechnen. Wir haben allerdings mehr Gewalt über unſer Gemüthe als über unſern Cörper: es kommt aber doch ſehr viel auf die Umſtände an, darinnen ſich ein Menſch befindet. Die Auferziehung, die Exempel der Eltern, der Unterricht, unſre Lehrmeiſter, alle Perſonen mit welchen wir umgehen, ja Glücks- und Unglücksfälle, tragen alle etwas bey, daß ein Menſch vernünftig oder unvernünftig, ein Liebhaber der Tugend, oder ein Sclave der Laſter wird. Glücklich iſt, wer in ſolche Umſtände geſetzet worden, die ihm beförderlich geweſen den

Weg zur wahren Glückſeeligkeit zu finden. Ich pflege alſo diejenigen mit einem mitleidigen Erbarmen anzuſehen die es weder in Verbeſſerung des Verſtandes noch in Aenderung des Willens weit bringen können. Ich halte davor daß ich es ſelbſt nicht beſſer gemacht haben würde, wenn ich in allen Stücken an ihrer Stelle geweſen wäre. Ich wundre mich nicht daß die Dornen ſtechen, und eine Neſſel brennet: und es befremdet mich nicht daß ſie nicht Trauben und Feigen tragen. Sie können ſolches nicht thun, ſo lange ſie bleiben, was ſie ſind. Und da eine vernünftige Creatur durch allerley Mittel und Wege gelencket werden kan, ihre gantze Beſchaffenheit zu ändern, ſo hat man groſſe Urſache ihr aus allen Kräften dazu behülflich zu ſeyn nicht aber dieſelbe durch Verlachung ihres dermahligen Zuſtandes von dem Wege der Vernunft und Tugend noch mehr zu entfernen. In Wahrheit, die geſchickte **Lesbia** muß dieſer Sache niemals recht nachgedacht haben, ſonſt würde ſie mit mehrerer Behutſamkeit von den natürlichen Unvollkommenheiten einer Perſon geſchrieben haben.

Was ſoll ich aber von der Halberſtädiſchen Geſellſchaft urtheilen, die ſich durch die Verbrennung unſerer Papiere an uns zu rächen dencket? Sollen wir uns darüber entrüſten? Sollen wir ſie haſſen und als Perſonen, die uns beſchimpfen, in die Rolle der Auslachenswürdigen ſetzen? Nein, wir haben ein Mitleiden mit ihrem ohnmächtigen Zorne. Die guten Leute verſtehen noch nicht was zu ihrem beſten dienet. Sie ſind unbedachtſamen Kindern gleich, welche die wohlmeinenden Warnungen ihrer vorgeſetzten mit Wiederwillen annehmen, und wohl gar die Ermahnungsſchreiben ihrer eigenen Eltern zerreiſſen und mit Füßen treten. Unſre Blätter ſind ſolche Briefe die wir unbekannter Weiſe an allerley Perſonen ablaſſen, ſie zu lehren, zu ſtrafen und zu beſſern. Dieſer Briefwechſel erſtrecket ſich ietzo ſchon weiter als wir vormahls gedacht.

Wenn wir aus Ulm in Schwaben biß nach Königsberg in Preuſſen rechnen, ſo iſt der Weg nicht kürtzer als 150. Teutſche Meilen; und wer weiß ob ſie nicht von erwehnten Orten noch weiter verſchicket werden. Es iſt uns auch überaus lieb, daß uns die Abbildungen vieler Laſter ſo wohl gerathen, daß ſie aller Orten kennbar ſind. Dieſes iſt ein Merckmahl, daß ſie die Natur ſelbſt zum Muſter und eine aufmerckſame Betrachtung zur Urheberin haben. Unſre Hälliſche Mitbürger und Mitbürgerinnen können daraus abnehmen, daß nicht alle Originale unſrer Bilder in unſern Stadtmauren anzutreffen ſind. Sie finden ſich allenthaben wo unſre Blätter geleſen werden. Man wird es uns alſo ins künftige nicht verargen, wenn hie und da ein Entwurf ſolcher Fehler vorkommen wird, die auch bey uns im Schwange gehen. Dieſes kan theils von ohngefehr kommen, wie bißhero oft geſchehen iſt, theils aber achten wir uns verbunden das Beſte unſrer Landesleute vor allen andern zu befördern.

Will man an weitentlegenen Orten auf uns zürnen? Immerhin! Kan man uns doch nicht ſchaden. Die guten Leute wiſſen nicht einmahl auf wen ſie böſe ſind; denn da wir bißhero in unſrer eigenen Vaterſtadt unbekannt geblieben, ſo wird man uns anderwerts noch vielweniger kennen. Sie zürnen auch ohne Urſache. Wie können ſie es vermuthen, daß wir eine beſondre Abſicht gehabt, Perſonen abzuſchildern, die wir niemals geſehen haben, ja die uns nicht einmahl dem Nahmen nach bekannt ſind. Indeſſen iſt es ihnen erlaubt, unſre Blätter wöchentlich zu zerreiſſen, zu verbrennen und ſonſt nach ihren Belieben damit zu verfahren. Meynen ſie dieſelbigen dadurch auszurotten, ſo irren ſie ſehr kindiſch. Was wird es verſchlagen, wenn gleich 100. Stücke wöchentlich umkämen, da ein jedes Blat 2000. mahl abgedruckt wird? Zudem bekommt unſer Verleger diejenigen Stücke eben ſowohl bezahlt, die zerriſſen, als die mit der gröſſeſten Sorgfalt aufgehoben werden. Die Neugierigkeit dieſer Rachgierigen wird auch ohne Zweifel nicht verſtatten daß ſie uns ungeleſen verderben ſolten. Das iſt uns ſchon genug; denn wer weiß ob ſie nicht endlich durch die Kraft der Wahrheit auf andre Gedancken kommen werden. Schlüßlich erinnere ich noch dieſes, daß wir uns aus ihrem Zorne gegen uns, keine Schande machen: wir triumphiren vielmehr damit. Wenn dieſes nicht wäre, ſo hätten wir uns nimmermehr entſchloſſen vorgeſetztes Schreiben einzurücken und alſo dasjenige was an einem Orte vorgehet, in gantz Teutſchland bekannt zu machen.

Die Anmerckungen über den Herrn **Scarron** und ſeine geliebte **Arimene**, hat ſich **Calliſte** bis ins nechſte Blat vorbehalten.

Iris.

Halle, zu finden im Spörliſchen Buchladen, ingleichen zu Leipzig bey Brauns Erben, in Hamburg bey Kißnern, in Bremen bey Sauermann, in Dreßden bey Zimmermann und Gerlach, in Nürnberg bey Enders Erben auch bey Stein, in Ulm bey Bartholomä, in Franckfurth bey Horten, in Berlin bey Haude, in Wolffenbüttel bey Meißnern, in Wittenberg bey Zimmermanns Erben, in Breßlau bey Hubert, in Roſtock bey Fritſchen auch bey Schwechten, in Wißmar bey Lochmann, in Königsberg bey Eckarden, in Augſpurg bey Mertz und Meyer, in Jena bey Kaltenbrunnern auch bey Baillar, in Zerbſt bey Göckingen, in Hoff bey Straußen.

Wegen des einfallenden Faſt- Buß- und Bet-Tages wird das künftige Stück erſt des Donnerſtags ausgegeben.

Die Vernünftigen Tadlerinnen

XXXVI. Stück.

Mittwochs/ den 5. Sept. 1725.

Philander von der Linde.

Erwehlt man eine Frau vom hohem Stand und Adel/
So findt ſich keine leicht/ ſie hat doch ihren Tadel/
Daß insgemein der Mann nichts oder wenig gilt/
Dafern er ſie nicht ſtets hochwohlgebohren ſchilt.

Scarron iſt ein Doctor der Artzeneykunſt von mäßiger Erfahrung, höckericht und ungeſtalt von Leibe, aber dabey ſehr verliebt: weswegen er ſich nach einer Ehegattin umſiehet; aber unglücklich iſt verſchiedene Körbe davon zu tragen. So hat uns in dem letzten Briefe, **Lesbia** eine gewiſſe Mannsperſon beſchrieben; und da ich ietzo zum beſten junger Leute die zu heyrathen geſonnen ſind, oder ins künftige Luſt dazu haben möchten, meine Gedancken davon eröfnen ſoll: ſo fraget es ſich zuförderſt: ob es wohl rathſam ſey, daß eine höckerichte Mannsperſon auf die Freyte gehe?

Ich weiß ſchon, was ich auf dieſe Frage zur Antwort bekommen würde, wenn ich ſie jungem Frauenzimmer von 12. biß 20. Jahren vorlegen ſolte. Ein Pucklichter ſoll auf die Freyte gehen? Höre ich ſie im Geiſte ruffen: der gute Menſch mag immer zu Hauſe bleiben Welches Frauenzimmer

zimmer wird ſo thöricht ſeyn, und ſich einen Krüppel an den Hals nehmen? Es müſten gewiß keine gerade Männer mehr in der Welt ſeyn, ſo daß man aus Noth ein Ungeheuer wehlen müſte; oder man müſte ſein Geſicht verloren haben: wenn man ſich einem ſolchen Duodetzmanne antrauen lieſſe. Ich zum wenigſten bedancke mich vor einen ſolchen Freyer. Ich wolte es keinem rathen, daß er ſich an mich mit ſeiner Anwerbung wagen mögte: ich würde ihn gewißlich ſo abſühren, daß er ſein Lebenlang daran dencken ſolte. Ein Pucklichter? Je, ich dachte was mir wäre! Daß ich doch nicht lachen kan! ꝛc.

So redet meines Erachtens, die erſte Hitze der Jugend, bey unſerm Geſchlechte, die nur auf das ſiehet, was ins Auge fällt, ſonſt aber ihren wahren Nutzen nicht ſonderlich überleget. Soll ich aber, als die ich das zwanzigſte Jahr längſt zurücke geleget, mein eigenes Gutachten über dieſe Frage eröfnen: ſo düncket mich anfänglich daß Leute, die durch unglückliche Zufälle ſo ungeſtalt an ihrem Leibe geworden, freylich ſehr gut thun würden, wenn ſie ſich alle Heyrathsgedancken vergehen lieſſen. Ich frage einen Höckerichten auf ſein Gewiſſen, ob er nicht von ſeiner künftigen Ehegattin geliebet werden wolle? Ich frage ihn ferner, ob er ſelbſt, wenn er geſundes Leibes wäre, gleichwohl eine beſondre Neigung zu einem höckerichten Frauenzimmer empfinden würde? Und ob ihm endlich nicht alle andre Gattungen der Heßlichkeit, ſelbſt das Lahm ſeyn, nicht ausgenommen, erträglicher ſeyn mögten? Es könte ſeyn, daß ſich jemand aus gewiſſen Urſachen entſchloſſe, eine Puckelichte zu heyrathen: allein davon iſt die Rede nicht: es fraget ſich bloß, ob er ſie aus Liebe heyrathen würde? und da bin ich verſichert, daß er mir nothwendig mit einem lauten Nein antworten werde. Nun gebe ich ihm zu bedencken, ob unſer Geſchlecht in dieſem Stücke nicht noch weit zärtlicher ſey? Iſt dieſes? Wie will ſich denn ein ſo ungeſtalter Freyer die Hoffnung machen, daß ſich ein

Frauenzimmer wahrhaftig in ihn verlieben, und ihm alſo eine vergnügte Ehe machen werde? Die anſehnlichſten und wohlgewachſenſten Mannsbilder ſind oft ſo unglücklich, daß ſie von ihren Frauen nicht geliebet werden. Geringe Kleinigkeiten ſind oft fähig, leichtſinnige Gemüther kaltſinnig zu machen; was wird nicht ein Ubel verurſachen, das ſo ſehr ins Auge fällt, zumahl da die Leibeslänge derer Mannsperſonen faſt zu allen Zeiten ſehr hoch gehalten worden. Ich ſage es alſo noch einmal: es wäre am beſten, wenn ungeſtalte Perſonen ſich die Freyergedancken vergehen lieſſen.

Doch das Gelübde der Keuſchheit iſt nicht jedermanns Ding. Und wie wäre es, wenn ein ſo ungeſtalter Leib eine verliebtere Seele hätte, als der ſchöne Narciſſus? Iſt es da nicht beſſer zu freyen als Brunſt zu leiden. Geſetzt daß ein ſolcher gleich anfänglich etliche Jahre lang Körbe ſammlen müſte? Ich geſtehe es: dieſe Frage macht mir Schwierigkeiten: doch ich weiß noch Rath. Gleich und gleich geſellt ſich gerne, ſagt ein bekanntes Sprichwort: es wäre daher am allerbeſten, wenn eine höckerichter Freyer ſich auch nach einer höckerichten Braut umſehen möchte. Wie manches Mägdchen ſieht ihren hohen Rücken als eine Bürde an, die ihr deswegen noch unerträglicher wird, weil ſich keine Mannsperſon entſchlieſſen will nach ihr zu freyen. Dieſes könte niemand leichter thun als ein Pucklichter. Keines hätte alsdann Urſache dem andern was vorzuwerffen. Beyde würden einander leicht ertragen lernen Ja wie angenehm würde es nicht ins Auge fallen: wenn man nachmals gantze Familien ſolcher kleinen Leute, beyeinander antreffen würde.

Doch genug von ungeſtalten Freyern: es fragt ſich ferner, ob es rathſam ſey, daß Perſonen von bürgerlichem Stande in adeliche Familien heyrathen? Ich meines theils ſtehe in den Gedancken, daß ſolches keinem zu rathen ſey. Vielleicht thue ich dieſes nur deswegen; weil ich ſelbſt bürgerlich bin, und alſo beſorgen müſte, daß viele meiner Mitſchweſtern unverheyrathet bleiben würden: wenn unſre Mannsperſonen ſich nach vornehmen Damen umſehen möchten. Nein, das iſt meine Urſache nicht. Heyrathen zwiſchen Perſonen von ungleichem Geſchlechte gerathen ſehr übel. **Mecônas** ein vornehmer von Adel verheyrathete ſich mit einer Gräſin von berühmtem Stamme: allein der Stolz dieſer Gemahlin hat dem wackern Miniſter, der doch die Leutſelichkeit zu ſeiner eigenen Tugend gemacht hatte, eine ſehr mißvergnügte Ehe zu wege gebracht. Ein Geiſtlicher in einem Flecken, der zugleich die Aufſicht über verſchiedene andere Prediger in ſeiner Gegend hatte, ließ ſich auch gelüſten ein Fräulein zu heyrathen, vielleicht weil er nicht ſchlechter ſeyn wolte als ſein Großvater Adam. Es gelunge ihm auch dergeſtalt daß er ſeine 36jährige **Violanta** bekam, welche nahe bey ſeiner Pfarre ein kleines Rittergut hatte. Die Hochzeit wird auf demſelben vollzogen: doch als die Heimführung geſchehen ſoll, will die wohlgebohrne Dame von keinem Prieſterhauſe was wiſſen. Man ſtellet ihr vor, daß es doch nicht anders ſeyn könne: wer einmahl ja geſagt habe, müſſe ſich auch das übrige gefallen laſſen: der junge Mann bittet und ſchmeichelt ſoviel ihm müglich iſt: allein vergebens. Seine Amtsgeſchäfte ruffen ihn nach Hauſe, und er ſieht ſich genöthiget ſeine adeliche Ehegattin auf ihrem Ritterſitze zu laſſen. Die Fortſetzung des Eheſtandes iſt dem Anfange gantz ähnlich. Des Sonntages läſt die vornehme Frau ihren Mann zu Mittage mit ſich ſpeiſen und biß Montag oder Dienſtag in ihrer Geſellſchaft zubringen: alsdenn hat er wieder ſeinen Abſchied, biß auf den nechſten Sonntag. Andrer Stücke zu geſchweigen; welche ſehr deutlich erwieſen, daß es wahr ſey, was **Philander** ſchreibt: denn Weiber Hoffart läſt ſich keine Schrancken ſetzen und herrſcht Tyrannen gleich.

Ich will hiemit nicht behaupten, daß unter allem adelichen Frauenzimmer keine einzige ſey die ſich durch Vernunft auch in einen bürgerlichen Ehemann ſchicken könte; wenn ſie ſich etwa durch die Armuth genöthiget ſehen ſolte, ihrer Ahnen zu vergeſſen. Allein es iſt doch nicht leicht zu vermuthen. Die hohen Vorzüge des Adels ſind ihnen von Jugend auf ſo tieff eingepräget, daß ſie ſich niemals enthalten können, alle bürgerliche Perſonen, unter den Pöbel, oder wie ſie reden, unter die Canaille zu rechnen. Wenn ſie nun ihren Mann, auch nur in Gedancken vor eine ſolche Canaille hält, was kan er ſich von ihr vor eine Liebe verſprechen? Es bleibe derowegen ein jeder Freyer bey ſeinem Stande. Es iſt leichter eine glückliche Ehe zu erlangen, wenn ſich beyde Verlobte nichts vorzurücken haben. Ein bürgerliches Frauenzimmer kan im übrigen eben die Annehmlichkeiten haben, die ein adeliches beſitzet. Ja, die Natur hat nichts an jenen vergeſſen, was ſie dieſen ertheilet hat. Und da von denſelben eine gröſſere Anzahl vorhanden iſt: ſo kan er unter ſovielen deſto leichter etwas finden, was ſchön, artig, und ſeiner Gemüthsart am meiſten gemäß iſt.

Sind unſre Blätter ſo glücklich, auch in die Hände adlicher Perſonen zu gerathen: ſo muß ich ſie um Vergebung bitten, daß ich hie dem Frauenzimmer von meinem Stande das Wort geredet habe. Ich billige indeſſen das Verfahren der Eltern welche ihre Fräulein Tochter Dorimene keinem bürgerlichen Doctor geben wollen. Vielleicht haben ſie es bloß aus der Abſicht gethan, eine üble Ehe zu verhindern. Sie werden ohne Zweifel die Gemüthsbeſchaffenheit ihrer Dorimene aus dem Grunde gekannt, und den Zuſtand des Freyers in reiffere Überlegung gezogen haben. Nichts war alſo billiger als ihre Bemühung, dieſe ungleiche Heyrath zu hintertreiben. Eltern verſtehen insgemein beſſer was zur Wohlfahrt ihrer Kinder dienet, als dieſe ſelbſt; ob ſie ſich gleich noch ſo klug zu ſeyn düncken. Atalanta erfährt es mit ihrem Schaden. Der eingebildete Reichthum ihres Liebſten iſt zu nichts geworden: der abliche Stand iſt verloren: das Vergnügen an ihrem ungeſtalten Manne wird ſo groß nicht ſeyn, als ſie wohl vorher gedacht: die Gewogenheit ihrer Eltern iſt verſchertzet, und an Verſpottung wird es theils in ihrer Familie, theils auch in ihrer neuen Nachbarſchaft nicht fehlen. Das ſind die Früchte ihres halsſtarrigen Ungehorſams.

Doch ſolten ſich an dieſem Exempel alle harte Eltern ſpiegeln die ihre Kinder oft nach ihrer eigenſinnigen Fantaſie verheyrathen wollen. Die Tochter mag wollen oder nicht; was Vater und Mutter liebet, das ſoll und muß ſie auch lieben. Was Vater und Mutter haſſet, das ſoll ein junges Frauenzimmer auch verfluchen: wenn es ihr gleich die vergnügteſte Ehe von der Welt verurſachen könte. In Wahrheit hie verſehen es viele Eltern. Sie geben ſo vielen Freyern abſchlägige Antworten, daß ſich endlich niemand mehr unterſtehet nach ihren Töchtern zu fragen. Ein Jahr läufft nach dem andern vorbey, und endlich müſſen ſie ihr veraltetes Kind als eine ungeweyhete Nonne biß in ihr Alter ernähren. Kein Wunder, wenn manche ihren Gehorſam vergiſſet; den erſten den beſten erwehlet, und wie Atalanta, ohne Vorwiſſen ihrer ſtrengen Eltern, aus dem Kloſter entwiſchet.

Das niederträchtige Gemüthe der letzigen Gemahlin des Herrn Scarrons ſcheint auch eines Tadels werth zu ſeyn. Doch wenn man es recht bedenckt: ſo iſt ſie einigermaßen zu entſchuldigen. Wenn ein Fräulein einen Doctor heyrathet, das iſt noch lange ſo ungeſchickt und unanſtändig, nicht, als wenn eine Geheime Räthin aus vornehmen adelichen Geſchlechte, nach dem Tode ihres Eheherrn mit einem bäuriſchen Schaafknechte zuhält. Und doch ſind dergleichen Exempel bekant. Wo muß da die wahre Tugend geblieben ſeyn, wo die Ehrbarkeit und Liebe zum Wohlſtande ſo gar erleſchen iſt. Die Schande vor der Welt hält ja die boßhafteſten Gemüther von Laſtern ab: nur dieſe Dame läſt ſich dadurch nicht bändigen, ihre unbändigen Begierden zu zähmen. O wie viel beſſer thäte ſie, wenn ſie ſich nach dem Exempel der **Aridone** einen Mann von mittelmäßigem Stande erwehlete, als daß ſie ſich durch eine ſo laſterhafte Lebensart bey allen ihren ehrliebenden Verwandten zum Scheuſal machet.

Noch eine Warnung habe ich an unſre hochmüthige Schönen nach Veranlaſſung dieſer Geſchicht zu thun. Ich weiß wie eckel manche lüſterne Schweſter im Punckte des Heyrathens iſt. Sie weiß ihren künftigen Liebſten vom Haupte biß auf die Füße abzumahlen. Er ſoll der ſchönſte, wohlgewachſenſte, artigſte Menſch von der Welt ſeyn. Wofern er eine Pockengrube mehr haben ſolte, als ſie es etwa zu erlauben gedencket, ſo kan ſie unmüglich gut ſeyn, geſchweige dann gar denſelben heyrathen. Sie muſtert und mäckelt alle Geſtalten der Mannsperſonen. Dem einen fehlt dis, dem andern das: und wer ihr ihr gefallen ſolte, müſte ein halber Engel und kein Menſch mehr ſeyn. Man ſahe aber nur, wie ſich endlich dergleichen eckelgeſinnte Schönen verändern. Wie manche dancket zuletzt dem gütigen Himmel wenn ſie nach verrauchter Hitze wie **Arimene** einen angenehmen **Scarron** zum Schatze bekommt. Ich weiß wie es mancher Mannsperſon gegangen. Diejenigen, welchen **Helena** ſelbſt noch lange nicht ſchon genug geweſen wäre, haben mehrentheils die heßlichſten Frauen bekommen. Und das iſt eine billige Belohnung ihrer vormahligen Tadelſucht geweſen.

Ich halte es um ſoviel nöthiger dieſe Erinnerung zu dieſer Zeit zu geben, da unſer Frauenzimmer auf eine auſſerordentliche Art anfängt, ihr ſpöttiſches Weſen mercken zu laſſen. Geht doch faſt keine junge Mannsperſon über die Straße, der nicht **Naſutula** mit ihren Schweſtern einen ſchimpflichen Nahmen ertheilet. So gut mir die Beywörter deren ſie ſich bedienen, bekant ſind: ſo gut weiß ich auch die wahren Nahmen dererjenigen, die ſich nicht entblöden dergleichen Muthwillen zu verüben. Wollen ſie nun, daß ich ſie nicht allen unſern Leſern öffentlich nennen und zum allgemeinen Gelächter machen ſoll: ſo mögen ſie beyzeiten dergleichen Spottnamen nicht von ſich hören laſſen. Sie wiſſen ja wohl, wie empfindlich ſich die jungen Mannsperſonen an ihnen rächen können. Wer weiß, wo wieder ein **Günther** erwachet, der ſolchen kützlichen Schweſtern dergleichen Text lieſet, als auf der 214. Seite ſeiner Gedichte zu finden iſt, davon ich ihnen zur nöthigen Warnung nur etliche Zeilen hieher ſetzen will.

Die ſpröde Clelia tractirt die Burſche ſo,
Als wär ihr Rittergut ein Gut in Folio,
Sie thut ich weiß nicht wie: der Frantzmann nennt es fade,
Doch weil wir Teutſche ſind: ſo ſprech ich nur, o Schade!
Daß doch zu dieſer Zeit der arge Nickelliſt,
Zu ſeiner Straffe nicht auf ihrem Mäulchen iſt:
Sie würd' ihn warlich mehr, als Strick und Leiter rencken,
Und bald nach Oſt und Weſt, als auf der Folter ſchwencken.
Ihr flämiſches Geſicht iſt wie der Spitzen Kram,
Aus deſſen Fächern jüngſt ein Dieb die Waaren nahm.
Und ſo verrieth ſie oft die ſelbſtgemachten Falten,
Als ob die Einfalt längſt darinnen hausgehalten.
St. St. ſie ſpitzt das Ohr: was neues aufs Tapet!
Dort kommt ein ſchwartzer Pfau in bunter Majeſtät.
Und drechſelt Aug und Fuß: Bon jour ma precieuſe.
Ihr Leute lacht doch nicht, ſonſt wird der Affe böſe ꝛc.

Calliſte.

Halle, zu finden im Spörliſchen Buchladen.

Die Vernünftigen Tadlerinnen

XXXVII. Stück.

Mittwochs/ den 12. Sept. 1725.

Canitz.

Man redt und ſchreibt nicht mehr was ſich zur Sache ſchicket/
Es wird nach der Vernunft kein Einfall ausgedrücket.
Der Bogen iſt gefüllt eh man an ſie gedacht.
Was groß iſt das wird klein/ was klein iſt groß gemacht.
Da doch ein jeder weiß/ daß in den Schildereyen
Allein die Aehnlichkeit das Auge kan erfreuen;
Weil eines Zwerges Bild die Artigkeit verliert/
Wenn man es in Geſtalt der Rieſen ausgeführt.

In dieſen herrlichen Worten hat ein fürtrefflicher Staats-Miniſter und Poet ſchon zu ſeiner Zeit den Verfall einer vernünftigen und regelmäßigen Schreibart bedauret. Ich habe dieſelbigen deswegen vor mein heutiges Blat geſetzet, weil ich meinen Leſern vor dreyen Wochen verſprochen habe, meine Gedancken von einem ſinnreichen Ausdrucke im reden und ſchreiben mitzutheilen. Ich hatte dieſer Materie ſchon eine Zeitlang nachgedacht, und aus Gegeneinanderhaltung einiger ſinnreichen Gedancken mich bemühet eine Beſchreibung davon abzufaſſen: als ich auf dieſe Stelle gerieth, welche überhaupt von einer guten Schreibart handelt und wo ich nicht irre nachfolgende Regeln in ſich hält.

1. Ein guter Scribent muß natürlich ſchreiben.

2. Ein guter Scribent muß vernünftig ſchreiben.
3. Ein guter Scribent muß in Vergröſſerungen und Verkleinerungen Maaß halten.

Jch ſahe zwar daß dieſe drey Hauptregeln einer guten Schreibart ſo nothwendig ſind, daß ſie auch aus der ſinnreichen Art nicht ausgeſchloſſen werden können: allein es ſchien doch auſſer dieſen dreyen Stücken noch was mehrers zu einer ſinnreichen Schreibart zu gehören. Z. E. Wenn der Herr von Beſſer in dem Lebenslauffe ſeiner Gemahlin ſo anfänget: wenn wir unſre Todten hertzlich beweinet und ihre Gebeine ehrlich zur Erden beſtattet: ſcheinen wir wohl ihr gantzes Verlangen und unſre Pflicht erfüllet zu haben: aber der allernützlichſte Liebesdienſt den wir ihnen und uns leiſten können, iſt, das wir ihr Gedächtnis zum Exempel der Lebenden bewahren, und wie wir aus ihrem Tode unſre Sterblichkeit erkennen: alſo auch aus ihrem rühmlich geführten Wandel uns zu dieſer unvermeidlichen Nachfahrt bereiten lernen: So ſind dieſe Zeilen zwar nach den vollkommenſten Regeln einer guten Schreibart abgefaſſet: ſie ſind natürlich; denn ich ſehe nichts gekünſteltes oder gezwungenes darinnen: ſie ſind vernünftig; denn alles was er ſagt iſt wahr, man mag es betrachten von welcher Seite man immer will: ſie ſind endlich auch nicht voller gar zu hochgetriebenen Vergröſſerungen: er beweint die Todten hertzlich, da ſie vielleicht ein Ander in Thränen würde nach dem Grabe geſchwemmet haben ꝛc. Doch die Wahrheit zu ſagen, ſo ſind alle dieſe ſchönen Ausdrückungen noch nicht ſinnreich: hingegen wenn er bald darauf, das nette und wohlgeſittete Leipzig die Mutter und Säugamme beydes der Muſen und Gratien nennet; wenn er von dem Vater ſeiner Kühleweinin ſchreibet: unter den funfzehn Kindern mit denen er von dreyen Ehefrauen das Vaterland bereichert, hat er auſſer einer bald nach der Geburt wieder erblichenen Johannen, keine als dieſe einzige Tochter erzeuget. So werden die Edelgeſteine nur einzeln gefunden; und ſo ſparſam war das Verhängnis gegen denjenigen mit Töchtern, der das gemeine Weſen zur Tochter hatte: ſo glaube ich daß dieſe Ausdrückungen und Gedancken jedermann als edel und ſinnreich vorkommen werden. Ich will auch eine Stelle aus unſers groſſen Poeten des Herrn von Canitz Klag-Rede über die damahlige Brandenburgiſche Churprinzeßin Henriette, herſetzen: der Untergang eines Tyrannen, ſchreibet er, entdecket ein Frohlocken bey allen; daß auch ein ſterbender Herodes ſein Teſtament zu einem Blut-Urtheile machen muß, damit, wo nicht ſein Abſchied, doch zum wenigſten das Andencken ſeiner Grauſamkeit naſſe Augen verurſachen möge. Da iſt nichts gemeiners, als daß man die Lobſchriften und Ehrenpforten mit Füßen tritt, daran Heucheley oder Zwang gearbeitet hat. Sind dieſe Gedancken und Redensarten nicht ſinnreich, ſo weiß ich nicht was ſonſt dieſen Namen verdienen ſolte.

Nun fraget ſichs was zu einer ſo ſinnreichen Schreibart gehöre? Ich unterſtehe mich dieſes nicht auf einmahl und in wenig Worten zu faſſen: ich will es derowegen nach und nach in verſchiedenen Anmerckungen erklären. Das Wort ſinnreich ſelbſt ſcheint ſchon anzudeuten daß ein ſolcher Ausdruck voller Witz, und reich an Gedancken ſeyn müſſe, ſo daß er einem Leſer viel Nachdenckens verurſache. So ſind die angeführten Exempel von Beſſern und Canitzen beſchaffen. Man nehme ſich aber wohl in acht, daß man nicht alle Scribenten die ſchwer, oder auch wohl gar nicht zu verſtehen ſind vor ſinnreich ausgebe, weil ſie zu vielem Nachſinnen Gelegenheit geben können. Z. E. Jacob Böhme in ſeiner Morgenröthe p. 62. ſchreibt ſo:

Dies verſtehe recht.

Der Sonnen Hitze zündet in der Erde die ſüſſe Qualität des Waſſers an, in allen gebildeten Figuren: nun wird durch die Hitze in dem ſüſſen Waſſer das Licht, das erleuchtet die herbe ſaure und bittre

Qualität, daß ſie in dem Lichte ſehen, und in dem ſehen ſteiget eine in die andre und approbiret die andre, das iſt, ſie koſtet in dem ſehen der andern Schärffe: daraus kommt der Geſchmack.

Wenn das ſinnreich geſchrieben hieſſe, ſo wüſte ich nicht was unſinnig heiſſen ſolte. Jemehr ich dieſen wieder einanderlauffenden Redensarten nachdencke, jemehr ſehe ich daß ſie keinen Verſtand haben. Die ſüſſe Qualität des Waſſers kan nach ſeiner Meinung angezündet werden, und was das wunderlichſte iſt, in allen gebildeten Figuren. Hernach, entſteht in dem ſüſſen Waſſer, durch die Hitze, das Licht. Wer hat das ſein lebetage geſehen? Dadurch wird das herbe ſaure und bittre Qualität erleuchtet. Wie geht das zu? Es iſt bald ſo, als wenn ich ſagte, daß die blaue, rothe und gelbe Farbe eine Diſcant-Stimme bekämen. Nun können die Qualitäten ſehen, und in dem ſehen ſteiget eine durch die andre. Ohne Zweifel muſten ſie das Geſicht haben, damit ſie in dem vielen Steigen nicht den Hals brechen oder ſich verirren möchten. Endlich approbiren ſie ſich und koſten in dem Sehen des andern Schärffe. Wer das verſteht der ſey ſo gut und ſage mirs. Und daraus entſteht der Geſchmack. Es iſt ein groſſes Wunder, daß nicht bereits alle Naturforſcher dieſe wunderwürdige Erklärung des Geſchmacks angenommen haben.

Ich habe meinen Leſern zu Gefallen, eine Probe meines Nachſinnens bey einer dunckeln Schreibart hergeſetzet: denn auf gleiche Weiſe pflege ich alle Stellen die mir verdächtig vorkommen zu zergliedern und den Verſtand herauszuſuchen. Es iſt wahr, dergleichen unbegreifliche als dieſe aus Jacob Böhmen geweſen, finde ich ſo leicht nirgends in einem Poeten oder Redner, allein zuweilen kommen ſie derſelben ziemlich nahe.

Das fürnehmſte wird in der ſinnreichen Schreibart wohl auf verblümte Gleichnisreden ankommen. Die obenerwehnten Exempel beſtätigen es, und man kan noch mehrere anführen. Canitz hat in der angeführten Rede folgende Worte. Die Tugend entgehet uns allemahl zur Unzeit, und weil gemeiniglich auf einen ſchönen Morgen ein ſchöner Mittag folget; ſo giebt es ein trauriges Anſehen, wann die Sonne verdunckelt wird ehe ſie kaum halb über unſern Horizont geſtiegen. Eben bey derſelben hohen Leiche hat der Herr von Beſſer ſein Leichengedichte ſo angefangen.

Ach daß die bleiche Zeit auch Purpur bleichen kan!
Daß ſelbſt das Sonnenlicht muß Finſterniſſe leiden!
Daß der Vergänglichkeit auch Fürſten Unterthan!
Was GOtt zuſammen fügt, der Todt vermag zu ſcheiden!

Doch iſt hiebey viele Behutſamkeit nöthig: die Gleichniſſe müſſen in der That Gleichniſſe ſeyn, denn ein bloſſes gleichwie; Alſo macht es nicht aus; vielmehr muß dieſes gantz vermieden werden, wenn der Ausdruck ſinnreich ſeyn ſoll. Die Gleichniſſe müſſen nicht gar zu gemein und bekannt ſeyn; ſonſt ſind ſie unangenehm. Die liebe Sonne iſt vor andern ſo unglücklich, daß ſie einem jeden Stümper zur Zuflucht dienen muß. Ich weiß Schriften die auf einem halben Bogen mehr als ſiebenmahl von der Sonne reden. Ein Gleichnis muß endlich auch, weder von gar zu hohen noch gar zu niedrigen Dingen hergenommen ſeyn. Wider alle dieſe Reguln verſtöſſet diejenige Huldigungsrede welche vor zwey Jahren an einem gewiſſen Orte im Namen der Landſtände gehalten worden. Gleich von Anfang ſteht dieſe ſchöne Stelle. So ſeynd denn Eure Hochf. Durchl. die von GOtt uns aufgehende Sonne, welche durch dero hohen Befehl die getreueſten Stände, als die fruchtbarſte Dünſte der Erden, an und zu ſich gezogen: es iſt eine ſehr neue und artige Vergleichung der Herren Landſtände mit den wäſſerichten Dünſten ſo von der Sonne aufgezogen werden; aber wir wollen weiter hören. Es heiſſet: wie nun die irrdiſche Sonne, die Dünſte in der Höhe durch die Wärme zu einem fruchtbaren Regen auskochet und ſodann das Land damit befeuchtet und fruchtbar machet: das ſind neue Wahrheiten daß die Sonne die Dünſte auskochet biß ſie zum Regen werden: Naturverſtändige würden ehe das Gegentheil glauben, daß von ausgekochten Waſſer Dünſte würden: aber weiter: alſo hoffet und ſeufzet dero getreues N. N. gleich einem dürren Lande, und lebet der unterthänigſt gewidmeſten Hoffnung ꝛc. Dieſes alſo iſt ſehr übel angebracht. Wenn es geheiſſen hätte: alſo wird unſre Landesſonne die ſämtlichen Stände, als die durch dero Befehl zuſammen gezogene Dünſte, durch die Hitze eines guten Glaſes Wein auch auskochen, und ſie nachmals wieder wohlbezecht nach Hauſe laſſen, ihre Dörffer und Güter zu verwalten: ſo wäre er doch noch bey der einmal gemachten Allegorie geblieben. Jetzo aber hat er ſich gantz verlohren: das Alſo kommt gantz verkehrt, und verdirbet alle das ſinnreiche was der Redner in dieſen Zeilen zu finden vermeinet.

Ich könte noch unzehliche Anmerckungen über den erſten Bogen dieſer ſogenannten Gegenrede machen, als wenn es heiſſet daß die Sonne ihren Lauff unermüdet fortſetze, wenn gleich alle Welt in dem Sündenſchlaffe begraben lieget, und wenn gleich hernach die Sonnenſtrahlen, ob ſie gleich durch das Fenſter ſonder Verletzung des Glaſes fallen, dem Winde und Regen den Einfall verſagen ꝛc. Als wo ich weder ſehen kan, warum der natürliche Schlaf ein Sündenſchlaf heiſſen muß, noch begreiffe wie die Sonne den Wind und Regen verhindert, durch das Fenſter zu fallen. Doch dieſes ſcheint mehr wider die erſten Reguln der geſunden Vernunfft als wieder die ſinnreiche Schreibart zu verſtoſſen. Ich fahre alſo fort und mercke zum andern an, daß ein ſinnreicher Satz bißweilen nur in einem artigen Vortrage einer ſehr leichten Wahrheit, und gantz gemeinen Gedanckens beſtehe. Z. E. was iſt bekannter, als daß ein Geitziger deswegen Hunger leidet, weil er gern bis an ſein Ende reich bleiben will: und doch hat der berühmte Hamburgiſche Poet B. H. Brockes die ſes ſo ſchön, lebhaſt und neu in vier Zeilen ausgedrücket, daß es mit unter die ſinnreicheſte Schreibart gehöret.

Ich fragte jüngſt, warum frißt Harpax ſich nicht ſatt,
Der doch ſo groſſes Gut und keine Kinder hat?
Darauf ſprach einer ſeiner Erben:
Der Narr lebt arm um reich zu ſterben.

Dahin gehört auch folgendes: der Inhalt iſt dieſer gemeine Satz: Alle Menſchen müſſen ſterben: aber die Art des Ausdruckes macht ihn ſinnreich.

Der Todt durchdringt ſowohl die Schlöſſer groſſer Käyſer
Als ſchlechtgebaute Hirtenhäuſer.

Oft geſchieht es daß eine ſinnreiche Rede ſich auf eine Zweydeutigkeit gründet. Der Herr von Beſſer ſchreibt an Melinden, daß er ſie aufrichtig und nicht aus Begierde nach ihrem Reichthum liebe:

Treibt aber mich kein Eigennutz;
O, mir nur bittere, Melinde!
So ſey die Tugend ſelbſt mein Schutz,
Wenn ich dich Liebenswürdig finde.
Was wilſt du mehr? Ich meide dich,
Ich will dich andern überlaſſen;
Nur, haſt du ja kein Hertz für mich?
So hab auch keines mich zu haſſen.

Die beyden letzten Zeilen enthalten hier das ſinnreiche: und es entſtehet bloß aus der doppelten Bedeutung des Worts Hertz. Wenn Melinde ſagt: Ich habe kein Hertz an dich zu verſchencken. So heißt es ſoviel, ich bin dir nicht gewogen. Wenn er aber bittet, daß ſie auch kein Hertz haben möge ihn zu haſſen, ſo meint er das eigentliche Hertz: denn wenn man ſagt daß man jemanden gram ſey, ſo wird in keiner Redensart an das Hertz gedacht. Tirſis bittet ſie alſo, ſie möge doch kein ſolch Hertze haben, welches ihm gehäſſig ſey. Allein bey dieſen Zweydeutigkeiten geht ein groſſer Misbrauch vor. Die Herrn Mahler haben in ihren Schriften heftig wieder ſolche Wortſpiele geeifert, und der Kürtze halber, verweiſe ich meine Leſer zu ihren Diſcourſen.

Es giebt auch eine Gattung ſinnreicher Gedancken / die in einer geſchickten Vergröſſerung einer Sache beſtehen. Der Herr von Canitz lobt von ſeiner hohen Verblichenen: **daß ſich die Lehrer ſelbſt über ihre Wiſſenſchaft verwundert / und daß auch die unſträflichſten durch ihren Wandel erbauet worden.** Imgleichen von ſeiner eigenen Gemahlin

Manches Weib wird hochgeprieſen /
Das kaum ſoviel Tugend zehlt /
Als die Seeligſte vor dieſen /
Aus Beſcheidenheit verhehlt.

Dieſes iſt erträglich und eben ſo gläublich als wenn wir etwas ſchneeweiß zu nennen pflegen / was doch weit danckler ausſieht. Aber wenn jemand von dem groſſen Alexander geſchrieben: **er habe ein reiches Ertz-Hertz gehabt in deſſen einem Winckelchen die gantze Welt ſo räumlich habe liegen können daß noch ſechs andre Welten neben ihr Platz genug gehabt hätten:** das kan wohl ziemlicher Maaßen ausgeſchweiffet heiſſen. Doch auch ſolche Vergröſſerungen haben ihren Platz wenn man nehmlich zum Schertze / eine Sache lächerlich machen will. Dieſes hat der liebliche Meißner-Schwan **Philander** in der Beſchreibung ſeines Prahlers **Bramarbas** recht unvergleichlich angebracht / davon ich nur eine Strophe aus ſeiner Unterredung von der Poeſie herſetzen will.

Bramarbas / Cyprens Herr und Käyſer /
Dem hundert tauſend Lorber-Reiſer /
Zugleich um ſeine Scheitel ruhn.
Der durch die Thüren auf den Knieen /
Voll Majeſtät pflegt einzuziehen /
Wie insgemein die Rieſen thun. ꝛc.

Doch ich muß aufhören / ob ich wohl die Beſchreibung der ſinnreichen Schreibart noch nicht vollendet habe. Sehe ich daß meine Leſer dieſes wohl aufnehmen / ſo will ich den Reſt mit der Zeit hinzuthun. Ich verweiſe ſie indeſſen auf diejenigen **Patriotiſchen Schriften** die von der guten Schreibart gehandelt haben / welche ihnen in der That viel Licht geben werden. Ja ich erſuche ſelbſt dieſen erleuchteten Scribenten / ferner durch ſeine Anmerckungen von dieſer Art / den Geſchmack unſrer Redner / Poeten und Scribenten überhaupt zu verbeſſern.

Phyllis.

Halle, zu finden im Spörliſchen Buchladen.

XXXVIII. Stück.

Die Vernünftigen Tadlerinnen

Mittwochs/ den 19. Sept. 1725.

Philander von der Linde.

Die Spiegel ſind dabey ihr gröſtes Heiligthum/
Vor dieſen dreht ſie ſich wohl neunzigmahl herum.
Und muſtert und rangirt/ (ich ſage kein Gedichte)
Faſt jeden Augenwinck die Muſchen im Geſichte.
Flickt an der alten Haut/ heißt Roſen und Jaſmin
Auch wieder die Natur auf ihren Wangen blühn.

JCh weiß nicht was Calliſte vor etlichen Wochen im Sinne gehabt: als ſie in einem Stücke von ihrer Arbeit an meine Geſtalt gedacht; und mich für die ſchönſte unter den Tadlerinnen ausgegeben. Ich bekam die Ausarbeitung deſſelben nicht durchzuleſen, ehe ſie gedruckt wurde: ob wir uns gleich über den Innhalt und die Ordnung dieſes Stückes wie gewöhnlich unterredet hatten; ſonſt hätte ich dieſe unnöthige Nachricht gewiß ausgeſtrichen. Was ſind unſre Leſer dadurch gebeſſert, fragte ich ſie mit Unwillen, ſobald ich es zu leſen bekam: wenn ſie gleich wiſſen ob die Tadlerinnen kurtz oder lang; jung oder alt; reich oder arm, ſchön oder heßlich ſind? Es iſt ihnen genug; wenn ſie uns für vernünftige Perſonen halten; und wo ſie ja noch was mehrers zu erfahren begierig ſind: ſo mögen ſie wiſſen, daß wir uns für tugendliebende Frauenzimmer ausgeben. Entweder wir müſſen unſern Ruhm in dieſen beyden Stücken zu verdienen ſuchen; oder wir müſſen gar keinen verlangen. Alles andre, was wir vielleicht an uns haben, oder beſitzen möchten, ſind bloſſe Glücksgüter, welche zu unſerm Vorhaben, die Fehler der Menſchen zu beſſern, nicht das geringſte beytragen.

Zwar ich verachte hiemit diejenige Leibesgeſtalt nicht, die mir von der Natur ertheilet worden. Ich ſehe ſie als ein Geſchenck an, womit mich der Urheber aller Dinge begabet hat. Allein eben deswegen, weil ſie ein Geſchenck iſt: ſo iſt ſie ja was fremdes, und nicht was eignes. Wer ſich aber auf was fremdes viel einbildet, iſt thöricht. Iſt ferner die Schönheit ein Geſchenck, und zwar ein ſolches welches mir gegeben worden ehe ich geboren worden, und ehe ich von mir ſelbſt gewuſt? ſo habe ich ja daſſelbe durch nichts verdienet. Wäre ich alſo nicht unſinnig: wenn ich damit prahlen wolte, wozu ich auch auf eine moraliſche Weiſe nichts beygetragen habe? Ich habe derowegen noch niemals verlanget, daß man mich um meiner Geſtalt wegen hochſchätzen ſolle. Wer ſonſt nichts gutes an mir findet, als die Bildung dieſes ſterblichen Cörpers, der mag immerhin gantz gleichgültig gegen mich geſinnet ſeyn. Vernunft und Tugend ſollen der Grund meiner Ehre ſeyn.

Ich weiß wohl wie entfernt dieſe Betrachtung von den Gedancken des meiſten Frauenzimmers iſt. Ich ſehe es gleichſam vorher, daß man dieſes mein Bekentnis für die gezwungene Sprache einer Heuchlerin, und für ein verſtelltes Weſen halten wird. Man iſt es gewohnt andre Leute nach ſich ſelbſt zu richten. Können wir ein Laſter nicht in rechtem Ernſte, und mit innerlicher Uberzeugung von uns ablehnen, ſo glauben wir auch nicht, daß es ein andrer werde thun können, dem wir nicht gerne einen Vorzug zugeſtehen wolten. Nun iſt das Vorurtheil, von der groſſen Schätzbarkeit einer ſchönen Geſtalt, faſt allgemein: und daher wird es ein Glück ſeyn; wenn unter allen meinen Leſern, deren ſoviel ich wiſſen kan, faſt zwey tauſend ſeyn müſſen, nur zehne angetroffen werden, die meiner Meynung ſind, und mir alſo Recht geben können. Doch vielleicht wird dieſes Blat unſern Anhang verſtärcken. Wir haben zwar hin und wieder in unſern bißherigen Schriften von der Schönheit geredet, und uns angelegen ſeyn laſſen unſern Leſern und Leſerinnen richtige Begriffe davon beyzubringen: allein es iſt nöthig einmal etwas ausführlicher davon zu handeln.

Das iſt ſchon kein gutes Zeichen für die Schönheit des Frauenzimmers, daß man eben ſo wenig zu ſagen weiß, worinnen ſie eigentlich beſtehet, als man einem Blinden beſchreiben kan, was die rothe Farbe ſey? Wenn man gleich ſaget: die Schönheit ſey eine Tochter des Himmels, eine Mutter der Liebe, eine Meiſterin der Hertzen, und was ſonſten Poeten und Redner, vor Beſchreibungen derſelben, geben möchten: ſo weiß ich doch noch nicht was ſchön iſt. Wolte man ſagen: die Ubereinſtimmung der Gliedmaßen ſey das Weſen der Schönheit: ſo iſt auch dieſes gantz unzulänglich. Denn es fraget ſich nunmehro was das vor eine Ubereinſtimmung ſeyn müſſe? Tauſend Angeſichter ſind ſchön: folglich ſtimmen ihre Theile überein: aber in einem jeden iſt die Geſtalt der Augen, der Naſe, der Wangen, des Mundes, des Kinnes, des Halſes, u. ſ. w. gantz anders beſchaffen. Wie können nun wiedrige Dinge übereinſtimmen? Wie kan z. E. eine lange und kurtze; eine gebogene, und aufgeworffene Naſe zugleich, an verſchiedenen Perſonen, einen Theil der Schönheit ausmachen? Zugeſchweigen daß die Farbe der Haut eines von den hauptſächlichſten Stücken iſt, die zu einer guten Geſtalt gehören; die doch von der Ubereinſtimmung aller Gliedmaßen gäntzlich unterſchieden iſt.

Noch gefährlicher ſieht es um die Schönheit aus: wenn wir betrachten daß nichts durchgehends für ſchön gehalten wird. So wie wir Europäer die Liebesgöttin mahlen: ſo wird ein ſchwartzer Africaner die hölliſchen Furien abbilden. Eine ſtumpfe Mopsnaſe, Fauſtdicke Lippen, groſſe ausgewachſene Zähne, tiefliegende Augen, und Ohrläpplein, durch deren Löchlein man einen Arm ſtecken kan, ſind bey einem Hottentotten die Merckmahle einer vollkommenen Schönheit. Doch was ſuche ich den Beyfall der Mohren?

laßt uns nur erſt in Europa mit einander eins werden, was ſchön iſt? Der eine lobet ſeine **Brunette:** der andre ſeine **Blondine.** Dieſer ſchwert daß ſeine Geliebte eine Engelsgeſtalt habe. Ein ander will 10. Eyde dagegen ablegen, daß er nichts angenehmes an ihr wahrnehme. **Roſander** ſchreyt: meine Liebſte muß roth von Wangen ſeyn, ſonſt kan ich ſie nicht lieben. **Philonix** hingegen will eine ſolche, die Lilien und Narciſſen mit ihrer Haut beſchäme. Der eine ſagt daß eine lange und gebogene Naſe Majeſtätiſch ausſehe. Der andre rechnet ſolche in das Geſchlecht der Habichte. Und wenn würde ich mit Erzehlung aller ſolcher Streitigkeiten zum Ende kommen?

Dem ohngeachtet ſiehet man doch durchgehends alle Mannsperſonen die Schönheit hochſchätzen: die Weibesperſonen aber mit aller Begierde nach derſelben ſtreben. Das meiſte Frauenzimmer hat ſich auch wircklich überredet, daß ſie eben ſowohl als andre mit unter die Schönheiten ihrer Zeit gehören. Dieſe Einbildung iſt zwar bey den meiſten ungegründet: allein es iſt gut daß man eine jede dabey läſſet. So lange ein Frauenzimmer ihre Geſtalt für angenehm und reitzend hält: iſt ſie mit ſich ſelbſt zufrieden. Sie zürnet nicht auf die ungerechte Natur; ſie beneidet nicht andre die ſchöner ſind; ſie machet ſich manchen ſüſſen Gedancke, den ſie nimmermehr haben würde: wenn ſie von ihrer Heßlichkeit überführet wäre. Ich wolte alſo wünſchen, daß jedes Frauenzimmer nur feſt glauben möchte, ſie ſeye ſchön, und ich bitte alle Mannsperſonen, daß ſie nur fleißig fortfahren mögen, allen ohne Unterſcheid von ihrer Schönheit was liebliches vorzuſagen. Denn was hat man davon: wenn man durch eine verdrüßliche Wahrheit, zärtliche Gemüther in ein Mißvergnügen ſetzet? zumalen da die Schönheit eine Sache iſt, deren Mangel keiner heßlichen zugerechnet werden kan. Doch es giebt allerdings Geſichtsbildungen, die auch in ihren eigenen Augen nicht ſchön erſcheinen wollen. Die leidigen Spiegel ſind zu aufrichtig, alle Narben, Runtzeln, Sommerſproſſen, blöde Augen, breite Lippen, ſpitze Kinne und lange Naſen vorzuſtellen. Und dieſes verurſachet manchem guten Frauenzimmer tauſend Sorgen und Bekümmerniſſe. Die Mittel ſind nicht zu zehlen, welche man erdacht hat, heßliche Angeſichter ſchön zu machen.

Doch wo wir auch hiernechſt ihr Cabinet beſchauen,
So präſentiret ſich ein Zeughaus ſchöner Frauen:
Als Aqua d'angeli, Pomata, Neruli,
Orange, Gelſomin', Sapon di Napoli;
Und was Italien an Schminck und Olitäten
Sonſt irgend mehr verkauft, erfüllt hier alle Köthen.

So ſchreibt **Philander** in ſeiner Satyre über das Frauenzimmer. Kein Betrüger kan ſo leicht ſeine Waaren loß werden, als wer eine neue Art von Schönheitsmitteln zu haben vorgiebt. Alle Marcktſchreyer ſchleppen ſich damit, und finden viel Glauben, ehe ſie noch Proben damit abgeleget haben. Wie kömmt das? Eine jede wolte gerne ſchön seyn, es mag auch koſten was es wolle. Da ſieht man nun

Daß **Doris** aufs Geſicht ein andres drüber mahlt.

Heräus.

Obgleich nun unzehliche nach aller Mühe und Arbeit ſehen, daß ihre Hoffnung vergebens geweſen: ſo gelinget es doch etlichen daß ſie ihren Zweck erhalten, und ihre Haut mit einen ſolchen Firniße überkleiſtern, der wohl ins Auge fällt. Solche Schönen kommen mir nicht anders vor, als etliche von unſern Häuſern, welche ietzo mit einer ſchönen gelben Farbe oder gar mit der Abbildung einer berühmten Stadt ihr inwendiges baufälliges Weſen verdecken. Oder wie diejenigen Gebäude, deren Wände von Holtz, Stroh und Thon zuſammen geklebet ſind, von auſſen aber ſo übermahlt werden als wenn ſie von lauter Marmor erbauet wären. Ein Mann der dergleichen Frauenzimmer heyrathet, bekommt in der That eine gantz andre Perſon in die Arme als ihm des Tages angetrauet worden. Die **Rahel** verwandelt ſich in eine **Lea**, ſobald ſie mit einem feuchten Tuche über ihr Geſichte fähret. Allein wer kan den lieben Männer helffen? Sie ſelber haben an dieſer Eitelkeit Schuld. Sie loben uns bloß um der Schönheit willen: ſo geſchicht es ihnen denn recht, daß ſie ihrer Unbedachtſamkeit halber geſtraffet werden.

Allein ich muß ietzo mit dem Frauenzimmer insbeſondre zu reden anfangen, und ſowohl den Schönen ihren Hochmuth als den Heßlichen ihr Misvergnügen aus dem Sinne reden. Was trotzeſt du doch o wunderſchöne Pulcheria, was trotzeſt du auf deine Geſtalt? Was iſt die Urſache, daß du dich über andre deines gleichen erhebeſt? Dein wohlgebildetes Angeſicht? Ach welch ein kleiner Theil deines Leibes! Die Farben deiner lebhaften Wangen und Lippen? Ach wie bald verwelcken dieſe Lilien und Roſen? Wie leicht verſchwinden die Reitzungen deiner Schneeweißen Haut! Das Fieber hat ſchon manche engliſche Schönheit in dreyen Tagen zum Abſcheu ihrer Anbeter gemacht. Und die Pocken haben wohl ehe die Kraft gehabt einer eingebildeten Göttin menſchliche Gedancken beyzubringen. Geſetzt aber du wäreſt vor beydem ſicher: wird dich denn das Alter nicht deiner Eitelkeit überführen. Du biſt 18. Jahr; wie lange meineſt du, daß du noch ſchön ſeyn wirſt? Erwarte nur das fünf und zwanzigſte, oder wenn es hoch kommt das dreyßigſte Jahr; alsdann ſiehe wieder in den Spiegel; ſo wollen wir hören, ob du noch dieſelbe Vollkommenheit beſitzen wirſt. Trittſt du in den Eheſtand, ſo wird dich ein einziges Kindbette die Hinfälligkeit deiner Annehmlichkeiten erkennen lehren. Ich ſchweige ietzo des Todes, der die ſchönſten Perſonen dem Heßlichſten ähnlich machet. Ich kenne eine gewiſſe vornehme Dame die über ihrem Nachttiſche unter dem Spiegel ein kleines Täfelchen angehencket hat: worauf mit einer ſchönen Schrift dieſe Worte geſchrieben ſtehen:

Dieſer Leib und dis Gebein,
Ob ich noch ſo ängſtlich zage:
Muß der Würme Fraß doch ſeyn,
Uber wenig Tage.
Alles iſt der Schlangen Raub,
Aſch und Staub,
Was ich an mir trage.

Sinndach.

So oft ſie ſich nun im Spiegel betrachten will, fallen ihr ſogleich dieſe Worte in die Augen. Folge dieſem Exempel, liebe Mitſchweſter: ſo wirſt du vergeſſen aus deinem Leibe einen Abgott zu machen. Bedencke ferner wie unanſtändig es ſey, daß eine vernünftige Creatur ſo unzehliche Mühe auf den Leib wendet, ihrer Seelen aber faſt gar vergißt. Ein groſſer Weltweiſer **Epictetus**, den man auch ins Teutſche überſetzt haben kan, hat hievon recht ſchöne Gedancken in ſeinem drey und ſechzigſten Capitel. Es iſt/ ſchreibt er, ein Zeichen eines dummen und ungeſchickten Geiſtes/ ſich lange Zeit mit denjenigen Dingen aufhalten/ welche den Leib angehen. z. e. Lange Zeit den Leib üben/ lange Zeit eſſen/ lange Zeit trincken ꝛc. (ſich lange ſchmücken und putzen) denn dieſe Dinge muß man nur obenhin thun; alle Sorgen auf das Gemüth wenden. Und damit das Frauenzimmer deſto deutlicher ſehen möge, daß dieſe Erinnerung ſie gleichfals angehe: ſo will ich das kurtz vorhergehende Capitel auch hieher ſetzen. Die Weibespersonen werden alſobald vom vierzehenden Jahre ihres Alters/ von den Mannesperſonen ihre Beherrſcherinnen genennet. Wenn ſie demnach ſehen/ daß ſie keine andre Verrichtungen haben als ſich zu den Mannesperſonen zu geſellen: ſo fangen ſie an ſich zu ſchmücken und ſetzen ihre gantze Hoffnung auf den Schmuck und Putz. Dahero iſt es nöthig ihnen mit Fleiß zu verſtehen zu geben/ daß ſie um keiner andern Urſache wegen geehret werden/ als damit ſie ſich ſittſam/ ſchamhaftig und mäßig bezeigen ſollen. So weit **Epictetus**; es würde auch ſehr dienlich ſeyn/ wenn man die ſchönen Erkläruggen die **Saramand** der berühmte Uberſetzer dieſes Büchleins hinzugefüget/ mit Bedacht nachleſen wolte.

Ich wende mich zu dir unruhige **Monſtroſe**. Du beklagſt dich über die unbillige Natur/ und nenneſt ſie deine Stiefmutter: weil ſie dir diejenigen Gaben gäntzlich entzogen/ die ſie gegen andre ſo überflüßig verſchwendet hat. Du beneideſt andre/ die ſchöner ſind als du. Du empfindeſt einen unausſprechlichen Verdruß: wenn du mit ihnen in Geſellſchaft biſt/ und gewahr wirſt/ daß ſie von allen angebetet werden; wenn du wie eine einſame Taube in deinen Winckel fleuſt. Allein was iſt unbilliger als dein Misvergnügen. Die Meinungen von der Schönheit ſind ſehr ungleich/ und woher weiſſeſt du/ daß ſich nicht jemand finden werde/ der auch deine Geſtalt vor angenehm/ oder zum wenigſten vor leidlich halten wird. Junge Katzen die nicht zu leben wiſſen/ lauffen nur nach denen ſchönen Bildern; Leute die Verſtand haben/ werden dich eben ſowohl zu bedienen ſuchen/ als andre. So haſt du den Vortheil lauter vernünftige Leute um dich zu ſehen. Suche ſie nur durch etwas anders/ als durch deine Geſtalt zu vergnügen. Sey leutſelig/ freundlich/ gefällig/ und von aufgewecktem Geiſte. Die Natur ſo dir eins verſaget hat/ wird dich mit dem andern verſehen haben. Wende die Zeit/ die andre vor dem Spiegel verderben/ auf ein gutes Buch/ dadurch wird dein Verſtand alle andre übertreffen/ die dir an Schönheit vorgehen. Dein Vorzug wird mit den Jahren wachſen; wenn jene den ihrigen mit der Zeit verlieren. Deine Freunde werden dich alſo beſtändig hochachten: wenn jene ſich in kurtzem von allen Verehrern verlaſſen ſehen werden. Man fängt ſchon an/ ein kluges Frauenzimmer einem lebloſen Venusbilde vorzuziehen. Doch höre zum Beſchluß eine Fabel. Ich nenne ſie

Der Veilchen-Stock und die Göttin Flora.

Als Thiere und Gewächſe noch ihre Sprache nicht vergeſſen hatten ward der **Veilchen-Stock** nicht weit von ſich einer Tulpe gewahr die wegen ihrer wunderwürdigen Farbenmiſchung die Königin aller Frühlingskinder heiſſen wolte. Dieſe ſtoltze Schweſter/ welche ihren Hals aus Ehrbegierde recht hochzutragen ſchien/ zog die Augen aller derer an ſich/ die in den Garten kamen. Ein jeder lobte ihre Schönheit; ein jeder wünſchte ſie in ſeinem Beete zu haben und an die umſtehenden Blumen ward faſt gar nicht gedacht. Der **Veilchen-Stock** hatte dieſes alles eine Zeitlang mit neidiſchen Hertzen angeſehen: als er ſich endlich entſchloß der Blumengöttin **Flora** ſein Anliegen zu eröffnen und ſie um Linderung ſeines Kummers zu erſuchen. Als **Flora** ſich einmal in dieſem Garten zu erluſtigen kam: brachte er ſeine Klagen vor. Die Göttin hörte ihn geduldig an/ und ſtellte ſich als ob ſie die Billigkeit ſeines Geſuches vollkommen erkennete. Ich ſehe daß dir unrecht geſchiehet war ihr Wort/ und ich bin entſchloſſen dir zu helfen. Was meyneſt du/ biſt du zu frieden daß ich dich im Augenblicke/ in eine ſo ſchöne vielfarbigte Tulpe verwandeln ſoll? Hertzlich gerne/ verſetzte der bekümmerte **Veilchen Stock**: nichts würde mir lieber ſeyn als dieſe Verwandlung. So wilſt du dann/ gab **Flora** zur Antwort/ inskünftige anſtatt unzehlicher Blumen/ nur eine eintzige Tulpe hervorbringen? Wilſt du deinen angenehmen und erquickenden Geruch gäntzlich fahren laſſen? Wilſt du endlich deine nützliche Wurtzel/ daraus die herrlichſten Artzeneyen zubereitet werden mit einer unnützen Zwiebel vertauſchen? Bedencke wohl was du thuſt Als der **Veilchen-Stock** das hörete: ward er gantz traurig/ ſchämte ſich ſeiner vormahligen Mißgunſt/ und verlangte nicht mehr die Menge ſeiner guten Eigenſchaften mit einem unnützen Glantze der Farben zu verwechſeln.

Jris.

XXXIX. Stück.

Die Vernünftigen Tadlerinnen

Mittwochs / den 26. Sept. 1725.

Günther.

Das danck euch Männern ſonſt jemand / euch / die ihr nach verdammter Mode
Der Mädchen Geiſt mit Fleiß erſtickt. Sie wachſen ſtets in eignem Sode
Und werden unter Rauch und Küche zur Niederträchtigkeit gewöhnt.

Allerliebſte Tadlerinnen,

SO begierig alles vernünftige Frauenzimmer geweſen, eure Blätter zu leſen, nachdem es von eurem Vorhaben Nachricht bekommen; ſo ſehr erzürnten ſich bey uns die meiſten darüber, weil ſie leicht muthmaßen konnten, daß ihr unterſchiedene Fehler entdecken würdet, die man an ihnen bemercket. Doch glaubet nicht daß nicht auch einige geweſen ſeyn ſolten, die einem ſonderbaren Gefallen an eurem löblichen Vorhaben gehabt. Und dieſes Vergnügen hat jedesmahl zugenommen, ſo oft ſie ein neues von euren Blättern geſehen. Zum wenigſten kan ich Euch dieſes von meinen vertrauteſten Freundinnen verſichern, welche aufrichtig bekennen, daß ſie ſich ſchon viele gute Lehren aus euren Schriften zu Nutzen gemacht, und mir daher aufgetragen Euch davor geziemenden Danck abzuſtatten. Ihr machet Euch, auf ſolche Art, unſer gantzes Geſchlecht verbunden ; und da die Mannsperſonen, welche doch am geſchickteſten wären unſer Wohl zu befördern, uns durch ihre abgeſchmackte Schmeicheleyen und andre Stücke mehr, ſehr empfindlich ſchaden, wie Ihr in euren Schriften erinnert habt; ſo ſcheinet es durch eine beſondre Schickung des Himmels geſchehen zu ſeyn, daß ſolche geſchickte, und liebenswürdige Perſonen unſeres Geſchlechtes ſich über uns erbarmeten, und vor unſre Wohlfarth Sorge trugen. Wir leben ſowohl als Ihr, **Hertzliebſte Tadlerinnen**, in einer Univerſitätsſtadt, und Ihr wiſſet wohl, wie vielen Gefährlichkeiten und Verſuchungen wir unterworffen ſind? Ihr würdet uns dahero noch zu gröſſern Schuldnerinnen machen, und vielleicht auch andern einen ſehr angenehmen Dienſt erweiſen, wenn Ihr in einem eurer künftigen Blätter, demjenigen was Ihr bereits von dieſer höchſtnöthigen Sache geſagt, noch etwas von ſorgfältiger Erziehung und tugendhafter Aufführung des Academiſchen Frauenzimmers beyfügen woltet. Ihr habt Verſtand und Klugheit genug dieſes zu leiſten, und die Erfahrung an andern unſers Geſchlechtes wird Euch ohne Zweifel manches gelehret haben, welches Ihr zu groſſem Nutzen vieler unerfahrenen, entdecken würdet. Es giebt hier zwar unterſchiedene, die ſolche Leibesgaben von der Natur empfangen, die ſchon geſchickt ſind, die Augen junger Mannsperſonen an ſich zu ziehen; allein wenn ich ihren Verſtand, und ihre Aufführung betrachte, ſo muß ich geſtehen, daß die allermeiſten nicht viel beſſer ſind als die gemeineſten und pöbelhaften Weibsperſonen.

Florimundo ein junger von Adel, hatte ſich unlängſt in **Roſimenen** verliebt, ein Frauenzimmer die mit ſonderbarer Schönheit begabt iſt, und in ihrem Gange ſowohl, als in allen übrigen Geberden, nichts gemeines an ſich blicken läſt. Er ſtelte ſich daher in der Kirchen allezeit an einen Ort, wo er ſie recht im Geſichte haben konnte: wenn ſie heraus gieng, machte er ihr allezeit einen tieffen Reverentz, und war ſehr vergnügt, wenn ſie ſich nur ein wenig neigete; ja er ſuchte ihr alle Tage, wenn er vor ihren Fenſter vorbeygieng, ſeine Zuneigung nicht undeutlich zu verſtehen zu geben, und war endlich geſonnen zu ihren Eltern ins Haus zu ziehen, um mit ihr in deſto genauere Bekanntſchaft zu kommen. Inzwiſchen fügte es ſich, daß er zugleich mit ihr auf eine Hochzeit gebeten wurde; und er ergrif dieſe Gelegenheit deſto freudiger, weil er ſein ſehnliches Verlangen dadurch einigermaßen zu befriedigen hoffete. Sein ernſtlicher Vorſatz war, ihr bey dem erſten Wortwechſel ſeine groſſe Hochachtung, die er vor ſie hegte zu erkennen zu geben, und ſie inſonderheit im Tantzen zu bedienen: weil er wuſte daß ſie, (nach unſers Orts Gewohnheit) den berühmteſten Tantzboden etliche Jahre beſuchet, und in dieſer Ubung keine geringe Geſchicklichkeit erlanget hatte. Allein wie ſehr verwunderte er ſich, als er nach ſeiner erſten Anrede wahrnahm, daß ſie zwar ihre Füße, aber nicht die Zunge in ihrer Gewalt hätte. Sie wuſte ihm mit nichts, als mit ja und nein, oder wenn es hoch kam, mit einer gewöhnlichen Formel, und etlichen ſchlechten Sprichwörtern zu antworten, welche auch von Mägden im Munde geführet werden, wenn ſie mit ihren Liebhabern ſprechen. Anfänglich bedaurete **Florimundo** daß dieſer ſchöne Cörper, die Wohnung eines Geiſtes ſeyn muſte, vor welchen man ſowenige Sorge getragen hatte. Weil er aber von einem lebhaften und muntern Weſen war, auch bey Hofe ſchon viel galantes und kluges Frauenzimmer geſehen und gekannt hätte, ſo fand ſich allmählich eine Verachtung gegen dieſes Academiſche Frauenzimmer bey ihm ein. Er kam des andern Tages nicht wieder auf die Hochzeit, und that in Zukunft keinen Schritt mehr, um dieſe wohlgebildete **Roſimene** zu ſehen.

Doch dieſes iſt nicht der einzige Fehler, den man allhier bey dem Frauenzimmer findet. Es giebt auch andre Perſonen unſers Geſchlechts, die gar zu frey ſind, und mit ihren Minen und Geberden, Reden, Kleidungen und gantzen Aufführung, ihr Hertz gar zu deutlich verrathen. Ich habe dieſer Sache ſehr oft nachgedacht, und das Elend darinnen unſer Geſchlecht, bey der bißhero gewöhnlichen Auferziehung gelaſſen wird, heimlich bejammert. Eure Gedancken, die Ihr in euren Blättern hierüber eröfnet, ſcheinen mir ſo fürtreflich zu ſeyn, daß ich gar nicht zweifle, es werden dieſelbigen nicht allein von Mannsperſonen, ſondern auch von allem vernünftigen Frauenzimmer wohl aufgenommen worden ſeyn. Ihr beklaget mit Recht, daß man die Auferziehung der Töchter mehrentheils tummen Weibern und unverſtändigen Müttern überläſſet, und ich hoffe nicht zu irren, wenn ich ſage, daß eine von den fürnehmſten Urſachen, warum die meiſten Weibesperſonen, ſo unwiſſend und laſterhaft ſind, dieſe ſey, daß die Väter ſich ſo wenig, oder gar nicht bekümmern; wie dieſelben wohlerzogen werden möchten. Gewißlich es iſt ſehr zu verwundern, daß da die Mannsperſonen ſonſt eine ſo groſſe Liebe gegen uns ſpüren laſſen, die Väter ihrer Pflicht in dieſem Stücke ſo ſehr vergeſſen. Sie entſchuldigen ſich insgemein mit ihren Amtsverrichtungen, welche ihnen, wie ſie vorgeben, keine Zeit verſtatten dieſe Sorgfalt auszuüben. Allein dieſes iſt keinesweges zulänglich, ſie von einer Nachläßigkeit freyzuſprechen; und wäre dieſes Verhalten nicht einmal zur Gewohnheit geworden, es würden die Väter ſchon ſoviel Zeit übrig haben, auch an der Erziehung der Töchter mitzuarbeiten. Wie ſehr aber dieſe ſchädliche Sache eingeriſſen, hätte ich niemals geglaubt, wenn ich nicht unlängſt von einem vornehmen und gelehrten Manne ſelbſt gehöret, daß er zu ſeiner Eheliebſten geſagt: **Mein Kind, laß dich um die Söhne unbekümmert und ſiehe nur auf deine Töchter; dieſe will ich deiner Aufſicht überlaſſen.** So ſehr ich dieſes Mannes Töchter bey mir ſelbſt beklagte ſo hoch muſte ich mich über mein Glück erfreuen, welches mir einen Vater gegeben, der von meinen allererſten Jahren an, recht ernſtlich und fleißig

ver

vor meine Wohlfahrt geſorget. Ich weiß wehrteſte Tadlerinnen Ihr werdet es mir zu gute halten, wenn ich etwas weniges hievon anführe, weil das Vergnügen ſo ich darüber empfinde, mich antreibet, bey aller Gelegenheit daran zu gedencken.

Es ließ mich derſelbe nechſt den Gründen des Chriſtenthums in der lateiniſchen und franzöſiſchen Sprache unterweiſen, und bezeigte ein beſondres Wohlgefallen, wenn ich in den Fabeln des bekannten Phädri, auch wohl im Cornelius Nepos, meine Brüder beſchämete, davon der eine mir an Jahren überlegen war. Weil er eine beſondre Luſt zur Geographie und Hiſtorie bey mir wahrnahm, ſo ließ er mir davon das nothigſte ſchon vor meinem 9ten Jahre, gleichſam ſpielend beybringen, und machte ſich bisweilen über Tiſche, oder wenn die Zeitungen geleſen wurden, ſelber die Luſt, mich dieſes und jenes zu fragen. Hierauf ließ er mir von der Vernunft und Sittenlehre inſoweit einen Unterricht geben, als ſolches einem Frauenzimmer dienlich und nöthig iſt. Wie nützlich und anſtändig dergleichen Wiſſenſchaften einem ehrliebenden Gemüthe ſeyn, habe ich neulichſt noch wahrgenommen, als in einer ehrbaren Zuſammenkunft, **Mopſa** ein vornehmes aber höchſtunwiſſendes Frauenzimmer fragte, ob denn Paris, wo der König in Franckreich ſein Schloß hat auch in Teutſchland gelegen ſey? und in welchem Theile von Pohlen die Stadt Straßburg zu ſuchen wäre? worüber ein ſolches Gelächter unter einigen jungen Studenten entſtunde, daß **Mopſa** etlichemahl nach einander ſchamroth werden, und ihre Unwiſſenheit bereuen muſte. Weil wir Teutſchen endlich, unſre Mutterſprache am nöthigſten haben; ſo war mein Vater auch dahin bedacht, daß ich vors erſte mich aller pöbelhaften Ausdrückungen und groben Ausſprache enthalten, und alſo geſchickt reden, ſodann aber auch einen teutſchen Brief möchte ſchreiben lernen: zu welchem Ende er mich bisweilen aus den Zeitungen etwas durchleſen,

leſen, und hernach mit eigenen Worten erzehlen ließ, auch meine Briefe mit eigener Hand verbeſſerte. Dieſer rühmlichen Sorgfalt meines Vaters **wertheſte Tadlerinnen** habe ichs einzig und allein zu verdancken, daß ich Euch letzo einen leſerlichen Brief ſchreiben kan: da ſich manches artige Mägdchen ungemein ſcheuet, was ſchriftliches aufzuſetzen, aus Furcht ſich dadurch lächerlich zu machen. Denn ich darff Euch dieſes nicht als was neues berichten, daß ich die Briefe von vornehmen Standesperſonen unſers Geſchlechts geſehen habe, welche ſowohl im Abſehen auf die Rechtſchreibung, als Zuſammenſetzung der Worte, recht elend beſchaffen geweſen.

Erlaubet mir noch was weniges hinzu zu fügen, welches eben ſo als das vorige mehr meinem Vater, als mir zur Ehre gereichet. Derſelbe unterläſſet noch biß auf dieſe Stunde nicht, wenn er müßig, und irgend mit mir im Garten iſt, mich in höhern Dingen zu unterrichten. Er ſuchet mich allezeit bey den Geſchöpfen GOttes, und andern Sachen, die in der Welt vorgehen, aufmerckſam zu machen. Er lehret mich daß ich alle vorkommende Dinge nicht ſo obenhin, wie die meiſten Menſchen thun, anſehen, ſondern weiter nachdencken, und die Göttliche Allmacht, Weißheit und Güte bewundern. Seinen weiſen Reden habe ich es zu verdancken, daß ich erkannt habe, wie thöricht es ſey mit ſchönen Kleidern zu prangen, oder auch auf die Schönheit ſich was groſſes einzubilden. Ich erinnere mich noch was er mir neulich bey Betrachtung einer Roſe von der Eitelkeit aller menſchlichen Dinge geſaget. Ja er hat, um dergleichen erbauliche Gedancken noch mehr in mir zu befördern, mir ſchon vor etlichen Jahren des gottſeligen **Scrivers zufällige Andachten** zum Weyhnachtsgeſchencke verehret und zu fleißiger Leſung angeprieſen. Und dergeſtalt glaube ich daß ich gelehrt genug ſey. Denn ſich noch weiter in die gelehrten Wiſſenſchaften zu vertieffen, würde vor eine Perſon meines Geſchlechts entweder nicht möglich, oder doch, dafern nicht beſondre Umſtände ſolches rathen, gantz unnöthig ſeyn. Zwar weiß ich gar wohl, daß man groſſe Regiſter von gelehrten Frauenzimmer geſammlet; allein es iſt mir auch nicht unbekannt, daß ſich manches ſelbſt wundern würde, wenn es wiſſen ſolte, daß es nach ſeinem Tode von einigen gar zu gütigen Gelehrten, unter die ſtudirten Weibsperſonen gerechnet worden. Ich muß allezeit lachen, ſo oft ich daran gedencke, daß ein bekannter gelehrter Mann eines gewiſſen Dorfſchulmeiſters Tochter, deswegen unter das **hoch und wohlgelahrte** Frauenzimmer gezehlet, weil ſie anſtatt ihres Vaters, wenn er die Gicht gehabt, die Orgel geſchlagen, und auf der Baßgeige hat ſpielen können. Allein ich trage Bedencken Euch vor dieſesmahl mit mehrern beſchwerlich zu fallen, und erinnere nur noch dieſes daß ich eure erſte Blätter an einem Hofe, der zwar nicht groß, aber doch galant genug iſt, bekannt gemacht, wo ſie dann auch von hohen Standesperſonen unſers Geſchlechts ſehr gnädig aufgenommen worden. Fahret doch fort dieſe Hochachtung die man vor Euch hegt, zu erhalten, und mithin unſer Geſchlecht Euch noch verbindlicher zu machen. Ich werde daran, wie billig iſt, allezeit mein ſonderbares Vergnügen haben, und wo ich die Erlaubnis von Euch erlange, künftig meine Gedancken von der Reinigkeit der teutſchen Schreibart eröfnen, davon eure Blätter ſo ſchöne Proben geben. Solte Euch dieſe meine letzige Schreibart, wie ich faſt vermuthe, nicht allerdings gefallen, ſo hoffe ich doch ferner durch fleißige Leſung eurer Blätter mich vollends in dem Stand zu ſetzen, daß ich künftig richtiger und angenehmer ſchreiben und Euch einen beſſer gerathenen Brief zuſchicken könne. Lebet indeſſen wohl und verſichert Euch, daß ich von gantzem Hertzen ſey

Eure

Saal-Athen den
16. Sept. 1725.

Dienſtgefliſſenſte
Marilis.

Wir freuen uns / daß wir unſern Leſern ein Schreiben vorlegen können / welches ſowohl gerathen und zu unſern Abſichten ſo dienlich iſt als dieſes. Es kan nichts nützlicher ſeyn als wenn man Abbildungen von Perſonen lieſet / die ſoviel beſonderes an ſich haben / welches andern zum Exempel dienen kan. Die wohlerzogene **Marillo** iſt auch ſo beſcheiden / daß ſie alles Lobwürdige / ſo ſie an ſich hat / ihrem vernünftigen Vater zuſchreibet. Sie beſchämet dadurch nicht nur viele andre / welche die wenigen Eigenſchaften / ſo ſie beſitzen / aus Ruhmräthigkeit allezeit ſich ſelbſt beymeſſen / und dadurch ihrer Hochachtung bey allen vernünftigen mehr Abbruch thun / als Zuwachs ſie davon vermuthet hätten: ſondern ſie jaget auch unzehlichen Eltern eine Röthe ab / welche ihrem klugen Vater / nicht in dem geringſten Stücke ähnlich ſind. Eitele Väter ſind zufrieden wenn ihre Töchter etwa ein Clavier oder eine Laute ſpielen / geſchickt tantzen und etwa ein wenig zeichnen lernen: ſind aber im übrigen unbeſorgt / ob ſie auch eine Zeile ohne Fehler ſchreiben / oder in etlichen Wochen eine Seite aus einem vernünftigen Buche durchleſen. Kommen ſolche Jungfern in den Eheſtand / ſo hindern ſie nachmals mit aller Gewalt / daß ihre Töchter nicht anders angeführet werden / als ſie ſelbſt erzogen worden. Denn ſie halten es theils vor was unnützes / theils auch vor ſich ſelbſt ſchimpflich / wenn ſie irgend von ihren eigenen Kindern mit der Zeit übertroffen werden ſolten. Und das iſt die Urſache warum mancher Vater ſeine löbliche Abſichten nicht ins Werck richten kan / ſo gerne er auch ſolches thun wolte.

Unſre geneigte **Marillo** wird uns ſehr verbinden / ja unſern Leſerinnen durchgehends ein Vergnügen verurſachen wenn ſie ihrem Verſprechen nachkommen / und uns ihre Gedancken von der Reinigkeit der teutſchen Sprache eheſtens eröffnen wird. Wir hoffen inſonderheit von ihr zu erfahren / was vor einer Lehrart ſich ihr Herr Vater bedienet habe / ſie darinnen zu einer ſolchen Fertigkeit und Richtigkeit zu bringen? Was ſie vor Bücher geleſen? was ihr vor Fehler am meiſten angehangen / und wie ſie dieſelben endlich vermeiden gelernet? Die Beantwortung aller dieſer Fragen wird unſern Leſerinnen ohne Zweifel viel Licht geben und eine jede zur Nachfolge anſpornen. Wir erſuchen ſie aber ſich aller unnöthigen Lobſprüche gegen uns zu enthalten / welche ihr nur den Platz benehmen / nützlichere Dinge zu ſchreiben. Wie wir denn alle unſre Correſpondenten gleichfals bitten / ſich mit ſolchen Schmeicheleyen gegen uns nicht zu bemühen. Sie haben dergleichen nicht nöthig um unſre Gewogenheit dadurch zu erſchleichen; enthalten ihre Brieffe was nützliches / ſo werden wir nicht ermangeln dieſelbe unſren Leſern anzupreiſen: ſind ſie aber leer von allen guten Anmerckungen: ſo wird es uns niemand verargen / wenn wir unſre Blätter mit beſſern Dingen anfüllen werden.

Calliſte.

Halle, zu finden im Spörliſchen Buchladen.

Die Vernünftigen Tadlerinnen

XL. Stück.

Mittwochs / den 3. October 1725.

Günther.

Ja / ſprecht ihr / das ſind weiße Raben!

EIne Hauptabſicht unſerer wöchentlichen Schriften iſt die Aufmunterung des weiblichen Geſchlechtes zur Verbeſſerung ihres Verſtandes und Willens: und eine andre, die Rettung unſrer Ehre gegen die unverſtändigen Verächter des Frauenzimmers. Beyden dencken wir ein Gnügen zu thun: wenn wir eine kurtze Lebensbeſchreibung der berühmten Franzöſin **Madame Dacier** in dieſem Stücke unſern Leſern mittheilen werden. Die groſſe Gelehrſamkeit dieſer Heldin in allen Sprachen, und freyen Künſten wird eine Vormauer unſers Geſchlechts gegen ſeine Feinde, und zugleich aber ein Sporn für unſre Mitſchweſtern werden, ihrem Exempel, ſo viel als möglich iſt, zu folgen. Es würde unſern Blättern ſehr viel fehlen: wenn wir dieſes wichtige Stücke einzurücken unterlaſſen ſölten.

Anna Fabrin eine Tochter Tanaquill Fabers, Profeſſorn der freyen Künſte zu Saumeur, war daſelbſt im Jahr 1651. gebohren. Herr Faber hatte damahls einen vertrauten Freund der ein groſſer Liebhaber der Aſtrologie war und die Weiſſagungen aus den Geſtirnen vor was gründliches und gewiſſes hielte. Dieſer hatte ſchon manchem ſeine Nativität geſtellet, und war ziemlich glücklich darinnen geweſen. Den Tag als Herrn Fabern dieſe Tochter geboren ward: bat er ſeinen Freund, derſelben die Nativität zu ſtellen. Der Sterngucker geht nach Hauſe, und ſobald er ſeine Figur gemacht hat: bringet er das Blat Herrn Fabern zurücke, mit dem vermelden, er müſſe ihn betrogen, und nicht die rechte Geburtsſtunde entdecket haben; denn ſprach er, ich ſehe in dieſer Conſtellation ſo was fürtrefliches und glückliches, welches ſich vor ein Mägdchen gar nicht ſchicket. Anna Fabrin hat ſich dieſer Geſchicht nachmals bedienet, die Vermeſſenheit und Eitelkeit der Sterndeuterey zu erweiſen: maßen ſie kein ſo groſſes Glück in der Welt gehabt, als ihr verkundiget worden. Andre hingegen haben davor gehalten, daß man die Prophezeyung von dem groſſen Namen verſtehen müſſe, den ſie durch ihre Gelehrſamkeit erlanget hat.

Ihr Vater dachte an nichts weniger, als dieſelbe ſtudiren zu laſſen; aber das Schickſal hatte es anders beſchloſſen. Herr Faber hätte einen Sohn, den er mit groſſer Sorgfalt erzoge. Wenn er denſelben unterrichtete, war ſeine Tochter, welche ſchon eilf Jahr alt war und nähen lernete, mit zu gegen. Als der Knabe einesmals die Frage ſeines Vaters unrecht beantwortete, blies ihm ſeine Schweſter insgeheim dasjenige ein, was er hätte ſagen ſollen. Der Vater hörete dieſes mit groſſer Freude, und entſchloß ſich alsbald, dieſelbe zum ſtudiren zu halten. Es reuete ſie ſehr, daß ſie ſoviel geſchwatzet hatte: denn von dem Augenblicke an muſte ſie ihre ordentlichen Lectionen abwarten; und in weniger Zeit hatte ſie ſo ſehr zugenommen, daß ihr Vater aus beſondern Vergnügen über ihr herrliches Naturell, ſich nichts ſo ſehr als ihren Unterricht angelegen ſeyn ließ. Aus ſeiner Schülerin ward ſie bald darauf ſeine Rathgeberin: ſo daß er nichts mehr vornahm, ohne ſie vorhero zu befragen, und oftmahls nahm ſie ſich die Freyheit, mit ihm zu diſputiren. Als zum Ex. Herr Vaugelas den Curtius ſo ſchön ins Franzöſiſche überſetzet hatte, daß ſich ihr Vater gantz darein verliebete: ſo hatte ſie das Hertz ihm diejenigen

Stellen zu zeigen, die ihr mißfielen. Sie bemerckte eine groſſe Nachläßigkeit in der Schreibart; Fehler wider die Sprache, und Ausdrückungen, die nicht recht mit dem Lateiniſchen übereinkämen. Der Vater ſahe ſich genöthiget ihr bißweilen recht zu geben: allein die Schaam über ſeinen vorigen Irrthum, vermehrte ſeine Freude; indem er bey einer ſo jungen Perſon einen ſo richtigen Geſchmack gewahr wurde.

Als ſie ſoviel Latein konte, daß ſie den Phädrus und Terentius verſtunde: hielte er ſie zum Griechiſchen: und in dieſer Sprache fand ſie ſoviel Annehmlichkeiten, daß ſie in kurtzer Zeit den Anacreon, Callimachus, Homerus, und die Tragödienſchreiber leſen, auch die ſchönſten Stellen darinn mit vielem Verſtande anmercken, und beurtheilen konte. Ihr Vater freuete ſich, daß ihm ſeine Arbeit durch ihr tägliches Wachsthum verſüſſet wurde, und brachte ihr die Italiäniſche Sprache bey, um ſie bey ihrer ernſthaften Arbeit womit zu vergnügen. Da las ſie nun den Taſſo und viel andre welſche Poeten, und wuſte zugleich den Unterſcheid zwiſchen denſelben, und dem Homerus, und Virgilius zu entdecken. Herr Faber ward im Jahre 1672. nach Heidelberg zum Profeſſor beruffen: ſie aber ging das Jahr darauf nach Paris, wo ihr Ruhm ſchon vorher erſchollen war. Sie arbeitete damahls an der Auflage des Callimachus eines Griechiſchen Poeten; und als ſie gelehrten Leuten einige Bogen davon wies: erſtaunete man dergeſtalt über ſie, daß ſie der Hertzog von Montauſier beſuchte, und ihr inſtändigſt anlag, einige lateiniſche Scribenten zum Gebrauch des königlichen Cronprintzen herauszugeben. Sie ließ ſich endlich dazu bereden, und gab im Jahr 1674. den Florus, und bald darauf den Eutropius ans Licht. Ihr Name ward in gantz Europa bekant, und Chriſtina die Königin in Schweden ward ſo ſehr dadurch gerühret, daß ſie derſelben durch den Grafen von Königsmarck ihre Gnadenverſicherung machen ließ. Die Jungfer Fabrin überſchickte derſelben ihre Danckbarkeit zu bezeugen, ihren Florus, und ſchrieb ihr folgenden Brief in lateiniſcher Sprache:

Allerdurchlauchtigſte Königin,

Der groſſe Name Chriſtina iſt nicht nur allenthalben bekant, ſondern wird auch von einem jeden bewundert. Mich aber hat eine gantz beſondre Ehrerbietung gegen Ihro Majeſtät eingenommen, ſo daß ich kaum Worte finden kan, dieſelbe nach Wunſche auszudrücken. In Wahrheit Allerdurchlauchtigſte Königin, wenn ich dieſelbe und dero Größe anſehe: ſo ſagt mir gleichſam die Schamhaftigkeit ins Ohr, es ſey eine gefährliche Sache an dieſelbe zu ſchreiben, da ſich auch die allergelehrteſten Scribenten ſcheuen, ſich ſchriftlich vor eine Fürſtin zu wagen, die von allen Künſten und Wiſſenſchaften umgeben iſt. Allein die Noth hat mir endlich dieſe Zeilen abgedrungen: denn wie könte ich gegen Eure Majeſtät allein ſchweigen; da alles von dero Lobe erſchallet. Zwar halte ich meinen Mund vor ſo geſchickt nicht, daß er dero Ruhm auszubreiten tüchtig ſey: allein wie vorzeiten die triumphirenden Helden der Römer nicht nur von den vornehmſten Rittern und Rathsherrn begleitet, ſondern auch von ſchlechten Soldaten und dem gemeinen Volcke geprieſen wurden; alſo wird es mir auch vergönnet ſeyn, unter der Menge derer, die Eurer Maj. frohlockend zuruffen, auch meine Stimme ſo gut ich kan hören zu laſſen. Meiner Meinung nach iſt es ohnedem nicht zu vermuthen, daß Eure Maj. einen Lobredner antreffen werden, welche dero Verdienſten gewachſen iſt. Tauſend Dinge werden ſich allezeit ſeiner Aufmerckſamkeit entziehen: denn die Tugend erhebt Eu. Maj. dergeſtalt über andre Menſchen, daß wir ſie aus den Augen verlieren, und daß niemand im Stande iſt, deroſelben, wenn ſie ſich gen Himmel ſchwingen nachzuſehen. Wer könte ſich wohl unterſtehen, nur das einzige gehöriger Weiſe zu rühmen, daß nemlich Eu. Maj um deſto eifriger der Weisheit obzuliegen, von dem königl. Throne herabgeſtiegen, oder vielmehr über Cron und Scepter ſich zu erhöhen geſchienen haben. Da nun dieſes und vieles andre auch dem allerſcharfſinnigſten Gelehrten zu hoch und ſchwer iſt: wo nicht Eu. Maj. denſelben den geheimen Weg der Beredſamkeit

keit zeigen: ſo iſt es mir ja weit anſtändiger; indem ich dero Lauff von fernen anſehe, dero Tugenden zu betrachten, und Ew. Maj. mit Hand und Mund zu preiſen. Wenn nur die allerdurchlauchtigſte Königin, ſich meine Ehrfurcht und Unterthänigkeit gefallen laſſen, und die geringen Schrifften, ſo ich deroſelben zu überſchicken mich unterſtanden habe, in dero Bücher Vorrath zu ſetzen würdigen wolten! Ich bin

Eurer Majeſtät

allerunterthänigſte
Anna
Tanaquill Fabers Tochter.

Die Antwort der Königin lautete in frantzöſiſcher Sprache, folgender maſſen:

Mademoiſelle Fabrin,

EUre Ausdrückungen, die ſovoller Eifer und Zuneigung gegen uns ſind, haben uns eben ſowohl als eure Bücher vergnüget, und daß ſie ſo gnädig aufgenommen worden, als ihr ſelber wünſchen könnet, verſichern wir Euch ſelbſt, und bedancken uns zugleich für die angenehmen Stunden die uns euer **Florus** gemacht hat. Es iſt Euch kein geringer Ruhm daß ihr durch die Uberſetzung eines ſo wichtigen Scribenten, zum Unterrichte des Cronprintzen was beygetragen habt, und alſo mit unter die Zahl der gelehrten Leute gehöret, die mit ſovieler Sorgfalt an dieſem groſſen Wercke arbeiten. Wenn ich fähig wäre jemand zu beneiden: ſo geſtehe ich, daß ich weder Franckreichs jetziges Glück, welches ſoviele eiferſüchtig machet, noch dem jungen Printzen die Nachfolge in einem der ſchönſten und gröſſeſten Königreiche von Europa mißgönnen würde: aber das geſtehe ich aufrichtig, daß ich zu einer gewiſſen Gattung eines edlen Neides wohl fähig bin, nemlich das Glück ſeiner fürtreflichen Auferziehung mit ſcheelen Augen anzuſehen. O wie glücklich iſt er, und wie viel unſchätzbare Verbindlichkeit iſt er dem Könige ſeinem Herrn Vater davor ſchuldig!

Ihr aber, die man mir als ein ſchönes und angenehmes Frauenzimmer beſchrieben hat, ſchämet ihr Euch nicht, ſo gelehrt zu ſeyn? In Wahrheit, das iſt zu viel; und durch was vor heimliche Reitzungen habt ihr die Muſen mit den Gratien zu verbinden gewuſt? Wenn ihr in dieſes Bündnis nur noch das Glück ziehen köntet, ſo wäre dieſes ein gantz unerhörter Zuwachs, dem man faſt nichts mehr, als die Erkentnis der Warheit wünſchen könte. Allein daran wird es einer Jungfer nicht lange fehlen können, die ſich mit den heiligen Scribenten in ihren Grundſprachen beſprechen kan. Ich wünſche und hoffe mit Gottes Hülfe, daß ſie euch dermaleinſt überreden werden: wenn ihr ſie ohne Vorurtheil zu rathe ziehen, und bedencken werdet, daß 1500. Jahre zuvor, ehe Luther und Calvin der Wahrheit entſaget hatten, alle vernünftige und groſſe Leute ſo gut Catholiſch geweſen, als wir ietzo in Rom ſind, und als der klügſte und gröſte Theil von Franckreich iſt. Wozu dienet Euch alle eure Wiſſenſchaft: wenn ihr dieſen wichtigen Punct nicht wiſſet? Nehmet Euch die Mühe dieſes ernſtlich zu überlegen, und bittet GOtt, daß Er einmahl eure Augen und euer Hertz der Wahrheit eröffnen wolle.

Rom den 22.
May 1678.

Chriſtina Alexandra.

Man ſieht aus dieſem Schreiben wohl/ daß die Königin welche damahls ſchon zur Römiſchen Religion getreten war/ auch unſre Jungfer **Fabrin** zum Abfalle angemahnet/ wie ſie denn deswegen bald darauf noch einen andern Brief an ſie abgelaſſen. Allein dieſelbe blieb dismahl noch bey der Evangeliſchen Parthey. Im Jahr 1680. gab ſie den **Dares Phrygius**/ das folgende/ den **Aurelius Victor**/ und eine franzöſiſche Überſetzung des Griechiſchen Poeten **Anacreon** ans Licht. Damit legte ſie ſoviel Ehre ein/ daß auch **Boileau** ſelbſt ſie ſeiner Lobſprüche würdig achtete. Weiter gab ſie drey Comödien des **Plautus** heraus/ welche ſie in den Anmerckungen nach den Theatraliſchen Regeln unterſuchte. Im Jahr 1684. ward ſie in die Italiäniſche Academie di Ricourati, zu Padua zum Mitgliede angenommen. Sie hatte ſich indeſſen mit dem Herrn **Dacier** verheyrathet/ und als man ihnen täglich anlag zur päbſtiſchen Religion überzugehen/ dabey man ihnen groſſe Vortheile/ verſprach/ wichen ſie eben dieſes Jahr von Hofe auf ihr kleines Gut/ welches ſie in **Languedoc** hatten/ und ob ihnen gleich von dem Herrn **Charlevall** 10000. franzöſiſche Gulden angeboten wurden; wenn ſie in

Paris bleiben wolten: ſo ſchlugen ſie es doch ab. Im Jahr 1685/ fielen ſie doch endlich zur papiſtiſchen Religion/ ohne Zweifel aus Armuth/ und kamen 1686. wieder nach Paris/ wo ſie durch den Hertzog von **Montauſier** und dem Herrn **Huet** Biſchoff von **Meaux** dem Könige vorgeſtellet wurden.

Damahls fing **Madame Dacier** an den **Terentius** zu überſetzen/ welcher ihr auch ſowohl gerieth/ daß ſie ſo gar die Arbeit der Herren aus dem **Port Royal** übertraff/ als das Buch 1688. zum Vorſchein kam. Folgendes Jahr nahm der Preſident im Parlamente Herr **Harlay** ſie zu ſich ins Haus/ und ſpeiſete wöchentlich zweymahl des Abends bey ihnen. Dieſem widmeten ſie in einer Zuſchrift ihre Überſetzung der Betrachtungen des Käyſers **Antoninus**/ die ſie in ſeinem Hauſe verfertiget hatten/ das geſchah 1691. In den folgenden Jahren hatten ſie mit Auferziehung ihrer Kinder zu thun/ die ihnen GOtt gegeben hatte/ welche auch ſowohl anſchlug/ daß ihr Sohn/ der in ſeinem 10ten Jahre ſtarb/ mehr verſtand/ als ſtudierende ſonſt im 20ſten zu wiſſen pflegen. Sie hatten auch eine Tochter welche eben ſowohl angeführet war/ aber gleichfals in ihrem 18. Jahre ſtarb/ und von ihrer gelehrten Mutter mit einer ſehr herrlichen Lobſchrift beehret wurde/ die in der Vorrede ihrer Überſetzung des Heldengedichtes **Homeri**/ **Ilias** genant/ zu finden iſt/ und für ein rechtes Meiſterſtück gehalten wird. Dieſe Überſetzung **Homeri** iſt eins von ihren wichtigſten Wercken/ woran ſie viel Jahre gearbeitet hat/ biß ſie endlich 1711. dieſelbe ans Licht ſtellete. Alle die vorhin nicht viel vom **Homerus** gemacht hatten/ ſahen daraus die groſſen Schönheiten dieſes alten Poeten/ nur Herr *de la Motte*, gab einen kurtzen Auszug dieſes weitläuftigen Gedichtes in franzöſiſchen Verſen ans Licht/ wo er in der Vorrede ſehr übel von demſelben urtheilete. **Madame Dacier**/ gab anſtatt einer Vertheidigung ein Buch von den Urſachen des verdorbenen Geſchmackes heraus/ welches überaus wohl aufgenommen wurde. Imgleichen antwortete ſie dem **Pater Harduin**/ der die Erdichtungen **Homeri** nicht recht erkläret hatte. Herr *de la Motte* ſahe wohl/ daß er ſeine Sache gewiß verlieren würde/ wenn er ſtill ſchwiege? darum beantworte er dieſes Buch der gelehrten **Madame Dacier**. Sie wolte ihm nichts nachgeben/ und wiederlegte ihn von neuem: ward aber durch den Herrn von **Palincourt** bewogen/ dieſe Schrift nicht heraus zu geben. Denn dieſer gelehrte und anſehnliche Mann/ bat **Madame Dacier** nebſt ihrem Wiederſacher zu ſich zu Gaſte/ und machte alſo daß ſie ihren gelehrten Streit in der Güte beylegen muſten. Ihr letztes Werck war/ die Überſetzung des andern Heldengedichtes/ eben dieſes Poeten **Homeri**/ die **Odyſſee** genannt/ welche 1716. heraus kam/ in deſſen Vorrede ſie einen gewiſſen Engelländer Herrn **Pope** wiederlegte/ der den **Homerus** gar zu ſehr gelobet hatte. Sie war willens auch den **Virgilius** ins franzöſiſche zu überſetzen / allein ihr Alter ließ ſolches nicht zu. Denn ihre Schwachheit nahm täglich mehr überhand/ biß ſie 1720. den 17 Auguſt vielleicht gut Evangeliſch/ wie man gar wohl hoffen kan den Geiſt aufgegeben.

Die Gelehrſamkeit dieſes Frauenzimmers war groß/ noch gröſſer aber ſind die Tugenden geweſen. Niemals hat eine Weibsperſon mehr Muth / geſetztes Weſen/ Güte/ Gelaſſenheit/ Frömmigkeit/ Klugheit und Gottesfurcht beſeſſen. Gegen die Armen hatte ſie eine recht feurige Liebe: oft hat ſie ſich ſelbſt wehe gethan / um ihnen zu helfen: wenn ihr Ehherr ſie gleich davon abhalten wolte. Ihre Beſcheidenheit war ſo groß/ daß ſie im Umgange niemals von Wiſſenſchaften und gelehrten Sachen reden wolte/ auch niemals von ihren Schriften ſprach. Wenn ſie gleich denen die mit ihr umgiengen an Gelehrſamkeit weit überlegen war: ſo ließ ſie ſichs doch nicht mercken; ſondern man hatte viel Mühe/ ſie zu gelehrten Geſprächen zu bewegen. Wer ſie nicht kante/ hätte ſich einbilden ſollen/ daß er mit einem gemeinen Frauenzimmer umgienge/ die nichts mehr als eine gute und wolanſtändige Aufführung gelernet hätte.

Als ein gewiſſer teutſcher von Adel durch Franckreich reiſete und ſeine Aufwartung machte/ überreichte er ihr ſein Stammbuch/ mit dem Begehren/ ihren Namen einzuſchreiben. Als ſie aber ſahe/ daß ſich die allergelehrteſten Leute aus gantz Europa ſchon eingeſchrieben hatten/ erſchrack ſie und wolte ſich nicht einzeichnen: mit dem Vorgeben/ ſie müſte ſich ja ſchämen ihren Namen unter ſoviel berühmte Leute zu ſetzen; das ſchicke ſich gantz und gar nicht für ſie. Der Fremde ließ nicht ab; und je mehr ſie ſich wegerte/ deſto eifriger hielte er an/ biß ſie endlich ſeinem ungeſtümen Bitten nachgeben muſte Sie ergriff alſo die Feder/ und ſchrieb aus einem Griechiſchen Poeten **Sophocles** dieſen Spruch hinein

Uns Weibern ſteht nichts beſſer an/
Als wenn der Mund wohl ſchweigen kan.

worüber der Fremde ſich ungemein verwunderte. In die damahligen Streitigkeiten wegen der Religion/ hat ſie ſich niemals miſchen wollen: weil ſie davor hielte/ daß dieſe vor Frauenzimmer ſchwer wären. Erklärungen über die heilige Schrift zu verfertigen/ hat ſie ſich auch niemals unterfangen: obgleich einige ihrer Freunde ſolches an ihr ſehr verlangeten. Sie hielte davor/ daß ſie die Bibel nur leſen/ dem geleſenen nachdencken/ ihre Pflichten darnach einrichten/ und im übrigen das Stillſchweigen beobachten müſte/ welches ihr Paulus auferleget hätte. Ehe ſie ſtarb/ befahl ſie/ daß man ſie gantz ſchlecht begraben/ und inſonderheit die Kirche nicht mit ſchwartzen Tüchern behangen ſolte: dieſes wäre Merckmahle der Eitelkeit; und wenn ein Gläubiger ſeelig verſchiede: ſo hätte die Kirche nicht Urſache zu trauren/ ſondern zu triumphiren.

Phyllis.

Die Vernünftigen Tadlerinnen

XLI. Stück.

Mittwochs / den 10. October 1725.

Canitz.

Das mach ich mir zu Nutz / und durch des Höchſten Güte
Werd ich je mehr und mehr beſtärckt / daß ein Gemüthe /
Wenn es der Tyranney des Wahnes obgeſiegt?
Und ſeine Freyheit kennt / gantz Peru überwiegt.

MEin Lebetage habe ich keine unglückſeligere Familie geſehen, als in dem Hauſe des bejammernswürdigen Herrn **Einfälters** antreffe. Er ſelbſt, ſeine Ehgattin, eine, geborne **Altvettelin**, alle ſeine Kinder und Hausgenoſſen ſind mit einer gewiſſen Erbkranckheit behaftet, die ſolche wunderliche Zufälle an ihnen verurſachet, daß man ſich nicht genung, darüber entſetzen kan. Zwar dürfen ſie dabey nicht zu Bette liegen; denn ob ſie gleich alle ziemlich blaß im Geſichte ausſehen: ſo iſt doch ihre Leibesbeſchaffenheit von ziemlich ſtarcker Natur. Nur im Gehirne, in ihren Augen und Ohren muß ein verborgener Fehler verhanden ſeyn, der ſich hernach in alle übrige Gliedmaßen erſtrecket. Sie haben ein ſtetes Zittern und Beben in ihren Händen: ihre Füße ſind ſtets zur Flucht fertig; das Hertz klopfet ihnen aus Furchtſamkeit weit ſtärcker, als andern Leuten, und ſie ſind alſo ſehr geneigt zum Entſetzen. Ihre Augen ſehen Dinge, die nirgends verhanden ſind, und ihre Ohren hören, was ſonſt kein Menſch vernehmen kan. Selbſt ihr Verſtand iſt von gantz beſonderer Beſchaffenheit. Sie urtheilen weit anders von Dingen, als andre Leute. Wo ſich alle Menſchen in Sicherheit zu ſeyn einbilden: da ſehen ſie die höchſte Gefahr. Wenn andre lachen: finden ſie allezeit Urſachen bekümmert zu ſeyn. Kurtz, ſie bringen ihr Leben in lauter Angſt und Bangigkeit zu, und wiſſen keine Stunde zu nennen, da ſie einmal recht vergnügt geweſen wären.

Ich nenne dieſen ſeltſamen Zufall eine Erbkranckheit; weil ſowohl Herr Einfälter, als ſeine Liebſte erzehlen, daß ihre Eltern Großeltern ja Aelter- und Urältervåter ſchon damit behaftet geweſen. Dieſes pflegen ſie allezeit zum Vorwande zu gebrauchen: wenn man ſie von ihrem Schaden zu befreyen ſuchet. Sie halten es nemlich für ihre Schuldigkeit in die Fußtapfen ihrer Vorfahren zu treten; und es würde ihnen ſehr leid ſeyn: wenn man es ihnen vorrücken könnte, daß ſie im geringſten Stücke aus der Art geſchlagen wären. Denn das ſchlimmſte iſt, daß ſie ihre Kranckheit nicht vor eine Kranckheit, ſondern für eine kluge Fürſichtigkeit halten, welche ſie lieber mit den weiſen Alten, die gleichwohl auch keine Narren geweſen, gemein haben, als mit der ſichern Welt ſo unbehutſam in den Tag hinein leben wolten.

Nach Betrachtung aller Umſtände, kan ich dieſe Kranckheit zwar nach der gemeinen Art einen Aberglauben nennen. Allein ich halte davor, daß ſie mit beſſern Rechte eine Schwindſucht des Verſtandes heiſſen könnte: denn ich finde, daß die Quelle und der Urſprung des gantzen Ubels daher entſtehe. Dieſes zu erweiſen will ich eine Menge von Beweißthümern herſetzen, die von den Aertzten Symptomata genennet werden, aus welchen ich nach den Regeln der Semiotic auf die Urſachen der Kranckheit ſchlieſſen. Caliſte hat einen Vetter, deſſen ſie ſchon im 13ten Stücke unſrer Blätter gedacht, der ein Doctor der Artzneykunſt iſt: und alſo dürfen ſich meine Leſer nicht wundern, daß ich dieſe Kunſtwörter von ihm gelernet habe.

Ehe die Jungfer Altvettelin noch an Herrn Einfälter verheyrathet wurde: hat ſie ſo manche ſchlafloſe Nacht zugebracht; wenn ſie gedachte, was ſie einmal vor einen Liebſten bekommen würde? Ihre Frau Mutter lehrte ſie deswegen eine Kunſt, die ſie von ihrer alten Großmutter gelernet zu haben vorgab, welche aber auch geſagt, daß ſie dieſelbe von ihrer Aeltermutter, die 99. Jahr alt geworden, gefaſſet hätte. Sie muſte nehmlich alle Neujahrsabend die 24. Buchſtaben aus dem A. B. C. auf ſoviel kleine Papiere ſchreiben, ſich dieſelben unter das Hauptküſſen legen, des Morgends ſobald ſie erwachete rücklings über den Kopf greiffen, und drey davon, die ihr am erſten vorkämen, hervorziehen, welches die Anfangsbuchſtaben von dem Namen ihres Bräutigams ſeyn würden. Ungeachtet ſie nun oftermals die Buchſtaben E. K. X. Y. Z.; oder doch jährlich andre in die Hand bekommen: ſo hat ſichs doch unter ſovielen mahlen getroffen, daß ein einziges E. darunter geweſen. Sobald ſich nun Herr Einfälter als ein Freyer meldete: lief ſie nach ihrem Gebetbuche, darinnen ſie alle die gegriffenen Buchſtaben angemercket hatte, ſah dieſelben durch; und als ſie das E darunter fand: trug ſie weiter kein Bedencken demſelben das Jawort zu geben.

Ich würde mich lange aufhalten müſſen: wenn ich erzehlen wolte, was bey der Verlobung und Hochzeit vor unzehliche viele Regeln beobachtet worden. Ich muß eilen, und vielmehr anmercken, was noch itzo in ihrem Hauſe vor Gewohnheiten im Schwange gehen. Wenn ſie des Morgens aufſtehen: ſo erzehlen ſie ſich einander die böſen Träume, ſo ſie gehabt, und deuten ſolche nach ihren gewöhnlichen Regeln aus. Wenn des Abends der Hund heulet; oder eine Eule ſchreyet: ſchicken ſie nach dem Doctor, und nehmen ein Präſervativ ein, damit nicht etwa jemand von ihnen ſterben möge. Wollen ſie wiſſen wie lange ſie noch leben werden; ſo fragen ſie den Kuckuck. Klingt ihnen das lincke Ohr: ſo bedeutet es gewiß böſe Zeitungen, ſo wie im Gegentheil das Klingen im rechten, was gutes verkündigen ſoll. Kein einziger im gantzen Hauſe wird ſich das Haar verſchneiden, oder zur Ader laſſen; oder ſonſt was wichtiges vornehmen, wo er nicht den Calender und die Planeten zu rathe gezogen. In ihrem Garten wird nichts geſäet als nach den Mondesvierteln. Was ſtarck wachſen ſoll, wird im zunehmenden, was hingegen klein bleiben muß, im abnehmenden Lichte gepflanzet. Dieſes erſtrecket ſich ſogar auf die Entwehnung der Kinder: denn die Frau Einfälterin ſpricht, wenn man ein Knäbchen entwehne, ſo könne es drey Tage vor dem vollen Monde geſchehen, damit alles an ihm ſein völlig werde: hingegen ein Mägdchen müſſe drey Tage nach dem vollen Lichte entwehnet werden, damit es nicht eine gar zu volle Bruſt bekomme. Hat ihr Mann etwas bey Hofe zu thun: ſo wartet er biß der Mond mit der Sonnen eine Zuſammenkunft hält; alsdann ſpricht er: iſt es nicht gefährlich, daß ſich ein geringer zu einem vornehmen nahe. Geht jemand aus dem Hauſe: ſo fürchtet er nichts mehr als den Anblick eines böſen Auges, oder daß er nicht etwan auf eine ſchlimme Stelle komme. Reiſet er über Land: ſo iſt ihm banger einen Wolf zu ſehen als deſſen Zähne zu fühlen. Und ſolte ihm etwa ein Haſe über den Weg lauffen: ſo wird er plötzlich umkehren und ſeine Reiſe einſtellen. Neulich hatte man in ihren Hünerneſtern ein ſehr kleines Ey gefunden; da hieß es, der Hahn, welcher ohngefehr 9. Jahr alt war, hätte daſſelbe geleget, ein jeder ſtunde in Aengſten es möchte ein Baſiliske daraus gebrütet werden: weswegen man es rückwerts übers Dach werfen ließ. Soll jemand in einem Zufalle Pillen einnehmen: ſo muß ihre Anzahl nothwendig ungerade, als 5. 7. 9. 11. u. ſ. w. ſeyn; ſonſt ſchlagen ſie ihrer Meinung nicht an. Als neulich eines von ihren Kindern das Fieber hatte, brauchte die Frau Einfälterin keine Artzeneyen: ſie nahm des Kindes Urin, füllte denſelben in eine Blaſe und hing ihn nebſt dem Hemde deſſelben in den Schorſtein. Sie ſchnitte ihm ferner die Nägel von Händen und Füſſen Creutzweiſe ab, band ſie an einen lebendigen Krebs, und ließ ſie in das nechſte flieſſende Waſſer, oder auf einen Scheideweg werfen, und einen Stein darüber decken. Sie hat auch auf ſolche Art ein Mittel vor die Zahnſchmertzen. Sie ſtochert ſich mit einem Splitter von einem Sarge oder ſonſt einem andern Höltzgen, welches ſie in die Rinde eines grünen Baumes verſpünden läſſet. Neulich hat Herr **Einfälter** ſein 63ſtes Jahr zurücke geleget, welches man das Stuffenjahr nennet: da iſt er nun freudiger geworden als jemals, und glaubet gewiß, daß er nunmehro dem Tode aus den Klauen und dem Grabe aus dem Rachen entlauffen ſey. Nichts iſt ſo ſchwer und unmöglich, welches ſie nicht durch das Ausſprechen gewiſſer Worte durch etliche Charactere und Zeichen abzuwenden hoffen. Brauchen ſie ja einige Kräuter: ſo müſſen ſie in gewiſſen Tagen, zwiſchen 11. und 12. Uhr zu Mittage oder zu Mitternacht, ins Creutz oder rückwerts abgepflücket oder geſchnitten ſeyn. Man muß die Büſchel davon mit Fäden von gewiſſen Farben zuſammen binden, eine beſondre Art von Knoten dazu machen, und wehe dem, der etwas daran verſieht! Bekommt ein Kind einen Zufall von der ſchweren Kranckheit: ſo ſchabet man ein wenig Gold aus dem Trauringe, und giebt ihm daſſelbe ein. Hört man im Hauſe oder auf dem Boden etwas fallen: ſo bedeutet es gewiß einen Todten in der Freundſchaft. Den Abend vor dem Johannestage, oder vor Walpurgis da ſich die Hexen auf dem Blocksberge verſammlen ſollen: wird an alle Thüren ein Creutz gemahlet, damit ja keine Zauberin ſich unterſtehe herein zu kommen: weil es wohl ehe geſchehen, wie ſie erzehlen gehöret, daß in einer ſolchen Nacht ein Käſe geweltzet gekommen, der aber eine Hexe geweſen; welches man augenſcheinlich wahrnehmen können, als ein behertzter Menſch ein kleines Stücke davon mit einem ſcharffen Degen abgehauen; darauf man am Morgen gefunden, daß eine gewiſſe verdächtige Frau in der Nachbarſchaft eine groſſe Wunde an der Schulter gehabt. Redet man nun von dergleichen Zauberinnen, ſo ſpricht man allezeit: **ein Stein vor ihren Ohren**, damit ſie es nemlich nicht hören mögen: oder man bittet GOtt, daß es in einer guten Stunde geredet ſeyn möge! Lobet man eines von ihren Kindern; ſo muß man nothwendig: GOtt ſeegne, dazuſetzen; ſonſt iſt Gefahr dabey, daß man es nicht beſchreye, oder verruffe, wie andre ſagen. Setzet man einem ein Pferd zu kauffe, und es wird etwas darauf geboten: ſo muß er es bey Leibe nicht wieder behalten, ſonſt hat es kein Gedeyen mehr, und wenn ers gleich um ein Spottgeld verkauffen ſolte. Da es itzo gegen den Winter gehet und die Abende täglich länger werden: mehret ſich die Furcht bey ihnen zuſehens. Es darf ſich kein Menſch allein aus der Stube, in den Keller oder auf den Boden wagen: wo er nicht jemanden mit ſich hat, aus Furcht vor Geſpenſtern. Da erzehlt der eine, wie ihm neulich das Licht ausgeblaſen worden: der andre wie er was weiſſes geſehen, der dritte, daß er etwas rauſchen gehöret, oder im Dunckeln auf was weiches gegriffen habe, und ungemein darüber erſchrecken ſey. Bey einer Kirche geht ohnedem kein Menſch von ihnen vorüber; und wenn ſie 100. Thaler damit verdienen könte: denn die Gefahr/ ſagen ſie/ iſt da viel zu groß. Am Donnerſtage läſſet die Frau **Einfälterin** ihre Mägde durchaus nicht ſpinnen: imgleichen muß in der gantzen Faſtenzeit kein Rocke angerühret werden: wenn ſie gleich gantz müßig gehen ſolten. Oefters habe ich geſehen/ wie ſich einer oder der andre von ihnen bey Tiſche Gewalt gethan ein groſſes Stücke Brodtes/ ſo man ihnen vorgeleget aufzueſſen/ oder wenn ja alles Zwanges ohngeachtet ſolches nicht möglich geweſen/ daſſelbe in die Taſche geſtecket; bloß aus der Urſache/ weil es nicht gut ſeyn ſolle dasjenige/ davon man ſchon gegeſſen / liegen zu laſſen/ da es nemlich leicht in ſchlimme Hände kommen könte/ die ihnen vermittelſt deſſelben was böſes anthun mögten. Behüte GOtt! daß bey ihnen ein Meſſer auf dem Rücken/ ein Brod mit der angeſchnittenen Seite nach dem Rande des Tiſches/ oder mit der untern Rinde in die Höhe gekehret liegen ſolte: denn das alles iſt ihrer Meinung nach nicht gut. Ich muß abbrechen ſonſt könte ich noch unzehliche Gewohnheiten erzehlen die zu gewiſſen Jahreszeiten z. e. im Neujahrsabende oder vor dem heil. Weyhnachtfeſte beobachtet worden.

Aus dieſem bisherigen Kennzeichen mögen nunmehro alle meine Leſer urtheilen/ ob nicht die Erbkranckheit des Herrn **Einfälters** mit gutem Rechte eine **Schwindſucht des Verſtandes** zu nennen ſey? Woher kommt ihre Furchtſamkeit vor vielen unſchädlichen Dingen? Woher kommt ihre Leichtgläubigkeit? Woher entſteht ihre übermäßige Sorgfalt in Beobachtung unnöthiger Gebräuche? Warum kan ſie ein bloſſes: **es iſt nicht gut!** von den gleichgültigſten Dingen zurücke halten? Fürwar wenn mein Urtheil nicht gäntz irrig iſt: ſo kommt dieſes alles daher; weil ſie von keinem Dinge einen rechten Begriff gefaſſet; weil ſie dem Hörenſagen ihrer alten Mütter/ Muhmen und Ammen zuviel trauen; keine Empfindung von einem guten und falſchen Schluſſe haben/ und alle Urſachen vor gültig annehmen/ ſie mögen ſo abgeſchmackt ſeyn/ als ſie wollen. Was zeiget dieſes alles aber anders an/ als eine ungemeine Schwachheit des Verſtandes/ die ſich zu ihrem groſſen Schaden von Tage zu Tage mehret/ und ſie endlich in den traurigſten und mitleidenswürdigſten Zuſtand von der Welt verſetzet.

Nun ſolte ich zwar dieſer unglücklichen Familie/ meiner Pflicht gemäß/ die gehörigen Artzneymittel vorſchlagen. Allein dieſes würde eine vergebliche Arbeit ſeyn. Sie hält ſich nicht vor kranck/ was wird ſie denn die Vorſchläge eine Artztes achten? Derjenige müſte auch eine gröſſere Geſchicklichkeit beſitzen als ich/ der ſie von ihrem elenden Zuſtande überführen wolte. Ich habe ſolches oftermalen umſonſt verſuchet. Keine Vorſtellung hat bey ihnen den gewünſchten Nachdruck. Man zeige ihnen wie ungegründet ihre Furcht iſt: man erweiſe ihnen die Unzulänglichkeit ihrer Urſachen: man ſtelle ihnen das Auslachenswürdige ihrer Gewohnheiten vor Augen: man lehre ſie daß ihr Aberglaube wider die Religon lauffe: alles iſt ſo gar umſonſt / als wenn man dem Tauben eine Fabel erzehlet hatte.

Am beſten wird es alſo ſeyn: wenn wir ſie bey ihrer Kranckheit laſſen/und unſre Mühe auf was anders richten/ wo ſie nicht gar verloren gehet. Dieſes kan am füglichſten geſchehen: wenn wir eine wohlgemeinte Warnung an alle diejenigen ergehen laſſen / die mit dieſer Kranckheit noch nicht ſehr angeſtecket ſind. Wenn doch alle dieſe beyzeiten wahrnehmen wolten/was von dieſer abergläubiſchen Familie vor läppiſche und thörichte Dinge unbedachtſamer weiſe geglaubet werden. Wenn ſie doch keine Mühe ſparen wolten ihren Verſtand zu beſſern/ und zum wenigſten denen Gehör zu geben/die ihnen bey aller Gelegenheit aus ſolchen abgeſchmackten Irrthümern zu helffen ſuchen. Wenn ſie doch die ſchädliche Leichtgläubigkeit aus ihrem Gemüthe verbannen wolten/ die ſich durch ein rauſchendes Blat ſchrecken und von einer fallenden Spinnewebe verjagen läſſet. In Wahrheit es iſt Schande/daß wir bey ſo aufgeklärten Zeiten/ noch in der Finſterniß tappen wollen/ die das blinde Pabſtthum in der Welt ausgebreitet: und darinnen ſich unſre Voreltern die Köpfe blutig geſtoſſen haben. Dieſe ehrliche Leute waren ſo ſehr nicht zu verdencken: wenn ſie ſich bey ihrer Einfalt von dem Pfaffengeſindel mancherley Alfanzereyen aufbürden lieſſen. Dieſe Lehrer der Unwiſſenheit wuſten ihre Popautze unter dem Mantel der Religion zu verhüllen/und ihnen dadurch ein ehrwürdiges Anſehen zu geben. Die Menge der Geſpenſter mehrte die Zahl der Seelmeſſen und füllte ihre Beutel. Die Beſitzungen der Teufel und Hexereyen beſtätigten durch ihre Betrügereyen ihre fälſchlich vorgegebene wunderthätige Kraft. Wir haben Gottlob dieſes Joch allmählich vom Halſe geſchüttelt. Und ein groſſer Mann in unſrer Vaterſtadt hat nicht wenig zur Verbannung des Aberglaubens beygetragen: da er durch ſeine vernünftige Schriften/einen groſſen Theil von Europa von unzehlichen Poltergeiſtern/Zaubereyen und Teufelskünſten befreyet hat.

Schlüßlich muß ich auf Verlangen meiner Gehülffinnen noch dieſes anhängen. In dem 30ſten Stücke der gelehrten Leipzigerzeitungen hat vergangene Woche folgende Nachricht geſtanden. Herr Joh. Chriſt. Coler handle in ſeiner neuherausgekommenen **Anthologie** im dritten Articel von den wöchentlichen Blättern der **vernünftigen Tadlerinnen**/darinn er die nette teutſche Schreibart nebſt den heilſamen lehren/der freyen oder beſcheidenen Beſtraffung der Laſter und den ſinnreichen Fictionen rühmet/aber nicht allerdings billiget/ daß einige Stücke faſt gantz aus andern Büchern/ als das XIX. aus den Penſées libres ſur la religion T. I. p. 41. ſqq. das XVI. aus dem 4. Tom. von Steelens Spectateur p. 114. ſqq. das XIV. aus des berühmten Joh. Lockes Leben genommen worden. Der Herr Verfaſſer meinet auch man ſolle ihnen zur Straffe auferlegen/ den Engliſchen Spectateur/ deſſen teutſche Überſetzung ſo ſchlecht gerathen; oder obgedachte Penſées libres, oder auch Lucians Todtengeſpräche/ oder die Fabeln des Herrn de la Mothe ins Teutſche zu überſetzen: indem man von ihrer Feder was nettes und auserleſenes zu erwarten habe.

Wir erfreuen uns/ daß ein ſo gelehrter Mann und beſcheidener Mann/ als der berühmte Herr **Coler** iſt/ ſich zum **Tadler der vern. Tadlerinnen** aufwerfen wollen: Wir geſtehen es auch gar gerne/ daß wir die angemerckten Stellen wircklich andern abgeborget haben: und man wird uns dieſes um ſoviel eher vergeben/ da wir/ als Frauenzimmer/ die das ſtudiren nur zum Nebenwercke machen/ damals eben durch viele häusliche Geſchäfte gehindert worden/ etwas eigenes und neues auszuführen. Doch thut er uns unrecht/ wenn er vorgiebt/ daß wir von dem unſrigen nichts dazugethan/ da ſonderlich in dem 14ten Stücke nur auf einer Seite eine kleine Nachahmung aus des berühmten Joh. **Locken** Leben befindlich iſt. Es ſind uns aber dergeſtalt alle fremde Federn/ damit wir uns geſchmücket hatten/ ausgerupfet worden: daß wir ietzo die allerſcharfſichtigſten Gelehrten auffordern können/ uns noch was fremdes in unſern Blättern zu zeigen. Denn daß der vor acht Tagen ertheilte Lebenslauf der **Mad. Dacier** uns nicht im Traume eingekommen ſey/ können alle Verſtändige von ſelbſt begreiffen: maßen wir ihn auch nicht anders/ als was den Vortrag anlangt/ für das unſrige ausgeben. Doch wir unterwerfen uns der von ihm auferlegten gnädigen Strafe/ und dancken für das gute Vertrauen/ ſo er zu unſerer geringen Feder heget. Die Überſetzung des Spectateurs wollen wir noch ſo lange ausſetzen/ bis wir die Engliſche Sprache beſſer/ als ietzo verſtehen/ und uns alſo in Stande finden werden durch Gegeneinanderhaltung des Originals mit der franzöſiſchen Auflage diejenigen Fehler zu vermeiden/ die an der bisherigen Überſetzung getadelt werden. Was die andern kleinern Bücher anlanget: ſo ſind wir gleichfals willig und bereit alles mögliche dabey zu thun; wenn ſich nur entweder unſer Verleger oder ſonſt ein Buchhändler entſchlieſſen wird/ die Koſten zu einem ſaubern Drucke herzugeben. Doch hätten wir mehr Luſt des Herrn **Fontenelle** Unterredungen der Todten/ als den alten **Lucian** teutſch herauszugeben; weil die unzehlichen heydniſchen Fabeln ſo in dieſem Scribenten vorkommen heute zu Tage/ inſonderheit von Ungelehrten nicht ohne Verdruß können geleſen werden: jener aber mehr nach dem Geſchmacke unſerer Zeiten eingerichtet iſt/ und doch an ſinnreichen Erfindungen dieſem nicht das geringſte nachgiebet.

Iris.

Ich bitte meine Leſer in meinem neulichen Stücke Num. 38. zwey grobe Druckfehler zu verbeſſern nemlich p. 304. anſtatt **Sinndach/ Simon Dach**/ und p. 305. **Faramond** anſtatt **Saramond** zu ſetzen.

XLII. Stück.

Die Vernünftigen Tadlerinnen

Mittwochs / den 17. October 1725.

Canitz.

Ein Kuß / der Marck und Bein in Keuſchheit zittern macht.

WEil ich wohl ſehe, daß die meiſten meiner Leſer und Leſerinnen nach etlichen ernſthaften Vorſtellungen meiner Mitſchweſtern wiederum etwas angenehmers zu leſen wünſchen: ſo will ich mich ihnen dismal bequemen. Der Vers, den ich zur Uberſchrift dieſes Blates erwehlt habe, zeiget ſchon zur Gnüge, wovon ich handeln werde: und ich weiß, daß viele ſich ſchon in ihrem Hertzen werden gefreuet haben; ſo bald ſie deſſelben anſichtig geworden. Ich will ihnen dieſe Freude nicht gleich von Anfang ſtören: ſonſt wolte ich ihnen zum voraus ſagen, daß man keine, nach Art verliebter Poeten und unkeuſcher Romanſchreiber verfaßte Abhandelung von den Küſſen erwarten dürfe. Denn ich bin gar nicht geſonnen, ihrer Lieblichkeit und Kraft oder ihrem unſchuldigen Weſen eine Lobrede zu halten. Dieſes mögen diejenigen thun, die ihren Verſtand von den Begierden beherrſchen laſſen. Mein Vorhaben iſt zu unterſuchen, was nach der Vernunft von dem Küſſen zu halten ſey.

Es giebt dreyerley Arten von Küſſen. Man küſſet gewöhnlicher Weiſe entweder den Mund, oder die Hände; oder gar die Füſſe des andern. Jenes iſt ein Zeichen beſondrer

Vertraulichkeit und Liebe; dieſes zeiget eine groſſe Ehrerbietung an; das letzte aber iſt ein Merckmahl der allertieffſten Unterthänigkeit. Dahin auch gehöret, wenn man den unterſten Saum an des andern Kleidungen; oder nur einen päbſtlichen Pantoffel küſſet.

Vielleicht würde ich mehr ſubtile Abtheilungen von den Küſſen zu machen wiſſen: wenn ich diejenigen Schriften geleſen hätte, die von einigen Gelehrten hievon geſchrieben ſeyn ſollen. Allein weil ſie Lateiniſch verfaſſet ſind: ſo habe ich mich nicht darum bemühet. So viel ich aus dem älteſten Geſchichtſchreiber Moſes erſehe: ſo ſcheinet wohl die erſte Gattung der Küſſe, ich meine auf den Mund, die allerälteſte zu ſeyn. In dem 26ſten Cap ſeines erſten Buches leſe ich, daß Iſaac mit ſeinem Weibe Rebecca geſchertzet habe, welches ohne Zweifel ein Kuß geweſen ſeyn wird. Im 27ſten findet man daß eben dieſer Ertzvater ſeinen Sohn Jacob geküſſet: als er denſelben ſegnen wolte. Und im 29ſten ſtehet ausdrücklich daß Jacob bey dem Brunnen in Meſopotamia ſeine nahe Muhme die ſchöne Rahel geküſſet habe. Dabey bemercken wir wiederum dreyerley Gattungen von Küſſen. Die erſteren ſind eheliche Küſſe: die andern ſind Küſſe zwiſchen Perſonen von einerley Geſchlecht: und die dritten ſind Küſſe zwiſchen unverheyratheten Perſonen von beyderley Geſchlecht.

Wie die ehelichen Küſſe von göttlichen und menſchlichen Rechten erlaubet werden: alſo iſt es mein Werck nicht dieſelben zu tadeln. Was gehet es mich an, wenn ein Iſaac mit ſeiner Rebecca ſchertzet? Küſſet ferner ein Vater ſeinen Sohn; eine Mutter ihre Tochter; ein Bruder den andern; ein Freund den andern; oder umhalſen ſich ein paar Schweſtern und Freundinnen: ſo iſt dieſes an ſich nicht nur eine unſchuldige; ſondern auch eine lobwürdige Art von Küſſen. Und von ſolchen untadelichen Liebesbezeigungen ſchreibet unſer Canitz in dem obengeſetzten Verſe. Dieſer keuſche Poet hat nicht nach Gewohnheit verliebter Haſen die Küſſe der Buhler, ſondern die erlaubten Küſſe der Eheleute und vertrauter Freunde vor Augen gehabt: als ihm dieſer ſchöne Vers aus der Feder gefloſſen:

Zuletzt erſuch ich dich, daß meiner Grillen Tand,
Herr Bruder dir allein, nicht Fremden ſey bekant,
Ein Lied, das ich nur dir, und keinem andern ſinge,
Das iſt kein Ständchen nicht; das ich der Straße bringe,
Ein Kuß, der Marck und Bein in Keuſchheit zittern macht,
Wird, wenn es niemand ſieht, am beſten angebracht.

Man kan aus dem wenigen, ſo ich bißher geſagt habe, ſchon deutlich genug abnehmen, daß ich von dem Küſſen unter jungen Perſonen ſehr wenig halte. Ich weiß wohl daß vorzeiten da die Welt noch voller Unſchuld war, einer frommer Jacob ſeine ſchöne Blutsfreundin Rahel hat küſſen können, ohne daß ihrer beyder Tugend dabey was nachtheiliges gelitten. Ich gebe es zu, daß bey einem alten Volcke, wo dem weiblichen Geſchlechte das Weintrincken verboten war, eine jede Mannsperſon befugt geweſen in Zuſammenkünften, das Frauenzimmer mit einem Kuſſe zu bewillkommen, und alſo durch den Geruch zu erfahren, ob ſie auch Wein getruncken hätten? In dergleichen Fällen heißt es: ländlich, ſittlich. Allein ich urtheile nach unſern heutigen Umſtänden. Die Gewohnheiten der teutſchen Nation verſtatten eine ſolche Freyheit nicht: darum will ein jeder Kuß unter jungen Leuten was mehrers bedeuten. Es wäre denn daß nahe Verwandte oder Blutsfreunde irgend bey dem Abſchiede zu einer fernen Reiſe; oder zur Bewillkommung aus der Fremde, ihre Zärtlichkeit auf ſolche Art an den Tag legen wolten.

Ich muß derowegen allhie die unverſchämte Aufführung derjenigen Mannsperſonen beſtraffen, die mit ihren Lippen gar zu freygebig ſind, ja dieſelbe faſt allen ohne Unterſcheid aufdringen wollen. Mein GOtt! was iſt das vor ein unartiges Weſen, welches einige an ſich blicken laſſen. Kaum haben ſie ein Frauenzimmer einmal geſehen, und ein paar Worte mit demſelben geſprochen: ſo unterſtehen ſie ſich demſelben eine Vertraulichkeit anzubieten, der ſie gantz und gar nicht würdig ſind. Ein ſo ungeſtümmes Verfahren zeiget ein ſehr wollüſtiges und unverſchämtes Gemüthe an, welches allen ehrliebenden Leuten unerträglich iſt. Wird etwa in Geſellſchaft junger Leute ein Spiel angefangen, welches zum Zeitvertreibe dienen ſoll: ſo müſſen abermal die Küſſe das erſte und das letzte ſeyn. Meinen denn die guten Leute, daß der Umgang ohne dieſe Kindereyen nicht artig und angenehm ſeyn könne? Ich ſchweige noch von unzehlichen Ungeſchicklichkeiten, die dabey vorzugehen pflegen. Denn wenn es ſich trift, daß etwan eine unſchuldige Seele dergleichen Verwegenheit nicht erlauben will: ſo muß ſie oft an ihrem zerrauften Haarputze, und zerriſſenen Spitzenzeuge erfahren, in was vor plumpe Hände ſie gerathen, welche geſchickter wären eine Holtzaxt oder einen Flegel zu führen, als ein zartes Frauenzimmer zu bedienen.

Sind dieſe meine Vorſtellungen nicht zureichend ihnen die Größe ihres Fehlers vor Augen zu legen, ſo will ich ihnen etwas aus einem groſſen Weltweiſen zu bedencken übergeben. Socrates ſahe einesmals daß Critobulus den ſchönen Knaben des Alciabides küſſete, darum fragte er den Xenophon, in Gegenwart des Critobuli: ſage mir Xenophon was haſt du bißher von dem Critobulus gehalten? Haſt du ihn unter die mäßigen und vernünftigen, oder unter die üppigen und ruchloſen Leute gezehlet? Xenophon antwortete: ich habe ihn allezeit vor einen ſehr weiſen und geſetzten Mann gehalten. Verändre ietzo deine Meinung, erwiederte Socrates, und glaube, daß er weit verwegener iſt, als wenn er ſich gantz nackend auf entblößete Degenſpitzen würfe; oder gar ins Feuer lieſſe. Was habt ihr denn an ihm wahrgenommen, verſetzte Xenophon, das euch veranlaſſet ſo von ihm zu reden? Hat er nicht, gab Socrates zur Antwort, die Verwegenheit gehabt, den Sohn des Alciabides zu küſſen, der doch ſo ſchön und liebreitzend iſt? Iſt das die groſſe Verwegenheit? rieff Xenophon: warlich in dieſe Gefahr möchte ich mich wohl ſelber wagen. O du Unglücklicher erwiederte Socrates, bedenckeſt du auch, was auf einen Kuß folget? verliereſt du nicht deine Freyheit? Wirſt du nicht ein Sclave? Macheſt dich nicht anheiſchig unzehliche Ausgaben zu thun, um dir dadurch die ſchädlichſten Wolüſte zu verſchaffen? Findeſtu dich nicht unvermögend das gute zu thun / und biſtu nicht alsdann gezwungen/ aus allen deinen Kräften nach ſolchen Dingen zu ſtreben / die du verachten würdeſt/ wenn deine Vernunft nicht verdorben wäre? Hilf Himmel/ ſagte **Xenophon**/ ihr ſchreibet einem Kuſſe eine ſehr groſſe Gewalt zu. Wundert dich dieſes/antwortete **Socrates**: ſieheſtu nicht die kleinen Spinnen/ deren Stiche ſo giftig ſind/ daß ſie entſetzliche Schmertzen verurſachen und oftermals gantz unſinnig machen? Ich weiß es gar wohl/verſetzte **Xenophon**/ aber dieſe Thiere ſpeyen ein Gift von ſich wenn ſie ſtechen. Und was meineſt du Unbedachtſamer: fügte **Socrates** hinzu / glaubeſt du das die verliebten Küſſe nicht giftig ſind/ weil du ihr Gift nicht ſieheſt. Wiſſe/ daß eine ſchöne Perſon ein weit gefährlicher Thier iſt/als die Scorpionen: dieſe können uns nicht verletzen/wo ſie uns nicht berühren; aber die Schönheit trifft uns auch von ferne. So weit/ als man ſie ſehen kan/ſtreuet ſie ihr Gift aus/ und verkehret uns den Verſtand. Vielleicht wird auch die Liebe bloß deswegen mit Bogen und Pfeilen gemahlet: weil uns ein ſchönes Angeſicht von weitem verwundet. Ich rathe dir derowegen mein **Xenophon**: ſobald du eine Schönheit gewahr wirſt: ſo fleuch/und ſiehe dich nicht um. Du aber **Critobulus** ſolteſt dich meines Erachtens ein gantzes Jahr entfernen: denn ſo viel Zeit wird noch kaum zulänglich ſeyn deine Wunde zu heilen. Solte man doch dencken man hörte einen Chriſtlichen Lehrer reden; ſo ſehr eifert **Socrates** über einen Kuß/der doch nur einem Knaben war gegeben worden: wie man dieſes in den merckwürdigen Dingen des **Socrates** die Herr **Charpentier** ins franzöſiſche und unſer Herr Geheimerath **Thomas** ins teutſche überſetzet hat/leſen kan. Was würde dieſer groſſe Weltweiſe geſagt haben/ wenn **Critobulus** ein Frauenzimmer geküſſet hätte? O wie ledig würden uns unſre Kirchen und Kirchplätze von jungen Mannsperſonen ſeyn: wenn ſie eben ſo/als **Socrates** von der Schönheit urtheilen möchten! Und wie manches Verdruſſes würde unſer Geſchlecht überhoben werden: wenn ſeine Vorſtellung von der Gefahr/ die bey einem Kuſſe iſt/ den gewünſchten Nachdruck haben möchte. Wiewohl/dieſes iſt ſchwerlich zu hoffen. Es finden ſich immer unzüchtige Poeten /welche die Küſſe ſo zu beſchreiben wiſſen/ daß Unverſtändige Wunder dencken / was es vor groſſe Sache um dieſelben ſeyn müſſe! Wer kan ſich des Lachens enthalten: wenn **Neukirch** ſchreibet:

Ihr Roſen Indiens weicht meiner Liebſten Munde/
Ihr Balſamblumen rühmt mir euren Honig nicht:
Eur Glantz und eur Geſchmack vergeht in einer Stunde/
Ihr Mund wird aber ſtets von neuem zugericht.
Jemehr ich Roſen ſchau/ je ſchöner ſeh ich blühen/
Jemehr ich ihn geküſt / je ſüſſer ſchmeckt der Saft ꝛc.

Wie ſehr bereuete es zuletzt der ſelige **Menantes**/ daß er um eines Kuſſes willen ehdeſſen ſo tändeln können:

Aſterie! ich bin gebunden/
Und zwar durch nichts als einen Kuß/
Dein Kuß der macht mir Seelenwunden/
So daß ich tödtlich krancken muß.

Er ſcheint dieſes von **Neumeiſtern** gehabt zu haben/ der in ſeiner beruffenen Arie: **Erbarme dich du Schönheit dieſer Welt** ꝛc. alſo ſinget:

Was brachte mich um meine güldne Zeit?
Wer hat den Weg zur Freyheit abgekürtzet?
Der Räuber war/ ach daß ichs ſagen muß!
Ein einzger Kuß.
Ein einzger Kuß legt mir die Ketten an ꝛc.

Dieſer Vers lehrt ſchon was Herrn **Neumeiſter** vormals um ſeine güldne Zeit gebracht. Er muß aber dieſen Zeitverluſt nicht ſehr gemercket haben: als er um einen Kuß zu erlangen/ noch eine gantze und ſehr lange Ode gemachet. Höret nur wie kläglich er winſelt:

Du ſtrenge Flavia!
Iſt kein Erbarmen da?
Soll denn dein Hertz ein Stein/
Die Seele Felſen ſeyn?
Haſt du der Grauſamkeit
Dich gantz und gar geweyht?
Daß ich verderben muß
Um einen Kuß!

Doch ſchade um das Papier/ welches ich mit mehreren dergleichen Seufzern verderben ſolte. Man kan dieſe Oden der Anleitung zur allerneuſten Art der galanten Poeſie zu gelangen/ nach der Ordnung leſen. Das beſte iſt/ daß ſie auf die Melodey der Folie d'Eſpagne gemacht iſt/ welches ſoviel als die **Spaniſche Thorheit** heiſſet: denn ſo fällt einem doch ſogleich bey dem erſten Anblicke dieſer verliebten Stoßgebete/ der rechte Name derſelben in die Augen. Solche ſchädliche Poeſien pflantzten die Kranckheiten ihrer Meiſter ſehr häuffig fort: denn junge Lecker/ die noch nicht wiſſen ſolten/ wo Barthel Moſt holet/ dencken bey Durchleſung derſelben: ey/ es muß doch eine ſüſſe Sache ſeyn um einen Kuß! warum **Neukirch**/ **Neumeiſter** die groſſen Poeten haben ſoviel Wercks daraus gemacht. Das ſchlieſſt vortreflich: eben ſo/ als dieſes: die meiſten Poeten ſind verliebte Haſen/ die viel Feuer und wenig Verſtand beſitzen: Ergo. Herr Gelbſchnabel ꝛc.

Ehe ich mich noch zu dem lieben Frauenzimmer wende/ muß ich diejenigen Mannsperſonen auslachen/ die allen Quarck/ der ſich von einem Frauenzimmer herſchreibet/ zu tauſendmalen küſſen. Kan je eine Thorheit gefunden werden: ſo iſt es dieſe. Ein ſchmieriges paar Handſchuh/

ſchuh/ die kein Bettler am Wege aufheben würde; ein Fleck von alten Pantoffeln/ der tauſendmal mit Koth beſpritzet worden: ein Strümpfband das öfters ꝛc. muß von unzehlichen Küſſen befeuchtet/ und wieder abgelecket werden. Pfui/ das müſſen Leute von garſtigem Geſchmacke ſeyn/ die an ſolchen Leckerbiſſen ein Vergnügen finden! doch man laſſe die galanten Herren über ihrer Galanterie zu Unflätern werden: es iſt gut/ daß wir Frauenzimmer darüber lachen können.

Allein nun muß ich euch noch einen kleinen Text leſen/ liebe Mitſchweſtern. Ich kan es nicht leugnen/ daß nicht einige unter euch ſolten zu finden ſeyn/ die in dieſen Stücke zu ſchelten ſind. Ich weiß wohl/ daß ſich die meiſten ſehr dawieder zu ſperren ſcheinen; wenn ihnen ein Kuß angeboten wird: allein es iſt ein verſtellter Wiederſtand. Eure Arme ſind niemals ohnmächter als in ſolchen Fällen. Höret nur was mir vor Begebenheiten davon bekant ſind. **Amourette** ſchickt neulich in den Buchladen/ und läſt ſich **Heinrich Müllers Liebeskuß** holen. Man bringt ihr das Buch und als ſie das Kupferblat und den Titel recht angeſehen/ wird ſie gewahr/ daß es ein geiſtliches Buch ſey: drum ſchickt ſie es augenblicklich zurücke/ und läſt ſagen: ey/ **ſie hätte ſich verſehen: ſie hätte gedacht der Liebeskuß wäre ein Roman.** Sonſt liſt ſie ſehr fleißig in der Bibel; als ich aber einmal ſahe/ wo ſie läſe: ſo fand ich die Blätter im Hohenliede Salomons ſehr ſchmutzig und abgenützet; weil ſie ohne Zweifel am fleißigſten darinnen ſtudiret hat: wie ich ſie denn nicht ohne Entſetzen ſagen hörete: **das Hohelied ſey nichts anders als ein altfränckiſcher hebräiſcher Roman den Salomon in ſeiner Jugend müſſe geſchrieben haben/ als er noch viel vom Küſſen gehalten.** **Vanette** ſtellt ſich gantz erbar. Sie ſagt bey aller Gelegenheit/ daß ſie das läppiſche Küſſen nicht ertragen könne. Ihre Buhler mögen ſie ſo lange darum bitten/ ſie ſchlägt es allezeit ab. Allein wenn ſie es ohne ihre Erlaubnis thun: ſo ſteht ſie ſtiller/ als ein Lamm. Sie ſieht nicht einmal ſauer dazu; kommt es hoch/ ſo ſpricht ſie: **ey ſind ſie denn ſo loſe!** Jungfer **Kützelhardin** ſieht in Geſellſchaft von Mannsperſonen ein kleines Knäbgen: ſie ergreifft es; ſie ſetzt es auf den Schooß: ſie drücket/ hertzet/ und küſſet daſſelbe/ und kan ſich nicht ſatt daran küſſen. Solten da nicht alle Anweſende mercken/ womit ihr gedienet wäre? Hat ſie kein Kind um ſich: ſo küſſet ſie das gegenwärtige Frauenzimmer faſt jeden Augenblick/ und auf allen Fall muß auch ihr Schooßhund herhalten. **Libertinchen** iſt auf einer Hochzeit: es verkleidet ſich eine Mannsperſon in ein Frauenzimmer: doch niemand iſt unter den Gäſten/ der den Betrug nicht wüſte. Eine kluge Matrone rufft/ ohne Zweifel das Frauenzimmer nur auf die Probe zu ſtellen: ein Mägdgen dürfe ja das andre wohl küſſen/ es ſolten deswegen alle Jungfern/ dieſer ihrer Mitſchweſter/ einen Kuß geben. Und kaum hat ſie ausgeredet/ ſo ſpringt **Libertina**, ohne ein Wort zu verlieren/ hinzu/ und küſſet die falſche Schweſter ſo hertzlich/ daß alle Anweſende genug darüber zu lachen haben. Was dünckt euch nun liebe Mitſchweſtern? ſoll man eine ſolche Aufführung an euch billigen? Und iſt dieſes die Schamhaftigkeit/ die doch unſerm Geſchlechte ſo eigen ſeyn ſolte?

Ich mercke gar wohl/ daß ihr mich vor eine gar zu ſcharfe Sittenlehrerin halten werdet. Um nun dieſen Verdacht von mir abzuwenden/ will ich mich zwingen euch eine gewiſſe Gattung von Küſſen zu erlauben. Küſſet ſo/ wie **Margarete** eine Prinzeßin aus Schottland gethan. Dieſe fand einen überaus garſtigen Gelehrten in einem Zimmer ſchlaffend. Weil er nun von ſehr aufgewecktem Geiſte war/ und durch ſeine ſcharfſinnige Reden ſich bey ihr in groſſe Hochachtung geſetzet hatte: ſo trat ſie gantz leiſe zu ihm/ bückete ſich und küſſete diejenigen Lippen/ die ſoviel ſinnreiche Sachen geſagt hatten, ob ſie gleich ſo heßlich waren/ daß ſich alles umſtehende Frauenzimmer darüber verwunderte. Kan ſich unſer Frauenzimmer überwinden ein gleiches zu thun/ und die allerheßlichſten Perſonen aus Liebe zu ihrer Klugheit küſſen: ſo ſoll es ihnen ins künftige erlaubet ſeyn.

Die Mannsperſonen werden auch eine Linderung meiner Morale verlangen; ich will ſie ihnen auch nicht verſagen. Wenn es denn ja nothwendig geküſſet ſeyn ſoll und muß: ſo will ich ihnen die Handküſſe erlauben. Dadurch mögen ſie dem Frauenzimmer ihre Hochachtung entdecken. Aber ſie müſſen auch Maß darinnen halten/ und dieſe Ehrenbezeugung nicht zur Unzeit verſchwenden. Ein Frauenzimmer hat auch nicht Urſache eine ſolche Verehrung auszuſchlagen/ die ihr nicht das geringſte ſchaden kan. Und ich wundre mich derowegen/ warum **Melinde** ein ſonſt artiges und wohlerzogenes Kind/ ſich neulich ſo erzürnete/ als ihr dergleichen von jemanden wiederfuhr/ der ſie eine Treppe hinauf begleitet hatte/ und daſelbſt von ihr Abſchied nahm. Sie wird ja nicht glauben/ daß ihrer Ehre dadurch ein Abbruch geſchehen ſey. Weiß ſie nicht/ daß königliches und fürſtliches Frauenzimmer/ einen Handkuß/ auch wohl bürgerlichen Perſonen/ als eine Gnadenbezeugung erlaubet? Ja ich lobe den empfindlichen Verehrer derſelben/ der ihren deswegen angenommenen ſpröden Minen/ mit eben ſolcher Gleichgültigkeit begegnet: wiewohl er ſie doch noch in ſeinem Hertzen wahrhaftig hochzuachten ſcheinet. Nun was wollen meine galante Leſerinnen noch mehr? Soll ich der üppigen Frau **Geilartin** verſtatten/ ſich in Gegenwart ihres Mannes den Hals und die Bruſt küſſen zu laſſen/ welches ſie mit einer lächelnden Mine zuläßt? Soll ich andern vergönnen mit ihren Lippen ein Gewerbe zu treiben/ wie **Philander** ſchreibt:

Die läßt für jeden Kuß ein dutzend Thaler zahlen:

Nein/ das erlaubet die Tugend und Vernunſt nicht: wie ſolte ich es denn erlauben können?

Calliſte.

Die Vernünftigen Tadlerinnen

XLIII. Stück.

Mittwochs / den 24. October 1725.

Heräus.

Wie Star Papier verderbt / und ſchreibt was man verlachet.

Was wird nicht heutiges Tages vor eine unſägliche Menge von Büchern geſchrieben! Mehr denn 10000. Druckerpreſſen ſind Jahr aus Jahr ein in beſtändiger Bewegung. Unzehliche Papiermühlen machen ihre Arbeiter durch ihr unaufhörliches Knarren, und Klappern halb taub. Man kan ſich ja in Städten und Dörfern kaum vor denen Lumpenſamlern erwehren. Das ungeſtümme Uberlauffen dieſer Leute nimmt ſo überhand, daß man uns mit der Zeit die Schürtzen und Hemde von den Leibern reiſſen wird. Und warum das? Papier zu machen, damit ja nicht ein einziger Einfall eines Gelehrten verloren gehe, ſondern biß auf die ſpäte Nachkommenſchaft erhalten werde.

Wo nimmt man aber allen Zeug zum ſchreiben her? Ach daran wird es nicht fehlen, ſo lange die Welt ſtehet. Was Plato vor einen Knopf am Hute getragen? Ob Ariſtoteles in ſeinem Garten mit Pantoffeln oder Schuen herumſpatzieret? Ob Eneas mit dem rechten oder lincken Fuße zuerſt das Italiäniſche Ufer betreten habe? Dieſe Fragen, ſage ich, ſind ſchon wichtig genung, in Schriften von halben und gantzen Alphabeten abgehandelt zu werden.

Wer ſich in den Alterthümern ſo hoch nicht verſtiegen hat: der thut ſich in der Hiſtorie ſeines Vaterlandes hervor. Er unterſuchet mit unglaublicher Mühe, wieviel Küſter an ſeiner Dorfkirche ſchon geweſen? Wieviel Frauen und Kinder ſie gehabt? Wie ſie gelebet, und wenn ſie geſtorben? Hat jemand zur Critic Luſt, ſo ſchreibt er einen Tractat; ob eine Müntze im Lateiniſchen nummus oder numus heiſſe? Ob wir uns Teutſche; oder Deutſche nennen ſollen? Ein ander liebt die Naturwiſſenſchaft. Man gräbt einen unförmlichen Stein aus der Erden: ſo ſchreibt man ein Buch davon und nennt ihn Caput Meduſæ. Man ſamlet Mücken und Ameiſen zuſammen, und giebt uns groſſe Regiſter daven heraus. Ein Bauer pflüget ein Stückgen Kupfer, ſo er ſelbſt einmal von ſeinem Rockknopfe verloren, aus ſeinem Acker, welches vom Roſte halb verzehret iſt, und deswegen einige Gruben und Höhen auf ſeinen Flächen zeiget. Er hebet es auf, und zeiget es ſeinem Schulmeiſter; der giebt es dem Pfarrer: von da kommt es einem Antiquario in die Hände. Dieſer ſchreibt augenblicklich eine Diſquiſitionem Hiſtorico-Critico-Numiſmaticam, und erweiſet, daß dieſes eben der Schaupfennig ſey, den **Nimrod** in den Grundſtein des Babyloniſchen Thurms legen laſſen. Das iſt nicht genung: dieſe Schrift kommt einem andern in die Hände, der noch ſcharfſichtiger ſeyn will. Er wiederlegt den erſten, in einem Schediaſmate Philologico Litterario-Curioſo und erweiſet gantz unwiederſprechlich, daß dieſes Blech vom Knopfe diejenige Huldigungsmüntze ſey, ſo **Semiramis** bey ihrer Krönung in Ninive auswerfen laſſen. Ich ſchweige von denen, die groſſe Diſſertationes Epiſtolares von gelehrten Schneidern, Schuſtern, Kaufleuten ꝛc. oder von allen berühmten Männern die **Andreas, Caſpar, Balthaſar** oder **Melchior** geheiſſen haben, ans Licht ſtellen; und bemercke nur daß andre, die auch dieſes nicht vermögen, uns nur bloſſe Verzeichniſſe von allen denen geben, die dergleichen geſchrieben haben; oder eine Hiſtorie von allen denen zuſammentragen, die ſchon von den

Scribenten der gelehrten Hiſtorie, auf hiſtoriſche Weiſe gehandelt haben.

Dieſes alles ſchreibe ich bloß in der Abſicht, den Verfaſſer des folgenden Schreibens zu rechtfertigen. Ich will nur zeigen, daß auch diejenige Schrift, ſo er entworfen, unter ſoviel tauſend andern unnöthigen Büchern gedruckt zu werden verdiene. Er hat uns ſolche Vorſtellungen zu machen gewuſt, daß wir es ihm nicht haben abſchlagen können, ſeinen Brief hier einzurücken. Ich weiß wohl daß unſre Leſer dencken werden, wir müſten ihn ſelber gemacht haben: weil weder Ort, noch Jahrzahl noch Name dabey befindlich iſt: allein man dencke was man will; wer ihn mit Bedacht lieſet, wird leicht ſehen, daß er viel zu gelehrt für uns ſey. Hie ſteht er von Wort zu Wort.

Vernünftige Tadlerinnen,

Ihr könnet mich nicht beſſer überreden/ daß ihr dieſes beliebte Beywort/ mit gutem Rechte angenommen/ als wenn ihr dieſem meinem Entwurfe einer neuen Wiſſenſchaft in euren wöchentlichen Blättern einen Platz vergönnen werdet. Ich darf es faſt nicht ſchreiben daß es eine **Tabackswiſſenſchaft** ſey: denn das werdet ihr wohl gerochen haben/ ehe ihr noch mein Schreiben eröffnet; ja das gelbgeräucherte Papier wird durch ſeine Farbe genugſam bekräftiget haben/ daß ich in währendem Schreiben die Pfeiffe nicht aus dem Munde gelaſſen. Ich wuſte wohl/ daß ihr bey dem Empfange deſſelben ziemlich die Naſe rümpfen werdet: indem es mir ſonſt nicht unbekant iſt/ was ihr liebe Mägdchen vor ekle Thierchen ſeyd. Ich hätte Euch auch mit dieſem verdrießlichen Geruche und heßlichen Anblicke gerne verſchonen wollen: wenn es mir möglich geweſen wäre/ zwey gantze Stunden (ſoviel Zeit hat mich dieſer Brief gekoſtet) ohne Taback zu leben. Doch deſto beſſer könnt ihr eine Probe ablegen/ daß euer Verſtand über die Sinne die Herrſchaft führe: wenn ihr ein ſo ſchmutzigtes Schreiben nicht nur durchleſen/ ſondern auch abſchreiben und drucken laſſen werdet.

Was erſtlich den Titel meines Werckes anlanget: ſo kan ich nicht leugnen/ daß es mir manche Stunde gekoſtet/ ehe ich mich entſchloſſen/ wie derſelbe lauten ſolte. Bald dachte ich mein Buch eine **philoſophiſche Tabackshiſtorie** zu nennen: bald ſolte es umgekehrt/ eine **hiſtoriſche Tabacksphiloſophie** heiſſen: bald gefiel es mir beydes miteinander zu vereinigen/ und das eine teutſch das andre lateiniſch zu ſetzen/ welches unter uns Gelehrten ſehr gewöhnwöhnlich iſt. Doch ich bekam einen neuen Einfall / der endlich den Platz behielte. Ich beſann mich nemlich auf das unvergleichliche Wort **Tabacologia** / welches fürs erſte aus dem griechiſchen kommt / und alſo meinem Buche ein recht gelehrtes Anſehen geben wird; vors andre auch durch die ſchöne Miſchung der allerbeſten ſtummen und lautenden Buchſtaben / Ta - ba - co - lo - gi - a / einen ſolchen harmoniſchen Wohlklang in den Ohren verurſachet / daß man bey Anhörung deſſelben halb entzücket wird. Wiewohl ich hätte bald das beſte vergeſſen: ich meine das alamodiſche Beywort curieuſe / welches nach dem ietzigen Gelehrtenſchlendrian den fürnehmſten Zierath eines wohlgeſetzten Titels ausmachet. Schade um alle Bücher / denen es daran fehlet: denn die neugierige Welt dencket bey dem erſten Anblicke deſſelben / ſeltſamere Wunderwercke darinnen anzutreffen / als in dem beſten Raritätenkaſten. Doch / aller meiner Mühe ungeachtet / die ich mir ſchon des Titels halber gemachet habe / ſoll es dennoch dem Buchhändler / der es etwa verlegen wird / unverwehret ſeyn / die Uberſchrift nach Belieben zu ändern; oder auch etwas hinzuzuſetzen. Dieſe Herren ſind insgemein ſehr glücklich in Erfindung der Büchertitul. Herr **Superklug** z. E. läßt über ein Buch von Adam und Eva / welches unter dieſem Namen zu Leſchpapier werden will / einen neuen Anfangsbogen drucken und nennet es: den **heutigen Momus**! Ja ich wolte meinem Verleger zu Ehren wohl gar in der Vorrede geſtehen / daß er / und nicht ich / meinem Kinde den Namen gegeben: wenn er nur mein Buch nicht durch einen abgeſchmackten Zuſatz / ſo garſtig verſtellen möchte / als dem guten **Faramond** ſeine Uberſetzung des weiſen und tugendhaften **Epictetus** verſtellet worden / welches ernſthafte Buch / durch den kleinen **Görgel in Lebensgröße** ein gantz läppiſch und lächerliches Anſehen bekommen.

Damit aber mein Buch nicht gleich mit der Thür ins Haus falle: ſo fange ich mit einigen Prolegomenis an. Es ſind drey Diſſertationes præliminares, die lauter allgemeine Vorerinnerungen in ſich halten. In der erſten fragt es ſich / aus welcher Sprache das Wort Tobac herzuleiten ſey? Da behaupte ich nun / daß es nothwendig aus dem Hebräiſchen und zwar von dem Worte טֹב herſtamme / welches ſoviel als **gut** / **ſchön** / **vortreflich** und alles was ſeines Nutzens halber angenehm iſt / bedeutet. Woraus ich denn nicht nur einen neuen Beweiß mache / daß die hebräiſchen Wörter allerdings die innere Natur der Dinge bedeuten / ſondern auch zugleich zeige / daß die hebräiſche Sprache die allerälteſte ſey. Eben dieſe Schlüße kan ich aus der andern Herleitung des Worts Taback ziehen / die vielleicht manchem noch natürlicher ſcheinen wird; da ich es nemlich von טָבַח herführe: welches nach einigen Wörterbüchern ſoviel heiſſet / als / ex expedine combinata aliquid retrahere, aus einer vereinigten Höle etwas zurücke ziehen. Einem guten Freunde hat dieſe Etymologiſche Erfindung ſo wohl gefallen/ daß er nur darüber einen poetiſchen Glückwunſch gemachet/ darinnen er mich allen Scioppiis und Salmaſiis weit vorziehet: und ich werde mich kaum enthalten können/ dieſen Vers vor mein Buch drucken zu laſſen. In der andern Diſſertation unterſuche ich das Alter des Tabacks/ und zeige/ daß ihn zum wenigſten Eſau ſchon ſtarck müſſe gerauchet haben: weil er als ein Jäger ſich ohne denſelben ſchwerlich wird haben behelfen können. Ja ich mache es ſehr wahrſcheinlich/ daß die Patriarchen vor der Sündfluth/ bloß durch Gebrauch des Tabacks ihr Leben biß auf 8 und 900. Jahre gebracht haben. In der dritten Diſſertation handle ich von dem allgemeinen Gebrauche des Tabacks: wo es mir nicht ſchwer fällt zu behaupten/ daß derſelbe nicht nur auf allen bewohnten Theilen unſers Erdbodens/ ſondern auch ſogar in Monden und allen übrigen Planeten gerauchet werde/ als welches ſchon aus dem einzigen Beweiſe Sonnenklar erhellet/ daß nemlich der Hof um den Monden unmüglich was anders/ als ein ſtarcker Tabacksrauch ſeyn kan/ den zu gewiſſen Zeiten ein groſſes Tabackscollegium daſelbſt verurſachet. NB. Ich zeige auch/ wie man aus dieſen Grundſätzen die Cometen und ihren Urſprung/ auf eine neue Art erklären könne.

Mein Buch an ſich ſelber hat 4. Abtheilungen. Darunter die 1ſte von dem Taback insbeſondre handelt. Das 1ſte Hauptſtück erzehlet die mancherley Gattungen des Tabacks/ als da ſind Canaſter/ Engliſcher Carthuſe/ Holländiſcher Blätchen-Taback/ Türckiſcher Tittun/ Schubkärnergut u. ſ. w. Im 2ten Hauptſt. fragt es ſich/ welcher Gattung der Vorzug gebühre? Da gebe ich dem Canaſter den Vorzug/ rücke Günthers Lobgedichte auf denſelben gantz ein/ und erläutere daſſelbe mit einigen auserleſenen Anmerckungen. Im 3ten Hauptſt. wird der gantze Tabacksbau beſchrieben: ich zeige welcher Acker ſich am beſten dazu ſchicket; wenn er geſäet/ gepflantzet und abgeſchnitten werde/ wie man ihn dörre? u. ſ. w. Im 4ten Hauptſt. gebe ich eine ausführliche Nachricht von dem löblichen Tabacksſpinnerhandwercke/ und entdecke verſchiedene Künſte/ eine Gattung des Tabacks in die andre zu verwandeln. Im 5ten Hauptſt. beſchreibe ich den Tabackshandel/ dabey man zeiget was vor Reichthum derſelbe der Kaufmannſchaft eintrage/ imgleichen was vor groſſe Einkünfte ein Landesherr jährlich davon ziehe? Das 6te Hauptſt. erzehlet die heilſamen Kräffte und Wirckungen des Tabacks. Er heilet das Hauptweh/ die Zahnſchmertzen/ die Flüſſe/ die Waſſerſucht/ den Schwindel/ u. ſ. w. Er ſtillet Hunger und Durſt. Er wärmet im Winter und kühlet im Sommer/ verkürtzet die lange/ und verlängert die kurtze Zeit/ purgiret und treibet Schweiß aus/ befördert das Nachſinnen der Gelehrten und ſtärcket das Gedächtniß. Kurtz/ Taback iſt die rechte Panacee/ und ein weit allgemeineres Artzeneymittel/ als alle falſchberühmte Goldtincturen.

Die IIte Abtheilung meiner Tabacologie handelt von Pfeiffen. Im 1ſten Hauptſt. erzehle ich die verſchiedenen Gattungen a. d. f. höltzerne/ irrdene/ gläſerne/ meerſchäumene/ porcellane/ ſchildkrötene/ perlenmutterne/ ſilberne und güldene. Das 2te Hauptſt. unterſuchet die Gröſſe des Kopfes/ welcher zum höchſten eine Fauſt groß ſeyn kan. Und weil es noch ungewiß iſt/ nach welcher krummen Linie die inwendige Höle derſelben am bequemſten ausgeſchnitten ſeyn kan: ſo übergebe ich dieſe in die hohe Geometrie und Algebra lauffende Frage/ der in Petersburg neuerrichteten Societät der Wiſſenſchaften/ zur gelehrten Entſcheidung. Im 3ten Hauptſt. fragt es ſich/ wie lang die Röhren der Tabackspfeiffen ſeyn müſſen/ da ich denn zeige/ daß die kurtzen im kalten Wetter die Naſe zu wärmen/ die langen aber in warmen Tagen dienen können. Das 4te Hauptſt. handelt von Mundſtücken. Das 5te fraget ob man lieber durch ein Glaß Waſſer rauchen ſolle/ damit das grobe öhlichte Weſen nicht in den Mund komme/ wobey ich einige phyſicaliſche Unterſuchungen und Erfahrungen anführe. Das 6te Hauptſt. handelt von dem Staate den einige Liebhaber von braunen und gantz ſchwartzgerauchten Pfeiffen machen. Im 7ten Hauptſt. zeige ich endlich/ wie aus gepülſerten Pfeiffen und Tabacksaſche ein herrliches Zahnpulver zubereitet werden könne.

Die IIIte Abtheilung meines Werckes/ iſt dem Geräthe gewidmet/ ſo zum Tabackrauchen nöthig iſt. Das 1ſte Hauptſt. vom Tabackmeſſer. Das 2te vom Tabackſtopfer. Das 3te von dem Feuer. Da unterſuche ich/ ob man lieber bey Kohlen; oder beym Wachsſtocke; oder beym Unſchlittlichte; oder durch ein Brennglaß; oder mit Papier/ den Taback anzünden ſolle. Im 4ten Hauptſt. wird von Tabacksbeuteln und Doſen gehandelt. Im 5ten von Tabacksmützen und Hüten. Im 6ten von Pfeiffenfutteralen/ die man auf Reiſen brauchet. Im 7ten von dem Geträncke/ dabey man rauchet/ als Thee/ Caffe/ Bier/ Wein/ Brandwein/ u. ſ. w. Im 8ten von einem Inſtrumente zur Reinigung der Pfeiffen. Im 9ten endlich von einem Behältniße zum Sande oder Sägeſpänen/ darauf man auswirft/ um das Zimmer zu ſchonen.

Die IVte Abtheilung handelt von dem Rauchen oder Schmauchen an ſich ſelber. Das 1ſte Hauptſt. beſtimmet die Zeiten/ ob man nemlich frühe; oder nach Tiſche; oder des Abends ſchmauchen ſolle? Hie kommen einige mediciniſche Anmerckungen vor. Das 2te lehret wie viel Pfeiffen vor jeden Tag gehören/ da es denn einige biß 30. bringen. Das 3te von dem künſtlichen ſchmauchen/ z. E. auf gewiſſe Züge eine Pfeiffe auszuleeren; ein Holländerchen zu machen; den Rauch durch die Naſe/ Ohren ꝛc. herauszulaſſen. Das 4te ob es erlaubt ſey/ Geſundheiten zu rauchen/ und die Pfeiffen alsdenn gegen die Wand zu werfen? Das

ſte

gie von Tabackscollegiis und dergleichen Cräntzchen. Das 6te von den Perſonen/ die zum rauchen tüchtig ſind/ nemlich Mannsperſonen zwiſchen 16. und 70. Jahren; Frauenzimmer aber gar nicht; es wäre denn fürs Zahnweh. Das 7te von allerley Gerechtſamen/ Freyheiten und alten Herkommen des Tabacks/ imgleichen wieweit man dieſelben nach den Regeln des Wohlſtandes einzuſchräncken habe.

Weil endlich ein Buch/ welches am Ende gleich abgeſchnappet/ wie ein Hund ohne Schwantz iſt: ſo will ich anſtatt eines Anhanges des berühmten Herrn von **Canitz** unvergleichliches Tabackslied aus ſeinen Nebenſtunden beyfügen/ und nach deſſen Anleitung erwehnen/ was das Tabackrauchen auch im Chriſtenthume vor erbauliche Gedancken verurſachen könne; indem es uns ein deutliches Bild von der Flüchtigkeit aller Dinge zeiget. Zuletzt ſoll auch ein vollſtändiges Regiſter beygefüget werden/ damit mein Werck denen die es vielleicht werden ausſchreiben/ oder nach ihrer Redensart/ brauchen wollen/ nicht unnütze oder unbequem werden möge.

Dieſes iſt liebe **Tadlerinnen** der völlige Entwurf meines Werckes. Seyd ſo gut/ und macht ihn in euren Blättern bekant. Saget nur dabey/ daß ich es auf kein Schulfüchſiſche oder Grillenfängeriſche Weiſe/ ſondern nach dem delicaten gout der galanten und politen Welt ausarbeiten werde. Oder wo Jhr Euch ein Gewiſſen machet ſoviel franzöſiſche Brocken in eure Blätter drucken zu laſſen; ſo ändert was ihr wollet/ ich will es hernach ſchon nach meinem Kopfe machen. Jnſonderheit dencke ich unzehliche luſtige Tabackshiſtorien einzuſtreuen/ die ich aus langer Erfahrung geſamlet habe. Die Vorrede werde ich von einem berühmten Manne machen laſſen: denn ich kan meine Zeit beſſer anwenden/ als Vorreden zu ſchreiben (wie ein gewiſſer neuer Autor durch ſeinen ungenannten Vorredner gar wohl hat erinnern laſſen) wenn ich gleich in der Zeit nur ein paar Pfeiffen rauchen ſolte. Der Verleger/ ſo ſich zu dieſem Wercke entſchlieſſet/ kan durch die Zeitungen in gantz Europa bekant machen/ daß er Pränumerationes annehmen und die Namen der Pränumeranten eindrucken werde/ wie es heute zu Tage Mode iſt. Sobald es fertig iſt: will ich ſelbſt einen Auszug aus dem Buche machen/ und es in allen lateiniſchen/ franzöſiſchen und teutſchen Monatſchriften ausposaunen laſſen.

Thut ihr meinem Verlangen dißmal ein Gnügen: ſo verſpreche ich Euch zur Danckbarkeit auszuwircken/ daß unter allen meinen Brüdern kein einziger eure Blätter zu Fidibus brauchen ſoll. Gebe ich auch einmal einen vernünftigen Tadler heraus: ſo verſpreche ich gleiche Gefälligkeit gegen euer Geſchlecht zu bezeigen/ und alles was daſſelbe zuſchicken wird/ kund zu machen: wenn es gleich eine **Fächerologie** oder **Pantoffelwiſſenſchaft** ſeyn ſolte. Lebet wohl!

P. S. Den

P. S. Den Augenblick höre ich von einer Moſcovitiſchen Art Taback zu rauchen. Man ſtopfet daſelbſt einen zinnernen Becher gantz voll/ ſetzet ihn mitten auf den Tiſch/ legt oben eine glüende Kohle darauf/ und ein jeder der rauchen will/ ſteckt ſeine biegſame lederne Röhre in des erwehnten Bechers befindlichen Löchlein/ und rauchet ſo lange/ als ihm beliebet. Dieſe Art verdient in einem beſondern Capitel abgehandelt zu werden.

Wir haben zwar lange angeſtanden, ob wir dem Urheber dieſes Briefes mit Einrückung deſſelben in unſere Blätter willfahren ſolten: indem wir beſorget mancher von unſern Leſern möchte es uns verdencken, daß wir etwas unſerer Arbeit einverleibten/ ſo dem erſten Anblick nach mehr nach Taback und Bier/ als nach der Tugend riechet. Allein weil der Verfaſſer deſſelben auf eine verdeckte Manier mancherley gemeine Fehler der Gelehrten getadelt; auch dergleichen Art der Vorſtellung bey manchem leichter als eine ernſthaftere Eingang findet: ſo haben wir ſolchen mittheilen; allenfals aber uns mit des Eraſmus Lob der Thorheit entſchuldigen wollen/ welche bey vielen in der gröſten Hochachtung ſtehet; ob gleich andere dieſelbe als ein faules Geſchwätze verwerfen. Alsdann ſind die Herren Gelehrten viel zu vernünftig als daß ſie ſich von allen Schwachheiten frey ſprechen ſolten. Ihre Liebe zur Tugend verſtattet auch nicht/ daß ſie es übel empfinden könten: wenn ihnen ihre Mängel beſcheiden vorgeſtellet werden. Und mich düncket/ der Urheber dieſes Briefs habe ſich ſo aufgeführet/ daß ein jeder mit ihm zufrieden ſeyn kan. Ein einziges hat er meines Erachtens vergeſſen/ ich meine die Kupferſtiche. Hätte er nicht alle ſeine Meſſer/ Doſen/ Pfeiffen/ Stopfer/ Beutel/ Tabacksrollen ꝛc. von **Piccarten** oder **Wolfgangen** in ſaubern Kupferplatten können entwerfen laſſen? Dieſes würde dem Wercke einen ungemeinen Zierrath gegeben/ und zum wenigſten den Kindern und allen die ihnen gleich ſind/ einen angenehmen Zeitvertreib gemachet haben. Ja ich ſehe nicht/ warum er nicht vor das Titelblat/ etwa die Auserwehlten im Himmel/ mit Pfeiffen im Munde/ ſtechen laſſen; mit der Uberſchrift:

Crediderim divos pro nectare ſugere fumum

Gar zu großſprecheriſch würde diß nicht klingen: habe ich doch eine gewiſſe Anleitung zur Redekunſt geſehen/ die über ihrem Kupferblatte dieſen beſcheidenen Vers ſtehen hat:

Crediderim Muſas hoc ego more loqui.

Glaubt dieſer Autor ſo was vortheilhaftes von ſeiner eignen Redekunſt: ſo hätte ja der Verfaſſer unſrer **Tabacologie** auch von dieſem edlen Kraute glauben können/ was ihm beliebet hätte. Doch ich glaube nicht/ daß es unſerm Correſpondenten ein Ernſt ſey/ ſein Buch jemahls heraus zu geben.

Irlo.

Die Vernünftigen Tadlerinnen

XLIV. Stück.

Mittwochs / den 31. October 1725.

Canitz.
Es iſt dir die Vernunft umſonſt nicht zugeſellt.

Es lauffen ſoviel artige und aufgeweckte Schreiben bey uns ein, daß unſre Blätter bald nicht mehr eine Arbeit der Tadlerinnen; ſondern ein Werck allerhand munterer Köpfe in Teutſchland heiſſen werden. Wir wollen unſern Leſern dieſesmahl ein paar davon vorlegen, die vor weniger Zeit bey uns eingelauffen ſind. Wir zweifeln nicht, daß ſie zu ihrem Vergnügen eben ſowohl, als zu unſrer Abſicht dienlich ſeyn werden.

Wertheſte Tadlerinnen,

Dieſen Augenblick komme ich aus Leipzig, wo ich mich ſint der letzten Meſſe aufgehalten habe. Ich weiß wohl, daß ich in der Zeit den Anfang von den meiſten Collegien unſerer Herren Profeſſoren verſäumet habe: allein dieſes reuet mich gar nicht; wenn ich an das Vergnügen dencke, ſo ich daſelbſt genoſſen. Ich wolte nichts mehr wünſchen, als daß ihr auch deſſelben theilhaftig geworden wäret; ſehet ſo ſehr liebe ich Euch, **wertheſte Tadlerinnen**, und ſo ſehr bin ich verſichert, daß meine Ergetzlichkeiten nach eurem Geſchmacke geweſen ſeyn würden. Doch weil ich mir keine Hoffnung machen kan, daß es in der That geſchehen ſeye: ſo will ich den

Vorſatz ins Werck richten, den ich unterwegens auf dem Poſtwagen gefaſſet habe: d. i. ich will euch eine kurtze Nachricht geben, warum ich mich ſo lange in Leipzig aufgehalten.

Dazu hat mich nun nichts anders bewogen als die hochteutſchen Comödien, ſo daſelbſt bißher geſpielet worden. In Wahrheit, die vormahlige Hackiſche, oder ietzige Hofmanniſche Bande iſt mit ſo geſchickten Perſonen verſehen, daß ſie in Teutſchland kaum ihres gleichen haben wird. Die meiſten wiſſen allerley Charactere, Stände, Alter, Laſter und Tugenden ſowohl vorzuſtellen, daß man rechte Meiſterſtücke von ihnen ſiehet. Sie haben in vielen von ihren Luſt- und Trauerſpielen nicht nur die Beluſtigung ihrer Zuſchauer, ſondern auch ihren Nutzen zur Abſicht: denn ſie ſtellen die gemeinen Fehler der Menſchen auf eine ſo lebhafte Art vor, daß ſelbſt diejenigen, ſo damit behaftet ſind, ihren Ubelſtand erkennen müſſen. Ich ſage, in vielen von ihren Spielen; nicht aber in allen. Etliche ſind nemlich nach dem läppiſchen und phantaſtiſchen Geſchmacke der Italiäner eingerichtet. Scaramutze und Harlequin ſind mit ihren Poſſen allezeit die Hauptperſonen darinnen, und dieſe verletzen mit ihren zweydeutigen Zoten alle Regeln der Sittſamkeit und Erbarkeit. Andre hingegen ſind gantz ſpaniſch, und gehen auf Stelтzen. Alle Geſpräche und Redensarten ſind ſo hochtrabend, daß ſie alle geſunde Vernunft überſteigen. Man ſagt da nicht, daß der Mittag vorüber ſey; ſondern, **daß der Monarch der Geſtirne den Mittagswirbel ſchon überſtiegen habe.** Ein Ritter liebet eine Prinzeßin nicht, ſondern **die Pflantze ihrer Annehmlichkeiten ſchlägt in dem Erdreiche ſeines Hertzens tieffe Wurtzeln,** u. d. m. welches abgeſchmackte Zeug aber den Comödianten ſelbſt, die vermuthlich keinen übeln Geſchmack von ſolchen Dingen haben mögen, verdrüßlich zu ſeyn ſchiene. Weswegen alle Kenner unter den Zuhörern wünſcheten, daß ſie ſich durch einen geſchickten Mann, dieſe ungereimte Dinge durchſehen, und was vernünftigers an die Stelle ſetzen laſſen möchten.

So ſchlecht aber dieſe beyde Gattungen von Comödien

und

mir gefallen haben: ſo ſehr bin ich durch einige andre, als z. E. den aus dem Franzöſiſchen überſetzten **Regulus**, **die verkehrte Welt**, **das Geſpräche im Reiche der Todten**, und den **Dreßdeniſchen Schlendrian** vergnüget worden. Das erſte war ein Trauerſpiel, durchgehends in teutſchen Verſen, die zwar nicht nach den vollkommenſten Regeln der heutigen reinen Poeſie gerathen waren, als welches in einer Uberſetzung ſehr ſchwer ſeyn mag: aber doch durchgehends einen guten und vernünftigen Geſchmack zeigete. **Die verkehrte Welt** war ein Meiſterſtück in dieſer Gattung, darinnen etliche Frauenzimmer, ein Sachwalter, ein junger Stutzer u. a. m. aus der **verkehrten Welt** eingeführet wurden, welche durch ihre gute Sitten, die Fehler unſrer Welt ſehr ſinnreich beſchämeten. Inſonderheit kam vieles von der teutſchen Sprache, und Poeſie darinnen vor, welches euren bißherigen Vorſtellungen von dieſen Materien ſo ähnlich war, daß ich hätte ſchweren wollen, unſre **Halliſche Tadlerinnen** müſten die Urheberin dieſes Schauſpieles ſeyn: wenn mich nicht mein Beyſitzer verſichert hätte, daß er der Königliche Pohlniſche und Churfl. Sächſiſche Hof-Poet dieſelbe verfertiget habe. **Das Geſpräche im Reiche der Todten** ſtellete einen alten Bürger vor, der an denen alſo benamten monatlichen Schriften, ſo gar einen Narren gefreſſen, daß er ſich auch überredet hatte, es ſey wircklich ein Reich der Todten verhanden, wo die Seelen der Verſtorbenen zuſammen kämen, ſich ihre Lebensläuffe zu erzehlen. Welcher Einfalt ſich einige Liebhaber ſeiner Tochter bedieneten, ſeinen Beyfall zu ihrer Heyrath zu erſchleichen: indem ſie ihn im Schlaffe auf ein Landgut brachten; das Reich der Todten daſelbſt vorſtelleten; und in demſelben die Bewilligung des Alten erhielten, der ſich ſchon in der andern Welt zu ſeyn, einbildete. Wenn ihr doch **wertheſte Tadlerinnen** die verſchiedenen Perſonen geſehen hättet, die daſelbſt auftraten! Jungfer **Gernegroß** ein ſtolzes Bürgermägdchen, Herr von **Schlecht** ein einfältiger Dorfjuncker, **Murrkopf** ein alter Schulfuchs, Herr von Handegen ein feiger Officier, Frau **Selberklug** ein Sächſiſch Frauenzimmer, Jungfer **Opiniatre** eine eigenſinnige Frantzöſin, und vor allen andern, vier Burſche von den berühmteſten Sächſiſchen Academien, waren ſo unvergleichlich characteriſiret, daß ich mein Lebenlang nichts ſchöners geſehen habe. Ich will Euch von dieſen vier letztern nur ſoviel ſagen, daß der Jenenſer **Ungeſtümm**, der Hallenſer **Fleißig**, der Wittenberger **Haberecht** und der Leipziger **Zuallemgut** geheiſſen, und daß dieſe vier verſchiedene Leute, nemlich ein Schläger, ein Freund der morgenländiſchen Sprachen, ein Zäncker, und ein **galant homme** von einem viermal verkleideten Frauenzimmer ſo herrlich vorgeſtellet worden, daß ihnen nichts, als eine männliche gröbere Stimme gefehlet. Endlich in dem letzten wurden die gezwungenen Manieren des bürgerlichen Frauenzimmers, die Spielſucht, das Zeitverderben, die Eitelkeit junger Stutzer, die Ausſchweiffungen des Dreßdeniſchen Frauenzimmers im Carneval u. a. m. ſo artig abgebildet, daß ſich kein Menſch ohne beſonderes Vergnügen davon begab, und den ſinnreichen Verfaſſer dieſes Luſtſpieles, nicht als einen unvergleichlichen Satyricum geprieſen hätte. Einige von meinen Beyſitzern wolten mich auch verſichern, daß dieſer **Dreßdeniſche Schlendrian** mit gutem Rechte der **Leipziger Schlendrian** heiſſen könte: weil eben dieſelben Gewohnheiten daſelbſt im Schwange gehen ſollen. Vergebet mir **wertheſte Tadlerinnen**, daß ich Euch, mit einem ſo langen Schreiben, beſchwerlich falle: ich habe Euch gern etwas von meinem Vergnügen mittheilen, und Euch die Nachricht geben wollen, daß andre geſchickte Männer, unter andern auch dieſer teutſche **Moliere** am Dreßdeniſchen Hofe an eben dem Wercke arbeiten, welches ihr in euren wöchentlichen Blättern bisher getrieben habt. Durch dieſe Anmerckung werdet Ihr Euch aufmuntern laſſen, in eurer Arbeit nicht müde zu werden, ſondern mit zuſammengeſetzten Kräften die Ausrottung der ungeſchickten Sitten, thörichten Gewohnheiten, und des übeln Geſchmackes in der Poeſie zu befördern. Eben ietzo fält mir von dieſen letztern noch was aus der verkehrten **Welt** ein. Eine Perſon in derſelben ſagte, daß man bey ihnen einen Poeten ins Tollhaus gebracht hätte, weil er Sonne, Mond und Sterne, Rubinen, Perlen und Edelgeſteine, Marmor und Pophyr, Adler und Lewen, und andre ſolche Dinge mehr, in allen Zeilen ſeiner Gedichte verſchwendet hätte, weswegen man ihn vor unſinnig gehalten: aber jemand aus unſrer Welt erwiederte, daß dieſe Sachen bey uns ſonſt für die beſten Zierrathe der Poeſie gehalten würden: ja daß man denjenigen, der ſeine Verſe mit ſolchen Seltenheiten am reichlichſten ausputzen könne, für einen **Monarchen aller Poeten** erklären würde. Mich dünckt dieſes ſey vor kurtzer Zeit einem von unſern neueſten Dichtern wiederfahren, und ihr möget urtheilen, mit was für einem Rechte ſolches geſchehen ſey. Ich bin

Euer

v. Haus den 24. Oct.
1725.

aufrichtiger Verehrer
Logophilus.

Geehrteſte Tadlerinnen,

DA ich jederzeit an der bey uns, durch ſo viele einfältige Vorurtheile und Gewohnheiten, grundverderbten Lebensart ein ungemeines Misfallen gehabt, und noch habe; als erfreue ich mich im Gegentheile recht hertzlich; wenn ich bemercke, daß ſich jemand aller von Jugend auf eingeſogenen albernen Einbildungen entſchläget; noch mehr aber, wenn etwa jemand gar ſo kühn iſt, der abgeſchmackten Welt ihre Thorheit durch Schriften vorzuſtellen. Derowegen leſe ich nicht nur des Patrioten wöchentliche halbe Bogen mit Vergnügen; ſondern ich achte es auch für meine Schuldigkeit, eure ſinnreiche Blätter mit Aufmerckſamkeit durchzugehen. Wie ich nun edle Tadlerinnen bißhero beobachtet, daß Ihr wegen der Kinderzucht, inſonderheit was die Töchter anbetrift, gantz ſonderbare Vorſorge traget: ſo habe ich nach Leſung eures 39ſten Stücks mich nicht enthalten können euch folgendes zur fernern vernünftigen Uberlegung zu überſchreiben.

Ich kam vor kurtzer Zeit, mit einem wohlhabenden Manne, der ordentlich auf einem ſeiner Güter wohnet, in

Geſellſchaft. Ich weiß nicht wie es kam, daß ich mit ihm in ein beſonderes Geſpräch verfiel, und ihn unter andern fragte, womit er ſich in ſeiner Einſamkeit auf dem Lande am meiſten vergnügte? und da hörte ich mit Verwunderung folgende Antwort: ſeine vor ſechs Jahren verſtorbene ſelige Frau habe ihm einen Sohn, der ietzo 18. Jahr alt ſey, und eine um ein Jahr ältere Tochter hinterlaſſen: und dieſe beyde Kinder wären faſt ſein einziges Vergnügen. Er habe ſich nemlich mit äuſſerſtem Fleiſſe angelegen ſeyn laſſen, ihnen eine vollkommene Auferziehung zu geben; womit es auch endlich, nach vieler Mühe und groſſen Köſten, ſo glücklich von ſtatten gegangen, daß er ſie beyde, unter Aufſicht eines Hofmeiſters, mit Nutzen auf Univerſitäten und Reiſen ſchicken könne. Ich muſte über die Univerſitätsreiſe ſeiner Tochter nothwendig ein paar groſſe Augen machen; er aber kam meinem Einwurfe zuvor und fuhr fort: er hielte es für eine ſehr üble Kinderzucht, daß man die Söhne allein, mit völliger Ausſchlieſſung der Töchter in allerhand nützlichen Wiſſenſchaften unterrichten ließe, und hingegen die armen Mägdchen, mit groſſer Ungerechtigkeit, zu den ſogenannten weiblichen Verrichtungen verdammete. Dieſes überall eingeriſſene Ubel zu verhüten, hätte er ſeine beyde Kinder, ohne Unterſcheid des Geſchlechts in allerley Wiſſenſchaften und Leibesübungen unterweiſen laſſen: wie denn ſeine Tochter nebſt ihrem Bruder, die lateiniſche und griechiſche Sprache, die Geſchichte, die Mathematic, Wapenkunſt, Weltbeſchreibung, Naturkunde, Kriegs- und bürgerliche Baukunſt, das Fechten und Reiten ꝛc. gantz wohl begriffen. Doch gäbe es ihr ſein Sohn in der Kochkunſt, Zuckerbeckerey, im Putzmachen, Nähen, Sticken, u. ſ. f. auch nicht das geringſte nach; und habe er allemal eine innigliche Freude: wenn er beyde entweder bey Zurichtung einer Paſtete in der Küche, oder bey Durchleſung des Heſiodus und Tacitus in der Studierſtube anträffe, oder auch zuweilen auf die Jagd reiten ſähe. Damit er ihnen aber, gleich anfänglich, die Ubungen beyderley Geſchlechts, leichter und annehmlicher machen möchte, habe er für jedes zweyerley Kleidungen verfertigen laſſen/ und ſie angehalten ſich aller beyder ohne Unterſcheid zu bedienen/ welches ſie ſich nunmehro ſo angewehnet/ daß es nichts neues mehr wäre/ wenn ſie beyde in ledernen Kollern/ Stiefeln und Spornen/ an den Nährahmen arbeiteten; oder ſich nach abgelegten Andriennen/ und etwas aufgeſchürtzten Reifröcken/ auf ſeinem groſſen Vorſaale/ in den bloſſen Schnürbrüſten/ im Fechten übeten. Weil ſie auch meiſtentheils beyde zugleich/ entweder als Manns- oder als Weibesbilder gekleidet giengen: ſo ſtünden die meiſten/ die nur dann und wann bey ihm einſprächen/ in der irrigen Meinung/ er habe zwo Töchter; oder zwey Söhne: nachdem ſie dieſelben nemlich bey ihrem Zuſpruche angetroffen. Etliche wenige von ſeinen Bekanteſten wüſten nur/ daß ſie von verſchiedenem Geſchlechte wären/ und daß er ſo verſchmitzt geweſen/ ſeine Kinder durch eine ſonderbare Auferziehung zu vervielfältigen. Hiebey ließ er noch dieſe Staatsregel einflieſſen: daß es dem gemeinen Weſen ungemein vortheilhaſt ſeyn würden; wenn alle Eltern ſeiner neuerfundenen Erziehungsart zu folgen genöthiget würden. Denn auf dieſe Art würden die Bürger verdoppelt: indem man ſowohl die Manns- als Weibesperſonen/ ohne Abſicht auf ihr Geſchlecht zu allerley Verrichtungen gebrauchen könte. Er wiſſe auch nicht/ warum eine eifrige Predigerin/ eine muntre Küraßirerin/ eine anſehnliche Bürgermeiſterin/ eine geübte Bombenwerferin/ eine erfahrne Steuermännin/ u. ſ. w. nicht eben ſo gute Dienſte verrichten ſolte/ als das Mannsvolck bißhero verrichtet hätte.

Nun **vernünftige Tadlerinnen** überlaſſe ich es Euch zu beurtheilen/ was von dieſes Mannes Kinderzucht zu halten ſey? Er ſcheinet ſie aus dem ſogenannten teutſchen Hercules; oder aus der Beſchreibung der Sevaramben entlehnet/ und entlernet zu haben. Ich für meine Perſon werde eheſtens das Glück haben/ dieſe zwey Wunderwercke ſeiner ſinnreichen Auferziehung/ in Augenſchein zu nehmen; weil er mich gar höflich zu ſich auf ſein Gut eingeladen. Werdet Ihr es nun in einem von euren Papieren befehlen: ſo werde ich nicht unterlaſſen/ Euch von meinem Beſuche und allem was dabey vorgegangen/ fernern Bericht zu ertheilen. Ich bin übrigens allezeit

Edle Tadlerinnen/

Dreßden am 3ten des Weinm.
1725.

Euer dienſtwilliger Diener
und Freund
Ehrenlieb von der Mulde.

Es befindet ſich auch in dieſer Stadt ein junges Frauenzimmer/ welche ſowohl wegen ihrer guten Eigenſchaften/ als ziemlich vortheilhaften Umſtände mit gar greulich viel Liebesbriefen angefochten wird: ſo daß ſie allein im letzten Monate 56. Stücke erhalten: aber alle dieſe mit verliebten theils gereimten theils ungereimten Narrenspoſſen angefüllte vergüldete Bogen verbrennen laſſen. Dieſe erſuchet Euch gütige Tadlerinnen / Ihr doch von Geſchlechtswegen einen guten Rath zu ertheilen / wie ſie ſich vor dergleichen papiernen Anfällen ins künftige retten ſolle?

⁂

Dem Herrn **Logophilus** dancken wir für ſein wohlgemeintes Schreiben. Wir läugnen nicht, daß wir nach der billigen Meinung unſerer hieſigen Gottesgelehrten von Opern und Comödienſpielen gar ſchlechte Freundinnen ſeyn. Wie ſehr die Tugend bey ſolcher Profeßion nothleide: legen die vielen Nachrichten vom Opernfrauenzimmer zur Gnüge an Tag; derer ſündlichen Dingen, und deren Ausübung, wozu die Zuſchauer in Comödien und Opern gemeiniglich Gelegenheit bekommen nicht zugedencken. Dem ungeachtet wünſchen wir, daß der berühmte Herr Verfaſſer ſolcher Luſt- und Nutzerfüllten theatraliſchen Spiele fortfahren möge, unſerm Vaterlande dadurch den Ruhm zu machen, den es in dieſer Gattung der Poeſie noch nicht erlanget hat. Ja wir erſuchen denſelben auch nur die erwehnten artigen Spiele durch den Druck bekant zu machen / damit nebſt uns auch andere / ſo nicht Luſt noch Gelegenheit haben dieſelbe aufführen zu ſehen / ſich aus deren Leſung beſſern mögen. Wir ergötzen uns an Verſtand und Tugend wir mögen ſie in Poſtillen/oder theatraliſchen Poeſien finden. Wir wollen einmal in einem beſondern Stück unterſuchen / wie weit Opern und Comödien an ſich an der damit verknüpften ſündlichen Eitelkeit Schuld haben oder nicht.

Dem Herrn **von der Mulde** / ſind wir für ſeinen lebhaften Einfall auch verbunden. Wir wolten zu ſeiner Befriedigung gerne ſehen / daß unſre Leſer die erzehlten Geſchichte glauben möchten. Wäre die in einem von den erſten Blättern des Patrioten entworfene Academie vor Frauenzimmer / zum Stande gekommen / ſo würde ſeines Landjunckers Tochter wohl ſchwerlich die erſte geweſen ſeyn / die ſich auf dieſelbe begeben hätte. Ich ſehe aber nicht / warum ſich ſein junges Paar in einem Reuterhabite zum Nährahmen / und gegentheils in Frauenzimmerkleidung auf den Fechtboden zu begeben / gewöhnet habe. Doch das iſt ein luſtiger Einfall unſers Herrn Correſpondenten / dem wir ſeine Annehmlichkeit nicht abſprechen wollen.

Die Materie von Liebesbriefen muß freylich einen Platz in unſern Blättern haben: darum wird das nechſte Stück derſelben dazu beſtimmet / wohin wir denſelben hiemit verweiſen wollen.

Phyllis.

Die Vernünftigen Tadlerinnen

XLV. Stück

Mittwochs / den 7. November 1725.

Günther.

Der Frevel unverſchämter Federn / der diß gedrückte Volck betrübt /
Und allzeit ſeine Laſterpfeile nur bloß am ſchwachen Werckzeug übt /
Schwächt endlich Langmuth und Gedult.

Ich bin in ein Erſtaunen gerathen: wenn ich bedacht habe, was die Kunſt zu ſchreiben vor ein wunderwürdiges Geheimnis iſt. Unſre Gedancken ſind an ſich ſelbſt ſchon ein Rätzel, deſſen Auflöſung den ſcharfſinnigſten Weltweiſen genug zu thun machet. Wie geht es immermehr zu, oder wie iſt es möglich, daß wir Menſchen vergangene, verhandene, künftige, abweſende, gegenwärtige, mögliche und unmögliche Dinge in einem ſo untheilbaren Puncte als unſre Seele iſt, abſchildern, gegeneinander halten, verknüpfen, und abſondern können! Dieſes iſt ohne Zweifel ſchwer zu beantworten. Allein unſer Nachſinnen findet noch mehr An- aß ſich in einer anziehenden Betrachtung zu vertieffen: wenn wir erwegen, daß man nicht nur dencken, ſondern auch dieſe Gedancken einem andern mittheilen könne. Was iſts nicht vor eine kunſtreiche und Geheimnisvolle Erfindung, die wir die Sprache nennen! Geiſtliche und cörperliche Dinge, in einem Pünctlein meines Gehirns vorgehen; Dinge, te kein Menſch fühlen, ſchmecken, riechen, hören, oder hen kan: ja die man durch das beſte Vergröſſerungsglas

Yy nicht

nicht zu erkennen vermag, können gleichwohl durch etliche, in der Luftröhre gemachte, und durch den Mund veränderte Tone, an den Tag geleget werden; ſo daß andre, die ſonſt die Heimlichkeit meiner innerſten Gedancken nimmermehr errathen hätten, nunmehro gantz deutlich wiſſen, was in meinem Gemüthe vorgehet. Die Wörter bedeuten an ſich ſelber nichts: ſie ſind zitternde Bewegungen der Luft, die dem andern das im Ohr ausgeſpannte Häutlein, ſo man die Trommel nennet, erſchüttern. Bald ſperret man den Mund weit auf, bald machen wir ihn enge, bald breit, bald wieder ſpitz. Die Luft fähret aus dem Halſe heraus, und wird durch die Zunge bald ſo, bald anders eingeſchräncket, bald an den Gaumen geführet, bald durch die Zähne geſtoſſen, bald biß an die Lippen gelaſſen. Alles dieſes thut man in einer Rede ſo geſchwinde und unordentlich durcheinander, als wenn ein Hauffen Gänſe zugleich ſchnattern, oder mancherley Vögel auf einmal anſchlagen. Und doch ſind dieſe unförmliche Erſchütterungen der Luft vermögend, andern Leuten, denen ſie ſtarck genug in das Ohr dringen, die verborgenen Wirckungen des uns befindlichen geiſtlichen Weſens zu entdecken.

Wer hätte ſichs aber wohl einbilden ſollen, daß dieſe hörbare Zeichen unſeer Gedancken, ich meine die Worte, auch ſichtbar werden könten? Wer hätte immermehr gedacht, daß man Dinge, ſo für unſre Ohren gehörten, auch vor die Augen bringen könte? Einen Ton abzumahlen ſcheint ſo wiederſprechend zu ſeyn, als eine Farbe durchs Gehör zu erkennen: und dennoch hat man dieſe Kunſt erfunden. Etliche krumme, durcheinander gezogene, verwirte Linien ſtellen Sachen vor, denen ſie gantz und gar nicht ähnlich ſind: denn was iſt z. E. zwiſchen dieſen Zügen H. a. u. s. und einem Hauſe vor eine Aehnlichkeit?

Ich ſehe jemanden der ein Blat Papier, ſo ihm gebracht wird, voneinander gewickelt. Ich dencke, es wird ein Bild ſeyn, welches einem Menſchen, Thiere, Gebäude, Garten, Walde oder Felde ähnlich ſiehet: allein es iſt nichts von dieſem allen. Es ſind lauter unförmliche Linien, die öfters faſt eben ſo wunderlich ausſehen, als wenn die Hühner im Sand geſcharret haben; oder Spreu und kleingehackte Stoppel über einen Tiſch geſtreuet ſind. Was macht er damit? Was treibt ihn vor eine Begierde dieſe Zauberzeichen ſo eifrig anzuſehen? Bald fängt er an zu lachen, bald wird er zornig; letzo lauffen ihn die Thränen aus den Augen; nun ſchlägt er vor Vergnügen in die Hände; zuletzt werden ſeine Augen gantz feurig; er ſtöſſet Flüche aus, ſtampfet mit dem Fuſſe wieder den Boden, zerreiſſet das Blat in tauſend Stücken und wirft es zum Fenſter hinaus. Mein GOtt! was vor eine Zauberin hat ihm dieſes Papier zugeſchicket? Was vor giftige Ausdünſtungen ſteigen ihm aus dieſen ſchwartzen Figuren, durch die Augen? Was verwirret ihm das Gehirne? Was bezaubert meinen Freund, daß er ſeiner ſelbſt nicht mehr mächtig bleibet?

Sehet, ſo wunderlich, ja noch wunderlicher würde es uns vorkommen: wenn wir weder jemals einen Brief geſehen, noch irgend was davon gehöret hätten. Ja wie hoch würde unſer Erſtaunen nicht ſteigen: wenn man uns noch dazu ſagen mögte, daß dieſe ſchwartzen Züge, die Abbildungen von dem luſtigen Einfalle unſers Freundes, von der Beleidigung eines Läſterers, von dem Tode unſerer Eltern, von einer reichen Erbſchaft, und von einem ungerechten Richterſpruche wären, der uns auf einmal um alles unſrige gebracht? Fürwahr, wir würden ſolches für eine Verſpottung annehmen, und glauben, daß man uns für Narren halte: wenn man uns ſolche Dinge einzubilden verhoffte; ſo unmöglich würde es uns bedüncken, dergleichen wichtige Sachen, mit etlichen krummen Linien zu entwerfen.

Wenn meine Leſer die heutigen Gewohnheiten einen Augenblick ins Vergeſſen ſtellen, und ſich gleichſam in die Umſtände eines Americaners ſetzen können, der bey der erſten Ankunft der Europäer jemand einen Brief leſen geſehen: ſo werden ſie ſich dieſe meine Betrachtung nicht mißfallen laſſen. Sie werden ſich auch vielleicht durch ihre eigene Lebhaftigkeit, dieſes Erſtaunen noch beſſer vorſtellen können, als ich es in ſo wenigen Zeilen zu thun vermocht habe. Weitläufftiger mag ich mich bey Betrachtung dieſes natürlichen Wunderwercks nicht aufhalten. Es iſt nicht allen daran gelegen die innerſte Natur einer Sache zu erkennen. Man iſt ſchon zufrieden alles, was alltäglich iſt, nur oben hin, von der äuſſeren Fläche, wie die Kuh das neue Thor, anzuſehen. Ich will auch nicht von der Scharfſinnigkeit des Erfinders handeln, der die Schreibekunſt zuerſt erdacht: welcher doch meines Erachtens weit würdiger geweſen wäre, von den alten unter die Zahl der Götter geſetzet werden, als Minerva, die das nähen und ſpinnen, oder Bachus, der die Kunſt Wein zu machen, erfunden. Meine Abſicht iſt, nach dieſem faſt gar zu weither geſuchten Eingange, dem letzten Verſprechen meiner Mitſchweſter ein Gnügen zu thun, und nach Veranlaſſung des Herrn von der Mulde, von Liebesbriefen zu handeln.

Anfänglich ſcheinet es wohl eine kleine Vergröſſerung zu ſeyn: wenn erwehnter Correſpondent ſchreibet, ſein Frauenzimmer habe in Zeit eines Monats, eine ſo ungeheure Anzahl von verliebten Papieren bekommen. Geſetzt, die erwehnte Schöne bekäme von einem jeden Liebhaber, den ſie hat, um den andern Tag ein Schreiben, welches doch einen gantzen Monat durch gantz unglaublich iſt: ſo müſte ſie nicht weniger, als 16. Buhler haben, die ſo ungeſtümm wären ihre Gewogenheit durch unaufhörliche Briefe und Verſe zu beſtürmen. Da nun unter zehn Liebhabern die ein Frauenzimmer hat, kaum einer zu ſeyn pfleget, der ſich dergleichen unterſtehet: ſo müſte dieſe Dreßdeniſche Nymphe gerade 160. Anbeter haben, welche Zahl ſo gar unſerm Academiſchen Frauenzimmer fremde düncken wird, welches doch unter einer weit gröſſern Menge, von jungen Mannesperſonen lebet, als an dem zahlreicheſten Hofe möglich iſt. Auch unſerm Schriftſetzer muß die Anzahl ungeheur vorgekommen ſeyn: indem er darüber den Druckfehler 36. zu ändern vergeſſen; unerachtet er ihn zweymal corrigiret bekommen.

Doch dem ſey wie ihm wolle; die Briefe, ſo junge Mannesperſonen an Frauenzimmer ſchreiben, ſind entweder gleichgültige Briefe; oder eigentlich ſogenannte Liebesbriefe. Die erſten können entweder bloße Schertz- und Schmeichelſchreiben ſeyn, darinnen man nur ſeinen aufgeweckten Kopf, ſeine artige Einfälle, oder ſeine geübte Feder anzuwenden ſuchet; oder es können auch Vorbereitungen zur Liebe ſelber werden. Alle dieſe müſſen mit einem beſondern Geiſte, mit einer muntern und ungezwungenen Schreibart, und mit ſinnreichen und zärtlichen Ausdrückungen abgefaſſet werden; wenn ſie anders einigen Beyfall finden ſollen. Die Ehrbarkeit und die Tugend überhaupt muß aus allen Sylben hervorleuchten, und alles pöbelhafte Weſen, alle zweydeutige Redensarten müſſen daraus verbannet ſeyn. Die Franzoſen ſind uns hierinnen mit unvergleichlichen Exempeln vorgegangen, und mich dünckt, daß Benj. Neukirch in etlichen ſeiner galanten Briefen auch recht glücklich geweſen ſeye. Dieſe Gattung von Schreiben halte ich nun für gantz erlaubt. Sie ſind Mittel, wodurch aufgeweckte Leute ihren Witz zeigen, ihre Mutterſprache bereichern, und ihrer Nation Ehre verurſachen können. Ja wie es eine rechte Kunſt iſt, dergleichen zu verfertigen: alſo erſuchen wir alle, die davor halten, daß ſie die dazu gehörige Geſchicklichkeit beſitzen, uns einige von ihren Schreiben dieſer Art zuzuſchicken; wir werden uns eine Freude machen, dieſelben andern zum Muſter und Vorbilde in unſre Blätter eindrucken zu laſſen.

Ein gantz ander Urtheil iſt von der andern Gattung der Liebesbriefe zu fällen. Die Liebe, ſo eine Mannsperſon gegen ein Frauenzimmer entdecken kan, hat entweder die Ehe zur Abſicht; oder nicht. Iſt jenes, ſo ſehe ich nicht, warum man dieſelbe durch einen von oberwehnten unterſchiednen Brief eröffnen ſolte? Man muß gantz andre Mittel vor die Hand nehmen, ein Frauenzimmer oder ihre Eltern zu gewinnen. Ein verliebtes Schreiben wird bey vernünftigen ſehr wenig ausrichten. Wer ein einträgliches Amt, eine geſegnete Nahrung, oder in Ermangelung deſſen ein reiches Erbtheil in Händen hat, davon er ſich einen Titel kauffen, und etliche Jahre einen anſehnlichen Staat führen kan, der wird leicht eine Frau bekommen: wenn er gleich ſeinen Namen nicht recht buchſtabiren, geſchweige denn einen artigen Liebes[illegible] abfaſſen könte. Iſt aber die Liebe nicht auf den Eheſtand gerichtet: ſo iſt ſie nicht vergönnt. Die Regeln des

Chriſtenthums/ und der Vernunft ſind ihr zuwider: folglich muß alles was aus ihr entſtehet/ laſterhaft und thöricht ſeyn.

Denn was ſuchet eine junge Mannsperſon durch dergleichen Liebesbriefe? Nichts als ſolche Dinge/ die auf eine verbotene Bekantſchaft hinauslauffen. Ich weiß wohl daß die meiſten von Anfang vorgeben/ ſie verlangten nichts mehr/ als einen unſchuldigen Umgang mit einem Frauenzimmer zu erlangen. Aber geſetzt es wäre ſo/ wie ſie ſagen: warum ſuchen ſie denn dieſen Umgang? Man giebt zur Antwort: um in einer ſolchen Schule geſchickt und artig zu werden. Iſt dem alſo? Warum ſucht man denn bloß die Bekantſchaft des ſchönen Frauenzimmers? Warum verachtet man mittelmäßige Geſtalten? Ich frage dieſes nicht ohne Urſache. Ein heßliches Frauenzimmer kan mehrmals eine beſſere Lehrmeiſterin der Artigkeit und anſtändigern Aufführung abgeben, als das ſchönſte Venusbild. Doch wüſte ich keine Ungeſtalte zu finden/ die mit Liebesbriefen jemals wäre beläſtiget worden. Es iſt alſo zu vermuthen/ daß die Abſicht ſolcher Briefe allezeit was anders ſey/ als eine Begierde geſchickt zu werden. Dieſes erhellet noch deutlicher/ aus dem Innhalte ſolcher Briefe. Keine Schmeicheley iſt ſo niederträchtig/ kein Beywort iſt ſo fürtrefflich/ welches nicht darinnen vorkäme. Die Zunamen der **Göttinnen**/ der **Engel**/ der **Unvergleichlichen**/ der **Himmliſchen**/ der **Anbetenswürdigen** ſind ſo gemein/ daß ſie wohl gar Mägden beygeleget werden. Denn es iſt nichts neues/ daß auch ſolche Perſonen bisweilen mit Liebesbriefe verehret worden. **Günther** hat ſich darüber ſchon beſchweret: wenn er geſchrieben:

Der bettelt/ geht und kommt und kan vor Angſt nicht ruhn/
Biß daß ich Flavien erbärmlich vorgeleyret/
Wie/ da ſie geſtern ſpät das Sonntags-Zinn geſcheuret/
Ihr aufgeſtreifter Arm die Schwanen-Haut entblößt/
Und ihm dadurch die Milch der Hoffnung eingeflößt/
Daher in ſeiner Bruſt ein neuer Aetna brennte/
Dem ſelbſt ihr Schüſſel-Faß die Glut nicht löſchen könte.

Was ſollen nun alle dergleichen Thorheiten/ wenn man nichts anders als tugendhafte Abſichten hätte? Andre können ihre Begierden ſo wenig verbergen/ daß ſie alle Zeilen mit unzüchtigen Redensarten anfüllen. Sie ſchreiben Dinge/ die ſie nicht einmal gedencken ſolten/ und die ich aus Schamhaftigkeit ihnen nicht einmal verweiſen mag.

Betrachtet man die Schreibart ſolcher Briefe: ſo wolte ich wetten/ daß man unter funfzigen/ nicht einen einzigen antreffen wird/ der das geringſte Geſchicke hat. Entweder es iſt ſchwülſtig Zeug/ welches die thörichten Buhler aus einem hochtrabenden Roman zuſammen geſtoppelt haben; oder es ſieht alles ſo mager aus/ als wenn ein Schüler von der dritten Claſſe Urheber davon wäre/ der weder ein Strich-

lein

kein/ noch einen Punct am gehörigen Orte zu machen weiß. Es giebt auch ſolche/ die in Liebesbriefen ihre Gelehrſamkeit zeigen wollen.

Was er von Jugend auf/ aus Büchern abgeſchrieben/
Das wird mit Noth und Zwang in einen Vers getrieben/
Die Seufzer/ wie er meint/ erweichen Kieſelſtein/
Die voll Gelehrſamkeit und wohl beleſen ſeyn.
Des Aetna Feuerkluft muß ſeiner Liebe weichen;
Und aller Alpen Eis der Liebſten Kälte gleichen:
Indeſſen aber wird das arme Kind bethört/
Und weiß nicht/ was ſie fühlt/ wenn ſie dergleichen hört ꝛc.

Canitz.

Iſt ja ein Liebesbrief vernünftig abgefaſſet, ſo darf man nur ſicher denken/ daß ihn der Buhler nicht ſelbſt gemacht habe. Es giebt allezeit hungrige Poeten/ die ihre Federn vermieten/ und für einen/ oder mehr Thaler bey kaltem Blute/ die hitzigſten Geburten zur Welt bringen/ und damit ungeſchickten Liebhabern in ihrer Einfalt zu Hülfe kommen. Da iſt nun nichts lächerlicher/ als ein ſolcher Anbeter/ der ſich von einem andern ſagen laſſen/ was er von einem Frauenzimmer wünſchet. Indeſſen würde eine unzehliche Menge ſolcher verliebten Schreiben niemals das Licht erblicken: wenn nur alle Poeten eins würden/ ihre Geſchicklichkeit niemals zu verpachten/ und alle ſolche Stümper dadurch zu nöthigen/ daß ſie ſich ſelbſt auf ihre Mutterſprache legen/ und bey einem ehrlichen Academiſchen Lehrer Unterricht und Anweiſung ſuchen müſten.

Was hat aber ein Frauenzimmer zu thun/ wenn es mit dergleichen Liebesbriefen überhäufet wird? Meines Erachtens glaube ich/ daß kein einziges von ſolchen ungeſtümmen Höflichkeiten beſchweret werden würde/ wenn es keinen Gefallen daran hätte. Wenn ſie demjenigen/ der an ſie ſchreibet/ kein freundlichere Blicke giebt/ als andern; wenn ſie ihn ſeiner Bitte nicht gewehret; wenn ſie ihm keine Antwort auf ſeine Fragen geben läſt: ſo wird ſie ihrer ſchriftlichen Complimenten bald loß werden. Dieſe Herren ſind ſo beſtändig in ihrer Liebe nicht; als ſie wohl vorgeben. Iſt die Hitze einmal vorüber/ ſo werden ſie ſchon aufhören ihnen noch weiter Mühe zu machen. **Marine** der ich ſchon ſonſten gedacht/ wuſte Herrn **Leporander** ſeine Briefe bald abzugewehnen. Anſtatt freundlicher Minen gab ſie ihm ein ſtörriſches Geſichte: wenn er vorübergieng und ſie grüſſen wolte/ zog ſie den Fürhang vors Fenſter; ja als auch dieſes nicht half/ nahm ſie ſeinen Brief/ ſteckte ihn durchs Fenſter/ zerriß denſelben vor ſeinen Augen/ und ließ die Stücke auf die Gaſſe fallen/ ſo daß er ſie ſelber aufheben konte. Thäte dieſes alles Frauenzimmer: ſo wolte ich wetten/ daß kein einziges über eine Menge von dergleichen papiernen Höflichkeiten klagen würde.

Aus dem was ich bisher geſagt habe/ iſt leicht zu ſchlieſſen/ was von den Liebesbriefen des Frauenzimmers zu halten ſey? Hat ein Frauenzimmer

zimmer Verſtand, iſt ſie in der Feder geübt: ſo iſt es ihr unverboten auch an Mannsperſonen zu ſchreiben; wenn nur alles in gleichgültigen Ausdrückungen bleibet. Das ſind einfältige Eltern/ die ihre Töchter deswegen nicht im ſchreiben unterrichten laſſen/ damit ſie nicht Liebesbriefe machen können. Wer zu Ausſchweifungen geneigt iſt/ wird ohne Briefe die Wege dazu finden: weiß aber eine Tugendhafte die Feder wohl zu führen; ſo kan ſie ſich dadurch wegen ihrer Lebhaftigkeit in Hochachtung ſetzen/ und mit der Zeit den Vorwurf von unſern Teutſchen ablehnen/ die in dieſer Gattung noch nichts aufzuweiſen haben/ was man den Briefe einiger Frantzöſinnen entgegen ſetzen könte. Selbſt auf die allerverliebteſten Briefe kan ſie/ ihren Schertz zu treiben/ die kaltſinnigſten Antworten verfertigen/ und unzeitigen Buhlern ſolche Ausputzer geben, daß ſie klug werden und ihre Thorheit erkennen lernen. Aber ſie haben ſich wohl vorzuſehen/ daß ſie nicht die allergeringſte Redensart brauchen/ daraus die Mannsperſon eine Gegenliebe ſpüren könte; es wäre dann/ daß es ein wircklich verlobter Bräutigam wäre. Vielleicht ſind aber dieſe Regeln vergebens? Vielleicht iſt noch kein einziger Liebesbrief von einem Frauenzimmer geſchrieben worden? Ach ja/ ich habe ſelbſt einmal dergleichen in die Hände bekommen. Ein gewiſſer Menſch/ der ſeines Höckers halber/ nur $4\frac{1}{2}$. Schuh hoch war/ und keine andre reitzende Eigenſchaft hatte/ als daß er bey ſeinem Gelde 10. oder 20. Handſtücke auf der **Viol di Gamba** / oder Kniegeige ſpielen konte/ war der angenehme Gegenſtand / an den ein verliebtes Bürgermägdchen folgendes Schreiben abgelaſſen.

Ungetreue Seele!

Das hätte ich dir niemals zugetrauet/ daß du mir ſo bald Eydbrüchig werden und eine andre lieben würdeſt: ſonſt hätte ich mich nimmermehr entſchloſſen dir mein Hertz zu ſchencken. Aber deine verteufelte Schmeicheleyen haben mich betrogen. Ich verfluche die Stunden da ich dir die geringſten Gefälligkeiten erwieſen. Gehe hin/ du falſcher/ und ſey verſichert/ daß dir deine Untreue gereuen wird. Ich würde mich in meinem Elende nicht zu tröſten wiſſen: wenn mir nicht bekant wäre/ daß du bey andern böſen Eigenſchaften / doch noch die Tugend der Verſchwiegenheit beſitzeſt. Dieſe einzige iſt mein Troſt/ und beweget mich Lebenslang zu verharren

Ungetreues Hertz

Deine

Betrübte. ꝛc.

Wie leicht zu erachten iſt/ ſo war die Rechtſchreibung in dieſem Briefe ſehr elend beſchaffen geweſen; weil er doch aber einen lebhaften Affect in ſich hatte: ſo ſchrieb ich ihn für mich ab. Unſer Frauenzimmer mag ſich prüfen ob vielleicht auch die Verſchwiegenheit der Mannsperſonen ihnen angenehmer ſey/ als alle andre Tugenden derſelben?

Calliſte.

XLVI. Stück.

Die Vernünftigen Tadlerinnen

Mittwochs / den 14. November 1725.

Philander von der Linde.

Ich weiß / der tadelt diß / der andre ſonſten was.

Es wäre höchſtunbillig; wenn wir, die wir uns die Freyheit nehmen andre nach Gutbefinden zu tadeln, nicht einem jeden ein gleiches zu thun verſtatten wolten: demnach ſehen wir uns verbunden, die Erinnerungen derjenigen von unſern Gönnern mit Danck anzunehmen, die auch wegen unſrer Schriften ihre Gedancken eröffnen, und uns diejenigen Fehler entdecken, die wir, aus Schwachheit, ſelbſt nicht wahrnehmen können. Als ich dieſer Tage unſre älteſte Briefe durchſahe, fand ich noch ein Schreiben eines ſo redlichen Correſpondenten unbeantwortet, der durch einen vernünftigen Tadel, uns ſelbſt untadelhafter zu machen geſuchet. Sein Brief iſt ſowohl abgefaſſet, daß er eben ſowohl als andre, die uns gelobet haben, in unſern Blättern einen Platz verdienet.

Wohlgelahrte Frauenzimmer,

WAnn ich nicht verſichert wäre, daß Sie, von der Nutzbarkeit ihres bisherigen Unternehmens, nach dero eigenem und andrer vernünftigen Leute Urtheil, völlig überzeuget wären: ſo würde ich mich bemühen, Sie durch meinen wenigen Beyfall, noch mehr zu ermuntern. Sie haben bißher erwieſen, daß ſie ſeyen, wofür ſie ſich ausgeben, nemlich Tadlerinnen. Wie vernünftig aber dieſes ihr Tadeln ſey, könte meines Erachtens auch daher erwieſen werden, daß ſie ſich damit nicht auf einen Richterſtuhl ſetzen, wo es niemanden erlaubet iſt zu wiederſprechen: ſondern auch andern die Freyheit vernünftig zu tadeln zugeſtehen. Ich bin zwar keine Jungfer: doch habe ich dero Blätter bißher, nicht ohne Vergnügen, geleſen; theils weil ich auch von Mannsperſonen viel nützliches darinnen angetroffen; theils auch, weil ich ein beſondrer Liebhaber derjenigen Tugenden bin, welche Ihnen noch mehr, als unſerm Geſchlechte, eigen zu ſeyn ſcheinen. Unter dieſen möchte wohl die Schamhaſtigkeit obenanſtehen. Wollen Sie mir aber erlauben: ſo muß ich geſtehen, daß dieſelbe, durch eines ihrer Papiere, nicht wenig beleidiget worden. Cratippus konte gar deutlich, an meinem Geſichte, eine Veränderung mercken: als ich in Durchleſung ihres * * Stückes, auf das letzte Blat kam. Mein Glück war, daß eben dazumahl kein Frauenzimmer zugegen war, denen ich Ihre Papiere zuweilen vorzuleſen pflege: denn ich hätte dieſesmahl ohne Zweifel verſtummen müſſen. Sie glauben nicht, wie furchtſam ich dadurch gemacht worden: zum wenigſten werde ich ins künftige nicht leicht ein Stück von ihrer Arbeit jemanden laut vorleſen; wo ich es nicht vorher alleine durchgeſehen. Sie könten dieſes zwar eine ſtraffbare Schamhaſtigkeit nennen; weil der Verſtand ihrer Worte noch ziemlich verſtecket iſt: allein ſie werden auch erwegen, daß ihre Leſer nicht lauter Kinder; ſondern groſſentheils vernünftige Leute ſind. Das einzige kommt mir zu meiner Entſchuldigung in den Sinn, daß Sie in dieſer Stelle ſich ſelbſt Gewalt gethan, um durch eine freye Schreibart, Ihre Leſer noch immer in der Ungewißheit zu laſſen, ob ſie wircklich dasjenige ſind, davor ſie angeſehen ſeyn wollen? Allein ich beſorge, der Schade ſo davon zu befürchten iſt, werde viel gröſſer ſeyn, als man vielleicht vermuthet. Sie klagen ja ohnedem, daß ihre Blätter gantz wider ihre Abſicht, am wenigſten von Perſonen ihres Geſchlechts geleſen werden: wie, wenn das Frauenzimmer zu ſeiner Entſchuldigung einwenden möchte, daß es dergleichen freyen

Vortrag, aus angeborner Schamhaftigkeit, ohne darüber zu erröthen, nicht anhören könne? Wie ich ſonſt dero tugendhaftes Bezeigen hochzuachten weiß: ſo hoffe ich, es werde mir dieſe wohlgemeinte Erinnerung, für keine unzeitige Tadelſucht angeſehen werden. Ich bin und nenne mich

Aretopolis den 7.
Mertz 1725. **Verecundus.**

Wir finden in dieſem Brief eine faſt zu groſſe Bewegung, als daß wir uns einbilden können, die berührte Sache habe dieſelbe allein verurſachet. Was in angeführtem Stücke unter verdeckten Worten ſtehet: das wird an verſchiednen Orten der heiligen Schrift gantz eigentlich ausgedrücket. Die Kinder leſen es täglich in den heiligſten Schulen und Hausübungen vor, ohne das jemand einen Anſtoß beſorgen, oder es ihnen zu leſen verbieten ſolte. Uns iſt nichts ſchlimmes bey angemerckten Ausdrücken eingefallen: wir haben aber vorhero keine ſchlimme Gedancken gehabt. Roſen, Tulpen, Augen ſind unſchuldige Geſchöpfe, und in ihren Eigenſchaften wird eine reine Seele für ſich nimmermehr auf die Aehnlichkeiten verfallen, welche unreine Rätzelmacher darinnen gefunden. Indeſſen erkennen wir uns unſerm Herrn Correſpondenten für die wohlgemeinte Erinnerung verbunden. Schamhafkeit iſt eine Tugend, deren wir uns als Frauenzimmer ins beſondere zu befleiſſen haben. Wir haſſen eine jede Silbe, die dagegen lauffet: wer aber auf eine weitgeſuchte oder gezwungene Weiſe einen Anſtoß nimmet, der rechne ſichs ſelbſten zu. Wer wolte ſo viele Sprüche und Sachen aus der Biebel ausgemertzet wiſſen; weil ſie von vielen auf das ſchändlichſte angewendet, und mißbrauchet werden. **Verecundus** trage nur kein Bedencken unſere Blätter noch ferner, und alſo fort dem Frauenzimmer vorzuleſen: wir verſichern, daß wir auf deſſen Erinnerung nun noch ſchärfer unſere Aufſätze vor dem Druck, und zwar allezeit noch einmal bloß in dieſer Abſicht durchſehen werden, damit nichts ſtehen bleiben möge, ſo auch dem zärtlichſten Gemüthe übel empfindlich fallen könte. Unſere Mitſchweſtern aber, mögen ſich dieſes Exempel einer ſchamhaften Mannsperſon, zur Beſchämung dienen laſſen. Ich kenne mehr als eine, die bey ſolchen Redensarten ſo unſerm tugendhaften **Verecundus** anſtößig geſchienen; ja bey andern, die noch zehnmal ärger ſind, in ein lautes Gelächter ausbrechen, und ihr kützelndes Wohlgefallen darüber bezeugen. Dieſe ſolten bey einer ſo züchtigen Mannsperſon in die Schule gehen, und von ihr die Kunſt lernen, zu rechter Zeit eine wohlanſtändige Schamröthe auf ihren Wangen zu zeigen.

Hier folgt ein anderes Schreiben an uns, welches uns auf eine ſehr verdeckte Manier, unſre Fehler vorrücket, ob es gleich das Anſehen hat, als ob es uns biß in den Himmel erheben wolte.

Vollkomne Tadlerinnen,

NIemand der vernünftig iſt, machet Euch dieſe Eigenſchaft ſtreitig; warum gebet Ihr Euch aber ſelbſten eines Fehlers ſchuldig, den Ihr, wegen eurer Einſicht bloß mit gutem Vorbedachte begehet, und welchen zu vermeiden Ihr die gröſte Geſchicklichkeit beſitzet? Euer Gewiſſen wird Euch deſſen ſelbſt überführen. Seyd verſichert, daß wegen eurer wöchentlichen Arbeit vielen Tugendliebenden, jeder andere Mittwoch ziemlich lang auszubleiben ſcheinet. Kommt er denn endlich heran: ſo iſt niemand, der nicht eure auserleſene Gedancken mit groſſem Wiederwillen aus den Händen leget. Und obgleich ein oft wiederholtes Durchleſen derſelben, dieſen Verdruß in etwas lindern kan: ſo würde man doch anſtatt des Misvergnügens, jederzeit die äuſſerſte Zufriedenheit genieſſen; wenn man ſich in Durchleſung eurer Papiere ermüden könte. Ich habe öfters an die Urſachen gedacht, welche Euch bewegen, mit euren wohlerwogenen Anmerckungen ſo ſparſam zu ſeyn, und endlich iſt mir dieſes eingefallen. Ihr habet öfters erfahren müſſen, daß man eure vernünftige Betrachtungen keinem Frauenzimmer zutrauen will. Da Ihr aber ohne Zweifel bemühet ſeyd, durch Euch ſelbſt zu erweiſen, daß die Hoheit der Gedancken nicht das Vermögen habe, euer

Geſchlecht zu verwandeln, und Euch zu Männern zu machen: ſo williget Ihr gleichſam mit Fleiß in den Fehler, ſchlechter zu ſchreiben, als Ihr könnet: der doch an einem Frauenzimmer mehr für eine Tugend, als für ein Laſter gehalten werden muß. Ihr beſitzet nemlich eine weit zärtlichere Neigung gegen eure Verächter, als gegen eure wahrhafte Verehrer. Kräncket doch eure Anbeter nicht länger alſo! Vergnüget dieſelben doch öfter und überflüßiger mit einem weitläufftigern Vortrage nützlicher Wahrheiten! Brechet nicht allezeit ſo plötzlich ab, wenn Ihr uns von gewiſſen Dingen noch viel zu ſagen wiſſet! Wer unſerm Geſchlechte alle Vollkommenheiten abſpricht, der werd Euch auch eurer Fehler wegen, nicht unter das Frauenvolck rechnen. Erkläret Euch, **wehrteſte Tadlerinnen**, was mein Bitten bey Euch gegolten? Laſſet mich wiſſen, ob ich wohl hoffen darf, aus eurem Umgange meine Schwachheiten zu beſſern? Denn wollet Ihr mich mit eurer Freundſchaft beehren: ſo trage ich kein Bedencken das berühmte Halle zu meinem Aufenthalte zu erwehlen. Seyd Ihr aber auch von der Art des übrigen Frauenzimmers eurer Stadt, welches mir von euren eigenen Landesleuten iſt abgebildet worden: ſo muß ich zufrieden ſeyn, daß eure weiſe Lehren mir in meiner Entfernung zu erkennen geben, wie diejenige tugendhaft werden ſoll, die ſich nennet

Eure

Amberge in H. den
30. Sept. 1725.

ergebene

Satilde.

Was düncket nun unſre Leſer von dieſem Schreiben? die ſchlaue **Satilde** ſtreichet mit der lincken Hand über unſre Wangen, um uns mit der rechten einen deſto härtern Streich beyzubringen. Sie lobet uns aufs höchſte, damit ſie nur Gelegenheit habe uns eines Fehlers zu beſchuldigen Und zwar eines muthwilligen Fehlers, eines ſo lange fortgeſetzten Fehlers, der alſo den Namen eines herrſchenden Laſters verdienet. Sie ſtehet in den Gedancken, wir wären denen neidiſchen Meiſtern gleich, die allezeit einen Streich für ſich behalten, den ſie ihren Lehrlingen nicht offenbaren. Allein ſie thut uns das gröſte Unrecht.. Wir bemühen uns recht ernſtlich, und wenden alle unſre Kräfte an, der Welt was leſenswürdiges vorzulegen. Geräth es nicht allezeit nach Wunſche; ſind unſre Blätter bißweilen ſchlecht, unvollkommen und mangelhaft: ſo liegt die Schuld allezeit an unſerm wenigen Vermögen; niemals an unſerm böſen Willen. Wie wohl hätte Satilde gethan; wenn ſie diejenigen Fehler ſo ſie in unſern Blättern angemercket, namhaft gemacht hätte: ſo wüſten wir uns doch vor andern dergleichen zu hüten; oder gar die begangenen zu verbeſſern. Es iſt zwar gewiß, daß manche Materien ſo reich ſind, daß man wohl gantze Bogen damit anfüllen könte: allein theils müſſen wir abbrechen, wenn unſer Blat voll iſt; theils müſſen wir auch unſern Leſern keinen Eckel verurſachen, der unfehlbar erfolgen würde, wenn wir ihnen, anſtatt halber Bogen, gantze Bücher vorlegen wolten. Zugeſchweigen daß dieſes unſer Vermögen übertreffen würde. Wir wiſſen endlich nicht, was wir von dem Erbieten halten ſollen, da die Verfaſſerin dieſes Schreibens, uns zu gefallen, nach Halle herziehen will. Kan ſie denn dieſes nach eigenem Belieben thun? Oder was iſt ihr von unſerm Halliſchen Frauenzimmer vor eine Abbildung gemacht worden? Fürwahr dieſes ſind uns lauter Rätzel, die wir gantz unbeantwortet laſſen müſſen.

Endlich fügen wir noch folgendes poetiſche Schreiben bey, welches aus Stetin bey uns eingelauffen iſt. Wir freuen uns, daß unſer Briefwechſel ſich faſt wöchentlich weiter ausbreitet, und werden uns angelegen ſeyn laſſen, allen, ſo viel uns möglich iſt, zu willfahren.

Werthgeſchätzte Tadlerinnen,

Euer löbliches Beginnen
Hat mich zu dem Schluß gebracht,
Daß ich eurer Tugendlehre,
Welche ich nebſt Euch verehre,
Dieſen ſchlechten Reim gemacht.
Schlecht iſt er mit recht zu nennen;
Denn ich ſelber muß bekennen,

Da

Daß ich unvermögend ſey,
Euch nach Würden zu erheben;
Nur mein Reim und nicht mein Leben,
Stimmet Euren Lehren bey.
Was ich noch von Euch geleſen,
Iſt ſehr tugendhaft geweſen.
Wer darauf erbittert iſt,
Mache, daß er von Gebrechen,
Sich ſo ledig könne ſprechen,
Als ihr ſie zu tadeln wißt.
Ihr beſtrafft die böſen Zungen,
Die durch ihre Läſterungen,
Manchem durch die Seele gehn.
Dieſes kan mich überführen,
Daß die Namen Euch gebühren,
Die vor euren Blättern ſtehn.
Eure tadelnde Gedancken
Weichen niemals aus den Schrancken
Der Vernunft und Chriſtenpflicht:
Ihr beſtraffet höchſtbeſcheiden,
Laſter die man ſoll vermeiden;
Ihr ermahnt und hechelt nicht.
Aber/ Schande ſey es allen!
Die Verläumdern zu Gefallen/
Kluge durch die Hechel ziehn;
Die den Zeitvertreib erwehlen/
Uns an Ehre zu beſtehlen/
Weil wir ihre Thorheit fliehn.
Dem ſind Augen Maul und Ohren
Allzu groß und lang geboren:
Andrer Waden ſind zu klein:
Jene Naſe ſolte kleiner/
Hier die Haut der Hände feiner/
Und die Finger länger ſeyn.
Dieſe prangt mit ſchiefen Zähnen;
Jene ſoll die Lippen dehnen;
Diß Geſicht iſt allzubleich:
Dieſe iſt von ſchlechtem Stande;
Alle tummen ſind vom Lande;
Die iſt arm/ und die zu reich.

Die ſchnürt ſich in Werckeltagen/
Und von andern will man ſagen/
Daß ſie Kindermägen nähn:
Die hat lauter ſchlechte Kleider;
Jener hilft der kluge Schneider/
Daß wir nicht den Puckel ſehn.
Kindern läſtern nebſt den Alten/
Ja es wird für klug gehalten;
Man verkürzt damit die Zeit.
Niemand darf es übel deuten:
Denn auch bey den größten Leuten/
Heißt es eine Artigkeit.
Aber wer hats Euch erlaubet/
Daß ihr andre Leute ſchraubet/
Und ſie läſtert wie Ihr wolt?
Riecht zuvor in euren Buſen/
Lernt von unſern teutſchen Muſen;
Was und wie Ihr tadeln ſolt?
Nehmt nicht übel/ wehrten Schönen!
Daß das ſpöttiſche Verhönen/
Meine Feder hier berührt.
Bringt die Spötter doch zurechte:
Weil das weibliche Geſchlechte/
Meiſtens ſolche Reden führt.
Sucht bey den verderbnen Zeiten/
Eure Lehren auszubreiten/
Die das Läſtermaul verreißt.
Laßt ſie doch vor allen Dingen/
In Stettin auch Nutzen bringen/
Wo das Hecheln Mode iſt.
Gönnet dieſem Reim die Ehre/
Daß er euer Tadeln mehre/
Glaubt/ daß ich in meinem Sinn
Euch für eure Tadelſchriften/
Die mir manchen Nutzen ſtiften/
Danckbar und ergeben bin.

Serioſité.

Dieſes Laſter iſt freylich allenthalben, ſonderlich aber in groſſen Städten ſo gemein, daß es der Mühe ſchon werth iſt, eheſtens und vielleicht über acht Tage, ausführlich abgehandelt zu werden.

Phyllis.

XLVII. Stück.

Die Vernünftigen Tadlerinnen

Mittwochs / den 21. November 1725.

Philander von der Linde.
Die trägt die bloße Frucht in unbedeckten Schaalen.

Wir werden gantz nackend an dieſe Welt geboren: da doch alle andre lebendige Creaturen ihre Kleidung mit ſich bringen. Wir ſind alſo in dieſem Stücke unvollkommener als die übrigen Thiere: und deswegen haben wir der Sorgfalt andrer Menſchen um ſoviel nöthiger. Würde wohl unter 1000. Kindern die das Tageslicht erblicken, nur ein einziges am Leben bleiben? wenn man ſie nicht einwickeln, warmhalten und dadurch von dem Untergange ſchützen würde. Sonderlich iſt dieſes in demjenigen Welttheile nöthig, deſſen Einwohner wir ſelber ſind: die Sonnenwärme iſt nicht nur ſehr mäßig bey uns, ſondern ſe wechſelt auch mit einem langen, und oftmals ſehr rauhen Winter ab. Da uns nun die Natur mit allerley Gattungen von Materien verſorget hat, daraus wir unſere Kleidungen verfertigen können: ſo iſt es ja vernünftig, daß wir uns derſelben bedienen, und dadurch unſerm natürlichen Mangel zu ſtatten kommen.

Nun iſt es zwar gewiß, daß etliche Leute hierinnen zuviel thun. Mancher behänget ſeinen Cörper mit einer Menge von Kleidungen, die ſchwerer iſt, als er ſelbſt. Ich habe

Aaa

wohl ehe Frauenzimmer geſehen, die nicht vielweniger als zehn Unterröcke auf ihren Hüften hängen hatten; Ja ich kenne Mannsperſonen, die unter dem ordentlichen Kleide noch 4. biß 6. Unterwämſer auf dem Leibe tragen, davon zum wenigſten eins mit Peltz gefüttert iſt. Wie jene ſich bloß deswegen mit einem gantzen Trödel von Unterröcken herum ſchleppeten, damit ſie eine deſto breitere Figur machen mögten; als nemlich die ſteiffen Röcke noch nicht eingeführet waren: alſo iſt bey den Herren Männern wohl bloß die Furcht vor der Kälte die Urſache, daß ſie ſich in einen ſo vielfachen Pantzer verſtecken, damit ſie auf allen Fall, vor Schuß und Stoß ſicher ſeyn könten. Da ich mich denn nicht genugſam wundern kan, daß dieſes Geſchlecht, welches doch von der Natur weit ſtärcker und dauerhafter gemacht worden, als daß unſrige, dennoch eine ſo groſſe Weichlichkeit an ſich blicken läßt,

Daß, wenn der Hundesſtern am Firmamente glüht,
Man ſie bey dem Camin im Fuchspeltz ſitzen ſieht:

wie unſer groſſer Canitz von ſich ſelbſt ſchreibet. Man ſieht ja manche, ſobald ein kaltes Lüftlein entſtehet, ſich in Lapp- und Grönländer verkleiden: gerade als wenn Sachſen durch eine ſeltſame Veränderung der Erdkugel an die Stelle, wo Nova Zembla ſtehet, verſetzet wäre.

So wie dieſe nun der Sache zu viel thun: ſo thun andre wiederum zu wenig; und ich kan nicht leugnen, daß ſonderlich das weibliche Geſchlecht in dieſem Stücke zu tadeln ſey. Nimmermehr würde ein Africaniſcher Mohr glauben, daß ein nach unſrer Art gekleidetes Frauenzimmer aus eben dem Lande ſey, als eine Mannsperſen, die ſie gleichfalls nach unſrer Art, in den Lämmer- Luchs- Fuchs- Wolfs- oder Bärenhäuten ſo tieff verkrochen hat, daß man ſie darinnen aum ſehen kan. Er würde unfehlbar glauben, daß dieſer in paar hundert Meilen weiter gegen Norden zu Hauſe yn müſſe, als jenes: da ſie doch wohl beyde in einem Lane, in einer Stadt, ja in einem Hauſe geboren, und erzogen orden. Doch ehe ich weitläufftiger hievon zu handeln anfange, ſange, muß ich ein kurtzes Schreiben mittheilen, welches mir Anlaß gegeben dieſer Materie nachzudencken.

Liebe Tadlerinnen,

JCh nehme meine Zuflucht zu Euch: da ich ſonſt niemanden weiß, der mir in meinem Anliegen zu Hülfe kommen könte. Ich bin ſchon drey gantze Wochen nicht aus meinem geheitzten Zimmer gekommen: und noch dazu eine gantze Woche Bettlägerig geweſen: weil ich durch groſſe Erkältungen mir den Huſten, Schnuppen und andre beſchwerliche Flüße zugezogen habe. Die Urſache meiner Kranckheit iſt leicht zu errathen: wenn man nur die verdammte Gewohnheit bedencket, nach welcher man ſich den Hals und die Bruſt entblößen muß. Ich lebe an einem Hofe, da dieſe ſchädliche Mode täglich mehr überhand nimmt. Der allgemeine Strom reiſſet auch mich mit ſich: weil mir die Nothwendigkeit nach andern ſich zu richten nicht verſtattet, daß ich in dieſem Stücke der Galanterie, andern was nachgeben könte; zumal da ich mich meiner weiſſen Haut nicht zu ſchämen Urſache habe. Ich muß aber geſtehen, daß ich allezeit im Herbſte die Straffe der allgemeinen Thorheit etliche Wochen lang empfinden muß: denn die erſte Kälte, dergleichen ſich vor etlichen Wochen bey uns eingefunden, iſt mir allezeit ſo empfindlich, daß ich etliche Monate zu thun habe, ehe ich die davon geſpürten Wirckungen vergeſſen kan. Erbarmet Euch derowegen über eure Mitſchweſter! Gebet unſerm Geſchlechte eine nachdrückliche Ermahnung, ihrer eigenen Geſundheit beſſer wahrzunehmen. Dieſe leidet durch nichts ſo ſehr, als durch dieſe übermäßigen Entblöſſungen, und ich hoffe, daß Ihr zur Abſtellung derſelben nicht wenig beytragen könnet. Zwar wenn alle ſogeſinnet wären als ich: ſo würde wohl keine Aenderung zu vermuthen ſeyn. Denn die Wahrheit zu geſtehen: ſo möchte ich nicht gern die erſte ſeyn, die ihren Buſen zudeckte, und dadurch zum Gelächter würde; allein ich hoffe, daß andre ſich weniger davor fürchten werden; und alsdann wird keine williger nachfolgen als Eure ergebenſte

Tetone.

Dreßd. den 10 Nov. 1725.

Es iſt in der That eine rechte wunderliche Sache, daß die Entblößung des Oberleibes heute zu Tage faſt in gantz Europa eingeführet worden. Als ich in dieſer Materie nachdachte, wurde mir in dem Bücherſaale eines gelehrten Mannes aus meiner Verwandtſchaft ein Buch von den Alterthümern der Griechen und Römer gezeiget; und ich ſchlug mit Fleiß diejenigen Bilder auf, die den Habit des vormaligen Frauenzimmers vorſtelleten. Ich fand aber durchgehends, daß ſie weder den Nacken noch die Schultern, noch auch die Bruſt entblößet, ſondern alles dieſes auf eine recht ſchamhafte Weiſe bedecket gehalten. Wie mag es denn kommen, daß man mit der Zeit eine ſo üble Gewohnheit eingenommen, die ſich am allerwenigſten in unſre Himmelsgegend ſchicket? Ja, wenn wir in dem heiſſen Weltſtriche von Aſia; Africa und America lebten: ſo möchten wir immer, gleich jenen pechſchwartzen Schönheiten mit bloſſen Schürtzen vorliebnehmen. Nun aber wohnen wir in kältern Landſchaften. Die rauhen Nordwinde ſind bey uns häuffiger als die warmen Lüfte des Zephirs. Wir heitzen unſre Zimmer bißweilen in Pfingſten noch, und heben im Auguſt ſchon wieder an. Wir laſſen uns glüende Kohlen in die Kirche tragen. Wir ziehen auch wohl Peltze an: allein dieſes alles hindert nicht, daß wir nicht von oben, halbnackt einhergehen ſolten.

In Wahrheit ich muß lachen: wenn ich dieſe ungereimte Mode bedencke. Unſer Frauenzimmer ſcheint eine Gattung ſolcher Wunderthiere zu ſeyn, als die Sirenen, die von oben Menſchen, von unten Fiſche ſeyn ſolle. Die oberſte Helfte ſcheinet die unempfindliche Natur eines weiſſen Bären aus Norwegen; der unterſte Theil aber die kalte Art eines Salamanders an ſich zu haben, dem es im Feuer nicht zu warm ſeyn ſoll. Bey einem Frauenzimmer iſt es zugleich Sommer und Winter: denn wenn ſie die Füße über ihrem Feuerſtübchen kaum erwärmen kan: ſo ſieht man ihr Angeſicht voller Glut und Wärme blühen. Derowegen iſt ihnen alles was ſie um den Hals binden ſo beſchwerlich, daß ſie es ſoweit auf das Kleid herunter ſtecken, daß es ihre feurige Haut gar nicht berühren kan. Selbſt die Zobelſtriche ſind nur zum Staat erdacht. Denn wo ſieht man wohl, daß dieſelbe den Hals wircklich zu bedecken gebraucht würden? Oder wenn ja dieſes geſchicht: ſo muß doch allezeit unter denſelben der nackte Hals ein paar Hände breit zu ſehen kommen. Wenn mir alſo jemand dieſes Rätzel, **wo ein Frauenzimmer am zärtlichſten ſey?** zu beantworten vorlegen wolte: ſo würde ich nichts beſſers zu ſagen wiſſen, als an den Füſſen: angeſehen dieſe die allerwenigſte Kälte erdulden können.

Daß nun ſolche Entblöſſungen in der That Kranckheiten verurſachen, kan nicht nur unſre Correſpondentin mit ihrem Exempel darthun, ſondern eine jede Modeſchweſter, wird es wohl ſelber mehr als einmal erfahren haben. Eitele Mütter ſuchen zwar dieſem Ubel zuvorzukommen, indem ſie ihre Kinder von Jugend auf halbnackt zu gehen gewöhnen; damit ſie dadurch abgehärtet werden mögen: allein die Natur unſrer Haut kan deswegen nicht ſteinern werden. Man frage die Aertzte, ſo wird man hören, daß dieſe böſe Gewohnheit in dem gantzen Cörper üble Folgen nach ſich ziehe. Spüret man ſie in der Jugend ſo deutlich nicht: ſo kommt es im Alter deſto empfindlicher nach. Unſere Pflicht aber erfordert ja für die Erhaltung unſers Leibes zu ſorgen, welches allezeit beſſer, durch eine ordentliche Lebensart, als durch koſtbare Artzeneyen geſchiehet.

Man dencke nicht, daß dieſe Art der Trachten ein weſentliches Stücke der Galanterey ſey. Das vormalige Athenienſiſche und Römiſche Frauenzimmer würde uns in Wahrheit noch manche Lection in der Artigkeit aufgeben können, und doch hat ſich keine einzige jemals entblöſſet. Selbſt **Phryne**, ein in gantz Griechenland übelberüchtiges Weibesbild, gieng nicht mit einer nackenden Bruſt. Ihr Sachwalter muſte ihr das Kleid aufreiſſen: als er die ſtrengen Richter im Areopagus, durch ihre Schönheit zu einem gelindern Urtheile bewegen wolte. Bey uns könte er dieſer Mühe überhoben ſeyn. Was würde dieſe griechiſche Univerſitätsjungfer dencken? wenn ſie heute zu Tage aufſtünde. Würde ſie nicht davor halten, daß alle unſer Frauenzimmer nicht nur einerley Handwerck mit ihr trieben; ſondern auch vielweiter darinnen gekommen ſey, als ſie ſelbſt? Solte ſich denn eine Liebhaberin der Zucht nicht ſchämen, ſich durch eine ſo freche Mode in einen böſen Verdacht zu bringen? Tugendhafte ſehen ohnedem ſchon die unmäßige Blöße als ein Zeichen eines laſterhaften Gemüthes an. Solche Modeſchweſtern ſcheinen dergeſtalt ihre Ehrbarkeit feil zu bieten, und ihre Tugend zu Kauffe zu ſetzen. Ich ſage ſie ſcheinen: denn ferne ſey es daß ich an aller Ehrbarkeit zweifeln ſolte. Welche aber dieſen ſo ſcheinbaren Argwohn von ſich abzulehnen dencket: die ändre ihre böſe Gewohnheit. Der angehende Winter kan ihr anfänglich zur Entſchuldigung dienen. Sie kan ſagen, daß ſie es ihrer Unpäßlichkeit halber thun müſſen. Auf den nechſten Frühling wird ſie es ſchon gewohnt ſeyn. Sie kan ihre künftige Sommerkleider etwas weniger ausſchneiden laſſen und ſo allgemach fortfahren, biß keine Aenderung mehr nöthig iſt. Thäten dieſes nur etliche Vornehme: ſo würden die geringern bald nachfolgen. Und was vor eine Ehre wäre es nicht für ein Frauenzimmer: wenn man von ihr ſagen könte/ daß ſie die gantze Mode des Frauenzimmers ihrer Stadt/ durch ihr Exempel geändert hätte! Ich ſelbſt mit meinen Gehülfinnen ſind feſt entſchloſſen nechſten Sonntag den Anfang zu machen. Wir werden unſre Palatine nicht mehr auf das Kleid ſtecken/ ſondern um den Hals binden/ und unſre Tücher ſo ausbreiten/ daß die gantze Bruſt bedecket wird. Die angenehme Empfindung der Wärme und die Erhaltung unſrer Geſundheit ſoll uns bewegen den Ruhm/ oder vielmehr die Eitelkeit einer kleinen und lächerlichen Galanterie zu verachten. Setzen wir uns gleich dadurch in Gefahr/ von manchen/ die uns gerne kennen möchten/ inſonderheit von den scharfſichtigen Herrn Burſchen erkant zu werden: ſo ſehen wir uns doch genöthigt/ durch dieſes deutliche Probſtück zu zeigen/ daß die Tadlerinnen nicht nur gute Regeln geben; ſondern auch ſelbſt darnach handeln können.

Dieſes nachfolgende Blat voll zu machen/ ſoll uns ein Vers dienen/ der uns abermal zugeſchicket worden um eine Abhandelung von der **Läſterung** von uns zu erbitten. **Calliste** verſpricht ſolche künftig zu geben: indeſſen mögen unſre Leſer dieſer überausſchönen Poeſie nachdencken/ deren geſchickter Urheber ſich weder nach ſeinem Namen noch Vaterlande zu nennen beliebet hat.

Ich frage nichts nach aller Läſterkatzen:
Wenn mir dabey ein rein Gewiſſen bleibt.
Man mag von mir das allerſchlimmſte ſchwatzen:
Wenn mich nur GOtt nicht zu den Böſen ſchreibt.
Es bleibt der Welt verdammte Hechel-Mode
Ich ärgre mich darüber nicht zu Tode.
Will mich ein Freund mit meiner Armuth ſpotten:
Das iſt mein Troſt ich bin nicht Schuld daran.
Was wollen denn die frechen Momus-Rotten?
Ich leide nur/ was ich nicht ändern kan.
Wie leicht geſchiehts/ daß Schätze dieſer Erden/
Wie Schnee und Eis/ zu Schaum und Waſſer werden!
Hör ich von mir ein höniſch Mährchen ſingen;
Wenn Naſeweiß von meinen Thaten ſpricht:
So ſchwer ich doch/ es ſoll ihm nicht gelingen;
Mein freyer Geiſt acht ſolche Schwätzer nicht.
Ein Trödelkram erborgter Lügenpoſſen/
Der andre kränckt/ hat mich noch nie verdroſſen.
Will Mopſa mir ein höniſch Mäulchen machen;
Die Müh wird ihr in Wahrheit ſchlecht belohnt:
Ein kluger wird der tummen Einfalt lachen/
Wer weiß wer ſie ein andermal nicht ſchont?
Wenn mit der Zeit die Alabaſter Wangen/
Wie alt Papier mit Fleck und Falten prangen.
Und muß ich mich vor Monſieur Staxen bücken;
Da er doch kaum das kleine Hütchen rührt:
So will ich mich in ſeinen Hochmuth ſchicken;
Obgleich ihm wohl die Ehre nicht gebührt.
Der kleinſte Wind hebt leichte Federballen/
Wer ſchleunig ſteigt/ der kan auch ſchleunig fallen.
Geſetzt ich kan mit keinem Titel prahlen/
Weil man mich kaum zur Noth Herr N. N. nennt:
So darf ich auch dafür kein Geld bezahlen;
Wie mancher wohl nach leerem Winde rennt.
Und heißt man mich nicht hoch und wohlgeboren;
Ich ſchätze mich deßwegen nicht verloren.
Kan ich mich nicht mit vielen Kleidern tragen:
Wenn nur der Leib zur Noth bedecket iſt.
Kein Wurm ſoll mir den Kleiderſchranck zernagen/
Der andern oft den ſtoltzen Plunder frißt.
Die Kleiderpracht macht Centnerſchwere Sorgen:
Wie mancher muß Geld/ Tuch und Futter borgen?

Soll ich nicht oft ein rares Wildpret eſſen:
Genug/ daß mirs auch was geringers thut.
Es wird mir doch mein Biſchen zu gemeſſen:
Denn Fleiſch und Brodt ſchmeckt unvergleichlich gut.
Ich darf dabey zu keinem Artzte lauffen.
Noch trinckbar Gold und bittre Tropfen kauffen.
Kan ich mich nicht mit Wein und Nectar laben:
Wenn ich nur nicht im Durſte ſterben muß.
Und ſoll ich Bier zu meiner Nothdurft haben:
Was kümmert mich ein reicher Uberfluß?
Ein ſtarcker Tranck kan Geiſt und Blut verwandeln/
Raubt den Verſtand und macht mit Kupfer handeln.
Schreyt **Splitterhans** ich ſoll ein Aemtchen ſuchen;
Der Menſch vergißt/ daß mirs am beſten fehlt.
Doch will ich nicht auf ſeinen Reichthum fluchen:
Da er ſein Geld zu tauſend Thalern zehlt.
Ergeitztes Gut bringt nagende Gedancken/
Beſchwert das Hertz und macht die Liebe wancken.
GOtt wird auch mir ein kleines Plätzchen ſparen;
Sein Vaterhertz bleibt auf mein Wohl gericht/
Und ſoll ich nicht mit Kutſch und Pferden fahren:
So borg ich auch Stroh/ Heu und Haber nicht.
Wer hat mir wohl zu Wagen und Caroſſen/
Zu Pferd und Stall die Gelder vorgeſchoſſen.
Drum will ich auch nicht mehr ſo ängſtlich ſorgen:
Ein Läſtermaul ſprech alles was es will/
Was quäl ich mich vom Abend biß zum Morgen?
Ich bin vergnügt und habe Hüll und Füll.
Der Himmel wird in allen Stücken walten/
Und mich forthin der Welt zu Trotz erhalten.
Strafft doch einmal/ Ihr **klugen Tadlerinnen**/
Die rohe Zunft der frechen Läſterbrut.
Ihr ſolt dafür ſo Ruhm als Danck gewinnen/
Kommt züchtigt ſie/ mit aufgewecktem Muth.
Ihr habt bißher ſchon manches Gift vertrieben.
Doch dieſe Peſt iſt unvermerckt geblieben.
So rächet denn den unterdrückten Orden.
Nehmt Euch getroſt der reinen Unſchuld an/
Die biß anher ſo ſehr gefoltert worden/
Und ſich auch ietzt noch nicht erholen kan.
Laßt Neid und Zorn auf Eure Blätter toben:
Die Tugend ſelbſt wird euren Eifer loben.

Iris.

Die Vernünftigen Tadlerinnen

XLVIII. Stück.

Mittwochs/ den 28. November 1725.

Canitz.

Wenn nur ein freyes Wort/ das uns die Zeit verkürtzet/
Nicht seinen Honigseim mit Coloquinten würtzet/
Und durch ein heimlich Gift den Nechsten sticht und schilt.

Die Haare auf dem Haupte stunden mir zu Berge, und ein heftiges Schauren erschütterte meine Glieder. Der Wald, darinnen ich mich verirret hatte, war so unwegsam und dick, daß ich weder aus noch ein wußte. Die Sonne war bereits untergegangen; wiewohl, wenn sie gleich über meinem Haupte gestanden hätte: so würden doch die Zweige der Bäume, die sich sehr dicht durcheinander flochten, ihren Strahlen den Durchgang versaget haben. Die angehende Demmerung überzog alles mit einem trüben Nebel: so daß ich kaum die Irrlichter sehen konte, die sich hie und da entzündeten. Ich wuste zwar, daß dieselben sonst nicht die besten Wegweiser zu seyn pflegen: doch nöthigte mich, theils die überhandnehmende Finsternis, theils das fürchterliche Rauschen der vom Winde bewegten Gipfel der Tannen; theils auch die seltsamen Gestalten die einige Geſtäude, und kleinere Büsche im Dunckeln vorstelleten, daß ich eines von diesen Nachtfeuern zu meinem Führer erwehlte. Ich folgte demselben mit allem Eifer, bloß in der Hoffnung, daß ich durch deſſen Anleitung den Ausgang aus dieſer unbekanten Wildniß finden würde. So oft ſich daſſelbe aus meinem Geſichte verlohr: ſo oft brach mir der kalte Angſtſchweiß aus; und ſo bald ich es von neuem erblickte, ſchätzte ich mich überaus glückſelig. Das Erdreich war ſo ſehr mit Wurtzeln durchwachſen und mit dürren Reiſern beſäet, daß ich keinen ſichern Tritt thun konte, und meine groſſe Begierde, bald aus dem Gehöltze zu kommen, ließ mich nicht Behutſamkeit genug anwenden, das Straucheln und Fallen zu vermeiden; allein die Beängſtigung darinnen ich war, half mir, ſo oft ich niederſchlug, geſchwinder auf die Beine, als es mir ſonſt möglich geweſen wäre. Ich mochte dieſen beſchwerlichen Weg irgend eine Stunde fortgeſetzet haben: als ich endlich mit ſonderbarem Vergnügen das Ende des Waldes erblickte; indem ich durch die weitläufftigen Baumäſte ſchon hier und dar des wölckigten Himmels anſichtig wurde.

Wer war frölicher dabey als ich? aber wer war auch bekümmerter? als ich wahrnehmen muſte, daß zwar der groſſe Wald, nicht aber das kleine Gebüſche ein Ende genommen hatte: dadurch ward mir der Weg noch weit beſchwerlicher als vorhin. Ich muſte mir, mit beyden Armen, vor den ſchneidigen Ruthen des Geſträuches, unaufhörlich Platz machen, und doch ſtets in Furcht ſtehen, die Augen aus dem Kopfe zu verlieren. Endlich durchdrang ich ohngefehr in einer halben Stunde auch dieſe Gegend, und befand mich nunmehr in einem weitern Gefilde, welches mit niedrigen Wachholderbüſchen, Dornhecken, Diſteln und andern ſtachelichten Gewächſen überzogen war. Mein gläntzender Führer hatte ſich längſt verloren; und ich würde mich unfehlbar entſchloſſen haben daſelbſt unter freyem Himmel zu übernachten: wenn mich nicht ein unvermutheter Anblick gantz auſſer mich ſelbſt geſetzt hätte. Etliche hundert Schritte von mir, ward ich eines recht hohen und weiten Gebäudes gewahr, welches mehr ein alter heydniſcher Tempel als ein gemeines Wohnhaus zu ſeyn ſchiene. Das inwendige Licht

ſchien durch alle Fenſter, deren ich von meiner Seite hundert und zwey und achtzig zehlen konte: woraus ich ſchloß daß er auf der andern eben ſoviel; in allem aber ſoviel als Tage im Jahre ſind, haben würde. Das Getümmel vieler Perſonen, welche ſich in die Thüren deſſelben einzudringen ſchienen, machte mich begierig, dieſen wunderſamen Ort genauer in Augenſchein zu nehmen: und den Augenblick war ich gantz nahe an demſelben. Ehe ich noch die Stuffen vor dem groſſen Eingange erreichete: ſahe ich unzehliche zerbrochene Stücke von höltzernen ſteinernen, und metallenen Bildſeulen liegen, aus deren Figuren ich deutlich kennen konte, daß es Abbildungen der Gottesfurcht, der Gerechtigkeit, der Liebe, der Gedult, und der Sanftmuth geweſen ſeyn müſten, welche hier gantz zerdrümmert, zum theil mit Schutt und Erde bedecket, zum theil auch mit grünem Mooſe bewachſen waren. Oben auf der Treppen ſtand zur rechten des Einganges eine übergüldete Seule in Geſtalt eines Weibes welches mit vollem Halſe lachet: zur Lincken aber eine andre, die mit einem höniſchen Geſichte und ausgereckten Zeigefinger, der vorübergehenden zu ſpotten ſchien. Ich hätte dieſes nicht ſo deutlich unterſcheiden können: wenn nicht das Licht durch die Fenſter des Tempels geſchienen, und dieſes alles einigermaßen beleuchtet hätte; wie ich denn auch über der Pforten einer kurtzen Aufſchrift gewahr wurde, davon ich aber nur die groſſen Anfangsbuchſtaben erkennen konte,
D = = G = = L = = H = =

Ich zweifelte noch, ob ich mich weiter wagen, und in den Tempel ſelbſt hineingehen ſolte: als mich ein groſſer Schwarm von mancherley Leuten mit Ungeſtüm fortriß, und mich wider mein Vorhaben bis vor den Altar des Tempels brachte. Der ungewöhnliche Anblick deſſelben hinderte mich, daß ich mich nicht zu einigen meiner Freundinnen, Bekannten und Nachbarinnen verfügen konte, welche ich unweit von mir häuffig erblickte: und bey welchen ich mich gern um die Beſchaffenheit dieſes Ortes erkundiget hätte. Tauſend Lampen, welche an demſelben in rothen Gläſern branten, erleuchteten die darauf ſitzende Gottheit ſo ſtarck, daß ich alle Kleinigkeiten genau betrachten konte. Es war ein Frauenbild mit einem ſehr abſcheulichen Geſichte. Jedes Haar auf ihrem Haupte war eine lebendige Schlange. Aus ihren Augen fuhren lauter feurige Funcken. Aus der Naſen blies ſie einen anſteckenden Athem: und aus dem Munde krochen ihr lauter Hornisſe, Hummeln, Weſpen und andre ſchädliche Fliegen, welche hernach um ihr Haupt ſchwermten. Wie die alten Heyden eine gewiſſe Gottheit aus lauter Brüſten zuſammen geſetzet haben: ſo beſtund der gantze Cörper dieſer Göttin aus lauter aufgeſperrten Mäulern, welche anſtatt der Zungen lauter ſcharffe Sacheln, wie Pfeile geſpaltet, herausreckten, und einen giftigen Jäſcht ausſchäumeten. Die Fliegen ſatzten ſich gantz dicke auf denſelben, und das übrige floß in das Becken zuſammen, welches unter ihren Füßen ſtunde. In der einen Hand hielte ſie eine groſſe Brille, in der andern ein umgekehrtes Fernglas, und um den Gürtel war ſie mit lauter ſcharfen Hecheln behangen. Zur lincken ſtand neben ihr eine gantz krumgebückte Geſtalt mit magerm Geſichte, ſtraubigten Haaren, braunen und tiefliegenden Augen, welche nach der andern Seiten hinſchieleten. Dieſe fraß das Fleiſch aus ihren blutigen Armen. Zur rechten ſahe ich ein hochgebrüſtetes Frauenzimmer, köſtlich geputzet und ſpröde von Minen. Dieſes hielte anſtatt des Fächers einen ausgebreiteten nnd ſchönfarbigten Pfauenſchwantz in der Hand.

Vor dieſem Altare ſtunden viele Prieſterinnen, welche ſehr beſchäfftiget waren, die zulauffende Menge, ſo ſich dem Dienſte ihrer Gottheit widmen wolte, in Pflicht zu nehmen, und ihr den benöthigten Unterricht zu ertheilen. Ich ſtand mitten unter dieſem Hauffen: und konte alſo alle Ceremonien auf das ſorgfältigſte beobachten. Eine jede neue Verehrerin fiel vor der Oberprieſterin auf die Knie, küſſete ihr den Saum des Kleides, und entdeckte ihr Vorhaben. Die Prieſterin legte ihnen folgende Fragen vor; *Wollt ihr meiner Göttin aufrichtig dienen? Habt ihr bißher ſchon euren Eifer für ſie blicken laſſen? Werdet ihr künf-*

tig mit allem Ernſte bemühet ſeyn, ihren Anhang zu verſtärcken? Seyd ihr Feindinnen der Tugend und aller ihrer Anhänger? Verſprechet ihr euren Haß gegen dieſelbe blicken zu laſſen, es koſte auch was es wolle? Sobald nun die Knienden dieſe, und noch andre dergleichen Fragen mit einem lauten Jaworte, beantwortet hatten, trat die Prieſterin zu ihnen, öffnete einer jeden den Mund und beſahe ihre Zungen. Fand ſie dieſelben in der gehörigen Beſchaffenheit: ſo ward ihr ein groſſes Buch gereichet, darinnen die Geſetze ihrer Göttin verzeichnet ſtunden. Sie öffnete es: alle Blätter darinnen waren ſchwartz und die Schrift gantz feuerroth. Die Oberprieſterin fing an zu leſen: und ich hörte mit groſſer Aufmerckſamkeit zu.. Dem ohngeachtet habe ich, aus einer zehnmal gröſſern Anzahl, nur folgende behalten können. Es hieß:

I. „Unſre Göttin giebt allen ihren Dienerinnen eine Brille, ein Fernglas und eine Hechel; und befiehlt, daß ſie ſich derſelben folgendergeſtalt bedienen ſollen.

II. „Mit der Brille ſollen ſie die Fehler und Gebrechen der Menſchen betrachten, ſie ſeyen dem Stande, Geſchlechte und Alter nach, wer ſie wollen: inſonderheit derer, die mit bloſſen Augen angeſehen, unſchuldig zu ſeyn ſcheinen; denn ſie hat die Kraft alle Splitter in Balcken, alle Sonnenſtäublein in groſſe Berge zu verwandeln.

III. „Das Fernglas ſoll allezeit verkehrt ans Auge geſetzet werden; wenn man die guten Eigenſchaften der Leute beurtheilen will: dergeſtalt werden dieſelben ungemein geringſchätzig ſcheinen; oder gar verſchwinden.

IV. „Die Hechel, das eigentliche Werckzeug unſrer Göttin, ſollen ihre Anbeter zum Durchziehen aller vorkommenden Dinge gebrauchen. Nicht ſowohl Laſter und Thorheiten, als fürnemlich natürliche Fehler, Kleidung, Geſtalt, Gang, Rede, Reichthum, Armuth, Ehrenſtellen, Verdienſte, Geſchicklichkeit ꝛc. Privatleute, Beamte, Weltliche, Geiſtliche, Bauren, Bürger, vom Adel, Fürſten, gekrönte Häupter, ja alles was Namen hat,

„ſelbſt die heimlichen Gedancken der Menſchen nicht ausgenommen.

V. „Inſonderheit ſollen dieſe drey Stücke an Sonn- und Feſttagen, wenn man in die Kirchen geht, nicht zu Hauſe vergeſſen; ſondern fleißig mitgenommen und daſelbſt gebrauchet werden: denn hie giebt es die ſchönſte Gelegenheit viele Leute von allerley Gattungen zu ſehen.

VI. „Eine jede Anbeterin unſrer Gottheit iſt befugt alles böſe, was ſie von andern höret, zu glauben, und ſoviel es ſich thun läßt, mehr dazuzuſetzen: hingegen alles gute was ſie von jemanden erfähret, entweder für falſch auszuruffen, oder doch verdächtig und zweifelhaft zu machen.

VII. „Die Verehrerinnen unſrer Göttin ſind verbunden ſich einander Beyſtand zu leiſten, und im Fall die Hechel ihrer Nachbarin ſtumpf geworden, ſolches durch die ihrige zu erſetzen.

VIII. „Keine einzige die ſich zum Dienſte unſrer Göttin gewidmet hat, ſoll jemals in einen Spiegel ſehen: damit ſie nicht ihrer eigenen Flecken anſichtig werde u. ſ. w.

Sobald die Prieſterin dieſes alles verleſen hatte, muſten die Knienden einen Eyd ablegen, daß ſie dieſes alles auf das ſtrengeſte zu halten gedächten. Hierauf ſchöpfte die Prieſterin einen Löffel voll von dem Geifer der Göttin, warf etliche Ungeziefer herein, und gab ihnen daſſelbe zu verſchlingen. Es muſte eine nach der andern auf den Altar ſteigen und ihre Gottheit erſtlich die Füße zum Zeichen der Unterthänigkeit, ſodann auch die Lippen, zum Zeichen der Vertraulichkeit, küſſen. Kaum hatten ſie dieſes gethan, und den giftigen Athem derſelben in ſich gezogen: als ſie ſich gleichſam in hölliſche Furien verwandelten. Sie empfingen nunmehro, als ſattſam vorbereitet, die obigen drey Werckzeuge zu ihrem täglichen Gebrauche: und huben ſchon im Tempel an, ſo entſetzlich zu ſchmählen und zu läſtern, daß ſie faſt ihrer eigenen Prieſterinnen nicht verſchoneten, von welchen ſie aber alſofort hinausgeführet, und nach Hauſe zu gehen ermahnet wurden.

Als dieſe weg waren: ging die Ceremonie mit einer neuen Anzahl an; und ich beſorgte voller Abſcheu und Erſtaunen, daß die Reihe endlich auch an mich kommen würde. Derowegen zog ich mich unvermerckt aus dem Getümmel, machte mich mit Zittern und Beben zum Tempel hinaus, und war feſt entſchloſſen, auch viel lieber mich von neuem in die vorige Wildnis zu begeben, als in dieſem verhaßten Orte länger zu bleiben. Ich wünſchte bey dem Ausgange aus dem Tempel, nichts mehr, als das geringſte Mondlicht zu meiner nächtlichen Reiſe zu haben: doch als ich nach dem Himmel ſahe war er mit pechſchwartzen Wolcken bezogen. Ich hörte das Rauſchen eines ſtarcken Platzregens ſchon von weitem; ein Sturmwind erſchütterte den Grund des Tempels; es murmelte in der Luft erſtlich ein kleines Ungewitter; unverhoft aber blendete mich ein durchdringender Blitz, der heller war als die Sonne, und ein erſchrecklicher Donnerſchlag warf einen groſſen Feuerklump auf den Tempel, daß er um und um in volle Flammen gerieth: ich aber von dem entſetzlichen Krachen plötzlich erwachte, und voller Angſt und Schrecken mit gleichen Füßen aus dem Bette ſprang.

Wie froh ich geweſen; als ich endlich zu mir ſelber kam, und mich ſoviel beſinnen konte, daß dis alles nicht als ein bloſſer Traum geweſen: das kan ich weder ausſprechen, noch beſchreiben. Ich legte mich, noch gantz zitternd, wieder zur Ruhe: allein dieſe ſeltſamen Vorſtellungen hatten ſolche lebhafte Bilder in mein Gemüthe gedrücket, daß ich die gantze Nacht kein Auge mehr zuthun konte. Ich wiederholte in Gedancken mein gantzes Geſichte, und erinnerte mich, daß ich kurtz zuvor, ehe ich mich des Abends niedergelegt, mit den Betrachtungen beſchäftiget geweſen, wie ich dem neulichen Verſprechen meiner Mitſchweſtern am beſten ein Gnügen thun, und die Materie von der Läſterung abhandeln könne. Darüber war ich eingeſchlaffen: und der groſſe Abſcheu, den ich für dieſem ſchändlichen Laſter allezeit geheget, hatte in meiner beſchäfftigten Einbildungskraft alle dieſe fürchterliche Schreckbilder verurſachet. Dieſes gab mir den Schlüſſel zu meinem gantzen Traume an die Hand. Ich ſah ohn alle Mühe daß die häuffigen Dornen, Wacholdern und Diſteln rings um den Tempel die ſchädliche Gemüthsart der Läſterer abgebildet, welche nichts als lauter ſtachelichte Einfälle hervorbringet. Ich errieth es leicht, was die zerſtückten Bilder der Tugenden vor dem Tempel angedeutet? daß nemlich dieſelben unmöglich Platz haben könten, wo dieſes Laſter einmal im Hertzen überhand genommen. Ich bemerckte, daß die beyden Seulenbilder, am Eingange des Tempels, die Leichtſinnigkeit und Verſpottung angedeutet/ und nichts war mir natürlicher als die Erklärung der groſſen Buchſtaben/ welche ich in der Uberſchrift wahrgenommen hatte. Denn wie ſolten ſie anders geheiſſen haben/ als ſo: **Der Göttin LAESTERUNG Heilig.**

Die groſſe Menge derer/ die in dieſem Tempel eingedrungen/ und faſt lauter Frauenzimmer waren/ ſchien mir zu zeigen/ wie gemein dieſes Laſter/ ſonderlich unter unſerm Geſchlechte ſey. Die grauſame Geſtalt der Göttin lehrte mich gleichſam die abſcheulichen Eigenſchaften derſelben/ und die neben ihr ſtehenden Bilder eröffneten mir/ mit was vor andern Laſtern/ die **Läſterung** gemeiniglich verknüpfet iſt; nemlich mit dem **Neide** und mit dem **Stolze**. Und daß ich die Einweyhungs-Ceremonien/ die nebſt den Geſetzen ſelbſt/ keiner Erklärung bedürfen/ mit Schweigen übergehe: ſo wieſe mir letzlich das ſchreckliche Ende/ welches dieſer **Tempel der Läſterung** ſamt allen die darinnen waren/ vor meinen Augen genommen hatte/ daß dieſes Laſter dem allerliebreicheſten Weſen im Himmel ein Greuel ſey/ und ſeinen gerechten Straffen unmöglich entgehen könne.

Weil ich nun eben willens war dieſes Laſter/ meinen Leſern und Leſerinnen zum Abſcheu in ſeiner natürlichen Blöße vorzumahlen: als trug ich frühmorgens kein Bedencken dieſen meinen Traum mit aller möglichen Lebhaftigkeit ſchriftlich zu verfaſſen. So verdrüßlich mir meine unruhige Phantaſie des Nachts iſt/ da ſie mich/ von allen meinen Bekanten öfters mit ſeltſamen Einfällen quälet: ſo ſahe ich doch/ daß ich wachend/ unmöglich wäre fähig geweſen/ die Natur der Läſterung/ auf eine geſchicktere Weiſe abzuſchildern. Ich ſchäme mich faſt/ daß ich ſchon zum drittenmal meinen Leſern Träume vor die Augen lege: da meine Gehülfinnen es noch niemals gethan; maßen ich dabey gewiß den Zunamen einer Träumerin zu beſorgen habe: allein ich kan es nicht ändern/ und wünſche nichts mehr/ als daß unſre Leſer aus meiner Erzehlung nur eben die ſtarcke Empfindung bey ſich ſpüren mögen/ die ich theils im Traume/ theils als ich erwachete/ bey mir ſelbſt gewercket habe.

Calliſte.

XLIX. Stück.

Die Vernünftigen Tadlerinnen

Mittwochs/ den 5. December 1725.

Günther.

Er füllt/ er ſtopft/ er flickt? die Schreibart iſt ſo bunt/
Als Florens Unterrock/ und Phiechens Sonntagsmütze.

Ich habe in vielen Wochen nichts von der Poeſie geſchrieben; bin aber dieſer Tage deſſen erinnert worden: als mir ein wunderlicher Vers zu Geſichte kam, der eben nicht gar zu alt iſt. Er iſt wircklich gedruckt, und alſo von unzehligen Leuten geleſen worden: darum kan ſein Urheber nicht klagen, daß man ihn durch die Bekantmachung deſſelben beleidige. Er iſt ein recht vollkommenes Muſter eines übeln Geſchmacks; und dennoch trage ich kein Bedencken denſelben unſern Leſern vorzulegen. Unſre Blätter ſind gleichſam ein Regiſter von menſchlichen Thorheiten; da wir nun keiner moraliſchen Thorheit den Platz mit Willen verſagen: ſo können wir es auch den poetiſchen nicht abſchlagen. Daurен unſre Schriften länger, als wir ſelbſt leben werden: ſo wird es uns freylich bey unſern Nachkommen keine Ehre ſeyn, daß man zu dieſen Zeiten noch dergleichen Unkraut bey uns angetroffen, ja wohl gar hochgeachtet. Allein ich entſchuldige mich hier mit **Philanders** Worten:

Es lebt/ wo Maro iſt/ auch wohl ein Bavius/
Da Maro doch indeß nur bey dem Käyſer ſitzet.
Catullus bleibt Catull; obgleich Voluſius
Mit ſeiner ſchönen Schrift nur Heringsweibern nützet.

Was können wir davor/ daß jeder Reimenſchmidt/
Bey dieſer ſchweren Zeit/ will ein Poete heiſſen?
Da jeder Titel ſteigt: ſo ſteigt auch dieſer mit;
Doch darum wollen wir die Krauſe nicht zerreiſſen.

Der gute Geſchmack und die Vernunft nimmt niemals ſo ſehr überhand, daß kein abgeſchmacktes und thörichtes Weſen mehr zu finden ſeyn ſolte: zum wenigſten ſoll dieſes Blat den Nachkommen zeigen, daß man auch heute zu Tage, den Auskehricht von den Kleinodien zu unterſcheiden gewuſt. Nun folget das ſchöne Carmen ſelber, und es iſt mir lieb daß ich es ſeiner Kürtze halber gantz herſetzen kan. Es iſt auf einen Gelehrten in Holland gemacht, und hat folgende Uberſchrift.

Wenige und geringe im Trauren anerwünſchte Gelaſſenheit eines ergebenen Dieners, auf den Todesfall des Hochwohlgebohrnen Herrn Herrn ſeeliger *de Basnage* Ritter, Erbherrn von *Franquenay* und erſten Evangeliſchen Prediger des göttlichen Worts der Walloniſchen Gemeine im Haag, wie auch Hiſtoriographen der hochmögenden Staaten der vereinigten Niederlande, vor ſeinen guten Patron und Gönner durch rc.

Den Namen herzuſetzen iſt nicht nöthig, die Verſe ſelbſt lauten ſo:

Laß nur o treuer Freund die zugeſchickte ProB,
Als deiner Eltern Todt/ dich nicht ſo ſchmertzlich/ jA
So ſehr zu Hertzen gehn/ ſonſt wird dein treuer SinN,
Seel/ Leib und Geſundheit/ welcher beſter GewinN,
Ach in Gefahr nur ſeyn! Es ſtellet dir GOtt dA;
Reichen Troſt ſehr genug. Merck auf höre und fraG.
Als zu Basnagen Ruhm/ ob nicht viel Seelen hörE,
Zum Preiß des groſſen Manns/ die gantzen Muſen Chöre
Mit Lob die Welt erfüllt? Getroſt! nach Moſis Zeiten/
Des Abrams Stamm gewiß das Volck und die Heerd leiten/
Caton den weiſen Mann/ der Todt/ der Menſchenfreſſer/
Cicero auch abthut/ mit ſeinem Todesmeſſer.
Vürwar bleibets doch dabey/ wer GOtt vertrauet recht/
Thut wohl wie GOttes Kind und ſein getreuer Knecht.

An dem gantzen Verſe iſt meines Erachtens nichts lobwürdiges, ausgenommen die Kürtze. Alles andre iſt ſo un-

unteutſch, läppiſch und ungereimt, daß nichts darüber iſt. Unteutſch iſt gleich die Uberſchrift. Denn welches teutſche ſagt doch: **die im Trauren angewünſchte Gelaſſenheit eines ergebenen Dieners = = vor ſeinen guten Patron und Gönner** (Es ſoll freylich ſoviel heiſſen, daß der ergebene Diener (der treffliche Poet, oder vielmehr Teutſchverderber) **ſeinem guten Patron und Gönner im Trauren die Gelaſſenheit anwünſchen wolle.** Allein wie ungeſchickt hat er dieſes ausgedrücket, und wie lange muß man ſtudiren, ehe man rathen kan, was er haben will? Hernach, iſt es eine **wenige und geringe Gelaſſenheit**, die er ihnen anwünſchet. Warum nicht eine **groſſe, Chriſtliche, beſtändige** ꝛc? Wenn man wünſchet: ſo hat man es für ein Geld, viel oder wenig zu wünſchen; oder der traurige muſte nicht eben ſehr unruhig über dieſen Todesfall geworden ſeyn, ſo daß er keiner groſſen Gelaſſenheit benöthiget geweſen wäre.

Läppiſch iſt das gantze Kunſtſtück, welches in dem angeführten Verſe ſtecket. Die lateiniſchen Buchſtaben damit er von vornen und hinten verbrämet iſt, bedeuten in den erſten acht Zeilen zwey Namen; der eine des Todten BASNAGE, in welchem gleichwohl das S. nicht hat angebracht werden können: der andre aber des hinterlaſſenen Leidtragenden LASSARAZ, deſſen Stand und Perſon uns unbekant iſt. In den letzten ſechs Zeilen ſtehet von Anfang MDCCVT. und dieſes ſoll die Jahrzahl bedeuten. Die erſten viere haben ihre Richtigkeit; von dem V. aber iſt zu mercken daß in dem Original drey Puncte beygeſetzt ſind, anzuzeigen, daß nebſt dieſem V. noch drey andre V. ſtehen ſolten, um viermahl fünf, oder zwantzig, dadurch auszudrücken. Gleichergeſtalt iſt von dem T zu wiſſen, daß daſſelbe erſtlich anſtatt eines I geſetzet iſt, und eine Eins bedeuten ſoll: ſodann daß es ebenfals drey Puncte neben ſich hat, um eine vierfache Eins anzudeuten. Hieraus kan ein jeder leicht ſchlüſſen, was vor Mühe es unſerm ehrlichen Versmacher gekoſtet, ehe er ſeine Grillenfängerey an das Tagedicht gebracht hat. Wie viel Freyheit hat er ſich nicht nehmen müſſen, ehe er zum Ende kommen können? Und wer weiß, wieviel Bogen Papier er bekleckert, oder wieviel Federn er zerbiſſen, ehe er den Namen und die Jahrzahl an den Anfang jeder Zeile gebracht. Ich glaube, daß er es damals wahr gemacht was Canitz ſchreibt:

Das Haus wird zugeſperrt/ die Schlöſſer abgeſpannet/
So wies ein Zaubrer macht/ wenn er die Geiſter bannet/
Und wenn die halbe Welt von ihrer Arbeit ruht:
Weckſt du den Nachbar auf/ den des Camines Glut/
Und ſpäte Lampe ſchreckt/ die dich im Fenſter zeigen/
Als wolſt du Thurm und Dach/ aus Mondſucht überſteigen.
Warum? was ficht dich an? Was iſts? Was macht dich toll?
Ein Wort; was vor ein Wort? **Wo hinten A ſeyn ſoll.**

Allein vielleicht iſt dieſe Mühe nicht übel angewandt. Das Kunſtſtück welches er durch ſoviel ſaure Arbeit zum Stande bringet, iſt etwa ſo groß, daß es ihn nicht gereuet, eine halbe oder gantze Woche damit zugebracht zu haben? Ohne Zweifel wird er anjetzo noch dieſe unvergleichliche Probe ſeiner Poeſie für ein Meiſterſtück halten, und ſich daran ergetzen, ſo oft er etwa darüber kommt. So wahrſcheinlich dieſes letztere iſt: ſo falſch iſt das erſte. Was iſt dieſes gantze Weſen anders, als ein kindiſches Buchſtabenſpiel? Steckt auch wohl der allergeringſte Verſtand in einem ſolchem Zwange? Kan er wohl in einer Zeile ſagen, was er zuvor bedacht hat: wenn der erſte Buchſtabe nothwendig ein L. der letzte aber ein B. ſeyn muß? Iſt er nicht genöthiget die gantze Wortfügung unſrer Mutterſprache zu verwerfen, den Ton der Sylben zu verkehren, unnütze Flickwörter einzuſchieben, und unzehlig ungereimtes mehr zu begehen, welches ſeinen Vers nothwendiger Weiſe läppiſch machen muß.

Vielleicht verlangt er, man müſſe es in dergleichen künſtlichen Poeſien ſo genau nicht nehmen, als in andern wo man ſeine Freyheit hat? Aber wer bittet, wer nöthiget uns, ſolche Künſte zu erdencken, die uns an dem Gebrauche der Vernunft hindern? Wer dancket uns für ſolche geradebrechte Verſe? Iſt etwa der Poetenkrantz darauf geſetzt?

Iſt es irgend zu vermuthen daß ein groſſer Herr eine Beſoldung nicht beſſer, als an einen ſolchen Grübler werde anzuwenden wiſſen; wie etwa vor einigen Jahren ein gewiſſes prophetiſches Buchſtabenſpiel am K , , , Hofe reichlich belohnet worden? Oder hat man endlich die Hoffnung unſerm Vaterlande, dadurch bey Ausländern eine Ehre zu machen? In Wahrheit, alles dieſes iſt nicht im geringſten, das letzte aber am allerwenigſten zu vermuthen.

Es iſt ſchon eine geraume Zeit, daß Franckreich und Engelland die beyden politen Nationen von Europa, uns Teutſchen für tumme Köpfe gehalten, und in öffentlichen Schriften dafür geſcholten haben: bloß weil wir an ſolchen Kinderpoſſen, als **Buchſtabenwechſeln, Jahrzahlenverſen, Namengedichten** u. d. g. einen Gefallen haben, und einen Ruhm darinnen ſuchen. Sie ſetzen uns mit den Polen, Ruſſen, Lappen und Finnen in eine Claſſe, und nennen uns die barbariſchen Völcker gegen Norden. Solten wir nicht endlich einmal klug werden, und ſolche Lumpendinge aus den Gräntzen unſers Vaterlandes verbannen? Fürwahr ich ſchäme mich, ſo oft ich eine neue Müntze ſehe, wo man die Jahrzahl mit Römiſchen Buchſtaben in ein Sprüchelchen, oder Verſchen gezwungen hat. Ich ſchäme mich, wenn unſre Zeitungsſchreiber aus mancher anſehnlichen Stadt berichten, daß man bey Illuminationen dieſes oder jenes ſogenannte **Chronodiſtichon** vorgeſtellet habe. Dieſes bekräftiget die Ausländer in dem von uns gefaßten nachtheiligen Urtheile. Sie glauben, daß es uns unmöglich ſey ſonſt was ſinnreiches zu erfinden: weil wir allezeit an Buchſtaben kleben bleiben, und gleich den Kindern damit ſpielen.

Nun wird man vielleicht ferner ſagen, daß gleichwohl ſolche Anfangs- und Endebuchſtaben uns auf manchen guten Einfall brächten, den wir ſonſt nicht leicht würden gehabt haben. Dieſes könte ich insgemein gelten laſſen; wenn nicht das angeführte Exempel im Wege ſtünde. Es iſt wahr, **Moſis Zeiten, Abrams Stamm, Cato und Cicero** würden nimmermehr in die letzten ſechs Zeilen unſres Verſes gekommen ſeyn: wenn nicht das Kunſtſtück den Versmacher darauf geleitet hätte. Allein wer dieſe Dinge für gute Einfälle ausgiebt: der muß ſelbſt nicht wiſſen was mittelmäßige, geſchweige denn gute Einfälle ſind. Und ich kan mich alſo kaum enthalten, dem Herrn Verfaſſer einige etwas geänderte Canitziſche Worte zuzuruffen.

Verlachte Kinderey! Mein Freund/ laß dich bedeuten/
Eh ich dir Nieſewurtz darf laſſen zubereiten.

Denn wer ſich einbildet, daß unſre guten Poeten Liebhaber von ſolchen Spielwercken ſind, der irret ſehr. So ſchreibt Heräus in ſeiner Beſchreibung der Lappländer:

Oft lehrt die Lieb ihn zwar ein Lied nach ſeiner Art:
Wenn er die Braut beſucht/ auf weiter Schlittenfahrt:
Doch reizt ihn weiter nichts als Zeitvertreib und Lieben/
Nie hat die Raſerey der Dichter ihn getrieben/
Mit Nägelbiſſen Reim und Zeilen herzuziehn/
Daß ihm der Dichterkrantz werd in der Zunft verliehn/
Und wenn Erfindung fehlt was ſinnreich zu erdencken/
Den Namen wohl verdreht um die Gebühr zu ſchencken/
Samt Verſen/ wo der Spruch auf andre Deutung zielt/
Der Buchſtab in der Zahl/ der Reim in Worten ſpielt.

Noch deutlicher und angenehmer hat **Günther** dieſe Kinderſpiele in dem Gedichte an den König in Polen abgemahlet:

Der ſtopft ein Madrigal mit Spruch und Ziffern voll/
Und prophezeyht/ wie hoch dein Leben ſteigen ſoll?
Als legte/ blinder Wahn! die Vorſicht der Geſtirne
Den Schlüſſel ihres Raths dem Narren ins Gehirne.
Dort kreißt ein ſchwangrer Berg; was bringt er? eine Maus:
Er beißt die Nägel wund/ verſetzt/ flickt ein/ ſtößt aus.
Und macht mit ſeiner Müh die Titel hoher Namen/
Als Anagrammatiſt/ zu Krüppeln/ und zu Lahmen.

Eben derſelbe ſchreibt an einem andern Orte noch nachdrücklicher davon:

Erinnre dich dabey/ ſo ſchlecht ich dich gelehrt/
Was eigentlich vor Schmuck in unſre Kunſt gehört/
Nicht rauſchend Flittergold/ noch ſchwülſtige Gedancken/
Nicht Schlüſſe/ die mit GOtt und guten Sitten zancken/
Noch andres Puppenwerck/ das ſchlechte Seelen fängt ꝛc.
Vor dieſem hab ich zwar auch mich damit gekränckt/

Und mancher Magdalis/ mit ausſtudirten Griffen/
Auf Amors Contra-Punct ein Ständchen vorgepfiffen:
Da drechſelt ich mit Fleiß auf einer hohen Spur/
Wort/ Sylben und Verſtand/ auch wider die Natur.
Ich flocht/ wie jetzt noch viel/ die Namen vor die Lieder/
Und ging oft um ein A drey Stunden auf und nieder ꝛc.
Dis that ich als mein Witz noch gar zu unreiff hieß/
Und wie ein ſiedend Fett den Schaum voran verſtieß/
Jetzt lern ich nach und nach/ mich und die Wahrheit kennen/
Und lache/ wenn mich viel noch einen Dichter nennen.

Philander, Gryphius, Neukirch und viele andre könten uns noch zu Zeugen dienen; wenn es nöthig wäre: allein warum ſoll man eine ſo offenbare Sache noch ſorgfältiger erweiſen, als ich ſchon gethan habe?

Das Frauenzimmer darf dieſes Blat nicht mit Eckel und Verdruß leſen: denn es kan verſichert ſeyn, daß ich groſſentheils ihrenthalben dieſe Materie gewehlet habe. Ich weiß, daß faſt kein einziges auch nur von mittelmäßiger Geſtalt ſeyn wird, welches nicht von ihren Verehrern eine gute Anzahl verliebter Verſe bekommen hätte. Darunter ſind ſonderzweiffel viele, die im Anfange der Zeilen, die Buchſtaben ihres Namens gemahlet haben. Ich weiß wie gemein dieſe Gewohnheit der lieben Mannsperſonen iſt, und wie viel ſich mancher weiß: wenn er dergleichen Kunſtſtück zuwege gebracht hat. Hierbey verſichere ich nun eine jede ehrliebende Mitſchweſter, daß derjenige, der ihr dergleichen läppiſches Buchſtabenſpiel darbeut, entweder ſelbſt keinen Verſtand beſitze, oder zum wenigſten ſeiner Geliebten nicht viel Klugheit zutraue. Ein ſolcher Vers iſt derowegen mehr für eine Beſchimpfung als für eine Ehre anzuſehen. Dieſes wuſte **Cynthia** neulich, die ſonſten ſchon erwehnte junge Baſe unſerer **Calliſte**. Es fehlt ihr auch an Verehrern nicht, die ihr bißweilen ſchriftlich ihre Höflichkeit erzeigen. Wie ſie aber dieſelben ſehr artig abzuweiſen weiß: alſo gieng es letzlich einem ſo künſtlichen Poeten der ihr folgenden Vers einhändigte, nicht beſſer.

Cynthia Mein Engel jA,
MeYnet Sie mich denn zu flIehen?
So iſt meiN unglück ſcHon da.
Und ich muß in Tod nein ziehen.
Iſt nun meiN ErbleicHen nah?
SeY noch itzt zu Ihr geſchrIen:
Cynthia; ach CynthiA!

Was vor Marter dieſer ehrliche Menſch bey einem ſo künſtlichem Verſe ſich gemacht, kan ein jeder leicht dencken. Wie elend ihm aber ſeine Arbeit gelungen, ſieht man aus dem Verſe ſelbſt, in welchem kein kluges Wort zu finden iſt. Ich bemercke nur den groben Fehler in der vierten Zeile, wo er nein anſtat hinein hat nehmen müſſen. Dieſes iſt die Mode aller Stümper, die ſich kein Bedencken machen, unſre Sprache zu zerſtümmeln. Es giebt noch mehr dergleichen Wörter, denen man auf eine ſo ungeſchickte Weiſe den Kopf abreiſſet z.E. raus, rein, rab, rauf, naus: wenn es heraus, herein, herab, herauf, hinaus, heiſſen ſolte. Und dieſer Hudeleyen ſolten ſich billig alle diejenigen ſchämen, die ſich einbilden, daß ſie nur mittelmäßige Poeten ſind: angeſehen es eine groſſe Armuth im Verändern anzeiget; wenn man ſo henckermäßig mit dem armen Wörtern umgehet.

Doch ich ſolte die Cynthia faſt vergeſſen. Sobald ſie das Creutz erblickte, welches aus ihrem Namen gezimmert war, und den magern Reimenſchmidt aus ſeinen Wercken kennen lernte; gab ſie ihm dieſe kurtze Antwort: **Mein Herr, Sie mögen ſich mit ſolchen Lappereyen bey ihrem Wäſchermägdchen beliebt machen: bey mir möchte es nicht glücken. Ich habe allezeit gedacht, daß ſie bedachtſamer wären, als daß ſie ihre Einfalt auf eine ſo offenbare Art verrathen ſolten. Ich bedancke mich für die Ehre ihrer Bekantſchaft.**

Phyllis.

Halle, zu finden im Spörliſchen Buchladen.

Die Vernünftigen Tadlerinnen

L. Stück.

Mittwochs, den 12. December 1725.

Günther.

Alcandors stoltze Braut bekommt in einer Nacht
Mehr Lieder, als ihr Fuß geschickte Schritte macht.

Das Jahr läufft allmählig zum Ende; doch ehe wir unsre Leser versichern, auch in dem künftigen unsre Blätter nach der bisherigen Art fortzusetzen: so müssen wir ihnen erstlich noch etliche von den Schreiben zu lesen geben, so die Zeit her bey unserm Verleger eingelauffen sind, und zu unserer Aufmunterung nicht wenig beygetragen haben. Die geneigte Aufnahm unsrer Gedancken und die guten Wirckungen, so sich hie und da in den ansehnlichsten Residentzstädten von Teutschland äussern sollen, setzen unser Gemüthe in den Stand, daß wir es nicht achten: wenn gleich auf unsern Gassen des Nachts tausendmal der Ruff: es sterben die Tadlerinnen! nach der vermeinten Hällischen Freyheit, gehöret wird; und wenn gleich manches erbitterte Frauenzimmer ihrem Manne Tag und Nacht in den Ohren lieget, unsrer Arbeit ein Ende zu machen. Gottlob! daß diejenigen, die unsre Blätter stören könten, soviel vernünftige Einsicht und Liebe zur Tugend besitzen, daß sie unsre unschuldigen Absichten erkennen. Doch genug davon; hier folget das älteste Schreiben, so wir erhalten haben: die andern ſollen nach der Ordnung in der ſie geſchrieben ſind, folgen.

Dreßden am 19. Nov. 1725.

Werthgeſchätzte Tadlerinnen,

Ich bin Euch zwar unendlich verbunden/ daß Ihr mein letzthin bey Euch eingelauffenes Schreiben ſo gütig aufgenommen; aber ich kan es mit eurer Erlaubnis/ Euch nicht verhalten/ daß ich/ für mein durch ſoviele Liebesbriefe bedrängtes Frauenzimmer/ etwa mehr Troſt zu erlangen verhoffet/ als ich in eurem 45ſten Stücke gefunden. Daß eine Schöne die ihr zugeſchickten verliebten Papiere zerreiſſen/ und im Angeſichte ihrer Verehrer auf die Gaſſe werfen ſolte/ wie eure **Rharine** ihrem **Leporander** gethan; das läßt gar zu kleinſtädtiſch und geht bey uns durchaus nicht an. Welch ein greulicher Fehler wäre das wider den hieſigen galanten **Schlendrian**! Ich zweifle nicht/ wenn ſich eine eigenſinnige Schönheit deſſen unterſtehen ſolte/ man würde ſie für eine erztumme Gans; oder doch wenigſtens für eine Pietiſtin ausſchreyen. Indem ſind noch andre Urſachen/ die ein ſo verächtliches und ehrenrühriges Verfahren verbieten. Wenn zum E. die Liebesbriefe einen rechtmäßigen Endzweck haben; ob ſie gleich ſonſt mit Haſenfett beträuffet ſind: ſo muß man ſie nach meinem wenigen Gutachten/ dem heiligen Eheſtande zu Ehren mit einer artigen Manier abzuweiſen ſuchen; zumal wenn die Verfaſſer nicht gantz unter die Holluncken gehören/ oder wohl gar mit einem anſehnlichen Titel bekleidet ſind.

Dergleichen Bewandnis hat es nun mit allen Briefen/ ſo unſerm mehrgedachten Frauenzimmer zugeſandt worden. Zwar was den jungen Herrn **Gelbſchnabel** anbetrifft: ſo wäre es endlich nicht unrecht geweſen; wenn man ſein Schreiben mit dem Boten; oder auch ihn ſelbſt in ſeiner Verkleidung/ die Treppen herunter geworfen hätte. Es iſt bekant/ daß dergleichen hochadeliche Fledermäuſe/ wie die Mücken um jedes Licht ſchwermen/ und doch mit ihrer ritterlichen Zuneigung einem bürgerlichen Frauenzimmer wenig Ehre bringen. Damit Euch aber/ geehrteſte **Tadlerinnen**/ die von Euch ſo genau ausgerechnete Anzahl der Liebhaber/ die ich unſerer oftermeldeten Jungfer zugeſchrieben/ nicht mehr ſo ungeheuer vorkommen möge; ſo will ich Euch nur ſo viel ſagen/ daß die angebetete Schönheit/ nicht allein ſehr hübſch von Perſon/ und noch ſehr jung ſey; ſondern/ welches wohl zu bemercken iſt/ an dem alten Herrn **Heuchal** einen reichen Vater zu begraben habe. Nun iſt bey uns in **Dreßden** keine beſſere und vollkommenere Eigenſchaft eines zu verheyrathenden Mägdchens/ als wenn ſie eine reiche Erbſchaft zu hoffen hat. Wir gehen hier auf das weſentliche/ und laſſen uns nicht ſo leicht/ wie die jungen Laffen auf Univerſitäten / von der bloſſen Artigkeit oder Schönheit eines Frauenzimmers verblendet.

Uber dieſes giebt es an unſerm Orte der Leute ſehr viel / die reiche Weiber nöthig haben. Alle Phantaſten kommen zu uns nach Dreßden / als wenn nicht ſchon vorhin genug da wären / und wollen ihr Glück machen. Das ärgſte iſt / daß jeder Thor was rechtes bedeuten will. Dazu gehöret nun Geld / und daher ſuchet ſich ein jeder durch eine anſehnliche Heyrath zu helfen: gerade als wenn die guten Partheyen in ſolcher Menge verhanden wären / daß jeder Stockfiſch eine davon haben könte. Dieſes iſt auch die Urſache / warum mit einem reichen Mägdchen / den und eben ſo ein Handel getrieben wird / als mit den Wechſeln in der Peter Paulmeſſe zu Naumburg / oder den Banckzetteln auf der Börſe zu Londen. Denn hat irgend jemand als Vetter / Vormund / Muhme ꝛc. eine etwas ſchwere Jungfer umzuſehen: ſo darf er an einem wichtigen Vortheile nicht zweifeln. Will jemand ſeinen Anſpruch auf ein reiches Mägdchen einem andern zum beſten fahren; und indoſſiret oder traſſiret gleichſam ein ſolch Frauenzimmer an einen guten Freund: ſo zieht er gleichfals ſeine Proviſion / wie billig iſt / und Kaufmannsbrauch mit ſich bringet. Neulich hatte ein verſchmitzter Cammeraliſt gar den Einfall / ein Landesfürſt könte ſehr viele Gnadengelder erſparen: wenn er die reichen Jungfern unter ſeine Regalien zehlen lieſſe. Dergeſtalt könte er ſie / ſtatt andrer Belohnungen / an treue Diener austheilen: wie ehemals mit den zu Lehn gereichten Rittergütern geſchehen; und itzo mit den ſeculariſirten Canonicaten geſchiehet. Kurz es kommt mir nicht anders vor / wenn ein begütertes Frauenzimmer mannbar wird / als wenn ein Wild aus dem Gehege in eine Wildbahn tritt / wo viele hungrige Juncker die Koppeljagd haben: da ſind gleich ſoviel Jäger hinterher / daß das Wild gefangen iſt ehe ſichs verſiehet / und gemeiniglich dem unwürdigſten zur Beute wird. Die fetten Bräute ſind ſehr ſeltſam und die magern Freyer in groſſe Menge. Wenn unſerm alten Herrn **Heuthal** ein paar Häuſer abbrenneten; oder wenn er ſonſt einen groſſen Schaden an ſeinem Vermögen leiden ſolte / wofür ihn GOtt behüten wolle! Gewiß / ſeine Tochter würde ihre Verehrer bald abnehmen ſehen.

Ich ſchmeichelte mir bißher / daß ich ſo glücklich ſeyn würde / Euch / **verſtändige Tadlerinnen** / eine Abſchrift des allerabgeſchmackteſten Liebesbriefes zuſchicken zu können / den jemals ein raſender Romanſchreiber in den heiſſeſten Hundstagen zu Papiere bringen können. Die Jungfer **Heuthalin** hatte denſelben / ſeiner ſonderbaren Ausſchweiffungen halber / aufgehoben / und mir verſprochen eine Abſchrift davon für Euch nehmen zu laſſen: allein ihre Unbeſtändigkeit hat mir dieſelbe nachhero abgeſchlagen / und den Brief an Herrn Ring mann/ der ſich ihre Belagerung ſehr ſauer werden läſſet/ ich weiß nicht warum? aufgeopfert. Dieſer gehet ſo heimlich damit um/ als wenn es die Articel des Wieneriſchen Tractats/ oder des Petersburgiſchen neuen Bündniſſes wären: doch ich kan nicht umhin/ Euch einen kurtzen Auszug/ ſoviel ich vom Durchleſen behalten habe/ mitzutheilen.

Gleich anfangs betitelte der verwirrte Briefſteller ſeine Schönheit: allerannehmlichſte *Mademoiſelle*. Dieſes war mit güldenen Buchſtaben geſchrieben und mit vielen krummen Zügen umgeben/ daraus man die Unordnung ſeines Gehirns leicht errathen konte. Hierauf kam der zwar zierlich geſchriebene/ aber ſehr armſelig abgefaßte Text ſelbſt. Dieſer beſtund durchgehends in einem noch einmal wiederholten ſonſt aber ſchon mündlich abgeſchlagenen Weh- und demüthigen Seufzen und Aechzen. Zu mehrerer Bewegung eröffnete er ihr/ wie er ſich durch Spendirung hundert harter Thaler mit einem Titel/ der aber nicht eben zu viel bedeutet/ ſeiner Gebieterin zu Ehren/ zieren laſſen; welches er in ſeiner Sprache ein *conſiderables engagement* treffen/ nennet. Neben geſtehet er gantz offenhertzig/ daß nicht allein ihre Leibes- und Gemüths-/ ſondern vornemlich ihre Glücksgaben ihm ſolche Narrenpoſſen in den Kopf geſetzt hätten. Er vermiſſt ſich bey ſeiner Ehre/ ſich durch eigne Mittel noch mehr zu heben/ und ſich ihrer ſammetnen Alabaſterhand würdig zu machen. Er ſchweret/ daß er noch ein reiner Junggeſelle ſey. Er heiſſt ſeine unvergleichliche Göttin einen Tyger/ Panther/ und wo ich mich recht beſinne/ eine Meerkatze/ weil ſie an ſeiner herben Quaal und Pein ihre Luſt hätte. Er will gewiß wiſſen/ ihr Hertz ſey ein Diamant/ oder doch ein harter Kieſelſtein/ welches ihm wohl niemand glauben würde. Endlich betheuret er doch/ daß/ wo ſie nicht ehiſt Ja/ ſagen würde/ ſo wolle er ihr zum Poſſen vor ihren Füſſen ſterben; gerade als wenn er ſie zwingen könte/ ſo lange bey ihm zu ſtehen/ biß ſein unruhiger Geiſt ſein bisheriges Narrenhäuschen verlaſſen hätte. Ubrigens war ihre Himmel und Sonnengleiche Schönheit/ blitzenden Augen/ Schwanenbruſt/ Corallenmund/ Purpurlippen/ die dem Garten Eden gleich mit Roſen und Lilien beſäete Wangen/ die aus Helfenbein gedrechſelten Arme mit Marmorfingern; oder was ſonſt mehr vor Theile ihrer mehr als engliſchen Vollkommenheit vorkommen/ allezeit mit Golde geſchrieben. Ja da er auf die Thorheit geräth/ ihrem Hertzen vor ihrem übrigen Eingeweide den Vorzug zu geben/ und es ſchön zu nennen/ da er doch ohne Zweifel verſtummen würde: wenn man ihn fragen ſolte/ warum denn ein ſchön Frauenzimmer ein ſchöner Hertz haben müſſe/ als andre Leute? ſo hat er nach ſeiner ſinnreichen Einbildung daſſelbe in der Figur eines güldenen Hertzens vorgeſtellet; hingegen ſein eigenes/ gantz traurig und betrübt/ nur mit ſchwartzer Dinte hingemahlet. Ich glaube er hat gedacht; weil Verliebte ſich bisweilen einander ihre Bildniſſe zuſchicken: ſo könne er ſolches auch nicht unterlaſſen/ und vielleicht wird er nach und nach/ ſeine Lunge/ Leber/ Hände und Füße ꝛc. auch abzeichnen/ und nach Anleitung ſeines hernlöchen Verſtandes zur ſelbſtbeliebigen Zuſammenfügung in Unterthänigkeit einſenden.

Doch ich halte mich über dieſem aberwitzigen Venus-Cancelliſten gar zu lange auf: derowegen will ich abbrechen und Euch nicht länger beſchwerlich fallen. Da ich übrigens nicht weiß/ ob Euch edle Tadlerinnen beyliegende Blätter des Dreßdeniſchen Socrates zu Geſichte gekommen: ſo habe ich ſie zu eurer Beurtheilung beylegen wollen. Ich weiß nicht ob der Verfaſſer mit ſeiner Arbeit fortfahren wird/ weil die Herrn Geiſtlichen ſich die Mühe genommen/ ihn an der heiligen Stätte für einen Läſterer auszuruffen. Dazu kommt noch/ daß ſich viele/ ohne es geleſen zu haben/ einbilden/ es ſey eine von einem Papiſten auf letzten Bußtag und die ſämtliche Geiſtlichkeit gemachte Schmähſchrift/ weswegen auch der Pöbel einen armen Tyroler/ der ſolches zum öffentlichen Verkauff auf den Gaſſen herumtrug/ bald übel belohnet hätte. Weswegen eine hohe Obrigkeit fernerm Unheile vorzukommen/ alle Abdrücke wegnehmen laſſen. Wird Euch meine Zuſchrift nicht unangenehm ſeyn: ſo werde ich fortfahren Euch dann und wann mit einen paar Zeilen aufzuwarten. Ich bin indeſſen

Werthgeſchätzte Freundinnen

Euer aufrichtiger Diener
Ehrenlieb von der Mulde.

So angenehm dieſes ſinnreiche Schreiben uns iſt: ſo kurtz ſoll unſre Antwort darauf ſeyn. Die ſchöne Jungfer **Heuthalin** gebe nur ins künftige ihre Liebesbriefe ihrem alten Herrn Vater zu leſen. Stirbt er: ſo kan ſie dieſelben ihren Vormündern zeigen. Kommt dieſes unter ihren Anbeter aus; welches unfehlbar geſchehen wird, wenn ſie nur will; ſo wird die Menge ihrer Verehrer bald unſichtbar werden. Der ſchändliche Handel mit dem reichen Frauenzimmer hat in Dreßden nichts beſonderes. Dieſes Ubel iſt durchgehends ſchon eingeriſſen. Solche Mägdchen thäten am beſten: wenn ſie ſich keine Freyer aufdringen lieſſen. Sie ſind glücklich; weil ſie öfters aus zwanzigen, einen wehlen können: aber auch thöricht; wenn ſie es nicht nach ihrer Neigung, ſondern nach dem Willen eigennütziger Verwandten thun. Die muß gewiß ſehr einfältig ſeyn, die ſich zu einer Waare hungriger Kuppler machen läſſet, und von ihren Mitteln die gewinnſüchtigen Klauen derſelben füllen hilft. Bey ihrem guten Vermögen, fehlt ſolchen Jungfern nichts in der Welt, als eine vergnügte Ehe. Wie können ſie aber derſelben beſſer theilhaftig werden, als wenn ſie ſich einen vernünftigen, tugendhaften und angenehmen Menſchen wehlen, der nicht ſowohl ihren Reichthum, als ihre Perſon liebet? Dieſes letzte iſt leicht zu errathen, ſo ſehr ſich auch manche zu verſtellen ſuchen. **Midas** kan ſeine Ohren niemals verbergen; und die Liebe des Geldes hat ein gantz ander Anſehen, als die Hochachtung vor den guten Eigenſchaften eines Frauenzimmers. Der **Dreßdeniſche Socrates** wird ſeine Schickſale ſich ſelbſt zu verdancken haben. Die Briefe des aufgeweckten Herrn **von der Mulde** werden uns und unſern Leſern allezeit angenehm ſeyn.

Wertheſte Tadlerinnen,

Jemehr ich eure wohlgeſetzten Schriften durchleſe: deſto mehr Vergnügen geben mir dieſelben; und deſtomehr wächſet meine Hochachtung gegen Euch. Doch kan ich Euch nicht verhalten, daß ich nicht recht begreiffen kan, was Ihr mit dem Lebenslauffe der Weltberühmten Frau Dacier, in eurem 40ſten Blate, haben wollet? Ihr ſaget zwar daß ſolches zur Rettung eurer Ehre gegen die unverſtändigen Verächter des Frauenzimmers und zur Aufmunterung Eurer Mitſchweſtern dienen ſolle: allein ich habe noch etwas dabey zu erinnern. Zum erſten glaube ich, daß keiner, der nur ein wenig geſunde Vernunft beſitzet, leugnen wird, daß ein Frauenzimmer fähig ſey, in der Gelehrſamkeit was zu thun: wenn ſie nur gleich den Mannsperſonen, dazu angehalten und unterrichtet würde; indem ich ſelbſt die Ehre habe, verſtändige und beleſene Frauenzimmer zu kennen, die gewiß im Stande ſind manchem Gelehrten zu ſchaffen zu machen. Zum andern würde auch durch Euer Begehren der gantze ietzige Zuſtand der Welt umgekehrt und zerrüttet werden; denn wenn Euer Geſchlecht Doctormäßig zu ſtudiren anfinge: ſo möchte das unſrige ſich beyzeiten im Kochen und Haushalten unterweiſen laſſen, um nicht vor Hunger zu ſterben und gar zu Grunde zu gehen. Zugeſchweigen, daß es ſehr ſchön laſſen würde, wenn der Reiffrock nebſt der Fontange, anſtatt des Prieſterkragens auf der Cantzel, und anſtatt des Advocatenmantels vor Gerichte erſchiene; der Degen und die Perücke aber mit einer ſchmutzigen Schürtze ſich in der Küche herumtummelte. Aus dieſen Urſachen ſehe ich nicht, was eigentlich euer Abſehen ſey? Ich meines Orts, halte davor, daß wann ein Frauenzimmer ihre Haushaltung verſteht, einen wohlgeſetzten teutſchen Brief ſchreibet, einen kurtzen Begriff von der alten und neuen Hiſtorie und Geographie hat, und bisweilen einen guten Poeten oder ſonſt ein nützliches Buch lieſet, ſo ſey es überflüßig gelehrt, und verſtehe genug. Inzwiſchen glaubet ja nicht, **wertheſte Tadlerinnen**, daß es meine Meynung ſey, Euch durch gegenwärtiges lächerlich zu machen, oder eure Schriften zu wiederlegen. Nein dieſes iſt mein Vorſatz nicht. Ich wünſchete nur euer Abſehen beſſer erkennen zu lernen, und werde allezeit fortfahren, Euch unbekanter Weiſe hochzuſchätzen und mich zu erweiſen als

Euren

von Hauſe den 1. aufrichtigen Freund
Dec. 1715. und Diener
von Z.

⁂

Wir dächten uns zwar dieſer Fragen halber ſchon ſonſt genugſam erkläret zu haben: doch mag der Herr v. Z. noch folgendes mercken. Wir verlangen es nicht, daß alles Frauenzimmer der Frau **Dacier** gleich kommen ſolle: aber dawieder zu ſtreiten, iſt gar nicht nöthig; es verbietet ſich von ſich ſelber wohl. Das wenigſte Frauenzimmer wird ſich in ſo vortheilhaften Umſtänden befinden, daß ſie es ſo

weit

Welt bringen könte: wenn ſie gleich an ihrem Fleiſſe nichts ermangeln lieſſe. Es iſt lächerlich, zu befürchten, daß die Republic umgekehret werden würde; wenn das Frauenzimmer ſtudiren möchte. Werden denn alle Mägdchen zu ſtudiren anfangen; weil wir denen, die Gelegenheit, Mittel, und Luſt dazu haben, ſolches rathen? Eben ſo wenig, als es ietzo, da die Männer ſtudiren, an Bürgern und Bauren fehlet, die nichts können. Wir ſind mit demſeinigen zu frieden, was er ſelbſt von einem geſchickten Mägdchen verlanget. Aber wo ſind denn dieſer Art Vögel ſo häuffig anzutreffen? Sind ſie nicht ein rechtes Wildpret? Hernach ſind wir verſichert, daß, wenn nur in Teutſchland erſt 100. Jungfern wären, die ſoviel könten als er verlanget: ſo würden unter denſelben zum wenigſten 10. gefunden werden, welche die Süßigkeit des Studirens reitzen würde, viel weiter zu gehen, und wohl gar einer Schurmannin vorzukommen. Man ſage uns von vielen beleſenen und gelehrten Frauenzimmer vor; ſoviel man will: ſo lange ſie ſich der Welt nicht bekant machen, wie die Franzöſinnen, Engelländerinnen, und noch ietzo in Italien die Jungfer Riccoboni gethan, welche neulich in den gelehrten Leipziger Zeitungen gerühmet ward: ſo lange haben wir das Recht, daran zu zweifeln, und genugſame Urſache, den ehrlichen Günther einer Lügen zu ſtraffen, wenn er ſchreibet:

Ich wett' es iſt kein Volck ſo arm, und keine Landſchaft ſo geringe,
Die nicht noch manche Schurmannin ſo gut, als Amazonen bringe.

Die übrigen von den beſten Schreiben ſollen über acht Tage beantwortet werden.

Iris.

Halle, zu finden im Spörliſchen Buchladen.

LI. Stück.

Die Vernünftigen Tadlerinnen

Mittwochs/ den 19. December 1725.

Canitz.

Ich glaube/ wer Vernunft und Leibeskräfte fühlt/
Thut wohl wenn er ſo fort nach wahrem Lobe zielt.

Es reuet uns faſt, daß wir für acht Tagen ein ſo groſſes Mißtrauen gegen unſer Geſchlecht bezeiget haben. Es iſt wahr, man hat im öffentlichen Drucke noch ſehr wenige Proben von dem Verſtande und Witze des teutſchen Frauenzimmers geſehen: dem ohngeachtet kan es doch wohl ſeyn, daß hie und da ein geſchicktes Kind im verborgnen ſitzet, und theils aus Kleinmüthigkeit mit ihrer Arbeit nicht hervorrücken will; theils auch die Gelegenheit nicht hat, ihre Gemüthskräfte ans Licht zu bringen. Kommen unſre Blätter auch etlichen von dieſer Gattung zu handen: ſo bitten wir ſie, unſerer Iris ihre letzte Heftigkeit zu verzeihen. Wir haben uns einmal zu Rächerinnen unſrer Mitſchweſtern öffentlich aufgeworfen: darum erbieten wir uns von neuem, alles dasjenige, was Perſonen unſers Geſchlechtes ausgearbeitet haben, und entweder nur einzeln; oder in einem gantzen Tractätchen zum Drucke hergeben wollen, ſoviel in unſern Kräften ſtehet, zu befördern. Eine ſo löbliche Ehrliebe ſteht unſerm Geſchlechte nicht weniger an, als dem männlichen; und wir theilen unſern Leſern das folgende Schreiben um ſo viel lieber mit; weil es zum Theil eben die Gedancken in ſich faſſet.

GEehrte Muſenzunft/ geliebte Tadlerinnen/
Vergebet/ daß Euch jetzt/ durch dieſes ſchlechte Blat/
Durch ein verwegenes doch wohlgemeint Beginnen/
Ein unbekandtes Kind ein Wort zu ſagen hat.
Sie hielte Euren Fleiß zu Hamburgs Meiſterſtücken/
Wo Eure Trefflichkeit ſich ſolchen Ruhm gemacht.
Fürwar kein Mann hat uns hinführo vorzurücken/
Daß GOtt für ſie allein den Kiel hervorgebracht.
Jetzt ſprech ich mit Euch ſelbſt/ in dieſem ſchlechten Schreiben/
Und ſuch Elyſien wo möglich nachzugehn/
Ihr/ die ihr uns dazu geſuchet anzutreiben/
Müßt in den Fehlern mir auch durch die Finger ſehn.
Ich hätte zwar vielleicht noch etwas angeſtanden/
Wenn mich ein Vorwurf nicht dazu beherzt gemacht/
Daß nemlich insgemein/ in unſern kalten Landen/
Die edle Poeſie ſehr wenig ſey geacht.
Dis brachte mich dahin/ daß ich/ den Schimpf zu heben/
Nicht wolte/ daß mein Land allein unfruchtbar ſey.
Und von den Männern auch ein Zeugnis Euch zu geben:
So füg ich dieſem Brief/ ein ſchön Gedichte bey.
Dergleichen Tichter ſind in unſerm Land gewachſen/
Daher es ſich noch wohl mit Ungewißheit fragt/
Ob man ſie nirgends findt/ als Schleſien und Sachſen?
Ob dieſe unſerm Volck den Vorzug abgejagt?
Ein ſolches Vorbild macht/ daß auch von unſerm Hauffen/
Bereits verſchiedene mit Federn in der Hand/
Mit glücklichem Erfolg auf den Parnaß gelauffen/
Und von den Muſen ſelbſt für Schweſtern ſind erkant.
Die Ehre wird zum Sporn bey aufgeweckten Seelen/
Wer ſonſt nur langſam geht/ fängt dann zu lauffen an:
Und der wird gantz gewiß des Zieles nicht verfehlen/
Der bey ſich wenige/ nichts vor ſich leiden kan.
Wie ſonſt ein edles Roß das Kleinod zu erjagen/
Zwar von ſich ſelber ſchon mit weiten Schritten läufft:
Doch ſeiner Lenden Kraft noch ſtrenger pflegt zu wagen/
Wenn man es hitzig macht und mit dem Sporne ſtreifft.
Gefällt Euch dieſer Brief/ geliebte Muſenſchweſtern/
Ach zeigt es uns nur an/ ſo wollen wir nicht ruhn/
Bis unter unſrer Zahl/ trotz allen die uns läſtern!
Noch manche Schöne wird mit Freuden Beytrag thun.
Indeſſen ſeht Ihr wohl/ daß man auch Poetinnen.
In kalten Ländern hat. Nehmt dieſe Probe hin/

Und glaubet ſicherlich / geliebte Tadlerinnen /
Daß ich zu aller Zeit vergnügt die Ehre bin.
Chivar. d. 13. Nov. 1725. Septimia.

Wir können nicht anders, als unſer Vergnügen über einen ſo flieſſenden und ziemlich reinen poetiſchen Brief bezeigen. Das wohlangebrachte, und nachdrücklich vorgetragene Gleichnis von einem muntern Roſſe wiederlegt diejenigen genugſam, die kalte Länder und ihre Einwohner zur Poeſie für ungeſchickt erklären. Nun können wir zwar aus der Unterſchrift dieſes Briefes nicht errathen, was dieſes für eine nordliche Landſchaft unſers Teutſchlandes ſeyn müſſe; doch können wir es nicht unangemercket vorüber laſſen, daß es gantz ungegründet ſey: wenn man ſagt, daß die Hitze der Himmelsgegend etwas zur Poeſie beytrage. Ja, wenn die ſchwartzen Africaner irgend die trefflichſten Poeten wären: wenn etwa in Schottland, Norwegen und Schweden niemals ein Tichter aufgeſtanden wäre: ſo hätte dieſe Meinung einigen Schein. Nun aber ſieht man ja an denen Mohren, daß die übermäßige Hitze ihre Köpfe wohl tumm; aber nicht lebhaft machen könne. Von den äuſſerſten Lappländern hingegen iſt bekant, daß ihr ewiges Eis dennoch ihr poetiſches Feuer nicht erſticken könne! **Morhof** hat in ſeinem Tractat von der teutſchen Sprache und Poeſie mit mehrerm von dieſem Volcke gehandelt. Zudem ſieht man ja, daß Spanien und Italien ſchon faſt zu warm für einen recht vernünftigen Poeten ſeyn, welches das ſchwülſtige Weſen ihrer Gedichte ſattſam zeiget. Franckreich aber, Engelland und Holland liegen mit Teutſchland mehrentheils in einer Himmelsgegend. Und was machen endlich zwanzig oder dreyßig Meilen mehr oder weniger gegen Norden, vor einen Unterſchied in der Wärme eines Landes? Gewiß **Amthor**, **Brockes**, **Richey** rc. haben im Hollſteiniſchen; und **Simon Dach**, **Canitz** und **Pietſch**, deſſen Poetiſche Wercke uns nur lezlich bekant geworden, in Preuſſen ſoviel Feuer in ihrer Poeſie gewieſen, als irgend die Schleſier oder Sachſen. Doch wir wollen uns nicht in dergleichen Dingen zu Richterinnen aufwerfen.

Septimia wird wohl thun: wenn ſie ihre Freundinnen, theils durch ihr Exempel theils durch gute Vorſtellungen zur Poeſie anreitzen wird. Doch nicht zur Poeſie allein: denn wer was artiges ſchreiben will, muß zuvor ſeinen Verſtand durch eine kurtzgefaßte Vernunftlehre, und Leſung guter Bücher aufräumen, von welchen wir ſchon ſonſt ein Verzeichnis gegeben haben.

Vernünftige Tadlerinnen,

DIe Güte, mit welcher Ihr/ den von allen Orten bey Euch einlauffenden Beytrag zu euren angenehmen Blättern einnehmet/ hat mich auch aufgemuntert/ die groſſe Anzahl eurer Correſpondenten zu vermehren. Um den Inhalt eines Schreibens durfte ich nicht bekümmert ſeyn; weil eine lächerliche Begebenheit mir genugſam Gelegenheit gab/ dieſelbe eurer gründlichen Beurtheilung zu unterwerfen. Nur dieſes machte mich furchtſam und zweifelhaft/ ob ich auch durch eine geſchickte Schreibart mein Vorhaben bewerckſtelligen und Euch des Verdruſſes/ was nichtswürdiges zu leſen/ würde überheben können. Vollkommne Tadlerinnen/ ich fand mich zwar zu ſchwach/ Euch was wohlgearbeitetes zu liefern: doch wolte meine unzeitige Begierde nicht nachlaſſen/ mit welcher ich euer Urtheil von meiner/ mit groſſem Zwange angefangenen Beſſerung/ verlangete. Ich ſchreibe alſo verwegen fort/ und werde es mir müſſen gefallen laſſen: wenn dieſe Zeilen/ mit des Behmeno und andern mit frantzöſiſchen Winde angefüllten Schriften ein gleiches Urtheil erlangen. Genug/ wenn ich das Glück erlange/ in einem von euren neueſten Blättern/ euren gerechten Ausſpruch darüber zu vernehmen.

Es lebet allhier ein angeſehener Mann/ mit einem jungen und feurigen Frauenzimmer/ in einer ziemlich vergnügten Ehe; auſſer daß derſelbe/ durch ihre freye Aufführung/ zu keiner geringen Eiferſucht verleitet worden. Dieſe folterte und quälte ihn ſo lange/ biß er ſich endlich entſchloß/ auf eine beſondre Art die Treue ſeiner Gemahlin zu prüfen. Zu dem Ende befahl er ſeinem kleinen Sohne/ daß er die Zeit in acht nehmen ſolte: wenn der Herr von R. zu der Mamma kommen würde. Der Knabe unterließ nicht/ dieſem Befehle auf das genaueſte nachzuleben/ und ſeinem Vater einen verdrüßlichen Gehorſam zu erzeigen. Denn als der junge von Adel ſeine gewöhnliche Aufwartung einmal machte/ ſich auch vielleicht einer ſolchen Freyheit bedienete/ welche kein tugendhaftes Frauenzimmer/ ſonderlich wenn ſie verehlicht iſt/ jemanden erlauben ſolte: ſo lieff der Knabe/ ohne ein Wort zu ſprechen/ zu ſeinem Vater/ und rieff denſelben in Gegenwart einer groſſen Menge fremder Perſonen/ mit groſſer Freude zu: Lieber Papa/der Herr von R - iſt ietzo bey der Mamma und küſſet ſie! Wie ſehr dieſer unglückliche Ehemann ſich müſſe geſchämet haben/ als durch ſolche unerwartete Zeitung die gegenwärtigen Fremden etwas neues erfuhren/ worüber ſie ſich einander ihre Gedancken beym Schmauſen einer Pfeiffchen Toback eröffnen konten; das kan man leicht erachten. Doch wem konte er dieſes anders zuſchreiben/ als ſich ſelbſt/ und ſeiner thörichten Eiferſucht? Durch derſelben Anreitzung machte er ſeine eigene Schande bekant: indem er ſeine Ehre dem unvorſichtigen Geſchwätze eines Kindes anvertrauet hatte. Glaubet wertheſte **Tadlerinnen**/ daß ſehr viele Ehemänner an dieſer Kranckheit darnieder liegen/ und dannenhero eines guten Artztes höchſtbedürftig ſind: Nehmet Euch demnach die Mühe/ und zeiget ſolchen wunderlichen Leuten in einem von euren Blättern/ nach eurer ruhmwürdigen Gewohnheit/ die Thorheit und die betrübten Wirckungen der Eiferſucht/ und lehret ſie begreiffen/ daß dieſelbige niemals mit einer vernünftigen Liebe beſtehen könne. Ihr werdet dadurch euren ſchon erlangten Ruhm mehr und mehr vergröſſern/ und eure Krancken zu einer Danckbarkeit verbinden/ welche Euren groſſen Verdienſten gleichfals ſchuldig ſeyn wird/

Vernünftige Tadlerinnen,
von Hauſe den 19. Euer ergebenſter Verehrer
Nov. 1725. Teutſchfreund.

Der geſchickte **Teutſchfreund** kan unſerſeits verſichert ſeyn, daß ſeine Schreibart nicht nur natürlich und ungezwungen, ſondern auch recht angenehm flieſſe. Seine Bemühungen, die er auf unſere Mutterſprache gewendet, ſind nicht fruchtlos geweſen, und wenn er fortfähret, wird es ohne Zweifel noch weiter bringen. Der Inhalt ſeines Schreibens iſt uns auch gefällig; nur beklagen wir, daß wir diejenigen Aertzte nicht ſind, die alle eiferſüchtige Ehemänner zurechte bringen könten; angeſehen unſre Blätter von ſehr wenigen aus dieſer Art von Leuten geleſen werden mögen. Einmal iſt es gewiß, daß kein Ehemann eiferſüchtig ſeyn würde; wenn die Frauen nicht durch ihre gar zu freye Aufführung Gelegenheit dazu geben möchten. Die Frau *Wollüſterin* meinet, es müſſe ihr alles erlaubt ſeyn. Weil der Ehſtand kein Kloſter iſt: ſo ſoll er ihrem Gutdüncken nach ein Tummelplatz ihrer frechen Begierden werden. Sie verbietet ſich keine Ausſchweifung: ihr Mann ſoll ſie ihr auch nicht verbieten. Wie iſt es dabey möglich, daß er nicht auf der Hut ſeyn, und das Ubel, ſoviel ihm möglich iſt, verhüten ſolte? Anderntheils iſt es gewiß, daß einige Männer darinnen zu weit gehen: vielleicht weil ſie ein böſes Gewiſſen haben; und doch dasjenige nicht dulden wollen, was ihre Weiber nicht hindern können. Dieſe ſolten doch ihre wohlverdiente Straffe mit Gedult ertragen, und ſich durch ihren unzeitigen Eifer, nicht ſelbſt vor der gantzen Stadt zur Fabel machen. Es iſt auch meines Erachtens gewiß, daß eine Frau ſich kaum in dieſem Stücke vergehen, und ihrer heiligſten Pflicht vergeſſen würde: wenn der Mann ſie nur rechtſchaffen lieben und hochſchätzen möchte. In Wahrheit, ich kans nicht glauben: es wäre denn daß er an ſich ſelbſt keine Liebenswürdige Eigenſchaft hätte; oder daß ſie ihm von eigenſinnigen Eltern mit Gewalt wäre aufgedrungen worden. Hier könte ich wieder eine Anmerckung von gezwungenen Ehen machen: allein ob man gleich darwieder niemals zu viel reden, oder ſchreiben kan; indem ſo unzehlbares Unheil daraus entſtehet: ſo verſtattet doch mein itziger Raum nicht dieſes zu thun. Ich behalte mir aber vor inskünftige dieſer Materie noch einmal ausführlicher nachzudencken. Eiferſüchtige Männer, die ſonſt ſelber nichts verſehen, mögen indeſſen bedencken, daß es ihnen keine wahrhafte Schande ſey: wenn ſie gottloſe Weiber haben; wohl aber: wenn ſie nicht ſoviel Verſtand beſitzen, ihr Unglück in der Stille zu ertragen, und ſoviel möglich iſt von jedermann geheim zu halten; es ſey denn, daß ſie durch das Gegentheil das Unglück von Halſe weltzen können.

Hier folget ein Auszug aus einem Schreiben welcher uns von guter Hand zugeſtellet worden. G. den 10. Nov. 1725.

• • Ubrigens haben die mir überſandten recht **vernünftigen Tadlerinnen** nicht nur bey mir/ſondern auch bey hieſigem Frauenzimmer vielen Nutzen geſchafft. Ich ſehe mit dem gröſten Vergnügen hier und dar gantz unverhoffte Wirckungen/ und ſchätze ſie derowegen für vielen andern glücklich/ die mit groſſen • • nicht den zehnten Theil ſoviel ausrichten/ als ſie mit dieſen kurtzen Blättern. **Amöna** iſt eine von den fürnehmſten/ die dadurch gebeſſert wird. Sie hat ſich veſt vorgenommen/ in Geſellſchaft ihrer Nachbarinnen/ niemanden mehr durch die Hechel zu ziehen; ſondern jedermann zu entſchuldigen. Die

verä.ſtverächtliche Mine / welche ehedeſſen ihre ſchöne Geſtalt verſtellete / hat ſich gäntzlich aus ihrem Geſichte verloren. Sie findet ietzo / bey ihrer Erfahrenheit in der franzöſiſchen Sprache / einen ſo groſſen Geſchmack an **Bellegardens Betrachtungen über die Auslachenswürdigkeit** / und andern moraliſchen Schriften / daß Ihr alle Romaine / welche ſie ſonſt Tag und Nacht geleſen / gegen denſelben eckelhaft werden. Sie erwecket nunmehro durch eine freundliche Ernſthaftigkeit ſowohl Liebe als Hochachtung gegen ſich / anſtatt daß ſie dieſes ehedeſſen / durch ihr ſprödes Weſen zu erhalten geſucht. Seit dem ſie die **vernünftigen Tadlerinnen** geleſen / hat ſich auch das ſchwülſtige Weſen in ihrer Schreibart geſetzet. Sie lieſet nebſt denſelben auch den **Patrioten**: allein die **vernünftigen Tadlerinnen** behalten bey ihr den Preis. Doch mercket man bey allen dieſen guten Eigenſchaften / noch ein kleines Uberbleibſel von ihrem vorigen Eigenſinne. Wenn ihr eine Sache nicht gleich von ſtatten gehet; oder wenn ſie dieſelbe ſehr verlanget: ſo ſchweret ſie gleichſam bey ſich ſelbſt / etwas zu thun; oder nicht zu thun / und alsdann iſt ſie durch keine Vernunftgründe von ihrem Entſchluſſe abzubringen; ob ihr gleich deſſen Unbilligkeit noch ſo deutlich vorgeſtellet wird. Wenn ſie nun von etwas nicht abgebracht werden kan: ſo hat ſie gewiß in ihrem Frauenzimmer-Petto (verzeihen ſie mir dieſes welſche Wort) einen Schwur darauf geſetzet; (denn ſchwören / daß man es hören ſolte / hält ſie für höchſt unanſtändig.) Weil die **vernünftigen Tadlerinnen** einen ſo groſſen Eingang bey derſelben haben: ſo glaube ich / daß dieſe Gemüthsbeſchaffenheit durch deren lebhafte Vorſtellung vollends gehoben werden dürfte / und dieſes wäre kein geringes Verdienſt von ihnen. **Amöna** iſt ein Frauenzimmer von dem erſten Range bey unſerm **Hofe** / und in ſolchem Anſehen / daß es einen unglaublichen Eindruck in den Gemüthern des übrigen Frauenzimmers haben würde.

Ihr Hertzblat die **Pulchella** will ihr / wie an Tugenden / alſo auch an Schwachheiten nichts nachgeben. Sie ward neulich aus einer gewiſſen Gefahr entriſſen: da that ſie / aus vermeinter Danckbarkeit / ein Gelübde / an keinem Freytage zu tantzen / und in der gantzen Faſten / auf dem Kopfputze / es mag eine Begine; oder ein Nachtzeug ſeyn / anſtatt ihres ſonſt gewöhnlichen goldenen Bandes / ein ſchwartzes zu tragen: Hätte ſie dieſes Gelübde gethan keine ſo hohe Abſätze; oder enge Schuhe zu tragen; ſo würde ſie einen beſſern Nutzen davon geſpüret / und neulich nicht einen Fall gethan haben / in welchem ſie ſich die rechte Hand verrencket; ſie würde auch nicht beſtändig über die Hüneraugen an ihren zarten Beinen klagen dürffen. Beyde Kinder ſind wegen ihrer übrigen Artigkeit wohl werth / daß dergleichen Fehler und Gemüthsbeſchaffenheiten nach der den **vernünftigen Tadlerinnen** gantz eigenen Art abgehandelt werden möchten. Wenn Ewr ꝛc. ſelbſt keine Bekantſchaft mit ſolchen Halbgöttinnen haben: ſo bitte einen Auszug aus dieſem Schreiben zu machen und dem Verleger einzuhändigen/ mit der Verſicherung/ daß es ein groſſes zu weiterer Aufnahme und Hochachtung ihrer Blätter/ bey vielen Groſſen allhier beytragen würde: wenn ein beſondres Stück von dieſen und dergleichen Schwachheiten der Anfängerinnen in der Tugend/ unmaßgeblich verfertiget würde. Wenigſtens werde ich Gelegenheit haben/ viel vortheilhaftes davon zu ſprechen. ꝛc.

* * *

Dieſes Schreiben iſt ſo unvergleichlich wohl abgefaſſet/ daß wir unſern Blättern eine beſondere Zierde davon verſprechen. Die uns ſo gütige **Amöna** verdienet nicht weniger wegen ihres hohen Standes/ als wegen ihrer andern rühmlichen Eigenſchaften/ unſre Hochachtung. Wir unterſtehen uns alſo nicht/ in dem Tone einer Lehrmeiſterin mit ihr zu ſprechen. Wir wollen ſie nur veranlaſſen/ mit ihrem ſo wohlgearteten Verſtande ſelbſt zu überlegen/ ob es nicht ein groſſes Lob für ſie ſeyn würde/ wenn ſie bey andern Vollkommenheiten auch dieſe beſäſſe/ daß ſie ſich ſelbſt bemeiſtern könte? Schwer kan ihr dieſes nicht fallen: hat ſie doch ſchon etliche Proben davon gegeben. Für billig wird ſie es auch erkennen. Denn ſolte man wohl einen Entſchluß ins Werck richten: wenn man ſchon erkennen gelernet/ daß er nicht gut ſey/ ſondern mit einiger Unbedachtſamkeit gefaſſet worden. Fürwar/ eine ſolche Ubereilung bringt oftmals andern eine ſchlechte Meinung von uns bey. Wiewohl klingt es hingegen/ wenn man ſagt: *das iſt ein recht vernünftiges Frauenzimmer: man darff ihr nur ein Wort ſagen: wenn ſie ſich irgend worinnen verſiehet: ſogleich begreifft ſie ſich: ſogleich ändert ſie ihr Vorhaben/ und zeiget/ daß ſie ſich ſelbſt beherrſchen könne.*

Die angenehme **Pulchella** thut ſehr wohl/ daß ſie ſich ein ſo ſchönes Muſter zur Nachahmung erwehlet. Doch bin ich verſichert/ daß ſie eine Gewohnheit nimmermehr annehmen würde: wenn ſie wüſte/ daß ſie nicht wohlanſtändig wäre. Nun iſt nichts wohlanſtändiger als Vernunſt und Tugend. Woran liegt es noch? bloß daran/ daß ſie allezeit ein wenig nachdencket/ ehe ſie ſich was angewöhnet/ ob es auch löblich ſey? Gelübde thun/ iſt Chriſtlich! aber es müſſen auch nicht Kleinigkeiten ſeyn/ die ein Spötter für was abergläubiſches ausruffen kan. Sonſt gefält uns die Beſtändigkeit dieſer beyden Frauenzimmer in ihrem einmal gefaßten Vorſatze: denn da ſie einmal auf dem Wege der Tugend begriffen ſind: ſo ſind wir verſichert/ daß ſie auf demſelben ſo unverrückt fortfahren werden/ als eine andre leichtſinnige Seele nimmermehr thun würde.

Calliſte.

Die Vernünftigen Tadlerinnen

Mittwochs / den 26. December 1725.

Gertraut Möllerin.

Man muß im Friedensſchluß mit Fleiß ſehr viel begehren /
Um nur das billige ſich dadurch zu gewähren.

Auſſer denen, in den beyden letzten Blättern beantworteten Briefen, haben wir noch ein poetiſches Schreiben, von dem ſchon ſonſt gerühmten Herrn Serioſus, worinnen er uns um die Ausführung gewiſſer Materien erſuchet. Wir dancken ihm, daß er uns derſelben erinnern wollen, und werden nicht unterlaſſen, bey Gelegenheit ſolches zu thun, auch ſeiner Poeſie dabey ihr Recht wiederfahren zu laſſen. Jetzo müſſen wir das letzte Stück dieſes Jahres zu etwas nöthigerm anwenden. Nachdem wir vor einem halben Jahre unſer Geſchlecht zur Vertheidigung des Frauenzimmers gegen die Männer und ihre Beſchuldigungen aufgefordert: haben wir mit Ungedult erwartet, ob denn nichts bey uns einlauffen würde, hierinnen unſerm Verlangen ein Gnügen zu thun. Endlich wird uns aus dem galanten Leipzig ein Brief eingehändiget, der bey Erbrechung des Siegels ſogleich die Worte zeiget: **Vertheidigung unſers Geſchlechts** ꝛc. Es gereichet dieſem berühmten Orte ſowohl, als dem daſelbſt befindlichen Frauenzimmer, zu keiner geringen Ehre, daß ſie nicht nur die erſten, ſondern bißhero noch die einzigen ſind, die ſich des ſämtlichen weiblichen Geſchlechts annehmen, und daſſelbe wider ſeine Verächter vertheidigen wollen. Andre Oerter mögen eine löbliche Eiferſucht an ſich blicken laſſen, dieſem rühmlichen Vorbilde zu folgen. Doch ehe ich das Gedichte ſelbſt herſetze: muß ich auch den Brief mittheilen, der verſchiedene nützliche Dinge in ſich hält.

Hochgeehrteſte Tadlerinnen,

WEil Sie ſo gütig geweſen unſer Geſchlecht zur Vertheidigung ſeiner ſelbſt wider die Mannsperſonen aufzuruffen: ſo bediene ich mich der von ihnen verſtatteten Freyheit, und überſchicke ihnen dasjenige, ſo meiner Meinung nach dem ſtoltzen männlichen Geſchlechte entgegen geſetzet werden kan. Es betrifft aber bloß den Punct von der Fähigkeit zur Poeſie. Iſt es mir nur einigermaßen nach dem Sinne meiner hochgeehrteſten Tadlerinnen gerathen: ſo wird es mir überaus lieb ſeyn. Wo nicht? ſo werden Sie geruhen meinen Willen für die That anzunehmen. Daß ich aber ſowohl dieſes Schreiben als den Einſchluß mit einer fremden Hand abſchreiben laſſen; iſt deswegen geſchehen: weil ich mich meinem rechten Namen nach, nicht kund thun wolte, biß ich erfahren haben würde, ob und wie weit ich dero Beyfall verdienet hätte?

Indeß kan ich ihnen nicht verhalten, daß hier in Leipzig vor mehr als dreyßig Jahren auf eine gewiſſe Hochzeit zween Bogen Verſe gedruckt worden, darinnen unſer Geſchlechte wider die Feder eines Breslauiſchen Poeten vertheidiget, und in vielen Stücken dem männlichen vorgezogen werden. Die wiederlegte Poeſie ſoll von Wort zu Wort mit eingerücket, und die Beantwortung nach Art der damaligen Zeiten gar wohl gerathen ſeyn. Unſer Geſchlecht ſolte dieſen ihren Verfechter billig der Vergeſſenheit entziehen, weil er uns wieder die Läſterungen eines böſen Buben gerettet, der uns gar aus der Art der Menſchen verſtoſſen wollen. Er ſoll auch in der Vertheidigung nicht nur eines franzöſiſchen Tractätleins gedencken: ſo in eben der Abſicht uns zu ſchützen, geſchrieben worden, ſondern auch der Cornelius Agrippa

Rede nicht vergeſſen haben, in welcher wir gar dem männlichen Geſchlechte weit vorgezogen werden. Ich werde nicht nachlaſſen, biß ich ſothane zween Bogen aufgetrieben, und dieſelben entweder gedruckt oder geſchrieben, ihnen überſendet habe. Biß dahin und jederzeit verharre

Hochgeehrteſte Tadlerinnen,

Leipzig 1725. **Dero** gehorſamſte Dienerin
den 3 Dec. **de Roſe.**

P. S. In meinem kleinen poetiſchen Vorrathe habe ich unter andern einen Vers von der vormals hochberühmten Königsbergiſchen Poetin **Gertraut Möllerin** gefunden, folgendes Innhalts:

Man muß im Friedensſchluß mit Fleiß ſehr viel begehren,
Um nur das billige ſich dadurch zu gewähren.

Ich ſtelle alſo meinen **hochgeehrteſten Tadlerinnen** anheim, ob Sie nicht die angeführten ungezwungenen zwo Zeilen unter dem Namen dieſer **Möllerin** in demjenigen Stücke ihrer Blätter zur Uberſchrift machen wollen, darinnen ſie mir vielleicht die Ehre thun werden, meine beykommende Verſe zum Vorſchein zu bringen. Ich glaube, daß ſie ſich ſo übel nicht ſchicken werden, da ich unſer Geſchlecht dem männlichen gar vorgezogen habe. Im übrigen werde ich gleich nach Abgang dieſes, an den Herrn **Patrioten** eine **Art wohl zu dencken**, zum wenigſten nach meiner Art, abſchicken, als wozu er mich eingeladen hat. Verhoffentlich wird dieſelbe einigen unſers Geſchlechts den Weg bahnen, wo nicht gar die Männer ſelbſt bewegen, ſolche Vernunftkunſt, anſtatt der ihrigen, auf- und anzunehmen.

Alles was in dieſem Schreiben enthalten iſt, zeuget von dem rühmlichen Eifer unſerer Correſpondentin für die Ehre ihres Geſchlechts. Berührt ihre Vertheidigung gleich nur einziges Stücke, nemlich die Fähigkeit eines Frauenzimmers zur Poeſie: ſo iſt es doch zu unſrer Abſicht dienlich. Daß ſie ihren rechten Namen uns nicht zu entdecken beliebet,

bet, müſſen wir uns gefallen laſſen: ſie wird es aber hinwiederum nicht übel deuten, daß unſre Muſengeſellſchaft, einige etwas harte Stellen ihres Gedichtes zu lindern geſuchet, welche ſonſt die übrigen Schönheiten deſſelben nur verſtellet hätten. Die Überſendung des verſprochenen Gedichtes wird uns angenehm ſeyn, und es wäre zu wünſchen, daß ſich ein heutiger Poet die Mühe geben möchte, des ſogenannten **Philanders von Sittewald** Schmähſchrift auf unſer Geſchlecht zu beantworten; welches in ſeinen Satiriſchen Geſichten befindlich iſt. Die von ihr erwehnte Königsbergiſche Poetin iſt uns bißher noch nicht bekant geweſen. Es iſt uns daher um ſoviel lieber, daß ſie uns ein paar Zeilen von derſelben Arbeit zur Überſchrift vorgeſchlagen. Soviel wir aus Geographiſchen Büchern und der Erzehlungen der allhie häuffig ſtudirenden Preuſſen erlernet, hat dieſe anſehnliche Reſidentz unſers Landesherrn den Vortheil, daß der Hof, die hohe Schule und der Handel daſelbſt vereiniget ſind. Daraus iſt leicht zu ſchlieſſen, daß dem daſigen Frauenzimmer nichts daran fehlen kan, was man nöthig hat, artig und geſchickt zu werden. Vielleicht hat die berühmte **Möllerin** auch Schülerinnen nach ſich gelaſſen, die es ihr noch ietzo gleich; oder gar zuvorthun. Und weil unſre Blätter auch dahin verſchicket werden: ſo erſuchen wir dieſelben, die noch übrigen Schriften dieſer Poetin zu ſammlen, und mit einer mehrern Nachricht von ihrer Perſon, Gelehrſamkeit, und andern Umſtänden begleitet, entweder herauszugeben, oder uns zuzuſchicken. Solche Exempel ſind ſo ſeltſam, daß man keines aus der Acht laſſen muß, man treffe es an, wo man wolle. Nun folget die

Vertheidigung unſers Geſchlechts wider die Mannsperſonen in Anſehung der Fähigkeit zur Poeſie.

Natur gilt mehr als Kunſt! der veſte Satz beſtehet,
Kein Salomon iſt ſo, wie Liljen angekleidt:
Wenn gleich ſein groſſer Hof in ſchönſter Galla gehet,
Und ſeines Thrones Glantz die halbe Welt erfreut.

Uns Weibern mag man wohl dergleichen Lilien nennen,
Das männliche Geſchlecht gleicht jenes Königs Pracht:
Indem ſie nimmermehr der Einfalt Prunck erkennen,
Womit uns die Natur vor ihnen reich gemacht.
Das Frauenzimmer weiß ohn allen Zwang zu dencken,
Dis zeigt ihr Reden an, dis zeigt die Tichterey.
Ein Zweifler mag den Blick nach unſern Höfen lencken,
Und ſehn, wie kräftig da der Weiber Ausſpruch ſey!
Denn bald entſteht ein Streit von Artigkeit im ſprechen,
Wo Wörterrieſen oft vor uns wie Zwerge ſind:
Bald muß ein Tichter ſich der Redensart entbrechen,
Die, unſrer Mundart nach, noch keinen Beyfall findt.
Nur in der Poeſie will dis Geſchlecht nicht weichen:
Allein hier braucht man nichts, als deutlich darzuthun,
Daß ihre Köpfe nicht der unſern Zartheit gleichen;
So muß des Vorzugs Krantz auf unſrer Scheitel ruhn.
Nun iſt im Haupte ja der Wohnplatz des Verſtandes;
Und iſt dabey die Bruſt des Willens Lagerſtatt:
So wohnt ja unſer Hertz in dem gelobten Lande,
Alwo der Männer Geiſt ſelbſt Luſt zu wohnen hat.
Ach, wäret ihr nur nicht ſo voller Liſt geweſen,
Die die Gelehrſamkeit uns aus der Hand geſpielt;
So ſoltet ihr von uns dergleichen Verſe leſen,
Wo nichts von eurer Kunſt ſo leicht die Wage hielt.
Allein geſetzt, daß wir von euch beraubet heiſſen:
So ſchützt uns die Natur, das Tichten bringt uns Luſt:
Es darf ſich unſre Hand um falſchen Schmuck nicht reiſſen,
Der wahre Putz iſt uns weit mehr, als euch bewuſt.
Indeß ſprecht nur verblümt, ihr hohen Männerzungen,
Schreibt ſchwülſtig, nach der Art der falſchen Poeſie.
Prahlt, daß die Künſteley euch mehr als uns gelungen,
Ein ungegründtes Lob verblendet Weiſe nie.
Wir rühmen uns allein natürlich-ſchöner Sachen,
Und folgen ſo im Vers, als Reden dieſer Spur.
Kein Rolandtsſchwerdt ſoll uns den Vorzug ſtreitig machen;
Wo ihr nicht zeigt: die Kunſt ſey mehr als die Natur.

So klingt die kurtze aber wohlgerathene Vertheidigung unſers Geſchlechts. Der gantze Schluß, der darinnen ſtecket, iſt gründlich. Die natürliche Schreibart iſt ohne Zweifel beſſer als die gekünſtelte, hochtrabende, und ſchwülſtige. Das Frauenzimmer liebt die erſte, und iſt darinnen gleichſam zu Hauſe: aber was vor überſteigende Sachen haben uns nicht die Mannsperſonen bisweilen zu leſen gegeben? Wir geſtehen es gern, daß nicht alle Poeten ſo unnatürlich ſchreiben; allein da noch kein Frauenzimmer gewieſen werden kan, die ihnen hierinnen gefolget wäre: ſo bleibt es eine ausgemachte Sache, daß unſerm Geſchlechte in dieſem Stücke der Vorzug gebühre.

Nun ſolten wir uns auch des ausgebotenen Preiſes halber erklären: allein ein jeder kan leicht ſehen daß ſich ſolches noch zur Zeit nicht thun laſſe. Wir haben ihn derjenigen verſprochen, die durch ihre Vertheidigung unſers Geſchlechts, alle ihre Mitſchweſtern in dieſem Stücke übertreffen würde: wir haben aber bisher nur eine eintzige ſolche Schutzſchrift erhalten. Wo nur eins iſt, da hat keine Wahl ſtatt; und derowegen können unſre teutſchen Muſen nicht ſagen, ob die mitgetheilte Ehrenrettung unſers Geſchlechts die beſte ſey oder nicht? Unſre Correſpondentin wird alſo die Güte haben, und ſich ſo lange gedulden, bis mehr dergleichen Vertheidigungen bey uns einlauffen werden. Alsdann wird unſre kleine Geſellſchaft mehr im Stande ſeyn, nach ihrer Einſicht den Ausſchlag zu geben, welche den Preis davon getragen. Und ſoviel mag hievon genug ſeyn.

Im übrigen haben wir das Vergnügen unſern wertheſten Leſern zu ſagen, daß dieſes das letzte Blat, dieſes 1725. Jahres ſey. Wir könten hier über die Unbilligkeit unſrer Feinde und Läſterer triumphiren, welche lieber ich weiß nicht was geglaubet hätten; als daß wir unſre Schriften ſo lange fortſetzen würden: doch die That mag ſelbſt für uns reden. Ob wir unſern Abſichten ein Gnügen gethan haben? davon mögen vernünftige Leute nach Belieben urtheilen. Sagen ſie ja! ſo freuen wir uns billig darüber. Sagen ſie nein: ſo bitten wir die Abweichungen von der rechten Straſſe, unſerm

Unvermögen zuzuſchreiben. Verſehens doch wohl gelehrte Männer bisweilen: wer will denn von ſchwachen Werckzeugen eine untadeliche Vollkommenheit fordern?

Was ſollen wir aber von denen ſagen, die noch biß auf dieſe Stunde nicht glauben wollen, daß wirckliche Frauenzimmer an unſern Blättern gearbeitet haben? Wir müſſen es ihnen erlauben, ob ſie gleich ſehr ſchwache Gründe vorzuwenden pflegen, wenn ſie ihre Ungläubigkeit vertheidigen wollen. Der eine hört einen guten Freund rühmlich von den **Tadlerinnen** ſprechen: augenblicklich macht er den Schluß: **mein Herr, ſie werden gewiß der Verfaſſer ſeyn.** Unvergleichlich geſchloſſen. Der andre hört einen ſprechen, der vorher ſagen kan, was in dem nechſten Stücke abgehandelt werde, noch ehe daſſelbe gedruckt iſt: **So gleich iſt es offenbar, daß er der Urheber davon ſeyn müſſe; denn wie wolte er es ſonſt wiſſen?** Abermal ein bündiger Beweisgrund. Der dritte ſieht gar den erſten Abdruck unſerer Blätter bey jemanden, der aus Höflichkeit die Mühe über ſich genommen, die Fehler des Setzers zu verbeſſern: da iſt nun vollends die Sache ausgemacht. **Er ſoll und muß die Tadlerinnen ſchreiben, und wenn er tauſend Eydē dagegen ablegen möchte.** Sind das nicht alles wunderliche Leute? Gerade als wenn niemand ein gut Wort von einer Schrift ſagen könte, als ihr Urheber. Gerade als wenn unſer Verleger, ſeinen guten Freunden, den Innhalt unſers künftigen Stückes nicht entdecken, oder wohl gar unſern Aufſatz zeigen könte. Gerade, als wenn endlich die Verfaſſer eines Werckes, ſelbſt die Druckfehler verbeſſern müſſen! Wir haben ſonſt niemals was drucken laſſen; folglich verſtehen wir die Kunſt nicht ein Blat recht auszumuſtern: weswegen wir uns auch genöthiget geſehen ſolche Arbeit einem, auch wohl etlichen guten Freunden unſers Verlegers zu überlaſſen. Will man es uns noch nicht glauben, ſo gehe man hin, und laſſe ſich unſre eigenhändige Abſchrift zeigen. Man wird an allen Buchſtaben ſehen, daß es keine Manns- ſondern eine Weiberhand ſeye. Man halte dieſelbigen auch gegen die Hände derer auf die der Verdacht gefallen iſt: ſo wird man gewahr werden, wie ſehr man ſich bisher betrogen habe?

Eine andre Frage iſts, ob wir unſre Arbeit auch in künftigem Jahre fortſetzen werden? **Daran iſt kein Zweifel,** wird mancher dencken: **ihr habt es ja ſchon deutlich genug zu verſtehen gegeben.** Allein es iſt ſo gewiß noch nicht, als es dich bedüncket, lieber Leſer. Zwar wenn wir die Lobſprüche, ſo uns von entlegenen Orten gegeben worden, betrachten: ſo ſolten wir faſt die Eitelkeit begehen, und aus Begierde nach dieſem Ruhme, noch weiter unſer äuſerſtes wagen. Die Eigenliebe ſagt uns immer ins Ohr, daß die entlegenen unpartheyiſcher ſind, und alſo mehr Glauben verdienen, als die in der Nähe wohnen, und ſich einbilden, daß ſie uns aus und inwendig keñen. Bey dem allem haben wir noch verſchiedenes dabey zu bedencken. Wie wäre es: wenn unſre Köpfe von Einfällen leer; unſre Federn vom ſchreiben ſtumpf geworden wären? Es hat ſich wohl eher ein Gelehrter ſo erſchöpfet, daß ſeine letzten Schriften im Abſehen auf die erſten, wie Bley gegen Gold geachtet werden. Würde es dabey wohl rathſam ſeyn, durch die Fortſetzung unſrer Blätter) den bisher erworbenen geringen Beyfall unſrer teutſchen Landesleute, wieder zu verſchertzen? Alsdann würde ſo gar der Nutzen verſchwinden, den unſre Gedancken bisher zu ſchaffen angefangen. Man würde uns nicht mehr zu leſen begehren: man würde Leſchpapier aus unſern Blättern machen; oder uns in die Gewürtzläden verbannen, wo man Ingber und Pfeffer darein füllen würde. Seht, liebe Leſer, dieſes ſind die Urſachen unſers Zweifels. Erlaubet uns, daß wir dieſe Woche unſre Kräfte prüfen, und einen Schluß faſſen, ob wir Euch noch weiter zu dienen vermögend ſind, oder nicht?

Weil wir indeſſen unter der Menge ſovieler tauſend Bücher auch gerne ein Plätzchen haben möchten: ſo wird unſer Verleger künftig ein Titelblat und Regiſter ausgeben, damit unſern bißherigen Blättern nichts fehlen möge, was zu einem Buche erfordert wird. Gehabt Euch wohl, liebe Leſer, und Leſerinnen! vielleicht unterhalten Euch auch im künftigen Jahre

die Tadlerinnen.

Regiſter über die LII. Stücke der vernünftigen Tadlerinnen.

Günther.

Wer wacker ſchwatzen kan/ Regiſterſchreiber braucht/
Mit Namen um ſich wirft davon die Ohren gellen ꝛc.
Der heiſt galant gelehrt.

Aberglauben/ was er ſey 324. viele Probe deſſelben 325. 326. woher er entſtehe 328. iſt ein unheilbares Ubel 329.

Abſichten der vernünftigen Tadlerinnen 6. 265. 315.

Achtloß/ tractirt ſeine Liebſte 26.

Adeliche/ ob ſie aus bürgerlichem Stande heyrathen ſollen 255.

Alcander ein Schmeichler 86.

Alevettelin eine übergläubiſche 323. erforſcht ihres künftigen Brautigams Namen 325.

Amanda eine tugendhaffte 124. wird wohl verheyrathet. 118.

Amaryllis eine Spielerin 110.

Amazonen ihre Republic 49.

Amianthe ſchenckt einen Ring weg 26.

Amöna iſt eigenſinnig 409.

Amourette hält Müllers Liebes-Kuß und das Hohelied Salomons für Romane 337.

Amyntas ein Spieler 110.

Antonia wird beneidet 159.

Araminte ein Frauenzimmer ſo der Patriot beſchrieben 176.

Aretine ihr Schreiben 116.

Arimene ein Fräulein läſt ſich entführen 277.

Auferziehung des Frauenzimmers/ wie ſie insgemein iſt 42. eine gute 311.

Ausländer/ was ſie von uns urtheilen 391.

Banage Verſe auf ihn 388.

Baſilia will kein Buch leſen 226. iſt unglücklich 231.

Begierde zu gefallen/ ob ſie ſtraffbar iſt 53. groß und vornehm zu werden herrſchet bey dem Frauenzimmer 226.

Bellinde 18. 19. will angebetet ſeyn 102.

Behmehno ein Teutſchverderber 16. 40.

Belline giebt eine Beſchreibung von einem galant homme 75.

Beſſarion ein unglücklich Verliebter 254.

Beſſers Schriften werden geleſen 15.

Bibliothec für Frauenzimmer 183. 184.

Blondine wird gelobt. 160.

Böhme Jac. ſeine Stelle aus ſeiner Morgenröthe zergliedert 294.

Briefe/ etliche Gattungen derſelben 359.

Briontes deſſen Anwerbung um die Calliſte 175. Gedancken darüber 185. 191.

Brockes irdiſches Vergnügen 15.

Brunette legt ſich ein Pfläſterchen auf 160.

Bücher welche am meiſten geleſen werden 42. 43. wie man ſie ſchreibt 182. wovon ? 319.

Buchhändler machen ſchöne Buchertitul 342.

Buchſtabenſpiele 390.
Buddens Logic 174.
Buhlerinne nennt ihren Hund Calliſte 341.
Camilla 122.
Canaille/ wem dis Beywort gegeben wird 67.
Canitz ein ſogenannter Correſpondent 64.
Caſſandra iſt hochmüthig 227.
Celander ein Sprachenmiſcher 15. 40.
Chriſtina Königin in Schweden ſchreibt an Mad. Dacier 319.
Chronodiſtichon 389. 391.
Clarice ihr Brief 82.
Clarimene eine hochmüthige 67. 68. 69.
Cleopatra ſtreitet mit der Lucretia um den Vorzug 205.
Clölia 122. 139. 226.
Cöleſtine eine unglücklich verheyrathete 191.
Coloredo heyrathet eine bürger gerliche 227.
Comödien in Leipzig 130. werden gerühmt 349. hälliſche haben drey Schauplätze 134 ihre Vorſtellungen 135. Uberhaupt ihre Regeln und Fehler 133. Ihre Wirckungen 132.
Complimente 9. gemiſchte 10. hohe 13.
Corinna eine Modeſchweſter 55. Urtheil von ihr 136.
Critobulus wird eines Kuſſes wegen geſcholten 334.
Cynthia wird dem Briontes vorgeſchlagen 176. Ihre Abbildung 190. Ihr Verdruß über den geſchehenen Vorſchlag 191. Ein Vers auf ſie 394.
Dacier Mad. ihr Lebenslauff 314.
Dametas bekommt eine puckliche Braut 186.
Damon ein Mann von gutem Geſchmacke 35. 36.
Deshoulieres eine franzöſiſche Poetin 211.
Dillingshofen (von) zwey Schweſtern in Nürnberg 208. 209.
Dißipatrice eine Spielerin ſchreibt an ihre Mutter 112.
Doris 122.
Eburina iſt in der Comödie verdrüßlich 130. 140.
Eckel des Frauenzimmers im Abſehen auf die Geſtalt der Männer 289.
Edelmann ein unkeuſcher 124. ſeine Briefe 127. 128.
Ehrenlieb von der Mulde ſeine Briefe 351. 396.
Eiferſucht der Männer 416.
Eigennutz ſetzt Redlichkeit und Wohlſtand aus den Augen 57.
Einfälter ein abergläubiſcher Hausvater 323.
Eingelenck ein geſtiefelter Tänzer 235.
Eliſie/ ihr poetiſcher Brief 212.
Eltern lieben ein Kind mehr 247.
Emilia eine Heuchlerin 145. 149.
Entblößung des Frauenzimmers iſt ſchädlich 373.
Epictetus ſeine Worte vom Schmucke des Frauenzim. 305.
Euphradia wird zur gnädigen Frauen 227.
Faber (Tanaquill) unterrichtet ſeine Tochter ſelbſt 316.
Fabeln/ der Mann/ Hund und die

die Katze 148. der Veilchenſtock und Flora 306.
Ferocia wird ausgelacht 159.
Flavia trägt gelbe Blumen 136.
Florette ihr Schreiben von Nachtmuſiquen 122.
Florimunde wird zur Ehe gezwungen 192.
Florimundo verachtet eine Schöne/ weil ſie nichts zu reden weiß 309.
Franckens (A. H.) Schriften 15.
Franzöſiſche Gecken werden verlacht 37. 166.
Frauenzimmer wird von der Proſerpina gerichtet 207. gelehrtes 312. 313.
Frechſtirnin wirft Blumen aus 264.
Freyer worauf ſie ſehen ſolten 188.
Frühlingsluft hat beſondre Wirckungen 121.
Fürwitz des Frauenzimmers was er iſt? 48.
Galant/ dieſes Wortes Misbrauch 72.
Galanterie ihre Liebhaber verletzen ſie 113.
Galant homme drey Fragen von ihm werden beantwortet 73.
Galimatias 271.
Garrula ſchwatzet in der Kirche 264.
Gaſſenfama eine Schwätzerin 138. wie ſie es geworden 140.
Gedancken falſche 95. 294. wie wunderlich ſie ſind 335.
Gellartin läßt ſich in Gegenwart ihres Mannes küſſen. 388.
Geiſter des Frauenzimmers werden gerichtet 206.
Gelbſchnabel 397.
Gelehrſamkeit welche man von einem Frauenzimmer fordert 309. 400. 402.
Gemüther werden aus Schriften erkant 187.
Geſchmack/ was der gute ſey? 33. der verderbte 39. eine Probe davon 387.
Geſellſchaft der teutſchen Muſen 15. beurtheilet die Schreibart Oroanders 175.
Geſpräche des Frauenzimers 45. im Reiche der Todten 349. 396.
Grobian ein plumper Täntzer 235.
Halberſtade daſelbſt verbrennen einige die Tadlerin. 280.
Handel mit den reichen Jungfern 397. iſt allgemein 399. wie er zu hindern wäre 400.
Handküſſe ſind erlaubt 338.
Harpax ein Geitzhals 149. ſeine Abbildung biß 152.
Hermiontes 64.
Heucheley Vorſtellung dawieder 152.
Heurthal ein reicher Vater 396.
Heurthalin eine reiche Erbin hat viele Anbeter 396. Ein Brief an ſie 398.
Hiacinthe verſchenckt ein Band ſo aus ihrem ſchwartzen Haare geflochten iſt 26.
Holdritter ein gereiſeter Juncker 85.
Homerus wird überſetzt 321.
Ignorancius ein naſeweiſer Richter ſeiner Lehrer 169.
Ilias das Heldengedicht überſetzt 321.
Illuminationen ſind mehrentheils mit Buchſtabenſpielen geziert. 391.
Jocaſta eine neidiſche 157.

Jocoſo ein eingebildeter galant homme kriegt keine Bedienung 80.
Jolantha wird übervortheilet 58. 122.
Jungfern werden von den Tadlerinnen ſtoltzer gemacht 38.
KArtenſpiel ein allgemeiner Zeitvertreib 105. 110.
Kinderzucht wer ſie verdirbet 46. Exempel einer guten 311. einer ſeltſamen 352.
Kirche muß nicht eine Galanteriebühne werden 20. 22. wird entheiligt 261.
Kirchengänger ſind ſelten Menſchen 262.
Kleidungen 371.
Königin Chriſtina/ ihr Brief 319.
Krantz wird der Braut abgeriſſen 140.
Kunſt zu dencken und zu reden ihre Wichtigkeit 175.
Kunſt zu ſchreiben iſt was wunderſames 355. 356.
Kühleweinin/ die Rede auf ſie 15.
Kupferſtiche wozu viele dienen 346.
Küſſe wie mancherley 331. ob ſie erlaubet ſind 332. was vor Ungeſchicklichkeit dabey vorgeht 334. Socratis Gedancken davon 335.
Kützelhardin wolte gern geküſſet ſeyn 337.
LAmeganda eine Kupplerin 229.
Laſſenius wird geleſen 15.
Läſterung/ Verſe davon 367. 377. Traum darüber 379. Geſetze derſelben 383.
Lea wird ihrer Geſtalt wegen getröſtet 104.
Leichtgläubigkeit des Frauenzimmers 28.
Leporander 234. 261.
Lesbia ihr Schreiben 278.
Libertina küſſet eine Mannsperſon 317.
Licentioſa 264.
Liebe der Eltern gegen Kinder 247.
Liebesbriefe/ Henthalin bekommt viele 353. 358. helfen nichts zur Heyrath 359. haben böſe Abſichten 360. ſind mehrentheils abgeſchmackt 361. Ein Exempel 362. 398.
Liebknecht ein eitler Galan 17.
Liebmannin vertheidigt die Eitelkeit der Mannsperſonen in der Kirche 19. 20. 21.
Liſette 141.
Logophilus ſein Schreiben 351.
Loquax ein Schwätzer 142. 143.
Lucretia hat vor der Cleopatra den Vorzug 205.
Lycurgus ſpielt Lomber 108.
MAdemoiſelle ein beliebter Titul 68.
Mahler eifern wider die Wortſpiele 298. ihre Gedancken von Spitzen 245.
Männer ſind eiferſüchtig 406.
Mannsperſonen ob ſie Menſchen ſind 51. ſchwatzen gern 142. ihre eingebildete Höflichkeit 233. küſſen gern 333. ja alles was von Frauenzimmer kommt 336.
Margaretha eine ſpöttiſche Prinzeßin küſſet einen Gelehrten 328.
Marilis ihr Schreiben 307.
Matrone eine 19jährige zu Eisleben 198.
Mäyers Schriften 15.

Melidorantes ſein Brief 37.
Meliſſo ein Teutſchverderber 15. 40.
Menippus verſpottet die Schönheit 202.
Minos läſt den Räuber ungeſtraft 204.
Miſchmaſch ein Sprachenmiſcher 164. 165.
Modeſchweſter ihre Gedancken 54.
Modeſta ein ſittſam Frauenz. 54. von der Linde ihr Schreiben 120.
Möllerin eine Königsbergiſche Poetin 412.
Momus wie er tadelt 5.
Monarch der Poeten 331.
Monſtroſa wird aufgerichtet 305.
Mopſus fragt einfältig und wird ausgelacht 311.
Müllers Schriften 15.
Mutter/ ermahnt ihre Tochter zur Keuſchheit 116. dieſe hindern ihrer Töchter Unterricht 153. die Reden einer ſolchen 155.
Nachtmuſiquen 248. was davon zu halten ſey 223.
Namengedichte 388. 394.
Narciſſus ein verliebter Wurm 108 ſeine Abbildung 113. ſeine Liebe 114. wodurch er ſie bezeiget 115. ſeine ſchlechte Ausführung 116. Urtheile von ihm 117. ſeine Entſchuldigungen 118.
Naſutula eine Spötterin 289.
Natürliche Fehler ſoll man nicht verſpotten 270.
Nehrahmen was man darauf ſtecken ſoll 16.
Neid des Frauenzimmers untereinander 157.
Neſtor ſpielt in der Karte 108.
Neues/ die Frage darnach 97.
Neugierigkeit iſt bey den meiſten verkehrt 103.
Neukirch ſein Vers von Küſſen 335. ſeine galante Briefe 359.
Neumeiſter ſeine verliebte Verſe 336.
Niederträchtigkeit 64.
Odyſſee des Homerus überſetzt 321.
Oratorie/ die Philoſophiſche 174. ihr Kupfer hat eine ſtoltze Überſchrift 346.
Oroanders Schreiben 171.
Patriot wird gerühmt 161. 162. geleſen 180. 409. um etwas gebeten 298.
Papegoy rächet ſich an der Buhrinne 241.
Philinte 64.
Phöbe ihr Urtheil von den Tadlerinnen 160.
Phryne ging nicht mit bloſſer Bruſt 371.
Placidia wird geliebet 114. beſchwert ſich drüber 119. zürnet auf die Tadlerinnen 242.
Poeſie ein Frauenzimmer übt ſich darinnen 89. ſchickt ſich für Frauenzimmer 90. iſt nicht zu ſchwer 91. Mittel ſie zu erlernen 92. darf nicht mit vieler Beleſenheit vollgeſtopfet ſeyn 93. ſoll nicht ſchwülſtig ſeyn 93. 94. Kan auch in kalten Landſchaften ihren Sitz haben 405. darinnen hat das Frauenz. vor den Mannsperſ. den Vorzug 413. 414 Muſter einer nichtswürdigen 388.
Poeten welche man leſen ſoll 96. ein elender 388. hungrige machen Liebesbriefe für andre 361. unzüchtige beſchreiben die Küſſe 335. Welche in den nordiſchen

Landſchaften von Teutſchland viel Feuer erwieſen 405.
Poetin eine unbekante 89. eine Nurnbergiſche 209. eine Breslauiſche 212. eine Leipzigerin 274. eine aus einer kalten Landſchaft 404. noch eine aus Leipzig 411. eine aus Königsberg 413. eine franzöſiſche 211.
Polylogus beklagt ſich über die Tadlerinnen.
Prahlhansky betrügt ein Frauenzimmer 219.
Prahllieb ein Großſprecher in Liebesſachen 26.
Proſerpina richtet die Geiſter des verſtorbenen Frauenz. 206. gibt der Lucretie den Vorzug vor der Cleopatra 206.
Proteſilaus will wieder lebendig werden 201.
Pucklichte ob ſie heyrathen ſollen 283.
Pulchella thut ein Gelübde 409.
Pulcheria will kein Franzöſch Wort im Complimente leiden 38. 141. eine Ermahnung an dieſelbe 304.
Putz des Frauenzimmers und deſſen Quelle 53. iſt allgemein und wird bemäntelt 56.
Pythias ſchreibt an die Tadl. 60.
Rapacia ſpielt falſch 111.
Rede beym Strohkrantze 219. ohne dieſelbe wären wir keine Menſchen 137. muß nicht gemißbrauchet werden 138. wie ſie geſchieht 356.
Reichthum die beſte Eigenſchaft eines ledigen Frauenz. 189. 396. was daraus entſteht 190.
Reimgeiſt 197.
Republick des Frauenz. 49. 50.
Riccoboni eine gelehrte Italiäniſche Jungfer 402.
Rittersdorf ein vermeinter galant homme ſein Zeitvertreib 78. Seine Unwiſſenheit 79.
Roderich ein abgewieſener Galan 120.
Roſimunde bekommt eine Maulſchelle 72. 122.
Roſimene verliert einen Anbeter weil ſie nicht beredt iſt 309.
Roſinde wird beneidet 159.
Rubeen ſchreibt Phöbus und Galimatias 271.
Rüdigers Logic 174.
Ruhmredigkeit in Liebesſachen 29. woher ſie entſteht 30.
Satilde ihr Schreiben 366.
Scarron ein puckelichter Freyer 277.
Schadenfroh wie er tadelt 4.
Schamhaftigkeit 364. iſt ſeltſam 366.
Schmeicheley ſchadet dem Frauenzimmer 83.
Schmincke des Frauenzim. 303.
Schönheit wird verſpottet 202. verdient wo ſie allein iſt keine Hochachtung 300. kan nicht beſchrieben werden 301. wird durchgehends hochgeſchätzet 302.
Schreibart die ſinnreiche 291. Exempel 292. 297. muß nicht unſinnig werden 293. 295. 296. 298. 348. die natürliche iſt beſſer als die gekünſtelte 291. 415.
Schreiben / eins nach dem Geſchmacke der Hofleute 164. verbeſſert 197. ein ſehr pöbelhaftes 177.
Schreiber iſt faſt ein Schimpfwort vor einen Secretair 164.

Schlendrian der Dreſsdeniſche 319. der galante 396.
Schwäger 158. ihre Beſchäfftigung 139. Vorſtellung darwider 143. 144.
Scribenten wie ſie es machen 182. 183.
Seladon ein vermeinter galant homme 75. Sein Zeitvertreib/ Putz/ Gang 76. Geſpräche/ Tantz/ Spiel 77 Ständchen 78.
Sempronia eine niederträchtige 66. iſt heßlich 117.
Serioſa ihr Schreiben 237.
Serioſus ſein Vers 368 411.
Simplex und **Simplicia** tadeln 4.
Sinnreich welche Gedancken es ſind 249.
Societät des galant hommes 40.
Socrates urtheilt vom Küſſen 331. der Dreſsdeniſche 399.
Soſtratus ein Räuber diſputirt mit dem Minos von der Freyheit des Willens 203. 204.
Spitzen was davon zu halten 245
Sprache 137. befördert den Gebrauch der Vernunft 138. wie ſie geſchicht 356.
Sprachenmiſchung 10. 11. 12. Ein Exempel 40. 164. 165. 166. Der Schweitzeriſchen Mahler 163.
Sprüchwörter aus Leipzig 180. 181.
Streugut ein verſchwendriſcher Buhler 27.
Strohkrantz was er iſt 239.
Studenten ſind unhöflich 131. 132
Studiren ob das Frauenzimmer könne? 43. in wieweit man es von ihnen fordern könne.
Superklug erſinnt einen neuen Titel zum alten Buche 342.
Tabackswiſſenſchaft ein Entwurf davon 314.
Tadeln was es ſey 4.
Tadlerinnen ihr Anſchlag und Vorhaben 1 - 8. ihre Vertheidigung 193. Urtheile von ihnen 36. 37. 42. 60. 81. 160. 136. 161. 163 271. 319 263. 366.
Tadler ſein ſelbſt 198.
Tanaquill entſchuldiget ihren Stoltz 70. Fragen an ſie 71.
Tetone ihr Brief 373.
Teutſchfreund ſein Schreiben 405.
Teutſchlieb ſein Brief 161 - 166.
Teutſchen haben einen guten Geſchmack 34 wofür uns die Ausländer halten 391.
Theuderich ein Wucherer 58.
Thomaſen Vernunfftlehre 174. Sittenlehre 225.
Todesgedancken 100.
Todt wir tragen ihn bey uns 101. iſt ſanft 104.
Todtengeripp wird gewieſen 98 Wirckungen deſſelben 99.
Tölpelshauſen tantzet ungeſchickt 235.
Traum von der Frauenzimmer Republic 51. von Entheiligung der Kirchen 261. von dem Tempel der Läſterung 379.
Träume/ was davon zu halten ſey 257.
Traumholdin 259.
Tugend wird überall hochgeachtet 354.
Ulyſſes ſpielt in der Karte 109
Unterredungen der Todten aus dem Lucian 202 - 204. zwey neue 205 - 208.

Unwiſſenheit was ſie dem Frauenzimmer ſchade? 46. 83. 311.

VAnette läßt ſich gern küſſen 317.

Vanoſe eine freche 154.

Variable eine flattrichte 254.

Vater/ ein unvernünftiger 310. einer der ſeine Tochter wohl anführt 312. etliche fordern wenig von Töchtern 314.

Verächter des Frauenzim. 86.

Verecundus/ deſſen Brief 255.

Verliebte was ſie thun ein Frauenzimmer zu gewinnen 31.

Vernunft wird durch die Sprache erweckt 138.

Verſchwiegenheit fehlt den Buhlern 222.

Verſtellungen des Frauenzimmers 149. 250.

Vertheidigung der Tadlerinnen 139. 200. des Frauenz. 411.

Veſtalis 122.

Vexiren junger Eheleute 278.

Vielwitz ein unnützer Schwätzer 54.

Violanta ein Fräulein heyrathet einen Prediger 286.

WAden Seladon ſoll falſche haben 117.

Waare/ reiche Jungfern ſind eine/ womit Handel getrieben wird 397. 400.

Wäſcher giebt es unter Mannsperſonen 138.

Welt/ die verkehrte/ in einer Comödie vorgeſtellt 349.

Windreich ein Prahler 26.

Wiſſenſchaft was ſie dem Frauenzimmer nutzen würde 45.

Worte/ wie ſie formiret werden 356.

Wortſpiele die Mahler eifern darwieder 271.

Wortreich/ ein Schmeichler 84.

XAntippe eine herrſchſüchtige Frau und tyranniſche Mutter 243.

Xenophon ſpricht mit dem Socrates vom Küſſen 215.

YBarine wird eine bedaurenswürdige genennet 234. weiſet die Liebesbriefe ab 361.

ZÄrtlichkeit der Menſchen im Abſehen auf den Tod 104.

Zunge was ſie ſey 137. der Läſterer wird beſehen 383.

Zwang der Töchter zum heyrathen 288. 407.

Nachricht der Druckfehler wegen.

Der geneigte Leſer beliebe p. 93. l. 12. **Tellus** für Ceſlus/ p. 181. l. 23. **jo**/ **jo.** für to/ to. p. 189. l. 16. **Phönix** für König p. 304. l. ult. **Simon Dach** für Sinndach p. 305. l. 28. **Faramond** für Caramond. p. 321. l. 36. **Valincourt** für Palincourt/ p. 360. l. 26. **Der**/ für Wer und l. 27. **er** für ich/ p. 382. l. 12. **Stacheln** für Sacheln und **geſtalter** für geſpalter zu leſen. Die übrigen kleinern verſehen/ oder ſonſt eins und das andre ſo wider die beſte Art der Rechtſchreibung läufft/ wird man ſelbſt gütigſt zu verbeſſern belieben.

)o(

Die
Vernünftigen
Tadlerinnen

Andrer Jahr-Theil
1726.

LEIPZIG/
Bey Johann Friedrich Brauns/ ſel. Erben.
Anno 1727.

[illegible]

Der

Hochwohlgebohrnen Frauen/

FRAUEN

Rahel Sophien

Marſchall

gebohrnen Baroneßin

von

Fletſcher/

Meiner Gnädigſten Frauen

Hochwohlgebohrne Frau/
Gnädige Frau/

Wären folgende Blätter von der Wichtigkeit, daß jemand durch die Zueignung derſelben beehret werden könnte: So würden ſie auch Eurer Hochwohlgebohrnen Gnaden in keiner andern Abſicht zugeſchrieben werden. Man würde nehmlich diejenige Ehrfurcht und Hochachtung dadurch an den Tag zu legen ſuchen, die man einer ſo ungemeinen Dame ſchuldig iſt. Nun ſind aber Dero ſeltene Eigenſchafften viel zu groß, als daß dieſe Kleinigkeiten dem weitbekannten Lobe derſelben nur den geringſten Zuwachs verurſachen könten.

Eine Dame die von den Vornehmſten des Landes verehret wird, und deren Verdienſte auch in benachbarten Ländern ſo bekannt ſind; daß ſich die gelehrteſten Männer um Ihren Briefwechſel bewerben: kan wohl durch die Zuſchrifft eines ſchlechten Buches nicht mehr erhoben werden. Es ſind dahero gantz andre Abſichten, Gnädige Frau, welche mich zu der Kühnheit verleiten, Dero hohen Namen vor dieſe geringſchätzigen Schrifften zu ſetzen.

Der Hauptzweck den man in Verfertigung folgender Blätter vor Augen gehabt, iſt dieſer geweſen, dem Frauenzimmer einen nützlichen Zeitvertreib zu machen. Daher iſt faſt durchgehends von der Gelehrſamkeit und Tugend des ſchönen Geſchlechts auf eine ſolche Art gehandelt worden, die zu gleicher Zeit beluſtigen und belehren könnte. Exempel haben mehr Krafft als bloße Regeln; und lebendige Beyſpiele machen einen tiefern Eindruck als todte Hiſtorien. Wo hätte man alſo eine Dame ſuchen ſollen, die in beyden oberwehnten Stücken dem Teutſchen Frauenzimmer mit beſſerm Rechte, als **Eure Hochwohlgebohrnen** zum Muſter der Nachfolge angeprieſen werden könnte?

Die Fertigkeit **Eurer** Gnaden in verſchiedenen ausländiſchen Sprachen; Dero Kentniß aller galanten Wiſſenſchafften; Dero Beleſenheit in allerley gelehrten Büchern, ſo dieſelben in Dero eigenen Hand-Bibliothec geſammlet haben; Dero Scharffſinnigkeit im Reden, und Dero Geſchicklichkeit auch die gelehrteſten Geſpräche zu unterhalten; überzeugen einen jeden, der dergleichen Eigenſchafften zu ſchätzen weiß, von Dero beſondern Gelehrſamkeit. Die treflichſten Tugenden aber, die eine Dame von Dero Stande unvergleichlich machen können; ſieht man in ſolchem Maaße an **Eurer Hochwohlgebohrnen** Gnaden: daß man vor Bewunderung ſo vieler Gemüths-Vollkommenheiten, auf die vielen Vorzüge von Dero Leibes-Geſtalt nicht einmahl recht acht haben kan.

Viele haben aus Unbedachtſamkeit gezweifelt ob es auch möglich ſey, daß dergleichen Blätter als folgende ſind, würcklich von Frauenzimmer abgefaſſet werden könnten? Ich kan ſie aber nicht beſſer wiederlegen, als wenn ich ſie auf Eure Hochwohlgebohrnen Gnaden verweiſe. Denn alle diejenigen welche das Glück gehabt Dero Briefe und andre kleine Schrifften zu ſehen; werden einhellig geſtehen: Dero Fertigkeit in der Frantzöſiſchen und Teutſchen Schreibart ſey ſo groß, daß Dero ſcharffſinnige und gelehrte Feder vermögend ſeyn würde uns noch etwas weit vollkommeners aufzuſetzen.

Habe ich nun nicht Urſache genung ſtoltz zu ſeyn, daß etliche von meinen Aufſätzen das Glück gehabt den Beyfall einer ſolchen Kennerin zu erhalten? Ja ſoll ich mich nicht glücklich ſchätzen, daß mir dieſelben gantz unverhoffte Gnaden-Verſicherungen zuwege gebracht? Iſt mir dadurch gleichſam die Erlaubniß zu dieſer öffentlichen Zueignungs-Schrifft gegeben: ſo bediene ich mich itzo derſelben mit geziemender Ehrerbietung. Und wie ich dem Hohen Marſchalliſchen Hauſe einen unverrückten Flor, und Eurer Hochwohlgebohrnen Gnaden ins beſondre alles Hochadeliche Wohlſeyn anwünſche: alſo werde mich Lebenslang bemühen darzuthun, wie hoch ich die Ehre ſchätze, wenn ich mich nennen darf

Hochwohlgebohrne Frau,
Gnädige Frau,

Eurer Gnaden

gehorſamſt-unterthäniger
Knecht

Der Verfaſſer.

I. Stück.

Die Vernünftigen Tadlerinnen

Freytags/ den 4. Jenner/ 1726.

Caniz.

So bleibt auf ewig nun das alte Jahr zurücke/
Wie theilt der Sonnen Lauff ſo ſchnell die Zeiten ab!

DA wir endlich entſchloſſen ſind, auch in dieſem angetretenen 1726ſten Jahre, unſre wöchentliche Blätter fortzuſetzen: ſo dürfte ich mich nicht lange bedencken, was der Inhalt des allerersten Stückes ſeyn ſolte. Es iſt eine wohlhergebrachte Gewohnheit daß man keinen im neuen Jahre anredet, dem man nicht zuvor einen Glückwunſch abſtattet. Soviel Schwachheit und Einfalt bey dieſer Gelegenheit insgemein bemërcket wird: ſo löblich iſt es dennoch, ſeinem Nechſten alles Gutes anzuwünſchen. Man iſt ja verbunden ſolches täglich zu thun; warum nicht auch an einem Tage, der deswegen vor merckwürdiger gehalten wird? weil man meinet daß er, als der erſte im gantzen Jahre, ſehr viel vor andern Tagen voraus habe. Nun iſt dieſes zwar eine gantz ungegründete Meinung Alle Tage im Jahre ſind einander gleich: es wäre dann, daß man ihren Unterſcheid in der Länge und Kürtze; oder in der Wärme und Kälte; oder endlich in der Näſſe und Trockenheit des Gewitters ſuchen wolte. Fiele unſer Neujahrstag gerade am kürtzeſten Tage im gantzen Jahre ein; ſo hätte derſelbe doch etwas beſonders.

Unſre Zeitrechnung würde alsdann weit vernünftiger ſeyn, als ietzo: da in der gantzen Natur keine Urſache vorhanden iſt, warum wir das Neue Jahr, den 1ſten Jenner; oder neun biß zehn Tage nach dem kürtzeſten Tage, anfangen. Allein geſetzt, daß unſre Calender ſo eingerichtet wären; geſetzt, daß durch Einſtimmung aller Europäiſchen Völcker, ins künftige die zwiſchen dem 21ſten December, und dem Anfange des Neuen Jahres befindlichen Tage, einmal für allemal ausgeſtrichen und gleichſam vernichtet würden; ſo daß der erſte Januarius die Stelle bekäme, die bißher der erſte Tag nach dem ſogenanten Stillſtande der Sonnen inne gehabt: ſo würde doch dem Neujahrstage noch kein ſonderbarer Einfluß in die Gemüther, Handlungen und Glücksfälle der Menſchen können zugeſchrieben werden. Daß die Sonne eine halbe Minute ſpäter auf, und eben ſoviel früher untergeht, als an dem vorhergehenden und folgenden Tage, macht in der Natur, wo alles mechaniſch zugeht, keine merckliche Veränderung: wieviel weniger wird es in den menſchlichen Handlungen wircken, wo alles durch den freyen Willen der Gemüther regieret wird? Man hat derowegen alles vor Fantaſeyen anzuſehen, was von den Vorzügen und ſonderlichen Wirckungen des Neujahrstages insgemein geglaubet wird.

Wolten wir uns nun im Antritte des ietzigen Jahres der eingeführten Gewohnheit bequemen: ſo müſten wir unſern geneigten Leſern zuförderſt, mit einem recht ſtudirten Glückwunſche aufwarten. Ich weiß daß an einem Orte wo mehr als 20. Kirchen und über 50. Geiſtliche zu finden ſind, am Neujahrstage und zwey Wochen hernach, keine Predigt gehöret wird, worinnen nicht zum wenigſten ein halbſtündiger Neujahrswunſch enthalten iſt. Die gantze Stadt iſt alsdann begierig die ſonderlichen Erfindungen ihrer Lehrer zu vernehmen, und aus Gegeneinanderhaltung derſelben, von ihrer Gelehrſamkeit zu urtheilen. Darum ſinnet mancher ſchon etliche Wochen vorher, mit was vor ſinnreichen Einfällen er ſeine geiſtliche Complimenten ausputzen und anſehnlich machen wolle. Iſt dieſes Gottesgelehrten erlaubt:

wer wolte es denn verargen? wenn wir in einer vernünftigen Sittenlehre eben dergleichen thun wolten. Wir haben eben ſoviel Leſer, als die meiſten unter ihnen Zuhörer haben. Wir haben eben ſoviel Gattungen von Leuten vor uns, als ſie Claſſen unter ihrer Gemeine machen, an welche ſie ihre Neujahrswünſche richten. Und iſt es uns gleich weder anſtändig noch erlaubt, ſoviel ungegründete Wortſpiele mit Bibliſchen Sprüchen zu machen, als man bisweilen in ihren Reden wahrnimmt: ſo könten uns an deren Stelle die Schriften unſrer Poeten dienen; wenn ſich nur jemand gefunden hätte, der ſich die Mühe genommen eine vollſtändige Concordantz darüber zu verfertigen, darinnen man ohne Mühe finden könte, wie oft, und in was vor Umſtänden ein jedes Wort von ihnen gebrauchet wäre.

Vielleicht würde es uns auch an Einfällen nicht fehlen, die unſre Wünſche beliebt machen könten. Wenn wir, zum Exempel, allen ledigen Mannsperſonen reichere Bräute wünſchen möchten, als der König in Franckreich im vorigen Jahre bekommen: wenn wir allen magern Poeten das Feuer anwünſchen möchten, welches in Jtalien dieſen Herbſt hindurch ſoviel Erdbeben verurſachet hat: wenn wir allen hochtrabenden und gar zu feurigen Geiſtern, einen kältern Winter ins Gehirne wünſcheten, als wir etliche Jahre her gehabt: wenn wir manchem Frauenzimmer ſoviel Liebhaber anwünſchen mögten, als Blicke ſie täglich in den Spiegel thut: wenn wir einer andern ſoviel Freyer ankündigen wolten, als Schönheiten ſie zu beſitzen dencket: wenn wir endlich einer jeden ſoviel Geſchencke von ihren Anbetern prophezeyeten; als vergebliche Begrüſſungen ſie täglich vor ihren Fenſtern abzuwarten gewohnt iſt: ſo dächte ich doch zum wenigſten, daß man unſern Neujahrswunſch mit keiner runtzlichten Stirne leſen würde. Kämen wir weiter: ſo würden wir allen verſchwendriſchen Frauen freygebige, oder reiche und tumme Männer; allen ausſchweiffenden blinde oder gedultige Ehherren: allen ſtoltzen, neue Ehrentitel für ihre Hausväter anwünſchen. Bey unſern Herrn Burſchen könten wir uns nicht beſſer einſchmeichelen als wenn wir ihnen ſoviel reiche Wechſel wünſchen möchten, als vergebliche Gänge jährlich über den Schulberg geſchehen, als Grüſſe von unſern Bonjourherten vor unſerer **Cynthia** Fenſter angebracht werden; als Blicke auf unſerm Marckte, nach dem Fenſter einer Schönen geſchehen. Damit wir endlich auch was ernſthaftes hinzuſetzten: ſo würden wir auch allen Teutſchverderbern eine Hochachtung vor ihre Mutterſprache: allen Einfältigen und Unverſtändigen eine geſunde Vernunft, und allen Laſterhaften eine hertzliche Liebe zur Tugend anwünſchen.

Doch was würde dieſes helffen? Wenn unſre Wünſche gleich die ernſthafteſten von der Welt wären; wenn ſie mit aller erſinnlichen Aufrichtigkeit abgefaſſet, und mit dem brünſtigſten Eifer ausgeſprochen würden: ſo würde doch niemanden dadurch geholfen werden. Ein Thor bleibt ein Thor, man mag ihm Klugheit wünſchen, ſo lange man will. Wer nicht Hand anleget, und ihm durch ſeinen Unterricht zu ſtatten kommet, der wird gewahr werden, daß der weiſe König recht habe, wenn er ſchreibt: **der Faule ſtirbt über ſeinem wünſchen.** Wir laſſen uns dieſes zur Richtſchnur dienen, und ich insbeſondre will dieſes erſte Blat dieſes neuen Jahres lieber mit einer ernſtlichen Betrachtung, als mit vergeblichen Complimenten anfüllen.

Wenn ich den ſchnellen Ablauff der Zeiten und Jahre bedencke: ſo halte ich dafür, daß man weit mehr Urſache habe an einem Neujahrstage ſeine Bekanten zu beklagen, als ihnen einen Glückwunſch abzuſtatten. Was die Zeit ſey, und worinnen ihr eigentliches Weſen beſtehe, mögen die Weltweiſen unter ſich ausmachen. Soviel iſt gewiß, daß die Zeit, ja ein jeder Augenblick deſſelben, eine Gelegenheit gutes zu thun, ja noch mehr, ein Theil unſers flüchtigen Lebens ſeye. Jede Stunde, jeder Pulsſchlag iſt uns deswegen von GOtt gegeben, damit wir die Wohlfahrt des menſchlichen Geſchlechts, und die Ehre unſers Schöpfers befördern ſollen. Dieſes iſt in dem vorigen Jahre vielfältig verſäumet wor-

den.

ben. Wer kan ſich rühmen, daß er ſeine Pflicht in dieſem Stücke niemals aus den Augen geſetzet habe? Iſt es nun mit dem verfloſſenen Jahre ſo bewandt: warum ſoll ich jemanden Glück wünſchen, daß ihm ſoviele Gelegenheiten gutes zu thun entwiſchet? daß er ſovielmal ſeiner Pflicht vergeſſen? daß er ſomanche Tugend auszuüben unterlaſſen, die er vielleicht Lebenslang nicht mehr ins Werck zu richten Anlaß haben wird? O wie vernünftig würde derjenige handeln, der am Neuenjahrstage ſeine Anrede ſo einrichten möchte: ich beklage dich hertzlich, mein lieber Freund, daß du abermal ein Jahr verloren haſt, darinnen du viel gutes hätteſt thun können: wenn du vernünftiger geweſen wäreſt, als du ietzo biſt. Ich betrübe mich über die ſchwere Verantwortung, ſo du deswegen wirſt ablegen müſſen, und wolte hertzlich gern alles meinige hergeben: wenn wir nur das verfloſſene Jahr zurücke kauffen, daſſelbe von neuem anfangen, und mit gröſſerm Ernſte nach der wahren Tugend ſtreben könten.

Die andre Beſchreibung der Zeit, daß ſie nemlich ein Stücke von unſerm Leben iſt, giebt faſt noch traurigere Betrachtungen an die Hand. Unſere Dauer iſt gleichſam aus lauter Augenblicken zuſammen geſetzet. Das menſchliche Leben iſt eine Kette: die Geburt ihr Anfang, der Todt das Ende, die Pulsſchläge ihre Glieder. Hält ein Pulsſchlag ohngefehr ſoviel Zeit in ſich, als eine Secunde: ſo verflieſſen in jeder Stunde 3600., in Tag und Nacht 86400 in einem Jahre aber 31536000, das ſind ein und dreyßig Millionen fünfhundert und ſechs und dreyßig tauſend Pulsſchläge. Soviel Glieder von unſrer Lebenskette ſind auch in dem vorigen Jahre verloren gegangen. Soviel kürtzer iſt ſie geworden, und es ſteht doch in unſern Kräften nicht, einen einzigen am Ende hinzuzuſetzen, und ſie dadurch nur auf einen Augenblick zu verlängern. Was thut alſo derjenige, der einem wegen des zurückgelegten Jahres Glück wünſchet? Er ſagt: daß er ſich hertzlich erfreue, weil ſein Freund nunmehro ein oder zwey und dreyßig Millionen Augenblicke weniger zu leben hat als vor einem Jahre: es ſey ihm lieb daß er dem

Tode ſoviel näher zum Rachen gerücket; und daß die Schlangen und Würme um ſoviel eher einen guten Biſſen an ihm zu gewarten haben.

Stellet man ſich den Zuſtand eines laſterhaften Gemüthes vor: ſo iſt die Betrachtung des neuen Jahres noch ſchrecklicher. Bildet euch doch einen Seiltäntzer ein, der auf einem Stricke ſpringet, deſſen Anfang er zwar geſehen, das Ende aber eines dicken Rauches oder Nebels halber, nicht erblicken kan. Werden euch die Haare nicht zu Berge ſtehen: wenn ihr ſehet daß der verwegene Täntzer, unbeſonnener Weiſe einen Sprung nach dem andern hinmachet, und nicht bedencket, wie lang ſein Seil noch hinausgehe, auch nicht erweget, daß er vielleicht ſchon zum Ende gekommen, und in der erſten Capriole den unſeligen Hals brechen werde. Seht, ein ſolcher Täntzer iſt ein ſicherer Menſch. Seine Lebensdauer iſt das Seil: jeder Augenblick den er lebet, ein Schritt oder Sprung auf demſelben. Das Ende des Seiles iſt ihm gantz unſichtbar; doch läuffet und ſpringet er ſo ſicher zu, als wenn es niemals ein Ende haben würde. Ich meine er lebt in den Tag hinein, und zehlt nicht einmal die Tage, deren Anzahl hinter ihm unmöglich zunehmen kan, wenn ſie nicht vor ihm abnimmt: indem die verfloſſene Zeit nicht anders, als durch den Verluſt und Abnahm der künftigen wächſet. Will alſo jemand in dieſem Abſehen eine vernünftige Anrede im neuen Jahre thun, der ſage: mein Freund, ich betrübe mich, daß du wieder einen anſehnlichen Theil deines Lebens verloren haſt. Ich beklage dich, daß du nicht mehr ſo weit vom Grabe biſt, als vor einem Jahre, und wolte wünſchen, daß du noch alle die Augenblicke vor dir hätteſt, die du ſchon ſo unbedachtſam haſt vorbeyflieſſen laſſen.

Seht wehrteſte Leſer, dieſes ſind meine Gedancken am Neuen Jahrsabende geweſen, den tauſend Leute mit eiteln und albern Spielen; mit thörichten und abergläubiſchen Dingen zuzubringen pflegen. Ich übergebe euch dieſelben zu weiterm Nachſinnen, und hoffe daß ſie euch eine Aufmunterung zu einem behutſamen Wandel ſeyn werden. Erweget auch dieſen Vers aus dem tiefſinnigen Herrn von Canitz

Wir ſind an den Lauff der Stunden
Veſt gebunden,
Der entführt was eitel heißt,
Und der dein Gefäß, o Seele!
Nach der Höle
Seines Sterbgewölbes reißt.

Bey Gelegenheit der Neujahrswünſche theile ich meinen Leſern auch folgendes Schreiben mit, welches am Ende des vorigen Jahres bey unſerm Verleger eingelauffen.

Calliſte.

Vernünftige Tadlerinnen,

Das Vergnügen, welches ihr mir wöchentlich in euren Blättern mittheilet, iſt jederzeit ungemein: keines aber gröſſer als wenn Eure Leſer durch Eure ſcharfſinnige Gedancken über die Poeſie ergetzet werden. Wie kommts, artigen Kinder, daß Ihr Euch unterſtehet die Verſe gelehrter Männer zu beurtheilen? Man findet ja ſonſt hierinnen ſehr ſelten Exempel von euren Schweſtern, und die verkehrte Meinung hat Euch faſt für untüchtig zur Poeſie erkläret. Wie kommts, daß ſich ſo gar die Männer eine Ehre daraus machen, von Euch in der edlen Tichtkunſt unterrichtet zu werden? Ein jeder Liebhaber der teutſchen Reinlichkeit und Tichtkunſt ſchaffet ſich die von Euch vorgeſchlagenen Bücher an: und es wundert mich, daß Herr Spörl noch ein Stücke von Canitzens oder Günthers Gedichten hat. Ich meines theils, leſe ſie mit dem gröſſeſten Vergnügen und Nutzen. Ich mache auch Verſe; wiewohl ohne groſſe Mühe. Ob ich mich dazu ſchicke, kan ich nicht wiſſen, biß ich Euch eine Probe zur Beurtheilung überſenden werde. Denn ſo gar diejenigen die ſchlimme Verſe machen, ſind glücklich: wenn ſie die Ehre haben von Euch vernünftigen Tadlerinnen getadelt zu werden. Der künſtliche Poet deſſen kindiſche und ungereimte Reime Ihr in eurem 49ſten Blate mit gewöhnlicher Scharfſinnigkeit beurtheilet und beſtraffet habt, iſt gleichfals in seiger Art glücklich; da ſeine abentheurliche Misgeburt, welche er mit ſovielen Wehen geboren eine Stelle in Euren Blättern erlanget. Wie gründlich nun Euer Urtheil iſt, und wie ſehr eure Beleſenheit zeiget: ſo bin ich doch verſichert daß Ihr jenes nicht nach den verſchiedenen und mehrentheils unrichtigen Maßſtäben aller Menſchen einrichten könnet. Es finden ſich noch immer Leute, die ſich durch eine hohe, ungemeine dabey aber gezwungene Schreibart über den Pöbel ſetzen wollen; da ſie ſich doch von allen vernünftigen unter die Reihe der niedrigen und mehr als gemeinen Reimſchmiede müſſen ſetzen laſſen. Wie mögen doch nicht ietzo beym Drucke ſovieler Neujahrswünſche die armen Preſſen von den Sonnett ſchwitzen, und unter der koſtbaren Laſt der **Perlen** und **Diamanten**, der **Bengalſchen** und anderer **ausländiſchen Seltenheiten** ſeufzen. Wie mancher Patron wird vor dem häuffigen **Donner** und **Blitz** erſchrecken, womit der Tichter ſein Blat fürchterlich gemacht: wofern er nicht auch den **Jupiter Neptunus** und **Boreas** antreffen wird; als welcher die **zuſammengezogenen Donnerwolcken,** zerſtreuen kan. Da wird der gute Mann froh werden, daß ſich das Ungewitter verzogen, und dem armen Tichter ein paar Groſchen zur Belohnung reichen laſſen. Nehmt doch nicht übel, daß ich Eure Gedult noch länger mißbrauche. Ich bitte Euch, ermahnet doch unſre Landsleute, daß ſie ſich hierdurch nicht lächerlich machen mögen. Eine ſolche Vorſtellung wird einen groſſen Nutzen haben, unſer **Halle** aber den Ruhm davon tragen, daß es ſich durch ſolch geſchicktes Frauenzimmer den Geſchmack in der Poeſie habe verbeſſern laſſen. Ich aber mache mir ein Vergnügen daraus, daß ich mich nennen kan

von Hauſe den 29.
Dec. 1725.

Euren dienſtſchuldigſten
Leucander.

Halle, zu finden im Spörliſchen Buchladen.
Allwo künftig alle Freytage die Fortſetzung ausgegeben wird.

Die Vernünftigen Tadlerinnen

II. Stück.

Freytags, den 11. Jenner, 1726.

Günther.
Wir Teutschen leyren noch.

Unter andern Stücken, welche wir wegen der Fortsetzung unsrer Blätter auf das letzige Jahr verabredet, ist dieses nicht das geringste, daß wir uns eine gewisse Eintheilung der Materien gemacht, die sich eine jede auszuarbeiten vorgesetzet. Calliste, die älteste und ernsthafteste unter uns, hat sich die Ausführung wichtiger und zur eigentlichen Morale gehöriger Dinge vorbehalten. Iris, die jüngste und schönste unter uns, hat sich diejenigen Materien, welche in die sogenante Galanterie lauffen, angemasset. Dergestalt siehet ein jeder, aus unsern Absichten daß ich mir die teutsche Sprache, die gebundene und ungebundene Beredtsamkeit, und einige andre zur Gelahrtheit gehörige Stücke zueignen werde. Wird man also die erste unter uns mit dem Namen der Klugen; die dritte mit dem Titel der galanten beehren: so schmeichele ich mir, mit der Zeit, das Beywort der gelehrten zu erlangen. Unsre Correspondenten mögen sich darnach achten, und ihre Briefe an diejenige Tadlerin richten, für welche dieselbe ihrem Inhalte nach gehören.

Mein erstes Blat wird mir nur halbe Mühe kosten: indem ich es demjenigen Schreiben widmen will, welches ſchon am Ende des vorigen Jahres von unſrer geneigten Marilis aus Jena bey uns eingelauffen. Dieſes geſchickte Frauenzimmer iſt faſt die einzige an ihrem Orte, die unſere Blätter ihres Anblickes würdiget: angeſehen die daſigen Buchhändler ſich die allerwenigſten Exemplare davon kommen laſſen. Doch wir zweifeln nicht, daß der Beyfall einer ſo vernünftigen Perſon uns nicht bald mehrere Leſer zuwege bringen werde. Der Brief an ſich ſelbſt lautet alſo:

Wertheſte Tadlerinnen,

Unter den Tugenden, womit Jhr ſoviele Liebhaber reitzet, iſt die Beſcheidenheit nicht die geringſte, welche Jhr in euren ſchönen Blättern blicken laſſet. Jch könte mich nicht enthalten, Euch nach Verdienſt zu loben, und wegen des 39. Stückes, welches mich ſehr vergnüget hat, einen verpflichteten Danck zu ſagen: wenn Jhr mir nicht ſelbſt ein Stillſchweigen auferleget hättet. Jedoch werdet Jhr mir erlauben, diejenige Hochachtung im Hertzen für Euch zu hegen, welche ich vermöge eures Verlangens, mit geziemenden Worten nicht ausdrücken darf. Jhr begehret etwas von mir, darüber ich ſelbſt eure Gedancken zu vernehmen geneigt bin. Wenn Jhr uns nach eurer Gewohnheit abermal unterrichten, und dasjenige verbeſſern werdet, was ich ietzo von der Reinigkeit unſrer Mutterſprache ſchreibe: ſo werdet Jhr nicht allein mir; ſondern allen euren Leſerinnen einen nützlichen Dienſt erweiſen.

Weil mein Vater, ſeines Amtes wegen, einige Zeit auf die teutſche Sprache gewendet hatte: ſo war es ihm deſto leichter, mir darinnen eine Anleitung zu geben. Als ich das zehnte Jahr zurückegeleget, und nicht allein in der Bibel; ſondern auch in andern teutſchen Büchern etwas geleſen hatte; ja auch ſelbſt ſchon etwas weniges aufſetzen konte: ſo bemerckte er an mir, daß ich, ſowohl wider die Rechtſchreibung, als wider die richtige Zuſammenſetzung der Worte, zuweilen zu verſtoſſen pflegte. Meine Fehler kamen theils mit der täglichen Gewohnheit im Reden; theils mit einigen ſchlechtgeſchriebenen Büchern überein; und darauf berieff ich mich zu meiner Vertheidigung. Daher erachtete mein Vater für rathſam, mir die Grundregeln der teutſchen Sprache beyzubringen: damit der verderbte Gebrauch mir nicht weiter ſchaden möchte, welcher fürnemlich im Reden, wieder die Regelmäßigkeit einer Sprache zu ſtreiten pfleget. Er hielte ſehr viel auf **Bödickers Grundſätze der teutſchen** Sprache und pflegte die Unterweiſung nach dieſem Buche einzurichten. Er hielte ſich aber hiebey keines weges mit vielen Regeln auf. Seine Meinung ging allezeit dahin, daß man bey Erlernung der Sprachen wenig Regeln nöthig habe: daß hingegen die Ubung derſelben, deſto öfter und fleißiger geſchehen müſſe. Bey der Mutterſprache wäre die Vielheit der Regeln deſto unnöthiger: weil wir nicht nur täglich geſchickte Leute reden hören; ſondern auch wohlgeſchriebene Bücher von allerhand Materien leſen könten. Was ich aus dieſer klugen Sorgfalt meines Vaters vor einen Nutzen gehabt: habe ich daraus geſpüret, daß mich diejenigen niemals irre gemacht, welche von der gewöhnlichen Rechtſchreibung ohne Urſache abgewichen, und ihren beſondern Grillen gar zu ſehr nachgehangen. Noch weniger habe ich mich dadurch verführen laſſen: wenn andre in Zuſammenſetzung der Worte, ſowohl wider die vernünftigen Regeln unſrer Sprache, als wider den Gebrauch geſchickter und der Sprachkunſt kundiger Leute gefehlet. Der Fleiß meines Vaters kam mir ferner darinnen zu ſtatten, daß er mir öfters beym Leſen teutſcher Bücher, ſolche Fehler wieſe, welche die Verfaſſer derſelben, wider die Reinigkeit und Richtigkeit der hochteutſchen Mundart begangen hatten: wobey er allezeit zu bedauren pflegte, daß die Teutſchen ſo wenig Zeit und Sorge auf die Verbeſſerung ihrer Sprache wendeten. Oftmals ſagte er, es ſey höchlich zu bewundern, daß wir dem Exempel der Franzoſen nicht nachfolgeten, welche ſich ſo ſehr angelegen ſeyn lieſſen, durch aufgerichtete Geſellſchaften, ihre Sprache immer zu gröſſerer Richtigkeit und Zierlichkeit zu bringen: und dieſes um ſoviel mehr, da wir ſonſt gewohnt wären, in Kleidungen, Speiſen, Spielen, Täntzen, und andern Dingen dieſem eiteln Volcke nachzuäffen. Und ob ihm gleich der Fleiß einiger Gelehrten ſehr wohlgefiel, den ſie für ſich inſonderheit auf die Verbeſſerung ihrer Mutterſprache wendeten: ſo glaubte er doch, daß dadurch ſoviel nicht ausgerichtet würde; weil Hofleute und andre, nach denen man ſich in dieſer Sache richtete, alle Verbeſſerungen als Schulgrillen anſehen; ob ſie wohl höchſtvernünftig wären. Daher wünſchte er, daß einige Gelehrten, ſo hierzu geſchickt wären, eine Geſellſchaft unter ſich aufrichten möchten, in welcher ſie unter der Beyhülfe und dem Schutze groſſer Herren, mit vereinigten Kräften, an Verbeſſerung der teutſchen Sprache arbeiten, und dasjenige, was noch unrichtig und zweifelhaft iſt, zur Richtigkeit und Gewißheit bringen möchten. Hievon hat er einesmals ſeine Gedancken einem vornehmen Manne eröffnet, von welchem er auch angefriſchet worden, an einen hohen Bedienten eines gewiſſen Hofes deswegen zu ſchreiben. Ja ich habe noch einige Blätter in Händen/ darauf mein Vater etwas entworfen/ welches zur Verbeſſerung unſrer Sprache gereichet. Er unterſtunde ſich niemals etwas zu ändern; ob er gleich Urſache dazu hatte: wenn dasjenige/ was bisher gebräuchlich geweſen/ nur einigen Grund zu haben ſchiene. Seine Meinung war/ es ſtünde niemanden frey/ etwas wider den Gebrauch in einer Sprache einzuführen; und wenn jemand ſolches thäte/ müſſe er ſichs nicht verdrieſſen laſſen: falls er von andern als ein Grillenfänger deswegen ausgelachet würde. Deswegen ließ er ſich die Meinung derer niemals gefallen/ welche die ſelbſtſtändigen Nennwörter im Anfange mit kleinen Buchſtaben ſchreiben; als wovon man keine gründliche Urſache geben kan.

Ich gerathe gar zu weit von meinem Zwecke/ wertheſte Tadlerinnen/ Euch nemlich auf eure Fragen zu antworten. Wiſſet dahero ferner/ daß mir mein Vater/ nachdem ich die Grundſätze der teutſchen Sprache gefaſſet hatte/ die auserleſenſten Bücher in die Hände gegeben/ und dabey anbefohlen/ nicht nur auf die Worte und derſelben Zuſammenfügung/ ſondern auch auf die Rechtſchreibung acht zu haben. Dieſem zu folge/ habe ich viele von denen Schriften geleſen/ welche Ihr in euren Blättern vor andern angeprieſen. Jedoch kan ich nicht leugnen/ daß ich aus des ſeligen **Luthers** teutſchüberſetzten Bibel/ wie auch aus ſeinen andern Schriften den gröſten Nutzen gehabt. Kan gleich ſeine Zuſammenſetzung der Worte bisweilen verbeſſert werden: ſo iſt doch die Schreibart überaus hochzuſchätzen/ ſowohl was die Reinigkeit/ als die Zierde der guten und alles wohl ausdrückenden Redensarten anbetrifft. Des bekanten **Eraſmus Franciſci** und des Herrn von **Seckendorffs** teutſche Schriften habe ich ebenfals mit Nutzen/ und Vergnügen durchgeleſen. Aus dieſen Büchern habe ich die Fehler ſo mir anhiengen nach und nach vermeiden gelernet. Noch mehr aber hat es mir geholfen/ daß mein Vater dasjenige/ ſo ich ſchriftlich aufgeſetzet/ verbeſſert/ mir die Fehler gezeiget/ auch gewieſen/ wie ſie in Zukunft zu vermeiden wären. Weil Ihr mir die Erlaubnis gegeben Euch von meinem Vater zu ſchreiben: ſo werdet Ihr nicht übel nehmen **geliebteſte Tadlerinnen**/ daß ich noch folgendes beyfüge. Wohlgeſchriebene hiſtoriſche Bücher tragen nach ſeiner Meinung/ wo nicht das meiſte/ doch gewiß ſehr viel zur Verbeſſerung der teutſchen Schreibart bey: weil ſie in Anſehung der Sachen davon ſie handeln/ von jedermann gern geleſen werden. Er lobt die klugen Römer/ welche ehemals ihre Thaten rein/ zierlich und deutlich beſchrieben/ und dadurch andern Völckern ein löblich Exempel zur Nachfolge hinterlaſſen haben. Deswegen hält er darfür/ daß diejenigen Geſchichtſchreiber/ welche die Hiſtorie mit einer reinen und deutlichen teutſchen Schreibart abgefaſſet/ ſich um ihre Mutterſprache ſehr verdient gemacht. Ich leſe dahero anſtatt der Romanen teutſche Hiſtorienſchreiber: wiewohl die wenigſten ſo beſchaffen ſind/ daß ſie in Anſehung der Schreibart mit Zieglern zu vergleichen wären/ deſſen **täglicher Schauplatz der Zeit**/ und **hiſtoriſches Labyrinth** von allen/ die der teutſchen Sprache kundig ſind/ gerühmet werden. Es kommen itzo unzehliche hiſtoriſche Schriften heraus/ darinnen man keine beſſere Schreibart antrifft/ als wie ſie in den ſchlechteſten Zeitungsblättern befindlich iſt/ deren Verfaſſer ſich das Geſetze gemacht zu haben ſcheinen/ durchaus die teutſche Sprache zu zerſtümmeln. Hiernechſt bemercke ich den Fehler/ daß viele/ in ihren Schriften von der politiſchen Hiſtorie/ ſich einer Schreibart bedienen/ die den Leſer zum Lachen beweget. Wie wenig ſich aber dieſes zu ſo wichtigen und ernſthaften Dingen ſchicke: das überlaſſe ich andern zu beurtheilen. Ich zum wenigſten halte dieſes für was unanſtändiges/ und glaube/ daß die Verfaſſer ſich deswegen dieſe Weiſe gefallen laſſen/ daß ihre hiſtoriſche Blätter deſto beſſer abgehen/ und bey einfältigen Leuten/ die gern immer was luſtiges haben wollen/ eben ſo beliebt ſeyn mögen/ als der **wohlgebuckelte Staatsbote**/ der bey dem Pöbel ſo manches Gelächter zu verurſachen pfleget. Dieſe lächerliche Schreibart wird auch in andern Schriften von ernſthaften Materien zuweilen gebraucht. Als ich neulich eine gewiſſe Vorrede las/ welche manch feines Sprüchelchen/ wiewohl nicht ohne Prahlerey in ſich hielte/ und darinnen ein altweiber/ und altſchincken Gleichnis nach dem andern erblickte: ſo erweckte das abgeſchmackte Weſen deſſelben/ anſtatt des Gelächters einen ſolchen Verdruß in mir/ daß ich das Buch mit Eckel aus den Händen warf. Ein mehrers mag ich davon nicht beyfügen:

weil Euch dergleichen Exempel nicht unbekant ſeyn können. Seyd dahero ſo gütig/ **wertheſte Freundinnen**/ und verweiſet euren Leſern dieſe Fehler/ damit ſie ſich hinführo dieſer lachenswürdigen Schreibart enthalten/ und in ernſthaften Sachen ernſthaft ſchreiben lernen. Nebſt denen/ welchen hieran gelegen iſt/ werdet Ihr diejenige aufs neue verbinden/ die ſich mit eurer Erlaubnis beſtändig nennet

Eure

Saal-Athen den 26. Dienſtergebenſte Freundin
Nov. 1725. **Marilis.**

* * *

Unſre geſchickte **Correſpondentin** iſt uns alſo nichts von demjenigen ſchuldig geblieben/was wir auf der letzten Seite des 39. Stückes von Ihr zu vernehmen gewünſchet. Die Lehrart/welcher ſich Ihr Herr Vater bedienet hat/ gefällt uns ſo wohl/ daß wir ſie allen denen anpreiſen. die entweder ihre Kinder oder ihre Untergebene in der teutſchen Sprache unterweiſen wollen. Es iſt freylich wahr/ daß unzehliche Bücher/ auch ſo gar derer/ die Poeten heiſſen wollen/ mit den gemeinſten Fehlern der pöbelhaften Mundart angefüllet ſind. Sie ſchreiben ſo unrichtig/ als Laſtträger/ Holtzhacker und Schubkärner zu reden pflegen/ und meinen doch wohl/ daß ſie dermahleins Autores Claſſici der teutſchen Sprache heiſſen werden.

Kein Menſch wird klug gewiegt/noch ohne Schellen jung. ſchreibt **Günther** vom Verſtande des Menſchen; und wir können von der Sprache mit eben ſolchem Rechte ſagen: kein Teutſcher wird als ein Meiſter in ſeiner Mutterſprache an die Welt geboren/ und kein Land/ keine Stadt iſt zu finden/ da nicht die gemeine Sprache verſchiedene Fehler haben ſolte. Dieſe muß derjenige/ der ſich unter die Zahl der Scribenten waget/ zuvor erkennen und vermeiden lernen: nicht aber einem wilden Vogel gleich werden/ der da ſinget/wie ihm der Schnabel gewachſen iſt. Ein anders iſt es guten Freunden/beym Pfeiffchen Taback ein paar luſtige Schwencke erzehlen; ein anders aber eine Schrifft verfertigen/ die den Beyfall der klugen Welt erhalten ſoll. Man muß allerdings auch Regeln zu Rathe ziehen: wenn man ſeine Gedancken richtig ausdrücken will. Und weil dieſes die meiſten Bücherſchreiber nicht gethan haben: ſo iſt leicht zu erachten/ warum man ſo wenige Schriften hat/ die man als Muſter in unſrer Mutterſprache aufweiſen kan.

Daß unſre geſchickte **Marilis** an **Zieglers** Schriften einen Geſchmack findet/ zeiget von ihrer guten Beurtheilungskraft. Wir haben auch die ſogenante **Aſiatiſche Baniſe** ſonſt aus keiner andern Urſache zum leſen vorgeſchlagen/als weil ſie aus der Feder dieſes groſſen Mannes gekommen. Es iſt auch wahr daß wir wenig Hiſtorienſchreiber haben/ die demſelben in der reinen Schreibart gleich zu ſchätzen ſind. Der einzige **Puffendorf** ſcheint ſich noch vor andern zu unterſcheiden.

Er ſchreibt rein/ deutlich/ nachdrücklich/ und kurtz/ welches die Haupttugenden einer hiſtoriſchen Schreibart ſind. Die **Europäiſche Fama** hat auch allezeit den Ruhm einer guten Schreibart gehabt; ja meiner Meinung nach/ biß anhero beybehalten: wie ich denn nicht leugnen kan/ daß ich in Leſung etlicher Jahrtheile derſelben den Geſchmack von einem wohlgeſchriebenen teutſchen Buche beſtärcket/ dazu ich ſchon vorhin/ aus **Ernſts hiſtoriſchem Bilderhauſe** den Grund geleget hatte. Es iſt auch neulich eine Lebensbeſchreibung des letztverſtorbenen Rußiſchen Käyſers in Leipzig herausgekommen/ die/ was die Schreibart anlanget/ vielen Ruhm verdienet. Sonſt weiß ich mich auf keinen Geſchichtſchreiber zu beſinnen/ der nicht der gemeinen Gewohnheit der Zeitungsſchreiber gefolget wäre. Dieſe Herren werden endlich eine gantz neue kauderwelſche Sprache aufbringen/ die weder teutſch/ noch lateiniſch/ weder franzöſiſch noch italiäniſch/ ſondern ein Zwitter und eine ſeltſame Misgeburt iſt/ die uns nicht nur lächerlich; ſondern gantz abſcheulich vorkommen würde: wenn wir ſie nicht täglich vor Augen hätten/ und ſie alſo ſchon gewohnt wären.

Daß ferner unſre Correſpondentin den theuren **Luther** wegen ſeiner Schreibart lobet/ gereichet zu unſerm beſondern Vergnügen. In Wahrheit/ Teutſchland hat an dieſem trefflichen Manne nicht nur einen eifrigen Gottesgelehrten/ ſondern auch in vielen andern Stücken was groſſes gezeiget. Zu ſeiner Zeit hat alles ein ander Anſehen gewonnen/ und er ſelbſt hat das meiſte dazu beygetragen. Die teutſche Sprache hat ihm inſonderheit viel zu dancken. Er iſt der erſte gute Poet und Redner in Teutſchland/ der in ſeiner Mutterſprache alle ſeine Vorgänger weit hinter ſich gelaſſen. Wie ſehr er auf die Reinigkeit darinnen geſehen: iſt aus ſeinen Schriften hin und wieder abzunehmen. Ich erinnere mich eine Stelle geleſen zu haben/ wiewol ich ſie ietzo beym Nachſchlagen nicht finden kan/ wo er von der Uberſetzung des Spruches: **weſſen das Hertz voll iſt/ geht der Mund über**/ handelt. Es hatte ihm jemand den Einwurf gemacht/ daß er gar zu ſehr von dem Grundtexte abgewichen ſey; nach welchem es vielmehr hätte heiſſen ſollen; **aus der Fülle des Hertzens reden**. Ich kan es aber nicht ſagen/ mit was für einer Lebhaftigkeit und Eifer/ er ſeine Uberſetzung vertheidiget: indem er deutlich darthut/ daß dieſes unteutſch/ und folglich für einen/ der nichts als ſeine Mutterſprache verſtehet/ unverſtändlich; jenes aber/ der Natur unſrer Sprache gemäß/ ſehr nachdrücklich/ und doch an Bedeutung eben ſoviel geſaget ſey. Da man aber nicht leugnen kan/ daß nicht in zweyhundert Jahren eine ziemliche Veränderung in unſrer Sprache ſolte vorgegangen ſeyn; wie denn auch die älteſten Bibeln/ ſowohl im Abſehen auf die Rechtſchreibung als in andern Stücken/ von den heutigen ſehr unterſchieden ſind: alſo überlaſſe ich es den Gottesgelehrten zu entſcheiden/

ob man ſich bey neuen Auflagen derſelben ein Gewiſſen machen ſolle/ etwa ein Wort nach der Lieblichkeit unſrer heutigen Mundart/ auf eine andre Stelle zu ſetzen/ als es Luther/ nach ſeiner damaligen Art geſetzet; oder irgend ein altgewordenes mit einem gewöhnlichen zu verwechſeln. Ich enthalte mich Exempel davon anzuführen/ damit man mich nicht eines gegebenen Aergerniſſes beſchuldigen könne.

Was die Geſellſchaften anlanget/ die zur Verbeſſerung unſrer Mutterſprache geſtiftet werden ſolten: ſo wird es wohl allem Anſehen nach bey lauter Vorſchlägen bleiben. Indeſſen wüſte ich noch ein Mittel/ wodurch in Ermangelung eines beſſern/ unſre Landesleute gereitzet werden könten/ ſich auf eine gute Schreibart zu befleißigen. Solange Könige und Fürſten keine Belohnungen darauf ſetzen: muß die Ehre anſtatt eines Sporns dienen. Ich meine die Herrn **Journaliſten** ſolten nur anfangen diejenigen Scribenten öffentlich zu rühmen/ die ſich in dieſem Stücke von andern unterſcheiden. Und hierzu wäre niemand geſchickter als die Verfaſſer der gelehrten Zeitungen/ und der teutſchen Geſchichte der Gelehrten/ welche nicht nur ſelbſt ihre Mutterſprache vollkommen inne haben/ ſondern auch eben deswegen/ von andern ein gründliches Urtheil zu fällen wiſſen.

Die Begierde einiger Scribenten was luſtiges zu ſchreiben/ kan niemals abſcheulich genug vorgeſtellet werden. Ich weiß es zwar/ daß nicht alle Leſer wie **Cato** geſinnet ſind. Der weinende **Heraclitus** hat lange nicht ſoviel Söhne und Nachfolger/ als der lachende **Democritus**. Ein Scribent iſt auch einigermaßen befugt/ ſich nach ſeinen Leſern zu richten: aber er muß in allen Dingen Maß halten können/ und den Wohlſtand zu beobachten wiſſen. **Abraham von Sancta Clara** ſcheuet ſich nicht auf der Cantzel/ die ärgerlichſten Zoten zu reiſſen. Man laſſe dem Papſtthume dieſe Luſtigmacher: ſonderlich in ernſthaften Materien. Wer wird einem 80jährigen Greiſen einen Harlequinsrock anziehen? Aus der Bemühung immer luſtig zu ſchreiben/ entſteht endlich eine Unfläterey. Denn wenn der Scribent entweder nicht von ſonderlichen Einfällen iſt/ oder ſich ſchon erſchöpfet hat: ſo verfällt er endlich auf garſtige und erbaren Ohren gantz unleidliche Zoten. Ein neues Muſter hat neulich **Agrippina** abgegeben. Sie iſt uns mit ſo unverſchämten und abſcheulichen Reden aufgeführet worden/ daß auch freche Gemüther davor gehalten/ man hätte dieſe unkeuſche Perſon entweder gar nicht vorſtellen; oder doch ein wenig beſcheidener ſollen reden laſſen.

Phyllis.

Halle, zu finden im Spörliſchen Buchladen.

Die Vernünftigen Tadlerinnen

III. Stück.

Freytags / den 18. Jenner / 1726.

Pietſch.
Wer ſich an geile Flammen hält /
Den muß die wilde Brunſt verzehren.

Cynthia iſt eine Braut, und wird eheſtens Hochzeit haben. Ihr Bräutigam iſt der **Briontes**, ein Mann deſſen äuſſerliche Geſtalt ſo angenehm und liebenswürdig, als **Cynthia** ſelber iſt, und deſſen Gelehrſamkeit und Geſchicklichkeit den gröſten Reichthümern wenigſtens bey Vernünftigen den Vorzug benimmet. Ohne Zweifel iſt in dieſen kurtzen Worten eine Beſchreibung eines gantz vollkommenen Paares begriffen, und ich habe kaum von dem Neid ſelbſten zu beſorgen, daß er mir ſelbige ſtreitig mache. Daß ich von dem Bräutigam nicht zu viel geſchrieben: wird ein jeder in unſerer Stadt inne werden; wenn er herkommen und die Eheverbindung wircklich vollziehen wird. Daß aber **Cynthia** ſchön, und dabey tugendhaft ſeye: werden unſere Herren Studenten bezeugen, die ſich des erſtern wegen die Mühe gegeben des Tages wohl zehnmal vor ihrem Fenſter den Hut abzuziehen, und doch des andern halber ſelbſt geſtehen, daß alle ihre Höflichkeit nichts mehr, als ein höfliches Bedancken von ihr zuwegen gebracht habe. Wer da bedencket, welch eine ſeltſame Sache es iſt, daß junge Mannsperſonen von der Tugend eines Frauenzimmers ein gutes Zeugnis ablegen, der wird leicht ſchlieſſen können, wie wohl ſich unſre **Cynthia** aufgeführet haben müſſe. Ich ſelbſt habe mich oft darüber verwundert. Sind auch wohl viele Schönen bey uns zu finden, denen nicht das gemeine Geſchrey einen, oder auch wohl etliche Buhler-zueignen ſolte? höret man nicht alle Gelegenheiten erzehlen, bey welchen ſie ihre Liebe zu ſtiften, oder zu unterhalten ſuchen? Der erſte läßt ſich mit ſeiner Geliebten zu Gevattern bitten, ſtellet ſich mit koſtbaren Geſchencken ein, und bekommt dadurch eine nicht geringe Stuffe in ihrer Gewogenheit. Der andre iſt unermüdet ſeiner Schönen mit Nachtmuſiquen aufzuwarten. Der dritte ziehet in ein Haus wo ſeiner Gebieterin Verwandten wohnen, um daſelbſt mit ihr in Bekandtſchaft zu gerathen. Der vierdte ſtellet ſich in der Kirche auf einen Platz, wo er ſie allezeit im Geſichte haben kan. Der fünfte rufft des Nachts vor ihrem Fenſter einmal übers andre; Es lebe die Mademoiselle N. N. Der ſechſte ſucht ſein Glücke bey einer Geliebten zu erhaſchen, wenn ſie ſich durch Landviſiten eine Veränderung machet. Oefters wird einer ſeiner Schönen, die ſich nicht zu ſeinem Zweck bequemen will, überdrüßig, und überreichet der Magd ein ander Venus mit der tiefſten Ehrenbezeugung ein Briefgen, um ſelbiges ſeiner Geliebten zuzuſtellen. Und wer kan alle dieſe Dinge erzehlen? die man deswegen leicht aus der Acht läſſet: weil ſie täglich vorkommen, und alſo für nichts ſonderliches mehr gehalten werden. **Cynthia** indeſſen iſt von allen ſolchen Hiſtorien bishero frey geblieben. Ihre Schönheit hat ihr Verehrer genug zuwege gebracht. Durch ein ſprödes und hochmüthiges Weſen hat ſie ſich keinen eintzigen zum Feinde gemacht. Allen die ſie gegrüſſet haben, hat ſie mit gleicher Leutſeligkeit gedancket. Keiner hat aus ihren Geberden eine Verachtung ſeiner Perſon, aber auch niemand eine beſondere Zuneigung ſpüren können. Sonſt iſt ihre Lebensart gantz ſittſam und eingezogen geweſen, und ihren Eltern hat es nicht mehr als einen Winck gekoſtet, dieſelbe in dieſem ſchönen Gehorſam, den ſie von ihr gefordert zu erhalten, und ihrem jüngern Geſchwiſter ein löbliches Exempel zu geben. Dieſes iſt es, was ich von unſrer **Cynthia** mit Grund der Wahrheit melden kan. Man ſehe hierbey, ob nicht das bekante Sprüchwort eintreffe, daß ein jeder ſeines eignen Glückes Meiſter ſeye. Wie manches Frauenzimmer klaget, daß man ſie in einen ſo übeln Ruff bringet? Sie beſchweret ſich über die böſen Mäuler, die ſie in allen Geſellſchaften läſtern: ſie bedencket aber nicht, daß ſie ſelber Schuld daran habe. Wäre ihr gantzer Wandel unſchuldig; ihre Bezeugung gegen alle und jede Menſchen tugendhaft; ihre Geſellſchaft auserleſen, und in keinem übeln Verdachte: ſo würde ſich entweder der Neid ſchämen, Dinge von ihr zu erdichten, die weder Grund noch Schein haben; oder wenn die Bosheit auch alle Unſchuld aus den Augen ſetzte: ſo würden doch die Erzehlungen bey Verſtändigen ihre Unwahrheit bald verrathen, und folglich ihre Kraft verlieren. Allein die rechte Behutſamkeit in der Aufführung eines Frauenzimmers iſt keine ſo leichte Sache als ſich manche einbilden: es gehöret eine beſondre Auferziehung, ein beſondrer Verſtand, und eine wahrhafte Tugend dazu. Wo eines von dieſen Stücken fehlet: ſo geſchiehet leicht etwas, welches die Läſterung mit beyden Händen ergreiffet, und durch die Gaſſenfama ſo lang herumweltzet, biß aus einem kleinen Balle ein groſſer Schneehauffen wird. Denn auf dieſe Weiſe verlieret manches Frauenzimmer ihren guten Namen, und mit demſelben auch vollend den Uberbleibſel von der Tugend, wo ſie darinnen nicht wohl geſetzet iſt. Die kleinen Töchter der wollüſtigen **Geilartin** ſehen, daß ihre Mutter gegen alle Mannsperſonen, nur gegen ihren Vater nicht, verliebt thut. Sie werden von derſelben angeführet keinem eintzigen einen Kuß zu wehren. Sie hören hundertmal von ihrer Mamma ſagen, was dieſes für ein charmanter Kerl; was jenes vor ein reicher Cavallier ſey, der einem Frauenzimmer ſchon was zuwenden könte: wenn ſie ſich nur darnach zu verhalten wüſte. Bey ſolchen Dingen wachſen ſie auf: ja ehe noch ihre Perſon die völlige Gröſſe erlangen wird, wird ihre Eitelkeit ſchon vollkommen ſeyn.

Sie werden dem Exempel ihrer Mutter folgen, und ſo viel verliebte Streiche machen, daß ein gantzer Roman davon geſchrieben werden könte.

Simplicia iſt einfältig von Natur, hat ſich auch durch ihren Fleiß keinen ſonderlichen Verſtand zuwege zu bringen gewuſt. Sie iſt daher unvermögend, auf alle ihre Handlungen acht zu haben. Sie denckt oft nur höflich zu ſeyn, und macht es ſo, daß ſie ein jeder für verliebt anſiehet. Oft will ſie erbar thun, und erwirbt ſich den Namen eines ſtoltzen Thieres, welches ſich ſelbſt nicht kennet. Sie denckt ein Herr, der ein Kleid mit Gold trägt ſey vornehmer, als ein andrer, der ſein Geld in der Taſche, und nicht auf den Knopflöchern träget: darum macht ſie ihm ein tieffer Compliment, als ſeinem Cameraden. Bey beyden entſtehet daraus eine üble Meinung von ihr. Der verbrämte Juncker denckt ſie ſey in ihn verliebt, der andre glaubt es auch, und trägt ſie in der gantzen Stadt aus. Giebt ſie dem Anſuchen des erſtern nicht Gehör: ſo wird er gewiß ihr Feind, der ſodann niemals was gutes von ihr ſprechen wird. Höret ſie ihn aber: ſo iſt es noch ärger für ſie. Denn zugeſchweigen, daß ihre Tugend Gefahr läufft: ſo wird auch ihre wenige Liſt niemals zulänglich ſeyn, die Wahrheit vor den Luchsaugen ihrer Nachbaren, Freunden und Feinden, ſorgfältig genug zu verbergen.

Aſtuta hat eine gute Auferziehung gehabt: allein ihre Mutter iſt ihr zu früh geſtorben. Sie iſt nicht mehr jung, daher hat ſie durch eine lange Erfahrung ihren von Natur fähigen Kopf in ſolche Falten gerückt, daß unvorſichtige ihr verſchmitztes Weſen als eine wahre Klugheit anſehen. Dieſe aber iſt niemals ohne eine rechtſchaffne Tugend, und daran fehlt es der Aſtuta. Sie wendet allen ihren Verſtand an ihren guten Namen unverletzt zu erhalten; allein weil ſie den Grund davon nicht in der Wahrheit, ſondern nur in leeren Beredungen anderer ſuchet: ſo kan ſie doch ihres Wunſches nicht theilhaftig werden. Sie mag ihre kleine Liebeshändel ſo heimlich anſtellen, als ſie will: man erfähret doch was davon. Man weiß ein langes Regiſter von ihren Verehrern zu erzehlen, darunter Grafen, Barone, von Adel und Bürgerliche geweſen Man weiß was für Geſchencke ſie von denſelben angenommen; und dieſes allein würde ſie verdächtig machen; wenn man gleich ſonſt nichts mehr erfahren hätte. Die Leute wiſſen wie gefährlich es für ein Frauenzimmer iſt ſich beſchencken zu laſſen: man ſpricht, es geſchieht nichts umſonſt.. Das Gold hat eine ſehr groſſe Kraft. Wer weiß, ob die Fabeln der Alten dieſes nicht gemeinet haben: wenn ſie erzehlen, daß Jupiter ſich in einen güldnen Regen verwandelt habe, als er die ſchöne **Danae** zu ſeinem Willen bewegen wollen? Ich ſchweige aber der Händel und Schlägereyen, die unter ihren Buhlern oft vorgegangen: denn aus dem was ich angeführet habe, kan man ſchon genugſam abnehmen, daß **Aſtuta** durch alle ihre vermeinte Klugheit das Glück eines guten Namens nicht erlangen können, welches **Cynthia** durch eine ungeheuchelte Tugend erhalten hat.

Ich weiß wohl, daß die meiſten Jungfern (wo wir anders noch einige unter uns haben: denn ſeit einer geraumen Zeit, haben wir lauter **Demoiſelles** bekommen; und manche würde es für ein Schimpfwort annehmen, wenn man ſie Jungfer nennen wolte.) Ich weiß wohl, wolte ich ſagen, daß das meiſte Frauenzimmer ſo ſcharf auf ihren guten Namen nicht dringet. Sie halten ſolche Reden der Leute von ſich, für nichts böſes. Weiß man nichts mehr von mir zu ſagen, heißt es, als dieſes: ſo mache ich mir keinen Kummer! Das ſind Galanterien, die man keinem Mägdchen aufmutzen muß. Deswegen bleibt man doch ehrlich. Ein Academiſches Frauenzimmer iſt freylich keine Nonne: was will man uns denn vor Ordensregeln vorſchreiben? O wenn man mir nichts ärgers nachzuſagen weiß, als daß ich viel Anbeter habe, von etlichen darunter einige Geſchencke bekomme; ihnen zuweilen eine kleine Gefälligkeit erweiſe; mit jemanden ſpazieren fahre, u. ſ. w. ſo laſſe ich mir deswegen keine graue Haare wachſen! Mein ehrlicher Name bleibt deswegen doch ungekränckt.

Die ſo geſinnet ſind, will ich ſehr gerne bey ihrer Meinung laſſen, ihnen aber nur eine gewiſſe Begebenheit erzehlen, die vor wenig Jahren bey uns vorgegangen. Ein gewiſſer Gelehrter kam von einer fremden Univerſität zu uns, in dem Vorhaben ſich hier zu ſetzen, welches ihm auch wircklich gelungen iſt. Er mochte vielleicht ſonſt einen unſchuldigen Umgang mit Frauenzimmer gehabt haben; ſahe ſich aber an einem fremden Orte aller Gelegenheit beraubet, dieſes Vergnügens theilhaftig zu werden. Doch ward er in kurtzem von ohngefehr mit einer Schönen bekant, die er zwar öfters im Fenſter geſehen hatte; aber bey ſeiner eingezogenen Lebensart hatte er nicht viel Nachricht von ihrer Aufführung einziehen können. Er ſprach ſie ein oder zweymal in Geſellſchaft andrer Leute; und weil ſie wohl zu reden wuſte; auch zu verſtehen gab, daß ſein Beſuch ihren Eltern nicht unangenehm ſeyn würde: ſetzte er ſich vor, bisweilen eine müßige Nachmittagsſtunde in ihrem Umgange zuzubringen. Als er dieſes zum erſtenmale that, verfielen die Geſpräche unter andern auf Romane, Arien, Briefe und dergleichen Dinge. Von den erſten bekante das Frauenzim̃er, daß nicht ein einziger teutſcher Roman zu finden ſey, den ſie nicht geleſen hätte; ja daß ſie bisweilen des Nachts im Bette liegende ſo lange über dieſer Arbeit beſchäfftiget geweſen, biß ihr Vater gekommen, und ihr das Licht ausgeleſchet. Von Arien geſtund ſie, daß ſie eine groſſe Liebhaberin davon ſey: weswegen ſie ſich auch ein beſondres Buch dazu machen laſſen, welches ſie ihm zugleich überreichte, mit dem Begehren, ihren kleinen Vorrath durch etliche neue zu vermehren. Von Briefen ſagte ſie zwar, daß es einem Frauenzimmer nicht anſtehe, dergleichen an Mannsperſonen zu ſchreiben: dieſe hergegen könten ihren Schönen viel Vergnügen verurſachen. Dieſes alles brachte den ehrlichen **Sincerander**, ſo will ich dieſen Gelehrten nennen, ſchon einen kleinen Verdacht von der Tugend dieſer **Libertina** bey. Er nahm indeſſen ihr Arienbuch, und ging nach Hauſe. So viel Blätter er in demſelben umwandte: ſo viel Namen von ihren vormaligen Liebhabern fand er in

demdenſelben. Alle Arien waren die verliebteſten Seufzer von der gantzen Welt. Jede Zeile war mit lauter engliſchen Schönheiten, überirrdiſchen Vollkommenheiten, Sonnenaugen und Corallenlippen, Schneegebürgen und Atlashänden angefüllet, und tauſend Eyde verſicherten ſie, ihre Gewogenheit mit einer ewigen Verſchwiegenheit und Treue zu vergelten. Dieſes alles öffnete dem Herrn **Sincerander** einigermaßen das Verſtändnis. Er ſchrieb zwar einige gleichgültige Verſe, die er längſt fertig gehabt, hinzu: nahm aber allenthalben Gelegenheit wegen der Lebensart dieſer ihm allbereit verdächtigen **Libertina** nachzufragen. Was er nun von ihr vor Nachrichten bekommen: wird man aus folgendem Schreiben erſehen, welches er ihr nebſt ihrem Arienbuche überſchickete.

Meine Jungfer,

Es iſt das erſtemal/daß ich ſie mit einem Schreiben beſchwere; aber auch zugleich das letzte: denn ich ſuche mich darinnen für dero bisher obwohl kurtze Freundſchaft zu bedancken. Sie können mich deswegen keiner tadelhaften Unbeſtändigkeit beſchuldigen. Ich bin der ehrliche Sincerander/der nichts anders ſagt/als was er gedencket. Vormals hielte ich dero Perſon/und Eigenſchaften hoch: darum ſagte ich ihnen ſolche Dinge vor/ die Sie mir ſelbſt als Schmeicheleyen vorrückten; die ich aber anietzo als Irrthümer wiederruffe. Beydes zeuget von meiner Aufrichtigkeit. Es iſt gewiß/ daß ich mich verändert habe; allein es iſt beſſer unbeſtändig/als unvernünftig zu ſeyn. Kommt ihnen mein Verfahren fremde für: ſo thue ich ihnen die Urſache deſſelben zu wiſſen. Es iſt mir bishero weit anders gegangen/ als es andern Verehrern des Frauenzimmers zu gehen pfleget. Dieſe empfinden allezeit das gröſſeſte Vergnügen: wenn man die Namen ihrer Schönen nennet. Mir aber wird angſt und bange: wenn irgend in einer Geſellſchaft an dero Perſon gedacht wird. Ich muß allezeit beſorgen/ daß ich noch ärgere Begebenheiten von ihnen erfahren werde/ als ich ſchon vorhin gehöret habe. Dieſe Quaal wäre mir unerträglich: wenn ich ſie nicht ſo leicht los werden könte. Ich darf mich ja nur inskünftige ihres Umganges entſchlagen: ſo werde ich alles/ was man von ihnen erzehlet/ mit einer vollkommenen Unempfindlichkeit anhören können. Dieſes fällt mir um ſoviel leichter: da ich erſtlich im Anfange ihrer Bekantſchaft begriffen bin. Daß ich es nicht weiter da- ihnen gebracht habe: das hat bloß an mir gelegen. Wo eine eigennützige Liebe dem meiſtbietenden feil ſtehet: da wäre es ja ein leichtes geweſen/ dieſelbe durch eben die Wege zu erlangen/ wodurch ſie andern zu Theil geworden. Allein wenn ich ja wünſchen ſolte jemals geliebet zu werden: ſo wurde ich auf keinen Nebenbuhler ſo eiferſüchtig ſeyn/ als auf mein Geld; damit nicht etwa daſſelbe mehr/ als ich ſelbſt geliebet würde. Können ſie gleich in ihrem Buche einige Arien von meiner Arbeit aufweiſen: ſo werden ſie doch vermuthlich darinnen nichts vortheilhaftes für ſich antreffen. Sie ſind nicht nur aus einem gantz andern Affecte geſchrieben/ als die vorhergehenden; ſondern auch lange zuvor fertig geweſen/ ehe ich gewuſt/ ob Sie/ meine Jungfer/ unter den Lebendigen anzutreffen wären? Eins reuet mich noch/ daß ich ihnen nemlich letztens die Hand geküſſet. Doch/ ſie können ſich einbilden daß dieſes zum Abſchiede geſchehen ſey. Ich vermuthe nicht/ daß ihnen dieſe Zeitung eine Betrübnis verurſachen werde. Sie haben wohl eher einen Buhler vergeſſen/ der doch ſolches von ihnen nicht gewünſchet hat. Hier wird es dieſelben weit leichter ankommen: angeſehen Sie ſelber darum erſuchet

Dero vormaliger Freund
Sincerander.

Ich habe dieſe kleine Hiſtorie nach allen Umſtänden erfahren können: weil **Sincerander** nunmehro in meine Familie geheyrathet, und dieſelbe mehr als einmal erzehlet hat. Ich habe ſie aber mit Fleiß ſo weitläufftig hiehergeſetzet damit meine Mitſchweſtern ſehen mögen; wie auch dasjenige, was ſie für bloſſe Galanterien halten, ihnen oftmals an ihrem Glücke hinderlich fallen kan. **Libertina** hätte ſonder zweifel eine Ehegattin des vernünftigen **Sinceranders** werden können: wenn man nicht ſoviel von ihr zu ſagen gewuſt hätte, wodurch ſeine Hochachtung gleich von Anfang erſticket worden. Nun überlaſſe ich es einer jeden zu bedencken, ob ſie lieber Lebenslang, biß in ihr hohes Alter eine galante Jungfer heiſſen; oder durch eine tugendhafte Aufführung beyzeiten eine glückliche Heyrath treffen wolle?

Iris.

Der artigen **Clarimene von Lindenheim** dienet auf ihr geehrtes zur Antwort/ daß uns ihr Briefwechſel ſehr angenehm ſeyn werde. Sie wird es aber nicht von uns verlangen/ daß wir ihr anders als in unſern wöchentlichen Blättern antworten ſollen: wenn nemlich ihre Briefe dergleichen Dinge in ſich halten werden/ die einer Beantwortung benöthiget ſind. Unſre Zeit leidet es nicht/ weitläufftige Bekantſchaften durch Briefe zu unterhalten.

Die Vernünftigen Tadlerinnen

IV. Stück.

Freytags/ den 1. Februar. 1726.

Günther.
Bin ich nur bey mir verſichert/ daß ich nach Vernunft gethan:
Hör ich andrer ſtoltzes Bellen mit gelaßner Demuth an.

Strick, Meſſer, Gift und Feuer her, die gottloſen Tadlerinnen endlich einmal zur verdienten Straſſe zu ziehen! Ihre Verwegenheit wird täglich gröſſer! Ihre Schmähſucht nimmt gar zu ſehr überhand. Wie? iſt doch die Unſchuld und Tugend ſelbſt nicht mehr vor ihnen ſicher! Sie wagen ſich an alles, und ſpeyen ihre Läſterungen ſo unbedachtſam aus, daß ſich der Himmel darüber entſetzen möchte.

Was dünckt euch, ihr lieben Hälliſchen Mitbürger und Mitbürgerinnen? Sind dieſes nicht in den nechſtverfloſſenen Wochen eure Urtheile von uns geweſen? Habt ihr uns nicht in allen euren Geſellſchaften auf das heftigſte angeklaget, und unverhörter Sachen verdammet? Iris, unſre unſchuldige Mitſchweſter hat durch ihr letztes Stück Feuer ins Dach geworfen. Nun iſt es um uns geſchehen! Wir ſind verurtheilet; wir ſollen und müſſen mit Gewalt gezüchtiget werden. Weh uns armen Tadlerinnen! Wiewohl hätten wir gethan, wenn wir in dieſem neuen Jahre keine Feder angeſetzet hätten: ſo hätten doch unſre Blätter ein rühmliches Ende genommen.

Allein erlaubet uns ihr lieben Mitbürger, erlaubet uns, daß wir euch vor der Vollenziehung eures ſtrengen Urtheils unſres Hertzens Meinung entdecken. Hört doch unſre Vertheidigung zuvor an: ehe ihr den Stab über uns brechet. So ungerecht werdet ihr doch mit uns nicht verfahren? Erlaubet man doch den gröſſeſten Ubelthätern, daß ſie an der Gerichtsſtädte eine Rede halten: ſo werdet ihr ja gegen uns eben dergleichen Billigkeit blicken laſſen; obgleich wir vor eurem Richterſtuhle faſt keine Gnade mehr zu hoffen haben. So leſet denn, aber erweget auch folgende Anrede, welche wir euch ietzo, vor den Augen mehr als funfzig berühmter Städten in und auſſer Teutſchland, zu halten gezwungen werden.

Wir bedauren euch hertzlich, wertheſte Mitbürger, daß ihr euch diejenigen Vortheile, die euch von der göttlichen Fürſehung zugetheilet worden, ſo ſchlecht, ſo ſehr ſchlecht zu Nutze gemacht. Was war doch unſre Vaterſtadt vor viertzig Jahren? Saget ſelbſt, die ihr ſie zu der Zeit geſehen; ſaget ſelbſt, ob ſie wohl mit ihren ietzigen Zuſtande nur im geringſten zu vergleichen geweſen? Ein rauchendes Saltzhaus; ein unförmliches Gewirre durcheinanderlauffender Schlupfwinckel; ja ein Abſcheu aller Fremden, die ſie von ohngefehr zu ſehen bekommen. Dem glorwürdigen Brandenburgiſchen Scepter hat ſie ihr gantzes Glück zu dancken. Sobald dieſer ſie zu beherrſchen angefangen, iſt ihre gantze Geſtalt geändert worden. Dieſer hat ſie durch die Stiftung einer hohen Schule zu einem Sitze der Weisheit, zu einer Zierde von Sachſen, zu einem teutſchen **Athen** gemacht, deſſen Flor von allen ſeinen Nachbarn beneidet wird. Daher entſteht ihr ietziges Glück, Anſehen und tägliches Wachsthum: ja von dem Tage der bey uns aufgerichteten hohen Schule, ſolten billig alle Geſchichtſchreiber und Jahrbücher den Urſprung unſrer Waterſtadt herrechnen.

Schäme dich aber du unachtſames Halle, ſchäme dich in dein Hertz, daß du dich dieſes unſchätzbaren Vortheiles bisher ſo ſchlecht bedienet haſt. Was nützen dir ſoviel Lehrer der Weisheit und Tugend? Was nützet dir der Umgang mit den Muſen? was nützet dir eine ſo genaue Verknüpfung, die du mit ſoviel tauſend Gelehrten biehero gehabt? Es iſt uns leid, daß wir an deiner Stelle die Wahrheit ſagen müſſen. Du haſt dich bey dem allem gantz und gar nichts gebeſſert. Biſtu irgend bishero an deinem Verſtande vollkommener, an deinem Willen tugendhafter; oder ſonſt in einem andern Stücke ruhmwürdiger geworden? Urtheileſtu ietzo von Sachen vernünftiger, und unpartheyiſcher als vormals? Haſtu dich der ſchändlichen Einfalt und Blindheit des Pöbels entſchüttet? Biſtu begieriger nach der Wahrheit; eifriger im Nachſinnen; beſcheidener im Beurtheilen: vernünftiger im Schlüſſen geworden? Und wenn ich auf die Sitten kommen ſoll; weiſſeſt du ietzo beſſer was gut und böſe, erbar und ſchändlich, vernünftigen Menſchen anſtändig, oder beſtialiſch iſt? Und dafern vielleicht unter hunderten einer ſolches wiſſen möchte: ſo ſage mir, ob er auch dieſe kleine Zahl wircklich biß zur Ausübung des guten gebracht habe?

O wie hertzlich wolten wir wünſchen, daß dieſe Fragen durchgehends mit Ja beantwortet werden können! Allein, Dornen bleiben ſtachlicht: und Halle wird wohl Halle bleiben. Wir ſelbſt können dieſes mit unſern Exempel erweiſen. Seit dem wir aus vernünftigen Abſichten bemühet ſind, in wöchentlichen Blättern die bittere Artzeney der Tugendlehre durch einen angenehmen Vortrag zu verzuckern, und durch die Entblöſſung der Laſter ihre Sclaven zu beſchämen: iſt es uns ſo gegangen, wie Salomo ſchreibet: **wer den Spötter züchtiget, der muß Schande auf ſich nehmen, und wer den Gottloſen ſtraffet, der muß gehönet werden.** Und anders wo: **ein Fauler dünckt ſich weiſer, denn ſieben die da Sitten lehren.** Iſt doch kein einziges von unſern Papieren ans Licht gekommen, darüber nicht eine Menge ungereimter Urtheile, und boßhafter Erklärungen gemachet worden.

Man lieſet mehr als ſteht / und als wir ſelbſt
gemeint. Günther.

Wie unzehlich viele Proben könte man nicht davon anführen? wenn man an Entblößung eurer Schande ein Vergnügen hätte. Nur eine einzige können wir nicht unberührt laſſen: weil ſie uns am allernachtheiligſten iſt. Wir entdecken ſie ungern: aber es iſt eure eigene Schuld. Ihr habt uns die Offenbarung derſelben durch eure unbeſonnene Beleidigung abgenöthiget.

Ehe ich aber dieſes thue, will ich das letztere Blat unſerer **Iris**, welches ein rechter Zanckapfel geworden, kürtzlich zergliedern. Dieſes ſoll um mehrerer Deutlichkeit halber, in Frag und Antwort geſchehen: mercket wohl darauf liebe Leſer, und ſehet ein Muſter, wie ihr unſre Schriften mit Aufmerckſamkeit hättet leſen ſollen.

Wovon haben die Tadlerinnen in ihrem dritten Stücke dieſes Jahres gehandelt? Antw. Sie haben zeigen wollen, wie ein Frauenzimmer einen guten Namen erhalten könne.

Wie haben ſie dieſes ausgeführet? A. Zum Eingange erzehlen ſie das Exempel der **Cynthia**, als eines ſolchen Frauenzimmers, welches einer ſonderbaren Schönheit ungeachtet, doch bey keinem einzigen in eine böſe Nachrede gekommen, und deswegen eine glückliche Heyrath getroffen.

Was folget auf dieſen Eingang? A. Sie geben es ihren Leſern zu bedencken, was dieſes vor eine ſeltſame Sache bey einem Academiſchen Frauenzimmer ſey? und erzehlen beyläufftig, was das gemeine Geſchrey von den meiſten Schönen vor Hiſtorien auszupoſaunen pflege.

Entdecken ſie nicht die Urſachen deſſelben? A. Ja freylich, dieſes iſt ihr Hauptwerck. Sie ſagen daß ein Frauenzimmer, ſo einen guten Namen beybehalten will, drey Stücke vonnöthen habe; und wann es an einem von denſelben fehle: ſo geſchehe es gantz gewiß, daß ſie den Leuten in die Mäuler gerathe.

Welches iſt das erſte Stücke davon? A. Sie ſagen, es ſey eine gute Auferziehung; und dieſes deſto deutlicher vorzuſtellen; erdichten ſie eine **Geilartin**, die ihre Töchter von Jugend auf verderbet.

Welches iſt das andre Stücke? A. **Ein aufgeklärter Verſtand.** Und damit dieſes deſto leichter begriffen werden möchte: ſo erſinnen ſie ein einfältiges Mägdchen **Simplicia**, welches durch ein unrecht angebrachtes Compliment, in einen böſen Namen kommt.

Welches iſt endlich das dritte Stücke? **Eine wahrhafte Tugend:** denn wo dieſe fehlet, ſagen ſie, da ſey ſowohl die Auferziehung als der witzige Kopf unzulänglich, die Begierden zu dämpfen; wenn dieſe aber ihren Lauff hätten, könten ihre Ausſchweiffungen unmöglich verborgen bleiben. Dieſes durch ein lebhaftes Bild zu erläutern, erdencken ſie ſich eine **Aſtuta**, die zwar liſt; aber keine wahre Tugend beſitzet, und alſo nicht verhindern kan, daß nicht viel böſes von ihr ſolte geſprochen werden.

Iſt das der gantze Innhalt dieſes Stückes? Nein ſie machen ſich noch im Namen der ſogenanten galanten Schweſtern den Einwurf, daß man ja von einem Academiſchen Frauenzimmer keine Klöſterliche Heiligkeit fordern könne. Dieſen beantworten ſie durch eine neue Begebenheit, da ein ſolches galantes Kind, durch ihre vermeinte Galanterien eine glückliche Heyrath verſchertzet.

Welches iſt nun der Beſchluß? Sie geben es dem Frauenzimmer zu bedencken: ob ſie lieber als galante Jungfern grau werden; oder beyzeiten ein vortheilhaftes Eheverbündnis treffen wollen.

Nunmehro überlaſſen wir es allen vernünftigen zu beurtheilen; ob wir bey einer ſolche Ausführung einer moraliſchen Materie, was ſtrafbares, was unverantwortliches, und wie wie der Pöbel ſchreyet, recht gottloſes begangen haben? Wem iſt ein guter Name nöthiger als unſerm Geſchlechte? Und wer iſt in dieſem Stücke eines Unterrichtes bedürftiger, als eben daſſelbe? Was vor eine Lehrart iſt auch wohl bequemer ihm ſolche nützliche Wahrheiten beyzubringen; als diejenige, ſo unſere Iris nach reiffer Überlegung, und unſerm allerſeitigem Gutbefinden erwehlet? Trockene Vernunftſchlüſſe ſind für Perſonen unſers Geſchlechts viel zu hoch. Sie leſen ſie mit

Verdruß, und verſtehen ihre Kraft nicht auf die Helfte: geſchweige dann, daß dieſelben in ihren ungeübten Verſtand den geringſten Eindruck machen ſolten. Daher haben die allergelehrteſten Moraliſten längſt für gut befunden, die Regeln in Exempel zu verſtecken, und alſo der Sittenlehre das liebliche Weſen einer Hiſtorie zu ertheilen. Ja, da es nicht allezeit möglich iſt wahre Geſchichte zu finden, womit man ſeinen Zweck erreichen kan: ſo haben ſie gar den Fabeln dieſen Vorzug eingeräumet, mit an der Weltweißheit Theil zu haben, und ein Mittel zur Verbeſſerung der Sitten zu werden.

Dieſer Lehrart haben wir uns vom Anfange unſrer Blätter biß auf dieſe Stunde bedienet. Gleich in unſerm erſten Stücke haben wir zum voraus erinnert, daß die vorkommenden Namen, nichts als erdichtete Perſonen bedeuten würden, welche ſo, wie wir ſie vorſtelleten, wenigſtens unſerm Wiſſen nach, nirgends verhanden wären. Dieſer damaligen Erinnerung ſind wir unverbrüchlich gefolget. Wir haben Fabeln erſonnen um die Wahrheit zu verſüſſen. Wir haben falſche Exempel erdacht, damit wir den wahrhaften Menſchen beſſern möchten. Es iſt wahr, wir haben dieſen Kindern unſrer Einbildungskraft bisweilen Fehler zugeſchrieben, die ſich wircklich unter den Menſchen befinden. Aber wer wundert ſich darüber? Sollen wir ihnen ſolche Eigenſchaften geben, die nirgends angetroffen werden? Was würden unſre Vorſtellungen denn nützen? Sollen wir kein einziges Laſter berühren, welches unter Menſchen im Schwange gehet? ſo dürfen wir mit unſrer Arbeit nur zu Hauſe bleiben: unſre Abſicht wird ganz und gar wegfallen, und alle unſre Arbeit wird vergeblich ſeyn.

Dem allen ungeachtet iſt dieſe unſchuldige Lehrart, bishero vielen von unſern Mitbürgern ein Dorn im Auge geweſen. Sobald ein Name in unſern Blättern erblicket ward; wies ein jeder Thor auf denjenigen mit Fingern, der ſeiner närriſchen Fantaſie nach, dadurch abgebildet worden. O hätte mancher ſich ſelbſt bey der Naſe gezupfet, in den Spiegel geſehen; oder in ſeinen eigenen Buſen gerochen, und dann in aller Stille ſeine von ohngefehr getroffene Fehler verbeſſert: ſo hätte er beſſern Nutzen davon gehabt! Doch dieſes iſt boßhaften Gemüthern unmöglich. Sie ſuchen die Fehler und Laſter an andern, und freuen ſich: wenn ſie die geringſte Spur davon antreffen. Sie achten unſre Blätter nur deswegen hoch: weil ſie ſich zu ihren gewöhnlichen Läſterungen mißbrauchen laſſen, welchen Misbrauch aber wir ſelbſt nicht im Stande ſind, zu verhindern. Wenn wir ein Capitel aus Salomons Sprichwörtern, in eine andre Form brächten, und mit neuen Worten ſagen könten: ſo würde ſelbſt dieſe heilige und vollkommene Sittenlehre, ſolchen Spottvögeln Vorſchub zur Läſterung thun müſſen.

Nichts mehr beklagen wir, als daß unſere Freundinnen als Frauenzimmer, die wir ihrer beſondern Eigenſchaften halber allezeit ſehr hochgeſchätzet, dieſe Bosheit unzeitiger Gloſſenmacher empfinden müſſen. Wenn ſie unſre Hertzen und Gemüther ſehen könten: würden ſie nichts, als eine ungeheuchelte Liebe gegen ſich darinnen wahrnehmen, und völlig überzeuget werden, daß man gantz wieder unſre Abſicht, ſolche unzeitige Erklärungen unſers letzten Stückes gemacht. Zu ihrer Aufrichtung können wir ſie verſichern / daß nicht nur an unſerm Orte / die Auslegung unſrer Fabeln auf mancherley Weiſe geſchehen; ſondern auch anderwerts Leute gefunden worden / auf welche man bey dem Namen **Geilartin**/ **Simplicia** / **Aſtuta** und **Libertina** mit Fingern gewieſen. Man hat dieſes durch Briefe an unſern Verleger berichtet; und daraus erhellet / daß auf ſolche thörichte Erklärungen nicht das geringſte zu halten ſey. Es iſt ein Unglück für die / ſo viel Feinde und Neider haben. Dieſe können Sonnenſtäublein in Berge verwandeln / und würden ſich nicht ſchämen zu behaupten / wenn Salomo von Narren ſchreibet: ſo habe er dieſen oder jenen / der noch heute zu Tage lebet / dadurch abſchildern wollen.

O lächerliche Zeit! dein Bild verdient den Brand /
O nimm vor Senſ' und Ring zwo Pritſchen in die Hand /
Sechs Schellen auf den Kopf / den Fuchsſchwantz ſtatt der Flügel:
So zeigſtu / was du biſt / den andern Eulenſpiegel.

. . . .

Kommt dann und wann ein Kiel der frey heraus bekennt /
Den Plaſon einen Filtz / Dorinden kröpfigt nennt /
Der Laſter Ubermuth in Reim und Schertz erzehlet /
Sich ſelber nicht verſchont / und bloß die Bosheit quälet:

So bricht der tolle Schwarm / mit Schwerdt und Feuer loß:
Wie wenn ein Weſpenneſt den angebrachten Stoß
Durch ſchnellen Ausfall rächt / und viel gereitzte Schaaren
Mit Stacheln / Gift und Zorn der Hand entgegen fahren.
Man ſpuckt / und macht ein Creutz / und ſieht und weiſt ihm nach /
Man warnt die gantze Stadt / vor ſelbſt erlittner Schmach /
Und meidet ihn ſo ſehr / als **Mops** den blauen Prügel /
Panin das Gotteshaus / und **Lorchens** Zahn den Spiegel:
Die Aſche glimmt wohl noch / worin der Eiferherd
Des albern **Chörilus** mein neulich Blat verkehrt.
Warum? o fragt nicht erſt! Er wolte ſeine Flecken /
Die ziemlich kennbar ſind in Rauch und Dampf verſtecken.
Doch er iſts nicht allein / von welchem mein Gedicht
Ein feurig Urtheil kriegt. Wer fremde Beulen ſticht /
Dem wird zur Danckbarkeit der Schleim ins Antlitz ſpritzen.
Wer weiß / wieviel nicht ſchon bey dieſen Blättern ſchwitzen /
Und heimlich Zeter ſchreyn dem Donner zu entgehn /
Um ſoviel Aergernis nicht länger auszuſtehn.

So feurig und wahrhaftig hat in einer gleichen Begebenheit / der oftangezogene **Günther** geſchrieben; worinnen wir ſonſt nichts tadeln / als daß er **Dorinden** kröpfigt genennet / welches ein Fehler iſt der nicht unter die Satyre gehöret: es wäre denn / daß eine ſolche kröpfigte doch auf eine lächerliche Art mit ihrer Schönheit pralen wolte.

Nun wiſſen wir gar wohl / daß viele die Zeither gedacht / daß die Tadlerinnen auf Befehl der Obrigkeit mit ihren Blättern inne zu halten wären gezwungen worden. Wir wiſſen auch wie viele ſich ſchon hertzlich darüber gefreuet. Allein jene haben ſich geirret / und dieſe gantz vergebens gefrohlocket. Wir führen dieſes als eine Probe unſrer Unſchuld um ſoviel lieber an: da wir eben dadurch erweiſen können / daß unſre Obern weit richtiger von Schriften urtheilen; als der unverſtändige Pöbel. Wir werden alſo dieſem einfältigen Hauffen das Vergnügen nicht machen unſre Feder vor der Zeit niederzulegen. Zürnt er darüber? Immerhin! Unſertwegen mag er gar vor Verdruß berſten. Wir waren ſchon auf den Anſchlag gerathen / unſre Blätter zwar an auswärtige Orte zu verſchicken; aber in unſrer eignen Vaterſtadt kein einziges austheilen zu laſſen / und dieſelbe alſo ihrer ſeltſamen Aufführung wegen zu beſchämen. Doch wir haben die kleine Zahl unſrer Gönner und Freundinnen angeſehen, welche uns bisher unverrückt zugethan geblieben. Dieſe werden ſich verhoffentlich angelegen ſeyn laſſen unſre Wiederwärtigen auf andre Gedancken zu bringen / und uns alſo in den Stand zu ſetzen / daß wir täglich mit mehrerm Fortgange an der Beſſerung und Wohlfahrt unſers Nechſten arbeiten können.

Calliſte.

Die
Vernünftigen
Tadlerinne
V. S
Freytags/ den 8. Februar. 1726.

Pietſch.
Du pflegſt dein Lehren nicht mit Hülſen dürrer Grillen
Noch deine Predigten mit Fabeln anzufüllen.

SO groß die Ehrerbietung iſt, die ich gegen alle geiſtliche Lehrer unſerer Vaterſtadt hege: ſo ſehr ergetze ich mich; wenn ich einen gewiſſen Gottesgelehrten von unſerer hohen Schule predigen höre. Bin ich gleich nicht vermögend alle das ruhmwürdige wahrzunehmen, welches ſeine Lehrart an ſich hat: ſo bin ich doch im Stande dasjenige anzuzeigen, was mir an derſelben gefallen hat. Kunſtverſtändige ſind allein geſchickt von einem Künſtler zu urtheilen: aber ein jeder, der nur auf ſeine Empfindung acht giebet, muß ja zu ſagen wiſſen, warum ihm dieſes und jenes wohl oder übel gefalle. Ich hoffe mir alſo nicht gar zuviel anzumaſſen: wenn ich die Tugenden erzehlen werde, die ich an der beliebten Lehrart dieſes wackern Mannes, meiner wenigen Einſicht nach wahrgenommen habe.

Meines Erachtens kan man in geiſtlichen Reden eben ſowohl, als in allen andern auf drey Stücke ſehen: ich meine auf die Materie, die Ausführung, und den Vortrag derſelben. In allen dreyen verdienet mehrerwehnter Gottesgelehrte einen beſondern Ruhm. Die Lehrſätze, ſo er ſich nach Anleitung der

Bibliſchen Texte abzuhandeln vornimmt, zeigen allezeit von einer klugen Wahl. Sie ſind allezeit ſo beſchaffen, daß weder im Abſehen auf ſeine Zuhörer, noch in Betrachtung der Zeit, und des Ortes, noch endlich auch in Anſehung ſeiner ſelbſt, das geringſte dabey zu erinnern iſt. Sie ſind weder zu gemein, noch zu gelehrt: weder zu leicht, noch gar zu ſchwer für ſeine Gemeine. Er weiß die Glaubenslehren und Glaubenspflichten ſo geſchickt abzuwechſeln, daß keinem von beyden ein Eintrag geſchiehet. Mehrentheils hört man ihn ſolche Sätze zum Grunde ſeiner Reden legen, die man ſelten auch wohl niemals erklären gehöret. Seine Scharffſinnigkeit weiß aus den Sprüchen heiliger Schrift ſolche Folgerungen herzuleiten, die nicht einem jeden in den Sinn kommen; und wenn er gleich zuweilen gantz gewöhnliche vorzutragen bemühet iſt: ſo gibt ihnen die Art ſeiner Ausführung doch ein gantz neues Anſehen.

Denn ſeine Abhandlung iſt das andre, was ich an ihm rühmen muß. Er hält ſich nicht bey kleinen hiſtoriſchen Umſtänden auf, die ihrer Deutlichkeit halber einem jeden in die Augen fallen, er häuffet nicht ohne Noth ein Menge Bibliſcher Zeugniſſe, davon die Zuhörer oft die wenigſten recht verſtehen: ſondern er erkläret ſeine Sätze deutlich; er verbindet ſie ordentlich, und erweiſet ſie gründlich. Alles was er ſagt, ſcheinet aus einer vorhergegangenen reiffen Überlegung, und langem Nachſinnen zu flieſſen. Er ſetzet alle Materien in ein ſolches Licht, daß derjenige keinen Verſtand haben müſte, der ſie bey gehöriger Aufmerckſamkeit nicht faſſen wolte. Ja er überzeuget auch ſeine Zuhörer von der Wahrheit ſeiner Lehren ſo, daß ſich ein jeder genöthiget ſiehet ſeinen Worten Recht zu geben. Das macht wie mich dünckt, daß ſeine Gründe keine Scheingründe, ſondern wichtige Beweisthümer ſind. Er ſpielt nicht mit ähnlichen Worten; ſondern führt entweder ſolche Schriftſtellen an, die ſeine Sätze mit eben ſoviel Worten in ſich faſſen: oder er macht ſolche Schlüſſe, die vor dem Richtſtuhl der richtigſten Vernunftlehre die ſchärfeſte Probe aushalten. Wenn er von

Tugen⸗

Tugenden und Laſtern handelt: ſo dringen ſeine Ermahnungen tieff ins Hertz; ja ſie rühren auch die unempfindlichſten Gemüther, welches nirgends anders herkommt, als, weil er die Natur der menſchlichen Seelen, die Kräfte des Verſtandes, und die Art und Weiſe verſteht, wie man den Willen durch nachdrückliche Bewegungsgründe lencken und regieren kan; auch weiß, daß die Vernunft vor ſich dem Wort die Kraft nicht benehme.

In dem allem kommt noch die beſondre Art im Vortrage, welche allen obigen Tugenden das rechte Leben giebt. Zum Vortrage rechne ich zwey Stücke, nemlich die Schreibart, und die Ausſprache der gantzen Rede. So wichtig dieſe beyde Stücke ſind; und ſo vielfältige Fehler darinnen vorkommen können: ſo ſehr iſt unſer Gottesgelehrter in beyden zu loben. Seine Schreibart iſt nicht nur rein und regelmäßig; ſondern nachdrücklich und lebhaft; ja zuweilen auch kurtz, und ſcharfſinnig. Sie fließt ihm zwar ſo ungezwungen, als ob er ſie ohne Vorbereitung, und ſo zu reden aus dem Stegreiffe herſagte; und doch iſt jedes Wort darinnen ſo ordentlich, jede Verbindung ſo richtig, jeder Satz ſo wohlklingend, daß man dencken ſolte, er hätte die Gewohnheit der Engliſchen Lehrer an ſich, welche ihre Predigten nicht herſagen, ſondern herleſen ſollen. Die Ausſprache endlich iſt der Beſchaffenheit eines jeden Satzes und Wortes gemäß. Langſam oder geſchwinde; laut oder dunckel; freudig oder beweglich; heftig oder gelinde: nachdem es nemlich der Nachdruck und Natur einer jeden Vorſtellung erfordert. Sonderlich muß ich geſtehen, daß ſeine Gebete allezeit eine beſondre Bewegung in meinem Gemüthe verurſachen: denn er ſchüttet die kräftigſten Seufzer mit ſolcher Innbrunſt und innerlichen Empfindung aus, daß ich mich oft ſelber der Thränen nicht enthalten kan.

Aus dem allem kan ein jeder leicht abnehmen, daß dieſer geiſtliche Lehrer nicht nur viel natürliche Gaben; ſondern auch eine gründliche Erkenntnis in der Weltweisheit, eine groſſe Wiſſenſchaft in der Gottesgelahrheit, eine rechtſchaffene Frömmigkeit, und eine treffliche teutſche Beredſamkeit beſitze. Ich will hier nicht ausführen, daß dieſe Eigenſchaften ſehr ſelten beyeinander anzutreffen ſind; ich will auch nicht von einer jeden insbeſondre handeln: ſondern bloß bey der letzten ſtehen bleiben.

Die Beredſamkeit überhaupt ſcheinet bey den alten Römern und Griechen in einer weit gröſſern Vollkommenheit geweſen zu ſeyn, als ſie heutiges Tages iſt. Alle andre Wiſſenſchaften hat die Länge der Zeit, und der Fleiß der neuern Gelehrten weit höher getrieben, als ſie vormals geweſen: bloß die Wohlredenheit iſt ſo unglücklich, daß man ſie zu verbeſſern entweder keine Luſt, oder keine genugſame Fähigkeit gehabt. Die Urſache davon iſt, wie mich dünckt leicht zu errathen. Die damalige Griechiſche und Römiſche Regimentsform war ſo beſchaffen, daß man ſich durch nichts ſo ſehr, als durch die Beredſamkeit hervorthun konte. Es war ſowol in Athen, als in Rom eine freye Republic. Alle Aemter und Ehrenſtellen wurden durch die Wahl des Volckes beſetzet. Dieſes urtheilte von der Geſchicklichkeit der Candidaten: nachdem ſie von Sachen die Wohlfahrt des Landes betreffend wohl zu reden wuſten. Wer alſo ſein Glück zu machen dachte, muſte nicht nur den Staat kennen, nicht nur durch die Weltweisheit und Hiſtorie gelehrt und klug geworden ſeyn; oder im Kriege ſeine Tapferkeit erwieſen haben: ſondern er muſte auch die Zunge in ſeiner Gewalt haben. Er muſte ſich vor Gerichte, und in den Verſammlungen des Volcks auf öffentlichem Marckte mit wohlgeſetzten Reden hören laſſen. Auf ſolche Weiſe iſt **Cicero**, der weder von Geburt noch an Glücksgütern was ſonderliches war, bloß durch ſeine wunderſame Beredſamkeit ein Haupt der Stadt Rom, und der halben Welt geworden: ja es iſt faſt kein einziger groſſer Held zu finden, der nicht unter andern Eigenſchaften, auch ſeiner Wohlredenheit halber wäre geprieſen worden.

Nachdem aber dieſe Form des gemeinen Weſens ſowohl in Griechenland als in Italien erloſchen: ſo iſt auch die Beredſamkeit ſehr in Verfall gerathen. Bey Fürſtenhöffen wo alles nach Gunſt und Gnade gieng, konte man durch dieſelbe nichts ausrichten: darum ward ſie in die Schulen verbannet. Hier erſtarb allmählich das majeſtätiſche Weſen der wahren Redekunſt. Man übte ſich entweder von nichtswürdigen Materien zu reden; oder wenn man ja von wichtigen Angelegenheiten gantzer Städte und Länder handelte: ſo waren es doch nicht die rechten Leute die von dergleichen Dingen mit Ernſt und Nachdruck reden konten; weil ſie niemals ſelbſt die Hand am Ruder gehabt hatten. Endlich gieng auch der gute Geſchmack, und ſelbſt die geſunde Vernunft in den barbariſchen Zeiten verloren: und ob man wohl vor zwey oder dreyhundert Jahren die freyen Künſte wieder hergeſtellet hat: ſo iſt doch noch niemand aufgeſtanden, der einem **Demoſthenes**, und **Cicero** verglichen werden könte.

Und wie hätte dieſes wohl geſchehen können? Wo ſind heute zu Tage die Gelegenheiten, wo ſich jemand durch ſeine Wohlredenheit hervorthun könte? Leichenreden ſind noch die gewöhnlichſten unter uns: allein der eingeführte Schlendrian verbietet in denſelben alle Nachahmung der alten Redner. Es muß ja darinnen alles fein kaltſinnig, und ſchläffrig vorgetragen werden: damit die künſtlich angenommene betrübte Mine der Leidtragenden nicht etwa verrücket werde. Daher iſt auch zu denſelben keine gröſſere Beredſamkeit nöthig, als ein jeder gemeiner Dorfſchulmeiſter beſitzet, dem die gütige Natur ſoviel Witz mitgetheilet, daß er aus etlichen Sammlungen von Parentationen eine neuſcheinende zuſammenſtoppeln kan. Nun ſolte man zwar dencken, daß Hofbediente beſſere Gelegenheiten hätten, bey Geſandſchaften, Landtagen, und Huldigungen ihre Wohlredenheit ſehen zu laſſen. Und in der That würde ein **Alcibiades** oder **Pericles** in ſolchen Fällen manches Meiſterſtück abgeleget haben. Aber nach dem heutigen Geſchmacke müſſen ſolche Staatsredner keine wahrhafte Redner ſeyn. Man leſe die Proben ſolcher Reden, die man in etlichen Bänden zuſammen gedruckt hat: man halte ſie aber gegen die Reden ſo **Demoſthenes** und **Cicero** gehalten: ſo wird ſich der Unterſcheid von ſelbſt zeigen. Wenn hier alles voller Feuer, Kraft und Nachdruck iſt, ſo daß ſie bisweilen zu donnern ſcheinen: ſo iſt dort nichs als Waſſer, Schnee und Eis. Ja, wenn weitläufftige Umſchweiffe von Titeln und Formalien, Zierate der wahren Redekunſt wären; wenn ſchläffrige Erzehlungen in Perioden von anderthalb Seiten darüber man zwanzigmal Athem holen muß, einen Zuhörer zum Beyfall zwingen, und aus ſich ſelbſt ſetzen könten: dann würde es gewiß an groſſen Rednern bey uns niemals gemangelt haben

Bey ſolchen Umſtänden habe ich allezeit gedacht, daß das Lob der Beredſamkeit, ſo vorzeiten dem weltlichen Stande eigen geweſen, heutiges Tages dem geiſtlichen anheimgefallen ſey. Dieſer hat überflüßige Gelegenheit öffentlich aufzutreten, und oftmals vor etlichen tauſend Zuhörern zu reden. Seine Glieder gehen mit keinen niederträchtigen Dingen um. Die Wahrheiten, ſo ſie vortragen, ſind wichtiger, als Fürſtenthümer und Königreiche. Es betrifft die Wohlfahrt unſterblicher Seelen. Hiervon haben ſie auf Befehl des allerhöchſten Weſens zu handeln. Sie können alſo mit allem Nachdruck und Eifer davon reden, der nur zu erdencken iſt. Warnen ſie die Chriſten vor ihren geiſtlichen Feinden: ſo können ſie alle die Kunſtgriffe gebrauchen die jener Grieche in Athen wieder den Macedoniſchen König **Philippus** gebraucht. Und wenn ſie den Boshaften ihre Laſter verweiſen: ſo kan **Verres** und **Catilina** von jenem Römer nicht ärger abgemahlt ſeyn, als dieſe beſchrieben zu werden verdienen.

Daß die wahre Beredſamkeit für einen Geiſtlichen keine unanſtändige Sache ſey, iſt bey unſern Gottesgelehrten längſt ausgemacht. Dieſe haben gewieſen, daß ſie an ſich eine gute Gabe GOttes ſey, die auch zu heiligen Dingen das ihrige beytrage. Sie haben auch bemercket daß ſelbſt die heilige Schrift die vortrefflichſten Muſter davon in ſich faſſe. Ich meinestheils halte ſonderlich den **Moſes**, **Eſaias** und **Paulus** für drey groſſe Redner. Jenen wegen ſeiner letzten Anrede an das Volck Iſrael in ſeinem fünften Buche, in welcher man alle Schönheiten einer wohlgeſetzten Rede; allen Nachdruck und alles Feuer, ja noch viel mehreres antrifft, als man bey weltlichen Rednern ſuchen kan. Der andre hat faſt in allen ſeinen Straſſpredigten, insbeſondre aber in ſeinem erſten Capitel ſeine recht majeſtätiſche Wohlredenheit erwieſen. Der letzte aber hat in ſeinen Sendſchreiben an die Römer und Galater, wie auch ſonſt hin und wieder ſolche Proben gegeben, daß man ſeine groſſe Fähigkeit bewundern müſte: wenn man nicht wüſte, daß ſie aus einem höhern Beyſtande gefloſſen wäre. Was ſoll ich endlich von dem Meiſter mit der gelehrten Zungen ſagen? Ich zittere und bebe: wenn ich ſeine Anrede an die Phariſäer im 21ſten Capitel Matth. leſe. Was würde nicht geſchehen ſeyn, wenn man dieſen göttlichen Redner ſelbſt lehrend gehöret hätte? Und wie wahr iſt es, was man damals von ihm geurtheilet daß noch niemals ein Menſch ſo geredet habe, als dieſer gewaltige Lehrer.

Wenn es derowegen löblich iſt, daß junge Leute, ſo ſich auf die Gottesgelahrheit legen, ſolchen groſſen Muſtern nachzuahmen trachten: ſo wird es auch nöthig ſeyn, daß ſie ſich die wahre Beredſamkeit beyzeiten angelegen ſeyn laſſen. Was die heiligen Männer GOttes aus höhern Trieben gehabt, muß ietzo guten theils durch Fleiß und Mühe erlernet werden. Wir haben auch unter unſern Gottesgelehrten Exempel genug vor Augen, die wir zum Theil hören, zum Theil auch aus ihren Schriften kennen. Noch neulich iſt von einem Helmſtädtiſchen Lehrer ein kleines Bändchen geiſtlicher Reden ans Licht getreten, welche von einer ungemeinen Beredſamkeit ihres Urhebers zeigen. Sie brauchen aber unſern Ruhm nicht: da ſie ſchon anderwerts öffentlich der gelehrten Welt angeprieſen worden. Solchen Vorgängern ſolten angehende geiſtliche Redner folgen. Von dieſen ſolten ſie die Reinigkeit und Zierlichkeit der Sprache, die Richtigkeit der Gedancken, die Kraft der Beweisgründe, die Ordnung im Vortrage und die Lebhaftigkeit der Ausdrückungen lernen.

Daß dieſe Bemühungen ihren Nutzen haben würden, kan verhoffentlich niemand leugnen. Ein beredter Lehrer hat allezeit mehr, und aufmerckſamere Zuhörer als ein anderer. Seine Worte dringen tieffer ins Hertz und erreichen alſo viel leichter ihren Zweck, als wenn ſie ein anderer ſchläffrig und ohne alle Annehmlichkeit vorgetragen hätte. Selbſt die Verächter und Spötter der Religion werden durch den Ruff eines geiſtlichen Redners oft in die Kirche gelocket, die ſie ſonſt in etlichen Monaten nicht beſuchet hätten. Wie leicht kan es da geſchehen, daß diejenigen ſo nur ihre Ohren zu ergetzen aufmerckſam ſind, wichtige Wahrheiten zu Hertzen nehmen: ſonderlich wenn ſie auf eine ſolche Art vorgetragen werden, die bey dieſen Leuten nöthig iſt. Es iſt wohl ehe ein Auguſtinus bekehret worden, der nur die Wohlredenheit eines Ambroſius zu hören, in ſeine Predigt gekommen.

Als ich noch unter Anführung eines Lehrmeiſters die Lateiniſche Sprache triebe: muſte ich auf Befehl meines Vaters nebſt heydniſchen Scribenten auch einen Chriſtlichen, nemlich den **Lactantius** leſen und erklären: darum fällt mir ietzo eine Stelle aus dem Eingange ſeines erſten Buches bey, die ſich hieher ſchicket, und womit ich dieſes Blat beſchlieſſen will. Derjenige, ſchreibt er, macht ſich bey weitem ſo verdient nicht um das menſchliche Geſchlecht, der die Redekunſt lehret; als der da zeiget, wie man fromm und unſchuldig leben ſolle. Daher ſind bey den Griechen die Weltweiſen allezeit höher gehalten worden, als die Redner. Denn jene hielte man für Lehrer der Tugend, welches weit vortrefflicher iſt: angeſehen die Kunſt wohl zu reden nur wenigen; die Wiſſenſchaft aber wohl zu leben/ allen nützlich iſt. Doch hat mir die Ubung der Beredſamkeit in Schulen ſehr viel dazu geholfen/ daß ich ietzo mit gröſſerer Zierde und Wohlredenheit die Wahrheit vertheidigen kan. Dieſelbe kan zwar auch ohne die Beredſamkeit beſchützet werden/ wie ſie denn mehr als einmal ſo beſchützet worden: doch aber iſt man verbunden/ ſie auch durch eine klare und annehmliche Schreibart zu erläutern/ und einigermaßen ins Licht zu ſetzen; damit ſie theils durch ihre eigene Kraft/ theils durch den Putz eines zierlichen Vortrages/ deſto kräftiger in die Gemüther dringen möge.

Phyllis.

VI. St

Die Vernünftigen Tadlerinnen

Freytags / den 15. Februar. 1726.

Günther.
Warum? es war der klare Kern von jenen alten Junggeſellen /
Die in der erſten Claſſe ſchon die Mägdchen um viel Weißzeug ſchnellen /
Ihr Hertz mit Blut und Fluch verſchreiben.

Unſre Gehülfin **Phyllis** wird uns noch den gantzen Handel verderben. Sie hat ſichs recht ernſtlich vorgenommen den Namen einer **Gelehrten** davonzutragen; und von dieſem Vorhaben iſt ſie nicht abzubringen. Darum hat ſie in dem letzten Stücke alle ihre Kräfte angewandt, ihre Einſicht in die Redekunſt zu zeigen. So nützlich vielleicht ihre Betrachtungen jungen Studirenden mögen geweſen ſeyn: ſo wenig wird ſie den Beyfall des Frauenzimmers dadurch erhalten haben. Viele werden gar dencken, es ſey ihre eigene Arbeit nicht; ſondern ſie habe ſich daſſelbe von einer geſchickten Mannsperſon machen laſſen. Wiewohl ich nun das Gegentheil davon verſichern kan; indem ich ſelbſt bey der Ausarbeitung zugegen geweſen: ſo hoffe ich doch den Beyfall unſerer Leſerinnen weit beſſer zu erhalten; wann ich von Galanterien handeln werde. Iſt gleich meine letzte Arbeit ſo unglücklich geweſen, daß man dieſelbe durch boßhafte Auslegungen mit Gewalt zu einer Schmähſchrift machen wollen: ſo hoffe ich doch, daß Calliſte unſre Leſere durch ihre Vorſtellung etwas behutſamer im Urtheilen wird gemacht haben. Folgender Brief iſt, ich weiß nicht woher, bey uns eingelauffen.

Wertheſte Tadlerinnen,

DEr Nutzen, den Ihr durch eure wöchentliche Schriſten bisher geſtiftet, und die Menge der dadurch bey beyderley Geſchlecht abgeſchafften Fehlek und Mängel, iſt gröſſer als andre, oder auch wohl Ihr ſelbſt anfangs gemeinet. Ich bin völlig überzeuget, daß alle Tugendliebende Gemüther wünſchen werden, daß Ihr in eurem bisherbezeugten löblichen Eifer, ſo auf die Beſſerung der Sitten abzielet, fortfahren möget. Es iſt zwar an dem, daß Wahrheit Haß, und Verfolgung nach ſich ziehet. Allein dieſe Wirckung hat ſie nur in laſterhaſten Gemüthern, denen die Verbeſſerung ihrer Fehler unleidlich iſt. Tugendhafte wiſſen anders davon zu urtheilen, und achten es hoch, daß Ihr in euren Blättern die Schwachheiten und Mängel, aufrichtig und nach der Wahrheit entdecket, und ſie, nachdem Ihr ihnen die Larve der Tugend, darein ſie ſich verkleiden, abgenommen, in ihrer natürlichen Blöſſe darſtellet. Was kehret Ihr Euch daran, tugendhafte Tadlerinnen? wenn gleich eine und die andre von euren Mitſchweſtern, die ich nur des gemeinſchaftlichen Geſchlechts, nicht aber der Tugend halber alſo nenne, in einer anſehnlichen Geſellſchaft ſich alſo von Euch verlauten läſſet: ja die Tadlerinnen mögen nurt erſt bey ſich anfangen zu tadeln, ehr ſie ſich über angre unſchuldige Leute machen: mer kan ſich nicht genug vor ſie in acht nehmen, ehr mer ſichs verſieht, ſo han ſe enen durchgezogen, mer mag ſich och verhalten wie mer will. Dergleichen übereilte und unreiffe Urtheile werden auch künftig ſo wenig ſchaden, als ſie euch bisher geſchadet haben: und Verſtändige ſehen leicht, daß ſie von keinem andern herkommen können, als von denen die durch eure Vorſtellungen ſich in ihrem Gewiſſen haben getroffen befunden; dabey aber von einer ſo thörichten Liebe gegen ihre Fehler eingenommen ſind, daß es ihnen unmöglich ſcheinet, dieſelben abzulegen. Laßt Euch dieſes nicht befremden, daß eure gute Sittenlehren nicht von allen gleich gut aufgenommen werden: denn vielen ſind die Augen von Eigenliebe dergeſtalt verſchwollen, daß ſie ihre Fehler nicht ſehen können: und daher kan es nicht anders ſeyn, ſie müſſen ſich entrüſten; wenn Ihr an ihnen tadelt was ſie für Tugend halten.

Von dieſer Art war ohne Zweifel diejenige, welche obiges ungereimte Urtheil von ſich hören ließ, darinnen man ohnedem die vielen zerſtümmelten Wörter nicht ohne Erbarmung anhören kan. Wie reimet ſich eine ſolche Zerſtümmelung der Wörter mit dem Ruhme einer reinen und zierlichen Mundart, welche dieſer Ort auswärtig hat. Möchte einem doch übel werden: wenn man hören muß, wie einige Wörter ſo erbärmlich gefoltert, und andre gar halb aufgefreſſen und verſchlungen werden. Doch wir wollen ſolche Wörterhencker, und Silbenſchlucker Euch übergeben. Urtheilet Ihr ſelbſt, was mit ihnen anzufangen ſey. Es wäre zu wünſchen, daß der Zwang, ſo hier unſrer Mutterſprache angethan wird, wieder die böſen Begierden gerichtet würde. Billig ſolte dieſes von allen vernünftigen Menſchen; vielmehr von Chriſten; am allermeiſten aber von ſolchen geſchehen, die der Gottesgelahrheit befliſſen ſind, und dereinſt in Kirchen und Schulen zu einem tugendhaften Wandel anführen wollen. Allein hieran fehlet es bey vielen ſehr, und man läßt allzugern ſeinen lüſtern Neigungen ihren freyen Lauff.

Ich bedaure, daß auf einer berühmten Univerſität, zwey junge Studenten, die ſich dazu der Kirche GOttes gewidmet haben, mit ihrem böſen Exempel beweiſen, daß dis mehr denn allzuwahr ſeye. Sie , , , ,

Was düncket Euch von ſolchen Händeln, wertheſte Tadlerinnen! Solte man ſich doch kaum dergleichen einbilden und noch ſchwerer glauben können. Warnet derowegen alle junge Gemüther vor den gefährlichen und ſchlüpfrigen Abwegen der unzüchtigen Wolluſt, darauf ſchon mancher blindlings in ſein Verderben gerennet iſt. Eure Klugheit wird wiſſen, wie dieſem Ubel zu begegnen ſey; über deſſen allzu-

groſſes Einreiſſen, nebſt Euch, und allen Tugendliebenden
ſich betrübet
Euer
von Hauſe den 12.
bereitwilligſter Diener
Nov. 1725.
Aretophilus.

Der Herr **Aretophilus** wird uns nicht ungütig nehmen, daß wir ein ziemlich Stück von deſſen Schreiben weggelaſſen haben: wir haben uns aufs äuſſerſte zu hüten, daß man unſere Schriften keines Aergerniſſes mit Grund beſchuldige. Und die ſeltſame Begebenheit, ſo uns derſelbe in dieſem Schreiben mittheilet, betrifft ein ſo gräßliches, und ſo offenbares Laſter, daß es faſt gar zu wichtig iſt in unſern Blättern abgehandelt zu werden. Wäre es unſer Vorhaben geweſen alle grobe Sünden und handgreiffliche Verbrechen wider göttliche und menſchliche Geſetze in unſern Schriften abzuhandeln: ſo hätte die ausſchweiffende Wolluſt junger Mannsperſonen ſchon längſt einen Platz darinnen gefunden. So aber ſind wir niemals willens geweſen Predigten zu ſchreiben. Wir überlaſſen ſolche offenbare Laſter theils den Ermahnungen des geiſtlichen Standes; theils den Straffen der weltlichen Obrigkeit. Sind dieſe nicht vermögend die Hitze ihrer unordentlichen Begierden zu dämpfen: was werden unſre Vorſtellungen helffen? Herr **Tugendfreund** hat alſo ein garzugroſſes Vertrauen zu uns gehabt.

Ein einziges dünckt mich, könte überhaupt allen jungen Leuten, die ſich in dieſem Stücke vergehen, vorgeſtellet werden. Sie glauben insgemein ihr wollüſtiges Leben ſey nach der bloſſen Vernunft betrachtet, und nach dem Geſetze der Natur nicht ſündlich. Nur die Chriſtliche Religion ſey ſo ſtrenge, daß ſie von jungen Leuten eine Tugend verlange, die ſich in dieſem Alter am allerwenigſten ausüben laſſe. Sie fordere alſo was unmögliches, und es ſey kein Wunder: wenn ſo wenige gefunden würden, die dergleichen Proben ihrer Tugend aushielten, als **Joſeph** vormals überſtanden. Wider dieſen Einwurf habe ich die Zeugniſſe zweyer groſſen Weltweiſen. Sie ſind niemals Chriſten geweſen, ſondern haben ihre Lehren aus der geſunden Vernunft und dem wahren Begriffe von einer rechtſchaffenen Tugend hergeleitet. Dennoch haben ſie gefunden, daß die Wolluſt unverheyratheter Leute laſterhaft ſey. So ſchreibt Epictetus in ſeinem güldenen Handbuche: im ſieben und dreyßigſten Capitel: halte dich ſoviel es dir möglich iſt von den Veneriſchen Dingen vor deiner Heyrath rein: wann du aber verheyrathet biſt: ſo gebrauche dich derſelben rechtmäßiger Weiſe. Noch nachdrücklicher ſind die Worte des groſſen und weiſen Käyſers Marcus Aurelius Antoninus, in ſeinem erſten Buche im ſiebenzehnten Cap Ich dancke den Göttern, ſchreibt er, daß ſie mir ehrliche Vorfahren gegeben, einen guten Vater, eine fromme Mutter, eine gute Schweſter, gute Lehrmeiſter, gute Bediente, gute Freunde, und was man gutes wünſchen kan. Desgleichen, daß ſie mir die Gnade gegeben, nichts zu thun, das ihnen hätte können zuwider ſeyn: wiewohl ich öfters wäre geneigt geweſen, dergleichen bey vorfallender Gelegenheit zu verrichten. Aber ich ſehe es als eine ſonderliche Gnade der Götter an, daß dergleichen Gelegenheit hat verſchwinden müſſen, die mich hätte in dis Unglück ſtürtzen können. Ich bin ihnen auch dafür Danck ſchuldig, daß ich nicht länger bey dem Kebsweibe meines Großvaters erzogen worden; und daß ich meine Jugend unbefleckt erhalten, auch nach der Zeit keuſch gelebet habe.

Können ſolche Exempel weiſer Heyden unſre wilde Jugend nicht beſchämen: ſo weiß ich ich nicht, womit man ihnen ſonſt eine Röthe über ihre Frechheit abnöthigen wird. Ich habe aber zu des Käyſers Antoninus Worten mit gutem Bedachte etliche vorhergehende genommen, um eine Probe von der Gottesfurcht dieſes groſſen Weltweiſen zu geben. Und wie lieb würde es mir ſeyn: wenn ich dadurch nur einen einzigen von unſern Leſern bewegen könte, dieſes fürtrefflichen Käyſers Betrachtungen, die Joh. Ad. Hoffmann ſehr nachdrücklich ins Teutſche überſetzt hat; durchzuleſen.

Bey dieſer Gelegenheit muß ich auch an ein gewiſſes Sprichwort gedencken, welches von jungen Leuten, ſo die Theologie ſtudiren, pfleget gebrauchet zu werden. Man ſagt insgemein, daß ſie ſehr gern **die Quarre vor der Pfarre** haben. Ich habe mich oft gewundert, warum man dieſes nicht von Juriſten und Medicinern in ein Reimchen gebracht? Endlich iſt mir dieſes eingefallen. Die guten Leute haben in der Bibel geleſen, daß unter andern Eigenſchaften ein Biſchof, oder Lehrer der Kirchen eines Weibes Mann ſeyn ſolte. Weil nun mancher unter ihnen die übrigen Tugenden eines Biſchofes entweder ſehr ſparſam; oder wohl gar nicht an ſich wahrnimmt; doch aber nicht gern gantz untüchtig zum heiligen Amte kommen wolte: ſo macht er von dem leichteſten Stücke den Anfang, und ſieht ſich nach einer Liebſten um, mit welcher er ſich ſo genau verbindet, daß er auch vor der Hochzeit als eines Weibes Mann angeſehen werden kan.

Im Ernſte davon zu reden: ſo kan es vielerley Urſachen geben, daß dergleichen geſchiehet. Herr **Zuchtfreund** liebet die Keuſchheit; doch kan er es nicht gantz vergeſſen, was er in der Schöpfungshiſtorie geleſen. **Es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſey.** Und weil er ſonſt keine Gelegenheit hat, mit einem Frauenzimmer bekant zu werden: ſo muß er ſich beyzeiten anheiſchig machen, diejenige zu heyrathen, die ihm bisweilen einen Zutritt erlaubet. So wird er ein Bräutigam, ehe er noch weiß ob er jemals eine Frau wird ernehren können.

Herr **Elendſohn** iſt ein fleißiger Schüler; aber blutarm dabey. Er hat nicht ſo viel Geld in Händen, daß er ſich in die Zahl der Studenten kan einſchreiben laſſen. Das ſieht ein ehrlicher Bürger, der nicht weiß, wo er ſeine ſechs Töchter an den Mann bringen werde. Er thut deswegen jenem einen ſo vortheilhaften Vorſchlag, daß er ihn augenblicklich aus einem Primaner zum Bräutigam macht. Seine Tochter nennt ſich ſchon in Gedancken Frau **Magiſterin**; oder doch gewiß Frau **Pfarrin**; und in ſolcher ſüſſen Hoffnung wird ſie ihrem Schatz wenigſtens an Wäſche keinen Mangel leiden laſſen. Indeſſen hat er **die Quarre vor der Pfarre.**

Herr **Gleichviel** hat nach langem Warten endlich einen Dorfjuncker zum Patron bekommen/ deſſen hochadeliche Jugend er unterrichtet. Sein Pfarrer iſt ziemlich alt/ und der Herr Hofmeiſter ſoll der Gemahlin Kammerkätzchen zur Frau **Subſtitutin** machen. Dieſes Glück ergreifft Herr **Gleichviel** mit beyden Händen/ und iſt etliche Jahre ein vergnügter Bräutigam/ ehe er ſich um dieſe Dorfſchönheit verdient genung machen kan.

Ich kan es nicht leugnen/ daß nicht auch unſer Frauenzimmer oftmals Urſache dazu gebe. Sowohl Mütter als Töchter ſtreben ſehr darnach/ einen hübſchen/ frommen/ ſtillen Menſchen an ſich zu ziehen. Sie machen einem ſolchem Vogel heimliche Schlingen: ſie locken ihn durch kleine Wohlthaten und Gefälligkeiten an ſich: ſie erzehlen ihm/ wie dieſer oder jener wackere Mann ſo und ſoviel Jahre mit ſeiner Frauen verſprochen geweſen/ ehe er zum Amte gekommen. Dieſe Netze ſind ſo beſchaffen/ daß ſelten einer ſo witzig iſt/ denſelben zu entgehen. Kommt es gar/ daß das Mägdchen einige Reitzungen in der Geſtalt hat; oder daß ihre Eltern mit einigen Hofbedienten in Verwandſchaft ſtehen: da macht ſich der tauſendſte kein Bedencken/ ja zu ſagen/ und ſich alſo **die liebe Quarre vor der Pfarre** auf den Hals zu laden.

Soll ich von dergleichen Verfahren meine Gedancken eröffnen: ſo halte ich gantz und gar nichts davon. Meiner Meinung nach iſt ein ſo frühzeitiges Eheverlöbnis ſowohl den Mannsperſonen als dem Frauenzimmer an ihrem Glücke hinderlich. **Heloiſe** iſt eine funfzehnjährige Wäyſe und lebt in ihres Vetters Hauſe. Ein weitläuftiger Verwandter deſſelben ſoll ſie im Schreiben und Rechnen unterrichten; und weil er in demſelben Hauſe wohnet/ geht ſie zu ihm auf die Stube. Doch dieſe anwachſende Schönheit hat mehr Feuer in ihren Blicken/ als das Zundervolle Hertz ihres Lehrmeiſters ohne warm zu werden/ erdulden kan. So zu ſagen/ die Schülerin wird in weniger Zeit die Liebſte des treuen **Abälards**. Mehr als ein Freyer giebt ſich des Tages oft die Mühe/ dieſes wohlgearteten Frauenzimmers theilhaftig zu werden: aber vergebens. Ihr Vetter wundert ſich ſelbſt/ warum ſie dergleichen glückliche Partheyen ausſchlägt: kan aber die wahre Urſache nicht errathen. Endlich entdecket ſich das Geheimnis. Die heimliche Verlobung dieſes ſonſt tugendhaften Paares wird der gantzen Stadt kund; und wer weiß/ wie lange ſie noch ihre frühzeitige Liebe werden bedauren müſſen?

Denn es iſt bereits zu einer Regel geworden/ daß ein junger Menſch nicht leicht befördert wird: dafern er ſich ſchon mit einer Braut verſorget hat. Herr **Tiſſeran** hat uns hievon ein denckwürdiges Beyſpiel gegeben. Er war zwanzig- und ſeine Liebſte eines gewiſſen Secretärs Tochter achtzehnjährig: als ſie ſich miteinander verlobeten. Dreyßig Jahre hat er ſich auf jede erledigte Dorfpfarre Hoffnung gemacht. Dreyßig Jahre hat er alle Patrone durch ſein unaufhörliches

Bitten und Flehen beſchweret. Dreyßig Jahre hat endlich ſeine gar zu ſtandhafte Liebſte ihren künftigen Ehherrn/ von ihren wenigen Mitteln/ ernehren müſſen. Endlich hat beyder Gedult eine Ende genommen. Sie ſahen wohl/ daß ihre beſte Zeit in lauter Hoffnung verſchwunden ſey. Um nun ihre erkaltende Liebe nicht gar erlöſchen zu laſſen/ entſchloſſen ſie ſich/ auch ohne die Pfarre die Hochzeit zu vollenziehen. Nun lebt das junge Paar/ dem doch ſchon die grauen Haare den Schmuck der Alten aufzuſetzen beginnen/ in einer vergnügten Ehe welche doch vermuthlich weit kürtzer ſeyn wird/ als der Bräutigamsſtand geweſen.

Was ſoll ich von aller Unruhe ſagen / die ein verlobter Studirender empfinden muß. Kan er wohl eine Stunde bey ſeinen Büchern bleiben? Kan er wohl eine Minute leben / ohne an ſeine Geliebte zu dencken? Beſuchet ihn wenn ihr wollet: entweder er wird nicht zu Hauſe ſeyn; weil er ſeine Schöne täglich ſehen muß: oder ihr werdet ihn ein ſchönes Briefgen an ſie ſchreiben ſehen/ welches er mit allerley bunten Hertzchen/ Täubchen und andern dergleichen Zieraten ausputzet: oder er wird ein kleines Zettelchen tauſendmal küſſen/ welches ſie ihm zugeſchicket: oder er wird endlich voller Gedancken auf ſeinem Bette liegen/ und den verwirrten Lauff ſeiner Liebe erwegen. Laſt ihn doch ungeſtört liegen: wir wollen ſehen/ wie weit er es im Studiren bringen wird: wir wollen ſehen/ wer einen ſo verliebten Träumer mit Wiſſen und Willen auf die Cantzel ſtellen wird.

Iris.

Ein gewiſſer unflätiger Menſch hat ſeine herrſchende Neigung durch ein liederliches Bild in einem ſogenanten Stammbuch gar häßlich verrathen/ und unſre Blätter dadurch zu beſchimpfen geſuchet. Er ſoll eheſtens ſeine Lection darüber von uns zugewarten haben. Dem Beſitzer aber des beſagten Stammbuchs rathen wir/ dieſes ſchändliche Blat aus ſeinem Buche zu ſchaffen/ und dadurch zu zeigen/ daß er kein Freund ſolcher garſtigen Erfindungen ſeye: wiedrigen Falls kan er es uns nicht verdencken/ daß man ihm mit ſeinem Freund ein gleiches Recht wiederfahren laſſen wird.

Noch dienet allen unſern Correſpondenten zur Nachricht/ daß ihre Briefe nicht verloren ſeyen: wenn ſie gleich nicht ſo fort zum Vorſchein kommen. Die Menge derſelben wächſt täglich an/ und vielen von unſern Leſern will es nicht gefallen/ daß der meiſte Platz in unſern Blättern mit Briefen angefüllet werde. Dahero unſer Verleger ſich entſchloſſen monatlich ein beſonderes Blat voller Briefe auszugeben/ worauf ſo oft es nöthig ſeyn wird in unſern Blättern ſelbſt geantwortet werden ſolle. Dieſe beſonders gedruckte Briefe können am Ende des Jahrs als ein Anhang unſeren Schriften beygebunden werden. Immittelſt werden unſre Correſpondenten die Gütigkeit haben/ und die Briefe hübſch frankiren: das Poſtgeld belauffet ſich wöchentlich ſo hoch/ daß unſer Verleger ſich weigert unfrankirte Briefe an uns ferner anzunehmen.

Die Vernünftigen Tadlerinnen

Freytags / den 22. Februar. 1726.

Caniz.
Verwirf den Richterſpruch / den die Gewohnheit fällt.

So oft ich bishero nachgedacht, woher es doch komme, daß es ſo ſchwer ſey gewiſſe Laſter abzulegen, und an ihrer Stelle was tugendhaftes zu verrichten: ſo oft bin ich in meinem Nachſinnen auf die **Gewohnheit** gerathen. Ich habe gefunden, daß alle Schwierigkeiten, die ſich in Veränderung unſerer Lebensart ereignen, bloß von ihr herrühren. Sie iſt eigentlich nichts anders als eine Fertigkeit gewiſſe Handlungen, die man ſchon ſehr oft wiederholet hat, bey allen vorfallenden Gelegenheiten auszuüben. Sie erſtrecket ſich derowegen ſowohl auf böſe, als auf gute Verrichtungen; man kan ſowohl eine Tugend, als ein Laſter aus Gewohnheit ins Werck richten: aber es gehöret zu beydem eine lange Ubung, und oftmalige Wiederholung desjenigen, deſſen man gewohnt werden ſoll. Und da es ſowohl in den Gliedmaßen des Leibes, als in den Wirckungen der Seelen Gewohnheiten giebet: ſo ſieht ein jeder, daß in beyden Fällen keine Gewohnheit auf einmal entſtehe. Es gehört überall viel Zeit dazu, ehe man einer Sache gewohnt werden kan.

Wie kommt es, daß wir in unſern Häuſern, darinnen wir geboren und erzogen ſind, oder doch viel Jahre gewohnt haben, auch bey ſtockfinſterer Nacht alle Zimmer und Thüren, Tiſche, Stühle und Bette, ja auch andre Dinge öfters ſo gut finden können, als wenn es Licht wäre? Ich habe eine alte Frau geſehen, die, ob ſie gleich ſtockblind war, dennoch alles im Hauſe verrichten konte Sie ging aus einem Zimmer ins andre, ohne mit den Händen zu tappen. Sie ſtand von ihrem Stuhle auf, und ging in ſchnurgerader Linie nach dem Orte wohin ſie wolte. Hätte man ſie gefraget wieviel Schritte ihre Stube lang ſey? ſo würde ſie es nicht gewuſt haben: Doch habe ich ſie niemals einen Tritt zu wenig, oder zu viel, thun geſehen; wenn ſie nach dem Fenſter, oder nach der Thüre ging. Sie ſtreckte die Hand zu rechter Zeit aus, und verfehlte niemals deſſen, was allezeit ſeinen gewiſſen Ort behielte. Woher kam das? Ohne Zweifel, weil ſie alles dieſes ſchon unzehlichemal gethan hatte. Ihre Gliedmaßen hatten eine ſolche Fertigkeit in ihren Bewegungen erhalten, daß ſie nicht mehr nöthig hatten, durch eine beſondre Aufmerckſamkeit der Seelen gelencket und regieret zu werden. Eben ſo wie die Seiltäntzer es endlich ſo weit bringen, daß ihre Füße auch in den höchſten Luftſpringen nicht mehr des Seiles verfehlen: oder wie jener Künſtler, der ſubtile Sandkörner in gewiſſer Weite durch ein Nadelöhr werfen konte; von dem man erzehlet, daß es ihm endlich ſchwerer geworden vorbeyzuwerfen, als eine ſo kleine Oeffnung genau zu treffen.

Woher kommt es, daß gewiſſe Leute, ſonderlich Perſonen von unſern Geſchlechte bisweilen im Kopfe die weitläufftigſten Rechnungen hinausbringen können? Sie müſſen bisweilen alle Arten die Zahlen zu vergröſſern und zu verkleinern etlichemal nacheinander vornehmen, und ein andrer würde gantze Seiten vollſchreiben, um die gegebene Frage zu beantworten. Sie aber ſind augenblicklich damit fertig. Und haben alle Operationen vollbracht, ehe der andre weiß, mit welcher Rechnungsart er den Anfang machen ſoll. Auch dieſes kommt nirgend anders her, als aus der Gewohnheit. Dergleichen Leute haben oft was auszurechnen gehabt: und doch hat es ſich nicht thun laſſen, allezeit ein Schreibezeug

zeug bey der Hand zu haben. Die lange Ubung, und öftere Wiederholung hat ihren Gedancken eine Fertigkeit zuwege gebracht, dasjenige ohne Mühe zu thun, was andern ſehr ſchwer, ja unmöglich zu ſeyn ſcheinet. Nunmehro ſind ſie es gewohnt; und es iſt nicht möglich daß ſie dieſe Gewohnheit ſobald verlieren ſolten: es wäre dann, daß ſie in vielen Jahren keine einzige Rechnung mehr vorzunehmen hätten.

Wollen wir uns dieſe Betrachtung in moraliſchen Dingen zu Nutze machen: ſo ſehen wir wohl woher es komme, daß dem einen die Tugend und dem andern das Laſter ſo leicht auszuüben iſt; und daß es beyden ſchwer fällt ihre Lebensart zu ändern. Herr **Neidhard** hört von dem allergeringſten Dinge reden, welches ſonſt keinen andern Mangel hat, als dieſen, daß es nicht von ihm ſelbſt herkommt: ſogleich kriegt er den Krampf in die Naſe; die Backen werden ihm nach den Ohren gezogen; die Lippen dehnen ſich theils in die Höhe theils herunter; er blöſſet die Zähne, und ſtöſſet einen bebenden Laut aus dem Munde. Ein jeder verſtehet wohl, daß ich ſein ſpöttiſches Naſerümpfen, und höniſches Gelächter abmahlen will. Wie kommt es aber, daß er ſo oft, ſo leicht, und aus ſo geringen Urſachen dazu gebracht wird? Es iſt ſeine Gewohnheit. Und woher entſteht dieſe? Sowohl ſeine Seele, als die Gliedmaßen ſeines Leibes haben die dazugehörigen Bewegungen ſchon ſo oft gehabt, daß ſie ſich überaus leicht wieder in dieſelben Falten rücken. Man ſieht es an den Liniamenten ſeines Geſichts, daß **Neidhard** ein Spötter iſt; und wer ſeine Seele ſehen könte: der würde deutliche Spuren ſeiner höniſchen Urtheile von allen Dingen darinnen antreffen.

Nun iſt es zwar gewiß, daß viele von denen, die böſe Gewohnheiten an ſich haben, ſich ſelber mit gutem Bedachte daran gewöhnet: allein die meiſten haben ſie der ſorgloſen Auferziehung ihrer Eltern zu verdancken. Dieſe ſolten ja mit dem gröſſeſten Fleiße darauf ſehen, daß ihre Kinder keiner böſen Sache gewohnt würden. Sie ſolten Achtung geben, daß ſie keine einzige laſterhafte Handlung vornehmen möchten; geſchweige denn verſtatten, daß ſie durch eine oftmalige Wiederholung eine Fertigkeit darinnen erlangen ſolten. Man hat vorlängſt geſagt, die Hertzen junger Kinder wären ein zartes Wachs, dem man mit leichter Mühe allerley Bilder eindrücken könne. Nichts iſt ſo gewiß als dieſer Satz: wenn man nur hinzuſetzet, daß dieſes zarte Wachs ſich in zunehmenden Jahren in einen harten Stein verwandele, aus welchem man die einmal eingedruckten Bilder entweder gar nicht; oder doch nicht ohne unglaubliche Mühe austilgen kan. Wie wenig aber die allermeiſten Eltern dieſes bey ihrer Kinderzucht vor Augen haben: lehret die tägliche Erfahrung. Wir ſind weit von den Zeiten der alten Römer; aber faſt gar nicht von ihren böſen Sitten entfernet: zum wenigſten was dieſen Punct anbetrifft. So ſchreibt Quintilian: wenn er auf dieſe Unachtſamkeit der Eltern kommt, wodurch ſie ihre Kinder ſelbſt verwarloſen.

„Wollte GOtt, ſpricht er, daß wir unſre Kinder nicht „ſelbſt verwarloſen möchten. In der Kindheit verzärteln „wir ſie gleichſam mit lauter Leckerbißlein. Die gelinde Auferziehung, die man ein väterliches Nachſehen nennet, ſchwächet ihre Leibes- und Seelenkräfte. Nach was für Dingen „wird derjenige nicht in erwachſenen Jahren ſtreben, der „ſchon in Purpur gewindelt worden? Ein Kind kan kaum „etliche Worte ſprechen; und fordert ſchon allerhand koſtbare Speiſen. Ihren Geſchmack haben wir früher unterrichtet, als ihre Zungen. Auf den ſanfteſten Betten erwachſen ſie; und dafern ſie ja die Erde betreten: ſo trägt man „ſie doch noch von beyden Seiten auf den Händen. Wir „freuen uns wenn ſie unverſchämte Dinge reden. Worte die „man an den üppigſten Orten nicht dulden würde, belohnen „wir ihnen mit einem lächelnden Kuſſe. Und das iſt kein „Wunder: wir haben ſie darinnen unterrichtet; von uns „haben ſie es gehöret. Sie ſehen ja unſre Liebhaber, und Beyſchläferinnen. Bey unſern Gaſtmahlen werden ja die „ſchändlichſten Geſänge gehöret, und ſolche Dinge geſehen; „die man aus Schamhaftigkeit nicht ſagen darf. Daraus

„entſteht allmählich eine Gewohnheit; hernach gar eine Natur. Und dieſes lernen die armen Kinder, ehe ſie wiſſen „daß es Laſter ſind.

Ich könte von dieſer Materie noch verſchiedenes aus des berühmten **Joh. Locken** Tractate von der Kinderzucht anführen: wenn dieſes herrliche Büchlein nicht bereits ins Teutſche überſetzet wäre, und alſo von einem jeden geleſen werden könte. Ich will dieſes noch anmercken, welches zeiget, was für Schwierigkeiten es giebt: wenn man böſe und tieffeingewurtzelte Gewohnheiten ablegen ſoll.

Dion, ein naher Verwandter, und Staatsminiſter des Siracuſaniſchen Tyrannen **Dionyſius**, hatte ſich gewiſſer Urſachen halber aus Sicilien entfernet, ſeine Familie aber bey Hofe gelaſſen. Der König, welcher ſich einer Beleidigung wegen an ihm rächen wolte, wuſte dieſes auf keine bequemere Weiſe zu thun, als durch ſeinen hinterlaſſenen Sohn. Dieſen ſuchte er durch eine unordentliche Lebensart zu einem vollkommenen Böſewichte zu machen. Er verſchaffte ihm derowegen ein tägliches Wohlleben. Die gottloſeſten Buben gab er ihm zu vertrauten Cameraden; ja ohngeachtet der Knabe noch kein mannbares Alter hatte: ſo muſten die unzüchtigſten Weibesbilder ihn zur Uppigkeit und Wolluſt verführen. Dieſes daurete eine ziemliche Zeitlang alſo, biß **Dion** ſein Vater endlich wieder nach Hauſe kam. Man kan leicht dencken, wie dieſem vernünftigen und tugendhaften Staatsmanne, die ſchändliche Verwarloſung ſeines Kindes, wird zu Hertzen gegangen ſeyn? Er erwies auch ſeinen Verdruß darüber in der That: indem er alles mügliche that, ſeinen boshaft verwehnten Sohn wieder zu rechte zu bringen. Da die Güte nichts ausrichten konte: gebraucht er ſich der Schärfe. Er ſetzte ihm einen rechtſchaffenen Hofmeiſter: er verſchloß ihn in ein beſondres Zimmer, um ihn von aller böſen Geſellſchaft abzuhalten: er entzog ihm alle Mittel zur Wolluſt und Völlerey, und dachte ihn durch dieſe ſtrenge Zucht wieder zu ändern. Allein was vor Gewalt hat die böſe Gewohnheit nicht! der junge Menſch war in den Laſtern bereits ſo ſehr erſoffen, daß ihm der letzige Zwang weit unerträglicher, als der Todt ſelber ſchien. Er öffnet derowegen ſein Fenſter, und ſtürtzet ſich etliche Stockwercke hoch herunter. Er bricht den Hals, und ſein Tod lehrt überaus deutlich, welch eine grauſame Tyrannin eine böſe Gewohnheit ſeye.

Zu dieſen bisherigen ernſthaften Gedancken hat mir Serioſus einer von unſern Correſpondenten Gelegenheit gegeben, dem wir die Antwort noch aus dem vorigen Jahre ſchuldig geblieben ſind. Er ermuntert uns in einem Schreiben wider ein paar Laſter zu eifern, die bey ihm ſowohl, als bey uns, ja aller Orten ſehr gemein und üblich ſind. Als ich den Urſachen nachdachte, warum es ſo ſchwer ſey dieſelben abzuſchaffen: gerieth ich auf die bisherigen Betrachtungen von der **Gewohnheit**, als welche faſt einzig und allein Schuld daran hat. Dieſes Schreiben iſt poetiſch abgefaſſet, und allerdings werth, daß wir es unſern Leſern vor die Augen legen.

Ihr wiſſet allbereit, Hochwerthe Tadlerinnen,
Wie hoch Euch insgeſamt ein Serioſus ehrt:
Drum mag ich Euch diesmal kein neues Lob erſinnen;
Wiewohl ſich euer Ruhm bey Klugen täglich mehrt.
Ihr könt es ohnedem nicht gar zu wohl vertragen:
Wenn man euch nach Verdienſt mit Ruhm und Lob erhebt.
Ihr wolt durch euren Fleiß nicht Menſchen-Gunſt erjagen:
Weil eure Tugend nicht nach eitler Ehre ſtrebt.
Denn Menſchen-Gunſt iſt nicht durch Tadeln zu erreichen:
Wer dieſe wünſcht, und ſucht gebraucht die Schmeicheley;
Er muß der tollen Welt in ihrem Wandel gleichen,
Und legt das gröſte Lob den gröſten Laſtern bey.
Ihr aber wolt den Lauff gemeiner Thorheit ſtören:
Da ihr die Unvernunft der Laſter Urſprung nennt;
Dergleichen Sittenlehr will niemand gerne hören,
In deſſen Hertzen noch die Glut der Sünden brennt.
Hingegen wer ſchon ſonſt nach Tugenden geſtrebet,
Iſt letzo ihrer Bahn um ſoviel mehr geneigt:
Da ihr ihm neues Licht der Selbſterkenntnis gebet,
Den Unterſcheid der Schein- und ächten Tugend zeigt.

Denn was mich ſelbſt betrifft; ſo muß ich oftmals lachen,
Ich ſchäme mich fürwahr vor eurer Tadelſchrift:
Sie kan mich auf mich ſelbſt erzürnt und böſe machen;
Wenn ſie von ohngefehr auch meine Fehler trifft.
Ich thue was ich will, ſo pfleg ich erſt zu fragen,
Ob euren Lehren auch von mir genug geſchicht?
Und bin ich zweifelhaft, ſo wird gleich nachgeſchlagen:
Was eure Sittenkunſt von ſolchem Handel ſpricht?
Ich traue mir nicht mehr ein einzig Wort zu ſprechen:
Denn ich beſorge gleich, die Mundart ſey nicht rein,
Und würde ſie euch kund: ſo würde mein Verbrechen
Ein nues Tadelblat vom Schreiber **Miſchmaſch** ſeyn.
Beſuchet mich ein Freund, komm ich zu andern Leuten:
So fallen mir ſogleich die Fehler ins Geſicht,
Die eure Schriften uns vernünftig übel deuten;
Kurtz, mir gefält das Thun der meiſten Menſchen nicht.
Wiewohl ich niemals gern mit Laſtern mich beflecket:
So ändert mich doch mehr das kluge Tadelblat,
Glaubt mancher, daß in mir ein Heuchelweſen ſtecket?
Er glaube was er will: ich bin der Thorheit ſatt.
Ihm ſey hiermit erlaubt, für ſtoltz mich auszuſchreyen,
Er ſage aller Welt, ich ſey ein Eigenſinn,
Ich liebe keine Luſt als Grillenfängereyen:
Weil ich dem Schwärmen feind, des Raſens müde bin.
Er ſpeye Läſterung von meinem groſſen Geitze,
Der bloß darinn beſteht, daß ich nicht ſchwelgen kan,
Und keinen Uberdurſt zu groſſen Gläſern reitze:
Der Vorwurf ſchwärtzet mich bey keinem Klugen an.
Doch Euch, Geehrteſte, will ich hierbey erſuchen,
Beſtraffet doch einmal dergleichen Unverſtand,
Und macht die **Völlerey** und das verdammte Fluchen
In einer Tadelſchrift der gantzen Welt bekant.
Befragt den Trunckenbold, was das vor Freude bringet:
Wenn ſich ein Menſch wie er, dem Vieh gantz ähnlich macht?
Und ſoviel Bier und Wein herabzuſtürtzen zwinget,
Daß ſein Verſtand erſäufft, und jeder ihn verlacht.

Er

Erkundigt Euch hernach bey allen groſſen Leuten!
Ob denn ein Deckelglas des Wunſches Kraft vermehrt?
Und gebt auch mir Beſcheid: was hat es zu bedeuten/
Daß man die groſſen Herrn mit groſſen Gläſern ehrt?
Zwar weiß ich es zum theil: man ſagt der Wohlſtand wolle/
Daß man auf hohes Heil und hohes Wohlergehn/
Ein groſſes Deckelglas/ kein kleines trincken ſolle/
Allein wo mag doch wohl dergleichen Regel ſtehn?
Mich dünckt den Wohlſtand hat Herr **Weinlieb** vorgeſchrieben
Und Herr von **Trunckenbold** hat ſolchen eingeführt.
Er findet noch daran ein hertzliches Belieben/
Und hebet oft ſo ſtarck/ daß ihn der Schwindel rührt.
Sobald ihm nur der Wein Verſtand und Sinn genommen/
Was hat er doch davon? Er wird ſich ſelbſt zur Laſt.
Ja ſelbſt ein kluger Wirth zu welchem er gekommen/
Verflucht zur Danckbarkeit den ungeſchickten Gaſt.
Was denckt der Arme wohl/ wann reiche Schlemmer ſauffen?
Iſt dieſen Schwelgerey und Trunckenheit vergönt:
So kan ich ebenfals in alle Zechen lauffen;
Mich bindet kein Geſetz: was ihr verletzen könt.
Noch ungereimter iſt der Flucher ihr Beginnen;
Wenn ſtets der böſe Geiſt auf ihren Lippen ſitzt:
Wenn ſie mit Fleiß und Ernſt auf neue Flüche ſinnen/
Womit hernach ihr Mund ſtets donnert/ ſtrahlt/ und blitzt.
Ein Säuffer ſucht doch noch Geſchmack und Hals zu laben/
Er pfleget ſeinen Wanſt/ verſchluckt den beſten Wein;
Allein was Flucher wohl von ihrem Laſter haben?
Was das vor Freude bringt/ ſieht mein Verſtand nicht ein.
Mich wundert/ **Wertheſte**/ daß man von dieſen Laſtern/
In eurer Blätter Zahl noch gantz und gar nichts findt.
Vergeſſet ſie doch nicht/ da ſie auf euren Pflaſtern/
Bey den Studirenden wie hier im Schwange ſind.
Man höret **Dedemann**/und **Wagnern** drüber klagen/
Was der von **Rittersdorf** für Donnerworte führt:
Wenn ihm Gewinſt und Glück im Spiele fehlgeſchlagen;
Und wenn er aus Verſehn den Ball nicht recht berührt.
Dafür wird Euch ein Freund mit treuem Munde loben/
Der bey dem Adelſtand der Tugend nicht vergißt/
Der/ weil ihn GOtt verſorgt/ und unverdient erhoben/
Ihn Demuth voll verehrt/ und Euch ergeben iſt.

Serioſus.

Was ich von dieſen beyden Laſtern noch zu ſagen habe/ muß ich auf ein andermal ausgeſetzt ſeyn laſſen/und meine Leſer ſolange um eine kleine Gedult bitten.

Calliſte.

Die Vernünftigen Tadlerinnen

VIII. Stück.

Freytags/ den 1. Mertz 1726.

Günther.

An Stümpern fehlt es nicht: allein ich ſeh und weiß/
Wieviel Verſtand/ und Zeit/ und Kunſt/ und Geiſt/ und Fleiß
Ein gründlich Werck begehrt/ das Kluge lüſtern machen/
Des Purpurs würdig ſeyn/ der Richter Neid verlachen/
Und ewig dauren ſoll.

Ich bin am erſten ſo glücklich, daß ein Freund unſrer wöchentlichen Blätter insbeſondre an mich ein Schreiben abgelaſſen; und weil daſſelbe wohl geſchrieben iſt, auch verſchiedne beſondre Gedancken in ſich hält: ſo will ich daſſelbe heute meinen Leſern mittheilen, und ſoviel der Platz zulaſſen wird, meine Gedancken davon eröffnen.

Edle Phyllis,

Mit dem allergröſſeſten Vergnügen/ habe ich bishero in denen von Ihnen und dero Geſpielinnen verfertigten lehrreichen Blättern erſehen/ wie ſie nicht allein die Reinigkeit und Zierlichkeit der teutſchen Sprache/ wovon ich ein ſo groſſer Liebhaber bin; ſondern auch abſonderlich der teutſchen Reim und Tichtkunſt/ durch Ausmuſterung verſchiedener mit unterlauffender Fehler und Schwachheiten zu einigem Glantze und gröſſerer Vollkommenheit zu verhelfen bemühet ſeyen. Für allen andern hat mirs gefallen/ daß ſie die Namen/ und Jahrzahlen-Reime/ nebſt andern dergleichen Lappereyen unter die poetiſchen Narrenpoſſen gerechnet. Ich wolte ſie hätten auch zugleich derjenigen Gedichte erwehnet/ die durch Verlängerung und Verkürtzung der Zeilen und Reime/ gewiſſe Bilder vorſtellen müſſen: angeſehen man in vielen angeſehenen Dichtern Exempel davon findet. Ubrigens ſehe ich nicht/ wie die Ausländer Urſache haben ſolten/ uns deshalben ſonderlich zu verlachen: gewiß die Frantzoſen begehen mit ihren Endreimen bouts-rimez, eine ſo groſſe Thorheit/ als unſre Reimſchmiede mit ihren Buchſtaben und Jahrzahlen-Tändeleyen. Ja ich glaube auch/ daß auch hievon nicht alle auswärtige Völcker freyzuſprechen ſind: angeſehen man hie und da ſchon dergleichen antreffen würde.

Als ich dergleichen Gedancken/ neulich bey einer Pfeiffe Taback/ etwas nachhienge: verfiel ich unverſehens auf die Frage: ob nicht die gantze Poeſie für eine lächerliche Schwachheit zu halten ſey? Denn habe ich was kluges vorzubringen: warum iſt es nöthig/ daß ich mich an ein gewiſſes Maß und einen beſondern Klang der Worte binden ſoll? Dieſes mag ſo flieſſend ſeyn/ als es will: ſo kommt es doch allezeit gezwungener heraus/ als wenn man ſeine Sache fein natürlich von ſich giebt/ wie andre ehrliche Leute reden und ſchreiben. Was von den Namenverſen geſagt werden kan/ da man ſich gewiſſer Buchſtaben wegen am Anfange oder Ende der Zeilen martert: das läſſet ſich gar füglich auf die gantze Tichterey ziehen. Haben ja manche Poeten in ihren gebundenen Schriften dann und wann artige Gedancken auszudrücken gewuſt: ſo hätten ſie ſolches unfehlbar in ungebundener Rede/ wo nicht beſſer/ doch wenigſtens eben ſo gut bewerckſtelligen können. Ich ſchweige/ daß man auch bey den beſten Tichtern lange genung/ wie eine Henne auf dem Miſte ſcharren und ſuchen muß/ ehe man unter dem Kehrichte unnöthiger Worte was geſchicktes finden kan.

Nun iſt es zwar nicht zu leugnen/ es ſind zu allen Zeiten/ und an allen Orten vielerley nichtswürdige und brodtloſe Künſte im Schwange gegangen: allein ich wundre mich nicht wenig/ daß man bey ſovielen Völckern/ und von ſo langen Zeiten her/ auf dem wunderlichen Eigenſinne Verſe zu machen/ ſo beſtändig geblieben; da es doch nicht den geringſten Nutzen/ wohl aber Schaden verurſachet. Nimmermehr würden ſoviel Thorheiten auf das Papier geklecket werden: wenn man es nicht vermittelſt der Tichtkunſt ins Werck richtete. Viel tauſend unwürdige und laſterhafte hätten andern nach ihrem Tode kein Aergernis/ und keine Gelegenheit zu ſündigen geben können: wenn die Leichenverſe nicht eingeführet wären. Eine ſchreckliche Menge von Läſter- und Schmähſchriften würde niemals zum Vorſchein gekommen ſeyn: wenn die Gewohnheit/ Leute an ihren hochzeitlichen Ehrentagen durch die Hechel zu ziehen nicht aufgebracht wäre.

Und wie viele würden noch dieſe Stunde für kluge Leute mit hinlaufen: wenn ſie ſich nicht in ihren verliebten Stunden hätten verleiten laſſen Verſe zu machen.

Die meiſten Geſchichte/ und was wir ſonſt von dem älteſten Zuſtande der Nordiſchen und einiger andrer Völcker noch wiſſen/ haben wir zwar mehrentheils aus alten überbliebenen Verſen erlernet: allein man wird mir Beyfall geben/ daß dergleichen poetiſche Geſchichtſchreiber viel klüger gehandelt hätten: wenn ſie ſich durch ihre Reime nicht noch dunckler gemacht/ und aus poetiſcher Freyheit viele Unwahrheiten mit untermiſchet hätten. Und ob wir wohl gar feine und geiſtreiche Geſänge zu unſrer Haus- und Kirchenandacht haben: ſo ſieht doch ein jeder/ daß darinnen viel ſchlechtes um des Reimes wegen vorkommt/ welches in ungebundener Rede gar wunderlich lauten würde. Zuförderſt aber werden die Herren Liebhaber der geſchriebenen Alterthümer mir großgünſtig verzeihen: wenn ich dafür halte/ daß in denen/ von ihnen angebeteten Griechiſchen und Lateiniſchen Versmachern viel ehe die gröſſeſte Thorheit/ als die geringſte Weisheit anzutreffen ſeye. Inſonderheit verdienen die zwey groſſen Lichter an dem altväteriſchen Himmel der wahrhaften Schulfüchſerey **Homerus** und **Virgilius** mit ihren einfältigen Kinderweiber-Mährlein hierinnen den Vorzug.

Man meinet ſonſten die Sternſeherkunſt ſey von den Schäfern in Chaldea/ bey nächtlicher Bewachung ihrer Heerden erfunden worden. Ich glaube man könne mit gleichem Grunde vorgeben/ daß die Arcadiſchen Schäfer/ da ſie ſich bey Tage miteinander überdrüſſig geplaudert/ und nichts mehr zu reden gewuſt/ auf den wunderlichen Einfall gerathen/ ihre Liebesgrillen auf eine gezwungene und gekünſtelte Art einander für die lange Weile vorzuſingen. Dieſe groſſe Leute werden alſo für die Erfinder dieſer unnöthigen Kunſt zu halten ſeyn.

Vielleicht kommt es eben daher/ daß die Schäfer noch dieſe Stunde nebſt den heydniſchen Göttern ſo oft in den Gedichten vorkommen. Allein es erhellet hieraus daß die Poeſie für nichts/ als einen bloſſen Zeitvertreib kan angenommen werden: und ich ſehe daher nicht/ ob man von poetiſchen Geſellſchaften und Belehnungen poetiſcher Zeitvertreiber ſo groſſes Aufheben zu machen habe? Damit man ſich aber nicht einbilde/ daß das bekante Sprüchwort/ an mir eintreffe/ eine Kunſt werde nur von denen verachtet/ die ſie nicht verſtehen: ſo verſichere ich/ daß das Frauenzimmer und der Müſſiggang/ als die Urſprünge alles Ubels auch mich gar oft verführet/ einige Verſe aufzuſetzen/ die mir eben keine Schande machen würden. Ich könte hiervon leicht eins und das andere beylegen: wenn ich nicht unerkant bleiben wolte. Sehen ſie alſo/ vernünftige Phyllis/

zu was für einem Nachſinnen mich dero 49. Stück des vorigen Jahres verleitet. Ich erſuche dieſelbe hiermit/ wo ich/ wie leicht geſchehen könte/ auf eine irrige Meinung gerathen; mich ohnbeſchwert eines beſſern zu belehren/ wofür ich Zeitlebens ſeyn werde

Edle Phyllis
Dero
von hier aus den 27. ergebenſter Diener
Jenner 1726. Ernſt von Cypreſſenwald.

Es iſt was ſeltſames daß ein Poet, dafür ſich unſer Correſpondent ausgiebt, von ſeiner eigenen Kunſt ſo wenig eingenommen iſt, daß er auch gar die Feder anſetzet dieſelbe herunterzumachen. Wir, denen ſeine Perſon und Name gar nicht bekant iſt, ſolten faſt auf die Gedancken gerathen, es müſten ihm ſeine Verſe überaus ſauer werden; oder er müſte durch einige Satyriſche Gedancken ohngefehr einmal übel angekommen ſeyn. Doch dem ſey wie ihm wolle: ich wolte daß er ſich etwas deutlicher erklärt hätte, ob er die Poeſie an ſich; oder das Sylbenmaß ſo in der Griechiſchen, Lateiniſchen und Teutſchen Tichtkunſt gewöhnlich iſt; oder die Reime zu verwerfen willens ſey? Er redet überaus zweydeutig oder allgemein von der Sache; wenn ich aber antworten ſoll: ſo muß ich dieſe drey Dinge auseinander ſetzen.

Daß man von der Poeſie überhaupt faſt niemals ſo billig urtheilet, als man wohl ſolte: das kommt daher; weil man ihren wahrhaften Werth nicht erkennet. Wer ſie nach ihrer Würde hochſchätzen will, muß einen Verſtand haben, der nicht von gemeiner Gattung iſt. Wer kan ſich erinnern, daß Alexander, Scipio, Julius Cäſar, Auguſtus und alle groſſe Leute des Alterthums dadurch gerühret worden? ohne eine groſſe Hochachtung für dieſelbe zu bekommen. Die Poeſie iſt in der That unter allen freyen Künſten die fürtrefflichſte. Alle andre Künſte ſind eingeſchränckt: die Poeſie aber hat gar keine Gräntzen; wer in derſelben fortkommen will, muß faſt alles wiſſen. Allein dieſe Fürtrefflichkeit kan nicht beſſer erkant werden, als wenn man einen Entwurf derjenigen Eigenſchaften machet, die nothwendig zu einem rechtſchaffenen Poeten gehören.

Es gehört dazu eine mehr als gemeine Geſchicklichkeit, ein ſonderbares Naturell, ein richtiger, durchdringender, gründlicher und allgemeiner Verſtand: ein fruchtbare, lebhafte und lautere Einbildungskraft. Dieſe hohe Gabe wird weder durch die Kunſt, noch das Studiren zu wege gebracht. Sie iſt ſchlechterdings ein Geſchenck des Himmels, und zeiget einen groſſen Geiſt an. Groß iſt er in der Beurtheilungskraft, welche ſich alles vernünftig, das iſt der Wahrheit und Natur gemäß vorſtellet: groß iſt er auch wegen der Lebhaftigkeit, welche alles mit einem groſſen Reichthume der annehmlichſten Gedancken vorſtellet, und ihren Wercken dadurch eine beſondere Schönheit mittheilet. Wie nun die Beurtheilungskraft ohne Geiſt gantz kalt und matt iſt: ſo iſt der Geiſt ohne die Beurtheilungskraft ausſchweifend und blind. Ein berühmter franzöſiſcher **Criticus** ſagt derowegen, **Ovidius** in ſeinen Verwandlungen, und **Lucanus** in ſeinem Pharſaliſchen Kriege hätten ſich aus Mangel der richtigen Beurtheilungskraft bisweilen vergangen: **Arioſt** habe zu viel, **Dantes** aber zu wenig Feuer gehabt: **Bocacius** habe einen zwar richtigen aber ſehr eingeſchränckten Verſtand gewieſen: und der Ritter **Marino** ſey von groſſer Fähigkeit geweſen, es habe ihm aber an Richtigkeit der Gedancken gefehlet. Mit einem Worte zu einem vollkommenen Poeten gehört eine gleiche Miſchung von Vernunft und Einbildungskraft, von Nachdruck und Lieblichkeit, von Einſicht und Zärtlichkeit; eine allgemeine Beredſamkeit und beſondre Tiefſſinnigkeit. Solche fürtreffliche Eigenſchaften müſſen zuſammen kommen, einen rechten Poeten hervorzubringen.

Man thut alſo der Poeſie ein groſſes Unrecht an: wenn man dasjenige, was eine bloße Wirckung der Einbildungskraft iſt, für Proben der wahrhaftigen poetiſchen Geſchicklichkeit anſiehet. Der Unverſtand derer, die alſo urtheilen, macht daß ſich Idioten zu Poeten aufwerfen, denen etwa ein Madrigal; oder eine gereimte Uberſchrift; oder ein Glückwunſch gelungen iſt, daran die bloße Einbildungskraft, in ihrer natürlichen Unrichtigkeit theil gehabt. Zu dergleichen Dingen iſt nicht ein Fünckchen von demjenigen himmliſchen Feuer nöthig, welches nur auſſerordentlichen Geiſtern eigen iſt. **Horatius** befiehlt L. 1. Sat. 4. man ſolle den Namen eines Poeten nur demjenigen geben, der eine beſondre Hoheit der Seelen, und was göttliches im Verſtande beſitzet, daneben die erhabenſten Gedancken in einer majeſtätiſchen Sprache ausdrücken kan. Ein Sonnet, ein Ringelgedichte, und alle die kleinen Schertz- und Hochzeitverſe, davon man oft ſoviel Weſens macht, ſind gemeiniglich Früchte einer wallenden Einbildungskraft, und zu dergleichen Dingen iſt ein ſeichter Geiſt ſchon fähig.

Hieraus iſt nun leicht abzunehmen, daß man den Arcadiſchen Schäfern gar zu viel Ehre anthue: wenn man ſie für Erfinder dieſer ſo fürtrefflichen Kunſt ausgeben will. Es mag ſeyn, daß ſie bey ihrer Sackpfeiffe ein paar barbariſche Liebeslieder geſungen: deswegen waren ſie noch keine Poeten. Wie aber aus Fiſcherhütten und Bauerhäuſern die anſehnlichſten Städte entſtanden: ſo iſt auch aus Veranlaſſung dieſer einfältigen Sänger die Tichtkunſt entſproſſen. Wer will ſie aber deswegen verachten?

Die Wahrheit zugeſtehn, ſo ſcheint unſer Correſpondent die Poeſie überhaupt nicht verworfen zu haben. Er redet nur von den Fehlern der Poeten, die man für Meiſter in dieſer Kunſt ausgiebet. Allein geſetzt daß **Homerus** und **Virgilius** noch nicht die höchſte Stuffe der Vollkommenheit erſtiegen hätten, die man ſich in Gedancken vorſtellen könte: wären ſie deswegen nicht für groſſe Leute zu halten? Geſetzt ſie hätten die Fabeln von ihren Göttern allenthalben in ihren Gedichten angebracht: ſind ſie deswegen mehr zu tadeln als wenn ein heutiger Poet, Engel und Teufel und alle Geheimniſſe unſrer Religion in ſeine Verſe einflieſſen lieſſe? Der Ausdruck aber ſcheint uns gantz unerträglich, daß man in den alten **Tichtern** viel eher die **gröſſeſte Thorheit**, als die **geringſte Weisheit** antreffen ſoll. Gewiß, wer ein ſo verwegenes Urtheil fällen, und behaupten will:

der muß ſehr veſt im Sattel ſitzen. Es iſt nicht mit dem kühnen Ausſpruche allein gethan. Und was für ein Hochmuth blicket nicht hervor: wenn man dasjenige ſpottet, was alle kluge Leute, ſoviel tauſend Jahre lang hochgeſchätzet? Wir rathen unſerm Herrn **von Cypreſſenwald** die Alten erſt recht verſtehen zu lernen, ehe er ſich unterwindet einen ſo ſtoltzen Richter abzugeben. Es gehöret ſehr viel dazu: wenn man nur in den Stand kommen will alle Schönheiten der Alten wahrzunehmen. Etliche Bogen Verſe, derer wir uns bey dem verderbten Geſchmacke unſrer Zeiten nicht ſchämen dürfen, ſetzen uns noch nicht in den Stand, gantze Heldengedichte für Narrenpoſſen auszuruffen.

Was das Sylbenmaß der Poeſie anlanget: ſo iſt es gewiß, daß daſſelbe kleinen Geiſtern eine unſägliche Marter verurſache. Dieſen iſt es ein Glück: wenn ſie etliche reine und wohlfließende Verſe aushecken. Darum iſt es ihnen zu rathen, daß ſie das Verſemachen bleiben laſſen. Sie können uns das kluge, ſo ſie irgend zu ſagen haben in ungebundener Rede vortragen: mögen doch aber auch dabey verſichert ſeyn, daß es ſehr mager herauskommen werde; wenn ſie nicht mehr Fleiß auf ihre ungebundene Schreibart wenden, als die meiſten bisherigen Scribenten der Teutſchen gethan. Giebt es viel abgeſchmackte, läſternde und ärgerliche Verſe: an ungebundenen Schriften fehlts gewiß auch nicht, die nicht ein Haar beſſer ſind. Es ſteckt aber in der Harmoniſchen Abwechſelung langer und kurtzen Sylben allerdings eine groſſe Vollkommenheit. Es iſt eine Gattung von Muſic darinnen verborgen, die in dem Gehöre nothwendig gefallen muß. Hierinnen übertrifft unſre Poeſie die Gedichte der übrigen Europäiſchen Nationen; ausgenommen der Holländer und Engelländer, als welche auch auf das Sylbenmaß acht haben. So lange wir Menſchen eine Einbildungskraft und Sinne behalten, das iſt ſo lange wir Menſchen bleiben: ſo lange wird auch die Poeſie allezeit ihre erwünſchten Wirckungen haben. Soll man denn alle Wahrheiten in geometriſchen Beweiſen der Welt verlegen? Soll man ihr dem Scheine nach trockenes Weſen auf keine Art zu verſüſſen ſuchen? Hat uns die Natur den Witz und die Lebhaftigkeit umſonſt gegeben? Was hat dieſe nicht für eine durchdringende Kraft? Wie herrſchet ſie über das menſchliche Geſchlecht? Hierinnen ſind nun die Poeten rechte Helden.

Wir leſen ja mit Luſt, Eneas Abenthener;
Warum? begegnet ihm ein grimmig Ungeheuer:
So hat es ſein **Vergil** ſo künſtlich vorgeſtelt,
Daß uns ich weiß nicht wie, ein Schrecken überfällt.
Und hör ich **Dido** dort von Lieb und Undanck ſprechen:
So möcht ich ihren Hohn an den Trojanern rächen.
Canitz.

Endlich kan ich, die Ehre meines Geſchlechts zu retten, nicht ungeahndet laſſen, daß unſer Correſpondent das Frauenzimmer und den Müßiggang vor die Urſprünge alles Ubels hält. Welch ein Unbedachtſamkeit (ich könte faſt Verwegenheit ſagen) iſt es nicht dergleichen Compliment an ein Frauenzimmer zu ſchreiben? Seht doch den heiligen Herrn **von Cypreſſenwald**, der nur durch uns Frauenzimmer böſe gemacht wird! Und wozu haben wir ihn denn verleitet? Welches iſt die Sünde dazu wir ihm Anlaß gegeben? Er hat angefangen Verſe zu machen: das iſt das böſe Ding! O wie glücklich wären wir: wenn Herr **von Cypreſſenwald** nur ein rechtſchaffener Poet würde: ſo bekämen wir Frauenzimmer wieder einmal das Lob, welches der Herr **von Beſſer** ſeiner **Bühleweinin** gegeben; daß ſie ihm nemlich zum Poeten gemacht habe. Wer es ſoweit in der Poeſie bringet, als dieſer berühmte Mann, der wird dieſe herrliche Kunſt nicht mehr für **eine lächerliche Schwachheit** halten. Doch Herr **von Cypreſſenwald** ſelbſt hält ſie nicht dafür: ſeine Tabackspfeiffe iſt der unzeitige Ohrenbläſer geweſen, der ihm dieſe ungegründete Meinung in den Kopf gebracht; vielleicht raucht er nur Creutztaback. Wir wünſchen ihm eine Pfeiffe von demjenigen Canaſter, auf den **Günther** ein Lobgedichte gemacht hat. Dieſer wird ihn ohne Zweifel auf vortheilhaftere Gedancken für die Poeſie bringen.

Phyllis.

IX. Stück

Die Vernünftigen Tadlerinnen

Freytags, den 8. Mertz 1726.

Pietſch.

Auf! feſſelt die Natur, löſcht das entbrannte Blut,
Wenn ihr ja lieben wollt, ſo liebt nach den Geſetzen,
Sonſt wird die Roſe euch durch ihren Dorn verletzen.

Da ich ietzo wieder Vermuthen durch einige häußliche Geſchäffte abgehalten werde, meinen geehrteſten Leſern eigene Gedancken vorzulegen, ſo will ich ihnen ein paar Briefe mittheilen, davon ich mir eine gute Wirckung verſpreche. Die werthgeſchätzte Verfaſſerin des erſten muß ich um Vergebung bitten, daß er bißhero eine gute Zeit unter andern Schrifften verleget worden, und alſo faſt gar ins Vergeſſen gerathen wäre. Er lautet alſo:

Geehrte Tadlerinnen,

Obgleich euer argwöhniſches Urtheil von meiner freyen Zuſchrifft mit der Hoffnung gar nicht übereinſtimmete, die mir allezeit der Anblick eurer Blätter erwecket: ſo muß ich euch dennoch vor die gütige Einrückung meines Briefes meiner Ergebenheit verſichern. Erlaubet mir, daß ich mich von dem Verdachte einer ſchlauen Schmeichlerin befreye. Es ſey ferne, daß ich euch wegen der Verſchweigung einer Haupt-Maxime getadelt haben ſollte: Ich habe nur erinnern wollen, daß die offtmahls wiederhohlte Nachricht, wo eure

Blätter zu haben ſind, euren wohlerwogenen Gedancken unbilliger Weiſe den Platz einer halben Seite geraubet. Und alle Kenner eurer Arbeit ſind euch, der hierinnen gemachten Aenderung wegen, unendlich verbunden. Vielleicht ſind dieſes aber auch glatte Worte, deren Inhalt dennoch ſtachelicht iſt. Ich habe euch meine Sehnſucht nach eurer Tugendvollen Freundſchafft entdecket: Eure Vorſichtigkeit aber läſſet mich euren Entſchluß allererſt nach Beantwortung der mir vorgelegten Fragen hoffen.

Wiſſet demnach, geliebteſte Tadlerinnen, daß die Vorſorge meines Vaters es allerdings meinem Willkühr anheimgeſtellet, mir die Jungfräulichen Tugenden in eurem Umgange zuwege zu bringen. In ſolcher Abſicht verwilligte er, daß ich ihn auf ſeiner Reiſe, nach dem Hofe eines von Halle nicht weit entlegenen Fürſten begleiten mochte. Mein Verlangen euch kennen zu lerne[illegible]hrete ſich unbeſchreiblich, als ich daſelbſt in eurem 46ſten Stücke, meines Briefes anſichtig wurde. Mein Vater muſte es zugeben, daß ich nach Halle fahren durffte, um meinen leiblichen Bruder daſelbſt zu ſprechen. Kaum war ich daſelbſt angelanget, und kaum hatten wir uns über unſer Wohlergehen erfreuet, als ich ihm anlag, mich die Tadlerinnen kennen zu lehren und das Urtheil ſeiner guten Freunde, eurer Landes-Leute von eurem Frauenzimmer zu rechtfertigen. So unmöglich ihm das erſte war, ſo leicht ward ihm das andre. Dort muſte ich mit Muthmaßungen zufrieden ſeyn: hier aber ward mir die Wahrheit recht deutlich erwieſen.

Mein Bruder ſchickte ſeinen Diener an die Jungfer Adelliebin, mit der Bitte, ihm einen Beſuch zu erlauben. Er ſagte es mir vorher, daß der Diener mit einem gewöhnlichen Nein zurücke kommen würde: Doch ich hielte dieſes Vorgeben vor eine Grille, indem mein Bruder, durch eine gewiſſe Begebenheit, in die Umſtände war geſetzet worden, daß die Adelliebin ſo wohl als ihre Mutter ſich unmöglich einem ſo gleichgültigen Anſuchen widerſetzen konnten, ohne ſich eines Hochmuths oder Bauerſtoltzes ſchuldig zu machen. Dem ohngeachtet aber geſchahe es, wie mein Bruder vermuthet hatte: und als ich mich deswegen entrüſten wollte, ſo ſuchte er mich durch die Vorſtellung zu beſänfftigen: daß dieſe tölpiſche Lebens-Art die Erhaltung eines guten Nahmens zum Grunde hätte. Um hievon mehrere Gewißheit einzuziehen, fertigte ich den Diener abermahl zur Adelliebin ab, mit dem Vermelden, daß ich, die Schweſter ſeines Herrn, die Freyheit verlangete, der Jungfer Adelliebin und ihrer Frau Mutter meine Aufwartung zu machen. Er kam bald wieder, und brachte mir die Nachricht, daß ihnen dieſes ſehr fremde vorgekommen wäre, und daß ſie nochmahlen den Beſuch ausgeſchlagen hätten. Ich erzürnte mich nicht wenig darüber, und machte mir von der ſtrengen Lebens-Art eines Frauenzimmers einen ſehr lebhafften Abriß; zumahlen mir mein Bruder noch andere Proben davon vorzuſchwatzen wuſte. Es fehlte nicht viel, daß ich ihm vollkommenen Glauben gegeben, wenn mir nicht ein eintziger Abend die Verſtellung der Adelliebin entdecket hätte.

Ich hielte es vor meine Schuldigkeit, der vornehmen Inwohnerin des Hauſes, wo mein Bruder ſein Zimmer hat, aufzuwarten, welche mich auch nicht ehe als gegen 11. Uhr des Abends wieder von ſich ließ. Als ich mich auf den Rückweg nach dem Gaſthofe gemachet hatte, begegnete mir die wunderſchöne Adelliebin in den Armen eines Gold-bebrämten Herrn, den ſie zum Begleiter hatte. Mein Bruder errieth es ſogleich, wer beyde Perſonen waren, und eilte mit mir auf ſie zu, ſo daß ſie in keine andere Straße ausweichen konnten, und bey uns vorbey zu gehen genöthiget wurden. Urtheilet ſelbſt, Wahrheit liebende Tadlerinnen! was ich mir von dieſer ſtrengen Tugend meiner Freundin vor einen Begriff gemacht? Erweget aber auch, mit wie vieler Gleißnerey dergleichen Frauenzimmer die Leute bethöret. Was däncket euch von ſolchen Kindern der Finſterniß? ſie fürchten ſich bey Tage den Weg der Tugend zu verfehlen: aber des Nachts iſt ihnen dieſer Pfad ſo gewiß, daß ſie die ſicherſten Tritte thun, wenn ihnen gleich die Begierden eines wachſamen Liebhabers häufige Steine in den Weg legen. Beſtrafet doch dergleichen Tocken-Werck, und lehret unſer Geſchlecht, worinnen eine wahre Tugend beſtehet? Die meiſten wünſchen nur vor den Augen der Leute rein und lauter zu ſcheinen. Ein ſolcher Schatten der Tugend aber iſt die gröſte Thorheit. Wo bleibt die Uberzeugung des Gemüths, daß man würcklich recht handle? hat dieſe von dem Wahne der Welt ihren Urſprung; oder ſtammet ſie von einem guten Gewiſſen her?

Ich breche hier ab, und bezeuge aufrichtig, daß ich euch gar nicht vor Mit-Schweſtern der gekünſtelten Adelliebin halte. Ich bekenne, daß ich Halle mit groſſem Widerwillen verlaſſen habe, weil mir eure Perſonen nach wie vor unbekannt geblieben. Lebet wohl, wertheſte Tadlerinnen! fahret fort uns ferner zu unterweiſen. Ich höre niemahls auf zu ſeyn

Eure

am Berge in H. den 18.
Decembr. 1725.

ergebene Satilde.

Galante und ſchöne Iris.

SIe nehmen es nicht übel, daß ich ihnen auch wieder ihren Willen den Nahmen eines galanten und ſchönen Frauenzimmers beylege.

lege. Das erſte verdienen ihre kluge und gerechte Gedancken von der wahren Galanterie, welche leider bey dem wenigſten Frauenzimmer anzutreffen iſt, welches doch dieſen Nahmen mit aller Gewalt behaupten will; das andere aber legen ihnen ihre eigene Mitgehülffinnen bey, denen man hierinnen um ſo viel mehr glauben kan, je geſchickter dieſelben ſind, vor allen andern ein gegründetes Urtheil davon zu fällen. Sie werden ſich vielleicht wundern, daß ich ſo leichtgläubig bin, und etwas vor ſchön halte, weil es andern ſo vorkommt; allein ich werde mich nicht betrügen, wenn ich hierinnen dem Urtheile einer gelehrten Phyllis eben ſo viel zutraue, als andre einem betrüglichen und eiteln Scheine beyzumeſſen pflegen. Die angenehmen Betrügereyen einer Schönheit ſind ſo anreitzend, daß auch ein Geübter genug zu thun hat, ihren Feſſeln zu entgehen; geſchweige denn daß ein junger und feuriger Menſch die ſüſſe Knechtſchafft vermeiden ſollte, welcher hierinnen dem Triebe der Natur zu folgen glaubet. Seine Augen ſind mit Blindheit geſchlagen; Denn er ſiehet nur die Schmincke, nicht aber die rechte Beſchaffenheit eines ſchönen Angeſichts. Seine Ohren ſind taub; denn er höret nicht die Ermahnungen ſeiner Freunde, ſondern er folget nur der entzückenden Stimme ſeiner Sirenen. Sein Verſtand iſt gantz verwirret; weil er nur immer auf neue Erfindungen ſinnet, ſich mehr und mehr in die elendeſte Sclaverey zu ſtürtzen. Mit einem Worte: Ein Menſch, welcher ſich von einer Schönen bethören läßt, iſt das unglücklichſte Geſchöpffe; weil er alles Gute, ſo ihm von Natur beywohnet, dieſem Abgotte aufopfert.

Sie vergeben, wehrteſte Iris, daß die Betrachtung meines vorigen Elendes mich zu einer Ausſchweifung verleitet, welche zwar nicht gar zu wohl hieher gehöret; doch aber eine Urſache dieſer Zeilen iſt. Mein Vorſatz iſt nehmlich durch Darſtellung meines eigenen Beyſpiels andern zu zeigen: wie gefährlich es ſey, unter die Gewalt einer Schönen, aber dabey nicht recht tugendhafften Perſon zu gerathen. Ich will ſie auch desjenigen Nutzens theilhafftig machen, den ich mit meinem Schaden aus dem Umgange mit Frauenzimmer gezogen habe.

Unter vielen Oertern, welche ich auf eine Zeitlang zu meinem Aufenthalte erwehlen ſollte: gefiel mir endlich eine gewiſſe Stadt/ welche nicht allein wegen der Muſen, ſondern auch wegen der Artigkeit des Frauenzimmers berühmt war. Dieſe ſchönen Vorzüge dachte ich mir ſehr wohl zu Nutze zu machen, und das Studiren mit einem angenehmen und nutzbaren Umgange der dortigen Schönen zu vereinigen. Mein Glücke wollte mir auch ſo wohl, daß ich gleich über dem Hauſe eines, dem erſten Anſehen nach ſehr geſchickten Kindes, meine Wohnung bekam, auch bald darauf durch ihre auſſerordentliche Freundlichkeit veranlaſſet, Gelegenheit fand, meinen Vorſatz ins Werck zu richten, und ihr meine erſte Aufwartung zu machen. Sie zeigte mir bey dieſem Beſuche ihren aufgeweckten Verſtand, und wuſte in ihre Reden ſolche auserleſene Regeln der Sittenlehre einzumiſchen, ſo daß ich bald merckte, daß ſie eine Schülerin Thomaſii ſeyn/ und zum wenigſten die Lehre von Temperamenten in etwas geleſen haben müſte. Ich fieng alſo an/ dieſe Schöne mit beſonderer Hochachtung zu verehren, und ihre fernere Bekanntſchafft mit der unruhigſten Begierde zu verlangen: welches mir auch ihre ſonderbare Güte niemahls abſchlagen konnte. Drey oder viermahl war ich ſchon ſo glücklich geweſen in ihrer Geſellſchafft zu ſeyn, als ich ziemlich ſtutzig gemacht wurde. Ich hörte ſie an ſtatt ihrer biß dahin gewöhnlichen Morale von ihren Liebes-Begebenheiten reden. Sie zeigte mir verſchiedene Briefe von ihrem Liebhaber, und endlich gar das Bildnis deſſelben/ wobey ſie ſeufftzend und mit einem betrübten Blicke meldete: Dieſes wäre die Perſon, welche ſie unglücklich machte. Bißher hatte ich noch meine Vernunfft zur Begleiterin gehabt; jetzo aber ward ich gantz weichhertzig. Es überfiel mich ein zärtliches Mitleiden/ welches mich völlig aus dem Stande ſetzte, dieſem Zufalle etwas genauer nachzudencken. Ich forſchte begierig nach der Urſache dieſes Unglückes/ſo ſie beſorgete; und hörte zu meiner nicht geringen Verwirrung/ oder auch vermeynten Beruhigung meines ſchon beſtrickten Hertzens; daß ſie dieſelbige unmöglich lieben könne.

Ach wertheſte Iris! wenn ich noch an den damahligen Zuſtand meines Gemüthes gedencke, ſo begreife ich ſehr wohl, wie gefährlich es ſey ſich einer Raubbegierigen Schönheit zu nähern,und doch nicht mit den Waffen einer gehörigen Klugheit und Fürſichtigkeit verſehen zu ſeyn. Mein gantzes Tichten und Trachten gieng bloß dahin/ mich mit dieſer Perſon genauer zu verbinden: die nicht nur in meinen Augen die Tugend ſelber war; ſondern auch gegen mich eine beſondere Vertraulichkeit und Güte ſpüren ließ. Doch der folgende Tag ſchlug alle meine Hoffnung auf einmahl darnieder. Ich bemerckte nehmlich eine ungemeine Aenderung an ihr/ indem ſie mir mit dem kaltſinnigſten Weſen begegnete. An ſtatt daß ſie mir vorhero mit Auslegung ihres moraliſchen Krams faſt einen Eckel erwecket, und von ihrem choleriſchen Temperamente gantze Stunden vorgeprediget hatte; ſo war ſie jetzo gantz ſtille. Bald ſaß ſie unbeweglicher als ein ſteinern Bild: Bald ſahe ſie mich mit einer ſpröden Mine von der Seiten an: bald ſtellete ſie ſich ans Fenſter, und danckte den häufig vorbeygehenden Herren Studenten/ mit der allergrößeſten Höfflichkeit. Was ſollte ich armer, verurtheilter Liebhaber machen? Mir ward gewiß ſo übel zu Muthe, daß ich nicht geſchickt war ein kluges Wort aufzubringen. Ich ergriff alſo meinen Hut und beurlaubte mich in groſſer Unordnung, ward auch von ihr wieder ihre Gewohnheit, nur bis auf die Helffte ihres Zimmers begleitet. Kaum war ich auf meine Stube gekommen, als ich über dieſen eingebildeten Schimpf ſo zornig ward, daß ich auch mit dem Fuſſe wieder die Erde ſtampfete/ und feſt bey mir beſchloß, keine fernere Gemeinſchafft mit dieſer Hochmüthigen zu haben.

Zwey Tage hatte ich ſchon mit groſſer Marter zurücke geleget/ als ich ohngefehr zum Fenſter heraus ſahe, und zu meiner groſſen Beſtürtzung von dieſer Liſtigen aufs allerfreundlichſte gegrüſſet wurde. Hiemit hatte mein gantzer Zorn auf einmahl ausgebrannt. Ich entſchloß mich augenblicklich, mich mit dieſer Schönen des folgenden Tages wieder zu verſöhnen. Beym Eintritt in ihr Zimmer ſtellte ich mich zwar gantz kaltſinnig/ redete von lauter gleichgültigen Dingen und wollte alſo eben die Probe mit ihr vornehmen welche ſie zuvor an mir verſuchet hatte. Aber wie bald ward ich umgekehret! Ich war noch keine halbe Stunde bey ihr/ als ſie über eine Unpäßlichkeit zu klagen anfieng. Das vermeynte Ubel ward immer ärger/ ſo daß ſie ſich endlich mit den empfindlichſten Worten über die entſetzlichen Schmertzen beklagte. Sie warf ſich auf ihr Ruhebette, winſelte und ſchrie ſo erbärmlich/ daß ſich ein Stein hätte erbarmen mögen. Ich tröſtete ſie ſo lange, als es mein eigener Schmertz zulaſſen wollte; endlich aber nahm ich Abſchied und überließ ſie ihren Gedancken: wie ſie mich durch ihre Verſtellung weiter in ihr Garn locken wolle.

Es wäre viel zu weitläufftig, und ich würde Dero Gedult gar zu ſehr mißbrauchen, wenn ich den fernern Verlauff dieſer Sache erzehlen ſolte. Soviel muß ich nur noch anmercken/ daß dieſe Perſon mit aller Gewalt ehrgeitzig ſeyn wollte, aus einer lächerlichen Einbildung, daß das choleriſche Temperament/ vor allen übrigen einen beſondern Vorzug habe. Dem ohngeachtet führte ſie ſich bey der erfolgten Uneinigkeit ſo ſclaviſch auf, daß mich auch die Verſtellung eines ſo niederträchtigen Gemüthes, nicht wenig bewog meine Liebe von ihr abzuwenden, und ſie ihren Schickſalen zu überlaſſen. Sie hat dieſes um ſo viel mehr verdienet, je deutlicher ſich die Leichtſinnigkeit ihres Gemüths bey meiner Abweſenheit geäuſert hat. Denn da ſie ſich eine Ehre daraus macht viele Liebhaber zu zehlen; ſo bemühete ſie ſich ſchon damahls die Anzahl derſelben durch allerley Mittel zu vermehren; ja ſie entblödete ſich nicht mit etlichen ſehr vertraulich umzugehen. Ob wohl ich nun in ihre Tugend kein Mißtrauen ſetzte; ſo ſahe ich doch wohl/ daß ihre Lebensart weder der frommen Einfalt, noch den ſtrengen Forderungen gemäß war/ die man in meinem Vaterlande von der Ausführung des Frauenzimmers machet. Vielweniger war dieſelbe der wahren Gemüthsruhe und der Wohlfahrt ihres künftigen Hausſtandes gemäß. Ich entſchloß mich derowegen eine anderweitige Veränderung zu treffen, welche mir auch durch des Himmels Güte ſo wohl gerathen iſt/ daß ich deutlich erkennen gelernet: Daß das wahre Vergnügen, welches aus der Verbindung mit einer tugendhaften und wahrhaftig galanten Schönen herflieſſet, weit gröſſer ſey, als das Unglück und der Verdruß, welche man bey der Vereinigung mit einem gar zu galanten Frauenzimmer zu gewarten hat.

Nun ſolte ich wohl dieſes weitläufftige Schreiben ſchlieſſen, allein es iſt noch etwas übrig, welches ich den vernünfftigen Tadlerinnen billig zu beurtheilen überlaſſen muß. Es iſt eine Probe von der Poeſie eines Frauenzimmers, welches über die vermeynte Untreue ihres Liebhabers erzürnet iſt. Ich kan aber nicht gut davor ſeyn, ob ſie nicht einer von ihren nachfolgenden Liebhabern dem Hofmanswaldau abgeſtohlen habe? Doch wenn ich die übelzuſammenhangenden Gedancken deſſelben erwege, und mich erinnere, daß erwehnter Liebhaber ſich mit Händen und Füſſen beſtrebte, die Perſon eines flüchtigen Poeten, oder vielmehr ungeſchickten Pritſchmeiſters vorzuſtellen: ſo ſollte ich leicht glauben, daß er Verfaſſer davon ſey. Den Theil des Verſtandes, welcher ihm in Verfertigung deſſelben gefehlet, wird er vor Taback und Pfeiffen bey einem Juden verſetzt haben, in guter Hofnung ihn bald wieder einzulöſen. Das gantze Werck iſt zu weitläufftig, voritzo hier eingerückt zu werden. Ich will alſo, mit Dero gütigſten Erlaubniß, nur die letzten Zeilen deſſelben anführen.

Der Himmel woll euch denn das Glück ſo häufig ſchicken
Als deine Treu verdient, ſo wird und muß es glücken.
Ja trifft mein Wünſchen ein, zehlſt du vergnügte Stunden
Mit der, die dir die Hand des Prieſters hat verbunden.
Und hierbey bleibt mein Wunſch, geſchrieben iſt geſchrieben.
Es wird Euch jedermann doch nach Meriten lieben.
So muß zuletzt das Glück Euch Schuh und Schürtze küſſen,
Ich meyn es wird ſich Euch noch ſubmittiren müſſen.

Indem ich ſchlieſſen will habe ich billig Urſache die Weitläufftigkeit dieſes Schreibens gebührend zu entſchuldigen, und Sie, wertheſte Iris, gehorſamſt zu bitten, demſelben in dero angenehmen Blättern eine Stelle gütigſt zu vergönnen. Sie beliebe verſichert zu ſeyn, daß die angeführten Umſtände niemanden zum Nachtheile ſeiner Ehre, ſondern vielmehr zur Warnung vor unbedachtſame Liebhaber angeführet worden. Ich hoffe dero Beyfall um deſto gewiſſer, je bekannter und ruhmwürdiger dero Willfährigkeit iſt / ihren Leſern auf alle mögliche Weiſe zu dienen. Solten ſie auch belieben dieſe ſchlechte Zeilen mit dero lehrreichen Anmerckungen zu begleiten, ſo würden ſie ſich ihre Leſer ohne Zweifel noch mehr verbinden. Ich aber werde mich ins beſondere verpflichtet erkennen den Ruhm der vernünfftigen Tadlerinnen / ſo viel als mir möglich ſeyn wird, auszubreiten und beſtändig zu ſeyn

Galante und ſchöne Iris
Dero
ergebenſter Verehrer
Der gerettete Liebhaber.

E. den 9. Febr.
1726.

Ich wünſche, daß die letzten Verſicherungen dieſes geſchickten Correſpondenten auf ſicherm Grunde beruhen mögen. Sein Brief braucht keiner weitern Anmerckungen; von den poetiſchen Zeilen aber ſagt unſre Gehülfin Phyllis, daß ſie es nicht errathen könne, ob die verlaſſene Schöne ihrem abtrünnigen Liebhaber was gutes oder was böſes habe anwünſchen wollen; und dieſe Dunckelheit ſey ein groſſer Fehler. Ohne Zweifel aber wird die Zweydeutigkeit eine Probe von einer ſonderbaren Schärffe des Verſtandes heiſen ſollen. Wegen der Gattung von Verßen erinnert ſie, daß es nicht wohl klinge, wenn man lauter ſo genannte weibliche Reime brauchet, ohne männliche mit darunter zu miſchen; Weswegen man auch bey guten Poeten nicht leicht Exempel davon findet. Endlich ſind ihr die beyden Wörter Meriten und ſubmittiren anſtößig: zumahl man dieſelbe ohne Verletzung des Sylbenmaßes in **Verdienſte** und **unterwerfen** hätte verwandeln konnen; um der Reinigkeit unſrer Mundart nichts zu vergeben; oder unſrer Mutter-Sprache den Schandfleck einer Armuth an Worten anzuhengen.

Iris

Aus beſondern Urſachen hat unſer bißheriger Verleger, den Verlag unſrer Blätter an Brauns Erben in Leipzig abgetreten, welches unſern Correſpondenten zur freundlichen Nachricht dienen kan.

Die Vernünftigen Tadlerinnen

X. Stü

Freytags, den 15. Mertz 1726.

Heräus.

Da wo der Himmel uns ein offnes Buch verehrt,
Worinn ein jeder Punct der eine Welt andeutet,
Des Schöpffers höchſten Thron mit ſeinem Schimmer mehrt,
Und an der Decken Saum den lichten Glantz ausbreitet.

Würden wir Menſchen wohl anders, als auf vier Füſſen einher treten, wenn man uns nicht von Jugend auf gewöhnet hätte, auf zweyen zu gehen? Man mache an einem kleinen Kinde die Probe; Man laſſe ihm von dem Tage ſeiner Geburt an ſeinen Willen; Man leite es in keinem Bande; man richte es auch niemahls bey den Armen in die Höhe: So wird es nicht anders als eine junge Katze herum kriechen, und niemahls das Hertz faſſen, ſich auf die Hinter-Beine allein zu ſtützen. Man ſieht ſolches an den Exempeln verwilderter Leute, die in früher Jugend in wüſte Wälder gerathen, unter wilden Thieren aufgewachſen, und endlich von ohngefehr gefunden worden. Dieſe haben eine ſolche Fertigkeit gehabt, auf Händen und Füſſen zugleich zu lauffen, daß ſie vielen vierfüßigen Beſtien hierinnen nichts nachgegeben. Es hat auch nicht wenige Zeit und Mühe gekoſtet, ihnen eine gerade Leibesſtellung beyzubringen, und auf zweyen Füſſen einherzutreten anzugewöhnen.

Ich weiß nicht ob es wahr iſt, was man eine zeither von dem wilden Knaben zu Hameln, in unſern Zeitungen geleſen: zum wenigſten hat in den gelehrten Zeitungen, eine wahrſcheinlichere Nachricht, die vorigen ſehr verdächtig gemacht. Mir ſchien gleich die erſte Erzehlung von demſelben aus dieſem Grunde ungewiß, weil nicht gemeldet wurde, daß er auf vier Füſſen gegangen wäre. Dieſes war unumgänglich vonnöthen, wenn er im Walde erwachſen ſeyn ſolte; es wäre denn, daß er bereits hätte gehen können, ehe er in die Wildniß gerathen. Wäre dieſes aber; ſo ſehe ich nicht, wie ein ſolcher Knabe nicht durch Froſt und Hunger getrieben, den Weg aus dem Walde gefunden haben ſolte?

Vielleicht geräth mancher hier auf die Gedancken, daß unſre gewöhnliche Art auf zweyen Füſſen zu gehen, unnatürlich und gekünſtelt ſey. Daß Hüner und Gänſe, und alle Vögel, die wir kennen, alſo einher giengen, wäre kein Wunder: Denn dieſe hätten nur zwey ſolche Gliedmaſſen, die ſich zum Gehen gebrauchen lieſſen. Daß aber ein Menſch ſich in die Höhe richte, und ſich noch einmahl ſo groß mache, als er ſonſt ſeyn würde; ſey der Natur eben ſo zuwider, als wenn Bären, Affen oder Hunde aufrecht zu ſtehen und zu tantzen gezwungen würden. Wem dieſe Gedancken einfallen, der betrachte nur die Beſchaffenheit unſerer Füſſe, und halte ſie gegen die Pfoten anderer Thiere; ſo wird er den groſſen Unterſcheid leicht wahrnehmen. Fürwahr, unſere Fußſohlen ſind nicht vergebens ſo breit und flach gebildet. Die Laſt unſers Cörpers ruhet auf dieſer Grundfläche ſehr ſicher; da andere Thiere auf den Klauen ihrer Hinterbeine keine Minute ſtille ſtehen können, ohne zu taumeln oder gar umzufallen. Und was ſoll ich von unſern Händen ſagen? Sind dieſelben nur deswegen ſo künſtlich gebildet, daß ſie zur Unterſtützung des Vorderleibes dienen ſollen? Sind die Finger nebſt dem Daumen nur darum ſo wunderwürdig formiret, und zu tauſendfachen Bewegungen geſchickt gemacht, daß wir den Koth damit treten, und ſie unaufhörlich im Schlamme beſudeln ſollen? Ich glaube nicht; zu geſchweigen, daß die Arme im Abſehen auf die Hinter-Füſſe, weder lang noch ſtarck genug ſeyn, als daß man ſchlieſſen ſolte, ſie wären von dem weiſen Schöpffer zu keinem andern Endzwecke gemacht, als denſelben die Laſt unſers Leibes tragen zu helffen.

Nun, der Menſch geht auf zweyen Füſſen, und die Natur hat ihn ſo gemacht, daß er nicht anders als aufrecht einher treten ſoll. Was mag aber hiebey ihre Abſicht geweſen ſeyn? Iſt es etwan dieſe, daß derſelbe mit einer deſto gröſſern Phantaſie aufziehen, und mit Spaniſchen Schritten den im Gehirne ſitzenden Wurm herum tragen ſoll? Oder ſollen wir auf dem ſchmalen Stege, der aus etlichen zuſammen gedreheten Hanff-Stengeln beſtehet, allerley gefährliche Spatziergänge anſtellen, und einige halsbrechende Täntze lernen? Oder hat ſie uns endlich Gelegenheit geben wollen, die Helffte unſers Vermögens einem künſtlichen Meiſter abzutreten, der uns die Geſchicklichkeit beybringet, auf einem Platze, der zehen Schritte lang iſt, mehr denn dreyßig ſeltſame Sprünge und Wendungen zu machen? Mir ſcheinet nichts von dem allen wichtig genug, daß es eine Abſicht der Göttlichen Weißheit geweſen ſeyn ſolte. Ich hoffe mit beſſerm Grunde zu ſagen, der Menſch ſey deswegen zu einem zweyfüßigen Thiere gemacht, damit er ſein Haupt, die Reſidentz ſeiner vernünfftigen Seele, nicht nach der Erden hengen; ſondern hoch empor tragen möchte, um theils alle irrdiſche Geſchöpffe, inſonderheit aber den Himmel, dieſen ſo majeſtätiſchen Bau des ewigen Monarchen, deſto aufmerckſamer zu betrachten.

Ohne Zweiffel ſinds Fabeln, was man (in mancher Reiſe-Beſchreibung) von den Elephanten und Africaniſchen Ziegen vor ſchöne Erzehlungen antrifft. Jene ſollen die aufgehende Sonne, dieſe aber den Hunds-Stern mit beſonderm Fleiße betrachten, und durch gewiſſe Bewegungen des Leibes verehren. Aber das iſt wohl gewiß, das unzehliche Menſchen dieſes herrlichen Vorzuges, den ſie vor allen andern Thieren haben, aus einer ſchändlichen Niederträchtigkeit gantz und gar vergeſſen. Wer hebt wohl ſein Haupt in die Höhe, ſo viel brennende und leuchtende Himmels-Kugeln, und den blauen unermeßlichen Lufft-Raum, der uns umgiebet, in aufmerckſamere Betrachtung zu ziehen? Wo nicht etwa ein Seefahrender, ein Viehhirte, ein Ackersmann oder ein Reiſender einen Blick in die Höhe thut: ſo ſolte es ſchwer genug fallen, an dem volckreicheſten Orte nur zehen Perſonen zu finden, die im gantzen Jahre ein eintzigesmahl den Himmel angeſehen hätten. In groſſen Städten iſt dieſes am gemeineſten. Ich kenne Manns- und Weibs-Perſonen, die 30. 40. auch wohl mehr Jahre gelebet, und noch kein eintzigesmahl die auf- oder untergehende Sonne geſehen hatten. Das iſt noch wenig geſagt: ſie wuſten nicht einmahl, daß das Tage-Licht, deſſen ſie ihr Lebenlang genoſſen hatten, von der Sonne herrührete: angeſehen es bey wölckigtem Himmel auch licht wäre, ohne daß man eine Sonne am Himmel gewahr würde. Es war vergebens, als ich ſie fragte; wie es denn möglich wäre, daß es des Morgens licht werden könte, ohne daß ein leuchtender Cörper über unſerm Horizonte ſichtbar würde? Wie es hingegen des Abends wieder finſter werden könte, wenn nicht dieſe Licht-Qvelle wieder von unſerm Horizonte Abſchied nähme? Dieſe Fragen waren ihnen gantz neu und unvermuthet. Sie hatten niemahls daran gedacht: und ſo erſtaunend war ihre bißherige Unachtſamkeit geweſen.

Solcher nachläßigen Brüder und Schweſtern giebt es in groſſen Städten eine entſetzliche Menge. Man iſt daſelbſt, ſonderlich wo die Straßen enge ſind, zwiſchen den hohen Gebäuden, faſt biß an den Himmel vermauret. Man kan nur einen kleinen Streiff von dem blauen Gewölbe erblicken, welches unſre Häupter bedeckt. Der Gaſſen-Koth den wir mit Füſſen treten, beſchäfftiget unſre Augen und Gedancken gar zu ſehr, und läßt uns die Zeit nicht in die Höhe zu ſehen. Hat etwan ein Bürger ſein Haus erneuern laſſen, und die Stadt Paris, eine Sonne, oder etliche Sterne daran mahlen laſſen; ſo ſtehen tauſend vorübergehende ſtille, ſperren Naſen und Mäuler auf, als wenn ſie etwas von den ſieben Wundern der Welt vor Augen hätten. Der ewige Haus-Vater hat ein Gebäude vor unſern Augen aufgeführet, deſſen tauſendſter Theil uns in Entzücken ſetzen könte: Allein das halten wir unſrer Betrachtung nicht werth: wir gehen vorbey, und ſehen es nicht einmahl an: nicht anders als wenn es eine Stroh-Hütte, oder ein armſeliges Bettler-Haus wäre.

Ich wolte daß unſre Herrn Calendermacher, an ſtatt andrer Alfanzereyen vom Wetter, Aderlaſſen, Haarabſchneiden, Holtzfällen, purgiren, Kinderentwehnen, zuweilen ſchreiben möchten: **Gebt acht auf den Himmel!** So wie dieſe Worte vor etlichen Jahren würcklich in dem Tage-Buche eines benachbarten Landes geſtanden. Ich bin verſichert, daß die gewöhnliche Neugierigkeit was beſonders und ungewöhnliches zu ſehen, unzehliche Leute bewegen würde, gen Himmel zu ſehen. Viele Einfältige würden wohl gar den Anbruch des jüngſten Tages; oder doch zum wenigſten ein ſeltſames himmliſches Zeichen vermuthen. Würden ſie gleich das Gegentheil erfahren; ſo hätten ſie doch einmahl ihrer Pflicht ein Gnügen gethan, und den prächtigen Bau ihres Schöpffers in einige Betrachtung gezogen. Der Verfaſſer des Calenders dörffte ſich auch durch die Furcht zum Lügner zu werden, nicht davon abhalten laſſen. Es wäre gewiß nicht das erſte mahl, daß ſeine Nachrichten nichts bedeuteten. Und der Pöbel iſt ihm ſchon einmahl ſo gewogen, daß er alles, was nicht eingetroffen, ins vergeſſen ſtellet; dasjenige aber, ſo nur im geringſten nach ſeinem Worte erfolget, als eine Probe ſeiner tiefſen Wiſſenſchafft annimmt. Doch in Ermangelung deſſen, will ich meinen Landes-Leuten zum beſten einmahl rufſen: **Gebt acht auf den Himmel!**

Als mich vor acht Tagen eine meiner Freundinnen beſuchte, fand ſie mich auf dem oberſten Boden unſers Hauſes in einem Dachfenſter ſtehen, welches Weſt- oder Abendwerts hinausgieng. Wie treffe ich euch hier an, liebe

Muhme; war ihre Anrede, als ſie mich an dieſem ungewöhnlichen Orte antraff. Der helle Himmel, gab ich zur Antwort, hat mich veranlaſſet, daß ich mir wieder einmahl das Vergnügen machen will, eins von den gröſſeſten Wundern der Natur anzuſehen. Was vor ein Wunder iſt das? fragte mich meine Muhme; und ſie ſchien ſich neugierig zu erzeigen, als ich ſagte, daß es der Untergang der Sonnen ſey. Tretet nur her, ſetzte ich hinzu, und betrachtet mit mir: wie ſich dieſer feurige Cörper unſerm Geſichte entziehen wird. Es war keine einzige Wolcke verhanden, die uns den Horizont verdunckelt hätte; und weil wir über alle Gebäude wegſehen konten, ſo war auch ſonſt unſerm Geſichte nichts hinderlich, dieſe Betrachtung anzuſtellen. Die Sonne ſenckte ſich faſt zuſehens nach der Erden, und je tieffer ſie ſich ließ, je gröſſer ſchien ihr Cörper zu werden. Die Lufft gegen Abend zu war nicht blau, wie oben am Himmel, ſondern ward erſt weißlich, dann gelb, röthlich und gantz nahe an der Erden gantz Feuer-roth. Was ſehe ich, rieff meine Freundin, als ſie die Sonne mit unverwandten Augen anſahe: Iſt denn die Sonne nicht rund, wie ich bißher allezeit gedacht habe? Sie ſieht ja itzo gantz länglich aus, und hat eine Oval-Figur. Ich erklärte ihr ſogleich, was ich in etlichen Büchern von der Natur-Wiſſenſchafft gefunden hatte; daß nehmlich dieſe Veränderung der Figur nur ein bloſſer Schein ſey, den die dicke mit groben Dünſten angefüllte Lufft in unſern Augen verurſachet. Indeſſen rührte der eine Rand der Sonnen ſchon an die Erde, und als meine Geſpielin fragte, ob ſie ſich vielleicht in das Welt-Meer verſenckte, wie ſie dergleichen Redens-Arten in etlichen Poeten geleſen hätte? So belehrte ich ſie eines andern, indem ich ſagte: Dieſes ſchiene nur denen ſo, die am Ufer der See wohneten: in der That aber wäre die Sonne bey dem Untergange eben ſo weit von der Erdkugel entfernet, als zu Mittage, wenn ſie am höchſten über unſern Häuptern ſtehet. Kaum hatte ich dieſes ausgeredet, als ſich der letzte Streiff dieſes groſſen Welt-Lichtes verbarg, oder vielmehr wie ein Blitz aus unſern Augen verſchwand.

Nunmehro bemerckte ich mit Verwunderung, wie die hell-rothe oder goldfarbene Lufft am unterſten Horizonte allmählich immer bleicher und bleicher wurde. Je höher ſie ſich erſtreckete, deſto gelblichter ward die Abendröthe/ biß ſie ſich endlich in dem übrigen blauen Himmel ſo unvermerckt verlohr/ daß ich ſelbſt die eigentliche Stelle nicht beſtimmen konte, wo dieſes ſcheinende Licht aufgehöret hätte. Was ſind doch die Mahler anders, ſprach ich zu meiner Freundin, als Affen der Natur! Alle ihre Künſte ſind ein Kinderſpiel dagegen. Hier ſehe ich ein Muſter einer recht vollkommenen Farbenmiſchung.

Es waren bereits etliche Tage nach dem Neumonden verfloſſen; alſo ließ ſich ein kleiner Streiff dieſes himmliſchen Cörpers in der Demmerung ſehen. Gantz nahe bey demſelben ſtand der Abendſtern, welcher ihm mit ſeinem Glantze gleichſam den Wettſtreit anzubieten ſchien. Je länger ich dieſe beyden ſchönen Lichter anſahe/ je heller wurden ſie: die zunehmende Dunckelheit der Lufft vermehrte ihren Schimmer. Kein polirtes Silber iſt ſo blitzend, als dieſe Planeten waren/ und dieſer liebliche Anblick ergötzte mich und meine Gefehrtin dergeſtalt, daß wir alle übrigen Gegenden des Himmels ins Vergeſſen ſtelleten/ und gleichſam als entzückt eine zeitlang unbeweglich blieben. Endlich hatte meine Freundin wahrgenommen, daß nicht nur der Sichel förmige helle Theil des Monden/ ſondern auch die übrige gantze Kugel deſſelben ſichtbar war; obwohl dieſes letztere nur ein gantz ſchwaches milch farbenes Licht hatte. Deswegen unterbrach ſie zuerſt unſer Stillſchweigen, und befragte mich, wie doch das kommen müſte? Ich gab ihr zur Antwort, daß der Mond kein eigenes; ſondern ein entlehntes Licht habe: Die ſilberne Sichel, die ſich gegen die Stelle zukehrete/ wo die Sonne untergegangen wäre, ſey nur ein Wiederſchein des Sonnenlichtes, welches von dem Monden gleich als von einer weiſſen Wand aufgefangen, und wieder nach unſerer Erdkugel herabgeworffen würde. Der andre von der Sonnen abgewandte Theil des Monden aber habe ſein ſchwaches Licht von unſrer Erdkugel, welche das helle Sonnen-Licht, ſo ſie auf einer Halb-Kugel allezeit hat, eben ſo wie vorhin der Mond auffänget, in die Höhe ſchicket/ und biß auf die Fläche der Mond-Kugel wirfft. So ſcheinet denn dieſe unſre ſchwartze Erde gleichfalls/ wie der Mond? war ihre Frage. Ja freylich, erwiederte ich die Sternverſtändigen haben es ſchon erwieſen/ daß unſre Erde eben ſo wohl ein Planet iſt, als Venus oder der Abendſtern, den ihr itzo ſo helle gläntzen ſehet. Auch dieſer hat kein eigenes Licht; er iſt an ſich eine finſtre Kugel: Er iſt voller Berge und Thäler/ wie unſre Erde: Er hat alle ſeinen Glantz von der Sonnen/ denn mit den Fern-Gläſern iſt es deutlich zu ſehen/ daß nur allezeit dieienige Helffte deſſelben helle iſt/

le iſt, welche ſich nach der Sonne kehret, ſo daß er uns mehrentheils nur mit ſeinem halben Lichte ſcheinet.

So ſeltſam meiner Freundin alles dieſes vorkam/ ſo wahrſcheinlich ward es ihr, als ich ſie auf einen andern hellen Stern verwieß, der nicht unter die Planeten gehörete. Es waren nehmlich in währender Zeit ſchon etliche über unſern Häuptern in dem grauen Himmel ſichtbar worden. Sehet nur/ ſprach ich derowegen: welch ein Unterſcheid iſt nicht zwiſchen dem Lichte dieſes hellen Planeten, und dem Glantze der andern Sterne? Obgleich dieſe viel kleiner ſind, ſo haben ſie doch ein weit lebhaffteres Licht. Sie blitzen und funckeln unaufhörlich: der Abendſtern aber hat gantz todte und unbewegliche Strahlen. Das kommt daher, weil jene aus einer feurigen Materie; dieſe hergegen aus einer harten, dunckeln und kalten Erde beſtehen. Diß iſt die Urſache, warum die Sternverſtändigen alle Fix-Sterne vor Sonnen: alle Planeten aber vor Erdkugeln ausgeben. Was Erdkugeln? verſetzte meine Muhme: So werden ſie auch von Menſchen bewohnt ſeyn; Ich will ja nicht hoffen/ daß dieſes eure Meynung ſeyn wird. Ich glaube freylich nicht, gab ich zur Antwort, daß es Menſchen auf den Planeten gebe; das iſt/ Geſchöpfe, die uns in allen Stücken ähnlich ſind. Allein das iſt doch ſehr glaublich, daß GOtt ſolche groſſe himmliſche Cörper nicht werde wüſte und leer gelaſſen haben. Hat er unſre Erde, die nicht viel gröſſer iſt als Venus, mit ſo viel tauſend Wundern erfüllet: warum hätte dieſer weiſe und allmächtige Schöpffer die andern Planetiſchen Kugeln nicht auch mit Creaturen beſetzet! Die Sonne erleuchtet dieſelben ſo/ wie die Erde: ſie haben Tag und Nacht wie wir: ſie haben Wärme und Kälte, Sommer und Winter ſo wie wir: welches durch die Fern-Gläſer und gute Vernunfft-Schlüſſe erwieſen werden kan: Warum wäre nun dieſes alles, wenn nichts lebendiges auf dieſen Himmels-Cörpern anzutreffen wäre?

Ich ſetzte noch hinzu, daß überhaupt nur ſechs Haupt-Planeten wären/ welche ſich um die Sonne dreheten, nehmlich, Mercur, Venus, die Erde, Mars, Jupiter und Saturnus: hernach aber wären noch zehen Monden/ nehmlich einer vor die Erde/ vier vor den Jupiter/ und fünffe vor den Saturn: ſo daß alles in allem ſechzehen dunckle Welt-Kugeln zu dem eintzigen feurigen Sonnen-Cörper gehöreten. Ich ward aber in dieſen Geſprächen geſtöret/ als man mich des Abends zu Tiſche rieff. Meine Freundin blieb bey mir, und ich nahm Gelegenheit ihre Lehr-Begierde noch ferner zu vergnügen, als ich ihr theils etliche ſchöne Gedichte von dieſer Materie in dem irrdiſchen Vergnügen des Herrn Brockes; theils auch Herrn von Fontenelle Geſpräche von mehr als einer Welt zeigete/ und zum Durchleſen mit nach Hauſe gab.

Calliſte.

XI. Stück

Die Vernünftigen Tadlerinnen

Freytags, den 22. Mertz 1726.

Caſpar Abel.

Ein Schulfuchs und Pedant, ſpricht mancher, der nicht weiß,
Was ein Pedante ſey, und was ein Schulfuchs heiß?
Thät er nicht klüglicher/ wenn er zu Hauſe bliebe/
Und ſeinen Nahmen ſelbſt mit- und- beſchriebe!

Vor etlichen Wochen iſt in Jena ein hefftiger Feder-Krieg entſtanden, darinnen ſich die Redner unſrer Zeiten auf eine ſeltſame Art herumgenommen. Man hat geſtritten, ob die Alten, z. E. **Demoſthenes** und **Cicero**; **Ariſtoteles** und **Qvintilian**, oder die neuern Lehrer der Beredſamkeit den Vorzug verdieneten? Das wunderlichſte dabey iſt dieſes, daß die Verfechter der heutigen Wohlredenheit mit ſich ſelber uneins ſind. Man hat ſich auf allen Seiten bemühet, unſre kleine Geſellſchafft mit ins Gewehr zu bringen, und uns nicht nur in gedruckten Schrifften, ſondern auch in beſondern Brieſen, aufgefordert, bald dieſe bald jene Parthey zu ergreifen. Dieſes letztere iſt nicht nur von dem **Paläologus** und **Verinus** zweyen männlichen Correſpondenten, ſondern auch von zweyen unſeres Geſchlechts, nehmlich **Wilhelminen Sophien**

Lebewohl und Helenen geſchehen, denen wir vor ihre wohlgemeinten Nachrichten ſchuldigſten Danck abſtatten. Allein ſie werdens uns nicht verargen, daß wir ein Bedencken tragen, uns in dieſe gelehrte Zänckerey zu miſchen. Hat man bey dieſer Gelegenheit viel ungegründetes und böſes von uns in die Welt geſchrieben, ſo hat man gegentheils auch viel gutes von uns geſagt. Wer kan es verlangen, daß alle Welt auf einerley Art urtheilen ſolle? Wir bleiben daher bey der in unſerm erſten Blatte geſchehenen Verſicherung, uns mit keinem Gelehrten in Streitigkeiten einzulaſſen. Wir ſehen auch nicht, daß wir Urſache hätten, uns über die Beleidigungen, ſo man uns angethan, zu entrüſten. Sind diejenigen Urtheile, ſo man von uns gefället hat, wahr, ſo ſind wir die erſten, die ihren Beyfall dazu geben, und wir dancken unſern Feinden, daß ſie der Welt ſolche wichtige Entdeckungen nicht mißgönnen wollen. Sind ſie aber ungegründet, wie alle diejenigen zu ſeyn pflegen, ſo die Boßheit zur Mutter und den Neid zum Vater haben, bedörffen ſie unſrer Wiederlegung nicht. Die Wahrheit hat allezeit das Vermögen gehabt, ſich entweder durch ihr eigenes Licht zu zeigen, und alſo diejenigen, die ſie läſtern, der Blindheit zu überführen; oder ſich doch aller Orten Freunde zu machen, die aus aufrichtigen Abſichten ihre Ehre vertheidigen. Gleiche Krafft trauen wir derſelben auch in dieſem Falle zu. Unſre Correſpondenten werden es uns alſo nicht übel nehmen, wenn wir ihre Briefe nicht drucken laſſen. Sie würden nur noch mehr Oel ins Feuer gieſſen, und einen unnöthigen Zanck fortſetzen helffen.

Von gantz andrer Gattung iſt das folgende Schreiben, deſſen Verfaſſer in den Jeniſchen Streit unverſchuldet gemiſchet worden. Wir trugen zwar anfänglich auch ein Bedencken, ob wir denſelben unſern Leſern vorlegen ſolten. Allein weil er mit der gröſſeſten Beſcheidenheit abgefaſſet war, ſo hielten wir es vor unſre Pflicht, ſeinem Anſuchen hierinnen zu willfahren. Er lautet alſo:

Geehr-

Geehrteſte Tadlerinnen,

Es iſt mir noch bis auf dieſe Stunde unbekannt, durch was vor eine Phantaſie verſchiedene Leute allhier auf die Gedancken gerathen/ daß ich der Verfaſſer eurer wöchentlichen Schrifften; oder doch zum wenigſten euer Gehülffe ſey. Nun hätte ich zwar nicht Urſache mich eurer bißherigen Blätter zu ſchämen: angeſehen dieſelben hie und da ſehr viel Beyfall gefunden: doch habe ich niemahls eine ſo freche Stirn gehabt, mich unverſchämter Weiſe einer fremden Ehre anzumaßen. Wie es aber der gemeine Lauff iſt, daß man ſich dasjenige nicht leicht aus dem Sinne reden läßt, was man ſich einmahl vorgenommen hat zu glauben; ſo iſt es mir auch ergangen. Ich mochte von eurer Arbeit urtheilen wie ich wolte: ſo zog man allezeit einerley Folgerungen daraus; daß ich nehmlich der Urheber derſelben ſeyn müſſe. Lobte ich euch; ſo hieß es: Er muß wohl unfehlbar die Tadlerinnen ſchreiben, warum würde er ſonſt ſo rühmlich davon ſprechen? Verachtete ich euch aber; ſo ſprach man abermahl: Er redet mit Fleiß übel von ſeiner Arbeit, damit man nur nicht mercken möge, daß er der Autor davon ſey.

Nach allen dieſen Urtheilen würde ich nicht das geringſte gefragt haben, wenn ihr, wertheſte Tadlerinnen, nur nicht in eurem 22ſten Stücke des vorigen Jahres, von der ſo genannten Philoſophiſchen Oratorie geurtheilet hättet. Der Urheber derſelben befand ſich damahls noch allhier, und weil er ſichs gleichfalls einbildete, daß ich an euren Schrifften Theil hätte, ſo fiel ſein gantzer Zorn auf mich, wiewohl ich mich allezeit als ſeinen Freund erwieſen hatte. Ich will ihm hier weder ſeine Leichtgläubigkeit noch die gar zu groſſe Empfindlichkeit vorrücken, die ihn unvermögend machte ein ſo leidliches Urtheil entweder mit Gelaſſenheit und Stillſchweigen zu ertragen, oder auch mit großmüthiger Verachtung abzufertigen. Wir haben alle an der gemeinen menſchlichen Schwachheit Theil, ob wir ſie gleich nicht alle auf einerley Weiſe blicken laſſen. Sein Unwillen konte mir indeſſen nicht verborgen bleiben. Er drohete mir nicht nur in vielen Geſellſchafften; ſondern laſe auch ſeinen guten Freunden eine heſftige Schrifft vor, die er wider mich heraus geben wolte. Kaum war mir ſolches zu Ohren gekommen, als ich Gelegenheit ſuchte, ihn in der Güte von meiner Unſchuld zu überzeugen: Allein theils flohe er dieſelbe mit Fleiß: theils ward er auch durch allerhand Wiederwärtigkeiten genöthiget/ ſich eben dieſelbe Woche aus Leipzig zu machen, und nach Jena zu begeben.

In gantzen ſechs Monaten hatte mir Mr. F-- nicht die geringſten Merckmahle eines noch fortwährenden Unwillens gegeben; als ſich endlich ſein unverſöhnliches Hertz ſehr deutlich entdeckte. Er war ein Mitglied der bey uns vor mehr als funffzig Jahren geſtiffteten und noch itzo blühenden vertrauten Redner-Geſellſchafft geweſen, und alſo ward ihm am Ende des vorigen Jahres bey ſeiner Hochzeit ein Glückwunſch überſchicket. Als er uns die gedruckten Exemplare davon zurücke ſchickete, hatte er ein gewiſſes Schreiben an einen Hälliſchen Gelehrten beygeleget, welches er als eine Probe ſeiner Beredſamkeit an die Geſellſchafft zur Beurtheilung überſchickte. Ich bin nicht befugt, die Heimlichkeiten einer vertrauten Geſellſchafft kund zu machen, vielweniger geſonnen/ ihn durch einen Auszug aus ſeinem Schreiben, oder aus denen ihm darauf ertheilten Anmerckungen, zu beſchämen: So viel kan ich aber wohl ſagen/ daß er in dieſem Briefe (an den Verfaſſer des in Halle gedruckten Anſchlages von der Kunſt vernünftig zu dencken und zu reden) mich auf das hefftigſte angegriffen.

Ich ermangelte nicht neben der Antwort/ welche er im Nahmen der Geſellſchafft erhielte, ein Schreiben an ihn ergehen zu laſſen, ihm meine Unſchuld auf das deutlichſte vorzuſtellen, und ihn zu erſuchen/ daß er mich inskünfftige mit dergleichen Anzüglichkeiten verſchonen möchte. Dieſe Zuſchrifft würde auch vermuthlich ihre Würckung erreichet haben, wenn nicht zu allem Unglücke eben zu der Zeit die bekannte Pica der neuen Redner heraus gekommen wäre/ worinnen ſeine Philoſophiſche Oratorie weit ſchärffer beurtheilet wurde/ als vorhin in euren Blättern geſchehen war. Dadurch gerieth jener ſo ſehr in Bewegung, daß er augenblicklich ein Geſpräch heraus gab, um ſich an dem Urheber dieſer Schrifft zu rächen. Ihr habt dieſen Bogen ſonder Zweiffel geleſen, wertheſte Tadlerinnen, und alſo darff ich nicht gedencken/ wie feindſelig darinnen mit euren Blättern/ und ſonderlich mit mir als dem vermeynten Urheber derſelben umgegangen worden. Ein unbekannter Gönner von mir aus Jena ſchickte mir ſolches alſofort zu, und gab mir die Nachricht/ daß niemand anders als Mr. F--- der Verfaſſer davon ſey. Ich bedorffte aber dieſer Nachricht gar nicht, angeſehen ich die klärſten Beweiſe in Händen hatte/ und den Vogel an ſeinem Geſange gar leicht erkennen konte. In dem oberwehnten Schreiben, ſo er an unſre Geſellſchafft überſchicket hatte, fand ich eben die Ausdrückungen, Worte, Sylben und Buchſtaben, die in dieſem Geſpräche ſtunden, und alſo gar zu deutliche Verräther ihres Meiſters waren. Ich habe auch ſeine eigenhändige Schrifft noch in meiner Gewalt, und es fehlt mir nichts mehr, als ein eben ſo unverſöhnlich Gemüthe als das ſeinige iſt; ſo kan ich ihn bey ſeiner itzigen Obrigkeit völlig überführen/ daß er derjenige ſey/ der ſich angelegen ſeyn laſſen meinen guten Nahmen zu verletzen.

Doch/ wertheſte Tadlerinnen/ er hat in einem/ unter ſeinem Nahmen herausgegebenen halben Bogen, unter allen Eyden bekräfftiget, daß er der Urheber des ehrenrührigen Geſpräches nicht ſey. Solte es wohl möglich ſeyn, daß er dieſes ohne alles Gewiſſen in die Welt ſchriebe, wenn er würcklich der Verfaſſer davon wäre? Nein, geehrteſte Tadlerinnen, ſo deutlich und ſtarck meine vorigen Beweißthümer auch ſeyn, ſo will ich doch lieber glauben, daß ich irre/ als daß ich gedachten Mr. F - - einen Chriſten/ oder doch zum wenigſten einen Philoſophen eines ſo unverſchämten Meineydes beſchuldigen ſolte. Ich kan mirs nicht einbilden/ daß er zu einem ſolchen Vornehmen boßhafft genung ſey. Ich laſſe derowegen alle rachgierige Gedancken fahren, wozu mich freylich die erſte Hitze meines Zornes ziemlich ſtarck gereitzet hat. Mr. F - - hat mir auch auf meine vorhingedachte Zuſchrifft freundlicher geantwortet, als ich vermuthet hatte. Er hat meine Entſchuldigungen angenommen, und mir inskünfftige eine genauere Freundſchafft angeboten, als vorhin unter uns geweſen. Wäre es nun nicht unbillig/ eine Schrifft zu widerlegen, deren ſich ihr eigener Verfaſſer ſchämet? Wäre es nicht unmenſchlich/ einem der unſre Freundſchafft ſuchet, eine abſchlägige Antwort zu geben? Sind wir nicht ohnedem durch die Vernunfft und den Glauben zur allgemeinen Menſchen-Liebe verbunden? Dieſer Tugend will ich meine Rachgier aufopffern, und ich verſpreche euch vernünfftigen Sitten-Lehrerinnen hiemit/ daß ich niemahls Gelegenheit ſuchen werde/ meinen Eifer gegen eine Perſon ſpüren zu laſſen, die mich entweder aus Irrthum oder vielleicht gar nicht beleidiget hat.

Zu allem Glücke ſind die Beſchuldigungen, womit man mich zu kräncken geſuchet/ ſo beſchaffen/ daß ſie ſich ſelbſt widerlegen. Selbſt meine hieſigen Neider/ denn von würcklichen Feinden weiß ich/ GOtt Lob! nichts zu ſagen/ ſind ſo unverſchämt nicht zu behaupten, daß man mir dieſelben mit Grunde der Wahrheit aufgebürdet. Dergeſtalt habe ich Urſache froh zu ſeyn/ daß man mir kein wahrſcheinlicher Laſter vorzurücken gewuſt/ als ein ſolches, deſſen man mich ſelbſt an dem hieſigen Orte nicht beſchuldigen kan. Dieſes würde aber ohnfehlbar geſchehen, wenn man die geringſte Gelegenheit dazu hätte. Denn ich weiß nicht/ ob ich es vor ein Glück oder Unglück halten ſoll/ daß/ da ich mich ſo wenig um andere Leute bekümmere, ſich doch unzehliche um alle meine Umſtände bemühen. Doch auch dieſes dienet mir zum beſten; denn ich nehme daher einen neuen Bewegungs-Grund/ mich deſto eifriger der Tugend zu befleißigen.

Schlüßlich erſuche ich euch, Geehrteſte Tadlerinnen, der Wahrheit zu gefallen, mir durch euer öffentliches Zeugnis zu ſtatten zu kommen, und zu geſtehen, daß kein ander als ihr ſelbſt das in eurem 22ſten Stücke befindliche Urtheil von der Philoſophiſchen Oratorie gefället habe. Ich verlange ja hiermit nichts unbilliges: Ich reitze euch nicht, meinen Feind herunter zu machen: ich will nicht, daß ihr die Fehler ſeines Buches, woſern es einige hat, entdecken oder lächerlich machen ſollet. Ehe ich euch darum erſuchen wolte, würde ich lieber, die von mir vor einem Jahre herausgegebene Sammlung poetiſcher Schrifften eurer ſtrengeſten Beurtheilung unterwerffen. Ja ich thue dieſes hiemit würcklich, und werde mir ein Vergnügen machen, wenn ihr mir ſonderlich von dem, was mich angehet, eure Gedancken und Anmerckungen eheſtens mittheilen werdet. Ich werde mich dabey als euren lehrbegierigen Schüler erweiſen/ und dadurch darzuthun ſuchen, daß ich mich nicht unbillig unterſchreibe als

Euren

Leipzig, 1726.
den 2. Mertz.

Vernunfft- und Tugendliebenden Freund
G.

Unſere Leſer mögen nunmehro ſelbſt urtheilen, ob nicht das gute Gemüthe dieſes Correſpondenten aus allen ſeinen Worten hervorleuchte? Uns ſcheinet es zum wenigſten, daß er würcklich keine Luſt habe, ſich jemahls an demſenigen zu rächen, der ihn doch allem Anſehen nach ſo ſehr beleidiget hat. Dieſe Gelaſſenheit könte zwar ſchon gantz allein ein Zeugnis von ſeiner Unſchuld ablegen: Allein zum Uberfluſſe erklären wir uns auf ſein Begehren, daß würcklich wir Tadlerinnen das in dem 22ſten Stücke befindliche Urtheil von der Philoſophiſchen Oratorie gefället, und daß es aus bloßer Beſcheidenheit geſchehen ſey, wenn ſich Calliſte in demſelben auf die Ausſprüche ihrer gelehrten Anverwandten beruffen. Hätte man alſo an unſern Gedancken was gründliches auszuſetzen gefunden, ſo hätte man ſich an uns halten, nicht aber fremde und unſchuldige Leute ins Spiel miſchen ſollen. Wir hätten freylich auch an dem Hauptwercke der Philoſophiſchen Oratorie verſchiedenes zu erinnern gefunden, wenn dieſes unſer Vorhaben geweſen wäre. Nun aber ihr Verfaſſer gewieſen hat, daß er es nicht ertragen könne, wenn man ihm zurechte helffen will: ſo wollen wir ihm durch unſer Urtheil nicht beſchwerlich fallen. Hingegen verſpreche ich dieſem Correſpondenten, mich der von ihm erlaubten Freyheit in meinem erſten Stücke zu bedienen, und von ſeinem Buche zur Beförderung des guten Geſchmackes meine Gedancken zu eröffnen. Man wird ſehen, ob ſeine Beſcheidenheit aus einer Verſtellung den Urſprung genommen habe.

Endlich kan ich es nicht unterlaſſen, bey Gelegenheit des Jeniſchen Streites zu geſtehen, daß ich im Abſehen auf die Beredſamkeit und Poeſie die alten Griechen und Römer weit höher halte, als alle heutige Scribenten, ſo viel mir deren bekannt ſind. Ich weiß wohl, daß man die Verehrer des Alterthums mit dem ſchimpflichen Nahmen der Schulfüchſe zu benennen pfleget; aber ich weiß auch, daß dieſes nur von ſolchen halbgelehrten Neulingen geſchiehet, die weiter keinen alten Scribenten in die Hand genommen, nachdem ſie den Ruthen ihrer Lehrmeiſter entwiſchet ſind; und alſo in den Gedancken ſtehen, die Schrifften der alten Redner und Poeten wären Bücher, die nur vor Kinder gehöreten, und alſo billig in die ſtäubigten Claſſen junger Schüler verbannet wären. Vor zehn- oder zwölff-jährige Knaben wären Ciceronis und Plinii Brieſe gut genug: Erwachſene Leute aber müſten zu höhern Sachen ſchreiten, und Talanders oder Menantes unvergleichliche Sachen zur Hand nehmen. Kleine Buben möchten zur Noth Ciceronis Orationen erklären: Aber Leute, die zu Verſtande gekommen, müßten die vortrefflichen Sammlungen von Leichen-Abdanckungen und Staats-Reden unſerer Zeiten, ihrer Bewunderung anbefohlen ſeyn laſſen. Solche Leute ſind, meines Erachtens, mehr eines Mitleidens als einer Wiederlegung wehrt. Man geſteht es, daß auch unter den Anbetern des Alterthums bißweilen Pedanten gefunden worden. Die Pedanterey iſt eine Schwachheit, die in allen Künſten und Wiſſenſchafften ſtatt finden kan. Ja ich glaube, daß es auch in der Galanterie, im Spielen, im Sauffen und allen bürgerlichen Profeßionen Pedanten gebe. Vielleicht nehme ich mir einmahl die Mühe, dergleichen Abbildungen meinen Leſern vorzulegen. Aber daraus folget nicht, daß es ein Zeichen der Schulfüchſerey ſey, wenn man die alten Redner beobachtet. Wie? waren denn Ariſtoteles, Demoſthenes, Iſocrates, Longinus, Cicero, Plinius und Qvintilian, Schulmeiſter? Verſtunden ſie nichts mehr, als was man Kindern einbleyen kan? In Wahrheit, wenn ſie gleich entweder Regeln oder Exempel der Beredſamkeit hinterlaſſen haben, ſo waren ſie doch zu gleicher Zeit groſſe Weltweiſen, kluge Staats-Männer, ja Leute, die zum theil ſelbſt das Ruder der damahligen Weltbeherrſcherin Rom in Händen gehabt. Ich meines Theils wolte mich derowegen lieber mit dieſen Alten der Schulfüchſerey beſchuldigen, als mit unſern heutigen Stroh-Krantz-Rednern der modernen galanten Eloquence halber admiriren laſſen.

Phyllis.

P.S. Dem Herrn Hilaris dancken wir vor ſein vernünfftiges und gründliches Schreiben. Er hat in demſelben eine ausnehmende Probe ſeines guten Geſchmacks gegeben. Wir werden uns angelegen ſeyn laſſen, die verlangten Materien unvermerckt auszuführen. Denn ob wir gleich einer Meinung mit ihm ſind, ſo iſt es doch nicht rathſam, ſolche gefährliche Wahrheiten frey heraus zu ſagen.

Leipzig zu finden im Brauniſchen Buchladen, allwo alle Freytage die Fortſetzung ausgegeben wird; ingleichen in **Augſpurg** bey Mertz und Meyer, in **Berlin** bey Hauden, in **Braunſchweig** bey Schrödtern, in **Bremen** bey Sauermann, in **Breßlau** bey Huberten, in **Dreßden** bey Zimmermann und Gerlach, in **Franckfurt am Mayn** bey Andreä und Hort, in **Halle** bey Spörln, in **Hamburg** bey Kißnern, in **Jena** bey Kaltenbrunnern und Bailliar, in **Königsberg** bey Eckarden, in **Magdeburg** bey Seidels ſ. W. in **Nürnberg** bey W. M. Endters ſeel. Erben, Monath und Stein, in **Roſtock** bey Fritſchen und Schwechten, in **Ulm** bey Bartholomä, in **Wittenberg** und **Zerbſt** bey Zimmermanns ſel. Erben, in **Wolffenbüttel** bey Meißnern.

XII. Stück

Die Vernünftigen Tadlerinnen

Freytags, den 29. Mertz 1726.

Philander von der Linde.
Und macht, das GOtt erbarm! ein grauſam Feld-Geſchrey.

Diejenigen, ſo uns von der Erkenntnis der menſchlichen Gemüther ihre Gedancken eröfnet, haben ſehr viele und mancherley Merckmahle angegeben, dadurch ſich die Gemüths-Art der Menſchen auch wieder ihren Willen zu verſtehen giebt. Die äußerliche Geſtalt des Leibes, die Geſichtsbildung, die Farbe, die Augen, die Geberden und der Gang des Menſchen; ja ſo gar die Kleidungen, ſowohl nach ihrer Materie als Form betrachtet, geben uns ſo viele ſichtbare Kennzeichen an die Hand, die unſichtbare Beſchaffenheit der Hertzen; oder beſſer zu ſagen, der vernünfftigen Seelen zu errathen. Das iſt auch gar kein Wunder. Erkennet man nicht an den Blättern, Aeſten, Blüten und Früchten die Art des Baumes? Wächſt auch wohl aus einer Nelcken-Wurtzel eine Narciſſe? Oder wer hat jemahls auf einem Roſen-Stocke eine Tulipan gefunden? Stimmt nun bey dieſen Creaturen das äußere mit dem innern zuſammen, warum nicht auch bey dem Menſchen?

Alle Eigenſchafften die an demſelben ins Auge fallen, ſind entweder natürlich, oder angenommen. Die natürlichen kommen von dem Urheber der gantzen Natur her, und da iſt kein Zweifel, daß ſie nicht mit dem Gemüthe eine Ubereinſtimmung haben ſollten. Iſt es wohl zu vermuthen daß der allerweiſeſte Schöpfer einer Tauben-Seele, den Cörper eines Habichts; oder dem wehrloſen Leibe eines Lammes, die grimmige Seele eines Löwen werde zugeordnet haben? Wir finden in der gantzen Natur dergleichen ungereimte Dinge nicht, und alſo iſt leicht abzunehmen, daß auch die Seele und der Leib des Menſchen, eine gewiſſe Harmonie mit einander haben werden. GOtt wird nicht vergebens jedem Menſchen einen anders gebildeten Leib, einen andern Gang, eine andere Farbe, und ein anders geſtaltetes Angeſicht gegeben haben. Und obwohl man dieſe Wiſſenſchafft noch nicht auf das höchſte gebracht hat, ſo glaube ich doch, daß mir niemand wiederſprechen wird, wenn ich ſage, daß GOTT in der Natur nichts vergebens gethan habe:

Die andere Gattung der Eigenſchafften, die ich angenommene nenne, kan nicht weniger zur Erkenntnis der Gemüther beytragen. Denn werden ſie uns in der zärteſten Kindheit von unſern Wärterinnen, Eltern oder Lehrmeiſtern angewöhnet; ſo hat dieſe Anführung ſo wohl in der Seele, als in dem Leibe ihre Wirckung. Wer das eine auf dieſe oder jene Weiſe einrichtet, der macht auch in dem andern eine unvermerckte Aenderung: und daher behält das innerliche allezeit mit dem äuſſerlichē einen Zuſam̃enhang. Hat aber der Menſch in anwachſenden oder männlichen Jahren entweder mit gutem Bedachte oder aus Nachläßigkeit dieſe oder jene Gewohnheit oder Eigenſchafft angenommen; ſo iſt es ja Sonnen klar, daß man aus den oberwehnten Stücken ſeine Gemüths-Beſchaffenheit beurtheilen könne: Ein Demüthiger wird ſich niemahls eine hochmüthige Mine angewehnen. Ein liebreiches Hertz wird ſich kein ſpöttiſches Naſerümpfen zuwege bringen. Eine ſchläfrige Seele, wird keinen muntern Gang annehmen, ſo wie im Gegentheil ein lebhaffter Geiſt keine Schnecken-Bewegung belieben wird. Ein niedergeſchlagenes Gemüthe wird den Kopf wohl ſincken laſſen; da hingegen ein freymüthiger und unerſchrockener Geiſt das Haupt hoch empor träget. Wer nun nicht glauben will, daß man aus äuſſerlichen Zeichen die innere Gemüths-Art errathen könne, der muß auch behaupten, daß ein Menſch, der allezeit lachet, melancholiſch; und ein andrer, der lebenslang ſauertöpfiſche Minen macht, ein gebohrner Harleqvin ſeyn könne.

So gründlich vielleicht meinen Leſern dieſe bisherige Gedancken vorkommen mögen; ſo gewiß iſt es, daß ich bißhero an das allerbeſte Mittel, der Menſchen Gemüther zu erkennen, noch nicht gedacht habe: und dieſes iſt kein anders als die Rede. Kennet man, nach dem gemeinen Sprichworte, den Vogel an ſeinen Federn; ſo kennet man ihn nicht weniger an ſeinem Geſange. Die Zunge des Menſchen hat eine gantz beſondere Verknüpfung mit der Seele deſſelben. Alle ihre Bewegungen, dadurch ſie die Worte formiret, kommen auf den Willen des Menſchen an: Der Wille wird durch den Verſtand gelencket: Folglich iſt die Rede allezeit eine Abbildung des gantzen Gemüthes. Ein einfältiger wird nicht viel ſcharfſinniges ſagen können. Ein verwirrter Kopf kan nichts ordentliches zu Marckte bringen. Ein abergläubiſcher wird ſchlechte Vernunfft-Schlüſſe machen. Und wer lauter danckle Begriffe von Sachen hat, wird ſich niemahls deutlich erklären. Gleichergeſtalt wird ein hitziger hefftig, ein ſchläfriger langſam, ein verwirrter ſtammlend, ein furchtſamer leiſe, und ein zärtliches Gemüthe beweglich reden.

Ich weiß wohl, daß man durch die Verſtellung verſchmitzter Welt-Leute, gar offt in eine Verwirrung geſetzet wird, wenn man ihre Gemüther kennen lernen will. Der hochmüthigſte macht mehrentheils die tieffſten Complimente. Der feindſeeligſte ſtellt ſich als den ſanfftmüthigſten vor der Welt an. Der am wenigſten von dir hält, drücket dir zu tauſendmahlen die Hände, und ſagt dir die verbindlichſten Dinge vor. Der Geitzigſte redet von ſeinen Geſchencken und Wohlthaten; und der gröſſeſte Verſchwender ſpricht von ſeiner Sparſamkeit. Allein vors erſte ſind doch nicht alle Leute im Stande dergleichen Verſtellung ins Werck zu richten. Unzehliche wollen ſich nicht verſtellen; weil es ſehr natürlich iſt, daß ein jeder ſeine Gemüths-Art vor was gutes hält, und ſich alſo eine Ehre daraus macht, ſich andern Leuten ſo zu zeigen, wie er iſt. Viele wollten ſich gerne verſtellen; aber ſie können nicht. Sie haben nicht Verſtand und Aufmerckſamkeit genug dazu. Sie werden dieſes Zwanges bald müde, und wenn ſie eine Stunde wieder ihre Neigung geredet haben, ſo will ich wetten daß ſich in der andern ihre Sprache ſchon ändern wird. Auch die allergeſchickteſten Staatsleute können ſich nicht verbergen, daß nicht Scharſſinnige ihre wahrhaffte Gemüths-Beſchaffenheit leicht erforſchen ſollten. Denn ſelbſt die Art im Vortrage, womit die gekünſtelten Worte ausgeſprochen werden, unterſcheidet ſie von den natürlichen Ausdrückungen. Ein Menſch, der von Hertzen redet, hat allezeit gewiſſe Geberden, Minen und andre Merckmahle der Aufrichtigkeit, die man aber beſſer ſehen und wahrnehmen, als beſchreiben kan!

In der Rede der Menſchen hat man alſo auf die allergeringſten Kleinigkeiten zu ſehen. In der Mahlerey kommt offt auf einen Punct und eine faſt unſichtbare Linie ſehr viel an. Man ſagt ein gewiſſer Meiſter habe ein lachendes Geſicht gemahlet, und hernach nur einen eintzigen Strich daran verändert, ſo ſey ein weinendes daraus geworden. So verrathen ſich die Neigungen des Menſchen durch vielerley faſt unmerckliche Dinge. So gar der Thon der Sprache, und der verſchiedene Laut der Stimme wird nach meiner Meynung was andeuten. Und wenn ich gleich nicht im Stande bin Regeln davon zu geben, ſo habe ich doch in etlichen Fällen ſo glücklich gemuthmaßet, daß ich feſt glaube, Leute die aufmerckſamer und geſchickter im Schlüſſen ſind, als ich, würden es hierinnen viel weiter bringen.

Nach dieſem weitläufftigen Eingange will ich meinen Leſern ein Schreiben vorlegen, welches mit beſonderer Lebhafftigkeit und Scharſſinnigkeit einen gewiſſen Fehler etlicher Frauenziñer vorſtellet. Es wird zwar manchem bedüncken, daß derſelbe eine Kleinigkeit ſey: allein wer dasjenige erweget, was von den äußerlichen Merckmahlen der innern Gemüths-Art geſagt worden; der wird wohl begreifen, daß man auch aus dieſer Kleinigkeit gewiſſe Schlüſſe machen könne, die zur Erkenntnis der Gemüther gehören.

Hochgeehrteſte Tadlerinnen,

Daß ihr meinem Schreiben die Ehre gethan, und ſelbiges in den Anhang der an Euch eingelaufenen Briefe mit eindrucken laſſen, das nehme ich als eine gütige Erlaubnis an, ſo ihr mir ferner an Euch zu ſchreiben, ſtillſchweigend geben wollet. Ich bin euch dafür hertzlich verbunden: und wie die Hochachtung vor eure vernünftige Sittenlehre das Vertrauen bey mir erwecket, ihr werdet durch eure gründlichen Vorſtellungen, zur täglichen Beſſerung vieler Perſonen beyderley Geſchlechts noch viel gutes ſtifften; alſo zweifele ich an der erwünſchten Wirckung gar nicht, wenn ihr mir eure Gedancken über eine gewiſſe Unart eröfnen wolltet, welche ich an einigen eures Geſchlechts offtmahls mit groſſem Verdruſſe wahrgenommen habe; wie ich euch itzo benachrichtigen will.

Ihr habt recht, wenn ihr in dem VIIten Stücke dieſes Jahres die Gewohnheit zu einer leider! allzufruchtbaren Mutter vieler Laſter und unanſtändigen Dinge machet, welche nachgehends zu einer andern Natur werden, und ſich mit ungemeiner Schwierigkeit ausrotten laſſen. Von eben dieſer ſchädlichen Gewohnheit ſchreibet ſich das wunderliche Bezeigen gewiſſer Frauenzimmer her, welches mir und andern ihre Geſellſchafft verdrüßlich macht, die ſonſt nicht ohne Annehmlichkeit ſeyn würde. Kurtz zu ſagen, es giebt einige Perſonen des ſchönen Geſchlechts, welche gewohnt ſind, niemahls anders als mit vollem Halſe zu reden, und alle ihre Geſpräche mit einem ſo hellen und durchdringenden Schreyen anfangen und fortführen, daß allen Beyſitzenden um ihr geſundes Gehör angſt und bange werden möchte. Eine eintzige von dieſen Clzmantien iſt ſchon vermögend ihren Zuhörern zum wenigſten hefftige Kopfſchmertzen zu erwecken. Wenn nun zwey oder drey derſelben zuſammen kommen, ſo haben die übrigen Anweſenden von Glück zu ſagen, wenn ſie in drey oder vier Tagen das Sauſen und Brauſen ihrer Ohren loß werden können. Alle Einwohner des Hauſes, darinnen ſie ſich befinden, dencken offtmahls, es ſey in ihrer Geſellſchafft wo nicht zum Handgemenge, doch wenigſtens zu einem hefftigen Streite gekommen; da ſie doch gantz friedlich beyſammen ſitzen und einander erzehlen, was ſie dieſe Woche vor Beſuch abgeleget oder genommen: wo ihnen der beſte und ſtärckſte Caffee ſey vorgeſetzet worden: wie viel Ellen Knötchen ſie in einem Tage machen können, und was dergleichen wichtige Sachen mehr ſind, die aber keine ſo eifrige Sprache zu erfordern ſcheinen.

Ich verſichere Euch, Wertheſte Tadlerinnen, daß nicht ſelten die Leute auf der Gaſſen ſind bewogen worden ſtehen zu bleiben, und zu hören, ob etwa eine Geſellſchafft ſchmauſender Studenten beyſammen ſey, denen das überflüßige Geträncke ſo ſehr die Zungen gelöſet? Ich weiß aber nicht was ſie mögen gedacht haben, wenn ſie vernommen, daß es Frauenzimmer wären, die ihre Stimmen ſo tapfer und Poſaunen-mäßig erſchallen ließen. Saget mir demnach, vernünfftige Tadlerinnen, ob ein ſolches Bezeigen mit der Artigkeit, Sittſamkeit und Eingezogenheit übereinkomme, welches doch die Tugenden ſind, dadurch ein Frauenzimmer ihren Umgang angenehm machen muß. Dieſes Geſchlecht hat ohnedem das Unglück, daß es mit ſchnatternden Gänſen verglichen wird. So wenig man dieſe Vergleichung bey allen anbringen kan; ſo gewiß kan ich verſichern, daß man ſich obgedachte Geſellſchafft kaum anders, als unter dem Bilde eines Gänſeſtalles vorſtellen kan, denn ich muß noch hinzuſetzen, daß ſie in ihren Zuſammenkünfften alle auf einmahl zu reden gewohnt ſind. Nun ſtellet euch doch die Angſt vor, von welcher man in einer ſolchen Judenſchule überfallen wird; und erbarmet euch über alle diejenigen, die dergleichen Qvaal ausſtehen müſſen. Stellet ihnen nur vor, liebſte Tadlerinnen, daß ſie ja mit keinen tauben Leuten reden: Denn meines Wiſſens gehen ſie mit lauter ſolchen Perſonen um, welche Gottlob noch alle ein geſundes Gehör haben. Lehret ſie doch erwegen, daß man dieſe Unart kaum gemeinen Leuten zu gute halten könne; geſchweige denn ihnen, die ihres Standes halber vor andern viele Vortheile beſitzen. Vor allen Dingen aber weiſet ſie auf die wahre Tugend, welche einem Frauenzimmer ſolche ungezogene Freyheit unmöglich verſtatten kan.

Es iſt wahr, die Sprache iſt das Band, wodurch die Weißheit des Schöpfers die menſchliche Geſellſchafft unter einander verbindet, ſie wird aber zu einer verdrüßlichen Kette, deren man entübriget zu ſeyn wünſchet, wenn man höret daß ſie ſich in ein wütendes Geſchrey verwandelt: zumahl bey ſolchen Geſchöpffen, die bloß zum Vergnügen des männlichen Geſchlechts ſcheinen erſchaffen zu ſeyn. Verlangte jener weiſe Mann, daß ein Menſch reden müſſe, wenn man ihn ſolle kennen lernen: ſo möchte ich gerne wiſſen, was man ſich vor eine Abbildung von einem Frauenzimmer machen könnte, welche man durch ihr unmäßiges Geplerre kennen lernet? Ich weiß gewiß, vernünfftige Tadlerinnen, euch gefällt eine ſolche Aufführung nicht: und da ihr euch unſre Mutterſprache und ihre Zierlichkeit ſo rühmlich angelegen ſeyn laſſet; ſo wird es euch vermuthlich auch zu Hertzen gehen, wenn ihr vernehmet, daß die Annehmlichkeit derſelben durch ein ſo gellendes Schreyen verderbet werde.

Eben deswegen habe ich auch meine Zuflucht zu Euch genommen, mit angehängter Bitte, meinen und andrer guten Freunde beleidigten Ohren vor dieſem Ubel Rath zu ſchaffen. Werdet ihr mir in dieſem Stücke eheſtens willfahren, und dieſes unbändige Gethöne aus den Geſellſchafften unſeres Frauenzimmers durch eure Vorſtellungen zu

ver=

verbannen ſuchen: ſo habe ich mir vorgenommen, daſſelbe Blatt auf den Caffee-Lombre- oder Speiſe-Tiſch allezeit, und zwar ſo lange aufſetzen zu laſſen, bis ſie endlich in ſich gehen und ihre böſe Gewohnheit ablegen werden. Dencket auch nicht, daß ich durch die Nachricht, ſo ich euch hievon gebe, einige von dem artigen Geſchlechte bey der erbaren Welt anſchwärtzen wolle. O Nein! die Beſſerung des löblichen Frauenzimmers iſt auch mir ein beſonders Vergnügen, ſonderlich da ich ein paar nahe Verwandtinnen habe, die mit der erwehnten Unart ſchon ziemlich angeſteckt ſind. Ich habe ihnen ſchon ins beſondre meine wohlmeynende Erinnerung deswegen gethan; allein die Vorſtellung ihrer Geſchlechts-Verwandten wird allem Abſehen nach mehr bey ihnen ausrichten. Ich bin

Hochgeſchätzte Tadlerinnen

Euer

L. den 17. Febr.
1726.

ergebenſter Diener
FRanciſci.

Nun dieſem geſchickten Correſpondenten in einer ſo billigen Forderung zu willfahren: bleibe ich erſtlich bey meiner angefangenen Lehre von Erkenntnis der Gemüther. Es bedencke es doch **Clamantia**, was vor üble Schlüſſe man aus einem ſolchen Gebrülle machen werde? Was wird man dencken, was ſie vor eine ungezogene Seele haben müſſe? Werden ſich nicht Spötter finden, die ſie vor einen Dragoner oder doch vor ein Soldaten-Weib ausgeben werde? Ich weiß, daß man vielen durch dergleichen Urtheil Unrecht thun würde: allein ſie geben doch Gelegenheit dazu, daß man ſich ihre Gemüths-Art ſo ſchlimm abbilden muß.

Hernach mögen ſie bedencken, was ſie ihren Hausgenoſſen vor Verdruß erwecken. Unglücklich iſt der Mann, der eine ſolche Sturm-Glocke in ſeinem Hauſe, in ſeinem Zimmer, ja in ſeinen Armen haben, und ihr Gethöne unaufhörlich ertragen muß. Es iſt kein Wunder, daß er zuweilen gantze Tage lang davon gehet, um ſein verletztes Gehör wieder in guten Stand kommen zu laſſen. Und was vor Schaden ſtifften ſie nicht bey ihren Kindern? Dieſe gewehnen ſich von Jugend auf an jede Sylbe wie einen Paucken-Schlag auszuſprechen, und in Geſellſchafften ein ſolches Lermen zu machen als wenn die Trummelſchläger von einem gantzen Regimente durch die Straßen ziehen.

Endlich mögen die ledigen Perſonen unſers Geſchlechts noch erwegen, daß ſie ihrer Schönheit durch dieſes Feld-Geſchrey Abbruch thun. Ein kleiner Mund iſt ja eine überaus ſchätzbare Eigenſchafft. Eine großmäuligte Schönheit wird von den eckeln Mannsperſonen vor ein Unding gehalten. Warum wollen ſie ſich nun durch ein unmäßiges Dehnen des Mundes die zarten Lippen etliche qver Finger weiter aufreißen? Ich ſchweige noch von denen, die keine weiſſe Zähne im Munde haben, und alſo groſſe Urſache haben den Mund nicht weit aufzumachen, damit der Anblick der ſchwartz-gelben Palliſaden, ihrer guten Geſtalt nicht Eintrag thun möge. Genug davon, hier folgt ein ander Schreiben.

Geehrteſte Tadlerinnen,

Erzürnet euch nicht, wenn eine unbekannte Verehrerin eurer wöchentliche Blätter durch eure gütige Aufnahm einlaufender Brieſe ſo kühn geworden gegenwärtige Zeilen an euch abzulaſſen. Sie erſuchet euch darinnen nicht nur mit der ſo rühmlichen und zu eures Geſchlechts Erbauung überaus dienlichen Bemühung unverrückt fortzufahren: ſondern da ihr vor einiger Zeit allen euren Mit-Schweſtern den ausdrücklichen Befehl ertheilet, keine Liebes-Brieſe, ſo unſchuldig ſie auch ſeyn möchten, anzunehmen; ſo verlanget ſie von euch zu wiſſen, ob ihr es vor beſſer befindet an ſtatt derſelben mündlich mit Manns-Perſonen umzugehen? Sie glaubet zwar, daß ſie eure Einwürfe ſchon zum voraus errathen könne, doch will ſie, um alles Zweifels entledigt zu ſeyn, euren Ausſpruch darüber erwarten, und nennet ſich

Eure

Straſburg am Tage
St. Petri 1726.

Unbekante Dienerin.
N. N.

Antwort:

Wir haben es vernünfftigen Frauenzimmer nicht verboten Liebes-Brieſe anzunehmen; wohl aber unterſaget ſelbſt dergleichen zu ſchreiben. Sonſt iſt einer tugendhafften Perſon der Umgang mit Manns-Perſonen nicht verboten; wenn er nur allezeit in Gegenwart mehrerer Perſonen geſchiehet. Widrigenfalls er noch gefährlichere Folgen als ein Brief-Wechſel nach ſich ziehen kan.

Iris.

XIII. Stü

Die Vernünftigen Tadlerinnen

Freytags, den 5. April 1726.

Günther.

Ihr, die ihr der Natur recht Trotz zu bieten wißt/
Und durch ein volles Glas offt Rieſen-Stärcke weiſet.

Ich werde faſt jeden Abend erinnert, endlich dem Verſprechen ein Gnügen zu leiſten, welches ich vor einiger Zeit dem Serioſus gethan. Die Steine auf unſern Straßen empfinden zwar das Wetzen der Degen-Klingen nicht; aber wenn man daſſelbe ſo offt hören muß; ſo kan man ſich unmöglich enthalten, an die Urſachen zu gedencken, woher dieſe lächerliche Tapfferkeit entſtehet. Fürwahr die Manns-Perſonen müſſen doch ſehr behertzt ſeyn, daß ſie gegen einen ſolchen Feind, als das lebloſe Gaſſen-Pflaſter iſt, ihr Seiten-Gewehr blöſſen, und ſo unerſchrocken darauf zuſchlagen, daß die Funcken um ſie herſtieben. Dadurch können ſie den Vorzug ihres Geſchlechtes vor dem weiblichen ſehr deutlich darthun: Denn was gehört nicht vor ein mannhafftes Gemüthe darzu, den Degen zu ziehen, wo niemand iſt, der einem widerſtehet; und einen Hieb nach den andern zu vollenziehen, wo kein Gegenſtreich zu beſorgen iſt? Und wo wolte unſer eines ſo viel Hertz hernehmen, dergleichen Helden-Thaten mit ſtandhafftem Muthe zu verrichten?

Doch ich thue den Männern zu viel, wenn ich ſie einer ſolchen Schwachheit halber anklage. Sie ſelber ſind es nicht, die dergleichen auslachenswürdige Dinge vornehmen; Denn wie könte ihr hochvernünfftiger Geiſt, der unſre weiblichen Seelen ſo wie die Sonne den Mond übertrifft, dergleichen Thorheiten zu begehen, fähig ſeyn? Das ſtarcke Getrăncke iſt der unzeitige Held, der ſeine Hertzhafftigkeit ſo übel anbringet. Wie wäre es möglich, daß ein nüchterner Menſch ſolche kindiſche Dinge vornehmen könnte? Ja bezeuget nicht das entſetzliche Geſchrey, welches gemeiniglich dieſe wetzenden Klingen begleitet, daß der Verſtand dieſer herumſchwärmenden Cörper entweder gar nicht zu Hauſe ſeyn müſſe; oder doch das Regiment über etliche Gliedmaßen denen ins Gehirne geſtiegenen Dünſten auf eine Zeitlang abgetreten habe.

Ich fange die Abhandlung von der Trunckenheit von einer Würckung derſelben an, die ſich vielleicht nirgends als auf Academien äuſſern mag: Und das muß man mir nicht verdencken. Ich richte mich nach der Beſchaffenheit meines Auffenthalts; und achte mich verbunden, meinen Mitbürgern am erſten zu dienen. Die Liebe fängt von ſich ſelber an. Wenn ich an einem Hofe gebohren und erzogen wäre, wo dieſes Laſter üblich wäre, würde ich meine Vorſtellungen darnach einrichten können. Itzo aber iſt es bekannt, daß nicht nur in allen Königl. Preußiſchen Landen das vormahls gewöhnliche Geſundheit-Trincken aus das ſchärffeſte verboten worden; ſondern auch itzo an unſerm Hofe alles dem preißwürdigen Exempel ſeines Königes folget, der ſelbſt vor ein vollkommenes Muſter der Mäßigkeit gehalten werden kan. Wolte GOtt, daß auch die Studirenden einen löblichen Eifer zur Nachfolge an ſich blicken lieſſen; ſonderlich diejenigen, die dereinſt unter dem Scepter eines Herrn ihr Glück machen wollen, deſſen Hofhaltung eine der ordentlichſten iſt, die uns in allen Geſchicht-Büchern aufbehalten worden.

Soll ich eine Abbildung von der Lebensart eines Academiſchen Trunckenbolden machen? Dieſes iſt faſt eine vergebliche Arbeit. Wer kennt auf hohen Schulen dieſe Leute nicht? Welcher Bürger, der ſeine Zimmer an Studierende vermietet, iſt nicht im Stande mehr als zehn ja zwantzig Nahmen herzuzehlen, die ſich in ſeinem Hauſe als naſſe Brüder hervorgethan? Und was vor Hiſtorien erfährt man nicht, wenn man ſich die Mühe giebt, darnach zu fragen? Doch damit ich nicht eines Fehlers beſchuldiget werden möge, wenn ich gar nichts davon gedächte, ſo will ich aus **Günthern** etliche Verſe herſetzen, die eine ſolche Abbildung in ſich enthalten. Ich führe dieſelben um ſo viel lieber an, weil ſie in einem Gedichte ſtehen, das er zur Vertheidigung unſers Geſchlechtes gemacht, und in der That eines von ſeinen beſten iſt. Er legt darinnen ſeiner **Amaryllis** folgende Worte in den Mund:

Ich hörte jüngſt mein blaues Wunder, wie ſchön es dieſes Völckchen macht/
Das drauſſen auf den hohen Schulen, noch mehr bey Glas als Büchern wacht.
GOtt weiß/ wer ihre Muhmen ſind, davon ſie uns ſo viel erzehlen,
Der Schweiß der Eltern wird verkocht/ die ſich daheim mit Sorgen quälen,
Der Hausrath wandert zu Gevattern, der Purſche lärmt, fährt aus/ und hauſt.
Mit Wirthen, Pferd und jungen Mädchen, und wenn er bis zum Morgen ſchmauſt,
So reißt hernach das ſtarcke Bier Tiſch/ Bäncke/ Krug und Ofen nieder/
Und ſchreyt: Auf! Bruder/ auf! ein Weib, ein reiches Weib bringt alles wieder.

Daferne **Günthers** Zeugniß in irgend einem Stücke glaubwürdig iſt, ſo muß es gewiß hierinnen ſehr viel gelten. Es iſt bekannt, daß er ſelbſt kein Fremdling in ſolchen Geſellſchafften geweſen, wo **Bachus** die einzige Gottheit iſt, die man verehret. Sein Glückwunſch, den er an den Jeniſchen Studenten General gemacht, aus welchen auch die Uberſchrifft dieſes Blates genommen iſt/ leget davon einen klaren Beweiß ab. Folglich kan ich meine Leſer verſichern, daß dieſe Abbildung nach dem Leben gemacht ſey: dahingegen meine eigene ſich bloß auf ein Hörenſagen gründen würde; angeſehen ich mein lebenlang keine ſolche Sauff-Schule zu ſehen/ Gelegenheit gehabt habe.

Fügt es ſich irgend/ daß einer von dieſen durſtigen Herrn nüchtern iſt, indem ihm dieſes Blat in die Hände kömmt: ſo wird er doch vermögend ſeyn/ ein vernünfftiges Wort mit ſich reden zu laſſen. Ich nehme mir alſo die Freyheit ihn zu fragen: ob er nicht ein Menſch ſey? Vielleicht ſchmiſſe er mir ein volles Glas in die Augen, wenn ich dieſe Frage mündlich an ihn ergehen lieſſe: aber itzo, da ichs ſchrifftlich thue, bin ich vor dieſer Höflichkeit ſicher; und mich dünckt, ich höre ihn ſchon mit einer rauhen Kehle, die von dem geſtrigen Rauſche noch gantz heiſer iſt, ruffen: Ich möchte nur ſelber zuſehen, ob ich unter die Zahl der Menſchen gehörte; denn er wiſſe nicht vor gewiß zu ſagen, ob ich nicht meines wenigen trinckens halber eher vor ein Zeiſichen als vor einen Menſchen zu halten ſey? Er im Gegentheil habe ſich geſtern nicht nur als einen Menſchen, ſondern als einen rechtſchaffenen Kerl erwieſen, indem er eine gantze Geſellſchafft zu Boden geſoffen. Genung/ genung, mein werther Herr Bibo: Das ſind freylich ausnehmende Proben der Menſchheit! kein unvernünfftiges Thier iſt jemahls des übermäßigen Sauffens halber angeklaget worden; alſo iſt der Satz unſtreitig: Daß alle Säuffer Menſchen ſind. Freſſern kan man noch einen Vielfraß zum Bruder anweiſen: aber ein Säuffer hat in der gantzen Natur ſeines gleichen nicht. Ein Fiſch müſte denn ſein Muſter werden; der unaufhörlich das naſſe Element in ſich ſchlucket, und doch ſeinen Durſt niemahls löſchen kan. In der That wünſchte jener unerſättliche Bier-Freund/ als er im Frühlinge die ſtarcke Fluth in der Saale von der Brücke unſers Fürſten-Gartens anſahe; daß die aufſchwellenden und ſinckenden Wellen lauter Merſeburger ſeyn; er ſelbſt aber als ein groſſer Hecht darinnen ſchwimmen möchte: und die Art ſeines Vortrages gab genugſam zu verſtehen/ wie hertzlich er es mit dieſem Wunſche gemeynet hatte.

Ich frage aber nunmehro ferner, ob denn Herr Bibo auch wiſſe, was ein Menſch vor ein Thier ſey? Ich will nicht hoffen, daß er ſagen werde, ein ſolches, welches ſein höchſtes Gut im Wein-Hauſe/ in der Schencke/ oder gar in Paſſendorff ſuchet. Er wird ſich doch vermuthlich der Vernunfft beſinnen, die uns von allen übrigen irrdiſchen Geſchöpffen unterſcheidet. Iſt nun die Vernunfft unſer Vorzug: ſo kan es ja die Zunge oder eine weite Kehle nicht ſeyn. Wie kan ſich aber ein Geſchöpffe der Vernunfft rühmen, welches weit unvernünfftiger handelt als diejenigen Thiere, die wir ihrer Unvernunfft halber ſo ſehr geringe achten? Iſt denn das vernünfftig, wenn man ſeinen Cörper zu einem Bier-Faſſe, oder gar nur zu einer Röhre machet, da das ſtarcke Geträncke unaufhörlich durchſtrömen muß? Iſt denn das vernünfftig/ wenn er ſich ſelbſt freywillig ſeines Verſtandes beraubet; ſo daß er ſeiner ſelbſt nicht mehr mächtig iſt; volle Wein-Flaſchen durch die Fenſter-Scheiben auf die Straſſe wirfft/ unzehliche Gläſer an die Wand ſchmeiſſet; ja mit ſeinem eigenen Kopffe durch das Fenſter in der Stuben-Thüre läufft/ daß ihm das zerbrochene Glas in dem Geſichte ſtecken bleibt? Iſt denn das vernünfftig, wenn man ſeine beſten Freunde mit Worten und Schlägen beleidiget, und deswegen entweder ſelbſt verletzet, oder doch in die Hände der Obrigkeit geliefert wird? Iſt denn das vernünfftig/ wenn man nicht drey Schritte ohne Taumeln gehen kan ſich auf der Straſſe in allen Pfützen badet, und endlich mit blutigem Kopffe oder ſchlammigten Kleidern ein Raub der Häſcher wird? Iſt denn das vernünfftig, wenn man ſich des folgenden Tages genöthiget ſiehet, den verurſachten Schaden zu erſetzen; und vor Schaam wegen der begangenen Thorheiten keinem ehrlichen Menſchen vor Augen kommen darff? Ich ſchweige von dem Gelde/ welches ſo unnöthig verſchwendet wird. Ich übergehe die Schwächung der Geſundheit, die auch den ſtärckſten Naturen mit der Zeit mercklich wird. Ich will auch der edlen Zeit nicht gedencken, die von keinem mehr als von Trunckenbolden verderbet wird; angeſehen der Nachmittag biß um Mitternacht in Geſellſchafften/ der Morgen mit Schnarchen, und der Tag mit Kopffſchmertzen dahin gehet. Ich will ihnen nur die Folgen dieſes wüſten Lebens zu erwegen anheim ſtellen. Zu was vor einer Lebens-Art bereiten ſie ſich durch dieſe Ubung im Sauffen? Weder bey Hofe, noch in der Kirche, noch auch im gemeinen Weſen bedarff man ſolche Gläſer-Helden. Sie ſind durchgehends ein Schandfleck aller Stände. Von ihnen kommt viel Unruhe und Unordnung in der Republic her. Es verſuche es nur ein ſolcher ächter Bacchus-Sohn, und ſage es ſeinen Gönnern/ wenn er eine Bedienung ſuchet, daß er auf hohen Schulen im Trincken nicht ſeines gleichen gehabt. Ich bin verſichert/ daß/ wenn gleich ſein Patron ſelbſt ein Trunckenbold wäre, er dennoch ſich nicht würde bezwingen können, einem ſolchen naſſen Bruder das geringſte Aemtgen aufzutragen, vielweniger ihn gar in ſeine eigene Dienſte zu nehmen.

Ich weiß es zwar, daß man die Schuld insgemein auf diejenigen ſchiebet/ die ihre Gäſte ſo ſehr zum Truncke nöthigen, daß ſie der Sache zu viel thun müſſen. Nun will ich dieſen Beförderern der Völlerey nicht eben das Wort reden. Sie haben ſehr falſche Begriffe von der Gefälligkeit gegen ihre gute Freunde: wenn ſie ihnen durch einen zugebrachten Rauſch eine Ehre zu erweiſen dencken. Das iſt ja eine ſchlechte Höflichkeit, wenn man ſeinen Gaſt zu einem Laſter zwinget, davor er ſelbſt einen Abſcheu hat. Wäre es nicht viel geſcheuter und artiger/ wenn man es einem jeden frey ſtellete, viel oder wenig zu trincken? Die Naturen ſind nicht alle gleich: dieſer kan viel/ jener wenig vertragen: doch ſoll in Geſellſchafften ein Zwerg eben ſo viel zu ſich nehmen, als ein Rieſe. Allein die Wahrheit zu ſagen, ſo fällt doch die gantze Schuld auf die Gäſte; nicht auf den Wirth. Dieſer möchte ſich nicht gern ſeiner Sparſamkeit halber einen übeln Nahmen machen. Er weiß, daß viele unter ſeinen Gäſten ohne Rauſch nicht vergnügt nach Hauſe gehen können; und alſo ſieht er ſich genöthiget, ihnen allen möglichen Vorſchub darzu zu thun. Wäre niemahls ein Liebhaber der Völlerey geweſen; ſo würde auch kein Wirth ſeine Gäſte dazu angefriſchet haben.

Nichts mehr fragt ſich noch, als ob es denn möglich ſey, ſich den übermäßigen Trunck abzugewehnen, inſonderheit, wenn er durch eine lange Gewohnheit ſchon überhand genommen? Dieſe Frage zu beantworten, will ich ein wahrhafftes Exempel erzehlen. Zytophilus war ein aufgeweckter und luſtiger Schul-Knabe, ließ aber ſeine Neigung zum Trincken nicht eher ausbrechen, biß er auf die Academie kam, und alſo von ſeinem vornehmen und ziemlich ſcharffen Vater mehr Freyheit erhielte. An Gelegenheit und Geſellſchafft konnte es dieſem lehrbegierigen Schüler der Trunckenheit nicht fehlen; und er war kaum ein halb Jahr auf der hohen Schule, als er ſchon alle Wein- Bier- und Coffee-Häuſer ſeiner großen Vater-Stadt aus- und inwendig kannte. Er hatte mehr als etliche hundert Sauff-Brüder bekommen; denn er nahm in ſeiner Wiſſenſchafft ſo wohl zu, daß ſich die älteſten Candidaten auf der Bachus-Univerſität ſeiner Vertraulichkeit nicht ſchämeten. Er war des Abends mehr als einmahl ohne Rock/ Hut und Degen nach Hauſe gekommen, und hatte bereits ein paar Jahre in ſolcher Völlerey zugebracht; als ſein frommer Vater/ der ihm dieſe böſe Lebens-Art ſchon längſt verwieſen hatte, endlich gewahr ward, daß alle ſeine Ermahnungen umſonſt wären. Er nahm ihn alſo zum letztenmahle vor: Er ſtellte ihm ſeine itzige Unart, und ſein künfftiges Verderben nochmahls vor Augen: und übergab ihn nunmehro ſeiner eigenen Willkühr. Es ſtellete es ihm inskünfftige gantz frey, zu leben wie er ſelbſt wolle: mit angehängter Verſicherung, daß er ſich nunmehro ſeiner väterlichen Aufſicht gantz begeben/ und nicht die geringſte Sorge mehr vor ihn tragen würde. Dieſe mit einer gelaſſenen Ernſthafftigkeit vorgetragene Rede des Vaters hatte eine gute Würckung bey dem Sohne. Es giengen kaum etliche Tage hin/ als er gantz melancholiſch zu werden/ oder vielmehr in ſich zu gehen ſchien. Weil er ſich aber ſelber nicht wagete/ ſeinem Vater mündliche Nachricht davon zu geben/ ſo ließ er folgendes Schreiben an ihn ergehen.

Allertheureſter Herr Vater,

Ich habe mich zwar durch mein böſes Leben deſſen gütiger Vorſorge unwürdig gemacht: doch hoffe ich dieſelbe wieder zu erlangen; da ich itzo mein wüſtes Weſen ohne alle Heucheley verfluche. Es reuet mich tauſendmahl, daß ich einen ſo wohlmeinenden Vater beleidiget habe. Ich erkenne, wie viel ich in meinem Studiren verſäumet habe; denn ich finde mich nicht einmahl geſchickt, mir einen rechtſchaffenen Lehrer zu erwehlen. Der Herr Vater ſetze mir alſo ſelber einen gelehrten Mann zum Aufſeher: Er übergebe mich der allerſtrengeſten Zucht, und mache alſo die letzte Probe mit ſeinem bisher unwürdigen Sohne. Halte ich dieſelbe nicht gebührend aus; ſo begebe ich mich ſelbſt aller Anſprüche auf deſſen väterliche Liebe/ und werde mich niemahls mehr unterſtehen mich ſein Kind zu nennen, oder ſeinen Nahmen zu führen ꝛc.

Der Vater überſchrieb ihm folgende Antwort.

Friedrich,

Du kanſt thun was du ſelber willſt/ nachdem du weiſt, daß ich mich deiner Aufſicht begeben habe. Iſt es dein Ernſt zu ſtudiren, ſo wirſt du leicht einen gelehrten Mann finden, zu dem du ein Vertrauen haſt. Allein ich rathe dir dieſes nicht. Fahre lieber in deiner gewöhnlichen Lebens-Art fort: das Studieren wird dir viel zu verdrüßlich fallen; und dein heutiger Entſchluß wird dich morgen gereuen. Dieſe Unbeſtändigkeit würde mich noch mehr kräncken, als alles vorige; wenn ich mir noch itzo dein Thun und Laſſen zu Hertzen gehen lieſſe. Gehab dich wohl.

Dieſe Kaltſinnigkeit des Vaters, und die dadurch in dem Sohne entſtandene Scham, bekräfftigte dieſen noch mehr in ſeinem Vorſatze. Er gieng augenblicklich zu einem wackern Rechtsgelehrten, zog in ſein Hauß, und übergab ſich ſeiner Privat-Anführung, ja von dem Tage an ſahe man ihn in keiner Geſellſchafft mehr. Da er vorhin täglich mehr denn 15. Kannen getruncken hatte; ſo fieng er itzo an/ ſparſamer zu werden. Er behalff ſich die erſte Woche jeden Tag mit 12. Kannen. Die folgende Woche ließ er noch 2. Kannen auf jeden Tag fallen, und ſo fuhr er weiter fort/ bis er in Monats Friſt mit 3. Kannen vor jeden Tag zufrieden ſeyn lernte. Ich weiß nicht, ob er ſeine Mäßigkeit noch höher getrieben; ſo viel aber weiß ich/ daß er ſchon drey volle Jahre bey ſeiner geänderten Lebens-Art verharret, der fleiſſigſte ſeiner Cameraden geweſen, und ſeinem wackern Vater inskünfftige viel Freude verurſachet haben würde, wenn nicht derſelbe vor etlichen Monaten geſtorben wäre.

Mein Blatt iſt bald voll, und ich habe noch mit keinem Worte an die Trunckenheit des Frauenzimmers gedacht: Ja ich ſchäme mich auch itzo faſt, wenn ich unſerm Geſchlechte einen ſo heßlichen Fehler vorrücken ſoll. Indeſſen kan ich nicht davor, daß ſich einige deſſelben ſchuldig gemacht. Wäre dieſes nicht, warum hätte ſonſt Philander in ſeiner Satire über die weiblichen Mängel auch folgende Verße einflieſſen laſſen:

Laßt euch Champagne-Wein und Felteliner bringen/
Ich wette Bibula wird ſchon ihr Theil bezwingen.
Iſt das nicht Ruhm genug, daß ſie den ſtärckſten Mann
Auf einen guten Zug, zu Boden ſauffen kan?
Davor bekommt der Herr ein Engelchen ins Bette;
Ach wer doch eine Frau von ſolcher Währung hätte!
So ſeufftzet, wer es ſieht/ und wünſcht ſichs auch ſo gut,
Wenn ſeine Zipſa nur Zeiſchen Schlücke thut.

Freylich wohl werden wenige von unſern Mitſchweſtern ſo unverſchämt ſeyn/ daß ſie ſich in öffentlichen Geſellſchafften vom Verſtande ſauffen ſolten. Was aber ins geheim geſchicht, das iſt eben ſo wohl laſterhafft, als was alle Leute ſehen und erfahren. Manche giebt vor, daß ſie in ihrem beſondern Kännchen ein leichtes Geträncke habe, wenn ſie den ſtärckſten Wein zu ſich nimmt: und andre klagen über die Schwäche ihres Magens bloß deswegen, damit ſie nur, ſo offt es ihnen beliebt, ein gut Glas Aquavitæ hinein ſchütten können. Man merckt aber ihre wahre Kranckheit doch: ſo ſehr ſie dieſelbe zu verbergen dencken. Vinoſa iſt bey ihrem Verwandten zu Gaſte, und ſchweret Leib und Seele, daß ſie kein Glas Wein austrincken könte, wenn man ihr daſſelbe ſamt einen güldenen Becher ſchencken wolte. Ein luſtiger Kopff/ der mit dabey iſt, putzet mit Fleiß das Licht/ und machet, daß es ausgehet. Als man in wenig Augenblicken daſſelbe wieder angezündet/ ſiehe, ſo ſteht die Wein-Flaſche/ die vorhin neben dem Teller des Haus-Vaters geſtanden, mitten in der Schüſſel des Zugemüſes. Man lachet überaus ſehr über dieſe Begebenheit, und kan nicht begreiffen, wie es zugegangen! Allein es gehet gantz natürlich zu. Vinoſa wird Blut-roth. Vinoſa hat im Dunckeln einen guten Zug daraus gethan. Vinoſa hat in der Angſt, da man das Licht brachte, den rechten Ort der Flaſche nicht treffen können.

Caliſte.

XIV. Stück.

Die Vernünftigen Tadlerinnen

Freytags, den 12. April 1726.

Benj. Neukirch.
Weltgeprieſener Homer
Deſſen Kunſt mit dir verſchwunden,
Warum war'ſt du doch ſo ſehr
An Achillens Zeit gebunden?

WEnn die Teutſchen es in den freyen Künſten, die mit zur Gelehrſamkeit gerechnet werden, noch nicht ſo weit gebracht haben, als die alten Griechen und Römer, oder als die heutigen Frantzoſen; ſo kommt es bloß daher, weil wir noch ſo wenige Criticos oder Beurtheiler von dergleichen Sachen gehabt haben. Dieſe Gattung von Leuten iſt überhaupt in der Republick der Gelehrten ſehr nöthig, um den nachläßigen Scribenten die Schlafſucht und Sicherheit im Schreiben abzugewöhnen. Sie ſind wie ein Wetz-Stein, welcher zwar ſelbſt nichts ſchmiedet, aber doch den Stahl ſchärffet. So lange unter den Gelehrten niemand iſt, der das alberne Weſen der meiſten Bücherſchreiber öffentlich entdecket, ihre Fehler durchziehet, und den übeln Geſchmack des ſtudirten Pöbels verlachet: So lange ſind alle Tintenklecker groſſe Scribenten; Alles was nur halbigt buchſtabiren kan, ſchreibt Bücher in die Welt, und ſcheuet ſich nicht das allerelendeſte Zeug, ja bisweilen rechte Meiſterſtücke der Unvernunfft ans Licht zu geben. So bald ſich aber ſtrenge Beurtheiler unter den Gelehrten herver thun, die ein jedes Kind bey ſeinem rechten Nahmen nennen; das Gute, gut; das Gründliche, gründlich; das Schlechte, ſchlecht; das Matte, matt; das Unſihnige, unſinnig, und das Abgeſchmackte abgeſchmackt nennen: So bald kommt viele Bücherſchreiber Furcht und Zittern an. Sie getrauen ſich nicht mehr ſo gleich ans Licht zu treten; denn ſie fürchten ſich, einem ſolchen **Momus** in die Hände zu fallen. Oder, wenn ſie ja endlich der Begierde, ihre Schrifften gedruckt zu ſehen, nicht länger widerſtehen können; Mein GOtt! was machen ſie nicht vor **geharniſchte Vorreden**, (Prologos galeatos) gegen den fürchterlichen **Zoilus**? Wie bange iſt ihnen vor Spöttern? Wie entſchuldigen ſie ſich wegen der eingeſchlichenen Verſehen? Bald haben ſie nicht Bibliothecken genug bey der Hand gehabt; bald ſind ſie durch ihre Amts-Geſchäffte gehindert werden; bald iſt ihnen die Meſſe gar zu geſchwinde auf den Hals gekommen. Wie lächerlich alle dieſe, und andre dergleichen Entſchuldigungen ſeyn, das wird ſich vielleicht ein andermahl zeigen laſſen.

Nun ſollte man zwar dencken, daß es an ſolchen öffentlichen Beurtheilern der Gelehrten bey uns nicht fehlen könne. Die Auszüge, die man von allen herauskommenden Büchern in ſo vielen Monat-Schrifften der Welt vor Augen leget, ſcheinen nichts anders als Urtheile zu ſeyn, die man davon gefället hat. Allein die Wahrheit zu ſagen, ſo iſt dieſer Schein betrüglich. Man leſe nur die meiſten Bücher-Auszüge, ſo wird man ſehen, daß es mehrentheils ausſtudirte Lob-Sprüche ſind. Man bewundert eine jede elende Scartecke; Man dancket den Verlegern vor die Herausgabe ſolcher trefflichen Wercke: Man bittet die Verfaſſer mit ihrer nützlichen Arbeit fortzufahren. Man verſichert, daß die gelehrte Welt vor groſſem Verlangen nach ſolchem längſt gewünſchten Herrlichkeiten, gantz ungedultig ſey; und was dergleichen gewöhnliche Formeln mehr ſind; dadurch Unverſtändige bewogen werden, ſolche öffentlich gerühmte Bücher vor Meiſterſtücke zu halten; da ſie doch öffters, bey der gelindeſten Prüfung, ihre Schwäche verrathen.

then. Wie nützl. wäre es alſo, wenn alle Hn. **Journaliſten** zugleich gründliche und aufrichtige Critici wären. Wie viel elendes Zeug würde niemahls zum Vorſchein kommen; wenn die Scribenten von ihnen furchtſam gemacht würden. Und was vor Fleiß würden rechtſchaffene Leute nicht anwenden, alle Regeln der Kunſt in ihren Büchern ſorgfältig zu beobachten, wenn ſie gewiß wüſten, daß man ihren Verdienſten den billigen Ruhm öffentlich würde wiederfahren laſſen. Selbſt die Halbgelehrten, die ſonſt im Bücher leſen denen Kindern gleich ſind, die weder wiſſen, was recht, noch lincks iſt, würden endlich durch das Leſen ſolcher Auszüge von Büchern, welches ohnedem ihr meiſtes Studiren iſt, einen beſſern Geſchmack bekommen, und mit der Zeit unterſcheiden lernen, was wohl, oder übel geſchrieben ſey?

Vor wenigen Jahren haben ſich in der Schweitz etliche muntre Köpfe gefunden, die einen guten Anfang zu dergl. öffentl. Beurtheilungen gemacht. Sie haben die gebundne und ungebundene Beredſamkeit vorgenommen, und in manchem groſſen Poeten und Redner Schnitzer gewieſen, die vorhin niemand bemercket hatte. Sie haben dieſes auf eine ſo ſinnreiche Art gethan, daß ſich kein Vernünfftiger des Lachens enthalten kan, weil er es lieſet: Und es iſt nicht zu ſagen, was ſie bereits an verſchiedenen Orten vor gutes geſtifftet: Ein eintziges hat dieſen geſchickten **Mahlern** nur gefehlet, nehmlich das Vermögen ſich in einer reinen Hochteutſchen Schreibart auszudrücken. Ihr Vaterland hat ſie gehindert, daß ſie in Worten und Redensarten die Richtigkeit nicht beobachten können, die ſie ihren Gedancken und Vernunfftſchlüſſen erwieſen. Dieſes ſollte aber bey einem öffentlichen Beurtheiler der Scribenten von rechtswegen ſeyn. **Horatius** und **Boileau**, waren zu ihren Zeiten die Peitſchen der Poeten; Aber ſie ſchrieben auch ſelber ſo ſchön, daß man ihnen keine Fehler vorrücken konnte. Daher erhielten ihre Urtheile einen allgemeinen Beyfall. Ein jeder glaubte dem, was ſie ſagten, weil ihre eigene Schrifften genugſam zeigten, daß ſie die Kunſt verſtünden, und alſo nicht aus Neid oder unzeitigem Kützel die andern getadelt hätten. Es wäre alſo nichts mehr zu wünſchen, als daß die Herren Mahler ihre Diſcourſe noch einmahl überſehen, und mit Beyhülffe eines rechten Kenners der Zierlichkeit unſrer Mutterſprache, alle diejenigen Stellen, die mehr nach der Schweitz, als nach Teutſchland ſchmecken, ausbeſſern möchten. Daß es ihnen leicht ſey, ihre eigene Fehler zu erkennen und zu geſtehen, haben ſie in dem erſten Theile ihrer Diſcourſe ſchon ſelbſt gewieſen. Alsdann aber würden ihre Schrifften weit begieriger geleſen werden, folglich auch einen weit gröſſern Nutzen ſtifften, als wohl bisher geſchehen.

Ich habe neulich einem in Leipzig befindlichen Gelehrten auf ſein Begehren verſprochen, die von ihm herausgegebene Sammlung poetiſcher Schrifften zu beurtheilen; und dieſes will ich itzo nach meinem wenigen Vermögen ins Werck richten. Er hat wohl daran gethan, daß er uns ſo viel ſchöne Gedichte auch in Teutſchland bekannt gemacht; es kommen ja unzehliche kleine poetiſche Sammlungen heraus, darunter offtmals die beſten noch bey weitem nicht an die ſchlechteſten von Herrn Pietſchens Sachen reichen. Es iſt wahr, daß der Verfaſſer dieſer Gedichte vielleicht noch manche Stelle würde verbeſſert haben, wenn er ſie ſelbſt herausgegeben hätte: Allein, wer weiß, wie lange dieſes noch würde angeſtanden haben?

Was das Kupfer anbetrifft, ſo dieſer poetiſchen Sammlung vorgeſetzet worden, ſo wundern wir uns, daß der Herausgeber derſelben nicht ein neues dazu ſtechen laſſen. Dieſer Apollo, der auf die Bruſtbilder der beyden größten Poeten zeiget, iſt ja ſchon in des Boileau Gedichten befindlich. Was hat mans aber nöthig, einem Franzoſen ſeine Erfindung abzuborgen? Iſt es etwan ſo ſchwer ein neues Bild zu erdencken? Oder wenn es ſchwer wäre, muß denn ein Buch nothwendig ein Kupfer haben, zumal wenn der Verleger nicht mehr daran wendet, als hier geſchehen iſt?

Die Lobſprüche, ſo man in der Vorrede Herrn Pietſchen gegeben, ſind größten Theils in der Wahrheit gegründet, auch kan man der Preußiſchen Nation ihre Verdienſte um die Poeſie nicht abſprechen. Ich wundre mich aber, daß man den beſten Beweiß davon anzuführen vergeſſen: nehmlich, daß der treffliche Baron von Caniz auch ein Preuße geweſen. Aus dem großen hiſtoriſchen Lexico erſehe ich, daß derſelbe biß in ſein 17tes Jahr in einem Preußiſchen Amts-Flecken Balga erzogen worden/ wo nehmlich ſein Vater Amts-Hauptmann geweſen. Daß er aber ſchon zu der Zeit Verße gemacht, ſagt er ſelbſt in ſeinem Gedichte von der Poeſie:

> In meinem Schülerſtand, auf den beſtäubten Bäncken,
> Hub ſich die Kurtzweil an: ſollt ich auf Sprüche dencken,
> Die man gezwungen lernt, und länger nicht bewahret/
> Als biß der kluge Sohn, nach Papageyen-Art/
> Sie zu der Eltern Troſt dem Lehrer nachgeſprochen,
> So ward mir aller Fleiß durchs Reimen unterbrochen.
> Da mahlt ich ungeſäumt in meiner Einfalt ab/
> Wenn Meiſter und Geſell mir was zu lachen gab.

Bey dem allen weiß ich nicht/ warum der Herausgeber dieſer Gedichte es vor nöthig erachtet, ſeinen Poeten in der Vorrede zu loben Man ſagt ſonſt, eine gute Waare lobt ſich ſelbſt/ und der alſo gar zu viel Prahlens davon machet, der bringet ihren Werth in Verdacht. Dieſes iſt aber die heutige Gewohnheit derer, die andere Schrifften herausgeben. Sie trauen dem guten Verſtande ihrer Leſer ſo viel nicht zu, daß ſie ſelbſt die Fürtrefflichkeit des Buches erkennen würden. Sie ſagen ihnen zum voraus, wie ſie von ihren Scribenten urtheilen ſollen, und machen ein langes Regiſter der guten Eigenſchafften/ die man an dem Wercke finden wird. Mich dünckt alſo, daß man z. E. dem Hn. von Beſſer, dem Hn. Brockes, und Hn. Pietſchen mehr Unrecht als Ehre gethan, wenn man ihre Sachen in den vorgeſetzten Vorreden ſo unmäßig gelobet hat. Dieſe Leute unterſcheiden ſich ſelbſt genugſam von dem Pöbel der Poeten, und haben ſolcher Zeugniſſe nicht vonnöthen. Wozu dienen die vorgedruckten Glückwünſche ſonſt, als eine Eitelkeit an den Tag zu legen? Hat man denn vor Zeiten auch vor die Bücher Virgilii oder andrer großen Dichter Lobreden geſetzt? Oder ſind deswegen ihre Schrifften in Verfall gerathen/ weil es ihnen an öffentlichen Schmeichlern gefehlet hat? Nein, was gut iſt, wird wohl gut bleiben; was aber ſchlecht iſt, wird ins Vergeſſen gerathen, wenn es gleich hundert Vorreden/ Sonnette und Madrigale nach dem Titelblatte ſtehen hätte.

Nun folgt die Überſetzung von des berühmten le Clercs Gedancken von der Poeſie. Ohne Zweiffel ſtehen in derſelben viel gute Erinnerungen vor angehende Poeten; und weil dieſe nicht allezeit das Frantzöſiſche verſtehen/ ſo iſt es gut, daß man dieſelben überſetzet hat. Ich geſtehe, daß ſich dieſe Verteutſchung ſehr gut leſen läßt/ ob ſie gleich nicht ohne Fehler iſt. Z. E. In dem andern Abſchnitte des ſiebenden Capitels ſteht eine Beſchreibung, was ein Helden-Gedicht ſey: welche ſehr ſchlecht überſetzet iſt. Ein Helden-Gedichte, heißt es, iſt eine künſtlich erfundene Rede, welche durch einen, unter den Gleichniſſen einer wichtigen Begebenheit/ ſo in Verſen auf eine wahrſcheinliche, ergetzende und wunderwürdige Art beſchrieben wird, verſteckten Unterricht, die Sitten der Leſer zu beſſern ſich angelegen ſeyn läſſet. Die gedehnte Schreibart dieſer Stelle iſt ſo verdrüßlich, und ſo ſchwer zu verſtehen, daß ich ſie etlichemahl leſen muſte/ ehe ich den Inhalt und Zuſammenhang finden konnte. Wäre es nicht beſſer geweſen/ wenn der Uberſetzer von dem Grund-Texte ein wenig mehr abgewichen wäre/ und etwa ſo geſagt hätte: Ein Helden-Gedicht ſey eine künſtlich ausgeſonnene Schrifft, darinnen ſich der Poet unvermerckt angelegen ſeyn läſt, die Sitten ſeiner Leſer zu beſſern, und deswegen ſeine Lehren in die Gleichnüſſe einer denckwürdigen Begebenheit verſteckt, welche von ihm auf eine ſehr wahrſcheinl. ergetzende und wunderwürdige Art, und zwar in lauter Verſen, beſchrieben wird. Zum wenigſten würde doch dieſe freyere Verteutſchung verſtändlicher geweſen ſeyn. Die Stellen aus des Virgils Eneis, hat ſich der Uberſetzer auch zu überſetzen, angelegen ſeyn laſſen; und zwar in Verſen/ welches deſto mehr Mühe und Geſchicklichkeit erfordert, inſonderheit/ wenn man es ſo machen will/ daß die Urtheile die von dem Grund-Texte gefället worden/ auch auf die Uberſetzung paſſen ſollen. Allein dieſer Arbeit hätte er ſich leicht begeben können/ angeſehen der berühmte Amthor den gröſſeſten Theil des erſten Buches Virgilii ſehr glücklich ins Teutſche gebracht. Wenn wir von der gantzen Eneis eine ſolche herrliche Uberſetzung hätten/ als dieſer groſſe Poet zu machen fähig geweſen; ſo hätten wir Teutſchen was aufzuweiſen, ſo der bekannten Uberſetzung des Brebeuf von Lucani Pharſaliſchen Kriege ſo ſehr als Virgil dem Lucan vorzuziehen wäre.

Ich komme nunmehro auf Hn. Pietſchens Gedichte, und zwar auf das Hauptwerck derſelben/ nehmlich: Carls des ſechſten Sieg über die Türcken. Es iſt Schade/ daß man uns nicht das gantze Gedichte, ſondern nur einen Theil davon hat liefern können; denn ſo hätte man beſſer von der gantzen Einrichtung deſſelben nach den Regeln der Poeſie urtheilen können. Die Uberſchrifft des erſten Stückes heiſt:

Der Adler zeiget ſich, ihr Feinde könnt ihn ſchauen,
Der Donner weltzet ſich in den geſchärfften Klauen,
Er trennt die finſtre Lufft, ſucht, was euch retten kan,
Er ſchieſt voll Grimm herab, und ſchickt den Blitz voran.

Ohne Zweifel iſt die Abſicht des Verfaſſers hier geweſen/ ein Kupfer ſtechen zu laſſen/ welches einen aus den Wolcken herabſchieſſenden Adler vorſtellen ſollen/ der Blitz und Donner aus den Klauen ſchieſſet/ und damit die Türcken in die Flucht ſchläget. Der Adler iſt ein Bild des Teutſchen Reiches, und alſo gienge es ziemlicher maſſen an; wenn er nur nicht Donner und Blitz in den Klauen trüge. Wird denn etwa das Kayſ. Wappen alſo gemahlt? Oder ſteht es dem Poeten frey/ daß das Wappen nach Belieben zu ändern? doch geſetzt, dis hätte nichts zu bedeuten; ſo müſte doch die Sache ſelbſt Grund haben. Es muſte Adler geben, die Donner und Blitz in den Klauen hielten: es ſey nun entweder in der Natur; oder in den Fabeln der Alten. Nun geſtehe ich/ daß mir keines von beyden bekannt iſt. Von dem erſten hoffe ich ohne Mühe Beyfall zu erlangen: aber von dem andern wird man vielleicht ſagen/ daß auf den Adler des heydniſchen Jupiters damit gezielet werde. Ich weiß dieſes gar wohl Allein/ wer hat jemahls den Donnerkeil Jupiters anders, als in ſeinen eigenen Händen geſehen? Jupiter ſitzet zwar auf einem Adler; aber der Adler trägt nicht den Blitz in den Klauen/ ſondern der Gott ſelbſt. Hier aber heißt es:

Der Donner wälzet ſich in den geſchärften Klauen.

Ich will hier die Redensart nicht tadeln/ daß der Donner ſich wälzet, denn vielleicht möchte noch ein Grund zu finden ſeyn, warum der Donnerknall mit dem Wältzen eine Aehnlichkeit hätte. Aber warum ſoll ſich der Donner eben in den Klauen wältzen? Iſt nicht der Donner ein Knall/ der einen groſſen Luftraum erſchüttert? Wie hat derſelbe denn Raum genug, ſich in den Klauen des Adlers zu wältzen? Oder, wie kan ein Thon/ ein bloßer Schall mit den Klauen gehalten werden? Ferner möchte ich wiſſen, warum die Klauen geſchärfte Klauen heißen? vors erſte thut die Schärfe gar nichts zum Werfen des Donners; vors andre wird nichts geſchärft, als was vorhin ſtumpf geweſen. Kan das aber von den Adler-Klauen geſagt werden? Scharf könnten ſie wohl heißen; aber nicht geſchärft, wenn man nicht der Sprache Gewalt thun will.

Dieſes habe ich zu erinnern/ wenn dieſe vier Zeilen eine bloße Uberſchrift eines Bildes ſeyn ſollen: ſind ſie hergegen als ein Innhalt des erſten Stückes hingeſetzet; ſo können ſie gar nicht ſtatt finden. Warum nicht? ſie halten dasjenige nicht in ſich, was in dem Gedichte ſteht. Hier wird von dem Adler, oder dem Teutſchen Reiche am meiſten geredet; dort aber wird faſt allezeit von den Türckiſchen Kriegsrüſtungen geſprochen. Hier wird der Feind ſchon zur Flucht gereitzet; dort kommet er erſtlich angezogen. Hier ſchießt endlich der Adler ſchon den Blitz: dort wacht er noch auf dem Hügel.

Nunmehr fängt ſich das Gedichte ſelbſt an/ u. der 1. Vers lautet alſo:

Wo kämpft, wo ſiegt mein Carl? Ihr Muſen führt mich hin!
Ein kriegriſches Geſchrey erregt mir Geiſt und Sinn.

Was iſt das vor ein Anfang zum Helden-Gedichte? Ein Helden-Gedicht iſt eine poetiſche Erzehlung wichtiger Begebenheiten. Wer wird aber Erzehlungen von einer ſolchen Entzückung anfangen, die ſich durch eine doppelte Frage und heftige Anrufung der Muſen verräth? Gewiß Virgilius fängt gantz anders an:

Arma virumque cano, Troja qui primus ab oris
Italiam fato profugus Lavinaque venit
Litora &c.

Homerus ingl in ſeiner Ilias nach Hn. de la Motte Uberſetzung:

Muſe, raconte moi la colere d'Achille
Pour les Grecs, pour lui meme, en malheurs ſi fertile; &c.

Und in der Odyſſee nach Horatii Uberſetzung:

Dic mihi Muſa virum, captæ poſt tempora Trojæ,
Qui mores hominum multorum vidit & urbes.

In ſeinem Gedichte von der Tichtkunſt tadelte Horatius einen lateiniſchen Poeten, daß er ſeinen Vers ſo hochtrabend angefangen:

Fortunam Priami cantabo & nobile bellum.

welches doch noch lange ſo prächtig nicht klingt, als der Anfang unſers Helden-Gedichtes:

Wo kämpft/ wo ſiegt mein Carl? Ihr Muſen führt mich hin!
Ein kriegriſches Geſchrey erregt mir Geiſt und Sinn ꝛc.

In gleichem Feuer fährt unſer Poete fort/ biß auf den 32. Vers. Alles, was er darinne ſaget/ iſt zwar erhaben und edel; es würde ſich aber beſſer in eine Ode, als in ein Helden-Gedichte geſchicket haben. Daſelbſt kan der Tichter alle ſeine Hitze auslaſſen/ wie Pindarus, und gleich einem Adler ſo hoch in die Wolcken fliegen/ daß man ihm nicht einmahl mit den Augen folgen kan.

Im 33. Verſe kommt unſer Poete auf den rechten Weg: Er fängt an eine Erzehlung zu machen, und fährt damit recht unvergleichlich fort/ biß ans Ende des erſten Theiles, und ich geſtehe/ daß mir dieſes alles der Natur eines Helden-Gedichtes vollkommen gemäß zu ſeyn ſcheinet. Er ſchreibt alles ſehr lebhafft: Er miſcht ſchöne Gleichniſſe ein/ er erſinnt einen Traum Achmets da ihm der Schutz-Geiſt Aſiens in der Geſtalt Solymanns erſcheinet/ welches nichts unwahrſcheinliches iſt; Ja alle Reden/ die er ſeinen Perſonen in den Mund legt/ ſind vollkommen geſchickt/ ihren Character auszudrücken/ und ihren Affect abzubilden. Was die Gleichniße anlangt, ſo hat zwar Homerus in dem erſten Buche ſeiner Ilias kein eintziges angebracht; woraus einige Critici eine Regel machen wollen. Allein Virgilius hat ſich darnach nicht gerichtet; folglich iſt es auch am Hn. Pietſchen kein Fehler. Nur das würde ſein Gleichniß richtiger gemacht haben; wenn er zwar in dem Vorſatze/ den Drachen beſchrieben hätte/ ſo wie er gethan; in dem Nachſatze aber bloß allein des Türckiſchen Heeres gedacht hätte. Nun aber redet er in dem gantzen Nachſatze noch immer von einem Drachen; ohngeachtet er dadurch eigentlich den Feind des Chriſtlichen Nahmens verſtehet. Ja er ſchreibet auch gleich darauf von dem Kayſerl. Heere gar zu verblümt, ohne eine Deutung hinzu zu ſetzen: dergleichen vielleicht nach dem heutigen Italiäniſchen, aber nicht nach dem Geſchmacke der alten Poeten richtig heiſſen kan. Ich muß hier aufhören, und erwarten/ wie dieſe kleine Probe meiner Beurtheilung von den Gelehrten wird aufgenommen werden.

Phyſic.

Die Vernünftigen Tadlerinnen

XV. Stück.

Freytags, den 12. April 1726.

Günther.

Mein Freund, du lachſt mich aus, und nennſt es blinde Poſſen,
Es mag denn, raſ ich gleich, ſo raſ ich mit Vernunfft.

Die Veränderung iſt angenehm, ſonderlich zu unſern Zeiten. Man iſt begierig, immer was neues zu leſen und zu hören, und wer ſich hierinnen nach dem Geſchmacke der Leute richten kan, der hat viel gewonnen. Selbſt unſre Blätter finden nur in ſo weit Beyfall, als wir uns nach dieſer Regel richten. Je mehr Mannigfaltigkeit darinnen gefunden wird; je beſſer gefallen ſie unſern Leſern, und wir beqvemen uns dieſem herrſchenden Geſchmacke um ſo viel lieber, weil wir dabey Gelegenheit haben, manche Materie abzuhandeln, die ſonſt wohl ſo leicht in keiner Wiſſenſchafft ausgeführet werden würde. Unſre Correſpondenten tragen nicht ein geringes dazu bey, daß unſre Leſer mit einer angenehmen Abwechſelung vergnüget werden können. Sie führen uns zuweilen auf Sachen, daran wir ohne ſie nicht gedacht hätten; dahin ich den vor drey Wochen von mir eingerückten Brief mit gutem Rechte zehlen kan. Wir ſind auch ſo mißgünſtig nicht, daß wir entweder ihre ſinnreichen Einfälle vor die unſrigen ausgeben; oder gar unterdrücken ſolten. Aus dieſen Urſachen will ich auch dieſesmahl meinen Leſern etliche Briefe vorlegen, die bey uns eingelaufen; aber nach der von uns gemachten Eintheilung vor mich gehören. Sie ſind alle kurtz, und alſo werden ſie eine angenehme Mannigfaltigkeit vorſtellen können.

Liebe Tadlerinnen,

Als vor einem halben Jahre die erſte Kälte einfiel/ ſchrieb eine meiner Freundinnen an euch/ und klagte euch ihre gefährliche Kranckheit/ die ſie ſich durch die Entblöſſung der Bruſt, und die daher entſtehende Erkältung verurſachet hatte. Eure Vorſtellungen waren damahls ſo nachdrücklich/ daß ſie nicht nur meine Mama bewogen, mir eine ſorgfältige Verwahrung des Halſes zu auferlegen; ſondern ich ſelbſt ſchien es zu begreifen, wie viel es zu meiner Geſundheit beytragen würde, wenn ich eurem Rathe folgen möchte; Ich muß auch geſtehen, daß ich dieſen Winter von Flüſſen und Bruſtbeſchwerungen/ welches ſonſt meine gewöhnlichen Kranckheiten ſind/ gantz frey geblieben; und es fehlte nicht viel, daß mir nicht mein Doctor/ der ſonſt einen guten Verdienſt aus unſerm Hauſe hat/ gerathen hätte, die Bruſt wieder zu entblöſſen/ damit er einen Patienten mehr bekäme.

Ihr könnt leicht dencken, geehrte Tadlerinnen, was es mir vor einen Kampf gekoſtet, wenn ich gleichſam wie ein gezeichnetes Schaaf in der Kirchen und in andern Geſellſchafften aufgetreten. Allein/ ich that es euch zu gefallen; und eben deswegen habe ich itzo das Vertrauen zu euch/ ihr werdet nicht mehr von mir verlangen, als in meinen Kräfften ſtehet. Meine Mama iſt ſo unbillig, daß ſie mich nöthigen will/ die im Winter angefangene Bedeckung auch im Sommer fortzuſetzen. Sie ſagt, ich ſey es nunmehro ſchon gewohnt/ und ſolle ja nicht von neuen anfangen bloß zu gehen. Sie läßt ſichs nicht ſagen/ daß nunmehro bey der warmen Frühlings-Lufft keine Erkältung zu beſorgen ſey; Sie will mich nicht hören, wenn ich einwende/ daß es eure Meynung gar nicht geweſen/ dieſe kleine Galanterie gantz und gar zu unterſagen: Sie zwinget mich nach wie vor, wie eine Nonne zu gehen, und allen meines gleichen ein rechtes Spectackel zu ſeyn.

Ich ſehe mein groſſes Elend ſchon vor Augen, welches ich deswegen noch werde erdulten müſſen: Innerhalb wenigen Wochen iſt in Leipzig die bekannte Oſtermeſſe: wo ſich der Kern unſers Adelichen Frauenzimmers einfindet/ um ſich im Auerbacher Hofe ein wenig bey

Welt zu zeigen. Wie jämmerlich wird es nun mit mir ausſehen, wenn meine Mutter nicht in der Zeit ihren Eigenſinn ändert. Werden nicht alle junge Cavaliere, die ſich daſelbſt ohne Ende und Zahl einfinden, mit Fingern auf mich weiſen, wenn ich Bedeckte unter den Halbnackten als die Eule unter andern Vögeln ſtehen werde. Ich ſchäme mir die Augen aus dem Kopfe, wenn ich nur daran gedencke, und weiß mich noch nicht zu entſchlieſſen, ob ich mich nicht lieber kranck anſtellen, und zu Hauſe bleiben ſoll? Doch wenn ich wieder erwege/ was diejenigen ſagen würden/ die mich vergangene Michael-Meſſe daſelbſt geſehen und mich ohne Zweifel itzo vermiſſen werden, (denn ich bin nicht eben die heßlichſte unter denen, die oberwehnten Ort beſuchen,) ſo weiß ich nicht, ob ich nicht gar meiner harten Mutter zum Poſſen mich alsdenn noch weiter entblößen, und alſo aller Augen auf mich ziehen werde. Ich erwarte euren guten Rath darüber, wehrteſte Tadlerinnen, und nenne mich

Eure

Dreßden, 1726.
den 10. Apr.

ergebenſte Freundin
Sophia von Weißbenſen.

Ich rathe meiner lieben Freundin lieber gantz nackend unter Leute zu gehen, ſo kan ſie gewiß verſichert ſeyn, daß ſie alle Welt anſehen wird; als wornach ſie ſo eifrig zu ſtreben ſcheinet.

Meine hochzuehrende Tadlerinnen,

Ich weiß, daß ſie ſich nicht nur um das löbliche Frauenzimmer, ſondern auch um uns Studirende bißweilen bekümmern/ und unſer beſtes zu befördern ſuchen. Ich weiß auch daß ſie von der guten Aufführung eines jungen Menſchen in Kleidungen nicht ſo ſtrenge urtheilen, als einige, die uns gleich vor Satans-Kinder erklären, wenn wir uns nur das Haar pudern, oder das Kleid bey einem rechten Meiſter machen laſſen. Darum nehme ich mir die Freyheit/ ihnen eine neue Erfindung kund zu thun/ die ich meinen Cameraden zum beſten erſonnen habe. Ich habe allezeit davor gehalten/ daß alle unſer Studiren nichts ſey, wenn wir nicht zugleich im äuſſerlichen/ das iſt, in der Kleidung/ Leibesſtellung, und allem was darzu gehöret, ein wenig galant ſeyn. Wenn ich den gelehrteſten Kalmäuſer mit runtzlichten Strümpfen, einer verwirrten und ungepuderten Perrücke/ und einer Krauſe gehen ſehe, die er ſo loß um den Hals gewickelt hat; daß man wohl noch drey andre Hälſe dazu durchſtecken könnte: So muß ich allemahl lachen; und ich ſtelle ihm das Prognoſticon/ daß er bey der galanten Welt ſehr ſchlecht fortkommen werde. Ich wollte auch bey meiner wenigen Artigkeit nicht mit ihm tauſchen/ und wenn er gleich das gantze Corpus Juris biß auf den Band gefreſſen hätte.

In ſolcher Abſicht habe ich nun die gute Gabe, die Galanterie zu befördern/ ſo ich bey mir verſpüret, allezeit zu erwecken geſucht. Ich habe einen beſondern Geſchmack in allem dem, was gut läſt, oder nicht; und laſſe mir angelegen ſeyn, denſelben auch meinen Bekannten beyzubringen. Ich will von andern Kleinigkeiten voritzo nicht gedencken, die ich in meiner Kleidung beobachte, ich erwehne itzo nur des ſchwartzen Bandes, das man ſich um den Hals bindet/ wenn man entweder einen Sack oder einen Zopf in den Haaren trägt. Ich habe eine beſondere Manier, daſſelbe unter dem Kinne in einem kleinen Röſchen zuſammen zu hefften/ da unzehliche andre nicht wiſſen, wie ſie damit umgehen ſollen. Binden ſie es täglich in einem Knoten zu, ſo müſſen ſie es auch täglich auflöſen, und dadurch geht es in drey oder vier Tagen von allem Reiben zu nichte. Zu geſchweigen/ daß ein Knoten lange ſo gut nicht ſtehet, als mein Röſchen, welches als ein ſchwartzer runder Circkel auf der weiſſen Halsbinde ungemein ſchön abſticht. Am erſten habe ich dieſes Geheimniß meinen Landsleuten eröffnet, welche es auch mit der gröſten Einhelligkeit gut geheiſſen und angenommen. Einer von ihnen iſt vor einem Viertel-Jahre nach Paris gegangen/ und itzo erhalte ich die Nachricht, daß man bereits am gantzen Frantzöſiſchen Hofe angefangen/ meine Halsröſchen, denn ſo nenne ich meine Erfindung/ nachzuäffen.

Ich weiß wohl/ daß ihr dieſes vielleicht vor eine auslachenswürdige Eitelkeit von mir halten werdet, daß ich auf ſolche Kleinigkeiten verfalle. Allein/ bedencket nur/ was man nicht eurem Geſchlechte zu gefallen thue! Wer ſieht mehr auf alle Kleinigkeiten als das Frauenzimmer? Und wodurch kan man ſich bey demſelben eher beliebt machen, als durch die eifrige Nachahmung ihrer faſt abergläubiſchen Sorgfalt, in allen Stücken accurat zu ſeyn. Neulich hat ſich eine gewiſſe Schöne in jemanden verliebt, weil er das Bändchen am Hutknopfe auf eine beſondre charmante Manier geſtecket hatte. Und ich erinnere mich, daß eine andre übel von mir geſprochen/ weil ich mir die Haare in den Augenbraunen nicht fein glatt aus einander geſtrichen/ welches ſie im vorbeygehen, da ich ſie grüßte/ gemercket.

Bey ſolchen Umſtänden werdet ihr mirs nicht verdencken, wenn ich wünſche, durch euch und eure Blätter, nicht nur allen jungen Studirenden zum Exempel: ſondern auch allem Frauenzimmer als ein Liebhaber der Artigkeit vorgeſtellet zu werden. Eure Güte läßt mich an der guten Aufnahme dieſes Schreibens nicht zweifeln/ und in ſolcher Hofnung verharre ich

Eure

Halle, 1726.
den 6. April.

fleißiger Leſer und
Diener

Nettlieb.

Dieſer Correſpondent rückt in der That unſerm Frauenzimmer einen Fehler vor, der ſehr gemein iſt. Es iſt nicht zu ſagen, was ſie vor Kleinigkeiten zu muſtern und zu tadeln wiſſen, wenn ſie einen jungen Menſchen nur halbicht anſehen. Um des ſchönen Knopflochs halber, ſo jemand im Kleide hat, gefällt ihnen offt die gantze Perſon; und wenn ſich ein ſonſt geſchickter Menſch irgend die Strümpfe nicht nach ihrer Phantaſie aufgeſchlagen, ſo darf er ſich auf ihre Gewogenheit keine Rechnung machen. Man billiget freylich an Studirenden eine ſolche Aufführung nicht als **Günther** von ſich ſelbſt beſchrieben:

Mein Aufzug war bisher ein halb Soldatiſch Weſen,
Und wie der freye Burſch in Jena ſchwärmt und geht,
So hatt' ihn ſich mein Leib zum Muſter auserleſen,
Weil, was ſonſt zierlich heißt, hier bloß den Füchſen ſteht.
Sechs Löcher in dem Strumpf, fünff Federn in den Haaren,
Das hielt ich dazumahl vor ehrlich und galant,

Und war der Brandtewein im Antlitz ausgefahren,
So kneipt ich öffentlich die Blattern mit der Hand.
Es roch mein Haar nach Staub und ſchmutzigen Papieren.

Allein, wenn ſich ein Studirender nur einer mittelmäßigen Reinigkeit befleißiget, ſo iſt es ſchon gut. Die gar zu galanten Herrn ſtudiren gemeiniglich nicht gar zu viel. Und was wäre unſern Schönen inskünfftige mit einem Liebſten gedienet, der zwar wie eine geputzte Wachs-Puppe über die Straßen und durch die Zimmer gehen könnte; aber in der gantzen Stadt vor einen Idioten gehalten würde?

Vernünftige Tadlerinnen,

Ich habe bißher mit groſſem Verlangen gewartet, ob ihr nicht einmahl die ſchädliche Gewohnheit beſtrafen würdet, nach welcher die Eltern ihre älteſten Töchter zuerſt ausſtatten wollen, dabey denn die jüngern veralten müſſen, wenn ſie gleich noch ſo geſchickt und ſchön ſind. Ich habe leider! einen ſo eigenſinnigen Laban zum Vater, der ſchon etliche Freyer, die um mich angehalten, abgewieſen: mit dem Vorwande, es ſey nicht Sitte in unſerm Lande, die jüngere vor der ältern zu verheyrathen. Meine älteſte Schweſter hat das Unglück, daß ſie, ich weiß nicht warum, keinen ernſtlichen Liebhaber bekommt: Die Geſtalt iſt bey ihr die unangenehmſte nicht; zum Brautſchatze würde ihr mein Vater eben ſo viel mitgeben als mir: und gleichwohl iſt ſie ſchon 25. Jahre alt geworden, ohne einen Mann zu bekommen. Ihr könnt daraus leicht ſchlieſſen, daß ich nicht viel jünger ſeyn müſſe; weil ich unmittelbahr auf ſie folge, und noch zwey jüngere Schweſtern habe, die auch erwachſen ſind.

Doch es möchte meiner Schweſter gehen wie es wollte, wenn wir andern nur nicht darunter leiden dörften. Was will endlich daraus werden, wenn unſer Vater ſich nicht ändert? Will er uns denn unſer Glück mit gutem Bedachte hindern? Oder hat er ſich vorgenommen, ſein Hauß zu einem Jungfern-Kloſter zu machen? In Wahrheit, ich weiß nicht, was ich davon dencken ſoll, und meine jüngern Schweſtern ſind eben ſo bekümmert als ich. Sie haben mir auch die Vollmacht gegeben, euch in ihrem Nahmen um einen guten Rath zu erſuchen. Seyd derowegen ſo gut, und ſtellet doch unſerm Vater ſeine Unbilligkeit in einem eurer Blätter vor. Fragt ihn nur, ob er uns alle viere zu tode füttern wolle? Erinnert ihn nur, daß er ſelbſt unſre Mutter geheyrathet, ehe ihre ältere Schweſter verehlicht geweſen. Er lieſet zwar ordentlich eure Schrifften nicht; wir wollens aber ſchon machen, daß er dieſes Stücke ſoll zu ſehen bekommen. Hat es nun eine gute Wirckung, ſo werden wir unſer gantzes Glück euch verdancken, und uns lebenslang nennen

Eure

Freyersburg, 1726.
den 29. Mertz.

Danckbarſte Dienerinnen

Die drey Schweſtern.

Ich kan es dieſen bekümmerten Schweſtern nicht verargen, daß ſie über ihren Vater klagen. Er verfähret in der That unbillig mit ihnen, wenn er ihnen ihr Glück hindert. Iſt es nicht genung, daß er die eine nicht nach Wunſche verſorgen kan? Muß er auch alle übrigen zu Hauſe behalten? Er hat ſie ja deswegen nicht erzogen, daß ſie ewig in ſeiner Familie bleiben ſollen. Und was meynt er von den Freyern, denen er die älteſte aufdringen will, wenn ſie gleich eine von den jüngern verlangen? Sollen ſie ſogleich ja ſagen? Soll es ihnen gleich viel gelten, welche Tochter er ihnen geben will? das würden herrliche Ehen werden! Die Zuneigung der Gemüther iſt der ſicherſte Grund eines glücklichen Eheſtandes, und doch wird dieſelbe mehrmahls aus den Augen geſetzt.

Pulcheria iſt die mittelſte Tochter in ihres Vaters Hauſe, und obwohl ihre älteſte Schweſter verſchiedene Jahre her das allgemeine Augenmerck unſerer Herrn Studenten geweſen, ſo verdienet doch **Pulcheria** wegen ihrer angenehmen Geſtalt, ſchönen Bildung des Angeſichtes, guten Verſtandes, beſondern Leutſeligkeit, und inſonderheit wegen ihrer Geſchicklichkeit im Hausweſen, billig hochgeachtet zu werden. Fraget man mich, warum ein ſolches Frauenzimmer nicht längſt eine glückliche Heyrath getroffen? So wird die Antwort aus dem obigen leicht zu errathen ſeyn.

Iris.

Leipzig, zu finden im Brauniſchen Buchladen, allwo alle Freytage die Fortſetzung ausgegeben wird.

Die Vernünftigen Tadlerinnen

Freytags, den 19. April. 1726.

Caniz.

Unſer Heyland ſteht gebunden,
Voller Striemen, voller Blut,
Und fühlt ſo viel neue Wunden/
Als der Büttel Streiche thut.
Seht, was ſeine Liebe kan!
Und wir dencken kaum daran/
Daß er wegen unſrer Schulden
Dieſes alles muß erdulden.

Neulichen Sonntag, nach Vollendung des öffentlichen Gottesdienſtes beſuchte ich eine vornehme Frau in meiner Verwandſchafft; fand aber ohngefehr eine Geſellſchafft von ſechs Perſonen beyſammen, die zum theil aus Frauenzimmer, zum theil auch aus Manns-Perſonen beſtand. So lange man am Caffeetiſche ſaß, waren die Geſpräche unbeſtändig, und von keiner Erheblichkeit: So bald man aber aufſtund, forderte Herr von Spötterberg, ein junger und freyer Menſch, eine Lomberkarte, um dadurch dem anweſenden Frauenzimmer die Zeit zu vertreiben. Meine Anverwandtin, eine vernünfftige und gottſeelige Frau, hatte dieſes kaum vernommen, als ſie mit ei-

ner gelinden und freundlichen Mine verſetzte: „Ey mein
„wehrter Herr von **Spötterberg**, ich will nicht hoffen, daß
„es ihr Ernſt ſeyn werde, in der Karte zu ſpielen. Zum
„wenigſten pfleget ſolches in meinem Hauſe die gantze Faſten
„über nicht zu geſchehen. Und ich habe das Vertrauen
„zu ihnen, daß ſie mich bey meiner alten Gewohnheit laſſen
„werden.„ Sie hatte noch nicht ausgeredet, als der junge Herr mit lauter Stimme zu lachen anhub, und ſo gleich hinzuſetzte: „Ma foi, Madame, ſie ſind ſehr bigot! Werden
„ſie ſich darüber ein Gewiſſen machen? So ſcrupuleux bin
„ich nicht. Ein Tag iſt mir wie der andre, und geſetzt, daß einer
„heiliger wäre als alle übrigen, wer könnte mir ein ſo
„innocentes Plaiſir übel expliciren?

Die gantze Geſellſchafft ward aufmerckſam, als meine Verwandtin dieſen gar zu freyen Einwurff zu widerlegen anfieng. Sie iſt ſonſt eine in ihrem Chriſtenthume ſehr wohlgegründete Frau, und hat dabey einen aufgeweckten Geiſt, ſo, daß es ihr an Worten nicht fehlet, ihre Meynung deutlich, fertig und lebhafft auszudrücken. Sie beantwortete ihm auch alle ſeine Einwendungen ſo wohl, daß alle Anweſende ſich über ihre Geſchicklichkeit verwunderten. Denn ſie wieß ihm den Unterſcheid, der ſich zwiſchen einem blinden Aberglauben und einer vernünfftigen Ehrerbietung gegen das Leiden unſers Erlöſers befindet; und bezeugte auf eine beſonders überführende Art, daß ſie nicht im geringſten der Tagewehlerey zugethan wäre; doch aber auch nicht leiden könnte, wenn man die Zeit, die von Alters her heiligen Betrachtungen gewidmet wäre, mit nichtswürdigen Eitelkeiten zubringen wollte. Hierauf wuſte zwar Herr von **Spötterberg** nichts zulängliches zu ſagen; dem ohngeachtet aber bemühete er ſich, das letzte Wort zu behalten: indem er ein paar luſtige Einfälle mit einer höniſchen Mine vorbrachte, und meiner Freundin den Rath gab, bey Zeiten Catholiſch zu werden, und ein neues Cloſter zu ſtifften, damit man ſie dermahleins unter die Zahl der Heiligen verſetzen könnte. Wiewohl nun kein eintziger in der gantzen

Geſellſchafft darüber lachte, ſo machte er ſich doch mit ſeinem Geſpötte ſehr breit, biß endlich ein anderer vernünfftiger Mann, den ich **Wahrlieb** nennen hörte, Gelegenheit fand, ſich mit ihm ins Geſpräche zu geben, und ihn alſo von der Geſellſchafft unvermerckt abzuziehen. Dieſes glückte ihm dergeſtalt, daß er ihn erſtlich an das äuſſerſte Fenſter des Zimmers; hernach aber gar in die nechſte Kammer führte, um ſich deſto vertraulicher mit ihm zu unterreden. Die andern Gäſte waren vergnügt, daß ſie eines ſo beſchwerlichen Menſchen loßgeworden: ich aber ſuchte Gelegenheit, die Geſpräche dieſer beyden Manns-Perſonen ohne ihr Wiſſen mit anzuhören; welches mir auch in der That gelunge, indem ich mich durch ein anderes Zimmer, in eine mit Tapeten verhangene Thüre ſtellen konnte.

Aus etlichen Redensarten, fieng Herr **Wahrlieb** an, indem ſie auf und nieder ſpatzierten, habe ich bemercket, daß der Herr von **Spötterberg** ſich nicht viel von der Religion mache: Ich geſtehe es, daß ich auch zuweilen manchen Scrupel in dieſem Stücke gehabt; doch habe ich noch keinen recht ſtarcken Einwurf finden können, der mich überzeuget hätte, daß das Chriſtenthum nichts als ein bloſſer Aberglaube ſey. Es würde mir alſo ſehr lieb ſeyn, wenn ſie mir im Vertrauen ihre Gedancken davon entdecken wollten. Daraus mache ich mir kein Geheimniß, erwiederte dieſer; ich hätte ihnen meine Meynung darüber, eben ſo wohl bey einem Glaſe Wein und in öffentlicher Geſellſchafft, als hier insgeheim entdecken wollen. Ich ſehe alle Religionen aus der gantzen Welt mit einerley Ehrerbietung an. Sie ſind ſchon gut den tummen Pöbel im Zaum zu halten, aber ein honête homme hat ein viel zu edles Gemüth, daß er ſich ſollte mit ſolchen Popantzereyen ſchrecken laſſen. Herr **Wahrlieb** hörte dieſes mit Gelaſſenheit an, ſtellte ſich ſehr aufmerckſam, und ſagte endlich: So ſollten denn alle Religionen in der Welt gleich gut, das iſt meiner Meynung nach gleich vernünfftig ſeyn? Das ſollte ich nicht dencken. Ich habe allezeit gedacht, daß die Türckiſche Religion viel beſſer wäre als die Heydniſche? Sind ſie nicht auch der Meynung? Gantz und gar nicht, verſetzte Herr von **Spötterberg**. Religion iſt Religion, und ich wüſte nicht, was die Türcken vor einen Vorzug hätten? Keinen geringen Vorzug, ſagte Herr **Wahrlieb**. Ein Türcke betet kein unvernünfftig Thier, kein Bild, auch kein Geſchöpfe an, wie die Heyden thun: Er verehret nur den einigen GOtt, der Himmel und Erde erſchaffen hat. Iſt denn das nicht beſſer und vernünfftiger? Ein Heyde machet ſich kein Gewiſſen Menſchen zu tödten, und dieſelben ſeinen Götzen zu opffern: Aber kein Mahometaner wird dergleichen Greuel begehen. Iſt das nicht weit löblicher?

Durch dieſe Fragen ward der junge Menſch gantz irre, und wuſte ſich nicht länger zu vertheidigen. Er muſte nunmehro zugeben, daß nicht alle Religionen gleich gut wären, ſondern daß die eine vernünfftiger ſey, als die andere. Was dünckt ſie nun, ſetzte Herr **Wahrlieb** hinzu, iſt es nicht billig, daß ein Menſch von ſo gutem Verſtande als ſie ſind, ſich die Mühe gebe, den vornehmſten Religionen in der Welt nachzuſinnen, und zu erforſchen, welches die beſte ſey? Wenn man ihnen eine Hand voll Zahlpfennige gäbe, darunter aber etliche ſilberne, ja gar eine goldene Müntze zu finden wäre, ich bin gewiß, ſie würden nicht alles ohne Unterſcheid von ſich werfen, ſondern alles prüfen, und das Gute behalten. Warum wolten ſie nun im Abſehen auf die Religionen ſo kaltſinnig ſeyn? Hier erhohlte ſich Herr von **Spötterberg** aus einem tiefen Nachdencken; Ach! rief er, die Unterſuchung iſt viel zu weitläufftig, als daß ein galant homme ſich damit den Kopf zerbrechen könnte. Genug, daß in allen Religionen der Aberglaube herrſchet. Iſt dieſes aber gewiß, ſo kan ich einer ſo verdrüßlichen Prüfung überhoben ſeyn. Ich bin mit ihm eins, verſetzte Herr **Wahrlieb**, ſelbſt in der Chriſtlichen giebt es abergläubiſche Leute genug: aber ſie ſtellen ſich dieſe Prüfung ſchwerer vor, als ſie iſt. Was die Türckiſche und Heydniſche Religion anlanget, ſo wiſſen ſie ſchon die hauptſächlichſten Stücke davon. Es iſt nichts übrig, als daß wir die Chriſtliche mit der Mahometaniſchen gegen einander halten, und alſo ſehen, welche vor der andern den Vorzug habe. Denn dieſe beyde nebſt der Heydniſchen ſind die drey Haupt-Religionen in der Welt, von welchen wir eine wehlen müßen, maßen die Jüdiſche nur vor eine unvollkommene Chriſtliche zu halten iſt. Herr von **Spötterberg** ſchien ziemlich aufmerckſam dabey zu ſeyn; alſo fuhr Herr **Wahrlieb** fort ihn anzureden, und ich hörte ihn folgender Geſtalt ſprechen.

Was meynen ſie wohl, mein wehrteſter Freund, wenn ich ihnen zeigen könnte, daß der Türckiſche Glaube alles gute, ſo er in ſich begreifft, aus der Chriſtlichen Religion; alles thörichte aber, ſo er mit dabey lehret, aus dem Gehirne eines unmenſchlichen, geilen, unvernünfftigen und tyranniſchen Räubers her habe? Würde ich alsdann nicht mit gutem Grunde ſagen können, daß der Glaube der Chriſten weit beſſer ſey, als die Türckiſche Religion? Nun aber iſt nichts leichter zu erweiſen als dieſes. Die beſten Glaubens-Artickel der Mahometaner ſind die Einigkeit GOttes, die Unſterblichkeit der Seelen, und die Belohnungen und Straſen nach dieſem Leben. Hierzu kan man noch ſetzen, daß ſie den allerheiligſten Stiffter unſrer Religion ſelbſt vor einen groſſen Propheten erkennen. Woher haben ſie nun dieſe herrliche Grund-Lehren? Sind ſie in dem Kopfe Mahomets gewachſen? Hat ſie ihm eine Göttliche Offenbahrung kund gethan? oder hat er ſie aus der Chriſtlichen Religion gelernet. Aus der Hiſtorie iſt bekannt, daß dieſes letztere wahr ſey. Ein gewiſſer Mönch, mit Nahmen **Sergius**, hat dem herrſch- und ruhmſüchtigen **Mahomet** dieſe Sätze aus der Chriſtlichen Religion mitgetheilet; da er ſonſt vor ſich ſelbſt blind geweſen wäre. Man ſieht dieſes letztere aus den närriſchen Einfällen, die er in den Alcoran als groſſe Geheimniſſe einflieſſen laßen. Bald iſt er auf einem Eſel in den Monden geritten: bald iſt er biß in den ſiebenden Himmel entzücket, um eine Offenbahrung zu holen, die gantz lächerlich iſt. Bald beſchreibt er das ewige Leben als einen

Ort, wo Freſſen und Sauffen und alle fleiſchliche Wolluſt im Schwange gehen wird, wo man einen groſſen Fiſch, einen groſſen Vogel u. ſ. w. braten wird. Welcher vernünftige Menſch ſieht nicht, daß dieſes alles abgeſchmackt ſey? Und von allen dieſen Thorheiten iſt die Chriſtliche Religion befreyet. Sie ſtellt uns das ewige Leben als einen Zuſtand immerwährender Freude vor, welche inſonderheit aus dem Anſchauen GOttes, das iſt, aus der Betrachtung der Göttlichen Vollkommenheiten entſtehet. Und dieſe Erklärung thut der Vernunfft ſo ſehr ein Gnügen, als jene derſelben zuwider iſt.

Ich komme auf den Urſprung und auf die Urheber der Religionen. Ich ſehe den wütenden Mahomet mit einer Parthey von Straßen-Räubern alle Reiſende plündern, und dadurch zu einer groſſen Macht gelangen. Er bezieht die Stadt mit Krieg, die ihn ſeiner Bubenſtücke halber vertrieben hatte. Er erobert ſie; er zwingt ſie ſeine neugeſchmiedete Religion anzunehmen. Er nimmt ſich unzehliche Weiber, und erlaubet allen ſeinen Anhängern desgleichen zu thun. Dadurch bekommt er bald einen Anhang. Seine Religion beſteht auch nicht ſo wohl in einem gründlichen Erkenntniße richtiger Wahrheiten; als in Ceremonien, in gewiſſen Betſtunden, im Faſten, im Waſchen, im Beſchneiden, in der Enthaltung vom Wein und Schweinefleiſch u. d. m. Sein Glaube iſt alſo kein erleuchteter Glaube; er wird nicht durch Uberzeugen, lehren und predigen; ſondern mit Feuer und Schwerdt fortgepflantzet, und durch lauter Unwiſſenheit und Barbarey erhalten.

Hingegen unſer Glaube iſt gantz anderer Art. Er unterrichtet unſern Verſtand von himmliſchen Dingen, und locket den Willen durch dieſes Erkenntniß zur Ausübung der wahren Tugend. Er ward in den erſten Zeiten nicht mit Gewalt, ſondern durch Unterricht und Lehre fortgepflantzet. Die Apoſtel waren nicht tyranniſche Soldaten: ſondern ſtille friedfertige Leute, die nichts als die Warheit auf ihrer Seite hatten: Und doch breiteten ſie ihre Religion weit geſchwinder aus als Mahomet; ohngeachtet ſie mehr irrdiſche Macht wieder ſich hatte, als der Mahometaniſche Glaube vor ſich gehabt. Inſonderheit iſt der groſſe Urheber unſerer Religion von dem Stiffter der Türckiſchen mehr unterſchieden, als der Himmel von der Erden. Unſer göttlicher Lehrer war der weiſeſte und tugendhaffteſte, den je die Sonne beſchienen. Selbſt die Türcken können ihm, wie oben gedacht, dieſen Ruhm nicht abſprechen. Seine Sanfftmuth, ſeine Liebe, ſeine Mäßigkeit, ſeine Gedult, ja ſein unauslöſchlicher Eifer, womit er ſich angelegen ſeyn ließ, den Willen GOttes zu erfüllen, haben niemahls ihres gleichen gehabt. Ja, was ſoll ich davon ſagen, daß er zur Bekräfftigung ſeiner Lehre ſein Leben gelaſſen, und doch durch ſeinen Tod der von ihm geſtiffteten Religion mehr genützet, als Mahomet oder ſonſt jemand durch die Erhaltung ſeines Lebens thun können. Der Auferſtehung und Himmelfahrt unſers Heylandes itzo nicht zu gedencken. Wer wollte nun nach einer ſolchen Betrachtung noch wohl zweifeln, ob auch die Chriſtliche Religion unter allen andern Religionen die vernünfftigſte und beſte ſey? Zum wenigſten ſehe ich ſie, mein Herr, vor viel vernünfftiger an, als daß ſie eine gäntzliche Gleichgültigkeit im Abſehen auf dieſelbe ſolten ſpüren laſſen.

Dieſe ziemlich weitläufftige Anrede hielte Hr. **Wahrlieb** mit ſolcher Lebhafftigkeit und mit ſolchem Nachdrucke, daß nicht allein Herr von **Spötterberg**, ſondern ich ſelbſt faſt in eine Entzückung gerathen war. Allem Abſehen nach hatte dieſer junge Menſch ſolchen wichtigen Materien niemahls ſelbſt nachgedacht; ſondern nur in luſtigen Geſellſchafften einen oder den andern Klügling der Religion ſpotten gehöret. Daher war er auch nicht geſchickt, das allergeringſte hervor zu bringen, um ſeine vorige Verachtung der Religion zu beſcheinigen. Ein eintziges fiel ihm nur ein, was den Tod unſers Heylandes anlangt. Er meynte nehmlich, JEſus wäre nicht der eintzige, der ſeine Lehre mit einem geduldigen Tode beſtätiget hätte. **Socrates** hätte unter den Heyden in Athen eben das gethan.

Dem Herrn Wahrlieb ſchien dieſer Einwurff angenehm zu ſeyn/ weil er ſich die Hoffnung machte/ nach Beantwortung deſſelben ſeinen Gegner völlig zu gewinnen, und ihn auf beſſere Gedancken zu bringen. Sie haben recht/ verſetzte er derowegen, wenn ſie ſagen, daß Socrates vor die Wahrheit geſtorben ſey: Allein, welch ein großer Unterſcheid iſt zwiſchen ſeinem und unſers Erlöſers Tode! Socrates gab ſich davor nicht aus, daß er eine neue Religion ſtifften/ oder den heydniſchen Aberglauben abſchaffen wollte: Er hatte nur als ein Weltweiſer ſeinen Schülern insgeheim die Lehre von dem einigen GOtte vorgetragen. Socrates war bereits alt und Lebens ſatt, als er ſterben muſte; folglich konnte er ſich leicht überwinden. Socrates hatte eine ſehr gelinde Todes-Art: er dorffte nur einen Gifft-Becher austrincken, welcher ihm den darauf folgenden Tod zum ſanffſten Schlafe machte. Wer weiß, was er gethan hätte, wenn man ihn geſchlagen/ gegeißelt, verſpottet, und an einem ſchmählichen Holtze aufgehangen hätte? Ja was das wunderlichſte iſt: Socrates, der die Einigkeit GOttes vertheidiget, und wider die Götzen der Heyden geeifert hatte, befiehlt in ſeinem letzten noch/ dem Aeſculapius einen Hahn zu opfern/ weil er ihm ſolches gelobet hatte. Wo iſt hier der philoſophiſche Geiſt? Wo bleibt der Eifer vor die erkante Wahrheit? hat er nicht in dem letzten Augenblicke ſeines Lebens alles wieder umzuſtoßen geſchienen/ was er vorhin gutes gelehret hatte? Sehen ſie, mein Herr, ſo weit iſt der Tod unſers Heylandes dem Tode des Socrates vorzuziehen. Und nunmehro überlaſſe ichs ihnen ſelbſt zu beurtheilen, ob wir Chriſten nicht Urſache haben, die bevorſtehende Woche mit beſonderer Ehrerbietung und Andacht zuzubringen: da der allerheiligſte Stiffter unſers Glaubens in derſelben ſein unſchuldiges Leben gelaſſen?

So beweglich redete Herr Wahrlieb, und ſetzte noch verſchiedene andere Vorſtellungen hinzu/ dadurch der junge Menſch ſo gerühret wurde, daß er mit einer groſſen Veränderung wieder in die vorige Geſellſchafft gieng und frey heraus bekannte, daß er in dieſer kurtzen halben Stunde ſehr viel wichtige Dinge gelernet hätte. Ein jeder war über dieſe unvermuthete Begebenheit vergnügt; wiewohl es niemand begreifen konnte, wie es damit zugegangen wäre. Ich allein hatte es angehöret, und nahm mir derowegen vor, meinen wehrteſten Leſern dieſe Woche ein ſo erbauliches Geſpräche nicht zu mißgönnen, welches ihnen ohne Zweifel zu vielen guten Gedancken Anlaß geben wird.

Calliſte.

Leipzig, zu finden im Brauniſchen Buchladen.

XVII. Stü

Die Vernünftigen Tadlerinnen

Freytags, den 26. April. 1726.

Benj. Neukirch.

O Homer du klageſt recht;
Denn da Macht und Hoheit ſteiget,
Iſt die Poeſie zu ſchlecht,
Daß ſie nichts als Schüler zeiget.

Es iſt eine ſchwere Frage : was einem Lande mehr Ehre bringet, die Tapferkeit oder Gelehrſamkeit? Sollte man dieſelbe einem wackern Feldherrn vorlegen, ſo wüſte ich ſchon zum voraus, was er darauf antworten würde. Es iſt eine ſträfliche Vermeſſenheit, würde es heiſſen, wenn Schulfüchſe ſich mit groſſen Helden, und nichtswürdige Tintenklecker mit tapffern Weltbezwingern in Vergleichung ſtellen wollen. Ein Schwerdſtreich zerhacket tauſend prahleriſche Federn, u. ſ. w. Zöge man im Gegentheile einen Gelehrten darüber zu Rathe; ſo wäre auch deſſen Meinung leicht zu errathen. Rauben und morden, ſengen und brennen, würde er ſagen, das wäre was unmenſchliches, und erfordere nichts mehr als eine grauſame und tyranniſche Seele, die von der wütenden Natur eines wilden Tygers nicht viel unterſchieden wäre. Hingegen die Arbeiten der Gelehrten dienten zur Wohlfahrt des menſchlichen Geſchlechts. Durch ſie würden die Menſchen allererſt zu Menſchen, das iſt, zu vernünfftigen Geſchöpfen gemacht, und wie dergleichen Vorſtellungen etwa ferner lauten könnten. Ich, die ich mich weder unter die Helden noch unter die Gelehrten rechnen kan, getraue mir auf dieſe Frage eine unpartheyiſche Antwort zu ertheilen. Nachdem ſich das menſchliche Geſchlecht in gewiſſe Republicken abgetheilet, davon eine der andern offtmahls zu nahe kommt, auch die ſtärckern bißweilen die ſchwächern zu unterdrücken ſuchen; ſo iſt es allerdings eine herrliche Tugend, welche einen Helden anfriſchet, die Waffen zu ergreifen, und ſein Vaterland zu vertheidigen. Dieſes iſt eigentlich die wahrhaffte Tapferkeit, welche ſich durch ihren löblichen Endzweck von der unerſättlichen Herrſchſucht eines Alexanders genugſam unterſcheidet. Wer ſeines Hochmuths halber gantze Völcker ausrottet, und gantze Länder verwüſtet, der iſt kein Held. Dieſer Nahme kommt nur denen zu, welche die Glückſeligkeit der Länder zu vertheidigen, und durch das gezückte Schwerdt die Ruhe der Völcker zu befördern ſuchen. In der alten Griechiſchen und Teutſchen Hiſtorie findet man Exempel ſolcher wahren Tapferkeit, und es iſt gewiß, daß dieſe Nationen dadurch Ruhm genug erlanget. Alle Geſchichtbücher ſind voll davon, und es wäre ein Uberfluß dieſelben hier anzuführen.

Die Gelehrſamkeit iſt gleichfalls eine Sache, die dem menſchlichen Geſchlechte faſt unentbehrlich iſt. Ich verſtehe dieſes aber wiederum von einer wahren Gelehrſamkeit, welche nicht weniger die Tugend als das Wiſſen zum Endzwecke hat. Dieſes hat offtmahls viel Schaden angerichtet, wenn es nicht mit jenem verbunden geweſen. Und wenn die alten Weiſen in Griechenland in ſo groſſen Ehren gehalten worden, ſo kam es daher, weil ſie nicht nur mehr verſtunden als einfältige Leute; ſondern auch tugendhaffter lebten. Dieſe ſtiffteten ohne Zweifel zu ihren Zeiten viel gutes, und Griechenland hat ihnen gewiß alle ſein Glück und allen ſeinen Ruhm zu verdancken, den es vor ſo vielen tauſend andern Völckern erlanget hat, und ſo lange die Welt ſtehet, behalten wird. Doch iſt dieſes zu mercken, daß die Gelehrſamkeit geſchickt iſt, ihren Ruhm ſelbſt auszubreiten, dahingegen alle Heldenthaten ohne die Gelehrten gar bald ins Vergeſſen gerathen würden. Haben gleich Xenophon und Cäſar ſich durch ihre eigenen Federn unſterblich gemacht; ſo kommt es bloß daher, weil ſie in ihrer Perſon beyde Eigenſchafften vereiniget, und ſo wohl tapfere Helden als rechtſchaffene Gelehrte geweſen.

Dieſes ſoll mir zur Vorbereitung dienen, das andre Schreiben zu beantworten, welches mir der Herr von Cypreſſenwald zukommen laſſen. Hier ſteht es nach der Länge zu leſen.

Edle Phyllis,

Ich bin ihnen von Hertzen verbunden, daß ſie Dero achtes Blatt meinem Briefe, und deſſen Beantwortung widmen wollen; ich wünſche aber, daß ſie dieſes mein Schreiben gütiger auslegen mögen als das damahlige. Denn die ſo ſcharfe und ſpitzige Beurtheilung deſſelben hat mich völlig überführet, daß unter dem Nahmen der vernünftigen Tadlerinnen leibliche Frauenzimmer ſich verbergen; als woran ich vorhin noch in etwas gezweifelt hatte. Ich will alſo aus Ehrerbietung vor das liebe und ſchöne Geſchlecht die faſt gar zu ſtachelichten Ausdrückungen nicht ſo genau bemercken, ſondern nur wegen unſrer Haupt-Frage was weniges erinnern.

Der Satz, den ich neulich zu behaupten übernommen, iſt dieſer: Die Dicht-Kunſt iſt ohne Nutzen, und daher unnöthig; auch auf das höchſte, nichts mehr als ein edler Zeitvertreib. Hierauf vermeynte ich von ihnen eine zureichende Antwort zu erlangen, welche aber in nichts anderm, als in einem gründlichen Erweiſe des Nutzens und der Nothwendigkeit der Poeſie, beſtehen konnte. Doch werden ſie ſelber geſtehen, daß in ihrem achten Stücke nichts davon zu finden iſt. Sie ſagen die Poeſie ſey was göttliches und rühre aus einem den Dichtern angebohrnen himmliſchen Feuer und erhabenen Geiſte her; allein dieſes kommt mir eben ſo für, als wenn die Naturkündiger ſich mit den verborgenen Eigenſchafften (qualitat. occult.) aus einer Schwierigkeit zu wickeln bemühet ſind. Was verſtehen ſie doch durch das himliſche Feuer und den hohen Geiſt der Poeten? Die Mahler und Muſicverſtändigen, ja alle dergleichen Künſtler können ſich mit eben ſo gutem Fuge dergleichen Geiſt und Feuer zueignen. Ich halte dafür, daß dieſe Redensarten von dem göttlichen Triebe und den hohen Eigenſchafften der Poeten noch aus dem alten Heydenthume herkomme. Denn weil die betrügeriſchen Prieſter und Prieſterinnen, die ſo genannten göttlichen Ausſprüche in Verßen abfaßeten, um ſolche recht dunckel und zweydeutig zu machen, und ſie hernach in einer verſtellten Raſerey, die ſie vor eine himmliſche Bewegung ausgaben, hören ließen; ſo iſt es hernach vielleicht denen Poeten nicht ſchwer gefallen, die Einfältigen, und vielleicht gar ſich ſelbſt zu überreden, daß niemand ſeine Gedancken auf dieſe künſtliche Art von ſich geben könne, wenn er nicht vor andern mit einem ſonderbar hohen Geiſte begabet wäre, und von einem himmliſchen Feuer erhitzet würde.

Gleichwie ſie aber, edle Phylis, gantz billig an mir getadelt, daß ich die Poeſie wegen ihres ſchlechten Urſprunges verächtlich zu machen geſucht; alſo werden ſie mir auch vergeben, wenn ich ſage, daß im Gegentheile der Beyfall großer Helden, Kayſer und Könige gleichfalls nichts beweiſe. Ein ſo genannter großer Held, der ſich durch Ermordung vieler 1000. Menſchen, Verbrennung unzehliger Städte und Dörfer und Verheerung weitläufftiger Landſchafften, bey der mit Vorurtheilen verblendeten Welt, den allergrößeſten Ruhm erworben, hat in Sachen, ſo die Gelehrſamkeit angehen, nicht mehr Anſehen als ihm ſein Verſtand zu wege bringt. In der Studirſtube macht man bisweilen mit gutem Rechte von einem Schulmeiſter, der nur wenigen bekannt geworden, mehr Weſens; als von dem berühmten Alexander, den die Menge der Einfältigen den **Großen** genennet. Ein kleines Licht auf einem Thurme ſieht man viel weiter als die helleſte Fackel in dem Keller, und doch iſt dieſe letztere beqvemer eine Sache recht zu beleuchten als jenes. Die Klügſten ſitzen nicht allezeit zu Pferde: gleichwie nicht alle, die zu Fuße gehen, Narren ſind. Auguſt, Scipio, Julius und andre, haben vor die Poeſie eine Hochachtung gehabt; vielleicht aber haben ſie auch andre ſchlechte Sachen, ja wohl gar laſterhaffte Dinge, in groſſem Werthe gehalten. Darf ich ihnen in dieſem Letzten nicht nachfolgen, ſo darf mich auch ihr Anſehen in dem erſten nicht viel bewegen.

Wiewohl, ich ließe das alles noch hingehen; aber ich hätte mir eher des Himmels Einfall vermuthet, als daß ein ſo erleuchtetes Frauenzimmer als ſie, Edle Phyllis, dem Homer und Virgil das Wort reden und ſie mit ſolchem Eifer vertheydigen ſollten. Gewiß ich würde mich nunmehro gar nicht wundern, wenn ſie in ihrem nechſten Blatte, die vortrefflichen Helden-Gedichte vom Amadis und vom teutſchen Hercules, wegen der darinnen vorkommenden herrlichen Sitten-Lehren und tief verborgnen Weißheit, mit einer gleichen Schutzſchrifft beehren möchten. Wenigſtens befinden ſich in dieſen zwey Büchern eben ſo unvergleichliche Erfindungen, als die, von dem ſo wohl ausgeſonnenen Trojaniſchen Pferde. Hier werden wegen der wunderſchönen Fürſtin Valiſca, zahlreiche Teutſche und Böhmiſche Kriegsheere in das entlegene Morgenland geführet; es werden ihrentwegen viel tauſend Ritter und Soldaten erſchlagen; und zuletzt wird ſie, nach Verheerung des Parthiſchen Reiches, dem Könige Patorus entriſſen, mit ihrem Gemahl auf eine recht artige und gottfürchtige Manier vermählet, und an der Spitze der mit Lorbern bekräntzten Kriegs-Heere, ſiegprangend zurück nach Teutſchland geführet. Iſt dieſes alles nicht eben ſo ſchön, als wenn ſehr viele Griechiſche Völcker mit einander vor Troja rücken, ſich wegen eines Frauenzim̃ers die Hälſe entzwey ſchlagen laſſen, endlich die Stadt einäſchern, und, nachdem der Fräulein-Räuber Paris die ſchöne Helena zehn Jahre in ſeiner Gewalt gehabt, dieſes Wunderbild erobern, und ihrem vorigen, nunmehro mit hohen

Siegespalmen gezierten Königlichen Herrn und Gemahl in ſeine tapfere Arme legen?

Der obengedachte teutſche **Hercules** und der Ritter **Amadis**, mögen an einen Hof kommen an welchen ſie wollen: den Augenblick verlieben ſich die Königinnen, Prinzeßiñen, Fräuleins, Cammermädchen, ja daß an der gantzen weiblichen Hofſtadt nichts fehle, auch die Schüſſelwäſcherinnen in dieſelben; eben ſo wie es dem **Ulyſſes** bey der **Circe**, und dem **Eneas** bey der **Dido** ergangen: **Amadis** und **Hercules** müſſen lange genug umherſchweifen, ehe ſie endlich ihre Reiche in Ruhe beherrſchen können: abermahl nicht ein Haar anders als es obgedachten Griechiſchen und Trojaniſchen Printzen ergangen. Weiß endlich der Geſchichtſchreiber des **Amadis** nicht, wie er ſeinen Ritter aus einer Noth erretten ſoll: ſiehe! ſo kom̃t gleich die weiſe **Urganda** mit ihrer Fuſte voll Königl. Ritter und Fräulein; oder ſonſt ein günſtiger Wahrſager, und befreyet den Nothleidenden Helden auf gantz gleiche Art, wie die Griechiſchen und Lateiniſchen Poeten ihren **Achilles** durch die **Thetis** und **Eneas** durch die **Venus**, oder ſonſt durch eine andre Gottheit ſtärcken und erfreuen laſſen. Dafern nun in allen dieſen poetiſch aufgeſetzten Geſchichten ein himmliſches Feuer brennet, ſo muß ich ſtockblind ſeyn, da ich nicht das geringſte Fünckgen davon ſehen kan. Sollen aber dieſe Helden-Gedichte ſo ſonderliche Weißheit in ſich ſchließen, ſo haben ja **Celindo**, **Meliſſo**, **Pallidor**, **Behmeno** und andre Romanſchreiber, ſo abgeſchmackt ſie immer ſeyn mögen, auch noch Hoffnung, daß ihre Wercke in zwey oder drey tauſend Jahren rechte Fundgruben und reiche Schächte der Weißheit bedeuten werdē. Nein, ich kan mir noch die Stunde nicht einbilden, daß ſie, vernünfftige Phyllis, des **Homerus** u. **Virgilius** Parthey im Ernſte ergriffen, ſonſt wollte ich ihnen noch einen oder den andern kräfftigen Beweiß-Grund anführen.

Letzlich kan ich nicht abſehen, daß eben eine ſo groſſe Vollkommenheit in der Abwechſelung langer und kurtzer Sylben, oder auch in den Reimen ſtecken ſollte: es wäre denn daß

ſich

ich es nicht verſtünde. Doch weil die Sache von ſich ſelber ſpricht, will ich mich dabey nicht länger aufhalten; und nur dieſes noch gedencken, daß das Sylben-Maaß den großen Poetiſchen Geiſtern nicht ſo leicht ankommen müſſe, als wohl vorgegeben worden: ſonſt würden ſie wohl keine poetiſche Freyheiten erſonnen haben, vermittelſt welcher ſie offt den Wörtern das Eingeweyde aus dem Leibe nehmen, wenn ſie Feur, Traur, Maur, eur, gehn, ſtehn, ſehn ꝛc. als einſylbigte Wörter brauchen, da es doch zweyſylbigte ſeyn ſollten. Ich könnte die großen Lichter nennen, die dergleichen thun, wenn ich vermuthete daß ſie mir ſolches in Zweifel ziehen würden. Mit den Reimen hat es eben die Bewandnis.

Hiermit ſchlieſſe ich vor dieſesmahl und bitte meine wenige Anmerckungen gütigſt auszulegen. Es wird mir lieb ſeyn, wenn ſie mich eines andern überführen und von dem Nutzen und der Nothwendigkeit der Poeſie, ingleichen von ihrer ſonderbaren Vortrefflichkeit überzeugen werden. Ich verharre indeſſen mit gebührender Ehrerbietung

Edle Phyllis

Dero
dienſtwill. Diener und
fleiß. Leſer
Ernſt von Cypreſſenwald.

von hieraus 1716.
den 7. Aprill.

Der erſte Punct meiner Antwort betrifft das göttliche der Poeſie. Freylich verſtehe ich keinen außerordentlichen Trieb GOttes dadurch, ſondern eine beſondere Fähigkeit einer menſchlichen Seelen, die, wenn ſie an Fürtrefflichkeit unzehliche andre übertrifft, gar wohl was himmliſches oder göttliches kan genennet werden. Heißet doch Bauiſe ihrer Schönheit wegen eine himmliſche: Warum nicht auch eine edle Seele wegen ihrer beſondern Gemüths Gaben? Die Mahler und Muſicerfahrnen haben gleichfalls etwas, ſo mit den Poeten übereinkommt, nehmlich eine gute Einbildungskrafft. Aber ihre Künſte ſind nur auf eine ſinnliche Empfindung, auf das ſehen oder hören eingeſchrencket, und alſo lange ſo allgemein nicht als die Poeſie, welche ſich auf alles erſtrecket. Wenn ein Mahler die Perſpectiv verſtehet, ſo weiß er alles was ihm aus der Gelehrſamkeit nöthig iſt. Ein Muſicus darf auch zur Erfindung neuer Stücken nur etwas aus der Mathematic wiſſen: Hingegen ein rechter Poet muß alle Hiſtoriſche, Mathematiſche, Philoſophiſche Wiſſenſchafften, alle freye Künſte und Handthierungen den Ackerbau die Fiſcherey und das Jagdweſen, die Kriegskünſte und Politic ja wohl gar die Artzneykunſt und Gottesgelahrheit verſtehen, wenn er ſich nicht in Gefahr ſetzen will alle Augenblicke zu verſtoßen. Gehöret nun zu einem Poeten nicht eine beſondre Fähigkeit?

Der andre Punct betrifft den Beyfall großer Leute, und Herr von Cypreſſenwald iſt meiner Meynung. Ich nehme alſo unter der Zahl dieſer groſſen Leute den **Alexander** aus, von welchem man findet, daß er die elenden Verße des Chörilus auch hochgeſchätzet. Es kom̃t freylich darauf nicht an, daß jemand ein groſſer Herr iſt, um von einer Sache gut zu urtheilen. Weil aber die meiſten großen Leute bey den Alten durch ihren Verſtand große Männer geworden, und neben ihrer Tapferkeit viel Gelehrſamkeit beſeſſen: ſo habe ich ihr Anſehen mit Grunde anführen können.

Das dritte betrifft die Frage: ob **Homerus** und **Virgilius** nicht mehr Lob verdienen als die Verfaſſer von **Amadis** und **Hercules**? Hier kommt mir mein Correſpondent wie **Perrault** vor, der ſeinen Chapelain jenen alten an die Seite geſetzet. Ja er iſt ihm nicht einmahl gleich; denn jene Romane ſind nicht in Verßen geſchrieben, wie das Gedichte von der Jungfer zu **Orleans**. Hätten nur dieſe ehrliche Romaniſten in gebundener Rede ſchreiben ſollen; ſo hätten wir ein paar Hans Sachſen mehr bekommen: Denn auch dieſer iſt zu ſeiner Zeit vor einen teutſchen Homer ausgerufen, wie aus der Vorrede zu ſeinen Wercken zu ſehen iſt. Wer hat aber jemahls geſagt, daß die Fürtrefflichkeit eines Helden-Gedichtes in der Haupt-Hiſtorie beſteht, die den Grund dazu leget? Hat nicht **Boileau** von einem abgebrochenen Pulte ein beſſer Helden-Gedichte gemacht als Chapelain von einer Heldin, die gantz Franckreich erlöſet hat? Die Kunſt, womit eine Sache vorgetragen wird, macht die Vollkommenheit des Werckes. Was aber dieſelbe in ſich begreiſe, hat **le Boſſu** ein Frantzöſiſcher Scribent in ſeinem Tractate vom Helden-Gedichte weitläuftig gewieſen? Des **Ariſtoteles** Buch von der Poeſie nicht zu gedencken, welches man gleichfalls im Frantzöſiſchen leſen kan.

Von dem Nutzen der Poeſie darf ich dem Herrn von Cypreſſenwald nichts ſagen. Geſetzt daß ſie nichts nütze wäre: ſo weiß ich gewiß daß er deswegen nicht aufhören würde Verſe zu machen. Ein edler Zeitvertreib iſt beſſer als ein ſchlechter, oder laſterhaffter. Wer ſich alſo in der Poeſie übet, thut beſſer als der da ſpielet, tantzet oder ſäufet. Meinen Leſern zum beſten aber, gebe ichs ihm zu bedencken, ob es einem Volcke nicht eine beſondre Ehre ſey, und ſehr viel Vortheile zu wege bringe, wenn es in ſeinem Lande treffliche Scribenten giebt, welche von aller Welt hochgeachtet werden? Man ſchreibt ja die Geſchicklichkeit etlicher guter Köpfe der gantzen Nation zu. Wie gut wäre es alſo, wenn wir Teutſchen in Holland, Engelland und Italien in ſolchem Credit ſtänden als die Frantzoſen, denen gewiß ihre längſt verſtorbene Poeten noch itzo Ehre machen?

Phyllis.

XIIX. Stück

Die Vernünfftigen Tadlerinnen

Freytags, den 3. May 1726.

Günther.

* * Nein, was fehlt? du machſt nicht Wind.
Mache Wind, und ſchwöre drauf, ſchneide! * *

DIe Tugend iſt eine Schweſter der Wahrheit; denn als ſich der Verſtand mit der Freyheit vermählete, haben ſie dieſe beyden wunderſchönen Töchter gezeuget. Die Wahrheit iſt die älteſte, und ſiehet mehr ihrem Vater, als ihrer Mutter ähnlich; die Tugend iſt jünger, und hat ſich nicht nur der Anführung ihrer Eltern, ſondern auch der Geſellſchafft ihrer Schweſter von Jugend auf bedienen können. Ja man kan ſagen, daß ſie ohne dieſelbe nicht denjenigen Nahmen verdienen würde, den man ihr beyleget; oder daß die Tugend ohne Wahrheit keine Tugend mehr ſeyn würde. Dieſe beyde Schweſtern ſind unzertrennliche Geſpielinnen: kein Zufall kan ihre genau Freundſchafft unterbrechen, vielweniger gar aufheben Beyde lieben keine Pracht oder einen weitgeſuchten Putz Sie ſind mit ihrer natürlichen Annehmlichkeit zufrieden Sie wollen zwar beyde geliebet ſeyn; aber von keinen andern, als die mit ihrem Vater Freundſchafft gemachet, und ſich in ſeine Weiſe ſchicken gelernet. Zu allem Glücke ſieht auch ſonſt kein Buhler nach ihnen; weil ihre Schönheit durch keinen äußerlichen Glantz in die Augen fällt. Nur diejenigen, die mit ihren Eltern eine Zeitlang vertraut umgegangen, lernen ihr liebenswürdiges Weſen nach und nach kennen. Das ſonderlichſte iſt, daß keine Eiferſucht bey ihnen herrſchet; vielmehr will die eine nicht ohne die andre geliebt ſeyn. Hat jemand die Wahrheit lieb gewonnen, ſo wird ſie ihm ſelbſt die Schönheiten ihrer Schweſter der Tugend ſo lange anpreiſen, biß er ſie gleichfalls zu ehren und zu lieben anfängt. Die Tugend hergegen will von niemanden verehret ſeyn, als der vorhin ihre ältere Schweſter geliebet.

Ich kenne noch eine andere Familie, worinnen ſich der Herr von **Argliſthauſen** mit einem Fräulein von **Begierdendorff** verheyrathet hat. Keines iſt dem andern recht getreu; ſondern wie er ſeinen verſchmitzten Kopf nicht beſſer zu brauchen weiß, als wenn er ſeine Ehegattin betrüget; ſo unerſättlich iſt ſie in ihrer Leidenſchafft. Sie trägt kein Bedencken einem jeden, und wenn es auch ihres Mannes geſchworner Feind, der Herr von **Dum̄burg**, ſeyn ſollte, ihre Vertraulichkeit anzubieten. Doch hat ihr Eheſtand ein paar würdige Proben ihrer Liebe aufzuweiſen. Das Fräulein von **Lügenheim** iſt ihr älteſtes Kind, welchem ſie dieſen Nahmen von einem beſondern Landgute gegeben, allwo ſelbiges das Tageslicht zuerſt erblicket, und nachmahls allezeit erzogen worden. Ihren Sohn aber haben ſie den Herrn von **Windau** zu nennen beliebet, weil die Frau Mutter ihn an einem mit unzehlichen Windmühlen bebauten Orte zur Welt gebracht. Ich weiß nicht, ob die Beſchaffenheit der Oerter, wo man gebohren wird, einen Einfluß in die Gemüther der Menſchen hat: ſo viel weiß ich, daß das Fräulein von **Lügenheim** eine geſchworne Feindin der Wahrheit, Herr von **Windau** aber ein vollkommener Windmacher iſt.

Am wahrſcheinlichſten iſt es wohl, daß die Auferziehung der Eltern das meiſte zu der Unart dieſes Geſchwiſters beygetragen habe. Die Tochter hatte bereits die Eigenſchafften

ten ihres Vaters und ihrer Mutter in ſich vereiniget, als der kleine Sohn ſeiner Sinne und ſeiner Einbildungskrafft ein wenig mächtig wurde. Seine gute Geſtallt und ſeine fertige Zunge ſpornten den Fleiß ihrer Eltern noch mehr an, alle Mühe anzuwenden, um einen rechten Welt-Mann aus ihm zu machen. Von der Mutter lernte er, allen ſeinen Lüſten den Zügel ſchieſſen zu laſſen: von ſeinem Vater faſſete er die Kunſt durch allerhand liſtige Streiche zu ſeinen Abſichten zu gelangen; und von ſeiner Schweſter ward er im Stellen und Verſtellen, im Prahlen und Leugnen unterrichtet. In kurtzer Zeit ward der Knabe ein Jüngling, und befand ſich im Stande auf Academien zu ziehen.

In dem nechſten Dorfe von ſeiner Vaterſtadt war er ſchon kein Edelmann mehr; ſondern ein Baron, und als ſich ſein Diener in dieſem neuen Titel ein paar mahl verſahe, gab er ihm ſeinen Abſchied, und nahm ſich einen andern. Wenn er in Gaſthöfen unter Weges jemanden antraff, der ihn um ſeine Reiſe befragte, gab er zur Antwort, daß er durch Italien, Franckreich, Engelland und Holland eine Spazier-Reiſe thun, als ein Nebenwerck aber die Staatsmaximen aller Höfe ſich bekannt machen wolle. Sagte man ihm, daß zu einer ſolchen Reiſe viel Geld gehöre: So gab er zur Antwort: auſſer der Goldbörſe von 500. Ducaten, die er bey ſich hätte, hätte er in Franckfurt am Mayn einen Wechſel von 2000. in Venedig einen von dreytauſend, in Rom, Neapolis und Meßina desgleichen; hernach in Florentz, Genua und Turin nicht weniger; Zu Genf und Paris aber noch weit mehr zu heben. London anlangend, ſo wäre er daſelbſten an einen groſſen Miniſter adreßiret, der ihm bey Hofe einen Zutritt verſchaffen würde. Mit ſolchen Reden ergötzte er ſich biß an das Thor derjenigen Stadt, wo die für ihn beſtimmte Hohe Schule war. Ohngeachtet er kaum Lateiniſch leſen konnte ſo ſagte ers doch keinem Menſchen, daß er itzo allererſt auf die Univerſität käme. Es hieß, er käme nur die Academie zu beſuchen, nachdem er ſchon auf jener 3. und noch auf einer andern 2. Jahre zugebracht, und das

Seinige in allen Stücken gethan hätte. Der beſte Gaſthof war ihm noch viel zu kleinſtädtiſch; wiewohl ſich ſonſt Grafen und Fürſten darinnen mit Vergnügen aufgehalten hatten. Alle Bedienten im Hauſe, die ihm etwas beſtelleten, oder ſonſt behülflich waren, bekamen einen, auch wohl 2. Gulden zum Trinckgelde. Dem Barbier, welcher ihn zuerſt bedienete, warff er einen Ducaten auf den Tiſch. So währete ſeine Lebensart etliche Wochen; und als jederman ſich einbildete, daß ſeines Geldes kein Ende werden könnte, fing Herr von **Windau** an zu borgen. Er fluchte aber unzehliche mahl dazu, und ſchwur, daß er den andern Tag, als er angekommen, gleich 50. Thaler im Spiele verlohren, und drey Tage darauf durch einen Diebſtahl mehr als 300. eingebüſſet hätte. Wenn er eine Mahlzeit vor wenig Groſchen gegeſſen, und ein leichtes Bier dazu getruncken hatte, gieng er Nachmittage aufs Caffeehauß, und beſchwerte ſich über das viele Nöthigen zum Trincken, dergleichen ihm bey den vornehmen Hofbedienten wiederfahren wäre, wo er zu Mittage zu Gaſte geweſen. Der Ungariſche Wein wäre ſo überflüßig hineingegoſſen worden, daß ſein Kopf, der ſonſt den Trunck noch ziemlich vertragen könnte, gantz wüſte davon geworden.

Kommt es in Geſellſchafften von den Leibesübungen zu reden, ſo ſind alle Tantz- Fecht- und Stall-Meiſter des daſigen Ortes nur Kinder in ſeinen Augen. Er erzehlet, wie er auf ſeinen Reiſen von vier mit Ober- und Untergewehr verſehenen Banditen überfallen wäre. Alſofort hätte er durch eine gewiſſe Kunſt ihre Flinten beſprochen, ſo daß keine einzige losgegangen. Und als die Räuber darüber gantz raſend geworden, u. mit der gröſſeſten Gewalt auf ihn zugeſtürmet, habe er ſeinem Kerle nur befohlen, hinter ſeinen Rücken zu treten, und ſich ſelbſt zu vertheidigen, aber durchaus den Feinden keinen Schaden zuzufügen. Hierauf habe er alſobald vom Leder gezogen, zwey von ſeinen Räubern die Klingen vor der Fauſt weggehauen, dem dritten die rechte und lincke Hand verletzet, daß er den Degen nicht halten können, und den vierten im Augenblicke entwaffnet, ſo daß er ihn, auf den Knien liegend, um ſein Leben bitten müſſen. Wer ſich nur ein wenig zweifelhafft bey dieſen Erzehlungen anſtellet, der beweget ihn gleich, tauſend Eyde und Flüche zur Bekräfftigung hinzuzuſetzen.

Im Schießen rühmt er ſich einer beſondern Fertigkeit. Er erzehlt, wie vielmahl er ein halb Schock Karpſen nach einander im Waſſer erſchoſſen habe, ohne einen einzigen Schuß vergebens zu thun: Ja er ſchlägt eine Wette an, funffzehn Tauben-Eyer, die man rings um ihn in einem Zimmer auf die Erden legen ſoll, mit ſo viel Piſtolen-Schüſſen zu treffen, und kein einziges zu verfehlen. Im Fechten hat er ſchon unzehliche Proben vor ſich, wie er ſelbſt ſagt, und wenn man ihn auf ſeine Duelle kommen läßt, ſo weiß er kein Ende in ſeinen Erzehlungen zu finden. Neulich war er in einer Geſellſchafft von Frauenzimmer, und als es die Gelegenheit gab, von der Voltigir-Kunſt zu ſprechen, ſo hebt Herr von **Windau** an: Perbleu Mes Dames dieſe Kunſt hat mir und einem charmanten Kinde einmahl das Leben gerettet. Ich war in einem Hauſe, wo par hazard eine Feuersbrunſt entſtand. Die beyden untern Etagen waren ſchon gantz mit Rauch und Flammen rempliret, und ich lief gantz deſperat aus einem apartement in das andere, aber envain. Endlich weil alle Treppen brannten, ſo lief ich in ein Zimmer, deſſen Fenſter nach der Straße giengen. Par bonheur traf ich eine Demoiſelle aus unſerm Hauſe darinnen an, die ſich auch weder zu rathen noch zu helffen wuſte. Morbleu ich hatte commiſeration mit dem pauvren Kinde, und reſolvirte mich kurtz, machte das Fenſter auf, embraſſirte ſie, und was meynen ſie, was ich gethan habe? Sie werden ſichs nicht leicht einbilden. Enfin, ich machte eine Volte zwey Stockwercke tief herunter auf die Straße, und war ſo glücklich, daß ich mit dem Frauenzimmer ſur mes deux pieds zu ſtehen kam. Hätte ich da nicht voltigiren können: Diable m'emporte! ich hätte miſerablement crepiren müſſen.

Da ich an das Frauenzimmer gedacht habe, kan ich nicht vergeſſen, was er von ſeinen Liebesbegebenheiten vor Dinge erzehlet. Er ſcheuet ſich nicht, ein langes Regiſter von Frauen und Jungfern zu machen, die ihm ihre Gewegenheit antragen laſſen, ja erzehlet weitläufftige Hiſtorien von ſich, die doch ſchon in etlichen alten Romanen ſtehen. Trifft es ſich, daß jemand ſelbige geleſen, ſo wird er nicht einmahl roth darüber, und ſchweret dazu, daß er eben derjenige Ritter ſeyn müſſe; der Verfaſſer des Romans (der doch länger todt iſt, als Herr von **Windau** gelebet hat) müße von ihm gehöret haben. Er lernet Verſe auswendig, und giebt ſie hernach vor die ſeinige aus. Z. E. Er geht mit jemanden über die Straße, und als er ein Frauenzimmer im Fenſter gewahr wird, fragt er ſeinen Gefehrten, wie ihm dieſer Verß gefalle:

Das groſſe Brennglas ſchmeltzt Metall zu Staub und Erden,
Allein ich weiß ein Glas, das beßre Proben hält:
Denn wenn die Sylvia ſich hinters Fenſter ſtellt,
Muß jede Scheibe gleich ein zündend Brennglas werden.

Der gute Menſch bewundert den ſchönen Einfall, und den reinen Verß, und fragt, ob Herr von **Windau** ihn vielleicht ſelbſt gemacht habe? Ja, verſetzet dieſer, es iſt ja nur eine Baggatelle. Als jener aber einem andern guten Freunde den Verß des Hn. von **Windau** vorſaget, ſo ſchlägt ihm dieſer in Philanders verliebten Gedichten die 106te Seite auf, wo er mit eben ſo viel Worten ſtehet.

Als er ſchon ſo viel Schulden gemacht hatte, daß er innerhalb etlichen Wochen davon zu gehen entſchloſſen war, breitet ers in allen Geſellſchafften aus, daß ſein Vetter, der eines vornehmen teutſchen Fürſten Geſandter in Regenſpurg iſt, an ihn geſchrieben, und ihm die Secretar-Stelle aufgetragen habe, welche ſehr viel eintragen ſoll. Der Mann, ſetzt er hinzu, hat mich mein Lebenlang nicht geſehen, nur mein Papa hat ihm die Bilder von meiner Schweſter und von mir überſchicket. Und gleich darauf ſchreibt er mir, daß ich zu ihm kommen ſolle; denn er hätte es aus meinem ehrlichen Geſichte ſchon geſehen, daß ich capacité genug habe, ſein

Secretair zu werden. Kaum hat ſich dieſes Gerüchte auf allen Wein- und Caffee-Häuſern ausgebreitet, als Herr von **Windau** unſichtbar wird. Man hört nach einem halben Jahre nichts weiter von ihm, als daß er ein vollkommener Windmacher geweſen.

Es iſt eine wunderliche Sache, daß junge Leute ſich einbilden, durch dergleichen Künſte ihr Glück zu machen. Es iſt wahr, daß ſehr wenige ſo gar unverſchämt ſeyn, als der Herr von **Windau**. Seine Aufſchneidereyen waren unerträglich, ja er redete faſt kein wahrſcheinlich Wort. Allein ich halte davor, daß auch der allergröſte Grad der Windmacherey nicht mit der wahren Tugend beſtehen könne. Windmachen heißt nichts anders, als ſich vor vollkommener ausgeben wollen, als man in der That iſt. Dieſe Vollkommenheit mag er nun entweder im Verſtande, oder im Leibe, in der Ehre oder in Gütern an ſich zu zeigen ſuchen, ſo wird er nichts als Schande von ſeiner Verſtellung haben. Es wird ſich bald zeigen, daß er derjenige nicht iſt, davor er ſich ausgiebet, und dann iſt es aus mit ihm. Glücket es ihm, ſich in dem erſten Geſpräche bey jemanden beliebt zu machen: So wird doch das andere oder dritte ſeine Schwäche deutlich verrathen. Was hat nun ein ſolcher Windmacher vor ein Glück in der Welt zu hoffen?

Zum Beſchluſſe füge ich noch ein Schreiben bey, welches ſich zwar zu dieſer Materie nicht ſchicket, indeſſen aber von uns eingerücket zu werden verdienet.

Meine hochzuehrende Fräulein Tadlerinnen,

Ich ſehe wohl/ daß mit unſerm Herrn Patrioten nichts anzufangen iſt; denn ohngeachtet ich letzlich einen Brief an denſelben geſchrieben, und ihn gebethen, die wunderliche Ausführung meines Mannes ein wenig zu beſtrafen: ſo habe ich doch nach der Zeit ſchon wieder zehn oder zwölff Schillinge vergebens ausgegeben, und doch nichts in ſeinen Papieren gefunden/ was ich von ihm verlanget habe. Er muß wohl nicht ſo reich ſeyn/ als er vorgiebt/ ſonſt würde er ja mehr Klugheit haben, und nicht eine von ſeinen beſtändigen Leſerinnen erzürnen. Es gehet mir von Tage zu Tage mehr zu Hertzen, daß meine allerliebſten Kinder, die ich bißher wie die Püppchen gehalten/ in die gemeine Schule gehen muſſen/ und daß die Söhne der gemeinen Arbeitsleute/ wie ich höre, über ihnen ſitzen. Der Schulmeiſter ſollte doch ſo viel Verſtand haben, daß er bedächte, die Kinder reicher Leute hätten von Geburt oder von Natur den Vorzug. Was wollen doch die armen Sackträger- oder Saltzpacker-Jungen klüger ſeyn, als mein älteſtes Herrchen? Er hat ſchon von ſeinem dritten Jahre an, einen kleinen Degen an ſeiner Seite getragen, und ich kan nicht ſagen/ wie artig ſich das Närrchen darinnen zu ſchicken wuſte. Deſtomehr verdreuſt es mich/ daß mein Mann es nicht länger leiden wollen/ und ihm an ſtatt des goldnen Gehenckes/ einen ſchlechten Riemen gegeben, ſeinen Donat/ Grammatic und Cornelius einzuſchnüren, und in die Schule zu tragen. Ich kan mich bißweilen der Thränen nicht enthalten/ wenn ich das liebſte Kind ſo gehen ſehe, und wenn ich noch Wagen und Pferde hätte, wahrhafftig ich ließe es allezeit in die Schule führen; um den andern Schülern zu zeigen, daß ſie Reſpect vor ihn haben müſten. Dieſes wenige, hochgeehrteſte Fräuleins Tadlerinnen, will ich ihnen diesmahl zu bedencken übergeben, in Hoffnung, daß ich bey ihnen eher Hülfe finden werde, als bey unſerm Herrn Patrioten. Ich habe dieſem nur zeigen wollen/ daß es mein Ernſt ſey, mich an ſie zu ſchlagen, im Falle er meinem Bitten nicht Gehör geben würde, wie ich ihm ſolches in meinem Briefe gedrohet hatte. Thun ſie mir doch noch Geſchlechts wegen den Gefallen/ und bewegen meinen Mann, den Eigenſinn, daß er einen Hofmeiſter vor ſeine junge Herren annimmt. Ich will lieber täglich eine Schüſſel weniger auf dem Tiſche haben, als es länger anſehen, daß meine ſchöne Kinder ſo gemein gehalten werden. Ich verbleibe

Meiner hochgeehrteſten Fräulein

Hamburg, 1726.
den 20. April.

gehorſamſte Dienerin

Ahlke, geb. Klingeklang.

NB. Dem Hn. M. F. in Jena dient zur Nachricht, daß Läſterungen keine Antwort verdienen; darum wollen wir ihm wieder ſein Vermuthen das letzte Wort laſſen.

Iris.

Die Vernünftigen Tadlerinnen

Freytags, den 10. May 1726.

Philander von der Linde.
= = Monſieur fieng an zu wettern und zu blitzen.

Die Laſter ſind ihrem Weſen nach was abſcheuliches. Denn wer ſie mit einem erleuchteten Gemüthe betrachtet, der findet, daß ſie die Qvelle alles Unglücks ſind, ſo unter dem menſchlichen Geſchlechte herrſchet. Dieſes allein ſollte einem jeden, der ſich vor vernünfftig gehalten wiſſen wollte, bewegen, ein Liebhaber der Tugend zu werden; ſo wie wir alle Liebhaber der Glückſeeligkeit ſeyn. Doch ſiehet man, daß unzehliche Menſchen, das abſcheuliche Weſen der Laſter nicht wahrnehmen. Der Verſtand des groſſen Hauſens iſt nicht durchdringend genug, eine Wahrheit einzuſehen, die nicht in die Sinne fällt, ſondern nur durch Schlüße und gründliche Einſicht in dem Erfolg der Handlungen begriffen wird: Daher dient ihnen auch dieſe innerliche Abſcheuligkeit der böſen Handlungen nicht zum Bewegungs-Grunde dieſelben zu unterlaſſen. Nichts hat eine Krafft den Willen zu lencken, als ein Urtheil, welches vorher im Verſtande von der Natur einer Handlung gefället worden. Halten nun die meiſten Menſchen nicht davor, daß das Laſter was abſcheuliches ſey; ſo werden ſie auch nicht bemühet ſeyn, ſich vor der Ausübung deſſelben zu hüten.

Es giebt noch andere Bewegungs-Gründe, dadurch ſich die Menſchen von tadelhafften Sitten abhalten laſſen. Wie mancher unterläßt das Freſſen und Sauffen und andere Arten der Wolluſt, nicht weil ſie an ſich ſelbſten was ſchändliches ſind; ſondern weil gar zu viel Ausgaben dazu gehören. Wie viele ſind geſchworne Feinde des Geitzes und der unermüdeten Eſels-Arbeit, die zum Erwerbe groſſer Güter gehöret; nicht weil es was unvernünfftiges iſt, ſeine Geſundheit vor etliche hundert Thaler hinzugeben? ſondern weil es ihrer Gemächligkeit zuwider iſt. Und wie groß iſt endlich nicht die Anzahl derer, die ſich gewiſſer Laſter nur darum enthalten, weil es in ihrem Stande, in ihrem Alter, an dem Orte, wo ſie leben, und unter denen Perſonen, mit welchen ſie umgehen, ſchimpflich und ſchändlich ſeyn würde, dergleichen zu begehen.

Es fraget ſich nun, ob ein Sitten-Lehrer ſich der letzten Art von Bewegungs-Gründen bedienen könne, um die Menſchen zu beſſern? Ich weiß nicht, was andere darauf antworten möchten; ich aber will es weder ſchlechterdings bejahen, noch verneinen. Es iſt wahr, daß die Pflantze einer rechtſchaffenen Tugend auf keinem ſo ſeichten Grunde gepflantzet werden kan, als dieſe letzteren Vorſtellungen ſeyn. Ein Laſter mit dem andern dämpfen, das heißt die Leute nicht tugendhafft machen. Wer aus des Harleqvins Maſke in einen Scarmutz-Habit kriechet, der höret darum nicht auf eine luſtige Perſon vorzuſtellen. Und was wäre das vor ein Rath, wenn man die Schellen von der Narren-Kappe abzunehmen anmahnen möchte, an ihrer Stelle aber einen Fuchsſchwantz an dieſelbe zu hefften bewegen wollte. Die Tugend gründet ſich auf einen wahren Begriff von dem, was gut oder böſe iſt. Wer dieſen Begriff einmahl erlanget hat, wird alle Laſter auf einmahl verabſcheuen. So iſt dann die Vorſtellung von der Schönheit des Guten und der Heßligkeit des Böſen der beſte Bewegungs-Grund, deſſen ſich ein philoſophiſcher Moraliſt in Beförderung der rechtſchaffenen Tugend mit Vortheil bedienen kan.

Andern Theils aber iſt es nicht zu leugnen, daß man auch durch andere Vorſtellungen die Menſchen, wo nicht tugendhafft machen, doch zum wenigſten viel böſes hindern kan. Es iſt ſehr gut, daß die Laſter untereinander ſo einſtimmig nicht ſind, als die Tugenden. Denn um wie viel tauſendmahl ärger würde es nicht in der Welt zugehen, wenn diejenigen, ſo itzo nur einer einzigen Gattung böſer Handlungen ergeben ſind, allen Arten derſelben zugleich zugethan ſeyn möchten? Nun aber iſt dieſes nicht möglich, ihr Reich iſt uneins, und eine böſe Begierde hindert den Ausbruch der andern. Die Laſter ſind der menſchlichen Geſellſchafft nicht alle gleich ſchädlich. Das eine verurſachet mehr Unheil in der Welt als das andere, und derjenige thut alſo nichts unrechtes, der ein Laſter durch das andere unterdrücket, wenn nur das letzte nicht ſo ſchädlich iſt als das erſte. Der übermäßige Pracht in der Hofſtatt iſt ſowohl ein Laſter an einem Fürſten, als die unzeitige Herſchſucht: und die Verſchwendung in Gebäuden iſt eben ſo wenig was rühmliches, als der Blutdurſt eines Tyrannen: Doch glaube ich, wer einen Alexander zu jenem, und einen **Nero** oder **Domitian** zu dieſem hätte bewegen können: ſo daß der erſte niemahls außer Macedonien gezogen, die letztern aber kein Todes-Urtheil gefället hätten: der hätte vielen tauſenden das Leben erhalten, und alſo dem menſchlichen Geſchlechte viel gutes geſtifftet.

Vor allen Dingen iſt die Ehre und Schande ein ſolcher äuſſerlicher Bewegungs-Grund, den man mit Nutzen in der Sitten-Lehre brauchen kan. Es wäre ſehr gut, wenn man im Stande wäre zu zeigen, daß alle Tugend, Ruhm, alle Laſter aber Schimpff zuwege brächten. Wie glücklich wäre ein Land, oder eine Stadt; wo dieſes allezeit richtig einträffe? Denn da alle Menſchen einen gewiſſen Trieb zur Ehre, und einen Abſcheu vor der Schande haben, ſo würde man bald keine bürgerliche Strafen mehr nöthig haben, die Ubelthäter im Zaume zu halten. Die öffentlichen Urtheile von der Unvollkommenheit der Laſterhafften, die Verlachung ihrer Thorheit, und die Verachtung ihrer Perſonen, ſo lange ſie ſich nicht änderten, würden mehr ausrichten als Galgen und Rad, und alle Marter der Hencker-Knechte. In der That muß ſich alle wahre Ehre auf die Tugend gründen: Dieſe allein iſt es, die einem Menſchen einen rechtſchaffenen Ruhm zuwege bringen kan. Alles andere Lob iſt eine unächte Müntze, die nur bey Unverſtändigen gillt. Aus dieſem Grunde haben auch die beſten Philoſophen davor gehalten, daß man nicht nöthig habe, die uns allen eingepflantzte Ehr-Liebe zu erſticken. Sie haben gerathen, man ſolle ſich derſelben in Fortpflantzung der wahren Tugend zu Nutze machen, und ſich ihrer als eines Sporns bedienen, die Menſchen zum Guten zu lencken. Dieſes geſchiehet, wenn man ehrliebenden Gemüthern zeiget, daß die wahre Ehre nichts anders ſey, als das Urtheil vernünfftiger Leute von unſerer Vollkommenheit. Daneben aber darthut, daß die Tugend die größeſte Vollkommenheit des Menſchen ausmache.

Auf ſolche Weiſe werden unſere Leſer leicht ſchließen können, was von der ſatyriſchen Schreibart zu halten ſey, und ob ſie ſich mit den Begriffen einer geſunden Morale zuſammen ſchicke. Eine vernünfftige Satyre läſt ſich angelegen ſeyn, die Laſter als auslachenswürdig vorzuſtellen, und die Liebhaber derſelben zu Spotte zu machen. Dieſe Abſicht iſt ja ohne Zweiffel ſehr löblich, denn warum bemühet ſich der Verfaſſer ſolcher Schrifften die Laſterhafften dem Gelächter aller Welt zu unterwerffen? Darum daß ſie ſich ihrer Thorheit ſchämen, und ihre böſe Handlungen unterlaſſen ſollen. Erreichet er ſeinen Zweck, ſo hat er das gethan, was offt der beſte Sitten-Lehrer vergebens ins Werck zu richten ſuchet. Er wird ihn aber gewiß erreichen, wenn er Scharffſinnigkeit genug hat, das Lächerliche der thörichten Handlungen wahrzunehmen, und darneben Lebhafftigkeit genug beſitzet, daſſelbe auf eine annehmliche Art vorzuſtellen. Die richtigen Begriffe von tugendhafften und laſterhafften Handlungen ſetze ich zum voraus, denn wenn der Satyricus entweder aus Unverſtand oder aus Boßheit das Löbliche lächerlich machen wollte; ſo würde er vor einen Feind der Tugenden anzuſehen, und als ein ſchädlicher Scribent zu beſtrafen ſeyn.

Nach dieſer Regel haben wir bißher unſere Schrifften einzurichten geſuchet; ſo offt hier und dar etliche ſatyriſche Stellen mit untergelaufen ſind. Wir erwehlen dieſen Weg ſonderlich alsdann, wenn die gründlichen Vorſtellungen von der innerlichen Abſcheuligkeit eines Laſters gar zu ernſthafft klingen, und Leſere, die nicht gewohnt ſind nachzudencken, leicht als gar zu ſchwer und verdrüßlich vorkommen könten. Offt miſchen wir Schertz und Ernſt, um die Nachſinnenden nicht zu ermüden, und die luſtigen Gemüther allmählich zu gründlichern Betrachtungen zu gewöhnen. Ob nun dieſe unſere Lehrart Nutzen ſchaffen könne; oder nicht? das laſſen wir von vernünfftigen beurtheilen: Die Super-klugen mögen ſo lange ſie wollen, uns ſelbſt vor alte Jungfern, und unſere Blätter vor ein unnützes Weibergewäſche ausſchreyen.

Itzo wolte ich nichts mehr wünſchen, als daß ich einige Fehler, die im Reden begangen werden, recht lächerlich vorſtellen könnte. Fluchen und Schweren, und einige unnütze Redensarten, das ſind die drey Claſſen, darinnen ich ſie theilen kan. Fluchen, wie bekannt iſt, heißt ſo viel, als ſich ſelber oder andern böſes anwünſchen. Schweren heißt entweder GOtt zum Zeugen rufen, daß unſere Reden wahrhafftig ſind, oder doch andere Betheurungen zur Bekräfftigung unſerer Wörter hinzuſetzen. Die unnützen Worte ſind ſolche Thone, die an und vor ſich entweder gar nichts heiſſen, oder doch in den Gelegenheiten, wo man ſie brauchet, keinen geſchickten Verſtand haben. Leute, die eine gute Auferziehung gehabt haben, werden ſich vor allen Dingen gar leicht in acht zu nehmen wiſſen. Sie reden kein Wort, als welches zur Erklärung ihrer Gedancken nöthig iſt. Sie wünſchen andern ſo wenig als ſich ſelber was böſes. Sie ſagen niemahls was falſches, darum ſetzt niemand in ihre Worte ein Mißtrauen, und ſie habens nicht nöthig, dieſelben mit Betheurungen zu bekräfftigen. Nichts iſt angenehmer als der Umgang mit ſolchen Leuten. Keine böſe Gewohnheit, ſondern der Verſtand beherrſchet ihre Zunge, kurtz es ſcheinet, als wenn ſie alle Sylben zuvor abgezehlet hätten, ehe ſie dieſelben von ſich hören laſſen.

Wie verdrüßlich hergegen iſt eine Unterredung mit ſolchen ungezogenen Leuten, die bey jedem Worte einen Fluch, einen Schwur, oder ein offt wiederholtes Formelchen hinzuſetzen. Ich will nicht gedencken, daß offt ein einziger Menſch alle drey Fehler zugleich an ſich hat; ich will nur ſetzen, daß drey Perſonen, **Dämonophilus** ein Flucher, **Mendax** ein Schwörer, und **Klapperſtorch** ein unnützer Wort-Krämer, zuſammen kommen, ſo werden ſie ihren Zuhörern, die darauf acht haben, die gröſte Luſt erwecken. Mich dünckt, ich höre ſie ſo mit einander ſprechen:

Dämonophilus. Hol mich der Teuffel, Herr Bruder, ich hätte dich bald nicht geſehen: Wo gehſt du hin?

Mendax. Strafe mich GOtt! ich dachte du wäreſt noch tolle von geſtern her, daß du mich nicht ſehen wollteſt.

Klapperſtorch. A l'ordinaire geht mirs ſo, wenn ich in Gedancken bin, und das geſchieht ſehr offt. Ich bin a l'ordinaire halb blind auf der Straßen.

Mend. Bey meiner Seele, Herr Bruder, du haſt einen ſchönen Hund: GOtt ſtraff mich, er iſt zehen Ducaten werth.

Dämonoph. Der Donner ſoll mich auf der Stelle erſchlagen, wo ich nicht zwölffe davor gegeben habe. Die Teufels-Beſtie geht ins Waſſer wie der Teufel, ich will eine Nadel in die Saale werfen, und wo er ſie nicht aus dem Grunde holet, ſo ſoll mich das Wetter rühren.

Klapperſt. Ich habe à l'ordinaire ſonſt auch Hunde gehalten, aber das war beſtialiſch, daß mir die Beſtien à l'ordinaire im Hauſe Schaden thaten. Mein Wirth iſt beſtialiſch eigenſinnig, und ich habe ihm den Schaden à l'ordinaire bezahlen müſſen.

Mend. Wahrhafftig bey mir käme ein ſolcher Wirth recht an. So wahr GOtt lebt, ich wolte ihn zum Hauſe heraushetzen.

Dämonoph. Daß du den Halß brichſt, du Teufels-Kerl, wirſt du ſo verdonnert haußhalten, ſo mag der Teufel dein Wirth ſeyn.

Klapperſt. Ich mag noch ſo einen beſtialiſchen Wirth haben, ſo komme ich à l'ordinaire mit ihm zurecht. Er muß mir à l'ordinaire gute Worte geben. Doch à propos - - -

Mend. Verflucht! gute Worte? Mein Seel, Herr Bruder, von mir käme er ſo wohlfeil nicht davon.

Klapperſt. A propos, Herr Bruder, à propos! was wollte ich doch ſchon ſagen? à l'ordinaire vergeſſe ichs wieder.

Dämonoph. So ſags zum Teufel heraus!

Klapperſt. A propos, wir wollen aufs Billiard gehen, wo wir à l'ordinaire zu ſeyn pflegen.

Mend. Wahrhafftig, Herr Bruder, bey meiner Seele, ich wollte das ſagen.

Dämonoph. Dein verteufeltes a propos und à l'ordinaire! So kommt denn ins Teufels Nahmen.

Ich ſetze dieſes Geſpräch faſt eben ſo her, wie ich es vor weniger Zeit auf der Straße gehöret, als ich ohngefehr im Fenſter lag. Das auslachenswürdige deſſelben fällt, wie mich dünckt, genugſam in die Augen, wennn ich gleich nichts ferners hinzuſetze. Ich wundre mich nur, wie junge Leute, die ſich gleichwohl einer Artigkeit rühmen, dergleichen Fehler nicht ablegen, die ſie in Geſellſchafften wohlgeſitteter Leute zum Abſcheu machen. Ich ſchweige der Gottloſigkeit, die in dergleichen böſen Gewohnheiten ſtecket, welche von den Gottsgelehrten längſt beſtrafet, und als was verdammliches vorgeſtellet worden.

Wie ſtehts aber mit unſerm Geſchlechte? Iſt denn das Frauenzimmer von dieſen Fehlern frey? Nein, es giebt auch unter meinen Mit-Schweſtern ſolche Perſonen, die hierinnen zu tadeln ſeynd. Ich kenne das Haus eines vornehmen Mannes, wo Frau und Jungfer kein Wort herfürbringen können, ohne daſſelbe mit etlichen Teufeln zu begleiten. Sie meynen, es würde ihnen nicht vornehm genug laſſen, wenn ihre Rede nicht mit Donner und Blitz untermenget wäre. Ich bejammere das kleine ſiebenjährige Töchtergen, welches ſich in ſeiner Kindheit bey ſolchen ſchändlichen Exempeln verwehnet, und vielleicht ſeine Flüche dermahleins wieder diejenigen brauchen wird, von denen es dieſelbe gelernet.

Ich kenne ferner eine Schöne, die kein Wort ohne Betheurungen hervorbringet. Sie ſchwöret Leib und Seele, wenn ſie euch ſagen will, daß ihr Hündchen mit dem Schwantze gewedelt habe, als ſie jüngſt nach Hauſe gekommen. Ja, ſie vermißt ſich bey ihrer Seelen Seeligkeit, wenn ſie euch Nachricht giebt, daß es im Sommer wärmer ſey, als im Winter. So offenbar die Wahrheit dieſer Sätze iſt, ſo fehlt es nicht viel, daß ſie nicht in ihrem Munde zweifelhafft und ungewiß werden ſollten. Man iſt bereits gewohnt, daß dasjenige nicht wahr ſey, was ſie mit einem Eyde beſtätiget: und ich gebe ihr den Rath, daß ſie nicht mehr ſchwören möge, wenn ſie anders haben will, daß man ihr was glauben ſoll.

Der unnützen Formeln in Geſprächen iſt eine ſolche Menge bey unſerm Geſchlechte, daß ich nicht Platz genug habe, daran zu dencken. Herr **Ernſtheim** ſagt zu ſeiner geliebten **Way**, *Mademoiſelle* **ſie ſind ſchön**: und was könnte ſie ihm vor eine ſchönere Antwort geben, als: Pardi, Monſieur, ſo ſagen alle Manns-Perſonen. Bey der einen iſt alles in puncto puncti; bey der andern geſchiehet alles par hazard; die dritte verknüpfet alle Redens-Arten mit einem Enfin; und die vierdte will alles Sansfaçon haben. Nu, nu, ſagt **Stupida** bey einem jeden Worte, und la la iſt der Wahlſpruch ihrer Schweſter. Ich bedaure euch, ihr armen Kinder, daß ihr euch ſo lächerlich machet.

Calliſte.

Die Vernünftigen Tadlerinnen

XX. Stück

Freytags, den 17. May 1726.

Caniß.

. . Der Weyhrauch wird verſchwendet,
Und manchem Leib und Seel um die Gebühr verpfändet,
Daß die Unſterblichkeit ihm nimmer fehlen kan/
Der als ein Erden-Schwamm ſich kaum hervor gethan.

Unſere Gehülffin Calliſte hat in ihrem letzten Stücke von den Bewegungs-Gründen gehandelt, deren ſich ein Moraliſte zur Beförderung der Tugend gebrauchen kan. Sie hat gewieſen, daß auch die öffentlichen Urtheile von den Handlungen der Menſchen, ſie mögen nun ein Lob; oder einen Tadel in ſich ſchließen, ſehr viel beytragen können, die Liebe zur Tugend einzupflantzen; oder doch einen Haß vor gewiſſe Laſter zu erwecken. Ich bin in allen dieſen Stücken mit ihr völlig eins; doch dünckt mich, daß man noch verſchiedene Anmerckungen machen köñte, was die Beurtheilung der menſchlichen Verrichtungen vor Schaden nach ſich ziehet, wenn ſie nicht mit einer beſondern Behutſamkeit abgefaſſet iſt. Ich will dieſes mahl bloß bey den Lobſprüchen ſtehen bleiben, und den Tadel auf ein andermahl ausſetzen.

Wenn man einen lobet, ſo erzehlet man die Vollkommenheiten, die er unſerer Meynung nach an ſich hat. Dieſen nennet man einen Gelehrten, jenen einen tugendhafften, und den dritten einen reichen Mann. Dieſer junge Menſch iſt wohl gewachſen, von artiger Aufführung, und geſchickt in Leibes-Ubungen. Jenes Frauenzimmer iſt ſchön, klug, und gefällig. Das ſind lauter Vollkommenheiten, die man dieſen Perſonen zueignet. Wer ſieht nun nicht, daß es bey Erzehlung derſelben ſehr viel auf die Perſonen ankomme, welche dieſelben erzehlet. Herr **Violino**, der auf dem Dorffe ſeines Herrn Vaters, von dem Schulmeiſter etliche Stücke ſpielen gelernet, höret einen mittelmäßigen Muſicanten nach vorgelegten Noten ein unbekanntes Stücke fertig wegſpielen. Darüber geräth er in Verwunderung. Uberall wo er davon zu reden kommt, heißt Herr **Bierfiedler** ein unvergleichlicher Virtuoſe. Wer ſeinem Lobſpruche Glauben beymißt, muß ſich von dem guten Muſicanten einen andern Orpheus verſprechen. Man ſchätzt ihn ſehr hoch; man läßt ihn zu einem Concerte bitten: Hört aber endlich, daß Herr **Bierfiedler** ein Stümper iſt, der nicht drey reine Thöne greifen kan. Was hat nun das Urtheil des Herrn **Violino** nach ſich gezogen? Dieſes, daß man den Spielmann deſto mehr verachtet, und ihn ſelbſt vor einen Unverſtändigen hält, der ſein Lebenlang keine beſſere Muſic gehöret, als in der Dorffſchencke ſeines Hochadelichen Guthes gemacht worden.

Ein jeder ſieht hieraus, daß die Lobſprüche der Unverſtändigen nicht allein was unnützes, ſondern auch was ſchädliches ſind. Kein Blinder muß von Farben, und kein Unwiſſender von Gelehrten urtheilen. Ein Künſtler kan allererſt den andern loben. So leicht man in dieſen allgemeinen Sätzen Beyfall erhalten kan; ſo ſchwer hält es, wenn es ſich fragt: ob dieſer oder jener von einer Sache wohl urtheilen könne. Niemand will gern blind, niemand unwiſſend, niemand in einer Kunſt unerfahren ſeyn. Und daher kommen ſo viel falſche und ſchädliche Lobſprüche. Mehrentheils bemercket man, daß die Urtheile, ſo mit einer Bewunderung der Sachen, die man lobet, verknüpffet ſind, aus einer Unwiſſenheit herkommen. Man ſieht es an kleinen Kindern: Dieſe bewundern alles, was ſie zum erſtenmahl ſehen: ſie loben alles: alles iſt ihnen ſchön, fürtrefflich und unvergleichlich. Jemehr ſie durch die Erfahrung lernen, jemehr vermindern ſich ihre Lobes-Erhebungen. Warum das? Sie beſinnen ſich immer auf andere Dinge, die mehr oder größere Vollkommenheiten an ſich gehabt. Sie entdecken viele Fehler an einer Sache, die ſie ſonſt nicht würden bemercket haben. Man ſieht hieraus, wem die großen Bewunderer und Lobredner aller vorfallenden Dinge gleich ſind; wenn ſie anders aufrichtige und ungekünſtelte Urtheile fällen.

Noch ſchlimmer werden ſolche Lobes-Erhebungen, wenn ſie ſo allgemein abgefaſſet werden, daß ſie ſich faſt auf alle Eigenſchafften eines Menſchen ziehen laſſen. **Harpax iſt ein treflicher Mann**, heißt es, **Meſſalina iſt eine unvergleichliche Dame. Phryne iſt ein allerliebſtes Mädchen.** Wer ſolte nicht glauben, daß alle dreye rechte Muſter vernünfftiger tugendhaffter und wohlgearteter Leute wären? Nichts deſtoweniger iſt **Harpax** ein Geitzhalß, **Meſſalina** eine üppige Ehebrecherin, und **Phryne** eine wollüſtige Zeitverderberin. Höret man nun, daß dieſe Perſonen, ſolcher Laſter ungeachtet, dennoch gerühmet werden; ſo beredet man ſich leicht, daß dieſes alles nur kleine Schwachheiten wären, die nichts zu bedeuten hätten. Und was dieſe Einbildung vor Schaden nach ſich ziehet, iſt meines Erachtens leicht zu begreifen.

Wie von Menſchen geurtheilet wird, ſo geht es auch bey andern Dingen. Kleidungen, Moden, Gebäude, Gärten, Gedichte, Reden, Bücher und tauſend andre Dinge, werden offt vor vollkommen ſchön ausgeruffen, und vor rechte Meiſterſtücke ausgegeben. Kommen aber rechtſchaffene Kenner dazu, ſo haben ſie offt Mühe genug, etliche wenige gute Eigenſchafften darinnen zu finden. Ich höre offt einen Bogen Verße vor was unverbeſſerliches ausruffen: ohngeachtet alle Zeilen voller Fehler, wider die Vernunfft, Tugend, und Regeln der Poeſie ſind: bloß weil der Poet ein paar Zoten angebracht hat, die dem Affecte des Leſers gemäß geweſen. Ich höre Bücher übermäßig loben, die bey einer eintzigen guten Eigenſchafft gewiß neun ſchlechte haben: bloß weil der Beurtheilende keinen deutlichen Begriff, von den Vollkommenheiten ſolcher Schrifften beſitzet.

Doch nicht alle falſche Lobſprüche kommen aus Unwiſſenheit: Die böſe Beſchaffenheit des Willens bringt faſt eben ſo viel ans Tagelicht. Der Eigennutz und die Schmeicheley tragen kein Bedencken auch wider beſſer Wiſſen und Gewiſſen zu loben. Begegnet nur euren Lobrednern und Heuchlern freundlicher als andern; verſchaffet ihnen Vortheile; oder belohnet ſie gar vor jede Lobes-Erhebung: Alsbald wird ſich eine Menge von Leuten finden, die alle euer Thun und Laſſen biß in den Himmel heben wird. Die Redner und Poeten thun dasjenige ſchrifftlich, was andere Schmeichler nur mündlich thun. Der berühmte Canitz hat als ein Poet dieſen Fehler ſeiner Mitbrüder ſehr wohl entworfen, wenn er ſchreibt:

Vor Alters, wo mir recht, ward nie ein Held beſungen,
Wenn er nicht durch Verdienſt ſich in die Höh geſchwungen,
Und eine Redens-Art, die göttlich ſolte ſeyn,
Die ward zu ſolcher Zeit den Sclaven nicht gemein.
Wo lebt ietzt der Poet der dies Geheimniß ſchonet?
So bald er einen merckt, der ihm die Arbeit lohnet,
Wird ſeinem Pegaſus der Sattel aufgelegt,
Der ein erkaufftes Lob biß an den Himmel trägt.

. . . .

Geht wo ein Schulregent in einem Flecken ab,
Mein GOtt! wie raſen da die Tichter um das Grab!
Der Tod wird ausgefiltzt, daß er dem theuren Leben,
Nicht eine längre Friſt, als achtzig Jahr, gegeben.
Die Erde wird bewegt, im Himmel Lerm gemacht,
Minerva, wenn ſie gleich in ihrem Hertzen lacht,

Auch Phöbus und ſein Chor, die müſſen wider Willen
Sich traurig ohne Troſt, in Flor und Boy verhüllen.
Mehr Götter ſieht man offt auf ſolchen Zetteln ſtehn,
Als Bürger, in der That, mit zu der Leiche gehn.

Man hat bemerckt, daß Boileau ſelbſt, der große Satiricus, dennoch dieſem Triebe zu ſchmeicheln nicht wiederſtehen können. Die jährlichen Gnaden-Gelder, ſo er von Ludewig dem XIV. bekam, regierten ſeine Feder alle ungerechte Kriege ſeines Monarchen zu Heldenthaten, ja wohl gar zu Strafen zu machen, womit er die Nachbarn züchtigen müſſen, weil ſie ſich ſeiner Herrſchſucht nicht gutwillig unterwerfen wollen. Und es iſt zwar ein ſinnreicher Einfall, aber keine Wahrheit, wenn er in einem Schreiben den König alſo anredet:

Ich lobe zwar kein Blatt, das meine Feder ſchreibt,
Doch wenn ein Reim von mir der Nachwelt übrig bleibt,
So wird er dir, o Held, gewiß zum Lobe dienen.
Die Thaten, die uns ietzt ſo wunderſam geſchienen,
Wird mit der Zeit die Welt wohl gar in Zweifel ziehn.
Wenn ſich ein Grübler nun zu zeigen wird bemühn,
Dein Ruhm ſey Fabel-Werck! So werden andre ſagen:
Selbſt Boileau, deſſen Kiel vor keinem Scheu getragen,
Den lauter Tadelſucht belebet und erhitzt,
Der faſt auf jedermann vergällten Schertz geſpritzt,
Und ſtets die Wahrheit ſchrieb, ſchreibt doch von dieſem Helden,
Nichts anders, als das Lob, ſo die Geſchichte melden.

Unſre Nachkommen würden in Wahrheit ſchlechte Hiſtorien von unſern Zeiten erhalten, wenn ſie nicht beſſere Abbildungen von gekrönten Häuptern zu leſen bekommen möchten, als diejenige iſt, welche Boileau von ſeinem Monarchen gemachet.

Dem ſey aber wie ihm wolle, ſo viel iſt gewiß, daß die

Lobſprüche viel ſchädliche Wirckungen nach ſich ziehen. Es iſt ſchon vorhin erwehnet worden, daß andere Leute, die den Worten der Lobenden ſchlechterdings Glauben zuſtellen, offtmahls dadurch hintergangen werden, ſo daß ſie ſich mehr von dieſen Perſonen verſprechen, als ſie hernach antreffen, welches unfehlbahr eine Verachtung, beyde des Lobenden und des Gelobten nach ſich ziehet. Jetzo will ich noch des Stoltzes gedencken, den die Lobes-Erhebungen gemeiniglich wircken. Die Eigen-Liebe iſt bey uns allen ſo groß, daß wir keine Schmeicheley, die man uns vorſagt, vor gantz ungegründet halten. Man denckt allezeit, es müſſe doch in der That ein vieles von dem, an uns zu finden ſeyn, weswegen man uns lobet. Inſonderheit wird unſerm Geſchlechte als was gewöhnliches zugeſchrieben, daß es im Abſehen auf die Lobſprüche von der Schönheit und Annehmlichkeit ſehr leichtgläubig ſey; ohngeachtet kein Spiegel ſo ſchlecht iſt, der nicht dieſen gantzen Betrug der Schmeichler entdecken könnte. Höret nun ein hochmüthiges Gemüthe mehrmahls viel Weſens aus ſeiner Perſon machen, ſo wird es von Tage zu Tage ſtoltzer. Es erhebt ſich über andre, und wird endlich gantz unerträglich.

Was ſoll ich von der Nachläßigkeit ſagen, die bey vielen durch die Lobſprüche gewircket wird. Man ermüdet, lobwürdigen Dingen nachzutrachten, wenn man ſagen höret, daß man ſie bereits beſitze. Wie mancher wäre gelehrt worden, wenn man ihm nicht geſaget hätte, daß ers ſchon wäre? Wie mancher wäre tugendhafft und klug geworden, wenn man ihn nicht zur Unzeit davor ausgeruffen hätte? Welcher Wettläuffer bleibt nicht ſtehen, wenn er das Kleinod ſchon in Händen zu haben vermeynet? Und welcher Soldat hört nicht auf zu fechten; wenn man ihm einbildet, daß der Feind ſchon bezwungen ſey, und der Sieges-Crantz auf ſeinem Haupte ruhe.

Ohngeachtet nun bey Lobſprüchen ſo viel Fehler bemercket werden, ſo iſt es doch meine Meynung nicht, dieſelben gar zu verwerfen. Sie haben allerdings ihren großen Nutzen, wenn man behutſam genug damit umgehet. Dieſe

Behutſamkeit zu befördern, will ich etliche Regeln der Klugheit herſetzen, die vielleicht nicht ohne Nutzen ſeyn werden.

I. Man lobe nichts, als was wahrhafftige Vollkommenheiten an ſich hat.

II. Man lobe nur diejenigen Sachen, die man wohl verſtehet. Kein Blinder kan von Farben urtheilen.

III. Man achte das gemeine Geſchrey der Lobenden nicht. Die meiſten loben, was ſie nicht verſtehen. Und viele loben mit dem Munde, was ſie im Hertzen tadeln.

IV. Man gebe keinem einen allgemeinen Lobſpruch. Man ſage nicht: daß iſt ein fürtreflicher, ein vollkommner, ein unvergleichlicher Menſch! Man ſage lieber, der iſt fromm, jener verſtändig; Dieſer iſt reich und jene iſt ſchön; Dieſe iſt artig, und jene trägt ſchöne Kleider. So betrügt man keinen durch ſeine Lobſprüche.

V. Man ſage niemahls: Das iſt ein gelehrter Mann! Gelehrt ſeyn, iſt ſehr viel geſagt. Man ſage dieſer Mann hat viel Dinge auswendig gelernet: Jener kan viel Sprachen. Der verſteht die Weltweißheit, und jener die Rechte. Einem ieden das ſeine.

Die bißherigen Gedancken bitten wir inſonderheit denjenigen gelehrten Gönner unſrer Blätter zu erwegen, der letzlich eine Nachricht an den berühmten Verfaſſer der gelehrten Leipziger Zeitungen, unſre Schrifften belangend, eingeſchicket. Es iſt uns dieſelbe durch Vermittelung unſers Verlegers zugeſchicket worden, und damit es nicht das Anſehen habe, daß wir ſie aus Eigenliebe unterdrücken wollten, ſo will ich ſie ietzo ſelber hieher ſetzen und beantworten. Sie lautet alſo:

Weil die vernünfftigen Tadlerinnen es nicht leiden wollen, daß iemand bey Gelegenheit eines wohlverfertigten Buches gerühmt werde; ſo giebt man ihnen hierdurch zu erwegen 1) ob es überhaupt unrecht ſey rechtſchaffene Leute zu loben? Und wie ſie ſolches unmöglich behaupten können, weil ſonſt eine der ſtärckeſten Aufmunterungen zur Tugend, und zu rühmlichen Unternehmungen, ja faſt die eintzige Belohnung derſelben, wegfiele, ſo fraget man 2) ob es nicht eine viel würdigere Urſache ſey, iemand bey Verfertigung eines guten Buches zu loben/ als etwan an ſeinem Hochzeit-Geburts-Nahmens-oder Begräbniß-Tage? Man möchte auch 3) wohl wiſſen: wie denn die Tadlerinnen es zu entſchuldigen meynen, daß ſie ſo viele mehrentheils ſelbſt verfertigte Lob-Sprüche ihrer Arbeit mit eingerückt haben/ welches viel weiter geht, als alles dasjenige, was ſie in dieſem Stücke getadelt. Endlich und zum vierten bittet man ſie ja nicht den Argwohn zu erregen/ als gehe es zu unſern Zeiten, wie zu den Zeiten des jüngern Plinii/ der in dem 21ſten Briefe ſeines IIIten Buches ſchreibet: Nachdem wir aufgehöret haben, was lobwürdiges zu thun, ſo halten wir es vor was unnützes gelobet zu werden. Da ſie übrigens Hrn. Pietſchen beſchuldigen, daß er den Character eines Helden-Gedichtes nicht gar zu genau beobachte; ſo kan man Ihnen mit größerm Rechte vorwerfen, daß ſie ſelbſt von dem Character eines Frauenzimmers, ſich je länger je mehr entfernen. Ja ſie dörfen ſich nur hüten, daß dasjenige, was ſie den Journaliſten und Criticis zumuthen, nicht ihnen ſelbſt zur Laſt werde.

So lieb uns dieſe Erinnerungen ſind/ ſo gern will ich darauf antworten. 1) Iſt es uns niemahls in den Sinn gekommen NB. wohlverfertigten Büchern die Lobſprüche zu verhindern. Wo ſteht das in unſern Blättern? 2) Die erſte Frage iſt theils letzlich von unſrer Calliſte, theils von mir in dieſem Blate beantwortet worden. 3.) Bey der andern Frage, ſagen wir weder ja noch nein. Viel Leute verdienen gelobt zu werden, ob ſie gleich ihr Lebenlang kein Buch ſchreiben. Wer ein gut Buch macht/ verdienet Ruhm: und wer tugendhafft und vernünfftig iſt, kan auch an ſeinem Nahmens-Tage gerühmet werden: Womit wir aber ſchmeichlenden Poeten nicht das Wort reden wollen. 4) Auf die dritte Frage antworte ich/ daß ſolche Beſchuldigung gar keinen Grund habe: Wie verwegen iſt es, uns etwas aufzubürden, was man doch niemahls wird erweiſen können. Wir haben ja unſern Correſpondenten unſer Mißfallen über ihre Lobſprüche im 39. Stücke des vorigen Jahres bezeiget. Haben ſie uns aber auch nach der Zeit gelobet, ſo glaubten wir eben ſo viel Recht zu haben, dieſe Lob-Sprüche drucken zu laſſen, als die bekannten Engelländer und Hamburger. Doch wollen wir unſre Correſpondenten freundlich erinnern, ſich derſelben inskünfftige zu enthalten. 5) Auf die vierte Frage dient zur Antwort, daß dieſes uns niemahls in den Sinn gekommen ſey. 6) So lange glauben wir den Character eines Frauenzimmers nicht zu vergeſſen, als wir Perſonen unſers Geſchlechts zeigen können, die uns übertroffen haben. Nun aber fehlt uns noch ſehr viel/ ehe wir es einer Schurmannin, Scuderey/ Dacier, Barbier und Deshoulieres gleich thun werden. 7) Was die Critici von uns urtheilen werden, müſſen wir uns eben ſo wohl als andre Scribenten gefallen laſſen.

Phyllis.

XXI. Stück.

Die Vernünftigen Tadlerinnen

Freytags, den 24. May 1726.

Philander.

Was unter dem und der ſich öffters zugetragen.
Wie die und jene dem mit Liebe zugethan!

Heliogabalus mag ſonſt geartet geweſen ſeyn, wie er will: ein eintziges finde ich doch an ihm zu loben. Er hat eine That unternommen, die in allen Geſchichten ihres gleichen nicht findet, und alſo wohl verdient hat, daß ſie der Vergeſſenheit entzogen worden. Inſonderheit hat unſer Geſchlecht Urſache, die Parthey dieſes Römiſchen Kayſers zu ergreifen; weil er ſich ſo wohl um uns verdient gemacht. Was könnte denckwürdiger ſeyn, als daß dieſer billige Monarch in Rom ein beſonderes Rathhaus vor die Weiber auferbauet? Was iſt löblicher, als daß er ſeine Mutter darinnen zur Bürgermeiſterin gemacht? Und was iſt endlich vernünfftiger als daß er ihr anbefohlen die Kleiderordnungen unter den Weibs-Perſonen zu machen, und allerhand vorfallende Liebeshändel in der Stadt zu ſchlichten. In Warheit wenn irgend eine Anſtalt in dem gemeinen Weſen nützlich wäre; ſo wäre es ein ſolcher weiblicher Rath. Wie viel tauſend Kleinigkeiten gehen nicht unter Perſonen unſers Geſchlechts vor, welche viel zu geringe ſind von ernſthafften Männern entſchieden zu werden; und doch in den Familien bißweilen ſehr viel Unruhe anrichten. Dieſe könnten nirgends beſſer, als in einem ſolchen Weiber-Parlamente abgethan werden. Was könnten ſie nicht wegen Einrichtung der Kleider- und Putz-Moden vor heilſame Schlüße abfaßen? Was könnten ſie nicht von Auferziehung der Töchter vor gute Verordnungen machen? Alle Verliebten könnten ihre Zuflucht zu ihnen nehmen, und ſich entweder über die Unempfindlichkeit, oder über die Untreue ihrer Geliebten beklagen. Mit einem Worte, es würde keinem Gerichte in der Welt weniger an Arbeit fehlen, als einem ſolchen weiblichen Rathe.

Wenn man nun ferner von allen Mitgliedern einer ſolchen Obrigkeitlichen Geſellſchafft gewiſſe Eigenſchafften erfordern möchte; So hätte das Frauenzimmer einen ſtarcken Bewegungs-Grund nach Verſtand und Klugheit zu ſtreben. Eine jede Raths-Frau, müſſte vor andern Weibern den Rang haben, die nur ſchlechte Bürgerinnen wären. Wie ſehr würden ſich alsdenn die Ehrliebenden angelegen ſeyn laſſen, diejenige Gelehrſamkeit zu erlangen, die von einer Candidatin der Raths-Wahl erfordert würde? Wie manche würde Tag und Nacht ſtudiren, und alle Gelegenheit, ergreifen, ihre Geſchicklichkeit an den Tag zu legen, um eheſtens auch eine Räthin zu werden. Was dieſes unter unſerm Geſchlechte vor Folgen und Würckungen haben würde, iſt nicht zu beſchreiben. Kurtz, ich bedaure nichts mehr, als daß die fürtrefflichen Anſtalten Heliogabali nicht bis auf dieſe Stunde erhalten und in allen Städten eingeführet werdẽ.

In Ermangelung ſolcher weiblichen Rathhäuſer, ſcheinet es faſt, als wenn wir Tadlerinnen einiger maßen dergleichen Gerichtsbarkeit auszuüben hätten. Wir haben ſchon offt einige Bittſchreiben eingerücket, die an uns eingeſchicket worden, nicht anders, als wenn unſer Ausſpruch den Nothleidenden Recht verſchaffen könnte. Eine ordentliche Obrigkeit ſind wir nicht; denn niemand hat uns Gewalt gegeben die Ubertreter der Geſetze zu beſtrafen: Doch haben wir uns ſelbſt das Recht angemaßet den klagbar-Einkommenden gewiſſe Entſcheidungen auszufertigen. Wir ſind alſo einiger maßen mit Tyrannen zu vergleichen, die ſich ohne jemands Bitten oder Befehl zu Herrſchern und Richtern aufwerfen. Und da unſre Geſellſchafft aus drey Mitgliedern beſtehet, ſo habe ich ſchon etliche mahl gedacht, ob wir uns nicht ein **Triumvirat** zueignen könnten, dergleichen es vormahls in Rom gegeben? Doch das Wort Triumvirat ſchickt ſich vor Frauenzimmer nicht; und **Triumfeminat** will auch nicht ſo recht klingen; dergeſtalt fehlt es uns bey unſerm Richter Amte an nichts, als an einem beqvemen Nahmen.

Ich will meinen wertheſten Leſern dieſesmahl wieder einige Supplicken vorlegen, die bey unſerer geheimen Rath-Stube eingegeben worden: und zugleich aus unſerer Cantzeley die nöthigen Verabſcheidungen auf dieſelben ausfertigen laſſen. Dies iſt die erſte:

Wertheſte Tadlerinnen,

Ich nehme mir die Freyheit, eine muthwillige Schöne bey euch zu verklagen, die mir einige Tage her ſehr viele Unruhe gemacht hat. Ich bin etliche Jahre her in dem, ſeines artigen Frauenzimmers halber berühmten Leipzig geweſen, und es iſt mir dergleichen noch niemahls begegnet, als in vergangener Woche. Den Sonnabend vor **Jubilate** habe ich erfahren, daß es wahr ſey, was unſer Philander ſagt, wenn er in einem gewiſſen Hochzeit-Gedichte ſchreibet

= = = = In Leipzig ſey der Ort,
Wo manch geliebtes Kind den edlen Sieg erlangen,
Den beſten Redner kan durch ein geſchicktes Wort,
Und durch zwey Augen mehr dann hundert Hertzen fangen.

Die gantze Sache verhält ſich ſo. Ich war mit einem guten Freunde, nach meiner Gewohnheit, in einen Garten gegangen, und hatte mich durch ein Geſpräche mit demſelben, bereits eine Stunde unterhalten, als wir beyderſeits des Gehens müde wurden, und uns der Thür des Gartens näherten, mit dem Vorhaben wiederum nach Hauſe zu gehen.

Aber ſeht, als ich eben den letzten Schritt thun, und die Thür eröffnen will, ſo tritt mir plötzlich ein Frauenzimmer entgegen, deren unverhoffter Anblick mich wie ein Blitz zurücke ſchlug. Mein Lebetage habe ich keine ſo freye und zugleich wohl anſtändige, keine ſo vornehme und zugleich leutſeelige Mine an einer Schönen geſehen, als ich hier wahrnahm. Sie war von mittelmäßiger Länge, und von einer überaus geſchickten Leibes-Stellung. Eine Andrienne war ihre Kleidung, und zwey Aufwärterinnen folgten ihr auf dem Fuße nach. Ich laſſe die Bildung ihres Geſichts, welches die angenehmſte von der Welt war, zuletzte; weil ich mir faſt nicht getraue, dieſelbe recht zu beſchreiben. Es war eine Blonde von ſonderbarer Añehmlichkeit. Der volle Mond iſt nicht ſo weiß, als ihre Farbe war, u. ich glaube, daß ſie mich geblendet haben würde, wenn nicht der übergehangene zarte Flor die Krafft ihrer Strahlen in etwas geſchwächet hätte. Ihr längliches Geſicht hatte recht vollfleiſchigte Wangen, und ihr kleiner Mund war mit ein paar Lippen verſchloſſen, die der rothen Tulpen-Farbe in dieſem Garten den Wettſtreit anboten. Das lebhaffteſte von allem waren ihre hellen und großen Augen mit welchen ſie mir ſo unerſchrocken ins Geſicht ſahe, daß ich darüber erſchrack und in der Verwirrung nicht wuſte, wo ich hin ſollte. Endlich griff ich wieder meine Gewohnheit nach dem Hute, und ehe ich noch das Compliment ausführen konnte, war ſie mit einem ſo geſchickten und nach der beſten Hof-Manier eingerichteten Reverentze fertig, daß ich nebſt meinem Gefehrten noch mehr als vorhin verwirret, ja faſt gar entzücket wurde.

Ein rechter galant homme, geehrte Tadlerinnen, würde euch dieſes alles weit lebhaffter beſchrieben haben, als ich: Denn die Wahrheit zu geſtehen, ich bin ein halber Pietiſt, und habe mich auf die Galanterie niemahls befliſſen. Ihr werdet alſo durch euer Nachſinnen diejenigen Fehler erſetzen, die ich in meiner Erzehlung begangen habe. Ich will nur noch hinzuſetzen, daß ich und mein Gefehrte, ohne uns zu bereden, augenblicklich unſern Schluß änderten, unſre Müdigkeit vergaßen, umkehreten, und von neuem anfiengen durch die Gänge des Gartens zu ſpatzieren. Ich weiß auch nicht, wie dieſelben ſo artig eingerichtet waren, daß wir wohl drey oder viermahl unſrer Schönen begegneten; und da war es nicht möglich, ſie ohne ein Compliment vorbey zu laſſen. Ihre Danckſagungen zeigten allezeit neue Annehmlichkeiten, und ihr überaus artiger Gang machte, daß wir ihr allezeit hinten nach ſahen, und uns doch nicht ſatt ſehen konnten.

Dieſes daurete ſo lange, biß ſie ſich in dem Garten-Hauſe zu der daſelbſt befindlichen vornehmen Geſellſchafft von Manns- und Frauens-Perſonen verfügte. Aus den Bewillkommungen, welche wir von weiten höreten, war es leicht zu ſchließen, daß ſie nicht aus Leipzig, ſondern aus einer benachbarten Fürſtlichen Reſidentz wäre. Indem wir nun mit einander hin und wieder giengen, ſiehe ſo fanden wir auf denen, in voller Blüte ſtehenden Blumen-Beeten zwey Tulpen, deren Stengel ſo genau an einander gewachſen waren, daß man ſie unten nicht mehr von einander unterſcheiden konnte. Wir wunderten uns beyde über dieſe Seltſamkeit, mein Gefehrte aber, der ein guter Poete iſt, faßte alsbald den Entſchluß, dieſe Rarität nebſt einer kurtzen Poetiſchen Beyſchrifft an dieſes Frauenzimmer einhändigen zu laſſen. Sein aufgeweckter Kopf, ließ es ihm an einem guten Einfalle nicht fehlen: und ehe ichs mir verſahe, hatte er in ſeiner Schreibtafel folgende Zeilen verzeichnet:

Zwey Tulpen liebten ſich, und ſprachen Floren an,
Sie beyde ſo genau als möglich, zu verbinden.
Die Göttin ſprach ſo gleich: Es ſey hiemit gethan!
Man ſoll euch künfftig hin an einem Stengel finden.
Geſagt und auch geſchehn. Florander fand das Paar,
Und ſchickte ſolches gleich der ſchönen Cöleſtinen,
Die Blumen, die auf Sie ſo eiferſüchtig ſchienen,
Begleitete ein Blatt, darauf die Beyſchrifft war:
O Schöne, möchte mir ein Seufzer wohl gerathen!
Ich thät ſonſt keinen Wunſch, als den die Tulpen thaten.

Ich will mich nicht lange aufhalten zu erzehlen, wie er dieſes an das Frauenzimmer beſtellet, und wie ſie es aufgenommen: Ich bleibe nur bey dem was mich angehet. Ich weiß gar nicht wie mirs nach der Zeit zu Muthe iſt. Ich dencke immer an die artige Cöleſtine, wie ſie mein Gefehrte kaufete. Ich wünſche ſie bald wieder zu ſehen, und bereue es, daß ich mich nicht genauer um ihren Aufenthalt, Stand und Namen befraget habe. Eine Bürgerliche muß ſie wohl ſeyn, denn ich glaube ſchwerlich, daß ein Fräulein gegen ein paar Gelehrte, die weder Gold noch Silber auf ihren Kleidern tragen, ſo höflich geweſen ſeyn würde: Aber bey dem allen befürchte ich, meine jetzige Unruhe werde vielleicht eben dasjenige ſeyn, was man ſonſt die Liebe nennet. Wäre dieſes, ſo wäre es mir ſehr leid; denn ich habe noch mein Lebenlang nicht geliebet, und halte es vor eine Sünde verliebt zu ſeyn. Weil mich nun dieſe Schöne durch den Uberfluß ihrer Artigkeit dazu verleitet hat, ſo bitte ich euch, Wertheſte Tadlerinnen, ſie des gegebenen Aergerniſſes halber zu ſtrafen, und ins künfftige allem Frauenzim̃er zu verbieten, keiner Mañs-Perſon ſo ſteif ins Geſichte zu ſehen, vielweniger auf eine ſo reitzende Art ein Compliment zu machen. Denn in Warheit, da ſolches bey mir, als einem, der ſich allzeit vor unempfindlich gehalten, einen ſolchen Eindruck gemacht; ſo kan ich mir leicht einbilden, was es bey zärtlichern Gemüthern vor Würckungen nach ſich ziehen würde. Ich machte mir zwar anfänglich einen Scrupel, ob es auch ſündlich ſeyn würde, an euch, als Frauenzimmer, zu ſchreiben: Allein als ich bedachte, daß es kein Liebes-Brief werden ſollte, gab ſich mein Gewiſſen zu frieden. Ich hoffe von euch die Ehre einer öffentlichen Antwort und nenne mich

Euren

Leipzig. 1726. den 15. May.

ergebenſten Leſer

Weichhertz.

Verabſcheidung.

IN Sachen des Herrn Weichhertz wieder Jungfer Cöleſtinen/ einen freyen Blick und ein ſchönes Compliment betreffend, erkennen die vernünftigen Tadlerinnen vor recht und billig/ daß, weil Herr Weichhertz, als ein Pietiſt, billig die Augen hätte zumachen ſollen/

Jungfer Cöleſtine dießmahl ohne alle Strafe frey ausgehen ſoll. Wi auferlegen ihrs aber ins Künfftige, wenn ſie Herr Weichhertz wiederum wo antreffen ſollte, ihn weder anzuſehen/ noch ſeinen Grüßen eine Danckſagung wiederfahren zu laſſen; Damit ein ſo frommer Menſch nicht ferner beunruhiget oder geärgert werde. Wie recht iſt, V. R. W. Halle, publicirt 1726. den 24. May.

Die Tadlerinnen.

Galante Tadlerinnen

Ich ſchreibe euch in einem Zuſtande, da ich die Feder kaum führen kan. Weil mir der gantze rechte Arm etliche Tage her gelähmet geweſen u. noch itzo geſchwollen iſt. Dieſes Ubel rühret von einem Falle her, den ich neulich auf einer Treppe gethan, und dabey ich den Hals oder ein Bein hätte brechen können/ wenn mir das Glück nicht günſtiger geweſen wäre. Ihr werdet vielleicht dencken/ ich müſte wohl wie Pulchella, deren ihr in eurem 51ſten Stücke vorigen Jahres gedacht, gar zu hohe und ſpitzige Abſätze oder gar zu kleine Schuhe tragen; Aber ihr irret: Meine Unachtſamkeit iſt theils Schuld daran/ theils aber auch die verzweifelte Mode in unſern Frauenzimmer Kleidungen. Man träget bey uns die ſteifen Wüſten und die andern Kleider oben ſo weit ausgeſchnitten, daß die Ermel lange nicht an die Schultern reichen/ welche deswegen oben gantz nackend hervor ragen müſſen. In dieſer Tracht gehet man gleichſam mit gebundenen Armen. Kaum daß man bey Tiſche einen Finger zum Munde bringen kan; zur Seite und hinterwärts, kan man ſie ohne dem nicht einer Spannen hoch heben. Von dieſer quälenden Tracht kam nun mein Fall her. Ich weiß nicht, wie mich auf der Treppe ein kleiner Schwindel überfiele, und als ich nach dem Geländer griff, mich an demſelben zu halten/ ſiehe, ſo hinderte mich das Schulterſtück der Wüſte den Arm auszuſtrecken/ und ich ſchlug wie ein Holtz die übrigen Stufen herunter. Da lag ich nun das Unterſte zu oberſt/ und war nicht vermögend mit meinen geſchloſſenen Armen mir ſelber zu rechte zu helfen; Biß endlich unſre Hausgenoſſen herzuliefen und mich wieder auf die Füße brachten. Wie ſehr ich mich dabey geſchämet habe/ könnt ihr euch leicht vorſtellen/ und eben deswegen bitte ich euch durch eure Vorſtellungen dieſe heßliche Mode ein wenig ſchwartz abzumahlen; Damit man ſie endlich abbringen möge. Ich bin ſonſt

Eure

Dr. 1726. den 5. May.

ergebenſte Freundin
Fr. von Nackthauſen.

Antwort.

WElches Frauenzimmer nicht geſonnen iſt, aus Liebe zur Beqvemlichkeit, dieſe Mode zu ändern; Die ſey ſo gut und laſſe ſich einen hübſchen Gängelwagen machen, in welchem ſie ſich gleich den kleinen Kindern vor dem Falle verſichern könne.

Unachtſame Tadlerinnen,

WEnn werdet ihr doch endlich anfangen eurem Geſchlechte die Vorſchrifften zu geben, darnach es ſich in ſeiner Aufführung mit Manns-Perſonen zu richten hat? Das liebe Frauenzimmer iſt in der That ſo uneins in ſeinen Manieren, daß man nicht weiß/ wie man ſich in daſſelbe ſchicken ſoll. Nur den einzigen Punct des Grüßens zu berühren: ſo weiß ja ein ehrlicher Kerl nicht, wie er ſich dabey zu verhalten habe. Grüßet man gar nicht; ſo heißt es: Der Tölpel trägt Vögel unter dem Hute! Grüßet man aber; ſo ſpricht eine andere: Der Kerl muß ein verliebter Wurm ſeyn, warum würde er mich ſonſt grüſſen/ da er gar keine Bekanntſchafft mit mir hat? Unter denen, die gegrüßet werden wollen, iſt auch noch ein Unterſcheid. Die eine will freundlich, die andere aber nur ernſthafft gegrüßet ſeyn. Dieſe will zwar außer der Stadt, wenn ſie ums Thor fähret, oder in einem Garten iſt; nicht aber in der Stadt gegrüßet werden; wenn ſie entweder im Fenſter liegt, oder auf der Straße gehet. Was ſoll ich von ihrer Art zu dancken ſagen? Mopſa dancke gar nicht; denn weil ihr Mann Rathsherr iſt, ſo dreht ſie ſich nach der andern Seite, wenn jemand ihr eine Höflichkeit erweiſen will. Hilaria hergegen iſt ſo freundlich/ daß ich bey dem erſten Gruße, den ich ihr machte, geſchworen hätte/ ſie ſey in mich verliebt; biß ich hernach wahrnahm, daß ſie dem Laqveyen eben ſo holdſeelig dancket/ als ſeinem Herrn. Etliche haben hölzerne Beine/ ohne alle Gelencke/ und andre haben ſchon gewiſſe Falten/ in welche ſie ihre Angeſichter zuſammen ziehen, wenn ſie ein Compliment vermuthen. Ich wünſchte nichts mehr, als daß ihr alle dieſe Mißbräuche abſchaffen und euren Mit-Schweſtern Regeln vorſchreiben möchtet, wie ſie ſich in dieſem Stücke zu verhalten hätten, damit man endlich auch wiſſen könnte, wie man ſich gegen dieſelben aufzuführen habe. Ich bin

Deroſelben

von hier an der Pleiße. 1726.
den 9. May.

gehorſamſter Diener
von Höflichsdorf.

Unſre Meynung gehet dahin, daß man dasjenige Frauenzimmer, die nicht gegrüßet ſeyn will, unaufhörlich; Die aber, welche viel darauf halten, gar nicht, oder doch ſparſam grüſſen möge! Damit beyde Gattungen lernen mögen, ſich in die Leute zu ſchicken und ſich alles gleichviel gelten zu laſſen. Vor das Ubrige will ich künfftig ſorgen.

XXII. Stück.

Die Vernünftigen Tadlerinnen

Freytags, den 31. May 1726.

Philander.

Es ſchimpfte mich ein Kerl/ den ſchoß ich von der Mähre,
Daß Dampf nnd Blut zugleich aus ſeinem Halſe gieng.
Ach was verbieten doch die Fürſten die Duelle!

Als ich neylich von der Liebe zur Trunckenheit handelte, und die Veranlaßung dazu von dem Wetzen nahm, welches des Abends auf unſern Gaſſen gehöret wird; haben ſich einige Freunde dieſer Academiſchen Laſter ſehr beleidiget befunden. Inſonderheit haben ſie mich der Unerfahrenheit und Einfalt beſchuldiget, weil ich ihre Hertzhafftigkeit ausgelachet, womit ſie das Pflaſter und die Eckſteine angreiffen. Sie haben ſich mit groſſem Geſchrey erkläret, daß ihr Abſehen bey dem Wetzen gar nicht auf lebloſe Geſchöpfe gerichtet ſey; welches ihrem eigenen Geſtändniſſe nach was thörichtes und lächerliches ſeyn würde. Sie haben vermeynet, es ſtecke allerdings ein wahrhaffter Heldenmuth in einem wetzenden Burſchen; angeſehen er dadurch, alle, die ihm etwan begegnen möchten, zum Wiederſtande aufgefordert und zum Zweykampfe eingeladen haben wolle. Dergeſtalt ſtreite man ja nicht gegen einen Wehr- und Sinn-loſen Gegner, ſondern man gebe nur ein Zeichen, daß jemand vorhanden ſey, der ſich vor keinem fürchte, und bereit ſey einem jeden Hertzhafften die Spitze zu bieten.

Ich will mir dieſe Erklärung unſrer Herren Steinhauer gefallen laſſen; wiewohl ich noch ſehr viel dawieder einzuwenden hätte. Wie mancher junger Herr, der geſtern allererſt den Degen an die Seite bekommen, wetzet bloß aus Begierde, zu erfahren, ob ihm ſeine Mama auch eine hübſche ſtählerne Klinge angeſchaffet habe; welches er aus der Menge der herausfahrenden Funcken zu beurtheilen dencket. Wie mancher ſchreyet bey ſeinem Wetzen: Es lebe Mademoiſelle . . hoch! Der doch ſogleich umkehret und eine andre Straße gehet, ſobald etliche Schritte davon, ein anderer zu wetzen und contra zu ruffen anfängt. Wie beſteht dieſes Verhalten mit der obigen Erklärung? Doch wie geſagt, ich will dieſelbe nicht mit weitläufftigen Einwürfen entkräfften; vielweniger einen Argwohn erwecken, als ob ich eine ſolche Hertzhafftigkeit gut heißen wollte, welche den erſten den beſten, der ihr im Duncklen begegnet, es ſey Freund oder Feind zum Schlagen auffordert. Meine Abſicht iſt dieſesmahl das Unvernünfftige aller Schlägereyen einigermaßen zu entdecken.

Wenn die Menſchen durchgehends in ihrer natürlichen Freyheit leben möchten, ſo daß weder Obrigkeiten noch Unterthanen, weder Bürgerliche Geſetze noch Strafen eingeführet wären; ſo wäre freylich ein jeder verbunden, ſelbſt, ſo wie vor ſeinen Unterhalt, alſo auch vor ſeine Sicherheit zu ſorgen. Trüge ſichs zu, daß mir von einem andern ein Unrecht wiederführe, und ich könnte ſolches weder durch gute Vorſtellungen, noch durch Schiedsmänner, noch durch Drohungen abwenden; ſo wäre es mir erlaubt, das Meinige mit Gewalt zu beſchützen. Wäre mir das Unrecht ſchon würcklich wiederfahren, ſo ſtünde es mir frey die Genugthuung auch mit Macht zu ſuchen, damit ich nicht inskünfftige von einem jeden Gewiſſenloſen frevelhaffter Weiſe angegriffen und endlich gar zu Grunde gerichtet würde. Dieſes erlaubet uns die geſunde Vernunfft; oder das natürliche Ge-

[illegible] ſey;

ſetz; wenn es uns die Erhaltung unſrer ſelbſt, als eine Pflicht auferleget. Sie giebt uns aber auch die Warnung, daß wir allezeit die gelindeſten Wege, uns in Sicherheit zu ſetzen, zuerſt ergreifen, und wenn dieſe nicht anſchlagen, allmählich härtere anwenden ſollen, um uns vor aller Gewaltthätigkeit zu verwahren. Wer mit Drohungen ſeinen Feind zurücke halten kan, muß nicht gleich zuſchlagen: und wer mit einer kleinen Beſchädigung ſeine Gegner abweiſen könnte, würde ſehr übel thun, wenn er ihnen Arme und Beine entzwey ſchlüge. Dem ohngeachtet giebt es Fälle, da man auch berechtiget ſeyn würde, ſeinen Feind des Lebens zu berauben; wenn man nehmlich kein ander Mittel wüſte das Seinige zu retten; oder unaufhörlichen Nachſtellungen, davon man völlig verſichert wäre, zulänglich vorzubeugen.

Wer nur ein wenig nachdencken kan, wird leicht ſehen, daß dieſer natürliche Zuſtand der Menſchen zu ſehr vieler Unruhe Gelegenheit geben würde. Der Verſtand iſt bey den allermeiſten ſo ungeübt, daß er nicht einmahl die leichteſten Regeln des natürlichen Geſetzes oder der vernunfftmäßigen Billigkeit begreifen; geſchweige denn von ſich ſelbſt entdecken kan. Die Verbindlichkeit, darinnen wir ſtehen, derſelben ein Gnügen zu thun, iſt ihm viel zu tieffſinnig und ſubtil; als daß ſie einen Eindruck in das Hertz machen und daſſelbe zur Tugend-Liebe bewegen ſollte. Was würde alſo nicht vor Unheil unter den Menſchen, durch die eigenmächtige Vertheidigung des Seinigen, entſtehen? Wie leicht wären die Schrancken der Billigkeit zu überſchreiten, wenn man die Beleidigung, ſo uns wiederfähret, vor größer anſähe als ſie in der That wäre? Und doch kan dieſes durch die unmäßige Eigenliebe gar leicht geſchehen. Herr **Spitzig** ſaget ſeinem Freunde einen beißenden Schertz, den derſelbe nicht ohne Rache vorbey laſſen will. Er vergilt ihn derowegen durch eine ſehr bittere Antwort. Herr **Spitzig** wird dadurch entrüſtet und ſetzet, wie man zu reden pflegt, einen Trumpf darauf. Herr **Empfindlich** erwiedert denſelben mit einer derben Maulſchelle, und die Antwort erfolget mit einem Spaniſchen Rohre; worauf jener den Degen ziehet und dem Herrn **Spitzig** eine tödtliche Wunde beybringet.

Solche Fälle würden ſich ſtündlich zutragen, wenn wir außer der Republic leben möchten. Ja was vor Weitläufftigkeiten würden nicht entſtehen, wenn etwa eine Perſon von ihrem Gegner entleibet würde? Es würden Kriege unter einzelnen Familien geführet werden, daraus nichts als Mord und Blutvergießen erfolgen würde, biß der eine Theil entweder gäntzlich aufgerieben, oder doch mercklich entkräfftet wäre. Allein dieſem Unweſen iſt durch die Einrichtung des gemeinen Weſens, Einhalt gethan. Die Selbſt-Rache iſt durchgehends verbothen, und die Obrigkeit ſchützet einen jeden bey ſeinen Rechten. Wer das ihm angethane Unrecht ſelbſt vergelten und ſeinen Feind, in ſolchen Fällen, da man die öffentliche Gerechtigkeit zu Hülfe ruffen kan, wieder beleidigen will, der empöret ſich wieder die gemachte Ordnung der Republicken. Er will ſich wieder in den Stand der natürlichen Freyheit verſetzen, der doch aus guten Urſachen, und um unſrer zeitlichen Wohlfahrt willen abgeſchaffet worden.

Hieraus kan man nun leicht abnehmen, was von unſern Duellanten zu halten ſey. Ihre ſo hochgerühmte Hertzhafftigkeit iſt ein Verbrechen wieder den Staat; wenn ſie gleich die wichtigſten Urſachen hätten ihren Feind zum Zweykampfe auszufordern. Keine Beleidigung iſt ſo groß, die nicht von der Obrigkeit beſtrafet werden könnte. Ja eigentlich zu ſagen, ſo kan ſie dieſelben beſſer beſtrafen, als wenn ſich ein jeder ſelbſt Recht ſchaffen will. Wer ſich ſelbſt rächet, der muß allezeit beſorgen, daß ihm ſein Feind von neuem Schaden zufüge. Er läuft Gefahr, noch härter beleidiget zu werden, als vorhin geſchehen, und wer zuvor ein ſchimpfliches Wort nicht verdauen konnte, muß hernach wohl gar eine gefährliche Wunde erdulden, ohne weitere Rache zu ſuchen. Strafet aber die Obrigkeit meinen Feind; ſo bin ich vor ſeinen fernern Anfällen geſichert. Wenn ihn die Geſetze verdammen; ſo kan er auf mich nicht zürnen; zum wenigſten kan er ſich an mir deswegen nicht rächen. Thut ers aber doch, ſo muß er befürchten von neuem dem Richter in die Hände zu fallen.

Allein die Fälle ſind ſehr ſeltſam, da man um wahrhaffter und wichtiger Beleidigungen halber, Schlägereyen anfängt. Mehrentheils ſind es Einbildungen und leere Phantaſien, die man mit dem Degen in der Fauſt ausmachen will. Ein falſcher Begriff von Ehre und Reputation iſt der Vater aller Zweykämpfe, und die lächerliche Begierde vor einen braven Kerl gehalten zu werden, iſt ihre Mutter. Wer einem ſolchen Ritter **de la Manche** nur den Zipfel vom Kleide anrühret, wer ihm nur nicht einen ſolchen Blick machet, als er nach ſeinem närriſchen Eigenſinne haben will; der hat den windigten Federfechter auf dem Halſe. Er geht mit lauter Heldenthaten ſchwanger, und wenn er nicht Gelegenheit dazu findet; ſo muß er ſie, wie man ſpricht, vom Zaune abbrechen. Kein Menſch muß ihm wiederſprechen; Kein Menſch muß ihm was verſagen; ja niemand ſoll von einer Sache nur anders dencken als er; ſonſt muß er gewärtig ſeyn, von ihm, auf ein Tractament von guten Degen-Klingen, eingeladen zu werden. Man kan kein Wort in Geſellſchafften ſagen, daraus er nicht was ſchimpfliches erzwingen kan. So gar aus den Lobes-Erhebungen, die man ihm beyleget, klaubet er was Ehrenrühriges. Er ſiehet Windmühlen vor Zauberſchlöſſer an, wie **Don Qrixot**, jener Spaniſche Fincken-Ritter. Bringt er eine Geſundheit aus, und ihr thut ihm nicht Beſcheid; oder laſſet nur etliche Tropfen im Glaſe; ſo iſt dieſes Urſache genug, euch einen bloßen Degen anzubieten. Iſt er von Adel, ſo iſt auch der Degen zu verächtlich, ein ſolches Unrecht zu vergelten: Es heißt:

Ich bin ein Cavalier, hier liegen die Piſtolen!

Günther.

Doch auch darbey bleibt es nicht. Wenn nur noch allezeit eine Mißhelligkeit der Gedancken und Worte der Grund ſolcher Schlägereyen wäre! Nun aber iſt ſelbſt die Ubereinſtimmung ihrer Meynungen und Neigungen eine Gelegenheit zum Zweykampffe. **Herr Siegfried** liebet eine gewiſſe Schöne, und als er des Abends ohngefehr vorüber geht, trifft er ein Chor Muſicanten vor ihrem Hauſe an, welche Herr **Pinſel** dahin geführet hat, um dieſem Frauenzimmer eine Abend-Muſic zu machen. Dieſer hält Jungfer **Lörchen** eben ſo wohl vor ſchön, artig und liebenswürdig, als jener; folglich glauben ſie beyde einerley, ſie verehren auch einerley Vollkommenheiten; allein, dieſe Einhelligkeit verurſachet Streit unter ihnen. Herr **Siegfried** ſpottet des Ständchens: Er wundert ſich, daß Jungfer **Lorchen** ſich auch von **Pinſeln** verehren laſſe, und machet dieſes ſo lautbar, daß ſein Nebenbuhler es nothwendig erfahren muß. Was dieſem an Hertzhafftigkeit fehlet, das erſetzen die Ermahnungen ſeiner Freunde, die Herrn **Siegfriedens** Glück beneiden. Der folgende Tag giebt beyden Gelegenheit, ihre Rachgier ausbrechen zu laſſen. Sie begegnen einander vor dem Fenſter ihrer Schönen; ſie ziehen vom Leder, und ihre Gefehrten thun desgleichen. Zwey eyferſüchtige Hähne können ſo eifrig nicht um die Bedienung ihrer Weiber fechten, als dieſe hitzige Liebhaber. Die Gegenwart ihrer Geliebten ſtärcket ſie von beyden Theilen; indem ein ieder glaubet, daß dieſer Kampff den Ausſchlag in ſeinem Glücke geben werde. Beyde kommen mit blutigen Köpffen davon. **Herr Siegfried** behält zwar den Platz; trägt aber nichts deſto weniger an ſeiner verwundeten Hand ein langes Andencken dieſer Begebenheit davon. Beyde verfallen in die Strafe der Obrigkeit. Beyde werden von ihren Anhängern gelobet, und von ihren Widerwärtigen geſcholten. Und was erlangen ſie durch ihre Hertzhafftigkeit vor Vortheile? Dieſe, daß ſich das Frauenzimmer ſcheuet, ihnen die geringſte Gewogenheit zu erweiſen; indem die gantze Stadt weiß, daß ſie ſich öffentlich als ihre Liebhaber erkläret haben.

Es iſt nichts übrig, als daß ich jungen Leuten, die auf Academien kommen, den Wahn benehme; als könnten ſie nicht vor rechtſchaffene Purſche paßiren, dafern ſie ſich nicht mit einem jeden, der ihnen ein wenig zu nahe kommt, herum ſchlügen. Dieſe ſchädliche Einbildung iſt ſonderlich bey uns und in J. gewöhnlich, da hingegen auf den andern Academien dieſes bey weiten ſo ſehr nicht eingeriſſen iſt. Es würde manchem, der auf unſern Univerſitäten nicht bekannt iſt, ſehr wunderlich vorkommen, wenn man ihm ſagen ſollte; daß man ſo gleich aus dem äußerlichen Anſehen eines Studierenden urtheilen könne, auf welcher Academie er ſich aufhalte. Und doch iſt nichts ſo leicht als dieſes. Man darff nur auf die eintzigen Degen ſehen, die ſie an der Seiten haben. Eine lange Stoßklinge und ein gelbes Gefäß mit einem groſſen rundten Stichblate iſt ein untrügliches Merckmahl eines H. Ein ſchwartzes eiſernes Gefäß iſt das Kennzeichen eines J. Eine breite Klinge iſt W. Und ein kleiner Galanterie-Degen iſt das Kennzeichen eines L. Dieſe letztern ſehen in dieſem Stücke am vernünfftigſten aus, und obgleich unſere Klopffechter ſich des Lachens nicht enthalten können, wenn etwa ein artiger Leipziger mit dem Hute unter dem Arme, und ein Affections-Bändchen in ſeinem kleinen Gewehrchen habend, über unſern Marckt gehet; ſo ergötze ich mich doch allezeit über dieſe vernünfftige Mode, und kan verſichern, daß vielen von unſerm Hälliſchen Frauenzimmer ihre Liebhaber weit beſſer gefallen würden, wenn ſie auch ihre lange Mordeiſen in kurtze Federmeſſerchen, und ihre Schläger-Poſitur in die Geſtallt eines angenehmen Stutzers verwandeln möchten.

Doch ich frage noch zuletzt, ob dieſes eine wahrhaffte Schande ſey, wenn etliche wilde und ungezogene Leute einen beſcheidenen und vernünfftigen Menſchen vor verzagt ausruffen? Geht deßwegen der Hochachtung etwas ab, die alle vernünfftige vor einen wohlgearteten Studenten haben? Iſt es nicht ein gröſſerer Ruhm, ſich vor allen Halßbrechenden Händeln gehütet zu haben; als ein paar lahme Finger und durchbohrte Arme von der Univerſität nach Hauſe zu bringen? Wird endlich der Senior von einer Academiſchen Landsmannſchafft, oder ſonſt ein tapferer Renommiſte wohl eher befördert, als ein Friedliebender Menſch, der anſtatt des Fechtbodens ſeine Studier-Stube abgewartet hat?

Calliſte.

Leipzig zu finden im Brauniſchen Buchladen, allwo alle Freytage die Fortſetzung ausgegeben wird; ingleichen in **Augſpurg** bey Mertz und Meyer, in **Berlin** bey Hauden, in **Braunſchweig** bey Schrödtern, in **Bremen** bey Sauermann, in **Breßlau** bey Huberten, in **Dreßden** bey Zimmermann und Gerlach, in **Franckfurt am Mayn** bey Andreä und Hort, in **Halle** bey Spörln, in **Hamburg** bey Kißnern, in **Jena** bey Kaltenbrunnern und Bailliar, in **Königsberg** bey Eckarden, in **Magdeburg** bey Seidels ſ. W. in **Nürnberg** bey W. M. Endters ſeel. Erben, Monath und Stein, in **Roſtock** bey Fritſchen und Schwechten, in **Ulm** bey Bartholomä, in **Wittenberg** und Zerbſt bey Zimmermanns ſel. Erben, in **Wolffenbüttel** bey Meißnern.

XXIII. Stück

Die Vernünftigen Tadlerinnen

Freytags, den 7. Junii 1726.

Canitz.

Daß ich mich aus Verdruß gekrümmet und gewunden,
So offt als der Tyrann zu den geſetzten Stunden,
Durch ein verhaßtes Wort mich in dem Spiel geſtört,
Und eh ich teutſch gekonnt, was Römiſches gelehrt.

DEr achte Brief, der in dem Anhange zu unſern Blättern auf der 18ten und den folgenden Seiten befindlich iſt, hat uns die Frage vorgeleget: ob man nicht bisweilen genöthiget ſey, fremde Wörter in unſrer Sprache zu dulden, wenn man mit guten teutſchen Worten die Sache ſo gut, oder ſo kurtz nicht geben kan? Wir ſind allerdings der Meynung unſrer Correſpondenten zugethan, und beantworten die Frage mit Ja. Unſre Gedancken ſind niemahls dahin gegangen, unſre Landes-Leute zu hindern, daß ſie kein fremdes Wort brauchen ſolten, wenn kein einheimiſches vorhanden iſt: Wir haben nur die unnützen Sprachen-Miſcher ausgelachet, die ohne Noth dergleichen ausländiſche Lumpen auf ihren teutſchen Rock hängen, und ſich einbilden recht galant zu reden und zu ſchreiben, wenn ſie dasjenige mit einem zerſtümmelten Frantzöſiſchen Worte übel ausdrücken; was ſie mit einer guten teutſchen Redens-Art weit beſſer hätten vortragen können.

Ich glaube hierinnen die Gewohnheit der alten Römer auf meiner Seiten zu haben. Ein jeder Studirender wird wiſſen wie ſehr dieſelben auf die Reinigkeit ihrer Mutterſprache gehalten: Man wird wiſſen, daß, als der Kayſer Claudius ein gewiſſes fremdes Wort auf dem Rathhauſe gebrauchte, ſogleich ein Rathsherr aufgeſtanden und ihm ſolches verwieſen. **Kayſer, hieß es, ob du gleich fremden Völckern das Römiſche Bürgerrecht geben kanſt, ſo kanſt du doch kein ausländiſches Wort in unſre Sprache aufnehmen.** Doch haben ſie ſich kein Gewiſſen gemacht, Griechiſche, auch wohl barbariſche Wörter zu gebrauchen, wenn die Armuth ihrer Sprache es nicht zuließ, dieſelben recht zu überſetzen. Sie bereicherten dadurch ihre Mutterſprache, indem ſie dieſe Wörter nicht mit fremden, ſondern mit ihren eigenen Buchſtaben ſchrieben, und dieſelben ſo mit andern zuſammenfügten, wie es die Regeln ihrer Mundart zuließen. Die eintzige Griechiſche Sprache iſt ſo reich an Worten geweſen, daß ich nicht glaube, daß man darinnen viel ausländiſches antreffen werde. Alle Künſte und Wiſſenſchafften waren bey dieſem klugen Volcke erfunden, folglich hatten ſie auch lauter einheimiſche Kunſtwörter: Wiewohl es kein Zweifel iſt, daß man heute zu Tage wieder unzehlige Dinge erfunden, davon man vormahls nichts gewuſt: Dazu alſo Griechenland auch die ausländiſchen Nahmen würde annehmen müſſen. Wenn alſo unſre Frauenzimmer Kleidungen bald Jüppen, bald Contouchen, bald Volanten, bald Andriennen genennet werden, ſo wunderts mich nicht. Die Moden kommen aus Franckreich; folglich kommen auch die Nahmen daher. Wenn aber **Magdalis**, aus eingebildeter Galanterie im Reden, ſagt: Die Sonne brilliret ſo ſtarck, daß man ſich nicht ſuffiſamment eventailliren kan: ſo möchte ich flugs den Krampf in die Ohren bekommen.

Vor Kurtzem iſt wiederum ein Schreiben von einem Freunde der teutſchen Reinigkeit bey uns eingelaufen, welches meine Leſer nicht ohne Vergnügen durchſehen werden. In dieſer Abſicht ſetze ich es hieher, obwohl es mir an verſchiedenen Materien nicht fehlet, dieſes Blat voll zu machen. Ich wünſche, daß ein jeder darinnen den Schertz von dem Ernſte unterſcheiden und unſerm aufgeweckten Correſpondenten keine wunderliche Meynung andichten möge; wenn er nur zur Luſt und Auszierung ſeiner ernſtlichen Gedancken, was ſeltſames einfließen laſſen. Es lautet alſo:

Hochwertheſte Tadlerinnen,

WIſſet ihr wohl, was ein **teutſcher Michel** heiße? Dieſer verdrüßliche Nahme ärgert mich noch dieſe Stunde, ſo offt er mir in den Sinn kommt: Ja es reuet mich faſt, daß ich dieſes Papier mit der Erklärung deſſelben verderben ſoll. Als ich in meiner Jugend den Grund zur lateiniſchen Sprache legte, hielte mein Lehrmeiſter, dem ich wegen der an mir erwieſenen Treue, noch itzo allen Danck ſchuldig bin, mich und meine Mitſchüler ſo ſcharf, daß wir bey Leibes- und Lebens-Strafe kein teutſches Wort reden durfften, damit wir uns die ſo genannte Sprache der Gelehrten deſto geläufiger machen möchten. Hactenus bene! Ach vergebt mirs doch, liebſte Tadlerinnen, daß ich dieſes lateiniſche Blümchen mit einfließen laße. Das Ding klebt einem ſo an, daß man ſich nicht genugſam davor in acht nehmen kan. Nun iſt es mir einmahl aus der Feder und da ich an Frauenzimmer ſchreibe, möchte es nicht hübſch ſtehen, wenn ich es wieder ausſtreichen wolte. Doch wieder zum Texte. Verſahe es nun die unachtſame Jugend zuweilen, und platzte mit einem teutſchen Worte, einer gantzen Redens-Art oder Frage ungefehr heraus; ſo war unſer beſter Titel: **Du teutſcher Michel.** Mich verdroß dieſer Nahme nicht wenig; denn ob ich wohl ſoviel begreiffen konnte, daß der Nahme **Michel** keine ſchimpfliche, noch ehrenrührige Bedeutung in ſich faſſe: Zumahl da ich wuſte daß gleichwohl ein heiliger Ertz-Engel denſelben geführet, mir auch unterſchiedene ehrliche und angeſehene Leute bekannt waren, die mit dieſem engliſchen Nahmen getaufft worden; ſo muſte ich doch dencken, daß in dem Beyworte teutſch vielleicht etwas ſtecken müſſe, daß mich ſo empfindlich machen könnte. Meinen Lehrmeiſter wollte ich deswegen nicht befragen: Denn ich hatte keine Luſt mir über dieſen verhaßten Nahmen eine vielleicht noch verhaßtere Beſchreibung geben zu laſſen. Ich ſtellte daher meine eigene Betrachtungen drüber an, welche, wie man ſich leicht einbilden kan, meinen damahligen Jahren gemäß, das iſt ziemlich kindiſch herauskamen. Ich will euch, wertheſte Tadlerinnen, einen Theil davon entdecken.

Ich dachte ſo: Weil doch Michael ein Nahme iſt, der aus der Hebräiſchen Sprache herkommt, ſo kan es leicht ſeyn; daß etwa im alten Teſtamente ein Jude, der Michael geheißen, von der Weltbekannten Iſraelitiſchen Univerſität **Abel**, wo er etwan ſtudiret, oder auf gut Rabbiniſch zu reden, zu den Füßen ſeiner Lehrer mag geſeſſen haben, eine Luſtreiſe in die gegen Abend gelegenen Europäiſchen Länder gethan; ſo wie etwa unſre junge Herrn heut zu Tage nach Franckreich reiſen. Ohne Zweifel wird er dann auch zu unſern alten Teutſchen gekommen ſeyn, und wer weiß was er von den gelehrten Druiden oder Prieſtern derſelben vor Weißheit zu erlernen gehoffet; weswegen er ſich die Mühe nicht dauren laſſen, ſich mit Ernſt auf ihre Sprache zu legen. Neugierigen Leuten gefällt in der Fremde alles, womit ſie ſich zu Hauſe von allen Ungereiſeten unterſcheiden und zeigen können, daß ſie die Welt geſehen haben. Da nun unſer gewanderter Herr Michel die teutſche Landesſprache einmahl gefaſſet hatte, ſo hielte er ſichs bey ſeiner Zurückkunfft nach Abel, vor eine Schande, anders als teutſch zu reden. Wenn man ihn gleich Hebräiſch anredete, wollte er doch nicht mehr **Adoni**, ſondern **Mein Herr** genennet ſeyn, warum? weil man in Teutſchland ſo ſpräche. Er ſelbſt that dieſes gegen alle, mit welchen er umgieng, und bemühete ſich, zum wenigſten nicht zwey Hebräiſche Worte zu ſagen, ohne ein teutſches auf das artigſte mit anzubringen.

Das gemeine Volck ſperrte gleich Naſe, Maul und Ohren auf, und hielte den Herrn Michel vor einen weitgereiſeten Herrn. In der That liegt Abel weit genug von Teutſchland, und durch dieſe Bewunderung ſeiner in der Fremde erlangten Geſchicklichkeit, ward ſeine Einbildung dermaßen geſtärcket, daß er ſich alſobald vornahm Profeſſor Ordinarius Linguæ Teutonicæ zu werden. Er gab ſich bey dem hochanſehnlichen geiſtlichen Rathe zu Jeruſalem gebührend an, und ſtellte denſelben weitläufftig vor, wie viel Nutzen es haben würde, wenn ſich die jungen Jüdiſchen Schrifftgelehrten auf eine Sprache legen möchten, die noch von dem Babyloniſchen Thurme her, viel alte Stammwörter der erſten Sprache beybehalten hätte, welche denn zur Erklärung vieler Stellen in den Moſaiſchen Geſetzbüchern was beytragen könnten. Den Hochehrwürdigen Räthen oder Beyſitzern des Synedrii kam dieſes Anſuchen gantz fremde und unerhört vor: Gleichwohl hielten ſie darüber verſchiedene Sitztage. Endlich fiel durch die meiſten Stimmen der Schluß, daß Herr Michael nicht nur mit ſeinem Suchen abgewieſen; ſondern auch noch zur Rede geſetzet werden ſolle, warum er die teutſche Sprache bey ihnen in Schwang bringen wolle? Deñ da es bekannt iſt, daß die Jüden über die Erhaltung der Reinigkeit ihrer Sprache damahls ein wachſames Auge gehabt, ſo hielten ſie auch das Vorhaben des Herrn Michaels vor einen guten Anfang zur Ketzerey, und meyneten, wenn die teutſche Sprache unter die Leute kommen möchte, würden ſie wohl gar ihre Mutterſprache darüber vekachten, folglich köñte die Religion einen gewaltigen Stoß bekommen; als deren Geheimniſſe ihnen nur im Hebräiſchen wären vorgetragen worden.

Herr Michael hätte ſich eher des Himmels Einfall als dergleichen Dinge vermuthet. Er mochte aber einwenden was er wollte, ſo blieben ſie doch bey ihrem Kopfe; und da er ihnen die Nutzbarkeit der teutſchen Sprache als eine neue Wahrheit, vielleicht zur Unzeit, etwas derb mochte vorgeſtellet haben; ſo erfuhr er mit ſeinem Schaden, daß man ſich nicht allemahl gerne die Wahrheit zeigen laſſe. Mit einem Worte, die Sache ward dahin geſpielet, daß er mit Schimpf und Schande aus Abel verwieſen, oder nach Academiſcher Art zu reden, cum infamia relegiret wurde. Jedermann neñte den armen Teufel nunmehro den **teutſchen Michel**, und dieſes wurde nachgehends beſtändig als ein Schimpf-Wort gebraucht, und allen denen angehänget, die ſich unterſtehen wollten anders als Hebräiſch zu reden. Auf dieſe Art kan alſo vielleicht daſſelbe entſtanden, und auf Kindeskind fortgepflantzet ſeyn, biß endlich bey erfolgter Zerſtreuung der Jüden, ſelbiges in alle Welt ausgebreitet und auch hieher zu uns gebracht worden.

Ich geſtehe es gerne, daß wieder dieſe Muthmaßung meiner Jugend ſehr viel einzuwenden iſt, welches ich auch nach der Zeit beſſer eingeſehen habe: Allein damahls gieng meine Beurtheilungskrafft nicht weiter, und aus obgedachten Urſachen wolte ich auch niemanden darum befragen, der etwa in dergleichen Dingen gelehrter als ich geweſen wäre. Ich mag daher von dieſem Kinde voritzo durchaus nicht Vater ſeyn, werde mich auch darüber mit keinem Critico in ein Gezäncke einlaſſen, ob ich mir gleich eben ſo viel darauf einbilden könnte, als ſie auf ihre herrlichen Erfindungen, die offtmahls von keinem beſſern Schrote und Korne ſind, wenn ſie gewiſſe Redensarten aus den Alterthümern erklären wollen. Genug, ich ſtellete mir nach meinem damahligen Begriffe, die erzehlte Sache ſo wahrſcheinlich vor, daß ich feſt glaubte den Urſprung des teutſchen Michels gefunden zu haben: Wiewohl ich vor dieſem Nahmen einen ſo groſſen Abſcheu behielte, daß ich auch nach der Zeit verdrüßlich wurde, dieſen Grillen weiter nachzudencken.

Nunmehro aber, Artige Tadlerinnen, werdet ihr mich bald fragen wollen: Warum ich euch die wunderlichen Einfälle meiner Kindheit ſo weitläufftig erzehle? Vielleicht habt ihr auch dieſes Blatt ſchon ein paarmahl weggeſchmiſſen; weil ihr noch nicht finden können, was ich haben will? Allein ich bitte noch um ein wenig Gedult, denn gleich itzo will ich euch die Urſache dieſes Schreibens entdecken. Ich muß geſtehen, daß ich von der Zeit an, da meine Beurtheilungs-Krafft ſich zu regen angefangen, bis auf dieſe Stunde, ein beſondrer Liebhaber der Reinigkeit unſrer Sprache geweſen. Es hat mich dahero jederzeit gekräncket, daß wir Teutſchen ſo wenig

Hochachtung vor unſre Mutterſprache haben, dahingegen andre Völcker z. E. die Frantzoſen, ſichs ſo ſauer werden laſſen, die ihrige auf den höchſten Gipfel der Vollkommenheit zu bringen. Die Urſachen warum wir unſre Sprache verachten ſind vielerley, und ihr habt deren ſchon manche in euren Blättern berühret. Nun bin ich auf dieſe Gedancken gerathen, ob nicht obgedachter Nahme des teutſchen Michels ein vieles zu ſolcher Verachtung habe beytragen können? Man weiß was ſolche Nahmen, womit man Kinder beſchämen will, offtmahls vor Eindrücke in ihre Gemüther machen; Zumahl wenn ſie ſo viel Ehrgeitz im Leibe haben, daß ſie ſich vor derjenigen Sache zu hüten ſuchen, durch welche ſie dergleichen Beſchimpfung zu verdienen meynen. Die Urſachen warum er ihnen gegeben wird, nehmlich weil ſie teutſch reden, kommt ihnen als ſtrafbar vor. Kommen ſie nun zu mehrern Jahren, ſo klebt ihnen noch immer was davon an, und ſie dencken, es ſtehe nicht gelehrt oder artig, wenn nicht in ihren teutſchen Reden manchmahl ein lateiniſches, frantzöſiſches oder andres fremdes Wort mit unterlauffen ſollte. Wenn uns unſre Wärterinnen noch nicht ſo viel teutſch als ſie ſelber können, herplappern gelehrt; ſo martert man uns hernach ſoviel Jahre mit dem Lateiniſchen, daß wir auch auf Univerſitäten manchmahl noch nicht recht damit fertig ſind. Dabey findet ſich zuweilen eine Frantzöſin, welche dem kleinen Papagoyen die Zunge löſen muß; an die Mutterſprache aber gedencket kein Menſch: ja wenn wir in derſelben zu reden anfangen, ſo heiſſen wir ohne alle Umſtände teutſche Michel.

Ich habe mein Tage nicht gehöret/ daß man in Franckreich frantzöſiſche Caſpare, in Engelland engliſche Melchere; und in Italien/ welſche Baltzere habe. Nur wir Teutſche/ geben uns mit aller Gewalt einen Beynahmen, der ſo lächerlich als verdrüßlich klingt. Scheinet es doch bald, als ob die Teutſchen ſich ihres Vaterlandes, wie Baſtarte ihrer Eltern, ſchämeten! Und es wäre doch zum wenigſten ein Schein einer Klugheit, wenn wir dieſes in der Stille thäten: ſo aber ſagen wir es fein teutſch heraus/ wie es uns ums Hertze iſt; damit ja unſre Sprache, ſowohl bey Ausländern als bey unſern Landes-Leuten in Verachtung bleiben möge. Es ſollte mir leid ſeyn/ wenn jemand aus dem/ was ich bisher geſchrieben/ den Schluß ziehen wollte, als dächte ich die lateiniſche und andre Sprachen zu verwerfen/ und allein die Teutſche anzupreiſen. Das ſey ferne von mir! Ich weiß den großen und zum Theil unentbehrlichen Nutzen der übrigen Sprachen gar wohl; gebe es euch aber zu bedencken, ob es recht ſey, unſre angebohrne Sprache gar hindanzuſetzen und noch dazu ein ſolches Sprichwort bey zu behalten, welches wir von andern Völckern ſo wohl, als von unſern Lands-Leuten ſelbſt, vor ein Schimpf-Wort annehmen ſollten?

Derohalben/ Liebſte Tadlerinnen, verweiſet doch denen/ welche Aufſicht über die Jugend haben/ ihre Unart. Saget ihnen/ daß ſie künfftig dieſelbe nicht mehr mit dem Popantze eines teutſchen Michels erſchrecken mögen. Es ſind ja durch vernünfftige Leute bisher ſoviel Geſpenſter vertrieben worden: ſo wird ja auch zur Vertreibung dieſes böſen Dinges Rath geſchaffet werden können. Ich weiß alle Liebhaber der teutſchen Sprache werden euch darinnen beyſtehen, und kan ich etwas darbey thun; ſo wird ſich wieder dieſes Ungeheuer mit einem tüchtigen Gewehre verſehen

Hochgeehrteſte Tadlerinnen
Euer
Leipzig den 15. May
1726.
ergebenſter Diener
Franciſci.

Wir dancken dem muntern und vor die Ehre ſeines Vaterlandes eifernden Herrn Franciſci vor die Mittheilung ſeiner artigen Gedancken, und wünſchen daß auch andre gute Köpfe ſeinem Exempel folgen und ſelbſt Hand ans Werck legen mögen. Der Anfang iſt ſchon hie und da gemacht. Es fangen auch anſehnliche Hofleute ſchon an, ſich auf einen reinen und Regelmäßigen teutſchen Ausdruck zu befleißigen. Wenn es noch zehn Jahre fortgeht, wird man gewiß, an ſtatt der teutſchen Michel, die **Frantzöſiſchen und Italiäniſchen Michel** auslachen können.

Phyllis.

P. S. Ein gewiſſer Gelehrter aus Hamburg, der ſich ſchon durch verſchiedene Poetiſche Wercke/ ſo er herausgegeben, bekannt gemacht/ hat uns nicht nur ein paar ſeltſame Proben einer wunderlichen Beredſamkeit zugeſchicket, ſondern auch mit dem letzlich fertig gewordenen dritten Theile der Nieder Sächſiſchen Poeſie beſchencket. Beydes zeiget von ſeiner Gewogenheit gegen uns, welche wir mit allem Dancke erkennen. Wir ergreifen auch ſeine gütige Anerbietung/ uns zuweilen einige Anmerckungen zuzuſchicken, und verſichern, daß wir nichts lieber in unſre Blätter einrücken werden/ als was von einer ſo geſchickten Feder herkommt.

XXIV. Stü

Die Vernünftigen Tadlerinnen

Freytags, den 14. Junii 1726.

Canitz.

Den ſtillen Waſſern iſt am wenigſten zu trauen.

Matilde, welche uns ſchon zweymahl mit ihren Zuſchrifften beehret, hat uns wiederum eine Probe ihrer Gewogenheit gegeben, indem ſie uns die Abſchrifft eines Schutz-Schreibens ertheilet, womit ſich die vormahls bey uns angeklagte Jungfer Adelliebin wegen ihres Umganges mit Manns-Perſonen zu vertheidigen ſucht. Ich kan nicht umhin ſolches meinen wertheſten Mitſchweſtern hiermit vor Augen zu legen und hernach meine Gedancken davon zu eröfnen.

Liebenswürdige Iris,

SO verdrüßlich als die Zeitung war, daß die Tadlerinnen gehindert worden ihre Tugend-lehrende Blätter ins künfftige fortzuſetzen, ſo viel mehr vergnügte mich der Anblick eures neunten Stückes, welches den vorigen Ruf vor falſch erklärete. Daſſelbe ward mir von der Jungfer Adelebin zugeſchicket. Kommet euch ſolches wunderlich vor, ſo will ich mit eurer Erlaubnis den Brief herſetzen, womit ſie ſelbiges begleitet, woraus ihr erſehen werdet, was ſie bewogen, mir durch etwas eine Freude zu machen, welches ihre Neigung vielleicht zum Feuer verdammet hätte, wenn [illegible]es dadurch in eine ewige Vergeßenheit hätte ſtürtzen können, So war er abgefaſſet:

Erzürnte Satilde,

WEr ſeine Fehler aufrichtig geſtehet, deßen Gemüthe muß der Tugend noch nicht den Laufzettel ertheilet haben. Ich bekenne mein Verbrechen, und fordere demnach von euch den Beweiß, daß ich eine wahre Tugend aus meinem Hertzen verbannet habe. Beſitzet ihr aber dieſelbe? Euer Schreiben an die Tadlerinnen mag von euch zeugen. Wie ſeyd ihr nicht ſogleich im Zorne gegen mich entbrannt, da ich euch nur den Beſuch verweigerte? Ihr gedencket ſo gleich wegen dieſer leichten Beleidigung an die empfindlichſte Rache. Die unſchuldige Begleitung des Herrn von Cedernforſt muß euch dienen, meine Lebens-Art den Leichtgläubigen verhaßt zu machen. Iſt es denn ein ſolch abſcheulich Laſter, daß man einem artigen Herrn die Erlaubniß giebt, uns nach Hauſe zu begleiten? Ihr urtheilet zu frühzeitig. Ihr wißet nicht, daß eine allgemeine Höflichkeit mir dieſe Begleitung abgezwungen. Erfordert denn der Wohlſtand in eurem Lande nicht, daß man es unverheyratheten und wohlgeſitteten Manns-Perſonen erlauben muß, uns bis zu unſern Wohnungen zu führen; wenn man zuvor einige Stunden bey unſren Freundinnen in ihrer Geſellſchafft zugebracht? Fraget über dem unſre gantze Stadt, was ſelbige von dem Herrn Cedernforſt urtheilet? Dieſelbe wird euch ſeine angenehme und tugendhaffte Aufführung auf das zärtlichſte anpreiſen. Ja fraget nur euer eigen Gewiſſen, ſtrenge Satilde, wieviel mein Herr von Cedernforſt bey euch gegolten?

holten? Entſinnet euch aber, daß ihr eurem Bruder geſtanden, wie die Perſon mehrerwehnten Herrns bey euch ſo viele Hochachtung gefunden, als er vielleicht bey mir, in der gantzen Zeit, da er in Halle ſeyn wird, vergebens zu erlangen hoffet. Ihr wiſſet ſeine Bemühungen vor meine Wenigkeit nicht. Soll ich denn gegen ſeine beſtändige Liebe und gegen ſeinen unermüdetem Eyfer gantz und gar ohne Bewegung ſeyn? Mich düncket gar ihr zürnet auf mich, daß ich ihn dennoch ſo gleichgültig und kaltſinnig dabey anſehe. Ich zweifle ob ihr es mir verüblen würdet, wenn ich gleich ſo bittſeelig gegen ihn wäre und denſelben, wie es hier eine unſrer Jungfern mit einem Cavalier gethan, auf eine von ihm durch eine Flute traversiere gegebenes Zeichen, bey einbrechender Nacht, in unſer Haus ließe, und mich mit ihm in ein dunckles Zimmer ſchliche, deſſen Thüre mehrer Sicherheit halben verriegelte, auch meinem übrigen Geſchwiſter anläge, bey der Nachfrage meiner Eltern, wo ich wäre, zu vermelden, daß ich wegen Kopf-Schmertzen mich ſo frühzeitig ins Bette gemacht. Ich bekenne es, überließe ich mich dem Triebe meiner Begierden; ſo würde es mir ſchwehr werden dergleichen Abwege zu vermeiden: Allein ich ſterbe! wenn ich nicht dergleichen Greuel verfluche. Ihr trauet mir zwar, argwöhniſche Satilde, keine wahre Tugend zu, und ich will ſelbſten nicht ſo prahleriſch ſeyn, mir dieſelbe zuzueignen: Allein unter die Laſter, damit ich behafftet bin, rechne ich auch einen unumſchränckten Ehr-Geitz, und derſelbe iſt mächtig genug meine Reitzungen in Ordnung zu erhalten. Mon Dieu, ſolten eure Augen meine Verehrer begleiten, wenn ich denſelben nach unabläßigem und offt wiederholtem Anſuchen endlich in Gegenwart meiner Eltern den Beſuch verwillige; ſo würdet ihr aus dem gleichgültigen Bezeugen ſattſam vermercken, wie unbillig meine Feinde allhier verfahren, wenn ſie ſich nicht entblöden, die allerſchändlichſten Ausſchweifungen von mir zu erdichten. Ja ich glaube, übereilte Seele, daß ihr durch dergleichen Urtheile verführet worden, ſo nachtheilig von mir zu ſchreiben. Von eurer Bitterkeit zeiget der Nahme, unter welchem ihr mich den Tadlerinnen verkaufet. Was habt ihr vor Gedancken mit dieſer Benennung verknüpfet? Tadelt ihr mich dadurch vielleicht, weil unter der Zahl meiner Liebhaber die meiſten von Stande ſind? Was kan ich vor das Verhängniß? Gienge es mir nach meinem Wunſche, den ich jederzeit; inſonderheit aber bey dieſen meinen verſtändigen Jahren hören laſſen; So würde ich keinen eintzigen Anbeter haben: Allein es iſt ein Schickſal, dem kein Academiſches Frauenzimmer ausweichen kan. Hat ſie der Himmel mit einer ſchönen Larve beſchencket, ſo muß ſie es geſchehen laſſen, daß verſchiedene dieſelbe zum Mittelpuncte ihrer Liebe machen. Ihr werdet euch doch nicht daran ärgern, daß ich gelernet habe, anders einem Hochgebohrnen Grafen; anders einem Hochwohlgebohrnen Freyherrn; anders einem Wohlgebohrnen Edelmanne; anders einem Hochedelgebohrnen, Hochedlen, und Wohledlen von Bürgerlichem Stande und unter dieſen anders einem Hochvermögenden Herrn, der wegen ſeiner ſtattlichen Einkünffte öffters eine Standes-Perſon überwieget, und anders einem petit Maitre zu begegnen. Würde ich mit gleicher Höflichkeit eines jeden gerührten Hut beehren, ſo würde ich billig Leute von feinem Verſtande zum Gelächter über meine Einfalt bewegen. Erweget demnach, Mein Liebes, ob ihr mich nicht ſchmertzlich beleidiget, wenn ihr mich vor ein Kind der Finſterniß ausſcheltet. Empfindet ihr es ſo übel, daß meine Mutter nicht euren Beſuch angenommen, ſo bitte ich euch deswegen hiedurch ab, und geſtehe unſre Grobheit. Eilet nach Halle; meine Mama bietet euch unſer Hauß zu eurem Aufenthalte an, und iſt euch ſolches verwerflich; ſo lebet doch verſichert, daß eure Ankunfft in Halle mir ein groſſes Vergnügen geben wird: Indem ich alsdann keinen Augenblick verſäumen will, euch perſönlich um die Vergebung unſres Bauer-Stoltzes zu erſuchen. Damit ich euch ſattſam überführe, daß eure Zuſchrifft an unſre Tadlerinnen mich keinesweges verdroſſen, ſondern vielmehr zu einer Hochachtung gegen euch getrieben, ſo will ich es euch erlauben, dieſen meinen Brief an eure und meine wertheſte Mitſchweſtern, die Tadlerinnen, zu ſchicken. Dieſelben werden ſich auch nicht weigern auf euer Anſuchen denſelben ihren lehrreichen Blättern anzuvertrauen, und dadurch zugleich meinen Leumund zu retten, welchen zu kräncken ſich ſo viele äuſſerſt bemühen. Laſſet euren Haß gegen mich fahren, und ſchreibet ein andermahl nicht ſo unreif und erhitzt, indem ihr ſonſten dem billigen Tadel unſrer ſcharffſichtigen Mitſchweſtern nicht entgehen könnet. Empfehlet mich denſelben, wenn ihr an ſie ſchreibet, ich ſchwere euch, daß ich dieſelbe der gröſten Hochachtung und euch meiner Liebe werth halte, und alſo erſterbe, vielleicht anitzo

Beſänfftigte Satilde!

Eure

In meinem Zimmer
den 5. April. 1726.

ergebene

Olorena.

Wertheſte Iris ich überlaſſe eurem Gutdüncken mit was vor einem Hertzen Olorena dieſen Brief an mich geſchrieben. Wäre ich nicht mit ihr von einem Geſchlechte, ſo ſollten mich theils ihr Schreiben, und theils die beſondre Höflichkeit zum Glauben bewegen, daß mein Zorn zu weit gegen ſie gegangen; ja ich will dem ohngeachtet, mich gantz willig zur Abbitte verſtehen, wenn ihr mich hierzu ſchuldig erkennet; und ein vergebens gefürchtetes Fieber bey dem baldigen Abzuge des Herrn von Cedernforſts die Olorena von dem Verdachte befreyet, daß ſie ſelbigen einer hefftigen Liebe gewürdiget. Unpartheyiſche Iris, ihr ſollt in dieſer Sache Richterin ſeyn. Mein Vertrauen gegen euch erwartet euren vernünfftigen und gerechten Ausſpruch; biß dahin mag ſich nach meiner Mund-Art die Jungfer Adeliebin, oder, wie ſie heiſſen will, die Olorena gedulden. Denn was Ihr recht ſprechet, dem unterwirfft ſich

Eure

Am Berge in H. den 13.
May 1726.

gehorſame
Satilde.

Es iſt eine wunderliche Sache in ſolchen Händeln zwiſchen Frauenzimmer recht zu ſprechen. Ich glaube, daß einem Tribonianus und Cujacius der Kopf darüber warm werden ſollte. Doch ich will es verſuchen. Satilde beſchuldiget Olorenen eines gar zu vertraulichen Umganges mit Manns-Perſonen. Das iſt die Klage. Sie beweiſet ſolches durch eine Begebenheit, da ſich Olorene mit einer Manns-Perſon Abends um 11. Uhr auf öffentlicher Straſſe finden laſſen. Dieſe Klage vergrößert ſie durch Erwehnung des ihr und ihrem Bruder abgeſchlagenen Beſuches, woraus ſie ſchließen will, Olorene ſey eine ſcheinheilige, die des Tages ein eingezogenes Leben führe, um des Abends deſto mehr von allem Verdachte befreyet zu ſeyn. Hierauf antwortet Olorene, theils durch das Geſtändniß beyder Hiſtorien, welches ſchon eine groſe Aufrichtigkeit anzeiget, da ſonſt nichts gewöhnlicher iſt, als daß ein Beklagter alles läugnet: Theils aber durch die Frage, ob denn aus einer ſo unſchuldigen Sache, als die Begleitung einer Manns-Perſon iſt, was nachtheiliges von ihr zu ſchlieſſen ſey? Sie verſichert, daß ſie ſolches aus Höflichkeit nicht vermeiden können; ſie ſetzt die viele Hochachtung hinzu, die ſie von ihrem Verehrer genoſſen, und ſieht die Erlaubniß ſich nach Hauſe führen zu laſſen, vor das geringſte Zeichen ihrer Erkänntlichkeit an, welches ſie ihm geben können. Endlich ſchiebt ſie es der argwöhniſchen Satilde ins Gewiſſen; ob ſie dem Herrn Cedernforſt nicht mehr zugethan ſey, als ſie ſelbſt; worauf dieſe nicht das geringſte zu erwiedern weiß, als die Vermuthung; daß Olorene vielleicht bey dem Abzuge ihres Verehrers in ein Fieber verfallen werde. Dies iſt der kurtze Begriff der Streitigkeit.

Weil nun beyde Partheyen ſich auf unſern Ausſpruch berufen, ſo will ich dasjenige Urtheil fällen, welches auf Gutachten meiner Mitſchweſtern vor billig erkannt worden. Satilde hat die Beſchuldigungen gegen Olorenen nicht ſattſam erwieſen. Die Gefälligkeit, die ein Geſchlecht dem andern ſchuldig iſt, erforderts freylich, daß Manns-Perſonen ſich erbieten müſſen, das Frauenzimmer nach Hauſe zu begleiten; Dieſe aber ſolches Anerbieten annehmen können. Daraus iſt nun nichts böſes zu ſchließen, wenn nicht andre Umſtände mehr dazu kommen. Wir ſprechen alſo Olorenen von allem Verdachte loß, bis Satilde aus beſſern Gründen eine Klage wieder ſie anſtellen kan. Und weil dieſe gar zu argwöhniſch geweſen und von ihrer Freundin ſo leicht was böſes geglaubet; ſo ſoll ſie nicht nur die Abbitte Olorenens wegen ihrer begangenen Unhöflichkeit und die Anerbietung ihrer Behauſung willigſt annehmen, ſondern auch derſelben eine förmliche Ehren-Erklärung thun. Dieſe Ehren-Erklärung aber ſoll nur alsdann gelten, wenn Olorena bey dem Abzuge des Herrn von Cedernforſts, weder in ein Fieber, noch ſonſt in eine andre Kranckheit verfallen wird.

Was mir ſonſt in dem Schreiben der geſchickten Olorene bedencklich vorkommt, iſt dieſes, daß ſie ſo vielerley Gattungen von Complimenten im Vorrathe hat, dadurch ſie

Gräſen,

Grafen, Freyherrn, Edelleute, reiche und arme Bürgerſöhne voneinander unterſcheiden kan. Das ſind ja fünferley Reverentze, die ſie von einem ſonderlichen Tantzmeiſter gelernet haben muß. Ich glaube man wird es an ihren verſchiedenen Danckſagungen oder Begrüßungen ſehen können, wes Standes und Reichthumes unſre Studirende ſeyn: welches denen ſehr zu ſtatten kommen würde, die ſonſt ſo neugierig ſind jeden zu kennen. Sie wird auch ihren Mitſchweſtern einen groſſen Gefallen erweiſen, wenn ſie ihre Wiſſenſchafft in dieſem Stücke uns mittheilen wird, um dieſelbe eheſtens allen unſern Leſern kund zu machen.

Noch eins: Olorena unterſcheidet die Petits Maitres von den reichen Bürgers-Söhnen, ja auch von allen denen, die vom Adel ſind. Sind aber bloß die Armen fähig, Petits Maitres zu ſeyn? Warlich am allerwenigſten! Die reichen Juncker ſind weit geſchickter dazu. Ja ich glaube, daß auch die Herrn von Adel weit andre Begriffe von dieſer Creatur haben werden, als daß ſie ihren Stand davon gantz frey ſprechen ſollten. Ein andermahl mehr davon.

Iris.

Leipzig zu finden im Brauniſchen Buchladen, allwo alle Freytage die Fortſetzung ausgegeben wird; ingleichen in **Augſpurg** bey Mertz und Meyer, in **Berlin** bey Hauden, in **Braunſchweig** bey Schrödtern, in **Bremen** bey Sauermann, in **Breßlau** bey Huberten, in **Dreßden** bey Zimmermann und Gerlach, in **Franckfurt am Mayn** bey Andreä und Hort, in **Halle** bey Spörln, in **Hamburg** bey Kißnern, in **Jena** bey Kaltenbrunnern und Baillar, in **Königsberg** bey Eckarden, in **Magdeburg** bey Seidels ſ. W. in **Nürnberg** bey W. M. Endters ſeel. Erben, Monath und Stein in **Roſtock** bey Fritſchen und Schwechten, in **Ulm** bey Bartholomä, in **Wittenberg** und **Zerbſt** bey Zimmermanns ſel. Erben, in **Wolffenbüttel** bey Meißnern.

XXV. Stück

Die Vernünftigen Tadlerinnen

Freytags, den 21. Junii 1726.

Philander.
Geld iſt ihr Sinn und Hertz, Geld iſt ihr Leib und Seele,
Geld iſt ihr Chriſtenthum, ihr Gott und Seeligkeit.

IN dem andern Stücke des Anhanges zu unſern Blättern, ſteht das Schreiben eines Frauenzimmers, die ſich die **Vergnügte** zu nennen beliebet hat. So ſchwülſtig der Anfang dieſes Briefes iſt, und ſo ſehr ſich die erwehnte Correſpondentin gezwungen hat, ſinnreich zu ſeyn; ſo trug ich doch kein Bedencken, denſelben, nebſt andern an uns gerichteten Schrifften drucken zu laſſen. Die Betrachtungen von Armuth und Reichthum, welche ſie darinnen angeſtellet, hielten doch ſo viel gutes in ſich, daß ich mir ſogleich vornahm auch meine Gedancken einmahl davon zu eröfnen.

Ich kan es nicht ſattſam mit Worten ausdrücken, wie ſehr es mich jammert, wenn ich ſehe, daß Verſtand, Tugend und Geſchicklichkeit bey Unverſtändigen gar nicht geachtet werden; daferne ſie nicht mit Gold und Silber verbrämet einhergehen. Ich ſage mit Bedacht bey Unverſtändigen. Die wahren und vernünfftigen Kenner deſſen was Liebens- und Lobens-würdig iſt, wiſſen freylich die rechtſchaffenen Verdienſte in ihrem gebührenden Werthe zu halten. Sie verachten mit gutem Rechte einen jeden Thoren

Der für ein iedes Loth, das ihm an Tugend fehlt,
Ein Pfund des eiteln Glücks und ſchnöden Goldes zehlt.
Canitz.

Allein je kleiner die Anzahl dieſer vernünfftigen iſt, deſto gröſſer iſt die Menge derjenigen, die den gantzen Werth eines Menſchen nach ſeinem vollen oder leeren Beutel beurtheilen. Ich beſchwere alle meine Leſer, ob nicht, wenn in Geſellſchafften etwa von einem unbekannten die Rede iſt, die allererſte Frage deſſen, der ſich um ſeine Umſtände bekümmert, dieſe ſey: **Hat er den Geld?** oder: **Wie hoch beläufft ſich das Seinige?** Nicht nur Männer laßen ſich auf eine ſo niederträchtige Art, gegen einander vernehmen: ſelbſt unſer Geſchlecht hat ſich durch dieſen Strom dahin reißen laſſen. Warum bekümmert ſich ein Frauenzimmer wohl am meiſten, wenn ſich jemand um ihre Gewogenheit bewirbt? Iſt es nicht ſein Vermögen? Iſt es nicht, wie viel er jährlich zu verthun habe? Iſt es nicht wie ſeine Eltern ſtehen, und was er noch dermahleins vor ein Erbtheil bekommen werde? Die Sache iſt ſo gemein, daß ich kein Exempel anführen darf, die Sache zu beſtätigen. Wehe nun demjenigen, dem das Glück ſeine Gunſt in dieſem Stücke verſaget hat! Wehe dem, der nicht einen reichen Vater hat, und bloß durch ſeine eigene Geſchicklichkeit in der Welt fortzukommen ſuchet! Man verlachet ſein Begehren: Man ſchätzet ihn kaum des Anſehens würdig, und ſpottet ſein in allen Geſellſchafften. Was iſt indeſſen wohl gewöhnlicher, als was Heräus in ſeiner Beſchreibung der Lappländer ſaget:

Daß Tugend betteln geht, der Thor in Kutſchen ſitzt,
Weit ſtoltzer, als ſein Roß, das ſie mit Koth beſpritzt.

Meine reiche Mitſchweſtern mögens mir nicht verdencken, daß ich hier einmahl armen; aber dabey geſchickten und tugendhafften Mannsperſonen das Wort rede. Ich habe ſonſt ſchon die Sache des armen Frauenzimmers gegen wohlbegüterte Männer vertheidiget, und denſelben gerathen, bey ihren Heyrathen nicht ſowohl auf Geld, als auf ein angenehmes und wohlgeartetes Kind zu ſehen, dadurch ſie ſich eine vergnügte Ehe zuwege bringen können. Ein gleiches erfordert die Billigkeit von einem wohlhabenden Frauenzimmer, und allen denen, die ihnen mit Rath an die Hand zu gehen befugt ſind. Wie glücklich würde nicht manche reiche **Argyria** heyrathen, wenn ſie bey ihren Freyern mehr auf wahre Verdienſte als auf Goldgefüllte Kaſten ſehen möchte? Und wie wohl würden unzehliche Eltern und Vormünder ihre Töchter verſorgen, wenn ſie ihren Unmündigen lieber rechtſchaffene Männer; als reiche Taugenichte an die Seite legen mögten.

Ich weiß, daß Eltern, und die ihre Stelle vertreten, allezeit mehr hierinnen zu ſchelten ſind, als das Frauenzimmer ſelbſt. **Chloris** ein ſehr wohlgeartetes Kind, welches bey ſeiner guten Geſtalt im 14ten Jahre ſo viel Verſtand und ein ſo geſetztes Weſen beſitzet, als 100. andre im Dreyßigſten nicht beſitzen, traf neulich einen Menſchen an, der ihr ſo viele Hochachtung bezeigete, als ihre gute Eigenſchafften es verdieneten, welches ihr bis dahin noch von keinem andern wiederfahren war. Sie konnte, ihrer Jugend ungeachtet, leicht ſehen, wie ernſtlich die Worte ihres Verehrers gemeynet waren. Sie lernte ſeinen Verſtand, ſeine gute Aufführung und andre Umſtände von ihm, nicht nur ſelber kennen; ſondern hörte ſolches auch von andern vernünfftigen Leuten bekräfftigen. Auch ſein äußerliches Anſehen war ſo beſchaffen, daß es ihr keinen Abſcheu vor demſelben erwecken konnte; und daher kam es, daß die anfangende Neigung gegen denſelben ſich zum wenigſten darinnen zeigete, daß ſie ihn mit keiner abſchlägigten Antwort von ſich wieß; ſondern vielmehr heimlich zu verſtehen gab, daß ſie ſeine Feindin nicht ſey. Allein was geſchieht? **Chloris** war eine Wayſe, und ich weiß nicht, wie es kam, daß Herr **Scharffſicht**, ihr Vormund, dieſe hervorſproſſende Liebes-Pflantze gar zu zeitig gewahr wurde. Augenblicklich bediente er ſich aller Mittel dieſelbe in ihrer Geburth zu erſticken. Warum das? **Chloris** iſt reich; und **Thyrſis** ihr Verehrer trägt ſein gantzes Capital nur im Kopfe. Urſache genug, ſein Glück zu hindern! Alle Umſtände ſchickten ſich ſo wohl, daß **Chloris** ärger als eine Nonne bewacht, **Thirſis** aber bereits ein Jahr gehindert worden, derſelben die geringſte Probe ſeiner beſtändigen Ergebenheit zu zeigen. Und ohngeachtet ich aus verſchiedenen Merckmahlen ſpüre, daß **Chloris** ihrem Anbeter, der ſich durch ſein Wohlverhalten ſchon mehr und mehr hervorthut, noch heimlich gewogen iſt; ſo ſcheinet es doch allem Anſehen nach, daß die Aufſicht ihrer Vorgeſetzten endlich die Oberhand behalten, und ihren Wunſch zernichten werde. Nichts verdrüſt mich ſo ſehr dabey; als daß Herr Scharfſichte ſelbſt, durch die Heyrath einer alten und reichen Wittwe, Gelegenheit bekommen; ſeiner Gelehrſamkeit, durch Annehmung der Academiſchen Würden, das äußerliche Anſehen zu geben, u. ſich dadurch in einer fremden Stadt, wo er weder Freunde noch Gönner gehabt, bis zu den höchſten Würden zu ſchwingen: itzo aber die güldene Sittenlehre vergeſſen hat: **Was ihr wollt, daß euch die Leute thun ſollen, das thut ihr ihnen auch.**

Die Quelle alles dieſes Unweſens ſteckt in dem falſchen Urtheile, daß man durch Geld und Gut alles erlangen, oder glücklich werden könne; ohne Geld aber nothwendig darben und unglücklich werden müſſe. Dieſer Wahn iſt ſo ungegründet, daß ſelbſt diejenigen/ſo darinnen ſtecken, ihn nicht lange vor wahr halten können; wenn ſie ſich nur ein wenig in der Welt umſehen wollen. Man ſehe doch unſre reichſten Kaufleute, Gelehrten, und Hofbediente an, und ſage mir: ob dieſelben nicht von geringem oder wohl gar keinem Vermögen geweſen, als ſie angefangen durch eigene Verdienſte ihr Glück zu machen? So ſehr dieſes zu ihrem Lobe gereichet, ſo kräfftig wiederlegt es die Thorheit dererjenigen, die im̃er Geld! Geld! ſchreyen. Geſchicklichkeit iſt allzeit Geldes und Goldes werth, und trägt ihre Zinſen weit richtiger ab, als alle Capitale und liegende Gründe. Wie ſeltſam iſt es hingegen, daß reiche Erben, die von ihren fleißigen Vätern und Anverwandten erworbenen Reichthümer im Weſen erhalten; ich will nicht ſagen vermehren. Es iſt bereits ein Sprichwort worden, daß das große Vermögen ſelten auf den dritten Erben komme. Ich will hierdurch nicht leugnen, daß nicht auch die Kinder der Reichen bisweilen wohlgerathen, und bißweilen höher kommen ſollten, als ihre Eltern, denen manches Hülffs-Mittel gefehlet hat ihr Glück ſo hoch zu treiben. Nein, dieſes iſt eben ſo wenig mein Vorſatz, als denjenigen Nothleidern das Wort zu reden, die eben ſo wenig Verſtand und Tugend, als Geld und Silber beſitzen.

Ich liebe die Schrifften guter Poeten, inſonderheit wenn ſie ihren herrlichen Witz nicht zu ſündlichen Zoten, oder niederträchtigen Schmeicheleyen; ſondern zur Beförderung des Guten anwenden. Wie nun der berühmte Herr B - - in dieſem Stücke allen unſern heutigen Tichtern zum Exempel dienen kan; alſo hat mir allezeit diejenige Stelle aus einem ſeiner Schäfer-Gedichte überaus wohl gefallen, wo er eben das Laſter, ſo ich itzo beſtritten habe, beklaget und abgeſchildert hat. Wenn ein Schäfer-Gedichte recht gemacht iſt, ſo muß man daraus eine edle Einfalt und die Unſchuld der Sitten erſehen können, die in dem güldnen Alter der Welt, wie die Poeten reden; oder auf Chriſtliche Art zu ſprechen, im Stande der Unſchuld geherrſchet haben würde. Wer ſonſt ein Poet iſt und dieſen Character beobachtet, wird die Tugend auf zwey oder drey Blättern ſo ſchön und liebenswürdig abmahlen können, daß die Abſcheulichkeit des im Schwange gehenden Laſters von ſich ſelbſt in die Augen fallen wird. Ein Muſter davon zu geben, darf ich nur ein Stück aus dem erwehnten Schäfer-Gedichte hieher ſetzen. Meinen Leſern wird ſolches um deſto weniger zuwieder ſeyn, da ohnedem in unſern Poeten dergleichen Dinge nicht geſucht werden. Pag. 120. des Iſten Theils der Poeſ. der Nied. S. klagt Thyrſis ein Schäfer:

„Ach unſer Schäferſtand iſt nicht mehr, wie vor dieſen,
„Der ſanfften Tugend Sitz, der Unſchuld Aufenthalt!
„Der Stoltz beſitzt das Feld, Betrug bedeckt die Wieſen,
„Der Neid herrſcht überall, der Geitz erfüllt den Wald.

Hier fähret er fort die verderbten Sitten der heutigen Welt zu beſchreiben, da er ſonderlich die Verſchwendung und den übermäßigen Pracht tadelt. Vor andern gefällt mir davon folgendes:

„Der Nymphen Brautputz war vor dem ein rothes Band,
„Jtzt muß, verfallner Schäferſtand!
„Manch reichvermeynter Bräutigam,
„Offt Böcke, Ziegen, Schaaf und Lamm,
„Um ihren Kopffſchmuck erſt verſetzen, dann verkaufen,
„Und um der Frauen Putz offt Ehr und Land verlaufen.

Hernach beſchreibt er was Trar, ein geitziger Bauer, vor übermüthige Reden von ſeinem Reichthume geführet:

„Der weil er glücklich tauſcht, verblendet durch ſein Geld,
„Sich viel vernünfftiger als ſieben Weiſen hält,
„Da er doch, wenn man itzt nach Würden jeden ehrte,
„Statt ſeiner Ochſen ſelbſt vor ſeinen Pflug gehörte.

Nunmehro folget dasjenige, was eigentlich zu der von mir abgehandelten Materie gehöret:

„Jtzt ſchimpft kein Bubenſtück, nur Armuth ſchimpft allein,
„Kein Reicher kan itzt dumm, kein Armer weiſe ſeyn,
„Die Wiſſenſchafften ſind veracht,
„Kunſt, Tugend, Redlichkeit verlacht.

Das iſt ein allgemeiner Satz den Thyrſis durch ein deutlich Exempel, ſo er ſelbſt kürtzlich erfahren, erweiſet:

„Noch geſtern ſucht ich mit Chryſandern,
„Des reichen Battus Sohn, (der vor ſo vielen andern
„Viel Geld und Vieh beſaß,
„Der, ſo wie wir das Korn, ſein Geld mit Scheffeln maß)
„Den klugen Corilas bekannt zu machen,

Er entwirft hierauf die Klugheit und Geſchicklichkeit eines jungen Menſchen, nach Art der Hirten. Man kan aber leicht die Deutung machen, daß dadurch in Städten alle gute Eigenſchafften zu verſtehen ſeyn.

„Den klugen Corilas, der alle Sterne nennet,
„Der aller Ziegen Kranckheit kennet,
„Der ſo vernünfftig ſpricht von allen Sachen,
„Der ſo vortrefflich ſingt, daß Wald und Feld
„Sich ſeiner Lieder freun. Ich fieng denn zu ihm an:
„So viel ich mich erinnern kan:
„Kennſtu den Corylas?

Hier folgt die Antwort des reichen Chryſanders, die zum Unterſcheide von den Worten das Thyrſis mit anderer Schrifft gedrucket iſt. Was ſpricht alſo der Geitzhals? Er fragt:

„ **Wer? hat er Kutſch und Pferde?**
„Die hat er eben nicht. **Wie? hat er den viel Geld?**
„Nein. **Nein? was will er denn?** Er iſt ſo tugendhafft
„So fromm, ſo treu, beſitzt ſo manche Wiſſenſchafft.

Lobes genug vor einen Menſchen: allein was ſagt der Aufgeblaſene dazu? Worte die ſich vor ſeine Dummheit ſehr wohl ſchicken:

„**Meynſtu denn daß ich mich** encanailli**ren werde?**

Gerade als wenn der Reichthum jemanden aus der Zahl der wahrhafften Canaille hervorzuziehen vermöchte.

Doch ich will hier abbrechen und nur noch eine kurtze Fabel herſetzen, die ich als die erſte Probe meiner Poeſie meinen Leſern vorlegen will. Ich bin etwas furchtſam dabey, weil man vielleicht viele Fehler darinnen wahrnehmen wird. Doch ich will es wagen.

Es traf von ohngefehr ein fremder Wandersmann
Im Reiſen, einen Gaul und einen Eſel an.
Der letzte war ſehr ſchön geſchmücket,
Das Sattelzeug gar reich geſticket,
Kaum hatte der vergüldte Zaum,
Der ihm nicht nöthig war, im trägen Maule Raum.

Ein Scharlach überſchlug die ſeltnen Koſtbarkeiten
Die unſern Reiſenden um deſtomehr erfreuten:
Inſonderheit da auch des ſchlaffen Halſes Haar
Mit Bändern ausſtaffirt und ſchön verſchnitten war.
Der Gaul hingegen war gantz ſchlecht,
Das eiſerne Gebiß war ſeinem Maule recht,
Geſchwindigkeit und Muth und Jugend,
Das war ſein gantzer Schmuck und ſeine gantze Tugend;
Denn ſonſten ſah man überall
Kein herrliches Gewand, kein köſtliches Metall.

Was that der Wandersmann mit den gefundnen Thieren?
Er dachte ſie aus Geitz zwar beyde zu entführen;
Doch ſah er auf den Eſel mehr/
Und achtete das Pferd nicht ſehr.
Indeſſen zieht er fort, und kommt an einen Wald,
Darinnen ein Geſchrey verwegner Räuber ſchallt.
Aus Furcht ergreifft er einen Stecken,
Und ſucht ſein reiches Thier dadurch zur Flucht zu wecken.
Er droht, er ſchreyt und ſchlägt. Umſonſt! der Eſel ſteht.
Und als der Räuber Heer ihm immer näher geht.
Muß er zuletzt aus Noth den Faulen gar verlaſſen,
Und ſeines Roſſes Zügel faſſen.
Kaum ſchwang er ſich hinauf, ſo ſchoß es als ein Pfeil,
Und trug mit ungemeiner Eil,
Den Wanderer den Räubern aus dem Rachen.
Hier fieng er endlich an ſich ſelber auszulachen,
Und ſprach zuletzt: Fürwahr! iſt doch das ärmſte Pferd,
Mehr als ein güldner Eſel werth.

Calliſte.

XXVI. Stück.

Die Vernünftigen Tadlerinnen

Freytags, den 28. Junii 1726.

Frau von Brenner ſ. Poeſ. der N. S. III. Th.

Mein Witz und Tugend kömmt nicht immer an die Bärte
Zwar kan es glaublich ſeyn, daß wohl der Glieder Härte
Die Männer zwiefach ſtärckt. Was ſonſt wird vorgebracht
Von Stärcke des Gemüths iſt mehrentheils erdacht.

Als wir faſt vor einem Jahre den Lebens-Lauf der berühmten Frau Dacier unſern Leſerinnen mittheileten, hatten wir zwar die Abſicht, dieſelben dadurch zu einer eifrigen Nachfolge eines ſo rühmlichen Exempels anzufriſchen. Wir haben aber nach der Zeit hier und dar vernehmen müſſen, daß ſolches Abſehen mehr gehindert als befördert worden. Es iſt mir nicht lieb, daß ich meinen Mitſchweſtern eine Kleinmüthigkeit vorrücken muß, gemäß welcher ſie glauben, daß ein ſolcher Grad der Gelehrſamkeit, als die belobte Frantzöſin gehabt, viel zu hoch vor ſie ſey. Es möchte ſtudiren wer da wollte; ſo weit zu kommen, ſey vor ſie eine unmögliche Sache. Ich muß aber ſelber geſtehen, daß es freylich bey erwachſenen Jahren, wo nicht unmöglich doch gewiß ſehr ſchwer ſey, zu einer ſo hohen Fertigkeit in der Lateiniſchen und Griechiſchen Sprache zu gelangen, als die erwehnte Frau Dacier. Wenn es ein Frauenzimmer ſo weit bringen ſollte, ſo müſten ihre Eltern ſich ſolches in früher Jugend angelegen ſeyn laßen, wie Herr Tanaqvill Faber mit ſeiner Tochter gethan. Dem ohngeachtet aber ſollte doch unſer Geſchlecht den Muth nicht gar ſincken laßen. Es giebt ja verſchiedene Stufen der Gelehrſamkeit. Wer die Oberſte zu beſteigen ſich nicht getrauet, darf deswegen nicht gar zurücke bleiben. Es iſt doch beſſer ein wenig als gar nicht gelehrt zu ſeyn, und wenn man es gleich denen Rieſen in der Gelehrſamkeit nicht gleich thut, ſo iſt doch möglich ſich aus der Zahl der Zwerge zu erheben.

Um nun meinen geliebteſten Mitſchweſtern einen Muth dazu zu machen, will ich ihnen vor dieſesmahl den Lebens-Lauf eines gelehrten Frauenzimmers zuſtellen, der mir neulich aus Königsberg in Preußen zugeſchickt worden. Dieſes gelehrte Frauenzimmer iſt die bereits in dem letzten Stücke des vorigen Jahres von uns gerühmte **Gertraud Mollerin**, welche ſich ſonderlich in der Poeſie, als einem Theile der galanten Gelehrſamkeit, hervorgethan. Es hat nehmlich eine unſerer daſigen Gönnerinnen unſerm damahligen Anſuchen ſtatt gegeben, und uns auch zugleich eine Probe von der eigenen Arbeit dieſes berühmten Frauenzimmers zukommen laßen, welches wir gleichfalls unſern Leſern in dem ſechſten Blatte des Anhanges zu unſern Schrifften mittheilen wollen. Nun iſt zwar der überſchickte Lebens-Lauf von dem damahligen Königsbergiſchen Profeßor der Beredſamkeit verfertiget; Allein die Wahrheit zu geſtehen; ſo iſt derſelbe lange nicht ein ſo guter Redner geweſen, als unſre Mollerin eine gute Poetin war. Und aus eben dieſer Urſache wollen wir unſern Leſern durch die darinnen vorkommenden Proben einer falſchen Beredſamkeit nicht beſchwerlich fallen: ich will aber das merckwürdigſte daraus, nach meiner Art, mit einer hiſtoriſchen Einfalt erzehlen.

Frau **Gertraud Mollerin** war im Jahr 1642. zu Königsberg in Preußen gebohren. Ihr Vater war

Herr **Eifler** Profeßor der Vernunfftlehre und Metaphyſic auf der daſigen Academie. Ihre Mutter war Frau **Eliſabeth** eine Tochter Herrn **Sigismund Weyers**, welcher zuerſt in der Mathematic hernach in der Hiſtorie die Profeßor Stelle daſelbſt bekleidet; und Frauen **Reginen Weißin**, die eines Preußiſchen Ober-Hof-Predigers, D. **Paul Weißeris**, Tochter geweſen.

Herr Profeßor **Eifler** hatte nebſt dieſer Tochter noch etliche Söhne, welche er von Jugend auf in Sprachen und freyen Künſten auf das ſorgfältigſte unterweiſen ließ. **Gertraud** ſein kleines Töchtergen hatte noch nicht die Fähigkeit ihren Brüdern Geſellſchafft zu leiſten; als ſchon die Bücher ihres Vaters ihr beſter Zeitvertreib waren. Sie liebte dieſelben mehr als alles Spielzeug, welches man ihr wie andern Kindern zur Ergötzung vorlegte; Doch es dachte noch niemand, daß aus dieſem Schertze der Kindheit mit der Zeit ein Ernſt werden würde. Als ſie etwas mehr heran wuchs, ward ſie eine Geſellin ihrer lernenden Brüder, und wieß nicht nur einen ſehr lehrbegierigen Kopf, ſondern auch ein überaus fertiges Gedächtnis, welches ſonder alle Mühe die ſchwerſten Dinge faßen konte. Man bemerckte ſchon in dieſen erſten Jahren an ihr eine Luſt zum Reimen, denn ſie laſe nicht nur gern diejenigen Schrifften, darinnen ſie teutſche Verße fand; ſondern bemühte ſich auch offtmahls, ihre damahls noch kindiſche Einfälle in gereimten Worten auszudrücken. Je älter ſie ward, deſtomehr verſtärckte ſich dieſer Trieb zur Poeſie, und ihr Hr. Vater unterließ nicht, ihr die beſten poetiſchen Schrifften in die Hände zu geben, die man damahls hatte, darunter ihr denn des berühmten **Simon Dachs**, als ihres Landsmanns, der damahls noch lebete, geiſtreiche Oden und andre Gedichte einen guten Geſchmack beybrachten.

So brachte ſie nun ihre Jugend mit Erlernung der freyen Künſte zu; verſäumte aber indeſſen nicht, von ihrer Frau Mutter die Haushaltungs-Kunſt, und andre ihrem Geſchlechte anſtändige Dinge zu erlernen. Sowohl dieſes als daß ſie von Geſtalt nicht unangenehm geweſen ſey, kan man daraus ſchlieſſen, daß ſie ſchon im Jahr 1656. als ſie kaum ihr 14tes Jahr zurücke geleget hatte, an Herrn **Peter Mollern** Doctorn und Profeßorn der Artzney-Kunſt daſelbſt, einen anſtändigen Freyer bekommen, mit welchen auch die Heyrath den 14. Febr. ſelbigen Jahres glücklich vollzogen worden. Ihr Ehſtand war nicht unfruchtbar. Denn, GOtt ſegnete denſelben dergeſtalt, daß ſie innerhalb 24. Jahren funfzehen Kinder, nehmlich neun Söhne, und ſechs Töchter, zur Welt gebohren, wiewohl ſie ihr faſt alle durch einen frühzeitigen Todt wieder entrißen worden; ſo daß ſie nicht mehr als dreye davon am Leben behalten.

Wer ſollte nun nicht dencken, ein ſo fruchtbarer und eben deswegen beſchwerlicher Eheſtand, würde der Frau **Mollerin** alle ihre vorige Luſt zum Studiren verſaltzen haben? Allein nichts war vermögend ſie von der Liebe zur Gelehrſamkeit, und von der Begierde Bücher zu leſen, abzuhalten. Ohngeachtet ſie ein weitläufftiges Hausweſen zu beſtellen und nach und nach die Auferziehung von funfzehen kleinen Kindern zu beſorgen hatte; ſo fand ſie doch noch allezeit müßige Stunden, ihre Neigung zu freyen Künſten zu vergnügen. Sie hatte einmahl die Süßigkeit derſelben geſchmecket; folglich konnte ſie ihrem guten Geſchmacke ſoviel Gewalt nicht anthun, ihn dieſes unſchuldigen Vergnügens zu berauben. Sie that ſich bey allen vorfallenden Gelegenheiten durch ihre ſinnreiche Schrifften in gebundener und ungebundener Rede hervor. Sie bezeigte dadurch nicht nur bürgerlichen und Adelichen Perſonen bey glücklichen und traurigen Begebenheiten ihre Mitfreude und Beyleid: Sondern ſie wiedmete auch denen Vornehmſten des Landes, ja ſelbſt dem damahligen Brandenburgiſchen Churfürſten und Hertzoge in Preußen, als ihrem höchſten Oberhaupte, die Früchte ihrer Poeſie: ſo daß endlich ihre Gedichte nicht nur in Preußen; ſondern auch in gantz Teutſchland bekannt wurden.

Eine ausnehmende Probe ſah man davon, als ihr im

Jahre 1671. von der berühmten Geſellſchafft der Pegnitz-ſchäfer, ohne alle ihr Anſuchen, der poetiſche Lorbeer-Crantz, nebſt dem gewöhnlichen Ordens-Bande und dem Kraute Ehrenpreiß zum Sinnbilde zugeſandt wurde. Dieſes geſchah durch den theuren **Floridan** ein Mitglied des erwehnten Ordens, und Daniel **Bärholtz** ein andrer Kayſerlicher gekrönter Poet ſtattete ihr ſeinen Glückwunſch deswegen in folgenden Zeilen ab:

Nimm, o unſrer Felder Zier/ Ehrenpreiß des Preußen-Landes/
Zehnte Muſe dieſer Zeit/ ſondres Wunder deines Standes/
Nimm für deiner Lieder Pracht/ die der Himmel preiſt und ehrt/
Von dem theuren Floridan was dir würdig zugehört.
Nimm den edlen Lorber-Krantz/ ſamt dem Kleinod ſeines Bandes/
Und beliebe wohlgeneigt dieſen Werth des ſchönſten Pfandes/
Der dich/ Sonne teutſcher Erd/ hinfort aller Erden lehrt/
Und mit Ehren deinen Preis wie die Stern am Himmel mehrt/
Lebe wohl in dieſem Schmuck! Prang mit deinem Tugend-Lohne/
Was im Hertzen dir gebildt, das vergülde deine Krone/
Deine Blum Veronica/ die des Himmels Ehre ſucht/
Steige gleich den Palmen auf und bring hundert tauſend Frucht/
Zeig Mornille/ Schäferin, deines hohen Geiſts Geſchmeide/
Mach' beſchämet manchen Mann/ und uns allen Hertzens Freude.

Der Nahme **Mornille**, den ſie in dieſem Orden geführet, iſt aus ihrem wahrhafften Nahmen **Mollerin** durch einen Buchſtaben-Wechſel entſtanden, und ſie hat ſich deſſelben in ihren Gedichten nach der Zeit offtmahls bedienet. Eben dieſer Poet **Bärholtz** hat in ſeinen Kling-Gedichten n. 48. unſerer Tichterin nochmahls mit Ruhm erwehnet, wenn er geſchrieben:

Die edle Mollerin
Der Zeiten Zier und Ruhm/ die zehnte Kunſt-Göttin/
Die durch des Himmels Geiſt und ihren ſchönen Sinn/
Sich nach den Sternen ſchwingt/ und bringt gleich Adlern hin/
Die/ Liebes Preußen/ dich ſchmückt/ adelt und erhebet/
Und preißbar in die Welt auch mit der Dicht-Kunſt lebet.

Durch dergleichen öffentliche Ehrenbezeugungen ward ihr die Poeſie noch immer angenehmer. Inſonderheit übte ſich ihre Feder auch in geiſtlichen Gedichten, und wie ihr von der Pegnitz-Geſellſchafft nebſt dem Kraute Ehren-Preiß dieſer Wahlſpruch: **Der Himmel im Hertzen gebildet** war zugeeignet worden; ſo entwarf ſie darüber ihre Gedancken in folgendem Sonnette:

Komm liebes Lungen-Kraut/ du geſunder Ehren-Preiß/
Welche mir die Granadil deine Königin verehret/
Und mich was ich ſingen ſoll/ von des Himmels Ehre lehret/
Komm du ſollt mein eigen ſeyn/ auf der Granadill Geheiß.
Meines Heylands Marterblum nunmehr leg ich allen Fleiß
Auf den hochgeſchätzten Ruhm/ welchen keine Zeit verſehret/
Keine Mißgunſt ſtören kan; der von Zeit zu Zeiten währet
Und von keiner Aenderung und von keinem Abgang weiß.
Weg du Ehre dieſer Welt! nimmer will ich dein gedencken/
Meines Him̃els Ehrenpreiß/ ſoll den Sinn zum Him̃el lencken/
Dieſen ſchau ich hoffend an/ deſſen heller Sonnenſchein
Liegt im Hertzen nur gebildt/ biß ich ſelbſten ihn erlange,
Und zu GOttes Ehr und Preiß mit der Ehren-Krone prange.
Denn wird meine Granadill/ JEſus/ Ehr und Preiß mit ſeyn.

Die Blume **Granadille**, deren ſie hier gedencket; wird vermuthlich das Sinnbild des vorerwehnten Floridans geweſen ſeyn, der ihr den Lorbeer-Krantz und Ehrenpreiß überſchicket hatte. Sonſten werden die Poeſie-Verſtändigen leicht ſehen, wie Regelmäßig dieſes Sonnet der Frau **Mollerin** geſchrieben ſey. Es muß in dieſer Gattung von Gedichten allezeit mit den vier erſten Zeilen, der erſte Verſtand aus ſeyn; mit den vier folgenden muß ſich wiederum eine vollkommene Rede ſchließen, und in dem Schluſſe der ſechs übrigen Verße muß was ſinnreiches ſtecken. Ohngeachtet nun viele von unſern neuen Poeten ſich an dieſe Regeln nicht gekehret, ſo hat doch dieſe berühmte Dichterin, alle dieſe Stücke genau beobachtet, und ſich dadurch, auch in dieſer ſchweren Gattung von Verßen, als eine Meiſterin erwieſen.

Im Jahr 1657. hatte ſie ihren Herrn Vater, im Jahre 1682. ihre Frau Mutter, und theils zuvor, theils hernach viele von ihren wohlgebildeten und Hofnungsvollen Kindern verlohren. Da hatte ſie nun Gelegenheit genug bekommen, ſich bey ſo vielen Todesfällen durch ihre Poeſie ſelber aufzurichten. Aber die gröſzeſte Traurigkeit empfand ſie ſonder Zweifel, als im Jahre 1686. ihr Eheherr ſelbſt Todes verblichen. Ihr darauf folgender Wittwen-Stand daurete noch länger als ihr Eheſtand gewähret hatte, nehmlich fünf und zwanzig Jahre. Sie brachte dieſelbe zwar großen theils mit Erziehung ihrer noch übrigen Kinder zu: Doch kan man leicht dencken, daß ihr in ſo vieler Zeit, mancher Tag ſehr lang, und manche Stunde ſehr verdrüßlich geworden ſeyn würde, wenn ſie ſich nicht durch ihre Geſchicklichkeit manchen angenehmen Zeitvertreib mit Leſen und Schreiben gemacht hätte. Sie führte dabey einen Gottſeeligen und einer Chriſtlichen Wittwen wohlanſtändigen Wandel, und ward deswegen von hohen und niedrigen, welche ſie kannten (wie ſie dann ihrer beſondern Verdienſte wegen in ihrer groſſen Vaterſtadt faſt ein jeder kannte) geehret und geliebet. Sie ſtarb endlich im Jahre 1705. den 16. Februar. um 5. Uhr Nachmittage, und hatte ihr rühmliches Leben auf 63. Jahre 4. Monathe und 3. Tage gebracht. Unter ihren Schrifften fand man folgende Erklärung ihrer letzten Gedancken aufgezeichnet:

Von meinem Chriſtenthume kan ich mich nichts rühmen als meiner Schwachheit, das Wollen habe ich noch Gottlob! aber in meinem Fleiſche wohnet nichts gutes, und das Vollbringen finde ich nicht. Ach ich elender Menſch! wer wird mich erlöſen von dem Leibe der Sünden? Das wirſt du thun HErr JEſu, auf den ich mich einig verlaße, und in deßen heilige Seite ich mich einwickele. Daraus ſoll mich kein Teufel noch Tod reißen, weder im Leben noch im Sterben. Süßeſter JEſu, erhalte mich bey dieſen Gedancken bis an den letzten Hertzſchlag. Ich bin eine arme Sünderin; das reuet mich; ich verlaſſe mich aber einig auf dich.

Ach gütigſter HErr JEſu dein Blut und Tod macht mich ſeelig! Amen! Mein Tod geſchehe, wenn, wie und wo du mein liebſter GOtt willſt. Es ſoll mich doch nichts von dir ſcheiden; und wie ich mich jederzeit in deinen heiligen Willen ergeben; ſo thue ichs auch hierinnen. Dein Wille, mein Wille, ein Wille!

Sie hatte bis an ihr Ende von Jhro Königl. Maj. in Preußen, deſſen Krönungs-Tag ſie gleichfalls mit ihrer Poeſie beſungen, ein jährliches Gnaden-Geld genoßen; und ward auch nach ihrem Tode, aus Königlicher Freygebigkeit frey und Standesmäßig begraben, welches den 2. Mertz ſelbigen Jahres geſchahe. Was ſie unter den Gelehrten vor einen Ruhm erlanget, iſt daraus zu urtheilen, daß **Joh. Peter Titius** in einem lateiniſchen Gedichte von ihr geſchrieben:

Gertrudis decimum pridem jubar addita muſis,
Pallados & Phœbi gloria quanta tui?

Sonſt hat Herr D. **Sauerbrey** ihrer in zweyen 1673. zu Leipzig gehaltenen Diſputationen mit Ruhme gedacht. **Paſch** hat ſie pag. 48. unter das gelehrte Frauenzimmer gezehlet, und D. **Paullini** hat gleichfalls in ſeinem Philoſophiſchen Feyerabende pag. 185. dieſer Preußiſchen Poetin das gebührende Lob beygeleget. Jm vorigen Jahre hat man auch im vierten Qvartale des zu Thorn herauskommenden gelehrten Preußens ihren Lebens-Lauf, ſo wie er bey ihrem Begräbniße damahls verfertiget worden, eingerücket; bey welcher Gelegenheit denn auch in den gelehrten Leipziger Zeitungen von der Frau D. **Mollerin** mit Ruhme Meldung geſchehen. O wie herrlich iſt es derowegen, auch vor ein Frauenzimmer, ſeinen Nahmen zu verewigen, und ſich durch eigene Verdienſte einen unſterblichen Nachruhm zu erwerben.

Phyllis.

Die Vernünftigen Tadlerinnen

XXVII. Stück

Freytags, den 5. Julii 1726.

Günther.

O ungerechter Unterſcheid,
Den Stand und Geld im Lieben ſetzen!
Wie glücklich war doch jene Zeit,
Da jedermann nach Wunſch gefreyt?
Man wuſte nichts von Rang und Schätzen
Doch mehr von Treu und Zärtlichkeit.

Da Capo.

Es iſt ein beſonderer Kunſt-Griff der Romanſchreiber, wenn ſie gewiſſe Schrifften erſinnen, die ihre Helden oder Heldinnen mit einem Demantringe in die Fenſter geſchnitten haben ſollen. Sie bedienen ſich deſſelben, wenn ihre Liebhaber und Liebhaberinnen auf keine andre Weiſe ein geheimes Verſtändnis unter einander haben können. Ja ſie richten vermittelſt ſolcher Innſchrifften zuweilen gantz neue und ſonderbare Verwirrungen in ihren Erzehlungen an, dadurch ſie ihre Leſer vergnügen und ſie begierig machen, den gantzen Verlauf und Ausgang der Begebenheiten zu wiſſen. Und ich kan es frey geſtehen, daß mir dieſe Erfindung, vor vielen andern, derer ſich erwehnte Scribenten bedienen, gefallen habe: weil ſie mir nehmlich ſehr natürlich und wahrſcheinlich vorgekommen.

Ich ſelbſt hatte indeſſen noch niemahls dergleichen Spuren eines Liebes-Verſtändniſſes in irgend einem Fenſter angetroffen, bis ich neulich in ein gewiſſes Haus kam, wo noch vor weniger Zeit ſehr viele theils Fremde, theils einheimiſche Leute aus und eingegangen waren. Ich gerieth eben in ein Zimmer, darinnen ſich nach und nach viele Perſonen von beyderley Geſchlecht aufgehalten; Weil der vorige Haus-Wirth daſſelbe offtmahls auf Monate, Wochen und einzelne Tage vermiethet hatte. Als ich nun von ohngefehr zum Fenſter heraus ſehen wollte, ſo ward ich verſchiedener Worte; ja gantzer Zeilen gewahr, die mancherley Denckſprüche in ſich faſſeten, und meine Neugierigkeit trieb mich an, dieſelben zu leſen. Das erſte ſo ich anſichtig ward, war teutſch verfaſſet, und hieß ſo:

Glück/ Verſtand, Gedult und Zeit
Macht aus Unmüg-Müglichkeit.

So ſchlecht die Poeſie des letzten Verßes war, ſo wohlgegründet kam mir der gantze Satz vor; wenn nur durch die Unmüglichkeit keine wahrhaffte; ſondern bloß eine ſcheinbare Unmüglichkeit zu verſtehen iſt. Nichts iſt der Erfahrung mehr gemäß, als daß Dinge, die man anfänglich, ihrer vielen Schwierigkeiten halber, vor unmöglich gehalten, doch durch Klugheit und Glück möglich werden; wenn man nur Gedult hat, die rechte Zeit abzuwarten. Doch wer weiß was ſich derjenige, der dieſen Reim abgefaſſet, vor wunderliche Anſchläge auszuführen, mag vorgenommen haben! Auf der nechſten Glasſcheibe ſtand folgendes:

Der Wirth iſt ein ꝛc.
Ein Schelm kehret mehr bey ihm ein!

Ich konnte mich über dieſe wunderliche Rache des Lachens nicht enthalten. Es iſt wahr, daß viele Gaſtwirthe mit ihren Fremdlingen ſehr unbillig verfahren; aber was hilfft es, ſich wegen eines erlittenen Unrechts, durch eine ſolche Schrifft zu rächen, die keinem zu Geſichte kommt, als denen die ſchon in den Klauen eines Betrügers ſtecken, und erwarten müſſen, wie hoch er ſeine Ungerechtigkeit bey ihnen treiben werde. Ich gerieth dabey auf die Gedancken, ob nicht vielleicht alle Rach-

gier

hier einigermaßen was auslachenswürdiges in ſich hätte; ward aber bald darinnen geſtöret, als ich nicht weit davon folgende Frantzöſiſche Worte wahrnahm

Ah que l'amour m'accable!
Oder auf Teutſch: Ach wie ſehr beſchwert mich doch/
Daß verhaßte Liebes-Joch!

Elender Menſch! dachte ich, iſt dir die Liebe ein ſo beſchwerliches Weſen? warum befreyeſt du dich nicht davon? Wer iſt ſo thöricht, daß er ſich freywillig mit einer verdrüßlichen Sache ſchleppet? Wer zwinget dich zur Liebe! Thuſt du es nicht aus eigenem Belieben? Und warum ſchlägſt du dir dieſe unruhige Neigung nicht aus dem Sinne wenn ſie dir kein Vergnügen bringet? Ich hieng dieſen Gedancken noch weiter nach, und es bedünckte mich, als wenn ich gar nicht im Stande wäre, mit einem unglücklichen Verliebten ein Mitleiden zu haben. Mein Hertz war ſo kaltſinnig bey dieſer Klage, daß ich mich vor vollkommen unempfindlich hielte. Aber ſiehe, kaum hatte ich meine Augen ein wenig in die Höhe gekehret, ſo verſchwand alle meine Härtigkeit. Ich erblickte nehmlich folgende Zeilen:

Ich liebe mit trauriger Seelen;
Mais mon Ami, m'aimez vous!

M. E. R.

Sowohl die unzierlichen Züge der Buchſtaben, als der Innhalt ſelber überführten mich genugſam, daß die Unterſchrifft den Nahmen eines Frauenzimmers bedeuten müſte, welches hierdurch ihrem Geliebten eine zärtliche Zuneigung und ein brünſtiges Verlangen nach ſeiner Gegenliebe zu verſtehen geben wollen. Der Vortrag dieſer Gedancken iſt ſo natürlich, und der Ausdruck ſo beweglich, daß ich recht empfindlich dadurch gerühret wurde. Die Vermiſchung zweyer Sprachen, ſtellte mir den Affect dieſer Schreiberin noch lebhaffter vor: denn warum würde ſie bey ruhigen Gemüthe nicht lieber auf teutſch geſchrieben haben: **Aber mein Geliebter, ſeyd ihr mir auch mit Liebe zugethan?** Nein, ſprach ich bey mir ſelbſt, das arme Kind iſt bey dieſer Schrifft ihrer ſelbſt nicht recht mächtig geweſen. Die zärtlichſte Liebe ihres Freundes hat ihre Gedancken ſo ſehr beſchäfftiget, daß ſie nicht Zeit gehabt an die Sprache zu gedencken, darinnen ſie ihm ihre Gemüths-Verfaſſung entdecken wollen. Ohne Zweifel wird ſie ſich die Hoffnung gemacht haben, daß ihr Geliebter an dieſen Ort kommen, dieſe Zeilen finden, und ihr eine geneigte Antwort darauf ertheilen würde. Was wünſchete ich mehr, als daß ſolches wircklich geſchehen wäre, und wie gern möchte ich ſelber ſeine Gegenerklärung allhier leſen! Ich ſuchte hierauf mit der größeſten Sorgfalt an allen Fenſtern des Zimmers nach, und obwohl ich noch ſehr viel ſeltſame Schrifften fand, ſo ließ doch meine Bekümmerniß es nicht zu, mich bey einer einzigen davon aufzuhalten. Endlich traf ich an einem gantz andern Fenſter folgende frantzöſiſche Verſe geſchrieben:

Ce n'eſt pas dans le rang ſuprême
Qu'on trouve les plus doux appas;
Et ſouvent un bonheur extrême
Eſt plus ſur, dans un rang plus bas.

Unter dieſen vier Zeilen ſtand unmittelbar: Mademoiſelle M. E. R. geſchrieben, woraus ich alſofort abnahm, daß dieſelben an die vorige klagende Liebhaberin gerichtet wären: welches ich ſonſt nimmermehr errathen hätte. Ich zeichnete mir dieſe Antwort in meine Schreibetafel, und bat nachmahls unſre Gehülfin Phyllis, dieſelben, unſern im Frantzöſiſchen unerfahrnen Leſern zum beſten, ins Teutſche zu bringen. Dieſe Uberſetzung gerieth ihr folgender maſſen:

Die Schönheit wohnt nicht in Paläſten/
Kein hoher Stand giebt Lieblichkeit/
Und offtmahls glückt es uns am beſten/
Wenn man aus ſchlechten Hütten freyt.

Es fiel mir anfänglich ſchwer, den Zuſammenhang dieſer Antwort mit der oberwehnten Frage zu finden: Daher es dann kame, daß ich mich gantz und gar in dieſem verwirrten Liebeshandel vertiefte. Wie ſchickt ſich doch dieſe Gegenerklärung mit jenem verliebten Antrage zuſammen? fragte ich bey mir ſelbſt. **Roſimene,** ſo will ich die betrübte Liebhaberin nennen; fragt ihren Freund, ob er ſie liebe? Er aber verſetzt darauf. **Die vornehmſten Perſonen ſind nicht allezeit die Liebenswürdigſten, und kan uns offt eine aus geringerm Herkommen überaus glücklich machen.** Wie reimt ſich nun dieſes zuſammen?

Meine wahrſcheinlichſte Muthmaßung war endlich folgende. **Roſimene** müſſe wohl ein Frauenzimmer von gutem Stande, oder gar eine vornehme von Adel geweſen ſeyn; die aber dabey wenig Annehmlichkeiten beſeſſen. Ob ihr Geliebter ihr am Stande gleich oder ungleich geweſen; Das koñte ich zwar nicht ergrübeln; ſo viel ſahe ich aber, daß er gantz kaltſinnig gegen ſie geweſen; aber zu gleicher Zeit eine andre Schönheit verehret, die **Roſimenen** am Range ein vieles nachgeben müſſen. Daraus ſchloß ich nun, er habe ihr hiemit ſagen wollen, es ſey vergebens vor ſie, ſich um ſeine Gegenliebe zu bewerben, da ſie ſo wenig Reitzendes an ſich habe. Ihr hoher Stand werde ihn niemahls verliebt machen. Gute Eigenſchafften; nicht aber das Geſchlecht und Herkommen, wären dasjenige, was eine Perſon liebenswürdig machte.

Ich vermuthe von keinem Menſchen was böſes: wenn nicht ausdrückliche Merckmahle verhanden ſind, die mich davon überzeugen. Folglich glaubte ich auch, daß **Roſimene** keine unanſtändige; ſondern eine züchtige Liebe gegen ihren Freund getragen hätte. Ich bedaurete alſo dieſe zärtliche Liebhaberin, daß die Natur ihr nicht ſo viel Reitzungen als Empfindlichkeit verliehen. Ich beklagte ſie, daß ihr vornehmer Stand ihr nicht die geringſte Schönheit und Anmuth geben können. Ja ich ward faſt auf ihren Geliebten unwillig, weil er ſo unerbittlich geweſen ſich durch alle ihre Zärtlichkeit und eine ſo hertzrührende Liebes-Erklärung, nicht zum Mitleiden bewegen zu laſſen.

Meine wertheſte Leſer ſehen wohl, daß dieſe letztern Verſe ſich ſehr wohl ſchicken, dasjenige zu erläutern, was Calliſte vor 14. Tagen geſchrieben. Sie hat damahls gewieſen, wie ſich eine rechtſchaffene Liebe nicht ſowohl auf Geld und Gut;

auf Armuth und Reichthum, als vielmehr auf andre weit reinere Zuneigungen gründe. Und dieſe bedenckliche Antwort eines umſonſt geliebten, giebt mir itzo Gelegenheit zu zeigen, daß auch die Hoheit des Standes keine wahrhafftige Verknüpfung der Gemüther zu wircken fähig ſey.

Was ſonſt bey dem männlichen Geſchlechte die Verdienſte ſind, welche ſie ſich durch ihre Leibes- u. Seelen-Kräfte zuwege bringen: das iſt bey unſerm Geſchlechte die Artigkeit und Schönheit. Haben nun verſchiedene Staats-kluge Leute gewünſchet, daß in dem gemeinen Weſen der erbliche Adel abgeſchaffet, und die Verwaltung der höchſten Aemter den geſchickteſten Leuten aufgetragen werden möchte, die ſich durch ihre eigene Tugend vor andern hervorthun, und wenn ſie gleich aus dem niedrigſten Pöbel ihren Urſprung hätten: So habe ich zuweilen gewünſchet, daß unter dem Frauenzimmer allezeit diejenigen vor Königinnen, Fürſtinnen, Gräfinnen und Fräuleins gehalten werden möchten, die an ihrer Geſtalt einen Vorzug vor andern hätten. Gab dort der ſterbende Alexander, auf die Frage, wer ſein Cron-Erbe ſeyn ſolle? zur Antwort: **Der Würdigſte!** So würde man einem Könige, der heyrathen wollte, nothwendig die Schönſte zur Gemahlin vorſchlagen müſſen. Man hätte hiebey nicht zu beſorgen, daß es der Princeßinnen alsdenn zu viel geben möchte. Die Schönheit iſt eben ſo ſehr gemein nicht; ohngeachtet es ſehr viel mittelmäßige Geſtalten giebt, die alsdann in die Claſſe des Adels kommen würden. Zudem würde auch keine das Recht haben, ſich eher vor eine Gräfin, Fürſtin und Königin auszugeben, oder dieſen Rang von andern zu fordern, als bis ſie würcklich einen ſolchen Bräutigam bekommen hätte. Doch dieſes ſind eitle Vorſchläge aus einer Platoniſchen Republick, welche man freylich niemahls einführen wird; und ich breche um ſo viel geſchwinder darinnen ab, weil ich den übelgebildeten Theil meiner Mitſchweſtern dadurch zu erzürnen, befürchten muß.

Der Unterſcheid der Stände bleibt wohl ein vor allemahl eingeführet und die meiſten Heyrathen werden wohl, ſo lange die Welt ſtehet, nach dieſer Einrichtung vollzogen werden. Wenn nicht groſſe Herren zuweilen eine Ausnahm von dieſer allgemeinen Regel machen, und Perſonen von ſchlechtem Herkommen, um ihrer Annehmlichkeit halber, ihres Ehebettes würdigen: ſo behält wohl der gewöhnliche Schlendrian ſein Recht. Was macht man nicht vor ein Aufſehen, wenn etwa ein Graf, ein ſchlechtes Fräulein; oder umgekehrt, eine hochgebohrne Gräfin einen gemeinen Edelmann heyrathet? Wie empöret ſich nicht der gantze Adel, wenn ein Cavallier ein Bürgermädchen, oder ein wohlgebohrnes Fräulein einen Mann aus unedlem Geſchlechte nimmt. Man ſollte dencken die Natur hätte ſelbſt unter uns den Unterſcheid gemacht, der doch bloß von dem Wahne der Menſchen herkommt. Ich bitte meine Leſer allhier die unvergleichliche Satire nachzuleſen, die der groſſe **Canitz** aus dem berühmten **Boileau** überſetzt hat. Sonderlich ſind folgende Worte ſehr nachdrücklich.

Verflucht ſey jener Tag! an dem ein eitler Tand
Zuerſt die Reinigkeit der Sitten weggebannt.
Als noch die zarte Welt lag gleichſam in der Wiegen/
Dorfft einer ſich auf nichts als auf die Unſchuld triegen.
Das Volck war gantz vergnügt und in Geſetzen gleich,
Verdienſt war Adels werth und galt ein Königreich.
Da fand man keinen Held/ der ſich auf Herkunfft ſtützte,
Und der nicht von ſich ſelbſt, mit eignen Strahlen, blitzte.
Biß daß man mit der Zeit die Tugend ſo verließ,
Daß man ſie bürgerlich, das Laſter edel hieß.

Am aller unerträglichſten iſt es/ wenn im bürgerlichen Stande ſelbſt ein ſo groſſer Unterſcheid des Herkommens gemacht wird. Eines Doctors Tochter dencket Wunder was ſie vor einem andern ehrlichen Kinde vor einen Vorzug hat. Und iſt ihr Freyer nicht gleichfalls aus Doctorlichem Geblüte entſproſſen (dafern ich mich dieſes lächerlichen Wortes bedienen darf/ ein eben ſo lächerliches Vorurtheil auszudrücken,) ſo giebt ſie ihm gewiß in Gedancken einen Korb. Meine Vorſtellungen wieder dieſen unzeitigen Hochmuth würden vielleicht ſehr unkräfftig ſeyn; wenn nicht die Natur ſelbſt dawieder zu eifern ſchiene: Woher kommt es/ daß der vornehmſten Leute Kinder nicht allezeit die ſchönſten ſind? Die Natur ſtreitet ſelbſt wieder ihren Stoltz, welcher offt unerträglich ſeyn würde/ wenn die Einbildung auf ihren Stand auch von einer guten Geſtalt unterſtützet würde. Nun aber ſieht eine vornehme Monſtroſa, daß eine ſchlechte Pulchella ihr weit vorgezogen wird. Sie merckt es gar zu deutlich, daß ihr großes Herkommen ihr zwar Ehrerbietung genug; aber keine Liebe zuwege bringen könne. Hat ſie nicht große Mittel; oder einen Vater der einem Eydame durch ſeine Gönner Bedienungen oder andre Vortheile verſchaffen kan; ſo muß ſie gar veralten. Findet ſich aber dennoch jemand der ſo thöricht iſt, ein Frauenzimmer einzig und allein deſwegen zu heyrathen; weil ihr Vater einen großen Titel geführet: ſo iſt ein ſolcher Ehvergleich einer der allerabgeſchmackteſten/ die nur zu erdencken ſind. Es kommt mir nicht anders vor, als wenn ich einen ſolchen Bräutigam ſein Wort alſo anbringen hörete:

Mein gnädiges Fräulein, ſie ſind zwar ſehr heßlich von Anſehen, und überaus unangenehm von Perſon, ſo daß es mir unmöglich iſt/ ſie zu lieben: Sie haben auch kein Geld, wodurch ich mir forthelfen könnte; folglich hätte ich lieber eines reichen Bauers Tochter genommen als ſie: Allein weil ihrer uralten Vorfahren einer, ein ſo wackerer Mann geweſen, daß man ihn vor edel erkläret hat; ſo daß ſie von der Zeit an, ſich durch ein adeliches von von anderm Frauenzimmer unterſcheiden kan, die nur bürgerlich heißen, obwohl ſie ſonſt weit liebenswürdiger ſind als Sie: So bin ich entſchloſſen ſie zu heyrathen, und allen den Verdruß/ den wir uns einander in der Ehe verurſachen werden/ gern zu erdulden, damit nur die Leute nicht ſagen können/ ich hätte eine, meinem alten Adel unanſtändige Heyrath gethan.

Dieſe Anwerbung klingt ohne Zweifel ſehr wunderlich/ indeſſen kan die Antwort der Braut gleichfalls nicht anders als folgender maßen lauten:

Obgleich der Herr von N. mich gar nicht lieb hat, auch gewiß in ſeinem Eheſtande verbothene Ausſchweifungen genug vornehmen und mir dadurch tauſendfachen Verdruß erwecken wird, den ich auch mit einem gleichmäßigen Bezeugen zu erwiedern geſonnen bin; Indeſſen aber/ weil er an den dreyen Buchſtaben V. O. N. die ich vor meinem Nahmen ſchreibe/ mehr Belieben gefunden, als an aller Schönheit/ und an allem Reichthume bürgerlicher Weibs-Perſonen: ſo gebe ich ihm hiemit die Hand, und verſpreche ihm, mich ins künftige/ ungeachtet aller Feindſeligkeit, die unter uns herrſchen wird: ſtets ſein Gemahl nennen zu laſſen.

Fürwahr ein herrliches Ehe-Verbündnis. Oder teutſch zu ſagen, ein ſolches, darüber einem billig die Haare zu Berge ſtehen ſollten.

XXVIII. Stück.

Die Vernünftigen Tadlerinnen

Freytags, den 12. Julii 1726.

Canitz.

Warum verlangen wir in ſtetem Glück zu weiden/
Und wünſchen, was vorhin kein Sterblicher gethan?
Entfällt uns denn ſo gar daß wir viel beſſer dran/
Als tauſend neben uns die unſern Stand beneiden?
Kan uns der Sonnenſchein ſo trübe Regung machen:
Wie wird es künfftig gehn wenn erſt die Wolcken krachen?

Ich halte keine Art von Leuten vor unſeeliger, als die ohn Unterlaß was zu wünſchen haben. Ach hätte ich doch nur dieſes; ach hätte ich doch nur jenes; oder, wenn ich es doch ſo weit gebracht hätte als dieſer oder der, ſo wollte ich mich glücklich ſchätzen! Das iſt die gemeine Sprache aller derer, die zu dieſer Gattung gehören. Ihr täglicher Seufzer iſt reicher, und vornehmer zu ſeyn als ſie ſind, oder doch nur in andern Umſtänden zu leben, als ſie ſich wircklich befinden. Sie ſuchen auch ihrem Mißvergnügen einen guten Schein zu geben. Wenn ich das Geld dieſes Geitzhalſes hätte, heißt es, o wie herrlich wollte ichs anwenden! Wenn ich dieſes jungen Verſchwenders Erbſchafft in Händen hätte, o wie fleißig wollte ich ſtudiren! Wenn ich dieſes vornehmen Mannes Ehren-Amt und Stelle hätte, o wieviel gutes wollte ich darinnen dem gemeinen Weſen ſtifften!

Herr Nimmerſatt iſt ein ſolcher ewiger Wünſcher. Nichts von demjenigen gefällt ihm, was er ſelbſt hat und beſitzet: Nur was andern zu Theil wird, das, das möchte er ſo gerne haben, als er das Leben hat. Die Vorſehung hat ihm nichts recht gemacht. Er wünſchet ſich immer andre Gaben der Seelen, andre Gliedmaßen des Leibes, ein andres Glück, andre Freunde, eine andre Vaterſtadt, ja was das Thörichteſte iſt, auch ſo gar andre Eltern. Man wundre ſich nicht, daß ich auch der Leibes- und Seelen-Beſchaffenheit erwehne; Da doch die Selbſtliebe jedermann zu überreden ſcheinet, ſeine Seele ſey die klügſte und ſein Leib der geſchickteſte von der gantzen Welt. Es iſt in der That nicht anders. Er klaget über ſein Gedächtnis, weil er ſo leicht was vergiſſet; Er klagt über ſein Geſichte, über ſeinen Magen und über ſeinen kräncklichen Leib. Und es iſt faſt kein Menſch in der Stadt, mit welchem **Herr Nimmerſatt** nicht ſehr gerne tauſchen möchte; wenn es ſich nur thun ließe.

Fraget ihr, ob er denn ſo gar von allem Glücke und guten Eigenſchafften entblößet ſey? So muß ich mit Nein antworten. Er iſt ein Menſch, dem GOtt weit mehr gutes, als vielen tauſend andern, verliehen hat. Er erkeñet es aber nicht. Er vergleichet ſich immer mit andern, die ſeiner Einbildung nach glücklicher ſind als er. Hier ſieht er ihre geringſte Vortheile durch eine Brille, und ihre dabey befindliche Beſchwerden durch ein verkehrtes Fernglas an. Daher kom̃ts, daß ihm jene ſehr groß; dieſe aber gantz klein vorkommen; oder wohl gar unſichtbar werden. Er glaubt immer, andre Leute ſeyn glücklicher als er; ob ſie es gleich ſeiner Meinung nach, nicht werth ſind. Das Glück iſt ſeiner Redensart nach, blind. Es geht die Würdigſten gantz unvermuthet vorbey, und überhäuft hingegen die gröſten Thoren mit den größeſten Gütern. Hierüber murret ſein unvergnügtes Hertz. Mit dieſen Gedancken martert ſich **Nimmerſatt** Tag und Nacht. Wenn er des Morgens aufſtehet, ſo wünſcht er ſich ein paar Cammerdiener, die ihn ankleiden ſollten. Wenn er ausgehet, eine Schwimmet-Kutſche: Wenn es Mittag iſt, eine herrliche Fürſten-Tafel; Nachmittage einen angenehmen Zeitvertreib; und des Abends eine prächtige Schlafkam̃er. Kurtz, alle ſeine Gedancken, die er den Tag über hat, ſind nichts anders, als eine Kette von unzehlichen Wünſchen.

Es beſuchte ihn letzlich ein guter Freund, den ich ſeiner tugendhafften Gemüths-Beſchaffenheit halber, **Gutherz** nennen will. Sie redeten anfänglich von verſchiedenen Dingen, bis ſie ſchlüßig wurden einen kleinen Spatziergang anzuſtellen. Kaum traten ſie zum Hauſe heraus, als ihnen der einzige Sohn des reichen **Trax** begegnete. Er ſaß in einer Kutſche, und die davorgeſpanneten Hengſte hatten ſo viel Feuer und Muth, daß ihnen der junge Herr im Wagen, nebſt dem hinten aufſtehenden Diener, faſt gar keine empfindliche Schwere zu verurſachen ſchien. Sie trabeten ſo ſchnell über die Straße, daß die Funcken unter den Rädern aus den Steinen fuhren, und ehe man dem Wagen recht nachſehen konnte, war er ſchon etliche Gaſſen lang vorbey. Seht doch! Herr **Gutherz**, ſprach **Nimmerſatt**, ſeht doch, ich bitte euch um Gottes willen, dieſen jungen Menſchen an! Wie ſo? verſetzte jener, es iſt der einzige Sohn eines unſrer vornehmſten Kaufleute; kennet ihr ihn nicht? Was werde ich ihn nicht kennen, erwiederte dieſer; aber was meynt ihr? iſt er eines ſolchen Glückes wohl würdig, als er vor ſo vielen tauſenden beſitzet? Der Müßiggänger weiß von keiner Arbeit. Von Jugend auf iſt er in aller Zärtlichkeit erzogen. Hernach iſt er mit vollen Beuteln und offenen Wechſelbriefen durch alle polite Provintzien von Europa gereiſet. Itzo iſt er zurücke gekommen. Sogleich hat er vor Geld, alle Titel, die er ſich nur gewünſchet, erlangt, und nunmehro heyrathet er auch eines der artigſten Frauenzimmer, die wir bey uns haben. Was düncket euch wohl davon?

Herr **Gutherz** hörte dieſe Rede mit Gelaſſenheit aus; doch als er aufhörete, und ihm ſteif ins Geſichte ſahe, um ſeine Meynung darüber zu vernehmen; wuſte er nicht was er ihm antworten ſollte. Ich weiß nicht, mein Freund, ſagte er deswegen, was ihr eigentlich haben wollet. Erkläret alſo eure Gedancken etwas beſſer. **Nimmerſatt** ward faſt ungedultig über dieſe vermeynte Einfalt ſeines Gefehrten; Darum fieng er mit einer etwas ungeſtümern Sprache an: Begreifet ihr denn nicht, daß andre ehrliche Leute dieſer überaus glückſeeligen Umſtände weit würdiger wären; als der junge **Trax**? Womit hat er ſich in der Welt hervorgethan? Womit verdienet ers, daß ihm itzo alles Reverentze macht? Was hat er vor ein Recht in vergüldeten Kutſchen zu fahren, da andre ſeines gleichen zu Fuße gehen? Ja daß ich es rund heraus ſage, warum hättet ihr; oder ich ſelbſt nicht eben die Geſchicklichkeit, ein ſolches Anſehen zu machen? Genug, genug, gab Herr **Guthertz** zur Antwort: Nun verſtehe ich ſchon, was ihr meynet. Ihr ſeyd mißvergnügt daß ihr nicht an ſeiner Stelle ſitzet: Denn was mich anbetrifft, ſo glaube ich nicht, daß es euer Ernſt iſt, mir dieſe Umſtände des jungen **Trax** anzuwünſchen. Ihr ſelber wünſchet euch ſein Glück, und hierinnen ſeyd ihr ſehr von mir unterſchieden. Ja ich glaube auch, daß ihr etwas unbedachtſam geredet habt, wenn ihr auf ihn ſo ſehr loß gezogen.

Geſetzt **Trax** wäre nichts beſſer als wir: Geſetzt er hätte nichts gelernet, womit er ſein Brodt verdienen könnte, wenn er an unſrer Stelle wäre: Genug daß ihn die Vorſehung in alle dieſe Umſtände geſetzet hat, die vor ihn ſo vortheilhafftig ſind. Ihr werdet ja wiſſen und glauben daß die Schickung eines vollkommen weiſen Weſens dieſe Welt regieret. Iſt dieſes gewiß, wie es denn wahrhafftig iſt; ſo kom̃t ja nichts von ohngefehr. Alles was ihr und **Trax** beſitzet; alles was euch, mir, und allen übrigen Menſchen begegnet, das iſt uns ſo zugedacht. Wollt ihr nun wieder den allerhöchſten Geiſt murren, der dieſes ſo, und nicht anders, vor gut befunden hat? Glaubet nicht daß es euch nützlich ſeyn würde, wen̄ ihr ſelbſt in den Umſtänden dieſes jungen Herrn wäret. Wäre dieſes; gewiß, derjenige der allezeit das Gute gern austheilet, und ſeine Geſchöpfe ſo glücklich macht, als es ihm möglich iſt; würde euch dieſes eingebildete Glück nicht verſaget haben. Könnt ihr es gleich nicht zuvor ſehen, was euch bey einer ſolchen Lebensart vor Beſchwerden würden befreyet haben, die eure gewünſchte Glückſeeligkeit gäntzlich gehindert hätten: Was iſt es Wunder? Wieviel Dinge ſind nicht ſchon geſchehen, die ihr nie zuvor geſehen? GOtt ſieht weiter als ein Menſch. Euer Zuſtand iſt ſo beqvem vor euch; als der Zuſtand dieſes reichen Junckers vor ihn iſt. Gebet nur auf das Gute acht/ ſo ihr würcklich beſitzet. O wie vieles werdet ihr antreffen, welches auch euch, ohn euer Verdienſt wiederfahren iſt. Genieſſet deſſelben mit einer ruhigen Zufriedenheit; und qvälet euch nicht mit vergeblichen Wünſchen. Erkennet die Güte deſſen, der euch ſo viel Gutes ertheilet hat; Laſſet aber ſeiner weiſen Vorſehung die Freyheit, einem jeden zu geben ſo viel ſie will.

Wenn ich ſelber ein ſo misvergnügtes Hertz durch gute Vorſtellungen zurechte bringen ſollte, ſo wüſte ich mich keiner beſſern Gründe zu bedienen/ als derjenigen/ die Herr Guthertz ſeinem Freunde vorgetragen. In der That wiſſen diejenigen/ die ſo wie Nimmerſatt geſinnet ſind, nicht, was ihnen zuträglich oder gut iſt. Sie wünſchen ſich, wie Midas/ daß alles, was ſie anrühren, zu Golde werden möge. Wenn es nun geſchieht was ſie wünſchen; ſo ſehen ſie allererſt/ daß ſie Hungers ſterben müſſen, wo nicht ihr thörichter Wunſch bald wiederrufen wird. Durch dieſe Fabel haben die klugen Alten das unbeſonnene Verfahren der Misvergnügten abgeſchildert; und in der That vollkommen getroffen. Alle diejenigen/ die ſich wünſchen was ſie nicht haben, auch nach ihren Umſtänden nicht erlangen können: die wollen klüger ſeyn als der Herr über alles. Zum wenigſten meynen ſie/ er ſey nicht gütig genung gegen ſie/ da doch der aller unglücklichſte Menſch unter der Sonnen, noch weit mehr gutes aus ſeiner Hand empfängt als er verdienet.

Epictetus der bekannte Griechiſche Weltweiſe ſchreibet in ſeinem güldenen Handbuche im dreyzehnten Capitel: *Verlange nicht/ daß alles/ was geſchiehet, nach deinem Wunſche geſchehen ſolle; ſondern wenn du klug biſt/ ſo wolle vielmehr, daß alles ſo geſchehe, wie es wircklich geſchiehet.* Konnte nun ein weiſer Mann, durch die bloße Vernunfft eine ſo herrliche Vorſchrifft geben; da er doch gewiß lange nicht ſo gut von der weiſen Regierung GOttes über die Welt/ unterrichtet war als wir Chriſten: Was ſollten wir nicht thun, die wir ein gröſſeres Licht haben? Ich enthalte mich hier der Gründe/ die eigentlich vor die GOttes-Gelehrten gehören. Ich will nur noch mit dreyen Worten zeigen/ wie unvernünfftig diejenigen an ſich ſelbſt handeln, die ſich faſt jeden Augenblick Dinge wünſchen, die ſie doch, ihrem eigenen Begriffe und Geſtändniſſe nach, niemahls erlangen werden.

Niemand iſt glücklich/ als wer ein beſtändiges Vergnügen empfindet. Niemand empfindet ein beſtändiges Vergnügen/ als wer

an

an ſich wahrnimmt/ daß er täglich an Seelen-Leibes-und Glücksgütern mehr und mehr zunimmt/und alſo von einer Vollkommenheit zur andern ungehindert fortſchreitet. Daß dieſes die wahre Qvelle eines rechtſchaffenen Vergnügens ſey/ iſt leicht zu begreifen. Denn weil wir uns ſelbſt natürlicher Weiſe alles gutes gönnen; ſo erfreuen wir uns über nichts ſo ſehr/ als wenn uns daſſelbe wircklich zu Theil wird. Wie kan nun derjenige dieſe Freude, und dieſes beſtändige Vergnügen empfinden/ der auf diejenigen Güter/ deren er täglich theilhafftig wird, nicht acht hat; der es nicht mit Aufmerckſamkeit erweget/ was ihm nach den Umſtänden/ darinnen er ſich befindet/ nach und nach vor Erkenntnis/ Klugheit, Vernunfft/ Tugend/ Geſundheit/ Schönheit/ Stärcke/ Ehre und Vermögen zu Theil geworden. Dieſes thut aber ein ſolcher Nimmerſatt nicht. Auf das Gute was er beſitzet/ ſiehet er nicht; folglich empfindet er auch das Vergnügen nicht/ ſo ihm daraus entſtehen könnte. Er ſieht nur auf das Glück andrer Leute, welches er nicht erlangen kan; weil es ſich nach dem Zuſammenhange aller Dinge, vor ihn nicht ſchicket. Darüber qvälet er ſich nun. Er macht ſich ſein Leben ohne Noth verdrüßlich. Denn jeder vergeblicher Wunſch/den er thut/iſt eine neue Marter vor ihn; und jedes fremde Gut ſo er ſelbſt nicht haben kan/ geht ihm als ein zweyſchneidig Schwerdt durch die Seele. O wenn ſich doch dieſe Midas Brüder nicht ſelbſt ins Unglück ſtürtzen möchten!

Auf dieſe Betrachtungen hat mich folgendes Schreiben gebracht/ welches ich von eben dem Thyrſis erhalten habe/ dem ich vor dreyen Wochen das Wort geredet habe. Die Empfindlichkeit gegen ſein wiedriges Schickſal/ bewog mich damahls zum Mitleiden/ und ich bezeigte meinen Unwillen gegen diejenigen, die ihm ſein Glück zu hindern bemühet ſind. Allein da ich bloß auf Menſchen ſahe/ ſo hat der vernünfftige Thyrſis weit höhere Gedancken bey der Verhinderung ſeines vermuthlichen Wohlſtandes. Ich kan nicht beſſer thun, als wenn ich meinen Leſern ſein eigenes Schreiben vor Augen lege/ darinnen er ſein Gemüthe vollkommen abgeſchildert hat.

Guthertzige Calliſte!

DAß ihr in eurer letzten Schrifft meiner Wenigkeit das Wort geredet habt, kan mir zwar nicht anders als höchſt angenehm fallen: Allein ein andrer würde euch vielleicht weit verbindlicher davor dancken, als der gleichmüthige Thyrſis. Eure Vorſtellungen gegen die Störer meines mich von ferne anſcheinenden Glückes, ſind freylich die nachdrücklichſten von der Welt geweſen: und ich würde euch tauſendfache Erkenntlichkeit ſchuldig ſeyn, wenn ich glaubte daß ich ohne den von euch gewünſchtẽ Zweck zu erreichẽ, nicht vergnügt ſeyn könnte.

Wiſſet aber mitleidige Calliſte/ daß ich nicht zu der Gattung von Leuten gehöre, die überall mit dem Kopfe durch die Wand wollen. Ich geſtehe es, ich liebe die angenehme/ die verſtändige/ die tugendhaffte Chloris noch bis auf dieſe Stunde/ ja meine Hochachtung gegen ſie wird nicht einmahl in meinem Tode aufhören. Doch was hilfft mich alle meine Zärtlichkeit/ wenn es ſich aus allen Umſtänden zeiget/ daß ſie mir nicht zugedacht iſt. Kan ich das Verhängniß zwingen? Werden meine ungeduldigen Seufzer den Rathſchluß GOttes ändern? Itzo hat Chloris einen Freyer. Es iſt ein vornehmer Hofbedienter/ der ſchon durch ſeine Abgeordnete eine eheliche Anfrage an ſie ergehen laſſen. Chloris giebt ihnen wenig Hoffnung. Sie ſagt/ der gute Menſch freyet nicht nach mir, ſondern nach meinem Gelde. Er kennet mich ja nicht einmahl von Perſon/ geſchweige denn von Gemüthe; wie kan er mich den lieben? Sehs ſo vernünfftig iſt meine vierzehnjährige Chloris! Ich ſehe indeſſen dieſes alles mit Gelaſſenheit an. Ich erwarte das Künfftige mit ruhigem Gemüthe/ und weiß gewiß, daß es/ wo nicht auf dieſe; doch gewiß auf eine andre Weiſe zu meinem beſten ausſchlagen wird. Wollt ihr die Verfaſſung meines Gemüths noch beſſer kennen lernen; ſo beurtheilet ſie aus folgenden poetiſchen Zeilen/ welche eurer Verbeſſerung hiermit unterwirfft

Tugendliebende Calliſte

Euer

verbundenſter

Thirſis.

Zufriedenheit/ mein auserwehlter Schatz,
Komm labe mich durch deine Güter!
Mein gantzes Hertz giebt deiner Gottheit Platz/
Bejammert murrende Gemüther.
Was hilfft der Gram, der unſre Seelen quält/
Den Cörper ſchwächt/ das Leben kürtzet?
Ich klage nicht, wenn mir gleich alles fehlt,
Ein Thor! der ſich in Kummer ſtürtzet.

Ein heitrer Geiſt/ das iſt mein gröſter Ruhm/
Mich ſchrecken nicht des Pöbels Träume,
Ein muntres Hertz, das iſt mein Eigenthum.
Mein Zeitvertreib ſind meine Reime.
Ich dürſte nicht nach Hoheit/ Geld und Gut,
Was iſt ſo hoch/ als weiſe Geiſter?
Wer iſt ſo reich, als ein vergnügter Muth?
Denn der wird ſeines Schickſals Meiſter.

So arm ich bin, ſo hab ich doch genug/
Ich wünſche mir kein fettes Erbe,
Wenn manches Kind den Vater niederſchlug/
So wünſch ich daß er niemahls ſterbe.
Mein Kleid iſt ſchlecht, mein Beutel öffters leer.
Mein Bette ſchmal/ mein Zimmer enge/
Doch mach ich mir das Leben niemahls ſchwer,
Was ſollte mir der Güter Menge?

Dort ſitzt Argyr in lauter Uberfluß/
Doch quält er ſich mit tauſend Sorgen.
Ihm mangelt nichts/ wiewohl er darben muß/
Man ſieht ihn gar bisweilen borgen.
Ein Thaler bringt mir mehr Ergetzlichkeit,
Als ihm ein Geldgefüllter Kaſten.
Der Geitzhals darbt und hungert jederzeit
Und ich Gottlob! darf niemahls faſten.

Noch hat es mir an Gütern nicht gefehlt.
Warum? der Weltkreiß iſt mein eigen.
Des Reichen Hand hat nur das Geld gezehlt/
Mir täglich neue Luſt zu zeigen.
Sein Haus und Hof/ ſein Garten/ Wald und Feld
Bringt ihm die Laſt und mir die Freude.
Und wenn er gleich den Nahmen, Herr, behält;
Genieſſen wirs doch alle beyde.

Kein Unfall macht mein Hertze mißvergnügt,
Kein Ungemach kan mich betrüben.
Was mir geſchieht, hat GOtt alſo gefügt/
Drum läßt ſichs auch mein Geiſt belieben.
Trifft mich ein Schmertz? Gantz recht; ſo ſoll' es ſeyn.
Ich ſelber hab ihn mir erleſen.
Mißlingt ein Wunſch. Ich finde mich darein/
Vielleicht iſt mirs nicht gut geweſen.

So wohnt mein Hertz in einer Felſen Bruſt.
Die nichts als Schand und Laſter ſcheuet:
Denn bin ich mir nichts ſträfliches bewuſt;
Verlach ich alles was mir dräuet.
Ja fiele gleich der Bau des Himmels ein/
Und ſchlüge dieſe Welt in Stücken;
Soll Bruch und Schlag (ſo hertzhafft will ich ſeyn!)
Mich dennoch unverzagt erdrücken.

Calliſte.

Die Vernünftigen Tadlerinnen

XXIX. Stück

Freytags, den 19. Julii 1726.

Vogel.

Deutſchland hat zwar einen Lutherum;
Aber noch keinen Homerum:
Einen rechtſchaffnen Propheten;
Aber noch keinen rechtſchaffenen Poeten.
Doch nun thut GOtt erwecken frey/
Einen Vogel/ der ohne Scheu
Zum deutſchen Poeten gekrönet iſt/
Von großen Leuten/ dieſer Friſt.

Unſre heutige Welt iſt gantz unerträglich, wenn man dieſenigen Poeten, die einmahl das Glück gehabt ihr zu gefallen, ein wenig auf die Probe ſtelle, und alsdann befindet, daß ſie in ihren beſten Meiſter-Stücken ſehr wenige oder wohl gar keine taugliche Zeilen geſchrieben. Der Pöbel ſowohl, als die Halbgelehrten bewundern ein jedes kahles Blatt, das außer den Reimen und der flüßigen Schreibart, weder Verſtand noch Geiſt in ſich hat. Und es iſt unmöglich ihnen dieſe Hochachtung vor ſolche nichtswürdige Dinge, aus dem Kopfe zu bringē, man mag das abgeſchmackte Weſen derſelben noch ſo handgreiflich vor Augen ſtellen.

Vor etlichen Tagen war ich in einer Zahlreichen Geſellſchafft von mancherley Perſonen männliches und weibliches Geſchlechtes, darunter ſich auch ſehr viele Liebhaber der

Poeſie befanden. Etliche neue Gedichte die auf eine nunmehr Weltkündige traurige Begebenheit verfertiget worden, gaben Gelegenheit daß auch ſehr vielerley andre poetiſche Sachen zum Vorſchein gebracht und verſchiedentlich beurtheilet wurden. Ein ieder lobte ſeinen Poeten, und erbot ſich faſt aus Eifer vor deſſen Ehre jeden Fehler deſſelben mit einem Gulden zu bezahlen. Unter dieſer Geſellſchafft erhub ſich endlich ein junger Gelehrter, der ſich auf die Weltweißheit und freyen Künſte wie ich hernach hörte, mit Fleiß geleget, und alles was die Alten und Neuern Sinnreiches geſchrieben, mit Verſtand und Nachſinnen geleſen hatte. Er erhub ſich, ſage ich, unter dieſer Menge eingebildeter Kenner von Witz und guten Einfällen, und warf ſich zum Richter aller von ihnen ſo ſehr gerühmten Verßmacher auf. Wie iſt es möglich? ſprach er, daß ſoviel verſtändige Leute als ich in dieſer Geſellſchafft beyſammen ſehe, an den meiſten dieſer Gedichte einen Geſchmack finden können? Wie elend ſind doch die meiſten dieſer Helden-Leich-Hochzeit-und Schertz-Gedichte eingerichtet? Wie unachtſam ſchreiben doch dieſe berufne Poeten in ihren Wercken und wie ſorgloß, ſind ſie im Abſehen auf die Richtigkeit ſowohl der Gedancken als der Sprache? Iſt auch wohl eine Strophe zu finden, darinnen nicht entweder Grammaticaliſche Schnitzer; oder unerhörte neugebackene Redens-Arten; oder falſche und ſchwülſtige Gedancken, oder kindiſche Wortſpiele; oder gantz ſinnloſe Geſchwätze zu finden wären? Und indem er dieſes ſagte, nahm er einen Bogen und ein poetiſches Tractätchen nach dem andern, und zeigte der gantzen Verſammlung, daß er nicht aus Ubereilung oder Haß; ſondern mit wohlgegründeter Uberlegung, alſo geurtheilet hatte.

Man ſah ſich unter einander halb zornig und halb beſchämt an; und niemand wuſte was rechtes hervorzubringen, womit er ſeinen poetiſchen Helden hätte vertheidigen können. Endlich fieng der Gelehrteſte unter ihnen an: Ey, man müſſe gleichwohl die Poeten ſo ſcharf nicht beurtheilen: Wer würde ſonſt einen Vers zu machen fähig ſeyn; wenn man jede Sylbe, ja alle Buchſtaben auf der Goldwage abwägen ſollte? Wir Teutſchen wären ja ohnedem an ſolche ſtrenge Geſetze nicht gebunden, als die alten Griechen und Römer oder die heutigen Frantzoſen. Wir wären von Alters her ein freyes Volck geweſen, und unſre Dichter thäten ſehr wohl daran, daß ſie ſich von keinem **Critico** ein ſolch ſclaviſches Joch auflegen ließen. Meinetwegen, antwortete Herr **Wizlieb**; Wenn es den Herren Teutſchen ſo beliebt; ſo kan ihnen niemand dieſes Recht ſtreitig machen. Ohne Zweifel ſind ſie Herren in ihrem Lande. Aber es fragt ſich hier gar nicht: wieweit ſich unſre Autorität im Abſehen auf diejenige Scribenten erſtrecke, die ſich ein jeder zu ſeinem Vergnügen erwehlet. Ein jeder mag ſich einen nach ſeiner Phantaſie ausſuchen, und ſich ſo lange daran ergetzen als es ihm beliebt. Es fragt ſich aber, ob wir mit allem unſerm Belieben, ſo wir daran finden, mit allem Beyfalle, den wir ſolchen Verßmachern geben, wohl zuwege bringen können, daß dasjenige, was ſonſt ein Wortſpiel und **Schwulſt** oder ein **Unſinn** ſeyn würde, ein ſinnreicher Einfall oder ſchöner Gedancke werde? Eine Schwulſt nenne ich, ſprach er, was ſonſt die Frantzoſen **Phöbus** und die Engelländer **Bombaſt** nennen: Ein **Unſinn** aber heiſſet bey erwehnten Nationen **Galimatias** und **Nonſens**. Was dünckt ihnē, meine Herren, von dieſem neuen Gedichte? Laſt uns doch jede Zeile unterſuchen, die ſie vor ſcharfſinnig, vor witzig und ſinnreich halten; Jede unrichtige Redensart, die ſie neu neñen; Jeden Miſchmaſch von Gleichniſſen, den ſie als eine ſchöne Metaphere loben; und endlich alle die ſchwülſtigen Ausdrückungen gantz gemeiner Sachen, welche ſie vor eine hohe Schreibart ausgeben. Laſt uns dieſelben unpartheyiſch prüfen, und mit einer geläuterten Vernunfft in ihr innerſtes dringen. Wie? meine Herren! ſind ſie ſo unwillig ihr Gold an den Probierſtein kommen zu laſſen? Es muß gewiß mit unſern Poeten ſehr ſchlecht beſtellt ſeyn, daß ſie ſich ſcheuen ihre Gedichte einer gründlichen Unterſuchung zu überlaſſen!

Ich erfreuete mich hertzlich, daß dieſer geſchickte Menſch die Patronen der gemeinen Reimenſchmiede ſo hertzhafft angriff und ihre Fehler ſo glücklich entdeckte, daß die gantze Geſellſchafft ſie erkennen muſte. Indeſſen fand ſich doch ein Frauenzimmer, welches ſich ſeinem Urtheile wiederſetzte, indem es davor hielte, Herr **Wizlieb** könne vielleicht eine gute Einſicht in dergleichen Art von Schrifften haben; aber er müſſe ſich doch nicht gantz allein vor klug halten. Es wären gleichwohl viel andre gelehrte Leute, die nichts an allen dieſen Poeſien auszuſetzen gefunden. Unter andern könnte ſie den Herrn **Doctor** N. - nennen, einen Mann der gewiß in der gantzen Stadt ſeiner Gelehrſamkeit halber bekannt wäre. Dieſer ließe ſich gleichwohl ein jedes Blat von dieſem oder jenem Poeten, ſobald es nur unter der Preſſe hervorkäme, bringen, und läſe es mit dem größeſten Vergnügen, wohl etliche mahl durch. Ein Doctor NB. ein **Doctor** müſte es in Wahrheit auch wohl verſtehen! Herr **Wizlieb** that als wenn er dieſen Einwurf nicht hörete, weil er aus Beſcheidenheit einen ſo berühmten Mann auch in dieſer Gattung der Gelehrſamkeit keiner Unwiſſenheit beſchuldigen wollte; ſonderlich in einer ſo groſſen Geſellſchafft. Darum nahm derſenige, der dem erwehnten Frauenzimmer am nechſten ſaß, das Wort, und verſicherte ſie, daß jemand gar wohl ein guter Gottesgelehrter, Juriſte und Artzt ſeyn könne, ohne von den freyen Künſten was gründliches zu verſtehen; ja daß in der That die meiſten Gelehrten noch keinen beſſern Geſchmack in dergleichen Dingen hätten, als die Ungelehrten, welche ihre Ohren nur an dem Klange der Reime kützelten, aber den Inhalt zu prüfen gantz unfähig wären.

Ich frolockte nunmehro gegen einige aus dieſer Verſammlung, mit welchen ich ſonſt von dergleichen Dingen geſprochen hatte, daß ſie doch endlich einmahl gehöret hätten, wie auch andre gelehrte Leute, wieder den verderbten Geſchmack des Pöbels eiferten, und zwar ſolche, welche mehr Fähigkeit hätten den eingebildeten Poeten ihre Schwäche zu zeigen, als ich. Indeſſen brachte man noch immermehr poetiſche Wercke zuſammen, um des Herrn **Wizliebs** Gutachten darüber zu vernehmen. Es waren auch die drey neueſten mit darunter, welche nicht längſt zum Vorſchein gekommen ſind; nehmlich das Helden-Gedichte auf ein gewiſſes fürſtliches hohes Haupt in Niederſachſen; die Gedichte der Frauen Annä Rupert Fuchſin, und der dritte Theil von der Poeſie der Niederſachſen. Kaum hatte er das erſte ergriffen, als er es aufmachte und uns den Titel vorlaſe: **Ein fürtreffliches und wohlausgearbeitetes Helden-Gedichte ꝛc.** Hier konnte er ſich unmöglich mehr des Lachens enthalten: O, rief er endlich. Sein Diener Herr Marcktſchreyer,

Ich muß ja ein Poet bey allem Hencker ſeyn/
Und ſänge gleich Hans Sachs durch mich ein Liedelein!

Welche Worte, wo ich nicht irre, irgendwo in Günthers Gedichten ſtehen. Er ſetzte gleich hinzu warum er gleichſam dieſe Uberſchrifft über dieſes **fürtreffliche und wohlausgearbeitete Helden-Gedichte** geſetzet: weil nehmlich der Titel ſelbſt ſchon ſo viel Aehnlichkeit mit Hans Sachſens Büchertitteln hätte. So heißt es auf dem erſten Theile ſeiner Wercke: **Sehr herrliche, ſchöne und wahrhafftige Gedichte, geiſtlich und weltlich allerley Art, als ernſtliche Tragedien, liebliche Comedien, ſeltzame Spiel, kurtzweilige Geſprech, ſehnliche Klagreden, wunderliche Fabeln, ſammt andern lächerlichen Schwencken und Boſſen, ꝛc.** Was fehlt unſerm neuen teutſchen **Virgilio**, fragte er, an Praleren, als daß er nicht auch nach dem Muſter ſeines Nürnbergiſchen Anherrn darunter geſetzet: **Durch den ſinnreichen und weitberühmten** N. N. Man wollte Herrn **Witzlieb** einer Ubereilung beſchuldigen, weil er aus der bloßen Uberſchrifft von dem Buche ſelbſt ein Urtheil abfaſſete. Allein er rechtfertigte ſich bald, als er die erſten zwantzig Verße deſſelben laut vorlaß, darinnen kein einziger von den Anweſenden weder was **vortreffliches** noch was **wohlausgearbeitetes** finden konnte. Er forderte derowegen Feder und Tinte und ſchrieb auf das Titelblat dieſes Buches mit Erlaubnis des Beſitzers:

Muß dieſen auch der Geiſt der Meiſter-Sänger rühren,
Der keine Griffe weiß und mit dem Hübner ſpielt/
Und keinen Funcken Trieb in ſeinem Buſen fühlt?

Günther.

Es wäre Schade, ſetzte er hinzu, wenn der Herausgeber der Poeſie der Niederſachſen auch dieſem ſeinem Landsmanne die Ehre gethan hätte, ſein **fürtreffliches** und **wohlausgearbeitetes Helden-Gedichte** mit einzurücken. Er ergriff derowegen dieſes Buch und blätterte es eifrigſt durch, um zu ſehen ob er es auch darinnen finden würde. Er war vergnügt als er es nicht antraf, und die berühmten Nahmen, welche über den meiſten Gedichten in dieſem Buche ſtunden, konnten ihm freylich nicht zu ſchlechten Sachen Hoffnung machen. Eins wunderte ihn nur. Warum man nehmlich Herrn **Pietſchen** unter die Niederſachſen gezehlet habe, da es doch ſattſam bekannt wäre, daß er ein gebohrner Preuſſe ſey, auch noch itzo in ſeinem Vaterlande lebe. Auf ſolche Weiſe, ſprach er, kan man ins künfftige auch alle Cur- und Liefländer, ja ſelbſt die Poeten aus Holland und allen vereinigten Provintzen zu Niederſachſen machen. Als man aber eine Beurtheilung etlicher Gedichte von ihm forderte, ſchlug er das Buch von ohngefehr auf und traf p. 334. ein frantzöſiſches Gedichte auf den Taback an, darauf gar viele teutſche Uberſetzungen deſſelben folgeten.

Ich nehme mir die Freyheit ſein Urtheil davon hieher zu ſetzen, theils weil er es ſehr beſcheiden vortrug; theils weil der groſſen Anzahl untadelicher Gedichte, ſo in dieſer Sammlung vorkommen, nichts von ihrem Ruhme entgehet, wenn gleich dieſe Uberſetzungen nicht glücklich gerathen wären. Das Gedichte iſt auf den Taback gemacht und fängt ſich an: Doux charme de ma ſolitude &c. Uberhaupt meynte Herr **Wiglieb** wäre an den ſechs erſten Uberſetzungen auszuſetzen, daß ſie ſich in einer ſo ſchertzhafften Sache, als der Innhalt dieſes Tabacks-Liedgens iſt, der langen und Majeſtätiſchen Alexandriniſchen Gattung; oder doch einer ungewiſſen Art von Verſzen bedienet. Die ſiebende Uberſetzung hätte alſo hierinnen einen Vorzug/ weil ſie keine längere Art von Verſen hätte als das Original. In der erſten ſchien ihm das Wort Zeitvertreiben/ an ſtatt Zeitvertreib eine Neuerung zu ſeyn. Der Seelen Schwermuths-Dampf im Nu zerſtäuben, war ihm eine Ausdrückung die gantz wieder den guten Geſchmack liefe, angeſehen ſolche Zwitter-Wörter/die aus Sachen und Gleichniſſen zuſammen geſetzt ſind, bey keinem reinen und natürlichen Tichter zum Exempel Canitzen, Beſſern/ vielweniger bey den Alten angetroffen würden. Du kanſt mir Freude geben/ war ſeiner Meynung nach unteutſch: Freude erwecken/ Freude machen, ſage man wohl; aber nicht Freude geben. Die Mahler würden gewiß ſagen/ dieſen Vers habe der Reim und nicht der Tichter gemacht. Der Satz/ daß der Rauch den Taback in die Lüffte führe, und ſich als ein Blitz aus ſeinen Augen verliere; ſchien ihm zweyerley Fehler in ſich zu halten. Das erſte ſtehe im Frantzöſiſchen nicht; ſey auch entweder gantz falſch gedacht, oder doch unrichtig ausgedrücket. Der Rauch ſteiget zwar von dem Taback in die Lüffte; aber daß er den Taback mit ſich in die Lufft führe/ das glaubt und ſagt auch kein Menſch. Daß der Rauch ſich als ein Blitz aus den Augen verliere/ ſtehe zwar im Grund-Texte; aber es ſey nicht wahr. Es verliere ſich ja nichts plötzlicher aus dem Geſichte als ein Blitz; allein im Gegentheile faſt nichts langſamer, als der Tabacksrauch/ welcher ſich gantz wölckicht in dem Zimmer herum ziehet, im̃er blaſſer und blaſſer wird/ bis er endlich unvermerckt unſichtbar wird. Hätte ſich alſo der Uberſetzer einige Freyheit nehmen wollen, etwas zu ändern/ wie er es denn würcklich gethan/ ſo hätte ers hier thun ſollen/ wo ein unähnliches Gleichnis einen falſchen Gedancken verurſachte. Tu remets dans mon ſouvenir, ce qu'un jour je dois devenir, war ſeiner Meynung nach ſehr ſchlecht gegeben: Du läſſeſt mir mein End' in deinem Weſen ſehen. Der Frantzoſe ſagt: Du bringſt mir in den Sinn was ich dermahleins werden muß/ nehmlich Staub und Aſche. Heiſt denn das ſein Ende in dem Weſen des Tabacks ſehen? Aber das hat wieder der Reim gethan. Nun kommt der Schluß, darinnen das beſte ſtecken ſollte, welcher aber ſo wie in den übrigen gantz unrecht überſetzt iſt. Das Original heißt: Et viſiblement j'aperçois, quand des yeux je ſuis ta fumée, qu'il me faut finir, comme toi. das iſt: Und wenn ich deinen Rauch mit den Augen verfolge, ſo ſehe ich gantz augenſcheinlich/ daß ich, wie du, vergänglich bin. Der Uberſetzer aber ſagt gantz was anders: Daß ich als Aſche, die nur Feuer mit ſich führt, wenn ich noch eine Zeit, den Dünſten nachgeſpürt, werd eben ſo wie du im Augenblick vergehen. Wobey auch noch ein Fehler wieder die reine Poeſie/ und einer, wieder die Sprache mit untergelaufen/ daß nehmlich das Wörtchen die, vor dem Abſchnitte ſteht/ da es doch zum folgenden gehört; Die Redensart aber noch eine Zeit, verſtümmelt iſt/ indem es auf gut teutſch eine Zeitlang heiſſen ſollte.

Die Anmerckungen über die erſte Uberſetzung ſind mir ſo weitläufftig gerathen/daß ich abbrechen muß. Aus dieſer Probe können indeſſen meine Leſer ſehen/ mit was vor einer Schärfe Herr Witzlieb alle übrige geprüfet habe. Endlich muß ich auf das dritte Buch noch kommen,deſſen ich vorhin gedacht. Es war die Poeſie eines Frauenzimmers,davon ich um ſoviel begieriger war ſein Urtheil zu vernehmen,jemehr ich mich gefreuet hatte,daß ſich wieder ein neues Exempel eines gelehrten Frauenzimmers gefunden. Er bekümmerte ſich erſtlich um ihre Perſon und fand, daß ſie zu Elbing in Preuſſen gebohren, hernach an einen Prieſter verheprathet worden; und vor wenig Jahren in Franckenland geſtorben wäre. Bey dieſer Gelegenheit verwieß er es der Tadlerin Phyllis, daß ſie in ihrem letzten Stücke/ da ſie den Lebens-Lauf einer andern Preußiſchen Poetin erzehlet/ dieſer Frau Fuchſin mit keinem Worte gedacht: Er wuſte es aber nicht, daß ich ſelber mit in der Geſellſchafft zugegē wäre. Er blätterte faſt das gantze Buch mit vielem Vergnügen durch, und bemerckte allemahl, wenn er eine ſchöne Stelle darinnen wahrnahm/ welches denn faſt auf allen Seiten geſchahe. Wir reitzten ihn alle/ er möchte doch ſeine ſcharfe Beurtheilungs-Krafft auch hier blicken laſſen: allein er ſchlug ſolches beſtändig ab; vorgebend die Gefälligkeit gegen das weibliche Geſchlecht erlaube ihm ſolches nicht,zudem könne man von einem Frauenzimmer bey weiten ſo viel nicht fordern als von Männern, die ſich vor Meiſter in der Kunſt ausgeben. Alsdann/ ſetzte er hinzu/ wollen wir anfangen die Wercke der Poetinnen eben ſo ſcharff auf die Probe zu ſtellen als die Schrifften der Poeten/ wenn wir eben ſo eine groſſe Anzahl von jenen/ als von dieſen haben werden.

P.S. Des Herrn Franciſci abermahliges Schreiben ſowohl, als unſrer übrigen Correſpondenten Briefe ſollen eheſtens unſern Leſern vor Augen geleget werden.

Phyllis.

Leipzig, zu finden im Brauniſchen Buchladen, allwo alle Freytage die Fortſetzung ausgegeben wird.

Die Vernünftigen Tadlerinnen

XXX. Stück.

Freytags, den 26. Julii 1726.

Günther.

Ich lieb und lobe das/ was Lieb und Lob verdient/
Und lob es/ wenn mir gleich dadurch kein Glücke grünt.

Als dem allbereit ausgefertigten 7den Stücke des Anhanges zu unſern Blättern, wird man erſehen haben; daß das 48ſte Stücke unſerer Schrifften vom vorigen Jahre, an einem ſichern, uns aber gantz unbekannten Orte, nicht anders als eine Pasqville aufgenommen worden. Es lieff nehmlich vor ein paar Wochen das Schreiben des Herrn von Z * * bey uns ein; worinnen er uns eröffnete, daß ein gewiſſes Frauenzimmer, welchem erwehntes 48ſtes Blatt von unbekannter Hand zugeſchicket worden, ihn vor den Uhrheber deſſelben gehalten, oder doch beſchuldiget habe, daß er daſſelbe ihr zum Poſſen gekaufft und ihr überſchicket hätte. Ohne Zweifel muß ſie darinnen die Abbildung ihrer Gemüths-Art ſo deutlich angetroffen haben, daß es ihr unmöglich geweſen, ihre eigene Geſtallt nicht zu kennen. Ihr Nachſinnen aber iſt ſo ſchwach geweſen, daß ſie es vor eine Schmähſchrifft auf ſich ſelbſt gehalten; ohne in Erwegung zu ziehen, daß es an einem ſo entlegenen Orte, wo man weder ihren Nahmen noch ihre

Perſon kennet, verfertiget und gedruckt worden. Ich beklagte den guten Herrn von Z * * daß er dabey ſo unſchuldig leiden müſſen; würde aber vielleicht ſeinen Brieff gar nicht bekannt gemacht haben, wenn nicht bald darauf auch ein ander Schreiben von **Climenen** an uns ergangen wäre, darinnen dieſelbe offenhertzig geſtunde, daß ſie eben diejenige wäre, welche unſer offt gedachtes 48ſtes Blatt an jenes Frauenzimmer überſchickt hätte, ietzo aber nichts mehr beklagete, als daß viel andere unſchuldige Leute deßhalben bey derſelben in Verdacht gekommen, und ihren Zorn empfinden müſſen. Weil uns nun dieſe Correſpondenten beyderſeits wiewohl nur verſtellter Weiſe, erſuchen, nichts mehr dergleichen Paſqvillen zu machen: ſo halte ichs vor rathſam, einmahl von der Natur ſolcher ehrenrühriger Schrifften zu handeln, und ihren Unterſcheid von einer ſatiriſchen Morale zu zeigen.

Eine Paſqville iſt, meiner Einſicht nach, eine Schrifft, dadurch ſich ein boßhaffter Menſch aus Feindſchafft, Rachgier oder Neid bemühet, den guten Nahmen rechtſchaffener Leute zu kräncken, indem er ihnen entweder Fehler darinnen vorrücket, die ſie nicht an ſich haben, oder doch die kleinen Mängel, denen ſie als Menſchen unterworffen ſind, zu groſſen Verbrechen macht; oder ſie auch ſonſt durch grobe Schimpff-Worte und anzügliche Redensarten läſtert.

Eine Satire hingegen iſt, nach meinem Begriffe, eine Schrifft, darinnen ein wohl-geſitteter Moraliſte aus innerlichem Unwillen über alles, was thöricht, laſterhafft und abgeſchmackt iſt, und aus eifrigem Verlangen alles unanſtändige Weſen abgeſchaffet, und die allgemeine Glückſeeligkeit befördert zu ſehen, ſich bemühet, die irrigen Meynungen, böſen Sitten und niederträchtigen Gebräuche ſeiner Zeit zu entdecken, und ſo abſcheulich, oder auch wohl lächerlich abzumahlen, daß ſelbſt die Freunde derſelben anfangen müſſen ſich darüber inskünfftige zu ſchämen.

Laßt uns dieſe beyde Beſchreibungen auch Stückweiſe gegen einander halten. Ein Paſqvillant ſteckt voller feindſeeliger Affecten. Ein ſatiriſcher Moraliſt empfindet einen Schmertz über alles unanſtändige und verwerffliche Weſen. Ein Paſqvillant ſuchet durch die Beſchimpffung anderer Leute ſein Müthgen zu kühlen. Ein ſatiriſcher Moraliſt ſuchet nur die Thorheit, das Laſter und den übeln Geſchmack auszurotten. Ein Paſquillant beſchreibt eintzelne Perſonen; Ein Moraliſt aber macht allgemeine Vorſtellungen, welche ſich auf alle unvernünfftige, laſterhaffte und übelgeartete Leute zugleich ſchicken. Kurtz zu ſagen, der fürnehmſte Unterſcheid eines Läſterers und Satiren-Schreibers kömmt auf die Beſchaffenheit ihrer Gemüther an. Jener hat ein neidiſches, feindſeeliges und rachgieriges, das iſt ein böſes Gemüthe: dieſer aber hat ein ehrliches, aufrichtiges und wohlgeſinnetes Hertz: mit einem Worte, ein recht gutes Gemüthe.

Es wird freylich vielen ſehr fremde vorkommen, daß ich einem Satiren-Schreiber ein gutes Gemüthe beylege. Insgemein ſtehet man in den Gedancken, daß ein ſolcher Tadler ein verdrüßlicher, eigenſinniger und wunderlicher Kopff ſeyn müſſe. Man hält ihn vor einen Splitterrichter, Klügling und Grillenfänger, ja wohl gar vor einen Miſantrop und Menſchen-Feind. Aber weit gefehlet! ein rechter **Satiricus** iſt ein ſo heßliches Thier nicht, als man ſich einbildet: Er iſt gerade von dieſem allen das Gegentheil. Ich zweifle, ob man mir in einer ſo unwahrſcheinlichen Sache Glauben beymeſſen wird; darum will ich mich wider meine Gewohnheit auf Zeugniſſe beruffen. Wer hält nicht den in gantz Europa berühmten Engelländer **Richard Steele** vor einen der tieffſinnigſten, gelehrteſten galanteſten und ſinnreicheſten Männer, die iemahls gelebet haben. Und man hat recht wenn man ihn davor hält; denn er iſt es werth. Man leſe aber nur, was dieſer Grund-gelehrte Scribent in dem 242ſten Stücke ſeines Engliſchen **Tatlers oder Schwätzers** Tom. IV. p. 231. hievon geurtheilet.

Ein gutes Gemüthe: ſchreibt er, iſt eine nothwendige Eigenſchafft eines **Satirici**, und alle ſinnreiche Sprüche, die in dieſer Schreibart ſchön lauten, müſſen aus dieſer Eigenſchafft ihres Verfaſſers herflieſſen. Ein ehrliches und redliches Gemüthe empfindet einen Eckel über alle Niederträchtigkeit, Laſter und Thorheit, und eben dieſer Eckel reitzet es an, ſich mit einem eifrigen Schmertze wider die Irrthümer der Menſchen auszulaſſen; doch ohne Bitterkeit gegen die Perſonen. Dieſe Eigenſchafft macht ihre Seelen gleichmüthig, und verurſachet, daß ſie ſich niemahls von der Sanfftmuth und Billigkeit entfernen, wenn ſie gleich die gröbſten Laſter tadeln. ... Die gewöhnlichen Dinge, darüber Satiren geſchrieben werden, erwecken in den allerbeſten Gemüthern einen hefftigen Verdruß, und eben darum ſind Leute von dieſer Gattung am geſchickteſten, wider die Fehler der Menſchen zu eifern. Sie ſehen die Laſter und Thorheiten, dadurch ihnen kein Leid geſchiehet, mit eben dem Widerwillen an, womit andere das Ubel, ſo ihnen ſelbſt wiederfähret, erſehen. Ein ſolcher gutherziger Menſch kan es unmöglich ertragen, daß ein unverſchämter Kerl eines wackern Mannes Beſcheidenheit mißbrauchet; oder ihm in der Bemühung nach einigen Vortheilen zuwider iſt; ſondern er brennet vor Eyfer, dem Beleidigten zu Hülffe zu kommen, die Verdienſte deſſelben ans Licht zu bringen, und die Verwegenheit des andern zu unterdrücken.

Dies iſt das Urtheil des gründlich gelehrten **Richard Steelens**, welcher auch in dem nachfolgenden zeiget, daß unter den Alten **Horatz** und **Juvenal** rechte Muſter ſolcher guthertzigen und ehrlich geſinnten Satiren-Schreiber geweſen. Er verſichert auch, daß er ſich aus allen ihren Schrifften keiner eintzigen übelgearteten Redens-Art erinnern könne, die aus einer andern Gemüths-Beſchaffenheit hergefloſſen wäre. Ich kan mich dabey nicht länger aufhalten, ſondern will nur noch anmercken, daß auch der bekannte Frantzöſiſche **Satiricus Boileau Deſpreaux** von einer ſo gutherzigen Art und Natur geweſen. **Herr des Maizeaux**, welcher deſſelben Lebens-Beſchreibung verfertiget hat, giebt uns umſtändliche Nachricht davon, und verſichert, daß derſelbe in ſeinen Manieren ungekünſtelt und natürlich, ja voller Leutſeeligkeit, Sanfftmuth und rechtſchaffenen Weſens geweſen ſey. Er habe die Laſter ſcharff beurtheilet, und den verderbten Geſchmack mächtig angegriffen, ohne daß ihn der geringſte Neid, oder die Luſt zum Läſtern dazu angetrieben habe. Eben das verſichert Herr von **Valincourt** in der Rede, welche er bey Beſetzung der durch den Tod dieſes moraliſchen Poeten erledigten Stelle, in der Frantzöſiſchen Academie öffentlich gehalten. Alles was die geſunde Vernunfft und die Wahrheit verletzte, ſpricht er, erweckte in ihm einen Verdruß, den er nicht hemmen konnte, und welchem wir vielleicht ſeine ſinnreicheſten Schrifften zu verdancken haben. Aber indem er die Scribenten angriffe, hat er allezeit ihre Perſonen geſchonet. Endlich hat auch unſer **Günther** gantz recht, wenn er alſo geſchrieben:

Was iſt es denn nun mehr wenn meine Muſe ſpricht,
Bav iſt ein ehrlich Kerl; nur tichten kan er nicht?
Im Hertzen war **Deſpreaux** dem **Chapelain** gewogen,
An dem er doch mit Recht das Reimen durchgezogen.

Soll ich nun auf unſere moraliſch-ſatiriſche Blätter die Deutung machen, ſo getraue ich mir getroſt zu ſagen, daß ein jeder Unpartheyiſcher unſer ehrliches und aufrichtiges Hertz daraus ſattſam abnehmen werde. Dieſes iſt das eintzige, deſſen ich und meine Gehülffinnen uns rühmen. Wir wollen es gerne zugeben, daß alles übrige, was wir an uns haben, nichts ſonderliches ſey. Man halte uns vor einfältig und ungelehrt. Man mache unſern Vernunfft-Schlüſſen und dem Ausdrucke derſelben, den von uns abgehandelten Sachen und der Schreibart ſelbſt alle gute Eigenſchafften ſtreitig: Wir werden kein Wort deswegen verlieren, vielweniger dieſen Urtheilen wiederſprechen. Aber redliche Abſichten und ein ehrliches Gemüthe muß man an uns nicht in Zweiffel ziehen; denn darinnen ſuchen wir unſere gantze Ehre. Ich bin auch feſt verſichert, daß alle unſere Blätter davon Zeugniße ablegen können. Wes das Hertz voll iſt, deſſen gehet der Mund über: Und die Gemüths-Art eines Schreibers giebt ſich allezeit durch ſeine Schrifften zu verſtehen. In dieſer ruhigen Empfindung eines guten Gewiſſens kan ich alſo gar wohl behaupten, daß alle unſere Blätter bißhero keine Pasquille; ſondern moraliſche, und zuweilen auch ſatiriſche Blätter geweſen. Man unterſuche von denſelben welches man will. Man prüfe das erſte; oder das letzte: Man forſche nach ob wir Fehler; oder Menſchen angegriffen: Man beurtheile ob wir die Thorheit oder die Thoren, das Laſter oder die Laſterhafften, den übeln Geſchmack oder die Liebhaber deſſelben ſchwartz und verhaßt zu machen geſucht haben? Findet man nun das letztere und kan man es deutlich erweiſen, daß wir nicht aus Liebe zum Guten/ und aus Haß gegen das Böſe geſchrieben; ſondern daß Feindſchafft, Neid und Rachgier unſere Feder geführet; ſo will ich ſelbſt alle meine Blätter, als Ehren-rührige und gottloſe Schrifften, zerreißen, verbrennen, und auch den ſchwartzen Uberreſt davon als was verfluchtes in die Lüffte zerſtäuben.

Ich will zum Beweiſe deſſen was ich geſagt habe, eben dasjenige 48ſte Blatt nehmen welches, wie oben gedacht worden, einigen als eine Pasqville vorgekommen. Wer nach den Regeln der Auslegungs-Kunſt den Zweck erforſchet, den ich in Ausarbeitung deſſelben vor Augen gehabt, der wird finden, daß ich die Läſterung als ein abſcheuliches Laſter darinnen vorzuſtellen geſuchet. Ich habe die meiſten Eigenſchafften und Würckungen deſſelben unter gewiſſen ſinnlichen Bildern entworffen. Ich habe die ſchädlichen Grund-Regeln der Läſterer in ihrer natürlichen Blöße gewieſen. Ich habe den Urſprung dieſes Laſters unterſuchet, und gefunden, daß es ſeine Qvelle in einem liebloſen Hertzen habe. Ich habe endlich auf eine begreifliche Art gewieſen, welch ein groſſes Mißfallen das allerliebreichſte Weſen im Himmel über dieſes Laſter hege, und durch ſeine Straffen deutlich an den Tag lege. Nun fordere ich alle Feinde unſerer Blätter auf, und bitte ſie, mir zu zeigen, in welcher Pasquille dergleichen Dinge ſtehen? Ich beſchwere ſie mir zu erweiſen, daß ich darinnen nicht wider ein Laſter/ſondern wider gewiſſe Perſonen geeifert, und bin feſt verſichert, daß ihnen beydes gantz und gar unmöglich fallen wird.

Zum Uberfluſſe will ich noch ein anderes Blat von meiner Arbeit zergliedern, und dadurch meine Unſchuld erweiſen. Und dieſes ſoll mein letzteres ſeyn, nehmlich das 18ſte dieſes Jahres, welches vor 14. Tagen ausgegeben worden. Die Uberſchrifft deſſelben zeiget gleich zum voraus, daß meine Abſicht darinnen geweſen, wider die **thörichten Wünſche der Mißvergnügten** zu ſchreiben. Ich ſtelle alſo die Unart dieſer Leute überhaupt vor, indem ich ihre Wunſch-Formeln anführe, derer ſie ſich insgemein zu bedienen pflegen, ja ich gedencke auch ihrer Ausflüchte, dadurch ſie ihre Laſter zu beſchönigen ſuchen. Hierauf mache ich unter dem erdichteten Nahmen **Nimmerſatt**/welcher die allgemeine Gemüths-Art dieſer Gattung von Leuten ausdrücket, eine beſondere und etwas genauere Abbildung eines mißvergnügten Wünſchers. Ich erzehle was er ſich vor Dinge wünſchet, ich entdecke die Unbilligkeit ſeiner Wünſche, da er ja Güter genug beſitzet, deren unzehliche andere entbehren müſſen; ja ich zeige auch die Qvelle ſeiner Unerſättlichkeit,

lichkeit, nehmlich die unrichtige Beurtheilung ſeiner und fremder Güter.

Nun wird wohl ein ieder ſelbſt begreiffen, daß dieſes beſtändige Mißvergnügen mehrentheils mit einem hefftigen Neide verknüpffet ſey; ein Laſter, dawider man niemahls genug eifern kan. Dieſem Ubel nun zugleich zu begegnen, ſtellte ich eine Perſon vor, die ihrer glücklichen Umſtände halber die Mißgunſt eines niederträchtigen Gemüthes zu erwecken vermögend war. Dazu ſchickte ſich ein junger wackerer Mann von großem Vermögen, der die Welt geſehen/ in mancherley Ehren-Aemter gekommen, und eine erwünſchte Heyrath gethan. Nimmerſatt wird denſelben kaum gewahr, als ihn ſeine innerliche Boßheit zwinget/ ſein neidiſches Hertz gegen ſeinen Gefehrten, den ich Guthertz nenne, zu offenbahren. Sein verblendter Verſtand findet an dieſem rechtſchaffenen Manne nichts lobens würdiges. Sein ſcheeles Auge kan nichts wahrnehmen, weswegen er ſolches Reichthums, ſolcher Ehre und ſolcher Beqvemlichkeiten dieſes Lebens würdig wäre. Seine Gelehrſamkeit heißet ihm ein Mangel von Verdienſten. Die Zeit, darinnen er ſich zum Dienſte des gemeinen Weſens geſchickt gemacht, ſieht er boßhafftiger Weiſe als einen Müßiggang an. Endlich verräth ſich ſein neidiſches Hertz gantz deutlich; indem er hinzuſetzet; Warum er ſelber nicht eben ſo wohl eines ſolchen Glückes werth ſey als dieſer, angeſehen er ſich ja eben ſo wohl in dieſe erwünſchte Lebens-Art zu ſchicken gewuſt hätte.

Allen dieſen unbilligen Reden füge ich die Antwort des wohlgearteten Guthertz hinzu/ der ihm die Thorheit ſeiner Wünſche und Boßheit ſeines Neides verweiſen muß. Er führet ihn aber hauptſächlich auf die Vorſehung GOttes/ und zeiget, daß ein Menſch der dieſelbige glaubet, über die ungleiche Austheilung der irrdiſchen Güter nicht murren müſſe. Ich beſtätige hernach dieſe Antwort ſelbſt und rechne den neidiſchen **Nimmerſatt** unter die **lang-öhrigten Midas-Brüder**. Ich führe die güldene Vorſchrifft eines Weltweiſen hievon an, wodurch er unzehlige Chriſten beſchämet, und zeige endlich wie ſich die Mißvergnügten in ihrer eigenen Glückſeeligkeit hinderlich fallen: Worauf der Brieff eines von unſern Correſpondenten die gantze Betrachtung beſchlieſſet

Hier ſehe ich nun abermahl nicht, was man in einer ſolchen Abhandlung eines Laſters vor eine Pasqville ausruffen könne: es wäre dann/ daß man die Abbildung eines Nimmerſatts und eines glücklichen Mannes, der von ihm beneidet würde/ vor Schildereyen wahrhaffter Perſonen halten wollte. Ich weiß es auch gar wohl, daß unſere Charactere ſchon offtmahls dem Unheile falſcher Auslegungen unterworffen geweſen. Allein die Schuld liegt nicht an uns; ſondern an derjenigen ſchlimmen Gattung unſerer Leſer, welche ein iedes Blat mit jener Brille anſehen, davon ich das 92ſte Stücke des fürtrefflichen Hamburgiſchen Patrioten mit Fleiß nachzuleſen bitte. Es fragt ſich nur ob ein Moraliſte das Recht habe/ ſich zu deſto beſſerer Vorſtellung der Laſter gewiſſe Charactere und Abbildungen zu erdichten? Und daß dieſes allerdings freyſtehe, will ich auf eine gantz ausnehmende Art erweiſen.

Zum allerwenigſten wird doch wohl der weiſe König Salomo kein Pasqvillante geweſen ſeyn/auch in ſeinen Sittenlehren keine Schmähſchrifften mit eingemiſchet haben. Nichts deſtoweniger hat er im 7. Cap. ſeiner Sprichw. eine Ehebrecherin mit ſolchen lebendigen Farben beſchrieben, daß man gewiß dencken ſolte, er hätte eine Abbildung eines damahligen Frauenzimmers gemacht. *Am Fenſter meines Hauſes, ſchreibet er, guckete ich durchs Gitter, und ſahe unter die Albern, und ward gewahr eines närriſchen Jünglinges, der gieng auf der Gaſſen an der Ecken und trat daher auf dem Wege an ihrem Hauſe in der Demmerung, am Abende des Tages, da es Nacht war und dunckel ward. Und ſiehe da begegnete ihm ein Weib im Huren-Schmucke; liſtig/ wilde und unbändig, daß ihre Füſſe im Hauſe nicht bleiben konnten = = die erwiſchte ihn und küſſete ihn unverſchämt und ſprach zu ihm: = = Ich bin herausgegangen dir zu begegnen und habe dich gefunden. Ich habe mein Bette ſchön geſchmücket mit bunten Teppichen aus Egypten = = komm laß uns genug buhlen biß an den Morgen und laß uns der Liebe pflegen: Denn mein Mann iſt nicht daheim = = Sie überredete ihn mit vielen Worten, und gewann ihn mit ihrem glatten Munde. Er folgete ihr bald nach wie ein Ochſe zur Schlachtbanck geführet wird, = = wie ein Vogel zum Stricke eilet und nicht weiß, daß es ihm das Leben gilt.*

Nun frage ich alle, die dieſes leſen, ob dieſes nicht ein unvergleichlicher Character einer Ehebrecherin überhaupt iſt/ ohngeachtet der groſſe Sitten-Lehrer viel beſondere Umſtände mit einflieſſen laſſen. Was würden aber die ſcharfſichtigen Ausleger unſerer Blätter geſagt haben/ wenn ſie zu Salomons Zeiten gelebet hätten? Würden ſie nicht leicht in Jeruſalem ein Frauenzimmer gefunden haben, auf welche ſich dieſe Hiſtorie nach ihrer Meynung gantz unvergleichlich geſchicket hätte! Auf dieſe würden ſie alle mit Fingern gewieſen haben, und wehe! dem aufrichtigen Moraliſten der dieſe Abbildung gemacht hätte; Er würde ohne alle Widerrede in die Zahl der Pasqvillanten gekommen ſeyn. Allein dem ſey wie ihm wolle, alle Verſtändige ſehen gar leicht/ daß es auch heute zu Tage einem moraliſchen Scribenten eine Ehre ſey, wenn er ſich bemühet der unverbeſſerlichen Lehr-Art eines göttlichen Sitten-Lehrers nachzufolgen.

Calliſte.

Die Vernünfftigen Tadlerinnen

XXXI. Stück.

Freytags, den 2. Aug. 1726.

Canitz.

. . . Die Sache ſchwebt im Rechte/
Wer weiß wer noch verliert? . . .

Die Streitfragen vermehren ſich täglich, die man an unſere kleine Geſellſchafft zu entſcheiden einſchicket, nachdem wir nehmlich einmahl unſere Gerichts-Stube eröffnet haben. Dergeſtallt fängt dasjenige an zu unſerer Ehre wahr zu werden, was einige in der Abſicht uns zu verſpotten, in die Welt geſchrieben: daß wir nehmlich einen weiblichen Schöppenſtuhl aufgerichtet hätten. Es ſey ſo: Denn wie die männlichen Schöppenſtühle in ſtreitigen Sachen Urtheile abfaſſen, welche ſie ſelber nicht vollziehen können; alſo geht es mit uns auch. Wir können bloß eröffnen, was uns recht und gut zu ſeyn düncket; und andere mögen ſich dieſes unſers Gutachtens nach Belieben bedienen. Dißmahl will ich meinen wertheſten Leſern abermahl ein paar Bittſchreiben an uns vor Augen legen, von welchen ich um gewiſſer Merckmahle willen gewiß verſichern kan, daß ſie von wahrhafftigem Frauenzimmer geſchrieben worden. Unſere geehrteſte Freundinnen werdens auch nicht übel nehmen, daß ich ihre Schreibart ein wenig nach unſerer bißherigen Weiſe eingerichtet habe.

Rechtſprechende Tadlerinnen,

WEnn bereits an irgend einem Orte die ſo nöthige als nützliche Veranſtaltung zu einem, aus Perſonen von unſerm Geſchlechte beſtehenden Rathe, gemacht wäre: ſo würde ich mich ietzo nicht genöthiget ſehen, meine Zuflucht zu Euch zu nehmen, und euch um die gründliche Entſcheidung einer ſchweren Streitfrage zu erſuchen. Da ich aber verſichert bin, daß die Ausführung eures dißfalls mit Klugheit abgefaſſeten Vorſchlages mehr zu wünſchen als zu hoffen, vielweniger allbereit in einem Volcke oder Lande unternommen iſt: So muß ich mir die Freyheit nehmen, die Beurtheilung des nachfolgenden merckwürdigen Gewiſſens-Zweifels mit geziemender Ergebenheit von euch zu erbitten.

Eine ziemlich bejahrte Wittwe hatte bey uns eine ſehr wohlgezogene Tochter, welche um ſo viel mehr von jedermann in Betrachtung gezogen wurde, ie vermögender ihre Mutter, und ie anſehnlicher ihres ſeeligen Vaters wegen ihr Stand und Herkommen war. **Tugendlieb** eine geſchickte Manns-Perſon war der angenehmen **Beatrix** an Glücks-Gütern und Stande gantz gleich, und wie ihm die guten Eigenſchafften dieſes Frauenzimmers nicht verborgen bleiben konnten; Alſo hatten ſie bey ihm eine beſondere Hochachtung und Zuneigung gegen dieſelbe gewircket. Er ſuchte hierauf Gelegenheit in dem Hauſe ihrer Mutter bekannt zu werden; und alle ſeine Umſtände waren ſo vortheilhafftig vor ihn, daß er ſeines Wunſches ohne viele Bemühung theilhafftig ward. Je öffter er in dem Umgange dieſes wohlgearteten Frauenzimmers war, deſto mehr lernte er ihre Annehmlichkeiten kennen, biß ſich endlich ſeine vorige Hochachtung in eine wahrhaffte Liebe verwandelte. Er gab dieſelbe nicht nur ſeiner Geliebten, ſondern auch ihrer Frau Mutter auf eine ſo geziemende Art zu verſtehen, daß er bey beyden ſehr wenig Wiederſtand antraff. Die betagte Mutter inſonderheit ſahe wohl, daß ſie weder an ſeiner vernünfftigen und tugendhafften Aufführung, noch an ſeiner wohlbedächtigen und aufrichtigen Liebe das geringſte auszuſetzen hätte: und es konnte ihr nicht anders als wohl gefallen, daß **Tugendlieb** auf eine beſondere wohlanſtändige Manier ihrer Tochter zur Verbeſſerung ihres Verſtandes und Willens Anleitung zu geben bemühet war. Er preiſete nehmlich ſeiner Geliebten nicht nur eure ſinnreichen Schrifften, ſondern auch andere nützliche Bücher an: ja er ließ ſich ſelbſt angelegen ſeyn, durch ſeine eigene Aufführung ihr das abſcheuliche Weſen der Laſter und den unſchätzbahren Nutzen der Tugend mit lebendigen Farben abzumahlen, und tieff in ihr Gedächtniß zu prägen. Er that dieſes zu keinem andern Ende, als daß er die Vollkommenheiten ſeiner geliebten **Beatrix** mehr und mehr befördern, und dereinſt eine deſto vergnügtere Ehe mit ihr führen möchte. Er hatte auch um ſo viel mehr Urſache ſich darauf Rechnung zu machen, da ſeine Zuneigung zu derſelben ihren erſten Urſprung aus der genauen Ubereinſtimmung ihres Gemüthes mit dem ſeinigen genommen hatte. Ja ſeine fürſichtige Klugheit hatte ein volles Jahr in ihrem Umgange zu der gehörigen Unterſuchung ihrer Fähigkeit angewandt, ehe er eine eintzige Sylbe von ſeiner Hochachtung oder Liebe gegen ſie erwehnet hatte.

Biß hieher hatte den guten **Tugendlieb** ſein Glück recht nach Wunſche angelachet, und kein Augenblick war ihm vergnügter geweſen, als wenn er ſeiner Geliebten neue Verſicherungen ſeiner Treue thun, von ihr aber mit Vorwiſſen ihrer Frau Mutter die zärtlichſten Zeichen ihrer Gegenliebe empfangen können. Allein auf einmahl wendete ſich das Blatt, als eine unvermuthete Begebenheit die Frau **Empfindlich**, ſo nenne ich die Mutter der ſchönen **Beatrix**, gegen den jungen **Tugendlieb** gantz kaltſinnig ja gar rachgierig machte. Dencket nicht geehrte Tadlerinnen, daß er ſelber Gelegenheit dazu gegeben: Nein, **Superbia**, ſeine ſtoltze Mutter hatte Schuld daran. Dieſe zwey Mütter hatten einander, ich weiß nicht wo, angetroffen, und da war es geſchehen, daß **Superbia** die Begrüßung der Frau **Empfindlich** mit einem verächtlichen Naſerümpfen erwiedert hatte. Dieſe Beleidigung war nun ſchon wichtig und unverantwortlich genug vor dieſe letztere, um ſie zu dem allerempfindlichſten Zorne zu bewegen. Etliche Tücher waren kaum zulänglich alle die Thränen abzuwiſchen, welche ſie dieſer Beſchimpffung halber vergoß. Sie ward nicht allein der hochmüthigen **Superbia** ſondern ihrem gantzen Geſchlechte auf einmahl gehäßig; ja ſo gar **Tugendlieb**, der unſchuldige **Tugendlieb**, muſte den Stoltz ſeiner Mutter entgelten. Sie wiederrief nehmlich das bißherige Verlöbniß ihrer Tochter mit demſelben, wozu ſie doch vorhin ihren Beyfall gegeben hatte. **Beatrix** muſte ihrem unglücklichen Liebſten keinen Beſuch mehr erlauben, und wenn ſie noch die geringſte Neigung gegen denſelben an ihr vermerckte, ſuchte ſie dieſelbe durch die härteſten Drohungen davon abzuſchrecken.

Das verliebte Paar fand indeſſen doch zuweilen Gelegenheit, auch in währender Feindſchafft ihrer Mütter miteinander zu ſprechen, und ſich die zärtlichſten Verſicherungen von ihrer unverbrüchlichen Treue zu geben. Die Kranckheit, in welche Frau **Empfindlich** vor hefftigem Aergerniſſe gefallen war, ſchien ihnen bey ſolchen Umſtänden was tröſtliches zu ſeyn; indem ſie ſich die Hoffnung machten, daß **Beatrix** bey dem vermutheten Tode ihrer betagten Mama, ihre völlige Freyheit bekommen würde. Allein was geſchahe? die abnehmenden Leibeskräffte der Patientin vermehrten nur ihre Rachgier gegen das **Superbiſche** Haus. Denn kurtz vor ihrem Ende forderte ſie ihre Tochter vor ihr Siechbette, und nöthigte dieſelbe einen theuren Eyd zu thun, daß ſie Herrn **Tugendlieb** niemahls ehlichen wollte. So ungern dieſe getreue Liebhaberin daran wollte; ſo lieb war ihr doch der letzte mütterliche Seegen, den ihr die ſterbende zu entziehen, ja in einen grauſamen Fluch zu verwandeln drohete, im Falle ſie ſich des geforderten Eydes halber lange weigern würde. Sie ſchwur alſo was ihre Mutter verlangte, aber mit der gröſten Unruhe ihrer Seelen; angeſehen ſie nur noch vor weniger Zeit ihrem Geliebten ebenfalls eine ewige Treue zugeſchworen hatte. Ihre Frau Mutter aber ſtarb bald darauf, in dem elenden Vergnügen, daß ſie zum wenigſten auf dieſe Weiſe ihr rachgieriges Hertz befriediget, und ihr Müthlein an der **Superbia** gekühlet hätte.

Ich will hier nicht unterſuchen, wertheſte Tadlerinnen, ob Frau **Empfindlich**, welche ihr lebenlang vor eine andächtige Kirchengängerin gehalten worden; auch an ihrem Ende gewieſen habe, daß ſie eine wahre Chriſtin geweſen: denn ein ſolches Urtheil iſt zu hoch für mich, und ich überlaſſe dieſe verſtorbene dem gnädigen Richter aller Todten und Lebendigen. Ich will auch nicht fragen, ob nicht **Superbia** vielleicht mit gutem Bedachte eine ſo höniſche Geſichtsſtellung gemachet, um nehmlich die Heyrath ihres Sohnes auf ſolche Art zu hindern; wiewohl ich als eine nahe Verwandtin ihrer Familie nicht geringe Muthmaßungen dazu habe. Denn **Superbia** hatte ihren Ehe-Herrn noch am Leben, und dachte alſo vielleicht, daß das Vermögen der **Beatrix** als einer vaterloſen Wayſe, dem noch täglich wachſenden Reichthume ihres Sohnes nicht vollkommen die Wage halten würde: inſonderheit, dafern etwa ihre Capitalien nicht an ſichern Orten ſtehen ſollten. Ich ziehe vielmehr aus der bißherigen Erzehlung dieſe Gewiſſensfrage; ob nehmlich die nunmehro verwayſete und höchſt bekümmerte **Beatrix** den, ihrer ſterbenden Mutter geleiſteten Eyd zu halten verbunden ſey? oder ob ſie vielmehr ihren offtmahligen gegen den jungen **Tugendlieb** geſchehenen eydlichen Verheißungen nachkommen, und ihn alſo mit gutem Gewiſſen heyrathen könne?

Einmahl iſt es gewiß, daß die Frau **Empfindlich** vor der vermeynten großen Beleidigung von **Superbien**, an der Perſon des Herrn **Tugendliebs** nichts auszuſetzen gefunden; und alſo ſeiner Liebe nicht zuwider geweſen. Ferner hat ſie ſich aus einer bloßen Rachgier durch eine kleine

Beleidigung bewegen laſſen ihre vorige Einwilligung zu wiederruffen. Endlich ſo ſteht auch dieſes feſt, daß **Beatrix** ſchon vor dieſem letztern Eyde ihrem Geliebten mehr als einmahl ihre Treue zugeſchworen. Seyd nun ſo gütig, wertheſte **Tadlerinnen**, und rücket dieſe Geſchichte in eines eurer Blätter, gebet aber auch eure Entſcheidung darüber, als welche zu dem Entſchluſſe der verwirrten und über ihren jetzigen Zuſtand ſehr unruhigen **Beatrix** ſehr viel beytragen wird. Wollet ihr zugleich eigenſinnigen Müttern eine gute Warnung geben, weil ſie offt durch Kleinigkeiten die Wohlfahrt ihrer Kinder verſchertzen, und ſich ihrer ſonſt rechtmäßigen Gewalt mißbrauchen, dieſelbe zu unbilligen Dingen zu nöthigen; ſo werdet ihr um ſo viel mehr dadurch verbindlich machen

Rechtſprechende Tadlerinnen/

Eure

Wartenburg 1726. aufmerckſame Leſerin

den 10. Jul. Propitia von Zweifelshauſen.

Nach reifer Überlegung der Sachen düncket uns in dieſer ſchweren Frage folgendes den göttlichen und natürlichen Rechten gemäß zu ſeyn. Weil nehmlich die ehliche Verlobung der jungen **Beatrix** in Anſehung des mütterlichen Beyfalls eine gantz erlaubte Sache geweſen; ſo hat die geliebte allerdings das Recht gehabt, ihrem Liebhaber eydliche Verſicherungen ihrer beſtändigen Treue zu geben: Und dieſe ihre Eyde ſind alſo vor rechtmäßige Eydſchwüre zu halten. Ob wohl nun ſonſt die Eltern ihren Kindern auferlegen können, dieſe oder jene Perſon nicht zu heyrathen, auch dieſe verbunden ſeyn ſolchen Befehlen zu gehorſamen, inſonderheit wenn ſie ſich gar mit einem Eyde dazu verpflichtet hätten: So kan doch ſolches in gegenwärtigem Falle nicht ſtatt finden; theils weil das zwiſchen **Beatrix** und **Tugendlieb** mit Vorwiſſen ihrer Mutter geſchehene Verlöbniß bereits als eine würckliche Ehe anzuſehen geweſen, welche durch keine Privat-Perſon getrennet werden kan: Theils weil die zu Bekräfftigung dieſer Verheißung geleiſteten Eyde, rechtmäßige Eyde geweſen, und alſo durch-

aus

uns nicht gebrochen werden müſſen: theils endlich weil der letzte Eydſchwur vor einen unrechtmäßigen und ohne erhebliche Urſachen abgedrungenen Eyd anzuſehen iſt, den Beatrix mit gutem Gewiſſen nicht hat ſchweren können. Hätte ſie nun denſelben nicht einmahl ſchweren-ſollen, ſo muß ſie ihn auch, nachdem ſie ihn geſchworen, nicht halten; ſondern vielmehr ihren vorigen Verpflichtungen ein Gnügen thun. Sie wird ſolches nach dem bereits erfolgten Tode ihrer Mama um ſo viel ungehinderter thun können: maßen ſie alſo nicht zu beſorgen hat, daß dieſer vermeynte Ungehorſam ihr den geringſten Unwillen bey derſelben zuwege bringen werde. Ihr Gewiſſen aber kan ſie damit zufrieden ſtellen, daß man zwar ſeinen Eltern gehorchen müſſe; aber nicht in ſolchen Fällen, wo ſie etwas unbilliges von uns fordern, dergleichen es ſeyn würde, wenn ſie uns die Verletzung eines rechtmäßigen Eydes anbefehlen ſollten. Das übrige müßen wir biß auf ein ander mahl ausſetzen.

Berühmte Tugendlehrerinnen.

Wie weit hat ſich nicht ſchon euer faſt richterliches Anſehen ausgebreitet, indem auch dieſer Orten das Frauenzimmer wegen der ihnen zugefügten Beleidigungen Schutz und Hülffe bey euch ſucht, und in der Meynung ſtehet, daß es ſeine gerechten Klagen nirgends beſſer als in euren Schooß ausſchütten könne? Ihr werdet ſolches aus beyliegendem Schreiben der ſpirituellen (verzeihet mir dieſes Frantzöſiſche Wort, welches ich auf teutſch nicht recht auszudrücken weiß) N. N. unſchwer erſehen können. Ich überſchicke euch ſolches auf ihr Begehren, doch die Wahrheit zu geſtehen weder unerbrochen noch ungeleſen: Denn wer wolte mir dergleichen Neugierigkeit wohl verargen? Ich weiß zwar daß ihr in euren bißherigen Blättern das Frauenzimmer gegen die unbilligen Auflagen der Manns-Perſonen ſchon gnugſam gerechtfertiget habt; ſo daß dieſe artige Erzürnte auch in ihrem Anliegen ſchon ſattſamen Troſt darinnen antreffen könnte: Allein deſſen ungeachtet ſtehet es doch eurer Gütigkeit frey, ob ihr nicht noch ins beſondere derſelbigen einen gütigen Beyſtand wollet angedeyen laſſen. Ich für meine Perſon erkläre mich mit dem gröſſeſten Vergnügen

Berühmte Tugendlehrerinnen
für Euren
Darmſtadt 1726. beſtändigen Verehrer
den 15. Jul. R,

Liebſte Tadlerin Jris,

EUren bißherigen Ermahnungen zu folgen/ daß wir Frauenzimmer nehmlich auch einige Stunden des Tages zur Leſung allerley guter/ inſonderheit moraliſcher Bücher anwenden ſollen; befand ich mich vor ungefehr drey Tagen in meinem neuerbauten Sommerhauſe/ des Vorhabens mich durch die Schrifften des Spectateurs zu erbauen. Weil es aber ſelbigen Tages ſehr warm war/ und die Ausſicht des Luſt-Hauſes nicht nach der Straße; ſondern in den Hof eines unſerer Nachbarn gienge; begab ich mich mit meinem Buche ins Fenſter. Kaum hatte ich den erſten Blick in daſſelbe gethan, als wider alles Vermuthen ein vornehmer gelehrter Mann ſolches wahrnahm/ und mir alſobald mit lauter Stimme zurieff: Wie ſo emſig im Leſen mein werthes Frauenzimmer? Das wird ohne Zweifel ein luſtiger Roman ſeyn, der ſie ſo andächtig macht? Dieſe von mir gefaßte Meynung wiederlegte ich nicht nur mit Worten/ ſondern zeigte ihm auch das Kupffer und Titel-Blatt des Buches; mit der beygefügten Verſicherung: daß dergleichen Fratzen, als Romanen ſind, mir niemahls in die Hände kämen. Hierauf bath er mich zwar um Verzeihung, und ich muſte ihm dieſelbe freylich mit vielen Worten verſprechen; allein erweget ſelbſten, liebſte Tadlerinnen/ wie ſehr mich dieſer Vorwurff heimlich geſchmertzet, und erlaubet mirs euch durch dieſe Zeilen meinen Verdruß zu klagen. Habt doch auch ferner die Gewogenheit vor eure Mitſchweſtern/ und verweiſet in einem eurer Blätter den Mannsperſonen ihr Vorurtheil/ als wenn nichts als ein eitler Roman unſern Sinn vergnügen könnte. Lehret ſie doch auch durch die Exempel/ die eure Halle durch euch ſelbſt vor Augen leget, beſſere Gedancken von uns zu ſchöpffen; Denn davor wird euch den gröſeſten Danck wiſſen

Eure
Sommerhauſen den 13. Jul. 1726. gantz ergebenſte Freundin
N. N.
Jris.

XXXII. Stück

Die Vernünftigen Tadlerinnen

Freytags, den 9. Aug. 1726.

Philander.

Da überwerfen ſich die Wörter auf der Zungen/
Doch endlich reißt der Damm/ die Fluthen treten aus.

Unter den ſchönen Beyträgen, die mir von unterſchiedenen Orten zugeſchickt worden, iſt derjenige der älteſte, den mir Herr Franciſci von ſeiner ſchon mehrmahls gerühmten Feder zukommen laßen. Dieſen will ich heute meinen geehrten Leſern vorlegen: weil ich weiß, daß ſie eben ſo wohl damit zu frieden ſeyn werden; als wenn ich ihnen etwas von meinen eigenen Gedancken mitgetheilet hätte. Enthalten ja meine beygefügten Anmerkungen was nützliches in ſich; ſo geſtehe ich doch, daß er mir Gelegenheit dazu gegeben; und alſo wird man dieſelben gleichfalls ihm zuzuſchreiben haben.

Verſtändige Phyllis

JCh gerieth neulich über den andern Theil des neuen Frantzöſiſchen Spectateurs, und fand auf dem ſiebenden Blatte eine beſondre Anmerckung, welche er über die Schreibart ſeiner Landes-Leute gemachet hat. Daraus erſahe ich, daß die Art kurtz und ſcharfſinnig zu ſchreiben, keinesweges nach ſeinem Geſchmacke ſey. Denn er fürchtet ſich man möchte vielleicht anfangen gantz Franckreich vor lungenſüchtig zu halten: Weil man wahrſcheinlich vermuthen könnte, dergleichen Scribenten hätten durch eine kurtze Schreibart wo nicht ihrer eigenen Bruſtbeſchwerung, doch gewiß dem kurtzen Athem ihrer Leſer zu Hülfe zu kommen geſucht. Der Herr N. N. welchem er im übrigen das Lob eines der geſchickteſten Männer nicht entziehet, iſt nach der Meynung dieſes neuen Spectateurs der erſte geweſen, dem andre Frantzoſen in der kurtzen Schreibart nachgefolget. Er ſtellet ihn deßwegen dem alten Seneca an die Seite, welchem er ſchuld giebt, daß er die männliche Sprache der Lateiner, die zu den Zeiten Kayſers Auguſts im Brauche geweſen, gäntzlich vergeſſen gehabt. Zwar vergleichet er die kurtze und ſcharffſinnige Art zu ſchreiben mit koſtbaren Edelgeſteinen, welche einer Kleidung kein geringes Anſehen geben. Dieſes muß aber ſein rechter Ernſt nicht ſeyn; Denn in dem nachfolgenden giebt er ſie vor einen Putz von falſchen Cryſtallen oder Böhmiſchen Diamanten aus, welche man nur in der Ferne ſehen müſſe, wenn ſie ihr falſches und unächtes Weſen nicht verrathen ſollen. Nun glaube ich gar gerne, daß man unter ſeinen Landes-Leuten eben ſo viel unglückliche Nachfolger dieſes Scribenten antrifft, als Leute bey uns gefunden werden, welche weiter nichts, als den guten Willen haben, etwa den berühmten Müller, Laßenius und Cober nachzuahmen? Aber darinnen bin ich mit ihm nicht eins, daß er alle kurtzgefaßte Schreib-Art ſo gar zu verwerffen ſcheinet. Seinen Frantzoſen will ich nicht das Wort reden; wiewohl mich immer dünckt, gedachte Schreibart ſchicke ſich vor ihre Sprache am beſten, weil ſie ſo gar viel mänliches nicht an ſich hat. Ich überlaße es vielmehr ihnen, wehrteſte Phyllis, den Herrn N. N. und ſeine Nachfolger zu vertheidigen, weil ſie vor einem Jahre eins von ſeinen allerbeſten Büchern ihrem Geſchlechte zu leſen angeprieſen. Ich will dißmahl nur von unſerer Deutſchen Sprache reden.

Es fragt ſich nehmlich, ob auch unter uns diejenigen Scribenten vor lungenſüchtig zu halten ſeyn, welche ſich im

Reden und Schreiben einer kurtzen und ſcharfſinnigen Schreibart bedienen? Ich meines Theils ſollte meynen, man könnte dieſer unnöthigen Furcht gar leicht überhoben ſeyn. Man ſteht ja ohne Zweifel weit mehr in Gefahr, ſeiner Lunge Schaden zu thun, wenn man alle Abſätze (periodos) einer Schrifft oder Rede nach der Brabandter Elle ausmiſſet, und ihr alſo Gewalt anthun muß, wenn man ſie in einem Athem herſagen will. Es iſt wahr, unſere teutſche Sprache hat in Anſehung des männlichen Ausdruckes vor der Frantzöſiſchen einen gewaltigen Vorzug, und dazu ſcheinet dem Spectateur die weite Ausdehnung unſrer Sätze nicht wenig beyzutragen. Ich könnte aber hierbey fragen: Ob man denn in dem weitläufftigen und offtmahls unnützen Geſchwätze eines plauderhafften Weibes mehr männliches antreffe, als in dem kurtzgefaßten und geſetzten Ausſpruche eines weiſen Mañes? Den kürtzeſten Weg halte ich immer vor den beſten. Wozu dienet ein weiter Umſchweif, wenn man gerade zu eben ſo gut oder noch wohl beſſer gehen kan? So bekannt der Spruch iſt: Quod fieri poteſt per pauca, non fieri debet per plura; So wahr iſt er auch. Ja ich wollte faſt behaupten, es leuchte weit mehr männliches Weſen aus einer kurtzen als aus einer weit ausgedehnten Art des Ausdruckes hervor. Denn wenn in jener nicht mehr Scharfſinnigkeit ſtecken ſollte, als in dieſer, warum würden wohl zwey oder drey kluge Worte aus dem Munde eines groſſen Mannes einen gröſſern Eindruck in unſer Gemüthe machen, als das lange Geſchwätze eines gemeinen Plauderers?

Eben dieſe Betrachtung führet mich auf den Nutzen, welchen ſowohl Leſer als Zuhörer von einer kurtz gefaßten Schreibart und Rede haben können. Ich beruffe mich hier auf alle diejenige, welche Bücher leſen, und frage ſie, ob ſie nicht ſehr verdrüßlich gemacht und recht gemartert werden, wenn ſie über einen Satz kommen, der manchmahl ſo weit ausgedehnet iſt, daß die gantze Seite des Buches ihn nicht faſſen kan. Ich ſchreibe hiermit nicht zu viel/ und könnte zur Noth Beweißthümer genug anführen. Wie ſehr muß man nun da das Nachdencken anſtrengen und wie hefftig muß das Gedächtniß alle ſeine Kräffte hervor ſuchen um den Anfang einer ſo weitläufftigen Rede bis zum Schluße derſelben zu behalten? Und doch geht ſolches aller Bemühungen ungeachtet bißweilen nicht an. Wenn nehmlich der Satz zum Ende iſt, muß man ihn gewiß entweder in der Mitte oder gar von fernen wieder zu leſen anfangen, und ſolches öffters mehr als einmahl thun, ehe man recht wißen kan, was der Scribent uns habe ſagen wollen. Dieſe Wiederhohlung iſt nun noch endlich ein Vortheil der Leſenden, die das Buch vor ſich haben, und darinnen aufhören und fortfahren können, wenn ſie wollen. Wie kömmt aber ein armer Zuhörer zu rechte, der einen ſo großlungigten Redner anhören muß? Es ſchickt ſich ja nicht, daß ein Redner auf eines jeden Zuhörers Verlangen ſeinen unermeßlichen Satz etliche mahl wiederhohle. Gleichwohl aber hat man den erſten Theil deſſelben bereits wieder vergeſſen, ehe man noch die Hoffnung hat, daß das Ende davon ſobald nachkommen werde. Fürwahr, ich dächte dieſes wäre eine Sache, welche wohl verdienete in Betrachtung gezogen zu werden, ſonderlich von denen, die vor gantzen Gemeinen zu reden haben, darunter die Einfältigen allezeit den gröſten Hauſen ausmachen. Ich habe mich offt gewundert, warum meine Hausgenoßen manche ſchöne Predigt vor gar zu hoch und gelehrt gehalten, die doch in der That nichts ſo hohes oder gelehrtes in ſich gehabt, welches ihrem Verſtande nicht gemäß geweſen wäre. Ich fand aber nach genauer Uberlegung, daß die Art des Ausdruckes dieſe vermeynte Hoheit verurſachet hätte. Gemeine Leute nennen alles hoch, was ſie nicht verſtehen können: die Weitläufftigkeit der Sätze aber, macht ihrem ſchwachen Verſtande die gantze Rede unverſtändlich. Sollte man daher nicht bemühet ſeyn, durch eine etwas kürtzere Einrichtung ſeiner Sätze der Einfalt zu ſtatten zu kommen, auf welche ſonder Zweifel in öffentlichen Reden die meiſte Abſicht gerichtet werden muß.

Iſt es nun vor einen Leſer und Zuhörer weit zuträglicher kurtz gefaßte Sätze zu leſen und zu hören: ſo iſt es auch vor einen Redner weit beſſer dieſelben auszuſprechen. Wie unbeqvem iſt es, wenn er offtmahls, wegen der langen Ausdehnung eines Ausſpruches, mitten darinnen inne halten, oder wohl gar etliche mahl Athem holen muß, ehe er endlich ſeinen gantzen Gedancken hervorbringen kan. Und wieviel verlieret nicht ſeine Rede von der Annehmlichkeit / welche ſie wiedrigenfalls haben würde? Der Vortrag hat warlich einen weit größern Wohlklang, wenn ein jeder Satz unzerriſſen und unzerſtümmelt ausgeſprochen wird. Denn die Zunge ruhet nicht eher/ als am Ende deſſelben/ und die Bruſt ſchöpfet indeſſen friſche Lufft/ um das folgende mit deſto beßerer Krafft und Munterkeit an den Tag zu geben. Glauben ſie indeſſen nicht, geehrteſte Phyllis/ als ob ich durch dieſe meine Anmerckungen geſonnen ſey zu erweiſen/ daß man durch lauter Sprichwörter reden ſolle. Nein/ auch dieſe Art zu reden würde ſehr verdrüßlich werden. Ein geſcheider Kopff weiß ſchon durch eine angenehme Abwechſelung dieſer Schwürigkeit abzuhelfen. Ich habe nur den Vorzug/ einer kurtzen und ſcharffſinnigen Schreibart vor einer allzulangen und verdrüßlichen anzeigen/ und gegen obgedachten Frantzöſiſchen Spectateur vertheidigen wollen: daß diejenigen noch keine mangelhaffte Lunge haben/ die ſich entweder in Schrifften und Reden eines kurtzen, deutlichen und nachdrücklichen Vortrages bedienen; oder von einem guten Redner und wohlgeſchriebenen Buche dergleichen Schreibart erwarten. Ich benehme auch hiemit niemanden die Freyheit mit vielen Worten und überaus weitläufftigen Sätzen wenig oder nichts zu ſagen. Vielweniger aber will ich denen ihr Vergnügen beneiden/ die ein Belieben tragen/ dergleichen leeren Schellenklang anzuhören.

Nur ein eintziges fällt mir noch bey, welches mit dem, was ich bißher geſchrieben/ eine ziemliche Verwandniß hat. Ich meyne die ſo genannte Parentheſes, oder Einſchiebſele, welches gantze Sätze ſind/ die man mitten in den Haupt-Satz einſchließet / ohne ſie mit dieſem durch einen ordentlichen Zuſammenhang zu verbinden; Weßwegen ſie denn auch von demſelben durch beſondre Zeichen abgeſondert werden. Dieſe Gewohnheit gewißer Scribenten und Redner will mir nicht ſonderlich anſtehen. Sollte es denn nicht möglich ſeyn/ wehrteſte Phyllis/ derſelben gar zu entrathen? Die Gedancken der Leſer und Zuhörer werden dadurch ſehr zerriſſen/ oder doch mercklich aufgehalten/ zumahl wenn der fremde Satz/ den man einſcholtet, gar zu lang iſt, oder wenn dieſe Einſchaltung gar zu offt angebracht wird. Sollte man dieſer Verdrüßlichkeit nicht durch eine Verſetzung oder geſchickte Verbindung mit der Haupt-Sache abhelffen können? Auf einer ebenen Straße kommt man zum wenigſten viel beſſer fort, als wenn man genöthiget wird über viele Zäune zu ſpringen, und hernach doch wieder zurücke ſehen muß/ wo man den Weg gelaßen hat.

Ich weiß nicht, ob ich mir die Hoffnung machen darf/ daß meine biſherige Anmerckungen mit ihren Gedancken/ geehrteſte Phyllis/ übereinſtimmen werden. Einiger maßen kan ich ſolches vermuthen, wenn ich nehmlich das fünffte Blatt dieſes Jahres leſe/ darinnen ſie dero Gedancken von der geiſtlichen Rede-Kunſt entworfen haben. Dem ſey aber wie ihm wolle: ich überlaße dieſes Schreiben ihrer Beurtheilung und bin

Dero

L. den 22. Junii
1726.

beſtändiger Verehrer

Franciſci.

Alles was der gründliche Herr Franciſci in dieſem wohlgeſetzten Briefe vorgetragen, kommt mir ſo wahr und vernunfftmäßig vor/ daß ich nicht das geringſte darwieder zu erinnern habe. Er hat die gantze Materie von dem Vorzuge der kurtzen Schreibart von der weitläufftigen ſo erſchöpfet/ daß ich faſt nichts hinzu ſetzen kan/ wenn ich nicht dasjenige wiederholen will/ was er ſchon davon geſchrieben hat. Das eintzige will ich nur errinnern/ daß es bey der kurtzen und nachdrücklichen Schreibart mehr auf den Verſtand als auf den Mund und die Feder ankomme. Die Rede iſt ein Ausdruck unſerer Gedancken/ und Schrifften ſind getreue Dollmetſcher deſſen/ was in der Seele eines Scribenten vorgehet. Man kan alſo von der Beſchaffenheit des einen/ gantz ſicher auf die Eigenſchafften des andern ſchlüßen. Wie ein Menſch redet und ſchreibet; ſo dencket er auch. Hat er lauter undeutliche/ verwirrte und übel zuſammenhangende Bildungen im Kopfe/ ſo wird er auch eine dunckle unordentliche und weitgedehnte Art des Ausdruckes haben. Er weiß ſelber nicht recht was er ſagen will/ wie will er es denn andern gehöriger weiſe zu verſtehen geben? Hat aber jemand deutliche, richtige und ordentliche Vorſtellungen im Verſtande; ſo werden auch ſeine Reden ein merckliches Licht und ſeine Schrifften eine gewiſſe Schönheit haben, die zwar einem jeden Zuhörer und Leſer empfindlich iſt, obgleich nicht ein jeder weis woher ſie entſtehet. Dergeſtalt redet und ſchreibet nun niemand ſchön, ſinnreich und nachdrücklich/ als wer die Geſchicklichkeit wohl zu dencken beſitzet. Das iſt die allergeringſte Eigenſchafft derer/ die eine ſchöne Schreibart haben, daß ſie die Sprache wohl verſtehen, darinnen ſie ſchreiben; ohngeachtet man insgemein ihren gantzen Ruhm in dieſe enge Schrancken ſchlieſſet. Es gehöret eine gewiſſe Vollkommenheit des Verſtandes zu einer ſchönen Schreibart, die von weit höherm Werthe iſt/ als die Kenntnis und Wiſſenſchafft aller Sprachen zuſammen genommen. Dieſe Vollkommenheit nun iſt keinem angebohren: Man erlangt ſie auch nicht auf einmahl; ſondern es gehört ſehr viel dazu. Ein von Natur fähiger Kopf eine vernünfftige Auferziehung, ein gründlicher Unterricht in mancherley Wiſſenſchafften/ ſonderlich in denjenigen, wo man mehr die Vernunfft als das Gedächtniß brauchet/ das Leſen wohlgeſchriebener Bücher/ die gute Einſicht in die Sachen, wovon man redet oder ſchreibet/ und ein fleiſſiges Nachſinnen, was und wie man reden und ſchreiben wolle: das ſind lauter nothwendige Stücke/ ohne welche niemand eine gute; geſchweige denn eine ſchöne, ſinnreiche und nachdrückliche Schreibart erlangen wird: wenn er gleich ſeine Sprache noch ſo wohl inne hätte.

Den Herrn N. N. auf deſſen kurtze Schreibart der neue Spectateur ſo übel zu ſprechen iſt/ haben wir zwar niemahls wegen der ſchönen Schreibart angeprieſen; ſondern bloß der Materie halber/ davon er geſchrieben/ zu leſen vorgeſchlagen; aber er kan auch hierinnen vollkommen zum Muſter dienen. Meines Erachtens iſt er in allen vorhin erwehnten Eigenſchafften eines guten Scribenten faſt vollkommen. Er dencket ſchön, darum ſchreibt er auch ſchön/ und es iſt kein Wunder/ daß er ſo viele Nachfolger gefunden/ da das ſchöne allezeit eine verborgene Krafft hat/ ſich beliebt zu machen. Dieſer Frantzöſiſche Spectateur kommt alſo ſeinem Vorgänger dem Engliſchen, am guten Geſchmacke gar nicht gleich; als welcher ſelbſt in keiner weit gedehnten ſondern kurtzen und ſinnreichen Art geſchrieben. Da nun das Weſen der ſchönen Schreibart mehr in Gedancken als Worten beſteht; Gedancken aber in allen Sprachen ausgedrückt werden können: So wird man die Schönheit eines Buches auch wohl aus einer Uberſetzung wahrnehmen können. Allein man muß gewiß verſichert ſeyn/ daß der Uberſetzer nicht nur beyde Sprachen; ſondern auch die Sache ſelbſt wohl verſtanden habe. Hieran aber kan man bey allen Uberſetzungen zweifeln. Wer alſo eine ſchöne Schreibart liebet/ muß lauter Originale und keine Uberſetzungen leſen. Gar ſelten erlanget jemand den Ruhm/ den der berühmte Vaugelas durch ſeinen Frantzöſiſchen Curtius erlanget hat. Wir haben neulich auch eine teutſche Uberſetzung deſſelben bekom̃en: weil ich ſie aber noch nicht geleſen habe, ſo kan ich nicht ſagen/ wie ſie mir gefallen habe.

Doch ich entferne mich gar zu ſehr von der kurtzen Schreibart. Es iſt beſſer kurtz als weitläufftig ſchreiben: das iſt gewiß. Aber man muß auch die Kürtze nicht erzwingen/ und viele Wörter, Sylben und Buchſtaben in einem Satze auslaſſen/ die entweder zum Verſtande deſſelben unentbehrlich/ oder doch zur Deutlichkeit behülflich ſind. Bey vielen unſrer Scribenten reißet die Gewohnheit ein die Hülffs-Wörter: bin/ biſt, iſt, ſind, ſeyd/ war, geweſen/ worden, habe/ haſt, hat/ hatte/ gehabt/ haben/ u.d.g. inſonderheit auch das Vorwort Ich/ und dieſes zwar aus einer eingebildeten Demuth, zu verſchlucken. Ich kan dieſes nicht anders als einen Geitz auf Papier, Tinte und Feder anſehen/ welche ſie durch dieſe gewaltſame Verkürtzung ihrer Sätze zu ſchonen dencken. Denn ich will doch nimmermehr glauben/ daß ſie auf dieſe unſchuldige Wörter einen Haß geworffen haben, ſo daß ſie dieſelben in ihren Schrifften durchaus nicht leiden könnten. Es iſt vor einigen Jahren ein gewiſſer Poet geſtorben, der in ſeinem Leben ſehr viele Schrifften herausgegeben hat. Und einige/ die bey ihm bekannt geweſen, wollen mich verſichern/ daß man in ſeiner Verlaßenſchafft etliche Rieß Papier gefunden habe/ die mit unendlich vielen ſolchen eintzelnen Wörtern, hat/ iſt/ haben, werden, ſind, worden, ſeyn, ꝛc. und vielen untermiſchten Zahlen beſchrieben geweſen wären. Als man nun gar nicht hat begreiffen können, was der ſeelige Mann immermehr mit dieſem ſeltſamen Manuſcripte im Sinne gehabt haben müſſe; Habe man endlich unter ſeinen übrigen Zetteln, eine in Form eines Codicills abgefaßte Schrifft gefunden, darinnen er bezeuget/ wie ſchmertzlich es ihn in ſeinem letzten gereuet hätte, daß er in ſeinen gebundnen und ungebundnen Schrifften alle dieſe Wörter ſeinen Leſern vorenthalten habe. Weswegen er in Krafft dieſer ſeiner letzten Willens Meynung allen Verlegern ſeiner Bücher befehle, bey ein jedes derſelben, das von ihm verfertigte Verzeichnis dieſer ausgelaßenen Wörter ſo lange abſonderlich beyzudrucken/ biß ſie bey der neuen Auflage alles an Ort und Stelle einrücken könnten. Er hat auch endlich die Ubertreter dieſes Befehles mit dieſem ſchweren Fluche bedrohet, daß wiedrigenfalls alle dieſe ſeine Bücher innerhalb weniger Zeit zu Maculatur werden ſollten. Hat dieſe Erzehlung ihre Richtigkeit/ ſo mögen die Herrn Buchhändler ſehen, wie ſie dieſem ſchrecklichen Fluche entgehen.

Phyllis.

P.S. Demjenigen geſchickten Frauenzimmer aus K. in P. welche unſrer kleinen Geſellſchafft ein ſchönes Gedichte von zwey Bogen auf die bekannte Dreßdniſche Mordthat zugeeignet und überſchicket hat, bezeigen wir hiermit unſre beſondre Ergebenheit, und wünſchen nur Gelegenheit ihr dieſelbe eheſtens an den Tag legen zu können.

XXXIII. Stück.

Die Vernünftigen Tadlerinnen

Freytags, den 16. Aug. 1726.

Günther.

Doch nirgends kommen wohl mehr Kappen an das Licht
Als da, wo Cypripor den ſüſſen Maulkorb flicht.

Es iſt zwar keine Sünde an Frauenzimmer Briefe zu ſchreiben; Allein daſſelbe muß mit vieler Artigkeit, Klugheit und Beſcheidenheit geſchehen. Von Geſchäffts-Schreiben iſt hier gar nicht die Rede; Denn in ſolchen Fällen iſt eine Weibs-Perſon nicht anders als ein Mann zu betrachten. Nur bloß die galanten Briefe, die man aus Höflichkeit, Schertz, Hochachtung oder Zuneigung an unſer Geſchlecht ergehen läſſet, gehören dießmahl vor mich, und dieſe müſſen unter andern Eigenſchafften auch was artiges, kluges und beſcheidenes in ſich faſſen. Daß nun von dem guten Männlichen Geſchlechte ſehr offt darwider verſtoßen werde, das habe ich zwar ſchon vorlängſt gewuſt; itzo aber werde ich veranlaſſet ein Wort davon zu gedencken, da **Gervaſia** aus Tugendheim, wie ſie ſich unterſchreibet; oder vielmehr aus **Turnau**, wie ich ſichere Nachricht habe, deshalben eine Klage bey uns eingeſchicket. Sie beſchweret ſich nemlich, daß ein junger Liebhaber zweyen Schweſtern zugleich nachfolgendes Schreiben einhändigen laſſen. Sie be-

beſchwert ſich darüber, ſage ich, und mich dünckt doch, es ſey überaus wohl gerathen; Doch will ich meine Leſer ſelbſt davon urtheilen laſſen.

Mademoiſelles,

Eller Hertz erſchrecke nicht; daß mit dieſen Worten meine Gratulation zu dero beyderſeitigen Nahmens-Tage anfahe und Ihnen gleichſam im erſten Anblick dieſer Zeilen eine Furcht einjage; werden dieſelben meinem ſchlechten Kiehl nicht ſo wohl, als vielmehr dem heutigen Evangelio zuſchreiben. Kurtz aber von der Sache zu kommen und zu zeigen, warum meine Fauſt ſolch kühnes Unternehmen erlaube, wohlwiſſende, daß beyde ſchon mit geiſtreichern Bewillkommungs-Carminibus zu dieſen hohen Feſtin werden verſehen ſeyn. So habe doch nicht umhin gekunnt, Ihnen ein Evangelien-Buch anzuwünſchen, daß ſie fürderhin fein als Kinder des Lichts und nicht der Lügen wandeln mögen. Der ich mich anbey in dero Gunſt beſſer empfehle, und verharre

Mademoiſelles

Votre obeiſſant.
Serviteur
Belderinus,
aet. XX.

Datum den 1. May
1726.

Meine Leſer werden ohne Zweifel vermuthen, zwene Schweſtern, welchen man in einem eintzigen Briefe zum Nahmens-Tage Glück wünſchet, müſten gewiß einerley Nahmen haben: Allein wie mich **Gervaſia** berichtet, ſo hat nur die eine Philippina geheiſſen; und dem ungeachtet hat der galante Herr Belderin zum Uberfluſſe auch die andere mit ſeiner beſondern Höflichkeit bedacht. Der Titel, womit er ſie anredet iſt fürtrefflich ſchön Frantzöſiſch: zum wenigſten muß er einen beſondern Sprachmeiſter gehabt haben, der ihm gewieſen, daß es nicht recht ſey, wenn man insgemein zu vielem Frauenzimmer Mesdemoiſelles ſage. Doch daß iſt eine Kleinigkeit. Ich wundre mich weit mehr über den Schrifftmäßigen Brieſſteller, nach deſſen Anleitung Herr Belderin ſeinen Glückwunſch abgefaſſet. Iſt es aber ſeine eigene Erfindung? Wohl! was vor ein ſinnreicher Kopff gehöret nicht zu einem ſolchen Einfalle, der aus dem letzten Sonntags-Evangelio genommen wird. Nur Schade, daß es vor einen Mißbrauch der Heil. Schrifft ausgeleget wird, welche man ſolchen galanten Styliſten nicht gern zur Oratoriſchen Schatzkammer anzuweiſen pflegt. Wie herrlich klappt nicht die Verbindungs Formel: **Kurtz aber von der Sache zu kommen**? Was klingt ſchöner als das edle **Kurtz aber**? Die Frantzoſen ſind unglücklich, daß ſie dieſe Worte in ihrer Sprache nicht haben; Denn was vor neue Schönheiten hätten nicht **Voiture, Pais** und **Bourſault** ihren galanten Brieſen dadurch ertheilen können? Uberhaupt muß unſer Gratulante den Gürtel der Venus in ſeine Gewalt bekommen haben, in welchem alle Reitzungen und Annehmlichkeiten verborgen ſtecken. Man erwege es doch! wie künſtlich iſt ſeine Fauſt nicht, wenn ſie **ein ſolch kühnes Unternehmen erlaubet, wohl wiſſende**? ꝛc. Wie neu iſt der Ausdruck, da er zum Nahmens-Tage **Bewillkommungs-Carmina** vermuthet? Wie ſinnreich iſt der **Anwunſch** eines **Evangelien-Buchs**? Wie richtig iſt der Gegenſatz der **Kinder des Lichts und der Lügen**? Wenn ich gleich des höflichen Verweiſes nicht gedencke, der darinnen ſtecket. Wie vortrefflich iſt die Rechtſchreibung und Punctirung ſeines Brieſes? Und damit ich das gröſte Wunder zuletzt bemercke: Wie unglaublich iſt es nicht, ſchon im zwantzigſten Jahre ſeines Alters, dergleichen Proben einer galanten Schreibart ablegen zu können? Fürwahr, meine gehorſamſte Bitte ergehet hiermit an den unvergleichlichen Herrn **Belderin**, daß er doch **ſeine Fauſt** dahin bereden wolle, mehr dergleichen **kühne Unternehmungen zu erlauben**. Denn es wäre ewig Schade! wenn er ſein herrliches Talent, ſo er zu ſinnreichen Schrifften und guten Einfällen hat, neidiſcher Weiſe vergraben wollte.

Dieſes bißherige habe zur wohlmeynenden Aufmunterung aller galanten Cancelliſten einer unbekannten Mit-Schweſter zu gefallen hier einzurücken für gut befunden. Das Hauptwerck dieſes meines Papieres geht indeſſen auf das folgende Schreiben, welches uns ich weiß nicht woher zugeſchicket worden. Ich laſſe es aber die Verfaſſerin deſſelben verantworten, wenn einige Redens-Arten deſſelben ein wenig gar zu verliebt klingen.

Tugendliebende Iris.

IHr habt in Euren bißherigen lehrreichen Blättern die Auslachenswürdigkeiten der ſogenannten Galanterie auf eine ſo lebhaffte und überzeugende Art vorgeſtellet, daß wir die Früchte eurer geſunden Vernunfftſchlüſſe bereits an verſchiedenen unſerer Jungen Herren wahrnehmen. Niemahls ſind unſere Buchläden mit einer größern Anzahl von Käufern der vernünfftigen Tadlerinnen angefüllet, als wenn die Ordnung Euch trifft, uns ein Blat von eurer Sitten-Lehre mitzutheilen. Glaubet nicht, daß die bloße Neugierigkeit unſre Herren Studenten antreibe, lieber Eure, als Eurer Mitſchweſtern Schrifften zu kaufen: Viele empfinden bey ſich ſchon einigen Trieb zur wahren Tugend, und daher ſind ſie begierig, die Fehler der ſtudirenden Jugend in euren lebhafften Schrifften abgeſchildert zu ſehen, um ſich dieſelben deſto leichter abzugewöhnen. Allein ſaget mir doch, geſchickte Iris, warum habt ihr uns bißher noch niemahls einen ausführlichen Unterricht von der ſo nothwendigen Erkenntlichkeit eines Liebhabers gegen ſeine Geliebte mitgetheilet? Gewiß dieſe Abhandlung wäre, inſonderheit auf hohen Schulen, ſo nöthig als irgend eine andre. Zwar weiß ich ſehr wohl, daß ihr die ſogenannte Studenten-Liebe gäntzlich mißbilliget, und ich ſelbſt habe an meinen Mitſchweſtern die betrübten Folgerungen derſelben nicht ohne Empfindung bemercket: Allein was iſt zu thun? So wenig man einen Mohren weiß machen würde, wenn man gleich gantze Centner Seifen an ihm verſchwenden wollte: Eben ſo wenig wird auch das Ubel dieſer rauſchenden Liebe und flatterhafften Zuneigung auf unſern Univerſitäten vertilget werden. Wie aber ein kluger Artzt ſeinem Krancken zuförderſt eine gute Diät vorſchreibet und ihn dadurch zur baldigen Geneſung vorzubereiten ſuchet: Alſo könnte vielleicht manches Frauenzimmer überzeuget werden, wie gefährlich es ſey ſeinen guten Nahmen der Willkühr eines ſchwatzhafften Liebhabers anzuvertrauen; wenn ihr nur einmahl die Mißbräuche vorſtellen wolltet, die ſich in dieſem Stücke auf hohen Schulen äuſſern.

Herr von Plauderheim iſt ein Menſch, gegen den ſich die Natur in Austheilung ihrer Gaben ſehr freygebig erwieſen hat. Er iſt überaus wohl gewachſen, von angenehmer Geſichts-Bildung und von ziemlicher Artigkeit im Umgange: Aber zugleich ein geſchworner Unterthan im Reiche der Liebe. Er bezog dieſe Academie vor ein paar Jahren; und wie jener groſſe Kayſer nur kam, ſahe und ſiegte: alſo war auch der **Herr von Plauderheim** kaum hieher gekommen; als er die ſchöne Celinde ſo gleich bey dem erſten Anblicke ſeiner Liebe würdig ſchätzte. Er hat mehr als ein paar Schuhe auf dem Stein-Pflaſter für ihrem Hauſe zerriſſen. Wie manchen Gulden hat er der dienſtbaren Dorilis in die Hand gedruckt, ehe er die ſittſame Celinde zu ſprechen bekommen? Endlich gelunge es ihm durch Vermittelung der ſchwartzhaarigten Jungfer **Mitleiderin**, daß er ſeiner Engliſchen Schönen mündlich ſeine Leidenſchafft entdecken konnte. Die gefällige und ſittſame Art, mit welcher er ſie das erſte mahl unterhielte, bahnte ihm den Weg zu einer fernern Bekanntſchafft. Sie willigte auch nach und nach, doch unter der Bedingung einer tugendhafften Aufführung, in ſeine Liebe; und die hülffreiche Jungf. **Mitleiderin**/ wuſte ihn auf eine ſo künſtliche Manier bey Celinden einzuſchmeicheln/ daß ſie ihn bald einer beſondern Hochachtung würdig ſchätzete. Der Beſuch ward ihm, entweder in ihres Vaters Hauſe; oder in dem Zimmer der verführeriſchen **Mitleiderin** verſtattet, und dieſes zwar ohne alle Schwürigkeit; ja ſo offt er es wünſchete, und ſo lange er ſich auf dieſer Univerſität aufhielte.

Endlich rückte die Zeit heran, da er auf Befehl ſeiner Eltern dieſe Academie verlaſſen und nach Hauſe kommen muſte. Er gieng mit traurigem Geſichte zu ſeiner Engliſchen Celinde, und nachdem er ihr mit tauſend Eydſchwüren die falſchen Verſicherungen einer beſtändigen Liebe gegeben, ſo ſagte er ihr zu guter letzt eine ſchmertzhaffte Gute Nacht. Die großmüthige Celinde war weit gelaſſener als er, und wünſchte ihm mit einer ſtandhafften Mine viel Glück zu ſeiner bevorſtehenden Reiſe; Ja vielleicht gab ſie ihm auch etliche Küſſe als den letzten Zehrpfennig mit auf den Weg. Kaum hatte unſer Herr **Plauderheim** dieſe Stadt verlaſſen, als die artige und unſchuldige Celinde durch glaubwürdige Perſonen, von der Unerkenntlichkeit ihres geweſenen Liebhabers benachrichtiget wurde. Sie vernahm zu ihrer gröſſeſten Beſtürtzung, daß er Leute von gantz geringem Stande zu ſeinen Vertrauten gemacht, und Dinge von ihr geſprochen hätte, die ihr wohl nimmermehr in den Sinn gekommen waren. Hatte ſie ihm etwa einen Hand-Kuß erlaubet; ſo hatte er ſich ſchon gerühmet, daß er ihren Mund ſo offt mit ſeinen ſchwatzhafften Lippen berühren können, als er ſelber gewollt. Ja noch mehr, er verſicherte gar, daß der Garten ihrer Lilien-reichen Bruſt ihm niemahls verſchloſſen geweſen, wenn es mir erlaubt iſt mit ſeinen eigenen Worten zu reden.

Ich würde die Gräntzen eines Brieſes weit überſchreiten, wenn ich alle Großſprechereyen unſers undanckbaren Liebhabers erzehlen ſollte. Doch dieſes kan ich nicht unberühret laſſen, daß er ſich gegen einen ſeiner Vertrauten verlauten laſſen: Seine ſchöne Celinde hätte ihn einsmahls des Abends, bey der unvermutheten Nachhauſekunfft ihres Vaters, an einen geheimen Ort verſtecket und ihn alſo dem Haſſe und Zorne dieſes ehrliebenden Alten entzogen. Hatte er ſonſt ſeiner Celinde vorgeſchworen, daß die allerkeuſcheſte Seele in ſeinem Cörper wohne, ſo erfuhr ſie nunmehr, daß er ſich nicht geſcheuet einem gewiſſen ſchönen Bürgermädgen durch verführeriſche Worte Fallſtricke zu legen. Mein

Engliſches L.. Ich wollte meinen gantzen Wechſel an dich wenden, wenn du mich lieb haben wollteſt: Wiewohl dieſelben gantz vergeblich geweſen. Nunmehro muß die troſtloſe Celinde für das freye Maul ihres unerkenntlichen Liebhabers allerhand ungegründete Verläumdungen, ſonderlich von dem ungehirnten Pöbel, erdulden: ja ſie erfährt mit groſſer Reue, wie gefährlich es ſey einem ſchwatzhafften Liebhaber auch nur die geringſten Merckmahle einer Gegen-Liebe ſpüren zu laſſen.

Nehmt es nicht ungütig, wertheſte Iris, daß ich euch mit einem ſo langen Briefe beſchwerlich bin. Der hertzliche Eifer wider die ungezähmte Zunge des Herrn von **Plauderheims** und die Hochachtung vor die tugendhaffte **Celinde** haben mich genöthiget Euch die Sache mit allen Umſtänden zu erzehlen: in der Hoffnung, daß ihr Euch eheſtens die Mühe geben werdet, von der nöthigen Erkentlichkeit eines Liebhabers gegen ſeine Geliebte, ausführlich zu handeln. Ihr werdet euch durch dieſe Gütigkeit nicht allein den gröſſeſten Theil meiner Mitſchweſtern, ſondern auch inſonderheit dieſenige verbindlich machen, welche allezeit ſeyn wird

Tugendliebende Iris

von Hauſe.
den 26. Jun.
1726.

Eure
ergebenſte Dienerin
Flavia.

Meines Erachtens ſind es ſehr alte Klagen, die das galante Frauenzimmer über die Schwatzhafftigkeit ihrer Liebhaber führet. Die Erkenntlichkeit iſt freylich eine ſehr edle Gemüths-Beſchaffenheit: und es ſcheint allerdings, daß auch die treuen Schäfer in ihren Buhlereyen gegen ihre Schäferinnen dieſelbe bezeigen ſollten. Allein wer kan dieſen undanckbaren Leuten ihre Unart abgewehnen? Es iſt ſchon in dem vorigen Jahre bald von Anfang von uns wider die Ruhmräthigkeit in Liebes-Sachen geeifert worden. Ich müſte alſo daſſelbe wiederholen, weñ ichs itzo abermahl thun ſollte, und würde doch wohl nichts damit ausrichten. Es iſt derowegen am beſten, daß ich mich zu meinem Geſchlechte wende, bey welchem ich weit mehr auszurichten hoffe. Bedencket alſo nur, ihr liebſten Kinder, mit was vor unartigen Leuten ihr zu thun habt. Sie betteln, ſie weinen, ſie ächzen nach eurer Gewogenheit. Sie ſchweren euch tauſendmahl Verſchwiegenheit und Treue zu. Sie verfluchen und vermaledeyen ſich darüber; Wenn ihr ihnen aber das geringſte Zeichen eurer Liebe gebt: Siehe ſo muß es erſtlich ein guter Freund, hernach eine gantze Sauf-Geſellſchafft, und endlich die gantze Stadt wiſſen. Und das iſt noch das allerwenigſte. Sie lügen noch zehnmahl mehr darzu: Und wie ſchlecht iſt es alsdenn um euren guten Nahmen beſtellt? Die Welt iſt itzo ſehr ſchlimm: Sie glaubt lieber was böſes als was gutes von euch: Wie wollt ihr nun dieſem groſſen Ubel immermehr entgehen?

Ich weiß noch einen guten Rath vor Euch, Liebe Schweſtern, wenn ihr mir nur folgen wollet. Um eurem Gedächtniſſe zu Hülffe zu kommen, welches in dieſen Fällen ſehr ſchwach zu ſeyn pflegt, will ich meine Regeln in einen dreyfachen Reim bringen.

Ihr müſt keinen Buhlern glauben/
Was ſie ſuchen, nie erlauben/
Und die Haſen wacker ſchrauben.

Schreibt euch dieſe wohlgemeynten Regeln mit güldenen Buchſtaben vor die Augen, und nehmet ſie fleißig in acht. So bald euch jemand etwas zumuthet, ſo dencket gleich: Wie? wenn er dieſes hernach andern erzehlete? Wie? Wenn es etwa in der gantzen Stadt auskäme? Weil ich nun das feſte Vertrauen habe, daß alle, die ihren guten Nahmen lieben, meiner wohlmeynenden Ermahnung nachkommen werden: ſo erlaube ichs hinführo ſo wohl dem Herrn **von Plauderheim**, als allen ſeinen Cameraden öffentlich zu erzehlen, was ſie von ihren Schönen jemahls vor Gefälligkeiten genoſſen haben. Aber ich verbiete es ihnen hingegen, bey Verluſt aller Gewogenheit bey unſerm Geſchlechte, nicht das geringſte dazu zu lügen. Auf ſolche Weiſe wollen wir bald erfahren, welches Frauenzimmer tugendhafft ſey oder nicht?

Iris.

XXXIV. Stück.

Die Vernünftigen Tadlerinnen

Freytags, den 23. Aug. 1726.

Günther.

Wer Glück und Beßrung wünſcht, der muß ſich ſelbſt nicht heucheln.

Als wir den Schluß faßeten wöchentlich eine kleine Schrifft heraus zu geben, ſo redeten wir auch mit einander ab, daß keine unter uns berechtiget ſeyn ſollte das allergeringſte ohne Vorwiſſen unſrer gantzen Geſellſchafft drucken zu laſſen. Dieſes hielten wir deswegen vor nöthig, weil fremde Augen in Entdeckung unſrer Fehler allezeit durchdringender ſeyn, als unſere eigene. Wie leicht, dachten wir, fließet einem Scribenten etwas in die Feder, welches in vielerley Abſichten getadelt zu werden verdienet? Hat er nun keinen Freund, dem er ſeine Arbeit durch zu ſehen giebt: ſo bleibt ihm ſein Fehler unbekannt. Er läßt denſelben ſtehen; Er befördert ihn ſelbſt zum Druck: und legt alſo dasjenige der vernünfftigen Welt vor die Augen, was er mit der Zeit wiederruffen muß. Unterwirfft er ſich aber bey Zeiten der Beurtheilung eines verſtändigen Richters, ſo wird manche ſchlechte Ausdrückung in eine beſſere verwandelt, manches dunckele erläutert, manches Verſehen entdecket und mancher Irrthum vermieden. Und daß ich dasjenige, was unſre Blätter inſonderheit angehet, zuletzt laſſe, ſo wird auch ſo manche anſtößige Stelle dadurch verhütet, die uns bey etlichen von unſern Leſern verhaßt machen, und alſo unſern guten Abſichten hinderlich fallen würde.

Wie wohl nun dieſe gemeinſchafftliche Unterſuchung und Beurtheilung unſrer Blätter ſchon vorlängſt zu einer Gewohnheit bey uns geworden: ſo hat es ſich doch zugetragen, daß wir jezuweilen ein Blatt, ohne vorhergehenden Beyfall der übrigen, zum Drucke gelliefert haben. Es haben ſich mancherley Begebenheiten als Hinderniſſe in den Weg gelegt, wodurch eine oder die andere unter uns von unſern wöchentlichen Zuſammenkünfften abgehalten worden. Zuweilen habe ich auch darum keine von meinen Mitſchweſtern über die von mir verfertigten Blätter zu Rathe ziehen können: damit ich ſie nemlich an den ordentlichen Poſt-Tagen dem Verleger überſchicken, und alſo unſerm Verſprechen nachkommen könnte. Was wollte ich hierbey mehr wünſchen, als daß ich darinnen niemahls was verſehen hätte! Allein vor ſo möglich als ich dieſes allezeit angeſehen habe; ſo gewiß hat mich vor einiger Zeit die Erfahrung davon überzeiget: So daß ich mich itzo genöthiget ſehe mit Günthern zu geſtehen:

Ich weiß ich bin ein Menſch, der leichtlich fällt und gleitet.

Als wir neulich eine ordentliche Zuſammenkunfft hielten; ein neu ausgearbeitetes Blatt zu verbeſſern: So geſchah es wider alle mein Vermuthen, daß von meinen Gehülfinnen gleichſam ein Gerichts-Tag über mich gehalten wurde. Ich hatte mich an meiner gewöhnlichen Stelle kaum niedergelaſſen: als ſchon Phyllis und Iris, jede vor ſich, eins von meinen letzten Blättern, nehmlich das XXVſte dieſes Jahres hervorzogen, und durch eine ernſthaffte Mine zu verſtehen gaben, daß ſie mich deswegen zur Rede ſetzen wollten. Die erſte führte das Wort und redete mich ohngefehr folgender maſſen an:

Liebe Mitſchweſter Calliſte, es iſt mir leid, daß ich euch itzo eines Verſehens beſchuldigen muß; und ich würde ein Bedencken tragen dergleichen zu thun: wenn mir nicht theils die Verfaßung unſerer Geſellſchafft; theils auch die genaue Freundſchafft, die unter uns iſt, das Recht darzu geben möchte. Ihr werdet euch noch wohl entſinnen / daß ihr vor ein paar Monaten ein Blatt ohne unſer Vorwiſſen zum Drucke befördert; da wir nehmlich beyde durch mancherley Geſchäffte gehindert wurden, die zur Verbeſſerung deſſelben beſtimmte Zuſammenkunfft abzuwarten. Wir dachten, daß dieſes Verſäumnis um ſo viel weniger auf ſich haben würde; da eure bis dahin erwieſene Vorſichtigkeit uns nichts ſchlechtes oder ungegründetes von euch vermuthen ließ. Allein dieſes gute Vertrauen gegen euch ſollte durch erwehnte Schrifft faſt gar aufgehöret haben: wenn wir uns nicht die Hofnung gemacht hätten, daß die Erkänntniß eures Fehlers wozu wir euch beyderſeits behülflich ſeyn wollen, denſelben wieder austilgen würde.

Dieſer nachdrückliche Eingang zu einer gantz unvermutheten Rede, machte mich überaus aufmerckſam: und die Begierde mein begangenes Verſehen bald zu erfahren, druckte mir gleichſam den Mund zu; ſo daß ich ihr nicht ins Wort fiel, ſondern mit einer ſtillen Ungedult die Fortſetzung ihres Vortrages erwartete. Ihr habt in dem 25ſten Stücke dieſes Jahres, fuhr Phyllis fort, den Satz ausgeführet; daß ein tugendhaffter Menſch um ſeiner Armuth halber keine Verachtung verdiene. Bey dieſer Gelegenheit habt ihr die Unvernünftigen beſtrafet, die zu allererſt nach den Mitteln und dem Vermögen eines Menſchen fragen, den ſie entweder zum erſtenmahle ſehen; oder der irgend was bey ihnen zu ſuchen hat. Dieſe Eure Erinnerung erſtreckt ſich, wie billig, nicht nur auf das Männliche, ſondern auch auf das weibliche Geſchlecht. Auch das Frauenzimmer fragt eurer Meynung nach mehr nach dem Vermögen, als nach dem Verſtande, der Lebens-Art und der Geſchicklichkeit ihrer Freyer. Das alles iſt euren und meinen Gedancken nach, was tadelhafftes: Und in ſo weit ſind wir vollkommen eins.

Allein was habt ihr zur Erläuterung dieſer Sitten-Lehren vor eine Begebenheit erzehlt? Iſt es eine Fabel; oder iſt es eine wahrhaffte Geſchicht? Sagt mirs, denn man will mich verſichern, es ſey was mehr als ein Gedichte; und ich weiß doch nicht was ich davon glauben ſoll. Ihr beſchuldiget einen gewiſſen Vormund, daß er gar zu genaue Aufſicht über ſeine Unmündige gehabt, und ein gewißes Liebes-Verſtändnis geſtöret habe, wozu, ich weiß nicht was vor ein Thirſis allbereit den Grund geleget hatte. Hier, hier iſt der Fehler, liebe Schweſter, deßen ich euch beſchuldige. Ich will itzo nichts anders als eine erdichtete, doch aber mögliche, Begebenheit darunter vermuthen. Chloris und Thirſis mögen Perſonen ſeyn, die vielleicht niemahls gelebt haben, auch vielleicht in eben ſolchen Umſtänden niemahls leben werden! Warum habt ihr aber den Vormund unter ſolchen Eigenſchafften abgebildet, daß man ſo gleich die Deutung auf einen gewißen hochanſehnlichen und wohlverdienten Mann hat machen können? Ihr wiſſet ja wohl was vor Auslegern unſre Papiere in die Hände gerathen. Die allergeringſte Aehnlichkeit giebt ſpitzfündigen ſchon Anlaß genung, die aller unbilligſten Erklärungen zu machen: und es kan euch nicht unbekannt ſeyn, wie ſehr wir allezeit darauf ſehen, damit ja unſre Abbildungen zum wenigſten niemanden, der hier bey uns in Halle lebet, ähnlich werden mögen. Wie ſeyd ihr denn ſo unbehutſam geweſen?

Auf die Sache ſelber zu kommen; glaubet ihr denn, daß man es einem Vormunde verdencken könne, wenn er die allerſchärfeſte Aufſicht über ſeine Unmündigen hat? Wißet ihr nicht, was es vor Mühe koſtet, einem jungen Frauenzimmer eine gute Auferziehung zu geben? Dieſe Mühe verdoppelt ſich, wenn ſich Leute finden, die Gelegenheit haben, ſich bey ſolchen zarten Gemüthern beliebt zu machen. Wer kan es da einem rechtſchaffenen Aufſeher verargen, wenn er Tag und Nacht ein wachſames Auge hat? Ein ſolcher Thirſis ſey wer er wolle, reich oder arm, hoch oder niedrig, jung oder alt, tugendhafft oder laſterhafft; ſo iſt ſeine hehnliche Liebe doch einem Frauenzimmer nichts nütze, biß er im Stande iſt, dieſelbe auf gehörige Weiſe zu ſuchen. Geſteht mirs nur frey heraus: Wem zu gefallen habt ihr eine ſo unſchuldige Sorgfalt getadelt? Was vor ein Affect hat euren Verſtand hier gehindert, daß ihr ein ſo unbilliges Urtheil gefället habt?

Hier hörte Phyllis auf zu reden, und Iris bezeugte durch ihr Stillſchweigen, daß ſie erſt meine Antwort vernehmen wollte; ehe ſie ihre Vorſtellungen an mich thun würde. Ich ſahe mich alſo genöthiget zu reden, und that ſolches, ſo viel ich mich beſinnen kan, folgender Geſtalt: Was ſoll ich mich viel verantworten, liebe Mitſchweſter; oder wie ſoll ich diejenigen Beſchuldigungen von mir ablehnen, die ihr mir vorgehalten habt? Daß ihr eure Erinnerungen aus guter Meynung gethan: daran trage ich nicht den geringſten Zweifel: und daß ich, als ein Menſch, ja was noch mehr iſt, als ein Frauenzimmer, leicht fehlen könne, das habe ich längſt gewuſt, und noch niemahls geleugnet. Vermuthet alſo von-eurer Calliſte keine hartnäckigte Vertheidigung ihres Verſehens. So bald eure vernünfftige Vorſtellung mir das Verſtändnis öffnete, und mich eines Irrthums überzeugete, den ich begangen hatte; ſo entſchloß ich mich alſo fort der Vernunfft recht zu geben. Ihr habt die Wahrheit geſagt, tiefſinnige Phyllis, ich bin unvorſichtig geweſen, da ich eine Abbildung gemacht, die ſich ſo leicht auf einen um das gemeine Weſen hochverdienten Mann ausdeuten läſſet. Ich habe falſch geurtheilet, wenn ich einem klugen Vormunde eine ſcharfe Aufſicht über ſeine Unmündigen verdacht habe. Ja ihr habt recht, wenn ihr gemuthmaſſet, daß dieſes unrichtige Urtheil ſeinen Urſprung aus einem Affecte genommen habe. Es iſt mir allerdings nicht anders ergangen. Thirſis iſt mein naher Bluts-Freund, und alſo eine wahrhafte Perſon, welcher in der That etwas ähnliches begegnet iſt. Thirſis weiß, daß ich mit in eurer Zahl bin, folglich hat er mir ſeinen betrübten Zuſtand im Vertrauen entdecket, und etwas davon in unſern Schrifften vorzutragen erſuchet. Das Mitleiden ſo ich mit ihm hatte, hat mich verleitet, die Regeln der Billigkeit gegen andre einigermaßen zu überſchreiten. Dies iſt mein Bekänntnis liebe Mitſchweſtern, urtheilet nunmehro, was ich vor einer Strafe würdig bin.

So unvermuthet beyden mein ungeheucheltes Geſtändnis war, ſo leicht war ihr Unwillen gegen mich dadurch geſtillet. Iris aber fieng alsbald gegen mich an: Eure Aufrichtigkeit, liebe Schweſter, überhebet mich der Mühe, euch die fernern Vorſtellungen zu thun, darauf ich mich geſchickt gemacht hatte. Ich ſehe wohl, daß ihr leichter zu rechte zu bringen ſeyd, als ihr euch verirret, und dieſes verkleinert euren Fehler weit mehr, als die ſinnreicheſten Entſchuldigungen gethan haben würden. Was ſollen wir euch alſo für eine Strafe auferlegen? Eure Reue, die ihr eines ſolchen Verſehens halber bey euch empfindet, iſt euch Strafe genug. Indeſſen werdet ihr euch ohne Zweifel willig finden laſſen, dieſelbe auch unſern Leſern kund zu thun. Wiederrufet in eurem nechſten Blatte, dasjenige/ was ihr damahls geſchrieben habt. Glaubet nicht, daß das Geſtändniß eines Verſehens eurem Anſehen einigen Abbruch thun werde. Calliſte wird vor eine deſto vernünfftigere Tadlerin gehalten werden / wenn ſie zeigen wird, daß ſie Unpartheylichkeit und Muth genug habe, ſich ſelber zu tadeln, und eure Liebe zur Wahrheit wird deſto mehr in die Augen fallen; wenn ihr kein Bedencken tragen werdet/ euren eigenen Irrthum öffentlich zu geſtehen.

Hierbey hatte es vor dießmahl ſein Bewenden. Ich reichte meinen Gehülffinnen, nach Art der alten Teutſchen, die Hand, und verſprach ihnen in dieſem Stücke Gehorſam zu leiſten. Sie vergönneten mirs den gantzen Verlauff unſrer Zuſammenkunfft ausführlich zu beſchreiben, und wir erneuerten hierauf unſere Freundſchafft.

ſchafft. Wir wiederholten auch den alten Vorſatz ins künfftige nicht ohne Noth unſre Verſammlungen zu verſäumen; damit wir unſern Leſern keine unreiſe oder nicht genugſam geprüfte Gedancken vor Augen legen möchten. Und alſo hatte dießmahl unſere ernſthaffte Unterredung ein Ende.

Meine Leſer werden verhoffentlich aus dem bißherigen erſehen haben, daß ich dem Ausſpruche meiner Gehülfinnen in allen Stücken Folge geleiſtet. Ich hätte hier zwar die ſchönſte Gelegenheit den Eigenſinn aller derjenigen zu beurtheilen, die mitten in dieſer menſchlichen Schwachheit keine Menſchen ſeyn wollen; indem ſie ihre Fehler lieber halsſtarrig vertheidigen, als durch ein vernünfftiges Geſtändniß austilgen wollen. So groß die Zahl dieſer **Haberechte** iſt; ſo nöthig würde es vielleicht ſeyn ihnen ihrer Unart halber die gehörigen Erinnerungen zu geben. Allein da ich itzo gleichſam mein eigenes gutes Exempel zur Schau dargeſtellet habe; ſo würde man ſolches nur vor eine Ruhmredigkeit anſehen. Man würde mich vor eine gute Phariſäerin ausrufen, die ſich vor weit beſſer hielte, als die neben ihr ſtehenden Zöllner und Sünder. Ich enthalte mich alſo lieber dieſer nützlichen Anmerckung; als daß ich mir einen ſo ſcheinbaren Vorwurf erwecken ſollte. Folgende Fabel ſoll dieſes Blatt vollends anfüllen; Sie heißet:

Der Menſch und der Roſenſtock.

Ein Menſch der ſeinen Garten bauete, fand unter einem nutzbaren Geſtäude unvermuthet etliche ſtachlichte Reiſer und Aeſte, die aus einem jungen Stocke gewachſen waren. Weil er nun denſelben allzu jähling angriff und ihm ſeiner Meynung nach etliche wilde Aeſte abbrechen wollte: durchritzten ihm die ſcharfen Spitzen die Finger, ſo daß an vielen Orten zugleich das Blut heraus gieng. Dieſe vermeynte Beleidigung verdroß den ehrlichen Mann dergeſtalt, daß er dieſem ſtachlichten Gewächſe den Untergang ſchwur; ja er würde ſelbiges den Augenblick mit Strumpf und Stiel ausgerottet haben: wenn er nicht durch die Verletzung ſeiner Hände wäre bewogen worden ſolches eine zeitlang aufzuſchieben. Er hörte indeßen, daß ſeine Haußgenoßen ſich gleichfalls über das dornigte Gebüſche beſchwereten. Als er aber wiederum in den Garten kam, und die Stelle, wo er war verletzet worden, mit einem zornigen Blicke anſahe; ward er gewahr, daß daſelbſt verſchiedene Roſen aufgeblühet waren, welche den lieblichſten Geruch von ſich düffteten. Er unterſuchte was vor ein Geſträuche ihm dieſen angenehmen Anblick verurſachete, und ſiehe! es war eben der dornigte Buſch, den er zu vertilgen im Sinne hatte, und der dadurch gleichſam den wider ſich gefaßten Zorn des Mannes zu beſänfftigen ſuchte. Der Menſch ſahe nunmehro, daß dasjenige, was er vorher vor wilde Dornen gehalten, eine Zierde ſeines Gartens zu werden geſchickt ſey. Derowegen verwandelte er ſeinen vorigen Zorn in eine Zuneigung, und nahm ſich vor; um ſolcher ſchönen Blumen halber, die vorige Verletzung ſeiner Hände willig zu verſchmertzen. Der Roſen-Stock aber verſprach ſeinem beſänfftigen Beſitzer, deſto mehr angenehmes zur Beluſtigung ſeiner Augen hervor zu bringen.

Calliſte.

Leipzig zu finden im Brauniſchen Buchladen, allwo alle Freytage die Fortſetzung ausgegeben wird; ingleichen in **Augſpurg** bey Mertz und Meyer, in **Berlin** bey Hauden, in **Braunſchweig** bey Schrödtern, in **Bremen** bey Sauermann, in **Breßlau** bey Huberten, in **Dreßden** bey Zimmermann und Gerlach, in **Franckfurt am Mayn** bey Andreä und Hort, in **Halle** bey Spörlin, in **Hamburg** bey Kißnern, in **Jena** bey Kaltenbrunnern und Bailliar, in **Königsberg** bey Eckarden, in **Magdeburg** bey Seidels ſ. W. in **Nürnberg** bey W. M. Endters ſeel. Erben, Monath und Stein, in **Roſtock** bey Fritſchen und Schwechten, in **Ulm** bey Bartholomä, in **Wittenberg** und **Zerbſt** bey Zimmermanns ſel. Erben, in **Wolffenbüttel** bey Meißnern.

Die Vernünftigen Tadlerinnen

XXXV. Stück

Freytags, den 30. Aug. 1726.

Canitz.

Mein GOtt! wie raſen nicht die Tichter . . .

Muß es nicht einem künſtlichen Mahler ſchmertzlich verdrüßen, wenn er ſieht, daß die Wercke eines jeden Pfuſchers, die weder Proportion noch Ordnung haben, weder in der Zeichnung noch Auszierung richtig ſind, vor Meiſterſtücke ausgegeben werden? Soll in ihm nicht ein Unwillen entſtehen, wenn man die Schmiereryen eines jeden Lehrjungens mit des berühmten Dürers oder Kranachs Gemählden vergleichet, oder ſie wohl gar denſelben vorziehet? Und wer wird ihn bewegen können, daß er ein rechtſchaffenes Stücke auszuarbeiten übernimmt: wenn er ſich keine Hoſnung machen kan, daß man ſeine Kunſt mit dem gehörigen Lobe belohnen und ihn allen Stümpern weit vorziehen werde. Fürwahr es iſt kein Wunder, wenn er Pinſel und Farben in einen Winckel wirft, und die Leute ihrem verderbten Geſchmacke überläßt, den ſie bey jedem Bilderkrämer und Trödelmanne vergnügen können.

Mahler und Poeten ſind Brüder mit einander: Was alſo von dem einen geſagt wird, das iſt leicht auf den andern zu deuten. Ich ſelbſt habe mich noch niemahls vor eine

Poetin ausgegeben; gebe mich auch ietzo nicht davor aus: derowegen darf Niemand dencken, daß ich hier vor meine eigene Ehre ſtreiten wolle. Dem ohngeachtet habe ich die Sache rechtſchaffener Poeten zu vertheidigen übernommen, und hin und wieder in unſern Blättern etwas einfließen laßen, daraus Leute, die in dieſem Stücke einer Anleitung bedürfen, ihren Geſchmack einigermaßen verbeßern können. Zwar ſind wahrhaffte Dichter eines fremden Beyſtandes eben ſo wenig benöthiget, als die Sonne eines Heroldes bedarf, der ihren Glantz bekant mache. Wer nur geſunde Augen hat, der wird ihres Lichts ſchon von ſich ſelbſt inne werden. Alleine wie wäre es, wenn ein ſchieläugigter ſich in ein Irrlicht verliebt hätte, und daſſelbe allein vor ein Licht der Welt halten wollte; ohne einmahl in die Höhe zu ſehen? Könnte man dieſem verirrten nicht ein wenig helfen und ihm wohlmeynend zurufen, daß er doch ſeinen Irrthum wahrnehmen ſolle? Dieſes iſt bißhero meine Abſicht bey den Liebhabern der Poeſie geweſen. Ich habe mich bemühet ſie beym Leſen der Poeten aufmerckſam zu machen. Ich habe ſie angeführet, wie ſie allerley Gedichte auf die Probe ſtellen ſollten. Ich habe ihnen dadurch zeigen wollen

> Es ſey hier nicht genung die arme Rede zwingen/
> Die Sinnen über Hals und Kopf in Reime bringen/
> Der Wörter Hencker ſeyn. Wer nicht den Himmel fühlt,
> Nicht ſcharf und geiſtig iſt, nicht auf die Alten zielt,
> Nicht ihre Schrifften kennt der Griechen und Lateiner
> Als ſeinen Finger ſelbſt/ und ſchaut daß ihm kaum einer
> Von allen außen bleibt/ wer die gemeine Bahn
> Nicht zu verlaßen weiß, ſey zwar ein guter Mann
> Doch nicht auch ein Poet. Man habe zu beſorgen
> Dieweil uns allbereit faſt alle neue Morgen
> Ein neuer Dichter wächſt/ daß dieſe Schreibe-Sucht
> Der Sprache Zierlichkeit werd wieder in die Flucht
> Verjagen wie zuvor. Opitz.

So glücklich ich nun in Erreichung meiner Abſichten allbereit an manchem Orte geweſen bin; indem man hin und wieder

der angefangen die Spreu von dem Kerne und das Flitter-Gold von dem wahren und ächten Metalle zu unterſcheiden; ſo viel lieber fahre ich in meinem Vorhaben fort und will meinen Leſern diesmahl ein Critiſches Schreiben mittheilen, welches ich vor einem Monate ſchon bekommen, und bisher noch habe zurücke halten müſſen. Ich weiß daß man ſchon ein paar mahle mit dieſer meiner Correſpondentin Briefen ſehr wohl zufrieden geweſen iſt: Darum mache ich mir die gewiſſe Hofnung, daß man auch dieſen nicht ohne Vergnügen und Nutzen leſen werde.

Gelehrte Phillis.

Es iſt mir ſehr angenehm geweſen, daß ihr mein letzteres Schreiben dem andern Stücke eurer Blätter in dieſem Jahre einverleibet habt. Denn obgleich daßelbige nicht ſo beſchaffen iſt/ daß ich mir damit gefallen könnte; ſo wird es doch deswegen von euren Leſern wohl aufgenommen worden ſeyn; weil ihr es würdig geachtet habt/ denſelben mitgetheilet zu werden. Wie ich nun vor einiger Zeit euch und euren geliebten Mitſchweſtern, meine Gedancken von der Reinigkeit der teutſchen Sprache und ihrer Verbeßerung eröfnet habe also wird es verhoffentlich mit eurer Erlaubnis anjetzo geſchehen können/ daß ich von der teutſchen Poeſie etwas gedencke/ auf welche ich ſo wohl aus eigener Neigung/ als auf Veranlaßung meines Vaters einige Zeit gewendet habe. Die Liebe zu derſelbigen hat ſich bey mir vermehrt/ weil ich aus der fleißigen Ubung erkannt/ daß die Poeſie nicht allein das allergröſte Vergnügen, und einen recht unſchuldigen Zeit-Vertreib bey Abwechſelung der Arbeit gebe/ ſondern auch ein großes zur Zierde und Verbeſſerung derjenigen Sprache beytrage, in welcher man dieſelbe treibt.

Nachdem ich die Grund-Lehren der teutſchen reinen Poeſie aus Wahls Einleitung zu der rechten/ reinen und galanten teutſchen Poeſie, welches Büchelgen wohl zu gebrauchen und vielen andern vorzuziehen iſt/ gefaſſet hatte; ſo fieng ich an gute teutſche Poeten vor mich zu nehmen, welche mir von verſtändigen waren angeprieſen worden. Ich habe alſo aus dem Hoffmannswaldau, den beyden Gryphiis, Beßern, Canitzen, Philandern von der Linde/ Wentzeln, Neukirchen, Neumeiſtern, Brocken, Richeyen und Günthern vieles erlernet/ welches mir wohl zu ſtatten kommen iſt. Alle dieſe nur benante habe ich geleſen; zu den übrigen / welche jenen entweder an die Seiten oder doch nicht weit nachzuſetzen ſind, hat meine Zeit nicht zureichen wollen: und ich glaube/ daß die angeführten zum wenigſten vor mich ſchon genug ſeyn können. Nachdem ich einige Zeit dieſe Poeten geleſen, und meine Erfindungs-Krafft daraus geſtärckt hatte; fieng ich an noch beſſer Achtung zu geben/ und alle Ausdruckungen/ ſo wohl die eigentlichen als verblümten und figürlichen genauer zu betrachten/ und meine Schreibart in gebundener Rede darnach einzurichten. Dieſes gieng mir deſto mehr von ſtatten/ weil ich aus der alten Oratorie, in welcher mich mein Vater von Jugend auf unterwieſen hatte/ die wahre und natürliche Schönheit der Rede von einem gekünſtelten/ geſchminckten und ſchwülſtigen Weſen derſelben wohl hatte unterſcheiden lernen. Durch dieſen Fleiß und Bemühung bin ich endlich ſo weit gebracht worden/ daß ich es leicht finden kan/ wenn ein Poete etwas nach ſeinem verdorbenen Geſchmacke angebracht hat. Ich will, gelehrte Phyllis, nur etwas von den Metaphoren und Allegorien anietzo erwehnen.

Daß dieſe Zierrathen/ wenn ſie wohl und am rechten Orte angebracht werden/ in einem Gedichte ſehr nette ſtehen, und denſelben ein ſchönes Anſehen geben/ wird wohl niemand leugnen, welcher weiß/ worinnen die Schönheit und Nettigkeit der Ausdruckungen unſerer Gedancken beſtehet. So groß aber das Vergnügen iſt/ welches der rechte Gebrauch Metaphoriſcher Worte in dem Gemüthe des Leſers erwecken kan: wie ich ſolches gar leicht mit Exempeln aus den allervortreflichſten Poeten alter und neuer Zeiten erweiſen könnte: Deſto größern Verdruß muß es bey einem Leſer erwecken/ der keinen verdorbenen Geſchmack hat/ wenn ungeſchickte und alberne Metaphoren gebraucht werden. Ich kan mich nicht enthalten einen Vers zum Exempel anzuführen/ welchen ich einſt in einem Gedichte geleſen habe. Es lautet derſelbe alſo:

Wo mancher Diſtel-Stock Confect vors Viehe heckt.

Was dünckt Euch wohl/ Gelehrte Phyllis/ daß ich bey Erblickung dieſer Reimzeile werde gedacht haben? Gewiß ich muſte darüber lachen, obgleich damahls die Fähigkeit von dergleichen Sachen zu urtheilen bey mir ſo gar groß noch nicht war. Und ich glaube, Ihr werdet Euch ſelbſt über den Einfall dieſes Poeten noch mehr verwundern/ wenn ich Euch ſage, daß dieſer Vers in einem Leichen-Gedichte ſtehet, und der Verfertiger ſich bedüncken läßt/ daß in ſeiner Poetiſchen Ader ein geſundes, nicht aber ſcorbutiſches Blut walle. Wenn dieſer Vers in einer Comödie ſtünde/ und auf dem Schaubühne wäre vorgebracht worden/ allwo die luſtige Perſon durch ihre ſeltſame Einfälle und lächerliche Redens-Arten die Ohren der Zuſchauer ergötzet; ſo möchte er noch vielleicht einiges Lob verdienen. Wie ich mich denn entſinne, daß der luſtige Complimentir-Rath Widewitz in Weiſens Complimentir-Comödie einmahl alſo redet: Himmliſche Seele, der Zuckerkant dieſer Worte verjagt nunmehro die Bitterkeit aller furchtſamen Einbildungen. Aber in Leichen-Gedichten fallen dergleichen poßirliche Redens-Arten gar nicht angenehm; als durch welche man die Leſer eher zum Lachen/ als zum Weinen bewegen möchte.

So viel iſt an dem Decoro (ſo nennen es die alten Redner/ inſonderheit Cicero) oder wie man es im Teutſchen etwan geben möchte, an dem rhetoriſchen Wohlſtande gelegen/ daß man die Schreibart/ ſo einrichtet, wie ſie ſich zur Sache, zur Zeit und zum Orte, und vor die Perſonen ſchicket. Wo dieſer Wohlſtand fehlt, da hat die Schreibart, ſie mag gebunden oder ungebunden ſeyn/ weder die rechte Zierde/ noch die gehörige Krafft und Nachdruck. Daher hat Cicero ſo ſehr darauf gedrungen; allein viel neue eingebildete Redner und Poeten beobachten denſelben nicht, weil ſie die Sache nicht verſtehen/ und die Redekunſt und Poeſie nicht in der Krafft/ durch eine natürliche und lebhaffte Ausdrückung gründlicher und artiger Gedancken zu überreden, zu bewegen, und zu beluſtigen/ ſondern in Wortſpielen, Tändeleyen und ſchwülſtigen Redensarten ſuchen.

Jedoch ich kehre wieder zu dem angeführten Verſe/ und je mehr ich denſelben betrachte; je mehr finde ich daran zu tadeln. Zu allererſt fiel mir das Wort heckt in die Augen/ und ich ſahe alſobald, daß es eine ungeſchickte Metaphore ſey/ wenn man ſagt: der Diſtelſtock heckt, weil ſich das hecken zum Diſtelſtocke gar nicht ſchickt. Hecken denn/ ſagte ich bey mir ſelbſt/ die Bäume und Sträuche auch? doch das wird vielleicht in dem Lande derjenigen Poeten geſchehen, derer ihr Gehirne manche wunderliche Misgeburthen ausheckt. Sonſt iſt bekannt/ daß bey uns nur die Katzen und Mäuſe/ Sperlinge und andere Thiere zu hecken pflegen. Nachdem ich nun Euer 34. Stück vom vorigen Jahre las/ fiel mir dieſer ſchöne Vers wieder ein, und da bekam ich erſt rechte Luſt denſelben zu zergliedern, und nach allen Worten zu betrachten. Ich fragte demnach aufs neue: Kan man denn wohl vom Diſtel-Stocke Confect abnehmen? und wie ſchickt ſich denn das/ daß man ſagt: Das Confect wird gehecket? Es muß ja ein gantz ander Wort von dem Confecte gebraucht werden: denn es wird gemacht/ oder verfertiget, oder bereitet; nicht aber geheckt. Kommt doch dieſe Redensart eben ſo heraus, als wenn ich ſagen wollte: dieſer Vers iſt von dem Poeten nicht gut gepflaſtert/ an ſtatt verfertiget worden. Kurtz: ich fand, daß dieſes eitel ungeſchickte Ausdrückungen wären/ indem faſt ſo viel Fehler, als Worte in dieſem Verſe anzutreffen waren.

Zwar möchte vielleicht alhier das Wort heckt um des Reims willen gebraucht worden ſeyn; allein ein guter und galanter Poete zermartert und zwinget die Rede keinesweges nach den Reimen/ ſondern richtet die Reime, gleichwie alle ſeine Redens-Arten, nach der Sache ein: und wenn ſich ein Reim nicht ſchickt/ ſo iſt er gleich im Stande einen andern zu finden. Wiewohl ich nicht leugnen will/ daß bißweilen ein Reim einen guten Einfall/ und Gelegenheit zu einer geſchickten und netten Ausdruckung geben kan/ darauf man ſonſt nicht gefallen wäre. Zudem iſt der andere Vers/ welcher ſich auf den vorhero gedachten reimt/ dieſem Poeten eben ſo ſchlecht gerathen: indem er von eben dieſer Gegend bey Jena, welche man das Paradis nennet/ nach ſeiner fruchtbaren Einbildungs-Krafft alſo zu dichten fortfähret:

Wo man Orangerie zum Ziegen-Futter ſteckt.

Hieraus erhellet/ wie nöthig es ſey, daß ein Poete ſeine Einbildungs-Krafft in Ordnung halte, damit er nicht das Anſehen gewinne/ als wenn es ihm an einer andern Krafft des Verſtandes fehle/ ſo daß er zu haſeliren anfange. Ich habe auch ſonſt außer den pöbelhafften Redensarten an dem bemeldeten Poeten dieſes bemerckt / daß er in Leichen-Gedichten ſich jezuweilen der luſtigen Schreibart bediene; dergeſtalt, daß/ wenn man den Anfang derſelben lieſet, man meynen ſollte, er wolle mit Fleiß dem Leſer etwas zu lachen machen; kommt es aber weiter dahin, allwo die Traurigkeit und das Betrübniß über den Todten ausgedruckt wird/ ſo fängt er zwar an aus einem andern Tone zu ſingen; jedoch öffters ſo/ daß er den Verluſt gar zu groß/ zu ſchmertzlich und zu gefährlich vorſtellet, worinnen es auch andere Poeten gemeiniglich verſehen. Endlich muß ich auch noch dieſes erinnern/ daß in dem offtgenannten Verſe das Wort Viehe wider die reine teutſche Mundart ſo gedehnet worden/ daß es zwey Sylben bekommen/ da es doch nur eine Sylbe hat, und Vieh heißen ſollte. Aus dieſem Exempel kan man ſehen/ wie nöthig es ſey, daß man nach dem Vorgange der alten Redner in der Oratorie von den tropis und Figuren handle, und derſelben rechten Gebrauch anweiſe.

So weit gehen meine Gedancken, die ich euch vor dieſes mahl habe wiſſend machen wollen. Sollten Euch, gelehrte Phyllis, dieſelben nicht gantz unangenehm ſeyn, ſo werde ich eheſtens eine kleine Probe von meiner Poeſie überſenden / und dieſelbe Eurer Beurtheilung unterwerfen. Ich kan Euch auch bey dieſer Gelegenheit nicht verhalten/ daß ich die alte Beredſamkeit liebe/ und davor halte, daß man aus einem Blatte in Cicerone und Quintiliano mehr lernen könne/ als aus allen teutſchen Oratorien. Daher werde ich in Zukunfft mit Eurer Erlaubnis etwas von dieſer Materie ohne Critiſche Tücke an Euch ſchreiben. Indeſſen verharre mit dem allergröſten Vergnügen

Eurer

Saal-Athen. den 26. Jul.
1716.

verbundenſte und ergebenſte
Marilis.

Dieſe Beurtheilung von ein paar unnatürlichen Verſen iſt meines Erachtens ſehr wohl gegründet. Ich entſinne mich, daß Opitz, in einem Gedichte auf den Wein-Gott die Poeten die Schüler der Natur genennet

> Denn dieſe Freyheit iſt Poeten nur gegeben
> Als Schülern der Natur.

Dieſer Ausdruck kan allen denen eine Lection geben, die Poeten ſeyn wollen. Denn weſſen Poetiſche Einfälle mit der Natur der Dinge keine Aehnlichkeit haben, der kan gewiß verſichert ſeyn, daß ſie nichts taugen. Und was hätte Opitz ſeinen Brüdern den Poeten wohl vor eine fürtreflichere Lehrmeiſterin anpreiſen können/ als eben die Natur? Sie iſt ja die Urheberin alles deſſen was ſchön iſt. Sie iſt eine fruchtbare Mutter alles deſſen, was uns ergötzet. Was fällt angenehmer ins Auge, als das Silber-weiße Licht des zunehmenden Monden an einem hellbeſtirnten pechſchwartzen Firmamente? Was iſt angenehmer zu ſehen als ein ſchön gewölckter Himmel, deſſen Farben ſo tauſendfältig, hoch, lebhaffte und abwechſelnd ſind; daß man offt bey Betrachtung derſelben vor Entzückung ſein ſelbſt vergißt. Was ſoll ich von allen irrdiſchen Schönheiten, als ſchönen Gegenden, Wäldern, Wieſen, Aeckern, Bergen, Strömen, Meeren und andern mehr ſagen? Was ſtecken nicht vor Schönheiten in Bluhmen und Früchten, in Kräutern und Gewächſen, in Menſchen und Thieren. Selbſt diejenigen Dinge die dem gemeinen Manne am wenigſten ſchön zu ſeyn dündüncken, zeigen einem fleißigen Natur-Forſcher und Weltweiſen eine gantz unausſprechliche Schönheit. Und wie glücklich iſt ein Poet, wenn er dieſer ſeiner Lehrmeiſterin Wercke ſo genau kennen lernet, daß er auch vermögend wird dieſelbe nachzuahmen. Dadurch wird er zum Poeten: dadurch unterſcheidet er ſich von Pritſchmeiſtern, die uns die Phantaſien ihres verrückten Gehirns an ſtatt der Natur vormahlen, weder Wahrheit, noch Ordnung, noch Verſtand in ihren Wercken zeigen; ſondern Chimären, Hirngeſpenſter und alberne Zoten in Reime zwingen, Wenn ich alſo allen wahren Tichtern das Wort rede, ſo thue ichs nur um der itzigen Zeiten willen: Denn was die Nachwelt anlanget; ſo ſind die guten Poeten ohne dem ſchon verſichert, daß ihre Wercke allein die Gewalt der Zeit aushalten werden. Von des elenden **Chörilus** und andrer Griechiſchen Versmacher Schrifften hat man kein Blatt übrig: ohngeachtet jener das unverdiente Glück hatte, daß der große Alexander ihn ſeines Beyfalles würdigte. Wo ſind des **Bavius** und **Mävius** herrliche Wercke hingekommen? Wo ſind des **Lucilius** ſchöne Verſe geblieben, davon er auf einem Fuße ſtehend zweyhundert wegſchreiben können? Obgleich der gantze Römiſche Pöbel, darunter doch überaus viel artige und kluge Leute waren, alle dieſe ſatyriſche Gedichte ihrer luſtigen Art halber ſehr begierig laß und ſie gar des Horatius zehnmahl klügern Wercken vorzog: ſo iſt doch keine Zeile mehr davon vorhanden: da dieſer hingegen nebſt andern guten Poeten ſeiner Zeit, nach ſiebenzehn hundert Jahren noch in unſern Händen iſt. So wird es auch mit unſern teutſchen Tichtern gehen. Das ſchlechte kan nur eine zeitlang gefallen: und wenn es gleich mit dem Guten vermiſcht iſt; ſo wird doch die Nach-Welt einen gründlichen Unterſcheid zu machen wiſſen. Dies iſt der Gedancke, damit ſich Opitz gegen die Stümper ſeiner Zeit getröſtet hat.

. . . . Mein rechter Eifer brennet
Nur wider dieſes Volck/ das die Poeten nennet/
Bey dir und auch bey uns, an welchen um und an
Sonſt nichts poetiſch iſt als daß es lügen kan.
Doch läßt uns dieſe Peſt der Sprachen unvertrieben/
Kein Vers vom Bavius und Mevius iſt blieben,
Der Venuſiner Schwan/ der Preiß von Mantua
Und Naſo und Catull die ſind noch alle da.
. . . .
Kriegt gleich ein Neſſel-Strauch bey Roſen ſeine Statt,
So blühen ſie gleichwohl. Wir wollens nicht bedencken,
Daß träge Hummeln ſich an dieſen Bienſtock hencken,
Ein Cörper bleibet doch, obgleich des Schattens Schein
Sich gröſſer macht als er: Die Zeit ſoll Richter ſeyn.

Phyllis.

Die Vernünftigen Tadlerinnen

XXXVI. Stück

Freytags, den 6. Sept. 1726.

Pietſch.

Es ſchien du ſollteſt gar ein eigen Cloſter bauen.

Es ſind wohl niemahls mehr Hochzeiten auf einen Tag gehalten worden, als da die ehloſen Einwohner der neuerbauten Stadt Rom das Sabiniſche Frauenzimmer geraubet haben, welches die vom Romulus angeſtellten Ritter-Spiele anzuſchauen dahin gekommen war. So offt ich dieſe merckwürdige Geſchicht geleſen habe, oder ſo offt mir dieſelbe eingefallen iſt, habe ich mich allezeit hertzlich gefreuet: weil ich in den Gedancken geſtanden, daß damahls ſehr viele von meinen Mitſchweſtern glücklich geworden. Man kan ſich leicht einbilden, daß unter der groſſen Anzahl der geraubten Sabinerinnen, ſo manches ehrliches Kind geweſen ſeyn wird, welches ſich ſeinem Räuber nicht ſonderlich wird widerſetzet haben. Wie manches liebe Mädchen wird nicht bey dieſer Gelegenheit an einen Mann gekommen ſeyn, und alſo ein Glück erlanget haben, deſſen es ſich in ſeiner Heimat aus Verzweifelung ſchon begeben gehabt? Ich ſtelle mir nehmlich die uralte Stadt der Sabiner eben ſo vor, als unſre Städte, wo es allezeit ſehr viel verſtändige Jungfern giebt, die ſich genöthiget ſehen, den groſmüthigen Entſchluß zu faſſen, vermöge deſſen ſie eine ewige Einſamkeit dem Eheſtande vorziehen.

In der heiligen Hiſtorie finde ich auch einen ſo glücklichen Tag vor das Frauenzimmer. Der gantze Stamm Benjamin war in einem verderblichen Kriege biß auf ſechs hundert Mann ausgerottet worden; ſo daß auch nicht ein einziges Weibes-Bild aus ihrem Stamme am Leben geblieben war. Die andern Stämme hatten ſich verſchworen denenſelben ihre Töchter nicht zu Weibern zu geben: und doch wollte man den gantzen Stamm Benjamin nicht zu Grunde gehen laſſen. Zu allem Glücke hatten die Bürger zu Jabes ſich an dem übrigen Volcke ſo verſündiget, daß man es vor gut befand, alles was in derſelben männlich war, nebſt den verheyratheten Weibern auszurotten, und nur das ledige Frauenzimmer jenen Benjaminitern zum Beſten zu erhalten. Man fand daſelbſt eine Anzahl von vierhundert Dirnen, und dieſe alle waren ſo glücklich auf einmahl mit Männern verſorget zu werden. Da aber noch zweyhundert Manns-Perſonen übrig waren, denen es an Weibern fehlte/ ſo erlaubte man es ihnen noch eben ſo viel Jungfern, die zu Siloh an einem Jahres-Feſte verſammlet waren und zum Tantze hinaus giengen, zu rauben. Dieſes geſchah auch würcklich: indem die jungen Freyer aus den Weinbergen unvermuthet heraus fielen; wo ſie ſich zu dem Ende verſtecket hatten, und ſich ſo gut, als möglich war, mit Bräuten verſorgten.

Fürwahr unter ſechs hundert Jungfrauen, werden wenigſtens ein paar hundert geweſen ſeyn, die ſich eben nicht die gewißeſte Hofnung auf eine Heyrath mehr machen können. Und wiewol es nicht zu vermuthen iſt, daß die galanten Herrn Benjaminiter eben zuerſt nach denen älteſten gegriffen haben werden; ſo wird doch wohl mancher unverhofft eine in den Arm bekommen haben, die er gerne wieder vertauſcht hätte, wenn er eine andere davor hätte bekommen können. Denn mich dünckt, ich ſehe im Geiſte, wie bey dem über dieſem

Raub entſtandenen Schrecken diejenigen Dirnen immer am langſamſten fliehen, die ihrer verſtändigen Jahre halber ſichs vor eine Schande halten, wie die Kinder davon zu lauffen: zumahl da dieſe Gravität ihnen zu ſo mercklichen Vertheilen gereichen ſollte. Allem Anſehen nach würde wohl meine Correſpondentin von der ich folgendes Schreiben erhalten habe, eine von den langſamſten mit geweſen ſeyn, wenn Sie zu dieſer Zeit gelebet hätte. Meine Leſer werden ſelber ein Urtheil davon fällen können, wenn ſie ihren beweglichen Brief werden geleſen haben.

Wertheſte Tadlerinnen,

JCh habe mir noch immer die Zeit her mit der Hoffnung geſchmeichelt, daß ich aus euren Schrifften auch in meiner Angelegenheit einen Troſt erlangen würde. Allein vergebens! Wie mag es doch immer kommen, daß ihr noch nicht ein eintzig mahl der alten Jungfern und der unbilligen Verachtung, darinne ſie leben müßen, gedacht habt? Schämet ihr euch etwa dieſer Sache zu erwähnen, weil ihr allem Anſehen nach ſelbſt unter dieſe Zahl gehöret? Man redet freylich nicht gerne von Dingen, worüber die Welt ihr Geſpötte treibt; Wenn uns dieſelbe eben ſo wohl als andere angehen.

Ach allerliebſte Mitſchweſtern! vor etwa vier und zwantzig Jahren, da ich mich ohngefehr im zwölfften oder dreyzehenden Jahre meines Alters befand, habe ich unglücklicher Weiſe das Vorurtheil eingeſogen, daß es um eine alte Jungfer eine recht elende Creatur ſeyn müße. Ich bin ohne Zweifel durch die damahlige gottloſe Gewohnheit, welche leider noch itzo herrſchet, dazu gebracht worden; daß ſich jedermann, nur die alten Jungfern ſelbſt ausgenommen, auf dieſer letztern Unkoſten erluſtiget. Was ſind es nicht vor vergällte Stachel-Reden, ſo man gegen dieſelben ausſchüttet? Z. E. Daß ſie Flederwiſche verkaufen müßen, daß ſie - - - doch ich kan bey meinen ietzigen Umſtänden an dergleichen ſehr abgeſchmackten Schertz nicht ohne Wehmuth gedencken. Dieſe Spottworte verurſachten indeßen damahls bey mir einen großen Abſcheu vor dem Nahmen und Zuſtande einer alten Jungfer. Ich bildete mir ein, daß alle, die damit geſtrafet würden, nothwendig große Sünderinnen geweſen ſeyn müſten. Eine Wittwe von eben ſolchen Jahren hatte meinem Bedüncken nach, weit mehr Ehre von ihrem Stande als eine alte Jungfer; indem jene zum wenigſten eine zeitlang das Glück in der Welt gehabt, eine Frau zu heiſſen. Dannenhero wünſchte ich mir tauſendmahl lieber den Tod als unverehlicht alt zu werden. Denn ich glaubte, daß ein ſolcher Stand wegen des Schimpfes, den ich dabey würde erdulden müßen, mir gantz unerträglich ſeyn würde. Und ſeht liebe Mitſchweſtern, nunmehro befinde ich mich würcklich darinnen. Ich bin leider, eine alte Jungfer! O Himmel! habe ich denn das Elend erleben müßen!

Meine ſeelige Eltern haben mir zwar keins Tonnen Golden, doch aber ein ſolches Vermögen hinterlaßen, daß ich gemächlich davon leben kan. Eine Schönheit/ ich ſcheue mich nicht dieſes zu bekennen: Eine Schönheit, ſage ich, bin ich nicht: Doch wenn mich mein Spiegel nicht betrüget, ſo bin ich auch kein Scheuſal, vor deßen Geſtalt ſich die Manns-Perſonen fürchten müſten. So bin ich mir auch von meiner Jugend an keiner begangenen Thorheit bewuſt, dadurch ſo manches Frauenzimmer ſich einen böſen Nahmen verurſachet. Jedermann ſpricht gutes von mir: jedermann hält mich vor ein ernſthafftes und verſtändiges Frauenzimmer, und wenn die Leute/ ſonderlich aber Manns-Perſonen mit mir reden, ſo geſchieht es jedesmahl mit einer Ehrerbietung, die mir faſt zur Laſt wird. Ja ich glaube ſchier, daß eben dieſe meine Ernſthafftigkeit, die ich von Jugend auf bezeiget habe, und die ſtrenge Beobachtung der Regeln, welche Tugend und Wohlſtand fürſchreiben die Haupt-Urſache ſey, warum ich mich ietzo in dieſem verdrüßlichen Zuſtande ſehen muß. Laſterhaffte Mannsperſonen haben ſich niemahls unterſtanden meinen Umgang zu ſuchen, und diejenigen, an welchen unter ihrem Geſchlechte noch was gutes iſt, ſchätzen zwar die Tugend und guten Sitten an dem Unſrigen hoch: ſie laßen ſich aber deswegen, wenn nicht andre ſinnliche Umſtände dazu kommen, nicht ſo gleich Heyrath-Gedancken in den Sinn kommen. Inzwiſchen habe ich mich freylich meines Theils niemahls Männerſichtig oder Ehebegierig angeſtellet. Die Schamhafftigkeit, welche der eingeführten Art nach von einem Frauenzimmer in dieſem Stücke erfordert wird, verbot mir ein ſolches. Soll ich aber allhier frey die Wahrheit bekennen; So iſt es niemahls mein rechter Ernſt geweſen, ledig zu ſterben. Ich habe auch Fleiſch und Blut wie andere Menſchen; ob ich ſchon bißher viel zu mächtig darüber geweſen bin, als daß ich mich desfalls im geringſten bloß gegeben hätte. Ich habe mirs gewünſchet, einmahl in den Armen eines vernünfftigen und tugendhafften Ehegatten zu ruhen. Ich habe gewünſcht einmahl eine Mutter wohlgearteter Kinder zu werden. Und ob ich gleich jederzeit den ledigen Stand dem ehelichen mit einer angemaßten Freymüthigkeit vorgezogen: ſo habe ich doch in der That mit Schmertzen auf eine anſtändige Heyrath gewartet. Itzo aber erfüllt das zornige Schickſal, zu meiner nicht geringen Beſtürtzung dasjenige was mein Mund geſprochen: nicht aber dasjenige, was mein Hertz dabey gedacht.

Wenn ich mich, geehrteſte Tadlerinnen, nicht bemühen möchte, durch Leſung guter und erbaulicher Bücher, worunter ich auch inſonderheit eure Schrifften rechne, meinen Verſtand aufzuklären, und die Dinge dieſer Welt nach ihrer wahren Beſchaffenheit einzuſehen: So würde mir mein dermahliger einſamer Zuſtand noch viel beſchwerlicher fallen. So aber kan ich mich endlich noch faſſen; denn ich habe gelernet in Dingen, die man nicht ändern kan, geduldig zu ſeyn. Doch ſo eine groſſe Heldin ich desfalls in meinem Cabinette bin; ſo wohlgegründete Vorſtellungen ich mir machen kan, daß alles, was man wider die alten Jungfern anzugeifern pflegt, nichts als lauter Thorheiten ſind; ſo gewiß ich mich endlich manches mahl verſichern kan, daß eine Jungfer um ſo viel edler und höher zu ſchätzen ſey, je weiter ſie es in einem ſo vortrefflichen Stande, als der ihrige iſt, bringen kan, und je länger ſie darinnen verharret: So wenig kan ich doch noch zur Zeit hindern, daß das vorerwehnte verdammte Vorurtheil nicht bey Gelegenheit wieder ausbrechen und verdrüßliche Würckungen in meinem Gemüthe herror bringen ſollte. Eine eintzige ſpröde Mine, die mir eine Mannsperſon macht, wirfft alle meine Klugheit über einen Hauffen; indem ſie mich auf den Verdacht bringet, ſie ſey ein Vorwurff meines Alters. Ich kan mich nicht enthalten Feuer-roth zu werden, wenn irgends in Geſellſchafften der alten Jungfern gedacht wird. Und was ſpüre ich nicht vor Bangigkeit, wenn man ohngefehr von Heyrathen junger Leute ſpricht? Ja überhaupt, jede wohlgerathene Ehe, die ich rühmen höre, erwecket mir eine Betrübniß: Nicht daß ich ſolche dem neuen Paare mißgönnen ſollte; dafür bewahre mich der Himmel! Sondern weil dergleichen Vergnügen mir in dieſer Zeitlichkeit nicht auch zu Theil geworden.

Gönnet mir derowegen einigen Troſt, edelſte Tadlerinnen! Und wollt ihr euch etwa wegen meiner wenigen Umſtände ins beſondere keine Mühe machen; ſo beſchwere ich euch doch im Nahmen aller alten Jungfern, daß ihr ſie durch eine bündige Vorſtellung: wie ich denn weiß, daß ihr dieſelbelbe zu thun wohl vermögend ſeyd: von der unbilligen Verachtung, darinnen ſie öffters gantz ohne ihr Verſchulden leben müſſen, befreyen möget. Was iſt es nicht vor eine wunderliche Sache! Der Jungfer-Stand wird von GOtt und Menſchen hoch geprieſen, und doch verachtet man die Perſonen, die darinnen alt werden. Warum verehret man ſie nicht deſtomehr; je länger ſie darinnen gelebet haben? Ja warum nennet man eine Wittwe von meinen Jahren, eine junge Wittwe, da ich hingegen eine alte Jungfer heiſſen muß? Unterſuchet demnach einmahl die Urſache ſolcher Verachtung, und macht uns alten Jungfern unſern Stand durch lebhaffte und überzeugende Gründe angenehm. Ich habe mir ſagen laſſen / ein gewiſſer Redner habe es vormahls durch ſeine liebliche Vorſtellungen des Todes ſo weit zu bringen gewuſt, daß ſich das Frauenzimmer häuffig um das Leben gebracht. Hat man es durch die Beredſamkeit zu einer ſo außerordentlichen Unternehmung bringen können: wozu ſollte es wohl nicht zu bereden ſeyn? Ach könntet ihr es durch die eurige dahin bringen, daß es ſich nicht mehr ſchämen möchte in dem Jungfer-Stande alt und grau zu werden: was für Gutes würdet ihr nicht dadurch ſtifften! Ihr würdet wenigſtens verurſachen / daß, wo nicht alle / doch gewiß / ſehr viel alte Jungfern in ihrem Stande vergnügt lebten; die Jungen aber tauſend Schwachheiten unterlaſſen würden, welche ſie bloß in der Meynung begehen, daß Heyrathen und ſein Glück machen einerley ſey.

Verzeihet mirs / theuerſte Tadlerinnen / daß ich dieſe Bitte an euch gewaget, und auch zugleich mein gantzes Hertz ausgeſchüttet habe. Zu jenem hat mich das gemeine Beſte des Frauenzimmers bewogen; zu dieſem aber hat mich mein eigenes getrieben. Ich lebe der angenehmen Hoffnung, ihr werdet dieſe Materie eheſtens ausführen, und ich bin ſchon zum voraus eines vielfältigen Nutzens vor andre / und eines kräfftigen Troſtes vor mich verſichert. Zu gleicher Zeit aber genieße ich des Vergnügens / daß ich einmahl denjenigen Kummer meines Hertzens / den ich bißher niemanden auf der Welt aus Schwachheit klagen wollen, euch in dieſem Schreiben eröffnet habe; ohne daß meine Perſon im geringſten in Gefahr ſtünde entdecket zu werden. Denn ihr / geliebte Tadlerinnen, werdet nimmermehr erfahren, wer ich ſey: weil der Ort meines Aufenthaltes allzuweit von dem eurigen entfernet iſt. Meine Freundinnen und Bekannten werden mich ebenfalls nicht entdecken / wenn ihr gleich dieſe Zeilen euren Blättern einverleiben ſolltet, und ſie alſo dieſelben zu leſen bekämen. Sie werden ſich nehmlich verſchiedener Urſachen halber nimmermehr einbilden können, daß ich dergleichen jemahlen aufgeſetzet und an euch abgeſendet habe. Inzwiſchen bin ich mit unveränderter Hochachtung

Eure
gantz ergebenſte
Verecunde Gernmännin.

Ich kan es wohl ſagen / daß ich mit dieſer meiner lieben Mitſchweſter kein geringes Mitleiden habe. Es iſt mir auch ſehr lieb / daß ſie mich einer Materie erinnern wollen, an welche ich bißhero noch niemahls gedacht habe: und die doch ſo vielen Perſonen unſeres Geſchlechtes nöthig und angenehm ſeyn wird. Die gute Jungfer Gernmännin irret aber ſehr / wenn ſie mich in den Verdacht ziehet, ich hätte bloß deswegen bißhero nichts von alten Jungfern geſchrieben; weil ich ſelbſt unter ihre Zahl gehörete. Ich rechne mich nehmlich ohngeach-

tet

tel meines faſt dreyßigjährigen Alters, nur vor eine funfzehn biß ſechzehnjährige Jungfer: weil ich in den Gedancken ſtehe/ daß man die Jahre der Kindheit zu ſeinem Jungferſtande zu zehlen keine Urſache hat. Wollten nun alle alte Jungfern hierinnen meinem Exempel folgen: ſo könnten ſie ſich alle ein gut Theil jünger machen, und alſo ihren Spöttern damit das Maul ſtopfen. Z. E. geſetzt daß die ehrliche Verecunda itzo 36. Jahr alt wäre: ſo iſt ſie doch keine ſechs und dreyßig jährige Jungfer: Sie kan ſicher dreyzehn Jahre davon abziehen: und ſich vor eine drey und zwantzigjährige ausgeben: welches ja noch kein Alter iſt/ worüber man ſie zu verachten Urſache hätte. Und dieß iſt der erſte Troſt den ich ihr und ihres gleichen mittheilen kan.

Weil ich aber wohl mercke/ daß dieſe Rechnung etlichen nicht gar zu tröſtlich klingen möchte: ſo bin ich noch auf andre Vorſchläge bedacht geweſen; um den Bekümmerniſſen meiner Mitſchweſtern abzuhelffen. Doch da ich leicht abnehmen kan; daß die ſogenannten alten Jungfern von zweyerley Gattungen ſind; ſo iſt auch mein Anſchlag doppelt. Es giebt nehmlich unter ihnen einige/ die nach dem Exempel unſerer Gernmännin noch gerne heyrathen möchten: Es giebt andere die ihres ledigen Standes ſchon ſo gewohnt ſind, daß ſie lieber ihre Freyheit behalten wollen. Beyden kan meines Erachtens geholfen werden.

Was dieſe letztere anlanget: ſo bin ich geſonnen einen gewiſſen neuen Ritter-Orden: oder daß ich recht ſage, Ritterinnen-Orden aufzurichten, in welchen lauter unverheyrathetes und bejahrtes Frauenzimmer aufgenommen werden ſoll Als ich auf einen bequemen und anſehnlichen Nahmen dachte/ der dieſer Stifftung Ehre bringen könte: fiel mirs ein, daß das Alterthum bey Gelehrten und Ungelehrten in groſſen Anſehen ſtünde. Deswegen glaubte ich/ daß ich nicht beſſer thun würde: als wenn ich den neuen Orden einen Jungfräulichen Antiqvitäten-Orden nennen möchte. Ich habe auch ſchon einige Ordens-Regeln entworfen, welche ich eheſtens meinen Leſern eröffnen will. So viel will ich noch gedencken/ daß das Ordens-Zeichen ein mit ſchwartzer Seide auf einen ſilbernen Grund geſtickter Cupido ſeyn ſolle; welcher mit ſeinen eigenen Pfeilen ans Creutz geſchlagen iſt.

Vor die erſtern habe ich folgendes zu thun beſchloſſen. Weil es nehmlich viel unglückliche Freyer giebt, welche auf keine Weiſe zu Weibern kommen können: ſo bin ich entſchloſſen eine favorable (man verzeihe mir dieſes Wort/ welches in dergleichen Fällen dem Schlendrian gemäß iſt) Jungfer-Lotterie anzuſtellen/ darinnen aber lauter Gewinnſte und keine Nieten ſeyn ſollen. So vortheilhafft dieſelbe alſo vor Perſonen beyderley Geſchlechtes ſeyn wird: So viel eher hoffe ich dieſelbe zum Stande zu bringen: weswegen ich eheſtens den völligen Entwurff von ihrer Einrichtung mittheilen werde.

Cölitie.

XXXVII.St

Die Vernünftigen Tadlerinnen

Freytags, den 13. Sept. 1726.

Ein Ungenannter.

. . . kan nicht Lateiniſch leſen/
Und buchſtabirt zuletzt: Herr Piccer iſts geweſen.

DEr luſtige Herr von Cypreßenwald, deßen Schreiben in dem 9ten Stücke des Anhanges zu finden iſt, meynet, das gelehrte Frauenzimmer durch ſein Gelächter vom Studieren abzuſchrecken. Nun könnte man ihm zwar auf eben ſo eine ſchertzhafte Art antworten: Wenn es nehmlich zu vermuthen ſtünde, daß dieſelbe nicht allein ihm ſeine Einwürfe auflöſen; Sondern auch unſerm Geſchlechte die Luſt zum Studiren vermehren würde. Allein es hat mir rathſamer geſchienen, demſelben auf eine ernſthaffte Weiſe zu begegnen. Ich bin alſo geſonnen ihm diesmahl ausführlich zu zeigen, wie es mit dem Studiren des Frauenzimmers eigentlich gemeynet ſey, und aus was vor Urſachen man daßelbe dazu aufmuntern könne. Dieſe beyden Stücke nun gebührend abzuhandeln, werde ich mich der Arbeit der berühmten Anna Maria Schurmannin bedienen. Dieſe gelehrte Holländerin, welche im vorigen Jahrhunderte gelebt, hat in einem weitläuftigen Lateiniſchen Schreiben an den bekannten Gottes-Gelehrten D. Andreas Rivetus, dieſe

Materie ſo wohl ausgeführet, daß man nichts beßers und vollſtändigers darvon verlangen kan. Ich werde alſo nur einen Auszug daraus machen; Aus welchem genugſam wird zu erſehen ſeyn, wie unrecht der Hr. von Cypreßenwald uns und dem ſämtlichen Frauenzimmer gethan habe.

Es wirft unſre Gelehrte Schurmannin gleich im Anfange ihres gründlichen Briefes dieſe Frage auf: ob ſich das Studiren vor ein Chriſtliches Frauenzimmer wohl ſchicke? Und verſpricht zu behaupten, daß es ſich allerdings vor ſie ſchicke. Ehe ſie ſolches würcklich thut, erkläret ſie ſich erſtlich, daß ſie durch ein Chriſtliches Frauenzimmer ein ſolches verſtehe, welches nicht nur dem Bekenntniße nach, ſondern in der That Chriſtlich iſt. Sie ſagt ferner, ſtudiren hieße ihr ſo viel: Als eine fleißige und hurtige Bemühung nicht nur die Sprachen und die Hiſtorie; ſondern auch die Wißenſchafften, und zwar ſowohl die höhern Facultäten, als die Philoſophie zu faßen. Nur die einzige Schrifft-Theologie will ſie ausgenommen wißen; Als welche ohne dem ſchon von einem jeden Chriſten getrieben werden muß. Und von dieſem Studiren will ſie zeigen, daß es einem Chriſtlichem Frauenzimmer vortheilhafft, beqvem und wohlanſtändig ſey. Hierauf bemercket ſie die verſchiedenen Gattungen des Frauenvolckes. Es giebt nehmlich witzige und einfältige; arme und begüterte; mit vielen Haußgeſchäfften beladene und müßige. Eben alſo unterſcheidet ſie das Studiren, in die Bemühung alles zu lernen; und in die Bemühung nur einen und andern Theil in der Gelehrſamkeit zu faſſen. Im Abſehen auf jenes erklärt ſie ſich, ſie wolle, daß ein Frauenzimmer, welches ſtudiren will/ 1) Einen lehrhafften und zum wenigſten mittelmäßigen Kopf haben und 2) Mit nöthigen Mitteln verſehen ſeyn müße; Weil nehmlich ſehr wenige Töchter ſo glücklich ſind von ihren Vätern unterrichtet zu werden: andere Lehrmeiſter aber nicht ohne Unkoſten gehalten werden können. 3) Daß ſie von ſolchem Stande ſeyn ſolle, daß ſie von ihrem Haußweſen und den Ubungen der Gottſeeligkeit einige Zeit übrig habe der Gelehrſamkeit zu widmen. Dieſes kan ihrer Meinung nach leicht geſchehen, wenn man in ſeiner Kindheit noch von allen Geſchäfften frey iſt, und bey zunehmendem Alter entweder Eheloß bleibet, oder das meiſte durch Mägde verrichten laſſen kan. 4) Daß ſie keine eitle Ehre und Praleregy oder eine unnütze Neugierigkeit zum Endzwecke habe, ſondern zuförderſt GOttes Ehre und ihrer Seelen Heyl; Hiernächſt aber, daß ſie deſto klüger, tugendhaffter, und glückſeeliger werde, ihr Hauß wohl regiere, wenn ſie in dieſe Umſtände kommt, und endlich ihrem gantzen Geſchlechte, ſo viel an ihr iſt, Nutzen ſchaffen könne.

Im Abſetzen auf das Studiren, will ſie, daß ſich ein Frauenzimmer alle gute Künſte und Wißenſchafften als in einem kurtzen Begriffe ſoll bekannt machen; Doch ſo, daß man auch auf den unterſchiedenen Werth, den eine vor den andern hat, und auf die Fähigkeit und den Verſtand der Schülerin ſelbſt acht habe: Ja ihr alles auf gehörige Art zu rechter Zeit, und mit guter Ordnung beygebracht werde. Darauf benennet ſie ſonderlich die Sprachkunſt, Vernunfft-Lehre und Redekunſt, als die Schlüßel zu allen übrigen Wißenſchafften. Worauf die Natur und Geiſter-Lehre und die Hiſtorie folgen ſollen. Zum rechten Verſtande der Heil. Schrifft hält ſie die Griechiſche und Lateiniſche Sprache vor nöthig; zur Beluſtigung aber und zur Zierde preiſet ſie die Mathematic, Muſic, Poeſie und Mahlerkunſt an. Endlich giebt ſie zwar zu, daß ein Frauenzimmer die Practiſche Rechtsgelehrſamkeit, das Soldaten-Weſen, oder das Lehr-Amt in Kirchen und Schulen zu verwalten nicht nöthig habe: Allein von allen dieſen Dingen einige Wiſſenſchafft zu haben, das müße man ſich deswegen nicht verbiethen laßen.

Letzlich erklärt ſie auch ihre Meynung in wie weit das Studiren einem Frauenzimmer gezieme: nehmlich nicht als eine zur Seeligkeit höchſtnöthige oder zur Glückſeeligkeit dieſes Lebens unentbehrliche Sache: Sondern als ein dienliches Hülfs-Mittel, welches zur Vollkommenheit derſelben ſehr viel beytragen, und durch die Betrach tung der herrlichſten Dinge in der Welt, zur Liebe GOttes anfeuren könne.

Nach dieſem Eingange ſetzet unſere Schurmannin dieſen Satz feſt:

Das Studiren ſchickt ſich ſehr wohl vor ein Chriſtlich Frauenzimmer.

Welchen zu erweiſen/ ſie folgende Gründe hinzuſetzet, die insgeſammt als richtige Schlußreden abgefaßet ſind.

Der erſte Beweiß.

Wer von Natur die Fähigkeit zu allen Künſten und Wiſſenſchafften hat, vor den ſchicken ſich auch dieſelben ſehr wohl. Nun hat aber das Frauenzimmer von Natur die erwehnte Fähigkeit: derowegen ſchicken ſich auch vor ſie alle Künſte und Wißenſchafften.

Der erſte Satz dieſes Schlußes iſt vor ſich klar genung: obwohl ſie auch einen Beweiß davon gegeben. Der andere aber erhellet daraus zur Genüge, weil das Frauenzimmer würcklich in Wiſſenſchafften und freyen Künſten Proben abgeleget hat: welches nimmermehr geſchehen können, wenn ſie nicht die nöthige Fähigkeit dazu gehabt hätten.

Der andere Beweiß-Grund.

Wer von Natur eine Begierde nach Künſten und Wiſſenſchafften hat, vor den ſchicket es ſich ſehr wohl dieſelben zu lernen. Nun hat aber das Frauenzimmer von Natur eine Begierde nach Künſten und Wißenſchafften: Derowegen ſchickt ſichs ſehr wohl, daß das Frauenzimmer dieſelben lerne.

Der erſte Satz wird daher erwieſen, weil die Natur nichts umſonſt thue. Weswegen hätte ſie alſo dem Frauenzimmer die Begierde nach der Gelehrſamkeit eingepflantzet, wenn es ſich nicht ſchickte dieſelbigen zu ſättigen? Der andere Satz aber gründet ſich auf den vernünfftigen Ausſpruch eines groſſen Weltweiſen; der überhaupt von allen Menſchen bemerckt, daß ſie von Natur begierig ſind viel zu wißen.

Der dritte Beweiß-Grund.

Wen GOtt mit einem erhabenen Angeſichte, und gen Himmel gerichteten Augen erſchaffen hat, vor den ſchickt ſich auch die Betrachtung und Erkenntniß hoher und himmliſcher Dinge. Nun hat GOtt das Frauenzimmer eben ſo wohl als die Manns-Perſonen alſo erſchaffen: Derowegen ſchicket ſich die Betrachtung und Erkänntniß hoher und himmliſcher Dinge auch vor Frauenzimmer.

Der vierdte Beweiß.

Wer einer ernſtlichen und immerwährenden Beſchäfftigung vor andern benöthiget iſt, vor den ſchickt ſich das Studiren ſehr wohl. Nun iſt das Frauenzimmer einer ſolchen Beſchäfftigung ſehr benöthigt: Derowegen ꝛc.

Der erſte Satz wird klar, wenn man bedencket, daß das Studiren allen Gemüths-Kräfften etwas zu thun giebt, und alſo einen gantzen Menſchen erfordert. Der andere Satz aber erhellet theils: wenn man erweget, daß ein Frauenzimmer wegen der Flüchtigkeit ſeines Naturells und ſo vieler Reitzungen der Welt/ in großer Gefahr ſtehe zur Eitelkeit verführet zu werden: Theils auch, wenn man bedencket, daß es mehrentheils viel müßige Stunden übrig habe; ſonderlich wenn es von einem guten Stande und Vermögen iſt. Da nun der Müßiggang nichts gutes lehret; ſo iſt leicht zu ſchlüßen, daß das Studiren ein ſehr edler Zeitvertreib werden könne.

Der fünffte Beweiß.

Wem ein ruhiges und von Sorgen befreyetes Leben zu theile wird, vor den ſchicket ſich das Studiren überaus wohl. Nun wiederfähret aber dem Frauenzimmer ſehr offt dergleichen glückſeelige Lebensart: Alſo ſchickt ſich das Studiren ſehr wohl vor daßelbe.

Der erſte Satz iſt offenbar, weil dem Studiren nichts ſo zuträglich iſt, als Ruhe und Freyheit. Den andern aber beſtätiget die Erfahrung: Indem das Frauenzimmer von allen öffentlichen Aemtern und Geſchäfften ausgeſchloßen, und alſo ſich ſelbſt überlaßen iſt.

Der ſechſte Beweiß.

Wer die höhern und Haupt-Wißenſchafften zu lernen verbunden iſt; der muß auch diejenigen ſtudiren, die als Hülffsmittel darzu dienen. Nun ſoll ja das Frauenzimmer die Haupt-Wißenſchafft eines Chriſten / nehmlich die Erkenntniß GOttes und ſeiner Wercke lernen: alſo muß ſie auch die freyen Künſte und philoſophiſchen Wißenſchafften treiben; die ihr darzu behülflich ſind.

Der ſiebende Beweiß.

Wer ſeine Beluſtigung mehr zu Hauſe als anderwärts zu ſuchen hat, vor den ſchicket ſich das Studiren ſonderlich. Das Frauenzimmer hat aber Urſache ſeine Vergnügung mehr zu Hauſe als anderwerts zu ſuchen: Derowegen ſchicket ſich das Studiren ſonderlich vor daßelbe.

Der erſte Satz iſt deswegen gewiß, weil die Studirenden vor andern den Vortheil haben / daß ſie ſich auch in der Einſamkeit vergnügen können, wenn ſie gleich keine Geſellſchafft um ſich haben. Der andere Satz aber erhellet theils aus dem Befehle eines groſſen Apoſtels, der da will / daß die Weiber häußlich ſeyn ſollen Tit. 2. 5. Theils weil die Erfahrung lehret / daß diejenigen, die mit ihren Zungen, Ohren und Augen niemahls zu Hauſe ſind, und ihre Beluſtigung immer an fremden Orten ſuchen, mehrentheils in den Verdacht gerathen, als ob ſie nicht ehrlich / fleißig und ſchamhafft genug wären.

Dieſes iſt erſt die Helffte derjenigen Beweiß-Gründe / womit die gelehrte Schurmannin ihren Satz erwieſen. Ich muß die übrigen auf eine andere Gelegenheit verſparen; weil ich ſonſt keinen Platz behalten würde, ihre Widerlegung der gegenſeitigen Gründe, oder die Beantwortung der Einwürfe anzuführen. Ehe ſie ſich aber mit ihren Widerſachern einläßt / erinnert ſie: daß es Leute darunter gebe / die durch gewiße Vorurtheile ſo verblendet ſind; daß ſie ſich einbilden, man wolle ohne Unterſcheid der Köpfe, des Standes und Vermögens alles Frauenzimmer zum Studiren anhalten. Andere wollten von keinem andern Endzwecke des Studirens wiſſen / als vom Gewinſte oder eitler Ehre / wofern man nehmlich nicht dem gemeinen Weſen damit diene. Dieſes ſey nun der Hauptirrthum dieſer Leute: Gerade als ob es nichts hieße, wenn man deswegen ſtudiret / daß man ſich von einer ſchändlichen Unwißenheit befreyen möge. Endlich gebe es auch einige / die es zwar überhaupt nicht leugnen / daß ein Frauenzimmer nicht ſtudiren ſolle: wohl aber verbieten, daß man ſie darinnen nicht gar zu weit kommen laße: Vielleicht aus Furcht, ſie möchten hernach ſelber übertroffen und beſchämet werden. Alle dergleichen Leute behaupten den Satz:

Vor ein Chriſtliches Frauenzimmer ſchickt ſich das Studiren nicht.

und zwar mit folgenden Schein-Gründen.

Der erſte Schein-Grund.

Wer einen ſchwachen Kopf / oder geringen Verſtand hat / vor den ſchickt ſich das Studiren nicht. Nun hat das weibliche Geſchlecht einen ſchwachen Kopf und geringen Verſtand. Derowegen ꝛc.

Hier antwortet man auf den erſten Satz/ daß man ſich ſchon vorhin erkläret habe; nur diejenigen ſollten ſtudiren, die zum wenigſten mittelmäßige Kräffte des Verſtandes beſitzen. Ferner ſind zum Studiren auch nicht lauter außerordentliche Köpfe nöthig; angeſehen die meiſten Gelehrten nur mäßige Fähigkeiten des Verſtandes haben. Auf den andern Satz erwiedert man/ daß er überhaupt noch nicht gantz ausgemacht ſey / ſondern nur im Abſehen auf das Männliche Geſchlechte. Die gelehrten Männer ſind gleichſam Adler in den Wolcken/ und das Frauenzimmer kan derowegen mit ihnen nicht verglichen werden. Doch lehret die Erfahrung / daß es auch etliche gebe, die zum Studiren nicht ohne Nutzen angeführet werden. Man könnte hier gar den Schluß umkehren.

Wer den ſchwächſten Kopff hat, dem iſt das Studiren am nöthigſten. Nun hat das Frauenzimmer die ſchwächſten Köpffe: Darum iſt ihnen das Studiren am nöthigſten.

Der erſte Satz wird klar, wenn man erweget, daß derjenige der meiſten Beyhülffe benöthiget iſt, der den gröſten Mangel bey ſich ſpüret. Die Gelehrſamkeit aber iſt das Hülffs-Mittel auch einen ſchlechten Kopf beſſer zu machen.

Der andere Schein-Grund.

Wer keine Neigung zum Studiren hat/ der darf nicht ſtudiren. Das Frauenzimmer hat keine Luſt und Neigung zum ſtudiren: Derowegen darf es auch nicht ſtudiren.

Bey dem erſten Satze iſt zu mercken/ daß man zuvor alle erlaubte Mittel/ die einem zum Studiren Luſt machen können/ verſuchen müſſe: und wann die umſonſt ſind/ alsdenn könne man einen erſt des Studirens überheben. Bey dem andern aber kan man antworten: man könne nicht ehe von unſrer Neigung zur Gelehrſamkeit urtheilen, eher und bevor man uns mit den beſten Bewegungs-Gründen dazu anmahnet/ und einigen Geſchmack von der Süßigkeit des Studirens beygebracht.

Der dritte Schein-Grund.

Wer die zum Studiren nöthigen Mittel nicht hat/ der darf nicht ſtudiren. Das Frauenzimmer hat die nöthigen Mittel zum Studiren nicht: es giebt keine Schulen und Academien vor Frauenzimmer. Derowegen darf das Frauenzimmer nicht ſtudiren.

Allein das folgt nicht. Muß man denn eben auf Academien ſtudiren? Es kan ein gelehrter Vater ſeiner Tochter/ oder ein geſchickter Lehrmeiſter ſeiner Untergebenen Unterricht genug mittheilen.

Der vierte Schein-Grund.

Weſſen Gelehrſamkeit ihren eigentlichen Endzweck nicht erlanget,

der

vor den ſchickt ſich das Studiren nicht. Nun aber erlanget die Gelehrſamkeit des Frauenzimmers ihren rechten Endzweck nicht: Denn ſie werden nirgends zu öffentlichen Aemtern gezogen. Derowegen ꝛc.

Auf den erſten Satz giebt man zur Antwort/ daß in den Wißenſchafften/ die auf das bloße Erkenntnis und Wißen ankommen; ein Frauenzimmer ſeines Zweckes eben ſo gut theilhafftig werden könne als eine Manns-Perſon: Was aber die andern anlanget/ die mehr auf die Ausübung gehen: ſo erlangten ſie zwar öffentlich ihre Abſicht nicht; doch aber ins beſondre vor ſich/ und insgeheim.

Der fünffte Schein-Grund.

Wer zur Beobachtung ſeines Berufs nur wenig wißen darf, der hat nicht Urſache ſich um den Umfang aller Wißenſchafften und eine hohe Gelehrſamkeit Mühe zu geben. Nun darf ein Frauenzimmer ſeinen Beruf zu erfüllen nur ein weniges wißen: weil ſich alle ihre Geſchäfte in einem Hauſe umſchräncken laßen. Alſo hat es nicht Urſache ꝛc.

Hier dienet zur Antwort, daß das Wort Beruf ſehr zweydeutig iſt. Denn verſteht man den Beruf zum Privat-Leben dadurch: wie mancher Manns-Perſon/ die in keinem öffentlichen Amte ſtehet/ würde ihre Gelehrſamkeit unnützlich ſeyn? welches doch nicht iſt. Verſteht man aber den beſondern Beruf zum Hausweſen und zur Kinderzucht, ſo hebt doch das erſte davon die allgemeine Verbindlichkeit eines Chriſten/ GOtt und ſeine Wercke erkennen zu lernen, nicht auf. Das andre aber erfordert gewiß viel Verſtand und Wißenſchafft/ wenn man ſeiner Pflicht darinnen recht nachkommen will.

Nachdem nun die berühmte Schurmannin ſolchergeſtalt ihren Satz erwieſen, und ihrer Gegner Einwürfe widerleget hat/ ſo macht ſie den Schluß/ man ſolle ſich bemühen das weibliche Geſchlechte mit guten Bewegungs-Gründen/ mit Zeugnißen kluger Männer und mit Exempeln gelehrtes Frauenzimmers zum Studiren aufzumuntern: inſonderheit aber diejenigen, welche müßige Zeit und Vermögen und andere Mittel darzu haben. Und weil es beßer iſt von Jugend auf darzu angeführet zu werden; als ſpät anzufangen: ſo müße man die Eltern ſelber dazu aufmuntern/ und ſie in dieſem Stücke ihrer Pflicht erinnern.

Dieſes ſind ſchon faſt vor hundert Jahren die Gedancken eines gelehrten Frauenzimmers geweſen: Unſre Leſer mögen urtheilen / ob wir in unſern Blättern bishero demjenigen nachgekommen ſind, was ſie in dem Beſchluße ihres Schreibens verlanget hat. Der Herr von Cypreßenwald aber mag uns wiſſen laßen / ob er noch ferner was bey dem Studiren des Frauenzimmers zu erinnern habe.

Phyllis.

Die Vernünftigen Tadlerinnen

XXXVIII. Stück.

Freytags den 20. Sept. 1726.

Opitz.

O wohl demſelben! wohl! der ſo kan einſam leben;
Und ſeine gantze Zeit den Feldern hat gegeben;
Liebt nicht der Städte Luſt/ und ihren falſchen Schein:
Da zwar oft pflegt mehr Geld/ doch auch mehr Schuld zu ſeyn.

Daß ich dieſes Blat mit dem Lobe des Landlebens ananfange: dazu habe ich eine doppelte Veranlaſſung. Einmal erinnere ich mich der vergnügten Tage, welche ich vergangnen Frühling ein paar Wochen lang auf dem Lande genoſſen. Ich ward zu einem meiner Verwandten, der ein kleines Rittergut beſitzet, eingeladen, um mich der angenehmſten Jahreszeit zu meiner Gemüths- und Leibes-Erfriſchung zu bedienen. Eine ſo erwünſchte Einladung konte niemand weniger ausſchlagen, als ich. Die damalige Beſchaffenheit des Gewitters war ſehr anmuthig: Auen, Felder, und Wälder ſtunden in ihrer ſchönſten Pracht, und Blühte; kurtz, Himmel und Erde ſchienen zu meiner Vergnügung überein zu ſtimmen.

Ich pflege niemals aus zu reiſen, ohne daß ich mir einen Zeitkürtzer mitnehme: ich will ſagen, ich bin allezeit gewohnt ein gewiſſes Buch bey mir zu führen, welches mich, wenn ich einſam bin, mit Gedancken unterhalten, und ſowohl zur Beluſtigung, als zur Erbauung meines Gemüthes was beytragen kann. Dieſesmal war der ehrliche alte Opitz mein Gefährte, der mir dann durch ſeine alte, ungekünſtelte, und doch geiſtreiche Poeſie nicht wenige Stunden kürtzete. Inſonderheit ergetzt ich mich an denen Gedichten, darinnen er von dem Feld- und Ackerleben ſeine vernünftige Gedancken entdecket. Wie dieſer Großvater, und Fürſt aller unſerer Poeten überhaupt in natürlichen Beſchreibungen der Dinge eine groſſe Stärcke gehabt: alſo hat er auch die Lebensart, die man auf dem Lande führet mit überaus lebhaften Farben entworfen. Nicht nur das eigentlich ſo betitelte Gedichte: **Lob der Feldlebens**; ſondern auch ſein ſogenantes Zlatna, oder von der Ruhe des Gemüthes, und dann ſein Vielgut enthalten ſolche Schildereyen dieſer Lebensart in ſich, daß man ſich nicht genug daran ergetzen kann. So oft ich mich alſo in den kleinen auf dem Gute meines Anverwandten gelegenen Läſtwald verfügte: ſo oft war auch Opitz in meinen Händen.

Ich ſetzte mich unter einen ſchattigten Baum ins Gras: der vermiſchte Geſang des Gevögels ergetzte mir das Gehör: der Anblick eines mit tauſend anmuthigen Farben vermiſchten Grünen das Geſichte, und der von unzehlichen wohlriechenden Blumen und Kräutern ausfliegende Duft den Geruch, die Betrachtung aber der Opitziſchen Gedancken das Gemüthe. Ich hielte zuweilen in Gedancken den von ihm etlichemal abgeſchilderten glücklichen Landmann mit meinem gaſtfreyen Anverwandten zuſammen; und fand das zwiſchen beyden eine groſſe Aehnlichkeit wäre: dieſes vergnügte mich nun hertzlich. Opitzens Beſchreibungen billigten die Lebensart und Sitten meines Anverwandten: und dieſer beſtätigte durch ſein löbliches Exempel die Wahrheit der Opitziſchen Beſchreibungen.

Ich müſte faſt ein gantzes Blat mit Verſen anfüllen: wenn ich alle die Stellen anführen wolte, die mir in den oberwehnten Gedichten gefallen. Ich verweiſe alſo meine Leſer auf Opitzen ſelbſt: dieſer groſſe Tichter wird ohne dem weniger geleſen, als er wohl verdienet. Auch ſo gar diejenigen, die Poeten heiſſen wollen, haben oftmals ſeine Schriften nie geſehen: da ſie doch eine rechte Quelle des guten Geſchmacks in ſich faſſen. Und nimmermehr würde Teutſchland ſo viel Italieniſche und Spaniſche, ich meine ſchwülſtige, ausſchweiffende, und zuweilen gar raſende Gedichte geſehen haben: wenn man Opitzen fleißiger, als einige andre inn- und ausländiſche Poeten geleſen hätte.

Doch ich weiche von meinem Vorhaben gar zu ſehr ab: ich wolte nemlich noch dieſes hinzuſetzen, daß mir das Landleben weit unſchuldiger, geruhiger, und natürlicher vorgekommen; als das Stadtleben. Daß es mir alſo aus angeregten Urſachen ſehr wohl gefallen habe; daran darf niemand zweifeln: denn ſeine Annehmlichkeit hatte mich damals ſo gar eingenommen, daß ich auch bereit war bey vorfallender Gelegenheit meine jetzige Lebensart mit demſelben zu vertauſchen.

Daß ich aber bey jetzo angehender rauhen Herbſtzeit auf dieſe Gedancken von meiner Frühlingsluſt gekommen bin: verurſachet ein gewiſſes Schreiben, ſo bereits vor einigen Monaten an unſre Geſellſchaft eingelauffen, und welches mir nicht länger unbeantwortet liegen laſſen können. Was der Inhalt deſſelben, und das Begehren des Verfaſſers ſeye: werden meine Leſer ſelbſt ſehen. So lautet es von Wort zu Worte.

Hochgeſchätzte Tadlerinnen,

WAs vor ein Vergnügen in meiner Vaterſtadt ins beſondre unter jungen Leuten beyderley Geſchlechts unſere Mahler; mit ihren Diſcurſen erwecket haben: das möchte mir wohl unmöglich fallen hie deutlich und ausführlich vorzuſtellen. Vor vielen andern aber verlangte mich und einen meiner Freunden allezeit recht ſehnlich nach dem Donnerſtag/ als an welchem wir allezeit ein neues Blat von ihnen zu leſen bekommen. Eure Schriften/ Hochgeſchätzte Tadlerinnen/ erſetzen bey meiner jetzigen Entfernung von Hauſe der Mahleriſchen Stelle; und die Wahrheit zugeſtehen ꝛc. ꝛc. Meinem Freund und Landsmann geht es eben ſo: des Nutzens nicht zu gedencken/ welchen uns Eure reine Schreibart in Verbeſſerung der unſrigen geſchaffet.

So ſehr wir indeſſen bisher auf die Abhandlung einer gewiſſen Materie gewartet haben: ſo wenig iſt dieſelbe noch zur Zeit in Euren Blättern zum Vorſchein gekommen. Weil ich aber ſchon öfters bemercket habe/ wie willfährig ihr geweſen ſeyd dem Verlangen Eurer Leſer ein Gnügen zu thun: ſo hab ich mir deſtomehr geſchmeichelt/ dieſes mein Schreiben werde auch in Euren werthеſten Schriften einer Antwort gewürdiget werden. Es iſt Euch ohne Zweifel mehr als zu wohl bekant/ wie unſre Mahler das gar zu edle Landleben zu verſchiednen malen ſo trefflich herausgeſtrichen/ und dadurch gewiß vielen einen andern Geſchmack davon zu wege gebracht haben/ als ſie zuvor gehabt. Ich ſelbſt kan wohl ſagen/ daß ich auf meinem Vorwercke jederzeit meine gröſte Luſt gefunden/ und daß mich nichts ſo empfindlich gerühret habe/ als der Verluſt dieſes Vergnügens/ welcher durch meine Reiſe auf Univerſitäten verurſachet worden. Wenn ich mich deswegen am beſten tröſten will: ſo leſe ich ein gewiſſes Gedichte/ welches die dortige angenehme Gegend mir ſelbſten gleichſam in die Feder geflöſſet.* Ich ſtelle mir alsdenn in Gedancken die daſelbſt ſo vielfältige Abwechslung der Berge und Thäler ſehr lebhaft vor. Ich ſehe den krummgezognen Strich/ welchen meine **Lindmatt** durch das itzt grüne und falbe/ bald wieder weiſſe und düſtre **Lindmatt-Thal** mit rauſchender Gelaſſenheit beſtändig halten muß. Hier gehet die hin und wieder irrende Wollenheerde zu tauſenden. Dort bläſet der nach Art der alten Unſchuld-bekleidete Kühhirte auf ſeinem krummen Horne. Das Rindvieh/ ſo ihn umgiebet iſt recht aufmerckſam: es vergiſt der Weide über ſein Gethöne/ und gaffet ihn ſo unbeweglich an/ als ob es dahin gemauret wäre. Weiter erblick ich meine Bruſtwehre/ welche in einem in der Höhe engen unten aber weiten Buchwalde veſt aufgethürmet ſtehet:

- - - - Da nach der Alten Weiſe
Mit dem/ was GOtt beſchert ich mich recht glücklich preiſe.

Kurtz noch viele andre Umſtände ſtelle ich mir in meinem jetzigen recht mißvergnügten Zuſtande zu einigem Troſte und Zeitvertreibe vor: zumalen ich gute Hoffnung habe/ daß ich das verlorne bald wieder bekommen werde. Ich kan **Opitzens Lob des Feldlebens**/ ſein **Zlatna/ Vielgut u. a. m.** ingleichen **Canitzens** und **Brocks** Gedichte davon faſt auswendig.

Doch dieſes alles/ **Hochgeſchätzte Tadlerinnen**/ hätte mich noch lange nicht beherzt genung gemacht an Euch zu ſchreiben: wenn nicht eine wichtigere Urſache mich gezwungen hätte meine Zuflucht zu Euch zu nehmen. Nemlich/ obgleich die Mahler uns Mannsperſonen durch ihre Vorſtellung das Landleben angenehm gemacht: ſo iſt doch die Wirckung ihrer Gründe bey unſerm Frauenzimmer ausgeblieben; wiewohl ich gar nicht errathen kan/ woher ſolches komme. Nun iſt es aber nicht gut/ daß der Menſch ſonderlich im Landleben allein ſeye: voraus

aus wenn die Natur ihn mit einem aufgeweckten Gemüthe begabet hat. Und dennoch ſind meine Landsmänninen von dieſer Lebensart ſo abgeneigt/ daß ich faſt alle Hoffnung fahren laſſen muß/ bey meiner Heimkunfft eine zu finden/ welche das Plätzgen meiner Gehülfin einnahme. Meine einzige Hoffnung beruhet noch auf Euch: indem ich mir veſte einbilde/ daß Eure vernünftige Vorſtellungen einzig und allein zulänglich ſeyn werden/ Euer wertheſtes Geſchlecht auf beſſere Gedancken zu bringen/ und Ihnen das Landleben angenehm zu machen. Willfahret ihr mir in einer ſo billigen Sache: ſo werdet Ihr Euch fürs erſte alle Landjuncker überhaupt verbunden machen; ich aber werde ins beſondere allezeit ſeyn/ und heiſſen

Hochgeſchätzte Tadlerinnen

Halle den 17 Aug.
1726.
in höchſter Eil.

Euer vernünftiger Leſer/ und
gehorſamer Diener
J. J. S. von Eggbühnd.

Unſer Correſpondente wird uns nicht übel nehmen, daß wir ein Stück von dem Eingang deſſen Schreibens, worinnen er uns mit ſo vielen Lobeserhebungen beläſtiget, weggelaſſen haben: wir müſſen unſern Neidern einmal einen Gefallen erweiſen, und zeigen, daß wir kein Belieben daran haben; damit wir ihnen eine Gelegenheit benehmen, mit ſo groſſem Maul uns zu beſchuldigen, als ob man eine gar zu groſſe Sorgfalt in unſern Blättern fände, unſere Lobſprüche darein drucken zu laſſen, oder wohl gar zu erdichten. Doch was iſt gewöhnlicher als ungegründete Beſchuldigungen von Leuten, deren Hertz von dem Neidwurm benaget wird?

Aus dem Schreiben ſelbſt nehmen wir ab, daß deſſen Urheber ohne Zweifel aus der Schweitz gebürtig ſeyn müſſe. Ob er noch allhie lebe, oder ob er dieſen Herbſt bereits nach ſeinem Vaterland zurück gekehret ſeye, können wir zwar nicht wiſſen; allein weil uns bekant iſt, daß unſere Blätter auch in der Schweitz ihre Liebhaber gefunden haben: ſo können allem ungeachtet dieſe unſere Gedancken über deſſen Brief demſelben wohl zu Geſichte kommen. Daß derſelbe bishero vergebens auf die Abhandlung einer ſo ſonderbaren Materie gewartet: iſt kein Wunder. Wie kan man aller Menſchen Gedancken errathen? Und wie iſt möglich, daß wir auf Sachen verfallen ſollen, dazu wir keine Veranlaſſung haben?

Daß das Landleben ein angenehmes unſchuldiges und ruhiges Leben ſeye: hab ich freilich ſchon längſt erkant. Daß aber dergleichen Vorſtellungen bey dem Frauenzimmer keinen Eingang finden; iſt, meines Erachtens, gar kein Wunder. Lieſet wohl unter funfzig oder hunderten von denſelben, auch denen die von gutem Stande und Vermögen ſind, gerne ſolche unſchuldige Gedichte unſerer Poeten, die vom Landleben handeln? von den Schriften der Herrn Schweitzer-Mahler mag ich nicht gedencken, als welche auch von Mannsperſonen; ja ſelbſt von Gelehrten in unſern Gegenden kaum gekennet werden:

Ich hätte indeſſen gewünſchet, daß unſer Herr Correſpondente uns die Poetiſche Beſchreibung ſeines Landguts ſelbſt zugeſchicket hätte: Daraus würde man nicht nur die Annehmlichkeit deſſelben, ſondern auch die Lebhaftigkeit des Verfaſſers ſelbſt erkant haben. Dieſe beyde Stücke aber könten allerdings ſehr viel beytragen ein Frauenzimmer, ſo wie er ſichs wünſchet, auf den Entſchluß zu bringen; daß ſie mit ihm zöge, um das ihr beſtimmte Plätzchen auf ſeinem Vorwercke einzunehmen. Doch in Ermanglung deſſen begnügen wir uns an einem Briefe der uns gleichfalls von beyden jetzterwehnten Stücken deutliche Spuren zeiget.

Nun ſolt ich wohl ſeinem Verlangen nach dem Stadtfrauenzimmer das Landleben, als etwas anmuthiges vormahlen: allein ich habe zuvor zweyerley Betrachtungen anzuſtellen. Die erſte iſt dieſe, daß alle meine Gründe bey dem Frauenzimmer ohne Kraft ſeyn werden: ſo lange ſie dasjenige noch lieben, was zwar wohl in Städten nicht aber auf dem Lande zu haben iſt. So lang eine Schöne noch eine Schweſter der Eitelkeit bleibet; ſo lange ſie noch hungrig nach neuen Zeitungen; durſtig nach vielen Liebhabern; begierig nach einem groſſen Staate iſt: ſo lang würde wohl alle meine Mühe vergebens ſeyn, die ich anwende könte, ſie zu der Einſamkeit, Stille, Einfalt und Unſchuld, die auf dem Lande herrſchet, zu bereden; wenn ich ihr gleich gantze Tage lang aus Opitzen vorpredigte:

- - - - Indeſſen kommt ſein Weib/
Die nicht nach Biſem reucht/ und ihren ſchnöden Leib
Wie falſcher Waar geſchieht vollauf an allen Enden
Hat prächtig ausgeputzt: ſie trägt in ihren Händen/
Die grob von Arbeit ſind/ von grünen Majeran
Und Roſen einen Krantz/ und krönet ihren Mann.
Bald ſetzt ſie ſich mit ihm bey einem Walde nieder/
An dem ein ſchöner Quell mit Rauſchen hin und wieder
Noch heller fleuſt als Glas - - - - -

So würde dieſes ihr vielleicht mehr Abſcheu vor dem Landleben, als Luſt zu demſelben erwecken. Was? würde eine Modefreundin ruffen, ſoll ich mich nicht putzen? Soll ich eine Bauermagd werden, und mir durch Arbeit grobe Haut in die Hände bringen? Nimmermehr ſoll das geſchehen. Schade für den ſchönen Quell: das Rauſchen, welches der Quell aus meiner Caffeekannen in dem Schälgen erwecket, iſt mir weit angenehmer zu hören. Auf einem weichen Ruhbett, oder ſanften Canape ſitzt ſichs ja eben ſo gut, als in einem Walde. Und wie ſolt ich meinen Mann mit Blumen krönen? wenn ich nur Orangenblüte, Jeſmin und Nelcken an meinen Kopf zu ſtecken habe: ſo mag mein künftiger Mann einmal GOtt dancken; wenn ich ihn ungekrönet laſſe, ꝛc. Führ ich fort die Lebensart der Landleute aus meinem Poeten folgender Geſtalt zu beſchreiben:

Da nun die Sonne faſt zu Golde gehen ſoll:
So führet ſie ihn heim und ſetzt den Tiſch bald voll
Mit Speiſen/ die ſein Hof und Landgut ſelber träget/
Zwey Eyer oder drey/ die jetzt erſt ſind geleget/
Die Henne ſelbſt dazu/ ein friſches Haſelhuhn/
Nach dem die Bürger ſonſt die Finger lecken thun.
Ein Lamm/ das heute noch lieff neben ſeiner Mutter/
Den feiſten Ran der Milch/ und quittengelbe Butter/
Und Käſe neben bey/ die Holland ſelbſt kaum hat/
Auch Obſt/ das ſonſten iſt ſo theuer in der Stadt.

Was vor ſchlechten Appetit würde wohl eine Frantzöſiſche Stadtköchin nach den einfältigen Dorfmahlzeiten bekommen? weswegen hätte ſie ſich ſo viel fremde Namen von ausländiſchen Gerichten ſamt der Zubereitung derſelben bekant machen müſſen? Nein/ würde ſie ſagen/ Eyer/ Ran/ Käſe und Butter mögen Bauren eſſen; und wenn die Hüner/

Haſel=

Haſelhüner/ und Lämmer nicht nach einer neuen Manier zubereitet ſind: ſo bedanck ich mich dafür!

Käm ich endlich mit den übrigen Zeilen aufgezogen/ womit Opitz die Lebensart einer Landfrauen beſchrieben hat:

Dann macht der Wirth ſich erſt aus Müdigkeit zu Bette
Sie ſpinnt mit dem Geſind/ und eſſen in die Wette/
Und netzt die Finger wohl/ bis ſie auch allgemach
Das Haupt legt auf die Bruſt/ und folgt dem Manne nach.
- - - - - - - - -
- - - - Iſt ſchon ihr Lager nicht
Verhangen mit Damaſt/ und ob das Stroh gleich ſticht
Durch ihren Unterpfühl: ſo iſt er dennoch reine
- - - - - - - - -
So ruhen ſie mit Luſt bis daß es jetzt will tagen/
Und auf den Hügeln ſich der Morgenröthe Wagen
Von ferne ſehen läßt. Dann dehnen ſie ſich aus/
Und beyde ſind zugleich auf einen Sprung heraus:

So würde ich vollends einem ſolchen zärtlichen Stadtkinde das gantze Landleben verſaltzen. Denn ſpinnen kan und mag es nicht/ und ſo früh aufzuſtehen iſt gar nicht ſeine Weiſe: weil es gewohnt bis um neun ja zehn Uhr in den weicheſten Federn zu liegen. Und das wäre eins.

Die andre Betrachtung/ die ich anzuſtellen habe/ iſt dieſe: ob es nemlich einem Landjuncker wohl zu rathen ſey eine Stadtjungfer zu heyrathen? Es iſt bekant/ daß es auf dem Lande ſehr viel auf eine gute Wirthin ankomme. Die gantze Haushaltung würde ſehr übel beſtellet werden: wenn es daran fehlen ſolte. Der Wirth kan unmöglich überall zugegen ſeyn/ und auf alles ſelber ſehen. Zu einer guten Landwirthin aber gehöret eine wackere/ daurhafte Perſon/ die eine gute Wiſſenſchaft von allen Dingen hat/ die auf dem Lande vorgehen. Sie muß nicht nur Küch/ und Keller/ wie in der Stadt beſtellen: ſondern auch ihren Garten in acht zu nehmen/ ihr Federvieh abzuwarten/ und auch das Haarvieh/ als Kühe/ Schaffe/ Ziegen und Schweine zu beſorgen wiſſen. Sie muß von den Kranckheiten deſſelben/ und den Mitteln darwider einige Kentniß haben/ und mit der Milchſpeiſe wohl und rathſam umzugehen wiſſen/ daß ſie nicht nur ihr Haus damit verſorge/ ſondern auch ihren Uberfluß zu Gelde mache/ des Flachſes und der Wolle jetzo nicht zu gedencken. Nun gebe ichs meinem Correſpondenten zu erwegen/ ob ein wohlgeputztes Püpchen aus groſſen Städten zu allen dieſen Verrichtungen geſchickt ſey/ welches oft nicht weiß/ ob die Hüner ihre Eyer durch den Schnabel legen: oder ob ſie ihnen der Klapperſtorch ins Neſte bringet.

Iris.

XXXIX. Stück.

Die Vernünftigen Tadlerinnen

Freytags den 27. Sept. 1726.

Philander.

Als wenn es Hercules Arbeit wär:
Wenn man das Jawort geben ſolle.

Ich habe letzlich einer alten Mitſchweſter zum Troſte, welcher ihre langwierige Jungferſchaft zur Laſt geworden iſt, den Vorſchlag zu einer gewiſſen Jungfer-Lotterie gethan. Ihr überaus bewegliches Schreiben, ja ſelbſt der Name Gernmannin, womit ſie ſich zu bennen beliebet hatte, überzeugte mich ſattſam, daß ihrer Noth nicht anderſt, als durch eine Heyrath abzuhelfen ſeyn würde. Auf ordentliche Weiſe in den Ehſtand zu gelangen, war keine Hoffnung für ſie mehr übrig: daher muſte ich auf ein auſſerordentliches Mittel ſinnen; und dergeſtalt fiel mir eine Lotterie ein. Und mich dünckte, daß dieſer neue Weg an einen Mann zu kommen nicht nur unſerer Gernmannin; ſondern vielleicht noch unzehlichen andern ihres gleichen vortheilhaft ſeyn könte.

Indeſſen hat dieſer Vorſchlag gewiſſen Leuten ſehr ungereimt vorkommen wollen. Wie? haben ſie ſich vernehmen laſſen, gibt es denn noch nicht unglückliche Ehen genug in der Welt? Werden nicht ſchon auf die ordentliche Weiſe zu heyrathen, Perſonen genug zuſammengekoppelt, die am Gemüthe ungleich an Sitten widerſinniſch, und an Liebe gegen

einander eiskalt ſind? Eigennutz, Ehrgeitz, Einfalt, Ube
redungen alter Weiber, und tauſend andre dergleichen Di
ge ſind vermögend genug einen groſſen Theil des menſchliche
Geſchlechts in einen Keficht zu ſperren, daraus ſich ein jede
wiederum zu entkom̃en wünſchet: ſobald er nur ſeinen Cam
raden ein wenig kennen gelernet hat. Nun will man aus de
Ehſtand gar ein Werck des blinden Zufalls machen! d
Heyrathen wird noch ein Glückstopf werden ſollen! das b
ſte dabey iſt dieſes, daß ein ſo ſeltſamer Anſchlag ſonder Zwe
fel fruchtlos abgehen wird. Wer wolte ſo thöricht ſeyn, u
in die Lotterie ſetzen, um ein Weib daraus zu gewinnen? Un
wie würde nicht mancher zum Gelächter werden? der ei
taube, blinde, lahme, ſtumme, höckerichte oder eisgra
Schönheit zum Gewinſte bekäme; oder gar eine Xantipp
zöge, von welcher er ſich hundert Meilen weg zu ſeyn wün
ſchen möchte. Der übrigen Gemüthsarten für jetzo nic
zu gedencken, welche bey dieſer Weiſe zu freyen einem Brä
tigam, oder einer Braut weit unbekanter bleiben, als ſonſt be
der gröſſeſten Ubereilung u. Verſtellung zu geſchehen pflegen.

Mit dieſen und dergleichen Urtheilen hat man meine
wohlgemeinten Anſchlag verworfen: und mit ſo ſcheinba
ren Gründen hat man meine gute Abſicht als was ſchädli
ches beſtritten. Ich würde auch kein Bedencken tragen
mich denſelben zu ergeben, und meinen vorigen Einfall ſelbſt
zu verdammen: wenn ich nicht die trifftigſten Gründe zur
Vertheidigung meiner guten Sache im Vorrath hätte. Un
dis ſind folgende:

Einmal iſt gewiß, daß wir unzehlich viel der wichtigſten
Dingen haben, die bey ihrem erſten Anfang ſo unmöglich und
lächerlich als unſre Jungfer-Lotterie geſchienen. Ich verlan
ge die groſſen Unternehmungen und Erfindungen in der Welt
keinesweges in eine Vergleichung mit meinem Vorſchlag
zu ſetzen: allein was düncket meinen Leſern wohl, daß Plato,
Ariſtoteles, Cicero und andere Vielſchreiber unter den Alten
geſagt haben würden? wenn man ihnen eine Kunſt gewünſche

tte, nach welcher zwo oder drey Perſonen in einem Tag ſo
iel zu Papire bringen könten, als hundert von ihren Copi-
en, Würden ſie ſolches nicht eben ſo angeſehen haben, als
ir heutiges Tags die Vorſchläge von der Fliegekunſt, von
n Luftſchiffen, und andern dergleichen Einfällen? Welch
Gelächter ward nicht der Chriſtoph Columbus! als er
rgab die Spitze von Portugall wäre noch nicht das Ende
er bewohnten Erden; ſondern er wolte auf einem ſchwim-
enden Holtze nach einer neuen Welt reiſen. Und was für
ne Aufruhr entſtunde nicht wider die Gegenfüßler? da die-
lben anfingen in unſerer Halbkugel bekant zu werden, wel-
he doch vielleicht ſchon eben ſo lang, als unſre Europäer in
er Welt gelebet hatten.

So und nicht anderſt geht es auch den vortrefflichſten An-
fällen: wenn ſie der allgemeinen Gewohnheit entgegen ſind;
nd ſich nicht nach ihrer innern Beſchaffenheit, ſondern nach
eines jeden Vorurtheil und Gewohnheit richten laſſen müſ-
ſen. Ich will mich alſo mit meiner Jungfer-Lotterie an kei-
nes Menſchen Urtheil und Gelächter kehren: vielmehr bin
ich verſichert, daß das alte Sprüchwort: Heyrathen werden
im Himmel gemacht, noch ſeine Gültigkeit habe, und mir ei-
nen guten Grund zu meiner Meinung an die Hand gebe.
Die Ehe iſt in der That eine der wichtigſten Handlungen des
Menſchen, welche man der Regierung desjenigen nicht ent-
ziehen muß, deſſen Aufſicht ſich auch über die allerverächtlich-
ſten Vögel erſtrecket. Es mag alſo nach menſchlichem Gut-
düncken bey mancher Heyrath noch ſo wunderlich zu gegan-
gen ſeyn; ſie mögen auch hernach gut oder übel gerathen: ſo
glaub ich doch, ſie ſeyen alle im Himmel gemacht. Die Vor-
ſehung ſtrafft oft einen böſen Ehgatten durch den andern.
Oft will ſie die Bosheit des einen durch die Tugend des an-
dern beſſern. Und wer kan alle ihre weiſe Abſichten völlig
rgründen.

Nun iſt es ferner gewiß, daß auch alle ſo genante Glücks-
und Unglücksfälle in der Welt nicht von einem blinden Glü-
cke; ſondern von der Verordnung und dem Willen eines

vollkommen weiſen Weſens herrühren. Selbſt die Spiele von allerley Gattung, und folglich auch die Lotterien ſind davon nicht ausgenommen. Niemand gewinnet; niemand verlieret darinnen etwas, dem es nicht von einer höhern Weisheit zugedacht worden. Wer einen eintzigen von dieſen Sätzen leugnen will: der muß nicht nur den Grundſätzen unſerer Religion; ſondern auch der geſunden Vernunft gute Nacht geben. Was folget aber aus dem allem? Dieſes, daß man auch durch Lotterien heyrathen könne. Die Ehverbindniß bleibet doch ein Werck, welches im Himmel gemachet wird: wenn gleich das Looß den Ausſchlag gibt, welche Perſonen ſich in demſelben verbinden ſollen. Ein jeder Bräutigam bekommt eben die Braut, die ihm von oben zugedacht worden iſt. Und ſeine Heyrath mag gut oder übel gerathen zu ſeyn ſcheinen: ſo iſt es doch gewiß, daß ſie keinem von beyden Theilen ſchädlich ſeyn wird; wenn ſie nur diejenigen Pflichten in acht nehmen wollen, welche rechtſchaffenen Ehleuten durch die Vernunft und Offenbahrung vorgeſchrieben werden. Denn der Mangel hieran iſt es eigentlich eintzig und allein, was unglückliche Ehen machen kan.

Geſetzt aber, daß unter ſolchen Lotterie-Ehen einige oder auch wohl die Helfte wären, die ſehr übel geriethen: wäre denn das ein erheblicher Einwurf wider meinen Vorſchlag? Geht es nach der bisher gebräuchlichen Art zu heyrathen wohl beſſer zu? Wenn unter hundert Paar Ehleuten nur zehne ſind, die ſich aus ihrem Stande einen Himmel auf Erden zu machen wiſſen: ſo wird es überaus viel ſeyn. Alle übrige werden nicht beſſer ausſehen, als ob es Lotterie-Ehen wären.

Ich mag in dieſer Materie nicht weitläufftiger ſeyn: ein jeder weiß dieſes für ſich ſchon eben ſo gut, als ich es ihm ſagen kan. Wer hat es uns endlich geſagt, daß das ſo genante Glück eben lauter ungleiche Leute zuſammen bringen würde? Kan nicht das Gegentheil eben ſo wohl geſchehen? Man ſage alſo was man will: ich bin noch nicht überzeuget, daß es übel gethan ſeyn würde; wenn man vermittelſt der Lotterien einen Ehgatten ſuchen möchte.

Doch was rede ich hievon als von einer Sache, die noch erſtlich geſchehen könte? folgender Brief einer gantzen Geſellſchaft will uns verſichern, daß ſolches ſchon mehrentheils ins Werck gerichtet ſeye. Meine Leſer mögen aus ihrem eigenen Vortrage urtheilen, in wie weit man ſich auf ihre Nachricht verlaſſen könne. So lautet ſie

Geehrteſte Calliſte,

Aus dem XXXVIſten Blat eurer wöchentlichen Schriften haben wir erſehen/ daß ihr eine Jungfer-Lotterie aufzurichten geſonnen ſeyd. Nun wollen wir Euch zwar dieſe Freude nicht mißgönnen: wir können aber nicht umhin Euch zu berichten/ daß wir vor einiger Zeit bereits eben dergleichen unternommen haben. Der Zulauff/ den wir dabey hatten/ war ſo groß/ daß wir der guten Hoffnung leben nechſtens/ ſobald nemlich noch etliche leere Numern beſetzt ſeyn werden/ den Anfang zum Ziehen zu machen. Man hat ſich auch hierüber keinesweges zu verwundern: ſintemal unſere Lotterie um deswillen recht extrafavorable iſt; weil nicht nur/ gleichwie in der Eurigen nicht eine eintzige Niete darinnen angetroffen wird; ſondern auch über dis ſonderlich in den erſten Numern ſo gar herrliche Preiſe zu gewinnen ſind. Wir ſtellen es Euch demnach anheim/ ob ihr an Eurem Theile dem ungeachtet mit eben einer ſolchen Lotterie fortfahren/ oder an ſtatt derſelben eine Junggeſellen-Lotterie anſtellen wollet. Ohne Zweifel würdet Ihr hierbey Eure Rechnung eben ſo wohl finden; und im Fall Euch dieſer unmaßgebliche Vorſchlag belieben ſolte: ſo erſuchen wir Euch inſtändigſt uns diejenigen Kunden/ ſo ſich ſonder Zweifel bey Euch gemeldt haben werden/ hochgeneigt zu zu weiſen. Im übrigen ſind wir

Geehrteſte Calliſte

Eure

Magdeburg den 7. Sept.
1726.

ergebenſte Diener
die hieſigen Entrepeneurs
der Jungfer Lotterie.

P.S. Wir haben es auch für gut befunden Euch die gantze Einrichtung unſerer Lotterie in folgendem Entwurf mitzutheilen.

Plan der neuen recht extrafavorablen Jungfer-Lotterie,

welche, ſo bald ſie complet ſeyn wird, gezogen werden ſolle.

Vorbericht.

1. Iſt zu wiſſen/ daß alle diejenigen Jungfern/ die durch dieſe Lotterie ihr Glücke zu machen gedencken/ ſich bey uns angeben müſſen: da wir dann nicht nur ihre Namen ſondern auch ihren Stand/ ihr Vermögen/ ihre Leibes- und Gemüths-Beſchaffenheiten auf das genaueſte

aufzeichnen/ um daraus den rechten Werth einer jeden beſtimmen/ und ſie in die gehörigen Numern ſetzen zu können.

II. Iſt wegen des groſſen Zulauffes/ den wir zu beſorgen haben/ beſchloſſen worden/ keine anzunehmen/ ſo blind/ lahm u. ſ. w. oder eines untüchtigen Alters/ das iſt unter 14 und über 50 Jahre ſeyn wird.

III. Die einlegenden Mannsperſonen können entweder Junggeſellen oder Witwer ſeyn: doch müſſen ſelbige ebenfalls keine Krüppel/ und zugleich eines anſtändigen Alters das iſt über 24 und unter 59 Jahren befunden werden.

IV. Ihr Vermögen und übrige Umſtände müſſen auch ſo beſchaffen ſeyn/ daß ſie von ihren Zinſen/ Aemtern/ oder andern Einkünften eine Frau/ oder doch zum wenigſten ſich ſelber ernehren können.

V. Die Einlage iſt nach Beſchaffenheit der Perſonen ungleich/ und wird von uns einem jeden nach Gutbefinden auferleget; doch ſo/ daß ſich niemand darüber beſchweren wird.

VI. Von dem Gelde/ welches wir dadurch einnehmen werden/ ſoll nach dem Exempel des Holländiſchen Altmänner- und Altweiber-Hauſes ein Altjungfer- und Altjunggeſellen-Haus auferbauet werden.

Nun folget der Plan an ſich ſelbſt

Num.	Looſe	Preiſe
I.	1	Tugendhafte/ verſtändige/ reiche/ ſchöne/ junge.
II.	10	Tugendhafte/ verſtändige/ reiche/ ſchöne aber nicht allzujunge.
III.	20	Tugendhafte/ verſtändige/ reiche/ junge/ aber nicht allzuſchöne.
IV.	50	Tugendhafte/ verſtändige/ ſchöne/ junge aber nicht allzureiche.
V.	100	Tugendhafte/ reiche/ ſchöne/ junge doch ohne groſſen Verſtand.
VI.	400	Verſtändige/ reiche/ ſchöne/ junge aber nicht allzutugendhafte.
VII.	10	Verſtändige/ reiche/ doch ohne Schönheit und Jugend.
VIII.	40	Ohne ſonderlichen Verſtand/ Reichthum/ Schönheit und Jugend/ jedoch fromme.
IX.	60	Reiche/ verſtändige/ tugendhafte/ aber zimlich alte.
X.	100	Reiche und junge/ aber ohne Tugend/ Verſtand/ und Schönheit.
XI.	195	Von gutem Stande/ wie alle obige/ aber nicht von ſonderlichen Eigenſchaften.
XII.	489	Von mittelmäßiger Extraction.
XIII.	2525	Von gemeiner Extraction.
Summa	4000	

NB. Die letztern Numern ſind ſchon völlig beſetzt/ für Num. 5. fehlen noch zwey Drittheil/ für Num. 4. fehlen noch 40/ für N. 3 noch 18 für N. 2 und N. 1. will ſich noch gar nichts finden.

Sehet, wertheſte Leſer, ſo will man mir anderwerts mein Vorhaben mit Gewalt zu nichte machen. Der Vorwand iſt ſcheinbar genug: man habe nemlich dieſen Anſchlag ſchon eher gehabt/ als ich/ man ſeye auch mit Ausführung deſſelben ſchon faſt zum Stande gekommen. Allein die Herren Entrepreneurs dieſer Lotterie werden mirs verzeihen/ daß ich ihrem Anſuchen nicht Gehör geben kan. Es ſind viel wichtige Urſachen/ welche mich zu dieſer Unhöflichkeit ſeyn zu nöthigen ſcheinen. Fürs erſte iſt es gewiß/ daß an verſchiednen Orten gar wohl zu gleicher Zeit etliche Lotterien angeſtellt werden können: warum denn nicht auch Jungfer-Lotterien? Von unſerm Orte hat/ ſo viel mir wiſſend iſt/ keine einzige ſich bey ihnen einzeichnen laſſen: denn ihr Vorhaben iſt bey uns nicht einmal bekant worden; warum ſolte ſich nun das hieſige Frauenzimmer derjenigen Vortheile beraubet ſehen/ die ſie den übrigen zu verſchaffen ſuchen? Sie bitten ſich zwar aus/ daß wir diejenigen/ ſo ſich etwa ſchon bey uns gemeldet hätten/ an ſie überlaſſen möchten: allein das läßt ſich nicht thun. Es ſind noch zur Zeit lauter ſolche Perſonen die in die letztern Numern ihrer Lotterie gehören/ und dieſe haben ſie ſchon voll. Den Mangel ihrer 5 erſtern Numern zu erſetzen iſt eine ſchwere/ ich will nicht ſagen unmögliche Sache. Derſelbe iſt noch zu ſtarck; und wenn wir gleich unſere gantze Vaterſtadt auf das genaueſte durchſuchen wolten: ſo müſten wir doch wenig Hoffnung zur Ergäntzung dieſer Lücken zu machen. Die Herren Entrepreneurs können ſich leicht einbilden/ daß die wenigen/ die wir von den erforderten Eigenſchaften finden möchten nicht nöthig hätten/ ſich in eine Lotterie ſetzen zu laſſen: weil ſie ohne dem ſo ſtarck geſuchet würden/ daß ſie unter den vielen Liebhabern nur einen wehlen dürften/ der ihnen am anſtändigſten wäre.

Nicht weniger ſorge ich/ es möchten ſich ſchwerlich viel Mannsperſonen zum Einlegen finden/ welche die ob N. IV. erforderten Vortheile beſitzen: denn auch dieſe haben ſich nicht leicht eines Korbes zu befürchten. Und daraus mögen unſere Herren Correſpondenten abnehmen/ daß ſie den Entwurf ihrer Lotterie ein wenig zu ſtoltz eingerichtet/ und gleichſam die Rechnung ohne den Wirth gemachet haben. Es klingt gewißlich ausbündig ſchön; wenn man ſagen höret: **im erſten Looß iſt der Preis ein tugendhaftes/ verſtändiges/ reiches/ ſchönes und junges Frauenzimmer. Im andern ſind zehne/ denen von allen dieſen unſchätzbaren Eigenſchaften nichts als die Jugend fehlte:** da würde freilich mancher unter der Laſt der geſammelten welken Körbe hervorkriechen/ und alles das Seinige in eine ſolche Lotterie wagen. Ja es würde eine Lockſpeiſe ſeyn/ auch diejenigen zum Einlegen zu reitzen/ welche nach dem Verhältniß ihres Zuſtandes auch auſſer dem ſchon anſtändige Partheyen treffen könten: denn ein jeder iſt geneigt ſein Glück ſo hoch zu ſuchen/ als er Gelegenheit hat. Allein wo will man dergleichen fette Gewinſte hernehmen? und wenn man auch die halbe Welt durchſuchte.

Zum andern haben Sie und wir bey Errichtung unſerer Lotterie gantz verſchiedene Abſichten. Die ihrige erſtrecket ſich auf alle Gattungen des ledigen Frauenzimmers: die unſrige aber ſoll nur zum Troſt der alten Jungfern angeſtellet werden. Eine alte Jungfer muß zum wenigſten ihren Geburtstag dreyßig mal erlebet haben: ſonſten wird ſie von uns nicht dafür erkant. Alſo gehen uns die jüngern von 15 bis 30 Jahren nichts an; deren Anzahl gleichwohl die gröſſeſte iſt. Unſere Lotterie wird ſich auch nicht auf geringe Mägdgen erſtrecken: diejenige/ ſo ſich bey uns will einzeichnen laſſen/ muß wenigſtens einen Vater aus dem Herrenſtand gehabt haben. Dadurch entgehet uns wieder eine groſſe Menge: dergeſtalt werden wir zu frieden ſeyn; wenn wir eine Zahl von tauſend Looſſen zuſammenbringen/ welches kaum der vierte Theil von der ihrigen ſeyn wird. Wollen ſie unſre Lotterie deswegen verächtlich anſehen/ und ſie nur für eine Nachleſe der ihrigen halten: ſo können ſie es thun. Genug/ daß wir unſre Abſicht dadurch zu erreichen dencken.

Drittens iſt wegen des Vorſchlags zur Junggeſellen-Lotterie zu mercken/ daß es etwas verkehrt ausſehen würde: wenn das Frauenzimmer ſich viel Mühe geben/ oder gar Koſten daran wagen ſolte um einen Mann zu bekommen. Das ſchöne Geſchlechte will wohl von Männern geſuchet/ und gewonnen werden: aber nicht Männer ſuchen und gewinnen; zum wenigſten meidet es den Schein davon mit aller Sorgfalt. Dieſer aber wäre unmöglich zu vermeiden: wenn eine gantze Junggeſellen-Lotterie da wäre/ in welchen nothwendig lauter Frauenzimmer Looße nehmen müſten; man muß alſo meines Erachtens dieſen Anſchlag wohl fahren laſſen. Es iſt auch den Herren, Mannsperſonen ſchon zu helfen: dürfen ſie doch nur in eine Jungfer-Lotterie was wagen; ſo erlangen ſie ihren Zweck eben ſo wohl. Ob ſie ſich gewinnen laſſen/ oder ſelbſt was gewinnen: das kan ihnen an ſich ſelbſt gleich viel gelten, das letztere aber iſt doch der Mode mehr gemäß/ als das erſtere.

Den völligen Plan zu unſerer Lotterie theile ich eheſtens meinen Leſern mit/ wobey zugleich die Ordensregeln von unſerm Jungfräulichen Antiquitäten Orden erſcheinen ſollen.

Calliſte.

XL. Stück.

Die Vernünftigen Tadlerinnen

Freytags den 4. Oct. 1726.

B. Neukirch.

Arme Redner und Poeten!

Dieſer Tage kam mir ein zerrißenes Blatt in die Hände, in welches der Würtz-Krämer etwas von ſeinen Waaren gewickelt hatte. Es war ein halber Bogen von einem gedruckten Buche, und wie es der Augenſchein gab/ gar von einem poetiſchen. Jch habe jederzeit mit denen Scribenten ein Mitleiden, welchen der Schimpff wiederfähret, daß ihre Schrifften in die Gewalt ſolcher unbarmhertzigen Bücher-Feinde gerathen. Meine Neugierigkeit trieb mich alſo zu unterſuchen, was vor ein Poet es doch geweſen ſeyn müſſe, deſſen Kinder dießmahl in ſolche tyranniſche Hände gefallen. Jch laſe alſo die auf dem verſtümmelten Zettel befindlichen Verße, und fand, daß es lauter Uberſchrifften auf gewiße Sachen, Oerter und Perſonen wären. Um meinen Leſern einen Geſchmack von den übrigen zu geben, will ich etliche davon anführen, welche die ſinnreichſten darunter zu ſeyn ſchienen.

Auf S. Exc. den Herrn Baron von Strahlenheim.

Es wolte Luthers Lehr in Schleſien verdunckeln,
Jetzt fängt das reine Licht recht wieder an zu funckeln,

Der Baron Strahlenheim ſchafft, daß es helle brennt,
Der Himmel hat hierzu den theuren Mann ernennt.

Auf die Reſidenz-Stadt der Sachſen. Dreßden.

Der Nahme Dreßden iſt durch Tröſten zu ergründen,
Denn da kan Sachſen-Land die beſte Tröſtung finden.

Grabſchrifft des ſeel. Hn. D. Johann Laſſenii.

Hier liegt Laſſenius, war niemahls laß zu finden/
Das heilge Zions-Volck im Glauben feſt zu gründen.
Und weil ſein Eifer-Geiſt es vielen vorgethan,
Trifft man die Fama ſelbſt bey deſſen Grabmahl an.

Ewig Schade iſt es, dachte ich, als ich dieſe und dergleichen mehrere geleſen hatte; daß ein ſo ſcharffſinniger Poet von der undanckbaren Welt nicht höher geſchätzet wird! Eine Sammlung von ſolchen Gedichten wäre würdig, zehnmahl hinter einander aufgelegt zu werden: wenn nur Teutſchland nicht einen ſo eigenſinnigen Geſchmack hätte. Denn was iſt ſinnreicher als der Gedancke, daß durch den Baron von Strahlenheim eben das Licht des Evangelii wieder angefangen zu funckeln: welches ſonder Zweiffel niemahls würde geſchehen ſeyn, wenn er nicht Strahlenheim geheißen hätte. Was iſt herrlicher als der Einfall, daß Dreßden durch tröſten zu ergründen ſey, wie mein Poet redet? Sachſenland würde gewiß keine Tröſtung daſelbſt gefunden haben; wenn es nicht ſo geheißen hätte. Was iſt endlich unvergleichlicher als daß der große Laſſenius ſeines verdächtigen Nahmens ungeachtet, gleichwohl niemahls laß zu finden geweſen? Aus dieſem Exempel ſieht man, daß die Deutung der Nahmen bißweilen gantz umgekehrt gemacht werden müſſe: und vielleicht hätte uns niemand beſſere Regeln davon geben können, als unſer Poet, dem dieſe Kunſt ſo geläuffig geweſen.

Ich zweiffele nicht, daß nicht viele meiner Leſer ſeinen groſſen Geiſt bereits bewundern werden: Allein das iſt viel zu frühe. Ich habe noch was beſſers gefunden, welches ihm weit mehr Ehre macht. Nachdem er nemlich in den angeführten Uberſchrifften alle ſeine Vorgänger in dieſer Schreib-Art übertroffen, ſo war er endlich willens/ ſich ſelbſt zu übertreffen. Man erlaube mir, daß ich dieſes ſcharffſinnige Urtheil, einigen Lob-Rednern abborge: denn es iſt in der That ſo beſchaffen, daß es billig auf meinen Poeten zu allererſt hätte ſollen erdacht werden. Er fand dazu keine bequemere Gelegenheit als in der Uberſchriffte auf den ſeel. Herrn D. Joh. Friedrich Meyern, weyland Gen. Sup. in Pommern. Und dieſe gelung ihm ſo:

M. (1000) Eyer.

Ein gülden Ey gilt viel/ jedoch Herr D. Meyer,
Gilt an der Weißheit mehr als tauſend güldne Eyer,
Er wird mit gröſten Ruhm der Gülden-Mund genennt:
Weil ſeine Redner-Kunſt biß in das Hertze brennt.

Was düncket einen Kenner ſchöner Gedancken und ſinnreicher Erfindungen von dieſen vier Zeilen? Ich erinnere mich/ daß ein gewiſſer Poet auf das Königliche Schloß in Paris und die Stadt ſelbſt, folgenden Verß gemacht:

Par Vrbi Domus eſt, Vrbs Orbi, neutra triumphis
Et belli & pacis par, Ludovice, tuis.
Man kan das Schloß der Stadt, die Stadt der Welt vergleichen,
Doch beydes, Ludewig, muß deinen Siegen weichen.

Und dieſer Einfall ward ihm ſo belohnet, daß er vor jeden Buchſtaben ſeiner Verſie einen Louis d'or bekam. In Wahrheit, der künſtliche Verfaßer der obigen Uberſchriffte hätte zum wenigſten eben ſo viel Eyer verdient, als ſeine vier Zeilen Buchſtaben in ſich faſſen. Ja es ſtehet dahin, ob ihn Herr D. Mayer nicht mit etlichen güldenen Eyern beſchencket haben würde, wenn er ihm dieſes Gedichte bey ſeinem Leben überſchicket hätte.

Bey dem allen muß ich geſtehen/ daß ich es biß auf dieſe Stunde nicht errathen können, wer der fürtreffliche Urheber dieſer Poeſien ſey. Er ſey aber wer er wolle, ſo verdienete er von der gelehrten Welt hochgeachtet zu werden. Es iſt bekannt, was der Hochgelehrte Mathanaſius einem unbekannten Poeten vor Ehre angethan, da er ſich die Mühe nicht dauren laſſen, ein kleines Gedichte deſſelben, mit den weitläufftigſten Anmerckungen zu erläutern und ſeinen Leſern als ein Meiſter-Stück anzupreiſen. Uns Teutſchen fehlt es an einem ſolchen Buche noch; ob es gleich von gröſſerm Nutzen ſeyn würde, als tauſend andere, die jährlich geſchrieben werden. Sollte aber jemanden die Luſt ankommen, ein ſolches Meiſterſtück eines unbekannten Poeten mit ſeiner Gelehrſamkeit in ein rechtes Licht zu ſetzen: So wäre wohl niemand dieſer Ehre würdiger, als mein bißher rühmlichſt erwehnter Tichter. Ich will alſo von meinem zerriſſenen Zettel ein Gedichte vorſchlagen, welches ſich unmaßgeblich, ſehr wohl dazu ſchicken würde. Es iſt eine

Grabſchrifft auf den Tod Carls des *XII.* Königs in Schweden.

Ich war ein andrer Hannibal,
Der Feinde Schrecken allemahl,
In Bendern ein Glückes-Ball,
Strahlſund war mir gantz nah zum Fall,
Drey Friedrich waren mir fatal,
Die ſetzten mir ſtets Ziel und Mahl,
Daß Sieg und Glück zurücke prall'.
Doch wie ich kam nach Friedrichs-Hall/
Macht mich der Tod zum leeren Schall.
Lufft, Schall, Hall nichts rufft überall,
Das Echo von mir ohne Zahl
Norwegen blieb ohn alle Quaal.

Ich überlaſſe es einem jeden zu urtheilen, ob man wohl mehr wichtige Dinge in ſo wenigen Zeilen hätte ſagen können. Jedes Wort kan ja faſt zu einer weitläufftigen Erklärung und Anmerckung Anlaß geben. Und derjenige muß faſt eine allgemeine Gelehrſamkeit beſitzen, der dieſe Arbeit über ſich nehmen will. Ich ſchweige von der künſtlichen Reim-Art, die ich ſonſt noch nirgends gefunden habe. Zwölff Zeilen auf einerley Sylbe zu endigen, iſt warlich ein Zeichen eines auſſerordentlichen Reichthums an Gedancken und in der Sprache. Kurtz, dieſer Verß verdient zum Meiſterſtücke eines Unbekannten gemacht zu werden.

Das wäre genug vor meine Leſer, die Liebhaber der Poeſie ſind. Nun will ich auch den Freunden der ungebundenen Beredſamkeit etwas ſchönes mittheilen, und zur beliebigen Bewunderung überlaſſen. Es ſind ein paar Proben von der Portugieſiſchen Wohlredenheit, in welcher Kunſt dieſe Nation ſich heute zu Tage hervor zu thun anfängt. Ein gelehrter Mann, der in ſeinen koſtbaren Bücher Vorrath auch dieſes entlegenen Volckes gelehrte Sachen anſchaffet, hat mir dieſelbigen gütigſt mitgetheilet, ſo wie ſelbige aus einem neu herausgekommenen Portugieſiſchen Buche gezogen worden. Es iſt nemlich nur unlängſt in dieſem Lande eine gelehrte Academie aufgerichtet worden, welche ſich unter andern freyen Künſten auch auf die Beredſamkeit leget. Wie weit nun die Mitglieder derſelben darinnen gekommen, und was ſie ſo wohl in Erfindungen, als im Ausdrucke vor einen Geſchmack haben, wird man aus folgenden Auszügen zweyer Reden erſehen.

Die eine iſt zum Lobe der Academie ſelbſt gemacht. Dieſes nun auf eine ſcharffſinnige und zugleich gelehrte Art auszuführen, hat es dem Redner gefallen, die Academie mit der Göttin Cybele oder Rhea zu vergleichen: und in der That hat er ſo viel Aehnlichkeit zwiſchen dieſen beyden Dingen gefunden, als man kaum glauben ſollte. Denn

I. Iſt dieſe Göttin auch Ops genennet worden von dem Lateiniſchen Worte Opem ferre, helfen: Weil nemlich dieſe Göttin dem menſchlichen Geſchlecht Hülfe leiſten ſollte. Und ſo werde, ſchreibt unſer Redner, auch die Academie dem menſchlichen Geſchlechte wider die Gewalt der Zeiten beyſtehen, und daſſelbe durch ihre Hiſtoriſche Wercke vor der Vergeſſenheit ſchützen.

II. Hat die Göttin ihren Tempel in einem Königlichen Pallaſte gehabt; ſo habe die Academie ihren Saal auch daſelbſt.

III. Hat die Göttin bey ihrem Gottesdienſte ſechs Bedienten gehabt; ſo habe die Academie gleichfalls ſo viele: nemlich einen Director, vier Cenſores und einen Secretair.

IV. War die Göttin mit einer Krone von Thürmen gekrönet; ſo ſey die Academie gleichfalls durch ihre Wercke geſchmücket.

V. Hatte die Bild-Seule der Göttin einen viereckigten Fuß; ſo habe die Academie gleichfalls einen ſehr ſichern und feſten Grund.

VI. Hat der Wagen dieſer Göttin vier Räder gehabt; ſo habe die Portugieſiſche Hiſtorie, mit welcher die Academie durch die Welt laufen wird, eben ſo viele: nemlich die vier Haupt-Abtheilungen der Zeit, welche ihnen die Chronologie an die Hand giebet.

VII. Wurde der Wagen Cybelens von Löwen gezogen; ſo wären dieſe Thiere wegen ihrer Wachſamkeit mit den Gliedern der Academie zu vergleichen.

VIII. War der Tag, an welchem die Göttin verehret wurde, der neunte des Monaths; ſiehe! ſo geſchähe die Wahl ihrer Cenſoren allezeit auf eben dieſen Tag.

IX. Hat man dieſer Göttin endlich ein Hertz geopffert; ſo opffre die Academie das ihrige dem Könige.

Das wäre ja eine recht glücklich ausgeſonnene Allegorie zu nennen! Denn ich wette, daß der Hunderſte nicht geſchickt

ſchickt geweſen wäre, ſoviel treffliche Vergleichungen zwiſchen einer alten Fabel-Göttin und einer Academie zu finden. Es muß aber dieſes den Portugieſiſchen Academiſten nichts ſchweres ſeyn. In einer andern Rede iſt die Academie mit der Sonne, in einer andern mit einem Vierecke, und in noch einer andern mit einem Circkel verglichen. Doch wir wollen dieſe Portugieſiſche Cybele mit ihrer vierräderichten Hiſtorie durch die Welt laufen laſſen, und uns noch die Proben von ihrem Ausdrucke bekannt machen. Es ſind dieſelben aus einer Rede auf den Geburths-Tag des Königlichen Printzen Antons genommen. Und darinnen hat der Redner alle ſeine Kunſt ſehen laſſen.

Er ſagt unter andern, daß man in währenden Freuden-Bezeugungen in jedem Hauſe der Stadt einen entflammten Etna, und auf jeder hervorragenden Spitze ein gantzes Babel leuchtender Fackeln geſehen habe, gleich den Geſtirnen des Olympus, deren brennende Zungen ſich durch die gantze Stadt ausgebreitet hätten.

Er ſagt ferner: Die vier Elemente hätten einen Wettſtreit in der Freude gehalten, und man habe an dieſem Feſte nichts von denjenigen Schätzen geſpahret, welche durch ihre Flotten aus dem Portugieſiſchen Tarſis und Ophir biß in ihren Tagus gebracht wären.

Die Felder, wo der König Henrich die ungläubigen Mauren geſchlagen, nennet er, ein Thabor ſeiner Herrlichkeit.

Er verſichert daß zu Zeiten Königs Johannis, Vulcanus wieder angefangen hätte Keile zu ſchmieden, womit der Portugieſiſche Jupiter die Aſiatiſchen Rieſen zerſchmettert hätte.

Endlich ſetzt er noch hinzu: Printz Anton wäre eben zu der Zeit gebohren, da der Baum des Erkenntnißes und der Baum des Lebens in dem Portugieſiſchen Paradieſe wiederum gegrünet, und der Printz wäre der Cherub, der daſſelbe bewahrete: doch ſo, daß er niemanden den Zugang verhinderte; ſondern vielmehr einem jeden behülfflich wäre, die Früchte der Weißheit und Unſterblichkeit zu brechen.

Klingt das nicht recht Aſiatiſch und Africaniſch; oder vielmehr recht Europäiſch? Denn die Herren Portugieſen geben uns eine neue Probe, daß unſer Welt-Theil, der ſich doch vor eine Reſidentz der geſunden Vernunfft und des guten Geſchmacks ausgiebet, noch Leute genug habe, die ſich in ihrer Hoheit der Gedancken verliehren, und nicht ſchön zu reden dencken, wo ſie nicht übermenſchlich und übernatürlich reden. Man kan ſich leicht einbilden, was die Exempel Königlicher Academiſten bey den übrigen Gelehrten dieſes Landes vor einen tiefen Eindruck machen müſſen: und was vor Mißgeburthen der ausſchweiffenden Einbildungs-Krafft in dem gantzen Königreiche zum Vorſchein kommen werden; wenn man ſich dieſen edlen Anführern nachzufolgen bemühen wird. Wir haben leider! auch in unſerm Vaterlande noch vor weniger Zeit ſolche Portugieſiſche Redner geſehen, und es iſt zu bedauren, daß ſie nicht nur geredet, ſondern auch geſchrieben haben. Ihre hochtrabende Schrifften ſind noch in den Händen aller Anfänger, welche wohl gar von ihren Lehrern auf dieſelbe als auf Muſter der wahren Beredſamkeit verwieſen werden. Doch iſt bey dem allen nicht zu leugnen, daß wir nicht ſchon etliche gute Vorgänger haben ſollten, die uns in der Wohlredenheit zu Exempeln dienen können. Wir nähern uns allmählich dem guten Geſchmacke der alten Griechen und Römer, den die Engelländer und Frantzoſen in ihren Sprachen ſo glücklich erreichet haben. Und es iſt nichts mehr zu wünſchen, als daß alles ſchwülſtige Weſen, welches ſich nunmehr an die äuſſerſten Gräntzen von Europa zu ziehen ſcheinet, endlich gar aus demſelben verbannet werden möge.

Die Vernünftigen Tadlerinnen

XLI. Stück.

Freytags den 11. Oct. 1726.

Neukirch.

Du kennſt die Herren nun. Ich bin, es bleibt dabey,
Daß Unkraut unter uns, wie unter Frauen/ ſey.

Die Hochachtung, welche wir ſonſt vor Günthern bezeiget haben, iſt zum Theil auch daher entſtanden, weil er in einem weitläufftigen Gedichte die Vertheidigung des weiblichen Geſchlechts über ſich genommen. Wir köñen alſo dieſelbe auch dem berühmten B. N. nicht verſagen. In dem 6ten Theile der ſo genannten Hofmannswaldauiſchen Gedichte, ſteht auf der 106ten Seite eben dergleichen Werck, welches derſelbe zur Vertheidigung des Frauenzimmers gemacht. Man könnte es eine Satire auf die Männer nennen: weil er die wunderlichen Schwachheiten mancher Ehmänner ſo lebhafft und natürlich vorgeſtellet, daß man ſich des Lachens nicht enthalten kan, wenn man es lieſet. Dieſe Sammlung von Gedichten iſt in jedermanns Händen; ich mag alſo mein Blatt nicht mit einzelnen Verßen anfüllen, die man im gantzen Zuſammenhange mit völligem Verſtande nachleſen kan. Man pflegt nehmlich den verheyratheten Theil des ſchönen Geſchlechts mit Läſterungen eben ſo wenig zu ſchonen, als den unverheyratheten. Rückt man dieſem die Leichtſinnigkeit vor; ſo muß ſich jener der Untreue gegen die Ehgatten beſchuldigen laſſen. Selbſt Lucretia, und Penelope, die Heldinnen der ehelichen Keuſchheit, ſind nicht verſchonet geblieben. Und wenn gleich einige, die verſtändiger ſind, ihren ſo wohl hergebrachten Ruhm ungekräncket laſſen; ſo ſtellen ſie ſich doch mehrentheils die heutigen Ehweiber als ſchlechte Nachfolgerinnen ſolcher löblichen Exempel vor. Die Satiriſchen Poeten haben die Sache ſo hoch getrieben, daß, wenn man ihnen Glauben beymeſſen will, kaum in Paris und Rom drey reine Frauen zu finden ſeyn würden. Die Unbilligkeit dieſer Herren hat mir allezeit gar zu groß zu ſeyn geſchienen: und ihr übermäßiger Argwohn ſcheinet keinen beſſern Grund, als eine böſe Beſchaffenheit ihres eigenen Hertzens gehabt zu haben. Die Tugend iſt ja Gottlob! noch ſo gar nicht aus der Welt verſchwunden; und ich getraue mir in dem Puncte von der Treue der Ehweiber allezeit zu behaupten, daß nur der allerkleinſte Theil derſelben ſeiner Pflicht vergeſſe. Um ſo viel lieber iſt es mir, daß ich itzo meinen Leſern ein Schreiben vorlegen kan, welches von einer rechtſchaffenen Ehfrauen an uns abgelaſſen worden. Ihr tugendhafftes Gemüth leuchtet faſt aus allen Worten ihres Briefes hervor: und ſie trägt ihre Klage über die Stöhrer ihrer Ruhe mit ſolchem Eifer vor, daß man ihren ernſtlichen Haß gegen dieſe Laſterhaffte mit Vergnügen wahrnehmen kan.

Werthgeſchätzte Tadlerinnen,

BIßhero hab ich noch an mich gehalten, und euch mitſchreiben nicht beſchwerlich fallen wollen; itzo aber ſehe ich wohl, daß kein ander Mittel verhanden iſt, aus meinen Verdrüßlichkeiten zu kommen. Ich entdecke euch alſo mein Anliegen gantz offenhertzig, und bitte zugleich inſtändigſt; ihr wollet in dem nechſten eurer Blätter mir, als eurer bedrängten Mitſchweſter, durch euren Vorſpruch zu ſtatten kommen. Die gütige Natur hat mich eben nicht heßlich gebildet, vielleicht auch mit einigen andern Eigenſchafften verſehen,

ſehen, welche ein Frauenzimmer angenehm machen. Dieſer kleinen Vorzüge halber bin ich ſo glücklich geweſen, gar zeitig in einen Stand zu treten, da ich in Geſellſchafft eines erwünſchten Ehgatten, meine Zeit in vollkommenem Vergnügen zubringen kan. Es giebt aber, leider, mehr als zu viel Leute in hieſiger Stadt, ſonderlich Manns-Perſonen, welche mich in dieſer meiner Ruhe mit Gewalt ſtören wollen. Verliebte Nachſtellungen ſind dasjenige worüber ich mich beſchweren muß, und zwar zu einer Zeit, da ich vor dergleichen Anfällen am ſicherſten zu ſeyn glaubte. Meine Anfechtungen entſtehen auch nicht von lauter jungen und ledigen Leuten; denen vielleicht ein ſo verwirrter Einfall noch eher zu überſehen wäre: ſondern mehrentheils von verehlichten Manns-Perſonen. Dieſe werden durch ihre verbotene Neigung den Jägern ähnlich, welche an dem Wilde, das in einem fremden Reviere gefangen worden, einen weit beſſern Geſchmack zu finden vermeynen, als an ihrem eigenen.

So ſehr nun dieſe lüſterne Herren dadurch wieder die Regeln der Tugend ſündigen: ſo abgeſchmackt und unerträglich kommt mir die Art vor, womit ein Theil derſelben mir ſeine Liebe zu entdecken ſuchet. In ſo weit nehmen ſie ſich endlich noch in acht, daß ſie von ihrer unzeitigen Leidenſchafft nicht ſo fort einen mündlichen Vortrag thun. Wenn ich hingegen zuweilen genöthiget bin, mit ihnen in Geſellſchafft zu ſeyn: ſo reden ihre Augen deſto mehr; und zwar ſo mercklich, daß ein jeder ihre unanſtändige Begierden ohne Mühe errathen kan. Nun gebe ich auf dieſe ihre ſtumme Sprache entweder gar nicht acht; oder ich antworte ihnen doch nicht darauf, ſo wie ſie es wohl wünſcheten: Allein was hilfft meine Unempfindlichkeit? Sie ergreifen die erſte die beſte Gelegenheit, meinen Fächer, Handſchuh, Serviet oder ſonſt was auf die Erde zu reißen: um nur daſſelbe mit der gröſten Ehrerbietigkeit wieder aufzuheben. Dabey verweilen ſie ſich ſo lange unter dem Tiſche, daß mir offt angſt und bange wird: ja ſie wiſſen mir hernach das aufgehebene gemeiniglich mit ſolchem Nachdrucke zu überliefern, daß ich meine Hand in etlichen Stunden nicht darff ſehen laſſen: aus Furcht, daß die Geſellſchafft auf derſelben rothe Flecken wahrnehmen möchte. Ich gebe ihnen zwar durch eine vollkommene Gleichgültigkeit; zuweilen auch durch verdrüßliche Geberden deutlich genug zu verſtehen, daß ihr unüberlegtes Bezeugen mir gantz zuwieder ſey. Ich verſichere ſie ſo gut ich kan, daß bey mir ſchlechterdings nichts vor ſie zu hoffen ſey. Nichts deſtoweniger kan ich ihrer nicht loß werden, ja ſie fangen wohl gar an mir um ſo viel ſchärfer zuzuſetzen.

Einige Zeit her habe ich eine gantz unerhörte Art verliebt zu thun erdulden müſſen: die ich mich faſt zu beſchreiben ſchäme. Setzet man ſich entweder Eſſens oder Spielens halber zu Tiſche: ſo ſchmiegen ſie ſich ſo feſt an meine Seite, daß zwiſchen uns kein Apfel zur Erde fallen könnte. Und weil meine Hände alsdann meiſtens über dem Tiſche beſchäfftiget ſind, folglich das ſonſt gewöhnliche Drucken nicht ſtatt findet: ſo treten ſie mir aus zärtlicher Liebe dergeſtalt auf die Füſſe, daß ich zuweilen Ach und Weh darüber ſchreyen möchte. Ja wenn ich dieſe ungeſchliffene Liebkoſungen nicht länger ertragen kan; ſehe ich mich genöthiget meine Schenckel ſo gut ich kan zuſammen zu ziehen, und nicht viel anders als ein Krüppel zu ſitzen.

Urtheilet ſelbſt, wertheſte Tadlerinnen, was es zuförderſt vor eine abſcheuliche Niederträchtigkeit ſey, womit dergleichen ungeſchickte Liebesbezeugungen nothwendig verbunden ſind. Erweget ferner, wie beſchwerlich, wie höchſtverdrüßlich es einem Frauenzimmer ſeyn müſſe, wenn es hernach zu Hauſe ſehen muß, daß der ſaubere Unterrock, die netten ſeidenen Strümpfe und die offtmahls koſtbaren Schuhe, durch die heßliche Schwärtze, oder wohl gar den Gaſſenkoth, der an des Herrn Liebhabers Schuhen geklebet, auf das ſchändlichſte beflecket, ja bisweilen gantz zu nichte gemacht werden. Ohne Zweifel würde ich über dergleichen Zufälle noch beſtürtzter ſeyn: wenn ich nicht ſeit einiger Zeit erfahren hätte, daß verſchiedenen meiner Freundinnen eben dieſes Unheil begegnet wäre. Sie haben deswegen nicht nur gegen mich bitterliche Klage geführet und mir an ihren Kleidern die ſchmutzigen Merckmahle einer ſo unſaubern Liebe gewieſen: ſondern mich auch recht ſehnlich erſuchet mit ihnen dahin zu trachten, daß dieſem Unweſen geſteuret und unſre Hände und Füße von ſolchen unartigen Liebes-Erklärungen befreyet werden möchten.

Viele Umſtände leiden es nicht, erwehnte abentheuerliche Buhler deswegen zur Rede zu ſetzen, oder uns ihrer Geſellſchafft gäntzlich zu entſchlagen: Gleichwohl wünſchen obbemeldte Freundinnen nebſt mir, dieſer verdrüßlichen Anfälle künfftig überhoben zu ſeyn. Daher habe ich um ſo viel weniger Anſtand genommen, Euch, liebſte Tadlerinnen, von allem Nachricht zu geben, und nochmahls zu bitten, ihr wollet durch die vernünfftige Beurtheilung ſolcher ausſerordentlichen Liebes-Bezeugungen, den bißher beſchriebenen Herrn Liebhabern die ſchlechte Beſchaffenheit ihrer Sitten, und den laſterhafften Zuſtand ihres Hertzens zu erkennen geben. Vielleicht kommen ſie durch eure Unterweiſungen wieder zurecht; oder vielleicht fruchten dieſelben zum wenigſten ſo viel, daß ſich ihre verliebte Geiſter allmählig aus den Füßen ziehen und die unſrigen alſo forthin in Ruhe bleiben. Das übrige wollen wir ſchon ſelbſt auf gehörige Weiſe abzulehnen wiſſen. Eure baldige Antwort aber wird hierauf deſto nöthiger ſeyn; je mehr ich mich ſonſt gezwungen ſehe auf gut Türckiſch ſitzen zu lernen. Ich bin mit aller Hochachtung

Eure

Hofberg den 9. Oct.
1726.

ergebenſte Freundin
Ulrica.

Scheinet es doch als wenn die eheliche Treue ſelbſt den Anfang dieſes Schreibens in die Feder geflößet: Der Wohlſtand aber, oder die Liebe zu guten Sitten, daſſelbe vollführet hätte. Ulrica giebet alſo ihrem Geſchlechte ein herrliches Exempel der Tugend. Sie iſt jung aber glücklich verheyrathet worden; Sie hat einen liebenswürdigen Ehgatten; ſie lebt mit demſelben vollkommen vergnügt. Das alles ſind ſolche Stücke, die ſie ſelbſt geſtehet und dadurch ſie ihres Hertzens gute Beſchaffenheit abſchildert. Beklaget ſich nicht manches andre Frauenzimmer, daß ſie ſo jung verheyrathet worden; und daß man ihr alſo die Gelegenheit abgeſchnitten ihrer jungfräulichen Freyheit recht zu genießen und etwa ein halbes Dutzend Romane mit ihren Liebhabern zu ſpielen? Was vor Mühe würde es nicht bey mancher Ehe-Frauen koſten um ſie dahin zu bringen, daß ſie geſtünde: Ihr Mann wäre liebenswürdig? Und wie wenige wird man finden, welche geſtehen würden, daß ſie mit ihren Ehegatten ein vollkommen vergnügtes Leben führeten? Die Anzahl derjenigen iſt ziemlich groß, die ihren Ehſtand vor ein Joch anſehen, welches ſie gern abſchütteln möchten, wenn es in ihrem Vermögen ſtünde. Gantz anders iſt Ulrica geſinnet; und eben deswegen verdienet ſie andern als ein Muſter zur guten Nachahmung vorgeſtellet zu werden.

Ich komme auf ihren Abſcheu vor allen Buhlern; ſonderlich verheyratheten Männern. Sie thut wohl, daß ſie gegen alle insgeſammt einen Wiederwillen bezeiget: Noch beſſer aber, daß ſie zwiſchen ledigen und verehlichten einen Unterſcheid machet. Dieſe letztere Art von ihren Liebhabern iſt ohne Zweifel weit ſtrafbarer, als die erſte: ohngeachtet auch dieſelbe hier einen gröſſern Fehler begehen, als wenn ſie einem gleichfalls ledigen Frauenzimmer ihre Zuneigung entdeckten. Die Geſetze des Eheſtandes ſind ſo heilig, daß man nicht ohne einen abſcheulichen Frevel zu begehen, dieſelben verletzen kan. Und ein Ehemann, der nach des andern Weibe gafft: ja ſie gar zu ſeiner verbotenen Liebe zu reitzen ſuchet; begehet ein doppeltes Verbrechen. Er wird ſeiner eigenen Ehegattin untreu, und iſt als ein Eydbrüchiger anzuſehen, dem man gewiß in keiner andern Angelegenheit des Bürgerlichen Lebens mehr Glauben beyzumeſſen Urſache hat: nachdem er ſich kein Gewiſſen macht, ein ſo heiliges Verſprechen, welches er vor dem Angeſichte eines allwiſſenden Weſens, und in Gegenwart ſo vieler ehrliebenden Zeugen gethan, meineydiger Weiſe zu brechen. Er beleidiget auch ſeinen Nechſten, deſſen Ehebette er zu beflecken trachtet: Da er doch verbunden wäre denſelben bey ruhigem Beſitze aller ſeiner Güter, inſonderheit aber ſeines Weibes, zu ſchützen. Er ſündiget endlich an ſich ſelbſt, indem er nicht nur ſeinen guten Nahmen in Gefahr ſetzet; ſondern ſich auch dem Eiſer des beleidigten Ehmannes, und der Rache ſeines eigenen Weibes ausſetzet. Man weiß was vor traurige Wirckungen dieſe höchſtgerechte Leidenſchafften nach ſich ziehen können, und bereits ſehr offt nach ſich gezogen haben. Und wie? wenn ſich etwa ſeine beleidigte Ehegattin einer gleichen Freyheit bedienet, und ihn alſo mit gleicher Müntze bezahlet? Er mag dieſes an ſich ſelbſt übel nehmen oder nicht: So geräth er doch dadurch in einen Orden; der ſo ſchimpflich iſt, daß auch diejenigen, die ohne ihre Schuld in denſelben gebracht worden, dem Gelächter und der Verſpottung ihrer Mitbürger nicht entgehen können.

Was ſoll ich aber von dem unartigen Bezeigen dieſer Liebhaber ſagen? So viel iſt gewiß, daß ihre ungeſtüme Liebkoſungen ihre laſterhaffte Neigung deſto abſcheulicher machen. Wie reimt ſich ein ſo tölpiſcher Umgang gegen das ſchöne Geſchlecht, mit der Artigkeit, darauf ſie ſich ſo groſſe Stücke einzubilden pflegen? Wollen ſie ſich denn einem groben Dreſcher ähnlich machen; oder ihn vielmehr an Ungezogenheit übertreffen, indem man zwar weiß, daß derſelbe ſeinen Flegel hart angreifet; aber doch zweifeln muß, ob er auch ſeine Geliebte ſo plump antaſten werde? Der abgeſchmackten Liebkoſungen, ſo ſie mit ihren Füſſen machen wollen, mag ich faſt gar nicht erwehnen. Es iſt eine neue Art ſich verliebt auszudrücken, wenn man der Geliebten Schaden zufüget. Ein kräfftiger und ſchmertzhaffter Tritt auf den Fuß: ſoll ſo viel heiſſen, als: Meine Schöne, ich liebe euch. Und jeder Fleck, den die ſchmutzigen Schuhe an ihren Kleidungen, Strümpfen und Pantoffeln hinterlaſſen, ſoll ſo viel bedeuten; als wenn er einen verliebten Brief geſchrieben hätte. Sollte man ſichs doch kaum einbilden, daß bey der heutigen Höfligkeit unſrer Nation, noch ſolche ungeſchliffene Perſonen zu finden ſeyn ſollten!

Doch geſetzt alle dieſe Vorſtellungen wären bey dieſer Gattung von Liebhabern vergebens; oder kämen ihnen vielleicht gar nicht zu Geſichte: ſo müſſen wir noch dem Frauenzimmer einen Vorſchlag thun, wie es ſich von dieſen Anfällen befreyen ſoll. Es iſt der beſte Rath dieſe ungeſtüme Liebhaber in öffentlichen Geſellſchafften den Augenblick zu beſchämen, wenn ſie ſich vergangen haben. Man beſchwere ſich nur ſo fort über das hefftige Drücken der Hände und bitte die Anweſenden von den rothen Flecken zu urtheilen. Man ſtehe alsbald von ſeiner Stelle auf, wenn die Füſſe der Beyſitzer ihre verliebte Sprache zu reden anfangen; und bitte ſeiner Kleidungen zu ſchonen. Das Gelächter, ſo darüber entſtehen wird, iſt das beſte Mittel dieſe Leute ihrer Ungeſchicklichkeit zu überführen. Will man aber aus Hochachtung vor anſehnliche Männer dieſes nicht thun: Wohl ſo ſitze man entweder auf Orientaliſche Manier mit creutzweiſe über einander geſchlagenen Beinen: oder laſſe ſich ein paar dauerhaffte Stiefel machen; die dem Treten der verliebten Herren ſattſamen Wiederſtand thun können.

Iris.

NB. In meinem letztern Blatte p. 301. leſe man in der ſechſten Zeile indeſſen anſtatt und eſſen.

XLII. Stück.

Die Vernünftigen Tadlerinnen

Freytags den 18. Oct. 1726.

Neukirch.

Ich weiß daß Cynthia den ſchlauen Fritz betrügt,
Und Chryſis eine Nacht in zweyen Betten liegt,
Daß Doris und ihr Schatz des Mannes Schweiß verzehren,
Sind aber alle ſo?

Da ich eben im Begriffe bin meinem neulichen Verſprechen ein Gnügen zu thun, und dem unverheyratheten Theile des Frauenzimmers zu dienen, ſo läufft ein Schreiben bey mir ein, welches mich auf andre Gedancken bringet. Eine verheyrathete Gönnerin unſrer Blätter nimmt ihre Zuflucht zu uns, und bittet ſich unſern Beyſtand wider ihren argwöhniſchen Ehmann aus. Wir haben bißher an das verehlichte Frauenzimmer ſo wenig gedacht, daß wir uns dieſen Fehler ſelber vorrücken. Ich muß alſo dieſe Gelegenheit ergreiffen/ einer Mitſchweſter aus dieſem Orden zu willfahren: obgleich Iris nur in dem letzten Stücke unſrer Blätter dergleichen gethan. Die Lobſprüche, ſo uns dieſe geneigte Correſpondentin beyzulegen beliebet, laſſen wir mit ihrer Erlaubniß aus, und ſetzen nur dasjenige hieher, was zur Entdeckung ihres Anliegens gehöret:

Wertheſte Tadlerinnen!

Eure Schrifften haben ſich bey unſerm Nieder-Sächſiſchen Frauenzimmer ſo beliebt gemacht ꝛc. ꝛc. Ich verſichere euch, Ihr • • daß ihr mehr Liebhaberinnen in unſern Nieder-Teutſchen Ländern als in eurem Ober-Sachſen findet. Ein Prophet ꝛc. Ihr ſeyd aber bey uns um deſto Ruhm-würdiger, weil ihr eure geſchickte Feder nicht allein gegen Perſonen unſers Geſchlechts geſchärffet, und ihre Fehler/ ſo ſie bey dieſen verkehrten Zeiten vor wohlanſtändige Tugenden halten, entdecket und mit lebendigen Farben abgeſchildert; ſondern auch die Thorheiten der Männer nicht geſchonet habet. Wie mancher unvernünfftigen Manns-Perſon habt ihr nicht ſchon eine Scham-Röthe abgedrungen? Und wie manchen ehrlichen Menſchen habt ihr nicht bewogen, ſeine lächerliche Aufführung zu bereuen und zu verbeſſern? Inzwiſchen erinnere ich mich noch nicht, daß ihr uns, in euren bißherigen Blättern, eure Gedancken von dem Mißtrauen und Verdachte eröffnet hättet, womit einige Ehmänner ihre anvertraute Weiber quälen. Die rühmliche Willfährigkeit, womit ihr andern gedienet, läßt mich feſtiglich hoffen, daß ich in meinem jetzigen Anſuchen nicht unglücklicher ſeyn werde. Ich will euch vor dießmahl eine vollkommene Abbildung eines mißtrauiſchen Mannes gegen ſeine Eheliebſte mittheilen, ihr aber werdet ſo gut ſeyn und dieſelbe zu deſſen völliger Uberzeugung in eure Schrifften einrücken.

Ich ſelbſt bin leider an meinem eiferſüchtigen Chremes mit einem ſolchen Manne von dem Himmel beſtrafet worden; und muß mein junges Leben bey ihm in lauter Verdruß und Trübſal zubringen. Ich darff keinen Schritt aus dem Hauſe gehen; ſo läſſet er ſchon nachforſchen: wo ich bleibe? Ich darff mit keinem Menſchen reden: ſo gleich bildet er ſich ein/ ich führe verliebte Geſpräche. Ich darff in keinen Garten kommen: alsbald folget er mir auf dem Fuße nach, in Meynung/ ich werde daſelbſt beſtellte Arbeit haben. Es iſt ja einem jungen Frauenzimmer unmöglich bey einem ſo verdrüßlichen und alten Geſellen jederzeit zu Hauſe zu ſitzen. Wenn ich mir aber eine Veränderung zu machen ſuche, und bey meinen Verwandten und Bekannten einen Coffe-Beſuch ablege, oder von benachbarten guten Freunden zu Gaſte geladen werde: ſo faſſet er gleich einen Verdacht auf mich, und bildet ſich ein, daß ich mit denſelben verbothener Weiſe zuhielte. Komme ich dann nach Hauſe, ſo macht er mit Fluchen und Schelten ein ſo abſcheuliches Wetter/ daß ich vor Verdruß faſt vergehen möchte. Fraget nicht woher dieſes mißtrauiſche Verfahren komme? Er ſelber weiß wohl, daß ſeine unangenehme Geſtalt, und ſein unartiger Umgang mir genugſame Urſache geben könnten, zuweilen bey andern ein kleines Vergnügen zu ſuchen, und mir auſſer ſeiner Geſellſchafft ein gutes Stündgen zu machen.

Nur neulich fieng er bey nächtlicher Zeit an, ein ſolches Gepolter im Hauſe zu machen, daß ich es gar nicht begreifen konte, wie ein vernünfftiger Mann ſolche abentheuerliche Dinge vornehmen könne?

Sei⸗

Seine Abſicht war/ mich auf verbothenen Wegen zu ertappen / und mich einer vermeynten Untreue zu überführen. Er lief mit einer Axt im Hauſe herum/wie ein Unſinniger; vernagelte alle Thüren und Fenſter; ſtellete allenthalben Schildwachten aus, und befahl ihnen wohl acht zu geben, wer hinten oder vornen ein- und ausgehen würde. Als nun die Nacht vorbey war, und ich frühmorgens aus meiner Schlaff-Kammer kam, meine Haus-Geſchäffte vorzunehmen, ſahe er ſich zu ſeinem höchſten Verdruße in ſeiner Meynung betrogen. Nichts deſtoweniger fähret er in ſeinem Verdachte fort. Er ſchreyet mich noch täglich vor ein untreues Weibesbild aus, und bildet ſich feſt ein, ich wäre damahls dennoch außer Hauſes geweſen, und müſſe mich etwa durch ein Fenſter, welches aus Verſehen offen gelaſſen worden, wieder hineingeſchlichen haben.

Ich nehme demnach meine Zuflucht zu Euch, vernünfftige Tadlerinnen, und bitte euch, als wahrhaffte Vertheidigerinnen unſeres Geſchlechts nochmahls; ſtellet doch meinem ungezogenen Chremes ſeinen Fehler eheſtens vor, und ermahnet ihn, denſelben abzulegen. Es wird ohnedem täglich ärger damit, und mit der Zeit werde ich ihn nicht länger ertragen können. Ihr werdet dadurch nicht allein mir, ſondern auch anderm Frauenzimmer in unſerer Gegend eine beſondre Gefälligkeit erweiſen, welche ein gleiches Unglück mit ihren Männern haben. Und ſolte ja eure Mühe an meinem wunderlichen Ehgatten vergeblich ſeyn, ſo werden ſich doch vielleicht Amyntas und Damon nebſt andern ihres gleichen daran ſpiegeln, und ſich ihrer Thorheit zu ſchämen anfangen. Gebet nur unſern Männern zu bedencken, was ein berühmter und noch lebender Sitten-Lehrer in ſeiner Einleitung, und zwar im 18. §. ſeines ſechſten Hauptſtückes ſchreibet, daß nemlich, der ungegründete Verdacht eines Mannes die erſte Staffel zu der Schande ſey, die ihm aus der unordentlichen Liebe ſeines Weibes erwächſet. Ich nenne mich von Hertzen

Eure

Wittfeld,
ein Nieder-Teutſch Städtgen,
den 10 Oct. 1726.

ergebenſte Dienerin,
Menanta.

* * *

Wenn man gleich ſelbſt nicht verheyrathet iſt, und alſo die beſchwerlichen Wirckungen der Eiferſucht eines Ehgatten niemahls erfahren können: ſo kan man ſich doch leicht vorſtellen, daß keine Freude dabey ſeyn müſſe. Was kan eine Frau vor Vergnügen haben, wenn ihr Mann aus argwöhniſchem Gemüthe ihre Tugenden in Zweifel ziehet, und ihr nicht weiter trauet, als ſeine eigene Augen ſie begleiten können? Er zielet allezeit nach ihr, wie ein Jäger. Wenn er ihr gleich den Rücken zuzukehren ſcheinet / ſo bemercket er doch ihre Minen und Geberden, vermittelſt des gegen über hangenden Spiegels. Er horchet an den Ritzen der Thüren und lauret zuweilen an den Fenſtern; um dasjenige wahr zu befinden, was er befürchtet. Wenn ſie ſchläfft, ſo wachet er, und hoffet, ſie werde etwa im Traume ihre Neigung verrathen und den Nahmen ihres Liebhabers ausſchwatzen. Sein Geſinde beſtellt er zu Hütern und ſeine unmündige Kinder ſetzet er zu Aufſehern über ihre Mutter. Er erkundiget ſich bey ſeinen Nachbarn, was in ſeinem Hauſe vorgehet, und hoffet von ihnen mehr zu erfahren / als er ſelber weiß. Er ſetzet ſich eine Reiſe vor, und will in etlichen Tagen erſt wiederkommen; iſt aber kaum zum Thor hinaus, ſo kehret er wieder um, ſein Weib unvermuthet zu übereilen. Tinte und Feder verſchlieſſet er vor ſeiner Frauen viel ſorgfaltiger, als das allerkoſtbarſte Kleinod; und alle ihr Papiere ſiehet er vor Liebes-Briefe an, biß er findet, daß es Küchen-Zettel und Aufſätze von ihrer Wäſche ſind. Wenn nun gleich alle dieſe Stücke ſeine Frau vor unſchuldig erklären: ſo trauet er ihr doch noch nicht. Ein beſtändiger Verdacht läßt ihm keine Ruhe:

Warum? Sie iſt zu ſchön. Wie bald wär es geſchehen,
Daß ſie den Silvius im Fenſter könnte ſehen?
Drum ſchielt er wie ein Luchs, durchſuchet Stub und Spind,
Verſperret Hof und Hauß, und heißt das liebe Kind
Fein früh zu Bette gehn. In Wahrheit, wohl getroffen!
Die Thüren ſchließt er zu, das Hertze läßt er offen.

Neukirch.

Warlich ich beklage euch, ihr tugendhafften Weiber, wenn ihr ein ſolches Unthier von einem Ehgatten am Halſe habt. Ein redliches Gemüthe kräncket ſich niemahls mehr, als wenn man es derjenigen Laſter beſchuldiget, davor es den gröſſeſten Abſchen hat. Selbſt das gute Gewiſſen, dieſer beſtändige Gefährte der Unſchuld, iſt nicht allezeit zureichend, ſolchen gequälten Hertzen einen ſattſamen Troſt einzuſprechen.

ſprechen. Was hilfft mich meine Keuſchheit; denckt eine bekümmerte Lucilia, was nützt mir die Treue gegen meinen Ehmann, wenn ich nicht anders als eine unzüchtige Fauſtine von ihm angeſehen werde? Schmeichele ich ihm als eine liebreiche Ehgattin mit aller Freundlichkeit, ſo dencket er, es ſey nicht mein Ernſt. Alle meine Zärtlichkeit hält er vor eine Verſtellung, und alle meine Liebkoſungen düncken ihm Netze zu ſeyn, womit ich ihn zu fangen dencke. Stelle ich mich aber kaltſinnig, ſo glaubt er vollends, ich müſſe ſonſt jemanden lieben. Rede ich mit Männern, ſo hält er ſie vor Neben-Buhler: ſpreche ich hingegen mit Weibes-Perſonen, ſo ſieht er ſie alle vor Unterhändlerinnen meiner Liebhaber an. Kurtz, ich ſehe gar kein Mittel, ihn von meiner beſtändigen Tugend zu überführen.

Ach, daß ein ſolcher Mann doch ſeinen Auffenthalt
Nicht in den Wäldern ſucht! Jedoch was für ein Wald
Ernährt ein ſolches Thier? Wo ſieht man wilde Bären/
Wie grimmig ſie auch ſind/ der Buhlin Fleiſch verzehren?
Wo wirft ein Crocodill und wo ein Tygerthier
Dem Weibgen ſo es liebt/ ſtets ſeine Mängel für?
Und doch thut es der Menſch.

Neukirch.

Uberhaupt zu reden, iſt alles angeführte gewiß und der Erfahrung gemäß. Was aber unſre klagende Menanta und ihren Chremes anlanget: ſo weiß ich faſt nicht, was ich ſagen ſoll. Ich kan mich nicht rühmen, daß ich in ihrem Schreiben die Spuren eines unſchuldig gekränckten und recht tugendhafften Hertzens, ſo deutlich wahrgenommen hätte, als meine Gehülfin Iris vor acht Tagen die Merckmahle eines rechtſchaffenen Gemüths in dem Briefe der Ulrica beobachtet. Es iſt mir nicht anders, als wenn ich verſchiedene Ausdrückungen angemercket hätte, welche den Argwohn des beklagten Ehmannes rechtfertigten. Die Unſchuld hat allezeit ihre eigene Sprache, daran man ſie leicht erkeñen kan, und die wahre Tugend wird ſich durch ihre Reden niemahls in den Verdacht eines Laſters bringen. Ein Heuchler aber kan ſich ſchwerlich ſo ſehr verſtellen, daß man nicht unter ſeiner angenommenen Geſtalt einige hervorblickende Züge ſeiner wahrhafften Bildung wahrnehmen ſollte.

Vors erſte geſteht Menanta, der Himmel habe ſie mit ihrem Manne beſtraffet. Man könte dieſes vor ein gewiſſenhafftes Bekenntniß anſehen, daß ſie dieſe Straffe mit einer vorhergehenden Sünde verdienet habe: Doch wir wollen ihr dieſe Redensart nicht ſo ſehr aufmutzen. Vors andre geſteht ſie ausdrücklich, daß ſie nicht die geringſte Liebe vor ihren Ehgatten habe: indem ſie ihn einen verdrüßlichen und alten Geſellen nennet. Das iſt ein übles Zeichen vor ihre Unſchuld. Ein Mann hat niemahls mehr Urſache eiferſüchtig zu werden; als wenn die Frau ihn nichts achtet: und ich habe niemahls bey demjenigen einen Argwohn geſpühret, der von ſeiner Ehegattin brünſtig geliebet worden. Warum hat Menanta, als ein junges Frauenzimmer, dieſen alten und verdrüßlichen Geſellen geheyrathet? Wuſte ſie es denn nicht vorher, daß ihr ſeine Perſon ſehr ſchlecht gefallen würde? Getrauete ſie ſich aber ihn zu lieben: warum thut ſie es denn itzo nicht? Gewiß, dieſes wäre das eintzige Mittel ſeinen Argwohn zu dämpfen, und ſie auſſer allen Verdacht zu ſetzen. Da ſie aber geſtehet, daß ſie ihn nicht liebe; und hingegen zu verſtehen giebt, daß ſie zuweilen bey andern ein kleines Vergnügen ſuche: ſo ſehe ich nicht wie man ihrem Manne, eine ungerechte Eiferſucht vorrücken könne.

Zum dritten iſt es mir wunderlich vorgekommen, daß ihr Mann auf die Gedancken gerathen, ſie wäre die Nacht über aus dem Hauſe geweſen, und gar durch ein Fenſter wiederum eingeſtiegen. Es iſt wahr, daß es wenige Männer giebt, die auf dieſen ſonderbaren Einfall kommen. Allein wo mag das herrühren? Alles hat ſeine Urſachen, und ſo gar die wunderlichſten Einfälle eines Menſchen müſſen jederzeit ihren Grund haben. Muthmaßet alſo ein Mann dergleichen Laſter von ſeiner Frauen nicht: ſo muß er wohl keine Veranlaßung dazu haben. Und wie wäre es hingegen möglich, daß Chremes ſeiner Eheliebſten ſolche ſchändliche Dinge nachſagen würde/ wenn er nicht zum wenigſten eine kleine Gelegenheit darzu bekommen hätte? Das müſte ein ſeltſamer Kopff seyn/ der ſich zur Luſt dergleichen Dinge erdächte/ die ihm ſelbſt keine Ehre bringen: und ein treues Ehweib durch erſonnene Aufflagen bey der gantzen

Stadt in übeln Ruff brächte; um nur die Leute zu überreden, daß er unter die Zahl der Gecrönten gehöre.

Am allerſchlechteſten gefällt mir/ zum vierdten, die im Schluße ihres Schreibens angehängte Drohung. Der Spruch des berühmten Sitten-Lehrers hat ſeine Richtigkeit: und es iſt gewiß/ daß mancher ſich durch einen frühzeitigen Argwohn das beſorgte Unglück ſelbſt zuwege gebracht habe. Allein mich dünckt, in dem Munde einer Ehfrauen klingt dieſer Spruch ſehr übel. Es ſcheint gäntzlich, als ob ſie ſchon Willens ſey/ ſich auf dieſe verbothene Weiſe an ihrem Manne zu rächen. Was kan man aber zu der Tugend eines Frauenzimmers vor ein Vertrauen haben, die kein Bedencken trägt zu geſtehen, daß ſie gar wohl fähig wäre, dergleichen Laſter zu begehen.

Wir erſuchen alſo vor dieſes mahl die gute Menanta nebſt allen ihren Freundinnen, welche in gleichen Umſtänden ſind, reiflich zu erwegen: Ob ſie nicht vielleicht ihren Männern zum Argwohne Anlaß gegeben? Wir überlaſſen es ihrem Nachſinnen/ ob nicht die Eiferſucht eine Tochter der hefftigſten Liebe ſey? Gewiß niemahls habe ich einen Mann geſehen, der ſein Weib nichts geachtet hätte, und doch eiferſüchtig geweſen wäre. Endlich gebe ichs ihnen noch zu bedencken; obwohl ein beſſer Mittel ſey/ den Argwohn der Männer zu tilgen, als eine hertzliche Gegenliebe. Man ſuche keine Geſellſchafft, die dem Ehegatten verdächtig ſeyn kan. Man gehe mit lauter Frauenzimmer um. Man ſchrencke auch ſeine unſchuldigſten Beſuche ſo ſehr ein, als es ſich thun läßt; um dadurch zu zeigen/ daß man derſelben gar wohl aus Liebe zu ſeinem Ehgatten entbehren könne. Ja man freue ſich endlich/ wenn derſelbe genau auf ſeine Liebſte acht hat: Iſt ſie unſchuldig/ ſo wird ſeine Aufmerckſamkeit ſie niemahls auf böſen Wegen antreffen/ ſondern allezeit zur Rechtfertigung ihrer ehelichen Treue dienen.

Zum Beſchluße will ich meinen Leſern folgende Geſchichte erzehlen/ die ſich vor mehr als zwey tauſend Jahren zugetragen hat. Als die Gallier vor Zeiten in Griechenland eingefallen waren/ wurde eben zu Mileto das Theſmophoriſche Feſt gefeyret: bey welchem ſich alles Frauenzimmer in dem nahe bey der Stadt gelegenen Tempel verſammlete. Ein Theil der Barbariſchen Armee fiel eben zu der Zeit ins Mileſiſche Gebiete, und bemächtigte ſich alles dieſes Frauenzimmers. Die Mileſier waren alſo genöthiget, dieſe Gefangenen durch eine große Summe Goldes und Silbers zu ranzioniren: dem ungeachtet aber ſchleppten die Barbarn doch einige Weibsbilder mit ſich nach Gallien/ um ſich derſelben zu ihren Verrichtungen zu bedienen. Darunter war auch Erippe eine Ehfrau des Xanthus, eines der anſehnlichſten und reichſten Männer in Miletus: welche ein zweyjähriges kleines Kind zu Hauſe hinterlaſſen muſte. Xanthus liebte ſein Weib hertzlich/ und nahm ſich vor/ alles zu wagen/ damit er dieſelbe aus der Sclaverey erretten möchte. Er verkauffte einen Theil ſeines Vermögens, und als er 1000 Goldſtücke beyſammen hatte, ſchiffte er hinüber nach Italien, von dar aber nach Marſilien in Franckreich, wo ſich ſeine Liebſte befinden ſollte. Er gerieth würcklich in das Haus, wo ſie anzutreffen war, und bat man möchte ihm Herberge geben. Ohngeachtet Cavara der Herr des Hauſes, ein ſehr vornehmer Mann, abweſend war, ſo nahm man doch dieſen Fremden, nach der gewöhnlichen Gaſtfreyheit dieſer Nation/ freundlich auf. Sobald ſein Weib ihn gewahr wurde, lief ſie ihm mit offenen Armen entgegen, und führte ihn auf das liebreicheſte in ihr Zimmer. Als Cavara nach Hauſe kam, eröffnete ſie demſelben die Ankunfft ihres Ehegatten, und ſagte, er wäre bloß ihrentwegen gekommen und hätte zu ihrer Befreyung Geld mit gebracht. Der Gallier lobte die Großmuth des Xanthus/ ſtellte ein Gaſtmahl an/ lud alle ſeine Freunde dazu und ließ dieſen Fremden bey Tiſche neben ſeiner Frauen ſitzen. Hierauf erkundigte er ſich/ wie groß ſein Vermögen wäre/ und als Xanthus ihm ſagte: daß es ſich auf 1000 Goldſtücke belieffe/ befahl der Barbar, dieſelben in vier Theile zu theilen/ eins davon vor ſich/ das andere vor ſein Weib, und das dritte vor ſeinen Sohn zu behalten, das vierdte aber vor die Rantzion ſeiner Frauen zu zahlen. Als Xanthus mit ſeiner Frauen zu Bette gieng/ fragte ſie ihn, ob er auch eine ſo groſſe Geldſumme bey ſich hätte den Barbar auszuzahlen widrigen Falles/ ſagte ſie/ würde er in augenſcheinliche Lebens-Gefahr gerathen. Der Mann verſicherte ſie, daß er noch weit mehr Geld bey ſich hätte, weil er ſich nicht eingebildet, daß der Barbar ſo billig mit ihm handeln würde. Folgendes Tages giebt Crippe dem Gallier Nachricht, was vor einen groſſen Schatz ihr Mann bey ſich führe, bittet ihn den Xanthus umzubringen, und verſichert ihn/ daß ſie ihn mehr als ihr Kind und Vaterland liebe, ihrem Manne hergegen tödtlich feind wäre. Cavara hatte kein Wohlgefallen an dieſem Vorſchlage, und beſchloß bey ſich, dieß untreue Weib zu beſtrafen. Xanthus eilete indeſſen mit ſeiner Abreiſe, und der Gallier erlaubte ihm dieſelbe nicht nur aufs freundlichſte; ſondern begleitete ihn auch ein ziemlich Stücke auf den Weg und führete die Crippe ſelbſt an der Hand. Da ſie nun biß an die Galliſchen Gebürge gelanget waren/ ſagte der Gallier, daß er geſonnen ſey, vor ihrer Abreiſe noch ein Opffer zu thun. Er bereitete ſelbſt das Thier dazu, und Crippe muſte nach ihrer Gewohnheit das Holtz darauf legen. Indem ſie dieſes thut, zieht er ſein Schwerdt aus, ſticht ſie durch und hauet ihr den Kopff herunter. Hierauf entdecket er dem Xanthus die Urſache ſeiner That, offenbahret ihm die Verrätherey ſeines untreuen Weibes/ und zahlet ihm die Geld-Summe wieder zurück, welche er vor ihre Rantzion gegeben hatte. Sie nehmen, als zwey vertraute Hertzens-Freunde, Abſchied von einander, und ziehen beyde vergnügt nach Hauſe.

Calliſte.

XLIII. Stück.

Die Vernünftigen Tadlerinnen

Freytags den 25. Oct. 1726.

G. L. ſ. H. W. VI. Th. 31. Bl.

Schämet ſich doch mancher Muſen-Sohn,
Daß die Gelehrſamkeit bey einer Weibs-Perſon,
Mehr als bey ihm vermag. . . .

IN dem gantzen Alterthume finde ich faſt kein gelehrteres Frauenzimmer, als die weiſe Theano, des großen Weltweiſen Pythagoras hoch-berühmte Ehegattin. Es iſt bekannt, daß dieſer zu allererſt ſo genannte Philoſoph ſeine Schule nicht nur Männern, ſondern auch Lehr-begierigen Weibs-Perſonen eröffnet. Alſo war es kein Wunder, daß ſeine eigene Haus-Frau die Lehren der Weißheit von ihm gefaſſet. So ſchön dieſelbe war, als ſie ſich mit ihrem Ehgatten vermählete: So gelehrt ward ſie aus ſeinem täglichen Unterrichte und lehrreichen Umgange. Selbſt das fünffjährige Stillſchweigen, welches Pythagoras von ſeinen Schülern zu fordern pflegte, machte dieſer eifrigen Schülerin der Weltweißheit, keine erhebliche Schwierigkeit: und vielleicht hat ſie bloß deswegen dieſe ſchwere Bedingung willig eingehen wollen: damit man endlich den Ungrund der unſerm Geſchlechte aufgebürdeten Schwatzhafftigkeit wahrnehmen möchte. Sie brachte es in der damahligen Gelehrſamkeit ſoweit, daß ſie nach dem Tode ihres Eheherrn fähig war, die Pythagoriſche Schule der Weißheit fortzuſetzen. Ihre Söhne Telauges und Mneſarchus trugen kein Bedencken, unter der Aufſicht ihrer gelehrten Mutter, die Lehren ihres Vaters fortzupflantzen; und ihr rühmliches Exempel ward gleichſam die Richtſchnur alles damahls lebenden Frauenzimmers. Die vornehmſten Matronen beſuchten ihren Lehrſaal: oder ſchickten doch zum wenigſten ihre jungen Töchter hauſenweiſe zu dieſer großen Lehrerin. Kurtz, es ward eine allgemeine Mode, daß das Frauenzimmer die Philoſophie ſtudirete, und es thaten ſich ſo viele dadurch hervor, daß Philocherus ein Athenienſer ein gantzes Buch davon ſchreiben konnte.

Vielleicht wird ſich mancher einbilden, ich machte die Gelehrſamkeit dieſes Frauenzimmers größer, als ſie würcklich geweſen; und würde es nimmermehr erweiſen können, daß Theano etwas gründliches in der Weltweißheit verſtanden hätte. Alleine keine Einbildung iſt unrichtiger als dieſe. Eine Zeit von mehr als zwantzig Jahr-Hunderten hat uns nicht alle Proben von der Gelehrſamkeit eines Weibsbildes rauben können, welches bey den ſpäteſten Nachkommen ihrem Geſchlechte zum Muſter dienen ſollte. Und es war allerdings billig, daß die Nachwelt auch von dieſer Philoſophin was zu ſehen bekäme; da ſie von der berühmten Sappho als einer alten Poetin, verſchiedene Schrifften leſen ſollte. Theano hatte in der That nicht ſo überhin ſtudiret. Sie war nicht auf unnütze und Zeit-verderbende Grillen verfallen. Selbſt die Poſie, welche damahls in Griechenland ſchon ſehr beliebt war, ſchien ihr nicht eine Beſchäfftigung von genugſamer Wichtigkeit zu ſeyn. Sie beſſerte ihre Vernunfft, und reinigte ſie von allen Vorurtheilen der Auferziehung, des menſchlichen Anſehens und des gemeinen Aberglaubens. Dadurch erhub ſie ſich über die Einfalt des unverſtändigen Pöbels, der lieber einer alten Gewohnheit als einem richtigen Vernunfft-Schluße folget. Man wird ſolches aus folgendem erſehen können. Es war bey ihren Landsleuten gebräuchlich, daß diejenigen, die einen Todten anrühreten, vor unrein gehalten wurden: und daß die Weiber nach der ehelichen Beywohnung ſich durch gewiße abgöttiſche Ceremonien reinigen muſten. Als nun Theano von jemanden gefragt wurde: Wiebald nach dem Beyſchlafe ein Weib vor rein könne gehalten werden? gab ſie recht weislich zur Antwort: Nach ihres Mannes Umarmung; alſofort: Nach eines Fremden aber; niemahls.

Ferner befließ ſie ſich auf die Wiſſenſchafft der Sitten. Sie ſtudirte die Pflichten des Menſchen und wuſte einem jeden nach Beſchaffenheit ſeines Geſchlechtes, Alters und Standes die herrlichſten Regeln vorzuſchreiben. Dieſes iſt der wichtigſte Theil der gantzen Weltweißheit; weil er uns eigentlich den Weg zur wahren Glückſeligkeit zeiget. Wie weit aber Theano darinnen gekommen, wird man aus folgendem Schreiben erſehen, welches ſie an eine ihrer Freundinnen abgelaſſen, um ihr eine Vorſchrifft im Abſehen auf die Kinderzucht zu geben. Es lautet folgender maſſen.

Theano wünſchet der Eubula Heyl und Wohlergehen.

Ich habe Nachricht, daß du deine Kinder ſehr übel erzieheſt. Nun iſt es aber die Pflicht einer guten Mutter ihre Kinder nicht in lauter Wolluſt zu erſticken: ſondern dieſelbe zur Erbarkeit und Klugheit zu gewöhnen. Nimm dich derowegen in acht, daß du nicht eine Schmeichlerin derſelben werdeſt, ſondern ſie rechtſchaffen liebeſt. Denn wenn man Kindern die Wolluſt zum Geſpielen giebt; ſo macht dieſer Camerade ſie unmäßig und unbändig. Und ſage mir, ich bitte dich, was kan nachmahls einem Kinde angenehmer ſeyn; als die Ergetzlichkeiten, dazu ſie von Jugend auf gewohnet ſind? darum trage Sorge meine Freundin, daß die Aufferziehung nicht zum Verderben deiner Kinder gereiche. Denn das iſt ein Verderben der Natur, wenn ihre Gemüther in die Wolluſt geſtürtzet, und ihre Cörper verzärtelt werden; indem dieſe die Arbeit fliehen, jene aber ohne Verſtand bleiben. Kinder müſſen bey Zeiten zur Arbeitſamkeit und Dauerhafftigkeit angehalten werden; damit ſie dermahleins; wenn ſie im Ernſte einige Mühe auf ſich nehmen oder Beſchwerlichkeiten ausdauren ſollen, nicht als Sclaven ihrer Begierden, die Beluſtigung lieben und die Arbeit meiden; ſondern dieſe Vorurtheile verachten, Ehre und Tugend allem in der Welt vorziehen und derſelben ſtandhafft nachjagen mögen. Folglich müſſen weder ihre Kleidungen zu koſtbar und prächtig / noch ihre Ergetzlichkeiten zu mannigfaltig und auserleſen; noch ihre Freyſtunden gar zu häufig und langwierig ſeyn. Sie müſſen auch nicht alles reden was ihnen einfället; noch allezeit ſelbſt die Wahl haben, was ſie thun wollen.

Ich habe ferner vernommen, daß du ſchrecklich bekümmert biſt, wenn dein Kind ſchreyet, und alle erſinnliche Mühe anwendeſt, daſſelbe wieder zu ſtillen und zum Lächeln zu bringen. Beißet es gleich ſeine Amme, oder ſchläget dich ſelbſt: ſo lacheſt du darüber mit vollem Halſe. Ja du verſieheſt es im Sommer mit kühlenden, im Winter aber mit wärmenden Sachen; nebſt andern Stücken der Zärtlichkeit, davon armer Leute Kinder nichts wiſſen, welche auf eine leichtere und rechtſchaffnere Weiſe erzogen werden. Nichts deſto weniger ſind dieſelbe von keiner ſchwächern Natur: und genieſſen mehrentheils einer viel beſſern Geſundheit. Du aber hingegen erzieheſt deine Kinder/ als wenn ſie Nachkommen Sardanapals wären, und entkräffteſt die natürliche Lebhafftigkeit der Menſchen, durch weibiſche Ergetzlichkeiten. Was meyneſt du, daß von dem Kinde werden wird, welches, wenn es nicht ſo gleich zu eſſen kriegt, wenn es ihm gelüſtet, ſtracks zu ſchreyen anfängt; oder wenn es eſſen ſoll, lauter ſüße und leckerhaffte Speiſen haben muß? Welches faſt vergehen will, wenn warm Wetter iſt, und zittert und bebet, wenn es kalt wird? Welches ſich gleich rächet, wenn ihm jemand zu nahe kommt? Welches ſich ſchändlicher Weiſe der Weichlichkeit überläßt, und deſſen gantzes Anſehen eine abſcheuliche Wolluſt und nachläßige Unempfindlichkeit zeiget? Sey feſt verſichert, meine Freundin, daß diejenigen, die ihr

Leben auf eine ſo unartige Weiſe anfangen, meiſtentheils bey erwachſenen Jahren andern als Knechte dienen müſſen. Nimm derowegen deine Pflicht in acht, und vertreibe deinen Kindern die Wolluſt durch die Ruthe. Brauche bey ihnen eine ſcharfe und nicht gelinde Zucht. Lehre ſie Hunger und Durſt ertragen, Hitze und Kälte ausſtehen und ſich höflich verhalten, nicht allein gegen höhere, ſondern auch gegen ihres gleichen. So werden ſie eine rechtſchaffene und männliche Aufführung lernen, ſowohl wenn man ſie in ernſtlichen Geſchäfften brauchen möchte; als wenn ſie ſich durch nöthige Beluſtigungen ein wenig erqvicken werden. Denn glaube mir, Freundin, die Arbeit iſt den Kindern eine Vorbereitung zur Tugend, und wer bey Zeiten dazu gewöhnet iſt, kan hernach um ſoviel leichter tugendhafft werden. Beobachte es dann wohl, meine Freundin, daß wie ein ſchlecht gebauter Weinberg entweder gar keine, oder ſehr ſchlechte Trauben bringet; alſo auch die zärtliche Zucht deiner Kinder, den Mißwachs der Eitelkeit und Boßheit hervorbringen werde. Lebe wohl!

Wer es nicht erkennen will, was vor eine Klugheit und geſunde Vernunfft in dieſem Briefe eines Frauenzimmers ſtecke; der ſey ſo gut und ergreiſe ſelbſt die Feder, und verſuche es, ob er dergleichen abzufaſſen fähig iſt. Ich meines Theils erblicke darinnen eine Probe der allernützlichſten und fürtrefflichſten Weltweißheit. Was iſt brauchbarer im gemeinen Leben, und was iſt dem gemeinen Weſen zuträglicher als ſolche Lehren, die einem jeden Bürger nach ſeinem Stande ſeine Pflicht zeigen? Wodurch kommen Republiken empor, als durch eine gute; und wodurch gehen ſie wieder zu Grunde, als durch eine ſchlimme Kinder-Zucht? Wenn doch Theano vom Tode aufſtünde und etliche tauſend ſolche Briefe an ſo viel unverſtändige Mütter abgehen ließe: welche nicht weniger als Eubula ihre Kinder verzärteln, an ihren Söhnen rechte Sardanapale, an ihren Töchtern aber ſo manche zärtliche Smindiride erziehen! Denn wie dieſe vor Zeiten ſo wollüſtig war, daß ſie auf einem mit Roſen-Blättern beſtreueten Lager eine gantze Nacht unruhig geſchlafen; weil ſich ohngefehr unter ihrem Rücken ein Roſen-Blatt in eine Falte geſchlagen hatte: So giebt es ja unter uns eine groſſe Menge ſolcher Weibsbilder, die ihr an weichlichem Weſen und unbegreiflicher Zärtlichkeit nichts nachgeben. Wo ſind aber die klugen Mütter, die den Regeln unſrer Philoſophiſchen Lehrerin folgen? Oder wo ſoll man ein Frauenzimmer ſuchen, die ihren Freundinnen dergleichen heylſame Warnungen zu geben wiſſe?

Ich ergetze mich ferner an der edlen Einfalt des Alterthums, welche aus dieſem Schreiben hervorleuchtet. Wie weit ſind wir leider! von der natürlichen Schreibart abgewichen, die vor Zeiten unter den Menſchen im Schwange geweſen! Ich habe mit Bedacht die ungezwungene Weiſe einen anzureden, durch Du, Dich, Dein, auch im Teutſchen beybehalten, um den Nachdruck der Redensarten nicht zu ſchwächen, und unſere heutige Complimenten zu beſchämen. Wie redlich und offenhertzig handelt doch Theano mit ihrer Freundin? wie teutſch ſagt ſie ihr die lautere Wahrheit? wie wenige Umſchweiſe macht ſie in Eröffnung ihrer Gedancken? Heute zu Tage würde man an ſeine Freunde ſolche verdrüßliche Wahrheiten entweder gar nicht ſchreiben, oder ſie doch mit ſo vielen gekünſtelten Ausdrückungen überkleiſtern, und durch tauſend vermiſchte Schmeicheleyen ſo verſtellen, daß ſie alle ihre Krafft nothwendig verliehren müſten. Wir wollen ſetzen, es ſchriebe etwa eine nahe Freundin oder vielmehr eine betagte Schwieger-Mutter an ihres lieben Herrn Sohns werthſte Frau Gemahlin in einer dergleichen Angelegenheit: Würde nicht das gantze Schreiben ohngefehr ſo ausſehen?

Hoch-Wohlgebohrne Frau,
Gnädige Frau,
Meine hertzlich geliebte Frau Tochter!

Euer Hoch-Wohlgebohrnen Gnaden gebe hiermit freund-mütterlich zu vernehmen: daß mir nichts angenehmer ſeyn würde / als wenn ſich dieſelbe nebſt dero hertzliebſten Herrn Gemahl und der ſämtlichen Hochwohlgebohrnen kleinen Herrſchafft in allem erſinnlichen Hoch-Adelichen Wohlſeyn befinden möchten. Anbey lebe der gewiſſen Zuverſicht, Eure Hoch-Wohlgebohrnen werdens mir als einer wohlmeynenden Groß-Mutter nicht ungnädig deuten, wenn ich mich der guten Zucht von dero Hoffnungs-vollen jungen Herrn und charmanten Fräuleins einigermaßen annehme. Nicht zwar als wenn Eure Gnaden nicht ſchon ſelbſt, als eine kluge Mama davor zu ſorgen wüſten; Nein, keinesweges: Sondern weil offtmahls ohne Eurer Hoch-Wohlgebohrnen Wiſſen die Wärterinnen, Ammen und Kinder-Muhmen nicht recht mit jungen Leuten umzugehen pflegen. Meine unmaßgebliche Meynung geht eigentlich nur dahin, daß man dieſen unverſtändigen Weibern nicht allezeit ihren Willen laſſe, mit den unſchuldigen Kindern nach eigenem Belieben zu ſchalten und zu walten. In welchen Stücken dieſes eigentlich geſchehen müſſe, und worinnen ſie es gemeiniglich zu verſehen pflegen, darff ich Eurer Gnaden wohl nicht vorſchreiben; ſintemahl ſie ſelber einen ſo unvergleichlichen Verſtand beſitzen/ daß ſie ſolches beſſer wahrnehmen können, als ich es ſelbſt ſagen oder ſchreiben möchte. Schlüßlich bitte nochmahlen Eure Hoch-Wohlgebohrnen wollen mir dieſe genommene Freyheit nicht ungnädig deuten, und feſt glauben, daß ich nach unterthänigſtem Empfehl an dero gantze Hoch-Adeliche Familie mich Lebenslang nenne

Hoch- und Wohlgebohrne Frau,
Gnädige Frau,

Eurer Gnaden

unterthänigſte Dienerin/
N. N.

Wie wenig iſt doch in dieſen weitläufftigen Worte geſagt, und wieviel Umſtände ſind nicht darinnen gemacht, einer nachläßigen Mutter mehr ein Rätzel vorzulegen, als eine gute Anweiſung mitzutheilen? Und doch beſorge ich, es werde manchem Complimentiſten dieſes Schreiben noch lange nicht höflich genug vorkommen. Ja es könte ſich leicht zutragen/ daß es die Schwieger-Tochter ihrer wohlmeynenden Rathgeberin ſehr übel auslegete, daß ſie ſich unterſtanden hätte, ihr dergleichen Regeln zu geben. Dieſes alles vergrößert die Thorheit unſrer auslachenswürdigen Höflichkeit, welche uns hindert nach der geſunden Vernunfft zu reden und zu ſchreiben. Glückſelige Griechen! Glückſeelige Römer! die ihr euch nicht durch eine böſe Gewohnheit genöthiget ſahet/ thörichte Umſchweiffe zu machen; und ein eintziges kluges Wort in zwantzig unnütze Redens-Arten einzuhüllen; damit nur der Glantz der Wahrheit die ſchwachen Gemüther der Laſterhafften nicht gar zu ſtarck rühren möchte. Wer will uns eure güldne Freyheit wiedergeben? Wer wird uns eure edle Einfalt wieder herſtellen!

Zum Beſchluße muß ich noch anmercken/ daß man aus dem Exempel unſrer wahrhafftig gelehrten Theano abnehmen könne: wozu einem Frauenzimmer die Gelehrſamkeit dienlich ſey? Sie wird nemlich dadurch eine vernünfftige Mutter werden: ja ſie wird alle ihre andere Pflichten, als Ehe-Gattin, Hauß-Frau, Nachbarin, Freundin und Bluts-Verwandtin, auf eine tugendhaffte Weiſe erfüllen lernen. Wie vielen es daran fehle, lehret die tägliche Erfahrung; Und was dieſer Mangel vor Schaden nach ſich ziehe, liegt auch am Tage. Nur des erſten zu gedencken/ davon Theano in ihrem Schreiben gehandelt hat: Was vor ein Unheil entſteht nicht offt dem gemeinem Weſen, ja dem gantzen Vaterlande, aus einer böſen Kinder-Zucht? Eine wollüſtige Agrippina erziehet ſich an ihrem liebſten Schoß-Kinde Nero eine gifftige Otter, die ſie ſelbſt um das Leben bringet: und durch tauſend tyranniſche Thaten verdienet, eine Geißel des menſchlichen Geſchlechts genennet zu werden. Wie manches verzärtelte Söhngen wächſt nicht ſeinen unvorſichtigen Eltern zu Kopfe, und beſtrafet ſie nachmahls durch ſeine Unart, wegen ihrer nachläßigen Aufferziehung. Ein Knäbgen, welches in ſeinem andern und dritten Jahre mit ſeidenen und ſamtnen Kleidungen/ ja in Gold- und Silberſtücken einher gegangen; eine Feder auf dem Hute und einen Degen an der Seite getragen: wird gemeiniglich das Hertzeleid ſeiner thörichten Eltern, wenn es heran wächſt. Man hat ihm in der Kindheit allezeit den Willen gelaſſen: und in der Jugend nicht weniger nachgegeben: Wenn es aber männlich geworden/ iſt es vermögend, ſich dieſe Freyheit mit Gewalt zu nehmen. Gewiße Gattungen des Unkrautes laſſen ſich ſchwerlich ausrotten, wo ſie einmahl überhand genommen haben: Und wie will man Leuten, die Wolluſt, den Eigenſinn/ den Stoltz, die Grauſamkeit/ die Rachgier, die Läſterungen, den Ungehorſam, ja die Verachtung menſchlicher und Göttlicher Geſetze aus dem Sinne bringen: indem dieſe Unart von der zärteſten Kindheit an gepflantzet, und durch eine nie unterbrochene Gewohnheit befeſtiget worden. Man wird eher einen Mohren weiß baden/ als dieſe Laſter aus einem Hertzen gäten, darinnen ſie von ſo langer Zeit her gewurtzelt hatten. Wohl derowegen dem Kinde, welches von einer klugen Mutter erzogen wird!

Phyllis.

XLIV. Stück.

Die Vernünftigen Tadlerinnen

Freytags den 1. Nov. 1726.

Beſſer p. 418.
Die klügſte Frau, das ſchönſte Weib.

Bißher habe ich mirs nicht eingebildet, daß es mitten in der Chriſtenheit noch Leute gäbe, die dem Heydniſchen Aberglauben anhiengen und mehr als einen Gott anbeteten. Nur neulich habe ich es wahrgenommen, daß Jocaſta meine eigene Muhme dieſes Laſters ſchuldig iſt: indem ſie eine heimliche Abgötterey treibet. Nimmermehr kan Rahel die geſtohlnen Götzen ihres Vaters ſo ſehr verehret haben, als dieſe Schöne ihren Abgott anbetet. In ihrem Zimmer hat ſie denſelben einen beſondern Altar geweyhet, vor welchen ſie niemahls ohne eine große Ehrerbietung treten kan. Er ſieht wie ein kleiner viereckichter Tiſch aus, und iſt mit einem ſchneeweißen und mit koſtbaren Spitzen umfaßeten Tuche behangen. Man ſieht in demſelben hin und wieder allerhand Tauben, Schwane, Roſen, brennende Hertzen, kleine Liebes-Götter mit geſpanneten Bogen, und andre dergleichen Dinge, mit einer vielfarbigten Seide geſticket. Ihre eigene Hand und Nadel hat darinnen ein Meiſterſtück abgeleget; und nachdem ſie ſolches zu Stande gebracht; hat ſie ihrer Gottheit angelobet, keinem andern zu Gefallen dergleichen zu verfertigen. Auf dem Altare erblicket man ein paar Käſtgen von einem ausländiſchen koſtbaren Holtze, darinnen ſie einige von ihren Heiligthüniern aufhebet. Ein paar ſilberne Leuchter, und was dazu gehöret, und ein dergleichen auf drey Füßen ſtehendes Kegel-förmiges Gefäß, ſind das übrige Geräthe, ſo darauf befindlich iſt. An die Wand lehnen ſich ein paar Bilder, deren eines den ſchönen Adonis, den Venus ſonſt geliebet, das andre aber eine Narciſſe vorſtellet, in welche der Geliebte der vormahligen Waldnymphe Echo aus Eigenliebe verwandelt worden. Ich ſolte faſt das Buch vergeſſen, welches zwiſchen dieſen Gemählden den Platz einnimmt. In demſelben iſt die gantze Liturgie ihres Gottesdienſtes in Noten geſetzet, und der Text von einer ſaubern Hand theils in Teutſcher, theils in Frantzöſiſcher / theils in Italieniſcher Sprache untergeſchrieben. Sie ſelbſt pflegt als Prieſterin ihrer Gottheit, dieſe heilige Geſänge, bey Rührung ihres Clavieres zu gewißen Zeiten abzuſingen.

Jedermann wird begierig ſeyn ihre Gottheit ſelbſt zu kennen: allein ich weiß nicht ob ich ſie recht werde beſchreiben können. So viel kan ich verſichern, daß dieſelbe nicht, nach Art der Heydniſchen Götzen-Bilder, von Menſchen-Händen gemacht iſt. Nein, weder ein Mahler, noch ein Bildhauer/ noch ſonſt ein Künſtler hat dieſelbe verfertiget. Sie iſt weder aus Gold und Silber gegoſſen, noch aus Marmor oder köſtlichem Holtze geſchnitten. Kurtz ſie iſt gantz uncörperlich und ſcheinet zur Zahl der geiſtlichen Weſen zu gehören. Eben deswegen bildet ſich Jocaſta ihre Abgötterey deſto erträglicher ein; weil ſie ſo was fürtreffliches verehret. Ihr Abgott erſcheinet ihr in ſichtbarer Geſtalt, ſo offt ſie vor ſeinen Altar tritt. Soll ich ſagen wie er ausſiehet? Ich weiß es ſelbſt nicht. Jocaſta glaubt er ſehe ihr ſelber ähnlich: ihre Freunde aber ſagen ihr, daß er wie die Göttin Venus gebildet ſey. Zum wenigſten iſt dieſes wahr, daß er ſich in weiblicher Geſtalt ſehen läßt, und alſo mehr eine Göttin als ein Gott zu nennen iſt. Man ſieht aber dieſe Erſcheinung nicht etwa in freyer Lufft: ſondern es iſt nicht anders, als wenn dieſelbe ſich hinter der Wand, daran der Altar ſtehet, zeigete. Die Mauer ſcheinet gantz durchſichtig zu ſeyn, ob ſie gleich von Stein und Kalck iſt.

Nur ihre Oberfläche iſt mit einer großen Venetianiſchen Glastafel bekleidet: welche mit einem viereckichten ſilbernen Rande umgeben iſt. So bald Jocaſta von dem Altare wegtritt, verſchwindet die Gottheit, und läßt ſich nicht eher wieder ſehen, als biß ihre getreue Anbeterin ſich von neuen hinzu nahet. Dieſes thut dieſelbe allezeit mit einer gewiſſen Art andächtiger Geberden, dadurch ſie die Göttin zu eben dergleichen Stellungen beweget. Iſt Jocaſta freundlich; ſo lächelt auch die Göttin: Sieht ſie betrübt aus; ſo läſt auch die Göttin ein trauriges Angeſicht blicken. Kurtz, ſie ſteht bey derſelben ſo wohl, daß ſie alle erſinnliche Minen von ihr erlangen kan; die ſie ſich als Gnaden-Bezeigungen zu ſehen wünſchet.

Ohngeachtet Jocaſta täglich etliche Stunden vor dem Altare ihrer Gottheit zubringet, und zum wenigſten Morgens und Abends ihre Andacht daſelbſt hat: ſo pflegt ſie auch gewiße Feſt-Tage zu feyren, an welchen ſie eine weit längere Zeit ihrem Gottesdienſte widmet. Meiſtentheils kommen dieſelben mit unſern Chriſtlichen Sonn- und Feſt-Tagen überein; und ob ſie wohl die öffentlichen Verſammlungen unſrer Glaubens-Genoßen nicht leicht verſäumet: ſo darf man doch ſicher glauben; Jocaſta habe ſchon ehe ſie in der Kirche erſchienen, ihrer Gottheit ein paar Frühſtunden gewidmet. Dieſe muß ſie abwarten, wenn ſie gleich zur Winters-Zeit, zwey oder drey Stunden ehe es Tag wird, aufſtehen ſollte: Ja ſie vertiefet ſich in ihrer Andacht bißweilen ſo ſehr, daß ſie die ordentlichen Predigten entweder gantz, oder doch zum Theile verſäumet. Sie pflegt ihre Göttin an dieſen Tagen mit köſtlichen Kleidern zu putzen und ſie mit Perlen und Edelgeſteinen zu behängen: nicht anders als man in der Römiſchen Kirchen die Marien-Bilder an hohen Feſten zu ſchmücken gewohnt iſt. In dieſer prächtigen Geſtalt erwecket dieſelbe in ihrer Anbeterin eine doppelte Ehrerbietigkeit, welche ſie durch ein offtmahliges Kniebeugen, durch allerley Wendungen des Leibes, verſchiedene Minen des Geſichtes, und Bewegungen der Arme zu verſtehen giebt. Bißweilen pflegt ſie derſelben gar ein

Rauchwerck anzuzünden: denn ich habe ſie einmahl dürre Lorbeer-Blätter dazu brauchen ſehen; ohne Zweifel, weil dieſer Baum, nach der Fabel, aus der verwandelten Daphne einer abgeſagten Feindin der Wolluſt entſtanden, deren Andencken ſie auszurotten ſuchet. Meine liebe Muhme mag mirs nicht übel nehmen, daß ich durch dieſe Beſchreibung ihres Heydniſchen Götzen-Dienſtes, ihre Geheimniſſe ausſchwatze. Ich kan nicht davor: Ihre Abgötterey kömmt mir ſo abſcheulich für, daß ich mein Mißfallen darüber nicht bergen kan. So gar die Geſetze der Freundſchafft auferlegen mir die Pflicht, ihre Beſſerung aus allen Kräfften zu befördern. Soll ich deutlich von der Sache reden: So macht ſich Jocaſta ſelbſt zum Abgotte. Der Spiegel ſtellet ihr ihre ſchöne Geſtalt als etwas anbetenswürdiges vor Augen: und ſie wird durch die unmäßige Bewunderung, Liebe und Verehrung ihrer ſelbſt. zu einer wahrhafften Götzendienerin. Sie kommt durch ihre Selbſtliebe den abgöttiſchen Heyden ſo nahe, als ſie davon entfernet zu ſeyn dencket: Ja ſie übertrifft dieſelben an Thorheit: Indem jene nur andre Menſchen anbeteten, oder ſich von andern göttlich verehren ließen; da ſie hingegen ſich ſelber und ihre eigene Schönheit zu ihrem Abgotte macht.

Ihre thörichte Einbildung iſt eigentlich aus der Schmeicheley der Unverſtändigen entſtanden. In ihrer zarten Kindheit hat ſie ſchon von ihren Wärterinnen, Eltern, Verwandten und allen die ſie geſehen haben / ſagen gehöret, daß ſie ein Engel-ſchönes Kind ſey. Dieſe unzehlige Zeugniſſe, die man mit den freundlichſten Minen gegen ſie abgeleget, haben ſie endlich überredet, daß die Schönheit was großes und unſchätzbares ſey. Als ſie mannbar wurde, fand ſich die Hochachtung des männlichen Geſchlechts allmählich ein. Thörichte Liebhaber wiſſen keine andere Eigenſchafft eines Frauenzimmers hochzuſchätzen, als die ihre Sinne beluſtigen. Dieſe Gattung von Leuten weiß ſelbſt von Verſtand und Tugend kaum die bloßen Nahmen zu nennen. alſo urtheilen ſie auch von andern nach ihrer Fähigkeit. Nicht ihre Seelen / ſondern ihre Augen geben den Ausſchlag, ob eine Perſon liebenswürdig ſey. Solche Schmeichler haben meine Jocaſta hundert mahl einen Engel und tauſendmahl eine Göttin geheißen. Sie ſelbſt findet an ſich, außer der Schönheit nichts ſchätzbares: daher hat ſie ſich um dieſer natürlichen Gabe halber was einzubilden angefangen. Nun iſt ſie in ſich ſelbſt vernarret. Alle Jungfern, die nicht ſo ſchön ſind als ſie/ ſieht ſie mit ſpröden Augen an: wenn ſie gleich ſonſt hundert Eigenſchafften beſitzen, davon ſie keine eintzige hat. So gar den Mannsperſonen begegnet ſie ſtoltz, wenn es ihr nicht gelegen iſt, ſich zu erinnern, daß ſie noch ein Menſch iſt. Kurtz, wer vor ihrem Bilde nicht tief genug niederfället, hat ſich von dieſer eingebildeten Göttin keinen gnädigen Blick zu verſprechen.

Ich ſehe nur einen eintzigen Vorwand, wodurch Jocaſta ihren Hochmuth rechtfertigen könnte. Meine Schönheit wird mich noch glücklich machen; wird ſie vielleicht ſprechen: darum habe ich Urſache etwas darauf zu halten. Das männliche Geſchlecht ſieht am allererſten darnach; und es kan kommen/ daß ich durch eine erwünſchte Heyrath auf den Gipfel der irrdiſchen Glückſeligkeit erhoben werde. Dieſer Einwurf aber iſt leicht zu heben. Will ſie nur einen reichen oder vornehmen Mann haben, ſo kan ſie vielleicht ihren Wunſch erlangen. Allein verſtändige Männer laſſen ſich nicht durch bloße Schönheit blenden. Ein ausnehmendes Exempel macht die Sache klar. Der berühmte Herr von Beſſer hatte ja wohl eine ſchöne Gemahlin. Er, der ſie nicht nur am beſten gekannt / ſondern auch beſſer als der geſchickteſte Mahler abzuſchildern gewuſt / giebt folgende Beſchreibung von ihr: „ Als ſie das dreyzehnde Jahr zurück geleget,„ hatte ſich mit Erreichung der Mannbarkeit auch ihre Geſtalt ſo vollkommen„ ausgethan, daß man ſie durchgehends vor eine Schönheit„ prieſe, und unter andern wegen der ſafftigen Lebhafftigkeit ihrer lachenden„ Jugend ſie einer aufgeblüheten friſchen Morgen-Roſe, die„ ſtrahlende Weiße ihres Geſichts aber dem hellen Waſſer auf den„ Perlen vergliche. Wenn man nach dem Gebrauch der Alten, die„ ihrer Verſtorbenen Bildniße vor dem Sarge aufzuſtecken pflagen,„ verfahren wollte, würde man hier vielleicht nichts unangenehmes„ abzuſchildern haben. Allein (NB.) die Sittſamkeit der Seeligen,„ als die in einem ſo fremden Gute / wie die Schönheit iſt, keinen„ Ruhm geſuchet, und daher gleichſam mit dem Welt-weiſen Gorgias„ nur die Sitten und nicht die Geſtalt der Frauen bekannt wiſſen wollte„/ läßt nicht zu/ von ihrem äußerlichen ein mehrers anzuführen:„ denn nur daß ſie einen langen, ſchlancken, geraden, doch dabey vollfleiſchigten„ Leib, ein wohlgebildetes ſchloßweißes Antlitz, große himmelblaue„ Augen, ein dick-gekrolltes lichtbraunes Haar / und über„ alle wohl abgetheilte Glieder/ eine ſo klare und reine Haut gehabt;„ als wenn ſie eine der Opffer-Jungfrauen der alten Seren abgeben„ ſollen / an denen ſich weder Mal noch Flecken finden muſte!„ Wie herrlich lautet ein ſolches Lob von einem Frauenzimmer? Allein wie herrlich klinget es auch/ wenn eben dieſer betrübte Wittwer nicht ſo wohl die Schönheit als die Tugend ſeiner Gemahlin beklaget:

Wo find ich in der Angſt doch einen Auffenthalt?
Ich klage nicht an ihr die prächtige Geſtalt;
Die Anmuth des Geſichts; des Mundes Morgen-Roſen,
Der Augen holden Erſt gebietend liebzukoſen;
Ihr lang gekrolltes Haar, das meine Sinnen band;
Die Schwanen-weiße Bruſt; die Atlas-weiche Hand;
Nicht die Geſchicklichkeit der ſchlanck-polirten Glieder:
NB. Verhängniß! gieb ſie mir nur ungeſtalter wieder!
Ich klage bloß an ihr, was keine Mißgunſt ſieht;
Ihr groß und edles Hertz, ihr redliches Gemüth;
Den Engliſchen Verſtand, die Sorgfalt mir in allen,
Vergnügt/ in Lieb und Leid/ beſtändig zu gefallen.
Exempel aller Treu! . .

Doch zum Uberfluße wird ihr dieſes noch weitläufftiger von Eudoxia einer Orientaliſchen Kayſerin eingepräget werden. Als dieſelbe in den Elyſiſchen Feldern den König Ahasverus anſichtig wurde; redete ſie denſelben folgender maßen an:

Eudox. Ich habe euch lange zu ſprechen gewünſchet, Ahasver; drum iſt es mir ſehr lieb, daß ich euch einmahl antreffe. Ich habe euch mein Lebenlang vor einen wunderlichen Freyer gehalten; ja ob ich gleich nach meinem Tode viel falſche Meynungen abgeleget: ſo haben ſich doch in dieſem Stücke meine Gedancken nicht geändert. Sagt mir doch, wie waret ihr ſo ſehr auf die Schönheit erpicht? Ihr ließet ja aus euren hundert und ſieben und zwantzig Ländern mit vieler Mühe und großen Koſten, alle ſchöne Jungfern zuſammen bringen/ um euch die Allerſchönſte zur Gemahlin zu erwehlen.

Ahasv. Ihr ſeyd in Wahrheit viel wunderlicher als ich, indem ihr mir eine ſo einfältige Frage vorlegt. Was iſt natürlicher, was iſt auch gewöhnlicher/ als das Könige und Fürſten meines gleichen ſich ſchöne Gemahlinnen ſuchen? Ich wäre ja thöricht geweſen, wenn ich mich dieſes Vortheils ſelbſt begeben hätte.

Eudox. Lieber Ahasver, das natürlichſte und gewöhnlichſte iſt nicht allezeit das vernünfftigſte. Ich gebe es euch zu, daß die meiſten Männer rechte Bilder-Narren ſind. Sie verlieben ſich in ſchöne Geſichter; die Gemüther mögen beſchaffen ſeyn wie ſie wollen. Iſt das aber eine Klugheit?

Ahasv. Was? ihr wollt mich und ſo viel andre brave Männer vor unklug halten? Ihr mögt ſelbſt wohl . . .

Eudox. Gemach, werther Ahasver. Gemach! Erzürnet euch doch nicht ſobald. Das iſt die Schwachheit der Lebenden, wenn ſie in Meynungen uneins ſind. Wir Todten müſſen klüger ſeyn. Laßt uns die Sache ohne Affecten unterſuchen.

Ahasv. Ihr müßet aber euren Wiederpart nicht mit anzüglichen Reden angreiffen. Ich bleibe dabey: Wer eine ſchöne Frau haben kan, und nimt ſie nicht lieber als alle andere, der iſt ein Thor.

Eudox. Ich ſehe wohl, ihr ſeyd auch in der Unterwelt noch nicht von der Sclaverey eurer Sinne befreyet worden, denn eure Affecten herrſchen noch über den Verſtand. Doch ich will euch was fragen Ahasver: Sagt mir/ war Vaſthi eure erſte Gemahlin nicht ſchön?

Ahasv. Iſt das wohl Fragens werth? Freylich war ſie recht Engel-ſchön. Hätte ſie nur mittelmäßig ausgeſehen, nimmermehr wäre ſie meine Gemahlin geworden.

Eudox. Ihr ſagt die Wahrheit: Vaſthi war überaus wohl gebildet. Ihr ließet ja dieſelbe an eurem Jahrstage in die Verſammlung aller eurer Fürſten ruffen; bloß in der Abſicht, ihre Schönheit von jedermann bewundern zu laſſen. Mich dünckt; ihr wuſtet euch ſehr viel mit dieſer Gemahlin! iſt es nicht ſo?

Ahasv. Habt ihr etwa was dabey zu erinnern?

Eudox. Nein, gantz und gar nichts. Ich will nur ſo viel ſagen/ daß ihr vermuthlich bey einer ſo engliſchen Schönheit der glückſeligſte Menſch von der Welt werdet geweſen ſeyn. Ohne Zweifel werdet ihr einen überaus vergnügten Ehſtand mit ihr geführet haben?

Ahasv. Ach! Eudoxia.

Eudox. Warum ſeufzet ihr ſo/Ahasverus? Iſt ſie euch etwa zu frühe geſtorben?

Ahasv. Ach nein! die Eigenſinnige! Ich mag nicht an ſie gedencken: denn es fällt mir ſo gleich aller Verdruß ein, den ſie mir verurſachet hat.

Eudox. Was vor Verdruß? Ich ſehe wohl, ihr wollt mit mir ſchertzen. Wie wäre es möglich, daß ihr mit eurer engliſchen Gemahlin nicht ein recht himmliſches Leben ſolltet geführet haben?

Ahasv. Was himmliſch, was himmliſch? Ein recht hölliſches Leben. Von Geſtalt war Vaſthi ein Engel; aber von Gemüthe ein rechter Teufel. Mein Lebenlang habe ich kein ſtoltzeres, unbändigeres und eigenſinnigers Weib geſehen. Ihr könnt leicht daraus ſchlüßen, wie unſre Ehe beſchaffen geweſen.

Eudox. Es iſt mir leid um euch, lieber Ahasver. Aber im Ernſte; habt ihr euch denn gar nicht mit ihr vertragen können?

Ahasv. Gantz und gar nicht. Alles was ich wollte, das wollte ſie nicht. Alles was mir gefiel, das war ihr zuwider. Daher kam es endlich, daß ich nach tauſendfachem Verdruße ſie gäntzlich verſtoßen muſte. Habt ihr nicht meine Hiſtorie geleſen, und wiſſet ihr nicht, daß ſie ſich nicht einſtellen wollen, als ich ſie zu mir ruffen ließ? Ach welch ein Schimpff war mir das!

Eudox. Ich habe es freylich geleſen. Aber ſeht ihr wohl Ahasver, ihr wiederleget euch ietzo ſelbſt. Eure eigene Erfahrung überführet euch, daß die ſchönſten Weiber nicht eben die liebenswürdigſten ſind. Wäre eure Ehe nicht weit vergnügter geweſen, wenn Vaſthi weniger Schönheit und mehr Vernunfft; weniger Reitzung und mehr Tugend; weniger Anmuth der Geſtalt und mehr Liebe gegen euch gehabt hätte? Alsdenn würde ſie ſich eine Freude gemacht haben euch eine Gefälligkeit zu erweiſen, die zugleich ihr ſelbſt zur Ehre gereichete. Euer Ehſtand wäre vergnügt geweſen, und ihr hättet biß ins Alter ein glücklich Leben geführet: Ihr ſchweiget? ſagt doch was dünckt euch davon Ahasver?

Ahasv. Ich muß euch faſt recht geben. Es iſt wahr, die Schönheit allein macht keine gute Ehegattin; aber man muß doch darauf am meiſten ſehen. Was habt ihr an meiner andern Gemahlin auszuſetzen? hatte ich an der ſchönen Eſther nicht zugleich ein vernünfftiges und tugendhafftes Frauenzimmer gefunden?

Eudox. Prahlt nicht zu ſehr damit. Es war ein bloßes Glück, daß euch dieſe Vermählung ſo wohl gelungen. Es hätte leicht noch ärger als vorhin gerathen können: ſo unbedachtſam verhieltet ihr euch bey der Wahl. Nehmt mirs doch nicht über Ahasver, ich kan mich des Lachens unmöglich enthalten, wenn ich mir euren/aus hundert und ſieben und zwantzig Ländern zuſammengetriebenen Koppel von Schönheiten vorſtelle. Euer gantzer Hof wimmelte nur von unzehligem Frauenzimmer; darunter die geringſte nichtsweniger als eine Königin im Kopffe hatte. Eine jede Närrin putzet und ſchmücket ſich etliche Monate, und als ſie alle fertig ſind, laßet ihr euch wie ein Pferde-Händler/eine nach der andern zuführen. Ihr wißet ſelber kaum zu ſagen, welche ſchöner iſt als die andere; und ſonſt fraget ihr nach nichts. Endlich kommts von ohngefehr, daß eine fromme Jüdin den Platz behält.

Ahasv. Ihr ſeyd eine Schwätzerin, genug daß ich eine gute Gemahlin bekommen habe/da ich doch nur auf die bloße Schönheit ſahe.

Eudox. Ich habe es euch ſchon geſagt, daß dieſes nur ein blindes Glück geweſen ſey. Ihr habt es eurer Klugheit gar nicht zuzuſchreiben.

Ahasv. Ey, ich wuſte wohl, daß in einem ſchönen Leibe auch eine ſchöne Seele wohnet: darum griff ich nach der Eſther: denn ſie war die ſchönſte.

Eudox. Die herrliche Regel! darum war Vaſti ſo ſchön an ihrer Seelen. Iſts nicht ſo? die Schönheit des Leibes kömmt von der Natur: die Schönheit der Seelen aber von der Aufferziehung. Die eine kan gar wohl ohne die andre ſeyn.

Ahasv. Ach ihr meiſtert gar zu viel! wie hätte ich es denn anders machen ſollen? Ihr müßet gewiß in eurem Leben nicht ſchön geweſen ſeyn, ſonſt würdet ihr nicht ſo wider die Hochachtung der Schönheit ſtreiten.

Eudox. Ob ich ſchön geweſen ſey oder nicht/ das will ich euch ein andermahl nebſt meinem Lebenslauffe erzehlen. Gehet indeſſen hin, und ſuchet eure Engelſchöne Vaſthi unter den Todten; und ſeht ob ſie ihren Stoltz abgeleget habe, der ſich bloß auf ein Stückgen glatte Haut und andre Kleinigkeiten eines verweßlichen Madenſackes gegründet hat.

Die Vernünftigen Tadlerinnen

Freytags den 8. Nov. 1726.

Eckart.

Wer wider Willen hilfft, wird ſchlechten Danck erwerben.

Mein Vorhaben wegen der Jungfer-Lotterie iſt mir geſtöhret worden; und zwar durch eben diejenigen, denen zum beſten ich ſie ausgeſonnen hatte. Ich habe die Zeit her unzehliche Briefe von lauter alten Jungfern bekommen; welche gantz einhellig um die Einſtellung eines ſo ſeltſamen Anſchlages Anſuchung thun. Die eine mit Nahmen Furioſa, giebt mir einen ſo derben Verweiß, als wenn ſie meine Groß-Mutter wäre. Sie ſchmählet auf meine beyde Blätter, darinnen ich vor einiger Zeit, meine Gedancken von erwehnter Lotterie kund gethan, auf das allerhefftigſte; und ſetzt endlich eine Drohung hinzu: daß ſie mit andern ihres Gelichters ſich zuſammen thun und auf eine empfindliche Rache wieder mich ſinnen werde.

Die andre nennet ſich Blanda, und hat ihren Brief in einer recht kläglichen Schreibart abgefaßet. Sie beſchweret ſich auf eine höfliche Manier über mich, daß ich den Spöttern der alten Jungfern, durch meinen wunderlichen Vorſchlag, nur mehr Gelegenheit gegeben, ſich an ihnen zu beluſtigen. Jede Manns-Perſon, ſchreibt ſie; mache ſich ietzo ein beſonderes Vergnügen, das betagte Frauenzimmer, ſo ſie kennet, zu fragen: In welcher Claſſe unſrer Lotterie ſie zu haben ſeyn werde? Jmgleichen, ob ſie denn mit ihrem gewonnenen Liebſten bald Hochzeit machen werde? Dieſem Ubel könne nun nicht anders abgeholfen werden; als durch die Wiederruffung unſers Vorhabens, welches ſie derowegen eheſtens zu thun bittet.

Die dritte hat ſich Jucunda genennet, und giebt uns auf eine lebhaffte Manier zu bedencken: ob ſie bey ihrer angenehmen Geſtalt und ihren großen Mitteln nicht ohne eine Lotterie einen Mann bekommen werde? Sie verſichert, daß ihre Jahre ihr gar nicht vor die Stirn geſchrieben ſtünden: und wenn die Leute ihres Ortes nicht ein ſo gutes Gedächtniß hätten; daß ſie ſich ihrer ſchon vor fünff und zwantzig Jahren als eines hübſchen Mädgens erinnern könnten: ſo würde wohl mancher einen Eyd ablegen, daß ſie nicht älter, als achtzehn biß zwantzig Jahre ſeyn müſſe.

Die vierdte heißet Pecunioſa. Dieſe lachet mich aus, daß ich in den Gedancken ſtehe: Die Männer ſähen im Freyen nach der Jugend. Sie meynet es aus einer zwantzigjährigen Erfahrung zu haben; daß man ſich ohngeachtet ihres Alters und ihrer ſchlechten Geſtalt, (indem ſie gar einen Puckel hätte,) dennoch weit mehr um ſie, als um die ſchönſten und jüngſten Mädgen beworben hätte. Sie habe alſo das Vergnügen gehabt, mehr als funfftzig Freywerber mit ſoviel künſtlich geflochtenen Complimenten vor ihre Principalen abzufertigen. Kurtz, wenn ſie bißher nicht geheyrathet hätte, oder inskünfftige nicht heyrathen würde: ſo müſſe man daraus gar nicht ſchlüßen, daß ſie keinen Mann haben könne: ſondern daß ſie keinen haben wolle.

Die fünffte, ſo ſich Suſpicioſa unterſchrieben, beſchuldiget mich des Eigennutzes bey meiner Lotterie. Sie ſtehet in den Gedancken, die Einlage der Manns-Perſonen werde aus baarem Gelde beſtehen, und davon würde ich mir etwa eine ſilberſtückene mit lauter Hermelin gefütterte Polenoiſe verdienen wollen, um gegen den Winter in Kirchen und auf dem Weyhnachts-Marckte damit zu ſtoltziren.

Die ſechſte, mit Nahmen Superba, bezeuget einige Luſt in meinen Jungfräulichen Antiquitäten-Orden zu treten: doch mit dem ausdrücklichen Bedinge: wenn ſie zur Aebtiſſin oder Priorin oder Ordens-Meiſterin gemacht würde. Woſern man aber ſonſt jemanden dieſe Ehre zugedacht hätte, oder ich mich wohl gar ſelbſt dazu aufwerfen ſollte: ſo will ſie nichts damit zu thun haben; und drohet, uns in allen ihren Geſellſchafften lächerlich zu machen.

Die ſiebende nennet ſich Guſtava, und verſichert uns, daß unſere Lotterie zum wenigſten bey ihr zu ſpät komme. Sie habe nemlich vor weniger Zeit mit ihrem von etlichen Jahren her geliebten Fidelio Verlöbniß gehabt; und theilet uns zugleich eine wohlgerathne Poeſie mit, welche einer von ihren Verwandten auf die von ihr glücklich überſtandenen Läſterungen ihrer Feinde verfertiget. Ich will ſie meinen Leſern mittheilen:

Guſtava faſſe Hertz und Muth!
Laß deiner Großmuth Kräffte ſchauen;
Es ſoll die freche Läſter-Bruth
Sich ſelbſt, nicht dir, die Falle bauen.
Ein Geiſt der ſich in Tugend übt,
Muß nicht bey rauhem Sturm erſchrecken:
Der Himmel, der dein Weſen liebt,
Wird dich trotz Blitz und Donner decken.

Ein Felß wird doch nicht weggeſpühlt;
Wenn hundert tauſend Wellen toben:
Wenn Neid und Mißgunſt auf dich ziehlt,
So wird dein Ruhm erſt neu erhoben.
Guſtava, weiche nicht zurück!
Bleib feſt und unbeweglich ſtehen:
Der Schönheit beſtes Meiſterſtück
Kann nicht ſo ſchändlich untergehen.

Des tummen Pöbels Lügen-Wahn
Kan kein erhabnes Hertz verletzen:
Hat dir ſein Frevel weh gethan;
So will die Unſchuld dich ergetzen.

Wird deiner Thränen Koſtbarkeit,
Indem dein ſchönes Auge weinet,
Von dir wie Perlen hingeſtreut,
So faße dich, dein Troſt erſcheinet.

Laß deiner Augen Blitz und Strahl
Auf die verwegnen Scheiteln ſchießen.
Laß deiner Feinde freche Zahl
Vor den verdammten Frevel büßen.
Bey deiner Blicke ſtrengen Macht
Muß Mißgunſt und Verleumdung zittern,
Du kanſt durth deiner Schönheit Pracht
Den Hochmuth-vollen Schwarm erſchüttern.

Doch nein, diß hieß zuviel gethan,
Die Großmuth kann ſich beßer rächen:
Du ſiehſt den Feind verächtlich an,
Der Himmel ſoll das Urtheil ſprechen.
Der Himmel, der die Unſchuld ſchützt,
Wird ſelbſt auf deine Rettung dencken,
Und wenn die Läſtrung auf dich blitzt,
Dir Geiſt, Verſtand und Anmuth ſchencken.

Guſtava, deiner Schönheit Glantz
Wird biß ins Grab noch engliſch heißen,
Und deiner Tugend Lorber-Crantz
Soll dir kein frecher Arm entreißen.
Du bleibſt ein Auszug der Natur,
Die Nach-Welt wird noch von dir leſen:
Daß ſolcher Schönheit ſeltne Spur
Nicht vielmahl auf der Welt geweſen.

Durch dieſe und andere dergleichen Vorſtellungen mehr, die ich der Kürtze wegen übergehe, bin ich endlich bewegen, meinen Schluß zu ändern, und die in Vorſchlag gebrachte Lotterie zu unterlaſſen. Ich ſehe wohl, daß es unter den alten Jungfern meines gleichen wunderliche Köpffe giebt; und wer weiß, was ich vor Ungelegenheit verurſachen würde: wenn ich meine Lotterie vollends zu Stande brächte. Wie manche würde nach geſchehenem Zuge ihr Wort zurücke ziehen: wenn nehmlich der neue

Liebſte ihr nicht anſtünde? u. d. gl. Es iſt alſo am beſten, ich begebe mich alles dieſes Verdruſſes. Doch weil ſo vielen von meinen Mitſchweſtern daran gelegen iſt: daß ich meinen bißherigen Vorſchlag wiederruffe: Wohl, ſo will ich mir einige Bedingungen vorbehalten; die ſie mir zur Erkenntlichkeit vor mein willfähriges Gemüth leicht zugeſtehen werden. Ich wiederruffe alſo alles, was ich bißher in Willens gehabt: doch mit dem Vorbehalte:

I. Daß die alten Jungfern inskünfftige gegen die jungen nicht mehr ſo ſpöttiſch thun ſollen: in Betrachtung, daß ſie auch jung geweſen, und jene vielleicht eben ſo wohl als ſie veralten können.

II. Daß 36. biß 40jährige Perſonen nicht mehr ſoviel Eitelkeit an ſich ſollen blicken laſſen; dergleichen nur 15 biß 20jährigen Jungfern zu gute gehalten wird.

III. Daß eine betagte Jungfer ihren Ruhm nicht mehr in der Schönheit, wie einige thörichte noch thun; ſondern in der Klugheit und Tugend ſuchen ſollen; welche ihnen beſſer anſtehet.

IV. Daß ſie nicht ſchmählen ſollen, wenn etwa ein junges Frauenzimmer Hochzeit hat: weil ſie dadurch nur ihren Neid, imgleichen ihre groſſe Begierde zu Heyrathen an den Tag legen.

V. Daß ſie mit Manns-Perſonen behutſam umgehen ſollen: damit es nicht den Schein habe, als ob ſie auſſer der Ehe eben das Vergnügen ſuchten, welches nur verehlichten Perſonen vergönnet iſt.

VI. Daß ſie nicht von ihren gehabten Freyern prahlen, oder die vertheilten Körbe herrechnen ſollen, bey Straffe; daß es ihnen niemand glauben, und vielmehr ein jeder das Gegentheil dencken ſoll.

VII. Daß ſie ſich gegen alles Frauenzimmer freundlich und gefällig: gegen Manns-Perſonen aber höflich und angenehm bezeigen ſollen; damit man nicht an ihrer verdrüßlichen und ſpröden Aufführung mercken möge, daß ihnen ihre Jungferſchafft zur Laſt geworden ſey.

Nehmen ſie dieſe Bedingungen in acht, ſo verſichern wir ſie: daß auch die Manns-Perſonen inskünfftige ihre Spöttereyen unterlaſſen werden. Man wird eine bejahrte Jungfer um ſo viel höher ſchätzen, und ihr Alters halber diejenige Ehrerbietung erzeigen, die man andern wegen einer flüchtigen Blüthe ihrer Jugend erweiſet. Ein reifer Apfel iſt ja ſonder Zweiffel weit fürtrefflicher, als die Blüthe, daraus er entſtanden; ohngeachtet dieſe von tauſend Hummeln, Weſpen, Fliegen und anderm Ungeziefer fleißig beſuchet, geküßet, und mit einem ſummenden Geſange gleichſam als mit ſovielen Abend-Muſicken angebetet worden. Ein vernünfftiger Menſch läßt ſich dieſelbe zwar gefallen, beluſtiget auch ſeine Augen daran: wartet aber der Zeit, da die Frucht zu ihrer Vollkommenheit gediehen und eine erquickende Süßigkeit erlanget hat. Alsdenn greifet er mit beyden Händen darnach; und iſt vergnügt, wenn ſein Arm ſie auf dem damit ſtoltzirenden Aſte erreichen kan.

Den Jungfräulichen Antiquitäten-Orden anlangend: ſo will ich mich des darauf habenden Rechtes, als Erfinderin deſſelben, auch begeben. Superba, welche durchaus die Ordens-Meiſterin davon ſeyn will, darf ſich von mir keinen eigenſinnigen Widerſpruch vermuthen. Sie mag aber auch ſo gut ſeyn und ſich ſelbſt, nach ihrem eigenen Gutdüncken, die Ordens-Regeln entwerfen, und zuſehen, wie ſie ihr Vorhaben ins Werck richte. Ich wünſche ihr zum Voraus zu ihrer neuen Würde alles Glück, und werde mich freuen, wenn ſie ihre Ritterinnen durch ihre Weißheit wohl regieren und ſie alle durchgehends vergnügen wird. Mein Blatt iſt noch nicht voll, und ich kan alſo meinen Leſern noch ein Schreiben vorlegen, welches vor etlichen Wochen bey uns eingelaufen. Es lautet ſo:

(Tit.)

WUndert euch nicht, vernünfftige Tadlerinnen, daß ich euch mit Verwiſſen meiner Geſpielinnen ein Vorhaben den offenbahre, welches uns euren geneigten Beyfall zuwege bringen muß. Die Natur hat uns darinnen, wodurch wir von dem männlichen Geſchlechte unterſchieden ſind, Euch, wertheſte Tadlerinnen, gleich gemacht: wie wir ſolches alle, ich aber ins beſondere, mit einem cörperlichen Eyde bekräfftigen könnten: wenn es von uns verlanget werden ſolte. Und eben dieſes hat uns nach fleißigem Durchblättern eurer Schrifften, vermittelſt einer ſonderlichen Regung aufgemuntert, unſer Thun und Laſſen, euren ſo vernünfftigen als tugendhafften Unternehmungen einigermaſſen gleichzuſtellen. Zu ſolchem Ende haben wir, nehmlich Arguta, Ingenioſa und Margalis, welches letztere mein eigener Name iſt, uns vereiniget, nach eurem Muſter eine dreyblätterige Geſellſchafft aufzurichten; und drey Tage einer jeden Woche zu unſern Verſammlungen zu beſtimmen. Unſre gantze Abſicht dabey iſt dieſe, mit zuſammengeſetzten Kräfften dergleichen Blätter zu verfertigen, welche ſich unterſtehen dürfften, zuweilen in euren Schrifften eine Stelle zu begehren.

Wir ſind noch nicht vermögend wöchentlich ein eigenes Blatt von unſrer Arbeit zum Stande zu bringen und ſelbiges heraus zu geben: wozu wir uns doch vielleicht entſchlieſſen würden, wenn uns nicht diejenigen Leute ſo bedencklich vorkämen, die in engen Beinkleidern unter dem Nahmen der N. herumwandern. Folglich ergehet unſere dreyfache Bitte an euch, ihr wollet zur Aufnahm unſeres Geſchlechtes wenigſtens monathlich, ein aus den Umſtänden unſeres Ortes hergefloſſenes Blatt euren Schrifften mit einverleiben. Von der Arguta werdet ihr Wahrheiten leſen, ſo die Beſchaffenheit des menſchlichen Geſchlechts betreffen: von der Ingenioſa werdet ihr einige Neuigkeiten erhalten, ſo auf die Verbeſſerung der Teutſchen Sprache und Tichte-Kunſt abzielen. (Z. E. Ob es recht ſey das Wort ewig, wenn es ein Beywort oder zufälliges Nennwort bedeutet, mit einem G; wenn es aber ein Nebenwort anzeiget, mit einem Ch am Ende zu ſchreiben?) Von mir ſol-

let

ſet ihr endlich einige hiſtoriſche Begebenheiten, dergleichen die beyliegende iſt, zu gewarten haben. Findet unſer Anſuchen ſtatt, ſo werden wir uns vor ſolche Eure Zuneigung allezeit nennen

Vernünfftige Tadlerinnen,

Eure

Glückſtadt
1726. den 15. Oct.

willige Dienerinnen,
Margalis,
im Nahmen der übrigen Mitſchweſtern.

Es kan uns nicht unangenehm ſeyn, daß unſer Exempel ſo gute Wirckungen nach ſich ziehet/ und mehrere Perſonen unſers Geſchlechtes aufmuntert, ſich in vernünfftigen Betrachtungen der Dinge, und geſchickter Führung der Feder zu üben. Wir laſſen uns alſo ihren Vorſchlag gefallen, und das überſchickte Probeſtück ſoll unſern Leſern eheſtens mitgetheilet werden. Wir hoffen auch, daß ihre Arbeit in kurtzer Zeit ſo wohl gerathen wird, daß ſie eheſtens eine eigene Schrifft werden zu Stande bringen können. Unſre Blätter ſollen ohnedem mit dem Schluſſe dieſes 1726ſten Jahres ein Ende nehmen; und alſo würde es uns lieb ſeyn, wenn ſich jemand finden ſolte, der unſre Stelle bekleiden, und unſerm Geſchlechte dasjenige mittheilen möchte, was er zu ihrem beſten dienlich zu ſeyn, erachten könnte. Am liebſten würden wir unſre bißherige Bemühung in die Hände etlicher Frauenzimmer überliefern: welche alſo fortfahren könnten, die Ehre ihres Geſchlechtes zu behaupten. Margalis mit ihren Geſpielinnen ſcheinen eine gute Fähigkeit dazu zu haben; und wir wünſchen, daß es ihnen an Hertzhafftigkeit nicht fehlen möge, die dabey vorfallenden Hinderniſſe zu überwinden.

Calliſte.

XLVI. Stück.

Die Vernünftigen Tadlerinnen

Freytags den 15. Nov. 1726.

Philander.

Der Pedanten-Schwarm, der alles überzieht.

Ich erinnere mich, daß ich vor einiger Zeit verſprochen zu zeigen, daß nicht nur das männliche, ſondern auch das weibliche Geſchlecht offtmahls in das Laſter der Pedanterey fallen könne. Zwar entſinne ich mich etwas davon in den Diſcourſen der ſchweitzeriſchen Mahler geleſen zu haben: allein weil ich dieſelben nicht bey der Hand habe; ſo weiß ich ſo eigentlich nicht, was ſie darüber vor Gedancken gehabt. Um ſo viel freyer werde ich meine Betrachtungen darüber anſtellen: und deſto weniger wird man mich beſchuldigen können, daß ich mir eine fremde Arbeit zu Nutze gemacht:

Die allermeiſten die das Wort Pedant und Pedanterey faſt alle Augenblick im Munde führen, haben ſelbſt keinen deutlichen Begriff davon. Man kan ſolches daraus abnehmen: daß ſie offt wahrhaffte Gelehrten, ingleichen die Gelehrſamkeit überhaupt mit dieſem verhaßten Nahmen ſchwartz zu machen ſuchen. Die Unwiſſenheit hätte kein bequemeres Schimpfwort erſinnen können, die Verſtändigen neben ſich verächtlich zu machen. Ein galanter Idiot, der kaum ſchreiben und leſen gelernet: hält alle diejenigen vor würdig, ſo genennet zu werden, die mehr verſtehen als er. Sollte man ihn ſelber fragen, was er durch einen Pedanten und die Pedanterey verſtünde: So würde man ihn entweder ſtumm machen; oder zum höchſten anſtatt dieſer ausländiſchen Wörter ein paar einheimiſche, nehmlich Schulfuchs und Schulfüchſerey/ zur Antwort bekommen.

Ich will hier nicht erwehnen, daß die Gelehrten ſelbſt noch nicht recht mit einander eins geworden,was ein Pedant eigentlich ſey. Die Beſchreibungen ſo ſie davon gemacht, wiederſprechen ſich zwar nicht gantz und gar: aber ſie ſind doch ſo ſehr unterſchieden, daß ſie ſich ſchwerlich vereinigen laſſen. Vielleicht kommt dieſes daher, weil es mancherley Gattungen der Pedanterey giebt. Weil nun ein ieder ſeine Erklärung nach dem Muſter, ſo er etwa vor Augen gehabt, eingerichtet: ſo haben nothwendig mancherley Beſchreibungen entſtehen müſſen. Man überläſt es ſcharfſinnigen Philoſophen, das ähnliche aus allen bereits verhandenen Erklärungen heraus zu ſuchen, und alſo eine vollkommene Beſchreibung der Pedanterey überhaupt abzufaſſen. Mir iſt es ſchon genug, wenn ich etliche der vornehmſten Eigenſchafften eines Pedanten anmercken, und an unſerm Geſchlechte eben dergleichen zeigen kan.

Ein Pedant bringet die Zeit ſeines Lebens mit Kleinigkeiten zu. Er beſchäfftiget ſich mit unnützen und nichtswürdigen Dingen: doch wenn er davon zu reden kommt; ſo redet er in einem ſo groſſprecheriſchen Thone, als ob es Dinge wären, daran des Römiſchen Reiches, ja der gantzen Welt Wohlfahrt hienge. Ein verdruckter Buchſtaben, der zum Unglück einen grammaticaliſchen Fehler ausmacht, iſt eine zulängliche Urſache zu einem Federkriege. Um etlicher ſchlechten Anmerckungen halber, die in einem Lande bey den Auflagen alter Scribenten gemacht worden, wirfft er der gantzen Nation eine grobe Unwiſſenheit vor, und wenn er mit den entſetzlichſten Schmähworten um ſich wirfft: ſagt er die Vertheidigung der freyen Künſte erfordre eine ſo hefftige Art des Ausdruckes.

Eben ſo macht es Jungfer Baggatelle. Alles was ſie thut, redet und dencket, das ſind lauter Kleinigkeiten. Mit Kleinigkeiten ſteht ſie auf, mit Kleinigkeiten bringt ſie den Tag zu; Mit Kleinigkeiten geht ſie auch wieder zu Bette. Eine Falte mehr oder weniger in ihrer Haube; Steckenadeln, die eines Haares breit länger oder kürtzer ſind; Abſätze etwa um einen Meſſerrücken höher oder niedriger: das ſind die wichtigſten Urſachen, mit ihrer Näterin, jungen Magd und dem Schuſter zu zancken und zu keifen. Sie beſchwert ſich, daß man in gantz Leipzig kein rechtſchaffenes Stücke Arbeit haben könne. Sie findet ein wenig Staub in ihrem Zimmer oder ein Fäſichen auf ihrer Kleidung: Sogleich beklagt ſie ſich, daß ſie in einer ſäuiſchen Unflätigkeit leben müſſe, und hält ihrem Geſinde ſolche Strafpredigten drüber, daß die Nachbarn das Geſchrey davon hören. Kurtz Jungfer Baggatelle iſt eine Pedantin.

Ein Pedant hat einen unſäglichen Stoltz. Er prahlt mit ſeinen eigenen Sachen. Er redet immer von ſich ſelbſt, von ſeinen Schrifften, von ſeiner Lehrart. Er macht gantze Regiſter von neuen Wahrheiten die er erfunden, und rühmt ſich daß die gelehrte Welt es ſchon mit der Zeit erkennen werde, was er ihr vor ein Licht angezündet habe. Wer ihn ins Geſichte lobet, den höret er mit Luſt; und fraget ihn was er von ſeinen andern Sachen halte; um noch mehr Lobſprüche von ihm heraus zu locken. Er hängt ſein Bild in alle ſeine Zimmer, und wenn er ſich in Kupfer ſtechen läßt ſo krönt er ſich mit Lorbern, und ſetzt die Zahl ſeiner Jahre hinzu. Wer ihm irgend nicht ſeinen völligen mit vielen Koſten erlangten Titel giebt: der hat ihn zum ewigen Feinde. Ja er tritt wohl ſelbſt vor einen Spiegel, und nach einer langwierigen Betrachtung ſeiner Perſon und großen Verdienſte bricht er voller Entzückung aus: Orbilius, Orbilius, du biſt doch ein groſſer Mann!

Eben ſo ſtellt ſich Vanette an. Sie erzehlt tauſend Hiſtorien von ſich ſelbſt und von der Hochachtung, die man ihr bey vielen Gelegenheiten erwieſen. Sie rechnet ihre Freyer auf den Fingern her. Sie überſchüttet euch mit einer

Menge von ſpitzfindigen Antworten, die ſie hie und da gegeben, und vergißt nicht zu ſagen, wie man ſie bald eine ſcharfſinnige, bald eine geiſtreiche, bald eine übermenſchliche Schöne geheißen habe. Die aller abgeſchmackteſten Schmeicheleyen ihrer Bekannten erwiedert ſie mit einer gefälligen Mine, und fragt fleißig: welche Gattung von Kleidungen ihr geſchickter anſtehe, oder welche Farbe ihr beſſer laſſe? denn ſie weiß, daß man ihr gewiß ſagen werde: ſie möge ſich ankleiden wie ſie wolle, ſo ſtehe ihr alles unvergleichlich. So gar ihre Magd muß hierinnen den Fuchsſchwantz ſtreichen.

Denn will ſie bey der Frau in hohen Gnaden ſtehn,
So ſpricht ſie dann und wann: Madame, das läſt ſchön.
Philander.

Wer ihren Ehrentitel nicht bey jedem Worte wiederholet, oder ihn gar nicht recht ausſpricht, der hat ſie zu einer Todtfeindin. Ihre Gnaden, Frau Räthin, Frau Doctorin, Frau Hauptmannin, Fr. Magiſterin u. ſ. w. Das ſind Bey-Nahmen, darinnen ſie ihre gröſte Ehre ſuchet, und wenn ſie ſonſt keinen fordern könnte; ſo wird ſie doch Madame und Mademoiſelle heißen wollen, in Meynung, daß dieſe Wörter vornehmer klängen, als wenn ſie teutſch eine Frau oder eine Jungfer hieße. In Geſellſchafften hat ſie es gern daß man von ihrer Schönheit und von ihren Kleidungen redet. Sie giebt ſelbſt Gelegenheit dazu, wenn niemand von ſich ſelbſt darauf verfallen will. Sie hat ſich z. E. einen Geldſtückenen Unterrock machen laſſen: um nun denſelben bey dem erſten Beſuche den ſie machet ihren Bekannten zu zeigen, ſchlägt ſie ein Knie über das andere, und hebt die Ober-Kleider ſo ſehr auf, daß ein Zipffel von dem glänzenden Rocke zu ſehen kommt. Eine ihrer gegenwärtigen Freundinnen mercket ihre Eitelkeit und thut ihr, nach einem langen Stillſchweigen des übrigen Frauenzimmers, den Gefallen zu fragen, was ſie ſich denn vor einen ſchönen Rock habe machen laſſen? Wer ergreifet dieſe Gelegenheit begieriger als Danette? Augenblicklich ſchlägt ſie die oberſten Röcke biß oben an in die Höhe, um den unterſten gantz und gar ſehen zu laſſen, und ſagt dabey mit einer verſtellten Sprödigkeit: Ach das elende Röckelgen! Es verlohnt ſich ja nicht die Mühe! Iſt Vanette nicht auch eine Pedantin?

Ein Pedant macht einen wunderlichen Aufzug. Seine Geberden ſind überall ſonderlich; ſeine Kleidung ſeltſam, und ſein Gang gantz ungewöhnlich. Er zieht mit ſo gravitätiſchen Schritten einher, daß man ihn vor einen Spanier halten ſollte. Wenn er redet/ ſo räuſpert er ſich erſtlich, ſchiebt die Perrücke zurecht, drehet den Hut um/ oder greifet doch an die Mütze. Er faltet die Stirn, zieht die Augenbraunen bald auf bald abwerts, und dehnet die Lippen rechts und lincks, nach dem es ſeine Grille mit ſich bringet. Den Finger legt er an die Naſe, um gleichſam den Sitz seiner Weißheit zu zeigen. Ja er wird euch wohl gar in Gedancken die Knöpfe vom Kleide abdrehen; um euch einen von ſeinen Einfällen deſto nachdrücklicher zu erzehlen.

Singuliere macht es eben ſo. Alles was ſie thut oder redet iſt gekünſtelt und ſonderbar; alle ihre Minen und Bewegungen ſind ausſtudiret. Eine Schnecke geht nicht ſo langſam, als ſie auf der Straße einher ziehet. Einige glauben, ſie thue ſolches um ſich mit ihrer Schönheit von den vorüber gehenden deſto länger bewundern zu laſſen: Andre ſagen ſie habe ſich vorgenommen die gantze Stadt nach der Länge ihrer Schuhe auszumeſſen; weßwegen ſie allezeit den Hintertheil des einen Fußes an die Spitze des andern ſetzet: Und noch andre ſchreiben es ihrem trägen und langſamen Naturelle zu. Wenn man ihr bey Tiſche, oder ſonſt, etwas reichet; ſo kan ſie ſich ſchwerlich entſchlieſſen mit welcher Hand, oder mit welchen Fingern ſie es annehmen und faſſen ſoll. Jedes Wort ſo ſie ausſpricht, wird von einer ſonderbahren Mine begleitet. Sie verdreht die Augen, ſchlenckert den Kopf auf den Achſeln, predigt mit den Händen
Und macht bey jedem Wort wohl zehnerley Grimaſſen.

Philander.

Kurtz zu ſagen, da ſie durch ihr gezwungenes Weſen überall ſchöne thun will, machet ſie ſich zu einer offenbahren Pedantin.

Ein Pedant iſt ein groſſer Bewundrer des Alterthums; ohne ſich darum zu bekümmern, ob die Meynungen und Ausſprüche deſſelben vernunfftmäßig oder thöricht geweſen. Homerus iſt der älteſte aller Griechiſchen Poeten, die wir gantz haben: daher verfällt alle ſeine Hochachtung auf denſelben. Er glaubt Homerus habe alles gewuſt was man wiſſen kan, und was noch mehr iſt, auch alles in ſeinen Gedichten aufgeſchrieben. Jedes Wort daraus dieſelben beſtehen, dünckt ihm Geheimniſſe hinter ſich zu verbergen. Er zerbricht ſich den Kopf Allegorien darinnen zu finden; und alle ſeine Heydniſche Fabeln moraliſcher und natürlicher Weiſe zu erklären. So gar die Goldmacher-Kunſt und den Stein der Weiſen trifft er in der Ilias an. Alle Schnitzer Homeri macht er zu Tugenden; und alle ſeine Fehler macht er zu Regeln der heutigen Poeſie. Mit einem Worte aus Homero lieſet er den Morgen- und Abendſeegen, auf Homerum will er leben und ſterben.

Was dem Pedanten ein griechiſcher Fabelmacher iſt; das iſt der abergläubiſchen Aphroſynen eine von ihrer Groß-Groß Frau Mutter hergebrachte Sage und Gewohnheit. Die Alten ſind ihrer Meynung nach, auch keine Narren geweſen: darum nimt ſie alle Gebräuche ſorgfältig in acht, die ſie von ihrer lieben Frau Mutter beobachten geſehen; welche zu erzehlen pflegen, daß auch ihre Frau Mutter u. ſ. w. desgleichen gethan. Der Calender vertritt bey ihr die Stelle des Homeri; denn ſie glaubt der Urheber deſſelben habe alles gewuſt, auch das meiſte davon hinein geſetzet. Sie nimmt derowegen nichts vor, ohne dieſes Orackel zuvor zu befragen; und thut ſolches mit größerer Ehrerbietung, als die Römer die Sybilliniſchen Bücher aufſchlugen. Wenn ſie eine Wäſche vor hat, forſchet ſie was vor Wetter werden wird. Wenn ſie Kinder entwehnen, aderlaſſen, purgiren, Haar abſchneiden, oder ſonſt was wichtiges ausrichten will: ſo zieht ſie, die Zauberzeichen ihres Almanachs, die Monds-Viertel mit ihren Einflüſſen, ja alle Planeten mit ihrem Gegen-Gedritt-Geviert-und Sextil-Schein zu Rathe. Wer kan wohl zweifeln, ob Aphroſyne nicht eine Pedantin ſey?

Ein Pedant pflegt endlich zuweilen ſehr ſchmutzig in Kleidungen zu ſeyn. In ſeiner Perrücke niſten die Fledermäuſe; und unter ſeiner Hutkrempe weben die Spinnen ein Netze vor die Fliegen. Seine mit altfränckiſchen Spitzen umfaßte Sonntags-Krauſe iſt in etlichen Jahren nicht gewaſchen, und von ſeinem Kleide kan man einen gerupften Vogel wieder befedern. Seine Finger riechen noch nach dem Schweinebraten, den er vorgeſtern gegeſſen: und auf dem Kinne trägt er noch einen Tropfen von ſeinem geſtrigen Zugemüſe herum. Seine Strümpfe ſind runtzelicht an den Beinen, um die Knoten von den verſtopften Löchern nicht zu zeigen: die gleichwohl vorn und hinten hervorgucken. Die Schuhe zeigen endlich durch ihre weiße Farbe, wie unſchuldig ſie von allem Schuhwachſe geblieben.

Sordine ſieht nicht viel appetitlicher aus, als dieſer Pedant. * Auf ihrem Halſe klebet eine zehnfache Pomade, welche eben ſo offt mit dickem Puder überſchüttet worden. Unter ihrem Haarputze ſtecket ein alter Pantoffel, damit ſich das Hinterhaupt wie ein kleiner Thurm in die Höhe ſtrecken möge. Man ſieht bißweilen an ihren Schultern das grobe und ſchwartze Hemde neben den feinſten Spitzen hervor gucken. Nach ihren Händen ſollte man ſie vor eine Müllers-Tochter halten; denn die Kleyen, damit ſie ſich anſtatt der Kugel-Seiſe wäſchet, kleben ihr zwiſchen den Fingern. Doch träget ſie kein Bedencken am Tiſche im Vorſchneiden alles ohne Gabel mit bloſſer Hand anzugreifen: in der feſten Meynung, es werde den gegenwärtigen Manns-Perſonen alles beſſer ſchmecken, wenn ſie es zuvor mit ihren Alabaſter-Pfötchen angefaſſet. Ihr Rock iſt unten herum mit einer Spitze von trockenen Kothflecken verbrämet. Ihre Schuhbänder ſind hanfene Bindfäden, und ihre Handſchuh wollen ſichs durchaus nicht anſehen laſſen, daß ſie iemahls weiß geweſen. Fürwar, ich irre entweder; oder Sordine kan eine recht ſchmutzige Pedantin heißen.

Ich zweifele nicht, daß es nicht noch verſchiedene andre Gattungen der männlichen und weiblichen Pedanterey geben ſollte. Ich habe ſie aber entweder noch nicht wahrgenommen; oder da ich ſie irgend wo geſehen; ſo wollen ſie mir doch ietzo nicht beyfallen. Man wird ſich indeſſen aus den angeführten Arten dieſes Laſters die übrigen gar leicht vorſtellen können. Im Abſehen auf die Sprache fällt mir noch eine Gattung ein. Ein Pedant wird kaum drey Worte in ſeiner Mutterſprache reden; ſogleich hat er einen Verß aus dem Horatio, einen Spruch aus dem Seneca, oder ſonſt ein paar griechiſche oder lateiniſche Brocken im Munde. So macht es nach ihrer Art Savante. Ihre Beleſenheit in Romanen iſt ſehr groß. Aus dieſen führt ſie in ihren Geſprächen alle Exempel und Gleichniſſe zur Erläuterung an. Aus dieſen complimentirt ſie: aus dieſen nimmt ſie ihre meiſten Redensarten. Anſtatt das jener das griechiſche und lateiniſche in ſeine Rede miſchet: ſo thut ſie mit dem frantzöſiſchen ein gleiches; welches ſie doch öfters ſelbſt nicht verſtehet. Doch das ſind ſchon Pedantereyen genug vor unſer Frauenzimmer. Um nun dieſelben abzuſchaffen, bitte ich alle meine vernünftige Leſer, diejenigen Perſonen, an welchen ſie etwa dergleichen wahrnehmen werden, nur mit ihrem gebührenden Nahmen zu nennen: und bey jedem Fehler, den ſie begehen, frey zu erinnern: Meine Frau, oder meine Jungfer; das war ein Pedanten-Streich.

Phyllis.

Ich habe noch zwey Briefe von dem Herrn Franciſci und der Septimia liegen, darinnen ſie mir ihre gelehrten und gründlichen Anmerckungen über ein paar ungeſchickte Gedichte mitgetheilet. Sie ſind aber beyde ſo weitläuftig gerathen, daß ſie einen gar zu großen Platz in unſern Blättern einnehmen würden/ wenn ich ſie einrücken wollte. Es iſt ohnedem weder möglich noch nöthig alle Pritſchmeiſter-Verße nach Verdienſte zu ſtriegeln. Ich erſuche alſo meine beyde Correſpondenten ihren Poetaſtern den unter der Maſque eines teutſchen Poetens raiſonnirenden Robinſon, einen Tractat von 8 biß 9. Bogen, anſtatt einer Anleitung zur Poeſie vorzuſchlagen. Ich mache mir die Hofnung, daß ſolches nicht ohne ſonderbahren Nutzen geſchehen werde.

XLVII. Stück.

Die Vernünftigen Tadlerinnen

Freytags den 22. Nov. 1726.

Pietſch.

Die Liebe führt nicht wohl, die aus dem Wege ſchweift,
Und mit gereitzter Hand nach jedem Irrlicht greift.

Ich bin meiner Blutsfreundin Jocaſta, von welcher ich in meinem letzten Blatte gedacht habe, über ihre Heimlichkeiten gekommen. Die beyden Käſtgen, welche auf ihrem Nacht-Tiſche ſtehen, ſind das Behältnis ihres verliebten Briefwechſels: und dieſen habe ich ihr zum Theil entwendet, als ich neulich Gelegenheit hatte allein in ihrem Zimmer zu ſeyn. Ich bin ſo begierig meinen Leſern eine Probe davon zu geben, daß ich mir die Mühe nicht dauren laſſe, ein paar von dieſen Briefen zu überſetzen. Die Mannsperſon nehmlich muß ein Franzoſe geweſen ſeyn, und da dieſelbe den Anfang gemacht, in ihrer Mutterſprache zu ſchreiben: ſo hat meine Muhme, ob ſie wohl eine teutſche iſt, nicht ermangeln wollen, ſich ihm zu bequemen, und dadurch eine Probe von ihrer Geſchicklichkeit im Frantzöſiſchen abzulegen. Das erſte Schreiben iſt mir ſo gerathen.

Mademoiſelle,

Sie betrügen ſich ſehr, wenn ſie glauben, daß ich nicht mehr in N. ſey. Ich bin in der That noch an dieſem angenehmen Orte: ja was noch mehr iſt, ich befinde mich ſo gar in dere angenehmen Geſellſchafft. Die ſchönen Manieren eines ſo artigen Frauenzimmers haben mich gantz eingenommen. Ich höre das angenehme Frantzöſiſche, welches aus dem Munde einer gebohrnen Teutſchen mit außerordentlicher Anmuth fließet. Ich bemühe mich über alle diejenigen einen Vortheil zu erhalten, die ſich neben mir angelegen ſeyn laſſen, dero Gewogenheit zu erwerben; und ich ſchätze mich glücklich, wenn ſie mir die geringſte Gefälligkeit erzeigen. Ich ſpiele noch Lombre, ich ſitze Ihnen noch zur Seiten, und bin vergnügt, wenn ſie mir ihre Tabacks-Doſe anbieten, die ihrer Figur nach ein Hertz vorſtellet. Ich ſinne noch immer darauf, wie ich mich in dem Damenſpiele an Ihnen rächen will, indem ich mich ſchäme, daß ſie faſt allezeit, ich aber kaum ein eintziges mahl gewinnen können.

Ohne Zweifel lachen ſie über mich, Mademoiſelle, und halten mich vor einen Phantaſten: aber ich verſichere ſie mit aller möglichen Aufrichtigkeit, daß es mein rechter Ernſt ſey. Mein Freund, den ſie wohl kennen, wird mir ſelbſt das Zeugniß geben. Er ſieht mich lachen, ſchertzen, ſpielen, complimentiren und alles übrige thun, was ich beſchrieben habe. Ich rufe offt unverſehens Careau iſt Triumpf, und Hertzen König hilfft! Ich ſpiele aus. Laßt ſehen, wer iſt mein Gehülfe? Sind ſie es, ſchöne Nachbarin! Gut, das ſchlägt man. Hertzen, Spadille, Manille, Baſta. Genug. Wir bekommen die fünf erſten Stiche und drey Matadore bezahlt. Was düncket ihnen, Mademoiſelle? Bey meiner Treue, das kan unmöglich falſch ſeyn. Eine bloße Einbildung iſt niemahls ſo lebhaffte und rührend. Ich muß wohl nothwendig noch in Herrn N. N. Hauſe, und in dero anmuthiger Geſellſchafft ſeyn. Kurtz, ich bin gar zu ſehr verſichert, daß ich in keiner betrüglichen Phantaſie ſtecke.

Und geſetzt, daß ich wircklich darinnen ſtecken ſollte, ſo verlangte ich doch von dieſem angenehmen Irrthume nicht befreyet zu werden. Vielmehr will ich es durchaus haben, daß es wahr und nicht falſch ſeyn ſoll. Es würde alſo vergebens ſeyn, wenn Sie gleich ſelbſt, Mademoiſelle, oder ſonſt jemand ſich die Mühe geben wollte, mich auf andere Gedancken zu bringen. Entweder dieſes würde unmöglich angehen: oder man würde mich dadurch nur erzürnen. Denn was könte mir mehr verdrüſſen; als wenn man mir alle die anmuthigen Vorſtellungen auf einmahl aus dem Kopfe brächte? In Wahrheit, ich ſehe ſie ja gantz lebhafft vor meinen Augen. Wie reitzend ſind ſie nicht, meine Schöne! wie lieblich iſt dero gantzes Weſen! Erlauben ſie mir doch, dero zarte Hände zu küſſen. Ich bin mit aller Zärtlichkeit

Mademoiſelle

Dero
gehorſamſter und ergebenſter Diener
N. N.

Ich weiß nicht ob meine Uberſetzung alle Annehmlichkeit des Franzöſiſchen Schreibens ausdrücket. Doch glaube ich, daß man die Spuren von der Lebhafftigkeit des Verfaſſers auch im teutſchen wahrnehmen wird. Dieſe aufgeweckte Nation hat freylich auch im Schreiben eine gewiſſe Munterkeit, die ich noch in keinem teutſchen Briefe jemahls gefunden habe. Was indeſſen den Inhalt dieſes Schreibens anlanget; ſo ſtehet man wohl, daß es mehr unter die ſchertzhafften und galanten, als eigentlich ſo genanten Liebes-Brieſe gehöre. In der That, wenn ich dergleichen erhalten hätte; ſo würde ich es für nichts als einen artigen Schertz angeſehen, und in der Antwort nach Möglichkeit gleiches mit gleichem vergolten haben. Die eingemiſchten Schmeicheleyen hätten mich nimmermehr bewegen können zu glauben, daß der Verfaſſer eine ernſtliche Liebe bey ſich ſpüre. Es iſt ohnedem die Art der Mannsperſonen, daß ſie offt von ihrer Zuneigung reden: wenn es ihnen gleich nicht ſonderlich ums Hertz iſt. Allein laßt uns ſehen, was meine Muhme darauf geantwortet habe. Die Abſchrifft ihrer Antworten finde ich bey jedem Schreiben ihres Verehrers liegen: und ich darf wiederum nur eine Uberſetzung davon verfertigen.

Monſieur,

DEro Schreiben iſt mir eingehändiget; zum wenigſten hat mich der Uberbringer überredet, daß es von Ihnen an mich gerichtet worden. Es fällt mir ſehr ſchwer zu glauben daß ſie ſich noch in N. vielweniger in unſrer Geſellſchafft befinden: weil ich das Vergnügen nicht mehr habe ſie allhier zu ſehen. Ich würde ſie gewiß vergeblich ſuchen. Ich mag immer die Augen auf alle diejenigen werfen, die bey Herrn N. N. ins Zimmer treten; ſo erblicke ich doch dero angenehme Perſon nicht mehr, vor welche ich alle mögliche Hochachtung habe. Hören ſie derowegen auf mein Herr, meine Ruhe zu ſtören; indem ſie mich bereden wollen, daß ſie noch bey uns ſeyn. Sie haben ſich ja freywillig entfernet/ und zwar ohne Abſchied von mir zu nehmen. Indeſſen beſchwere ich mich doch nicht über ſie, ſondern über das Schickſal. O verdrüßliches Schickſal! wirſt du denn niemahls aufhören mich zu beunruhigen? Haſtu mir den allervollkommenſten Menſchen von der Welt nur deswegen gezeiget/ daß du mich deſſelben in einem Augenblicke wieder berauben könnteſt? Kommen ſie derowegen wieder zu uns, Mein Herr; wenn es ihnen beliebt. Ich verſpreche ihnen im Damen-und Lombre-Spiel alle Gnugthuung zu geben. Sie ſollen überall den Sieg davon tragen. Sie ſind gar zu wohl bewafnet, als daß man ſich lange gegen ſie vertheidigen könnte. Mein Herr, wenn ſie an mich ſchreiben werden, ſo bitte ich den Brief wohl zu verſiegeln; denn ſie haben hier einen ſchlimmen Freund. Ich bitte ihm eine gute Warnung zu geben, damit er ein wenig frömmer werde: denn er iſt ſehr leichtfertig. Adieu mein Herr, ich bin

Dero
demüthige Dienerin

N. N.

Was meine Leſer bey dieſem Briefe dencken werden; kan ich leicht errathen. Sie werden geſtehen, daß er natürlich, lebhafft und zärtlich geſchrieben ſey; und ich will noch hinzu ſetzen, daß ich mich nicht unterſtehe dergleichen zu wege zu bringen. Sie werden aber auch urtheilen, daß er vor ein Frauenzimmer viel zu offenhertzig und viel zu vertraulich abgefaſſet ſey. Schicket ſichs denn, wird man nicht unbillig fragen; einer Mannsperſon ſo viel vortheilhaffte Dinge zu ſchreiben? Kan man denn wohl jemanden ſo viel Lobſprüche zugeſtehen, ohne zu bekennen, daß man ihn liebe? Ja kan man ſich endlich gegen das Schickſal ſo empfindlich beſchweren, ohne zu entdecken, daß man in einem ſtarcken Affecte ſtehe? Alle dieſe Fragen ſcheinen mir wohlgegründet zu ſeyn. Und der vermeynte Liebhaber meiner Muhme hat ſelbſt in folgender Antwort ſattſam zu verſtehen gegeben, daß er ihre Gedancken errathen habe. Sie lautet ſo:

Mademoiſelle,

Wäre es erlaubt alle verbindliche Ausdrückungen, deren ſich das Frauenzimmer zuweilen bedienet, in ihrer gröſten Schärfe zu verſtehen: ſo würde ich mich ietzo vor den allerglücklichſten Menſchen halten. Allein man kennet die Gefälligkeit des ſchönen Geſchlechts zur Gnüge. Sie verwandelt ſich bißweilen gar in eine Schmeicheley, und darum trauet man nicht allen ihren Complimenten. Nehmen ſie mirs nicht übel, Mademoiſelle, daß ich mein Schreiben ſo moraliſch anfange: denn ich weiß dero geehrtes auf keine andre Weiſe zu beantworten. Sie haben mich darinnen mit ſo vielen Lobſprüchen überhäufet, daß ich mich ſchäme. Sie müſſen gewiß einen Liebhaber haben, deſſen Perſon ſo vollkommen iſt, und deſſen Verdienſte groß genug ſind, um ſie zu rühren, ja ſich ſo gar dero Hochachtung zu erwerben. Noch mehr. Mademoiſelle, Sie müſſen irgend etliche Redensarten eines verliebten Briefgens, damit dero Zärtlichkeit denſelben beehret hat, abgeſchrieben haben, um ſich über einen andern von ihren Dienern zu beluſtigen, deſſen Eigenſchafften nicht ſonderlich ſind. Sehen ſie wohl, in was vor einen gerechten Verdacht ich gerathen bin, ſo bald ich dero artiges Schreiben erblicket hatte? Wie war es möglich, ſo viel vortheilhaffte Redensarten recht zu erklären, ohne dieſelben auf jemand anders zu deuten, als auf mich? Es iſt wahr, ich beſtrafe mich offtmahls ſelbſt wegen meiner Blödigkeit, die mir ſo nachtheilig iſt. Ich bemühe mich zu glauben, daß Sie alle die ſchönen Sachen wircklich an mich geſchrieben haben. Aber alles vergebens. Ich bin es ſo wenig gewohnt, daß Perſonen des ſchönen Geſchlechts, ſonderlich die ihnen ähnlich ſind, Mademoiſelle, ſich ſo geneigt gegen mich bezeigen; daß ich mich in dero wertheſten Zeilen unmöglich erkennen kan. Seyn Sie derowegen ſo gütig, und löſen ſie mir dieſes Rätzel auf, und wenn ich den geringſten Platz in dero Gewogenheit verdiene, ſo verſchonen Sie mich inskünfftige ein wenig, damit ich nicht bey der Erbrechung ihrer Briefe ſchamroth werden dörfe.

Ich ſelbſt habe beſorget, daß ich dero Beſcheidenheit durch meine Lobeserhebungen zu nahe treten würde: ob ich ſie gleich mit Grunde der Wahrheit hätte ſchreiben können. Ich habe kein Wort von dem unſchuldigen Weſen gedacht, welches in allen ihren Minen, Worten und Handlungen hervorleuchtet, und allen ihren Schönheiten einen neuen Glantz giebt. In Wahrheit, ich mache von dem allervollkommenſten Frauenzimmer ſehr wenig, wenn es einer Eigenſchafft beraubet iſt, die ich an liebenswürdigen Perſonen für die vornehmſte halte. Wenn ich Ihnen indeſſen dieſes Lob ietzo beylege, ſo haben ſie ſelber Schuld daran, Mademoiſelle, und nicht ich. Ich dancke Ihnen zu tauſend mahlen vor die geneigte Einladung nach N. zu kommen. Verſichert, niemand käme lieber dahin als ich; aber das verdrüßliche Schickſal, davon dero Schreiben gedencket, hindert mich daran. Vergeben ſie doch, daß ich neulich ohne Abſchied davon gereiſet. Ich wolte denenſelben meine Reverentz noch machen: allein ich ſuchte, Sie vergebens. Dero Zimmer waren verſchloſſen, und ich konte ſo glücklich nicht ſeyn, Sie anzutreffen. Meinem Freunde habe ich eine gute Lection gegeben, um ſeine Aufführung zu beſſern. Sie werden mir Nachricht geben, ob ſie angeſchlagen habe oder nicht? Ich bin allezeit

Mademoiſelle,

Dero
gehorſamſter Diener.
N. N.

Welch eine neue Art iſt es nicht, daß Mannsperſonen ſich über die gar zu groſe Gefälligkeit des Frauenzimmers beſchweren? Oder wo hat man wohl geſehen, daß Liebhaber ſich über die Schmeicheleyen des ſchönen Geſchlechts beklaget haben. Dieſes Exempel iſt in der That recht ſonderbar; denn es ſtellet ein Stücke aus der verkehrten Welt vor. Die Geliebte erkläret ſich ſo ſtarck und deutlich, daß der Buhler es ſelbſt nicht vor was ernſtliches halten kan. Es iſt wahr, daß er hierinnen nicht der Art andrer Liebhaber gefolget iſt, welche ſich jedes Wort ihrer Schönen zu Nutze machen, und alle Sylben zu ihrem Vortheile erklären. Hätte ein ſolcher dergleichen Schreiben bekommen: Was vor Schlüſſe würde er nicht daraus gezogen haben! Doch laßt uns hören, was meine Muhme darauf geantwortet habe.

Monſieur,

DJe Zeit fällt mir zu kurtz, auf ein ſo verbindliches aber zugleich ein wenig ſtachelichtes Schreiben zu antworten. Zum wenigſten muß ich einen Monath haben, entweder einen Brief auszuſtudieren, oder irgendwo abzuſchreiben. Indeſſen habe ich mir doch neulich keinen Liebes-Brief zu Nutze gemacht, wie ſie mich beſchuldigen wollen. Ich weiß nicht einmahl was Liebe iſt? und glaube, daß ich ihnen gantz ungeſchminckte Wahrheiten geſagt habe. Sie können verſichert ſeyn, Monſieur; wenn Ihr Glück auf mich ankäme, wie ſie ſchreiben, ſo würden ſie der glücklichſte unter allen Menſchen ſeyn. Gegen Perſonen von ſolchen Verdienſten, als die ihrigen ſind, habe ich ſo viel Hochachtung.

tung, daß ich mir nur eine Krone wünſchete, um ſie zu dero Füßen zu legen. Adieu mein Herr, das heißt ſchon zu viel geſchrieben, nachdem ich Sie gebeten habe, mir zu einer rechten Antwort Zeit zu laſſen. Ich ſchlüſſe, Monſieur, indem ich ſie verſichere, daß ich ſey

Dero

demüthige Dienerin
N. N.

P.S. Die Klagen ſo ich über dero Freund vorgebracht, ſind mehr Zeichen meiner Hochachtung gegen denſelben, als rechtmäßige Klagen geweſen. Derowegen bitte ich Sie, mein Herr, ihm inskünfftige keinen Verweiß mehr zu geben. Meine Mama läßt ſie ihrer Ergebenheit verſichern.

Ich weiß nicht ob es meinen Leſern ſo unglaublich vorkommt als mir, daß meine Muhme nicht wiſſe was Liebe ſey. Sie will ihren Verehrer zum glücklichſten unter allen Menſchen machen; Sie wünſcht ſich eine Krone, um ihm dieſelbe zu Füßen zu legen: Wenn das nicht lieben heiſſet, ſo weiß ich nicht, was es anders heißen ſolle. Hat ſie alſo in ihrem erſten Schreiben ſich durch eine gar zu freye Liebes-Erklärung vergangen: So hat ſie es in dieſem noch weiter getrieben. Es iſt gut, daß ihr vermeynter Liebhaber abweſend geblieben: ſonſt weiß ich nicht, was aus dem allen erfolget ſeyn möchte. Dieſer gantze Briefwechſel enthält noch viel andere Merckwürdigkeiten; allein dieſe Probe iſt ſchon zulänglich, allem Frauenzimmer die nöthige Behutſamkeit anzupreiſen, ſo ſie in Liebes-Sachen anzuwenden haben. Meine Muhme kan ſich vielleicht entſchuldigen, daß ſie alles mit Vorwiſſen ihrer Mutter geſchrieben. Ich will nicht unterſuchen, ob ſich ſolches wircklich ſo verhalte: Allein iſt es wahr: ſo dünckt mich, daß dieſelbe ſich auch verſehen habe. Was würde manche Tochter nicht vornehmen, wenn ihre Mutter ihr dergleichen verſtatten möchte?

Iris.

XLVIII. Stück.

Die Vernünftigen Tadlerinnen

Freytags den 29. Nov. 1726.

Canitz.

Was hat euch immermehr das arme Kind gethan?

KEin Anblick rühret mich empfindlicher, als wenn ich ſehe, daß ein Kind von guter Art und groſſer Fähigkeit, unter der Aufſicht unvernünfftiger Eltern verwahrloſet wird. Eine jede vernünfftige Creatur bringt den Saamen zu vielem guten und böſen mit ſich ans Licht: und obwohl man nicht ſagen kan, daß ſie zu beydem gantz gleichgültig ſey, weil ſich das Böſe viel leichter lernet, als das Gute: ſo iſt es doch gewiß daß ſie zum Guten nicht gantz und gar-ungeſchickt ſey. Den augenblick da wir gebohren werden, wiſſen unſre Seelen noch von ſich ſelber nicht. Die Sinne machen den allererſten Eindruck in die leeren Tafeln unſers Gemüthes, und legen den Grund zu allem unſerm künfftigen Erkentniſſe. Die Seele erſtaunet gleichſam, wenn ſich die Augen zum erſtenmahle öffnen und in ihr, die bis dahin unbekannten Begriffe von Licht und Farben erwecken. Sie erſtaunet, wenn ſie zum erſtenmahl einen Schall in den Ohren vernimmt, dadurch ſie die Vorſtellungen von mancherley angenehmen und wiedrigen Thönen bekommt. Sie erſtaunet, wenn ihr durch den Geruch und Geſchmack allerhand neue, theils beluſtigende, theils verdrüßliche Empfindungen erreget werden. Ja das Gefühl ſelber verurſachet ihr viel ungewöhnliche Eindrückungen; indem der zarte Cörper nunmehro, in freyer Lufft und aus der Berührung andrer Cörper, tauſend Zufälle erdulden muß, davon er in Mutterleibe nichts empfinden können.

Ich beſchreibe dieſen erſten Zuſtand unſrer Seelen mit Fleiß etwas umſtändlich, um denen die demſelben noch niemahls nachgedacht haben, dadurch zu Hülfe zu kommen. Durch die Geburt wird ein menſchlicher Cörper aus einer Pflantze ein Thier; und die Seele erwachet gleichſam aus einem tiefen Schlafe, darinnen ſie vorhin begraben war. Da es biß dahin ſtockfinſter in ihr geweſen; ſo wird es nunmehr durch den Gebrauch der Sinnen, in ihr auf einmahl Licht. Und iſt gleich dieſes Licht, im Abſehen auf den künfftigen Gebrauch des Verſtandes, nur noch vor eine ſchwache Morgen-Demmerung zu halten: ſo iſt es doch den ungeübten Kräfften einer ſo zarten Seele viel zu lebhafft, als daß ſie ſolches ohne einige Blendung ertragen könnte. Neugebohrne Kinder ſchlafen die meiſte Zeit. Ihr Gemüthe thut nur zuweilen einen kleinen Blick in die Welt; und gewöhnet ſich allmählich den ſtarcken Eindruck der Sinnen zu ertragen. In einem viertel Jahre kommt es ohngefehr damit zum Stande. Alsdann fängt es an die vorkommenden Sachen zu unterſcheiden. Es wird aufmerckſam auf die Mannigfaltigkeit der empfindlichen Dinge. Es bemercket endlich die Aehnlichkeit und Unähnlichkeit; Die Verknüpffung und Wiederwärtigkeit gewiſſer Begriffe. Endlich giebt es auch auf die Wörter acht, womit die Erwachſenen ihm zureden, und die vorfallenden Dinge benennen. Es lernet dieſelben erſtlich verſtehen: hernach lallend nachahmen: endlich auch verſtändlich ausſprechen. Und dann geht allererſt der Gebrauch ihrer Vernunfft recht an. Sie fangen an deutlich zu urtheilen; Sie ſchlieſſen eins aus dem andern, und werden alſo zu wircklichen Menſchen: da ſie vorher den aller unvernünfftigſten Creaturen weit ähnlicher waren, als vernünfftigen Geſchöpfen.

In dieſer Morgenröthe unſers Lebens, iſt meines Erachtens, von unzehlichen Eigenſchafften unſers Gemüthes und Cörpers/ der Grund zu ſuchen. Hier formirt ſich diejenige Beſchaffenheit unſeres Weſens, welche man das Naturell zu nennen pflegt. Hier leget man den Grund zu allen Gemüthsneigungen und Begierden; zu Geſundheit und Kranckheit; zu Tugenden und Laſtern. Die Seele weiß ſich noch ſelbſt nicht zu helfen: Darum läßt ſie ſich gantz durch äußerliche Dinge lencken, die vermittelſt der Sinne in ſie würcken. Der Cörper iſt zart und ſchwach, darum empfindet er die allergeringſten Veränderungen der Lufft, der Speiſe, des Trancks, und andrer Dinge, die ihn berühren. Aus vielmahligen Empfindungen entſtehet eine Fertigkeit zu empfinden; und aus öffters wiederholten Bewegungen eine Gewohnheit der Gliedmaßen. Und hieraus flieſſen die ſo genannten angebohrnen Fehler und Schwachheiten. Meines Erachtens iſt uns nichts angebohren, als eine groſſe Schwachheit des Verſtandes; ein Mangel alles Erkenntniſſes; eine Unwiſſenheit aller Wahrheiten, und eine Fähigkeit leichter falſche als wahre Begriffe zu faſſen; leichter übel als gut urtheilen zu lernen; leichter unrichtige als richtige Schlüſſe zu machen. Wenn ſich alſo in anwachſenden Jahren mehr böſes als gutes an uns blicken läſt; ſo rührt ſolches alles von der erſten Auferziehung her: das iſt von den Fertigkeiten, die wir in den zärteſten Jahren erlanget, und von den Gewohnheiten die ſchon vor dem Gebrauche der Vernunfft in uns Wurtzel gefaſſet haben. Ein jeder ſiehet hieraus wohl, daß ein Kind ſelber am wenigſten; diejenigen aber am meiſten daran Schuld haben, die es aus Unverſtand oder Unfürſichtigkeit in diejenige Verderbniß ſtürtzen, daraus es ſich offtmahls ſeine gantze Lebenszeit nicht wieder reiſſen kan.

Sehen wir indeſſen, wie nachläßig mit dieſen armen Creaturen umgegangen wird; ja wie ſorgfältig man gleichſam iſt, die zärteſten Kinder zu verderben: ſo hat man Urſache ſich zu verwundern, wie es darunter noch bißweilen wohlgearthete Gemüther geben könne, die ſich leicht zum Guten ziehen laſſen. Man vertrauet das höchſtwichtige Werck der erſten Auferziehung den unverſtändigſten und laſterhaffteſten Perſonen an. Die Ammen ſind mehrentheils die wollüſtigſten; und die Kindermuhmen die einfältigſten Weibsbilder. Dieſe gehen mit uns nach ihrem unverſtändigen Eigenſinne um. Sie kützeln unſere Sinnen zu viel; ſie ſtraffen, ſie ſchmeicheln uns auch zur Unzeit: Wenn wir wachen ſollten, zwingen ſie uns zum Schlafen; und wenn es uns gut wäre zu faſten, ſo füllen ſie uns mit den leckerhaffteſten Speiſen an. Was thut eine thörichte Wärterin nicht, ein weinendes Kind zu ſtillen? Was vor närriſches Zeug ſchwatzet man uns nicht vor? Mit was vor ungereimten Poſſen erfüllet man uns nicht die Gedancken? Ja, wenn das alles keinen Eindruck im Gemüthe machte! Wenn unſre Hertzen nicht wächſern wären alle Bilder anzunehmen die ihnen zu erſt eingepräget werden! Wenn wir in früher Kindheit gutes und böſes zu unterſcheiden und uns vor dem letzten zu hüten wüſten! Nun aber müſſen wir mit uns handeln und umgehen laſſen, wie es das unbedachtſame Geſindel gut befindet. Wir werden verdorben und verwahrloſet, ehe man ſichs einbildet, daß wir fähig ſind verderbet und verwahrloſet zu werden.

Welche Redensart iſt gemeiner, denn dieſe: **Es iſt ein Kind; es verſtehts noch nicht!** Aber welche Redensart iſt uns auch ſchädlicher, als eben dieſe? Darum eben, weil wir noch Kinder ſind, und es noch nicht verſtehen, ſollte man am allerbehutſamſten mit uns umgehen. Weil wir noch ſelbſt nicht vor uns ſorgen können: ſollten andre deſto ſorgfältiger vor uns ſeyn. Weil wir noch nicht durch die Vernunfft regieret werden können: ſollte man auf unſre Sinne beſſer acht haben, und ihren Gebrauch ſo einrichten, daß er eine Vorbereitung zum Verſtande und zur Tugend, nicht aber ein Hinderniß derſelben würde. Wann uns in der Kindheit das Böſe einmahl als was angenehmes eingepräget worden: ſo werden wir es ſchwerlich wieder ausrotten. Und wenn uns das Gute einmahl als was verdrüßliches ins Hertz gedrücket iſt: ſo werden wir alle Mühe vergebens anwenden unſern Abſcheu davor zu dämpfen.

Ich will nur etlicher Dinge erwehnen, die ich an jungen Kindern ſehr tief eingewurtzelt gefunden habe. Des erſte iſt die Rachgier. Das geringſte was einem gewiſſen Knaben böſes wiederfuhr, brachte ihn in Harniſch und er ruhete nicht ehe bis er ſich gerächet hatte. Er drohete nicht nur Vater und Mutter, wenn ſie ihm nicht ſeinen Willen erfülleten; Er ſchlug nicht nur ſeine Brüder und Schweſtern über die geringſte Beleidigung: ſondern zerbrach und zerſchlug offt ſeine Spielſachen in kleine Stücken, wenn ſie nicht nach ſeinem Sinne ſtehen oder liegen wollten. Das Meſſer womit er ſich etwa geſchnitten hatte warf er mit Ungeſtüm zur Erden und trat es mit Füſſen. Ja ſo gar wenn er fiel und ſich Beulen an den Kopf ſchlug, war er nicht eher zu ſtillen, als bis man eine Ruthe nahm und damit auf die Stelle peitſchete, wo er gefallen war; um dieſelbe, dem Scheine nach, zu beſtrafen.

Allein woher kam dieſe Begierde ſich auf eine ſo unvernünfftige Weiſe zu rächen? Nirgends anders her, als von einer thörichten Amme. Dieſe hatte ihm die Hand geführet jemanden zu drohen, ehe das Kind gewuſt hatte was Beleidigung wäre. Sie hatte ihm Schimpf und Schmähworte beygebracht, und ihm die Ruthe in die Hand gegeben z. E. das Licht zu peitſchen, darinnen es ſich den Finger verbrannt hatte.

Das andre iſt die Eitelkeit. Ein Mägdchen von 2. Jahren hat zuweilen ſo viel Einbildung auf ihren Putz und ihre Schönheit, als eine erwachſene Perſon. Es ſieht überaus gern in den Spiegel; es hört ſich gern ein ſchönes Kind, ein allerliebſtes Kind nennen: Aber es wird böſe wenn man ſagt es ſey ein heßliches oder garſtiges Mädchen. Wenn es ſeine beſte Kleidung an hat, kennet es ſich faſt ſelber nicht und kommt wie ein Pfau daher gezogen. Wie geht das zu? Hat das Kind ſeine Laſter mit auf die Welt gebracht? Mit nichten. Die Wärterin iſt eine Närrin geweſen. Dieſe hat dem unſchuldigen Kinde die Eitelkeit in den Kopf gebracht. Sie hat es in währendem Ankleiden und nach vollendetem Putze ſehr gelobet. Sie hat allezeit von ſchönen Kleidungen, neuen Hauben, von allerhand andern Kleinigkeiten, als von herrlichen Dingen geredet. Sie hat das Kind vor den Spiegel geſtellet und ihm befohlen zu ſehen: ob dieß oder jenes nicht ſchön laſſe? Sie hat endlich demſelben ſoviel von Schönheit und Heßlichkeit vorgeſchwatzet, daß es zu ſeinem eigenen Schaden endlich ihre Thorheiten begreifen gelernet.

Das dritte iſt der Eigenſinn. Wie manches Kind ſchreyet ſich faſt den Hals ab; wenn es nicht alſofort ſeinen Willen kriegt. Sobald ihm etwas in dem Sinn kommt, ſo muß mans ihm geben; ſonſt wird es auf keine Weiſe zu befriedigen ſeyn. Auch dieſes Laſter kommt aus einer böſen Gewohnheit. Hätte man ihm ſeine erſte Begierde nicht erfüllet; Hätte man zum erſten und andern mahl das Hertz gehabt, ſein Geſchrey entweder auszuhören, oder mit Drohungen und Strafen zu dämpfen: So würde es ſo weit nicht gekommen ſeyn. So aber hat man das Kind nicht wollen weinen laſſen. Gebet ihm, hat es geheiſſen. Gebet ihm alles was es haben will, damit es nur ſtille werde. Dadurch iſt es der Sache ſo gewohnt worden, daß es nunmehro eine Nothwendigkeit zu ſeyn ſcheinet, ſeine unordentlichſten Begierden zu erfüllen.

Um nun dieſem und dergleichen anderm Unweſen mehr vorzukommen, wäre wohl kein beſſer Mittel; als wenn erſtlich alle Eltern die Beſchaffenheit der menſchlichen Natur wohl erkennen und ſonderlich begreifen möchten, wieviel an der Auferziehung ihrer Kinder ſchon in ihren erſten zwey Jahren, gelegen iſt. Zum andern wäre es zu wünſchen, daß die Mütter ihre Kinder ſelbſt nähren, nicht aber den unverſtändigſten Weibern in die Hände liefern möchten. So wenig kluge Mütter es geben mag: ſo iſt doch auch mittelmäßigen allezeit mehr zu trauen, als übel geſitteten Ammen.

Wenn dieſer Anſchlag, nach der bey uns eingeführten Zärtlichkeit, verworffen würde: So müſte doch zum allerwenigſten in der Wahl der Wärterinnen und Säugammen eine beſondere Sorgfalt angewendet werden. Hievon kan ich keine beſſere Regeln geben, als vor vielen hundert Jahren ein Griechiſches Frauenzimmer Muſa einer von ihren Freundinnen in gleichem Falle ertheilet hat. Dieſe war eine Tochter des Weltweiſen Pythagoras und der gelehrten Theano von welcher neulich meine Gehülfin ein Schreiben mitgetheilet hat. Ich weiß, daß ſolches meinen Leſern nicht unangenehm geweſen: alſo mache ich mir itzo eine gleiche Hofnung. Ja ich ſchmeichele mir, daß man vor Mutter und Tochter deſto mehr Hochachtung bekommen werde. Vor jene, weil ſie an ihrem eigenen Kinde eine Probe derjenigen Regeln abgelegt, die ſie andern vorgeſchrieben: vor dieſe aber, weil ſie ſo löblich in die Fußtapfen ihrer klugen und philoſophiſchen Mutter getreten.

Muſa wünſchet der Phyllis alles Wohlergehen.

Nachdem du eine Mutter etlicher Kinder geworden biſt, gebe ich dir folgende Erinnerungen.

Wehle dir eine ſolche Amme, die ſich in allen Stücken dazu ſchicket; inſonderheit aber ein reinliches und erbares Weib; ja ein ſolches, ſo weder dem Saufen noch dem Schlafe ergeben iſt. Denn ſolche Weiber werden von jedermann vor die Geſchickteſten gehalten, ein Kind zu erziehen, ohne ihm ein niederträchtiges Exempel zu geben. Sorge daß ihre Milch allezeit geſund ſey, und daß ſie ſich in währender Zeit von ihrem Manne gäntzlich enthalte. Auf dieſe Dinge muß man ſehr ſcharf halten; ſintemahl die Wahl einer Amme, und ihre Art mit uns um zu gehen einen ſehr augenſcheinlichen und weſentlichen Einfluß in unſer gantzes Leben hat. Eine gute Amme wird alles zu rechter Zeit zu thun wiſſen. Sie wird dem Kinde die Bruſt, Pappe oder ſonſt ein Gemüſe nicht überflüßig geben, auch nicht ſo offt als es ſchreyet, ſondern mit einer beſondern Fürſichtigkeit; angeſehen dieſes ſehr viel zu ſeiner Geſundheit beyträgt. Will ſie es auch nicht allezeit ſchlafen laſſen wenn es will; ſondern nur wenn ſie meynet, daß es der natürlichen Ruhe bedörfftig sey! ſo wird dieſes gleichfalls ſeine Geſundheit ſtärcken. Laß deine Amme kein zorniges Weibsbild ſeyn: ſie muß in ihrer Sprache nicht ſtammeln, es muß ihr auch nicht gleichgültig ſeyn, wenn oder was ſie iſſet; ſondern ſie muß mäßig und nüchtern in ihren Mahlzeiten ſeyn. Ferner, wenn es möglich iſt, muß ſie eine Griechin und nicht eine Ausländerin ſeyn. Die beſte Zeit ein Kind ſchlafen zu legen, iſt, wenn es ſich an Milch recht geſättiget hat: Denn die Ruhe iſt alsdenn nicht nur den Kindern angenehm; ſondern auch die Verdauung geſchieht ſo am leichteſten.

Muß dem Kinde noch ſonſt was, auſſer der Milch gegeben werden, ſo ſey es von der ſchlechteſten Art Speiſen. Wein muß man ihm gar nicht geben; denn er iſt ihm zu ſtarck und zu hitzig: doch wenn es ja Wein haben ſoll, ſo muß es ihn ſehr ſelten bekommen, und zwar nur ſolchen, der der Natur der Milch am nechſten kommt. Der Leib deſſelben muß nicht gar zu offt gewaſchen werden: denn je ſeltener man es badet, und je ſorgfältiger man die Bäder zubereitet: deſto beſſer iſt es. Gehet die Amme mit ihm aus, ſo muß es in einer mäßigen Lufft/ die weder zu kalt noch zu warm iſt geſchehen: wie denn auch das Haus weder an einem gar zu freyen, noch gar zu enge eingeſchloſſenen Orte ſtehen muß. Das Waſſer ſo man bey ihm brauchet muß weder zu kalt noch zu warm ſeyn: Gleichergeſtalt muß auch ſein Windelband, und was es ſonſt vor Kleider bedarf von einer mittlern Gattung, daß iſt weder ſehr grob noch gantz klar; Doch allezeit ſeinem Cörperchen gerecht ſeyn. Die Natur erfordert in allen dieſen Dingen eine gewiſſe Einfalt und Geſchicklichkeit, aber nicht eine Weichlichkeit und Pracht.

Ich habe davor gehalten, daß es nicht unnützlich ſeyn würde/ wenn ich dir dieſe Dinge itzo ſchriebe/ in Hoffnung daß du nach meiner Vorſchrifft eine gute Amme finden werdeſt. Mit Gottes Hülffe/ will ich dir zu rechter Zeit auch eine gute Anleitung zur Auferziehung der Kinder geben. Lebe wohl!

Calliſte

XLIX. Stück.

Die Vernünftigen Tadlerinnen

Freytags den 6. Decembr. 1726.

Frau von Ziegler.

Schau nur . . . . die Pierinnen an
Und ſag ob wir uns nicht dazu mit ſtellen können?
Sie ſind mit gleicher Tracht wie wir auch angethan.

Ahasverus, deñ neulich meine Gehülfin Iris, in einem Geſpräche mit einer Griechiſchen Kayſerin, Eudoxia, aufgeführet; Hatte ſeiner vormahligen Einfalt im Heyrathen, nunmehro ein wenig beſſer nachgedacht. Er erkannte es vor ein bloßes Glück, daß er an der ſchönen Eſther zugleich eine gottfürchtende und vernünfftige Gemahlin angetroffen. Derowegen lief er gantz unruhig unter den Todten herum, biß er die Kayſerin Eudoxia wiederfand. Sobald ſie ſeiner anſichtig wurde; rief ſie ihm mit einer freundlichen Mine entgegen: Wie ſtehts um die Schönheit, Ahasver! Habt ihr euch mit eurer engliſchen Vaſthi wieder vereiniget; oder bleibt ſie noch bey ihrem vormahligen Eigenſinne?

Ahasv. Wollt ihr noch nicht aufhören, meiner zu ſpotten Eudoxia? Es iſt hohe Zeit ſolches zu thun. Ahasverus iſt nicht mehr der vorige Augenfreyer: Denn ſint der Zeit ich . . . .

Eudoxia. Iſt es möglich? Sollte ſich eure Meynung in dieſem Stücke geändert haben? Das wäre mir von Hertzen lieb!

Ahasv. So iſts, Kåyſerin. Sint der Zeit ich mit euch geſprochen, habe ich allen euren Vorſtellungen reiflich nachgedacht und befunden, daß ihr recht habt.

Eudoxia. So glaubt ihr denn nunmehro, daß ein vernünfftiger Freyer nicht bloß auf die Geſtalt zu ſehen habe?

Ahasv. Ich bin gantz davon überzeuget.

Eudoxia. Und daß in ſchönen Leibern nicht allezeit eine ſchöne Seele wohne?

Ahasv. Auch davon bin ich verſichert: Meine eigne Erfahrung hat michs gelehret.

Eudoxia. Und daß diejenigen thöricht ſeyn, die ſich in einen wohlgebildeten Cörper verlieben, ehe ſie noch das Gemüthe kennen, ſo darinnen wohnet?

Ahasv. Ey, ihr treibet eure Fragen zu weit. Habt ihr nicht genung daran, daß ich meinen vorigen Irrthum wiederruffe und euch recht gebe? Soll ich mich noch ſelbſt vor einen Narren erklåren?

Eudoxia. Ihr ſeyd artig, Ahasver. Gleich wolt ihr böſe werden. Hier unter den Todten tråget man kein Bedencken ſein voriges gantzes Leben vor was Thörichtes zu erklåren. Und wer ſich ſolches zu thun wegert, der giebt zu verſtehen, daß ihm die Augen noch nicht recht aufgegangen; daß er noch etwas von ſeiner alten Thorheit an ſich habe.

Ahasv. Ihr wiſſet überaus klug zu reden. Sollte man doch glauben, Ihr wäret ein Ausbund aller gelehrten Weiber geweſen.

Eudoxia. Das bin ich auch/ ohne Ruhm zu melden; und was noch mehr iſt, meine Gelehrſamkeit hat mich zur Kayſerin gemacht.

Ahasv. Zur Kåyſerin? Wie ſoll ich daß verſtehen?

Eudoxia. Mein rechter Nahme war Athenais, und ich war aus keinem fürſtlichen oder adelichen Geſchlechte entſproſſen. Mein Vater war ein Griechiſcher Weltweiſer in Athen, und hatte mich in allen Wiſſenſchafften, der damahligen Zeit nach, von Jugend auf unterrichtet. Geld hatte ich auch nicht: denn als mein Vater ſtarb, hinterließ er ſehr wenig: und meine beyde Brüder waren ſo eigennützig, daß ſie mir in der Theilung offenbar unrecht thaten. Ich hatte alſo keinen Brautſchatz und würde vielleicht niemahls einen Freyer bekommen haben, wenn mich nicht meine Gelehrſamkeit ausgeſtattet hätte.

Ahasv. Waret ihr denn nicht ſchön?

Eudoxia. Ihr erinnert eben recht: denn ich hätte es faſt vergeſſen. Doch könnt ihr daraus abnehmen/ wie wenig ich mir auf die Geſtalt eingebildet: indem ich dasjenige gar vergeſſe/ was euch eine andre zu allererſt geſagt haben würde. Ich war freylich von der Natur ſehr wohlgebildet. Es fehlte auch an Mannsperſonen nicht, die ihre Augen an meiner Schönheit vergnügten; aber deswegen bekam ich doch keinen ernſtlichen Freyer.

Ahasv. Wie kam denn das? Habe ich nicht ſelber ein armes Mädchen um ihrer Schönheit halber geheyrathet?

Eudoxia. Weil in meinem Lande nicht viel ſolche reiche Männer waren als ihr; ſo ſahen die Freyer auf einen Brautſchatz. Doch das war es nicht allein: Die Gelehrſamkeit ſo ich beſaß, ſchreckte ſo manchen ehrlichen Mann ab, daß er ſich nicht an mich wagen dorfte. Alle einfältige Freyer wieß ich ein wenig ſpöttiſch ab, und alſo furchte ſich ein jeder, daß ich ihm zu klug ſeyn würde.

Ahasv. Wie bekamet ihr denn endlich einen Mann?

Eudoxia. Beſſer als ich iemahls gedacht hatte. Der Kayſer Theodoſius, ein junger Herr von ein und zwantzig Jahren, machte mich zu ſeiner Gemahlin. Das war ein Glück, darüber ſich gantz Athen verwunderte.

Ahasv. Wie gieng denn das zu? Er wird ſich gewiß alle Jungfern aus gantz Griechenland haben zuſammen bringen laßen, um ſich eine davon zu erwehlen? Ihr ſeyd glücklich, daß es euch getroffen.

Eudoxia Ey Poſſen! Ihr beurtheilt andre Leute nur immer nach euch ſelbſt. Kayſer Theodoſius wuſte ſelber nicht, wie er an mich kam; es geſchah gantz von ohngefehr.

Ahasv. Ich mercke ſchon: Euer Vater wird euch gewiß keine gar zu ſtrenge Philoſophie beygebracht haben: ſo daß ihr euch kein Gewiſſen gemacht euren Landes-Herren als eine Beyſchläſerin zu vergnügen.

Eudoxia. Ihr irret ſehr! Meine Philoſophie war ſtrenger/ als ihr vielleicht dencket. Ich wills euch erzehlen. Meine Brüder thaten mir nach meines Vaters Tode unrecht, wie ich ſchon erwehnet habe. Darum begab ich mich perſönlich an den Kayſerlichen Hof nach Conſtantinopel, mich über ihre Unbilligkeit zu beſchweren. Ich hatte einen Anverwandten daſelbſt, der mich mit des Kayſers Schweſter Pulcheria, einer ſehr frommen Printzeßin bekannt machte: Denn durch dieſelbe hoffte ich in meinem Anſuchen glücklich zu ſeyn. Meine Jugend und Geſtalt gefielen den Augen der Printzeßin; mein unſchuldiges Weſen aber und meine ſtrenge Tugend, die ich der Philoſophiſchen Zucht meines Vaters zu verdancken hatte, machten mich bey ihrem Verſtande ſo beliebt: daß ſie mir einen freyen Zutritt verſtattete: und ohngeachtet ſie eine Chriſtin, ich aber noch eine Heydin war, ſehr gern mit mir umgieng. Sie trug wircklich meine Sache dem Kayſer vor, und machte demſelben eine ſolche Abbildung von mir, daß er mich zu ſehen verlangte. Er befahl alſo mich in das Haus ſeines vertrauteſten Miniſters, des Paulinus zu bringen, woſelbſt er meine Perſon ſo liebenswürdig und meinen Umgang ſo angenehm fand: daß er beſchloß mich zu heyrathen, wenn ich nur eine Chriſtin würde.

Ahasv. Da wird es vermuthlich hart gehalten haben. Ich forderte von meiner Eſther nicht / daß ſie eine Heydin werden ſollte; Denn ſonſt hätte ich vielleicht eine Korb bekommen.

Eudoxia. Nein Ahasver, die Religions-Aenderung fiel mir gar nicht ſchwer. Ich, als eine Philoſophin, hatte längſt an den närriſchen Gottheiten der Heyden einen Eckel bekommen. Denn ihr mögt es vielleicht noch nicht wiſſen, daß wir Weltweiſen mit dem Pythagoras, Socrates / Plato und andern groſen Männern den gemeinen Aberglauben des Pöbels allezeit verworfen und nicht mehr als eine einzige Gottheit geglaubet haben. Daher war ich ſchon ſehr wohl zubereitet das Chriſtenthum anzunehmen: Deſſen heilige Moral ohnedem alle Weißheit der gelehrteſten Philoſophen, ja noch mehr in ſich faſſete. Paulinus, der Freund des Kayſers, unterrichtete mich darinnen und gab mir bey meiner Taufe den Nahmer Eudoxia, das iſt die Rechtgläubige. Der Kayſer vermählte ſich öffentlich mit mir, und ich habe mit ihm viele Jahre in einer recht erwünſchten Ehe gelebet.

Ahasv. In der That / das alles iſt ſehr merckwürdig. Aber wie gieng es euren geitzigen Brüdern? Warlich / ich wolte wohl nicht an ihrer Stelle geweſen ſeyn.

Eudoxia. Ich ſehe wohl Ahasver, ihr kennet die Beſchaffenheit eines philoſophiſchen Gemüthes noch gar nicht. Meynet ihr denn, daß ich mich an meinen Brüdern gerächet habe? Ihr betrügt euch ſehr! Das wäre eine ſchöne Weltweißheit geweſen, die mirs erlaubet hätte, nach den Trieben der allerniederträchtigſten Begierden zu handeln. Nein, ich war Meiſterin meiner Affecten; und wuſte von keiner edlern Rache, als der Vergeltung des Böſen mit Gutem. Meine Brüder empfandens bald, daß ſie nicht mehr eine dürftige Athenais, ſondern eine reiche Eudoxia und mächtige Kayſerin zur Schweſter

ſter hätten. Ich vergab ihnen nicht nur ihre Beleidigung, ſondern ich zog ſie ſo gar bey Hofe zu den wichtigſten Bedienungen. Denn ich hatte ſie auch vorhin nicht aus Rachgier, ſondern aus Nothdurfft verklagen wollen: weil ich nehmlich ſonſt nichts zu leben gehabt hätte.

Ahasv. Das iſt in der That eine wahrhaffte Großmuth! Ich verwundre mich über euch Eudoxia, und wenn ihr das gethan habt; ſo ſeyd ihr bloß deswegen würdig geweſen eine Kayſerin zu werden.

Eudoxia. Warum ſollte ichs nicht gethan haben? Unſre Griechiſche Philoſophen hatten wohl noch herrlichere Dinge gethan. Dieſe ſtellte ich mir zum Muſter vor. Z. E. Lycurgus, ein groſſer Weltweiſer und Geſetzgeber in Sparta, hatte unter den Vornehmſten der Stadt viel Feinde: weil er ihrem Pracht und Ubermuth ſteuren wollte. Die Reichen, die damit übel zufrieden waren, verfolgten ihn einmahl mit Stein-werfen, und als er in einen Tempel fliehen wollte: ſchlug ihm ein junger verwegener Mann ein Auge aus dem Kopfe. Man nahm dieſen Menſchen bald in Verhafft, und nach Unterſuchung der Sachen, ward er dem Lycurgus ſelbſt in die Hände geliefert/ um ſich nach eigenem Belieben an ihm zu rächen. Und was meynet ihr wohl, was er ihm gethan habe? Die gantze Strafe war dieſe, daß er ihn zu ſich nahm und ihn in ſeinem Hauſe behielte. Die Güte und Freundlichkeit, die er ihm daſelbſt erwieß, brachte es endlich ſo weit, daß dieſer hitzige und boßhafftige Menſch, der weiſeſte und tugendhaffteſte Mann wurde.

Ahasv. Eudoxia/ ihr ſeyd in Wahrheit gelehrt; und ich wollte nichts mehr/ als daß ich euch zu meiner Gemahlin gehabt hätte.

Eudoxia. Zum wenigſten hat man mich in meinem Leben/ durch alle Gräntzen des Römiſchen Kayſerthums, als eine weiſe Kayſerin geprieſen: Ja ſo gar zu meinem Andencken Ehren-Säulen aufgerichtet. Zu geſchweigen, daß viele Väter der Kirchen gutes von mir geſchrieben haben.

Ahasv. In der That, ihr habt mich gantz umgekehrt. Wenn ich wieder lebendig werden könnte: ſo ſollte man mich gantz anders freyen ſehen; als ich vormahls gethan habe. Die Schönheit iſt vor nichts zu achten, wenn ſie nicht von Verſtand und Tugend ſchätzbar gemacht wird. Dieſe Stücke hingegen behalten ihren Werth und verdienen alle Hochachtung, wenn ſie gleich in keinem Engel-ſchönen Leibe wohnen.

So weit gehet dieſes merckwürdige Geſpräch; und ich habe dießmahl meinen Leſern nichts weiteres zu ſagen, als daß ich ein Schreiben von ähnlichem Innhalte bekommen; welches mich auch veranlaſſet mit der obigen Unterredung gleichſam eine Vorbereitung dazu zu machen. Ich will es meinen wertheſten Leſern mittheilen:

Geehrteſte Phyllis,

Ich gehe auf Freyers Füſſen/ und ſchreibe voritzo bloß in der Abſicht an euch, daß ihr mir eine anſtändige Liebſte zuweiſen ſollet. Ich bin ein Gelehrter, dem ſeine Eltern ein kleines Vermögen hinterlaſſen haben/ davon ich ehrlich leben könnte, wenn mir gleich mein itziges Amt nicht [illegible]0. Rthlr. Beſoldung eintrüge. Ich bin noch nicht dreyßig Jahr alt, ein wenig ſchwach von Perſon, und mehr klein als groß zu nennen. Mein Umgang ſcheint eben niemanden verdrüßlich zu ſeyn: mir hergegen ſind nicht alle Geſellſchafften gleich angenehm. Ich bin daher faſt immer allein: ohne wenn mich etliche Gelehrte beſuchen, die ich vor andern vor vernünfftige Leute halte; oder wenn ich ihnen meinen Gegenbeſuch abſtatte. Dieſes iſt die Abbildung, die ich von mir, ohne Gefahr erkannt zu werden, machen kan.

Nimmt es euch Wunder, daß ich bey ſo vortheilhafften Umſtänden nicht eine Frau finden könne: ſo habt ihr eines theils Urſache dazu. Ich hätte freylich ſchon längſt ein Weib haben können, wenn ich auf Schönheit, Geld, Stand und Galanterie geſehen hätte. Allein meine Abſichten ſind gantz ungewöhnlich, und manchem werden ſie gar abgeſchmackt vorkommen. Ihr könnt es vielleicht errathen, daß ich eine gelehrte Frau ſuche: die mehr Verſtand als Schätze; mehr Tugend als Schönheit zur Ausſteuer habe. Ich weiß es gar wohl/ daß viele mich deswegen auslachen werden. Iſt nicht in der berühmten Satire auf die Mängel des weiblichen Geſchlechts auch die Gelehrſamkeit deſſelben verworfen worden? Hat man nicht ein Frauenzimmer, welches ein paar kluge Worte vorzubringen weiß, lächerlich zu machen geſucht? Da muß ſie ſpottweiſe bald ein Zeitungs-Lexicon/ bald eine Europäiſche Fama heißen. Einer andern Satire nicht zu gedencken, darinnen ich folgende Verße leſe.

Die edle Scudery, die Sappho unſrer Zeiten/
Und Dacieria des Fabri Meiſterſtück,
Die mögen immerhin um Cron und Lorber ſtreiten/
Ein curieuſes Weib iſt nur ein mäßig Glück.
Dahero werden auch der Indianer Frauen
Zur Kinderzucht, und nicht zur Wiſſenſchafft verpflicht.
Accurſius will nicht der Weiber Weißheit trauen,
Selbſt Juvenalis liebt gelehrte Weiber nicht.
Und Balzac wünſcht ſich eh ein Weib mit rauchem Kinne,
Als eine weiſe Frau, die Trotz dem Mann ſtudirt.

Wiewohl das alles kan meinen Schluß nicht ändern. Die Indianer ſind meine Geſetzgeber nicht. Der großbärtige Rechts-Lehrer Accurſius mag ſagen was er will, und Juvenal, Balzac und alle Satiriſche Poeten mögen darwider ſchreiben ſo lange ſie wollen. Ich weiß noch keinen klugen Ehemann, der ſich über die Gelehrſamkeit ſeiner Frauen mit Grunde beſchweret hätte. Ich halte es mit dem berühmten Engelländer Thomas Morus, der einem ſeiner guten Freunde in einem lateiniſchen Gedichte räth, was er vor eine Frau nehmen ſolle. Es fängt ſich an proculque ſtulta ſit &c. Ich will es lieber teutſch herſetzen: „Nimm dir ein Weib, die weder unaufhörlich thöricht Zeug ſchwatzet: noch ein bäuriſches Stillſchweigen beobachtet. Iſt es möglich, ſo ſey ſie gelehrt: wo nicht, ſo ſey ſie doch fähig gelehrt zu werden. Glücklich iſt diejenige, die aus den alten Scribenten weiſe Regeln und Sittenlehren zu ziehen weiß! Iſt ſie damit verſehen, ſo wird ſie weder in guten Tagen frech und ſtoltz; noch im Unglücke niedergeſchlagen und verzagt ſeyn. Du wirſt an ihr eine anmuthige Freundin und muntre Gefehrtin deines Lebens haben. Deinen Kindern wird ſie die Gelehrſamkeit mit der Milch einflößen, und ſie von Jugend auf zur Weißheit halten. So wird dir in allerley Geſellſchafften die Zeit lang werden; du wirſt nach Hauſe eilen/ und dich dem Umgange mit Mannsperſonen entreiſſen/ um in dem Schooße deines Weibes zu ruhen. Rührt ſie ihr Seytenſpiel, oder ſingt ein Lied von ihrer eigenen Arbeit; ſo wird ihre Stimme dir angenehmer ſeyn als eine Nachtigall. Gantze Tage und Nächte wirſtu mit ihr reden, und ihrer gelehrten Geſpräche nicht ſatt werden können. Mit einem lieblichen Zuſpruche wird ſie dich allezeit aufmuntern; deine Freude mäßigen, wenn ſie zu ſtarck ſeyn möchte, und deinen Kummer lindern, wenn er dich niederſchlagen ſollte. Beredſamkeit und Wiſſenſchafft wird bey ihr um den Vorzug ſtreiten. Eine ſolche Frau war das Weib des Orpheus. Denn wie hätte er ſich um eines dummen Weibes halben die Mühe genommen, ſie aus der Höllen wieder zu holen? Eine ſolche war die Tochter des Ovidius, die mit ihrem Vater in der Poeſie um den Vorzug ſtritte. Eine ſolche war Tullia, die von dem gelehrteſten und freundlichſten unter allen Vätern, dem Cicero, geprieſen worden. Eine ſolche war die Mutter der beyden Grachier, die eben ſo berühmt iſt/ weil ſie derſelben Lehrmeiſterin, als weil ſie ihre Mutter geweſen. So weit Morus.

Seyd alſo von der Güte, geehrteſte Phyllis/ und ſchlaget mir ein Frauenzimmer von dieſer Gattung vor. Iſt ſie nicht Doctormäßig: genug, wenn ſie einigen Grund dazu gelegt hat, und die Fäbigkeit beſitzet/ weiter zu kommen. Ich ſuche eine angenehme Zeitvertreiberin bey meiner Neigung zur Einſamkeit. Dieſen kan mir eine Perſon von gemeiner Gattung nicht verſchaffen. Wovon ſolte ich doch mit einer ſolchen reden? von ihrem Putze? von Caffe und Karten? von Küche und Keller? von neuen Zeitungen aus der Nachbarſchafft? Soll ich mir von ihr erzehlen laſſen

. , wie bald die alte Katze
Die Wochen halten wird/ und wenn des Nachbars Magd
Hat ihrem Curtiſan den Handel aufgeſagt?

Philand.

Nein, ich kan mich unmöglich entſchlieſſen ein Weib zu nehmen, welches nicht klüger iſt als ihre Aufwärterin, oder die von der gröbſten Küchen-Magd nur in Kleidungen, und zum höchſten in einer wollüſtigern Lebensart unterſchieden iſt. Ein Bauer, habe ich offt bey mir gedacht/ ein elender Landmann iſt weit glücklicher im Eheſtande daran, als ein Gelehrter. Begegnet ihm in ſeinem Ackerbau oder in ſeiner Viehzucht was; ſo hat er ein Weib, die ſich eben ſo gut darauf verſteht als er ſelbſt. Mit derſelben überlegt er alles: Mit ihr geht er zu Rathe: Mit dieſer freuet er ſich auch. Ein Gelehrter hingegen, der den Nahmen mit der That führet/ muß ſtumm bey ſeiner Frauen ſitzen. Oder wo er von ſeiner Profeſſion zu reden anfängt, ſo macht er augenblicklich/ daß ſeine Frau ſprachloß werden muß.

Ich ergötze mich, ſo offt ich daran gedencke/ wie der berühmte Dacier mit ſeiner gelehrten Frauen gelebet haben müſſe. Ich ſtelle mir zum Exempel vor, wie beyde Ehegatten zuſammen ſitzen/ und die weiſen Sprüche des groſſen Käyſers Antoninus aus dem Griechiſchen ins Frantzöſiſche überſetzen. Welch ein angenehmer Streit iſt dieſes, da der Mann es der Frauen, die Frau aber dem Manne in der Gelehrſamkeit zuvor thun will: Endlich aber ſich mit einander vergleichen, und zuletzt ein Buch unter beyder Nahmen ans Licht ſtellen.

Iſt mir dieſes Glück einmahl zugedacht/ wertheſte Phyllis, ſo kan ich es von niemand anders als von euch erwarten. Sorget alſo vor mich, und daferne ihr was findet, ſo ſich vor mich ſchicket, ſo berichtet es

Eurem

Elbſtrom
1726. den 20. Nov.

ergebenſten

Muſophilo.

Ich verſpreche vor den Herrn Muſophilus aufs fleißigſte zu ſorgen/ und ihm alsdann Nachricht zu geben.

Phyllis.

L. Stück.

Die Vernünftigen Tadlerinnen

Freytags den 13. Decembr. 1726.

Pietſch.

Zwar der Pedantenſchwarm, der Königreiche laſt/
Das unbrauchbare Volck, iſt ihm mit Recht verhaßt.

Meine Mitſchweſter Phyllis hat neulich dem pedantiſchen Frauenzimmer einen ſchlechten Gefallen gethan, indem ſie die Fehler deſſelben ſo deutlich abgeſchildert. Ich ſchlieſſe dieſes aus verſchiedenen Briefen, die nach der Zeit bey mir eingelaufen ſind/ und deswegen die bitterſte Klage geführet. Man hat ſeine Zuflucht zu mir genommen, weil ich allezeit die Parthey des Frauenzimmers gehalten: und dieſes guten Vertrauens halber will ich auch itzo dieſe eifrige Vertheidigungs-Schreiben meinen Leſern mittheilen. Werden die Fehler des weiblichen Geſchlechts, dadurch es ſich der Pedanterey ſchuldig zu machen pflegt, nicht gäntzlich abgelehnet und verantwortet werden können: So wird es ſich doch ein wenig das Müthlein kühlen, wenn es ſehen wird, daß unter jungen Mannsperſonen, die von der Galanterie Profeſſion machen, eben ſo viel, wo nicht noch mehr Pedanterie im Schwange geht.

Wertheſte Iris,

Mit der gröſten Empfindlichkeit habe ich und meine

Mitſchweſtern das heßliche Blatt geleſen, welches eure Gehülfin Phyllis neulich von der Pedanterey verfertiget hat. Was ſie darinnen von den Schulfüchſen unter Mannsperſonen geſchrieben; das möchte noch hingehen: Aber mit unſerm Geſchlechte iſt ſie gantz unverantwortlich umgegangen. Ich und meine Geſpielinnen möchten doch wiſſen: was ſie immermehr veranlaſſet habe, unſre heimliche und faſt unmerckliche Fehler ſo ſchimpflich abzumahlen? Wir waren in einer Geſellſchafft, und ſaßen an einem Coffe-Tiſche: als eben eine kützliche Mannsperſon mit dem verhaßten 46ſten Stücke aufgezogen kam, und uns daſſelbe wider unſern Willen vorlas. Es war nicht anders, als wenn ihr euch ausdrücklich vorgenommen hättet, eben mich und meine Freundinnen anzugreifen: indem keine eintzige ſich rühmen konnte, daß ſie verſchont geblieben wäre. Da hättet ihr ſehen ſollen, wie wir alle nach einander bald roth bald blaß wurden; und ſo ſtille waren wie die Mäuſe: biß der leichtfertige Menſch mit ſeinem Ableſen fertig war. Er bildete ſich ein, daß er uns eine rechte Buß-Predigt gehalten hätte: denn weil er uns alle wohl kennete; ſo fiel es ihm nicht ſchwer im Leſen auf eine jede unter uns die Deutung zu machen. Inſonderheit ſchmertzte uns der nachſinnliche Schluß des gantzen Stückes, den unſer Leſer mit einem ſpöttiſchen Thone und einer tiefen Beugung des Leibes gegen die gantze Geſellſchafft vorbrachte. Wir dachten nicht anders, als daß er denſelben aus ſeinem eigenen verſchmitzten Kopfe hinzugeſetzt hätte; und fiengen allbereit an auf ihn zu ſchmählen: als er uns das Blat ſelbſt zu leſen gab, und es uns leichtfertiger Weiſe vorbuchſtabirte.

Hätte es eine jede von uns ins beſondere geleſen: ſo wäre doch die Beſchämung weit erträglicher geweſen. Wären wir hernach irgend in der erſten Geſellſchafft davon zu reden gekommen: ſo hätten wir alle einhellig angefangen das garſtige Blatt herunter zu machen, und uns alſo mit zuſammengeſetzten Kräfften an der kützlichten Phyllis zu rächen. Allein in einer Verſammlung von ſechs perſonen, darunter gewiß eine jede ihre Feindin oder Neiderin hat; auf ſolche Weiſe beſchämet zu werden: das iſt unerträglich. Wer kan ſich in einem ſolchen Falle dergeſtalt zwingen, daß man ſeine Verwirrung nicht blicken laſſen ſollte? Und wer iſt im Stande ſich ſo zu verſtellen, daß man es uns nicht anſehen könnte, wenn wir uns wodurch getroffen befinden?

Meine und meiner Mitſchweſtern Bitte geht alſo dahin, inskünfftige eurer Gehülfin Phyllis, dieſe gar zu groſſe Schärfe auf unſer Geſchlecht, aus dem Sinne zu reden. Was hat ſie immermehr davon wenn wir ausgelachet werden? Oder warum macht ſie uns mit dem Nahmen der Pedantinnen lächerlich? Wäre es nicht genug, wenn ſie unſre Fehler angemercket hätte? Muſte ſie uns noch in eine ſo ſchimpfliche Rolle ſchreiben? Und wer weiß was ſie ſelbſt vor Pedantereyen an ſich haben mag! Wir kennen ſie nicht; ſonſt wollten wir uns die Mühe nicht dauren laſſen, einige davon nahmhafft zu machen, und lächerlich genug abzumahlen. Es iſt ein Glück vor ſie, daß wir nicht an ihrem Orte leben; ſonſt ſollte ſie einer ſo gerechten Rache gewiß nicht entgehen. Grüſſet ſie nur von unſert wegen, wertheſte Iris, und ſaget ihr, daß ſie ſich forthin ein wenig beſcheidener aufführe. Ich und meine Mitſchweſtern verharren lebenslang

Eure

M . . burg, ergebenſte Leſerinnen
1716. den 29. Nov, N. N. N. N. N. N.

Hochgeehrte Tadlerin Iris,

WAs unterſteht ſich doch eure Pedantenmacherin Phyllis unſern Putz, Gang, Zeitvertreib, ja alle unſre Geberden, Manieren und Beſchäfftigungen zu beurtheilen? Hat ſie ſonſt nichts zu thun, als auf unſre Kleinigkeiten zu ſehen, und uns dieſelben vorzurücken? Allem Anſehen nach verſteht ſie die wahre Galanterie ſehr ſchlecht: indem ſie Dinge tadelt die überaus ſchön laſſen. Sie tadelt den langſamen Gang, den ich mir ſelbſt mit vieler Mühe angewehnet habe. Soll ich denn wie ein Rennthier durch die Straßen lauffen? Sie ſagt man ſtecke einen alten Pantoffel unter die Haare: aber ich mercke es wohl; es iſt ihr darum nicht zu thun; ſie will nur nicht haben, daß man ſich ein bißchen gröſſer machen ſoll als man iſt. Denn dieſes iſt die einzige Urſache, warum auch ich mir die Haare zwey Spannen hoch aufzuthürmen pflege. Hat ihr die Natur eine lange Statur verliehen; ſo mag ſie vergnügt ſeyn; und andere unvexiret laſſen, die ihrer kurtzen Perſon durch hohe Abſätze und einen erhöheten Kopfputz von unten und oben was anzuſetzen wiſſen. Sie tadelt uns, daß wir bißweilen mit bloſſen Fingern was vorlegen. Daran haben wir nicht Schuld, ſondern diejenigen, die uns ſo offt die Hände küſſen, und verſichern, daß ihnen nichts beſſer ſchmecke, als was wir damit berühret haben. Das übrige mag ich aus Verdruß nicht einmahl berühren.

Das aber verdrüßt mich biß in den Todt, daß unſere jungen Herren von ihr ſo gantz und gar übergangen worden. Hat ſie denn nach ihrer bekannten Scharfſinnigkeit an denſelben keine Pedantereyen wahrgenommen? Hat ſie dieſelben geſehen: warum übergeht ſie denn ſolche mit Stillſchweigen? Hat ſie dieſelben aber noch nicht bemercket; ſo will ich ihr auf die Sprünge helfen. Euch aber, wertheſte Iris, beſchwere ich bey allem was euch lieb iſt, dieſen Brief drucken zu laſſen.

Iſt es nicht Pedanterey, wenn jemand im Regen mit einem Rockelore gehet: Den Hut aber in der Hand behält; um die gepuderte Perrücke nicht zu zerdrücken? Iſt es nicht Pedanterey, wenn einer im ärgſten Schnee den verbrämten Filtz unterm Arme trägt; um ſein gekräuſeltes Haar nicht aus der Form zu bringen? Iſt es nicht Pedanterey, wenn man ſich ſolche hohe Stirn-Gebüſche auffſetzet, daß man noch einmahl ſo groß wird, als man wahrhafftig iſt? Iſt es nicht Pedanterey, wenn jemand ſich balſamiret, daß man ihn zehn Schritte weit riechen kan? Iſt es nicht Pedanterey, wenn jemand mit Stiefel und Spornen geht, ob er gleich in acht Tagen kein Reitpferd geſehen? Iſt es nicht pedantiſch, wenn man das Camiſol mitten auf dem Bauche nur mit einem Knopfe zuſammenhänget: unten aber alles offen läſſet? Iſt es nicht pedantiſch, wenn einer ſeine Uhrkette beyleibe nicht anders aus der Taſche hängen läßt/ als daß man ſie gleich von vorne ſehen kan? Iſt es nicht eine Pedanterey, wenn ſich jemand das halbe Geſicht mit Tabac beſchmutzet, um nur galant auszuſehen? Iſt es endlich nicht pedantiſch: bey kothigten Gaſſen mit weißen Strümpfen zu gehen; beym Spiele eine Hand voller Thaler und Ducaten auf den Tiſch zu werfen, wenn gleich nur 18. Pf. zu bezahlen ſind; ſich ſelbſt vor denjenigen auszugeben, der unſerm Geſchlechte Pein und Leiden verurſachen könne; Auf öffentlichen Spatziergängen vor hundert Leuten gantz ernſthafft mit einem Buche in der Hand auf und nieder zu ſteigen; Ein drey Ellen langes Silberband um das Gefäße des Degens zu wickeln; Den Bauch vorherzuſtrecken, und den Kopf auf dem Rücken zu tragen, wenn man gleich von Perſon mager iſt; Einen Haarbeutel zu brauchen, der breiter iſt als beyde Schultern; und wer kan alle die Gattungen der lächerlichſten Pedantereyen erzehlen, die man faſt täglich vor Augen ſehen muß?

Dieſes kleine Regiſter bitte eurer Phyllis und zugleich allen Mannsperſonen vor Augen zu legen, und ſie dadurch zu überführen, daß dieſe letztern nicht Urſache haben ſich über die kleinen Thorheiten unſeres Geſchlechts zu beluſtigen: ehe ſie in ihren eigenen Buſen gerochen. Dadurch wird unſre Ehre einiger maſſen gerettet werden; und wie freudig will ich nicht ſeyn, wenn ich mercken werde, daß dieſes Schreiben das allergeringſte dazu beygetragen habe. Ich bin

Eure

von Hauſe
ergebenſte
1726. den 30. Nov.
Zelota.

Dieſen Augenblick, da ich eine kleine Anmerckung von dem Urſprunge der galanten Pedanterey machen will, erhalte ich ein neues Schreiben: wozu abermahl meine Gehülfin

Phyllis mit ihrem letzten Blatte Gelegenheit gegeben. Ich muß alſo meine eigenen Gedancken dießmahl zurücke halten, und den noch übrigen Platz dieſes Papieres einem ſo wohlgeſetzten Briefe einräumen. Denn es iſt billig, auch in dieſen letzten Blättern lieber unſern gütigen Correſpondenten zu willfahren: als etwas ſchlechtes von meinen eigenen Betrachtungen herzuſetzen.

Geehrteſte Tadlerinnen,

Man hat hier geſtern das Schreiben des Herren Muſophilus in dem neueſten Stücke eurer Blätter mit ſonderbarem Vergnügen geleſen. Je ſeltſamer dieſe Art von Freyern iſt; deſtomehr ſcheinet ſie zu loben zu ſeyn: Denn es iſt nichts billiger, als daß ein jeder ſeines gleichen heyrathe. In eben der Abſicht ſchreibe ich itzo an euch, in Hofnung, daß ihr mir gleichfals ein paar Seiten in euren Schrifften vergönnen werdet.

Ich ſchreibe aber im Nahmen des ſtudirenden Frauenzimmers an euch, welches gewiß ſeit einiger Zeit ſo ſeltſam nicht mehr iſt, als vor etlichen Jahren. Zum theil ſchreibe ich ſolches euren Aufmunterungen zu, die nunmehro faſt zwey Jahre her bey allen, die eure angenehme Blätter geleſen, zum wenigſten in dieſem Stücke gute Wirckungen gehabt. Ich könnte euch nur aus unſerm Orte ein ziemliches Regiſter junger Jungfern mittheilen; welche theils aus eigenem Triebe ſtudiren, theils auf Veranſtaltung ihrer klugen Eltern in allerhand galanten Wiſſenſchafften unterrichtet werden. Denn es iſt faſt keine Straße in dieſer Stadt, wo nicht ein paar, auch wohl mehr ſolche artige Kinder gefunden werden, die itzo täglich etliche Stunden mit Büchern umgehen. Und man kan ſich leicht die Rechnung machen, daß dieſes bald zu einer herrſchenden Mode werden wird; indem der Anfang, der ſonſt das ſchwerſte zu ſeyn pfleget, bereits ſo glücklich gemacht worden.

Bey ſo geſtalten Sachen dünckt mich, werde das ſtudirende Frauenzimmer gleichfalls bald Urſache haben, eine große Wahl unter ihren Freyern zu halten, und inskünfftige keinem das Jawort zu geben, als demjenigen, der zum wenigſten eben ſo gelehrt iſt als ſie ſelbſt. Herr Muſophilus hat ſeinen Eckel vor einem ungelehrten Weibe ſehr lebhafft abgeſchildert: Aber glaubt ihr nicht, daß eine ſtudirte Frau an einem ungelehrten Manne eben dergleichen Verdruß haben werde? Was meynt ihr wie es dem artigen und aufgeweckten Weibe des reichen Argyri zu Muthe ſey? Er ſitzet wie ein Sprachloſer an ihrer Seite. Weder bey Tiſche noch ſonſt redet er das allergeringſte. Man ſieht ſtets zwantzig Runtzeln vor ſeiner Stirne, und es ſcheint, als wenn er unaufhörliche Wechſel-Rechnungen im Kopfe hätte. Was hat eine muntre Frau bey dieſem Manne vor ein Vergnügen? Sie bringt ihre Jahre mit Kummer zu, und ſchmecket nicht den zehnten Theil von der wahrhafften Luſt des Eheſtandes. Woher kommt es aber? ſie hätte einen Gelehrten, das iſt ihres gleichen heyrathen ſollen.

Ich beſorge ſehr, daß ein gleiches Unglück noch manches ehrliche Frauenzimmer treffen wird, welches wohl eines beſſern Glücks würdig wäre. Ich kenne verſchiedene mannbare Jungfern, die man mit Recht gelehrt nennen kan, theils weil ſie es ſchon ſind; theils weil ſie ſchon auf gutem Wege ſind es zu werden. Sie ſprechen ihr Frantzöſiſch, auch zum Theil lateiniſch. Sie verſtehen die Geographie und Hiſtorie vollkommen. Ihr beſter Zeitvertreib iſt ein wohlgeſchriebenes Buch. Nicht etwa lauter üppige Romane, ſondern geiſtliche, moraliſche und hiſtoriſche Bücher. Einigen iſt auch die Philoſophie ſelbſt angenehm worden, nachdem ſie Thomaſii Vernunfftlehre geleſen, und ohne Anleitung alles von ſich ſelbſt verſtanden. Daß ſie eine ſchöne Hand ſchreiben, die Muſic verſtehen, und artig tantzen; mag ich nicht erwehnen, weil dieſes nicht zur Gelehrſamkeit gerechnet werden kan. Dieſes will ich nur hinzuſetzen, daß viele auch an der Poeſie einen Geſchmack finden: nachdem ſie nehmlich Gelegenheit haben können, einige Anleitung dazu zu erlangen.

Urtheilet nun ſelbſt, wertheſte Tadlerinnen, ob gelehrte oder ungelehrte Männer würdiger ſeyn werden, dergleichen geſchickte Kinder zur Beute davon zu tragen? Dafern ihr Verſtand und Tugend liebet: ſo müßt ihr auch dergleichen gelehrtem Frauenzimmer das vollkommenſte Glück gönnen. Was wäre aber in ihrem künfftigen Eheſtande vor ein Glück zu hoffen: wenn ſie Männer an die Seite bekämen, die an Verſtand und Geiſt nicht beſſer wären als ihre Kutſcher; und die ſich von ihren Dienern nur durch die bloße Kleidung unterſcheiden könnten? Ich ahme in dieſer Frage eurem Correſpondenten Muſophilus nach, und hoffe dazu eben ſo viel Grund zu haben als derſelbe.

Meines Erachtens könnt ihr durch eure Vorſtellungen dieſem Ubel ein wenig zuvorkommen, und manche unglückliche Heyrath verhindern: wenn ihr den Eltern gelehrter Töchter die Warnung gebet, ſie ja keinem unſtudirten Manne zu geben. Es ſieht ſehr übel im Hauſe aus, wenn die Frau weiß daß ſie klüger iſt als der Mann. In dieſem Falle ſcheint ihr mit Recht die Herrſchaft zuzukommen: Denn was iſt billiger/ als daß der Klügſte regiere? Der Mann aber will doch ſeinem Rechte nichts vergeben; und daher entſteht vielerley Ungemach vor alle beyde. Warnet doch alſo alle unſtudirte Freyer, und bittet ſie, ſich an kein ſtudirtes Frauenzimmer zu wagen. Rathet hingegen allen Gelehrten, ſich auch gelehrte Bräute zu ſuchen. Die Gleichheit iſt der Grund aller wahren Freundſchafft. Der Eheſtand aber muß die allergenaueſte Freundſchafft von der Welt ſeyn: wo er nicht einen unvernünfftigen Trieb zum Grunde, und eine viehiſche Wolluſt zum Zwecke hat. Je größer alſo die Aehnlichkeit zwiſchen den Ehgatten iſt; deſto glücklicher muß ihre Verbindung werden. Ich bin von Hertzen

Wertheſte Tadlerinnen

Eure

Dr * *
fleißige Leſerin

den 8. Dec. 1726.
Muſophila.

Muſophila muß wohl ſelber ein gelehrtes Frauenzimmer ſeyn: ſonſt könnte ich nicht begreifen, wie ſie ſich deſſen ſo eifrig hätte annehmen wollen. Indeſſen ſcheinet alles, was ſie ſchreibet, ſehr wohl gegründet zu ſeyn. Ich weiß nicht ob es ihr vielleicht angenehm ſeyn würde, wenn wir ſie dem gelehrten Freyer Muſophilus zur Braut vorſchlagen möchten. Mich dünckt/ daß er mit ihrer Fähigkeit ſchon zufrieden ſeyn könnte. Und wer weiß/ warum ſie ſich nach ſeinem Nahmen genennet? Vielleicht iſt ſolches eine gute Vorbedeutung.

Iris.

LI. Stück.

Die Vernünftigen Tadlerinnen

Freytags den 20. Decembr. 1726.

Frau von Kuntſch.

Die Wiſſenſchafft/ die Gabe der Gemüther.
Ein kluger Geiſt, das ſind zwar ſolche Güter/
Die nicht verächtlich ſind:
Doch kan man ſie beſtändig nicht gewehren.

Fannia eine Römerin, muß eine Matrone von ſonderbahrer Tugend und rechtſchaffenem Wandel geweſen ſeyn. Der jüngere Plinius, zu deſſen Zeiten ſie gelebet, weiß uns nicht ſattſam zu beſchreiben; wie hoch er ſie geſchätzet habe. Der neunzehnte Brief, in ſeinem ſiebenden Buche iſt gantz mit ihren Lobſprüchen angefüllet. Er ſchreibt an ſeinen Freund Priſcum und giebt ihm Nachricht von ihrer Kranckheit. „Fanniens Kranckheit bekümmert mich ſehr: heiſt es gleich im Anfange. Er beſchreibt die Gelegenheit und Urſache derſelben, nehmlich die Wartung und Pflege einer unpäßlichen veſtaliſchen Jungfer; von welcher ſie ſich gleichfalls ein Fieber zugezogen. „Sie liegt am Fieber, ſchreibt er; der Huſten nimmt „zu; ſie wird überaus mager; alle ihre Kräffte verſchwinden: bloß der Geiſt iſt noch munter und ihr Gemüthe „bleibt ſtarck; deſſen ſich gewiß weder Helvidius ihr Mann, „noch Thraſeas ihr Vater, zu ſchämen Urſache haben. Alles

„übrige nimmt an ihr ab: und ich werde dadurch nicht nur
„mit Furcht, sondern auch mit Schmertzen erfüllet. Denn
„ich bedaure es, daß ein so treffliches Weib aus den Augen
„der Stadt entriſſen wird, dergleichen man vielleicht nicht
„mehr ſehen wird. Wie groß iſt nicht ihre Keuſchheit! Wie
„groß ihre Frömmigkeit! Wie groß ihre Erbarkeit! Wie
„ſtandhafft iſt endlich ihr Hertz jederzeit gewieſen! Zwey-
„mahl iſt ſie ihrem ins Elend verwieſenen Manne gefolget:
„zum dritten mahle aber um ſeinetwegen ſelbſt verwieſen
„worden.„ Nachdem er eine und andere Probe von ihrer
Großmuth im Unglücke angeführet, fährt er weiter fort, u.
ſchreibet: „Und wie angenehm iſt nicht dieſelbe dabey: wie
„leutſelig und, welches wenigen gegeben iſt, wie iſt ſie doch
„zu gleicher Zeit eben ſo ehrwürdig als liebenswürdig! Für-
„war, wir werden ſie nachmahls unſern Weibern als ein
„Muſter vorſtellen können. Wir Männer ſelbſt werden ſie
„als ein Exempel des Heldenmuths annehmen müſſen: da
„wir ſie mit eben der Bewunderung ſehen und hören, als
„mit welcher wir von andern in den Geſchichtbüchern zu le-
„ſen pflegen.

So wenig Ehre es bringet, wenn jemand von Unverſtändigen gelobt wird: ſo herrlich iſt es von verſtändigen Leuten Ruhm zu erlangen. Fannia hat dieſes letztere Glück gehabt. Plinius lobte ſie; und welch ein kluger Mann war er nicht! Aus allen ſeinen Schrifften ſieht man es gantz deutlich, was vor ein Kenner der wahren Tugend er geweſen. Sein Verſtand und ſein unſträfliches Verhalten hat ihn unter Kayſer Trajano zu den höchſten Ehrenſtellen in der Römiſchen Republic erhaben: und man hat ihn allezeit vor einen von den gröſten Männern unter allen Lateinern gehalten. Wenn nun ein ſolcher jemanden lobet: ſo hat man gewiß auf jedes Wort ſeiner Lobſprüche zu trauen.

Ich mercke noch einen Umſtand an, der den Ruhm dieſer tugendhafften Römiſchen Dame auſſer allen Zweifel ſetzt. Plinius pflegte aus dem Loben kein Handwerck zu machen. Er lobte nicht jeden, der ihm vorkam: ſondern wuſte eine kluge Wahl zu treffen. Was iſt auf die Lobeserhebungen dererjenigen zu halten, die eben ſo leicht was ſchlechtes und was mittelmäſſiges; und dieſes offtmahls mehr, als das allervollkommenſte loben? Entweder ſie verſtehen ſich auf dasjenige nicht, was ſie loben; Oder ſie ſind partheyiſch; Oder ſie wollen endlich wieder von jedermann gelobet ſeyn. Alle dieſe Dinge machen ihre Lobſprüche bey Vernünftigen unkräfftig. Fannia iſt ſo glücklich, einen Lobredner erhalten zu haben, der dieſer Stücke halben gar nicht verdächtig iſt. Er lobte zuweilen; aber nur was lobwürdig war. Er lobte; aber natürlich und ohne Schmincke; und alſo darf man nicht beſorgen, daß er von der offt-gedachten Fannia mehr geſchrieben als geglaubet habe.

Meines Erachtens zeiget das Exempel dieſer belobten Römerin, wieviel Hochachtung und Ruhm ein Frauenzimmer ſich durch die eintzige Tugend zuwege bringen könne. Meine Gehülfin Phyllis hat ſich zuweilen vor die Parthey des gelehrten Frauenzimmers erkläret, und diejenigen vor andern gerühmet, die ihren Verſtand durch die Erlernung von allerley Künſten und Wiſſenſchafften aufzuklären, und zu gröſſerer Vollkommenheit zu bringen ſuchen. Ich kan ihr in dem allen nicht wiederſprechen: Denn wie könnte ich es leugnen: daß die Gelehrſamkeit keine löbliche Eigenſchafft ſeyn ſollte? Allein deswegen iſt vor das unſtudirte Frauenzimmer der Weg zum Ehren-Tempel nicht verſchloſſen. Es geht mit dem weiblichen Geſchlechte wie mit dem männlichen. Daſſelbe hat mancherley Mittel empor zu kommen, und mancherley Lebensarten, darinnen es ſich durch ſein gutes Verhalten hervorthun kan. Es müſſen ja nicht eben alle Knaben ſtudiren. Es dörfen ja nicht alle Mannsperſonen gelehrte Helden werden. Iſt jemand ein wackerer Kriegsmann; ein guter Landwirth; ein verſtändiger Kaufmann; ein fleißiger Bürger und Kunſterfahrner Handwercker, ſo hat er dem gemeinen Weſen, nach ſeiner Art, keine geringe Dienſte geleiſtet. Die wahre Tugend ſchicket ſich vor alle Stände; und es iſt keine Profeſſion ſo geringe, darinnen man ſich nicht redlich, treu, arbeitſam, vernünfftig, ſparſam, dienſtfertig, gerecht, freygebig, kurtz, als einen rechtſchaffenen Mann aufführen könnte.

Eben ſo iſt es mit dem Frauenzimmer beſchaffen. Ihr Stand, ihre Auferziehung, ihr Zeitvertreib, ihre Arbeit, ihr Ehſtand, ihre Haußhaltung und ihr gantzes Glück kan auf tauſendfältige Weiſe unterſchieden ſeyn. Allein es ſey eine in was vor Umſtänden ſie wolle: ſie kan ſich allezeit durch die Tugend ein wohlgegründetes Lob erwerben. Sie kan allezeit keuſch, friedfertig, geduldig, mäßig, aufrichtig und demüthig ſeyn. Sie kan allezeit im Glücke beſcheiden, in Armuth vergnügt, im Unglücke gelaſſen, in Gefahr großmüthig, im Reichthume wohlthätig erfunden werden. Sie wird allezeit Gelegenheit haben, gegen höhere ehrerbietig, gegen geringere leutſelig, gegen ihres gleichen freundlich und vertraulich zu ſeyn. Sie wird allezeit gegen ihre Freunde ohne Falſch, gegen Feinde ohne Rachgier: gegen die Glücklichen ohne Neid und gegen Unglückliche ohne Schadenfroh leben können. Welcher Stand, oder welche Lebensart kan ſie endlich hindern, eine liebreiche Ehgattin, eine vernünfftige Mutter und kluge Hausfrau zu ſeyn? In Wahrheit, ſo viel Tugenden ich hie nahmhafft gemacht, und ſo viel andre ich noch hinzuſetzen könnte: ſo viel herrliche Zweige und Blumen kan ſie gleichſam brechen; um ſich einen unverwelcklichen Ehrenkrantz daraus zu flechten.

O daß nur Fannia, die tugendhaffte Fannia, viele ihres gleichen nachgelaſſen hätte! Wie gern würde man es an ihnen überſehen, daß ſie in Wiſſenſchafften und Künſten ſich nicht hervorgethan? Man würde ſonſt gutes genug von ihnen ſagen können, und bey ihrem Abſterben den Lobrednern und Poeten nicht die Qvaal auferlegen dörfen, Lobeserhebungen aus ihrem Kopfe zu erſinnen. Dieſe ehrlichen Leute wiſſen bisweilen nicht, was ſie von den Verſtorbenen gutes ſagen ſollen. Man muthet ihnen zu die Todten zu loben, die ſie niemahls gekannt haben, und von welchen ihnen die Leidtragenden ſelbſt nichts ſonderliches zu ſagen wiſſen, als daß ſie gelebt haben und geſtorben ſeyn. Wollten ſie zuweilen gleich nach der allgemeinen Menſchen-Liebe handeln, und von ihrem Nechſten alles gute glauben, alle Tugenden vermuthen: ſo können ſie auch dieſes nicht ohne Beyſorge eines übeln Ausganges thun. Wie? wenn ſie eine Tugend an der ſogenannten hoch und höchſtſeeligen Leiche zu loben anfiengen, davon alle Welt das Gegentheil glaubte? würde das nicht die Todten mehr beſchimpfet als gerühmet heiſſen? Es iſt ein rechtes Vergnügen, wenn man jemanden aus einer völligen Uberzeugung von ſeinen guten Eigenſchafften loben kan. Keine Beſchäfftigung iſt einem wohlgearteten Gemüthe angenehmer, als die Erzehlung der Vollkommenheiten, die der oder dieſe wircklich an ſich gehabt. Hingegen aber iſt auch demſelben nichts verdrüßlicher, als ohne Grund Lobſprüche zu ſagen: und einen unwürdigen mit Erzehlung der Tugenden zu beſchämen, die er niemahls dem Schatten nach beſeſſen. Wenn alſo heutiges Tages die Satiren gemeiniglich beſſer gerathen, als die Lobſchrifften: wer hat Schuld daran? Fürwar nicht die Verfaſſer derſelben: die gewiß auf dieſe vielmehr Fleiß anzuwenden pflegen als auf jene. Der Lauf der Welt hat Schuld daran. Wer Laſter abmahlet, iſt allezeit mit einer Menge ſolcher Perſonen umgeben; welche ihm die lebhaffteſten Bilder von ihrem verhaßten Weſen eindrücken. Wer aber Tugenden ſchildern will, der muß mehrentheils aus ſeinem eigenen Kopfe eine Hirngeburt hervorbringen; davon das Original entweder gar nicht, oder doch ſehr unvollkommen in der Welt zu finden iſt.

Fannia war eine tugendhaffte Frau: Allein woher kam das? Sie hatte eine rechtſchaffene Mutter gehabt. Plinius hatte ſie gekannt, und konnte ſich nicht enthalten, bey dieſer Gelegenheit an dieſelbe zu dencken. „Er ſagt die Kranckheit
„der Tochter gehe ihm deſto mehr zu Hertzen; weil es ihm
„vorkomme, als wenn er itzo die Mutter derſelben noch ein-
„mahl verlieren müſte. Fannia habe ſo lange das Bild der-
„ſelben vorgeſtellet: mit ihrem Tode aber würde ſie daſſel-
„be gäntzlich aus der Welt nehmen. Beyde habe er ver-

„ehret: beyde habe er geliebet: ja er wiſſe ſelbſt nicht, welche von beyden ihm lieber geweſen ſey. Sie hätten aber „auch beyde von keinem Unterſcheide wiſſen wollen. Was iſt begreiflicher, als daß eine vernünfftige und tugendhaffte Mutter auch eine kluge und wohlgeſittete Tochter ziehen werde? Und was iſt hingegen natürlicher, als daß eine böſe wiederum nichts anders als ihres gleichen zurichten könne? Es fällt den Kindern ſehr ſchwer, die Fehler ihrer Eltern nicht nachzuahmen: wenn ſie nicht durch ein beſondres glückliches Naturell, oder anderweitige gute Zucht davon abgeleitet werden. Jene Frau Mutter unter den Krebſen, in der Fabel, gab ihrer Tochter die ſchönſten Lehren, wie man hübſch gerade zu, und vorwerts gehen ſolle. Sie wuſte ihr die rückgängige Bewegung als was höchſt unartiges vorzuſtellen. Allein die unſchuldige Tochter, der dieſe Lehren ſehr ſchwer fielen ins Werck zu richten; weil ihr der Krebsgang nicht nur von ihrer Jugend auf angewöhnet, ſondern angebohren zu ſeyn dünckte: konnte der kluglehrenden Mutter nicht beſſer antworten, als ſie that, indem ſie ſagte: Liebe Frau Mutter, zeigt mir doch einmahl ſelbſt wie ich gehen ſolle! Denn ſobald die Mutter von der Stelle wollte, ſiehe, ſo gieng ſie rückwerts. Die Erklärung iſt leicht zu machen.

Nun iſt es zwar gewiß, daß auch die vollkommenſte Tugend nicht allezeit nach Würden gerühmet zu werden pfleget. Andre Eigenſchafften des Leibes und Verſtandes fallen ordentlich mehr in die Augen, als das ſtille Weſen der Tugend, welches von ſich ſelbſt kein Geräuſche machet. Es erkennet auch die Trefflichkeit derſelben niemand recht, als andre tugendhaffte: und da dieſe überall den kleinſten Hauffen ausmachen: ſo iſt leicht zu ſchließen, daß manche lobwürdige Perſon lebenslang ungerühmet bleibe. Geſetzt daß dieſem allen ſo wäre; ſo muß doch die Liebe der Tugend deswegen nicht untergehen. Man muß ja das unvergleichliche Weſen derſelben nicht um der Ehre halber; ſondern um ſein ſelbſt willen lieben. Ein Tugendhaffter wird von ſich ſelbſt und der allſehenden Gottheit genugſam geehret, wenn gleich ſonſt keine Creatur ſeine Eigenſchafften wahrnehmen ſollte. Sein eigen Gewiſſen giebt ihm ein gutes Zeugnis, und erfreuet ihn mit der ruhigen Empfindung, daß er das ſeinige gethan, und ſeine Pflicht erfüllet habe. Wenn dabey alle Welt ſich bemühen möchte, ihn zu verunehren; ſo hält er ſich nicht beſchimpfet. Denn was heiſt einen ſchimpffen anders, als die Unvollkommenheiten erzehlen, die er durch ſeine Schuld an ſich hat. Mit Grunde der Wahrheit kan man dieſes von einem Tugendliebenden nicht thun: folglich kan er auch nicht wahrhafftig geſchimpfet werden. Ein ungegründeter Schimpf iſt gar kein Schimpf zu nennen.

Es iſt aber ſo leicht nicht zu beſorgen, daß es der Tugend an Lobſprüchen fehlen werde. Prahlet ſie gleich mit ihren Eigenſchafften nicht: So funckeln doch dieſelben wie die Sterne, und machen ſich ſichtbar/ indem ſie an nichts weniger gedencken. Lucretia hat einen Livium, Tullia ihren eigenen Vater den Cicero, und Fannia ihren Plinium zum Lobredner gefunden. Und ich glaube feſt daß es jederzeit eher an guten Exempeln, als an Lobrednern derſelben fehlen werde. Das Andencken der drey berühmten Frauenzimmer die Herr von Canitz, Herr von Beſſer und Richey durch ihre Federn verewiget haben, wird wohl unſterblich bleiben. Und warum können nicht Väter ihren Töchtern dieſe Pflicht leiſten, wie der vorhin angeführte Cicero gethan? Ein gleiches Exempel hat uns Ovidius von ſeiner Tochter aufgezeichnet: welches ich aus dem ſiebenten Briefe des dritten ſeiner ſo genannten traurigen Bücher, in einer proſaiſchen Uberſetzung mittheilen will.

Gehe hin/ du mein eilfertiges Schreiben/ du treuer Dollmetſcher meiner Gedancken/ und grüſſe meine Tochter Perilla. Du wirſt ſie entweder bey ihrer liebſten Mutter ſitzend antreffen/ oder mitten unter den Büchern bey ihren Muſen finden. Sobald ſie von deiner Ankunfft hören wird, wird ſie alles ſtehn und liegen laſſen/ um zu wiſſen: woher du kommeſt und was ich mache? Sage nur, daß ich zwar noch lebe; aber ſo, daß ich mir den Tod wünſche: weil die Länge der Zeit mein Unglück nicht mindert. Thue ihr zu wiſſen, daß ich mich wieder zu den Muſen gewendet, die mir doch geſchadet haben; indem ich von neuem zu tichten angefangen. Frage ſie derowegen: legeſt du dich auch noch auf die Kunſt deines Vaters, und folgeſt du noch ſeinem Exempel? Die Natur und das Verhängnis, liebe Tochter, haben dir ſchamhaffte Sitten, ſeltene Gemüths- und Leibes-Gaben, und einen fähigen Witz verliehen. Ich habe dich zuerſt an die Hippocrene geführet, damit deine reiche poetiſche Ader nicht verſiegen möchte. Da du noch ein zartes Mädchen wareſt, ſahe ich deinen muntern Kopf ſchon, und bin als ein Vater dein Wegweiſer und Gleitsman in der Poeſie geweſen. Wohnt alſo dieſer Trieb noch in deiner Bruſt; ſo wird dich niemand als die Lesbiſche Poetin Sappho im Tichten übertreffen. Allein ich beſorge/ daß mein Unfall dich darinnen geſtöret habe, und daß dein Geiſt meines Unglücks wegen ermüdet ſeyn werde. So lange ich zu Hauſe war, pflegte ich dir meine Gedichte, und du mir die deinigen vorzuleſen. Offt war ich dein Richter; offtmahls auch dein Lehrmeiſter. Bißweilen hörte ich deine neuverfertigte Arbeit mit Luſt; bißweilen beſchämte ich dich, wenn du nichts rechtes gemacht hatteſt. Vielleicht haſtu dich an meinen Exempeln geſpiegelt, und einen Abſcheu vor der Beſchäfftigung bekommen, die mir geſchadet hat. Doch Perilla; ſey nur getroſt! Wenn nur deine Schrifften kein Frauenzimmer zum Ausſchweifen bewegen, und kein Hertz zur Liebe reitzen. Schaffe alles bey ſeite was dich träge macht, und begieb dich wieder zu den freyen Künſten/ die gleichſam dein Heiligthum geweſen ſind. Dein ſchönes Antlitz wird mit den Jahren ſeinen Glantz verlieren, und lauter tiefe Runtzeln auf ſeiner veralteten Stirne zeigen. Das ſchädliche Alter, welches herannahet ehe mans mercket, wird deine Schönheit vernichten. Wird man dann von dir ſagen: Dieſe iſt ſehr ſchön geweſen: ſo wirſt du dich betrüben und ſchmertzlich klagen, daß dein Spiegel ein Lügner ſey. Dein Vermögen iſt klein/ wiewohl du groſſer Güter und Schätze würdig biſt. Aber bilde dir ein, du ſeyſt das reicheſte Frauenzimmer von der Welt. Das Glück beſchencket und beraubet wen es will: Wer heute Cröſus iſt, kan morgen Irus heiſſen. Was ſoll ich viel ſagen? Alles unſrige iſt vergänglich, ausgenommen die Gaben unſers Geiſtes und Gemüthes. Schaue nur auf mich. Wenn ich gleich des Vaterlandes, meiner Angehörigen und alles meinigen beraubet worden, ſo begleitet mich doch mein ſinnreicher Kopf überall: und der Käyſer ſelbſt hat nicht das geringſte darüber zu befehlen gehabt. Man ſtoſſe mir ein wütendes Schwerdt durchs Hertz; auch nach meinem Tode wird mein Ruhm noch leben. Solange das ſiegende Rom von ſeinen Bergen den bezwungenen Weltkreiß anſehen wird: ſo lange wird man meine Schrifften leſen. Folge du meinem Exempel, und entreiß deinen Geiſt ſo viel dir möglich iſt, dem bevorſtehenden Grabe. Gott gebe, daß dich die Muſen glücklicher machen mögen, als mich!

Wer kan ein ſo zärtliches Schreiben eines rechtſchaffenen Vaters an ſeine Tochter ohne Bewegung leſen? Rühmt er gleich dieſelbe wegen ihrer Poeſie: ſo hat er doch auch ihrer Tugend nicht vergeſſen: und dieſe wird der Welt ſo lange bekannt bleiben, als Ovidii Schrifften dauren werden. Wenn werden aber dieſelben untergehen? Ich ſchlüſſe mit Günthern, der gleichfalls durch ſeine Gedichte die Tugend ſo manches Frauenzimmers verewiget hat; darunter die gelehrte Frau von Breßler eine der vornehmſten iſt:

Denn was von Menſchen lebt, iſt Tugend und Verſtand,
Und Kunſt und Wiſſenſchafft, das andre deckt der Sand.

Calliſte.

Die Vernünftigen Tadlerinnen

LII. Stück.

Freytags den 27. Decembr. 1726.

Canitz.

Ein ander lege nicht ſo bald den Griffel nieder,
Doch mir iſt alle Schrifft, die Stacheln führt, zuwider.

DIeſes ſoll das letzte Stück des andern Jahrtheiles, und überhaupt aller der Blätter ſeyn, die bisher unter dem Nahmen der vernünfftigen Tadlerinnen herausgekommen ſind. Ehe ich aber von meinen bißherigen Leſern Abſchied nehme; habe ich ihnen noch verſchiedenes zu ſagen: was theils zu meiner Rechtfertigung, theils ihnen ſelbſt zur Nachricht dienen wird. Dieſes Blatt ſoll alſo eben des Inhalts ſeyn, deſſen ſonſt die Vorreden der Bücher zu ſeyn pflegen.

Meine Leſer mögen von dem Schluſſe dieſer wöchentlichen Schrifften dencken was ſie wollen: So viel kan man ſie mit Vergnügen verſichern, daß es ein ungezwungener und gantz freywilliger Schluß ſey. Keine verdrüßliche Zufälle haben es ſoweit bringen können, daß man wäre genöthiget worden, vor der Zeit, die gleich Anfangs zu dieſen Blättern beſtimmet war, die Feder niederzulegen. Itzo, da man ſeinen vormahligen Zweck, ſo viel es ſich thun laſſen, erreichet hat: ſo kan man mit eben der, ja gröſſerer Zufriedenheit aufhören; mit welcher man ſie zu ſchreiben angefangen. Iſt es wahr, daß ein groſſes Buch ein groſſes Ubel ſey: ſo iſt es hohe Zeit, die vernünfftigen Tadlerinnen mit dem andern Bande zu ſchlieſſen. Ein eintziger Jahrtheil wäre zu klein geweſen: Drey Theile hergegen würden ſchon zu groß zu ſeyn ſcheinen. Zwey Bände halten das Mittel, und wenn es dabey ſein Bewenden hat; ſo macht man ſich die Hoffnung, dadurch einen doppelten Vorwurf abzulehnen: Einmahl, daß man gar zu wenig geſchrieben, das andre mahl aber, daß man gar kein Ende finden können.

Beyde Vorwürfe können mit guter Wahrſcheinlichkeit beſorget werden. Der erſte zwar von den Gönnern und Liebhabern dieſer Blätter, die ſich die Mühe bißher nicht dauren laſſen, ihnen wöchentlich einen viertelſtündigen Anblick zu ſchencken. Dieſe hätten vielleicht bey einem gar zu frühzeitigen Beſchluſſe dieſes Werckes den Urheber deſſelben entweder eines Unvermögens, oder gar einer Faulheit beſchuldigen können. Warum fängt man etwas an, welches man entweder nicht fortſetzen kan, oder doch nicht fortſetzen will? würde es geheiſſen haben. In Wahrheit eine wohlgegründete Frage; die man auch allezeit vor Augen gehabt, wenn man gleich anderer Urſachen halber Luſt gehabt hätte, ſchon vor einem Jahre zu beſchlüſſen. Der andre Vorwurf hingegen war von denen zu befürchten, welche die vorhergehenden Papiere entweder vor was gantz unnützliches und verächtliches; oder gar vor was ſchädliches angeſehen haben. Dieſe Art von Perſonen würde bey längerer Fortſetzung ſolcher ſchlechten Blätter nur deſto verdrüßlicher geworden ſeyn. Will es denn mit den Baggatellen noch kein Ende nehmen? würden ſie vielleicht gefraget haben. Vielleicht hätten ſie auch einiger maſſen Urſache ſolches zu thun: Und alſo habe ich in doppelter Abſicht beſchloſſen, die Mittelſtraße zu halten, und mit dieſem andern Theile aufzuhören.

Ich ſchreibe hier als eine eintzelne Perſon, da doch in den vorhergehenden Schrifften faſt durchgehends im Nahmen etlicher Perſonen geſchrieben worden. Keines von beyden iſt ohne einen zureichenden Grund geſchehen. Der allererſte

erſte Anſchlag, dieſe Blätter ans Licht zu geben. iſt wahrhafftig von dreyen gemachet; auch würcklich von dreyen ins Werck zu richten angefangen worden. Die durchs Loß alſo benahmte Calliſte hat die beyden erſten, Phyllis das dritte, und Iris das 4te Stücke des erſten Jahres gemacht: ohngeachtet man nicht vor nöthig befunden die rechten Nahmen darunter zu ſetzen. Phyllis ließ es guter Urſachen halber bey dem eintzigen Stücke von ihrer geſchickten Arbeit bewenden. Iris aber verfertigte noch das ſechſte/ das zwantzigſte und acht und zwantzigſte Stück; und ſo gut ſelbige von jedermann aufgenommen wurden: ſo fand ſie gleichfalls weiter kein Belieben, an der einmahl angefangenen Arbeit ferner mit Theil zu nehmen. Calliſte ſah ſich alſo von ihren Gehülfen verlaſſen; aber auch zugleich genöthiget, das einmahl angefangene Werck allein fortzuſetzen. Zwar fand ſich bald Anfangs eine geneigte Muſe Clio, welche das achte Stück in der Ordnung ausarbeitete, auch nachmahls das zwey und zwantzigſte und neun und zwantzigſte hinzuthat: Doch blieb jener die ordentliche Verfertigung aller übrigen Blätter dergeſtalt auferleget, daß ſie wircklich alle übrige ſelbſt abgefaſſet, auch dieſen gantzen andern Jahrtheil ohne andre Hülfe hinausführen müſſen.

Wäre mirs erlaubt, meine itzt erwehnte Gehülfen alhier mit Nahmen zu nennen: ſo würde ein jeder finden, daß es Leute ſind, die ſich durch ihre Geſchicklichkeit bey der gelehrten Welt ſchon ſonſt bekannt gemacht. Doch da die gute Aufnahm dieſer Blätter ohne Zweifel ihren artigen und ſcharfſinnigen Aufſätzen zuzuſchreiben iſt: ſo glaube ich ihnen einen öffentlichen Danck davor ſchuldig zu ſeyn. Ich will ihnen denſelben hiermit abgeſtattet haben, und zu ihrem beſondern Ruhme zum wenigſten die Anfangs-Buchſtaben ihrer Nahmen entdecken. Phyllis heiſſet J. F. M. Iris J. G. H. und Clio L. G. Ich weiß daß ſie mir dieſe Freyheit nicht übel deuten werden: da ich mich noch itzo ihrer werthen Freundſchafft verſichert halten kan. Meinen Leſern aber wird es nicht unangenehm fallen, wenn ſie dieſenigen wenigſtens errathen werden, die zu ihrem Nutzen und Vergnügen gleich im Anfange dieſes Werckes ſo viel beygetragen haben.

Ohngeachtet nun Calliſte endlich wohl ſahe, daß ſie allein übrig geblieben wäre: ſo war es doch nicht rathſam, ſolches öffentlich, durch die Unterſchreibung ihres Nahmens, bey jedem Stücke zu geſtehen. Dieſes würde nur die von dem kaum angefangenen Wercke hin und wieder gefaßte gute Meynung gemindert haben. Dreyen Perſonen trauet man mit gutem Grunde mehr zu, als einer eintzigen: Und wie mißtrauiſch würde man gegen die gute Calliſte geworden ſeyn, wenn ſie als ein Frauenzimmer, wovor ſie noch faſt überall gehalten wurde, ſich unterſtanden hätte, wöchentlich ein neues Blatt, und zwar ohne alle Beyhülfe, zu verfertigen? Man trauet ohne dem dem weiblichen Geſchlechte weniger zu, als man vielleicht Urſache hat: Und deſto gröſſer würde dieſe Verwegenheit manchem geſchienen haben. Man ſah alſo auf ihren Blättern dreyerley Nahmen ſtehen; ohngeachtet ſie aus einer Feder kamen: ja ſie bezog ſich auch in denenſelben zuweilen auf ihre Gehülfinnen. Dünckt dieſes jemanden unerlaubt oder gar auslachens-würdig zu ſeyn; ſo darf er nur bedencken: daß es erſtlich nichts neues ſey, wann ſich Scribenten einen falſchen Nahmen geben. Zum andern erwege man, daß es einem jeden frey ſtehe/ ſich zu nennen wie er wolle; ja in verſchiedenen Schrifften auch verſchiedene Benennungen anzunehmen. Die Exempel davon ſind ſo häufig, daß es nicht nöthig iſt, ein eintziges anzuführen. Warum ſollte es aber dergleichen Gelehrten verboten ſeyn, auch ihre eigene Schrifften, die ſie unter einem fremden Nahmen heraus gegeben, als fremde anzuführen: da man es keinem übel nimmt, der ſich auf diejenigen beruffet, die er unter ſeinem eigenen Nahmen drucken laſſen. Alle dieſe Rechte konnten mir aus oberwehnten Urſachen auch zu ſtatten kommen: und ich weiß, daß billige Richter mir dieſelben nicht abſprechen werden.

Indem ich mir aber dergeſtalt den größeſten Theil des gantzen Werckes zueigne: ſo will ich dadurch meinen wertheſten und zum Theil hochgeſchätzten Correſpondenten ihre Ehre nicht rauben; noch ihnen dasjenige abſprechen, was ich mir ſelbſt mit gutem Gewiſſen nicht zueignen kan. Nein ich geſtehe vielmehr, und der Augenſchein ſelbſt wird einen jeden überführen, daß die eingerückten ſcharſſinnigen und offt recht lehrreichen Schreiben faſt den gröſten Theil meiner Papiere angefüllet. Wieviel dadurch der Zierde und Nutzbarkeit derſelben zugewachſen; darf ich nicht ſagen: weil es vor ſich am Tage lieget. So manche Materie würde gewiß entweder gar nicht berühret, oder doch weit ſchlechter von mir ausgeführet worden ſeyn: wenn mich nicht meine Leſer und Leſerinnen durch ihre geneigte und geiſtreiche Zuſchrifften daran erinnert; oder doch Anleitung dazu gegeben hätten. Und durch die Beyhülfe ſo vieler geſchickten Perſonen getrauete ich mir noch etliche Jahre fortzufahren: Denn ich bin verſichert, daß es mir dabey niemahls an nützlichen und angenehmen Materien fehlen ſollte. Ich weiß wohl, daß man bißweilen geglaubet, alle die eingerückten Briefe wären nur erdichtete Dinge; und die Schreibart ſelbſt beſtätige ſolches gantz deutlich. Allein das erſte kan ich noch mit etlichen Dutzend Originalien von ſo vielen verſchiedenen Händen, wiederlegen: das letzte aber folget gantz und gar nicht. Denn geſetzt daß hie und da die Schreibart eines Briefes der meinigen gleich käme: ſo kan man doch daraus nicht ſchließen, daß ich der Verfaſſer davon ſey. Ich habe es ja offt geſtanden, und meine Correſpondenten um Verzeihung gebeten, daß ich mir die Freyheit genommen, mit Beybehaltung des völligen Inhalts, nur den Ausdruck ihrer Schreiben ein wenig zu ändern; damit entweder unnöthige Weitläufigkeiten vermieden, oder manche unförmliche Art des Zuſammenhanges erträglicher werden möchte. Ja da auch dieſes ſehr ſelten geſchehen, ſo kan man aus dem übrigen nichts mehr ſehen, als daß meine Correſpondenten die Gefälligkeit gehabt, ihre Schreibart gantz nach der meinigen, ſo ſchlecht ſie ſonſt iſt, einzurichten.

Meine Abſicht iſt in dieſen Blättern niemahls geweſen, lauter neue Wahrheiten aus der Sittenlehre: oder eitel ſcharfſinnige und ungemeine Gedancken: oder ſeltſame Erfindungen und unerhörte Einfälle ans Licht zu geben. Meines Erachtens iſt ſchon Wahrheit genug in der Welt verhanden/ um glücklich zu werden: und je älter eine Wahrheit iſt, deſto mehr trägt ſie gemeiniglich zur Wohlfahrt des menſchlichen Geſchlechts bey, wann ſie nur von uns erkannt und ausgeübet wird. Daran fehlt es aber am meiſten. Ich habe mich alſo bemühet/ die gemeinſten Sachen auf eine veränderte und neue, und ſo viel mir möglich geweſen, angenehme Art vorzutragen. Ich habe die Materien vielfältig abgewechſelt, um keiner Gattung von Leſern einen Eckel zu erwecken. Ich habe mich endlich bemühet, deutlich und natürlich zu ſchreiben, damit mich auch die unſtudirten leſen und verſtehen möchten: und mich dünckt, daß ich zum allerwenigſten in dieſem Stücke meinen Zweck erhalten habe. Viele Bücher, die herauskommen, werden bloß angeſehen: wofern ſie Kupfer haben, ein wenig durchblättert, und hernach in den Bücherſchranck geſetzet. Meine Blätter aber haben zum wenigſten das Glück gehabt, daß ſie geleſen worden: und zwar nicht nur einmahl, ſondern offt zehn, ja funfzehen mahl; ſo gar, daß einige darüber beſudelt und zerriſſen worden. Darf ich die Wahrheit ſagen: ſo iſt mir dieſes weit lieber; als wenn man ſie ſauber aufgehoben und ungeleſen in einem verguldeten Bande dem Staube und den Motten überantwortet hätte.

Einige Ubelgeſinnete haben Zeit währender Fortſetzung dieſer Blätter/ der Welt große Geheimniſſe zu entdecken vermeynet: wenn ſie ſich bemühet kund zu thun, daß die Verfaſſer derſelben nicht wahrhaffte Frauenzimmer, ſondern Mannsperſonen wären. Ich laſſe es dahin geſtellet ſeyn: in wie weit man unter den Gelehrten befugt ſey Scribenten zu entdecken/ die aus guten Urſachen nicht erkannt ſeyn wollen. Allein was haben ſie damit der Welt vor einen Dienſt gethan? Wird etwa die Wahrheit nicht Wahrheit, und die Tugend keine Tugend bleiben: wenn ein Blatt von einer männlichen Feder herkommt? Iſt dasjenige wohl gegründet, was geſchrieben wird; iſt es der Vernunfft und Religion gemäß: Was iſt denn daran gelegen, wer es geſchrieben habe? Eine ſolche Verſtellung/ als in dieſen Schrifften geſchehen iſt/ kan zu vielem guten dienen: und ich glaube, daß auch die meinige mehr genützet als geſchadet habe. Dieſe Blätter ſind von unzehlichem Frauenzimmer geleſen worden/ die ſich vielleicht keine Mühe darum gemacht hätten, wenn ſie unter männlichen Nahmen herausgekommen wären. Dieſes iſt mit eine Abſicht bey

Verfertigung derſelben geweſen, und dieſelbe hat man durch ein ſo unſchuldiges Mittel erreichet. Will man es etwa verbieten, dem Frauenzimmern einen nützlichern Zeitvertreib zu verſchaffen, als es bey Leſung eines wollüſtigen Romans zu haben pflegt? Iſt es Sünde einer gantzen Helffte des menſchlichen Geſchlechtes auch in dem geringſten Stücke zu dienen? So mag man einen gelehrten Ertzbiſchoff von Cammerich Fenelon beſtrafen, daß er von Auferziehung der Töchter ein gantzes Buch geſchrieben. Oder iſt es mir nur allein nicht erlaubt, ein ſolches Mittel dazu anzuwenden, welches ſo viele andere vor mir gebraucht haben? Ich will nur ein neues Exempel anführen, deſſen im CIIten Stücke der gelehrten Zeitungen dieſes 1726ſten Jahres gedacht wird. Der Titul des Buches heiſſet Lettres galantes & philoſophiques par Mademoiſelle de - - à la Haye 1721. 12. p. 404. d. i. Galante und Philoſophiſche Sendſchreiben durch **Mademoiſelle von N. N.** Der Journaliſt, der von dieſem Buche den Auszug gemacht/ verſichert: daß der wahre Verfaſſer davon Herr **Remond von St. Mard** ſey. Die darinnen begangene Verſtellung aber wird ihm ſo wenig übel ausgelegt; daß man ihn vielmehr folgender geſtalt lobet: „Obgleich dieſe Briefe in einer leichten, natürlichen und galanten Schreibart verfaſſet ſind; ſo enthalten ſie doch offt die tiefſinnigſte Philoſophie in ſich; ſo daß einige davon gantze Capittel in einer Moral abgeben könten.

Es iſt indeſſen weit gefehlt, wenn man glaubet, daß an dieſen Blättern das ſchöne Geſchlecht gar keinen Theil habe. Ich kan vielmehr verſichern, daß außer dem, was von der berühmten Schurmannin/ Gertraud Möllerin, und der noch itzo lebenden Niederſächſiſchen Poetin Curtia in den Anhang dieſer Blätter eingedrucket worden; noch viele treffliche Schrifften theils von Schleſiſchem, theils von Oberſächſiſchem, theils Nürnbergiſchem und gar Straßburgiſchem Frauenzimmer darinnen anzutreffen ſind. Einige davon habe ich die Ehre von Nahmen zu kennen; und ich könnte dieſen Blättern keine größere Zierde geben, als wenn ich Erlaubniß hätte ſie zu nennen. Eine eintzige kan ich nahmhafft machen: nehmlich die nunmehro ſeelige **Frau von Breßler**, eine vornehme Schleſiſche Dame. Der überaus wohlgerathne Verß, der in dem XXVIIſten Stücke des erſten Theiles p. 212. befindlich iſt, kommt von dieſer gelehrten Poetin her, und wer weiß, was ſie nicht noch ſonſt unter verdecktem Nahmen zu dieſen Blättern beygetragen? So viel iſt gewiß/ daß ein andres vornehmes Frauenzimmer ihre Hand und Nahmen wohl zehnmahl verändert, ja ſich wohl einen männlichen Nahmen gegeben, um nur von mir nicht allezeit vor dieſelbe Correſpondentin gehalten zu werden. Was mag nicht ſonſt ohne mein Wiſſen aus weiblichen Federn in dieſe Schrifften eingefloſſen ſeyn?

Allen dieſen hochgeneigten Gönnerinnen muß ich hiermit gleichfalls Danck abſtatten; daß ſie ſich dergeſtalt zu bemühen kein Bedencken getragen: Und Sie ſämmtlich um Vergebung bitten, wenn ich aus Unwiſſenheit nicht allezeit ihren Verdienſten die gebührenden Lobſprüche gegeben. Ich bin bereit ſolches anderweit zu erſetzen, wenn ich ſo glücklich ſeyn ſollte, Dero Nahmen und Arbeit kennen zu lernen. Ich dancke ferner allen denen, die auch bereits öffentlich von dieſen Blättern gütige Urtheile gefället. Sonderlich geſchieht dieſes dem weiſen Patrioten der Hamburger, der ihnen mit ſeinem vielgültigen Zeugniſſe mehrmahls zuſtatten gekommen. Ich wünſche hertzlich, daß er weiter fortfahren wolle, ſeine Mitbürger und mich ſelbſt durch ſeine auserleſene Blätter zu erbauen. Was ſo viele Vernünfftige allezeit mit Vergnügen leſen, habe ich gleichfalls niemahls ohne Beluſtigung leſen können. Dieſes iſt nicht die Sprache eines Schmeichlers, dazu ich mich gewiß am wenigſten ſchicke: ſondern ein aufrichtiges Geſtändnis, welches von Hertzen gehet.

Ich dancke endlich auch denen, die ſich die Mühe genommen, dasjenige zu verachten, auch wohl ſchrifftlich zu ſchimpfen; was ſie vielleicht beſſer hätten machen können, wenn es ihnen beliebt hätte. Es kan ſeyn, daß ich zuweilen gefehlet habe: Mit meinem Wiſſen und Willen aber iſt es nicht geſchehen. Iſt alſo in allen bißherigen Blättern was zu finden, was der Vernunfft und Religion; der Wahrheit und Tugend zuwiderläufft / ſo will ich ſolches nicht geſchrieben haben. Mich dünckt auch, daß ich zuweilen Proben gegeben habe: wie leicht ich mir weiſen laſſe/ wenn man mich eines Verſehens überführet. Meine Vertheidigung überlaſſe ich künfftig demjenigen Theile meiner Leſer, die mich ihrer Gewogenheit würdig ſchätzen wollen/ und alſo ſchlieſſe ich: wiewohl in einem gantz andern Vorſatze, als derjenige iſt, womit der ehrliche Günther ein gewiſſes Gedichte beſchloſſen:

Ich hab es faſt verredt, die Wahrheit mehr zu ſagen.

P. S. Uber acht tage wird das zehnte Stück des Anhanges, und über 14. Tage der Regiſter- und Titel-Bogen ausgegeben.

Anhang Num. I.

Derjenigen Briefe
So an die
Vernünfftigen
Tadlerinnen
Im Jahr 1726. eingelauffen.
Halle den 18. Febr. 1726.

Günther.
Da ſeh ich bey mir ſelbſt die Händel dieſer Welt,
Den böſen Lauff der Zeit im Spiegel vorgeſtellt.

Hochgeehrteſte Tadlerinnen,

Clarimene, ob ſie gleich kein Mitglied derer drey weltberühmten Gratien iſt: ſo hat ſie doch die Ehre: mit ihnen Briefe zu wechſeln, weil ſie in ihrem dritten Stücke des andern Jahrganges Erlaubnis bekommen, mit ihren Zuſchrifften fortzufahren. Dieſes angenehme Anerbieten werde niemals mißbrauchen, und mein jetziges Unternehmen bittet ſich meiner Hochgeehrteſten Tadlerinnen geneigten Beyfall aus. Ein billiger Eyfer für Dero untadelhaften Schriften ſetzt bey mir die Feder an: wiewohl ſie ſich in dem vierten Stück gegen Dero Verläumder ſattſam vertheidiget haben; dem ohngeacht finde mich verbunden, den Schluß in das Gedächtnis zu faſſen: doch wir haben die kleine Zahl unſrer Gönner und Freundinnen angeſehen, welche uns bisher unverändert zugethan geblieben; dieſe werden ſich verhoffentlich angelegen ſeyn laſſen, unſre Wiederwärtige auf andre Gedancken zu bringen. Aus dieſen wenigen ſchlüſſe, daß mir erlaubt ſeye meine Gedancken an Tag zu legen.

Anrede an Dero Verläumder.

IHr Thoren könnt ihr nicht ein klüger Urtheil fällen,
Ein mehr als freches Volck, das ſo verwegen ſpricht;
Eur unbedachtſam Thun muß euch vor Augen ſtellen,
Ein Weib, die ſonder Ruhm, die läutre Wahrheit dicht.
Glaubt, daß Apollo wird die ſchönen Muſen ſchützen,
Raſt nur mit Ungeſtüm, brüllt gleich dem Höllenhund:
Sie werden ungeſtört am ſchönen Pindus ſitzen,
Von eurem Schelten wird ihr Hertze nicht verwundt.
Sie werden künfftig hin bey Ihrer Schreibart bleiben,
Sie ſagen Teutſch heraus, was jedem nützlich iſt,
Und ſuchen niemals nicht ſo wie Paſqvin zu ſchreiben.
Wenn mancher ſein Portrait in Ihren Blättern liſt:
So denckt dem Gleichnis nach, wie in der Schrifft zu leſen,
Ein Nathan ſagte dort dem David ſonder Scheu,
Der armen Wittwen Schaaf, daß ihr ſo lieb geweſen,
Das ihr im Schooße ſchlief, ſie rühmte deſſen Treu,
Das nahmſt du mit Gewalt bey allen deinem Segen.
Der Vortrag ſchiene nicht als gieng er David an.
Jedoch ſah man ſich gleich Hertz und Gewiſſen regen:
Ich bin der Mann des Tods, das das hab ich gethan.
So ſprach er alſobald in Reue ſonder Fluchen,
Laſt dis Exempel euch zu einem Beyſpiel ſeyn.
Wolt ihr der Tadlerin Ihr Schreiben unterſuchen,
Geſetzt, es träff alſo zu Zeiten an euch ein:
So ſchweigt, und laſſet nicht vergällte Reden ſpüren,
Nehmt Zucht und Lehre an, erinnert euch darbey;
Daferne ja ein Wort ſucht euren Geiſt zu rühren,
So ſprecht Sie vom Paſqvin, und von Verbrechen frey:
Sie ſuchen, wie bekannt, der Menſchen Wohl zu bauen,
Sie ſorgen weiter nicht, was man aus Ihnen macht.
Und Ihrer Redlichkeit könt ihr euch anvertrauen,
Vielleicht habt künfftig ihr auf dieſe Regeln acht:
Wie kan ein Kluger ſich an ihre Nahmen wagen,
So daß er ohne Scheu auf ſie mit Fingern weiſt.
Dergleichen Auslegung hört was ich noch zu ſagen,
Es iſt euch längſt bekant, wie man dieſelben ſpeiſt.

Propheten neuer Art, wie wird euch dieſes ſchmecken?
Der Wohlſtand leidet nicht, daß man es teutſcher giebt:
Doch wünſch ich, daß man euch mag bald die Tafel decken;
Weil ihr dergleichen Koſt mit Vorurtheilen liebt.

Meine Hochgeehrteſte Tadlerinnen werden ſich vielleicht verwundern, warum in Reimen dieſelbe zu vertheidigen ſuche; es iſt mir aber bekant, daß ihnen dergleichen Schreibart nicht unangenehm. Warum ich mich nicht vorlängſt an den Vorzug des weiblichen vor dem männlichen Geſchlecht gewagt, kan man aus meinen Verſen ſehen, die noch auf ſchwachen Füßen gehen. Ich ſuche nicht, um des Preiſes willen zu dichten, ſondern bloß vor Ihnen meine Ergebenheit an den Tag zu legen, in welcher ich unausgeſetzt verharre

Meiner Hochgeehrteſten Tadlerinnen
Den 6. Febr. ergebne Freundin
1726. Clarimene von Lindenheim.

P. S. Ich habe gantz wohl verſtanden, daß ſie Gönnern und Freundinnen zu Gefallen annoch in Ihrer Vaterſtadt die angenehmen Blätter austheilen laſſen. Doch ſchmeichle mir, daß nicht unrecht gethan, da mich des Satzes mit angenommen. Bin ich gleich nicht in Halle geboren: ſo brauche vielleicht auch nicht viele Stunden, dahin zu kommen, und disfals wird ſich mein Unternehmen von ſich ſelbſt rechtfertigen.

II.

Geliebteſte Mitſchweſtern,
Angenehme Tadlerinnen,

Nachdem Septimia, die meine Freundin iſt,
Mir neulich hinterbracht, daß ſie an Euch geſchrieben,
Weiß ich, daß Ihr es mir ietzt nicht verdencken müßt,
Daß ihr gehabtes Glück mich auch ans Licht getrieben.
Ich ſahe ihren Brief in euren Blättern ſtehn,
Und Euer Urtheil gab mir deutlich zu verſtehen,
Daß, wer gewohnet iſt mit Verſen umzugehn,
Sich auch zu Eurer Huld ein gleiches darf verſehen.
Mich hat inſonderheit das letzte Stück bewegt,
Dem meiner Freundin Brief von Euch war einverleibet,
Wie Ihr die Eiferſucht darinn vor Augen legt:
Da Ihr von einem Mann und ſeinem Kinde ſchreibet.
Doch wie Ihr dazumahl gar artig angemerckt:

So meinet Ihr, die Schuld ſey ſelten an der Frauen:
Wenn ein verwirrter Kopf ſich in dem Wahn beſtärckt,
Er habe ſeinem Schatz nichtes gutes zuzutrauen
Allein, vergebt es mir, ich bin vielleicht zu kühn:
Indem ich Eurem Satz anietzo wiederſpreche.
Ob gleich ich meinem Volck mit Lieb ergeben bin:
So will doch meine Pflicht, daß ich die Wahrheit räche.
  Ich kenne Liviam in unſrer Nachbarſchafft
Ein Weib von gröſſem Gut und nicht gemeinem Stande,
Die ſich in einen Kerl ſo ſündlich hat vergafft,
Daß ſie darüber bricht des Ehſtands heilge Bande.
Zucht, Ehr, und Gottesfurcht, und ihres Mannes Ruhm,
Den ſeine Tugenden ſich weit und breit erwerben:
Da ſie der Venus ſich ergiebt zum Eigenthum
Entblödet ſie ſich nicht, zu ſchänden, zu verderben.
Der Mann iſt nicht dran ſchuld: er glaubt es nicht einmal,
Daß er Cornelius bey ſeinem Schätzgen worden:
Wiewohl er iſt bisher noch immer in der Zahl,
Die man aus Ehrfurcht nennt: der ſtillen Männer Orden.
Indeſſen will dis Weib noch angeſehen ſeyn,
Als wär an Gottesfurcht gar ſelten ihres gleichen,
Suſannens Keuſchheit iſt geringe und gemein;
Und Judith kan ihr kaum geſchickt das Waſſer reichen,
Ja, ihr verwegner Mund vermiſt ſich wohl dabey,
Das, was Penelope bey zwantzig Jahr erlitten,
Sey ihrem keuſchen Geiſt nur leichte Kinderey,
Indem ſie gröſſere Verſuchungen beſtritten.
Sie wäre wohl bereit ein mehrers noch zu thun?
Und, da Lucretia ſich nach der That erſtochen;
So würde ſie gewis in ſolchem Fall nicht ruhn,
Bis ſie ſich ungeſchändt zuvor den Hals gebrochen.
Sie ſtellt ſich auch gelehrt und lehrbegierig an,
Drum lieſt ſie manches Buch, ſo bald ſie es nur ſiehet;
Und daß der Mann auch mein', es ſeye wohl gethan?
So predigt ſie ihm vor, wie ſie die Lüſte fliehet.
Sie weiß aus jeden Blat, geliebte Muſenzunfft,
Das Euer Fleiß uns giebt, und ſie ſich läſſet bringen,
Den armen müden Mann des Abends mit Vernunfft
Zu ſeinem groſſen Troſt recht in den Schlaff zu ſingen.
  Iſt nun ſo manche ſchon in Eure Cur gebracht,
Die wiederum dadurch den Tugendweg gefunden:
Und ſeyd ihr auf das Heil des Frauenvolcks bedacht;
Wie Ihr Euch dann dazu ausdrücklich habt verbunden:

So ſpart doch keine Müh, ob nicht ein eignes Blat,
Das ins beſondere auf ſie iſt einzurichten,
Verhoffentlich bey ihr auch das Vermögen hat,
Den ärgerlichen Brand allmählich zu zernichten.
Indeſſen zürnet nicht, wann Ihr ſehr wenig Kunſt,
Und wenig Feuer findt in dieſem ſchlechten Schreiben.
Ich ſchreibe wie ich kan: und will, wenn Eure Gunſt
Mir ſtets gewogen iſt: mein Lebenlang verbleiben

Meiner geliebteſten Mitſchweſtern
und angenehmen Tadlerinnen

Erhema den 15.
Jan. 1726.

ergebene Dienerin
Auguſta."

III.

Wertheſte Tadlerinnen

Ihr habt nunmehro ein gantzes Jahr Euer vernünftiges
Tadeln fortgeſetzet: und die Tugendbegierigen Gemü-
ehr beyderley Geſchlechts haben eure wöchentlichen Blätter
nicht anders, als mit der gröſten Vergnügung leſen können.
Nutzen, und Ergetzen, Verſtand, und Artigkeit, Schertz
und Ernſt finden ſich in ſelbigen in einer ſo angenehmen Ver-
miſchung, daß man einen ſehr verderbten Geſchmack haben
müſte, wenn man ſich wolte bey Leſung Eurer Schrifften
inen Eckel ankommen laſſen. Doch es finden ſich auch hieſi-
gen Orts, ſonderlich von Euerm eignen Geſchlechte, ſolche
ngezogene Seelen, welche das gantze verfloſſene Jahr über,
enigſtens die Woche einmal, über Eure Blätter die Naſen
erümpfet, und krumme Mäuler gemacht haben: weil ihnen
ielleicht eure Artzney, die ſie doch oftmals ſo nöthig brauchen,
mag zu bitter geweſen ſeyn. Ich geſtehe, es iſt mir gleich an-
angs für dieſe armen Kinder leyd geweſen, ſie möchten etwa,
urch ſolche Geſichtsmarter, ihrer ſonſt artigen Bildung ei-
en Schandflecken anhängen: und ich kan Euch, Liebſte
adlerinnen, auch verſichern, daß ſelbige, durch die öftere
bung, ſich bereits vor Ausgang des vorigen Jahres, eine ſo
öniſche Geberde angewöhnet haben, daß, wer ſie ſonſt nicht
ekant, ſchwören ſolte, ſie wäre ihnen von der Natur mit auf
ie Welt gegeben worden. Doch will ich durch dieſe Nach-

richt denenjenigen nicht das geringſte vergeben, welche ſchon von Jugend auf den Schandfleck eines höniſchen Mundes als ein Erbrecht in ihren ſchönen Geſichtern aufzuweiſen gehabt. Ihr habt ihnen ſchon dann und wann deswegen gute Lehren gegeben: und die Ehre Eures gantzen Geſchlechts verbindet Euch, noch ferner damit fortzufahren. Für dismal will ich Euch nur verſichern, daß ich einer von denjenigen ſey, welche Euch ſehr hoch halten, und allemal den Tag mit Verlangen erwarten, an welchem Eure wöchentliche Blätter allhier zum Vorſchein kommen. Ich ſchreibe Euch dieſes, nicht in der Abſicht, die Zahl der guten Zeugniſſe von Euch zu vermehren: wiewohl ich auch hieran nicht unrecht thun würde; ſondern, Euch die Ehrbezeugung, ſo Euch die gantze Welt ſchuldig iſt, für meine Perſon ins beſondre zu erweiſen. Ja, ich habe mich verbunden, Euch wegen des Zeitvertreibs ſowohl, als wegen des Nutzens, den mir Eure artigen Schriften geben, gebührenden Danck abzuſtatten. Ich bitte, nehmet dieſes nicht für ein ſo genanntes Compliment an; ſondern glaubet, daß ich ſolches eben ſo aufrichtig ſchreibe, als ſehnlich ich, nebſt vielen andern, die Fortſetzung Eurer Blätter wünſche und erwarte. Denn ich will doch nimmermehr hoffen, daß es Euer Ernſt ſeyn werde, die Tugendhaften in einer Ungewißheit zu laſſen, ob Ihr, wie Ihr in dem letzten Stücke des vorigen Jahres gedencket, Eure Arbeit fortſetzen werdet/ oder nicht? Nehmet mirs nicht übel: die Urſachen Eures Zweifels wollen bey mir nicht Stich halten. Und Ihr habt es zu verantworten: wenn das Schrecken, ſo ich bereits über Euren Zweifel gehabt, bey mir gefährliche Folgen nach ſich ziehen ſolte. Es iſt dieſes das erſte mal, daß ich mir das Vergnügen mache, an Euch zu ſchreiben: und ich habe mit allem Fleiße mir ein gantzes Jahr angelegen ſeyn laſſen, Euch mehr aus Euren Schriften, als nach Euren Perſonen kennen zu lernen. Da ich alſo aus jenen überzeuget bin, daß ich an vernünftige und tugendhafte Perſonen ſchreibe: ſo könte vielleicht, wenn Ihr woltet, eines Eurer nächſten Blätter mir zu verſtehen geben, ob Euch meine Schreibart gefalle? Euer Beyfall, und die Erlaubniß, ferner an Euch zu ſchreiben, wird mir ein groſſes Vergnügen erwecken, und mich begierig machen, dann und wann Eure vernünfftigen Urtheile über ein und andre Umſtände des bürgerlichen Lebens, ſie mögen nun eines oder das andre Geſchlechte angehen, einzuholen. Ich zweifle nicht, es werden bey dem Anfange dieſes Jahres unterſchiedene gute Wünſche bey Euch eingelauffen ſeyn; und ſo will demnach auch ich dergleichen vor Euch, jedoch mehr mit dem Hertzen, als mit der Feder, thun, und Euch alle vergnügliche Glückſeligkeit, allen Euren unvernünfftigen Tadlern zum Trotz, angewünſchet haben. Lebet wohl! und erlaubet mir, daß ich mich denjenigen nennen darf, der ich vielleicht, auch wider Euren Willen, bleiben würde, nemlich

Leipzig den 4. Eur beſtändiger Verehrer
Jan. 1726. FRanciſci.

IV.

Hochgeehrteſte Tadlerinnen,

DEnenſelben ſage ich hierdurch verbundenſten Danck, daß Sie in ihrem LII. Stücke des vorigen Jahres nicht nur meine Ihnen zugeſchickte viertzig Zeilen in Verſen gewürdiget haben, Ihren ſchönen Blättern zu Vertheidigung unſers Geſchlechts in der Poeſie wider die Mannsperſonen, einrücken zu laſſen; ſondern auch darinnen ſowohl, als über den von mir mit beygefügten Brief, ein recht geneigtes Urtheil zu fällen. Es verbindet mich billig ſolche Gütigkeit zu weiterer Fortſetzung deſſen, wodurch Ihnen nur einiger Gefallen von mir geſchehen kan. In welcher Abſicht ich verſichere, daß, wenn nicht eines aus dem hierzu aufgeruffenen Königsberger Frauenzimmer die Lebensbeſchreibung der Gertraut Möllerin einſenden ſolte, ich damit nach Hinlänglichkeit meines Vorrathes bald dienen werde. So will ich auch nicht die Uberlieferung des ehedem erwehnten Gedichts in Vergeſſenheit ſtellen: ob ich wohl geſtehen muß, daß mir deſſen Ausbringung ſchwerer zu fallen ſcheinet, als ich es anfangs glauben können. Nachdem ich aber finde, daß Ihnen am allerangenehmſten falle, des ſo genannten **Philanders von Sittewald**

wald Schmähſchrift auf unſer Geſchlecht beantwortet zu ſehen, und zweifeln muß, ob ſich ſo leicht ein heutiger Poet die Mühe geben möchte, uns zu Liebe dieſes ſehr beſchwerliche Gänſegeſchrey durch ſeinen Schwanengeſang zu ſtillen: ſo habe mich mit meiner, obwohl etwas heiſchern, doch wohlgemeinten Stimme, laut des beygeſchloſſenen Entwurfs daran gewaget in Hoffnung, es werden meine hochgeehrteſte Tadlerinnen ſchon nach dero Weisheit darbey zu ergänzen wiſſen, was mir hieran gefehlet hat. Die Auflage, ſo ich hierbey von dem Philandriſchen Wercke gebrauchet, iſt die Strasburgiſche von A. 1677. daß alſo mit derſelben die allhier angezogenen Blätter aufs genaueſte überein kommen werden. Welches, hingegen fehlen dürfte, wenn man die erſtere Auflage von A. 1640. davon nachſchlüge, darinnen ſich dieſer Philander von Sittewald noch nicht mit ſeinem rechten Namen und Orte, welcher Hans Michael Moſcheroſch von Wilſtädt iſt, genennet hat. Es iſt ſolches Wilſtädt ein Hanauiſches Städlein in der Ortenau, eine Meile von Strasburg, allwo ſothaner Moſcheroſch zuletzt abgeſtorben. Sonſt hat die von ihm in dem gegenwärtigen Verſe angezogene Straffe ihren völligen Grund, und iſt aus Franckfurth am Mayn wegen der daſelbſt befindlichen Original-Acten ſo gleich zu erweiſen, welche Unkoſten aber, weil die Sache ſich gewiß alſo verhält, ich aufzuwenden für unnöthig halte. So hat auch dieſer Philander in obangezogener ſeiner andern Auflage einen Vorbericht an den Käuffer hinzugefüget, darinnen er von ſeiner Arbeit vierzehen Geſichte, ie ſieben in einem Theile erkennet, und darunter das ſogenañte Weiberlob ausdrücklich mit zehlet. Auſſerdem aber ſind wohl 8. Theile, weil ſolch ſonſt ziemlich albernes Buch doch damals groſſen Beyfall gefunden, nach dergleichen Art heraus gekommen, ſo er gleichwohl nicht für ſeine Arbeit rechnet: ob ſie ſchon in andern Fällen beſſer gerathen iſt. Man hält übrigens dafür, daß er auf die ausgeſtandene Franckfurther Straffe ſchon ſelbſt gezielet, als er in dem lateiniſchen Beſchluße ſeines Wercks der andern Auflage p. 685. beklaget, daß er zur unglückſeligem Stunde in dieſes ſein Geſichtsmeer verfallen ſey, und gar viel darüber leiden müſſen. Ja in der teutſchen Zugabe an eben ſolchem Ende p. 694. ſpricht er gar: er hätte unglaubliche Trübſal und Gefahr ausgeſtanden. Ich trage Bedencken, mit mehrerm aufzuhalten, und verharre unter allezeit beſtändiger Hochachtung

Dero

ganzgehorſamſte Dienerin

Leipzig den 19.
Jan. 1726.

de Roſe.

Verthei-

Num. II.

Vertheidigung des weiblichen Geſchlechts wieder die Schmähſchrifft Philanders von Sittewald, welche in deſſen ſo genannten Geſichten das dritte Geſicht in dem andern Theile dererſelben iſt, und von ihm in einem umgekehrten Verſtande das Weiber-Lob genennet worden.

V.

VErgönne, daß ich dich in deiner Ruhe ſtöhre,
Philander, da du nicht der von der Linde biſt:
Dein Sittewald bringt dir bey Weiſen wenig Ehre,
Weil nicht viel Sittenfrucht auf deſſen Bäumen iſt.
Du heißt der Träumende in dem Geſellſchaffts Orden,
Der ſich fruchtbringend nennt, und dir iſt recht geſchehn,
Daß dieſes Nahmens Klang dir beygeleget worden,
Weil es blos Träume ſind, was du erwacht geſehn,
Wir wollen aber nicht auf die Geſichte gehen,
Zu welchen du dich nicht in deiner Schrifft bekennſt:
Wir bleiben lediglich bey der Beſchauung ſtehen,
Die du das Weiber-Lob in deinem Buche nennſt,
Und uns in ſelben doch durch eine Schmähſchrifft kränckeſt,
Die als ein offner Brief vor aller Augen liegt,
In welchem das, was du entſchuldigend gedenckeſt,
So ſchwach erzehlet wird, daß die Verſchmähung ſiegt:
Um nun darinnen nicht zuviel dir anzudichten,
So kömmt die Zuſchrifft erſt, die uns ein wenig lobt. p. 269.
Hernach folgt ein Geſpräch, wo zwey uns glimpflich richten, p.
Und zweyer Läſtermund auf uns, als wütend, tobt. (274-293.
Zuletzt befindet man den Ausſpruch angeführet, p. 356.
Den über Schimpff und Lob der fünffte von uns giebt,
Weil man nun überall viel fremdes mit berühret,
So hat uns ſelbes nicht hier anzuziehn beliebt.
Hingegen wird daraus von uns ſo gleich erkohren,
Das was du Männerfreund † zum Schimpff † Philander uns zugetheilt
Du ſprichſt: Der Unbeſtand wär uns ſo angebohren, p. 283.
Als wie der Katzen Fuß nach ſchnellen Mäuſen eilt:
Und was an Gleichnis-Art dabey mehr zu befinden,
Die, weil ſie einerley, man unvermeldet läſt;
Hierauf erzehleſtu die ſtraffbarlichſten Sünden,
Als eine dem Geſchlecht von uns zu eigne Peſt.

Liſt, Falſchheit, Untreu, Lug ſey klar an uns zu leſen, p. 29
Von zehnen hätte nicht je eine gut gethan:
Wir taugten alle nichts, ſo lang als wir geweſen, p. 294. 303. 319
Träff man nur in der Welt drey gute Weiber an.
Marien nimmſtu aus: Sonſt wär die erſt' erſoffen, p. 294.
Die andre von uns weg, die dritte ſuchte man.
Ich lache, daß man dich, als einen, angetroffen,
Der bloß mit Narrethey die Unſchuld äffen kan.
Fragt man nach dem Beweiß von obbeſagten Dingen, p. 295.
Und was du wider uns von gröbſten Zoten ſagſt: p. 296. 320.
So will derſelbe dir dermaſſen ſchlecht gelingen, (327. ꝛc. 334. ꝛc.
Daß du ſie darzuthun dich mit Exempeln plagſt. p 296. 304,
Wer aber brauchet wohl ſie eintzeln zum erweiſen! (316. 318. ꝛc.
Es mag dieſelbigen erzehlen, wer da will:
Gelehrte werden dir davor dein Löbgen preiſen:
Wenn du nichts ſtärckers haſt, ſo ſchweig, o Stümpler! ſtill,
Und ſage ferner nichts von unſern Groll und Zancken, p. 303. 304.
Von Wolluſt, Müßiggang, Unordnung, Schlumperey:
Wir können alle nicht vor mancher Fall und Wancken.
Dis wahre legſtu ſelbſt uns in der Zuſchrifft bey. p. 270.
Weil ich nun weiter nichts nach den Exempeln finde,
Als einen Zeugniß-Praß, der nicht alſo bewandt,
Daß allgemein ein Schloß darauf zu bauen ſtünde,
So ſchick ich ſelbſt dein Lob von uns in fremdes Land; pag. 269. ꝛc. 294. 302. 303. 317. 319. 321.
Und mag durch ſelbes nicht mich wider dich verbinden,
Da du das Urtheil ſprichſt: Wir hätten beyde recht, p. 356.
Wenn beyde wir genung uns bey dem Streit verſtünden;
Des gut- und böſen ſey in beyderley Geſchlecht:
So daß die Anzahl gleich; und was von ſolchen Poſſen,
Die kein Vernunfft-Schluß lenckt, du mehr hervorgebracht:
Wobey du in den Wind der Pfeile Krafft verſchoſſen,
Und zum Gelächter dich vor aller Welt gemacht.
Denn dieſes, und ſo mehr, anietzt beyſeit geſetzet,
So kömmt die Frag hierbey nicht einmahl darauf an:
Ob die Natur euch mehr, als uns, im Werth geſchätzet?
Nachdem ſie einerley an beyderſeits gethan.
Denn Adams Cörper kömmt von einem Erden-Kloſſe,
Und unſrer Even Bild iſt deſſen Fleiſch und Bein;
Entſpringen beyde nun aus eines Urſprungs Schooſſe,
So kömmt auch Seel und Leib bey beyden überein.
Wir Kinder müſſen uns demnach hierum nicht zancken,
Wohl aber darauf ſehn, wer beſſer das gebraucht,

Was die Natur ihm ſchenckt: Das andre ſind Gedancken,
  Wovon die wichtigſte gleich einer Dunſt verraucht.
Und da vermein ich nicht, daß ihr euch uns vergleichet?
  Wie übel geht ihr nicht mit dem, was Leib iſt, um,
Daß euer Leben kaum das halbe Ziel erreichet:
  Die Eingezogenheit macht uns von ſolchem ſtumm;
Sonſt wüſten wir gar viel von Laſtern vorzutragen.
  Die ihr von Jugend auf bey Leibes-Güthern zeigt:
Allein ſo wird es ſchon euch das Gewiſſen ſagen,
  Wovey die Sittſamkeit in dieſen Zeilen ſchweigt.
Wobey ich gleichwohl der nicht eine Schutzſchrift ſetze,
  Die als ein Laſterbalg von unſerm Orden lebt,
Wohl aber ihre Brunſt des Feuers würdig ſchätze,
  In welchem ſie ſchon hier, als einer Hölle, ſchwebt.
Hiernächſt iſt Fraß und Soff bey euch alſo beſchaffen,
  Daß unſre Lebens-Art dargegen gülden heiſt;
Wie ſehr verliehrt ihr euch durch mörderiſche Waffen,
  Daß euern halben Theil der Stahl zu Boden reiſt.
Zwar wird bey Räubern auch man öffters Weiber finden,
  Und manche Schweſtern ſind, die in den Trunck verliebt:
Nun wird die Vielheit nicht auf gleiche Zahl ſich gründen,
  Und das iſt, was an uns den Vorzug übergiebt
Wir wollen alſo nicht mehr Leibes-Sünden nennen,
  Hingegen auf den Schatz der Seelen-Güther gehn,
Wobey es wenig fehlt, daß wir euch nicht bekennen,
  Darinnen gegen euch ſehr unten an zu ſtehn.
Weil ihr Gelehrſamkeit auf eure Seite ziehet,
  Die den Verſtand ſowohl, als Willen, unterſtützt:
Allein wie kömmt es denn, daß euch die Tugend fliehet?
  Die uns im Gegentheil zu tauſend gutem nützt.
Macht das Studieren euch vielleicht zu Atheiſten?
  Und daß ihr manchmahl nichts von jenem Leben glaubt?
Wär das, ſo blieben wir vor euch in Einfalt Chriſten,
  Und danckten, daß ihr uns gelehrten Greul geraubt.
Allein ſo können wir nicht die Gelahrheit ſchelten,
  Der Mißbrauch hebet ja den rechten Brauch nicht auf:
Wir laſſen euch darbey als unſre Herren gelten,
  Nur ſeht ein wenig mit auf euern Lebens Lauff:
Nicht aber bloß auf euch, nein! ſondern auf uns alle,
  Wir gehen insgeſammt in lauter Bettler-Tracht,
Und heiſſen Sünden-voll nach dem betrübten Falle,
  So bey der Eltern Luſt zur Laſt auf uns gebracht.

Doch muß man uns hier nicht mit gleicher Kreyd anſchreiben,
Erwehn ich noch einmahl: Da geht ihr Männer vor,
So daß wir weit zurück, als ein ſchwach Werckzeug bleiben:
Giebt jemand uns hierbey nicht ein geneigtes Ohr?
Der wolle nur die Welt aufs innerſte betrachten,
So wetten wir, daß er mit falſcher Elle mißt,
Die Männer jemahls uns an Gutem gleich zu achten,
Das ſchon genung vor uns in der Verderbniß iſt.
Diß heiſt nicht Poeſie, noch Redner-Kunſt, erwehlen,
Den Vorzug darzuthun, der uns vor euch gebührt;
Dergleichen Wahrheit iſt aus der Vernunfft zu zehlen,
Die uns ſo ſehr, als euch, durch ihre Kräffte rührt.
Wie aber ſteht es nun, Philander, um dein Weſen,
Der du ein Weibermann † und uns doch ſo veracht:
In Franckfurth an dem Mayn kan man die Acten leſen,
Was die verbothne Luſt vor Unluſt dir gebracht.
Du biſt im ſechſten Punct allda beſtraffet worden,
Weil du fruchtbringend dich darbey erwieſen haſt,
Kein ſolch Geſicht entſpringt aus deinem hohen Orden,
Dergleichen Fleiſches-Traum kömmt dir allein zur Laſt.
Wir aber dancken dir, daß du uns Raum gegeben,
Den Männern ſo dir gleich, die Meynung darzuthun:
Laſt unſer ſchön Geſchlecht in euerm Friede leben,
So laſſen wir auch euch in euern Würden ruhn.

† Gynander.

de Roſe.

VI.

Vernünfftige Tadlerinnen.

ENdlich kan ich nicht umhin, euch ſowohl ein Blatt von meinen Händen, als die Ehr-Furcht meines Hertzens zu eröffnen, und dasjenige tauben Blättern anzuvertrauen, was weder mein Mund hörenden Ohren ſagen, noch mein Auge ſcharffſinnigen Gedancken verrathen darff. Ihr werdet euch verwundern, in was vor einer genauen Verbindung dieſe Gliedmaſſen bey mir ſtehen, da das Hertze nichts will, als was das Auge geſehn, der Mund geſagt, das Ohr gehört. Dieſes ſind ſonder Zweifel Merckmahle eines recht aufrichtigen Menſchen, wenn zumahl wahr iſt, was man gemeiniglich ſpricht: weſſen das Hertze voll iſt, des gehet der Mund über. Nehmet mir es nicht übel, daß ich von mir ſelber anſange, aber da ich euch meine Ehrfurcht entdecken will, ſo werde ich faſt darzu gezwungen, damit wenn ihr bald darauf dieſes leſen werdet, ihr ſchon vorher wiſſen möget, daß es die Hand eurer ehrlichen Freundin geſchrieben. Denn wo Treu und Glauben vorher die Gemüther eingenommen, da ſchmecken hernach alle Worte ſüſſe, da ſind alle Minen angenehm, und die Würckung iſt auch auf beyden Seiten ſehr herrlich, denn ſie verbindet beyde Theile zu einer unverbrüchlichen Freundſchafft. Dieſe Freundſchafft hat nicht allein die Weisheit zwey gegenwärtige Hertzen zu verbinden, ſondern auch die Macht unter Abweſenden Wunder zu thun.

Und hiermit ſtelle ich euch ein neues Wunderwerck meiner Freundſchafft für, nemlich meine zu eurem Lobe redende Hände. Ich bilde mir ein, ihr werdet mir ein anders, nemlich eure hörenden Augen entgegen ſetzen. So wiſſet demnach, daß eure vollkommne Beurtheilungs-Krafft, eure tieffe Einſicht, eure lebhaffte Vorſtellungen, eure geziemende Ausdrückungen, alle Würckung gehabt, mir mein Hertze zu nehmen. Ihr könnet damit vergnügt ſeyn, denn ihr habet dadurch in einem kleinen Zuſammenfluß alles erobert, und wenn ihr eure Schrifften mir vor Augen leget, ſo iſt es nicht anders, als wenn ich mit euch einerley Perſon wäre. Die wahre Freundſchafft iſt ein Canal, wodurch zwey Hertzen ſo verknüpffet werden, daß ſie völlig eines zu ſeyn ſcheinen, und einen Lauff machen, wodurch ſich (wie in den Canälen alles Waſſer aus einem Ort in dem andern) alſo hier alle Wohlgewogenheit aus einem Hertzen in das andre ergieſſet. So offt als ich eure Blätter ſehe, nehme ich die Art der Kinder an, welche ſich ſchon zum Voraus erfreuen, wenn ſie hören, daß ſie was ſchönes bekommen werden.

Vernehmlich erfreue ich mich, wenn ich ſehe, daß ihr die vornehmſte Regel, worauf ſich die Freundſchafft am meiſten gründet, täglich ausübet. da ihr nicht allein eure, ſondern auch andrer Leute gute Gedancken der Welt mittheilet. Das in eurem 46. Stücke vorigen Jahres enthaltene ſchöne Gedichte von der Zufriedenheit iſt es eben, welches mich die Feder anſetzen heiſſet, und obſchon deſſelben Verfertiger ſolches bloß den Laſtern entgegen geſetzet zu haben ſcheinet, ſo ſchadet es doch nicht, wenn ich es auf der andern Seite auch dem Geitze entgegen halte, und euch erſuche doch auch einmahl der Glückſeeligkeit, welche aus der Zufriedenheit, und des Unglückes, welches aus dem Geitze entſtehet, in euren Blättern zu gedencken.

Calliſte würde ſich einen groſſen Ruhm machen, wenn ſie, die einzige, die Lehr-Meiſterin eines groſſen Theils der Welt werden, und derſelben einen Wahn benehmen wolte, welcher ſie bisher zu ihrem Untergange beherrſchet hat. Denn dem meiſten Theile der Welt gehet es wie den Mäuſen, welche mit aller Macht nach dem in der Falle ſteckenden Biſſen rennen, kaum aber denſelben erlanget haben, wenn ſie ſich auch zugleich gefangen und in ihrem Verderben ſehen. Oder beſſer zu ſagen, ſie gleichen ſich denjenigen, welche in Meinung, daß ſie Wein trincken, Gifft hinunter gieſſen, den Becher aber nicht ſo geſchwinde ausleeren können, daß ſie nicht vorher noch Kranckheit und Tod in ihren Gliedern mercken ſolten. Dieſes Unglück kommet her aus einer doppelten Unwiſſenheit, daß die Menſchen weder wiſſen was gut iſt, noch in wie weit ſie den Reichthum verlangen ſollen.

Daß ſolches wahr ſey, beweiſen folgende Gedancken. Der Allerweiſeſte Schöpfer hatte auf der gantzen Welt mehr nicht als ein einziges paar Menſchen erſchaffen, u. ihm nichts vorenthalten als einen einzigen Baum. Es beliebte ihm aber nicht allein ihr Gutes zu befördern, ſondern auch durch eine väterliche Unterweiſung, daß dieſer Baum, oder wohl, wie alle Geſchöpfe, in Anſehn ſeiner gut, dennoch in Anſehn ihrer böſe ſey, ihr Unglück zu verhüten. So lange ſie nun dieſer Wahrheit glaubten, waren ſie glücklich, als ihnen aber ein Zweifel beygebracht wurde, ob ſie nicht durch Eſſung von dieſem Baume viel glücklicher werden möchten, ſo entſtand daher eine Unwiſſenheit, daß ſie nicht mehr wuſten in was ihr Glücke beſtünde, und aus derſelben unter andern

Ve-

Begierden auch der Geitz, daß ſie an dem was ſie hatten ſich nicht begnügen lieſſen. Sie ſchritten dahero zu der That, kaum aber hatten ſie gegeſſen, als ſie auch ſchon die Würckung des Böſen in ſich empfunden, und in kurtzer Zeit darauf ſtatt deſſen, daß ſie Herren der Welt und des Himmels, und GOtt gleich werden wolten, noch darzu ihr angenehmes Eden verlohren.

Hieraus iſt nun die Natur des Geitzes rechtſchaffen zu erkennen/ wie er unter den Schein ſich groß zu machen ſich ſelber verkleinert. Er ſamlet Schätze, aber er bricht es auch zugleich an ſeinem Leibe ab, und iſt daher ein Selbſt-Mörder. Er kauffet ſich zwar in allen Ständen die höchſten Ehren-Aemter, aber nur darum, daß er durch Verachtung GOttes, durch Beugung der Gerechtigkeit, durch Verrathung des gemeinen Beſten ein deſto grösſeres Capital ſamlen möge. Die klingenden Thaler haben bey ihm die allerſchönſte Religion, und das allerbeſte Recht. Er hat einen offnen Kram, in welchem er Zucht, Ehrbarkeit, Pflicht und Gewiſſen an den Meiſtbietenden verkauffet. Dieſes iſt das allerentſetzlichſte, daß er ſo tieff verfällt, daß er ein unbelebtes Metall höher hält, als ſich ſelber, da er doch das alleredelſte Geſchöpffe GOttes iſt.

Wider dieſes greuliche Laſter iſt kein ander Mittel, als die Zufriedenheit. Sie ſorget auch vor ihren Unterhalt, doch ſo, daß ſie weder durch allzu knappe Haußhaltung ihren Leib, noch durch allzu groſſe Bekümmerniß ihr Gemüthe ſchwächt. Sie ſamlet auch Schätze, welche, ob ſie gleich nicht ſo groß ſind, als des Geitzhalſes, dennoch mehr gelten als dieſe, weil ſie das Gewichte des Segens des Allerhöchſten erhöhet hat. Endlich bringet ſie auch der Höchſte zu Ehren, und da hat ſie das Vergnügen, daß ſie ſich wegen ihrer Verdienſte von den geſcheuteſten, das Geld des Geitzigen von den Thörichſten, den Geitzhalß ſelbſten aber von niemanden verehret ſiehet. Gleichwie ſie aber den Nechſten ſo ſehr liebet als wie ſich ſelber, und ihm ſo viel gönnet als ſich ſelber, alſo hat ſie von ihm ein gleiches zu genieſſen, und iſt alſo deſto reicher, obſchon nicht an Gelde (welches ſie häufig auf die Wercke der Liebe verwendet; dennoch an Liebe und Gunſt unter den Menſchen. Ihr ſehet alſo, daß ich nicht der gemeinen Meinung bin, welche den Armen blos vor unglücklich, den Reichen aber vor glücklich hält. Die Zufriedenheit iſt nur ein Glücke eines Armen, denn wenn ein Reicher nichts mehr mag, ſo iſt dieſes keine Zufriedenheit, ſondern ein aus einem Uberfluſſe entſtandner Eckel.

Weil aber der Geitz aus der Unwiſſenheit deſſen, was und wie viel uns gut iſt, entſtehet, alſo muß man im Gegentheil die Zufriedenheit zu erlangen ſolches wiſſen. Da aber das allein gut iſt, was des Menſchen Weſen und Daurung am allerkräfftigſten erhält und vermehret, ſo fallen dadurch deſto mehr Sachen von ſich ſelber weg, je weniger der Menſch zu ſeiner Unterhaltung bedarff. Daß er aber ſehr wenig zu ſeinem Unterhalt bedarff, erhellet daraus: wer täglich ſo viel iſt als es ſeiner Natur gemäß iſt, wird ſtarck und alt, wer aber zu viel iſt, überſchüttet den Magen, und verkürtzet ſich die Zeit ſeiner Jahre ſehr viel. Es ſchadet nicht, daß der gütige Schöpfer über alle dasjenige, was er erſchaffen, geſagt: Und es war alles ſehr gut. Sind wir doch nicht allein auf der Welt, und alſo iſt auch nicht alles uns zu gut. Auch in dem allerſchönſten Garten Eden ſtund ein Baum des Erkentniſſes gutes und böſes, an deſſen Früchten ſich der Menſch ſein Verderben aß. Unter demjenigen, was uns gut iſt, muß auch Maaß gehalten werden, weil der Uberfluß ſelber ein Ubel iſt.

Dieſe letzte Worte ſind allenthalben ſo wahr, daß ſie mich zwingen, auch an mich ſelber zu gedencken, und zu verhüten, daß der Uberfluß meiner Gedancken nicht das Ubel der Verdrüßlichkeit nach ſich ziehen möge. Bißher hoffe noch, daß ihr meine Weitläufftigkeit entſchuldigen werdet, welche theils aus der Wichtigkeit der Sachen, theils aus der Unmöglichkeit mit euch mündlich, theils der Seltenheit mit euch ſchrifftlich zu reden, entſtanden, welche mich gezwungen mir dieſe ſeltene Luſt deſto länger zu machen. Anjetzo will ich nebſt Wiederhohlung meiner vorigen Bitten, nur noch Euch und mir ein Vergnügen gönnen, Euch indem ich aufhöre, und einem anmuthigern Zeitvertreib den Platz laſſe, mir, indem ich thue was Euch meinen Freundinnen wohlgefällt, die ich jederzeit ſeyn werde

Vernünfftige Tadlerinnen

Von Hauſe den
21. Martii Anno 1726.

Eure

ergebne
La Contente.

IV.

Geehrte, Euer Lob iſt mir zwar lieb geweſen;
Doch kan ich ſelbiges kaum ohne Zweiffel leſen;
Ihr rühmet meinen Reim, da doch nach meinem Sinn,
Ich in der Tichterkunſt ein ſchlechter Stümper bin.
Indeſſen weil ihr es alſo für gut befunden:
So bin ich euch dafür mit Danckbarkeit verbunden.
Wann ich ſo ſinnreich nicht als Canitz ſchreiben kan,
So nehmet vor die That den guten Willen an.
Der Ehrgeitz iſt es nicht, der meine Feder treibet,
Daß ſolche dann und wann an euch in Reimen ſchreibet;
Sie ſind niemahls von mir des Druckens werth geacht;
Ihr habt vielmehr dadurch mich recht beſchämt gemacht.
Ich ſuche theils mich ſelbſt durch euch zu unterrichten,
Theils andrer blinden Wahn und Thorheit zu zernichten,
Die einem, der ſie haßt, durch Marck und Beine dringt,
Den doch, mit toll zu ſeyn, die tolle Mode zwingt.
Für dißmahl iſt mein Schluß, ein Laſter zu berühren,
Wovon wir ſelten ehr die böſen Folgen ſpüren,
Biß unſer Haab und Gut verpraſſet und verzehrt,
Und Crœſus Reichthum ſich in Betteley verkehrt.
Rom muß zu ſeiner Zeit bereits den Luxum kennen;
Wie aber wäre wohl die Schwachheit teutſch zu nennen?
Die unbeſonnene und übermäßge Pracht,
Die Griechenland nach Rom und Rom zu uns gebracht.
Diß Laſter iſt bey uns ſo ſchrecklich eingeriſſen,
Daß wir von ſchlecht und recht nichts mehr in Teutſchland wiſſen.
Wo findet man jemand? der ſolches Leben treibt,
Als vormahls Tacitus das teutſche Volck beſchreibt.
Die meiſten ſind bey Bier auf dieſe Welt gebohren,
Und dennoch haben ſie daſſelbige verſchworen:
Sie trincken wenigſtens ſtets Rhein und Moſel Wein;
Der Frantz-Wein ſchmecket nicht, es ſoll Tockaier ſeyn.
Die Väter ſind bey Brod und Fleiſch geſund geblieben;
Jetzt aber wird damit ein Ubermuth getrieben;
Der Schüſſeln ſind ſo viel, daß man ein Dutzent zählt,
Und doch noch wohl ein Gang von Confituren fehlt.
Das Alter wuſte nichts von ſteltzen Kleider Narren;
Anitzo muß das Kleid von Gold und Silber ſtarren;
Ob es bezahlet ſey, das gilt dem Prahler gleich;
Wann er auch noch ſo arm, ſo läſt es dennoch reich.
Der Vater gieng zu Fuß, dem Kinde was zu ſparen;
Das Kind dargegen will in Schwimmer Kutſchen fahren;

Doch kan das Pferd damit kaum aus der Stelle gehn;
Warum? es muß im Stall bey leeren Krippen ſtehn.
Ein Juncker baut ſich offt ein Schloß mit ſchweren Koſten,
Allein er hat daran kaum einen eignen Pfoſten;
Er borget Steine, Kalck, Holtz, Eiſen, Töpffer-Thon,
Das Bley und Fenſter-Glaß, ja wohl das Macherlohn.
Der hat als Bürger kaum das liebe Brod zu beiſſen;
Doch will er mit Gewalt Hochwohlgebohren heiſſen;
Wann ihn nicht Kunſt, nicht Geld, nicht Tugend adeln kan,
So lehnt und borgt er ſich zu einem Edelmann.
Gut! denckt der reiche Mann: der Arme iſt verpflichtet,
Daß er ſich allemahl nach ſeinem Beutel richtet;
Das gehet mich nicht an; ich habe Gut und Geld;
Wer ſo viel hat wie ich, der lacht der gantzen Welt.
Ich kan das Jahr hindurch viel tauſend Thaler zählen;
Mir hat kein General, kein Staats-Rath zu befehlen;
Von Adel ſind wir gleich; ich achte keinen nicht,
Er ſey auch wer er ſey, wenn mir kein Geld gebricht.
Ich kan und will ſo gut als groſſe Leute leben;
GOtt hat mir Geld und Gut im Uberfluß gegeben;
Mein Keller und mein Tiſch, mein Silber, mein Gemach,
Giebt an der Koſtbarkeit den Ihrigen nichts nach.
Du ſtoltzer Madenſack, der du dich alſo brüſteſt,
Wenn du dich noch weit mehr mit deinem Gelde wüſteſt,
So gehet doch Verdienſt dem ſchnöden Reichthum vor;
Du wirſt durch Geld und Gut ein eingebildter Thor.
Haſt du es denn zur Pracht von deinem GOtt erhalten;
O nein! Du ſollt vielmehr es ſo getreu verwalten,
Daß du, wenn einmahl GOtt, dem alles eigen iſt,
Die Rechnung haben will, ein treuer Diener biſt.
Dein Pachter könnte wohl von gröſſern Mitteln ſagen,
Als du, doch fähret er auf einen Letter-Wagen,
Und läſt die Kutſche dir. Warum? er weiß es wohl,
Das man dadurch dem Herrn nicht Augen machen ſoll.
Kan nicht dein groſſer Schatz, als wie ein Dampff verrauchen?
Vielleicht weiſt du es noch weit beſſer zu gebrauchen,
Wann Klugheit und Verſtand ſich mit den Jahren findt,
Und GOtt dir Kinder giebt, die zu verſorgen ſind.
Man muß in keinem Stück die gute Ordnung haſſen,
Du haſt dem allerdings etwas voraus zu laſſen,
Der höher iſt als du, und öffters mit Verdruß,
Weil es ſein Stand begehrt, was auf ſich wenden muß.
Mir deucht, wenn jederman in ſeinen Grentzen bliebe,
Und über ſeinen Stand nicht Pracht und Hoffarth triebe:

So würde manches Hauß und manches Ritterlehn,
Zum öffentlichen Kauff nicht angeſchlagen ſtehn.
Was ſaget ihr darzu, Geehrte Tadlerinnen!
Iſt ſolcher Ubermuth kein thörichtes Beginnen?
Wenn der ſo Mittel hat, im Uberfluſſe lebt,
Und über ſeinen Stand und Würde ſich erhebt.

Serioſus.

VIII.

Schöne Tadlerinnen,

OB ihr uns gleich vor eure Perſonen gantz unbekannt ſind, und wir alſo gewiß nicht ſagen können, daß ihr denen äuſerlichen Eigenſchafften nach, welche ohnedem ein jeder nur nach ſeinem Auge zu beurtheilen pfleget, würcklich ſchön zu nennen, ſo vermeinen wir doch aus denen Schrifften, welche unter euren Nahmen eine geraume Zeit her uns zu Geſichte gekommen, dasjenige, was man an einem Menſchen wahrhafftig vor ſchön ausgeben kan, an euch allerdings gefunden zu haben, und halten uns daher, in Betracht eurer tugendhafften und durchgehends vernünfftigen Sätze, auch das Wort Schön beyzulegen, eben ſowohl, ja noch mehr berechtiget, als bereits unter dieſem Nahmen ſehr vieles Frauenzimmer der Welt bekannt worden, welchem an Geſtallt des Leibes und einer guten Geſichts-Farbe zwar nichts, an den Gemüths-Gaben aber ſo viel abgegangen, daß ſie bey Zuſammenhaltung des Kerns gegen die Schale, vielmehr heßlich, oder doch nur etwas weniges beſſer benennet zu werden, verdienet. Wir haben dieſes aus keiner andern Urſache vorangeſetzet, als daß ihr unſre wahre Hochachtung gegen euch und eure Schrifften daraus deſto deutlicher ſchlieſſen ſollet, und da wir in verſchiedenen eurer Blätter vornemlich eine höchſt rühmliche Sorgfalt vor die aufrechte Wiederherſtellung unſrer teutſchen Mutterſprache wahrgenommen, ſo können wir nicht bergen, daß uns ſolches jedesmahl deſto mehr vergnüget, als wir bißanhero ſchon, und noch ehe die vernünfftigen Tadlerinnen an den Tag gekommen, wiewohl nur in geheim bemühet geweſen, einen rechten ernſtlichen Verſuch zu thun, ob es nicht möglich ſey, recht rein teutſch zu reden und zu ſchreiben, und ob nicht alle vorkommende Wörter im Teutſchen, mit gäntzlicher Beyſeitſetzung aller fremden Sprachen, vollkommen auszudrücken ſeyn möchten? Wir ſind auch ſonder groſſe Beſchwerung ſo weit gekommen, daß uns die allermeiſten Dinge, welche ein ſo genannter Galant-homme anders als Frantzöſiſch oder Italiäniſch auszuſprechen, vor einen groſſen Ubelſtand halten würde, im Teutſchen gut und verſtändlich zu geben, eben nicht ſauer auffallen; wenn wir aber auf gewiſſe Frantzöſiſche Worte, oder auch gantze Redensarten aus dieſer Sprache gedacht, welche ſich in das Teutſche dergeſtalt eingemiſchet, daß ſie faſt mit einem jeden Teutſchen gebohren zu werden ſcheinen, ſo können wir unſer Unvermögen, und daß wir dergleichen Worte gut teutſch, und ſo kurtz, als ſelbiges in der Frantzöſiſchen Sprache geſchiehet, auszudrucken gantz unfähig geweſen, nicht läugnen; Es wird nicht nöthig ſeyn, dieſerhalb ein ordentliches Verzeichnüß allhier zu verfertigen, weil euch, **Schöne Tadlerinnen**, welchen der Umgang mit der heutigen Welt vollkommen bekannt, ſonder Zweifel zum öfftern dergleichen Worte vorgekommen, welche ſofort recht geſchickt ins Teutſche zu überſetzen, einige Schwürigkeit gemachet; Beſonders leiden wir einen groſſen Anſtoß bey den Wörtern, welche zur bürgerlichen und Kriegs-Bau-Kunſt, auch andern Wiſſenſchafften mehr, ſo vor alten Zeiten in Teutſchland eben nicht ſonderlich bekannt geweſen, gehörig ſind; daß wir auf die Gedancken gerathen/man müſſe den verderbten Zeiten hierunter etwas nachſehen, und in dieſen Fällen einige von gantz fremden Sprachen entlehnte Worte vor teutſche mit gelten laſſen. Es ſind auch die Ohren der meiſten Leute, vornehmlich welche ſich de bon goût zu nennen pflegen, dermaſſen verwöhnet, daß ſie uns, wenn wir ein und andres Wort, ſo ſich im Teutſchen ſonſt gantz füglich hören läſſet teutſch gebrauchen, entweder in der That nicht verſtehen, oder wenigſtens aus einem unglaublichen Eckel vor ihre Mutter Sprache nicht verſtehen wollen. Mancher Bauer läſſet ihm ſo gar ſchon verdrieſſen, ſeiner Nachbarin einen altväteriſchen guten Tag zu wünſchen, ſondern weil er von ſeinem Weinbergs-Herren, oder dem Herrn Gevatter aus der Stadt das Wörtgen: Serviteur! öffters ſagen hören, und zugleich angemercket, daß der Stadt-Herr bey Ausſprechung dieſes Worts mehrentheils einen krummen Rücken gemachet, ſo weiß er bey erſter Zuſammenkunfft in der Schencke mit einer unzierlichen Verbeugung ſeines noch ungi[illegible]chern Leibes, der Groſſe-Magd ſeinen Serviteur ſo geſchickt vorzutragen, daß ſie von deſſen Umgange mit vornehmen Leuten alsbald überzeuget ſeyn muß. Man lachet uns aus, wenn wir eine Violine eine Geige, und eine Flûte-traverſiere eine Quer-Pfeiffe nennen; und wenn wir einen ſo genannten Virtuoſen, welchen wir gleich wohl in ſeinen gebührenden Ehren halten, auf gut Alt-teutſch einen Spielmann heiſſen wolten, würde uns ſelbiger unfehlbar verklagen. Wir behaupten zwar öffters gegen einige Bekandte unſre Meinung mit guten Gründen, können aber dadurch nichts ausrichten, und wenn wir einer Gallerie den Nahmen eines prächtigen Ganges, einer Fontaine den Nahmen eines Springbrunnens, und ſo ferner, beylegen, ſo ſagt man uns, dieſes ſey eine pure caprice; man gebe hierdurch andern Leuten, die die Welt geſehen, Stoff zur moquerie, und überhaupt wolle die bienſéance haben, daß man ſich nach dem Genie du Siecle accommodiren, und die Sprache, welche beynahe in gantz Teutſchland nunmehr uſuel worden, eigenmächtig nicht reformiren müſſe. Wir würden auch vermuthl. durch dieſe und jene Stachel-Reden von unſerm ſo guten Vorſatz bereits abgeſchrecket worden ſeyn, wenn uns nicht eure Schrifften, **Geſchickte Tadlerinnen**, wiederum einen neuen Muth und zugleich die Hoffnung gegeben hätten, dereinſt noch den vorgeſetzten Zweck zu erlangen, nach welchem wir uns auch in Zukunfft äuſerſt beſtreben werden.

Weil es aber, und wenn man beſonders bey den Künſten kein einig frembdes Wort zulaſſen wolte, allerdings wohl jezuweilen ziemlich hart, wo nicht gar unverſtändlich herauskommen dörffte, ſo ſolten wir vermeinen der Sache gegenwärtig dadurch am beſten gerathen zu ſeyn, wenn man ſich zwar, ſo viel nur immer möglich, aller fremden Sprachen beym Teutſchreden und ſchreiben, voraus in denen Redens-Arten, daran in unſrer Mutter-Sprache gantz kein Mangel zu verſpüren iſt, gäntzlich entſchlüge.

die Kunſt-Wörter aber, in ſo weit ſelbige nicht recht deutlich und verſtändlich ausgedrucket werden können, lieber in der Sprache, wie ſie einmahl eingeführet, noch zur Zeit behielte, als durch neue und ungewohnliche Worte den Begriff der Sache ſelbſt ſchwerer machte; Vielleicht ergiebet ſich dereinſt, wenn zumahl der gehörige Fleiß angewendet wird, die gantze Schwürigkeit von ſelbſt, und wir haben das Vergnügen unſre Mutter-Sprache von allem ausländiſchen Sauer Teige gäntzlich geſaubert zu ſehen. Ihr werdet uns, Schöne Tadlerinnen, dieſe etwas weitläufftige Schrifft nicht verargen. Da wir uns das erſtemahl die Ehre genommen, an euch zu ſchreiben, und doch unſre Meinung über die allzugroſſe Verwirrung der teutſchen Sprache, welche die Ausländer ſelbſt verwundernd machet, recht offenhertzig entdecken wollen, hat es nicht füglich enger zuſammen gezogen werden mögen. Wir verhoffen aber in Zukunfft eure vernünfftige Gedancken über dieſe wohlgemeinte Zuſchrifft zu leſen, und werden daraus Anlaß nehmen, uns auch auf andre nützliche Unterhaltungen nicht weniger zu befleißigen, die wir verharren

Schöne Tadlerinnen

Teutſchen-Sitz, den
30. Mart. 1726.

Eure
aufrichtige Freunde
Zwey Liebhaber der teutſchen Sprache.

IX.

Rechtmäſſige Tadlerinnen,

Die vernünfftige Einrichtungen eurer nützlichen Blätter, bringen die meiſten Perſonen hieſiges Ortes auf die Gedancken, daß ſelbige von gelehrten Männern müſten geſchrieben werden. Ja, man zeiget mir ſo viele Urſachen an, warum ein Frauenzimmer dergleichen nicht verrichten könne, und gibt mir ſo manche Nachricht von eurem Stande und Nahmen, daß ich faſt ſelbſt nicht weiß, was ich von euch glauben ſolle. Doch dieſes erkenne gewiß aus eurer angefangenen Sitten-Lehre, daß es zu Nutzen des weiblichen Geſchlechts geſchiehet, und daß eure deutliche Schreib-Art ihrer Unwiſſenheit zu ſtatten kommt. Ihr möget alſo ſeyn wer ihr wollet, ſo habt ihr doch was ſehr löbliches unternommen; indem ihr durch dieſes Mittel jedem Frauenzimmer Gelegenheit anbietet, ihren Verſtand zu zeigen, ſelbigen zu ſchärffen, und durch euer gütiges Tadeln zu verbeſſern. Welches letztere auch mich zu dem Entſchluſſe gebracht, euch etwas von meinen Gedancken, zur Vertheidigung des weiblichen Geſchlechts, in gebundener Sprache zu überſenden; und, wenn meine ungelehrte, und bloß durch natürlichen Verſtand geführte Feder, die Ehre hat euch zu gefallen, ſo werde mich künfftig mit noch gröſſerm Fleiſſe bemühen, ſolchen würdigen Beyfall zu erlangen. Solte ich aber nicht geſchickt genug vor euch geſchrieben haben, ſo bedencket, daß ich in der Wahrheit ein Frauenzimmer ſey, und die noch überdiß, einiger Umſtände wegen, keine andere Anweiſung etwas zu lernen gehabt, als ihre eigene Neigung, und die Leſung vieler nützlichen Bücher. Deswegen ich auch niemahls aufhören werde, eure Blätter mit Vergnügen zu betrachten. Verzeihet mir aber, daß ich mit meinem Namen eben ſo geheim umgehe, als ihr mit dem eurigen; und nehmet ſolches vor das erſte Zeichen eurer Nachfolge an, zumahl da ich mich ohnedem befürchten muß, ihr werdet durch Beyhülfe des von euch gedachten künſtl. Glaſes, meinen Nahmen noch ehe, als ich den eurigen erfahren; denn ich nenne mich mit vielen Vergnügen

Rechtmäßige Tadlerinnen
Dinckburgen, den
26. Jenner 1726.

Eure
ergebene
Chryſorena.

X.

GElehrte Muſen-Zunfft,
diß unbekannte Blatt,
So weder fremden Glantz noch falſche Schönheit hat,
Stellt ſich zum Zeugniß ein, daß eure kluge Schrifften
Den Nutzen, welchen ihr durch ſolche ſuchet, ſtifften.
Zwar ſprach ich Anfangs mich von ſolcher Mühe frey,
Indem ich nicht vermeint, daß ſolcher Mangel ſey,
Bey Rettung unſers Rechts, drum wolt' ich lieber ſchweigen,
Als meine Dürfftigkeit beym Uberfluſſe zeigen,
Allein da man bisher das Gegentheil verſpürt;
Weil euer weiſer Ruff nur eine Hand gerührt,
Die ſchrifftlich uns beſchützt, und aller Welt erweiſet,
Wie man zur Ungebühr uns ungelehrig heiſſet:
So fall' ich öffentlich der klaren Wahrheit bey,
Daß unſer edler Geiſt gar wohl vermögend ſey,
So wohl in jeder Kunſt was ächtes zu verrichten,
Als in der Poeſie den Männern gleich zu dichten,
Denn das der Himmel uns ſo wohl als jene liebt,
Und einerley Verſtand in beyder Seelen gibt,
Diß iſt ein feſter Schluß, der unverändert bleibet,
Wenn uns nicht Aberwitz gar zu den Thieren ſchreibet,
Da nun der Weißheit Grund in dem Verſtande liegt,
Der beyderley Geſchlecht nach Maaß und Ziel vergnügt;
So kan kein Eigenſinn verkehrt-geſinnter Zeiten,
Uns unſre Fähigkeit zur Wiſſenſchafft beſtreiten.
Zumahl da dieſer Satz durch den Beweiß erhellt,
Den etliche von uns ſehr rühmlich dargeſtellt,
Die eure kluge Schrifft zum Theil ſchon angeführet,
Und dieſes enge Blatt dahero nicht berühret.

Allein, daß man von uns ſo ſeltne Proben ſieht,
Diß macht, wir ſind zu laß, und nicht mit Ernſt bemüht,
Den eingelegten Grund durch Lernen fortzubauen,
Und laſſen unſer Pfund durch keinen Wucher ſchauen,
Ja. was noch überdiß den gröſten Schaden bringt,
Iſt das gewohnte Lied, ſo man den Mägdgen ſingt:
Vor euch gehöret nichts als kochen, nähen, ſpinnen,
Ihr werdet durch den Kram der Bücher nichts gewinnen,
Hierdurch bleibt der Verſtand in Wolcken eingehüllt,
Und, weil ein falſcher Schein mehr als die Sonne gilt,
Wird das, was äuſſerlich den kleinſten Nutzen giebet,
Zum öfftern an uns mehr als der Verſtand geliebet.
Vorab wenn die Geburth ein Mägdgen arm gemacht,
So wird ein ſolches Kind recht höhniſch ausgelacht,
Wenn es den edlen Geiſt auf weiſe Sachen lencket,
Und an was wichtigers, als Hauß-Geſchäffte dencket,
Indem faſt jederman diß falſche Urtheil ſpricht,
Es ſey die Wiſſenſchafft vor Frauenzimmer nicht:
Denn ſolcher edle Schatz ſey bloß den Männern eigen,
Ein Weib daß müß' auch hier in der Gemeine ſchweigen
Allein zerbräche man diß Joch der Sclaverey,
Und machte die Vernunfft von ihren Banden frey;
So glaub' ich gantz gewiß, es würde beſſer gehen,
Und anders, als bißher, um unſer Wiſſen ſtehen.
Da nun, dem ungeacht, ſich manche doch bemühn,
Den Geiſt aus ſolcher Nacht und Finſterniß zu ziehn,
Bey welchen ſolcher Fleiß bloß durch ſich ſelbſt entſtehet,
Indem es nicht mit uns, wie mit den Knaben, gehet,
Die man von Jugend auf mit Müh in dem belehrt,
Was zur Erkänntniß dient, und den Verſtand vermehrt:
Auch manche von uns ſchon dergleichen Ruhm erlanget,
Womit der Männer Stoltz als eigenthümlich pranget.
(Wiewohl der Männer Neid und Liſt es ſo gemacht,
Daß man uns von der Bahn der Wiſſenſchafft gebracht,
Damit nur ihr Geſchlecht, vor unſerm, Ruhm erjage,
Und, nebſt dem Herrſchafft Stab, der Weißheit Crone trage:)
So würde jederman aus ſolchem Grunde ſehn,
Daß ſollte ſo viel Fleiß und Müh an uns geſchehn,
Wir würden, gleich wie ſie, gelehrte Wercke zeigen,
Und eben auch ſo hoch, wo nicht noch höher, ſteigen,
Jedoch, diß ſey genug vor dieſesmahl geſagt,
Vielleicht daß ſich mein Kiel zu andern Zeiten wagt,
Und etwas gründlicher die Männer überführet,
Daß beyderley Geſchlecht ein gleiches Recht gebühret.

XI.

Hochgeſchätzte Tadlerinnen,

Damit Ihr aus meinem letzten Schreiben nicht urtheilen möget, als wolte ich Euch nur von denen Fehlern des Frauenzimmers unterhalten, ſo überſende ich Euch zum Gegenbeweiß einige Verſe, welche ich bereits vor einigen Jahren, ohne die letzten Strophen, zu meinem Zeitvertreib verfertiget habe. Ich hätte Euch dieſelben eher zu ſchicken mir die Ehre genommen, wenn nicht die Zurückhaltung Eurer bißherigen Blätter mir die unbeſchreibliche Furcht eingejaget, Ihr möchtet etwa künfftig vor der vernünfftigen, und tugendhafften Welt auf einmahl unſichtbar bleiben wollen. Da aber ſelbige, nach meinem Wunſch, vergeblich geweſen, ſo widme ich Euch obgedachte Verſe um ſo viel lieber, weil ich Euch, ſo wohl was den Inhalt, als die Ausarbeitung, anlanget, hierinnen vor die beſten Kenner halte. Findet die ſchlechte Arbeit Euren Beyfall, ſo werde ich Euch dafür ein verpflichteter Compliment, als der Herr Ernſt von Cypreſſenwald, machen, der ich auch auſſer dem bin,

Hochgeſchätzte Tadlerinnen,

Leipzig
den 6. Apr. 1726.

Euer
ergebenſter
Franciſci.

XII.

WAs hat euch Männern doch das Frauen-Volck gethan,
Das ihr ſonſt gleichwohl pflegt, als Engel, anzubeten?
Was ficht euch vor ein Geiſt, und toller Eyffer an,
Daß ihr deſſelben Ruhm mit Macht wolt untertreten?
Das artige Geſchlecht, das ſchöne Theil der Welt,
Die ohne ſelbiges ein wüſter Wohnplatz wäre;
Das ſelbſt des Himmels Hand den Männern zugeſellt,
Verdiente allerdings, daß man es beſſer ehre.
Geſtehts, ihr Thoren, nur, daß euch der Unverſtand
Das wenige vom Licht der Klugheit ausgeblaſen.
Geht! geht! und packet euch hin nach Schlaraffenland!
Denn da gehört ihr hin mit eurem tollen Raſen.
Was? Raſen? fragt ihr noch? Ja freylich raſet ihr,
Wenn ihr, was Weiblich iſt, wolt Mißgeburthen nennen.

Ihr macht die Weiber gar zum ungeheuren Thier,
Da ihr die Männer nur vor Menſchen wolt erkennen.
Euch rath ich, forſchet nach, ob euch die Menſchheit fehlt?
Da ihr dieſelbe ſucht den Weibern abzuſprechen.
Ja ja, ſie fehlet euch. Wer euch zu Menſchen zehlt,
Dem muß es ſo, wie euch, an dem Verſtand gebrechen.
Packt doch, ich bitte euch, die albern Poſſen ein,
Durch die ihr euren Satz recht närriſch wolt erweiſen!
Soll euch der eitle Wahn ein ſchnöder Abgott ſeyn?
Und wolt ihr die Vernunfft von ihrem Throne reißen?
Ihr werfft die Frage offt in euren Rechten auf:
Warum die Weiber eh, als Männer mündig werden?
Und ſetzet ohne Scheu die kahle Antwort drauf:
Es wächßt nichts zeitlicher, als Unkraut aus der Erden.
O! ſchöne Spiele-Werck! Wer hätte das gedacht!
Wie artig findet man hier Witz und Kunſt beyſammen?
Allein im Ernſt geredt: Hätt ich Gewalt und Macht,
Wie Unkraut, wolt ich euch zum Feuer hin verdammen.
Doch ſtille! Nicht zu ſcharff. Hört Stagyriten nur:
Bey dieſem habe ich erſt neulich diß geleſen:
Die Weiber wären bloß ein Irrthum der Natur;
Doch Ariſtoteles iſt hier verwirrt geweſen.
Und gleichwohl plappert ihm noch mancher Schul-Fuchs nach,
Und meynt, nun habe er ein Körngen Gold gefunden.
Entſtehet nicht hieraus ſo manches Ungemach?
Ja, ſeine Frau erfährts bey ſeinen tollen Stunden.
Selbſt die Euſebie muß hier gemartert ſeyn.
Damit der kluge Spruch nicht vor die Hunde gehet,
So flickt ihn Scotus gar in ſeine Lehren ein,
Da er, wie Flitter-Gold, in Bley gefaſſet, ſtehet.
Er macht aus ſelbigen den ungereimten Schluß:
Die Weiber könten einſt unmöglich auferſtehen:
Denn da ein Unmenſch nicht in Himmel kommen muß,
Wie ſolten jene denn bey denen Engeln ſtehen?
Doch läßt er ſie zur Noth noch in den Himmel ein,
Wenn ſie vorhero erſt in Manns-Form umgegoßen,
Und alſo in dem Stand rechtſchaffner Menſchen ſeyn.
Seht! ſo vergeht man ſich mit abgeſchmackten Poßen!
Da denn ein kluger Menſch mit Recht im Zweiffel bleibt,
Ob er zu ſolchem Zeug ſoll weinen oder lachen?
Jedoch ein düſtrer Kopff, der ſo, wie Scotus, ſchreibt,
Kan Weiber nimmermehr zu Wechſelbälgen machen.
Noch giebt ſich eine Art von ſtrengen Richtern an,
Die zwar den Weibern will die Menſchheit nicht benehmen;

Doch ihren Unfug nicht mit tadeln laſſen kan,
Womit ſie das Geſchlecht der Weiber will beſchämen.
Hört nur, wie man diß Volck durch ſcharffe Hecheln zieht!
Ein Fehler iſt genug, Satyren hinzuſchreiben.
Wenn man nur Splittergen in ihren Augen ſieht,
Weiß man ſie gleich ſo groß, als Balcken, aufzutreiben.
Was kleckt ein Moſcheroſch vor Boßheit aufs Papier?
Er weiß das liebe Volck nicht heßlich gnug zu mahlen.
Ach! wäre doch ein Faß voll ſcharffer Lange hier,
Ihm ſeine Frevelthat nach Würden zu bezahlen!
Denckt nicht, die ihr ſo viel von Weiber-Laſtern ſprecht,
Und eure Klauen ſucht auf ſie allein zu ſchärffen;
Denckt nicht, als hättet ihr vor andern Sündern, Recht,
Auf ſie den erſten Stein mit voller Wuth zu werffen.
Glaubt nur, man weiß es wohl, was ihr vor Sclaven ſeyd,
Wenn euch der Rauch und Dampff zu Hauſe nicht ſoll beißen.
Die Laſter eurer Frau, die ihr ſo arg beſchreyt,
Die müſſen euch alsdenn Vollkommenheiten heißen.
Ihr gebt euch gar zu bloß, wo euch der Knoten drückt:
Will Clelie ſich nicht nach eurem Wunſch beqvemen;
Und hat ſie euch wohl gar ein Körbgen zugeſchickt,
So wolt ihr gleich an ihr die ſchärffſte Rache nehmen:
Ihr ſchreibt ſie überall mit ſchwartzen Farben an:
Ja auch ihr gantz Geſchlecht muß dieſes mit entgelten.
Da iſt kein Fehler nicht, er ſey ſo klein er kan,
Er giebt euch doch genung Gelegenheit zu ſchelten.
Wer aber kan dafür, daß ihr den Korb gekriegt?
Und fügt ſich ungefehr daß euch in euern Armen
So eine fromme Frau, wie Hiob hatte, liegt,
Da iſt das arme Volck erſt vollends zu erbarmen.
Man zieht auf ſelbiges mit Pfeil und Meſſern loß:
Was eine nur gethan, das müſſen alle büßen.
Doch wie? giebt man ſich ſo mit ſeiner Boßheit bloß,
Und macht, das andere darunter leiden müſſen?
Ja was giebt ihnen nicht ein toller Eyffer ein?
Das Frauenzimmer muß ein Zeughauß aller Laſter,
Der Tugend Hinderniß, die Peſt der Seelen ſeyn:
Was iſt wohl auf der Welt den Sterblichen verhaßter,
Als Natter-Baſiliſck- und Scorpionen-Gifft?
Doch dieſes iſt noch nichts; das Weibs Volck iſt viel ſchlimmer,
Was iſt, ſo fragen ſie, das gröſſer Unheil ſtifft?
Was iſt gefährlicher, als alles Frauenzimmer?
Ach ſeht ſie, rathen ſie, mit keinem Auge an!
Man kömmt von ihnen nie unangeſteckt zurücke.

Wohl dem, der gar kein Wort mit ihnen reden kan!
Denn ſo bewahrt man ſich vor ihrer Boßheits-Tücke.
So ſchreyt ein Weiber-Feind, der, wie Euripides,
Aus übereiltem Haß von ihren Laſtern ſchreibet:
Er hört es gar zu gern, wenn ein Simonides
Mit ihnen ſein Geſpött in tollen Fabeln treibet.
Der Scythen wildes Volck nennt Weiber-Nahmen nicht,
Darüber ſie wohl gar, als über Unflath, ſpeyen.
Was Wunder? wenn man auch von denen Syrern ſpricht,
Das ſie vor allem Vieh, das weiblich iſt, ſich ſcheuen.
Doch blinder Unverſtand läßt ſie nicht klüger ſeyn:
So einem rauhen Volck kan man es nicht verdencken,
Weit tieffer ſehen hier Vernunfft und Tugend ein,
Durch die ein kluger ſich läßt wohlbedächtig lencken.
Wenn ein geſcheider Menſch die wahre Tugend liebt;
Dazu ihn der Begriff der Sittenlehrer leitet:
Wenn er auf die Natur der Sachen Achtung giebt,
Und deren Schrancken nicht aus Blindheit überſchreitet;
So bleibet er ein Feind von ſolcher Läſterung,
Es mag ſie, wer da will, aus Neid geſchrieben haben:
Kein Anſehn treibet ihn zu der Beleidigung,
Daran nur Spötter ſich, auf fremde Koſten, laben.
Zwar wenn dort Heinſius im güldnen Eſel ſchreibt:
Daß uns die Weiber viel an wahrer Tugend hindern;
Läßt doch die Meynung des, der dieſen Eſel treibt,
Sich auf gewiſſe Art, mit gutem Grunde, lindern.
Läßt ſeyn, daß Lamia, die nichts, als Laſter, liebt,
Auf manches junges Blut ſucht Netz und Garn zu ſtellen:
Läßt ſeyn, daß ſie zuerſt verdammten Anlaß giebt,
Die Tugend Celadons durch Liſt und Kunſt zu fällen;
Was geht das überhaupt dem Frauenzimmer an?
Will man ſie alle gleich zu Meſſalinen machen?
O nein! das hat noch nie ein kluger Menſch gethan.
Wie? will man nicht vielmehr der tummen Einfalt lachen,
Daß der, der Männlich heißt, in Strick und Schlingen geht,
Die ihm ein ſchwaches Weib zu ſeinem Fall bereitet?
Wenn ein verwegner Fuß auf glattem Eyſe ſteht,
Wer iſt wohl ſchuld daran, wenn er gefährlich gleitet?
Und warum flieht man nicht die Männer, als ein Gifft,
Die, durch Betrug und Schwur, ſo manches Kind betrogen?
Hat nicht ihr frecher Sinn viel Unheil angeſtifft?
Zu was hat Schmeicheley ein Mädgen nicht bewogen?

Und gleichwohl haben ſie kein Waſſer ie getrübt:
Ein Midas wil ſich nur, an Frauenzimmer reiben.
Ach wären Weiber nur, wie Männer, ſo geübt!
Sie würden treflich ſchön der Männer Lob beſchreiben.
Doch, was ein Grämling ſchreibt, muß ein Oracul ſeyn,
Man ſucht es ohne Scheu, mit Eifer, nachzubeten:
Und wer ſich blenden läßt, der ſchwüre Stein und Bein,
Ein ſolcher hätte nie die Tugend übertreten.
Beſchämt ein Auguſtin die gantze Weiber-Schaar;
So dencke man zurück an ſeine erſte Jugend,
Die warlich! gar kein Feind von hübſchen Mädgen war!
Im Alter ſchrieb er erſt von lauter Zucht und Tugend.
So gehts auch ietzt noch in der verkehrten Welt:
Was einer erſt geliebt, will er im Alter haßen.
Wenn Frauenzimmer nun in ſolche Klauen fällt,
So weiß die Läſterung nicht Maaß noch Ziel zu faßen.
Noch weiter meldet ſich ein neuer Weiber-Feind:
Orbilius wil nur bey ſeinen Grillen ſchwitzen:
Suaretz und Vasquetz iſt ſein allerbeſter Freund:
Er kan bey Rodriquetz wohl gantze Tage ſitzen;
Doch er getraut ſich nicht, nur eine kurtze Zeit
Ein artiges Geſpräch mit Flavien zu führen,
Daraus ſich ſein Verſtand, und die Geſchicklichkeit
Mit Leuten umzugehen, noch etwa lieſſe ſpüren.
Es weiß der gute Mann die närrſchen Grillen nicht
Die er im Kopffe führt, hier an den Mann zu bringen:
Die guten Kinder ſind hierauf nicht abgericht;
Man muß bey ihnen gar aus anderm Thone ſingen.
Was Wunder? wenn alsdenn der Unverſtand und Neid
Aus Roſen lauter Gifft, wie Spinnen, an ſich ziehet:
Wenn er, (ach glaubt es nur, er iſt nicht recht geſcheid.)
Vor Weibern eben ſo, als vor den Teuffel, fliehet.
Und was entſteht ſo dann aus ſolcher Lebens Art?
Kan Herr Orbilius kein Frauenzimmer leiden,
Und ſtreicht er über ſie den ſtoltzen Knebelbart,
So muß ſein Schüler auch das Weibs-Volck gäntzlich meiden;
Er prägt ihm Tag und Nacht die güldnen Lehren ein:
Wer Schlangen um ſich hat, bleibt ſelten ungeſtochen:
Wie ſchädlich kan dem Kind ein ſpitzig Meſſer ſeyn?
Und Koth, den man berührt, bleibt niemahls ungerochen.
Hört doch, ich bitte euch, die tumme Klugheit an!
Iſt bey dem Mißbrauch denn der Brauch gleich aufzuheben?

Es wäre wo mir recht, vernünfftiger gethan;
Der Jugend ſein beyZeit den Unterricht zu geben,
Wie ein geſcheider Menſch mit beyderley Geſchlecht,
Vernünfftig, tugendhafft, und artig müſſe leben.
Diß iſt Pedanten zwar auf keiner Ecke recht;
Doch kan es in der Welt den gröſten Nutzen geben.
Woher kömmt. Haß und Streit bey manchem Eheband?
Wie kömmts, daß Eiferſucht in Marck und Beinen naget?
Warum nimmt gar zu bald Verachtung überhand,
Wenn uns der Uberdruß nach wenig Wochen plaget?
Diß alles könte man leicht überhoben ſeyn,
Wenn uns der Umgang erſt ein Mädgen lernte kennen.
Man büßt nicht gleich dabey Verſtand und Tugend ein,
Wer nicht von ſelbſten will in ſein Verderben rennen.
Ja ſpricht man dieſes geht am allermeiſten an,
Wenn man mit Jungfern ſchwatzt. Gelegenheit macht Diebe:
Wer nur zu ſelbigen den erſten Tritt gethan,
Der leget ſchon den Grund zu der verbotnen Liebe.
Doch ſtellt die Sache nicht ſo gar gefährlich vor.
Was hilffts, daß Aſien ſein Frauen-Volck verſtecket?
Verriegelt Welſchland gleich den Weibern Thür und Thor,
So denckt, wie angenehm geſtohlen Waſſer ſchmecket?
Es bleibet vielmehr wahr, gewiß, und ausgemacht:
Ein freyer Umgang wird die Tugend nicht verletzen,
Wenn nur Beſcheidenheit bey reiner Unſchuld wacht;
Nichts kan da fähig ſeyn, ſie in Gefahr zu ſetzen.
Wie weißlich hätte doch der tumme Stax gethan,
Wenn er bey Frauen-Volck wär in die Schule gangen?
So aber hängt ihm noch die liebe Einfalt an:
Er weiß vor Blödigkeit nichts kluges anzufangen.
Denn was Geſchicklichkeit und munteres Weſen heiſt,
Kan uns kein Schul-Fuchs nicht in ſeiner Clauſe lehren:
Ein artig Mädgen iſts, das uns den Vortheil weiſt,
Wie man die Grobheit ſoll in Artigkeit verkehren.
Nehmt nur Octavien zu einem Muſter an,
Bey der ſich Tugend, Zucht, Vernunfft und Wohlſtand küſſen;
Es hätte Coridon ſchon manchen Fall gethan,
Wenn ihre Klugheit nicht ihn davon loßgeriſſen.
Was den Verſtand erleucht: Was gute Sitten treibt:
Was unſern Geiſt erweckt: Was die Begierden beſſert:
Ja was uns in die Zahl geſcheider Menſchen ſchreibt,
Und unſer gantzes Thun mit Klugheits-Thau bewäſſert,

Diß alles trifft man nur bey Frauenzimmer an:
Diß muß man nur allein in ihrer Schule lernen.
Sie zeigen unvermerckt die rechte Tugend-Bahn;
Sie lehren, wie man ſoll von Laſtern ſich entfernen.
Ach meſſet ihrem Geiſt nicht eitel Schwachheit bey!
Die Einfalt will ſie nur ein ſchwaches Werckzeug heißen.
Glaubt, daß auch ihr Verſtand geſchickt und fähig ſey,
Von Fleiß und Wiſſenſchafft die Proben aufzuweiſen.
Erwegt, was Scudery der klugen Welt genützt?
Wird nicht die Schurmannin von iedermann geprieſen.
Seht, wie die Dacier bey dem Homero ſitzt?
Aus dem ſie uns den Kern des Alterthums gewieſen.
Wär Neid und ſchlechte Zucht nicht öffters Schuld daran;
Sie gäben manchem Mann noch vieles auf zu rathen.
Was groſſe Dinge hat nicht Weiber-Liſt gethan!
Was ſchreibt das Alterthum von ihren Heldenthaten?
Wenn Jaels muntre Fauſt das Haupt der Feinde fällt:
Wenn Abigails Witz den Zorn des Königs ſtillet:
Wenn die Semiramis das Aſſurs Reich erhält:
Wenn Tamyris den Schlauch mit Cyrens Blute füllet;
So gräbt die Nachwelt diß in Ertz und Marmor ein.
Auguſtens Livia muß durch ihr kluges Rathen
Ein recht Oraculum der tapffern Römer ſeyn,
Und unterſtützt durch Kunſt des Kayſers Heldenthaten.
Die Deutſchen holten gar der Weiber Ausſpruch ein,
Und wolten, ohne Noth, von ihrem Schluß nicht wancken:
Denn muſten jene zwar im Kriege Männer ſeyn,
So hatten dieſe doch auch männliche Gedancken.
Seht, wie ſie vor dem Feind ſelbſt an der Spitze ſtehn!
Und glaubt ihr dieſes nicht, ſo fragt die alten Britten,
Die müſſen ietzo noch der Weiber Lob erhöhn,
Durch deren Helden-Arm ſie Land und Feind beſtritten.
Hat wohl die neue Welt ein gröſſer Weib geſehen,
Als die Eliſabeth, das Wunder ihrer Zeiten?
Denn Cronen können, wohl auf Weiber-Schmucke ſtehn,
Drum konte Anna auch den Königs-Thron beſchreiten.
Hier weiß die kluge Welt von keinem Unterſcheid,
Den unter Mann und Weib ein eitler Wahn geſetzet.
Bey beyden findet man der Tugend Koſtbarkeit:
An beyden wird Verſtand, wie billig, hochgeſchätzet.
Die Seele theilet ſich in kein Geſchlechte ein:
Sie iſt ein freyer Geiſt in unterſchiednen Leibern:

Sie will den Männern nicht alleine dienſtbar ſeyn;
Sie wohnet eben auch ſo gerne bey den Weibern.
Sie zeiget überall die muntre Fähigkeit;
Wer ihre Kräffte nur gehörig weiß zu faſſen,
Und ihren Führungen behertzt die Hände beut,
Den wird ſie nimmermehr im finſtern Irrthum laſſen.
Demnach verzage nicht, du rühmliches Geſchlecht!
Dir ſteht das Weißheits-Thor, ſo wohl als Männer, offen:
Dir iſt der Pallas Kleid, und auch ihr Helm, gerecht:
Apollo hat mit dir auch einen Bund getroffen.
Die Muſen kleiden ſich in deine Kleider ein.
Wer ſucht die Gratien, als unter Frauen-Bildern?
Und ſollen Tugenden ſich ſelber ähnlich ſeyn,
So muß der Künſtler ſie, als Frauenzimmer, ſchildern.
Verlache nur den Grimm, den deiner Feinde Neid,
Aus toller Eyfferſucht, wie Feuer auf dich ſprützet!
Genug, die kluge Welt kennt deine Schätzbarkeit,
Und weiß, daß der Verſtand bey dir auf Thronen ſitzet.
Ihr aber, die ihr noch mit Haß und Feindſchafft ſchnaubt,
Wolt ihr, was Weiblich heißt, noch fernerweit begeifern?
Legt doch die Thorheit ab, die ihr bißher geglaubt,
Und höret einmahl auf, die Tugend zu beeifern!
Ja, ja, mich düncket ſchon, es legt ſich eure Wuth!
Ein Strahl von Halle her ermuntert eure Sinnen.
Seht, was vor Würckungen das theure Kleeblat thut;
Die Deutſchen Gratien, die klugen Tadlerinnen?
Calliſtens Tugend-Glantz bezaubert euern Sinn:
Der Iris ſchmeichelt ihr vor ihre Artigkeiten:
Ihr gebt den Lorber-Crantz der weiſen Phyllis hin.
Nunmehro ſucht ihr ſelbſt den Irrthum zu beſtreiten,
Der euch vor kurtzer Zeit noch eine Wahrheit hieß.
Vernunfft und Tugend nimmt in euch ein neues Leben:
Was beyde ehemahls von ihrem Throne ſtieß,
Dem wollet ihr behertzt den letzten Abſchied geben.
Hierüber freuet ſich die gantze Muſen-Schaar:
Die tugendhaffte Welt klopfft in vergnügte Hände.
Wohlan! ſo bringet denn, mit mir, ein Opffer dar,
Und macht durch einen Wunſch dem gantzen Streit ein Ende;
Der Himmel ſchütze ſelbſt Calliſtens Tugend-Geiſt,
Der Iris Munterkeit, der Phyllis weiſe Proben!
So wird die ſpäte Welt, die unpartheyiſch heißt,
Auch an dem Frauen-Volck Verſtand und Tugend loben!

XIII.

Auserleſene Tadlerinnen.

Unter allen meinen ſo wohl ernſthafften als erluſtigenden Geſchäfften, iſt mir keines ſo angenehm, als die Durchleſung eurer wöchentlichen Gedancken. Ich mache mir mit der gröſten Emſigkeit einen Auszug von allen Sachen, worüber ihr euer vernünfftiges Urtheil eröffnet, und mein Regiſter über eure kleine Schrifften könnte nach dieſem eines der Vollſtändigſten abgeben. Vielleicht wird euch auch dieſes an mir nicht mißfallen, daß ich jezuweilen meine eigne Gedancken am Rande hinzuſchreibe. Ich erkühne mich in ſolcher Hoffnung, Euch zur Probe eine Anmerckung über das XVIIIte Stück vorigen Jahres mit zu theilen, und bitte meinen Einfällen, nach eurer beywohnenden Geſchicklichkeit, bey Gelegenheit ein gröſſeres Licht zu geben. Ihr habt auf gedachtem Blatt euren gerechten Eifer hauptſächlich wieder die Gaſſen-Fama und wieder diejenige, ſo unter unſern Mitſchweſtern dieſer verführeriſchen Vorläuferin folgen, nachdrücklich an den Tag geleget. Und ob ihr wohl der Schwatzhafftigkeit des männlichen Geſchlechts auch einen Winck gegeben; ſo deucht mich doch, es verdiene ihre Plauderey und vor andern ihr unzeitiges Splitter-Richten über unſer Geſchlecht, ja ſo ſehr, daß ihnen ins beſondere der Text geleſen und ein viel bitterer Kelch eingeſchencket werde.

Es fehlet unter ihnen nicht an unartigen und unbändigen Leuten, die nur gar zu glücklich in Erfindungen ſind, uns alle insgeſamt und eine jede inſonderheit zu verkleinern. Es giebt Gemüther unter ihnen die nie offenhertziger ihre Gedancken entdecken, als wenn ſie von unſerer Zunfft ein nachtheiliges Urtheil fällen können. Sie rechnen nie genauer als wenn ſie unſere Fehler, darunter doch dieſer der gröſte iſt. daß eine oder die andere in Geſellſchafft nicht ſchöne genug gegen ſie gethan, erzehlen dörfen. Sie tadeln an uns bis auf das Marck in den Knochen und unſer Athemhohlen: ſo gar nichts bleibt von ihnen unangefochten. Von ſolcher

Gattung iſt **Gallmund**. Er ſteckt 5. Tage in ſeiner Paſtete und ſtudiret ſich den Krampff ins Gehirn, damit er am 6ten und 7ten von allen vernünfftigen Gedancken ruhen möge. Nicht zwar aus Lehr-Begierde ſcheint er ſo fleißig zu ſeyn: ſondern andere Leute haben mehr zu thun als er, und können ſeinen Klatſchereyen nicht alle Tage Gehör geben. Wie er die Woche mit Plaudern und Schimpffen endiget: ſo fängt er ſie auch mit Verleumden wieder an, kein Ort iſt ihm zu heilig zu ſolchem abſcheulichen Handwercke, auch die Stäte nicht, wo GOtt ſelbſten ſein Feuer und Herd hat. Er ſtehet wie der Zöllner von ferne, nicht daß er bethe; ſondern daß er deſto ſicherer klatſchen und von ſeinem liebſten Geſpan der **Garrula**, als einer recht ausgelernten Gaſſen-**Fama**, zu der er ſich wohlbedächtig in den Stand geſtellet, die Neuigkeiten der gantzen vergangenen Woche deſto beqvemer einerndten könne. Er lechzet nach den reichen Ausflüßen ihrer bittern Beredſamkeit, und ſie hat eine geheime Freude über die hungerige Begierde ihres Lehrlinges. Ich weiß faſt nicht ob er eher fragt, was neues vorgegangen: oder ob ſie hurtiger antwortet: ſo embſig ſind ſie alle beyde: ſo ſehr kommen ſie in Fürwitz und Plauderey überein. Kaum hat **Garrula** ihren neidiſchen Balg ausgeſchüttet: ſo nimmt **Gallmund** das Wort und fängt an aus eben dem Thone zu erzehlen und zu ſchänden.

Er hat noch einige Umſtände mehr als jene erfahren. Er thut hinzu, was ihm ſein Diener vor einigen Tagen nach Hauſe gebracht und was die Wäſcherin ihm im Vertrauen entdecket. Er weiſet durch ſeine Erfindungen, wie die gantze Hiſtorie vermehret und verbeſſert werden könnte, und Garrula horcht indeſſen und iſt halb entzückt zu den Füßen ihres Gamalielis. So bald ſie ſich nun beyderſeits des, ſo ihnen auf den Hertzen gelegen, entläſtiget, und groß und klein tapfer durch die Hechel gezogen / gehen ſie mit vollem Kropfe in alle vier Welt-Gegenden und wiederkäuen ihre Läſter-Reden an allen Ecken der Stadt, damit man ſie nicht etwa unter die unreinen Thiere zehlen möge, die da nicht wiederkäuen und keine geſpaltene Klauen haben. Das lächerlichſte iſt, daß ſich dieſes ſaubere Paar ſelber unter einander nicht getreu und hold iſt. Garrula weiß den Mißwachs ihrer Schulter künſtlich zu verbergen; Allein Calamund hat es dennoch gemercket, und ſo bald er ihr den Rücken gekehrt, trinckt er ſchon in öffentlicher Geſellſchafft ihres geheimen Buckels Geſundheit und wünſchet ihr einen Fingers-breit längern Halß. Was dürfen nun wir andern von dieſem Stadt-Läſterer gewärtig ſeyn: Da er ſeiner eigenen Schweſter, der Gaßen-**Fama**, und des Fehlers, den ihr die Natur aufgebürdet hat, nicht verſchonet? So iſt es, werthgeſchätzte Tadlerinnen: Er leeret ſein ungewaſchenes Maul in allen Zuſammenkünfften über unſer Geſchlecht aus. Eva iſt von dem, was Adam übrig gehabt, zuſammen geſtücket: Die Natur hat uns vieles verſaget, ſo ſie dem männlichen Geſchlechte mitgetheilet: Wir ſind von allen öffentlichen Aemtern ausgeſchloſſen, und dazu muß wohl ſeiner Meynung nach, unſere Schuld nicht wenig beygetragen haben. Hier beſchreibt er nach den Regeln der Vernunfft-Lehre, was Vorzug und was Vergeringerung ſey. Er zeiget den Unterſcheid zwiſchen Schuld und Verbrechen. Er theilet die Seelen ein in männliche und weibliche, und was dergleichen pedantiſches Aufhebens mehr iſt. Dis alles will er in ſeinem erſten **Programma** weitläufftiger ausführen. Eine gantze **Diſputation von dem Nicht-Gebrauch der weiblichen Freyheiten** lieget ohne dem ſchon fertig; es fehlt ihm nur noch an jemanden, der den Bettel, den er in Eil zuſammen geſchmieret, mit vertheidigen hilfft. Morgen iſt er bey N.N. zu Gaſte geladen: Er wird aber nicht hingehen: Urſache, weil man ihm gar zu viel von Heyraths-Sachen vorſchwatzet. Er wünſchte, daß das gute Mädgen ſich nur keine Hoffnung auf ihn machte, indem er ſchon beſſere Partheyen ausgeſchlagen. Er trummelt in der gantzen Stadt aus, was er der **Aretinen** für eine Pohlniſche Zote zum Neuen Jahre ſagen laſſen. Fraget ihr ob er denn ſo ſchön und wohlgebildet ſey, daß ſich alles um ihn reiße? ſo ſchwehre re ich ihm ins Angeſicht, daß er es wahrhafftig nicht iſt. Sein gantzes Anſehen beſtehet in einer groſſen Perucke in Folio. Er trägt aber die Naſe ſehr hoch, in der eiteln Hoffnung man werde ſein Verdienſt bald mit einem Profeſſorate belohnen; und eben die große Naſe iſt dasjenige, ſo ihn hindert, ſeine übrige Geſtalt recht zu bemercken, wie offt er ſich auch des Tages im Spiegel betrachtet. Es iſt alſo kein Zweifel, daß die Eigen-Liebe, ſo ihn beherrſchet; daß der Wurm, ſo ihm in Hertzen ſitzt und beißt, vieles zu ſeinem liederlichen Gewäſche beytrage; Wiewohl ein tölpiſcher Haß wieder unſer Geſchlecht noch größern Theil daran zu haben ſcheinet. Ein ſolcher nun iſt **Gallmund**; **Gallmund** iſt ein ſolcher, ihr Töchter des Landes! Ihr, die ihr euch ſchon vorlängſt erbarmet habt, ihm in einer großen Geſellſchafft das Fell weidlich zu zergerben, ihr verdienet von einer jeden unter uns beſondern Danck: Und dieweil es eine gemeinſchafftliche Sache iſt, ſo hat auch meine Muſe nach eurem Exempel ſich verbunden gehalten, ihm in nachfolgendem Sonnet vollends die Ruthe zu geben,

Verläumde tapfer fort, du Iſmael der Welt,
Laß deinem Spötter-Geiſt den freyen Zügel ſchieſſen;
Laß Ströhme voller Gall aus deinem Munde fließen,
Dieweil dein ſchäumend Hertz von Gift ſich aufgeſchwellt.
Sprich, daß ein großer Zahn die **Dorilis** verſtellt,
Daß **Myrthens** Umgang gut, für böſe Luſt zu büßen,
Daß du die **Chlora** nicht zur Straffe mögteſt küßen,
Daß dir die **Flavia** nur biß am Hals gefällt,
Ja weil es eine Kunſt, verwegen läſtern können,
Und auch die Schmähſucht ſelbſt gewiſſe Regeln hat,
So ließ uns die **Doctrin**, laß dich Erfinder nennen,
Denck ein **Syſtema** aus und neu **Profeſſorat**,
So ſchmähſtu doch ums Geld und kanſt dich darauf gründen:
Dem Ochſen, der da driſcht, ſoll man das Maul nicht binden.

Euch würden inſonderheit die mehreſten der Unſrigen verpflichteſten Danck wiſſen, liebſte Tadlerinnen, wenn ihr dieſer ſchwartzen Seele, die auch euern guten Leumuth anzugreifen beginnet, in euren Blättern einen ſcharfen Laugen-Guß zu geben euch bemühen wolltet. Socrates, als er gefragt ward, welches Thier dem Menſchen am ſchädlichſten ſey? gab zur Antwort: unter den Zahmen, der Schmeichler; unter den Wilden aber, der Verläumder. So leget denn dieſem wilden Viehe einen Ring an ſeine Naſe und ein Gebiß ins Maul und verbindet euch dadurch noch höher

Auserleſene Tadlerinnen
Eure
Jena den 2. May
1726.
ergebenſte
Philanta.

XIV.

Vernünfftige Tadlerinnen,

DIe gütige Aufnahme derer an euch überſchickten Schreiben, hat diejenigen Einwürffe gäntzlich gehoben und überwunden, welche mich von dem gefaſten Vorſatze an euch zu ſchreiben, abziehen wolten. Es ſey ferne, daß ich mir mit der verwegenen und ſtrafbaren Einbildung ſchmeicheln ſollte, als wäre meine ungeübte Feder ſo geſchickt ſich bey euch eben dergleichen Beyfall zu erwerben, welchen bisanhero ein und der andre durch ſeine Zuſchrift bey euch gefunden; Nein, ſondern eines von euren wöchentlichen Blättern hat mich zu dieſem Unternehmen angefriſcht. Wollet ihr euch auf mein dienſtliches Erſuchen die Mühe nicht verdrüſſen laſſen, das zwölfte Stück dieſes Jahres von euren Schrifften durchzuſehn, ſo werdet ihr in demſelben eines Briefes gewahr werden, deſſen Unterſchrifft zu erkennen giebt, daß ihr ſolchen von der Hand eines Frauenzimmers erhalten. Sie bemühet ſich darinnen euch durch eine artige Verſtellung zu überreden, wie hefftig das Verlangen ſey, ſo ſie bey ſich ſpürte, die Entſcheidung eines in ihrem Gemüthe entſtandenen Streits zu vernehmen, und leget darauf eurem rechtlichen Ausſpruche folgende Frage zu entſcheiden vor:

welches wohl von beyden am ſicherſten ſey ſich entweder mit Manns-Volck in Brief-Wechſel einzulaſſen oder demſelbigen die perſöhnliche Aufwartung zu erlauben? Dieſes gab mir nach geendigter Durchleſung dieſes Blattes, eine unverhoffte Anleitung, meinen Gedancken eine ziemliche Weile von dem Umgange mit Frauenzimmer nachzuhängen. Ich frage euch ſelbſt, ob es nicht wahr ſey, daß ein unſchuldiger Umgang mit artigem und ſittſamem Frauenzimmer, zur Verbeſſerung und Annehmung beſcheidner und galanter Aufführung, nicht ein geringes beyzutragen vermögend ſey? Herr Grobian, ein ungeſchickter Menſch, über welchen die Einfalt lange den Meiſter geſpielet, und den man durch einen Inbegriff lächerlicher Thorheyten am ähnlichſten abſchildern kan, iſt nunmehro zu einem gantz andern Menſchen worden. Seine Stellung des Leibes läßt natürlicher, die Geberden fallen annehmlicher, die Reden freyer, das Gemüth iſt munterer, der Verſtand aufgeklärter, und damit ich es kurtz faſſe, er iſt in eine gantz geſchickte Forme gebracht. Allein woher kam dieſer vor ihn ſo vortheilhaffte Wechſel anders, als daher, daß er offtere Gelegenheit gehabt um und bey manierlichem Frauenzimmer zu ſeyn? Was hilfft es einen Gelehrten, daß er durch emſiges Bemühen, auf den höchſten Gipffel der Wiſſenſchafften geſtiegen, den menſchliche Kräffte zu erlangen fähig ſind? Geſetzt, daß er die Bücher der alten und neuen Weltweiſen biß auf die Clauſuren im Kopfe hätte, und ſelbigen dadurch zu einem lebendigen Magazine vieler todten Künſte gemacht, ſo muß er ſich doch nicht befremden laſſen, von andern den verdrüßlichen Vorwurff zu verſchmertzen, daß ſeiner Erfahrung noch ein wichtiger Theil mangle, wenn er die Art, ſich gegen jederman geſchickt und beſcheiden aufzuführen nicht gelernet hat. Gelehrſamkeit und Artigkeit können gar wohl beyſammen ſtehen, und viele Exempel überzeugen uns, daß ihre Vereinigung keine unmögliche Sache ſey. Jene, iſt ohne dieſe ein Schatz ohne Vergnügen; ein Licht, ohne Schimmer? ein Leben, ohne Seele. Es iſt zu beklagen, daß ſich bey vielen die irrige Meynung eingeſchlichen, daß die Ehre des weiblichen Geſchlechts ſchon in der tieffſten Trauer gienge, wenn ſolches dann und wann einen Wechſel in der Geſellſchafft des männlichen ſuchte. Sie tragen wenig Bedencken ihren falſchen und unzeitigen Argwohn durch allerhand ſpitzige und freche Reden zu verrathen; ja ſie bemühen ſich, nach äußerſtem Vermögen, bey andern, durch einen gleißneriſchen Schein der Wahrheit, eben dergleichen Verdacht zu erwecken. Hat eine wohlgebildete Amarillis

einen

einem jungen Menſchen die Freyheit verſtattet (wo es anders eine zu nennen iſt) mit ihr in einem wohl gelegenen Garten, der angenehmen Sommer-Zeit zu genieſſen, ſo weiß gleich eine zum Verleumden fertige Zunge, die ſchädlichſten Folgerungen daraus zu ziehen, welche mit dem Endzwecke der unſchuldig-leidenden nicht die geringſte Verwandſchafft haben. Doch Spinnen können auch aus Roſen Gift ziehen, und die ſchönſten und unbefleckteſten Früchte können ihre Unſchuld, vor dem verderbten Stiche der Würmer, nicht ſicher erhalten. Es iſt nicht zu läugnen, daß bey dergleichen lockenden Gelegenheit, viele die geſetzten Schrancken der Jugend und eines erlaubten Umganges überſchreiten; allein dieſes ſind meines Erachtens, noch keine hinlängliche Urſachen, ohne vorher gegangne reife Uberlegung, über alle ein ſo ſtrenges Urtheil zu fällen. Ich könnte hiervon noch ein vieles einflieſſen laſſen, woferne ich nicht Gefahr liefe, eure Gütigkeit und Gedult zu mißbrauchen. Ich überlaſſe euch dannenhero, Geehrteſte Tadlerinnen, Ihnen aber inſonderheit, unvergleichliche Iris, die gründlichere Ausführung dieſer Sache. Denn Sie vornehmlich, haben durch mehr als eine Probe erwieſen, daß Sie ſo geſchickt, als glücklich ſind, ihrem Geſchlechte nicht weniger als dem unſrigen, durch dero ſinnreiche Lehren den herrlichſten Nutzen zu verſchaffen. Sollte ich etwan in dieſen letzteren Zeilen, wieder euer höfliches Erſuchen angeſtoſſen haben, ſo verzeihet mir ſolches. Denn ſo willig als ich mich eurem Begehren gemäß bezeigen wollte, ſo nachdrücklich wiederſpricht mir hierinnen die Billigkeit, daß dasjenige, aller vom Neide gemachten Einwürfe ohngeachtet, euch zu bekennen ſich verbunden erachtet, wovon nebſt andern Unpartheyiſchen völlig überzeuget iſt

Euer

Leipzig den 22. May
1726.

Lehrbegieriger Leſer
Ingenuus.

XV.

Vernünfftige Tadlerinnen,

Ich nenne ſie ſo, weil ſie nicht allein ſich ſelbſt ſo nennen, ſondern auch von andern ſo genannt ſeyn wollen. Der Vorbericht beygehender Poeſien erwehnet ihrer zweymal und daher nehme ich Gelegenheit, ihnen dieſelben, als ein Zeichen meiner Ergebenheit, zuzufertigen. Uber meine darunter vorkommende Kleinigkeiten mögen ſie urtheilen, wie es ihnen beliebt. Was aber die Herren Verfaſſer der übrigen Stücke betrifft, davon kan ich nichts ſagen. Halten ſie mich ſonſt einiger maſſen fähig, zu ihrer rühmlichen Arbeit etwas beytraben zu können; ſo biete mich hierdurch dazu an, und bin übrigens

Dero

Hamb den 17ten May,
1726.

fleißiger Leſer
W.

XVI.

Geehrtheſte Tadlerinnen,

Ich nehme mir die Freyheit, ihnen für dießmal einige Proben einer ſonderbahren Beredſamkeit ſo wohl in gebundener als ungebundener Rede zu ſenden. Vielleicht haben ſie noch von der Arth ſehr weniges geſehen, und ich überlaſſe es ihnen, ob ſie einmahl Gelegenheit daher nehmen wollen, auch von der ſo genannten éloquence des bienſéances uns etwas zu ſagen, welche ich zum wenigſten für die hauptſächlichſte Eigenſchaft eines Scribenten halte. Mr. Rapin hat und zwar einige Anmerckungen darüber hinterlaſſen, die aber ſehr unzulänglich ſind, und einer tieferen Unterſuchung bedürfen, welche wir von einer ſo erleſenen Geſellſchafft, als ſie unter ſich ausmachen, mit vielem Rechte erwarten können. Ich hätte gerne von eigenen Kleinigkeiten zum Beytrage ihrer nutzbaren Arbeit etwas mitgeſandt; Will es aber vorerſt damit anſtehen laſſen, bis ſie etwa die Güte haben, mir auf eine oder die andere Weiſe zu bedeuten, daß ihnen ſolches nicht gäntzlich unangenehm ſeyn werde. Indeſſen mache ich mir eine Ehre daraus, daß ich mit vieler Hochachtung bin,

Dero

Hamb. den 22ſten May,
1726.

ergebenſter Diener
W.

XVII.

XVII.

Vernünfftige Tadlerinnen,

JCh ſchätze mich glücklich, wenn ich die erſte Königsbergerin bin, welche ſich die Ehre nimmt an euch zu ſchreiben. Ich hielte mich dazu verbunden, nachdem ich aus eurer letzten Schrifft des vorigen Jahres erſehen, daß die Entlegenheit des Ortes euch nicht gehindert an uns zu gedencken und daß Gedächtniß einer von unſern Poetinnen zu erneuern, welches ſelbſt bey uns ſchon zu erlöſchen anfieng. Ich überſchicke euch demnach auf euer Verlangen nicht nur den Lebens-Lauff der berühmten Gertraut Mollerin, ſondern auch eine Probe von ihrer poetiſchen und proſaiſchen Schreibart. Es iſt wahr, daß die heutige Welt viel kleine Fehler darinnen antreffen wird; allein wer da bedenckt, daß dieſes Gedichte vor vier und dreyßig Jahren verfertiget worden, den wird ſolches gar nicht wunder nehmen. Ich erſuche euch, im Nahmen aller meiner hieſigen Mitſchweſtern, euch ferner der Ehre unſers Geſchlechts anzunehmen und kan ich euch noch ferner wodurch dienen, so befehlet nur

Eurer

Königbergs in Preuſſen den
25. May 1726.

beſtändigen Leſerin

Eleonora M.

P. S. Zur angenehmen Nachricht kan auch dienen, daß verſchiedene vornehme Leute, inſonderheit unſere Herren Geiſtlichen, ihre jungen Töchter zum Studiren anhalten.

XVIII.

Höchſtverdienter Nachruhm, welchen bey hochbetraurlichem, doch ſeeligſtem Ableben des Hochwohlgebohrnen Herrn, Herrn Melchior Ernſt von Kreytzen, Sr. Churfürſtl. Durchl. zu Brandenburg Geheimden Raths, und des Hertzogthums Preuſſen hochverordneten Hof-Richtern, Erbherrn auf Kapſitten, Galben, Rödden, Loſchen, ꝛc. Als derſelbe den 10. April dieſes 1692ſten Jahres die Zeitlichkeit verlaſſen, und deſſen entſeelter Cörper den 12. Jan. allhier zu Königsberg in der Tragheimiſchen Kirchen, Standesmäſſig zu ſeiner Ruhe gebracht ward, aus unterthänigen Reſpect gegen Sr. Wohlſeel. Excellenz, wie auch der Hoch-Wohl-Edelgebohrnen Frau Wittwen, Herren Söhnen, und hohen Anverwandten zu einiger Gemüths-Beruhigung, gehorſamſt abgeſtattet,

Gertraut Mollerin.

Das Jahres Hertz war nun mit Macht bemühet,
Sein buntes Kleid und Anmuth-vollen Schmuck

Froh anzuthun; es grünte, wuchs, und blühet,
Wald, Berg, und Feld. Die ſchöne Flora trug
Den Blumen-Krantz auf ihren grünen Scheitel.
Das Lufft-Volck ſang den ſüſſen Sommer an.
Der Himmel ſelbſt war blau gemahlt, und heiter,
Und kurtz geſagt: es freut' ſich jedermann;

Als die Schäferin Mornille, um ihrer, den trüben Winter durch empfundenen Kümmerniſſen, ſich in etwas zu entſchütten, ihre Hütte verließ, und ſich nach denen, nahe dem Octocars Berge gelegenen Wieſen erhub. Sie verwickelte ſich in ſo vielen Gedancken, daß ſie nicht Achtung gab, wie weit, und wohin ſie gienge; bis ſie ſich dergeſtalt von dem ausgehenden Ort abgeriſſen, daß ſie nun weder wuſte, wo ſie wäre, noch auch ihren vorigen Weg finden kunte. Und ſo ſprach ſie, ſtehen meine Sachen voritzo ſo verwirret, daß ich noch keine Leitbahn, die mich auf den Steig des Glücks wieder führen könte, abſehen mag. Mir iſt bloß die Hoffnung übrig: die Hoffnung ſag ich, daß ſo wohl Glück als Unglück, der Verwechſelung unterworffen; Und wie der unfreundliche rauhe Winter, ob er ſich mit ſeiner harten Kälte noch ſo lange geſperret, dennoch endlich Abſchied nehmen, und dem alles neumachenden Lentzen ſeine Stelle einräumen müſſen; alſo werde mein Unglück (welches ich mit Gedult und Standhafftigkeit, mich mehr zu verfolgen, müde machen will) wo nicht ehe, doch endlich in der glückſeeligen Ewigkeit, mir Ruhe gönnen müſſen. Weil ſie nun eines kleinen doch zierlichen Luſt-Waldes gegen ihr gewahr ward, auch das groſſe Himmels-Auge, die Welt mit ſeinen gläntzenden Blicken annoch anſtrahlete, verfügte ſie ſich in denſelben ſetzte ſich an einen aufgeworffenen, grünen, und mit allerhand wohlriechenden Kräutern überſäeten Hügel, und nachdem ſie ihre Gedenck-Tafel heraus gelanget, einverleibete ſie derſelben folgendes

Sonnet.

Kein Winter iſt ſo ſtreng, er muß doch endlich weichen,
Obgleich der kalte Nord die Erd wie Eiſen macht,
Obgleich der Bäume Heer verlichret Safft und Pracht,
Ob aller Blumen Schaar muß gantz und gar erbleichen,
Ob tauſend Flocken Schnee die rauhe Lufft durchſtreichen
Und alles tobt und brauſt; jdoch weicht die lange Nacht,
Die Erde wird verjüngt, wenn Titans Aug erwacht,
Und nun des Widders Häupt, mit Blicken kan erreichen:
So mag kein Wiederglück, auf feſtem Fuß beſtehen.
Was gar zu hefftig iſt, muß auch geſchwind vergehen,
Es ſelbſt, die Zeit, der Neid, und aller Braſt verſchwindt,
Wann ſie nun gnug geraaſt. Wie kurtz iſt unſer Leben?
Ja auch der Todt muß uns, durch ſich das Leben geben.
Was kan der traurig ſeyn, der dieſes recht beſinnt?

Sie wäre weiter fortgefahren, wenn ſie nicht ein unverhoffter, doch ſanffter Schlaf überfallen, und ihre müde Augen dergeſtalt zugedrucket hätte, daß ſie hinter ſich ſanck, und ihrer uneingedenck, ſo lange ruhete, bis der ſchläffrige Titan, von der Erden Abſchied, und den Lauff in ſeiner Thetis Arme nahm. Nunmehro war über der gantzen Welt Angeſicht eine finſtere Decke geſpreitet, und alles, auſſer denen wilden Thieren, eingeſchläfert. Mornille ward durch einen, ich weiß nicht was ſchreckhafften Traum aufgewecket, und nicht wenig beſtürtzet, da ſie ſich nicht in ihrer Hütten; ſondern in der finſtern Einſamkeit, unter ſo vieler Gefahr befande. Muſten denn darum, dachte ſie, meine matten Augen zugefallen ſeyn, damit ich meinen Weg nicht weiter fortſetzen und mich dieſen grauſamen Schrecken entziehen könte! Nun ſehe ich auch im Dunckeln, daß nicht allein das Glück mit dem Unglück; ſondern auch das Unglück mit dem nur vermeinten Glücke, ſich abwechſele. Und du guter Morpheus hätteſt mich wohl mögen ruhen laſſen, bis der ſchwartze Nacht-Vorhang durch die Goldprangende Morgenröthe zuſammen gewickelt, und es wieder Licht worden wäre. In dieſen Gedancken hörete ſie eine dumpere Stimme, und er ſahe zur rechten Seiten zwo dunckele Lichter. Sie erſchrack, und wuſte nicht was ſie draus machen ſolte; aber bald darauf vernahmen ihre aufmerckſame Ohren folgendes

Klag-Lied.

Themis. Ach Weh! ach Leyd! mein theurer Sohn,
Und meines Hertzens Freud und Krohn,
Iſt mir durch Clothens Hand entnommen;
In dem ich ward ſo hoch geehrt,
Der mich durch keinen Blick verſehrt,
Der nie aus meiner Seelen kommen,
Verläſſet dieſe Zeitlichkeit,
Ach Weh! ach Leid!
Aſträa traur! der er ſo gut
So treue war, und deſſen Muth
Nie war von ihrer Gunſt entriſſen;
Traur! deine ſtarcke Stütze fällt,
Auf die man doch ſonſt wenig hält;
Was kanſt du mehr als Thränen gieſſen?
Den groſſen Kreytzen, ſehr bedaur,
Aſträa traur!

Aſträa. Ach! ach was nicht! ich fühl es wohl!
Mein Hertze iſt des Kummers-voll,
Mein' Augen möchten Bäche weinen;
Den Groſſen Kreytzen ich beklag,
Bis an dem letzten Himmels-Tag
Die Sonn zum letztenmahl wird ſcheinen;

Diß fordert meine ſchuldge Pflicht,
Ach! ach was nich !
Mein' Hoffnung liegt: Auf den ich mich
Verlaſſen konte ſicherlich,
Der meine Wage gleich gehalten,
Und nie den wahren Tugend-Sinn,
Auf diß und jenes venckte hin,
Was glänzend war: Der muß erkalten,
Der mich durch ſeinen Spruch vergnügt:
Mein' Hoffnung liegt!
Themis. Ach ja! Ach ja! und meine auch;
Er hatte gar nicht im Gebrauch,
Das Recht bald ſo, bald ſo zu drehen,
Auf Gunſt/ Geſchenck, Stand, Pracht, und Macht,
Und alles was man groß geacht,
In ſeinem Urtheils-Spruch zu ſehen;
Auf mich, und dich er einig ſah,
Ach ja! Ach ja!
Was will man thun? des Himmels Schluß,
Erfordert, daß man ohn Verdruß,
Und ohne Murren ihn erträget:
Sein Weißheit-voller, lieber Geiſt,
Iſt zu der Sternenburg verreiſt,
Sein Leib bleibt in die Grufft geleget,
Da er wird ſanfft und ſicher ruhn;
Was will man thun?
Aſträa. O groſſer Ruhm! der ewig bleibt,
Der hier und dorten wohl bekleibt,
Und nach den Zeiten auch wird dauren;
O groſſer Lohn! den er erlangt;
O groſſer Glantz! in dem er prangt;
Wer wolte dieſes Glück betrauren?
GOtt ſelbſten wird ſein Eigenthum,
O groſſer Ruhm!
Schreib Themis du, das Lob, den Preiß,
Den er verdient; den ſeltnen Fleiß,
Und alle ſeine theure Gaben,
Der Nachwelt ihren Augen vor
Aus Tugend-Tempels Ehren-Thor:
Was du, und ich geſungen haben,
Und hundert andres mehr dazu,
Schreib Themis du.

Aus dieſen letzten Sylben erkennete Mornille, daß dieſen Klag-Thon die Themis, und dero Tochter Aſträa angeſtimmet. Sie ſchlich dero-

mer

wegen leiſe, denen dunckelbrennenden Lichtern zu, und als ſie nahe an ſelbe kam, erblickte ſie ermeldte Göttinnen, gantz traurig eingehüllet, die Köpffe auf ihre Hände ſtützend, mit thränenden Augen, und offt wiederholten Seuffzen gegen einander in einer Hölen ſitzen. Und ſo iſt auch keine Tugend, keine Kunſt, Geſchicklichkeit, Stand, Adel, Würde, Reichthum, und was in dieſer Welt mehr ein Sterblicher, aus der Güte des Himmels beſitzen kan, (dachte Mornille) für der Mordſichel des allgemeinen Menſchen-Mayers geſichert! ſonſt würde der mit allen dieſen Stücken höchſtbegabte **Mann**, wie er es auch würdig, mit der Ewigkeit in die Wette gelebet haben. Indem hörete ſie ein groſſes Gethön der Glocken, und erſahe unter einer Menge Wachs Kertzen, einen wohlausgearbeiteten Sarg, in welchem das uralte Kreutziſche Wapen zu den Häupten; zu den Füſſen aber, **Melchior Ernſt von Kreytzen**, **Churfürſtl. Brandenburg. Geheimter Rath und Preuſſiſcher Hof-Richter, Erb-Herr auf Kapſtiten**, ꝛc. ꝛc. Auf einer Seiten, eine neu aufgehende Sonne, mit der Beyſchrifft: Nach dem Untergang: Auf der andern, ein aus der Aſchen kommender Phönix, mit der Beyſchrifft: Zum neuen Leben; denn oben auf, DEFENSOR & DISPENSATOR JUSTITIÆ, mit güldenen Buchſtaben eingeätzet war. In beyden Seiten trugen ebenfalls in Traur-Gewand gekleidete Nympfen, ermeldete Lichter, die den gantzen Platz ſo beleuchteten, daß die dunckele Nacht ſich verbergen und zum Tage werden muſte. Als nun wohlermeldter Sarg vor eine prächtige Grufft kam, die von dem härteſten Marmor zierlich aufgeführet war, mit der Aufſchrifft: DORMITORIUM KREYTZIANUM, und in welcher Spitze eine Diamantene Tafel feſt eingegliedert ſtunde; ward er in ſelbe ehrerbietig niedergeſencket, und nachdem die Nympfen ſich mit ihren Fackeln in zwey Theile, Reyhen-weiſe von einander geſchieden, fieng die Vornehmſte, ſo ſich Euſebia nannte, zu ihren Mitgeſpielen alſo an zu reden: Geliebte Schweſtern, euch iſt mehr denn bekannt, wie dieſe Groſſe Leiche in ihrem Leben, euch als herrliche Göttinnen der Tugenden, ja Tugenden ſelbſten, ſtets geliebet, geehret, ſich zu eigen gemacht, und ausgeübet, dannenhero einen herrlichen Ruhm, bey den Himmels-Bürgern, und einen unſterblichen Nahmen bey der Nachwelt erworben. Weil nun ſeine ſeelige Seele, unter der Menge vieler tauſend Engeln und Erſtgebohrnen in dem Himmel triumphiret, wir auch ſeinem lieben Leichnam zu ſeiner Ruhſtätte, ſtandesmäßig eingeſenckt, iſt nichts mehr übrig, als daß wir, ſo viel an uns iſt, ſein hohes Lob beſingen, und das Geſungene in die Smaragdenen Tafeln der Ewigkeit einätzen. Wollet demnach meine lieben Schweſtern, und Töchter, mit mir, eurer lieben Euſebia, gutherzig einſtimmen, und des theuren **Mannes** Ruhm, alſo erſchallen laſſen:

Wer GOtt ſein gantzes Hertz ergiebt,
Und ihn wahrhafftig ehrt und liebt,
Der kan auch in dem Tod nicht ſterben,
Wie GOtt das höchſte Gut nicht ſtirbt,
Und nie durch keinen Fall verdirbt,
So kan auch nimmermehr verderben
Der, der dem ewgen wahren Licht
Mit treuer Seelen iſt verpflicht.
Wer ſich der Tugend anvertraut,
Sein Thun und Weſen auf ſie baut,
Sich nie von ihrer Seiten trennet,
Und gehet nimmer von ihr ab;
Der fürchtet weder Tod, noch Grab;
Er wird im Sterben todt genennet;
Doch nur genennet: denn ſein Geiſt
Iſt in das Lebens-Land verreiſt.
Wer nie mit Willen wen betrübt,
Gerechtigkeit erwehlt und übt,
Iſt freundlich, gütig, und beſcheiden,
Gibt jederman geneigt Gehör,
Und mag bey ſeiner hohen Ehr,
Auch keine Hoffarts-Zeichen leiden;
Kan, muß der Leib gleich untergehn,
Mit ewgen Ruhm und Lob beſtehn.
Wer GOtt gelaſſen iſt, und ſtill
Sein Leyden träget; deſſen Will
Sich GOttes Willen unterziehet,
Es gelte Freud, es gelte Leid;
Es komm auf Zeit und Ewigkeit,
Bleibt ſtandhafft, tapfer, unbemühet;
Der kan mit frohen freyem Thun,
Auf GOtt, im Tod und Leben ruhn.
Diß hat der ſeelge Mann gethan,
Er gieng die rechte Tugend-Bahn,
GOtt war ſein alles, was er ſuchte.
Er hielte dieſe gantze Welt,
Stand, Hoheit, Adel, Gut und Geld
Vor nichts, vor nichts; ja, er verfluchte
Was auſſer GOtt mit falſchem Schein,
Wolt ſeines Hertzens Götze ſeyn.
Sein Glücke blehet' ihn nicht auf,
In ſeinem gantzen Lebens-Lauff
Hat er die Sanfftmuth ihm erkohren;
Je höher Friedrichs Gnad ihn ehrt:

Je mehr ward die in ihm vermehrt:
Er ward zur Freundlichkeit gebohren,
Und ſeiner ſeltnen Gaben Schein,
Hüllt er in wahre Demuth ein.
Wie gnädig, billig und gerecht,
Wie ſtandhafft, tapfer, recht, und ſchlecht
Er ſich in ſeinem Amt erwieſen,
Das weiß der Himmel, GOtt, und wir,
Das wiſſen alle dort und hier,
Das wird gerühmet und geprieſen,
Biß die ſchon zitternd-ſchwache Welt
In ihren alten Hauffen fällt.
Er lebet hier, und lebet dort,
An jenem ſeelgen Himmels Ort;
Hier zwar in ſeinen weiſen Söhnen,
Die gantz in ſich, ihn eingehüllt,
Und ſeiner Tugend Ebenbild;
Dort wird ihn GOtt auf ewig kröhnen,
Wo er in lauter Freuden ſchwebt,
O ſeelig wer alſo gelebt!

Als ſie dieſes abgeſungen, leſcheten ſie die Windlichter aus, und Mörnille erblickte die herantretende Morgenröthe; aber keine von denen Tugend-Nympfen, doch ein zuſammen gerolletes Pergamen-Blat, auf welches ſie ihre Reimen eingetragen. Sie verwunderte ſich über dieſes alles, und betraurete zugleich den höchſt zu bedaurenden Todes-Fall des Wohlſeeligen Herrn Hof Richters, ihr gäntzlich vornehmende, ſobald ſie in ihre Hütten käme, ihre Gedancken zuſammen zu ruffen, und etwas von dieſem Geſichte zu entwerffen. Indem ſie nun, unter dem lieblichen Singen, der muntern und GOtt-lobenden Waltbürger, fortgienge, kame ſie auf einen gleichgeſchlagenen Grasweg, dem ſie mählig nachwandelte, bis der aufgeweckte Phöbus der Berge Spitzen berührete. Da ward ſie gewahr, daß dieſer Weg, zu dem Preußiſchen Parnaß, welchen ſie vor ſich liegen ſahe, hinleitete. Sie war froh, daß nunmehr nicht allein das Schrecken der Nacht, der Einſamkeit, und ſo vieler Begebenheiten überwunden, ſondern ſie ſich auch an denen Füſſen, des von ihr geliebten Helicons befande. Aber als ſie ſahe, daß die Kunſt-Göttinnen alle ihre holden Saiten, ja ſich ſelbſten in ſchwartzen Flor eingewunden, und ihre Häupter betrübt nach der Erden hiengen, erſtaunete ſie, und blieb faſt ohne Bewegung ſtehen. Ja ſie hätte nicht gewuſt weiter zu kommen, wann nicht die gütige Clio ihr gewincket, und dadurch befohlen in etwas näher zu treten, dabey ſie dann ſolchergeſtalt ausbrach: Verwundre dich nicht Schäferin, daß du die ſonſt frölichen Pierinnen voritzo ſo traurig antriffſt, trifft Wir haben deſſen groſſe Urſach: Solte uns nicht billig der Verluſt eines ſo herrlichen Mannes ſchmertzlich betrüben? Denn daß ich nicht melde, aus was für einem uralten Hoch-Adlichen Geſchlechte er entſproſſen/ aus welchem ſo viel Regier-Sterne geleuchtet und noch leuchten; daß ich nicht anziehe, wie der Groſſe Brennus-Held, ihm ſelbſten allergnädigſt gewogen geweſen, und zu ſo hohen Ehren erheben; wie dieſes gantze Land ihn als ſeinen hochgebietenden Richter geehret, und nunmehr höchlich betrauret: So haben wir ihn in unſerm Buſen erzogen, ſind bis an ſeinen Todt mit ihm vertraulich umgangen, er hat uns wieder die Unbilligkeit unſerer Feinde offters geſchützet, er iſt unſere Zierde, unſer Ruhm und Preis geweſen. Und ſiehe dort an jener Tafel wirſt du ſeinen groſſen Nahmen Melchior Ernſt von Kreytzen, zum Denckmahl aller auf unſern Pindusberg kommenden leſen. Was Wunder daß uns ſein Hintrit in groſſes Leidweſen verſetzet? Nimm hin diß Blat, welches unſer Führer mir befohlen dir zu reichen, um daß du ſolches, denen hundertäugigen Flügeln der Gerüchts-Göttin, damit ſie den groſſen Ruhm des Wohlſeeligen aller Welt ausruffe, anvertrauen, und nachdem ſolches geſchehen, deſſen Inhalt, der Demantenen Tafel ſeines Mouſolei mit unauslöſchlichen Buchſtaben eingraben ſolſt Hierauf kehrte Clio wieder auf die Spitze ihres Hügels; die Schäferin aber verfolgete ihren Weg nach dem Octocars Berge, und nachdem ſie das ihr gegebene Blat aufgewickelt, beſtund es in folgenden

Gedenck-Zeilen.

Hör mein Leſer, ſtehe ſtill, ſchaue dieſes Grabmahl an,
Herr von Kreytzen ruhet hier, der Höchſtheurgeſchätzte Mann,
Themis werther, lieber Sohn, und Aſträen Glantz und Sonne;
Gnaden auserwehltes Kind, aller Pierinnen Wonne,
Dem der Groſſe Brennus-Held, unſers Preuſſens Haupt und Licht,
Hier in dieſem lieben Land, anvertraut ſein Hof-Gericht,
Und ihn zum Geheimen Rath, allergnädigſt auserkohren,
Der wie aus erlauchtem Stamm, auch erläucht- und Wohlgebohren,
Klug, gelehrt, und redlich war, und nur dieſes ausgeübt,
Was er wuſt das GOtt gefiel, was das Recht und Tugend liebt.
Nun iſt ſein Wohlſeelger Geiſt, zu dem gröſten Glück verreiſet,
Da er ſeines Schöpffers Macht, Pracht und Güte ewig preiſet.
Sein Gebeine raſtet hier; und ſein Nahme wird beſtehn,
Biß diß alles, was man ſieht, muß zu Grund und Drümern gehn.
Und ſo ſtirbt nicht wann er ſtirbt, welcher Gott und Tugend ehret;
Nun mein Leſer auch durch dich, werd ſein groſſer Ruhm vermehret.

XIX.

XIX.

Vielgeehrte Calliſte.

Ihre 48ſtes Blat hätte bald verurſachet, daß ich hinführo euere Blätter, welche mir doch jederzeit ſo angenehm geweſen, mehr zu leſen verredet hätte; Indeme deßwegen bey nahe injuriarum wäre belanget worden. Es wurde nemlich dieſes Blat mir ohnwiſſend von wem, einer gewiſſen Perſon allhier überſchicket; ſelbige aber nahm ſolches vor eins der allerärgſten Paßquillen auf, und lieſſe ſich faſt nicht ausreden, es wäre ſolches mit Fleiß auf Sie gemacht werden. Da man ihr nun ein anders berichtete, daß nemlich ſolche Blätter allhier in den Buchläden wöchentlich zu Kauffe wären, ließ Sie ſo gleich den Buchführer auf ſein Gewiſſen fragen, ob niemand dieſes Euer Blatt hätte hohlen laſſen, darauf er mit ja antwortete, und unter andern auch mich nennete. Weil ich mir aber bißhero alle Eure Blätter hatte bringen laſſen, alſo war mir auch dieſes mit zu Handen gekommen, und ich hatte es bereits Euren andern Blättern beyhefften laſſen. Da wir nun Feuer in allen Gaſſen, und niemand muſte gewiſſere Nachricht davon haben, oder vielleicht gar ſelbſten der Urheber davon ſeyn, als ich. Fragte man warum? und woraus man ſolches ſchlüſſe? ſo hieß es: ich hätte ja das Blat daſelbſt hohlen laſſen, und ſie wollte ſich lebendig darüber verbrennen laſſen, wo es nicht wahr wäre, daß ich davon wüſte. Sind dieſes nicht ſchöne und unumſtößliche Beweiß-Gründe, geehrteſte Calliſte, daß ich es muß gethan haben? Schlüſſlich bitte ich Sie und Dero andere angenehme und vernünfftige Mitſchweſtern hinführo keine ſolche Paßquillen (wie man es anietzo zu nennen pflegt) mehr zu ſchreiben, und die Leute ſo durch zu ziehen, ſonſt werden ſie entweder bey dem Pro-Rector oder bey dem Ehrlöblichen Schöppen-Stuhl, unter weſſen Bothmäßigkeit ſie nun ſtehen, wie nicht mehr als billig iſt, deswegen verklagt, werden. Darnach ſich alſo je deromänniglich zu richten und vor Schaden zu hüten hat. Ich aber verbleibe einmahl wie allezeit

Vielgeehrte Calliſte

von Hauſe den 11. Junii 1726.
in höchſter Eyle

Dero

P.S. Es laſſen ſich durch mich 2. Frauenzimmer nebſt ihrem unbekannten Gruße bey Euch erkundigen, ob es ihnen erlaubt ſey, Euch ſchrifftlich aufzuwarten?

vernünfftigen und angenehmen
Schrifften Verehrer
von Z.

XX.

Vernünfftige Tadlerinnen,

WIe ich jedesmahl begierig bin ſolche Schrifften leſen, die mit dem heilſamen Worte GOttes die Verbeſſerung unſers Zuſtandes zum Zwecke haben, ſo achte ich es vor ein groſſes Stück meiner Vergnügung, daß ich ſo glücklich geweſen in die Bekantſchafft Eurer Blätter zu gelangen Ich kan nicht läugnen, daß ich darinne ſolche Dinge angetroffen, die nicht wenig zu erkennen geben, „wie geſchickt ihr ſeyd ſelbſt biß in den innerſten Buſen aller Unanſtändlichkeiten, ſonderlich an ſolchen Perſonen einzudringen, die mitten unter ihrer ſcheußlichen Geſtalt ſich gleichwol als die ſchönſten Göttinnen von andern verehren laſſen. Die Artigkeit der Schreibarth läſt jedermann Eure Gelehrſamkeit, die Reinigkeit der Rede, Eure edele Gemüther, die Wichtigkeit der Sachen ſelbſt Eure Tieffſinnigkeit vor andern alſo blicken, daß die vernünftigen Tadlerinnen durch keine billige Hechel gezogen werden mögen. Zwar habt ihr ſelbſt, nicht ohne Grund, leichtlich vorher geſehen, wie dieſe Eure Speiſe nach der Verſchiedenheit eines verdorbenen Geſchmacks auch verſchiedenen Urtheilen unterworffen ſeyn würde; dennoch aber müſſen ſie bey unpartheylichen Richtern den gehörigen Ruhm davon tragen, und es wird derſelbe um deſto mehr vor euch unverletzt bleiben, da nicht al-

lein

Kindergleichen Leute in groſſer Unwiſſenheit ſind, und dabey einen ſtarcken Wiederwillen gegen ihre Beſſerung zeigen, wodurch aber andere zur Liebe Eurer Schrifften nur noch eiffriger gemacht werden. Ich habe hiemit eine Abſicht auf mich ſelbſten, und ihr werdet ſie noch näher ſehen, wann ihr mir vergönnet, euch die Gelegenheit zu eröffnen, in welcher ich eurer angenehmen Blätter zum erſten theilhafftig geworden.

Ich bin zwar keine Feindin der Geſellſchafften, immittelſt weil leyder! die allgemeine Verdorbenheit unſerer Zeiten genugſam lehret, daß man darin mehr dasjenige vernimmt was zur Beförderung des fleiſchlich geſinten Weſens, als zur Beſſerung unſerer Seelen dienet, ſo achte ich den Umgang mit den Stummen, die doch liebliche Reden führen, vor weit angenehmer, als dergleichen Zuſammenkünffte, wo die Welt mit ihrer Luſt der Schauplatz iſt. Man will es mir zwar vor einen Eigenſinn auslegen; ſelbſt meine Freunde meynen, daß ein ſolches Leben mehr ein Tod als ein Leben ſey. Wölte ich aber meine Gründe dagegen hier anführen, ſo würde ich des Zwecks verfehlen, den ich in dieſer Vorſtellung habe. Ich erinnere darum nur, daß eben aus einem ſolchen Wahne meine nahe Anverwandten keine Gelegenheit verſäumen, mich aus meinem Zimmer zu ziehen.

Noch neulich wurde von einer meiner Blutsfreundinnen eine Zahl anſehnliches Frauenzimmers zu dem gewöhnlichen Caffe geladen, u. man thate dieſes um ſo viel mehr, weil ich ihr vordißmahl aus einem gewiſſen Umſtande meine Gegenwart nicht verſagen konte, und von vielen davor gehalten wurde durch eine ſolche Veränderung mich auf andere Gedancken zu bringen. Ich wuſte es nicht, daß es unter dem anſehnlichen Frauenzimmer die Mode ſey, in dergleichen Beſuchungen ſeinen beſten Schmuck hervor zu langen; Alſo waren aller Augen nur auf mich gerichtet, und ich erfuhr hernachmahls, daß ich in meiner ſchlechten Kleidung der anſehnlichen Geſellſchafft ſehr anſtößig geweſen. Die Schnupfftücher wurden ziemlich gebraucht, die verrümpfften Naſen wieder gerade zu machen; Doch wie ich jedermann nach meinem Gemüthe zu beurtheilen pflege, ſo legte ich ſolches damahls in der Liebe etwa andern Urſachen bey. Ich betrübte mich gleich Anfangs über die verſchiedenen eitlen Minen, die auch ſolche Perſonen an ſich blicken lieſſen, die wohl in der Kirche der Maria an Heiligkeit nichts nachgeben wollten; muſte aber hernach erfahren, daß dieſes nur ein Vorſpiel geweſen wäre. Es kam nemlich noch eine Jungfer, die ſich wegen des Anſehens ihres Papa in der Stadt unter die Vornehmſten rechnete. Es ließ dieſelbe ſo gleich an ihren Augen den Verdruß darüber abnehmen, daß ſchon alle vor ihr beyſammen wären; doch damit der Tölpel nicht ſo bald hervor käme, ſo enthielte ſie ſich ſo lange, biß die geſammte Geſellſchafft in Abweſenheit meiner Verwandtin Gelegenheit nahm, ſich an mir zu beluſtigen; weil man mich vor die Einfältigſte hielte. Ihre Stiche waren ziemlich mit Honig verſüſſet, weil ich aber ſolche allezeit dergeſtalt abwendete, daß man ſich an mir nicht recht kitzeln konnte, wie man wohl wünſchte, ſo entſtunde über die Zurückkunfft meiner Verwandtin eine kleine Stille. Indem aber eine unter ihnen ihren ſilbernen Taſchen-Böckel recht geſehen haben wollte, ſo entfiel unter dem Herausziehen deſſen was ſie ſuchte, ein gewiſſes Blätgen. Eine jede wollte die andere an Höflichkeit übertreffen, daſſelbe eilends auffzuheben, und darüber wurde man gewahr, daß es eines Eurer wöchentlichen Blätter war, und dieſes erweckte Anlaß zu reden. Ich muſte und wollte gerne ſchweigen, weil mir beydes der Nahme und Inhalt Eurer Schrifften noch unbekannt war. Superbia ſagte bey dem Anblicke deſſelben, ihr Tadlerinnen müſtet es wohl aus lauter Hochmuth thun, eure Hechel-Schrifft ſo in die Welt zu ſchicken. Eine jede wollte nun hiebey was ſagen, wiewohl die allermeiſten, wie ich hernach vernommen, noch kein Blat von euren Schrifften geſehen hatten. Daher bildete ſich eine unter ihnen ein, Euer Halle müſte etwa in der neuen Welt liegen. Eine andere war ſo hitzig, daß ſie ausrieff: Man ſollte es euch machen wie denen Hettendotten, (ſie meynte vielleicht Hugenotten) in Franckreich. Gleichwie es aber bey dergleichen unwiſſenden Volcke von einem auf das andere Sprünge giebt, ſo geſchahe es auch hie; denn als eine unter Ihnen vorbrachte; Ihr hättet doch wohl die Ordigraphie (ſo hat ſie es ausgeſprochen) ſchreiben lernen, ſo fügte die Jungfer Lateinin hinzu: Es wäre auch löblich von euch, daß ihr in dem Spilus (vor Stylus) ſo eine ſchöne Cadence hieltet. Dieſes Wort mochte die Jungfer Vanitas vielleicht von ihrem Tantzmeiſter auffgefangen haben, Zum wenigſten aber gab es von dannen einen Sprung auf Hochzeit Geſpräche. Es ſolte eben einige Tage hernach eine ſolche gehalten werden, worauf ſich die meiſten von dieſer Geſellſchafft befinden wolten. Nachdem man nun lange Zeit von der Art und Weiſe ſich aufzuputzen gezancket hatte, ſo gieng es wiederum auf euch loß. Ihr ſolltet ietzo wiederum in den Himmel erhoben ſeyn, weil ihr bißher noch das Tantzen. wie eine vornehmlich alſo redete, in euren Schrifften untaxiret gelaſſen, biß endlich, nachdem der Magen voll, und das Maul müde geworden, eine nach der andern Abſchied nahm, und ich allein bey meiner Verwandtin biß auf den ſpäten Abend geblieben war.

Dieſes alles erweckte mir ein Verlangen Eure Schrifften zu leſen, und ich ward auch ſo glücklich, daß ich ſolche durch meiner Verwandtin Bemühen erhielte. Ich geſtehe, daß mir aller ausgeſtandener Spott dadurch verſüſſet worden, da ich alſo Gelegenheit hatte hernach um deſto mehr aus Euren Blättern mein Gemüthe zu ergötzen. Indeſſen nehmt es nicht ungütig, vernünfftige Tadlerinnen, daß ich mich ſelbſten nicht wenig verwundere, warum ihr bißher über einem ſolchen Laſter, als das heutige Tantzen iſt, Eure Gedancken zurück gehalten.

Ich halte zum wenigſten dafür, daß eine ſolche gekünſtelte Bewegung des Leibes weder in der Regel einer geſunden Vernunfft, noch auch in dem Worte des Herrn einen Grund hat. Die Bewegung ſelbſt iſt in ihrer Art weder der Seelen noch dem Leibe geſund, und würde man ſie recht anſchauen, ſo würde man darinnen mehr ein Affen-Spiel, als eine vernünfftigen Menſchen geziemende Bewegung erſehen; Zumahlen da dieſelbe von ihrem erſten Urſprunge an, mindſtens wie ſie heutiges Tages im Schwange iſt, ein Fund des Teuffels unter denen Heyden iſt, die ſich bey ihrem Götzen-Dienſte durch ein ſolches Tantzen zur folgenden Hurerey zu erhitzen ſuchten, wie man ſolches ſelbſt an dem Volcke GOttes Num. XXV. gewahr worden. Wollte man ja darinnen die Erhaltung der Geſundheit des Leibes vorſchützen; ſo will ich dagegen nicht einmahl erinnern, wie in dergleichen Gelegenheit überhaupt der Leib matter zur Ruhe kommt, als er vorhero aufgeſtanden iſt, ſondern nur zu bedencken übergeben, warum man ſolches nicht durch eine eintzige ungekünſtelte Art und Weiſe der Bewegung thun könnte? Giebt nicht die Verſchiedenheit derſelben genugſam zuerkennen, daß ein jeder Meiſter vor dem andern den Vorzug ſucht, ſolche Bewegungs-Arten der Glieder auszufinden, die vor andern zur Anreitzung und zur unkeuſchen Luſt gegen einander anzüglicher ſind? Eine jede vernünfftige Seele wird leicht geſtehen, daß aus dem rechten Gebrauche einer guten GOtt-gefälligen Sache nichts übels entſtehen kan; Halten wir aber ſelbſt die Geſchichte unſerer Zeiten dagegen, wer würde ohne Betrübniß leſen können, wie ſo manches Unheil ſchon daraus entſtanden: Zum wenigſten deucht mich dieſes Laſter der Urſprung zu ſeyn, daß ſelbſten die meiſten Ehen mehr eine Hurerey, als ein nach dem Befehl GOTTES angefangener Stand ſind. Warum ſucht man wohl anders dieſes Tantzen zu lernen, als durch eine anzügliche Stellung des Leibes Seelen zu verführen, ſo daß jetzo mehr hierauf als auf ein reines Hertz unter dem weiblichen Geſchlechte in ihren Verlöbniſſen geſehen wird, und folglich ſchier die meiſten wider den Zweck des Eheſtandes zuſammen kommen? Ich weiß zwar wohl, daß man darinn zwiſchen dem Gebrauche und dem Mißbrauche deſſelben einen Unterſcheid machen will: Aber wo ſind wohl die Regeln noch zum Vorſchein gekommen, wie weit ſich der rechte Gebrauch deſſen erſtrecke? Im Gegentheile lehret die traurige Erfahrung von auſſerordentlicher Straffe, die GOTT der HErr unter einem ſolchen Wüten verſchiedentlich ausgeführet, daß er an der gantzen Sache ein groſſes Mißfallen habe. Und wo iſt wohl eine beſſere Gelegenheit zu einer unerlaubten Gemeinſchafft zu gelangen, als durch den Tantz-Boden und durch Hochzeiten, da man nicht wie ehemahlen mit erbaulichen Reden oder erlaubten Rätzeln; ſondern mit tantzen die meiſte Zeit zubringt? Ich kan es anders nicht als daher leiten, daß zuweilen in Geſellſchafften beyderley Geſchlechts die Schamhafftigkeit ſo weit niedergeleget wird, daß Jungfrauen, die ſonſt angeſehen ſeyn wollen, die Manns-Perſonen S. V. biß auf das Hembde ausziehen, und mit weiblichen Kleidern vom Haupte biß zu Füſſen belegen, um ſich ſelbſten in ihrem üppigen Weſen an Perſonen von verſchiedenen Geſchlechte die Augen zu weyden. Ich will nicht einmahl des Verbotes in dem Worte GOTTES gedencken; doch kommt mir die gantze Sache ſo ärgerlich für, daß ich vor mein Theil nicht anders, als ſolches unter die ſchrecklichſten Laſter zehlen kan. Solte ich aber hierinnen, Vernünfftige Tadlerinnen, Eurer Meynung zuwider ſeyn, ſo verzeihet mir, wenn ich um eure Gedancken deßfalls anhalte. Dadurch werdet ihr nicht allein mich von neuem erbauen, ſondern auch zu mehrerer Uberlegung Anlaß an die Hand geben.

Eurer

Franckfurt am Mayn, den
30. Jun. 1726.

ergebenſten
Euſebia.

XXI.

Wertheſte Tadlerinnen,

JCh habe ſchon längſt nach einer Gelegenheit getrachtet einige Zeilen an euch zu ſchreiben und mich dadurch unbekannter Weiſe mit euch vernünfftigen Tadlerinnen bekannt zu machen. Weil ich nun anjetzo durch euer 48ſtes Stücke von Anno 1725. ſolche erwünſcht gefunden; als hoffe, ihr werdet ſolches im beſten vermercken. Jch habe nemlich dieſen von eurer Calliſte geſchriebenen Traum einer gewiſſen Perſon aus keiner andern Urſache als zu ihrer Beſſerung überſchickt; indem ſolcher gantz wohl und lehrreich vor ſie abgefaßt war. Dieſelbe aber nahm dieſe meine gute Meynung vor das allerärgſte Paſquill auf, und glaubte daß man ſolches einig und allein auf ſie gerichtet hätte, da ihr doch, wertheſte Tadlerinnen, nicht das geringſte von dieſer Perſon habt wiſſen können. Ja man gibt ſich ſo viel Mühe mich auszumachen, als nur immer möglich ſeyn kan. Jedoch ich lache nur dazu, indeme ſie wohl in Ewigkeit nicht werden zu errathen wiſſen wer ich bin, nur dieſes einige thut mir leid, daß durch mich ſo viele Perſonen unſchuldig in Verdacht kommen. Jnzwiſchen verwundert ſich jedermann ſehr, daß man aus euren unſchuldigen Schrifften will ehrenloſe Paſquille machen, welche doch nichts anders als alles Gute in ſich halten, und woraus ich mich ſelbſt ſchon in vielen Stücken gebeſſert habe.

Fahret demnach fort, Vielgeliebteſte Tadlerinnen, durch euer vernünfftiges Tadeln die Laſter zu tadeln, und die Tugend zu loben, nur aber erlaubet fernerhin gütigſt, daß ich euch bezeigen darff mit wie vieler Hochachtung ich allezeit bin

Eure

von Hauſe den 5. Julii
1726.

ergebenſte

Climene.

Leipzig zu finden im Brauniſchen Buchladen, allwo alle Monathe der Anhang ausgegeben wird; ingleichen in **Augſpurg** bey Mertz und Meyer, in **Berlin** bey Hauden, in **Braunſchweig** bey Schrödtern, in **Bremen** bey Sauermann, in **Breßlau** bey Huberten, in **Dreßden** bey Zimmermann und Gerlach, in **Franckfurt am Mayn** bey Andreä und Hort, in **Halle** bey Spörln, in **Hamburg** bey Kißnern, in **Jena** bey Kaltenbrunnern und Bailliar, in **Königsberg** bey Eckarden, in **Magdeburg** bey Seidels ſ. W. in **Nürnberg** bey W. M. Endters ſel. Erben, Monath und Stein, in **Roſtock** bey Fritſchen und Schwechten, in **Ulm** bey Bartholomä, in **Wittenberg** und Zerbſt bey Zimmermanns ſel. Erben, in **Wolffenbüttel** bey Meißnern.

XXII.

Fleißige und höfliche Tadlerinnen.

SJe haben neulich ihren Leſern das Vergnügen gemacht, ihnen von einer berühmten Poetin umſtändliche Nachricht zu geben. Dieſes veranlaßet mich itzo ihnen beykommende ſchrifftliche Proben von der poetiſchen Geſchicklichkeit einer jungen Niederſächſiſchen Dichterin zuzuſenden. Es ſind einige hiſtoriſche Umſtände beygefüget, die der Sache kein unangenehmes Licht geben, und es iſt mir noch inſonderheit berichtet, daß ſeine Groß-Britanniſche Majeſtät dieſe Poetin mit hundert neuen Hartz-Thalern habe beſchencken laſſen. Verſäumen ſie nicht ihren Leſerinnen auch dieſes zu erzehlen und ihnen kund zu thun, wie gnädig einer der weiſeſten und mächtigſten Monarchen der Welt, ſich mit einer armen Dichterin unterredet habe. Wenigſtens glaube ich, daß ſolches ihrem Geſchlechte zu nicht geringer Aufmunterung dienen wird, als woran es demſelben bishero nur gefehlet hat. Zwar werden die Platdeutſchen Gedancken unſerer Poetin in Oberſachſen ſehr unverſtändlich ſeyn; meines Erachtens aber ſind ſie verſchiedener Umſtände halber dem übrigen vorzuziehen. Inſonderheit iſt der Character der Bauren um die Göhrde herum ſehr wohl darinnen getroffen, und der angehängte Wunſch allen vorkommenden Umſtänden gemäß eingerichtet worden. Uberhaupt fehlet es in unſern Gegenden an geſchickten Poetinnen nicht, die vielleicht bekannter ſeyn würden, wenn ihre gar zu große Blödigkeit ſolches nicht verhindern möchte. Was die beyden berühmten Gräfinnen von Königsmarck und von Löwenhaupt in der Dicht-Kunſt vermocht, davon findet man einige Beweißthümer in der Poeſie der Niederſachſen. Eine gewiſſe Prediger Wittwe aus der Grafſchafft Oldenburg, deren verſtorbener Mann **Eccard** geheißen, hat ſich ebenfalls in dieſem Jahrhunderte mit erleſenen Gedichten hervor gethan. Ich beſitze verſchiedene davon, doch gefällt mir dasjenige am beſten, welches ſie auf den Geburths-Tag ihres Mannes, der gleich nach ſeinem Tode eingefallen, verfertiget hat. Zwar iſt es nur der wenigſte Theil ihrer Schrifften, der mir zu Händen gekommen, doch wil ich ſolche gern copeylich überſchicken, dafern ſie verlanget werden ſollten. Inzwiſchen gebe ich mir die Ehre von meinen eigenen Kleinigkeiten noch etwas beyzulegen, darinnen ſie zwar nichts hohes und nichts geſuchtes finden werden, die aber ihrer natürlichen Einfalt ungeachtet das Glück gehabt hieſiges Ortes zu gefallen. Die gar zu gütige Aufnahme, deren ſie neulich mein papiernes Geſchenck gewürdiget, läßt mich hoffen, ſie werden auch die Uberſendung des Gegenwärtigen als ein Merckmahl meiner dienſtefliſſenen Ergebenheit anſehen: ſo lange biß ich zum weſentlichen Beytrage ihrer Arbeit was nutzbares einſchicken kan. Ich bin übrigens unverrückt

Ihr

Hamb. den 17. Jul.
1726.

ergebenſter Diener
W.

XXIII.

Der getreuen Erb-Länder unterthänigſte Freude über Sr. Königl. Groß-Britanniſchen Majeſtät Hohe Gegenwart/

vorgeſtellet
von
CURTIA.

Durchlauchtigſter Georg, wofern dein hoher Geiſt
Auch das, was niedrig iſt, der Sonnen gleich, erblicket;
So höre, wie anitzt ſich alles glücklich heiſt,
Und wie viel Seuffzer man für dich gen Himmel ſchicket.
Bey deiner Wiederkunfft iſt dein erfreutes Reich
Dem angenehmen Schmuck der grünen Auen gleich,

Darauf der feuchte Thau die ſchönſten Perlen mahlet;
Mit dieſer Nebenſchrifft: Sobald die Sonne ſtrahlet.
Du biſt es, Groſſer Fürſt, den alle Welt erhebt;
Du biſt der feſte Grund des hochvergnügten Standes,
Darin dein treues Reich noch dieſe Stunde lebt;
Dich ehrt, dich liebet man als Vater unſers Landes.
Bey deinem Regiment ſtellt Kummer und Gefahr
Sich wie ein fallender zerſtäubter Nebel dar,
Davon beym Sonnenſchein faſt nichts mehr übrig blieben,
Wobey die Umſchrifft heiſt: Durch ienes Licht vertrieben.
Wie drückte neulich nicht die Theurung unſer Land!
Wie leichtlich hätten wir den Vorrath aufgezehret!
Kaum aber war nur dir des Landes Noth bekannt,
So war der Mangel bald in Uberfluß verkehret.
Wir lebten wieder auf, als eine Pflantze pflegt
Die zwar ein rauher Sturm zur Erde niederſchlägt:
Doch die beym Sonnenſchein bald neue Kräfte mercket,
Und dann die Umſchrifft führt: Durch jenes Licht geſtärcket.
Großmächtigſter Monarch, hier wirft vor deinem Thron
Die treue Danckbarkeit ſich voller Demuth nieder.
Du ſorgſt und wachſt für uns: Wir bringen dir zum Lohn
Ein hertzliches Gebet und treue Wünſche wieder.
GOtt ſey dein Schirm und Schild! GOtt laſſe deinen Schein
Gleich als der Sonnen Glantz im Lauff beſtändig ſeyn:
So wird wenn ſolch ein Licht in unſern Gräntzen funckelt,
Durch keine Finſternis des Landes Wohl verdunckelt.

Nachdem obiges Gedichte durch den Herrn Hof-Rath und Leib-Medicum Stelgerdahl übergeben war, wurden folgenden Tages die nächſten beyde Briefe durch verkleidete Diener an Mademoiſelle Curtia eingehändigt, und von ihr ſo gleich beantwortet.

I

POetin, ſage mir, wo iſt dein Pegaſus,
Der dich ſo unverhofft zum Helikon getragen?
Gewiß dein ſeltner Geiſt will was beſonders ſagen;
Dein Aganippen-Brunn zeigt ſich mit ſtarckem Guß:
Kanſt du dem Könige gefällge Lieder bringen:
Laß für den Printzen auch einſt deine Muſe ſingen.

Antwort.

MAn glaube ſicherlich, es iſt kein Pegaſus,
Der mich ſo unverhofft zum Helikon getragen,
Soll ich die Urſach hier mit wenig Worten ſagen?
Ein unverſehner Trieb, Verfolgung, Gram, Verdruß,
Dis alles trieb mich an, ein ſchlechtes Lied zu bringen.
Ach! möchte mans nur ſo, wie ich wohl wünſchte, ſingen!

II.

DA du biſt anherokommen,
Ey ſo ſchenck uns deine Gunſt!
Lehr uns deine Dichter-Kunſt!
Dadurch wird dir nichts benommen:
Du ſolt doch Poetin bleiben;
Topp! das will ich unterſchreiben.

Im Nahmen einer Lehrbegierigen Geſellſchafft ſchrieb dieſes

Alheid.

(NB. *Man pflegt in der Gegend um die Goehrde herum die Gänſe mit dieſem Nahmen zu nennen.*)

Antwort.

LIebſten Gänſe, wollt ihr kommen,
Und erwerben meine Gunſt!
Liebt ihr auch die Dichter-Kunſt?
Hört, was ich mir vorgenommen:
Laßt euch erſt die Federn rauffen,
So will ich euch Kunſt verkauffen.

Der Lehr-begierigen Gänſe-Compagnie ſchrieb dieſes zur ſchuldigſten Dancksagung, daß ſie mich für ihr Oberhaupt zu erkennen belieben wollen

Die Poetin, am dritten Tage unſers Alters.

(NB. *Es war der dritte Tag, daſs ihre obige Poeſie verfertigt war.*)

Der Hr. Hofrath Steigerdahl trifft gleich darauf Madame Curtia bey einem ungefehren Beſuche, über der Aufſetzung eines platt-teutſchen Gedichtes an, welches ſie zu vollenden, und an Se. Majeſtät ſelbſt zu überlieffern von ihm beredet wird.

Auf

Auf die glückliche Jagt am St. Hubertus-Tage.

HElp GOtt! was giſſt et nich vör mick un mienes gliecken
Im Göhr Hoff upperſtunt to kapen un to kicken!
Man kickt ſick hen un her, un kickt ſick doch nich ſatt,
Wenn man oock noch ſau lang ſick all to keeken hat.
Ick gienck der Hüte hen, aß et beteng to dagen,
Un hadder Hafer Grütt un Höhner hen to dragen:
Mien Naber Clauß gienck mitt, un drang en Nett vull Flaß,
Un even drapp et ſick, dat et en Jagt-Dag was.
Hei! ſäd mien Naber do, nu will ick hüte blieven,
Schöll oock mien Knecht to Huß nich eene Fohre drieven:
Topp! ſäd ick, Naber Clauß, ick bliev hier oock beſtahn;
Mien Plaug de mag to Huß ſo lange leddig gahn.
Wie ſchlentern ſådder fort un bruckden unſe Föte,
Indem ſau keemen üſch twey Kerels in de Möte,
Den was dat Gold ſau dicht um't Liev herumgeneiht,
Aß wenn man Rinken um en Zunner Büße dreiht.
Clauß, ſäd ick, faet een hart! dei Kerels möht wie hohlen;
Krieg du den eenen man von achter bie de Fohlen,
Den annern will ick hier wol bie der Mane thein,
Un ſeggen, dat wie geern den König wollen ſeyhn.
Wat Henger! ſäde Clauß, nee, Naber, laht dat blieven;
Dei Kerels ſünt wat ſtolt, dei möchten bieſter kieven.
Fien höffelck moſtu ſien. Drupp ſtödde mien Kumpan
Den eenen mit der Fueſt in ſiene Mäer Brahn.
Dei Mann de keick ſick um, un frang: wat ſchall der we eren
Drupp ſprack mien Naber Claus: Mit Gunſt, jie gauden Heeren
Ei, wäſt ſau gaut un ſeggt, mag et wol nich geſcheihn,
Dat wie känt ins eenmahl den leeven König ſeihn?
Ja ſäd de eine Herr: dat kan gar liecht geſchehen,
Blievt ihr nur män ſo lang hier up dem Platz beſtehen;
De König un de Printz dei rieden up die Jagt,
Un kamen hier vorbie, ſo nehmt die Tiet in acht.
Kuem hadd he utgeſchnackt, ſau hörden wie wat ſpehlen,
Da keemen Kerels her, dei hadden vor den Kehlen
Een groot rund miſſings Ding, aß eene Ziſchen-Worſt,
Un unnen waß't ſau breet, aß eene Finſter-Borſt.

Da puſten ſei henin, un makden ſolle Backen,
Dat jüm dat Rügge-ſpeer im Höſte möchte knacken:
Man blant! wat gieng dat glatt! dat kam een mehr by't hart,
Aß wenn de beſte Brut nahr kerke blaſen ward.
Drupp kam een Cumpanie von uſes Heeren Hunnen,
Dei wêren all to hoop ſau blank, aß Botter-Tunnen,
Dei Ohren hängen jüm biem Kopp herdahl ſau platt,
Aß uſen Juncker leſt dei Tippel Mütze ſatt.
Drupp kam de Königs-Vaer, un ſteig up ſienen Pagen,
Un tengde damit van dem Göhrhof af to jagen,
Dei blancken Kabbeleirs dei reeden alle mit.
Ja, dacht ick bey mick ſülvſt, nu ſeih ick, wo'tem ſitt.
Dem leiwen König geiht't, aß mick un mienes gliecken,
Man mook wol alle tyd ſülvſt mit to'm Warke kicken;
Schall't recht van ſtaden gahn. Dei Herr iß nu ſau groot,
Un ritt doch ſülveſt mit, un jögt de Bullen dot.
Denn keen Ampt iß ſau ring, et gifft doch endlick Kappen,
Wo wolln de Herren nah der Bullen-Brade ſchnappen!
Drum iß et rechte gaut, dat he ſülfſt achtung gift,
Damit up ſienen Diſch ock noch een Betken blift.
Sau lange waß't noch ſtill. Mant wahrde kum twee ſtunnen;
Do kam de Bulle an mit eenen Schwarm van Hunnen;
Dei blanken Kabbeleirs, dei folgen all nah grah,
Ja ſülfſt de Königs Vahr del dreif den Bullen nah,
Dat nah dem Göhrhoff tau. Sei juchen, reipen, krölen;
Dei Bulle in den Dreck; un teng ſick dar tau köhlen;
Een Kabbeleir ſteig af, un ſtack öhm up de Hut,
Und damit ſchleepden ſei öhn tom Moratz herut.
Man dar kam ſüß een Volck von allen Ecken loopen:
Sei möſiten jo tauhop wat af to kriegen hopen:
Dat äverſt waß geſeihlt, man fill öhn ut der Hut,
Un deil dat meiſte Fleeſck drup manck de Hunne ut.
Een Bürßken was, dei holp ock all tof liebig ſchnieden,
Ick dachte, möcht dat Meßt dick in de Füſte glieden.
Dat haſtu wohl von daunt, dat du dick ſau beſöhlſt,
Und aß een Schlachterknecht hier in dem Blaude wöhlſt.
Dei gaude Gaſt dei denckt: Hei hatt een riecken Heeren,
Dei kau öhn nich alleen recht mit Gemack ernehren;
Hei gifft öhm noch wol mehr aß hei ins druckt, dartau,
Darüm beſabbelt hei dei gladden Kleeder ſau.

Doch dat geiht mick nich an; ſee tengen vort to theihen,
Un do folg ick jum nah, un woll ſei eten ſeihen;
Jck kam oock ſien henupp, un gieng ter Siede ſtahn,
Man dar betenge mick de Gräſen antogahn.
Behöde GOtt! wat könnt de käke lickers maken,
Wenn ſei erſt recht betengt to braden un to kaken.
Da was ſüß allerley; ick roock, ick ſach, ick tell;
Wüſt nich, of't mäglick was, dat man et eten ſchöll.
Jck dachte: Stippmelck, Rieß, Grüttworſt, un Oßen-Kieken,
Dock Juſt hoch Speck, dem wöhr nicks upp der Welt to glicken:
Un ſau wat ete wol de König Dag vör Dag;
Man ick verwunner mick, aß ick et anners ſach.
Sei hadden Klien-Brod, un dat upp gläſern Fäten;
Mür-ſteenckens, betckens kalck; doch könden ſei dat eten;
Dock ſüß noch allerley, dat ick nich nennen kan;
Man öhre Drinckelwaar bei ſtund mick beter an.
Dar waß ſüß Brannewien van roden, witten, gehlen,
(Denn ſau een Heeren kannt am gauden Drunck nich fehlen,)
Een gut Schluck Brannewien dei iß oock rechte gaut;
Hei kaackt den Magen ut, un warmet een dat Blaut.
Jck hedd oock woll ins Luſt von ſelkem Tüch to nippen;
Man't wör mick wol to ſtarck, 't ſchöll een wol gar umkippen;
Drüm iß't am beſten, dat man by Verſtanne blift,
So hatt man keene Sorg, dat't Striet un Klöpſe gift.
Jck will mick nu man weer nach Huß to gahen ſtellen,
Un unſer Buerſchop, wat ick geſeihn, vertellen.
Indeſſen wünſck ick, dat de König manchen Dag
So nührken, aß hei hüt gegetten, eten mag.

Bey Uberreichung dieſes platt-teutſchen Gedichtes haben Se. Maj. die Gnade gehabt, Mademoiſellen Curtia zu fragen, ob ſie es ſelber verfertiget habe, und auf ihre Antwort: Wie ſie ſich nie unterſtehen würde, Sr. Maj. was Fremdes unter ihrem Nahmen zu überliefern: noch ſchertzhaffte hinzu geſetzet: Warum ſie denn nicht eine Mannsperſon geworden ſey? Worauf dieſe verſetzet: daß es nicht in ihrer Wahl geſtanden; Sonſten ſie vielleicht noch jetzo Hertz genug dazu haben möchte. Es iſt folgends dem Herr Ober Hoff-Commiſſario Lochman befohlen worden, ſie in der Poeſie zu verſuchen, ob ſie ſelbſt die Verfaſſerin beyder Gedichte ſeyn könne: welches in Gegenwart des Hr. Schloß-Hauptmanns von Göritz, und des erſten Cammer-Dieners, Monſ. Mehniet geſchehen iſt; die ihr das Thema gegeben, daß ihnen allen dreyen verlangte, bald wieder bey ihren Frauens zu ſeyn. Mad. Curtia hat darauf folgendes in der Eil hingeſchrieben:

Da die höchſte Weißheit ſelbſt dieſen Ausſpruch hat gegeben,
Daß es nicht erſprießlich ſey, einſam für ſich hin zu leben:
Wer kan denn die Sehnſucht tadeln, die ein treuer Ehmann hegt,
Die bald wieder zu umarmen, ſo er ſtets im Hertzen trägt.

Wie dieſes fertig, ſetzet ſich der Her Lochmann hin, und ſchreibt folgendes:

Komm, Leſer, komm und ſieh, was Curtia geſchrieben,
Die unter Tauſenden nicht ihres gleichen hat:
Ich glaube, ſie iſt von den Muſen übrig blieben,
Denn ſolches zeiget ſie genug auf dieſem Blatt.

Die Poetin beantwortete dieſes wieder mit Beybehaltung der Reime auf folgende Art:

Die gute Curtia hat zwar wol was geſchrieben:
Allein ſie weiß gar wohl, daß ſie viel Meiſter hat.
Herr Lochmann aber iſt vom Phöbus übrig blieben,
. . . .

Er ziehet ihr das Blatt aus den Händen, und ſchreibet die letzte Zeile alſo darunter:

Nur zeiget ers nicht ſo, wie ſie, auf dieſem Blatt.

Se. Maj. haben hierauf alles ſehr gnädig aufgenommen, und der Verfaſſerin ſowohl als ihrem Vater, dem Prediger zu Römſtede, thätliche Zeichen der Königlichen Gnade ſehen laßen.

XXIV.

Wertheſte Phyllis.

Die ſo beſcheidene, als vernünfftige Beantwortung, wormit ſie diejenigen, ſo ihnen ihre Meynung wohlmeynend entdecken, iederzeit beehret, läſſet mich ſicher hoffen, das ſie gleiche Gütigkeit, vor dieſe meine Zuſchrifft hegen werden. Sie haben in den 17. Stück ihrer angenehmen wöchentlichen Blätter, und beſonders in der Antwort, auf des Herrn von Cypreſſenwalds Schreiben: allwo ſie der Poeſie, das Wort zu reden beſchäfftiget ſind, zu ſagen beliebet, daß wann ein Mahler die Perſpectiv verſtehe, er alles wiſſe, was ihm aus der Gelehrſamkeit, nöthig ſey. Allein da mir nicht unbewuſt iſt, daß von einem Mahler, ich verſtehe aber einen rechten, viel ein mehrers erfodert werde; Meines Erachtens muß er die Oſteologie, und Anatomie, ſo wohl der Menſchen als der Thiere verſtehen, ohne welche er ohnmöglich eine rechte Geſtalt von beyden wird zeichnen können. Er muß ferner die Geometrie, wie auch die Perſpectiv, nach dero eignen Geſtändniſſe wiſſen, bey welcher letztern, die Optic ohnentbehrlich iſt; er muß ſowohl die Bürgerliche als Kriegs Bau-Kunſt, wie auch die Schiff-Bau-Kunſt verſtehen. Er muß weiter in den alten Hiſtorien erfahren ſeyn, ſo daß er in Abſchilderung der Sitten, Kleidungen und Gebräuche der alten Völcker, ſo wohl bey ihren Gottesdienſte, Trauungen, Gaſtereyen, Bündnüſſen, Kriegen, Triumphen, Schauſpielen, Begräbnüßen, und dergleichen, keinen Fehler wieder das Studium der Alterthümer begehen möge; ja er muß auch der heydniſchen Fabeln, wie nicht weniger der Hieroglyphic kundig ſeyn, und alſo wiſſen wie die Alten, auf eine Sinnreiche Arth, durch gewiſſe gemahlte Bilder, andern denckwürdige Sachen zu verſtehen gegeben. Endlich muß er auch die Phyſiognomie verſtehen, um dadurch die Affecten in denen Geſichtern derer Menſchen auszudrücken, als welches ein ſehr nöthiges Stück in der Hiſtorien-Mahlerey iſt. Anderer vielen Wiſſenſchafften, welche damit verbunden ſind, itzo zu geſchweigen. Mithin iſt unlaugbar, daß ein rechter Mahler, eben ſo wohl als ein Poet, in allen Mathematiſchen Wiſſenſchafften ſich muß geübet haben. Dieſerwegen ſie auch allezeit bey allen Sittigen Völckern, inſonderheit bey denen alten Griechen und Römern, in groſſer Hochachtung geweſen, und den Poeten an die Seite geſetzt, folglich gleichſam als Brüder geachtet worden. Sie werden alſo, wertheſte Phyllis, gütigſt erlauben, daß ich dero damahligen Satz, ſo lang in Zweifel ziehe, bis ich von ihnen eines andern belehret und überführet worden, der ich in übrigen mit aller geziemenden Ehrerbiethung verharre

Wertheſte Phyllis,
Datum Kunſtliebshauſſen Dero
den 24. Aug. 1726.
begieriger Leſer und Verehrer
Kunſtlieb.

XXV.

Edle Tadlerinnen,

JCh muß es geſtehen und alle vernünfftige Leute werden unfehlbar meiner Meynung ſeyn, daß ein groſſes Vergnügen und eine der vornehmſten Annehmlichkeiten in dieſer Welt im Umgange mit Frauenzimmer beſtehe. Ja ich wolte faſt behaupten, daß alles, was in der Welt vorgenommen werde, bloß aus der denen Mannsperſonen angebohrnen Neigung gegen das weibliche Geſchlecht, und der eingewurtzelten Begierde ſich ihnen gefällig zu machen, herflieſſe. Dieſer Satz iſt mir ſo wahrſcheinlich, daß ich nicht zweiffle, ſie werden mir willig Beyfall geben, zumahlen, da ſolches der Haupt-Grund iſt, woraus man die Annehmlichkeit, den Nutzen, und den hohen Werth des ſämtl. Frauenzimmers herzuleiten hat. Salomo, der weiſe Fürſt, und daher vielleicht der einige ſeines gleichen, hält ſelbſt dafür, daß nichts ſchöner ſey als Frauen-Liebe: und wolte Gott, er hätte in allen ſeinen Sitten-Sprüchen, ſo vielen Beyfall gefunden, als in dieſem. Alle Helden und andere groſſe Männer haben bey allen Völckern und unter allen Himmels-Gegenden eine beſtändige Neigung gegen dieſen artigen Theil des menſchlichen Geſchlechts empfunden. Von den Poeten wollen wir itzo nicht einmahl gedencken, indem es ziemlich auſſer Zweiffel iſt, daß ohne dieſe himmliſche Gemüths-Bewegung, welche wir insgemein die Liebe nennen, die Dichterey wohl niemahls den Gipffel ihrer gegenwärtigen Vollkommenheit würde erreichet haben. Aus dieſem allen erhellet zur Gnüge, daß der groſſe Schöpffer durch den Trieb, welchen er allen, auch den barbariſchen Völckern eingepflantzet hat, eine ſonderbahre Hochachtung vor das weibliche Geſchlechte einprägen wollen.

Sie werden ſich vielleicht in etwas wundern, vernünfftige Tadlerinnen, daß ich itzo alſo von dem Frauenzimmer urtheile, da ſie doch aus der von mir vor einiger Zeit gebrauchten Redens-Art, daß das Frauenzimmer der Urſprung alles Uebels ſey, mit ihrer Geſellin Phyllis von mir eine gantz andere Meynung hegen werden. Allein laſſen ſie ſich dieſes nicht irren. Was Urſache zu allem oder doch dem meiſten Uebel giebt, kan auch gar wohl die gröſte Glückſeeligkeit und Vergnügen derer Menſchen verurſachen. Wer leugnet wohl zum Exempel, daß Reichthum einen Menſchen glücklich mache, und verſichert nicht hierbey, daß ſolcher zugleich die vornehmſte Urſache von vieler Menſchen Verderben ſey? Die Erhebung zu hohen Ehrenſtande iſt ein nicht gemeines Glücke, und dennoch giebt ſolches zu ſehr vielen daraus entſtehenden Folgerungen betrübte Gelegenheit. Es kommt hiebey auf die Umſtände und den Gebrauch an. Und daher iſt klärlich zu ſehen, daß es keine Unhöffligkeit vielweniger Verwegenheit ſey, das angenehme Geſchlecht als den Urſprung alles Ubels anzugeben. Doch dem ſey wie ihm wolle, ſo kan ichs ihnen nicht verhalten, daß ſie dann und wann das Frauenzimmer über die Gebühr und den klahren Augenſchein erheben. Inſonderheit läſt ſich dieſes blicken, wenn ſie ſolches zur Erlernung allerley vor ſie zu hohen Wiſſenſchafften anreitzen wollen; Hat gleich eine oder die andere, darinnen und zwar gar ſelten was gethan, ſo folgt noch nicht, daß ſie alle dazu geſchickt ſind. Denn das werden ſie mir wohl nicht läugnen, daß, wie unter einem weibl. und männl. Cörper ein Unterſchied iſt, alſo dergl. auch zwiſchen einer männl. und weibl. Seele und deren Kräfften zu befinden ſey. Dahero folget ungezwungen, daß das Frauenzim̃er, wie zu männlichen Verrichtungen alſo auch zu dergleichen Seelen- und Gemüths-Geſchäfften untauglich ſey. Und geſetzt, es wäre auch das weibl. Geſchlechte geſchickt genung, gleich dem andern allerley Künſte und Wiſſenſchafften zu erlernen, ſolte man ihnen deswegen ſolches anrathen? Ich halte dafür, wer ein klein wenig, die daraus in dem gemeinen Weſen entſtehende Unordnung überleget, wird ſolches ſchwerlich zu thun ſich unterſtehen; Zumahlen ſolches auch nicht den geringſten Nutzen davon zu gewarten hat. Denn die Frage: ob die Gelehrſamkeit überhaupt was nütze ſey? ausgenommen, ſo leiden ſo viele Gelehrte männl. Geſchlechts Hunger, daß man alſo von dem andern Geſchlechte keine Geſellſchafft hierinnen mehr brauchet. Mich dünckt der weiſe Schöpffer habe auch dieſen zweyen Geſchlechtern, ſo wohl durch den mercklichen Unterſchied ihrer Kräffte und allerley Umſtände, als durch den ausdrücklichen Befehl, daß Adam den Acker bauen, Eva aber Kinder gebähren ſolle, zweyerley Geſchäffte und Verrichtungen aufgetragen. Ja wenn wir es bey dem Lichte betrachten, ſo iſt das erſte Weib, dem Adam zur Vergnügung, Zeitvertreib und zur Verſüßung ſeiner damahligen Einſamkeit zugeordnet worden. GOtt ſchuff Even nicht ehe, als bis er merckte, daß Adam durch die lange Weile und Einſamkeit verdrüßlich und ſchwermüthig wurde, und daher auf allerley üble Auſſchweiffungen gerathen möchte. Erhellet nicht daher klährlich, daß das Frauenzimmer mehr zum Schertze als Ernſte, mehr zum luſtigen Zeitvertreibe als zu wichtigen Geſchäfften, von dem Großen erſchaffenden Weſen in unſere Welt geſetzet ſey? Uber dieſes ſehen wir ja auch augenſcheinlich daß ſich dieſe engeliſche Menſchen, beſſer zum Spaß, als zu andern verdrüßlichen

Sachen ſchicken, auch ſich lieber dazu gebrauchen laſſen. Daher, Edle Tadlerinnen, bin ich feſt überzeuget, daß es wieder GOttes Ordnung und die mit dieſer allezeit und in allen Stücken verbundene geſunde Vernunfft ſey, das Frauenzimmer auf die Erlernung der Wiſſenſchafften zu weiſen, welche vieles Nachdencken und ein geſetztes Gemüthe erfordern; oder ihnen gar mit einander Aemter anzuvertrauen. Es iſt alſo eine galante Schulfüchſerey, wenn man in der Hochachtung des angenehmen Geſchlechts die von Gott und der Natur geſetzte Schrancken überſteiget, und ihnen mehr Vollkommenheiten andichtet als ſie haben. Ja ohne Heucheley zu reden, es iſt unverantwortlich dem Frauenzimmer die Erlernung ſolcher Sachen anzurathen, die ihnen mehr ſchädlich als nützlich ſeyn können. Sophonisbe iſt gar ein artiges Bild; ſie redet hurtig Frantzöſiſch, kan den treuen Schäffer in ſeiner Mutter-Sprache leſen, tantzt gar artig, ſingt desgleichen, ſpielt auch über dieſes den General-Baß nach den richtigſten Regeln der Kunſt. Ariadne weiß die Geſchichte der vier groſſen Welt-Reiche mit ihren vielfältigen Veränderungen, und den Geſchlechts-Regiſtern ihrer Beherſcher auf den Nägeln her zu zehlen; ja was noch mehr iſt, ſie hat des unvergleichen Homers Schrifften in der Grundſprache geleſen, verſtehet auch etwas vom Hebräiſchen, und neulich hat ſie auf einer von ihren guten Freundinnen Hochzeit eine Lateiniſche Stroh Crantz-Rede in Helden-Verſen, ſo eben nicht ſo gar übel ſind, drucken laſſen. Caßandra zeichnet und mahlt recht fein; ſie lieſet Wolffs-Schrifften vielleicht mit mehrerm Verſtande, als mancher unphiloſophiſcher Lehrer, der ſich doch darwieder zu ſchreiben unterſtanden; ſie urtheilet nicht uneben von allerley Mathematiſchen Erfindungen, und weiß die Regeln von der Sitten-Lehre in ihren Reden nicht ungeſchickt vorzutragen. Aber zu was helffen dieſen Kunſtreichen Jungfern, alle dieſe herrlichen Wiſſenſchafften anders, als daß ſie als gelehrte und alte Jungfern werden ſterben müſſen? Die Heyden haben ſolches/ wie mich dünckt, gar artig in ihrer ſonſt abgeſchmackten Götter-Geſchichte vorgeſtellet. Die neun Muſen nebſt der Pallas, ſo gelehrt als ſie ſind, haben ſchlechtes Anſehen auf denen Zuſammenkünfften der Götter. Alle andere Göttinnen finden ihre Liebhaber, nur die gelehrten und klugen Prinzeßinnen ſtehen alleine; ja Appollo ihr Oberhaupt und Schutzherr ſelbſt/ vertreibt ſich ſeine verliebte Stunden anderwerts/ und läſt ſeine kluge Puppen auf ihrer beliebten Pindus-Höhe in aller Einſamkeit ſitzen. Und ich glaube dieſe guten neun Jungfern wüſten nicht wie es einen Frauenzimmer zu Muthe wäre, wenn man ihre eine Höfligkeit ſaget; wenn nicht dann und wann, ein von dem Hunds-Stern ausgetrockneter Poete auf die Thorheit verleitet würde ihnen durch ſeine kahlen Schmeicheleyen eine kleine Ehre anzuthun. Ich halte davor/ die Eltern ſo ihre Töchter zu Erlernung ſolcher Sachen anhalten, verſündigen ſich nicht wenig; indem dabey dasjenige, ſo ein Frauenzimmer wiſſen muß/ wofern es in dem gemeinen Weſen, als eine gute Hauß-Mutter und Ehefrau nutzbar ſeyn will/ nothwendig verabſäumet wird. Und mich dünckt es ſtehet Blut-übel, wenn eine Frau (ſie wäre denn von ſehr hohen Stande) alles in ihrer Haußhaltung auf eine ſo genannte Hauß-Jungfer oder Hauß-Frau ankommen laſſen muß. Mich ärgert es wenigſtens von Grund der Seelen/ wenn ich die Caßandra mit dem Pinſel oder Circul in der Hand, oder die Ariadne über dem Griechiſchen Teſtamente/ oder auch die Sophonisbe mit dem in Welſcher Sprache abgefaßten Bethlemitiſchen Kinder-Morde des Ritters Marin antreffe. Würde man nicht lachen, wenn eine Mannsperſon auch in denen von ſeinen Amts-Geſchäfften befreyten und ſonſt müßigen Stunden, ſich die übrige Zeit mit Hauben-ſtecken oder Putz-machen vertreiben, oder auch nur in ſeiner eigenen Haußhaltung bey Waſchen/ Nähen und dergleichen Dingen ſelber mit Hand anlegen wolte? allerdings: und das Frauenzimmer wird angemahnet, auch mit Hintanſetzung ihrer Haußwirtlichen Dinge, Wiſſenſchafften zu erlernen/ die für ſie, aller Einwürffe ungeachtet, dennoch zu hoch ſind. Nein, ihr ſchönen Kinder! weder GOtt noch die Natur will es haben, daß ihr der Welt ſo dienen ſollet, und ihr ſehet ſelbſt/ daß eure ſo gelehrte und kunſtreiche Geſpielinnen weder dem gemeinen Weſen noch ſich ſelbſt groſſe Dienſte damit erweiſen. Den Rührlöffel und die Nehnadel in die Hand! das iſt euer Acker und Pflug, damit könnt ihr die euch zukommenden Pflichten vermittelſt eines kleinen natürlichen Verſtandes gar wohl erfüllen, und euch verſtändigen mit einem wohlſchmeckendem Gerichte mehr beliebt machen, als wenn ihr das ſchönſte Madrigal oder Gemählde von eurer Arbeit hervorbrächtet/ und die Waſſer-Suppe dabey verſaltzen hättet. Ja ich wolte faſt ſchweren, eure künfftige Männer würden vielleicht eben ſo gerne auf gut teutſch, guten Morgen mein Engel! als das mit einer nach dem Schauplatz ſchmeckenden Ausſprache hervor gebrachte: bonjour, mon petit coeur! von euch anhören. Ich könnte hier leicht die Haußhaltung einer ſolchen gelehrten Staats-Docke in etwas weitläufftiger abbilden,

den, allein es möchten es gar zu viele auf ſich deuten, und gar vermeynen/ als wäre es voritzo alleine auf ſie gerichtet; oder es wären nicht mehr Narren in der Welt, die ihnen ſo gleich ſehen, als ein Ey dem andern. Denn es pfleget insgemein ſo zu gehen, daß jeder die Ehre haben will, dieſes oder jenes ſey ſonderlich ſeinetwegen hingeſetzt; da doch vielmahls dergleichen einen gantz andern Endzweck hat, und mancher ſich in ſeinen Gedancken zu viel ſchmeichelt/ daß man ſich ſeinetwegen die Mühe genommen habe. Doch ich muß abbrechen, geehrte Tadlerinnen/ ich habe ſie bereits mehr als zu lange aufgehalten, weiß alſo nicht, wie ſie ſo wohl dieſes, als den Innhalt ſelbſt aufnehmen werden. Ich bin indeſſen unausgeſetzt

Dero

Von hieraus, am 3.
Aug. 1726.

aufrichtiger Freund.
Ernſt von Cypreßenwald.

XXVI.

Gütige Tadlerinnen,

GEwiß ſo vieler Danck euch für den Abdruck meiner Zuſchrifft und für die gründliche Entſcheidung des ſchweren Gewiſſens-Zweifels gebühret/ eben ſo viele Erkentlichkeit hege ich für eure Mühwaltung, die ihr in der Verbeſſerung meiner Fehler angewendet. Ich geſtehe es frey, ihr habet mich dadurch ſo ſehr angefriſchet, daß ich heute abermahl in der Hoffnung die Feder ergreiffe/ ihr werdet dieſen meinen Entwurff gleiche Ehre wiederfahren laſſen und mir die Fortſetzung meines Brief-Wechſels erlauben. Wie vieles ihr aber damit bey der Beatrix gefruchtet, möget ihr ſelber aus nachgeſetzter Erzehlung beurtheilen. Kaum hatte ich mir euer 31ſtes Blatt angeſchaffet, ſo war ich ſchon bemühet Gelegenheit zu ſuchen, daß ich bey der Beatrix, dem jungen Tugendlieb das Wort reden muſte, und deswegen ließ ich mich den folgenden Tag bey derſelben melden, mit dem Vorſatze mich mit ihr nach unſerer alten Gewohnheit aus eurer Sinnreichen Schrifft zu erbauen. Wie ſehr erſchrack ich aber nicht, als ſie mir gantz ernſthafft, da ich kaum daſſelbe hervor gelanget und etwas weniges davon erzehlet hatte, alſo in die Rede fiel: Wertheſte Freundin, gebet euch nur keine Mühe mir etwas aus denen Tadlerinnen vor zu leſen, der Gewiſſens-Zweiffel davon ihr erwehnet/ wird von ihnen doch nicht ſo gründlich entſchieden ſeyn, daß man nicht mit leichter Mühe eben ſo viele wichtige Einwürffe dawider machen könte als ſie ihren Satz zu erweiſen bemühet geweſen; wenigſtens bin ich nicht gehalten mich nach ihrer Vorſchrifft zu richten, und nunmehro will ich euch offenbahren, daß bereits eine geraume Zeit verfloſſen/ ſeit dem ich mir dieſe Schrifft und den Patrioten nicht mehr halte. Ob ich mich nun gleich anfangs die Urſache dieſer geſchwinden Aenderung von ihr zu erfragen, und ſie wieder zu beſänfftigen ſehr bemühete/ ſo legten ihre blitzende Augen, auffſteigende Röthe und ſtammlende Zunge dennoch genugſam zu Tage, daß ſo wenig dieſes als jenes damahls möglich/ weil ihr der jähe Zorn den Gebrauch der Vernunfft gäntzlich benommen hatte. Inſonderheit ſahe ich mich genöthiget von meinem Vorhaben abzubrechen, als ſie mich mit dieſen Worten anfuhr. Kommet ihr den jederzeit deßwegen zu mir, daß ihr mich belehren wollet? Wiſſet vielmehr, daß ich den jungen Tugendlieb nimmermehr heyrathen werde, ſeine Liebe mag auch noch ſo vernünfftig, aufrichtig und zärtlich gegen mich ſeyn wie ſie immer wolle, und ſolte mir gleich mein lediger Stand zu einer ewigen Laſt werden: Nein Superbia, ſeine ſtoltze Mutter/ hat meine Fr. Mutter und mich gar zu empfindlich beleidiget; und damit ließ ſie mich allein und verfügte ſich nach ihrer Fr. Muhme Zimmer. Damit aber die Ohneſorgin (ſo nenne ich ihre Fr. Muhme) und das Geſinde unſern kleinen Streit nicht mercken möchten, ſo folgte ich der Beatrix auf dem Fuße nach; allein ich mochte ihr auch noch ſo freundlich, wie es mir immer möglich war, begegnen, ſo muſte ich mich dennoch dieſesmahl/ ohne daß ich eine eintzige lächelnde Mine hätte wahrnehmen können, beurlauben. Aus dieſen ſchrifftlichen Bericht werdet ihr nun, vernünfftige Tadlerinnen, genugſam abnehmen, wie wenig Hoffnung ſich der geſchickte Tugendlieb zu dem völligen Beſitz ſeiner geliebten Beatrix machen dürffe; ob er gleich noch bis auf dieſe Stunde ſie wieder zu gewinnen keinen Fleiß erſparet, womit er aber ſich bey ihr weiter keine Gefälligkeit erſchlichen, als daß ſie ihm etwa alle viertel Jahr einen Beſuch erlaubet hat. Rathet ihm demnach, ob er vernünfftiger handele, wenn er in ſeiner Anwerbung fortfähret / oder wenn er ſich aller dieſer Gedancken entſchläget. Nach meiner geringen Einſicht ſo ich in dieſer Sache habe, will es mich bedüncken/ daß da er nunmehro allen Pflichten, die einem rechtſchaffenen Liebhaber obliegen, auf das genaueſte nachgelebet, und er ihr nicht die allergeringſte Anleitung zu den gegen ihm tragenden Haſſe gegeben/ ſie aber dahingegen die Vernunfft durch einen bloßen eingebildeten Ehr-Geitze unterdrücket; ſo ſey ſie ſeiner vernünfftigen Liebe nicht werth. Denn ich verſichere euch ihr werdet nicht allein dadurch ſeine Gelaſſenheit mehr befördern; ſondern auch diejenige gedoppelt verbinden/ die ſich unaufhörlich nennet,

Gütige Tadlerinnen

Hoffnungsburg den 20.
Aug. 1716.

Eure
aufmerckſame Leſerin
Conſtantia von Zweiffelfrey.

XXVII.

Geehrteſte Tadlerinnen,
Angenehmſte Mitſchweſtern,

Nachdem ich Euer 29ſtes Stück geleſen, und es, meiner Gewohnheit nach einem meiner nahen Verwandten/ der ein Kenner und Liebhaber Eurer Arbeit iſt, zu leſen zugeſchicket; empfieng ich es nach einigen Stunden wieder zurück mit einem Zettel, darinnen erwehnter mein Vetter noch zwey artige Uberſetzungen des bekannten Frantzöſiſchen Gedichts auf den Taback angemercket. Die eine iſt in Menantes 27ſten Stücke ſeiner Gedichte pag. 671. die zweyte aber, und meines Ermeßens die beſte unter allen neunen in Tentzels curieuſen Bibliothec erſten Repoſit. 4tes Fach 1704. pag. 424 anzutreffen. Mich deucht dabey, daß es weit größre Kunſt ſey, ein artiges Gedichte eines andern ins Teutſche mit gleicher Geſchicklichkeit zu überſetzen, als ein neues nach eigener Bewegung zu machen; indem man im erſtern Falle ſich an des erſten Autoris Gedancken, Einfälle und Artigkeit der Ausdrücke, binden muß, wo man nicht anders die Pflicht eines Uberſetzers überſchreiten will: in dem andern aber nach eigenen Einfällen und Gedancken in völliger Freyheit ſtehet, zu ſchreiben was man will, und wie man will. Indeſſen aber will ich euch hiebey ein Hochzeits-Gedichte mittheilen/ welchem Ihr aus unterſchiedenen Urſachen und des gemeinen Beſtens halber nächſtens eine Stelle in Euren Blättern gönnen werdet; theils damit Ihr Eurer Pflicht ferner eine Genüge thut, die Stümper zu ſaltzen; theils auch, damit ihr dem Aergerniße, das unſer Geſchlecht nothwendig nehmen muß/ wenn es von ohngefehr/ in Meinung was gutes/ oder wenigſtens erlaubtes und luſtiges zu leſen, eine ſolche Sau-Glocke muß läuten hören, vordauet, welches Ihr am beſten und füglichſten thun könnet. Die hieneben gehende Anmerckungen meines im Anfange erwehnten Vettern/ dürften vielleicht/ wenn es Euch gefallen ſollte, ſelbige unter den Text zu ſetzen, denſelben meinen Zweck befördern helffen. Ich will ſie derowegen, an Euch das Paquet auf der Poſt nicht zu groß zu machen, nach ſeinem Entwurfe hier gleich/ etwas enger geſchrieben/ beyfügen:

Da Seladon und Flavia ſich hertzen, will Aphrodiſimus geziemend ſchertzen. (*)

(*) geziemend ſchertzen) zum Titul: nach Anleitung des heil. Pauli Epheſ. V, 4. Schertz und Narrentheidungen die euch (den Chriſten) nicht geziemen.

Dort wo ein Silber Bach durch grüne Kampen (a) dringt,
Wo das gehäuffte Naß die ſchmahlen Ufer zwingt,
Durch unvermerckten Guß (b) die Blumenreiche Wieſen)
Und den belaubten Buſch liebkoſend zu begrüſſen; (c)
Dort legte Seladon die matte Glieder hin/
Und wolte Hertz und Mund an ſeiner Schäfferin
Bewunderns würdigen vollkommen Seltenheiten
Bey ſtiller Einſamkeit mit dieſen Worten weiden. (d)

Silberreiche Bach-Cryſtallen
Saget/ gebet mir Bericht/
Wenn mit liſpeln und mit ſäuſeln/
Sich die ſchlancke Bogen kräuſeln/
Und an hohle Berge fallen/
Was mein Engel von mir ſpricht?

Ich weiß/ ihr kennet ja die Crone dieſer Zeit/
Vor der die Schönheit ſelbſt die Tuberoſen ſtreut; (e)
Wie offt, ach redet doch/ habt ihr an den Geſtaden
Die Alabaſter Bruſt entblößet ſehen baden? (f)
Was ſagte ſie dabey? Mein Seladon, mein Licht

(a) Kampen) iſt meines Wißens kein hochteutſches, ſondern bloß Niederſächſiſches Wort.

(b) unvermerckten Guß - liebkoſend) ein Guß der etwas gewaltſames dem Nahmen nach ſchon in ſich führet/ kan nicht liebkoſen; zumal wenn er unvermerckt mit Gewalt kömmt.

(c) Wieſen und grüßen) ſind hauptfalſche Reime.

(d) Seltenheiten und Weiden) desgleichen.

(e) Schönheit ſelbſt die Tuberoſen ſtreut) iſt eine beſondere action und prächtige Redensart, die doch keinen ausnehmenden Nachdruck in ſich hat; es ſey dann daß das bekannte pedantiſche clima zu dieſem und folgenden mehrern Thraſoniſchen Ausdrücken etwas möchte beygetragen haben. Klingt es ſonſt nicht eben ſo gut, wenn der verliebte Fladen-Ritter doch ſein Mädgen beſingen wollen, wenn er geſagt hätte: Meine Flavia iſt eine ausbündige Schönheit: das wäre verſtändlich geweſen, aber es paßt nicht flugs in den Vers, das war das Elend.

(f) Die Alabaſter-Bruſt entblößet ſehen baden) Es hätte nach der keuſchen reinen Schreibart (die ein rechtſchaffener Poete ohne die allerhöchſte Noth gar nicht ändern ſoll) heißen müßen: Habet ihr nicht geſehen/ daß die bloße Bruſt/ die ſo weiß war als Alabaſter, gebadet wurde? Denn wie es hier ſtehet, kommts als eine action der Bruſt heraus, die doch vor ſich nicht baden kan. Indeſſen wolte ich daß der Poete die Bruſt hätte zugelaßen, und ſich das: Wehe dem der Aergerniß giebt! abſchrecken laſſen, noch gröber zu kommen.

Mein Hertze liebet dich/ die Lippen reden nicht. (g)
Ihr Nymphen ſäumet nicht die treue Pflicht zu zollen,
Und laſt ein luſtig Ja auf dem Gewäſſer rollen! (h)
Die nette Galatee kam neulich noch zu mir/
Und ſprach: Mein Seladon/ wie? ſitzeſtu noch hier?
Da deine Schäfferin will an bemooſten Bächen
Den zärtlich ſchlancken Stiel der ſchönſten Blume brechen. (i)
Sie hat das blonde Haar ſo künſtlich ausgeziert/
Und ein gekräuſelt Band um ihren Schlaf geführt/
Daß Flora, wenn ſie will die Blumen Kinder kleiden,
Hinführo nach der Art das Kopfzeug wird bereiten.)(k)
Auf denen Wangen war das rechte Paradies/ (l)
Ein Feld da Julep quilt, ein Felß mit Engel-Süß/ (m)
Ein Schnee bedeckten Land mit etwas Blut begoſſen, (n)
Ein irdiſches Canaan wo Milch und Honig floſſen.
Der Schwanen-gleiche Halß war halb und halb umhüllt/
Das holde Milch-Meer war von Zephyr angefüllt/ (o)

(g) Lippen reden nicht) iſt gar zu hart, ob man es gleich mit der Oratorie entſchuldigen wolle, reden wird nicht von den Lippen, ſondern von dem Munde ſelbſt natürlicher Weiſe geſaget.

(h) luſtig Ja auf dem Gewäſſer rollen) eine hohe Redensart. Wie rollen doch die luſtigen Wörter auf dem Waßer?

(i) den zärtlich ſchlancken Stiel der ſchönſten Blume brechen) ſiehe not. ee.

(k) kleiden und bereiten) iſt falſch gereimt.

(l) auf denen Wangen war das rechte Paradies) iſt wider die Vernunft geſprochen, ob gleich viel andere es ſo geſchrieben. Es iſt viel beſſer mit wenigen, als Canitzen, Beßern, Günthern rc. lieber nach der Vernunft, als mit den meiſten gegen dieſelbe ſchreiben. Wer wird ein Paradies auf dem engen Bezirck der Wangen ſuchen? Ein Gleichnis muß ſich wohl ſchicken, ſonſt verderbts die Sache.

(m) ein Felß mit Engelſüß) eine neue Art von Getrãncke! Engelſüß, es fehlet da/ des lieben Verſes halber, Moſt, Wein, und dergleichen; und dergleichen ellipſis iſt ſehr abgeſchmackt, und gehöret nach dem reinern Geſchmacke der Lichter zu der Pritſchmeiſterey.

(n) ein Schnee-bedecktes Land mit etwas Blut beſloßen) eine alberne Beſchreibung roth und weißer Wangen. Er will die Lebhafftigkeit ſeiner Flavien beſonders nachdrücklich vorſtellen, und vergleicht ihre Wangen mit dem kalten Schnee, da ein bisgen Blut aufgegoſſen iſt. Ein recht koſtbahrer Einfall.

(o) das holde Milch-Meer war vom Zephyr angefüllt) aber-

Der wohlgeſetzte Fuß ſtriech durch die bunten Auen/
Daß man ein Conterfait der Schönheit konte ſchauen. (p)
Die gute Galatee, die treue Dienerin
Entfernete ſich kaum/ ich lief zum Waſſer hin,
Mein auserwehltes Kind, mein Leben zu umfangen,
Und einen holden Blick vergnügend zu erlangen.
Jedoch/ o Himmel hilff! Die Schäfferin war fort/
Ihr Nymphen zeiget mir, ach zeiget mir den Ort!
Doch eure Eyfferſucht verbietet es zu ſagen,
Lebt wohl! ich will nach ihr an allen Enden fragen.

Komt, komt ihr wunderſchönen Auen,
Mein Hertze lächſt / und ächzt nach euch!
Ihr ſeyd den holden Sternen gleich/
Wenn die der Frucht nicht Einfluß geben,
So ſchwindet aller Safft und Leben,
Komt! meine Blüte wird ſchon bleich, (q)
Komt laſt mich euren Nectar ſaugen.

Drauf ſtiege Seladon allmählig in die Höh, (r)

Und

---

mal eine neue Definition einer unter gewöhnlichen Nahmen viel bekanntern Sache. Wie ſich aber das Beywort zu etwas lebloſes ſchicke/ weiß ich nicht. Würde es nicht einfältig klingen/ wenn ich des galanten Reimenſchmiedes etwanige prætendirte Fähigkeit zur Poeſie eine holde Poeten-Ader nennte? Ader/Meer, u. d. g. ſind lebloſe Sachen: Indeſſen iſt ein curieuſes problema phyſicæ experimentalis, wie man mit Wind ein Meer anfüllen könne?

(p) Ein Conterfait der Schönheit) dergleichen muß ein wohlgebildetes Geſicht eigentlich ausmachen; dem Autori gefällt es aber, ſeiner ſelbſt gemachten Wohlredenheit nach/ in einem durch die bunten Auen ſtreichenden wohlgeſetztem Fuße zu ſetzen.

(q) Meine Blüte wird ſchon bleich) iſt Schade um die Frucht ſelbſt, welche alſo auch bey dem allhier anhaltenden unfreundlichen und rauhen Wetter dismal wohl gar nicht dürffte zu hoffen ſeyn. Indeſſen würde der Autor wohl thun, wenn er ohnbeſchwert eine accurate Abzeichnung ſeiner erbleichten Blüte an die acad. naturæ curioſ. nebſt der ſub not. ee. befindlichen reifen Liebesfrucht, ad recenſendum einſchickte: dann es iſt eine beſondere Rarität/ daß dergleichen in den kalten Nordiſchen Landen zur Vollkommenheit gedeihen können.

(r) allmählig in die Höh) wo kommt hier die Höh auf einmal her, da vorher weder von ſteigen noch Höhe Meldung geſchehn: es wäre dann, daß der Liebe Felß mit Engelſüß ſupra not. m. damit gemeinet worden.

Und trug den ſtarren (s) Fuß durch eine Blumen-See, (t)
Er lachte zwar dabey, daß offt in Liebes-Sachen
Das Frauenzimmer will ein Ding recht heimlich machen.
Doch, wo er ſtund, und gieng, kam ihm die Schäfferin/
Die ſchöne Flavia ſo hieß ſie, in den Sinn,
Und brachte die vorhin ſchon irrende Gedancken
Noch immer mehr und mehr aus den geſetzten Schrancken.
Grauſame Flavia, (u) doch ſchöne Flavia/
Biſtu denn noch von Stein? (v) ſprach er/ iſt Hülffe da?
Du muſt den Caucaſus (w) und mehr als Stahl/ und Eiſen
Auf deiner Marmor Bruſt, Erboſte, können weiſen.
Allein, bedencke doch, ſchickt ſich ein Kieſel-Stein (x)
Mit deinem Hertz von Wachs/ mit deiner Schönheit Schein,
Mit dem Corallen Mund/ mit deiner Augen Flammen,
Und was dich koſtbahr macht, bedencke doch/ zuſammen?
Nein! lösche doch die Gluth/ ſo du ſelbſt angezündt/
Erleichtere dieſen Schmertz/ den mein Gemüth empfindt/
Schlägt deine Grauſamkeit, grauſame/ ſolche Beulen/
So mag ſie deine Huld, Holdſeelge/ wieder heilen.

(s) und trug den ſtarren Fuß) gewiß man trifft lauter Seltenheiten hier an. Dieſes iſt recht artig/ da ſonſt der Fuß von rechtswegen den Menſchen trägt/ ſo nimmt Mr. Seladon ſich die Mühe und trägt ſeinen Fuß.

(t) Blumen-See) gehört zu denen Eigenſchafften derjenigen Tichter, davon Canitz ſchon zu ſeiner Zeit geweißaget:

Kein Wort kömmt vor den Tag, das nicht auf Steltzen geht ꝛc.
pag. 65.

(u) Flavia - Flavia) iſt artig/ da ſich der Vers in ſich ſelbſt reimet/ und zwar mit einem ſchon in der Natur liegendem Reime/ ya.

(v) Biſt du denn noch von Stein?) iſt der Anfang von einem auf Univerſitäten bekannten Liedgen: Biſt du denn gar von Stein, charmantes Kind!

(w) den Caucaſus) das iſt gewiß ein recht grauſames Verfahren, einem armen Mädgen, und noch dazu einer geliebten Flavia einen ſo groſſen und ungeheuren Berg auf die Bruſt zu ſetzen.

(x) ein Kieſelſtein - Hertz von Wachs) einmal muß der Poete den Schwindel gehabt haben. Denn iſt Flavia von Kieſelſtein, ſo muß ihr Hertz von gleicher Materie/ als die gantze Perſohn iſt/ und folglich Stein, kein Wachs ſeyn. Und doch ſoll hier das Hertz wächſern, und die Perſon ſteinern ſeyn, welches der Tichter eben ſo ſehr bewundert. Mir deucht die Antipathie zwiſchen Wachs und Stein iſt aus dem Geſichte, als einem handgreiflichen Sinne, leicht zu begreifen.

Doch aber! ⸗ ⸗ Seladon was hilfft dergleichen Gram?
Sprach *Aphrodiſimus*, der aus den Holtze kam/ (y)
Man muß ein ſchönes Kind nicht eher grauſam nennen,
Biß man die Grauſamkeit kan in der That erkennen.
Gleichwie das Frauen⸗Volck des Liebens Urſprung iſt, (z)
So braucht es ſich dabey auch der erlaubten Liſt/
Das Feuer, (aa) welches will aus Bruſt und Adern ſteigen,
Durch den verſtelten Haß gar künſtlich zu verſchweigen.
Wenn man ſie küſſen will/ wenn man von Lieben ſpricht,
Und offenhertzig iſt, (bb) verſtehen ſie es nicht.
Sie ſagen wohl dabey/ will man ſich was erkühnen/
Es könte dieſer Wind zu etwas anders dienen. (cc)
Nein. Deine Flavia hegt keine Grauſamkeit,
Die Mutter iſt erweicht/ (dd) ſie ſelber ſchon bereit

Die

(y) *Aphrodiſimus*, der aus dem Holtze kam) da hat der Herr Tichter groß thun wollen mit einem griechiſchen Wörtgen: es iſt aber gewiß, daß er es anderswo etwa geleſen, weil er vermuthlich kein Griechiſch verſteht; Denn es iſt niemals dergleichen Wort in der Griechiſchen Sprache geweſen; wohl aber *ἀφροδίσιος*, aphrodiſius, welches venereum hominem, auf teutſch mit Ehren zu melden, und mit Züchten zu reden, ein Hurenjäger heißt: und hat er ſich alſo/ vermuthlich ohne Wißen ſeinen Character/ den er durch gegenwärtiges Carmen ſattſam bewähret hat/ ſehr deutlich ausgedrücket.

(z) Das Frauen⸗Volck des Liebens Urſprung iſt) woher ſo klug? Aus der Erfahrung? ich wills doch nicht hoffen/ Herr Aphrodiſimus.

(aa) Das Feuer ⸗ ⸗ zu verſchweigen) Feuer kan man wohl verdecken, verſtecken, dämpfen/ ausgießen, auslöſchen, aber nicht verſchweigen. Mir deucht es geht dem guten Herrn wie manchem Buchdrucker, der, wenn er im drucken begriffen, und zu arm an einer Sorte von Schrifft iſt, geſchwinde einige andere Buchſtaben einſchaltet. Zu geſchweigen was man nicht des lieben Dinges halber, das hinten reimen ſoll, thut.

(bb) küßen will ⸗ ⸗ offenhertzig iſt) gewiß wenn der Herr ſo offenhertzig iſt/ wenn er küßet, ꝛc. (und ihm bekannter Weiſe nach Art der Weiſen das Hertz im Maule ſitzt) ſo nehm er ſich ja doch in acht, daß das Hertz nicht einſtens Flavien in den Hals komme.

(cc) dieſer Wind zu etwas anders dienen) dieſes gehöret mit der obigen not. o. abermals ad phyſicam experimentalem; oder eigentlich zu reden, zum Blaſemacher⸗Handwerck.

(dd) Die Mutter iſt erweicht, der Herr Autor erkläre dis wie er wolle/ ſo iſt es doch ſehr ſaftig; gewiß; kan eure nothdürfftig ge-

Die reiffe Liebes Frucht von Stengel abzubrechen, (ee)
Und mit dir Seladon aus anderm Thon zu ſprechen.
Auf! eile nur und nimm das allerliebſte Kind/
An der die Tadelſucht nichts auszuſetzen findt,
Ich ſchwere/ daß man nicht bey deiner gantze Heerde
Ein ſo geliebtes Schaf und Lämgen (ff) finden werde.
Verſiegle Mund mit Mund/ und küſſe tauſendmahl,
Doch höre ja nicht auf, bis daß du kanſt die Zahl
Auf neues Pergament von funfzig Ellen (gg) ſchreiben/
Denn in dergleichen Fall muß man nichts ſchuldig bleiben.
Halt! was erhebt ſich hier? ach deine (hh) Flavia,
Die ſchönſte Schäfferin/ iſt unvermuthet da,
Ich lauffe ſporenſtreichs/ nun geht es an ein küſſen,
Ich muß nicht alles ſehn/ ich muß nicht alles wiſſen. (ii)

Komt!

---

meldete Flavia das leſen und verſtehen (und verſteht ſie es nicht, ſo iſt eure Pflicht es zu erklären) ohne dabey ſich einen halben Tag zu ſchämen/ und blutroth zu werden; ſo muß ſie ziemlich viel Lectiones bey euch im Liebes-Donat genommen haben.

(ee) Die reife Liebes-Frucht vom Stengel abzubrechen) dieſe und die oben not. i. angemerckte expreſſion gehören nun vors erſte zu den unreinen Neigungen des Tichters; indeßen aber wäre zu wünſchen, daß es Dornſtengel wären, da mancher ungebetner Näſcher ſeine ungewaſchene Hände muß davon laſſen. Seine Flavia muß kein noli me tangere ſeyn.

(ff) Schaf und Lämmgen) ein Schaf und Lämmgen zugleich zu ſeyn, iſt ſo unmöglich/ als daß eure Flavia/ Herr Poete/ eine reine Jungfer und zugleich ein Freuden-Pferd iſt.

(gg) auf neues Pergament von 50. Ellen) denn wird er ſeinen Schatz wohl gar todt lecken. Der Herr Aphrodiſimus muß ſehr hitziger complexion ſeyn, zum wenigſten wenn er in der Brunſt iſt.

(hh) Deine Flavia) Mr. Seladon thut auf einmahl vornehm, und redet nur von ſich ſelbſten in der dritten Perſon.

(ii) ich muß nicht alles wißen) aber das wohl, daß der Herr in dem Wahne ſteckt/ ſeine Poetiſche Geburth ſey vollkommen wohlgeſtallt; da mir doch von meinem accuraten Correſpondenten vom Parnaß/ dahin dieſe Mißgeburth ſchon eingelanget/ die zuverläßige Nachricht zugekommen, daß Apollo per unanimia vota der 9. Muſen und der berühmteſten Tichter/ die denen Heliconiſchen Reichstägen beyzuwohnen befugt ſind, ein Schluß abgefaſſet, darinn einem jeden von der zweyten Ordnung der Tichter (die nicht reif genug ſind zu Sitz und Stimme zugelaſſen zu werden, und die ſchon Lehrjungen halten, die den Herrn Tichter noch

Kömt! ziehet Trauer-Kleider an,
Komt her! ihr jungen Schäfferinnen/
Beherziget doch das Beginnen/
Es iſt um Flavien gethan.
Ich weiß nicht was ſie ſeufzend klaget,
Sie iſt wohl gar vor Schmertzen tod;
Horcht/ ob ſie noch ein Wörtgen ſaget;
Nein, nein, ſie lachet noch, es hat wohl keine Noth.

übertreffen ſollen) wenn er etwas fehlen, oder gegen die Reichs-Ordnung verſtoßen würde, zu Erſetzung des auſm Parnaſſe ſonſt gewöhnlichen Muſen-Products eine dreyfache laute Verleſung dieſes Bogens auferleget worden. Mich dünckt von dergleichen Poëten ſchreibt Caniz:

Wer itzt aus Pfützen trinckt/ tritt in Poeten Orden,
So daß der Helicon ein Blocksberg iſt geworden/
Auf welchem das Geheul des wilden Pans erthönt,
Der ſeine Sänger-Zunfft mit Haſen-Pappeln krönt.

Sehet, geliebteſte Mitſchweſtern/ wie artig dieſer Poet von ſeinem Vetter/ der endlich bey einigen/ wiewohl wider ſeinen Willen, vor einen Poeten auch paſſiren muß/ und daher zum wenigſten die Meynung vor ſich hat/ daß er verſtehe, was zum Handwerck gehöre, geſtriegelt worden. Mir deucht aber, er verdiene es, und wird Euer Urtheil/ da Eure Blätter hieſelbſt ſo beliebt ſind, nicht wenig beytragen, dem Pedanten die Zunge zu ſchaben, und den verdorbenen Geſchmack dadurch wieder zu verbeſſern, in welcher Hoffnung ich lebenslang verharre

Geehrteſte Tadlerinnen,
Angenehmſte Mitſchweſtern,
Eure

Tübing d. 10. Aug.
1726.

Ergebenſte Dienerin
Septimia.

* * *

Regiſter
über den Andern Theil
Der
Vernünftigen Tadlerinnen.

Antiquitäten Orden 288. 358.
Aſtuta kommt in Nachrede 20
Aphroſyne eine Pedantin 366
Arienbuch deſſen Innhalt 23.
Aretophilus/ ſein Schreiben 42.
Ammen verderben die Kinder 380. Wahl derſelben 383.
Antoninus lobt die Keuſchhheit 41
Abälard verlobt ſich heimlich 47.
Auferziehung verwarloſet die Kinder 52. 130.
Arcadiſche Schäfer ob ſie die Poeſie erfunden 62
Adelliebin ſchlägt einen Beſuch ab 66. ſpatziert des Nachtes mit einem verbrämten Juncker 67. vertheidigt ſich 186.
Abendſtern hat kein eigen Licht 80
Auszüge der Bücher was ſie ſeyn ſollten 106.
Artigkeit ſteht Gelehrten wohl an 115.
Amadis wird mit Homero verglichen 133.
Argliſthauſen (Herr von) 138.
Ahlke geb. Klingsklang, ihr Schreiben 144.
Abel eine Jüdiſche Academie 180.
Argyria könnte glücklich heyrathen 191.
Ausdruck einer zärtlichen verliebten 211. der kurtze und ſinnreiche wird angeprieſen 250 etliche unrichtige werden entblöſſet 275. 278.
Academie der Portugieſen hat eine ſchwülſtige Beredſamkeit 317
Argwohn der Männer wird beſchrieben 332.
Alterthum deſſen edle Einfalt 342.
Abgötterey der Jocaſta 348.
Ahasver ein wunderlicher Freyer 380 iſt klüger worden 385.
Beßler (Fr. von) 408. 415.
Bonjour Herren 4.
Briontes heyrathet Cynthien 17.
Buhler wie ſie ſich bey Fr. z bekannt machen 18.
Beredſamkeit iſt verfallen 36 woher es komme 37. iſt dem geiſtlichen Stande heimgefallen 38. Portugieſiſche 317.
Bierfreund wünſchet ein Hecht zu ſeyn 100.
Bibo Vorſtellungen an denſelben 101.
Begierdendorff (Fr. von) 138
Bewegungsgründe wider die Laſter 146 147.
Beurtheilung der menſchl. Händel 153
Bewunderung entſteht aus Unwiſſenheit 154
Boileau hat geſchmeichelt 157 hatte ein gut Gemüth 236
Bombaſt 227
Beatrix wird geliebt 242
Belderin/ ſein verliebter Brief 258
Buhler ungeſchickte 323
Briefe nach der alten Art 339. 381 nach der neuen 342. verliebte 372. 375
Bagatelle eine Pedantin 362
Calender wird zu rathe gezogen 366

Con.

Concordantz ihr Misbrauch 3

Cynthia ihre Heyrath 17. Lebensart 18

Clarimene von Linderheim 24

Coquette ihre Abbildung 68.69.70

Clamantia ſchreyet grauſam 93

Erinnerung an dieſelbe 95

Critici wozu ſie dienen 105

Char-Freytag iſt nicht zum Spielen 112

Celeſtine ihre Abbildung 164. bekommt ein paar Tulpen 165

wird verklagt 166

Curtia eine Poetin 411

Cedernforſt, zieht von der Univerſität 129

Complimente von allerley Gattung 191. eines Freyers 196

Chloris wird gelobt 195

Cancelliſt ein galanter wird geſtriegelt 219

Celinde wird belogen 261

Cypreſſenwalds Schreiben 60. 135. 289

Chremes ein argwöhniſcher Ehmann 310

Cavara ein ehrlicher Gallier 316

Correſpondenten/ ihnen wird gedanckt 413

DAmoiſelles academiſche/ wie ſie reden 21

Dorinden hätte Günther nicht kröpfigt nennen ſollen 32

Dions Sohn wird verzogen 53

Duminburg 138

Dämonophilus 150

Degen/ daran kan man die Studenten verſchiedener Academien kennen 175

Doctor-Töchter was ſie dencken 215

Doctor ein ſolcher lobt ſchlechte Versmacher 218

Drucken der Hände 124. 328

Dacier mit ſeiner Frauen ſitzet bey einem Buche 392

ERippe ein untreues Weib 315

Entſchuldigungen des galanten Frauenzimmers 81

Epictetus räth zur Keuſchheit [illegible] zur Zufriedenheit 241

Elendſohn heyrathet zeitig 46

Ernſt von Cypreſſenwald verachtet die Poeſie 57

Erde ſcheint wie der Mond und iſt ein Planet 79

Eiferſucht der Männer woher ſie entſtehe 331

Erkenntniß der Gemüther und ihre Hülffsmittel 89. 90

Eudoxia iſt gelehrt 326

Entblöſung der Bruſt wird zu erlauben gebeten 314

Ehre und Schande ein moraliſcher Bewegungs-Grund 147

die ſatiriſche Schreibart gründet ſich darauf 148

Ernſtheim braucht unnütze Formeln 152

Erinnerungen an die Tadlerinnen 159. Antwort 160

Empfindlich ſchlägt zu 172. giebt dem Liebhaber ihrer Tochter einen Korb 243

Eyd ob er zu halten ſey 246

Einſchiebſel oder Parentheſis taugt nichts 263

Erkenntlichkeit der Buhler 265

Eggbühnl. ſein Schreiben 301

Ehen unglückliche 305. können auch durch Lotterien wolgerathen 307. 308

FRanzoſen worinnen man ihnen folgen ſollte 11. machen bouts-rimez 58. lieben ihre Sprache 183

Frauenzimmer hat Schuld an ihrem übeln Nahmen 19. kan

mit Mannsperſonen umgehen 96 trincket zuweilen gern 104 tadelt Kleinigkeiten 117. fluchet tapfer 152. ſchweret 152. will nicht ſtudiren 201
Fluchen was es iſt 149
Formeln im reden die nichts heiſſen 152
Franciſci Briefe 93. 179 214
Fabeln vom reichen Eſel 199. vom Roſenſtock 271
Fenſterſchrifften 210
Freyer macht ſein Compliment 216. eines gelehrten Brief 390
Fehler der Poeten 216
Fuchſin ihre Poeſie 312
Flavia, ihr Schreiben 263
Frauenzimmer ſoll ſtudiren 189 eines gelehrten Abbildung 191
Furioſo ſchmählet auf die Tadlerinnen 353
Fannia eine edle Römerin 401
Frauenzimmer hat viel Theil an den vern. Tadl. 415. 416
GErmannia eine alte Jungfer 287
Geilartin verziehet ihre Töchter 19
Gleichviel wird Subſtitut 47
Gewohnheit iſt Urſache/ daß die Laſter ſo ſchwer abzulegen ſind 49. 50
Gang auf zwey Füſſen iſt nicht angebohren 73. doch natürlich 74. warum? 93
Gemüthe iſt aus dem äuſſerlichen zu ſchlieſſen 90. 91
Geſchrey des Frauenzimmers 93
Gelehrſamkeit iſt unentbehrlich 130. nützet dem Frauenz. 344. 386
Geſpräch dreyer Studenten 110 Ahaſveri und Eudoxiens 310. 314
Geld wird allein hochgeſchätzet 193. 194. Auch ohne daſſelbe kan man fortkommen 195
Gutherz vertheidiget den jungen Trax 219
Güter, man giebt nicht darauf acht 221
Glücklich, wer es iſt 221
Galimatias was es ſey 227
Gemüthe eines Satirici wie es beſchaffen 235
Gewiſſenszweifel wird vorgetragen 243
Gervaſia, ihr Schreiben 257
Gerichtstag über Calliſten 266
HIſtorienſchreiber gute ſoll man leſen 13. 14
Heloiſe bekommt früh einen Liebſten 47
Homer wird vertheidiget 62
Himmel dieſen betrachten wenige 76
Heldengedicht was es iſt 111 Ob es damit auf die Haupt-Erzehlung ankomme 136. Ein ſchlechtes 229
Held was er iſt 130. urtheilet von gelehrten Sachen ſchlecht 132
Hercules der teutſche wird mit der Ilias verglichen 133. 134
Höflichsdorf (von) klagt über das unhöfliche Frauenz. 168
Hilaria dancket gar zu freundlich 165
Heyrathen wie die Männer es thun ſollten 314
Hochzeiten viele auf einen Tag 281. 282
JOurnaliſten ſollten gute Scribenten loben 16. ſchlimme tadeln 106. und Critici ſeyn 107
Jungfern, wir haben keine mehr 21. Die alten wiederſetzen ſich den Römern und Benjaminitern nicht 281. 283 Schreiben einer alten 283. Wie ſie ihr Al-

ter rechnen ſollen 288. ſind liebenswürdiger als junge 358
Jungfer-Lotterie 285. Plan derſelben 309. wird geſtöret 313
Jungfern wollen nicht aufs Land 300. was ſie dazu bewegt 302. ſtören die Jungfer-Lotterie 313
Junggeſellen-Lotterie Anſchlag dazu 309. verworfen 311
Jocaſta eine abgöttiſche 344. ihre Briefe 369
Jucunda ſieht nicht ſo alt aus als ſie iſt 154
Idioten wen ſie der Pedanterey beſchuldigen 361
Jungfer eine gelehrte wird geſucht 390. es giebt ſchon viele 398
Kinderzucht die ſchlimme 12 ihre Folgen 144. Regeln einer guten 341. 384
Knabe der wilde von Hameln 74
Kinder, reicher Leute ob ſie klüger ſeyn als andre 144. werden verwarloſet 377. 379. 382
Klapperſtorch ein Schwätzer 110
Kenner finden nicht viel zu loben 155
Kürtze in der Schreibart muß nicht erzwungen werden 156 iſt was ſchönes 150
Landleben gelobt 297
Leucanders Schreiben 7. 8
Luther ſchreibt gut 15
Luſtige Schreibart verworfen 16
Libertina eine freche 21
Lehrart der Tadl. 29. 30. 140
Lehrer was beredte vor Vortheile haben 39. 40
Liebhaber des geretteten Brief 67. 71
Lügenheim 138
Laſter ſind was abſcheuliches 145 Bewegungs-Gründe warum man ſie meidet 146
Loben was es heißt 153. kan kein Unverſtändiger 154
Lobſprüche ſollen nicht allgemein lauten 155. entſtehen aus Eigennutz und Schmeicheley 156 ſchaden 158. Regeln derſelben 159. 403
Lorchen ſieht dem Duell ihrer Liebhaber zu 177
Mirtilis ihr Schreiben 13
Mundart des Pöbels wird auch in Schrifften gefunden 14 iſt bey dem Frauenz. Mode 41
Mahler ſind Affen der Natur 79
Mond woher er ſein Licht habe 79
Mahler die Schweitzer ſind gute Critici 107
Mannigfaltigkeit iſt beliebt 113
Mutter, einer närriſchen Brief 143
Mendoz ein Schwerer 150
Magdalis miſchet die Sprachen 178
Michel ein teutſcher, woher man ſage? 179
Müllerin ihr Lebenslauf 209
Midas was die Fabel von ihm bedeutet 221
Mitleiderin befördert ein Liebesverſtändnis 261
Mahler ſind Brüder der Poeten 273
Mann, Verlangen nach demſelben 284. Ein mürriſcher 399
Meiſterſtück eines Unbekañten 316
Männer ſollten nichts fremdes lieben 317. ſind argwöhniſch 320
Menanta klagt über ihren Mañ 351
Margalis ihr Schreiben 366
Mädchen von 2. Jahren iſt ſchon eitel 381
Muſa ihr Schreibt an Phyllis 383
Muſophilus ſuchet eine gelehrte Frau 392
Muſophila ihr Schreiben 400

Neujahr, daran ſollte man ſeine Freunde beklagen 56
Nahme der gute iſt dem Fr. z. nöthig 29
Neidhard ein Spötter 51
Nettliebs Erfindung von Halsbändern 106
Nackthauſen (Fräul. von) iſt die Treppe herunter gefallen 167
Nimmerſatt ein Wünſcher 218
Nonſens 227
Natur ihre Schüler ſind die Poeten 179
Neukirch vertheidiget das Frauenz. 318
Nahmen falſche anzunehmen iſt erlaubt 411
Olorene ſchreibt an Satilden ſich zu vertheidigen 189
kan mancherley Complimente machen 191
Orden der alten Jungfern 288
Opitz wie er das Landleben beſchrieben 303
Orbilius bewundert ſich ſelbſt 363
Ovidius ſtreitet mit ſeiner Tochter in der Poeſie um den Vorzug 192. ſchreibt an ſie 407
Orpheus hat ein kluges Weib gehabt 391
Prediger ihre geiſtliche Neujahrs-Complimente 2. eines vollkommenen Eigenſchaften 33. 34. 35
Predigten warum einige zu hoch ſind 252
Pöbel wie er urtheilt 32
Poeſie wird verachtet 58. vertheidiget 60. was das göttliche darinnen ſey 135. ihr Nutzen 136 der Niederſachſen etwas daraus beurtheilt 230. des Frauenzimmers wird geſchonet 212 beobachtet den Wohlſtand 277
Poet was er iſt 61. 62. was er wiſſen muß 135. 136. warum er oft gelobt wird 156. werden vom Pöbel bewundert 215. beſchämet 216. was dazu gehört 274
Peitſchmeiſter-Verſe 71. dergleichen 176. 313
Planeten ſind nicht von Menſchen aber wohl andern vernünftigen Geſchöpfen bewohnt 80
Pietſch wird beurtheilt 180
Pulcheria kriegt keinen Mann 120
Pinſel/ ſchlägt ſich mit ſ. Nebenbuhler 174
Petits maitres was ſie ſind 152
Phöbus 227
Pasquill was es iſt 214
Plauderheim ein Prahler 261
Pecunioſa will keinen Mann 384
Pedanterey das Wort wird übel verſtanden 361. ſchickt ſich auch vors Frauenzimmer 362. dieſes beſchwert ſich darüber 393
Philoſophie eine ſtrenge 387
Perilla Ovidii Tochter iſt gelehrt 407
Plinius lobt Fannien 418
Patriot, Danck an denſelben 416
Quarre vor der Pfarre 46. 47
Quintilian beklagt die Verzärtelung der Jugend 12
Reinigkeit der Sprache wie Marilis dazu gelanget 10. 11. 12
Redner drey große 38. in Jena ſtreiten wegen des Vorzugs der alten und neuen Beredſamkeit 91. ein Portugieſiſcher 317
Rede, dieſelbe iſt ein Mittel das Gemüthe des Menſchen zu erforſchen 91. 92
Rauſch, wer Schuld daran habe 102
Religionen ſind nicht alle gleich 114

124. die Chriſtliche wird vertheidigt 125. 126. angenommen 388
Rath ein weiblicher 161
Republic ſteuret der Selbſtrache 172
Reichthum kan keinen aus der Canaille ziehen 109
Romanſchreiber ihr Kunſtgriff 207
Roſimene ein verſchmähtes Frauenzimmer. 213
Rang des Frauenzimmers 214
Reiche ſind von der Vorſehung dazu gemacht 210
Roman, ein Frauenzimmer wird beſchuldiget, daß ſie dergleichen leſe 218
Ruhmredigkeit der Liebhaber 162
Rath dagegen 164
Ritter-Orden der alten Jungfern 188
Regeln vor die alten Jungfern 177
Rachgier wird den Kindern angewöhnt 381
Renaud von S. Mard ſchreibt unter dem Nahmen eines Frauenzimmers 415
SPrüche der Schrifft, Wortſpiele damit 3
Staatsbote der wohlgebuckelte ein albern Buch 11
Simplicia bekommt einen übeln Nahmen 20
Sinceranders Brief an Libertinen 23
Serioſus ſein Schreiben 54
Sylbenmaß wenn es eine Marter iſt 63
Satilde klagt über die Adelſiebin 65. 66. 181. Erhält eine Verabſcheidung 111
Schönheit ihre Macht 48
Sonnen, Untergang ein Wunder der Natur 78
Schreyen ſoll ein Frauenzimmer nicht 91
Säufer haben in der Natur nichts ähnliches 106
Schweſtern dreye klagen über ihren Vater 18
Spötterberg (Herr von) will am Char-Freytags Lomber ſpielen 121. hält von allen Religionen gleichviel 123. 124
Socrates iſt nicht philoſophiſch geſtorben 118
Sprache eines Windmachers 141
der Magdalis 128
Sitten-Lehrer was er thun darf 146
Schweren was es iſt 149
Spitzig, ſchertzet grob 171
Schläger, ihre Abbildung 173
Siegfried ſchlägt ſich um ſeine Schöne 174
Scharfſicht ein Vormund 195
Schäfer-Gedichte wie es ſeyn ſollte 197
Stand der hohe macht nicht liebenswürdig 211
Satire was ſie iſt 234. woher ſie gut geräth 405
Steele vertheidigt die Satirenſchreiber 235
Salomon war kein Pasquillant 240
Superbia macht eine höniſche Mine 244
Schreibart die kurtze wird vertheidigt 249. worauf ſie ankomme 254
Sabinerinnen werden geraubt 281
Schurmannin beweiſet, daß das Studieren ſich vors Frauenzimmer ſchicke 290. widerlegt das Gegentheil 304

Stad-Jungfern wollen nicht aufs Land 300
Schönheit ein Abgott 346. 347 iſt kein wahrer Grund des Lebens 349. 385. iſt vergänglich 408
Superba will Ordensmeiſterin werden 358
Singuliere eine Pedantin 363
Sordine eine Pedantin 367
Tiſcrau ein alter Bräutigam 47
Trunckenheit ein heßlich Laſter 98. 99
Tugend ihr Geſchlecht/ in einer Fabel 137
Triumfeminat der Tadl. 161
Teutſche Michel 179
Thirſis ein tugendhaffter Liebhaber 103. ſein Brief 81
Trax ein geitziger Bauer. 198
Tadlerinnen, ob ſie Paſquille ſchreiben 237
Tugendlieb kriegt einen Korb 243
Tichter ſollen die Natur abſchildern 279. ſchlimme verſchwinden allmählich 280
Tugend des Frauenz. wird gar zu ſehr in Zweifel gezogen 317 macht unſterblich 404. 406
Treten der Füſſe eine Art des Liebkoſens 324. 328
Theano des Pythagoras Eheſrau ein gelehrtes Frauenzimmer 337 ſchreibet an Eubula 339
Theodoſius heyrathet ein gelehrtes Frauenzimmer 387
Tullia Ciceronis Tochter iſt gelehrt 391
Töchter ahmen den Müttern nach 406
Unrecht iſt auch den Weltweiſen verboten 45
Unverſtändige müſſen nicht leben 154
Unſinn oder Galimatias 117
Überſetzung Virgilii hätte Autor machen können 110 Eines Tabacks-Liedes iſt übel gerathen 210 iſt ſelten ſo ſchön als das Original 258
Ulrica beſchwert ſich über die Tadler 321 wird gelobt 316
Umgang, ein tölpiſcher 329
Wünſche zum neuen Jahr 1. 2. 3. heiſſen nichts 4. unſinnige poetiſche 8
Weltkugeln wie viel ihrer um die Sonne lauffen 10
Weißbuſen (Sophia von) entblöſſet ſich gern 124
Wahrlieb vertheidiget die Chriſtl. Religion 128
Windan ein Prahler 139. 141
Werke unnütze 194
Weichherz verklagt ein Frauenzimmer 163 Urtheil 166
Wüſten eine ſchlimme Mode derſelben 167
Wetzen was es bedeute 169
Wörter/ ob man fremdde im teutſchen dulden ſolle 177
Wünſchen ſoll man nicht 217
Witzlieb ſtriegelt die Poeten 226
Weiber dörffen nur tugendhafft ſeyn um gelobt zu werden 403
Verantwortung der Tadlerin 21. 26
Virgil wird vertheidiget 61
Verehrer des Alterthums ob ſie Schulfüchſe ſind? 27
Vinesa wird ausgelachet 104
Vielmo lobt einen Bierfiedler 114
Vertheidigung ſeiner ſelbſt iſt in der natürl. Freyheit erlaubt 170 würde viel böſes nach ſich ziehen 171

Vir

Verſtand gehöret zu einem Scribenten 111
Waſchi eine eigenſinnige Schöne 351
Vanette eine Pedantin 361
Vater ermahnet ſeine Tochter zum Studiren 408
Vorwürfe, zweyerley werden beantwortet 410

Xanthus ein getreuer Ehmann 335

Zeit was ſie iſt 4. 5
Zeitungs-Schreiber verderben die Sprache 11
Zergliederung des 1ten Stücks 18. 23. des 28ſten 238
Zuchtfreund liebt die Keuſchheit 46
Zytherphilus ſeine Geſchichte 102 103
Zwey-Kampf iſt ein Verbrechen wieder den Staat 172
Zufriedenheit / eine Ode davon 225
Zweifelshauſen (Probitia von) ihr Schreiben 146
Zucht der Kinder 341
Zelota erzehlt die Pedantereyen junger Mannsperſonen 396

Die eingeſchlichene Druckfehler ſind ſo wichtig nicht, daß man ein Verzeichnis davon herſetzen ſollte. Der geneigte Leſer wird dieſelben leicht ſelbſt ausbeſſern können.

E N D E.

Danck-Schreiben
An die
Vernünfftigen Tadlerinnen

Dach.

Muthig ſeyn und recht gethan
Bricht durch allen Neid die Bahn.

Galante Mit-Schweſtern!

Wünſchte ich mir gleich die Beredſamkeit des Cicero zu beſitzen, Euren Welt-erſchollnen Ruhm durch viel tauſend zierliche und ausgeſuchte Worte zu vermehren; ſo würde ſelbige doch nicht zureichen, den Danck und die Erkentlichkeit an den Tag zu legen, den wir Euch vor die Vertheidigung unſers Geſchlechts, ſo ihr zwey Jahre her mit der gröſten Geſchicklichkeit auf Euch genommen, allerdings ſchuldig ſind. Viele Länder und Städte ſind nunmehro durch eure gelehrten Schrifften von uns überzeugt, daß wir die Fähigkeit unſrer Sinnen, den Gebrauch der Seelen, die Zähmung der Begierden, und die Neigung zu wohlanſtändigen Sitten, ſo gut als das männliche Geſchlechte uns zu Nutze machen können.

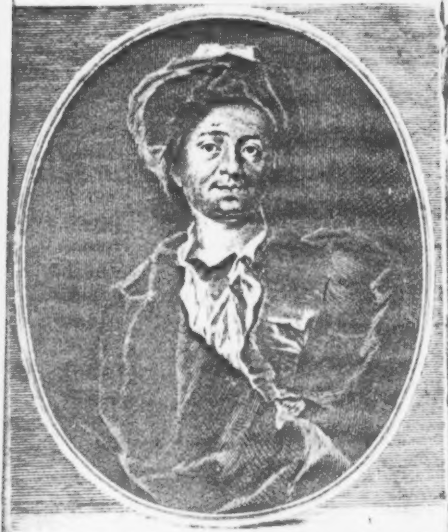
nen. Ihr habet dabey die Reinlichkeit der Hoch-Teutſchen Sprache, und die Zierlichkeit der Schreib-Art ſehr wohl beobachtet, auch durch Eure gründliche Urtheilungs-Krafft ſattſam zu erkennen gegeben, was überhaupt einen vernünfftigen Weltweiſen vorſtellen kan. Es werden dahero viele mit mir bedauren, daß Ihr Euren ſcharffſinnigen Federn ſchon den Feyerabend geben, und dadurch zugleich der Welt etwas rauben wollet, welches ſie bißhero zu beliebten und Leſens-würdigen Schrifften gezehlet. Geſtehet mir doch im Vertrauen, angenehmſte Freundinnen, was der wahrhaffte Urſprung eures Stilleſchweigens ſeyn müſſe, und warum Ihr eure netten Federn ſo unverhofft niederleget. Wolte ich gleich auf den Wahn verfallen, ob wäret Ihr etwan von Euren artigen Einfällen bereits erſchöpfft; ſo kan ſolches weder ich noch jemand anders glauben: in Erwegung, daß ein jeder Leſer aus Euren geſchickten Blättern, bißher gar leicht abnehmen können, Ihr müſſet einen unbeſchreiblichen Schatz von ertigen Einfällen und Gedancken beſitzen, welcher in ſo wenig Jahren unmöglich ausgeleeret und entblößet werden könte. Geriethe ich gleich auf die Gedancken, ob hätte ſich Eure Feder, welche dem Leſer ſo offte ſchon ein Vergnügen gemacht und vollkommene Gnüge gethan, aus dem Athem gelauffen; ſo kan ſolches auch unmöglich ſeyn: weil Euer beſtändiger Eyfer das Auge des Leſenden zu ergötzen, bereits am Tage liegt, und Euer Fleiß, den Ihr in Euren beliebten Blättern, die unſere Nacht-Tiſche weit beſſer als alte abgeſchmackte Romainen zieren, hervor ſpielen laſſen, nimmermehr müde werden kan. Jedoch, was werdet Ihr von meiner Neugierigkeit vor ein Urtheil fällen, die Ihr unfehlbar, Krafft Eures Tadler-Amts billig zu tadlen verbunden ſeyd? Vergebet dahero meiner allzufreyen Anfrage, welche mehr Schmertz als lüſternes Weſen, wegen des künfftigen Verluſts blicken läſſet. Diß iſt gewiß, daß alle und iede von unſerem Geſchlecht, denen Eure Schrifften bißher ein unbetrüglicher Sitten-Spiegel geheiſſen, nunmehro gleichſam ihre Feyer-Kleider ab- und an derer ſtatt die Trauer-Kleider anlegen ſolten! Ihr habt ſo wohl gelobt, als getadelt, und dieſes iſt eben die Stärcke und Billigkeit eines Richters, welcher die Handlungen und Sitten der Sterblichen durch das Fern-Glaß der Vernunfft unpartheyiſch betrachtet. Das erſtere wird ſonder Zweiffel viele von uns angeflammet haben, niemahls aus dem Gleiſe der Tugend zu weichen; ſondern vielmehr ihren beſtändigen Lauf eyfrig fortzuſetzen: Das letztere hingegen kan unmöglich ſonder Frucht abgegangen ſeyn, weil ſie nunmehro ſehen werden, daß die Fehler und Laſter ein weibliches Antlitz ſo ſehr, als die Mähler und Narben entzieren, und verſtellen können. Und bey ſo geſtalten Sachen, müſſen ſie Euch gewiß als vernünfftigen Hof-Meiſterinnen Zeit Lebens verbunden ſeyn. Die Koſten, welche ſo viel unzehliche Lehrlinge in Eurer Sitten- und Tugend-Schule haben erlegen müſſen, ſind ſehr billig geweſen: woraus die Welt Euer Edelmüthiges Beginnen leicht abnehmen können, indem ihr mehr auf andrer Nutzen, als auf Euren eigenen Vortheil Euer Abſehn gehabt: Ich ergreiffe dahero, Edle Schweſtern, als Syndica, und Gevollmächtigte meines Geſchlechts, die Feder, zum Beſchluß Euren vortrefflichen und artigen Schrifften, den geziemenden Danck abzuſtatten. Ihr verdienet, daß man Euer Haupt an ſtatt anderer ausgeſuchten und uns gewöhnlichen Blumen, mit Lorbeer- und Myrthen-Zweigen künfftighin beleget. Die ſpäte Nach-Welt wird unfehlbar, wann ſie Eure tieffſinnigen Gedancken dereinſten leſen wird, das Alterthum eines nicht geringen Fehlers und Betrugs beſchuldigen. Denn da ſelbiges, uns und unſere Vorfahren bereden wollen, als zehlte man nur neun Muſen, ſo werden unſere Nachkommen die Zahl derſelbigen biß auf Zwölffe gantz gewiß erhöhen, und den Muſen-Berg in gantz anderer Geſtalt abreißen. Die Fama, welche ſich Eure gelehrten Federn ſtatt Schwingen angebunden, hat Euren Ruhm weit und breit mit ſich genommen, und ſelbigen biß an die Sterne erhoben. Eure kluge Einſicht, ſcharffſinniges Beurtheilen und unbetrügliche Vorſchrifft, aller derer, dem weiblichen Geſchlechte anſtändige Sitten, muß denjenigen, ſo ſich unter den Manns-Perſonen eines nicht geringen Vorzugs vor uns rühmen, und anmaſſen, ein ziemlicher Stachel in den Augen ſeyn; und ich vermuthe, daß, wofern Ihr Euch entſchlieſſen ſoltet, eine hohe Schule unſers Geſchlechts aufzurichten, man Euch aus iedem Theile der Welt zartes Frauenzimmer zuſchicken, und ſelbiges Euren vernünfftigen und vortrefflichen Unterrichtungen anvertrauen würde. Eure geſchickte Hand, hat uns allen, den ſo vielen unbekandten Tempel, aufgeſchloſſen, worinnen Ihr uns, alle Sitten- und Tugend-Bilder nach der Reihe gezeiget, die uns, weil wir auch, wie ſie, weiblich ſind, durch ſtumme Minen gewincket, und uns durch heimlichen Zug und Trieb angeflammet, von Ihren Eigenſchafften Antheil mit zu nehmen und uns vollends Ihnen ähnlich zu machen. Behertziget dahero den Verluſt, liebſten Tadlerinnen, der uns und unſers gleichen betrifft. Erlaubet mir, daß mein Kiel, welcher noch etwas auf dem Hertzen hat, ſich ſolcher Laſt entſchütten, und es Euch vor aller Welt darſtellen dörffe. Ihr habt bißher als Tadlerinnen Euch die Macht genommen, die Fehler beyder Geſchlechter nach dem Winckel-Maaß der Vernunfft abzumeſſen. Euer Tadeln iſt lobenswürdig und rechtmäßig geweſen; Allein, nunmehro werden diejenigen, die Eure ſinnreichen Gedancken auf einmahl ſo ſchmertzhafft verliehren ſollen, an Eure Stelle treten, und Euren Eigenſinn, den Ihr bey eurem ungerechten Vorſatz gar mercklich hervor blicken laſſet, biß auf graue Zeiten tadeln. Doch was unterſtehet ſich meine freye Feder diejenigen zu beleidigen, die doch alle Welt vor würdig achten muß, daß in ieglichen von unſern Zimmern, Ihnen ein Danck-Altar errichtet werden ſolte. Ich werde, galante Mit-Schweſtern, wohl billig die erſte ſeyn, ſo dergleichen bewerckſtelliget: Doch dürffte wohl unſer Danck zureichen, eine ſo edle Verrichtung zu vergelten? Ich zweiffle gar ſehr; denn er iſt in der That viel zu wenig, Euren herrlichen Bemühungen, die auch die Tadelſucht ſelbſt vor vollkommen halten muß, und die allen Danck überſteigen, einige Wiedervergeltung zu thun, und unſer ſämtliches Geſchlecht, welches auch in den abgeſonderteſten Oertern der Welt lebet, wird in Eurer ewigen Schuld verbleiben! Nehmet dahero aus einer ſonderbahren Großmuth, welche man an Euch mercklich abnehmen können, den Willen vor die That an, und weil Ihr uns allerſeits durch eine ſo edle Bemühung Euch gantz unausſprechlich verbunden gemacht: ſo vergönnet, daß ich mich von Euch obgleich mit der gröſten Zärtlichkeit, Geliebteſten Geſpielen, mit gebundenen Worten beurlauben mag:

Warum verbergt Ihr Euch, vernünfftigen Tadlerinnen!
Iſts möglich! daß Ihr uns den Scheide-Brief geſchickt,
Auf den wir Thränen gnug im Leſen laſſen rinnen,
Die Eure jähe Flucht uns allen ausgedrückt.
Was vor ein Schickſal treibt Euch von des Pindus Höhen?
Verlaßt Ihr ſchon ſo früh den Euch geweyhten Hayn;
Wo man die Majeſtät ſieht gantz verwirret ſtehen,
Weil ſelbige durch Euch ſoll halb verwayſet ſeyn.
Der Pierinnen Sitz gleicht düſtern Wüſteneyen,
Ihr raubt ihm Glantz und Licht, indem Ihr von Ihm flieht,
Und Euch ſo unverhofft den ſo beliebten Reyen,
Als die drey Gratien, bedaurenswerth entzieht.
Die Muſen legen ſchon die Lorbeer-Träntze nieder,

Und flechten ſich dafür Cypreßen um das Haupt,
Ihr Thon verwandelt ſich, man hört nur Klage-Lieder,
Ihr habet ſelbigen den ſchönſten Schmuck geraubt.
Wie häufig ſaht ihr uns zu Euren Füßen ſitzen,
Der Lehr-Stuhl war umringt, der euch gewiedmet hieß,
Aurora warlich kan nicht ſo viel Perlen ſpritzen,
Als Euer kluger Mund Uns Lehren träufſeln ließ.
Und ſiehe, da wir recht mit ſehnlichem Verlangen,
(Denn Eure kluge Schrifft ergötzet Aug und Sinn,)
Mehr Kunſt und Wiſſenſchafft verhoffen aufzufangen,
So legt Ihr Kiel und Blat zu vieler Schmertzen hin.
O laßt Euch doch von mir auf Phöbens edlen Stuffen,
Auf welchen Euer Ruhm ſo ſchön bißher geblüht,
Ihr Töchter Jupiters! zurücke wieder ruffen.
Weil alle Welt betrübt nach Euren Sitzen ſieht.
Das bunte Flügel-Heer will Euch die Verſchrifft geben,
Da ſelbiges ſo lang bißher geſchwiegen hat.

So fängt es wiederum durch Singen an zu leben,
Sein Schall erfüllt bereits ſchon wieder Land und Stadt.
Laßt Euch die Nachtigal hierinnen nicht beſchämen,
Weil man auf Euren Klang weit mehr, als jener hält,
Die will zum Tichten ſich nun wiederum bequehmen,
Ihr aber leider habt das Singen eingeſtellt.
Selbſt Flora ſchwingt ſich ietzt aus ihrem Lager wieder,
Umb Gärten, Wies und Thal mit Blumen zu beſtreun,
Und Ihr, bedenckt es ſelbſt, legt Euch zum Schlaffe nieder,
Ach ſchlum̃ert bitt ich euch, nicht, liebſten Muſen, ein!
Zerbrecht uns doch nicht ſelbſt das Spiegel-Glaß der Sitten,
Worinne wir bißher uns allerſeits beſehn,
Behertzget den Verluſt, erwegt ſo vieler Bitten,
Es wird durch Euren Schluß uns gar zu weh geſchehn.
Und wolt Ihr ja mit Ernſt auf Eurem Vorſatz bleiben,
Der unſer weibliches Geſchlecht empfindlich rührt,
So wird die Tadelſucht diß ſelbſt zum Nachruhm ſchreiben,
Daß man mit Euren Kiel was treffliches verliehrt.

Chilia.



Bernard de Fontenelle,
l'un des 40. de l'Academ. Francoiſe Secretaire
de l'Academ. des Sciences.

Herrn
Bernhards von Fontenelle

Geſpräche
von
Mehr als einer Welt

zwiſchen einem Frauenzimmer
und einem Gelehrten;

Nach der neueſten Frantzöſiſchen Auflage überſetzt,
auch mit Figuren und Anmerckungen erläutert
von
Joh. Chr. Gottſcheden.

Am Ende findet man noch
ein Paſtoral, genannt Endimion,
aus eben dieſes Autors Schäfergedichten
in teutſche Verſe gebracht.

Leipzig,
bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf
1726.

A Son Excellence
Madame la Comteſſe
DE BREBENDOW,
Grand Threſoriere
de la Couronne de Pologne
& du Grand Duché
de Lithuanie,

neé Comteſſe de Flemming,
&c.

Hochgebohrne Gräfin,

Gnädige Frau,

Dieſe Geſpräche, welche zwiſchen einer Franzöſiſchen Marggräfin und einem Gelehrten gehalten worden, ſuchten, als ſie ſich in Teutſchland zum andern mahl zeigen wollten, eine vornehme Dame, die großmüthig und vermögend genug wäre, ihre Schutzgöttin zu ſeyn. Und wo hätten ſie wohl eine würdigere antreffen können, als in der erlauchten Perſon Eurer Hochgräflichen Excellentz?

Die Hoheit der gräflichen Häuſer, beyde des **Flemmingiſchen**, daraus Sie entſproſſen, und des von **Brebendowski**, darinnen Sie vermählet ſind, iſt das wenigſte was man an Denſelben verehret. Eurer Hochgebohrnen Excellentz beſondre Gemüthsgaben erheben Dieſelben über alle äußerliche Vorzüge des Glücks. Ihre Majeſtät der König ſchätzen Dero ſeltene Staats-Klugheit ſonderbarer Begnadigungen würdig: Der gantze Hof hält Dieſelben in ungemeiner Hochachtung: Die Großen ſuchen in dem Umgange mit einer ſo erleuchteten Dame Ruhm und Ehre: Ja alle kluge Köpfe ſchätzen ſich glücklich, wenn ſie einen Zutritt bey Denſelben erlangen können. Dieſes wäre ſchon zulänglich genug, die allerfürtrefflichſte Abbildung von Eurer Hochgräflichen Excellentz zu machen. Wenn aber Dero Gnade gegen Geringere eben ſo groß iſt, als Dero

Leutſeeligkeit gegen Ihres gleichen; So weiß man nicht, ob man mehr die Fähigkeit Dero großen Verſtandes; oder die Großmuth Dero Tugendliebenden Hertzens bewundern ſoll?

Solche hohe Eigenſchafften Eurer Hochgebohrnen Excellentz verdienen von den Gelehrten um ſo viel mehr geprieſen zu werden, als Urſachen ſie haben der Gnade einer ſo erlauchten Gräfin ſich zu rühmen. Eure Hochgräfliche Excellentz lieben, als eine vollkommene Kennerin des guten Geſchmacks, überhaupt alle ſinnreiche und wohlgeſchriebene Bücher. Selbſt diejenigen ſind davon nicht ausgeſchloſſen, die in unſrer Mutterſprache verfaſſet ſind. Man hat noch neulich die Proben davon wahrgenommen, als Eure Excellentz zwey neue geiſt- und lehrreiche teutſche Schauſpiele, nicht nur in Dero Zimmern vorſtellen laſſen; ſondern auch mit Dero vielgültigem Beyfalle begnadiget.

Wo könnte ſich nun die Überſetzung des gegenwärtigen Buches eine gewünſchtere Protection verſprechen, als in den Händen Eurer Hochgräflichen Excellentz? Iſt vielleicht das Original davon Denſelben ſchon bekannt, ſo wird es doch der teutſchen Sprache halber vermuthlich nicht verächtlicher werden, und zum wenigſten, um der eingerückten Figuren und Anmerckungen halber, das Glück erlangen, von Denſelben bisweilen durchblättert zu werden.

Gott vergelte Eurer Hochgebohrnen Excellentz und Dero Hochgräflichem Gemahle, die dem Königlichen Hauſe beſtändig erwieſene Treue, und belohne ſie dereinſt ſamt Dero übrigen Tugenden, durch ein glückſeliges Alter. Er erhalte eine ſo preißwürdige Dame zur Zierde des gantzen Hofes und zur Gönnerin aller Muſen, darunter ſich niemand mit größerm Eifer in Dero Gnade empfiehlet, als

Hochgebohrne Gräfin,
Gnädige Frau,

Eu. Hochgräfl. Excell.

Leipzig, den 20. May
1726,

unterthäniger Knecht
Joh. Chr. Gottſched.

Vorrede des Uberſetzers.

Ein kleines Buch bedarf keiner langen Vorrede; und weil dieſes Werckchen ohnedem ſchon von ſeinem Verfaſſer mit zweyen Einleitungen verſehen iſt; ſo würde ich dir, geneigter Leſer, um ſoviel weniger damit beſchwerlich fallen, wenn ich nicht wegen dieſer neuen Uberſetzung ein paar Worte ſagen müſte. Man hat dieſe Geſpräche des Herrn Fontenelle ſchon am Ende des vorigen Jahrhunderts ins Teutſche überſetzt; und hier in Leipzig in Duodetz ans Licht gegeben. In den neuern Frantzöſiſchen Auflagen hat der Autor, nicht nur im Abſehen auf die Schreibart, an ſehr vielen Orten Aenderungen gemacht; ſondern auch die Materien mit vielen hier und dar eingerückten neuen Gedancken bereichert; und vor allen Dingen die Zahlen, ſo hin und wieder vorkommen, nach den neueſten Obſervationen der Sternſeher eingerichtet. Weil nun die erſte Uberſetzung ſoviel Liebhaber gefunden, daß bereits in vielen Jahren kein Stück davon zu haben geweſen; ſo glaubte ich, daß es ſchon der Mühe werth ſeyn würde, dieſes ſo angenehme als nützliche Tractätchen, in ſeinem itzigen weit vollkommnern Zuſtande, von neuem in unſre Mutterſprache zu bringen.

Wem die Gelehrſamkeit und der aufgeweckte Kopf des Herrn von Fontenelle bekannt iſt, dem darf ichs nicht ſagen, daß das Original dieſer Geſpräche eines der ſchönſten Bücher ſey, ſo in den neuern Zeiten geſchrieben worden. Wie dieſer berühmte Mann in allen ſeinen Schrifften, eine gründliche Richtigkeit der Gedancken, eine beſondre Lebhafftigkeit des Geiſtes, und eine vollkommene Schönheit der Schreibart zu verbinden weiß; ſo hat er in dieſen Geſprächen gleichſam ein Meiſterſtück von aller ſeiner Fähigkeit abgeleget. Je mehr ich nun das Original erhebe; deſto gefährlicher ſieht es vor meine Uberſezung aus. Denn wie es kein Zweifel iſt, daß dieſes Buch Liebhaber genug finden würde, wenn es im teutſchen eben ſo vollkommen wäre, als im franzöſiſchen: alſo iſt es ſehr zu beſorgen, daß es unter der Feder des Uberſetzers viele Schönheiten werde verlohren haben. Geſetzt, daß unſre Mutterſprache geſchickt wäre, Aſtronomiſche Sachen mit gleicher Annehmlichkeit, und geiſtreiche Einfälle mit gleicher Zärtlichkeit auszudrücken, als die Franzöſiſche: ſo kan ich mir doch gar nicht ſchmeicheln, daß ſolches von mir habe geſchehen können. Wie leicht könnte es ſeyn, daß ich den Nachdruck mancher Franzöſiſchen Redensart nicht recht eingeſehen hätte; oder wenn ich denſelben wahrgenommen, wie leicht wäre es möglich, daß ich meine eigene nicht genugſam in meiner Gewalt gehabt hätte, um alles mit der gehörigen Richtigkeit, Lebhafftigkeit und Schönheit vorzutragen?

Die Figuren, ſo ich hin und wieder eindrucken laſſen, werden vielleicht etwas mehr als bloße Zierrathe des Buches ſeyn. Es fällt ſehr ſchwer, wenn ſich einer, der aſtronomiſcher Sachen unkundig iſt, die Ordnung der himmliſchen Corper, und die verſchiedenen Meynungen der Sternſeher davon, bloß in Gedancken vorſtellen ſoll. Sobald man aber die Laufkreiſe der Planeten durch wenige Linien auf einem Papiere entwirfft, ſo wird auch bey Unſtudirten die gantze Schwierigkeit gehoben. Mit dem Ab- und Zunehmen des Mondes, den Finſterniſſen, der Geſtalt Jupiters mit ſeinen Trabanten, und des Saturns mit ſeinem Ringe, iſt es nicht anders beſchaffen. Eine Beſchreibung von etlichen Blättern thut hier ſoviel nicht, als eine Figur, die kaum eine halbe Seite einnimmt. Vor allen Dingen ſind die Wirbel der Firſterne oder Sonnen dieſer Hülfe benothiget: wiedrigenfalls ſich die meiſten entweder gantz unrichtige; oder doch ſehr unvollkommene Begriffe davon machen würden. Der Künſtler der dieſe Figuren geſchnitten, hat freylich hier und da ein kleines Verſehen begangen.

gen. Z.E. auf der 49ſten Seite iſt die Axe der Erden ſtärcker nach der Sonnen-Axe geneiget, als es billig ſeyn ſollte, u. d. m. allein Leuten, die keine groſſe Sternſeher werden wollen, können dieſe Kleinigkeiten nicht hinderlich fallen: die aber die Aſtronomie ſtudiren, wiſſen ohnedem ſchon, wie es ſeyn ſoll.

Meine Anmerckungen betreffend, ſo weiß ich nicht ob ſie vielen gefallen werden. Eben deswegen bin ich ſo ſparſam damit umgegangen; da ſich ſonſt in einer ſo reichen Materie, gar leicht doppelt ſoviel hätten machen laſſen. Ich hatte theils in Herrn Hugens, theils in andern Büchern von dieſer Materie, verſchiedenes gefunden, welches zur fernern Erläuterung und Beſtätigung deſſen, was Herr Fontenelle geſchrieben, dienlich zu ſeyn ſchien: und dieſes habe ich ſo gut und ſo kurtz, als es mir möglich geweſen, mitgetheilet. Iſt nun was leſenswürdiges darinnen anzutreffen: ſo verdancke man es denen, aus deren Schrifften ich es entlehnet. Iſt bißweilen was ſchlechtes mit untergelaufen, ſo iſt es meiner geringen Beurtheilungs-Krafft, die in der Wahl gefehlet; beyzumeſſen. Iſt endlich dasjenige, was ich von dem meinigen hinzugeſetzet, nicht ſo ſinnreich, als der Text ſelbſt: Wohl, auch das gebe ich zu: Habe ich mich doch noch niemahls vor einen Fontenelle ausgegeben.

Im übrigen wünſche ich nichts mehr, als daß die Herren Journaliſten Urſache haben mögen, von unſern Landesleuten eben ſo rühmlich zu urtheilen, als die zu Trevoux bey Veranlaßung dieſer Geſpräche von den Engelländern geurtheilet. Als man nemlich dieſelben ins Engliſche überſetzet hatte, ſchrieben ſie im Monate September des 1722ſten Jahres unter die gelehrten Neuigkeiten, daß des Herrn Fontenelle Geſpräche ſehr beliebt wären, nicht nur was den angenehmen Vortrag und die angebrachten Zierrathe anlanget, ſondern im Abſehen auf das Hauptwerck ſelbſt; denn alle, die vor aufgeweckte Köpfe gehalten ſeyn wollten, pflichteten ſeiner Meynung bey. Nach einer ſo vortheilhafften Nachricht, ſetzten ſie noch hinzu: daß man daraus von dem herrſchenden Geſchmacke der Engliſchen Nation urtheilen ſolle. Ich kan zwar nicht ſagen, daß meine Uberſetzung ſo gut gerathen ſey, als die Engliſche; doch düncket mich daß ich nicht Urſache habe, gar zu mißtrauiſch zu ſeyn. Die erſte teutſche Uberſetzung iſt ja ſo wohl aufgenommen worden, daß die andre, die doch in einigen Stücken gewiß den Vorzug hat, ſich gleiches Glück verſprechen kan. Hat ſich der gute Geſchmack unſrer Landesleute, in den nechſten dreyßig Jahren nicht gebeſſert; ſo iſt es doch zum wenigſten gewiß, daß er ſich nicht verſchlimmert habe.

Zuletzt habe ich noch aus den Schäfer-Gedichten unſers Herrn Fontenelle ein Paſtoral, Endimion genannt, ins teutſche gebracht. Wer das geringſte von der Poeſie verſtehet, der weiß auch was es vor eine Arbeit ſey, Verße wieder in Verße zu überſetzen. Einem proſaiſchen Uberſetzer, muß man ſchon einige Freyheiten verſtatten, damit er nicht kindiſcher Weiſe alles von Wort zu Wort gebe, ſondern die Gedancken des Originals, durch Redensarten, die ſeiner Mutterſprache eigenthümlich ſind, ausdrücke. Mit wie viel größerm Rechte kan ſich ein Poet dergleichen Freyheit bedienen? Das Sylbenmaß und die Reime nöthigen ihn offt was auszulaſſen, auch wohl zu ändern, oder gar was neues hinzuzuſetzen. Und dieſes Recht hat man ihnen nicht nur allezeit zugeſtanden; ſondern Horatius hat es ihnen ausdrücklich alſo anbefohlen, wenn er in ſeiner Arte Poetica ſchreibet:

Publica materies priuati iuris erit, ſi
Nec circa vilem patulumque moraberis orbem:

Nec

Vorrede des Uberſetzers.

Nec verbum verbo curabis reddere, fidus
Interpres ;

Ja mich dünckt, man könne auch die Worte hieher ziehen, die bald darauf folgen, ob er ſie gleich in einer andern Abſicht geſchrieben.

- - - - - - Si quae
Deſperat tractata niteſcere poſſe, relinquit.

Nach dieſer Vorſchrifft habe ich mich auch gerichtet. Ich habe mich erſtlich bemühet, die Gedancken meines Poeten zu meinen eigenen zu machen, und hernach dieſelben in teutſchen Verßen ſo gut auszudrücken, als es ſich thun laſſen. Herr Fontenelle hat ſich im Franzöſiſchen an keine gewiſſe Art von Verßen gebunden: ich habe derowegen auch lange und kurtze Zeilen unter einander gemiſchet. Ja ich habe ſogar zuweilen etliche Tröchäiſche und Dactiliſche Verße mit einfließen laſſen; wenn nemlich dieſe Gattungen mir bequem ſchienen, gewiſſe Gemüthsbewegungen lebhaffter vorzuſtellen, als wenn ich bey lauter jambiſchen geblieben wäre.

Sollte dieſer mein Verſuch einer Uberſetzung, von Sprachverſtändigen nicht gäntzlich gemißbilliget werden; ſo werde ich künfftig fortfahren, die übrigen Wercke des Herrn Fontenelle, nach und nach, in einen teutſchen Habit verkleidet, ans Licht zu ſtellen.

Nec verbum verbo curabis reddere, fidus
Interpres;

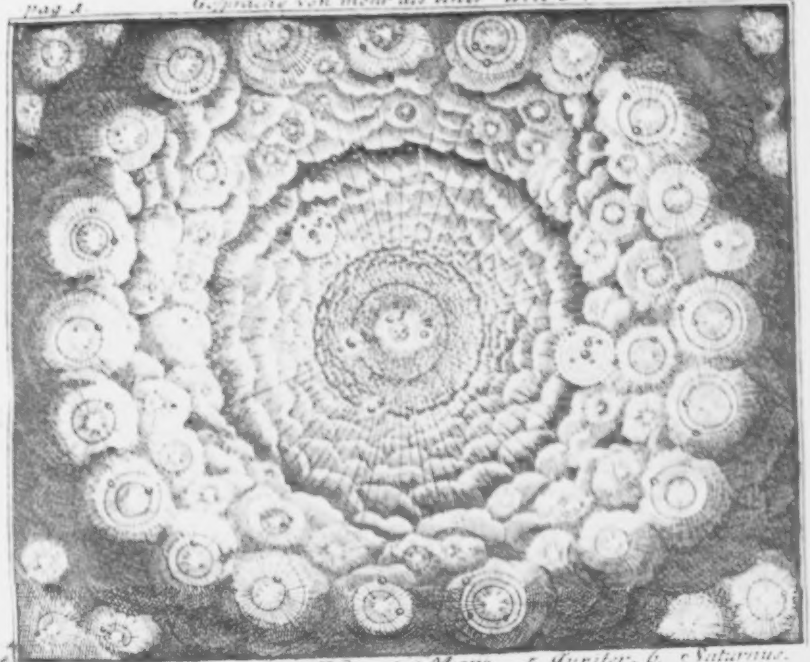
Ja mich dünckt, man könne auch die Worte hieher ziehen, die bald darauf folgen, ob er ſie gleich in einer andern Abſicht geſchrieben.

- - - - - - - *Si quae*
Deſperat tractata niteſcere poſſe, relinquit.

Nach dieſer Vorſchrifft habe ich mich auch gerichtet. Ich habe mich erſtlich bemühet, die Gedancken meines Poeten zu meinen eigenen zu machen, und hernach dieſelben in teutſchen Verßen ſo gut auszudrücken, als es ſich thun laſſen. Herr Fontenelle hat ſich im Frantzöſiſchen an keine gewiſſe Art von Verßen gebunden: ich habe derowegen auch lange und kurtze Zeilen unter einander gemiſchet. Ja ich habe ſogar zuweilen etliche Trochäiſche und Dactiliſche Verße mit einflieſſen laſſen; wenn nemlich dieſe Gattungen mir bequem ſchienen, gewiſſe Gemüthsbewegungen lebhaffter vorzuſtellen, als wenn ich bey lauter jambiſchen geblieben wäre.

Sollte dieſer mein Verſuch einer Uberſetzung, von Sprachverſtändigen nicht gäntzlich gemißbilliget werden; ſo werde ich künfftig fortfahren, die übrigen Wercke des Herrn Fontenelle, nach und nach, in einen teutſchen Habit verkleidet, ans Licht zu ſtellen.

pag. 1 Geſpräche von mehr als einer Welt



1. Mercurius. 2. Venus. 3. Erde. 4. Mars. 5. Jupiter. 6. Saturnus.

Vorrede.

Ich befinde mich faſt in eben den Umſtänden, in welchen Cicero ſich befand; da er ſich unternahm, philoſophiſche Sachen in ſeine Mutter-Sprache zu bringen, die vorhin nur im Griechiſchen waren abgehandelt worden. Er berichtet uns, daß man geſprochen habe: ſeine Bücher würden ohne allen Nutzen ſeyn. Denn die Liebhaber der Philoſophie, die ſich ſchon die Mühe gegeben, dieſelbe in griechiſchen Büchern zu ſuchen, würden ſie niemals in lateiniſcher Sprache anzuſehen würdigen; Die aber keinen Geſchmack in der Philoſophie fänden, würden ſie weder im Lateiniſchen noch im Griechiſchen zu leſen verlangen.

Hierauf antwortet er, daß gerade das Widerſpiel erfolgen werde. Diejenigen, die nicht Philoſophen wären, würden itzo Luſt bekommen, es noch ins künftige zu werden, indem ja nichts leichter ſey, als lateiniſche Bücher zu leſen; Diejenigen aber, ſo durch fleißiges Leſen Griechiſcher Scribenten ſchon zu Philoſophen geworden, würden begierig ſeyn, zu ſehen, wie doch dieſe Dinge auf Lateiniſch wären vorgetragen worden?

Cicero hatte Urſache dergeſtalt zu ſchreiben. Die Vortrefflichkeit ſeines Naturells, und das groſſe Anſehen, welches er ſich ſchon zuwege gebracht hatte, verſicherten ihn, daß dieſe neue Gattung von Schriften gut würde aufgenommen werden. Was mich aber anbetrifft, ſo habe ich nicht die geringſte Urſache dergleichen Zuverſicht zu hegen: obgleich mein Unternehmen dem ſeinigen faſt gleich kommet. Ich habe die Philoſophie auf eine Art abhandeln wollen, die nicht philoſophiſch iſt. Ich habe mich bemüht, ſie in einen Stand zu ſetzen, da ſie weder vor die Unſtudirten gar zu trocken, noch vor die Gelehrten gar zu ſchertzhafft ſeyn mögte. Allein wenn man mir faſt eben ſo, wie dem Cicero ſagen wollte, daß dergleichen Werck weder für die Gelehrten noch Ungelehrten ſey; indem jene nichts daraus lernen könnten, dieſe aber nicht einmal verlangen würden, was daraus zu lernen: So werde ich ihnen gantz anders antworten, als Cicero. Indem ich mich bemühet habe, eine Mittel-Straſſe zu treffen, darinnen die Philoſophie ſich vor iederman ſchicken mögte, ſo könnte es leicht ſeyn, daß ich eine ſolche gefunden hätte, darinnen ſie ſich vor keinen ſchickete. Die Mittelſtraſſen ſind ſehr ſchwer zu halten, und ich zweifele, ob ich mich iemals mehr in dieſe Gefahr wagen werde.

Denen, die dieſes Buch leſen werden, und ſchon einige Wiſſenſchafft von der Natur-Lehre haben, muß ich die Nachricht geben, daß ich gar nicht willens geweſen bin, ſie zu unterrichten; ſondern bloß ſie zu beluſtigen, indem ich ihnen dasjenige, was ſie ſchon weit gründlicher wiſſen, auf eine angenehmere und luſtigere Art vorgetragen. Die andern, denen dieſe Materien noch neu und unbekannt ſind, benachrichtige ich, daß ich mir die Hoffnung gemacht, ſie zu gleicher Zeit zu unterweiſen und zu vergnügen. Die erſten handeln wieder meine Abſicht, wenn ſie ihren Nutzen; die andern aber, wenn ſie nichts als lauter Ergötzlichkeiten darinnen ſuchen wollen. Ich will hier nicht weitläufftig ſagen, daß ich aus der gantzen Philoſophie diejenige Materie erwehlet habe, welche am allerfähigſten iſt die Neugierigkeit zu erwecken. Es ſcheinet, daß wir uns um nichts ſo ſehr bekümmern ſollten, als wie die Welt gemacht ſey, darinnen wir wohnen, und ob es noch andre dergleichen Welten gebe, die gleichfalls bewohnt ſeyn? Es mag ſich aber darum bekümmern wer da will. Wer Gedancken zu verſchwenden übrig hat, kan ſie in dergleichen Sachen verſchwenden: Wiewohl nicht ein jeder im Stande iſt, dieſe Verſchwendung vorzunehmen.

Ich habe in dieſen Geſprächen ein Frauenzimmer vorgeſtellet, welche man unterweiſet, und die niemals von dieſen Dingen reden gehöret. Ich habe davor gehalten, daß dieſe Erdichtung mir dienen würde, das Werck weit angenehmer zu machen, und das ſchöne Geſchlecht durch das Exempel eines Frauenzimmers aufzumuntern, welches allezeit in den Schrancken einer Perſon bleibet, die nicht den geringſten Grund in Wiſſenſchafften geleget hat, und doch nichts deſto weniger alles verſtehet, was man ihr ſaget, auch in ihrem Kopfe ſo viel Wirbel und Welten ohne alle Verwirrung zu ordnen weiß. Warum ſollte das Frauenzimmer dieſer eingebildeten Marggräfin was nachgeben, welche doch nur ſolche Dinge begreifet, die ſo leicht ſind, daß es unmöglich iſt, dieſelben nicht zu begreifen.

Sie iſt in der That ein wenig eifrig und begierig dabey: Aber was heiſſet allhier eifrig ſeyn? Es heißt nicht, durch ein ſtarckes Nachſinnen eine an ſich dunckle, oder dunckel vorgetragene Sache ergründen; es heiſſet nur, nichts leſen, ohne ſich das, was man lieſet, deutlich vorzubilden. Ich verlange von dem Frauenzimmer zu dieſem gantzen philoſophiſchen Wercke nur eben die Aufmerckſamkeit, als man zu einem Romane nöthig hat, wenn man der gantzen Verwirrung deſſelben folgen, und ſeine gantze Schönheit einſehen will. Es iſt wahr, daß die Vorſtellungen dieſes Buches dem meiſten Frauenzimmer ſo bekannt nicht ſind, als die Dinge, ſo in der Princeßin von Cleve vorkommen; Aber ſie ſind nicht danckeler, und ich bin verſichert, daß ihnen nichts unverſtändlich bleiben wird, wenn ſie es nur zweymal durchleſen werden.

Weil ich nicht Sinnes war, ein Lufftſchloß ohne Grund zu bauen; ſo habe ich mich lauter wahrer Vernunfft-Schlüſſe aus der Natur-Wiſſenſchafft bedienet, und deren ſo viel angebracht, als nöthig geweſen.

weſen. Es trifft ſich zu allem Glücke, daß die Abbildungen natürlicher Dinge an ſich ſelbſt ſchon angenehm ſind, und daß ſie zu eben der Zeit, da ſie der Vernunfft ein Gnügen thun, der Einbildungs-Krafft eine Vorſtellung machen, die ihr ſo wohl gefälle, als wenn ſie ausdrücklich nur ihr zu Gefallen erdacht wäre.

So offt ich einige Theile wahrnahm, die nicht gäntzlich zu dieſer Gattung gehörten, gab ich ihnen fremde Zierrathe. So hat es Virgil in ſeinen Büchern vom Ackerbau gemacht: wo er das Haupt-Werck, welches ſehr trocken iſt, durch viele und oft ſehr angenehme Ausſchweifungen ausgeſchmücket. Ovidius ſelbſt hat in ſeiner Kunſt zu lieben eben das gethan: obgleich ſeine Materie weit ergetzender war, als alles, was er in dieſelbe miſchen konnte. Vermuthlich hat er geglaubet, daß es verdrüßlich ſeyn würde, allezeit von einerley Sachen zu reden, und wenn es gleich Liebesregeln ſeyn ſollten. Was mich anlanget, der ich der Ausſchweifungen mehr als er benöthiget war; ſo habe ich mich doch derſelben mit genugſamer Beſcheidenheit bedienet.

Ich habe ſie durch die natürliche Freyheit der Unterredungen beſcheiniget: Ich habe ſie nur dahin geſetzet, wo ich vermuthete, daß ſie angenehm ſeyn würden: Ich habe die meiſten im Anfange des Werckes angebracht; weil hier das Gemüthe an die Haupt-Vorſtellungen, die ich ihm mache, noch nicht gewohnt iſt: Endlich habe ich ſie auch von meiner

Materie ſelbſt, oder doch nicht gar zu weit von derſelben hergenommen.

Von den Einwohnern der andern Welten habe ich nichts erſinnen wollen, was entweder gantz unmüglich; oder doch ungereimt wäre. Ich habe mir angelegen ſeyn laſſen, alles zu ſagen, was man vernünfftig davon dencken kan; und die Phantaſien ſelbſt, ſo ich hinzugethan, haben einiger maſſen Grund. Das Wahre und Falſche iſt hier vermiſchet, aber doch allezeit leicht zu unterſcheiden. Ich unternehme mirs nicht, eine ſo ſeltſame Zuſammenfügung zu rechtfertigen; dieſes iſt das Hauptſtück dieſes gantzen Wercks, und zugleich eben das, davon ich keine Urſache geben kan.

Nichts iſt in dieſer Vorrede übrig, als das ich noch mit einer Gattung von Leuten rede; Aber dieſe wird vielleicht am ſchwerſten zu befriedigen ſeyn. Nicht zwar, weil man ihnen keine gute Gründe entgegen ſetzen könnte, ſondern weil ſie die Freyheit haben, ſich nach Belieben an keinen Gründen genügen zu laſſen, ſo gut ſie auch immer ſeyn mögten.

Dieſes ſind die gewiſſenhafften Leute, ſo ſich einbilden werden, es ſey gefährlich vor die Religion, an mehreren Orten, als auf der Erde, Einwohner zu glauben. Ich verehre auch die übermäſige Zärtlichkeit in Religions-Sachen, und würde ſie auch durch dieſes Werck zu verletzen, Bedencken tragen, wenn ſie mir zu wieder wäre. Dieſes wird vielleicht manchen Wunder nehmen: allein ſie dencket nicht einmal an ein Welt-Gebäude, worinnen ich eine unendliche Zahl von Welt-Kugeln mit Einwohnern beſetze. Man muß nur einem kleinen Fehler der Einbildungs-Krafft abhelffen. Wenn man euch ſagt, daß der Mond bewohnet ſey, ſo bildet ihr euch auf denſelben Menſchen ein, die uns ähnlich ſind. Seyd ihr nun einiger maſſen ein Theologus: ſo habt ihr gleich den Kopf voller Schwierigkeiten. Die Nachkommenſchafft Adams hat ſich nicht bis in den Monden ausbreiten, auch keine Colonien dahin ſchicken können. Die Leute in dem Monden ſind derowegen nicht Adams-Kinder. Nun würde es in der Theologie ſehr ſchlimm ſeyn, wenn es Menſchen gäbe, die nicht von ihm herſtammeten. Ich darf nichts mehr davon ſagen; alle erſinnliche Schwierigkeiten laufen dahinaus, und die Kunſt-Wörter, die ich zu einer längern Erklärung anwenden müſte, ſind viel zu ehrwürdig, als daß ich ſie in ein Buch ſetzen ſollte, welches ſo wenig ernſthafft iſt, als dieſes. Der gantze Einwurf beruhet alſo auf den Menſchen im Monden: ich aber ſetze keine in denſelben. Ich ſetze ſolche Einwohner in denſelben, die gantz und gar keine Menſchen ſind. Was ſind ſie denn? Ich habe ſie nicht geſehen, ich rede auch nicht deswegen von ihnen, weil ich ſie geſehen habe. Muthmaſſet nicht, daß dieſes eine Ausflucht ſey, euren Einwurf abzulehnen: wenn ich ſage, daß keine Menſchen im Monden ſind. Ihr werdet ſehen, daß es nach meinem Begriffe von der unendlichen Mannigfaltigkeit, welche die Natur in ihre Wercke gebracht haben muß, unmöglich dergleichen daelbſt geben könne. Dieſe Vorſtellung herrſchet in dem gantzen Buche, und kan von keinem Philoſophen in Zweifel gezogen werden. Alſo glaube ich, daß ich dieſen Einwurf nur von denen hören werde, die von dieſen Geſprächen reden mögten, ohne dieſelben geleſen zu haben. Iſt das aber ein Troſt für mich? Nein gar nicht; es iſt vielmehr zu befürchten, daß man mir dieſen Einwurf an vielen Orten machen werde.

Nachricht wegen der neuen Auflage 1719.

Man wird hierinnen ſehr viele Zuſätze finden, die in dem gantzen Buche zerſtreuet ſind, die Entfernungen, Gröſſen und Umläufe der Himmliſchen Cörper, die viel genauer und richtiger ausgedrücket ſind, als in den vorigen Auflagen, nach den Rechnungen unſrer trefflichſten Sternſeher, und überhaupt nach allen himmliſchen Erſcheinungen, die den richtigſten Obſervationen gemäß ſind. Man kan die Leſer verſichern, daß ſie ſich in allen dieſen Stücken auf dieſes Buch ſo wie es itzo iſt, eben ſo wohl verlaſſen können, als wenn es gelehrter und gründlicher geſchrieben wäre. Man kan dabey den neuen Tractat von der Vielheit der Welten, Herrn Hugens eines berühmten Mathematici nachleſen, der ohne Zweifel dem Leſer viel Vergnügen machen wird.

Geſpräche
von der
Vielheit der Welten.
An den Herrn L = =

Mein Herr, ſie verlangen, daß ich ihnen eine genaue Nachricht geben ſoll, wie ich bey der Frau Marggräfin von G = = auf dem Lande meine Zeit zugebracht habe. Wiſſen ſie aber wohl, daß dieſe genaue Nachricht ein Buch, und was noch ärger iſt, ein philoſophiſches Buch werden wird? Sie vermuthen ohne Zweifel von Luſtbarkeiten, Spielen oder Jagden zu hören; und ſie werden von lauter Planeten, Welten und Wirbeln vernehmen müſſen: denn wir haben faſt von lauter ſolchen Dingen gehandelt. Zu allem Glücke ſind ſie ein Philoſoph, und werden mich alſo nicht ſo ſehr darüber auslachen, als ein ander. Vielleicht wird es ihnen gar lieb ſeyn, daß ich die Marggräfin auf die Philoſophiſche Parthey gebracht habe. Wir hätten gewiß nichts anſehnlichers gewinnen können; Denn ich habe die Schönheit und Jugend allezeit vor Dinge von einem groſſen Werthe gehalten. Glauben ſie nicht, daß die Weiſheit ſelbſt, im Falle ſie ſich uns Menſchen mit gutem Vortheile zeigen wollte, nicht übel thun würde, wenn ſie eine Geſtalt annehmen mögte, die der Marggräfin in etwas ähnlich wäre? Inſonderheit, wenn ſie in ihrem Umgange eben die Annehmlichkeiten haben könnte, ſo bin ich verſichert, daß ihr alle Welt anhangen würde.

Erwarten ſie indeſſen nichts wunderwürdiges, in Erzehlung der Unterredungen, die ich mit dieſer Dame gehabt. Ich würde faſt eben ſo viel Geiſt haben müſſen als ſie, wenn ich alles, was ſie geſagt hat, mit eben der Manier wiederholen wollte, als ſie es vorgebracht. Sie werden hier nichts als die Lebhafftigkeit ihres Verſtandes ſehen, die ihnen aber ſchon vorhin von derſelben bekannt iſt. Was mich anlanget, ſo halte ich ſie vor gelehrt, weil ſie fähig iſt bald gelehrt zu werden. Was fehlt ihr noch? viel Bücher zu leſen? das iſt nicht nöthig. Viele haben diß ihr lebenlang gethan, denen ich doch den Namen der Gelehrten verſagen wollte, wenn ich nur dörfte. Im übrigen werden ſie, mein Herr, mir ſehr verbunden ſeyn; Ich weiß wohl, daß ich das Recht hätte, ehe ich ihnen unſre Geſpräche ausführlich vorſtelle, das Schloß zu beſchreiben, darinnen ſie dieſen Herbſt zubringen will. Man hat wohl öffters bey geringern Gelegenheiten Schlöſſer beſchrieben: Aber ich will ſie damit verſchonen. Genung, daß ſie wiſſen, daß ich gar keine Geſellſchafft gefunden, als ich zu ihr kam, welches mir ſehr lieb war. Die zwey erſten Tage gieng nichts merckwürdiges vor; ſie verſtrichen in Erzehlung der Neuigkeiten aus Paris, von wo ich eben kam: Aber endlich folgten die Geſpräche, die ich ihnen mittheile. Ich will ſie Ihnen nach den Abenden eintheilen, weil wir uns in der That nur des Abends damit unterhielten.

Der

Der erſte Abend.

Daß die Erde ein Planet iſt, der ſich ſo wohl um ſich ſelbſt, als um die Sonne drehet.

WIr gingen alſo einen Abend, nach der Mahlzeit in einen Garten ſpazieren. Die kühle Lufft war überaus angenehm, und erfriſchete uns nach der groſſen Hitze, die wir den Tag über ausgeſtanden hatten. Der Mond war ohngefehr eine Stunde aufgegangen, und ſeine Strahlen, die nur durch die Aeſte der Bäume zu uns gelangeten, verurſachten die angenehmſte Miſchung einer ſehr lebhafften weiſſen Farbe mit alle dem grünen, welches im Dunckeln gantz ſchwartz zu ſeyn ſchien. Es war keine Wolcke vorhanden, die uns den geringſten Stern verdecket hätte. Sie blitzten alle mit einem reinen und glänzenden Golde, welches durch den blauen Grund, daran ſie ſtunden, noch mehr erhaben wurde. Bey dieſem Anblick ward ich gantz voller Gedancken, und würde vielleicht lange genung geträumet haben, wenn die Marggräfin nicht bey mir geweſen wäre. Allein die Gegenwart einer ſo liebenswürdigen Dame ließ es nicht zu, daß ich mich dem Monden und Sternen gantz überlaſſen konnte. Finden ſie nicht, ſagte ich zu ihr, daß der Tag ſelbſt nicht ſo ſchön iſt, als eine ſchöne Nacht? Ja, antwortete ſie: die Schönheit des Tages iſt wie ein weiſſes Frauenzimmer, welches mehr in die Augen fällt; aber die Schönheit der Nacht, iſt einer ſchönen Brunetten ähnlich, die weit reitzender iſt.

Sie ſind ſehr großmüthig, verſetzte ich, den Brunetten dieſen Vortheil einzuräumen, da ſie doch ſelber keine ſind. Indeſſen iſt es wahr, daß der Tag in der gantzen Natur das Schönſte iſt, und daß die Heldinnen der Roman-Schreiber, die das Schönſte ſind, ſo die Einbildungskrafft erdencken kan, faſt allezeit weiß ſind. Die Schönheit iſt nichts, gab ſie zur Antwort, wenn ſie nicht reizet. Geſtehen ſie mir, daß ſie der Tag niemals in eine ſo ſuſſe Entzückung geſetzet haben würde, als ich ſie bey dem Anblicke dieſer ſchönen Nacht, bald hätte fallen geſehen. Ich bin mit ihnen eins, erwiederte ich; Aber hingegen würde mich eine ſolche Blonde, als ſie ſind, noch weit beſſer entzücken, als die ſchönſte Nacht von der Welt, mit aller ihrer braunen Schönheit. Wenn das gleich wahr wäre, antwortete ſie, ſo wollte ich doch noch nicht zufrieden ſeyn. Wenn die weiſſen Schönen mit dem Tage auf einer Seite ſtehen ſollen, ſo wollte ich, daß dieſer eben die Würckungen hätte. Warum wenden ſich die Liebhaber, die doch von dem Reizenden gut zu urtheilen wiſſen, mit allen ihren Liedern und Elegien, die mir bekannt ſind, zu der Nacht? Dieſelben muſſen ihr ja wohl ihre Erkenntlichkeit bezeigen, verſetzte ich. Aber erwiederte ſie, ſie muß auch hinwiederum alle ihre Klagen anhören. Der Tag kan ſie ſo vertraulich nicht machen; wie kömmt das? Vielleicht daher, antwortete ich, weil er nicht ſo was Trauriges und Bewegendes in den Gemüthern wircket. Des Nachts ſcheinet es, als wenn alles in Ruhe wäre. Man bildet ſich ein, daß die Sterne mit weit gröſſerer Stille laufen, als die Sonne. Die Dinge ſo der Himmel uns vorſtellet, ſind weit lieblicher, und die Augen bleiben leichter daran kleben; Endlich ſo phantaſiret man auch darüber weit beſſer; weil man ſich ſchmeichelt, man ſey alsdenn die einzige Perſon in der Welt, welche mit Gedancken beſchäfftiget iſt. Vielleicht iſt auch der Anblick des Tages gar zu einträchtig. Man ſieht nichts als eine einzige Sonne, und ein blaues Gewölbe, und es kan ſeyn, daß der Anblick aller unordentlich zerſtreuten Sterne, die von ohngefehr tauſend verſchiedene Figuren machen, zum Phantaſiren und zu einer gewiſſen angenehmen Unordnung der Gedancken behülflich ſey. Ich bin allezeit dieſer Meinung geweſen, verſetzte die Marggräfin, ich liebe die Sterne, und beklage mich über die Sonne, die uns dieſelben verlöſchet. Ach! rief ich, ich kans ihr nicht vergeben, daß ſie mir alle dieſe Welten aus dem Geſichte raubet! Ey was verſtehen ſie durch alle dieſe Welten? fragte die Marggräfin, indem ſie ſich umwandte und mich anſahe. Ich bitte um Vergebung, gab ich zur Antwort. Sie haben mich ohngefehr auf meine Thorheit gebracht, und den Augenblick iſt mir das Wort entfahren. Was iſt denn das vor eine Thorheit, erwiederte ſie? Ach! verſezte ich, ich ſehe es nicht gerne, daß ich es ihnen geſtehen muß. Ich habe es mir in den Kopf gebracht, daß wohl ein ieder Stern eine Welt ſeyn könnte. Ich wollte zwar nicht darauf ſchweren; aber ich halte es doch für ſehr wahr; weil es angenehm iſt, dieſes zu glauben. Es iſt eine Vorſtellung, die mir gefällt, und die ſich auf eine beluſtigende Art in mein Gemüthe eingeſchlichen hat. Nach meiner Meynung muß auch die Wahrheit ſelbſt ihre Zierrathe haben. (a) Gut, verſetzte ſie, wenn ihre Thorheit ſo angenehm iſt, ſo machen ſie mich derſelben theilhafftig, ich will alles von den Sternen glauben, was ihnen belieben wird: wenn ich nur eine Ergötzung dabey habe. Ey Madame, antwortete ich geſchwinde; das iſt nicht eine ſolche Ergötzung als ſie etwa in einer Comödie des Moliere haben würden: Es iſt eine gantz andre, die, ich weiß nicht wo, in dem Verſtande ihren Sitz hat, und dabey nur das Gemüthe lachen kan. Was? erwiederte ſie: Meynen ſie denn, daß man desjenigen Vergnügens nicht fähig ſey, welches nur in der

---

(a) Nichts iſt ſchöner und angenehmer als die Wahrheit. Unſer Verſtand iſt gleichſam dazu gemacht, daß er ſie annehmen, lieben und beherbergen ſoll. Dieſe Neigung iſt ihm ſo natürlich, daß ſelbſt die Irrthümer ſich in ihre Geſtalt verkleiden müſſen, wenn ſie eingelaſſen werden wollen. Wer hat iemals etwas geglaubet, weil er davor gehalten, daß es eine Fabel, ein Betrug, oder eine Unwahrheit ſey? Warlich ein ſolch Ungeheuer hat die Welt noch nicht zum Vorſchein gebracht. Der Putz aber, womit ſich die Wahrheit beliebt macht, iſt ihr gantz natürlich. Sie braucht keiner Schmincke, ihre Wangen zu übertünchen. Und wie wäre es möglich, daß ſie diejenige Larve anlegen ſollte, welche die Lügen von ſich werffen muß, wenn ſie Freunde ſuchen will? Ihre Schönheit iſt ungekünſtelt. Sie zeiget ſich nur; und wer ſie gewahr wird, kan nicht unterlaſſen ſie zu lieben.

Seelen empfunden wird? Ich will ihnen augenblicklich das Gegentheil darthun. Lehren ſie mich ihre Sterne! (b) Nein, verſetzte ich, ich mag es mir nicht vorrücken laſſen, daß ich in einem Walde, um zehn Uhr des Abends, mit der allerliebenswürdigſten Perſon von der Welt, von philoſophiſchen Dingen geredet hätte. Sie mögen ſich anderwärts einen Philoſophen ſuchen. Ich wehrete mich auf dieſe Art noch eine zeitlang; endlich aber muſte ich doch nachgeben. Zum wenigſten ließ ich mir zur Sicherheit meiner (c) Ehre, von ihr verſprechen, daß ſie es gantz heimlich halten wollte.

Als ich nun nicht mehr im Stande war, mich davon loßzumachen und anfangen wollte zu reden, wuſte ich nicht wovon ich in meinem Vortrage den Anfang machen ſollte? denn mit einer ſolchen Perſon als ſie war, die in der Natur-Wiſſenſchafft noch nichts wuſte, muſte man es ſehr weit herholen, um ihr zu erweiſen, daß die Erde gar wohl ein Planet, die Planeten ſo viel Erd-Kugeln, und alle Fix-Sterne ſo viel Sonnen ſeyn könnten, die gewiſſe Welten erleuchten. Ich kam alſo immer wieder aufs vorige, und ſagte, es wäre viel beſſer geweſen uns von Kleinigkeiten zu unterreden, wie alle andre vernünfftige Leute würden gethan haben. Damit ich ihr indeſſen einen allgemeinen Begriff von der Philoſophie geben mögte, fing ich folgender maſſen an:

(b) Die Marggräfin beſchweret ſich mit Recht, über das Mißtrauen ihres Gefehrten gegen ſie. Sind denn etwa die Seelen des Frauenzimmers von einer andern Gattung als die Männlichen? Ihr Verſtand empfindet eben ſo wohl ein Vergnügen, als der unſrige: wenn er was Vollkommenes erblicket. Soll er es aber erblicken, ſo muß es ihm gezeiget werden. Auch wir können nicht ohne Anleitung klug werden. Und wer weiß, ob nicht viele unter ihnen durch einen wenigern Unterricht weiter kommen würden, als die meiſten unter uns, die wir unſre halbe Lebens-Zeit mit Erlernung der Sprachen, und die andre Helffte mit einem unordentlichen Bücherleſen zubringen?

(c) Das ſind artige Leute, die ſich ſchämen mit einem lehrbegierigen Frauenzimmer was ernſthafftes zu reden. Gerade, als wenn nothwendig lauter Materien zu einem künfftigen Romane in ſolchen Geſellſchafften zubereitet werden müſten! Die Wahrheit will allenthalben bekannt gemacht ſeyn, und wenn es gleich eine philoſophiſche wäre. Spinneweben und unſichtbare Hirngeſpenſter, verdienen dieſen Nahmen nicht.

Die gantze Philoſophie, ſagte ich ihr, gründet ſich auf zwey Dinge, nemlich auf einen neugierigen Verſtand, und auf ein ſchwaches Geſicht. Hätten ſie beſſere Augen als ſie itzo haben, ſo würden ſie wohl ſehen, ob die Fix-Sterne Sonnen ſind, die ſo viel Welten erleuchten, oder nicht? Oder, wenn ſie nicht ſo neugierig wären, ſo würden ſie ſich gar nicht darum bekümmern, welches eben dahinaus lauffen würde: Aber man will mehr wiſſen, als man ſiehet, und das macht eben die gantze Schwierigkeit. Ferner, wenn wir dasjenige, ſo wir ſehen, recht genau ſehen mögten, ſo würden uns gerade ſoviel Dinge bekannt ſeyn, als wir geſehen hätten; aber man ſieht die Sachen gantz anders als ſie ſind (d). Dergeſtalt bringen die wahren Philoſophen ihr Leben damit zu, daß ſie nicht glauben was ſie ſehen (c), und ſich bemühen das zu errathen, was ſie nicht ſehen. Und meines Erachtens iſt ihnen dieſe Lebensart nicht zu mißgönnen. Uberdas bilde ich mir allezeit ein, daß die Natur ein groſſes Schauſpiel iſt, welches einer Opera nicht unähnlich ſiehet. An dem Orte, wo ſie auf dem Schauplatze ſitzen, ſehen ſie nicht die gantze Schau-Bühne, wie ſie gemacht iſt: Man hat die Verzierungen und Maſchinen ſo geſtellet, daß ſie von ferne einen angenehmen Anblick verurſachen ſol-

---

(d) Die Weltweiſen haben ohne Zweifel recht, wenn ſie ſagen, daß uns die äuſſerlichen Sinne nicht ſo wohl zur Erkenntniß der Wahrheit überhaupt, als vielmehr ins beſondre diejenigen Wahrheiten zu faſſen dienen ſollen, welche zur Erhaltung und

Beſorgung unſers Weſens dienen. Die Augē zum Exempel, ſind uns nicht gegeben alles Sichtbare in ſeiner eigentlichen Geſtalt und Gröſſe vorzuſtellen; ſondern nur diejenigen Cörper wahrzunehmen, die uns nützen oder ſchaden können. Tauſend kleine unſichtbare Thierchen ſehen wir nicht, und verſchlucken ſie wohl gar in unſern Speiſen. Wir dörfen ſie aber auch nicht ſehen: Sie ſchaden uns nicht. Die weitentlegenen Himmels-Cörper kennen wir auch gröſten Theils nicht. Es iſt aber ebenfalls nicht nöthig: Sie ſind ſo weit von uns, daß ſie uns nicht das geringſte helfen können. Zum wenigſten ſind unſre Augen nicht die rechten Richter von den Größen der Dinge. Was nahe bey mir eines Schuhes groß zu ſeyn ſcheinet, iſt kaum halb ſo groß, wenn ich ein paar Schritte zurücke trete. Halte ich es gantz nahe vor das Geſichte, ſo wird es ſo ungeheuer, daß ich es auf einmal, nicht gantz überſehen kan; In einer mäßigen Entfernung aber, wird es wohl gar unſichtbar. Wer will nun in dieſer unbeſtändigen Vorſtellung den Ausſchlag geben, welches die wahrhaffte Größe des Cörpers geweſen ſey?

(c) Dieſes iſt nicht nach der gröſſeſten Schärffe zu verſtehen. Ein Weltweiſer glaubt viele Dinge die er ſiehet, oder überhaupt empfindet; Aber nicht deswegen, weil er ſie empfindet, ſondern weil ſie mit der Vernunfft übereinſtimmen. Wäre dieſes nicht, ſo müſte er auch glauben, daß der Stecken, der halb im Waſſer ſteckt, wircklich zerbrochen ſey: wie es nemlich durch das Auge vorgeſtellet wird.

len, und man verbirget vor ihren Augen die Räder und Gewichte, dadurch alle Bewegungen geſchehen. Sie bekümmern ſich auch nicht ſonderlich, zu wiſſen, wie das alles zugehe? Es iſt vielleicht nur ein einziger geſchickter Werckmeiſter unter den Zuſchauern, der ſich über einem Fluge beunruhiget, welcher ihm gantz auſſerordentlich geſchienen, und der durchaus entdecken will, wie dieſer Flug ins Werck gerichtet worden. Sie ſehen wohl, daß dieſer Meiſter unſern Philoſophen ſehr ähnlich iſt (f). Allein, was im Abſehen auf, dieſe, die Schwierigkeiten vergröſſert, iſt dieſes, daß in den Maſchinen, welche die Natur unſern Augen verſtellet, alle Seile vollkoñen vor unſern Augen verſtecket ſind: ſogar, daß man in ſehr langer Zeit nicht errathen können, was doch die Bewegungen der Welt verurſache. Deñ ſtellen ſie ſich vor, daß alle Weiſen, **Pythagoras**, **Plato** **Ariſtoteles** u. alle andre, deren Nahmen heute zu Tage ſo viel Geräuſche in unſern Ohren machen, in einer Opera wären. Laſt uns ſetzen, daß ſie einen **Phaeton** ſähen, den die Winde in die Höhe hüben, und daß ſie weder die Seile entdecken könnten, noch wüſten, wie der hintere Theil der Schaubühne gemacht wäre. Der eine von ihnen würde ſagen: Es iſt eine gewiſſe verborgene Krafft die den Phaeton erhebet. Der andre: Phaeton iſt aus gewiſſen Zahlen zuſammen geſetzt, welche machen, daß er in die Höhe ſteiget. Der dritte: Phaeton hat eine gewiſſe Neigung gegen den Obertheil der Schaubühne; Es iſt ihm nicht beſſer zu Muthe, als wenn er oben iſt. Der vierte: Phaeton iſt zwar nicht zum Fliegen gemacht; allein er will lieber fliegen, als den Obertheil der Schaubühne ledig laſſen. Und hundert andre Phantaſeyen, von welchen es mich wunder nimmt, daß ſie den Alten nicht alle Ehrerbietung entzogen haben. Endlich iſt Descartes mit einigen andern Neuern gekommen, welche geſagt haben: Phaeton ſteiget in die Höhe, weil er durch Seile gezogen wird, und weil ein ander Gewichte, ſo weit ſchwerer iſt, herunter ſincket. (g) Dergeſtalt glaube man nicht mehr, daß ſich ein Corper beweget, wenn er nicht gezogen, oder vielmehr von einem andern geſtoßen wird ; Man glaubt nicht mehr, daß er ſteige oder ſincke, es ſey denn krafft eines Gegengewichtes, oder einer Treibefeder ; Und wer die Natur, ſo wie ſie iſt, ſehen ſollte, würde nichts anders als den Hintertheil der Opera ſehen. Auf ſolche Weiſe, ſagte die Marggräfin, iſt die Philoſophie ziemlich mechaniſch geworden? So mechaniſch, verſetzte ich, daß ich glaube, man werde ſich bald deßhalben ſchämen. Man will haben, die gantze Welt ſey eben das im Großen, was eine Uhr im Kleinen iſt, und daß in derſelben alles auf die ordentlichen Bewegungen ankomme, welche von der Zuſammenfügung ihrer Theile herrühren. Geſtehen ſie mir die Wahrheit: haben ſie ſich nicht bisweilen eine weit edlere Vorſtellung von der Welt gemacht? und haben ſie derſelben nicht mehr Ehre erwieſen, als ſie verdienete? Ich habe Leute geſehen, die ſie weit geringer achteten, nachdem ſie dieſelbe kennen gelernet. Und ich, erwiederte ſie, ſchätze ſie deſto höher, nachdem ich weiß, daß ſie einer Uhr ähnlich iſt. Es iſt wunderſam, daß die herrliche Ordnung der Natur nur auf ſo ſchlechten Dingen beruhet. Ich weiß nicht, antwortete ich ihr, wer ihnen ſolche geſunde Ideen beygebracht hat: (h) aber in Wahrheit es iſt nichts gemeines dieſelben zu haben. Die meiſten Leute haben allezeit lauter falſche Wunder-Dinge im Kopfe, dieſe ſind in eine ſolche Dunckelheit verwickelt, welche ſie verehren. Sie bewundern die Natur nur deswegen, weil ſie dieſelbe vor eine Gattung von Zauberey halten, darinnen man nichts verſtehet; und es iſt gewiß, daß ein Ding von ihnen verachtet wird, ſo bald ſie es begreifen können. Aber, Madame, fuhr ich fort, ſie ſind ſowohl vorbereitet alles das zu faſſen, was ich ihnen ſagen will, daß ich nur den Vorhang aufziehen darf, um ihnen die Welt zu zeigen.

(f) Herr Fontenelle hat das Weſen eines rechten Weltweiſen wohl zu beſchreiben gewuſt. Es iſt ein Menſch welcher unterſuchet, wie und warum alle vorkommende Dinge möglich ſind. Je weiter er es hierinnen bringet, je vollkommener iſt ſein Erkenntniß, und deſtomehr verdient er dieſen herrlichen Nahmen. Die engen Schrancken unſerer Gemüths-Kräffte bringen es aber in dieſem Zuſtande nicht gar zu weit, in welchem wir uns auf Erden befinden. Doch ie mehr wir lernen; ie mehr nimt unſre Fähigkeit zu, noch mehr zu lernen; und dieſes verſichert uns eines noch bevorſtehenden mercklichen Wachsthums. GOtt allein iſt ein gantz vollkommener Weltweiſer.

(g) Der Autor giebt hiemit ſeine groſſe Neigung vor die neuere Gelehrſamkeit bloß, die er auch in andern Schrifften erwieſen hat. Man ſehe ſeine ſogenannte Digreſsion von den alten und neuen Gelehrten, ſo er ſeinen Gedancken von Schäfer-Gedichten beygefüget hat. Allein es iſt ja bekannt, daß nicht alle Welt-Weiſen der Alten dieſen Platoniſchen, Ariſtoteliſchen und Pythagoriſchen Phantaſeyen beygepflichtet. Epicurus, Democritus und ihre Nachfolger haben ſo mechaniſch die Begebenheiten in der Welt zu erklären geſucht, als Descartes, oder andere neuere Welt-Weiſen. Selbſt die Stoiſche Secte, ob ſie wohl mehr von der Sitten-Lehre hielte, ſcheinet darinnen der Wahrheit Platz gegeben zu haben. Derer die ſich vor andern der Mathematie befliſſen, vorizo nicht zu gedencken.

(h) Dieſe geſunden Ideen ſollte man billig allen denen anwünſchen, die auch wohl unter den Gelehrten nicht den geringſten Fleiß auf die Natur Wiſſenſchafft wenden wollen, weil ſie davor halten, daß dieſe nur vor die der Artzeney Kunſt befliſſenen gehöre. Sonſt hat man eben nicht zu klagen, daß Teutſchland

Wenn wir von der Erden in die Höhe ſehen; ſo iſt das allerweiteſte von uns der blaue Himmel, dieſes große Gewölbe, an welchem, wie es ſcheinet, die Sterne nicht anders als güldene Nägel angehefftet ſind. Man nennet ſie Firſterne, weil ſie keine

---

vor der mechaniſchen Erklärung der natürlichen Begebenheiten einen Abſcheu habe. Des Herrn Thomaſius Geiſter-Lehre hat, ſoviel mir wiſſend iſt, keine Anhänger gefunden, vielweniger eine Secte geſtiftet. Der teutſche Philoſoph **Jacob Böhme**, hat vielleicht mehr geſchadet. Seine Bücher ſind ein rechter Kern von einer Zauber- oder Wunder-Philoſophie, darinnen man nichts verſtehen, vielweniger recht begreiffen kan. Diejenigen verſtärcken einiger maſſen ſeine Parthey, die ſich in allen natürlichen Begebenheiten auf die Krafft gewiſſer Geiſter berufen, und gar die Wirckungen der Artzneyen auf die vernünfftige Seele des Menſchen ankommen laſſen. Wiewohl dieſe Zahl iſt zu allem Glücke nicht ſehr groß, und wenn der gemeine Mann ſo bald von ſeinen Phantaſien befreyet werden könnte, als dieſe Secte ſich verlieren wird, ſo hätte die Wahrheit gute Hoffnung, in weniger Zeit allenthalben zu herrſchen.

andre Bewegung zu haben ſcheinen, als diejenige, welche ihr Himmel hat, der ſie mit ſich von Morgen gegen Abend herum führet. Zwiſchen der Erden und dieſem äuſſerſten Gewölbe des Himmels, hängen gleichſam in verſchiedenen Höhen, die Sonne, der Mond und fünf andre Sterne, welche man Planeten nennet; nemlich **Mercur, Venus, Mars, Jupiter** und **Saturnus**. Da dieſe Planeten nicht an einem und demſelben Himmel befeſtiget ſind, und gantz ungleiche Bewegungen haben; ſo ſehen ſie ſich gleichſam bald ſo, bald anders an, und machen verſchiedene Figuren; anſtatt, daß die andern Fixſterne allezeit dieſelben Stellungen gegen einander behalten. Der Wagen zum Exempel, den ſie ſehen, welcher aus 7 Sternen beſtehet, hat allezeit ſo ausgeſehen als itzo, und wird noch ſehr lange ſo bleiben (1). Aber der Mond iſt bald nahe bey der Sonnen, bald weit von derſelben entfernet, und ſo iſt es auch mit den übrigen Planeten. Sehen ſie, ſo kamen dieſe Dinge den alten Schäfern in Chaldäa vor, die bey müßiger Zeit die erſten **Obſervationen** anſtelleten, welche der Aſtronomie, oder Sternwiſſenſchafft, zum Grunde gedienet haben. Denn die Aſtronomie iſt in **Chaldäa** gebohren, wie die **Geometrie** oder **Meßkunſt** aus Egypten ihren Urſprung haben ſoll: wo die Uberſchwemmungen des Nilſtroms, die Gräntzen der Felder verwirreten, und alſo verurſachten, daß ein jeder ein genaues Maaß erfinden wollte, um ſeinen Acker von dem Felde ſeines Nachbars zu unterſcheiden. Alſo iſt die **Aſtronomie** eine Tochter des Müßigganges, die **Geometrie** des Eigennutzes; und wenn die Frage von der **Poeſie** wäre, ſo würden wir vermuthlich finden, daß ſie die Liebe zur Mutter habe.

---

(1) Ich ſehe zwar nicht, warum der Autor nur ſagt, daß dieſes Geſtirn noch ſehr lange ſo bleiben werde; denn man hat keine Vermuthung, daß es jemals die itzige Geſtalt ändern werde: doch, da ich es nicht erweiſen kan, daß die Entfernungen der Fixſterne nothwendig unveränderlich ſind, ſo lobe ich ſeine Behutſamkeit, da er nichts mehr ſchreibet, als was er ſich zu verantworten getrauet.

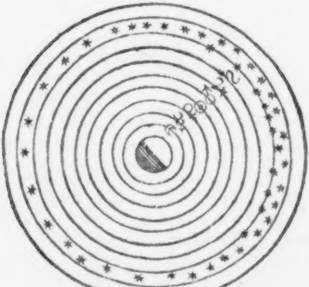
Es iſt mir lieb, ſprach die Marggräfin, daß ich dieſes Geſchlechtregiſter der Wiſſenſchafften gelernet habe, und ich ſehe wohl, daß ich mich an die **Aſtronomie** werde halten müſſen. Die **Geometrie**, wie ſie mir geſagt, erfordert eine weit eigennützigere Seele, als die meinige iſt, und die **Poeſie** eine weit zärtlichere; Aber zur **Aſtronomie** habe ich ſo viel Zeit übrig, als dazu nöthig iſt. Zu allem Glücke ſind wir auch auf dem Lande, und leben faſt nach Art der Schäfer; das alles ſchicket ſich ſehr wohl zur **Aſtronomie**. Betrügen ſie ſich nicht, Madame, verſetzte ich, das iſt nicht das rechte Schäferleben, wenn man von Planeten und Fixſternen redet. Sehen ſie nur, wie die Leute in der Aſträa ihre Zeit zubringen (k). Ach! antwortete ſie, dieſe Gattung der Schäfereyen iſt allzugefährlich: die Chaldäiſche, davon ſie mir itzo geſagt haben, gefällt mir weit beſſer. Fangen ſie nur wieder ein wenig an, auf gut Chaldäiſch mit mir zu reden, wo ſie belieben. Nachdem man dieſe Ordnung der himm-

(k) Dieſes iſt ein Roman.

liſchen Cörper erkannt hatte, die ſie mir erkläret haben: wovon war denn weiter die Frage? Man war bemüht, zu errathen, erwiederte ich, wie alle Theile recht in Ordnung geſtellet werden müſten? Welches bey den Gelehrten heiſſet, ein Syſtema oder eine Welt-Ordnung machen.

Ehe ich ihnen aber die erſte Welt-Ordnung erkläre, ſo belieben ſie zu bemercken, daß wir alle jenem Athenienſiſchen Narren ähnlich ſind, von dem ſie vielleicht ſchon werden gehöret haben; welcher ſich einbildete, daß alle Schiffe, die in dem Pireiſchen Hafen einlieffen, ihm eigenthümlich zugehöreten. Unſere Thorheit verleitet uns zu glauben, daß die gantze Natur, ohne Ausnahme, zu unſerm Gebrauch und Nutzen beſtimmet ſey; und wenn man unſre Philoſophen fraget: wozu dienet doch die wunderwürdige Anzahl der Firſterne, davon ein kleiner Theil eben das verrichten würde, was alle insgeſamt verrichten? ſo werden ſie ihnen gantz ernſthafftig antworten: dieſelbigen dienten bloß ihre Augen zu beluſtigen (l). Setzet man dieſes zum Grunde, ſo konnte es nicht fehlen, es muſte die Erde gantz ruhig im Mittelpuncte der gantzen Welt ſtehen, da indeſſen die himmliſchen Corper, die bloß ihrenthalben erſchaffen waren, die Bemühung hatten, um ſie herum zu lauffen und ſie zu erleuchten. Man ſetzte derowegen über die Erde den Mond, u. über den Mond ſtellte man den Mercur, hernach die Venus, die Sonne, den Mars, den Jupiter und Saturnus.

(l) Was wäre lächerlicher, als wenn ſich eine Familie von Käſe-Maden, die man kaum ſehen kan, einbildete, daß nicht nur der Käſe, auf deſſen Oberfläche ſie wühlet, ihrenthalben gebacken, ſondern auch die gantze Königliche Tafel, auf welche ſie ohngefehr getragen wird, das prächtige Zimmer, das koſtbare Schloß, alle umliegende Gärten und Luſt-Häuſer, ja die entlegenſten Dörfer, Aecker, Wälder, Wieſen und Städte, ſo ſie niemals ſiehet, von welchen ſie nichts erfähret, vielweniger genieſſet: daß, ſage ich dieſes alles ihrenthalben gemacht ſey? Wir Menſchen ſind noch weniger, im Abſehen auf dieſes unermäßliche Welt-Gebäude, zu rechnen; als im obigen Falle die Maden.



Gantz oben war der Himel der Fix-Sterne.(m) Die Erde befand ſich gerade im Mittelpuncte aller der

---

(m) Ich hoffe daß die beygeſetzte Figur der Einbildungs-Krafft meiner unſtudirten Leſer zu ſtatten kommen wird. Die Gelehrten wiſſen dieſes vorlängſt: aber in einem ſolchen Buche als dieſes, muſte man auch auf die Ungelehrten ſehen.

Circkel, welche dieſe Planeten durch ihren Umlauf abzeichneten, und deſto gröſſer waren, je weiter ſie von der Erden ſtunden: Folglich muſten die Planeten, die mehr entfernet waren, mehr Zeit haben, ihren Umlauf zuverrichten, als die nähern, welches auch in der That wahr iſt. Aber ich weiß nicht, unterbrach die Marggräfin meine Rede, warum ſie dieſe Welt-Ordnung nicht zu billigen ſcheinen? Sie kommt mir ſehr hübſch und verſtändlich vor, und ich erkläre mich meines Orts, daß ich ſehr wohl damit zufrieden bin. Ich kan mich rühmen, verſetzte ich, daß ich ihnen diß gantze Syſtema ſehr vortheilhafft vorgeſtellet habe. Sollte ich ihnen daſſelbe ſo vorſtellen, wie es von ſeinem Urheber **Ptolemäus**, oder von denen, die nach ihm daran gearbeitet haben, entworffen worden: ſo würde es ſie in eine ſchreckliche Beſtürtzung ſetzen. Wie die Bewegungen der Planeten nicht ſo gleichförmig ſind, daß ſie nicht bald geſchwinder, bald langſamer lauffen, bisweilen weiter, bisweilen näher bey der Erde ſeyn ſollten; So hatten die Alten, ich weiß nicht wie viel Kreiſe erdichtet, die ſich verſchiedentlich einander durchſchnitten, wodurch ſie allen dieſen ungereimten Dingen abzuhelffen dachten. Die Verwirrung ſolcher Kreiſe war ſo groß, daß damals, als man noch nichts beſſers wuſte, ein König in Caſtilien, der ein groſſer Mathematicus, aber allem Anſehen nach, nicht gar zu gottfürchtig war, geſagt hat: Er hätte GOtt dem HErrn manchen guten Anſchlag geben wollen, wenn er bey der Schöpffung wäre zu Rathe gezogen worden.

den. Der Einfall iſt gar zu gottloß: aber das iſt doch lächerlich genung, daß dieſe Welt-Ordnung damals Gelegenheit zur Sünde gegeben, weil ſie gar zu verwirret war. Die guten Anſchläge, die dieſer König geben wollte, betrafen ohne Zweifel die Abſchaffung aller dieſer Kreiſe, womit man die himmliſchen Bewegungen überhäuffet hatte. Vermuthlich betrafen ſie auch die Wegräumung zweyer oder dreyer überflüßigen Himmel, welche man über alle Fixſterne geſetzet hatte.

Wenn dieſe Philoſophen eine gewiſſe Bewegung der himmliſchen Cörper erklären wollten, ſo machten ſie über den letzten Himmel den wir ſehen, noch einen andern Cryſtallenen Himmel (n), der dieſe Bewegung den untern Himmeln mittheilen ſollte. Waren ſie noch einer andern Bewegung benöthigt? Gleich war wieder ein anderer Cryſtall-Himmel da. Kurtz, ſie konnten dieſe Cryſtall-Himmel umſonſt haben.

Aber warum machte man ſie denn nur von Cryſtall? fragte die Marggräfin: wären ſie von einer andern Materie nicht eben ſo gut geworden? Nein, antwortete ich, das Licht muſte durchſcheinen können; und ſie muſten doch um anderer Urſachen halber feſt ſeyn. Das war gantz nothwendig. Denn Ariſtoteles hatte gefunden, daß die Feſtigkeit mit der Fürtrefflichkeit ihrer Natur genau verknüpft wäre;

(n) Dieſen bedeutet in der Figur der letzte Kreis, der die vielen kleinen Sterne umgiebet.

und weil er es geſagt hatte, ſo durfte niemand daran zweifeln. Allein man hat offt Cometen geſehen, die weit höher geſtanden haben, als man vor Zeiten geglaubet, welche alſo alle dieſen himmliſchen Cryſtall, dadurch ſie laufen muſten, zermalmet und die gantze Welt zerſchmettert hätten: Darum hat man ſich nach der Zeit entſchlüſſen müſſen, den Himmel von einer ſo flüſſigen Materie, als die Luft iſt, zu machen. Endlich iſt es auch durch die Obſervationen der letzten Jahrhunderte auſſer Zweifel geſetzet worden, daß **Venus** und **Mercurius** um die Sonne und nicht um die Erde laufen, ſo, daß die alte Weltordnung in dieſem Stücke nicht mehr vertheydiget werden kan.

Ich will ihnen derowegen ein ander Syſtema vorſtellen, welches uns überall ein Gnügen thut, und den Caſtilianiſchen König ſeiner klugen Anſchläge überheben würde: Denn es iſt von einer ſo lieblichen Einfalt, daß man es bloß deswegen allen andern vorziehen ſollte. Es ſcheinet, unterbrach die Marggräfin, daß ihre Philoſophie eine Art von Kauffmannſchafft iſt, wo diejenigen, welche ſich erbieten, die Dinge wohlfeiler zu geben, allezeit vorgezogen werden. Es iſt wahr, erwiederte ich; dieſes iſt eben der rechte Weg, denjenigen Entwurf zu ergründen, nach welchem die Natur ihre Wercke gemachet hat. Sie iſt überaus ſparſam: Denn kan ſie ein Ding auf eine ſolche Art ausrichten, die ihr etwas weniger koſtet, wenn es gleich faſt gar nichts austrüge; ſo ſeyn ſie verſichert, daß ſie es nicht anders als ſo machen wird (o) Nichts deſtoweniger ſtimmet dieſe Sparſamkeit mit einer wunderwürdigen Pracht zuſammen, welche aus allen ihren Wercken hervorleuchtet. Das macht, die Herrlichkeit iſt in dem vorhabenden Wercke: die Sparſamkeit aber in der Ausführung zu ſehen. Nichts iſt ſchöner als ein groſſes Vorhaben, welches man mit wenigen Koſten ausführet. Wir Menſchen müſſen offtmals das alles in unſerm Kopfe umkehren. Wir ſetzen die Sparſamkeit in das Werck, ſo die Natur hervor bringen wollen; die Pracht aber in die Art der Ausführung. Wir eignen ihr ein kleines Vorhaben zu, welches ſie mit zehnmal gröſſern Unkoſten ins Werck richtet, als nöthig wäre. Das iſt aber gantz und gar lächerlich.

Es wäre mir lieb, ſagte ſie, wenn das Syſtema, wovon ſie mir ſagen wollen, der Natur genau folgen möchte: Denn dieſe groſſe Sparſamkeit wird meiner Einbildungskrafft, zu ſtatten kommen, als die dabey ſo viel Mühe nicht haben wird, ihre Erklärungen zu begreiffen (p). Hier finden ſie keine unnützen Verwirrungen mehr; erwiederte ich.

(o) Die Unkoſten der Natur in Erbauung des Welt Gebäudes, ſind die Materie, die Bewegung, der Raum und die Zeit: dieſe ſpart ſie, ſoviel möglich iſt. Wo ſie mit weniger Materie was ausrichten kan, da wird ſie nicht einen Uberfluß anwenden. Wo etwas in einem kleinen Plane Raum hat, dem wird ſie keinen groſſen einräumen. Wo etwas in kurtzer Zeit geſchehen kan, da wird ſie nicht gantze Jahrhunderte verflieſſen laſſen. Dieſe Gedancken hat Herr Baron von Leibnitz an einem gewiſſen Orte ſeiner Schrifften.

(p) Das Natürliche und Wahrhafftige iſt allezeit leichter zu ver-

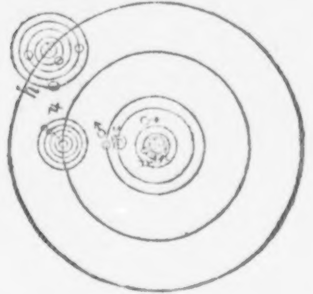
Bilden ſie ſich einen gelehrten Teutſchen ein, mit Nahmen **Copernicus** (*), der alle dieſe verſchiedene Kreiſe und feſten Himmel der alten niederreißet. Jene vernichtet er, und dieſe ſchlägt er in Stücken. Es erfüllet ihn ein edler Aſtronomiſcher Eifer: er ergreiffet die Erde, er führet ſie ſehr weit von dem Mittelpuncte der Welt weg, wohin ſie ſich geſtellet hatte, und in dieſen Mittelpunct ſetzet er die Sonne, die dieſer Ehre auch viel würdiger war. Die Planeten laufen nun nicht mehr um die Erde, und ſchlieſſen ſie alſo nicht mehr in den Kreis ein, den ſie durch ihren Lauff abzeichnen. Wenn ſie uns erleuchten, ſo kommts einiger maßen von ohngefehr; nemlich, weil ſie uns auf ihrem Wege begegnen. Alles läufft itzo um die Sonne; die Erde ſelbſt läufft herum. Ja, um dieſelbe der langen Ruhe halber, ſo ſie bisher genoſſen, zu ſtrafen, ſo beſchweret ſie **Copernicus**, ſo viel ihm müglich iſt, mit allen den Bewegungen, die er andern himmliſchen Cörpern giebet. Kurtz, von dem gantzen himmliſchen Gefolge, von welchen dieſe kleine Kugel ſich vorhin begleiten ließ,

---

ſtehen, als das gekünſtelte und gezwungene, wenn es nur auch auf eine natürliche und ungezwungene Art vorgetragen wird. Das iſt nicht die beſte Philoſophie, die am ſchwerſten zu verſtehen iſt.

(*) Nicolaus Copernicus war ein Thumherr in dem Dom-Capittel zu Frauenburg in Preuſſen, 9 Meilen von Königsberg, wo noch itzo auf dem Thurme ſein Obſervatorium zu ſehen iſt. Er lebte um die Zeiten, da Lutherus die Kirche zu reinigen anfing, und es iſt gewiß, daß dieſer groſſe Mann zur Verbeſſerung der Weltweisheit den erſten Grundſtein geleget.

iſt ihr nur der einzige Mond übrig geblieben, der noch itzo um ſie herum läufft.



Warten ſie doch ein wenig, ſagte die Marggräfin, es übereilete ſie ein entzückender Trieb, welcher verurſachete, daß ſie die Sache ſehr prächtig vorſtelleten, ſo, daß ich nicht weiß, ob ich ſie recht verſtanden habe. Die Sonne ſteht im Mittelpuncte der Welt, und iſt gantz unbeweglich; was folgt hernach? Mercur, antwortete ich; er läufft dergeſtalt um die Sonne, daß ſie bey nahe der Mittelpunct ſeines Kreislaufes iſt. Uber dieſem kommt Venus, welche gleichfalls um die Sonne läuft. Sodann komt die Erde, welche einen gröſſern Kreis hat, als dieſe beyden Planeten; weil ſie nemlich noch höher ſteht als Venus und Mercur. Endlich folgen Mars, Jupiter und Saturnus, in eben der Ordnung, als ich ſie ihnen nenne, und ſie ſehen ſelbſt wohl, daß Saturnus den gröſſeſten Kreis unter allen haben muß. Wie er denn auch mehr Zeit zu ſeinem Umlauffe bedarf als alle übrige. Wo bleibt denn der Mond? fiel ſie mir ins Wort; Sie haben ihn gar vergeſſen. Ich will ihn ſchon wieder finden, erwiederte ich. Der Mond läuft um die Erde, und verläßt ſie niemals; wie aber dieſelbe in ihrem Kreiſe um die Sonne allezeit fortrücket, ſo folgt ihr der Mond nach, indem er ſich allezeit um ſie herum drehet; Wenn alſo derſelbe um die Sonne läuft, ſo geſchieht es nur deswegen, damit er die Erde nicht verlaſſen dürffe.

Ich verſtehe ſie, war ihre Antwort, und freue mich, daß der Mond uns doch noch übrig geblieben iſt, da alle andre Planeten uns verlaſſen haben. Geſtehen ſie mir nur, daß ihr Teutſcher uns auch denſelben gerne würde abwendig gemacht haben, wenn er nur gekonnt hätte. Denn ich ſehe aus ſeinem gantzen Verfahren, daß er gegen die Erde ſehr übel geſinnet geweſen. Ich weiß es ihm nicht genung zu verdancken; ſagte ich, daß er den Stoltz der Menſchen gedämpffet hat, welche ſich an die beſte Stelle der gantzen Welt geſetzet hatten, und ergötze mich, da ich itzo die Erde unter dem Hauffen der Planeten erblicke. Gut! antwortete ſie, glauben ſie denn, daß der Stoltz der Menſchen ſich auch bis in die Aſtronomie erſtrecke? Meynen ſie, daß ſie mich gedemüthiget haben, indem ſie mich belehret, daß die Erde um die Sonne laufe? Ich ſchwere es ihnen zu, daß ich noch eben ſo viel von mir mache, als vorhin. Mein GOtt! Madame, erwiederte ich, ich weiß wohl, daß man über den Rang, den man in der ganzen Welt hat, lange nicht ſo eiferſüchtig ſeyn wird, als über denjenigen, den man in einem Zimmer behauptet. Und der Vorzug zweyer Planeten wird niemals eine ſo wichtige Angelegenheit ſeyn, als der Rang zweyer Geſandten. Indeſſen iſt es gewiß, daß eben diejenige Neigung, die uns begierig macht, den erſten Platz in einer Verſammlung zu haben, einen Philoſophen verleitet, ſich in der Welt an die beſte Stelle zu ſetzen, wenn er nur kan. Er ergetzet ſich, daß alles ſeinenthalben gemacht iſt. Er ſetzet dieſen kützelnden Satz zum voraus, vielleicht ohne daß er es ſelbſt gewahr wird, und ſein Hertz nimmt Theil an einer Sache, die doch bloß den Verſtand angehet. Die Wahrheit zu ſagen, verſetzte ſie, daß iſt eine große Läſterung, die ſie wieder das gantze menſchliche Geſchlecht erſonnen haben. Man hätte das **Copernicaniſche Syſtema** nicht annehmen ſollen, weil es uns ſo ſehr erniedriget. Noch mehr, erwiederte ich, **Copernicus** ſelbſt zweifelte ſehr, ob ſeine Meinung Beyfall finden würde. Er wollte ſehr lange nicht damit hervor rücken. Endlich entſchloß er ſich auf Verlangen anſehnlicher Leute dazu; Aber denſelben Tag, als man ihm das erſte gedruckte Exemplar ſeines Buches brachte, wiſſen ſie wohl was er that? Er ſtarb. Er wollte nicht alle die Wiederſprüche erdulden, die er ſchon vorher ſahe: darum ſchaffte er ſich die Sache vom Halſe.

Hören ſie mir, ſagte die Marggräfin, man muß jedem ſein Recht wiederfahren laſſen. Es iſt wahr, daß es ſchwer iſt ſich einzubilden, man laufe um die Sonne; denn man verändert ja ſeinen Ort nicht. Man iſt ja des Morgens auf derſelben Stelle, wo man ſich des Abends niedergelegt hat. Mich dünckt ich ſehe ſchon, daß ſie mir ſagen werden, daß wie die gantze Erde herum läuft, alſo . . . verſichert, fiel ich ihr in die Rede, es iſt eben ſo, als wenn ſie in einem Schiffe ſchlieſen, welches auf einem Strome läuft. Da finden ſie ſich, wenn ſie erwachen, im Abſehen auf alle Theile des Schiffes, auf derſelben Stelle und in eben der Lage. Ja, ſagte ſie, aber das iſt der Unterſcheid, ich würde des Morgens doch ein gantz anderes Ufer finden, und das würde mir wohl zeigen, daß mein Schiff ſeinen Ort verändert hätte. Mit der Erde iſt es gantz anders, ich finde alles, ſo wie ich es gelaſſen habe. Durchaus nicht, Madame, erwiederte ich, durchaus nicht; das Ufer iſt auch verändert. Sie wiſſen wohl, daß auſſer allen Planeten Kreiſen die Fixſterne ſtehen: da haben ſie unſer Ufer! Ich bin auf der Erde, und dieſelbe machet einen groſſen Kreis um die Sonne. Ich ſehe nach dem Mittelpuncte dieſes Kreiſes, und erblicke daſelbſt die Sonne. Wenn dieſelbe durch ihren Glantz nicht die Sterne verdunckeln möchte, ſo würde ich in gerader Linie neben ihr vorbey ſehen, und jenſeit derſelben nothwendig einige Firſterne wahrnehmen: Nun läſt ſich dieſes zwar bey Tage nicht thun, aber ich ſehe es des Nachts gar leicht, bey welchen Sternen ſie des Tages geſtanden haben muß, und das iſt eben ſo viel, als wenn jenes wäre. Wenn nun die Erde den Platz in ihrem Kreiſe nicht veränderte, ſo würde ich die Sonne allezeit bey denſelben Firſternen antreffen: Aber ſo bald ſie ihren Platz ändert, ſo muß ich gantz andre Sterne neben der Sonnen ſehen. Das iſt das Ufer, welches ſich täglich ändert, und wie die Erde ihren Kreis jährlich um die Sonne vollendet, ſo, ſehe ich, daß die Sonne nach und nach bey verſchiedenen Firſternen iſt, welche zuſammen einen Circkel ausmachen. Dieſer Circkel heiſſet der Thierkreis. Wollen ſie, daß ich hier im Sande einen Abriß machen ſoll? Nein, antwortete ſie, ich will mich ſchon ohne denſelben behelfen: hernach ſo würde dieſes auch meinem Garten ein gar zu gelehrtes Anſehen geben, welches ich nicht haben will. Habe ich nicht gehört, daß ein Philoſoph, der durch Schiffbruch in eine unbekannte Inſul geworfen ward, und am Ufer einige Linien und Circkel gezogen fand, denen, die mit ihm waren, zugerufen habe: **Getroſt ihr Cameraden! Die Inſel iſt bewohnt, ſeht da die Fußtapfen der Menſchen!** Sie verſtehen es ſchon, daß es ſich vor mich nicht ſchicket, ſolche Fußtapfen zu machen, und daß man dergleichen hier nicht antreffen müſſe.

In der That, verſetzte ich, es wäre beſſer, daß man hier nichts als verliebte Fußtapfen ſähe, das iſt, ihren Nahmen, durch ihre Anbeter in die Rinden der Bäume gegraben. Ich bitte ſie ſehr, erwiederte ſie, laſſen ſie die Anbeter beyſeite, und laßt uns von der Sonne reden. Ich begreiffe es gantz wohl, wie wir uns einbilden können, ſie beſchreibe den Circkel am Himmel, den wir doch ſelbſt beſchreiben. Aber dieſer Umlauf kömmt ja allererſt in einem Jahre zum Ende. Wie geht es aber mit dem Kreiſe zu, den die Sonne täglich über unſern Häuptern macht? haben ſie wohl bemercket, gab ich zur Antwort, daß eine Kugel, die in dieſem Spaziergange laufen möchte, zweyerley Bewegungen haben würde? Sie würde nach dem Ende des Ganges laufen, und zu gleicher Zeit würde ſie ſich vielmals um ſich ſelbſt drehen, ſo, daß das Unterſte oben, und das Oberſte unten kommen würde. Die Erde macht es eben ſo, indem ſie in ihrem jährlichen Kreiſe um die Sonne fortrücket, drehet ſie ſich innerhalb 24 Stunden um ſich ſelbſt herum. Alſo muß ein ieder Theil derſelben in 24 Stunden die Sonne verlieren und wieder bekommen, und wenn man ſich im Umdrehen nach der Seite kehret, wo die Sonne iſt, ſo ſcheints als wenn dieſelbe aufgienge; entfernet man ſich aber davon, indem man den Lauf fortſetzet, ſo ſcheint es, als wenn ſie ſich zum Untergange nahete. Das iſt was artiges, ſagte ſie, die Erde nimmt alles über ſich, und die Sonne thut nichts. Ey wenn der Mond und die andern Planeten nebſt den Firſternen ihren Weg in 24 Stunden um die Erde zu nehmen ſcheinen, das wird ebenfalls eine bloße Einbildung ſeyn? Eine pur lautere Einbildung verſetzte ich, welche aus eben der Urſache entſtehet. Die Planeten durchlaufen nur ihre Kreiſe um die Sonne, in ungleichen Zeiten, nachdem ſie nahe, oder weit ſtehen, und denjenigen den wir heute gegen einen gewiſſen Puncte des Thierkreiſes oder der Fixſterne ſtehen ſehen, den ſehen wir morgen, zu eben der Stunde, gegen einem andern Puncte ſtehen, ſowohl weil er in ſeinem Kreiſe weiter gekommen iſt, als weil wir ſelbſt in dem unſrigen fortgerücket ſind. Wir laufen, und die andern Planeten laufen auch, aber entweder geſchwinder, oder langſamer als wir; daher kommen wir, im Abſehen auf ſie, in verſchiedene Geſichtspuncte zu ſtehen, und es geſchieht, daß wir in ihrem Laufe gewiſſe Unordnungen wahrnehmen, davon ich ihnen nichts ſagen darf (q). Genung, daß ſie wiſſen, daß alle Unordnung, die bey den Planeten vorkommt, blos daher kommt, weil wir ihnen in unſrer Bewegung auf mancherley Weiſe begegnen, und daß ſie im Grunde gantz ordentlich laufen.

(q) Es ſcheinet nemlich, wenn man den Lauf der Planeten etliche Tage, Wochen und Monate nach einander beobachtet, daß ſie bald geſchwinde, bald langſam in ihren Kreiſen fortgehen; bald ſtille ſtehen, bald gar von Morgen gegen Abend zurücke laufen. Dieſes zu erklären, hatten die Anhänger des **Ptolomäus** ſehr viele Circkel erdacht, davon die Kleinern ihren Mittelpunct in dem Umkreiſe des gröſſern, um die Erde bewegten; in ihrem Umfange aber den Planeten ſelbſt trugen; und ihm alſo eine ſehr wunderliche Bewegung verurſachten. **Ricciolus** hat ſie nebſt vielen andern, in ſeinem Almageſt in Figuren vorgeſtellet. Wenn man nun bedencket, daß nach der alten Meynung der Himmel aus feſtem Cryſtalle beſtund, ſo muß man ſich einbilden, daß durch dieſelben ſolche krummgewundene Schlangen-Gänge gebohret ſeyn müſſen, darinnen die Kugeln der Planeten durch ein immerwährendes Wunderwerck herumgekrochen, oder von gewiſſen Geiſtern getrieben worden. In dem Copernicaniſchen Weltgebäude hat man dieſe Weitläuftigkeiten nicht nöthig.

Ich will ihnen das zugeben, ſprach die Marggräfin, aber ich wollte wünſchen, daß ihre Richtigkeit, der Erde nicht ſo hoch zu ſtehen käme. Man hat ſie gar nicht geſchonet, und eine ſehr große Behendigkeit von ihr gefordert, da ſie doch ein ſo großer und ſchwerer Cörper iſt. Aber wollten ſie wohl lieber, erwiederte ich, daß die Sonne und alle andre Sterne, welches ſehr ungeheure Cörper ſind, in 24 Stunden um die Erde einen unermeßlichen Kreis machen ſollten? Wollten ſie wohl, daß die Fixſterne, die in dem gröſſeſten Kreiſe ſind, in einem Tage mehr als fünf Billionen, fünf hundert und zwey und dreyßig tauſend Millionen Meylen durchſtrei-

---

Alle dieſe Unordnung im Laufe der Planeten, entſtehet von dem Umlaufe der Erden um die Sonne. Sie läuft von Abend gegen Morgen; die andern Planeten auch. Sie läuft aber mit ihnen nicht gleich geſchwinde; ſondern langſamer als die innerſten, und ſchneller als die äußerſten. Man nehme in der letztern Figur den Jupiter; man begreift, daß er in zwey Monaten auf ſeinem Circkel nicht weit fortkommen kan, weil er zwölf Jahre nöthig hat, einmal gantz herum zu kommen. Die Erde hergegen kommt in zwey Monaten viel weiter herum, nemlich ſie legt den ſechſten Theil ihres Kreiſes zurücke. Weil ihr nun der Jupiter nicht folgen kan, ſo ſcheint es, als wenn derſelbe rückwercks liefe, hernach ein wenig ſtille ſtünde, und wenn ſie weiter unten herum kommt, ſo ſcheinet es, als wenn er deſto geſchwinder vorwerts zu laufen anfienge. Auf ſolche Weiſe kan man es ſich auch von den innern Planeten vorſtellen.

chen ſollten. Denn dieſes alles muß nothwendig geſchehen, wenn ſich die Erde nicht in 24 Stunden um ſich ſelbſt drehet. In Wahrheit es iſt viel vernünfftiger, daß ſie dieſen Umlauf verrichte, der aufs höchſte nur 9000 Meilen machet. (r) Sie ſehen ja wohl, daß neuntauſend Meilen, im Abſehen auf jene erſchreckliche Zahl, nur eine Kleinigkeit ſind.

(r) Dieſes ſind franzöſiſche Meilen. Die gemeinen Meilen in Franckreich halten 2400 geometriſche Schritte; Eine gemeine Teutſche hingegen, hält 5000 geometriſche Schritte: folglich würde die obige Zahl in teutſchen Meilen 2635360000000 d. i. zwey Billionen, ſechshundert und fünf und dreyßig tauſend, dreyhundert und ſechzig Millionen, ausmachen. Es müſte alſo ein Stern der über dem Aequator ſtehet, in einer Stunde 109806666666 d. i. hundert und neuntauſend acht hundert und ſechs Millionen, ſechs hundert und ſechs und ſechzig tauſend, ſechs hundert und ſechs und ſechzig Meilen; in einer Minute 1830111111, das iſt, tauſend achthundert und dreyßig Millionen, einhundert und eilf tauſend, einhundert und eilf Meilen; endlich in einem Pulsſchlage oder einer Secunde 30501851, das iſt dreyßig Millionen, fünfhundert und eintauſend, achthundert und ein und funfzig Meilen laufen. Wer kan ſich eine ſolche ſchnelle und unbegreifliche Bewegung dieſer groſſen Himmelscörper vorſtellen? Die Erde darf auf ihrem Kreiſe, nach der Rechnung unſers Herrn Fontenelle in 24 Stunden nur neuntauſend Franzöſiſche, das iſt, viertauſend dreyhundert und zwanzig teutſche Meilen, zurücke legen: welches auf eine Stunde nicht mehr, als hundert und achtzig; auf eine Minute, nur drey, und auf einen Pulsſchlag nur den zwanzigſten Theil von einer teutſchen Meile beträget. Ich weiß, daß dieſe Bewegung manchem noch groß vorkommen wird: allein ſie iſt gegen die erſtere wie nichts zu rechnen; und doch kan durch dieſelbe alle die unbegreifliche Geſchwindigkeit des gantzen Firmamentes erſparet werden. Erinnert man ſich nun deſſen, was oben von der Sparſamkeit der Natur auch im Abſehen auf die Bewegung, als die eine Gattung ihrer Unkoſten iſt, bemercket worden; ſo iſt kein Zweifel mehr übrig, daß ſie nicht das Copernicaniſche Syſtema dem Ptolomeiſchen unendlich weit ſollte vorgezogen haben.

O! erwiederte die Marggräfin, die Sonne und die Sterne ſind gantz feuriger Natur: die Bewegung kommt ihnen nicht ſchwer an; aber die Erde ſcheinet nicht ſo leicht von der Stelle zu bringen zu ſeyn. Würden ſie wohl glauben, gab ich zur Antwort, daß ein großes Schiff mit hundert und funfzig Canonen beſetzet, und mit 3000 Mann Soldaten, nebſt einer Menge Kaufmannswaaren beladen, leicht von der Stelle zu bringen ſey, wenn ſie es nicht aus der Erfahrung hätten? Indeſſen iſt nur ein kleines Lüfftlein nöthig, daſſelbe auf dem Waſſer fortzubringen. Denn das Waſſer iſt flüßig, läſſet ſich leicht zertheilen, und wiederſteht alſo der Bewegung des Schiffes ſehr wenig. Oder wenn das Schiff mitten auf einem Strome iſt, ſo wird es ohn alle Mühe dem ablaufenden Waſſer folgen, weil es durch nichts zurücke gehalten wird. Gleichergeſtalt kan auch die Erde, ſo groß und ſchwer ſie iſt, mitten in der Himmelluft leicht getragen werden: angeſehen dieſelbe weit dünner und flüßiger iſt, als das Waſſer, und den gantzen Raum erfüllet, darinnen die Planeten ſchwimmen. Und wo ſollte wohl die Erde angeklammert werden, um der Bewegung dieſer himmliſchen Materie wiederſtehen zu können, und ſich nicht von derſelben wegtragen zu laſſen. Es iſt eben ſo, als wenn eine kleine hölzerne Kugel dem Strome eines Fluſſes, darauf ſie ſchwimmet, nicht folgen ſollte (s).

Allein, verſetzte ſie weiter, wie erhält ſich denn die Erde mit allem ihrem Gewichte auf dieſer Himmelluft, welche doch ziemlich leicht ſeyn muß, da ſie ſo ſehr flüßig iſt? Das folgt nicht, gab ich zur Antwort, daß das, was flüßig iſt, deswegen leichter ſeyn müſſe. Was ſagen ſie von unſerm groſſen Schiffe, welches bey aller ſeiner Schwere dennoch leichter iſt, als das Waſſer, weil es auf demſelben ſchwimmet. Ich ſage ihnen kein Wort mehr, ſprach die Marggräfin, gleichſam als im Zorne, ſo lange ſie ihr groſſes Schiff haben werden. Aber wie können ſie mich verſichern, daß ich auf einem ſo leichten Kreuſelchen, als ſie mir die Erde beſchreiben, nichts zu fürchten habe? Gut, antwortete ich, wir wollen ſie von vier Elephanten tragen laſſen, wie die Indianer thun. Seht doch da, ein neues Syſtema! rief Sie. Zum wenigſten lobe ich dieſe Leute, daß ſie vor ihre Sicherheit geſorget und einen guten Grund geleget haben, anſtatt, daß wir Copernicaner ſo unbedachtſam ſind, u. in dieſer himmliſchen Materie auf ein gerathe wohl, ſo hinſchwimmen wollen. Ich wette, wüſten der Indianer, daß die Erde nur im geringſten in Gefahr wäre, ſich zu bewegen, ſie würden die Zahl ihrer Elephanten unfehlbar verdoppeln.

(s) Dieſer Einwurf iſt gut, das Tychoniſche Weltgebäude umzuſtoſſen. Nach demſelben ſollen zwar alle übrige Planeten, welche unter und über der Erden ſtehen, um die Sonne gedrehet werden; nur das einzige Erdenkügelein, ſoll mitten in dieſem Strome der Himmelluft, der die gewaltigen Kugeln des Jupiters und Saturnus mit ſich reiſſet, ganz unbeweglich ſtille ſtehen, und gleichſam vor Ancker liegen. Natürlicher Weiſe wäre dieſes nicht möglich: GOtt müſte es durch ein unaufhörliches Wunder bewerckſtelligen. Herr Fontenelle wird der Marggräfin auch von dieſer Tychoniſchen Weltordnung bald Nachricht geben.

Das möchte ſchon der Mühe werth ſeyn, erwiederte ich mit Lächeln; um ſicher ſchlafen zu können, muß man die Elephanten nicht ſparen, und dafern ſie dieſe Macht etliche nöthig haben; ſo wollen wir in unſer Syſtema ſo viele ſetzen als ihnen belieben wird, hernach wollen wir ſie allmählich wieder abſchaffen, wenn ſie nemlich nach und nach werden hertzhaffter geworden ſeyn. Im Ernſte, verſetzte ſie, ich glaube, daß ich derſelben voritzo nicht benöthiget bin, und habe Hertz genug, mich um die Sonne drehen zu laſſen. Sie werden es noch weiter bringen, erwiederte ich, ſie werden mit Vergnügen dieſen Umlauf thun, und ſich über dieſes Syſtema, die annehmlichſten Vorſtellungen machen. Zum Exempel, bisweilen ſtelle ich mir vor, daß ich in die Luft erhaben bin, und gantz unbeweglich hangen bleibe; da ſich indeſſen die Erdkugel unter mir in 24 Stunden umdrehet. Ich ſehe vor meinen Augen alle die verſchiedenen Geſichter vorbey ſtreichen, weiſſe, ſchwartze, ſchwärtzliche, Olivenfarbene. Erſt ſehe ich Hüte, hernach Türckiſche Binden, ſo dann Kraußeköpfe, endlich abgeſchorne Hirnſchalen. Bald Städte mit Glockenthürmen, bald Städte mit langen Spitzen, darauf halbe Monden ſtehen, bald Städte mit Porcellanthürmen; bald groſſe Länder, darinnen nur kleine Hütten ſind;

hier weite Meere, dort ſchreckliche Wüſteneyen. Mit einem Worte, alle dieſe unendliche Mannigfaltigkeit die auf der Oberfläche der Erden iſt.

Warhafftig, ſagte ſie, es wäre ſchon wehrt, daß man ſich 24 Stunden Zeit nähme, das alles zu ſehen. So kommen dann an demſelben Orte, wo wir ſind, aber ich meyne in der Lufft, und nicht in dem Garten, allezeit andre Völcker unſre Stelle zu bekleiden, und in 24 Stunden kommen wir wieder zurücke? Copernicus ſelbſt, antwortete ich ihr, könnte dieſes nicht beſſer verſtehen, als ſie, Madame. Itzo gehen vielleicht Engelländer durch, die von einem gewißen politiſchen Vorhaben mit geringerer Beluſtigung rathſchlagen, als wir von unſrer Philoſophie reden: alſofort kommt ein groſſes Meer, und da wird ſich an ihrer Stelle ein Schiff finden, welches lange nicht ſo vergnügt seyn wird, als wir: Hernach werden die Iroqueſen erſcheinen, welche etwa einen Kriegsgefangenen lebendig verzehren, der ſich ſo dabey anſtellet, als wenn er es nicht achtete; Die Weiber aus Jeſſo, die alle ihre Zeit damit zubringen, daß ſie ihren Männern das Abendmahl anrichten, und ihre Lippen und Augenbraunen blau färben; um den nichtswürdigſten Leuten von der Welt zu gefallen. Tartarn, welche mit groſſer Andacht nach ihrem Hohenprieſter wallfahrten, der niemals aus einem dunckeln Orte heraus kömmt, der nur mit Lampen erleuchtet wird, bey deren Glantze man ihn anbetet: Schöne Circaßerinnen, die nicht viel Weſens machen, dem erſten dem beſten alles zu erlauben, auſſer was ſie ihren Männern allein ſchuldig zu ſeyn glauben: kleine Tartarn, welche vor die Türcken und Perſianer Weiber rauben: Endlich wir ſelbſt, die wir vielleicht noch von unſern Phantaſien ſchwatzen würden.

Es iſt recht luſtig, ſprach die Marggräfin, ſich alles dis einzubilden; Allein, wenn ich dieſes von oben anſehen möchte, ſo wollte ich mir auch die Freyheit wünſchen, die Bewegung der Erden entweder zu beſchleunigen oder aufzuhalten, nachdem mir die Sachen entweder mehr oder weniger gefallen möchten; und ich verſichere ſie, daß ich diejenigen, die ſich um Staatsſachen bekümmern, oder ihre Feinde auffreſſen, geſchwinde genug vorbey drehen wollte: Es giebt andre, nach welchen ich weit neugieriger ſeyn würde. Zum Exempel nach den Circaßiſchen Schönen, die eine ſo beſondre Gewohnheit haben. Aber es fällt mir eine ernſthafftere Schwierigkeit ein: Wenn die Erde ſich umdrehet, verändern wir denn alle Augenblick die Lufft, und athmen wir allezeit in einem andern Lande? Gantz und gar nicht, Madame, verſetzte ich. Die Lufft, ſo die Erde umgiebt, erſtrecket ſich nur bis zu einer gewiſſen Höhe, vielleicht 20 franzöſiſche Meilen hoch (t). Sie folget uns allezeit nach und drehet ſich mit herum (u). Sie haben wohl bisweilen das Geſpinſte eines Seiden-Wurms geſehen, oder den kleinen Ball den dieſes Thier mit ſolcher Kunſt ver-

---

(t) Der Herr Fontenelle ſetzet die Höhe der Lufft ziemlich groß. Andre Naturkündiger halten ſie eine, oder höchſtens anderthalb teutſche Meilen hoch. Soviel iſt gewiß, daß ſie auf den ſehr hohen Bergen, die doch keine völlige Meile hoch ſind, ſchon ſo zart und dünne wird, daß man nicht mehr Athem holen kan, ſondern ſich einen feuchten Schwamm vor die Naſe halten muß, wenn man nicht erſticken will. Wie ſie ſich aber allmählich verdünnert, je höher ſie kommt; ſo kan man nicht

---

eigentlich ſagen, wo ſie gantz und gar aufhöret. Sie iſt auch nicht allezeit gleich hoch. Z. e. in den Ländern, wo es Sommer iſt, erſtrecket ſie ſich weit höher, als da wo es Winter iſt. Die Sonnenwärme machet ſie ſehr dünne, darum breitet ſie ſich davon ſehr aus, und nimmt einen weit gröſſern Platz ein, als wenn ſie kalt iſt. Eben ſo muß ſie des Nachts allezeit niedriger ſeyn, als bey Tage.

(u) Aus dieſem Grunde laſſen ſich etliche andre Einwürffe beantworten, die ſonſt wieder die Umdrehung der Erden vorgebracht werden. Man ſagt nemlich, ein Stein, der von einem Thurne herabgeworfen wird, würde nicht an dem Fuſſe deſſelben, auf die Erden ſincken, ſondern weit gegen Abend zurücke fallen: indem ſich nemlich der Thurn mit der Erde eine gute Ecke gegen Morgen fortgemachet haben würde: indeſſen daß der Stein im Fallen begriffen geweſen. Gleichergeſtalt, ſagen ſie, würde ein Schütze, der gegen Mittag nach dem Ziele ſchöſſe, allezeit fehl ſchieſſen. Denn ehe die Kugel an dem Ziele anlangete, würde daſſelbe ſchon etwas gegen Morgen gerücket ſeyn. Ferner wenn man ein Geſchoß gegen Abend löſen würde, ſo müſte die Kugel doppelt ſo weit fliegen, als wo geſchicht: wäre es aber gegen Sonnen-Aufgang gerichtet; ſo würde die Kugel entweder gar wenig vorwerts, oder gar rückwerts hinter dem Schützen niederfallen. u. d. m. Alle dieſe Einwürfe fallen weg, wenn man bedencket, daß die Erde nicht allein, ſondern auch die Lufft zugleich von Abend gegen Morgen umgedrehet wird. Daher kommt es, daß auch die in der Lufft ſchwebenden Cörper dieſe allgemeine Bewegung behalten, und doch ihrer beſondern Richtung nach, Oſt und Weſtwerts, nach Suden oder Norden gehen können. Man kan dieſes auch auf eine andre Art wiederlegen. Wenn ein Schiff mit vollem Winde ſeegelt, und man wirfft vom Maſtbaume einen Stein herunter, ſo ſollte man wohl dencken, derſelbe würde nicht ins Schiff, ſondern weit hinter dem Schiffe ins Waſſer fallen; und doch fällt er gantz dicht an dem Maſtbaume herunter. Wenn fertiget, um ſich darinnen zu verſchließen. Dieſer iſt von ſehr dichter Seide, aber mit einer ſehr leichten und lockern Flockſeide umgeben. So iſt auch die Erde, die an ſich feſt gnug iſt, von ihrer Oberfläche an, bis etwa zwanzig franzöſiſche Meilen hoch, mit einer Art von ſolcher Flockſeide umgeben, nemlich mit der Lufft; und der gantze Ball des Seidenwurms drehet ſich zugleich herum. Uber der Lufft iſt die himmliſche Materie, welche ungleich reiner, dünner und beweglicher iſt, als ſie.

Sie ſtellen mir die Erde unter ſehr verächtlichen Bildern vor, erwiederte die Marggräfin. Indeſſen werden auf dieſem Seidenballe ſo viel große Dinge gethan, ſolche Kriege geführet, und es herrſchet auf demſelben ſo viele Unruhe. Ja, gab ich zur Antwort, und in währender Zeit bekümmert ſich die Natur um alle dieſe beſondre Bewegungen nicht, ſondern trägt uns alle mit einander, in einer allgemeinen Bewegung fort, und ſpielet gleichſam mit dieſem kleinen Kügelchen.

Es kommet mir recht lächerlich vor, verſetzte ſie, auf einem Dinge zu wohnen, welches ſich umdrehet,

zwey Schiffende, der eine im Vordertheile, der andere im Hintertheile des Schiffes ſitzen, und ſich in währendem Laufe des Schiffes einen Ball zuwürfen; ſo müſte nach der Meynung unſrer Wiederſacher, dieſer Ball den im Vordertheile ſitzenden, niemals erreichen: hingegen dem im Hintertheile befindlichen weit über den Kopf ins Waſſer fliegen. Und doch geſchicht keines von beyden. Der Ball fliegt im Seegeln des Schiffes nicht anders als auf dem feſten Lande. Wie die Natur der zuſammengeſetzten Bewegungen dieſes alles ſo erfordere, iſt viel zu weitläufftig, als daß es ſich hier zeigen ließe.

und ſich doch ſo viel zu quälen: Aber das iſt ſchlimm, daß man noch nicht recht verſichert iſt, daß man ſich umdrehet; Dann damit ich ihnen nichts verhalte, alle ihre Fürſicht, wodurch ſie es verhindern wollen, daß man die Bewegung der Erden nicht mercken ſoll, iſt mir verdächtig. Sollte es wohl möglich ſeyn, daß ſie kein einziges empfindliches Merckmahl übrig gelaſſen hätte, dabey man es warnehmen konnte (v)?

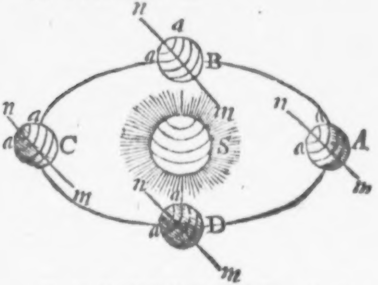
(v) Ich weiß nicht warum Herr **Fontenelle** nicht einige ſolche Merckmahle von der Umdrehung der Erdkugel anführen wollen? die Naturverſtändigen haben ſonſt bemercket, daß der beſtändige Morgenwind, den zwiſchen den beyden Wendecirckeln oder auf dem heiſſen Erdſtriche unſrer Kugel, Jahr aus Jahr ein wehet, nirgends anders herkomme, als von der unaufhörlichen Umdrehung der Erden von Abend gegen Morgen. Denn weil die Lufft als ein flüſſiges Weſen ihrer ſchnellen Bewegung nicht folgen kan, ſo bleibt ſie ein wenig zurücke, und daher entſteht ein Oſtwind. Man bemercket dieſes wenn man ſtarck gehet, fähret oder reitet, daß in der ſtilleſten Witterung uns ein Wind entgegen zu kommen ſcheinet, eben aus der Gegend, dahin wir uns bewegen. Es muß aber dieſer Wind nur zwiſchen den Wendecirckeln der Erdkugel gemercket werden; weil die Erde daſelbſt am dickeſten iſt, und ein Punct auf ihrer Fläche, im Umdrehen einen weit gröſſern Circkel macht, als ein andrer diſſeits oder jenſeits des heiſſen Erdgürtels, in den gemäßigten Welttheilen. Hernach hat Herr **Huygenius** in ſeinem **Coſmotheoros** oder Weltbetrachtung, einen noch ſtärckern Beweiß. Der kleine Stern der dem Nordpole am nechſten ſteht, beſchreibt in 24 Stunden um den Pol, einen kleinen Circkel, deſſen Umfang von dem Mittelpuncte nur zwey Grad und ein Drittel entfernet iſt. Vor tauſend achthundert und funfzig Jahren aber, zu Zeiten des **Hipparchus**, eines groſſen Sternſehers, hat dieſer äuſſerſte Stern in dem Schwantze des kleinen Bären, zwölf Grade und vier und zwantzig Minuten abgeſtanden. Ja nach Aſtronomiſchen Rechnungen, wird er in

Die allernatürlichſten und ordentlichſten Bewegungen, antwortete ich, ſind die allerunmercklichſten; diß iſt ſo gar in der Sittenlehre gewiß. Die Bewegung der Eigenliebe iſt uns ſo natürlich, daß wir ſie offtmals nicht empfinden, und uns einbilden, daß wir aus andern Gründen handeln. Ach! Sie fangen in der Naturlehre an zu moraliſiren, ſprach ſie; das ſchicket ſich nicht, laſſet uns zurücke gehen; genug vors erſtemal (x). Morgen wollen wir uns wieder hier einfinden, ſie mit ihren Welt-Ordnungen, und ich mit meiner Unwiſſenheit.

---

etlichen tauſend Jahren wieder bis 45 Grade von dem Pole abweichen, endlich aber in 25 tauſend Jahren wieder an die Stelle kommen, wo er itzo ſtehet. Drehete ſich nun das gantze Firmament in die Runde; ſo müſte es allezeit um eine neue Axe laufen: welches ungereimt iſt. Aber nach dem Copernicaniſchen Weltgebäude iſt nichts natürlicher als dieſes: wenn die Erde nemlich ihre beyde Pole im Umlaufe jährlich nach andern himmliſchen Puncten kehret, und in vieler Zeit wieder in ihren alten Stand kommet. Sonſt haben auch einige bemercket, daß ein gewiſſer Fixſtern, der zu einer Jahreszeit z. e. im Sommer rund ausſiehet, zu einer andern als im Winter gleichſam länglich oder gar zwiefach erſcheinet. Hieraus ſchlieſſet man, daß dieſes zwey Sterne ſeyn, davon einer hinter dem andern ſtehet, und nur alsdann von uns geſehen werden kan, wenn die Erde auf der andern Seite ihres jährlichen Kreiſes begriffen iſt. Doch hieran haben andre Sternkundige noch zweifeln wollen.

(x) Herr Fontenelle ſagt der Marggräfin nur die leichteſten Dinge von der Copernicaniſchen Weltordnung; und verſchweigt dasjenige was gar zu viel Nachdencken erfordert hätte. Dahin gehört die Frage: wie es denn komme, daß durch den Umlauf der Erden um die Sonne, die Abwechſelung der vier Jahreszeiten bey uns entſtehe? Weil ich nun bemercket, daß auch vielen Unſtudirten dieſer Zweifel eingefallen, wenn ſie dieſes geleſen; und wohl gar gedacht, daß dieſer Einwurf wohl nicht müſſe gehoben werden können; widrigenfalls man ihn wohl würde berühret haben; ſo will ich darauf ſo kurtz und ſo deutlich, als es ſich thun läßt, antworten.



Man ſetze, die mittelſte Kugel S ſey die Sonne, die andre Kugel aber die Erde, welche auf ihrem Kreiſe an vier verſchiedenen Orten vorgeſtellet iſt, um die vier Jahreszeiten zu zeigen. Die Linie, ſo quer durch die Sonne gehet, und um welche ſich dieſelbe weltzet, heißt ihre Axe. Eben ſo nennt man die Linie, ſo durch die Erde gezogen iſt, und um welche ſich dieſelbe alle 24 Stunden einmal drehet. Wie man ſieht, ſo haben dieſe beyde Axen nicht einerley Richtung: denn die Axe der Erden, geht etwas ſchief, und zielet nach einer andern Himmelsgegend als die Axe der Sonnen. Und von dieſer ſchiefen Neigung der Erdenaxe gegen die Sonnenaxe entſteht der Unterſcheid der vier Jahreszeiten. Man kan ſich alle Sonnenſtrahlen als gerade Linien vorſtellen, die aus der Sonne auf die Erde gezogen ſind: und die Erfahrung hat gelehret, daß ihre Hitze weit ſtärcker wircket, wenn ſie ſenckrecht auf eine Fläche fallen, ſo wie z. E. ein am Faden hangendes Bleygewicht auf einen Tiſch hanget; als wenn ſie nur ſchräge auf eine Fläche ſchießen. Man muß aus der Geographie wiſſen, daß die Erde zwey Pole hat, das iſt zwey Puncte, wo die Axe oben und unten heraus gehet. Der oberſte n ſoll diesmal

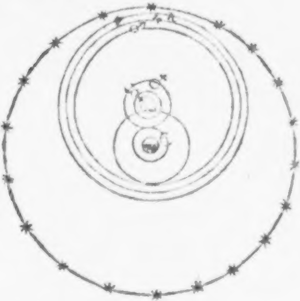
Indem wir zum Schloſſe zurücke giengen, ſagte ich Ihr, um die gantze Materie zu erſchöpfen, daß man noch ein ander Syſtema hätte, welches Tycho Brahe erfunden, der durchaus haben wollen, daß die Erde ſtille ſtehen ſolle: weswegen er ſie auch in die Mitte geſetzet, und die Sonne um ſie her laufen laſſen, um welche dennoch alle andre Planeten ſich

drehe=

---

der Nordpol, der unterſte aber *m* der Süderpol heiſſen. Geſetzt nun, die Erde ſtünde in *A* und wir Europäer wohnten zwiſchen den zwey kleinen Circkeln auf der Erdkugel, wo *aa* ſtehet: ſo begreifet ein jeder der die Figur anſieht, daß die Sonnenſtrahlen ziemlich gerade auf unſre Erdfläche *a* fallen: und folglich iſt es warm bey uns; das iſt, wir haben Sommer. Geſetzt die Erde rückt in dreyen Monaten auf ihrem Kreiſe bis *B*: ſo werden die Sonnenſtrahlen ſchon weit ſchräger an unſern Weltſtrich oder Erdgürtel ſchlagen als vorhin in *A*, denn der Nordpol hat ſich nicht mehr gerade nach der Sonne, ſondern ſeitenwerts weggekehrt. Darum iſt es alsdann viel kälter bey uns; das iſt, wir haben Herbſt. Geſetzt, die Erde läuft in den folgenden drey Monaten aus *B* bis in *C*; da ſteht nun vollends der Nordpol der Erden gantz von der Sonnen abgekehret; die Länder zwiſchen den Linien *a a* bekommen ſehr ſchräge einfallende Sonnenſtrahlen, welche wenig Wärme verurſachen, und wir haben alſo Winter, bis die Erde allmählich wieder bis in *D* rücket, da ſich der Nordpol wieder nach und nach zur Sonnen nähert; ſo daß die Strahlen immer etwas gerader auf unſre Fläche zu fallen anfangen, und uns alſo den Frühling verurſachen. Ich zweifle, ob mich in dieſer Erklärung, alle meine Leſer verſtehen werden. Ich zweifle aber auch, ob man durch eine bloße Figur, und in ſo wenigen Worten, was deutlichers davon ſagen könne. In Cörpern läßt ſichs augenſcheinlicher zeigen: wenn man irgend einen Apfel gehöriger maßen um ein brennendes Licht zu führen weiß. Auf der Leideniſchen Bibliothec in Holland ſoll eine Maſchine ſtehen, die das gantze Copernicaniſche Syſtema mit allen Bewegungen der Planeten, durch ein Uhrwerck getrieben, vorſtellet, und von einem Frauenzimmer erfunden worden.

dreheten: weil er nach ſo vielen neuen Entdeckungen kein Mittel erdencken können, dieſelben um die Erde lauffen zu laſſen.



Aber die Marggräfin, welche ein Ding hurtig und lebhafft faſſen kan, urtheilete ſogleich, daß er gar zugroße Luſt gehabt habe, die Erde von der Umdrehung um die Sonne zu befreyen (z), da man doch ſo viel andre große Cörper davon nicht ausnehmen könnte. Ja daß die Sonne nicht ſo geſchickt wäre um die Erde zu laufen, nachdem alle Planeten um ſie her lieſen: daß ferner dieſes Syſtema zu nichts dienen könnte, als die Bewegung der Erden nur alsdann zuvertheidigen, wenn man ſich ſolches recht vorgenommen hätte; aber gar nicht geſchickt ſey, einen davon zu überführen. Endlich ward beſchloſſen, daß wir uns an das Copernicaniſche halten wollten, welches weit einträchtiger und luſtiger, auch mit keinen Vorurtheilen vermiſchet wäre. Man ſieht auch in der That, daß die Einfalt, wodurch es uns einnimmt, und ſein kühnes Weſen, uns ein großes Vergnügen erwecket. (a)

(z) Allerdings hat Tycho Brahe der ein Däniſcher von Adel und groſſer Aſtronomus war, dieſes Syſtema nur deswegen erdacht, damit diejenigen, ſo davor halten, daß das Copernicaniſche der H. Schrifft zuwieder ſey, doch noch eine Ausflucht hätten, den Stillſtand der Erden zu vertheidigen. Sie können zum wenigſten ſagen: daß die Erde, ungeachtet aller neuen Obſervationen, von dem Laufe aller übrigen Planeten um die Sonne, dennoch ſtille ſtehen könne: Obgleich ſie ſolches mit keinem einzigen Beweiſe wahrſcheinlich machen

---

können. Denn wer kan ſichs einbilden, daß die Sonne, ſo viel, ſo große und ſoweit entlegene Planeten, als die fünf übrigen ſind um ihren Mittelpunct drehe, und gleichſam in einem gewaltigen Strome von Himmellufft mit ſich herumreiße: die Erde aber, das kleine Kügelchen allein mitten in dieſem Strome ganz unbeweglich, und Anckerfeſt liegen ſolle? Natürlicher Weiſe kan dieſes eben ſo wenig geſchehen, als ein Apfel auf einem ſchnellen Strome, der große Schiffe wegträget, ſtille ſtehen, und nicht wegſchwimmen kan. Der wunderbaren Verwirrungen zugeſchweigen, die alsdann in den Laufkreiſen der innern und äußern Planeten ſich ereignen müſten; wenn ſie zwar um die Sonne, aber doch auch zugleich mit ihr um die Erde laufen ſollten.

(a) Was iſt einfältiger und natürlicher als dies Syſtema? der große brennende Cörper liegt in der Mitten ſtille; die kleinen dunckeln Kugeln drehen ſich um denſelben, und erwärmen ſich an dieſem ihrem Feuer. Die Sonne dreht ſich mit großer Geſchwindigkeit um ihre Axe: dadurch geräth die umſtehende Lufft in einen behenden Kreislauf. Die Planetenkugeln ſchwimmen in derſelben, und müſſen alſo dieſer in die Runde laufenden Himmellufft folgen. Und zwar die, ſo nahe an der

Der andre Abend.

Daß der Mond ein bewohntes Land ſey.

So bald man des andern Tages frühe in die Zimmer der Marggräfin kommen konnte, ließ ich mich um ihren Zuſtand erkundigen, und ſie befragen, ob ſie auch im Umdrehen der Erdkugel wohl geruhet hätte? Sie ließ mir antworten, ſie wäre den Umlauf der Erde ſchon gewohnt, und habe die Nacht über ſo ſanffte geſchlaſen, als Copernicus ſelbſt. Bald darauf bekam ſie einen Beſuch von Fremden, welche bis auf den Abend bey Ihr blieben, nach der verdrieſlichen Gewohnheit, die auf dem Lande herrſchet. Man muſte ihnen auch davor noch verbunden ſeyn, denn ſie hätten als Landleute das Recht gehabt, ihren Beſuch

---

Sonnen liegen geſchwinder; die entfernten langſamer: weil ihre Lufft ſelber nicht ſo ſtarck bewegt wird, als wenn ſie näher an der Sonnen läge. Man pflegt ſonſt auch zum Schertze zu fragen, ob es natürlicher ſey, daß man ein Huhn zu braten, daſſelbe ſtille halte, und das Feuer, den Heerd, die Küche, ja das gantze Haus, geſchwinde um daſſelbe herum drehe; oder daß man alles dieſes ruhig laſſe, und das Huhn, ſo der Hitze des Feuers bedarf, nach und nach umwende, und auf allen Seiten dem Feuer zukehre? Die Deutung iſt leicht zu machen. Die Erde bedarf der Sonnenwärme; gleichwie das Huhn der Hitze des Feuers. Ptolemäus mit ſeinen Anhängern und Tycho ſagen, das gantze Firmament, oder die Küche laufe herum: Copernicus aber ſteckt das Huhn an einen Bratſpieß, und dreht die Erde alle 24 Stunden um ſich ſelbſt. Nun urtheile man nach Belieben, wer den kürtzeſten Weg gegangen, oder die leichteſten Mittel getroffen habe?

bis auf den folgenden Tag zu verlängern, wenn es ihnen beliebet hätte; waren ſie doch ſo beſcheiden ſolches nicht zu thun. Alſo war ich und die Marggräfin des Abends frey. Wir giengen wieder in den Garten, und die Unterredungen verfielen alsbald auf unſre Welt-Ordnungen. Sie hatte dieſelben ſo wohl begriffen, daß ſie ſich nicht die Mühe nehmen mochte, noch ein mahl davon zu reden, derowegen ſollte ich ſie auf was neues führen. Gantz gut, ſagte ich: Weil dann die Sonne, welche itzund unbeweglich iſt, aufgehört hat ein Planet zu ſeyn, und die Erde, welche ſich um dieſelbe beweget, angefangen hat dieſen Nahmen zu führen: ſo wird es ihnen nicht Wunder nehmen, wenn ich ihnen ſage, daß der Mond eine ſolche Erde ſey, als die unſrige, und vermuthlich auch mit Einwohnern beſetzet ſey. Indeſſen, verſetzte ſie, habe ich doch von der Bewohnung des Monden niemahls anders, als von einer Thorheit und Phantaſey reden gehöret. Vielleicht iſt es auch nicht anders, erwiederte ich. (b)

(b) Herr Fontenelle giebt die Bewohnung des Monden noch vor keine gewiſſe Wahrheit aus. Daran thut er ſehr wohl. Man muß das Wahrſcheinliche nicht mit demjenigen vermiſchen, was vollkommen erwieſen werden kan. Man muß auch keinem eine Meinung andringen. Die Natur des Verſtandes iſt einem ſolchen Zwange zuwieder, und ſperret ſich deſto heftiger dagegen, wenn er mercket, daß man den Beyfall von ihm erzwingen will. Läßt man ihm hingegen ſeine Freyheit, und eröfnet ihm die Gründe, worauf eine Wahrheit beruhet, ſo iſt er weit williger dieſelbe anzunehmen. So muß man es auch bey der vorhabenden Materie machen. Wem es nicht wahrſcheinlich bedüncket, daß der Mond gar wohl eine bewohnte Weltkugel ſeyn könne: der ſey ſo gut, und glaube es

In dergleichen Dingen ſchlage ich mich zu keiner Parthey; wie man in Bürgerlichen Kriegen zu thun pflegt, wo die Ungewißheit des Ausganges macht, daß man allezeit auch mit der Gegenparthey ein Verſtändniß beybehält, und ſelbſt mit den Feinden glimpflich umgeht. Denn ob ich gleich glaube, daß der Mond bewohnt ſey, ſo lebe ich doch mit allen denen, die es nicht glauben, gantz höflich, und halte mich allezeit fertig, mit Ehren auf ihre Seite treten zu können, wenn ſie etwa die Oberhand bekommen möchten. Aber ehe dieſelben noch einen anſehnlichen Vortheil über uns erhalten, ſo hören ſie einmahl, was mich auf die Seite der Einwohner des Monden geneiget hat (c).

---

nicht: Er halte dieſe Meinung vor einen ſüſſen Traum und vor ein Mährlein. Man nöthiget ihn nicht, dieſes vor ein Evangelium zu halten. Doch bin ich verſichert, daß diejenigen, ſo geſchickt ſind das folgende zu überlegen und zu verſtehen, dieſes zum wenigſten vor was mögliches und wahrſcheinliches halten werden.

(c) Hier wird der Beweis von der Bewohnung der Planeten, von dem Monden angefangen, als welcher uns am nechſten ſteht; ja deſſen Bewohnung ſo wahrſcheinlich iſt, daß auch **Xenophanes**, ein alter Weltweiſer, ſie ſchon geglaubet. Indeſſen hat doch Herr **Hugen**, ein eifriger Verfechter der Lehre von vielen Welten, davor gehalten: Es ſey weit leichter von den andern Hauptplaneten, als von dem Monden, erweislich zu machen, daß ſie bewohnt ſeyn. Er ſagt, von den Hauptplaneten iſt es leicht zu ſchlieſſen, wie ſie beſchaffen ſind: denn ſelbſt unſre Erde gehört unter ihre Zahl. Iſt dieſe nun bevolckert, wie wir gewiß verſichert ſind, ſo iſt kein Zweifel, daß die übrigen nicht auch beſetzt ſeyn ſollten. Aber von dem Monden ſey es ein gantz ander Ding. Er ſey nur ein Nebenplanet, ſo wie die Trabanten des Jupiters und Saturnus. Wir wären aber niemals auf einem ſolchen Nebenplaneten ge-

Laßt uns ſetzen, daß niemahls zwiſchen Paris und St. Denis einige Gemeinſchafft geweſen wäre, und daß ein Pariſiſcher Bürger, der niemahls aus ſeiner Stadt gekommen, auf dem Kirchenthurne unſrer lieben Frauen, von ferne das Städtchen St. Denis erblicke. Man wird ihn fragen, ob er wohl glaube, das St. Denis ſo wohl als Paris bewohnt ſey? Er wird ihnen kühnlich antworten: Nein! denn, wird er ſagen, die Einwohner der Stadt Paris kann ich ſehen; aber die von St. Denis ſehe ich nicht: und man hat von ihnen niemahls etwas gehöret. Es wird ihm jemand vorſtellen, daß man die Einwohner zu St. Denis von dem Thurne unſrer lieben Frauen freylich nicht ſehen könne, aber daß die Entfernung daran Schuld habe: daß gleichwohl alles, was man von St. Denis ſiehet, der Stadt Paris ſehr ähnlich ſey: daß es Glockenthürne, Häuſer und Mauren habe, und dergeſtalt auch gar leicht bewohnt ſeyn könne, wie Paris. Alles das wird meinen Bürger nicht bewegen, ſeine Meynung zu ändern. Er wird immer hartnäckigter vertheidigen, St. Denis ſey nicht bewohnt; weil er keinen Menſchen darinnen ſehen könne. Unſer St. Denis iſt der Mond, und ein jeder von uns iſt die-

---

weſen, hätten auch ſeine Beſchaffenheit ſo genau nicht betrachtet, als unſerer Erdkugel, eines Hauptplaneten. Allein dieſer und anderer Schwürigkeiten ungeachtet, glaubet er doch, daß der Mond bewohnt ſey. Nun kan es uns gleich viel gelten, ob wir von den andern Planeten auf den Mond; oder von dem Monde auf die übrigen Planeten einen Schluß machen: Genug, daß keiner von allen ganz leer bleibet.

ſem Pariſiſchen Bürger gleich, der niemahls aus ſeiner Stadt gekommen iſt.

Ach, unterbrach mich die Marggräfin, ſie thun uns ſehr unrecht. Wir ſind nicht ſolche Narren, als ihr Bürger iſt. Er ſieht ja wohl das St. Denis der Stadt Paris gantz ähnlich iſt, und er muß allen Witz verlohren haben, wenn er glaubet, daß es nicht bewohnt ſey. Aber der Mond iſt der Erden gantz und gar nicht ähnlich. Nehmen ſie ſich in acht, Madame, erwiederte ich, denn wenn der Mond der Erde in allen Stücken gleich wäre, ſo würden ſie ja genöthiget ſeyn zu glauben, daß der Mond bewohnt ſey. Ich geſtehe es, antwortete ſie, man würde es nicht ändern können, und ich ſehe ſchon, daß ſie ſo ernſthafft dabey ausſehen, daß mir bange wird. Die zwey Bewegungen der Erde, daran ich niemahls würde gedacht haben, machen mich in allen übrigen Dingen furchtſam. Aber wäre es wohl möglich, daß die Erde leuchten könnte, wie der Mond? Denn das iſt zur völligen Gleichheit nöthig. Ach, Madame, verſetzte ich, leuchten iſt keine ſo große Sache, als ſie wohl dencken. Nur an der einzigen Sonne iſt dieſes eine ſonderbare Eigenſchafft. Sie hat, vermöge ihrer beſondern Natur, ein eigenes Licht; aber die Planeten leuchten nur deswegen, weil ſie von ihr erleuchtet werden. Sie ſchießet ihr Licht biß auf den Monden, der Mond ſchickt uns daſſelbe zurücke, und die Erde muß ihm gleichfalls das Sonnenlicht zuſchicken. Von der

Erden biß zum Monden iſt der Weg nicht weiter, als von dem Monden biß zur Erde.

Aber, ſprach die Marggräfin, iſt denn die Erde eben ſo geſchickt das Sonnenlicht zurücke zu werfen, als der Mond? Sie ſtreiten allezeit für den Mond, erwiederte ich, und haben eine gewiſſe Hochachtung vor ihn, davon ſie ſich nicht los machen können. Das Licht beſteht aus gewiſſen kleinen Kügelchen, welche an allen feſten Cörpern anſtoſſen, und von der andern Seite zurücke prallen, anſtatt, daß ſie anderwerts, wo ſie geradlinigte Oeffnungen antreffen, quer durch gehen, wie in der Lufft und im Glaſe geſchiehet. Daß uns alſo der Mond erleuchtet, kommt daher, weil er ein harter und feſter Cörper iſt, der uns dieſe kleine Kügelchen zurücke wirft. Nun werden ſie mir ja nicht in Zweiffel ziehen, daß die Erde eben dieſelbe Härtigkeit und Feſtigkeit habe. (d) Bedencken ſie nunmehro, wie viel das auf ſich habe, wenn man an einen vortheilhafften Ort geſtellet iſt. Weil der Mond weit von uns iſt; ſo ſehen wir ihn vor nichts anders, als vor einen leuchtenden Cörper an, und wiſſen nicht, daß er ein eben ſo grobes Weſen ſey, als unſere Erde. Im Gegentheile, weil die Erde das Unglück hat, daß ſie gar zu nahe von uns angeſehen wird; ſo ſcheint ſie uns ein grober Klump zu ſeyn, der zu nichts dienet, als den Thieren Futter zu verſchaffen; und begreifen nicht, daß ſie leuchtet; weil wir uns nicht auf eine gewiſſe Weite von ihr entfernen können. So geht es uns denn itzo in dieſem Falle eben ſo, ſprach die Marggräfin, als wenn wir durch das herrliche Anſehen eines höhern Standes als der unſrige iſt, gerühret werden, und nicht ſehen, daß ſie im Grunde alle einander ähnlich ſind.

(d) Insgemein glaubt man wohl, daß ein glattpolirter Spiegel, und alles, was ihm ähnlich iſt, das Licht und die Sonnenſtrahlen zurücke werfen könne; allein von andern Cörpern, die eine rauhe Oberfläche haben, kan man ſichs nicht einbilden. Man glaubet deswegen, der Mond ſey gleichſam einer glatten gläſernen Spiegelkugel ähnlich; und weil die Erde gantz anders ausſieht, ſo könne ſie das Sonnenlicht nicht zurücke werfen. Allein man irret ſich wieder Vermuthen. Es iſt wahr, ein ordentliches Bild von der Sonnen abzuſchildern, dazu gehöret ein polirter Spiegel, die Fläche eines ſtillen Waſſers, oder ſonſt was glattes. Allein bloß durch die Zurückwerfung der Sonnenſtrahlen ſichtbar zu werden, dazu iſt keine glatte Oberfläche vonnöthen. Wäre der Mond ſo glatt, ſo würden wir nicht ſeine gantze Kugel leuchten ſehen: ſondern die Sonne würde ſich in ihm ſpiegeln, und wir würden ſie kaum als

Es iſt einerley, antwortete ich: wir wollen von al-

---

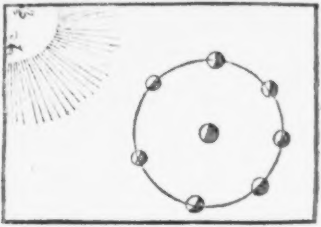
einen hellen Punct in demſelben erblicken; den übrigen Mondencörper aber gar nicht ſehen. Man halte des Abends ein brennendes Licht gegen einen flachen oder Kugelförmigen Spiegel, ſo wird man es leicht begreifen. So ſollte aber der Mond nicht ſeyn; und darum muſte er auf ſeiner Fläche gantz rauh, uneben und höckericht ſeyn, damit er das Licht nicht nur aus einem Puncte, ſondern aus allen ſeinen Puncten zugleich zurücke werfen möchte. Dieſe Beſchaffenheit hat es auch mit der Erden. Ein deutlicher Sonnenbild werden die Mondenbürger auf ihrer Fläche nicht ſehen, aber wohl ein ſcheinendes Licht. Glänzen doch die Wände in unſern Zimmern wenn die Sonne hinauf ſcheinet: Sehen doch die Felder und Wieſen gantz helle aus, wenn man von einem Thurne weit hinaus ſehen kan: indem die Sonne, durch etliche Wolcken durchſtrahlet, und nur hier und dar einen gewiſſen Strich Landes beſcheinet? Wie helle würde ſie nicht ausſehen, wenn man ſie von weitem und auf einmahl überſehen könnte?

len Dingen urtheilen, und ſind allezeit in dem unrechten Geſichts-Puncte. Wir wollen uns ſelbſt beurtheilen, und ſind uns gar zu nahe; Wir wollen andre beurtheilen, und ſind gar zu weit davon. Wer zwiſchen dem Monden und der Erden wäre, der ſtünde an dem Orte, wo er beydes recht ſehen könnte; man müſte nur ein bloſſer Zuſchauer der Welt und nicht ein Einwohner derſelben ſeyn. Ich werde mich über das Unrecht ſo man der Erden thut, eben ſo wenig zufrieden geben können, verſetzte ſie, als über die gar zu groſſe Hochachtung gegen den Mond; wo ſie mich nicht verſichern, daß die Leute im Monden ihre Vortheile eben ſo wenig kennen, als wir die unſrigen; und daß ſie unſre Erde vor einen Stern anſehen, ohne zu wiſſen, daß ihre Wohnung eben dergleichen iſt. Davor will ich ihnen gut ſtehen, verſetzte ich. Es kömmt ihnen vor, daß wir den Pflichten eines Sterns richtig genug nachkommen. Es iſt wohl wahr, ſie ſehen uns keinen Kreis um ſich beſchreiben; aber daran iſt nichts gelegen: hören ſie nur, wie es iſt. Die Helfte des Mondes, die ſchon im Anfange der Welt nach uns gekehret war, iſt noch bis auf dieſe Stunde gegen uns gewendet: er zeiget uns niemahls was anders, als eben die Augen, eben den Mund und das übrige von eben dem Angeſichte, welches wir uns, nach Anleitung ſeiner Flecken, einbilden. Wenn ſich ſeine entgegen geſetzte Helffte uns auch darſtellen möchte, ſo würden wir gantz andre Flecken ſehen, die verſchiedentlich geſetzet wären, und dieſe würden uns auch gantz andre Figuren in den Sinn bringen. (c)

Dieſes iſt nicht ſo zu verſtehen, als wenn der Mond nicht auch um ſich ſelbſt gedrehet würde: Er drehet ſich freylich in eben der Zeit herum, als er um die Erde läuft, das iſt in Monatsfriſt. Allein indem er einen Theil dieſer Umdrehung um ſich ſelbſt verrichtet, und indem z. E. eine Wange dieſes vorgegebenen Geſichtes ſich vor uns verbergen und was anders erſcheinen ſollte, ſo hat er zu gleicher Zeit einen eben ſolchen Theil ſeines Umlaufs um die Erde vollbracht: ſo daß er in einem gantz neuen Geſichtspuncte ſtehet, und uns noch eben dieſelbe Wange zeiget als vorhin. - Indem alſo der Mond im Abſehen auf die Sonne und andre Geſtirne um ſich ſelbſt läuft, ſo läuft er in Anſehung unſrer Erden nicht um ſich ſelbſt. Er bildet ſich ein, daß es in einer Zeit von funfzehn Tagen, allezeit Morgen und Abend werde; aber die Erde anlangend, ſo ſieht er ſie allezeit an demſelben Orte des Himmels ſtille ſtehen. Dieſe ſcheinbare Ruhe ſchicket ſich ſehr ſchlecht vor einen Cörper, der ein Geſtirn bedeuten ſoll; aber ſie iſt auch nicht gantz vollkommen. Der Mond hat eine gewiſſe Schwingung, davon ſich ein kleiner Streif des Angeſichtes verbirget, und ein andrer Streif auf der entgegengeſetzten Seite hervor kommt. Nun verſichere ich ſie, daß ſeine Einwohner niemahls unterlaſſen, dieſe Erſchütterung uns beyzumeſſen; denn ſie bilden ſich ein, daß die Erdkugel an dem Himmel die Bewegung einer Unruhe habe, welche ſich unaufhörlich hin und her ſchwinget.

(c) Woher es komme, daß der Mond immer dieſelbe Helfte nach der Erden kehre, iſt ſo leicht nicht zu ſagen. Vielleicht iſt die eine halbe Kugel deſſelben von vielen inwendigen Metallen und Felſen ſo ſchwer, daß ſie ſich immer herunterwerts nach der Erden ſencket; denn da es ſcheinet, daß der Mond auf der, um die Erde wirbelnden Himmelluft ſchwimme, ſo iſt er wie eine höltzerne Kugel zu betrachten, die auf der einen Seite mit Bley begoſſen iſt; und auf einem Strome ſchwimmend, ihre ſchwere Helffte niemahls in die Höhe kehren wird. Vielleicht iſt auch die Halbkugel, ſo wir niemahls ſehen die ſchwerſte; denn wie ſchwere Cörper z. e. Steine, allezeit mehr Bewegung an ſich nehmen, als leichte, z. e. Holtz; ſo würde auch die ſchwere Halbkugel des Monden im Umlaufe um die Erde ſich ſtärcker vom Mittelpuncte entfernen als die leichte: wie ſonſt ein in der Schleuder umgedrehter Stein allezeit mehr Krafft anwendet auszuweichen als ein höltzerner Span.

Alle dieſe Planeten, ſprach die Marggräfin, ſind uns gantz ähnlich, die wir allezeit dasjenige auf andre ſchieben, was doch an uns ſelbſt iſt. Die Erde ſagt: ich drehe mich nicht, ſondern die Sonne drehet ſich. Der Mond ſpricht: ich ſchwinge mich nicht, ſondern die Erde ſchwinget ſich. Der Irthum herrſchet überall. Ich wills ihnen nicht rathen, Madame, die geringſte Veränderung darinnen vorzunehmen, antwortete ich: ſie thun beſſer, wenn ſie ſich vollends überzeugen laſſen, daß die Erde dem Monden gantz gleich ſey. Stellen ſie ſich vor, wie dieſe zwey groſſen Kugeln in dem Himmel ſchweben. Sie wiſſen, daß die Sonne einen runden Cörper allezeit halb erleuchtet, und daß die andre Helffte im Schatten bleibet; derowegen iſt allezeit, ſowohl von der Erden, als von dem Monden eine Helffte erleuchtet, das heißet, es iſt auf derſelben Tag: da hingegen auf der andern Seite Nacht iſt.



Bemercken ſie ferner, daß, wie ein Ball weniger Krafft hat, wenn er von einer Mauer zurücke prallet, alſo auch das Licht ſchwächer werde, wenn es von einem harten Cörper zurucke geworfen wird. Dieſes weiße Licht, welches uns der Mond giebet, iſt das Sonnenlicht ſelbſt; aber es kömmt nicht anders zu uns, als durch eine Zurückprallung der Strahlen. Darum hat es ſo viel von der Krafft und Lebhafftigkeit verlohren, die es vorhin hatte, als es geradezu von der Sonne auf den Monden fiel. Gleichergeſtalt muß auch das glänßende Licht, welches wir von der Sonne bekommen, und welches die Erde nach dem Monden zürücke wirft, nichts als ein weißliches Licht ſeyn, wenn es daſelbſt anlanget (f). Derowegen iſt dasjenige, was uns im Monden Licht zu ſeyn ſcheinet und uns des Nachts erleuchtet, nichts anders als der Theil des Mondes, darauf es Tag iſt: Und diejenigen Theile der Erden, welche Tag haben, und nach der finſtern Seite des Monden gekehret ſind, erleuchten denſelben auch. Alles kömmt darauf an, wie der Mond und die Erde ſich einander anſehen. Wenn man in den erſten Tagen des Monats den Mond nicht ſieht, das macht daß er zwiſchen der Sonnen und uns ſteht, und bey Tage zugleich mit der Sonnen laufet. Die Helffte wo es Tag iſt, muß nothwendig gegen die Sonne gekehret ſeyn, und die andre wo es Nacht iſt, muß ſich unfehlbar gegen uns wenden. Die Helffte des Monden, die kein Licht hat ſich ſichtbar zu machen, können wir unmöglich ſehen; aber eben dieſe ihre Helffte, welche nach uns gekehret iſt, wenn es bey

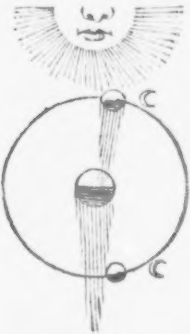
---

(f) Doch iſt dieſes weißlichte Erdlicht auf dem Monden ſo ſtarck, daß es auch bey uns kan geſehen werden. Man gebe zwey, drey oder vier Tage nach dem neuen Lichte auf den Monden acht;

ſo wird man vors erſte den ſilberweißen Rand erblicken, der uns das Sonnenlicht zurücke wirft. Hernach aber wird man auch die ganze dunkle Kugel des Monden, die noch kein Sonnenlicht haben kan, in einem kleinen milchfarbichten Lichte erblicken. Dieſes ſchwache Licht gehört dem Monden nicht eigenthümlich zu. Denn in Finſterniſſen, hat man ihn zuweilen ganz pechſchwarz geſehen, ja gar am Himmel verlohren, und die Stelle nicht finden können, wo er geſtanden. Von der Sonnen iſt es auch nicht: denn dieſe kan die dunckle Seite noch nicht beſcheinen, würde ſie auch weit heller machen, als ſo. Von andern Planeten, die weiter von ihm ſtehen, iſt es auch nicht zu vermuthen: weil ſie kein merckliches Licht geben. Alſo bleibt nichts übrig als die Erde; welche in der Zeit den Mondenbürgern im vollen Lichte zu ſeyn ſcheinet; und über daß im Monden funfzehnmal gröſſer ausſieht, als der volle Mond bey uns, wie im folgenden erhellen wird.

uns Tag iſt, ſiehet uns in der Geſtalt des vollen Mondes, ohne ſelbſt von uns geſehen zu werden. Das iſt alsdenn vor die Monden-Bürger eine Voll-Erde, wo ich ſo ſprechen darf. Wenn nun der Mond auf ſeinem monatlichen Kreiſe weiter kommt und die Sonne verläßt, ſo fängt er an uns einen kleinen Streif ſeiner erleuchteten Helffte zu zeigen, und das iſt der zunehmende Mond. Alsdann fänget auch die andre Helffte des Mondes an, nicht mehr die gantze erleuchtete Helffte der Erden zu ſehen, und wir ſcheinen im abnehmenden Lichte zu ſeyn.

Genug, genug, ſagte die Marggräfin mit Wiederwillen, ich will das übrige ſchon von mir ſelbſt wiſſen, wenn ich Luſt haben werde: ich darf ja nur einen Augenblick nachdencken, und den Mond auf ſeinem monatlichen Kreiſe herumführen. Ich ſehe überhaupt, daß ſie im Monden den Monat gerade verkehrt haben, und ich wollte wetten, wenn wir den Vollmond ſehen, ſo iſt die gantze erleuchtete Helffte des Mondes nach der gantzen dunckeln Helffte der Erden gekehret, ſie können uns alſo gar nicht ſehen, und rechnen gleichſam Neu-Erde. Ich wollte es mir nicht verrücken laſſen, daß ich mir eine ſo leichte Sache ſo weitläuftig hätte erklären laſſen. Sie können es von ſich ſelbſt errathen, antwortete ich. Wenn es Neu-Mond iſt, da der Mond zwiſchen uns und der Sonne ſtehet, und ſeine finſtre Seite gegen uns kehret, indem es bey uns Tag iſt; ſo ſehen ſie wohl, daß der Schatten des Mondes zu uns herunter fallen muß. Wann nun der Mond gerade unter der Sonnen ſteht, ſo verdeckt er uns dieſelbe, und zu gleicher Zeit verfinſtert ſein Schatten einen Theil dieſer lichten Helffte des Erdbodens, die der finſtre Theil des Mondes ſehen konnte. Da haben ſie eine Sonnenfinſternis, indem es bey uns Tag iſt, und zugleich eine Erd-Finſternis vor dem Mond in ſeiner Nacht. Wenn der Mond voll iſt, ſtehe die Erde zwiſchen ihm und der Sonne, und die gantze finſtre Helffte der Erden iſt gegen die lichte Helffte des Mondes gekehret. Der Schat-



Schatten der Erden fällt nach dem Monden: trifft er nun den Cörper deßelben, ſo verdunckelt er dieſe lichte Hälffte die wir ſehen, und beraubet alſo etliche Oerter, wo es alsdenn Tag iſt, des Sonnen-Lichtes. Da haben ſie eine Mond-Finſterniß vor uns, in der Nacht: und eine Sonnen-Finſternis vor den Mond, indem es bey ihm Tag iſt. Daß nicht allezeit Finſterniße werden, ſo offt der Mond zwiſchen der Sonnen und der Erden, oder dieſe zwiſchen der Sonnen und dem Monden iſt, das kömmt daher, weil dieſe drey Cörper ſelten in gerader Linie ſtehen, und folglich derjenige, der die Finſternis verurſachen ſollte, ſeinen Schatten ſeitenwerts bey demjenigen vorbey wirfft, der dadurch bedecket werden ſollte.

Ich bin gantz erſtaunet, ſagte die Marggräfin, daß es ein ſo ſchlechtes Geheimnis mit den Finſternißen iſt, und daß doch nicht die gantze Welt ihre Urſachen errathen kan. In Warheit, antwortete ich, es giebt viel Völcker, die es noch in langer Zeit nicht errathen werden: ſo wunderlich ſtellen ſie ſich an. In dem gantzen Oſt-Indien glaubt man, daß in den Finſternißen ein gewißer böſer Geiſt, der ſehr ſchwartze Klauen hat, dieſelben über die Geſtirne ſpanne, deren er ſich bemächtigen will: und da ſollten ſie ſehen, wie alle Ströme mit lauter Köpfen der Indianer bedecket ſind, welche ſich biß an den Hals ins Waſſer tauchen; denn dieſes iſt bey ihnen eine ſehr andächtige Stellung, wodurch ſie es von

der

der Sonnen und dem Monden zu erlangen hoffen, daß ſie ſich wieder den Geiſt wohl vertheidigen mögen. In America war man überredet, daß die Sonne und der Mond erzürnet wären, wenn ſie verfinſtert wurden, und GOtt weiß, was ſie nicht vor Mittel angewendet haben, um ſich mit denſelben zu verſöhnen. Haben nicht ſogar die Griechen, welche doch ſo aufgeweckt waren, eine lange Zeit geglaubet, daß der Mond bezaubert ſey? Und daß die Hexen ihn vom Himmel zögen, um die Kräuter mit einem gewiſſen ſchädlichen Schaume zu vergifften? Ja wie haben wir uns nicht ſelbſt vor etwa ſechzig Jahren vor einer Sonnenfinſternis gefürchtet, welche ſich damahls zutrug? haben ſich nicht unzehliche Leute in tiefe Hölen verſtecket, und haben nicht alle Philoſophen, welche uns durch ihre Schrifften behertzt machen wollten, gantz vergebens darwieder geſchrieben?

In Wahrheit, erwiederte ſie, das alles iſt gar zu ſchändlich vor das menſchliche Geſchlecht. Man ſollte von Rechts wegen überall verbieten, niemals mehr von Finſterniſſen zu reden, damit man nicht das Andencken ſolcher Thorheiten, die in dieſem Stücke begangen worden, erhalten möchte. So müſte dieſer Befehl, verſetzte ich, zugleich das Gedächtnis aller Dinge abſchaffen, und verbieten gar von nichts zu reden: denn ich weiß nicht das allergeringſte in der Welt, welches nicht ein Denckmahl gewiſſer menſchlicher Thorheiten ſeyn ſollte.

Sagen ſie mir doch nur eins, ſprach die Marggräfin, ich bitte ſie darum. Fürchten ſich die Leute im Monden auch ſo ſehr für den Finſterniſſen, als wir? das würde mir gantz närriſch vorkommen, wenn die Indianer daſelbſt, ſich auch ins Waſſer ſencken mögten, wie die unſrigen thun; oder wenn ihre Americaner auch glauben möchten, daß wir bezaubert worden, und ihre Kräuter zu vergifften vom Himmel geſuncken wären; kurtz, wenn wir ihnen eben ſo viel Beſtürtzung verurſachen möchten, als ſie bey uns erwecken? Ich zweifele gar nicht daran, gab ich zur Antwort. Ich mögte es gerne wiſſen, warum die Herren Mondenbürger klüger ſeyn ſollten, als wir? Mit was vor einem Rechte ſollten ſie uns furchtſam machen; ohne daß wir uns an ihnen rächen ſollten? Ich glaube gar, ſetzte ich mit Lachen hinzu, daß, wie eine wunderwürdige Anzahl von Leuten ſo thöricht geweſen, und noch iſt, den Mond anzubeten; alſo gäbe es auch Leute im Monden, welche die Erde gleichfals anbeten, ſo daß wir gegen einander auf den Knieen liegen. Auf ſolche Weiſe, ſprach ſie, können wir ſchon ſagen, daß wir dem Monden Einflüſſe zukommen laſſen, und ſeinen Krancken gewiſſe Veränderungen verurſachen. Aber wie die Einwohner dieſer Länder nur ſehr wenig Verſtand und Geſchicklichkeit bedürfen, alle dieſe Ehre, die wir uns anmaßen, zu vernichten, ſo beſorge ich allezeit, daß wir vielleicht übler daran ſeyn mögten als ſie.

Fürchten ſie nur nichts, antwortete ich, es ſcheint nicht, daß wir das einzige närriſche Geſchlecht in der

Welt ſeyn ſollten. Die Unwiſſenheit iſt ſehr geſchickt, allenthalben ausgebreitet zu ſeyn. Und obwohl ich dieſelbe von den Mondenbürgern nur errathe, ſo zweifle ich doch eben ſo wenig daran, als an den allerſicherſten Nachrichten, die von daher bey uns einlaufen.

Was ſind denn das vor ſichere Nachrichten, fiel ſie mir ins Wort? Diejenigen ſind es, gab ich zur Antwort, die uns von den Gelehrten gegeben werden, die täglich mit Ferngläſern daſelbſt herumreiſen. Dieſe verſichern uns, daß ſie daſelbſt Länder, Meere, Seen, hohe Berge, tiefe Thäler und Klüffte entdecket haben.

Sie ſetzen mich in Verwunderung, verſetzte ſie. Ich begreife wohl, daß man im Monden Berge und Abgründe entdecken könne: das wird man vermuthlich an den augenſcheinlichen Ungleichheiten erkennen; aber wie will man Länder und Meere unterſcheiden? Man unterſcheidet ſie, antwortete ich, weil das Waſſer, welches einen Theil des Lichtes durchfallen läßt, und alſo weniger Strahlen zurücke ſchicket, als auf ſeine Fläche gefallen waren, von ferne wie dunckle Flecken erſcheinet; da hingegen die Länder, die wegen ihrer Feſtigkeit alles Licht zurücke werfen, weit hellere Plätze abgeben. Der berühmte Herr Caſſini, ein Mann, dem der Himmel am allerbekannteſten iſt, hat auf dem Monde etwas entdecket, was ſich in zwey Stücke zertheilet, ſich wieder vereiniget, und ſich zuletzt in einer gewiſſen Art von Brunnen verlieret. Wir können uns mit vieler Wahrſcheinlichkeit einbilden, daß dieſes ein Strom ſey. Ja man kennet alle dieſe verſchiedene Theile ſchon ſo genau, daß man ihnen eigene Nahmen gegeben hat: und zwar faſt lauter Nahmen von gelehrten Leuten. Ein gewiſſer Ort heißt Copernicus, ein andrer Archimedes, noch ein andrer Galileus; es giebt alda ein Vorgebürge der Träume; eine Regenſee, ein Nectarmeer, eine Traumſee: ja die Beſchreibung des Monden iſt ſchon ſo richtig und vollſtändig, daß ein Gelehrter, der ſich itzo darinnen befinden ſollte, eben ſo wenig, als ich in Paris, verirren würde.

Allein, erwiederte ſie, ich möchte gerne etwas ausführlicher wiſſen, wie das innere Land daſelbſt beſchaffen iſt? es iſt nicht möglich, verſetzte ich, daß die Herren vom Obſervatorio (g) ihnen davon Nachricht geben können. Sie müſſen den Aſtolph darum bitten, der von dem H. Johannes in den Mond geführet wurde. Ich rede itzo von einer der angenehmſten Thorheiten des Arioſts. (*) und glaube, daß ſie dieſelbe mit Vergnügen vernehmen werden. Ich geſtehe, daß er beſſer gethan hätte, den H. Johannes nicht mit hinein zu miſchen, deſſen Nahme ſo ehrwürdig iſt; aber das iſt eine poetiſche Freyheit, der ſonſt nichts fehlt, als daß ſie ein wenig garzu luſtig iſt. Indeſſen iſt das gantze Gedichte einem Cardinal zugeſchrieben, und ein großer Pabſt hat es mit einer herrlichen Gutheiſſung beehret, welche man bey etlichen Auflagen vorgeſetzt ſieht. Hören ſie nur den Inhalt.

(g) Ein **Obſervatorium** iſt ein Gebäude welches bloß zu dem Ende aufgeführet iſt, die Himmelsbetrachtungen mit Ferngläſern und andern mathematiſchen Inſtrumenten deſto bequemer anzuſtellen. Dergleichen giebt es ſonderlich in Paris, Londen und Berlin. Itzo werden auch zu Liſſabon und Petersburg dergleichen angeleget.

(*) Dieſes iſt einer der berühmteſten Italiäniſchen Poeten.

Roland, der Schweſter Sohn Carls des großen, war zum Narren geworden, weil ihm die ſchöne Angelica den Medor vorgezogen hatte. Aſtolph, ein wackerer Ritter, befand ſich eines Tages in dem irrdiſchen Paradieſe, welches auf dem Gipfel eines Berges lag, wohin ihn ſein geflügelter Löwe getragen hatte. Daſelbſt traf er den H. Johannes an, welcher ihm ſagte, daß ſie, den Roland von ſeiner Narrheit zu befreyen, zuſammen eine Reiſe nach dem Monden thun müßten. Aſtolph, der nichts mehr wünſchte als fremde Länder zu ſehen, ließ ſich nicht lange bitten. Und alsbald ſteht ein feuriger Wagen da, der den Apoſtel und den Ritter durch die Lufft führet. Weil Aſtolph kein ſonderlicher Philoſoph war, alſo nahm es ihn ſehr Wunder, als er ſahe, daß der Mond weit größer wäre, als er ihn von der Erde geſehen hatte. Noch mehr erſtaunete er, als er neue Ströme, neue Seen, neue Berge, neue Städte, neue Wälder ſahe, und was mich ſelbſt würde Wunder genommen haben, als er auch Nymphen gewahr wurde, die in den Wäldern jagten. Das ſeltſamſte, ſo er im Monden ſahe, war ein Thal, wo man alles das antraf, was auf der Erde verlohren ward, es mochte ſeyn was es wollte, Kronen, Reichthümer, guter Nahme, unzehlich viel Hoffnung, die Zeit ſo im Spiel verbracht war, die Almoſen die man nach ſeinem Tode geben läſt, die Gedichte, ſo man Königen überreichet, und die Seuffzer der Verliebten.

Was die Seufzer der Verliebten anlanget, unterbrach die Marggräſin, ſo weiß ich nicht, ob ſie zu Zeiten Arioſts ſind verlohren gegangen; Aber itzo weiß ich keine, die nach dem Monden gehen ſollten. Zum wenigſten iſt es von ihnen wahr, Madame, verſetzte ich: ſie haben ſchon eine gute Anzahl dahin geſchicket. Kurtz, der Mond iſt ſo ſorgfältig dasjenige aufzubehalten, was hier unten verlohren wird, daß auch daſelbſt alles zu finden iſt, außer dem Schenckbriefe Conſtantins, wie ihnen Arioſt ins geheim entdecken wird. Die Päbſte haben ſich nehmlich über Rom und Italien einer Herrſchafft angemaßet, Krafft eines Conſtantiniſchen Geſchenckes, und die Wahrheit zu ſagen, man weiß es nicht wo dieſe Schenckungs-Schrifft hingekommen iſt. Rathen ſie aber, was vor ein Ding man im Monden nicht findet? Das iſt die Thorheit. Alles was davon jemahls auf der Erden geweſen iſt, hat ſich daſelbſt ſehr wohl erhalten. An ſtatt deſſen, ſo iſt es nicht zu glauben, wie viel verlohrner Verſtand im Monden anzutreffen iſt. Da ſtehen lauter Gläſer, die mit einem ſubtilen Wäſſerchen erfüllet ſind, und auf einem jeden ſtehet der Nahme desjenigen geſchrieben, dem der Verſtand zugehöret hat. Arioſt ſetzet ſie alle auf einen Hauffen; aber ich will mir lieber einbilden, daß ſie recht ordentlich in lange

Galerien geſetzet ſind. Aſtolph verwunderte ſich ſehr, als er ſahe, daß die Gläſer vieler Leute, die er vor ſehr klug gehalten hatte, doch ſo ziemlich voll waren: Und was mich betrifft, ſo glaube ich, daß mein Glaß ſehr wird zugenommen haben, nachdem ich mich mit ihnen von lauter Phantaſien unterredet habe, die bald Philoſophiſch bald Poetiſch ſind. Mein einziger Troſt iſt, daß ich ihnen nothwendig auch bald ein klein Gläßgen zuwege bringen muß, indem ich ihnen ſo viel vorſchwatze. Der ehrliche Ritter fand ſein Glas auch unter ſo vielen andern, er bemächtigte ſich deſſelben auf Erlaubniß des heiligen Johannis, und zog ſeinen gantzen Verſtand, wie Ungariſch Waſſer, durch die Naſe wieder ins Gehirne. Aber Arioſt ſagt, daß er nicht weit damit gekommen ſey; ſondern ihn durch eine gewiſſe Thorheit, ſo er begangen, bald wieder habe zurücke kehren laſſen. Er vergaß nicht das Glaß Rolands mit zu nehmen, welches die Urſache ihrer Reiſe geweſen war. Er hatte genug daran zu tragen, denn der Verſtand dieſes Helden war von Natur ſehr ſchwer, und es fehlte nicht ein Tropfen daran. Hierauf redet Arioſt, nach der löblichen Gewohnheit, die er hat, alles zu ſagen, was ihm beliebt, ſeine Geliebte an, und ſagt ihr in ſehr ſchönen Verſien:

Wer wird gen Himmel fahren, meine Schöne, meinen Verſtand zurücke zu bringen, den ich durch eure Annehmlichkeiten verlohren habe? Ich würde mich über dieſen Verluſt nicht beklagen, wenn es nur dabey bliebe;

Aber wenn es ferner ſo gehet, als es bißher angefangen hat, ſo habe ich nichts anders als des Rolands Unglück zu erwarten. Indeſſen glaube ich nicht, daß ich nöthig habe, wegen der Wiedererlangung meines Verſtandes, durch die Lüfte bis in den Mond zu reiſen. Mein Verſtand wohnet nicht ſo hoch: er ſchweifet auf euren Augen und auf euren Lippen herum. Und wenn ihr haben wollet, daß ich deſſelben wieder theilhaftig werden ſoll: ſo erlaubet mir, daß ich ihn mit meinen Lippen erhaſchen möge. Iſt das nicht was artiges? Was mich anlanget, wenn ich nach Art des Arioſts urtheilen ſoll, ſo wolte ich rathen, daß man ſeinen Verſtand niemahls anders als durch die Liebe verlieren möchte; Denn ſie ſehen wohl, daß er alsdenn nicht weit zu ſuchen iſt, und daß man ihn mit den Lippen wiederhohlen kan. Wann man ihn aber auf andre Art verlieret, wie wir zum Exempel itzo durchs Philoſophiren, ſo geht er gerade zu dem Monden, und man kan ihn nicht ſo leicht wiederbekommen. Davor verſetzte die Marggräfin, kommen unſere Gläſerchen auch an einen anſehnlichen Ort, mitten unter die Gläſer der Weltweiſen zu ſtehen; da ſie im Gegentheil, vielleicht bey jemanden herumſchweiſen würden, der deſſen nicht würdig wäre. Aber damit ſie mir meinen Verſtand vollends benehmen mögen, ſo ſagen ſie mir, und ſagen ſie mir auch recht im Ernſte, ob ſie glauben, daß im Monden Menſchen ſind?

Denn bißher haben ſie mir noch nichts gewiſſes davon geſagt. Ich? erwiederte ich, ich glaube gantz und gar nicht, daß es Menſchen im Monden gebe. Sehen ſie nur, wie ſich das Anſehen der Natur von hier bis nach China verändert hat. Andre Geſichter, andre Geſtalten, andre Sitten, und faſt gantz andre Grundſätze der Vernunft. Von hier bis in den Mond, muß die Veränderung noch weit mercklicher ſeyn. Wenn man in ein neulich entdecktes Land reiſet, ſo ſind ſeine Einwohner kaum mehr Menſchen zu nennen: Es ſind Thiere in menſchlicher Geſtalt, die zuweilen unvollkommen genug iſt, aber faſt ohne menſchlichen Verſtand. Wer bis in den Monden kommen könnte, fürwahr, der würde nichts weniger als Menſchen antreffen.

Was werdens denn vor Leute ſeyn? verſetzte die Marggräfin, mit einer ungedultigen Mine. Bey meiner Treue, Madame, erwiederte ich, ich weiß nichts davon. Wenn es müglich wäre, daß wir eine Vernunft hätten, und doch nicht Menſchen wären, und über das auf dem Monden wohneten; würden wir uns wohl einbilden, daß hier unten eine ſo ſeltſame Art von Geſchöpfen wäre, welche man das menſchliche Geſchlecht nennet? Würden wir uns wohl eine Creatur vorſtellen können, welche zu gleicher Zeit ſolche närriſche Begierden, und ſolche weite Abſichten; So viel Wiſſenſchaft in unnützlichen, und ſo viel Unwiſſenheit in den wichtigſten Dingen; So viel Begierde nach der Freyheit, und eine ſo große Neigung zur Knechtſchaft; Ein ſo groſſes Verlangen nach der Glückſeligkeit, und ſo wenig Fähigkeit ſie zu beſitzen hat? Die Einwohner des Monden müſten ſehr klug ſeyn; wenn ſie das alles errathen wollten. Wir ſelber ſehen uns alle Augenblick, und haben doch genug zu rathen, wie wir beſchaffen ſind. Man hat ſich genöthiget geſehen, zu ſagen, daß die Götter ſich auf Nectar einen Rauſch getruncken gehabt, als ſie den Menſchen hervorgebracht; und daß ſie ſich des Lachens nicht enthalten können, als ſie das Werck ihrer Hände bey nüchternem Muthe angeſehen. So ſind wir denn ſicher genug, von Seiten der Mondenbürger, verſetzte die Marggräfin; ſie werden uns nicht errathen; aber ich wollte daß wir ſie errathen könnten. Denn das macht einen gantz unruhig, wenn man weiß, daß ſie da oben ſind, auf dem Monden, den wir vor Augen haben, und ſich doch nicht einbilden kan, wie ſie ausſehen. Warum ſind ſie denn nicht unruhig, verſetzte ich, über die Einwohner des groſſen Mittags-Landes, welches uns noch gantz unbekannt iſt? Wie und ſie werden von eben demſelben groſſen Schiffe fortgetragen, darauf ſie den Vordertheil und wir den Hintertheil einnehmen. Sie ſehen daß von einem Ende des Schiffes, bis zum andern keine Gemeinſchaft mehr iſt, ſo daß die an der einen Seite nicht wiſſen, was vor Leute an der andern ſind, ja nicht einmahl glauben, daß ſie daſelbſt ſind; und ſie wollen wiſſen, was im Monden vorgehet! In dem andern Schiffe, welches ſo weit von uns durch den Himmel ſchwimmet?

Ach, verſetzte ſie, die Einwohner des Mittags-Landes halte ich ſchon vor bekannt. Denn verſichert, ſie müſſen uns doch ſehr ähnlich ſeyn, und wenn man ſich nur die Mühe nehmen wird, dahin zu reiſen, ſo wird man ſie ſchon kennen lernen: ſie bleiben allezeit da, und werden uns nicht entlaufen. Aber die Leute im Monden wird man niemahls kennen lernen: Das iſt verzweifelt! wenn ich ihnen im Ernſte antworten ſollte, verſetzte ich, daß man nicht wiſſen könne, was noch geſchehen werde: ſo würden ſie mich auslachen, und ich würde es ohne Zweifel verdienet haben. Indeſſen wolte ich mich gut genug vertheidigen, wenn ich Luſt dazu hätte. Ich habe einen recht lächerlichen Einfall, der doch ſo wahrſcheinlich ausſiehet, daß es mich Wunder nimmt; Und ich weiß nicht woher er dieſe Wahrſcheinlichkeit hat, da er an ſich ſelbſt ſo ungereimt iſt. Ich wette, daß ich ſie ſo weit bringen will, daß ſie wieder alle Vernunft geſtehen ſollen, es könne wohl noch ins künftige einmahl zwiſchen dem Monden und der Erden eine Gemeinſchaft entſtehen.

Bilden ſie ſich nur den Zuſtand ein, in welchen America war, ehe Chriſtoph Columbus daſſelbe entdeckete. Seine Einwohner lebten in der äuſſerſten Unwiſſenheit. Die allernöthigſten Künſte waren ihnen unbekannt: geſchweige denn, daß ſie die Wiſſenſchaften verſtanden hätten. Sie giengen nackt; ſie hatten keine andre Waffen, als Bogen; ſie hatten ſichs niemahls eingebildet, daß ein

Menſch könne von Thieren getragen werden; Sie ſahen das Meer vor einen Raum an, der dem Menſchen verbothen wäre, der bis an den Himmel rührete, und außer welchem nichts mehr vorhanden wäre. Es iſt wahr, daß als ſie gantze Jahre zugebracht hatten, den Stamm eines dicken Baumes mit ſcharfen Steinen auszuhölen, ſie ſich auf demſelben ins Meer gewaget, und neben dem Lande, durch Wind und Wellen getrieben, hingefahren: Wie aber dieſes Schif dem Umſtürtzen ſehr unterworfen war; ſo muſten ſie ſich alsbald aufs Schwimmen begeben; oder eigentlich zu reden, ſo ſchwummen ſie allezeit; ausgenommen, wenn ſie ſich ein wenig ausruheten. Wer hätte ihnen nun ſagen ſollen, daß es eine Gattung von Schiffen gebe, die unzehlige mahl vollkommener ſey; dadurch man dieſe unendliche Fläche des Waſſers überſchiffen könne, nach welcher Seite man ſelbſt wolle; daß man ſich mitten in den unruhigen Wellen gantz unbeweglich machen könne; daß man ſelbſt über die Geſchwindigkeit ſeines Laufes Herr ſey; Und daß endlich dieſes Meer, ſo ungeheuer groß es immer zu ſeyn ſchiene, doch kein Hindernis ſey, die Gemeinſchaft der Völcker aufzuheben, wenn nur jenſeit deſſelben noch Leute vorhanden wären. Sie können leicht dencken, daß ſie es niemahls würden geglaubet haben. Indeſſen zeiget ſich ihnen an einem herrlichen Tage ein recht ſeltſamer und gantz unvermutheter Anblick. Es ſind groſſe ungeheure Cörper, die weiße Flügel zu haben ſcheinen, die über das Meer wegfliegen, die von allen Seiten Feuer ſpeyen, und gantz unerhörte Leute ans Ufer werfen, die gantz mit Eiſen über zogen ſind, diejenigen Wunderthiere ſo unter ihnen laufen, nach Belieben lencken, und Blitze in den Händen halten, womit ſie alles was ihnen wiederſtehe, zu Boden ſchlagen. Woher kommen ſie? Wer hat ſie über das Meer geführet? Wer hat ihnen Gewalt über das Feuer gegeben? Sind es Götter? Sind es Kinder der Sonnen? Denn warlich Menſchen können unmöglich ſeyn.

Ich weiß nicht, Madame, ob ſie ſich das Erſtaunen der Americaner ſo lebhaft als ich vorſtellen können; Aber niemahls hat ſich wohl iemand ſo entſetzt als dieſe Leute. Und nun verlange ich nicht darauf zu ſchweren, daß nicht dermahleins auch eine Gemeinſchaft zwiſchen dem Monden und der Erden entſtehen könne. Hätten die Americaner wohl gedacht, daß zwiſchen America und Europa dergleichen werden würde, von welchem ſie nicht einmahl was wuſten?

Es iſt wahr, daß man dieſen groſſen Luftraum wird durchſtreichen müſſen, der zwiſchen Erden und dem Monden iſt. Aber ſchienen denn dieſe großen Meere den Americanern wohl bequemer überſchiffet zu werden? Wahrhaftig, ſagte die Marggräfin, indem ſie mich anſahe, ſie ſind nicht recht klug. Wer leugnet das, antwortete ich? Aber ich wills ihnen beweiſen, verſetzte ſie, denn ich bin nicht zufrieden, daß ſie es ſelbſt bekennen. Die Americaner waren ſo dumm, daß ſie gar nicht muthmaßen konnten, wie man ſich quer über ein ſo großes Meer einen Weg machen könne: Wir aber, die wir ſo viel Verſtand und Erkenntnis beſitzen, würden uns leicht einbilden können, wie es möglich ſey, durch die Luft zu reiſen, wenn es in der That müglich wäre. Man kan ſchon weit mehr, erwiederte ich, als ſich blos einbilden, daß die Sache müglich iſt: Man fängt ſchon an ein wenig zu fliegen. Verſchiedene Perſonen haben das Geheimnis erfunden, ſich Flügel anzuſetzen, die ſie in der Luft erhalten, und ihnen ſo viel Bewegung zugeben, daß ſie über Ströme kommen können. Es iſt freylich noch kein Adlerflug, und bisweilen hat es dieſen neuen Vögeln einen Arm oder ein Bein gekoſtet. Aber dieſes iſt auch nur eine Abbildung der allererſten Bretter, die man vormahls aufs Waſſer legte, und damit man den Anfang zur Schiffahrt machte. Von ſolchen Brettern war noch ein großer Sprung bis auf die Schiffe übrig, womit man die Welt umſegeln kan. Indeſſen ſind doch endlich die großen Schiffe auch allmählig erfunden worden. Die Kunſt zu fliegen, iſt ſo zu reden noch in der Wiege: ſie wird ſchon mit der Zeit vollkommener werden, und endlich wird man auch bis in den Monden kommen. (h)

(h) Man hat nicht nur mit Flügeln, ſondern auch mit Schiffen ſich in die Lufft zu ſchwingen und darinnen zu reiſen verſucht. Ich entſinne mich eine Diſputation geleſen zu haben, die von der Kunſt durch die Lufft zu ſchiffen handelte, kan aber nicht ſagen von wem, oder wo ſie geſchrieben worden; weil das Titelblatt abgeriſſen war. Der Vorſchlag darinnen lief dahin aus: Man ſollte von Blech oder Kupfer große Kugeln ver-

Haben wir denn ſchon alle und iede Dinge erfunden? Oder haben wir ſchon alles ſo hoch gebracht, daß man nichts mehr hinzu ſetzen könnte? Vergeben ſie mir; Laßt uns nur bekennen, daß vor die Nachwelt auch noch was übrig ſey. Ich gebe es nicht zu, verſetzte ſie, daß man iemahls anders fliegen lerne, als auf die Art, daß man alſobald den Hals breche. Gut, erwiederte ich, wenn man denn bey uns allezeit ſo ſchlecht fliegen ſoll; ſo wird man dieſe Kunſt im Monden beſſer verſtehen. Die daſigen Einwohner werden zu dieſem Handwercke geſchickter ſeyn, als wir; denn es iſt gleich viel, ob wir dahin reiſen, oder ob ſie zu uns kommen. Wir werden der Americaner Stelle vertreten, die ſich

gar

---

fertigen laſſen, und hernach, vermittelſt einer Lufftpumpe alle inwendige grobe Lufft herausziehen. Wäre nun die Schwere des Bleches nicht größer als die Schwere der ausgepumpten Lufft, ſo würde eine ſolche ausgeleerte Kugel in der freyen Lufft hangen bleiben, und nicht mehr auf die Erde fallen. Könnte man ferner das Blech zu den Kugeln ſo dünne ausarbeiten laſſen, daß ſein Gewicht noch geringer würde, als die Lufft ſo eine iede in ſich ſchließet; ſo würde die ausgepumpte Kugel gar in die Höhe ſteigen und nothwendig angebunden werden müſſen; wo ſie nicht gar wegfliegen ſolle. Hätte man nun eine gute Anzahl ſolcher flüchtigen Kugeln fertig, ſo könne man ſie zuſammen binden, und ein Schiffgen daran befeſtigen, welches mit den ausgeleerten Kugeln zuſammen genommen noch nicht ſo ſchwer ſey, als das Gewichte der ausgepumpten Lufft. Alsdann könne man ſich hinein ſetzen, das Schiff loßmachen, und ſich durch die ſteigenden Kugeln in die Lufft heben laßen. Die Winde würden hier eben ſowohl als auf der See in die Segel ſtoßen, und ein Steuerruder könnte das Schiff lencken. Die Ancker müſte man auf die bloße Erde werffen, wenn man entweder ſtille ſtehen, oder ſich herablaßen wollte. Ja man könte diegar nicht einbildeten, daß man ſchiffen könne, ob man gleich am andern Ende der Welt, ſchon ſehr wohl ſchiffete. Ey, verſetzte ſie, gleichſam gantz zornig: So würden ja die Leute aus dem Monden ſchon längſt angekommen ſeyn. Die Europäer, erwiederte ich mit vollem Lachen, ſind allererſt nach ſechs tauſend Jahren nach America geſegelt: So lange muſten ſie Zeit haben, die Schiffahrt ſo hoch zu bringen, daß man die See überſegeln konnte. Die Mondenleute können vielleicht ſchon kleine Reiſen in der Lufft thun: Anitzo üben ſie ſich: Wenn ſie geſchickter und erfahrner ſeyn werden, ſo werden ſie endlich ankommen: Und GOtt weiß, wie wir

---

te dieſes letztere zu bewerckſtelligen, auch in eine von den Kugeln, Lufft laßen; Worauf ſie ſchwerer werden und alsdann herab ſincken würde. In wieweit dieſer Vorſchlag angehe, werden diejenigen leicht ſehen, ſo in der Hydroſtatic und Aerometrie was gethan. Die gantze Schwierigkeit käme meines Erachtens auf das Blech an, welches die Zuſammendrückung der äuſſern Lufft, die ſich beym Auspumpen äuſſert, nimmermehr aushalten würde, wenn es ſo dünne und ſo leicht ausgearbeitet ſeyn ſollte. Doch verſicherte der Verfaſſer, daß man ſchon kleine Proben von dergleichen Kugeln gemacht hätte, die von ſich ſelbſt in die Höhe geſtiegen wären. Geſetzt aber, daß alles ſeine Richtigkeit hätte, ſo würde dieſe Gattung von Lufftſchiffen doch nicht zulänglich ſeyn, bis in den Monden zu ſegeln. Sie könnten nur bis zu einer gewiſſen Höhe in der Lufft ſteigen, nemlich wo ſie einerley Schwere mit ihnen hätte. Denn je höher die Lufft iſt, je dünner und leichter wird ſie, bis ſie endlich gar aufhöret. Worauf ſollten alſo dieſe Schiffe hernach weiter ſchwimmen? Oder wer würde ſie treiben; da in der hohen Lufft, auch keine Winde mehr ſind? Ja wer würde ſo hoch beym Leben bleiben, da man auf hohen Bergen ſchon nicht recht Athem holen kan; weil die Lufft gar zu ſubtil iſt. Es ſcheinet alſo mit dieſer Reiſe nach dem Monden noch im weiten Felde zu ſtehen.

erſchrecken werden! Sie ſind gantz unerträglich, antwortete die Marggräfin, mich mit einem ſolchen Vernunftſchluße ſo ſehr in die Enge zu treiben! Wo ſie mich böſe machen, verſetzte ich, ſo weiß ich wohl, was ich noch hinzuſetzen will, um das vorige zu bekräfftigen. Bedencken ſie nur, daß die Welt ſich nach und nach entdecket. Die Alten dachten verſichert genug zu ſeyn, daß der heiße Erdſtrich und die kalten Länder gegen Mitternacht und Mittag, wegen der großen Hitze und Kälte nicht bewohnet werden könnten; Und zu der Römer Zeiten erſtreckte ſich die allgemeine Charte der Erdkugel nicht viel weiter als ihr Regiment. Was in einem Verſtande ihre Größe anzeigte, verrieth andern Theils ihre große Unwiſſenheit. Indeſſen fanden ſich doch ſo wohl in den heißen, als in den kalten Ländern Leute genug. Da ſehen ſie, daß die Welt ſchon vergrößert iſt. Ferner dachte man, daß das Meer die gantze Erde bedeckte, außer dem was damahls bekannt war, und daß es keine Gegenfüßer gäbe; Denn man hatte noch nichts von ihnen gehöret? Und wie? dachte man, ſollten ſie die Füße oben, und die Köpfe unten haben (1). Nach
dieſen

---

(1) So elend ſchloßen auch die gelehrteſten Männer in den erſten Jahrhunderten. Z. E. Lactantius ſchreibet in ſeinem Buche von der falſchen Weißheit im 24 Capitel alſo davon: **Was iſt von denen zu ſagen, die davor halten, daß es Leute gebe, die ihre Füße gegen die Unſrigen kehren? ſagen ſie denn etwas taugliches? oder iſt wohl jemand ſo einfältig, daß er glauben ſollte, es gäbe Menſchen, deren Fußſolen höher waren als ihre Köpfe? oder, daß alles was bey uns lieget, daſelbſt umge-**

dieſen ſchönen Vernunftſchlüßen entdecket man dennoch die Gegenfüßer. Das giebt eine neue Verbeſſerung der Landkarten, und die Erdkugel bekommt noch eine andre Helfte. Madame, ſie ſehen wohl, daß dieſe Gegenfüßer, die man wieder alles Vermuthen gefunden hat, uns billig lehren ſollten, ein wenig behutſamer in unſern Schlüßen zu ſeyn. Vielleicht wird ſich die Welt uns immer weiter entdecken, und endlich wird man gar bis in den Mond kommen. Noch zur Zeit ſind wir ſoweit nicht gekommen, weil die Erdkugel noch nicht gantz entdecket iſt, und vermuthlich muß alles fein nach der Ordnung geſchehen. Wenn wir erſt unſre Wohnung recht kennen werden, ſo wird es uns auch erlaubt ſeyn, unſere Nachbarn, die Leute im Monden, zu beſuchen.

umgekehrt hienge? Früchte und Bäume unterwerts wüchſen? Regen u. Schnee u. Hagel in die Höhe nach der Erde fiele? Wundert ſich auch noch wohl iemand, daß die hangenden Gärten unter die ſieben Wunderwercke gerechnet worden, da die Weltweiſen hängende Aecker und Meere Städte und Berge machen? u. bald hernach als er die Gründe dieſer Meinung, nach ſeinem Begriffe erzehlet hatte: ſetzt er hinzu: Ich weiß nicht was ich von dieſen Leuten ſagen ſoll, welche, wenn ſie einmal in einen Irrthum gerathen ſind, beſtändig bey ihrer Narrheit bleiben, und eine leere Einbildung durch die andre vertheidigen; Wiewohl ich davor halte, daß ſie zuweilen entweder zum Schertze philoſophiren, oder ſich mit Wiſſen und Willen Unwahrheiten zu behaupten unternehmen; damit ſie gleichſam ihren Witz in böſen Dingen üben, und damit prahlen mögen. Ich könnte aber mit vielen Gründen erweiſen, es ſey gar nicht möglich, daß der Himmel niedriger ſeyn könne als die Erde rc. Ich will itzo nicht gedencken, daß vormals Virgilius ein Biſchof zu

In Wahrheit, ſprach die Marggräfin, indem ſie mich ſteif anſahe, ſie ſind in dieſer Materie ſo wohl gegründet, daß es nicht anders möglich iſt, als daß ſie dieſes alles aufrichtig glauben. Das ſollte mir leid ſeyn, antwortete ich, ich will ihnen nur zeigen, daß man eine ſeltſame Meinung ſehr wohl behaupten kan, eine aufgeweckte Perſon in Verwirrung zu ſetzen, nicht aber dieſelbe zu überreden. Nur die Wahrheit überredet uns, wenn ſie gleich nicht mit allen ihren Beweißthümern erſcheinet. Sie nimmt den Verſtand ſo unvermerckt ein, daß, wenn man ſie zum erſten mahle höret, man ſich einbildet, man erinnere ſich nur derſelben. Das iſt ein

---

zu Cöln dieſer Meynung halber, auf Befehl ſeiner Obern faſt wäre am Leben geſtrafet worden, wenn er ſie nicht öffentlich wiederrufen hätte. Dieſes ſind Proben von der Einfalt der damahligen Zeiten, im Abſehen auf die philoſophiſchen Wiſſenſchafften. Heute zu Tage iſt kein Schiffer, ja faſt kein Bauer mehr zu finden, der nicht die Erde vor eine Kugel halten, und Gegenfüßer glauben ſollte. Die Römiſchen Biſchöffe ſelbſt würden ausgelachet werden, wenn ſie dasjenige noch itzo verwerfen wolten, was einer von ihren Vorfahren verdammet hat. Die Lehre von Bewegung der Erden hat dem berühmten Mathematico Galileo eben ſolche Ungelegenheit in Italien gemacht. Der damahlige Pabſt ließ ihn feſtſetzen, von einer Cardinalsverſammlung ſeine Lehre unterſuchen, und verdammen: Der Gefangene aber ward gezwungen dieſe Meinung durch einen cörperlichen Eyd abzuſchweren, dafern er auf freyen Fuß geſtellet werden wollte. Sollte nun dieſe Lehre nicht mit der Zeit eben ſo glücklich werden, als jene von Gegenfüßern geworden? Ich glaube die Zeit wird ſchon kommen, da man ſie eben ſo wohl, als itzo jene, überall annehmen, und ohne Gefahr behaupten wird. Ja unſere Nachkommen werden uns, als ihre Vorfahren, auslachen, daß wir ſo einfältig geweſen, ſolche offenbare Wahrheiten vor gefährlich auszurufen.

ein Troſt vor mich, erwiederte die Marggräfin, ihr falſcher Schluß fiel mir ſehr beſchwerlich, und ich werde mich itzo weit ruhiger zu Bette legen können, wenn es ihnen anders beliebt, daß wir uns zurücke begeben.

Der dritte Abend.

Die Merckwürdigkeiten der Monden-Welt, und daß die andern Planeten auch bewohnt ſind.

Die Marggräfin wollte mich überreden, unſre Geſpräche auch am Tage fortzuſetzen; allein ich ſtellte ihr vor, daß wir dieſe Betrachtungen nur dem Monde und den Sternen, als von welchen ſie handelten, anvertrauen müſten. Wir fanden uns alſo des Abends im Garten ein, welcher Ort unſern gelehrten Unterredungen gleichſam geheiliget wurde.

Ich habe ihnen viel neues zu berichten, ſagte ich zu ihr. Der Mond, der, wie ich geſtern ſagte, allem Abſehen nach bewohnt war, könnte vielleicht wohl nicht bewohnt ſeyn (k). Es iſt mir was eingefallen,

---

(k) Herr **Hugenius** zweifelt, in ſeinem **Cosmotheoros** oder Weltbetrachtung, ebenfals an den Einwohnern des Monden: allein ſeine Gründe und Einwürfe ſind ſo ſtarck nicht, daß man nichts tüchtiges dawieder einwenden könnte. Er ſagt z. E. Es gebe keine Meere auf dem Monden, weil die Monden-Flecken nicht überall gleich dunckel ſind, ſondern hie und da tiefe Abgründe und runde Hölen

was alle ſeine Einwohner in Gefahr ſetzet. Das werde ich nicht leiden, antwortete ſie. Geſtern haben ſie mich ſchon zubereitet, dieſe Leute eheſtens ankommen zu ſehen, und heute ſollten ſie nicht einmahl in der Welt ſeyn? So ſollen ſie meiner nicht ſpotten! Ich glaube nunmehro die Monden-Bürger ſchon, und habe alle Schwierigkeiten überwunden, die ich dabey hatte: Nun will ich ſie durchaus glauben. Sie gehen gar zu geſchwinde, erwiederte ich. Man muß in ſolchen Sachen nur halb und halb ſeinen Beyfall geben, und allezeit im Stande bleiben, auch das Gegentheil zu glauben, im Falle es vonnöthen wäre. Ich laſſe mich nicht mit ihren Lehr-Sprüchen abfertigen, verſetzte die Marggräfin: Laßt uns die Sache ſelbſt angreifen. Muß
man

Hölen zeigen. Allein dieſes zeiget nur, daß das Mondenwaſſer nicht von ſo grober Art ſeyn könne, als das unſrige, welches nicht zuläßt, daß man in einiger Tiefe den Grund der Seen ſehe. Aber vielleicht iſt das Mondenwaſſer von einer andern Natur. Es wird vermuthlich zwiſchen unſrer Luft und unſerm Waſſer das Mittel halten, und ſo durchſichtig ſeyn, daß die Sonnenſtrahlen bis auf den Grund der Meere fahren, von dannen wieder zurücke prallen, und bis zu uns gelangen können. Er meynet ferner, es gebe keine Flüße im Monden; denn ſonſt müſte man ſie ſehen können. Allein auch das folgt nicht. Das müßten gewaltige Ströme ſeyn, die man in einer ſolchen Weite bemercken ſollte. Die Donau, der Nilſtrom und andere große Flüße bey uns, werden im Monden ſchwerlich ſichtbar ſeyn, wenn man gleich mit unſern beſten Ferngläſern darnach ſehen ſollte: Angeſehen unſer gantzes Europa nur wie ein kleiner heller Platz, ein oder zwey Hände groß, erſcheinen würde. Weiter meynt er, es gebe gar keine Wolcken im Monden. Geſetzt aber daß das Waſſer, wie vorhin wahrſcheinlich gemacht wurde, von ſubtilerer Art wäre, als bey uns; ſo würden auch die
davon

man nicht von dem Monden eben ſo urtheilen, als von St. Denis? Nein antwortete ich, der Mond iſt der Erden nicht ſo ähnlich, als St. Denis der Stadt Paris iſt. Die Sonne zieht von der Erde das Waſſer, die feuchten Dünſte und trocknen Ausdämpfungen in die Höhe, welche bis auf eine gewiſſe Höhe in die Luft ſteigen, ſich daſelbſt zuſammenziehen; und alſo zu Wolcken werden.

Dieſe ſchwebenden Wolcken fliegen gantz unordentlich um unſre Kugel herum, und überſchatten bald dieſes Land, bald wiederum ein andres. Wer die Erde von weitem anſehen könnte, würde öfters große Veränderungen auf ihrer Ober-Fläche wahrnehmen; weil ein großes Land, welches mit Wolcken bedeckt wäre, wie ein ſehr dunckler Platz

aus-

---

davon aufſteigenden Dünſte ſolche dicken Wolcken nicht formiren als hier. Zudem weiß man noch nicht, ob unſere Wolcken im Monden ſichtbar ſind. Sie ſehen zwar ſchwartz und finſter genug aus: wenn ſie zwiſchen uns und der Sonnen ſtehen, aber auch hingegen gantz helle, wenn ſie durch die Sonnenſtrahlen ſo beſchienen werden, daß ſie dieſelben zu unſern Augen zurücke werfen können. Sie werden alsdann heller wie Silber, und ſcheinen faſt ſo licht zu ſeyn als der Mond. Geſetzt nun, daß halb Europa auf einmahl mit einer Wolcke bezogen wäre, und die Sonne beſchiene von auſſen dieſen dicken Dunſthaufen, ſo würde es doch im Monden ſchwer zu unterſcheiden ſeyn, ob das daſelbſt erſcheinende weiße licht, von der Erden ſelbſt, oder von dieſem wolckigten Uberzuge einiger Erdtheile, herkäme. Doch die Wahrheit zu geſtehen; die Meynung von dem Thaue gefällt mir beſſer: obgleich Herr Hugen vorgiebt, daß auch keine Dunſtkugel oder Atmoſphäre um den Monden ſey. Die Urſache ſo er deswegen anführt, ſcheint mir ſo wenig zureichen, daß ſie auch wieder ihn ſelbſt iſt. Er meynt der Mond würde nicht rings umher einen ſcharf abgeſchnittenen Rand haben; wenn

er

ausſehen, alsbald aber licht werden würde, wenn es davon befreyet worden. Man würde Flecken ſehen, die bald hie, bald da ſtehen, ſich verſchiedlich zuſammenziehen, zertheilen, oder gantz und gar verſchwinden würden. Eben dieſelben Veränderungen müſte man auch auf dem Monden ſehen, wenn er Wolcken um ſich hätte. Aber dagegen ſind alle ſeine Flecken feſt und beſtändig, ſeine helle Plätze ſind allezeit hell, und ſehen ſie? dieſes iſt eben das Unglück! Auf ſolche Weiſe ziehet ja die Sonne keine Dünſte oder Ausdämpfungen von dem Monden in die Höhe. Er muß alſo ein weit feſterer und härterer Cörper ſeyn, als unſre Erde, deren kleineſte Theile ſich leicht von den andern abſondern, und in die Höhe ſteigen, wenn ſie durch die Wärme in Bewe-

---

er nicht ohn alle umgebende Luft wäre. Aber ich glaube, wenn der Mond keine Luft und Dunſtkugel um ſich hätte, ſo würde ſein äuſſerſter Rand nicht glatt und zirckelrund, ſondern höckericht und uneben erſcheinen müſſen. Er hat ja in der Mitten ſolche hohe Berge, deren Schatten ſehr merckliche Flecken auf ihm verurſachet; und welche von einigen Sternverſtändigen, welche ſich ihre Höhe zu meſſen bemühet, vor gröſſer gehalten werden, als alle unſere irrdiſche Berge. Nun iſt es gar nicht wahrſcheinlich, daß kein einziges von ſolchen Gebürgen in die Gegenden des Monden ſolten gerathen ſeyn, die uns den Rand deſſelben zu machen bedüncken. Da müſte man ſie aber nothwendig ſehen können. Wenn man hingegen eine Luft- und Dunſtkugel zum voraus ſetzet; ſo kan von allen dieſen Bergen am Rande keiner ſichtbar ſeyn. Die Erfahrung iſt vor mich. Man ſehe im Sommer, wenn etwa nach einem hellen Tage der Thau gegen Abend ſtarck fället, auf einem freyen Felde rings um ſich; ſo wird das neblichte Weſen in der Luft verurſachen, daß der Horizont überall gantz eben erſcheinen wird; ohngeachtet er von Wäldern, Bergen und Thälern rauh und uneben genug iſt. Doch man hat ſtärckere Beweiß-

Bewegung gebracht werden. Er muß nichts anders als ein Klump von Felſen und Marmorſteinen ſeyn, von welchen nichts ausdämpfet. Denn wo Waſſer iſt, da iſt es ſo natürlich und nothwendig, daß auch Dünſte aufſteigen müſſen, daß auch umgekehrt, wo keine Dünſte entſtehen, gar kein Waſſer ſeyn kan. Was vor Einwohner haben nun dieſe Felſen, darauf nichts wachſen kan, und die Länder, wo kein Waſſer iſt? Ey was? rief ſie, haben ſie denn vergeſſen, daß ſie mich verſichert haben, daß man von hieraus die Meere des Monden gar deutlich ſehen und erkennen könnte? Das iſt nur eine Muthmaſſung, erwiederte ich, und das iſt mir leid. Dieſe dunklen Oerter, ſo man vor Meere hält, ſind vielleicht nichts anders als tiefe Hölen.

Beweiß-Gründe, daß der Mond eine Dunſtkugel habe, In der großen Sonnenfinſterniß 1706. hat Herr Hofrath **Wolf** bemercket, daß, als der Mond, deſſen ſcheinbarer Durchmeſſer dem ſcheinbaren Durchmeſſer der Sonnen gantz gleich war, die gantze Sonnenkugel hätte verdecken ſollen; dennoch rings um den finſtern Cörper deſſelben ein heller ſchmaler Ring geſehen worden. Derſelbe iſt aber kein Theil von dem würcklichen Sonnenlichte geweſen: weil er gantz blaß, und bey weitem nicht ſo lebhafft und blitzend, als die Sonnenſtrahlen geſchienen: So müſſen es derowegen ſolche Sonnenſtrahlen geweſen ſeyn, die in der Dunſtkugel des Monden gebrochen und alſo zu uns geworfen worden. Wollte jemand auch hierwieder noch was einwenden, und dieſe Strahlenbrechung in Zweifel ziehen: dem kan noch eine andre **Obſervation** dienen. Man hat bemercket, daß der Mond zuweilen gewiſſe Planeten bedecket, und ſie alſo auf etliche Stunden unſichtbar macht. Wenn nun der Planet nahe an den Rand des Monden gekommen, ſo hat ſich ſeine runde Figur in eine längliche Ovalfigur verwandelt; bis er gantz verdecket worden. Nun kan man beym Auf und Unter-

Hölen. In der Weite, als wir von dem Monden ſind, kan man uns nicht verdencken, wenn wir nicht alles gantz genau errathen.

Aber, verſetzte ſie, ſoll man denn deswegen die Einwohner des Monden gantz fahren laſſen? Nicht gantz und gar, Madame, gab ich zur Antwort. Wir wollen uns weder für ſie, noch wieder ſie erklären. Ich geſtehe ihnen meine Schwachheit, erwiederte ſie, ich bin einer ſo genauen Unpartheylichkeit nicht fähig; Ich muß etwas gewiſſes glauben. Bekräftigen ſie mich nur bald in einer Meynung von den Einwohnern des Monden; Entweder wir wollen ſie beybehalten, oder auf ewig vernichten, damit ihrer niemahls mehr gedacht werde. Wo es aber möglich iſt, ſo wollen wir ſie lieber behalten. Ich bin ihnen ſchon ſo gut, daß es mir

---

Untergange des Monden und der Sonnen allezeit wahrnehmen, daß ihre Figur, durch unſere irrdiſche Luft und Dunſtkugel länglichtrund gemacht wird. Wer wollte denn noch ferner zweifeln, daß nicht die veränderte Figur obgedachter Planeten am Rande des Monden aus eben der Urſache herrühre; und folglich der Mond eine Dunſtkugel um ſich habe? Hat er nun dieſe, ſo hat er auch Thau. Hat er Thau, ſo kan es ihm an Gewächſen eben ſowenig als dem fruchtbaren Egypten fehlen; wo es niemahls regnet, und wo, auſſer der jährlichen Uberſchwemmung des Nils, der häufige Thau die Stelle des Regens vertreten muß. Ohngeachtet aber Herr **Hugenius**, dergeſtalt die Einwohner des Monden ſehr ungewiß zu machen geſchienen: ſo ſetzet er doch endlich hinzu: Soll man derowegen glauben, daß eine ſo große Kugel blos deswegen geſchaffen ſey, daß ſie uns bey Nacht ein wenig leuchte, oder Ebbe und Fluth verurſache? Soll denn niemand verhanden ſeyn, der des ſchönen Anblickes genieße, wie ſich unſre mir leid ſeyn würde, wenn man mich derſelben berauben wolte. Ich will ihnen alſo den Mond nicht wüſte laſſen, verſetzte ich, wir wollen denſelben, ihnen zugefallen, wieder bevölckern. In Wahrheit, weil die Flecken des Monden allezeit eben ſo ausſehen, ſo kan man nicht glauben, daß es daſelbſt Wolcken gebe, welche bald dieſen bald jenen Theil überſchatten; Aber daraus folgt noch nicht, daß gar keine Dünſte und Ausdämpfungen von demſelben aufſteigen. Unſre Wolcken, die wir in der Luft ſchweben ſehen, ſind nichts anders als Dünſte, welche

---

unſre Erdkugel um ſich ſelbſt drehet, und bald Europa und Africa, bald Aſien, bald America zeiget; bald mit vollem, bald mit halbem Lichte ſcheinet? Ich habe zwar keinen Beweiß; immaſſen ich aus keiner Aehnligkeit einen Schluß machen kan. Doch ſcheint es viel wahrſcheinlicher zu ſeyn, daß wegen der Vortreflichkeit dieſes Cörpers auch etwas auf ſeiner Oberflache vorgehe, etwas wachſe und lebe, es mag nun beſchaffen, und von allem unſrigen unterſchieden ſeyn wie es wolle. Vielleicht könnte dort etwas anders als unſer Waſſer das Leben der Pflanzen und Thiere erhalten! Es könnte eine wenige Feuchtigkeit in der Erden, welche nicht ſo ſehr als die unſrige das Waſſer in ſich zöge, den Sonnenſtrahlen genugſam ſeyn, einen Thau herauszuziehen, der Kräuter und Bäume zu ernehren geſchickt wäre. Dieſes iſt ſchon dem Plutarchus in den Sinn gekommen, wie ich in dem Buche vom Angeſichte im Monden, wahrnehme. Denn auch bey uns, wäre nur die oberſte Flache des Meeres, und gleichſam ein dünnes Häutchen davon (ohne eine ſolche Tiefe als es itzo hat) zulänglich, der Erden Feuchtigkeit genug zu verſchaffen, wenn die Sonnenwärme ſie aufziehen, und nur in Thau, nicht aber in Regen verwandeln mögte.

welche, da ſie ſich von der Erden erhuben, ſich in gantz kleine Theilchen abſonderten, ſo daß ſie gantz unſichtbar wurden; Da ſie aber etwas höher eine kältere Luft antraſen, welche ſie näher zuſammen trieb, und durch dieſe Vereinigung wieder ſichtbar machte, ſo ſind ſie zu großen Wolcken geworden, welche in der Luft herumſchwimmen, als fremde Cörper, die ſich nur eine Zeitlang in derſelben aufhalten, bis ſie wieder im Regen herunter fallen. Allein eben dieſe Ausdämpfungen und Dünſte erhalten ſich bißweilen ſo ſehr zerſtreuet, daß ſie unmercklich ſind, und wenn ſie ſich gleich vereinigen, ſo werden ſie nur ein zarter Thau, den man aus keiner Wolcke fallen ſiehet. Ich ſetze alſo zum Grunde, daß Dünſte aus dem Monden aufſteigen, und das muß unfehlbar geſchehen: Denn es iſt unglaublich, daß der Mond ein ſolcher Klump ſey, deſſen Theile durchgehends gleich feſt und hart wären; alle in vollkommener Ruhe neben einander liegen, und gantz unfähig ſeyn ſollten, von der Wirckung der Sonnenſtrahlen die geringſte Veränderung anzunehmen. Wir haben keinen einzigen Cörper von ſolcher Gattung. Die Marmelſteine ſelbſt, ſind nicht ſo unveränderlich. Das allerfeſteſte verändert und verwandelt ſich, entweder durch die unmerckliche Bewegung, die es in ſich ſelber hat, oder durch diejenige, ſo es von außen bekommt. Aber dieſe Ausdünſtungen des Monden, werden ſich nicht rings um denſelben in Wolcken zuſammen ziehen, auch nicht wie Regen auf denſelben herunter fallen; ſondern nur zu einem Thaue werden. Die Luft, ſo vermuthlich den Monden umgiebt, darf nur ein wenig anders beſchaffen ſeyn, als die unſrige, und die Dünſte des Monden dörfen auch nur ein wenig von den Dünſten der Erden unterſchieden ſeyn, wie es denn mehr als wahrſcheinlich iſt; ſo gehet dieſes gar wohl an. Wenn nun auf ſolche Weiſe die Materie im Monden anders, als auf der Erden beſchaffen iſt; ſo müſſen auch andre Wirckungen daraus entſtehen. So bald wir nun an den Theilen des Monden eine Bewegung gefunden haben, die entweder von innen entſtehet, oder von außen verurſachet wird, ſo entſtehen ſeine Einwohner wieder von neuem, und wir haben die nöthigen Mittel ſie zuerhalten. Wir bekommen Früchte, Getreyde, Waſſer und alles was wir ſonſt verlangen. Ich meyne ſolche Früchte, ſolch Getreyde und ſolch Waſſer, als ſich vor den Monden ſchicket, welches alles ich aber nicht zu beſchreiben weiß: Außer daß es der Nothdurfft der Monden Bürger beqvem ſeyn wird; welche ich doch eben ſo wenig kenne, als das vorige.

Das heißt ſo viel, ſagte mir die Marggräfin, ſie wiſſen nur daß alles ſehr gut ſey, ohne zu wiſſen wie es iſt: Das iſt aber ſehr viel Unwiſſenheit gegen ein wenig Wiſſenſchaft: Allein man muß damit zufrieden ſeyn. Ich ſchätze mich glücklich, daß ſie den Mond mit einer eigenen Luft umgeben haben; denn ein Planet würde mir ohne dieſelbe gar zu bloß und nackend vorkommen.

Dieſe beyde Luft-Kreiſe, verſetzte ich, tragen viel dazu bey, daß keine Gemeinſchaft zwiſchen dieſen zweyen Planeten entſtehen kan. Wenn es nur aufs fliegen ankäme, ſo könnten wir nicht wiſſen, wie ich ihnen geſtern ſagte, ob man nicht einmahl recht gut würde fliegen lernen? Indeſſen geſtehe ich, daß dieſes nicht gar zu wahrſcheinlich iſt. Die groſſe Entfernung des Mondes von der Erden, welche in der That anſehnlich iſt, iſt auch keine geringe Schwierigkeit. Aber geſetzt, daß dieſelbe nicht vorhanden wäre: geſetzt, daß beyde Planeten näher bey einander ſtünden; ſo würde es doch nicht möglich ſeyn, aus dem Luftkreiſe des einen in den Luftkreis des andern zu kommen. Das Waſſer iſt die Luft der Fiſche; dieſelben kommen niemahls bis in die Luft der Vögel, ſo wie dieſe niemahls in die Luft der Fiſche gehen. Die Entfernung hindert ſie nicht daran; ſondern es geſchieht deswegen, weil einer jeden Gattung diejenige Luft, darinnen ſie athmet, gleichſam zum Gefängniſſe dienet. Wir ſehen daß die unſrige mit gröbern und dickern Dünſten erfüllet iſt, als die Monden-Luft. Auf ſolche Weiſe würde ein Monden-Bürger, der an den Gränzen unſrer Welt angelanget wäre, erſaufen müſſen, ſo bald er in unſre Luft käme, und wir würden ihn todt herabfallen ſehen.

O wie gerne wollte ich es ſehen, rief die Marggräfin, daß einmahl ein recht groſſer Schiffbruch geſchehen möchte, der uns eine gute Anzahl ſolcher Leute herabwürfe, deren unerhörte Figuren wir denn nach belieben beſehen könnten. Allein, verſetzte ich, wenn dieſelben ſo geſchickt wären, auf der Oberfläche unſrer Lufft zu ſchiffen, und aus Begierde uns zu ſehen, uns wie die Fiſche fangen möchten: Würde ihnen das auch gefallen? Warum nicht, erwiederte Sie, mit lachen? Was mich betrifft, ſo wollte ich mich aus eigner Bewegung in ihre Netze legen, damit ich nur das Vergnügen hätte, diejenigen zu ſehen, die mich gefiſchet hätten.

Bedencken Sie nur, verſetzte ich, daß ſie gantz matt in unſrer obern Lufft anlangen würden. Wir können nicht überall gleich gut Athem hohlen: Weit gefehlt! Man ſagt daß es ſchon auf der Spitze gewiſſer Berge nicht mehr angehen ſoll, und es nimmt mich Wunder, daß diejenigen, welche thörichter Weiſe vorgeben, daß gewiſſe cörperliche Geiſter in der reineſten Lufft wohnen, nicht auch hinzuſetzen: Daß dieſe Geiſter uns nur ſo ſelten, und auf kurtze Zeit zuſprächen, das käme daher, weil es ſehr wenige Taucher unter ihnen gäbe: Ja daß dieſe Taucher ſelbſt, in unſrer dicken Lufft, ſich nur eine ſehr kurtze Zeit aufhalten könnten. Sie ſehen alſo daß es ſchon von der Natur genugſam verboten iſt, aus unſrer Welt zu gehen, eben ſowohl als den Monden-Bürgern zu uns zu kom̄en. Laßt uns zum wenigſten zu unſrer Befriedigung, von dieſer Welt ſo viel errathen, als uns müglich iſt. Ich glaube zum Exempel, daß der Himmel, die Sonne und die Sterne daſelbſt eine gantz andre Farbe zu haben ſcheinen, als bey uns. Alles was wir ſehen, erſcheinet uns durch eine ge-

gewiſſe Art von einem natürlichen Sehe-Glaſe, welches uns dieſelben verändert. Dieſes Glas iſt unſre Lufft, ſo wie ſie mit allen Dünſten und Ausdämpfungen vermiſcht iſt; welche ſich aber nicht gar zu hoch erſtrecket. Einige Neuere ſagen, daß dieſelbe eben ſowohl als das Meer, an ſich ſelbſt blau iſt, welche Farbe ſich aber nur in einer groſſen Tiefe zeiget. Dieſer Himmel, ſagen ſie, an welchem die Fix-Sterne befeſtiget ſind, hat nicht das geringſte Licht, und folglich müſte derſelbe gantz ſchwartz ausſehen; Aber man ſieht denſelben erſtlich durch unſre Lufft, welche blau iſt, darum ſieht er auch gantz blau aus. Iſt dem alſo, ſo können die Sonnen-Strahlen nicht durch die Lufft ſchieſſen, ohne ſich ein wenig dadurch zu färben, und etwas von ihrer natürlichen Farbe zu verlieren. Aber wenn gleich die Lufft an ſich ſelbſt nicht farbigt wäre; So iſt es doch gewiß, daß ein Licht, welches man ein wenig von weitem erblicket, durch einen dicken Nebel gantz roth ausſiehet, ob es gleich an ſich nicht roth iſt. Unſre Lufft iſt nichts anders als ein groſſer Nebel, der uns die wahre Farbe des Himmels, der Sonnen und der Sterne verändern muß. Nur die reine himmliſche Materie könnte uns das Licht und die Farben in aller ihrer Lauterkeit, ſo, wie ſie ſind, zuführen. Weil alſo die Monden-Lufft von andrer Gattung iſt, als die unſrige, ſo iſt ſie entweder an ſich ſelbſt anders gefärbet, oder zum wenigſten ein Nebel, der andre Veränderungen in den Farben der himmliſchen Cörper verurſachet. Kurtz, das Fernglas, wodurch

durch man ſehen muß, iſt im Abſehen auf die Monden-Bürger gantz verändert.

Eben deswegen gefällt mir unſre Behauſung weit beſſer, als der Mond, ſprach die Marggräfin; Denn ich kan nicht glauben, daß eine andre Einrichtung der himmliſchen Farben dort eben ſo ſchön ſeyn könne, als ſie hier iſt. Geſetzt, daß der Himmel dort roth und die Sterne grün wären: So iſt der Anblick davon bey weitem ſo angenehm nicht, als Gold auf einem blauen Grunde. Wenn man ihnen zuhöret, verſetzte ich, ſo iſt es nicht anders, als hörte man ſie die Farben zu einem Kleide, oder zur Verzierung eines Zimmers erwehlen; Aber glauben ſie mir, die Natur hat Verſtand genug. Uberlaſſen ſie derſelben nur die Sorge eine geſchickte Farben-Miſchung zu erdencken; Ich will gut davor ſtehen, daß es ihr gut gerathen wird. Sie wird nicht unterlaſſen haben, dieß Schau-Spiel der Welt vor einen jeden beſondern Geſichts-Punct zu verändern und daſſelbe auf eine allezeit angenehme Manier abzuwechſeln.

Ich erkenne Ihre Geſchicklichkeit, fiel mir die Marggräfin ins Wort. Sie hat ſich die Mühe erſparet, die Dinge ſelbſt vor jeden Geſichts-Punct zu verändern; Sie hat nur die Seh-Gläſer verändert, und doch eben die Ehre einer groſſen Mannigfaltigkeit erlanget, ohne die Koſten daran zu wenden. Durch eine blaue Lufft zeiget ſie uns einen blauen, und durch eine rothe Lufft zeiget ſie den Monden-Bewohnern einen rothen Himmel, indeſſen

ſen iſt es doch allezeit eben derſelbe. Mich dünckt ſie hat uns auch gewiſſe Seh Gläſer in die Phantaſie geſetzt, durch welche wir alles anſehen, und die doch die Dinge im Abſehen auf jeden Menſchen gantz verändern. Alexander ſahe die Erde vor einen ſchönen Platz an, ein großes Reich darauf anzurichten. Celadon hielte ſie vor den Aufenthalt der Aſträa. Ein Philoſoph hält ſie vor einen großen Planeten der durch den Himmel läuft, und überall mit Narren bedeckt iſt. Ich glaube nicht, daß ſich das Anſehen der Welt von der Erden biß zum Monden mehr verändern könne, als es ſich in den verſchiedenen Phantaſien der Menſchen verändert.

In unſern Einbildungen, erwiederte ich, iſt die Verwandelung des Schauſpieles noch weit Erſtaunens-würdiger; Denn es ſtellen ſich eben dieſelben Sachen ſo mannigfaltig vor; Im Monden ſieht man doch zum wenigſten was anders, als hier; Oder etwas von dem, was man hier ſiehet, kan man dort nicht ſehen. Vielleicht weiß man dort weder von der Morgenröthe, noch von der Abenddämmerung etwas. Die Lufft ſo uns umgiebt und über uns erhaben iſt, bekommt die Strahlen, die nicht auf die Erde fallen konnten, und weil ſie ſehr dicke iſt, hält ſie einen Theil davon auf und ſchicket ſie zu uns auf die Erde, ob ſie uns gleich natürlicher Weiſe nicht zugedacht waren. Dergeſtalt iſt die Morgenröthe und Abenddämmerung eine bloße Gnade der Natur: Ein Licht, welches wir ordentlicher Weiſe nicht haben ſollten, und welches ſie uns über ihre Schuldigkeit ertheilet. Aber in dem Monden, wo die Lufft vermuthlich ſehr rein iſt, könnte es gar leicht ſeyn, daß ſie nicht ſo geſchickt wäre, die Strahlen herunter zu beugen, die ſie empfängt, ehe die Sonne aufgeht, und nachdem dieſelbe untergegangen iſt.

Die armen Monden-Bürger haben alſo das Gnaden-Licht nicht, welches ſich nach und nach verſtärcken und ſie alſo zur Ankunfft der Sonnen zubereiten würde; oder welches durch die allmählige Abnahme der Klarheit ſie zum gäntzlichen Verluſte des Lichtes gewöhnen würde. Sie ſitzen in der tiefſten Finſternis, und auf einmahl ſcheinet es, als wenn ein Fürhang weggezogen würde; Denn der völlige Glantz der Sonnen blitzet ihnen plötzlich in die Augen. Wiederum ſind ſie in einem hellen und ſtrahlenden Lichte, und auf einmahl fallen ſie in die dickſte Finſternis. Tag und Nacht ſind durch keinen mittlern Zuſtand verbunden, der von beyden etwas an ſich hätte. Der Regenbogen iſt auch etwas, ſo den Mondbewohnern mangelt. Denn iſt die Morgenröthe eine Wirckung von der Grobheit unſrer Lufft und der Dünſte; ſo entſtehet der Regenbogen in den Wolcken, daraus der Regen fället. Alſo haben wir die allerſchönſten Dinge denen zuverdancken, die an ſich ſelbſt gar nichts ſchönes haben. Weil nun um den Mond keine dicke Dünſte und keine regnigte Wolcken ſind; Gute Nacht, Regenbogen ſamt der Morgenröthe! Wem werden die Schönen dieſer Länder doch ähnlich ſeyn? Und was vor eine Quelle ſchöner Vergleichungen geht nicht dabey verlohren?

Ich würde mich um dieſe Vergleichungen nicht ſehr bekümmern, ſprach die Marggräfin, und ich finde, daß man ſehr wohl zufrieden ſeyn kan, daß man weder den Regenbogen, noch die Morgenröthe hat; Denn aus eben dieſer Urſache wird man auch keinen Donner und Blitz haben, weil dieſes Dinge ſind, die ſich auch in den Wolcken formiren. Man hat daſelbſt lauter ſchöne Tage, der Himmel iſt allezeit klar, und man verliert die Sonne niemahls aus dem Geſichte. Es iſt keine Nacht, da man nicht alle Sterne ſehen könnte: Man weiß von keinen Sturmwinden und Ungewittern, auch von keinem Dinge, welches den Zorn des Himmels anzudeuten ſcheinet: Glauben ſie, daß man ſich ſo ſehr darüber zu beklagen habe? (l)

Sie beſchreiben mir den Mond, als eine bezauberte Gegend, gab ich zur Antwort. Indeſſen weiß ich nicht, ob es ſo angenehm iſt, eine Zeit von 14. Tagen, welche bey ihnen ein einziger Tag iſt, allezeit eine brennende Sonne über den Häuptern zu haben,

---

(l) Dieſen Vortheil haben den Einwohnern des Mondes einige neue Obſervationen auch zweifelhaft machen wollen. In gäntzlichen Mondfinſterniſſen hat man mit groſſen Fern-Gläſern wahrgenommen, daß auf der finſtern Fläche des Monden plötzlich ein kleines Licht entſtanden, aber alſofort wieder verſchwunden ſey: welches auch etliche mahl nach einander geſchehen. Dieſes hat man nun mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit vor heftige Blitze gehalten, die ſich zu der Zeit in der Mondenlufft entzündet. Zum wenigſten weiß man nichts anders daraus zu machen. Doch es donnert nicht bey allen Blitzen, und alſo könnte es wohl ſeyn, daß dieſelbe ben, deren Hitze durch keine Wolcke gelindert wird? Vielleicht iſt dieſes auch die Urſache, warum die Natur auf dem Monden, eine gewiſſe Art von Brunnen gegraben hat, die ſo groß ſind, daß wir ſie mit unſern Fern-Gläſern entdecken können; Denn es ſind nicht Thäler, die zwiſchen den Bergen liegen; Es ſind Hölen, welche man mitten auf gewiſſen ebenen Flächen in groſſer Anzahl wahrnimmt. Wer weiß, ob die Einwohner des Monden, um der beſtändigen Sonnen-Hitze zu entgehen, ſich nicht in dieſe tiefe Brunnen verbergen? Vielleicht wohnen ſie ſonſt nirgends, und dieſes werden die Oerter ſeyn, wo ſie ihre Städte bauen. Wir ſehen ja bey uns, daß das unterirdiſche Rom weit gröſſer iſt, als das über der Erden. Man dörffte dieſe obere Stadt nur wegnehmen, ſo wäre das übrige eine Stadt nach Art der Monden-Welt. Da wohnt in einem Brunnen ein gantzes Volck, und von einem zum andern giebt es unterirrdiſche Gänge, die Gemeinſchafft unter den Leuten zu erhalten. Sie lachen über dieſen Einfall; und ich bin von Hertzen mit ihnen eins:

ſelben dort kein ſolches Schrecken verurſachten als bey uns; die wir mehr vor dem entſetzlichen Knalle als vor dem Wetterleuchten zu erzittern pflegen. Hierbey fällt es mir ein, ob es nicht möglich wäre, daß die Mondenbürger zwar lauter helle Tage, aber wölckigte und regnigte Nächte hätten, in welchen alle Dünſte, ſo innerhalb 14 von unſern Tagen (denn ſo lange nach einander ſcheinet ihnen die Sonne) in die Höhe geſtiegen; wiederum andere 14 Tage (denn ſo lang iſt auch ihre Nacht) herunter fielen. Dergeſtalt würde es im Monden keine ſonderliche Aſtronomos geben.

Indeſſen, ernſtlich mit ihnen zu reden, könnten ſie viel leichter irren als ich. Sie glauben, die Einwohner des Monden müſſen auf der Ober-Fläche deſſelben wohnen, weil wir ſo wohnen. Ich ſchließe gantz das Gegentheil. Weil wir auf der Ober-Fläche ſind, ſo könnte es wohl ſeyn daß ſie nicht auf derſelben lebten. Hier muß es alles gantz anders ſeyn, als an einem Orte, der ſo weit von uns entfernet iſt.

Es iſt nichts daran gelegen, ſprach die Marggräfin, ich kan mich nicht entſchlieſſen, die Monden-Bewohner in immerwährenden Finſterniſſen leben zu laſſen. Sie würden noch bekümmerter ſeyn, verſetzte ich, wenn Sie wüſten, daß ein gewiſſer groſſer Weltweiſer unter den Alten, den Monden zu einem Aufenthalte der ſeeligen Seelen gemacht hat. Alle ihre Glückſeeligkeit ſoll darinnen beſtehen, daß ſie die Harmonie anhören, die durch die Bewegungen der himmliſchen Cörper verurſachet wird. Weil er aber vorgiebt, daß ſie dieſe Harmonie nicht hören können, wenn der Mond in den Erdſchatten fällt und verfinſtert wird, ſo ſagt er, daß auch die Geiſter alsdann verzweifelt zu ſchreyen anfangen, damit ſich doch der Mond nur ſo geſchwinde aus dieſem verdrießlichen Orte weg machen möge, als es immer möglich iſt. Wenn das wäre, verſetzte die Marggräfin, ſo müſten ja auch die ſeeligen Seelen aus dem Monden bey uns ankommen; Denn vermuthlich werden ſie uns dieſelben auch zuſchicken: Und dieſe beyden Planeten glauben alſo, die Glückſeeligkeit der Seelen genugſam beſorget zu haben, wenn ſie dieſelben in eine andre Welt verſetzen. In der That, erwiederte ich, das wäre kein geringes Vergnügen viel verſchiedene Welten zu ſehen. Bißweilen ergetzet mich dieſe Reiſe, wenn ich ſie nur in Gedancken anſtelle; Und was würde nicht geſchehen, wenn man ſie würcklich thun könnte? Das wäre ja wohl ſo gut, als wenn man biß nach Japan reiſet: Das iſt, wenn man mit unſäglicher Mühe von einem Puncte der Erden biß an einen andern kriechet und daſelbſt nichts anders als Menſchen ſiehet. Gut, ſagte Sie, laßt uns dieſe Reiſe anſtellen, ſo gut, als wir können; wer will es uns wehren? (m) Wir wollen uns in alle verſchiedene Geſichts-

---

(m) **Athanaſius Kircher** ein berühmter Scribent, hat ſich ein gleiches zu thun unternommen, in einem Buche, welches er iter ecſtaticum, oder die Entzückungs-Reiſe genennet. Ehe er uns dieſelbe zu beſchreiben anfängt, ſetzt er zwey Stücke zum voraus feſt: daß nemlich zum erſten die Erde nicht die allergeringſte Bewegung habe; zum andern, daß GOtt in den Planetenkugeln nichts habe ſchaffen wollen, was Leben, Empfindung und Wachsthum hätte. Hieraus kan man ſchon dencken, was dieſer gute Mann vor ein Philoſoph geweſen, indem er mit ſolchen Meynungen auf die Reiſe gegangen, die er als ein Unpartheyiſcher der künftigen Erfahrung zur Entſcheidung hätte überlaſſen ſollen. Nunmehro ſagt er, es hätte ihn ein Engel durch alle Himmels-Gegenden und Geſtirne herum geführet. Wiewohl er nun vorgiebt, daß er das Tychoniſche Syſtema vor wahr halte, ſo ſagt er doch, er hätte gefunden, daß alle Fixſterne lauter Sonnen wären, die ihre Planeten um ſich laufend hätten: Woraus aber eben ſo viel Copernicaniſche Weltordnungen, als Sterne ſind, entſtehen. Er läßt indeſſen alle dieſe Sonnen und Planeten, außer ihren beſondern Bewegungen, auf unnöthiger Weiſe um die Erde laufen; und da er geſteht, daß wir die allermeiſten nicht

Puncte, verſetzen, und aus demſelben das Welt-Gebäude betrachten. Haben wir nichts mehr am Monden zu ſehen?

O Ja,

ſehen können: ſo iſt er genöthiget zu bekennen, daß alle dieſe unſichtbare Sonnen umſonſt ſcheinen, umſonſt ihre Planeten erleuchten, umſonſt die darauf befindlichen Elemente erwärmen: indem ſeiner Meynung nach, nicht einmahl Gras darauf wachſen ſoll. Er fällt hierauf noch in ungereimtere Dinge: Denn da er auch von unſern Planeten nicht ſagen kan, wozu ſie dienen; ſo giebt er den längſt verlachten Thorheiten der Sterndeuter Beyfall, und meynt, ſie hätten ihren beſondern Einfluß in irrdiſche Dinge und menſchliche Gemüther. Dieſen Grillen zufolge, beſchreibt er den Planeten Venus als eine ſchöne und annehmliche Kugel, die mit einem lieblichem Lichte, ſanftflieſſenden Strömen, entzückenden Gerüchen, und lauter blitzenden Cryſtallen verſehen ſey. Im Jupiter will er geſunde und angenehme Lüfte, klare Gewäſſer, und ein ſilberfarbenes Erdreich geſehen haben. Im Mercur ſoll, ich weiß nicht was lebhaftes und heiteres; aber im Marte ſoll alles heßlich, ſchädlich, ſtinckend, voller Rauch und Pechflammen geweſen ſeyn. Der Saturn endlich, ſoll traurig, ſchrecklich, dunckel und unflätig ausgeſehen haben; damit nehmlich aus dieſer mannigfaltigen Beſchaffenheit, auch die guten und böſen Einflüſſe der Planeten erkläret werden könnten. Dieſe abgeſchmackte Dinge läßt er ſich von ſeinem engliſchen Gefehrten belehren, ja derſelbe muß ihm auch ganz ernſtlich auf die Frage antworten: Ob jemand mit dem Waſſer, welches in der Venus flieſſet, gültig und kräftig getauffet werden könne? Weiter erzehlt er, daß alle Sterne und Planeten ihre Bewegung um die Erde von ſoviel Engeln her hätten, welche unaufhörlich beſchäfftiget wären, dieſelben in die Runde zu drehen: von welcher unerträglichen Arbeit Copernicus dieſe ſeelige Geiſter befreyet hat. Herr Fontenelle wird uns eine beſſere Reiſe-Beſchreibung von dem Himmel machen, als dieſe von Hrn. Kirchern iſt; der vielleicht noch was vernünftiges würde geſagt haben, wenn er uns ſeine wahrhafte Meynung hätte entdecken dürfen.

O Ja, erwiederte ich, dieſe Welt iſt noch nicht erſchöpfet. Sie erinnern ſich wohl, daß die zween Bewegungen des Monden, dadurch er ſich um ſich ſelbſt und zugleich um die Erde drehet, gantz gleich ſind, ſo daß die eine uns allezeit denjenigen Theil des Monden wieder ſehen läſt, den uns die andre entziehen würde, daher uns auch der Mond allezeit eben das Angeſichte zeiget. Dergeſtalt ſieht uns nur allezeit dieſe Helffte des Mondes; Und wie der Mond, im Abſehen auf uns, ſich nicht um ſeinen Mittelpunct drehet, ſo muß die Helffte, die uns ſiehet, uns allezeit ſehen, und zwar an eben demſelben Orte des Himmels. Wenn es daſelbſt Nacht wird, welche gantzer 14 Tage lang iſt, ſo ſieht ſie einen ſchmalen Rand der Erden erleuchtet, hernach einen größern, ja ſtündlich ſcheinet ſich das Licht über die Erden-Fläche auszubreiten, biß ſie endlich gantz erleuchtet iſt; An ſtatt daß wir dieſe Veränderungen des Monden nur von einer Nacht zur andern wahrnehmen, weil wir ihn ſehr lange aus dem Geſichte verlieren. Ich wollte, daß ich die übeln Vernunfft-Schlüſſe der daſigen Philoſophen errathen könnte, welche ſie über die Unbeweglichkeit der Erdkugel machen; Maßen alle andre himmliſche Cörper in 14 Tagen über ihren Häuptern auf- und untergehen. Vermuthlich ſchreiben ſie dieſe ſtete Ruhe der Gröſſe der Erdkugel zu: Denn ſie iſt ſechzigmahl größer als der Mond. Wenn die Poeten allda die müßigen Fürſten loben wollen, ſo werden ſie ſich ohne Zweifel dieſes majeſtätiſchen Exempels bedienen. Indeſſen iſt dieſe Ruhe doch nicht gantz vollkommen. Man ſieht im Monden gantz deutlich, daß unſre Erde ſich um ihren Mittel-Punct drehet. Stellen Sie ſich vor, daß unſer Europa, Aſien, Africa und America ſich ihnen im kleinen nach und nach zeigen, faſt eben ſo, wie wir es auf unſern Carten ſehen. Wie neu muß dieſer Anblick denen ſeyn, die von der andern Seite des Mondes, wo man uns niemahls ſehen kan, auf dieſe Helffte kommen, wo man uns allezeit ſiehet? Ach wie ſehr wird man ſich vergeſehen haben, nichts von denjenigen Erzehlungen zu glauben, welche man von den erſten Pilgrimmen gehöret, die in die groſſen Länder wieder nach Hauſe gekommen ſind, wo man nichts von uns weiß. Es fällt mir ein, ſprach die Marggräfin, daß man in dieſen Ländern gewiſſe Wallfahrten anſtellen wird; um unſre Erdkugel zu betrachten, ja daß diejenigen gewiſſe Ehren-Stellen und Freyheiten genieſſen werden, die dieſen gewaltigen Planeten einmahl geſehen haben. Zum wenigſten, erwiederte ich, haben diejenigen, die uns ſehen können, den Vortheil, daß ihre Nächte beſſer erleuchtet ſind, und es muß ſich auch daſelbſt weit bequemer wohnen laſſen, als auf der andern Helffte des Monden.

Aber Madame, laßt uns die angefangene Reiſe von einem Planeten zum andern fortſetzen. Wir haben den Mond genau genug beſichtiget. Gehen wir von demſelben ab, nach der Sonnen zu, ſo finden wir die Venus. Bey derſelben ſuche ich wieder mein St. Denis hervor. Venus läufft eben ſo wohl um ſich ſelbſt und um die Sonne, als der Mond: Man entdecket durch die Fern-Gläſer, daß ſie ab- und zunimmt, auch voll wird, nach den verſchiedenen Stellungen gegen die Erde. Der Mond iſt allem Abſehen nach bewohnt: warum nicht auch die Venus? Allein, fiel mir die Marggräfin ins Wort, wenn Sie allezeit fragen wollen, Warum nicht? ſo werden Sie alle Planeten mit Einwohnern beſetzen. Daran dürfen ſie nicht zweifeln, verſetzte ich, mein Warum nicht? hat das Vermögen alles zu bevölckern. Wir ſehen daß alle Planeten von derſelben Natur ſind; ſie ſind alle dunckle Cörper, die ihr Licht von der Sonnen empfangen und ſich daſſelbe einander zuwerfen; Cörper die nur einerley Bewegungen haben: biß ſo weit iſt noch alles gleich. Indeſſen müſte man ſich einbilden, daß dieſe groſſe Cörper erſchaffen wären nicht bewohnt zu ſeyn; Daß dieſes ihre natürliche Beſchaffenheit ſey, und daß bloß im Abſehen auf die Erde eine Ausnahme ſtatt hätte. Wer das glauben will, der mag es thun: Ich kan mich nicht darzu entſchlieſſen. (n)

(n) Es iſt eben ſo, als wenn man ſagen wolte, ein vornehmer Herr habe deßwegen ein Dutzend Städte bauen laſſen, damit niemals eine einige Seele in denſelben wohnen ſolle: Ein ſorgfältiger Hausvater habe deßwegen zehn oder zwanzig Felder angebauet, damit kein Menſch einen Halm davon ſehen, oder ein einiges Weitzenkorn davon genieſſen ſolle. Soll nun der allerweiſeſte Schöpffer ſolche vergebliche Dinge thun, die doch der einfältigſte Menſch nicht thut? Wer das glauben kan, der mag es glauben: ich geſtehe, daß es mir unmöglich iſt.

Ich finde Sie ſeit einigen Augenblicken ſehr verändert, ſagte Sie. Nicht längſt ſollte der Mond gantz wüſte ſeyn, und es war Ihnen nicht viel daran gelegen; Wenn man ſich aber itzo unterſtehen ſollte, ihnen zu leugnen, daß alle Planeten eben ſo wohl bewohnt wären als die Erde; ſo ſehe ich ſchon, daß ſie gantz zornig werden würden. Es iſt wahr, gab ich zur Antwort, hätten Sie mir dieſen Augenblick, da ſie mich ſo ertappeten, wegen der Einwohner der Planeten widerſprochen, ſo würde ich ſie nicht nur vertheidiget haben, ſondern ich hätte Ihnen auch geſagt, wie ſie ausſehen müſſen. Zu gewiſſen Zeiten glaubet man eine Sache ſehr leicht, und ich habe die Planeten-Einwohner niemahls ſo feſt gegläubet als das mahl. Selbſt itzo noch, da mein Eyfer ſich ſchon ein wenig abgekühlet hat, finde ich doch, daß es ſehr ſeltſam ſeyn würde, wenn die Erde ſo ſehr bewohnt wäre, als ſie itzo iſt; Alle andre Planeten aber gantz leer ſtünden. Denn bilden Sie ſich nur nicht ein, daß wir alles ſehen, was den Erdboden bewohnet. Es giebt ſo viel Arten von unſichtbaren Thieren, als von ſichtbaren. Wir ſehen ſie nur vom Elephanten biß auf die Käſe-Maden: Da endiget ſich unſer Geſicht; Aber bey der Made fängt ſich wieder eine neue Menge von Thieren an, darunter die Made gleichſam der Elephant iſt, die wir aber mit bloſſen Augen nicht gewahr werden können. Man hat durch Vergröſſerungs-Gläſer geſehen, daß kleine Tropfen von Regen Waſſer, Wein Eßig oder andren flüßigen Materien, gantz voller kleinen Fiſchchen oder Schlänglein ſind, von welchen man ſich niemahls hätte träumen laſſen, daß ſie daſelbſt ihre Wohnung hätten. (o) Ja einige Welt-Weiſen glauben, daß der Geſchmack dieſer Dinge nichts anders ſey, als die Stiche dieſer kleinen Thiere auf unſerer Zunge. Vermiſchen ſie nur gewiſſe Dinge mit einem von dieſen Säfften, oder ſetzen ſie dieſelben in die Sonne; Oder laſſen Sie dieſelben verderben: So werden alsbald neue Arten von kleinen Thierchen entſtehen.

Viele Cörper ſcheinen hart und feſt zu ſeyn, und ſind doch faſt nichts anders als ein Hauffe dieſer unmercklichen Thiere, die daſelbſt ſo viel Platz zu ihren Bewegungen finden, als ſie vonnöthen haben. Ein Blat vom Baume iſt eine kleine Welt, die von unſichtbaren Würmchen bewohnet wird, denen es von einer unermeßlichen Ausdehnung zu ſeyn ſcheinet; welche Berge und Abgründe darauf wahrnehmen, und von einer Seite des Blates biß zur andern nicht mehr Gemeinſchafft mit den daſelbſt befindlichen Würmern haben, als wir mit unſern Gegen-Füßern. Wie viel mehr, dünckt mich, wird nicht ein groſſer Planet eine bewohnte Welt ſeyn? Selbſt in den härteſten Gattungen der Steine hat man kleine Würmchen angetroffen, die noch keinen Nahmen haben, welche daſelbſt allenthalben in gantz unmercklichen leeren Plätzchen wohneten, und ſich von nichts, als dem harten Weſen dieſer Steine, daran ſie nageten, ernehren konnten. Stellen Sie ſich vor wie viel kleine Würmchen es daſelbſt gegeben, und wie viel Jahre ſie ſich daſelbſt von einem eintzigen Sand-Körnchen unterhalten haben! Wenn nun gleich der Mond ein Klump von lauter Felſen wäre, ſo wollte ich ihn doch nach dieſem Exempel lieber von ſeinen Einwohnern zernagen laſſen, als daß ich keine darinnen ſetzen ſollte. Kurtz zu ſagen: Alles iſt lebendig, alles iſt beſeelet! Nehmen Sie alle Gattungen der neu-entdeckten Thiere und alle die vermuthlich noch zu erfinden ſind, mit allen denen zuſammen, die uns jederzeit bekannt geweſen; ſo werden Sie verſichert finden, daß die Erde ziemlich beſetzet iſt, und daß die Natur die Thiere ſo reichlich ausgetheilet, daß ſie ſich nicht einmahl darüber bekümmert hat, wenn man gleich nicht die Helffte davon zu ſehen bekäme. Glauben ſie nun wohl, ſie werde bey uns ihre Fruchtbarkeit aufs höchſte getrieben haben, dort aber ſo unfruchtbar geweſen ſeyn, daß ſie gar nichts lebendiges hervorgebracht?

(o) Ein gelehrter Jeſuit, **Franciſcus Tertius de Lanis** hat ein Vergrößerungs-Glaß gehabt, dadurch ein kleiner Cörper ſieben und zwantzig Millionen mahl vergröſſert worden. Dadurch hat er einesmahls ein Thierchen erblicket, welches nicht gröſſer als ein Gerſtenkorn ausgeſehen, und vier und zwanzig Füſſe gehabt. Dergeſtalt hätten in dem Raume eines Gerſtenkornes 27000000 ſolche Thierchen liegen können. **Euſtachius Divinus** hatte ein ander Vergrößerungs-Glaß gehabt, dadurch ein Cörper 294207 mahl größer ausſahe als mit bloſſen Augen. Vermittelſt deſſelben hat er ein Thierchen wahrgenommen, welches in der Vergrößerung ſelbſt nur wie das kleineſte Sandkörnlein anzuſehen war. Daraus ſiehet man, daß in dem Raume des kleineſten Sandkörnleins zweyhundert vier und neunzig tauſend zweyhundert und ſieben kleine Thierchen haben ſeyn können. Andre neuere Naturforſcher haben es zuweilen noch höher gebracht, darunter inſonderheit **Malpighius**, **Leeuwenhoeck**, **Hartſoecker** und a. m. zu mercken ſind.

Meine Vernunfft iſt ziemlich davon überzeugt, ſprach die Marggräfin; aber meine Einbildungs-Krafft iſt mit der unendlichen Menge der Einwohner aller dieſer Planeten ſehr überhäuffet, und bekümmert ſich, was man vor einen Unterſcheid unter ihnen allen machen ſoll? Denn ich ſehe wohl, daß die Natur, welche eine Feindin der Wiederhohlungen iſt, ſie alle auf verſchiedene Weiſe gemacht haben wird; Aber wie ſoll man ſich das vorſtellen? Die Einbildungs-Krafft muß nicht verlangen ſich dieſes vorzuſtellen, erwiederte ich, ſie reichet nicht weiter als das Geſicht gehet. Man wird ſich doch aber, ſagte Sie, auf eine allgemeine Art einbilden können, was die Natur vor einen Unterſcheid unter allen dieſen Welten gemachet hat. Alle Angeſichter ſind wohl überhaupt nach einem Muſter; aber die Geſtalten der zweyen groſſen Nationen, als der Europäer und Africaner oder Tartarn, ſcheinen doch nach zweyen beſondern Muſtern gemacht zu ſeyn, ja man ſollte noch die Geſichts-Bildungen von jeder Familie entdecken. Was vor ein Geheimnis muß die Natur nicht gewuſt haben, eine ſo ſchlechte Sache als ein Geſicht iſt, auf ſo vielerley Arten zu verändern? Wir ſind in der Welt nichts anders als eine kleine Familie, deren Angeſichter einander ähnlich ſind, in einem andern Planeten wohnet eine andre Familie deren Angeſichter gantz anders ausſehen.

Dem Scheine nach wächſet der Unterſcheid mit der Entfernung; Und wer einen Einwohner des Monden und einen von der Erden ſehen ſollte, würde leicht wahrnehmen, daß es Einwohner von zweyen Welten ſeyn müſten, die weit näher benachbart wären, als ein Erden-Einwohner und Bürger des Saturns. Hier bedienet man ſich zum Exempel der Stimme; Anderwerts redet man nur durch Zeichen; Noch weiter redet man gar nicht. Hier lernet man bloß durch die Erfahrung vernünfftig ſchlüßen; anderwerts thut dieſelbe ſehr wenig dazu; noch weiter hin, verſtehen die alten Greiſe nichts mehr als die Kinder. Hier quälet man ſich mehr über das künfftige als über das vergangene; anderwerts bekümmert man ſich mehr über verfloſſene als zukünfftige Dinge; noch weiter von hier kehret man ſich an keines von beyden, und dieſe ſind vielleicht nicht die unglücklichſten. Man ſagt, daß es uns gar leicht an einem ſechſten Sinne fehlen könne, der uns viele Dinge lehren würde, die wir itzo nicht wiſſen. Dieſer ſechſte Sinn iſt vermuthlich in einer andern Welt anzutreffen, wo hingegen einer von den unſrigen fehlet. Vielleicht giebt es auch in der That eine große Anzahl von Sinnen; aber in der Theilung die zwiſchen uns und den Einwohnern der andern Planeten geſchehen iſt, ſind uns nur fünfe zugefallen; womit wir deswegen zufrieden ſind, weil wir von den übrigen nichts wiſſen.

Unſre Wißenſchafften haben gewiße Gräntzen, die der Menſchliche Verſtand nicht überſchreiten kan; Es giebt Stellen, wo er auf einmahl ſtecken bleibt; Das übrige iſt vor die andern Welten; Allwo wieder etwas, ſo wir wiſſen, unbekannt iſt. Unſer Planete genießet der Ergetzungen der Liebe, wird aber auf vielen ſeiner Theile durch das Raſen des Krieges verwüſtet. Auf einem andern Planeten genießet man eines ewigen Friedens; Aber mitten in dieſer Ruhe weiß man nichts von der Liebe und lebet gantz verdrüßlich. Mit einem Worte, was die Natur im kleinen unter uns Menſchen, in Austheilung des Glücks und der Gaben verübet, das wird ſie ſonder Zweifel im Großen, unter den Welten, auch beobachtet und ſich ihres wunderwürdigen Geheimniſſes bedienet haben, alle Dinge zu verändern, und ſie doch zugleich, durch die anderweitige Erſetzung einiger Mängel, einander gleich zu machen. Sind ſie zufrieden Madame? ſetzte ich hinzu, indem ich die ernſthaffte Stimme fahren ließ. Habe ich Ihnen genug ungereimtes Zeug vorgeſagt? In Wahrheit, antwortete ſie, es kommt mir itzo weit leichter an, den Unterſcheid aller dieſer Welten zu begreifen. Meine Einbildungs-Krafft iſt itzo mit dem Entwurfe beſchäfftiget, den ſie mir gemacht haben. Ich ſtelle mir die außerordentlichen Eigenſchafften und Gewohnheiten der Planeten Einwohner ſo gut vor, als ich kan; Ja ich mache ihnen auch gantz ſeltſame Geſtalten. Ich wüſte ihnen zwar dieſelben nicht zu beſchreiben, aber indeſſen ſehe ich doch etwas davon. Was die Geſtalten anlanget, erwiederte ich, ſo rathe ich Ihnen alles den Träumen zu überlaßen, die ſie dieſe Nacht haben werden. Morgen wollen wir ſehen, ob ſie ihnen werden behülflich geweſen ſeyn, und ob ſie Ihnen werden gewieſen haben, wie die Einwohner eines Planeten ausſehen? (p)

Der vierte Abend.

Beſondre Eigenſchafften der Venus, des Mercurius, des Mars, des Jupiters und des Saturns, als ſo vieler Welten.

Die Träume der Marggräfin waren nicht glücklich geweſen; Sie hatten ihr lauter Dinge vorgeſtellet die denen unſrigen ähnlich waren. Ich hatte Gelegenheit der Marggräfin dasjenige zu verweiſen, was uns gewiſſe Völcker bey dem Anblicke unſrer Bilder vorwerfen, welche lauter ungereimte und fantaſtiſche Gemählde machen. Gut, ſagen ſie, das ſind ja lauter menſchliche Bilder; Da ſteckt kein guter Einfall, kein Witz darinnen. Sie muſte ſich deswegen entſchlieſſen, die Geſtalten aller Planeten-Einwohner aus dem Sinne zu ſchlagen, und ſich mit demjenigen zu vergnügen, was wir in Fortſetzung unſerer angefangenen Weltreiſen würden errathen können. Wir ſind bey der Venus ſtehen blieben. Man iſt genugſam verſichert, ſprach ich zur Marggräfin, daß ſich Venus um ſich ſelbſt drehet; Aber man weiß nicht recht in wie viel Stunden, folglich weiß man auch nicht wie lang ihre Tage ſind. Ihre Jahre ſind nur faſt von acht Monaten, weil ſie in dieſer Zeit um die Sonne läuft. Sie iſt ein und ein halbes mahl ſo groß als die Erde, welcher Unterſcheid in dieſer Entfernung gantz und gar unmercklich iſt, ſo daß die Erde in der Venus eben ſo groß ausſiehet, als Venus bey uns. (q) Das iſt mir lieb, ſagte die Marggräfin, denn ſo kan die Erde in der Venus der Stern der Schäfer, und die Mutter der Liebe ſeyn, eben ſo, als Venus bey uns. Dieſe Beynahmen ſchicken ſich nur vor einen kleinen Planeten, der lieblich, klar, glänzend und von gantz artigem Anſehen iſt. Sie haben recht, antwortete ich. Aber wiſſen ſie, warum Venus von weitem ſo ſchön iſt? Deswegen weil ſie nahe bey ſehr heßlich iſt. Man hat mit den Ferngläſern wahrgenommen, daß ſie aus einer Menge von Bergen beſtehet, die weit höher als die unſrigen, ja ſehr ſpitze und vermuthlich ſehr dürre ſind, welche Beſchaffenheit der Oberfläche einen Planeten geſchickt macht, als es müglich iſt, das Licht mit vielem Glantze und groſſer Lebhafftigkeit zurücke zu werfen. (r) Unſre Erde, deren Oberfläche im Abſehen auf die Venus ſehr einträchtig und zum Theil mit Meeren bedeckt iſt, könnte vielleicht von weiten nicht ſo angenehm ausſehen. Deſto ſchlimmer iſts, ſagte die Marggräfin, denn das wäre ja ein Vortheil und Zierrath vor ſie, wenn ſie der Liebe bey den Einwohnern der Venus vorſtünde. Dieſe Leute müßen ſich vortreflich auf die Artigkeit und Liebes-Sachen verſtehen. Ach ohne Zweifel, antwortete ich. der Pöbel auf der Venus beſtehet aus lauter Seladons und Silvanders, und ihre einfältigſten Unterredungen ſind ſo gut als die beſten aus der Clelia. Die Beſchaffenheit des Himmels iſt der Liebe ſehr günſtig. Venus iſt der Sonnen weit näher als wir, und bekommt alſo ein weit lebhaffteres Licht und mehr Wärme. Ihre Entfernung iſt faſt zwey drittheile von der unſrigen. (s)

(p) Herr Hugenius in ſeinem Cosmotheoros will von dieſem Unterſchiede nichts wiſſen. Er läßt ſich in dem gantzen erſten Theile deſſelben angelegen ſeyn, zu zeigen, daß die Einwohner der Planeten uns Menſchen ſo ähnlich ſeyn, als ein Ey dem andern. Sie haben Leib und Seele, Augen und Ohren, Sprache, Hände und Füſſe wie wir. Sie ſchreiben und rechnen, bauen und ſchiffen, ſtudiren und handeln, wachen und ſchlafen wie wir. Sie lieben die Muſic, Mahlerey und Bildhauer-Kunſt, mit einem Worte wer in den entlegenſten Planeten käme, würde ſeiner Meynung nach keinen gröſſern Unterſcheid finden, als wer biß nach America, oder China reiſet. Dieſes ſind Muthmaſſungen darüber vernünftige Leute ſich nicht zancken, ſondern einander völlige Freyheit laſſen.

(q) Herr Hugenius meynt, daß die Erdkugel in der Venus viel heller ausſehen müſſe, als ſie bey uns ausſiehet, wenn ſie zwiſchen uns und der Sonnen ſtehet; denn ſie ſieht alsdenn die Erde im vollem Lichte, da wir ſie hingegen niemahls im vollen Lichte, ſondern allezeit gehörnt, halb, oder etwas drüber erleuchtet ſehen, oder weit auf jenſeit der Sonnen, und alſo in einer ſehr groſſen Entfernung.

(r) Ich weiß nicht auf was vor eine Obſervation ſich Herr Fontenelle hier gründet. Hugenius geſteht daß er mit Fernglaͤſern von 45 und 60 Schuhen, nicht den geringſten Flecken in der Venus wahrnehmen können, weswegen er glaubet daß ſie mit einer ſehr dicken Lufft-Kugel umgeben ſey, welche es nicht zugiebt, daß die Strahlen von ſeiner Oberfläche ſelbſt zu uns gelangen können: Daher er auch zweifelt, ob man aus einer groſſen Höhe den Unterſcheid der Meere und Länder auf dem Erdboden wahrnehmen würde.

Nun weiß ich, unterbrach mich die Marggräfin, wie die Einwohner der Venus ausſehen. Sie ſind den Granadiſchen Mohren ähnlich: Ein klein ſchwartz Volck; von der Sonnen verbrannt, voller Geiſt und Feuer, allezeit verliebt, welches Verſe macht, die Muſic liebet, täglich Luſtbarkeiten, Täntze und Ritterſpiele anſtellet. Vergeben ſie Madame, ich muß Ihnen ſagen, daß ſie die Einwohner der Venus noch nicht ſonderlich kennen. Unſre Granadiſche Mohren würden bey ihnen nichts anders als Lappen und Grönländer an Kälte und Dumheit ſeyn. (t)

Aber wie werden denn die Einwohner des Mercurius ſeyn? Sie ſind der Sonnen noch näher, ja zwey und ein halb mahl ſo nahe als wir. Sie müſſen vor großer Lebhafftigkeit gar närriſch ſeyn. Ich glaube, daß ſie kein Gedächtnis haben, eben ſo als die meiſten Mohren, die niemals worüber nachdencken, nur auf ein gerathewohl und nach ihren plötzlichen Einfällen handeln. Kurtz, ich glaube, daß im Mercurius das Tollhaus der gantzen Welt iſt. Die Sonne kömmt ihnen mehr als 6 mahl größer vor als uns: Sie giebt ihnen ein ſo ſtarckes Licht daß ſie unſre allerhelleſten Tage nur vor ſchwache Demmerungen halten würden, wenn ſie bey uns wären, ja daß ſie die Dinge nicht einmahl würden unterſcheiden können. Die Hitze iſt daſelbſt ſo groß, daß die unſrige mitten in Africa, ſie in Eiß verwandeln würde. Vermuthlich würde unſer Eiſen, Silber und Gold bey ihnen ſchmeltzen, und man würde dieſe Metalle dort allezeit im Fluſſe ſehn, ſo wie man bey uns das Waſſer ſieht, obgleich daßelbe auch zuweilen ein feſter Cörper iſt. Die Leute im Mercur laßen ſich nicht träumen, daß dieſe flüßige Cörper, welche vielleicht ihre Ströme ausmachen, in einer andern Welt die allerhärteſten Cörper ſind, die man hat. Ihr Jahr iſt nur von drey Monaten. Die Länge ihres Tages iſt uns nicht bekannt. Denn Mercur iſt ſo klein und ſo nahe bey der Sonnen, in deren Strahlen er ſich faſt allezeit verbirget, daß er der Geſchicklichkeit aller Sternſeher entwiſchet, und daß man ſeiner noch nicht ſo viel hat habhafft werden können, die Bewegung zu bemercken, die er um ſeinen Mittelpunct haben muß. Allein ſeine Einwohner haben es ſehr nöthig, daß er dieſen Umlauf

---

(s) Die Sonne ſieht daſelbſt etwas mehr, als zweymahl ſo groß aus, als bey uns, daher ſie auch zweymahl ſo viel Licht, und eine zwiefach gröſſere Hitze haben.

(t) Es iſt keine feſte Regel, daß die hitzigſten Länder die lebhaffteſten Einwohner haben müſſen. Wäre dieſes, warum würden denn die Mohren auf unſrer Erdkugel ſo dumm, und in allen Künſten und Wiſſenſchafften ſo ungeſchickt ſeyn? Ja in dieſem Falle müſte es folgen daß Jupiter und Saturn, als die kälteſten Planeten, mit lauter Dummköpfen beſetzet wären. Wer kann ſichs aber einbilden, daß GOtt ſolchen ſchlechten Creaturen zu gefallen die allergröſſeſten Planeten erſchaffen, und dieſelben mit vier biß fünf Monden verſehen: den witzigſten Geſchöpfen aber kaum ein paar kleine Kügelchen, ohne Monden, eingeräumet haben ſollte.

lauf in weniger Zeit verrichte; Denn da ſie vermuthlich von einem groſſen brennenden und über ihren Häuptern ſchwebenden Feuer-Ofen gebrannt werden, ſo ſeufzen ſie nach der Nacht. In derſelben werden ſie von der Venus und der Erden erleuchtet, welche ihnen ziemlich groß vorkommen müſſen. Was die andern Planeten betrifft, welche jenſeit der Erden gegen das Firmament zu ſtehen, ſo ſcheinen ihnen dieſelben weit kleiner zu ſeyn als uns, und ſie bekommen nur ſehr wenig Licht von denſelben.

Ich bin nicht ſo wohl dieſes Verluſtes halber bekümmert, ſagte die Marggräfin, den die Einwohner des Mercurs leiden, als der Beſchwerlichkeit wegen, die ſie von der übermäßigen Hitze erdulten müſſen. Ich wollte, daß man ihnen eine kleine Linderung verſchaffen könnte, laſt uns dem Mercur ein langes und ſtarckes Regen-Wetter geben, das ihn erfriſchen möge, wie man ſagt, daß es hier in den heiſſen Ländern eben zu der allerheißeſten Zeit vier Monate lang regnen ſolle.

Das geht leicht an, erwiederte ich, und wir könnten den Mercur noch auf eine andre Art kühlen. In China giebt es Länder, die ihrer Lage nach ſehr warm ſeyn müßten, wo es aber im Monat Julius und Auguſt ſo kalt wird, daß die Ströme zufrieren. Das macht, weil es in dieſen Gegenden viel Salpeter giebt; die Ausdämpfungen deſſelben ſind ſehr kalt, und die Hitze zieht ſie ſehr häuffig aus der Erde. Wenn ſie belieben, ſo mag Mercurius ein kleiner

Planet von lauter Salpeter ſeyn und die Sonne mag ſelbſt daraus das Mittel wieder ein Ubel bereiten, welches ſie ihm verurſachen könnte. So viel iſt gewiß, daß die Natur keine lebendige Creatur an einen Ort ſetzen wird, wo ſie nicht leben kann; Und daß die Gewohnheit mit der Unwiſſenheit von etwas beßerm dazu kommt, und ihnen ein angenehmes Leben verſchaffet. Dergeſtalt könnte man ſich auch im Mercur ohne Regen und Salpeter behelſen.

Sie wiſſen, daß man nach dem Mercur die Sonne antrifft. Man weiß nicht wie man dieſelbe mit Einwohnern beſetzen ſoll. Das warum nicht? will hier nicht zulangen. (a) Wir urtheilen, weil die Erde bewohnt iſt, ſo müſſen auch alle andre Cörper von derſelben Gattung bewohnt ſeyn; Aber die Sonne iſt kein Cörper von eben der Gattung als die Erde, oder als die andern Planeten. Sie iſt die Quelle alles dieſes Lichtes, welches die Planeten ſich unter einander zurücke werfen, nachdem ſie es von der Sonnen bekommen haben. Sie können es zwar unter einander vertauſchen und verwechſeln, aber nicht hervor bringen. Sie allein quillet dieſes koſtbare Weſen aus ſich ſelbſt hervor; Sie treibt es mit Gewalt nach allen Seiten von ſich, daher begegnet es allem dem was feſt iſt, und es ſtrecken ſich von einem Planeten zum andern ſehr lange und ungeheure Streife von Licht, dieſe durchkreutzen, durchſchnei-

---

(a) Wenn mir iemand in dem Leibe eines geöffneten Hundes, ein Hertz, einen Magen, eine Lunge und andres Eingeweide; alsdann Blut-Adern, Puls-Adern und Sehnen gewieſen hätte: ſo würde ich gar nicht zweifeln, daß nicht in den Cörpern aller Hunde, von welchen ich gewiß wüſte daß ſie Hunde wären, eben dergleichen Theile anzutreffen ſeyn ſollten; wenn man mir dieſelben gleich niemahls zeigen könnte. Gleichergeſtalt, wenn ich einen Fiſch von gewiſſer Gattung zergliedert hätte, ſo würde ich keinen Zweifel tragen, daß alle übrige Fiſche dieſer Art aus eben ſolchen Theilen und Gliedmaßen zuſammen geſetzet wären, ob ich ſie gleich niemahls zerſchnitten und betrachtet hätte. Eben das würde auch bey einer Gattung von Gevögeln, Pflantzen, Metallen und Steinen gelten. Iſt nun dieſer Vernunft-Schluß ſo ſtarck, daß man ihn in keinem erſinnlichen Exempel falſch befunden hat; warum ſollte er nicht auch von den Planeten-Kugeln angehen? Ich frage einen ieden, wenn er einen von dieſen dunckeln himmliſchen Cörpern, die um die Sonne laufen, recht in der Nähe beſehen hätte; Wenn er wüſte, wie es auf deſſen Oberfläche beſchaffen wäre: Würde

---

Würde er nicht ohne fernern Zweifel ſchlieſſen, es werde auf den übrigen finſtern Kugeln von dieſer Art, eben ſo ausſehen? Nun aber dörfen wir nicht allererſt wünſchen auf einen Planeten z. E. auf den Mars oder die Venus zu kommen: Wir ſind ſchon wircklich auf einem ſolchen. Unſre Erde iſt ja nach der neueſten Meinung ein Planet: Sie läufft mitten unter fünf andern dunckeln Kugeln ihres gleichen um die Sonne, wie in dem erſten Geſpräche erwieſen worden. Da wir nun den Zuſtand unſers Planeten ſattſam kennen: ſo können wir leicht dencken, wie es mit den übrigen von dieſer Art bewandt ſeyn werde. Nehmlich ſie werden bewohnt ſeyn, wie die Erde, doch ohne Menſchen. So gut dieſer Schluß von der Erde auf die fünf andern Haupt Planeten gilt; ſo ſchlecht gilt er von der Sonne. Dieſe gehört nicht mehr zu derſelben Gattung als die Erde. Dieſe iſt dunckel, jene hell; dieſe kalt, jene feurig; dieſe läufft in die Runde, jene ſteht allezeit auf einer Stelle. Dieſer Unterſcheid macht den gantzen Schluß kraftlos. Wie würde das ſchlieſſen? Der Hund hat eine Lunge: ſo wird der Hecht auch dergleichen haben. Dieſe beyd Thiere ſind nicht von einer Gattung.

den und berühren ſich auf tauſend verſchiedene Arten, und formiren recht wunderwürdige Stoffe von der reicheſten Materie die in der Welt iſt. Die Sonne ſtehet auch in dem Mittelpuncte, welcher Ort am bequemſten iſt, das Licht gleich auszutheilen und alles durch ſeine Wärme zu beſeelen. Die Sonne iſt alſo ein gantz beſonderer Cörper, aber was vor eine Gattung von Cörpern? Man weiß nicht, was man darauf ſagen ſoll. Man hat allezeit geglaubet, daß ſie ein ſehr reines Feuer ſey; Aber man hat im Anfange des vorigen Jahrhunderts dieſen Irrthum abgeleget, als man Flecken auf ihrer Ober-Fläche wahrnahm. Wie man kurtz vorher die neuen Planeten entdecket hatte, davon ich ihnen bald ſagen werde, ſo hatten dieſelben der Philoſophiſchen Welt den Kopff gantz eingenommen. Die neuen Planeten waren ſo Mode geworden, daß man gleich urtheilete, die Sonnen-Flecken wären Planeten, hätten eine Bewegung um die Sonne und müſten uns nothwendig etwas davon verdecken, indem ſie ihre finſtre Helffte nach uns kehreten. Die Gelehrten machten mit dieſen eingebildeten Planeten ſchon ihre Schmeicheleyen gegen die Printzen in Europa. Der eine nennte ſie nach dieſem, der andre nach jenem, und vielleicht würde ein Streit unter ihnen entſtanden ſeyn, wer endlich das Recht behalten ſolle, die Flecken nach ſeinem Sinne zu nennen.

Ich ſehe nicht, daß das gut ſey, unterbrach mich die Marggräfin. Sie ſagten mir neulich, daß man verſchiedenen Theilen des **Monden** die Nahmen der Gelehrten und Sternſeher gegeben, und damit war ich ſehr wohl zufrieden. Weil die Fürſten die Erde vor ſich nehmen, ſo iſt es billig, daß die Gelehrten den Himmel vor ſich behalten und daſelbſt herrſchen; Aber ſie ſollten auch keinem andern daſelbſt einen Platz vergönnen. Erlauben ſie nur, erwiederte ich, daß ſie auf den Nothfall zum wenigſten auch den Fürſten einen Stern; oder einen Theil des Monden einräumen. Was die Sonnen-Flecken anlanget, ſo waren ſie ihnen nichts nütze. Es fand ſich, daß ſie keine Planeten wären, ſondern Wolcken, Rauch und Schaum, welche ſich über die Sonne erheben. Bald ſind ſie in großer Menge; bald in geringer Anzahl; bald verſchwinden ſie alle. Bißweilen vereinigen ſich viele; bißweilen trennen ſie ſich; bißweilen ſind ſie klärer; bißweilen dunckler. Zuweilen ſieht man viele, hernach ſieht man offt in vielen Zeiten keinen eintzigen erſcheinen. Man ſollte faſt glauben die Sonne beſtünde aus einer flüßigen Materie, und wie einige wollen, aus einem geſchmoltzenen Golde, welches unaufhörlich ſprudelt und Unreinigkeiten auswirfft, die ſie durch die Gewalt ihrer Bewegungen auf ihre äußerſte Fläche treibet. Daſelbſt verzehren ſie ſich, und an ihrer Stelle entſtehen wieder andre. Stellen ſie ſich einmahl vor, was das vor Cörper ſind; Es giebt welche, die ſiebenzehnhundert mahl gröſſer ſind als die Erde. Denn ſie wiſſen vielleicht ſchon, daß dieſe eine Million und mehr mahl kleiner iſt als die Sonnen-Kugel. (b) Dencken ſie nur einmahl was da vor eine Menge geſchmoltzenes Goldes ſeyn müſſe! Oder wie unermeßlich dieſes große Licht- und Feuer-Meer ſey! Andre ſagen mit vieler Wahrſcheinlichkeit, daß die Flecken, zum wenigſten meiſtentheils, nicht von neuem entſtehen, und ſich zu gewiſſer Zeit wieder zerſtreuen; ſondern daß es große feſte Klumpen von ſehr unförmlichen Figuren ſeyn, die allezeit beſtehen; bald auf dem flüßigen Cörper der Sonnen herumſchwimmen; bald in denſelben entweder gantz, oder zum Theile verſuncken, und uns verſchiedene Spitzen oder hervorragende Theile zeigen, nachdem ſie ſich mehr oder weniger eintauchen; oder ſich von dieſer oder jener Seite gegen uns kehren. Vielleicht machen ſie einen Theil von der feſten Materie aus, die dem Sonnen Feuer zur Nahrung dienet. Mit einem Worte, die Sonne mag ſeyn, was ſie will; es ſcheint nicht, daß ſie bequem ſey, bewohnt zu werden. Indeſſen iſt es doch ſchade! Sie würde eine rechte ſchöne Behauſung abgeben: Man würde in dem Mittelpuncte von allem ſeyn. Man würde alle Planeten ordentlich um ſich laufen ſehen; an ſtatt, daß wir itzo in ihrem Umlaufe tauſendfache Unrichtigkeiten wahrnehmen, welche bloß daher entſtehen, weil wir uns nicht an einem Orte befinden, der bequem iſt, wohl davon zu urtheilen, das iſt im Mittel-Puncte ihrer Bewegungen. Iſt das nicht kläglich? Es iſt nur ein einziger Ort in der Welt wo die Wiſſenſchafft der Sterne überaus leicht zu erlangen wäre: Und an eben dieſem Orte iſt niemand vorhanden. Sie dencken auch an nichts, ſagte die Marggräfin. Wer in der Sonnen wäre, würde gar nichts, weder Planeten noch Firſterne ſehen. Verdunckelt und verlöſchet ihr Glantz nicht alles? Ihre Einwohner würden guten Grund haben davor zu halten, daß ſie das einzige Geſchlecht in der Welt wären.

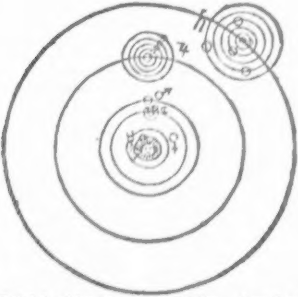
(b) Wenn diejenigen ſo in der Aſtronomie unerfahren ſind, hören, daß man die Größen der himmliſchen Corper beſtimmen und gar mit Zahlen ausdrücken will; ſo dünckt es ihnen unmöglich zu ſeyn, daß man ſolches gewiß wiſſen könne. Vielleicht dencken ſie, weil niemand ſo hoch hinaufgeſtiegen, und ihre Länge, Breite und Dicke mit Schritten, Ellen oder Meß-Ruthen abgemeſſen; ſo könne man auch von ihrer Größe nicht ſagen. Allein dieſer Gattung Leute könnten ſich leicht einbilden, daß die Sternverſtändigen doch wohl gewiſſe Mittel haben müſten, dieſe weit entlegenen Dinge zu meſſen; Wenn ſie nur erwegen wollten, daß gleichwohl die Sonnen- und Mondfinſterniſſe, von ihnen, mit ſolcher Gewißheit vorher verkündiget werden könnten, daß weder eine einzige davon ausgeblieben: noch auch jemahls eine geſchehen, die ſie nicht verkündiget hätten. Können die Aſtronomi dieſes: ſo müſſen ſie ja auch wohl Mittel haben himmliſche Dinge zu meſſen; und zwar ſo, daß es ihnen wenig fehl ſchläget. Daß man aber unſtudirten, dieſe himmliſche Meß-Kunſt nicht ſo leicht zeigen und beybringen kan, müſten ſie ſich nicht befremden laſſen. Es gehört gar zu viel dazu. Sie müſten ſelbſt Sternſeher werden; wozu aber nicht ein jeder Zeit, Luſt und Gelegenheit genug hat. Sonſt iſt noch von der Größe der Erden gegen die Sonne zu mercken, daß der Durchmeſſer der Erden, gegen den Durchmeſſer der Sonnen wie 1. gegen 111. zu rechnen ſey. Oder daß die Sonnen-Kugel hundert und eilf mahl dicker ſey als die Erdkugel. Ja daß der Kreyß, den der Mond um die Erde läufft, noch ſo groß nicht iſt als ein Circkel, den man auf der äußerſten Fläche der Sonnen-Kugel abzeichnen könnte.

Ich geſtehe, daß ich geirret habe, antwortete ich, ich dachte nur an die Lage der Sonnen und nicht an die Würckung ihres Lichtes; Aber ſie ſelber, die ſie mir eingeholfen haben, wollen ſie mir wohl erlauben ihnen zu ſagen, daß ſie ſich auch vergangen haben? Die Einwohner der Sonnen würden gar nichts ſehen. Entweder ſie würden die Stärcke ihres Lichtes nicht ertragen mögen; oder ſie würden es nur in einer gewiſſen Weite empfangen können. Allem Anſehen nach würde die Sonne ein Wohnplatz der Blinden ſeyn: Und kurtz zu ſagen: ſie iſt nicht darzu gemacht, daß ſie Einwohner haben ſoll. (c) Allein wollen wir unſre Reiſe durch die Welten weiter fortſetzen?

Wir ſind im Mittelpuncte angelanget, welcher allezeit der allerniedrigſte Ort iſt, in allem dem was rund iſt, und beyläufig will ich ihnen ſagen, daß wir einen Weg von 33. Millionen Meilen zurücke gelegt haben. (d) Nun werden wir umkehren und in die Höhe ſteigen müſſen. Wir werden den Mercur

---

(c) Einige haben gemuthmaſſet, daß vielleicht auch in der Sonnen eine Art von lebenden Creaturen ſtatt finden könne, deren Natur auch in dem Feuer ſelbſt ihre Erhaltung fände: wie etwa der Salamander mitten in den Flammen unbeſchädigt bleiben ſoll. Allein zu geſchweigen, daß dieſer Salamander nirgends als in Büchern gefunden wird; ſo ſcheint die Sonne ſchon Nutzen genug in der Welt zu ſchaffen, da ſie allen ihren Planeten Licht, Wärme und Leben mittheilet. Man hat alſo nicht nöthig ihr noch wieder alle Wahrſcheinligkeit einen andern Endzweck anzudichten. Diejenigen welche ſie entweder zum Sitze der Auserwehlten, oder gar der Verdammten machen wollen; mögen ihre Meynung erweiſen.

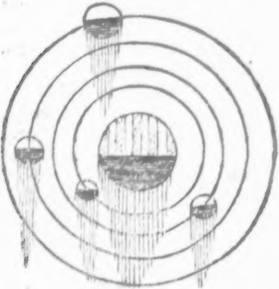


(d) Das ſind wieder Franzöſiſche Meilen. Herr Hugenius rechnet zu zwölfftauſend Erdendurchmeſſer oder ſiebenzehn Millionen teutſche Meilen. Nun ſcheinen zwar dieſe beyden Zahlen nicht übereinzuſtimmen. Wenn ein Durchmeſſer der Erden 1720 teutſche Meilen lang iſt, wie man ihn durch gute Rechnungen befunden hat; und man denſelben 12000 mahl nimmt; ſo kommen nicht nur 17 Millionen, ſondern 20 Millionen und 640000 Meilen heraus, und alſo hätte Herr Hugenius unrecht. Allein es dient zu ſeiner Entſchuldigung, daß die Erdkugel nicht allezeit gleich weit von der Sonnen entfernet iſt. Ihr jährlicher Kreis iſt kein vollkommen runder Circkel; ſondern eine länglich runde Figur faſt wie ein Ovaltiſch. Da iſt nun leicht zu begreifen, daß die Erde bald näher bald weiter von der Sonnen ſtehen muß, wenn ſie entweder in dieſem oder in jenem Theile ihres Kreislaufes begriffen iſt. Da kan es nun leicht ſeyn, Herr Hugenius habe uns in der einen cur die Venus die Erde und den Monden antreffen; Alle die Planeten, die wir ſchon beſuchet haben. Nunmehro ſtellet ſich Mars vor unſre Augen. So viel ich weiß hat Mars nichts ſeltſames, ſeine Tage ſind etwa eine halbe Stunde langer als die unſrigen, und ſeine Jahre noch einmahl ſo lang als bey uns, biß auf einen und noch faſt einen halben Monath. Er iſt ohngefehr viermahl kleiner als die Erde, die Sonne kommet ihm etwas kleiner und weniger lebhafft vor, als uns, kurtz, Mars iſt nicht werth, daß man ſich lange bey ihm aufhalte (e). Aber

was

Zahl, die kleineſte, in der andern aber die gröſſeſte Entfernung der Erdkugel geben wollen. Ja es kan auch ſeyn, daß er den Durchmeſſer der Erden etwas kleiner als 1720 teutſche Meilen angenommen. Noch anders hat er die Größe dieſer Entfernung ausgedrücket, wenn er ſagt, daß eine Stückkugel, die von der Erden nach der Sonnen abgeſchoſſen würde, und in gleicher Geſchwindigkeit ihren Lauf fortſetzen möchte; allererſt in 25 Jahren in derſelben anlangen würde. Hieraus erhellet wie groß die Einfalt der Alten z. E. des Griechiſchen Poeten Heſiodus geweſen, welcher vorgiebt der Himmel ſey ſo hoch daß ein Mühlſtein 9 Tage fallen müſte, ehe er herunter kommen könnte; Die Hölle aber wäre gleichfalls ſo tief, daß ein ſolcher Mühlſtein eben ſo viel Zeit haben müſte wenn er in dieſelbe geworfen würde. Man kan ſagen daß dieſes recht kindiſche Gedancken von dem erſtaunenden groſſen Welt-Gebäude geweſen.

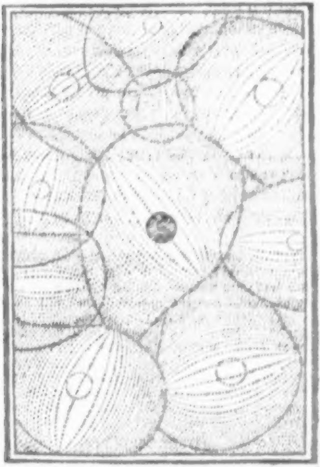
(e) Doch kan von dieſem Planeten noch verſchiedenes geſchloſſen werden, wie Herr Hugenius gethan. Man hat auf demſelben recht merckliche dunckle Flecken bemercket, welche eine gantz ordentliche Bewegung haben, aus welcher man ſeine Umdrehung um ſich ſelbſt, und die Länge ſeiner Tage geſchloſſen hat. Weil ſeine Jahre noch einmahl ſo lang ſind als die unſrigen, ſo muß es daſelbſt ein fruchtbares Land ſeyn, welches nehmwas vor ein artiges Weſen iſt nicht Jupiter, mit ſeinen vier Monden oder Trabanten!



nehmlich in einem Sommer ſoviel Früchte hervorbringt, daß ſeine Einwohner faſt 12 Monate daran genug haben; welches bey uns nicht angehen würde. Unſre Erde kommt ihnen ſo vor, als uns der Abendſtern, und wo ſie Fern-Gläſer haben, ſo ſehen ſie daß unſre Kugel wie der Mond ab und zunimmt: Sie ſehen uns zuweilen wie einen runden ſchwarzen Flecken quer durch die Sonne rücken, ſo wie wir die Venus und den Mercur bisweilen ſehen: von welchen ſie jenen ſo ſelten gewahr werden als wir dieſen; Dieſen aber vielleicht niemahls ſehen können: Weil er dem hellen Sonnen-Cörper gar zu nahe iſt. Die Sonne ſcheint bey ihnen halb ſo hell, und folglich nur halb ſo warm als bey uns; weil ſie weiter von ihr ſind; doch dieſer Unterſcheid kan ihnen nicht beſchwerlich fallen. Mars iſt kleiner als Venus, ohngeachtet er weiter von der Sonnen iſt; hat auch keinen Monden um ſich; weswegen er ein ſchlechterer Planet iſt, als die Erde; als welche gleichwohl einen Trabanten zu ihrer Bedienung um ſich hat.

Das ſind vier kleine Planeten, welche, indeſſen daß Jupiter in zwölff Jahren um die Sonne läuft, um ihn ſelbſt, wie der Mond um unſre Erde, laufen. Allein fiel mir die Marggräfin ins Wort; Warum giebt es Planeten, die um andere Planeten laufen, die doch nicht beſſer ſind als ſie ſelbſt? Im Ernſte zu reden, es würde mir viel ordentlicher und einträchtiger vorkommen, wenn alle große und kleine Planeten nur einerley Bewegung um die Sonne hätten.

Ach Madame, erwiederte ich, wenn ſie wüſten, was die **Wirbel** des Carteſius ſind; die **Wirbel**, derer Nahme ſo fürchterlich klinget, deren Begriff aber ſo angenehm iſt: ſo würden ſie gantz anders ſprechen. Und wenn mir auch der Kopff in die Runde gehen ſollte, ſagte ſie mit lachen, ſo muß ich wiſſen was **Wirbel** ſind? Das mag ja was ſchönes ſeyn! Machen ſie mich nur vollends zur Närrin, ich mäßige mich nicht mehr in der Philoſophie; Laßt die Leute ſagen was ſie wollen, wir wollen uns mit den **Wirbeln** bekannt machen. Ich hätte ihnen dergleichen heftige Begierde nicht angeſehen, verſetzte ich: Es iſt ſchade, daß es nur die Wirbel betrifft. Einen **Wirbel** nennet man einen Haufen Materie, deren Theile von einander getrennet ſind und ſich alle nach einer Gegend in die Runde bewegen. Sie kan in der Zeit einige kleinere Bewegungen haben, wenn dieſelben nur allezeit der allgemeinen Bewegung folgen. Alſo iſt ein Wind-Wirbel eine unendliche Menge kleiner Lufft-Theilchen welche zuſammen in die Runde laufen, und alles mit ſich führen was ſie antreffen. Sie wiſſen, daß die Planeten in der himmliſchen Materie ſchwimmen, welche von wunderwürdiger Subtilität und Geſchwindigkeit iſt.



Dieſer gantze Hauffe himmliſcher Materie, der von der Sonnen biß zu den Fix-Sternen reichet drehet ſich in die Runde, führet die Planeten mit

ſich

ſich fort, und macht, daß ſie mit ihm um die Sonne laufen müſſen, die im Mittelpuncte ſtehet: Aber in mehr oder weniger Zeit, nachdem ſie weit davon, oder nahe bey ihr ſtehen. Die Sonne ſelber drehet ſich um ſich ſelbſt, weil ſie gerade mitten in dieſer himmliſchen Materie iſt: Und ſie können beyläufig mercken, daß die Erde ſich ebenfals würde umdrehen müſſen, wenn ſie an ihrer Stelle ſtünde (f).

Sehen ſie was das vor ein groſſer Wirbel iſt, darinnen die Sonne gleichſam herſchet: Aber zu gleicher Zeit machen ſich die Planeten kleinere Wirbel nach Art des Sonnen-Wirbels. Indem ſich jeder von ihnen um die Sonne drehet, ſo drehet er ſich auch um ſich ſelbſt, und macht, daß ſich auch ein gewiſſer Theil der himmliſchen Materie um ihn drehen muß. Dieſe iſt allezeit bereit alle Bewegungen anzunehmen, die man ihr giebet, wenn ſie nur nicht in ihrer allgemeinen Bewegung dadurch gehindert wird. Dieſes iſt der beſondre Wirbel des Planeten, den er ſo weit ausdehnet, als die Krafft ſeiner Bewegung ſich erſtrecket. Wenn ein kleinerer Planet, als dieſer herrſchende iſt, in ſeinen Wirbel fället, ſo wird er von dem groſſen fortgeriſſen, und unumgänglich gezwungen um denſelben zu laufen; alles zuſammen aber, der groſſe und kleine Planet, nebſt ihrem Wirbel, der ſie einſchlieſſet, drehet ſich nichts deſto weniger doch um die Sonne (g). Dergeſtalt hat uns der Mond von Anfange der Welt nachfolgen müſſen, weil er ſich in dem Umkreiſe unſers Wirbels befand und ſich gar gut vor uns ſchickte. Jupiter, von welchem ich ſchon anfieng zu reden, war glücklicher oder mächtiger als wir. In ſeiner Gegend fanden ſich vier kleine Planeten: er bemächtigte ſich aller viere: und glauben ſie wohl, daß wir, die wir auf einem Haupt-Planeten wohnen, ihm würden entgangen ſeyn, wenn wir uns nahe bey ihm befunden hätten? Er iſt tauſend mahl größer als die Erde, und hätte uns ohne alle Mühe in ſeinem Wirbel verſchlungen, ſo daß wir nur ein Monden ſeinem Gebiethe ſeyn würden, anſtatt daß wir itzo ſelber einen haben, der in unſerm Wirbel befindlich iſt. So gewiß iſt es, daß offt ein blinder Zufall in unſerm Glücke den Ausſchlag giebet.

(f) Die Figur der Wirbel ſo Herr **Fontenelle** annimmt, hat **Descartes** zuerſt erdacht. Eine jede kleine Kugel in dieſem Riſſe ſtellt einen Fixſtern, oder eine Sonne vor. Um jede davon drehet ſich ein groſſer Theil der Himmel-Lufft; oder wie der groſſe **Kepler** ein teutſcher Aſtronomus davor gehalten: Weil die Sonne, als ein gewaltiger Cörper ſich innerhalb 27 Tagen um ihren Mittelpunct drehet; ſo erregt ſie rings um ſich her, in der flüßigen himmliſchen Materie einen ſo ſtarcken Wirbel-Wind, oder Kreislauf, daß alle darinnen ſchwimmende Planeten ſich genöthiget ſehen, dieſer Bewegung zu folgen. Dieſe aber ſind in der Figur nicht abgebildet, obwohl die mittelſte Kugel unſre Sonne mitten in ihrem Wirbel vorſtellen ſoll. Daß um einen Cörper, der ſchnell in die Runde gedrehet wird, ein kleiner Wind entſteht, iſt der Erfahrung gemäß; wie man an dem Rade eines Rockens, oder an einem lauffenden Mühlſteine wahrnehmen kan. Doch haben andre, und inſonderheit **Hugenius** dawieder noch was zu erinnern gefunden, und deswegen auch die Wirbel etwas anders einzurichten vor nöthig erachtet; davon gegen das Ende dieſer Geſpräche noch gedacht werden ſoll.

(g) Daß dergleichen Wirbel in flüßigen Materien gantz möglich ſeyn, werden diejenigen wiſſen, die Gelegenheit gehabt ſtarck-flüßende Ströme zu betrachten. Da bemercket man nehmlich groſſe Klumpen Waſſers, die ſich ſtarck in die Runde drehen, und alles was ſich ihnen nähert, mit ſich reiſſen. Hernach ſieht man öffters mitten in dieſen Wirbeln andre kleine die ohngeachtet ihrer allgemeinen Bewegung um den Mittelpunct des groſſen, doch ihren eigenen Kreißlauf haben und Spreu oder andre leichte Sachen mit ſich herumtreiben. Was im Waſſer möglich iſt, geht auch in der Lufft an: Dieſe iſt eben ſowohl ein flüßiger Cörper als jenes.

Wer verſichert uns aber, ſprach die Marggräfin, daß wir allezeit auf unſrer Stelle bleiben werden? Mir wird gantz bange, daß wir die Thorheit begehen möchten uns zu einem ſo vermögenden Planeten zu nähern als Jupiter iſt, oder daß nicht irgend einer komme, uns zu verſchlingen; Denn mich dünckt, daß die himmliſche Materie, die in ſo großer Bewegung iſt, wie ſie mir ſagen, die Planeten gantz unordentlich treiben wird, ſo daß ſie bald nahe bald weit von einander ſtehen werden. Dabey wäre ſo leicht was zu gewinnen, als zu verlieren, antwortete ich. Vielleicht würden wir den Mercur oder den Mars unter unſre Botmäßigkeit bringen, welches kleinere Planeten ſind, die uns nicht würden wiederſtehen können. Aber wir haben weder was zu befürchten, noch zu hoffen. Die Planeten bleiben wo ſie ſind, und die neuen Eroberungen ſind ihnen eben ſo wohl verboten, als vorzeiten den Chineſiſchen Königen. Sie wiſſen wohl, daß wenn man Oel und Waſſer vermiſchet, das Oel allezeit oben ſchwimmet. Man gieße einen

an.

andern Cörper darüber der noch leichter iſt (h). Das Oel wird ihn tragen, und er wird nicht biß ans Waſſer dringen können. Man werfe einen Cörper hinein der von einem gewiſſen Gewichte iſt, der wird quer durch das Oel durchfallen, welches gar zu ſchwach iſt, ihn aufzuhalten, und ſo lange ſincken, biß er ans Waſſer kömmt, welches kräftig genug iſt denſelben zu ertragen. Dergeſtalt werden ſich in dieſen verſchiedenen flüßigen Materien, die ſich nicht vermiſchen, zwey ungleich ſchwere Cörper, natürlicher Weiſe an zwey verſchiedene

---

(h) Ich weiß nicht was Herr Fontenelle hier vor einen flüßigen Cörper gemeynet. Zum wenigſten weiß ich keinen der leichter wäre als Oel, ausgenommen die Lufft. Aber einen ſchwerern hat man wohl als Waſſer, nehmlich Queckſilber. Man kan alſo ein tiefes Glaß etwa eines Fingers hoch damit anfüllen: hernach Waſſer drüber gieſſen, und endlich das Gefäß mit Oel voll machen. Nun nehme man eine bleyerne Kugel, eine von feſtem Holtze und endlich eine von Sandelholtz verfertigt, alle drey ohngefehr einer Nuß groß. Dieſe drey werfe man in das Glas, ſo wird eine jede Kugel an ihrem beſondern Orte ſtehen bleiben. Die bleyerne wird durch das Oel und Waſſer durchfallen und auf der Fläche des Queckſilbers hangen bleiben: weil nehmlich alle Metalle, ausgenommen das Gold auf demſelben ſchwimmen. Die höltzerne wird ihren Platz zwiſchen dem Oele und Waſſer einnehmen, weil ſie leichter als jenes, und ſchwerer als dieſes iſt. Die von Sandelholtz aber wird gantz oben auf dem Oele ſchwimmen. Da haben wir das Bild dreyer Planeten, i. e. des Mercurs, der Venus, und der Erden. So wenig nun das Sandelholtz, zu dem Eichenholtze, oder dem Bleye herunter ſincken, oder ſo wenig dieſes zu jenem heraufſteigen wird: So wenig iſt es auch zu beſorgen, daß entweder die Erde in die Kreiſe der Venus und des Mercurs, nach der Sonnen zu fallen; oder dieſe zu der Erden in die Höhe ſteigen werden.

Oerter ſetzen: eins wird niemahls in die Höhe ſteigen, das andre niemahls herunter ſincken. Man gieſſe noch andre flüßige Dinge drüber, die ſich nicht miſchen, und werfe andre Cörper hinein; ſo wird ſich eben das zutragen. Stellen ſie ſich vor, daß die himmliſche Materie, die dieſen groſſen Wirbel erfüllet, verſchiedene Lagen hat, davon immer eine die andere umgiebt, und deren Schweren ſo verſchieden ſind, als Oel und Waſſer und andre flüßige Dinge. Die Planeten ſind auch von verſchiedener Schwere; folglich bleibet ein jeder in derjenigen Lage hangen, die gerade ſtarck genung iſt, ihn zu tragen, und alſo mit ihm von gleichem Gewichte iſt: und da ſehen ſie wohl, daß er ſeinen Platz unmöglich jemahls verlaſſen könne.

Ich begreife, ſprach die Marggräfin; daß dieſe Schweren die Rang-Ordnung der Planeten ſehr wohl einrichten. Wollte GOtt, daß wir auch unter uns was hätten dieſelben auszumachen, und die Leute an denjenigen Stellen zu befeſtigen, ſo ſich von Natur vor ſie ſchicken. Ich bin alſo von Seiten des Jupiters ſicher genung. Es iſt mir lieb, daß er uns unſern kleinen Wirbel mit unſerm einzigen Monden in Ruhe beſitzen läſſet. Ich laſſe mir leicht genügen, und mißgönne ihm ſeine vier Trabanten nicht.

Sie thäten unrecht, wenn ſie ihm dieſelben beneiden wollten, verſetzte ich: er hat nichts mehr als was er nöthig hat. Er iſt fünfmahl weiter von der Sonnen als wir, das iſt hundert und fünf und ſechzig Millionen Meilen (1), darum bekommen und geben ihm ſeine Monden nur ein ſehr ſchwaches Licht. Ihre Anzahl erſetzt, was den Würckungen eines jeden vor ſich fehlet. Wäre dieſes nicht, ſo würden ihm die vier Monden ſo nöthig nicht ſeyn, da er ſich ohne dem in zehn Stunden um ſich ſelbſt drehet, und ſeine Nächte nur fünfſtündig, folglich ſehr kurtz ſind. Derjenige, ſo dem Jupiter am

(1) Herr Hugen ſagt eine Stückkugel würde hundert und fünf und zwanzig Jahre fliegen müſſen wenn ſie von der Sonnen nach dem Jupiter abgeſchoſſen würde: Das iſt fünfmahl länger als biß an die Erde. Ihr Cörper ſcheint ihnen einen fünfmahl kleinern Durchmeſſer zu haben, als uns; und ſie haben fünf und zwanzigmahl weniger Licht und Wärme zu genieſſen, als wir. Man ſollte zwar dencken, daß es alſo ſehr dunckel im Jupiter ſeyn müſſe: allein man hat bemercket, daß wenn gleich in unſern Sonnenfinſterniſſen, nur der fünf und zwanzigſte Theil der Sonnen ſichtbar geblieben, dennoch keine groſſe Dunckelheit geſpüret werden. Wenn aber im Jupiter der Himmel mit Wolcken bezogen iſt, mag es allerdings nicht gar zu helle ſeyn; zum wenigſten vor unſre Augen. Denn es iſt kein Zweifel daß nicht ihre Einwohner ein ſolches Geſicht haben ſollten, welches ſich nach ihrem Zuſtande richtet. In der Optic erweiſet man, daß unſer Augen-Stern ſich im ſtarcken Lichte zuſammen ziehet, im ſchwachen aber erweitert, um weder gar zuviel noch gar zu wenig Strahlen aufzufangen. Aus dieſem Grunde hat Herr Hofrath Wolf in ſeiner lateiniſchen Aſtronomie die Gröſſe der Einwohner Jupiters ausgerechnet, und gefunden, daß ihre Augen wegen des dortigen ſchwachen Lichtes weit gröſſer ſeyn müſſen als die unſrigen. Da nun das Auge zu dem gantzen menſchlichen Cörper ein gewiſſes Verhältniß haben muß: ſo würden auch die Einwohner Jupiters nach Proportion ihrer Augen gröſſere Leiber haben, und etwa ſo groß ſeyn als Moſes den König Og zu Baſan beſchrieben; oder als der Philiſter Goliath geweſen. Dieſes ſind wahrſcheinliche Muthmaſſungen, die man vor keine Gewißheit ausgiebet.

näheſten iſt, verrichtet ſeinen Kreislauf in zwey und vierzig Stunden, der andre in viertehalb Tagen, der dritte in ſieben, und der vierte in ſiebenzehn Tagen, und durch dieſen ihren ungleichen Lauf verurſachen ſie ihm den lieblichſten Anblick von der Welt. Bald gehen ſie alle vier zugleich auf und trennen ſich darauf, faſt in einem Augenblicke; bald ſind ſie alle gegen Mittag, einer unter dem andern geſtellet; bald ſieht man ſie alle vier in gleicher Weite am Himmel; Bald gehen zwene auf, wenn zwey andre untergehen. Inſonderheit möchte ich das immerwährende Spiel der Finſterniſſen gerne ſehen, die ſie einander verurſachen. Denn es geht kein Tag vorbey, daß nicht entweder einer den andern oder die Sonne ſelbſt verfinſtert: Und verſichert, da die Finſterniſſen in dieſem Lande ſo gemein ſind; ſo werden ſie daſelbſt zum Vergnügen, nicht aber, wie bey uns, zum Schrecken dienen. Sie werden nicht ermangeln, ſprach die Marggräfin, dieſe vier Monden bewohnen zu laſſen, ob es gleich nur kleine Neben-Planeten ſind, die bloß beſtimmet werden, eines andern Nächte zu erleuchten? Sie dürfen gar nicht daran zweifeln, antwortete ich. Dieſe Planeten ſind eben ſo wohl werth bewohnet zu werden, als die andern; ob ſie gleich das Unglück haben, daß ſie um einen wichtigern zu laufen genöthiget ſind (k).

(k) Dieſe Jupiters-Monden oder Trabanten deſſelben, hat Galiläus ein Italiäner zuerſt mit ſeinem Fernglaſe erfunden, und

So wollte ich denn, verſetzte ſie, daß die Einwohner der vier Jupiters-Monden gleichſam Colonien des Jupiters wären, daß ſie von ihm, wo möglich, ihre Geſetze und Gewohnheiten bekommen hätten, daß ſie ihm folglich eine gewiſſe Huldigung leiſten müßten, und alſo dieſen großen Planeten nicht ohne Ehrfurcht anſehen möchten. Wäre es nicht auch nöthig, ſprach ich zu ihr, daß die vier Monden von Zeit zu Zeit gewiſſe Abgeordneten in den Jupiter ſchickten, um ihm den Eyd der Treue zu leiſten? Ich zum wenigſten geſtehe ihnen, da wir ſo wenig über die Leute in unſerm Monden zu befehlen haben, ſo zweifle ich ſehr, ob Jupiter mehr Gewalt über die Seinigen habe, und glaube daß der einzige Vorzug, den er mit einigem Rechte fordern kan, dieſer ſey, daß er ihnen bange mache. In dem nächſten Monde zum Exempel, ſehen ſie ihn 1600 mahl gröſſer als wir unſern Monden ſehen. Was iſt

---

und man kan leicht dencken wie er ſich darüber wird gefreuet haben. Etliche darunter ſind ſo groß als unſre Erdkugel, und deſto wahrſcheinlicher iſt es, daß ſie bewohnet ſeyn werden. Geſetzt aber ſie ſollten nur bloß den Jupiter erleuchten: ſo wird doch dieſer ungeheure Weltcörper ſelbſt, der tauſendmahl gröſſer iſt als unſre Erde, ganz unfehlbar bewohnet ſeyn. Denn warum hätte GOtt einem ledigen Planeten vier Monden gegeben: da er unſrer ſo reichlich bewohnten Erdkugel nur einen einzigen ertheilet? Bloß ein wüſtes Land zu beleuchten, wo niemahls einige lebendige Creatur geweſen, die dieſes Lichtes nöthig gehabt? Gewiß das hieße bald ſo viel, als wenn wir da, wo wir viele lebendige Perſonen in einem Zimmer nur eine Lampe anzünden wollten, in einem wüſten Gebäude aber, wo niemahls jemand gewohnet hätte, und ſich niemand aufhalten würde, alle Abend ein halb Dutzend Fackeln anſtecken wollten.

und

das nicht vor ein ungeheurer Planet, der über ihren Häuptern ſchwebet. In Wahrheit, wenn die alten Celten den Einfall des Himmels befürchteten, und daß ſie nicht davon zerſchmettert werden möchten, ſo hätten ja die Einwohner dieſes Mondes weit mehr Urſache den Fall ihres Jupiters zu beſorgen. Das wird auch vielleicht die Furcht ſeyn, ſprach die Marggräfin, die ſie anſtatt der Finſterniſſe empfinden, davor ſie ſich nicht entſetzen, und an deren Stelle ſie nothwendig eine andre Thorheit begehen müſſen. Das iſt nothwendig, verſetzte ich. Der Erfinder der dritten Welt-Ordnung, von welchen ich ihnen neulich gedacht habe, der berühmte **Tycho Brahe**, einer von den gröſſeſten Sternſehern, fürchtete ſich vor den Finſterniſſen nicht, wie der gemeine Mann; Er brachte ſein Leben mit Betrachtung derſelben zu. Aber ſollten Sie ſich wohl einbilden, was er an deren Stelle geſcheuet? Wenn er zum Hauſe heraus gieng, und ihm zuerſt ein altes Weib begegnete; wenn ein Haſe über ſeinen Weg lief, ſo glaubte **Tycho Brahe**, daß der Tag unglücklich ſeyn würde, und kehrete zurück nach Hauſe, verſchloß ſich in ſein Zimmer, und hatte das Hertz nicht, das geringſte vorzunehmen (l).

(l) Den guten Tycho zu entſchuldigen, muß man die Zeiten bedenken. Der Aberglaube herrſchte damahls noch ſo ſehr, daß auch die allergelehrteſten ſich nicht von den Vorurtheilen der Auferziehung befreyen konnten. Die Furcht vor Cometen war auch ſchwerer abzulegen, als vor den Begebenheiten bey Finſterniß.

Es wäre unbillig, erwiederte ſie, daß die Einwohner von dieſem gedachten Jupiters-Monden beſſer Kauf davon kommen ſollten, da dieſer große Mann ſich nicht ungeſtraft von der Furcht der Finſterniſſe hat befreyen können. Wir wollen ihnen keine Gnade wiederfahren laſſen, ſie ſollen dem allgemeinen Geſetze unterworfen ſeyn. Sind ſie von einem Irrthume frey, ſo werden ſie in einem andern ſtecken. Aber wie ich mich nicht davor ausgebe, daß ich denſelben errathen könnte: Alſo erläutern ſie mir doch eine andre Schwierigkeit, die mir vor einigen Augenblicken eingefallen iſt. Wenn die Erde, gegen den Jupiter zu rechnen, ſo klein iſt, kan uns denn Jupiter wohl ſehen? Mir iſt bange, daß wir ihm gantz unbekannt ſeyn werden.

Bey meiner Treue, ich glaube, daß es ſo ſey, antwortete ich. Er müſte die Erde hundertmahl kleiner ſehen, als er uns erſcheinet. Das iſt viel zuwenig: Er ſieht ſie nicht. Das beſte was wir uns zu gut glauben können, iſt dieſes. Es wird im Jupiter Sternſeher geben, welche nach vieler Mühe an Erfindung vortrefflicher Fern-Gläſer, nach Erwehlung der zum obſerviren bequemſten Nächte,

---

meldt. Hiervon hatte [illegible] die mathematiſchen Regeln gefaſſet; aber in der Lehre von Geiſtern und den Wirkungen der irrdiſchen Cörper, hatte man noch wenige Entdeckungen gemacht: Es war alſo kein Wunder, daß man viele Dinge vor Zaubereyen hielte, davon man keine natürlichen Urſachen zu geben wuſte. Hätte alſo [illegible] zu unſrer Zeit gelebet: ſo bin ich gewiß, daß er ſo wenig vor einem [illegible] als vor einem alten Weibe erſchrocken ſeyn würde.

Einendlich in dem Himmeln einen ſehr kleinen Planeten entdecken würden, den ſie niemahls geſehen hatten. So gleich reden die Monat-Schrifften der Gelehrten daſelbſt davon: der Pöbel höret entweder gar nichts davon, oder lacht nur darüber: die Philoſophen, deren Meynungen dieſes umſtößet, nehmen ſich vor, nichts davon zu glauben: nur die allervernünfftigſten Leute nehmen es als was zweifelhafftes an. Man obſerviret ferner: man ſieht den kleinen Planeten wieder: man wird überführet, daß es keine Einbildung ſey: man fängt ſchon an zu muthmaßen, daß er eine Bewegung um die Sonne habe: man findet endlich nach tauſend Obſervationen, daß dieſe Bewegung ein Jahr dauere. Endlich, danck ſey alle der Mühe, die ſich die Gelehrten daſelbſt geben! Endlich, ſage ich, weiß man gewiß, daß unſre Erde in der Welt ſey. Die Neugierigen laſſen ſich dieſelbe durch ein Fern-Glas zeigen, und kaum iſt das Geſichte zulänglich dieſelbe zu erreichen (m).

(m) Iſt es nicht eine klägliche Sache, daß von aller unſrer Pracht und Herrlichkeit, von unſern großen Städten, die wir offtmahls Welten nennen, von unſern Wundern der Welt, von unſern Kayſerthümern und Königreichen, Kriegesheeren und [illegible], Heldenthaten und Verwüſtungen, die offt die Erdkugel umzukehren ſcheinen, ja [illegible] Erſcheinung, [illegible] keine Spur zu bemercken iſt, daß man auch kaum von dieſer ganzen Weltkugel, der in unſern Augen ſo groß iſt, nichts [illegible] weiß; oder doch nur ein [illegible] oder unvollkommenes Erkenntniß hat? Was vor Kleinigkeiten ſind es doch darüber ſich die gelehrten Völker [illegible] uns beunruhigen? Ein Punct iſt es, ja ein unſichtbares Sonnen-

Stäub-

Wenn es nicht ſo verdrüßlich zu hören wäre, ſprach die Marggräfin, daß man uns im Jupiter nicht anders als mit Ferngläſern ſehen kan; So würde ich mir die gegen uns gerichteten Ferngläſer des Jupiters mit Vergnügen vorſtellen, wenn wir ihn nehmlich eben ſo betrachten, und mit einer gegenſeitigen Neugierigkeit fragen; was iſt das vor eine Welt? Was vor Leute mögen darauf wohnen?

Das geht ſo geſchwinde nicht, als ſie wohl dencken, erwiederte ich. Wenn man unſre Erde aus dem Jupiter ſehen, und wenn man ſie daſelbſt kennen möchte, ſo würden wir es doch nicht ſeyn. Man hat nicht die geringſte Muthmaßung, daß ſie bewohnt ſeyn ſollte. Wenn jemand auf dieſe Einbildung verfallen möchte, GOtt weiß, wie der gantze Jupiter ihn verſpotten würde! Vielleicht ſind wir gar die Urſache, daß man dort die Philoſophen hingerichtet hat, die ſich zu behaupten erkühnet haben, daß wir vorhanden wären (n). Indeſſen ſind vielleicht die Einwohner des Jupiters ſo beſchäfftiget auf ihrem eigenen Planeten neue Entdeckungen zu machen, daß ſie nicht Zeit haben an uns zu ge-

---

Stäublein, darauf wir herum kriechen, doch wiſſen wir uns ſo groß und breit zu machen, als wenn wir den gantzen Himmel im Beſitze hätten.

(n) Herr Fontenelle hat hier eine feine Satyre auf diejenigen gemacht, die unter uns von Philoſophiſchen Meynungen und neuen Erfindungen ſo unbillig urtheilen. Denn die neu entdeckten Wahrheiten, wieder welche man am meiſten ſtreitet; ſind oftmahls eben ſo gewiß, als dieſe: daß die Erdkugel nicht nur in der Welt anzutreffen, ſondern auch wircklich bewohnt iſt.

dencken, er iſt ſo groß, daß ihre **Chriſtophori Columbi** genug zu thun haben werden, daferne man nehmlich daſelbſt ſchiffen kan. Die Leute in dieſer Welt müſſen nicht einmahl den hundertſten Theil der andern Völcker auch nur dem Nahmen nach kennen; An ſtatt daß ſie in dem ſehr kleinen Mercur, alle miteinander Nachbarn ſind: Sie leben vertraut beyſammen, und halten es vor einen Spazierweg einmahl um ihre Welt zu reiſen. Sieht man uns im Jupiter nicht, ſo können ſie leicht dencken, daß man die **Venus**, welche noch weiter von ihm entfernet iſt, noch vielweniger; am allerwenigſten aber den **Mercur** ſehen werde, der noch kleiner und viel weiter entlegen iſt. Davor ſehen aber ihre Einwohner ihre vier Monden, den Saturn mit den ſeinigen, und den Mars. Das ſind ſchon Planeten genung, diejenigen unter ihnen zu beunruhigen, die Stern-Seher ſeyn wollen. Die Natur iſt ſo gütig geweſen, ihnen den übrigen Theil der Welt zu verhelen.

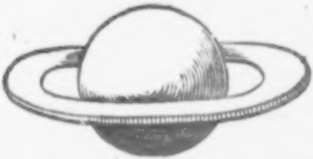
Was, ſprach die Marggräfin, halten ſie das vor eine Güte? Ohne Zweifel, gab ich zur Antwort: In dieſem gantzen groſſen Sonnen-Wirbel ſind ſechzehn Planeten. Die Natur, welche uns die Mühe erſparen will, alle ihre Bewegungen zu lernen, zeiget uns nur ſieben davon; Iſt dieſes nicht eine ſonderbare Güte? Wir aber, die wir den Werth derſelben nicht erkennen, gehen ſo weit, daß wir auch die übrigen neune gewahr werden, die uns verhelet waren: davor werden wir auch durch die groſſe Mühe beſtrafet, ſo die Aſtronomie itzo erfordert.

Ich ſehe wohl, erwiederte ſie, aus der Anzahl der ſechzehn Planeten, daß Saturnus fünf Monden haben müſſe (o). Er hat ſie freylich, verſetzte ich, und zwar mit groſſem Rechte; Denn da er in dreyßig Jahren erſt um die Sonne läuft, ſo giebt es Länder auf ihm, wo die Nacht funfzehn Jahre lang iſt; Eben ſo als es auf der Erden, welche in einem Jahre umläufft, unter den **Polis** Nächte giebt, die ſechs Monate lang ſind. Weil aber Saturn noch einmahl ſo weit von der Sonnen ſteht, als Jupiter,

---

(o) *Herr Hugenius ſteht in den Gedancken, es könne wohl vielleicht noch ein oder der andre Mond um den Saturn vorhanden ſeyn, den man noch nicht entdecket hätte. Denn nachdem er berichtet, daß er im Jahre 1655 mit einem zwölfſchuhigen Fern-Glaſe den helleſten Trabanten entdecket; worauf Herr Caßini mit längern Sehröhren von 36 und 136 Schuhen die übrigen entdecket. So ſagt er daß der Raum zwiſchen dem vierten und fünften ſo groß ſey, daß noch gar füglich ein Mond zwiſchen denſelben ſeyn könne, ja daß auſſer dem fünften vielleicht noch andre mehr ihre Kreiſe haben könnten, die aber ihrer Dunckelheit halber bisher noch nicht geſehen worden. Es läufft der innerſte Mond des Saturns in einem Tage und 21 Stunden: der andre in zwey Tagen und 17 St. der dritte in 4 Tagen und 12 St. der vierte in 15 Tagen und 22 Stunden, der fünfte in 79 Tagen und 7 Stunden ſeinen Kreis um den Saturn einmahl durch. Ja durch viele Mühe und Arbeit iſt auch befunden, daß der erſte faſt einen, der andre einen auch ein Viertheil, der dritte einen auch drey Viertheil, der vierte drey auch einen halben, und der fünfte zwölf Durchmeſſer des Saturniſchen Ringes von ſeiner Oberfläche entfernet ſey, von welchem Ringe ſogleich was folgen wird.*

piter, und folglich zehnmahl ſo weit als die Erde, würden ihm denn wohl ſeine fünf Monden, die ſo ſchwach erleuchtet werden, in ſeinen Nächten Licht genug geben? Nein er hat noch eine andre Licht-Quelle, die gantz was beſonders iſt, und in der gantzen Welt ihres gleichen nicht hat. Das iſt ein groſſer Circkel, ein groſſer ziemlich breiter Ring, der ihn umgiebet, und ſo hoch erhaben iſt, daß er faſt gantz auſſer dem Schatten des Planeten ſtehet, und das Licht der Sonnen auf die Oerter zurücke wirfft die ſie nicht ſehen, und dieſes aus einer gröſſern Nähe und mit gröſſerer Krafft, als alle fünf Monden, weil er lange nicht ſo hoch erhaben iſt, als der allerniedrigſte von denſelben.



In Wahrheit, ſprach die Marggräfin, mit der Geſichts-Stellung einer ſolchen Perſon, die gantz voller Verwunderung in ſich gehet. das alles iſt ſehr ordentlich. Es ſcheint die Natur habe vor die Nothwendigkeiten einiger lebendigen Dinge geſorget, und die Monden nicht ſo von ohngefehr ausgetheilet.

Sie ſind nur den entfernten Planeten, dem Jupiter und Saturn zu Theil geworden: denn es verlohnte ſich nicht der Mühe der Venus und dem Mercur einige zu geben, die ohne dem mehr als zu viel Licht bekommen; deren Nächte ſehr kurtz ſind; ja welche ſie vermuthlich vor gröſſere Wohlthaten der Natur halten, als die Tage ſelbſt. Aber warten ſie ein wenig, mich dünckt Mars, der noch weiter von der Sonnen iſt, als die Erde, hat keinen Mond. Man kan es ihnen nicht verhelen, antwortete ich, er hat keinen, und er muß vor ſeine Nächte ein ander Mittel haben, welches uns unbekannt iſt. Sie werden die leuchtenden Materien wohl geſehen haben, die man Phosphoren nennet, welche theils flüßig, theils trocken ſind, das Sonnenlicht in ſich ſchlucken, ſich davon durchdringen laſſen, und endlich einen ziemlichen Glantz im dunckeln von ſich geben. Vielleicht hat Mars hocherhabne Felſen, welches natürliche Phosphore ſind, und ſich im Tage mit einem Lichte verſorgen, welches ſie die Nacht hindurch behalten. Sie können nicht leugnen, daß dieſes nicht ein angenehmer Anblick ſeyn würde, wenn man ſähe, daß die Felſen ſich allenthalben entzündeten, ſo bald die Sonne untergegangen, und ohn alle Kunſt die herrlichſten Illuminationen macheten, die doch durch ihre Hitze keine Unbequemlichkeit verurſacheten. Sie wiſſen auch, daß es in America Vögel giebt, welche im finſtern ſo licht ſind, daß man dabey leſen kan. Wer weiß ob nicht Mars einen Uberfluß an ſolchen Vögeln hat, welche bey dem Einbruche der Nacht ſich allenthalben ausbreiten, und gleichſam einen neuen Tag hervorbringen. Ich bin weder mit ihren Felſen noch mit ihren Vögeln zufrieden, verſetzte ſie, dieſes würde zwar artig ſeyn; aber weil die Natur dem Saturn, und dem Jupiter ſoviel Monden gegeben hat, ſo kan man daraus abnehmen, daß die Monden nöthig ſind. Es wäre mir lieb geweſen, daß alle von der Sonnen entfernte Planeten dergleichen gehabt hätten, wenn uns Mars nicht eine ſo unangenehme Ausnahme gemacht hätte (p). Ich warlich, erwiederte ich, wenn ſie ſich weiter mit der Philoſophie einlaſſen ſollten, als bißher, ſo würden ſie ſich gewehnen müſſen, in den beſten Syſtematiſchen Ordnungen, Ausnahmen zu ſehen. Es giebt allezeit was, welches ſich unvergleichlich wohl ſchicket, hernach aber auch etwas anders, welches man ſo gut zuſammen reimet, als man kan, oder welches man gar fahren läſſet, wenn man nicht damit fortzukommen dencket. Laßt uns mit dem Mars auch ſo verfahren! Weil er uns nicht günſtig iſt, ſo wollen wir nicht mehr von ihm reden.

(p) Einige neuere haben vermeynet ein paar Monden von dem Mars entdecket zu haben; und ſolchergeſtalt würde das Syſtema der Planeten uns noch weit ordentlicher vorgekommen ſeyn. Als ſie aber genau acht gehabt, ſind es Fixſterne geweſen, die ihm in ſeinem Laufe nicht gefolget. Es ſcheint auch wenig Hoffnung übrig zu ſeyn, daß man noch künftig Trabanten um den Mars entdecken werde. Sind unſre Fernglăſer zulänglich die Monden der allerentlegenſten Planeten zu entdecken: warum hätte man nicht das Gefolge des Mars, der uns doch zuweilen ſehr nahe iſt, eben ſowohl kennen gelernet?

Wir würden uns ſehr verwundern, wann wir im Saturnus wären, wenn wir des Nachts über unſern Häuptern den groſſen Ring gewahr würden, der in Geſtalt eines halben Circuls von einem Ende des Horizonts, biß ans andre gienge, und durch die Zurückwerfung des Sonnen Lichtes die Dienſte eines verlängerten Monden thäte. Setzen wir denn keine Einwohner auf dieſen groſſen Ring, unterbrach ſie mich mit Lachen? Ob ich gleich Luſt habe, antwortete ich, allenthalben gantz kühn Einwohner hinzuſetzen, ſo bekenne ich doch, daß ich mich nicht unterſtehe, dahin auch einige zu ſetzen. Dieſer Ring ſcheinet eine gar zu unförmliche Wohnung zu ſeyn. Was die fünf Monden anlanget, ſo kan man ſie nicht ledig laſſen. Wenn indeſſen, wie einige muthmaßen, der Ring nichts anders wäre, als ein Kreys von lauter Monden, die unmittelbar auf einander folgten und eine gleiche Bewegung hätten; die fünf Monden aber wären ſolche fünfe, die aus dieſem Circkel entwiſchet wären; wie viel Welten würde es denn nicht in dem Wirbel des Saturns geben? Dem ſey aber wie ihm wolle, die Einwohner des Saturns ſind elend daran, wenn ſie gleich den Ring zum Vortheil haben. Die Sonne ſelbſt, welche ſie hundertmahl kleiner ſehen als wir (q), iſt ihnen nur ein kleiner blaſſer Stern, der

---

(q) In der groſſen Entfernung des Saturns von der Sonnen kan dieſes nicht anders ſeyn. Denn wieder auf die Stückkugel zu kommen, ſo hat Herr Hugen gefunden, daß dieſelbe bey glei einen ſehr ſchwachen Glantz und wenig Wärme hat; und wenn ſie dieſelben in unſre kälteſten Länder in Grönland oder Lappland, bringen wollten, ſo würde ihnen über und über der Schweiß ausbrechen, ja ſie würden vor Hitze den Geiſt aufgeben. Hätten ſie Waſſer bey ihnen, ſo würde es nicht mehr Waſſer, ſondern ein glatter Stein ſeyn, und der ſtärckſte Brandtwein der niemahls bey uns frieret, würde ſo hart als unſre Diamanten ſeyn.

Sie geben mir eine Abbildung vom Saturn, dabey ich eiskalt werde, ſprach die Marggräfin, an ſtatt daß ſie mich gantz erhitzeten, als ſie von dem Mercur redeten. Die Welten, antwortete ich, welche an den äuſſerſten Enden des Sonnen-Wirbels ſtehen, müſſen ſich ja wohl in allen Dingen zuwieder ſeyn.

Dergeſtalt wird man im Saturn ſehr klug ſeyn; denn ſie haben mir geſagt, daß im Mercur alles närriſch ſeyn müſſe. Wenn man im Saturn nicht gar zu klug iſt, erwiederte ich, ſo wird man doch in demſelben ziemlich träger und langſamer Natur ſeyn. Dieſe Leute wiſſen nichts vom Lachen, ſie nehmen ſich allezeit einen Tag Bedenckzeit auf die geringſte Frage zu antworten, die man ihnen vor-

---

gleicher Geſchwindigkeit ihrer Bewegung zweyhundert und funfzig Jahre brauchen würde von der Sonnen bis zum Saturn zu kommen. In einer ſolchen Weite muß ja die Sonne, ſo groß ſie iſt, dennoch ſehr klein ausſehen, und folglich ein ſchwaches Licht und ſehr wenig Wärme geben. vid. Hug. p. 111.

leget,

ſeget, ja ſie würden den Cato von Utica ſelber vor gar zu ſcherzhafft oder gar vor einen Poſſenreißer halten.

Es fällt mir was ein, ſprach ſie. Alle Einwohner des Mercurs ſind lebhafft, und im Saturn iſt alles ſchläfrig. Bey uns ſind etliche lebhafft, etliche ſchläfrig; kömmt das, nicht daher, weil unſre Erde gerade mitten unter den Welten iſt, und deswegen von beyden Theil nimmt? die Menſchen haben keinen beſtimmten und gewiſſen Charactere: Einige ſind den Einwohnern des Mercurs ähnlich, andre ſind den Saturniten gleich, und wir ſind ein Miſchmaſch von allen Arten, die in den andern Planeten befindlich ſind. Dieſe Vorſtellung, erwiederte ich, gefällt mir ziemlich wohl. Wir ſind eine ſo ſeltſame Gattung, daß man dencken ſollte, wir wären aus vielen verſchiedenen Welten zuſammen geraffet. Auf ſolche Weiſe iſt es ſehr bequem hier zu wohnen: man kan hier einen kurtzen Inbegriff der gantzen Welt ſehen.

Zum wenigſten, verſetzte die Marggräfin, iſt dieſes eine wirckliche Bequemlichkeit, daß unſre Welt ihrer Stelle wegen, weder ſo heiß als Mercur und Venus, noch ſo kalt als Jupiter und Saturn iſt. Noch mehr, wir bewohnen eben einen ſolchen Ort auf der Erden; wo wir weder die höchſte Kälte noch die gröſſeſte Hitze empfinden. In Wahrheit, wenn ein gewiſſer Philoſoph der Natur gedancket hat, daß er ein Menſch und keine Beſtie, ein Grieche und kein Barbar geweſen, ſo wollte ich ihr dancken,

cken, daß ich auf dem mäßigſten Planeten von der Welt wohne. Wenn ſie nur glauben wollen, Madame, antwortete ich, ſo müſſen ſie ihr dancken, daß ſie jung und nicht alt; jung und ſchön, nicht aber jung und heßlich; eine junge und ſchöne Franzöſin, nicht aber eine junge und ſchöne Italiänerin ſind. Da haben ſie gantz andre Urſachen danckbar zu ſeyn, als diejenigen, die ſie aus der Lage ihres Wirbels; oder aus der Mäßigung ihres Landes hernehmen.

Mein GOtt! verſetzte ſie, laſſen ſie mich doch vor alles danckbar ſeyn: ſogar biß auf den Wirbel, worinnen ich mich befinde. Das Maaß des Glückes, ſo uns ertheilet worden, iſt klein genung; man muß nichts aus den Händen laſſen, und es iſt gut, bey den allergemeinſten und unanſehnlichſten Dingen einen Geſchmack zu haben, der ſie uns angenehm machet. Wenn man nur die lebhafften Vergnügungen haben wollte; ſo würde man ſehr wenige haben; man würde lange darauf warten und ſie theuer bezahlen müſſen. So verſprechen ſie mir dann, erwiederte ich, daß wenn man ihnen dieſe lebhafften Ergötzlichkeiten vorhalten wird, ſie auch an die Wirbel und an mich gedencken und uns nicht gantz aus dem Sinne ſchlagen wollen? Ja antwortete ſie: aber machen ſie nur, daß mir die Philoſophie allezeit neue Luſtbarkeiten an die Hand gebe. Zum wenigſten antwortete ich, ſoll es ihnen morgen daran nicht fehlen, wie ich hoffe. Ich habe noch die Fixſterne, welche alles mit einander übertreffen, was ſie bißhero geſehen haben (r).

Der fünffte Abend.

Daß die Fixſterne lauter Sonnen ſind, deren jede eine Welt erleuchtet.

Die Marggräfin war gantz ungedultig vor Begierde zu wiſſen, was aus den Fix-Sternen werden würde. Sollen ſie auch bewohnt ſeyn, wie die Planeten, ſprach ſie zu mir? oder ſollen ſie ledig ſeyn? Kurtz, was wollen wir damit machen? Sie werden es vielleicht ſelbſt errathen, antwortete ich, wo ſie nur Luſt dazu haben. Die Fixſterne ſind nicht weniger von uns entfernet, als ſieben und zwanzig tauſend ſechs hundert und ſechzig mahl ſo weit, als die Sonne von uns entfernet iſt, welche drey und dreyßig Millionen Meilen von uns lieget: ja dafern ſie einen Sternſeher böſe machen, ſo ſetzet er ſie noch viel weiter. Die Weite von der Sonnen biß zum Saturn, der der allerweiteſte Planet iſt, iſt nur drey hundert und dreyßig Millionen Meilen. Das iſt nichts zu rechnen gegen die Weite der Sonnen oder der Erden biß zu den Fixſternen; Man nimmt ſich nicht einmahl die Mühe dieſes auszurechnen (s). Ihr Licht wie ſie ſehen, iſt ſehr lebhaffe und helle. Bekämen ſie es von der Sonnen, ſo müſten ſie es ſchon ſehr geſchwächt bekommen, nachdem es einen ſo erſtaunenden Weg durchſtrichen: ſie müſten es uns auch durch eben dieſen Raum wieder zurücke werfen, davon es abermahl ſchwächer werden würde. Das wäre nun gantz unmüglich, daß ein zurück geworfenes Licht, welches einen ſo weiten Weg zwey mahl durchwandert hätte, dieſe Krafft und Lebhafftigkeit haben könnte, die wir an den Firſternen wahrnehmen. So ſind dann dieſelben von ſich ſelbſt ſchon licht, und mit einem Worte, ſie ſind lauter Sonnen.

(r) Um ſich nur zum Beſchluſſe dieſes Geſpräches den Sonnen-Wirbel in ſeiner wahren Proportion vorzuſtellen, will ich nach Herrn Hugens Meynung eine kurtze Beſchreibung davon herſetzen. Man mache in den Mittelpunct eines groſen Platzes einen Circkel der 4 Zolle im Durchmeſſer hat; dieſer bedeutet die Sonne. Um denſelben beſchreibe man mit einem Faden von 360 Schuhen einen groſen Kreiß, und ſetze darauf die Kugel des Saturns, in Gröſe einer kleinen Haſelnuß. Innerhalb dieſem Circkel kommen die Kreiſe Jupiters und Martis in der oben angeführten Weite: und darnach die Erdkugel in einem Circkel der mit einem Faden von 36 Schuhen um die Sonne beſchrieben iſt. Sie ſelbſt muß nicht gröſer als ein Hirſekorn ſeyn, der Mond aber auf einem Umkreiſe der etwas über zwey Zolle breit iſt, in Gröſe des kleineſten Sandkörnleins geſetzet werden. Venus und Mercur kommen in kleinerer Geſtalt und auf engern Kreiſen näher an die Sonne: und ſo muß man ſich die majeſtätiſche Reſidentz der Sonnen zwiſchen ihren Planeten einbilden.

(s) Herr Hugenius der hierinnen die gröſte Mühe angewande machet es ſehr wahrſcheinlich daß der Hundſtern, der einer von den nächſten zu ſeyn ſcheinet, ſieben und zwanzig tauſend ſechs hundert und vier und ſechzig mahl weiter von uns entfernet ſey als die Sonne. Müſte nun die abgeſchoſſene Stückkugel fünf und zwanzig Jahre Zeit haben ehe ſie nach der Sonnen gelangete, ſo würde ſie biß in den Hundsſtern zu kommen nicht weniger als ſechs hundert und ein und neunzig tauſend ſechshundert Jahre in der ihr gewöhnlichen Geſchwindigkeit zu lauffen fortfahren müſſen. Iſt nun einer von den nächſten Sternen ſo weit entfernet, ſo kan man ſich leicht die Rechnung machen was von den übrigen, ſonderlich denen, ſo nur mit Fern-Gläſern erblicket werden können, zu halten ſey.

Ich betrüge mich entweder, ſchrie die Marggräfin, oder ich ſehe bereits, wohin ſie mich verleiten wollen? Werden ſie mir nicht ſagen: Die Fix-Sterne ſind lauter Sonnen; unſre Sonne iſt der Mittelpunct eines Wirbels, der ſich um ſie drehet; warum ſoll nicht ein jeder Firſtern auch der Mittelpunct eines Wirbels ſeyn, der um ihn herumlauſe? Unſre Sonne hat Planeten, die ſie erleuchtet; warum ſoll nicht ein jeder Fix-Stern dergleichen auch haben, um ſie zu erleuchten? Ich habe ihnen hierauf nichts zu antworten; ſprach ich zu ihr, als was Phädrus dem Enon antwortete; Du haſt es ſelbſt ſo genennet. Aber, verſetzte ſie, das Weltgebäude wird mir itzo ſo groß, daß ich mich darinnen gantz verliere, ich weiß nicht mehr wo ich bin, ja ich bin gar nichts. Wie? ſoll denn alles in Wirbel abgetheilet ſeyn, die unordentlich durch einander geworfen ſind? Soll ieder Stern der Mittelpunct eines vielleicht eben ſo großen Wirbels ſeyn, als der unſrige iſt? Soll der gantze unermeßliche Raum, der unſre Sonne mit ihren Planeten in ſich begreift, nur ein kleines Stückgen von der gantzen Welt ſeyn? Das ſetzet mich in Unordnung.

nung, Verwirrung und Erſtaunen. Mich aber, antwortete ich, ſetzet es in ein beſonders Vergnügen. Wenn der Himmel nichts anders wäre als ein blaues Gewölbe, daran die Sterne wie blancke Nägel geheſſtet wären, ſo würde mir die Welt klein und enge vorkommen: es würde mich düncken, daß ich darinnen erdrücket würde: allein itzo, da man dieſem Gewölbe eine unendlich größere Ausdehnung und Tiefe zueignet, indem man es in tauſend und wieder tauſend Wirbel eintheilet, ſo dünckt mich, daß ich mit viel größerer Freyheit Athem hole, und in einer freyern Lufft bin. Und verſichert, die Welt wird auf ſolche Weiſe weit herrlicher. Die Natur hat in Hervorbringung derſelben nichts geſparet. Sie hat ihre Reichthümer auf eine ihr anſtändige Weiſe überflüßig ausgebreitet. Was kan man ſich ſchöners vorſtellen, als die wunderwürdige Menge der Wirbel, in deren Mitte eine Sonne ſtehet, welche Planeten um ſich drehet. Die Einwohner eines Planeten aus einem von dieſen unzehlichen Wirbeln ſehen von allen Seiten die Sonnen der angräntzenden Wirbel, aber die Planeten ſehen ſie nicht, als welche nur ein ſchwaches und von ihren Sonnen entlehntes Licht haben, welches ſie nicht außer die Gräntzen ihrer Welt ſchießen können.

Sie zeigen mir, ſprach ſie, eine Gegend, da man eine ſo weite Ausſicht hat, daß das Auge kein Ende darinnen wahrnehmen kan. Die Einwohner der Erdkugel ſehe ich gantz deutlich, hernach zeigen ſich die Einwohner des Monden und der andern Planeten in unſerm Wirbel, zwar noch ſo ziemlich klar, aber doch danckler als die Einwohner der Erden; nach dieſen folgen die Einwohner der Planeten aus den andern Wirbeln. Ich geſtehe es, dieſe ſind ſchon gantz in der Vertiefung, und ich mag ſo viel Mühe anwenden ſie zu ſehen, ſo erblicke ich doch faſt nichts. In der That, ſind ſie nicht ſchon faſt gantz und gar vernichtet, da ſie ſich eines ſolchen Ausdrucks bedienen muſten, indem ſie von ihnen redeten? Sie muſten ſie **Einwohner eines von den Planeten, aus einem von den Wirbeln, deren Anzahl unendlich iſt,** nennen (t). Wir ſelber, auf die ſich dieſer Ausdruck auch ſchicket, laſſt uns doch nur geſtehen, daß wir uns ſelber aus ſo vielen Welten nicht auszuwickeln wiſſen. Was mich betrifft, ſo fängt die Erde an, mir ſo erſchrecklich klein vorzukommen, daß ich inskünftige nach keinem einzigen Dinge mehr eifrig ſtreben werde. In Wahrheit, wenn man ſo begierig iſt, groß zu werden: wenn man Anſchläge über Anſchläge macht, ſo kömmt es bloß daher, daß man die Luft-Wirbel der Sterne nicht kennet. Ja, ich verſichere ſie, daß meine Nachläßigkeit ſich mein neues Erkenntniß zu Nutze machen wird, und wenn man mir meine unempfindliche Bequemlichkeit vorrücken wird, ſo werde ich antworten: **Ach wenn ihr nur wüſtet was die Fixſterne ſind!**

(t) Ob die Anzahl dieſer Wirbel und ihrer Sonnen die wir Sterne nennen, in der That unendlich ſey; kan man nicht ſagen. Mit bloßen Augen werden nicht viel über anderthalb tauſend am Himmel geſehen. Mit Ferngläſern aber werden zum wenigſten zwanzigmahl ſo viel von den Sternſehern gezehlet, und es iſt kein Zweifel daß nicht noch unzehlige ſo weit von uns entfernet ſind, daß wir ſie auch mit unſern beſten Sehröhren nicht entdecken können. Wer unterſtehet ſich nun zu ſagen wie groß überhaupt die Anzahl der Sterne ſey? Wer kan uns die Gränzen zeigen wo dieſe himmliſche Wirbel endlich aufhören? Vielleicht hören ſie nirgends auf, ſo daß auch ihre Menge faſt unendlich wird; wie Jordan Brunus erweiſen wollen. Sind ſeine Gründe gleich nicht ſtarck genug dieſes darzuthun, ſo kan doch niemand das Gegentheil erweiſen. Und geſetzt daß endlich die Sonnen und Planeten, oder die Gegend der Wirbel ein Ende hätte: wer weiß was GOtt außer allen dieſen Himmeln noch vor Geſchöpfe von gantz andrer Gattung hervorgebracht. Zum wenigſten ſiehet man es nicht, daß er nichts anders als lauter Wirbel habe ſchaffen können.

Alexander muß es nicht gewußt haben, verſetzte ich; denn ein gewiſſer Scribent, der davor hält, daß der Mond bewohnt ſey, ſagt gantz ernſthaftig, es ſey nicht möglich, daß Ariſtoteles nicht dieſer vernünftigen Meynung beygepflichtet haben ſollte; (denn wie hätte demſelben irgend eine Wahrheit entwiſchen können!) aber, er habe niemahls was davon ſagen wollen, aus Furcht, den Alexander zu beunruhigen, welcher in eine Verzweifelung gerathen ſeyn würde, wenn er eine Welt geſehen hätte, die er nicht erobern könnte. Um ſo vielmehr hätte man ihm die Fixſterne geheim halten müſſen, wenn man ſie zu der Zeit gekannt hätte; Derjenige würde ſich ſchlecht bey ihm eingeſchmeichelt haben, der ihm daran gedacht hätte. Mich anlangend, der ich dieſes alles weiß, ſo verdrießt es mich, daß ich aus dieſer Wiſſenſchafft keinen Vortheil ziehen kan. Kommet es hoch, ſo dämpfet ſie, nach ihrer Meynung.

nung, nur den Stoltz und die Unruhe, und dieſe Kranckheiten habe ich nicht. Mein gantzer Zufall iſt eine kleine Schwachheit gegen das ſchöne Geſchlecht, und ich glaube, daß die Wirbel darwieder nicht viel ausrichten werden. Die andern Welten machen ihnen zwar dieſe Welt enge; aber ſie berauben ſie nicht ihrer ſchönen Augen und ihres angenehmen Mundes. Dieſes wird allen möglichen Welten zum Trotze immer ſeinen Werth behalten.

Die Liebe iſt eine ſeltſame Sache, antwortete ſie mit lachen; Sie weiß ſich überall auszuhelffen, und keine einzige Ordnung der Welt-Cörper kan ihr hinderlich fallen. Aber ſagen ſie nur frey heraus, iſt ihr Syſtema auch gewiß wahr? Verhelen ſie mir nur nichts, ich werde alles heimlich halten. Mich dünckt es gründe ſich nur auf eine ſehr kleine Aehnlichkeit. Ein Fixſtern hat ſein eigen Licht, wie die Sonne; folglich muß er auch ſo wie die Sonne der Mittelpunct und die Seele einer Welt ſeyn, und ſeine Planeten haben, die um ihn laufen. Folget denn dieſes nothwendig? Hören ſie Madame, antwortete ich: Weil wir einmahl gewohnt ſind die verliebten Thorheiten unter unſre ernſthaffteſten Unterredungen zu miſchen, ſo will ich ſagen; daß die Mathematiſchen Vernunfftſchlüſſe eben ſo beſchaffen ſind, als die Liebe. Verſtatten ſie ihrem Liebhaber ſowenig als ſie wollen; ſie werden ihm bald hernach etwas mehrers erlauben müſſen: und endlich kömmt es ſehr weit. Eben auf ſolche Weiſe dörfen ſie einem

Mathematico nur den geringſten Grund-Satz einräumen: ſo wird er ihnen daraus eine Folge machen, die ſie ihm auch zugeben müſſen: aus dieſer wird er noch eine andre ziehen, und endlich wird er ſie wieder ihren Willen ſo weit führen, daß ſie es ſelbſt kaum glauben ſollten. Dieſe beyden Arten von Leuten nehmen allezeit mehr, als man ihnen giebet. Sie geſtehen ja, daß, wenn zwey Dinge in allem was man ſiehet, überein kommen, ſo könne man auch glauben, ſie werden in dem übrigen, was nicht in die Augen fället, einander ähnlich ſeyn; dafern nur ſonſt nichts anders im Wege ſtehet. Daraus habe ich geſchloſſen, daß der Mond bewohnt ſey, weil er der Erden ſo gleich iſt: und die andern Planeten gleichfalls, weil ſie dem Monden ſo gleich ſind. Ich finde daß die Fixſterne unſerer Sonnen ähnlich ſind; darum eigne ich ihnen alles das zu, was dieſe hat. Nunmehro haben ſie ſich ſchon viel zuweit eingelaſſen, als daß ſie wieder zurücke könnten, ſie müſſen ſich mit Güte zu etwas entſchließen. Allein auf den Fuß dieſer Aehnlichkeit, ſagte ſie, welche ſie zwiſchen den Fixſternen und der Sonnen einführen, ſo müſten die Einwohner eines andern großen Wirbels dieſelbe auch nur vor einen kleinen Fixſtern anſehen, der ſich nur bey Nacht von ihnen ſehen läſt.

Ohne Zweifel erwiederte ich. Unſere Sonne iſt im Abſehen auf die andern Wirbel ſo nahe bey uns, daß ihr Licht unendliche mahl kräfftiger in unſre Augen wircket, als in die ihrigen. Wir ſehen ſie derowegen nur immer allein, und ſie verdunckelt alles andre; Aber in einem andern großen Wirbel herrſchet eine andre Sonne, welche ebenfals die unſrige verdunckelt, die nur des Nachts mit den übrigen auswärtigen Sonnen oder Fix-Sternen zum Vorſchein kommt. Man hefftet ſie mit dieſen an dieſes große Gewölbe des Himmels, und ſie machet daſelbſt etwa einen Theil eines Bären oder Stiers aus. (u). Die Planeten anlangend, ſo um ſie lauffen, z. E. unſre Erde, ſo läſt man ſich dieſelbe nicht im Traume vorkommen, ſintemahl man ſie ſo weit nicht ſehen kan. Dergeſtalt ſind alle Sonnen in ihren eigenen Wirbeln Tage-Sonnen; In allen andern Wirbeln aber Nacht-Sonnen. In ihren eigenen Welten haben ſie ihres gleichen nicht: Anderwerts aber dienen ſie nur zur Vermehrung der Anzahl. Iſt es indeſſen nicht nöthig, verſetzte ſie, daß die Welten dieſer Aehnlichkeit ungeachtet in unzehligen Stücken unterſchieden ſeyn? Denn einige Gleichheit kan auch mit einem tauſendfachen Unterſcheide gar wohl beſtehen.

(u) Die Nahmen der himmliſchen Geſtirne kommen von den alten Poeten und Sternſehern her, welche nach ihrer Phantaſey bald eine Wage, bald einen Krebs, bald einen Löwen, bald eine Jungfrau, aus etlichen Sternen zuſammen ſetzten. Sind nun die Einwohner auf den Planeten der übrigen Wirbel auch vernünfftige Creaturen, wie es denn zu vermuthen iſt, ſo werden ſie auch die Aſtronomie ſtudiren. Studiren ſie die Aſtronomie; ſo werden ſie auch den Himmel, dem Gedächtniſſe zu helfen in gewiſſe Geſtirne eintheilen. Sie mögen nun dieſe Eintheilung machen wie ſie wollen: ſo wird doch unſre Sonne, welche bey ihnen nicht anders als ein andrer Fixſtern ausſiehet, auch in ein Geſtirn gehören. So wird man denn in den nah angräntzenden Wirbeln aus unſrer Sonne einen Stern der erſten Größe machen. Man wird ſie vielleicht in eben ſolchen Ehren halten; als bey uns das Ochſen-Auge, die Aehre der Jungfrau, der Leyerſtern, oder der Hundsſtern gehalten wird. Weiter hinaus wird man ſie unter die Sterne der andern, dritten, vierten oder fünfften Größe rechnen: ja endlich wird man ſie unter die neblichten Sterne, oder gar unter diejenigen zehlen, die man mit bloſſen Augen nicht mehr ſehen kan. Wer wird doch daſelbſt an die kleine Erde dencken, wo unſre Sonne ſelbſt unſichtbar iſt? Wer wird ſich da in den Sinn kommen laſſen, daß wir in der Welt ſind? Fürwar wenn die geſchickteſten Sternſeher daſelbſt mit ihren beſten Ferngläſern die kleineſten Sterne betrachten, ſo werden ſie davor halten unſre Sonne ſey einer von den letzten Fixſternen, der gantz am äuſſerſten Ende der Welt ſtehet: da wir uns doch einbilden, daß wir recht mitten darinnen wohnen.

Freylich wohl, erwiederte ich, aber es iſt ſchwer zu errathen. Was weiß ich es? Der eine Wirbel hat mehr Planeten, die ſich um ihn drehen; ein ander hat weniger. In dem einen giebt es Neben-Planeten, die um andre gröſſere lauffen: Anderwerts giebt es gar keine. Hier ſind ſie alle nahe bey ihrer Sonne und machen gleichſam einen kleinen Kneuel, auſſer welchem ſich ein groſſer leerer Raum erſtrecket, der bis an die benachbarten Wirbel reichet: Anderwerts nehmen ſie ihren Weg gegen die Gräntzen des Wirbels und laſſen die Mitte leer. Ich zweifle nicht, daß es nicht auch Wirbel ohne alle Planeten geben mag, ingleichen andre, deren Sonne nicht in der Mitte ſtehet, und eine wahrhaffte Bewegung hat, welcher die Planeten folgen: Andre derer Planeten ſich im Abſehen auf ihre Sonnen erhöhen und ernie-

Dribrigen, nachdem ſich das Gegengewicht ändert, dadurch ſie ſchwebend erhalten werden. Was wollen ſie noch mehr? vor einen der niemahls aus ſeinem Wirbel gekommen iſt, kan dieſes ſchon genug ſeyn.

Es iſt eben nicht garzuviel, antwortete ſie, vor ſo viel Welten. Was ſie mir geſagt haben, iſt kaum vor fünf oder ſechs zulänglich, und ich ſehe hier ſo viel tauſend. Was würden ſie ſagen, erwiederte ich, wenn ich ihnen zeigete, daß es noch vielmehr Fixſterne giebet, als die ſie ſehen: daß man mit den Ferngläſern eine unendliche Menge derſelben entdecket, die bloßen Augen unſichtbar ſind: Ja daß man in einem Geſtirne, darinnen man ohngefehr zwölfe oder funfzehn gezehlet, mehr Sterne vorhanden ſind, als man vormahls am gantzen Himmel gerechnet hat (w)?

Ich bitte ſie um Vergebung! rief ſie, ich ergebe mich ſchon, ſie überhäufen mich garzuſehr mit Welten und Wirbeln. Ich weiß wohl, ſetzte ich hinzu, was ich ihnen noch aufbehalten habe. Sehen ſie wohl dieſen weißlichen Streif am Himmel, den man die Milchſtraße nennet (x)? Sollten ſie

---

(w) Z. E. in dem einzigen Orion deſſen auch ſchon in dem Buche Hiobs gedacht wird, hat man mit Ferngläſern über zwey hundert Sterne gezehlet. So hat man auch in dem Krebſe und andern Geſtirnen eine ungeheure Menge zuſammen gebracht, davon ſich die alten Sternſeher nicht einmahl was träumen laſſen.

(x) Im November, December, May und Heu Monate ſiehet ſich wohl einbilden, was es eigentlich iſt? Eine Menge kleiner Sterne, die man ihrer Kleinigkeit halber mit bloſſen Augen nicht ſehen kan, und welche ſo nahe bey einander ſtehen, daß ſie eine fortgehende Farbe zu machen ſcheinen. Ich wolte wünſchen, daß ſie dieſen Ameiſenhauſen von Sternen, und dieſen Schwarm von Welten durch

man des Abends dieſe Milchſtraße quer über den Himmel gehen: ſo daß ſie ſich von Nord-Oſten gegen Süd-Weſten zu erſtrecket. Sie ſieht nicht anders aus als wenn ſich etliche dünne Wölcklein in eine lange Reihe geſtellet hätten, dadurch aber einige dunckle Sterne hervorblickten. Ariſtoteles hat auch davor gehalten, daß dieſe Milchſtraße eine Begebenheit in der unterſten Lufft ſey, welche wie andre feurige, oder ſcheinende Lufftzeichen von den aufſteigenden Ausdämpfungen der Erden entſtünde. Wenn er aber erklären wollte wie dieſes leuchtende Weſen Jahr aus Jahr ein immer auf einer Stelle bleiben könne: ſo muſte er auf ſo weit geſuchte und unwahrſcheinliche Dinge verfallen, daß niemand ihm ſo leicht Glauben beymeſſen konte, als wer ſich ſchon vorhin vorgenommen hatte zu glauben, was er ſagte. Die andern Weltweiſen haben theils gar nichts daraus zu machen gewuſt; theils aber ſind auch ſchon auf die Gedancken gerathen, dieſe Milchſtraſſe müſſe nicht in der niedrigen Lufft; ſondern in dem Sternhimmel ihren Platz haben: weil ſie eben den richtigen Lauf als alle andre Geſtirne beobachtete. Die Ferngläſer haben endlich das gantze Rätzel gelöſet. Das weißlichte Licht, welches einer dünnen Wolcke ähnlich ſiehet, iſt ein Hauffe unzehlicher Fixſterne, die entweder ſo klein ſind, oder ſo weit von uns ſtehen, daß wir ſie gar nicht ſehen würden, wenn ihrer nicht eine ſo entſetzliche Menge wäre, die noch dazu ſo nahe bey einander ſtehet, daß man ſie nicht aus einander ſetzen kan, ſondern vor einen Klump anſehen muß. Wer getrauet ſich nun eine Zahl zu ſagen um die groſſe Menge dieſer Sonnen auszudrucken? Oder wer unterſtehet ſich, die Urſachen zu entdecken, warum ſie eben von dem Urheber der Natur in einen ſolchen Kreiß zuſammen getrieben werden?

ein Fernglaß geſehen hätten. Sie ſehen bald ſo aus als die Maldiwiſchen Inſeln, die aus zwölf tauſend kleinen Sandbäncken beſtehen, ſo nur durch dergleichen kleine Canäle der See von einander abgeſondert ſind, darüber man, faſt wie über einen Graben ſpringen kan. Eben ſo ſind die kleinen Wirbel in der Milchſtraße ſo dicht bey einander, daß ich glaube, man werde ſich aus einer Welt mit der andern beſprechen, oder gar die Hand reichen können. Zum wenigſten halte ich davor, daß die Vögel gar leicht aus einer in die andre fliegen werden, und daß man daſelbſt die Tauben auslernen wird Briefe zu tragen, wie ſie hier im Oriente von einer Stadt zur andern thun. Dieſe kleine Welten machen vielleicht eine Ausnahme aus der allgemeinen Regel, nach welcher eine Sonne in ihrem Wirbel alle fremde Sonnen verlöſchet. Wenn ſie in einem kleinen Wirbel der Milchſtraßen ſeyn, ſo iſt ihnen ihre Sonne faſt nicht näher und hat faſt nicht vielmehr Wirckung in ihren Augen, als hunderttauſend andre Sonnen der benachbarten Wirbel. Sie ſehen derowegen an ihrem Himmel eine unzehlbare Menge Fackeln brennen, die nahe bey einander und nicht weit von ihnen ſtehen. Wenn ſie ihre beſondre Sonne aus dem Geſichte verlieren, ſo bleiben noch genug andre übrig, und die Nacht iſt eben ſo licht als der Tag, zum wenigſten kan der Unterſcheid nicht ſehr mercklich ſeyn; oder noch richtiger zu reden, ſo haben ſie gar keine Nacht. Die Einwohner dieſer Welten würden ſich ſehr wundern, wenn man ihnen, da ſie eines immerwährenden Lichts gewohnt ſind, ſagen möchte, es gebe ſolche unſeelige Leute, die wahrhafte Nächte haben, in eine dicke Finſterniß gerathen, und wenn ſie gleich des Lichtes genießen, doch nur eine einzige Sonne ſehen. Sie würden uns vor Creaturen anſehen, denen die Natur ſehr ungünſtig ſeyn müſſe, und unſer Zuſtand würde ſie in ein zitterndes Erſtaunen ſtürzen (y).

Ich

(y) So angenehm es iſt, wenn man ſich eine Welt vorſtellet wo viele Sonnen zugleich leuchten; oder wo bey dem Untergange der einen, etliche andere aufgehen, die faſt eben ſo groß zu ſeyn ſcheinen: So viel Beſchwerlichkeiten muß doch dieſes daſelbſt verurſachen. Scheinen viele Sonnen zugleich, ſo daß eine in Oſten die andre in Weſten die dritte in Norden, die vierte gegen Mittag ſtehet, ſo werfen die Cörper keinen Schatten: und man kan folglich keine Sonnen-Uhren machen. Ferner muß die Wärme in dieſen Welten unerträglich ſeyn. Wer bey uns im freyen Felde von der einen Seite gebrennet wird, hat doch auf der andern Seite keine Hitze auszuſtehen. Dort aber wird er ringsumher gebraten. Die Zimmer deren Fenſter bey uns gegen Norden gehen, ſind im Sommer kühle, weil wir nur eine Sonne haben. Hingegen wo es viele giebt, da iſt an kein kühles Zimmer zu denken, es mag nach einer Himmels-Gegend gebauet ſeyn, nach welcher man will. Hier erfriſchen uns die Nächte, wenn uns gleich ein ſchwühler Tag noch ſo abgemattet hat: dort iſt keine Nacht, folglich auch keine Linderung der Hitze zu erwarten. Die Kräuter werden durch keinen Thau erquicket: Die Menſchen können keine friſche Luft ſchöpfen, und wiſſen ſich vor ſtetem Schweiße nirgends zu laſſen. Es iſt freylich wohl zu vermuthen daß der Urheber dieſer Welten auch geſorget haben werde, daß die darauf befindlichen Creaturen ihren Aufenthalt daſelbſt haben können: aber da wir uns nicht ſo leicht vorſtellen können wie es damit zugehe, ſo

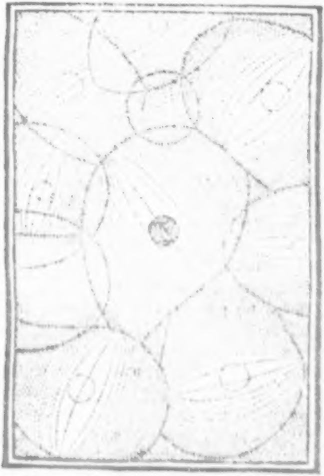
ſchei

Ich will ſie nicht fragen, ſprach die Marggräfin, ob es in den Welten der Milchſtraße auch Monden gebe? Ich ſehe wohl, daß ſie daſelbſt ohne Nutzen ſeyn würden, da die Hauptplaneten von keinen Nächten wiſſen, und im übrigen in ſo engen Räumen laufen, daß ſie ſich mit dem Gefolge der Nebenplaneten nicht ſchleppen können. Wiſſen ſie aber wohl, daß ſie mir durch die freygebige Vermehrung der Welten eine wirckliche Schwierigkeit in den Kopf ſetzen. Die Wirbel derer Sonnen, ſo wir ſehen, ſtoßen an den unſrigen an. Die Wirbel ſind rund. Iſt es nicht wahr? Und wie können ſoviel Kugeln eine einzige anſtoßen. Ich wolte mir das gern einbilden, aber ich ſehe wohl, daß es mir unmöglich iſt.

Es gehört viel Verſtand dazu, antwortete ich, wenn man dieſen Einwurf machen will, und nicht weniger wenn man ihn nicht heben kan; denn an ſich ſelbſt iſt er ſehr gut, und ſo wie ſie ihn vortragen, kan man ihn nicht beantworten: Derjenige hat aber wenig Verſtand, der Antworten findet, wo keine verhanden ſind. Wenn unſer Wirbel die Geſtalt eines Würfels hätte, ſo hätte er ſechs platte Flächen, und wäre von der runden Figur ſehr weit entfernet; Aber auf jede Seite

---

ſcheinet es uns viel beſſer zu ſeyn, eine einzige Sonne zu haben. Kein Uberfluß iſt ohne alle Beſchwerden und wir haben nach unſrer Leibes Beſchaffenheit allerdings Urſache, uns dieſer Armuth halber glücklich zu ſchätzen.



deſſelben könnte man einen andern Wirbel von eben der Figur ſetzen. Wenn er nun an ſtatt der ſechs platten Flächen, zwanzig, funfzig, tauſend hätte: ſo könnten ſchon tauſend Wirbel auf ihm ruhen, ein ieder auf einer Fläche, und ſie begreifen wohl, daß iemehr flache Seiten ein Cörper hat, die ihn von auſſen umſchließen, deſto mehr nähert er ſich dem runden, ſo daß ein Demant, der rings um eckigt geſchliffen wäre, wie eine Perle von gleicher Größe ſeyn würde, wenn die Flächen ſehr klein wären. Auf eben dieſe Weiſe ſind auch die Wirbel rund. Sie haben von auſſen unzehlich viel Ecken und Seiten, deren iede einen andern Wirbel träget. Dieſe Flächen ſind ſehr ungleich; Hier ſind ſie gröſſer, dort kleiner. Die Kleineſten an unſerm Wirbel z. E. treffen an die Milchſtraße, und unterſtützen dieſe kleinen Welten (z). Wenn zwey Welten, die nahe an einander gräntzen ein leeres Plätzgen übrig laſſen, wie denn dieſes ſehr offt geſchehen kan; alſofort erfüllet die Natur, die den Raum ſparet, dieſen Winckel mit einem oder zweyen kleinen Wirbeln; vielleicht auch durch tauſend, die den übrigen nicht hinderlich fallen, und doch eine, zwey oder tauſend

---

(z) Dieſes iſt noch keine ausgemachte Sache, der Sonnen Wirbel darf ja nicht eben an die Wirbel aller der Sterne anſtoßen, die wir ſehen können. Sie müſten alle gegen unſern Wirbel zu rechnen ſehr klein ſeyn; welches doch gar nicht zu vermuthen iſt. Viele Fixſterne ſind zum wenigſten eben ſo groß als die Sonne, und dieſe werden vermuthlich eben ſoviel Himmelsluft in die Runde treiben und alſo eben ſo einen groſſen Wirbel haben als die Sonne. Wären nun zwölf oder funfzehn ſolche Wirbel rings um unſern Sonnen Wirbel; ſo könnte ſchon kein ander mehr anrühren; es wären denn die kleinen die nur einen Winckel auszufüllen dienen ſollten. Auf die Weiſe würden wir gar wenige Sterne ſehen. Es iſt alſo viel wahrſcheinlicher daß die Wirbel der Milchſtraße nicht eben die nächſten Nachbarn des Sonnen-Wirbels ſind. Die groſſen Sterne ſo man hin und wieder in derſelben ſiehet müſſen vermuthlich weit näher bey uns angränzen, und jenſeit derſelben werden erſtlich die kleinen Wirbelchen anfangen.

Welten mehr ausmachen. Alſo können wir weit mehr Welten ſehen als unſer Wirbel Seiten hat, dergleichen zu tragen. Ich wolte wetten, daß, obgleich dieſe kleine Welten nur gemacht ſind, die kleinen Winckel der Welten, die ſonſt ledig geblieben wären anzufüllen, ſo werden ſie doch ſehr wohl mit ſich ſelber zufrieden ſeyn, wiewohl ſie ihren angräntzenden Wirbeln unbekannt ſind. Das ſind ſonder Zweifel diejenigen, deren kleine Sonnen man nur durch die Ferngläſer ſiehet, und die in erſtaunender Anzahl anzutreffen ſind. Mit einem Worte, alle dieſe Wirbel ſchicken ſich ſo gut in einander, als es ihnen möglich iſt, und wie ſich ein ieder um ſeine Sonne drehen muß, ohne ſeinen Platz zu verändern, ſo drehet ſich ein ieder auf die Weiſe, die ihm nach Beſchaffenheit ſeiner Lage am bequemſten iſt. Sie treiben ſich gleichſam einander wie die Räder in einer Uhr, und befördern ihre Bewegungen. Indeſſen iſt es auch wahr, daß einer den andern hindert. Eine iede Welt, ſagt man, iſt wie ein Ballon, der ſich ausdehnen würde, wenn man ihm ſeinen Willen ließe, aber ſie wird allezeit durch die angräntzenden Welten zurücke getrieben, und ziehet ſich zuſammen; worauf ſie wieder anfänget aufzuſchwellen, und ſo weiter. Einige Philoſophen geben vor, daß die Fixſterne uns ihr zitterndes Licht auf dieſe Art mittheilen, und deswegen wechſelsweiſe zu glänzen ſcheinen, weil ihre Wirbel den unſrigen allezeit drücken, und von demſelben wieder zurücke gedrücket werden (a).

Alle dieſe Vorſtellungen gefallen mir ſehr, ſagte die Marggräfin. Mir gefallen die Ballons, die ſich alle Augenblick aufblaſen, und wieder einfallen, und die Welten, die ſtets widereinander ſtreiten (b). Jnſonderheit gefällt es mir, wenn ich ſehe, wie dieſer Kampf unter ihnen eine Gemeinſchafft des Lichtes verurſachet, welche vielleicht die einzige iſt, die zwiſchen ihnen ſeyn kan. Nein, nein, erwiederte ich, das iſt nicht die einzige, die benachbarten Welten laſſen uns zuweilen, und zwar recht anſehnlich beſuchen. Es kommen Cometen zu uns, die allezeit entweder mit einem glänzenden Haare; oder einem ehrwürdigen Barte; oder mit einem majeſtätiſchen Schwantze gezieret ſind.

Ach

(a) Das Licht der Sterne kommt wohl nicht von dem Anſtoßen und Drucken der angränzenden Wirbel her; ſonſt würden wir gar wenige Sterne ſehen können. Vielmehr ſchießen die Strahlen der Sterne aber durch zehn zwanzig oder dreyßig hinter einander liegende Wirbel weg, biß ſie endlich matt werden oder ſich gar verlieren. Jeder Strahl ſtellet eine gerade Linie vor, und es iſt unbegreiflich wie ſo viel Millionen dieſer Licht-Linien ſich einander durchſchneiden können ohne ſich im allergeringſten zu hindern oder zu verwirren; zumahl wenn man bedencket daß kein Punct in der freyen Himmelluft zu finden ſey, auf welchem nicht etliche tauſend Millionen Strahlen ſich durchkreutzen ſollten.

(b) Der Marggräfin gefällt hier etwas, welches vielleicht in der That nicht geſchiehet. Herr Fontenelle hat dieſe Abbildung nach dem Sinne des Des Cartes gemacht. Aber Herr Hugenius nebſt den neueſten Engelländiſchen Sternſehern haben

di

Ach was vor Abgeordnete ſind das, ſagte ſie mit Lachen. Man konnte ihres Beſuches wohl entbehren, er dient ja nichts als Furcht zu erwecken. Nur die Kinder erſchrecken davor, erwiederte ich, wegen ihres auſſerordentlichen Aufzuges; aber ſolcher Kinder giebt es ſehr viel. Die Cometen ſind nichts anders als Planeten eines angräntzenden Wirbels. Sie hatten ihre Bewegung gegen ſeine äuſſerſten Gegenden; aber da dieſer Wirbel vielleicht von denen anliegenden unterſchiedlich gedrücket wurde, ſo war er oben ründer, und unten, wo er ſich gegen uns wendet, etwas flächer. Dieſe Planeten, die oben angefangen hatten, ſich in einen Kreys zu bewegen, ſahen nicht vorher, daß ſie unten keinen Wirbel mehr finden würden, weil er gleichſam abgeſchnitten iſt: Wollen ſie nun ihren Kreißlauf fortſetzen, ſo müſſen ſie

---

die Wirbel der Sonnen etwas anders einzurichten vor nöthig befunden. Nach ihrer Meynung ſtoßen niemahls zwey Wirbel an einander, ſondern es bleibt ein unermeßlicher Raum voller Himmellufft darzwiſchen, die entweder gantz ſtille lieget, oder doch keinen ordentlichen Kreyslauf um einen gewiſſen Mittelpunct hat. Man kan ſich dieſes vorſtellen, wenn man in einen großen Teich, deſſen Waſſer ſtille ſtehet, etliche kleine Steine wirft, aber ſo weit von einander, daß die im Waſſer entſtehenden Circkel verſchwinden, ehe ſie die Circkel der nächſten Steine berühren können. Dergeſtalt kan allen den Schwierigkeiten begegnet werden, die der Pater Daniel in ſeiner Reiſe durch die Carteſianiſche Welt, wieder die Wirbel dieſes Weltweiſen vorgetragen; als welche ſo unauflöslich ſind, daß ſie nicht anders beantwortet werden können, als wenn man an ſtatt der Carteſianiſchen Wirbel, die Hugenianiſchen annimmt.

in einen andern Wirbel treten, welchen ich vor den unſrigen ausgebe, und ſein äußerſtes durchſchneiden. Sie ſind auch allezeit ſehr hoch, gegen uns zu rechnen, und es iſt glaublich, daß ſie über dem Saturn laufen. Wegen der entſetzlichen Entfernung der Fixſterne muß über dem Saturn, bis an das Ende unſers Wirbels noch ein großer Raum ſeyn, der von Planeten leer iſt. Unſere Feinde rücken uns vor, daß dieſer Raum unnütze ſey. Sie können ſich aber zufrieden geben: Wir haben ſeinen Nutzen ſchon erfunden. Er iſt der Aufenthalt der fremden Planeten, die in unſere Welt treten (c).

Ich verſtehe ſchon, ſagte ſie; Wir erlauben es ihnen nicht bis in das Hertz unſers Wirbels zu kommen, und ſich unter unſre Planeten zu miſchen, wir empfangen ſie, wie der Sultan die Geſandten empfängt.

(c) Herr Fontenelle bemühet ſich nach ſeiner einmahl angenommenen Erklärung der Wirbel, auch die Urſachen zu zeigen wie die Cometen aus ihren Wirbeln in den unſrigen kommen könten; allein wenn jene falſch ſeyn ſollte, wie vorhin erwehnet worden: ſo würde auch auf dieſe nicht viel zu halten ſeyn. Doch wird freylich von den meiſten Sternverſtändigen davorgehalten daß die Cometen nichts anders als Planeten der angräntzenden Sonnen oder Fixſterne ſind. Einiger Meynung gehet auch dahin, daß etliche gar zu unſrer Sonne gehöreten, aber in ſolchen unförmlichen Lauf-Bahnen um ſie getrieben würden, daß ſie bald ſehr nahe zu derſelben kommen, bald ſehr weit davon ausſchweifen müſten. Zum wenigſten iſt es gewiß, daß etliche Cometen ſehr tief in unſern Sonnenwirbel herab geſuncken und offt weit näher als Saturnus und Jupiter bey derſelben vorbey gegangen ſind. Alſo iſt das was die Marggräfin gleich hinzu füget auch nicht vor eine ausgemachte Wahrheit anzuſehen.

pfängt. Er erweiſet ihnen nicht die Ehre ſie in Conſtantinopel wohnen zu laſſen, ſondern ſie müſſen in der Vorſtadt bleiben. Wir haben noch dieſes mit den Muſelmännern gemein, ſetzte ich hinzu, daß ſie Geſandte empfangen, aber keine wiederſchicken: und daß wir gleichfalls keinen von unſern Planeten in die benachbarten Welten ſenden.

Allem Abſehen nach ſind wir ſehr trotzig, verſetzte ſie. Indeſſen weiß ich noch nicht recht, was ich glauben ſoll. Dieſe fremden Planeten haben mit ihren Bärten und Schwäntzen ein fürchterliches Anſehen, und vielleicht ſchickt man dieſelben, blos um uns zu pochen; Anſtatt daß die unſrigen, die gantz anders ausſehen, nicht ſo geſchickt ſeyn würden, ſich Furcht zu verſchaffen, wenn ſie in die andern Welten kämen.

Die Schwäntze und Bärte, antwortete ich, ſind nur ein bloßer Schein. Die fremden Planeten ſind von den unſrigen in nichts unterſchieden; Aber wenn ſie in unſern Wirbel kommen, ſo nehmen ſie den Bart oder Schwantz von einer gewiſſen Art der Erleuchtung an, die ſie von der Sonnen bekommen, und die, unter uns zu ſagen, noch nicht vollkommen erkläret iſt; Aber ſoviel iſt gewiß, daß nur von einer gewiſſen Erleuchtung die Frage iſt: Man wird ſie ſchon errathen, wenn man können wird. Ich wollte dahero wünſchen, verſetzte ſie, daß unſer Saturn einen Schwantz oder Bart in einem andern Wirbel annehmen möchte, und wenn er daſelbſt ein Schrecken ausgebreitet hätte, wieder zurücke

rücke käme, ſeine fürchterliche Begleitung wieder ablegete, und ſich wieder unter die andern Planeten zu ſeinen ordentlichen Verrichtungen einfände. Es iſt beſſer vor ihn, daß er nicht aus unſerm Wirbel trete, erwiederte ich. Ich habe ihnen an das Drucken gedacht, welches geſchicht, wo ſich zwey Wirbel ſtoßen, und zurücke ſtoßen: Ich glaube, daß ein armer Planet an dieſen Orten ſehr unſanft herumgetrieben werde, und daß ſeine Einwohner ſich nicht wohl dabey befinden (d). Wir halten uns vor unglücklich, wenn uns ein Comet erſcheinet, und der Comet ſelbſt iſt unglücklich. Ich kanns mir nicht einbilden, ſagte die Marggräfin, er bringt ſeine Einwohner in guter Geſundheit zu uns. Nichts iſt ſo angenehm, als dergeſtalt die Wirbel zu verwechſeln. Wir die wir niemahls
aus

(d) Dieſes gründet ſich wiederum auf die Carteſianiſche Vorſtellung der Wirbel. Iſt dieſe ungegründet, wie oben gedacht worden: ſo haben auch die Einwohner eines Cometen ſo viel Beſchwerlichkeiten nicht auszuſtehen, wenn ſie aus einem Wirbel in den andern treten. Sonſt haben ſich die Sternkündiger auch ſchon bemühet die Erſcheinungen der Cometen vorher zu verkündigen. Nachdem man nehmlich bemercket hat, daß an derſelben Stelle des Himmels innerhalb 20. 30 oder mehr Jahren, etliche mahl ein gewiſſer Comet erſchienen; ſo hat man es gewaget, zu prophezeyhen, daß nach Verfließung dieſer Jahre, an derſelben Stelle des Himmels wiederum ein Comet erſcheinen werde. So hätte nach der Meynung des ältern Hrn. Bernoulli im Jahr 1719 d. 7 Jun. der Comet wiederkommen ſollen der A. 80 im vorigen Jahrhunderte die Einfältigen ſo ſehr erſchrecket. Allein meines wiſſens iſt dieſe Weiſſagung nicht eingetroffen. Doch konnte es vielleicht ſeyn, daß er in den Gegenden des Himmels erſchienen, da wir ihn wegen der hel-

len

aus dem unſrigen kommen, führen ein recht verdrüßliches Leben. Wenn die Einwohner eines Cometen ſoviel Verſtand haben, die Zeit ihrer Ausfahrt in unſre Welt vorherzuſehen, ſo werden diejenigen, die dergleichen Reiſe ſchon verrichtet haben, den andern zum voraus melden, was ſie ſehen werden. **Ihr werdet bald einen Planeten entdecken, der einen groſſen Ring um ſich hat,** ſagen ſie vielleicht, wenn ſie vom Saturn reden. **Bald werdet ihr einen andern wahrnehmen, dem vier kleinere nachfolgen.** Vielleicht giebt es auch Leute, die ausdrücklich beſtellet ſind, den Augenblick anzumercken, da ſie in unſere Welt rücken, und alsbald rufen: **Eine neue Sonne, eine neue Sonne!** ſo wie die Matroſen ſchreyen, Land! Land! Man darf ſich alſo keine Mühe mehr machen, ihnen ein Mitleiden gegen die

len Sonnen-Strahlen bey Tage nicht ſehen können. Uberhaupt aber ſcheinet es noch zufrühe zu ſeyn, dergleichen Prophezeyhungen zu wagen. Man hat noch nicht Obſervationen genug um was gewiſſes vorher ſagen zu können. Es gehörten ja faſt ſechs tauſend Jahre darzu, ehe man von der Einrichtung des Sonnen-Wirbels die wahre Meynung finden können. Vielleicht wird man noch mehr Zeit brauchen, ein rechtes Syſtema vor die Cometen zu machen. So weit aber iſt man doch ſchon gekommen, daß man, wenn ſich ein Comet ſehen laſſen, vorher ausgerechnet hat, wo er über zwey, drey, vier und mehr Tage, ja wohl nach Verflieſſung eines Monates am Himmel ſtehen werde. Die neueſten Franzöſiſchen Aſtronomi haben davon die Proben gemacht, welche dann ſo richtig eingetroffen, daß es geſchienen, ſie wüſten die Lauf-Bahn des Cometen eben ſo gut als die Kreiſe unſrer Planeten. Das iſt ſchon ein guter Anfang weiter zu kommen.

Einwohner eines Cometen zu erwecken, aber ich hoffe zum wenigſten, daß ſie diejenigen beklagen werden, deren Sonne erlöſchet, daher ſie in eine immerwährende Nacht verfallen.

Was? rief ſie; verlöſchen die Sonnen? Ja, ohne Zweifel, erwiederte ich. Die Alten haben Fixſterne am Himmel geſehen, die wir nicht mehr finden. Dieſe Sonnen haben ihr Licht verlohren: Verſichert eine große Verwüſtung vor den gantzen Wirbel; Ein allgemeiner Untergang, vor alle Planeten! Denn was ſollen ſie ohne Sonne machen? Dieſe Vorſtellung iſt gar zu traurig, erwiederte ſie. Könnten ſie mich denn derſelben nicht überheben? Wo ſie belieben, antwortete ich, ſo will ich ihnen dasjenige ſagen, was die geſchickteſten Leute ſprechen, daß nehmlich die verſchwundenen Fixſterne deswegen nicht gar erloſchen ſind; Ich will ſagen, daß ſie nur halbe Sonnen geweſen, das iſt, ſie wären auf der einen Hälffte licht, auf der andern dunckel geweſen, und nachdem ſie ſich gedrehet, nachdem hätten ſie uns bald ihre lichte Seite, da wir ſie dann ſehen können; bald ihre dunckle Hälffte gezeiget, da wir ſie dann nicht mehr gewahr werden können. Allem Abſehen nach muß der letzte Mond des Saturns ſo beſchaffen ſeyn, denn in einem Theile ſeines Umlaufs verliert man ihn gantz aus dem Geſichte; und das kommt nicht daher, weil er etwa alsdann weiter von der Erde wäre; vielmehr iſt er derſelben zuweilen näher als ſonſt, wenn er ſich ſehen laſſet. Und obgleich dieſer

Mond ein Planet iſt, von welchem man auf eine Sonne nicht ſchlieſſen kan, ſo kan man ſich doch ſehr wohl eine Sonne vorſtellen, die zum Theil mit feſten Flecken bedeckt iſt, anſtatt, daß die unſrige nur veränderliche Flecken hat. Ich möchte dieſe Meynung gern ſo behaupten, daß ſie dieſelbe ergreifen müſten, weil ſie ein wenig gelinder iſt, als die andre: Allein ich kan es nur im Abſehen auf diejenigen thun, die zu gewiſſen beſtimmten Zeiten erſcheinen und verſchwinden, welches man auch ſchon wahrzunehmen beginnet: ſonſt können dieſe halbe Sonnen nicht Stich halten. Aber was wollen wir von den Sternen ſagen, welche verſchwinden, und ſich nach der Zeit, in welcher ſie ihre Umdrehung nothwendig müſten vollendet haben, dennoch nicht wieder erſcheinen?

Sie werden nicht verlangen, daß ich glauben ſollte, dieſes wären halbe Sonnen: doch will ich ihnen zu gefallen noch eins verſuchen. Dieſe Sonnen werden nicht verloſchen ſeyn; ſie werden ſich nur in die unermeßliche Tiefe des Himmels verſencket haben, ſo daß wir ſie nicht mehr ſehen können. In dieſem Falle wird der Wirbel ſeiner Sonne nachgefolget ſeyn, und es wird alles gar wohl ſtehen. Es iſt wahr, daß der größeſte Theil der Firſterne dergleichen Bewegung nicht hat, dadurch ſie ſich von uns entfernen; denn ſie müſten ſich zu andrer Zeit wieder nähern, und wir würden ſie bald größer, bald kleiner erblicken, welches doch nicht geſchiehet (c). Aber wir wollen ſetzen, daß nur etliche kleinere und beweglichere Wirbel ſich zwiſchen die andern ſchleichen, und gewiſſe Spaziergänge machen, nach welchen ſie zurücke kommen, da indeſſen der große Wirbel unbeweglich bleibt. Aber welch ein großes Unglück! Es giebt Sterne die ſich ſehen laſſen, und eine gewiſſe Zeit mit erſcheinen und verſchwinden zubringen, endlich aber gantz und gar verſchwinden. Die halben Sonnen würden zu geſetzten Zeiten wiederkommen. Die Sonnen aber, welche ſich in den Himmel verſencken, würden nur ein einzigmahl verſchwinden, und in langer Zeit nicht wiederkommen. Faſſen ſie nur einen hertzhaften Schluß, Madame! Dieſe Sterne müſſen Sonnen ſeyn, die ſich ſo ſehr verdunckeln, daß ſie unſichtbar werden, hernach ſich wieder entzünden, und endlich gantz und gar verlöſchen.

Was? ſprach die Marggräfin, kan eine Sonne ſich verdunckeln und gar verlöſchen, die doch ſelbſt eine Quelle alles Lichts iſt? Sehr leicht, verſetzte ich, wenn wir der Lehre des Carteſii folgen. Er ſetzet zum voraus, daß, da unſre Sonnen Flecken entweder ein Schaum oder ein Nebel ſind, ſie ſich ſo verdicken, aneinanderfügen und zuſammenſchieben können, bis ſie endlich rund um die Sonne eine Rinde formiren; Mit der Zeit wächſet dieſelbe mehr und mehr, und die Sonne nimmt alſo Abſchied. Iſt die Sonne ein feſtes Weſen, welches brennet, ſo ſind wir nicht beſſer daran. Die harte Materie wird doch endlich verzehret. Wir ſind ſchon einmahl der Gefahr entgangen, wie man ſagt. Die Sonne iſt etliche Jahre lang ſehr blaß geweſen, z. E. als Cäſar geſtorben war. Dieſes war eine Rinde, die ſchon anfieng ſich zu verdicken: Aber die Krafft der Sonnen zerriß und zertrennte ſie wieder. Hätte ſie ſo fortgefahren zuzunehmen, ſo wäre es mit uns aus geweſen. Sie machen, daß ich zittere und bebe, ſprach die Marggräfin. Da ich itzo weiß, was auf die blaſſe Farbe der Sonnen folget, ſo glaube ich, daß ich anſtatt des Morgens vor meinen Spiegel zu gehen, um zu ſehen, ob ich ſelber blaß bin, hinführo nach dem Fenſter laufen werde, zu ſehen ob auch die Sonne bleich ausſiehet.

(c) Etwa vor hundert Jahren hat ſich in dem nordlichen Geſtirne, Caßiopea genannt, ein neuer Stern ſehen laſſen, der anfänglich zwar nur dunckel geweſen, hernach allmählich ſo helle geworden, daß er einem Sterne von der andern Größe gleich gekommen. Nachdem er aber etliche wenige Jahre geſchienen, hat ſein Licht wieder abgenommen, biß er endlich gar verſchwunden. Nach der Zeit hat man ihn auch nicht mehr zu ſehen bekommen.

Ach Madame, ſie faſſen nur einen Muth, erwiederte ich. Es gehöret Zeit dazu, ehe eine Welt untergeht. Aber gab ſie zur Antwort, ſonſt gehört auch nichts weiter dazu? Freylich, erwiederte ich. Dieſer gantze unendliche Klump Materie, daraus die Welt beſtehet, iſt in ſteter Bewegung, ſo daß kein Stäubchen gantz davon ausgenommen iſt. Und ſobald ſich irgendwo etwas beweget, ſo trauen ſie nicht: es müſſen nothwendig Veränderungen darauf erfolgen, es ſey über kurtz oder lang: Aber allezeit nach Beſchaffenheit der Wirckungen. Die Alten waren lächerlich, da ſie ſich einbildeten, die himmliſchen Cörper wären von unveränderlicher Natur, weil ſie noch keine Aenderung daran wahrgenommen hatten. Hatten ſie wohl Zeit genug ſich durch die Erfahrung deſſen zu verſichern? Die Alten waren gegen uns vor jung zu rechnen (f). Wenn die Roſen, die nur einen Tag leben, Hiſtorien ſchrieben, und dieſelben immer ihren Nachkommen hinterlieſſen, ſo würden die erſten eine gewiſſe Abbildung von ihrem Gärtner gemacht haben, und nach 15000. Roſen-Altern würden diejenigen, die noch ihre Nachrichten aufzeichneten, nichts daran verändern. Sie würden davon ſchreiben: **Wir haben allezeit denſelben Gärtner geſehen: Bey Roſen-Gedencken hat man keinen andern als ihn bemercket: Er iſt allezeit geblieben wie er iſt. In der That, er ſtirbt nicht ſo wie wir, ja er verändert ſich nicht einmahl.** Wäre nun der Vernunftſchluß der Roſen gut? Indeſſen hätte er mehr Grund als die Schlüße der Alten von den himmliſchen Cörpern. Und wenn gleich bis auf den heutigen Tag keine Veränderung am Himmel vorgegangen wäre, wenn er gleich Merckmahle zeigen möchte, daß er gemacht ſey, ewig ohne alle Veränderung zu dauren, ſo wollte ich es doch nicht glauben, ſondern auf eine längere Erfahrung warten. Müſſen wir denn unſre Dauer, die nur einen Augenblick währet, vor das Maaß einer andern ausgeben? Sollen wir ſagen, daß dasjenige, was zehntauſendmahl länger währet als wir, ewig währen müſſe? Ein Ding müſte ſchon viele Menſchen Alter durch gedauret haben, wenn es Zeichen der Unſterblichkeit an ſich zeigen ſollte. Warlich, ſagte die Marggräſin, mich dünckt, es fehlt ſehr viel daran, daß die Welten ſich dieſes Vortheils anmaßen können. Ich wolte ihnen nicht einmahl die Ehre thun, ſie mit dem Gärtner zu vergleichen, der, gegen ſeine Roſen gerechnet, ſo lange währet. Sie ſind den Roſen ſelbſt ähnlich, die im Garten nach und nach entſtehen und verwelcken; Denn ich vermuthe, daß nicht nur alte Sterne verſchwinden, ſondern auch neue entſtehen werden.

(f) Siehe hiervon den angenehmen Diſcours des Herrn Fontenelle von den Schäfer-Gedichten, ingleichen von den alten und neuen Gelehrten.

Freylich, verſetzte ich, die Arten müſſen ſich doch erhalten. Man darf nicht befürchten, daß dieſelbe untergehen wird. Einige werden ihnen ſagen, daß es neue Sonnen ſind, die ſich wieder zu uns nahen, nachdem ſie lange von uns in der Tiefe des Himmels verlohren geweſen. Andre werden vorgeben, es ſeyn Sonnen, die ſich von dieſer finſtern Rinde frey gemacht haben, welche ſchon anfieng ſie zu umgeben. Ich glaube leicht, daß dieſes alles angehe: aber ich glaube auch, daß die Welt ſo erſchaffen ſeyn könne, ſo, daß von Zeit zu Zeit neue Sonnen darinnen entſtehen. Warum ſolte die Materie, daraus eine Sonne beſtehen kan, nachdem ſie an verſchiedene Oerter zerſtreuet worden, ſich nicht wieder verſammlen, und mit der Zeit den Grund zu einer neuen Welt legen können? Ich bin um ſoviel geneigter, dieſe Hervorbringungen zu glauben, weil ſie mit der herrlichen Vorſtellung überein kömmt, die ich von den Wercken der Natur habe. Sollte ſie nur das Vermögen haben, Pflantzen oder Thiere durch einen immerwährenden Wechſel ſterben und entſtehen zu laſſen? Ich bin überredet, und ſie ſind es gleichfalls, daß ſie eben dieſe Macht bey den Welten anwenden werde, und daß ihr ſolches nicht ſchwerer fallen werde.

Aber wir haben davon was mehrers als ſchlechte Muthmaßungen. Man ſieht nehmlich faſt hundert Jahre her durch die Ferngläſer einen gantz neuen Himmel, den die Alten nicht gekannt haben. Es iſt faſt kein Geſtirne, darinnen nicht einige merckliche Veränderung vorgegangen wäre, und in der Milchſtraße mercket man es am meiſten, gerade als wenn in dieſem Ameiſen-Haufen kleiner Welten mehr Bewegung und Unruhe herrſchete. Bey meiner Treue, ſprach die Marggräfin, ich finde itzo die Welten den Himmel und die himmliſchen Cörper ſo veränderlich, daß ich gantz zu mir ſelbſt gekommen bin. Laßt uns nur noch beſſer zu uns ſelbſt kommen, wenn ſie mir glauben wollen, erwiederte ich, und gar nicht mehr davon reden: ſie ſind nunmehro an dem höchſten Gewölbe des Himmels angelanget;

Und wenn ich ihnen ſagen ſoll, ob es jenſeit deſſelben noch mehr Sterne gebe? So müſte ich weit geſchickter ſeyn als ich bin. Sie können es damit halten wie ſie wollen. Hie iſt eigentlich die Herrſchafft der Philoſophen. Dieſe unſichtbaren Länder können ſeyn, und können auch nicht ſeyn, wie man will; ja auch dasjenige ſeyn, was man verlanget, genug, daß ich ihren Verſtand ſo weit geführet habe, als ihre Augen gehen (g).

Was? rief ſie, ich habe die Ordnung des gantzen Weltgebäudes im Kopfe! Ich bin itzo gelehrt (h).

(g) Dieſes ſind die eingebildeten Räume oder leeren Gegenden auſſer der Welt, davon unter den Naturkündigern viel Streitens iſt. Alles kommt darauf an, ob die Welt Gräntzen habe oder nicht? das iſt, ob unter den unzehlichen Wirbeln der Fixſterne endlich einer der letzte ſey? oder ob man unendlich weit in gerader Linie fortgehen könne, ohne jemahls an den letzten Wirbel zu gelangen. Dieſe Frage iſt ſo ſchwer zu beantworten, daß man daran eine Probe ſiehet, was vor enge Schrancken der Menſchliche Verſtand habe? Man mag nehmlich entweder mit ja, oder mit nein antworten; ſo finden ſich allezeit Schwierigkeiten die nicht zu überwinden ſind. Der ſubtile Herr Werenfels hat eine tiefſinnige Diſputation davon geſchrieben, die unter ſeinen andern Wercken ſtehet, welche von Liebhabern dieſer Materien geleſen zu werden verdienet.

(h) Die Marggräfin hat recht. Wenn ſie einen ſo vernünfftigen und allgemeinen Begriff von der Welt erlanget hat, iſt ſie ohne Zweifel tauſendmahl gelehrter als wenn ſie alle Romane, Poeſien, Hiſtorietten und andre dergleichen Bücher mehr geleſen hätte. Denn die gantze Ausdehnung dieſes groſſen Gebäudes deſſen Einwohner wir ſind, nach ſeiner wahren Beſchaffenheit zu kennen: und zu wiſſen, wie alle darinnen befindliche Wirbel, Sonnen und Welt-Kugeln gemacht und geordnet ſind; das iſt ja unſtreitig ein weit vortrefflicher Erkänntniß als wenn man

Ja freylich, erwiederte ich, ſie ſind es mit gutem Rechte, und zwar mit der Bequemlichkeit, nichts von allem dem zu glauben, was ich ihnen geſagt habe, ſo bald ihnen die Luſt ankommen wird. Zur Vergeltung meiner Mühe bitte ich nur von ihnen niemahls weder die Sonne, noch den Himmel, noch die Sterne anzuſehen, ohne zugleich an mich zu gedencken.

man alle Kleinigkeiten wüſte die in dem kleinen Winckel des Welt-Gebäudes, den wir die Erde nennen, vorgehen. Wer jenes betrachtet, ergetzet ſeinen Verſtand an der Weißheit, Güte und Macht des ewigen Schöpfers: wer aber hiermit ſein Gemüthe beſchäfftiget findet lauter menſchliche Thorheiten. Hier ſteht ein Königlicher Pallaſt, darinnen alle Künſtler ihre Geſchicklichkeit verſchwendet haben. Ein vernünfftiger Reiſender läſt ſich durch alle Zimmer deſſelben führen. Er ſieht, und bewundert alles: überall wo er ſich hinwendet findet er Schönheit, Ordnung und Vollkommenheit. Er erſtaunet über die herrliche Pracht des Fürſten der dieſen Pallaſt aufführen laſſen. Zu gleicher Zeit ſitzt eine nichtswürdige Spinne in dem äußerſten Winckel eines Kellers und bemühet ſich die Fliegenfüße zu zehlen, die ſie von den bezwungenen Feinden ihres Gewebes aufgeſammlet hat. Sie legt ſie bald in dieſe bald in jene Ordnung, und hätte viel Mühe wenn ſie alle ihre Kriegeriſche Veerichtungen erzehlen; oder die Thaten ihrer Vorfahren und Nachbaren ſich bekannt machen wollte. Und ob ſie wohl täglich den Pallaſt dieſes Fürſten bewohnet, an deſſen Wänden kriechet, und ihre Nahrung darinnen findet: ſo dencket ſie doch niemahls weder an die Trefflichkeit des Gebäudes noch an den Herrn der es erbauet hat. Der Reiſende iſt ein Menſch der das Weltgebäude kennen gelernt, wie hier die Marggräfin gethan: die Spinne aber ein Menſch, der ſeine Beleſenheit in lauter ſolchen Büchern als oben gedacht worden, zubringet. Nun urtheile man wer von beyden gelehrter ſey; oder wer mehr Verſtand beſitze?

Der

Der ſechſte Abend.

Neue Betrachtungen, die das vorhergehende beſtätigen, nebſt den neueſten Entdeckungen von himmliſchen Dingen.

Ich hatte in langer Zeit mit der Marggräfin D. G. nichts von den Welten geſprochen, und wir fingen ſchon an zu vergeſſen, daß wir jemahls davon geredet hatten, als ich einmahl zu ihr gieng, und eben zu der Zeit ins Haus trat, als zwey gelehrte Leute von lebhafftem Witze, welche berühmt genung in der Welt waren, herausgiengen. Sie ſehen wohl, ſprach ſie zu mir, ſobald ſie meiner anſichtig ward, was ich vor einen Beſuch gehabt; ich bekenne ihnen, daß mir dieſe Leute den Verdacht beygebracht, ob ſie mir nicht vielleicht den Kopf ein wenig verrückt hatten? Ich würde mich glücklich ſchätzen, erwiederte ich, wenn ich ſo viel Gewalt über ſie gehabt hätte; Denn ich glaube, daß man nichts ſchwerers über ſich nehmen könnte. Ich befürchte indeſſen, verſetzte ſie, daß es nicht ſchon geſchehen ſey. Ich weiß nicht, wie unſre Unterredung auf die Welten kam, als eben dieſe Leute bey mir waren, die ſie itzo weggehen ſahen. Vielleicht haben ſie aus Boßheit die Geſpräche dahin gelencket. Ich ermangelte nicht ihnen alſofort zu ſagen, daß alle Planeten bewohnt wären. Einer von ihnen ſagte, er ſey feſt überredet, daß ich dieſes nicht glauben würde. Ich verſicherte ihn mit aller Aufrichtigkeit, daß ich es wircklich glaubete: Er aber nahm dieſes allezeit vor eine Verſtellung an, womit ich mich zu vergnügen ſuchte. Daher habe ich mir eingebildet, die Urſache, warum er durchaus nicht glauben wollte, daß ich dieſer Meinung zugethan wäre, ſey dieſe, weil er mich viel zu hoch ſchätzete, als daß er ſich einbilden könnte, daß ich einer ſo ſeltſamen Meinung beypflichten würde. Was den andern anlangt, der nicht ſo viel von mir macht, der glaubte mir auf mein Wort. Warum haben ſie mir eine Lehre in den Kopf gebracht, davon die Leute, die mich hochachten, nicht glauben können, daß ich ſie ernſtlich vertheidige? Aber Madame, antwortete ich, warum behaupten ſie dieſelbe im Ernſte, gegen Leute, von welchen ich verſichert bin, daß ſie keinen Vernunfft-Schluß begreiffen können, der ein wenig ernſthafft klinget? Werden ſie mit den Einwohnern der Planeten ſo umgehen? Genug, daß wir unter uns das kleine auserwehlte Häuflein ſind, die ſie glauben: wir müſſen unſre Geheimniſſe nicht unter den Pöbel ausbreiten. Was? rief ſie, rechnen ſie die beyden Leute, ſo von mir giengen auch unter den Pöbel? Sie haben Witz genung, antwortete ich, aber ſie gebrauchen ihre Vernunfft niemahls gründliche Schlüſſe zu machen. Leute die alles nach der Schärfe beurtheilen, und gemeiniglich ſehr ſtrenge verfahren, werden ſie ohn alle Schwierigkeit zum Pöbel zehlen. Im Gegentheil rächen ſich dieſe, indem

dem ſie die Verfechter der Vernunfft lächerlich machen. Und mich dünckt, dieſe eingeführte Ordnung iſt ſehr billig, daß eine jede Art von Leuten dasjenige verachtet, was ihr fehlet. Wäre es möglich ſo ſollte man ſich in alle Leute ſchicken, und es wäre beſſer geweſen mit dieſen beyden Gelehrten über die Planeten Bewohner zu ſchertzen, weil ſie zu ſchertzen wiſſen; als davon vernünfftige Schlüſſe zu machen, welche Kunſt ſie nicht verſtehen. Dergeſtalt hätten ſie die Hochachtung derſelben davon getragen, und die Planeten hatten keinen einzigen Einwohner dabey verlohren.

Soll ich die Wahrheit verrathen? ſprach die Marggräfin: Sie müſſen warlich kein Gewiſſen haben! Ich geſtehe, daß ich vor dieſe Wahrheiten keinen ſonderlichen Eifer bey mir ſpüre, und dieſelbigen der geringſten Bequemlichkeit der Geſellſchafft gern aufopfere. Ich ſehe zum Exempel woran es liegt, und woran es allezeit liegen wird, daß die Meinung von den Einwohnern der Planeten nicht ſo wahrſcheinlich vorkommen wird, als ſie in der That iſt. Die Planeten ſehen allezeit als leuchtende Cörper aus; nicht aber als groſſe Felder und Wieſen. Wir würden wohl glauben, daß Wieſen und Felder bewohnt wären, aber daß lichte Cörper bewohnt ſeyn ſollten, das will uns durchaus nicht in den Kopf. Die Vernunft mag immer ſagen, daß es in den Planeten Felder und Wieſen giebt, ſie kommt viel zu ſpät. Der erſte Augenblick hat ſchon lange zuvor ſeine Wirckung bey uns gethan;

than; wir wollen ſie nicht mehr hören; die Planeten ſeyn und bleiben leuchtende Cörper. Wie ſollten ferner ihre Einwohner ausſehen? Unſre Einbildungs-Krafft müſte uns auch ihre Geſtalten vorſtellen können; das kan ſie aber nicht. Es iſt alſo am beſten, man glaube, daß es keine Monden-Bürger gebe. Soll ich dieſen Einwohnern der Planeten zu gefallen, die mich doch ſehr wenig angehen, die grauſamen Tyrannen angreifen, welche man Sinnen und Einbildungs-Krafft nennet? Darzu gehöret viel Hertzhafftigkeit; man kan die Welt nicht leicht dahin bringen, daß ſie an ſtatt ihrer Augen die Vernunfft brauche. Ich finde bißweilen verſchiedne Leute, die ſo vernünfftig ſind, daß ſie nach tauſend Beweißthümern gern glauben wollten, daß die Planeten lauter Erdkugeln ſind; Aber ſie glauben dieſes nicht eben ſo feſt, als ſie es thun würden, wenn ſie die Planeten niemahls unter andern Geſtalten geſehen hätten. Die erſten Vorſtellungen, ſo ſie ſich davon gemacht, kommen ihnen allezeit in den Sinn, und ſie können ſich nicht davon befreyen. Das ſind diejenigen, die unſre Meinung zwar annehmen; aber nur aus Gnaden: denn wie es ſcheint, ſo ſind ſie derſelben nur deswegen zugethan, weil ihre Seltſamkeit ihnen einiges Vergnügen verurſachet.

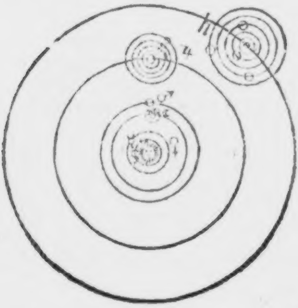
Und wie? unterbrach ſie mich, iſt das nicht genung vor eine Meinung, die nur wahrſcheinlich iſt? Sie würden ſich wundern, erwiederte ich, wenn ich ihnen ſagen ſollte, daß das Wort wahrſcheinlich ſehr beſcheiden klingt. Iſt es nur bloß wahrſcheinlich daß jemahls ein Alexander gelebt hat? Sie meinen hievon gantz gewiß zu ſeyn. Und worauf gründet ſich dieſe Gewißheit? darauf, daß ſie davon alle Beweißthümer haben, die ſie ſich in dergleichen Materien wünſchen können, und daß man nicht den geringſten Einwurf ſiehet, der ſie zweifelhafft machen konnte. Denn übrigens haben ſie den Alexander ihr lebetage nicht geſehen, haben auch keinen mathematiſchen Beweiß, daß er nothwendig gelebt haben müſſe. Aber was würden ſie ſagen, wenn es mit den Einwohnern der Planeten faſt eben ſo beſchaffen wäre? Man kan ſie ihnen nicht zeigen, und ſie können nicht fordern, daß man es ihnen ſo augenſcheinlich erweiſe, als man mathematiſche Sätze zu erweiſen pfleget; aber ſie haben alle die Beweißthümer, ſo ſie in dergleichen Materien verlangen können. Die vollkommene Aehnlichkeit der Planeten und der Erde, welche gleichwohl bewohnt iſt; die Unmöglichkeit ſich einen andern Zweck einzubilden, zu welchem ſie erſchaffen ſeyn ſollten; die Fruchbarkeit und Pracht der Natur; eine gewiſſe Sorgfalt, ſo ſie vor die Bedürffniſſe ihrer Einwohner ſcheint getragen zu haben, als da ſie die von der Sonnen entlegenen Planeten mit Monden verſorget, und den allerweiteſten die meiſten gegeben. Und was merckwürdig iſt, ſo ſind alle dieſe Gründe auf einer Seite. Auf der andern hergegen iſt gar nichts verhanden, und ſie können nicht den allergeringſten Einwurf hervorbringen, wenn ſie nicht wieder auf die Augen und die Meinungen des Pöbels verfallen wollen. Endlich laßt uns ſetzen, daß die Planeten bewohnt wären, ſo könnten ſie ſich ja durch keine deutlichere Merckmahle zu verſtehen geben, als die wir itzo haben, und nun mögen ſie urtheilen, ob ſie die Planeten-Bewohner nur bloß vor eine wahrſcheinliche Sache ausgeben wollen?

Sie wollens doch aber nicht haben, erwiederte ſie, daß ich ſie vor ſo gewiß annehmen ſoll, als daß ein Alexander gelebt hat? Nicht vollkommen, antwortete ich, denn ob wir gleich von den Einwohnern der Planeten eben ſo viel Beweißthümer haben, als wir nach den gegenwärtigen Umſtänden verlangen können, ſo iſt doch ihre Anzahl nicht groß. Ich will alſo den Einwohnern der Planeten Abſchied geben, verſetzte ſie, denn ich weiß nicht, was ich ihnen in meinem Verſtande vor eine Stelle einräumen ſoll. Sie ſind nicht gantz gewiß; doch ſind ſie mehr als wahrſcheinlich: das macht mich gar zu verwirrt. Ach Madame, gab ich zur Antwort, verzagen ſie nicht. Die allergemeinſten und gröbſten Uhren zeigen die Stunden an: aber nur die künſtlichern bemercken auch die Minuten. So geht es auch mit dem Verſtande. Wer nur einen gemeinen beſitzet, kan zwar den Unterſcheid einer bloßen Wahrſcheinlichkeit und völligen Gewißheit unterſcheiden; Aber nur die ſcharfſinnigſten Leute unterſcheiden was mehr oder weniger wahrſcheinlich oder gewiß iſt, und können durch ihr Urtheil, ſo zu reden die Minuten bemercken. Stellen ſie die Einwohner der Planeten ein wenig unter den Alexander, aber über, ich weiß nicht wie viel andre hiſtoriſche Sachen, die noch nicht völlig erwieſen ſind, ich glaube dahin werden ſie ſich recht ſchicken.

Ich liebe die Ordnung, ſagte ſie, und ſie erweiſen mir einen Gefallen, daß ſie meine Begriffe in Ordnung bringen, aber warum haben ſie nicht längſt davor geſorget? Weil wenig daran gelegen iſt, gab ich zur Antwort, wenn ſie gleich die Planeten-Bewohner ein wenig zu viel oder zu wenig glauben. Ich bin verſichert, daß ſie die Bewegung der Erden ſo feſt nicht glauben, als ſie wohl ſollte geglaubet werden: Sind ſie deswegen zu bedauren? Ach, was das betrifft, verſetzte ſie, ſo folge ich meiner Schuldigkeit, ſie haben mir deswegen nichts zu verweiſen, ich glaube gantz feſt, daß die Erde ſich umdrehet. Unterdeſſen habe ich ihnen doch noch die beſte Urſache verſchwiegen, erwiederte ich, daraus dieſes erhellet. O! rief ſie, das iſt eine Verrätherey, daß ſie mir eine Sache mit ſchwachen Beweißgründen eingebildet haben. Hielten ſie mich denn vor unwerth, etwas um guter Urſachen halber zu glauben? Ich bewieß ihnen die Sachen, verſetzte ich, nur mit kleinen und angenehmen Vernunfft-Schlüſſen, die ſich gut vor ſie ſchickten. Hätte ich wohl ſolche ſtarcke und gründliche brauchen ſollen, als wenn ich einen Doctor angreiffen wollte? Ja freylich, antwortete ſie, ſehen ſie mich itzo vor einen

Doctor an, und laſſen ſie mich dieſen neuen Beweiß von der Bewegnng der Erden auch hören.

Sehr gern, erwiederte ich, dies iſt er. Er gefällt mir überaus wohl, vielleicht nur darum, weil ich mir einbilde, daß ich ihn erfunden habe, indeſſen aber iſt er ſo ſchön und natürlich, daß ich kaum glauben kan, daß ich der Erfinder deſſelben ſey. So viel iſt gewiß, daß ein halsſtarriger Gelehrter, der darauf antworten wollte, gezwungen ſeyn würde ſehr viel zu reden, welches die einzige Art iſt einen Gelehrten in Verwirrung zu ſetzen. Entweder müſſen alle himmliſche Cörper in 24 Stunden um die Erde laufen, oder es muß die Erde ſich um ſich ſelbſt drehen und dieſe Bewegung den himmliſchen

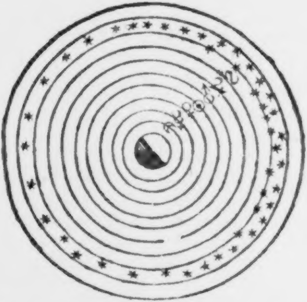


Cörpern zueignen. Aber geſetzt ſie hätten wircklich dieſen vier und zwanzigſtündigen Umlauf um die Erde; ſo iſt dieſes gewiß die aller unwahrſcheinlichſte Sache von der Welt, obgleich die Ungereimheit deſſelben nicht ſo gleich ins Auge fällt. Alle Planeten haben gantz gewiß ihre große Umlaufe um die Sonne, aber dieſe Kreiſe ſind ſehr ungleich, nachdem ihre Planeten von der Sonnen viel oder wenig entfernet ſind; die entlegenſten verrichten ihren Lauf in längerer Zeit als die nähern, welches gantz natürlich iſt. Dieſe Ordnung bemercket man auch unter den kleinen Neben-Planeten, die um andre größere laufen. Die vier Jupiters Monden, die funfe um den Saturn, durchlaufen ihre Kreiſe in mehr oder weniger Zeit, nachdem ſie mehr oder weniger von ihrem Planeten entfernet ſind. Ferner iſt es gewiß, daß die Planeten ſich um ihren eigenen Mittelpunct drehen; auch dieſe Bewegungen ſind ungleich, ob man gleich nicht weiß, wornach ſich dieſe Ungleichheit richtet, ob es auf ihre verſchiedene Größen; oder auf die verſchiedene Feſtigkeit ihrer Kugeln; oder auf die verſchiedene Geſchwindigkeit ihrer beſondern Wirbel ankomme, darinnen ſie ſich befinden, und der flüßigen Materie, darinnen ſie ſchwimmen: Aber die Ungleichheit iſt gantz ausgemacht, und überhaupt iſt die Ordnung der Natur ſo beſchaffen, daß dasjenige, welches vielen Dingen gemein iſt, doch zugleich durch beſondre Unterſchiede verändert wird.

Ich verſtehe ſie gantz wohl, unterbrach mich die

Marggräfin, und glaube, daß ſie recht haben. Ja ich bin ihrer Meynung; wenn die Planeten um die Erde liefen, ſo würden ſie in ſolchen Zeiten herumlaufen, die nach Beſchaffenheit ihrer Entfernungen ungleich wären, ſo wie ſie um die Sonne laufen: Wollten ſie nicht eben das ſagen? Eben das, Madame, erwiederte ich; ihre ungleichen Entfernungen im Abſehen auf die Erde, ihre verſchiedene Feſtigkeit, und die verſchiedene Geſchwindigkeit ihrer beſondern Wirbel, darinnen ſie ſich befinden, müſten nothwendig in der vorgegebenen Bewegung um die Erde, eben ſowohl einen Unterſcheid verurſachen, als in allen andern Bewegungen. Wäre es nun nicht ſehr wahrſcheinlich, daß die Firſterne, die ſo entſetzlich weit von uns entfernet u. ſo ſehr über alles das erhaben ſind, was einer allgemeinen Bewegung um uns fähig iſt, da ſie zum wenigſten an einem Orte ſind, wo dieſe Bewegung ſehr ſchwach ſeyn müſte, daß ſage ich dieſe Firſterne, nicht in vier und zwanzig Stunden um uns laufen würden, gleich dem Monden, der uns ſo ſehr nahe iſt? Die Cometen, welche in unſerm Wirbel fremde ſind, deren jeder einen verſchiedenen Lauf hat, welche auch an Geſchwindigkeit ſo ungleich ſind, ſollten dieſe nicht der Mühe überhoben ſeyn in eben derſelben Zeit von vier und zwanzig Stunden, gantz um uns zu lauffen? Aber nein, Planeten, Firſterne, Cometen, alles mit einander ſoll in vier und zwanzig Stunden um die Erde laufen. Weiter. Wenn unter dieſen Bewegungen nur ein Unterſcheid von etlichen Minuten wäre, ſo könnte man zufrieden ſeyn; aber ſie ſind alle in der allervollkommenſten Gleichheit, oder vielmehr die einzige vollkommene Gleichheit die in der Welt angetroffen wird, keine Minute mehr oder weniger. In Wahrheit das iſt überaus verdächtig (i).

O!



(i) Freylich wohl muß dieſes verdächtig ſeyn. Man ſieht aus der Figur ſchon einiger maßen daß allezeit ein Planet, einen deſto größern Lauf zu vollenden hat, je weiter er von der Erde ſtehet. Ein langer Weg läßt ſich aber ſo bald nicht durchlaufen als ein kurtzer; darum wäre ja nichts natürlicher als daß der Mond geſchwinde, Mercur etwas langſamer, Venus noch langſamer u. ſ. w. die äuſerſten Sterne aber am allerlangſamſten ihren Kreislauf um die Erde verrichten möchten. Z. E. wenn der Mond in 24 Stunden einmahl um die Erde läufft, ſo müſte Mercur etwa 36, die Venus 50, die Sonne 80, Mars 100, Jupiter 150, Saturn 200, de Sterne aber noch viel-

O! ſprach die Marggräfin, weil es möglich iſt, daß dieſe groſe Gleichheit nur in unſrer Einbildung beſtehen kan, ſo bin ich feſt überredet, daß ſie außer derſelben nicht zu finden ſey. Es iſt mir lieb, daß eine Sache, die der Natur zuwieder iſt, gantz auf uns zurücke fällt, ſo, daß ſie davon frey wird, ob wir gleich dabey leiden müſſen. Was mich anlangt, ſagte ich, ſo bin ich ein ſolcher Feind der vollkommenen Gleichheit, daß ich es nicht einmahl gut finde, daß alle tägliche Umdrehungen der Erde eben von vier und zwanzig Stunden, und allezeit einander gleich ſeyn ſollten. Ich hätte Luſt genung zu glauben, daß ſie einiger maßen unterſchieden wären. Unterſchieden? rief die Marggräfin, zeigen denn unſre Perpendickel Uhren nicht eine vollkommene Gleichheit an? Ach, gab ich zur Antwort, die Uh-

vielmehr Stunden Zeit haben ihre ſo groſe Circkel einmahl durchzulaufen. Noch gröſſer müſte der Unterſcheid ſeyn wenn man die Entfernungen der Planeten von der Erde nach den neuen Obſervationen annehmen wollte. Aber von dem alleine zeiget die Erfahrung nichts. Die entlegenſten Fixſterne kommen eben ſowohl in 24 Stunden wieder auf ihre geſtrige Stelle, als der Mond. Jene können in gleicher Zeit einen Weg zurücke legen der etliche Millionen mahl länger iſt als der Weg des Monden: Ja nach der Meynung einiger, welche die eigene Bewegung der Planeten durch eine Säumnis erklären; kommt der Mond nicht einmahl ſo geſchwinde als die Fixſterne um die Erde: denn er bleibt täglich etwas zurücke, und wenn er heute mit einem gewiſſen Sterne durch die Mittags-Linie geht, ſo iſt morgen um eben die Zeit der Stern zwar wieder auf derſelben Stelle: der Mond hingegen hat noch drey viertel Stunden zu laufen biß er die Mittagslinie auch erreichet. Wie ſich dieſes mit der fürtrefflichen Ordnung der Natur zuſammen ſchicke, mag ein jeder ſelbſt beurtheilen.

ren nehme ich nicht an; ſie können ſelber nicht gantz richtig ſeyn, und wenn ſie ja bißweilen ſo richtig giengen, daß ſie zeigeten, wie ein Umlauf der Erden länger oder kürtzer geweſen, als ein andrer; ſo würde man viel lieber glauben wollen, daß ſie unrecht giengen, als den Verdacht hegen, daß die Erde in ihrem Umlaufe unrichtig gehe. Solch eine artige Ehrerbietung hat man vor die Erde! Ich traue ihr ſo wenig als einer Uhr. Eben das was eins in Unordnung bringet, kan auch das andre verwirren. Nur dieſes glaube ich, daß die Erde mehr Zeit nöthig hat als eine Uhr, um in eine merckliche Unrichtigkeit zu gerathen, dieſes iſt der gantze Vorzug den man ihr einräumen kan. Könnte ſie ſich nicht allmählich der Sonnen nähern? Wenn ſie ſich nur alsdann an einem Orte befände, wo die Materie ſchneller beweget würde, und der Umlauf heſſtiger wäre, ſo würde ſie in kürtzerer Zeit ihren doppelten Kreißlauf um die Sonne und um ſich ſelbſt vollenden. Die Jahre würden weit kürtzer ſeyn, die Tage gleichfalls: aber man würde es nicht mercken können, weil man die Jahre doch allezeit in drey hundert und fünf und ſechzig Tage, die Tage aber in 24 Stunden eintheilen würde. Dergeſtalt würden wir, ohne länger zu leben als itzo, mehr Jahre alt werden, und im Gegentheil, wenn ſich die Erde von der Sonnen entfernen möchte, würde man weniger Jahre leben als wir, und doch eben ſo alt werden als itzo. Doch ſcheint es, ſprach ſie, wenn dem alſo wäre, ſo würde doch in vielen Jahren nur ein ſehr kleiner Unterſcheid zu bemercken ſeyn. Ich bin eins mit ihnen, gab ich zur Antwort; die Natur verhält ſich nicht ungeſtüm; ihre Art iſt daß ſie alles ſtufenweiſe vornimmt, ſo daß ihre Wirckungen faſt nicht zu mercken ſind, es wäre denn in geſchwinden und ſehr leichten Veränderungen. Wir bemercken faſt keine andre als die Abwechſelung der Jahres-Zeiten; was die andern betrifft, welche ſich mit einer gewiſſen Langſamkeit zutragen, ſo werden wir ſie nicht gewahr. Indeſſen iſt alles in beſtändigem Wechſel, folglich verändert ſich alles; ſo gar die Jungfer, welche man vor etwa vierzig Jahren durch die Fern-Gläſer im Monden geſehen hat, iſt mercklich veraltet. Sie ſah ſehr gut aus, aber itzo ſind ihre Wangen eingefallen, die Naſe iſt länger geworden, ihre Stirne und ihr Kinn ſtehen weiter auswärts, ſo daß alle ihre Annehmlichkeiten verſchwunden ſind, ja daß man ihres Lebens halber beſorget iſt.

Was erzehlen ſie mir da wieder? unterbrach mich die Marggräfin. Das iſt kein Schertz, erwiederte ich. Man ward im Monden eine beſondre Geſtalt gewahr, die einem Weiber-Kopfe, der zwiſchen den Felſen hervorragt ähnlich ſahe, und an dieſem Orte iſt eine Veränderung vorgegangen. Es ſind etliche Berge eingefallen, welche nur drey Spitzen übrig gelaſſen. Die nunmehro nur eine Stirn eine Naſe und ein Kinn vorſtellen können. Scheinet es nicht, daß ein gewiſſes böſes Verhängnis ins beſondre auf die Schönheit acht habe, fragte ſie mich? Muſte es denn eben dieſen Kopf der Jungfer auf dem gantzen Monden angreifen? Vielleicht erwiederte ich, wird dieſes erſetzt, indem einige Veränderungen ſo auf unſrer Erden vorgehen wieder ein Geſichte angenehmer machen, welches man im Monden ſehen kan: Ich meyne ein Geſicht, ſo wie es im Monden Mode iſt. Denn ein jeder urtheilt von den vorkommenden Dingen nach ſeinen Begriffen. Unſre Sternſeher bemercken im Monden Angeſichter von Frauenzimmer; vielleicht würde das weibliche Geſchlecht hübſche Manns Geſtalten wahrnehmen. Ich weiß nicht, Madame, ob ich was anders als ſie ſelbſt darauf erblicken würde? Ich muß geſtehen, ſagte ſie, ich würde denjenigen verbunden ſeyn müſſen, der mich daſelbſt antreffen würde; aber ich komme wieder auf das, was ſie mir itzo ſagten: Gehen denn auf der Erden auch merckliche Veränderungen vor?

Es iſt ſehr wahrſcheinlich, erwiederte ich, daß ſich dergleichen zugetragen haben. Viele hohe und von der See ſehr entlegene Berge haben gantze Schichten von Muſchel-Wercken in ſich, welche offenbar darzuthun ſcheinen, daß ſie vormahls mit Waſſer bedeckt geweſen ſind. Bißweilen findet man weit vom Meere gewiſſe Steine, darinnen verſteinerte Fiſche ſind. Wer hat ſie da hinein gelegt, wenn das Meer niemahls da geweſen iſt? die Fabeln erzehlen, daß Hercules mit ſeinen beyden Händen zwey Berge mit Nahmen Abela und Calpe von einander geriſſen habe, welche zwiſchen Africa und

Spanien ſtunden und das Meer aufhielten: und alſobald wäre die See mit Gewalt über das Land gefloſſen und hätte dieſen großen Meerbuſen, das Mittelländiſche Meer gemacht. Die Fabeln ſind nicht gantz und gar fabelhafft. Es ſind Geſchichte der älteſten Zeiten, die entweder durch die Unwiſſenheit der Völcker, oder durch die Liebe zur Seltſamkeit, warlich ſehr alte Kranckheiten der Menſchen! verſtellet worden. Daß Hercules mit ſeinen Händen zwey Berge von einander geſondert habe, das iſt wohl nicht gar zu glaublich; aber daß zur Zeit eines gewiſſen Hercules, denn es hat ihrer funfzig gegeben, das Meer vielleicht durch Hülffe eines Erdbebens zwey Berge, die vielleicht ſchwächer waren als die übrigen, verſencket, und ſich zwiſchen Europa und Africa ergoſſen habe, das wollte ich ohne große Schwürigkeit glauben. Das war ein ziemlicher Flecken, den damahls die Monden-Bürger auf einmahl bey uns entſtehen ſahen; denn ſie wiſſen Madame, daß die Meere Flecken ſind. Zum wenigſten iſt die gemeine Meynung, daß Sicilien von Neapolis abgeſondert worden, und Cypern von Syrien (k). Bißweilen haben ſich auch neue Inſeln im Meere formiret. Das Erdbeben hat Berge verſchlungen, neue hervorgebracht und den Lauf der Ströme verändert. Die Welt-Weiſen machen uns bange, daß nicht Sicilien und Neapolis, welches Länder ſind, die auf großen unterirrdiſchen Schwefel-Hölen ſtehen, mit der Zeit einmahl ſchmeltzen, wenn dieſe Gewölber nicht mehr ſtarck genung ſeyn werden dem eingeſchloſſenen Feuer zu wiederſtehen, welches ſie itzo durch den Veſuvius und Aetna aushauchen. Da haben wir Veränderungen genung den Anblick, den wir den Leuten im Monden geben, abzuwechſeln.

(k) Imgleichen ſoll Engelland vorzeiten an Franckreich geſtoſſen haben; ſo wie noch itzo Dennemarck an Teutſchland hanget. Vielleicht wird dieſes auch mit der Zeit eine vollkommene Inſel. In Preuſſen giebt es zwey ſchmahle Streif-Lande, deren der eine zum wenigſten 8. der andre aber biß 15 Meilen lang, aber nirgends über eine 4tel Meile breit iſt; weil auf einer Seite die Oſt-See, auf der andern aber das ſo genannte friſche,

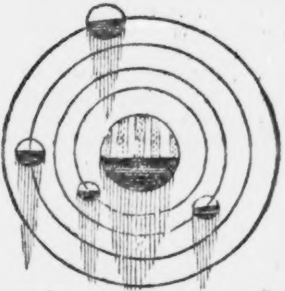
Ich wollte es lieber ſehen, ſprach die Marggräfin, daß wir ihnen ein Uberdruß und Eckel erwecken möchten, indem wir ihnen immer daſſelbe zeigeten, als daß wir ſie durch verſtörte Provinzen vergnügen ſollten.

Das wäre noch wie nichts zu rechnen gegen das, was im Jupiter vorgeht. Man ſieht auf ſeiner Ober-Fläche gleichſam Streiſe oder Binden, in welche er gleichſam eingewickelt iſt, derē eine von der

---

ſche, und Curiſche Haf daran ſchläget. Die alten Chronicken aber erzehlen daß dieſe Striche Landes, dergleichen man auf keiner einzigen Land-Karte ſiehet, durch einen langwierigen ſtarcken Sturm entſtanden, der den Sand von dem Boden des Meeres ſo gewaltig zuſammen getrieben, daß er endlich über das Waſſer hervor geraget und beſtändig alſo liegen geblieben. Kan man dieſe beyde Streiſe im Monden ſehen: welches zum wenigſten mit Ferngläſern angehen wird: ſo iſt die Geſtalt der Erdkugel damahls gewiß verändert worden. Und wer weiß was die daſigen Sternſeher davon gedacht oder geſchrieben haben?

andern leicht zu unterſcheiden iſt, oder es ſind ſolche zwiſchen Räume von verſchiedener Klarheit oder Dunckelheit. Das ſind Länder und Meere, oder große Theile von des Jupiters Ober-Fläche, die ſo ſehr unterſchieden ſind. Bald werden dieſe Streiffe ſchmal, bald breit, ſie trennen und vereinigen ſich bißweilen, es entſtehen bißweilen an verſchieden Orten neue, wenn anderwerts einige verſchwinden, und alle dieſe Veränderungen, die nur mit unſern beſten Ferngläſern bemercket werden, ſind an ſich ſelbſt weit merckwürdiger, als wenn unſer Welt-Meer alles feſte Land überſchwemmen und an deſſen Statt andre Länder hervorbringen möchte.



Zum wenigſten, wenn die Einwohner des Jupiters nicht den Thieren ähnlich ſind, die im Waſſer und im trucknen zugleich leben können, ſo weiß ich nicht was ſie anfangen. Auch auf der Ober Fläche des Mars ſieht man faſt monatliche Veränderungen. Denn in ſo kurtzer Zeit bedecken die Meere groſze Länder, und fließen gleichſam durch eine Ebbe und Fluth wieder ab, welche aber ungleich hefftiger iſt als die unſrige, oder es muß zum wenigſten was ähnliches ſeyn. Auf unſerm Planeten geht es im Abſehen auf dieſe ſehr ruhig zu, und wir haben groſze Urſache uns deswegen zu rühmen, und dieſes um deſto mehr, dafern es wahr iſt, daß im Jupiter bißweilen gantze Länder ſo groß als gantz Europa im Feuer aufgehen. Verbrennen, rief die Marggräfin? in Wahrheit, das wäre eine wichtige Zeitung. Sehr wichtig, erwiederte ich. Man hat vor etwa zwanzig Jahren ein langes Licht im Jupiter geſehen, welches heller war als die übrigen Theile des Planeten. Bey uns haben wir Waſſer-Fluthen gehabt, aber ſehr ſelten. Vielleicht haben ſie im Jupiter auch nur bißweilen groſze Feuers-Brünſte, den Uberſchwemmungen unbeſchadet, welche daſelbſt was gemeines ſind. Aber dem ſey, wie ihm wolle, dieſes Licht im Jupiter iſt mit einem andern gar nicht zu vergleichen, welches allen Vermuthungen nach, ſo alt iſt als die Welt, ob man es gleich niemahls wahrgenommen hatte. Wie kan ſich ein Licht ſo lange verbergen, ſprach ſie? dazu gehöret ja eine beſondre Geſchicklichkeit.

Es erſcheinet nur in den Demmerungen, erwiederte ich, ſo daß dieſe mehrentheils lang und ſtarck genug ſind, daſſelbige zu bedecken, und wenn ſie es ja erſcheinen laſſen, ſo ſind ihm entweder die Dünſte des Horizonts hinderlich; oder es iſt ſo unmercklich, daß man es vor die Demmerungen ſelbſt anſiehet. Aber ſeit dreyßig Jahren hat man es gantz klärlich entdecket, und es hat eine zeitlang den Sternſehern viel Vergnügen erwecket, deren Neugierigkeit ohne dem nöthig hatte durch was neues ermuntert zu werden. Sie hätten immer mehr neue Neben-Planeten entdecken mögen, das machte ihnen ſchon faſt gar keinen Eindruck mehr. Die beyden letzten Monden des Saturns zum Exempel, konnten ſie nicht mehr ſo erfreuen und entzücken als die Trabanten des Jupiters vorhin gethan hatten. Man wird alles gewohnt. Man ſieht alſo einen Monath vor dem Anfange des Frühlinges nach Sonnen Untergang und verſchwundener Abend-Demmerung ein gewiſſes weißes Licht, welches dem Schweiſe eines Cometen ähnlich ſiehet. Gegen den Anfang des Herbſtes ſieht man es vor Sonnen Aufgang und vor der Morgenröthe, und gegen den kürtzeſten Tag ſieht man es Abends und Morgends. Außer dieſen Zeiten kan es ſich, wie ich erwehnet habe, aus den Demmerungen nicht loß machen, die gar zu ſtarck ſind und ſehr lange dauren. Denn ich ſetze zum voraus, daß es immerwährend iſt, und dieſes iſt gantz wahrſcheinlich. Man fängt an zu muthmaſſen, es entſtehe von einem großen Hauffen etwas dickerer Materie, ſo die Sonne biß auf eine gewiſſe Weite umgiebt. Der meiſte Theil von ihren Strahlen durchdringet dieſen Umkreiß und kommt in geraden Linien zu uns: aber etliche ſtoßen an die innere Fläche dieſer Materie und werden zu uns zurücke geworfen, wenn die geraden Strahlen entweder des Morgens noch nicht zu uns kommen können, oder wenn ſie des Abends uns nicht mehr zu erleuchten vermögen. Wie dieſe zurück geworfenen Strahlen von einer größern Höhe zu uns kommen als die geradlinigten, alſo müſſen wir ſie früher bekommen und ſpäter verlieren. Dergeſtalt muß ich dasjenige wiederrufen, was ich ihnen geſagt habe, daß nehmlich der Mond keine Demmerungen haben müſſe, maſſen er mit keiner ſo dicken Lufft umgeben iſt als die Erde. Er wird nichts verlieren, ſeine Demmerungen werden ihm von dieſer dicken Lufft, ſo die Sonne umgiebt, entſtehen, welche die Strahlen an ſolche Oerter zurücke wirfft, wohin diejenigen, ſo geradezu gehen nicht kommen können.

Aber haben wir da nicht auch Demmerungen vor alle Planeten? ſprach die Marggräfin. Sie werdens nicht nöthig haben mit einer beſondern dicken Lufft umgeben zu ſeyn, weil diejenige, welche die Sonne umgiebt, ſchon vor alle Planeten in ihrem Wirbel dieſes verrichten kan? Ich wäre geneigt zu glauben, daß die Natur, nach ihrer, mir bekandten, Liebe zur guten Haußhaltung, ſich nur dieſes einzigen Mittels bedienet hätte. Indeſſen, erwiederte ich, würden doch, dieſer Haushaltung ungeachtet, auf unſrer Erden zwey Urſachen der Demmerung ſeyn, deren eine, nehmlich die dicke Lufft der Sonnen gantz unnütz ſeyn würde, und zu nichts dienen könnte, als die Neugierigkeit der Einwohner eines Obſervatorii zu vergnügen. Aber ich muß ihnen alles heraus ſagen. Es könnte wohl ſeyn, daß nur die Erde ſolche Ausdämpfungen und Dünſte in die Höhe ſteigen lieſſe, die dicke genug wären Demmerungen hervorzubringen, und die Natur hat wohlgethan, durch ein allgemeines Mittel den Bedürffniſſen aller Planeten zu ſtatten zu kommen, welche vielleicht weit reiner ſeyn, und weit zärtere Dünſte haben werden. Wir ſind vielleicht diejenigen unter den Einwohnern der Planeten, denen ſie die allergröbſte und dickſte Lufft zu athmen hat geben müſſen. Mit was vor einer Verachtung würden uns die andern Planeten-Bewohner nicht anſehen, wenn ſie das wüſten?

Sie würden uns unrecht thun, ſprach die Marggräfin. Deswegen iſt man ja nicht zu verachten, weil man mit einer dicken Lufft umgeben iſt. Die Sonne iſt ſelbſt in dergleichen Dunſt Kreis eingeſchloſſen. Sagen ſie mir, ich bitte ſie darum, entſteht dieſe Sonnenlufft nicht aus gewiſſen Dünſten, davon ſie mir ſonſt geſagt haben, daß ſie aus der Sonne ſteigen, und dient ſie nicht dazu, daß ſie die erſte Krafft der Strahlen bricht, die vielleicht übermäßig ſeyn würde. Ich glaube die Sonne ſollte von Natur eingehüllet ſeyn, damit ſie zu unſerm Gebrauche deſto bequemer wäre. Sehen ſie Madame, antwortete ich, das iſt ein kleiner Anfang eines neuen Welt-Baues den ſie recht glücklich gemacht haben. Man könnte noch hinzuſetzen, daß dieſe Dünſte eine Gattung von Regen hervorbringen würden, die in die Sonne zurücke fallen, und dieſelbe ein wenig erfriſchen könnten, eben ſo, wie man Waſſer in eine Feuer Eſſe ſpritzet, deren Glut zu hefftig iſt. Man muß von der Geſchicklichkeit der Natur alles vermuthen, aber ſie hat eine andre gantz beſondre Kunſt ſich vor uns zu verſtecken, und man muß ſich nicht leicht einbilden, daß man ihre Art zu wircken und ihre Abſichten errathen habe. In neuen Erfindungen muß man nicht gar zuviel Vernunfft-Schlüſſe machen, ob man gleich allezeit Luſt hat ſolches zu thun. Die wahren Weltweiſen ſind wie die Elephanten, welche niemahls den andern Fuß auf die Erde ſetzen, wenn nicht der erſte ſchon recht feſt ſteht. Die Vergleichung ſcheint ſich deſto beſſer zu ſchicken, unterbrach ſie mich, da weder der Elephanten noch der Philoſophen Verdienſte im äuſſerlichen beſtehen. Ich gebe zu, daß wir die Urtheile aller beyder zum Muſter nehmen ſollen: lehren ſie mir noch etliche von ihren neueſten Entdeckungen, ich verſpreche ihnen, daß ich keine übereilte Welt-Ordnungen mehr machen will.

Ich habe ihnen alle neue Zeitungen aus dem Himmel geſagt, gab ich zur Antwort, und ich glaube nicht, daß es noch neuere gebe. Es iſt mir leid, daß ſie nicht ſo wunderwürdig und erſtaunend ſind, als einige Anmerckungen, die ich neulich in einer kurtz gefaßten Chineſiſchen Chronica laß, welche lateiniſch geſchrieben iſt. Man ſieht daſelbſt tauſend Sterne mit einem groſſen Geraſſel vom Himmel ins Meer fallen, oder ſich auflöſen und in einen Regen verwandeln; dieſes hat man in China mehr als einmahl geſehen. Dieſe Anmerckung habe ich in zweyen ſehr verſchiedenen Zeiten gefunden, ohne des Sternes zu gedencken, der ſich gegen Morgen zerſpaltet wie eine Rackete, und allezeit ein großes Geräuſche macht. Es iſt verdrüßlich, daß dieſe herrlichen Dinge vor China allein aufbehalten worden, und daß unſre Länder niemahls Theil daran gehabt haben. Es iſt nicht längſt, als unſre Philoſophen glaubten, es wäre aus der Erfahrung gewiß, daß der Himmel und alle himmliſche Cörper unvergänglich und unveränderlich wären: und zu dieſer Zeit ſehen die Leute am andern Ende der Erden, daß ſich die Sterne zu tauſenden auflöſen. Das iſt ja ein großer Unterſcheid in Meynungen. Habe ich aber nicht allezeit ſagen gehört, ſprach ſie, daß die Chineſer ſehr große Sternſeher wären? Es iſt wahr erwiederte ich, allein die Chineſer gewinnen ſehr viel, weil ſie ſo weit von uns entfernet ſind, ſo wie die Römer und Griechen, die ſo viel Jahrhunderte vor uns gelebt haben. Alle Entfernungen ſind im Stande uns zu betrügen.

In Wahrheit, ich glaube je mehr und mehr, daß es einen gewiſſen Geiſt giebt, der noch niemahls auſſer Europa gekommen iſt, oder ſich zum wenigſten nicht weit davon entfernet hat. Vielleicht iſt es ihm nicht erlaubt, ſich auf einmahl in ein gröſſeres Land auszubreiten, und ein gewiſſes Schickſal ſchreibet ihm ziemlich enge Gräntzen vor. Laßt uns deſſen genieſſen, ſo lange wir ihn beſitzen, das beſte iſt, daß er ſich nicht nur in Wiſſenſchafften und magre Betrachtungen einſchrencket. Er erſtrecket ſich mit eben ſolchem Fortgange auf Sachen, die zur Annehmlichkeit dienen, daß ich zweifele ob irgend ein Volck es uns hierinnen gleich thue? Das ſind diejenigen Dinge, damit ſie ſich zu beſchäfftigen haben, **Madame**, und welche billig ihre gantze Philoſophie ausmachen ſollen (m).

(m) Es iſt leicht zu errathen was Herr Fontenelle hiermit ſagen wollen. Er meynt nehmlich die Luſtbarkeiten und Ergetzlichkeiten des menſchlichen Lebens, die zu unſern Zeiten auf das höchſte getrieben worden. Das Frauenzimmer bringt den gröſſeſten Theil ſeines Lebens damit zu, und es ſcheint faſt, daß ſie dazu, ſo wie die Männer zu ernſthafften Verrichten erſchaffen worden. Darum ſagt der Autor daß dieſe Dinge die gantze Philoſophie des Frauenzimmers ausmachen ſollen. Doch deswegen wird ein kluges Frauenzimmer nicht lauter Kochbücher leſen oder unaufhörlich auf neue Moden und Täntze ſinnen. Es wird allezeit noch etliche Stunden übrig haben, zum wenigſten auch dieſe Philoſophie des Herrn Fontenelle eines recht galant gelehrten Mannes zu ſtudiren. Daß er aber auch die Galanterie verſtanden habe, wird aus dem folgenden Schäferſpiele deutlich erhellen.

ENDE.

Endimion

Ein

Schäfer-Spiel

aus dem Frantzöſiſchen

des Herrn von Fontenelle

überſetzt.

Spielende Perſonen:

Diana.
Pan.
Endimion, ein Schäfer.
Iſmene, eine Schäferin.
Liceris, eine Vertraute der Diana.
Chor der Satyren und Faunen.
Chor der Nymphen der Diana.
Chor der Schäfer.
Chor der Stunden.
Chor derer, die in Sterne verwandelt werden.

Endimion ein Schäferſpiel.

Die erſte Handlung,

Die Schaubühne ſtellet einen
Wald vor.

Der erſte Auftritt.

Pan, ein Satir, Licoris.

Licoris zum Pan.

HOer auf, o Pan, hör auf, die Trotzige zu lieben,

Der Satir.

Erwehle dir hinfort ein holder Angeſicht,

Licoris

Was haſt du ſchmeichelndes bey deinen zarten Trieben?

Der Satir

Verſchwende doch hinfort ſo edle Seufzer nicht.

Licoris

Der Gegenſtand von deinen Flammen
Diana, die dein Hertze liebt,
Hat freylich alles das beyſammen,

Was Reitzung und Entzückung giebt.
Der Schönheit und der Anmuth Ruhm
Iſt zwar vorlängſt ihr Eigenthum,
Doch ihre Sprödigkeit iſt warlich ungemein,
Soll ihre kalte Bruſt nicht billig krafftloß ſeyn?

Der Satir.

Sie wafnet ihren Heldenmuth,
Die Macht der Liebe zu bezwingen,
Ein Seufzer, den ein Buhler nach ihr thut,
Ja ein verliebter Blick, kan ſie in Harniſch bringen.
Da nun ſo wenig Hoffnung iſt,
Den harten Wiederſtand zu ſchwächen:
Wie kommt es denn daß du ſo eyfrig biſt
Um Gegenhuld ſie anzuſprechen?
Ach laß ſie nur bey ihren ſpröden Sinnen,
Denn iſt der Schönen Trotz durchaus nicht zu gewinnen;
So ſehe man ſie nicht mehr an!
Das iſt die beſte Art, wie man ſich rächen kan.

Der Satir und Licoris

Hör auf, o Pan, hör auf die Trotzige zu lieben,
Erwehle dir forthin ein holder Angeſicht.
Was haſt du ſchmeichelndes bey deinen zarten Trieben?
Verſchwende doch hinfort ſo edle Seufzer nicht.

Pan.

Ach, wenn die Schönen gleich gantz unempfindlich ſeyn;
Iſt ihre Härtigkeit doch nur ein bloſſer Schein.

Ein Buhler muß nicht gleich verzagen,
Iſt ein Verehrer nur beſtändig und getreu,
So iſt die Grauſamſte vor ſeiner Macht nicht frey,
Und keine Stoltze weiß von Sicherheit zu ſagen.

Licoris.

Laß doch die eitle Hoffnung fahren!

Der Satir.

Du läuffſt zum wenigſten ſehr viel Gefahr dabey,
Ob all dein Seufzen nicht umſonſt geſchehen ſey?
Drum könnteſt du ja itzt den gantzen Kummer ſparen.

Licoris.

Laß doch die eitle Hoffnung fahren!

Der Satir.

Und wenn dir ja das Glück die Wünſche noch erfüllt;
So wird doch deine Luſt faſt allzuſpät geſtillt.

Pan.

Schwatzt ihr nur immer hin!
Kein Hindernis erſchrecket meinen Sinn.
Es giebt gewiſſe Zeiten,
Die uns gantz unverhofft zu unſrer Abſicht leiten.
Die Liebe thut durch ihre Stärcke,
Zwar überall viel Wunderwercke,
Doch wer dadurch will glücklich werden,
Der muß ſich nicht verzagt, nein, recht behertzt geberden.

Pan und der Satir gehen ab.

Der andre Auftritt.

Licoris und Diana.

Licoris.

O Göttin, welches Glück
Hat euch hieher geführt, da nur den Augenblick,
Ein Buhler, den ihr würdet haſſen,
Den angenehmen Ort verlaſſen?
So unempfindlich ihr auch ſeyd,
So hat doch Pan, ein Bild der Heßlichkeit,
Sich vorgeſetzt euch ſtets zu lieben.
Was dünckt euch von dergleichen Trieben?
Mich dünckt ſie ſind die klärſten Zeichen,
Daß eurer Augen Blitz die Klugheit ſelbſt muß
weichen.

Diana.

Pan mag ſich nur mit leerer Hofnung ſpeiſen!
Der Ausgang ſelber wird ſchon weiſen,
Daß ſeine Frechheit ſich zu viel erkühnt:
Das ſoll die Straſe ſeyn, die er dadurch verdient.
Allein Iſmene kommt herbey,
Ich weiß in Wahrheit nicht was ihr Begehren ſey.

Der dritte Auftritt.

Diana, Licoris, Iſmene.

Iſmene.

O Göttin! ſeht, hier fallen meine Glieder
Gantz ehrerbietig vor euch nieder.
Diana! zeigt mir eure Huld,
Ich komme voller Ungedult,

Nachdem mein Hertz der Liebe Macht beſtritten,
Von Euch die Gnade zu erbitten.
Ihr wollet mir hinfort vergönnen,
In eurer Nymphen Zahl zu ſeyn,
Die euch zur Jagt begleiten können.
Ich weiß der Liebes-Gott vergreifft ſich nicht an euch,
Ich kenne ſeine Wuth und fühle noch den Streich,
Dadurch er mich verletzt, ich ſuche Sicherheit,
Und finde ſie gewiß, wann ihr mir gnädig ſeyd.

Diana.

Iſmene, welches Unglück,
Und was vor ein ergrimmt Geſchick,
Hat dich dazu bewogen,
Daß du dein Hertz der Liebe Macht entzogen?
Iſt dein Endimion denn noch nicht zu bewegen?
Und will ſein Sprödeſeyn ſich noch nicht legen?

Iſmene.

Ja, er verdoppelt nur die Unempfindlichkeit,
Der Schluß wird nur von ihm verlachet,
Den unſre Väter längſt gemachet,
Uns beyde mit der Zeit,
Auf ewig zu verbinden.
O kläglicher Vertrag!
Was hoffte nicht mein Geiſt vor Luſt in dir zu finden?
O herber Unglücks-Tag!
Was koſteſt du mir nicht vor Thränen?
Du zündeſt Flammen in mir an,
Die ich doch nicht ernehren kan,

Ich muß mich nur umſonſt nach dem Vergnügen ſehnen,
Und kan nichts mehr als dieſe Plagen,
Die mir ſein Stoltz erweckt, bedauren u. beklagen.

Diana.

Wenn Amor gleich erzürnet iſt,
So kan ſein Eifer doch nicht gar zu lange währen;
Endimion, dem du beſtimmet biſt,
Iſt wircklich ſchön und liebens werth;
Allein was düncket dich? wie willſt du dich erklären,
Dafern er mit der Zeit ſich wieder zu dir kehrt?
Du ſchweigſt? Mich dünckt das heißt: Er würde angenommen.

Iſmene.

Ach Göttin! quält mich nicht. Er wird nicht nach mir kommen!

Diana.

Iſmene, ja du liebſt, ach ja, du liebeſt noch,
Du trägſt noch unverrückt der Liebe Sclaven-Joch.

Iſmene.

Nein Göttin! nein, es iſt bereits zerbrochen.

Diana und Licoris.

Das Wort hat nur dein Mund, und nicht das Hertz geſprochen.

Iſmene.

Bin ich denn noch verliebt; ſo ſteht mir ſelber bey,
Daß ichs hinführo nicht mehr ſey.

Diana.

Ihr Nymphen, deret Herrſcherin
Und Fürſtin ich bin,

Ihr Nymphen die ihr pflegt allhier mit mir zu jagen,
Nehmt itzund auch Iſmenen hin,
Sie denckt ſowohl als Ihr, der Liebe zu entſagen.

Der vierte Auftritt.

Diana, die Nymphen, Iſmene.

Das Chor der Nymphen.

Wir leben in erwünſchtem Frieden,
Komm, komm Iſmene, komm herein!
Die gantze Welt mag ſich im Lieben,
Durch ſtetes Ungemach betrüben;
Du ſollſt davor geſichert ſeyn.
Komm komm, Iſmene, komm herein,
Wir leben in erwünſchtem Frieden,
Komm komm, Iſmene, komm herein.

die Nymphen tantzen.

Eine Nymphe ſinget.

Die Güter ſo uns glücklich machen,
Erwecken kein Bekümmernis,
Die glücklichſte Liebe beſtürmet die Hertzen,
Mit Jammer und Schmertzen;
Wir aber ſind ewiger Freude gewiß.
Das Singen der Vögel, die Schatten der Linden,
Die Blumen, das Hauchen von lieblichen Winden,
Das läſt uns ein ſtetes Vergnügen empfinden.
Wir wiſſen nur von lauter Lachen,
Die Güter ſo uns glücklich machen,
Erwecken kein Bekümmernis.

Der fünfte Auftrit.

Diana, die Nymphen, Iſmene, etliche Schäfer, Liebhaber der Iſmene.

Zwey Schäfer.

Geliebte Schäferin!
Was vor ein Schmertz beweget euren Sinn,
Daß ihr uns wolt verlaſſen?
Bedencket nur, o Schöne!
Hat nicht der Wiederhall den Namen der Iſmene
Uns unaufhörlich nachgeſungen,
Wenn unſrer Lieder Schall den dichten Wald durchdrungen?
Die Schönheit eurer zarten Glieder,
Und unſer Schmertz, war ſtets der Inhalt unſrer Lieder.
Ihr aber wollt uns dennoch haſſen?
Geliebte Schäferin!
Was vor ein Schmertz beweget euren Sinn,
Daß ihr uns wollt verlaſſen?

Chor der Schäfer.

Ach ſeht doch unſre treuen Schmertzen,
Und ſpottet unſrer Seufzer nicht!

Chor der Nymphen.

Die Buhler haben falſche Hertzen,
Drum hört auf ihre Seufzer nicht!

Chor der Schäfer.

Fliehet den Verdruß der Liebe,
Nur genießet ihrer Luſt.

Chor

Chor der Nymphen.

Fliehet den Verdruß der Liebe,
Aber flieht auch ihre Luſt!
Und eröffnet eure Bruſt,
Keinem ungeſtümen Triebe.

Iſmene.

Ihr Schäfer! zwar ich weiß, was ich euch ſchuldig bin;
Allein, allein - - der Schluß iſt ſchon gemacht!
Drum geht nur, geht, geht immerhin!
Und laßt Iſmenen aus der acht.

Die Schäfer.

O ungerechter Schluß!
Der uns und euch,
O Grauſame! zugleich
Ins Unglück ſtürtzen muß.

Sie gehen ab.

Diana zur Iſmene.

Weil deinen Vorſatz denn hinfort nichts ſtören kan.
So nimm von meiner Hand itzt Pfeil u. Bogen an.

Die Nymphen.

Genieße dann in unſerm Orden,
O Schweſter! aller Luſtbarkeit,
Die dir itzund vergönnet werden.
Die Liebe tobet weit und breit.
Genieße du gewünſchter Freuden,
Wenn andre Amors Feſſel leiden,
So kanſt du dich der Ruh ergeben:
Wer glücklich leben will, der muß in Freyheit leben.

Iſmene und ſie gehen ab.

Der

Der VI. Auftrit.

Diana und Licoris.

Diana.

Was machſt du dir vor eitle Mühe?
Jſmene! welcher Wahn verleitet dich zu mir!
Du meynſt, die Ruhe wohne hier,
Und ich Diana ſelbſt empfinde ſpät und frühe,
Die mir ſonſt unbekandte Krafft,
Der allerſtärckſten Leidenſchafft.
Jſmene du betrügeſt dich!
Diana ſelber liebt, Diana quälet ſich.

Licoris.

Jſmene weiß es nicht was euer Hertz verletzt,
Drum klagt ſie euch die Noth, die ſie in Unruh ſetzt.
Jedoch wie leicht ſind nicht die Klagen,
Der Nebenbuhler zu ertragen?

Diana.

Fürwahr, ich muſte mich faſt für mir ſelber ſchämen
Als ſie mir ihre Quaal entdeckt.
Kaum wuſte mein Geſicht ſich recht in acht zu nehmen,
Daß ſie es nicht gemerckt, was meine Seele ſchreckt.
Ich habe jederzeit der Liebe Wuth verlachet,
Und alle Welt gedenckt, ich ſey noch itzo frey:
Allein, ich bin nicht mehr, was man von mir gemachet,
Und wer mich itzo rühmt, daß ich die Spröde ſey,
Der rückt mir vor, daß ich itzt liebe!

Licoris.

Verbannet dann dergleichen Triebe,
Die Herrſchafft Amors iſt vor Hertzen andrer Art;
Vor euch hingegen viel zu hart.
Die große Sprödigkeit,
Der ihr bißher gewohnt geweſen ſeyd,
Wird doch nur ſtets mit euren Flammen kämpfen.
Und eines würde nur des andern Wirckung dämpfen.
Die Liebe kehrt in keine Hertzen ein,
Wo ſie nicht gantz und gar die Siegerin kan ſeyn.
Darum entreißet euch der ſchnöden Dienſtbarkeit:
Denckt daß ihr eine Göttin ſeyd!
Doch würdigt mich und zeigt mir an,
Was ihr vor eine Wahl gethan?

Diana.

Ich ſchäme mich faſt mehr mein Leiden dir zu klagen,
Als dir den Gegenſtand von meiner Huld zu ſagen.
Der liebliche Schäfer der mich entzücket,
Darf nicht durch Stand und Pracht mein Auge an ſich ziehn:
Denn tauſend Tugenden die man an ihm erblicket;
Verdienen tauſendfachen Preiß,
Wiewohl er ſelber ſie nicht recht zu ſchätzen weiß.
Die Götter ſelbſt beneiden ihn,
Und würden ſich vor Hochmuth brüſten,
Dafern ſie von ſich ſelbſt ſoviel zu rühmen wüſten.
Er ſcheint die Liebe zu verſchmähen:
Doch da er ſelbſt nicht liebt und keinen Schatz begehrt,

Iſt er um ſoviel mehr der reinſten Liebe werth.
O möcht es doch geſchehen,
Daß ſeine Sprödigkeit gantz unverändert bliebe!
Und daß er aller Liebe
Noch wiederſpenſtiger als itzo wiederſtünde:
Dieweil ich bey mir ſelbſt empfinde,
Daß meine Härtigkeit ſich mindert,
Wo ſeine Kälte nicht der Flammen Ausbruch hindert.

Licoris.

Ey wenn er allezeit ſo unempfindlich bleibt,
Und ſeine Froſtigkeit wohl gar noch höher treibt?

Diana.

Ich ſehe ſchon den Schmertz, der mich noch wird verzehren!
Doch, ewige Verſchwiegenheit
Soll dieſe Flammen ſtets bedecken,
Die meiner Keuſchheit Ruhm beflecken.
Ich werde nur geheime Seufzer thun,
Und meine Pein in aller Stille tragen.
Weil ich nichts hoffen darf; ſo kan ich zwar nicht ruhn;
Doch kan ich auch mit Wahrheit ſagen,
Daß mich die Hoffnung ſelbſt, als eine Centnerbürde,
Noch zehnmahl ärger martern würde.

Licoris.

Ach! warum fühlen doch dergleichen edle Hertzen,
Die Ruhm und Ehr begierig ſind,

Die Wirckung ſchnöder Liebes-Schmertzen?
Der Venus kleiner Sohn, Cupido, iſt zwar blind,
Allein er weiß uns alle zu beſiegen,
Man kan nicht wiederſtehn, man muß ihm unterliegen.

Die andre Handlung,

Die Schaubühne zeiget einen Bäuriſchen Tempel, den die Schäfer der Diana zu Ehren aufgerichtet, aber noch nicht eingeweyhet haben.

Der erſte Auftritt.

Endimion und Eurilas.

Endimion.

O höchſtbeglückter Tag, den ich will feyren ſehn!
Auf meinen Vorſchlag iſts geſchehn,
Daß unſrer Schäfer Zunfft den Tempel aufgeführt,
Den ihr, mein Eurilas, vor euren Augen ſpürt.
Er ſoll Dianen heilig ſeyn:
Mein Eifer hats allein gemacht,
Daß wir ihn insgeſamt in dieſen Stand gebracht,
Und itzo weyhen wir ihn ein.
Meine Liebe drückt ſich niemahls durch verliebte Seufzer aus,
Nur ſie zeigt ſich durch Altäre und durch dieſes Gotteshaus.

Dieſe künſtliche Verſtellung ſteht zwar meiner Ehrfurcht an,
Die ich gegen dieſe Göttin ungeſcheut bezeigen kan;
Aber ſo verbirgt mein Hertz die Gewalt gantz andrer Triebe;
Denn: ich ehre dieſe Göttin. heiſt nichts anders als: ich liebe!

Eurilas.

Warum verberget ihr die Liebe denn ſo ſehr?
Diana iſt zwar längſt im hohen Götter-Orden,
Ihr ſeyd ein bloßer Menſch und nur ein Schäfer worden.
Allein was iſt denn mehr?
Ob eine Schöne ſchön und liebens würdig ſey;
Davon ſteht jederman ein völlig Urtheil frey.
Ja ſie mag der Würde nach in den höchſten Stand gehören,
Jederman hat Fug und Recht ſie zu lieben und zu ehren.

Endimion.

Ach Eurilas, wenn ich unſterblich wäre,
Diana aber ſelbſt wär eine Schäferin;
So blieb ich doch geſinnt ſo wie ich itzo bin,
Und wünſchte mir ſonſt nichts, als was ich itzt begehre.
Ich fürchte ſtets den Zorn der Göttin zu erwecken,
Mein Feuer darf ſich nicht entdecken,
Die Ehrfurcht zwinget mich mit grauſamen Geſetzen,
Das was ich lieben will, nur ledig hochzuſchätzen:

Doch dieſe Furcht entſteht nicht ihrer Gottheit wegen;
Bloß weil ſie mächtig iſt mein zartes Hertz zu regen.

Eurilas.

Endimion, was kan ein Buhler wohl begehren;
Der ſich nicht unterſteht ſein Hertze zu erklären?
Und warum habt ihr nicht Iſmenens Bruſt erleſen?
Fürwar ihr wäret längſt von eurer Quaal geneſen!
Wo uns eine holde Schöne ſelber Hand und Lippen beut,
Da vergißt man ſonſt gantz leichtlich einer Stoltzen Grauſamkeit,
Nichts erſtickt die Liebes-Glut als die Flammen neuer Triebe,
Und die Liebes-Wunden heilt nur die Panacee der Liebe.

Endimion.

Das Feuer, welches mich verzehrt,
Iſt gar zu ſchön und gar zu liebens werth,
Als daß ich ſeine Gluth mit Vorſatz ſollt erſticken.
Die Hoffnung zeigt mir zwar kein freundlich Angeſicht,
Und mich beklagen, darf ich nicht;
Doch weiß ich meine Luſt nicht ſattſam auszudrücken,
Die mir, bey aller meiner Pein,
Ein Labſal und ein Troſt muß ſeyn:
Denn mitten in der gröſten Quaal,
Ergetzet ſich mein Eigenſinn,

Daß ich doch allemahl,
Der härtſten Göttin Buhler bin.

Eurilas

Der Trotz gefällt uns zwar, wenn uns die Hoffnung (nährt,
Daß uns der Sieg zuletzt wird krönen,
Allein was hoffeſt du von deiner ſpröden Schönen,
Da ihre Härtigkeit vermuthlich ewig währt?
Diana wird den Trieb zur Freyheit nie verlieren,
Durch was vor Reitzungen kan dich ihr Stoltz denn rühren?

Endimion.

Dadurch verdoppelt ſich der Göttin alter Preiß,
Sammt ihrer Schönheit Ruhm: doch wer kommt da gegangen?
Die Hirten ſinds; wie ich nicht anders weiß,
Nunmehro iſt es Zeit den Feſttag anzufangen.

Der andre Auftritt.

Endimion, die Schaar der Schäfer.

O Göttin! höret doch das Andacht volle Bitten,
So wir gekommen ſind mit Ehrfurcht auszuſchütten.
O Göttin! kommet doch zuweilen,
Die Gnade eurer Gegenwart,
Auch unſerm Tempel zu ertheilen.
Er iſt zwar nur von ſchlechter Art,
Man bauet ſonſt, um euch zu Ehren,
Gebäude voller Glantz und Pracht;
Allein was unſern Bau vor andern herrlich macht,
Sind Seufzer, die ihr ſonſt ſo treu nicht werdet hören.

Ein Tantz der Schäfer.

Der erſte Schäfer.

Glåntzendes Geſtirn der Nächte, welches durch ſein Silberlicht,
Dieſe Unterwelt beſtrahlet, wenn der Sonnen Glantz gebricht.
O Diana! deren Wagen in der Welt, bey ſpäter Nacht,
Durch den Umlauf an dem Himmel eine ſanffte Stille macht:
Ihr erquickt den Kreiß der Erden,
Und der Sterne großes Heer, muß zu eurer Hofſtatt werden.

Der andre Schäfer.

Wenn ihr von dem Himmel ſteiget,
Und euch auf der Erden zeiget,
Dann ſo werden Buſch und Wald,
Eures Reiches Aufenthalt,
Eurer Jagden Zeitvertreib iſt ein Bild von Kampf und Kriegen,
Wenn die Ungeheuer euch todt und kalt zu Füßen liegen.

Der dritte Schäfer.

Ihr könnet eure Macht bis in den Abgrund ſtrecken,
Die Schatten müſſen ſelbſt vor eurem Ruf erſchrecken,
Der Name Hecate hat ſoviel Krafft bezeigt,
Daß Plutons ſtrenge Fauſt vor ihr den Scepter neigt.

Chor der Schäfer.

Himmel und Erde, ſammt Tartarus Flüſſen,
Werden Dianen noch huldigen müſſen,
Alles wird ihr den Gehorſam erweiſen,
Schäfer! drum laßt uns die Göttin nur preiſen.
Selber des Jupiters himmliſches Reich,
Iſt doch der Herrſchafft Dianens nicht gleich.

Endimion.

Ihr Schäfer, euer Lied bewegt die Göttin nicht;
Denn ſie entzieht uns noch ihr holdes Angeſicht,
Drum laßt uns nur vielmehr das ſpröde Weſen preiſen,
Das ſie der Liebe pflegt zu weiſen.
Dann werden wir ſie recht verehren,
Und ſie wird unſre Lieder hören.
Verſucht es nur einmal und thut euch ſelbſt Gewalt,
Sind eure Hertzen gleich von Amors Glut nicht kalt,
Seyd ihr gleich ſelber nicht von Liebes-Banden frey,
So rühmt doch nur wie groß ein ſolch Gemüthe ſey,
Das allezeit von den verliebten Trieben,
Vollkommen frey und unverletzt geblieben,

Das Chor der Schäfer.

Ihr habt der Venus Sohn, den Liebes-Gott bezwungen,
O herrlicher Triumph! der euer Lob erhöht,
Ihr habt der Venus Sohn den Liebes-Gott bezwungen,
Aus deſſen Händen doch kein Menſch, kein Gott entgeht.

Drum wird bey Amors Ruhm auch euer Ruhm beſungen.
O herrlicher Triumph! Der euer Lob erhöht.

Der dritte Auftritt.

Diana vom Himmel kommend, Licoris, Endimion, die Schäfer.

Diana:

Ihr Schäfer, eure Frömmigkeit,
Hat mich an dieſen Ort gezogen,
Wo eure Andacht mir ein Gotteshaus geweyht,
So wird der Götter Huld durch Gottesfurcht bewegen;
Allein der Inhalt eurer Lieder
Iſt gar zu frech, und mir durchaus zuwieder,
Der Liebe zu entfliehn das ſteht euch allen frey,
Vermeidet, wenn ihr könnt des Amors Sclaverey,
Allein ihr müßt ſie nicht durch freche Worte ſchmähen.
Und Läſterungen thun, ſo wie nur itzt geſchehen.
Der Liebe zu entfliehn, das ſteht euch allen frey;
Allein ihr müßt ſie nicht durch freche Worte ſchmähen.
Genug, geht nur davon, und laſſet mich allein,
Der Wunſch, den ihr gethan, ſoll nicht vergebens ſeyn.

Der vierte Auftritt.

Licoris und Diana.

Licoris

Himmel hilff, welch ein Erſtaunen raubt mir itzo Geiſt und Sinn,
Göttin! wie? ihr leget heute euren edlen Hochmuth hin?
Kan es möglich ſeyn? Diana! ja, ihr Mund geſteht es frey.
Daß ihr Hertz der Macht der Liebe, nicht wie ſonſt zuwieder ſey.

Diana

Es war Endimion, der mir dies Feſt beſtellt;
Der Schäfer, dem mein Hertz beſiegt zu Fuße fällt,
Der ließ zu meinem Ruhm dergleichen Lieder ſchallen,
Dadurch der Liebes-Gott zuſehr verhönet ward.
Doch ſeine Meynung war, durch Lieder ſolcher Art,
Mir deſto beſſer zu gefallen;
Allein, verzeihe mir, ich will dirs alles ſagen:
Der Irrthum ſeiner Lieder
War meiner Zärtlichkeit zuwieder:
Drum konnte meine Bruſt die Schmach nicht wohl vertragen.

Licoris.

Verhelet mir nur nichts, ihr wolltet ihm entdecken,
Sein Auge dörfe ſich auch bis an euch erhöhn.

Ihr ſucht die Meynung zwar in Räzeln zu verſtecken,
Allein ihr wünſchet doch, er ſoll es ſo verſtehn.

Diana

Nein, Licoris, wie könnt ich das verlangen?
Doch Himmel, ach! was färbet mir die Wangen?
Vor Schaam erröthet mein Geſicht,
Und wär es gleich mein Wunſch: ſo rath es doch nur nicht.

Die dritte Handlung.

Der erſte Auftritt.

Pan, ein Satir, Endimion, Eurilas.

Pan.

Ihr Schäfer! was hab ich gehört?
Man ſagt Diana wolle lieben!
Sie ſey den angenehmen Trieben,
Die ſelbſt der Götter Haupt verehrt,
Nicht mehr ſo ſtarck als ſonſt zuwieder?
Man ſpricht, ihr habt durch eure Lieder,
Den Liebes-Gott verletzt, und Amors Ruhm verſehrt,
Und als dies kaum vor ihre Ohren kommen;
So habe ſie ſich ſtracks deſſelben angenommen.

Endimion

Ihr habt gantz recht, o Pan, ich ſelber war dabey.

Eurilas.

Auch ich kan Zeuge ſeyn, daß ſolches richtig ſey.

Pan

Getroſt! ich werde noch den ſchönen Zweck erlangen,
Diana iſt nicht mehr ſo trotzig als vorhin,
Sie hat die Liebe ſchon zu ſchützen angefangen,
Und weil ich gleichwohl auch im Chor der Götter bin,
So darf ich mir auf ſie gewiſſe Rechnung machen.
Das Glücke ſcheint mich anzulachen:
Denn warlich, alles das, was hier Diana thut,
Das thut ſie alles mir zu gut.
Wer nur recht brünſtig liebt, den muß ſein Wunſch gelingen.
Schien nicht der Göttin Hertz unmöglich zu bezwingen?
Ich muß es zwar geſtehn:
Ich bin nicht eben gar zu ſchön;
Allein, mein Hertz ſchien mirs zu ſagen,
Ich ſollt es immer wagen.
Ich hab es auch gethan, und itzo reut michs nicht.
Diana ändert ſchon ihr ſprödes Angeſicht.
Ja, iſt man ſelbſt nur recht verliebt,
So iſt kein Hertz ſo hart das ſich nicht gleich ergiebt.

Der Satir.

Nun, werther Pan, ſo mögt ihr endlich lieben,
Ich billige nunmehr die Glut von euren Trieben.
Das Glücke ſcheint euch hold zu ſeyn,
Wer ohne Hofnung liebt, und ſich daran vergnügt,
Wenn er gantz matt und kranck vor Quaal darnieder liegt,

Dem muß es ja bey ſeinem Quälen,
In Wahrheit am Verſtande fehlen:
Allein wer ſeinen Zweck erhält,
Der liebet mit Vernunfft, wenn ihm was wohlgefällt.

Pan.

Ich will und muß durchaus der Göttin offenbahren,
Wie heftig meine Freude ſey?
Drum bringe mir die Faunen gleich herbey,
Und laß ſie mit erfreuten Schaaren,
Die Luſt gantz öffentlich entdecken,
Die mir die Aenderung der Göttin kan erwecken.

Eurilas.

Ein Buhler einer ſtoltzen Schönen,
Muß ſich nicht allzufrüh zur Praleren gewöhnen.
Erlangt er gleich allmählich mehr und mehr;
So muß er ſichs nicht mercken laſſen,
Und eben ſolche Minen faſſen,
Als gebe ſie ihm kein Gehör.
Er muß die Kunſt verſtehn zu ſeufzen und klagen,
Wenn ihn das Glücke ſchon im Schooße ſcheint zu tragen.

Pan

Gantz recht, ich will auch noch von meiner Hofnung ſchweigen,
Doch laßt uns wenigſtens ihr meine Ehrfurcht zeigen,
Kommt zeigt durch eine That, die nicht mißfallen kan,
Mein heimlich Liebes-Feuer an.

Der andre Auftritt.

Endimion und Eurilas.

Endimion

Was vor ein ſchwerer Unglücks-Strahl
Vermehrt die herben Schmertzen,
In meinem höchſtbetrübten Hertzen?
O unerhörte Quaal!
Ich dachte zwar bißher was grauſames zu lieben;
Allein auch dieſes Glück iſt mir nicht übrig blieben.
Wie ſchön war doch der Göttin Sprödigkeit?
Allein wie ſchlecht hat ſie itzund gewehlet?
Ich habe zwar die Seufzer nicht gezehlet,
Die ich Dianen ſtets geweyht,
Allein der Ruhm, den ihr die Härtigkeit gebiehret,
Hat mich faſt mehr als die Geſtalt gerühret.
Nun ſchwindet alle Luſt, die ich vorhin empfand,
Und bloß aus ihres Ruhms Bewunderung entſtand.

Eurilas

Ergebt euch nicht ſo ſehr dem Triebe,
Den die Vernunfft an euch verdammt.
Und was? wie tadelt ihr die Liebe,
So itzt Dianens Bruſt entflammt?
Verdienet Pan denn euren Spott?
Sagt, iſt er nicht der Wälder Gott?

Endimion.

Nein, Pan iſt ihrer Huld nicht werth!
Er waget ſich zuviel, indem er ſie begehrt.

Der Schönheit Uberfluß, der all ihr Weſen ſchmücket,
Davon hat Pan noch nicht den zehnten Theil erblicket,
Diana wird auch nicht ſo hoch von ihm verehrt,
Als es billig dieſer Schönen, dieſer Göttin zugehört.

Eurilas

Zwar Pan iſt jederzeit ſo reich an Zuverſicht,
Vielleicht hat er geirrt, vielleicht liebt ſie ihn nicht!

Endimion

Diana liebt gewiß, und kündigt es uns an.
Geſetzt, es wäre gleich nicht Pan,
Der ſie gewuſt zur Gegenhuld zu lencken;
So weiß ich doch in meinem Sinn,
Zum wenigſten daß ichs nicht bin.
Ach nein! daran iſt nicht zu dencken.
Ich will darum forthin auf lauter Rache ſinnen.
läßt ſich Diana nicht gewinnen,
So iſt ſie auch der treuen Bruſt nicht werth,
Die ſich dieſer Ungetreuen itzo gantz erzürnt erklärt.

Eurilas

Wie? habt ihr ſie denn ungetreu erfunden?
Es hat ja ſie und euch noch nie ein Band verbunden.

Endimion

Ich meynte nur, ſie ſollte gar nicht lieben,
Denn dadurch wäre ſie mir ſchon getreu geblieben.
Doch Eurilas, du ſprachſt vorhin zu mir,
Daß dieſe hefftige Begier,
Nach der umſonſt geliebten Schönen,
Sich durch die Heyrath mit Iſmenen,

Am leichteſten verlieren würde.
Wohlan, ich lobe deinen Spruch.
Dianens Liebe wird mir allbereit zur Bürde.
Ich mache den Verſuch,
Sie um Iſmenen anzuſprechen.
O wie glücklich will ich werden, wenn ihr Hertze mich noch liebt,
Und dafern mir auch Diana dieſe Schöne wiedergiebt,
Dann wird ſich Endimion an der Göttin ſelber rächen.

Eurilas

Ihr redet nur von lauter Rache;
Und doch iſt eure Glut noch die geheimſte Sache.

Endimion

In was Verwirrung uns der Schmertz nicht ſtürtzen kan!
Was ſagſt du Eurilas? was fang ich Armer an?
Die Liebe pflegt ſich ſonſt, wenn gleich die Lippen ſchweigen,
Durch tauſend Zeichen anzuzeigen.
Wie kommt es denn daß mein ſo zarter Trieb,
Der Göttin jüngſt ſo gar verborgen blieb?
Und hätte ſie mir gleich die Liebe nicht geſchworen;
So hätte ſie mich doch vielleicht nicht gern verlohren.

Eurilas

Es iſt vergebens euch zu rächen,
Genug daß ihr euch helfen könnt,
Wenn ihr euch ſelbſt nur Ruhe gönnt,
Mag doch Verdruß und Quaal ein ſprödes Hertz zerbrechen.

Endimion.

Nehm ich, mein Eurilas, den klugen Rath nicht an;
Ihr Götter! ſo erweiſt, was eure Rache kan.
Sieh da, die Göttin kommt: ich folge deinem Willen,
Iſmene kan und ſoll mein gantzes Unglück ſtillen.
Drum will ich mich mit Ernſt bemühen,
Sie von der Nymphen Chor von neuem abzuziehen.

Eurilas gehet ab.

Der 4. Auftritt.

Diana und Endimion.

Endimion.

O Göttin, die Verwegenheit,
Womit ich mich itzt unterfangen,
Durch meiner Bitten Hefftigkeit,
Nur eine Gnade zu erlangen,
Wird ſich vielleicht zuviel erkühnen:
Allein geſetzt, ich ſey der Huld nicht werth,
Iſt doch der Satz ſchon längſt, vor ausgemacht erklärt:
Bey Göttern kan der Menſch die Gnade nicht verdienen.

Diana.

Ihr habt den Wunſch nur vorzutragen,
Ich will euch alſofort Entſchluß und Antwort ſagen.

Endimion.

Iſmene hat das Glück in eurer Schaar zu ſeyn,

Doch wie mich dünckt, es fehlt ihr am Vergnügen.
Dafern ich nun ihr Hertz durch Bitten kan beſiegen,
O Göttin! gebt alsdann auch euren Willen drein.
Laßt doch Iſmenen loß, laßt ſie die Meine ſeyn.

Diana.

Was? liebt ihr ſie? Ihr? die ihr ſonſt Iſmenen
Mit ihrer Zärtlichkeit gewohnt ſeyd zu verhöhnen?

Endimion.

Bißweilen denckt man nicht daran,
Doch brennt uns unvermerckt ein Liebes-Feuer an,
Die Reue, der Verdruß,
Kurtz, alles treibet mich, daß ich ſie ſuchen muß.
Nachdem ſie mich verläßt und Euch die Treu geſchworen,
So werd ich erſt gewahr, was ich an ihr verlohren.

Diana

Fürwahr, was ihr begehrt, das iſt kein Kinderſpiel.
Nein, Schäfer! nein, ihr fordert gar zuviel.

Endimion

Wo je ein Sterblicher den Wunſch erlanget hat;
So finde doch diesmahl auch meine Bitte ſtatt.

Diana.

Geht nur, und laßt mich hier, den rechten Schluß zu faſſen,
Ich will ihn euch ſchon wiſſen laſſen.

Der vierte Auftritt.

Diana.

Wo bin ich denn itzund?

Endimion verlangt Iſmenen?
Und ich ergab mich ſchon der Liebe dieſes Schönen:
Mein heimlich Feuer ward ſchon kund.
Da nun die Schwachheit mich ſchon ſchamroth hat gemacht,
Und mein Geſtändnis ſich faſt gar ans Licht gebracht,
So trifft mich dieſe ſtrenge Rache!
Doch was? Mich dünckt ja daß die Sache,
Vor meinen Ruhm gantz glücklich geht:
Da meine Liebes-Glut ſo ſtill und heimlich brennet,
Daß dieſer Grauſame noch nichts davon verſteht,
Und meine Neigung nicht erkennet.

Ja freylich, ſeine Grauſamkeit
Setzt meinen Ruhm in Sicherheit,
Wenn dieſe mich nicht unterſtützte,
Und ſelbſt durch dieſe Marter nützte;
So würde warlich gegen ihn,
Dianens Sprödigkeit ſich legen.
Er könnte mich faſt gar zu leicht bewegen,
Und meine Neigung an ſich ziehn.

Allein, Endimion! du darfſt durchaus nicht hoffen,
Iſmenen wieder frey zu ſehn.
Du haſt es ſchlecht bey mir getroffen,
Nein! das ſoll nimmermehr geſchehn.
So ſpröd ich vormahls war, ſo bin ich jetzo noch,
Ich will es auch hinführo bleiben.
Ich haſſe jedes Hertz, ſo durch das Liebes-Joch,
Sich in die Sclaverey läſt treiben.

Doch ſeht, der Wald-Gott kommt herbey,
Wer weiß was ſein Begehren ſey?
Fürwar es ſchien bißher nur bloß an ihm zu fehlen.
O Himmel ſoll mich denn noch größre Marter quälen?

Der fünfte Auftritt.

Diana, Pan, die Faunen und Waldteufel.

Pan.

Erlaubt, o Göttin, daß ſich heute
Die gantze Faunen-Schaar, die mir zu folgen pflegt,
Voll Ehrfurcht Euch zu Füßen legt.
Ihr wiſſet wohl, was dieß bedeute.
Denn mein Verehren gantz allein,
Iſt viel zu ſchwach und ſchlecht mein zärtliches Begehren,
Und meine Liebe zu erklären:
Nein, dazu muß was größers ſeyn.

Wald, Berg und Thal,
Erfreue ſich bey Pans ſo wohlgetroffner Wahl.
Die allertiefſten Klüffte,
Erfüllen alſofort den weiten Raum der Lüffte,
Mit einem lauten Luſt-Geſchrey:
Daß nichts an Lieblichkeit Dianen ähnlich ſey.
Es müſſen alle Lieder ſchweigen,
So weit ſich nur des Wald-Gotts Reich erſtreckt,
Und alle Gegenden ſich aufmerckſam bezeigen,
Wo Pan, o Göttin, Euch ſein treues Hertz entdeckt.

Der Chor der Faunen.

wiederholt dieſen Lobgeſang und tantzet.

Diana zum Pan.

Ich habe mich bißher gezwungen,
Und alles angehört was ihr mir vorgeſungen.
Ich floh nicht alſobald von hier,
Sonſt hätteſt du gedacht ich fürchte mich vor dir,
Wer gar zu ernſthafft thut, der glaubt es hat Gefahr.
Drum ſag ich dir itzt gantz gelaſſen,
Pan und Diana wird kein Paar:
Dein Lieben iſt umſonſt, du muſt es fahren laſſen.

Sie geht ab.

Der ſiebende Auftritt.

Pan, die Faunen und Waldteufel.

Pan.

Wie war mirs! hab ichs recht verſtanden?
O Himmel! ſchimpft man mich ſo ſehr?
Die ſchönſte Hoffnung war den Augenblick verhanden,
Und plötzlich fällt ſie weg, und zeigt ſich gar nicht mehr.
Wie ſehr bin ich beſchämt? wie macht man mich zu Schanden?

Das Chor der Faunen.

Befreyet euch von dieſen Stricken,

Und dämpfet eure Liebes-Glut.
Ihr ſeht ja wohl, o Pan! es will euch gar nicht glücken,
Weil eure Zärtlichkeit gar keine Wirckung thut.
Uns ſelbſt gereichet es zur Schande.
Denn ſteht der Faunen Schaar in dem verliebten Brande,
So finden ſie faſt niemals kalte Blicke,
Kein Liebender vermerckt ein wiedriges Geſchicke;
Wie ſoll nun in der Liebes-Pein,
Pan ſelber, unſer GOtt, ſo hart gequälet ſeyn?

Pan.

Verachtete Seufzer! vergebliches Flehen!
Kommt, füllt mein Hertz mit Rachgier an!
Denn weil ich offenbar geſehen,
Daß eure Wirckung nicht die Göttin rühren kan,
So reitzet mich zum Zorn, der mich zu aller Rache,
Den ich ihr ſchuldig bin, kühn und vermögend mache.

Die Vierte Handlung.

Der erſte Auftritt.

Iſmene.

Ihr Wälder, deren dunckles Weſen
Diana ſich zum Aufenthalt erleſen.

Du ſchattigter Bezirck, du Zuflucht meiner Bruſt,
Du Schauplatz täglich neuer Luſt,
Ach warum kanſt du doch mein Trauren nicht beſiegen?
Ich hoffte mich an dir weit beſſer zu vergnügen.

Was macht mich itzo doch ſo troſtloß und verwirrt?
Iſts nicht Endimion, der angenehme Hirt,
Den ich vorhin geliebt? und der bey meinem Lieben,
Doch immer unbewegt, ja Felſenhart geblieben?
Ich zwang mich freylich ihn zu haſſen,
Und hab ihn endlich gar verlaſſen.
Drum kan auch dieſe meine Pein,
Nichts weniger als eine Reue ſeyn,
Doch, wenn ich gleich nicht weiß, was meinem Hertzen fehlt
So fühl ich es doch wohl, daß mich ein Kummer quält

Ihr Wälder! deren danckles Weſen,
Diana ſich zum Aufenthalt erleſen.
Du ſchattigter Bezirck, du Zuflucht meiner Bruſt.
Du Schauplatz täglich neuer Luſt,
Ach warum kanſt du doch mein Trauren nicht beſiegen,
Ich hoffte mich an dir weit beſſer zu vergnügen.

Der andere Auftritt.

Diana, Licoris, Iſmene.

Diana.

Iſmene, ſage frey heraus,
Endimion verlangt dich wieder:
Mich dünckt er ſah beſtürzt ja blaß und krafftlos aus,
Ein ſchwerer Schmertz ſchlug ſeine Anmuth nieder.
Drum ſage mir nur frey heraus,
Wilſt du dich wohl aus meiner Schaar begeben,
Und wieder, wie vorhin, in deiner Freyheit leben?

Iſmene.

O Himmel! weiß ich doch kaum wo ich itzo bin,
Der Unempfindliche! Was? der verſtockte Sinn?
Nein Göttin, nein! daran iſt nicht zu dencken.

Diana.

Fürwar, er iſt an Schmertz, ſo wie an Tugend reich,
Und fleht, ich ſoll ihm doch Iſmenen wieder ſchencken,
Drum ſagt mir, ich gebiet es euch,
Wollt ihr nicht mehr bey meinen Nymphen leben?

Iſmene.

Ihr wißt ja, daß ich mich bereits an Euch ergeben,
Und ſoviel iſt gewiß, daß dieſe meine Treu
Gantz feſt und unverbrüchlich ſey.
Will mich die Liebe ja durch ihr Geſetz regieren;
So ſoll ſie mich doch nicht ohn euren Willen führen.

Diana.

Man mercket euren Wunſch und eure Neigung ſchon,
Obwohl ihr euch nicht deutlich wollt erklären.
Was meine Herrſchafft kan, das ſoll mir niemand wehren,
Izt geh ich zu Endimion,
Entfernet euch, und wartet mit Verlangen,
Den lieblichſten Befehl in kurtzem zu empfangen.

Der dritte Auftritt.

Diana, Licoris.

Licoris.

So faßt ihr denn den Schluß Iſmenen zu vergnügen?
Gantz wohl, Diana wird auf ewig wieder frey,
Die Liebe ſchien bereits ihr ſtarckes Hertz zu zwingen,
Ich ſah ſchon Ruhmbegier und zarte Sehnſucht ringen,
Anitzo iſt der Kampf vorbey:
Die Ehre darf nicht unterliegen,
Diana triumphirt und Amor kan nicht ſiegen.

Diana.

Ach höre doch nur auf den Sieg mir vorzumahlen,
Er koſtet mir zu viel; ich kan damit nicht prahlen.

Licoris.

Wie ſchwach iſt man doch in der Liebe?
Wie ſchwer bezwingt man ihre Triebe,

Wodurch ſie uns zu Sclaven macht?
Wie ſelten iſt ein Held zu finden,
Der ihre Macht kan überwinden?
Gewinnt er gleich einmal die Schlacht,
Und will ſich den Triumpf bereiten,
So muß er doch von neuem ſtreiten.

Diana.

Ich weiß, Endimion beleidiget mich nicht,
Jedoch wenn er von Liebe ſpricht;
So zürnt mein Hertz auch wieder meinen Willen.
Ich fordre nicht, daß er mich lieben ſoll:
Doch geht er anderwerts ein Liebesbündnis ein,
So kan ich meinen Schmertz nicht ſtillen.
Ich ſtrafe ſelbſt an mir dergleichen Eigenſinn,
Und ſchäme mich, daß ich ſo thöricht bin,
Mir ſolcher eiteln Triebe wegen,
Selbſt tauſendfache Quaal als Strafen aufzulegen.

Licoris.

Das iſt ein ſchrecklicher Verdruß,
Wenn man die Sehnſucht und die Liebe,
Der Nebenbuhlerin noch ſelbſt befördern muß.
Wie kämpfen doch alsdann die Triebe!
Fürwahr, das iſt vor ein verliebtes Hertz
Ein unerhörter Schmertz:
Doch Göttin, da der Ruhm den Vorzug ſchon erlanget,
Und gleichſam im Triumphe pranget,

So denckt einmal was der vor Luſt genießt,
Der edel von Gemüth und voller Großmuth iſt.

Diana.

Endimion wird bald in dieſen Luſtwald kommen,
Nun wird mein Vorſatz ausgeführt,
Ich geh! doch was? Mein Hertz wird wieder eingenommen,
Die Liebesglut wird wiederum verſpürt.
Ach! ſoll ich ſie von neuem unterdrücken?
In was Verwirrungen verfällt Diana noch!
Und ach, wie furchtſam bin ich doch
Der Kampf wird mir zuletzt, Vernunfft und Witz erſticken.
Du grimmiger Liebes-Gott, biſt du vergnügt?
Ich habe dir allein im Himmel Hohn geſprochen,
Nun hat mich deine Macht doch mit der Zeit beſiegt,
Du haſt mir allbereit mein ſprödes Hertz gebrochen.
Der kleine Wiederſtand, der mir noch übrig bleibt,
Wird auch vielleicht im Augenblick verſchwinden:
Kanſt du nicht Ruhm genug in dieſem Siege finden,
Wenn man Dianen ſelbſt zu deinen Sclaven ſchreibt?
Als welche ſchon bezwungen vor dir liegt,
Sprich, grauſamer Liebesgott, biſt du vergnügt?

Licoris.

Ich ſeh, Endimion kommt allbereit herbey,
Drum Göttin! macht euch nur von dieſer Unruh frey.
Entdecket ihm was euch betrübt,

Was euch Gelegenheit zu ſoviel Seufzern giebt.
So ſchwer euch dis Geſtändnis fällt;
So klüglich handelt ihr, wenn ihr euch nicht verſtellt.

Sie geht ab.

Der vierte Auftritt.

Diana und Endimion.

Diana.

Kommt her, Endimion, das Glück iſt euch geneigt,
Ihr ſollt nach Hertzens-Wunſch Iſmenen wieder haben,
Die ſchöne Schäferin ſoll eure Sehnſucht laben.

Endimion.

O wie grauſam hat das Schickſal itzo ſich vor mich bezeigt!

Diana.

Was ſprecht ihr? und wie kommts, daß ihr euch ſo beklagt?

Endimion.

Ach das Schickſal iſt mir ja ſelbſt in ſeiner Huld zuwider,
Warum habt ihr mir, o Göttin! dieſe Bitte nicht verſagt?
Eure Gnade ſchlägt mein Hertz als ein Donnerſchlag darnieder.

Diana.

Was unterſteht ihr euch, mehr Klagen auszuſchütten?
Seht, ich erhöre euer Bitten,

Und ihr verſchmähet meine Huld?
Fürwar ihr reitzet mich dadurch zur Ungedult,
Wo bleibt itzund der neue Trieb zum Lieben,
Der, da Iſmene von euch flieht,
In eurem zarten Hertzen glüht,
Und euch zum andernmal zu ihr zurück getrieben?

Endimion.

Ach Göttin! iſt es euch denn gäntzlich unbekannt,
Daß ihre Liebe mich bisher noch nie entbrandt?
Wie? konntet ihr denn nicht aus dem verwirrten Weſen,
Aus der verborgnen Quaal, die ihr an mir geſpürt,
Gantz Sonnenklar und deutlich leſen,
Daß ein gantz andrer Trieb, als dieſer mich gerührt?
Ein Trieb, den ich mich zwar bemühe zu bekämpfen,
Wiewohl ich ihn bisher noch nicht vermocht zu dämpfen!

Diana.

Ich ſehe wohl, ihr wollt der Sclaverey entgehen,
Drum faßt nur einen rechten Muth,
Denn wer mit Ernſt das Seine thut,
Dem kan der Sieges-Krantz ſo leichtlich nicht entſtehen.
Allein, die Neigungen ſo ſich im Hertzen finden,
Sind nicht ſo leicht zu überwinden:
Die Ketten dieſer Sclaverey,
Schlägt man in Wahrheit nicht auf einen Schlag entzwey.

Endimion.

Nein, Nein, ich bleibe wohl bey meiner Liebes-Pein,
Was iſt der Göttin doch ſo viel daran gelegen,
Wenn gleich Endimion um ſeiner Schmertzen wegen,
Noch endlich muß des Todes ſeyn?

Diana.

Ich ſuche iedes Hertz, das Amors Macht beſchlüßt,
So viel mir immer möglich iſt,
In Ruh und Sicherheit zu ſetzen.
Wer unempfindlich bleibt, den kan nichts mehr ergetzen,
Als wenn er allenthalben ſieht,
Daß man die Freyheit liebt, und alle Knechtſchafft flieht.

Endimion.

Feindin aller Liebes-Stricke!
Warum fordert ihr von mir, daß ich meine Glut erſticke?
Göttin! ich geſteh es ſelber, daß ich nur ein Schäfer bin.
Blickt nun gleich mein ſterblich Auge gar nach einer Gottheit hin;
O ſo iſt vor mich doch noch keine Strafe zu beſorgen,
Da ich aus Beſcheidenheit meine Sehnſucht noch verborgen!
Zwar mein gantz geheimes Laſter martert mich faſt gar zu ſcharf?
Doch ich dämpfe meine Seufzer, die ich nicht entdecken darf.

Göttin! drum erlaubt mir nur ferner meine Quaal zu tragen,
Künfftig will ich mich an euch ſonſt mit keiner Bitte wagen.

Diana.

Was ſagt ihr? Schäfer! . . . .

Sie ſieht ihn zornig an und geht ab.

Endimion.

O Himmel, was hab ich geſagt!
Hat ſich mein Mund zuviel gewagt?
Hat meine Liebe wo die Ehrfurcht gar vergeſſen?
War ich denn irgend zu vermeſſen?
Ja, der Göttin grimmig Auge wieſt mir ſchon mein Schickſal an,
Ach ich mercke mein Verbrechen, welches mich verderben kan!
Meine Neigung iſt entdeckt. Himmel, ſchaue meine Pein!
Ach ja, Endimion, du muſt des Todes ſeyn.

Der fünfte Auftritt.

Diana, Endimion, die Stunden.

Eine der Stunden zur Diana.

Der Sonnen Licht verſinckt ſchon in der See,
Der Tag iſt hin, der Schatten deckt die Erden,
Itzt trifft die Ordnung Euch, drum fahret in die Höh,

Und laſt durch euren Glantz die Welt getröſtet werden

Diana.

Gantz wohl! ihr Winde hört, ihr ſollt Dianens Wagen,
So lautet mein Befehl, auf dieſe Stelle tragen.

Ein Tantz der Stunden, indem der Wagen herab kommt und Diana ſich darauf ſetzet.

Das Chor der Stunden.

So ſtrahlet denn nunmehr das weiſſe Silberlicht,
Die trübe Dunckelheit der Nächte zu zerſtreuen.
Wenn Phöbus Abſchied nimmt, ſo iſt es eure Pflicht,
Die Welt durch euren Glantz und Schimmer zu erfreuen.

Diana fährt davon und die Stunden gehn ab.

Der ſechſte Auftritt.

Endimion.

Sie fähret fort, und läßt mich hier allein,
Und zeigt mir nicht einmahl des ſtrengen Eifers Flammen.
Sie iſt vergnügt, mich zur Gewiſſens-Pein,
Und zur Verzweiflung zu verdammen.

Verwünſchtes Unglück, verfluchte Raſerey!
Ihr habt den Mund zum Reden angetrieben.

Nunmehr iſt alles aus, die Zunge ſprach zu frey,
So unbedachtſam iſt das Lieben!
Die allerſchönſte Glut, ſo uns entzünden kan,
Die ſchreibt mir das Verſehn als wie ein Laſter an.

Hinführo will ich mich verſtecken,
Dianens helles Licht ſoll mich nicht mehr entdecken
Der Göttin ſchöner Zauberblick,
War anfangs allezeit mein allerhöchſtes Glück,
Allein wenn ich ſie ſah, vermehrten ſich die Schmertzen
Ohn Unterlaß in meinem Hertzen.
Anitzo leider! iſts geſchehn,
Daß ich ſie auch erzürnt geſehn!

Mein Leben wird ſich nun mit Thränen enden müſſen.
Ihr Wüſten, die ihr mir forthin ein Labſal ſeyd,
Thut eure Hölen auf, macht Klufft und Abgrund weit,
Mich Unglückſeligen auf ewig einzuſchlüſſen.

Die fünfte Handlung,

Die Schaubühne ſtellet eine Höle des Berges Latmos vor, wohin ſich Endimion begeben.

Der erſte Auftritt.

Endimion ſchlafend, etliche Amouretten.

Chor der Amouretten.

O Morpheus, GOtt des Schlafs, ſteht dieſem Schäfer bey,
Und macht, daß ſeine Ruh gantz ſanfft und lieblich ſey.
Er fühlt gewiß in ſeinem Hertzen,
Die ſtrenge Wuth der Liebes-Schmertzen;
Drum, GOtt des Schlafs, drückt ihm die Augen zu,
Ein Liebender bedarf zuweilen ſeiner Ruh,
Inſonderheit wenn ſich ſein Schickſal ungeneigt,
Sein ſchöner Gegenſtand gantz unempfindlich zeigt.

Zwey Amouretten.

Was bricht da vor ein heller Schein,
In dieſer Dunckelheit mit vollem Schimmer ein?
Das wird warlich eine Göttin, die verliebt und ſchön iſt ſeyn.
Die um ihrer Sehnſucht willen,
Sich in dieſe Höle macht, ihre Liebes-Glut zu ſtillen.

Zwey andre Amouretten.

Es iſt Diana ſelbſt, ſie kommet den zu küſſen,
Den ſie weit mehr als alle Götter ehrt,
Wir werden uns verbergen müſſen,
Daß ſie uns weder ſieht noch hört.
Sie muß es gantz und gar nicht wiſſen,
Daß hier die Liebe herrſcht, denn ſonſt wird ſie geſtört.
Sie treten ab.

Der

Der andre Auftritt.

Endimion ſchlafend und Diana.

Diana.

Wie iſt mir denn, ich kenne mich nicht mehr!
Die Liebe quälet mich ſo ſehr,
Daß ich am Himmel muß verſchwinden,
Um mich in dieſer Kluffte des Berges einzufinden.
Ich frage nicht darnach, wenn gleich die Welt er-
ſchrickt,
Indem ſie meinen Glantz am Himmel nicht erblickt.
Endimion, mein Licht, den dieſe wüſte Höle,
In ihren dunckeln Raum verſteckt,
Hat durch den Schmertz und Jammer ſeiner Seele
Mir Ungemach und Pein genug erweckt.
Du edle Sprödigkeit, die ſonſt mein Vorzug war,
Ich haſſe dich itzt gantz und gar,
Dein kaltes Weſen iſt aus meiner Bruſt vertrieben,
Ich weiß itzund von nichts, als bloß allein vom
Lieben.
Hier kan ich den gantz ungeſcheut erblicken,
Der mich gewuſt ſo hefftig zu entzücken. (druß,
Der Schlummer hemmet ihm in etwas den Ver-
Den ſeine Zärtlichkeit empfinden muß. (nicht,
Wiewohl, die Zeit vergeht, und dieſer weiß noch
Was ſeinentwegen hier von mir geſchicht. (plagen?
Doch was? ſoll ich mich ſtets mit ſtillen Seufzern
Nein, ich entdecke mich, ich will es ihm nur ſagen,
Sein tugendhaffter Geiſt, ſein ehrerbietig Hertz,
Sein Jammer und mein eigner Schmertz,

Das alles ſoll vor mein Erkühnen,
Zum Vorwand und zur Ausflucht dienen.
Alles reitzt mich ihn zu lieben,
Amor zeigt wie ſchön er ſey,
Mein Verſtand thut viel dabey. (Amors Trieben.
Und erhitzet mich noch mehr als die Krafft von
O wenn er doch erwachen wollte!
Vielleicht beſtürmet noch der Kummer ſeine Ruh.
O wenn mein Schäfer wiſſen ſollte!
Doch, Göttin! wie? Ich weiß nicht was ich thu?
Diana! faſſe dich, dein Ruhm hält dich zurücke.
Doch nein! was feſſeln mich vor angenehme Stricke?
Fleuch, Göttin! doch wohin? von hinnen? ach wer
Ja fleuch, denn die Gefahr geht an! (kan?
Mich dünckt, er iſt bereits erwacht,
O Himmel, was hab ich gemacht!

Der dritte Auftritt.

Endimion und Diana.

Endimion, indem er ſich ermuntert.

Was ſeh ich? Himmel hilff, o Göttin, kommet ihr,
Und kühlt ihr euren Muth an mir?
Hat meine Sehnſucht euch verletzet:
So war mein Ende mir davor ſchon feſt geſetzet.
Ich ſelber gieng hieher, mir meiner Kühnheit wegen,
Die größten Martern aufzulegen,
Doch wenn Endimion von euren Händen fällt,
So ſcheidet er vergnügt und glücklich von der Welt.

Diana.

Wie Schäfer? träumet ihr?

Erblickt ihr itzo denn den mindſten Zorn an mir?

Endimion.

Erfüllt nur euren Grimm der euch hieher geriſſen.

Diana.

So hab ich darum denn vom Him̃el fahren müſſen?
Nein! hätt ich euch beſtrafen wollen,
So hätt euch wohl mein Zorn von oben treffen ſollen.

Endimion.

Durch dieſe Dunckelheit vermehrt ihr meine Pein,
Ach Göttin, laßt mich nur ſogleich des Todes ſeyn.

Diana.

Ich muß mich endlich doch nur deutlicher erklären,
Weil ich mich länger nicht vor euch verbergen kan:
So hört denn euer Schickſal an.
Mein ſtoltzes Hertz will euch die Treue ſchweren,
Ihr habt, Endimion, Dianens Bruſt bezwungen:
Allein, da eure Demuth ſchweigt,
Und ihre Neigung nicht bezeigt,
So wird mir endlich dies Bekänntnis abgedrungen.

Endimion.

Was hör ich? Iſt es wahr? Wie ſoll ich das verſtehn?
Ach nein, es iſt ein Traum! der Irrthum wird vergehn.

Diana.

Kan meine Liebe ſich nicht euch einmal entdecken,
Euch, die ihr doch gewuſt dieſelbe zu erwecken?

Endimion.

O Göttin! iſts denn ſo? o Glück! o ſchöne Glut!

Mein Hertz . . . ihr höret wohl das Stammlen meiner Worte.
Ich bin der Huld nicht wehrt, die mir ſo ſanffte thut,
Dafern ich nicht an eben dieſem Orte,
Vor Freuden, die ich in mir ſpüre,
Mein Leben gar verliere.
O Göttin, zürnet nicht bey eines Schäfers Flehen,
Mein Hertz iſt wenigſtens im Lieben nicht getrennt.
Durch eure Reitzungen iſt dieſer Sieg geſchehen.
Dabey mein zartes Hertz in eurer Liebe brennt.
Ich ſeh anitzo nicht, daß ihr Diana ſeyd.

Diana.

Vor euren Tugenden weicht meine Sprödigkeit,
Ich weiß euch auch nicht mehr als Schäfer anzuſehen.

Endimion.

Durch eure Reitzungen iſt dieſer Sieg geſchehen.

Diana.

Vor euren Tugenden weicht meine Sprödigkeit.

Endimion.

Ich ſeh anitzo nicht, daß ihr Diana ſeyd.

Diana.

Ich weiß euch auch nicht mehr als Schäfer anzuſehen.

Endimion.

Ohn euch empfand ich nichts vom Lieben,
Ohn euch wär ich gewiß auf ewig frey geblieben.

Diana.

Ihr Himmliſchen, aus deren Orden,
Die, vormals zu Geſtirnen worden,

Verlaßt itzund den Himmel, euren Sitz,
Und hüllet eurer Strahlen Blitz,
Im Flore dunckler Wolcken ein.
Denn ich will, ihr ſollt auf Erden meiner Liebe Zeugen ſeyn.

Der vierte Auftritt.

Diana, Endimion, Caſtor und Pollux, Perſeus, Andromeda, Orion, Erigone und andre, die vormals in Sterne verwandelt worden.

Diana.

Ihr, die ihr meine Hofſtatt ſeyd,
Und ſchon vor langer Zeit,
In eurer höchſtverſchwiegnen Bruſt,
Die Heimlichkeit des Liebesgotts gewuſt:
Hört ein Geheimnis an, doch müſt ihr ewig ſchweigen,
Diana muß ſich auch vor Amors Scepter neigen.

Chor der Verwandelten,

O Wunder! Himmel! wie? Diana ändert ſich?
Die ſpröde Göttin liebt, und fühlet Amors Stärcke?

Diana.

Ja, ja, Endimion thut ſolche Wunderwercke,
Denn ſeiner Schönheit Macht beſiegt und zwinget mich;
Doch dieß Geheimnüs müßt ihr keinem offenbahren,
Behaltet es in Ewigkeit bey euch
Und laſſet nicht die Welt, auch nicht der Götter Reich,
Dianens Liebesbrunſt erfahren.

Chor der Verwandelten.

O Wunder! Himmel wie? Diana ändert ſich?
Die ſpröde Göttin liebt? Und fühlet Amors Stärcke?

Diana.

Stell ich mich künfftighin in dieſer Gegend ein;
So wird mir nichts ſo ſehr als Schatten nöthig ſeyn.
Ihr gantz allein, ihr gantz allein ſollt ſehen,
Wie meinen Neigungen ein Gnügen wird geſchehen.
So ferne ſich Cytherens Reich erſtreckt,
Hat niemand euch was Heimlichers entdeckt,
Was die Verſchwiegenheit ſo ſehr verhelen müſſen,
Drum ſchweigt und laßt die Welt von meiner Brunſt nichts wiſſen.

Der Chor der Verwandelten.

Mein Göttin, niemand ſoll die Heimlichkeit erfahren,
Wir wollen ſie nicht GOtt, nicht Menſchen offenbahren.
Diana liebt nur bey der Nacht,
Nicht wenn Apollens Glantz den Himmel licht gemacht,
Mein Göttin, niemand ſoll die Heimlichkeit erfahren,
Wir wollen ſie nicht GOtt, nicht Menſchen offenbahren.

Täntze derer die in Sterne verwandelt worden.

E N D E.

Bernhards von Fontenelle

Geſpräche der Todten

Und

Plutons Urtheil

über dieſelben;

zum erſtenmahl ins Teutſche überſetzt,

und mit einer Vorrede, von Geſprächen

überhaupt, verſehen

von

Joh. Chriſt. Gottſched.

Leipzig, 1727.

bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.

Dem
Hochwohlgebohrnen Herrn,
HERRN
**Gottlob Hieronymo
von Leipziger,**
auf Heyda und Knatewitz,
Ihr. Kön. Maj. in Pohlen und
Churfürſtl. Durchl. zu Sachſen wircklich
geheimten Rathe, und des Ober-Appellation-Gerichts,
Kirchen-Rathes
und Ober-Conſiſtorii hochanſehnlichen
Preſidenten,

Meinem gnädigen Herrn.

Hochwohlgebohrner Herr,

Gnädiger Herr,

UNter der groſſen Anzahl von Büchern, die ein vieles verlieren würden, wenn man ihnen den hohen Nahmen Eurer Excell. dem ſie von ihren Verfaſſern gewidmet worden, entziehen möchte; wünſchen ſich auch dieſe Geſpräche eines berühmten Franzoſen das Glück, von einem ſo groſſen Staats-Mañe einigen Glantz zu entlehnen. Hatte gleich das Original davon in Franckreich nicht nöthig, den Schutz eines Gönners der Muſen zu ſuchen, weil ſein innerlicher Werth es ohnedem überall beliebt machte: So ſcheinet doch dieſe Uberſetzung deſſelben, die itzo in Deutſchland ans Licht tritt, einer ſolchen Hülfe benöthiget zu ſeyn. Und da die groſſen Verdienſte und ſeltenen

Eigenſchafften Eurer Excellentz auch den beſten Büchern, durch die Vorſetzung dero Nahmens, neue Vortheile zuwege zu bringen pflegen: So zweifelte ich um ſo vielweniger, dieſem an ſich ſelbſt ſchon trefflichen Buche auf ſolche Weiſe zu ſtatten zu kommen.

Wer den beſondern Eifer erweget, womit Eure Excellentz unſerm Allergnädigſten Landes-Herrn die wichtigſten Dienſte leiſten; indem Sie theils, der in hieſigen Landen befindlichen, Evangeliſchen Kirchen, Ruhe und

Wohlfahrt beſorgen, theils auch der Churſächſiſchen Academien Flor und Wachsthum befördern, und ſich alſo den Staat, die Religion und Gelehrſamkeit zugleich täglich von neuem verbinden: Der ſollte ſichs kaum einbilden, daß Dieſelben bey ſo vielfältigen Angelegenheiten noch eine Stunde übrig hätten, auch an die freyen Künſte zu gedencken, und bisweilen die Schrifften der Redner und Poeten zu durchblättern. Aber alle, die Eure Excellentz näher zu kennen die Ehre haben, müſſen Dero Einſicht, wie in andern Theilen der Gelehrſamkeit, alſo auch hierinn bewundern, und ein Zeugniß ablegen, daß es Denenſelben ſo wenig an einem zarten Geſchmacke von Sachen, die auf den Geiſt und Witz ankommen; als an der gnädigen Neigung fehle, die Verfaſſer derſelben auf alle Weiſe zu ſchützen und zu befördern.

Herr Fontenelle gehört, nach dem Urtheile der gelehrten Welt, unter diejenigen Scribenten, die zur Ehre der Franzöſiſchen Nation ein vieles beygetragen. Seine ſinnreiche Feder hat nicht nur Ausländer überführet, daß er wohl zu dencken, und ſeine Gedancken auf eine edle Art auszudrücken gewuſt: Sondern ſeine Schrifften werden auch bey der ſpäten Nachwelt noch zeigen, daß eine lautere Vernunfft und ein lebhaffter Geiſt zu ſeinen Zeiten nichts ſeltſames geweſen. Eurer Excellentz iſt es nicht unbekannt, daß die Kunſt Geſpräche zu ſchreiben zur Beredſamkeit gehöret; und daß Herr Fontenelle in dieſem Buche ſich als einen Meiſter darinnen erwieſen habe. Alle Regeln der Dicht- und Rede-Kunſt ſind nach Veranlaſſung trefflicher Exempel abgefaſſet worden: Und da ich ein ſo vollkommenes Muſter guter Geſpräche vor Augen hatte, als folgende; ſo konnte mirs nicht ſchwer fallen, von dieſem Theile der Wohlredenheit einige Grundſätze zu entwerfen. Es iſt auch kein Zweifel, daß die daher entſtandene etwas weitläuftige Vorrede nicht den Beyfall aller Kunſtverſtändigen erlangen ſollte, im Falle ſie nur das Glück hätte, von Euer Excellentz, als einem ſo ſcharfſinnigen Kenner, gut geheiſſen zu werden.

Eben dadurch, und durch die Fortſetzung von Dero unſchätzbarem Gnade gegen meine Wenigkeit, werde ich aufgemuntert werden, ferner mit Fleiß den freyen Künſten obzuliegen, und mich wie bisher, der ſtudirenden Jugend mit allem Eifer zu widmen. Unter dem Schutze Eurer Excellenz darf ich an einem erwünſchten Fortgange meiner Bemühungen nicht zweifeln; und dergeſtalt wächſt mir die Hoffnung, daß ich

der=

dereinſt, durch wichtigere Proben meines Fleißes, werde darthun können, mit wie vieler Devotion ich bin und Lebenslang ſeyn werde

Hochwohlgebohrner Herr,
Gnädiger Herr,
Eurer Excellentz

Leipzig, 1727.
den 10. May.

unterthänigſt gehorſamſter Diener.

M. Joh. Chr. Gottſched,
Coll. B. V. Colleg.

Diſcurs

Diſcurs des Uberſetzers
an ſtatt einer Vorrede,
darinnen von
Geſprächen überhaupt
gehandelt wird.

Die Kunſt Geſpräche zu ſchreiben, iſt zum wenigſten ſo alt, als das Buch Hiobs. Bloß die zwey erſten, und der gröſte Theil des leztern Capitels, ſind Hiſtoriſch abgefaſſet: Alles übrige ſtellet die Unterredungen Hiobs mit ſeinen Freunden und mit GOtt ſelber vor. Es mag nun entweder Moſes oder ſonſt iemand der Verfaſſer dieſes Lehrreichen Buches ſeyn: So iſt es doch gewiß, daß ſelbiges alle Heydniſchen Schrifften, davon wir etwas wiſſen, an Alterthum übertreffe. Daran iſt mir nichts gelegen, ob die darinnen aufgeführten Perſonen alles dasjenige, was wir von ihnen leſen, mit eben ſoviel Worten und Sylben geſprochen; oder ob nicht vielmehr der heilige Scribent in Beſchreibung ihrer Unterredungen, ſich einer größern Freyheit bedienet habe? Die Gottesgelehrten werden dieſen Streit ſchon entſcheiden: Mir iſt genug, daß dieſes Buch unter die Zahl der Geſpräche gehöret.

Unter den Griechiſchen Scribenten iſt

Homerus einer der alleraͤlteſten: wiewohl man die Zeit nicht beſtimmen kan, wenn er gelebet hat. Die beyden Helden-Gedichte ſo wir von ihm haben, Ilias und Odyſſea, ſind zwar was Poetiſches, und ſcheinen mir alſo vor diesmal nichts anzugehen: Allein ſie ſind voller Unterredungen. Die Art des Helden-Gedichtes erfordert es, daß der Poet nicht allezeit ſelbſt und in ſeinem eigenen Nahmen rede; wie die Geſchicht-Schreiber thun: ſondern daß er die Helden und andre Perſonen mehr, ſelbſt redend einfuͤhre. Dieſer Kunſtgriff macht ihren Vortrag ſehr lebhafft. Der Leſer bildet ſich ein, er ſey ſelbſt den Redenden zugegen und ſieht ſie gleichſam vor Augen ſtehen. Das Feuer eines muntern Gemuͤthes belebet alle ſeine Ausdruͤckungen, und entzuͤndet dadurch alle, die ſeine Worte hoͤren oder leſen, mit eben den Gemuͤths-Bewegungen, darinnen es ſelbſt ſtehet: Dahingegen der Poet durch eine kalte Erzehlung ihrer Reden, denſelben alle Krafft und allen Nachdruck entziehen wuͤrde.

Eine von den beſten Unterredungen in der Ilias iſt diejenige, wo Agamemnons Abgeſandten den hefftigen Zorn des Achilles zu beſaͤnfftigen ſuchen. Hierinnen hat Homerus eine Probe ſeiner großen Faͤhigkeit abgeleget. Ulyſſes, der beredteſte unter allen Griechiſchen

Helden, macht den Anfang. Alle ſeine Redensarten ſind wohl ausgeſucht: alle ſeine Gründe ſind bündig, und der gantze Vortrag ſo angenehm, daß man ihn mit Luſt anhöret. Achilles antwortet ihm mit einer großmüthigen Freyheit, und man wird ſelbſt dadurch zu einer edlen Hoheit der Seelen angeflammet. Hierauf fährt Phenix der alte Hofmeiſter des Achilles fort. Dieſer beſtraft ſeinen eigenſinnigen Helden, auf eine ſo rührende und nachdrückliche Art, daß einem das Hertz gantz rege wird. Endlich ſchließt Ajax, den der Stoltz des unerbittlichen Achilles in Harniſch bringet. Er bricht die gantze Unterredung mit einem rechtmäßigen Verdruſſe ab und läßt die Empfindung deſſelben, in dem Gemüthe des erhitzten Leſers zurücke.

Es iſt wahr, daß Homerus nicht in allen ſeinen Geſprächen ſo glücklich geweſen iſt. Er ſcheint ſich derſelben gemißbrauchet zu haben, wenn er die Helden mitten in der Hitze eines blutigen Treffens einander begegnen läſt: da ſie ſich denn einander nicht nur ihr Herkommen und ihre merckwürdige Thaten; ſondern auch die Geſchichte ihrer Vorfahren und die Geſchlecht-Regiſter ihrer Pferde erzehlen, ja die gröbſten Schelt- und Schimpf-Worte wechſeln müſſen. Es iſt leicht zu begreifen, daß dieſes wieder die

Wahrſcheinlichkeit und Natur der Menſchen laufe. Gantz handgreiflich aber iſt es, daß Homerus ſeine Geſpräche gar zu ſehr verſchwendet habe; wenn er ſeine Helden die bereits getödteten Feinde noch anreden, und endlich ſogar mit ihren Pferden ſprechen läſt: Gerade, als ob ihnen dieſelben Red und Antwort geben könnten. Doch von dem allen mag man diejenigen zu Rathe ziehen, die entweder dieſen Poeten deswegen getadelt, oder vertheidiget haben.

Eſopus hat in ſeinen ſinnreichen Fabeln eine neue Art der Geſpräche erdacht. Die unvernünftigen Thiere müſſen mit einander ſprechen, und dadurch dem Menſchen diejenigen Lehren geben, die ſie ſonſt nicht gar zu gern hören. Ein ieder ſieht wohl, daß dieſes erdichtete Unterredungen ſind; welche aber eben deswegen keinen in Irrthum ſtürtzen werden: weil ſie ſo gar was unglaubliches zum Grunde ſetzen. Indeſſen ergetzen ſie doch den Verſtand weit mehr, als wenn ſie von Menſchen gehalten wären. An die beſten Lehren kehret man ſich darum nicht ſonderlich, weil die Lehrer unſers gleichen ſind: Die Thiere hergegen nimmt man deſto williger zu Lehrmeiſtern in der Sitten-Lehre an; je mehr man verſichert iſt, daß ſie uns im Abſehen auf den Verſtand den Vorzug laſſen werden.

Ich kan nicht umhin, die nachdrücklichen Worte hieher zu ſetzen, deren ſich der theure Lutherus in der Vorrede bedienet hat, die er vor hundert von ihm ſelbſt deutſch überſetzte Eſopiſche Fabeln geſetzet hat. Nicht allein aber die Kinder, ſchreibt er, ſondern auch die großen Fürſten und Herren, kan man nicht beſſer betrügen, zur Wahrheit und zu ihrem Nutz: denn daß man ihnen laſſe die Narren die Wahrheit ſagen. Dieſelbigen können ſie leiden und hören: ſonſt wollen oder können ſie von keinem Weiſen die Wahrheit leiden; ja alle Welt haſſet die Wahrheit, wenn ſie einen trifft. Darum haben ſolche weiſe hohe Leute die Fabeln erdichtet, und laſſen ein Thier mit dem andern reden, als ſollten ſie ſagen: Wohlan, es will niemand die Wahrheit hören noch leiden, und man kan doch der Wahrheit nicht entbehren; ſo wollen wir ſie ſchmücken, und unter einer luſtigen Lügen-Farbe und lieblichen Fabeln kleiden: Und weil man ſie nicht will hören durch Menſchen-Mund, daß man ſie doch höre durch Beſtien-Mund. So geſchichts denn, wenn man die Fabeln lieſet, daß ein Thier dem andern, ein Wolf dem andern die Wahrheit ſagt, ja zuweilen der gemahlte Wolf, oder Bär, oder Lewe im Buche, dem rechten zweyfüßigen Wolfe und Leuen einen Text heimlich lieſet, den ihm ſonſt kein Prediger, Freund noch Feind leſen durffte. Alſo auch ein gemahlter Fuchs im Buche, ſo man die Fabeln lieſet, ſoll wohl einen Fuchs über Tiſche alſo anſprechen, daß ihm der Schweiß möchte ausbrechen, und ſollte wohl den Eſopum gern wollen erſtechen oder verbrennen. Wie denn der Tichter Eſopi anzeigt, daß auch Eſopus um der Wahrheit willen ertödtet ſey, und ihn nicht geholffen hat, daß er in Fabelnweiſe, als ein Narr ſolche Wahrheit die Thiere hat reden laſſen: denn die Wahrheit iſt das unleidlichſte Ding auf Erden. Soweit Lutherus, wobey ich nur anmercke, daß dieſer groſſe Mann davor gehalten, es ſey niemals eine ſolche Perſon, als Eſopus beſchrieben wird, in der Welt geweſen: ſondern, daß nach der Meynung Quintilians etwa Heſiodus oder ſonſt der allergelehrteſten Griechen einer, dieſe unter den Leuten bekannte Mährlein geſammlet und in ein Buch zuſammen getragen habe.

Als die Griechiſchen Poeten die Schaubühne zur Vollkommenheit brachten, wurde auch die Kunſt Geſpräche zu ſchreiben beſſer ausgeübet. Ein Trauerſpiel ſowohl, als eine Comödie, iſt in gewiſſer Abſicht nichts anders, als ein Zuſammenhang verſchiedener Geſpräche; die aber insgeſammt zu einem einzigen Zwecke abzielen. Ein ieder Auftritt iſt eine Unterredung zweyer oder mehrerer Perſonen: Bloß diejenigen ſind ausgenommen, wo eine einzige Perſon gantz allein heraus tritt etwas zu ſagen; welches aber ſehr ſelten, auch nur in beſondern Fällen geſchiehet. Wer alſo Theatraliſche Poeſien verfertigen wollte, der muſte nothwendig zuerſt ein gutes Geſpräche ſchreiben können. In der That kommt in Luſt- und Trauerſpielen ſehr viel darauf an. Wer nicht eine geſchickte Unterredung zu einer Scene machen kan: wie will der ein gantzes Theatraliſches Stück verfertigen, welches aus lauter ſolchen Scenen zuſammengeſetzt ſeyn muß?

Die Alten ſchrieben alle ihre Tragödien und Comödien in Verßen: und alſo wurden auch die einzelnen Geſpräche daraus ſie beſtunden, Poetiſch abgefaßet. Dieſes ſcheint einer Haupt-Regel der Geſpräche zu wieder zu laufen; welche haben will, daß man in allem der Natur folgen ſolle. Nun aber reden die Leute ſonſt nirgends in Verßen, als auf der Schaubühne. Allein man hat es der Beluſtigung der Ohren leicht einräumen können, in dieſem Stücke ein wenig von der Natur abzugehen: zumahl da die jambiſchen Verße von der gemeinen Art zu reden ſo ſehr nicht abweichen, daß ſie gar zu gekünſtelt klingen ſollten. Bey den heutigen Völckern iſt es ein anders. Die Reime verrathen einen Comödianten gar zu ſehr, daß er nicht von Hertzen, ſondern aus dem Gedächtniſſe redet. Darum wäre es zu rathen, daß man alle Theatraliſche Sachen entweder in ungereimten Verßen; oder gar in ungebundener Schreibart verfertigen möchte.

Niemand hat die Kunſt Geſpräche zu ſchreiben in größerer Vollkommenheit beſeſſen, als Plato. Theophraſtus ſelbſt, der doch dieſen Nahmen von Ariſtotele, einem großen Kenner der Wohlredenheit, und zwar bloß um ſeiner Göttlichen Beredſamkeit willen, bekommen; getrauete ſich nicht in dieſer Schreibart demſelben gleich zu kommen: obgleich er ſonſt Luſt dazu hatte; auch ſeine Sprache vollkommen verſtand. Wenn die Alten geſagt haben, daß die Muſen ſelbſt dieſem Weltweiſen ſeine Sachen in die Feder geflößet; und daß Jupiter ſelbſt ſich der Sprache Platonis bedienen würde, im Fall es ihm gefallen ſollte, Griechiſch zu reden: So können wir leicht daraus ſchlieſſen, wie hoch doch ſie ſeine Geſpräche gehalten haben. Sie hatten in der That recht: denn man kan nichts natürlichers, vernünftigers und anmuthigers leſen als eben dieſelbe. Denjenigen zu gefallen, welche die Schreibart dieſes großen Weltweiſen noch nicht kennen; will ich einen kleinen Vorſchmack davon geben. Ich nehme das erſte was mir im Aufſchlagen vorkommt: denn wo alles ſchön iſt; da darf man nicht lange wehlen. Es iſt der Anfang des Critons. Dieſer treue Freund Socratis beſuchet denſelben im **Gefängniſſe**, und da fragt ihn

Socrates. Warum kommſt du ſo zeitig zu mir, Crito? Mich dünckt es iſt noch ſehr frühe.

Crito. Du haſt recht, es iſt freylich noch frühe.

Socrates. Wie mag es denn wohl um die Zeit ſeyn?

Crito. Es iſt kurtz vor Tage.

Socrates. Ich wundre mich, daß dich der Stockmeiſter eingelaſſen hat.

Crito. Ich habe den Mann ſchon lange gekannt. Er hat mich auch hier ſehr oft geſehen, und iſt mir einiger maßen zu willfahren verpflichtet.

Socrates. Kommſt du denn itzo allererſt, oder biſt du ſchon längſt gekommen?

Crito. Ich bin ſchon eine gute Weile da geweſen.

Socrates. Warum haſt du dich denn ſo ſtille bey mir gehalten? du hätteſt mich aufwecken ſollen, ſobald du herein gekommen wareſt.

Crito. Behüte GOtt! Socrates. Ich ſelbſt ſuche mich aller Sorgen und Bekümmerniſſe zu entſchlagen, die mich kein Auge zuthun laſſen; aber ſeit dem ich hereingetreten bin, bewundre ich dich, daß du einen ſo ruhigen Schlaf gehabt: und ich wollte dich mit Fleiß nicht aufwecken, um dich dieſer guten Augenblicke genießen zu laſſen. In Wahrheit, Socrates, ſo lange ich dich gekannt habe, hat mich deine Gedult und Gelaſſenheit ergetzet: Weit mehr aber ergetzet ſie mich in gegenwärtigen Umſtänden; da du deinen itzigen Zuſtand mit ſo ruhigen und gleichgültigen Augen anſieheſt.

Socrates. Das würde meinem Alter ſehr übel anſtehen, lieber Crito, wenn ich den Tod fürchten möchte.

Crito. Ach, wieviel Leute ſieht man nicht täglich, welche das Alter in dergleichen unglücklichen Fällen, von der Furcht und Zaghaftigkeit nicht befreyet?

Socrates. Es iſt freylich wahr: aber kurtz, warum beſuchſt du mich ſo frühe?

Crito. Um dir eine verdrüßliche Zeitung zu bringen, welche, du magſt es machen wie du wilſt, dennoch mich, u. alle deine Verwandten und Freunde mit Schmertzen überhäufen wird. Mit einem Worte, es iſt die ſchrecklichſte Zeitung die man jemals einem Menſchen bringen kan.

Socrates. Was vor eine Zeitung? Iſt denn etwa das Schiff von Delos eingelaufen, bey deſſen Zurückkunfft ich ſterben ſoll?

Crito. Noch iſt es nicht angekommen; aber es wird ohne Zweifel heute da ſeyn, wie uns diejenigen berichten, die aus Sunium angelanget ſind, denn daſelbſt haben ſie es verlaſſen.

Socrates. Das iſt gut, Crito. Es ſey alſo; weil die Götter es ſo haben wollen: Indeſſen dencke ich, das Schiff werde heute noch nicht kommen.

Crito. Woher muthmaßeſt du das?

Socrates. Ich will dirs ſagen. Ich ſoll ja allererſt den Tag nach der Zurückkunfft des Schiffes ſterben. Iſt es nicht ſo?

Crito. Zum wenigſten ſagen diejenigen ſolches, die das Urtheil ſollen vollziehen laſſen.

Socrates. Daß Schiff kan aber derowegen morgen erſtlich ankommen, wie ichs aus einem gewiſſen Traume ſchlieſſe, den ich dieſe Nacht, ja nur dieſen Augenblick gehabt habe. Es ſcheint ein rechtes Glück zu ſeyn, daß du mich nicht aufgewecket haſt.

Crito. Was iſt denn das vor ein Traum?

Socrates. Mich dauchte, als wenn ſich ein ſehr ſchönes und überaus wohlgeſtalltes Weibsbild in einem ſchneeweißen Kleide zu mir nahete, und mir die Worte zurief,

Du wirſt den dritten Tag dein fruchtbar
Phthia ſehn!

Crito. Das iſt in der That ein ſeltſamer Traum, Socrates.

Socrates. Er bedeutet ſehr viel, Lieber Crito.

Crito. Ja freylich wohl, aber Socrates, folge diesmahl meinem Rathe, und entfliehe von hier. Stirbeſt du, ſo habe ich das Unglück, auf ewig eines Freundes beraubet zu ſeyn, über deſſen Verluſt man mich niemals wird tröſten können. Ja ich habe zu beſorgen, daß nicht viele, die weder dich noch mich recht kennen, dencken möchten: ich hätte dich verlaſſen, da ich dich doch hätte befreyen können; wenn ich nur alle mein mögliches hätte thun wollen. Kan wohl was ſchändlichers gefunden werden, als wenn man ſein Geld mehr liebet, als ſeine Freunde? Denn das Volck wird ſich niemals einbilden können, daß du nicht hätteſt aus dem Gefängniß gehen wollen: als wir dich dazu genöthiget.

Socrates. Aber mein lieber Crito, muß man ſich denn ſo ſehr darum bekümmern, was das Volck dencken wird? Iſt es nicht genug, daß die Vernünftigſten, nach denen wir allein zu fragen haben, wiſſen werden, wie es eigentlich zugegangen ſey? u. ſ. w.

Ich glaube, daß auch eine ſo unvollkommene Überſetzung als dieſe iſt, die Schönheiten dieſes Geſpräches nicht ſo gar verdunckeln könne, daß ſie nicht einem verſtändigen Leſer in die Augen fallen ſollten.

Um eben dieſe Zeiten ſchrieb ein anderer Schüler Socratis die Merckwürdigkeiten ſeines Lehrmeiſters auf; darinnen gleichfals viele herrliche Unterredungen deſſelben anzutreffen ſind. Xenophon iſt es, von welchem ich rede, der ſich nicht weniger unter den Helden mit dem Degen, als unter den Gelehrten durch die Feder hervor gethan. Seine Schreibart in der Hiſtorie iſt die ſchönſte und angenehmſte: in den Geſprächen aber hat er dem Plato zwar in der Anzahl und Größe derſelben; doch nicht in der natürlichen Deutlichkeit und Anmuth einen Vorzug gelaſſen. Herr Charpentier hat ſie ins Franzöſiſche, und Herr Thomas ins Teutſche überſetzet. Weil das Buch leicht zu haben iſt, mag ich kein Exempel daraus anführen.

Nach der Zeit hat ſich Lucianus unterſtanden in dieſer Schreibart ſein Glück zu verſuchen. Er war ein ſinnreicher und gelehrter Kopf; der noch dazu ſeine Sprache völlig in ſeiner Gewalt hatte. Es war ihm auch um ſoviel leichter etwas geſchicktes in dieſer Gattung von Schrifften zu verfertigen; da er an Platone ein ſo vollkommenes Muſter vor Augen hatte. Er ſcheint indeſſen ein flüchtigeres Naturell gehabt zu haben als jener, indem ſeine meiſten Geſpräche ſehr kurtz gerathen ſind. Nur Timon, Toxaris und hernach dasjenige, wo Menippus ſich mit dem Philonides unterredet, können mit Platonis Geſprächen im Abſehen auf die Größe verglichen werden. Vielleicht hat er ſich auch der ungeduldigen Gemüthsart ſeiner Griechen bequemen wollen: welche lieber kurtze als lange Schrifften leſen mochten. Dieſes ſein Unternehmen iſt ihm dergeſtalt gelungen; daß er zu allen Zeiten vor einen Meiſter in dieſer Schreibart gehalten worden. Seine Scharfſinnigkeit, ſein natürliches Weſen, ſeine anmuthige Art zu ſchertzen, und endlich ſeine vernünftige Beobachtung aller Caractere von ſo vielen Perſonen die er reden läſt; das alles ſage ich, kan ihm auch der ſchärfeſte Criticus nicht abſprechen. Ich werde im folgenden eine Probe von ſeinen

nen Geſprächen anführen. Und ſoviel von den Griechen.

Unter den Römern finde ich auſſer den Theatraliſchen Poeten Plauto, Terentio und dem Tragiſchen Seneca, keinen der ſich in Geſprächen ſo ſehr hervorgethan hätte, als Marcus Tullius. Wie dieſer große Staatsmann und Redner in allen Gattungen der Wohlredenheit fürtrefflich geweſen; ſo hat es ihm auch an der Kunſt, ſchöne Unterreduñgen zu ſchreiben nicht gemangelt. War er in ſeinen vortrefflichen Reden der Lateiniſche Demoſthenes; ſo konnte man ihn im Abſehen auf ſeine Geſpräche den Römiſchen Plato nennen. Seine Philoſophiſche Schrifften ſind faſt alle Geſprächsweiſe abgefaſſet, und ſeine Gedancken von dem Redner hat er eben ſo vorgetragen. Er hat die ſchönſten Gedancken mit den anmuthigſten Worten auszudrücken; und allen ſeinen Perſonen ſolche Redensarten in den Mund zu legen gewuſt, die ſich vollkommen vor ſie ſchickten. Es iſt nicht als wenn man ein Lateiniſch Buch läſe; indem man ſeine Schrifft von der Natur der Götter lieſt: man bildet ſich ein, mitten in Athen, mitten unter Peripatetiſchen, Stoiſchen und Epicuriſchen Weltweiſen zu ſeyn, und dieſelben nach den Lehrſätzen ihrer verſchiedenen Secten wircklich reden zu hören. Es herrſchet eine ſo leichte lebhaffte, natürliche und doch wohlanſtändige Art des Vortrages darinnen; daß man ſich Gewalt thun muß, wenn man im Leſen abbrechen will. Seine Deutlichkeit iſt ſinnreich, und ſeine größte Scharfſinnigkeit iſt leicht zu verſtehen. Der künſtlichſte Ausdruck iſt doch natürlich, und ſeine Perſonen reden ſo, wie es vernünfftigen Leuten anſtehet. Kurtz, wenn Ciceronis Schrifften ja zu tadeln ſeyn ſollten; ſo würde man doch an ſeinen Geſprächen, in ſoweit ſie Geſpräche ſind, nichts auszuſetzen finden.

Wir haben noch ein Lateiniſches Geſpräche von den Urſachen der verfallenen Beredſamkeit; davon wir aber den Urheber nicht vor gewiß angeben können. Einige ſchreiben es dem Tacito, andre dem Quintilian zu: welches letztere mir, der Schreibart halber, wahrſcheinlicher vorkommt als das erſte. Dem ſey aber wie ihm wolle, es giebt den Geſprächen Ciceronis nicht viel nach, und zeiget von einem Verfaſſer, der die Kunſt verſtanden hat.

In den Zeiten da die Römiſche Monarchie, Gelehrſamkeit und Sprache in den letzten Zügen lag, fand ſich noch der berühmte Bürgermeiſter in Rom Anicius Manlius Torquatus Severinus Boetius, der ſeine tröſtende Weißheit in Form einer Unterredung abfaſſete. Er erdichtet, als wenn ihm die Weißheit in ſeinem Gefängniſſe erſchienen wäre, um ihn, wegen ſeiner Bekümmerniße über ſoviel ſchwere Unglücksfälle, aufzurichten. Und hier beſchreibt er uns die mit dieſer Weißheit gepflogenen Unterredungen; miſchet aber hier und dar unter die tiefſinnigſten Philoſophiſchen Gedancken vom Guten und Böſen in der Welt, einige Poetiſche Beſchreibungen und Geſänge, um den Leſer durch dieſe angenehme Abwechſelung in der Aufmerckſamkeit zu erhalten. Das Werck verdienet geleſen zu werden: wiewohl man leicht einige Fehler darinnen finden könnte: wenn man willens wäre, alles nach der Schärfe zu unterſuchen.

Als man die freyen Künſte in Italien und den andern Abendländern von Europa wieder herſtellete; fanden ſich unter den damahligen Liebhabern der Lateiniſchen Sprache verſchiedene, die es auch in Geſprächen den alten Römern nachthaten. Ludovicus Vives ein Spanier, Corderus ein Franzoſe, Caſtellio ein Italiener und Eraſmus ein Niederdeutſcher, haben ſich in dieſer Schreibart gleichſam Trotz geboten. Sie ſchrieben alle nicht nur ſchön Latein: ſondern wuſten auch den Character der Geſpräche wohl zu beobachobachten, und ihren Gedancken diejenige natürliche Anmuth zu geben, die in den Unterredungen wohlgearteter Perſonen herrſchet. Ihre meiſte Abſicht gieng auf die Schuljugend. Dieſer zu gefallen verfertigten ſie eigentlich ihre Geſpräche, um dieſelbe dadadurch zu deſto beſſerm Gebrauche der alten Römiſchen Scribenten vorzubereiten. Dieſe Abſicht war ſehr zu billigen. Um der, durch eine langwierige Barbarey verfallenen Gelehrſamkeit in Europa wieder aufzuhelfen: muſte man freylich von der Jugend den Anfang machen: vor dieſelbe ſchien aber keine Art des Vortrages bequemer zu ſeyn, als die durch Geſpräche geſchiehet. Die Lebhafftigkeit ſo darinnen befindlich iſt, vergnüget ihre natürliche Munterkeit: und die beſtändige Abwechſelung zweyer redenden Perſonen, kommt ihrem Eckel zuvor; der ſich gar leicht einſtellet, wenn ſie eine Schrifft leſen ſollen, die etliche Blätter lang, immer in einem fortgehet. Aus dieſen Urſachen werden auch die oberwehnten Geſpräche, nach mehr als zwey hundert Jahren, noch itzo in vielen Schulen mit Nutzen gebrauchet.

Indeſſen nimmt es mich wunder, warum dieſe wackere Männer nicht auch andre wichtigere Materien in Geſprächen vorgetragen. Muß mann denn nur redende Knaben aufführen? Und ſprechen nicht oft gelehrte Leute von den erheblichſten Sachen? Laurentius Valla iſt meines Wiſſens der einzige, der um die damahligen Zeiten, eine wichtige Theologiſche und Philoſophiſche Materie Geſprächsweiſe abgefaſſet hat. Er handelt von dem freyen Willen des Menſchen und andern damit verknüpften Streitfragen, und bemüht ſich, Boetium zu widerlegen, von deſſen tröſtender Weißheit oben gedacht worden. Wer dieſer tiefſinnigen Art von Wahrheiten gern nachdencket, wird Vallä Geſpräch mit Vergnügen leſen, und ihn nicht nur als einen guten Lateiner, ſondern auch als einen gründlichen Philoſophen antreffen. Einen kurtzen Auszug aus ſeinem Buche, kan man am Ende des III. Theils von des Herrn Leibnitzens Theodicee finden.

In neuern Zeiten wüſte ich nicht, wer ſich in dieſer Schreibart ſonderlich hervor gethan hätte. An guten Scribenten hat es zwar ſeit der Reformation in keinem Theile der Gelehrſamkeit gefehlet: aber ſie haben in ihren Büchern eine gantz andre und mehrentheils Syſtematiſche Lehrart beobachtet. Kleinigkeiten, die hier und da Geſprächsweiſe verfertiget worden: werden hier in keine Betrachtung gezogen. Entweder ſie hielten nichts als mageres Zeug in ſich, daran niemand einen Geſchmack fand: oder ſie ſind in

einer

einer ſo verdrüßlichen, unrichtigen und unangenehmen Art des Ausdruckes abgefaſſet geweſen; daß ſie nur mit Wiederwillen geleſen worden: oder es ſind endlich Zanckſchrifften geweſen, die man nicht länger als das Gezäncke währet, anzuſehen; hernach aber dem Moder und den Motten zur Speiſe zu übergeben pflegt. Es fragt ſich alſo woher es komme, daß von den berühmteſten Leuten, die das vorige und itzige Jahrhundert in ſo großer Anzahl hervorgebracht, und deren Schrifften noch in iedermans Hochachtung ſtehen, ſich niemand die Art, in Geſprächen zu ſchreiben, gefallen laſſen?

Der grundgelehrte und ſcharfſinnige Engliſche Graf Schafftsbury hat ſich dieſe Frage an einem Orte ſeiner Schrifften vorgeleget, und nicht gantz unrecht beantwortet. Er ſetzt zum Grunde, daß ein Geſpräch gleichſam eine Abbildung der Gemüther von denen Perſonen ſey, die ſich mit einander unterreden. Nicht nur die Fähigkeit des Verſtandes, ſondern auch die Lebhafftigkeit des Geiſtes und die Neigungen des Hertzens ſelbſt, äußern ſich in einer ungekünſtelten Unterredung. So gar die Landesarten und Gewohnheiten der Völcker, drücken ſich deutlich darinnen ab; ja es iſt nichts, bis auf die geringſten Kleinigkeiten der Zeiten, Oerter, Vorurtheile, Secten, Religionen, Auferziehung und Lebensarten der ſprechenden Perſonen zu erſinnen: welches in einem vertraulichen Umgange derſelben ſich nicht äußern, und in einem Geſpräche abgeſchildert werden ſollte. Wenn man dieſes annimmt, meynt rühmlichſt gedachter Scribent; ſo ſey es leicht zu ſagen, warum Griechen und Römer in Geſprächen geſchrieben. Sie dorften ſich nemlich nicht ſcheuen, uns die Schildereyen von ihren Perſonen nach allen Eigenſchafften zu geben. Sie waren vernünfftige und der Tugend befliſſene Leute. Sie lebten in freyen Republicken, und hatten alſo edle Seelen; dorfften auch aus keiner Sclaviſchen Furcht anders reden als ſie dachten. Vielweniger war ihr Umgang mit der Laſt eines überflüßigen Ceremoniels beſchweret. Wenn ſie alſo mit einander redeten: ſo thaten ſie es auf eine freye, edle und vernünfftigen Leuten anſtändige Manier. Und ſo war es ihnen keine Schande, ſich in ihren Geſprächen nach dem Leben abgeſchildert zu ſehen. Sie thaten es derowegen ſelbſt, und dorfften gar nicht beſorgen, daß ihnen die genaue Entdeckung ihrer wahrhafften Gemüthsbeſchaffenheit und Lebensart bey den Nachkommen ein nachtheiliges Urtheil zuziehen würde.

Gantz anders verhält ſichs, nach des Herrn von Schafftsbury Meynung, mit uns. Wir ſind mit jenen Alten faſt in keinem Stücke mehr zu vergleichen. Waren ſie frey; ſo ſind wir Sclaven. Philoſophirten ſie ohn alle Furcht, nach dem Vermögen ihres natürlichen Lichtes; ſo ſind wir von Jugend auf durch viel tauſend Vorurtheile erfüllet, die uns im Gebrauche der Vernunfft hindern. Am wenigſten ſind wir ihnen im Abſehen auf die ungezwungne Art im Umgange zu vergleichen. Was vor Complimenten, was vor verſtellte Freundſchaffts-Bezeugungen, was vor unnütze Höflichkeiten hat nicht ein vermeynter Wohlſtand bey uns eingeführet? Und wie ſchön würde es klingen, wenn man ein Geſpräche, ſo wie es heute zu Tage zwiſchen einem Paare artiger Weltleute gehalten wird, ſchrifftlich verzeichnen wollte? Ein Bogen Papier würde kaum zulangen, bloß die Anfangs-Ceremonien und häufigen Schmeicheleyen zu faſſen, die man bey Bewillkommungen nach den Regeln der Galanterie einander ſaget: des Abſchiedes nicht zu gedencken. Und wie lächerlich würde hernach dieſe Abbildung unſrer Lebensart ausſehen: wenn man ſie mit unpartheyiſchen Augen anſehen würde? Kurtz, daß die Neuern keine Geſpräche ſchreiben; das kommt, nach Herrn Schafftsbury, daher, weil ſie ſich ſchämen

men, ihre eigene Schande ſchrifftlich auf die Nachwelt fortzupflantzen.

Soviel Hochachtung ich vor dieſen großen Mann habe, und ſo nützlich dieſe kleine Satyre deſſelben über unſre übermäßige Höflichkeit, ſeyn möchte: ſo muß ich doch geſtehen, daß mir dieſe Urſache nicht wichtig und zulänglich genug zu ſeyn ſcheinet. Wer könnte denn unſre Scribenten nöthigen, unſerer heutigen Art umzugehen, auch in ſchrifftlichen Geſprächen ſo genau zu folgen? Und wer wollte es ihnen wehren, die edle Einfalt der Alten in dieſem Stücke beyzubehalten? Können doch unſre Poeten die vornehmſten Leute mit Du anreden; ohngeachtet wir ſonſt mit einer einzeln Perſon nicht anders zu reden pflegen, als wenn wir mit hunderten zu thun hätten: ja wohl gar mit Gegenwärtigen als von Abweſenden ſprechen, indem wir die dritte Perſon der Vorwörter brauchen. Könnte man denn in Geſprächen nicht was gleiches gewaget haben? Zudem herrſchet ja unter guten Freunden, ſonderlich unter gelehrten Männern, keine ſo ausſchweifende Complimentirſucht. Man verfällt in ihren Geſprächen ſogleich auf was wichtiges: und wenn mans ja nicht thäte: Wer verlangt es denn, daß man das erſte und letzte Wort aller ihrer Unterredungen ſo genau aufſchreiben ſolle?

Ich ſchmeichele mir, eine andre Urſache gefunden zu haben, die unſern Zeiten eben ſo rühmlich iſt, als die vorhinerwehnte Urſache des Hrn. von Schafftsbury ihnen ſchimpflich zu ſeyn geſchienen. Ich ſetze zum voraus, daß es einen vollkommenern Verſtand anzeiget, wenn man Wiſſenſchafften und Künſte in Syſtematiſcher Ordnung vortragen kan: als wenn man nur obenhin etwas davon zu ſagen weiß, welches weder Zuſammenhang noch Ordnung unter einander hat. Ein paar weiſe Sprüche, etliche kluge Lehrſätze, und ein halb Dutzend gute Einfälle kan man zur Noth bey einer mittelmäßigen Gelehrſamkeit im Vorrathe haben. Mehr bedarf man aber nicht, um ein Geſpräche zu verfertigen. Man philoſophirt in Unterredungen nicht nach der gröſten Schärfe: man iſt zu frieden, wenn man nur nicht offenbar ungereimtes Zeug ſagt. Was gehört nicht hingegen zu einem Syſtematiſchen Vortrage? Der Scribent muß die Verküpfung unzehlicher Sätze deutlich einſehen. Er muß die Schlüſſe durch regelmäßige Folgerungen aus ihren Gründen herleiten können. Er muß richtige Erklärungen von Wörtern und Sachen geben, und ſolche Beweißthümer daraus zu verfertigen wiſſen; dawieder man nichts erhebliches zu ſagen vermag. Kurtz, ein Syſtematiſcher Vortrag erfordert eine ſehr groſſe

Tiefſinnigkeit, Gründlichkeit und Ordnung der Gedancken.

Nun urtheile man von der Urſache warum die Alten ſo gern; die Neuern aber ſo wenig Geſprächsweiſe geſchrieben. Die Wiſſenſchafften waren damals in ihrer Kindheit, und Jugend. Man fieng allererſt an, hier und da einzelne Wahrheiten zu erblicken. Wuſte man gleich verſchiedene wohlgegründete Sätze zu ſagen: ſo trug man ſie doch ohne Ordnung und Zuſammenhang vor. Der einzige Ariſtoteles hatte einen Syſtematiſchen Geiſt. Er allein bemühete ſich nach dem Exempel Euclidis eine gründlichere Lehrart in der Weltweißheit einzuführen. Allen andern Gelehrten, vor und nach ihm war dieſe Ordnung und Verknüpfung der Wahrheiten zu ſchwer. Man philoſophirte ſo zureden in die weite Welt hinein; ohne ſich um einen Zuſammenhang ſeiner Lehren zu bekümmern. Daher kam es, daß die Schüler der weiſeſten Männer zehn, ja wohl zwantzig Jahre bey ihren Lehrmeiſtern zubrachten, und doch noch nicht alle ihre Lehren gefaſſet hatten. Heutiges Tages hat die Gelehrſamkeit ein gantz anders Anſehen bekommen. Man bemühet ſich, alles was man weiß, auf ſichere Grundwahrheiten zu bauen. Man trägt alle Sätze von einer Gattung, in einer or-

dentlideutlichen Verknüpfung vor. Man erkläret die Sachen deutlicher, und erweiſet ſeine Lehren gründlicher: und daher kommt es eben, daß die Art in Geſprächen zu ſchreiben, vor unbequem gehalten worden, die Wiſſenſchafften vorzutragen. Dieſe Lehrart machet ſehr viel Umſchweiſe, und würde in ſchreckliche Weitläuftigkeiten ſtürtzen. Wenn man z. E. die Mathematiſchen Anfangs Gründe Euclidis darinnen vortragen wollte, wie wunderlich würde das nicht ausſehen? Die Kette der mit einander verknüpften Wahrheiten würde oft verſtecket, oft gar unterbrochen werden: wenn man der natürlichen Art der Geſpräche nichts vergeben wollte. Und ſo erhellet, meines Erachtens, gar deutlich, daß der Mangel ſchrifftlich abgefaßter Unterredungen nichts als eine grössere Vollkommenheit der heutigen Gelehrſamkeit oder den Vorzug unſerer Zeiten vor den Alten anzeiget.

Es iſt zwar nicht zu leugnen, daß Plato in ſeinen Geſprächen, den weiſen Socrates bisweilen ziemlich Syſtematiſch philoſophiren laſſen. Xenophon thut ein gleiches; und es ſcheint, als wenn es wircklich die Art dieſes Weltweiſen geweſen wäre. Er nimmt ſich in ſeinen Unterredungen allezeit vor, etwas darzuthun, welches ſein Gegner leugnete;

oder doch in Zweifel zog. Solches ins Werck zu richten, ſetzete er allezeit etliche Wahrheiten zum voraus, darüber er mit ſeinem Widerparte eins war. Aus dieſen zog er einen Satz nach dem andern durch richtige Folgerungen heraus, und fuhr mit ſeinen Vernunfftſchlüſſen ſo lange fort, bis er ſeinen Zweck erreichet und den andern überführet hatte. Auf ſolche Weiſe hat er die Materie vom Gebete, von der Tapferkeit, von der Unſterblichkeit der Seelen, und ihrem Unterſcheide vom Cörper u. a. m. vorgetragen. Es kan nicht ſchaden, wenn ich aus dem Geſpräche mit Alcibiade eine kurtze Probe davon gebe:

Socrat. Wer iſt es, der mit dir redet? Iſt es nicht Socrates? und wer iſt es der mich höret? iſt es nicht Alcibiades?

Alcib. Ohne Zweifel.

Socrat. Und was heißt das, reden? Iſt es wohl was anders als ſich der Sprache bedienen? Iſt dieſes nicht einerley?

Alcib. Ich kan es nicht leugnen.

Socrat. Iſt denn nicht dasjenige, ſo ſich eines Dinges bedienet, von dem Dinge, deſſen es ſich bedienet, unterſchieden?

Alcib. Wie meynt ihr das? Socrates.

Socrat. Zum Exempel. Betrachte einen ſtarcken Arbeitsmann. Iſt er nicht von den Werckzeugen unterſchieden, deren er ſich in ſeiner Arbeit bedienet? die Art, womit er hauet, von der Perſon, welche damit hauet?

Alcib. Gantz recht.

Socrat. Wie? Im Abſehen auf ein muſicaliſches Inſtrument, verhält ſichs nicht eben ſo? Iſt die Laute nicht ein beſondres Ding; und der darauf ſpielet ein gantz andres?

Alcib. Ich geſtehe es.

Socrat. Das war nun die Meynung meiner Frage, die ich dir augenblicklich vorlegte, ob dasjenige, ſo ſich eines Dinges bedienet, und das gebrauchte Ding ſelbſt, nicht allezeit zwey abſonderliche verſchiedene Dinge zu ſeyn ſcheinen?

Alcib. In der That, es ſcheinet nicht anders.

Socrat. Sehr wohl. Aber ſage mir, weſſen bedienet ſich der Handwercksmann in ſeinen Verrichtungen?

Alcib. Er bedienet ſich ſeiner Werckzeuge.

Socrat. Bedienet er ſich nicht auch ſeiner Hände?

Alcib. Der Hände gleichfalls.

Socrat. Auch ſeiner Augen?

Alcib. Ich glaube ja.

Socrat. Haben wir denn nicht vorhin feſt geſetzt, daß derjenige, der ſich eines Dinges gebrauchet, von dem gebrauchten Dinge unterſchieden ſey? und daß folglich der Muſicant oder ſonſt ein Künſtler nicht nur von ſeinen Inſtrumenten; ſondern auch von ſeinen Händen und Augen, als derjenigen Gliedmaßen ſeines Cörpers, deren er ſich bedienet, unterſchieden ſey?

Alcib. Gantz recht.

Socrat. Bedienet ſich aber der Menſch nicht ſeines gantzen Cörpers?

Alcib. Ich halte es warlich davor.

Socrat. Behalt es wohl bey dir, daß das gebrauchte Ding von demjenigen unterſchieden iſt, der ſich deſſen bedienet.

Alcib. Ich weiß es gantz wohl, Socrates.

Socrat. Daher ſchließe ich nun, daß dasjenige, was wir einen Menſchen nennen, ein Ding ſey, welches von ſeinem Cörper gäntzlich unterſchieden iſt.

Alcib. Ich kan es nicht läugnen.

Socrat. Welches werden wir denn in dieſer Zuſammenſetzung eigentlich den Menſchen nennen müſſen?

Alcib. Warlich Socrates, ich bitte, mich damit zu verſchonen.

Socrat. Wie? weiſſeſt du nicht, was dasjenige ſey, ſo ſich des Cörpers bedienet?

Alcib. Sehr wohl weiß ichs.

Socrat. Iſt es wohl was anders als die Seele?

Alcib. In Wahrheit, nichts anders.

Socrat. Und iſt ſie alſo nicht dasjenige, was den Cörper regieret.

Alcib. Ohne Zweifel. ꝛc.

Dieſes iſt nun die berühmte Socratiſche Diſputirart, die nebſt der bekannteren Ariſtoteliſchen durch förmliche Schlüſſe, unter den Gelehrten im Schwange gehet. Der gelehrte Hr. le Clerc zieht dieſelbe dieſer letztern in dem dritten Theile ſeiner Logic faſt vor, und giebt nicht nur etliche Regeln, ſondern auch ein paar hübſche Exempel davon. Allein dieſes alles iſt meiner vorigen Meynung nicht zuwieden. Wir finden bey den Alten nirgends gantze Wiſſenſchafften Geſprächsweiſe abgefaſſet. Es ſind allezeit nur einzelne Materien oder beſondre Streitfragen zum Grunde ihrer Geſpräche geleget. Und alſo bleibt wohl dieſe Lehrart allezeit unvollkommener, als der Syſtematiſche Vortrag der Wiſſenſchafften, der heute zu Tage unter den Gelehrten ſo gebräuchlich iſt.

Nichts deſtoweniger düncket mich doch, daß man nicht Urſache habe, aus Stoltz wegen unſrer erlangten Vollkommenheit, die Art durch Geſpräche zu ſchreiben, gantz hindan zu ſetzen: und zwar aus folgenden Urſachen.

chen. Die Syſtematiſche Lehrart, ſo gantze Wiſſenſchafften in ihrem völligen Zuſammenhange vorträgt, ſchickt ſich nur vor Leute die einen durchdringenden Verſtand und viel Gedult zum Nachſinnen haben. Dieſe Gattung von Menſchen aber iſt nicht gar zu zahlreich. Selbſt unter den Studierenden ſind nicht die meiſten mit Gemüths-Kräfften von ſolcher Beſchaffenheit verſehen. Wie klein iſt die Anzahl dererjenigen, die eine Reihe von zehn oder zwölf zuſammenhangenden Schlüſſen überdencken, und die Verknüpfung ſo vieler Wahrheiten einſehen können? Der allergröſte Theil der Studierenden, ſtudiret mit dem Gedächtniſſe, und lernet dasjenige auswendig, was ihm ſeine Lehrer vorſagen; oder was er in den Büchern findet, die man ihm zuerſt in die Hände giebt. Vor ſolche Leute wäre es ſehr gut, wenn ſie viel gute Geſpräche zu leſen hätten: dadurch würden ſie allmählich zum Nachdencken angeführet werden. Indem ſie die Vernunfftſchlüſſe, Einwürfe und Antworten der redenden Perſonen vor Augen hätten; ſo würde ſie der lebhaffte Vortrag in dieſer Schreibart gleichſam nöthigen, recht aufmerckſam zu werden, und den Zuſammenhang eines Satzes mit ſeinen Beweisgründen einzuſehen. Wie viel Nutzen dieſes der Gelehrſamkeit ſchaffen würde: kan ein ieder von ſich ſelbſt begreiffen.

Hernach giebt es ja auſſer den Gelehrten noch eine groſſe Menge von Leuten, die auch zuweilen ein Buch leſen: obgleich ſie niemals aus dem Studieren ein Handwerck machen wollen. Dieſe Leute haben gleichfalls die Fähigkeit nicht, gründlich ausgeführte Wiſſenſchafften von Anfang bis zum Ende durchzugehen: Und doch wäre es ihnen ſehr nützlich, von mancher Wahrheit aus der natürlichen Philoſophie und Sittenlehre unterrichtet zu ſeyn. Denn warum ſollen ſie eben lauter Hiſtoriſche Bücher u. Romanen leſen? Warum ſollen ſie nur lauter Poſtillen in Händen haben? Man braucht auch in weltlichen Dingen, in Sachen die von der Haushaltung, von dem Gebrauche der Vernunfft, von einem klugen Umgange mit Leuten, von der Bürgerlichen Klugheit, von allerley Pflichten des menſchlichen Lebens, von der Erkentniß der Natur, vom Ackerbau und gantzen Landleben, von Künſten und Handwerckern, von der Kaufmannſchafft, u. d.g. zuweilen eine Nachricht. Und von allen dieſen Dingen könnten tauſend und noch tauſend ſchöne Geſpräche geſchrieben werden; daraus Unſtudirte ſehr viel lernen würden. Es iſt ja bey uns Evangeliſchen das ſchädliche

Vorurtheil längſt abgeſchaffet, daß man den Pöbel in der Blindheit und Unwiſſenheit erhalten müſſe. Warum erleichtern wir ihm denn nicht den Weg, einiges Erkentniß zu erlangen? Warum verſtecken wir unſre Gelehrſamkeit in unſerm barbariſchen Lateine? Warum ſchreiben wir nicht in unſrer Mutterſprache, wie Griechen und Römer gethan, ſo, daß auch Unſtudirte ſich von unſrer Weißheit einen Begriff machen könnten? Ja warum tragen wir nützliche Wahrheiten nicht in Geſprächen vor, welche Lehrart wegen ihrer Deutlichkeit und Lebhafftigkeit, überaus geſchickt iſt, den Allereinfältigſten an ſich zu locken?

Zwar wenn alle die Bücher, die aus Fragen und Antworten beſtehen, Geſpräche zu nennen wären: ſo würden wir ehe über einen Uberfluß, als Mangel derſelben zu klagen haben. Haben wir nicht unzehliche Anweiſungen zum Chriſtenthume, zur Hiſtorie, Geographie, Genealogie, Rechtsgelehrſamkeit, Poeſie, Oratorie u. a. m. in dieſer Lehrart aufzuweiſen? Chriſtian Weiſe und Herr Hübner, ein paar fleißige Schulmänner, haben dieſe Art, Künſte und Wiſſenſchafften vorzutragen, durch ihre häufige Schrifften ſehr in den Schwang gebracht. Ich will derſelben ihr gebührendes Lob nicht chen: Nur dieſes will ich behaupten, daß alle das Gute, ſo ſie an ſich hat, daher komme, weil ſie einigermaſſen den Geſprächen ähnlich ſiehet. Ja je ähnlicher ſie denſelben wird, deſto beſſer iſt ſie auch. Dieſes geſchieht, wenn die Antworten nicht gar zu weitläuftig fallen: ſondern faſt nicht länger ſind als die Fragen ſelbſt. Daraus ſchließe ich, daß Geſpräche von dergleichen Dingen noch deſtomehr Nutzen ſchaffen würden; wenn ſie nach ihrer rechten Art abgefaſſet würden. Ein einziges Teutſches Schul-Buch iſt mir bekannt, welches wie ein Geſpräch ausſieht, nemlich **Sanders Hiſtoriſches Erkenntniß des Chriſtenthums.** Ich weiß auch, daß es von jungen und einfältigen Leuten mit Luſt und Begierde geleſen worden. Es würde aber ſonder Zweifel noch lieber geleſen werden, wenn nicht zuweilen die eine Perſon etliche Blätter, ja gantze Bogen allein predigte: welches den Leſer nothwendig bald überdrüßig machen muß.

Sonſt haben wir im Teutſchen die Monatlichen Unterredungen, welche theils Herrn Thomaſen, theils auch Herrn Tenzeln vor ihre Urheber erkennen. Wir haben ferner Geſpräche im Reiche der Weltweiſen: die Herr M. Tileſius vor etlichen Jahren in Halle heraus gegeben. Wir haben endlich die beruffenen Geſpräche im Reiche der Todten die eine Nachahmung der Lucianiſchen Todten-Geſpräche ſeyn ſollen, und auſſer dieſen noch ſo viel Hiſtoriſch-Politiſche Staats-Aſſembleen der curieuſen Eva, Geſpräche im Vorhofe des Reichs der Todten u. ſ. w. Ich ſchreibe keine Critic über alle dieſe Sachen: folglich bin ich nicht verbunden, meine Gedancken von den Tugenden und Fehlern derſelben zu entdecken. Soviel iſt gewiß, daß die erſten drey Scribenten das innere Weſen eines guten Geſpräches wohl verſtanden, und den Character der redenden Perſonen wohl in acht genommen. Ob dieſes auch von dem vierten gelte, hat ein gelehrter Mann in ſeiner abgenöthigten Critique der ſogenannten Geſpräche im Reiche der Todten überaus gründlich erörtert, welche alſo von Liebhabern nachgeſehen werden kan. Ich will nur kürtzlich die vornehmſten Regeln anmercken, die man in Verfertigung guter Geſpräche nach Anleitung der geſunden Vernunfft beobachten muß.

Ein geſchriebenes Geſpräch ſoll meines Erachtens eine Abbildung einer Unterredung ſeyn, die zwiſchen etlichen Perſonen entweder wircklich gehalten worden; oder doch zum wenigſten hätte können gehalten werden. Die Vollkom̃enheit einer Schilderey wird uns alſo auch auf die Vollkom̃enheit eines Geſpräches führen. Ein Bild iſt alsdann vollkomen, wenn es dem Originale ſo ähnlich iſt, als man es wünſchen kan. Dieſe Aehnlichkeit iſt im Abſchildern unumgänglich nöthig, und niemand wird mir darinnen zuwider ſeyn. Aber wie hälts um die Spiele der Einbildungskrafft? Ein Mahler ſchildert aus ſeinem eigenen Kopfe einen Pallaſt, Garten oder Wald, den er niemals geſehen. Er mahlt eine Landſchafft, Hiſtorie oder Stadt; ohne ein Muſter vor Augen zu haben. Er bildet eine vollkommene Schönheit ab, dergleichen vielleicht nirgends in der Welt zu finden iſt. Wo iſt hier die Aehnlichkeit der Abbildung mit dem Originale? Dieſe Schwierigkeit iſt leicht zu heben.

Einmal iſt es gewiß, daß die Einbildungs-Krafft eines Mahlers nichts hervorbringen wird, als was er ſchon ſonſt, zum wenigſten Stückweiſe, durch die Sinnen empfunden. Sie thut nichts, als zuſammenſetzen. Ein Centaur iſt eine ſolche Hirngeburt. Die gantze Natur hat kein Original davon aufzuweiſen: aber ein Mahler, der ſie entwirfft, hat zum wenigſten die Theile dieſes Ungeheuers abſonderlich geſehen. Er verbindet alſo nur den Rumpf eines Pferdes mit einem halben menſchlichen Cörper, den er ihm auf die Stelle mahlet, wo ſonſt der Hals und Kopf hätte ſtehen ſollen. Dergeſtalt iſt auch ein ſolches Spiel der Phantaſie einer Aehnlichkeit fähig. Ein iedes Theil daraus es beſtehet, kan der Natur nachahmen. Der Cörper des Pferdes an dem Centaur muß einem Pferde ohne Kopf, und der menſchliche Cörper einem Menſchen ohne Beine ähnlich ſeyn. Iſt das richtig; ſo hat man an dem Mahler nichts auszuſetzen: wenn es nur ſein Vorhaben geweſen, einen Centaur, und ſonſt nichts anders zu mahlen.

Allein wir ſehen hier wohl, daß in der Art der Zuſammenſetzung tauſend Fehler begangen werden können. Wenn ein Mahler auf einen Tannenbaum Granatäpfel, und auf einen Roſenſtock Tulpen mahlen wollte: würde der den Ruhm eines geſcheuten Künſtlers verdienen? Wer auf einen Rieſen Cörper das Haupt eines Kindes, und auf ein Bauerhaus den prächtigſten Glockenthurm ſchildern wollte: wie könnte der unſern Beyfall verdienen? Wir ſehen nicht wie ſich dieſe Dinge zuſammen reimen: würde es heiſſen. Die Vernunfft ſelbſt lehrt uns alſo, daß in der Zuſammenſetzung verſchiedener Theile, daraus ein Gantzes entſtehen ſoll, gewiſſe Regeln der Wahrſcheinlichkeit und Proportion zu beobachten ſeyn. Was iſt aber wahrſcheinlich, und was ſtimmet miteinander überein? Dasjenige, was die Natur hervorbringet, und der Verſtand zuſammen ordnet. So müſſen dann auch die Phantaſien der Mahler die Aehnlichkeit zum Grunde haben, wenn ſie ſchön oder vollkommen ſeyn ſollen.

Was thut indeſſen dieſes alles zu meinem Vorhaben? Sehr viel. Ich habe die Quelle entdecket, woraus alle beſondre Regeln der Geſpräche flieſſen müſſen. Ein Geſpräch muß entweder einer wahrhafftig gehaltenen Unterredung ähnlich ſeyn: oder, dafern es erdichtet worden; ſo muß es doch die Wahrſcheinlichkeit zum Grunde haben. Wenn Leute insgemein miteinander ſprechen: ſo redet ein jeder nach ſeinem Character. Das iſt, er wird nichts ſagen, als was ſeinem Stande, ſeiner Lebensart, ſeinen Meynungen und Gewohnheiten gemäß iſt. Kein König, wird wie ein Unterthan, kein Knecht wie ein Herr, kein Soldat wie ein Gelehrter, kein Frauenzimmer wie eine Mannsperſon reden: Es wäre denn in einer Verſtellung. Daher flieſſet nun die erſte beſondre Regel: Ein gutes Geſpräch muß jede Perſon ihrem Character gemäß aufführen. Schon Horatius hat vor Zeiten dieſelbe, zwar eigentlich den Theatraliſche Poeten, zugleich aber auch allen

Geſprächſchreibern vorgeſchrieben, indem er in ſeiner Dichtkunſt ſagt:

Entwirfſt du die Perſon, wie ſichs vor ſie nicht ſchickt:
So lacht gantz Rom dich aus, ſo bald es ſie erblickt.
Drum unterſcheide wohl Stand, Alter und Geſchlechte,
Gantz anders ſpricht ein Herr; gantz anders reden Knechte.
Es iſt nicht einerley, was ein verlebter Mann
Und was ein Jüngling ſpricht. Dieß Wort ſteht Aſien an;
Matronen aber nicht. Kein Kaufmann gleicht dem Bauren,
Kein Colcher redet ſo, als ob ihn Babels Mauren
Ans Licht der Welt gebracht. Kein Mann den Argos kennt,
Iſt ienem andern gleich, den Theben Bürger nennt.
Drum wehle deinen Held aus wircklichen Geſchichten,
Wo nicht; ſo muſt du doch nichts ungereimtes dichten.
Führſt du, wie dort Homer den Sohn Atridens ein,
So muß er zornig, hart, und unerbittlich ſeyn,
Er trete Recht, Geſetz und Billigkeit mit Füſſen,
Und wolle ſonſt von nichts als Macht und Waffen wiſſen.
Medeen ſchildre frech, Ixion komme mir
Gantz treuloß und verſtockt; und Ino kläglich für.
Wenn Jo flüchtig iſt; ſo muß Oreſtes klagen:
Ja willſt du dich einmal an gantz was neues wagen;
So richte die Perſon nicht widerſinniſch ein,
Und laß ſie mit ſich ſelbſt in allem einig ſeyn.

Dieſer herrlichen Vorſchrifft ſind die alten Comödien- und Tragödienſchreiber aufs genaueſte gefolget: und deswegen ſind ihre Schrifften ſo beliebt. Sie entferneten ſich niemals von der Natur: denn alle Perſonen, die ſie redend einführeten, redeten ſo, wie ſichs vor ſie ſchickte. So gar in Heldengedichten behielte dieſe Regel ihre Gültigkeit. Unſer Herr von Canitz hat Virgilium deswegen, in ſeinem Gedichte von der Poeſie, als einen Meiſter geprieſen:

Wir leſen ja mit Luſt Eneas Abentheuer;
Warum? Stößt ihm zur Hand ein grimmig Ungeheuer,
So hat es ſein Virgil ſo künſtlich vorgeſtellt,
Daß uns, ich weiß nicht wie, ein Schrecken überfällt:
Und hör ich Dido dort von Lieb und Undanck ſprechen;
So möcht ich ihren Hohn an den Trojanern rächen.
So künſtlich trifft itzund kein Dichter die Natur,
Sie iſt ihm viel zu ſchlecht, er ſuchet fremde Spur,
Seufzt ſolche Thränen aus, die Lachens-würdig ſcheinen.
Und wenn er Lachen will, ſo möchten andre weinen.

Ein ieder ſieht wohl, zum wenigſten nach Veranlaſſung dieſer Verſe, daß die gröſſeſte Kunſt in rechter Ausdrückung der Gemüthsbewegungen beſtehe. Eben deswegen lobt ja Canitz die Reden, ſo Virgil der Dido in den Mund leget, und es iſt gewiß, daß dieſelben lauter Meiſterſtücke eines wohlausgedruckten Affects heiſſen können. Wer lieber was Deutſches lieſt, als was Lateiniſches; darf hier nur in Amthors Gedichten die

Ueberſetzung derſelben nachſchlagen, ſo wird er davon überzeuget werden. Auch davon hat uns Horatz, kurtz vor der oberwehnten Stelle, eine gute Erinnerung gegeben:

Laß deine Schrifft nicht bloß in Worten zierlich ſeyn,
Ein wohlgerathner Vers nimmt auch die Hertzen ein,
Und muß des Leſers Geiſt bezaubern und gewinnen.
Man lacht mit Lachenden, und läſſet Thränen rinnen,
Wenn andre traurig ſind. Drum wenn ich weinen ſoll;
So zeige du mir ſelbſt dein Auge Thränen-voll:
Alsdenn, o Telephus, wird mich dein Unglück rühren.
Allein iſt an dir ſelbſt kein wahrer Schmertz zu ſpüren;
So ſchläft man drüber ein, und du wirſt ausgelacht,
Ein trübes Angeſicht das kläglich Worte macht,
Iſt der Natur gemäß. Ein Zorniger muß dräuen,
Ein Schertzender ſpricht frey, ein Froher wird ſich freuen.
Denn iſt das Innerſte der Seelen recht bewegt,
Von Zorn, von Eiferſucht, von Rachgier angeregt,
Von Schrecken überhäuft, von Gram u. Furcht zerſchlagen:
Alsdann wird auch der Mund ſchon Centner-Worte ſagen.

Doch ich komme gar zu tief in die Poeten. Die andre Regel der Geſpräche kan ſeyn; Daß man nicht eine Perſon gantz allein reden, die andre aber ſtille ſchweigen laſſe. Dieſes iſt der Natur gar nicht gemäß. Wenn ein paar Perſonen mit einander ſprechen; ſo wird ja die eine nicht gantze Stunden nacheinander predigen: Die andre

dre wird auch was dazu ſagen, und zum wenigſten dann und wann, mit einer Frage, oder ſonſt einem Einfalle, die Rede des andern unterbrechen. So gar in Hiſtoriſchen Erzehlungen, die von einer Perſon des Geſpräches zuweilen geſchehen können, muß dieſes ſtatt finden. Es klingt ſehr wunderlich, wenn der eine den andern gleich im Anfange des Geſpräches fragt: Wer er ſey? dieſer aber anfängt: Ich heiße N. N. und bin im Jahr 4640 nach Erſchaffung der Welt ans Licht der Welt gebohren. Mein Vater hieß ſo, und meine Mutter ſo, u. ſ. w. und dieſes ſo vier bis fünf Bogen lang nacheinander fortſetzet, bis ſein gantzer Lebens-Lauf mit dem darauf erfolgten Tode und allen Begräbnis-Ceremonien endlich ein Ende hat. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß die andre Perſon in währender Zeit eingeſchlafen ſey, und dieſen Schwätzer indeſſen habe ausreden laſſen. Solche Lebensläufe ſchicken ſich ſehr wohl nach geendigten Leichenpredigten abzuleſen, wo die Zuhörer hübſch ſtille ſeyn müſſen: nicht aber in Geſprächen, wo die andre Perſon das Recht und die Freyheit hat, auch ein Wort dazu zu ſagen. Man hat dieſen Fehler dem großen Poeten Virgilio vorgeworfen: weil er den Aeneas im gantzen andern und dritten Buche ſeiner

Eneis gantz allein reden laſſen, und die verliebte Dido gezwungen, dieſe lange Erzehlung vom Trojaniſchen Kriege und ſeiner unglücklichen Reiſe anzuhören, ohne ein einziges Wort dazu zu ſagen. Ohne Zweifel, ſagt ein gewiſſer Criticus, wird ſie unter dieſen weitläuftigen Geſchichten fein fleißig gegähnet haben. Da nun dieſes Verſehen an dem Fürſten der Lateiniſchen Dichter, nicht einmal überſehen worden; was wird man denn von unſern heutigen Romaniſten vor ein Urtheil fällen, welche von jenem groſſen Scribenten nichts ſorgfältiger als dieſen Fehler nachahmen? Ja, da Virgil ſeinen Helden nur den ſechſten Theil ſeines Buches allein reden laſſen; was wird denn von denen zu halten ſeyn, deren Perſonen bisweilen den dritten oder doch gewiß den vierten Theil des Buches, ohne einmal Athem zu holen, fortſchwatzen müſſen?

Im Abſehen auf die Schreibart in Geſprächen, giebt uns die Natur noch die dritte Regel an die Hand, nemlich: **Alle Redensarten und Ausdrücke eines Geſpräches müſſen natürlich, gewöhnlich und ungekünſtelt ſeyn.** Wenn es ſcheinet, daß die redenden Perſonen auf ihren Vortrag ſtudiret haben müſten; ſo glaubt der Leſer nicht mehr, daß er eine Unterredung leſe, darinnen

nen man gewohnt iſt Dinge zu vernehmen, die den Redenden natürlicher Weiſe einfallen können. Folglich iſt die hochtrabende, ſchwülſtige und gekünſtelte Schreibart aus den Geſprächen gantz verbannet: Es wäre denn, daß ſie, den Character einer gewiſſen Perſon auszudrücken, nöthig wäre. Ein ſolch Exempel giebt von den unſrigen Andreas Gryphius, wenn er ſeine Prahler Daradiridatumtarides Windbrecher von Tauſendmord, den Horribilicribrifax von Donnerkeil, nebſt dem Sempronius von Wetterleuchten und Semperheim, in einem Schertzſpiele, mit lauter überſteigenden und ſeltſamen Ausdrückungen groß thun läſt. Der natürliche Ausdruck iſt den Unterredungen ſo eigen, daß auch der gelehrte Marcus Aurelius Antoninus in dem VI Capitel des erſten Buches ſeiner Betrachtungen den Diognetus rühmet, weil derſelbe unter andern auch verurſachet, daß er von Jugend auf ſich gewöhnet Unterredungen zu ſchreiben: bey welcher Stelle der Deutſche Uberſetzer dieſes Buches, Hr. Hoffmann, die gründliche Anmerckung machet: daß dergleichen Ubung die Jugend von der gezwungenen zu einer natürlichen und leichten Schreibart leite.

Doch darf ſich hier niemand einbilden als ob deswegen in Geſprächen die allerniederträchtigſten Redensarten, zu lauter Zierrathen würden: und als wenn man ſich gar nicht der geringſten Richtigkeit der Ausdrückungen zu befleißigen hätte. Pöbelhaffte Leute reden auch pöbelhafft, und wer dergleichen Perſonen in Geſprächen aufführet, muß ſie freylich nach ihrer Art, das iſt ſchlecht und einfältig ſprechen laſſen. Der oben gedachte Andreas Gryphius und Herr Chriſtian Weiſe, haben in ihren Deutſchen Comödien dieſes ſehr glücklich ins Werck zu richten gewuſt: ob wohl ſonſt die Theatraliſchen Sachen des letztern nicht Regelmäßig ausgearbeitet ſind. Allein Leute von beſſerer Gattung, enthalten ſich in ihren Unterredungen alles deſſen, was dem Wohlſtande und der eingeführten Artigkeit der Sitten zuwieder läufft. Sie reden auch nach Gelegenheit zierlich, und bedienen ſich ſolcher Ausdruckungen, die nichts verwerfliches oder unanſtändiges an ſich haben. Dieſes muß man in ſchrifftlichen Geſprächen auch beobachten. Die Schreibart muß nach dem Gebrauche geſchickter Leute eingerichtet ſeyn: ja wenn auch die Mundart derſelben noch fehlerhafft ſeyn ſollte; ſo muß der Scribent ſie davon ſaubern. Wie ein Mahler nicht verbunden iſt, alle Soñerſproßen, kleine Narben, und cken des Antlitzes, davon man ein Bild verlanget, abzuſchildern: ſo iſt auch der Verfaſſer eines Geſpräches nicht verbunden, alle kleine Fehler einer Unterredung auf das genaueſte nachzuahmen: Es wäre denn, daß er die redenden Perſonen dadurch lächerlich machen wollte.

Ein gleiches iſt von der Reinigkeit der Sprache zu beobachten. Die verderbte Gewohnheit faſt aller Völcker hat es eingeführt, daß man im gemeinen Leben viele Wörter aus fremden Sprachen einmiſchet. Die Römer meynten, es klänge recht ſchön, wenn ſie was Griechiſches in ihr Latein mengeten. Die heutigen Franzoſen miſchen gern Italiäniſche und zuweilen wohl Deutſche Brocken in ihre Sprache. Die Pohlen, wenn ſie ſtudiret haben, laſſen ſich gerne mit dem Lateine hören. Wir Deutſchen aber ſind hierinnen allen andern Nationen überlegen, weil wir Latein, Griechiſch, Italiäniſch, Franzöſiſch, und wer weiß was noch mehr vor Sprachen durcheinander reden; wenn wir gleich keine einzige davon recht verſtehen. Da fragt ſichs nun, ob iemand, der ein Geſpräche ſchreibt, verbunden ſey, ſich dieſer eingeriſſenen Gewohnheit zu bequemen? Ich antworte, nein. Mein Beweißgrund fließt aus dem vorigen. Dieſe unnöthige

Vermiſchung der Sprachen iſt ein Ubelſtand und Fehler unſrer täglichen Geſpräche, und zeiget die Armuth der Redenden in ihrer Mutterſprache, oder eine üble Gewohnheit an: Folglich darf ein Scribent dieſelbe nicht nachahmen; wofern er nicht im Sinne hat, dieſe böſe Gewohnheit, als was ungereimtes vorzuſtellen. Dieſe Abſicht hatte der oft angezogene Gryphius in ſeinem Horribiliscribrifax, der allezeit halb Italiäniſch, halb Teutſch fluchet; da hergegen Daradiridatumtarides halb Franzöſiſch, und Sempronius halb Griechiſch und Lateiniſch plaudert. Ich kan nicht unterlaſſen eine Stelle aus des Vaters unſrer Mutter Sprache und Poeſie, Martin Opitzens, Deutſcher Poeterey, und deren VIten Capitel davon anzuführen: weil dieſes Büchlein wenigen mehr bekannt iſt.

So ſtehet es auch zum hefftigſten unſauber, ſchreibt dieſer Sprachverſtändige und gelehrte Mann, wenn allerley Lateiniſche, Franzöſiſche, Spaniſche und Welſche Wörter in den Text unſrer Rede geflickt werden, als wenn ich ſagen wollte:

Nehmt an die Courtoiſie und die Devotion
Die euch ein Chevalier, ma donna thut erzeigen;

Ein Handvoll von favor petirt er nur zu Lohn
Und bleibet euer Knecht und Serviteur gantz eigen.

Wie ſeltſam dieſes nun klinget, fährt er fort, ſo iſt nichts deſtoweniger die Thorheit innerhalb kurtzen Jahren ſo eingeriſſen, daß ein jeder, der nur drey oder vier ausländiſche Wörter, die er zum öftern nicht verſteht, erwiſcht hat, bey aller Gelegenheit ſich bemühet, dieſelben heraus zu werfen; da doch die Lateiner einen ſolchen Abſcheu vor dergleichen getragen, daß in ihren Verſen auch faſt kein Griechiſch Wort gefunden wird, das zwar gantz Griechiſch iſt. Denn Juvenalis ſetzt in einem Orte ζωὴ καὶ ψυχή. eben diejenigen auszulachen, die ſich in ihren Buhlereyen mit Griechiſchen Wörtern behalfen. ⸗ ⸗ ⸗ Was aber nomina propria, oder die eigentlichen Nahmen der Götter, Männer und Weiber und dergleichen betrifft; dürfen wir nach Art der Lateiner und Griechen ihre Caſus nicht in acht nehmen: ſondern ſollen ſie, ſoviel als möglich iſt, auf unſre Endung bringen. u. ſ. w. Bisher Opitz.

Die vierdte und letzte Regel der Geſpräche kan dieſe ſeyn, Daß in einem ieden Geſpräche von einer gewiſſen Materie gehandelt werden müſſe. Vielleicht wird dieſes manchem wieder die Natur eines Geſpräches zu ſtreiten ſcheinen. Man führt ja in den gewöhnlichen Unterredungen der Menſchen keine Themata aus; ſondern ein ieder ſagt was ihm einfällt. Es iſt wahr, daß Geſpräche keiner künſtlichen Logiſchen oder Rhetoriſchen Diſpoſition oder Einrichtung unterworfen ſeyn: und wer ſie auf dieſe Art abfaſſen wollte, der würde wieder die Hauptregeln der Geſpräche handeln. Allein dem ungeachtet muß doch in einer Unterredung, alles was darinnen vorkommt, zu einem gewiſſen allgemeinen Zwecke abzielen. Es geht hier ſo wie in Schauſpielen. So vielerley vorſtellungen auch darinnen vorkommen, ſo hat doch der Urheber derſelben allezeit eine einzige Hauptabſicht vor Augen, worauf ſich alles übrige beziehen muß. Und ein ieder Auftritt, welcher ein Theil des gantzen Schauſpieles iſt, muß gleichfalls ſeinen beſondern Zweck und Inhalt haben, ja es muß nichts vergeblich und umſonſt darinnen vorkommen. Die Natur ſelber lehrt uns dieſes. Vernünfftige Leute reden niemals ohne ein gewiſſes Vorhaben mit einander.

Sie wollen etwas durch ihre Geſpräche ausmachen: und alles was ſie vortragen, ſchickt ſich einiger maßen dazu. Dergleichen Geſpräche muß man nun auch ſchrifftlich abfaſſen. Es werden freylich wohl von ſchwatzhafften Perſonen Unterredungen gehalten, die bisweilen etliche Stunden dauren; davon ſie aber ſelbſt am Ende den Inhalt nicht wiſſen. Das heiſſet, wie Herr Fontenelle ſchreibet: **Reden heißt, die meiſte Zeit nicht wiſſen, was man ſaget.** Allein wer ſieht nicht, daß dergleichen Unterredungen nicht ſo wohl ein Geſpräche, als vielmehr eine Menge von Geſprächen zu nennen ſind; weil eine jede neue Materie, die darinnen vorkommt, ein neues Geſpräche veranlaſſet; die untereinander gemeiniglich durch das ſchöne Förmelchen A propos! verknüpfet zu werden pflegen? Es iſt uns aber an Beſchreibung ſolcher Geſchwätze gar nichts gelegen. Ein kluger Mann wird nichts vergebliches unternehmen. Wozu würde es aber dienen, das Geplauder etlicher Weiber, die von dem hundertſten aufs tauſendſte verfallen; und wenn ſie zum Ende ſind, wieder von forne anfangen, ſchrifftlich zu entwerfen? Auch wer ein Geſpräche ſchreibet, muß eine Abſicht haben, warum ers thut: und Urſache geben können, warum er ſeine Perſonen

ſonen vielmehr von dieſer, als von jener Materie reden läſſet?

Lucian ſcheinet unter den Alten dieſe Regel nicht allezeit vor Augen gehabt zu haben. Mich dünckt, man findet unter ſeinen Geſprächen der Todten und Götter, etliche, die ohne eine rechte Haupt-Abſicht geſchrieben ſind. z. E. das folgende:

Mercur und Charon.

Mercur. Wenn du willſt, ſo laß uns mit einander rechnen, und ſehen wieviel du mir ſchuldig biſt, damit wir uns nicht wieder zancken dörfen.

Charon. Meinetwegen, Mercur; denn es iſt beſſer, daß wir eins werden.

Mercur. Ein Ancker brachte ich dir, auf dein Begehren, vor fünf Drachmen.

Charon. Das iſt theuer!

Mercur. So wahr als Pluto lebt, es koſtet fünf Drachmen, und der Riemen das Ruder anzubinden, zwey Obolen.

Charon. So ſetze dann, fünf Drachmen und zwey Obolen.

Mercur. Noch habe ich vor die Nadel das Seegel zu flicken, fünf Obolen ausgelegt.

Charon. Setze die auch hin.

Mercur. Noch vor Pech die Ritzen am Schiffe zuzukleben, auch vor Nägel und vor das Seilchen, davon du das Seegelſtrick gemacht haſt; das alles zuſammen koſtet zwey Drachmen.

Charon. Gantz gut, das haſt du ſehr wohlfeil bekommen.

Mercur. Das iſt nun alles, wo ich nicht im rechnen noch was vergeſſen habe. Wenn wilſt du mirs wieder geben?

Charon. Itzo kan es nicht ſeyn, Mercur. Wenn aber entweder die Peſt, oder der Krieg viele zu uns herab ſchicken wird; denn wird ſchon was zu verdienen ſeyn, zumal wenn ich die Uberfahrenden mit Fleiß unrecht zehlen werde.

Mercur. So will ich mich denn herſetzen, und beten, daß ſich das ärgſte zutragen möge: damit ich nur meinen Vortheil davon ziehen könne.

Charon. Es iſt nicht anders möglich, Mercur. Du ſiehſt wohl, daß itzo wenig Todte zu uns herab kommen; es iſt Friede.

Mercur. Es iſt auch beſſer, daß es ſo bleibe; wenn gleich die Zahlung meiner Schuld noch länger ausgeſetzt bleiben ſollte. Aber Charon, weiſt du wohl, wie ſtarck und vollblütig und mehrentheils verwundet, die Alten zu uns zu kommen pflegten. Itzo hingegen, kommt entweder einer der von ſeinem Sohne oder Weibe mit Gifft hingerichtet worden; oder ein anderer, dem Bauch und Beine von Schwelgerey geſchwollen ſind. Alle ſehen blaß und furchtſam aus; gantz anders, als jene. Viele kommen auch des Geldes halber zu uns, da ſie ſich, wie es ſcheint, einander nachgeſtellet haben.

Charon. Nach dem Gelde muß man ja ſtreben.

Mercur. Nun ſo werde ich denn auch nicht unrecht thun, wenn ich dasjenige ſcharf von dir einfordere, was du mir ſchuldig biſt.

Nun ſage mir jemand, was Lucian mit dieſem gantzen Geſpräche ſagen wollen? Welches iſt die Hauptabſicht geweſen, warum er den Charon und Mercur zuſammen gepaaret, und warum hat er ſie eben dieſes und nichts anders reden laſſen? hat er die Schuldforderungen verwerfen wollen? dieſe ſind ja billig. Hat er die Rechnungen von allerley Kleinigkeiten zu verſpotten geſucht, wie es leicht das Anſehen haben könnte? dieſes erlaubet der Schluß des Geſpräches nicht zu glauben. Will er die ſchändlichen Todes-Arten ſeiner Zeiten als was ſchimpfliches vorſtellen? Dieſes iſt ja nur ein Nebenwerck in ſeinem Geſpräche. Was will er denn? Das beſte was man vielleicht ſagen könnte, wäre dieſes, daß er die Art der Geitzigen, und böſen Schuldner unter dem Bilde Charons abzuſchildern Willens geweſen. Allein auch dieſes will nicht recht angehen. Warum geſteht Charon einmal, daß Mercur etwas in wohlfeilem Preiſe bekommen? Pflegen Geitzhälſe das iemals zu thun? Oder warum ſagt Charon zuletzt etwas, welches augenſcheinlich wieder ſich ſelber läufft? und böſe Schuldner pflegen ſich davor wohl zu hüten. Aber warum hätte er auch den Charon als einen Geitzigen vorgeſtellt, von dem Mercur ſeine Schuld nicht einziehen kan, und dem es ſo vor genoſſen ausgehet? Werden nicht die Laſterhafften daraus einen neuen Vorwand nehmen, und ſich auf das Exempel Charons beruffen? doch bey den Heyden waren alle Laſter an ihren Gottheiten zu finden; Und wenn man es recht anſiehet, ſo iſt dieſes die Abſicht Lucians auch nicht geweſen. Der letzte Schluß, ſagt, oder ſcheint zum wenigſten den Hauptſatz des Geſpräches zu ſagen. Allein was iſt das vor ein Satz: Man thue nicht unrecht, wenn man ſeine Schulden einfordert? Wer hat daran iemals gezweifelt; oder wer würde dem Mercur dieſes übel genommen haben. Dieſes zu erweiſen, hätte man ja kein Geſpräche ſchreiben dörfen. Kurtz, ich weiß nicht, was ich aus dieſem und einigen andern Geſprächen Lucians machen ſoll.

Da ich nun ſchlüßlich auf dieſe Geſpräche des Herrn Fontenelle komme: ſo werde ich davon nicht viel Rühmens machen. Es ſind wohl ſchwerlich in den neuern Zeiten ſinnreichere Unterredungen ans Licht geſtellet, als eben dieſe. Meine Leſer werden es auch ſelber leicht ſehen, wie wohl er alle Regeln guter Geſpräche zu beobachten gewuſt. Was indeſſen bey aller ſeiner Vollkommenheit doch noch vor Fehler mit untergelaufen, das hat er ſelbſt, in dem angehängten Urtheile Plutonis über dieſelben, auf eine ſcharfſinnige und angenehme Art entdecket. Es iſt ein ſeltſames Exempel, daß ein Scribent die Fehler ſeines eigenen Buches, der Welt vor Augen legt: Allein wenn es in der That Fehler ſind, die Herr Fontenelle begangen: ſo haben wir mehr Urſache dem Herrn Verfaſſer davor verbunden zu ſeyn; als uns über ihn deswegen zu beklagen. Hätte er nemlich dieſelben nicht begangen; ſo hätten wir auch die ſinnreiche Beurtheilung derſelben, nicht zu leſen bekommen, welche den dritten Theil dieſes Buches ausmachet, und faſt noch anmuthigere Sachen in ſich begreift als das vorhergehende.

Was meine Uberſetzung ſelbſt anlanget, ſo habe ich mich verbunden geſehen, damit zum Vorſchein zukommen; da die vor einem

Jahre herausgegebenen Geſpräche, von mehr als einer Welt, ſowohl aufgenommen worden, daß bereits die gantze Auflage abgegangen. Ja noch neulich hat ein berühmter Poet unſers Vaterlandes dieſes zur Verherrlichung Gottes in ſeinen Geſchöpfen abzielende Werckchen in dem andern Theile ſeines irrdiſchen Vergnügens ſeiner Lobſprüche werth geachtet, und es ſeinen Leſern angeprieſen: Wovor man ihm billig verbunden zu ſeyn Urſache hat. So iſt die Bedingung erfüllet worden, unter welcher ich mich anheiſchig gemacht, mit der Uberſetzung der Wercke dieſes berühmten Franzoſen fortzufahren. Treffe ich es mit dieſen Geſprächen der Todten nicht ſchlechter, als mit dem neulichen; wiewohl Deutſchland der Todtengeſpräche ſchon faſt überdrüßig ſeyn könnte: So werde künftig einen Theil meiner müßigen Stunden, auf ein wichtigers Tractätchen unſers Herrn Autoris von den Orackeln der Heyden wenden, und daſſelbe ſeiner Nutzbarkeit und Annehmlichkeit halber, auch unſern Landesleuten leſerlich machen. Womit ich etwa ſonſt dem geneigten Leſer zu dienen dencke, will ich hier nicht melden, und mich lieber was weniges zu thun, als viel zu verſprechen bemühen.

Zueignungs-Schrifft
des Verfaſſers
an
Lucianum
in den
Elyſiſchen Feldern.

Berühmter Todter,

Es iſt ſehr billig, daß ich Euch einige Erkenntlichkeit bezeige, nachdem ich mich einer Erfindung bedienet habe, die Euch gehöret. Derjenige Scribent, den man in einem Buche am meiſten genutzet hat, iſt der eigentliche Held der Zueignungs-Schrifft; Seine Lobſprüche kan man mit der gröſten Aufrichtigkeit kund machen, und ihn muß man vor allen andern zu ſeinem Beſchützer erwehlen. Vielleicht wird man ſagen, ich ſey ſehr verwegen geweſen, da ich mich unterfangen, nach eurem Grundriſſe zu arbeiten: Allein ich wäre noch weit verwegener geweſen, wenn ich etwas nach meinem eigenen Kopfe zu verfertigen übernommen hätte. Ich habe einigen Grund zu hoffen, daß eure Erfindung meine Sachen beliebt machen werde; und ich erkühne mich, euch zu verſichern, daß, wenn vielleicht meine Geſpräche einigermaſſen wohl aufgenommen werden ſollten; dieſelben euch mehr Ehre bringen würden, als die eurigen. Weil man ſehen würde, daß euer Einfall ſo angenehm iſt, daß er auch nicht einmahl gut ausgeführet werden darf, und doch dem Leſer Vergnügen erwecket. Hierauf habe ich ſo feſt gebauet, daß ich es an einem Theile bewenden laſſen. Den Pluto, Charon, Cerberus und alles, was in der

Höllen ſonſt gewöhnlich iſt, habe ich ausgelaſſen. Wie leid iſt es mir, daß ihr ſchon alle die ſchönen Materien, von der Gleichheit der Todten, von ihrem Verlangen nach dem Leben, von der falſchen Standhaftigkeit ſterbender Weltweiſen, und von dem lächerlichen Unglücke junger Leute, die vor den Greiſen ſterben, deren Erben ſie zu werden hofften, und denen ſie deswegen aufwarteten, allbereit erſchöpft habt! Allein, da ihr auf dieſen Einfall zuerſt gekommen, ſo war es ja billig, daß ihr auch das allerſchönſte vor euch behielet. Zum wenigſten habe ich mich bemühet, eurer Abſicht nachzuahmen. Eure Geſpräche halten eine Morale in ſich; und ich habe gleichfalls alle meine Todten moraliſiren laſſen. Wiedrigen Falls hätte es nicht der Mühe verlohnet, die Todten reden zu laſſen; Unnützes Zeug zu ſagen, würden die Lebendigen ſchon zulänglich geweſen ſeyn. Ferner iſt auch dieſes bequem, daß man voraus ſetzen kan, alle Todten wären Leute von großem Nachſinnen; ſowohl wegen ihrer

Erfahrung, als wegen ihrer langen Muße: ja ihnen zu Ehren kan man glauben, daß ſie ein wenig mehr nachdencken, als man gemeiniglich thut, wenn man noch lebet. Sie wiſſen von unſern Sachen vernünfftiger zu urtheilen als wir, weil ſie dieſelben mit gröſſerer Gleichgültigkeit und Gemüths-Ruhe anſehen: Sie wollen aber auch davon urtheilen, weil ſie ſich derſelben noch einigermaßen annehmen. Ihr habt eure meiſten Geſpräche ſo kurtz gemacht, daß es ſcheint ihr hättet eure Todten vor keine groſſe Schwätzer gehalten: und ich habe mir dieſes leicht gefallen laſſen. Wie die Todten ſehr witzig und geiſtreich ſeyn; ſo müſſen ſie wohl eine jede Materie ſehr bald einſehen. Ich glaube auch ohn alle Schwürigkeit, daß ſie ſo verſtändig ſeyn könnten, ſich untereinander wegen ihrer Meynungen gantz zu vereinigen, und alſo faſt niemals unter ſich zu ſprechen: Denn mich dünckt, das Diſputiren ſchickt ſich nur vor uns Ignoranten, die wir niemals die Wahrheit entdecken: eben ſo wohl als es nur den Blinden zukommt;

unter Weges wieder einander zu ſtoſſen: Da ſie nicht ſehen können, wo ſie hinwollen. Aber bey uns kan man ſich nicht einbilden, daß die Todten ihre Charactere geändert, und ſo gar gantz wiedrige Meynungen angenommen haben. Wenn man ſich einmal in der Welt von iemanden eine Abbildung gemacht hat; ſo kan man ſie nicht wieder aus dem Kopfe bringen. Derowegen habe ich mich befliſſen, die Todten kenntlich zu bilden: zum wenigſten diejenigen, ſo ſehr bekannt ſind. Ihr habt euch kein Gewiſſen gemacht, etliche Perſonen, und vielleicht auch einige Begebenheiten zu erdichten, die ihr ihnen zueignet: Aber ich habe dieſer Freyheit nicht nöthig gehabt. Die Hiſtorie bot mir genug wahrhaffte Todten, und wahrhaffte Begebenheiten dar, ſo daß ich des Erdichtens überhoben ſeyn konnte. Es wird euch nicht Wunder nehmen, daß die Todten von Dingen reden, die lange nach ihnen geſchehen ſind; da ihr ſie ja täglich mit einander von ihren Geſchichten ſprechen ſehet. Ich bin verſichert, daß ihr itzo aus unzehlichen Nachrichten die man euch gegeben hat, Franckreich ſehr wohl kennet, u. wiſſet, daß ſelbiges in der Gelehrſamkeit heute zu Tage eben das iſt, was vormals Griechenland geweſen. Inſonderheit wird der berühmte Uberſetzer eurer Schrifften, der euch unſre Sprache ſo ſchön hat reden laſſen, nicht ermangelt haben, euch zu berichten, daß Paris an eurem Wercke eben den Geſchmack gefunden, als vormals Rom und Athen. Wie glücklich würde derjenige ſeyn, der eure Schreibart ſo gut nachahmen könnte, als dieſer große Mann, und in ſeinen Ausdrückungen, die zarte Einfalt, und ungekünſtelte Munterkeit erreichen könnte, die ſich ſo wohl in Geſprächen ſchicket. Was mich betrifft, ſo laſſe ich mir es nicht in den Sinn kommen, mich davor auszugeben, daß ich euch glücklich nachgeahmet hätte: Ich verlange nur die Ehre, daß ich wohl gewußt, man könne kein vortrefflicher Original nachahmen, als Euch.

Geſpräche
Der Todten
Erſter Theil.

reich ſehr wohl kennet, u. wiſſet, daß ſelbiges in der Gelehrſamkeit heute zu Tage eben das iſt, was vormals Griechenland geweſen. Inſonderheit wird der berühmte Uberſetzer eurer Schrifften, der euch unſre Sprache ſo ſchön hat reden laſſen, nicht ermangelt haben, euch zu berichten, daß Paris an eurem Wercke eben den Geſchmack gefunden, als vormals Rom und Athen. Wie glücklich würde derjenige ſeyn, der eure Schreibart ſo gut nachahmen könnte, als dieſer große Mann, und in ſeinen Ausdrückungen, die zarte Einfalt, und ungekünſtelte Munterkeit erreichen könnte, die ſich ſo wohl in Geſprächen ſchicket. Was mich betrifft, ſo laſſe ich mir es nicht in den Sinn kommen, mich davor auszugeben, daß ich euch glücklich nachgeahmet hätte: Ich verlange nur die Ehre, daß ich wohl gewußt, man könne kein vortrefflicher Original nachahmen, als Euch.

Geſpräche
Der Todten
Erſter Theil.

Geſpräche der Todten aus der alten Hiſtorie.

Das I. Geſpräch.

Alexander und Phryne.

Phryne.

JHr könnt es von allen Thebanern erfahren, die zu meiner Zeit gelebt haben. Sie werdens euch erzehlen, daß ich mich erboten, die Mauren ihrer Stadt, die ihr eingeriſſen hattet, auf eigene Unkoſten wieder aufzurichten: wenn man mir dieſe Schrift an dieſelben ſetzen wollte: Der groſſe Alexander hatte dieſe Mauer verwüſtet, aber die Buhlerin Phryne hat ſie wieder hergeſtellet.

Alex. Es iſt euch alſo ſehr viel daran gelegen geweſen, daß die Nachwelt es ja wiſſen möchte, was ihr vor ein Handwerck getrieben.

Phryne. Jch hatte es hoch darinnen gebracht: und das iſt ja die Thorheit aller auſſerordeutlichen Leute in jeder Lebensart, daß ſie nach Denckmalen und Uberſchrifften ſtreben.

Alex. Ich geſtehe es, daß Rhodope ſchon vor euch dergleichen gehabt. Sie wuſte ſich ihre Schönheit ſo wohl zu Nutzen zu machen, daß ſie vermögend ward, eine von den beruffenen Pyramiden zu bauen, die noch itzo in Egypten ſtehen. Und ich erinnere mich, daß, als ſie dieſes neulich gewiſſen verſtorbenen Franzöſinnen erzehlete, welche in ihrem Leben ſehr liebenswürdig geweſen ſeyn wollten: dieſe Schatten darüber zu weinen angefangen; indem ſie verſicherten, daß die Schönen in dem Lande und zu der Zeit, da ſie gelebet hätten, nicht mehr ſo viel erwerben könnten, als zur Aufrichtung ſolcher Pyramiden gehörete.

Phryne. Ich hatte aber vor der Rhodope noch dieſen Vorzug, daß ich mich durch die Erbauung der Thebaniſchen Mauren mit Euch in Vergleichung geſtellet; mit Euch, als dem gröſſeſten Uberwinder von der gantzen Welt: maſſen ich wieſe, daß meine Schönheit vermögend geweſen, diejenigen Verwüſtungen zu erſetzen, die eure Macht verurſachet hatte.

Alex. In Wahrheit, zwey Dinge die man wohl noch niemahls mit einander verglichen hatte. Ihr ſeyd alſo wohl mit euch zufrieden, daß ihr ſo viel Galanterien oder Annehmlichkeiten beſeſſen habt.

Phryne. Und ihr ſeyd ſehr vergnügt, daß ihr den beſten Theil der Welt verwüſtet habt. Warum iſt doch nicht in jeder Stadt, die ihr verheeret habt, eine Phryne geweſen! So wäre kein einziges Merckmahl von eurem Wüten übrig geblieben.

Alex. Wenn ich wieder lebendig werden ſollte, ſo verlangte ich noch nichts anders als ein berühmter Weltbezwinger zu werden.

Phryne. Und ich eine anmuthige Weltbezwingerin zu ſeyn. Die Schönheit hat von Natur das Recht über die Menſchen zu herrſchen; Und die Tapferkeit hat ſich daſſelbe nur mit Gewalt genommen. Es giebt in allen Ländern Schönheiten: aber nicht Könige und groſſe Sieger. Ich will euch noch beſſer überführen. Euer Vater Philipp, war ziemlich tapfer: ihr waret es gleichfalls: indeſſen konnte doch keiner von euch beyden den Redner Demoſthenes bezwingen, der ſein lebenlang nichts anders gethan, als daß er wieder euch beyde Reden gehalten. Aber als eine gewiſſe andre Phryne, und nicht ich, (denn der Nahme iſt ſehr glücklich) einen wichtigen Proceß verlieren ſollte, und ihr Advocat, welcher ſchon alle ſeine Beredſamkeit vergeblich vor ſie angewendet hatte, auf den Einfall kam, ihr ein gewiſſes groſſes Tuch, welches ſie zum Theil verhüllete, abzuziehen: alſofort verurſachte der Anblick ihrer entdeckten Schönheiten, daß die Richter ihr Urtheil änderten und ſie loßſprachen. Dergeſtalt hat ja das Geräuſche eurer Waffen in ſo vielen Jahren nicht einem einzigen Redner das Maul ſtopfen können; dahingegen die Reitzungen eines ſchönen Frauenzimmers in einem Augenblicke den gantzen Areopagus zu verblenden vermocht.

Alex. Ob ihr gleich noch eine Phryne zu Hülfe genommen habt, ſo glaube ich doch nicht, daß Alexanders Parthey verſpielen werde. Das wäre ja ewig Schande, wenn . . .

Phryne. Ich weiß ſchon was ihr ſagen wollt. Griechenland, Aſien, Perſien, Indien, das alles läſt ſich ſehr wohl hören. Wenn ich indeſſen von eurem Ruhme dasjenige abziehen ſollte, was euch nicht zugehöret: Wenn ich euren Soldaten, euren Hauptleuten und dem Glücke ſelber den ihm gebührenden Theil zukommen ließe: Meynet ihr, daß ihr viel übrig behalten würdet? Allein eine ſchöne Geſtalt darf den Ruhm ihrer Thaten mit niemanden theilen. Sie hat ihn ſonſt keinem als ihr ſelbſt zu verdancken. Ich verſichere euch; es iſt eine artige Sache um ein ſchönes Frauenzimmer.

Alex. Es ſcheint, ihr ſeyd davon ſehr verſichert geweſen. Aber glaubt ihr wohl, daß ſich die Freyheit deſſelben ſo weit erſtrecke; als ihr ſie getrieben habt?

Phryne. Nein, nein; ich handle gantz aufrichtig. Ich geſtehe, daß ich den Character eines artigen Frauenzimmers zu hoch getrieben habe: aber ihr habt es mit dem Character eines Helden nicht beſſer gemacht. Wir haben beyde gar zu viel geſieget. Wenn ich nicht mehr als ohngefehr zwey oder drey Buhlſchaften gehabt hätte; ſo wäre es fein ordentlich zugegangen, und man hätte nichts auf mich zu ſagen: Aber ſo viele zu haben, daß ich die Thebaniſchen Mauren davon konnte bauen laſſen; das war zu weit gegangen. Im Gegentheil, wenn auch ihr nur Griechenland, die benachbarten Inſeln, und vielleicht noch ein Stücke von klein Aſien erobert, und ein Reich daraus gemacht hättet; ſo wäre nichts beſſer ausgeſonnen oder vernünfftiger ausgeführet worden: Aber allezeit zu lauffen, ohne zu wiſſen wohin? allezeit Städte zu erobern, ohne zu wiſſen warum? und lauter Anſchläge zu machen, ohne Abſichten zu haben; das hat niemahls vielen vernünftigen Leuten gefallen wollen.

Alex. Die vernünftigen Leute mögen ſagen was ſie wollen. Wenn ich mich meiner Tapferkeit und meines Glückes ſo weislich bedienet hätte, ſo würde man faſt gar nicht von mir geredet haben.

Phryne. Von mir auch nicht: wenn ich mit meiner Schönheit ſo gar behutſam umgegangen wäre. Um viel Aufſehens in der Welt zu machen, dazu ſind die vernünftigſten Naturelle nicht die allergeſchickteſten.

Das II. Geſpräch.

Milo und Smindiride.

Smindiride.

Du prahleſt alſo ziemlicher maſſen, Milo, daß du bey den Olympiſchen Spielen einen Ochſen auf deinen Schultern getragen habeſt.

Milo. In der That, das war keine ſchlechte That. Gantz Griechenland frolockte darüber, und der Ruf davon breitete ſich biß in meine Vaterſtadt Croton aus; aus welcher ſehr viel wackere Kämpfer entſtanden ſind. Hingegen wird wohl die Stadt Sibaris jederzeit wegen der Zärtlichkeit ihrer Einwohner einen übeln Nahmen behalten. Dieſe Weichlinge hatten die Hähne verbannet, damit ſie nicht durch ihr Krähen des Morgens aufgewecket würden. Ja ſie baten die Leute, ein Jahr vor dem Tage des Schmauſes, zu Gaſte: Damit ſie nur Zeit genug haben möchten, denſelben ſo leckerhaſt anzurichten, als ſie wollten.

Smind. Du ſpotteſt nur der Sibariten; aber du vierſchrötigter Crotonienſer, meynſt du nicht: ſich rühmen, daß man einen Ochſen tragen könne; heiſſe eben ſo viel, als einem Ochſen ſehr ähnlich ſeyn?

Milo. Und meynſt du wohl einem Menſchen ähnlich geweſen zu ſeyn: wenn du dich beklaget haſt, daß du eine ſchlafloſe Nacht gehabt; weil eins von den Roſenblättern, damit du dein Bette beſtreueteſt, unter dir eine Falte bekommen?

Smind. Es iſt wahr, ich bin ſo zärtlich geweſen: aber warum kommt dir das ſo fremde vor?

Milo. Wie könnte mir daſſelbe wohl anders als fremde vorkommen?

Smind. Haſt du denn niemahls einen Liebhaber geſehen, der, nachdem er viel Gewogenheit von ſeiner Gebieterin genoſſen, und ihr hinwiederum ſehr merckliche Dienſte geleiſtet; in dem Beſitze dieſes Glückes durch die Furcht beunruhiget worden: Seine Schöne möchte ihm vielleicht mehr aus Erkenntlichkeit, als aus Zuneigung gewogen ſeyn?

Milo. Nein, dergleichen habe ich niemahls geſehen. Aber wenn das gleich wäre?

Smind. Haſt du auch niemahls von einem Sieger gehöret, der bey ſeiner Zurückkunft aus einem herrlichen Feldzuge, mit ſeinem Triumpfe übel zufrieden geweſen: weil das Glück daran mehr Theil gehabt, als ſeine Tapferkeit und Klugheit; und weil ſeine Abſichten ihm durch falſche und übel ausgeſonnene Anſchläge gelungen waren?

Milo. Nein, ich habe nichts davon gehöret. Aber ich frage noch einmahl, was willſt du daraus ſchlieſſen?

Smind. Daß dieſer Liebhaber, und dieſer Sieger, und überhaupt faſt alle Menſchen nicht würden ſchlafen können: wenn ſie gleich auf Roſen liegen ſolten; im Falle ſich nur ein Blättchen unter ihnen zuſammen gefaltet hätte. Man muß ſich die Beluſtigungen durch nichts verderben. Sie ſind nichts als Roſenbette; wo es ſehr ſchwer iſt, alle Blätter glatt auszubreiten, ſo, daß ſich keins zuſammenſchlagen ſollte. Indeſſen iſt die Falte eines einzigen ſchon genugſam, viel Beſchwerlichkeiten zu verurſachen.

Milo. Ich bin in dergleichen Sachen nicht ſonderlich gewiegt, mich düncket aber, daß du mit dem Liebhaber und Kriegshelden, ja ihr alle mit einander überaus unrecht habet. Warum verzärtelt ihr euch ſo?

Smind. Ach Milo, alle artige und aufgeweckte Leute ſind nicht ſolche Crotonienſer als du biſt; ſondern noch weit ärgere Sybariten, als ich geweſen bin.

Milo. Ich ſehe ſchon wie es iſt. Die artigen Leute haben mehr Beluſtigungen als ihnen nöthig ſind; und ſie überlaſſens ihrer Zärtlichkeit, die überflüßigen abzuſondern. Sie wollen auch bey den kleineſten Verdrüßlichkeiten empfindlich ſeyn: weil ſie ohne dem Ergeßlichkeiten genug haben; und auf ſolche Weiſe haben ſie recht.

Smind. Ganz und gar nicht. Artige Leute haben nicht mehr Vergnügen als ihnen vonnöthen iſt.

Milo. So ſind ſie ja Narren, daß ſie ſich ſo ſehr zärtlich gewöhnen.

Smind. Das iſt das Unglück! Die Zärtlichkeit iſt einem Menſchen überaus wohl anſtändig: denn ſie entſteht aus den guten Eigenſchaften der Seelen; oder des Verſtandes und Willens. Man ſucht dieſelbe zu erlangen, wenn man ſie noch nicht hat: indeſſen vermindert die Zärtlichkeit die Anzahl der Beluſtigungen, und man hat derſelben nie zuviel. Sie iſt die Urſache, daß man ſie lange nicht ſo lebhaft empfindet, und ſie ſind auch an ſich ſelbſt nicht ſehr empfindlich. Elende Menſchen! eure natürliche Beſchaffenheit verſieht euch mit ſo wenigen Ergeßlichkeiten, und euer Verſtand machet, daß ihr dieſelben noch weniger ſchmecket.

Das III. Geſpräch.

Dido und Stratonica.

Dido.

ACh wie unglückſelig bin ich, liebſte Stratonica! Ihr wiſſet wohl, wie ich gelebet habe. Ich war meinem erſten Manne ſo getreu, daß ich mich lieber lebendig verbrannte, als daß ich einen andern genommen hätte. Indeſſen habe ich doch nicht ohne üble Nachrede bleiben können. Einem Poeten, mit Nahmen Virgil, hat es beliebt, ein ſo ſtrenges und ſprödes Frauenzimmer in eine junge Metze zu verwandeln, die ſich durch die gute Geſtalt eines Fremden, den erſten Tag, da ſie ihn geſehen, verliebt machen läſſet. Meine gantze Geſchicht iſt verkehret. Zwar den Scheiterhauffen der mich verzehret hat, hat man mir gelaſſen. Aber rathet doch, warum ich mich darauf geſetzet haben ſolle? Nicht mehr aus Furcht, daß man mich zur andern Heyrath zwingen möchte; nein, weil ich in Verzweifelung gerathen war, da mich der Fremde verlaſſen hatte.

Strat. In Wahrheit, das kan ſehr gefährliche Folgen nach ſich ziehen. Wo wird ſich wohl mehr ein Weib aus ehelicher Treue verbrennen: wenn nach ihrem Tode die Poeten die Freyheit haben, von ihr zu erzehlen was ſie wollen. Doch vielleicht hat euer Virgil nicht ſo ſehr unrecht. Vielleicht hat er in eurem Lebenslauffe eine Liebesverwirrung entdecket, davon ihr euch die Hoffnung gemacht, daß ſie niemahls auskommen würde. Wer weiß es ſo eigentlich? Ich wollte nicht gut davor ſtehen, daß es mit eurem Scheiterhauffen eben ſo bewandt geweſen ſey, als ihr vorgebet.

Dido. Wenn die Liebe, ſo mir Virgil zueignet, nur einige Wahrſcheinlichkeit hätte, ſo möchte man mich immer in Verdacht ziehen. Aber er giebt mir den Aeneas zum Liebhaber, einen Kerl, der dreyhundert Jahre eher geſtorben iſt, als ich gebohren worden.

Strat. Das läßt ſich hören, was ihr ſaget. Indeſſen ſcheinet es doch, als wenn ihr euch mit dem Aeneas wohl zuſammen ſchicketet. Ihr waret beyde genöthiget, euer Vaterland zu verlaſſen: Ihr ſuchtet alle beyde euer Glück in der Fremde; Er war ein Wittwer, ihr waret eine Wittwe. Seht da, Aehnlichkeiten genug! Es iſt wahr, daß ihr dreyhundert Jahre nach ihm gebohren ſeyd; Aber Virgil hat ſo viel Urſachen gehabt, euch beyde zuſammen zu bringen, daß ihm die dreyhundert Jahre, die euch von einander trenneten, nur eine Kleinigkeit zu ſeyn geſchienen.

Dido. Was iſt das vor ein Vernunftſchluß? Wie? bleiben denn dreyhundert Jahre nicht allezeit dreyhundert Jahre? Und können ſich dieſes Hindernüſſes ungeachtet, zwey ſo weit entfernete Perſonen antreffen und ſich lieben.

Strat. Ach, das machts! Virgilius war ein ſubtiler Kopf: Er war ein rechter Weltmann. Dadurch wollte er zeigen, daß man in Liebesverſtändnüſſen, nicht nach dem Scheine urtheilen müſſe: und daß oft diejenigen, denen man es am wenigſten anſieht, eben die rechten ſind.

Dido. Es war mir gewiß ſehr viel damit gedienet, daß er meinen ehrlichen Nahmen angegriffen, um dieſes ſchöne Geheimniß in ſeine Schriften zu bringen.

Strat. Aber wie? hat er euch denn zum Gelächter gemacht? hat er euch ungeſchickte Dinge in den Mund geleget?

Dido. Nichts weniger als das: Er hat mir hier ſein Gedichte vorgeleſen, und das gantze Stück, worinnen er mich aufgeführet hat, iſt wahrhaftig was göttliches; die einzige Läſterung ausgenommen. Ich bin ſchön: Ich ſage ſehr artige Sachen von meiner vorgegebenen Neigung. Und wenn Virgil genöthiget würde, mich vor ein ehrlich Frauenzimmer zu erkennen, die Eneis würde ſehr viel dadurch verlieren.

Strat. Worüber klagt ihr denn? Man eignet euch eine Liebesbegebenheit zu, die euch niemahls begegnet iſt; das iſt das groſſe Unglück. Aber davor giebt man euch Schönheit und Verſtand, die ihr vielleicht nicht gehabt habt.

Dido. Ein herrlicher Troſt!

Strat. Ich weiß nicht wie ihr ſeyd: Allein die meiſten Weiber, wie mich dünckt, wollen lieber ihrer Tugend wegen ein wenig in der Nachrede ſeyn; als ihrer Schönheit oder ihres Verſtandes halber. Zum wenigſten war ich ſo geſonnen. Ein Mahler, der am Hofe des Syriſchen Königes, meines Gemahls lebte, war übel auf mich zu ſprechen. Um ſich nun an mir zu rächen, mahlte er mich, in den Armen eines gemeinen Soldaten liegend, ab. Er ſtellte ſein Bild öffentlich zur Schau aus, und machte ſich davon. Meine Unterthanen wollten vor meine Ehre eifern, und das Bild öffentlich verbrennen. Allein, weil ich darauf mit einer recht wunderwürdigen Schönheit gemahlt war; ohngeachtet die Stellungen des Leibes vor meine Tugend nicht vortheilhaft waren: ſo verbot ichs zu verbrennen, ließ den Mahler zurücke kommen, und vergabs ihm. Wenn ihr mir folgen wollt, ſo werdet ihr es mit dem Virgilius eben ſo machen.

Dido. Das wäre in dem Falle gut, wenn die Schönheit, und der Verſtand, die vornehmſten Tugenden des Frauenzimmers wären.

Strat. Ich will nicht entſcheiden, welches die fürnehmſte Tugend iſt; aber nach der gewöhnlichen Art, iſt ja die erſte Frage von einem Frauenzimmer: Iſt ſie ſchön? Die andre: Hat ſie Verſtand? Es kommt ſehr ſelten, daß man noch die dritte Frage hinzuſetzet.

Das IV. Geſpräch.

Ariſtoteles und Anacreon.

Ariſtoteles.

DAs hätte ich doch nimmermehr geglaubet, daß ein Liedermacher ſo verwegen ſeyn würde, ſich mit einem ſo angeſehenen Philoſophen, als ich bin, zu vergleichen.

Anacr. Ihr ſprecht den Nahmen, Philoſophen, ziemlich laut aus; aber ich mit meinen Liedern, bin doch indeſſen der weiſe Anacron geheiſſen worden; und mich dünckt, der Titel eines Philoſophen iſt um ein merckliches ſchlechter, als der Titel eines Weiſen.

Ariſt. Diejenigen, ſo euch dieſe Eigenſchaft zugeſchrieben, haben ihre Worte nicht recht überleget.

leget. Sagt mir doch, was hättet ihr wohl jemahls gethan, um dieſelbe zu verdienen?

Anacr. Ich hatte nichts gethan als trincken, ſingen und verliebt ſeyn; und das iſt eben ein Wunder, daß ſie mir davor den Nahmen eines Weiſen gegeben, an ſtatt, daß man euch nur einen Philoſophen genennet; welche Benennung euch doch faſt unendliche Mühe gekoſtet hat. Denn wie viel Nächte habt ihr nicht zugebracht, die ſtachelichſten Fragen aus der Logic heraus zu klauben? Wie viel groſſe Bücher habt ihr nicht über dunckle Materien geſchrieben, die ihr vielleicht ſelbſt nicht verſtanden?

Ariſt. Ich geſtehe es, daß ihr einen bequemen Weg gewehlet, zur Weißheit zu gelangen, und daß ſehr viel Geſchicke dazu gehöret hat, mit eurer Laute und Trinckflaſche mehr Ruhm zu erlangen, als die gröſſeſten Leute durch alle ihre Mühe und Arbeit nicht erlanget.

Anacr. Ihr fangt an meiner zu ſpotten; aber ich behaupte, daß es viel ſchwerer ſey, zu trincken und zu ſingen, ſo wie ich geſungen, und ſo wie ich getruncken habe; als zu philoſophiren, ſo wie ihr philoſophirt habt. Um ſo zu ſingen und zu trincken als ich, muſte man ſeine Seele, von allen gewaltigen Gemüthsbewegungen befreyet haben, und gantz bereit ſeyn, die Zeit, ſo wie ſie kommen würde, anzunehmen: Endlich hatte man auch noch viel andre Kleinigkeiten bey ſich einzurichten.

Und ob gleich nicht viel Dialectic in dem allen ſteckt, ſo hat man doch Mühe, ehe man es ſo weit bringt. Aber man kan mit viel geringerer Mühe philoſophiren, wie ihr gethan habt. Man darf ſich weder von dem Ehrgeitze, noch vom Geldgeitze, loß machen; Man macht ſich einen angenehmen Zutritt am Hofe des groſſen Alexanders; man ziehet Geſchencke von 500000 Thalern an ſich, welche man nicht gantz auf natürliche Unterſuchungen anwendet, wie wohl die Abſicht des Schenckenden geweſen. Kurtz, dieſe Art von Philoſophie, führet auf ſolche Dinge, die der Philoſophie zuwieder ſind.

Ariſt. Man muß euch hier unten viel übels von mir geſagt haben. Aber dem ſey wie ihm wolle, der Menſch iſt kein Menſch, ohne die Vernunft; und nichts iſt ſchöner, als andre zu lehren, wie ſie ſich derſelben bedienen ſollen, die Natur zu unterſuchen, und alle die Rätzel aufzulöſen, welche ſie uns vorleget.

Anacr. Seht, wie die Menſchen den Gebrauch aller Dinge verkehren. Die Philoſohie iſt an ſich ſelbſt was vortrefliches, und kan ihnen ſehr nützlich ſeyn; aber, weil ſie ihnen beſchwerlich fallen würde, wenn ſie ſich in ihre Verrichtungen mengen, und ihre Gemüthsbewegungen in Ordnung bringen wollte: ſo hat man ſie in den Himmel verſchicket, die Planeten untereinander in Ordnung zu ſtellen, und ihre Bewegungen abzumeſſen.

Oder ſie führen dieſelbe auf der Erdkugel herum, und laſſen ſie alles, was ihnen vorkommt, unterſuchen. Kurtz, ſie beſchäftigen dieſelbe allezeit ſo weit von ſich ſelbſt, als es ihnen immer möglich iſt. Indeſſen, weil ſie doch gerne Philoſophen heiſſen möchten; ohne daß ihnen dieſer Nahme hoch zu ſtehen käme: ſo ändern ſie, vermöge ihrer Geſchicklichkeit, die Bedeutung deſſelben, und geben ihn mehrentheils denen, welche die natürlichen Dinge, und ihre Urſachen, erforſchen.

Ariſt. Und was könnte man dieſen Leuten wohl vor einen geſchicktern Nahmen geben?

Anacr. Die Philoſophie hat bloß mit dem Menſchen zu thun, nicht aber mit den übrigen Theilen des Weltgebäudes. Die Aſtronomie bekümmert ſich um die Sterne, der Naturkündiger um die Natur, und der Philoſoph um ſich ſelbſt. Wer hätte aber, bey einer ſo harten Bedingung, ein Philoſoph werden wollen? Ach! faſt niemand. Darum hat man die Philoſophen der Mühe überhoben, Philoſophen zu ſeyn, und iſt zu frieden geweſen, daß ſie Sternſeher oder Naturkündiger wären. Mich anlangend, ſo habe ich zum ſpeculiren niemahls Luſt gehabt; aber ich bin verſichert, daß in vielen Büchern, die vor Philoſophiſch angeſehen ſeyn wollen, weniger Philoſophie ſteckt, als in manchem von meinen Liedern, die ihr ſo ſehr verachtet. Zum Exempel in dieſem:

Verlängerte das Gold das Leben,
So würd ich nur nach Golde ſtreben,
Ja mich um nichts als Gold bemühn.
Und lieſſe ſich der Todt erblicken,
Ich wollt ihn bald zurücke ſchicken;
Ich gäb' ihm Geld und ließ' ihn ziehn.
Doch weil diß GOtt nicht gut befunden,
Kan mir das Gold nichts nütze ſeyn:
Drum theil ich meines Lebens Stunden,
Ins Lieben und ins Schmauſen ein.

Ariſt. Wenn ihr nur das, was von den Sitten handelt, Philoſophie nennen wollet; ſo findet ihr, in meinen moraliſchen Wercken, Dinge, die eurem Liede nichts voraus geben; denn die Dunckelheit, ſo man mir vorgeworfen hat, und die ſich vielleicht in etlichen von meinen Büchern findet, iſt in dieſen Materien, durchaus nicht anzutreffen. Und die gantze Welt hat geſtanden, daß nichts ſchöners und deutlichers zu finden ſey, als das, was ich von den Leidenſchaften geſagt habe.

Anacr. Was iſt doch das vor ein Irrthum! Es fragt ſich nicht, wie man die Leidenſchaften kunſtmäßig beſchreiben ſolle, wie man ſagt, daß ihr es gethan habt; ſondern wie man ſie überwinden möge? Die Menſchen, geben ihre Kranckheiten gern der Philoſophie zu betrachten, aber nicht zu heilen. Ja, ſie haben das Geheimniß erfunden, eine Sittenlehre zu machen, die ſie nicht näher angeht, als die Sternwiſſenſchaft. Kan man ſich wohl des Lachens enthalten; wenn man Leute ſiehet, die vor baar Geld, von der Verachtung des Reichthums predigen, und feige Memmen wahrnimmt, die ſich einander über der Beſchreibung eines Großmüthigen, in die Haare gerathen?

Das V. Geſpräch.

Homerus und Eſopus.

Homerus.

Wahrhaftig, alle Fabeln, die ihr mir erzehlet habt, können nicht genug bewundert werden. Ihr müſſet viel Kunſt beſeſſen haben, die allerwichtigſten Regeln der Sittenlehre in ſolche kurtze Erzehlungen einzukleiden, und eure Gedancken in ſo richtigen, und doch bekannten Bildern zu verdecken.

Eſop. Es iſt mir ſehr angenehm, daß ich dieſer Kunſt halber von euch gelobet werde; von euch, die ihr ſie ſowohl verſtanden habt.

Homer. Ich? Ich habe mir niemahls was daraus gemachet.

Eſop. Was? habt ihr nicht groſſe Geheimniſſe in euren Wercken verſtecken wollen?

Homer. Ach! gantz und gar keine.

Eſop. Indeſſen habens alle Gelehrte zu meiner Zeit geſagt. Es war weder in der Ilias noch in der Odyſſee das geringſte, daraus ſie nicht die ſchönſten Allegorien von der Welt machten.

Sie behaupteten, daß alle Heimlichkeiten der Gottesgelahrtheit, der Naturlehre, der Sittenlehre und Mathematic ſelbſt in euren Schriften enthalten wären. Wahrhaftig, es war etwas ſchwer, dieſelben zu entdecken. Wo der eine einen moraliſchen Verſtand antraf, da fand der andre einen phyſiſchen; aber darinnen war man eins, daß ihr alles gewuſt, und alles geſagt hättet, wenn man es nur recht verſtünde.

Homer. Die Wahrheit zu ſagen, ich habe es wohl vermuthet, daß gewiſſe Leute nicht ermangeln würden, Subtilitäten zu finden, wo ich doch keine hingeſetzet hatte. Gleichwie nichts vortheilhafter iſt, als von ſehr entfernten Dingen zu propheceyen, wo man den Ausgang noch erwarten muß: alſo iſt auch nichts vortheilhafter, als Fabeln zu ſchreiben, und die Allegorien zu erwarten.

Eſop. Ihr müſſet ſehr beherzt geweſen ſeyn, euch auf eure Leſer zu verlaſſen, daß ſie ſelber wohl Allegorien in eure Gedichte legen würden. Wie hätte es aber mit euch ausgeſehen, wenn man alles nach dem Buchſtaben verſtanden hätte.

Homer. Gantz gut; das wäre eben kein groſſes Unglück geweſen.

Eſop. Wie? Wenn ſich die Götter einander Arm und Bein entzwey ſchlagen? Wenn der blitzende Jupiter in einer Verſammlung der Götter, die hochanſehnliche Juno zu ſchlagen drohet? Wenn Mars, da er vom Diemedes verwundet werden, ſo laut ſchreyet als 9 oder 10000 Menſchen ſchreyen würden, und doch nicht einmahl ſo viel thut, als ein einziger Menſch (denn an ſtatt, daß er alle Griechen hätte in Stücke zerhauen ſollen, ſo gehet er zum Jupiter, und klaget über ſeine Wunde): Wäre denn dieſes alles ohne ſeine Allegorie recht und gut geweſen?

Homer. Warum nicht? Ihr bildet euch ein, der menſchliche Verſtand ſuche nichts als Wahrheit. Leget doch dieſen Irrthum ab. Der menſchliche Verſtand und das Falſche vertragen ſich ſehr wohl miteinander. Wenn ihr die Wahrheit ſagen ſollet, ſo werdet ihr ſehr wohl thun, wenn ihr ſie in Fabeln verhüllet; ſie wird dadurch deſto angenehmer werden. Wenn ihr aber Fabeln ſagen wollet, ſo werden ſie beliebt ſeyn können; ob ſie gleich keine Wahrheiten in ſich enthalten. Alſo iſt die Wahrheit allezeit des Falſchen bedürftig, wenn ſie von dem menſchlichen Verſtande willig angenommen werden will. Aber das Falſche findet unter ſeiner eigenen Geſtalt den Eingang; denn da iſt gleichſam ſeine Geburtsſtadt und ordentliche Behauſung; dahingegen die Wahrheit nur ein Fremdling daſelbſt iſt. Ich will euch noch mehr ſagen. Wenn ich mich über den allegoriſchen Fabeln zu Tode ſtudiret hätte, ſo hätte es kommen können, daß die meiſten die Fabel als etwas nicht gar zu unwahrſcheinliches angenommen, und die Allegorie vergeſſen hätten.

Und in der That, ihr müſſet wiſſen, daß meine Götter, ſo wie ſie ſind, alle Geheimniſſe bey Seite geſetzt, gar nicht vor lächerlich gehalten worden.

Eſop. Ich erzittere darüber, und beſorge erſchrecklich ſehr, man werde auch glauben, daß die wilden Beſtien geredt haben, wie ſie in meinen Fabeln thun.

Homer. Das iſt eine ſeltſame Furcht.

Eſop. Was befremdet euch dieſelbe? Wenn man geglaubt hat, daß die Götter dergleichen Reden führen können, als ihr ſie habt führen laſſen; warum ſollte man nicht glauben, daß die Beſtien auf die Art geredet hätten, als ich ſie habe reden laſſen?

Homer. Ach das iſt gantz ein anders. Die Menſchen wollten wohl, daß die Götter ſo thöricht wären, als ſie ſelber ſind: aber ſie wollen nicht, daß die Beſtien eben ſo klug ſeyn ſollen, als ſie ſelber ſind.

Das VI. Geſpräch.

Athenais und Icaſie.

Icaſie.

Weil ihr denn meine Begebenheiten wiſſen wollet; ſo hört mir zu. Der Käyſer, unter welchem ich lebte, wollte heyrathen; und damit er ſich deſto beſſer eine Käyſerin wehlen möchte, ließ er kund thun, daß alle diejenigen, welche ſich vor ſo ſchön und annehmlich hielten, daß ſie ſich auf den Thron einige Rechnung machen könten, ſich in Conſtantinopel einfinden möchten. Ich begab mich dahin, und zweifelte nicht, durch meine groſſe Jugend, ſehr lebhafte Augen, und durch mein ziemlich angenehmes und zartes Anſehen, allen andern das Reich ſtreitig zu machen. Der Tag, an welchem die Verſammlung ſovieler artigen Pretendentinnen gehalten wurde, da überſah eine jede, mit groſſer Unruhe, die Angeſichter aller andern; und ich bemerckte mit Vergnügen, daß meine Nebenbuhlerinnen mich mit ziemlich ſcheelen Augen anſahen. Der Käyſer erſchien. Er gieng alsbald etliche Reihen von Schönheiten vorbey, ohne ein Wort zu ſagen. Aber als er zu mir kam, ſo thaten mir meine Augen gute Dienſte, und hielten ihn auf. In Wahrheit, ſprach er zu mir, mit einem ſolchen Blicke, als ich mir wünſchen konnte: Die Weiber ſind ſehr gefährlich, und können viel Böſes ſtiften! Ich glaubte, es fehle nunmehr an nichts, als daß ich nur noch ein wenig Scharfſinnigkeit hätte; ſo wäre ich unfehlbar Käyſerin. Und in ſolcher Verwirrung, welche mir die Hoffnung und Freude verurſachete, that ich mein äuſſerſtes, ihm zu antworten: Hingegen, mein Käyſer, können die Weiber auch viel Gutes thun, ja ſie habens auch zuweilen gethan. Dieſe Antwort verderbete alles. Sie kam dem Käyſer ſo ſinnreich vor, daß er ſich nicht unterſtund, mich zu heyrathen.

Athenais. Der Käyſer muß ein ſeltſames Naturell gehabt haben, ſich vor dieſer Scharfſinnigkeit zu fürchten; ja er muß ſich wenig darauf verſtanden haben, wenn er geglaubt hat, daß eure Antwort ſehr ſcharfſinnig ſey: denn die Wahrheit zu ſagen, ſie iſt nicht gar zu ſonderlich: und ihr habt euch nicht viel vorzurücken.

Icaſie. So ſpielt das Glück. Die Scharfſinnigkeit allein hat euch zur Käyſerin gemacht; und mich hat der bloſſe Schein derſelben gehindert, es zu werden. Ihr verſtundet über das die Philoſophie, welches noch weit ärger iſt, als Scharfſinnigkeit beſitzen. Und bey dem allen gelung es euch doch, den jüngern Theodoſius zu heyrathen.

Athen. Wenn ich ein ſolch Exempel als das eurige iſt, vor mir gehabt hätte: ſo würde mir ſehr bange geworden ſeyn. Nachdem mein Vater mich zu einer ſehr gelehrten und aufgeweckten Jungfer gemacht hatte, enterbte er mich; ſo ſicher war er, daß ich mit meiner Wiſſenſchaft und Scharfſinnigkeit ſchon mein Glück machen würde. Und die Wahrheit zu ſagen, ich glaubte es eben ſowohl als er. Aber itzo ſehe ich wohl, daß ich mich in große Gefahr begeben, und daß es leicht hätte kommen können, daß ich, ohne einige

Güter zu erlangen, mit meiner gantzen Philoſophie wäre ſitzen blieben.

Jcaſie. Verſichert, nein. Aber meine Geſchicht hatte ſich damahls noch nicht zugetragen, und das war ein Glück vor euch. Es wäre indeſſen was luſtiges, wenn irgend eine andre, die von meiner Geſchicht Wiſſenſchaft hätte, in eben dergleichen Gelegenheit, darinnen ich mich damahls befand, aus meinem Schaden klug werden, und ſo liſtig ſeyn wollte, keine Scharfſinnigkeit an ſich blicken zu laſſen; ſo daß man ſie hernach deßwegen auslachete.

Athenais. Jch wollte nicht gut davor ſeyn, daß es ihr gelingen würde, wenn ſie eine Abſicht damit hätte. Aber oft begeht man von ohngefehr die glücklichſten Thorheiten von der Welt. Habt ihr nicht von einem Mahler gehöret, der die Weintrauben ſo wohl gemahlet hatte, daß die Vögel betrogen wurden, welche herzuflogen, davon zu freſſen. Was meynet ihr, was ihm dieſes vor Ruhm gebracht? Aber die Trauben wurden auf dem Bilde von einem Bauerjungen getragen, ſo daß in der That die Trauben ſehr gut getroffen ſeyn muſten, weil ſie die Vögel an ſich lockten: der Bauerjunge hingegen ſehr ſchlecht, weil ſich die Vögel nicht vor ihm ſcheueten. Man hatte recht. Indeſſen, wenn der Mahler den Bauerjungen nicht ſo ſchlecht gemahlet hätte, ſo würden

den die Trauben dieſe wunderwürdige Würckung nicht gethan haben.

Icaſie. In Wahrheit; man mag in der Welt thun was man will, ſo weiß man nicht was man thut. Und nachdem ſich dieſes Exempel mit dem Mahler zugetragen hat, ſollte man billig auch in den Geſchäfften, wo man ſich gut verhält, zittern und beben, und allezeit befürchten, daß man nicht vielleicht einen Fehler zu begehen vergeſſen habe, der nothwendig geweſen. Alles iſt ungewiß. Es ſcheint, das Glück bemühe ſich einerley Dingen einen verſchiedenen Ausgang zu geben: damit es allezeit der menſchlichen Vernunft ſpotten könne, welche keine gewiſſe Richtſchnur ihrer Handlungen hat.

Geſpräche der alten Todten mit neuern.

Das I. Geſpräch.

Auguſtus und Petrus Aretinus.

Petr. Aretinus.

JA, ich war ein witziger Kopf zu meinen Zeiten, und ich habe bey den Printzen ein anſehnliches Stücke Geld verdienet.

Auguſt. So werdet ihr gewiß viel Gedichte vor ſie geſchrieben haben.

Pet. Aret. Gantz und gar nicht. Ich hatte Beſoldungen von allen Europäiſchen Fürſten, und das wäre nimmermehr geſchehen, wenn ich mir mit ihrem Lobe Mühe gemacht hätte. Sie lagen wiedereinander zu Felde. Wenn dieſe ſchlugen, ſo wurden jene geſchlagen; da wär es ja unmöglich, ihrer aller Lob zu beſingen.

Auguſt. Was thatet ihr denn?

Pet. Aret. Ich machte Verſe wieder ſie. In eine Lobſchrift konnte ich ſie nicht alle bringen; aber wohl in eine Satire. Ich hatte das Schrecken meines Nahmens ſo ausgebreitet, daß ſie mir alle Tribut zahleten, um nur in Sicherheit Thorheiten begehen zu mögen. Als Kayſer Carl der fünfte, von welchem ihr hier unten, ohne Zweifel, ſel, werdet gehöret haben, ſich unzeitiger Weiſe an den Africaniſchen Küſten geſchlagen hatte; ſchickte er mir alsbald eine ſchöne güldene Kette. Ich bekam ſie, und ſahe ſie traurig an, rief aber dabey aus: **Ey das iſt ja nur eine Kleinigkeit vor eine ſo groſſe Thorheit, die er begangen hat.**

Auguſt. Ihr hattet alſo eine neue Art erfunden, von den Fürſten Geld zu ziehen.

P. Aret. Hatte ich nicht Urſache, ein recht wunderſames Vermögen zu hoffen, indem ich meine Einkünfte aus den Thorheiten andrer Leute ſuchte? Dies iſt ein gutes Capital, welches ſich allezeit gut verzinſet.

Auguſt. Ihr mögt ſagen was ihr wollet; das Handwerck, da man die Leute lobet, iſt weit ſicherer, und folglich beſſer.

P. Aret. Was wollt ihr? ich war nicht unverſchämt genung zum Loben.

Auguſt. Aber wohl auf gekrönte Häupter Satiren zu machen?

P. Aretinus. Das iſt eine gantz andre Sache. Satiren zu machen, iſt es nicht allezeit nöthig, diejenigen zu verachten, wieder die man ſchreibet; aber gewiſſe abgeſchmackte und garzuhochgetriebene Lobſprüche zu geben; da düncket mich, müſſe man diejenigen, denen man ſie giebt, einiger maſſen verachten, und ſie vor Einfältige halten, die ſich betrügen laſſen. Mit was vor einer Mine unterſtund ſich doch Virgilius, euch zu ſagen, man wüſte nicht, welche Parthey ihr unter den Göttern erwehlen würdet; und es wäre ungewiß, ob ihr euch dem Amte vor die irdiſchen Dinge zu ſorgen, unterziehen, oder euch zum Meergotte machen, und eine Tochter der Thetis heyrathen würdet, welche gerne mit allem ihrem Gewäſſer die Ehre eurer Freundſchaft erkauffet hätte: oder ob ihr endlich den Himmel zur Wohnung erwehlen, und euch neben den Scorpion ſtellen würdet, welcher den Raum zweyer himmliſchen Zeichen einnähme, und ſich, euch zu gefallen, in einen engern Raum zuſammen gezogen hätte?

Auguſt. Wundert euch nicht, daß Virgilius mir ſolches ſagen dörfen. Wenn man gelobt wird, ſo nimmt man das Lob nicht ſo gar nach aller Strenge. Man hilft dem buchſtäblichen Verſtande ein wenig aus, und die Schamhaftigkeit derer, die es geben, wird durch die Eigenliebe derer, die es empfangen, getröſtet. Oft glaubt man ein Lob zu verdienen, welches man nicht bekommt: wie ſollte man denn nicht glauben, dasjenige zu verdienen, welches man wircklich erhält.

Pet. Aret. Ihr hoffetet alſo auf das Wort Virgils eine Meer-Nymphe zu heyrathen, oder eine Stelle im Thierkreiſe zu bekommen?

Auguſt. Nein, nein. Von dieſen Arten des Lobes läßt man was fallen, um es zu einer etwas vernunftmäßigern Gröſſe zu bringen. Aber in Wahrheit, man läßt ſehr wenig fallen, und thut ſich was darauf zu gute. Kurtz, man mag ſo ausſchweifend gelobt werden, als man will, man zieht allezeit den Vortheil daraus, daß man glaubet, man ſey über alles gewöhnliche Lob weg, und habe durch ſeine Verdienſte den Lobenden genöthiget, alle Schrancken zu überſchreiten. Die Eitelkeit hat viel Ausflüchte.

Pet. Aret. Ich ſehe wohl, daß man ſich kein Gewiſſen machen müſſe, die Lobſprüche bis auf das äuſſerſte zu treiben, aber zum wenigſten, was diejenigen betrifft, ſo ſich einander zuwieder ſind, wie kan man da wohl das Hertz faſſen, ſie dem Fürſten beyzulegen? Ich wette, zum Exempel, daß wenn ihr euch an euren Feinden unbarmhertzig gerächet, ſo war nach der Meynung eures gantzen Hofes nichts herrlicher, als alles zu zerſchmettern, was die Verwegenheit hatte, ſich euch zu wiederſetzen. Sobald ihr aber eine gelinde That gethan, ſo bekam alles ein ander Anſehen, und man fand in der Rache nunmehr nichts, als eine barbariſche und unmenſchliche Ehre. Man lobte alſo einen Theil eures Lebens zum Nachtheile des andern. Mich anlangend, ſo hätte ich beſorget, daß ihr euch etwa die Luſt machen möchtet, mich durch meine eigene Worte zu fangen, und mir zu ſagen: *Wehle dir entweder die Schärfe oder die Gelindigkeit,* um daraus die wahrhafte Abbildung eines Helden zu machen; aber hernach halte dich auch an deine Wahl.

Auguſt. Warum verlangeſt du daß man es ſo genau erwegen ſoll? Es iſt ein Vortheil vor die Groſſen der Welt, daß alle Materien der Schmeicheley zum Behuf, ſich auf beyde Seiten drehen laſſen. Sie mögen thun, was ſie wollen, am Lobe kan es ihnen nicht fehlen; und wenn ſie um wiedriger Sachen halber gerühmet werden, ſo kömmts daher, weil ſie mehr als eine Art von Verdienſten haben.

P. Aret. Aber wie? Kam euch denn bey allen den Lobſprüchen, womit man euch überhäufete, niemahls ein Scrupel ein? Gehörte denn noch viel Spintiſirens dazu, um zu begreiffen, daß ſie mit eurer Würde verknüpfe wären? Das Lob unterſcheidet die Fürſten nicht voneinander; Man giebt es den Helden nicht reichlicher als den übrigen; aber die Nachwelt unterſcheidet die Lobſprüche, welche man verſchiedenen Printzen gegeben hat. Dieſe bekräftiget ſie, und jene erklärt ſie vor niedrige Schmeicheleyen.

Auguſt. Zum wenigſten werdet ihr alſo doch zugeben, daß ich das Lob, welches mir gegeben worden, verdienet habe: weil es ausgemacht iſt, daß die Nachwelt es durch ihr Urtheil beſtätiget hat. Ja, ich habe in dieſem Stücke Urſache, mich über dieſelbe zu beſchweren: Denn ſie hat ſich ſo ſehr gewöhnet, mich als das Muſter der Regenten anzuſehen, daß man ſie gemeiniglich, durch eine Vergleichung mit mir, lobet, und dieſe Vergleichung iſt mir oft ſehr nachtheilig.

Pet. Aret. Gebt euch nur zufrieden; Man wird euch keine Urſache mehr geben, euch zu beklagen. Denn weil alle Todten, die hieher kommen, von Ludewig dem XIV reden, der heute zu Tage in Franckreich regieret, ſo wird man ihn hinführo als das Muſter der Fürſten anſehen, und ich ſehe ſchon vorher, daß man künftig davor halten wird, man könne ſie nicht beſſer loben, als wenn man ihnen einige Aehnlichkeit mit dieſem groſſen Könige zueignen wird.

Auguſt. Gantz gut! Glaubt ihr indeſſen nicht, daß diejenigen, an welche man dieſe ſtarcke Vergröſſerung richten wird, dieſelbe mit Vergnügen anhören werden?

Pet. Aret. Das könnte wohl kommen. Man iſt ſo ruhmbegierig, daß man von den Lobſprüchen weder Richtigkeit, noch Wahrheit noch ſonſt eine andre Würtze fordert, die ſie von Rechts wegen haben ſollten.

Auguſt. Es ſcheint, ihr wollt alle Lobſprüche ausrotten. Wenn man nur lauter wohlgegründete machen ſollte, wer würde wohl was damit zu thun haben wollen?

Pet. Aret. Alle diejenigen, die ſie ohne Eigennutz austheilen würden. Vor dieſe gehört eigentlich

lich das Loben. Wie kommts, daß euer Virgilius den Cato ſo wohl gerühmet hat, indem er ſagt, daß er den allerrechtſchaffenſten Leuten vorgeſetzt ſey, welche in den Eliſaiſchen Feldern von den übrigen abgeſondert ſind? Das macht, Cato war todt, und Virgil, der weder von ihm noch von ſeiner Familie was zu hoffen hatte, wiedmete ihm nur einen einzigen Vers, und ſchränckte daſſelbe in einen vernünftigen Gedancken ein. Woher kommts aber, daß er euch im Anfange ſeiner Bücher vom Feldbau ſo übel gelobet hat? Er hatte ja eine Beſoldung von euch.

Auguſt. So hat mir denn mein Lob viel Geld verderbet.

P. Aret. Es iſt mir leid. Warum thatet ihr nicht das, was einer von euren Nachfolgern gethan, der, ſobald er zur Regierung kam, einen Befehl ausgehen ließ, daß man gar keine Verße auf ihn machen ſollte?

Auguſt. Ach freylich, er iſt klüger geweſen als ich. Das iſt nicht ein wahres Lob, was ſich uns ſelbſt darbietet, ſondern welches wir andern abdringen.

Das II. Geſpräch.

Sapho und Laura.

Laura.

Es iſt wahr, daß in den Leidenſchaften, denen wir beyde unterworfen geweſen, die Muſen

ſen ihren Antheil gehabt, und viel Annehmlichkeiten darein gemiſchet haben: Aber das iſt der Unterſcheid, daß ihr auf eure Liebhaber ſelbſt Lieder gemacht, mir aber dieſelben von den Meinigen gemacht worden.

Sapho. Was iſt denn nun mehr? Das will nichts anders ſagen, als daß ich eben ſo heftig geliebet habe, als ihr ſeyd geliebet worden.

Laura. Das nimmt mich gar nicht Wunder; denn ich weiß, daß das Frauenzimmer gemeiniglich mehr Neigung zur Zärtlichkeit hat, als die Mannsperſonen. Was mir aber fremde vorkommt, iſt dieſes: daß ihr denen, die ihr geliebt, ſelbſt entdecket habt, wie ihr gegen ſie geſinnet waret, und daß ihr durch eure Poeſie gewiſſer maſſen ihr Hertz angegriffen. Ein Weibsbild ſollte ſich eigentlich in der Liebe nur vertheidigen oder wehren.

Sapho. Unter uns geredt, dieſe Gewohnheit verdroß mich ein wenig; denn die Männer haben uns hierinnen Unrecht gethan. Sie haben den Angriff vor ſich behalten, welcher doch viel leichter iſt, als die Gegenwehr.

Laura. Laßt uns zufrieden ſeyn. Unſre Seite hat ihre groſſe Vortheile. Wir ergeben uns, wenn es uns beliebt; aber die uns angreifen, werden nicht allezeit Uberwinder, wenn ſie es gleich noch ſo heftig wünſchen.

Sapho. Ihr vergeſſet aber zu ſagen, daß wenn die Männer uns angreifen, ſie ihrer Neigung gemäß handeln, welche ſie dazu treibet: Aber wenn wir uns wehren, ſo haben wir nicht garzuviel Luſt dazu.

Laura. Rechnet ihr denn das Vergnügen vor nichts, wenn man aus ſo vielen anmuthigen und ſo lange fortgeſetzten, ja ſo oft verdoppelten Anfällen wahrnimmt, wie hoch ſie die Eroberung unſers Hertzens ſchätzen?

Sapho. Rechnet ihr aber die Mühe vor nichts, die man anwenden muß, ſo vielen ſüſſen Anfällen zu wiederſtehen? Sie ſehen mit Vergnügen, daß ſie dadurch immer mehr und mehr bey uns gewinnen; und uns würde es gar nicht lieb ſeyn, wenn unſer Wiederſtand gar zu gute Wirckung thäte.

Laura. Aber, kurtz zu ſagen, ob ſie gleich zuletzt mit Ruhm ſiegen: ſo erweiſet ihr ihnen doch eine Gnade, daß ihr ſie vor Sieger erkennet. Ihr könnt euch zwar nicht länger wehren, aber ſie erkennen es doch als eine Gunſt, daß ihr euch nicht mehr wehret.

Sapho. Ach das hindert deßwegen nicht, daß nicht allezeit ihr Sieg vor uns eine Art des Verluſtes ſeyn ſollte. Sie ſchmecken in ihrer Liebe kein ander Vergnügen, als daß ſie Uberwinder der geliebten Perſon ſind, und die glücklichen Liebhaber ſind nur deswegen glücklich, weil ſie Bezwinger der Hertzen ſind.

Laura. Wie? Wollet ihr denn lieber daß man es eingeführet hätte, daß die Weiber die Männer zuerſt angreifen ſollten?

Sapho. Warum muß denn eben eine Parthey angreifen und die andere ſich vertheidigen? Man liebe ſich von beyden Theilen, wie es einem jeden ſeine Neigung an die Hand giebt.

Laura. O da würde alles gar zu geſchwinde gehen! Die Liebe iſt ein ſo angenehmer Handel, daß man ſehr wohl daran gethan hat, ihn ſo lange dauern zu laſſen, als es möglich geweſen. Was wäre das, wann man gleich angenommen würde, ſobald man ſich angeboten hätte? Wo blieben alle die Bemühungen, ſich angenehm zu machen; alle die Unruhe, die man empfindet, wenn man ſichs verweiſet, daß man nicht gefällig genug geweſen; alle der Eifer, womit man einen glücklichen Augenblick ſuchet; endlich die gantz angenehme Vermiſchung von Vergnügen und Verdruß, welche man die Liebe nennet? Nichts wäre abgeſchmackter, als wenn man ſich einander ſogleich wiederlieben möchte.

Sapho. Gut. Wenn denn die Liebe eine Gattung von Kampf ſeyn ſoll, ſo wollte ich doch lieber, daß die Gegenwehr den Männern zugetheilet wäre. Und habt ihr mir nicht ſelbſt geſagt, daß die Weibsbilder mehr Neigung zur Zärtlichkeit hätten als Sie.? Dergeſtalt würden ſie beſſer zum Angriffe ſeyn.

Laura. Ja! Aber ſie würden ſich gar zu gut wehren. Wenn man will, daß ſich ein Geſchlecht wiederſetzen ſoll; ſo will man, daß es nur in ſofern geſchehe, als es nöthig iſt, dem Uberwinder den Sieg deſto angenehmer zu machen: aber nicht ſelbſt zu ſiegen. Er muß weder ſo ſchwach ſeyn, ſich gleich zu ergeben, noch ſo tapfer, ſich niemahls überwinden zu laſſen. Das iſt nun eigentlich unſer Werck; und vielleicht wäre es bey den Männern gantz anders. Glaubet mir, daß man nach genauer Uberlegung ſo wohl der Liebe als aller andern Dinge, doch zuletzt gewahr werde, wie alles in der Welt, ſo wie es itzo iſt, gantz gut ſey; und daß man durch eine vermeynte Verbeſſerung der Dinge, nur alles verſchlimmern würde.

Das III. Geſpräch.

Socrates und Montagne.

Montagne.

So ſeyd ihr es, göttlicher Soccrates? Wie erfreut bin ich, euch zu ſehen! Ich bin nur neulich in dies Land gekommen, und ſo bald ich anlangte, fing ich an euch zu ſuchen. Endlich, nachdem ich in der Ober-Welt mein Buch mit eurem Nahmen und Ruhme angefüllet, ſo glückt es mir, mich mit euch perſönlich zu unterreden, und von euch zu erfahren, wie ihr doch eine ſo aufrichtige und gantz natürliche Tugend beſeſſen, deren (allures) Wandel ſo ungezwungen war, daß ſie, zu euren glücklichen Zeiten ſelbſt, ihres gleichen nicht hatte.

Socrates. Es iſt mir ſehr lieb, daß ich einen Todten antreffe, der ein Welt-Weiſer geweſen zu ſeyn ſcheinet. Aber weil ihr nur kürtzlich von oben gekommen ſeyd, und ich in langer Zeit mit niemanden geſprochen habe; (denn man läſt mich hier ziemlich allein, und es iſt kein groſſes Gedränge nach meinem Umgange) ſo nehmt mirs nicht übel, daß ich nach Neuigkeiten frage. Wie ſtehts doch in der Welt? Iſt ſie nicht ziemlich verändert?

Montag. Uberaus ſehr. Ihr würdet ſie nicht mehr kennen.

Socrates. Das iſt mir ſehr lieb zu vernehmen. Ich habe es allezeit vermuthet, daß ſie mit der Zeit nothwendig beſſer und klüger werden würde, als ſie zu meiner Zeit war.

Montag. Was wollt ihr damit ſagen? Sie iſt weit närriſcher und verderbter, als ſie iemahls geweſen. Das iſt eben die Veränderung davon ich ſprechen wollte; und ich machte mir die Hoffnung, von euch die Geſchichte eurer Zeiten zu hören, in welchen ſo viel Aufrichtigkeit und Redlichkeit geherrſchet hat.

Socrat. Und ich hoffte im Gegentheil von euch die Wunder der Zeiten zu hören, in welchen ihr gelebt habt. Wie? haben die heutigen Menſchen die Thorheiten des Alterthums noch nicht abgeleget und ſich gebeſſert?

Montag. Ich glaube, ihr redet von dem Alterthume nur deswegen ſo verächtlich, weil ihr ſelbſt einer von den Alten ſeyd; aber wiſſet, daß man groſſe Urſache habe, die Sitten deſſelben herzuwünſchen, und den Verfall zu bedauren; denn es wird alles von Tage zu Tage ärger.

Socrates. Iſt das möglich? Mich dünckt, es gieng ſchon zu meiner Zeit ſo ziemlich verkehrt. Ich glaubte, es würde mit der Zeit alles vernünftiger werden, und daß die Menſchen aus einer ſo vieljährigen Erfahrung einigen Nutzen ziehen würden.

Montag. Geben die Menſchen wohl auf die Erfahrung acht? Sie ſind wie die Vögel, die ſich allezeit in denſelben Schlingen fangen laſſen, wo man ſchon hundert tauſend andere von ihrer Gattung gefangen hat. Ein ieder kommet gantz nagelneu in die Welt, und die Thorheiten der Väter ſind den Kindern gantz unbewuſt.

Socrat. Aber warum achtet man nicht auf die Erfahrung? Ich ſollte dencken, die Welt müſte itzo ein weit klügeres und ordentlichers Alter erreichet haben, als ihre Jugend geweſen iſt.

Montag. Die Menſchen aus allen Jahrhunderten haben dieſelben Neigungen, darüber der Verſtand keine Gewalt hat. Allenthalben alſo, wo es Menſchen giebt, da giebt es Thorheiten, und zwar eben dieſelben Thorheiten.

Socrat. Wenn dem alſo iſt, wie wollet ihr denn, daß die alten Zeiten beſſer geweſen ſeyn ſollen, als die heutigen?

Montag. Ach Socrates! ich wuſte wohl, daß ihr eine beſondere Manier hattet, die Vernunftſchlüſſe zu brauchen, und diejenigen, mit denen ihr zu thun hattet, ſo geſchickt in eure Beweißthümer zu verwickeln, daß ſie gefangen waren, ehe ſie noch den Schluß davon vorherſahen; daß ihr ſie zu leiten gewußt, wohin es euch beliebet: und das iſt es, was ihr genennet habt die Hebamme ihrer Gedancken ſeyn, und derſelben Geburt befördern. Ich geſtehe, daß ich hier gleichſam einen Satz zur Welt bringe, der demjenigen, den ich behaupten wollte, gantz zuwieder läufft; indeſſen ergebe ich mich doch noch nicht. Es iſt gewiß, daß es nicht mehr ſolche muntere und ſtandhafte Seelen giebt, als es im Alterthum gegeben hat; ſolche, als Ariſtides, Phocion, Pericles, und endlich Socrates geweſen.

Socrates. Woran liegts denn? Hat ſich etwa die Natur erſchöpfet, und hat ſie die Kräffte nicht mehr, ſolche groſſe Geiſter hervorzubringen? Warum hat ſie ſich denn ſonſt in keinem Stücke erſchöpfet, als bloß in Hervorbringung vernünftiger Menſchen? Kein einziges von ihren Wercken iſt noch aus der Art geſchlagen, warum ſollten

ten denn die Menſchen die einzigen ſeyn, die aus der Art ſchlügen?

Montag. Es fragt ſich hier bloß was geſchieht; ſie ſchlagen aus der Art. Es ſcheint die Natur habe uns vorzeiten einige Proben von groſſen Leuten gewieſen, um uns zu zeigen, daß ſie dergleichen wohl zu machen gewuſt, wenn ſie nur gewollt hätte; und endlich, daß ſie alle andere nur ſo obenhin mit ziemlicher Nachläßigkeit gemacht habe.

Socrat. Gebt nur auf eins wohl Achtung! Das Alterthum hat was beſonders: Die Entfernung vergröſſert es. Wenn ihr den Ariſtides, Phocion, Pericles und mich ſelbſt, weil ihr mich unter dieſe Zahl gerechnet habt, gekannt hättet; ſo würdet ihr auch zu eurer Zeit Leute gefunden haben, die uns ähnlich wären. Daß man gemeiniglich vor das Alterthum ſo ſehr eingenommen iſt, kommt daher, weil man auf ſeine Zeiten verdrüßlich iſt; und das Alterthum hat ſeinen Vortheil dabey. Man ſetzt die Alten ſehr hoch, um die zu ſeiner Zeit Lebenden zu erniedrigen. Da wir noch am Leben waren, ſchätzten wir unſere Vorfahren höher, als ſie es verdieneten; und ietzo hält unſere Nachkommenſchafft uns weit höher, als wir es verdienen. Allein unſere Vorfahren, wir ſelbſt und unſere Nachkommen; kurtz, alle miteinander ſind ziemlich gleich, und ich glaube, der Anblick, den die Welt giebt, würde denjenigen bald überdrüßig machen, der ihn auf gewiſſe Weiſe betrachten möchte; denn es iſt und bleibt ja immer daſſelbe.

Montag. Ich hätte gedacht, alles wäre in Bewegung, alles veränderte ſich, und verſchiedene Jahrhunderte hätten auch verſchiedene Gattungen von Menſchen. In der That, findet man nicht gelehrte und unwiſſende Zeiten? Sieht man nicht einfältige und andre, da die Leute politer ſind? Findet man nicht ernſthafte und ſchertzliebende, artige und ungeſchickte Zeiten?

Socrat. Es iſt wahr.

Montag. Warum ſollte es denn nicht auch tugendhaftere und gottloſere Zeiten geben?

Socrat. Das folget nicht. Die Kleidermoden wechſeln ab; aber deswegen ändert ſich die Figur des Leibes nicht. Die Artigkeit und Grobheit, die Wiſſenſchaft und Unwiſſenheit, Ein höherer oder geringerer Grad eines ungekünſtelten Weſens, die Ernſthaftigkeit oder die Neigung zum Schertz, das alles ſind an dem Menſchen gleichſam nur auswendige Dinge, und dieſe verändern ſich ſehr oft: Aber das Hertz ändert ſich nicht. In einem Jahrhunderte iſt man unwiſſend; aber es kan Mode werden, gelehrt zu ſeyn: Man iſt eigennützig; aber gantz ohne Eigennutz zu ſeyn, das wird wohl niemahls Mode werden. Unter der wunderwürdigen Menge von Menſchen, die in hundert Jahren jung werden, hat die Natur vielleicht zwey oder drey Dutzende von vernünftigen Leuten, welche ſie auf dem gantzen Erdboden vertheilen muß; und ihr begreifet wohl, daß dieſelben nirgend ſo häufig bey einander ſind, um die Tugend und Redlichkeit zur herrſchenden Mode zu machen.

Montag. Werden denn dieſe vernünftigen Leute gleich ausgetheilet? Es könnte wohl gewiſſe Zeiten geben, die beſſer damit verſorgt wären, als die andern.

Socrat. Die Natur handelt allezeit ſehr ordentlich; aber wir urtheilen nicht ſo, wie ſie handelt.

Das IV. Geſpräch.

Der Käyſer Adrianus und Margaretha von Oeſterreich.

Margaretha.

WAs fehlt euch, mein Käyſer? Denn wie ich ſehe, ſo ſeyd ihr gantz hitzig.

Adrian. Ich habe den Augenblick mit dem Uticenſiſchen Cato einen groſſen Streit gehabt, über die Art, wie wir beyde geſtorben ſind. Denn ich behauptete, ich hätte mich in dieſer letzten Handlung philoſophiſcher verhalten als er.

Marg. Mich dünckt, ihr ſeyd ziemlich verwegen, daß ihr euch erkühnet, eine ſo berufne Todesart anzutaſten, als die ſeinige iſt. War denn das nicht was recht herrliches, zu Utica alles zu veranſtalten, alle ſeine Freunde in Sicherheit zu ſetzen, und ſich darauf ſelbſt umzubringen: um zugleich mit der Freyheit ſeines Vaterlandes ein Ende zu nehmen, und nicht in die Hände eines Siegers zu fallen, der ihn doch unfehlbar würde begnadiget haben?

Adrian. Ach! wenn ihr dieſen Tod etwas genauer anſehet, ſo werdet ihr ſehr viel dawieder einzuwenden finden. Erſtlich verlief ſoviel Zeit, darinnen er ſich vorbereitete, und er hatte ſich mit ſo ſichtbaren Bemühungen zubereitet, daß jedermann in Utica wuſte, daß Cato ſich umbringen würde. Zum andern, ehe er ſich den Stich gab, hatte er es nöthig, Platons Geſpräch von der Seelen Unſterblichkeit etliche mahl durchzuleſen. Zum dritten machte ihn ſein Vorhaben ſehr unmuthig. Als er ſich niederlegte, und ſeinen Degen nicht unter dem Hauptküſſen ſeines Bettes fand, (denn weil man wohl vermuthete, was er zu thun im Sinne hätte, ſo hatte man ihn von da weggenommen) rief er einen ſeiner Sclaven, denſelben zu fordern, und gab ihm eine ſolche Maulſchelle ins Geſichte, daß ihm die Zähne in den Hals fielen. Daß dieſes in Wahrheit geſchehen ſey, iſt daraus zu ſchlieſſen, daß er ſeine Hand gantz blutig wieder zurücke gezogen.

Marg. Ich geſtehe es, daß dieſe Maulſchelle den philoſophiſchen Tod Catonis ziemlich verderbet.

Adrian. Ihr glaubet nimmermehr, was er über dieſen weggenommenen Degen vor ein Lermen gemacht, und wie heftig er ſeinem Sohne und ſeinen Hausgenoſſen vorgerücket, daß ſie ihn an Händen und Füſſen gebunden dem Cäſar überliefern wolten. Kurtz, er ſchallt ſie alle dergeſtalt aus, daß ſie zur Kammer hinausgehen, und ihm die Freyheit laſſen muſten, ſich umzubringen.

Marg. In Wahrheit, das hätte alles ein wenig ruhiger zugehen können. Er hätte ja nur gantz gemächlich den andern Tag erwarten dörfen, um ſich ums Leben zu bringen. Es iſt nichts leichter als zu ſterben, wenn man ſichs einmahl recht vorgenommen hat. Aber vielleicht war wegen ſeiner Standhaftigkeit der Uberſchlag ſchon ſo gemachet, daß er nicht länger warten konte: Und wenn er es noch einen Tag aufgeſchoben hätte; vielleicht hätte er ſich gar nicht umgebracht!

Adrian. Ihr ſagt die Wahrheit, und ich ſehe, daß ihr eine Kennerin großmüthiger Todesarten ſeyd.

Margar. Indeſſen ſagt man doch, daß Cato, nachdem man ihm den Degen gebracht, und ihn allein gelaſſen, eingeſchlafen ſey, und geſchnarchet habe. Das wäre gleichwohl was ſchönes.

Adrian. Glaubt es doch nicht. Er hatte ſich ja mit allen Menſchen gezancket, und ſeine Knechte geprügelt. Nach ſolchen Händeln ſchläft man nicht ſo leicht. Noch mehr; die Hand, womit er den Sclaven die Maulſchelle gereichet hatte, that ihm gar zu wehe, als daß er hätte ſchlafen können. Denn er konte den Schmertz an derſelben nicht ertragen, und ließ ſich dieſelbe von einem Artzte verbinden; ob er gleich eben im Begriffe war, ſich zu erſtechen. Endlich nachdem man ihm den Degen gebracht hatte, laß er bis um Mitternacht zweymahl das Geſpräche Platonis. Nun könnte ich, theils durch das groſſe Gaſtmahl, welches er denſelben Abend ſeinen Freunden gab, theils durch einen Spaziergang, den er darauf that, theils durch alles übrige, welches vorgieng, ehe man ihn allein gelaſſen, gnungſam erweiſen, daß es ſehr ſpät geweſen, als man ihm den Degen gebracht. Sonſt iſt das Geſpräch, welches er zweymahl durchgeleſen, ſehr lang; folglich, wenn er ja geſchlafen hat, ſo hat er doch nicht lange geſchlafen. In Wahrheit, ich beſorge ſehr, er habe ſich nur geſtellet, als ob er ſchnarchte, um dadurch bey denen Ehre zu erlangen, die an der Thür ſeines Zimmers horchten.

Marg. Ihr beurtheilet ſeinen Tod nicht übel; dem ohngeachtet aber behält derſelbe allezeit was heldenmüthiges. Aber wodurch könnt ihr wohl behaupten, daß der eurige demſelben vorzuziehen ſey? Soviel ich mich erinnere, ſeyd ihr in eurem Bette, gantz ruhig, und auf eine Art, die nichts merckwürdiges an ſich hat, geſtorben.

Adrian. Was? ſind die Verſe nicht merckwürdig genug, die ich gemacht, als ich ſchon faſt den letzten Odem von mir blaſen ſollte?

Mein witterndes ſchmeichelndes Seelchen, wohin?
Wohin willſt du fliehen?
Was ſind es für Oerter, dahin du willſt ziehen?
Dein ſchüchterner, bläßlicher, bebender Sinn
Muß künftig die vorige Kurtzweil der Freuden,
Den Schertz und gewöhnliche Luſtigkeit meiden.

Cato ſahe den Tod vor eine gar zu ernſthafte Angelegenheit an. Aber mich anlangend, ſo ſchertzte ich mit demſelben, wie ihr gehöret habt. Und hierin behaupte ich, daß meine Philoſophie viel weiter gegangen, als Catonis ſeine. Es iſt lange nicht ſo ſchwer, dem Tode kühn zu trotzen, als denſelben kaltſinniger Weiſe zu verſpotten: auch nicht denſelben wohl aufzunehmen, wenn man ihn ſelbſt zu Hülfe rufet; als wenn er von ſich ſelber kommt, ohne daß man ſeiner benöthiget iſt.

Marg. Ja ich geſtehe es, daß die Todesart des Cato von Utica nicht ſo ſchön ſey, als die eurige: aber zum Unglück, da ich hörte, daß ihr dieſe kleine Verſze gemacht, habe ich nicht bemercket, worinnen ihre gantze Schönheit eigentlich beſtünde.

Adrian. Seht nur, ſo iſt alle Welt geſinnet. Daß Cato ſich eher das Eingeweide durchbohret, als daß er ſeinem Feinde in die Hände fallen will; das iſt vielleicht in der That nichts ſonderliches: indeſſen leuchtet doch eine ſolche Begebenheit

heit in den Geſchichten ſehe in die Augen, und ein jeder wird dadurch gerühret. Daß hingegen ein andrer gantz geruhig ſtirbt, und noch im Stande iſt, kurtzweilige Verſe auf ſeinen Tod zu machen; diß iſt mehr als Catons That: Doch es fällt gar nicht in die Augen; es rühret niemanden, und die Geſchichte zeigen es faſt nicht einmahl an.

Marg. Ach! nichts iſt wahrhaftiger, als was ihr ſaget: Und ich, die ich mit euch rede, habe eine Todesart gehabt, davon ich behaupte, daß ſie noch viel ſchöner ſey als die eurige, aber dem ohngeachtet noch weniger Aufſehen gemacht hat. Zwar iſt es noch kein recht vollkommener Tod; allein ſo unvollkommen als er iſt, ſo iſt er doch beſſer als der eurige, welcher doch den Tod Catons übertraf.

Adrian. Wie? Was wollt ihr damit ſagen?

Marg. Ich war eine Käyſerliche Princeſſin, und man hatte mich einem Königlichen Printzen vertrauet. Allein nach dem Tode ſeines Vaters ſchickte mich dieſer Printz meinem Vater zurücke, ob er gleich eine öffentliche Zuſage gethan hatte, mich zu heyrathen. Endlich vertraute man mich wieder an einen andern Königlichen Printzen; und wie ich mich übers Meer zu meinem Gemahl begeben muſte, ſo betraf mein Schiff ein recht wütendes Ungewitter, welches mein Leben in augenſcheinliche Gefahr ſetzte. Zu dieſer Zeit machte ich mir ſelbſt folgende Grabſchrift:

Margretha lieget hier, ein edles Jungfräulein,
Das zwar zwey Männer hat, und doch kan Jungfer ſeyn.

Die Wahrheit zu ſagen, ich ſtarb dißmahl nicht, aber es lag nicht an mir. Stellet euch nur dieſe Todesart recht vor; ſo werdet ihr damit zufrieden ſeyn. Die Standhaftigkeit Catonis iſt auf der einen Seiten zu hoch getrieben; und die eurige auf der andern: aber die meinige iſt natürlich. Jener iſt gar zu gezwungen, ihr ſeyd gar zu kurtzweilig, ich aber bin vernünftig.

Adrian. Was? werfft ihr mir vor, daß ich mich gar zu wenig vor dem Tode geſcheuet?

Marg. Ja. Es iſt gar nicht wahrſcheinlich, daß man gantz ohne Wiederwillen ſterben ſollte; und ich bin verſichert, daß ihr euch ſoviel Gewalt angethan, um kurtzweilig zu dichten, als Cato, um ſich zu durchbohren. Ich hergegen ſehe alle Augenblicke den Schiffbruch vor Augen, ohne davor zu erſchrecken, und mache bey kaltem Geblüte meine Grabſchrifft. Das iſt recht was auſerordentliches! Ich gebe zu, wenn nichts verhanden wäre, dieſe Geſchicht ein wenig zu lindern; ſo hätte man Urſache, ſie nicht zu glauben, oder davor zu halten, ich hätte ſolches nur aus Prahlerey gethan: Aber zu gleicher Zeit bin ich ein armes Mädgen, die zweymahl verſprochen iſt, und doch das Unglück hat, als Jungfer zu ſterben. Ich entdecke das Mißvergnügen, ſo ich darüber habe, und daher hat meine Geſchicht alle Wahrſcheinlichkeit, deren ſie benöthiget iſt. Eure Verſe wollen in der That nichts ſagen, gebt nur recht darauf acht, ſie ſind nur ein ſinnloſes Gewäſche, welches aus etlichen kindiſchen Ausdrückungen zuſammen geſetzt iſt. Aber meine haben einen ſehr deutlichen Verſtand, womit man alsbald zufrieden iſt, welches genugſam zeiget, daß die Natur mehr daraus hervorleuchtet, als aus den eurigen.

Adrian. In der That, ich hätte nicht gedacht, daß der Verdruß, den ihr gehabt, weil ihr mit eurer Jungferſchaft ſterben ſollen, euch ſo rühmlich ſeyn ſollte!

Marg. Scherzet nur, ſo lange ihr wollet; aber meine Todesart, wenn ich ſo reden darf, hat noch einen andern weſentlichen Vorzug, vor Catons und eurem Tode. Ihr waret beyde lebenslang ſehr bemüht geweſen, Philoſophen zu ſeyn, und alſo hattet ihr euch anheiſchig gemacht, den Tod nicht zu fürchten. Wäre es euch nur erlaubt geweſen, denſelben zu ſcheuen; fürwahr ich weiß nicht, was ſich vielleicht zugetragen hätte! Aber ich hingegen hatte Zeit währenden Ungewitters das Recht, zu zittern und zu beben, und mein Geſchrey bis an die Wolcken zu treiben: ohne daß mirs jemand verdencken, oder das geringſte dawieder einwenden können; ja ich hätte dadurch von meiner Ehre nichts verlohren. Indeſſen blieb ich ſo ruhig, daß ich mir auch gar eine Grabſchrift machen konnte.

Adrian. Im Vertrauen! Iſt die Grabſchrift nicht nach der Zeit auf dem trocknen Lande gemacht?

Margar. Ach! das iſt eine verdrüßliche Zanckſucht. Habe ich euch dergleichen Fragen über eure Verſe gemacht?

Adrian. So ergebe ich mich denn im rechten Ernſte, und geſtehe, daß die Tugend groß genug ſey, wenn ſie die Gräntzen der Natur nicht überſchreitet.

Das V. Geſpräch.

Eraſiſtratus und Herväus.

Eraſiſtratus.

ICh lerne wunderbare Dinge von euch. Wie? hätte denn das Geblüte im Leibe einen Kreislauff? Die Blut-Adern ſollen es von den äuſſerſten Theilen zum Hertzen führen, und aus dem Hertzen ſollte es wieder durch die Pulsadern nach den äuſſerſten Theilen flieſſen!

Herv. Ich habe es durch vielfältige Erfahrungen ſo deutlich erwieſen, daß kein Menſch mehr daran zweifelt.

Eraſiſtr. So haben wir alten Artzneyverſtändigen denn ziemlich geirret, indem wir davor hielten, das Blut hätte nur eine gantz langſame Bewegung von dem Hertzen nach auſſen zu; und man muß euch ſehr verbunden ſeyn, daß ihr dieſen alten Irrthum abgeſchaffet habt.

Herv. Das iſt es eben, was ich verlange; ja man iſt mir um ſo viel mehr Danck ſchuldig, weil ich derjenige bin, der die Leute auf die Bahn gebracht, alle die herrlichen Erfindungen ans Licht zu bringen, die man heutiges Tages in der Zergliederungskunſt macht. Nachdem ich einmahl den Kreislauff des Geblüts erfunden, ſo können nunmehro andre einen neuen Gang, eine neue Röhre, ein neues Behältnis nach dem andern entdecken. Es ſcheinet, als wenn man den gantzen Menſchen umgeſchmoltzen hätte. Seht! wieviel Vorzüge unſere neue Artzneykunſt vor der eurigen haben müſſe? Ihr wolltet den menſchlichen Cörper heilen und geſund machen, und der menſchliche Cörper war euch noch nicht einmahl bekannt.

Eraſ. Ich geſtehe, daß die neuern beſſere Naturkündiger ſeyn; Sie kennen die Natur beſſer als wir: aber ſie ſind nicht beſſere Aertzte als wir waren. Wir konnten die Krancken eben ſo wohl geſund machen, als Sie. Ich hätte doch allen Neuern, und inſonderheit euch, den Printzen Antiochus in die Cur geben wollen, der das viertägige Fieber hatte. Ihr wiſſet, wie ich mich dabey aufgeführet, und wie ich es an ſeiner Puls, welche in Gegenwart der Stratonica heftiger als ſonſt ſchlug, gemercket, daß er in dieſe ſchöne Königin verliebt wäre, und daß ſeine gantze Kranckheit von der Gewalt herrührte, welche er ſich anthat, ſeine Neigung zu verbergen. Indeſſen verrichtete ich eine ſo ſchwere und wichtige Cur, ohne zu wiſſen, daß das Geblüt einen Kreislauff hätte;

und ich glaube feſt, ihr würdet mit aller Beyhülfe, ſo ihr von dieſer Wiſſenſchaft haben konntet, doch ſehr bekümmert geweſen ſeyn, wenn ihr an meiner Stelle geweſen wäret. Es fragte ſich hier nicht von neuen Gängen oder neuen Behältniſſen. Das Hertz des Patienten zu kennen, daran war das meiſte gelegen.

Herv. Es iſt aber nicht allezeit die Frage von dem Hertzen; auch ſind nicht alle Krancken in ihre Stiefmutter verliebt, wie Antiochus. Es iſt gar kein Zweifel, daß euch nicht viele Krancke unter den Händen geſtorben ſeyn ſollten: bloß deswegen, weil ihr den Kreislauff des Geblüts nicht gewuſt.

Eraſ. Was? glaubet ihr, daß eure neue Erfindungen ſo ſehr nützlich ſeyn?

Herv. Wie anders!

Eraſ. So beantwortet mir doch, dafern es euch beliebt, eine kleine Frage. Warum ſieht man doch noch täglich eben ſo viele Todte zu uns kommen, als ſonſt jemahls gekommen ſind?

Herv. O! ſterben ſie, ſo haben ſie ſelber Schuld und nicht die Aertzte.

Eraſ. Aber dergeſtalt hilft ja der Kreislauff des Geblüts, mit allen Gängen, Röhren und Behältniſſen nichts?

Herv. Vielleicht hat man noch nicht Zeit genung gehabt, ſich dasjenige, was man ſeit weniger Zeit gelernt, recht zu Nutze zu machen: aber mit der Zeit muß man nothwendig groſſe Wirkungen davon ſpüren.

Eraſ. Auf mein Wort! es wird nichts anders werden. Seht ihr wohl? Es iſt ein gewiſſes Maaß von nützlichen Erkäntniſſen, welches die Menſchen zeitig genug haben, und zu welchem ſie ſehr wenig hinzugeſetzt: ja ſie werdens auch ſehr wenig überſchreiten; wo ſie es überſchreiten ſollten. Die andern Dinge, die nicht ſo nöthig ſind, die entdecken ſich allmählig, in einer langen Folge vieler Jahre.

Herv. Das wäre doch wunderlich, daß man den Menſchen nicht beſſer ſollte geſund machen können, wenn man ihn beſſer kennet! Was wäre es alſo nütze, ſich auf die Verbeſſerung der Wiſſenſchaft des menſchlichen Cörpers zu legen? Es wäre ja beſſer, alles ſtehn und liegen zu laſſen.

Eraſ. Man würde dabey aber manches ſehr angenehme Erkäntniß entbehren müſſen. Allein was den Nutzen anlanget, ſo glaube ich, einen neuen Gang im menſchlichen Leibe erfinden, und einen neuen Stern am Himmel entdecken, ſey einerley. Die Natur will, daß innerhalb einer gewiſſen Zeit die Menſchen, vermittelſt des Todes, einander folgen ſollen. Es iſt ihnen vergönnt, ſich gegen denſelben, bis auf einem gewiſſen Termin, zu wehren: iſt aber dieſer vorbey, ſo mag man immer neue Entdeckungen in der Zergliederungskunſt machen; man mag noch ſo tief in die geheimeſte

meſte Zuſammenſetzung des menſchlichen Cörpers dringen; die Natur wird man nicht betrügen: Die Leute werden eben ſowol ſterben als vormals.

Das VI. Geſpräch.

Berenice und Coſmus von Medices.

Coſmus von Medices.

ICh höre von etlichen Gelehrten, die vor kurtzer Zeit geſtorben, eine Zeitung, die mir ſehr zu Hertzen geht. Ihr werdet wiſſen, daß Galiläus, der mein Mathematicus war, gewiſſe Planeten entdecket, denen er, mir zu Ehren, den Nahmen der Mediceiſchen Sterne gab. Aber man hat mich berichtet, daß ſie unter dieſem Nahmen nicht mehr bekannt ſind, und daß man ſie ſchlecht weg die Trabanten Jupiters nennet. Die Welt muß doch itzo ſehr ſchlimm und neidiſch auf die Ehre eines andern ſeyn.

Berenice. Ohne Zweifel! ich habe wenig merckwürdigere Wirckungen von ihrer Boßheit geſehen.

Coſmus. Ihr habt gut reden, nachdem ihr ſo glücklich geweſen ſeyd. Ihr hattet ein Gelübde gethan, euer Haar abzuſchneiden, wenn euer Mann Ptolemeus als Uberwinder, ich weiß nicht aus welchem Kriege, zurücke kommen würde. Er kam endlich, und hatte ſeine Feinde geſchlagen:

Ihr widmetet alſo eure Haare in einen Tempel der Göttin Venus. Des folgenden Tages entwandte ſie ein Mathematicus, und gab vor, ſie wären in ein Geſtirne verwandelt worden, welches er das Haar Berenicens nennete. Sterne vor das Haar einer Frauen auszugeben, das war noch wohl weit ärger, als neuen Planeten den Nahmen eines Fürſten beyzulegen. Indeſſen iſt es eurem Haare ſo gelungen; hingegen die armen Mediceiſchen Geſtirne haben das Glück nicht erlangen können.

Beren. Wenn ich euch mein himmliſches Haar abtreten könnte; ſo ſolltet ihr es gewiß haben, um euch dadurch aufzurichten: ja ich wollte großmüthig ſeyn, und nicht einmahl eine große Erkenntlichkeit vor dieſes Geſchenck von euch fordern.

Coſin. Indeſſen wäre es doch was anſehnliches; und ich wollte, daß mein Nahme der Unſterblichkeit ſo gewiß verſichert wäre, als der eurige.

Beren. Ach! wenn gleich alle Geſtirne meinen Nahmen führen möchten, würde ich deswegen glücklicher ſeyn? Der Nahme wäre da oben am Himmel, und ich würde doch eben ſowohl hier unten ſeyn. Die Menſchen ſind ſehr artig. Sie ſelbſt können dem Tode nicht entgehen; doch bemühen ſie ſich, zwey oder drey Sylben, die ihnen zugehören, demſelben zu entziehen. Das iſt ein artiger Streich, den ſie demſelben verſetzen wollen.

Wäre es nicht beſſer, wenn ſie ſichs gutwillig gefallen lieſſen, zugleich mit ihrem Nahmen zu ſterben?

Coſin. Ich bin nicht eurer Meynung; man wehrt ſich vor dem Tode ſoviel als man kan, und wenn man gleich todt iſt, bemüht man ſich doch noch zu leben: es ſey nun durch einen Marmor, darinnen man ausgehauen iſt, oder durch Steine, die einer über den andern liegen, oder endlich durch ſein Grab ſelbſt. Man . . .

Beren. Gantz gut; aber die Dinge ſelbſt, die uns dergeſtalt vom Tode befreyen ſollten, ſterben endlich nach ihrer Art. Wem wollt ihr eure Unſterblichkeit anvertrauen?

Coſin. Das iſt eben kein übles Vorhaben, wenn man ſeinen Nahmen den Sternen übergiebt; dieſe dauren ja unaufhörlich.

Beren. Die Sterne ſelbſt ſind noch ſo gar ſicher nicht, wie ich mir habe ſagen laſſen. Man ſagt, daß neue entſtehen, und alte verſchwinden, und vielleicht werde ich mit der Zeit nicht ein Haar am Himmel behalten. Zum wenigſten iſt dasjenige, was unſerm Nahmen begegnen kan, ein Grammatiſcher Tod. Etliche Veränderungen der Buchſtabē ſetzen ſie in einen Stand, da ſie zu nichts dienen, als die Gelehrten in Verwirrung zu ſetzen. Vor einiger Zeit ſahe ich hier unten zwey Todte, die ſehr heftig miteinander ſtritten. Ich näherte mich, und fragte, wer ſie wären? Und bekam zur Antwort, daß der eine der groſſe Conſtantin, und der andere ein barbariſcher Käyſer wäre. Sie zanckten ſich, welcher unter ihnen vormahls mächtiger oder gröſſer geweſen wäre. Conſtantin ſagte, er wäre Käyſer von Conſtantinopel geweſen, und der Barbar ſprach, er hätte zu Stambol geherrſchet. Um ſein Conſtantinopel groß zu machen, ſagte der erſte, daß es an dreyen Meeren gelegen hätte, an dem Euxiniſchen Pontus, an dem Thraciſchen Boſphorus, und der Propontis. Der andere gab zur Antwort, Stambol herrſche gleichfalls über drey Meere: das ſchwartze Meer, die Meerenge, und das Meer von Marmara. Dieſe Aenlichkeit Stambols und Conſtantinopels ſetzte den groſſen Conſtantin in Verwunderung. Als er ſich aber von der Lage Stambols genaue Nachricht hatte geben laſſen, erſtaunte er noch mehr, indem er fand, daß es Conſtantinopel ſelbſt wäre, welches er bloß wegen Veränderung der Nahmen nicht hatte erkennen können. Ach! rief er, Ich hätte eben ſo wohl gethan, wenn ich der Stadt ihren alten Nahmen, Byzanz, gelaſſen hätte. Wer wird wohl den Nahmen Conſtantin in Stambol ſuchen? Eheſtens wird er darinnen gantz erlöſchen.

Coſim. Bey meiner Treue, ihr tröſtet mich in etwas, und ich entſchlieſſe mich zur Gedult. Kurtz: haben wir uns ſelbſt nicht vom Tode befreyen können: ſo iſt es vernünftig genung, daß unſere Nahmen auch untergehen. Sie ſind ja nicht beſſer als wir.

Ge-

Geſpräche der Todten aus den neuern Zeiten.

Das I. Geſpräch.

Anna von Bretagne und Maria von Engelland.

Anna von Bretagne.

VErſichert, mein Tod erweckte euch ein groſſes Vergnügen. Ihr ſchifftet ſo gleich über die See, um Ludewig den XII. zu heyrathen, und euch des Thrones zu bemeiſtern, den ich ledig gemacht hatte. Aber ihr habt deſſelben nicht gar zu lange genoſſen, und ich ward an euch, durch eure eigene Jugend und Schönheit gerochen, welche euch den Augen des Königes gar zu liebenswürdig macheten, und wegen meines Verluſtes tröſteten. Denn ſie beſchleunigten ſeinen Todt, und hinderten euch alſo, daß ihr nicht lange Königin ſeyn konntet.

Maria v. Eng. Es iſt wahr, daß die Königliche Würde ſich mir kaum gewieſen habe, und im Augenblicke wieder verſchwunden ſey.

Anna v. Br. Hernach wurdet ihr eine Herzogin von Suffolck. Das war eine hübſche Erniedrigung! Mich anlangend, ſo habe ich, GOtt Lob! ein gantz ander Schickſal gehabt. Als Carl der achte ſtarb, verlohr ich durch ſeinen Todt meinen Rang nicht, ſondern heyrathete ſeinen Nachfolger, welches ein Exempel von gantz beſonderm Glücke iſt.

Maria v. Eng. Wenn ich denn ſagen möchte, daß ich euch dieſes Glück niemahls gemißgönnet hätte: würdet ihr mirs wohl glauben?

Anna v. Br. Nein; ich begreiſe es gar zu wohl, was das heiſſe: Hertzogin von Suffolck zu werden, nachdem man Königin in Franckreich geweſen.

Maria v. E. Ich liebte aber den Hertzog von Suffolck.

Anna v. Br. Das macht nichts. Wenn man die Süßigkeit des Königlichen Thrones einmahl geſchmecket hat, kan man denn auch wohl an andern Süßigkeiten ein Vergnügen finden?

Maria v. E. Ja freylich; wenn ſie nehmlich aus der Liebe kommen. Verſichert, ihr dörſt deswegen auf mich nicht unwillig ſeyn, daß ich eure Nachfolgerin geweſen bin. Wenn es allezeit nach meinem Sinne gegangen wäre, ſo würde ich ſonſt nichts als eine Hertzogin geweſen ſeyn. Und ich machte mich ja geſchwinde genung nach Engeland zurücke, um dieſen Titel anzunehmen, nachdem ich den Königlichen loß geworden war.

Anna v. Br. Waret ihr denn ſo niederträchtig geſinnet?

Maria v. E. Ich geſtehe, daß der Hochmuth auch mich niemahls gerühret habe. Die Natur hat dem Menſchen einfältige, leichte und ruhige Beluſtigungen verliehen: Aber ihre Einbildungs-Krafft ſtellet ihnen ſolche vor, die mühſam, ungewiß und ſchwer zu erlangen ſind. In Wahrheit, die Natur iſt weit geſchickter, ihnen Ergetzungen zu machen, als ſie ſelber. Warum überlaſſen ſie ihr denn nicht dieſes Amt? Sie hat in dieſer Abſicht die Liebe erfunden, welche ſehr angenehm iſt: aber die Menſchen haben den Ehrgeitz erdacht, deſſen man doch gar leicht hätte entbehren können.

Anna v. Br. Wer hat es euch geſagt, daß der Ehrgeitz von Menſchen erfunden ſey? Die Natur treibet uns eben ſowohl zu der Begierde groß zu werden und andern zu befehlen, als zur Liebe.

Maria v. E. Es iſt leicht zu ſehen, daß die Ehrſucht ein bloſſes Kind der Phantaſie ſey; denn ſie hat ihre gantze Art an ſich. Sie iſt unruhig, und voller abentheuerlichen Anſchläge; Sie überſchreitet ihre eigene Wünſche, ſobald ſie nur erfüllet worden; Sie hat ein Ziel, welches ſie niemahls erreichet.

Anna v. Br. Und zum Unglücke hat die Liebe ein ſolches, welches ſie gar zu bald erreichet.

Maria v. E. Daher entſtehet ſonſt nichts Böſes, als daß man durch die Liebe mehrmahls glücklich werden kan: und daß man hingegen durch den Ehrgeitz kein einziges mahl glücklich wird.

Oder wenn es ja möglich iſt, daß es geſchehe, ſo iſt zum wenigſten dieſes Vergnügen vor gar zu wenige Leute gemacht: folglich hat die Natur, deren Gunſtbezeigungen jederzeit allgemein ſind, daſſelbe nicht vor den Menſchen beſtimmet. Sehet nur die Liebe an; ſie iſt vor alle Welt beſtimmet. Nur denen, welche ihr Glück in einer gar zu groſſen Hoheit ſuchen, ſcheinet die Natur die Süßigkeit derſelben gemißgönnet zu haben. Ein König, der ſich auf hundert tauſend Mann verlaſſen kan; kan ſich nicht auf ein einzig Hertz verlaſſen. Er kan nicht wiſſen, ob man nicht um ſeiner Hoheit halber alles dasjenige gegen ihn thue, welches man gegen einen andern, ſeiner Perſon halber, gethan haben würde. Seine Königliche Würde bringet ihn um die einfältigſten und ſüſſeſten Ergötzlichkeiten.

Anna v. Br. Durch dieſe Beſchwerlichkeit, ſo ihr an der Königl. Würde findet, macht ihr die Könige nicht viel unglücklicher. Wenn man ſieht, daß ihren Befehlen nicht ſowohl nachgelebet als zuvor gekommen wird; daß eine unzehlige Menge von Glückſeligkeiten ihnen nur ein Wort koſtet, welches ſie ausſprechen können, wenn ſie wollen: Wenn man ſoviel Bemühungen, ſoviel Anſchläge, ſoviel Eifer, ſoviel Begierde angenehm zu ſeyn, betrachtet, die bloß auf ihre Perſonen abzielen: So können ſie ſich in Wahrheit ſchon zufrieden ſtellen, wenn ſie gleich nicht wiſſen, ob man ſie ihres Standes oder ihrer Perſon wegen liebet. Ihr ſagt, die Ergetzlichkeiten der Ehrſucht wären vor gar zu wenig Leute gegeben. Aber eben das, was ihr derſelben vorrücket, reitzet ſie am allermeiſten. In Glücksſachen ſchmeichelt uns nichts ſo ſehr, als wenn man vor andern was voraus hat; und die Regenten ſind den übrigen Menſchen ſogar vortheilhaftig vorgezogen, daß ſie ſchon genugſam belohnet ſeyn würden, wenn ſie gleich von denen Beluſtigungen was entbehren müſten, die alle Welt leicht haben kan.

Maria v. E. Ach beurtheilet doch ihren Verluſt nach der Empfindlichkeit, womit ſie die gemeinen und einfältigen Ergetzungen genieſſen, wenn ſie Gelegenheit dazu finden. Höret nur, was mir neulich eine Printzeſſin, von meinem Geblüthe, erzehlete, die in Engeland lange Zeit ſehr glücklich und ohne Mann regieret hat. Sie gab dem Holländiſchen Geſandten die erſte Audientz, welcher von ungefehr einen jungen wohlgeſtalten Menſchen in ſeinem Gefolge hatte. Sobald dieſer die Königin erblickte, wandte er ſich zu denen, die neben ihm ſtunden, und ſagte gantz leiſe was zu ihnen; aber mit einer ſolchen Mine, daraus die Königin faſt errathen konnte, was es geweſen wäre: Denn die Weiber haben darinnen eine unvergleichliche Gabe. Dieſe drey oder vier Worte, welche dieſer junge Holländer geſagt, und die ſie nicht einmahl verſtanden hatte, lagen ihr mehr im

Kopfe, als die gantze Rede der Abgeſandten. Sobald nun dieſelben abgefertiget waren, wollte ſie ſich ihrer Gedancken verſichern. Sie fragte derowegen diejenigen, welche der junge Menſch angeredet hatte, was er ihnen geſagt hätte? Dieſe antworteten mit vieler Ehrerbietung, daß es etwas wäre, welches man einer groſſen Königin nicht wiederſagen dörfte: und wehreten ſich ſehr lange, daſſelbe zu wiederholen. Als ſie ſich aber endlich ihrer unumſchränckten Macht gebrauchte: So hörte ſie, daß er in der Stille geruffen hätte, Ha, ſehr, das iſt ein recht ſchön Weibesbild; ja er hätte noch einen andern ziemlich groben, aber lebhaften Ausdruck hinzugeſetzt, der zu verſtehen gegeben, daß ſie recht nach ſeinem Sinne wäre. Man erzehlte dieſes der Königin mit Zittern und Beben; indeſſen erfolgte nichts anders darauf, als daß ſie, bey Abfertigung der Geſandten, dieſem jungen Holländer ein anſehnliches Geſchenck gab. Seht nur, wie mitten in den Ergetzungen der Hoheit und Königlichen Würde, dieſes Vergnügen, vor ſchön gehalten zu werden, ſie ſo lebhaft rühren können?

Anna v. Br. Aber ſie hat es doch, durch den Verluſt des erſten, nicht zu erkaufen verlanget. Alles, was gar zu einträchtig iſt, fällt den Menſchen nicht ſonderlich angenehm. Es iſt nicht genug, daß die Ergetzlichkeiten nur durch ihre Anmuth ein wenig rühren, man will dadurch in Bewegung geſetzt, ja gar entzücket ſeyn. Woher kommt es, daß das Schäferleben, ſo wie es die Poeten abſchildern, niemahls anderswo als in ihren Schriften angetroffen worden? Es iſt gar zu geruhig, und gar zu einträchtig.

Maria v. E. Ich geſtehe, daß die Menſchen alles verderbet haben. Aber woher kommt es, daß der Anblick des herrlichſten und prächtigſten Hofes von der Welt ihnen weniger Anmuth giebt, als die Vorſtellungen, die ſie ſich zuweilen von dieſem Schäferleben in Gedancken machen? Daher, weil ſie dazu beſtimmet waren.

Anna von Br. So haben denn eure einfältigen und ruhigen Ergetzlichkeiten nichts mehr zum Antheil, als daß ſie mit in denen Chimären vorkommen, welche die Menſchen ſich ſelber Ehrſucht machen.

Maria v. E. Nein, nein. Wenn es wahr iſt, daß wenige von ſo gutem Geſchmacke ſind, daß ſie von dieſen Ergetzungen den Anfang machen: ſo macht man doch dadurch ſehr gern den Beſchluß, wenn man nur immermehr kan. Die Phantaſie hat ſich eine zeitlang bey falſchen Beluſtigungen aufgehalten, und endlich kehret ſie wiederum zu den wahrhaftigen zurücke.

Das II. Geſpräch.

Carl der fünfte und Eraſmus.

Eraſmus.

Ihr habt gar nicht daran zu zweifeln: Wenn man unter den Todten eine Rangordnung hätte, ſo würde ich euch nicht weichen.

Carl. Was? Ein Grammaticus, ein Gelehrter; oder daß ich noch mehr ſage, und euer Verdienſt aufs höchſte treibe, ein ſinnreicher Kopf, ſollte den Vorzug vor einem Fürſten verlangen, der ein Herr von dem beſten Theile Europens geweſen iſt?

Eraſm. Setzt America auch noch hinzu; und ich werde mich eben ſo wenig vor euch fürchten. Dieſe gantze Hoheit war ſo zu ſagen nichts anders, als ein Zuſammenfluß vieler blinden Glücksfälle: und wenn man alle die Theile, daraus ſie beſtand', voneinander trennen wollte, ſo könnte man es euch gantz deutlich zeigen. Wenn Ferdinand, euer Großvater, ein Mann geweſen wäre, der ſein Wort gehalten hätte: So würdet ihr in Italien faſt nichts gehabt haben. Wenn andre Printzen ſeines gleichen ſo viel Verſtand gehabt hätten, zu glauben, daß es Gegenfüſſer geben könne; ſo hätte ſich Chriſtoph Columbus nicht zu ihm gewandt, und America wäre nicht unter die Zahl eurer Staaten gekommen. Wenn Ludwig der XI. nach dem Tode des letztern Hertzogs von

Burgund, gewuſt hätte, was er that; ſo wär weder die Erbin von Burgundien vor den Maximilian, noch Niederland vor euch geweſen. Wenn Henrich von Caſtilien, der Bruder eurer Groß-mutter Iſabelle, nicht bey den Weibern übel im Credit geſtanden hätte; oder wenn die Keuſchheit ſeiner Gemahlin nicht ſo zweifelhaft geweſen wäre: ſo hätte man die Tochter Henrichs vor ſeine wahrhafte Tochter gelten laſſen; und das Königreich Caſtilien wäre euch alſo auch entwiſchet.

Carl. Ihr macht mir angſt und bange. Mich dünckt, daß ich den Augenblick entweder Caſtilien, oder die Niederlande, oder America, oder Italien verliere.

Eraſm. Schertzet nur nicht. Ihr dörftet einigen eurer Vorfahren nur ein bisgen mehr Verſtand, und andern nur ein bisgen mehr Aufrichtigkeit gegeben haben; ſo hättet ihr gewaltig viel dabey verlohren. So gar das Unvermögen eures Groß-Oheims, und die Unzucht eurer Groß-Muhme ſind euch unentbehrliche Sachen. Seht, wie ſchwach ein Gebäude iſt, welches auf ſovielen Glücksfällen beruhet.

Carl. In der That, eine ſo ſcharfe Unterſuchung als die eurige, iſt unmüglich auszuhalten. Ich geſtehe, daß alle meine Hoheiten und Ehren-Titel vor euch verſchwinden.

Eraſm. Nichts deſtoweniger ſind doch dieſes die Eigenſchaften, womit ihr euch breit zu machen

chen gedachtet; und ich habe ſie euch alle ſonder Mühe zunichte gemacht. Erinnert ihr euch wohl, gehört zu haben, daß, als der Athenienſer, Cimon, viel Perſianer gefangen genommen hatte, derſelbe auf einer Seite ihre Kleider, auf der andern Seite aber ihre Cörper gantz nackt, zum Verkauff aufgeſtellet habe; da denn um die Kleider, welche ſehr prächtig waren, ein groſſes Gedränge von Käuſern entſtanden; die Leute ſelbſt aber niemand verlanget hat? Wahrhaftig, ich glaube, daß dasjenige, was dieſen Perſern begegnet iſt, vielen andern begegnen würde, wenn man ihre perſönliche Verdienſte von ihren Glücksgütern abſondern wollte.

Carl. Welches ſind aber dieſe perſönliche Verdienſte?

Eraſin. Iſt das noch fragens werth? Alles was in uns iſt. Z. E. Der Verſtand, die Wiſſenſchaften.

Carl. Und daher kan man alſo einen wohlgegründeten Ruhm ziehen?

Eraſin. Ohne Zweifel! Das ſind ja keine Glücksgüter, wie der Adel und der Reichthum.

Carl. Das nimmt mich ſehr Wunder, was ihr ſaget. Erlangen die Gelehrten ihre Wiſſenſchaften nicht eben ſo, wie die meiſten Reichen ihr Vermögen? Geſchieht es nicht durch eine Erbfolge? Denn ihr Gelehrten, ihr erbt ja ſo wohl von den Alten, wie wir von unſern Vätern. Haben wir alles, was wir beſitzen, aus einer Verlaſſenſchaft; ſo haben euch die Alten alles das nachgelaſſen, was ihr wiſſet. Und daher kommts eben, daß etliche Gelehrte, alles, was ſie von den Alten herhaben, mit eben der Ehrerbietung anſehen, als einige die Landgüter und Häuſer ihrer Vorfahren, darinnen ſie nicht die allergeringſte Veränderung machen wollen.

Eraſm. Aber die Großen werden als Erben ihrer Väter gebohren; die Gelehrten hergegen ſind nicht gebohrne Erben der Wiſſenſchaft der Alten. Die Gelehrſamkeit iſt keine Erbſchaft, die man bekommt, es iſt ein gantz neuer Erwerb, den man unternimmt: Oder wenn ſie ja ein Erbe ſeyn ſoll, ſo iſt ſie doch ſehr ſchwer zuſammen zu ſuchen, damit ſie uns rechte Ehre bringe.

Carl. Gut; ſetzet nun die Mühe, die ihr habt, Güter des Verſtandes zu erlangen, gegen diejenige, ſo zur Erhaltung der Glücksgüter nöthig iſt: So wird alles gleich werden. Denn kurtz zu ſagen, wenn ihr nur auf die Schwürigkeit ſehet, ſo iſt es ausgemacht, daß in den weltlichen Geſchäften weit mehrere vorfallen, als in dem Nachſinnen der Studierſtuben.

Eraſm. Aber laßt uns nicht von der Wiſſenſchaft reden; wir wollen uns an den Verſtand halten. Dieſes Gut kömmt nicht auf einen Glücksfall an.

Carl. Es kommt nicht darauf an? Wie?

Beſtehe nicht der Verſtand und Witz in einer gewiſſen Einrichtung des Gehirns, und iſt das ein geringerer Glücksfall, mit einem wohleingerichteten Gehirne, als von einem Vater gebohren zu werden, der ein König iſt? Ihr seyd ein groſſer Mann; aber fragt alle Weltweiſen, woran es gelegen habe, daß ihr nicht dumm oder von blödem Verſtande geworden ſeyd? Es liegt faſt an gar nichts, an einer kleinen Anordnung der kleinen Fäſerchen; Kurtz, an etwas, welches die allerſubtilſte Anatomie niemahls wird entdecken können. Und bey dem allen unterſtehen ſich die Herren Gelehrten mit ihrem Witze gegen uns zu behaupten, daß ſie allein ſolche Güter hätten, die man nicht dem Glücke zuſchreiben könnte, und halten davor, ſie hätten das Recht, alle andere Menſchen zu verachten.

Eraſm. Alſo ſind es nach eurer Meynung einerley Verdienſte, reich ſeyn oder Verſtand haben?

Carl. Verſtand beſitzen, iſt ein noch glücklicherer Zufall; aber es bleibt doch allezeit ein Zufall.

Eraſm. So iſt denn alles ein Zufall?

Carl. Ja freylich; wenn man nur dieſen Nahmen einer gewiſſen verborgenen Ordnung beyleget. Ich laſſe euch urtheilen, ob ich die Menſchen nicht noch beſſer entblöſſet habe als ihr? Ihr nahmet ihnen nur etliche Vorzüge der Geburt, und ich nehme ihnen gar die Vorzüge des Geiſtes, Wenn ſie ſich recht verſichern wollten, ob eine Sache ihnen eigen ſey, ehe ſie damit Eitelkeit trieben: ſo würde gewiß wenig Eitelkeit in der Welt ſeyn.

Das III. Geſpräch.

Eliſabeth von Engelland und der Hertzog von Alençon.

Der Hertzog.

Warum habt ihr mir aber ſo lange Hoffnung gemacht, mich zu heyrathen: da ihr doch in eurem Hertzen beſchloſſen hattet, nichts zu vollenziehen?

Eliſabeth. Ich habe mehr als einen hintergangen, die euch in keinem Stücke was nachgeben. Ich bin die Penelope meiner Zeiten geweſen. Ihr, der Hertzog von Anjou, euer Bruder, der Ertz-Hertzog, der König in Schweden, ihr alle miteinander waret die Freyer, die nach einer Inſel ſtrebten, die zehnmahl beſſer war als Ithaca. Ich habe euch viele Jahre lang in der Ungewißheit gelaſſen, und endlich habe ich euch alle ausgelachet.

Der Hertzog. Es giebt hier unter den Todten einige, die es nicht zugeben würden, daß ihr Penelopen gantz ähnlich ſeyn ſolltet. Man findet auch wircklich keine einige Vergleichung, die nicht ſehr mangelhaft wäre.

Eliſab. Wenn ihr nicht ſo unbedachtſam wäret, als ihr ſeyd, und wüſtet, was ihr redet ‥

Der Herzog. Gut, gut; bleibt nur bey eurer Ernſthaftigkeit. Seht mir, wie ihr mit eurer Jungferſchaft allezeit geprahlet habt: wovon der groſſe Theil von America zeiget, dem ihr zum Andencken eurer allerungewiſſeſten Eigenſchaft, den Nahmen Virginien, oder Jungferland, geben laſſen. Dieſes Land wäre ſehr übel benennet, wenn es nicht zu allem Glücke in der neuen Welt läge. Aber dem ſey wie ihm wolle, davon iſt unſer Streit nicht. Gebt mir doch wegen eurer Geheimnißvollen Aufführung einige Rechenſchaft, und von allen euren Heyraths-Vorſchlägen, die endlich auf nichts hinausliefen: Haben euch etwa die ſechs Vermählungen Henrichs des achten, eures Vaters, gelehret, euch gar nicht zu verheyrathen: ſo wie die immerwährenden Reiſen Carls des fünften, Philipp den andern bewogen, niemahls aus Madrit zu kommen.

Eliſab. Ich könnte bey der Urſache bleiben, die ihr mir an die Hand gebet. Denn in der That brachte mein Vater ſein gantzes Leben mit heyrathen zu. Einigen Gemahlinnen gab er den Abſcheid, und andern ließ er die Köpfe abſchlagen. Aber das wahrhafte Geheimniß von meiner Aufführung iſt dieſes, daß ich nemlich fand, es ſey nichts ſchöner, als Anſchläge machen, Vorbereitungen anſtellen, und nichts zum Stande bringen. Was man am eifrigſten wünſchet, das verliehrt ſeinen Werth, ſobald man es erhält, und ſo oft eine Sache aus unſerer Einbildungs-Krafft zur Wircklichkeit kommt, ſo oft entgeht uns was davon. Ihr kommet nach Engelland, nach mir zu freyen: Da ſind lauter Balls, Freudentage und Luſtbarkeiten zu ſehen; ja ich gehe ſoweit, daß ich euch ſogar einen Ring gebe. Bisher geht alles gantz unvergleichlich. Alles beſteht in Vorſpielen und in Gedancken. Auch das angenehmſte aus dem Eheſtande iſt ſchon erſchöpfet. Dabey laſſe ichs bewenden, und ſchicke euch wieder zurücke.

Der Herzog. Die Wahrheit zu ſagen, Eure Staatsregel war nicht nach meinem Sinne; ich ſuchte was mehr als Einbildungen.

Eliſab. Ach wenn man die Menſchen der Einbildungen berauben wollte, was würden ſie doch vor Ergetzlichkeiten übrig behalten? Ich ſehe wohl, daß ihr nicht alle Annehmlichkeiten eures Lebens empfunden habt: aber ihr ſeyd in Wahrheit unglücklich, daß ſie euch vergebens zu theil geworden.

Der Herzog. Wie? Was vor Annehmlichkeiten hatte mein Leben? Mir iſt niemahls was gelungen. Viermahl habe ich gedacht König zu ſeyn, bald in Pohlen, bald in Engelland, bald in den Niederlanden: endlich ſchien Franckreich mir ſchon zu gehören. Indeſſen bin ich hieher gekommen, ohne jemahls geherrſchet zu haben.

Eliſab. Seht, das iſt eben das Glück, welches ihr nicht wahrgenommen habt. Allezeit Einbildungen, Hoffnungen, und niemahls was wirckliches. Ihr habt euch lebenslang nur immer zum Königlichen Throne zubereitet, ſo wie ich mich mein lebenlang nur immer zum Heyrathen angeſchicket habe.

Der Hertzog. Allein, wie ich davor halte, daß eine wirckliche Heyrath ſich gut vor euch geſchicket hätte; ſo geſtehe ich, daß ein wirckliches Königreich recht vor mich geweſen wäre.

Eliſab. Die Ergetzlichkeiten leiden es nicht, daß man bis in ihr innerſtes dringe; man muß ſie nur ein wenig berühren. Sie ſind dem moraſtigen Erdreiche ähnlich, darüber man geſchwinde weglaufen muß, ohne auf einer Stelle viel ſtille zu ſtehen.

Das IV. Geſpräch.

Wilhelm von Cabeſtan, u. Albert Friedrich von Brandenburg.

Albert Friedrich.

Ich habe euch noch einmahl ſo lieb, weil ihr eben ſowohl als ich, närriſch geweſen ſeyd. Erzehlet mir doch ein wenig die Hiſtorie von eurer Unſinnigkeit, wie kamt ihr denn dazu?

Wilhelm v. C. Ich war ein Poet in Provence, der zu ſeiner Zeit ſehr im Anſehen war, und dieſes machte mich eben unglücklich. Ich verliebte mich in ein Frauenzimmer, und machte ſie durch meine Gedichte berühmt. Aber ihr gefielen meine Verße ſo gut, daß ſie befürchtete, ich möchte vielleicht mit der Zeit, auch einer andern zu Ehren, einige machen. Damit ſie ſich nun von der Treue meiner Muſe verſichern möchte, gab ſie mir einen verfluchten Tranck, der mir das Gehirne verrückte, und mich aus dem Stande ſetzte was zu ſchreiben.

A. Fried. Wie lange ſeyd ihr ſchon todt?

Wilh. v. C. Es ſind ungefehr vierhundert Jahre.

A. Friedrich. Die Poeten müſſen zu eurer Zeit ſehr rar geweſen ſeyn, weil man ſie ſo hoch geſchätzet, daß man ſie ſogar auf dergleichen Weiſe vergiftet hat. Es iſt mir leid, daß ihr nicht zu meiner Zeit gebohren ſeyd: da hättet ihr auf allerley Schönen Verße machen können, ohne iemahls ein Gifft zu beſorgen.

Wilh. v. C. Ich weiß es wohl. Kein einziger geiſtreicher Kopf beklagt ſich ja allhier, daß es ihm wie mir ergangen ſey. Aber wie ſeyd Ihr denn zum Narren geworden?

A. Fried. Auf eine ſehr vernunftmäßige Art. Ein gewiſſer König ſahe ein Geſpenſt im Walde, und ward darüber närriſch: Das hieß nichts. Aber was ich geſehen habe, das war weit erſchrecklicher.

Wilh. v. C. Was habt ihr denn geſehen?

A. Friedr. Die Vorbereitungen zu meinem Beylager. Ich heyrathete Marien Eleonoren von Cleve. Und in währendem Hochzeit-Feſte ſtellte ich ſolche vernünftige Betrachtungen über den Eheſtand an, daß ich darüber meinen Verſtand verlohr.

Wilh. v. C. Hattet ihr denn in eurer Kranckheit zuweilen einige gute Stunden?

A. Fried. Ja.

Wilh. v. C. Deſto ärger! Und ich war noch unglücklicher; ich kam gar wieder zur Vernunfft.

A. Friedr. Ich hätte nicht gemeynet, daß das ein Unglück wäre.

Wilh. von C. Wenn man ein Narr iſt, ſo muß man ein gantzer Narr ſeyn, und niemahls aufhören ein Narr zu ſeyn. Dieſe Abwechſelung von Vernunfft und Unſinnigkeit, ja dieſe Wiederkehr des Verſtandes gehöret nur vor die kleinen Narren, die es nur von ohngefehr werden, und deren Anzahl nicht ſonderlich groß iſt. Aber ſeht nur diejenigen, welche die Natur täglich in ihrem ordentlichen Laufe hervorbringet, und davon die Welt voll iſt: Dieſe ſind allezeit Narren, und werden ihr lebenlang nicht klug.

A. Friedr. Ich hätte mir eingebildet, je weniger man närriſch wäre, deſto beſſer wäre es.

Wilh. v. C. Alſo wiſſet ihr noch nicht wozu die Narrheit gut iſt. Sie dient zum Hinderniſſe, daß man ſich ſelbſt nicht erkennen lerne. Der Anblick ſeiner ſelbſt iſt ſehr betrübt; und wie es alſo niemahls rathſam iſt, ſich ſelbſt zu erkennen: ſo ſoll die Thorheit den Menſchen billig nicht einen Augenblick verlaſſen.

A. Fried. Ihr habt gut ſprechen! Ihr werdet mich niemahls überreden, daß es noch andere Narren gebe, auſſer ſolchen, wie wir beyde geweſen. Alle übrige Menſchen haben Verſtand; ſonſt wäre es ja vor keinen Verluſt zu achten, wenn man den Verſtand verlöhre, und man würde ja die Unſinnigen nicht von vernünftigen Leuten unterſcheiden.

Wilh. v. C. Die Unſinnigen ſind bloß Narren von einer andern Gattung. Da die Thorheit aller Menſchen von einer Gattung iſt; ſo haben ſie ſich ſo leicht in einander zu ſchicken gewuſt, daß ſie die allerfeſteſten Bande der menſchlichen Geſellſchaft haben knüpfen können: wovon das Verlangen nach der Unſterblichkeit, die falſche Ehre und viele andre Grundſätze, ein Zeugniß ablegen können, worauf ſich alles, was in der Welt vorgehet, beziehet. Man nennet alſo niemanden mehr närriſch, als nur gewiſſe Narren, die ſo zu ſagen nicht mit ins Spiel gehören, und deren Thorheit ſich in die allgemeine nicht ſchicken, oder der gemeinen Lebensart nicht hat bequemen wollen.

A. Fried. Die Unſinnigen ſind ſo gar närriſch, daß ſie oft einander vor Narren halten; aber die übrigen Menſchen, gehen mit einander als mit klugen Leuten um.

Wilh. v. C. Ach was ſagt ihr doch? Alle Menſchen zeigen ja mit Fingern auf einander; und dieſe Ordnung iſt ſehr wohlbedächtig von der Natur eingeführet. Der Einſiedler lachet den Hofmann aus; aber davor geht er auch nicht nach Hofe, ihn zu ſtöhren. Der Hofmann ſpottet des Einſiedlers; aber er läßt ihn in ſeiner Einſamkeit zufrieden. Wenn es eine einzige Parthey geben möchte, die gantz allein vor die vernünftigſte gehalten würde; ſo würde ja alle Welt dieſelbe ergreifen wollen, und es würde ein gar zu groſſes Gedränge darnach ſeyn. Es iſt beſſer, daß man ſich in kleine Hauſen zertheilet, die ſich einander nicht beſchwerlich fallen: weil einige darüber lachen, was die andern thun.

A. Fried. Wenn ihr gleich nunmehr unter den Todten ſeyd, ſo kommt ihr mir doch mit allen euren Vernünfteleyen ſehr närriſch vor. Ihr habt noch was von dem Trancke eurer Geliebten im Kopfe.

Wilh. v. C. Seht, das iſt eben die Vorſtellung, welche ſich ein Narr allezeit von dem andern machen muß. Die wahre Weißheit würde ihre Beſitzer gar zu ſehr von den andern unterſcheiden: aber die eingebildete Weißheit machet alle Menſchen einander gleich, und verurſachet ihnen doch eben ſo viel Vergnügen.

Das V. Geſpräch.

Agnes Sorel und Roxelane.

Agnes Sorel.

Die Wahrheit zu geſtehen, ich kan eure Türckiſche Galanterie nicht begreifen. Die Schönen im Serail haben einen Liebhaber, der nur ſagen darf: Ich will! Sie ſchmecken niemahls das Vergnügen, ſo aus dem Wiederſtande entſtehet, und laſſen ihn auch niemahls die Ergetzlichkeit empfinden, die aus dem Siege über denſelben entſpringet. Das heiſt kurtz: die Sultane und ihre Sultaninnen, haben alle Annehmlichkeiten der Liebe verlohren.

Roxelane Was wollt ihr? Die Türckiſchen Käyſer, die über ihr Anſehen und ihre Macht ſehr eiferſüchtig ſind, haben dieſe ſo gekünſtelte Süßigkeiten der Liebe, aus politiſchen Urſachen hindangeſetzet. Sie beſorgten, daß die Schönen, welche ihrem Willen nicht gäntzlich unterworfen wären, ſich vielleicht eine gar zu groſſe Macht über ſie anmaſſen, und ſich hernach gar zu ſehr in die Reichsgeſchäffte miſchen möchten.

Agnes S. Was wiſſen ſie aber, ob das eben ſo ſchlimm ſeyn würde? Die Liebe iſt bißweilen zu vielen Dingen gut, und wenn ich ſelber nicht eine Beyſchläferin eines Königs in Franckreich geweſen wäre; wenn ich nicht viele Gewalt über ihn gehabt hätte: Wer weiß wie es itzo mit Franckreich ausſehen würde. Habt ihr nicht gehöret in was vor einem elenden Zuſtande das Reich unter Carl dem ſiebenden geweſen, als ſich die Engelländer deſſelben faſt gantz und gar bemächtiget hatten.

Roxelane Ja, denn wie dieſe Hiſtorie ſo viel Aufſehens gemacht hat, alſo weiß ich auch, daß eine gewiſſe Jungfer Franckreich errettet hat. So waret ihr denn eben dieſe Jungfer, und wie konntet ihr zugleich die Beyſchläferin des Königes ſeyn?

Agnes S. Ihr irret. Ich habe mit der Jungfer von welcher ihr gehöret habt, nichts zu thun. Der König, mein Liebhaber, wollte das Reich den ausländiſchen Siegern überlaſſen, die ſich deſſelben bemächtigten, und ſich in eine bergigte Landſchaft verbergen, wohin ich ihm nicht gern gefolget wäre. Da erdachte ich eine Liſt, dieſes Vorhaben zu hintertreiben. Ich ließ einen Sterndeuter kommen, mit welchem ich ein heimliches Verſtändniß hatte; und nachdem er ſich angeſtellet, als wenn er meine Nativität noch ſo gut ausſtudiret hätte, ſo ſagte er mir eines mahls in Gegenwart Carls des ſiebenden: Es müſten ihn entweder alle Geſtirne betrügen, oder ich würde einen groſſen König noch ſehr lange vergnügen. Augenblicklich ſagte ich zu Carln: Ihr werdet es alſo nicht übel nehmen Sire, daß ich mich an den Engliſchen Hof mache; denn ihr wollt ja nicht länger

König ſeyn und habe nicht Zeit genug übrig mich ſo lange zu lieben, bis mein Schickſal erfüllet worden. Die Furcht, mich zu verlieren, brachte ihn dazu, daß er den Schluß faſſete, König in Franckreich zu ſeyn, und von der Zeit an ſuchte er ſich wieder in guten Stand zu ſetzen. Seht, wieviel Franckreich der Liebe zu dancken hat, und wieviel es auf die Galanterie halten muß, wenn es gleich nur aus Erkenntlichkeit geſchehen ſollte.

Roxelane Ihr habt recht; aber ich komme wieder auf meine Jungfer. Was hat ſie denn eigentlich gethan? Würden ſich die Geſchichte wohl ſo ſehr betrügen, und dasjenige einem jungen Bauermädgen zuſchreiben, was doch einer Hof-Dame und Beyſchläferin des Königes gebühret hätte?

Agnes S. Wenn gleich die Geſchichte ſo ſehr geirret hätten, ſo wäre es doch ein ſo groſſes Wunder nicht. Indeſſen iſt es gewiß, daß dieſe Jungfer den Soldaten einen groſſen Muth gemacht. Aber ich hatte ſchon zuvor den König angefriſchet. Sie half dieſem Printzen viel; ſie fand ihn aber ſchon wieder die Engelländer in den Waffen: und ohne mich würde ſie ihn ſo nicht angetroffen haben. Kurtz, ihr werdet nicht mehr zweifeln, daß ich viel Theil an dieſem groſſen Wercke gehabt wenn ihr hören werdet, was einer von Carls des ſiebenden Nachfolgern, mir in dieſem vierzeiligten Verſe vor ein Zeugniß gegeben:

Agneſe, kluges Weib, du warſt mehr Ehre werth,
Da man bemühet war, gantz Franckreich zu gewiñen,
Als aller Nonnen Fleiß in Clöſtern kan beginnen,
Ja als ein Eremit, der ſich im Walde nährt.

Was dünckt euch davon, Roxelane? Ihr werdet mir geſtehen, daß wenn ich eine Sultanin geweſen wäre, ſo wie ihr; und hätte nicht die Freyheit gehabt, Carl dem ſiebenden eine ſolche Drohung zu thun, als ich ihm that, ſo wäre es aus mit ihm geweſen.

Roxelane. Ich wundere mich, daß ihr dieſer kleinen That halber ſo eitel und ruhmräthig ſeyd. Ihr habt keine Mühe gehabt, viel Gewalt über euren Liebhaber zu erlangen, da ihr frey, und keinem unterthan waret. Aber ich, ob ich gleich eine Sclavin war, ſo habe ich mir den Sultan doch unterwürfig gemacht. Ihr machtet Carl den ſiebenden faſt wieder ſeinen Willen zum Könige, und ich machte den Solyman zu meinem Gemahl, ob er gleich gar nicht Luſt dazu hatte.

Agnes S. Was höre ich? Man ſagt ja daß ein Sultan ſich niemahls vermählet.

Roxelane. Ich gebe es euch zu; Indeſſen nahm ichs mir vor, Solymans Gemahlin zu werden, obwohl ich ihn zur Heyrath durch keine Hoffnung eines Glückes bewegen konnte, welches er nicht ſchon genoſſen hätte. Hier werdet ihr eine feinere Liſt hören, als die eurige war. Ich fieng an Tempel zu bauen, und viel andre gute Wercke mehr zu thun. Hierauf ſtellte ich mich überaus melancholiſch an. Der Sultan fragte tauſend und noch tauſendmahl nach der Urſache; und wenn ich alle nöthige Complimenten gemacht hatte, ſo gab ich zur Antwort, die Urſache meines Kummers wäre, daß alle meine gute Wercke mir nichts hülfen, wie unſre Lehrer mir geſagt hätten, und daß ich, als eine Sclavin, nur vor Solyman, meinen Herrn, gearbeitet hätte. Alsbald machte mich Solyman frey, damit das Verdienſt meiner guten Wercke, mir ſelbſt zu gute kommen möchte. Als er aber auf gewöhnliche Weiſe mit mir leben, und mich vor eine Schöne aus dem Serail anſehen wollte, ließ ich eine groſſe Verwunderung an mir blicken, und ſtellte ihm mit groſſem Ernſte vor, daß er über die Perſon eines freyen Weibesbildes keine Macht hätte. Solyman hatte ein zartes Gewiſſen; er befragte ſich alſo bey einem Rechtsgelehrten, mit welchem ich ein Verſtändniß hatte. Seine Antwort war, der Sultan ſollte ſich wohl vorſehen, mir, die ich nicht mehr ſeine Sclavin wäre, nichts zuzumuthen, und dafern er mich nicht heyrathen wollte: ſo müſte er ſich meiner gantz begeben. Damahls ward er zehnmahl verliebter, als er ſonſt jemahls geweſen war. Er hatte nur einen Weg zu wehlen; aber einen ſehr auserordentlichen, und wegen ſeiner Neuigkeit gar gefährlichen Weg. Indeſſen ergriff er denſelben, und heyrathete mich.

Agnes S. Ich geſtehe, daß es was ſchönes iſt, ſich diejenigen zu unterwerfen, die ſich ſo ſehr vor unſerer Gewalt in acht nehmen.

Roxelane. Die Menſchen haben eine gute Sache; wenn man ſie bey ihren Leidenſchafften ergreifet, ſo kan man ſie lencken, wie man will. Ich wollte, daß man mich wieder lebendig machte, und mir den allerherrſchſüchtigſten von der Welt gäbe. Ich wollte alles aus ihm machen, was mir beliebte, wenn ich nur viel Verſtand, eine ziemliche Schönheit, und ein wenig Liebe hätte.

Das VI. Geſpräch.

Johanna von Neapolis und Anſelmus.

Johanna von Neapolis.

Wie? Könnt ihr mir nicht prophezeyen? Ihr werdet ja nicht eure gantze Aſtrologie vergeſſen haben, die ihr ſonſt verſtanden habt?

Anſelm. Wie kan ich mir dieſelbe hier zu Nutze machen? Wir haben ja weder einen Himmel noch Geſtirne?

Johanna v. N. Es iſt nichts daran gelegen. Ihr dörfft nicht ſo genau alle Regeln beobachten.

Anſelm. Das wäre was artiges, wenn ein Todter anfienge wahr zu ſagen. Aber worüber wollt ihr denn daß ich euch prophezeyhen ſollte?

Johanna v. N. Uber mich und das was mich angehet.

Anſelm. Gut. Ihr ſeyd todt und werdet allezeit todt bleiben; das iſt alles, was ich euch zu prophezeyhen habe. Kan ſich denn unſer Zuſtand, oder können ſich unſre Verrichtungen wohl ändern?

Johanna v. N. Freylich nicht; aber das iſt eben dasjenige, deſſen ich ſo überdrüßig bin. Derowegen, ob ich gleich weiß daß mir nichts begegnen werde, ſo hätte ich doch indeſſen was zu thun, wenn ihr mir nur was verkündigen wolltet. Ihr könnt euch nicht einbilden, was das vor ein Elend iſt, nichts künftiges zu vermuthen. Nur ein wenig prophezeyht! ich bitte euch ſehr, was und wovon es euch beliebt.

Anſelm. Wenn man euch ſo unruhig ſieht, ſo ſollte man faſt dencken, ihr wäret noch am Leben. So macht man es dort oben! Man kan ſich daſelbſt mit demjenigen, was man iſt, nicht zufrieden ſtellen; man bekümmert ſich immer vor der Zeit was man werden wird; aber hier ſchickt ſich das nicht; wir müſſen klüger ſeyn.

Johanna v. N. Ach! haben aber die Menſchen nicht Urſache, ſo zu verfahren? Das Gegenwärtige iſt ja nur ein Augenblick, und das wäre ja erbärmlich, wenn ſie alle ihre Gedancken dabey allein einſchräncken ſollten. Iſt es nicht beſſer, daß ſie dieſelben ſoweit gehen laſſen, als möglich iſt, um auch von dem künftigen was zu genieſſen? Es bleibt doch alles eben daſſelbe, wovon ſie ſich zum voraus bemeiſtert haben.

Anſelm. Aber ſie vergröſſern auch durch die Phantaſie und Hoffnung die zukünftigen Dinge dergeſtalt, daß wenn ſie endlich gegenwärtig geworden, ſie gewahr werden, daß ſchon alles erſchöpfet ſey, und dann ſind ſie nicht mehr damit zu frieden. Indeſſen befreyen ſie ſich von ihrer Ungedult und Unruhe nicht. Die groſſe Lockſpeiſe der Menſchen iſt allezeit das Zukünftige. Wir Sterndeuter wiſſen dieſes beſſer als ſonſt jemand. Wir ſagen ihnen kühnlich, daß es kalte und hitzige Zeichen gebe, daß männliche und weibliche vorhanden ſeyn: daß der Himmel gute und böſe Planeten, auch ſolche, die an ſich ſelbſt weder gut noch böſe ſind, habe, die aber bald eine, bald die andere Natur an ſich nehmen, nachdem ſie in guter oder böſer Nachbarſchaft zu ſtehen kommen. Alle dieſe Narrenpoſſen werden wohl aufgenommen, weil man ſich einbildet, daß ſie zur Erkenntniß des Zukünftigen verhelfen.

Johanna v. N. Was? verhelfen ſie denn nicht wircklich dazu? Es iſt mir ſehr lieb zu hören, daß ihr, die ihr doch mein Sterndeuter geweſen ſeyd, von der Aſtrologie mir was böſes ſaget.

Anſelm. Höret nur; Ein Todter mag nicht lügen: und frey heraus zu ſagen; mit der Aſtrologie, die ihr ſo hoch hieltet, habe ich euch nur betrogen.

Johanna v. N. Ach, das glaube ich euch nicht, wenn ihr mirs gleich ſelber ſagt. Wie hättet ihr mir vorherſagen können, daß ich mich viermahl vermählen würde? War wohl die geringſte Wahrſcheinlichkeit, daß eine etwas vernünftige Perſon ſich viermahl nacheinander in einen Eheſtand einlaſſen ſollte? Das müßt ihr nothwendig aus dem Geſtirne geſehen haben.

Anſelm. Ich zog daſſelbe viel weniger zu Rathe, als eure Gemüthsneigungen; aber kurtz zu ſagen, etliche Prophezeyungen, die da eintreffen, beweiſen nichts. Soll ich euch zu einem Todten führen, der euch eine luſtige Hiſtorie erzehlen wird? Er war ein Aſtrologus, und glaubte doch eben ſo wenig von der Sterndeuterey, als ich. Indeſſen nahm er einesmahls alle Regeln der Kunſt aufs ſorgfältigſte in acht, und prophezeyhete jemanden gantz beſondre Begebenheiten, die noch ſchwerer zu errathen waren, als eure vier Heyrathen: Dieſes that er, um zu verſuchen, ob auch in dieſer Kunſt was gewiſſes wäre? Alles was er verkündiget hatte, das geſchah. Er erſchrack von Hertzen darüber. Er gieng alsbald hin, ſeine Aſtronomiſche Rechnungen noch einmahl durchzuſehen, darauf er ſeine Prophezeyungen gegründet hatte. Wiſſet ihr aber was er fand? Er hatte gefehlet, und wenn ſeine Rechnung richtig geweſen wäre, würde er gantz das Gegentheil verkündiget haben.

Johanna v. N. Wenn ich glaubte, daß dieſe Hiſtorie wahr wäre, ſo würde es mir leid ſeyn, daß man ſie nicht in der andern Welt wüſte, um ſich die Sterndeuterey aus dem Kopfe zu bringen.

Anſelm. Man macht noch wohl andre Hiſtorien zu ihrem Nachtheil, und ihr Handwerck bleibt doch allezeit gut. Man wird ſich das Zukünftige, und was damit verwandt iſt, niemahls ausreden laſſen. Die Reitzungen deſſelben ſind gar zu ſtarck. Z. E. Die Menſchen opfern alles was ſie haben, der Hoffnung auf; Und alles was ſie zuvor hatten, und nun kaum wieder erlanget haben, opfern ſie wiederum einer neuen Hoffnung auf. Daher ſcheinet es eine böſe Ordnung in der Natur zu ſeyn, welche ihnen immer dasjenige, was ſie ſchon haben, aus den Händen nimmt. Man ſuchet nicht, ſonderlich in dem Augenblicke, den man in ſeiner Gewalt hat, glücklich zu ſeyn. Man ſchiebet dieſes auf eine andere künftige Zeit auf; als wenn die künftige Zeit bey ihrer Gegenwart anders beſchaffen ſeyn würde, als diejenige, ſo ſchon erſchienen iſt.

Johanna v. N. Sie iſt freylich nicht anders: aber es iſt gut, wenn man ſichs einbilden kan.

Anſelm. Was entſteht aber aus dieſer ſchönen Meynung? Ich weiß eine kleine Fabel, die euch dieſes wohl erklären wird. Ich habe ſie an eurem **Hofe der Liebe** * gelernet, der in eurer Grafſchaft Provenz gehalten wurde. Ein dur-

---

* Dieſes war eine gewiſſe Academie.

ſtiger Menſch ſaß am Rande eines Brunnens, aber von dem Waſſer, welches vor ihm hinlief, wolte er nicht trincken, weil er hoffte, nach demſelben würde, nach einiger Zeit, noch wohl ein beſſers kommen. Als die Zeit vorbey war, ſagte er: Siehe da, das Waſſer bleibt wie es iſt; davon verlange ich nicht zu trincken; ich will lieber noch ein wenig warten. Endlich, als das Waſſer ſich nicht ändern wolte, wartete er ſo lange, bis die Quelle verſiegete, und er gar nichts zu trincken bekam.

Joh. v. N. Mir iſt es eben ſo gegangen, und ich glaube, daß unter allen Todten, die hier ſind, kein einziger zu finden ſey, dem nicht das Leben zu kurtz geweſen, dasjenige auszuführen, was er im Sinne gehabt. Was iſt aber daran gelegen? Ich achte das Vorherſehen, das Hoffen, ja gar das Fürchten, und überhaupt was Zukünftiges vor ſich zu haben, vor ein groſſes Vergnügen. Ein weiſer Mann würde, nach eurer Meynung, uns Todten ähnlich ſeyn, denen das Gegenwärtige und Zukünftige vollkommen gleich iſt; Und dieſer Weiſe würde des Dinges eben ſo wohl überdrüßig werden, als ich.

Anſelm. Ach leider! iſt es mit dem Menſchen ſo bewandt, wie ihr glaubet, ſo ſieht es recht lächerlich um ihn aus. Er iſt gebohren, nach allem zu trachten, und nichts zu genieſſen. Allezeit zu gehen und nirgends hin zukommen.

Geſpräche
Der Todten
Anderer Theil.

Des Verfaſſers Nachricht.

Die gute Aufnahme des vorhergehenden Werckchens hat mich veranlaſſet, mehr dergleichen Geſpräche der Todten zu verfertigen, dazu ich ſchon einige Grundriſſe gemacht hatte. Ich habe bemercket, daß jederman in den Gedancken geſtanden, die Materie ſey noch nicht erſchöpft, und könnte mir, ohne alle Mühe, noch einmahl ſoviel Materie an die Hand geben. Ich habe mir zu dieſem andern Theile Zeit genommen, damit er deſto beſſer gerathen möchte. Das Nachſehen, und die Gewogenheit, womit man den erſten Theil aufgenommen, hat mir faſt eben ſoviel Furcht als Herzhaftigkeit verurſachet.

Geſpräche der Todten aus den alten Zeiten.

Das I. Geſpräch.

Heroſtratus und Demetrius Phalereus.

Heroſtr.

Dreyhundert und ſechzig Ehrenſeulen euch zu Ehren in Athen aufzurichten! das iſt viel.

Demetr. Ich hatte mich der Regierung bemächtiget; und alſo war es was leichtes, Ehrenſeulen von dem Volcke zu erlangen.

Heroſtr. Das mag euch wohl gefallen haben euch 360 mahl vervielfältiget zu ſehn, und in einer gantzen Stadt, nichts anders als euch ſelbſt anzutreffen.

Demetr. Ich muß es geſtehen; aber ach! dieſe Freude daurete nicht lange. Die Staatsſachen bekamen ein ander Anſehen. Von einem Tage bis auf den nechſtfolgenden war keine einzige von meinen Seulen mehr zu ſehen. Man ſchmiß ſie um und zerbrach ſie.

Heroſtr. Das iſt eine entſetzliche Veränderung! Wer hat denn dieſe herrliche That ins Werck gerichtet?

Demetr. Es war Demetrius Poliorcetes ein Sohn des Antigonus.

Heroſtr. Demetrius Poliorcetes? Ich wollte daß ich an ſeiner Stelle geweſen wäre. Das muß ein groſſes Vergnügen geweſen ſeyn, eine ſo groſſe Menge von Bildſeulen nieder zu reiſſen, die einem einzigen Manne zu Ehren gemacht waren.

Demetr. Dergleichen Wunſch ſchickt ſich nur vor einen, der den Epheſiſchen Tempel verbrannt hat. Ihr bleibt noch allezeit bey eurem alten Naturelle.

Heroſtr. Man hat mir die Verbrennung dieſes Tempels genug vergerücket, gantz Griechenland hat ein Lermen daraus gemacht; aber das iſt in der That was mitleidens-würdiges. Man urtheilet ſehr übel von Sachen.

Demetr. Ich glaube, ihr beſchweret euch über die Ungerechtigkeit, die man euch erwieſen, indem man eine ſo fürtrefliche That verfluchet hat; und zugleich über das Geſetz der Epheſer, daß niemand euren Nahmen ausſprechen ſollte.

Heroſtr. Zum wenigſten habe ich keine Urſache, mich über die Wirckung dieſes Geſetzes zu beſchweren; denn die Epheſer waren gute Leute, die es nicht gewahr wurden, daß ſie meinen Nahmen durch dieſes Verbot unſterblich machen würden. Aber worauf war denn eben dieſer Befehl gegründet? Ich hatte eine unausſprechliche Begierde mich berühmt zu machen, und darum verbrannte ich ihren Tempel. Hätten ſie ſich nicht glücklich ſchätzen ſollen, daß mein Ehrgeitz ſie ſo leichtes Kaufs davon kommen laſſen. Man hätte ihnen ja keinen geringen Schaden zufügen können. Ein anderer als ich würde vieleicht ihre gantze Stadt verheeret und ihren gantzen Staat umgekehret haben.

Demetr. Wenn man euch zuhöret, ſo ſollte man faſt ſagen, ihr wäret berechtiget geweſen, nichts zu ſchonen; damit nur die Leute was von euch zu reden hätten:und man habe jedes Unheil, welches ihr nicht angerichtet, vor eine Gnade von euch anzuſehen.

Heroſtr. Daß ich das Recht gehabt den Tempel zu Epheſus zu verbrennen, das iſt leicht zu erweiſen. Warum hatte man ihn ſo künſtlich und prächtig erbauet? Hatte der Baumeiſter nicht die Abſicht ſeinen Nahmen dadurch unſterblich zu machen?

Demetr. Wie es ſcheinet.

Heroſtr. Gantz recht! ich verbrannte ihn ebenfalls, um meinen Nahmen unſterblich zu machen.

Demetr. Vortreflich geſchloſſen! Stehts euch denn frey, um eurer Ehre halber des andern Wercke zu vernichten?

Heroſtr. Freylich. Eben die Eitelkeit, die ihn durch die Hände eines andern aufgerichtet, hat ihn auch durch die meinigen verwüſten können.

Sie hat ein wohl-gegründetes Recht; über alle Wercke der Menſchen: Sie hat dieſelben gemacht, ſie kan dieſelben auch zernichten. Selbſt die allergröſſeſten Staaten haben nicht Urſache ſich zu beklagen, daß ſie dieſelben umkehret und verwüſtet, wenn ſie ihren Vortheil dabey findet. Sie können ſich doch keines Urſprunges rühmen, der nicht der Eitelkeit unterworffen geweſen wäre. Ein König, welcher das Leichbegängniß ſeines Pferdes zu beehren, die Stadt Bucephalia wollte ſchleiffen laſſen; thäte der ihr wohl das geringſte Unrecht? Ich glaube nein. Denn dieſe Stadt iſt bloß erbauet, um das Gedächtniß des Bucephali zu erhalten, folglich iſt ſie ſchon zur Ehre der Pferde beſtimmt und gewidmet.

Demetr. Euren Gedancken nach würde nichts in der Welt ſicher ſeyn. Ich weiß nicht ob die Menſchen ſelbſt auſſer Gefahr ſeyn würden.

Heroſt. Die Eitelkeit ſpottet ihres Lebens eben ſowohl, als alles übrigen. Ein Vater läſſet ſoviel Kinder nach als er kan, um ſeinen Nahmen fortzupflantzen. Ein Kriegesheld hingegen vertilget ſoviel Menſchen vom Erdboden, als es ihm möglich iſt, ebenfals um ſeinen Nahmen zu verewigen.

Demetr. Ich wundre mich gar nicht, daß ihr alle Gründe zuſammen raffet, um die Parthey der Verwüſter zu vertheidigen. Wenn aber das ein Mittel iſt ſich Ruhm zu erwerben, wenn man die Ehrenmahle andrer Leute zu Grunde richtet;

So wird man doch zum wenigſten kein unanſtändigers und niederträchtigers haben, als daſſelbe.

Heroſtr. Ich weiß nicht, ob es unedler ſey als die andern; aber das weiß ich wohl, daß ſich nothwendig Leute finden müſſen, die es ergreifen.

Demetr. Nothwendig?

Heroſtr. Ich kans euch verſichern. Die Erde gleichet den großen Steinplatten darauf ein jeder ſeinen Nahmen ſchreiben will. Wenn ſie voll ſind, muß man ja nothwendig die alten auslöſchen, um neue an die Stelle zu ſetzen. Was wäre das, wenn alle Denckmahle der Alten noch ſtehen ſollten? die heutigen würden nicht wiſſen, wo ſie die ihrigen hinſetzen ſollten. Konntet ihr euch wohl die Hoffnung machen, daß eure dreyhundert und ſechzig Ehrenſeulen lange ſtehen würden? und ſahet ihr nicht, daß eure Ehre gar zu viel Platz einnahmen?

Demetr. Das war doch aber eine wunderliche Rache die Demetrius Poliorcetes an meinen Bildſeulen ausübete. Da ſie einmahl in der gantzen Stadt Athen aufgerichtet waren; wäre es nicht eben ſoviel geweſen, wenn er ſie hätte ſtehen laſſen?

Heroſtr. Ja freylich. Aber als ſie noch nicht aufgerichtet waren, wäre es nicht auch damahls eben ſoviel geweſen, wenn man ſie nicht aufgerichtet hätte? Die Gemüthsneigungen machen und zerſtören alles. Wenn die Vernunft über die

Welt herrſchen möchte, ſo würde nichts auf derſelben vorgehen. Man ſagt, daß ſich die Schiffer vor den ſtillen Meeren aufs äuſſerſte fürchten ſollen, und daß ſie ſich Wind wünſchen, ob gleich die Gefahr eines Ungewitters dabey zu beſorgen iſt. Die Gemüthsbewegungen ſind bey dem Menſchen die Winde, welche nothwendig ſind, alles in Bewegung zu ſetzen: ob ſie gleich bißweilen Sturm und Ungeſtüm erregen.

Das II. Geſpräch.

Callirhea und Paulina.

Paulina.

JCh meines Theils glaube, ein Frauenzimmer ſey in Gefahr, ſo bald ſie heftig geliebt wird. Was vor Künſte erſinnet ein eifriger Liebhaber nicht, zu ſeinem Zwecke zu gelangen? Ich hatte dem Mundus, einem jungen wohlgebildeten Römer, lange wiederſtanden; Aber endlich trug er durch eine Liſt den Sieg davon. Ich verehrte den GOtt Anubis ſehr andächtig. Einesmahls kam eine Prieſterin deſſelben, und that mir von ſeinet wegen zu wiſſen, daß er ſich in mich verliebet hätte, und daß er eine Zuſammenkunfft in ſeinem Tempel von mir verlangete. Bildet euch nur ein, was mir das vor eine Ehre war! Ich blieb alſo nicht aus, ich ward mit vielen Zeichen der Liebe empfangen; allein die Wahrheit zu ſagen, dieſer Gott

Anubis war kein anderer als **Mundus**. Urtheilt ſelbſt, ob ich mich wehren konnte? Man ſagt ja, daß ſich Weibsbilder den Göttern ergeben haben, die ſich in Menſchen verſtellet hatten: um wie viel mehr ſollte man ſich Menſchen ergeben, die ſich in Götter verkleidet haben.

Callirhea. In Wahrheit, die Menſchen ſind voller Schalckheit. Ich rede aus der Erfahrung; denn es iſt mir faſt eben das begegnet, was euch betroffen hat. Ich war ein junges Mädgen aus Troada, und ſtund eben im Begriffe, mich zu verheyrathen. Ich gieng nach Gewohnheit des Landes, in Begleitung vieler Perſonen, ſehr geputzt, meine Jungferſchaft dem Fluſſe Scamander aufzuopfern. Nachdem ich ihm mein Compliment gemachet hatte, ſiehe, ſo kommt Scamander unter ſeinen Stauden hervor, und hält ſich an meinen Worten. Ich ſchätzte mirs vor eine groſſe Ehre, und vielleicht war niemand, biß auf meinen Bräutigam, der es nicht auch davor erkannt hätte. Jedermann beobachtete eine ehrerbietige Stille. Meine Geſpielinnen beneideten insgeheim meine Glückſeligkeit, und Scamander begab ſich wieder in ſeine Stauden, ſo bald es ihm beliebete. Allein wie ſehr erſtaunete ich, als ich einesmahls dieſen Scamander in einer kleinen Troadiſchen Stadt ſpazieren gehen ſah, und erfuhr, daß es ein Athenienſiſcher Hauptmann wäre, der ſeine Flotte in der Gegend liegen hätte.

Pauline. Wie? hattet ihr ihn denn vor den wahrhaſtigen Scamander angeſehen?

Callirh. Ohne Zweifel.

Paul. War es denn Mode bey euch, daß der Fluß das Anerbieten der Jungfrauen annahm, welches ſie ihm als Bräute thaten?

Callirh. Nein; und wenn es Mode geweſen wäre, daſſelbe anzunehmen, ſo würde man es ihm vielleicht nicht gethan haben. Er war mit der Höflichkeit zufrieden, die man ihm erwieß, und mißbrauchte derſelben nicht.

Paul. Scamander hätte euch alſo ſehr verdächtig ſeyn ſollen.

Callirh. Warum? Konnte ein junges Mädgen nicht glauben, daß alle andre nicht Schönheit genug beſeſſen hätten, dem Fluß Gotte zu gefallen, oder daß ſie ihm nur falſche Anerbietungen gethan, darauf er ſie keiner Antwort gewürdiget? Das Frauenvolck ſchmeichelt ſich ſehr leicht. Aber ihr, die ihr mirs verarget, daß ich mich von dem Scamander betrügen laſſen; ſeyd ihr nicht gleichfalls vom Anubis betrogen?

Paul. Nicht gantz vollkommen. Ich zweifelte ein wenig, ob Anubis nicht ein bloſſer Menſch ſeyn könnte?

Callirh. Ihr gienget aber zu ihm hin? Das iſt nicht zu entſchuldigen.

Paul. Was wollt ihr? Ich hörte von allen weiſen Leuten, wenn man ſich nicht ſelber wollte betrügen helfen, ſo würde man wenig Ergetzlichkeiten genüſſen.

Callirh. Gut: ſich ſelbſt betrügen helfen! So haben ſie es vermuthlich nicht gemeynet. Sie wollten nur ſagen, daß die angenehmſten Dinge von der Welt, im Grunde ſo ſchlecht beſchaffen wären, daß ſie uns nicht ſonderlich rühren würden, wenn man ſie ein wenig mit Ernſt betrachten wollte. Die Ergetzlichkeiten ſind dazu nicht gegeben, daß man ſie nach der Schärfe unterſuchen ſoll, und man muß an ihnen allezeit ein vieles ſo hingehen laſſen, darüber es nicht rathſam wäre, Schwierigkeiten zu machen. Das iſt es, was eure Weiſen . .

Paul. Das wollte ich eben ſagen. Wenn ich mich gegen den Anubis ſchwierig geſtellet hätte, ſo hätte ich wohl gefunden, daß er kein Gott wäre: aber ich ließ ihm ſeine Gottheit ſo hingehen, ohne ſie gar zu ſorgfältig zu unterſuchen. Und wo iſt wohl der Liebhaber zu finden, deſſen Liebe man annehmen würde, wenn er ſich von unſrer Vernunft müſte auf die Probe ſtellen laſſen?

Callirh. Die meinige war nicht ſo ſtrenge. Ein ſolcher Liebhaber war ſchon zu finden, den ſie nur zu lieben erlaubte. Und kurtz zu ſagen, es iſt ja leichter zu glauben, daß man von einem treuen und aufrichtigen Menſchen geliebt werde, als von einem Gotte.

Paul. Bey meiner Treue; das iſt gleich viel. Ich wäre von der Treue und Beſtändigkeit des Mundus eben ſo leicht zu bereden geweſen, als von ſeiner Gottheit.

Callirh. Ihr treibet die Sache gar zu hoch. Wenn man ja glaubt, daß die Götter verliebt geweſen ſind; ſo kan man ſich doch nicht einbilden, daß ſolches oft geſchehen ſey: aber wie oft hat es nicht treue Liebhaber gegeben, die nicht mehr als eine einzige geliebet, ja ihrer Geliebten alles aufgeopfert haben?

Paul. Wenn ihr die Sorgfalt, die Bemühungen, die Geſchencke, und das Vorziehen vor allen andern Schönheiten vor wahre Kennzeichen der Treue anſehen wollet; ſo geſtehe ichs, daß ihr treue Liebhaber genug finden werdet. Allein mein Uberſchlag iſt gantz anders. Ich ſchlieſſe aus der Anzahl dieſer Liebhaber alle diejenigen aus, deren Neigung entweder nicht ſo lange hat dauren können, daß ſie Zeit genug gehabt hätte, von ſich ſelbſt zu verlöſchen; oder nicht ſo glücklich geworden, ihre Beſtändigkeit zeigen zu können. Alſo bleiben mir nur diejenigen übrig, welche auch in wiederwärtigen Zufällen ausgehalten, und andre Gunſtbezeigungen verachtet haben, und ſolcher werden nicht viel mehr ſeyn, als Götter, die ſich in ſterbliche Weibsbilder verliebt haben.

Callirh. Auch nach dieſem Begriffe von der Freyheit muß es treue Liebhaber geben. Man gehe nur zu einem Frauenzimmer und ſage ihr: man ſey ein Gott, der von ihren Verdienſten und

Eigenſchaften gantz entzündet ſey: Sie wird ihm gar keinen Glauben beymeſſen. Man ſchwere ihr aber treu zu ſeyn: das wird ſie bald glauben. Woher kommt dieſer Unterſcheid? Daher, weil man wohl von dieſem, aber nicht von jenem Exempel hat.

Paul. Die Exempel betreffend, glaube ich, daß es von beyden Arten gleichviel gebe. Daß man ſich aber nicht betrügen läßt, und einen Menſchen vor einen Gott anſieht, das kommt daher, weil dieſer Irrthum von keiner Begierde unterſtützet wird. Man glaubet es nicht, daß ein Liebhaber eine Gottheit ſey, weil man ſichs nicht wünſchet: Man wünſchet es aber, daß der Buhler treu bleibe; darum glaubt mans auch.

Callirh. Ihr ſpottet nur. Wie? Würden denn alle Weibsbilder ihre Liebhaber vor Götter anſehen, wenn ſie ſichs wünſchen möchten, daß ſie es wären?

Paulina. Ich zweifle faſt gar nicht daran. Würde dieſer Irrthum zur Liebe nothwendig erfodert, ſo würde die Natur auch unſre Hertzen ſo eingerichtet haben, daß ſie uns zu demſelben verleiten müſten. Die Begierden ſind der Urſprung aller Irrthümer, welche wir nöthig haben; Sie laſſen es uns in dieſem Stücke an nichts fehlen.

Das III. Geſpräch.

Candaule und Giges.

Candaules.

JEmehr ich es erwege, deſto mehr bedünckt michs, es wäre nicht nöthig geweſen, daß ihr mich umbringen laſſen.

Giges. Was konnte ich thun? Tages hernach, als ihr mir die verborgenen Schönheiten der Königin gewieſen hattet, ſo ließ ſie mich holen, und ſagte, ſie hätte es gemercket, wie ihr mich des Abends in ihre Kammer geführet: ja ſie hielte mir über die geſchehene Beleidigung ihrer Schamhaftigkeit eine ſehr ſchöne Anrede, davon der Schluß dieſer war, ich ſollte mich entweder entſchlüſſen, zu ſterben, oder euch umzubringen, und ſie zu henrathen. Denn, wie ſie vorgab, ſo hieng ihre Ehre daran, entweder daß ich dasjenige beſitzen müſte, was ich geſehen hätte; oder daß ich mich niemahls rühmen könnte, es geſehen zu haben. Ich merckte wohl, wohin das alles gieng. Die Beleidigung war ſo groß nicht, daß die Königin dieſelbe nicht hätte verhelen können: und ihrer Ehre halber hättet ihr ſchon am Leben bleiben können, wenn es ihr beliebet hätte. Aber die Wahrheit zu ſagen, ſie war eurer überdrüſſig, und freuete ſich, daß ſie einen rühmlichen Vorwand gefunden hätte, ſich ihren Gemahl vom Halſe zu ſchaffen. Ihr ſehet ſelber wohl, daß ich von dem zwiefachen Vorſchlage den ſie mir that, nur eine einzige Parthey ergreiffen konnte.

Candaules. Ich fürchte ſehr, ſie wird euch weit mehr gefallen haben, als ich ihr mißfallen habe. Ach wie thöricht handelte ich, daß ich die Wirckungen nicht vorhergeſehen, die ihre Schönheit bey euch haben würde, und daß ich euch vor gar zu aufrichtig gehalten habe!

Giges. Verweiſet euch vielmehr, daß ihr bey dem Vergnügen, eine ſchöne Gemahlin zu haben, ſo gar empfindlich geweſen, daß ihr es nicht verſchweigen können.

Candaules. Dadurch würde ich mir etwas verweiſen, was doch überaus natürlich iſt. In groſſem Glücke kan man ſeine Freude nicht bergen.

Giges. Wäre dieſes das Glück eines bloſſen Liebhabers geweſen, ſo könnte man es überſehen; aber bey euch war es ja das Glück eines Ehmannes. Man kan zwar gegen eine Buhlerin unbeſcheiden ſeyn; aber gegen eine Frau! Und was würde man vom Ehſtande dencken, wenn man ihn, nach Veranlaſſung deſſen was ihr gethan, beurtheilen wollte? Man würde ſich einbilden, es wäre nichts ergetzenders zu finden.

Candaules. Aber im Ernſte; meynet ihr, daß man ſich über ein Glück vergnügen könne, welches man ohne Zeugen beſitzet? Die allertapferſten wollen auch als tapfere Leute angeſehen ſeyn; und glückliche Leute wollen, daß man ſie vor vollkommen glücklich halten ſolle. Ja wer weiß, ob ſie nicht gar mit einem geringern Glücke zufrieden ſeyn wollten, wenn man ihnen nur alsdann ein deſto gröſſeres zuſchreiben möchte? So viel iſt gewiß, daß man von ſeinem Glücke niemahls ein Weſen machet, ohne andern einiger maſſen zu trotzen; als worinnen man ein Vergnügen findet.

Giges. Eurer Meynung nach wäre es ſehr leicht, ſich an dieſem Trotze zu rächen. Man dörffte nur die Augen zumachen, und dieſe Leute keines Anblicks, oder vielmehr dieſer Regungen von Eiferſucht nicht würdigen, welche ein Theil ihrer Glückſeligkeit ſind.

Candaules. Gantz recht. Neulich hörte ich einen Todten, der ein König in Perſien geweſen war, erzehlen, daß man ihn gefangen und mit Ketten beſchweret, in die Hauptſtadt eines groſſen Reiches geführet hätte. Der ſiegende Käyſer war mit ſeiner gantzen Hoffſtatt umgeben, und ſaß auf einem prächtigen und ſehr erhabenen Throne. Das gantze Volck erfüllete einen groſſen Platz, der mit vielem Fleiße ausgeſchmücket war. Niemahls hat man was herrlichers geſehen als dieſes. Als nun dieſer König nach einem langen Gefolge von Gefangenen und eroberter Beute daſelbſt ankam, ſtund er gegen über dem Käyſer ein wenig ſtille, und rief mit freudiger Stimme: Narrheit! Narrheit! lauter Narrheit. Er ſagte hernach, dieſe Worte hätten dem Käyſer ſeinen gantzen

tzen Triumph verſaltzen, und ich glaube es ſo feſt, daß ich auf ſolche Weiſe nicht über den grauſamſten und fürchterlichſten Feind triumphiren wollte.

Giges. Ihr hättet alſo die Königin nicht länger geliebet, wenn ich ſie nicht vor ſchön erkannt, und bey Erblickung derſelben geruffen hätte: Narrheit Narrheit!

Candaules. Ich geſtehe es; die Eitelkeit der ich als ein Ehmann unterworffen war, würde dadurch ſehr verletzet worden ſeyn. Ihr mögt daraus abnehmen, wie empfindlich die Liebe eines liebenswürdigen Frauenzimmers uns ſchmeicheln müſſe, und was vor eine ſchwere Tugend die Beſcheidenheit ſey?

Giges. Höret nur, wenn ich gleich todt bin, ſo will ich doch dieſes einem andern Todten nur insgeheim ſagen: Man hat nicht Urſache, ſich auf die Liebe eines Frauenzimmers viel einzubilden. Die Natur hat in Liebes-Sachen eine ſo gute Ordnung eingeführet, daß auf die Verdienſte der Perſonen ſehr wenig oder gar nichts ankommt. Einem jeden Hertzen, iſt ſchon von ihr ein anderes beſtimmet; und ſie hat ſich nicht allezeit die Mühe genommen, ſolche miteinander zu paaren, die Hochachtung verdieneten. Die Erfahrung zeiget auch zur Gnüge, daß die Wahl, die ein liebenswürdiges Frauenzimmer thut, vor denjenigen, den ſie trifft, nichts oder doch ſehr wenig beweiſet. Mich dünckt, dieſe Gründe ſollten die Liebhaber zur Beſcheidenheit bewegen.

Candaules. Ich verſichere euch, daß die Weibsbilder mit einer ſolchen Beſcheidenheit ſchlecht zufrieden ſeyn würden; welche nehmlich darauf ankäme, daß man ſich ihre Liebe vor keine ſonderliche Ehre ſchätzete.

Giges. Iſt es nicht genug, daß man ſich ein beſonderes Vergnügen daraus macht? Je mehr die Eitelkeit verlieret; deſtomehr wird die Zärtlichkeit gewinnen.

Candaules. Nein, damit würden ſie es nicht halten wollen.

Giges. Aber erweget nur, daß die Ehre in der Liebe alles verderbet, ſo bald ſie ſich darein miſchet. Erſtlich iſt die Ehre des Frauenzimmers den Vortheilen der Liebhaber zuwieder; Und wenn dieſelbe zu Grunde gegangen, ſo machen ſich die Männer eine andre Ehre daraus, die dem Nutzen des Frauenzimmers ſehr zuwieder iſt. Da ſeht ihr, was das zu ſagen hat, wenn man die Ehre da mit einmiſchet, wo ſie nicht hingehöret.

Das IV. Geſpräch.

Helena und Fulvia.

Helena.

Ich muß etwas von euch erfahren, Fulvia, was mir Auguſtus vor weniger Zeit geſagt hat. Iſt es denn wahr, daß ihr einige Zuneigung gegen ihn gehabt; da er aber ſich nicht darein ſchicken wollen, euren Mann Marcus Antonius gereitzet habt, ihn zu bekriegen?

Fulvia. Nichts iſt wahrhafter als dieſes, liebe Helene; denn unter uns Todten hat dies Bekentnis nichts zu bedeuten. Marcus Antonius hatte ſich in die Comödiantin Citheris verliebt, und ich hätte mich gern durch die Liebe des Auguſtus an ihm gerächet: allein Auguſt war gar zu eigenſinnig mit ſeinen Buhlerinnen. Ich war ihm weder jung noch ſchön genug, und obgleich ich ihm zu verſtehen gab, daß er ſich in einen Bürgerkrieg verwickeln würde, bloß weil er mich nicht die geringſte Zuneigung genieſſen laſſen: ſo war es doch unmöglich, einige Gefälligkeit von ihm zu erlangen. Wenn es euch nicht zuwieder iſt, ſo will ich euch gar die Verße herſagen die er hierauf gemacht, die mir aber nicht ſonderliche Ehre bringen. Die Cytheris nennt er Glaphira.

Glaphirens Reitzungen bezaubern den Anton,
Darum will Fulvia mich ihr zum Sclaven wehlen.
Anton iſt ungetreu, gantz gut, ich weiß es ſchon.
Wie will man mich mit Recht vor ſeine Fehler quälen?
Soll ich ihr günſtig ſeyn, bloß weil es ihr gefällt?
So würde ja aus aller Welt,
Ein ungezehlter Haufen,
Geplagter Weiber zu mir laufen.
Liebt! ſpricht ſie, oder ſchlagt! Wohlan es iſt bedacht.
Sie ſieht zu heßlich aus; Trompeter! blaſt zur Schlacht.

Hel. So haben wir beyde denn die beyden gröſſeſten Kriege, die vielleicht jemahls geführet worden, verurſachet: Ihr den Krieg zwiſchen Anton und Auguſt, ich aber den Trojaniſchen.

Fulv. Das iſt nur der Unterſcheid, daß ihr den Trojaniſchen Krieg durch eure Schönheit, ich aber den Römiſchen Bürgerkrieg durch meine Heßlichkeit veranlaſſet.

Hel. Hingegen habet ihr den Vortheil, daß euer Krieg weit luſtiger iſt als der meinige. Mein Ehmann rächet ſich wegen der Beſchimpfung, die man ihm durch die Liebe gegen mich angethan hatte: welches ſehr natürlich iſt. Und der eurige rächet ſich wegen einer Beleidigung, die man euch erwieſen, da man euch nicht lieben wollen; welches die Männer nicht gern zu thun pflegen.

Fulv. Ja; aber Anton wuſte es nicht, daß er meinethalben Krieg führte; Menelaus aber wuſte es ſehr wohl, daß er ihn bloß eurentwegen angefangen. Das iſt gantz was unverantwortliches. Wenn nehmlich, an ſtatt daß Menelaus in Geſellſchafft aller Griechen, zehn Jahre lang Troja belagerte, um euch dem Paris aus den Armen zu reiſſen; Wenn, ſage ich, Paris euch durchaus hätte wiedergeben wollen, hätte nicht Menelaus in Sparta eine zehnjährige Belagerung aushalten müſſen, um euch nicht wieder zu nehmen? Warhaftig, mich dünckt, Griechen und Trojaner müſſen damahls unſinnig geweſen ſeyn. Jene waren Narren, daß ſie euch wiederfoderten; dieſe aber gedoppelte, weil ſie euch behielten. Wie kam es, daß ſoviel wackere Leute ſich den Lüſten eines jungen Menſchen aufopferten, der ſelbſt nicht wuſte was er that? Ich konnte mich des Lachens nicht enthalten, als ich dieſe Stelle im Homerus laſe, wo man, nach einen neunjährigen Kriege und einer gantz neuen Schlacht, darinnen ſie ſehr viel Leute verlohren hatten, dennoch einen Kriegsrath vor dem Pallaſt des Priamus verſammlet. Da iſt Antenor der Meynung, man ſolle euch wiedergeben; und mich dünckt, es war nichts dabey zu bedencken: Man hatte vielmehr Urſache, es zu bereuen, daß man ſo ſpät auf dieſen Vorſchlag gerathen. Indeſſen giebt Paris zu verſtehen, daß ihm derſelbe mißfalle; und da Priamus, der nach Homeri Zeugniß, den Göttern an Weißheit gleich iſt, mit Verwirrung ſiehet, daß ſein Kriegsrath ſich wegen einer ſo ſchweren Sache zerſpaltet, und nicht weiß, welche Parthey er ergreiffen ſoll: ſo befiehlt er, daß alle mit einander ſich zur Abendmahlzeit begeben ſollen.

Hel. Zum wenigſten hat der Trojaniſche Krieg das gute an ſich, daß das lächerliche gar leicht daran zu entdecken iſt: Allein der Bürger-Krieg Antons und Auguſts, ſah gantz anders aus, als er in der That beſchaffen war. Denn als man ſo viel Römiſche Adler im Felde ſahe, bildete ſich kein Menſch ein, daß dasjenige, welches ſie ſo grauſam wieder einander erhitzete, nichts anders als die abſchlägige Antwort Auguſts, auf eure Gewogenheit wäre.

Fulv. So geht es unter den Menſchen zu. Man ſieht erſtaunende Bewegungen unter ihnen: aber der Urſprung derſelben, iſt gemeiniglich, ſehr lächerlich. Es iſt den wichtigſten Begebenheiten ein groſſer Vortheil, wenn ihre Urſachen verborgen bleiben.

Das V. Geſpräch.

Parmeniſcus und Theocritus von Chio.

Theocritus von Chio.

HAbt ihr wircklich nicht mehr lachen können, nachdem ihr in der Höle des Trophonius geweſen waret?

Parm. Nein, ich war von einer auſſerordentlichen Ernſthaftigkeit.

Theocr. Wenn ichs gewuſt hätte, daß die Höle des Trophonius dieſe Tugend gehabt; ſo hätte ich wohl eine kleine Reiſe dahin thun mögen. Ich habe mein lebenlang mehr als zuviel gelachet, ja ich würde länger gelebet haben, wenn ich weniger gelachet hätte. Ein übelgerathner Schertz, hat mich an den Ort gebracht, wo wir uns itzo befinden. Der König Antigonus war einäugigt. Ich hatte ihn ſehr beleidigt; indeſſen hatte er verſprochen,

chen, ſich nicht im geringſten zu rächen, dafern ich mich ſelber vor ihm ſtellen würde. Man führte mich faſt mit Gewalt zu ihm, und meine Freunde ſagten, um mich aufzumuntern: Geht nur, fürchtet euch nicht, eures Lebens ſeyd ihr ſicher, ſo bald ihr vor den Augen des Königes erſcheinet. Ach! gab ich ihnen zur Antwort, kan ich nicht Gnade erlangen, ohne vor ſeinen Augen zu erſcheinen; ſo bin ich verlohren. Antigonus der ſchon geſonnen war, mir mein Verbrechen zu verzeihen, konnte mir dieſe Spottrede nicht vergeben, und dieſer übel angebrachte Schertz koſtete mir den Kopf.

Parm. Ich weiß nicht, ob ich mir nicht eure Gabe, ſchertzhaft zu ſeyn, gewünſchet hätte; wenn es mir gleich nicht beſſer gehen ſollen.

Theocr. Und wie gern wollte ich mir itzo eure Ernſthaftigkeit wünſchen!

Parm. Ach! ihr ſeyd ſo unbedachtſam. Ich dachte nur immer daß ich vor Ernſthaftigkeit ſterben würde. Nichts in der Welt ergetzte mich mehr.. Ich zwang mich zur Luſtigkeit, konnte aber damit nicht zu Stande kommen. Ich konnte keines lächerlichen Dinges mehr genieſſen, denn alles auslachens-würdige war mir was trauriges. Aus Verzweifelung über ein ſolch gravitätiſches Weſen, gieng ich nach Delphis, und bat den Apollo inſtändigſt, mir ein Mittel zur Luſtigkeit vorzuſchlagen. Dieſer ſchickte mich, in zweydeutigen Ausdrückungen, zur mütterlichen Krafft. Ich dachte, daß durch dieſe mütterliche Krafft mein Vaterland verſtanden würde, und begab mich nach Hauſe, allein meine Ernſthaftigkeit war nicht dadurch zu überwinden. Nunmehro fieng ich an mich zufrieden zu geben, wie man in einer unheilbaren Kranckheit thut, biß ich von ohngefehr eine Reiſe nach Delos that. Daſelbſt betrachtete ich mit groſſem Erſtaunen den Tempel des Apollo, und die Schönheit ſeiner Bildſeulen. Er war überall in Marmor, oder in Gold vorgeſtellet, und zwar von den geſchickteſten Künſtlern in Griechenland. Als ich aber zu einer höltzernen Latona kam, die ſehr heßlich geſchnitzt war, und wie ein altes Weib ausſahe, fieng ich mit lauter Stimme an zu lachen; indem ich zwiſchen den Bildern der Mutter und ihres Sohnes eine Vergleichung anſtellete. Ich kan es euch nicht genugſam beſchreiben, wie ſehr ich erſchrocken, ja wie ſehr ich vergnüget und erfreuet worden, daß ich einmahl wieder gelachet hatte. Da verſtand ich allererſt den wahren Sinn des Oracels. Alle die marmorne und goldene Apollons bekamen kein Opfer von mir. Die höltzerne Latona bekam alle meine Geſchencke und Gelübde. Ich weiß nicht, wie viel Opfer ich ihr brachte. Ich beräucherte ſie gantz mit meinem Rauchwercke, Und ich hätte der zum Lachen bewegenden Laton : einen Tempel aufgerichtet, wenn mein Vermögen nur zulänglich geweſen wäre.

Theocr. Mich dünckt, Apollo hätte euch zum Lachen bringen können, ohne daß ſolches ſeiner Mutter nachtheilig geweſen wäre. Ihr hättet ja Dinge genug finden können, die zu eben der Würckung fähig geweſen wären, als Latona.

Parm. Wenn man verdrüßlich iſt, ſo findet man, daß die Menſchen der Mühe nicht werth ſind, daß man über ſie lachet. Sie ſind von Natur dazu beſtimmt, daß ſie auslachenswürdig ſeyn ſollen. Sie ſinds auch in der That; und das iſt kein Wunder. Aber wenn ſich eine Göttin dazu machet, die iſt noch viel auslachens-würdiger. Sonſt hat vielleicht Apollo zu verſtehen geben wollen, daß meine Ernſthaftigkeit ein Ubel wäre, dem durch alle menſchliche Mittel nicht zu helfen ſtünde: Ja daß ich in einen ſolchen Zuſtand gerathen, wo ich ſo gar eines göttlichen Beyſtandes benöthiget wäre.

Theocr. Dieſes luſtige und ſchertzhaffte Weſen iſt noch ein weit ärgeres Ubel. Man hat vor Zeiten ein gantzes Volck deswegen verdacht, und daſſelbe hat viel darüber leiden müſſen.

Parm. Wie? hat ſich ein gantzes Volck zum Schertzen und Lachen geneigt befunden?

Theocr. Ja, und das waren die Tirinthier.

Parm. Die glückſeligen Leute!

Theocr. Durchaus nicht; denn wie ſie bey keiner einzigen Sache mehr ernſthaft ſeyn konnten, ſo gerieth bey ihnen alles in Unordnung. Verſammleten ſie ſich auf dem Marckte, ſo unterredeten ſie ſich von lauter Narrenpoſſen, an ſtatt von ihren öffentlichen Angelegenheiten zu ſprechen. Verhörten ſie fremde Geſandten, ſo verſpotteten ſie dieſelbe. Hielten ſie Rath in der Stadt, ſo waren die Stimmen der anſehnlichſten Rathsherren lauter Zoten. Kurtz, bey allen Gelegenheiten würde ein ernſtlich Wort, oder eine ernſthafte That ein Wunder bey den Tirinthiern geweſen ſeyn. Endlich merckten ſie es, als ihnen dieſes ſchertzhafte Naturell beſchwerlich ward, zum wenigſten eben ſo ſehr, als euch euer traurig Weſen. Sie giengen eben ſo als ihr, nach Delphus, das Orackel zu befragen; aber in gantz andern Abſichten, nehmlich daſſelbe um ein Mittel zu erſuchen, wie ſie wiederum einige Ernſthaftigkeit bekommen ſollten? Das Orackel antwortete, wenn ſie dem Neptunus einen Ochſen würden opfern können, ohne zu lachen, ſo ſollte es künftig in ihrer Gewalt ſtehen, verſtändiger zu ſeyn. Ein Opfer iſt eben an ſich ſelbſt nichts luſtiges; damit es indeſſen recht ernſtlich dabey zugehen möchte; ſo machten ſie groſſe Anſtalten. Sie beſchloſſen keine junge Leute dazu zu nehmen; ſondern nur Greiſe: und nicht einmahl alle Greiſe, ſondern nur ſolche, die entweder kranck wären, oder viel Schulden drückten, oder ſehr böſe Weiber hätten. Als nun alle dieſe erwehlte Perſonen, am Ufer der See waren, um das Opfer zu bringen, war es nöthig, daß ſie alle, ohngeachtet ihrer Weiber, Schulden, Kranckheiten und ihrer Jahre, auf die Erde ſehen, und ſich in die Lippen beiſſen muſten. Aber zum Unglück ward man gewahr, daß ſich ein Rind unter ſie gemiſchet hatte. Man wollte es wegſchaffen, wie vorhin geordnet war; da fieng es an zu ſchreyen: Wie? meynt ihr denn, daß ich euch euren Ochſen verſchlingen werde? Dieſer Poſſen ſetzte alle dieſe gravitätiſche Herren auſſer ſich. Man lachte aus vollem Halſe, das Opfer ward geſtöret, und die Tirinthier wurden nicht klug. Die Leute thaten ſehr übel, da ihnen ihr Ochſe fehl geſchlagen hatte, daß ſie nicht an die Höle des Trophonius dachten. Denn dieſelbe hatte ja die Kraft, die Leute ernſthaft zu machen, wie man an euch ein merckwürdiges Exempel ſieht.

Parm. In Wahrheit, ich bin in der Höle des Trophonius geweſen; allein was mich ſo ſehr traurig gemacht, iſt gantz was anders, als man meynet.

Theocr. Was iſt es denn?

Parm. Das ſind die Betrachtungen. Kaum hatte ich ſie angefangen: ſo lachte ich nicht mehr. Hätte das Oracel befohlen, die Tirinthier ſollten dergleichen anſtellen: ſie würden ihrer Luſtigkeit gewiß loß geworden ſeyn.

Theocr. Ich geſtehe zwar, daß ich nicht eigentlich weiß, was Betrachtungen ſind, aber ich begreife doch nicht, wie ſie ſo verdrüßlich ſeyn ſollten?

Kan man denn kein einziges Ding vernünftig betrachten, ohne zu gleicher Zeit traurig dabey zu ſeyn? Sind denn die Irrthümer allein luſtig; und iſt die Vernunft uns bloß zur Quaal gegeben?

Parm. Vermuthlich iſt die Abſicht der Natur wohl nicht geweſen, daß man ſehr ſpitzfündig dencken ſollte: denn dieſe Gattung von Gedancken zu erlangen, das koſtet ſehr viel. Ihr wollt tiefſinnige Betrachtungen anſtellen; ſpricht ſie, zu uns: Nehmt euch in acht damit: Ich werde mich an euch durch die Traurigkeit rächen, welche ſie euch verurſachen werden.

Theocr. Ihr ſaget mir aber nicht, warum die Natur es nicht haben will, daß wir unſre Betrachtungen ſo hoch treiben ſollen, als es uns möglich iſt.

Parm. Sie hat die Menſchen in die Welt geſetzet, um daſelbſt zu leben. Leben aber heißt, nicht wiſſen was man die meiſte Zeit über thut. Wenn wir die Nichtswürdigkeit alles deſſen gewahr werden, womit wir beſchäftiget ſind, und deſſen was uns empfindlich iſt: ſo entdecken wir die Heimlichkeiten der Natur. Man wird gar zu klug, und bleibt nicht genugſam in den Schrancken eines Menſchen. Man dencket nur, und will nichts mehr thun: Seht ihrs, das gefällt der Natur nicht.

Theocr. Aber eben die Vernunft, welche macht, daß ihr beſſer dencken könnet als die andern,

unter

unterläßt ja nicht, euch zu verdammen, daß ihr eben ſo handeln müſſet als ſie.

Parm. Ihr habt recht. Es giebt eine Vernunft, die uns vermittelſt der Gedancken, über alles erhebet: Folglich muß es noch eine andre geben, die uns durch die Handlungen wieder in vorigen Stand ſetzet. Iſt es ſolchergeſtalt nicht faſt beſſer, gar nicht nachgedacht zu haben?

Das VI. Geſpräch.

Brutus und Fauſtine.

Brutus.

Wie? Iſt es möglich, daß ihr euch ein Vergnügen gemacht, dem Käyſer Marcus Aurelius tauſendfältige Untreue zu erweiſen; da er ein Mann, der euch alle erſinnliche Gefälligkeit erwieſ, und ohne Zweifel im gantzen Römiſchen Reiche der allertugendhafteſte Menſch war?

Fauſtine. Iſt es auch möglich, daß ihr den Julius Cäſar, einen ſo gelinden und ſanftmüthigen Käyſer, ermordet habt?

Brutus. Ich wollte alle unrechtmäßige Regenten durch das Exempel Cäſars erſchrecken, den auch ſeine Sanftmuth und Gelindigkeit nicht in Sicherheit hätten ſetzen können.

Fauſtine. Wenn ich euch denn ſagte, ich hätte durch das Exempel des Marcus Aurelius, deſſen Gütigkeit ſo übel belohnet wurde, alle Ehmänner ſo gar erſchrecken wollen; daß ſich niemand ferner unterſtehen möchte, ein Ehmann zu werden.

Brutus. Fürwahr, eine herrliche Abſicht! Ehmänner müſſen ja ſeyn: denn wer würde ſonſt die Weiber regieren? Aber Rom bedurfte keinen Cäſar, um von ihm regieret zu werden.

Fauſtine. Wer hat euch das geſagt? Rom fieng an, eben ſolche unordentliche Fantaſien zu kriegen, und ſo wunderliche Einfälle zu haben, als man den meiſten Weibern zuzueignen pflegt. Ohne ein Haupt konnte es nicht länger ſeyn; und doch wollte es keinen haben. Die Weiber ſind juſt eben ſo geſinnet. Man muß es auch zugeben, daß die Männer bey ihrer Herrſchaft gar zu eiferſüchtig ſeyn. Sie brauchen dieſelbe im Eheſtande, das iſt ſchon viel: aber ſie wollten ſie auch gern in der Liebe anwenden. Wenn ſie fordern, ein Frauenzimmer ſolle ihnen treu ſeyn: ſo bedeutet treu nichts anders als unterthan. Das Reich ſollte billig zwiſchen dem Liebhaber und der Geliebten fein gleich getheilet ſeyn. Indeſſen hat allezeit einer von beyden die Oberhand, und zwar faſt allezeit der Liebhaber.

Brutus. Ihr ſeyd warlich allen Männern ſehr aufſätzig.

Fauſtine. Ich bin eine Römerin, und habe ganz römiſche Meynungen von der Freyheit.

Brutus. Ich verſichere euch, daß auf ſolche Weiſe die ganze Welt voller Römerinnen iſt.

Aber hingegen bekennet nur ſelbſt, daß ſolche Römer als ich, ein wenig ſeltſamer ſind.

Fauſtine. Deſto beſſer iſts! Ich glaube nicht, daß ein rechtſchaffener Menſch dasjenige thun würde, was ihr gethan habt, nehmlich ſeinen Wohlthäter zu ermorden.

Brutus. Und ich glaube eben ſo wenig, daß es rechtſchaffene Weiber gebe, die ſich ſo wie ihr aufführen. Mich anlangend, ſo werdet ihr geſtehen müſſen, daß ich ſtandhaft genug geweſen ſey. Es gehörte gewiß viel Herzhaftigkeit dazu, ſich durch die Freundſchaft, die Cäſar mir erwieſen, nicht bewegen zu laſſen.

Fauſtine. Meynet ihr, es habe weniger Muth dazu gehöret, die Sanftmuth und Geduld Marci Aurelii auszuhalten? Alle Untreue, die ich ihm erwieſe, ſahe er mit Gleichgültigkeit an. Er wollte mir nicht die Ehre gönnen, eiferſüchtig zu werden, und ließ mir die Luſt nicht, ihn betrügen zu können. Ich war ſo erzürnet darüber, daß ich zuweilen Luſt bekam, eine ehrliche Frau zu ſeyn. Indeſſen hütete ich mich allezeit vor dieſer Schwachheit, und hat mir Marcus Aurelius nicht nach meinem Tode den Verdruß gemacht, mir Tempel zu bauen, Prieſter zu beſtellen, und mir zu Ehren ein Fauſtiniſches Feſt anzuordnen? Sollte einen das nicht raſend machen? Mich mit groſſem Gepränge vergöttert zu haben? Mich gar zu einer Göttin aufgeworfen zu haben?

Brutus. Warlich ich kenne euch Weiber nicht mehr. Sind das nicht die allerungereimteſten Klagen von der Welt?

Fauſtine. Hättet ihr nicht lieber verpflichtet ſeyn wollen, wieder den Sylla, als wieder den Cäſar eine Verſchwerung einzugehen? Sylla würde durch ſeine abſcheuliche Grauſamkeit euren Zorn und Haß erwecket haben. Ich hätte auch lieber den eiferſüchtigſten Mann betrügen wollen; z. E. eben den Cäſar von dem wir reden. Er hatte einen unerträglichen Hochmuth. Er wollte die Herrſchaft über die Welt, und ſeine Frau ganz und gar haben; und weil er ſahe, daß Clodius das eine, und Pompejus das andre mit ihm theilete; ſo konnte er weder dieſen noch jenen leiden. Wie glücklich wäre ich beym Cäſar geweſen!

Brutus. Vor einem Augenblicke wolltet ihr alle Männer ausrotten, und itzo wünſchet ihr euch die ärgſten.

Fauſtine. Ich wollte daß gar keine wären, damit wir Weiber allezeit frey bleiben möchten. Aber wenn ſie ja ſeyn müſſen; ſo gefallen mir die ſchlimmen allezeit beſſer, weil man ein beſonderes Vergnügen hat, wenn man ſich ſeine Freyheit wieder nimmt.

Brutus. Ich glaube, vor ſolche Weiber, als ihr ſeyd, iſt es am beſten, daß es Männer giebt. Die Empfindung der Freyheit iſt deſto lebhafter, je mehr Boſheit mit unterläufet.

Geſpräche der ältern Todten mit neuern.

Das I. Geſpräch.

Seneca und Marot.

Seneca.

Ich bin herzlich erfreuet, da ich von euch vernehme, daß die Stoiſche Secte noch beſtehet, ja daß ihr euch ſelbſt nur noch gantz neulich zu derſelben bekannt habt.

Marot. Ich bin, ohne Ruhm zu melden, ein gröſſerer Stoicus geweſen als ihr, als Chryſippus und als Zeno, euer Stiffter ſelbſt. Ihr alle waret im Stande, nach eurer Bequemlichkeit zu philoſophiren: Ins beſondre hat es euch an Gütern nicht gefehlt. Die andern anlangend, ſo hat man ſie weder ins Elend verwieſen noch ins Gefängniß geworffen, aber ich habe Armuth, Landesverweiſung und Gefängnis ausgeſtanden, und doch gewieſen, daß alle dieſes Ubel nur den Cörper allein angienge, aber nicht biß in die Seele eines Weiſen dringen könne. Die Kümmerniſſe haben ſich allezeit geſchämet, daß ſie durch alle erſinnliche Mittel und Wege keinen Eingang in mein Gemüthe finden können.

Seneca. Es iſt mir überaus lieb, daß ich euch ſo reden höre. Bloß aus euren Worten würde ich euch ſchon vor einen groſſen Stoicker erkennen. Und waret ihr denn nicht ein rechtes Wunder eurer Zeiten?

Marot. Freylich war ichs. Ich ließ mir nicht genügen, mein Unglück mit Gedult zu ertragen: ich trotzete demſelben gar, wo ich ſo reden darf, durch Spötterey und Schertz. Die Standhaftigkeit würde einem andern Ehre gemacht haben: ich aber brachte es gar ſo weit, daß ich luſtig dabey war.

Seneca. O Stoiſche Weißheit; ſo biſt du denn keine leere Einbildung, wie man insgemein glaubet! Du biſt unter den Menſchen anzutreffen, und ſiehe, hier iſt ein Weiſer, den du eben ſo glücklich gemacht haſt, als den Jupiter ſelbſt. Kommt, daß ich euch dem Zeno und unſern andern Stoickern zeigen könne. Sie ſollen ſehen, was ihre unvergleichliche Lehren in der Welt gefruchtet haben.

Marot. Ihr werdet mich ſehr verbinden, wenn ihr mich mit ſolchen berühmten Todten bekannt machen werdet?

Seneca. Wie ſoll ich euch nennen?

Marot. Clement Marot.

Seneca. Marot? Der Nahme iſt mir bekannt. Habe ich nicht von euch gegen viele heutige Printzen, die hier ſind, reden gehöret?

Marot. Das kan wohl ſeyn.

Seneca. Habt ihr nicht ihnen zur Ergetzung viel kleine Gedichte verfertiget, die man ſehr artig befunden hat?

Marot. Ja.

Seneca. Aber ſo ſeyd ihr ja kein Philoſoph geweſen?

Marot. Warum nicht?

Seneca. Das iſt kein Werck vor einen Stoicker, luſtige Schertzſchriften zu machen, und ein Gelächter zu erwecken.

Marot. Ach ich ſehe wohl, ihr habt die Vollkommenheiten des Schertzes noch nicht inne. Darinnen ſteckt die gantze Weißheit. Man kan allenthalben was lächerliches finden; ſo gar in euren eigenen Schriften wollte ich dergleichen gar leicht antreffen, wenn ich Luſt hätte; aber zur Ernſthaftigkeit iſt nicht alles geſchickt: Und ich fordere euch auf, meine Schriften ſo zu erklären, daß etwas ernſtliches herauskomme. Zeiget dieſes nicht, daß das Lächerliche überall herrſche, und daß die weltlichen Dinge nicht dazu beſtimmet ſind, daß man ernſthaftig damit umgehen ſolle? Ich habe mir ſagen laſſen, man habe die göttliche Eneis, das Helden-Gedicht eures Virgils, in lächerliche Knittelverſe überſetzet. Das erfreuet mich hertzlich; wie hätte man beſſer zeigen können, daß das Prächtige mit dem Lächerlichen gantz nahe verwand ſey? Es kommt alles ſo heraus, wie gewiſſe perſpectiviſche Kunſtſtücke, wo etliche hin und her zerſtreuete

Figuren z. E. einen Käyſer vorſtellen, wenn ihr ſie aus einem gewiſſen Geſichtspuncte anſehet. Verändert aber nur den Geſichtspunct, ſo werden euch eben dieſelben Figuren einen Bettler abbilden.

Seneca. Ich beklage euch alſo, daß man es nicht begriffen hat, daß eure Schertzgedichte in der Abſicht verfertiget worden, um die Leute zu ſolchen tiefſinnigen Gedancken zu leiten. Man würde euch mehr verehret haben, als geſchehen iſt, wenn man es gewuſt hätte, daß ihr ein ſo groſſer Weltweiſer wäret. Aber aus den Schriften, die ihr heraus gegeben, war ſolches nicht leicht zu errathen.

Marot. Wenn ich groſſe Bücher geſchrieben hätte, um zu erweiſen, daß das Gefängniß, Unglück, und die Verweiſung, das Vergnügen eines Weiſen gar nicht ſtören müſſen; wären dieſelbe einem Stoicker nicht wohlanſtändig geweſen?

Seneca. Ohn allen Zweifel.

Marot. Und ich habe, wer weiß wieviel Wercke geſchrieben, welche darthun, daß ich ohngeachtet der Verweiſung, des Gefängniſſes, und meines wenigen Glückes, dieſes Vergnügen wircklich behalten: Iſt das nicht noch beſſer? Eure moraliſche Tractate ſind nichts als Speculationen von der Weißheit: Aber meine Verſe waren eine beſtändige Ausübung derſelben: ich mochte mich in einem Zuſtande befinden, in welchem es immermehr ſeyn konnte.

Seneca. Ich bin verſichert, daß eure vorgegebene Weißheit keine Wirckung eurer Vernunſt geweſen.

Marot. Und das iſt eben die beſte Gattung derſelben, die irgendwo zu finden iſt.

Seneca. Gut! das ſind mir luſtige Weiſen, die es durch ihr Temperament geworden. Hat man es ihnen wohl zuzuſchreiben, daß ſie keine Narren ſind? Zuweilen hat einer oder der andre das Glück, von Natur tugendhaft zu ſeyn: Aber wer es mit Ruhm ſeyn will, der muß nicht anders als durch die Vernunft dazu gelangen.

Marot. Man macht gemeiniglich nicht viel daraus, wenn man etwas durch ſeine Mühe erlanget hat. Denn wo jemand eine Tugend an ſich hat, und man kan entdecken, daß ſie ihm nicht natürlich iſt, ſo achtet man ſie faſt vor nichts. Es ſcheinet zwar, daß ſie um deſto höher ſollte gehalten werden, weil ſie durch Fleiß und Bemühung erlanget worden: allein das macht nichts: Eine ſolche Tugend iſt eine Wirckung der Vernunfft: Man trauet ihr nicht.

Sen. Man muß den ungleichen Temperamenten eurer Weiſen noch weniger traũ. Sie ſind nur weiſe, nachdem es ihrem Geblüte beliebt. Weñ man wiſſen wollte, wie weit ſich ihre Tugend erſtrecken wird, ſo müſte man die Einrichtung und Beſchaffenheit der innerlichen Theile ihres Leibes kennen. Iſt es nun nicht tauſendmahl beſſer, ſich durch die

Vernunft allein leiten zu laſſen, und ſich der Herrſchaft der Natur ſo gar zu entziehen, daß man im Stande ſey, keine Ubereilung zu befürchten.

Marot. Das wäre freylich am beſten, wenn es nur möglich wäre: Aber zum Unglück, behält die Natur allezeit ihr Recht. Ihre erſten Regungen kan man ihr niemahls hindern. Oftmahls haben dieſelben ſchon ſehr ſtarck zugenommen, ehe die Vernunft es gewahr wird; und wenn ſie endlich ihre Pflicht in acht nehmen will, ſo findet ſie ſchon lauter Unordnung. Es iſt auch eine ſchwere Frage, ob ſie dieſelbe wieder zurecht wird bringen können? In Wahrheit, es nimmt mich nicht Wunder, wenn man ſo viele findet, die der Vernunft nicht gar zu viel trauen.

Seneca. Nichts deſto weniger muß ſie doch gantz allein die Menſchen regieren, und alles, was in der Welt geſchiehet, anordnen.

Marot. Indeſſen iſt ſie nicht im Stande, ihre Autorität zu behaupten und ſehen zu laſſen. Ich habe ſagen hören, daß etliche hundert Jahre nach eurem Tode, ein Platoniſcher Weltweiſer, den damahls regierenden Kayſer um Erlaubniß gebeten habe, eine verwüſtete kleine Stadt in Calabrien wieder anzubauen, ſie nach den Geſetzen der Platoniſchen Republic einzurichten, und Platonopel zu nennen. Allein der Kayſer habe es dem Weltweiſen abgeſchlagen, und der Vernunft des groſſen Platons ſo viel nicht zugetrauet, daß er derſelben das Regiment dieſer kleinen Stadt überlaſſen hätte. Urtheilet hieraus, wie ſehr die Vernunft ihren Credit verlohren. Wäre dieſelbe nur der geringſten Hochachtung werth, ſo könnte ſie niemand anders hoch ſchätzen als die Menſchen. Und eben die Menſchen achten ſie nichts.

Das II. Geſpräch.

Artemiſia und Raymund Lullius.

Artemiſia.

DAs iſt mir ja recht was neues. Ihr ſagt, man habe ein Geheimnis, die Metalle in Gold zu verwandeln, und daſſelbe nenne man den Stein der Weiſen.

R. Lullius. So iſt es, und ich habe daſſelbe lange geſuchet.

Artem. Habt ihrs denn gefunden?

R. Lullius. Nein; aber alle Welt bildete ſich ein, ich hätte es gefunden, ja man glaubt es noch. Doch die Wahrheit zu ſagen, dieſes Geheimniß iſt nichts als eine leere Einbildung.

Artem. Warum habt ihr euch denn darum bemühet?

R. Lullius. Man hat mich allererſt hier unten klug gemacht.

Artem. Das heißt meines Erachtens ein wenig zu lange gewartet.

R. Lullius. Ich ſehe wohl, ihr habt Luſt mich auszulachen. Wir beyde ſind uns aber einander viel ähnlicher als ihr vielleicht glaubet.

Artem. Ich? Sollte ich euch ähnlich ſeyn? Ich, das Muſter ehelicher Treue, die ich die Aſche meines Mannes in mich getruncken, und ihm ein prächtiges Grabmahl erbauet? Wie könnte ich einem Manne ähnlich ſeyn, der ſein lebenlang geſuchet hat, die Metalle in Gold zu verwandeln?

R. Lull. Ja, ja. Ich weiß wohl, was ich rede. Nach allen den herrlichen Dingen, derer ihr euch gerühmet habt, vernarretet ihr euch in einen jungen Menſchen, der euch nicht wieder liebete. Ihr opfertet ihm das prächtige Gebäude auf, daraus ihr ſo viel Ehre hättet haben können, und die Aſche des Mauſolus, die ihr verſchlucket hattet, war nicht kräftig genug geweſen, euch vor einer neuen Liebe zu verwahren.

Artem. Ich dachte nicht, daß ihr meiner Sachen ſo kundig wäret. Dieſe Begebenheit iſt ziemlich unbekannt, und ich bildete mir nicht ein, daß viele was davon wüſten.

R. Lull. Ihr werdet alſo geſtehen, daß unſre Verhängniſſe einander ähnlich ſind, und zwar darinnen, daß man uns beyden eine Ehre erweiſet, die wir nicht verdienen. Euch, wenn man glaubt, daß ihr eurem verſtorbnen Manne allezeit treu geblieben; und mir, wenn man glaubt, daß ich den Stein der Weiſen gehabt.

Artem. Ich geſtehe es gantz gerne. Die

Welt muß ſich oft eine Naſe drehen laſſen, und man muß ſich ſeine Umſtände wohl zu Nutze machen.

R. Lull. Sollte ſich aber ſonſt keine Aehnlichkeit zwiſchen uns beyden finden?

Artem. Bishero laſſe ich mirs gefallen, euch ähnlich zu ſeyn. Sagts, wenn ihr noch was wiſſet.

R. Lull. Haben wir nicht beyde etwas geſuchet, was man doch nicht finden kan? Ihr, das Geheimnis eurem Manne treu zu ſeyn; und ich die Verwandlung der Metalle in Gold? Ich glaube, die eheliche Treue iſt dem Steine der Weiſen ſehr ähnlich.

Artem. Einige Leute haben eine ſo gar üble Meynung von dem Frauenzimmer, daß ſie ſagen würden, der Stein der Weiſen ſey noch nicht einmahl unmöglich genug, mit der Treue der Ehweiber, in Vergleichung geſtellet zu werden.

R. Lull. Ach! ich verſichere euch, eben ſo unmöglich als es nur immer ſeyn kan.

Artem. Aber woher kommt es, daß man ihn ſuchet, und daß ihr ſelber in dieſe Fantaſie gerathen ſeyd, da ihr doch ein Mann von gutem Verſtande zu ſeyn ſcheinet.

R. Lull. Es iſt wohl wahr, daß man den Stein der Weiſen nicht finden kan, aber es iſt gut, daß man ihn ſuchet. Indem man ihn ſuchet, findet man ſehr ſchöne Geheimniſſe, die man nicht ſuchete.

Artem. Wäre es nicht viel beſſer, die Geheimniſſe zu ſuchen, die man finden kan, als auf diejenigen zu ſinnen, die man niemahls finden wird?

R. Lull. Alle Wiſſenſchaften haben ein gewiſſes Hirngeſpenſt, welchem ihre Schüler nachjagen, ohne es jemahls einzuholen: Unterwegens aber treffen ſie andre ſehr nützliche Wahrheiten an. Hat die Chymie ihren Stein der Weiſen, ſo hat die Geometrie ihre Quadratur des Circkels, die Aſtronomie ihre Länge der Oerter, die Mechanic, ihre immerwährende Bewegung. Alles dieſes zu erfinden, iſt unmöglich; aber es zu ſuchen, das iſt ſehr nützlich. Ich rede mit euch in einer Sprache, die ihr vielleicht nicht recht verſtehet, aber zum wenigſten werdet ihr doch verſtehen, daß die Moral auch ihr Hirngeſpenſte hat, das iſt die Freyheit von allem Eigennutz, die vollkommene Freundſchaft. Man wird niemahls dazu gelangen, aber es iſt gut, daß man darnach ſtrebe. Zum wenigſten gelangt man durch dieſe Bemühung zu vielen andern Tugenden.

Artem. Ich ſage es noch einmahl, meinen Gedancken nach, ſollte man alle Hirngeſpenſter fahren laſſen, und ſich nur um wirckliche Dinge bemühen.

R. Lull. Iſt das euer Ernſt? Der Menſch muß ſich allezeit einen Grad der Vollkommenheit vorſtellen, der ihm zu hoch iſt. Sie würden ſich nicht einmahl auf den Weg machen, wenn ſie nicht weiter zu kommen dächten, als ſie wircklich kommen werden. Sie müſſen ein eingebildetes Ziel vor Augen haben, welches ihnen Muth machet. Hätte man mir geſagt, die Chymie würde mich nicht die Kunſt Gold zu machen lehren; ſo hätte ich ſie verachtet. Hätte man euch geſagt, daß die äuſſerſte Treue, die ihr gegen euren Mann beweiſen wolltet, nicht natürlich wäre; ſo würdet ihr euch die Mühe nicht gegeben haben, das Andencken des Mauſolus durch ein prächtiges Grabmahl zu beehren. Man würde allen Muth ſincken laſſen, wenn man nicht durch falſche Einbildungen unterſtützet würde.

Artem. Es iſt alſo nichts unnützliches, daß die Menſchen betrogen werden und irren.

R. Lull. Was unnütze? Wenn ſich die Wahrheit zum Unglücke ſo zeigen ſollte, wie ſie iſt, ſo wäre alles aus. Aber ſie ſcheinet es wohl zu begreifen, wie viel daran gelegen iſt, daß ſie ſich allezeit auf gewiſſe Weiſe verborgen halte.

Das III. Geſpräch.

Apicius und Galiläus.

Apicius.

Ach wie ſehr bedaure ich es, daß ich nicht zu euren Zeiten gebohren bin.

Galil. Mich dünckt, ein ſolches Naturell, als das eurige geweſen, hätte ſich ſehr wohl in die Zeiten geſchickt, da ihr gelebt habt. Ihr wolltet nur lauter leckerhafte Speiſen genieſſen; und würdet eben zu der Zeit, und zwar in Rom, zur Welt gebohren, als dieſe Stadt eine ruhige Beherrſcherin der Welt war; als von allen Orten die ſelſamſten Vögel und Fiſche zuſammen kamen; Kurtz, als es ſchien, die gantze Welt wäre von Rom nur deswegen bezwungen worden, damit ſie zu ihrem Wohlleben alle das ihrige beytragen möchte.

Apicius. Aber meine Zeiten waren unwiſſend; und wenn es einen ſolchen Mann, als ihr ſeyd, gegeben hätte: ſo hätte ich ihn am Ende der Welt aufgeſuchet. Das Reiſen war mir ein Kinderſpiel. Wiſſet ihr nicht von derjenigen, die ich einer Gattung von Fiſchen halber that, welche ich zu Minturnus in Campanien gegeſſen hatte? Man ſagte mir, daß dieſer Fiſch in Africa weit vollfleiſchigter wäre. Alsbald rüſte ich ein Schiff aus, und ſegle nach Africa. Dieſe Schiffahrt war beſchwerlich und voller Gefahr. Kaum näherten wir uns den Africaniſchen Küſten, ſo kamen mir, wer weiß wie viel Fiſcherkahne entgegen, denn ſie hatten ſchon Nachricht von meiner Reiſe bekommen, und brachten mir von der Art Fiſche, darnach ich Verlangen trug. Sie dünckten mir nicht fetter zu ſeyn, als die Minturniſchen, und den Augenblick befahl ich den Bootsleuten, um zu kehren und nach Italien zurück zu ſeegeln. Weder die Neugierigkeit ein Land zu ſehen, welches ich niemahls geſehen hatte, noch das inſtändigſte Bitten der Schiffer, welche ſich auf dem Lande ein wenig erfriſchen wollten, konnten mich davon abhalten. Nun könnt ihr euch leicht einbilden, daß ich dieſe Beſchwerlichkeit viel lieber euretwegen ausgeſtanden haben würde.

Galil. Ich kan es nicht errathen, was dabey eure Abſicht geweſen wäre. Ich war ja nur ein armſeliger Gelehrter, zu einem mäßigen Leben gewöhnt, allezeit mit den Sternen beſchäfftiget, und in Zubereitung guter Speiſen ſehr unerfahren.

Apicius. Ihr habt aber die Ferngläſer erfunden; nach euren Zeiten hat man dergleichen Inſtrumente vor die Ohren erdacht, als ihr vor die Augen ausgeſonnen hattet; und ich habe mir ſagen laſſen, man habe auch Sprachröhre, welche die Stimme verdoppeln und ſtärcker machen. Mit einem Worte, ihr habt die Sinnen der Menſchen vollkommener gemacht, und dieſe Kunſt andern gelehret. Darum würde ich euch gebeten haben, auch vor den Geſchmack zu ſorgen, und ein ſolch Inſtrument auszudencken, wodurch die Ergetzlichkeit im Eſſen vermehret würde.

Galil. Fürtreflich! Als wenn der Geſchmack nicht ſchon von Natur ſeine gantze Vollkommenheit hätte.

Apicius. Warum ſollte er hierinnen vor dem Geſichte einen Vorzug haben?

Galil. Das Geſicht iſt ebenfals ſehr vollkommen. Die Menſchen haben überaus gute Augen.

Apicius. Wo ſind denn die böſen Augen, denen eure Ferngläſer zuſtatten kommen?

Galil. Das ſind die Augen der Weltweiſen. Dieſe Leute, welchen daran gelegen iſt, zu wiſſen, ob die Soñe Flecken hat, ob die Planeten ſich um ihren Mittelpunct drehen, ob die Milchſtraſſe aus kleinen Sternen beſtehet, haben ſolche gute Augen nicht, alle dieſe Dinge ſo klar und deutlich zu entdecken, als es nöthig iſt. Aber die andern Menſchen, denen dieſes nichts angehet, haben ein unvergleichliches Geſicht. Wenn ihr euch nur den Genuß der Dinge angelegen ſeyn laſſet, ſo fehlet euch nichts, dazu zu gelangen: aber dieſelben recht zu wiſſen und zu erkennen, dazu fehlt euch alles. Dem Menſchen fehlt nichts; und der Weltweiſe hat an allem Mangel. Jenen kan die Kunſt kein neues Inſtrument geben; und dieſen wird ſie niemahls genug Werckzeuge geben können.

Apicius. Ich gebe zu, daß die Kunſt gemeinen Menſchen keine neue Werckzeuge giebt, beſſer zu eſſen; allein ich wollte, daß ſie die Weltweiſen damit verſorgen möchte; ſo wie ſie ihnen Ferngläſer giebt, beſſer zu ſehen: und alsdann hielte ich davor, daß ihnen ihre Mühe, ſo ſie auf die Philoſophie wenden, wohl belohnt wäre. Denn wozu dient dieſelbe, wenn ſie nichts erfindet? und was ſind die Erfindungen nütze, wenn ſie nicht unſre Ergetzlichkeiten betreffen?

Galil. Das iſt ſchon eine alte Klage.

Apicius. Weil aber die Vernunft bisweilen ihr Reich erweitert und zunimmt; warum ſollen es die Sinne nicht auch thun? An ihrer Zunahm wäre gewiß mehr gelegen.

Galil. Dadurch würde ſich ihr Werth verkleinern. Sie ſind ſo vollkommen, daß ſie ſo gleich alle Ergetzlichkeiten gefunden haben, die ihnen angenehm ſind. Erfindet die Vernunfft neue Wahrheiten; ſo iſt ſie deswegen zu beklagen; denn das kommt daher, weil ſie von Natur ſehr unvollkommen war.

Apicius. Waren denn die Könige in Perſien Narren, welche denjenigen groſſe Belohnungen ausboten, die neue Ergetzlichkeiten ausſinnen würden?

Galil. Freylich. Ich bin verſichert, von dieſen Belohnungen werden ſie nicht arm geworden ſeyn. Neue Ergetzlichkeiten erfinden! Man hätte erſt machen müſſen, daß in dem Menſchen neue Bedürffniſſe entſtünden.

Apicius. Wie? Soll denn jede Ergetzlichkeit auf eine Nothdurfft gegründet ſeyn? So wollte ich lieber beydes zugleich entbehren. Auf ſolche Art hätte uns die Natur nichts umſonſt gegeben.

Galil. Ich habe nicht Schuld daran. Euch aber, die ihr doch meine Meynung verdammet, iſt mehr daran gelegen, daß ſolches wahr ſey. Geſetzt, man erfände noch neue Ergetzlichkeiten: Würdet ihr euch wohl jemahls zufrieden geben, daß ihr nicht mit eurem Leben vor die letzten Zeiten aufbehalten worden, wo ihr die Erfindungen aller Jahrhunderte hättet genieſſen können? Die neuen Wahrheiten anlangend; ſo weiß ich, daß ihr ſie niemanden mißgönnen würdet.

Apicius. Ich nehme eure Meynung an; denn ſie iſt meinen Neigungen günſtiger als ich dachte. Ich ſehe, daß es eben kein ſonderlicher Vorzug ſey, Wahrheiten zu erfinden: weil ſie einem jeden überlaſſen ſind, der ſich darum bemühen will, und daß die Natur ſich nicht die Mühe genommen, alle Menſchen in dieſem Stücke zu allen Zeiten gleich zu machen; Allein die Ergetzlichkeiten ſind von weit gröſſerm Werthe. Es wäre gar zu unbillig geweſen, ein Jahrhundert mehrere derſelben genieſſen zu laſſen, als ein anderes: Und eben deswegen iſt die Eintheilung ſo gleich gemacht worden.

Das IV. Geſpräch.

Plato und Maria aus Schottland.

Maria.

KOmmt mir zu Hülfe, göttlicher Plato, kommt, ſtehet mir bey, ich beſchwere euch!

Plato. Worüber ſtreitet ihr?

Maria. Uber einen Kuß, den ich einem ſehr heßlichen Gelehrten, mit ziemlicher Inbrünſtigkeit gegeben habe. Ich mag itzo, ſo lange ich will, dasjenige zu meiner Rechtfertigung vorbringen, was ich damahls ſchon vorgebracht, daß ich denjenigen Mund hätte küſſen wollen, aus welchem ſo viel ſchöne Worte gefloſſen wären: ſo ſind wer weiß wie viel Schatten da, die mich auslachen, und behaupten, daß dergleichen Gunſtbezeigungen, nicht vor diejenigen gehören, die wohl reden können: und daß die Wiſſenſchafft nicht mit derſelben Müntze bezahlt werden müſſe, als die Liebe. Kommet, lehret doch dieſe Schatten, daß dasjenige, welches eigentlich die Leidenſchafften zu erregen würdig iſt, unſichtbar ſey, und daß man von einer Schönheit bezaubert werden könne, wenn ſie gleich durch einen ſehr heßlichen Cörper, womit ſie bekleidet iſt, erblicket wird.

Plato. Was wollt ihr, daß ich ſolch Zeug vorbringen ſoll? Es iſt ja nicht wahr.

Maria. Ihr habt es ja ſchon mehr als tauſend und noch tauſendmahl vorgetragen.

Plato. Ja! aber das geſchah, als ich noch lebte. Ich war ein Weltweiſer, und wollte von der Liebe reden. Das hätte ſich vor meinen Stand nicht geſchickt, ſo davon zu ſprechen, wie die Verfaſſer der Mileſiſchen Fabeln (*). Ich verkleidete dieſe Materien alſo in ein Philoſophiſches Geſchwätze,

---

* Dieſes waren Romane der damahligen Zeit.

ſchwätze, als in eine Wolcke, welche dann machte, daß nicht aller Welt Augen dieſelbe davor anſahen, was ſie doch in der That waren.

Marg. Ich glaube, ihr ſagt mir was, daran ihr damahls nicht gedacht habt. Ihr müßt ja wohl von einer gantz andern, als der gemeinen Liebe geredet haben, da ihr ſo prächtig beſchrieben, wie die geflügelten Seelen auf gewiſſen Wagen, auf dem äuſſerſten Gewölbe des Himmels herumwandern: wo ſie die Schönheit in ihrem Weſen betrachten: ihren unglücklichen Fall von dieſem ſo erhabenen Orte, biß auf die Erde, aus Verſehen des einen ihrer Pferde, welches ſehr ſchwer zu regieren iſt: das Klatſchen ihrer Flügel; ihren Aufenthalt in den Cörpern.; Was ihnen wiederfährt, wenn ſie einem ſchönen Geſichte begegnen, welches ſie vor eine Abbildung der Schönheit halten, die ſie im Himmel geſehen haben; Wie ſich ihre Flügel erheben, und anfangen zu ſchlagen, deren ſie ſich auch bedienen wollen, um nach demjenigen zu fliegen, was ſie lieben; Kurtz, die Furcht, den Abſcheu, das Entſetzen, davon ſie gerühret werden, bey dem Anblicke einer Schönheit, davon ſie wiſſen, daß ſie göttlich iſt; den heiligen Trieb, der ſie entzücket, und die Begierde, welche ſie ſpüren, dem Gegenſtande ihrer Liebe zu opfern, ſo wie man der Gottheit zu opfern pfleget.

Plato. Ich verſichere euch, wenn man dieſes alles recht verſtehet, und getreulich überſetzet, ſo heißt es nichts anders, als daß ſchöne Perſonen viel Entzückungen zu verurſachen vermögend ſind.

Maria. Aber, eurer Meynung nach, hält man ſich bey der cörperlichen Schönheit nicht auf; denn dieſelbe erinnert uns nur einer Schönheit, die unendliche mahl reitzender iſt. Wäre es wohl möglich, daß alle, die von euch abgeſchilderte ſo lebhafte Regungen, nur durch ein paar groſſe Augen, einen kleinen Mund und eine angenehme Farbe verurſachet ſeyn ſollten? Ach gebt ihnen die Schönheit der Seelen zum Gegenſtande, wenn ihr ſie rechtfertigen, und euch ſelbſt vertheidigen wollet, daß ihr ſie abgeſchildert habt.

Plato. Soll ich euch die Wahrheit ſagen? Die Schönheit des Geiſtes erwecket Bewunderung; die Schönheit der Seelen Hochachtung; und die Schönheit des Leibes Liebe. Die Hochachtung und Bewunderung ſind ruhig: Nur die Liebe allein iſt ungeſtüm.

Maria. Ihr ſeyd nach eurem Tode gottloß geworden: denn in eurem Leben habt ihr nicht nur gantz anders von der Liebe geredet; ſondern auch die hohen Gedancken, ſo ihr von derſelben abgefaſſet hattet, wircklich ausgeübet. Habt ihr nicht die Arqueanaſſe von Colophon geliebt, da ſie ſchon alt war? Habt ihr nicht folgende Verſe auf ſie gemacht?

Arqueanaſſe iſt wahrhaftig hoch zu halten,
Sie hat zwar ein Geſicht voll Falten,

Allein ich ſehe, wie darauf,
Wie in den Runtzeln ſelbſt die Liebesgötter ſpielen.
Ihr, die ihr ſie geſehn, eh ihr der Zeiten Lauf
Die Reitzungen geſchwächt, die aller Welt gefielen,
Und dieſe Tiefen ausgeſchnitten:
Ach ſagt, was habt ihr nicht erlitten?

Fürwahr, dieſes Heer von Liebesgöttern ſpielte in den Runtzeln der Arqueanaſſe. Das waren die Annehmlichkeiten ihres Geiſtes, den das Alter nicht vollkommen gemacht hatte. Ihr beklagt diejenigen, die ſie jung gekannt hatten, weil ihre Schönheit gar zu ſtarcke Wirckungen bey ihnen gehabt; und ihr liebetet ſie um ihrer Verdienſte halber, die durch die Jahre nicht konnten vernichtet werden.

Plato. Ich bin euch ſehr verbunden, daß ihr die kleine Satire ſo vortheilhaftig erklären wollen, die ich auf Arqueanaſſen machte, die ſich in ihrem Alter noch einbildete, daß ſie mich verliebt machen könnte. Meine Neigungen waren nicht ſo metaphyſiſch als ihr euch einbildet, und ich kan es euch durch andre Verſe darthun, die ich gemacht habe. Wenn ich noch lebte, wollte ich die eitle Ceremonie machen, die ich meinen Socrates machen laſſe, wenn er von der Liebe reden will; ich würde mir das Geſicht verhüllen, und ihr würdet mich nur durch eine Verdeckung reden hören; aber hier ſind dergleichen Weitläuftigkeiten nicht nöthig. Dieß ſind meine Verſe:

Wenn Agathis durch einen heiſſen Kuß,
Die Schmertzen ſtillen will, die ich empfinden muß.
So fühl ich, daß mein Geiſt auf meinen Lippen ſchwimmt,
Und ſeinen Weg, nach ihren Lippen nimmt.

Maria. Wie? Iſt es auch Plato, den ich reden höre?

Plato. Ja er iſt es, in eigner Perſon.

Maria. Was? hat denn Plato mit ſeinen vierſchrötigen Schultern, ſeiner ernſthaften Geſtalt, und aller der Philoſophie, die er im Kopfe hatte, dieſe Gattung von Küſſen auch gekannt?

Plato. Ja freylich.

Maria. Aber dencket ihr wohl, daß der Kuß, den ich meinem Gelehrten gab, gantz und gar Philoſophiſch geweſen, derjenige aber, den ihr eurer Geliebten gereichet, durchaus nichts philoſophiſches an ſich gehabt: und daß ich alſo eure Perſon, ihr aber die meinige vorgeſtellet?

Plato. Ich bin mit euch eins. Die Philoſophen werden ſo lange galant ſeyn, als diejenigen, die zur Galanterie gebohren worden, ſich bemühen werden Philoſophen zu ſeyn. Wir laſſen den philoſophiſchen Hirngeburten diejenigen nachjagen, die ſie nicht kennen; wir aber halten uns an das weſentliche Stücke derſelben.

Maria. Ich ſehe wohl, daß ich an dem Liebhaber der Agathis eine ſchlechte Vertheidigung meines Kuſſes finden werde. Hätte ich dieſen heßlichen Gelehrten geliebet, ſo würde ich bey euch noch ſchlechter zurecht kommen. Indeſſen kan der Verſtand durch ſich ſelbſt Leidenſchafften erwecken; und dieſes weiß das Frauenzimmer wohl. Dadurch ſuchen ſie ſich auszuhelfen, wenn ſie nicht ſchön ſind.

Plato. Ich weiß nicht, ob der Verſtand Leidenſchafften verurſache, aber ich weiß wohl, daß er den Cörper geſchickt macht, dieſelben zu erregen, ohne die Beyhülfe der Schönheit, indem er ihm die Annehmlichkeiten giebt, welche ihm fehleten. Dieſes erhellet daraus, weil der Cörper auch dabey ſeyn, und allezeit etwas von dem Seinigen beytragen muß: Das iſt zum wenigſten die Jugend; denn wenn er ſich gar nicht hilfft, ſo iſt ihm der Verſtand gantz und gar nichts nütze.

Maria. Immer was cörperliches in der Liebe!

Plato. Ihre Natur erfordert es ſo. Wenn ihr wollt, ſo gebt ihr den Verſtand allein zum Gegenſtande; ihr werdet dabey nichts gewinnen. Ihr werdet euch wundern, daß er ſich alsbald in die Materie verſtecken wird. Habt ihr bloß den Verſtand eures Gelehrten geliebet; warum habt ihr ihn denn geküſſet? Darum, weil der Cörper auserſehen iſt, den Nutzen von den Leidenſchafften zu genieſſen, die ſelbſt von dem Verſtande erwecket worden.

Das V. Geſpräch.

Strato und Raphael von Urbino.

Strato.

Was hätte ich nicht gedacht, daß der Anſchlag, den ich meinem Sclaven gab, ſo glückliche Wirckungen nach ſich ziehen würde. Oben gewann ich dadurch auf einmahl das Leben und Regiment; hier aber ſetzt es mich bey allen Weiſen in Verwunderung.

Raphael. Und was war es denn vor ein Anſchlag?

Strato. Ich war ein Tyrier. Alle Sclaven in der Stadt empöreten ſich, und ſchlugen ihre Herren todt, allein ein Knecht, den ich hatte, war ſo menſchlich, daß er mir das Leben ſchenckte, und mich vor der Wuth aller übrigen verbarg. Sie wurden eins, denjenigen aus ihrem Mittel zum Könige zu wehlen, der auf einen beſtimmten Tag den Aufgang der Sonnen zuerſt wahrnehmen würde. Deswegen verſammlete man ſich in einem Felde. Die gantze Menge kehrte das Geſicht nach Oſten zu, wo die Sonne aufgehen ſollte. Nur mein Sclave allein, den ich zuvor belehret hatte, wie er ſich zu verhalten hätte, ſahe gegen Weſten. Ihr könnt euch leicht einbilden, daß ihn die andern vor einen Narren werden gehalten haben. Indeſſen, ob er ihnen gleich den Rücken zukehrete, ſo ſahe er doch die allererſten Sonnenſtrahlen, welche an der Spitze eines ſehr hohen Thurns erſchienen; da ſeine Cameraden noch den Cörper der Sonnen ſelbſt gegen Morgen ſuchten. Man bewunderte den ſcharfen Verſtand deſſelben; er geſtand aber, daß er mir dieſe Klugheit zu dancken hätte, und daß ich noch am Leben wäre. Augenblicklich ward ich, als ein recht göttlicher Mann, zum Könige erwehlet.

Raphael. Ich ſehe wohl, daß dieſer Anſchlag, den ihr eurem Sclaven gegeben, euch ſehr nützlich geweſen; aber daß er ſo was wunderwürdiges an ſich gehabt, das kan ich nicht finden.

Strato. O! alle Philoſophen die hier ſind, werden vor mich antworten: daß ich meinem Sclaven etwas gelehret, was alle Weiſen ausüben müſſen. Wer nehmlich die Wahrheit finden will, muß allezeit der Menge den Rücken zukehren: und die gemeinſten Meynungen, ſind allezeit eine Richtſchnur der geſunden Vernunft, wenn man das Wiederſpiel davon annimmt.

Raphael. Dieſe Philoſophen reden ziemlich philoſophiſch. Ihr Handwerck bringet es mit ſich, die gemeinen Meynungen und Vorurtheile zu läſtern: indeſſen iſt nichts bequemer und nützlicher als dieſelben.

Strato. Aus euren Reden kan man ſchon rathen, daß es euch nicht übel gelungen ſeyn muß denenſelben zu folgen.

Raphael. Ich verſichere euch, daß, wenn ich mich vor die Vorurtheile erkläre; ſo thue ich es ohne Eigennutz: Denn im Gegentheil haben ſie mich in der Welt ſehr lächerlich gemacht. Man arbeitete zu Rom in alten Ruinen, und ſuchte geſchnittene Bilder auszugraben. Wie ich nun ein guter Bildſchnitzer und Mahler war, ſo hatte man mich erwehlet zu urtheilen, ob es auch alte Stücke wären, die man gefunden hatte. Michael Angelo, der mit mir um den Vorzug in dieſer Kunſt ſtritte, verfertigte heimlich eine vollkommen ſchöne Abbildung des Bachus. Als er damit fertig war, brach er ihr einen Finger ab, und vergrub ſie an einem Orte, wo er wuſte, daß man bald graben würde. So bald man dieſelbe gefunden hatte, erklärte ich ſie vor einen Uberreſt des Alterthums. Michael Angelo behauptete, daß es ein Werck von neuern Zeiten wäre. Ich berief mich ſonderlich auf die Schönheit des Bildes, welches nach den Grundregeln der Kunſt wohl werth wäre, von einem griechiſchen Meiſter herzukommen, und in der Hitze des Wiederſprechens ſagte ich gar, dieſer Bachus müſte zu Zeiten des Phidias, oder Polycletes gemacht ſeyn. Endlich wieß Angelo den abgebrochenen Finger, welches ein gantz unauflößlicher Vernunftſchluß war. Man lachte mich meines Vorurtheils halber aus. Aber was hätte ich ohne daſſelbe wohl machen ſollen? Ich war einmahl Richter; und dieſes Amt will, daß man einen Ausſpruch thun ſoll.

Strato. Ihr hättet nach der Vernunft ſprechen ſollen.

Raphael. Thut denn die Vernunft hier einen Ausſpruch? Hätte ich ſie zu Rathe gezogen; nimmermehr hätte ich gewuſt, ob dieſes Bild alt oder neu wäre. Nichts mehr hätte ich gewuſt, als daß es ſehr ſchön wäre. Aber das Vorurtheil kam mir zu ſtatten, und ſagte mir: ein ſchönes Werck muß was altes ſeyn. Da habt ihr die Entſcheidung; und ſogleich that ich den Ausſpruch.

Strato. Es könnte wohl kommen, daß die Vernunft in ſolchen Kleinigkeiten als hier, keine unleugbare Gründe zur Beurtheilung an die Hand gäbe. Allein in allem dem, was den Wandel der Menſchen betrifft, thut ſie die ſicherſten Ausſprüche. Es iſt nur zu beklagen, daß man ſie nicht zu Rathe ziehet.

Raphael. Wir wollen ſie worüber um Rath fragen; laßt ſehen, was ſie ſprechen wird. Ich frage: Soll man bey dem Tode ſeiner Freunde und Verwandten lachen oder weinen? Eines theils wird ſie rufen: Weinet! denn ihr habt ſie verlohren. Andern theils wird ſie ſagen: Lachet! denn ſie ſind von dem Elende des Lebens befreyet. Seht, das ſind die Antworten der Vernunfft. Allein die Gewohnheit des Landes beſtimmet was gewiſſes. Wir weinen, wenn ſie es befiehlt, und weinen ſo ehrlich, daß wir nicht begreifen können, wie es möglich ſey darüber zu lachen. Oder wir lachen auch darüber, und lachen ſo hertzlich, daß wir uns nicht vorſtellen können, wie es möglich ſey darüber zu weinen.

Strato. Die Vernunft iſt nicht allezeit ſo unentſchloſſen. Sie überläſt dem Vorurtheile ſolche Dinge zu entſcheiden, die nicht verdienen von ihr ſelbſt entſchieden zu werden. Aber von wie vielen wichtigen Dingen hat ſie nicht die richtigſten Begriffe, daraus ſie hernach eben ſo wichtige Folgerungen herleitet?

Raphael. Jch irre entweder, oder dieſe richtigen Begriffe ſind in ſehr kleiner Anzahl.

Strato. Das hindert nichts. Man muß ſonſt nichts vor gantz gewiß halten, als eben dieſelben.

Raphael. Das geht nicht an; denn die Vernunft liefert uns eine gar zu kleine Anzahl gewiſſer Grundſätze, und unſer Gemüthe iſt weit mehrere zu glauben beſtimmet. Alſo gereichet der Uberſchuß ſeiner Neigung zum Glauben, den Vorurtheilen zum Vortheile, und die falſchen Meynungen füllen daſſelbe vollends an.

Strato. Was hat man es aber nöthig, ſich in Jrrthümer zu ſtürtzen? Kan man in zweifelhaften Dingen ſein Urtheil nicht an ſich halten? Die Vernunft ſtehet ſtille, wenn ſie nicht weiß welcher Straſſe ſie folgen ſoll.

Raphael. Jhr ſagt die Wahrheit. Wenn die Vernunfft ſtehen bleibet, ſo hat ſie kein ander

Mittel, um ſich nicht zu verirren, als keinen einzigen Tritt zu thun. Sobald ſich der Weg theilet, ſo bleibt ſie ſtecken; aber dieſe Verfaſſung des Gemüthes, thut unſrer Seelen Gewalt. Sie iſt in Bewegung: ſie muß fortgehen. Alle Welt kan nicht zweifeln; Es gehört viel Verſtand dazu, um zum Zweifeln zu gelangen, und eine Stärcke der Seelen, dabey zu verharren. Uberdas iſt auch der Zweifel gantz unwirckſam, unter den Menſchen aber muß ein thätiges Weſen ſeyn.

Strato. So muß man denn die Vorurtheile der Gewohnheit beybehalten, damit man ſo lebe wie andre Leute: allein man muß ſich von den Vorurtheilen des Verſtandes befreyen, damit man wie ein weiſer Mann dencken könne.

Raphael. Es iſt beſſer alle miteinander zu behalten. Vermuthlich müſſen euch die beyden Antworten jenes Samnitiſchen Greiſes unbekannt ſeyn, die er ſeinem Volcke gegeben. Man fragte ihn, was man zu thun hätte, als man die gantze Römiſche Armee, als ihre Todtfeinde, in dem Paß der Caudiniſchen Scheren eingeſperret hatte, und im Stande war, ihr gantzes Schickſal nach Belieben zu verhängen. Der Greiß antwortete, man ſollte alle Römer niederhauen. Sein Anſchlag ſchien zu hart und zu grauſam, und die Samniter ſchickten noch einmahl an ihn, und hieſſen ihm die übeln Folgen ſo daraus entſtehen möchten, vorſtellen. Er gab darauf zur Antwort, man ſollte allen Römern ohne Unterſcheid das Leben ſchencken, und keine Bedingungen hinzuſetzen. Man folgte weder dieſem noch jenem Anſchlage, und befand ſich ſehr übel dabey. So geht es auch mit den Vorurtheilen. Entweder man muß ſie alle behalten; oder alle insgeſamt ausrotten. Thut ihr anders, ſo werden diejenigen, davon ihr euch befreyet habt, euch alle andre Meynungen verdächtig machen, die ihr noch übrig behalten. Das Unglück, in vielen Dingen zu irren, iſt alsdann nicht mehr durch das Vergnügen erſetzet, welches man bey unerkannten Irrthümern genießt, und ſo genieſſet ihr weder des Lichtes der Wahrheit, noch der Annehmlichkeiten des Irrthums.

Strato. Wenn alſo kein Mittel verhanden iſt, und eine von den vorgeſchlagenen Partheyen ergriffen werden muß; ſo muß man ſich nicht lange bedencken, was man wehlen ſoll. Man muß ſich von allen Vorurtheilen befreyen.

Raphael. Allein die Vernunft wird alle ihre alte Meynungen aus unſerm Verſtande vertilgen, und keine andre an ihre Stelle ſetzen. Sie wird denſelben gleichſam ausleeren: Und wer kan das aushalten? Nein, nein, bey ſo weniger Vernunft als die Menſchen haben, müſſen ſie auch ſoviel Vorurtheile beſitzen, als ſie gewohnt ſind zu dulden. Die Vorurtheile helfen der Vernunfft aus. Was auf einer Seite fehlt, das wird von der andern erſetzet.

Das VI Geſpräch.

Lucretia und Barbara Plomberg.

Barbara Plomberg.

IHr wollt mir nicht glauben; indeſſen iſt nichts gewiſſer, als das Käyſer Carl der fünfte mit der gedachten Printzeßin ein heimliches Verſtändnis hatte, ich aber muſte zum Vorwande dienen: Aber dabey blieb es nicht. Die Printzeßin bat mich, ich möchte mich doch vor die Mutter des kleinen Printzen ausgeben, der zum Vorſcheine kam: und ihr einen Gefallen zu erweiſen, that ich es auch. Warum entſetzt ihr euch ſo ſehr? Habt ihr nicht ſagen hören, daß ein Menſch bey allen ſeinen Verdienſten ſich noch über dieſelben ſchwingen müſſe, indem er ſich wenig daraus macht: zum Exempel, daß ſcharfſinnige Köpfe ſich dergeſtalt über ihren witzigen Geiſt erheben ſollen? Was mich anlanget, ſo hatte ich mich über meine Tugend geſchwungen: denn ich beſaß davon mehr, als ich zu beſitzen ſcheinen wollte.

Lucretia. Das kommt ſchön heraus. Ihr habt Luſt zu ſchertzen. Man kan derſelben wohl niemahls zuviel haben.

Barbara. Im Ernſte, wenn ich wieder in die Welt zurücke gehen ſollte, mit dem Bedinge, eine gantz vollkommene Perſon vorzuſtellen: ſo würde ich mich ſchwerlich dazu entſchlüſſen können. Ich weiß, daß ich bey einer ſo groſſen Vollkommenheit gar zu viel Leute beleidigen würde. Ich würde mir immer etwa einen Fehler oder eine Schwachheit ausbitten, zur Befriedigung derer, mit welchen ich zu leben hätte.

Lucretia. Das heißt, dem Frauenzimmer zu gefallen, die nicht gar zu viel Tugend übrig haben, wollt ihr die eurige ein wenig mindern.

Barbara. Ich hatte nur den äuſſerlichen Schein derſelben ein wenig gemindert, aus Furcht, ſie möchten mich als ihre Anklägerin bey der Welt anſehen, wenn ſie ſich eingebildet hätten, ich wäre ſtrenger als ſie.

Lucretia. In Wahrheit, ſie ſind euch viel Danck ſchuldig geweſen: inſonderheit die Prinzeßin, die ſo glücklich war, an euch eine Mutter vor ihr Kind gefunden zu haben. Gab ſie euch denn nicht mehr als eins?

Barbara. Nein.

Lucretia. Das nimmt mich Wunder. Sie hätte ſich des Vortheils, den ſie hatte, beſſer bedienen ſollen; denn euch war ja an eurem guten Nahmen gantz und gar nichts gelegen.

Barbara. Ich will euch was wunderliches ſagen. Wiſſet, daß ich mit dieſer Gleichgültigkeit wegen meines guten Nahmens, meinen Zweck erreichet. Die Wahrheit kam wieder meinen Willen ans Licht, und man erfuhr es endlich;

daß der Prinß, der vor meinen Sohn ausgegeben ward, es in der That nicht wäre. So wurde ich mehr gerühmet als ich wünſchte, und es ſcheint, als hätten ſie mich dadurch belohnen wollen, daß ich mit meiner Tugend nicht geprahlet, und es aus Großmuth der Welt nicht aufbürden wollen mich ſo hoch zu achten als ich verdienete.

Lucretia. Das iſt eine ſeltſame Gattung von Großmuth. Mich dünckt hierinnen muß man die Welt nicht ſchonen.

Barbara. Glaubt ihr das! Sie iſt ſehr eigenſinnig, bißweilen lehnt ſie ſich wider diejenigen auf, die mit Gewalt ihre Hochachtung verlangen. Ihr ſollet dieſes auch von rechtswegen weit beſſer wiſſen als jemand. Es haben ſich Leute gefunden, die durch ihre gar zu groſſe Ehrbegierde gewiſſer maſſen beleidiget werden, und dieſe haben alles mögliche gethan, daß ſie nur euren Tod ſo hoch nicht halten dörfften, als er wohl verdienete.

Lucretia. Und was haben ſie vor Mittel erdacht, eine ſolche Heldenthat anzugreiffen?

Barbara. Was weiß ichs? Sie haben geſagt, ihr hättet euch ein wenig ſpät umgebracht: Euer Todt würde tauſendmahl höher zu ſchätzen ſeyn, wenn ihr die letzte Gewalt des Tarquins nicht erwartet hättet; aber vermuthlich hättet ihr euch nicht ſo leichtſinnig ermorden wollen, ohne zuvor recht zu wiſſen warum? Mit einem Worte, es ſcheint, man habe euch nur wieder Willen euren Ruhm zugeſtanden: Mir hergegen hat man ihn mit Luſt gegeben. Vielleicht deswegen, weil ihr gar zu ruhmbegierig waret, ich aber die Ehre ruhig erwartete, ja nicht einmahl wünſchte, daß ſie mir wiederfahren möchte.

Lucretia. Ihr könnt noch hinzuſetzen, daß ihr alles mögliche gethan, dieſelbe von euch abzuwenden.

Barbara. Allein iſt denn das nichts, wenn man Beſcheidenheit hat? Ich hatte dieſelbe in ſo hohem Grade, daß ich auch meine Tugend geheim halten wollte. Ihr hergegen habt die eurige gantz zur Schau ausgeſtellet, und ein Gepränge damit getrieben. Ihr wollet euch nicht eher, als in Verſammlung eurer gantzen Familie tödten. Iſt denn die Tugend nicht mit dem Zeugniſſe zufrieden, welches ſie ſich ſelber giebt? Stehe es nicht groſſen Seelen zu, die Phantaſie des Ruhmes zu verachten?

Lucretia. Weit gefehlt! das wäre eine ſehr gefährliche Weißheit! Dieſe Phantaſie iſt das allermächtigſte von der Welt. Sie iſt die Seele aller Dinge; und man ziehet ſie allem übrigen für. Seht nur, wie ſie die Elyſiſchen Felder anfüllet. Die Ruhmbegierde führet mehr Seelen her als das Fieber, und mich hat ſie auch hergebracht; ich weiß ein Wort davon zu ſprechen.

Barbara. So ſeyd ihr denn eben ſowohl als die übrigen von ihr betrogen worden, indem ihr an eben der Kranckheit geſtorben ſeyd. Denn den Augenblick, da man hier unten anlanget, iſt uns aller erſinnliche Ruhm zu nichts nütze.

Lucretia. Das iſt ein Geheimniß des Ortes, da wir uns befinden. Die Lebenden müſſen nichts davon erfahren.

Barbara. Was könnte das ſchaden, wenn ſie eine Einbildung ablegen möchten, von welcher ſie betrogen werden?

Lucretia. Man würde alsdann keine Heldenthaten mehr thun.

Barbara. Warum das? Man würde ſie aus Betrachtung ſeiner Pflichten thun. Dieſe Abſicht iſt weit edler; denn ſie gründet ſich auf die Vernunfft.

Lucretia. Eben deswegen iſt ſie ſo unvermögend und ſchwach. Die Ehre beſteht nur in der Einbildung, und doch iſt ſie weit kräfftiger. Die Vernunfft ſelbſt würde es nicht fordern, daß ſich der Menſch durch ſie allein regieren laſſen ſollte; ſie weiß es gar zu wohl, daß ſie des Beyſtandes der Einbildungs-Krafft benöthiget iſt. Als Curtius im Begriffe war, ſich vor ſein Vaterland aufzuopffern, und gewaffnet zu Pferde in den Schlund zu ſpringen, der ſich in Rom geöffnet hatte; da hätte man ihm ſagen mögen: Es iſt eure Schuldigkeit, euch in dieſen Abgrund zu ſtürtzen; aber ſeyd verſichert, daß niemahls ein

Menſch von eurer That reden wird. Warhafftig, mir iſt bange; Curtius würde ſein Pferd rückwerts gelencket haben. Ich zum wenigſten will nicht gut davor ſtehen, daß ich mich getodtet haben würde, wenn ich nichts als meine Pflicht betrachtet hätte. Warum ſollte ich mich erſtechen? Ich hätte gedacht, meine Pflicht wäre durch die Gewalt, die mir geſchehen war, nicht verletzet worden: Zum höchſten hätte ich ihr mit Thränen ein Gnügen zu thun geglaubet. Aber ſich einen groſſen Nahmen zu erwerben, muſte die Bruſt durchbohret werden: Sogleich ſtieß ich zu.

Barbara. Soll ich euch meine Gedancken davon ſagen? Ich wollte es eben ſo gern ſehen, daß ſolche groſſe Thaten gantz nachbleiben möchten, als daß man ſie aus einem ſo falſchen Antriebe als die Ehrbegierde iſt, thäte.

Lucretia. Ihr geht ein wenig zu geſchwinde. In der That werden doch alle Pflichten erfüllt, ob man ſie gleich nicht in Betrachtung ſeiner Schuldigkeit erfüllet. Alle groſſe Thaten, die von Menſchen verrichtet werden ſollen, werden verrichtet; Kurtz, die Ordnung, welche die Natur in der Welt gemacht, bleibt unverrückt. Alles was man ſagen kan, iſt dieſes, daß die Natur dasjenige durch unſre Thorheit erhält, was ſie durch unſre Vernunfft nicht würde erhalten haben.

Geſpräche der Todten aus neuern Zeiten.

Das I. Geſpräch.

Solyman und Juliette von Gonzaga.

Solym.

Ach! warum ſehe ich euch doch itzo zum erſtenmale? Warum iſt doch alle meine Mühe vergebens geweſen, womit ich euch in meinem Leben ſuchen laſſen? Ich hätte die ſchönſte Perſon von gantz Italien in mein Serrail bekommen, und itzo ſehe ich nichts als einen Schatten ohne alle Reitzungen, der allen übrigen ähnlich iſt.

Juliette. Ich kan es nicht genugſam verdancken, daß ihr mich, wegen des Rufes, den meine Schönheit hatte, eurer Liebe werth geachtet. Dieſes verdoppelte meine Hochachtung, und meine angenehmſten Augenblicke habe ich euch zu dancken. Inſonderheit werde ich allezeit mit Vergnügen an die Nacht gedencken, da der See-Räuber Barbaroſſa, den ihr beordert hattet, mich aufzufangen, mich in Canette zu greifen dachte, und mich nöthigte, mit der gröſſeſten Unordnung und in höchſter Eil aus der Stadt zu weichen.

Solym. Warum nahmet ihr die Flucht, wenn es euch angenehm war, von mir geſuchet zu werden.

Juliette. Ich freuete mich, daß man mich ſuchte; aber noch mehr, wenn man mich nicht finden konnte. Nichts machte mich ſtoltz, als wenn ich dachte, daß der groſſe Solymann ohne mich nicht glücklich ſeyn könnte; und daß es in dem Serrail, einem Orte, der mit ſo vielen Schönheiten angefüllet iſt, an mir noch fehlete: Mehr verlangte ich nicht. Das Serrail iſt nur denen angenehm, die man dahin wünſchet; nicht aber denen, die man darinnen verſchlieſſet.

Solym. Ich ſehe wohl, was euch furchtſam gemacht hat. Die groſſe Anzahl der Neben-Buhlerinnen hätte euch nicht angeſtanden. Vielleicht habt ihr auch beſorgt, es möchten etwa unter ſo vielen liebens-würdigen Weibern ſehr viele ſeyn, die bloß dem Serrail zur Zierde dieneten.

Juliette. Ihr gebt mir gewiß recht artige Meynungen.

Solyman. Was hatte denn das Serrail ſo ſchreckliches an ſich?

Juliette. Ich würde den höchſten Verdruß über euch Sultans und eure Thorheit empfunden haben, die ihr mit eurer Hoheit zu prahlen, wer weiß wie viel ſchöne Weiber verſperret, davon die meiſten euch nichts nütze ſind, und derer gleichwohl die übrige Welt entbehren muß. Ubrigens, meynt ihr wohl, daß ein Liebhaber angenehm ſey, deſſen Liebes-Erklärungen unwiederrufliche Befehle ſind, und welcher nicht anders als aus dem Thone unumſchränckter Gewalt ſeufzet? Nein, ich ſchickte mich nicht ins Serrail. Es war unnöthig, daß ihr mich ſuchen lieſſet. Durch mich wäret ihr niemahls glücklich geworden.

Solym. Wie wiſſet ihr das ſo gewiß?

Juliette. Daher, weil ich weiß, daß ich durch euch nicht würde glücklich geworden ſeyn.

Solym. Ich ſehe nicht, wie das folget. Was iſt daran gelegen: ich möchte euch glücklich gemacht haben oder nicht?

Juliette. Was? bildet ihr euch ein, man könne in der Liebe glücklich ſeyn durch eine Perſon, die man nicht wieder glücklich macht? daß es einſeitige Vergnügungen gebe, die es nicht nöthig hätten, ſich dem andern mitzutheilen, und daß man derſelben genieſſen könne, wenn man ſie nicht zu gleicher Zeit erwecket? Ach vor ſolchen Meynungen entſetzt ſich ein wohlgeartetes Hertz.

Solyman. Ich bin ein Türcke, und man müſte mirs verzeihen, wenn ich nicht alle mögliche Zärtlichkeit hätte: Indeſſen glaube ich nicht ſo gar unrecht zu haben. Habt ihr nicht dieſen Augenblick die Eitelkeit recht eifrig verdammet?

Juliette. Ja.

Solym. Iſt denn das keine Regung der

Eitelkeit, wenn man andre glücklich machen will? Iſt das nicht eine unerträgliche Frechheit, wenn ihr nicht einwilliget, mich glücklich zu machen, wo ich euch nicht auch glücklich mache? Ein Sultan iſt viel beſcheidener; er genieſſt von vielen ſehr liebenswürdigen Weibern Beluſtigungen, denen er ſich nicht einbildet wiederum dergleichen zu erwecken. Lachet nur nicht über dieſen Gedancken; er iſt gründlicher als ihr glaubet. Denckt der Sache nach, und ſtudirt das menſchliche Hertz; ſo werdet ihr finden, diejenige Zärtlichkeit, welche ihr ſo hoch ſchätzet, ſey nichts anders als eine hochmüthige Wiedervergeltung, wo man dem andern nichts ſchuldig bleiben will.

Juliette. Gut, ich gebe alſo zu, daß die Eitelkeit nothwendig iſt.

Solym. Ihr habt ſie ja nur dieſen Augenblick verworſen.

Juliette. Ja, diejenige, von welcher ich ſprach; aber dieſe gefällt mir ſehr wohl. Fällt es euch denn ſo ſchwer zu begreiſen, daß die guten Eigenſchafften eines Menſchen mit andern Ubeln zuſammen hängen, und daß es gefährlich ſeyn würde, ihn von ſeinen Fehlern zu befreyen?

Solym. So weiß man ja aber nicht woran man iſt. Was ſoll ich derowegen von der Eitelkeit halten?

Juliette. Gewiſſer maſſen iſt ſie ein Laſter; etwas weniger, ſo iſt ſie eine Tugend.

Das II. Geſpräch.

Paracelſus und Moliere.

Moliere.

UM eures bloßen Nahmens willen würde ich euch ſchon lieben, mein Paracelſus. Sollte man doch dencken ihr wäret etwa ein Grieche oder Lateiner; und niemand würde ſichs einbilden, daß Paracelſus ein Schweitzeriſcher Philoſoph geweſen.

Paracelſus. So ſchön dieſer Nahme iſt; ſo berühmt habe ich ihn gemacht. Meine Schrifften ſind allen denen ſehr nützlich, die ſich um die Erkenntnis der Natur und ihrer Geheimniſſe bemühen; inſonderheit aber denen, die ſich bis zur Erkenntnis der Geiſter, und der Elementariſchen Einwohner erheben.

Moliere. Ich begreiffe es gantz leicht, daß dieß die warhafften Wiſſenſchafften ſind. Die Menſchen, welche man täglich vor Augen hat, zu erkennen, das iſt nichts ſonderliches: Ein ieder iſt dazu vermögend. Aber die Geiſter zu kennen, welche man nicht ſiehet, das iſt gantz was anders.

Parac. Sonder Zweifel. Ich habe ſehr genau gelehret, welches ihre Natur ſey; was ſie vor Verrichtungen, und Neigungen haben; was vor Gattungen es unter ihnen giebt, und was vor Macht ſie in der Welt haben.

Moliere. Wie glücklich ſeyd ihr geweſen, da ihr alle dieſe Dinge verſtanden: denn um ſoviel beſſer werdet ihr alles, was den Menſchen angehet, verſtanden haben. Indeſſen haben es doch ſehr viele, nicht einmahl ſo weit bringen können.

Paracelſus. O! es iſt ja kein Philoſoph ſo klein, der es nicht ſo weit gebracht hätte.

Moliere. Ich wills glauben. Alſo war euch denn von der Natur der menſchlichen Seelen, ihren Wirckungen und ihrer Vereinigung mit dem Cörper, keine Schwierigkeit mehr übrig geblieben?

Paracelſus. Die Wahrheit zu ſagen; es iſt nicht anders möglich, als daß wir allezeit einige Schwierigkeiten in dieſen Materien übrig behalten müſſen. Allein man weiß davon ſchon ſoviel, als die Philoſophie davon lehren kan.

Moliere. Habt ihr denn nichts mehr verſtanden, als das?

Paracelſus. Nein. Und iſt das nicht genug?

Moliere. Genug? Das iſt noch gar nichts. Und ihr habt alſo von den Menſchen, die ihr noch nicht erkannt hattet, einen Sprung bis zu den Geiſtern gethan?

Paracelſus. Die Geiſter haben etwas, ſo unſere natürliche Neugierigkeit ſehr erwecket und an ſich ziehet.

Moliere. Ja; es iſt aber nicht eher erlaubt daran zu dencken, als bis man an dem Menſchen nichts mehr wird zu erkennen haben. Sollte man doch auf die Gedancken kommen, der menſchliche Verſtand hätte alles erſchöpfet, wenn man ſiehet, daß er ſich gewiſſe Dinge zum Grunde der Wiſſenſchafften wehlet, die vielleicht nichts wirckliches ſind, und damit er ſich zur Luſt beläſtiget. Indeſſen iſt es ausgemacht, daß er mit wircklichen Dingen genug zuthun haben würde, wenn er nur wollte.

Paracelſus. Der Verſtand pflegt natürlicher weiſe die gar zu ſchlechten und leichten Wiſſenſchafften zu verachten, und die Geheimnißvollen deſto eifriger zu ſuchen. Nur in dieſen kan er allen ſeinen Kräfften was zu ſchaffen geben.

Moliere. Deſto ärger iſt es vor den Verſtand; denn eure Worte gereichen ihm zur Schande. Die Wahrheit ſtellet ſich demſelben vor, aber weil ſie gar zu ungekünſtelt ausſiehet; ſo erkennet er ſie nicht davor, und ſieht lächerliche Geheimniſſe bloß deswegen vor Wahrheiten an, weil ſie Geheimniſſe ſind. Ich bin verſichert: wenn die meiſten Menſchen die Ordnung des gantzen Welt Gebäudes, ſo wie ſie wircklich beſchaffen iſt, ſehen ſolten; aber weder gewiſſe Kräffte der Zahlen, noch Einflüſſe der Planeten, noch mit gewiſſen Zeiten und groſſen Veränderungen verknüpfte Fatalitäten wahrnehmen möchten: ſie würden ſich bey dieſer wunderwürdigen Einrichtung

tung nicht enthalten können zu ruffen; Wie? Iſt denn nichts mehr als das?

Paracelſus. Ihr treibt euren Spott mit Geheimniſſen, die ihr nicht habt ergründen können, und die in der That nur vor groſſe Leute aufbehalten ſind.

Moliere. Ich halte diejenigen weit höher, ſo dieſe Geheimniſſe nicht verſtehen: als diejenigen, welche ſie begriffen haben. Aber zum Unglücke hat die Natur nicht allen Menſchen die Fähigkeit ertheilet, welche erfordert wird, nichts von denſelben zu begreifen.

Paracelſus. Ihr aber, der ihr ſo großmüthig urtheilet, ſagt mir, was habt ihr in eurem Leben vor ein Handwerck getrieben?

Moliere. Ein gantz anderes, als ihr. Ihr habt euch auf die Kräffte der Geiſter gelegt; ich aber habe die Thorheiten der Menſchen ausſtudiret.

Paracel. Ey welch ein herrliches Studium! Weiß man es nicht längſt, daß die Menſchen mancherley Thorheiten unterworfen ſind?

Moliere. Man weiß es zwar überhaupt und obenhin; aber man muß ſie ſtückweiſe durchgehen: und alsdann erſtaunet man allererſt über die Weitläuftigkeit dieſer Wiſſenſchafft.

Paracelſ. Was war ſie euch denn endlich nütze?

Moliere. Ich verſammlete an gewiſſen

Oertern ſo viel Leute als ich immermehr konnte, und zeigte ihnen daſelbſt, daß ſie alle Narren wären.

Paracelſ. Es gehören fürwahr erſchreckliche lange Reden dazu, um ſie von dergleichen Warheit zu überführen.

Moliere. Es iſt nichts leichter als dieſes. Man beweiſet ihnen ihre Thorheiten, ohn alle ſonderliche Redner-Künſte, ohn alle wohl ausgeſonnene Vernunfft-Schlüſſe. Dasjenige, was ſie thun, iſt ſo lächerlich, daß man es nur vor ihren Augen nachmachen darf: ſo müſſen ſie ſich faſt zu Tode lachen.

Paracelſ. Ich verſtehe euch ſchon; ihr ſeyd ein Comödiant. Was mich betrifft, ſo weiß ich nicht was man in Comödien vor ein Vergnügen finden kan. Man geht dahin, die Vorſtellung der Sitten zu belachen: Warum lachet man nicht über die Sitten an ſich ſelbſt?

Moliere. Wer über weltliche Dinge lachen will, muß ſie einigermaſſen von auſſen anſehen: und in ſolchen Zuſtand ſetzt euch die Comödie. Sie ſtellet euch alles vor Augen, als wenn ihr gar kein Theil daran hättet.

Paracelſ. Aber man kehret alsbald wieder in dieſe Lebens-Art zurücke, darüber man gelachet hat, und fängt an, Theil daran zu nehmen.

Moliere. Ohne Zweifel. Als ich mir neulich eine Luſt machen wollte, erdachte ich davon folgende Fabel. Ein junger Vogel flog, eben ſo ſchlecht, als alle andere von ſeiner Gattung fliegen; und indem er ſich einen Augenblick etwa einen Fuß hoch von der Erden erhob, verachtete er die andern Thiere neben ſich. **Unglückſeelige Thiere!** ſprach er: **ich ſehe euch unter mir, und ihr könnt nicht ſo die Lüffte durchſtreichen.** Dieſer Spott aber währte nicht lange: Denn augenblicklich ſanck der Vogel wieder herunter.

Paracelſ. Wozu dienen denn die Betrachtungen, dazu die Comödie Anleitung giebt, wenn ſie nur dem Fluge dieſes Vogels zu vergleichen ſind, daß man alle Augenblick wieder in die gemeinen Thorheiten fällt?

Moliere. Das iſt ſchon viel, wenn man ſich einmahl ſelbſt ausgelachet hat. Die Natur hat uns ſehr viel Geſchicklichkeit verliehen, es zu hindern, daß wir uns nicht ſelbſt betrügen. Wie offt geſchieht es nicht, daß, wenn eine Parthey unter uns etwas mit Fleiß und Eifer thut; eine andere daſſelbe verſpottet? und wenn es nöthig wäre, könnte man noch wohl die dritte finden, die beyde vorige zugleich auslachen würde. Sollte man nicht glauben der Menſch ſey aus widerwärtigen Theilen gemacht?

Paracelſ. Ich ſehe nicht, daß man hier viel Anlaß habe, ſeinen Verſtand zu üben. Etliche leichte Anmerckungen; etliche Schertz-Reden, die offt übel gegründet ſind, verdienen keine groſſe Hochachtung: Aber was vor ein tiefſinniges Nachdencken gehöret nicht dazu, höhere Materien abzuhandeln.

Moliere. Ihr kommt wieder auf eure Geiſter, und ich weiß bloß von meinen Thoren zu reden. Indeſſen, obgleich ich lebenslang nur mit dieſen gemeinen Dingen beſchäfftiget geweſen, die einem jeden in die Augen fallen; ſo kan ich euch doch vorher ſagen, daß meine Schau-Spiele länger dauren werden, als eure hohe Schrifften. Alles iſt den Veränderungen der Moden unterworfen: ſelbſt die Kinder des Verſtandes ſind nicht beſſer daran als die Kleidungen. Ich habe wer weiß wieviel Bücher und Arten von Schrifften mit ihren Urhebern begraben geſehen: wie man bey gewiſſen Völckern mit den Verſtorbenen alles dasjenige begräbt, was ihnen im Leben lieb geweſen. Ich weiß vollkommen was die gelehrte Welt vor Veränderungen erleiden kan: und bey dem allen ſtehe ich vor die Dauerhafftigkeit meiner Wercke. Ich weiß auch wohl warum? Wer was unvergängliches mahlen will, der muß Narren mahlen.

Das III. Geſpräch.

Maria Stuart u. David Riccio.

D. Riccio.

NEin, ich werde mich über meinen Todt niemahls zufrieden geben. M. Stu-

M. Stuart. Indeſſen dünckt mich, daß er vor einen Muſicanten ziemlich anſtändig geweſen. Die vornehmſten Herren am Schottiſchen Hofe und mein Gemahl der König ſelbſt, muſten ſich wider dich vereinigen: ja man hat niemahls mehr Behutſamkeit gebraucht, auch niemals mehr Umſtände beobachtet, irgend einen Fürſten ums Leben zu bringen.

D. Riccio. Ein ſo herrlicher Tod war wohl vor einen armſeeligen Lauteniſten, den die Armuth aus Italien nach Schottland getrieben, viel zu gut. Ihr hättet viel beſſer gethan, wenn ihr mich mein Leben bey euren Muſicanten ruhig hättet zum Ende bringen laſſen: als daß ihr mich zur Würde eines Staats-Miniſters erhoben, welche gewiß mein Leben verkürtzet hat.

M. Stuart. Ich hätte es nicht gedacht daß du bey ſo vielen Gnaden-Bezeigungen, ſo ich dir erwieſen habe, ſo unempfindlich ſeyn würdeſt. War denn das ein geringer Vorzug, daß ich dich täglich vor allen andern an meine Tafel nahm? Glaube mir, Riccio, eine ſolche Gewogenheit gereichte dir zu keiner Schande.

D. Riccio. Sonſt ſchadete ſie mir nichts, als daß ſie mir das Leben koſtete, weil ich ſie gar zu offt genoſſen hatte. Ach! ich ſpeiſete, wie gewöhnlich, gantz allein mit euch, als ich den König nebſt demjenigen herein kommen ſahe, der einer meiner Mörder zu ſeyn erwehlet war. Das war der heßlichſte Schottländer, der jemahls gelebt, und den ein langes Fieber, davon er kaum aufgeſtanden war, noch viel abſcheulicher gemacht hatte. Ich weiß nicht ob er mir etliche Stöße gegeben; aber ſoviel ich mich erinnern kan, ſtarb ich von bloſſem Schrecken, welches mir ſein Anblick verurſachete.

M. Stuart. Ich habe dein Andencken ſo beehret, daß ich dich ſo gar in das Grab der Schottländiſchen Könige ſetzen laſſen.

D. Riccio. Stehe ich im Grabe der Schottländiſchen Könige?

M. Stuart. Es iſt nichts gewiſſer als dieſes.

D. Riccio. Es iſt das erſte, daß ich ſolches von euch höre, ſo wenig habe ichs bisher gefühlet. O meine liebe Laute, warum habe ich dich verlaſſen müſſen, um mir mit der Regierung eines Königreichs zu thun zu machen?

M. Stuart. Du beklagſt dich! Dencke nur; daß mein Todt tauſendmahl unglücklicher geweſen als der Deinige.

D. Riccio. Kein Wunder! Ihr waret in einem Stande gebohren, der groſſen Veränderungen unterworfen iſt: aber ich war gebohren, um auf meinem Bette zu ſterben. Die Natur hatte mich in den beſten Umſtänden von der Welt geſchaffen: Kein Vermögen, ein ſchlechtes Herkommen, nur eine mittelmäßige Stimme und ein Naturell zur Laute.

M. Stuart. Deine Laute liegt dir noch allezeit im Sinne. Aber gut! du haſt einen böſen Augenblick gehabt; hingegen wieviel angenehme Tage hatteſt du nicht vorhin genoſſen? Was hätteſt du machen wollen, wenn du niemahls was anders als ein Muſicant geweſen wäreſt? Eines ſo mittelmäßigen Standes wäreſt du bald überdrüßig geworden.

D Riccio. Ich hätte mein Glück in mir ſelbſt geſucht.

M. Stuart. Geh! Du biſt ein Narr. Nach deinem Tode haſt du dich entweder durch müßiges Speculiren, oder durch den Umgang mit den hieſigen Weltweiſen, ſehr verſchlimmert. Das gehöret vor die Menſchen, ihr Glück in ſich ſelbſt zu haben.

D. Riccio. Sie dörften es nur glauben; ſonſt fehlt ihnen nichts daran. Ein Poete unter meinen Landes-Leuten hat ein bezaubertes Schloß beſchrieben, wo die Liebhaber und Liebhaberinnen unaufhörlich und mit groſſer Begierde und Unruhe einander ſuchen, faſt jeden Augenblick antreffen und ſich doch niemahls kennen. Bey dem Glücke der Menſchen iſt eine gleiche Reitzung anzumercken. Es iſt in ihren eigenen Gedancken; aber ſie wiſſen nichts davon. Es ſtellet ſich ihnen tauſendmahl vor Augen: und ſie ſuchen es wer weiß wie weit.

M. Stuart. Weg mit dem Geſchwätze und deinen Philoſophiſchen Hirngeſpinſten. Wenn nichts verhanden iſt, das zu unſerm Glücke was beyträgt, ſind wir alsdenn wohl im Stande, uns die Mühe zu nehmen, und durch unſere eigene Vernunfft glücklich zu werden.

D. Riccio. Indeſſen wäre die Glückſeeligkeit ſchon werth, daß man ſich ihrenthalben dieſe Mühe nehmen möchte.

M. Stuart. Es würde vergebens ſeyn. Denn dieſe beyden Dinge würden ſich nicht zuſammen ſchicken. Sobald man die Bemühung nach der Glückſeeligkeit bey ſich ſpüret, hoffet man auch glückſeelig zu ſeyn. Wenn jemand empfände, wie ſeine Gliedmaſſen ſich beſtrebten, ſich in guter Geſundheit zu erhalten, glaubt ihr, daß ſich derſelbe wohl befinden würde? Ich würde ihn vor kranck halten. Das Glück iſt der Geſundheit ähnlich: Es muß an dem Menſchen ohne ſein Zuthun zufinden ſeyn, und wenn es ja ein Glück giebt, welches die Vernunfft zuwege bringet; ſo iſt es derjenigen Geſundheit ähnlich, die ſich nur durch Artzneyen erhält, und allezeit ſehr ſchwach und ſehr ungeſund zu ſeyn pfleget.

Das IV. Geſpräch.

Der dritte falſche Demetrius und Carteſius.

Carteſius.

ICh muß ja die Nordiſchen Länder faſt eben ſo gut kennen als ihr. Einen ziemlichen

Theil meines Lebens, habe ich in Holland mit Philoſophiren zugebracht, und endlich ſtarb ich in Schweden, als ich meine Philoſophie aufs höchſte gebracht hatte.

Demetr. Aus dem Entwurfe, den ihr mir von eurem Leben machet, ſehe ich wohl, daß es ſehr ruhig geweſen. Ihr habt nichts gethan als philoſophiret. Ich habe lange nicht ſo geruhig gelebet.

Cart. Ihr habt ſelbſt Schuld daran gehabt. Warum lieſſet ihr euch die Luſt ankommen, Groß-Fürſt in Moſcau zu werden, und warum bedientet ihr euch zu dieſem Ende derjenigen Mittel, die ihr dazu anwendetet? Ihr unterſtundet euch, euch vor den Printzen Demetrius auszugeben, dem der Thron zugehörete, und hattet doch ſchon das Exempel zweyer andern Betrüger vor euch, welche dieſen Nahmen nacheinander angenommen hatten, aber bald erkannt, und unglücklich umgekommen waren. Ihr hättet euch doch die Mühe geben ſollen, eine etwas neuere Betrügerey zu erſinnen. Es war ja gar nicht zu vermuthen, daß ihr mit dieſer ſo offt wiederholten Liſt euren Zweck erlangen würdet.

Demetr. Unter uns geredt; die Moſcowiter ſind nicht ein gar zu witziges Volck. Nach ihrer Thorheit bilden ſie ſich ein, den alten Griechen ähnlich zu ſeyn; aber GOtt weiß, worauf ſie ſich gründen wollten.

Cart. Und doch waren ſie ſo dumm nicht, ſich durch drey Demetrios nacheinander betrügen zu laſſen. Verſichert, als ihr anfienget, euch vor einen Printzen auszugeben; ſo rieſen ſie faſt durchgehends voller Verdruß: **Wie, wollen denn die Demetrii noch kein Ende nehmen?**

Demetr. Indeſſen hatte ich mir doch einen ziemlichen Anhang gemacht. Der Nahme Demetrius war beliebt, und alle Welt hieng ihm an. Ihr kennet ja die Art des Pöbels wohl.

Cart. Da es aber den beyden andern ſo übel gelungen war; ward euch denn nicht bange dabey?

Demetr. Gantz und gar nicht: ich war deſto behertzter. Muſte man nicht glauben, das würde ja gewiß der rechte Demetrius ſeyn, weil er ſich unterſtünde hervor zu kommen, nachdem es den beyden andern ſo ſchlecht gegangen war. Dazu gehörte warlich viel Hertzhafftigkeit; ſo gar wenn man der warhaffte Demetrius geweſen wäre.

Cart. Geſetzt aber, ihr wäret der erſte geweſen, der dieſen Nahmen angenommen, wie waret ihr ſo verwegen, ihn anzunehmen, da ihr nicht verſichert waret, daß ihr denſelben durch ſehr wahrſcheinliche Beweißthümer würdet behaupten können?

Demetr. Und ihr, die ihr mir ſo viel Fragen vorleget, und ſo ſchwer zu vergnügen ſeyd, wie unterſtundet ihr euch doch, euch vor das Haupt einer neuen philoſophiſchen Secte auszugeben, darinnen alle bis dahin unbekannte Wahrheiten anzutreffen ſeyn ſollten?

Cart. Ich hatte ſo viel ziemlich ſcheinbare Dinge erfunden; daß ich mir ſchon ſchmeicheln konnte, daß ſie wahr und neu genug wären, um eine beſondere Secte zu ſtifften.

Demetr. Wurdet ihr denn nicht durch die Exempel ſo vieler Weltweiſen abgeſchreckt, die mit eben ſo wohl gegründeten Meynungen als die eurigen waren, dennoch endlich vor ſchlechte Philoſophen waren erkannt worden? Man konnte euch eine entſetzliche Menge derſelben nahmhafft machen: ihr aber konntet mir nur zwey Demetrios nennen, die vor mir geweſen waren. Ich war ja nur der dritte von meiner Gattung, der ſich erkühnete, die Moſcowiter zu betrügen. Ihr hingegen waret nicht einmahl der tauſendſte, der ſich unterſtanden, die gantze Welt deſſen zu überreden.

Cart. Ihr wuſtet gar wohl, daß ihr nicht der Printz Demetrius waret; aber ich habe nichts behauptet, als was ich vor wahr gehalten, und ich habe nichts ohne einen guten Schein davor gehalten. Ich habe die Irrthümer meiner Philoſophie hier allererſt kennen gelernet.

Demetr. Das machts nicht aus. Eurer Aufrichtigkeit ungeachtet gehörte doch eine Hertzhafftigkeit dazu, um ſo muthig zu verſichern, daß ihr endlich einmahl die Wahrheit erfunden hättet. Man iſt ſchon ſo offt durch ſo viel andre betrogen worden, die ſolches auch vorgegeben haben, daß es mich Wunder nimmt, wenn ſich wiederum neue Weltweiſe anmelden, daß nicht alle Welt mit einem Munde fraget: *Wie, wollen denn die Weltweiſen und die Philoſophieen noch kein Ende nehmen?*

Cart. Man hat einiger maſſen Grund, ſich durch die Verheiſſungen der Philoſophen betrügen zu laſſen. Es werden von Zeit zu Zeit einige kleine Wahrheiten von geringer Wichtigkeit entdecket: die aber eine angenehme Beſchafftigung geben. Das Haupt-Weſen der Philoſophie wird nicht viel vollkommener. Ich glaube auch, daß man zuweilen in wichtigen Puncten die Warheit ergründet, aber zum Unglücke weiß man es nicht, daß man ſie gefunden. Denn die Philoſophie, (mich dünckt ein Todter kan ſagen was ihm beliebt,) iſt einem gewiſſen Spiele der Kinder ähnlich, darinnen eines mit verbundenen Augen dem andern nachläuft. Ergreift es eins derſelben, ſo muß es ſelbiges bey Nahmen nennen: trifft es denſelben nicht, ſo muß es das Gehaſchte wieder los laſſen, und von neuem zu laufen anfangen. Mit der Wahrheit geht es eben ſo. Es liegt nicht daran, daß wir Philoſophen dieſelbe nicht zuweilen erhaſchen ſollten: ob uns gleich die Augen ſehr wohl verbunden ſind: Woran denn? Wir können es nicht behaupten, daß diejenige es wircklich ſey, die wir ergriffen haben: und den Augenblick entwiſcht ſie uns wieder.

Demetr. Da ſieht mans ja augenſcheinlich, daß die Wahrheit nicht nothwendig vor uns ſey. Ihr werdets auch erfahren, daß man ſich endlich nicht mehr bemühen wird, dieſelbe zu erfinden: der Muth wird den Menſchen ſincken, und daran werden ſie wohl thun.

Cart. Ich verſichere euch, daß eure Weiſſagung nichts tauget. Die Menſchen haben eine unglaubliche Hertzhafftigkeit in Dingen, darinn ſie einmahl erſoffen ſind. Ein jeder glaubt, dasjenige, was allen übrigen verſagt iſt, ſey ihm aufbehalten. Innerhalb vier und zwanzig tauſend Jahren werden Weltweiſe aufſtehen, die ſich rühmen werden, alle Irrthümer zu vernichten, welche innerhalb dreyßig tauſend Jahren geherrſcht haben werden; ja es wird alsdann Leute geben, die in der That glauben werden, man habe zu ihrer Zeit allererſt angefangen die Augen aufzuthun.

Demetr. Wie? Die Moſcowiter zum dritten mahle betrügen zu wollen, das war eine entſetzliche Verwegenheit; alle Welt aber zum dreyßig tauſendſten mahle betrügen zu wollen, dabey wird nichts zu wagen ſeyn? So muß denn die Welt wohl noch viel einfältiger ſeyn, als die Moſcoviter.

Cart. Ja, nehmlich in dem Puncte von der Wahrheit. Sie haben ſich hefftiger darein verliebet, als die Moſcowiter ſich in den Nahmen Demetrius verliebet hatten.

Demetr. Wenn ich wieder lebendig werden könnte, ſo wolte ich nicht mehr ein falſcher Demetrius, ſondern ein Philoſoph ſeyn: Allein wenn man der Philoſophie überdrüßig würde, und an Entdeckung der Wahrheit gar verzweifelte! Was wäre dann zu thun? denn davor würde mir immer bange ſeyn.

Cart. Ihr hattet vielmehr Urſache furchtſam zu ſeyn, als ihr ein Fürſt waret. Glaubet mir nur, daß die Menſchen den Muth niemahls werden ſincken laſſen: Nein, das wird niemahls geſchehen. Weil die heutigen Gelehrten die Wahrheit nicht beſſer entdecken als die Alten; ſo iſt es ja billig, daß ſie zum wenigſten eben ſo viel Hoffnung haben, dieſelbe zu entdecken. Dieſe Hoffnung iſt allezeit angenehm, wenn ſie gleich eitel iſt. Soll die Wahrheit weder einem noch dem andern zu Theil werden, ſo ſollen ſie ſich doch zum wenigſten an einerley Irrthum vergnügen.

Das V. Geſpräch.

Die Hertzogin von Valentinois und Anna von Boulen.

Anna.

ICh bewundre eure Glückſeligkeit. Euer Vater St. Valier ſchien mir deswegen zu ſündigen, daß er euch glücklich machen möchte. Der Kopf ſoll ihm vor die Füſſe gelegt werden, und ihr verfüget euch zum Könige um Gnade zu bitten. Annehmlich ſeyn, und einen jungen Printzen um Gnade bitten; das heißt eben ſo viel als ſich anheiſchig machen, ihm wieder einen Gefallen zu thun. Alsbald wurdet ihr die Beyſchläferin Franciſci des erſten.

Die Hertzogin. Mein gröſtes Glück dabey war dieſes, daß ich durch die Pflicht, ſo einer Tochter oblieget, das Leben ihres Vaters zu retten, zur Galanterie geleitet worden. Die Zuneigung, ſo ich darzu hatte, konnte ſich unter einem ſo ehrlichen und erwünſchten Vorwande leicht verbergen.

Anna. Aber der Erfolg wieß ſattſam, daß ihr ein Belieben daran gehabt, denn eure Galanterien daureten weit länger, als die Gefahr eures Vaters.

Die Hertzogin. Das hat nichts zu ſagen. In Liebes-Sachen kommt alles auf den Anfang an. Die Welt weiß es ſchon, daß derjenige, der A geſagt, auch B und C ſagen werde. Es liegt nur daran, daß mans im Anfange recht mache. Ich ſchmeichele mir, daß ich mich ſo ziemlich in die Gelegenheit zu ſchicken gewuſt, welche mir das Glück darbot, und daß man mir in den Geſchichten etwas mehr als eine mittelmäßige Geſchicklichkeit zuſchreiben wird. Man hat es bewundert, daß der Graf Montmorenci der Miniſter und Liebling dreyer Könige geweſen. Ich bin gar die Beyſchläferin zweyer Könige geweſen: und ich behaupte, daß dieſes weit was gröſſeres ſey.

Anna. Ich kan euch eure Geſchicklichkeit nicht abſprechen; doch mich dünckt, die meinige hat noch einen Vorzug. Ihr habt gemacht, daß ihr lange geliebet worden: ich aber habe mich gar heyrathen laſſen. Ein König verehret euch, ſo lange ſein Hertz gerühret wird: das kommt ihm nicht ſauer an. Wenn er euch aber zur Königin macht,, ſo iſt es gar aufs höchſte gekommen, und er hat alsdann nichts mehr zu hoffen gehabt.

Die Hertzogin. Aber die Leidenſchafft eines Liebhabers will allezeit erhalten ſeyn: Eine Ehe hingegen, die einmahl geſchloſſen iſt, macht mehr Verdruß. Es iſt leicht Liebe zu erregen, wenn man ihr kein Gnügen thut; aber ſehr ſchwer dieſelbe nicht verlöſchen zu laſſen, wenn man ſie vergnüget. Kurtz, ihr durfftet nur allezeit mit einerley Strengigkeit abſchlagen: und ich muſte allezeit mit neuen Annehmligkeiten willfahren.

Anna. Weil ihr denn ſo ſcharf mit mir verfahret, ſo muß ich zu dem, was ich bisher geſaget, noch hinzu ſetzen, daß wenn ich mich gleich habe heyrathen laſſen, ich doch ſolches nicht aus ſonderlicher Keuſchheit gethan habe.

Die Hertzogin. Und wenn ich mich ſehr beſtändig habe lieben laſſen, ſo kam es nicht aus meiner ſonderbaren Treue her.

Anna. So will ich denn noch hinzu ſetzen; daß ich weder tugendhafft geweſen, noch davor gehalten worden.

Die Hertzogin. So habe ich euch verſtanden; denn den Schein der Tugend hätte ich vor die Tugend ſelbſt gerechnet.

Anna. Mich dünckt, eure Untreue gegen euren Liebhaber hättet ihr zu euren Vorzügen nicht zehlen ſollen: weil ſie allem Abſehen nach heimlich geweſen. Sie kan alſo euren Ruhm nicht vergröſſern. Als aber der König von Engelland mich zu lieben anfieng, ſo verſchwieg die Welt, welche meine Lebens-Art kannte, dieſe meine Heimlichkeiten nicht, und nichts deſto weniger überwand ich die böſe Nachrede.

Die Hertzogin. Wenn ich wollte, ſo könnte ich euch vielleicht erweiſen, daß meine Untreue gegen Henrich den II. kein ſonderliches Geheimniß geweſen, um mir daraus eine Ehre zu machen: Allein dabey will ich mich nicht aufhalten. Den Mangel der Treue kan man entweder verbergen, oder ſonſt erſetzen: Aber wie kan man den Mangel der Tugend erſetzen? Und doch bin ich damit zu Stande gekommen. Ich war eine Buhlerin, und ließ mich verehren: Das iſt noch nichts, ich war auch alt. Ihr, ihr waret jung, und lieſſet euch den Kopf abſchlagen. Ob ich gleich ſchon eine Großmutter war, ſo bin ich verſichert, daß ich ſo viel Geſchicklichkeit gehabt hätte, es ſo weit nicht kommen zu laſſen.

Anna. Ich geſtehe es, dieſes iſt es eben, wodurch mein Leben beflecket worden: Wir wollen nicht daran gedencken. Doch ich gebe euch auch wegen eures Alters noch nicht recht, darauf ihr ſo trotzet. Daſſelbe war ohne Zweifel leichter zu verhelen, als meine vorige Aufführung. Ich muſte demjenigen ziemlich das Gehirn verrückt haben, der ſich entſchlieſſen konnte, mich zu heyrathen. Ihr aber dorfftet nur diejenigen Augen, die euch allezeit vor ſchön hielten, gleich im Anfange eingenommen, und ſie allmählich zu den Veränderungen eurer Geſtalt gewöhnet haben.

Die Hertzogin. Ihr kennet die Manns-Perſonen nicht. Wenn man ihren Augen ſchön zu ſeyn dünckt, ſo dünckt man ihrem Gemüthe alles zu ſeyn, was man ſelbſt will: Auch ſo gar tugendhafft, wenn man gleich nichts weniger iſt. Es kommt alſo bloß darauf an, daß man ihren Augen ſo lange angenehm vorkomme, als man wünſchet.

Anna. Ihr habt mich überzeuget, ich will euch nachgeben: aber laßt mich zum wenigſten wiſſen, durch was vor ein Geheimnuß ihr euch wiewieder jung gemachet. Ich bin itzo todt, und ihr könnt mirs entdecken, ohne zu fürchten, daß ich mirs zu Nutze machen werde.

Die Herzogin. Bey meiner Treue, ich weiß es ſelber nicht. Man thut die groſſen Thaten faſt allezeit, ohne zu wiſſen, wie man ſie thut, und man wundert ſich hernach ſelbſt, daß man ſie gethan hat. Fraget nur den Cäſar, wie er ſich zum Herrn der Welt gemacht hat, vielleicht wird er euch ſo leicht nicht antworten.

Anna. Dieſe Vergleichung iſt ziemlich praleriſch.

Die Herzogin. Aber ſie ſchickt ſich ſehr wohl. Um in einem ſolchen Alter, als das Meinige war, geliebet zu werden, hatte ich Cäſars Glück vonnöthen. Das glücklichſte dabey iſt, daß man Leuten, die ſo groſſe Dinge thun, als Cäſar und ich, allezeit nach vollbrachten Thaten, gewiſſe Abſichten und untrügliche Geheimniſſe zuſchreibet, und ihnen dadurch mehr Ehre erweiſet, als ſie verdienet haben.

Das VI. Geſpräch.

Ferdinand Cortez und Montezum.

F. Cortez.

Geſtehet nur die Wahrheit. Ihr Americaner waret doch überaus einfältig, da ihr die Spanier vor Leute anſahet, die aus der feurigen Sphäre des Himmels herab gekommen wären; weil ſie Stücke bey ſich führeten: und da ihre Schiffe euch groſſe Vögel zu ſeyn ſchienen, die über das Meer flögen.

Montezum. Ich gebe es zu, aber ich frage euch, ob die Athenienſer ein polites Volck geweſen?

F. Cortez. Wie? Sie ſind ja eben diejenigen, die allen übrigen Menſchen die Artigkeit beygebracht haben.

Montezum. Was dünckt euch von der Weiſe, wie Piſiſtratus, ihr Tyrann, wieder in das Athenienſiſche Schloß kam, daraus man ihn vertrieben hatte? Verkleidete er nicht ein Weibsbild, wie eine Minerva, von welcher Göttin man glaubte, daß ſie Athen vorſtünde? Stieg er nicht mit dieſer ſeiner Göttin auf einen Wagen; und fuhr er nicht mit ihr durch die ganze Stadt. Da ſie denn den Athenienſern zurief; Sehet da, ich bringe euch den Piſiſtratus, und befehle euch, denſelben anzunehmen. Was that dieſes ſo geſchickte und witzige Volck? Unterwarf es ſich nicht dieſem Tyrannen, um der Minerva zu gehorſamen, die ſich ſelbſt mündlich ſeiner angenommen hatte?

F. Cortez. Woher wiſſet ihr denn ſo viel von den Athenienſern?

Montezum. Seit dem ich mich hier aufgehalten, habe ich mich auf die Hiſtoris gelegt, indem ich mich mit verſchiedenen Todten unterredet habe. Indeſſen werdet ihr mirs zugeſtehen, daß die Athenienſer noch ein wenig einfältiger geweſen, als wir. Wir hatten noch niemahls weder Schiffe noch Stücke geſehen: und als Piſiſtratus es unternahm, ſie vermittelſt ſeiner Göttin unter ſeinen Gehorſam zu bringen; erwieß er warlich weniger Hochachtung gegen ſie, als ihr gegen uns blicken lieſſet, indem ihr uns mit eurem Geſchütze bezwunget.

F. Cortez. Kein Volck iſt ſo klug, daß es nicht einmahl betrogen werde. Man erſtaunet leicht worüber; und der Pöbel reiſſet die Verſtändigen mit ſich. Was ſoll ich viel ſagen? Es vereinigen ſich viel Umſtände dabey, die man nicht errathen kan, und die man vielleicht nicht gewahr werden würde, wenn man ſie gleich ſehen möchte.

Montezum. Iſt das aber aus Ubereilung geſchehen, daß die Griechen zu aller Zeit geglaubet, die Wiſſenſchafft künftiger Dinge wäre in einer unterirdiſchen Höle verborgen, aus welcher ſie in Geſtalt der Ausdämpfungen hervor käme? Und durch was vor einen Kunſtgriff hatte man ſie überredet, daß man den Mond in ſeiner Verfinſterung durch ein erſchreckliches Gethöne wieder ſichtbar machen könne? Und wie kam es, daß nur eine kleine Anzahl von Leuten das Hertz hatten, ſich einander ins Ohr zu ſagen: Der Mond werde durch den Erdſchatten verfinſtert? Ich ſchweige von den Römern, und denen Göttern, die ſie an ihren Feſt-Tagen zu Gaſte baten, imgleichen von den heiligen Hünern, deren Hunger in der Hauptſtadt der gantzen Welt von allen Dingen den Ausſchlag gab. Kurtz, ihr könnt mir keine Thorheit unſrer Americaniſchen Völcker vorrücken, dagegen ich euch nicht in euren Gegenden eine weit gröſſere zeigen will. Ja ich mache mich anheiſchig, euch allezeit eine Griechiſche oder Römiſche Thorheit entgegen zu ſetzen.

F. Cortez. Nichts deſtoweniger haben die Griechen und Römer bey ſolchen Thorheiten alle Künſte und Wiſſenſchafften erfunden, davon ihr nicht den geringſten Begriff hattet.

Montezum. Wir waren ſehr glücklich, daß wir nicht wuſten, ob Wiſſenſchafften in der Welt wären: Vielleicht hätten wir nicht Vernunfft genug gehabt, der Begierde zur Gelehrſamkeit zu widerſtehen. Man iſt nicht allezeit vermögend, dem Exempel der Griechen nachzuahmen, welche ſich ſo behutſam vor den Wiſſenſchafften ihrer Nachbarn in acht nahmen. Was die Künſte anlanget; ſo hatte America das Mittel erfunden, ſich ohne dieſelbe zu behelffen: Welches vielleicht was wunderwürdigers iſt, als alle Europäiſche Künſte. Wenn man ſchreiben kan, ſo iſt es was leichtes, Hiſtorien zu machen: Aber wir konnten nicht ſchreiben, und machten doch Hiſtorien. Man kan Brücken bauen, wenn man im Waſſer zu bauen weiß: Aber das iſt ſchwer, dieſes nicht zu wiſſen, und doch Brücken zu machen. Ihr müſſet euch erinnern, daß die Spanier in unſern Ländern ſolche Kunſtſtücke gefunden haben, welche ihnen rechte Rätzel geweſen ſind: z. E. ſolche entſetzliche hohe Steine, davon ſie nicht begreiffen konnten, wie man ſelbige ohne Werck- und Hebe-Zeuge ſo hoch hätte aufrichten können? Was dünckt euch davon? Ich glaube, daß ihr mir bisher die Vortheile der Europäer vor den Americanern noch ſchlecht erwieſen habt.

F. Cortez. Sie laſſen ſich ſattſam durch alles dasjenige erweiſen, was geſittete Völcker von Barbarn unterſcheidet. Bey uns herrſchet die Höflichkeit. Gewalt und Macht findet keine Statt. Alle Potentaten werden durch die Gerechtigkeit im Zaume gehalten; alle Kriege gründen ſich auf rechtmäßige Urſachen, ja ſeht einmahl, wie genau wir alles nehmen: Wir bekriegten ſo gar eure Länder nicht eher, als bis wir es aufs ſchärfeſte unterſuchet hatten, ob ſie uns zugehörten: und biß es ſich fand, daß wir ein Recht darauf hätten.

Montezum. Freylich hieß das mit Barbarn billiger umgehen, als ſie es verdieneten: Ich glaube aber, ihr ſeyd unter einander ſo höflich und gerecht, als gewiſſenhafft ihr gegen uns geweſen. Wenn man den Europäern ihre Ceremonien und Weitläufftigkeiten wegnehmen ſolte, ſo würde es bey ihnen nicht viel anders, als in America ausſehen. Die Höflichkeit miſſet alle eure Schritte ab; flöſſet euch alle Worte zu; verwirret alle eure Unterredungen, und zwinget alle euer Thun und Laſſen. Aber ſie erſtrecket ſich nicht bis auf eure Gedancken und Meynungen: und die Gerechtigkeit, ſo ſich billig in eurem Verhaben zeigen ſollte, wird nur in euren Ausflüchten und Einwendungen angetroffen.

F. Cortez. Vor die Hertzen will ich nicht gut ſtehen. Man ſieht die Menſchen nur von auſſen. Ein Erbe, dem ſein Blutsverwandter ſtirbt, und der dadurch viel Güter bekommt; kleidet ſich ſchwartz. Iſt er aber ſehr betrübt? Nein; vermuthlich nicht. Indeſſen wenn er es nicht thäte, würde er wieder die Vernunfft handeln.

Montezum. Ich höre ſchon, was ihr ſagen wolle. Die Vernunfft herrſchet unter euch nicht, ſie thut nur ihre Vorſtellungen, daß alles anders zugehen ſollte, als es gehet: Daß z. E. die Erben ihre Verwandten beklagen ſollten. Sie nehmen dieſe Vorſtellung an, und um derſelben ein rechtes Gnügen zu thun, ſo ziehen ſie ſchwartze Kleider an. Eure Ceremonien zeigen nur, daß ſie gewiſſe Rechte hat, und daß ihr ſie derſelben nicht genieſſen laſſet; Ihr thut auch nicht, was ihr thun ſolltet, ſondern ihr ſtellet ſolches nur äuſſerlich vor.

F. Cortez. Iſt das nicht viel? Bey euch vermag die Vernunfft ſo wenig, daß ſie nicht einmahl in eure äuſſerliche Handlungen etwas einführet, welches euch deſſen erinnern könnte, was ſich von rechtswegen darinnen finden ſollte.

Montezum. Ihr erinnert euch aber derſelben ſo wenig, als gewiſſe Griechen, von welchen ich hier habe reden hören, ſich ihres Urſprunges erinnerten. Sie hatten ſich in Toſcanien niedergelaſſen, einem, ihrer Meynung nach, barbariſchen Lande. Aber allmählich hatten ſie alle Sitten deſſelben ſo vollkommen angenommen, als ſie ihre eigenen vergeſſen hatten. Indeſſen verdroß es ihnen, wer weiß wie ſehr, daß ſie Barbarn geworden wären, und verſammleten ſich jährlich an einem gewiſſen Tage. Sie laſen ihre alte Geſetze Griechiſch vor, denen ſie doch nicht mehr nachlebten, und die ſie kaum mehr verſtunden. Sie weineten, und zogen wieder von einander. Sobald ſie weg waren, fiengen ſie frölich die gewöhnliche Lebensart des Landes wieder an. Man be-

bekümmerte ſich bey ihnen um die Griechiſchen Geſetze, wie bey euch um die Vernunfft. Sie wuſten, daß dieſe Geſetze in der Welt waren; ſie erwehnten derſelben auch, aber obenhin, und ohn alle Frucht. Ja ſie bedaureten dieſelben noch einigermaſſen; ihr aber thut ſolches nicht einmahl gegen die Vernunfft, die ihr abgeſchaffet habt. Ihr habt es euch angewöhnt, ſie zu erkennen und zu verachten.

F. Cortez. Wenn man ſie erkennet, iſt man zum wenigſten mehr im Stande ihr zu gehorchen.

Montezum. Alſo weichen wir euch nur in dieſem einzigen Stücke. Ach warum hatten wir doch keine Schiffe, eure Länder damit zu entdecken! Und warum kamen wir nicht auf die Gedancken, daß ſie uns zugehöreten? Wir hätten eben ſo viel Recht gehabt, uns derſelben zu bemächtigen; als ihr hattet, euch der Unſrigen zu bemeiſtern.

Ende des andern Theils.

Plutons
Urtheil
über
beyde Theile
der neuen Geſpräche
der Todten.

Auszug
aus einem Schreiben des Verfaſſers dieſer Geſpräche
an ſeinen Verleger.

Ich ſchätze mir es vor keine geringe Ehre, daß man verſchiedene Beurtheilungen wider mich gemacht hat; wie ſie mir berichten. Weil man ſie ihnen anbiethet, ſo rathe ich ihnen, ſie alle miteinander drucken zu laſſen, wofern ſie nur ihren Vortheil finden: ich werde mich des Rechtes nicht bedienen, welches ſie mir einräumen, ſie daran zu verhindern. Meine Abſicht iſt nicht geweſen, ein Buch ohn alle Fehler zu machen: und wenn mir die Beurtheilungen keine Schmähworte in ſich halten; ſo bin ich zufrieden. Um davon verſichert zu ſeyn, ſo zeigen ſie dieſelben dem Herrn N. N. dieſer wird ihnen ſagen, was man auslaſſen müſſe: wenn er nehmlich Dinge darinnen antreffen wird, ſo nicht eigentlich wieder die Geſpräche der Todten laufen.

Zuſchrifft
an Herrn
L. M. D. S. A.

Mein Herr,

HAlten ſie ſich vor meinen Schuldner, wo ſie belieben: Denn ohne ihr Zureden, hätte ich dieſes Urtheil Plutons nicht geſchrieben. Ich hab es ihnen offt geſagt, daß nichts unnützlicher, zugleich aber auch nichts leichter ſey, als Critiqven zu machen. Critiſiren ſie, ſoviel ſie wollen; werden ſie wohl jemanden auf andere Gedancken bringen? Keinen einzigen. Und warum ſollte man wohl den Leuten ihre Meynung ändern? Ihr erſtes Urtheil iſt ja offtmahls ſehr gut geweſen. Was die Leichtigkeit betrifft: ſo werden ſie ſelbſt geſtehen, daß es ſo ſchwer nicht ſey, anderer Leute Fehler zu entdecken. So träge ich auch bin; ſo wollte ich, daß man mich zum Richter über alle neue Bücher beſtellet hätte. Obgleich dieſes Amt ſehr weitläufftig zu ſeyn ſcheinet: ſo bin ich verſichert, daß ich noch Zeit übrig behalten würde, müßig zu gehen. Man bewundert auch die Einſicht nicht ſonderlich, womit ein Criticus die Mängel einer Schrifft ans Licht bringet.

Entweder man hatte dieſelbe noch nicht angemercket: und alsdann will man ihm nicht Recht geben: oder man hatte ſie ſchon wahrgenommen; und alsdann raubt man ihm die Ehre ſeiner Anmerckungen. Kurtz, ſein Leſer iſt ihm entweder ſchon zuvor gekommen; oder er iſt nicht ſeiner Meynung. Warum habe ich denn bey ſogeſtalten Sachen eine Beurtheilung geſchrieben? Will ich mich etwa der guten Aufnahme dieſer Geſpräche der Todten widerſetzen? So groß iſt mein Anſehen bey der Welt nicht. Will ich zeigen, daß es allenthalben Fehler gebe? das wäre nichts ſeltſames. Will ich endlich zeigen, daß ich was beſſers machen könnte als das, was ich beurtheile? dieſes am allerwenigſten. Was will ich denn? Ich weiß nicht ob man es wird glauben wollen, daß diejenige ſchlechte Beurtheilung der Geſpräche der Todten, die wir beyde ungedruckt geleſen; diejenige Beurtheilung, welche nichts beurtheilte, an ſtatt deſſen aber ſchimpfte und ſchmähete, uns auf die Gedancken gebracht, eine andere zu verfertigen, die im Abſehen auf das Buch weit ſtrenger, im Abſehen auf den Verfaſſer aber weit höflicher wäre; als welcher gewiß diejenige Hochachtung, ſo man vor ihm hat, wohl verdienet. Unſre erſten Gedancken gefielen uns, und ſie, mein Herr, wollten, daß ich mich darüber machen ſollte. Ich habe es gethan. Iſt es mir nicht gelungen; ſo wird mir die darauf gewandte Mühe genugſam durch das Vergnügen vergolten werden, wenn ich ihnen bewieſen habe, daß ich ſey ꝛc. ꝛc.

Plu

Plutons Urtheil
über die Geſpräche der Todten.

Erſter Theil.

Niemahls war dergleichen Unordnung unter der Erden geweſen. Es war eine Verwirrung, die man ſchwerlich glauben würde. Vorhin waren verſchiedene Abtheilungen in der Höllen, darinnen man alle Todten von einer Gattung zuſammen that. Sie redeten mit einander von Sachen, die ſich vor ſie ſchickten: oder ſie ſchwiegen vielmehr gar ſtille: Allein nachdem ſie die Geſpräche geleſen, die man ſie hatte halten laſſen; ward das unterſte zu oberſt gekehret. Die Buhlerinnen drungen ſich in das Behältniß der Helden, und ſagten ihnen tauſend Narrenpoſſen vor, wodurch die Ernſthafftigkeit dieſer Herren aufs äuſſerſte beleidiget wurde. Die Gelehrten, die ſonſt den Printzen aufwarteten, giengen ſo mit ihnen um, wie dieſelben mit Gelehrten umgehen ſollten. Alle Ordnung, die der Natur gemäß, unter ihnen eingeführet worden, war geſtöret, und man ſahe Carl den fünften neben dem Eraſmus gehen, und ihm als einer Majeſtät begegnen. Wenn Pluto einen Todten verlangete, wuſte man ihn nicht mehr zu finden. Neulich ließ er den Aretin in der gantzen Hölle ſuchen. Als man ihn nirgends fand, glaubte man er wäre entwiſchet, und bildete ſich nichts weniger ein, als daß er beym Kayſer Auguſto ſeyn würde. Zum Unglücke traf Pluto den Anacreon und Ariſtoteles an, welche mit einander ſprachen. Als ſie ſich nun hefftig zanckten, und Pluto den einen bey der Schulter in den Aufenthalt der Poeten; den andern aber in den Wohnplatz der Weltweiſen ſtieß: erblickte er nicht weit davon den Homer und den Eſopus, die aus ihren Behältniſſen gegangen waren, um ſich einander erſt höflich zu begegnen, hernach aber zu ſchimpfen; und ein wenig weiter hin, den Kayſer Adrian und Margarethen von Oeſterreich, die von den äuſſerſten Enden der Höllen gekommen waren, ſich mit einander zu ſchlagen. Er ſahe wohl, daß es ſchwer fallen würde, dieſem Ubel abzuhelffen: und indem er die Zeit erwartete, da er ſein Reich wieder in Ordnung bringen könnte; wollte er allen ſeinen Verdruß über das Buch auslaſſen, welches ſoviel Unruhe verurſachet hatte. Er entſchloß ſich, die Beurtheilung deſſelben öffentlich vorzunehmen; aber wie er in dieſen Materien nicht gar zu viel Einſicht hat, indem er nur einen gemeinen Verſtand beſitzet, der zwar geſund, aber nicht ſonderlich zart iſt: ſo ward er willens, von jederman die Klagen, über die Geſpräche der Todten anzuhören, und ſein Urtheil darnach einzurichten.

ten. Derowegen ließ er in der Höllen ausruffen, daß man an einem beſtimmten Tage dieſes Buch in ſeinem Pallaſte beurtheilen würde, und daß die Todten eingeladen würden, ſich daſelbſt einzufinden: Lucian aber, und die ſechs und dreyſig Todten, die ſonderlich an den Geſprächen Theil hätten, ſollten gantz unfehlbar daſelbſt erſcheinen.

Der Tag erſchien, und die Verſam̃lung war ſehr zahlreich. Pluto ſaß mit einem verdrüßlichen Geſichte auf ſeinem Throne. Alle Augenblicke jähnete er; weil er zuvor in dem Buche geleſen hatte: ja er beklagte ſich gar über groſſe Kopf Schmertzen, welche von der Aufmerckſamkeit herkamen, womit er daſſelbe geleſen hatte. Cacus und Rhadamantus waren neben ihm, aber weit mürriſcher und düſterer von Anſehen als gemeiniglich. Alle Todten waren in einer tiefen Stille: Als Pluto ſich erhub und dieſe nachdrückliche und kurtze Anrede hielte.

Ihr Todten! Wo Teufel hat der Verfaſſer dieſer Geſpräche es her, daß ich unbrauchbar geworden ſey? Ich will ihm zeigen, daß er ſich betrogen habe. Die gantze Hölle ſoll von meiner Rache zeugen, und das Gerüchte davon, ſoll bis in Blagearts Buchladen erſchallen.

Mehr ſagte er nicht. Augenblicklich fiengen, ich weiß nicht wieviel Kläger auf einmahl an zu reden. Cacus gab ein Zeichen, daß man ſchweigen ſollte, und ſagte: er wolle ſchon ſorgen, daß ſie alle nach der Ordnung ſollten zu reden kriegen: ja damit das Verfahren deſto juriſtiſcher herauskommen, und niemand dencken möchte, man hätte das Buch ohne alle Vertheidigung deſſelben verdammet, befahl er dem Lucian, die Stelle des Verfaſſers dieſer Geſpräche zu vertreten, und vor ihn zu antworten: Allein Lucian erklärte ſich ſogleich, daß er die Mühe nicht über ſich nehmen würde. Wie? ſprach Eacus, ihr ſeyd die Haupt-Perſen des Buches; euch hat er es zugeeignet; und ihr wollt es nicht vertheidigen? Derjenige, dem ein Buch zugeſchrieben wird, muß es entweder bezahlen; oder beſchützen. Ihr habt eurem Scribenten nichts gegeben: ſo vertheidiget ihn doch zum wenigſten. Ich darf keines von beyden thun, verſetzte Lucian. Wenn der Verfaſſer einen andern Helden hätte finden können als mich, ſo würde er es demſelben zugeſchrieben haben. Er hat nur in Ermangelung der Lebendigen, einen Todten gewehlet. Und wer hat es euch geſagt, daß die Zueignungs-Schrifften einen zu etwas verbinden? Fraget nur bey vielen groſſen Herren nach, die ich hier ſehe, deren Nahme vor unzehligen Büchern ſtehet.

Der Stoicker Chryſippus, welcher zugegen war, und ohngeachtet er von Natur ſchon verdrüßlich iſt, nicht gar zu viel Urſache hat, ein Freund des Lucians zu ſeyn, fieng an zu reden, und ſagte: Lucian thäte recht, daß er das Amt eines Fürſprechers für einem ſolchen Gerichte, nicht auf ſich nähme, wo er ſelbſt als Verbrecher erſcheinen müſte. Er wäre eben derjenige, der das böſe Exempel gegeben hätte, die Todten redend aufzuführen. Man könnte alle Fehler ſeines Nachfolgers auf ſeine Rechnung anſchreiben, ja vielleicht ihm ſelber Mühe genug machen, wenn man ſeine eigene Geſpräche unterſuchen wollte. Pluto, der auf alle Geſpräche böſe war, billigte es, daß man auch die Lucianiſchen verurtheilen ſolle: und Chryſippus fuhr, vor Freuden über dieſe Gelegenheit ſich zu rächen, alſo fort:

Ich ſehe, ſprach er, daß Lucian ſich mit einer ſpöttiſchen und verächtlichen Mine fertig macht, mich anzuhören. Es iſt wahr, daß er in der andern Welt die lachende Parthey auf ſeiner Seite gehabt: Aber ich zweifle, ob er allhier eben ſo glücklich ſeyn werde. Er gehört unter die Luſtigmacher, die immer daſſelbe zu ſagen pflegen, und nur immer aus einerley Tone ſchertzen können. Man ſagt ihm, indem an ihn gerichteten Schreiben: **Man ſehe es nicht gerne, daß die ſchönen Materien von Gleichheit der Todten, von ihrem Verlangen nach dem Leben, von der Standhafftigkeit der Philoſophen im Tode, von dem lächerlichen Unglücke junger Leute; die eher ſterben als die Greiſe, denen ſie als ihre Erben aufwarteten, daß,** ſage ich, alle dieſe Materien bereits erſchöpfet wären. Ich verſichere euch, daß ſein Nachfolger in dieſen Stücken unmöglich was neues ſagen können; ſo gern er es auch hätte thun mögen. Lucian hat alles nach der Ordnung gethan, und dieſe Sache auf tauſenderley Arten vorgetragen, die doch ſehr miteinander übereinkommen. Wieviel Geſpräche hat er nicht inſonderheit von den armſeeligen betrogenen Erben? Wenn man immer neues von ihm fordern wollte, würde er vielleicht kaum ein halbes Dutzend Todten Geſpräche übrig behalten. Was mich anlanget, ſo hielte ich davor; man ſollte ihn ſeiner Wiederholungen wegen, hier an die Stelle des Siſyphus ſtellen, und ihm den groſſen Stein ohn Unterlaß umzudrehen geben; wie er es mit ſeinen Materien gemacht hat.

Alle Todten fiengen an zu lachen. Lucian lachte mit, aber nicht gar zu ungezwungen. Chryſippus, welcher durch dieſen kleinen Beyfall einen Muth gefaſſet hatte, wollte fortfahren; aber Rhadamant, ein billiger Richter, der nicht zuläſt, daß man von ſeiner Sache viel ausſchweiſe, ſagte ſehr ernſthaffig: Hier fragt es ſich nicht von Lucians Geſprächen. Seine Hochachtung iſt ſchon feſt geſetzet: Hätte man ſich derſelben wiederſetzen wollen; ſo hätte man es viel eher thun müſſen. Ihr ſeyd recht gnädig, fiel ihm Cato von Utica ins Wort, und zwar mit einem weit ernſthafftern Geſichte als Rhadamant ſelbſt hatte. Die Herren Geſpräch-Schreiber ſchonen ja die allerälteſten und angeſehenſten Leute nicht. Was hat man mir vor ſchlechte Ehrfurcht erwieſen? Ich bin ſechszehn hundert Jahre todt, und ſechszehn hundert Jahre her bewundert worden: nach dieſer Zeit aber beunruhiget man mich, meines Todes wegen. Dieſer hat nicht das Glück gehabt, dem Verfaſſer eines kleinen Büchleins zu gefallen. Er iſt zu gezwungen, ſagt er. Ich bin ihm gar zu ernſthafftig geſtorben, und nicht luſtig genug bey dieſer That geweſen. Ich machte nicht Poſſen und Kurtzweil, wie ein wahrhaffter Philoſoph hätte thun ſollen. Ich ſagte nicht:

Mein ſchüchternes flatterndes Seelchen
wohin?

Mit einem Worte, ich ſchnarchete nicht wahrhafftig, und dadurch habe ich alles verdorben. Indeſſen iſt es gewiß, daß ich alles ohne einige Verwirrung anordnete, und meinen Tod nicht aufſchob, auch das Geſpräche Platons nicht zweymahl durchlaß, als nur bloß zu dem Ende, damit ich von meinen Freunden Nachricht einziehen könnte, welche ſich aufs Meer begeben hatten, dem Cäſar zu entfliehen; und daß ich mir den Stoß gab, ſobald ich dieſelbe Zeitung bekommen hatte. Wie will denn eigentlich dieſer gute Mann, daß man ſterben ſoll? Er thue uns den Gefallen und gebe uns ein Muſter eines Todes, der ihm gefälle, damit man ſich darnach richten könne; und damit ein Held ſeiner Sache gewiß ſey, wenn er Luſt bekommt zu ſterben. Soll man etwa Verße machen? denn die beyden Todten, mit denen er zufrieden zu ſeyn ſcheinet, haben es gethan. Sind denn groſſe Leute verbunden ihren Seelen Narrenpoſſen vorzuſagen, und ſollen ſich die Jungfern über ihre Jungferſchafft beklagen, die ſie wieder ihren Willen behalten haben? Hat er uns denn eben dieſe ſchöne Exempel der Groſmuth vorſtellen müſſen, eines Urtheiles zu ſpotten, welches gantze ſiebenzehen Jahrhunderte von meinem Tode gefället hatten? Wo iſt die Hochachtung, die man dem Alterthume ſchuldig iſt? Mit was vor einem Rechte ſucht man die Helden deſſelben zu erniedrigen?

Die gantze Verſamlung ward durch die Hefftigkeit, die Cato im Reden blicken ließ, in Bewegung geſetzt. Aber der Kayſer Adrian trat auf, und ſagte gantz gelaſſen: Macht doch nicht ſoviel Geſchrey von der Ehre des Alterthums; daſſelbe hat keine Urſache, ſich über den neuen Verfaſſer der Geſpräche zu beſchweren. Es iſt wahr, er erniedriget euch darinnen, und nimmt euch aus der Zahl der Helden: Aber das Alterthum verliert nichts dabey, denn er ſetzet mich alſofort an eure Stelle; mich, der ich doch vorhin meines Todes wegen nicht unter die Helden gezehlet wurde. Ich bitte dieſe gantze Geſellſchafft um Vergebung:

Denn ich konnte mich nicht recht entſchlieſſen, mich zu ihr an dieſen Ort zu begeben. Ich war ſehr unruhig in meiner Kranckheit. Ich wollte durchaus, daß die Aertzte ein Mittel zur Erhaltung meines Lebens erfinden ſollten, und ich bin dem Verfaſſer der Geſpräche ſehr verbunden, daß er mir das alles gütigſt überſehen wollen. Ich verſichere auch, daß ſein Buch recht artig iſt, und daß ich es gern leſe. Es tröſtet mich wieder alle diejenigen die von meinem Tode übel geredt haben. Man muß niemahls gantz verzagen. Ich ſtarb wie eine feige Memme, nach dem Berichte der meiſten Geſchichte: Und, ich weiß nicht wie lange hernach, werde ich zum Helden, ohne daß ich daran gedencke.

Ja, verſetzte Cato, aber ich komme ſchlecht dabey zu rechte. O! erwiederte Adrian, wo der eine gewinnet, muß ja der andre wohl verlieren: Das iſt eine alte Regul. Die Bücher-Schreiber ſind Herren über ihre Zuneigung und theilen ſie aus, wie es ihnen gut dűncket.

Hierauf verdoppelte Pluto ſeine Ernſthaftigkeit, und verbot dem Adrian, ſolche gefährliche Maximen vorzubringen; um aber den Streit zwiſchen dem Cato und Adrian aufzuheben, gab er auf Gutachten des Eacus und Rhadamantus folgendes End-Urtheil:

Es wäre nicht erlaubet, Charactere der Perſonen zu verwechſeln, und aus einem

Cato einen Adrian, aus einem Adrian einen Cato zu machen; auch ſo gar nicht unter dem Vorwande der Wiedererſtattung, oder daß alles, was man einerſeits genommen, anderntheils wieder erſetzet werde.

Nach dieſem Schluſſe ſchrie Cato, daß die Hauptfrage noch unentſchieden gelaſſen würde, nehmlich die Verachtung des Alterthums; und dafern man darüber keine Verordnung machen würde: ſo würde kein Todter mehr ſo ehrwürdig ſeyn, daß er vor Spöttereyen geſichert ſeyn könnte. Man müſſe eine Zeit beſtimmen, in welcher eine herrliche That vor heilig und unverletzlich gehalten würde, und keinem Tadel mehr unterworfen werden müſte. Alsbald fiengen Alexander und Ariſtoteles, Homerus und Virgilius an, um eben das zu bitten, was Cato bat. Man bemerckte dabey, daß Lucian in der Stille aus dem Haufen zu entkommen ſich bemühete; aber Alexander rief, man ſollte ihn nicht weglaſſen. Lucian will ſich nicht ohne Urſache von hier entfernen, ſagte dieſer groſſe Printz. Die Frage, ſo man hier unterſuchet, geht ihn auch an. Er hat es ſeinem Nachfolger gelehret, nichts von demjenigen zu ehren, was die gantze Welt verehret. Lucian greifet das allergröſte und erhabenſte an, ſo ihm nur bekannt iſt: Sein Nachfolger thut eben das. Bißweilen greift jener einen

nen ſolchen groſſen Mann, dieſer aber einen andern an; allein wenn man zum Unglücke in der erſten Claſſe groſſer Leute ſtehet, ſo muß man ſich in den Geſprächen aller beyder Scribenten aufführen laſſen. So iſt es mir gegangen. Lucian hatte in ſeinen Spöttereyen ſchon an mich gedacht. Aber ſein vermeynter Nachfolger hat davor gehalten, mein Leben könne ihm noch was neues an die Hand geben, und ich wäre berühmt genug, mehr als einmahl in die Hände der Geſprächmacher zu fallen. Uberdas hat mir Lucian durch meinen Vater dasjenige vorrücken laſſen, was er an meinen Thaten auszuſetzen hatte: aber dieſer läßt mich von der Phryne zu Schanden machen. Wenn Phryne einem jungen Frauenzimmer die Kunſt zu buhlen lehren wollte; ſo würde das niemanden Wunder nehmen: Allein daß ſie mir die Kriegs-Kunſt beybringen will! Phryne konnte ſichs etwa anmaſſen, einer jungen Buhlerin die Zahl ihrer Liebhaber vorzuſchreiben, und ihr ſagen: **Nehmt nicht ſo viel Buhler auf einmahl an, das iſt zu viel; Es wird eine Verwirrung daraus entſtehen.** Aber Phryne beſtimmet mir die Anzahl meiner Siege, und ſagt: **Ihr hättet weder an Perſien, noch Indien dencken ſollen, Ihr brauchtet nur Griechenland, und die benachbarten Inſeln; und aus Gnaden räume ich euch noch ein kleines Stücke von Klein A-**

ſien ein. Kurtz, Phryne verſteht ſich ſo wohl auf den Krieg, daß man dencken ſollte, ſie hätte zu Felde gedienet. Iſt es nicht wahr, kleine Weltbezwingerin, ſagte er, indem er ſich nach ihr umſahe? Antwortet doch, kleine Heldin wo habt ihr ſo viel gelernet? Phryne antwortete gantz erzürnt: Ich habs euch ſchon offt geſagt, daß ich keine kleine Heldin oder Weltbezwingerin heiſſen will. Alle Todten kommen, und ziſchen mich aus, indem ſie mir dieſen Nahmen geben: Aber ich will durchaus, daß ſie es nachlaſſen ſollen: denn der Verfaſſer der neuen Geſpräche hat ſich ſelbſt gebeſſert: Man hat mir geſagt, daß ich in der andern Auflage ſeines Buches nicht mehr eine kleine, ſondern anmuthige Weltbezwingerin heiſſe. Wenn man mir noch einen gröſſern Gefallen thun wollte; ſollte man mich ein artiges Weib nennen. Ich ſehe, daß alles ehrliche Frauenzimmer, ſo dabey auch angenehm geweſen, faſt in Verzweifelung gerathen, da man mich in den Geſprächen mit dieſer Eigenſchafft beehret hat. Sie meynten allein im Beſitze dieſes Titels zu ſeyn, und es iſt wahr, daß man Perſonen meines Handwercks, denſelben niemahls beygeleget: Aber ich freue mich, daß ihre Eitelkeit einmahl gedemüthiget worden, und daß ich unter allem Frauenzimmer von meiner Gattung zuerſt ein artiges Weib genennet bin. Gut, rief Alexander, anmuthige Weltbezwingerin, artiges Weib, oder wie ihr ſonſt heiſſen wollet: ſagt uns, wo ihr ſolche tiefſinnige Vernunfft-Schlüſſe herhabt; denn es ſcheint, ihr habt einen guten Kopf, da ihr die Weltbezwinger weit unter die Weiber ſetzet; **Weil dieſelben Armeen nöthig haben, wenn ſie was unternehmen wollen; die Weiber aber derſelben nicht bedörfen, wenn ſie was ausrichten; daß ihr gantz allein eure wichtigſten Thaten ausgeführet, ich aber nicht allein meine Feldzüge verrichten können.** Laſſet mich zufrieden, verſetzte Phryne. Ich will mit euch nicht anders, als nur in den neuen Geſprächen zancken, wo man euch nicht gar zu viel Verſtand einräumet; aber hier ſeyd ihr ja ein rechter Sophiſt. Ich glaube, es kommt daher, weil euer Lehrmeiſter Ariſtoteles zugegen iſt.

Alsbald that Pluto den Ausſpruch:

Phryne ſoll ſich um nichts anders, als um ihr Handwerck bekümmern. Sie machte eine tiefe Reverentz, und ſprach: Sehr gerne.

Denſelben Augenblick ſchrie Ariſtoteles, man ſollte dem Anacreon eben das auferlegen. Mir, ſprach er, hat man eben ſo viel Unrecht gethan, als meinem Untergebenen. Ihm hat man eine Buhlerin entgegen geſetzt, mir aber einen alten Schlucker; und dieſer alte Schlucker will mich in der Philoſophie unterrichten; wie dort die

Buhlerin dem Alexander Krieg führen lehret. Denn in den neuen Geſprächen iſt dieſes eine untrügliche Regel, daß man alles umgekehrt findet. So bald ihr einen weiſen Mann und einen Narren beyſammen ſehet; ſo ſeyd nur verſichert, daß der Narr über den Weiſen ſeyn wird. Käme es dem Verfaſſer in den Sinn, den Agamemnon und Therſites zu paaren: ſo glaubt nur, daß Agamemnon nicht mit Ehren davon kommen würde. Auf dieſen Schlag dörft ihr euch nicht wundern, daß er mich bey dem Anacreon in die Schule ſchicket; daß Anacreon ſagt, die Philoſophie ſey eine Kunſt zu lieben und zu ſauffen, und daß er das Lycäum in ein Weinhaus verwandelt. Alle dieſe Verkehrungen konnte man von einem Buche leicht vermuthen, worinnen Phryne über den Alexander den Sieg erlanget. Ich beklage mich auch nicht hauptſächlich darüber, daß Anacreon den gantzen Vortheil hat: ich beklage mich nur, daß ich ihm denſelben nicht einmahl ein wenig ſtreitig zu machen weiß. Ich beklage mich, daß ich gar ein Narr bin. Wie? kein einziges Wort antworten zu können! Durch ſein Saufliedchen ſtumm gemacht zu werden! Wo ſind alle meine Bücher? Geben ſie mir denn gar nichts an die Hand, deſſen ich mich bedienen könnte? Hatte ich etwa die Sprache oder das Gedächtniß verlohren? Du ſelbſt, Anacreon, um einen guten Einfall zu wiederhohlen, der in Griechenland bekannt war, ſchämeſt du dich nicht, daß du mich überwunden haſt? Gantz und gar nicht, verſetzte Anacreon. Als ich den Titel unſers Geſpräches laß, erzitterte ich. Ich dachte, du würdeſt mir nach deiner Ernſthafftigkeit manchen Verweis geben; aber ich war überaus vergnügt, als ich wahrnahm, daß ich in dem Geſpräche dein Lehrmeiſter war. Ich gab allen meinen lieben Schülern, die ich in der andern Welt hatte, Befehl, des Verfaſſers Geſundheit zu trincken, allen Peripatetiſchen Weltweiſen den Krieg anzukündigen, und nichts zu ſparen, damit mein neues Philoſophiſches Syſtema auf den hohen Schulen angenommen würde.

Als Pluto ſahe, daß Anacreon nur Schertz und Kurtzweil trieb, und zur Vertheidigung des Geſpräches nichts ernſtliches vorbrachte; that er den Spruch:

Ein Geſpräch ſollte nicht ſo gemacht ſeyn, daß Anacreon allein redete: Ariſtoteles wäre verbunden, ihm zu antworten, und ein kleines Liedchen ſolle nicht von eben dem Gewichte ſeyn, als viel groſſe Folianten.

Virgil fieng auch an zu reden, um ſich zu beklagen, daß man den Anfang ſeines Gedichts vom Feldbaue lächerlich zu machen geſucht hätte, wo er an den Käyſer Auguſt eine höfliche Anrede gemachet. Ihr ſtellet euch kurtzweilig an, ſprach er zum Aretin. Ihr beluſtiget euch über die Tochter der Thetis und über den Scorpion. Dieſes hätte vielleicht zu euren Zeiten ſeltſam ſcheinen können: allein zu meiner Zeit war es eben ſo viel, als wenn ich Auguſtum wegen ſeiner Tapferkeit und guten Aufführung gelobet hätte. Sehr wohl, ſprach Aretin. Der Urheber der Geſpräche hat geſagt, daß es in allen Ländern Schönheiten giebt, und ich ſage, daß es zu allen Zeiten Thorheiten gebe. Ihr wäret ja glücklich, daß ihr mit unter die Alten gehöret, wenn euch dadurch ein Recht zuwüchſe, etwas zu ſagen, was wir Neuern nicht hätten ſagen dörfen. Aber mein Herr Aretin, erwiederte Virgil, ihr habt die Römiſche Hiſtorie ziemlich vergeſſen. Habt ihr niemahls von den Vergötterungen der Käyſer was gehöret? Cäſar war nach ſeinem Tode zum Sterne geworden: Ein eben ſo herrliches Schickſal konnte man ja dem Auguſto auch vorher verkündigen. Itzo, da es nicht mehr Mode iſt, jemanden zu vergöttern, würde man freylich gantz anders mit den Printzen reden. Aber, verſetzte Aretin, nichts war lächerlicher, als dieſe Vergötterungen. Ihr hättet den Auguſt auf eine einfältige und natürliche Art loben können, ohne ihm dergleichen ungereimte Ehre zu propheceyen, die er nach ſeinem Tode vermuthete. Aber weil die Vergötterung etwas erſtaunens-würdigers und unvernünftigers iſt; ſo unterlieſſet ihr nicht, dieſelbe, zu wehlen. Was iſt daran gelegen, erwiederte Virgilius? Die Vergötterung mochte vernünfftig ſeyn, oder nicht: Genug, daß es eine bey den Römern eingeführte Gewohnheit war. Ach, rief Aretin, ihr thut den Römern unrecht. Der allertümmſte Pöbel ließ ſich dieſe Narrheiten kaum einbilden. Gantz recht, verſetzte Virgil, aber antwortet mir accurat. Glaubten die Römer von der Vergötterung weniger, als von demjenigen, was man von Elyſiſchen Feldern erzehlte? Nein, antwortete Aretin: ich glaube, die Elyſiſchen Felder ſind nicht beſſer erwieſen geweſen. Indeſſen, erwiederte Virgil, gefällt euch doch die Art ſehr wohl, womit ich den Cato lobe, indem ich ſage: **Daß er der Verſammlung der rechtſchaffenſten Leute, die von den übrigen in den Elyſiſchen Feldern abgeſondert ſind, fürgeſetzt ſey.** Wenn die Elyſiſchen Felder ſowohl als die Vergötterungen, nur vor läppiſche Thorheiten gehalten wurden: ſo iſt Catons Lob nicht beſſer gerathen, als das Lob Käyſers Auguſti. O, ſprach Aretin alsbald, das Lob, ſo ihr dem Cato gebt, will nur ſo viel ſagen: daß, wenn es Elyſiſche Felder geben möchte; ſo würde man daſelbſt tugendhaffte Leute von den andern abſondern, und den Cato zum Haupte derſelben machen. Sehr wohl, antwortete Virgil, das Lob, ſo ich dem Käyſer Auguſt gegeben, wollte auch nichts anders ſagen, als dieſes: wenn groſſe

Leute nach ihrem Tode unter die Zahl der Götter aufgenommen würden; ſo würde man Auguſtum ſo hoch halten, daß man ihm die Wahl im Abſehen auf den Rang und die Beſchäfftigung, laſſen würde. Beyde Lobes-Erhebungen ſind auf eine Bedingung gegründet: und die eine iſt nicht unmöglicher, als die andre. In Wahrheit, lieber Aretin, das iſt ein Verſehen, daraus ihr euch nicht ſo leicht los wickeln werdet. Glaubt mir: wer lügen will, muß ein gut Gedächtniß haben; und wer ſchertzen will, muß Verſtand beſitzen.

Cato, der wieder den neuen Scribenten ſehr aufgebracht war, erinnerte ſich, daß eben an der Stelle, davon Virgil und Aretin ſtritten, noch ein ander Wiederſpruch zu finden wäre: darum fieng er von neuem an, mit gröſſer Hefftigkeit zu predigen. Man billigt das Lob, ſprach er, welches Virgilius mir gegeben: Derowegen iſt es gegründet, und nach der Meynung des Verfaſſers wahrhafftig; der doch ſo viel zu einem Lobſpruche erfordert. So bin ich denn unter allen rechtſchaffenen Männern der vornehmſte. Ich bin alſo nicht ein Verzagter geweſen, der weder mit einer anſtändigen Mine zu leben, noch zu ſterben gewuſt. Will man denn gar keine Abbildung von mir machen? Will man mir nicht ſagen, was man eigentlich von mir haben wolle?

Diogenes fiel dem Cato ins Wort, und ſagte mit einer ſpöttiſchen und boßhafften Mine: Ich muß doch den armen Scribenten, der nicht zugegen iſt, wieder den Cato vertheidigen. Es iſt wahr, er hat ſich wiederſprochen: aber er hat ſehr wohl daran gethan. Er ahmete dem Lucian nach: Und Lucian wiederſprach ſich auch. Jch kan beſſer davon reden, als ſonſt jemand; denn zum Theil betrifft es mich ſelbſt, wo er ſich wiederſprochen hat. Jn einem ſeiner Geſpräche ſagt Cerberus zum Menippus, er habe den Socrates ſehr verdrüßlich in die Hölle kommen geſehen; Er habe den Verluſt ſeiner Familie bedauret, und wie ein Kind geweinet: ja er beſinne ſich nicht, daß jemand einen ſchönern Einzug gehabt habe, als Menippus ſelbſt, mit dem er redete, und ich. Jn einem andern Geſpräche klingt es gantz anders: Bloß die ſieben Weiſen, Leute, die eben nicht gantz untadelich ſind, wie man weiß, ſind frölich geſtorben, und haben in der Höllen erwieſen, daß ſie mit ihrem Zuſtande zufrieden ſind. Da ſeht ihr mich aus der Zahl wahrer Weltweiſen ausgeſchloſſen, und ſonſt hat Cerberus doch ihrer mehr geſehen, als er ſagt. Es iſt offenbar, daß der Verfaſſer der neuen Geſpräche davor gehalten habe, er müſſe dieſen Wiederſpruch nachahmen; und ich muß geſtehen, daß er ihn ſehr glücklich nachgeahmet habe. Cato thäte ſehr unrecht, wenn er ſich über ihn beklagen wollte. Jch beſchwere mich ja nicht einmahl über den Lucian, der doch keine Entſchuldigung machen kan; indem er ſich wiederſprochen hat, ohne jemanden nachzuahmen.

Lucian, der in der That nichts zu antworten wuſte, und ſich ohnedem mit dem Diogenes nicht gern einlaſſen wollte, vor welchem er ſich fürchtete; unterſtund ſich nicht, ſich zu vertheidigen oder zu rechtfertigen: und als Pluto ihn ſtillſchweigen ſahe, that er den Ausſpruch:

Daß er es den Todten-Geſpräch-Schreibern hiemit unterſaget haben wollte, niemahls was zu billigen, oder von jemanden was gutes zu ſagen, aus Furcht, irgend einen Wiederſpruch zu begehen.

Hierauf gab Homerus ein Zeichen, daß man ihn hören ſollte, und ſagte mit einer gelaſſenen Art, daß er bisher diejenigen hätte reden laſſen, die ſich mehr genöthiget geſehen, ihre Klagen vorzubringen; indeſſen hätte doch Virgilius vor den Fürſten aller Dichter mehr Hochachtung haben, und nicht eher, als derſelbe reden ſollen: Lucian und ſein Nachfolger wären ſehr übel mit ihm umgegangen, aber dieſer letzte noch ärger als jener: Zum wenigſten hätte doch Lucian das Böſe, ſo er von ihm ſagen wollen, durch jemand anders, und nicht durch Homerum ſelbſt ſagen laſſen; aber bey dem neuen Scribenten ſpreche er ſelber böſes von ſich, und zeige andern, daß er nirgends ſcharfſinnig geſchrieben, und daß man ihm zu viel Ehre anthäte, wenn man was ſinnreiches in ſeinen

Schrifften fände: Er möchte es gern wiſſen, ob der Verfaſſer von ihm die Macht bekommen, ihn alſo reden zu laſſen? Wiedrigenfalls geſtünde er nichts, und übernehme ſichs zu zeigen, daß ſeine Schrifften voller Geheimniſſe und Allegorien wären: Dafern man auch nicht dieſe Frechheit der Scribenten im Zaume halten würde; ſo würde Achilles bald geſtehen, daß er vor Furcht in der Schlacht geſtorben, und Penelope, daß ſie in Abweſenheit ihres Mannes allen ihren Buhlern Gefälligkeiten erwieſen hätte; ja kürtzlich, es würde kein Todter mehr ſicher ſeyn, daß man ihn nicht einmahl wieder aufwecken möchte, bloß zu dem Ende, damit er ſich ſelbſt in einen übeln Nahmen bringen könnte.

Die Klagen Homeri ſchienen ſo gerecht zu ſeyn, und was noch mehr iſt, ſein Anſehen gab ihnen ſo viel Nachdruck, daß Pluto ohne dem Eſopus Gehör zu geben, der ihm antworten wollte, verbot:

Man ſolle niemahls eine Perſon wieder ſich ſelbſt reden laſſen: es wäre denn, daß man eine förmliche Erlaubniß darzu hätte.

Aber Homerus war damit nicht zufrieden. Er erinnerte den Pluto, man müſſe das Alterthum von den muthwilligen Beleidigungen rächen, die es von den beyden Verfaſſern der Todten-Geſpräche an hundert Stellen erlitten hätte. Was?

ſprach er: Lucian hat meinen Nahmen nicht in Ehren gehalten, der doch ſchon mehr als tauſend Jahre in Hochachtung geſtanden hatte! Der Nachfolger Lucians iſt noch verwegener als er ſelbſt: indem er eben denſelben Nahmen nicht verehret, der doch itzo ſchon ohngefehr ein Alter von drey tauſend Jahren hat? War denn dieſe unzehliche Menge von Menſchen, die in einer ſo langen Reyhe von Jahrhunderten meine Schrifften angebetet haben, eine Anzahl von lauter Narren? Man verdammet in einem Augenblicke, ohne ſonderliche Uberlegung ſo viel Urtheile, die alle einſtimmig geweſen. Die Vorurtheile vermögen viel; wird man ſagen. Wenn irgend einer in Verwunderung geräth, ſo gerathen alle andere auch in dieſelbe, und die, ſo wiederwärtiger Meynung ſind, dörfen ſich nicht erklären. Hierauf habe ich nur ein Wort zu ſagen. Man zeige mir, wie ich ohne mein Verdienſt, ſo viel Hochachtung habe erlangen können: ſo will ich es wircklich glauben, daß ich ſie nicht verdient habe.

Homerus erhielte den Beyſtand unzehlicher Alten, die insgeſamt beleidiget waren, weil man ſo wenig Hochachtung vor ſie gehabt hatte. Ein jeder trug mit Verdruß die Anzahl der Jahre vor, die gleichſam vor ihn das Wort führete, und überhäufete die Richter mit unzehlbaren Zeugniſſen, die man zu ſeinem Ruhme abgeleget hatte. Endlich, als Pluto etwas länger als gewöhnlich über das Urtheil gerathſchlaget hatte, welches er hierüber fällen wollte; war dieſes ſeine Verordnung:

Die Alten wären allezeit ehrwürdig: Lucian, der ſich zuerſt wieder ſie aufgelehnet hätte, ſollte der Vorrechte des Alterthums niemahls genieſſen und allezeit der Critick unterworfen bleiben: Und wer nach ſeinem Exempel die Alten läſtern würde; ſollte verbunden ſeyn, öffentlich zu geſtehen, er ſey damit zufrieden, wenn man ihn vor einen ſchlimmen Scribenten halte, wenn es ſich gleich zutrüge, daß ſeine Schrifften durchgehends Beyfall fänden; und bekennen, daß es ihm in ſeiner Arbeit nicht nach Wunſche gelungen, obgleich er ſich dadurch bey der Welt Hochachtung erworben.

Hierauf hörte man ein gewiſſes Murmeln unter der Schaar der Todten, welche vorhin gantz ſtille geweſen waren. Alles wurde aufmerckſam. Es war der Hertzog von Alençon, der zur Engliſchen Königin Eliſabeth ſagte: Wie? Eure Majeſtät wollens übel empfinden, daß ich ihnen eine Ehren-Erklärung verſchaffe? Eure Majeſtät dörfen kein Wort reden; aber ich bitte um Erlaubniß, daß ich vor dieſelben reden darf. Ich will alles ſo vornehmen, daß es ſcheine, als wenn ichs vor meinen Kopf thäte. Ich bitte mir dieſe Gnade von Eurer Majeſtät aus: ich kan es nicht leiden, daß Eure Majeſtät unter meinem Nahmen beleidiget worden.

Alle Todten fiengen überlaut an zu lachen, als ſie das Wort Eure Majeſtät, ſo offt wiederholen hörten; denn dieſe Titulatur iſt in dieſem Lande nicht üblich. Aber der Hertzog von Alençon, wollte ſich im Ernſte rechtfertigen, und ſagte, er begegne der Königin nur deswegen ſo ehrerbietig, um diejenige Unhöflichkeit zu erſetzen, die er ihr in den neuen Geſprächen erwieſen: Seine Ehre hienge daran; wenn man glaubte, daß er ſo ſchlecht zu leben wüſte: Er wolle nicht vor einen Menſchen gehalten ſeyn, der es Königinnen mit ausdrücklichen Worten vorrücken könnte, daß ſie ihre Jungferſchafft nicht mehr hätten. Darüber, fuhr er fort, haben wir dieſen Augenblick mit einander geſtritten, wir, nehmlich Eliſabeth und ich. Ich wollte wegen des ihr angethanen Schimpfes eine Genugthuung fordern. Allein ſie ſagt unaufhörlich: Ein Frauenzimmer müſſe allezeit dergleichen Dinge vermeiden; und lieber die Beleidigung erdulden, als Rache deswegen ſuchen. Ihr würdet beſſer thun, fiel der Graf von Leiceſter ihm plötzlich ins Wort, wenn ihr des Unrechts halber eine Gnugthuung fordern möchtet, das man euch ſelbſt angethan hat. Ihr ſollt der Eliſabeth geſagt haben: Die Jungferſchafft ſey die ungewiſſeſte unter allen ihren Eigenſchafften geweſen: Und zu gleicher

Zeit hättet ihr euch beklagt, daß ſie euch nicht zu ihrem Gemahl genommen. Das iſt weder höflich genug vor einen Printzen, noch zärtlich genug vor einen Liebhaber. O! rief eine Spröde, die nicht längſt geſtorben war: Will man von der Eliſabeth was unanſtändiges vermuthen! Iſt das möglich? Eliſabeth fand nichts artigers, als **Anſchläge machen**, Vorbereitungen anſtellen, und nichts zum Stande bringen. Vielleicht machte ſie ſich in der Liebe ein kleines Vergnügen, aber aufs höchſte ließ ſie es niemahls kommen. Und haben wir ihr nicht dieſe herrliche Regel zu zu verdancken: **Was man wircklich erhält, iſt allezeit weniger werth, als vorhin, da man es nur hoffete. Und keine eingebildete Sache kommt zum Stande ohne viel von ihrer Annehmlichkeit zu verlieren.**

Wie wenig Zärtlichkeit beſitzet ihr, fiel ihr Smindiride in die Rede, die eben nicht viel beſſer iſt, als eine Spröde. Ihr glaubt, die Einbildung vergröſſere das Vergnügen: Gerade das Wiederſpiel! **Ach wie ſehr ſind die Menſchen zu beklagen! Ihr natürlicher Zuſtand giebt ihnen wenig Annehmlichkeiten zu genieſſen, und ihre Vernunfft lehret ſie, daß ſie ſich derſelben noch weniger bedienen, als ſie wohl könnten.** Ihr ſeyd näriſch, ſprach ein grober Holländer, wenn ihr euch über den natürlichen Zuſtand der Menſchen, und über die wenigen Ergetzlichkeiten ſo derſelbe ihnen verſchaffet, beklagt. Die aller einfältigſten und gemeinſten Beluſtigungen ſind die ſüſſeſten. Wiſſet ihr wohl, wie Eliſabeth ſich über einen Holländiſchen Ausdruck ergetzete, deſſen ich mich zu ihrem Lobe bedienete? Ich war kein Menſch der das Zärtliche in den Vergnügungen ſuchete, und wuſte nichts mehr davon, als alle Welt weiß. Indeſſen war die Königin von Engelland mit meiner Wiſſenſchafft wohl zu frieden, und ich bekam bey meiner Abreiſe ein ſchönes Geſchenck.

Ich beſorge ſehr, ſagte der Crotoniſche Milo, zu der Spröden, die vorhin geredet hatte, daß dieſer grobe Kerl die Königin nicht vielleicht aus ihren eingebildeten Ergetzlichkeiten geriſſen habe. Er ſieht bald ſo aus . . . Seyd ſtille, ſprach Pluto gantz erzürnt. Der Kopf geht mir in die Runde. Ich weiß nicht mehr wo ich bin. Ich weiß nicht mehr wovon die Rede iſt. Ich verſtehe in dem Streite von den Beluſtigungen gar nichts. Von dem Character der Eliſabeth verſtehe ich nicht ein Haar mehr. Eliſabeth will nur lauter Anſtalten und lauter Hoffnung: Und hernach hat ſie doch mit dieſem Holländer einen weit handgreiflichern Geſchmack. Man verweiſet derjenigen, die nichts wirckliches liebet, daß ihre Jungferſchafft ſehr zweifelhafft ſey; und hernach wollte man ſie, dem allen ungeachtet, gern geheyrathet haben. Man ſagt die Ergetzlichkeiten beſtehen in der Einbildung; man ſagt auch, daß ſie nicht darinnen beſtehen: Man ſagt, das Zärtliche müſſe in den Ergetzungen geſucht und recht ausgekünſtelt werden; man ſagt auch, daß die einfältigſten und gemeinſten Beluſtigungen die beſten ſind. Wer wird mir aus allen dieſen Verwirrungen helfen?

Ich nicht, gab Eacus zur Antwort: Ich auch nicht, ſprach Rhadamantus. Wir hätten vielweniger Mühe gehabt, unſre Verbrecher zu richten, als die Streitigkeiten aller dieſer Schwätzer, die ihr habt herkommen laſſen, zu entſcheiden. Sie werden niemahls recht über etwas eins werden, weder unter einander noch mit ſich ſelbſt. So recht, verſetzte Pluto mit Ungeſtüm: weil ihr alle beyde die Sache nicht anzugreifen wiſſet, ſo befehle ich:

Daß der Hertzog von Alençon, Eliſabeth von Engelland, Smindiride und der Holländer niemahls zuſammen kommen ſollen.

Kaum hatte Pluto dieſe letzte Worte ausgeſprochen, als Mercur in die Verſammlung trat. Man ſahe es ihm an, daß er was neues brächte: und in der That, ſagte er, ſobald er ankam, daß er von der Oberwelt käme, und daß ihm die Lebendigen eine Verrichtung aufgetragen hätten, die er itzo ausführen wolle. Es war ein Brief an die Todten, den ſie ihm mitgegeben hatten, und er laß ihn gantz laut vor, wie folget:

Schreiben
der
Lebendigen an die Todten.

Hochgeehrte Todten,

MAn trägt ſich bey uns mit Geſprächen herum, darunter eure Nahmen ſtehen: weil darinnen von ſo wichtigen Materien gehandelt wird, daß die Lebendigen dergleichen Unterredungen nicht hätten halten können; als welche nur lauter unnützes Zeug reden. Wir haben uns mit allem Ernſte geprüfet, wozu wir fähig wären; und mit aller Hochachtung, die wir euch ſchuldig ſind, befunden, daß wir in unſern gemeinen Geſprächen wohl eben ſo viel ſagen können, als man euch hat ſagen laſſen. Eure Vernunfft-Schlüſſe ſind uns ſo erhaben nicht vorgekommen, daß wir dieſelben zu erreichen verzweifeln müſten. Ins beſondre glaubet das Frauenzimmer, daß es voller Leben und Geſundheit ſeyn, und doch ſoviel Scharfſinnigkeit des Geiſtes haben könne als Dido u. Stratonica, Sappho und Laura, Agnes Sorel und Rorelane. Sie halten ſich vor beleidiget, daß man es vor nöthig befunden, dieſe Verſtorbenen aufzugraben, um ſie nichts beſſers ſagen zu laſſen, als ſie hier gethan. Nicht zwar als wenn ihre Unterredungen dem hieſigen Frauenzimmer unnützlich zu ſeyn ſchienen: Gantz und gar nicht. Sie halten davor, daß dasjenige, was Stratonica zur Dido von ihrem Liebes-Verſtändniſſe mit Enea ſagt, allen übelberüchtigten Perſonen zu groſſem Troſte dienen könne: daß die Hiſtorien von der Agnes Sorel und Roxelane, ſehr geſchickt ſind, das Frauenzimmer zu bereden, daß ſie gebohren ſeyn, das Regiment über ihre Liebhaber zu haben: und daß Sappho und Laura ihnen ſehr guten Unterricht gebe, wie ſie ihre Einbildungs-Krafft mit anſtändigen Dingen beſchäfftigen und üben ſollen: Sie ſind aber endlich auch ſehr von ihrer eigenen Fähigkeit überführet, daß ſie ſich düncken laſſen, alle dieſe Dinge wären nicht zu hoch vor ſie. Wir bitten euch alſo, Hochgeehrte Todten, es zu erlauben, daß wir hier oben eben ſo ſcharfſinnige und nützliche Unterredungen halten dörfen, als die eurigen ſind; ſo lange bis wir die Ehre haben werden, euch ſelbſt zu ſprechen, welches doch in Wahrheit ſo ſpät als möglich iſt, von uns geſchehen wird.

Als Mercurius dieſen Brief geleſen hatte, ward das Anſuchen der Lebendigen von allen Todten vor rechtmäßig erkannt, und alsbald verordnete Pluto:

Es ſolle nicht nöthig ſeyn, daß man eben unter die Todten gehören müſſe, um etwas zu ſagen, was ſo voller Moral und Vernunfft-Schlüſſe iſt, als die neuen Geſpräche.

Laura wollte ſich indeſſen dieſem Schluſſe wiederſetzen. Sie ſtellte vor, daß ſie bey ihren Lebzeiten immermehr geſagt haben würde: **Wenn man will, daß ein Geſchlechte dem andern wiederſtehen ſoll, ſo wolle man nur, daß es ſo lange wiederſtehe, als es nöthig iſt, dem andern, welches den Sieg davon tragen ſoll, denſelben deſto angenehmer zu machen; nicht aber ſo ſehr, daß es ſelber ſiege: es müſſe weder ſo ſchwach ſeyn, ſich gleich zu ergeben, noch ſo ſtarck, daß es ſich niemahls überwinden laſſe.** In dieſem Vernunfft-Schluſſe ſtecke ſoviel Verſtand und wohlüberlegter Zuſammenhang, daß keine andre als eine Verſtorbene dazu fähig geweſen. Wenn man dieſen tiefſinnigen Gedancken recht gründlich einſehen wolle, ſo wäre es, als wenn das menſchliche Geſchlecht einen Reichs-Tag gehalten hätte, um die Frage zu entſcheiden; welches Geſchlecht von beyden den Angriff thun, oder ſich vertheidigen ſolle? und nach reifer Uberlegung der Weltweiſen, welche dieſes nach ihren Grund-Sätzen unterſuchet, hätte man die Freyheit den Angriff zu thun den Männern, die Vertheidigung aber den Weibern übergeben. Das hieße nun eine Materie recht gründlich abhandeln. Dieſe Gründlichkeit wäre auch um deſto treflicher, je galanter die Sache wäre; und endlich wäre es ſicher genug, daß die lebenden Weiber niemahls darauf gekommen ſeyn würden, als welche die Sachen nur obenhin anſehen, und mit einigen äuſſerlichen Annehmlichkeiten übertünchen.

Kaum hatte ſie aufgehöret zu reden, als Petrarcha ſich ſehen ließ, und ſagte, daß nach dieſen neuen Geſprächen Laura ſich gantz verderbet hätte; vorhin wäre ſie vernünfftig geweſen, itzo aber wollte ſie von allen Dingen gantz ausführlich und ordentlich handeln; ihre neue Thorheit beſtehe darinn, daß ſie alle Dinge aus dem Grunde unterſuchen und methodiſch vortragen wolle; wenn er ſich einbilde ihr was galantes und angenehmes zu ſagen, ſo fände er an ihr eine Vernünfftlerin, die gleich anfienge Schlüſſe wieder ihn zu machen; er könne nicht länger mit ihr auskommen; ja er wäre auch nicht zufrieden, daß ſie mit der Sappho bekannt würde, welche eine ſehr gefährliche Geſellſchafft vor ſie wäre; Laura hätte in der That den beſten Theil ergriffen, indem ſie vertheidiget hätte: die Männer müſten angreiffen, und die Weiber ſich wehren; er beſorge aber, ſie würde mit der Zeit dieſe guten Meynungen fahren laſſen, und Luſt bekommen, nach dem Exempel der Sappho, ſelbſt den Angriff zu thun.

Ludewig der zwölfte, König in Franckreich, und der Hertzog von Suffolck, vereinigten ſich mit dem Petrarcha, und brachten von der Britañiſchen Prinzeſſin Anna, und Marien von Engelland eben die Klagen vor, die er über die Laura vorgebracht hatte. Dieſe beyden Princeſſinnen hatten ſichs aus den neuen Geſprächen angewöhnet, nur immer durch weiſe Sprüche und allgemeine Sätze zu reden. Sie hielten lange Unterredungen mit einander, darinnen eine der andern allezeit in lauter Maximen und Sprüchwörtern antwortete; und es war faſt nicht möglich, ſie von ihren hohen Betrachtungen abzuziehen, und ſie dahin zu bringen, daß ſie etwas von gemeiner Art vorbrächten. Niemahls hatte Anna von Bretagne Ludewig dem zwölften in ſeinem Leben mehr zu ſchaffen gemacht, ob ſie gleich bisweilen ſehr mürriſch und ſtörrig geweſen; und der Hertzog von Suffolck wäre mit Marien von Engelland zur Zeit ihrer Ehe viel vergnügter geweſen, obgleich ihre Neigung zur Galanterie allezeit dem Gemahl einen rechtmäßigen Argwohn erwecket hätte.

Allen dieſen Unordnungen zuvor zu kommen verbot Pluto:

Man ſolle die Weiber nicht zu ſolchen Klüglingen oder Vernünfftlerinnen machen; aus Furcht vor üblen Folgerungen.

Hierauf ſahe man den Herväus kommen, der Carl den fünften bey dem Pluto anklagte, weil dieſer Kayſer ihm auf eine gewiſſe Anatomiſche Frage nicht antworten wollte. Ich bitte ihn, ſprach Hervåus, um eine kleine Erläuterung von den Milchadern, und den Anaſtomoſibus, und er will mir dieſelbe nicht geben. Alsbald fiengen alle Todten an zu ruffen: Hervåus müſſe ein Narr ſeyn. Carl dem fünfften anatomiſche Fragen vorzulegen! Iſt er denn ein Wundarzt? Ey was, verſetzte Hervåus, wiſſet ihr nicht, daß Carl der fünffte mit Eraſmo als ein Doctor redet, nehmlich von Fibren, und von der Einrichtung des Gehirns, worinnen der Geiſt und Verſtand beſtehen ſolle? Er weiß, daß die aller ſubtilſte Anatomie dieſen Unterſcheid der kleinſten Theile nicht entdecken könne; woher die Verſchiedenheit der Köpfe komme: Und bey dem allen ſollte er auf meine Fragen nicht antworten?

Man ſchaffe mir dieſen Phantaſten vom Halſe, ſprach Carl der fünffte, voller Zorn. Wo hat ers her, daß ein Kayſer die Anatomie verſtehen müſſe? Ey, verſetzte Hervåus, wer ſollte es nicht glauben, wenn man euch ſo reden höret, als ihr in den neuen Geſprächen thut? Was ich daſelbſt von der Anatomie ſage, erwiederte Carl der fünffte, iſt entweder vor nichts zu rechnen, oder alle Welt weiß doch daſſelbe ſchon. Allein, ſprach Hervåus, ihr redet recht mit den Kunſtwörtern dieſer Wiſſenſchafft, und auf eine ſolche Weiſe, daß man euch vor einen Naturkündiger von Profeſſion halten

ten ſollte: und das hat mich eben verführet. Wohlan, ſprach Carl der fünffte, iſt es denn einem groſſen Printzen nicht erlaubt, etliche Kunſtwörter zu wiſſen? Ja, ſprach Hervaͤus, aber er muß ſich derſelben nicht bedienen. In Wiſſenſchafften muß ein Fürſt nur die Sachen verſtehen und die Wörter den Gelehrten überlaſſen. Es muß nicht ſcheinen, daß er was gelernet habe, ſondern daß er es errathe.

Pluto pflichtete dem Hervaͤus bey, und verordnete:

Carl der fünffte ſollte nicht mehr ſo gelehrt aus der Natur-Wiſſenſchafft reden; oder er ſolle ſie recht von Grund aus erlernen.

Ich weiß wohl, ſetzte der König der Höllen hinzu, daß es eine gewiſſe Berenice giebt, die vor eine Königin ein wenig gar zu Grammatiſch iſt. Sie redet von einem grammatiſchen Tode der Nahmen, und von der Verwirrung, welche dieſelben den Gelehrten verurſachen, ſobald ein Buchſtaben darinnen verändert worden: Ich kan es ſchwerlich begreifen, wo ein Frauenzimmer, wo eine Prinzeſſin dieſes her habe? Sie muß ſehr ſtudiret haben, ja was noch mehr iſt, ſie muß wohl kein ſonderlich Geheimniß daraus machen. Allein wir wollen ſie nicht beunruhigen, es iſt Zeit zu ſchlüſſen; ſie ſoll in dem Urtheile Carls des fünfften begriffen ſeyn. Wir wollen die Ubrigen auch vernehmen:

Herväus trat noch einmahl hervor, und ſprach: vorhin hätte er ſich über Carl den fünften als einen Kayſer beſchweret, daß er gar zu gut aus der Natur-Lehre geſprochen hätte; itzo aber beklage er ſich über den Eraſiſtratus einen Artzt, weil er ſehr ſchlecht aus der Medicin geredet hätte. Ich habe den Kreis-Lauf des Geblüts entdecket, und Eraſiſtratus bezeiget gegen dieſe meine Erfindung eine ziemliche Verachtung. Und warum das? Weil er, ohne von dem Umlaufe des Geblüts was zu wiſſen, den Printzen Antiochus vom viertägigen Fieber befreyet; und zwar durch ein Mittel, welches zwar ſinnreich genug iſt; doch deswegen niemahls zu einer Mediciniſchen Regel werden wird. Denn ſagt mir, ich bitte euch, wird man wohl die Vorſchrifft machen, daß ein Artzt, der einem Krancken helfen ſoll, alles Frauenzimmer ſo derſelbe kennet, vor ihm vorüber gehen laſſen, ihm in währender Zeit die Puls halten, und diejenige Perſon anmercken ſolle, deren Anblick, die Bewegung ſeines Geblüts verdoppeln würde: Endlich aber hingehen, und ihm diejenige Perſon verſchaffen müſſen, in welche er ſich verliebt hätte? Indeſſen hält Eraſiſtratus davor, daß die Wiſſenſchafft von dem Kreislaufe des Geblüts nicht nöthig ſey; weil ſie bey der Kranckheit des Antiochus in der That nichts helfen konnte, indem es ſich nur fragte: was der junge Printz vor einen Kummer auf dem Hertzen hätte? Iſt das nicht ein ſchöner Schluß? Hat er zu der Zeit, da er auf der Oberwelt die Medicin trieb, dergeſtalt geſchloſſen, wie groß wird nicht eure Anzahl ſeyn, ihr Todten, die er an dieſen Ort verſchicket hat.

Das Ende dieſer Rede erweckte ein groſſes Gelächter. Eraſiſtratus wollte antworten; aber Pluto, welcher nicht glaubte, daß er was tüchtiges ſagen könnte, ließ ihm nicht Zeit dazu, und ſprach plötzlich:

Eraſiſtratus ſollte verbunden ſeyn, den Kreislauf des Geblüts zu verehren, obgleich er dem Antiochus geholfen hätte.

Schon vor einer kleinen Weile hatte Montagne ſich mercken laſſen, daß er gern reden möchte. Er näherte ſich, und trat wieder zurücke: Er öffnete den Mund, und machte ihn gleich wieder zu. Pluto, der dieſes gewahr wurde, ſprach zu ihm, was wollt ihr? Wollt ihr reden? Ich hätte wohl Luſt dazu, ſagte er, aber ich ſuche die Redensarten, damit ich mich ohne Anſtoß ausdrücken könne. In den neuen Geſprächen muß ich gebähren, und zwar mit ſolcher Leichtigkeit, daß ich mich ſchäme. Man hat meiner Ehre gar nicht geſchonet. Erinnert euch nur was Socrates, dieſe Wehmütter, mit welcher man mich gepaaret hat, mir beweiſen will; die Alten wären nichts beſſer geweſen, als die heutigen Leute. Um mich zu fangen, ſagte er mir, mit der von ihm bekannten Mine, daß zu ſeiner Zeit alles ſo verkehrt gegangen, daß es wohl zuletzt ein etwas vernünfftiger Ende hätte nehmen ſollen, und er habe geglaubt, daß die Menſchen durch die Erfahrung ſo vieler Jahrhunderte klug werden würden. Ich erinnere mich zwar nicht, was ich daſelbſt zu vertheidigen übernommen. Aber ich antwortete ihm; die Menſchen machten keine Anmerckungen über die Erfahrung, weil ſie zu allen Zeiten dieſelben Neigungen haben, darüber die Vernunfft keine Gewalt hat, und wo es alſo nur Menſchen gäbe, da wären auch Thorheiten, und zwar eben dieſelben Thorheiten anzutreffen. Hierauf fraget mich Socrates gantz luſtig und geſchwinde: Wie wollt ihr alſo, daß die alten Zeiten beſſer geweſen ſeyn ſollten als die itzigen. In der That, nachdem ich das vorige geſagt habe, iſt nichts mehr übrig, was ich ihm antworten könnte. Ich bin gefangen, und gebähre recht thöricht. Verſichert, wenn ich den Streit noch einmahl von forne anzufangen hätte; ich wollte meiner Hebamme mehr zu ſchaffen machen. Denn da ich ſage, daß die Zeiten ſich verſchlimmert haben; kan ich denn wohl ſogleich ſprechen, daß alle Menſchen dieſelben Neigungen haben? daß überall wo Menſchen ſind, dieſelben Thorheiten im Schwange gehen?

Ich habe mich zwar in meinen moraliſchen Verſuchen eines ſchwachen Gedächtniſſes gerühmet;

aber ſo gar hat es mir daran nicht gefehlet. Socrates triumphiret; ich glaube es wohl: Ein anderer, der lange nicht ſo geſchickt wäre als er, würde eben ſowohl triumphiret haben als er. Meine Niederkunfft ſollte doch ein wenig ſchwerer geweſen ſeyn; zum wenigſten damit Socrates deſto mehr Ehre davon gehabt hätte.

Suchet mich doch nicht in eure Klagen zu miſchen, ſagte dieſer ſpottende Philoſoph, ich bin mit dem Geſpräche ſehr wohl zu frieden; es macht mir mehr Ehre als alles, was man mir zu Lobe jemahls geſagt hat. Wenn ihr mich, voller Bewunderung vor die Alten, aufſuchet, ehe ich noch was davon weiß, ſo frage ich euch nach dem neueſten Zuſtande der Welt. Ihr antwortet, daß ſie ſich ſehr verändert habe, und daß ich ſie nicht mehr kennen würde. Ich, der ich es aus euren Augen leſen konnte, und euch durch eine gantz wiedrige Meynung, als die ich an euch errathen, in Verwunderung ſetzen wollte, ſprache: *Wie erfreut bin ich, über dasjenige, was ich von euch vernehme! das habe ich wohl allezeit gedacht, daß die Welt beſſer und klüger werden würde, als ſie zu meiner Zeit geweſen.* Denn weil dieſes meine rechte Meynung nicht iſt, ſo kan ich keine andre Abſicht haben, als euch zu erſchrecken, indem ich gantz das Gegentheil von eurer Meynung ergreiſe, und bereits anfange euch zu wiederlegen. Iſt das aber nicht eine Geſchicklichkeit, daß ich euren Gedancken weiß, ehe ihr mir denſelben geſagt habt? In den Geſprächen Platons widerlege ich keine Meynung, ohne mir dieſelbe von ihren Vertheidigern etlichemahl und auf mancherley Art wiederholen zu laſſen. In dieſen neuen Geſprächen bin ich witziger; ich errathe dasjenige, was ich wiederlegen ſoll. König der Höllen, ſprach Montagne zum Pluto: Ihr höret ſchon die Sprache Socratis, ſo gelinde beurtheilt er unſern Scribenten. Gantz und gar nicht, verſetzte Socrates allezeit in dem Tone: Ich beurtheile ihn nicht. Der Verfaſſer hat mich zum Propheten gemacht, das iſt wahr; aber in der That thut er ſolches wegen meines Geiſtes, den ich zum Rathgeber hatte.

Pluto, der dieſes im Ernſte annahm, verordnete:

Socrates ſollte ſich in Unterredungen nicht ſeines Geiſtes bedienen, um die Gedancken ſeiner Gegner zu errathen, und Montagne ſollte nicht mehr ſobald niederkommen.

Es waren noch etliche Todten verhanden, die ſich zum reden fertig machten, als Charon in die Verſammlung trat, und zwar mit einem Geſichte, daraus man ſogleich abnehmen konnte, daß er was neues brächte. Es iſt noch nicht aus, ſprach er mit einem Tone, davor alle Welt hätte erſchrecken mögen: Wir ſind von dieſen Geſprächen der Todten noch nicht befreyet.

Hier iſt noch ein andrer Theil davon, den ich einem Todten genommen habe, der in meinem Kahne überſchiffete, und denſelben bey ſich hatte.

Alsbald machte dieſes ein unglaubliches Lermen in der Verſammlung. Alle Todten überfielen den Charon, riſſen ihm das Buch weg, und giengen davon, um miteinander darinnen zu leſen: und dachten nicht daran, daß ſie wieder die Ehre Plutons handelten, indem ſie ihn allein auf dem Throne ſitzen lieſſen.

Plutons Urtheil
über die Geſpräche der Todten.
Andrer Theil.

Es verſammleten ſich noch unzehliche andre Todten, die Haufenweiſe herzu gelaufen kamen, als ſie nur von dem Nahmen dieſes andern Theiles höreten, indem ein jeder gern wiſſen wollte, ob er nicht auch Theil daran haben würde. Am ſchwerſten fiel es, einen zu finden, der ihn einer ſo zahlreichen Verſammlung vorleſen könnte: denn man muſte der Ungedult al-

ler

ſer Todten auf einmahl zu ſtatten kommen. Endlich ward Stentor zum Leſer erwehlet: derjenige Stentor, der eine ſo laute Stimme hatte: daß er von einer gantzen Armee verſtanden werden konnte. Sobald er den Heroſtratus und Demetrius Phaleräus nannte; bemerckte man, daß Demetrius froh ward, welcher gewiß Lobſprüche vermuthete: weil er die Staats-Kunſt mit der Weltweißheit zu verknüpffen gewuſt, und eben ſo geſchickt geweſen, in ſeinem Cabinet zu ſpeculiren, als das Ruder der Republic zu führen. Im Gegentheil ſchlug der übelberüchtigte Heroſtratus die Augen nieder, und ſuchte ſich unter dem Hauſen zu verſtecken: weil er nicht zweifelte, daß man ihm wegen des angeſteckten Epheſiſchen Tempels ſein Recht nach aller Schärſe würde wiederfahren laſſen. Allein bald im Anfange des Geſpräches faßte er in etwas ein Hertz; als er nehmlich ſahe, daß die Sache vor ihn nicht ſo ſchlimm lief. Endlich erſtaunte er gantz, als er ſich ſolche ſubtile Vernunfft-Schlüſſe machen hörte, daß Demetrius ihm nichts zu antworten wuſte: er ſelbſt aber ſich nicht darein finden konnte. Endlich frolockte er vor Verwunderung und Freude, als er vergewiſſert ward, daß er der Held des Geſpräches wäre: daß man diejenige That, die man ihm hätte verweiſen ſollen, daſelbſt geprieſen; Demetrius aber in Verwirrung wäre gebracht worden.

Der arme Demetrius konnte ſich auch aus ſeiner Beſtürtzung nicht erholen. Er ſchäme ſich ſo ſehr, daß ihn ſeine Hoffnung betrogen, und fand, daß er in Vergleichung mit dem Heroſtratus, ſo wenig Witz in dem Geſpräche hätte; daß er weder ein einziges Wort aufzubringen wuſte, noch das Hertz hätte, ſolches zu thun. Die Todten lachten bey ſich ſelbſt, über dieſe Verwirrung und Beſtürtzung, darinnen er war: doch nur bey ſich ſelbſt; denn weil kein einziger unter ihnen war, der nicht eben ſo viel Urſache hatte, ſich zu fürchten; ſo dorfften ſie nicht überlaut lachen.

Bey dem andern Geſpräche richtete alles die Augen auf Paulinen; welche aber gantz verſtummet zu ſeyn ſchien. Man bat ſie aus Leichtfertigkeit, ſie möchte die weiſen Männer nahmhafft machen, von welcher ſie gehört hätte; Ein Frauenzimmer müſſe ſelber behülflich ſeyn, ſich zu betrügen, um einige Ergetzlichkeiten zu genieſſen; es müſſe die Gottheit eines Liebhabers nicht gar zu genau prüfen, der in dem Vorhaben ſie zu hintergeben, vor einen Gott angeſehen ſeyn wollte. Der meiſte Theil des verſtorbenen Frauenzimmers ſagte, ſie wären gern bey dieſen Weiſen in die Schule gegangen, wenn ſie dieſelben gekannt hätten, und das lebendige Frauenzimmer würde nicht mehr ſo viel Abſcheu vor der Philoſophie haben, wenn man darinnen dergleichen Regeln vortrüge.

Pauline fieng an mit einem verwirreten Geſichte, zu antworten: daß die treuen Liebhaber nicht häufiger zu finden wären, als die verliebten Götter; indeſſen nähme man es doch nicht übel, daß das Frauenzimmer ſich einbildete, man würde ſie mit einer ewigen Beſtändigkeit lieben: ja ſie gab vor, ſich freywillig in die Arme ihres falſchen Gottes Anubis werfen, das hieſſe eben ſo viel, als wenn ſie ſo einfältig geweſen wäre, ſich auf die Treue eines Buhlers zu verlaſſen.

Dawieder fiengen alle todte Weibsperſonen an zu ſchreyen. Es gab unzehliche unter ihnen, die ſich eingebildet, man müßte ſie getreu lieben; und doch die Thorheit nicht begangen hatten, den Gott Anubis in ſeinem Tempel zu beſuchen. Pauline, die ſich zum Unglücke ſchon anheiſchig gemacht hatte zu behaupten, daß die treuen Liebhaber ſehr ſeltſam wären; verwirrte ſich in der Beſchreibung von der Treue, und konnte ſich kaum zurechte finden. Sie hielte nichts auf die Sorgfalt, den Eifer, die Verehrung und den vollkommenen Vorzug, den man ſeiner Gebieterin vor allen übrigen Dingen einräumet. Alles das war ihr nichts; obwohl viele Weiber damit zufrieden ſeyn möchten: Um recht treu zu ſeyn, müßte ein Liebhaber in allem Glück und Unglück aushalten. Allein die gantze Verſammlung ſahe wohl, daß Pauline aufs äuſſerſte gebracht ſeyn müßte, weil ſie genöthiget war, ihre Zuflucht zu einer ſo ſeltſamen

ſamen Beſchreibung zu nehmen, und man bat vor die armen Sterblichen, die dergleichen Vollkommenheiten, als ſie, von ihnen forderte, nicht erreichen könnten, und Mühe genug haben würden, nur dasjenige zu leiſten, was Pauline faſt vor nichts achtete.

Ich glaube, das lebendige Frauenzimmer würde mit den Todten einer Meynung ſeyn. Es iſt gar nicht nöthig, durch einen ſo ſtrengen Begriff von der Treue, den Liebhabern ein Recht zu geben, daß ſie gar an keine Beſtändigkeit gedencken dörfften. Und alles, was Pauline davon ſagte, iſt ſo beſchaffen, daß es weder in dieſer, noch in der andern Welt eingeführet werden kan.

Was Callirheen anlangt, ob ſie gleich in eben den Umſtänden war, als Pauline; ſo gieng man doch nicht ſo ſcharf mit ihr um. Sie war ein armes unſchuldiges Kind, die alles geſtand, wie es geſchehen war; die nirgends beſchlagen und verſchmitzt war; die ſich auch durch keine ausgekünſtelte Vernunfftſchlüſſe zu vertheidigen ſuchte. Gegen dieſe Art von Leuten iſt man gemeiniglich beſſer geſinnet, als gegen die eingebildeten witzigen Köpfe. Eliſabeth von Engelland war die einzige, ſo Callirheen antaſtete. Dieſe Königin war ſehr mit ſich ſelbſt zufrieden, daß ſie geſagt hätte: **Die Ergetzlichkeiten wären einer moraſtigen Erde gleich, worüber man geſchwinde weglaufen, und die Füſſe nicht** lange darauf verweilen müſſe. Derowegen verwieß ſie es Callirheen recht kühnlich, daß ſie ſich unterſtanden hätte, nach ihr zu ſagen: Die angenehmſten Dinge wären im Grunde ſo ſeicht, daß ſie uns gar nicht mehr rühreten, ſo bald man ſie ein wenig ernſtlich unterſuchete: Die Ergetzungen wären nicht vermögend, eine ſtrenge Prüfung auszuhalten, und man müſſe ihnen täglich tauſend Dinge überſehen, dabey es ſich nicht ſchicken würde, viel Schwürigkeiten zu machen. Callirhoea, die einfältig und blöde war, erkühnte ſich nicht, der Eliſabeth zu antworten, und vielleicht hätte auch ſonſt jemand Mühe genug gehabt, ſich zu rechtfertigen.

Candaules ſchien dieſer groſſen Verſammlung der Todten, der geduldigſte Todte von der Welt zu ſeyn. Er hat keine Rachgier gegen den Giges, der ihm ſeine ſo zärtlich geliebte Gemahlin, ja gar das Leben genommen hatte; welches er doch nicht Urſache gehabt hatte, zu haſſen: Er bemühet ſich nur zu errathen, warum ihn Giges umgebracht habe? Er iſt vergnügt, wenn er nur erweiſen kan, daß er eben ſo unrecht nicht gethan, da er ſeine Gemahlin im Bade einem untreuen Lieblinge gewieſen. Er tröſtet ſich, indem er ſich einbildet, es ſey eine unumgängliche Nothwendigkeit, mit ſeinem Glücke zu prahlen, und ſetzet voraus, daß ein gewiſſer Käyſer ſehr böſe geworden, als ein gefangener König geruffen: *Narrheit, Narrheit!* Andern theils fand man, daß Giges ſehr grauſam ſey, indem er alle Vernunfft-Schlüſſe dieſes guthertzigen Königes vernichtet, und ihm nicht einmahl die Gedancken übrig laſſen will, damit er ſich ein wenig ſchmeichelt. Noch mehr erzürnte man ſich über ihn, als man ihn ſagen hörte: *Die Natur habe die Gemeinſchafft in der Liebe ſo wohl eingerichtet, daß ſie dem Verdienſte ſehr wenig dabey eingeräumet: Es ſey kein Hertz zu finden, dem ſie nicht ein ander Hertz beſtimmet habe; und die Wahl eines Liebenswürdigen Frauenzimmers beweiſe es entweder gar nicht, oder doch ſehr ſchlecht, daß derjenige, den ſie trifft, was ſonderliches beſitze.*

Was? ſagten die Todten, die in ihrem Leben verliebt geweſen waren, hat Giges ſich erkühnet, die Liebe herunter zu machen, und ſie der Welt aus dem Sinne zu reden? Warum will er den Liebhabern das Vergnügen nicht gönnen, welches ſie empfinden, indem ſie andern vorgezogen werden? Würde es wohl ſo ſüß ſeyn, geliebet zu werden, wenn man davor hielte, es geſchehe nur wegen einer gewiſſen Nothwendigkeit der Natur, welche es haben wollen, daß man lieben ſolle? Man könne ſich alſo nicht ſchmeicheln, daß man ſeinen Bemühungen, ſeiner Treue, ſeinen eigenen Verdienſten, das allergeringſte zu verdancken habe?

Und wo bliebe alſo die Liebe? Wenn gleich der Begriff, den Giges davon hätte, gründlich wäre; ſo wäre er doch gar zu hart. Man kan ſolcher unangenehmen Wahrheiten leicht entbehren.

Ach! rief Eliſabeth von Engelland: wenn man den Menſchen ihre Hirngeſpinſte nehmen wollte, was würden ſie vor Vergnügen übrig behalten? Was habe ich dem Giges gethan, daß er gerade das Wiederſpiel von meinen Grundſätzen ausgeübet! Will er den Menſchen die allerangenehmſten Liebes-Phantaſien nur darum aus dem Kopfe bringen, daß er was zu wiederſprechen habe? Dieſen Augenblick gab uns Pauline eine ſo erhabene Abbildung von der Treue, daß kein Menſch dieſelbe erreichen konnte: und ſihe, itzo kommt Giges, und macht uns einen ſo verächtlichen Begriff von der Liebe, daß ich zweifele, ob jemand ſich ſo tief wird erniedrigen wollen, daß er verliebt würde.

Wie ſehr beſtürtzt ward Homerus, als er ſahe, daß er an dem Geſpräche Helenens mit Fulvien, Theil hätte. Dieſer Fürſt aller Poeten beſchwerte ſich ſehr, daß man ihn noch einmahl angegriffen. Was ſoll denn dieſe ſeltſame Frechheit bedeuten, ſprach er gantz erzürnt? Lauter Spöttereyen macht man über mich! Bin ich denn der einzige, auf deſſen Rechnung man die Welt beluſtigen kan? Macht man ſich denn itzo eine Ehre daraus, wenn man mich herunter macht? Muß man nothwendig übel von mir ſprechen, um vor einen witzigen Kopf angeſehen zu werden? Bringt es denn Ehre, wenn man mich läſtert? Aber welche Stelle meiner Schrifften greifet man an? Vielleicht iſt es die allervernünfftigſte aus meinen zwey Gedichten. Vor dem Pallaſte des Priamus wird Rath gehalten; als man aus einem langen und hitzigen Treffen zurücke gekommen war. Die Meynungen ſind uneins, und man fängt von beyden Theilen an, ſich zu erzürnen; allein wie es eben nicht Zeit war, viel zu zancken, indem Leute, die gantz abgemattet aus der Schlacht kamen, mit einem gar zu langwierigen Krieges-Rathe ſchlecht zufrieden ſeyn würden; ſo verſchiebt Priamus die Uberlegungen bis auf den folgenden Tag, und verordnet, (nicht zur Tafel zu gehen; ſondern) ſich nach Hauſe zu begeben, der nöthigen Ruhe zu genieſſen und ſeine Kräffte wieder zu ergäntzen. Der Verfaſſer bedient ſich mit Fleiß der erſten Ausdrückung, hat aber die andern nicht brauchen wollen. Es iſt den Herrn Luſtigmachern nicht gleichviel, was ſie vor Redensarten brauchen, und wer ihnen offt ein eintziges Wort ändert, thut den ſcharfſinnigſten Stellen ihrer Schrifften viel Schaden. Aber gehört denn zur Verſpottung des göttlichen Gedichtes Ilias nichts mehr, als daß man ein Wort ausſinne, welches durch den gemeinen Gebrauch niederträchtig geworden iſt? Sollte das groſſe Anſehen Homeri daſſelbe nicht ſattſam vor der gleichen Anfällen ſchützen können? Mehr ſagte er nicht. Alle Todten traten auf ſeine Seite, und Fulvia muſte ſich alles deſſen begeben, was man ſie in dem Geſpräche hatte ſagen laſſen.

Als Stentor die Nahmen des Parmeniſcus und Theocritus von Chio hören ließ, ſahen ſich alle Todten einander an. Dieſe Nahmen waren ihnen unbekannt, und ſie dreheten ihre Augen nach allen Seiten, um zu ſehen, ob ſich Parmeniſcus und Theocritus nicht wo zeigen würde? Als man ſie nicht zum Vorſchein kommen ſahe, rief Stentor noch etliche mahl: **Parmeniſcus und Theocritus von Chio!** daß jedes Echo der Höllen davon wiederſchallete. Endlich ſahe man ſie gantz athemlos gelaufen kommen. Sie hatten ſichs nicht vermuthet, daß ſie an den neuen Geſprächen der Todten Theil haben würden, und hatten ſich alſo bey der Verſammlung nicht eingefunden. Sobald Theocritus ſeine Geſchichte hörete, rief er: Hat mich denn der Verfaſſer aus der Dunckelheit ziehen müſſen, darinnen ich verborgen lag, um einen verwünſchten ſpitzigen Einfall wieder hervorzuſuchen, davon ich hoffte, daß es ſchon längſt vergeſſen ſeyn würde. Was hat er vor ein Vergnügen, meine Wunden von neuem aufzureiſſen, ja mir u. andern wieder ins Gedächtniß zu bringen, daß ich ein ſchlimmer Poſſenreiſſer geweſen, und daß mir ſolches den Kopf gekoſtet? Muſte er denn ſeine Zuflucht zu mir nehmen, und ſein Buch mit einem ſo kalten Schertze ausſchmücken? Er hätte ja wohl von ſich ſelbſt dergleichen machen können, wenn er anders gewollt hätte.

Parmeniſcus ſchien am Ende des Geſpräches ſo edelmüthig und erhaben zu ſeyn, daß man ihn fragte, ob er in der Höle des Trophonius dergleichen Reden gelernet hätte, und ob die Orackel, ſo daſelbſt gehöret würden, dergleichen Art des Ausdruckes hätten? Er geſtund es aufrichtig, daß er es ſelbſt nicht verſtünde, was man ihn hätte ſagen laſſen, und bat den Stentor, es zu wiederholen. Stentor that es, und als es dem Parmeniscus noch dunckler vorkam, als zum erſtenmahl; ſo bat er ſich einige Zeit aus, der Sache nachzudencken. Vermuthlich, ſprach er, hat der Verfaſſer die Abſicht nicht gehabt, daß man mich verſtehen ſolle: Denn er macht den Sinn und Verſtand meiner Worte ſehr ſchwer. Wollt ihr mich verſtehen, ihr Todten! Nehmt euch in acht. Der Verfaſſer wird ſich an euch rächen, und zwar durch die Mühe, die ihr haben werdet, meine rätzelhaffte Sprüche zu erklären. Man fragte ihn, warum der Scribent ſich bemühet hätte, dunckel zu ſchreiben; und Parmeniscus antwortete: Er hat die Todten in ſeinen Geſprächen aufgeführet, daß ſie reden ſollen; Reden aber, heiſſet ſo viel, als nicht wiſſen, was man die meiſte Zeit ſaget. Wenn wir die wenige Gründlichkeit desjenigen, was er uns vorträgt, entdecken, und was uns bisweilen faſt verblendet; ſo bringen wir ihn um ſein Geheimnüß. Alsdann wird man klug, und bewundert ihn nicht mehr: man iſt nicht mehr ſo einfältig, ſich von ihm verleiten zu laſſen: Seht ihr, das gefällt dem Verfaſſer nicht. Was mich anlanget; ſo will ich mich bemühen, ſeine Meynung zu ergrübeln: geſetzt, daß ich ihn darüber erzürnen ſollte. Ich weiß wohl, daß dieſes Nachſinnen mich noch düſtrer und verdrüßlicher machen wird, als die Höle des Trophonius: Aber es iſt nichts daran gelegen. Eins bitte ich nur, ihr Todten, daß, wo jemand dieſe ſchöne Redensart: **Es giebt eine gewiſſe Vernunfft, die uns durch die Gedancken über alles erhebet: Es giebt aber hingegen auch eine andere, die uns durch die Handlungen zu allem wieder zurücke führet:** beſſer verſtehet, als ich, er die Güte vor mich habe, und es mir ſage, damit ich deſtoweniger Zeit damit verderbe.

Darüber kam ein leichtfertiger Todter, und ſprach zum Parmeniſcus: Mit der Erklärung dieſer Redensart werde ich nicht vergnügt ſeyn; Es iſt noch eine andre verhanden, darauf ich Fleiß zu wenden bitte. Man hat ſie von euch ſagen laſſen; und dieſes iſt ſie: **Wenn man nicht recht gutes Muths iſt, ſo findet man, daß die Menſchen nicht einmahl werth ſind, ausgelachet zu werden. Sie ſind dazu gemacht, daß ſie lachenswürdig ſeyn ſollen,** und ſie ſinds auch; das iſt kein Wunder: Aber daß eine Göttin ſich lachenswürdig macht; das iſt weit ärger. Ich möchte gern wiſſen, fuhr er fort, warum denn dieſe arme Göttin ſo auslachenswürdig geweſen. Sie war von Holtz, und ſehr übel geſchnitzet. Iſt denn das ſo ſehr lächerlich? Ihr müſſet wohl nicht ſehr melancholiſch geweſen ſeyn. Diejenigen ſchwermüthigen Leute beklage ich nicht, die eine höltzerne Latona wieder luſtig machen kan. Aber wie kam es, daß ihr über ſo viel menſchliche Thorheiten nicht lachen konntet? Weil ſie zum auslachen gemachet ſind, und es alſo kein Wunder iſt, wenn ſie auslachenswürdig ſind. Muß denn die Göttin Latona, ihrem Weſen nach, lauter marmorne Bildſeulen von trefflicher Arbeit haben? Wenn ein ſchlechter Meiſter eine Latona macht, kan man deswegen wohl ſagen: Latona thut etwas, ſo der Natur einer Gottheit zuwieder läufft, und macht ſich lächerlich? Parmeniſcus verſprach auf dieſe Schwürigkeit ſowohl als auf die übrigen zu dencken, und beurlaubte ſich von der Verſammlung.

Bald darauf entſtand ein hefftiges Gezäncke zwiſchen der Käyſerin Fauſtine und der Sultanin Roxelane. Dieſe nahm es ſehr übel, daß Fauſtine ſich unterſtünde zu behaupten: Daß die Männer ihre Herrſchafft über die Weiber, auch ſo gar in der Liebe ausübeten; und obgleich das Regiment unter Liebhabern und Geliebten gleich ausgetheilet ſeyn ſollte; ſo fiele es doch allezeit entweder auf eine oder die andere Seite, und faſt allezeit auf die Seite des Liebhabers. Ich ſehe wohl, ſprach Roxelane, daß man ſich weder meiner Begebenheiten, noch meiner Hertzhafftigkeit mehr erinnert, mit welcher ich verſprochen habe: den allerherrſchſüchtigſten Mann von der Welt allezeit nach meinem Kopfe zu regieren; wenn ich nur viel Verſtand, eine zulängliche Schönheit, und ein wenig Liebe hätte. Ich hatte die Ehre alles Frauenzimmers behauptet; und Fauſtine kömmt, und vernichtet ſie wieder. Und wer ſollte es glauben, daß Fauſtine die Gewalt der Männer ſo hoch erheben würde; Sie, die doch mit ihrem Manne alles gemacht hat, was ſie gewollt; Sie, die doch ſo viel Macht über ihn gehabt, daß ſie ſich ſelber deswegen geſchämet; Sie, die doch ſo herrſchſüchtig iſt, daß ſie auch noch itzo wünſchet, daß es keine Ehmäñer geben möchte? Muß Sie ſich denn eben beklagen, daß die Männer ſich die Herrſchafft über die Weiber anmaſſen?

Fauſtine blieb ihr die Antwort nicht ſchuldig. Sie fieng an mit ſo vieler Hitze wieder die Männer zu ſchreyen, daß die Weiber ſelbſt es nicht billigten, und Marcus Aurelius, (ihr geweſener Ehherr) aus der Verſammlung entflohe. Roxelane hielte ſie vor eine Thörichte, welche davor erkannt würde, was ſie wäre, weil man ſie in dem Geſpräche zugeben lieſſe: Es wäre nothwendig, daß die Weiber regieret werden müſten: und doch zugleich darüber hätte klagen laſſen; welche Reden ſich vor ein verwirrtes Gehirn ſehr wohl ſchickten. Der Streit zwiſchen beyden Weibsperſonen ward ſehr hitzig, wie es natürlicher Weiſe geſchehen muſte; und zuletzt ward unter allen verſtorbenen Weibern eine entſetzliche Verwirrung. Einige beklagten ſich, daß ihre Männer über ſie tyranniſiret hätten; andre erzehlten, wie leicht ſich ihre Liebhaber von ihnen hätten lencken und führen laſſen. Wäre der Verfaſſer der Geſpräche zugegen geweſen, er würde weder aus noch ein gewuſt haben. Er hätte ſich bemühen müſſen, Fauſtinen und Roxelanen zu vereinigen, die er ſelbſt zum Zancken veranlaſſet hatte: und dieſes wäre nicht gar zu leicht geweſen, er hätte denn einen von beyden recht geben müſſen; wodurch er aber ſich ſelbſt verdammet haben würde. Eine ſo gefährliche Sache wäre nicht ohne alle Schwierigkeit beygeleget worden, wenn man ſie durch ordentliche Urtheile hätte wollen entſcheiden laſſen: Aber die Todten, welche eines Zanckes, der das Anſehen hatte daß er ſobald nicht ein Ende nehmen würde, überdrüßig waren, ſtieſſen Roxelanen und Fauſtinen aus der Verſammlung, ihre Zänckereyen anderwerts zu endigen.

Stentor, der im Leſen fortfahren wollte, nannte den Seneca und Marot; und alsbald zeigte ſich Seneca vor allen Todten. Ich darf, ſprach er, dieſes Geſpräche nicht leſen hören, um ſeinen Innhalt zu wiſſen. Denn weil man mich, einen ſehr ernſthafften Weltweiſen, und wo ich es ſagen darf, einen ſolchen, der unter den Alten in ziemlichem Anſehen ſtehet, mit einem luſtigen Poeten zuſammen bringet: ſo will man andeuten, daß der Poet mich weit übertreffe. Ich erkläre mich von nun an vor überwunden: ich weiche dem Marot in allen Stücken; und bin ſo verwegen nicht, ihm den Vorzug ſtreitig zu machen. Mit dieſen Worten gieng er davon. Aber Marot mit ſeiner luſtigen Mine, ſagte: Er ließe es wohl bleiben, daß er es eben ſo machen ſollte; er hätte gar zu viel Luſt zu hören, wie man ihn zum Weltweiſen machen würde, und er könne ſichs noch gar nicht einbilden. Er fieng alſo an, überaus aufmerckſam zuzuhören; als er aber hörete, wie hoch man die Beſtändigkeit geſchätzet, womit er den Mangel des Glückes, die Landes-Verweiſung, das Gefängnis erduldet hätte; und daß man ihn um des willen dem Seneca, Chryſippus, Zeno und allen Stoickern vorgezogen: Ey, bey dem Fluſſe Styx! rief er, der Verfaſſer dieſer Geſpräche iſt ein braver Mann! Er weiß das Verdienſt der Leute recht zu entdecken. Ich habe mich bisher ſelbſt davor nicht angeſehen, wovor er mich ausgiebt; ich hatte noch gar nicht nachgedacht, daß ich alle mein Unglück ſo Philoſophiſch ausgeſtanden.

Ich bin über eure neue Abbildung eben ſo wohl beſtürtzt als ihr, antwortete ein Todter von dem Hofe Franciſci des erſten. Man hätte es nicht dencken ſollen, daß eure Verweiſung und Gefangenſchafft euch ſoviel Ehre bringen würde, die ihr doch durch eure Auſſührung und freche Lebens-Art ſowohl verdient hattet, und ‒ ‒ Wir wollen davon nicht reden, fiel ihm Marot plötzlich ins Wort: Laßt uns die Leute nicht deſſen erinnern, was ſie ſchon vergeſſen haben. Denn vermuthlich muß meine Geſchicht nicht mehr bekannt ſeyn, weil man einen Philoſophiſchen Helden aus mir macht. Seht nur, wie die Urtheile der Nachwelt ſo fürchterlich nicht ſind, als man dencket. Die Nachkommenſchafft iſt gutherzig und wohlgeſinnet, und ſuchet nur lauter Gutes von den Leuten zu ſagen. Ihr Todten, die ihr mir ähnlich geweſen ſeyd; tröſtet euch damit. Man wird dermahleins Geſpräche ſchreiben, darinnen ihr triumphiren werdet.

Aber wie? ſprach Lucilius, der groſſe Freund und Schüler des Seneca, gantz ernſtlich; wie kommt es, daß dieſer Scribent ſich allezeit wieder die Vernunfft auflehnet? Was vor eine Feindſchafft herrſchet denn zwiſchen derſelben und ihm? Seinem Vorgeben nach, ſoll man nichts auf ſie bauen, ſich ihr auch nicht anvertrauen; ſie verdient unſere Hochachtung nicht. Was verdienet denn ſonſt dieſelbe? Wem wird man trauen dörfen? Auf wen wird man ſich verlaſſen? Bringet nicht die einzige Vernunfft alle Tugenden hervor? Denn ſo bald ſie Wirckungen des Temperaments ſind, ſogleich hören ſie auf Tugenden zu ſeyn. Das Wort Tugend ſelbſt (vertu), ſchlieſſet den Begriff einer Bemühung in ſich, womit man ſich auf alles dasjenige leget, was ehrbar iſt. Man kan von Natur zur Tugend geneigt ſeyn; aber um tugendhafft zu ſeyn, da muß man ſichs ſauer werden laſſen. Wie lange Zeit her hat man nicht ſchon die guten Eigenſchafften hochgeachtet, die man ſich vermittelſt ſeines Fleißes zuwege gebracht? Iſt denn Socrates deswegen entehret, weil er die böſen Neigungen ſo er von Natur hatte, überwunden, und ſeine Weißheit niemanden anders als ſich ſelbſt zu dancken gehabt?

Als Stentor ſahe, daß Lucilius ſich in eine ernſthaffte Rede vertiefte, fiel er ihm bald ins Wort um das Geſpräch Artemiſiens und Raymund Lulls zu leſen. Dieſes Geſpräch ergetzte eine unzehliche Menge verſtorbener Weibs-Bilder, die ziemlich unkeuſch geweſen waren, und nicht wuſten, daß Artemiſia auch in ihre Rolle gehörete. Sie vergnügten ſich über die Vergleichung der Goldmacher-Kunſt und der ehelichen Treue; aber ſie geſtunden doch, daß ſie ein wenig zu hoch getrieben wäre, und daß man gar keine Urſache hätte zu behaupten, daß beyde Dinge gleich unmöglich

möglich wären. Die Wahrheit zu ſagen, ſprach eine unter ihnen, die eheliche Treue iſt ſo unmöglich nicht als die Goldmacher-Kunſt; ſie hat wohl ihre Schwierigkeiten, die faſt unüberwindlich ſind, wenn die Männer ein verdrüßliches Gemüth haben, ſtörrig und herrſchſüchtig ſind. Ich geſtehe es, daß ich mich in ſo viele Liebes-Händel die mich in Nachrede gebracht, nicht geſtecket haben würde, wenn der Meinige durch eine beſtändig anhaltende Liebe es verdient hätte, daß ich mir die Mühe nicht hätte dauren laſſen, mich davor in acht zunehmen. Die Ehmänner ſind unerträgliche Leute. Es iſt ihnen nicht genug, daß ſie zu Hauſe weder Gefälligkeit noch Artigkeit an ſich blicken laſſen; Sie laufen dem ſchönen Frauenzimmer nach, überall wo ſie Gehör finden: und ſo verderben ſie ihre Weiber, die von Natur zur Zucht geneigt ſind; und welche faſt raſend werden möchten, weil ſie ſich genöthiget ſehen die Untreue ihrer Männer, durch die Nachahmung ihrer eignen böſen Exempel zu beſtrafen. Alles todte Frauenzimmer, das derjenigen, ſo dieſes geredet hatte, ähnlich war, fieng an, in die Hände zu klopfen, und fand, daß die Entſchuldigung ſehr treflich wäre, womit ſelbige die Unordnung, ſo ſie in ihrer Aufführung blicken laſſen, vertheidiget hatte.

Daß in der Unterredung des Apicius und Galiläus die Sinne über den Verſtand die Oberhand behielten, das nahm keinen Wunder. Nach dem

Grundſätzen des Verfaſſers konnte dieſes nicht fehlen; allein man wunderte ſich, daß Galiläus ſo witzig und aufgeweckt war, und daß er das allermeiſte Gute, ſo in dieſem Geſpräche ſtehet, zu ſagen hatte. Galiläus war ein treflicher Mathematicus, und hatte ein beſonderes Naturell zur Philoſophie. Er hat, ſo zu reden allen andern den Weg zum Himmel gebahnet, indem er die Fern-Gläſer erfunden und zuerſt gebrauchet. Apicius hingegen hatte ſich niemahls auf was anders, als auf gute Biſſen geleget. Er war in den groben Ergetzlichkeiten des Tiſches erſoſſen, und folglich hätte, nach den Regeln, die der Verfaſſer eingeführet hat, Apicius in dem Geſpräche recht klug ſeyn; Galiläus aber nicht einmahl einen gemeinen Verſtand haben ſollen. Denn Galiläus iſt nicht beſſer als Ariſtoteles; Apicius iſt nicht viel ſchlechter als Anacreon; und gleichwohl hatte man geſehen, daß Anacreon weit witziger geweſen als Ariſtoteles.

Alle Todten verdoppelten ihre Aufmerckſamkeit, als ſie höreten, daß Margaretha aus Schottland die gantze Platoniſche Lehre von der Schönheit vortrug. Einige fragten ſie: Wo ſie das alles gelernet hätte? Und dieſe Prinzeßin gab, ohne darüber zu erſchrecken, zur Antwort: daß ſie gewiß nicht in den Büchern, ſondern ohne Zweifel auf den Lippen desjenigen Gelehrten, den ſie geküſſet hätte, dieſe Wiſſenſchafft, müſſe angetroffen haben. So viel, ſagte ſie, ſo ſehr viel iſt allezeit von gelehrten Leuten zu lernen! Aber Plato nahm die Sache gantz ernſtlich vor. Er leugnete alles, was man ihn hatte ſagen laſſen; er beſchwerte ſich, daß man ſeinen gantzen Character umgekehrt hätte, um ihm Dinge in den Mund zu legen, die ſeinen Meynungen ſchnurſtracks entgegen wären. Margaretha aus Schottland redet Platoniſch, ſprach er, und Plato ſchwatzet, wie Margaretha hätte reden ſollen. In dieſem Geſpräche bin ich nicht mehr der göttliche Plato; oder zum wenigſten bin ich ſehr menſchlich geworden.

Hierauf kam Arqveanaſſe von Colophon herzugetreten. Sie war böſe auf ihn, wegen der Verße, die er auf ſie gemacht hatte, und noch verdrüßlicher darüber, daß man nach zwey tauſend Jahren ſich noch erinnerte, daß ſie alt geweſen wäre; daher behauptete ſie gegen den Plato: Er wäre ſo weiſe nicht geweſen, als er die Welt überreden wollte; man hätte ihm kein Unrecht gethan, indem man ihn auf eine ziemlich freye Manier von der Liebe reden laſſen: ja er hätte dem Verfaſſer der Geſpräche ſelbſt das Recht dazu gegeben, indem er das gottloſe Verßchen der Nachwelt hinterlaſſen, welches doch einem Philoſophen von ſolchem Anſehen nicht anſtünde; und es ſey ihr überaus lieb, daß er dergeſtalt beſtrafet worden.

Plato antwortete, es wäre entſetzlich, daß man von ihm lieber nach ein paar kleinen Uberſchrifften, die er vor die lange Weile gemacht hätte, als nach ſo vielen Philoſophiſchen Büchern, die ſo ernſthafft und gründlich wären, urtheilen wollte. Aus zwey kleinen Uberſchrifften glaubte man, daß er verliebt geweſen: Aber daß er ein Weltweiſer ſey, wolle man allen ſeinen Philoſophiſchen Schrifften nicht glauben. Es fand ſich ein Todter, der zu ſeinem Troſte ſagte, man hätte ihm doch ſeinen Caracter nicht gantz genommen; und wie ſeine Art des Ausdruckes erhaben, ja bisweilen ſehr verſteckt wäre; ſo hätte man ihn dieſe Sprache ſehr wohl reden laſſen: Was ſonſt die Verwirrung der Gedancken und der Redensarten anlangete; ſo müſte er mit einer gewiſſen Stelle zufrieden ſeyn, wo er vorhätte zu zeigen: wie der Verſtand keine Leidenſchafften erwecke, ſondern nur den Leib in den Stand ſetze, dieſelben zu erregen.

Man fand noch was erhabenes, in dem Geſpräche Stratons und Raphaels von Urbino. Strato welcher davor hielte, daß ſein Nahme längſt vergeſſen wäre, freuete ſich, als er ſich nennen hörete. Er trat auf ſeine Füſſe, und machte ſich fertig, ſehr aufmerckſam zuzuhören; gantz vergnügt, daß man auch ihn erwehlet hätte, eine Perſon abzugeben: Allein ſeine Freude ward bald geſtöret, als er nichts von dem allen verſtehen konnte, was man ihn hatte ſagen laſſen. Er geſtand, daß er nicht wüſte was Vorurtheile wären, und glaubte, es müſte etwan eine neue Erfindung ſeyn; weil man zu ſeiner Zeit nicht davon geredet hätte.

Raphael von Urbino, verſtand nach einem wunderwürdigen Nachſinnen ein wenig, wovon die Frage wäre: Aber er war doch beſtürtzt, daß man ihm kein Wort von ſeiner Kunſt ſagen laſſen, und ihn in die allertiefſte Metaphyſic geſtecket hätte. Man fragte ihn ob er nicht ein ſo groſſer Mann geweſen, daß er auch von gantz andern Dingen als Mahlereyen, und Schnitzwercke reden können? Zum wenigſten wäre dieſes die Abbildung die man ſich von ihm gemacht hätte; Aber er antwortete, gantz ungekünſtelt: *Dasjenige, was er am beſten verſtanden hätte, wären dieſe zwey Künſte; und in dieſen Materien wolle er weit beſſer zu rechte kommen, als mit den Vorurtheilen.* Ich glaube gar, ſetzte er hinzu, man hat ſich eben deswegen, weil es bekannt iſt, daß ich in der Lehre von Vorurtheilen nicht viel verſtehen könne, die Freyheit genommen, mich davon was ſagen zu laſſen, was nicht gar zu richtig iſt. Strato ſagte zu mir: *Man müſſe die Vorurtheile der Gewohnheit beybehalten, um ſo wie andre Menſchen zu handeln, und ſich von den Vorurtheile des Verſtandes loßmachen, um als ein Weiſer Mann zu dencken*: und ich antwortete gantz plötzlich: *Es ſey am beſten alle*

alle miteinander zu behalten. Ich verſtehe dieſe meine Antwort nicht recht. Habe ich denn ſagen wollen, es ſey am beſten, wenn man alle Vorurtheile ſo wohl des Verſtandes als der Gewohnheit beybehielte? Es iſt ja allezeit gut, die Vorurtheile des Verſtandes zu verbannen, weil ſie uns in Erfindung aller Wahrheiten hindern. Oder habe ich ſagen wollen, es ſey beſſer die Vorurtheile des Verſtandes nicht abzulegen, als dieſelben abzulegen und doch die Vorurtheile der Gewohnheit zu behalten? Aber ein Weiſer würde thöricht ſeyn, wenn er ſich von den Vorurtheilen der Gewohnheit befreyen ſollte, und nicht von auſſen ſo ausſehen möchte, wie andre Leute. Man ſage mir alſo, was ich habe ſagen wollen. Ich glaube, wenn man einen Philoſophen an meine Stelle geſetzt hätte, ſo hätte man ihn weit richtiger davon ſprechen laſſen: Allein man hat gedacht, ein Mahler müſſe es nicht ſo genau nehmen.

Stentor machte ſich fertig zum folgenden Geſpräche zu ſchreien, als vom Pluto Befehl einlief, ſein Leſen einzuſtellen und ihm ſelbſt das Buch zu bringen. Er gehorchete alsbald, und verließ die Verſammlung. Alle Todten, deren Nahmen unbekannt ſind, (und das ſind die meiſten) waren ſehr böſe, daß man aufhörete zu leſen. Sie lachten über die Todten, die an dieſen Geſprächen Theil hatten. Sie freueten ſich, daß dieſelben darinnen wacker herum genommen wären, und hatten ihrer Dunckelheit halber, nichts zu befürchten. Sie waren überzeuget, daß der Verfaſſer ſie weder in den Geſchichten, noch in dem Hiſtoriſchen Lexicon finden würde; und daß ſie vor einem ſo gefährlichen Menſchen vollkommen geſichert wären. So lange alſo Stentor laß, waren ſie gleichſam in der Comödie, und zürneten über den Pluto, der ihr Vergnügen ſtörete.

Pluto hatte ſich durch das Bitten unzehliger neuerer Todten, die zu ihm gekommen waren, bewegen laſſen, ihn zu beſchweren, daß er es doch nicht erlauben möchte, diejenigen Geſpräche zu leſen, daran ſie Theil hätten. Sie hatten ihm vorgeſtellet, die Hochachtung der Alten wäre zum wenigſten ſchon auf guten Fuß geſetzt, und das Böſe, ſo man von ihnen ſagte, könne ihnen nicht ſo viel ſchaden: Aber im Abſehen auf die neuern, die noch nicht ſo feſt ſtünden, wäre viel daran gelegen, daß man keine nachtheilige Gedancken von ihnen ſchöpfete, und ihre Ehre, die allererſt in der Wiege läge, wäre noch viel zu ſchwach, allen Spöttereyen zu wiederſtehen. Das war die Urſache, warum Pluto den Stentor ruffen ließ, und ſich ſeines Buches bemächtigte; in dem Vorhaben, es niemahls von jemanden ſehen zu laſſen. Wie aber Stentor neugierig war, ſo hatte er das übrige unter Weges, da er zum Pluto gieng, durchgeleſen, und daher kam es, daß Pluto ihn durch die entſetzlichſten Hölliſchen Eyde zum Stillſchweigen verpflichtete. Aber die Wahrheit zu ſagen, alle Eydſchwüre in der Höllen, haben nicht viel zu bedeuten: Die Todten fürchten ſich nicht mehr zu ſterben.

Was vor Hochachtung brachte ſich nicht Stentor bey allen neuern Todten zuwege? Sie machten ihm ſehr ſorgfältig ihre Aufwartung; damit er nur ſchweigen ſollte, und das Böſe niemand entdecken möchte, was etwa von ihnen geſagt ſeyn könnte. Einige, welche es zugeſtanden, man müſſe diejenigen nicht einmahl nennen, die im Buche vorkämen, baten ihn nur zu ſagen: Wer nicht darinnen ſtünde? Aber Stentor, der ſie gern alle in Furcht erhalten wollte, ſchwieg gantz und gar. Wenn ſich ein paar Todte mit einander zanckten; ſo behauptete der eine gantz erboſt: Man würde ihn in den Geſprächen nicht vergeſſen haben. Allein die Heimlichkeit währte nicht lange. Eines Tages hatte David Riccio die Verwegenheit, gegen den Achilles zu behaupten, daß ſie beyde Lauteniſten geweſen wären: Doch mit dem Unterſcheide, daß Achilles ſich mit Spielen beluſtiget, da er ſich vielmehr als einen groſſen Feld-Herrn hätte erzeigen ſollen: Er aber hätte ſeine Laute an den Nagel gehangen und ein groſſes Königreich zu regieren angefangen, der Zanck gieng ſo weit, daß die Helden aus der Ilias, welche Nachricht davon bekamen, den Riccio überfielen, deſſen Ubermuth ihnen zu gleicher Zeit Verwunderung und Verdruß erweckte. Stentor kam eben ſowohl dazu als die andern, wiewohl ihn bloß ſeine ſtarcke Lunge zum Helden machte. Er fieng ſo entſetzlich und laut an zu ſchreyen, daß man es in der gantzen Hölle hätte hören mögen: Iſt das der Verwegene, der ſo kühn iſt, ſich mit dem Achilles zu vergleichen? Er ſoll wiſſen, daß, ob er gleich ein Staats-Miniſter geweſen, uns dennoch ſein Urſprung nicht unbekannt ſey: und daß man ihm in den neuen Geſprächen einen ſo niederträchtigen Character gegeben, als dem allerelendeſten Fiedler der jemahls gelebt hat.

David Riccio verſtummte gantz und gar. Er hatte gedacht, ſeine ſonderlichen Begebenheiten, und der Rang, den er in der Welt gehabt, würden ihn in den Credit eines hertzhafften Mannes ſetzen: und es war ihm niemahls in den Sinn gekommen, daß man ihn, ungeachtet aller ſeiner ehrgeitzigen Unternehmungen, doch als einen feigen und verzagten Kerl abbilden würde. Achilles ward alſo durch die Verwirrung und Beſtürtzung des David Riccio gerochen, und die Hertzogin von Valentinois welche zugegen war, triumphirte noch über dieſen Unglücklichen, indem ſie ſagte: Nichts ergetze ſie ſo empfindlich, als wenn ſie den Hochmuth der Leute niederſchlagen ſähe, die bey ihrem Glücke ihrer ſchlechten Ankunfft vergeſſen; und wenn es möglich wäre, wollte ſie dem Verfaſſer der Geſpräche gern Danck abſtatten; weil er den David Riccio ſo herunter gemachet hatte.

Stentor konnte nicht umhin der Hertzogin zu antworten: Würdet ihr denn auch dieſem Scribenten dancken, wenn er alle eure Ehre darinnen beſtehen lieſſe, daß ihr eine alte Buhlerin geweſen? Was meynt ihr damit, verſetzte ſie mit gantz verändertem Geſichte? Ich meyne, gab Stentor zur Antwort; daß ihr in den neuen Geſprächen mit Annen von Boulen um den Vorzug in der Kunſt zu Buhlen ſtreitet, und endlich den Preiß über ſie davon traget; weil ihr auch als eine Großmutter euch in der Liebe habt erhalten können. Rühme ich mich alſo meines Alters, ſagte die Hertzogin? Das iſt gar nicht natürlich. Die Weiber maſſen ſich kein Verdienſt an, welches auf vielen Jahren beruhet. Euer Scribent kennt derowegen das Frauenzimmer nicht, verſetzte Stentor, denn er läſt euch ſehr auf euer Alter trotzen.

Moliere konnte dieſe Gelegenheit nicht vorbey laſſen, die alten Weibsbilder auszulachen, die noch alle ihre verliebte Neigungen beybehalten; und ſich bemühen, ihre Jahre zu verhelen. Er ſchertzte ſo angenehm von dieſer Materie, daß Stentor ſich darüber entſetzete, und ſprach: Ihr habt ja in den neuen Geſprächen gantz anders geſprochen. Ihr haltet daſelbſt eine Philoſophiſche Unterredung, die lange nicht ſo gut iſt als was ihr itzt ſaget. Philoſophiſche Unterredungen, ſchrie Moliere! Ihr verſpottet mich. Iſt denn mein Naturell ſo unbekannt, daß man mich nicht von Dingen kan reden laſſen, die ſich vor mich ſchicken? Ich weiß es nicht, ſprach Stentor: Aber ich möchte euch doch lieber von dieſen alten Weibern ſprechen hören, die ihr uns ſo artig abmahen könnet; als von der Ordnung des Welt-Gebäudes, davon ihr mit Paracelſo ſchwatzet.

Dergeſtalt fieng Stentor an die Heimlichkeiten auszuplaudern; und hernachmahls zwang er ſich gar nicht mehr zum ſchweigen. Carteſius hörte, daß man ihn, als den Vater der Wirbel und ſubtilen Materie des Himmels wieder auf die blinde Kuh, und in die Kindheit zurücke gebracht. Juliette von Gonzaga erfuhr, daß ſie dem Solymann Dinge geſagt hätte, die derjenigen Sprödigkeit, davon ſie ſo viel Weſens machte, zuwieder lieſen: und ihm eine gewiſſe Vergleichung der Weiber mit den Flüſſen gemacht hätte, die zu verſtehen gäbe, daß ſie ſich ſoviel Land wünſche, als die Donau durchflieſſet. Bloß Montezum war wohl zufrieden. Als dieſer Mexicaniſche König hörete, wie geſchickt man ihn in der Griechiſchen und Römiſchen Hiſtorie gemacht hätte, bildete er ſich ſo viel darauf ein, daß er ſich mit dem Thucydides und Titus Livius in einen Streit einließ. Er wollte auch dem Exempel aller neuern Todten folgen, welche ſich zum Pluto begaben, ihre Klagen

gen demſelben vorzubringen. Diejenigen, deren Geſpräche Stentor geleſen hatte, entſchloſſen ſich ein gleiches zu thun, und der Haufe ward rings um den Pluto ſo groß als er zum erſtenmahle geweſen war. Es verdroß ihn, daß er von neuem in eine ſo verdrüßliche Unterſuchung verwickelt wurde: Allein er konnte ſeinen Unterthanen die Gerechtigkeit nicht verſagen. Zum wenigſten, um alle Verwirrungen zu vermeiden, verlangte er, daß ein jeder ſeine Klagen ſchrifftlich abfaſſen ſollte: Und als er ſie alle bekommen hatte; ſo ward er gantz ſtutzig, als er unter andern auch folgendes Bittſchreiben fand:

Bittſchreiben
der unpartheyiſchen Todten
an den Pluto.

König der Höllen, wir machen den Anfang mit einer Verſicherung, daß man unſer in den neuen Geſprächen auf keine Weiſe gedacht hat. Wir ſind dem Verfaſſer glücklich entgangen: entweder weil er uns nicht gekannt hat; oder weil er uns zu ſeinen Abſichten nicht brauchen können. Dem ungeachtet aber nehmen wir uns doch der geſunden Vernunfft an, welche, wie es uns ſcheinet in vielen Stellen dieſes Buches verletzet worden. Erlaubet uns nur dieſelben anzuzeigen und eure Gerechtigkeit darüber anzuflehen.

Die Schönheiten gehören vor alle Länder: Könige aber und Helden nicht.

Werden etwa die Schönheiten überall davor erkannt, die Konige und Helden aber nicht? Es komme aber eine ſchöne Chineſerin nach Europa, und ſehe, ob man ſie mit ihrem platten Geſichte, mit ihren kleinen Augen und ihrer breiten Naſe vor ſchön halten wird? Sie wird es bald inne werden, daß die Schönheiten nicht vor alle Länder gehoren. Ein Chineſiſcher Held, der nach Europa kommen möchte, würde ſich gewiß weit eher, als einen Helden zu erkennen geben; wenn ihm das Glück nur günſtig wäre: Und war denn Alexander ſelbſt, von welchem in dem Geſpräche die Rede iſt, nicht ein Schrecken der Indianer? Phryne würde dieſelben nicht zur Liebe gereitzet haben. Ein Grieche konnte ſo gut in Indien Armeen ſchlagen als anderwerts: aber eine Griechin hätte daſelbſt nicht ſo gut Hertzen bezwingen können. Die Nationen haben von der Schönheit verſchiedene Meynungen: aber unter allen Völckern weichet man dem Stärckeſten. So gehören denn die Helden vor alle Länder, die Schönheiten aber nicht.

Das ſind nicht die wahren Lobſprüche, die ſich uns ſelber darbieten; ſondern diejenigen, die wir andern abdringen.

Dieſer Grundſatz ſcheint nicht gar zu richtig zu ſeyn. Wir gebens zu, daß die Lobſprüche, die wir ſo gar den Lippen unſerer Feinde abdringen, wahrhaffte Lobſprüche ſind: aber das ſind auch wahrhaffte Lobſprüche, die uns von Leuten gegeben werden, die ſich ſo viel Gewalt nicht haben anthun. Es iſt nicht nöthig, daß man eben wieder Willen lobe. Sollte denn Titus, den man die Ergetzlichkeit des menſchlichen Geſchlechts genannt hat, ſich mit dieſem Lobſpruche nicht ſchmeicheln dörfen, weil ſeine Unterthanen ſich ohne allen Zwang vereinigt hatten, daß er deſſelben würdig wäre? Und ward Attila deswegen beſſer gelobet, wenn diejenigen, die ihn eine Peitſche des himmliſchen Zorns nannten, ſich genöthiget ſahen, ihn mit Verdruß vor einen groſſen Krieges-Helden zu erkennen?

Die Natur wircket allezeit ſehr ordentlich: wir urtheilen aber nicht allezeit ſo, wie ſie wircket.

Mit dieſem Spruche nimmt Socrates von dem Montagne Abſcheid: aber hätte ihn Montagne nicht zurücke ruffen, und ſich eine Erklärung davon ausbitten ſollen? **Die Natur wir-**

cket allezeit ſehr ordentlich. Das iſt nach Socratis Meynung, und nach dem vorhergehenden, daß die Natur in allen Jahrhunderten das Dutzend vernünfftiger Leute, die ſie auf der gantzen Erde auszubreiten hat, gantz gleich vertheilet. Aber wir urtheilen nicht ſo, wie ſie wircket. Soll das heiſſen, daß wir in unſern Urtheilen nicht derjenigen Gleichheit nachahmen, womit die Natur einem Jahrhunderte eben ſo viel vernünfftige Leute giebt, als dem andern? Was heiſſet das aber, gleich urtheilen? Was heiſſet das, die Gleichheit der Natur in unſerm Urtheile nachahmen, die ſie in dieſer Austheilung beobachtet? Dieſem allem iſt durch das Wort ordentlich abgeholfen, welches aber zweydeutig iſt, und womit zwar das Ohr, aber nicht der Verſtand ſich vergnügen läßt. Denn den Augenblick, wenn dieſer Ausdruck auseinander gewickelt wird, ſo ſiehet man, daß man ihn nicht verſtehet.

Die Ehrſucht iſt leicht vor ein Werck der Einbildungs-Krafft zu erkennen: Denn ſie hat die Art derſelben an ſich, ſie iſt unruhig, voller phantaſtiſchen Anſchläge, ſie gehet auch weiter, als ſie ſich anfänglich gewünſchet, ſo bald ſie nehmlich daſſelbe erlanget hat.

Sollte man es wohl glauben, daß der Verfaſſer durch alle dieſe Eigenſchafften die Liebe von der Ehrſucht unterſcheiden wollen? Die Liebe muß gewiß ziemlich ruhig geworden ſeyn. Zu der Zeit, als wir lebten, hätte ſie auch ein Werck der Einbildungs-Krafft heiſſen können: Denn ſie war unruhig, und voller ſeltſamer Anſchläge, und ſtellte ſich faſt niemahls zufrieden. Indeſſen glauben wir doch, daß ſie ihre Natur noch nicht gantz geändert haben werde. Der Verfaſſer ſetzet die Liebe der Ehrſucht entgegen; und nachdem er von der letztern ziemlich übel geſprochen, ſo bemercken wir, daß er es nicht wagen dörfen, von der Liebe was zu ſagen. Wenn er die Liebe vor eine ſo ruhige Neigung angeſehen hätte, würde er vermuthlich nicht unterlaſſen haben, dieſen ihren Vorzug vor der Ehrſucht recht klar vor Augen zu ſtellen.

Auf was vor eine Weiſe ſeyd ihr närriſch geworden? Auf eine ſehr vernünfftige Weiſe.

Wir wollten dieſen Einfall gelten laſſen, wenn wir nur denſelben nicht innerhalb zehn Zeilen wieder anträfen: **Ich ſtellte ſolche vernünfftige Betrachtungen an, daß ich darüber die Vernunfft verlohr.**

Die Raſenden ſind ſo närriſch, daß ſie ſich mehrentheils einander vor Narren halten.

Wenn die Unſinnigen keine andre Merckmahle ihrer Thorheit geben möchten, ſo würden wir keine böſe Meynung von ihnen hegen. Das heißt ja nicht närriſch ſeyn, wenn man diejenigen Narren heißt, die es wircklich ſind.

Siehe, o König der Höllen, dieſes ſind die vornehmſten Stellen, darüber wir uns zu beklagen, verbunden erachtet haben, und zwar aus bloſſer Liebe zur Vernunfft. Es giebt unter uns Todte Sprachlehrer, die euch mit einer ziemlichen Anzahl von Redensarten beſchwerlich fallen wollten, die ſie in den neuen Geſprächen zu tadeln gefunden haben: aber wir ſind nicht einer Meynung mit ihnen geweſen. Die Beurtheilungen, die man in der Höllen macht, müſſen gründlicher ſeyn. Sie müſſen von Sachen, und nicht von Worten handeln. Ja, da der Verfaſſer in allen neuen Auflagen die Ausdrückungen ändert, ſo würden wir uns vergebliche Mühe machen. Es iſt beſſer, daß man ihm im Abſehen auf die Gedancken nichts überſehe: weil er ſich darinnen nicht beſſert. Wir erwarten Euren Ausſpruch mit groſſer Ungedult. Zeiget doch, groſſer König, daß ihr der Apollo der Höllen ſeyd, und daß unſer Fluß Styx der Hippocrene nichts nachgebe.

Auf dieſe Klagſchrifft antwortete Pluto aufs allergnädigſte. Er verordnete, daß alles, was darinnen getadelt worden wäre, vor tadelns-würdig gehalten werden ſollte: und wegen der Klagen der übrigen Todten, ſtellte er auf Einrathen des Eacus und Rhadamanthus folgende Verordnungen:

I. Ohngeachtet der Verfaſſer der Geſpräche von dem Heroſtratus gutes geſaget; ſollte er doch wiederum in ſeinen vorigen übeln Nahmen gebracht werden.

II. Die treuen Liebhaber ſollten nicht vor ſo ſeltſam, als die verliebten Götter, angeſehen werden: und Pauline ſollte ſich um andre Gründe bemühen, ihre Liebes-Begebenheit zu rechtfertigen.

III. Es ſolle nicht erlaubt ſeyn, den Homer zweymahl zu verſpotten, und dergleichen Rückfall ſolle nicht frey ſtehen

IV. Marot ſolle öffentlich geſtehen, daß er auſſer dem Geſpräche, dem Seneca in allen Stücken nachgeben müſſe.

V. Moliere ſolle nicht mehr von der Philoſophie, und Carteſius nicht mehr von der blinden Kuh reden.

VI. Montezum ſolle nichts als die Mexicaniſche Hiſtorie gründlich verſtehen.

VII. Galiläus ſolle in den Geſprächen nicht aufgeweckter reden, als Apicius.

VIII. Das Frauenzimmer ſolle aus der gefährlichen Chymie des Raymund Lullius, keinen Vortheil ziehen.

IX. Candaules ſolle nicht ein ſo friedfertiges Gemüth haben, damit er nicht den Eh-Männern ein böſes Exempel geben möchte; und Giges ſolle von der Liebe edlere Gedancken hegen.

X. Fauſtine ſolle die Roxelane, und Roxelane die Fauſtine abbitten, daß ſie einander wiederſprochen hätten.

XI. Plato ſolle kein Buhler, ſondern bloß ein Philoſoph ſeyn.

XII. Die Hertzogin von Valentinois ſolte nicht verbunden ſeyn, ſich ihres Alters zu rühmen.

XIII. Juliette von Gonzaga ſolle ſich ihrer Gleichniſſe enthalten, oder geſtehen, daß ſie ſich nicht ins Serrail geſchicket hätte.

XIV. David Riccio könnte als ein Staats-Miniſter reden, wenn er wollte; und ſollte nicht genöthiget ſeyn, als ein bloßer Lauteniſt zu ſprechen.

XV. Den Theocritus von Chio ſollte man in dem Fluſſe Lethe baden, damit er ſeine übeln Einfälle vergeſſen möchte, und dem Parmeniſcus ſollte man ein Jahr Zeit geben, ſich deutlicher zu erklären; imgleichen auch dem Raphael von Urbino.

Dieſe Verordnungen wurden in der gantzen Höllen kund gemacht, mit dem ausdrücklichen Verbote an alle Todten, den Pluto nicht mehr wegen dieſer Materien zu übertäuben: Es wäre denn, daß etwa ein Lebendiger ſichs belieben ließe, dieſem Copiſten Lucians, in Verfertigung neuer Geſpräche nachzuahmen, die ebenfalls getadelt zu werden verdieneten.

Regiſter
der
Titel und Materien
dieſer Geſpräche.

Geſpräche
der Todten aus der alten Hiſtorie.

I. Alexander und Phryne, welche Naturelle das meiſte Aufſehen verurſachen 3
II. Milo und Smindiride, von der Zärtlichkeit 8
III. Dido und Stratonica, von der Buhlſchafft die Virgil der Dido fälſchlich zugeeignet 11
IV. Anacreon und Ariſtoteles, von der Philoſophie 15
V. Homerus und Eſopus, von den Geheimniſſen in den Schrifften Homeri 20
VI. Athenais und Icaſia, von dem Eigenſinne des Glückes 24

Geſpräche
der ältern Todten mit den Neuern.

I. Auguſtus und Petrus Aretinus, von Lob-Sprüchen. 28
II. Sappho und Laura, ob es gut ſey, daß die Männer den Angriff in der Liebe thun, die Weiber hingegen ſich vertheidigen? 34
III. Socrates und Montagne, ob die Alten tugendhaffter ſind als wir? 38
IV. Adrianus und Margaretha von Oeſterreich, welche Todes-Art die großmüthigſte iſt? 44
V. Eraſiſtratus und Hervàus, von was vor Nutzen die Erfindungen der Neuern in der Natur-Wiſſenſchafft und Artzney-Kunſt seyn? 52
VI. Berenice und Coſmus von Medices, von der Unſterblichkeit des Nahmens. 56

Geſpräche
der Todten aus neuern Zeiten.

I. Anna von Bretagne und Maria aus Engelland, Vergleichung der Ehrſucht und Liebe. 60

II. Carl der fünfte und Eraſmus; ob man ſich etwas vor eine Ehre ſchätzen könne? 67
III. Eliſabeth von Engelland und der Hertzog von Alençon; von der Eitelkeit aller Beluſtigungen 72
IV. Wilhelm von Cabeſtan und Albrecht Friedrich Marggraf von Brandenburg; von der Unſinnigkeit. 75
V. Agnes Sorel und Roxelane, von der Macht des Frauenzimmers 80
VI. Johanna von Neapolis und Anſelmus, von der Unruhe über das Zukünfftige 85

◆ ◆ ◆

Titel und Materien aus dem andern Theile.

Geſpräche der Todten aus den alten Zeiten.

I. Heroſtratus und Demetrius Phalereus, daß die Gemüths-Bewegungen nöthig ſind 93
II. Callirhea und Pauline, daß man ſoviel betrogen wird, als mans nöthig hat. 98

III. Candaules und Giges, von der Praleren und Unbeſcheidenheit. 104
IV. Helena und Fulvia, von wichtigen Begebenheiten 108
V. Parmeniſcus und Theocritus von Chio; daß die Vernunfft was betrübtes, ja zuweilen was unnützes iſt 112
VI. Brutus und Fauſtine; von der Freyheit 119

Geſpräche
der ältern Todten mit Neuern.

I. Seneca und Marot; ob die Weißheit, die aus der Vernunft herrühret, beſſer ſey, als die aus dem Naturelle entſtehet? 123
II. Artemiſia und Raymund Lullus; von der Vollkommenheit, darnach die Menſchen trachten 129
III. Apicius und Galiläus, daß man zwar im Erkenntniſſe, aber nicht in Ergetzlichkeiten was neues erfinden könne 133
IV. Plato und Margaretha von Schottland; ob die Liebe was geiſtliches seyn könne? 137
V. Strato und Raphael von Urbino; von Vorurtheilen 145

VI. Lu

VI. Lucretia und Barbara Plomberg; daß die Ehre mehr ausrichtet als die Schuldigkeit 152

Geſpräche
der neuern Todten.

I. Solymann und Juliette von Gonzaga; daß in der Praleren was gutes ſtecken könne 158
II. Paracelſus und Moliere; von der Comödie 162
III. Maria Stuart und David Riccio; ob man durch die Vernunfft glücklich werden könne? 168
IV. Der dritte falſche Demetrius und Carteſius: daß man die Unterſuchung der Wahrheit nicht werde überdrüßig werden, ob ſie gleich fruchtloß iſt 172
V. Anna von Boulen und die Hertzogin von Valentinois; wie groſſe Thaten gethan werden? 178
VI. Ferdinand Cortetz und Montezum; wie barbariſche und wohlgeſittete Völcker voneinander unterſchieden ſind 183

Plutons Urtheil über die Geſpräche der Todten.

Uber den erſten Theil 191
Schreiben der Lebendigen an die Todten 222
Uber den andern Theil 234
Bittſchreiben der unpartheyiſchen Todten 263

ENDE.

Astron. 685^{w}

n° 1 n° 1

ORATIO ACADEMICA INAVGVRALIS

SISTENS

POETAS PHILOSOPHOS REIPVBLICAE GENERIQVE HVMANO VTILISSIMOS

QVA

PROFESSIONEM POESEOS EXTRAORD.
IN ACADEMIA LIPSIENSI
CLEMENTISSIME SIBI DEMANDATAM D. III. FEBR. MDCCXXX.
AVSPICATVS EST

IO. CHRISTOPHORVS GOTTSCHED

POES. PROF. PVBL. COLL. B. V. M. COLLEGA ET SOC.
REG. SCIENT. BEROL. SODALIS.

LIPSIAE,
LITTERIS BREITKOPFIANIS.

sthet.
24.

PETRONIVS

ARtis ſeuerae ſi quis amat effectus,
Mentemque magnis adplicat; prius more
Frugalitatis polleat exacto;
Nec curet alta regiam trucem vultu.

- - - - - -

Mox & Socratico plenus grege, mutet habenas
Liber, & ingentis quatiat Demoſthenis arma.

- - - - - - -

His animum ſuccinge bonis, ſic flumine largo
Plenus, Pieria defundes pectore verba.

RECTOR ACADEMIAE MAGNIFICE, VIRI SVMME REVERENDI, CONSVLTISSIMI, EXPERIENTISSIMI, EXCELLENTISSIMI, CLARISSIMI, VNIVERSITATIS PATRES MAGNIFICI, FACVLTATVM OMNIVM PROFESSORES, DOCTORES ATQVE MAGISTRI, OMNES TITVLIS SVIS CONDECORATISSIMI, TVQVE TANDEM GENEROSORVM ET NOBILISSIMORVM IVVENVM VNDIQVE CIRCVMFVSA CONCIO, MVSARVM DELICIAE, SPES PATRIAE, NOSTER AMOR.

QVibus de cauſſis, quaue potiſſimum neceſſitate ita iubente verba facturus, locum hunc illuſtrem, & ad dicendum ornatiſſimum, in praeſentia conſcenderim; neminem veſtrum latere arbitror, AVDITORES. Auſpicandum quippe eſt, poſt bimeſtrem moram, munus Profeſſorium in Academia noſtra extraordinarium, quo litteras humaniores, POETICEN maxime, publice docere iuſſus ſum ab auguſtiſſimo & potentiſſimo Principe ac Domino, FRIDERICO AVGVSTO, Poloniarum Rege, & Saxoniae Principe Electore, Principe magnanimo, ſapiente, felici, Domino meo longe clementiſſimo. Quod dum facio, quid mihi hac ipſa dicendi occaſione, in tanta praeſertim Virorum doctrina famaque praeſtantium frequentia, exoptatius accidere potuerit atque iucundius, ego quidem, me neſcire, ingenue fateor.

Poſtquam enim ſtudiorum meorum rationes, ab ineunte aetate ſuſceptae, ad ingenuarum artium culturam totum me pertraxiſſent, humaniorum praecipue litterarum dulcedine captus, incredibili eas voluptate proſecutus ſum. Quo id ſucceſſu a me factum ſit, recenſere, meum iam non eſt: penes alios iudicium eſto! Id tamen abſque iactantia memorare forſitan poſſum, quod, ex ephebis vix egreſſus, neſcio qua temeritate iuuenili, ad hunc academicae laudis aditum interdiu noctuque adſpirare coeperim. .. Intelligens autem iam tum aliqua ratione, & in dies magis perſpiciens, multum intereſſe, quo quis conſilio Muſarum ſacra tractaret; quodque pro ſcopi diuerſitate, diuerſâ quoque, in iis recte tractandis, methodus ſit adhibenda: Eo ſemper qualiacunque ſtudia mea dirigere coepi, eo omnes mentis neruos intendere, vt quas diſcebam ſcientias & artes, non mihi ſoli diſcerem, ſed ita potius, ut quas accepiſſem litteras, aliis quondam tradere, ſinesque earundem docendo amplificare poſſem, & ulterius propagare.

Reſpondet iam votis meis, Auditores, euentus exoptatiſſimus, Regio dum iuſſu in cathedram hanc philoſophicam euocatus, ea ſtudioſae iuuentuti tradere adgredior, quae mentibus ingenuis ad rempublicam formandis, & ad altiora praeparandis neceſſaria iudicauere veteres. Sapientiſſimo quippe conſilio academiarum fundatores antiquiſſimi exiſtimarunt, dandos eſſe ſtudioſae iuuentuti, non philoſophicos tantum doctores, qui animos omnium ſcientiarum rudes ad theologiae, iuriſprudentiae & medicae artis myſteria rite tractanda diſponerent: Verum conſtituendos etiam, tenerae huic aetati, liberalium artium doctores, quorum praeceptis manſueſcerent paulatim inculta adoleſcentium pectora, & ad ſemina ſcientiarum eo facilius recipienda, progerminanda uberius, molleſcerent quaſi atque ſubigerentur. Prorſus ſufficere videtur, Auditores, vel haec ſola conſideratio, ad reprimendas ineptiſſimorum hominum criminationes: qui quum litteras humaniores numquam adtigerint ipſi, ex impotentia animi, quas ipſi neſciunt artes, magno ſaepe, ſed ridendo conatu, allatrare ſaltem nulli verentur.

Procul hinc faceſſere iuberem, ſub orationis primordia ſtatim, profanos adeo Muſarum contemtores, aut inſcitiam ſaltem ſuam ipſis exprobrando, ludibrio exponerem veſtro Auditores, niſi prorſus perſuaſum haberem, neminem eſſe in hoc tanto numero veſtro, quem iure meritoque ſuo, tanti criminis reum agere queam. Quid enim aliud commouiſſe vos cenſeri poteſt, ut grauioribus vos negotiis ſubtrahentes, in hunc concedere locum non dubitaueritis, audituri ſcilicet oratorem, nec in dicendo ſatis exercitatum, nec vlla ſingularis ſcientiae fama inclitum. Sola profecto, ſola litterarum elegantiorum pulcritudo, ſolus in humanitatis ſtudia adfectus veſter effeciſſe videtur, ut mediocriter etiam de argumento quodam inde potiſſimum depromto dicturum, ſplendida hac praeſentia veſtra dignati fueritis: Inter omnes quippe conſtabat ni fallor, me de *Poetis Philoſophis, Reipublicae, generique humano vtiliſſimis*, verba facturum eſſe.

TANTVM autem abeſt, vt tam praeclari thematis praeſtantia animum oraturo addat, ut potius oneris vltro ſuſcepti grauitatem ſentiens, totus horream, mihique ac orationi meae non mediocriter timeam. Nimiam ſiquidem ex nobiliſſimo argumento de oratore ipſo ſpem vos concepiſſe video; eoque magis vereor, ne tanta exſpectatione fruſtratos, ac minus fauentes hinc dimiſſurus ſim iudices. Aſt quidquid horum acciderit, Auditores, id dicturo mihi concedatis quaeſo, ut poeſeos philoſophicae cauſam agenti, poeticis ſubinde floribus, aliunde conquiſitis, rudem orationis formam habitumque eloquentiae ſimpliciorem exornare quandoque liceat. Quodſi praeterea licentius quidquam forte dictum fuerit, ligatoque ſermoni propinquius: exiſtimetis velim, vix ſine pinguiori dicendi genere, vel apud antiquos, vel noſtro etiam ſaeculo, ex frequenti poetarum lectione quemquam rediiſſe.

QVONIAM vero omnis de re quadam rite ſuſcepta tractatio a definitione proficiſci debet, vt eo rectius id, de quo quaeritur, intelligatur: nos quoque de Philoſophia atque Poeſi, ſive de iis potius dicturos, qui vtrique ſtudio iunctim colendo operam dedere; ante omnia exponere decet, quonam in ſenſu vtrumque horum acceptum velimus. Et Philoſophiam quidem quod attinet, cum CICERONE Tuſc. qu. L. V. c. 2. ita eam in praeſentia deſcribere liceat, quod ſit: Vitae dux, virtutis indagatrix expultrixque vitiorum, inuentrix legum, magiſtra denique morum & diſciplinae. Quodſi vlterius, inſigni hoc romanorum philoſopho verba praeeunte, continuare telam fas eſt; eam philoſophiae nomine intellectam volo ſcientiam fecundiſſimam, quae vrbes quondam peperit, quae diſſipatos homines in ſocietatem vitae convocavit, eosque primo domiciliis, deinde coniugiis, tum litterarum & vocum communione coniunxit: eam tandem diſciplinam, quae vitae tranquillitatem largitur, & terrorem mortis aufert; ex cuius denique praeceptis unus dies peractus, peccanti immortalitati anteponendus eſt.

INTELLIGITIS, Auditores, ad praxin vitae, morumque doctrinam potiſſimum a me referri, cum TVLLIO noſtro, philoſophiam: quam non niſi pro parte eius altera, quam practicam vocare ſueuimus, habituri videntur ex veſtro quoque numero quamplurimi. Verum enimuero, non ſine ratione id a me factum eſſe, nec aliter fieri debuiſſe, certo certius perſuaſum habeo. Nonne felicitati obtinendae, ſummoque bono humano conſequendo, omnis ſapientia noſtra, verique nominis philoſophia intenta eſſe debet? Haec autem, quum non ex inani otioſaque ſubtiliſſimarum quaeſtiuncularum reſolutione pendeant, ſed ex actionibus potius hominum liberis, ad virtutis normam compoſitis, deriuanda ſint: neceſſario ſequitur, totam frugiferam & fructuoſam, nullaque ſui parte ſterilem eſſe debere philoſophiam. Non omnem nos theoreticarum veritatum cognitionem abiicimus; omnis quippe praxis a praeuia proficiſci debet theoria: Valere tantum iubemus ieiunas de rebus mere ſpeculatiuis altereationes, longeque aberrantes a philoſophiae ſcopo otioſorum hominum contemplationes. Talia enim, quum vitam nulla ratione beatam reddere queant: ii quoque, qui vel totos ſe huiusmodi ſtudiis manciparunt, ea vt plurimum officia ignorant, a quibus honeſte viuendi praecepta ducuntur. Et hoc quidem adeo certum mihi videtur, vt ne PHILOSOPHI quidem nomine dignum cenſeam eum, qui licet omnia naturae arcana rimatus, cunctasque veritates transſcendentales ingenio complexus fuerit: de officiorum tamen natura virtutisque praeceptis tradendis numquam fuit ſollicitus. Sint licet, ſcientes, ſint docti; ſint intelligentes viri! Sint praeterea hiſtorici, ſint mathematici, ſint philologi; eruditi denique ad miraculum vsque! SAPIENTES autem ſiue PHILOSOPHOS vt eos adpellem, numquam me commoueri patiar.

AD POESIN progedior, Auditores, eamque cum maximo temporis ſui philoſopho atque critico, ARISTOTELE (*) in humanarum actionum imitatione, eaque ſtilo elegantiori & harmonico facta, conſiſtere ſtatuo, ſiue numeris adſtrictus fuerit, ſiue minus. Prorſus recedit; quod ingenue fateor, haec Poeſeos definitio, ab ea, quam vulgus ſibi ea de re formare ſolet; vtpote quod, non niſi in rhythmis ac metrico ſyllabarum numero, omne poëtarum artificium ponere ſueuit. Antiquorum veſtigiis quippe inſiſtens, obuiam iui praeiudiciis hisce, in poetica vernacula, non ita pridem luci expoſita: nunc autem, ne propria, vel ſolius ARISTOTELIS auctoritate innouaſſe quidquam videar; ad STRABONIS teſtimonium prouoco, doctiſſimi profecto viri! Hic autem, qualem ſibi de veri nominis POETA notionem efformauerit, ita elocutus eſt, vt innuerit ſimul, ſeparari vix poſſe ab eo VIRI BONI ideam, morumque doctoris ingenui. Prorſus concipi non poſſe adfirmat, (non enim graeca eius verba ex lib. I. deſumta recitare conſultum eſt,) ingenium, vimque atque ex-

---

(*) ARIST. *Poetica* c. I. Εποποιια δε, και η της τραγωδιας ποιησις, ετι δε κωμωδια, και η διθυραμβοποιητικη, και της αυλητικης η πλειστη και κιθαριστικης, ΠΑΣΑΙ τυγχανουσιν ουσαι ΜΙΜΗΣΕΙΣ το συνολον - - - Ουτω και ταις ειρημεναις τεχναις απασαις μεν ποιουνται την μιμησιν εν ρυθμω, και λογω, και αρμονια.

cellentiam veri poetae, in alia quadam re ſitam eſſe poſſe, quam in adcurata vitae, per aptos ſermones numeroſque imitatione. Et poſtquam in eo artis ſuae ſubiecto, Poetam cum architectis aliisque artificibus comparaſſet, eiusque prae illis excellentiam exinde oſtendiſſet, quod excellentius nihil, nihilque ipſo homine praeſtantius, artis cuiusdam ſubiectum cogitari poſſit: addit, neminem fieri poſſe felicem vitae humanae imitatorem, niſi eum, qui regulas bene viuendi probe cognitas habuerit ipſe, ſeque ipſum iudicio ac ratione regere didicerit. Tandem concludit, impoſſibile prorſus eſſe, eum Poetam fieri poſſe bonum & grauem, qui non Vir bonus ſiue honeſtus antea exſtiterit. (**)

VIDETIS, Auditores, quantum interſit, antiquorum inter de veri nominis Poeta ideas; illasque, quas vulgus ignarum hodie voci huic iungere ſolet. Non quemvis, ſcilicet, epithalamiorum, genethliacorum, epicediorum architectum; non quemvis laſciviarum cantorem, non omnes ſacetiarum inficetarum artifices ſaliumque inſulſorum magiſtros excellenti hac adpellatione dignos cenſeret, vel ARISTOTELES, vel STRABO, vel alius quiuis ex antiquioribus Criticis, quos breuitatis ſtudio praetereo. Vir bonus ſit oportet, morum doctrina imbutus, ac humanarum actionum ſcientiſſimus; & ut paucis multa dicam *Philoſophus!* HORATIO quippe docente,

Qui didicit Patriae quid debeat, & quid amicis,
Quo ſit amore parens, quo frater amandus & hoſpes,
Quid ſit conſcripti, quid iudicis officium; quae

(**) Ου γαρ ουτω φαμεν την των ποιητων αρετην ως η τεκτονων η χαλκεων &c. - - - η δε ποιητου συνεζευκται τη του Ανθρωπου· Και ουχ οιον τε αγαθον γενεσθαι ποιητην, μη προτερον γενηθεντα ανδρα αγαθον. STRAB. L. I.

Partes in bellum miſſi ducis; ille profecto
Reddere perſonae ſcit conuenientia cuique.
Reſpicere exemplar vitae morumque iubebo,
Doctum imitatorem; & viuas hinc ducere voces.

Et ne ſine ratione praegnanti haec praecepiſſe videatur Poeta, ſtatim ſubiungit:

Interdum ſpecioſa locis; morataque recte
Fabula, nullius Veneris, ſine pondere & arte,
Valdius oblectat populum, meliusque moratur,
Quam verſus inopes rerum nugaeque canorae.

FERACISSIMA fuiſſe huiusmodi Poetarum philoſophorum antiquiora ſaecula; non niſi is ambigere poteſt, qui omnium hiſtoriarum vel fidem in dubium vocare, vel prorſus ignarus haberi cupit. Adduxi non leuem eorum numerum in ſchediasmate, quo orationem hanc habendam indixi; quibus addere iam placet, ex vetuſtiſſimis, XENOPHANEM, TIMONEM, EVDOXVM PARMENIDEM, CLEANTHVM, atque EPICHARMVM; quorum fragmenta exiguum in volumen collegit, vir doctiſſimus HENRICVS STEPHANVS, ſub titulo, reliquiarum poeſeos philoſophicae. Superaddere his omnibus adhuc poſſum *Tragicos Comicoſque* vna cum *Satiricis*, Graecorum aeque ac Romanorum celeberrimis. Ad AESCHYLVM prouoco, SOPHOCLEM, EVRIPIDEM, MENANDRVM, TERENTIVM, HORATIVM, SENECAM, IVVENALEM, PERSIVM, pluresque alios, qui tales ſe praeſtitere, quales ab ARISTOTELE & STRABONE requiruntur, *Poetas Philoſophos.* Deum immortalem! Quantum virtuti decus, quantum vitio turpitudinis apud eos conciliatum videas! Quantos quaeſo, ſapientiae verae theſauros, quantum doctrinae moralis, quantum prudentiae ciuilis, quantum pietatis, officiorum, ſententiarum, regularum tandem & exemplorum praeſtantiſſimorum, pleno quaſi alueo redundare ibidem videas! Numquam proinde miratus ſum, Auditores, quod familiari graecis latinisque formula, *docere fabulas*, διδάσκειν μύθους, dicti fuerint Poetae dramatici. Eapropter nimirum id factum eſſe in aprico eſt, quod doctrinis vtiliſſimis referti eſſent ludi eorum ſcenici: quodue maiori fere vtilitate quam delectatione, & ſpectarentur & legerentur ea, quae a praeſtantiſſimis vatibus, vel dramatice vel epice in lucem edita exſtabant.

His omnibus ita ſe habentibus, Auditores, an argumentis mihi vllis, ad veritatem Thematis mei declarandam, opus futurum ſit; non ſine ratione haeſito. Luce quippe tanta radiare videtur Poetarum philoſophantium in republica vtilitas, vt probare eandem, idem eſſe videatur, ac iudicio veſtro, aequitatiue diffidere. Addere tamen, ex ſuperfluo quaſi, placet, quaecunque pro optima ſane cauſſa mea, pugnare exiſtimaui arma, triplicis, ni fallor, generis futura. Omnia enim carminum, innumera fere genera, quum ad tres praecipue claſſes referri queant; *epicam* ſcilicet, *ſatiricam*, atque *dogmaticam*; triplicem quoque Poetarum philoſophicorum vſum in republica oſtenſurus ſum; ſi & *laudando*, & *increpando*, & *docendo* eos prodeſſe poſſe, immo ſemper profuiſſe monſtrauero.

Ea profecto eſt, ſemperque fuit humanorum ingeniorum natura, vt ad excelſa tendant, ut ad ſublimia ferantur, ſuamque excellentiam ab omnibus agnoſci celebrarique geſtiant. Quotusquisque enim eſt, inter nos quoque omnes, qui non famam nominis perpetuam optet, qui non laudari gaudeat, recteque factorum dulciſſimum exiſtimet praemium, probari ea ab intelligentibus, commendari publice, & in pretio haberi a pluribus? Sunt equidem, quod non diffiteor, ſeueriores morum doctores, qui vituperio dignam cenſent hanc gloriae cupidinem pectoribus humanis inſitam, eradicandamque potius quam fouendam clamitant. Sed aſpera nimis vox eſt, quae decus omne virtuti eripit, iisque mortales calcaribus priuare nititur, quibus vel maxime ad egregia quaevis excitari ſolent. SOLA quippe *vera eſt* atque probanda *illa gloria*, quae ex recte factis oritur, Iudicioque Sapientis Viri de perfectione noſtra qualicumque abſoluitur. Hac quicunque maxime ducitur; non immerito pro optimo habendus eſt; eoque maiora ſemper & illuſtriora de aliquo ſperari poſſunt facinora, quo ardentiore impetu in laudes ferri, deprehenſus fuerit. Vos ipſos hic teſtes prouoco, AVDITORES. Nonne doctrinae, nonne virtutis veſtrae fama curae vobis eſt cordique? Nonne labores veſtros, vigilias, lucubrationes, moleſtias denique omnes, ea ſpes leuat dulciſſima, fore, vt appareat ſuo tempore omnibus, quanta vobis fuerit ingenii vis, quantus in promouendo reipublicae litterariae commodo, ardor? Hoc niſi aleret animos veſtros, erigeretque ſaepiſſime; quid quaeſo eſſet, quod praeſtantiſſimos veſtrum ad tanta onera ſubeunda, tot labores exantlandos, impellere poſſet atque corroborare?

HANC igitur conſiderantes naturae humanae indolem POETAE, mortalium quondam ſapientiſſimi, hoc ipſo laudis gloriaeque incitamento exacuendos eſſe cenſuerunt hominum animos, ad praeclara quaeuis tentanda, ad virtutem colendam, ad debellandas vitiorum immanes cateruas, ad aequitatem colendam, patriamque & ſocios, fortibus factis ſuis, ab hoſtium violentia defendendis. Hinc *melica* primum enata legimus *carmina*, quibus maiorum ſuorum encomia ceciniſſe antiquiſſimas gentes memoriae proditum eſt: quippe & de patriae noſtrae incolis vetuſtiſſimis idem TACITVM retuliſſe conſtat. Hinc tandem *epica* exorta ſunt poemata, tota in Heroum laudibus poſteritati commendandis occupata. HOMERVS potiſſimum inter graecos, ac VIRGILIVS inter latinos, exſtitere ii, qui heroibus praedicandis ipſi gloriam adepti ſunt immortalem. Ille fortitudinem ACHILLIS, prudentiam VLYSSIS atque conſtantiam,eloquentiam ſapientiamque NESTORIS, PENELOPES caſtitatem atque fidem; Hic autem magnanimum, pium, fortemque AENEAM ſuum, non niſi eo fine celebraſſe deprehenduntur, vt ſcilicet ad eandem laudem adſpirarent poſteri, gloriaeque ſtimulis excitati, ad magna quaeuis audenda prouocarentur. Quem ſcopum ſuum, quam feliciter attigerint, vel exinde patere poteſt, quod ALEXANDRVM, Aſiae domitorem ad tumulum ACHILLIS lacrimatum eſſe legimus; eo, quod HOMERVM virtutis ſuae praeconem inueniſſet: AVGVSTVM vero Romanorum imperatorem, pii AENEAE laudibus, in poemate Virgiliano, potiſſimum commotum, tyrannidem ineuntis imperii ſui, in clementiam, principe tanto dignam, commutaſſe conſtat.

TANTA igitur quum ſit *laudis poeticae*,in animis hominum flectendis, efficacia, Auditores; tantopere quum gloria ducantur, ad poſteritatem propaganda, omnium fere mentes; ii profecto POETAE non parum reipublicae ſuae commodi adſerunt, qui carminibus egregiis *virtutis* *praeconia* in ſe ſuſcipiunt, ciuiumque ſuorum recte facta immortalitati conſecrant. Hoc virtutis ſtudium promouet; hoc animum addit deſperabundis, hoc mentes erigit, ſub taediis vitae huius alioquin collapſuras. Verum tamen, quum non cuiusvis ſit, *verae virtutis arbitrum agere* iudicemque actionum humanarum; PHILOSOPHVS ſit oportet POETA, ac vir intelligens & honeſtus, haec reipubliae ſuae commoda procuraturus.

NON deſunt profecto exempla domeſtica, quae hic in medium proferantur, Auditores; quae licet innumera proſtent, duo tamen ſufficere ſcopo meo videntur. OPITIVM quis neſcit, Poeſeos noſtrae *inſtauratorem, ſiue parentem* potius illuſtriſſimum? In manibus adhuc verſantur opera eius cedro digniſſima, & maiori in pretio habenda eſſent, ac vulgo fieri ſolet ab iis, qui non niſi recentia anhelantes & exotica, proprias deſpiciunt opes; aut ſaltem ignorare eas ſibi gloriae ducunt. Hic ſane vir illuſtris, inter *Poetas philoſophos* referri meretur vel maxime: id quod omnia eius, vel me tacente, carmina loquuntur. An vero putatis, nullius ponderis, nulliusque vtilitatis in Patria noſtra ea fuiſſe, quae in laudem Regum Ducumque, heroum quoque bellicorum ſubinde ceciniſſe deprehenditur vates elegantiſſimus? Alia profecto, belli tricennalis, toti Germaniae funeſtiſſimi, hiſtoriam recolentibus, eamque cum OPITII noſtri ſcriptis conferentibus, ſententia ſtabit. Immo ea mihi aliquoties ſe obtulit opinio veroſimillima, numquam maioribus noſtris pro religionis euangelicae libertate decertantibus, tantum fortitudinis futurum fuiſſe; niſi excellentiſſimum Poetae noſtri carmen, de ſolatio in bellicis aduerſitatibus quaerendo, animum iis addidiſſet, inuictamque pro ſacris ſuis defendendis conſtantiam inſpirare valuiſſet.

TE iam ſeorſim compellare liceat, RECTOR ACADEMIAE MAGNIFICE; a Te enim venia impetranda mihi eſt, dum ad AVI TVI laudatiſſimam memoriam recolendam, neſcio quo impetu rapior. Inter *Philoſophos* enim *Poetas* eum memorandum eſſe, vel propria eius ſcripta teſtantur, quorum multa quoque nomini eius inclito addita ab eo ipſo monſtrant verba: PHILOSOPHVS ET POETA. Centeſimus iam annus agitur, ubi BACHMANNVS iſte celeberrimus, pugnam, victoriamque inſignem, hic, prope Lipſiam noſtram, a puriorum ſacrorum defenſoribus reportatam, heroico carmine celebrauit. Tanta ei vis, tantus diuini ingenii ardor, tantum orationis elegantiſſimae flumen eidem ineſſe deprehenditur, vt non ſine inſigni animi commotione legi a quoquam poſſit. Num autem exiſtimandum eſt, eos, qui nunc ſentiuntur, ſtimulos, tunc temporis impotentiores fuiſſe? nec ardentiores factos eſſe fidei noſtrae promachos, laudibus heroum, qui pro eadem cauſſa tuenda glorioſe occubuerant? Ego profecto contrarium ſemper defendam; eoque maiori fundamento id faciam, quod *Poeta* noſter *Philoſophus*, RIVINIANAE gentis apud Lipſienſes auctor, eo ipſo potiſſimum Poemate, munus Profeſſoris Poeſeos in hac literaria Vniuerſitate meruerit: certiſſimo ſane indicio, vtiliſſimum viſum eſſe aulae atque principibus viris auctorem carminis; quod, vti de TYRTAEO Lacedaemoniorum duce quondam factum legitur, virtutem inſpirare bellicam, maſculaque reddere poſſet languentia ſubinde exercituum defatigatorum pectora.

NON minor interim vituperii, quam gloriae ſenſus ineſt hominum mentibus, visque profecto eadem; ſi non ad virtutem ſectandam, ad vitia certe fugienda & deteſtanda. Dantur quippe nonnunquam, licet rarior eorum ſeges ſit, qui nulla prorſus ducuntur laude: ſiue quod nihil laude dignum geſſerint umquam, deſpicientes ita virtutis praemium, cuius dulcedinem non ſenſerunt: ſiue quod adeo ſtupidi ſint ingenii, vt expertes videantur omnis honeſtae ambitionis, pecorumque ritu in terra ſemper defixi haereant. Aſt hi quoque, hebetiſſimi licet mortalium, contemtum tamen & contumeliam ferre nequeunt. Tanguntur vehementer maledictis atque opprobriis, publice praeſertim ſibi impactis: & laudis licet incurii valde ſint, vituperium tamen maximopere abhorrent & auerſantur. Obſeruarunt igitur & hanc humanae naturae indolem *poetarum primi*, ac ſapientiſſimo conſilio cenſuere, adhibendam eſſe & hanc contumeliae auerſionem freni inſtar, quo a vitiis retinerentur vel procaciſſimi mortalium. Compoſuere igitur *poemata ſatirica*, vel recitanda tantum, legendaue, vel in theatris dramatice repraeſentanda. ARISTOTELES in poetica ſua auctor eſt, HOMERVM iam ſuo tempore in MARGITEM quendam, hominem otioſum, ſatiram ſcripſiſſe, eo quod fruges tantum conſumere natus, nihil negotii in ſe ſuſcipere, vitamque perpetua inertia tranſigeret. Secuti eum in Graecia ſunt Poetae Comici, qui totis theatris plaudentibus malorum ciuium mores deridendos populo propinabant: Nam

Eupolis atque Cratinus Ariſtophanesque Poëtae,
Atque alii, quorum comoedia priſca virorum eſt,
Si quis erat dignus deſcribi, quod malus, aut fur,
Quod moechus foret, aut ſicarius, aut alioqui
Famoſus; multa cum libertate notabant

Hinc vel ipſo HORATIO cenſente omnis LVCILIVS pendet. Hic enim mutatis tantum pedibus, ſiue carminis genere, apud Romanos ſatirae inſtauratorem egit. At quam ſalubri effectu! quanto vitioſorum ciuium moerore hoc factum fuerit, IVVENALI verba praeeunte efferre liceat,

> *Enſe velut ſtricto quoties* LVCILIVS *ardens*
> *Infremuit, rubet auditor, cui frigida mens eſt*
> *Criminibus, tacita ſudant praecordia culpa.*
> *Hinc irae, & lacrimae.*

Hos preſſo pede ſecuti ſunt HORATIVS, IVVENALIS & PERSIVS, comicique ſcriptores innumeri apud Romanos, qui tamen aetatem non tulere. Hi omnes quippe, plus quam cenſoria auctoritate, nonnumquam vel ipſis formidandi fuerunt imperatoribus. Tantum enim abeſt, vt vitiis ipſorum indulſerint ſeueriſſimi morum critici, vt potius eo grauius eos increpuerint, quo magis pernicioſa eſſe conſtat malorum principum exempla. Perſtrinxit ita SENECA Philoſophus & Poeta Imp. CLAVDIVM in elegantiſſima fabula quam *Apocolocyntoſin dixit*: Et vt ea praeteream, quae a PERSIO & IVVENALI paſſim contra NERONEM effuſa legimus, IVLIANI hic ſolius meminiſſe iuuat, qui imperator ipſe, verum Philoſophus ſimul & Poeta eximius, fabula quadam elegantiſſima, omnes fere deceſſores ſuos, Romanorum imperatores, ſatirico ſale ita perfricuit, vt ſucceſſoribus ſuis, non parum profuturus fuiſſet, quodſi litteris ſatis imbuti, vel doctrinae cupidi, regni faſces ſuſcepiſſent. Nec minor apud maiores noſtros, germanorum vetuſtiſſimos, ſatiricorum carminum vſus fuit. Iuſſiſſe enim apud AVENTINVM legitur LABERVS, Rex Teutonum antiquiſſimus, vt, quemadmodum

dum praeclare facta rhythmis incluſa canebantur ſuo tempore, ita & male facta ſubditorum ſuorum, cantionibus ſatiricis perſtringerentur, veſpertinoque tempore per vicorum plateas canerentur: vnde cantilenis iſtis adpellatio illa notiſſima inhaeſit, vt die Geſang-Dichter dicerentur. Quae omnia, quum ſine rerum moralium ſcientia, ſine amore virtutis & honeſtatis a poetis eorum temporum fieri neutiquam potuerint; palam eſſe arbitror, quanta per omnia ſaecula, ad noſtra vsque tempora fuerit, poetarum philoſophorum in republica vtilitas.

NOVIMVS quid obiiciant, quibus minus arridet ea poetarum ſatiricorum libertas. Negant enim conuenire priuatis in priuatos morum cenſuram, nec niſi iis eam concedendam eſſe arbitrantur, quibus a republica hoc muneris conceſſum fuerit. Aſt vehementer errant; qui ciuibus quibuscunque, qualemcunque boni communis curam praecludendam eſſe exiſtimant. Omnibus quippe ac ſingulis ſalus publica curae cordique ſit neceſſe eſt: quae quum ex ciuium virtute praeprimis oriatur, moribus potiſſimum emendandis operam dare debet quiuis ingenuus eorum arbiter atque criticus. Hoc nomen autem, quis quaeſo Poetae Philoſopho negauerit? Vruntur hi vel maxime flagitiorum in ciuitate dominantium adſpectu; offendit eorum oculos virtus a vitiorum mancipiis oppreſſa; laedit animum, ſcelus honeſtatis praemiis ſuperbiens. Tunc ſane IVVENALI

Difficile eſt, Satiram non ſcribere: Nam quis iniquae
Tam patiens vrbis, tam ferreus, vt teneat ſe?

Immo ſaepius

Quem natura negat, facit indignatio verſum.

Hac ego laudatiſſima publicae ſalutis promouendae cura ductos eſſe cenſeo, quotquot inter noſtros etiam excelluiſſe conſtat in hoc genere Poetas, RACHELIVM, CANIZIVM, NEVKIRCHIVM, atque GVNTHERVM. Arſiſſe nimirum videntur generoſi eorum animi, in perſequenda vitiorum peſte. Et ſi forte aliquando in ipſas perſonas grauius quicquam effudere; dandum hoc ducerem tanto virtutis amori: quo acti, ingenti profecto animo, malorum inimicitias, odia, ſcommata & duriora nonnumquam flocci pendere valuerunt. Minime meticuloſus enim, ſed generoſius valde & bene obfirmatus ſit eius animus oportet, qui virtutis praeſidium ſuſcipiens, nullo incommodorum exinde reſultantium metu perculſus, in ſtatione perſeuerat; donec vel viciſſe, vel in ruborem ſaltem dediſſe hoſtem videatur.

ATAT hoc illud eſt, quod paucis admodum a natura conceſſum deprehenditur, conſtantiae! Vindictae quidem cupidine, maledicentia, inuidiaque actos, multos ſaepe videas in ſcenam prodire, poetaſtros potius, quam poetas vocandos; qui *famoſis* ſubinde *libellis* eximios adgrediuntur viros, eorumque famae maculam adſpergere laborant; infames ipſi, nullisque in republica virtutibus incliti. Hos ego morum corruptores potius, quam correctores eſſe, cenſeo; nec pro Satiricis Poetis haberi vlla ratione volo. Hos, PERSIO cenſente,

Magiſter artis, ingenique largitor
Venter, negatas artifex ſequi voces,

integras verſiculorum febricitantium myriades, euomere magis, quam ſcribere docuit. Nulla iſtis philoſophiae, nulla doctrinae moralis peritia ineſt; hinc nullos ex ſcriptis eorum fructus reſultare mirum non eſt. E contrario:

Veſanum tetigiſſe timent fugiuntque Poetam,
Qui ſapiunt: fugiunt pueri, incautique ſequuntur.

Longe alia Philoſophorum Poetarum ratio eſt, Auditores. Hi, quum ipſi virtutis amantes, in vitia inuehantur; multum prodeſſe deprehenduntur in republica: ſique intimos animorum receſſus purgare, morbidaque viſcera ſceleratorum corrigere forte nequeunt; impediunt tamen, ne latius ſerpat malum; vel in omnes ſenſim propagatum vehementius graſſetur. Quemadmodum & medici quandoque, igne admoto, vulnera grauiora obſtruenda potius, quam ſananda eſſe docent; immo ferro praecidenda, quae curari nequeunt membra putrefacta, exiſtimant. Etenim HORATIO iterum L. II. Sat. I. iudice,

Si mala condiderit in quem quis carmina; ius eſt,
Iudiciumque. Eſto! ſi quis mala. Sed bona ſi quis
Iudice condiderit laudatur Caeſare. Si quis
Opprobriis dignum lacerauerit, integer ipſe;
Soluentur riſu tabulae: Tu miſſus abibis!

AD dogmatica propero Poetarum opera, tertium ita poſtremumque tractationis argumentum, breuiſſimis tamen expediturus. *Tragica* hic potiſſimum poemata, aliaque doctrinalia in cenſum veniunt, vel theatris, vel cantui adcommodata, vel lectioni tandem ſoli deſtinata. Verbis autem exprimi nequit, quanto cum fructu haec omnia, omni tempore, vel ſpectata fuerint, vel decantata, vel lecta denique carmina. Rectiſſime hinc HORATIVS in elegantiſſima ad AVGVSTVM Epiſtola:

Os tenerum pueri balbumque Poeta figurat;
Torquet ab obſcoenis iam nunc ſermonibus aurem;
Mox etiam pectus praeceptis formant amicis;
Aſperitatis & inuidiae corrector & irae;
Recta facta refert; orientia tempora notis
Inſtruit exemplis; inopem ſolatur & aegrum.

Tragicae praeſertim fabulae more antiquo in ſcenam productae, quantum in purgandis adfectibus hominum valeant, dici vix poteſt. Prolixe in Poetica ſua id expoſuit Criticorum Princeps ARISTOTELES, exemplaque Poetarum ſuperſtitum abunde, quae dixit, confirmant. Hic potiſſimum doctores ciuitatium ſuarum egerunt philoſophantes Poetae. Hic virtutem in ſummo ſplendore ſuo; hic criminum atrocitatem oculis ſpectatorum ſummo cum fructu expoſuere. Hic animi conſtantiam in aduerſis; in ſecundis modeſtiam, docuere. Hic neminem impune improbum eſſe, nec ſine praemio virtuti litare inculcarunt. Felicia ſane tempora! vbi & ſub ludentis ſpecie, res maxime graues & ſerias hominum animis inſtillare licuit! Ne autem exempla deſint, confirmandae ſententiae meae idonea, audite quaeſo SENECAM tragicum, in Thyeſte, ita regium Sapientis animum deſcribentem:

Regem non faciunt opes,
Non veſtis Tyriae color,
Non frontis nota regiae,
Non auro nitidae trabes.
Rex eſt, qui poſuit metus,
Et diri mala pectoris:
Quem non ambitio impotens,
Et numquam ſtabilis fauor
Vulgi praecipitis mouet:
Mens regnum bona poſſidet.
Rex eſt qui metuit nihil,
Rex eſt quique cupit nihil,
Hoc regnum ſibi quisque dat!

Stet quicunque volet potens,
Aulae culmine lubrico;
Me dulcis ſaturet quies,
Obſcuro poſitus loco,
Leni perfruar otio.
Nullis nota Quiritibus
Aetas per tacitum fluat.
Sic, quum tranſierint mei
Nullo cum ſtrepitu dies,
Plebeius moriar ſenex.
Illi mors grauis incubat,
Qui, notus nimis omnibus,
Ignotus moritur ſibi.

Audite porro IVVENALEM, ſatiricum quamuis, dogmatice tamen ſaepius ſcribentem, & quomodo orandum ſit, Sat. X. docentem:

Orandum eſt, vt ſit mens ſana in corpore ſano:
Fortem poſce animum & mortis terrore carentem,
Qui ſpatium vitae extremum inter munera ponat
Naturae, qui ferre queat quoſcunque labores.
Neſciat iraſci, cupiat nihil; & potiores
Herculis aerumnas credat, ſaeuoſque labores,
Et Venere & coenis & plumis Sardanapali.
Monſtro, quod ipſe poſſis dare. Nam ſemita certe
Tranquillae per virtutem patet vnica vitae.

Audite tantem PERSIVM Sat. III. quid mortalibus ſumma cura diſcendum ſit & meditandum, ita praecipientem.

Diſcite mortales, & cauſſas cognoſcite rerum!
Quid ſumus & quidnam victuri gignimur? Ordo
Quis datus? aut metae quam mollis flexus? & vnde?
Quis modus argento? quid fas optare? quid aſper
Vtile nummus habet patriae, cariſque propinquis?
Quantum elargiri deceat? quem te Deus eſſe
Iuſſit? & humana qua parte locatus es in re?

NON deſunt & hic, Auditores, qui poeticam docendi rationem odio habentes, neſcio qua temeritate acti, dicteriis eam laceſſere ſolent; inque eos inuehi quam acerrime, qui ſaluberrimis doctrinis referta eſſe Poetarum antiquorum ſcripta, ipſa oculari inſpectione ſuffragante, adſerere non dubitant. Errores quippe obiiciunt Poetis, fabulasque increpant, minus ad Chriſtianae religionis normam effictas: qua in re, an dolendi ſint, an explodendi potius, ambigo. Quis enim mortalium vnquam

quam omnia ea, ſine diſcrimine, vel probanda vel commendanda eſſe cenſuit; quae ſiue ab HOMERO, ſiue a VIRGILIO profecta ſunt dogmata? Homines eos fuiſſe nouimus, &, aeque ac obtrectatores ſuos, dormitaſſe nonnumquam, concedimus. Minime autem decere arbitramur, hos, qui, temporum magis, quam ingenii ſui felicitate, luſcis oculatiores forte facti, alta ſibi ſapere videntur; hos inquam, nulla venia dignos exiſtimare Poetas antiquos, qui ſaeculi ſui vitio, a recto tramite in quibusdam abrepti fuerunt. His etenim, ſi nulli prorſus condonandi ſunt errores in dogmatibus ſuis, quid quaeſo Philoſophis faciendum erit, quibus profecto, non minus larga portentoſarum opinionum meſſis obiici poteſt: praeſertim, quum, veteri prouerbio, nihil tam abſurdum ſit, quod non ab aliquo eorum aſſertum legatur. Quodſi autem non reiiciuntur extemplo ea, quae proficua ab ipſis, & veritati conſona tradita fuere; quodſi & laudantur, & explicantur, & lectioni ſobriae commendantur eorum ſcripta: Quis quaeſo lectionem carminum dogmaticorum omni vtilitate carituram eſſe in republica defendere ſuſtinebit? Quis denique emunctae naris iudex ſola Poetarum opera manibus noſtris excutienda, ſuaque laude priuanda cenſebit? Adeat ſane Philoſophos, cui ſolidior rerum cognitio curae eſt! Liceat autem aliis, Poetas quoque adire, qui vtile dulci miſcentes, plus ſaepe commodi breuiuſculo carmine lectori adferunt, quam ſpiſſa philoſophorum ac ſalebroſa volumina.

Sed non opus eſt, morari diutius Poeſeos dogmaticae contemtores; nec procul repetenda videntur vlterius, quae pro vtilitate eius defendenda in medium adferri poſſunt, argumenta: ex iis nimirum, quae in proximo poſita ſunt, ea peti poſſunt quam commodiſſime. Suppeditat vtique ſacer codex, ſuppeditat chriſtiana doctrina, ſuppeditat tandem repurgatus etiam euangelicorum coetus, melioris notae arma, quibus ſententiae noſtrae robur accedit & firmamentum inſuperabile. Inter omnes ſacrorum oraculorum interpretes dudum euictum eſt, ex poeticis ſcriptis magnam partem conſtare Ebraeorum ſanctiſſima volumina; eoque magis ſemper poetico nitere cultu ſacrorum Vatum diuinitus ſuggeſta carmina, quo antiquiora ea eſſe deprehenduntur. IOBI e. g. librum, cothurnato fere ſermone incedere, quis veſtrum neſcit Auditores? SALOMONIS ſcripta, ſublimem vbique ſapientiam ſpirantia, carmine fere perpetuo conſtare, quis orientalium linguarum vel mediocriter gnarus, ignorat? PSALMOS denique cum *Threnis*, aliisque canticis ac hymnis, in hiſtoriis Moſaicis alibique paſſim occurrentibus, quis vmquam, in tanto praeſertim philologorum conſenſu, ex poematum numero excludere audebit? Non ita metro adſtricta fuit, quod lubentes fatemur, Poeſis Hebraeorum, ac illa graecorum romanorumque carmina. Eſt tamen verſibus eorum numerus certus, eſt harmonia, intelligentium auribus ſuauiſſima, muſicoque concentui cuidam aequiparanda. Ineſt praeterea poematibus hisce ingens ſermonis ornatus, mensque diuinior; abundant excellentiſſimis rerum ſublimium picturis, quibus omnes reliquorum poetarum imagines, elegantiſſimas licet, multum ſuperant. Aut fruſtra igitur adhibuiſſe cenſendus eſt Spiritus diuinus, hanc poetici ſermonis vim ac indolem, hunc ſtili ornatum & nitorem, in tradendis per vates ſuos oraculis ſalubertimis; aut melius ea ratione fine ſuo ſe potiturum praeſciuiſſe dicendus.

NEMO proinde, vel antiquiori Chriſtianorum, vel recentiori Euangelicorum coetui vitio vertat, Auditores, quod hymnis in laudes diuinas celebrandas compoſitis, variisque poematibus aliis, Poeſin in ſacros vſus adhibere nulli dubitauerint. Eminuit inter veteres PRVDENTIVS maxime, qui vtiliſſimas doctrinae Chriſtianae partes, carminibus, ſupra ſaeculi indolem elegantibus, complexus, eximia lectoribus ſuis commoda praeſtitiſſe cenſeri debet. Inclaruit eodem fere tempore BOETHIVS, Conſul, Philoſophus & Poeta Romanus, profeſſione tamen Chriſtianus; qui aureo prorſus, de Conſolatione Philoſophiae, libro oſtendit, quantum, & in aduerſitatibus leuandis, valeret poema, practicis refertum veritatibus, & ad inſtructionem lectorum vnice comparatum. Vtque reliquos omittam, quantum quaeſo, in ſacrorum reſtauratione a diuo LVTHERO noſtro facta, valuiſſe conſtat inter omnes, facultatem ſummi Theologi poeticam! Quis enim neſcit, eum, quem doctrinae & cultus diuini inſtauratorem veneramur, poeſeos vernaculae quoque inſtauratorem egiſſe? Per cantica quippe ſacra a ſe ipſo compoſita, non ſolum rudi omnium rerum populo, fidei & officiorum praecipua capita tradidit, verum conſtantes quoque & inuictos hac ratione reddidit ſuorum animos, ad perferendas quaſuis perſecutiones, aduerſaque alia toleranda, ab euangelii hoſtibus tunc temporis imminentia. Et profecto plurimis eorum vis ineſſe deprehenditur, vt difficile ſit iudicatu; proſaicone ſcribendi genere, an poetica ingenii facultate, plus rei Euangelicae profuerit, maiores hoſtibus clades intulerit: Isque diuinae mentis ſpiritus ſublimis ex omnibus fere hymnis eius elucet, vt Romanae nonnumquam Graiaeque lyrae magiſtros, **HORATIOS PINDAROSque** ſuperaſſe, iure meritoque ſuo cenſeatur.

PRESSERVNT cum laude veſtigia ſummi **LVTHERI** noſtri, quotquot ex poetis noſtratibus Poeſi ſacrae ingenia calamosque ſuos adplicuere. Honoris cauſſa **DACHIVM**, **RISTIVM**, **GERHARDVM**, aliosue nominare poſſem, debitisque laudibus merita eorum proſequi; niſi in vulgus nota eſſent & nomina eorum, & diuina prorſus poemata. Haec igitur qui ex templis noſtris proſcriberet, Auditores, nonne vtiliſſimam cultus publici partem proſcripſiſſe diceretur? Abeant ſane, qui nobis aduerſantur, & manibus piorum eripiant excellentiſſima hymnopoeorum huiusmodi poemata! Abeant! quotquot poeſeos ope carere poſſe rempublicam chriſtianam, ſtolido adfectu perciti, ſibi perſuadent, & dediſcere iubeant mentes Deo deuotas, ea carmina, quibus & myſteria religioſa admirari, & beneficia diuina grate recolere, & officia ſua memoriae infixa ſeruare, & opem numinis implorare, & contra quasuis vitae huius calamitates luctari didicerunt, a poetis ſanctioribus. Furibundos eos eſſe, ſine dubio pronuntiabunt ſapientiores; lapidibus obruendos clamabit populus chriſtianus; damnabunt auſum profanum Sacrorum Antiſtites reuerendi; punient denique facti malitiam Magiſtratus atque Principes religioſi: Omnesque eo ipſo, vtiliſſimos eſſe reipublicae Poetas dogmatica carmina pangentes, vno quaſi ore, ſummaque animorum conſenſione, profitebuntur.

SATISFECI Auditores, quantum per temporis anguſtiam licuit, propoſito meo. Nondum tamen omnia perfeci. Abſtinui enim hactenus a PLATONE refutando, qui Poetas e republica ſua exulare iubet. Hanc tamen ſolam celeberrimi viri ſententiam crepant Muſarum aduerſarii; de cetero omnia eius dogmata vel contemnentes, vel ignorantes penitus. Aſt incaſſum nobis objiciunt tanti auctoritatem viri, poſt ea, quae hactenus a nobis dicta ſunt. Excludendos e republica ſua cenſuit Poetas PLATO! concedimus; & quod maius eſt, probamus ſapientiſſimum eius inſtitutum. Quos autem, & quales excludendos exiſtimauerit, veſtrum, Auditores, iudicium eſto. Num credibile eſt, adeo ſapientem Virum, qui in dialogis ſuis Socraticis conſcribendis, ARISTOTELE iudice, Poetam egit ipſe; eos hic intellexiſſe vates, qui ſuis inſiſtentes veſtigiis, morum doctores futuri eſſent? An potius illos auerſatus eſſe cenſebitur, quos, quum philoſophiae praeceptis imbuti non eſſent, nec vllo honeſtatis & virtutis amore ducerentur ipſi; vitiorum promotores futuros eſſe, certo certius praeuidebat? Hos autem & nos, ex republica relegandos eſſe, auctores eſſemus; ſi vlla id ratione fieri poſſet: & ſupra, quantopere eos auerſemur, expreſſe ſatis teſtati ſumus.

SED liberaliores ſimus! Concedamus tantiſper, omnes a PLATONE eliminandos fuiſſe *Poetas; philoſophos* quoque, & ſapientiae praecepta carminibus tradentes: quod tamen quam abſurdum ſit, manibus palpari poteſt. Num toti ex ſolius PLATONIS auctoritate pendebimus? Num rationibus neglectis teſtimonia audiemus? Et, quodſi aliorum opinionibus dictisque inhiandum eſt; Annon inueniri poterunt Sapientes alii, contrariae deſenſores ſententiae, PLATONI vel praeferendi vel ſaltem aequiparandi? Enimuero exſtant vtique maiora, vel aequalia ſaltem magnorum philoſophorum teſtimonia, Poetarum in republica vtilitatem, quantum fieri poteſt, ſtabilientia. Quid quaeſo PYTHAGORAS, LYCVRGVS, THALES, SOLON, aliique, quorum profecto non minor eſt ac PLATONIS fama? At hi omnes ex noſtris ſtare partibus deprehenduntur. PYTHAGORAM enim quod adtinet, eum in curiam euocatum, Crotoniatae rogaſſe leguntur apud IAMBLICHVM, in vita eius: Vt, ſi quid reipublicae ſuae conducere cenſeret, libere profiteretur; & reſponſum ab eo tuliſſe: *Muſis ante omnia fanum exſtruendum eſſe!* Illas enim Deas continere in ſe ipſis concentum, harmoniam & numerum, immo omnia quae ad concordiam faciunt. Addidit etiam, eas vim ſuam non tantum circa pulcherrimas contemplationes diſciplinarum occupare; verum etiam ad rerum conſonantiam harmoniamque pertinere.

MAGNVM ſine dubio hoc eſt, Auditores, aſt multo maius, quod de LYCVRGO Spartanorum Legislatore in vita eius refert PLVTARCHVS. Hic totius reipublicae patriae inſtaurationem animo conceperat: & antequam aliquid ſuſciperet, itineribus per varias regiones inſtitutis, in aliorum populorum leges inquirebat. Offendens autem THALETEM, Poetam lyricum, quem ex ſeptem ſapientibus vnum fuiſſe conſtat, ei perſuaſit, vt Lacedaemonem ſe conferret, ibidemque ſub ſpecie canticorum, voluptatis cauſſa compoſitorum, Legibus ſuis facilius recipiendis viam ſterneret. Omnia enim Poetae huius carmina, ad obedientiam atque concordiam promouendam tendebant, eiusque elegantiae erant & potentiae in animos hominum ſingularis, vt emollirent audientium mores, honeſtatis amorem inſpirarent, atque a diſſidiis eos auerterent. Sic praeparatis Spartanorum animis, LYCVRGVS ex Aſia redux HOMERI libros ſecum adtulit, a ſe ipſo deſcriptos & in ordinem redactos, vtpote, quos moribus formandis adprime vtiles futuros exiſtimabat. Praeterea, quum in iuuentutis educatione recte inſtituenda, vel maximam operam ſuam poneret Legislator ſapientiſſimus, verſibus componendis eos adſuefieri voluit, quibus vel laudes heroum, qui pro patria occubuerant, vel ignominiam fugitiuorum, vel virtutis futurae pollicitationes glorioſas complecterentur. Taceo reliqua, quae de poeſeos in *Laconum* republica vtilitate, fuſe admodum recenſet PLVTARCHVS; Taceo SOLONEM Athenienſium Sapientem, leges ſuas carminice tradentem. Haec enim omnia ſatis, ni fallor, oſtendunt, quantis muniti auctoritatibus, contra PLATONIS vnius teſtimonium inſurgere poſſimus: quamuis ne hunc quidem nobis contradicere potuiſſe, abunde ſupra euicerimus.

SICCO haec omnia pede praetereo, filumque orationis meae abrumpo, Auditores, doliturus, ſi nimium produxiſſe idem videar. Nihil de me ipſo addo, niſi hoc: Philoſophiae non minus, ac litteris humanioribus quum ſemper operam dederim, in *munere* hoc *poetico*, quod hodie adgredior, operam me daturum eſſe, vt reipublicae etiam litterariae, ciuili, patriae, generique humano, in quantum fieri poteſt, prodeſſe poſſim.

Laudibus potiſſimum virtutis Muſas meas conſecraturus, potentiſſimi FRIDERICI, re & nomine AVGVSTI, res geſtas, poſteritati commendare, tantumque OPTIMI PRINCIPIS exemplum, immortalitate digniſſimum, quantum in me eſt, interire non patiar.

Vos tandem, quibus litteras elegantiores tradere iuſſus ſum, generoſa atque nobiliſſima pectora, vos inquam COMMILITONES SVAVISSIMI, breuibus, verum eo ardentioribus verbis alloquor. Pergam, vt hactenus me feciſſe noſtis, in pandendis vobis philoſophiae atque poeſeos arcanis. Iungendorum ſemper APOLLINIS & MINERVAE ſacrorum auctor vobis futurus ſum. Iunctam nimirum ſapientiae & ingenii culturam, eos produxiſſe Viros Illuſtres oſtendam, quos omnis poſteritas hactenus admirata eſt. Sic ſtudium virtutis amoenius; ſic litterarum elegantiorum palaeſtra vtilior vobis euadet: nec quemquam veſtrum, Philoſophum & Poetam factum, temporis ſic collocati, poenitebit vmquam. Habebitis me ducem indefeſſum, monitorem ingenuum, comitem denique, ad Muſarum templa vsque, conſtantiſſimum. Denique quidquid ingenii, quidquid doctrinae, quidquid experientiae mihi forte contigit, vobis ſolis impendere, veſtrisque commodis dicare conſtitui. Vos modo, vt coepiſtis, ſedulitate, adtentione, frequentia denique Veſtra, animum mihi addendum eſſe mementote! Ego ſane, totus veſter ero. Dixi.

CASAVBONVS

IN PRAEF. AD PERSII SATIRAS.

SCilicet aſſenſuri iſti ſunt veteribus Sapientibus, Poeticam (της σεμνοτατης φιλοσοφιας ειναι συνναον) *ſeveriſſimae Philoſophiae contubernalem eſſe; quos videmus omni cura morum poſthabita,* quae vera Philoſophia eſt, *in neſcio quibus argumentatiunculis, in nugis ſophiſticis, in puerilibus argutiolis,* λαβαις *denique* ερωτηματικοις της διαλεκτικης, *quod ſua iam aetate* EVPHRADES THEMISTIVS *conquerebatur, ſummam ſapientiam ponere. - - - Scribit vero* ARRIANVS *ſapientiſſimum ſenem illum,* EPICTETVM, *impietatis in Deum eos inſimulaſſe, qui in Philoſophiae ſtudiis* την απαγγελτικην δυναμιν, *ſive ſermonis curam, tamquam rem levem, aſpernarentur: quoniam quidem, aiebat vir divinus,* ασεβες εστιν ανθρωπου, τας παρα του Θεου χαριτας ατιμαζειν. *En Germanum philoſophum! En vocem auream! - - - Atqui non in eum certe finem viri magni & praecepta & exempla virtutum memoriae commendata ad poſteros tranſmiſerunt, vt ad inanem aurium oblectationem, vel iactationem vanam inutilis eruditionis, ea cognoſceremur: verum vt ſuis nos lucubrationibus excitarent, ad effodienda & in actum producenda* RECTI HONESTIQVE *ſemina; quae quum a natura accepiſſemus, vitiis tamen circumfuſa & tantum non obruta, ſic in noſtris animis, niſi cura melior accedat, latent, quaſi in altum quendam ſcrobem penitus defoſſa. Huc ſpectant tot illa Volumina, quae de morali Diſciplina Philoſophi confecerunt. Tendit eodem &* graecorum latinorumque poetarum *pleraque manus, ſed itineribus diverſis. Quot ſunt enim poetarum genera (ſunt autem quamplurima), tot fere diverticula & viarum ambages eo ducentium.*

G. G. LEIBNITIVS. Theod. P. II. §. 148.

LE but principal de l'Hiſtoire, auſſi bien que de la Poeſie, doit être d'enſeigner la prudence & la vertu par des exemples; & puis de montrer le vice d'une maniere, qui en donne de l'averſion, & qui porte ou ſerve à l'eviter.

IDEM MISCELL. LEIBNIT.

p. 169. N. LXIX.

NEque hic ſapienti oberit poematis & allegoriis & fabulis & adumbrationibus, & variegationibus vti: quia ad rem per ſe optimam omnia media recta ſunt, & nemo magis indiget his quam ſapientes, qui ſolent alioquin omnium minime affectibus eſſe obnoxii, ac proinde nec forti imaginatione valere. - - - Fit autem fortis imaginatio aut picturis, aut ſonis; nam ceteris ſenſibus paullo craſſioribus res non aequeſignificantur. Picturae explicatiores, ſoni fortiores, quia illic ſtatus, hic motus. Verba ſoni ſunt, memoriam picturarum imprimis, ſeu rerum viſarum excitantes. Vnde verba in carmina & cantiones redacta, quia ſimul & picturas excitant, & ſonos exhibent, incredibilem habent vim mouendi. Nec dubito poſſe hominem cantibus in furorem agi, ſopiri, excitari, irritari ad riſum, ad fletum, ad omne affectuum genus commoueri. Et video poſtremos religionis reſtauratores hac arte vſos eſſe, vt plebem cantionibus, tota Germania Galliaque, ad veriora ſacra allicerent: Quod quam incredibilem vim habuerit norunt, qui ſciunt, perpetuis earum repetitionibus, plebem tenerrima nunc quoque voluptate perfundi, & vix eſſe opificem, vix netricem, quae non hac ſibi iucunditate condiat labores & taedium fallat. Vnde ſtatuo, non poſſe poetas melius de republica mereri, quam ſi omnibus viribus in aeterna felicitate omni colorum genere pingenda, atque animis imprimenda occupentur. Etenim vitia & cantionibus & dramatibus celebrantur; & iam praeiudicium plebis eſt, cantiones amatorias elegantiores eſſe ſolere. Quodſi Comoediae ad vitae aeternae pulcritudinem adumbrandam, & horribiles ſcelerum poenas depingendas adhiberentur: melius cum genere humano ageretur.

Bernhards von Fontenelle
Hiſtorie
Der
Heÿdniſchen Orackel,

Darinn
aus dem Lateiniſchen Wercke
Des berühmten van Dalen
ein kurtzer Auszug enthalten iſt;
Aus dem Franzöſiſchen überſetzt,
und mit einem Anhange, darinn auf die Einwürfe eines Straßburgiſchen Jeſuiten
geantwortet wird, vermehret
von
Joh. Chriſtoph Gottſcheden,
Profeſſorn und Collegiaten zu Leipzig, wie auch
der Königl. Preuß. Soc. der Wiſſenſchafften
Mitgliede

Leipzig,
Verlegts Bernhard Chriſtoph Breitkopf, Buchdr.
1730.

BIBLIOTHEK des Kgl. Friedrichs-Gymnasiums in Frankfurt a. O.

UNIVERSITÄTS
BIBLIOTHEK
LEIPZIG

65-5477
D
15.4061
NK

[illegible]-/ [illegible], [illegible] / [illegible]

[illegible]

Dem
Hochwürdigen, Magnifico
und Hochgelahrten Herrn,
HERRN
Johann Lorentz
Mosheim,
Der H. Schrifft Doctorn und
Profeſſorn zu Helmſtädt,
Sr. Hochfürſtl. Durchl. zu Braunſchweig
und Lüneburg hochbetrautem
Kirchen-Rathe,
wie auch
Der Evangeliſchen Klöſter Marienthal
und Michaelſtein
Hochanſehnlichem
Abte,
Einem um die Kirche Hochverdienten
Gottesgelehrten,
Meinem Hochgeſchätzten Gönner.

Hochwürdiger, Magnifice
und Hochgelahrter

Hochgeſchätzter Gönner.

DIe gewöhnlichſte Formel der Zueignungs-Schrifften, die ſich aber zu den Perſonen, an die ſie gerichtet werden, gemeiniglich am wenigſten zu ſchicken pflegt, wird vor mich dießmahl die allergeſchickteſte: und folglich thue ich zwar den Worten nach etwas altes, in der That aber recht was neues, wenn ich durch meine Zueignungs-Schrifft dieſem Buche den Schutz Eurer Hochwürdigen Magnificentz, erbitten will.

Ich würde dieſer Behutſamkeit nicht nöthig gehabt haben, wenn es nicht überall Leute gäbe, die auch bey den gleichgültigſten Meynungen der Gelehrten eine groſſe Furchtſamkeit blicken laſſen; und überall, wer weis was vor gefährliche Folgerungen, vorher zu ſehen meynen. Gegenwärtige Ubereſzung eines zwar nicht neuen, aber doch in Deutſchland nicht ſehr bekannten Tractats, von den heydniſchen Orackeln, gehört ohne Zweifel unter diejenigen Bücher, deren Inhalt vielen, auch wohl ſo gar unter den Gelehrten, anſtößig, oder doch bedencklich ſcheinen wird. Es iſt bekannt, was des gelehrten van Dalen Lateiniſches Werck vor ein Aufſehen in der Welt gemacht, und wie vielfältig es vor ein böſes und ſchädliches Buch ausgeruffen worden. Dieſer kleine Auszug ſelbſt hat im Franzöſiſchen zu vielen Streitſchrifften Anlaß gegeben. Was kan ich alſo demſelben in Deutſcher Sprache vor ein beſſer Schickſal prophezeyhen? Und wo hätte ichs alſo nöthiger gehabt, ein Buch mit einem guten Schilde verwahret, ans Licht zu ſtellen?

Die nöthige Sicherheit aber, vor unzehlichen Anfällen von dieſer Gattung, konnte meine Uberſetzung ſonſt bey niemanden hoffen, als bey einem Gottesgelehrten unſrer Kirchen, der ſowohl wegen ſeines Eifers vor die Evangeliſche Wahrheit, als wegen ſeiner Unpartheyligkeit in Beurtheilung beſondrer Leute und Meynungen; ſowohl wegen ſeiner tiefen Einſicht in Theologiſche Sachen, als wegen ſeiner Gelehrſamkeit in Philoſophiſchen und Hiſtoriſchen Wiſſenſchafften, in und auſſer Deutſchland einen groſſen Nahmen erlanget hat.

Eure Hochwürden haben ſich dieſen Ruhm vorlängſt erworben. Sobald man den Nahmen **Mosheim** nennen höret, iſt auch kein Halbgelehrter mehr, der ſich nicht einen gründlichen, ſcharfſinnigen, beredten, beſcheidenen und redlichen Gottesgelehrten dabey vorſtellen ſollte. Und wenn man hingegen einen Mann verlanget, der zwar vor die Reinigkeit des Glaubens mit Verſtande eifern, doch zugleich von ihren Wiederſachern ohne Feindſeeligkeit urtheilen; die göttlichen Wahrheiten unverfälſcht erhalten, und doch die Weltweisheit zum Beſten derſelben brauchen; gründliche Gedancken in angenehmen Worten vortragen, und doch weder den Sachen noch Ausdrückungen Gewalt thun; tieſſinnig und nachdencklich ſchreiben, und doch dabey deutlich und gewaltig predigen kan: So wird man keine andre Antwort bekommen, als daß dieſer Abriß nothwendig den berühmten **Abt Mosheim** zum Urbilde haben müſſe.

Auf dieſes allgemeine Gerüchte gründe ich mich nun, da ich dieſes kleine Buch, durch die Vorſetzung eines ſo groſſen Nahmens, vor allen wiederwärtigen Urtheilen zu verwahren ſuche. Man wird mir zum wenigſten ſo viel Bedachtſamkeit, und Hochachtung vor die ungemeinen Eigenſchafften eines ſo groſſen Gottesgelehrten zutrauen, daß ich demſelben kein Buch zueignen würde, darinn gefährliche und unſrer Evangeliſchen Kirche zuwiederlaufende Lehren vorgetragen würden. Und man wird nicht ohne Grund dencken, daß auch eine etwas ungewöhnliche Meynung von den Orackeln nichts gottloſes ſeyn könne: wenn man zwar ihre Vertheidigung Seinem Nahmen zugeſchrieben; aber in Seinen Schrifften nirgend eine Verdammung und Verketzerung derſelben finden wird.

Da nun alſo auch das künftige Stillſchweigen Eurer Hochwürden den Inhalt meiner Uberſetzung von dem Verdachte der Gefährlichkeit wird befreyen können: was würde es nicht wircken, im Falle Dieſelben gar bey Gelegenheit Dero Gedancken davon eröfnen, und zeigen möchten, daß die Chriſtliche Religion keiner teufliſchen Orackelſprüche zu ihrer Beſtätigung vonnöthen gehabt habe?

Ich bin mit aller erſinnlichen Ehrerbietung

Eurer Hochwürden,

Meines Hochgeſchätzten Gönners

Leipzig 1730.
den 15 Jenner.

gehorſamſter und ergebenſter
Diener
der Uberſetzer.

Vor-

Vorrede des Uberſetzers
An den Leſer.

ENdlich liefere ich denn auch den dritten und letzten Theil meiner Fontenelliſchen Uberſetzungen, nemlich ſeine Hiſtorie von den Orackeln der Heyden, die ich ſchon lange verſprochen habe, die aber auch, vieler Hinderniſſe wegen, weder ſogleich vollführet, noch ſo geſchwinde gedrucket werden können. Haben die erſten Theile, nehmlich die Geſpräche von mehr als einer Welt, und die Geſpräche der Todten Liebhaber gefunden: ſo darf ich wohl an dieſem letzten auch keinen Zweifel tragen. Jene haben ſich faſt nur bey denen, die zum Vergnügen Bücher leſen, beliebt gemacht: dieſer aber wird vermuthlich auch ernſthafte Leſer bekommen, die ſich von einer ſo wichtigen Sache, als die Orackel des Alterthums ſind, darinn werden Raths erholen wollen. Des Herrn **von Dale** lateiniſches Buch von dieſer Materie iſt ſo rar, daß es auch in vielen theologiſchen Bibliothecken vergeblich geſucht wird. In Ermangelung deſſen, werden ſich alſo die Herren Gottesgelehrten an dieſem kurtzen Auszuge aus demſelben, vergnügen können: bis etwa von jenem eine neue Aufl. zum Vorſchein kommen dürfte.

Dieſes ſage ich indeſſen nicht diejenigen abzuſchrecken die gern was annuthiges zu leſen pflegen. Wer die Schreibart des Herrn von Fontenelle kennt, der weiß es ſchon, was derſelbe vor eine Gabe beſitzt, auch die trockenſten Materien auf eine beliebte Art vorzutragen. Die Materie von den Orackeln der Heyden war an ſich ſelbſt ſo trocken nicht, daß er viel entlehnte Zierrathe anzubringen nöthig gehabt hätte. Nein, ſie war ſo reich, an kleinen Hiſtorien, wunderbahren Begebenheiten, ſinnreichen Erfindungen der Götzen-Pfaffen, und ſcharfſinnigen Entdeckungen derſelben; daß nicht einmahl ein Fontenelle nöthig geweſen wäre, dieſe Abhandlung anmuthig zu machen. Indeſſen iſt es gewiß, daß ſein aufgeweckter Kopf viel eigene Einfälle eingeſtreuet, die man von keinem andern ſo artig hätte erwarten können.

Ich habe etwa vor anderthalb Jahren mir die Freyheit genommen, an denſelben zuſchreiben, und zugleich wegen meiner Uberſetzungen ſeiner Wercke ein Wort zu gedencken. Hierauf hat er mir den 24. Jul. 1728 unter andern in folgenden Worten geantwortet: Je vous demande pardon, Monſieur, de tout ce verbiage inutile: Je me ſuis trop laiſſé aller au plaiſir de vous entretenir. Ma grande affaire ne doit être que de vous bien remercier, ſi je puis, de l' honneur que vous mavez fait en daignant traduire les ouvrages de ma jeuneſſe. Je ſuis bien faché d' etre privè du plaiſir de les voir tels,qu'ils se trouvent preſentement au ſortir de vos mains. Je vous rends treshumbles graces encore une fois, de m'avoir fait connoitre à une grande Nation, qui a produit beaucoup de grands hommes dans les Lettres,& des genies du premier ordre, tel qu' etoit Mr. Leibniz de votre Ville de Leipzig. Und als ich ihm darauf auch die Uberſetzungen ſelbſt hatte zuſtellen laſſen; hat dieſer höfliche Mann Gelegenheit genommen an einen andern Gelehrten allhier, folgendes P. S. meinetwegen anzuhengen: Comme je ne doute pas, que Vous ne conoiſſiez Mr. Gottſched, qui eſt de votre méme ville & homme de merite, je vous prie de permetre, que je lui faſſe ici mes complimens. Il m'a fait l'honneur, de m'envoyer une Traduction qu' il a faite en Allemand, de pluſieurs de mes Ouvrages. Je l'ai donnée à des Perſonnes qui entendent bien l'Allemand, & on m'a aſſuré qu' elle étoit tresbien faite. Man wird mich verhoffentlich der Mühe überheben, etwas zu überſetzen, ſo von mir ſelbſt handelt.

Und ſo hätte ich denn nur noch von dem Anhange etwas hinzuzuſetzen. Ich würde denſelben

ben vielleicht nicht gemacht haben, wenn nicht ein gewiſſer Geiſtlicher im Hannöveriſchen auf die Gedancken gekommen väre, eben dieſen Tractat des Herrn von Fontenelle zu überſetzen, aber auch zugleich das vielmahl ſtärckere Buch des Paters Baltus, als Anmerckungen unter den Text zu drucken, da aber mein Verleger einmahl ein Recht auf dieſe Uberſetzung hatte; und ich beſorgen muſte, daß nachdem dieſelbe ans Licht getreten ſeyn würde, dort die Wiederlegung des Straßburgiſchen Jeſuiten zum Vorſcheine kommen möchte: So habe ich auch davon meinem Leſer einen kurtzen Auszug geben, und ihn zugleich durch die Vertheidigung des Verfaſſers, aus der auserleſenen Bibliotheck Hn. le Clercs, in den Stand ſetzen wollen, die Wichtigkeit aller Einwürfe zu beurtheilen.

Ich hätte leicht einige Anmerckungen zum gantzen Werckchen machen, und zuweilen die griechiſchen und lateiniſchen Stellen anführen können, darauf ſich der Text bezieht. Allein da es nicht vor die Gelehrten insbeſondere geſchrieben iſt: ſo würden ſolche angeführte Stellen die meiſten Leſer nur abgeſchrecket haben.

Eheſtens wird auch der erſte Theil, von mehr als einer Welt, mit einer neuen Zugabe vermehret, in einer neuen Auflage fertig werden.

Hiſtorie
von den
Heydniſchen Orackeln.

Vorbericht.

MEin Vorhaben iſt eigentlich nicht, die Hiſtorie von Orackeln gantz ausführlich abzuhandeln; ich will nur die gemeine Meynung beſtreiten, nach welcher dieſelbige dem Teufel zugeſchrieben werden, und bey der Ankunfft Chriſti ins Fleiſch verſtummet ſeyn ſollen. Indem ich ſie aber beſtreiten will, werde ich nothwendig eine gantze Hiſtorie von Orackeln ſchreiben, ihren Urſprung und Fortgang erklären, die verſchiedenen Arten derſelben erzehlen, und endlich ihren Verfall abhandeln müſſen; und das alles zwar, mit ſolcher Sorgfalt, und mit ſolchem Fleiße, als wenn ich in dieſer Materie die natürliche hiſtoriſche Ordnung beobachtete.

Es iſt gar kein Wunder, daß die Wirckungen der Natur den Weltweiſen ſo viel zu ſchaffen machen. Die Grundurſachen derſelben ſind ſo verborgen, daß die menſchliche Vernunfft faſt nicht ohne Verwegenheit an die Entdeckung derſelben dencken kan. Wenn man aber nur fragt, ob auch wohl die Orackel ein Betrug und Kunſtgriff der heydniſchen Pfaffen haben ſeyn können? Wo ſollte da wohl die Schwierigkeit ſtecken? Wir ſelbſt ſind ja Menſchen: ſollten wirs denn nicht wiſſen, in wie weit wohl andre Menſchen entweder haben Betrüger ſeyn, oder betrogen werden können? Sonderlich wenn man nur zu wiſſen verlangt, zu welcher Zeit die Orackel ein Ende genommen haben: Wo kan da wohl der geringſte Zweifel entſtehen? Alle Bücher ſind voller Orackel. Laßt uns ſehen, zu welcher Zeit die allerletzten Ausſprüche derſelben, davon wir Nachricht haben, ertheilet worden.

Deswegen wollen wir aber nicht zugeben, daß die Entſcheidung der gantzen Sache ſo gar leicht ſey. Wir miſchen unſre Vorurtheile mit hinein, welche noch viel gröſſere Verwirrung darinnen anrichten, als ſonſt natürlicher Weiſe dabey ſeyn würde. Und die Schwierigkeiten, die von uns ſelbſt ihren Urſprung haben, machen uns eben die allermeiſte Mühe, wenn wir uns heraus zu wickeln ſuchen.

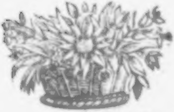
Bey der Unterſuchung der Orackel würden gar keine erhebliche Schwierigkeiten vorkommen, wenn wir ſie nicht ſelbſt hinein gebracht hätten. Sie gehörten ihrer Natur nach zur Religion der Heyden: ſind aber ohne Noth auch ein Theil der Chriſtlichen Religion geworden, und man hat dieſe Lehre von allen Seiten her mit Vorurtheilen überhäufet, dadurch die deutlichſten Wahrheiten verdunckelt worden.

Ich geſtehe, daß die Vorurtheile nicht eben ſowohl zur wahren als zu den falſchen Religionen gehören. Nothwendig müſſen ſie in denjenigen herrſchen, die nur ein Werck des menſchlichen Verſtandes ſind: aber in der wahren Religion, die bloß ein Werck GOttes iſt, würde niemahls ein einziges vorkommen, wenn nur der Verſtand der Menſchen ſich enthalten könnte, ſie zu berühren, noch etwas von dem Seinigen darein zu miſchen. Alles neue, ſo er hinzuſetzet, kan nicht anders ſeyn, als ungegründete Vorurtheile: Denn was könnte er gründliches und ſicheres zu einer Sache hinzuthun, die ein Werck GOttes iſt?

Indeſſen wiſſen ſich doch diejenigen Vorurtheile, die in der wahren Religion angetroffen werden, ſo zu reden, ſehr wohl darinnen zu verſtecken, und ſich eben die Ehrerbietung zuwege zu bringen, die doch derſelben allein zukommt. Man darf dieſelben nicht antaſten; aus Furcht, man möchte zu gleicher Zeit auch was heiliges angreiſen. Ich verweiſe dieſen Ueberfluß von Andacht und Gottesfurcht denen gar nicht, die dazu vermögend ſind; Ich lobe ſie vielmehr deshalben: Aber ſo löblich auch dieſer Ueberfluß ſeyn mag, ſo iſt es wohl nicht zu leugnen, daß nicht die Mittelſtraße noch beſſer ſeyn ſollte, und daß es weit vernünfftiger wäre, den Irrthum von der Wahrheit zu ſondern, als den unter die Wahrheit gemiſchten Irrthum zu verehren.

Das Chriſtenthum hat ſich zu allen Zeiten ohne falſche Beweißthümer behelfen können: Itzo aber iſt es noch mehr als jemahls in ſolchem Stande, da die größten Leute dieſes Jahrhunderts allen Fleiß angewandt, daſſelbe mit mehrerm Nachdruck, als die Alten gethan, auf ſeine wahrhafften Gründe zu bauen. Wir müſſen auf unſre Religion ein ſolch gerechtes Vertrauen ſetzen, daß wir, vermöge deſſelben, alle falſche Vortheile fahren laſſen, die eine andre Secte nicht würde fahren laſſen.

In ſolcher Betrachtung behaupte ich kühnlich, daß die Orackel, von welcher Gattung ſie auch geweſen ſeyn mögen, nicht von Teufeln hergekommen, und bey der Ankunfft Chriſti nicht verſtummet ſind. Ein jeder von dieſen Puncten verdienet wohl eine beſondre Abhandlung.



Die erſte Abhandlung.

Daß die Orackel nicht von Teufeln hergekommen.

DAß es Teufel, oder böſe Geiſter gebe, die zu ewigen Martern verdammt ſind, iſt auſſer allem Zweifel. Die Religion unterrichtet uns davon; hernach lehrt uns auch die Vernunfft, daß dieſe Teufel haben geſchnitzte Bilder beleben und Orackel geben können, wenn GOtt es erlaubt hat: Es fragt ſich nur ob ſie von GOtt dieſe Erlaubniß bekommen haben?

Es fragt ſich alſo bloß von einer Sache, die geſchehen ſeyn ſoll; und wie dieſelbe einzig und allein auf den Willen GOttes angekommen; ſo gehörte ſie unter die Anzahl derjenigen Dinge, die uns hätten offenbahret werden müſſen, wenn ſie uns zu wiſſen nöthig geweſen wären.

Allein die Schrifft lehrt uns gantz und gar nicht, daß die Orackel von Teufeln wären gegeben worden: und ſogleich haben wir die Freyheit, uns darüber eine beliebige Meynung zu erwehlen. Sie gehört unter die Zahl derjenigen Wahrheiten, die der göttlichen Weißheit ſo gleichgültig geſchienen, daß ſie dieſelbe unſern Streitigkeiten überlaſſen wollen.

Indeſſen ſind doch die Meynungen darüber gar nicht getheilet: Alle Welt hält davor, daß bey den Orackeln was übernatürliches geweſen ſey. Woher kömmt das? Die Urſache iſt leicht zu finden; zum wenigſten was die gegenwärtige Zeit anlanget. In den erſten Zeiten des Chriſtenthums hat mans geglaubt, die Orackel wären vom Teufel gegeben worden: Mehr brauchen wir nicht, um dieſer Meynung auch beyzupflichten. Alles was die Alten geſagt haben, es mag nun gut oder böſe ſeyn, muß ſich ſein offt wiederholen laſſen, und was ſie ſelbſt durch keine zulängliche Gründe zu beweiſen wuſten, das wird itzo durch ihr bloßes Zeugniß erwieſen. Haben ſie dieſes vorhergeſehen: ſo haben ſie überaus wohl gethan, daß ſie ſich nicht immer die Mühe genommen, den Regeln der Vernunfftlehren genau zu folgen.

Allein warum mögen doch alle erſten Chriſten geglaubt haben, daß bey den Orackeln was übernatürliches wäre? Laßt uns die Urſachen davon unterſuchen: hernach wollen wir ſehen ob ſie Stich halten.

Das I. Hauptſtück.

Die erſte Urſache, woher die alten Chriſten davor gehalten, daß die Teufel durch die Orackel geantwortet. Die wunderſamen Hiſtorien, die von Orackeln und Geiſtern damahls gäng und gebe waren.

DAs Alterthum iſt voll von unzehlichen wunderſeltſamen Erzehlungen und göttlichen Ausſprüchen oder Antworten, die man keinem andern, als den Geiſtern zuzuſchreiben wuſte. Wir wollen einige Exempel anführen, die uns von allem übrigen eine Vorſtellung machen werden.

Alle Welt weiß, was dem Schiffmanne Thamus begegnet iſt. Als ſein Schiff einmahl des Abends gegenüber gewiſſen Inſeln des Egeiſchen Meeres ſeegelte, ward eine gäntzliche Windſtille. Alle Bootsleute wacheten; die meiſten waren untereinander beym Truncke vergnügt, als man plötzlich eine von den Inſeln herkommende Stimme vernahm, die den Thamus rief. Thamus ließ ſich zweymahl rufen, ohne zu antworten: aber zum dritten mahle antwortete er. Die Stimme befahl ihm, wenn er an einen gewiſſen Ort gelanget ſeyn würde, zu ruffen: **Der groſſe Pan ſey todt!** Auf dem gantzen Schiffe war kein Menſch, der nicht vor Schrecken und Entſetzen gebebet hätte. Man rathſchlagete, ob Thamus dieſer Stimme gehorchen ſollte: und Thomus beſchloß, dafern er an dem beſtimmten Orte Wind genug haben würde, weiter zu ſchiffen; ſtillſchweigend vorbey zu ſeegeln: Im Falle ihn aber eine Meerſtille daſelbſt aufhalten ſollte, ſo müſte er dem erhaltenen Befehle nachkommen. Die Meerſtille blieb an dem angedeuteten Orte nicht aus, und alſofort fieng er mit aller Gewalt an zu ſchreyen: daß der große Pan todt wäre. Kaum hatte er dieſe Worte ausgeſprochen, als man von allen Seiten ein Wehklagen und Seufzen vernahm, als von einer Menge ſolcher Perſonen, die über dieſe Zeitung ſehr erſtaunet und bekümmert wären. Alle, die im Schiffe zugegen geweſen, waren Zeugen von dieſer Begebenheit. Das Gerüchte davon breitete ſich in kurzem bis nach Rom aus, und da der Kayſer Tiberius den Thamus ſelbſt ſehen wollte, verſammlete er die heydniſchen Gottesgelehrten, um von ihnen zu erfahren, wer denn dieſer große Pan wäre? Worauf er zur Antwort bekam, es wäre ein Sohn Mercurs und der Penelope. So hat Cleombrotus in dem Geſpräche, welches Plutarchus von den verſtummten Orackeln geſchrieben, dieſe Geſchicht erzehlet; und hinzugeſetzt, daß er ſie von dem Epitherſes, ſeinem Lehrmeiſter in der Grammatic, herhabe, der ſelbſt in dem

Schiffe des Thamus geweſen, als ſich die Sache zugetragen.

Thulis war ein Egyptiſcher König, deſſen Reich ſich bis ans Weltmeer erſtreckte. Dieſes iſt derjenige, von welchem man ſagt, daß er der Inſel, ſo wir heutiges Tages Island nennen, den Nahmen Thule gegeben: Wie alſo ſein Königreich ſich vermuthlich ſo weit erſtrecket hat; ſo war es von einem hübſchen Umfange. Dieſer durch ſein Glück und Wohlergehen aufgeblaſene König gieng zum Orackel des Serapis, und ſprach:

Der du ein Herr über das Feuer biſt, und den Lauf des Himmels regiereſt, ſage mir die Wahrheit. Iſt wohl jemahls einer geweſen, oder wird jemahls einer ſeyn, der ſo mächtig wäre als ich bin?

Das Orackel antwortete:

Zuförderſt GOtt, hernach das Wort und der Geiſt nebſt ihnen, die ſich alle in eins verbinden, und deren Macht kein Ende nehmen kan. Gehe geſchwinde von hier hinaus, du Sterblicher, deſſen Leben allezeit ungewiß iſt.

Als Thulis hinaus kam, ward er erwürget.

Selbſt aus den Schrifften des Porphyrius, dieſes großen Feindes der Chriſten, hat Euſebius folgende Orackel-Sprüche gezogen.

(1) Seufzet ihr Dreyfüſſe. Apollo

verläßt euch. Er verläßt euch, weilen ihn ein himmliſches Licht dazu nöthiget. Jupiter iſt geweſen, er iſt, und wird ſeyn. O großer Jupiter! Weh mir! meine berühmten Orackel haben aufgehöret.

(2) Die Prieſterin kan ihre Stimme nicht wieder bekommen. Sie iſt ſchon eine lange Zeit her zum Stillſchweigen verdammet worden. Bringet dem Apollo allezeit Opfer, die ſich vor einen Gott ſchicken.

(3) Unglücklicher Prieſter, ſagte Apollo zu ſeinem Pfaffen, frage mich nicht mehr von dem göttlichen Vater, noch von ſeinem einzigen Sohne, noch von dem Geiſte, der die Seele aller Dinge iſt. Dieſer Geiſt eben vertreibet mich auf ewig von hier.

Als Auguſtus ſchon alt war, und wie Suidas, Nicephorus und Cedrenus berichten, an die Wahl eines Nachfolgers dachte, fragte er das Delphiſche Orackel um Rath. Das Orackel antwortete ihm nicht, obgleich Auguſtus es an Opfern nicht mangeln ließ. Endlich bekam er folgendes zur Antwort:

Das Ebräiſche Kind, dem alle Götter gehorchen, vertreibet mich von hier, und

ſtößet mich in die Hölle. Gehe aus meinem Tempel und ſage kein Wort.

Es iſt leicht zu begreiſen, daß man bey ſolchen Erzehlungen gar nicht zweifeln können, ob auch die Teufel bey den Orackeln was zu thun hätten? Der große Pan, der zu Tiberii Zeiten eben ſo wohl als JEſus Chriſtus ſtirbt, iſt ein Herr der böſen Geiſter, deren Reich durch dieſen Tod eines Gottes zernichtet wird, der der gantzen Welt ſo heilſam war. Gefällt euch dieſe Erklärung nicht; wohlan, (man kan ohn alle Gottloſigkeit von einer Sache gantz wiederwärtige Deutungen machen, ob ſie gleich zur Religion gehöret) der große Pan iſt JEſus Chriſtus ſelbſt, deſſen Tod einen allgemeinen Schmertz und ein großes Erſtaunen unter den Teufeln verurſachet, welche ihre Herrſchafft über die Menſchen nicht mehr ausüben können. So hat man ein Mittel erfunden, dieſen großen Pan auf zwey gantz unterſchiedene Arten zu erklären.

Die Antwort des Orackels, die der König Thulis bekommen, und welche das Geheimniß der heiligen Dreyeinigkeit ſo ausdrücklich enthält, betreffend: wie könnte doch dieſelbe wohl ein menſchlicher Betrug ſeyn? Sollte denn wohl der Prieſter des Götzen Serapis ein ſo großes Geheimniß errathen haben, welches damahls der gantzen Welt, ja den Jüden ſelbſt, unbekannt war?

Wären die andern Ausſprüche von den betrügeriſchen Prieſtern ſelbſt gegeben worden; wer nöthigte dieſelben wohl, ſich ſelbſt ihr Anſehen zu ſtören, und das Ende ihrer göttlichen Antworten kund zu thun? Iſt es nicht ganß offenbar, daß GOtt ſelbſt die Teufel gezwungen habe, der Wahrheit ein Zeugniß abzulegen? Noch mehr, warum ſind die Orackel verſtummet; wenn ſie bloß von den Prieſtern angeſtellet geweſen?

Das II. Hauptſtück.

Die andre Urſache, warum die alten Chriſten die Orackel vor was übernatürliches gehalten. Uebereinſtimmung dieſer Meynung mit der Chriſtlichen Lehre.

Da einmahl die Teufel in dem Chriſtenthume auſſer allen Zweifel geſetzt waren, ſo war es ganß natürlich, daß man ihnen ſo viel zu thun gab, als man konnte, und ſie weder bey den Orackeln noch bey andern Wundern der Heyden ſchonete, ſo bald man ihrer benöthiget zu ſeyn ſchien. Dadurch überhub man ſich der Mühe, viele Geſchichte auf die Probe zu ſtellen, welches eine weitläufftige und ſchwere Arbeit geweſen wäre: und man ſchrieb alſo alles wunderſame und auſſerorſerordentliche, was dabey vorfiel, dieſen böſen Geiſtern zu, die man allezeit zu ſeinen Dienſten hatte. Es ſchien auch, als wenn man durch dieſe Zueignung ſolcher Begebenheiten ihre Exiſtenz deſto mehr bekräfftigen, und die Religion ſelbſt, die uns dieſelbe offenbahret, beſtätigen könnte.

Ferner iſt es gewiß, daß ſelbſt in den Profan-Scribenten um die Zeiten der Geburt Chriſti, offt von dem Verſtummen der Orackel Meldung geſchiehet. Warum hätten ſie aber vielmehr zu dieſer, als zu einer andern Zeit aufhören ſollen? Nach den Grundſätzen des Chriſtenthums war nichts leichter zu erklären als dieſes. GOtt hatte aus dem Jüdiſchen Volcke ſein Volck gemacht, und die Herrſchafft der übrigen Völcker des Erdbodens bis auf die Ankunfft ſeines Sohnes den Teufeln überlaſſen. Aber zu der Zeit entziehet er ihnen die vorhin vergönnete Gewalt: Alles ſoll ſich Chriſto unterwerfen, und nichts ſoll ſich der Aufrichtung ſeines Reiches über alle Völcker wiederſetzen. Dieſer Gedancke fließt ſo ungemein artig, daß es mich gar nicht Wunder nimmt, daß er ſo ſehr gemein geworden. Er gehört in Wahrheit mit unter diejenigen Sachen, welchen man gerne aushilfft, und davon man ſich leicht überreden läßt, weil man ſie gern glauben will.

Das III. Hauptſtück.

Die dritte Urſache der alten Chriſten. Uebereinſtimmung ihrer Meynung mit der Platoniſchen Philoſophie.

Keine Philoſophie iſt in den erſten Jahrhunderten des Chriſtenthums unter den Chriſten mehr im Schwange geweſen, als die Platoniſche. Die Heyden vertheilten ſich unter die verſchiedenen Secten der Weltweiſen, aber die Aehnlichkeit, welche man zwiſchen der Religion und den Platoniſchen Lehren fand, machte, daß faſt alle gelehrte Chriſten ſich zu dieſer Secte bekannten. Daher kam die wunderwürdige Hochachtung, davon man gegen den Plato eingenommen war. Man ſahe ihn vor einen halben Propheten an, der verſchiedene wichtige Lehrſätze des Chriſtenthums errathen hätte; ſonderlich die heilige Dreyeinigkeit, davon man nicht leugnen kan, daß ſie nicht ziemlich klar in ſeinen Schrifften enthalten ſeyn ſollte. Man ermangelte auch nicht, ſeine Wercke vor Auslegungen der heiligen Schrifft anzuſehen, und die Natur des Wortes ſich ſo einzubilden, wie er ſich dieſelbe vorgeſtellet hatte. Er bildete ſich GOtt ſo hoch über alle Creaturen erhaben ein, daß er es nicht glauben konnte, daß ſie unmittelbar von ihm hervorgebracht ſeyn ſollten, und ſetzte alſo zwiſchen ihm und den Creaturen dieſes Wort, als eine Stuffe, durch welche die Wirckung GOttes ſich in ihnen äuſſern könnte. Eben dieſen Begriff machten ſich die Chriſten von JEſu, und vielleicht iſt dieſes die Urſache, warum ſich keine Ketzerey mehr Anhänger gemacht noch mit gröſſerer Hefftigkeit verfochten worden als die Arianiſche.

Dieſe Platoniſche Welt-Weisheit nun, die der Chriſtlichen Religion zur Ehre gereichet, wenn ſie mit ihr eins iſt, war voller Geiſter, und dieſe breiteten ſich aus derſelben, gar leicht in die Lehre der Chriſten von Orackeln aus.

Plato hält davor, daß die Engel zwiſchen der göttlichen und menſchlichen Natur das Mittel halten; und daß es Lufft-Geiſter ſeyn, die zu Unterhändlern zwiſchen Göttern und Menſchen beſtimmet worden; daß wir ſie nicht ſehen können, ob ſie gleich nahe um uns ſind; daß ſie alle unſre Gedancken ergründen; daß ſie die Frommen lieben, die Böſen aber haſſen; und daß man bloß ihnen zu Ehren, ſo viel Gattungen der Opfer und verſchiedene Ceremonien eingeführet habe.

Hieraus erhellet zwar gar nicht, daß Plato böſe Geiſter geglaubet habe, denen man die Betrügereyen der Orackel zuſchreiben könnte. Indeſſen verſichert Plutarchus in ſeinem Geſpräche von den verſtummten Orackeln, daß er dergleichen geglaubet habe, und von den Platonickern iſt es eine ausgemachte Sache. Euſebius im 4ten, 5ten und 6ten Buche ſeiner Evangeliſchen Vorbereitung, führet viele Stellen aus dem Porphyrius an, wo dieſer heydniſche Philoſoph verſichert, daß die böſen Geiſter die Urheber der Zaubereyen, Liebesträncke, und Hexereyen wären; daß ſie nur unſre Augen durch Geſpenſter und Fantaſeyen betrögen; daß die Lügen ihnen was weſentliches und eigenthümliches wären; daß ſie die meiſten Begierden in uns erregeten; daß ihre lufftige und geiſtige Cörper ſich von dem Rauchwercke, vergoſſenen Blute und dem Fette der Opfer nähreten; daß ſie ſich allein in das Orackel-Weſen gemiſchet, als welchen dieſes betrügeriſche Handwerck zu Theil geworden: Endlich, ſo ſetzet er die Hecate und den Serapis zu Häuptern dieſer Schaar von böſen Geiſtern.

Jamblichus, ein andrer Platonicker, ſagt nichts weniger als das; und wie das meiſte davon wahr iſt, ſo ergriffen es die Chriſten mit Freuden, und ſetzten noch etwas von dem ihrigen dazu, daß zum Exempel die Teufel, aus den Schrifften der Propheten einiges Erkenntniß des Zukünftigen entwendet, und ſich hernach in den Orackeln damit breit gemacht hätten, wie aus der Vertheidigungs-Schrifft Tertullians zu erſehen iſt.

Dieſe Lehre der Chriſten hatte die Bequemlichkeit, daß ſie den Heyden durch ihre eigene Grundſätze, den Urſprung ihres falſchen Gottesdienſtes zeigete, und die Quelle der Irrthümer entdeckete, darinnen ſie jederzeit geſtecket hatten. Sie waren feſt übetredet, daß in ihren Orackeln was göttliches ſtecken müſte, und die Chriſten, die mit ihnen ſtritten, lieſſen ſie bey dieſen Gedancken. Die böſen Geiſter, die man von beyden Theilen glaubte, muſten dienen, dieſes übernatürliche zu erklären. Man gab ihnen dieſe Art beſtändiger Wunderwercke zu, die in der heydniſchen Religion geſchehen waren: Allein man entzog ihnen alles Anſehen, indem man die Urheber derſelben angab. Dieſer Weg war nun viel leichter und kürtzer, als wenn man durch weitläuftige Unterſuchungen und Vernunftſchlüſſe, das Wunderwerck ſelbſt hätte in Zweifel ziehen wollen.

Dergeſtalt ſetzte ſich nun in den erſten Zeiten der Kirche, die Meynung von den Orackeln der Heyden, unter den Chriſten feſt. Zu den angeführten Urſachen hätte ich noch die vierte hinzuſetzen können, die vielleicht eben ſo gut iſt als alle andere; daß nehmlich in dieſer Lehre von Orackeln was Wunderſames vorkommt; und wenn man ein wenig das menſchliche Gemüth erforſchet, ſo weiß man, was das Wunderbare vor eine Gewalt darüber hat. Aber ich will mich bey dieſer Betrachtung nicht aufhalten. Diejenigen, ſo dieſelbe einſehen, werden mir ſchon Glauben beymeſſen, wenn ich mir gleich die Mühe erſpare, es zu erweiſen: Und die, ſo es nicht einſehen, würden mir vielleicht nach allen Beweisgründen nicht Beyfall geben.

Laßt uns nunmehro eine Urſache nach der andern unterſuchen, weswegen man die Orackel vor was übernatürliches gehalten hat.

Das IV. Hauptſtück.

Daß die wunderſamen Erzehlungen von Orackeln billig verdächtig ſeyn ſollen.

Es würde freylich ſchwer ſeyn, von den angeführten Hiſtorien und Ausſprüchen der Orackel Red und Antwort zu geben, ohne ſich auf die böſen Geiſter zu beruffen. Aber iſt es auch alles wahr? Laßt uns erſt eine rechte Gewißheit erlangen, daß die Erzehlungen gegründet ſind; ehe wir uns bemühen zu erfahren, wie es damit zugegangen. Es iſt wahr, dieſe Lehrart iſt vielen Leuten gar zu langwierig, die alſofort auf die Unterſuchung der Urſachen verfallen, und die Wahrheit der Geſchichte überhüpfen: Aber wir wollen uns ſo lächerlich nicht machen, als diejenigen, ſo die Urſachen eines Dinges erfinden, welches nirgends verhanden iſt.

Dieſes Unglück betraf am Ende des vorigen Jahrhunderts einige Gelehrten in Deutſchland, auf eine ſo luſtige Weiſe, daß ich mich nicht enthalten kan, daſſelbe zu erzehlen.

Im Jahr 1593. gieng das Gerüchte von einem Kinde in Schleſien, daß ihm in ſeinem 7den Jahre die Zähne ausgefallen, und anſtatt eines Backenzahns ein neuer güldner Zahn gewachſen wäre. Horſt, ein Profeſſor der Artzneykunſt zu Helmſtädt, ſchrieb im Jahr 1595. eine Hiſtorie von dieſem Zahne, und gab vor, daß es zum Theil natürlich, zum Theil übernatürlich damit zugienge: ja GOtt hätte ihn deswegen wachſen laſſen, damit die von den Türcken bedrängten Chriſten dadurch getröſtet werden ſollten. Man bilde ſich nun ein, was das vor ein Troſt geweſen, und was der Zahn mit Chriſten und Türcken zu thun gehabt. Daſſelbe Jahr ſchrieb noch Ruland eine Hiſtorie von dieſem güldnen Zahne, damit es ihm ja nicht an Geſchichtſchreibern fehlen möchte. Zwey Jahre hernach, ſchrieb Ingolſteter, ein andrer Gelehrter, wieder die Meynung, die Ruland von dieſem Zahne behauptet hatte; und Ruland machte alsbald eine ſchöne und gelehrte Antwort darauf. Ein andrer großer Mann, mit Nahmen Libau, ſuchet alles das zuſammen, was von dem Zahne ſchon geſchrieben worden, und ſetzet noch ſeine eigene Gedancken hinzu. Bey ſo ſchönen Schrifften fehlte nichts mehr, als daß es nicht wahr war, daß der Zahn wircklich von Gold wäre. Als ein Goldſchmidt denſelben unterterſuchte, befand er, daß es nichts als ein Goldblättchen war, welches man mit vieler Geſchicklichkeit über den Zahn geklebet hatte. Allein man machte den Anfang vom Bücherſchreiben, und gantz zuletzt zog man den Goldſchmidt allererſt zu Rathe.

Eben dergleichen kan in allerhand andern Materien ſich eben ſo leicht zutragen. Von unſrer Unwiſſenheit bin ich nicht ſo wohl dadurch überführet, daß wir die Urſachen der Dinge nicht wiſſen, die doch wircklich verhanden ſind; als dadurch, daß wir Urſachen ſolcher Dinge ausgrübeln, die doch nirgends verhanden ſind. Ich will ſo viel ſagen: daß es uns nicht nur an Regeln fehlet, die zur Wahrheit leiten; ſondern daß wir an ihrer ſtatt andre haben, die ſich ſehr wohl mit den Irrthümern zuſammen ſchicken.

Sehr große Naturforſcher haben ſehr glücklich die Urſache entdecket, warum es an unterirrdiſchen Orten im Winter warm, und im Sommer kalt iſt: Aber noch größere Naturkündiger haben gefunden, daß dieſes ſich nicht ſo verhalte.

Die hiſtoriſchen Unterſuchungen ſind ſolchen Irrthümern noch mehr unterworfen. Man handelt von demjenigen, was die Geſchichtſchreiber geſagt haben: Sind denn aber dieſe Leute weder partheyiſch noch leichtgläubig, noch übel berichtet, noch nachläßig geweſen? Man müſte einen ſuchen, der ſelbſt bey allem zugegen, unparpartheyiſch und recht ſorgfältig geweſen wäre. Sonderlich wenn man ſolche Geſchichte ſchreibet, ſo die Religion betreffen, ſo iſt es ſehr ſchwer, nach Beſchaffenheit der Parthey, welcher man anhänget, entweder der falſchen Religion keine Vortheile einzuräumen, die ihr nicht zukommen; oder der wahren keine falſche Vorzüge zu geben, deren ſie nicht benöthiget iſt. Indeſſen ſollte man ſich niemahls einbilden, daß man die wahre Religion jemahls wahrer machen könne als ſie iſt; oder der falſchen diejenige Wahrheit geben könne, daran es ihr fehlet.

Weil etliche Chriſten der erſten Jahrhunderte von dieſer Regel nicht unterrichtet, oder doch nicht davon überzeuget waren: ſo haben ſie ſich verleiten laſſen, dem Chriſtenthume zum beſten, ziemliche verwegene Grundſätze anzunehmen, die nachmahls von dem beſten Theile der Chriſtenheit verworfen worden. Dieſer unbedachtſame Eifer hat ſo viel apocryphiſche Bücher ans Licht gebracht, denen man die Nahmen heydniſcher oder jüdiſcher Scribenten vorſetzete. Denn weil die Kirche mit dieſen zwo Gattungen von Feinden zu thun hatte; was war doch bequemer, als ſie mit ihren eigenen Schwerdtern zu würgen, indem man ihnen Bücher verlegte, die zwar wie man vorgab, von ihren Glaubensgenoſſen geſchrieben, dennoch aber dem Chriſtenthume ſehr vortheilhafft waren. Allein da man ſich bemühete, aus dieſen untergeſchobenen Schrifften, der Religion viel Nutzen zu verſchaffen; ſo hat man es gehindert, daß ſie gar keinen ſchaffen können. Ihre gar zu große Deutlichkeit verräth ſie, und unſre Geheimniſſe ſind ſo ausdrücklich darinnen entdecket, daß die Propheten des Alten und Neuen Teſtaments, im Abſehen auf dieſe jüdiſche und heydniſche Scribenten gar nichts davon müſten verſtanden haben. Man mag ſich in Vertheidigung dieſer Bücher drehen und wenden, wohin man will, ſo wird man bey dieſer großen Deutlichkeit, gantz unüberwindliche Schwierigkeiten antreffen. Schoben einige Chriſten den Heyden oder Juden manches Buch unter; ſo machten die Ketzer ſich kein Gewiſſen, auch den Rechtgläubigen welche unterzuſchieben. Das wären lauter falſche Evangelia, falſche Epiſteln der Apoſtel, falſche Lebens-Beſchreibungen derſelben; und es iſt gewiß eine Wirckung der Göttlichen Vorſehung, daß die Wahrheit endlich ſelbſt, vor ſo vielen Apocryphiſchen Schrifften, die ſie faſt erſtickten, dennoch den Platz behalten.

Etliche große Kirchenlehrer ſind bisweilen, entweder durch die von Ketzern den Rechtgläubigen, oder von Chriſten den Jüden und Heyden untergeſchobene Bücher, betrogen worden: am öffteſten aber durch die letztern. Sie haben dasjenige, was der Religion vortheilhafft zu ſeyn ſchien, nicht allezeit mit genugſamer Sorgfalt unterſuterſuchet. Der Eifer, womit ſie eine ſo gute Sache verfochten, ließ es nicht alleine zu, die beſten Waffen zu erwehlen. Daher kommt es zuweilen, daß ſie ſich der Sybilliniſchen Bücher, oder der Schrifften des Egyptiſchen Königes Hermes Trismegiſtus bedienen.

Man verlangt hierdurch gar nicht, das Anſehn und die Verdienſte dieſer großen Leute zu ſchmälern. Man bemercke nur erſt, wo ſie ſich überall bey einer gewiſſen Zahl von Begebenheiten verſehen haben; ſo wird man eine große Menge gründlicher Vernunftſchlüſſe und ſchöner Erfindungen übrig behalten, um welcher willen man ſie nicht genug bewundern kan. Haben ſie uns, nebſt den wahren Beweisgründen unſrer Religion, auch andere hinterlaſſen, die uns verdächtig ſeyn können: ſo iſt es unſre Pflicht, nichts von ihnen anzunehmen, als was tüchtig iſt, und alles übrige, deſſen wir nicht bedürfen, ihrem Eifer zu gute zu halten.

Es iſt gar kein Wunder, daß eben dieſer Eifer ſie von der Wahrheit unzehliger Orackel überredet, welche der Religion vortheilhafft ſchienen, und in den erſten Jahrhunderten der Kirchen überall bekannt waren. Die Verfaſſer der Sybilliniſchen und Hermetiſchen Bücher, haben auch wohl die Erfinder der Orackelſprüche ſeyn können: zum wenigſten war es leichter dieſe, als gantze Bücher unterzuſchieben. Die Hiſtorie von dem Thamus iſt zwar urſprünglich gantz heydniſch: aber Euſebius und andere große Leute haben ihr die Ehre gethan, ſie zu glauben. Indeſſen folgt beym Plutarchus gleich ein ſo lächerliches Mährchen darauf, daß dieſes allein zureichen könnte, ſie gantz unglaublich zu machen. Demetrius ſagt an dieſem Orte, daß die meiſten Inſeln nach Engelland zu, wüſte liegen, und den Geiſtern und Helden gewidmet ſeyn. Und als er von dem Kayſer geſchickt worden, dieſelben auszukundſchafften, auch auf einer von den bewohnten angelandet ſey; ſo wäre bald nach ſeiner Ankunft ein entſetzliches Ungeſtümm und Donnerwetter entſtanden, davon die Einwohner des Landes geſagt hätten: Es müſſe wahrlich einer von den vornehmſten Geiſtern mit Tode abgegangen ſeyn; weil bey ihrem Tode allezeit ſo was trauriges zu erfolgen pflegte. Hierzu ſetzet Demetrius noch, daß eine von dieſen Inſeln des Saturns Gefängniß wäre, welcher daſelbſt von dem Briareus bewahret und in einem immerwährenden Schlafe erhalten würde; wodurch man meines Erachtens dieſen Rieſen zu einem unnöthigen Wächter machet: Und daß er von einer großen Menge Geiſter umgeben ſey, die als ſeine Sclaven ihm zu Füſſen lägen.

Erzehlte dieſer Demetrius nicht artige Sachen von ſeinen Reiſen? Und iſt es nicht ſchön, wenn ein ſolcher Philoſoph als Plutarchus, uns von dieſen Wunderdingen gantz ernſtliche Nachricht giebt? Man hat den Herodotus nicht ohne Ur-

Urſache den Vater der Geſchichte genennet. Alle griechiſche Hiſtorien, die auf ſolche Weiſe ſeine Töchter ſind, arten ihm ziemlich nach: ſie haben wenig wahres, aber viel wunderſames und beluſtigendes an ſich. Dem ſey aber wie ihm wolle, die Geſchicht vom Thamus wäre ſchon ſattſam wiederleget, wenn ſie gleich keinen andern Fehler hätte, als daß ſie in eben dem Buche ſtünde, wo des Demetrius Geiſter ſtehen.

Allein, welches weit mehr iſt, ſie läſt ſich gar nicht verſtändlich erklären. War Pan ein Geiſt? wie? Konnten ſich denn die Geiſter ſeinen Tod untereinander nicht ohne den Thamus zu wiſſen thun? Hatten ſie kein ander Mittel ſich neue Zeitungen kund zu machen? Oder ſind ſie ſonſt ſo unvorſichtig, daß ſie ihr Unglück und die Schwachheiten ihrer Natur den Menſchen offenbahren? GOtt nöthigte ſie dazu; wird man ſagen. So muß denn GOtt eine Abſicht dabey gehabt haben: laßt uns ſehen was daraus folget. Es war kein einziger, der das Heydenthum deswegen verließ, weil er den Tod des großen Pans vernommen hatte. Es ward bezeuget; Pan wäre ein Sohn Mercurs und Penelopens; nicht aber derjenige, den man in Arcadien vor einen Gott aller Dinge erkannte, ſo wie es ſein Nahme mit ſich bringet. Hatte gleich die Stimme den großen Pan genennet: ſo verſtund man es doch vom kleinen Pan. Sein Tod hatte nicht viel zu bedeuten, und es ſcheint, man habe ſich denſelben nicht ſehr zu Hertzen gehen laſſen.

War dieſer große Pan JEſus Chriſtus; ſo verkündigten die Teufel einen ſo heilſamen Tod den Menſchen nur deswegen, weil GOtt ſie dazu gezwungen: Aber was erfolgte darauf? Verſtand denn wohl ein einziger das Wort Pan, in ſeiner rechten Bedeutung? Plutarchus lebte im andern Jahrhunderte der Kirchen; und doch war noch kein Menſch darauf gefallen, Pan müſſe JEſus Chriſtus ſeyn der in Judea geſtorben war.

Die Hiſtorie vom Thulis erzehlt Suidas, ein Scribent, der viel Sachen zuſammenraffet, aber ſchlecht zu wehlen pflegt. Sein Ausſpruch des Serapiſchen Orackels hat eben den Fehler, den die Sybilliniſchen Bücher begehen: weil es unſre Geheimniſſe gar zu deutlich vorträgt. Ferner, war ja dieſer Egyptiſche König Thulis nicht einer von den Ptolomeern: und was wird von dem gantzen Orackel werden, wenn Serapis ein Gott wäre, der allererſt durch einen Ptolomeus aus Pontus nach Egypten gebracht worden; wie viele Gelehrten aus wahrſcheinlichen Gründen davorhalten? Zum wenigſten iſt es gewiß, daß Herodotus, der ſo gern von dem alten Egypten ſchwatzet, kein Wort von dem Serapis ſaget; und daß Tacitus weitläuftig berichtet, wie und warum einer von den Ptolomeern dem Gott Serapis aus Ponto, allwo er damahls nur bekannt geweſen war, nach Egypten kommen laſſen.

Das Orackel, welches Auguſt von dem hebräiſchen Knäblein erhalten; iſt gantz und gar nicht glaubwürdig. Cedrenus führt es aus dem Euſebius an, und heute zu Tage iſt es nicht mehr darinnen zu finden. Es wäre nicht unmöglich, daß Cedrenus falſch angeführt hätte; oder, daß er etwa ein dem Euſebio fälſchlich zugeeignetes Buch angezogen. Er iſt ſonſt ein Mann, der uns auf guten Glauben gewiſſer falſchen Geſchichte des Apoſtels Petri, die zu ſeiner Zeit noch Mode waren, erzehlet: Simon, der Zauberer, habe vor ſeiner Thür einen großen Hund gehabt, welcher alle die, ſo ſein Herr nicht herein laſſen wollte, aufgefreſſen; daß Petrus, als er den Simon ſprechen wollen, dem Hunde befohlen, zu ihm zu gehen und mit einer menſchlichen Sprache zu ſagen: Petrus der Knecht Gottes wolle ihn ſprechen; daß der Hund dieſem Befehle, zu großer Beſtürtzung aller Anweſenden, nachgekommen; daß Simon, zu zeigen, daß er eben ſo viel als Petrus könnte, dem Hunde wieder befohlen, ihm zurücke zu ſagen, er ſolle nur hereinkommen, welches er auch alsbald ausgerichtet. Sehet, das heißt bey den Griechen, Hiſtorien ſchreiben. Cedrenus lebte in einer unwiſſenden Zeit, wo zu der natürlichen Neigung der Griechen zu Fabeln noch dieſes hinzukam, daß man ſie ungeſcheut in die Welt ſchreiben dorfte.

Geſetzt aber, Euſebius hätte wircklich in einem

Buche, welches nicht bis auf unſre Zeiten gekommen, von dieſem Orackel Auguſts Meldung gethan: ſo irrte doch Euſebius ſelbſt zuweilen, wovon wir deutliche Beweisthümer in Händen haben. Würden wohl die erſten Vertheidiger des Chriſtenthums, Juſtin, Tertullian, Theophilus und Tatian ein Orackel mit Stillſchweigen übergangen haben, welches der Religion ſo vortheilhafft war? Waren ſie ſo ſchlechte Eiferer, dieſen Vortheil aus den Händen zu laſſen? Selbſt Cedrenus, Suidas und Nicephorus, die uns dieſen Ausſpruch erzehlen, verderbens nur, indem ſie hinzuſetzen; daß Auguſtus, als er wieder nach Rom gekommen, im Capitol einen Altar mit der Ueberſchrifft aufgerichtet: **Dieſes iſt der Altar des einzigen Sohnes, oder des Erſtgebohrnen GOttes.** Woher hatte Auguſt den Begriff von dem einigen Sohne Gottes, davon das Orackel kein Wort gedacht hatte?

Endlich iſt das allermerckwürdigſte, daß Auguſt nach der Reiſe, die er neunzehn Jahre vor Chriſti Geburt nach Griechenland gethan, niemahls mehr dahin gekommen, und ſelbſt als er von da zurücke kam, nicht Luſt hatte, andern Göttern als ihm ſelbſt, Altäre aufzurichten. Denn er duldete nicht nur, wie Tacitus und Dio Caſſius berichten, daß ihm die Aſiatiſchen Städte dergleichen baueten, und ihm heilige Spiele anſtelleten, ſondern ſelbſt zu Rom dem wiederkehrenden

Glücke, das iſt, ihm ſelber, einen Altar weyhete, und den Tag ſeiner ſo glücklichen Zurückkunft unter die Zahl der Feſt-Tage rechnete.

Die Orackel, ſo Euſebius aus dem Porphyrius erzehlet, ſcheinen ſchwieriger zu ſeyn, als alle übrigen. Euſebius wird doch dem Porphyrius nicht Götter-Sprüche andichten, die er nicht angeführet, und Porphyrius, der dem Heydenthume ſo ergeben war, wird ja nicht von den verſtummten Orackeln ſelbſt, falſche Orackel angegeben haben, und zwar zum beſten der Chriſtlichen Religion. In dieſem Falle iſt gewiß das Zeugniß eines Feindes von großer Krafft.

Anderntheils aber war Porphyrius nicht ſo ungeſchickt, daß er den Chriſten wieder die Heyden ſollte Waffen in die Hände gegeben haben, es wäre dann, daß er durch Vernunftſchlüſſe dazu wäre genöthiget worden: welches hier aber gar nicht zu ſpüren iſt. Wären dieſe Orackel von Chriſten angeführet worden, und Porphyrius hätte geſtanden, daß dieſelben richtig wären, ſich aber zugleich den Folgerungen wiederſetzet, die man daraus ziehen wollte: ſo würden ſie wahrlich von großem Gewichte ſeyn. Allein hier haben die Chriſten die Orackelſprüche vom Porphyrius ſelbſt: Porphyrius ſelbſt hat Luſt, ſeine Religion übern Hauſen zu werffen, und die unſre zu beſtätigen. In Wahrheit, das iſt vor ſich ſelbſt verdächtig, und wird noch verdächtiger, indem man die Sache bis aufs höchſte treibet. Denn man erzehlt uns von ihm, wer weiß wieviel andre gantz deutliche und ausdrückliche Orackelſprüche, von der Perſon Chriſti, von ſeiner Auferſtehung und Himmelfahrt. Kurtz, der allergelehrteſte Heyde überhäuft uns mit Beweisgründen des Chriſtenthums. Dieſer Großmuth iſt nicht viel zu trauen.

Euſebius hat geglaubt, es wäre ein großer Vortheil, wenn er den Nahmen Porphyrius vor alle die Orackel ſetzen könnte, die der Religion ſo zuträglich waren. Er giebt uns dieſelben ſchlechterdings zu leſen; ohne dasjenige, was im Porphyrius vorhergegangen oder darauf gefolget. Was wiſſen wirs, ob er ſie nicht vielleicht wiederlegt hat? Seiner Parthey zum Beſten muſte ers thun: und wenn ers nicht gethan hat, ſo muß er in der That eine heimliche Abſicht dabey gehabt haben.

Man vermuthet, Porphyrius ſey boßhafft genug dazu geweſen, falſche Orackelſprüche zu erdichten, und ſie den Chriſten darzubieten; in dem Vorhaben, ihrer Leichtgläubigkeit zu ſpotten, wenn ſie dieſelben vor wahr annehmen, und ihre Religion auf ſolche Gründe ſtützen möchten. Daraus würde er viel wichtigere Folgerungen hergeleitet haben, als die Orackel ſelbſt waren; denn er hätte das gantze Chriſtenthum durch dieſes Exempel angegriffen: wiewohl dieſer Schluß nicht Stich gehalten hätte.

Soviel iſt gewiß, daß eben der Porphyrius, der uns alle dieſe Orackel an die Hand giebt, behauptet, wie wir oben geſehen haben, daß die Orackel durch lügenhaffte Geiſter gegeben worden. Alſo konnte es wohl kommen, daß er alle Geheimniſſe unſers Glaubens in Orackelſprüche verfaſſet hätte, mit dem ausdrücklichen Vorſatze, ſie umzuſtoſſen, und der Falſchheit halber verdächtig zu machen; weil ſie durch falſche Zeugen unterſtützet würden. Ich weiß wohl, daß die Chriſten anderer Meynung waren. Aber durch was vor Vernunftſchlüſſe hätten ſie es jemahls beweiſen wollen, daß der Teufel zuweilen gehöthiget ſey, die Wahrheit zu ſagen? Dergeſtalt blieb Porphyrius allezeit im Stande, ſich ſeiner Orackel wieder ſie zu bedienen: und bey dieſer Beſchaffenheit des Streites hätten ſie läugnen ſollen, daß dieſe Orackelſprüche jemahls wären gegeben worden, wie wir itzo thun. Dieſes, wie mich dünckt, erklärt ziemlich gut, warum Porphyrius ſo verſchwenderiſch mit den Orackeln geweſen, die unſerer Religion zuträglich waren, und wie der große Streit zwiſchen Chriſten und Heyden hätte laufen können. Wir errathen es nur bloß; denn es ſind nicht alle damahlige Bücher bis auf unſre Zeiten erhalten worden. Wenn man alſo die Sachen etwas genauer anſiehet, ſo findet man, daß die Orackel, die uns ſo wunderſam bedüncken, niemahls Orackel geweſen. Andre Exempel will ich hier nicht anführen: denn alles übrige iſt von eben der Beſchaffenheit.

Das V. Hauptſtück.

Daß die gemeine Meynung von Orackeln ſich nicht ſo gut mit der Religion reimet, als man wohl dencket.

DAs Stillſchweigen der H. Schrifft, von den böſen Geiſtern, die, dem Vorgeben nach, den Orackeln vorgeſtanden, läſſet uns nicht nur die völlige Freyheit, nichts davon zu glauben; ſondern führt uns auch ganß natürlich darauf. Wäre es wohl möglich, daß die Schrifft die Juden und Chriſten von einer Sache nichts ſollte gelehret haben, die ſie durch ihre natürliche Vernunft niemahls errathen konnten, und an deren Erkenntniß ihnen doch überaus viel gelegen war, wenn ſie nicht durch diejenigen ſeltſamen Dinge ſollten wanckend gemacht werden, die in andern Religionen vorkommen? Denn ich halte davor, GOtt habe zu den Menſchen bloß in der Abſicht geredt, der Schwachheit ihres Erkenntniſſes aufzuhelfen, die zu ihren Bedürfniſſen nicht zulänglich waren; und daß alles das, was er ihnen nicht offenbahret hat, entweder von der Beſchaffenheit iſt, daß ſie es von ſich ſelbſt wiſſen können, oder ihnen gar nicht zu wiſſen nöthig iſt. Wenn alſo die Orackel von böſen Geiſtern wären hergekommen; ſo hätte uns GOtt daſſelbe gelehret: damit wir nicht dencken ſollten, er ſelbſt hätte uns dieſelben gegeben, und es wäre in den falſchen Religionen was göttliches verhanden.

David verweiſet den Heyden ihre Götter, die ein Maul haben und nicht reden, und wünſcht ihren Anbetern zur Strafe, denen ähnlich zu werden, welche ſie verehreten. Hätten aber dieſe Abgötter nicht nur den Gebrauch der Sprache, ſondern auch die Wiſſenſchafft des Zukünftigen gehabt: ſo ſehe ich nicht, wie David den Heyden dieſen Vorwurf hätte machen können; noch daß es ſie hätte verdrüſſen können, ihren Göttern ähnlich zu ſeyn.

Wenn ſich die heiligen Väter, mit ſo vielem Grunde, über den Götzendienſt erzürnen, ſo ſetzen ſie allezeit zum voraus, daß ſie nichts vermögen. Hätten ſie aber geredet, hätten ſie künftige Dinge verkündiget; ſo hätte man ihr Unvermögen nicht ſo verächtlich angreifen ſollen: man hätte dem Volcke die auſſerordentliche Macht aus dem Sinne reden ſollen, die ſie zu haben ſchienen. In Wahrheit, war es denn ſo unrecht, dasjenige anzubeten, davon man glaubte, daß es durch eine göttliche, oder doch übermenſchliche Krafft beſeelet wäre? Es iſt wahr, daß dieſe Geiſter Feinde GOttes waren: Aber wie konnten die Heyden das rathen? Forderten die Geiſter barbariſche und grauſame Ceremonien; ſo hielten die Heyden ſie zwar vor eigenſinnig und blutdürſtig; indeſſen hielten ſie dieſelben doch vor mächtiger als die Menſchen, und wuſtens nicht, daß GOtt ihnen ſeinen Schutz wieder ſie anböte. Mehrentheils unterwarfen ſie ſich ihren Göttern nicht anders, als fürchterlichen Feinden, die man auf alle mögliche Weiſe muſte zu beſänftigen ſuchen. Und dieſe Unterwerfung, dieſe Furcht war nicht ungegründet, dafern die Geiſter wircklich ſolche Proben von ihrer Macht abgeleget, die übernatürlich geweſen. Kurtz zu ſagen, das Heydenthum, dieſer vor GOttes Augen ſo verfluchte Götzendienſt, würde nur ein unvorſetzlicher Irrthum geweſen ſeyn, der gar wohl zu entſchuldigen wäre.

Allein, wird man ſagen, haben die Pfaffen die Völcker allezeit betrogen; ſo iſt das Heydenthum nichts anders als ein bloßer Irrthum geweſen, in welchen die leichtglaubigen Völcker gefallen, die doch wircklich geneigt waren ein höheres Weſen zu verehren? Es iſt ein großer Unterſcheid. Es liegt freylich wohl Menſchen ob, ſich vor den Irrthümern zu hüten, in welche ſie von andern Menſchen geſtürtzet werden können; aber ſie haben gar keine Mittel in Händen, ſich vor ſolchen Irrthümern zu verwahren, in welche ſie von Geiſtern von höherer Art verleitet werden möchten. Meine Fähigkeit des Verſtandes iſt zureichend, zu unterſuchen, ob ein geſchnitztes Bild redet oder nicht?

Aber ſo bald es redet, ſo kan mir niemand die Gottheit aus dem Sinne reden, die ich ihm zuſchreibe. Mit einem Worte, GOtt iſt durch die Regeln ſeiner Güte nur verbunden mich vor ſolchen Verführungen zu bewahren, davor ich mich ſelbſt nicht hüten kan: Was die andern anlanget, ſo muß meine Vernunft das Ihrige thun.

Sehen wir doch, daß GOtt, wenn er ja den Geiſtern erlaubt hat Wunder zu thun, ſie allezeit durch größere Wunder beſchämet hat. Pharao hätte durch ſeine Zauberer betrogen werden können: aber Moſes war mächtiger als die Schwartzkünſtler Pharaons. Die Teufel haben niemahls mehr Gewalt gehabt, oder mehr ſeltſame Dinge gewircket, als zu den Zeiten Chriſti und der Apoſtel.

Nichts deſtoweniger iſt doch das Heydenthum allezeit mit gutem Rechte ein Dienſt der Teufel genennet worden. Zum erſten, ſchickt ſich derjenige Begriff, den man ſich darinn von der Gottheit macht, gar nicht auf den wahren GOtt, ſondern auf dieſe verworfene und ewig unglückſeelige Geiſter. Zum andern, war die Abſicht der Heyden nicht ſowohl das allerhöchſte Weſen, die Quelle aller Güter anzubeten, als vielmehr dieſe böſe und ſchädliche Geiſter zu ehren, vor deren Zorn und Eigenſinne ſie ſich fürchteten. Endlich, da die Teufel ſonder Zweifel das Vermögen haben, die Menſchen zu verſuchen und ihnen Netze zu ſtellen: ſo waren ſie den Heyden in ihren gröbſten Irrthümern beförderlich, und drückten ihnen bey den handgreiflichſten Betrügereyen die Augen zu. Daher kommt es, daß man ſagt, das Heydenthum habe nicht auf den Wundern, ſondern auf dem Blendwercke des Teufels beruhet, welches zum Grunde ſetzet, daß bey allem, was ſie wircketen, nichts warhafftes und wirckliches, vielweniger dergleichen was geweſen, welches einem Bilde die Sprache hätte geben können.

Indeſſen kan es doch ſeyn, daß GOtt es zuweilen den Teufeln erlaubt habe, die Götzenbilder zu beſeelen. Iſt dieſes geſchehen, ſo hat GOtt ſeine Urſachen dazu gehabt, die allezeit der tiefſten Ehrerbietung würdig ſind. Allein überhaupt davon zu reden, verhält es ſich nicht alſo. GOtt erlaubte es dem Teufel, Hiobs Häuſer zu verbrennen, ſeine Auen zu verwüſten, ſeine Heerden zu tödten, ſeinen Leib mit tauſend Schwären zu ſchlagen; aber deswegen muß man nicht ſagen, daß der Teufel über alle diejenigen loß geworden, denen dergleichen Unglück wiederfährt. Man denckt an keinen Teufel, wenn man von einem krancken oder verunglückten Menſchen redet. Die Geſchicht Hiobs iſt ein beſondrer Fall; man urtheilt von andern, ohne an denſelben zu gedencken, und unſre allgemeinſten Vernunftſchlüſſe heben niemahls die Ausnahmen auf, die GOttes Allmacht überall machen kan.

Es ſcheint alſo, daß die gemeine Meynung von

Orackeln ſich mit der Güte GOttes nicht gar zu wohl reimet, und das Heydenthum von einem großen Theile ſeiner Ausſchweifungen und der Abſcheulichkeit befreyet, welche die heiligen Väter jederzeit davor gehabt haben. Um ſich zu rechtfertigen, muſten die Heyden ſagen, es wäre kein Wunder, daß ſie den Geiſtern, welche die Götzenbilder beſeeleten, und täglich hundert auſſerordentliche Dinge thaten, gehorchet hätten: Die Chriſten aber hätten ihnen dieſes niemahls zugeſtehen ſollen, um ihnen alle Entſchuldigungen abzuſchneiden. Wäre die gantze heydniſche Religion ein bloßer Betrug der Pfaffen geweſen, ſo hätte das Chriſtenthum durch die Entblößung ſeines höchſt-auslachenswürdigen Weſens, deſtomehr wachſen und zunehmen können.

Es ſcheint auch wohl, daß die Streitigkeiten der Chriſten und Heyden in dieſem Stande geweſen, als Porphyrius ſo willig geſtand, daß die Orackel von böſen Geiſtern gegeben worden. Er zog einen doppelten Vortheil von dieſen Teufeln. Er bediente ſich derſelben, wie wir vorhin geſehen, die Orackelſprüche, womit ſich die Chriſten breit zu machen dachten, dem Chriſtenthume unnütze, ja gar ſchädlich zu machen. Aber, was noch mehr iſt, dieſen grauſamen und künſtlichen Geiſtern gab er alle die Thorheit und Barbarey unendlich vieler Opfer Schuld, die man den Heyden unaufhörlich verrückte.

Das heißt alſo den Porphyrius in ſeinen innerſten Bollwercken angreifen, und den wahren Vortheil des Chriſtenthums beobachten, wenn man behauptet, daß die Teufel nicht die Urheber der Orackel geweſen.

Das VI. Hauptſtück.

Daß die Geiſter durch die Platoniſchen Lehren nicht genug erwieſen worden.

In den erſten Zeiten war Philoſophie und Poeſie einerley Ding, und alle Weisheit ſteckte in Gedichten. Durch dieſe Verknüpfung ward die Poeſie zwar nichts beſſer, wohl aber die Philoſophie ſchlimmer gemacht. Homerus und Heſiodus ſind die erſten griechiſchen Philoſophen geweſen, und daher kommt es, daß die andern Weltweiſen das, was ſie geſagt hatten, allezeit ſehr ernſtlich angenommen, und ſie nie ohne Ehrerbietung angeführet haben.

Homerus vermiſcht offt die Götter mit den Geiſtern: aber Heſiodus unterſcheidet vier Gattungen von vernünftigen Weſen, die Götter, die Geiſter, die Halbgötter oder Helden, und die Menſchen. Er geht noch weiter, und beſchreibet die Lebenslänge der Geiſter; denn die Nymphen, davon er in der folgenden Stelle redet, ſind dergleichen, und Plutarchus verſteht es ebenfalls alſo:

Eine Krähe, ſagt Heſiodus, lebt neunmahl länger als ein Menſch. Ein Hirſch viermahl ſo lange als eine Krähe; ein Rabe drey mahl ſo lange als ein Hirſch, der Phönix neunmahl ſo lange als ein Rabe, und die Nymphen zehnmahl ſo lange als ein Phönix.

Dieſe gantze Rechnung möchte man nicht gern vor einen bloßen poetiſchen Traum anſehen, der es nicht werth wäre, daß ein Philoſoph ſich darum bekümmerte, oder ein Poet nachahmete: denn es fehlt ihr ſowohl an Anmuth als an Wahrheit: Aber Plutarchus iſt andrer Meynung. Wie er wohl ſahe, daß, wenn man das menſchliche Leben auf 70 Jahre ſetzet, welches ſeine ordentliche Dauer iſt, ſo daß die Geiſter 680400 Jahre lebeten, er aber nicht wohl begreifen konnte, daß man dieſes langwierige Leben der Geiſter aus der Erfahrung hätte haben können: ſo will er lieber glauben, Heſiodus habe durch das Alter des Menſchen nur ein Jahr verſtanden. Die Erklärung iſt nicht gar zu natürlich; aber auf ſolche Weiſe rechnet man auf das Leben der Geiſter nur 9720 Jahre, und alsdann hat Plutarchus gar keine Mühe mehr, zu begreifen, wie man es aus der Erfahrung haben können, daß die Geiſter ſo lange lebten. Ferner bemercket er in der Zahl

9720 gewiſſe Pythagoriſche Vollkommenheiten, die ſie gantz würdig machen, die Dauer des Lebens der Geiſter zu bemercken. Seht, das ſind die Vernunftſchlüſſe dieſes ſo geprieſenen Alterthums!

Aus den Gedichten Homeri und Heſiodi ſind die Geiſter in die Platoniſche Philoſophie gekommen. Dieſer Weltweiſe kan nicht genug gerühmet werden, weil er derjenige iſt, der unter allen Griechen ſich die fürtrefflichſte Vorſtellung von GOtt gemacht; aber eben das hat ihn in falſche Vernunftſchlüſſe geſtürtzet. Weil GOtt unendlich hoch über die Menſchen erhaben iſt, hat er geglaubet, daß zwiſchen ihm und uns, mittlere Weſen ſeyn müſten, die zwiſchen zweyen ſo weit entfernten Naturen, eine Gemeinſchafft unterhalten konnten, und vermittelſt welcher die Wirckung GOttes ſich bis auf uns erſtrecken könnte. GOtt, ſprach er, iſt einem gleichſeitigen Dreyecke ähnlich; die Geiſter ſind einem gleichſchencklichen, und die Menſchen einem ſolchen Dreyecke zu vergleichen, daran keine Seite der andern gleich iſt. Die Vorſtellung iſt ſehr ſchön; es fehlt ihr nichts mehr, als daß ſie nicht beſſer gegründet iſt.

Aber wie? Findet ſichs nicht, daß Plato recht habe? Und wiſſen wirs nicht aus der heiligen Schrifft, daß es Geiſter giebt, die GOtt zu Dienſten ſtehen, und ſeine Geſandten an uns Menſchen ſind? Iſt es nicht zu verwundern, daß

Plato durch das bloße natürliche Licht dieſe Wahrheit entdecket hat?

Ich geſtehe es, daß Plato was wahres errathen hat; indeſſen aber verdencke ich ihn, daß er es errathen hat. Die Offenbahrung verſichert uns, daß es Engel und Teufel giebt; aber der menſchlichen Vernunft iſt es nicht vergönnt, uns davon zu verſichern. Man weiß ſich in die unendliche Entfernung, die zwiſchen GOtt und dem Menſchen iſt, nicht zu finden, und man erfüllet gleichſam dieſen leeren Platz mit Geiſtern und Engeln: Allein womit wird man den unendlichen Raum anfüllen, der noch zwiſchen GOtt und den Geiſtern ſelbſt bleiben wird? Denn GOtt iſt doch über jede Creatur, wie ſie immermehr heiſſen mag, unendlich erhaben. Muß alſo die göttliche Wirckung, ſo zu reden, dieſen unendlich großen leeren Platz durchdringen, biß ſie ſich in den Geiſtern äuſſern kan: ſo wird ſie auch wohl biß zu uns Menſchen kommen können, die doch nur einige Stufen niedriger ſtehen, welche mit der obigen Entfernung gar nicht in Vergleich kommen. Wenn GOtt mit den Menſchen vermittelſt der Engel handelt, ſo heißt es nicht ſo viel, als wenn er ihrer zu dieſer Gemeinſchafft nicht entbehren könnte: wie Plato vorgab. GOtt brauchet ihren Dienſt um ſolcher Urſachen halber, die man durch die Philoſophie niemahls ergründen wird, und die nur ihm allein vollkommen bekannt ſind.

Nach dem Begriffe, den uns die Vergleichung der Dreyecke giebt, ſieht man, daß Plato die Geiſter deswegen erdacht habe, damit man von einer vollkommenen Creatur zu einer vollkommnern, und ſo allmählig bis zu GOtt hinaufſteigen könnte: dergeſtalt, daß GOtt nur einige Grade höher ſtehen würde, als die vollkommenſte Creatur. Aber ein jeder ſieht ja wohl, daß, da ſie alle im Abſehen auf ihn unendlich unvollkommen ſeyn, auch alle verſchiedene Stuffen ihrer Vollkommenheit ſogleich verſchwinden, wenn man ſie gegen GOtt hält. Was eine über die andre erhebet, macht deßwegen nicht, daß ſie ſich GOtt ſelber nähert.

Wenn man alſo bloß die Vernunft zu Rathe ziehet, ſo braucht man keine Geiſter, weder die Wirckungen GOttes bis zu uns Menſchen zu bringen; noch zwiſchen GOtt und uns etwas zu ſetzen, was ihm näher käme, als wir ihm kommen können.

Vielleicht iſt Plato ſelbſt von der Wircklichkeit ſeiner Geiſter nicht ſo feſt überredet geweſen, als ſeine Schüler nach der zeit es geweſen ſind. Ich muthmaſſe dieſes daher, daß er die Liebe unter die Zahl der Geiſter ſetzet: denn er vermiſcht offt die Galanterie mit der Philoſophie, und er kommt mit der erſten nicht eben ſo übel zu rechte. Er ſagt, die Liebe ſey ein Kind des Gottes der Reichthümer und der Armuth: daß ſie von ihrem Vater die Großmuth und Hertzhafftigkeit, die erhabenen Gedancken, die Neigung zur Freygebigkeit, die Verſchwendung, das Vertrauen auf ihre eigene Kräffte, die gute Meynung von ihren Verdienſten, die Begierde allezeit den Vorzug zu haben; von ihrer Mutter hingegen diejenige Dürftigkeit, die allezeit bettelt, das ungeſtüme Weſen, womit ſie es thut, die Furchtſamkeit, die ſie offt hindert, daß ſie nicht bitten darf, die Bereitſchafft zur Sclaverey, und die Beſorgniß verachtet zu werden, herhabe, welche ſie niemahls loß werden kan. Seht, das iſt meines Erachtens die allerartigſte Fabel, die jemahls gemacht worden. Es iſt luſtig, daß Plato ſie bisweilen ſo galant und artig, als Anacreon ſelbſt hätte thun können, gemacht; bißweilen aber auch nicht beſſere Vernunftſchlüſſe, als Anacreon machen können. Dieſer Urſprung der Liebe erklärt völlig alle ſeltſame Eigenſchafften ihrer Natur: Allein man weiß nunmehro nicht, was man von den Geiſtern machen ſoll; wenn die Liebe ſelbſt unter ihre Zahl gehöret. Es ſcheint wohl nicht, daß Plato dieſes im natürlichen und Philoſophiſchen Verſtande genommen habe, oder behaupten wollen, daß die Liebe ein Weſen ſey, welches auſſer uns in der Lufft wohne. Er hat es in der That in einer galanten Bedeutung verſtanden; und alsdann dünckts mich, er habe uns Erlaubniß gegeben, alle ſeine übrige Geiſter eben zu der Claſſe zu rechnen, als die Liebe: und weil er mit allem

Fleiße Fabeln in ſeine Lehren miſchet; ſo bekümmert er ſich nicht darum, daß auch der übrige Theil ſeiner Lehren vor fabelhafft werde angeſehen werden.

Bis hieher haben wir nur auf die Urſachen geantwortet, dadurch man iſt bewogen worden zu glauben, daß die Orackel was übernatürliches geweſen. Laßt uns nunmehr anfangen, die Meynung ſelbſt anzugreifen.

Das VII. Hauptſtück.

Daß große Secten heydniſcher Weltweiſen es nicht geglaubet, daß in den Orackeln was übernatürliches wäre.

WEnn wir mitten in Griechenland, wo alles voller Orackel war, behauptet hätten, daß es lauter Betrügerey damit wäre; ſo würden wir durch dieſen kühnen Lehrſatz keinen Menſchen in Verwunderung geſetzet, noch nöthig gehabt haben, denſelben nur heimlich fortzupflanzen. Die Philoſophie war im Abſehen auf die Orackel in zwey Partheyen zertheilet; die Platonicker und Stoicker hielten ihre Seite, die Cynicker, Peripateticker und Epicureer hergegen verſpotteten ſie gantz ungeſcheut. So wunderbar es mit den Orackeln zugehen mochte, ſo hatte doch die Helfte aller Gelehrten in Griechenland noch die Freyheit, nichts davon zu glauben, und zwar wieder das allgemeine Vorurtheil der Griechen: welches in der That verdienet, in Betrachtung gezogen zu werden.

Euſebius ſagt im vierten Buche ſeiner Evangeliſchen Vorbereitung, daß ſechshundert Perſonen unter den Heyden wieder die Orackel geſchrieben; allein ich glaube, daß ein gewiſſer Oenomaus, deſſen er erwehnet, und von welchem er uns einige Ueberbleibſel aufgehoben hat, einer von denen iſt, deſſen Schrifften am meiſten zu bedauren ſind.

Es iſt eine Luſt, wenn man in dieſen Ueberbleibſeln ſieht, wie dieſer Oenomaus, voll Cyniſcher Freyheit, aus jedem Ausſpruche des Orackels einen Schluß wieder denſelben Gott machet, von dem er gethan worden, und ihn alſo ſelbſt ins Spiel miſchet. Man ſehe z. E. wie er mit dem Delphiſchen Apollo umgegangen, der dem Cröſus geantwortet hat.

> Indem Cröſus über den Strom Halis geht,
> wird er eine große Kriegs-Macht zu
> Grunde richten.

Cröſus war in der That kaum über den Strom gekommen, als er den Cyrus angriff, welcher, wie alle Welt weiß, ihn ſchlug, und ihn aller ſeiner Länder beraubte.

In einem andern Ausſpruche, welchen

du dem Cröſus gegeben, ſpricht Oenomaus zum Apollo, hatteſt du dich gerühmet, daß du die Anzahl der Sand-Körner wüſteſt, und dich ſehr breit gemacht, daß du von Delphis diejenigen Schild-Kröten ſäheſt, die Cröſus in Lydien denſelben Augenblick kochen ließ. Das iſt eine treſſliche Wiſſenſchafft, ſo ſtoltz darüber zu werden. Wenn man dich zu fragen kommt, was vor einen Ausgang der Krieg des Cröſus und Cyrus haben wird, ſo bleibſt du ſtecken. Denn ſiehſt du aus dem Zukünftigen, was geſchehen wird; warum bedienſt du dich unverſtändlicher Ausdrückungen? Weißt du nicht, daß man ſie nicht verſtehen werde? Weißt du es, ſo haſt du ein Belieben, unſer zu ſpotten; weißt du es nicht, ſo lerne von uns, daß man deutlich reden müſſe, und daß man dich nicht verſtehen könne. Ja wenn du dich zweydeutiger Redensarten haſt bedienen wollen, ſo will ich dir noch ſagen, daß das Griechiſche Wort, womit du ſageſt, Cröſus werde ein großes Reich zu Grunde richten, nicht gut ausgeſuchet iſt, indem es nichts anders, als den Sieg des Cröſus über den Cyrus bedeuten kan. Müſſen alle Dinge nothwendig geſchehen, warum tändelſt du mit uns durch Zweydeutigkeiten? Was machſt du Unglückſeeliger zu Delphis; wo du dich mit unnützen Prophezeyhungen beſchäfftigeſt? Was nützen alle die Opfer, ſo wir dir bringen? Was vor eine Raſerey hat uns beſeſſen?

Aber Oenomaus iſt noch ärger auf die Antwort zu ſprechen, welche Apollo den Athenienſern gab, als Xerxes mit der gantzen Macht Aſiens, Griechenland überfiel. Die Prieſterin gab ihnen zur Antwort, daß Minerva, die Beſchützerin von Athen, vergebens durch allerley Mittel den Zorn Jupiters zu beſänftigen ſuchte: Und daß dem ungeachtet, Jupiter, ſeiner Tochter zu gefallen, es vergönnen wolle, daß ſich die Athenienſer in höltzernen Mauren retten ſollten, und daß Salamina den Verluſt vieler Kinder ſehen würde, die ihren Müttern lieb wären; entweder wenn Ceres zerſtreuet oder eingeſammlet ſeyn würde.

Hierüber verliert Oenomaus alle Hochachtung vor dem Delphiſchen Gotte. Dieſer Streit zwiſchen dem Vater und der Tochter, ſpricht er, ſteht Göttern überaus wohl an! Es iſt artig, daß man im Himmel ſolche wiederwärtige Neigungen findet. Jupiter iſt auf Athen erzürnt, und hat die Macht von gantz Aſien wieder daſſelbe kommen laſſen. Wenn er aber daſſelbe nicht anders hat zerſtören können, wenn er keine Donnerkeile mehr gehabt, wenn er ſich genöthiget geſehen, fremde Hülfe zu brauchen:

Wie iſt er doch vermögend geweſen die Macht von gantz Aſien aufzubieten? Doch bey dem allen erlaubt ers, daß man ſich in höltzernen Mauren rette. Wen wird ſein Zorn alſo treffen? Die Steine? Trefflicher Wahrſager, du weiſt nicht was es vor Kinder ſeyn werden, die Salamina wird umkommen ſehen, griechiſche oder perſiſche? Sie müſſen doch entweder von dieſem oder jenem Kriegs-Heere ſeyn: Aber weiſt du nicht zum wenigſten, daß man es mercken werde, du habeſt es nicht gewuſt? Du verbirgſt auch die Zeit des Treffens unter ſchönen poetiſchen Redensarten: entweder wenn Cerres zerſtreuet oder eingeſammlet ſeyn wird. Durch dieſe hochtrabende Sprache willſt du uns verblenden. Aber weiß nicht ein jeder, daß eine Seeſchlacht entweder zur Saat- oder Erndtezeit geſchehen müſſe? Es wird ja vermuthlich nicht im Winter ſeyn? Indeſſen mag geſchehen was da will, du wirſt dich vermittelſt des Jupiters, den Minerva beſänftigen will, auswickeln. Verlieren die Griechen die Schlacht, ſo iſt Jupiter unerbittlich geweſen. Siegen ſie: ſo hat er ſich endlich bewegen laſſen. Du ſagſt, Apollo, man fliehe in höltzerne Mauren! Du räthſt es, und weiſſageſt es nicht. Ich, der ich nicht prophezeyhen kan, hätte eben ſo viel zu ſagen gewuſt. Ich hätte wohl geſehen, daß die Laſt des Krieges auf Athen gefallen wäre, und weil die Athenienſer Schiffe hatten, ſo wäre es am beſten wenn ſie die Stadt verlaſſen und ſich aufs Meer begeben möchten.

Dieſes war die Hochachtung, die groſſe Secten von Weltweiſen vor die Orackel und die Götter ſelbſt hatten, die man vor die Urheber derſelben ausgab. Es iſt ſehr artig, daß die gantze heydniſche Religion nichts als eine philoſophiſche Streitfrage geweſen. Bekümmern ſich die Götter um die Geſchäffte der Menſchen; oder bekümmern ſie ſich nicht darum? Das iſt ja ein weſentliches Hauptſtück. Es fragt ſich, ob man ſie verehren, oder ohn allen Gottesdienſt laſſen ſoll? Alle Völcker haben ſich ſchon entſchloſſen ſie anzubeten; Man ſieht allenthalben nichts als Tempel und Opfer. Indeſſen behauptet eine groſſe Philoſophiſche Secte öffentlich, daß dieſe Opfer, dieſe Tempel, dieſe Ehrenbezeigungen lauter unnützliche Dinge ſind, und daß die Götter ſo wenig ein Belieben daran haben, daß ſie auch nicht einmahl was davon wiſſen. Es iſt kein Grieche zu finden, der nicht das Orackel ſeiner Geſchäffte wegen zu Rathe ziehet; aber das hindert nicht, daß nicht drey der gröſten philoſophiſchen Schulen die Orackel öffentlich vor Betrügereyen ausruffen ſollten.

Man erlaube mir, dieſe Betrachtung etwas weiter fortzuſetzen, denn ſie wird mir dienen zu erklären, was die Religion bey den Heyden geweſen. Die Griechen überhaupt hatten überaus viel Wiß und Geiſt; aber ſie waren ſehr leichtſinnig, neugierig, unruhig, und unvermögend ſich worinn zu mäßigen: und daß ichs kurtz gebe, ſie hatten ſo viel Witz, daß die Vernunfft dabey ein wenig Noth litte. Die Römer waren gantz anderer Art; Geſetzte, ernſthaffte, fleißige Leute, die einem Grundſatze folgen, und eine Folgerung weit vorher ſehen konnten. Es hätte mich nicht Wunder genommen, wenn die Griechen, ohne an die Folgerungen zu dencken, unbedachtſamer weiſe von jeder Frage bald das Ja, bald das Nein, behauptet; und geopffert hätten, wiewohl ſie noch im Zweifel ſtunden, ob die Opfer den Göttern angenehm wären; und daß ſie die Orackel befraget hätten, ohne zu wiſſen, ob nicht die Orackel lauter Betrügereyen wären? Vermuthlich mengten ſich die Weltweiſen ſo wenig in die Regiments-Sachen, daß ſie durch ihre Streitigkeiten den Pöbel zu beleidigen nicht Luſt hatten: und vielleicht glaubte der Pöbel den Weltweiſen ſo viel nicht, daß ſie die Religion verlaſſen, oder auf ihr Wort was hätten ändern ſollen. Hiernechſt war es ja auch die herrſchende Neigung der Griechen, von allen Dingen ohne Unterſcheid zu plaudern, es mochte herauskommen wie es immer wollte. Aber es iſt ohne Zweifel weit wunderlicher, daß die Römer, die allergeſchickteſten unter den Römern, und welche am beſten wuſten, wieviel Einfluß die Religion ins Staatsweſen hatte, ſich unterſtunden Bücher zu ſchreiben, darinnen ſie nicht nur ihre Religion auf die Probe ſtelleten, ſondern dieſelbe gar lächerlich macheten. Ich rede vom Cicero, der in ſeinen Büchern von der Wahrſagerey, nichts verſchonet hat, was zu Rom am allerheiligſten war. Nachdem er denen, wieder die er ſtreitet, ziemlich lebhafft gewieſen, was es vor eine übermäßige Thorheit wäre, das Eingeweide der Thiere zu Rathe zu ziehen; ſo nöthiget er ſie zu antworten, daß die Götter, welche allmächtig ſind, das Eingeweide in dem Augenblick, wenn das Opfer geſchicht, verwandeln, um dadurch ihren Willen, und das Zukünftige anzuzeigen. Dieſes war die Antwort des Chryſippus, des Antipaters und Poſſidonius, lauter groſſer Weltweiſen und Häupter der Stoiſchen Secte. Ach was ſagt ihr? verſetzt Cicero. Kein altes Weib iſt ſo leichtgläubig, als ihr. Glaubet ihr, daß daſſelbe Kalb eine geſunde Leber hat, wenn es von dieſem, und eine krancke, wenn es von jenem zum Opfer erwehlet wird? Kan ſich die Beſchaffenheit der Leber im Augenblicke ändern, um ſich dem Glücke des Opfernden zu bequemen? Sehet ihr nicht, daß die Wahl der Opfer auf einen blinden Zufall ankommt? Lehrts euch endlich nicht die Erfahrung ſelbſt? denn offt iſt ja das Eingeweide gantz und gar unglücklich, und in dem Thiere, was unmittelbar darauf geopfert wird, iſt es ſo glücklich, als man es wünſchen kan? Wo bleiben die Drohungen des erſten Eingeweides? Oder wie haben ſich die Götter ſo bald beſänftigen laſſen? Aber ihr ſagt, ein gewiſſer Ochs, den Cäſar geopfert, habe kein Hertz gehabt, und, da doch dieſes Thier gewiß ohne ein Hertz nicht hat leben können, ſo müſſe ſich daſſelbe wohl in dem Augenblick, da die Opferung geſchah, verlohren haben. Iſt es wohl möglich, daß ihr ſo klug ſeyd, zu bebegreifen, der Ochs habe nicht ohne Hertz leben können, und doch nicht ſo viel Verſtand habe zu ſehen, daß es nicht im Augenblicke, wer weiß wohin, davon fliegen können? Und bald darauf ſetzt er hinzu: Glaubet mir, ihr ſtoſſet die gantze Natur-Wiſſenſchafft übern hauſen, um die Kunſt der Wahrſager zu vertheidigen: denn der ordentliche Lauf der Natur wird nicht mehr die Dinge entſtehen und vergehen laſſen, und es wird Cörper geben die aus nichts entſtehen, und wieder zu nichts werden müſſen. Welcher Naturkundiger hat jemahls dieſe Meynung behauptet? Und doch müſſen die Wahrſager ſie vertheidigen.

Dieſe Stelle Cicerons gebe ich nur als ein Muſter, von der äuſſerſten Freyheit, womit er ſeine eigene Religion verſpottete. In unzehlichen andern Stellen verfährt er mit den heiligen Hünern, dem Vogelfluge, und allen den andern Wunder-Dingen nicht gelinder, davon alle Jahrbücher der Hohenprieſter voll waren.

Warum machte man ihm nicht ſeiner Gottloſigkeit halber den Proceß? Warum ſah ihn nicht das gantze Volck mit Abſcheu an? Warum erheben ſich nicht alle Geſellſchafften der Prieſter wieder ihn? Es ſcheint die Religion der Heyden habe nur in den Ceremonien beſtanden: was man vor Gedancken davon gehabt, das ſey gleichviel geweſen. Machts nur ſo, wie es die andern machen, und glaubet hernach was ihr wollet. Dieſer Satz iſt ſehr ſeltſam, aber der Pöbel, der ſeine Ungereimtheit anſahe, war damit zufrieden, und Leute von aufgeräumten Köpfen, unterwarfen ſich leichtlich, weil ſie ſich nicht gar zu ſehr zwingen dorften.

Man ſieht auch, daß die gantze heydniſche Religion nichts als Ceremonien, und keine Empfindungen des Hertzens erfordert hat. Die Götter ſind zornig, und alle Donnerkeile ſind bereit drein zuſchlagen: Wie ſoll man ſie nun verſöhnen? Muß man die begangenen Laſter bereuen? Muß man ſich wieder auf den Steg der natürlichen Gerechtigkeit begeben, darauf alle Menſchen wandeln ſollten? Gantz und gar nicht. Man darf nur ein Kalb von gewiſſer Farbe, welches zu gewiſſer

Zeit gebohren iſt, mit einem gewiſſen Meſſer erwürgen; Das wird allen Göttern die Waffen aus den Händen ſchlagen. Ihr habt gar die Freyheit, innerlich über das Opfer zu lachen und zu ſpotten, wenn es euch beliebt; es wird deswegen nicht ſchlechtere Wirckung thun.

Mit den Orackeln gieng es vermuthlich eben ſo. Es glaubte daran wer da wollte: Indeſſen befragte man ſich doch bey ihnen. Die Gewohnheit hat eine Gewalt über die Menſchen, welche gar nicht von der Vernunſt unterſtützt werden darf.

Das VIII. Hauptſtück.

Daß auſſer den Weltweiſen auch andere Leute offt ſehr wenig von den Orackeln gehalten haben.

Die Hiſtorien ſind gantz voll ſolcher Orackel, die entweder von denen, die ihre Antworten erhielten, verachtet; oder doch nach ihrem Kopfe ausgeleget worden. Pactias, ein Lydier, und Perſiſcher Unterthan, wie Herodotus in ſeinem erſten Buche berichtet, war nach Cumes, einer Griechiſchen Stadt geflüchtet: und die Perſer ermangelten nicht, Boten abzufertigen, die denſelben wieder fordern ſollten. Die Cumeer lieſſen alſofort

fort das Orackel der Branchiden um Rath fragen, wie ſie ſich zu verhalten hätten. Das Orackel antwortete, man ſollte den Pactias liefern. Ariſtodicus, einer der vornehmſten Cumeer, der nicht dieſer Meynung war, erhielte durch ſein groſſes Anſehen ſoviel, daß man das Orackel noch einmahl zu Rathe zog, und ließ ſich ſelbſt zu einem Abgeordneten brauchen. Das Orackel gab dieſelbe Antwort, die es ſchon einmahl gegeben hatte. Ariſtodicus, welcher ſchlecht damit zufrieden war, gieng rings um den Tempel ſpazieren, und jagte die kleinen Vögel heraus, die daſelbſt ihre Neſter machten. Alsbald kam eine Stimme aus dem Heiligthume, die ihm zurief: **Verfluchter Sterblicher, wer macht dich ſo verwegen, diejenigen von mir zu vertreiben, die unter meinem Schutze ſind? Und wie? groſſer Gott,** verſetzte Ariſtodicus augenblicklich, **ihr befehlt uns den Pactias zu vertreiben, der doch in unſerm Schutze iſt. Ja, ich befehle es euch,** antwortete die Stimme, **damit ihr Gottloſen deſto eher umkommen, und den Orackeln nicht mehr mit euren Geſchäfften beſchwerlich fallen möget.**

Man ſieht wohl, daß das Orackel in die Enge getrieben geweſen, weil es zum Schimpfen ſeine Zuflucht nehmen muſte: Aber es erhellet auch, daß Ariſtodicus nicht recht davor gehalten, daß es ein Gott wäre, der die Antworten ertheilete; weil er ihn durch die Vergleichung mit den Vögeln zu fangen ſuchte; und nachdem er ihn wircklich gefangen, wird er ihn noch weniger als vormahls vor einen Gott gehalten haben. Die Cumeer ſelbſt muſten nicht recht davon verſichert ſeyn, weil ſie glaubten, daß eine anderweitige Geſandtſchafft ihn zum Wiederruffen bringen, oder zum wenigſten bewegen würde, beſſer zu überlegen, was er antworten wollte. Im Vorbeygehen bemercke ich hier, daß, weil Ariſtodicus hier dieſem Gotte Fallſtricke legte, ſo muſte er wohl vorher geſehen haben, daß man ihn die Vögel aus einem ſo heiligen Orte nicht würde verjagen laſſen, ohne was zu ſagen; und daß folglich die Prieſter auf die Ehre ihrer Tempel überaus eiferſüchtig geweſen.

Nach dem Bericht eben des Herodoti in ſeinem fünften Buche, plünderten die Eginater die Attiſchen Küſten, und die Athenienſer rüſteten ſich zu einem Feldzuge wider Egina; als ſie von Delphis eine Antwort des Orackels bekamen, dadurch ihnen ihr gäntzlicher Untergang gedrohet wurde, dafern ſie die Eginater eher als in dreyßig Jahren bekriegen würden. Aber nach verfloſſenen dreyßig Jahren dörften ſie nur dem Eacus einen Tempel bauen, und den Krieg anfangen, ſo ſolle ihnen alles gelingen. Die Athenienſer branten vor Rachgier, und theilten alſo den Spruch des Orackels auf die Helfte: Sie erfüllten nur was den Tempel des Eacus anlangete, und bauten denſelſelben unverzüglich; aber über die dreyßig Jahre lachten ſie nur, griffen die Eginer an, und erhielten den Sieg. Hier hat nicht ein Privatmann ſo wenig Hochachtung vor die Orackel erwieſen: Ein gantzes Volck war es, und noch dazu ein ſehr abergläubiſches Volck.

Es iſt nicht gar zu leicht zu ſagen, wie die heydniſchen Völcker ihre Religion angeſehen haben. Wir haben gedacht, daß ſie zufrieden geweſen, wenn ſich die Philoſophen den Ceremonien unterworfen: Aber das iſt nicht durchgängig wahr. Meines Wiſſens hat Socrates es nicht ausgeſchlagen, den Göttern zu räuchern, noch ſeine Perſon ſowohl als die andern an öffentlichen Feſten zu ſpielen. Indeſſen machte ihm doch das Volck wegen ſeiner beſondern Meynungen, die man ihm in Religions-Sachen ſchuld gab, den Proceß: Wiewohl man ſie an ihm faſt nur errathen muſte, weil er ſie niemahls recht rund heraus geſagt hatte. Alſo bekümmerte ſich das Volck um dasjenige, was in den philoſophiſchen Schulen gelehret wurde: Und wie konnte es denn ertragen, daß man ſo viel dem eingeführten Gottesdienſte zuwiederlauffende, ja die Gottheit ſelbſt vernichtende Meynungen, öffentlich vertheidigte? Zum wenigſten wuſte es alles, was auf der Schaubühne vorgeſtellet ward. Die Schauſpiele waren ihm zu gut gemacht; und es iſt gewiß, daß die Götter niemahls weniger Ehrerbietung genoſſen haben, als in den

Comödien des Ariſtophanes. Mercur kommt und beklagt ſich, daß man dem Gott des Reichthums, Plutus, das Geſicht wieder gegeben, da er vorhin blind geweſen, und daß, da derſelbe angefangen aller Welt günſtig zu ſeyn, die andern Götter faſt vor Hunger ſterben müſten, weil man ihnen keine Opfer mehr brächte, um von ihnen Geld und Gut zu erlangen. Er treibt die Sache ſo weit, daß er auch um ein Aemtchen Anſuchung thut, wann es gleich in einem Bürgerhauſe ſeyn ſollte, wo er zum wenigſten was zu eſſen haben möchte. Die Vögel des Ariſtophanes ſind faſt noch freyer. Das gantze Stück handelt von einer gewiſſen Republic der Vögel, denen man eine Stadt in der Lufft zu bauen willens war, welche alle Gemeinſchafft zwiſchen Göttern und Menſchen aufheben, die Vögel zu Herren über alles machen, und die Götter ins äußerſte Elend ſtürtzen würde. Ich laſſe einen jeden urtheilen, ob das ſehr andächtig klinget. Indeſſen war dieſes eben der Ariſtophanes, der da anfieng das Volck wieder die vermeynte Gottloſigkeit des Socrates aufzuwiegeln. Hier zeiget ſich eben das Unbegreifliche, welches ſo offt in den weltlichen Geſchäfften gefunden wird, und darein man ſich gar nicht finden kan.

Indeſſen iſt es durch dieſe und andre Exempel, die man in großer Menge anführen könnte, wenn es nöthig wäre, gantz ausgemacht; daß das Volck bißweilen geneigt geweſen, Spötterey über Religions-Sachen anzuhören. Es beobachtete die Ceremonien bloß, um ſich von der Ungelegenheit zu befreyen, die es hätte haben können, wenn es dieſelben verſäumet hatte: Aber in der That ſcheint es nicht gar zu gläubig geweſen zu ſeyn. Im Abſehen auf die Orackel war es eben ſo geſinnet. Offtmahls befragte es dieſelben bloß deswegen, damit es dieſelben nicht ferner befragen dürfte: Und wenn ſich die Antworten zu ſeinen Abſichten nicht recht ſchickten, ſo machte man ſich keine groſſe Mühe, denſelben zu gehorchen. Und dergeſtalt war es ſo gar bey dem Pöbel vielleicht ſo ausgemacht nicht, daß die Orackel-Sprüche von den Göttern ertheilet würden.

Bey ſo geſtalten Sachen, würde es ſehr unnöthig ſeyn, die Geſchichte von groſſen Feldherrn zu erzehlen, die ſich kein Gewiſſen gemacht, die Antworten der Orackel, und der Weiſſagungen aus dem Vogel-Fluge zu übertreten. Das merckwürdigſte dabey iſt, daß man dieſes ſo gar in den erſten Zeiten der Römiſchen Republic gethan, zu Zeiten einer ſo glücklichen Einfalt, wo man ſo eifrig und genau an der Religion klebete, und wo man, wie Titus Livius ſagt, von derjenigen Philoſophie noch nichts wuſte, welche die Götter verachten lehret. Papirius bekriegte die Samniter, und in den damahligen Umſtänden, wünſchte die Römiſche Armee mit der äußerſten Begierde zum ſchlagen zu kommen. Man muſte erſtlich die heiligen Hüner zu Rathe ziehen, und das Verlangen nach einem Treffen war ſo allgemein, daß diejenigen, welche die Antwort holen ſolten, dem Bürgermeiſter Nachricht brachten: die Hüner hätten ſehr gut gefreſſen; ob wohl ſie gar nicht freſſen wollen, als man ſie aus dem Keficht gelaſſen. Hierauf verſprach der Bürgermeiſter ſeinen Soldaten ſowohl eine Schlacht, als den Sieg. Indeſſen ward ein Streit, unter den Aufſehern der Hüner, daß man die Nachricht falſch überbracht hätte. Das Gerüchte kam bis vor den Papirius, welcher ſagte, man hätte ihm eine erwünſchte Antwort gebracht, und daran wolte er ſich halten: Hätte man ihn hintergangen; ſo möchten es diejenigen verantworten die ſich Raths erholet hätten, und alles Unglück möchte ſie treffen. Alsbald befahl er, dieſe Unglückſeeligen an die Spitze zu ſtellen, und ehe man noch das Zeichen zum Treffen gegeben hatte, kam ein Pfeil geflogen, ohne das man wuſte woher, und traf den Hüner-Hüter, der die falſche Antwort gebracht hatte. So bald der Bürgermeiſter-Nachricht davon bekam, rief er: **Die Götter ſind hier zugegen, der Laſterhaffte iſt geſtraft; Sie haben allen ihren Zorn auf den gewandt, der ihn verdient hatte, und wir haben itzo lauter gutes zu hoffen.** Sogleich ließ er das Zeichen zur Schlacht geben, und erhielt einen vollkommenen Sieg über die Samniter. Beſ. Liv. 29. 30. B.

Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß auch die Götter an dem Tode des armen Hüner-Hüters weniger Theil gehabt, als Papirius, und daß dieſer Feldherr daher einen Vorwand ſuchen wollen, ſeinen Soldaten einen Muth zu machen, die vielleicht durch die üble Weiſſagung möchten zaghafft worden ſeyn. Die Römer verſtunden ſich ſchon in den Zeiten der erſten Einfalt auf ſolche Kunſtgriffe.

Man muß alſo geſtehen, daß wir ſehr übel thun würden, wenn wir ſowohl die Orackel, als die Vogel-deutungen vor was wunderbarers halten wollten, als die Heyden ſelbſt ſie gehalten haben. Machen wir nicht ſo wenig daraus, als etliche Philoſophen und Feldherren, ſo laßt uns zum wenigſten nicht mehr darauf halten, als bisweilen der Pöbel ſelbſt gethan.

Verachteten denn alle Heyden die Orackel? Nein, ohne Zweifel. Wohl; können denn etliche Privat-Leute, die nichts daraus gemacht, dieſelbe ſchon ſattſam verdächtig machen? Man darf ja denen, die nichts davon glaubten, nur diejenigen entgegen ſetzen, die daran geglaubet haben.

Dieſe beyde wiedrige Partheyen ſind nicht von gleicher Stärcke. Das Zeugniß derer, die eine bereits eingeführte Sache glauben, hat gar keine Krafft, dieſelbe zu unterſtützen. Aber das Zeugniß derer, die nichts davon glauben, hat eine Krafft dieſelbe umzuſtoſſen. Denenjenigen, ſo da glauben, können vielleicht die Sachen unbekannt ſeyn, warum ſie es nicht glauben ſollten; Aber es geſchieht nicht leicht, daß denen, die nicht glauben, die Urſachen, warum man es glaubet, unbekannt ſeyn ſollten.

Wenn die Sache allererſt eingeführet wird, ſo iſt gantz das Gegentheil wahrzunehmen. Das Zeugniß der Gläubigen iſt alsdenn ſtärcker, als das Zeugniß der Ungläubigen: Denn die Gläubigen müſſen es gewiß unterſucht haben, und die Ungläubigen können es leicht nicht unterſucht haben.

Ich will hiermit nicht ſagen, daß in einem oder dem andern Falle, das Anſehen der Gläubigen oder Ungläubigen eine völlige Entſcheidung in der gantzen Sache geben könne; ich will nur ſagen, daß, wenn man auf die Gründe nicht recht acht hat, darauf beyde Partheyen ſich ſtützen, ſo iſt bald der einen, bald der andern Parthey Zeugniß wichtiger. Dieſes kommt überhaupt daher, weil man, um eine alte und gemeine Meynung zu verwerfen, und eine neue anzunehmen, nothwendig ſeine Vernunft einigermaſſen brauchen muß, es geſchehe nun ſolches gut oder übel: Hergegen eine neue Meynung zu verwerfen, und einer gemeinen beyzupflichten, darf man ſie gar nicht brauchen. Dem Strome zu wiederſtehen, dazu gehören Kräffte; aber ihm zu folgen, bedarf man gar keine.

Es iſt auch nichts daran gelegen, daß unter denen, ſo die Orackel vor was göttliches und übernatürliches gehalten, ſich hochberühmte Philoſophen, dergleichen die Stoicker waren, befinden. Sind die Philoſophen einmahl von einem Vorurtheile eingenommen, ſo ſind ſie weit unheilbarer als der Pöbel ſelbſt: weil ſie ſich das Vorurtheil eben ſo feſt in den Kopf ſetzen, als die Scheingründe, womit ſie es behaupten. Inſonderheit hatten die Stoicker, ohngeachtet des Hochmuths ihrer Secte, gewiſſe recht elende Meynungen. Warum hätten ſie nicht Orackel glauben ſollen? Glaubten ſie doch ſo gar ihren Träumen. Der groſſe Chryſippus ſchloß aus ſeinem Glaubens-Bekänntniſſe keinen Artickel des einfältigſten alten Weibes aus.

Das IX. Hauptſtück.

Daß die alten Chriſten ſelbſt nicht recht davor gehalten, daß die Orackel von den Teufeln hergekommen.

Wiewohl es ſcheinet, daß die gelehrten Chriſten der erſten Jahrhunderte, es ſehr gern geſagt, daß die Teufel durch die Orackel geredet: ſo unterlieſſen ſie es doch nicht, den Heyden offt vorzurücken, daß ſie von ihren Pfaffen betrogen worden. Es muß doch wohl wahr geweſen ſeyn, weil ſie es ſelbſt, zum Schaden ihrer Lehre vom Teufel, kund thaten, welche ihnen ſonſt ſo vortheilhafft zu ſeyn ſchien.

So redet Clemens von Alexandria, im dritten Buche von Teppichten. **Prahle nur gegen uns, wenn du willſt, mit den Orackeln, die voller Thorheit und Ungereimtheit ſind, mit dem von Claros, mit dem Orackel des Pythiſchen Apollons, des Didimus, des Amphiaraus, des Amphilochus. Setze noch die Vogeldeuter, die Ausleger der Träume und Wunder-Zeichen hinzu. Laß uns auch vor dem Pythiſchen Apollo diejenigen Leute erſcheinen, die aus Mehl und Gerſten weiſſageten, nebſt denen, die ſo hochgeſchätzet wurden, weil ſie durch den Bauch redeten. Die Heimlichkeit der Egyptiſchen Tempel, und die Schwartze Kunſt der Hetrurier mag im Finſtern bleiben: Alle dieſe Dinge ſind in der That ausſchweifende Betrügereyen, und lauter ſolche Schelmſtücke geweſen, dergleichen im Würfelſpiele vorgehen. Die Ziegen, die man zum Prophezeyen abgerichtet, und die Raben, die man ausgelernt, Orackelſprüche zu ſagen, ſind ſo zu reden, nichts als Gehülfen der Marckeſchreyer, die alle Menſchen betrügen.**

Euſebius trägt im Anfange des vierten Buchs ſeiner Evangeliſchen Vorbereitung die beſten Gründe von der gantzen Welt ausführlich vor, zu erweiſen, daß die Orackel nichts anders als Betrügereyen haben ſeyn können: Und ich werde mich auf eben die Gründe beruffen, wenn ich im folgenden die Betrügereyen der Orackel ſelbſt anführen werde.

Indeſſen geſtehe ich, daß ob gleich Euſebius alles das ſehr wohl gewuſt, was ihn hätte hindern können, die Orackel vor was übernatürliches zu halten; er ſie dennoch den Teufeln zugeſchrieben. Und es ſcheinet, daß das Anſehen eines Mannes, dem die Beweisgründe beyder Partheyen, ſo wohl bekannt geweſen, derjenigen Seite ein groſſes Gewicht giebt, vor welche er ſich erkläret.

Allein man bemercke nur, daß Euſebius, nachdem er ſehr wohl bewieſen hatte, die Orackel könnten nichts anders ſeyn, als Betrügereyen der Pfaffen; endlich, ohne dieſen Beweisgründen Eintrag zu thun, verſichert, daß ſie dennoch mehrmahls von dem Teufel ihren Urſprung gehabt. Er hätte etwa ein Orackel anführen ſollen, welches nicht verdächtig geweſen wäre, und in ſolchen Umſtänden geantwortet hätte, daß, wenn gleich viele andre den Künſten der Pfaffen zugeſchrieben werden könnten, doch daſſelbe ihnen niemahls zugeeignet werden möchte: Allein das hat Euſebius nicht gethan. Ich ſehe zwar, daß alle Orackel haben lauter Betrügereyen ſeyn können: Allein ich wills doch nicht glauben. Warum nicht? Weil ich es gern ſehe, daß die Teufel was dabey zu thun haben. Das iſt eine klägliche Art von Vernunftſchlüſſen! Das wäre ein anders, wenn Euſebius, nach Beſchaffenheit ſeiner Zeiten, ſich etwa nicht hätte unterſtehen dörfen frey heraus zu ſagen, daß die Orackel kein Werck des Teufels geweſen; aber indem er ſich angeſtellet, als wenn er ſie behaupten wollte, dennoch das Gegentheil mit aller möglichen Geſchicklichkeit zu verſtehen gegeben hätte.

Wir können entweder eins, oder das andre glauben, nachdem wir den Euſebius entweder hoch ſchätzen, oder nicht. Was mich betrifft, ſo glaube ich deutlich zu ſehen, daß er in der vorhabenden Stelle die Teufel, gleichſam nur aus Schuldigkeit und einer gezwungenen Hochachtung vor die eingeführte Meynung, beybehalten habe.

Eine Stelle aus dem ſiebenden Buche Origenis wieder den Celſus beweiſet überaus gut, daß er die Orackel, nur bloß ſich den damahligen Zeiten zu beqvemen, den Teufeln zugeſchrieben habe. Ich könnte mich, ſchreibt er, des anſehnlichen Zeugniſſes Ariſtotelis und der Peripateticker bedienen, die Prieſterin Apollons ſehr verdächtig zu machen. Ich könnte aus den Schrifften Epicurs und ſeiner Anhänger unzehliches anführen, die Orackel in Verdacht zu bringen, und leichtlich zeigen, daß die Griechen ſelbſt nicht viel daraus gemachet: Aber ich will es zugeben, daß es weder Verſtellungen noch Betrügereyen geweſen. Laßt uns ſehen, ob ſogar in dieſem Falle, bey genauer Unterſuchung der Sachen, nothwendig eine Gottheit müſſe die Hand im Spiele gehabt haben; und ob es nicht vernünftiger wäre, den böſen Engeln, und ſolchen Geiſtern, die Feinde des menſchlichen Geſchlechts ſind, die Aufſicht darüber zuzuſchreiben?

Es erhellet zur Gnüge, daß Origenes natürlicher weiſe von den Orackeln eben das geglaubt haben würde, was ich davon glaube: Allein die Heyden, die ſelbige als einen Beweis der Göttlichkeit ihrer Religion anführten, wollten ſie durchaus nicht vor ein Kunſtſtück ihrer Prieſter angeſehen wiſſen. Um nun den Heyden was abzugewinnen, muſte man ihnen dasjenige zugeſtehen, was ſie ſo eigenſinnig vertheydigten; und ihnen zeigen, daß wenn gleich was übernatürliches bey ihren Orackeln geweſen wäre, ſo hätte doch deßwegen die wahre Gottheit noch keinen Theil daran gehabt: Und da muſte man die Teufel ins Spiel miſchen.

Es iſt wahr, überhaupt zu reden, wäre es beſſer geweſen, die Teufel gantz und gar auszumuſtern, und dadurch der heydniſchen Religion einen deſto gröſſern Streich beyzubringen. Allein vielleicht hatte nicht ein jeder ein ſo tiefes Einſehen in die Sache: Und man glaubte, ſchon genug gethan zu haben, wenn man durch die Lehre von Teufeln, die mit wenig Worten alle Schwierigkeiten auflöſete, den Heyden alle ihre wunderſame Dinge unbrauchbar machte, die ſie immermehr, ihrem Gottesdienſte zur Beſcheinigung, anführen könnten.

Dieſes ſind vermuthlich die Urſachen geweſen, daß man unter den alten Chriſten die Meynung von Orackeln ſo durchgehends angenommen. Im Abſehen auf die entfernten Alterthümer, tappen wir noch ziemlich im Finſtern, um recht zu entdecken, daß die Chriſten dieſe Meynung nicht ſowohl wegen der dabey verſpührten Wahrheit, angenommen, als weil es ihnen ſo leicht war, daß Heydenthum dadurch zu beſtreiten. Sollten ſie alſo zu unſern Zeiten wieder auferſtehen, und ſo, wie wir der zufälligen Bewegungs-gründe entübriget ſeyn, die ſie bewogen dieſe Parthey zu ergreiſen; ſo zweifle ich nicht, daß ſie nicht vielleicht alle unſrer Meynung folgen ſollten.

Bisher haben wir nur die Vorurtheile aus dem Wege geräumet, die unſrer Meynung zuwieder ſind, und die man entweder aus dem Chriſtenthum, oder aus der Philoſophie, oder der allgemeinen Meynung der Heyden und Chriſten hernimmmt. Wir haben auf alles miteinander geantwortet, nicht nur ſchlechterdings als Vertheidiger unſrer Parthey, ſondern bisweilen auch als wirckliche Beſtreiter der Gegen-Parthey. Nunmehro müſſen wir dieſelbige noch heſſtiger angreiſen, und durch gantz beſondre Umſtände, die bey den Orackeln wahrgenommen werden, darthun, daß ſie es niemahls verdienet haben, den Geiſtern zugeſchrieben zu werden.

Das X. Hauptſtück.

Von beſtochenen Orackeln.

DIe Orackel waren ſo leicht zu beſtechen, daß man gantz deutlich abnehmen konnte, man hätte mit Menſchen zu thun. Die Pythia Philippiſiret, ſprach Demoſthenes; wenn er ſich beklagte, daß die Delphiſchen Orackel allezeit dem Könige Philippus vortheilhafft waren.

Als nach dem Berichte Herodoti im 6ten Buche, Cleomenes, König in Sparta, den andern König Demaratus vom Regimente abſetzen wollte, unter dem Vorwande, daß er kein Sohn ſeines Vorfahren Ariſtons wäre, und daß Ariſton ſelbſt ſich beklaget hätte, er wäre ihm gar zu bald nach ſeiner Hochzeit gebohren; ſo ſchickte man in einer ſo ſchweren Frage zum Orackel: denn in der That konnte dieſelbe nur von Göttern entſchieden werden. Aber Cleomenes war bey der Delphiſchen Ober-Prieſterin ſchon zuvorgekommen. Sie ſagte: Demaratus wäre kein Sohn Ariſtons. Einige Zeit hernach kam der Betrug aus, und die Prieſterin ward ihrer Würde entſetzet. Man muſte nehmlich die Ehre des Orackels retten, und ſein voriges Anſehen wiederum herſtellen.

Indeſſen daß Hippias in Athen Tyrann war, wie eben der Herodotus in ſeinem 5ten Buche ſchreibt, ſo erhielten einige verbannte Bürger, vor eine Summe Geldes von der Pythia, daß, wenn Lacedämonier kommen würden, ſie um irgend was zu befragen: ſo ſollte ſie ihnen allezeit antworten: Sie ſollten Athen von der Tyranney befreyen. Da nun dergeſtalt die Lacedämonier allezeit einerley Antwort bekamen, glaubten ſie endlich, die Götter würden es ihnen niemahls verzeihen, wenn ſie einen ſo offt wiederholten Befehl verachten würden: Darum ergriffen ſie die Waffen wider den Hippias, ob er gleich ihr Bundsgenoße war.

Haben die Teufel durch die Orackel geantwortet: ſo haben ſie gewiß gegen die Fürſten, die einmahl mächtig geworden waren, ſehr viel Gefälligkeit blicken laſſen; Und man kan wahrnehmen, daß die Hölle vor Alexandern und Auguſtum viel Hochachtung gehabt. Einige Geſchichtſchreiber ſagen: Alexander habe durchaus, ein Sohn des Hammoniſchen Jupiters ſeyn wollen, ſeinem Hochmuth ein Gnügen zu thun, und ſeiner Mutter Ehre zu retten, die man beſchuldigte, daß ſie einen ſchlechtern Liebhaber, als Jupiter war, gehabt haben ſollte. Man ſagt auch, daß er ſich in den Tempel begeben, und dem Gotte ſein Begehren kund thun laſſen: welchem denn auch derſelbe mit aller Höflichkeit ein Gnügen gethan. Andere Scribenten behaupten zum wenigſten, die Prieſter hätten ſich ſelbſt dieſes Mittel erſonnen, dem Alexander zu ſchmeicheln. Bloß Plutarchus ſchreibet dieſe Gottheit Alexanders, einem Verſehen des Hammoniſchen Prieſters zu. Denn indem er den König anredete, und ihm auf Griechiſch ſagen wollte, **o mein Sohn:** ſprach er in dieſen Worten ein S vor ein N aus, weil er als ein Lybier das Griechiſche nicht gar zu wohl ausſprechen konnte: Und nach dieſer Veränderung bedeuteten die Worte, **o du Sohn Jupiters.** Der gantze Hof ermangelte nicht, dieſen Fehler des Prieſters zum Vortheile Alexanders auszulegen; und ohne Zweifel ließ es der Prieſter ſelbſt vor eine göttliche Eingebung, die ſeine Zunge regieret hätte, gelten, und beſtätigte alſo ſeine üble Ausſprache durch ein Orackel. Dieſe letztere Art, die Begebenheit zu erzehlen, iſt vielleicht die beſte: Es ſchicket ſich ſehr wohl, daß große Dinge einen kleinen Urſprung haben.

Auguſtus hatte ſich ſo ſehr in Livien verliebt, daß er ſie ihrem Ehmanne nahm, ob ſie gleich ſchwanger war, und konnte mit dem Beylager nicht warten, bis ſie wäre entbunden worden. Da dieſes Unternehmen was ungewöhnliches war, ſo befragte man das Orackel; wie Prudentius ſchreibet. Das Orackel, welches ſchon mit groſſen Herren umzugehen wuſte, hieß dieſes nicht nur gut; es verſicherte zugleich, daß niemahls eine Heyrath beſſer gelingen würde, als wenn man ſich eine hochſchwangere Frau beylegen würde. Das iſt nun meines Erachtens, eine recht ſeltſame Regel.

Zu Sparta waren nur zwey Familien, daraus man Könige erwehlen konnte. Lyſander, einer der gröſſeſten Männer, die Sparta jemahls hervor gebracht, beſchloß dieſen Unterſcheid, der erwehnten Familien gar zu vortheilhafft, und den übrigen deſto ſchimpflicher war, aufzuheben, und den Weg zum Throne allen denen zu eröffnen, die ſich einbilden würden, ſie hätten Verdienſte genug, um darnach zu trachten. Zu dem Ende machte er einen ſo künſtlichen und weitläuftigen Anſchlag, daß ich mich wundre, wie ein ſo kluger Kopf ſich die geringſte Hofnung machen können, daß es ihm damit gelingen würde. Plutarchus ſagt gantz recht, es ſey damit bewandt geweſen, wie mit einer Mathematiſchen Demonſtration, womit man erſt nach vielen Umſchweifen zum Ende kommt. In Pontus war ein Weibsbild, welche vorgab, ſie wäre von dem Apollo ſchwanger. Lyſander gab auf dieſen Sohn Apollinis acht, um ſich deſſelben zu bedienen, ſo bald er gebohren ſeyn würde: Das waren nun wohl recht weitausſehende Anſchläge. Er breitete eine Sage aus, die Prieſter zu Delphis hätten gewiſſe alte Weiſſagungen in Verwahrung, die ſie nicht leſen dürften; Weil dieſes vor jemanden aufbehalten wäre, der aus dem Geblüte Apollinis herſtammete, auch ſelbſt nach Delphis kommen, und ſich davor ausgeben würde. Dieſer Sohn Apollinis ſollte das Pontiſche Kind ſeyn, und unter den Geheimniß-vollen Oracfeln ſollte auch dieſes ſtehen: Die Spartaner ſollten ihre Krone dem würdigſten geben, ohne auf die Geburt zu ſehen. Nunmehro dorfte er nur Weiſſagungen machen, den Sohn Apollinis, der Silenus hieß, zu gewinnen, ihn nach Delphis kommen laſſen, und die Prieſter beſtechen. Das alles war ſchon geſchehen, worüber ich mich doch ſehr wundere: Denn was vor künſtliche Anſtalten gehörten nicht dazu? Silenus war ſchon in Griechenland und im Begriffe nach Delphis zu gehen, und ſich vor des Apollo Sohn zu erklären: Allein zum Unglück ward ein Bedienter Lyſanders, wiewohl ſehr ſpät, furchtſam, ſich in eine ſo kützliche Sache eingelaſſen zu haben: Und der verderbte den gantzen Handel.

Man kan faſt kein merckwürdiger Exempel von beſtochenen Orackeln finden als dieſes; indem ich es aber erzehle, will ich nicht dasjenige verhelen, was mein Scribent verhelet hat: Daß nehmlich Lyſander ſich ſchon viel andre Orackel zu beſtechen bemühet hatte, ohne zu ſeinem Zwecke zu kommen. Doden hatte ſeinem Gelde wiederſtanden. Hammon war unerbittlich geweſen, ja die Prieſter dieſes Ortes ſchickten gar Prieſter nach Sparta, ihn deswegen zu verklagen; Allein ſeines Anſehens halber kam er glücklich davon. Selbſt zu Delphis hatte die Hoheprieſterin es ihm abgeſchlagen, ihre Stimme zu verkauffen. Und daher vermuthe ich, es müſſen zu Delphis zwey Collegia geweſen ſeyn, die nichts mit einander gemein gehabt, nehmlich eins von Prieſtern, und das andre von Prieſterinnen; denn Lyſander, der die Prieſterinnen nicht beſtechen können, beſtach doch die Prieſter. Die Prieſterinnen allein gaben mündliche Antworten, und ſtellten ſich auf dem Dreyfuße raſend an; aber die Prieſter hatten vermuthlich einen Vorrath geſchriebener Prophezeyhungen, darüber ſie Herren, Verwalter und Ausleger waren.

Ich zweifle nicht, daß dieſe Leute nicht zuweilen, ihrem Handwercke zu Ehren, Schwürigkeiten gemacht haben ſollten, wenn man ſie auf ſeine Seite zu bringen geſucht: ſonderlich wenn man etwas von ihnen forderte, dabey kein erwünſchter Ausſchlag zu hoffen war; Dergleichen denn Lyſanders Neuerung war, die er im Spartaniſchen Regimente einführen wollte. Vielleicht hat auch ſelbſt die Parthey des Ageſilaus, die damahls Lyſandern zuwieder war, etwas von dieſem Anſchlage gerochen, und ſich die Orackel vorher ſchon zu Freunden gemacht. Hätten ſich die Hammoniſchen Prieſter wohl die Mühe gemacht, aus dem hinterſten Lybien, bis nach Sparta zu kommen, einen ſolchen Mann, als Ageſilaus war, zu verklagen; wenn ſie nicht mit ſeinen Feinden ein Verſtändniß gehabt hätten, und von ihnen wären aufgebracht geweſen?

Das XI. Hauptſtück.

Neugeſtifftete Orackel.

Diejenigen Orackel, welche man zuweilen von neuem geſtifftet, thun den Teufeln eben ſoviel unrecht, als diejenigen, ſo durch Geld beſtochen worden.

Nach dem Tode Hephäſtions, wollte Alexander zu ſeinem Troſte, durchaus haben, daß der Verſtorbene ein Gott würde. Alle Hofbedienten gaben ohn alle Schwierigkeit ihren Beyfall. Alsbald baute man dem Herhestion in allen Städten Tempel, man ſtellete ihm zu Ehren Feſt-Tage an, man opferte ihm, man eignete ihm wunderbahre Curen zu, die er an Krancken gethan haben ſollte: Und damit es an nichts fehlen möchte, ließ man ihn auch als ein Orackel Antwort geben. Lucian ſagt, Alexander habe ſich ſo ſehr verwundert, daß die Vergötterung Hephäſtions einen ſo ſchleunigen Fortgang gehabt; daß er ſie endlich ſelbſt vor warhafftig gehalten: und ſich recht viel damit eingebildet, daß er nicht nur ſelbſt ein Gott wäre, ſondern auch die Macht hätte andere zu Göttern zu machen.

Hadrianus begieng dem ſchönen Antinous zu ehren, eben dieſe Thorheit. Er ließ ihm zum Andencken die Stadt Andrinopolis bauen, wryhete ihm Tempel und verordnete ihm Propheten, wie Hieronymus berichtet. Nun hatte man aber nur in ſolchen Tempeln Propheten oder weiſſagende Prieſter, wo es Orackel gab. Man hat noch eine griechiſche Aufſchrifft die ſo lautet:

Dem Antinous zu Ehren
Dem Geſellen der Egyptiſchen Götter,

ſetzt dieſes
M. Ulpius Apollonius
ſein Prophete.

Hierauf wird man ſich nun nicht mehr wundern, daß auch Auguſt, als ein Orackel Antworten gegeben habe, wie uns Prudentius benachrichtiget. In der That war Auguſtus wohl ſo viel; als Antinous und Hepheſtion, die allem Anſehen nach ihre Gottheit bloß ihrer Schönheit zu verdancken hatten.

Ohne Zweifel brachten dieſe neue Orackel auch ſolche Leute auf wunderliche Gedancken, die ſonſt am allerwenigſten dazu fähig und geneigt waren. Hatte man nicht Anlaß genug zu glauben, daß es damit eben ſo bewandt wäre, als mit den alten: Und was brauchte man mehr den Urſprung der Orackel des Amphiaraus, des Trophonius, des Orpheus, ja des Apollo ſelbſt zu wiſſen; als nur den Urſprung der Orackel des Antinous, Hepheſtions und Auguſts ein wenig zu erwegen?

Indeſſen die Wahrheit zu geſtehen, ſo finden wir doch nicht, daß dieſe neue Orackel in eben dem Anſehen geſtanden hätten, als die alten. Weit gefehlt!

Man ließ die neugemachten Götter nur gerade ſoviel Antworten geben, als es nöthig war, ſich bey den Printzen beliebt zu machen. Im übrigen fragte man ſie nicht ernſtlich um Rath; und wenn was wichtiges vorfiel, gieng man nach Delphis. Die alten Dreyfüſſe waren ſonſt ſeit undenckdencklichen Zeiten im Beſitze der Wiſſenſchafft künftiger Dinge: und auf die Antworten eines geübten Gottes, konnte man ſich beſſer verlaſſen, als auf die Ausſprüche der neuern, die noch keine Erfahrung hatten.

Die Römiſchen Käyſer, die ihren Vortheil dabey hatten, wenn die Gottheit ihrer Vorgänger im Regimente erkannt und eingeführet würde; weil ſie ſelbſt Hoffnung hatten, vergöttert zu werden; Hätten ſich auch bemühen ſollen, die Orackel der vergötterten Käyſer berühmter zu machen: Dafern nicht etwa der Pöbel, der ſich ſchon an die alten Orackel gewöhnet hatte, kein rechtes Vertrauen zu den neuen faſſen können. Ich wollte wohl gar glauben, daß ſie, ungeachtet ihrer groſſen Neigung zum allerlächerlichſten Aberglauben, dennoch alle dieſe neue Orackel, und überhaupt alle neugemachte Götter verſpottet und ausgelachet. Wie war es möglich, den Adler, der ſich von dem brennenden Scheiterhaufen eines Römiſchen Kayſers in die Höhe ſchwung, vor die Seele des Käyſers anzuſehen, die ſich gen Himmel begäbe, um daſelbſt ihren Platz einzunehmen?

Wie kam es denn aber, daß das Volck bey der allererſten Einſetzung der Götter, und Stifftung der Orackel, ſich hatte betrügen laſſen? Meines Erachtens iſt es ſo zugegangen. Was die Götter anlanget, ſo gab es im Heydenthume nur zweene Haupt-Gattungen derſelben: Entweder ſolche, die wircklich von göttlicher Natur ſeyn ſollten; oder ſolche, die zu Göttern gemacht worden, nachdem ſie vorher Menſchen geweſen waren. Die erſtern waren dem Volcke durch die Weiſen und Geſetzgeber mit vielen Geheimniſſen verkündiget worden, und das Volck ſahe ſie nicht, hatte ſie auch niemahls geſehen. Die letztern, ob ſie gleich vor den Augen aller Welt, Menſchen geweſen waren; hatte man aus eigener Bewegung zu Göttern gemacht, weil die Völcker durch die Wohlthaten derſelben ſo ſehr waren gerühret worden. Man hielte alſo jene vor was groſſes und anbetenswürdiges; weil man ſie nicht ſahe: und machte auch von dieſen ſehr viel Wercks; weil man ſie liebte. Von einem Römiſchen Käyſer aber, der auf Befehl des Hofes, nicht aber durch die Liebe des Volckes vergöttert wurde, konnte man ſo viel Weſens nicht machen: zumahl er auch noch nicht längſt, gantz augenſcheinlich ein Menſch geweſen war.

Was die Orackel betrifft; ſo iſt ihre erſte Stifftung gleichfalls ſo ſchwer nicht zu erklären. Man gebe mir nur ſechs Menſchen, die ſich bereden laſſen, die Sonne verurſache den Tag nicht: ſo trage ich keinen Zweifel, daß nicht gantze Nationen, dieſe Meynung annehmen ſollten. So lächerlich dieſe Meynung auch ſeyn mag, ſo darf man nur ein Mittel erfinden, ſie eine zeitlang zu behaupten: unterdeſſen wird ſie alt; und alsdann iſt ſie ſchon ſattſam erwieſen. Auf dem Parnaß war ein Loch, daraus kam ein gewiſſer Dampf, davon die Ziegen

gen zu tanzen anfiengen, und der einem in den Kopf ſtieg. Vielleicht hat einer, der davon eingenommen war, angefangen viel zu ſchwatzen, ohne zu wiſſen, was er geredet; doch aber von ungefehr etwas wahres geſagt. Alſo fort muß was göttliches in dieſer Ausdünſtung verhanden ſeyn: Sie hält die Wiſſenſchafft des Zukünftigen in ſich: Man fängt an, ſich mit beſondrer Ehrerbietung, dieſem Loche zu nähern, und allmählich findet ſich eine Ceremonie nach der andern ein. Vermuthlich iſt das Delphiſche Orackel dergeſtalt entſtanden; und weil es ſeinen Urſprung von einem Dampfe hatte, der truncken machte: ſo muſte die Pythiſche Prieſterin nothwendig in eine Raſerey gerathen, wann ſie prophezeyhete. Bey den meiſten übrigen Orackeln war die Raſerey nicht nöthig. Sobald nun erſtlich ein einziges eingeführt war, ſo iſt leicht zu ſchlieſſen, daß bald darauf tauſend andre aufkommen werden. Geben die Götter da gute Antworten, warum nicht auch hier, oder anderwerts? Der Pöbel iſt durch eine ſo wunderwürdige Sache gerührt, und begierig, den daraus entſtehenden Vortheil zu genieſſen: Daher wünſchet er, daß doch überall Orackel entſtehen möchten. Endlich kommt noch allmählich das Alterthum dazu; welches ihnen allen möglichen Vorſchub thut. Die neuen Orackel konnten unmöglich ſo ſehr ins Aufnehmen kommen: Denn ſie wurden von den Printzen geſtifftet. Der Pöbel glaubte lieber denen, die er ſelbſt gemacht hatte.

Zu dem allen ſetze man noch, daß zur Zeit der erſten Einſetzung der Götter und Oracel, die Unwiſſenheit weit gröſſer geweſen, als nachmahls. Die Philoſophie war noch nicht zur Welt gebohren, und alſo hatte ſich der ungereimteſte Aberglaube von ihr keines Wiederſpruchs zu beſorgen. Zwar iſt der Pöbel oder das Volck niemahls ſonderlich klug und aufgeweckt: Indeſſen leidet doch ſeine gewöhnliche Dumheit von Zeit zu Zeit einige Veränderung. Zum wenigſten giebt es Jahrhunderte, wo die gantze Welt Pöbel iſt, und in ſolchen Zeiten iſt es ſehr beqvem Irrthümer einzuführen. Es iſt alſo kein Wunder, daß der Pöbel aus den neuen Oracken ſo viel nicht gemachet, als aus den alten; Aber daher folgt noch nicht, daß es mit der Stifftung der alten eine andre Bewandniß gehabt. Es mochte ſich nun entweder ein Geiſt in die Bildſeule Hephäſtions einqvartiren, um darinnen Antworten zu ertheilen, ſo bald es dem Alexander beliebt hatte, demſelben ein Oracel zu ſtifften; Oder es mag die Seule ſelbſt ohne den Geiſt geantwortet haben: So konnte ja das Bild des Delphiſchen Apollo wohl eben das thun. Nun aber würde es ja, meines Erachtens, ſehr ſeltſam und wunderbar ſeyn, wenn eine bloße Phantaſie Alexanders zulänglich gewesen wäre, einen Teufel zum Beſitzer eines Bildes zu machen, welches eben dadurch der Welt eine ewig-währende Gelegenheit zu Irrthümern werden ſollte.

Das XII. Hauptſtück.

Von den Oertern, wo die Orackel geweſen.

Nunmehro wollen wir die Künſte der Prieſter ſtückweiſe kund machen, und nacheinander durchgehen; und in dieſer Unterſuchung werden viele ſehr angenehme und beſondre Merckwürdigkeiten des Alterthums vorkommen.

Die gebirgigten Länder, die folglich voller Hölen und Klüffte waren, hatten die meiſten Orackel. Ein ſolches Land war Beotien, welches nach Plutarchi Bericht, vor zeiten ſehr viele gehabt haben ſolle. Man bemercke hier im Vorbeygehen, daß die Beotier in dem Ruffe ſtunden, daß ſie die dümmſten Leute in der Welt wären. Dieſes war alſo ein beqvemes Land vor Orackel; weil es weder an Narren noch an Hölen, einen Mangel hatte.

Ich glaube nicht, daß der erſte Urſprung der Orackel ein mit Fleiß erſonnener Betrug geweſen ſey. Allein das Volck gerieht in einen gewiſſen Aberglauben, der einigen etwas witzigern Leuten Gelegenheit gab ſich denſelben zu Nutz zu machen. Denn die Thorheiten des Pöbels ſind offt ſo beſchaffen, daß man ſie unmöglich vorher ſehen können, und offtmahls haben die Betrüger an nichts weniger gedacht; ſondern ſind von ihm ſelbſt veranlaſſet worden, ihn zu betrügen.

Meine Meynung iſt alſo: Man habe anfänglich

lich die Orackel deßwegen nur in Beotien angelegt, weil dieſe Landſchafft ſehr bergicht iſt. Nachdem das Delphiſche Orackel dergeſtalt einmahl in Beotien aufgekommen war; ſo wurden die andern, die man nach eben dieſem Muſter anlegte, ebenfalls in Hölen geſtifftet, deren Beqvemlichkeit die Prieſter bereits erkannt hatten.

Mit der Zeit breitete ſich dieſe Gewohnheit allenthalben aus Der Vorwand gewißer göttlicher Ausdämpfungen machte die Hölen unentbehrlich, und über das ſcheinet es, die Hölen könnten an ſich ſelbſt ſchon einen gewiſſen Schauer erwecken, der dem Aberglauben nicht undienlich iſt.

Man muß in Sachen, ſo nur die Einbildungs-Krafft rühren ſollen, gar nichts aus der acht laſſen. Vielleicht hat gar die Lage der Stadt Delphis gemacht, daß man ſie vor eine heilige Stadt angeſehen. Sie lag gerade auf dem halben Wege zum Berge Parnaſſus, auf einer kleinen Fläche, und war mit ſolchen jähen Felſen umgeben, dadurch ſie ohne Beyhülfe der Kunſt befeſtiget wurde. Der höhere Theil des Berges hatte faſt die Figur einer Schau-Bühne, und das Geſchrey der Menſchen ſo wohl, als der Klang der Trompetten, verdoppelte ſich in dem Felſen. Seyd nur verſichert, daß hier kein einziges Echo gantz vergeblich geweſen ſey.

Die Beqvemlichkeit der Prieſter, und die Majeſtät der Orackel erforderten alſo beyderſeits Hölen und Klüffte; ſo, daß man auch nicht gar zu viel prophetiſche Tempel auf dem platten Lande antraf. Fanden ſich aber gleichwohl einige, ſo wuſte man den Fehler ihrer Lage ſchon zu erſetzen. An ſtatt natürlicher Grüffte, machte man künſtliche, das iſt, ſolche Heiligthümer, die nichts anders als gewiſſe Abgründe waren, wo die Gottheit ins beſondre wohnete, und wo außer den Prieſtern niemand hinkommen durfte.

Wenn ſich die Pythia* auf den Dreyfuß ſetzte, ſo geſchahe es in ihrem allerheiligſten; einem finſtern Orte, der von der kleinen Kammer, wo ſich die Rathfragenden aufhielten, etwas entfernet war. Die Oefnung dieſes Heiligthums ſelbſt, war mit Lorbeer-Laub gantz verhüllet, und diejenigen, denen man erlaubte, ſich zu nähern, vermochten nicht das geringſte dadurch zu ſehen.

Woher meynet ihr, daß der groſſe Unterſcheid herrühre, womit die Alten von der Geſtalt ihrer Orackel redeten? Es kommt daher, weil ſie nichts ſehen konnten, was in dem innerſten ihrer Tempel vorgieng.

Zum Exempel, wegen des Dodoniſchen Orackels iſt man gantz uneins: Aber was hätte den Griechen wohl bekannter ſeyn ſollen, als eben dieſes? Ariſtoteles ſagt, wie Suidas berichtet: Es wären zu Dodon zwey Seulen geweſen, auf deren einer ein ehernes Becken, auf der andern aber, das Bild eines Kindes geſtanden, welches eine Peitſche,

---

* Plutarchus im Geſpräch von Orackeln die da aufgehöret haben.

ſche, deren Schnüre auch aus Ertz waren, in der Hand gehalten, ſo, daß dieſelben ein Geräuſch gegemacht, ſo offt ſie durch den Wjnd an das Becken geſchlagen worden.

Demon, wie eben derſelbe Suidas berichtet, ſagt, des Dodoniſchen Jupiters Orackel ſey gantz mit ſolchen Becken umgeben, die ein ſehr langwieriges Geräuſche erwecken könnten, wenn eins an das andre geſchlagen, und die Bewegung in die Runde immer weiter fortgeſetzt würde.

Andere ſagten, es wäre eine klingende Eiche, die ihre Aeſte und Blätter ſchüttle, wenn ſie um Rath gefraget würde, und ihre Antworten durch die Prieſterinnen, Dodonites genannt, erklärte.

Aus dem allen erhellet, daß nichts gewiſſes dabey geweſen, als ein Geräuſche, weil man es nur von außen hörte, aber das innere des Orts, wo das Orackel gegeben wurde, nicht ſahe; ſondern es nur errathen, oder dem partheyiſchen Berichte der Prieſter trauen muſte, woher das Gethöne käme. Doch findet man in der Hiſtorie, daß gewiße Perſonen die Freyheit gehabt, in dieſe Heiligthümer zu gehen; Allein das waren keine ſchlechtere Leute, als Alexander und Veſpaſian. Strabo erzehlet aus dem Caliſthenes, daß Alexander gantz allein mit dem Prieſter in den Tempel Hammons gegangen, alle übrige aber das Orackel nur draußen gehöret.

Tacitus ſagt gleichfalls, daß Veſpaſian zu Alexandria geweſen, als er ſchon ſeine Abſichten auf das Kayſerthum hatte, und das Orackel des Serapis um Rath fragen wollen: Aber daß er vorher alle miteinander aus dem Tempel gehen laſſen. Indeſſen ſtehts noch dahin, ob er auch ins Heiligthum gekommen. Dergeſtalt werden die Exempel einer ſolchen Vergünſtigung ſehr ſeltſam seyn: Denn mein Scribent geſtehet, er wiße außer dieſen beyden kein anders; Es wäre denn, daß man noch hinzu fügen wollte, was Tacitus von Tito ſaget, daß der Prieſter der Göttin Venus, zu Paphos, ihm nur ins geheim viel wichtige Dinge entdecken wollte; Dasjenige betreffend, was er damahls im Sinne hatte. Allein dieß Exempel beweiſt noch weniger, als des Veſpaſiani ſeines, daß die vornehmen Herren von den Prieſtern Erlaubnis bekommen, in die Heiligthümer ihrer Tempel zu gehen. Zweifels ohne muſte man in groſſem Anſehen ſtehen, wenn man ſie bewegen wollte, einem ihre Geheimniße anzuvertrauen, ja ſie thaten dieſes keinen andern Printzen, als die ohnedem, ihres Vortheils halber, nichts ausplaudern durften, und in den Umſtänden, darinn ſie ſich befanden, beſondere Urſachen hatten, die Orackel zu beſtätigen.

In dieſen finſtern Heiligthümern waren alle Maſchinen der Prieſter verborgen, und ſie giengen durch unterirrdiſche Wege dahinein. Rufinus beſchreibt uns den Tempel des Serapis, als voller bedeckten Gänge; Und damit ich noch ein ſtärckeres Zeugnis anführe: Lehret uns nicht die

Schrifft, wie Daniel die Betrügerey der Pfaffen des Bels entdecket, die gantz ins geheim in ihren Tempel zu kommen wuſten, die Speiſen abzuholen, ſo man daſelbſt geopfert hatte? Mich dünckt dieſe einzige Hiſtorie könnte die gantze Frage zu unſerm Vortheile entſcheiden. Hier war der Streit von einem Wunder des Heydenthums, welches allenthalben geglaubet wurde, nehmlich, von den Opfern, welche zu verzehren, die Götter ſich ſelber die Mühe gaben. Schreibt die Schrift dieſes Wunder dem Teufel zu? Gar nicht, ſondern den betrügeriſchen Pfaffen; Und dis iſt die einzige Stelle, wo ſich dieſelbe ein wenig bey einem heydniſchen Wunderwercke aufhält. Indem ſie uns aber nicht benachrichtiget, daß es mit andern dergleichen nicht eben die Bewandnis gehabt habe; ſo giebt ſie uns klärlich zu verſtehen, daß ſie von eben der Art geweſen. Und kurtz von der Sache zu reden; Wie viel leichter müſte es nicht fallen den Pöbel zu bereden: Die Götter ließen ſich in den Bild-Säulen nieder, mit ihnen zu ſprechen, und allerley nützliche Lehren zu geben, als es ihnen einzubilden, dieſelben kämen herunter, die Gliedmaßen der Ziegen und Hämmel zu verzehren? Wenn aber die Prieſter an ſtatt der Götter ſchmauſeten, wie vielmehr werden ſie nicht an ihrer Stelle geredet haben?

Die Gewölber der Heiligthümer verſtärckten die Stimme, und verurſachten ein Gethöne, welches einen Schauer erweckte. Man lieſet auch in allen Poeten, die Pythia habe eine übermenſchliche Stimme gehabt. Vielleicht ſind ſo gar die Sprachröhre, welche den Schall vermehren, damahls nicht gantz unbekannt geweſen? Vielleicht hat der Ritter Morland nur das Geheimniß erneuert, welches die heydniſchen Pfaffen lange vor ihm gewuſt, und davon ſie lieber ihren Vortheil ziehen wollen, indem ſie es heimlich gehalten, als daß ſie durch die Entdeckung deſſelben hätten Ehre ſuchen ſollen. Zum wenigſten verſichert der Pater Kircher, Alexander habe ein ſolch Sprachrohr gehabt, womit er ſeiner gantzen Armee auf einmahl verſtändlich zugeredet.

Ich will eine Kleinigkeit nicht vergeſſen, welche dienen kan, die beſondere Geſchicklichkeit der Pfaffen im Betrügen zu erweiſen. Aus dem Heiligthume, oder dem Chore des Tempels, kam bisweilen ein ſehr angenehmer * Dampf hervor, der den gantzen Ort erfüllete, wo die Rathfragenden waren. Das bedeutete die Ankunft der Gottheit, welche alles balſamirte. Daraus urtheile man, ob Leute, welche die Sorgfalt ihrer Betrügereyen bis auf gantz unnütze Kleinigkeiten zu treiben pflegten, in den weſentlichen Stücken das geringſte werden vergeſſen haben.

---

* Plutarchi Geſpräch von Orackeln.

Das XIII. Hauptſtück.

Von dem Unterſcheide der Tage und andern Geheimnißen der Orackel.

Die Prieſter vergaßen keine Gattung der Vorſichtigkeit zu gebrauchen. Sie bemerckten nach belieben gewiße Tage, an welchen es nicht erlaubt war, das Orackel zu fragen. Dieſes ſahe ſehr Geheimniß-voll aus, welches in dergleichen Materien ſchon viel iſt: aber der vornehmſte Nutzen, den ſie davon zogen, war dieſer, daß ſie die Leute unter dieſem Vorwande abweiſen mochten, wann ſie nicht Luſt hatten ihnen zu antworten; oder daß ſie in währender Zeit ihre Anſtalten und Vorbereitungen machen könnten.

Bey Gelegenheit dieſer vorgegebenen unglücklichen Tage, wurde Alexandern eins der artigſten Orackel gegeben, davon man jemahls gehöret hat. Er war nach Delphis gekommen, den Apollo um Rath zu fragen, und die Prieſterin, welche vorgab: Es wäre nicht erlaubt, eine Antwort zu ſuchen: wollte durchaus nicht in den Tempel gehen. Alexander, welcher hitzig war, ergriff ſie beym Arme, und wollte ſie mit Gewalt hinein führen; Sie aber rief: **Ey mein Sohn, man kan dir ja nicht wiederſtehen. Mehr verlange ich nicht**, erwiederte Alexander, an dieſem **Orackel habe ich genug.**

Die Prieſter hatten noch ein Geheimniß, nach ihrem Belieben, Zeit zu gewinnen. Ehe man das Orackel befragte, muſte man opfern, und wann das Eingeweide des Viehes nicht glücklich ausſahe, ſo hatten die Götter noch nicht Luſt zu antworten. Aber wer urtheilte von dem Eingeweide der Opfer? Die Prieſter ſelbſt, und zwar mehrentheis unterſuchten ſie dieſelben gantz allein, wie aus vielen Exempeln erhellet, ſo daß man den Rathfragenden nöthigte, das Opfer von neuem anzufangen, ob er gleich ein Thier geopfert hatte, deßen Hertz und Leber die ſchönſten von der Welt geweſen waren.

Was man Geheimniße und verborgene Ceremonien einer Gottheit nennete, daß war zweifelsfrey eins von den beſten Kunſt-ſtücken, welches die Pfaffen zu ihrer Sicherheit hätten erdencken können. Sie konnten ihre Spielwercke ſo gut nicht verſtecken, daß ſie nicht bey vielen in den Verdacht eines Betrugs gerathen wären. Daher geriethen ſie auf den Einfall, gewiße Ceremonien einzuführen, wodurch die Eingeweiheten zu einer unverbrüchlichen Verſchwiegenheit verbunden wurden. Es iſt wahr, daß es auch in ſolchen Tempeln Geheimniße gegeben, wo keine Orackel waren: aber in vielen, wo dergleichen waren, traf man ſie auch an; Wie zum Exempel in Delphis. Plutarchus, in dem offt angeführten Geſpräche, ſagt: Zu Delphis, ja in der gantzen Landſchafft, ſey kein einziger zu finden geweſen, der nicht unter die Eingeweyheten gehöret hätte. Alſo ſtunde alles unter der Herrſchafft der Prieſter. Hätte ſich da jemand unterſtanden, nur das Maul wieder ſie aufzuthun; man hätte gleich von Atheiſten und Ruchloſen zu ſchreyen angefangen, und würde ihm bald einen Proceß gemacht haben, daraus er lebenslang nicht würde gekommen ſeyn.

Aber auch außer dieſen Geheimnißen würden die Einwohner zu Delphis nicht unterlaſſen haben reinen Mund zu halten, und die Schelmereyen ihrer Pfaffen zu verſchweigen Denn Delphis war eine Stadt, die ſich einzig und allein von ihrem Tempel ernährte, und ſo zu reden, von lauter Orackeln lebte. Und die Prieſter verſicherten ſich dieſes Volcks deſto beſſer, durch das doppelte Band des Nutzens und des Aberglaubens. Der würde ſchön angekommen ſeyn, der ſich unterſtanden hätte, in einer ſolchen Stadt nur ein Wort wieder die Orackel zu ſagen.

Diejenigen, ſo man zu den Geheimnißen einweyhete, gaben viele Verſicherungen ihrer Verſchwiegenheit. Sie muſten den Prieſtern ein Bekänntniß von alle demjenigen thun, was in ihrem gantzen Leben das allerheimlichſte war. Hierauf mochten denn die armen Eingeweyheten die Pfaffen nur ſelber bitten, ſtille zu ſchweigen.

Bey Gelegenheit eines ſolches Bekenntnißes gab ein gewiſſer Lacedämonier, der ſich zu den Geheimnißen in Samothracien wollte weyhen laßen, den Pfaffen dieſe ſtörrige Antwort: *Wenn ich* was böſes begangen habe, ſo werden es ja die Götter wohl ſchon wiſſen.

Ein andrer Lacedämonier antwortete faſt auf eben die Art: **Muß man dir ſeine Laſter beichten**, fragte er den Prieſter, **oder Gott?** Gott; ſprach der Prieſter: **Gantz recht**, verſetzte jener, **ſo packe dich davon, ich will ſie Gott alleine ſagen.** Alle dieſe Lacedämonier waren nicht eben die andächtigſten Leute. Aber konnte ſich nicht vielleicht ein Ruchloſer finden, der ſich mit einer falſchen Beicht hätte zu den Geheimniſſen weyhen laßen können, um ihr ungereimtes Weſen zu erfahren, und die Betrügerey der Pfaffen zu entdecken?

Jch glaube dieſes Unglück hätte ſich wohl zutragen können, aber ich glaube auch, daß die Prieſter es gar fleißig vorher geſehen. Sie merckten wohl, mit wem ſie zu thun hatten, und ich verſichre euch, daß die beyden Lacedämonier nicht angenommen worden.

Ueber das hatte man die Epicurer vor unfähig erkläret, eingeweyhet zu werden; weil dieſe Leute aus dem Geſpötte über die Religion ein Handwerck machten: Ja, ich glaube, man habe ihnen nicht einmahl von dem Orackel antworten laſſen.

Es war auch nicht ſchwer, dieſelben zu erkennen. Alle Griechen die ſich ein wenig auf die Gelehrſamkeit legten, erwehlten ſich eine philoſophiſche Secte, und von dieſer führten ſie einen Zunahmen, faſt wie man ſich jetzo von ſeinen Landgütern nennet. Zum Exempel, man unterſchiede drey Demetrios, denn der eine war Demetrius der Cynicker, der andre, Demetrius der Stoicker, und der dritte, Demetrius der Peripateticker.

Dieſe Gewohnheit, die Epicurer von allen Geheimnißen auszuſchließen, war ſo allgemein, daß ſich auch ſo gar der groſſe Betrüger, deßen Leben uns Lucianus ſo angenehm beſchreibet, derſelben bediente; Der Alexander, welcher die Griechen ſo lange mit ſeinen Schlangen äffete. Er hatte zu den Epicurern auch die Chriſten gerechnet, weil ſie ſeinen Abſichten nach, einander nicht viel nachgaben, und ehe er ſeine Ceremonien anfieng, rief er: **Man ſchaffe die Chriſten heraus.** Worauf der Pöbel, nach Art eines Chores, antwortete: **Man ſchaffe die Epicurer heraus.**

Er machte es wohl noch ärger: Denn da er ſahe, daß er durch dieſe zwo Gattungen von Leuten ſo geplaget wurde, die, ob ſie wohl aus verſchiedenen Trieben handelten, dennoch in Verſpottung ſeiner Ceremonien eins waren; So erklärte er ſich, daß die Brücke, worauf er damahls wohnte, ſich mit gottloſen Menſchen erfüllet hätte, und die Gottheit, deren Prophet er wäre, würde nicht antworten, wann man ihm dieſelben nicht vom Halſe ſchaffen würde. Und dadurch erweckte er den Chriſten und Epicurern keine geringe Verfolgung.

Der Apollo zu Daphne, einer Vorſtadt in Antiochien, war in eben der Noth, als er zu Zeiten

Juliani, des Abtrünnigen, denen, ſo ihn um die Urſache ſeines Stillſchweigens befragten, zur Antwort gab: Die Urſache davon wären gewiſſe Todten, die man in der Nähe begraben hätte. Dieſe Todten waren Chriſtliche Märtyrer, und unter andern der heilige Babilas. Gemeiniglich will man behaupten, die Gegenwart dieſer ſeeligen Cörper hätte dem Teufel das Vermögen genommen, durch die Orackel zu antworten. Aber es hat mehr Schein, wenn man ſagt, daß der groſſe Zulauf der Chriſten, der bey den Gräbern dieſer Märtyrer geſchahe, den Pfaffen des Apollo beſchwerlich gefallen, als welche bey ihren Verrichtungen keine ſo ſcharfſichtige Feinde haben mochten, und durch dieſes falſche Orackel ſich bemühet haben, von einem heydniſchen Käyſer zu erhalten, daß er die Cörper, darüber ſich ihr Gott beklaget hatte, möchte wegſchaffen laſſen,

Um nun wieder auf die Künſte zukommen, davon die Orackel ſo voll waren, will ich in einer einzigen Betrachtung alle übrige zuſammen faßen, die man darüber machen kan. Ich möchte gern wiſſen, warum doch die Teufel das Zukünftige nur in finſtern Oertern vorher ſagen könnten, und warum ſie niemahls durch eine Bild-Säule, die mitten auf einem Kreutz-Wege vor den Augen aller Welt geſtanden, ihre Antworten gegeben?

Man könnte ſagen, daß die Orackel, welche auf verſiegelten Zetteln, und noch vielmehr die, ſo in Träumen gegeben worden, der Teufel unumgänglich

lich benöthiget geweſen. Aber es wird uns leicht fallen, zu zeigen, daß auch dieſe Arten nichts wunderbarers an ſich gehabt, als die übrigen.

Das XIV. Hauptſtück.

Von den Orackeln, die auf verſiegelten Zetteln gegeben wurden.

Die Pfaffen waren ſo gewiſſenhafft nicht, daß ſie ſich nicht ſo gar unterſtanden hätten, die Briefe zu brechen, ſo man ihnen brachte. Man muſte ſie auf dem Altar liegen laſſen, und alsdenn ſchloß man den Tempel zu: Aber die Prieſter wuſten ſchon unvermerckt hinein zukommen.

Man muſte ſie auch wohl den Prieſtern einhändigen, damit ſie dieſelbigen beſchlafen, und im Traume die Antwort darauf erhalten möchten. In beyden Fällen nun hatten ſie Zeit und Freyheit genug, ſie zu eröffnen. Zu dem Ende wuſten ſie mancherley Geheimniße, deren einige wir beym Luciano, von ſeinem falſchen Propheten, erzehlet finden. Wer neugierig iſt, mag beym Luciano ſelbſt nachſehen, wie man die Briefe der Alten habe aufmachen können, ohne daß es von jemanden gemercket werden konnte.

In der That hatte man ſich eines ſolchen Kunſtgriffes bedienet, den Zettel eines gewißen Ciliciſchen Stadthalters zu eröffnen, der, wie

Plutarchus berichtet, an das Orackel des Mopſus zu Malla, einer Stadt in dieſer Landſchafft, geſchicket war. Der Stadthalter wuſte nicht, was er von den Göttern glauben ſollte. Er war von lauter Epicurern umringet, und dieſe hatten ihm manchen Zweifel in den Kopf geſetzet.

Er entſchloß ſich alſo, wie Plutarchus auf eine angenehme Art ſaget, einen Spion zu den Göttern zu ſchicken, um zu erfahren, ob denn was daran wäre? Er gab ihm einen wohl verſiegelten Zettel, den er dem Orackel des Mopſus abgeben ſollte. Dieſer Abgeſandte ſchlief in dem Tempel, und ſahe im Traume einen wohlgeſtalten Mann, der zu ihm ſagte: **Schwartz.** Er bringt dieſe Antwort dem Stadthalter zurücke, und ſie ſcheint allen Epicurern an ſeinem Hofe ſehr lächerlich zu ſeyn. Er hingegen gerieth in Erſtaunen und Bewunderung, machte den Brief auf, und wieß ihnen die darinn geſchriebene Frage: Soll ich dir einen weißen oder ſchwartzen Ochſen opfern? Nach dieſem Wunder war er ſein Lebenlang ein andächtiger Verehrer des Gottes Mopſus.

Was den Traum anlangt, das wollen wir nachmahls erklären: Genug daß der Brief geſchickt hat erbrochen, und wieder verſiegelt werden können. Denn warum hätte man ihn ſonſt in den Tempel bringen müßen? Hätte ein Teufel darauf antworten müßen, ſo hätte er ja nur in den Händen des Stadthalters bleiben dürfen.

Wagten ſich die Prieſter nicht, die Zettel zu erbrechen, ſo bemüheten ſie ſich auf eine gute Manier zu erfahren, weswegen die Leute hingekommen wären. Gemeiniglich waren es anſehnliche Männer, die etwa ein Vorhaben, oder eine Begierde im Kopf hatten, welche der Welt nicht unbekannt war. Die Prieſter hatten bey Gelegenheit der Opfer, die man bringen, und der Verzögerung, die man in acht nehmen muſte, ehe das Orackel die Antwort gab, ſo viel Umgang mit ihnen, daß es nicht ſchwer war, ihnen entweder die Abſicht ihrer Reiſe heraus zu locken, oder dieſelbe doch zu muthmaßen. Man ließ ſie Opfer über Opfer bringen, biß ſie ſich ein wenig heraus gelaſſen hatten. Man übergab ſie gewißen niedrigen Bedienten des Tempels, welche unter dem Vorwande ihnen die Alterthümer, Bild-Säulen, Mahlereyen und Geſchencke zu zeigen, die Kunſt verſtunden, ſie von ihren Sachen auszuhohlen. Dieſe Aufſeher der Alterthümer, dergleichen noch jetzo in Italien von dieſem Handwercke leben, waren in allen Tempeln von einiger Wichtigkeit. Sie wuſten alle Wunderwercke auswendig, die daſelbſt geſchehen waren. Sie machten viel Wercks von der Macht und den ſeltſamen Thaten ihres Gottes; Sie erzehlten nach der Länge die Hiſtorie aller Geſchencke, die man ihm gewidmet hätte. Hierbey ſagt Lucianus ſehr artig, daß alle dieſe Leute von nichts als lauter Wind gelebet, und daß man in Griechenland ſehr böſe über die Wahrheiten geworden wäre, welche nichts eingetragen hätten. Wenn man diejenigen, die um Rath zu fragen kamen, gleich nichts ſagten; Schwiegen denn deßwegen ihre Bedienten auch ſtille? Man muß wißen, daß in einer ſolchen Orackel-Stadt, faſt lauter Orackel-Bediente geweſen ſind. Einige waren Propheten und Prieſter; andere Poeten, welche die Proſaiſchen Orackel in Verſe ſetzen muſten; andere ſchlechte Dollmetſcher, andere nur kleine Pfaffen, die da opferten, und das Eingeweide beſahen; noch andere Weyhrauch-Händler, oder Vieh-Händler, wegen des Räucherns und Opferns; noch andere Aufſeher der Alterthümer, und endlich noch andere Gaſtwirthe, die von dem groſſen Zulaufe der Fremden reich wurden. Alle dieſe Leute hielten die Parthey des Orackels und ihres Gottes.

Entdeckten ſie nun vermittelſt der Hausgenoſſen ſolcher Fremdlinge etwas, ſo zu wiſſen dienlich war: ſo iſt kein Zweifel, daß ſie ſolches ihren Prieſtern nicht ſollten zu wiſſen gethan haben.

Der falſche Prophet Alexander, der ſein Orackel in Pontus angerichtet hatte, hatte ſo gar in Rom ſeine Correſpondenten, welche ihm die heimlichſten Angelegenheiten dererjenigen kund thaten, die ihn um Rath zu fragen kamen.

Durch dieſe Mittel war man im Stande zu antworten, wenn man gleich keine Zettel bekommen hatte, und dieſelben waren zweifelsfrey den Prieſtern des Clariſchen Apollo nicht unbekannt; Dafern es wahr iſt, daß man ihm nur die Nahmen derer ſagen dürfen, die ihn um Rath fragten.

So redet Tacitus im andern Buche ſeiner Geſchichte davon: Germanicus fragte den Apollo zu Claros um Rath. Hier antwortet kein Weib, wie zu Delphis, ſondern ein Mann, der von gewißen Familien gewehlet wird, und faſt allezeit von Miletus iſt. Man darf ihm nur die Anzahl und Nahmen der Rathfragenden ſagen; ſo begiebt er ſich in eine Höle, trinckt von dem Waſſer einer daſelbſt verborgenen Quelle, und antwortet in Verſen auf dasjenige, was man im Sinne hat, ob es gleich zuweilen ein ſehr unwiſſender Kerl iſt.

Man könnte hier anmercken, daß man das Orackel zu Delphis zwar einem Weibe anvertrauet, weil man ſich hier nur beſeßen anſtellen durfte: Aber daß man hingegen zu Claros ſolches einem Manne anvertrauet, weil es daſelbſten mehr Schwürigkeit machte. Man könnte ferner anmercken, daß die Unwißenheit des Propheten, darauf ein groſſer Theil des Wunderwercks ankommt, niemahls recht erwieſen werden könnte, und daß endlich der Teufel des Orackels, ſo groß er auch war, doch die Nahmen der Rathfragenden nicht entbehren konnte. Doch wir ſind noch nicht ſo weit gekommen; Genug, daß wir gewieſen haben, wie man nicht nur auf verſiegelte Zettel, ſondern auch auf bloße Gedancken antworten können. Indeßen iſt es wahr, daß man nicht auf aller Menſchen Gedancken hätte antworten können:

nen: Denn was der Prieſter zu Claros vor den Germanicus that, daß hätte er vor einen ſchlechten Römiſchen Bürger wohl bleiben laſſen.

Das XV. Hauptſtück.

Von den Orackeln die im Traume gegeben worden.

DIe Anzahl der Orackel ſo im Traume gegeben worden, iſt überaus groß. Dieſe Art hatte mehr wunderwürdiges an ſich, als alle andere, und dennoch war ſie in der Ausübung, ſo gar ſchwer eben nicht.

Das berühmteſte von allen Orackeln war des Trophonii ſeines in Boeotien. Trophonius war nur ein bloſſer Held, aber ſeine Orackel wurden mit mehr Ceremonien gegeben als alle göttliche.

Pauſanias, der ihn ſelbſt einmahl befraget hatte, und alle Ceremonien durchgangen wär, hat uns eine weitläuftige Beſchreibung davon hinterlaſſen, und ich vermuthe, daß ein kurtzer Auszug davon nicht unangenehm ſeyn werde.

Ehe man in die Höle Trophonii herunter ſtieg, muſte man eine gewiße Anzahl von Tagen, in einer gewißen kleinen Capelle, des guten Glücks genannt, zubringen. In währender Zeit ließ man ſich auf allerley Art ausſöhnen und einweyhen. Man enthielte ſich des warmen Waßers; man wuſch ſich in dem Fluße Hircinas, man opferte dem Trophonius und ſeiner gantzen Familie, dem Apollo, dem Jupiter, mit dem Beynahmen König, dem Saturnus, der Juno, und einer gewiſſen Ceres Europä, welche die Amme Trophonii geweſen war, und lebte alſo von lauter Opfer-Fleiſch. Vermuthlich lebten die Prieſter auch von nichts anders. Man muſte die Eingeweyde aller dieſer Opfer unterſuchen, um zu ſehen, ob Trophonius erlaubte in ſeine Höle herunter zu ſteigen.

Wenn aber gleich alle dieſe Opfer die glücklichſten von der Welt geweſen wären, ſo war das noch alles nichts: Das Eingeweyde eines gewiſſen Widders, den man zu allerletzt opferte, muſte den rechten Ausſchlag geben. War es nun günſtig, ſo führte man den Rathfragenden bey Nachte zum Fluße Hircinas, daſelbſt ſalbten ihm zwey junge Knaben, von 12 oder 13 Jahren, den gantzen Leib mit Oehle. Hierauf führte man ihn bis an die Quelle des Flußes, und gab ihm daſelbſt zweyerley Waſſer zu trincken; Das Waſſer Lethe, welches aus ſeinem Verſtande alle weltliche Gedancken vertilgete, womit ſich derſelbe vorher beſchäftiget hatte; und das Waßer Mnemoſyne, welches die Krafft hatte, das Gedächtniß zu ſtärcken, damit man alles behalten könnte, was man in der heiligen Höle ſehen würde. Nach allen dieſen Vorbereitungen zeigte man ihm das Bild Trophonii, zu welchem er ſein Gebet verrichten muſte: Man kleidete ſie mit einem leinenen Rocke, legte ihnen gewiße heilige Binden um, und ſo giengen ſie endlich zum Orackel.

Dieſes war auf einem Berge gelegen, zwiſchen einem Umkreyſe von weißen Steinen, darüber eherne Säulen ſtunden. In dieſem Umfange war eine Höle, wie ein Ofenloch, von Menſchen-Händen gehauen. Darinnen eröfnete ſich ein ziemlich enges Loch, in welches man nicht auf einer Treppe, ſondern auf kleinen Leitern ſteigen muſte. Wenn man unten war, fand man eine andere kleine Höle, deren Eingang ziemlich enge war. Man legte ſich auf die Erde, nahm in jede Hand ein gewißes zubereitetes Honig, welches man nothwendig bey ſich führen muſte, und ſteckte die Füße in die Oefnung der kleinen Höle. So gleich fühlte man, daß man mit vieler Gewalt und Geſchwindigkeit hineingeriſſen wurde. Allhier eröfnete ſich nun das Zukünftige, aber nicht gegen alle auf einerley Art. Einige ſahen, andre hörten es. Man kam auch aus dieſem Loche nicht anders heraus, als man hinein gekommen war, nehmlich auf der Erden liegend, und die Füße voran. Alsbald ſetzte man einen auf den Stuhl der Mnemoſyne, und fragte was man geſehen oder gehöret hätte? Von hier wurde man in die Capelle des guten Glücks zurücke geführet, indem man noch gantz betäubet und auſſer ſich war. Allmählich kam man wieder zu Sinnen, und fieng endlich an, wieder lachen zu können: Denn bis dahin hatte die Größe der Geheimniße und die Gottheit davon man voll war, einem ſolches nicht verſtattet. Meines Erachtens, hätte man das Lachen ſo lange nicht ausſetzen dürfen.

Pauſanias ſaget uns, es ſey nur ein einziger Menſch jemahls aus der Höle des Trophonius nicht wieder zurücke gekommen. Und diß war ein gewiſſer Spion geweſen, den Demetrius dahin geſchickt hatte, zu ſehen, ob an dieſem heiligen Orte nicht gute Beute zu machen wäre. Man fand den Cörper dieſes unglücklichen ziemlich weit davon liegen, wo er gewiß nicht durch die heilige Oefnung des Abgrundes hinein gekommen war.

Hier iſt es nun gar zu leicht, über das alles unſere Betrachtungen anzuſtellen. Wie viel Zeit hatten nicht die Prieſter zeit währender Opfer, die ſie vorher verrichten ließen, zu unterſuchen, ob man auch geſchickt wäre in die Höle Trophonii gelaßen zu werden? Denn in der That wehlte Trophonius ſeine Leute, und nahm nicht einen jeden an. Wie ſehr erfüllte nicht alle das Waſchen und Weyhen, alle die nächtlichen Reiſen und die Eingänge, ſolcher engen und finſtern Hölen, die Gemüther mit Aberglauben, Furcht und Schrecken? Wie viel Streiche ließen ſich nicht in dieſen Finſternißen ſpielen? Die Begebenheiten mit dem Spion zeigen zur Gnüge, daß man in der Höle nicht ſicher geweſen, wenn man nicht in guten Abſichten dahin gekommen: Ja, daß außer der heiligen Oefnung derſelben, die ein jeder wuſte, noch ein anderer heimlicher Eingang dazu geweſen, den nur die Prieſter gewuſt.

Wenn man bey den Füßen hinein gezogen wurde, ſo geſchahe es ohne Zweifel durch Stricke, und man konnte gleichwol ſolches vermittelſt der Hände nicht wahrnehmen, weil ſie mit dem zubereiteten Honige beſchäftiget waren, welches man nicht muſte fahren laſſen. Dieſe Hölen konnten voller Balſam und Rauchwerck ſeyn, die das Gehirn einnahmen, und die Waſſer Lethe und Mnemoſyne konnten in eben der Abſicht zubereitet ſeyn. Jch ſage nichts von den Spectackeln und dem Geräuſche, wodurch man konnte erſchrecket werden; und wenn man gantz auſſer ſich wieder heraus kam, ſo ſagte man das, was man geſehen oder gehöret hatte, ſolchen Leuten, welche ſich dieſe Verwirrung zu Nutze machten, nach belieben annahmen, veränderten was ſie wollten, oder doch zum wenigſten die Auslegung davon machen muſten.

Zu dem allen kommt noch, daß es unter den Traum-Orackeln auch einige gegeben, wozu man ſich durch das Faſten vorbereiten muſte, dergleichen in Attica das Orackel * Amphiarai war. Ja wenn die Träume keine ſcheinbahre Erklärung annehmen wollten, ließ man einen mit neuen Unkoſten im Tempel ſchlafen, da man denn nicht ermangelte, einem den Kopf mit ſolchem Zeuge anzufüllen, wovon man nothwendig Träume von Göt-

---

* Philoſtratus im 2ten Buch des Lebens Apollonii.

tern und außerordentlichen Dingen haben muſte. Endlich ließ man die Leute auch auf den Fellen der Opfer-Thiere ſchlafen, welche gar leicht mit einer Salbe eingeſchmieret ſeyn konnten, die ihre Würckung im Gehirne that.

Schliefen aber die Prieſter auf den verſiegelten Zetteln, um die prophetiſchen Träume zu kriegen; ſo iſt es klar, daß die Sache noch viel leichter zu erklären ſey: In der That war viel überflüßiges bey der Sorgfalt der heydniſchen Pfaffen, womit ſie ihre Betrügerey zu verbergen ſuchten.

War man leichtgläubig und dumm genug, ſich an ihren Träumen genügen zu laſſen, und ihnen Glauben beyzumeßen, ſo war es nicht nöthig, die andern Leute träumen zu laßen: ſie konnten ſich dieſes Recht allein vorbehalten, und man hatte nichts darwieder einzuwenden. Bey dem Naturelle, welches die damahligen Völcker hatten, that man ihnen noch gar zu viel Ehre an, wenn man ſie mit Liſt und Geſchicklichkeit betroge.

Sollte man wohl glauben, daß in Achaja ein Orackel Mercurii geweſen, welches folgender geſtalt geantwortet? Nach vielen Ceremonien ziſchelte man der Gottheit was ins Ohr, und fragte ſie, was man wollte. Hernach hielt man ſich die Ohren mit beyden Händen zu, gieng zum Tempel hinaus, und die erſten Worte, die man im Hinausgehen hörete, das war die göttliche Antwort. Damit es aber noch um deſto leichter ſeyn möchte, die Leute, ſolche Worte, als man wollte hören zu laſſen,

ſen, ſo wurde das Orackel nur des Abends gefraget.

Das XVI Hauptſtück.

Von der Zweydeutigkeit der Orackel.

EIns von den gröſten Geheimnißen der Orackel, und daraus man am deutlichſten ſchlieſſen konnte, daß es gantz menſchlich dabey zugienge, das war die Zweydeutigkeit ihrer Antworten, und die Kunſt, womit man dieſelbe auf alle erſinnliche Begebenheiten ausdeuten konnte.

Als * Alexander zu Babylon plötzlich kranck wurde, brachten einige von ſeinen vornehmſten Hofbedienten eine Nacht in dem Tempel des Serapis zu, um ihn zu fragen, ob es nicht beßer wäre, daß man ihm den König hinbrächte, damit er ihn heilen könnte. Der Gott antwortete, es wäre dem Alexander zuträglicher, zu bleiben wo er wäre. Serapis hatte gantz recht; Denn was hätte man geſagt, wann Alexander entweder unterwegens, oder gar im Tempel geſtorben wäre? Was vor Ehre aber konnte das Orackel nicht erwerben, wenn Alexander zu Babel geſund würde? Starb er ja, ſo war es ihm doch vortheilhafftig, nach ſo vielen eroberten Ländern, die er weder vermehren, noch

---

* Arianus im 7ten Buch.

noch erhalten konnte, den Geiſt aufzugeben. Dieſe letzte Erklärung muſte ſtatt finden, die man auch in der That vor das Orackel ſehr rühmlich befand, ſobald Alexander todt war.

Macrobius ſagt, daß als Trajanus Vorhabens geweſen, die Parther anzugreifen, habe man ihn erſucht, das Orackel der Stadt Heliopel zu befragen, wohin man nur einen verſiegelten Zettel ſchicken dorſte. Trajanus trauete den Orackeln nicht gar zu viel, und wollte auch das jetzt erwehnte erſt auf die Probe ſtellen. Er ſchickte derowegen einen verſiegelten Zettel dahin, in welchem nichts geſchrieben ſtunde: und man ſchickt ihm eben dergleichen wieder zurück. Sogleich war Trajanus von der Göttlichkeit des Orackels überführt. Er ſchickte zum andernmahl einen verſiegelten Zettel, mit der Frage dahin, ob er nach Endigung des Krieges, den er vorhatte, wieder nach Rom kommen würde? Die Gottheit befahl, man ſollte einen Weinſtock, der in ſeinem Tempel geopfert war, nehmen, denſelben in Stücken zerbrechen, und dem Trajano bringen. Der Erfolg, ſpricht Macrobius, ſtimmte völlig mit dem Orackel über ein. Denn Trajanus ſtarb in dieſem Kriege, und man brachte ſeine Gebeine nach Rom zurücke, die durch den zerbrochenen Weinſtock waren vorgebildet worden.

Alle Welt wuſte daß der Käyſer willens war, die Parther zu bekriegen, und das Orackel nur deßwegen befraget hätte: Dieſes aber war ſo liſtig,

ſtig, daß es ihm eine allegoriſche, und ſo allgemeine Antwort gab, daß ſie nothwendig wahr werden muſte. Denn Trajan mochte entweder als ein Sieger, aber verwundet; oder nachdem er einen Theil ſeiner Soldaten verlohren, nach Rom zurücke kommen; oder er mochte überwunden, und ſeine Armee in die Flucht geſchlagen werden; oder es mochte nur in Abweſenheit des Käyſers eine kleine Trennung vorgehen, entweder von der Parthiſchen Seite, oder gar zu Rom; oder die Parther mochten entweder gantz geſchlagen werden, oder nur zum Theil; Ja ſie mochten endlich nur von einem ihrer Bundesgenoßen verlaſſen worden ſeyn: So reimte ſich doch der zerbrochene Weinſtock auf alle die verſchiedenen Fälle, und das müſte ein Unglück geweſen ſeyn, daß keines von denſelben hätte eintrefen ſollen. Ja ich glaube, daß die nach Rom gebrachten Gebeine des Käyſers, gerade die einzige Erklärung des Orackels geweſen, daran daſſelbe niemahls gedacht hatte.

Bey Gelegenheit dieſes Weinſtocks muß ich eine Art der Orackel nicht vergeſſen, die ſich auf alles ſchickte, wie denn Apulejus uns berichtet, daß die Prieſter der Göttin von Syrien, die Erfinder davon geweſen. Sie hatten zwey Verſe gemacht, folgenden Inhalts: **Die angeſpannten Ochſen zerſchneiden die Erde, damit die Felder ihre Früchte bringen.** Mit dieſen beyden Verſen konnten ſie auch alles beantworten. Fragte man ſie wegen einer Heyrath: das waren eben die angeſpannten Ochſen und die fruchtbaren Felder. Fragte man wegen eines Landguts, welches man kaufen wollte; ſiehe, da hatte man die Ochſen es zu bearbeiten, und die fruchtbaren Felder dazu. Fragte man wegen einer vorhabenden Reiſe: Die Ochſen waren angeſpannt, und fertig zum Aufbruch; die fruchtbaren Felder aber verſprachen einen großen Gewinn. Gieng man zu Felde; was bedeuteten da die Ochſen unter dem Joche wohl anders, als daß man ſeinen Feinden daſſelbe auflegen würde? Dieſe Syriſche Göttin war vermuthlich keine Liebhaberin von vielem plaudern: darum hatte ſie ein Mittel erdacht, mit einer einzigen Antwort alle Fragen abzufertigen.

Wer nun dergleichen zweifelhafte Oracfel bekam, der nahm gerne die Mühe über ſich, den Erfolg nach demſelben auszulegen, und zu gleicher Zeit dieſelben zu rechtfertigen. Offt befand man, daß ein Spruch, der anfänglich nur einen Verſtand zu haben ſchiene, nach der Begebenheit einen zwiefachen Sinn hatte, und der Betrüger konnte ſich auf die Betrogenen verlaſſen, daß ſie ſeine Ehre beſt-möglichſt retten würden. Wenn der falſche Prophet Alexander dem Rutilianus, welcher ihn fragte: Was er ſeinem Sohne vor Lehrmeiſter geben ſollte? zur Antwort gab. Den Pythagoras und Homerus: So verſtunde man ſchlechterdings, man ſollte ihn die freyen Künſte und Philoſophie ſtudiren laſſen. Wenige Tage hernach ſtarb der junge Menſch, und man ſtellte dem Rutilianus vor, ſein Prophet hätte ſich ſehr betrogen. Aber Rutilianus fand mit vieler Spitzfindigkeit, daß ihm der Tod ſeines Sohnes von dem Orackel wäre verkündiget worden; weil man ihm den verſtorbenen Pythageras und Homerus zu Lehrmeiſtern angewieſen hätte.

Das XVII. Hauptſtück.

Von den Betrügereyen der Orackel, die offenbar an den Tag gekommen.

Nun iſt es nicht mehr Zeit, die Bübereyen der Pfaffen durch gar zu ſcharfſinnige Schlüße zu entdecken, oder ſie ſpitzfindig zu errathen.

Es hat eine Zeit gegeben, da man ſie allenthalben vor den Augen der gantzen Welt ans Licht gebracht, und das iſt damahls geſchehen, als die Chriſtliche Religion unter den Chriſtlichen Käyſern, über das Heydenthum öffentlich zu triumphiren angefangen.

Theodoretus ſagt: Theophilus, Biſchoff zu Alexandria, habe den Bürgern dieſer Stadt, die holen Schnitzbilder gewieſen, in welchen ſich die Prieſter durch heimliche Wege verſteckten, um aus denenſelben die Orackel-Sprüche zu geben.

Als man auf Befehl Conſtantini, den Tempel Aeſculapii, zu Eges, in Cilicien niederriße, verjagte man von daſelbſt, wie Euſebius, in dem Leben dieſes Kayſers ſchreibet, weder einen Gott, noch einen Teufel; ſondern den Betrüger, der die Leichtgläubigkeit des Pöbels ſo lange betrogen hatte. Hierzu ſetzt er überhaupt, daß man in den Bildern der zerſtörten Gottheiten, nichts weniger als Götter oder Geiſter, ja nicht einmahl ſchwartze und finſtere Geſpenſter; ſondern lauter Heu, Stroh, Unflath, und wohl gar Todtenknochen gefunden. Von ihm haben wir die Hiſtorie von Theoteknus, der in der Stadt Antiochia, dem Jupiter, als einem Gotte der Freundſchaft, eine Bild-Säule aufrichtete, von welcher er ohne Zweifel Orackel-Sprüche geben laßen, weil Euſebius ſagt: Dieſer Gott habe eigene Propheten gehabt. Dadurch ſetzte ſich dieſer Theoteknus in ſo groſſes Anſehen, daß ihn Maximinus zum Stadthalter der gantzen Provintz machte. Als aber Licinius nach Antiochia kam, und eine Betrügerey dabey vermuthete, warf er die Prieſter und Propheten dieſes neuen Jupiters auf die peinliche Frage.

Sie geſtunden alles mit einander, wurden auch alle, ſamt ihren Mitgenoßen, vor allen Dingen aber Theoteknus, ihr Anführer, am Leben geſtraft. Eben derſelbe Euſebius verſichert uns im 4ten Buche ſeiner Evangeliſchen Vorbereitung, daß zu ſeiner Zeit die berühmteſten Propheten der Heyden, ſamt ihren berufenſten Gottesgelehrten, davon einige gar Obrigkeitliche Perſonen in ihren Städten waren, durch die Folterbanck wären gezwungen werden, alle betrügliche Kunſtgriffe der Orackel ausführlich zu entdecken.

Wenn hier die Frage wäre, was die Chriſten damahls davon geglaubt hätten, ſo dünckt mich es würden die angeführten Stellen Euſebii die Sache völlig entſcheiden. Man ſetzte die Teufel in ein gewiſſes allgemeines Syſtema, welches zum diſputiren gut war: Wenn man aber auf einen beſondern Fall kam, ſo dachte man nicht einmahl an ſie, ſondern ſie wurden rund davon ausgeſchloſſen.

Ich halte davor, man habe niemahls beſſere Zeugen, wieder die Teufel in Orackeln anführen können, als die heydniſchen Pfaffen. Nachdem wir alſo ihre Ausſage vor uns haben, ſo ſcheint mir die Sache gantz ausgemacht zu ſeyn.

Nur von den Looßen will ich noch ein Capitel hinzu fügen, nicht deßen Betrügereyen zu entdecken, denn dieſes iſt ſchon darinne enthalten, was wir von den Orackeln geſagt haben, und es zeiget ſich ſchon von ſich ſelbſt; ſondern nur eine Art der Orackel nicht zu vergeßen, die in dem Alterthum ſehr berühmt iſt.

Das XVIII. Hauptſtück.

Von den Looßen.

Das Looß beruhet auf einem blinden Zufalle, und iſt ſo zu reden, eine Entſcheidung des

Glücks: Aber das Looßen iſt ein Werckzeug, deßen man ſich bedienet, dieſen Ausſpruch zu erfahren.

Mehrentheils war das Looßen eine Art von Würſeln, worauf einige Charactere oder Wörter geſchrieben waren, deren Erklärung man in gewiſſen ausdrücklich darzu verfertigten Tafeln ſuchen mußte. Die Gewohnheiten dabey waren mancherley; In einigen Tempeln warf man ſie ſelbſt, in andern ließ man ſie aus einem Geſchirre fallen, daher denn die bey den Griechen ſo gewöhnliche Redens-Art kommt: Das Looß iſt gefallen.

Vor dieſem Würſel-Spiele giengen allezeit gewiſſe Opfer und Ceremonien vorher. Vermuthlich haben die Prieſter die Würſel wohl zu kneipen gewuſt, aber wenn ſie ſich die Mühe nicht nehmen wollten, ſo ließen ſie denſelben ihren Lauf, und blieben doch allezeit Herren über die Erklärung derſelben.

Die Lacedemonier giengen einmahl das Dodoniſche Looß zu befragen, und zwar wegen eines gewißen Krieges, den ſie vorhatten. Denn außer den redenden Eichen, den Tauben, den Becken, und dem Orackel, hatte man daſelbſt auch die Looße. Nachdem alle Ceremonien gemacht waren, und man im Begriffe war, mit vieler Ehrerbietung und Andacht das Looß zu werfen, ſiehe, da kommt ein Affe, des Königs der Moloßer, der in den Tempel gekommen war, und ſtößt den Krug mit den Würfeln um. Die darüber erſchrockene Prieſterin ſagt den Lacedemoniern: ſie ſollten ſich die Gedancken, zu ſiegen, nur vergehen laſſen, und bloß auf die Flucht bedacht ſeyn. Ja alle * Scribenten verſichern, daß Lacedämon niemahls eine traurigere Weißagung bekommen habe.

Die berühmteſten Looße waren zu Präneſte und zu Antium zwey kleinen Städten in Italien. Dort war das Glück, hier aber mehr als ein Glück.

Bey dieſen, zu Antium, war dieſes merckwürdig, daß es Schnitz-Bilder waren, die nach den Zeugnißen Macrobii im 23 Cap. ſeines erſten Buchs, ſich von ſich ſelbſt bewegten, und deren verſchiedene Bewegungen entweder an ſtatt einer Antwort dieneten, oder doch zu verſtehen gaben, ob man das Looß befragen dürfte.

Eine Stelle, aus dem 2ten Buche Ciceronis, von der Wahrſagerey, woſelbſt er ſagt: daß man das Looß zu Präneſte, auf die Einwilligung der Fortun, befraget habe, macht es wahrſcheinlich, daß dieſe Fortun habe mit dem Kopfe nicken, oder durch ein anders Zeichen ihren Willen anzeigen können.

Wir finden noch andere Schnitz-Bilder, die eben dieſe Eigenſchafft beſeſſen haben. Diodorus aus Sicilien, und Quintus Curtius ſagen: Jupiter Hammon wäre von 80 Prieſtern in einem gewiſſen güldenen Kahn, daran ſilberne Schalen gehangen, getragen worden: Es wäre ihm eine groſſe Menge Weiber und Jungfern nachgefol-

---

* Cicero im 2ten Buch von der Wahrſagerey.

get, die ihm in der Landes-Sprache gewiſſe Loblieder geſungen hätten, und daß endlich dieſer Gott, durch gewiſſe Bewegungen, ſeinen Prieſtern zu verſtehen gegeben, wohin er getragen ſeyn wollte.

Der Gott zu Heliopel, in Syrien, that nach Macrobii Berichte, eben das. Der gantze Unterſchied war dieſer, daß er von den vornehmſten Leuten der gantzen Landſchaft getragen ſeyn wollte, die aber lange vorher mäßig gelebet, und ihre Köpfe beſchoren haben muſten.

Lucianus ſagt, in dem Tractat von der Syriſchen Göttin, daß er einen noch wunderſamern Apollo geſehen habe: Denn wenn er auf den Schultern ſeiner Prieſter getragen wurde, beliebte es ihm, ſie zu verlaßen, und ſich in der Luft einen Spatziergang zu machen; welches gewiß vor den Augen eines ſolchen Mannes, als Lucianus war, ſehr viel iſt. Ich bin es müde, die Betrügereyen der heydniſchen Pfaffen zu entdecken, und eben ſo feſt verſichert, daß man gleichfalls überdrüßig ſeyn werde, dieſelben anzuhören, daß ich mich nicht aufhalten will, zu erklären, wie man dergleichen Marionetten habe können ſpielen laßen.

Im Oriente beſtunden die Looße aus Pfeilen, und die Türcken und Araber bedienen ſich derſelben heutiges Tages noch eben ſo. Ezechiel ſagt: Nebucadnezar habe ſeine Pfeile wieder Ammon und Jeruſalem vermiſchet, und der Pfeil wäre wieder Jeruſalem ausgefallen. Das war eine ſehr ſchöne Art zu entſcheiden, welches von beyden Völckern man bekriegen ſollte.

In Griechenland und Italien zog man offt die Looſe aus einem berühmten Poeten, zum Exempel aus dem Homerus und Euripides. Was man bey Eröfnung des Buchs zuerſt erblickte, das war der Schluß des Himmels. Die Hiſtorie giebt unzehlige Exempel davon an die Hand.

Man ſieht gar, daß man zweyhundert und etliche Jahre nach dem Tode Virgilii, von ſeinen Verſen ſchon ſo viel gemacht, daß man ſie vor prophetiſch gehalten, und ſie an der Stelle der Looße, ſo zu Präneſte geweſen waren, gebrauchet habe. Dem Alexander Severus, als er noch ein Privat-Mann war, und der Käyſer Heliogabalus ihm nicht gar zu wohl wollte; bekam in dem Tempel zu Präneſte eine Stelle aus dem Virgilio zur Antwort, dieſes Inhalts: **Wenn du das wiedrige Schickſal bezwingen kanſt, wirſt du Marcellius ſeyn.**

Hier erinnert ſich mein Scribent, daß Rabelais von den Virgilianiſchen Looßen gedencke, die Panorcus ſeiner Heyrath wegen zu Rath gezogen. Und er findet dieſe Stelle ſeines Buches ſo gelehrt, als angenehm und ſchertzhaft. Er ſagt: daß die Kleinigkeiten und Narrenpoßen des Rabelais

belais offt die aller ernſthafteſten Reden anderer Leute übertrefen. Ich habe dieſen Lob-Spruch nicht vergeſſen wollen, weil es was beſonderes iſt, denſelben mitten in einem Buche von Orackeln anzutreffen, welches voller Wiſſenſchafft und Gelehrſamkeit iſt.

Es iſt gewiß, daß Rabelais viel Witz und Beleſenheit gehabt, und eine beſondere Kunſt verſtanden, gelehrte Sachen, als Fratzen vorzubringen; Ja, bloße Fratzen zu ſagen, deren man doch mehrentheils nicht überdrüßig wird. Es iſt Schade, daß er nicht zu einer Zeit gelebet, die ihn zu mehrerer Ehrbarkeit und Höflichkeit verbunden hätte.

Die Looße pflantzten ſich bis ins Chriſtenthum fort, und an ſtatt, daß die Heyden ſie in ihren Poeten ſuchten, ſo nahm man ſie hier aus der Bibel. Auguſtinus in dem 119. Briefe an den Januarius, ſcheint dieſe Gewohnheit nur im Abſehen auf weltliche Geſchäfte zu mißbilligen. Gregorius von Tours, lehret uns ſelbſt, wie er es gemacht habe. Er brachte viele Tage mit Faſten und Beten zu, hernach gieng er zum Grabe des Heil. Martini, eröfnete ein beliebiges Buch aus der heiligen Schrift, und hielte den erſten Spruch, der ihm in die Augen fiel, vor eine göttliche Antwort. Wollte ſich dieſer Spruch gar nicht zur Sache ſchicken, ſo machte er ein anderes bibliſches Buch auf.

Andere hielten das erſte, was ſie ſingen hörten, wann ſie in die Kirchen kamen, vor was göttliches; Aber wer hätte es wohl dencken ſollen, daß ſelbſt der Käyſer Heraclius, durch dieſe Art des Looßes beſtimmet habe, an welchem Orte ſeine Armee überwinden ſollte, als er deßwegen rathſchlagte? Er ließ ſeine Armee drey Tage lang reinigen, hernach öfnete er das Evangelien Buch, und fand daß ſein Winterqvartier in Albanien ſeyn ſollte.

Wer hätte ſichs einbilden ſollen, daß dieſe Entſcheidung in der heiligen Schrifft zu finden ſeyn würde?

Endlich iſt die Kirche mit der Ausrottung dieſes Aberglaubens fertig worden; aber es hat Zeit dazu gehöret. Es iſt ein rechtes Wunder, daß ſich ein Irrthum nicht ewig erhalten kan, wenn er ſich einmahl der menſchlichen Gemüther bemächtiget hat.

Die andere Abhandelung,

worinnen erwieſen wird

Daß die Orackel zur Zeit der Ankunft Chriſti nicht aufgehöret haben.

Vorbericht.

Die gröſte Schwierigkeit wegen der Orackel iſt nunmehro überwunden, nachdem wir geſehen haben, daß die böſen Geiſter keinen Theil daran müßen gehabt haben. Da nun dergeſtalt dieſelben der Chriſtlichen Religion gantz gleichgültig geworden, ſo wird man ſich wohl nicht verbunden achten, zu behaupten, daß dieſelben eben bey der Ankunft Chriſti ein Ende genommen hätten.

Das I. Hauptſtück.

Von den ſchwachen Beweißthümern worauf dieſe Meynung gegründet iſt.

Dasjenige, wodurch die meiſten bewogen worden, zu glauben, daß die Orackel bey der Ankunft Chriſti aufgehöret, das ſind die Orackel ſelbſt geweſen, welche von dem Stillſchweigen der Orackel, Ausſprüche gethan, und das eigene Geſtändniß der Heyden, die ohngefehr um die Zeit der Ankunft Chriſti offt geſagt, daß ſie ein Ende genommen hätten.

Wir haben die Falſchheit der vorgegebenen Orackel allbereit geſehen, wodurch ein ſtummgewordener Teufel ſelber ſagte, daß er ſtumm geworden wäre. Sie ſind entweder durch den allzugroßen Eifer der Chriſten erdichtet, oder von ihrer Leichtgläubigkeit gar zu leicht angenommen worden.

Auf folgendes hat ſich Euſebius unter andern gegründet, wenn er erweiſen will, daß die Geburt Chriſti ihnen ein Ende gemacht habe. Es iſt aus Porphyrio gezogen, und Euſebius ermangelt niemahls, ſich auf das Zeugniß dieſes Feindes der Wahrheit was rechtes zu gute zu thun.

Ich will dir, ſprach Apollo zu ſeinem Prieſter, von den Orackeln zu Delphis und Claros die Wahrheit ſagen. Vor Zeiten kamen aus dem Schooße der Erden unzehlich viele Orackelquellen und Ausdämpffungen hervor, welche gewiße göttliche Rasereyen einblieſen. Aber durch die beſtändigen Veränderungen, welche die Erde mit der Zeit leidet, hat ſie alle dieſe Quellen, Ausdünſtungen und Orackel wieder in ſich ſelbſt zurücke genommen.

Nichts iſt mehr übrig, als das Michaliſche Waßer in den Bythiniſchen Feldern, das zu Claros, und das Orackel auf dem Parnaſſo. Hieraus ſchließt Euſebius überhaupt: daß alle Orackel aufgehöret hätten.

Es iſt augenſcheinlich, daß nach dieſem Orackel, welches er ſelbſt anführet, zum wenigſten noch drey andere davon ausgenommen geweſen: Aber er bekümmert ſich nur um den Anfang, der ihm vortheilhafft war, um das übrige macht er ſich keine Sorge.

Sagt uns denn aber dieſes Orackel Porphyrii, wenn alle dieſe Orackel aufgehöret haben? Gantz und gar nicht. Euſebius will es von der Ankunft Chriſti verſtehen: Sein Eifer iſt zu loben; Aber ſeine Art Vernunft-Schlüße zu machen, iſt nicht eben die beſte. Und geſetzt, das Orackel Porphyrii hätte von den Zeiten Chriſti geredet, ſo würde doch daraus nur folgen, daß damahls dieſe Orackel aufgehöret hätten; einige andre aber doch noch übrig geblieben wären.

Vielleicht hat Euſebius geglaubet, dieſer Einwurf heiße nichts, und es wäre genug, daß die meiſten Orackel aufgehöret hätten: Aber das gehet ſo nicht an.

Wenn die Orackel durch die Teufel gegeben worden, denen die Geburt Chriſti ein Stillſchweigen auferleget hat; ſo iſt hier kein Teufel frey zu ſprechen geweſen. Geſetzt, es wäre nur ein einzig Orackel nach Chriſti Geburt geblieben: Mehr brauche ich nicht, zu erweiſen, daß ihr Stillſchweigen nicht von ſeiner Geburt herrühre. Dieß iſt mit einer von denen Fällen, wo die allergeringſte Ausnahme den allgemeinen Satz übern Hauſen ſtößt.

Vielleicht haben aber die Teufel bey der Geburt Chriſti aufgehöret, durch die Orackel zu antworten, dieſe aber ſind dennoch nicht verſtummet, weil die Prieſter es den böſen Geiſtern nachgemacht? Dieſe Vermuthung würde gantz ungegründet ſeyn. Ich werde beweiſen, daß die Orackel vierhundert Jahre nach Chriſti Geburt gedauret haben, und daß man keinen Unterſcheid unter dieſen und jenen, die vor ſeiner Geburt gegeben worden, bemercket habe.

Haben nun die Prieſter innerhalb vierhundert Jahren ſo treflich betrügen können, warum hätten ſie es nicht allezeit thun können?

Unter den heydniſchen Scribenten hat niemand mehr beygetragen zu glauben, daß ſie bey der Ankunſt Chriſti verſtummet wären, als Plutarchus. Er lebte etliche hundert Jahre nach Chriſto, und ſchrieb ein Geſpräch von Orackeln, die aufgehöret hätten. Auf der bloßen Uberſchriſt dieſes Buches haben viele Leute ihre Meynung gegründet, und alſo eine Parthey gewehlet.

Indeßen nimmt Plutarchus ausdrücklich das Lepatiſche Orackel des Trophonius, und das Delphiſche aus, woſelbſt, wie er ſagt, vor Zeiten zwey Prieſterinnen, offtmahls auch drey nöthig geweſen,

ſen, damahls aber eine einzige ſchon zulänglich war. Er geſtehet im übrigen daß die Orackel in Beotien rar wären, welches doch vormahls eine ſehr fruchtbare Mutter derſelben geweſen war.

Alles dieſes beweiſet zwar das Aufhören einiger Orackel, und die Abnahm etlicher andern: Nicht aber das gäntzliche Ende aller und jeder; welches doch nach der gemeinen Meynung unumgänglich vonnöthen wäre.

Ferner, ſo war das Delphiſche Orackel zu Zeiten Plutarchi noch nicht ſo ſehr in Verfall gerathen. Denn er ſelbſt berichtet uns in einem andern Tractate, daß der Tempel daſelbſt prächtiger wäre, als man ihn jemahls geſehen hätte, daß man einige alte Gebäude wieder hergeſtellet hätte, welche durch die Länge der Zeit baufällig geworden, und einige neue aufgeführet hätte; ja daß man ein kleines Städtgen da fände, ſo allmählig nahe bey Delphis entſtanden wäre, und welches ſeine Nahrung von hieraus zöge, wie ein kleiner Baum, der aus der Wurtzel eines größern hervor ſchießet: und daß dieſe kleine Stadt viel merckwürdiger und wichtiger geworden wäre, als ſie vor tauſend Jahren geweſen.

Aber ſelbſt in dieſem Geſpräche von Orackeln, welche aufgehöret, ſaget Demetrius aus Sicilien, einer von den redenden Perſonen, daß vor dem Anfange ſeiner Reiſen, die Orackel des Amphilochus und Mopſus in ſeinem Vaterlande, ſo ſehr als jemahls geblühet; In der Zeit aber, als er abweſend geweſen, wüſte er in der That nicht, was ihnen begegnet ſeyn könnte. Sehet ihr nun, was man in dieſem Tractate Plutarchi findet, auf welchen euch doch, wer weiß wie viel gelehrte Leute verweiſen, wenn ſie behaupten wollen, daß die Orackel zu Chriſti Zeiten aufgehöret.

Hier giebt mein Scribent vor, man habe ſich auch bey einer Stelle aus dem 2ten Buche Ciceronis, vom Wahrſagen, ſehr mercklich verſehen. Cicero ſpottet eines Orackels, welches Apollo dem Pyrrhus auf lateiniſch ſollte gegeben haben, als ihn derſelbe, wegen des Krieges wieder die Römer, um Rath gefraget. Dieſes Orackel iſt zweydeutig, ſo daß man nicht weiß, ob Pyrrhus die Römer, oder die Römer den Pyrrhus beſiegen werden.

Ajo Re Aeacida romanos vincere poſſe.

Dieſe Zweydeutigkeit entſtehet aus der Zuſammenfügung der lateiniſchen Redens-Art, und läſt ſich auf deutſch nicht geben. Dieß ſind indeſſen Ciceronis eigene Worte von dieſem Ausſpruche:

Vors Erſte, ſpricht er, hat Apollo niemahls lateiniſch geredet. Vors Andere, wiſſen die Griechen von dieſem Orackel nichts. Vors Dritte, hatte Apollo zu Zeiten des Pyrrhus ſchon aufgehöret Verſe zu machen. Endlich ob gleich die Aeacider, aus deren Geſchlechte Pyrrhus war, nicht eben die aufgeweckteſten und ſcharfſinnigſten Köpfe waren; ſo war doch die Zweydeutigkeit der Antwort, ſo groß und hand-

handgreiflich, daß Pyrrhus ſie hätte mercken müſſen. „Aber, welches das hauptſächlichſte iſt, woher kommts, daß in ſo langer Zeit kein ſolches Oracel in Delphis mehr gegeben worden; Daher es dann geſchehen, daß ſelbiges jetzo in die gröſte Verachtung gerathen?

Auf dieſe letztern Worte hat man ſich gegründet, wann man vorgegeben, daß zu Ciceronis Zeiten zu Delphis keine Antwort mehr gegeben worden. Mein Scribent ſagt, man irre ſich, und die Worte: Woher kommts, daß in ſo langer Zeit keine ſolche Oracel in Delphis mehr gegeben worden? zeigten ſattſam, Cicero habe nur von den poetiſchen Oraceln geredet; weil damahls von einer in Verſen abgefaſten Antwort die Frage war, nicht aber überhaupt von allen Oraceln.

Ich weiß nicht ob man ihm hierinnen vollkommen beypflichten könne; Denn unmittelbar fährt Cicero darauf folgendergeſtalt fort: Wenn man hier die Vertheidiger der Oracel ein wenig feſte hält, ſo antworten ſie, daß die Krafft der irrdiſchen Ausdämpfungen mit der Zeit ausgeduftet ſey. Man ſollte dencken, ſie ſprächen von einem Faße Wein, deſſen Stärcke verraucher wäre. Was vor eine Zeit kan denn eine gantz göttliche Krafft verzehren? und was kan wohl göttlicher ſeyn, als eine ſolche Ausduftung der Erden, welche in der Seele des Menſchen, die Wiſſenſchaft des Zukünftigen, und das Vermögen, ſolches in Verſen auszudrücken, mittheilet?

Mich dünckt, Cicero meynet, die gantze prophezeyhende Kraft habe aufgehöret, und er hätte ja wohl geſehen, daß dennoch allezeit ein gutes Theil davon übrig geblieben wäre, geſetzt, daß man in Delphis nur lauter proſaiſche Orackel bekommen hätte. Muß denn eine Prophezeyhung nothwendig in Verſen abgefaſſet ſeyn?

Ich glaube nicht, daß man ſo unrecht gehabt habe, dieſe Stelle vor einen Beweis des gäntzlich verſtummten Orackels zu Delphis anzuſehen. Aber man hat unrecht gehabt, wenn man vorgegeben, daß dieſes Verſtummen der Geburt Chriſti zu einem Vortheil gereiche. Das Orackel würde viel zu frühe aufgehöret haben; weil es nach dieſer Stelle lange vor Cicerone aufgehöret hätte.

Aber es iſt nicht wahr, daß die Sache ſich ſo verhalte, wie Cicero ſie hier verſtanden zu haben ſcheinet. Er ſelbſt läſt im erſten Buche vom Wahrſagen ſeinen Bruder Quintus, der die Orackel vertheidiget, folgender geſtalt reden. **Ich bleibe hierbey ſtehen, ſpricht er: Nimmermehr würde das Delphiſche Orackel ſo berühmt worden ſeyn, und nimmermehr würde es von Völckern und Königen ſo viel Opfer bekommen haben, wenn man nicht zu allen Zeiten die Wahrhafftigkeit** ſeiner Weiſſagungen erkannt hätte. Jetzo iſt es ſo berühmt nicht; Weil es nun deßwegen abgenommen hat, weil ſeine Prophezeyhungen ſo gut nicht mehr eintreffen; ſo würde es niemahls ſo ſehr berühmt geweſen ſeyn, wenn ſeine Ausſprüche niemahls überaus wohl eingetroffen hätten.

Aber was noch ſtärcker iſt, ſo hatte Cicero ſelbſt, wie Plutarchus in ſeinem Leben berichtet, in ſeiner Jugend das Oracfel zu Delphis befraget, wie er ſich in der Welt aufzuführen hätte; Und es war ihm geantwortet worden: Er ſolle lieber ſeinem eigenen Kopfe, als den gemeinen Meynungen folgen. Iſt es nicht wahr, daß Cicero das Delphiſche Oracfel um Rath gefraget, ſo muß man doch zum wenigſten daſſelbe zu Ciceronis Zeiten noch befraget haben.

Das II. Hauptſtück.

Woher es komme daß ſich die alten Scribenten, wegen der Zeit, da die Oracfel aufgehöret haben ſollen, ſo offt wiederſprechen.

WOher kommt es denn, wird man ſagen, daß Lucanus im 5ten Buche von Pharſaliſchen Kriege folgender geſtalt von dem Delphiſchen Oracfel geſchrieben: Das Delphiſche Oracfel ckel, welches ſtille geſchwiegen hat, ſint der Zeit die Groſſen ſich vor dem Zukünftigen gefürchtet, und es den Göttern verboten haben zu reden: dieſes iſt das anſehnlichſte Geſchenck des Himmels, ſo zu unſern Zeiten verlohren gegangen. Und bald hernach heißt es: Appius, welcher das künftige Verhängniß Italiens wißen wolte, hatte das Hertz, diejenige Klufft zu befragen, die ſchon ſo lange Zeit her verſtummet war, und den Dreyfuß wieder zu bewegen, der ſchon ſo lange müßig geſtanden hatte.

Woher kommts denn, daß Juvenal einmahl ſagt: **Weil das Orackel zu Delphis nicht mehr antwortet?** Woher kommts, daß man unter den Scribenten, die zu gleicher Zeit gelebet, einige findet, die da ſagen: **Das Delphiſche Orackel rede nicht mehr?** Andere hergegen, die da verſichern: **Es rede noch?** Und woher kommts endlich, daß zuweilen ein und derſelbe Scribent, ſich in dieſem Punct ſelbſt wiederſpricht?

In der That kommt dieſes daher, daß die Orackel nicht mehr in ihrem alten Ruffe waren, doch aber auch noch nicht gantz und gar ein Ende genommen hatten: Dergeſtalt waren ſie, im Abſehen auf ihren vorigen Zuſtand, faſt vor nichts zu rechnen; In der That aber hatten ſie doch noch etwas zu bedeuten.

Das iſt noch nicht genug. Es begab ſich bisweilen, daß ein Orackel eine zeitlang zu Grunde gegangen war, ſich aber mit der Zeit wieder erholte. Denn ſie waren wircklich ſehr vielfältigen Begebenheiten und Zufällen unterworfen. Man muß ſie alſo nicht vor gantz zernichtet halten, ſo bald ſie ein wenig verſtummet ſind: ſie konnten ja die Sprache wieder bekommen.

Plutarchus ſagt: Daß vor Zeiten ein Drache, der ſich auf dem Parnaß einquartiret hatte, das gantze Orackel zu Delphis wüſte gemacht habe, weil man aus Furcht vor demſelben davon geflohen wäre.

Gemeiniglich habe man geglaubet, die Einſamkeit des Orts habe den Drachen dahin gezogen: es ſey aber wahrſcheinlicher, daß der Drache daſelbſt die Einſamkeit verurſachet habe, u. ſ. w.

Hier ſiehet man augenſcheinlich, daß Plutarchus von einer ſehr entfernten Zeit redet. Dergeſtalt war das Orackel nach ſeinem Urſprunge ſchon einmahl verlaſſen geweſen, und es iſt gewiß, daß es ſich nach der Zeit wiederum unvergleichlich erholet habe.

Uber das alles hat der Tempel zu Delphis verſchiedene Schickſale ausgeſtanden. Er iſt geplündert worden von einem Räuber, der vom Phlegias abſtammete; von der Armee des Xerxes, von den Phocenſern, von dem Pyrrhus, von dem Nero, und endlich von den Chriſten, unter dem Käyſer Conſtantin.

Bey dem allen war dem Orackel nicht wohl zu

Muthe; Die Prieſter wurden entweder hingerichtet, oder zerſtreuet; Man verließ den Ort; Die heiligen Geräthe giengen verlohren: Und es koſtete viel Mühe, Koſten und Zeit, das Orackel wieder auf den alten Fuß zu ſetzen.

Es kan derowegen wohl ſeyn, daß Cicero in ſeiner Jugend das Delphiſche Orackel um Rath gefraget habe, und daß in währendem Kriege zwiſchen dem Cäſar und Pompejus, darüber die gantze Welt in Unordnung gerieth, das Orackel verſtummet ſey, wie Lucianus vorgiebt: daß endlich nach geendigtem Kriege, als Cicero ſeine philoſophiſche Bücher ſchrieb, daſſelbe wieder angefangen, ſich in vorigen Stand zu ſetzen; ſo, daß Quintus Urſache gehabt, zu ſagen, es ſey noch vorhanden; Cicero hergegen zugleich ſagen können, daß es nicht mehr im Stande wäre, weil es nehmlich ſo viel nicht damit zu bedeuten hatte.

Als Dorimachus, nach dem Bericht Polybii, die Halle des Dodoniſchen Tempels verbrannte, die heilige Stätte des Orackels von Grundaus verheerete, die Opfer und Geſchencke entweder plünderte oder verderbte: So hat ein damahliger Scribent ſagen können, das Orackel antworte nicht mehr.

Nichts deſtoweniger hätte ſich in folgenden Zeiten ein anderer finden können, der von demſelben noch einige Antwort aufgezeichnet hätte.

Das III. Hauptſtück.

Wie lange das Delphiſche Orackel ſamt einigen andern gedauret habe.

WJr können nicht beßer darthun, daß das Delphiſche Orackel zur Zeit der Geburt Chriſti, wo man von ſeinem Stillſchweigen ſo viel Weſens macht, nicht gäntzlich aufgehöret habe, ſondern nur unterbrochen geweſen ſey; als wenn man alle die verſchiedenen Gelegenheiten erwehnet, wo man nach der Zeit findet, daß es noch geantwortet habe.

Suetonius, im Leben Neronis berichtet, das Delphiſche Orackel habe denſelben gewarnet, er ſolle ſich vor dem 73ſten Jahre hüten; Und daß Nero, welcher ſich einbildete, er ſolle in dieſem Alter erſt ſterben, an den alten Galba nicht gedacht habe, der ihn in ſeinem 73ſten Jahre des Reiches beraubete. Dahero war er ſeines Glückes ſo ſicher, daß, als er in einem Schiffbruche ſehr koſtbahre Sachen verlohren hatte, er ſich gerühmet, daß ihm die Fiſche ſelbige ſchon wiederbringen würden.

Er muſte wohl von eben dem Delphiſchen Orackel, eine etwas unangenehmere Antwort bekommen haben; oder er muſte nicht zufrieden ſeyn, daß ihm ein 73-jähriges Alter beſtimmet wäre, als er den Prieſtern zu Delphis das Cireiſche Feld weg nahm, um ſelbiges den Soldaten zu geben: als er mehr als 500 ſowohl menſchliche als göttliche Bild-Säulen, die alle von Ertz gegoßen waren, aus dem Tempel weg nahm, und entweder das Orackel zu entheiligen, oder gar abzuſchaffen, ſelbſt an der Oeffnung der heiligen Höle, woraus der göttliche Geiſt dampfete, verſchiedene Menſchen erwürgen ließ.

Bey ſolchen Umſtänden iſt es nun kein Wunder, daß das Orackel nach dergleichen Schickſalen bis auf die Zeiten Domitiani verſtummet, ſo, daß Juvenalis gar wohl ſagen können, daß ſelbiges nicht mehr antworte.

Indeßen muß es doch von den Zeiten Neronis bis auf den Käyſer Domitian nicht gantz ſtumm geweſen ſeyn: Denn ſo redet Philoſtratus in dem Leben Apollonii Thylanei davon, der noch Domitianum geſehen hat.

Apollonius beſuchte alle Orackel in Griechenland, ſowohl das Dodoniſche und Delphiſche, als das Orackel des Amphiaraus ꝛc. Sonſt redet er auch folgendermaſſen davon: Ihr könnt den Delphiſchen Apollo beſuchen, der wegen der Orackel, die er mitten in Griechenland giebt, ſo berühmt iſt. Er antwortet allen, die ihn um Rath fragen, ſo wie ihr ſelbſt wohl wiſſt, in wenigen Worten, und begleitet ſeine Antworten mit keinen Wunderwercken, ob es ihm gleich ſehr leicht wäre, den Parnaß bebend zu machen, den Lauf des Cephiſus zu hemmen, oder das Waßer der Caſtalis in Wein zu verwandeln. Er ſagt euch nur die lautere Wahrheit, und macht kein großes Gepränge mit ſeiner Gewalt.

Es iſt ſehr luſtig, daß Philoſtratus ſeinen Apollo groß machen will, weil er kein ſonderlicher Wunderthäter war. Es könnte auch in dieſer Stelle gar leicht einiges Gifft wider die Chriſten verborgen ſeyn.

Wir haben vorhin geſehen, wie dieſes Oracel noch zur Zeit Plutarchi, der unter Trajano lebte, im Flore geweſen, ob es ſich gleich mit einer einzigen Prieſterin behelfen konnte, deren es vormahls zwey oder drey gehabt hatte.

Unter dem Käyſer Hadrian, ſagt Dio Chryſoſtomus, daß er das Delphiſche Oracel gefraget, aber eine Antwort bekommen habe, die ihm ſehr verwirrt vorgekommen; und die es auch in der That iſt.

Unter den beyden Antoninis, ſagt Lucianus, daß ein Prieſter Thyanas, den falſchen Propheten Alexander gefraget habe; ob die damahligen Oracel zu Didimus, Clares und Delphis wahrhafte Oracel Apollinis, oder bloße Betrügereyen wären? Alexander ſchonete der Oracel, mit denen es ſo bewandt war, als mit den Seinigen, und antwortete dem Prieſter, es wäre nicht erlaubt, ſolches zu wiſſen. Als aber dieſer geſchickte Prieſter fragte, was er nach ſeinem Tode werden würde? Antworwortete man ihm kühnlich: Du wirſt erſt ein Hammel, hernach ein Pferd, hernach ein Philoſoph, und endlich ein eben ſo groſſer Prophet werden, als Alexander iſt.

Nach den Antoninis ſtritten drey Käyſer um das Reich, Severus Septimus, Peſcennius Niger, und Clodius Albinus. **Man befragte das Delphiſche Orackel, ſchreibet Spartianus, um zu wiſſen, welchen von dieſen dreyen die Republic ſich wünſchen ſollte? Und das Orackel antwortet in einem Verſe: Der Schwartze iſt der beſte. Der Africaner iſt gut, und der Weißeſte iſt der ärgſte.** Durch den Schwartzen, verſtund man den Peſcennius Niger, durch den Africaner, den Severus, der aus Africa war, und durch den Weißen, den Clodius Albinus. Man fragte ferner, **wer denn Käyſer bleiben würde?** und bekam zur Antwort: **Man wird das Blut des Weißen und Schwartzen vergießen, der Africaner wird die Welt regieren.**

Man fragte ferner, **wie lange derſelbe regieren würde?** und die Antwort hieß: **Er wird das Italieniſche Meer mit 20 Schiffen beſeegeln; wo indeſſen nur ein Schiff über die See fahren kan.** Dadurch verſtund man nun Severus würde 20. Jahre regieren. Es iſt wahr, daß das Orackel ſich eine dunckle Bedingung vorbehielte, womit es ſich im Fall der Noth aushelfen konnte: Aber auch zu der Zeit da das

Delphiſche Oracke im gröſten Flor war, wurden nicht beßere Antworten gegeben.

Indeſſen findet man daß Clemens von Alexandria, in ſeiner Ermahnung an die Heyden, entweder unter der Regierung Severi, oder doch ungefehr um dieſe Zeit ausdrücklich ſagt, daß die Caſtalis, die dem Delphiſchen Orackel zugehörete, ſamt der Colophoniſchen Quelle, und allen prophetiſchen Brunnen, doch endlich, ob wohl ſehr langſam, ihre fabelhaften Kräffte verlohren hätten.

Vielleicht ſind zu dieſer Zeit die Orackel in eben dergleichen Stillſchweigen verfallen, darein ſie ſonſt von Zeit zu Zeit zu gerathen pflegten.

Vielleicht, aber wollte auch Clemens Alexandrinus, wegen ihres groſſen Verfalls lieber ſagen, daß ſie gantz und gar nicht mehr vorhanden wären.

Bey dem allen iſt doch gewiß, daß unter Conſtantini Vater, Conſtantio, und in der Jugend Conſtantini, Delphis noch nicht gantz zu Grunde gegangen geweſen, weil Euſebius im Leben Conſtantini demſelben ſagen läſt: Es gienge damahls das Gerüchte, Apollo hätte nicht durch den Mund einer Prieſterin, ſondern aus der Tieſe ſeiner Höle die Antwort gegeben: Die gerechten Menſchen, ſo auf dem Erdboden wohneten, hätten Schuld daran, daß er nicht mehr die Wahrheit ſagen könnte. Das iſt in Wahrheit ein luſtiges Geſtändniß. Ja, was noch mehr iſt: Das Delphiſche Orackel muſte damahls wohl ſehr elend daran ſeyn, weil man ſo gar die Unkoſten, eine Prieſterin zu halten, eingezogen hatte.

Unter Conſtantino bekam es einen erſchröcklichen Stoß, als welcher entweder befahl, oder doch zuließ, Delphis zu plündern.

Damahls, ſchreibt Euſebius im Leben Conſtantini, brachte man vor die Augen des Volckes, auf denen Märckten zu Conſtantinopel, alle die Schnitz-Bilder, welche der Irrthum der Menſchen ſo lange verehret und angebetet hatte. Hier ward der Pythiſche, dort der Sininthiſche Apollo, bald der Dreyfuß im Kampfplatze, bald die Heliconiſchen Muſen im Pallaſte, der Verſpottung aller Welt dargeſtellet.

Indeſſen erhohlte ſich das Delphiſche Orackel noch einmahl. Der Käyſer Julianus ließ daſſelbe wegen des Perſiſchen Feldzuges, um Rath fragen, den er vorhatte. Hat aber daſſelbe noch länger gewähret, ſo können wir zum wenigſten ſeine Hiſtorie nicht weiter hinaus fortſetzen. In Büchern findet man gar nichts mehr davon: Aber in der That ſcheinet es wohl, daß es in dieſer Zeit aufgehöret habe, und daß es ſeine letzte Worte an den Käyſer Julian gerichtet, der ſo eifrig vor das Heydenthum war.

Ich kans nicht begreifen, wie ſolche groſſe Männer Auguſtum an die Stelle Juliani haben ſetzen, und kühnlich behaupten können, das Orackel zu Delphis habe mit der Antwort, von dem hebräiſchen Knäblein, ſo es Auguſto gegeben, ein Ende genommen.

Einige neuere Scribenten, welche dieſes Orackel eines merckwürdigen Endes werth geſchätzet, haben ihm dergeſtalt ein ſolches machen wollen. Sie haben im Sozomeno und Theodoreto geleſen, daß unter Juliano das Feuer den Tempel ergriffen, der in einer Vorſtadt zu Antiochia, mit Nahmen Daphne, gelegen war; ohne daß man den Urheber, oder die Urſache dieſes Brandes entdecken können, und daß die Heyden ihn auf die Chriſten geſchoben, die Chriſten hingegen, ihn einem, von der Hand Gottes dahin gerichteten Wetterſtrahle zugeſchrieben haben. In der That ſagt Theodoretus, daß der Donner eingeſchlagen habe; aber Sozomenus gedenckt nichts davon. Die neuern nun haben ſich belieben laſſen, dieſe Begebenheit auf den Delphiſchen Tempel zu ziehen, der doch ſehr weit davon entfernet war, und geſagt, der Blitz habe ihn aus gerechter Rache Gottes, mitten in einem groſſen Erdbeben verwüſtet. Dieſes Erdbeben, deſſen weder Sozomenus noch Theodoretus, auch nicht einmahl bey dem Brande zu Daphne Meldung thut, iſt nur dem Donnerwetter Geſellſchaft zu leiſten, und die Begebenheit deſto anſehnlicher zu machen, darzu gedichtet worden.

Das wäre eine verdrießliche Sache, wenn man die Dauer aller Orackel nach Chriſti Geburt ausführlich erzehlen wollte. Es mag genug ſeyn, wenn ich anzeige, zu welcher Zeit man die letzten Antworten einiger der vornehmſten aufgezeichnet findet. Man erinnere ſich nur allezeit, man wolle damit nicht behaupten, als wenn ſie eben damahls zum letzten mahl geantwortet hätten, wenn die Scribenten uns zum letzten mahl berichten, daß ſie noch geantwortet.

Dio, der ſeine Hiſtorie im 8ten Jahre Alexandri Severi, das iſt 230 Jahr nach Chriſti Geburt endiget, berichtet, daß zu ſeiner Zeit Amphilochus noch im Schlafe geantwortet habe. Er lehret uns auch, daß in der Stadt Apollonia ein Orackel geweſen, wo das künftige ſich durch die Art der Entzündung des Weyhrauchs auf dem Altare entdeckt. Bey dieſem Orackel war es nicht erlaubt, vom Tode, oder vom Heyrathen Fragen zu thun. Dieſe ſeltſamen Einſchrenckungen waren zuweilen auf die beſondern Hiſtorien der Gottheit gegründet, die etwan in ihrem Leben, vor gewiſſen Dingen einen Abſcheu zu tragen, Urſache gehabt hatten. Ja ich glaube auch, daß ſie von gewiſſen ſchlechten Erfüllungen ſeiner Antwort, über gewiße Dinge den Urſprung haben können.

Unter Aureliano, gegen das Jahr Chriſti 272, wie Zoſimus berichtet, befragten die aufrühriſchen Palmyrenier das Orackel des Sarpedoniſchen Apollo in Cilicien. Sie befragten auch die Aphacitiſche Venus, deren Geſtalt ſo ſonderbar war, daß ſie wohl verdient, hier angemercket zu werden.

Aphaca iſt ein Ort zwiſchen Heliopel und Bible. Bey dem Tempel der Venus iſt eine See, einer Ciſterne nicht unähnlich. Bey gewißen Verſammlungen, die man daſelbſt zu beſtimmter Zeit hält, ſiehet man in dieſer Gegend ein Kugel- oder lampenförmiges Feuer, und dieſes Feuer, ſagt Zoſimus, hat man bis auf unſre Zeiten geſehen; das iſt, bis gegen das vierhunderte Jahr nach Chriſti Geburt. In den See wirſt man die Geſchencke vor die Göttin; gleichviel, was es vor welche ſeyn mögen. Nimmet ſie dieſelben an, ſo gehen ſie zu Grunde; Verwirſt ſie dieſelben, ſo ſchwimmen ſie, und wenn ſie gleich von Silber oder Gold wären. Das Jahr vor dem Untergange der Palmyrenier, giengen ihre Geſchencke zu Grunde, aber im folgenden ſchwamm alles oben.

Licinius, welcher willens war, den Krieg wieder Conſtantinum zu erneuern, befragte das Orackel des Didimiſchen Apollo, und bekam zwey Verſe, aus dem Homero, zur Antwort. Dieſes Inhalts: **Unglücklicher Greiß! es ſchickt ſich nicht vor dich, wieder junge Leute zu ſtreiten, du haſt keine Kräfte mehr, und dein Alter beſchweret dich.**

Ein ziemlich unbekannter Gott, mit Nahmen Peſa, gab noch zu Abida, am Ende des Thebiſchen Gebiethes, unter der Regierung Conſtantii, auf geſchriebenen Zetteln ſeine Antworten. Denn man ſchickte dieſem Käyſer diejenigen Zettel, die man in dem Tempel des Peſa gefunden hatte; Worauf er ſehr ſcharfe Unterſuchungen zu machen anfieng, viele gefangen legte, viele verwieß, viele auch aufs allergrauſamſte martern ließ. Durch ſolche Zettel nehmlich, befragte man die Gottheit, wegen der Schickſale des Reichs, oder über die Dauer der Regierung Conſtantii, oder auch von dem Erfolg einer böſen Abſicht, die man wieder ihn gefaßet hatte.

Endlich redet Macrobius, der zu Zeiten Arcadii und Honorii, der Söhne des Theodoſii gelebet, von dem Gotte zu Heliopel, in Syrien, und ſeinem Orackel, wie auch von den Antiſchen Fortunen, in ſolchen Redens-Arten, welche ausdrücklich zu verſtehen geben, daß dieſes alles zu ſeiner Zeit noch vorhanden geweſen.

Man bemercke hier, daß es uns nichts daran gelegen ſey, ob alle dieſe Hiſtorien wahr ſeyn, oder ob dieſe Orackel in der That die Antworten gegeben, ſo man ihnen zueignet. Man hat die falſchen Antworten doch nur ſolchen Orackeln zueignen können, von welchen man wuſte, daß ſie noch würcklich beſtünden; und die Hiſtorien ſo vieler Scribenten von denſelben, beweiſen zum wenigſten, man habe nicht geglaubt, daß dieſelben aufgehöret hätten.

Das IV. Hauptſtück.

Daß alle Orackel überhaupt aufgehöret, als das Heydenthum ein Ende genommen.

Ueberhaupt haben die Orackel nicht eher aufgehöret, als mit dem Heydenthume, und das

Heydenthum nahm nicht gleich bey der Ankunſt Chriſti ein Ende. Conſtantinus riß wenige Tempel nieder, ja er unterſtund ſich nicht einmahl dieſelben anders zu verwüſten, als unter dem Vorwande, gewiſſer Laſter, die daſelbſt vorgiengen.

Dergeſtalt ließ er den Tempel der Venus zu Aphaca zerſtöhren, wie Zoſimus berichtet: Jngleichen den Tempel Eſculapii zu Eges in Cilicien, wie Euſebius im Leben Conſtantini meldet: an welchen beyden Orten Orackel gegeben wurden. Er verbot aber, denen Göttern zu opfern, wie Theodoretus ſchreibet, und fieng durch dieſen Befehl an, die Tempel unnütze zu machen.

Man findet Edicta von Conſtantio und Juliano, der damahls noch Cäſar war, wodurch faſt alle Wahrſagerey bey Lebensſtrafe verboten wurde; Und zwar nicht nur die Aſtrologie, das Traumdeuten und Zaubern, ſondern auch die Auguria und Aruſpicia, oder das Vogelgeſchrey und Vogelfliegen; welches dann der heydniſchen Religion einen groſſen Stoß gab. Es iſt wahr, daß die Käyſer einen beſondern Vortheil gehabt, alle Wahrſagereyen zu verbieten, weil man nichts anders that, als daß man ſich um ihre Schickſale, und ſonderlich um ihre künftige Nachfolger bekümmerte; Ja, mancher empörte ſich, und ſtrebte nach dem Regimente, weil ihm etwa ein Wahrſager geſchmeichelt hatte.

Wir haben geſehen, daß noch viele Orackel übrig geweſen, als Julianus Käyſer worden, aber von denen verwüſteten ſuchte er, ſo viele als er konnte, wieder in Schwang zu bringen.

Das in der Vorſtadt zu Daphne, z. E. war von Adriano zerſtöhret worden, welcher nach dem Bericht des Sozomeni, da er noch eine Privatperſon war, und ein Blatt in den Caſtaliſchen Brunnen getauchet hatte, (denn hier war ſowohl als zu Delphis dergleichen zu finden) auf dieſem Blatte, ſo bald er es heraus zog, die gantze Hiſtorie geſchrieben fand, von allem, was ihm noch begegnen ſollte, und folglich eine Erinnerung bekam, nach dem Reiche zu ſtreben. Als er nun Käyſer war, beſorgte er, das Orackel möchte etwa einem andern eben den Anſchlag geben, und ließ in dieſen heiligen Brunnen eine große Menge Steine werfen, womit er denſelben verſtopfete. Dieſes war ein ſehr undanckbares Verfahren; Aber Julianus öfnete den Brunnen wieder, wie Amianus Marcellus ſchreibet, ließ die rings umher verſcharreten Cörper wieder ausgraben, und reinigte den Ort auf eben dieſelbe Art, wie vormahls die Athenienſer die Inſul Delos gereiniget hatten.

Julianus gieng noch weiter. Er wollte ſelbſt der Prophet des Didymiſchen Orackels ſeyn. Dieſes war ein Mittel, die in Verachtung gerathene Wahrſagerey wieder in Anſehen zu bringen. Er war hoher Prieſter zu Rom, weil er Käyſer war, aber die Käyſer pflegten ſich dieſer prieſterlichen Würde nicht ſonderlich zu bedienen. Ihn anlangend, ſo griff er das Werck viel ernſtlicher an, und wir ſehen aus einem ſeiner Briefe, die uns aufbehalten worden, daß er, als hoher Prieſter, einem heydniſchen Pfaffen verbothen, einige Prieſterliche Verrichtung vorzunehmen. Der Brief, welchen er an den Arſaces, Ober-Prieſter in Galatien ſchrieb, lehret uns, auf was vor eine Art er es angeſtellet, das Heydenthum wieder in Schwang zu bringen. Gleich anfangs wünſcht er ſich Glück, wegen der großen Wirckungen, die ſein Eifer nach ſich gezogen. Er urtheilte, das beſte Geheimnis, das Heydenthum wieder herzuſtellen, wäre die Einführung der Chriſtlichen Tugenden, der Liebe gegen die Fremden, der Sorgfalt in Begrabung der Todten, und der Heiligkeit des Lebens, welche, wie er ſpricht, die Chriſten ſo wohl von außen an ſich nehmen können. Er verlanget ferner, daß dieſer Ober-Prieſter, entweder durch Vernunft, oder durch Drohungen, die Prieſter in Galatia nöthigen ſolle, ordentlich zu leben, ſich der Schauſpiele und Trinckhäuſer zu enthalten, alle niederträchtige und ſchändliche Bedienungen zu meiden, ſich mit ihrer gantzen Familie auf den Gottesdienſt zu legen, und über die Galileer ein wachſames Auge zu haben, um ihrer Gottloſigkeit und Entheiligung zu ſteuren. Er mercket an, daß es ſchimpflich ſey, wenn die Juden und Galileer nicht nur ihre eigenen, ſondern auch die heydniſchen Armen ernähreten; die Heyden hergegen die ihrigen verließen, und ſich nicht mehr erinnerten, daß die Gaſtfreyheit und Freygebigkeit, Tugenden wären, ſo ſie angiengen: Denn Homerus ſchreibt: **Mein Gaſt, wenn gleich ein ſchlechterer Menſch zu mir käme, ſo wär es mir doch nicht erlaubt, denſelben nicht aufzunehmen. Sowohl die Armen, als die Fremden, kommen von Seiten Jupiters her. Ich gebe wenig, aber mit freudigem Hertzen.** Endlich ſagt er, was vor Austheilungen auf ſeine Verordnung unter den Armen in Galatia jährlich geſchehen ſollten, und befiehlet dieſem Ober-Prieſter, in jeder Stadt viele Hoſpitäler zu bauen, wo nicht nur die Heyden, ſondern auch die übrigen aufgenommen werden ſollten. Er will nicht, daß der Ober-Prieſter die Stadthalter oft beſuchen, ſondern nur an ſie ſchreiben ſolle; und daß die Prieſter vor ihnen hergehen ſollen, nicht wenn ſie in die Städte einziehen, ſondern bloß wenn ſie in die Tempel kommen, ja er will endlich, daß man ſie anders nicht, als in dem Vorhofe empfangen ſolle.

Bey dieſer Gelegenheit verbietet er auch den Stadthaltern, Soldaten vor ſich hergehen zu laſſen, weil ſie nehmlich alsdann nur Privatperſonen ſeyn: aber er erlaubt den Soldaten, ihnen nachzufolgen, wenn ſie ſolches thun wollen.

Durch dieſe Sorgfalt und Nachahmung des Chriſtenthums, würde ohne Zweifel Julianus den Verfall des Heydenthums in etwas verzögert haben, wenn er länger gelebet hätte: Aber GOtt ließ ihm nicht einmahl zwey vollſtändige Jahre den Thron beſitzen.

Jovianus, der ihm nachfolgete, legte ſich mit Eifer auf die Zerſtöhrung des Heydenthums, aber weil er nur ſieben Monath regieret, ſo hat er keinen ſonderlichen Fortgang ſpüren können.

Valens, der im Oriente regierte, erlaubte einem jeden diejenigen Götter anzubeten, die er wollte, und ließ ſich die Erhaltung der Arianiſchen Lehre mehr angelegen ſeyn, als die rechtgläubige Kirche.

Theodoretus berichtet auch, daß man unter ſeiner Regierung öffentlich geopfert, und die geopferten Thiere auf öffentlichen Gaſtmahlen verzehret habe. Diejenigen, ſo zu den Geheimnüſſen des Bacchi geweyhet waren, feyerten ſeine Feſte ohne Scheu. Sie lieſen mit ihren Schilden herum, verſtümmelten die Hunde, und begiengen alle die Ausſchweifungen, ſo ihre Andacht von ihnen erforderte.

Valentinian, ſein Bruder, der im Occidente herrſchete, war noch eifriger vor die Ehre des Chriſtenthums: Indeſſen war ſeine Aufführung nicht ſo ſtandhaft, als ſie wohl hätte ſeyn ſollen. Er hatte ein Geſetz gegeben, werdurch aller nächtlicher Gottesdienſt verbothen war. Prätextatus, ein Stadthalter in Griechenland, ſtellte ihm vor, daß man durch die Abſchaffung der Ceremonien, daran ſich die Griechen ſehr gewöhnet hatten, ihnen das Leben gantz ſauer machen würde. Valentinian ließ ſich bewegen, und erlaubte, daß man ohne ſich an ſein Geſetz zu kehren, die alten Gewohnheiten noch ferner beybehalten möchte.

Es iſt wahr, daß wir dieſe Geſchicht dem Zoſimus, einem heydniſchen Scribenten, zu dancken haben, und man könnte wohl ſagen, er hätte dieſelbe erdichtet, uns zu überreden, daß die Käyſer noch was aus dem Heydenthume gemacht. Man kan aber auch darauf antworten, daß Zoſimus, nach den damahligen Umſtänden, ſeiner Religion viel eher geneigt geweſen seyn würde, über dasjenige Unrecht zu klagen, welches man ihr noch nicht gethan, als ſich einer Gnade zu rühmen, die man derſelben doch nicht erwieſen hätte.

Gewiß iſt es, daß man von Rom und andern Italiäniſchen Städten gewiſſe Uberſchriften hat, daraus ſattſam erhellet, wie unter Valentinians Regierung vornehme Standes-Perſonen die Taurobolia und Criobolia, das iſt: gewiße Opfer verrichtet, wo theils Ochſen-Blut, theils Bocks-Blut geſprenget wurde. Aus der groſſen Anzahl dieſer Aufſchriften, erhellet auch, daß zu Zeiten Valentinians, und der zwey nachfolgenden Käyſer dieſes Nahmens, dieſe Ceremonie ſehr im Schwange geweſen. Wie nun dieſelbe eine der ſeltſamſten und ſonderbarſten im gantzen Heydenthume war, ſo glaube ich, es werde niemanden zu wieder ſeyn, dieſelbe kennen zu lernen. Prudentius, der ſie vielleicht mag geſehen haben, beſchreibt uns dieſelbe nach der Länge.

Man grub einen ziemlich tieſen Graben, in welchen derjenige, dem zu gefallen die Ceremonie geſchehen ſollte, mit gewiſſen heiligen Binden um das

Haupt, mit einer Crone auf demſelben, kurtz: mit der gantzen Geheimniß-vollen Kleidung und Geräthe hinunter ſtieg. Man legte auf den Graben einen höltzernen, überall durchlöcherten Deckel, über denſelben führte man einen mit Blumen gekrönten Ochſen, dem man die Stirn und die Hörner mit kleinen Goldblechen gezieret hatte. Man erwürgte denſelben mit einem heiligen Meßer: ſein Blut lief durch die Löcher, in die Grube, und derjenige, ſo darinnen war, fieng daſſelbe mit voller Ehrerbietung auf. Er hielte ſeine Stirne, ſeine Backen, ſeine Arme, ſeine Schultern, kurtz, alle Theile ſeines Cörpers demſelben dar, und bemühete ſich keinen Tropfen vorbey fallen zu laßen. Endlich kam er gantz abſcheulich hervorgekrochen, gantz voller Blut, die Haare, Bart und Kleider gantz eckelhaft anzuſehen: Aber zugleich war er auch von allen ſeinen Sünden gereiniget, und zur Ewigkeit wiedergebohren. Denn aus den Aufſchriften erhellet ausdrücklich, daß dieſes Opfer vor diejenigen, ſo es empfiengen, eine geiſtliche und ewige Wiedergeburt geweſen.

Alle zwanzig Jahre muſte man es wiederhohlen, ſonſt verlohr es diejenige Kraft, die ſich in alle Ewigkeiten erſtreckte. Die Weiber empfiengen dieſe Wiedergeburt ſo wohl als die Männer; Man nahme dazu wen man wollte, und welches noch merckwürdiger iſt, gantze Städte ließen ſich durch ihre Abgeordnete wiedergebähren. Bisweilen verrichtete man dies Opfer vor die Wohlfahrt der Käyſer. Die Provinzen erwieſen ihnen ihre Hochachtung, indem ſie einen Kerl abſchickten, der ſich in ihren Nahmen, mit Ochſen-Blut beſudeln ließ, um dem Käyſer dadurch ein langes und glückliches Leben zu wege zu bringen. Dieſes alles iſt aus den Aufſchriften unleugbar.

Nun kommen wir auf Theodoſium und ſeine Söhne, bey dem gäntzlichen Verfalle des Heydenthums. Theodoſius machte in Egypten den Anfang, und ließ alle Tempel daſelbſt zuſchlieſſen, nachmahls gieng er ſo weit, daß er gar den Tempel des Serapis, als den berühmteſten in gantz Egypten zerſtöhren ließ. Nach der Erzehlung des Strabo, war nichts luſtigers in der gantzen heydniſchen Religion, als die Wallfahrten, die man zum Serapis anſtellete. Um die Zeit gewiſſer Feſt-Tage, ſpricht er, kan man ſich die Menge der Leute nicht einbilden, die von Alexandria auf einem Canal nach Canope, wo dieſer Tempel iſt, abſchiffen. Tag und Nacht ſieht man lauter Schiffe voller Männer und Weiber, die mit aller erſinnlichen Freyheit ſingen und tantzen. Zu Canope giebt es auf dem Canal eine unzehlige Menge Gaſthäuſer, welche dieſe Fremdlinge beherbergen, und ihre Luſtbarkeiten befördern.

Der Sophiſt Eunapius, ein Heyde, ſcheint dieſen Tempel des Serapis ſehr zu bedauren, und beſchreibt uns den unglücklichen Untergang deßelben mit ziemlicher Galle, er ſagt: daß Leute, die doch niemahls vom Kriege was gehöret, ſich doch wieder die Steine dieſes Tempels tapfer genug befunden hätten; abſonderlich aber wieder die reichen Opfer, womit er angefüllet war. Man habe an dieſe heilige Oerter gewiſſe Mönche geſetzet, recht ruchloſe und unnütze Leute, die, wenn ſie nur einen ſchwartzen und ſchmutzigen Habit hatten, ſich eine tyranniſche Gewalt über die Gemüther des Volcks anmaßten. Dieſe Mönche nun, gaben, an ſtatt der Götter, die man durch das Licht der Vernunft erkennen könnte, die Köpfe der Verbrecher anzubeten, die man um ihrer Laſter halber geſtrafet, und zu dem Ende eingeſaltzen hatte, damit ſie nicht verfaulen möchten. Dergeſtalt geht dieſer Gottloſe mit den Mönchen und Reliquien um; Und die Freyheit muſte zu der Zeit, da man ſolche Dinge von der Religion der Kayſer ſchrieb, wohl noch ſehr groß ſeyn.

Ruffinus ermangelt nicht, uns zu berichten, daß man den Tempel des Serapis gantz voller verborgenen Gänge, und anderer Maſchinen gefunden, die zur Betrügerey der Prieſter gedienet hatten. Unter andern lehret er uns, daß an der Morgenſeite des Tempels ein kleines Fenſter geweſen, wodurch an einem gewiſſen Tage ein Sonnenſtrahl auf den Mund des Serapis gefallen. Zu derſelben Zeit brachte man ein Bild der Sonnen, welches von Eiſen war, dazu, welches ſich gegen den Serapis erhob, weil es von einem Magnet, der in der Decke verborgen war, angezogen wurde. Alsdann ſagte man, die Sonne begrüße dieſen Gott:

Wenn aber das eiſerne Bildniß wieder herabfiel und der Strahl ſich von dem Munde des Serapis verlohr, ſo hatte die Sonne ihm ſattſame Ehrerbietung erzeiget, und gieng wieder an ihre Geſchäffte.

Nachdem Theodoſius den rebelliſchen Eugen geſchlagen hatte, gieng er nach Rom, wo noch der gantze Rath heydniſch war. Der groſſe Vorwand der Heyden war, daß ſich Rom ſeit 1200 Jahren bey ſeinen Göttern ſehr wohl befunden, und allerley Gutes von ihnen genoſſen hätte. Der Käyſer hielte eine Rede an den Rath, und ermahnete ihn das Chriſtenthum anzunehmen. Aber man erwiederte allezeit, daß man aus der Gewohnheit und langen Erfahrung, das Heydenthum als eine ſehr gute Religion befunden hätte: Hingegen könnte man nicht wiſſen, was aus der Annehmung des Chriſtenthums noch erfolgen möchte.

Dieſes war die Theologie des Römiſchen Raths. Als nun Theodoſius ſahe, daß er bey den guten Leuten nichts ausrichtete: ſo erkläret er ihnen, daß die Schatzkammer durch die Ausgaben zu den Opfern gar zu ſehr beſchweret wäre, und wie er dieß Geld zu Bezahlung ſeiner Soldaten nöthig hätte. Es half nichts, daß man ſagte: Die Opfer wären nicht rechtmäßig, wenn ſie nicht auf gemeine Koſten geſchähen: Er fragte nichts darnach. So hörten denn die Opfer und alten Ceremonien auf; und Zoſimus vergißt nicht zu bemermercken, daß von der Zeit an alles Unglück über die Römiſche Republick häufig ausgebrochen ſey.

Derſelbe Autor erzehlte, daß auf eben dieſer Reiſe Theodoſii nach Rom, die Gemahlin Stilicons Serena, in den Tempel Cybelens gehen wollen, um derſelben zu trotzen; und daß ſie kein Bedencken getragen ſich mit einen ſchönen Halsbande zu putzen, welches die Göttin trug. Eine alte Veſtaliſche Jungfer verwieß ihr dieſe Gottloſigkeit ſehr heftig, und verfolgete ſie mit tauſend Flüchen bis außer den Tempel. Und von der Zeit an, ſagt Zoſimus, hatte die arme Serena ſowohl bey Tage als bey Nacht eine Erſcheinung, die ihr den Tod androhete.

Das Heydenthum lag in den letzten Zügen, als Symmachus ſich bemühete von den Käyſern Valentiniano, Theodoſio und Arcadio, die Wiederherſtellung der Veſtaliſchen Stifftungs-Privilegien und des Altars, ſo dem Siege im Capitol gewiedmet war, zu erlangen. Aber alle Welt weiß, wie muthig ſich Ambroſius demſelben wiederſetzet hat.

Indeßen erhellet ſelbſt aus dieſen berühmten Streit-Schrifften, daß Rom dazumahl noch ſehr Heydniſch ausgeſehen, denn der heilige Ambroſius fragt den Symmachus, ob es nicht gnug wäre, daß die Heyden die öffentlichen Plätze, Börſen und Bäder mit ihren Bildern angefüllet hätten, und ob auch noch das Altar des Sieges im Capitol ſtehen müſte, welches derjenige Ort der Stadt wäre, wo ſich die meiſten Chriſten verſammleten; damit ja, ſchreibt er, die Chriſten mit groſſem Verdruſſe den Rauch der Opfer in die Augen, die Muſic in die Ohren, die Aſche in den Hals, und den Geſtanck in die Naſe bekommen möchten?

Allein ſo gar damahls, als Rom unter Honorio von Alarich belagert wurde, war es noch voller Götzenbilder. Zoſimus ſagt: Daß, wie alles dazumahl zum Untergange dieſer unglücklichen Stadt übereinſtimmte, man nicht nur den Göttern ihren Schmuck genommen, ſondern auch einige davon, die nehmlich von Gold und Silber waren, geſchmoltzen habe: Und weil unter dieſer Anzahl auch die Tugend oder Stärcke geweſen; ſo hätte auch dieſelbe nach der Zeit die Römer gäntzlich verlaſſen. Zoſimus trug auch keinen Zweifel, daß nicht dieſer ſchöne Einfall, die wahrhafte Urſache der Eroberung Roms in ſich enthalten hätte.

Wer weiß, ob man folgende Geſchichte auf guten Glauben von dieſem Scribenten annehmen kan. Honorius verbot denen, die nicht Chriſten waren, mit einem Degen bey Hofe zu erſcheinen, oder das geringſte Commando zu führen. Generid, ein Heyde, ja gar ein Barbar, aber ein ſehr wackerer Mann, der die Pannoniſchen und die Dalmatiſchen Trouppen unter ſich hatte, kam nicht mehr vor den Käyſer, legte den Degen ab, und verrichtete ſein Amt nicht mehr. Als ihn nun Honorius einmahl fragte: Warum er nicht mehr bey Hofe erſchiene, wenn die Reyhe an ihn käme, wie er doch verbunden wäre? Antwortete er: Es wäre ein Geſetz gegeben, wodurch ihm der Degen und das Commando genommen werden. Der Käyſer erwiederte, dieſes Geſetz, gienge ſolche Leute, als er wäre, nicht an. Aber Generid antwortete: Er könnte einen ſolchen Unterſcheid nicht annehmen, wodurch er von allen, die doch einerley Gottesdienſt mit ihm hätten, unterſchieden würde. In der That trat er auch ſein Amt nicht eher wieder an, bis der Käyſer durch die Nothwendigkeit gezwungen, ſein Geſetz ſelbſt wiederruffen hatte. Wenn dieſe Hiſtorie wahr iſt, ſo iſt leicht zu ſchlieſſen, daß Honorius zum Untergange des Heydenthums nicht viel beygetragen habe.

Endlich aber ward aller heydniſche Gottesdienſt durch eine Verordnung des Käyſers Valentiniani des III. und Marciani im Jahr Chriſti 451 bey Lebensſtrafe verboten. Dieſes war der letzte Stoß, den man dieſer falſchen Religion hätte geben können. Indeßen findet man doch daß dieſelben Käyſer, die ſo eifrig waren, das Chriſtenthum zu befördern, doch nicht unterlaßen, einige, und zwar ziemliche grobe Uberbleibſel des Heydenthums beyzubehalten. Sie nahmen z. E. den Titel eines Oberprieſters noch an, und das hieß ſo viel, als der Oberſte unter allen Wahrſagern und Zeichendeutern, ja auch gantzer Geſellſchaften heydniſcher Pfaſſen und Häupter des alten Römiſchen Aberglaubens.

Zoſimus giebt vor, daß ſelbſt der groſſe Conſtantin, ingleichen Valentinian und Valens von den heydniſchen Prieſtern den Titel und die Kleidung der Hohenprieſter-Würde ſehr gerne angenommen, welche man ihnen nach Gewohnheit zu überbringen pflegte, ſo bald ſie zur Krone gekommen waren. Gratian hergegen ſoll den prieſterlichen Schmuck verworfen haben, und als man denſelben den Pfaffen zurück brachte, habe der Vornehmſte geantwortet: Si princeps non vult appellari pontifex, admodum brevi pontifex, Maximus fiet. Hierin ſteckt eine Zweydeutigkeit, die ſich nicht deutſch geben läſſet, und gründet ſich darauf, daß Maximus ſich damahls wieder den Gratian empöret, und ihm das Reich nehmen wollte.

Aber ein viel unverwerflicher Zeugniß, als des Zoſimi ſeines, legen die Aufſchriften an Tag. Man ſiehet daſelbſt den Titel eines Oberprieſters, der den Chriſtlichen Käyſern ſo gar im ſechſten Jahrhundert, und alſo 200 Jahre nachdem die Chriſtliche Religion den Thron beſtiegen, gegeben worden. Der Käyſer Juſtinus z. E. führt unter andern Beywörtern, in der Aufſchrift, die er zu Juſtinopel in Iſtrien, einer Stadt, die er erbauet, und nach ſeinem Nahmen genennet hatte, aufrichten ließ, auch den Titel eines Oberſten Prieſters.

Einer unter den Göttern einer falſchen Religion zu ſeyn, das iſt ohne Zweifel noch viel ärger, als ihr Hoherprieſter zu ſeyn.

Das Heydenthum hatte die Römiſchen Käyſer zu Göttern gemacht; und warum das nicht? War doch die Stadt Rom eine Göttin geworden. Die Käyſer Theodoſius und Arcadius leiden es, ob ſie gleich Chriſten ſind, daß Symmachus, dieſer groſſe Verfechter des Heydenthums, ſie **Eure Gottheit** nennete, welches er ja nicht anders als nach Gewohnheit, und im Verſtande der Heyden ſagen konnte. Und wir ſehen Aufſchriften, zu Ehren Arcadii und Honorii, welche ſo lauten: **Ein Ihrer Gottheit und Majeſtät ergebener.**

Aber die Chriſtlichen Käyſer nahmen dieſe Titel nicht nur von andern an, ſie ſelbſt nenneten ſich damit. In den Verordnungen Theodoſii, Valentiniani, Honorii, und Anaſtaſii, ſieht man faſt nichts anders. Bald nennen ſie ihre Befehle **himmliſche Verordnungen**, bald **göttliche Orackel**, bald ſagen ſie ausdrücklich: **Der glückliche Feldzug unſerer Gottheit.** u.ſ.w. Man könnte ſagen, dieſes wäre nur der Cantzley-Stylus geweſen: Aber dies war ein ſehr ſchlimmer Stylus, der unter den Heyden lächerlich, und im Chriſtenthume gar gottloß zu nennen war. Iſt es aber nicht ſeltſam, daß ſolche Thorheiten zu gemeinen und üblichen Redens-Arten werden, deren man nicht mehr entbehren kan?

Die rechte Wahrheit iſt, daß die Schmeicheley der Unterthanen gegen ihre Herren, und die natürliche Ruhm-Begierde der Printzen, den Gebrauch

brauch dieſer Ausdruckungen länger, als billig war, beybehalten haben. Ich geſtehe es, daß man ſich beydes in dem höchſten Grad vorſtellen muß: Aber dieſe zwey ſind auch unerſättlich. Man giebt einem Menſchen im Ernſte den Nahmen eines Gottes; das iſt faſt nicht zu begreifen: doch das iſt nichts. Eben derſelbe nimmt es ſo wohl auf, daß er endlich gewohnt wird ſich ſelbſt ſo zu nennen, und gleichwohl hat er einen geſunden Begriff von dem was GOtt iſt. Man reime mir doch dieſes auf eine ſolche Art zuſammen, dadurch die Ehre des menſchlichen Geſchlechts gerettet werde.

Was den Titel des Hohenprieſters betrifft, ſo war er nicht ſo vornehm, daß ihn die Chriſtlichen Käyſer lange hätten zu erhalten geſucht. Vielleicht dachten ſie, er würde ihnen behülflich ſeyn, die übrigen Heyden in der Ehrfurcht zu erhalten. Vielleicht wäre es auch ihnen nicht zuwieder geweſen, wenn ſie ſich vermittelſt einer Zweydeutigkeit zu Häuptern der Chriſtlichen Religion hätten aufwerfen können. In der That ſieht man einige Gelegenheiten, wo ſie ziemlich herrſchſüchtig verfuhren, und einige haben geſchrieben, die Käyſer hätten dieſen Titel in Anſehung der Päbſte abgeleget, welche vermuthlich ſchon den Mißbrauch deßelben befürchteten.

Doch es war nicht ſo erſtaunens-würdig, dieſe Ueberbleibſel des Heydenthums eine Weile unter den Chriſten zu ſehen, als das allerſeltſamſte, unmenſchlichſte, und der Vernunſt ſowohl als dem gemeinen Beſten der Menſchen, am meiſten zuwiederlaufende Zeug aus dem Heydenthume zu allerletzt ein Ende nehmen zu ſehen: Ich verſtehe hier das Menſchen-Opſer. Dieſe Religion war entſetzlich bunt: ſie hatte ſehr luſtige, auch ſehr traurige Sachen an ſich. Hier gehet das Frauenzimmer und opſert aus Andacht, dem erſten dem beſten ihre Gefälligkeiten auf; und dort ermordet man aus Andacht die Menſchen auf den Altären. Dieſe verdammliche Opſer findet man bey allen Nationen. Die Griechen verrichteten ſie ſo wohl als die Scythen, nur nicht ſo oſt: und die Römer, die doch in einem Friedens-Schluße von den Carthaginenſern geſordert hatten, daß ſie nicht mehr nach Gewohnheit ihrer Vorſahren, der Phönicier, ihre Kinder dem Saturn opſern ſollten, dieſe Römer, ſage ich, ſelbſt, pflegten doch jährlich dem Latialiſchen Jupiter einen Menſchen zu opſern. Euſebius führet den Porphyrium an, der ſolches als eine Sache erzehlet, die noch zu ſeiner Zeit im Schwange gieng. Lactantius und Prudentius, einer im Anfange, der andere am Ende des vierten Jahrhunderts, bezeugen uns eben das, ein jeder von der Zeit darinnen er gelebt. Dieſe abſcheuliche Ceremonien nun, daureten eben ſo lange als die Orackel, darinnen zum höchſten nichts anders, als Thorheit und Leichtgläubigkeit zu finden war.

Das V. Hauptſtück.

Daß die Orackel würden aufgehöret haben, wenn gleich das Heydenthum nicht abgeſchaffet wäre.

DEr Fall des Heydenthums hat nothwendig auch den Untergang der Orackel nach ſich ziehen müſſen, als es durch das Chriſtenthum ausgerottet wurde. Ja es iſt gewiß, daß die Chriſtliche Religion, auch ehe ſie noch zur Herrſchaft gelanget, den Orackeln einen harten Stoß gegeben; weil die Chriſten ſich bemüheten, den Pöbel klug zu machen, und die Betrügerey derſelben zu entdecken. Allein auch ohne des Chriſtenthums Hülffe würden die Orackel aus andern Urſachen abgenommen haben, und endlich gar in Verfall gerathen ſeyn.

Man fieng ſchon an zu mercken, daß ſie aus der Art ſchlugen, als ſie nicht mehr in Verſen antworteten. Plutarchus hat ein eigen Buch davon geſchrieben, und die Urſachen unterſuchet, woher ſolches käme, darinnen er nach Art der Griechen alles zuſammen ſtoppelt, was man wahres und falſches davon ſagen kan.

Gleich anfangs ſoll es daher kommen, weil die Gottheit, ſo die Prieſterin treibet, ſich nach ihrer Fähigkeit richtet, und ſie keine Verſe machen läſſet, wenn ſie nicht von Natur dazu geſchickt iſt. Die Wiſſenſchafft künſtiger Dinge kommt von dem Apollo her: aber die Art des Ausdruckes von der Prieſterin. Der Spielmann hat nicht Schuld, wenn er die Leyer nicht zur Pfeife brauchen kan: Er muß ſich nach dem Inſtrumente richten. Geſetzt, Pythia gäbe ihre Antwort ſchrifftlich, würde man denn wohl ſagen: ſie käme nicht vom Apollo, wenn ſie nicht eine ſchöne Hand geſchrieben hätte? Die Seele der Prieſterin, wenn ſie ſich mit dem Apollo vereiniget, iſt wie ein jung Mädgen, das noch nicht Beſcheid weiß: und wie ſollte ſie denn gleich Verſe machen können?

Warum redeten aber die alten Prieſterinnen durchgehends in Verſen? Waren denn das nicht auch jungfräuliche Seelen, die ſich mit dem Apollo vereinigten? Hierauf antwortet Plutarchus erſtlich, daß die alten Prieſterinnen auch zuweilen proſaiſch geantwortet. Hernach ſetzt er hinzu, daß vorzeiten jedermann ein gebohrner Poet geweſen. So bald dieſe Leute ein wenig getruncken hatten, ſagte er, ſo machten ſie Verſe. Kaum hatten ſie ein hübſch Mädgen geſehen, gleich floſſen ihnen die Verſe ohne Aufhören. Alle ihre Thöne waren von Natur lauter Lieder. Daher war nichts angenehmer, als ihre Gaſtmahle und ihre Buhlſchafften. Jetzo hat ſich dieſer poetiſche Geiſt den Menſchen entzogen. Man liebt zwar noch eben ſo brünſtig als vorzeiten; man ſchwatzet und plaudert auch genug dabey: aber es iſt lauter proſaiſche Liebe. Die gantze Geſellſchafft des Socrates und Plato, welcher letztere doch ſo viel von der Liebe redete, hat niemahls Verſe machen können. Alle dieſe Einwürfe kommen mir viel zu falſch und zu poſſirlich vor, als daß ich ernſtlich darauf antworten ſollte.

Plutarchus giebt noch einen andern Grund an, der nicht ſo gar falſch iſt. Vor Alters, ſagt er, ſchrieb man weder von der Religion, noch von der Sitten-Lehre, noch von der Natur, oder Stern-Wiſſenſchafft anders, als in Verſen. Orpheus und Heſiodus, die als Poeten bekannt genug ſind, waren auch Philoſophen. Parmenides, Xenophanes, Empedocles, Eudoxus und Thales, die als Weltweiſe berühmt geweſen, waren zugleich Poeten. Es iſt ſehr wunderlich, daß die ungebundene Rede erſt nach der gebundenen aufgekommen, und daß man nicht darauf gefallen, ſo gleich in der natürlichſten Sprache zu ſchreiben. Es iſt aber ſo wahrſcheinlich als was von der Welt, daß, wie man damahls in der Abſicht zu lehren, ſchrieb, man deswegen eine abgemeſſene Rede gebraucht, damit ſie deſto leichter könnte auswendig gelernet werden. So gar die Geſetze und die Lebens-Regeln waren in Verſen abgefaſſet. Dergeſtalt hat nun die Poeſie einen weit ernſthafftern Urſprung als man insgemein glaubt, und die Muſen haben viel von ihrer alten Gravität fahren laſſen. Wer ſollte es glauben, daß der Codex natürlicher Weiſe in Verſen, und des

Fontaine Fabeln in Proſa ſeyn müßten? Daher ſagt Plutarchus: muſten denn wohl vorzeiten die Oracel auch in Verſen abgefaſſet werden, weil man alle wichtige Sachen darinnen vortrug. Apollo wollte ſich hierinnen nach der Mode richten; als hernach die Proſa aufkam, machte ers auch ſo mit.

Ich glaube zwar, daß man anfangs die Oracel deswegen in Verſen gegeben, ſowohl damit ſie leichter zu behalten ſeyn möchten, als auch ſich der Gewohnheit zu bequemen, welche die ungebundene Rede zu den gemeinſten Geſprächen verdammet hatte. Aber die Verſe wurden aus der Hiſtorie und Philoſophie nachmahls verbannet, weil ſie dieſelben ohne Noth verwirreten: Und dieſes geſchahe ohngefehr unter der Regierung des Cyrus. Thales, der dazumahl lebte, war der letzte poetiſche Philoſoph: Und Apollo hörete nicht eher auf in Verſen zu reden, als kurtz vor dem Pyrrhus, wie Cicero berichtet; das iſt etwa 230 Jahr hernach. Daraus erhellet, daß man die Verſe zu Delphis ſo lange als es möglich geweſen, beybehalten: weil man erkannt hatte, daß ſie ſich zu dem Anſehen der Oracel ſo wohl ſchickten: daß man ſich aber dennoch endlich genöthiget geſehen, ſchlechterdings auf die Proſa zu gerathen.

Plutarchus ſchertzt ohne Zweifel, wenn er vorgiebt, die Oracel hätten deswegen proſaiſch geantwortet, weil man mehr Deutlichkeit von ihnen

nen forderte, und die Geheimnisvolle Schwülſtigkeit der Verſe überdrüßig war. Es mögens nun aber entweder die Götter ſelbſt, oder die Prieſter geweſen ſeyn, welche die Antworten gaben; ſo möchte ich doch gerne wiſſen, wer ſie hätte nöthigen können, deutlicher zu reden?

Er giebt mit vieler Wahrſcheinlichkeit vor, die poetiſchen Antworten wären in üblen Ruff gekommen, weil gewiſſe Landſtreicher dieſelbe gemißbrauchet hätten, die das gemeine Volck offt auf den Creutzwegen und Märckten um Rath gefraget. Die Prieſter der Tempel wollten mit ihnen nichts gemein haben, weil ſie viel edlere und ernſthaftere Marcktſchreyer waren als jene; Welcher Umſtand gewiß in dieſem Handwerck einen groſſen Unterſcheid machet. Endlich entſchließt ſich Plutarchus uns die wahrhafte Urſache zu ſagen. Vor Zeiten, heißt es, zog man den Gott zu Delphis nur in den wichtigſten Angelegenheiten zu Rathe, nehmlich von Kriegen, von Erbauung der Städte, von dem Beſten der Regenten und der Wohlfahrt der Republicken. Jetzo hergegen, ſetzet er hinzu, kommen Privatperſonen, und fragen das Orackel, ob ſie ſich verheyrathen ſollen; ob ſie einen Sclaven kaufen, oder im Handel glücklich ſeyn werden? Schicken aber gantze Städte dahin, ſo wollen ſie wißen, ob ihre Ländereyen fruchtbar ſeyn, oder ihre Viehzuche gedeyen werde? Dergleichen Fragen ſind nicht werth daß man in Verſen darauf antwortet: Und wenn ſich Apollo die Mühe nähme, ſeine Poeſie dabey zu verſchwenden; ſo müſte er denen Sophiſten ähnlich ſeyn, die mit ihrer Gelehrſamkeit überall prahleten, wo ſie doch gar nichts zu thun hätte.

Folgendes hat in der That ſehr viel zum Untergange der Oracfel beygetragen. Die Römer wurden Herren von gantz Griechenland, und allen Reichen die von Alexanders Nachfolgern geſtiftet waren. So bald nun die Griechen unter Römiſcher Botmäßigkeit waren, daraus ſie nicht zu entkommen dachten, ſo höreten alle die vorigen Uneinigkeiten auf, dadurch es bis dahin unaufhörlich war zerrüttet worden: Weil die beſondern Vortheile ſo vieler kleinen Staaten daraus es beſtund, ſehr durch einander liefen. Dieſe allgemeine Oberherren beruhigten alles; und die Sclaverey brachte den Frieden zuwege. Mich dünckt die Griechen ſind niemahls ſo glücklich geweſen, als ſie damahls geworden. Sie lebten in einer völligen Ruhe, und beſtändigen Muße. Sie brachten ihre Zeit auf den Ubungs-Plätzen, Schaubühnen und in ihren philoſophiſchen Schulen zu. Sie hatten Spiele, Comödien, gelehrte Streitigkeiten und Reden die Menge. Was brauchten ſie nach ihrer Neigung ſonſt mehr? Dieſes alles gab den Oracfeln nicht viel Materien an die Hand, und man ſahe ſich eben nicht genöthiget, dem Apollo oft Ungelegenheit zu machen. Es war alſo ſehr natürlich, daß die Prieſter ſich nicht mehr die Mühe gaben noch ferner in Verſen zu antworten; indem ſie ſahen, daß ihr Handwerck lange ſo einträglich nicht mehr war, als vorhin. Haben aber die Römer durch den in Griechenland eingeführten Frieden den Orackeln viel geſchadet: ſo ſchadeten ſie ihnen dadurch noch mehr, daß ſie ſo wenig daraus machten. Auf dieſe Thorheit waren ſie nicht verfallen. Sie legten ſich nur auf ihre Sybilliniſchen Bücher, und auf die Hetruriſchen Weißagungs-Künſte, das iſt: Auf den Vogelflug und das Vogelgeſchrey. Die Meynungen und Glaubenspuncte eines Volckes ſo über andere herrſchete, breitete ſich leicht bey andern Völckern aus, und es iſt kein Wunder, daß die Orackel, ſo von griechiſcher Erfindung waren, auch das Schickſal Griechenlandes erfahren; das iſt: mit Griechenland gewachſen und geblühet, aber auch mit Griechenland ihren erſten Glantz verlohren haben.

Indeßen muß man geſtehen, daß es auch in Italien Orackel gegeben habe. Tiberius begab ſich, nach Suetonii Bericht, zum Orackel Gerions ohnweit Padua. Daſelbſt war ein gewißer Brunnen Apons, welcher die Stummen redend machte, und alle Arten von Kranckheiten heilete, wenn man Claudiano Glauben beymeſſen will. Suetonius ſetzet noch hinzu, Tiberius habe alle Orackel, zu nechſt um Rom, zu Grunde richten wollen; Wäre aber durch das Wunderwerck, ſo ſich mit einer präneſtiſchen Antwort zugetragen, davon abgehalten worden. Dieſe war in einer wohlverſchloßenen und verſiegelten Kiſte, darinnen er ſie von Präneſte nach Rom hatte bringen laſſen, nicht angetroffen worden, ward aber wieder darinnen gefunden, als man dieſelbe Kiſte wiederum nach Präneſte zurück gebracht hatte.

Zu dieſen Präneſtiſchen Weißagungen, und denen die zu Antium waren, muß noch der Tempel Herculis der zu Tybur war, gerechnet werden.

Der jüngere Plinius beſchreibt das Orackel Clitomni, der Gottheit eines Flußes in Umbrien folgender geſtalt: Der Tempel iſt alt und in großem Anſehen. Clitomnus iſt daſelbſt befindlich, und zwar in Römiſcher Kleidung. Die Weiſſagungen erweiſen die Gegenwart und Macht dieſer Gottheit. Rings umher giebt es viel kleine Capellen, darunter etliche ihre eigene Quellen und Brunnen haben; Denn Clitomnus iſt gleichſam der Vater vieler andern kleinern Flüße, die ſich mit ihm vereinigen. Eine Brücke ſondert den heiligen Theil ſeines Waßers von dem Unheiligen ab. Uber dieſer Brücke darf man nur in Schiffchen fahren, unter derſelben aber iſt es erlaubt ſich zu baden. Ich glaube feſt, es ſey ſonſt kein anderer Fluß, als eben dieſer bekannt, der jemahls geweiſſaget habe; weil dieſes ſonſt wieder ihre Gewohnheit läuft.

Aber ſo gar in Rom ſelbſt gab es Orackel. Eſculapius antwortete ja in ſeinem Tempel auf der Tyber-Inſel. Man hat zu Rom ein Stück von einer Marmor-Tafel gefunden, darauf die Hiſtorien von drey Wunderwercken Eſculapii, auf griechiſch aufgezeichnet geſtanden. Folgendes iſt das vornehmſte, ſo wie ich es von Wort zu Wort, von dieſer Aufſchrifft überſetzet habe. Zu derſelben Zeit antwortete es einem Blinden, mit Nahmen Cajus, und befahl ihm zum heiligen Altar zu gehen, nieder zu knien und anzubeten. Hernach ſollte er von der rechten zur lincken Seiten gehen, die fünf Finger auf den Altar legen, und endlich ſeine Hand auf die Augen thun. Hierauf wurde der Blinde ſehend. Das Volck war Zeuge davon, und gab viel Freuden-Bezeigungen von ſich, weil ſolche groſſe Wunder unter unſerm Käyſer Antoninus geſchehen waren.

Die zwey andern Curen ſind nicht ſo wunderbar als dieſe. Die eine Kranckheit war nur ein Seitenſtechen, und die andere ein Blutfluß geweſen.

ſen. Zwar beyde ſehr gefährlich, aber die Gottheit hatte ihren Krancken Recepte vorgeſchrieben; dem einen Ficht-Aepfel mit Honig, und dem andern Wein, mit gewiſſer Aſche vermiſcht; welche Mittel ein Ungläubiger leicht gar vor kräftige Artzeney-Mittel halten könnte.

Dieſe Aufſchrifften waren zwar griechiſch; nichts deſtoweniger aber zu Rom gemacht. Die Züge der Buchſtaben, und die Rechtſchreibung ſchienen von keinem griechiſchen Meiſter hergekommen zu ſeyn. Ja, ob es gleich wahr iſt, daß die Römer lateiniſche Aufſchrifften zu machen pflegten, ſo unterließen ſie es doch nicht zuweilen auch griechiſche zu machen, wenn ſie eine beſondere Urſache dazu hatten. Weil nun Eſculapius ein griechiſcher Gott war, den man in der groſſen Peſt, davon die Hiſtorie bekannt iſt, nach Rom hatte bringen laßen, ſo iſt es ſehr wahrſcheinlich, man werde ſich in ſeinem Tempel nur der griechiſchen Sprache bedienet haben.

Eben das zeigt uns auch, daß das Orackel Eſculapii keinen Römiſchen Urſprung gehabt, und ich glaube, wenn man ſich die Mühe geben wollte, die Sache zu unterſuchen, ſo würde man finden, daß faſt alle Italieniſche Orackel, griechiſcher Abkunſt geweſen.

Dem ſey aber wie ihm wolle, die kleine Anzahl der Orackel in Italien und ſelbſt in Rom, macht nur eine ſehr geringe Ausnahme von demjenigen, was vorhin behauptet werden. Eſculapius war nur ein Mediciniſcher Gott, und hatte mit Regierungs-Sachen nichts zu thun. Konnte er gleich die Blinden ſehend machen, ſo würde ihm doch der Rath nicht in der geringſten Sache getrauet haben. Unter den Römern konnten Privatperſonen zwar an die Orackel glauben, wenn ſie wollten; aber der Staat machte ſich nichts daraus. Die Sybillen und Eingeweyde der Thiere regierten daſelbſt alles, und unzehlige Gottheiten geriethen in Verachtung, als man ſahe, daß die Herren der Welt ihnen nicht die Ehre thaten, ſie warum zu befragen.

Das VI. Hauptſtück.

Eine andere beſondere Urſache, warum die Orackel in Verfall gerathen.

Hier ereignet ſich eine Schwierigkeit, die ich nicht verhelen will. Zu Zeiten des Königes Pyrrhus, war es mit dem Apollo dahin gekommen, daß er in ungebundener Rede antwortete; das heißt: Die Orackel geriethen in Verfall. Indeſſen wurden die Römer erſt lange nach dem Pyrrhus Meiſter von Griechenland; und von dem Pyrrhus, bis zu der Römiſchen

Oberherrſchafft in Griechenland, gab es eben ſo viel innerliche Kriege und Unruhen in dieſem Lande, als jemahls, und folglich eben ſo viel wichtige Veranlaßungen nach Delphis zu gehen. Dieſes iſt ſehr wahr, aber zur Zeit Alexanders und kurtz vor dem Pyrrhus gab es in Griechenland große Secten von Weltweiſen, als Cynicker, Peripateticker und Epicureer, welche mit den Orackeln ihr Geſpötte trieben. Sonderlich beluſtigten ſich die Epicureer über die elenden Verſe ſo aus Delphis kamen; Offt ſtießen ſie ſo gar wieder die Regeln des Sylben-Maaßes an, und dieſe ſpöttiſchen Philoſophen nahmen es ſehr übel, daß Apollo, als ein Gott der Poeſie von dem Homerus unendliche mahl übertroffen wurde, der doch nur ein bloßer, und von dem Apollo ſelbſt begeiſterter Menſch geweſen.

Es half nichts, wann man hierauf antwortete: Selbſt die ſchlechten Verſe zeigten zur Gnüge, daß ſie von einer Gottheit herkommen müßten, die ſich aus einer edlen Großmuth, nicht ſo genau an die Regeln binden, oder die Schönheit der Schreib-Art beobachten wollte. Die Philoſophen ließen ſich damit nicht abfertigen, und erzehlten nur, dieſe Antwort lächerlich zu machen, das Exempel jenes Mahlers, bey welchem man das Gemählde eines Pferdes, ſo ſich auf der Erden wälzete, beſtellet hatte. Er machte ein

Pferd, aber in vollem Gallopp laufend; und als man ihm ſagte: Man hätte gantz ein anders von ihm gefordert, ſo kehrte er das Bild um, und ſagte: Sehet ihr nicht, wie ſich das Pferd auf dem Rücken wältzet. Alſo verſpotteten die Weltweiſen diejenigen, ſo durch einen Vernunft-Schluß der ſich umkehren ließ, allezeit ſchloſſen, die Verſe kämen von einer Gottheit her, ſie mochten nun gut oder ſchlecht gerathen ſeyn.

Die Prieſter zu Delphis ſahen ſich nun, durch dergleichen luſtige Einfälle aller der Leute, genöthiget, ſich mit der Poeſie zufrieden zu geben, zum wenigſten, wenn was von dem Dreyfuße ausgeſprochen wurde. Denn ſonſt gab es Poeten in ihrem Tempel, die bey guter Muße dasjenige in Verſe brachten, was die göttliche Begeiſterung der Pythia nur proſaiſch eingegeben hatte. Iſt das nicht poßirlich, daß man mit dem Orackel, ſo, wie es aus dem göttlichen Munde gegangen, nicht zufrieden war? Aber vielleicht hätten ſich die Leute, ſo von ferne kamen, geſchämet, mit einer Antwort, die nur proſaiſch abgefaßet wäre, wieder nach zu kommen. Wie man nun den Gebrauch der Verſe, ſo viel als möglich war, beyzubehalten ſuchte, ſo ſchämeten ſich die Götter nicht, zu weilen etliche Verſe Homeri zu brauchen, die gewiß viel beßer waren als ihre eigene. Man findet viel

Exempel davon, aber ſo wohl dieſe entlehnte Verſe, als die beſoldeten Poeten in Tempeln, müßen vor ſo viel Beweisthümer gelten, daß die alte natürliche Poeſie der Oracel in ſehr üblen Ruf müße gekommen ſeyn.

Dieſe große philoſophiſche Secten, die den Oracfeln zu wieder waren, werden ihnen wohl einen mercklichern Schaden geſtifftet haben, als daß ſie dieſelben, nur proſaiſch zu antworten, genöthiget. Es iſt nicht möglich, daß ſie nicht unzehlichen vernünſtigen Leuten ſollten die Augen geöfnet haben. Selbſt dem Pöbel werden ſie die Sache etwas zweifelhaffter gemachet haben, als ſie ihm vorher geweſen war. Als die Oracfel in der Welt aufkamen, war zu allem Glücke die Philoſophie noch nicht zum Vorſchein gekommen.

Das VII. Hauptſtück.

Die letztern beſondern Urſachen, warum die Oracfel in Verfall gerathen.

Die Betrügerey der Oracfel war gar zu groß, daß ſie nicht endlich, durch tauſend verſchiedene Begebenheiten, ſollte entdeckt worden ſeyn. Ich glaube, man hat anfänglich die Oracfel ſehr begierig und mit Freuden aufgenomnommen. Denn nichts war bequemer, als allezeit die Götter bey der Hand zu haben, welche bereit waren, auf alles, was einige Unruhe oder Neugierigkeit erweckte, zu antworten. Ich begreife es auch gar wohl, daß man ſich dieſer Bequemlichkeit nicht ohne einigen Verdruß werde begeben haben, und daß die Orackel ihrer Beſchaffenheit nach in dem Heydenthume gar wohl unaufhörlich hätten fortgeſetzet werden können. Aber endlich mußte man aus ſo vielen Erfahrungen nothwendig klüger werden; die Prieſter trugen ſehr viel darzu bey, durch die äußerſte Verwegenheit, wodurch ſie ſich ihres falſchen Propheten-Amtes mißbraucheten. Sie glaubten endlich, die Sache ſtünde auf ſo gutem Fuße, daß man keiner Behutſamkeit mehr nöthig hätte. Ich rede hier nicht von den luſtigen Antworten, ſo ſie bisweilen zum Schertze gaben. Zum Exempel: Einem Menſchen, der das Orackel fragte, was er machen müſte, um reich zu werden? gaben ſie zur Antwort: **Er dürfte nur alle die Ländereyen beſitzen, die zwiſchen Sicyonien und Corinthus gelegen wären.** Nach dem Bericht Athenei kurtzweilte man auch zuweilen mit den Göttern. Polemon, ſchlief im Tempel Eſculapii, um von ihm ein Mittel wieder die Gicht zu lernen: Der Gott erſchiene ihm, und ſagte: **Er müßte ſich enthalten kaltes zu trincken.**

Polemon gab zur Antwort: **Was würdeſt du denn ſagen, guter Freund, wenn du ein Rind zu heilen hätteſt?** Aber dieſes waren nur die Artigkeiten der Prieſter, die ſich zuweilen luſtig machten, und mit welchen man ſich auch zuweilen ergötzete.

Das hauptſächlichſte war bey dem allen wohl dieſes, daß die Götter niemahls ermangelten, ſich in die ſchönen Weiber zu verlieben. Man muſte ſie gantze Nächte in den Tempeln zubringen laſſen, nachdem ſie von ihren Männern ſelbſt aufs prächtigſte geputzet und geſchmücket, und mit herrlichen Geſchencken, zu einiger Vergeltung vor die Mühwaltung des Gottes, verſehen waren. In der That ſchloß man zwar die Tempel vor den Augen aller Welt zu: aber wer verſicherte die Männer vor unterirrdiſchen Gängen?

Was mich anlanget, kan ich es ſchwerlich begreifen, daß dergleichen Dinge auch nur ein einziges mahl hätten geſchehen können. Indeſſen verſichert uns Herodotus, daß in dem achten und letzten Stockwercke des prächtigen Thurms an dem Tempel Bels zu Babylon, ein herrliches Bett geweſen, darinn alle Nacht eine von dem Gott erwehlte Frau hätte ſchlafſen müßen. Zu Theben, in Egypten, geſchahe ſte eben das, und wenn die Prieſterin des Orackels zu Patara in Lycien weiſſagen ſollte, mußte ſie vorher gantz allein eine Nacht in dem Tempel ſchlafen, wohin Apollo ſie zu begeiſtern kam. Alles dieſes hatte man in den dickſten Finſterniſſen des Heydenthums getrieben, zu einer Zeit, da die heydniſchen Ceremonien keinen Wiederſpruch zu beſorgen hatten. Aber vor den Augen der Chriſten unterließ gleichwohl der Alexandriniſche Saturnus nicht, des Nachts allezeit ein Frauenzimmer in ſeinen Tempel kommen zu laſſen, welches er durch den Mund ſeines Prieſters Tyrannus, dazu ernennen ließ. Viele Weiber hatten dieſe Ehre mit großem Reſpect angenommen: Und ſie beklagten ſich über den Saturnus gar nicht; ob er gleich der älteſte Gott war, und am wenigſten von der Galanterie hielte. Endlich fand ſich eine, die auch im Tempel geſchlafen, und die Betrachtung bey ſich angeſtellet hatte, daß eben nichts übermenſchliches mit ihr vorgegangen wäre, worzu nicht auch der Prieſter Tyrannus ſelbſt vermögend genug geweſen ſeyn ſollte. Sie gab ihrem Manne davon Nachricht, der dem Tyrannus darüber einen Proceß an den Hals warf. Der Unglückliche geſtunde alles, und GOtt weiß, was das vor ein Aergerniß in Alexandria gegeben!

Die Laſter der Prieſter, ihr Uebermuth, verſchiedene Begebenheiten, die ihre Betrügereyen ans Licht gebracht, die Dunckelheit, Ungewißheit und Falſchheit ihrer Antworten, u. a. m. würden alſo die Orackel endlich in übeln Ruff gebracht, und gantz und gar zu Grunde gerichtet haben; wenn gleich das Heydenthum nicht ein Ende genommen hätte. Allein, zu dem allen ſind noch andere Urſachen gekommen: Anfänglich große Secten griechiſcher Philoſophen, die mit den Orackeln ihr Geſpötte getrieben; Hernach die Römer, ſo ſich derſelben nicht bedienet; Endlich die Chriſten, welche ſie gar verabſcheuet und mit dem Heydenthume gantz abgeſchaffet haben.

Anhang
zu der
Hiſtorie von Orackeln
des
Herrn von Fontenelle.

* * *

BEy einer ſo ſonderbaren Meynung, als die der berühmte Verfaſſer dieſer Hiſtorie von den Orackeln der Heyden behauptet, konnte man leicht dencken, daß es ihm, es ſey nun über kurtz oder lang, nicht an Wiederſachern fehlen würde. Es gieng auch gantz natürlich zu, daß ein ſolcher Gegner vielmehr aus der Päbſtiſchen als Evangeliſchen Kirche entſtehen muſte. Herr von Fontenelle lebt in der erſten: er iſt aber zugleich ein ſinnreicher Kopf, ein ſehr gelehrter Mann; ja was noch mehr iſt, ein Philoſoph. Wie es nun nicht möglich iſt, daß Leute dieſer Gattung dem gemeinen Aberglauben und den Vorurtheilen ihrer Secten folgen können: Alſo hatte ſichs ins beſondere unſer Verfaſſer, und zwar in eben dieſem Tractate, gar zu deutlich mercken laſſen, daß er nicht gar zu gut catholiſch wäre. Die Römiſche Kirche iſt in unzehlichen Stücken der alten Heydniſchen ſo ähnlich als was von der Welt. Die Menge der Abgötter erſetzt ſie durch ihre Heiligen: die Ceremonien, Feſte, Faſten, Weyhungen, Rauchwercke, Tempel und Gepränge; kurtz alles was ſinnlich iſt, iſt beyden gemein. Sogar die Opfer ſind hier täglich durch ein ſogenanntes unblutiges Opfer der Meßprieſter erſetzt. Und was endlich jene durch die Oracle in ihre Religion wunderbares gebracht hatten; Das iſt hier durch die beſtändigen Wunderwercke ihrer Heiligen vollkommen nachgeahmet.

In keiner Kirche iſt es Leuten, ſo nicht das Glück haben Geiſtliche zu ſeyn, weniger erlaubt, ihre Gedancken von Religions-Sachen zu ſagen, als in der Römiſchen. Selbſt die Gottesgelehrten unter ihnen müſſen fein bey der geſchlagenen Bahn bleiben, und ſich alle Luſt zu Neuerungen vergehen laſſen. Was die Kirche glaubet, das muß ein jedes Mitglied derſelben auch glauben und ſich ja nicht die gottloſe Luſt ankommen laſſen, es nur ein wenig in Zweifel zu ziehen. Ich wollte es keinem rathen, von Abſchaffung einer einzigen Ceremonie, eines Roſenkrantzes, Feſttages, Weyhwaſſers oder halbigten Heiligen ein Wort zu ſagen. Gleichwohl lachen die geſcheideſten unter ihnen, über dieſe und und dergleichen heilige Thorheiten. Alle haben nicht die Gabe ſolches nur innerlich zu thun; welches ihnen endlich niemand verwehren kan: Mündlich und ſchrifftlich aber darf es ſo plump heraus nicht geſchehen. Kluge Köpfe wiſſen indeſſen ſchon Mittel und Wege, ſolches auf eine verſteckte Art zu thun; und Herr Fontenelle hat den glücklichen Einfall gehabt, die meiſten Künſte der römiſchgeſinnten Geiſtlichkeit, unter dem Bilde der Heydniſchen, zum Gelächter zu machen.

Es iſt bekannt, wie derſelbe ſolches allbereits durch einen zu dem Ende erdichteten Brief, der im Jahr 1684 aus Neu-Batavia nach Europa geſchrieben ſeyn ſollen, ins Werck gerichtet. Er beſchreibet uns darinn den Zuſtand der gantzen chriſtlichen Kirche, nach ihrem erſten Urſprunge aus dem Jüdenthume, ältern und neuern Zuſtande, unter dem Bilde eines barbariſchen Königreiches, deſſen beſondere Regimentsform, und wichtige Staatsänderungen er uns erzehlet. Die wahre Abſicht iſt dabey, den heutigen Europäiſchen Zuſtand des Chriſtenthums und die Glaubens-Trennungen der neuern Zeiten, allegoriſch vorzuſtellen. Solches hat er nun auf eine ſo ſinnreiche Art vollführet: und ſeine eigene Gedancken von dem abergläubiſchen Weſen der römiſchen Kirche, ſo deutlich an den Tag geleget, daß ich mich nicht enthalten kan, dieſen Brief, der ohnedem zu dieſer Materie gehöret, ſo wie ich denſelben ſchon bey anderer Gelegenheit überſetzet habe, hier einzurücken. So lautet er:

Auszug eines Briefes aus Batavia in Oſtindien, wie ſelbiger, in einem Schreiben des Herrn von Fontenelle, an den Herrn Basnage in Rotterdam, befindlich geweſen.

Sie wiſſen, mein Herr, daß in der benachbarten Inſel Borneo nur die Weiber zur Krone kommen können. Die Einwohner derſelben wollen durchaus Regenten haben, die wahrhafftig aus Königlichem Geblüte entſproſſen ſind; und haben dabey eine ſo üble Meynung von der ehelichen Treue des Frauenzimmers, daß ſie allezeit eine Königin haben müſſen; als welcher ihre Kinder unwiedersprechlich zugehören. Ja mehrerer Sicherheit halber müſſen die Großen des Reiches allezeit zugegen ſeyn, wenn dieſelben entbunden werden.

Vor einigen Jahren ſtarb die Königin Myſeo und ihre Princeßin Mreo folgte ihr nach; ward auch in allen ihren Landſchafften ohne Schwierigkeit angenommen. Der Anfang ihrer Regierung gefiel ihren Unterthanen noch ſo ziemlich: Aber die Neuerungen ſo ſie allmählich einführte, machten das Volck mißvergnügt. Mreo wolte, daß alle ihre Bedienten, Verſchnittene ſeyn ſolten: Ein ſehr hartes Geſetz, welches bis dahin noch keinem war auferleget worden. Indeſſen ließ ſie dieſelben doch nur auf eine gewiſſe Art verſtümmeln, dabey die Ehemänner noch Urſachen genug behielten, ſich über dieſelben zu beſchweren.

Es iſt daſelbſt gewöhnlich, daß die Königinnen ihren Unterthanen an gewiſſen Feſt-Tagen Gaſtereyen anſtellen. Mreo aber entzog ihnen die Helfte von dem, ſo die vorigen Königinnen gegeben hatten. Auſſer dem war das Brod in der gantzen Inſel entſetzlich theuer, und man wuſte nicht wo daſſelbe geblieben ſeyn müſte: Auſſer daß gewiſſe Schwartz-Künſtler, ſo ſie in Beſoldung hatte, daſſelbe durch ihre Beſchwerungen vernichten muſten. Noch weit mehr beſchwerte man ſich über gewiſſe neugebauete Gefängniſſe, in welche ſie die Verbrecher warf: Daraus ſie aber loßgelaſſen wurden, wenn ſie nur Geld gaben; welches denn ihren Schatz zuſehens vermehrte.

Nichts verdroß indeſſen die Einwohner von Borneo mehr, als der Saal der Leichname, der in dem Pallaſte der Königin befindlich war: Wiewohl eigentlich davon zu reden, dieſes den Unterthanen eben kein wirckliches Ubel verurſachete. Sie ließ nehmlich die Cörper ihrer kaum verſtorbenen Günſtlinge einbalſamiren. Man pflantzte ſie mit großen Ceremonien in dieſen Saal; und ehe man in der Königin **Mreo** Zimmer kommen konnte, muſte man vor denſelben ſeine Reverentz machen. Es gab aber ſehr unbändige und zur Freyheit überaus geneigte Gemüther daſelbſt, ſo ſich zu dem allen nicht entſchlieſſen konnten.

In dieſer Verfaſſung ſtunden die Einwohner der Inſel; als ſich eine neue Königin hervor fand, die ſich gleichfalls vor eine Tochter der Princeßin **Mlyſeo** ausgab, und die **Mreo** gar vom Throne ſtürtzen wolte. Dieſe machte den Anfang zu ihrer Herrſchafft mit Abſchaffung aller Neuerungen, darüber man ſich beſchwerete. Sie litte keinen Verſchnittenen um ſich; keine Zauberer, die das Brod theuer machten; keinen Saal vor die Cörper; keine Gefängniſſe, ausgenommen nach alter Art; auch keine unvollkommene Gaſtmahle.

Ich hätte bald vergeſſen ihnen zu berichten, daß die Borneer davor halten, die rechtmäßigen Kinder müſten ihren Eltern ähnlich ſeyn. **Eenegu**, ſo nennte ſich die neue Regentin, war der ſeeligen Königin **Mlyſeo** vollkommen ähnlich: dahingegen **Mreo** ſaſt nicht die geringſte Spur von ihrer Bildung an ſich hatte. Ja man hatte angemercket, daß Mreo ſich nicht gern öffentlich ſehen ließ; wie denn auch die Rede gieng, daß ſie die Bilder von der **Mlyſeo** ſo viel ihr möglich war, zu verbergen ſuchte. **Eenegu** hergegen brachte dieſelben mit aller Gewalt hervor, und machte ſehr viel Wercks aus ihrer Aehnlichkeit mit derſelben.

Mreo hatte indeſſen einen großen Vorzug auf ihrer Seite. Denn es war eine ausgemachte Sache, daß ſie von der **Mlyſeo** gebohren wäre; zum wenigſten nach dem Zeugniſſe der Herren, ſo dabey geweſen ſeyn ſolten: Aber die Geburt der Princeßin **Eenegu** hatten ſie nicht geſehen. Es iſt wahr, **Eenegu** gab vor: Sie wären beſtochen worden; doch das war nicht ſehr wahrſcheinlich. Sie erzehlte auch eine Hiſtorie von ihrer Geburt, nach welcher ſie ſich vor eine rechte Tochter der Mlyſeo ausgab; das war aber eine faſt unglaubliche Geſchicht, und kam bald ſo heraus, als die Erzehlung vom heiligen **Geran**, davon man in Europa ſoviel geſprochen.

Indeſſen hat der Streit dieſer beyden Königinnen die gantze Inſel getheilet, und an allen Enden Krieg erreget. Einige ſtreiten vor die Aehnlichkeit, wieder die gewiſſe Geburt;

burt; die andern haltens mit der Geburt, wieder die Aehnlichkeit. Man hat ſehr blutige Kriege wiedereinander geführet, und keine Parthey hat die andre überwältigen können. Man glaubt indeſſen Mreo werde die Oberhand bekommen.

Nicht längſt hatte ſie einen Theil von den Völckern der Eenegu in ſehr gefährlichen Oertern überrumpelt, und ſich von ihnen den Eyd der Treue ſchweren laſſen. Iſt ihre Parthey dadurch nicht ſonderlich verſtärcket worden, weil dieſe Soldaten nicht gar zu gern unter ihrer Fahne ſtreiten; So iſt zum wenigſten die Gegenparthey dadurch geſchwächet worden.

Künftigs Jahr will ich ihnen den Verfolg dieſes Krieges berichten, weil ſie nehmlich ein ſo groſſer Liebhaber der Hiſtorie ſind, daß ſie nicht einmahl die Geſchichte barbariſcher Länder verabſäumen, allwo ſolche ſeltſame Sitten und Gewohnheiten im Schwange gehen.

Soweit gehet nun dieſes erdichtete Oſtindiſche Schreiben: und wer ſieht nicht, daß es eine der ſchönſten Allegorien in ſich enthält, die jemahls gemacht worden. Wenn man einem den Schlüſſel zu dem gantzen Geheimniſſe geben will, darf man ihm nur ſagen, daß die Nahmen der Königinnen durch Verſetzung der Buchſtaben ihren Urſprung genommen. Myſeo iſt aus Solyme, oder Jeruſalem, Mreo aus Rom, und Eenegu aus Geneve entſtanden; davon, wie bekannt iſt, jenes die Jüdiſche, dieſe beyde aber die römiſche und proteſtantiſche Kirche andeuten können und ſollen. Nunmehro iſt alles übrige leicht zu errathen, und ich traue meinen Leſern mehr Verſtand zu, als daß ich ihnen eine weitläuftige Erklärung davon geben ſollte. Indeſſen erhellet aus dem allen, welch eine Einſicht in Religions-Sachen Herr von Fontenelle ſchon damahls gehabt, und wie wenig er die Neuerungen und abergläubiſchen Ceremonien ſeiner Kirche ſchonen können. In dieſem Tractate von Orackeln hat er ſich eben ſo erwieſen. Man findet auf allen Blättern faſt die Spuren ſeines Mißvergnügens über die Betrügereyen der römiſchen Geiſtlichkeit, wodurch ſie den Pöbel ſo viel Jahrhunderte durch geäffet. Und ob ers wohl in der That ſein Hauptwerck ſeyn läſt, nach Anleitung des gelehrten **van Dalen**, die heydniſchen Orackel zu wiederlegen: So läſt er doch keine Gelegenheit voüber, als im Vorbeygehen, auch ſeinen Religionsverwandten einen Streich nach dem andern zu verſetzen.

Es war alſo, wie ich oben gedacht, kein Wunder, daß ſich unter ſeinen eigenen Glaubensgenoſſen ein Wiederſacher ſeines Buches gefunden. Wir Proteſtanten haben ohne dem nichts dabey zu verlieren; die Orackel mögen von Teufeln hergekommen ſeyn, oder von den Betrügereyen der Pfaffen ihren Urſprung haben. Unſre Religion gründet ſich auf Vernunft und Offenbahrung. Sie braucht keine Zeugniſſe böſer Geiſter zu Beſtätigung ihrer Wahrheit und Gewißheit. Die Krafft der Wunder Chriſti und ſeiner Boten iſt allein zulänglich, ſie zu unterſtützen: und unſre Lehrer habens längſt erwieſen, daß wir keiner neuen Zeichen zu Rechtfertigung unſrer Lehre benöthiget ſind. Man verwerfe alſo die Orackel der Heyden, als einen Betrug der Götzenpfaffen: Was liegt uns, was liegt unſern Gottesgelehrten, was liegt auch unſerm Glauben daran? Man rückt uns dadurch keine Schelmereyen vor; deren ſich unſre Parthey gar nicht bewuſt iſt. Folglich wird bey uns niemand böſe, und ein jeder kans leiden, daß diejenigen frommen Betrüger darunter abgeſchildert werden, die mit allerley lügenhafften Zeichen und Wundern ſich bey den ſogenanten Läyen im Anſehen erhalten müſſen.

Bey dem allen wundre ich mich, daß ſonſt niemand als der beruffne Pater Baltus, ein Straßburgiſcher Jeſuit, ſich der gemeinen Sache ſeiner Kirche, und der bey derſelben ſo durchgehends angenommenen Meynung von den Orackeln der Heyden, angenommen. Dieſer iſt der erſte geweſen, der im Jahr 1707 zu Straßburg einen ziemlich ſtarcken Tractat von 390 Seiten wieder den Herrn von Fontenelle herausgegeben, und darinn ſeine Meynung zu wiederlegen geſucht. Es iſt ſchon ein ſehr ſchlechtes Zeichen, daß er auf ein ſo kleines Buch von 10 Bogen, eine ſo weitläuftige Antwort machen müſſen. Viel plaudern iſt gemeiniglich das Merckmahl einer ſchlechten Sache. Es hat aber erwehntes Buch folgenden Titel:

Repon-

Reſponſe &c. **Antwort auf die Hiſtorie von den Orackeln des Herrn von Fontenelle, Mitgliedes der Franzöſiſchen Academie, darinnen das Syſtema des Herrn van Dale von den Urhebern der Orackel im Heydenthume, und der Urſache und Zeit ihres Stillſchweigens, wiederleget, hergegen die Meynung der Kirchen-Väter davon behauptet wird. Straßburg 1707 bey Joh. Reinh. Dulßecker.**

So ſehr iſt der Verfaſſer dieſer Antwort von dem teufliſchen Urſprunge der Orackel und ihrem Verſtummen bey der Geburt Chriſti überzeuget geweſen, daß er ſich nicht enthalten können, ſie gleich vor dem Titelblatte in Kupfer ſtechen zu laſſen. Man ſieht oben einen heydniſchen Tempel, etwas tiefer die Bildſeulen Jupiters, Apollons und Mercurii; und gantz unten etliche Heydniſche Prieſter in einer furchtſamen und erſchrockenen Stellung. Das macht, gegen über ihnen erſcheint ein Frauenzimmer mit einem Creutze in der Hand, welches einen hellen Strahl auf die abgöttiſchen Pfaffen wirft, und ohne Zweifel die chriſtliche Religion bedeuten ſoll. Uberall aber ſieht man die Wirckungen dieſes Strahls ſehr ſauber in Kupfer geſtochen: indem ſowohl den Pfaffen der heydniſchen Propheten, als den Götzenbildern ein heller Dampf aus dem Halſe fährt, in welchem ſich ein pechſchwartzes junges Teufelchen mit einem krummen Schwantze und heßlichen Klauen aus dem Staube macht. Sogar oben aus dem Tempel fährt ein ſolcher unſaubrer Geiſt, in einer kleinen Drachen-Geſtalt, ſo eilig als es dem Verfaſſer beliebet hat, davon. Wer wollte ihm nunmehr nicht glauben, daß die Orackel recht teufliſch geweſen, und bey der Zukunft Chriſti verſtummet wären! Fürwahr, das iſt die ſchönſte Art etwas zu erweiſen! Will man eine ſonſt unglaubliche Sache nicht vor wahr annehmen? Man laſſe ſie nur in Kupfer ſtechen. In der römiſchen Kirche hat man ſich dieſes Kunſtgriffes offt mit Vortheile zu bedienen gewuſt.

Nunmehro muß ich meinen Leſern auch von dem Inhalte des gantzen Buches eine zulängliche Nachricht geben. Denn ich bin unpartheyiſch und gehe aufrichtig mit ihnen um. Ich will auch des Herrn von Fontenelle Meynung keinem aufdringen, dafern unſer Pater was gründliches wieder ihn vorgebracht hat. Doch darf ich mir ſelbſt die Mühe nicht nehmen, einen Auszug zu machen. Der gelehrte Herr **Jacob Bernard**, der durch ſeine Schrifft von der Fürtrefflichkeit und Wahrheit der Chriſtlichen Religion überall bekannt geworden, hat mich der Arbeit überhoben, indem er in ſeinen Nouvelles de la Republ. des Lettres von 1707 im Mon. Jun. p. 616. die folgende Erzehlung davon eingerücket hat. Ich werde alſo um ſo viel unpartheyiſcher ſcheinen, da ich nur einen Uberſetzer abgebe, und es einem jeden freyſtelle, ſelbſt nach Belieben davon zu urtheilen.

Herrn Jacob Bernards Auszug aus des P. Baltus Buche, wieder die Fontenelliſche Hiſtorie von Orackeln.

Herr van Dalen, und Herr Fontenelle, der uns ſein Buch ins Kurtze gebracht, genoſſen im Abſehen auf die Orackel, die Frucht ihrer Arbeit viele Jahre lang in aller Ruhe, ohne daß meines Wiſſens ſich ein einziger unterfangen hätte, ihre Schriften zu wiederlegen. Hier aber zeiget ſich ein Scribent, der, wie man ſagt, ein Jeſuit ſeyn ſoll, und in dieſem Puncte nicht mit ſich ſchertzen läſt. Er greift ſie beyde an, indem er ſich gerade an den Herrn von Fontenelle macht; obwohl er denſelben weit mehr ſchonet, als den Herrn van Dale: Sintemahl dieſer, als ein ketzeriſcher Wiedertäufer, ſonderlich bey einem Jeſuiten, gar in keine Betrachtung kommt. Allein einiger Lobſprüche ungeachtet, die er dem Herrn von Fontenelle giebt, ſo läßt er ſich doch angelegen ſeyn, uns zu überreden, daß ſeine Meynung von Orackeln der Lehre der H. Väter, und der Kirchen zuwieder laufe, als welche ſich noch heute zu Tage anmaßet daß ſie Exorciſten, oder Teufelsbanner habe, die wunderthätiger weiſe die böſen Geiſter austreiben können. Wenn alſo die Römiſche Kirche, die in dem Puncte der Ketzereyen keinen Schertz verſteht, ſich daran hält was der Gegner des Herrn von Fontenelle geſagt hat; ſo läuft dieſer gelehrte

Mann Gefahr, in den Bann gethan, oder doch zum Wiederruffe gezwungen zu werden.

I. Doch dieſe Streitigkeit mag nach ſich ziehen was ſie will; die Schrifft unſers ungenannten Verfaſſers iſt in drey Theile getheilet. In dem erſten wiederlegt er dasjenige, was er die falſchen Gründe nennet, ſo man den Kirchen-Vätern und erſten Chriſten untergeſchoben; und giebt die wahrhaften Urſachen an, die ſie dahin vermocht, zu glauben, daß die heydniſchen Orackel von Teufſeln hergerühret. Er leugnet dem Herrn von Fontenelle, daß die wunderſamen Hiſtorien, die von Orackeln und Geiſtern damahls gäng und gäbe waren, mit einen Grund abgegeben, warum die erſten Chriſten die Orackel, vor was Teufliſches gehalten. Er behauptet, Porphyrius ſey wircklich der Urheber des Buches geweſen, ſo Euſebius von ihm angeführet, welches wir aber nicht mehr hätten; und wiederlegt die Gründe, wodurch Herr von Fontenelle ſolches zweifelhafft machen wollen. Er nimmt es übel, daß dieſer gelehrte Mann die erſten Chriſten beſchuldiget, ſie hätten allerley Bücher untergeſchoben, dem Chriſtenthume einen Dienſt zu erweiſen: Weil die Chriſten allezeit den äuſſerſten Abſcheu vor allen Betrügereyen an ſich blicken laſſen, und in der That an ſich gehabt. Vielmehr müſte man dergleichen untergeſchobene Schrifften, dafern es ja dergleichen gegeben hat, den Griechiſchen Jüden, oder den Ketzern der erſten Jahrhunderte Schuld geben. Die Rechtgläubigen

gen wären allezeit Feinde davon geweſen, und hätten viel Geſchicklichkeit beſeſſen, dergleichen Betrügereyen zu entdecken. Er zeiget, daß die Orackel ſo Euſebius aus dem Porphyrius vor JEſum angeführet, weder ſo klar noch ſo vortheilhaft ſeyn; als der Herr von Fontenelle ſie ausgegeben: und bemüht ſich ſeine Muthmaßungen davon zu wiederlegen.

Der andre Grund, der nach des Herrn von Fontenelle Meynung die Chriſten bewogen, die Orackel den Teufeln zuzuſchreiben, iſt dieſer: Weil nehmlich die böſen Geiſter im Chriſtenthume angenommen waren, ſo wäre es ſehr natürlich geweſen, ihnen ſo viel zu thun zugeben als man gekonnt, und ſie bey den Orackeln ſowohl, als bey andern heydniſchen Wundern, wo man ihrer benöthiget war, gar nicht zu ſchonen. Dadurch hätte man ſich der Mühe überhoben, eine lange Unterſuchung über die Geſchichte anzuſtellen, die ſehr langweilig und ſchwer geweſen ſeyn würde: Und alſo hätte man lieber alles wunderwürdige ſo bey den Orackeln vorkam, dieſen Geiſtern zugeſchrieben; die man ohne dem gleich zur Hand gehabt hätte. Hierauf antwortet er, die Väter der Kirchen wären nicht vermögend geweſen eine Meynung zu behaupten, ſo ſie vor falſch gehalten hätten; und hält ſie vor ſehr geſchickt, die allerſchwerſten Unterſuchungen anzuſtellen.

Der Herr von Fontenelle hatte ſich auf das Stillſchweigen der Schrifft beruffen als welche kein Wort von ſolchen Teufeln findet, die dem Vorgeben nach den Orackeln vorgeſtanden; um daraus zu ſchlieſſen, daß man berechtiget wäre nichts davon zu glauben. Sein Gegner fragt ihn dabey, ob er denn die älteſte und beſtändigſte Tradition vor nichts achte? Er ſetzt hinzu, die Schrifft leite uns ſelbſt zu glauben, daß die Orackel von den Teufeln hergerühret: weil ſie gantz deutlich erwehnet, daß die Götzen der Heyden böſe Geiſter wären; und daß alles, was man ihnen opferte, dem Teufel geopfert würde. Ubrdas war ja zu Accaron ein Orackel Beelzebubs, welches von Ahaſias, Könige in Iſrael befraget wurde. Der Verfaſſer behauptet, die Teufel hätten zwar ihre Antworten nicht durch Schnitzbilder gegeben, wie Herr Fontenelle zum voraus ſetzet: ſondern durch die Götzenprieſter, die ſie begeiſtert hätten. Es iſt wahr, daß die Kirchen-Väter, wenn ſie wieder den Götzendienſt geſtritten, allezeit einen groſſen Unterſcheid unter den Bildern und ihren Pfaffen gemacht.

Herr von Fontenelle hat noch ferner in ſeiner Abhandelung zum voraus geſetzet, daß diejenigen, ſo die Orackel den Teufeln zugeeignet, ihnen auch zugleich die Wiſſenſchafft künftiger Dinge zugeſchrieben: welches aber unſer Scribent ausdrücklich verneinet. Die Väter lehren das Gegentheil: Sie behaupten, die Teufel verſtünden das künftige nicht was von freyen und zufälligen Urſachen herkommt; und daß ſie nur an dem einen Orte dasjenige

jenige verkündigten, was ſie am andern geſehen hätten.

Der dritte Grund, der nach dem Herrn von Fontenelle die erſten Chriſten bewog zu glauben, daß die Orackel vom Teufel hergekommen, war die große Hochachtung ſo ſie vor die Platoniſche Philoſophie gehabt. Wieder dieſe Meynung ereifert ſich unſer Scribent ſehr hefftig. Er zeigt, daß die alten Väter die Meynungen Platons wiederleget, nicht aber angenommen hätten; und damit er die Meynung ſeines Gegners recht verhaßt machen möchte, ſagt er: **Ein Socinianer würde eben das ſagen.** Indeſſen geſteht er doch, wenn man die heydniſchen Philoſophen gegen einander halten wollte; ſo hätten die Väter dem Plato den Vorzug gegeben, weil ſeine Philoſophie von etlichen Lehren des Chriſtenthums am wenigſten abgienge. Hätten ſich ja einige Ketzer durch die Nachfolge dieſes Weltweiſen vergangen: So thäte das nichts zur Sache; weil hier gar nicht die Frage iſt, was die Ketzer von den Orackeln geglaubet haben?

Vor dieſe drey Gründe, von der Meynnng der Väter von Orackeln, die Herr Fontenelle angeführet, unſer Scribent aber wiederleget hat; ſetzt er drey andre an die Stelle, die er vor die wahrhaften ausgiebt. Der erſte iſt das Anſehen der H. Schrift, welche verſichere, daß alle Götzen der Heyden Teufel geweſen. Die andre, daß die Väter ſelbſt mit einer erſtaunenswürdigen Macht, die Teufel aus den Orten vertrieben, wo ſie ihre Orackel gegeben.

Deſſen haben ſie ſich mehr als einmahl gerühmet. Wie der Verfaſſer durch etliche angeführte Stellen derſelben erweiſet. Bey der Gelegenheit wiederlegt er eine Muthmaßung, die ich in meinen Nachrichten angeführet habe, zu zeigen, warum die Orackel in Gegenwart der Chriſten nicht geantwortet haben. Dieſe Urſache iſt, weil die Heyden den Pöbel leicht betriegen konnten, wenn kein andrer verhanden war, der ſie klüger machte: ſich aber nichts unterſiengen, wenn Chriſten dabey waren, aus Furcht, ihr Betrug möchte offenbar werden. Der Verfaſſer, welcher gar wohl weiß, daß es bey ſeiner Societät eine verdienſtliche Sache ſey, wenn man einen Ketzer ſchimpfet, ſagt rund heraus: **daß meine Muthmaſſung lächerlich ſey**; weil ſich die Chriſten ſelbſt gerühmet, die Teufel, welche Orackel gaben, vertrieben zu haben. Wenn ſie nun ſo klug geweſen wären, den Betrug der Heyden zu entdecken: ſo würden ſie es ja wohl auch geweſen ſeyn zu ſehen, daß ſie keine Teufel vertrieben hätten.

Wie es aber in der Kirche, darinn ich lebe, keine Tugend iſt, Scheltworte mit Scheltworten zu vergelten; ſo will ich den Verfaſſer die Seinigen verantworten laſſen, und mich mit einer Antwort ohne Schimpfreden begnügen. Mich dünckt, er miſche oft die Sachen durcheinander, die man nicht vermengen ſollte, und führe gantz unordentlich die

Stellen, ſo von Orackeln handeln, mitten unter denjenigen an, ſo die Zäuberer oder Beſeſſenen angehen; von welchen ſich die Chriſten rühmeten, daß ſie dieſelben zu rechte bringen könnten. Was mich anlanget, der ich mich keines Vorrechtes rühmen kan alles vermengen zu dörfen, ſo will ich mich bloß an die Orackel halten; und da ſtelle ich mir die Sache folgender geſtalt vor. Die Welt mag urtheilen ob meine Muthmaßung ſo lächerlich iſt, als ſie unſerm Scribenten vorgekommen.

Ich ſetze zum Grunde, daß es zum wenigſten etliche Orackel gegeben, woran der Teufel kein Theil gehabt, und die nur eine Wirckung von den Betrügereyen der Pfaffen geweſen. Nun laßt uns ſetzen, daß ein Chriſt an einen Ort gekommen, wo man ſolche Antworten zu geben pflegte, die dem Vorgeben nach göttlich ſeyn ſollten; und daß die Urheber derſelben, aus Furcht, von dieſem Chriſten verrathen zu werden, welcher gewiß vor ſie gar nicht eingenommen war; daß, ſage ich, die Urheber derſelben ſich nicht unterſtanden, in ihrer Gegenwart ihre Kunſt ſehen zu laſſen, und wohl gar ſich zu entſchuldigen, geantwortet: Ihr vermeynter Gott wolle nicht in Gegenwart eines gottloſen Antwort geben. Hätte nun ein ſolcher Chriſt, der ſich eingebildet, das Orackel ſey wircklich ein Werck des Teufels, nicht glauben können, daß ſeine Gegenwart denſelben ſtumm gemacht: obgleich dieſes Stillſchweigen nur eine Wirckung der Furcht geweſen, die ſie hatten, von dem Chriſten entdeckt zu werden? Dieſer aber würde in der Einbildung, als hätte er einen Teufel verjagen können, im Fall er endlich eine Antwort bekommen hätte, nicht ermangelt haben zu unterſuchen, ob nicht dieſelbe vielleicht von dem Prieſter herkäme, der an der Stelle deſſen hätte reden wollen, von dem er ſich begeiſtert zu ſeyn, rühmete.

Heute zu Tage, da man den Heiligen und ihren Reliquien zu Ehren, ſo viele falſche Wunderwercke ausbreitet, ſo bin ich verſichert, daß wenn ein Reformirter etliche von dieſen Wundern zu ſehen verlangen ſollte, zum Exempel, das flieſſende Blut des heiligen Januarii, und ſich dabey rühmete, er könne es hindern, daß dieſes Blut nicht flieſſen könnte: So würden gewiß diejenigen ſo dieſe ſchätzbare Reliquie in Verwahrung haben, ſich ſehr hüten, ſich den Spöttereyen eines ſolchen Ruchloſen darzubieten; und ſie würden gewiß ſagen, das Blut hätte in Gegenwart eines Ketzers nicht flieſſen wollen. Hätte ſichs nun dieſer Ketzer in den Kopf geſetzet, daß dieſes Blut in der That durch eine gewiſſe Zauberey flüßig gemacht würde: ſo könnte er ſich gleichfalls rühmen, daß er Hexereyen ſtören und die Wirckung des Satans verhindern könne.

Was alle die Krafft anlanget, die man nach dem Vorgeben unſers Scribenten, dem Kreutze, dem Zeichen des Kreutzes und ſ. w. zugeſchrieben: ſo wird er mir erlauben, geſetzt, daß er alle ſeine Schimpfsworte verdoppeln ſollte, ein wenig an der

Wahrheit aller dieſer Wunderwercke zu zweifeln, die doch nur zu Beſtätigung eines Aberglaubens geſchehen ſeyn ſollen, der uns nirgends in der Schrift geboten worden. Ich bin völlig überredet, daß, als die wahrhaften Wunder in der Kirchen aufgehöret, man an ihrer Stelle falſche erdacht; und viele Väter leichtſinniger weiſe allem demjenigen Glauben beygemeſſen, die man ihnen nur erzehlet hat. Dieſe falſche Erzehlungen wuchſen ſonderlich damahls an, als die Heyden ihre Hertzen mit in die Kirche gebracht, und daſelbſt die Verehrung der Geſchöpfe eingeführet, denen ſie ein Anſehen zu verſchaffen ſuchten, indem ſie ihnen verſchiedene Wunderwercke zueigneten, die doch niemahls geſchehen waren.

Unſer Scribent fraget, warum die Götzen-Prieſter nicht ein vor allemahl die Chriſten beſchämet hätten, indem ſie die Ausfoderung angenommen, ſo man ihnen im Abſehen auf ihre Oracel zumuthete. Konnten denn, fragt er, diejenigen, ſo den Kreis der Erden ſeit ſo vielen Jahrhunderten betrogen hatten, nicht auch einige Chriſten betrügen, und in ihrer Gegenwart eine Antwort geſchehen laſſen? Ich antworte, daß es ſehr ſchwer geweſen ſolche Leute zu betrügen, von denen ſie dergeſtalt herausgefodert wurden. Es iſt ein großer Unterſcheid zwiſchen einem Menſchen der mit Vorurtheilen von den Oracklen eingenommen, und einem ſolchen, der wieder dieſelben aufgebracht iſt. Es fällt ſehr leicht dem erſtern einen blauen Dunſt zu machen, aber deſto ſchwerer den andern zu betrügen. Man kan die römiſchgeſinnten zum Exempel nehmen, denen man, wer weiß wieviel Wunder weiß machen kan, davon man keinem Proteſtanten kein einziges würde einreden können: Oder wo man ein anders verlanget, ſo will ich auch damit dienen.

In einer gewiſſen Stadt, die ich nicht nennen mag, giebt es junge Leute, die ſich als Propheten anſtellen, und ſich einer Begeiſterung und Eingebung rühmen. Ein Cavallier, welcher keinen Zweifel trug, daß dieſe Leute nicht wircklich begeiſtert ſeyn ſollten; führete ein Frauenzimmer dahin welche ſo leichtgläubig nicht war, als er. Sobald ſie hinein traten, fieng einer von dieſen Propheten an in Entzückung zu gerathen. Seine Bruſt bließ ſich auf, und zwar ſo ſtarck, daß man dachte, er würde erſticken, weil ihm das Halstuch den Hals gar zu ſehr zuſchnürete. Der Cavallier ſchrie aus Mitleiden: **Ach! der arme Menſch! löſet ihm doch das Halstuch auf, damit er nicht erſticke.** Worauf das Frauenzimmer verſetzte; **Laſſen ſie ihn nur zufrieden, mein Herr; der heilige Geiſt hat noch mein Lebetage keinen ums Leben gebracht.** Dieſes ſagte ſie, weil ſie den Betrug gantz handgreiflich ſahe: worauf aber der Cavallier nicht im geringſten achtung gab. Wäre dieſer junge Menſch klug geweſen, ſo würde er den Pfaffen des Heydenthums nachgeahmet, und ſich vor einem geiſtreichen und ungläubigen Frauenzimmer niemahls begeiſtert angeſtellet haben.

Die dritte Urſache warum, nach des Verfaſſers Meynung, die alten Chriſten die Orackel vor teufeliſch gehalten, iſt dieſe, weil ſie zu allen Laſtern Anleitung gaben. Müſſen denn aber die ſchelmiſchen und boshafften Pfaffen nothwendig vom Satan begeiſtert geweſen ſeyn, um ihre Anhänger zu den verdammlichſten Schand-Thaten zu verführen? Der Verfaſſer meynt, bloſſe Menſchen wären zu dergleichen Laſtern nimmermehr fähig geweſen; aber es ſcheint er habe nicht ſonderlich überzeigende Gründe angeführet.

II. In dem andern Theile antwortet er auf die Zeugniſſe und Gründe, ſo Herr von Fontenelle angeführet hat, zu erweiſen, daß die Orackel des Heydenthums nicht von den Teufeln hergerühret. Man giebt vor, daß wenn die heydniſchen Weltweiſen gleich nichts übernatürliches dabey geglaubet hätten; ſo folge doch daraus noch nicht, ſie hätten alles vor Betrügerey gehalten: Weil ſie ja ſolches auserordentliche auch einigen natürlichen Urſachen hätten zuſchreiben können. Man behauptet, die Peripateticker hätten die Orackel nicht verworfen, und es wären nur einige Cynicker und Epicurer geweſen, die ſie nicht den Göttern zugeſchrieben; doch ohne vorzugeben, daß ſie das Werck betrügeriſcher Pfaffen geweſen. Hätten einige andre Heyden die Orackel verachtet, ſo hätten ſie doch nicht flugs gedacht, daß es nur Betrügereyen wären. Uebrigens aber ſey ihre kleine Anzahl gegen diejenigen vor nichts zu rechnen, ſo ſie bewundert hätten: und in Sachen die auf das Anſehen der Zeugen ankommen; müſſe der große Hauſe allezeit die Oberhand behalten.

Herr von Fontenelle hat geſagt, diejenigen, ſo etwas glauben, könnten vielleicht von den Gründen der Gegenparthey nicht unterrichtet ſeyn; aber das geſchehe nicht leicht, daß diejenigen, ſo nicht glauben, die Urſachen nicht wiſſen ſollten, warum man etwas glaubet. Sein Gegner aber behauptet ausdrücklich das Wiederſpiel: weil, den gemeinen Pöbel allein ausgenommen, welcher, er glaube nun oder glaube nicht, ſich um die Urſachen und Gründe beyder Theile, wenig bekümmert; weil ſage ich, demjenigen der da glaubet, die Gründe der Ungläubigen faſt nicht unbekannt ſeyn können: hingegen die Ungläubigen gar leicht die Urſachen nicht einſehen können warum man glaubet. Die Urſache ſey weil es mühſam iſt etwas zu glauben. Dieſes iſt eine Knechtſchafft wieder welche ſich der menſchliche Verſtand natürlicher weiſe auflehnet. Daher komme es, daß diejenigen, ſo da glauben, geneigt ſind die Gründe derer, ſo da nicht glauben, zu unterſuchen, damit ſie ſich, wo möglich von dieſer Sclaverey befreyen mögen: Die Ungläubigen aber, welche ſich glücklich ſchätzeten dieſes beſchwerlichen Joches loß geworden zu ſeyn, vermieden alles das, was ſie dazu anlocken könnte; und wären weit bemüheter die Gründe des Unglaubens zu erforſchen, um ſich je mehr und mehr darinn zu befeſtigen; als die Gründe des Gegentheils, welche ſie vielleicht zum Glauben nöthigen würden.

Nach dieſen allgemeinen Gründen wieder den Herrn von Fontenelle, unternimmt der Verfaſſer zu erweiſen, daß die alten Chriſten von den Gründen unterrichtet geweſen, ſo ſie hätten bewegen können, die Teufel nicht vor die Urheber der Orackel zu halten. Er zeiget, daß man aus der Leichtigkeit ſie zu beſtechen den Satz ſeines Wiederparts nicht erweiſen könne: indem ja nichts hindert, daß nicht die Pfaffen der Teufel, auch falſche Antworten unterſchieben können. Eben ſo wenig glaubt er, daß die neuen Orackel die man aufrichtete, als des Hephäſtions, Antinous und Auguſts, beweiſen könnten, die alten wären gleichfalls nur Betrügereyen der Pfaffen! denn erſtlich wäre es nicht einmahl gewiß, daß dieſe drey Leute in den Tempeln ſo man ihnen nach ihrem Tode gewidmet, Antworten ertheilet hätten; hernach aber, geſetzt, daß ſie geantwortet, ſo könte man es ja eben ſowohl als bey jenen alten, dem Satan zuſchreiben. Der Verfaſſer mißbilliget es ſehr, daß ſich Herr von Fontenelle gerühmet, man ſolle ihm nur ein halb Dutzent Leute geben, die ſichs bereden lieſſen, die Sonne verurſache nicht den Tag; ſo wolle er zuwege bringen, daß gantze Nationen dieſe Meynung annehmen ſollten. Er hält davor, es ſtecke ein gewiſſes heimliches Gifft hinter dieſen Worten, und behauptet es ſey in der Hiſtorie kein Exempel eines ſolchen Betruges als die Orackel wären, vorhanden, der ſich auf die Art,ſo Herr von Fontenelle angegeben, emporgebracht. Er giebt vor, man traue gar zu viel auf die Dummheit der Menſchen, und ſie wären nicht ſo leichtgläubig als man glaubte. Wenn er ſich auf die Unwiſſenheit der Zeiten berufft wo die Orackel aufgekommen ſind, ſo antwortet man: Sie wären ja nicht alle zugleich entſtanden; es gäbe einige, ſo in den geſcheideſten Jahrhunderten ihren Urſprung genommen, und in eben dieſen witzigen Zeiten hätten ſich doch die Alten in allem ihrem Glantze erhalten. Man zeigt, es ſey ſchwer zu begreifen, daß die Pfaffen in einer Zeit von zwey tauſend Jahren, darinn die Orackel gedauret, ihr Spiel ſo gar zu verbergen gewuſt, daß man ihre Betrügerey nicht entdecket hätte: Sonderlich da dieſe Orackel die allerſchrecklichſten Grauſamkeiten anbefohlen, die vermögend geweſen wären, alle Menſchen dawieder aufzubringen.

Im folgenden bemüht ſich der Verfaſſer zu zeigen, daß die Art wie der Herr von Fontenelle ſich den Urſprung und Fortgang der Orackel einbildet, ſammt den Künſten ſo er den Prieſtern zueignet, ſehr übel ausgedacht wären, und nicht den geringſten Grund hätten. Er behauptet ins beſondere, daß die Orackel nie durch Bild-Seulen geantwortet, wie ſein Gegner vorgegeben; ſondern durch die Prieſter ſelbſt, die von einer Begeiſterung, ſo ſie ſelbſt vor gantz göttlich gehalten, entzücket geweſen.

Die Zweydeutigkeit der Orackel erweiſet nicht, daß die Teufel keinen Theil daran gehabt. Weil auch die böſen Geiſter das Künſtige nicht vor gewiß wiſſen, ſo ſind ſie offt genöthiget geweſen, dunckle und zweydeutige Orackel zu geben, ihre Unwiſſenheit zu verhelen. Indeſſen gab es doch auch einige klare; ſonderlich wenn ſie an einem Orte dasjenige verkündigten, was ſie am andern geſehen hatten. Und dieſe letztere Art von Oracklen könne Herr von Fontenelle nicht aus ſeinen Grundſätzen erklären.

Was die Betrügereyen einiger Oracķel anbetrifft, welche bey dem Triumphe des Chriſtenthums über das Heydenthum, entdecket worden: So geſteht er ihm ſolches im Abſehen auf einige zu; mercket aber an, daß dieſe Betrügerey faſt alſobald wäre an den Tag gekommen: Weil es nicht möglich ſey, daß Lügen und Betrug ſich lange erhalten könnten. Dieſes zeiget dann, daß es keine Betrügereyen bey den Oracklen von groſſer Dauer gegeben habe. Man giebt vor, dieſe Betrügereyen wären allererſt lange nach der Einführung des Chriſtenthums entdecket worden, denn weil der Teufel damahls aus den Oracklen vertrieben war, und die Heyden alſo nicht mehr wahrhaffte Oracķel haben konnten: ſo hätten ſie ſich falſche gemacht; um ihre Religion dadurch zu unterſtützen, welches aber nicht lange verborgen bleiben können. Alſo erweiſet denn die Unterſchiebung einiger Oracķel nicht, daß es mit allen gleiche

che Bewandtniß gehabt. Im Gegentheil giebt man vor, die falſchen zeigten ſattſam an, daß es auch wahre gegeben habe.

III. In dem dritten und letzten Theile unternimmt der Verfaſſer zu beweiſen, daß die Orackel des Heydenthums nicht zwar eben zur Zeit der Geburt Chriſti verſtummet, ſondern allmählich, nachdem ſich ſeine Religion mehr und mehr ausgebreitet. Das Kreutz und die Anruffung ſeines Nahmens wären die Urſachen ihres Verſtummens geweſen, und die Gründe des Herrn von Fontenelle das Gegentheil zu erweiſen, hielten nicht Stich. Man zeigt dieſes ſey die warhaffte Meynung der Väter; Herr van Dale, und Herr von Fontenelle aber, welche ſie beſchuldigen, ſie hätten davor gehalten, daß die Orackel zur Zeit der Geburt Chriſti verſtummet wären, hätten ihre Meynung nicht recht verſtanden. Hier überhäuft der Verfaſſer ſeinen Gegner mit Zeugniſſen der Väter. Er zeigt auch die Heyden hätten es ſelbſt erkannt, daß ihre Orackel nach der Geburt Chriſti aufgehöret, und ſich mit Erfindung einiger elender Urſachen davon geqvälet. Er wiederlegt diejenigen ſo Herr von Fontenelle angeführet hat; daß die Orackel verſtummet wären: und zeiget, warum dieſelben, nachdem ſie eine Zeitlang nicht mehr geantwortet, doch wieder zuweilen Beſcheid zu geben angefangen. Er behauptet, die Orackel hätten vor den Käyſerlichen Befehlen wieder die Chriſtliche Reliligion aufgehöret, und man hätte vielmehr den Verfall des Aberglaubens dem Verfallen der Orackel, als das Verſtummen der Orackel, dem Verfalle des Aberglaubens zuſchreiben ſollen. Er wiederlegt auch die Gründe, ſo Herrn von Fontenelle bewogen haben zu behaupten, daß die Orackel doch würden ein Ende genommen haben, geſetzt die Abgötterey hätte nicht vertilget werden ſollen. Er zeiget, daß die Römer allezeit viel Wercks aus den Oracfeln gemachet, und wenn Cicero an einem Orte übel davon geſprochen, ſo habe er anderwerts wieder gut davon geredet, folglich wäre ſein Zeugniß hier von keiner Gültigkeit.

Den Schluß macht der Verfaſſer mit einer Erklärung, daß er den Herrn von Fontenelle hochſchätze, welche man vor deſto aufrichtiger halten muß, da die Verdienſte dieſes geſchickten Mannes allenthalben bekannt ſind. Es wäre zu wünſchen, daß er ſich die Mühe geben wollte ſeinem Gegner zu antworten. Die Welt würde gewiß Vortheil davon haben: denn es iſt kein Zweifel, daß ihm nicht dergleichen Beantwortung Gelegenheit geben würde, viel nützliches zu ſagen, ſo zur Erläuterung dieſer Streit-Frage viel beytragen könnte.

So weit gehet der Auszug des gelehrten Herrn Bernards aus unſers Straßburgiſchen Paters Buche. Ein jeder ſieht wohl, daß derſelbe aufrichtig und mit aller Unpartheylichkeit gemacht iſt. Und mich dünckt immer, derſelbe ſeye noch gar zu günſtig vor den Wiederpart unſers Herrn von Fontenelle gerathen, indem ſich der Verfaſſer ſo offt der Redensarten bedient: **Man zeigt, man behauptet, erweiſet, wiederleget,** u. d. g. welche faſt ſo viel heißen könnten, als hätte der gelehrte Jeſuit den Herrn von Fontenelle gantz und gar eingetrieben. Nichts wäre alſo mehr zu wünſchen geweſen, als daß ſich derſelbe die Mühe genommen hätte, dasjenige zu beantworten, was man wieder ſein Buch eingewandt hatte. Doch wie es viele gelehrte Männer vor einen Zeitverderb halten, ſich in Streitſchrifften einzulaſſen, die gleich den großen Strömen im Fortgange allezeit größer und ſtärcker werden: So hat es auch Herr von Fontenelle davor gehalten, es ſey unnöthig ſeine andre Geſchäffte in Philoſophiſchen und Mathematiſchen Wiſſenſchafften, ſo ihm als dem Secretär der Pariſiſchen Societät der Wiſſenſchafften oblagen, deswegen bey Seite zu ſetzen. Er hatte ohnedem nur die Meynung des Herrn van Dale vorgetragen, und ſich die gelehrten Materialien aus deſſen lateiniſchem Wercke zu Nutze gemacht, um dieſes kleinere, nach ſeiner beliebten Art im Vortrage, als einen kurzen Begriff davon zu verfertigen; ſich aber niemahls erkläret, daß er ſelbiges als ſein eigenes anſehen und wieder alle Feinde vertheidigen wolle. Beſcheidene Leute dringen ihre Gedancken niemanden auf. Sie erklären ihre Meynungen ſo gut ſie können, und überlaſſen einem jeden ſeine völlige Freyheit, ſie anzunehmen, oder nicht. Sind ſie wahr; ſo wird ſie kein Gegner umſtoßen, ja ſie werden ſich ohne ihren Verfaſſer Vertheidiger genug machen: Sind ſie aber falſch; ſo erfordert es die Billigkeit der Wahrheit zu weichen, und nicht durch ſeine Hartnäckigkeit Irrthümer zu überkleiſtern.

Indeſſen hat es ihm an Verfechtern nicht gefehlet. Es fand ſich nehmlich bald ein guter Freund deſſelben, der aber ſeinen Nahmen verſchwiegen halten wollen; der ſeine Stelle vertrat, und dem Pater Baltus auf ſein weitläuftiges Buch antwortete. Herr le Clerc ſetzte dieſe Antwort in ſeine auserleſene Bibliotheck, allwo ſie im IIIten Art. dreyzehnten Bande vom 1707. Jahres befindlich iſt. Weil ich nun von dem Buche des Gegners des Herrn von Fontenelle einen ſo ausführlichen Auszug zu überſetzen kein Bedencken getragen; ſo werde ich gewiß dieſe Vertheidigung unſers Scribenten meinen Leſern nicht vorenthalten können: Und das zwar um deſto mehr, da erwehnte Monatſchrifft nicht in vieler Händen iſt, und alſo nicht von jedem kan geleſen werden. Dieß iſt das wenigſte, ſo ich zum Dienſte meines Verfaſſers über mich nehmen kan.

Anmer-

Anmerckungen über den Streit zwiſchen dem Herrn von Fontenelle, und dem Verfaſſer der Antwort auf ſeine Hiſtorie von Orackeln.

DEr Urheber dieſer Anmerckungen iſt weder ein Freund noch ein Feind der Scribenten, ſo an dieſem Streite von Orackeln Theil haben. Er kennet weder den einen noch den andern von Perſon, und iſt ihnen eben ſo wenig bekannt. Er will ſich auch in ihren Streit nicht miſchen. Aber er hat davor gehalten, er könne in dieſem Bande der auserleſnen Bibliotheck gar wohl der gelehrten Welt dasjenige mittheilen, was ihm bey Durchleſung der Antwort an Herrn von Fontenelle in den Sinn gekommen, nachdem er auch die Schrifft dieſes geſchickten Mannes geleſen hatte. Ich ſelbſt habe kein Bedencken getragen, daſſelbe hier einzurücken. Können ſeine Anmerckungen etwas beytragen, daß man von der abgehandelten Materie ein deſto richtiger Urtheil fälle, ſo wird es ihm lieb ſeyn: Wo nicht, ſo werden ſie vielleicht jemanden anſpornen, was beſſers zu machen. Er verbindet ſich nicht, denen, ſo wieder ihn ſchreiben möchten, zu antworten. Es iſt gar kein Ende in ſolchen Streitigkeiten zu finden, wo ſo viel ungewiſſes mit unterläuft, daß witzige Köpfe leicht Mittel finden können, ſich ſo lange zu vertheidigen und anzugreifen, als es ihnen beliebt.

Nach dieſer kleinen Nachricht wird weder die gelehrte Welt, noch eine von den Gegenpartheyen es übel nehmen können, daß man hier die Gedancken des Verfaſſers einrücket.

Anmerckung über die Streitigkeiten die Orackel betreffend.

Vor allen Dingen will ich mit wenigem ſagen, was ich von dieſer gantzen Materie halte; aus Beyſorge, man möchte meine Abſicht übel auslegen, und mir Meynungen andichten, die ich doch nicht habe. Dieſe kleine Behutſamkeit iſt nöthig, in der Zeit da wir leben, wo man die Leute nicht um der Meynungen halber antaſtet, die ſie haben, ſondern die ſie ſeiner Einbildung nach haben ſollen. Ich bin alſo der Meynung, der auch der Verfaſſer der auserleſenen Bibliothec im Anfange des andern Artickels ſeines dritten Bandes geweſen. Ich glaube, es habe gar wohl Orackel geben können, die warhafftig von Teufeln oder ſolchen Geiſtern hergerühret, ſo über die menſchliche Natur erhaben ſind: Wiewohl ich auch nicht zweifle, daß nicht auch offtmahls Menſchen die Urheber der Antworten geweſen, die man dieſen Geiſtern zugeeignet. Zu gleicher Zeit glaube ich, daß es anitzo nicht möglich ſey, die Orackel, ſo von Teufeln gegeben worden, von denen zu unterſcheiden, wo menſchlicher Betrug mit untergelaufen: Es ſey nun, weil die Hiſtorien, ſo man uns davon erzehlt, nicht ſicher genug ſind; oder weil wir ſie nicht umſtändlich genug haben können, um recht gründlich davon zu urtheilen; ob es betrüglich damit zugegangen oder nicht.

Mich dünckt, dieſe Meynung hält zwiſchen des Herrn von Fontenelle ſeiner, und des Scribenten, der ihn angegriffen hat, das Mittel. Zum wenigſten redet der erſte offt ſo, als wenn alle Orackel der Heyden, der Betrügerey der Menſchen zuzuſchreiben wären: Und ſein Gegner ſcheint zu glauben, daß die Teufel faſt allezeit oder doch meiſtentheils die Urheber derſelben geweſen; ſtützet ſich auch darinn auf die Hiſtorien, die uns davon übrig geblieben, als wenn man ſattſam verſichert wäre, daß uns dieſelben nicht betrügen könnten. Mich dünckt, dieſe Herren ſind beyderſeits etwas zu weit gegangen. Ich will dieſes erweislich machen, und darinn der Ordnung des Verfaſſers folgen, der dem Herrn von Fontenelle geantwortet hat.

I. Wie er ſein Werck in drey Theile getheilet, und ſein Vorhaben ziemlich Methodiſch ausgeführet hat; ſo will ich meine Anmerckungen in eben der Ordnung abfaſſen, und ſogar ſeinen Capiteln folgen. Einige davon, werden die Materie ſelbſt betreffen, ohne auf die Lehrart zu ſehen, darinnen dieſe Herren ſie abgehandelt haben; Einige aber werden ſowohl eins als das andre angehen. Ich will weder den einen tadeln, noch den andern vertheidigen; ſondern ſchlecht weg meine Meynung ſagen, ſowohl über die Sache ſelbſt, als über die Zufälligkeiten dieſes gelehrten Streits:

doch ohne mich in einen Zanck zu miſchen, der Folgerungen nach ſich ziehen könnte.

(1) Der Urheber der Antwort tadelt den Herrn von Fontenelle, weil er die Materialien ſeines Buches aus dem Wercke des Herrn van Dale, eines Anabaptiſtiſchen Artzneyverſtändigen genommen, der ein Ungläubiger von Profeſſion ſey, und in ſeiner eigenen Secte vor einen Mann gehalten wird, der ſchlimme Meynungen heget. Er ſchimpft auch die Proteſtanten überhaupt als Feinde von Wunderwercken, und ſonderlich der wunderthätigen Krafft Teufel auszutreiben, die doch die Catholiſche Kirche, wie er ſchreibt, bis auf dieſen Tag ausübet, und in allen Jahrhunderten auf eine herrliche Weiſe ausgeübet hat. Vors erſte iſt dieſes nicht höflich gehandelt, und verräth eine große Partheylichkeit. Vors andre aber, berufft ſich ja ſein Gegner nicht auf das Anſehen oder auf die Erzehlung des Herrn van Dalen noch einiger andern Proteſtanten, ſondern auf Beweisgründe. Was liegt daran, wer ihm die Materien, ſo er brauchet, an die Hand gegeben, wenn ſie nur gut ſind, und ſo von ihm angewandt werden, wie ſichs gebühret. Wenn ein Proteſtant ein Buch gemacht hätte, dazu er die Sachen aus dem Pater Sirmond, oder dem Pater Petavius genommen hätte, welche beyde ein paar berühmte Jeſuiten ſind, und man wollte von Seiten ihrer Parthey ihnen ſolches vorrücken: ſo würden die Jeſuiten dieſes Verfahren vor lächerlich anſehen.

Und ſie thäten recht daran, weil in Sachen, die auf die Hiſtorie, oder auf die Vernunft ankommen, gar nicht die Frage iſt, woher man ſie habe? ſondern bloß, ob ſie auch wahr und wohlgegründet ſind? Dieſes muß man unterſuchen; nicht aber die Perſonen. Geſetzt, daß gar die Chineſer uns die Gründe gegeben hätten, daß die griechiſchen Orackel lauter Betrug geweſen. Was thäte dieſes zur Sache ſelbſt? da ja die Wahrheit in allen Ländern zu Hauſe gehöret. Sonſt aber wäre es beſſer, ſich in allen Chriſtlichen Secten derjenigen Schlüſſe zu enthalten, die aus dem Neide herfließen, den man gegen gewiſſe Leute hat; die der Herr le Clerc Argumenta Theologica ab inuidia ducta genennet, und davon er am Ende ſeiner Vernunftlehre eine Abhandlung gemacht hat. In der Römiſchen Kirche wird man böſe, und zwar mit gutem Rechte, wenn man dieſelben wieder ſie, oder wieder andre, die einige ihrer Lehren annehmen, brauchet; daher muß man ſie auch in dieſer Kirche nicht wieder die Catholicken brauchen; wo man ſich nicht ein Recht zueignen will, dasjenige ſelbſt zu thun, was man an andern tadelt.

2.) Man will es auch dem Verfaſſer der Hiſtorie von Orackeln vor einen Fehler auslegen, daß er das Hertz gehabt, ſich wieder die einhellige Meynung der Väter zu erklären, welche die Orackel der Heyden den Teufeln zugeeignet; und im vorbey gehen derer geſpottet, die ihnen blindlings

gefol-

gefolget, ehe ſie es ſelbſt unterſuchet gehabt. Ich ſehe wohl, daß dieſes die Einbildung gewiſſer Leute beunruhigen kan, die das Alterthum bewundern, ohne es zu kennen: oder die mit gutem Grunde davor halten, man müſſe es bewundern, damit man zu Ehrenſtellen und guten Präbenden *in der Kirche gelange.* Allein ich ſehe nicht, daß dieſes dem Verfaſſer bey Verſtändigen ſchaden könne, die ihren Verſtand von Vorurtheilen befreyet haben darinn der blinde Pöbel, ſamt den eigennützigen Geiſtlichen noch ſtecket.

In der That war es ja kein Glaubens-Articfel der Chriſtlichen Religion, daß die Oracfel von den Teufeln hergerühret; und auf die Einhelligkeit der Väter kan man nur in Glaubens-Sachen dringen. Weñ man die Chriſten aus den erſten fünf oder ſechs Jahrhunderten untereinander und mit der Schrifft wegen eines Glaubens-Punctes übereinſtimmen ſiehet: So kan man ſicher die Rechnung machen, daß ſelbiger allezeit von den Chriſten geglaubet worden, und wahr ſey. Aber mit andern Materien verhält ſichs gantz anders.

Zum Exempel: der Heil. **Juſtinus** der Märtyrer, der heilige **Jreneus**, **Tertullianus** und viele andre Väter haben verſichert, ohne daß jemand im gantzen Alterthume ſichs unterſtanden ihnen zu wiederſprechen, daß man zu Rom Simon dem Zauberer, als einer Gottheit, eine Bild-Seule aufgerichtet hätte. Indeſſen erkennen heute zu Tage die Gelehrten, daß ſolches ein

Gedichte geweſen, ſo ſich auf das Verſehen eines Unvorſichtigen gegründet, der den **Semon Sancus**, eine alte Gottheit der Sabiner, vor den Zauberer **Simon** angeſehen. Man beſehe Henrichs von Valois Anmerck. über Euſeb. II. B. 13. Cap. und den **P. Petavius** von der Simoniſchen Ketzerey. *Man muß geſtehen*, daß die folgenden Väter den Juſtin, oder ſonſt einen Scribenten ohne Unterſuchung abgeſchrieben, und daß die Menge derjenigen die es geglaubet, daß die Römer dem Simon eine Ehren-Seule aufgerichtet, zu nichts anders diene, als zu erweiſen, daß es unter den alten Chriſten nicht weniger, als bey uns, gar zu viel leichtgläubige Leute gegeben habe. Dieſe blinde Leichtgläubigkeit dient zu nichts, als daß ſie der Wahrheit ſchadet, welche ſie nehmlich mit der Lügen vermiſchet. Eben ſo verhält ſichs mit der Fabel vom Phönix; die eben ſo viel Beyfall unter den Chriſten, als unter den Heyden gefunden hat. Seit des H. **Clements** Zeiten hat man ſich derſelben gemeiniglich bedienet, die Auferſtehung der Todten zu beweiſen; Beſ. ſ. 1. Brief im 24. Cap. Hr. Fell, Biſchoff zu Oxford, wollte hier lieber der Ubereinſtimmung der Väter trauen, als ſeine Vernunft darüber zu Rathe ziehen; die ihm würde geſagt haben, daß es nur eine Fabel wäre. Ich glaube es werden ihm heutiges Tages wenige nachfolgen wollen.

Alſo kan man denn nicht ſagen: weil die Väter gemeiniglich geglaubt, daß die Oracfel von den Teufeln gegeben worden, ſo ſey man heutiges Tages verbunden ſolches auch zu glauben. Man muß es auch nicht übel nehmen, wenn ſich jemand die Freyheit nimmt, hierinn von der Meynung der Alten abzugehen.

3.) Herr von Fontenelle hatte die Hiſtorie vom Thamus angeführet, die in dem Buche Plutarchi von den verſtummeten Oracfeln ſtehet; imgleichen einiger Oracfel-Sprüche gedacht, ſo den Chriſten vortheilhafft ſcheinen: um dadurch zu zeigen, daß die Väter vielleicht ein wenig gar zu begierig dieſe Gelegenheit, die Heyden einzutreiben, ergriffen, ohne die Wahrheit der Sachen recht zu unterſuchen. Man tadelt ihn ſogleich, daß er aus Verſehen die Echinadiſchen Inſeln, vor Inſeln des Egeiſchen Meeres ausgegeben; da ſie doch im Joniſchen Meere liegen. Es war gar nicht nöthig dieſes aus den alten Welt-Beſchreibern zu erweiſen: Herr von Fontenelle wird meines Erachtens, ſeinen Fehler leicht geſtehen.

Man misbilligt, daß unter den Oracfeln, die den Chriſten günſtig ſcheinen, auch etliche aus dem **Cedrenus, Svidas** und **Nicephorus** gezogene angeführet worden, welches Scribenten aus neuern Zeiten ſind. Allein der Verfaſſer hat nicht ſagen wollen, daß ſich die alten Chriſten einzig und allein auf die angezogenen Oracfel gegründet; ſondern auf dergleichen Oracfel. Ferner kan es ja wohl ſeyn, daß dieſe Scribenten die ihrigen

gen aus ältern Büchern genommen, und Cedrenus bezeuget, daß er diejenigen ſo er angeführet, aus dem Euſebius genommen. Auf allen Fall, wenn es unter den Chriſten Leute gegeben; die in neuern Jahrhunderten falſche Orackel geſchmiedet; ſo kan es ja auch in den erſtern Zeiten dergleichen gegeben haben, in welchen man ſoviel falſches untergeſchoben hat. Alſo dienen dieſe Exempel allezeit zu begreifen, daß man ſich auf dasjenige ſo die Alten ſagen, nicht gar zu ſehr zu verlaſſen habe.

Anderntheils, was die offenbar untergeſchobenen Orackel, und die lächerlichen Hiſtorien, wie die vom Thamus iſt, nebſt denen von Herrn von Fontenelle im IV. Cap. I. Th. angeführten Orackeln anbetrifft: So kan man nicht daraus ſchlieſſen, daß es mit allen andern eben ſo bewandt geweſen; wie der Herr le Clerc ſchon an obgedachtem Orte angemercket hat.

4.) Man will den Euſebius entſchuldigen, daß er die Fabel vom Thamus angeführet, und ſagt: Er hätte ſie nur angezogen zu erweiſen, daß ſelbſt nach dem Geſtändniſſe der Heyden die Orackel nach Chriſti Geburt aufgehöret hätten. Indeſſen redet doch Euſebius an dieſem Orte, nehmlich im XVII. Cap. des V. Buches ſeiner Evangeliſchen Vorbereitung, von nichts anders als der Vertilgung der Teufel (καθαιρεσις δαιμονων) und will dadurch und durch eine noch viel lächerlichere Fabel, von den Inſeln nahe bey Engelland, nichts mehr erweiſen, als daß es ſchiene die Teufel wären damahls gantz ausgerottet geweſen; das iſt, wie es ſcheinet, ihr Reich wäre zerſtöret. Euſebius giebt uns kein Merckmahl daraus wir ſchlieſſen könnten: Er wolle dieſe Erzehlungen als was fabelhafftes verwerfen, und bediene ſich ihrer nur als eines Beweiſes gegen einen gewiſſen Gegner, (ad hominem) nehmlich wider die Heyden.

Eins würde gewiß falſch ſeyn, wenn die Frage von dem Aufhören der Orackel wäre. Man höre nur was Euſebius ſagt: **Ihr habt alſo auch die Zeit von der Zerſtörung der Teufel erlebet, davon vorhin nirgends geredet worden.** Es iſt gewiß, daß man vor der Zeit von dem Verſtummen der Orackel geredet hatte; wie man aus dem 1ſten Buche Ciceronis von der Wahrſagerey abnehmen kan. Nachdem Qvintus Cicero, der die Orackel vertheidiget, geſagt hatte, daß ſich das Delphiſche vormahls durch ſeine Antworten viel Anſehen zuwege gebracht; ſo ſetzt er hinzu, daß es ſchon längſt nicht mehr dergleichen thue: (Jam diu idem non facit,) und bemüht ſich natürliche Urſachen davon zu geben. Im andern Buche wo Marcus Cicero die Lehre ſeines Bruders wiederlegt, ſteht eben das: **Warum, heißt es, antwortet das Orackel denn nicht mehr eben ſo; nicht nur zu dieſen unſern Zeiten, ſondern ſchon längſtens; ſo daß itzo nichts in gröſſerer Verachtung ſeyn kan, als daſſelbe?** Cur iſto modo jam oracula Delphis non eduntur; non modo noſtra aetate, ſed iam diu, iam vt nihil poſſit eſſe contemtius. Es wird gut ſeyn wenn man ſich im folgenden dieſer Anmerckung erinnern wird.

5.) Man macht dem Herrn von Fontenelle den Einwurf: Er habe vergebens zum voraus geſetzet, daß Euſebius bloß um der Heydniſchen Hiſtorien halber geglaubet, daß die Orackel vom Teufel gegeben worden. Denn auſſer dem daß er nichts davon ſagt, ſo hätte er es ja ſonſt wohl wiſſen können, und doch wieder die Heyden aus ihren eigenen Grundſätzen ſtreiten können.

Aber ich fürchte ſehr, daß nicht Euſebius in der That von gantz andrer Meynung geweſen ſeyn werde, als man ihm hier zueignet. Man will nehmlich nicht, daß er mit Herrn van Dale und von Fontenelle die Orackel vor lauter Betrügereyen der Menſchen gehalten, und nur darum davon als von Teufliſchen Antworten geſprochen haben, damit er ſich dem Porphyrius und andern Bewunderern derſelben beqvemer und deſto leichter wiederſetzen könnte. So redet er indeſſen im 1. Cap. des IV. Buches der Evangel. Vorbereitung: Vielleicht würde ſonſt jemand der ſich wegen der Orackel in Streit einlieſſe, behaupten: Es wären lauter menſchliche Künſte und Bübereyen einiger Betrüger geweſen; und gar den allgemeinen Satz feſtſetzen, es ſey ſo weit gefehlet, daß ſie von einer Gottheit hergerühret, daß auch diejenigen Orackel ſo man vor göttliche ausgiebt, nicht einmahl von dem böſen Geiſte hergekommen. Er zeiget im folgenden nach der Länge, wie man das Volck durch Liſt betrügen könne. Er ſetzet dieſelbe Materie fort im II. Cap. welches dieſe Uberſchrifft hat: **Daß es allen denjenigen, die Luſt dazu hätten, ſehr leicht ſeyn würde zu behaupten, daß alles was man von Orackeln ſagt, nichts als Betrügereyen und eine Verſchlagenheit einiger Buben geweſen ſey.** (πλανην και γοητων ανδρων ραδιουργιαν.) Er bemühet ſich zu zeigen, wie man dieſen Satz erweiſen könne, und erzehlet im folgenden Capitel eine lange Stelle des Diogenianus, eines peripatetiſchen Weltweiſen, der eben das geglaubet und den Chryſippus wiederleget hatte, welcher das Gegentheil glaubte. Er ſetzt hinzu, daß viele Griechiſche Weltweiſen keine beſſere Meynung von den Orackeln gehabt als Diogenianus. Und endlich macht er folgender geſtalt den Schluß. **Es würde leicht ſeyn dergleichen Dinge im Uberfluſſe zu ſammlen, um die gemeine Meynung von den Orackeln zu wiederlegen, aber ich will dieſer Lehrart in dieſer Abhandlung mich nicht bedienen. Ich werde fortfahren wie ich angefangen habe, und zugeben, daß die Vertheidiger derſelben die Wahrheit ſagen, (daß nehmlich die Orackel von übermenſchlichen Weſen ihren**

ihren Urſprung gehabt,) damit ich ſie, durch ihr eigen Bekenntniß, daß es wahrhaffte Orackel gegeben habe, und daß die verhandenen Ausſprüche vom Pythiſchen Apollo und andern von ihren Göttern herrühren, zu einer genauern Erklärung alles deſſen, ſo geſagt worden, führen möge. Der Herr van Dale hatte dieſe Stelle ſchon im II. Cap. ſeines Buches von den Orackeln nach der Länge angeführet.

Wenn dieſe Worte Euſebii nicht zulangen, dieſe Folgerung daraus zu ziehen, daß er ſich nur den Heyden beqvemet habe, wenn er von den Orackeln ſo redet, als ob ſie wircklich vom Teufel gekommen: ſo ſind ſie zum wenigſten zureichend, diejenigen zu entſchuldigen, ſo ſich derjenigen Lehrart lieber haben bedienen wollen, die er nicht gebrauchet hat. Es iſt handgreiflich, daß dieſer gelehrte Mann, weder den Herrn van Dale, noch den Herrn von Fontenelle ihrer Bücher wegen würde getadelt haben. Indeſſen bedient ſich doch der Gegner des letztern ſehr fleißig des Anſehens der Väter überhaupt, und insbeſondre Euſebii, um ihn des Unglaubens halber verdächtig zu machen.

6.) Die Philoſophie, ſo aus den Orackeln gezogen worden betreffend, deren ſich Euſebius wieder den Porphyrius bedienet hat, ſo will ich mich bey dieſem Buche Porphyrii nicht aufhalten. Herr von Fontenelle muthmaſſet, dieſes Buch könnte wohl untergeſchoben ſeyn, weil es ſcheint, ein ſo geſchickter Mann, als Porphyrius würde nicht ſolche Waffen wieder ſeine Religion an die Hand gegeben haben, wie der Verfaſſer deſſelben gethan. Allein Porphyrius war in der That ein gelehrter Mann im Abſehen auf ſeine Philoſophiſche Wiſſenſchafft und groſſe Beleſenheit: Aber er war eben kein Mann, der in richtigen Vernunftſchlüſſen geübt war, wie es ſattſam aus ſeinen Schrifften erhellet, die wir von ihm haben. Dergeſtalt hat er tauſenderley Sachen zuſammen raffen können, die dem Heydenthume zu wieder waren, und einander wiederſprachen, ohne darauf acht zu haben.

7.) Man wundert ſich, daß der Herr von Fontenelle viele untergeſchobene Bücher den Chriſten, der erſten Jahrhunderte zugeſchrieben, wie z. E. die Orackel der Sybillen, die Bücher des Hermes Trismegiſtus, und viele andre. Man wollte lieber, er hätte ſolches auf die Ketzer dieſer Zeiten geſchoben. Ich glaube dieſes ſey ihm gleichviel, und er werde es leicht zugeben, daß dieſe Bücher auch den Ketzern zugeſchrieben werden mögen. Diejenigen, ſo ſie gemacht, verdienen den Nahmen der Rechtgläubigen nicht, ſie mögen ſonſt geweſen ſeyn wer ſie wollen; weil ſie es vor erlaubt hielten, ſolche Betrügereyen vorzunehmen. Im übrigen, iſt es ie zuweilen ſehr ſchwer zu ſagen, was vor einer Ketzerey die untergeſchobenen Bücher Vorſchub thun: weil man gar keine Spuren davon findet. Verſchiedene von den Alten haben ſich dadurch betrügen laſſen, wie Clemens von Alexandria, der gewiſſe Schrifften Petri und Pauli, als ihre wahrhaffte Wercke angezogen, ob ſie gleich deutliche Merckmahle der Betrügerey an ſich hatten. Ich will mich dabey nicht aufhalten, weil diejenigen, ſo davon gründlichen Unterricht verlangen, nur die Sammlungen der Herren Fabricius und Grabe, nachſchlagen dörfen. Es iſt mehr als gar zu wahr, daß ſich die Alten in dergleichen Dingen, leichtlich betrügen laſſen. Aus den Zeugniſſen, ſo die gedachten Scribenten von den untergeſchobenen Wercken ſo ſie geſammlet haben, anführen, wird man es ſehen. Man kan es auch aus denenjenigen abnehmen, die J. B. Cotelier vor Apoſtoliſchen Satzungen und Clementiniſchen Predigten geſetzet hat.

Sonſt muß man ſich nicht einbilden, daß alle erſte rechtgläubige Chriſten von der Art geweſen, als ſie hätten ſeyn ſollen. Die Apoſtel beklagen ſich ſelbſt, über diejenigen, ſo zu ihren Zeiten lebten, und ihre Nachfolger werden weder vernünftiger im Urtheilen, noch von beſſern Sitten geweſen ſeyn. Es konnte leicht kommen, daß auch unter den Ketzern diejenigen, ſo nur Verführete, nicht aber Verführer waren, weder an Verſtande, noch an Frömmigkeit den allerrechtgläubigſten das geringſte nachgegeben. Es war vorzeiten nicht anders, als heute zu Tage. Die Menſchen dachten und handelten nicht allezeit nach Erforderung ihrer Grundſätze.

8.) Es iſt wenig daran gelegen, ob das Buch Porphyrii, davon ich gehandelt habe, ein untergeſchobenes Buch iſt oder nicht; denn man kan ſeinen Vortheil daraus ziehen, man folge welcher Meynung man immer wolle. Der Herr von Fontenelle glaubt, es ſey von den Chriſten geſchmiedet worden, weil er zum Grunde ſetzet, daß die meiſten Orackel, die man ihnen zu gut anführte, daraus hergenommen waren. Dieſes giebt ihm Mittel an die Hand, die Orackel zu wiederlegen, deren ſich die Heyden wieder die Chriſten hätten bedienen können, und über ihre Leichtgläubigkeit zu ſpotten. Nimmt man dieſes Buch vor eine von den Heyden untergeſchobene Schrifft an, wie Auguſtinus gemuthmaßet; ſo hat man Urſache, ſich über ihre Betrügereyen zu erzürnen. Endlich wenn man glaubt, es ſey von Porphyrio, wie Euſebius thut; ſo wird man Dinge genug darinn finden, ſo wieder ihn ſelbſt dienen können. Indeſſen könnte es leicht kommen, daß dieſe Sammlung wircklich von Porphyrio wäre, und daß eine Menge von Orackelſprüchen darinn ſtünden, die niemahls wären gegeben worden: Es möchte nun Porphyrius ſie ſelbſt erdacht, oder ſich von andern damit haben betrügen laſſen. Er war ſein Mann, der eines theils ſehr leichtgläubig war, zumahl gegen das Heydenthum, wie denn die Pythagoreer, ſonderlich die zu der Zeit lebten, und ſehr verwirrte Begriffe hatten, zu ſeyn pflegten: Anderntheils aber, war er auch ſehr ungläubig,

big, im Abſehen auf das Chriſtenthum, und wollte keine Lehre annehmen, als die man augenſcheinlich beweiſen könnte.

(9) Dergeſtalt hat denn die wenige Verbindung und der ſchlechte Zuſammenhang, unter den Gedancken dieſes Scribenten, dem Herrn von Fontenelle gar wohl Gelegenheit geben können, verſchiedene Muthmaßungen zu machen, die man nicht eben nach der Schärfe unterſuchen muß, weil man ohnedem faſt nichts ſichers hat, darauf man ſich verlaſſen könnte.

(10) Derſelbe Verfaſſer hat geglaubt, man habe unter den Chriſten die Orackel um ſoviel leichter dem Teufel zugeſchrieben, je mehr man überredet war, daß es Teufel gäbe, und daß man ihnen gar wohl dieſe Verrichtung auftragen könnte. Iſt dieſes nicht wahr, ſo iſt es doch eben keine Sache, die gantz ungereimt wäre, weil man ja findet, daß der gemeine Mann ſehr geneigt iſt, dem Teufel alles zuzuſchreiben, davon er ſonſt keine Urſache zu geben weiß. Uebrigens überhub dieſes die Chriſten der Mühe, ſich weitläuftig mit den Orackeln einzulaſſen, und ihre Betrügereyen zu entdecken. Es iſt gewiß, der Gegner des Herrn von Fontenelle mag ſagen, was er will, daß dieſe Art, wieder die Heyden zu ſtreiten, viel bequemer geweſen; weil eine einzige Antwort ſchon zulänglich war, den gantzen Vortheil, den ſie daraus ziehen wollten, zu zernichten. Es iſt ausgemacht, daß es viel weitläuftiger ſeyn würde, von

jedem Orackel insbeſondere Urſachen anzugeben, und zu zeigen, daß es aus irgend einer menſchlichen Betrügerey ſeinen Urſprung gehabt: als überhaupt zu ſagen, die Teufel hätten ihr Werck dabey gehabt, und zum Beweiſe deſſen einige Orackel anzuführen, die ſich vor ein gütiges Weſen nicht ſchicken würden; wie Euſebius gethan hat.

Wenn die Väter, ſo die Orackel den Teufeln zugeſchrieben, wären überführet geweſen, daß ſie lauter Betrügereyen der Menſchen wären, ſo könnte man ſie nicht beſchuldigen, ſie hätten wider ihr Gewiſſen gehandelt, indem ſie ſelbige dem Teufel zugeeignet. Denn in dieſem Falle hätten ſie dieſelben nur deßwegen den böſen Geiſtern zugeſchrieben, damit ſie ſich den Heyden bequemen, und ſie durch ihre eigene Waffen beſtreiten möchten.

Man kan nicht zweifeln, daß die Chriſtliche Religion, und folglich JEſus Chriſtus, als der Urheber derſelben, nicht die vornehmſte Urſach von der Zerſtörung der Abgötterey und der Orackel ſeyn ſollten, und daß ohne ſie alle Nationen, die itzo den wahren GOtt anbeten, vielleicht noch in der Abgötterey erſoffen ſeyn würden, wie diejenigen ſind, denen das Evangelium noch nicht iſt geprediget worden. Allein das hindert nicht, daß nicht die Philoſophie zum Untergange der Abgötterey und der Orackel viel ſollte beygetragen haben.

Man weiß, daß die Weltweiſen überhaupt ſich über die Fabeln des Heydenthums luſtig gemacht, darauf doch der gantze öffentliche Gottesdienſt der Heyden gegründet war. Inſonderheit verwarfen die Epicurer alles, was man davon vorgab, und die Academicker bemühten ſich alles zweifelhafft zu machen. Wie nun die Philoſophie vor und nach Chriſto ſowohl unter Römern als Griechen ſehr hochgehalten wurde; ſo dieneten ſchon viele den Göttern nur zum Scheine, um ſich dem Pöbel und den Geſetzen zu bequemen. Dieſes iſt aus den Büchern Ciceronis, von der Natur der Götter und der Wahrſagerey, ſehr deutlich zu erſehen, worinn er die Materien von der Religion und den Orackeln wechſelsweiſe verfechten und beſtreiten läſt. Griechenland und Italien waren voll ſolcher Leute, ſo ſich ein Vergnügen daraus machten, wenn ſie die Betrügereyen der Pfaffen entdecken, und die eingeführte Religion verſpotten konnten. Es war nicht mehr ſo leicht, die Welt zu betrügen, als vormahls, und die Prieſter unterſtunden ſichs nicht mehr, es ſo grob zu machen. Dergeſtalt hatten die Geſpräche der Weltweiſen und ihr Unglaube ſchon angefangen, die Hochachtung der Orackel zu ſchwächen, und ihre Menge zu vermindern. Das Chriſtenthum kam hinzu, und that ihnen noch vielmehr Schaden, ja vertilgte ſie gar, ſo bald es die Ueberhand bekam; welches doch aber nur nach und nach geſchahe.

(11) Der Gegner des Herrn von Fontenelle ſagt, wenn uns gleich die Schrifft nicht lehren möchte, daß die Teufel in den Orackeln geantwor-

tet hätten: So müſte doch die beſtändige Tradition der Kirche die Catholiſchen davon überzeugen. Aber darauf habe ich ſchon bey dem andern Capitel geantwortet. Ich ſetze noch hinzu, daß dieſe Tradition nicht ſo beſtändig iſt, als man vorgiebt, wie aus den Worten Euſebii erhellet, die ich ſchon bey dem 8ten Capitel angeführet habe. Hier will ich noch eine Stelle Origenis hinzufügen, die aus dem VIIten Buche wieder Celſum gezogen iſt. Der Herr van Dale hatte ſie ſchon im II. Cap. ſeines Werckes angeführet. Nachdem derſelbe die Worte Celſi, der die Chriſten einer Verachtung der Orackel beſchuldiget, angezogen, fähret er fort: **Von dieſen Orackeln, die er herzehlet, könnten wir ein vieles aus Ariſtotele und den Peripatetickern anführen, um dasjenige zu wiederlegen, was man von dem Orackel der Pythia und ſonſt vorgiebt. Ich könnte dasjenige beybringen, was Epicurus und ſeine Anhänger davon geſagt haben, und zeigen, daß einige Griechen dasjenige verwerfen, was man ſonſt von denen in gantz Griechenland bewunderten Orackeln glaubet. Allein laßt uns zugeben** (δεδόσθω) **daß alles, was man von der Begeiſterung der Pythia und andrer Orackel ſagt, nicht Betrügereyen und Gedichte der Menſchen geweſen. Laßt uns ſehen, ob man nicht denen, die ein Ding aufrichtig unterſuchen, zeigen kön-**

könne, daß diejenigen, ſo die Orackel annehmen, nicht eben nothwendig zugeben dörfen, daß ſie von den Göttern hergekommen, ſondern im Gegentheil von böſen Geiſtern ihren Urſprung gehabt. Vergleichet man dieſe Worte mit des Euſebii ſeinen, ſo wird man leicht ſehen, daß dieſer letztere ſie nachgeahmet habe, und weder einer noch der andre es würde übel genommen haben, was die Herrn van Dale, und von Fontenelle behaupten, als ob es eine Verachtung der Tradition, der Väter, oder eine gefährliche Meynung wäre.

Unſer Scribent iſt viel ſtrenger als ſie, und tadelt den andern darum, weil er ſich auf das Anſehen des erſtern gegründet, um die Tradition zu verachten. Zum wenigſten hätte man ſagen müſſen, er ſey in Wiederlegung der Orackel einer Bahn gefolget, die durch Origenem und Euſebium, als eine Lehrart, der man ſich gar wohl bedienen könnte, angewieſen worden; obwohl ſie ſich derſelben nicht bedienen gewollt, weil ſie davorgehalten, man könne die Heyden leichter überwinden, wenn man ihnen zugäbe, es ſey was übernatürliches bey den Orackeln geweſen.

Der Gegner des Herrn von Fontenelle, bringt endlich Schrifftſtellen hervor, wo geſagt wird, daß die Heyden die Teufel angebetet, die Teufel aber bisweilen die falſchen Propheten begeiſtert hätten. Man ſchlage den 95ſten Pſ. im 5. v. das 5te B. Moſis im 32. cap. 27. v. den 115ten Pſ. im 37. v.

in der Vulgate; imgleichen 1 Cor. im 10. cap. 20. Vers, 1 Kön. 22. im 22. v. nach. Dieſe Stellen beweiſen ſehr gut, daß wenn gleich die Heyden nicht gemeiniglich die Abſicht gehabt, böſe Geiſter anzubeten; ſo hätten ſie nichts deſto weniger dieſelben doch angebetet. Daher folgt denn, es habe leicht kommen können, daß dieſe boshaffte Weſen, denen, ſo ihnen dieneten, zuweilen geantwortet; weil doch ein verſtändiges Weſen dem andern gar wohl ſeine Gedancken mittheilen kan.

Der Verfaſſer ſetzet zu dieſen noch das Orackel des Beelzebubs, des Gottes von Accaron hinzu, davon 2 Kön. I. 3. geredet wird. Und weil der Fürſt der böſen Geiſter im Evangelio Beelzebub genennet wird, ſo ſchließt er hieraus, es ſey dieſer böſe Geiſt eben derjenige geweſen, der vor dem in der Stadt Accaron den abgöttiſchen Einwohnern des gelobten Landes zum Orackel gedienet habe. Daher nimmt er Gelegenheit den Herrn von Fontenelle zu tadeln, weil er geſagt hätte, die Bibel lehre es uns keinesweges, daß die Vorherſagung künftiger Dinge von den Teufeln geſchehen könne. Hierbey kan nun verſchiedenes angemercket werden.

Erſtlich folgt es noch lange nicht, weil die Einwohner des gelobten Landes glaubten, der Gott, den ſie Beelzebub nenneten, gäbe Ausſprüche von verborgenen Dingen; daß es darum auch wahr geweſen: Oder wenn es ja zu weilen wahr geweſen, daß keine Betrügerey dabey vorgegangen ſey. Alſo iſt das ſo 2 Kön. 1. vom Beelzebub geſagt wird, noch keinesweges ein deutlicher Beweiß, daß der heilige Verfaſſer wircklich geglaubet habe es ſey ordentlich bey dem Orackel zu Accaron was übernatürliches zu befinden.

Zum andern folgt es auch nicht, weil die Juden zur Zeit unſers Heylandes den Oberſten der Teufel Beelzebub nenneten, ſo war derſelbe eben diejenige Gottheit, ſo die Accaroniter verehret hatten. Es konnte ja gar leicht geſchehen, daß die Juden dieſem boshaftigen Weſen den Nahmen einer Gottheit des gelobten Landes gegeben hatten, um der Abgötterey der Accaroniter zu verſpotten, ſo daß ihm hernach dieſer Nahme eigenthümlich geblieben; ob er ſchon nicht mit eben demſelben Begriffe verbunden war. Die Schrift ſaget ja nicht, daß eben derſelbe Gott, den die alter Accaroniter unter dem Nahmen Beelzebub angebetet hatten, und der Teufel den die Jüden alſo nannten, einerley Weſen ſey, und daß dieſer böſe Geiſt vor dem zu Accaron geheime Ausſprüche gethan habe. Dieſes ſind Folgen, ſo man daraus ziehet, und die doch wie man geſehen hat, keinesweges gewiß ſind.

Allein ich wundere mich recht ſehr, daß der Verfaſſer nicht vielmehr die Offenbahrung St. Johannis wieder den Herrn von Fontenelle angeführet hat, woſelbſt geſagt wird, daß das andere Thier, nachdem es durch den Drachen belebt worden, Wunder thäte, c. 13. v. 11. ſeq. und daß ſo gar die Bild-Säule des erſten Thiers redete. Man ſetze noch hinzu, was von dem falſchen Propheten geſagt wird, cap. 16. v. 13. aus deſſen Munde ein unreiner Geiſt ausgieng. Diejenigen, ſo dieſen Ort von der heydniſchen Abgötterey verſtehen, glauben, daß Johannes hier die Orackel der Heyden beſchreibe.

(12) David hat den Heyden vorgeworfen ſie verehreten Götter die da Glieder hätten, und die ſie doch nicht brauchen könnten, mit einem Worte, die da nichts als nur Bild-Säulen wären und weder Empfindung noch Kräfte beſäſſen. Hieraus ziehet der Herr von Fontenelle dieſen Schluß. Wären dieſe Götter Teufel geweſen, die nicht nur das Vermögen beſitzen ihren Bild-Säulen eine Sprache zu geben, und das Zukünftige vorher zu ſagen, ſondern die es auch würcklich gethan hätten; ſo hätte der Prophet den Heyden keinesweges vorwerfen können daß ſie bloße Bilder anbeteten. Man antwortet ihm, daß die Teufel ihre Ausſprüche nicht durch die Säulen ſondern durch ihre Prieſter gegeben.

Nichts deſto weniger wenn man zugiebt, daß die Teufel die Urheber der meiſten Orackel geweſen; ſo wird man auch ſagen müſſen, daß eben dieſe Geiſter die Urheber der meiſten Wunder geweſen, die in den Bild-Säulen oder in den Tempeln geſchahen. Leugnet man, daß darinne ein eintziges Wunder, oder eine eintzige Handlung geſchehen ſey, ſo die cörperlichen Urſachen, und die Kräfte der

Menſchen überſteiget; ſo würden eben die Gründe, womit man dieſes beweiſen will, die Wircklichkeit der Wunder zu vernichten, dienen. Denn die Orackel und Wunder der Heyden beruhen auf einerley Zeugniß. Wenn man indeſſen dieſe Wunder vor gewiß annimmt, ſo wird es gar leicht ſeyn auf die Vorwürfe, ſo David den Heyden macht, zu antworten. Man wird ihnen ſagen laſſen, die Bild-Säulen der Götter wären in der That aus unempfindlicher Materie gemacht, und die Heyden begehrten ſie keinesweges anzubeten; ſondern nur die unſichtbaren Götter, die zugegen, und mit dieſen Bildern gleichſam verbunden wären, ſobald ihnen dieſelben nur gewidmet worden: Die ſich bewegeten, ohne daß ſich ein Menſch darinn mengen dörfte; die ſie ſchwitzen und fallen lieſſen, wie ſie wolten; ja die ſie zuweilen gar redend machten. Nachdem in Plutarchi Buche vom Ende der Orackel ein abergläubiſcher Mann dergleichen Wunder erzehlet, ſo redet er alſo: Ich unterſtehe mich zu ſagen, daß die geheiligten Sachen, vornehmlich alhier, beweget werden, und das Zukünftige zugleich mit der Vorſehung der Gottheit andeuten; und daß kein einziger Theil von der Gottheit leer oder unempfindlich ſey, ſondern daß alles davon erfüllet ſey. Man muß alſo ſagen, der gröſte Theil dieſer Wunder wären, ſo wohl als die Orackel, bloße Kunſtſtücke, oder menſchliche Betrügereyen: oder man muß geſtehen, der Einwurf des Davids habe keinen Grund.

Eben ſo wenig hätten auch die Kirchen-Väter ſagen können, die Götzen-Bilder könnten nichts thun, wenn Geiſter, die viel mächtiger ſind als die Menſchen, mit ihnen wären verbunden geweſen. Denn in der That glaubten ja die Heyden nicht daß der Stein, das Metall, oder das Holtz, woraus die Götzen-Bilder verfertiget waren, das Weſen ihrer Götter ſelbſt wären. Nein, ſo gar dumm waren ſie nicht; und diejenigen, ſo ihre Gottesgelehrſamkeit nur ein wenig verſtehen, können auch daran nicht zweifeln. Man kan es auch im 6. Buche des Arnobii und in den Anmerckungen ſo Didier Heraut zu dieſem Wercke gemacht, gar wohl ſehen, wie ſie ſich in der Frage vom Bilder-Dienſte vertheidiget haben.

Ich bin nicht von denen die da vorgeben, es ſey der Dienſt, den das gemeine Volck in der römiſchen Kirche, den Säulen und Bildern erweiſet, im geringſten nicht von dem Götzen-Dienſte der Heyden unterſchieden. Das heiſt die Sachen gar zu weit treiben. Wenn ihr aber einige Proteſtantiſche Lehrer dieſen Vorwurf gemacht, ſo hat ſie ſich bey nahe, wie die Heyden beym Arnobio, vertheidiget.

Der Verfaſſer bemercket hier und anderwerts an dem Herrn von Fontenelle, als hätte er zu verſtehen gegeben, daß die Heyden glaubten, ihre Orackel geſchähen ordentlich durch den Mund ihrer Götzen. Vor meine Perſon glaube ich wohl nicht, daß er in dieſen Gedancken geſtanden habe; Und wenn er nach dem Begriffe der Heyden, den Götzen Orackel beylegt, ſo verſteht er die falſchen Götter, nicht in Betrachtung ihrer Bild-Säulen, ſondern an und vor ſich ſelbſt. Man kan es von einem ſo geſchickten Manne nicht vermuthen, daß er nicht wiſſen ſollte wie die meiſten Orackel durch Prieſter und Prieſterinnen gegeben worden. Denn die Sache iſt viel zu bekannt, und dienet ſelbſt ſehr leicht zu einem Beweiſe, daß die Menſchen Urheber der Orackel geweſen.

Man kan es aber auch nicht leugnen, daß die Heyden nicht zuweilen ſollten geſagt haben: Die Bild-Säulen hatten geredet und Orackel gegeben. Der Verfaſſer des Buches von der Göttin von Syrien ſagt es ausdrücklich an einem gewiſſen Orte, den Herr van Dale in ſeiner Diſſertation von den Urhebern der Orackel im 10. Cap. davon anführet: Woſelbſt man auch noch andre Exempel finden wird, denen man noch einige andere beyfügen könnte, wenn es nöthig wäre. Den Kirchen-Vätern iſt dieſes nicht unbekannt geweſen: Denn man hat gar zu viel Exempel davon in den alten Zeiten.

Bey Gelegenheit tadelt man es auch an dem Herrn von Fontenelle, daß er, wie man glaubet, vorausſetzet: die Teufel wüſten das Zukünſtige. Man beweiſet es durch das Anſehen der Kirchen-Väter, daß die Teufel das Zukünſtige nicht anders denn nur vermuthlich wiſſen, und daß ſie gar nichts von dieſer Art künſtiger Dinge wiſſen, ſo auf der Beſtimmung gantz-freyer Urſachen beruhen. Ich zwar, kan es wohl verſichern, daß ich nicht weiß, wozu dieſes bey der vorhabenden Frage dienet; indem Herr von Fontenelle keinesweges ſaget, daß die Teufel etwas vorher verkündigen könnten. Nicht er, ſondern ſeine Wiederſacher ſind verbunden, zu unterſuchen, wieweit ſich die Erkäntniß dieſer Geiſter erſtrecke, um einige Gründe vor ihre Orackel zu haben.

(13) Dem Gegner des Herrn von Fontenelle kommt es gantz fremde vor, daß dieſer ſaget, die erſten Väter der Kirchen wären Platonici geweſen: Und da die Platonici alles mit Geiſtern angefüllet, ſo wären ſie auch um ſo viel deſto geneigter ihnen die Orackel zuzuſchreiben. Ich will hernach etwas von dieſem andern Satze ſagen. Was aber den erſten anbetrifft, daß nemlich die Kirchen-Väter der Platoniſchen Secte zugethan geweſen, ſo glaube ich wohl nicht, daß man etwas dawieder einwenden könne. Und diejenigen, ſo nur einigen Begriff von der Platoniſchen Secte haben, und nur etwas von den älteſten Vätern, z. e. vom S. Juſtino dem Märtyrer, von S. Clemens von Alexandrien und Origene, der hernach lange Zeit der Lehrmeiſter des gantzen Orients geweſen; geleſen haben, können wohl daran nicht zweifeln. Der Verfaſſer hat gantz keinen Nutzen davon, wenn er beweiſet, daß ſie eine Menge Platoniſcher Irrthümer verworfen haben. Niemand ſteht deßhalben im Zweifel, denn ſonſt hätten

ſie gar Heyden ſeyn müſſen. Allein ſie haben zugleich aus dieſer Art der Welt-Weisheit alles dasjenige beybehalten, ſo nach ihrer Meynung mit dem Chriſtenthume beſtehen konnte, und ſich wohl gar bemüht ſolche Lehren mit der Chriſtlichen Gottesgelahrheit zu vereinigen, die ihr doch gäntzlich zuwieder ſind. Origenes kan hiervon ein Zeuge ſeyn, von dem Huetius, ehemahliger Biſchoff zu Avranche, in ſeinen Origenianis Lib. II. c. III. 17. alſo redet. „Wie er die Lehren der Theologie „nach der Platoniſchen Weltweisheit einrichtete, „ſo ſahe er erſtlich ſich ſelbſt in die ungereimteſten „Lehren verwickelt, und hernach beunruhigte er „die Kirche. Der gröſte Theil der Kirchen-Väter ſind, wenn man die Wahrheit ſagen ſoll, den „Meynungen des Platonis gefolget, ſie mögen „nun entweder älter als Origenes geweſen ſeyn, „oder ſie mögen nach ihm, vornehmlich vor dem „Niceniſchen Concilio gelebet haben. Allein ſie „nahmen nichts von ihm an, als was mit den „Meynungen der Kirche überein kam. Es ſcheinet, als wenn Origenes die gantze Academie in „die Kirche habe verſetzen wollen; ob er ſchon einiger maßen geſtehet, die **Weltweisheit ſey „weder in allen Stücken dem Geſetze Gottes zuwieder, noch in allen Stücken gemäß.** Ich will dem Herrn Huetio, einen ſehr gelehrten Engelländer an die Seite ſetzen, der in Leſung der Kirchen-Väter ſehr bewandert war. Er ſchätzet ſie ſo hoch, als wohl jemand anders, und ſetzet bey nahe in allen ſeinen Schrifften voraus, daß die Platoniſche Weltweisheit, ſo gar zur Zeit der Apoſtel ſehr im Schwange geweſen; und daß ſie unendliche Dienſte leiſte, wenn man die Schriften der alten Chriſten verſtehen wolle. Es iſt Herr Dodwell, und ich will nur eine einzige Stelle aus der Vorrede anführen, die er vor ſeine Briefe, von der Weiſe, die Gottsgelehrtheit zu erlernen, geſetzet hat. Indem er daſelbſt von einem wiſſentlichen Fehler der Scholaſtiſchen Theologie redet, ſpricht er alſo: „Man erkläret daſelbſt die gröſten und heiligſten Geheimniſſe, der Dreyeinigkeit und Menſchwerdung, in Betrachtung der Theologiſchen Folgen, durch die Grundſätze der Peripatetiſchen Weltweisheit, die man aus den heutigen Ueberſetzungen und aus den Auslegungen der Araber, gezogen hat. Es iſt augenſcheinlich, daß in dergleichen Dingen aller Nutzen, den man aus der Weltweisheit hat, ſich keinesweges ſo weit erſtrecke, daß man eine neue Wahrheit entdecken könne; ſondern daß man nur den Verſtand derjenigen entdecken könne, von denen wir ſolche empfangen haben. Und in dem Falle kan allein diejenige Art der Weltweisheit nützlich ſeyn, deren Sprache ſie behalten haben. Nun weiß man, daß es nicht die Weltweisheit des Ariſtotelis, ſondern des Platonis geweſen ſey, dem nicht nur überhaupt die meiſten Weltweiſen dieſer Zeit folgeten; ſondern nach deren Sprache ſich auch die heiligen Verfaſſer, ſonderlich Jo-

„Johannes im 1 Cap. ſeines Evangelii, eben ſo„wohl, als der gröſte Theil der berühmteſten Vä„ter der Morgen- und Abendländiſchen Kirchen, „der vorgegebene Dionyſius Areopagita, S. Au„guſtin, der ſich die Schule ſehr verbindlich ge„macht, S. Baſilius, die beyden Gregorii von „Nazianz. und Nyſſa, der H. Chryſoſtomus, „u. a. m. gerichtet haben.

Ich führe dieſe Zeügniſſe nicht denen zu Gefallen an, die ſchon einige Beleſenheit in den älteſten Kirchen-Vätern beſitzen, und wohl wiſſen, was es vor ein Ding um die Platoniſche Secte ſey; ſondern damit ich denenjenigen, die ſo viel noch nicht wiſſen, zeigen möge, daß Herr von Fontenelle nichts geſagt habe, darinne nicht geſchickte Männer mit ihm eins wären. Auſſer dem wird ihm ſein Gegner durch ſeine Figuren aus der Rede-Kunſt wenig Schaden thun, indem dieſe eine ſolche Sache als dieſe iſt, niemahls zu Boden reiſſen werden. Sagen: die Socinianer reden alſo! heißt nichts anders als den Leuten eine gute Meynung von denſelben beybringen wollen. Denn in der That ſagen ſie nichts als die Wahrheit.

(14) Es iſt nicht genug, daß man ſaget, die Väter hätten nur Platonen und ſeine Anhänger den andern Weltweiſen vorgezogen, übrigens aber bey ihm viele Irrthümer gefunden. Herr von Fontenelle wird dieſes nicht leugnen, ſondern nur ſagen: indem ſie dieſen Weltweiſen in denjenigen Dingen gefolget wären, ſo nach ihrer Meynung

nung gar wohl mit der Chriſtlichen Religion beſtehen könnten; ſo hätten ſie auch ihre Meynung von dem Teufel angenommen, die nach den Platoniſchen Lehren Oracfel gaben.

Dieſe Muthmaßung iſt weder ungereimt noch verwegen; weil es bekannt iſt, daß man zu allen Zeiten die Weltweisheit mit der Gottesgelahrtheit vermenget. Man muß aber nicht meynen, als hätten die Chriſten ihre Meynungen von den guten und böſen Engeln aus dem Platone genommen; ſintemahl das alte und neue Teſtament davon voll ſind. Wofern die Platonici etwas ſagen würden, ſo ſie nicht wüſten, wenn ſie denen Geiſtern ſo ſie Dämones nenneten, ein großes Antheil an der Regierung der Welt überhaupt, und der menſchlichen Dinge insbeſondre gaben; ſo würden diejenigen gewiß nicht viel klüger handeln, ſo Gott in allen Dingen unmittelbahr wircken laſſen, und von allem was bey uns vorgehet, diejenigen Weſen ſo ſich zwiſchen Gott und uns befinden, und vielleicht noch andere, die zwiſchen unſrer Seele und der Materie ſind, ausſchlieſſen. Es ſind unendlich viel Dinge, davon man nicht einmahl einen wahrſcheinlichen Grund anführen kan, wenn man nichts als nur Gott, die Seelen der Menſchen und die Materie vorausſetzet: Da uns doch ſonſt die heilige Schrift Gott ſters ſo vorſtellet, daß er auf Erden durch den Dienſt der Engel wircket. Sie kommt mit Platonis Sätzen vielmehr überein, als mit den Meynungen vieler heutigen Weltweiſen, die nichts als bloß mechaniſche Bewegungen der Materie und unmittelbare Wirckungen Gottes in den Cörpern, ja gar in den Geiſtern ſelbſt, zulaſſen, die eben wie die Cörper ſelbſt von aller Kraft zu würcken, entblößet ſind. Dieſe Herren liegen an einer Kranckheit darnieder, die Herr Cudworth ſehr artig Pneumatophobie oder Geiſter-Furcht nennet, wie Herr Clerc, in einem Auszuge aus den Schriften dieſes großen Mannes, uns geſaget hat.

(15) Der Richter des Herrn Fontenelle beſtehet darauf, es lehre uns die Schrifft, daß alle heydniſche Gottheiten Teufel wären. Und dieſes ſey es, was die Kirchen-Väter bewogen habe, daß ſie geſagt, die Orackel wären durch dieſe Art von Weſen gegeben worden. Ich will es nicht läugnen, daß nicht dasjenige, ſo die Schrifft von den Geiſtern, ſo die Heyden angebetet haben, ſaget, einer von den Gründen geweſen ſey, ſo die Kirchen-Väter bewogen, daß ſie geſagt, die Teufel geben Orackel. Allein ich wollte auch nicht die Urſache dabey ausſchlieſſen, ſo Herr von Fontenelle davon anführet. Man weiß, wie ich ſchon geſagt habe, daß die Weltweisheit der Zeiten ſtets einen großen Einfluß in die Meynungen der Gottesgelehrten gehabt.

Auſſerdem ſaget auch die Schrifft nicht, daß alle Gottheiten des Heydenthums Teufel geweſen. Sie beteten beſtändig viel verſtorbene Könige, und viel Erdichtungen ihres eigenen Gehirnes an, die niemahls verhanden geweſen waren. Man kan ſich davon überführen, wenn man die Theogoniam des Heſiodi lieſet, welcher der älteſte Gottesgelehrte der Heyden geweſen, den wir noch übrig haben. Alſo waren, eigentlich zu reden, nicht alle ihre Götter Teufel. Weil aber weder der wahre GOtt, noch die guten Engel, den Dienſt annahmen, den die Heyden verſtorbenen Menſchen oder bloßen Bildern, die nicht verhanden waren, gaben; ſo maßten ſich die Teufel einer Ehre an, die ihnen doch in der That die Heyden nicht geben wollten, und wurden dadurch ihre Götter. Indeß glaube ich doch keinesweges, daß GOtt dieſen böſen Geiſtern erlaubet habe, alles, was ſie wünſchten, unter den Heyden zu thun, und wenn ſie wollten, Oracfel zu geben. Denn ob es zwar die Heyden verdienet hätten, weil ſie ſich muthwillig in den Götzendienſt geſtürtzet, ſo übergab ſie doch die unendliche Güte GOttes keinesweges gantz und gar dieſen boshafften Weſen. Man kan davon durch unendlich viel ſchöne Dinge überzeuget werden, welche die heydniſchen Weltweiſen von GOtt geſagt haben, und durch eben ſo viel gantz reine Sätze der Sittenlehre, die nach der Größe ihrer Erkenntniß, die man in ihren Büchern und Geſchichten findet, von ſehr tugendhaften Verrichtungen begleitet wurden. Es iſt hier der Ort nicht, dieſe Gedancken weiter zu treiben. Es iſt genug, wenn wir dadurch beweiſen, daß GOtt die Heyden keinesweges in allen Stücken den Teufeln überlaſſen habe.

16. Der Verfaſſer der Antwort vergleichet dasjenige, was im alten Teſtamente von den Wahrſagern und Wahrſagerinnen geſagt wird, die vermittelſt einer Sache die im Hebräiſchen Ob אוב heißet, mit der Wahrſagerin, davon Act. XVI. 16. geredet wird. Er will haben, daß dieſes einerley Sache ſey, weil die Vulgata dieſe Wahrſager oder Wahrſagerinnen des alten Teſtaments Pythoniſſas nennet. Allein es kan ja eben dieſer Nahme verſchiedenen Dingen ſeyn gegeben worden, vornehmlich wenn man bedenckt, wie die Ausleger dieſes Wort nur nach einer Vermuthung überſetzet haben. Aus der Hiſtorie des Sauls ſieht man, daß dieſe Wahrſager, ſolche Leute geweſen, die ſich wahrzuſagen unterſtanden, indem ſie die Seelen der Verſtorbenen entweder wircklich hervor gerufen, oder ſich doch angeſtellet, als wenn ſie dieſelben hervor ruften. Ich richte mich hierinne nach dem, ſo die Uberſetzer der 5. Bücher Moſis bey Cap. XIX. 13. geſagt haben. Ich ſehe nicht, daß man den geringſten Beweis anführe, woraus man deutlich ſchlieſſen könne, daß die Wahrſagerin in der Apoſtel-Geſchicht eine Necromantin geweſen ſey, wie die Griechen dieſe Art von Wahrſagerinnen nennen. Unſer Verfaſſer, der ſich ſtets an den Herrn von Fontenelle machet, als wenn er ihm eine Rede hielte, und der mit gar zu groſſem Anſehen mit ihm redet, läſſet alſo an vielen Orten, Muthmaſſungen, als gewiſſe Wahrheiten mit einſchleichen,

und bemühet ſich ihn mit vieler Ernſthaftigkeit zu richten: als wenn der Thon, womit man etwas ausſpricht, dazu dienete, daß man eine Sache vor bewieſen halten möchte. Ich glaube Herr von Fontenelle werde ſich deshalben zum wenigſten gegen ſeine Freunde beklagen, wenn er es nicht gar öffentlich thut. Und es wird dieſem geſchickten Manne niemahls an Leuten fehlen, die das Griechiſche und Hebräiſche gut genug verſtehen, und ihn im Nothfalle vertheydigen werden.

17.) Allein unſer Gottesgelehrte, nimmt die Art eines Siegers noch weit mehr in dem folgenden Schluße an, der ſich darauf gründet, daß die Chriſten ſich öffentlich rühmeten: Die Teufel aus den Cörpern der Prieſter und Prieſterinnen, die Orackel gaben, auszutreiben, und ſie zu zwingen, daß ſie ſagen müſten wer ſie wären; worauf ſich der eine Jupiter der andre Saturnus, ein andrer mit einem andern Nahmen der Heydniſchen Gottheiten, nennete. Der Verfaſſer zeiget dieſes aus den ausdrücklichen Stellen des Tertulliani, Lactantii, Cypriani und Minutii Felicis, welche den Heyden damit trotzen, und ſie ſo weit bringen, daß ſie ſich nicht getrauen, ihre vorgegebene Propheten den Exorciſmis eines Chriſten auszuſetzen. Er bezeuget, wie er nicht ſehe was Herr von Fontenelle darauf antworten könne, damit er ſeine ſeltſame Meynung behaupten möge.

Ich glaube wohl aber nicht, daß es einem Manne von ſo durchdringendem und aufgeklärtem Verſtande ſtände als er iſt, an einer Antwort fehlen werde, wenn er ſich nur die Mühe nehmen wollte, eine zu ſuchen. Allein ich will doch unterdeſſen vor ihn antworten, und zwar erſtlich, daß, ob zwar ſo wohl Origenes als Euſebius, eben ſo wie unſer Verfaſſer von den Exorciſmis der alten Chriſten unterrichtet geweſen: ſo glaubten ſie doch, es könte den Heyden ſehr leichte gewieſen werden, daß die Orackel bloß durch menſchlichen Betrug gegeben würden; welches doch nach unſers Gottesgelehrten Meynung unmöglich iſt. Die Heyden würden dieſen beyden gelehrten Männern geantwortet haben, ſie könnten ja unmöglich nach ihren Grundſätzen ſagen, es ſey gar leichte dasjenige von ihren Orackeln zu erweiſen, was ich von ihnen erſt geſagt habe. Denn die Chriſten rühmeten ſich ja, die Teufel ſo die Orackel gaben, aus den Cörpern der Prieſter und Prieſterinnen auszutreiben. Man müſte alſo entweder der Ehre des Origenes und Euſebii etwas vergeben; oder ein Mittel ſuchen, ihnen aus der Sache zu helfen: Welches unſerm Gottesgelehrten ſonder Zweifel nicht gefallen dürfte. Man könnte alſo z. E. ohne die Frömmigkeit und Ehrerbietung zu verletzen gar wohl ſagen, daß da die Menſchen auſſer einem geringen Unterſcheide, in Betrachtung der Leidenſchaften immer eben dieſelben geweſen ſind; ſo habe es auch damahls unter den Chriſten viel verſtändige, erleuchtete und aufrichtige Leute gegeben: aber es wären ihrer auch einige ſehr leichtgläubige, und noch andere, ſo ſich der Leichtgläubigkeit der übrigen zu ihrem Vortheile bedieneten, mit einem Worte Betrüger und Betrogene darunter geweſen. Man weiß, daß das Netz des Evangelii, nach der Gleichniß-Rede des Heylandes, ſowohl faule als gute Fiſche mit ſich zog; daß ſich die Apoſtel offt beklageten, wie es ſehr böſe Menſchen unter den Chriſten gäbe; und daß ſie vorher geſagt haben, es würden ſich nach ihrem Tode reißende Wölfe unter ihre Jünger einſchleichen. Es iſt nicht nöthig, daß ich dieſe Stellen anführe: Diejenigen, ſo die Kirchen-Geſchichte mit Bedacht geleſen haben, wiſſen ſchon, daß ſich die Apoſtel hierinn keinesweges betrogen haben.

Der Nutzen und die Ehre haben das menſchliche Hertz allemahl in die größte Verſuchung geführet. Und es hat auch niemahls an ſolchen Leuten gefehlet, die nicht alles gewagt hätten, um ſich nur Geld und Anſehen zu erwerben. Man kan alſo gar wohl voraus ſehen, daß unter den Chriſten der erſten Jahrhunderte Geiſtliche geweſen, die ſich fälſchlich rühmeten, ſie könnten die Teufel aus den beſeſſenen Cörpern austreiben; ſie nöthigen, ihre Nahmen zu ſagen, und machen, daß ſie bekennen müſten, was vor Götter der Heyden ſie wären. Damit man nur dieſes die gemeinen und leichtgläubigen Chriſten überreden möchte, ſo durfte man nur jemanden herſchaffen, der vor gute Bezahlung einen Beſeſſenen vorſtellte und dem Exorciſten, alles was man haben wollte, antwortete. Diejenigen nun, die in einem ſolchen Schau-Spiele glücklich fortkom̃en konnten, wurden ſogleich von den gemeinen Chriſten vor groſſe Heilige gehalten, und man unterließ nicht in diejenigen Kirchen, denen ſie vorſtunden, gute Geſchencke zu tragen, und den vorgegebenen Beſeſſenen groſſe Allmoſen zu reichen. Und dadurch betrog man ſo gar die leichtgläubigen Heyden, in deren Gegenwart die vorgegebenen Wunder geſchahen. Da wir nun gezeiget haben, daß es nicht nur ſowohl Ehre als Nutzen eintrug, wenn man einen gewiſſen Betrug vornahm; ſondern daß dieſes auch leicht geſchehen kon̄te: ſo wird man nun nicht mehr fragen dörfen, ob man ſich dieſer Sache öfters bedienet habe.

Da nun dieſes etliche mahl geſchehen war, ſo konnte es ein leichtgläubiger Mann, wie z. e. Tertullianus, leicht in ein Buch ſetzen, und die Sache zugleich viel gröſſer machen, indem er einem jeden Chriſten die Gewalt beylegte, die Teufel zu zwingen, daß ſie reden und andere dergleichen Dinge thun müſten. Andere konnten ihn nachahmen, ohne die Sache ſelbſt genau zu unterſuchen. Und man weiß ohne dem wohl, daß die Autores ſo wir angeführet, einander in vielen Stücken ausgeſchrieben haben. Dieſes Vertrauen war eine Art des Glaubens bey demjenigen, ſo da redete; es brachte ihm viel Ehre unter den gemeinen Chriſten zuwege: und wenn ja jemand war, der es beſſer einſahe, ſo ließ er ſie doch, ohne ein Wort zu ſagen, immer machen was ſie wollten, damit er nicht das Volck wieder ſich reizen möchte.

Aber man wird ſagen, es ſey eine auſſerordentliche und ſchändliche Thorheit geweſen, den Heyden damit zu trotzen, und ſie in Mistrauen zu ſetzen, ohne von dem ſo man ſagte, wohl verſichert zu ſeyn. Was den Schaden anbelangt, ſo war er eben ſo groß nicht, als wir ihn uns heute zu Tage einbilden: Weil allem Anſehen nach die Bücher der Chriſten ſonſt nicht denn nur von den Chriſten geleſen wurden, alſo daß die Heyden darauf nicht acht hatten. Es kan auch wohl ſeyn, daß einige unter ihnen drüber gelachet. Die Thorheit war viel gröſſer, denn wenn die Sache entdecket wurde, ſo hätte ſie machen können, daß übel mit den Chriſten verfahren, und die Chriſtliche Religion verſpottet worden wäre. Allein leichtgläubige Leute ſind nicht eben allezeit die klügeſten.

Hiervon kan man ein ſehr merckwürdig Exempel an dem ſehen, ſo ich ſchon von dem Märchen von der Ehren-Säule geſagt habe, die man zu Rom Simoni den Zauberer ſollte aufgerichtet haben. Der gute Juſtinus verſichert uns in ſeiner I. Schutz-Schrift, die er an Antoninum, M. Aurelium und Lucium Verum gerichtet, und in ihrer Antwort, ganz getroſt: die Römer hätten Simon den Zauberer, unter dem Kayſer Claudio, in die Zahl der Götter geſetzt. Ireneus und Tertullianus, diejenigen zugeſchweigen, ſo nach ihnen gelebet haben, haben dieſes Mährlein des Juſtini ohne Unterſuchung nachgeſchrieben, und ſich nicht gefürchtet, daß ſie die Heyden auslachen würden. Indeſſen hätten da die Römer eine gute Gelegenheit gehabt, diejenigen in Verwirrung zu ſetzen, die ihnen dergleichen Dinge vorwarfen, wenn ſie ſie ihrer Unwiſſenheit und Verwegenheit überführet hätten. Von Seiten der Heyden iſt nichts dergleichen, bis auf unſere Zeiten gekom̃en. Vielleicht laſen ſie, wie ich ſchon geſagt habe, die Bücher der Chriſten, entweder aus Verachtung, oder aus Nachläßigkeit nicht. Vielleicht haben auch diejenigen, ſo mit dieſen Wundern ſo unverſchämt prahleten, viele harte und beißige Worte von den Heyden in ſich freſſen müſſen, welche aber die Geſchichte, nicht bis auf die Nachwelt hat kommen laſſen.

Ich könnte noch hinzuſetzen, daß hernach unter den Chriſten ſelbſt, die Exorciſten einer der niedrigſten Orden der Kirchen geworden, und daß eine Sache die vorher vor wunderbar gehalten worden, wie man glaubte, auf der Herſagung, oder Leſung, ich weiß nicht was vor einer Formul beruhete, welche die Kraft hatte, die Teufel zu verjagen. Man kan das nachſehen, was Herr van Dale hiervon in dem VII. Cap. ſeiner Diſſertation von den Weiſſagungen im Alten Teſtamente geſammlet hat. Ich werde mich hierbey nicht länger aufhalten. Dasjenige, ſo ich geſagt habe kan ſchon gnugſam zeigen, daß die Verwegenheit leichtgläubiger Leute, kein guter Beweis der Warheit ſey.

Ich könnte zeigen, daß ſich Chriſtus und die Apoſtel derſelben gantz anders bedienet haben; und daß ihnen die Exorciſten in den folgenden Zeiten keinesweges gleich kommen. Allein es gehört nicht an dieſem Ort. Ich bin vor meine Perſon überzeiget, daß die Teufel oft Orackel gegeben haben. Allein ich gründe mich deshalben nicht auf das Zeugniß derjenigen Beſeſſenen, die man alles, was man nur wollte, konnte ſagen laſſen.

Was unſer Verfaſſer von dem Zeichen des Creutzes ſaget, welches nach St. Athanaſii Berichte, die Teufel verjagte und alle Betrügereyen der Orackel zerſtörete, iſt eben ſo wenig etwas zu erweiſen geſchickt, als die in dem Leben des Herrn Antonii erzehlten Wunder, die kein Menſch glaubet. Von der Zeit an that der geringſte Chriſt, und ein jeder, noch ſo geringer, ehrlicher Mann, mehr ſolche Wunder, als Chriſtus und ſeine Apoſtel nicht gethan hatten. Fragen, ob man die Wunder des 3. 4. und der folgenden Jahrhunderte vor wahr hält, das heiſt gar zu viel von dem Glauben der Chriſten fordern, und allerhand Mährchen Thor und Thüre öfnen, die man würde glauben müſſen, wenn man jene hätte gelten laſſen. Dieſe unendliche Leichtgläubigkeit verleitet uns eben ſo richtig zur Aufnahme der Lügen, als uns der äußerſte Unglaube zu Verwerfung der gewiſſeſten und wichtigſten Wahrheiten verführet. Beyde ſind dem wahrhaften Glauben gäntzlich zu wieder.

Ich glaube nicht, daß ſich geſchickte Männer der Römiſchen Kirche verbunden halten, bey Strafe der Verdammung, dergleichen Hiſtorien blindlings zu glauben: Da ſie doch noch täglich, wenn man es ſagen mag, ſo viel dergleichen Comödien, mit eben ſo vieler Kunſt, als ſonſt geſchehen, ſpielen ſehen.

18.) Die Wunder, ſo uns von den Geiſtlichen erzehlet werden, halte ich vor nichts. Denn theils hatten ſie ihren Gewinnſt dabey, theils durfte ſich niemand unterſtehen ihnen zu wiederſprechen, wenn er nicht vor einen Ketzer ausgeſchrien, und gar in den Bann gethan ſeyn wollte. Vigilantius kan uns durch ſein Exempel lehren, ob es wohl ſicher genug geweſen ſey dergleichen zu thun. Man darf nur nachſehen, wie der Heilige Hieronymus mit ihm umgieng, weil er über einige Reliqvien, und den Dienſt ſo man ihnen gab, gelachet hatte.

Der Verfaſſer ſo den Herrn Fontenelle richtet, beurtheilet auch den Herrn Bernard, welcher glaubte, es wäre wohl möglich, daß ſich die Orackel deßwegen nicht unterſtanden hätten in Gegenwart der Chriſten zu antworten, weil ſie ſich gefürchtet, es möchten dieſe ihre Betrügereyen entdecken. Der Verfaſſer thut hierbey groſſe Ausruffungen, die aber nicht allerdings ſo beſchaffen ſind, daß ſie ſeine Wiederſacher gewinnen könnten, welche gar wohl ſehen, daß man durch dergleichen Gründe auch die heutigen Wunder vertheidigen könne, vor die ſie nicht eben ſo viel Glauben haben.

Er kan es nicht begreifen, daß die Heyden, die ſeit vielen Jahrhunderten die gantze Welt betrogen hätten, damahls nicht alles was ſie nur konten, hätten anwenden ſollen, als es auf die Ehre und Erhaltung ihrer Religion gieng, und warum ſie nicht in Gegenwart der Chriſten hätten antworten ſollen, wenn die Teufel nicht von einer übernatürlichen Gewalt wären zurück gehalten worden. Allein, dem allen, was er ſaget, ungeachtet, ſo konnte die Gegenwart eines eintzigen Ungläubigen den gantzen Handel verderben. Denn dieſer würde hernach herum gelaufen ſeyn, und alles, was er geſehen und gehöret hätte, erzehlet haben, welches ſchon genug geweſen wäre, den Betrug zu entdecken, oder die Oracel zum wenigſten verdächtig zu machen. Und ſo würde vielleicht ein Epicurer, eben ſo wohl als ein Chriſt, das Oracel zum Stillſchweigen gebracht haben, wie man aus dem Oracel zu Abonoteichos vermuthlich ſchlüſſen kan, deßen Geſchichte Lucianus in ſeinem Buche verfaßet, ſo den Titul Alexander oder der falſche Prophete führet, und davon ich hernach etwas ſagen werde.

Allein ſie ſtunden, ſagt der Verfaſſer, zuweilen vor ihrem Kayſer, wie zu Zeiten Juliani; und die Chriſten muſten beſorgen, daß ſie auf der Stelle erſchlagen würden, wofern ſie ein Wort geſaget hätten. Allein das verhinderte ja nicht, daß nicht ein Chriſt hernach herum gehen, und ſeinen Religions-Verwandten, was er geſehen und gehöret hatte, erzehlen konnte: Und dieſes iſt es auch was Julianus in der That befürchtete. Nichts deſto weniger konnte es doch geſchehen, daß die Götzen-Prieſter zuweilen dergleichen Orackel in Gegenwart der Chriſten würden gegeben haben, wenn ſie nehmlich meynten, daß ihr Betrug genugſam verſteckt wäre; ob ſie es ſchon vor nützlicher hielten gar nichts zu ſagen: nicht allein aus Furcht, der Betrug möchte etwa entdeckt werden, ſondern auch damit ſie bey dem Heydniſchen Volcke, einen Haß gegen die Chriſten erwecken möchten. Alle dergleichen Hiſtorien, ſind nicht bis auf unſre Zeit kommen, und man muß nicht von einigen Reden der erſten Chriſten, eine allgemeine Regel machen. Denn ob ſie ſchon die Wahrheit auf ihrer Seite hatten, ſo waren ſie doch keinesweges von allen Leidenſchaften, und dem Geiſte der Partheylichkeit frey. Wenn man in einem Heydniſchen Lande nichts als Stellen aus Heydniſchen Büchern wieder die Chriſten anführete, und, wenn man von ihnen urtheilen wollte, niemand anders als nur Heyden wieder ſie anhörete, ſo würden ſich ja die Chriſten auf das äußerſte darwieder beſchweren, und alle ihre geſammlete Gemein-Bücher anführen, die man nur wieder ein ſolches Verfahren, anzuführen gewohnt iſt.

Indeſſen thun wir heute zu Tage in Betrachtung der Heyden eben dieſe Sache. Und weil niemand unter ihnen aufſtehet, der uns die Schande anthäte und bewieſe, daß wir durch ſchlimme Mittel die Wahrheit vertheidigen und die Lügen angreiſen; ſo ſiegen wir über Leute die kein Wort mehr ſagen. Ich wollte wünſchen daß wir die Lügen auf eine ſolche Weiſe zu Boden werfen, und die Wahrheit auf eine ſolche Weiſe behaupten möchten, darwieder man nichts einwenden, und die die Ungläubigen nicht misbrauchen könnten.

Ich wollte nichts deſto weniger doch nicht läugnen, als hätte es ſich nicht zuweilen zugetragen, daß die Gegenwart eines Chriſten die Teufel geärgert habe, wenn ſie bey den Opfern der Heyden zugegen waren, welches uns *Lactantius und Prudentius, die der Verfaſſer anführet, begangen. Es iſt dieſes nichts ungereimtes, wenn man nur das Stillſchweigen der Teufel, der Gewalt der Chriſtlichen Religion und nicht der Kraft des Zeichens des Creutzes zuſchreibet, welches ein Schalck eben ſo wohl als der ehrlichſte Mann machen kan. Allein es iſt ſehr ſchwer die Wahrheit gewiſſer beſonderer Dinge, erſt viele Jahrhunderte hernach, als ſie geſchehen ſind, zu entdecken. Ich erinnere mich hierbey einer Hiſtorie, ſo Herr Waſer, ein wohlgereiſeter Engelländer, in ſeiner Beſchreibung des ſchmalen Stücke Landes in America, erzehlet. Dieſe Geſchichte hat in der That viel gleiches, mit den Erzehlungen der Alten,

---

* Beſiehe das X. Cap. des Buches de mortibus perſecutorum.

ten, von dem Stillſchweigen der Orackel in Gegenwart der Chriſten. „Dieſer Reiſe-Beſchrei„ber ſagt uns, nachdem er die Indianer gefragt „hätte; ob ſie nicht wüſten, ob etwa ein Europäi„ſches Schiff ankäme, ſo hätten ſie einen von „ihren Wahrſagern gefraget, der, um nach ſeiner „Pflicht zu handeln, ſich mit ſeinen Geſellen fer„tig gemacht, den Teufel heraus zu rufen, und „von ihm zu erfahren, um welche Zeit ein Euro„päiſches Schiff ankommen würde. Das erſte „nun, fährt er fort, ſo in dem Hauſe, da wir uns „damahls befunden, vorgenommen wurde, be„ſtund darinn, daß man eine Abſonderung mit „den Hamacs vornahm, damit die Pawawers „(alſo nennen ſie die Zauberer) alleine ſeyn könn„ten. Sie brachten einige Zeit mit ihrem Looſen „zu, und wir hörten ſie entſetzlich ſchreyen und „heulen. Bald machten ſie den Geſang der Vö„gel nach, bald das Geſchrey der Thiere. Mit „dieſem Geſchrey verbanden ſie den Schall von „gewiſſen Steinen, ſo ſie zuſammen ſchlugen, von „Schnecken und von einer garſtigen Art Trom„meln von hohlem Rohre. Alles dieſes Getüm„mel wurde von dem undeutlichen Schalle gewiſ„ſer Knochen von Thieren begleitet, die mit Rie„men an einander gebunden waren. Zuweilen „fiengen ſie gantz erſchrecklich an zu heulen, und „auf einmahl wurden ſie wieder gäntzlich ſtille. „Nachdem ſie ſich nun ziemlich abgemattet hatten, „ohne daß ſie die geringſte Antwort erhalten konn-

„ten; ſo ſchloſſen ſie, es müſte dieſes daher kom„men, daß wir (nehmlich einige Engelländer) im „Hauſe wären. Sie hießen uns alſo heraus ge„hen und fingen allen ihren Kram wieder von „fornen an. Es gieng ihnen aber dieſesmahl „nichts beſſer. Sie ſahen ſich alſo, nachdem „eine gute Stunde verfloſſen war, genöthiget, un„ſer Zimmer durchzuſuchen, wo ſie noch eines und „das andere von unſerm Geräthe an der Wand „hängen ſahen; dieſes warfen ſie mit Unwillen „aus dem Hauſe, und fingen ihre Poſſen wieder „von fornen an. Bald darauf kamen ſie mit „der Antwort zurücke, allein mit ſo viel Schweiße, „daß ſie ſich im Fluſſe waſchen muſten. Hernach „ſagten ſie uns das Orackel, welches darinne be„ſtund, daß den folgenden 10 Tag zwey Schiffe „ankommen würden; daß wir des Morgens deſ„ſelben Tages einen Canonen-Schuß hören wür„den; daß einer von uns bald hernach ſterben „würde, und daß, wenn wir uns in dieſe Schiffe „einſetzen würden, wir eine von unſern Flinten „verlieren würden.

„Alles dieſes, ſetzet der Verfaſſer hinzu, wurde „richtig erfüllet. Den 10. Tag des Morgens „hörten wir den Canonen-Schuß, und kurtz her„nach noch einen andern. Wir verlohren eine „von unſern Flinten, als wir zu Schiffe ſtiegen, u. ſ. w. Er erzehlet hernach wie dieſe Flinte verlohren gangen, und der Tod desjenigen, dem ſie zugehörte, erfolget ſey.

Da nun dieſes alles, als wahr voraus geſetzt wird, ſo ſiehet man hier ein Orackel ſo gantz ordentlich gegeben, und anfangs verſagt worden, weil einige Chriſten zugegen waren. Es iſt nur Schade, daß dieſe Leute, in deren Gegenwart die Teufel nicht reden wollten, aus einem Lande waren, wo man das Creutze nicht machen kan: und noch mehr, daß es See-Räuber waren, Leute die gewiß die Kraft Wunder zu thun nicht beſitzen. Man muß alſo nicht mehr von der Kraft, ſo das Zeichen des Creutzes hat, reden. Indeſſen hat dieſe Hiſtorie des Herrn Waſers ſo vielen Schein der Wahrheit, als die Geſchichte der Alten. Zum wenigſten halfes ihn in Engelland nicht das geringſte, dergleichen Lügen vorzubringen, und er war auch gar von keiner Partheylichkeit eingenommen.

19.) Die alten Chriſten, wenn man voraus ſetzt, daß die Orackel, wie die Heyden glaubten, von Geiſtern, die höher als die Menſchen waren, gegeben wurden, bewieſen es, daß ſie nothwendig von böſen Geiſtern kommen müſten. Daher, weil ſie gantz böſe Dinge, dergleichen die Menſchen-Opfer waren, angeordnet hatten, wie es Euſebius in IV. Buche ſeiner Evangeliſchen Vorbereitung zeiget. Der Richter des Herrn Fontenelle ſetzet unterſchiedene andere Exempel hinzu. Er kan es nicht begreifen wie bloße Betrüger ſo entſetzliche Opfer hätten anbefehlen können, die nach ſeiner Meynung unmöglich von iemand anders, als von Teufeln oder begeiſterten Leuten herkommen könnten. Man kan es ihm einräumen, daß die abergläubiſchen Bewegungen, ſo die Prieſter angetrieben, dergleichen Opfer anzuordnen, vom Teufel gekommen ſind, weil dieſe Grauſamkeit der Natur ſelbſt zuwieder iſt. Allein es durften ja dergleichen Gedancken nicht eben durch eine Prophetiſche Eingebung in dieſen Leuten entſtehen; Sondern man ſagt ja unter den Chriſten ſelbſt, daß der Teufel die Leute antreibe böſes zu thun. Nichts deſtoweniger aber hält man nicht gleich alle diejenigen, ſo dergleichen Böſes thun, vor Prieſter oder Prieſterinnen der falſchen Götter. Und man macht einen groſſen Unterſcheid unter den Eingebungen des Teufels, und den Begeiſterungen z. e. der Pythiä. Außerdem kan es wohl ſeyn, daß ein grauſamer und abergläubiſcher Wahrſager, den entweder die Begierde ſich zu rächen, oder aus dem Tode eines andern einen Vortheil zu ziehen, angetrieben, den Rath gegeben habe, man müſte ihn opfern, wofern ein gewiſſes Ubel aufhören ſollte. Wenn nun das Ubel von ohngefehr aufhörte, ſo iſt dieſes vorgegebene Mittel aufgekommen, und man hat es bey außerordentlichen Fällen nachgemacht. Allein ich werde es unſerm Verfaſſer auch ohne Schwierigkeiten einräumen, daß dergleichen Orackel zuweilen, durch eine beſondere Eingebung der Teufel ſeyn gegeben worden. Es iſt eben ſo böſe nicht, wenn man die menſchliche Natur von dieſem Schandflecke befreyen will. Ob es ſchon vielleicht Leute geben dürfte, die da glauben werden, die Wuth der Menſchen gegen ſich ſelbſt, wäre ſchon groß genug, daß ſie ohne Vermittelung der Teufel auf dergleichen Ausſchweifungen verfallen könnten. Wenn man des Plutarchi Buche von Aberglauben nachdenckt, ſo wird man ſich ſehr leicht überführen können, daß ſie gantz erſtaunende Dinge verurſache.

20.) Eben dieſe Leute werden auch glauben, es ſey gar nicht mehr nöthig geweſen, daß eben die Teufel hätten befehlen müſſen, Unzucht zu begehen, der Zauberey aufzuhelſen, Kriege zu verurſachen, böſe Leute unter die Götter zu verſetzen, und zu lehren, es komme alles auf das Verhängniß an, ohne daß die geringſte Freyheit ſey. Die Menſchen ſind verderbt und närriſch genug, daß ſie ſich leicht ſelbſt dergleichen Dinge einbilden können. Und es geſchehen heute zu Tage ſelbſt unter den Chriſten, wo die Teufel gar keine Orackel geben, durch die bloßen menſchlichen Leidenſchaften, ſo viel dergleichen Dinge, daß man gar nicht auf die Teufel zurücke gehen darf; wenn man eine Urſache der Laſter und Unordnungen, ſo unter den Heyden vorgiengen, geben will.

Indeſſen hatte Euſebius Urſache, diejenigen Orackel den böſen Geiſtern zuzuſchreiben, die dergleichen Dinge anbefahlen: wenn er wieder diejenigen unter den Heyden ſtritte, die da haben wollten, es ſey nichts als lauter übernatürliches bey den Orackeln zu befinden. Es konnten nichts anders als böſe Geiſter ſeyn, die dergleichen Antwort gaben. Wenn es nehmlich voraus geſetzt iſt, daß ſie von ſolchen Weſen kommen, die da höher als die Menſchen ſind. Der Verfaſſer betrügt ſich, wenn er ſich einbildet, die Orackel, welche böſe Dinge befohlen, hätten die Kirchen-Väter vollkommen überführet, daß ſie von den Teufeln wären gegeben worden. Euſebius hat nichts anders, als nur ſo viel beweiſen wollen, wenn die Orackel, ſo Porphyrius häufig zuſammen geleſen, von den Geiſtern wären gegeben worden, ſo wären es böſe Geiſter.

II. Im andern Theile antwortet der Verfaſſer auf die Zeugniſſe und Gründe, ſo Herr von Fontenelle angeführet hat, damit er ausdrücklich beweiſen möge, die Orackel des Heydenthums wären von dem Teufel gegeben worden.

1. Ehe wir zur Sache ſchreiten, ſo giebt dieſer Richter vor, wenn gleich die heydniſchen Weltweiſen nicht geglaubet hätten, daß nichts übernatürliches bey den Orackeln geweſen, wie Herr von Fontenelle ſagt; ſo folge doch noch nicht, daß man ſie vor nichts als Betrügerey gehalten hätten. Denn ſie konnten ſie ja einigen andern natürlichen Urſachen, z. E. ich weiß nicht was vor Dünſten der Erde, oder ihrem melancholiſchen Temperamente, zuſchreiben. Allein, dieſe Urſachen können wohl machen, daß man ausſchweifet, und zuweilen von ohngefehr gar Dinge ſagen kan, die

auch eintreffen, da indeſſen tauſend andre nicht eintreffen. Allein ich kan nicht ſagen, daß Weltweiſe, die von der Wahrheit der Weiſſagungen der Orackel überzeugt waren, ſollten geglaubet haben, es ſey dieſes zulänglich, das Künſtige ordentlich vorherzuſagen, und Fragen, die man den Wahrſagern vorlegte, zu beantworten. Ich weiß wohl, daß Plutarchus und einige andere, dieſes als eine Urſache von den Orackeln der Pythiä angegeben haben. Allein dieſes zeuget von Leuten, die wenig überzeugt geweſen, und ſich nur bemühen, dem Volcke, ſo ſie wegen Endigung der Orackel befragte, ein Gnügen zu leiſten, ohne ſie zu ärgern, wenn ſie ſagen ſollten, daß ſie gar eine ſchlechte Meynung von den Orackeln hätten. Nichts deſtoweniger wollen wir ſetzen, ſie hätten dieſe Gründe vor gut gehalten; ſo würde es doch ſehr ſchwer halten, daß man diejenigen, ſo um die Pythia und andere dergleichen Wahrſager waren, nicht eines menſchlichen Betruges beſchuldigen könnte. Denn ſie konnten leicht begreifen, daß die Pythia, oder andere Wahrſager melancholiſche, oder doch ſolche Leute waren, denen ein Dampf aus der Erde das Gehirne beunruhigte; ohne daß dabey was göttliches oder ſonſt etwas geweſen wäre, ſo ihnen das Zukünftige hätte entdecken können.

Im vorbey gehen mercke ich an, daß unſer Gottesgelehrter den Ariſtoteles unter denjenigen anführet, ſo davor gehalten haben, daß die Orackel von der Melancholie herkommen; und er ſetzt am Ende der Seite eine Stelle aus den Streitfragen, und eine andere aus dem Buche von der Welt. Ich habe aber ſelbſt dasjenige, ſo er anführet, in der 30. Abtheilung ſeiner Streitfragen, in der 1. Frage, nicht finden können. Es muß alſo wohl ein Fehler in den Ziffern ſeyn.

Hernach fragt er denjenigen, ſo er beurtheilet, ob Euſebius geſagt habe, die Weltweiſen, ſo den Orackeln keinen Glauben gäben, hielten ſie bloß vor Betrügereyen? Er antwortet an ſeiner Stelle; keinesweges. Er ſagt nur, ſie hätten ſie als unnütze, lügenhaffte und ſchädliche Dinge verworfen. Es ſcheinet, man müſſe hier zum wenigſten einigen Unterſcheid machen. Denn die Epicureer hielten ſie gar gewiß nur vor bloßen Betrug: und die Academici hielten ſie vor gar ſehr verdächtig. Man kan dieſes aus dem 2 Buche Ciceronis von der Wahrſagerey ſehen, der die Meynungen dieſer Secte hatte. Selbſt die Stelle des Origenes, die man bey dem andern Capitel des erſten Theils angeführet hat, zeiget genugſam, daß dieſe Weltweiſen alles vor Betrügereyen hielten. Man kan es auch im Luciano deutlich genug ſehen, was die Epicureer davon gehalten. Auſſer dem müſſe man wohl, wie ich ſchon geſagt habe, ſehr einfältig ſeyn, wenn man glauben ſollte, daß die Weiſſagungen des Zukünftigen aus dem melancholiſchen Temperamente, oder von einem unterirrdiſchen Dunſte entſtehen ſollten. Allein es braucht gar keines Schluſſes, wenn man wiſſen will, ob Euſebius geglaubet, es hielten verſchiedene Weltweiſen die Orackel vor Betrügereyen der Menſchen. Er ſagt es uns ja ſelbſt *. Denn wenn er uns erzehlet hat, wie man unter den Chriſtlichen Kayſern die Betrügereyen der Wahrſager entdeckt hätte; und groſſe Weltweiſen dieſelbe hätten erkennen müſſen, ſo fähret er fort; **Wenn man dieſe und viel andere Dinge unterſuchet, ſo wird man ſagen können, daß weder Götter noch Teufel die Urſache der Orackel in einer jeden Stadt wären, ſondern die Betrügerey einiger Betrüger, (ἀνδρῶν γοήτων.) Und in der That ſind unter den Griechen berühmte Secten geweſen, u.ſ.w.** Ich will das übrige von dieſer Stelle etliche Zeilen weiter unten, anführen.

Unſer Verfaſſer will nicht, daß man die Peripatetiker unter diejenigen ſetzen ſolle, ſo die Orackel verworfen; weil Cicero ** ſagt, ſie nähmen ſie an. Allein wenn man dieſem folgen will, ſo muß man den Origenem und Euſebium zu Lügnern machen, die ausdrücklich das Gegentheil ſagen. Die Worte des erſteren habe ich ſchon angeführt, und hier kan man auch ſehen, was der andere vor eine Sprache führet †. **Es ſind in der That unter den Griechen gantze berühmte Secten in der Weltweisheit geweſen, welche dieſe Meynung (daß die Orackel**

---

* Práep. Evang. Lib. IV. c. 2. ** de divin. lib. I. c. 3. † Praep. Ev. lib. IV. c. 2.

menſchliche Betrügereyen wären) behauptet, z. E. diejenigen, ſo nach Ariſtotele geweſen, und hernach alle Peripateticker, die Cynicker und Epicureer, u. ſ. f. Nun kommt es drauf an, ob man in dieſer Sache mehr dem Origene und Euſebio, als Cicerone glauben ſolle. Hielte es hier Herr von Fontenelle mit dem letzten, ſo würde man ihm eine harte Lection geben, daß er das Zeugniß eines Heyden, dem Zeugniß zweener, in dieſem Stücke ſo erfahrnen Männer, als ſie das Chriſtenthum gehabt hätte, vorzöge. Allein die Gottesgelehrten haben gantz beſondre Freyheiten.

Ich geſtehe, daß Plutarchus in ſeinem 6ten Buche von den Meynungen der Weltweiſen im 1. Cap. nachdem er geſagt, daß Plato und die Stoici die Wahrſagerey, ſo durch eine Begeiſterung geſchehen, zugelaſſen hätten, welche Xenophanes und Epicurus verwürfen, hinzuſetzet, daß Ariſtoteles und Dicearchus nichts als die Wahrſagerey annähmen, ſo durch die Begeiſterung oder Träume geſchiehet. Allein ſein Zeugniß kommt mir etwas verdächtig vor. Denn wir haben von Ariſtotele ein Buch, von der Wahrſagung im Schlafe: woſelbſt er ſehr wohl beweiſet, daß die Götter die Träume nicht ſenden.

Dem ſey nun wie ihm wolle, ſo iſt es zum wenigſten gewiß, daß die Cynicker und Epicurer über die Oracel gelachet. Obſchon unſer Verfaſſer muthmaſſet, daß ſie ſie etlichen natürlichen Urſachen,

chen, die nicht auf die Betrügerey der Menſchen ankommen, zuſchreiben könnten; ſo hat es doch, wie ich ſchon bemercket habe, nicht den geringſten Schein. Man muß zu dieſen Leuten noch eine ſonderbare Secte ſetzen, welches die Academici waren: welche, wo ſie ja die Orackel nicht gäntzlich, wie die Epicurer, läugneten, doch ſagten, man hätte eben ſo viel Gründe, ſie nicht zu glauben, als zu glauben, welches in der That nichts anders iſt, als allen Glauben verwerfen. Carneades, einer der berühmteſten Weltweiſen von dieſer Secte, hatte deßhalben wieder die Stoicker geſchrieben, wie uns Cicero lehret. *

Auſſer dem war eine große Menge Weltweiſen von andern Secten, die alle bezeuget hatten, daß ſie die Wunder nicht gläubeten. Z. E. ** Diogenes, und *** Oenomaus, in der Peripatetiſchen Secte, wenn wir ja vorausſetzen, daß nicht dieſe gantze Secte dieſer Meynung ſey zugethan geweſen, wie Euſebius geſagt hat. Es waren ihrer auch ſelbſt unter den Stoickern; z. E. Panätius, welcher ſagte, daß er an der Wahrſagerkunſt zweifele ****. Ein großer Hauſe von Weltweiſen hatte, wie Euſebius im 4 Buche der Ev. Vorber. c. II. ſagt, offenbahr wieder die Wahrſagerey geſchrieben. Alſo muß man von denen, ſo über die Orackel lachten, nicht als von

---

* de div. lib. I. c. 4. ** vid. Euſeb. Præp. Evang. lib. IV. c. 3. *** ibid. lib. V. c. 21. **** de divin. lib. I. c. 3.

einer ſo kleinen Anzahl, von einigen Cynickern, und einigen Epicurern, reden, wie ſich der Verfaſſer ausdrücket.

2. Herr Fontenelle hatte geſagt, das Zeugniß desjenigen, der eine Sache vor ſchon behauptet halte, könnte dieſelbe nicht unterſtützen. Allein das Zeugniß derjenigen, ſo ſie nicht glauben, wäre wohl ſtarck genug ſie zu Boden zu werfen. Damit nun der Verfaſſer das Gegentheil durch Exempel erweiſen möchte, führet er zu erſt die Exiſtenz Gottes an. Bey welcher das Zeugniß des groſſen Haufens ein viel gröſſer Gewichte hat, als das Zeugniß einiger weniger Freygeiſter. Allein man muß wohl bemercken, daß hier nicht von einer Lehre, ſondern von einer geſchehenen Sache geredet wird. Nehmlich ob ſich nicht bey den Wundern gantz deutliche Merckmahle des menſchlichen Betruges befunden haben: Eine Sache, die man nicht ohne groſſen Schaden unter dem gemeinen Volcke behaupten konnte, dem man das Gegentheil weis gemacht hatte. Wenn diejenigen, ſo eine öffentlich geſchehene Sache, vor wahr erzehlen, Nutzen davon haben, indem ſie uns von ihrer Wahrheit verſichern; oder zum wenigſten einige Gefahr zu beſorgen hätten, wenn ſie ſie leugnen ſolten: ſo muß man ſie nicht anders anſehen als Richter, die durch Geſchencke oder Drohungen verblendet worden. Zwey oder drey, ſo ſich der reiſſenden Fluth wiederſetzen, ſind von gröſſerer Wichtigkeit, als alle anders.

Wenn man auſſer dem die groſſe Menge derjenigen anführet, die da glauben daß ein Gott ſey, um dieſe Wahrheit zu unterſtützen; und wenn man ſie der geringen Zahl der Atheiſten entgegen ſetzet, die ſich unter den Menſchen befindet: ſo iſt es eigentlich nicht das Zeugniß eines viel gröſſern Haufens, auf das ſo man ſiehet. Man ſagt es hätte nicht den geringſten Schein, daß ſo unterſchiedene und ſo wohl durch die Oerter als Zeit von einander entfernte Völcker, mit allgemeiner Ubereinſtimmung behauptet hätten daß ein Gott ſey; wenn es nicht entweder wie man insgemein ſaget, eine natürliche Erkänntniß, oder wenigſtens, wie einige andere meynen, eine durch den Mund der erſten Menſchen fortgepflantzte Lehre wäre. Das Zeugniß der Menſchen hat im geringſten in dieſem Schluſſe keine ſtatt. Denn man glaubt nicht bloß darum daß ein Gott ſey, weil es die meiſten Menſchen ſagen; ſondern weil es nicht den geringſten Schein hat, daß ſie es insgeſammt würden geſagt haben, wenn es nicht wahr wäre.

Unſer Gottesgelehrter ſagt, nachdem das Chriſtenthum in der gantzen Welt ausgebreitet ſey: ſo könne man keinesweges das Zeugniß einiger Freygeiſter, ſo noch daran zweifeln, denjenigen vorziehen, ſo das Chriſtenthum vor wahr halten. Er hat ohne Zweifel gar recht. Allein es kommt doch auch nicht auf die Menge dererjenigen, die ſie gläuben, an; wenn man ſich von ihrer Wahrheit überführen ſoll. Denn ſonſt wäre die Anzahl der Ungläubigen und Mahometaner in Aſia und Africa wohl am erſten werth, daß man ihr Glauben beymäſſe. Und man hätte unter den Heyden und Juden das Chriſtenthum in ſeinem erſten Anfange nicht vor wahr halten müſſen; Weil die Ungläubigen der Anzahl nach, unzehlich viel ſtärcker waren, als die Gläubigen.

Der Verfaſſer fragt, ob **uns nicht das bloſſe Licht der geſunden Vernunft lehre, daß in Sachen wo es auf Wahlſtimmen und Zeugniſſe ankommt, allemahl der gröſte und vernünftigſte Theil die Oberhand haben müſſe?** Allein man muß aus dieſer Frage die Worte, **und vernünftigſte,** wegnehmen. Denn das iſt es eben wovon die Frage iſt; und man kan das gemeine Volck unter den Heyden, ſo nichts unterſuchte, ſondern aus Aberglauben die gröſten Ungereimtheiten glaubte, und einige abergläubiſche Weltweiſen, die vielleicht der reiſſenden Fluth aus beſonderm Vortheilen folgeten, keinesweges vor **den vernünftigſten** Theil unter den Griechen halten. Man kan den vernünftigſten Theil nicht anders als durch eine Unterſuchung erkennen, die nicht auf die Menge, ſondern auf die Sache ſelbſt ſiehet. Wenn man nun aber aus der Frage des Verfaſſers die Worte heraus nimmt, ſo er gantz ordentlich mit einflieſſen laſſen; ſo wird man offenbar leugnen, daß die Menge, an und vor ſich betrachtet, kein Kennzeichen der Wahrheit ſey.

Ich will mich dabey nicht aufhalten, wenn der Verfaſſer behauptet, man wäre mehr zum Unglauben als zur Leichtgläubigkeit geneigt. Es iſt dieſes eine Frage, von der man überhaupt gar viel ſagen kan. Aber das iſt wohl gewiß, daß man viel geneigter iſt dasjenige zu glauben, was man mit der Muttermilch eingeſogen hat, und den Vorurtheilen der Kindheit zu folgen, als dasjenige, ſo man auf dieſe Weiſe gelernet, fahren zu laſſen und ſeine alte Meynungen zu verändern. Und dieſes iſt es, warum ſich Euſebius ſo ſehr wunderte, daß Heyden mitten im Heydenthume über die Orackel hätten lachen können. Denn nachdem er von den Peripateticis, Cynicis und Epicurern am angeführten Orte geredet hatte, ſo ſetzt er noch hinzu: Ich kan mich nicht genug verwundern, wie dieſe Leute, ſo von der Wiegen an, in den Gebräuchen des Heydenthums erzogen, und insgeſammt von ihren Eltern waren unterwieſen worden; daß die, von denen wir geredet haben, Götter wären, ſich weder das eine noch das andere in den Kopf geſetzt, ſondern, dem allen ungeachtet gezeiget haben, daß weder die Orackel, von denen man ſo viel Redens machte, noch die Oerter, wohin die gantze Welt lief, im geringſten was wahrhaftes bey ſich hätten, und wie ſie endlich haben ſagen können, ſie wären unnütze oder gar vielmehr ſchädlich.

Eben ſo wenig will ich auch unterſuchen, ob die Leichtgläubigen beſſer von Sachen unterrichtet ſind, als die Ungläubigen. Ich ſetze daß vieles vor und wieder dieſe Frage kan geſagt werden, welches ich aber nicht unterſuchen will. Ich will nur ſagen wie ſehr ich mich verwundert habe, daß es unſer Gottesgelehrter an dem Herrn Fontenelle als einen Fehler ausſetzet, daß er das Zeugniß des Herrn von Dale mehr bey ſich habe gelten laſſen, als das Zeugniß aller Kirchen-Väter, aller Chriſten aus den erſten Jahrhunderten, und ſelbſt der vernünftigſten Heyden. Denn es ſtehet dieſem geſchickten Manne nichts im Wege, warum er ihm nicht antworten könne, er habe 1) gar nicht auf das Zeugniß des Herrn van Dale, ſondern bloß auf ſeine Gründe geſehen. 2) Sey es umſonſt, daß man ihm alle Kirchen-Väter einwende; denn Origenes und Euſebius misbilligten ja ſelbſt den Weg nicht, den er gegangen, wenn er die Eitelkeit der Orackel zeigen wollen: Ob ſie ihn ſchon aus obbemeldeten Urſachen nicht hätten gehen wollen. 3) Sey ja die Unterſuchung dieſer Sache, ob nehmlich die Orackel der Heyden von den Teufeln oder von Menſchen, ſo die andern betrogen, wären gegeben worden, kein Glaubensartickel. 4) Sey es eben ſo unnütze, in einer ſolchen Sache beſtändig die Chriſten aus allen Zeiten vorzunehmen, die ohne Unterſuchung dasjenige wiederholet haben, was ſie von ihren Vorfahren erlernet hatten; als ſich auf den Pöbel unter den Heyden zu beruffen, den der Verfaſſer, weil es ihm ſo beliebt, vor den vernünftigſten und geſcheuteſten Theil annimmt.

Eben ſo könnte er auch den Vorwurf, den er ihm machet, als wenn er den Euſebium nicht recht genau geleſen hätte, wieder zurück geben, wenn er ſpräche: woferne er Euſebium fleißig geleſen hätte, ſo würde er wohl gemercket haben, daß er im geringſten den Weg, den man in der Geſchichte der Orackel gegangen ſey, nicht verwerfe; ſondern vielmehr ſage, es hätten verſchiedene heydniſche Weltweiſen eben dieſe Gedancken gehabt. Wie man ordentlich gerne gleiches mit gleichem vergilt, ſo könte er ſich wechſelsweiſe zum Lehrmeiſter aufwerfen, und ſeinem Gegner manche gute Lection geben. Aber dieſes alles dient eben ſo wenig zu gründlicher Entſcheidung der Frage, ſo viel es zur Beſchimpfung ſeines Nächſten beyträgt.

3. Herr Fontenelle wundert ſich darüber, daß Origenes und Euſebius die Orackel lieber den Teufeln zuſchreiben wollen, da ſie doch gewuſt haben, man könne ſehr wohl behaupten, daß die Orackel nichts anders als Betrügereyen der Menſchen ſind. Er kan ihr Verfahren nicht billigen. Allein ich habe ſchon die Urſache davon angemerckt. Nehmlich weil ſie in den Gedancken ſtunden, ſie könnten die Heyden viel beſſer wiederlegen, wenn ſie ihnen zugäben, es wären die Orackel von höhern Weſen, als die Menſchen ſind, gegeben worden. Denn wenn ſie dieſes vorausſetzten, ſo konnten ſie ihnen erweiſen, daß dieſe Geiſter nothwendig müſten Teufel ſeyn.

Unſer Gottesgelehrter tadelt hierbey den Herrn von Fontenelle ziemlich hart, als wenn er weder Origenem noch Euſebium geleſen hätte, die uns nach ſeiner Meynung in dem folgenden wohl zeigen, warum es ihnen beſſer gedaucht habe, dieſe Orackel lieber den böſen Geiſtern, als den Kunſtgriffen der Menſchen zuzuſchreiben. Allein er thut ſehr unrecht, wenn er hier deswegen ſeinen Wiederſacher anzapfet, als wenn er ſich zu ſehr auf den Herrn van Dale verlaſſen hätte. Wenn der Verfaſſer der Geſchichte von Orackeln nur ein wenig den Origenem und Euſebium durchblättern ſollte, ſo würde er gleich mercken, daß ſein Richter die Beſchaffenheit der Frage geändert hat. Denn man wollte den Heyden weder zeigen, es wären keine Menſchen, ſo die Orackel gegeben hätten, noch ihnen die Gründe darſtellen, warum man dieſes glaubte. Sondern, indem man ihnen zugab, daß dieſes Götter oder Geiſter, die nach ihrer Meynung geringere Götter, und theils gut theils böſe waren, geweſen wären; ſo wollte man ihnen nur zeigen, daß die Orackel ſonſt niemanden als den böſen Geiſtern könnten zugeſchrieben werden.

Euſebius ins beſondre, wenn er nach den Grundſätzen des Porphyrii, wieder die Heyden ſtreitet, zeigt denjenigen ſo ſie billigten, gantz augenſcheinlich, daß ſie von ſonſt niemanden, als den böſen Geiſtern kommen könnten. Man kan dieſes leichte ſehen, wenn man nur das 4 und 5 Buch ſeiner Evangeliſchen Vorbereitung lieſet. Ich will mich alſo hierbey nicht aufhalten. 4.

4. Man muß es zugeben, daß die entdeckte Unterſchiebung einiger Orackel, freylich noch nicht beweiſet, daß die andern alle ſollten untergeſchoben, oder bloße Wirckungen des menſchlichen Betruges ſeyn. Allein man muß auch dieſes einräumen, daß die Unterſchiebung einiger Orackel, die man unterſuchet hat, und die eigene Meynung der Griechen von der Betrüglichkeit der Wahrſager, die andern alle verdächtig machen; ſo lange man noch keinen klaren Beweis davon hat, daß es keine Betrügereyen der Wahrſager ſind.

5. Die Stifftung einiger neuen betrügeriſchen Orackel, beweiſet es auch ſehr wohl, daß es nicht gar ſo ſchwer ſey, den Betrügereyen aufzuhelfen. So erhielten z. E. die Hofleute des Alexanders gar leicht ihre Abſicht, daß ſie ihn überredeten, Hephæſtion gäbe Orackel, ob es ſchon eine bloße Erdichtung war. Mit dem Orackel des Antinous hatte es eben dieſe Bewandniß, und ſelbiges zeiget ſehr wohl, daß es an ſchlauen Vögeln, ſo die Leichtgläubigen betrogen, nicht gefehlet.

Unſer Gottsgelehrter meynt, es wäre ein Druckfehler, wenn Herr von Fontenelle ſaget, Adrianus habe dem Antinoo zu Ehren, eine Stadt mit Nahmen Andrinopel an ſtatt Antinopel, bauen laſſen. Er hat, allem Scheine nach, eine mangelhaffte Herausgabe von der Hiſtorie der Orackel, z. E. die Amſterdamer, gehabt. Denn in der Pariſer von 1698. ſteht Antinopolis, und man hätte vielmehr dieſe als die Holländiſche nachſchlagen ſollen. Allein unſer Verfaſſer ſagt, es könnte wohl geſchehen ſeyn, daß die Teufel unter dem Nahmen neuer Götter Orackel gegeben hätten, wie Origenes in ſeinem 3. Buche wieder Celſum p. 132. von Antinoo ſaget. Und freylich kan man nicht leugnen, daß dieſes nicht ſollte möglich ſeyn. Allein es iſt hier nur die Frage, ob, da Alexander und Adrian den Hepheſtion und Antinous in die Zahl der Götter ſetzen wollten, und Schmeichler und Betrüger gefunden hatten, ſo dieſe Abſicht ins Werck richten halfen; ob es wohl wahrſcheinlich iſt, daß die Teufel ſogleich bereit geweſen ſind, unter dem Nahmen Hepheſtion und Antinous Orackel zu geben; oder ob ihnen GOtt dieſes erlaubet habe? Man hat eben das Recht, die Sache, wie der Verfaſſer von der Hiſtorie der Orackel thut, zu leugnen, als mit ſeinem Gegner zu bejahen. Und man könnte wohl ſagen, es laſſe ſich nicht mit der Güte Gottes zuſammen reimen, daß er die Menſchen einer ſo großen Gefahr, von den Teufeln betrogen zu werden, ausſetzen ſollte.

6. Herr von Fontenelle hat mit Euſebio, und wo ich mich nicht betrüge, allen, die nur einige Erkänntniß der menſchlichen Natur haben, geglaubet, daß ein Irrthum, der von etlichen wenigen Perſonen anfängt, einer gantzen Nation könne mitgetheilet werden. Man gebe mir, ſagt er, ein halbdutzend Leute, denen ich weiß machen könne, es ſey nicht die Sonne, welche den Tag machet, ſo will ich gar nicht zweifeln, daß nicht gantze Völcker dieſe Meynung annehmen ſollten. Der Verfaſſer

ſagt, es ſey, ich weiß nicht was vor ein geſchickter Mann, der in dieſen Worten verborgnes Gifft gefunden hätte, und er bemüht ſich weitläuftig, zu zeigen, daß man die Leute nicht ſo leichte betrüge, als man wohl ſagt. Allein mit eben denſelben Schlüſſen könnte man auch beweiſen, daß keine grobe Betrügerey, ſeit langer Zeit, vorgegangen ſey, womit gantze Völcker wären betrogen worden, welches doch der Erfahrung entgegen iſt. Und man könnte ſagen, dergleichen Dinge behaupten, heiſſe ſich in einen Stand ſetzen, daß man die gröbſten Betrügereyen unterſtützen könne, und man könnte ſagen, daß eine geheime Abſicht darunter ſtecke, die man eben nicht entdecken will.

Euſebius ſagt im 4. Buche c. 1. Wenn man begreiffen wolle, wie die Völcker haben können betrogen werden, „ſo müſſe man ſich auf der einen „Seite die Dummheit der gemeinen Geiſter, die „Schwäche ihrer Urtheile, und die Entfernung „des Pöbels von der Geſchicklichkeit etwas zu un„terſuchen, vorſtellen; auf der andern Seite die „Hurtigkeit und Fähigkeit zum böſen, bey denjeni„gen, die dieſe ſchädliche Beſchäfftigung ihre einzi„ge Arbeit ſeyn lieſſen. Es kan nichts kräfftigers ſeyn, als die Worte im Grundtexte, die man nachſchlagen kan. Ich will dieſen Worten noch die Worte eines berühmten heydniſchen Redners beyfügen, welcher es ſehr lebhafft vorſtellet, wie leicht die Menſchen könnten betrogen werden, und wie ſchwer es hingegen ſey, denſelben wieder aus dem Irrthume zu helfen. Es iſt Dio Chryſoſtomus, welcher diejenige Rede, darinnen er beweiſen will, Troja ſey niemahls eingenommen worden, alſo anfängt. „Ich weiß, ſagt er, daß kein Menſch iſt, der ſich ohne große Mühe unterweiſen laſſe, und der nicht gar leicht ſollte können betrogen werden. Wenn die Menſchen was lernen, ſo lernen ſie es nicht anders, als mit großer Bemühung einiger wenigen Leute, ſo davon ſchon unterwieſen ſind; allein ſie werden bald von der Menge derjenigen, ſo nichts wiſſen, betrogen; und das nicht nur von andern, ſondern auch von ſich ſelbſt. Die Wahrheit ſchmeckt den Unwiſſenden bitter und unangenehm. Die Lügen hingegen ſchmecken ihnen ſüß, und hat, ich weiß nicht was angenehmes bey ſich. Eben wie diejenigen, ſo böſe Augen haben, das Licht nicht ohne Schmertzen vertragen können, da ihnen indeſſen die Finſterniß nicht den geringſten Schaden thut, ſondern vielmehr angenehm iſt, weil ſie ihnen nicht zu ſehen erlaubet. Wie wären wohl ſonſt, da man die die Wahrheit wiſſen konnte, ſo viel Lügen aufgekommen, wenn ſie nicht des Vergnügens halben, ſo ſie begleitete, die Oberhand behalten hätten? Iſt es, wie ich ſchon geſagt habe, ſchwer, jemanden zu unterweiſen, ſo iſt es noch viel ſchwerer, jemanden dahin zu bringen, daß er dasjenige fahren laſſe, ſo ihm einmahl beygebracht werden; vornehmlich wenn diejenigen, denen man etwas falſches vorgeſagt hat, es ſchon ſeit langen Zeiten haben ſagen hören, und wenn ſie es nicht nur ſelbſt, ſondern ihre Väter, ihre Anherren,

„und bey nahe alle ihre Vorfahren, haben ſagen „hören. Und eine ſolche Meynung wird nicht ſo „leicht zu Boden geworfen, wenn man ſchon den „andern ſeiner Falſchheit überführet hat. Dergeſtalt iſt es ſchwer, diejenigen von der Wahrheit „zu überzeugen, die ausgewechſelte Kinder vor „ihre wahrhafften auferzogen haben. Da ſie ſich „hingegen mit denſelben gar keine Mühe würden „gemacht haben, wenn man es ihnen bald anfangs „geſagt hätte. Das Alterthum einer Meynung „hat ſo viel Stärcke, daß tauſend Leute lieber leiden, und Dinge, ſo ihnen ſchädlich ſind, vor „wahr halten wollen, wenn ſie ſich dieſelben nur „ſeit langen Zeiten her eingebildet haben; als etwas „gutes ſagen, was ſie erſt erlernet haben.

Dieſe Worte gründen ſich auf die Erfahrung. Und man kan es gar wohl ſehen, wenn man nur das alte und itzige Heydenthum anſiehet, welches niemahls etwas anders, als lächerliche Fabeln zum Grunde gehabt, und nichts deſtoweniger doch ſeit ſo viel hundert Jahren, ſtets beſtanden iſt. Die ausſchweiſenden Mährchen, auf welche der öffentliche Gottesdienſt unter den Griechen und Römern war erbauet worden, ſind bekannt. Eben ſowohl weiß man auch, was die abgöttiſchen Völcker in Indien, und ihre Prieſter, z. E. die Braminen, die Talapoins und Bonzes ſagen. Diejenigen ſo von * Indaſtan, Siam und China geſchrieben,

---

* Beſiehe Bernier voyage de l'Indouſtan: Tachard und la Loubere Voyage de Siam: Le Comte Memoires de Chine.

haben uns ebenfalls davon unterrichtet, und mit Erſtaunen erzehlet, wie groß die Dummheit und Leichtgläubigkeit dieſer Völcker, in Betrachtung der Religion ſey. Wenn man ſo, wie unſer Gottesgelehrter, ſchließen wollte, ſo würde man ſich unterſtehen, zu behaupten, es ſey unmöglich, daß ſo gar dumme Völcker ſollten geweſen ſeyn, die ſo viel Fabeln angenommen hätten, zum wenigſten, daß ſie nicht durch übernatürliche Dinge davon wären überzeuget worden.

Man weiß, daß es auch in Europa, ohne ſo weit, und in die alten Zeiten zurücke zu gehen, gantze Völcker giebt, die ſich lauter Reliquien und wunderthätige Bilder haben in den Kopf ſetzen laſſen, worüber die Verſtändigen ins geheim nur lachen, weil ſie es nicht wagen dürfen, dieſes öffentlich zu thun, und welche andere Völcker, als die gröbſten Betrügereyen öffentlich verwerfen. Ich weiß wohl, daß man dergleichen Dinge mit ſonderbahrer Ernſthafftigkeit zu behaupten, und diejenigen vor Unglaubige und Ketzer zu halten weiß, ſo die Fabeln, die der Pöbel davon erzehlet, nicht glauben wollen: Allein ich weiß auch, daß diejenigen ſelbſt, die wegen des Nutzens, ſo ſie daraus ziehen, dieſe Comedie ſpielen, alles was ſie haben wollen, eben ſo wenig als ich, glauben, ob ſie ſchon alles, was ihnen gefällt, ſagen. Wenn das Gewiſſen eine Zunge hätte, die ſich nicht nach ihren Leidenſchafften richten müſte, damit es dasjenige, ſo es denckt, könnte zu verſtehen geben: ſo ſollte man wohl hören, daß es offt demjenigen wiederſprechen würde, ſo ſie mit der gröſten Verwegenheit und ſo vielem Eifer vortragen.

Das unordentliche Verlangen der Menſchen, das Zukünftige zu wiſſen, hat verurſachet, daß Leute aufgeſtanden ſeyn, die in der Abſicht, etwas zu gewinnen, ſich unterſtanden haben, die Einfältigen zu bereden, daß ſie ihnen das Zukünftige durch verſchiedene Mittel zeigen könnten; z. E. durch die Aſtrologie; durch Auslegung der Träume; durch die Metopoſcopie; durch die Chiromantie; durch Beſichtigung der Eingeweide geſchlachteter Opfer-Thiere; durch die Weiſe, womit ausgehungerte Hähne dasjenige, ſo ihnen war vorgeworffen worden, verzehrten; durch den Flug und Geſang der Vögel; durch das Looß; und ſelbſt durch Herausruffung der Todten.

Niemand kan zweifeln, daß nicht unter den Heyden eine unendliche Zahl von Leuten ſollte geweſen ſeyn, und auch noch ſeyn, die ſich alle dergleichen Poſſen hätten laſſen in Kopf ſetzen, die doch gar keinen feſten Grund haben. Diejenigen, ſo zuerſt ſo verwegen geweſen ſind, dergleichen Hirngeſpinſte zu behaupten, haben anfangs einige Mühe gehabt, ehe ſie davon andre überreden können. Da ſich aber einmahl etliche einfältige Leute hatten betrügen laſſen, ſo haben ſich nach und nach dieſe Meynungen dermaſſen befeſtiget und ausgebreitet, daß nur noch etliche wenige Perſonen übrig waren, die deßhalben im Zweifel ſtunden. Nachdem man ſie dem meiſten Theile der Welt beygebracht hatte, ſo ſind ſie zum öffentlichen Gebraubrauche eingeführet worden. Viel Perſonen haben dabey ihre gute Sache gefunden, und dieſen Gebrauch dermaſſen unterſtützet, daß es gar gefährlich war, darüber zu lachen. Hernach brauchte es keine groſſe Kunſt, denſelben zu erhalten. Alſo werden die Irrthümer eingeführet und erhalten. Und alſo haben ſich auch die Orackel, die in einigen uns unbekannten Oertern und Gelegenheiten wohl etwas übernatürliches bey ſich können gehabt haben, durch den Betrug vermehret und erhalten.

Man darf nicht einwenden die Grauſamkeiten, ſo zuweilen von den Orackeln angeordnet wurden, hätten eine Urſache ihres Unterganges ſeyn ſollen. Denn dieſe Verordnungen waren ſeltſam, und geſchahen nur durch die Ausſprüche ſolcher Wahrſager, deren Anſehen ſchon feſte ſtund, und in ſolchen Fällen, wo das Volck, welches ein gewiſſes Unglücke ſchon zur Verzweifelung gebracht hatte, nicht mehr wuſte was es thun ſollte, damit es den Zorn, der wieder ſie erhitzten Götter, beſänftigen möchte. In dieſem Falle kan man den Leuten ſolche Laſter weiß machen, die ſie wohl in einem andern Falle nicht würden gethan haben.

Die Thorheit der Menſchen kan ſie ſo gar verleiten, daß ſie noch wohl ärgere Dinge thun, ohne daß ſich die Teufel, zum wenigſten nicht erſt durch eine Prophetiſche Eingebung, darein mengen dörfen. So iſt es in Indien mit dem Gebrauche der Weiber beſchaffen, daß ſie ſich auf dem Scheiterhaufen ihrer Männer verbrennen; es mag nun ſeyn, daß ſie es entweder gutwillig thun, oder von ihren Eltern dazu gezwungen werden. Es iſt dieſes eine Grauſamkeit, die viel hundert Jahre gedauret; ohne daß weder die Chriſten, noch die Mahomedaner ſie den Indianern hätten ausreden können. Die grauſamen und harten Arten der Buße, ſo ſich die Braminen und die Bonzen auflegen, und gegen welche die Büßungen der chriſtlichen Mönche nichts heißen, ſind noch Wirckungen einer verunruhigten Einbildungs-Kraft dieſer Leute, die ſich z. e. ſeit vielen hundert Jahren weit mehr vermehren, als die Ausübungen derjenigen Befehle, ſo von den Orackeln der Teufel ſind gegeben worden.

7. Ich halte mich nicht bey Erzehlung derjenigen Mittel auf, ſo die Heydniſchen Prieſter zu ihren Betrügereyen brauchen konnten. Sie ſind zum Theil von Euſebio, der im IV. Buche ſeiner Evangeliſchen Vorbereitung davon redet, entworfen, und ſo ferne man ſie vermuthlich wiſſen konnte, vorgetragen worden. Es iſt ſchon genug wenn man in dieſen Fällen nur mögliche Dinge vorträgt, die nicht wieder die Wahrſcheinlichkeit laufen.

Eben ſo wenig iſt es nöthig, daß ich es dem Verfaſſer aufs neue aufmutze, weil er ſich einbildet Herr von Fontenelle habe geglaubet, der meiſte Theil der Orackel wäre durch den Mund der Bild-Säulen gegeben worden. Ich will nur ſo viel ſagen, wenn man zeigen könnte, es ſey möglich durch Geſchwindigkeit falſche Orackel, durch den Mund der Bild-Säulen geben zu laſſen: ſo ſey es noch viel leichter zu zeigen, wie ſich ein Wahrſager, ehe er das Orackel gab, durch Kunſt habe raſend und ſo anſtellen können, als wenn ihm die Sache, die er doch nur aus ſeinem Kopfe redete, wäre eingegeben worden.

8. Ich glaube Herr Fontenelle werde es ohne Schwierigkeit zugeben, daß die Wahrſager offt, ehe ſie antworteten, in Raſerey verfielen; Und es war gar nicht nöthig, eine ſo bekannte Sache erſt zu erweiſen, zumahl der Herr van Dale ſchon am Ende des VI. Capitels ſeiner Diſſertation von den Urhebern der Orackel, ſchon davon geredet hatte.

Der Verfaſſer ſagt, das Unterfangen Alexanders, des falſchen Propheten, deſſen Hiſtorie Lucian beſchrieben, wäre von keiner Folge. Er ſetzt gar im 13. Cap. wenn nicht Lucian ſein Andencken erhalten hätte, ſo würde man wohl niemahls etwas von ihm haben reden hören. Er betrüget ſich aber. Denn man hat noch Müntzen davon übrig, die man in vielen Cabinetern ſiehet, und Herr Spon hat ſie in ſeinen Alterthümern der Welt mitgetheilet. Der Verfaſſer wird wohl thun, wenn er das X. Cap. der angezogenen Diſſertation des Herrn van Dale, leſen wird, wo er viele Exempel von redenden Bildſäulen finden wird. Denn es ſcheinet, als ob er zweifele, daß jemahls auf dieſe Weiſe Orackel wären gegeben worden.

9. Wenn er ſagt es ſey nicht wahr, daß die

Heyden ordentlich geglaubet hätten, es äßen die Götter diejenigen Opfer, ſo man ihnen darbrächte, ſo bin ich ſeiner Meynung. Dieſes gründet ſich auf nichts, als auf das apocryphiſche Buch vom Bel. Eben ſo iſt es auch wahr, daß das Stillſchweigen, ſo man von denjenigen erforderte, die zu den Geheimniſſen gelaſſen wurden, ſich nicht auf die Orackel bezoge.

So will ich mich auch dabey nicht aufhalten, was die alten Kirchen-Väter von dem Stillſchweigen des Apollinis zu Daphne, wegen der Reliquien des Märtyrers Babylä, ſagen. Wenn die Sache vollkommen gewiß wäre, ſo könnte man dasjenige hierbey ſagen, was ich beym 18. Cap. des I. Theils geſagt habe.

10. Herr Fontenelle hat es erklähret, wie die Orackel, wenn ſie durch verſiegelte Briefe ſind befragt worden, darauf antworten konnten: indem man die Briefe entweder entſiegelte, und wieder geſchickt zuſiegelte; oder indem man ſich unter der Hand erkundigte, was wohl etwan in demſelben ſtehen möchte. Der Verfaſſer nimmt die Parthey derjenigen an, ſo die Orackel auf dieſe Weiſe um Rath fragten, und meynet, es wären dieſes keine dummen Köpfe, ſondern ſehr mißtrauiſche Leute geweſen. Ich geſtehe, daß ich es ſehr ſchwer begreiſe, wie man doch ſowohl denenjenigen, ſo unter den Heyden die Orackel um Rath fragten, als auch denen ſo ſie gaben, eine Schutzrede halten, und es übel nehmen könne, wenn man die einen vor Betrüger und die andern vor dumme Köpfe

hält. Denn man muß doch endlich zugeben, daß in vielen Fällen, einige verführet und die andern Betrüger waren. Hat man denn etwas davon, wenn man verhindern will, daß man dergleichen Betrügereyen nicht mercken ſolle?

Unſer Gottsgelehrter führt hiervon des Trajani Exempel an, der ſich ſtellte als wollte er den Gott zu Heliopolis, durch einen verſiegelten Brief um Rath fragen, darinne doch nichts geſchrieben war, und ein wohlverſiegeltes lediges Blat zum Lohne erhielt. Dieſes Exempel iſt aus Macrobii I. Buche de Saturnalibus c. 23. genommen. Allein erſtlich iſt es mit dieſer Sache nicht gar zu ſicher, weil ſie nur auf der Erzehlung eines einzigen, und noch dazu ſehr abergläubiſchen Mannes beruhet. Zum andern, konnte es ja geſchehen, daß, indem die Prieſter, den Brief gegen das Licht hielten, ſie gewahr wurden, es ſey nichts darinne geſchrieben, und ſich darauf entſchloſſen, eben alſo zu antworten. Und wer kan uns denn endlich gewiß verſichern, daß dieſer Brief nicht ſo geſchickt ſey erbrochen worden, daß Trajanus nichts daran mercken konnte.

Das andre Exempel iſt aus Plutarcho genommen, der in ſeinem Tractat, vom Ende der Orackel Tom. 2. p. 434. ſaget, es hätte ein Ungläubiger, das Orackel des Mopſus, durch einen verſiegelten Brief um Rath gefraget, worauf derjenige ſo den Brief gebracht hatte, und nicht wuſte was darinnen ſtunde, die Antwort im Traume erhalten hätte. Worüber die Epicurer, als Freunde dieſes Unglaͤubigen ungemein erſtaunet waͤren. Allein zu allem Ungluͤcke, iſt die Sache eben ſo gar richtig nicht. Denn wenn es genug iſt, eine Sache zu glauben, daß man ſie nur bey einem Autore finde, ſo wird nicht das geringſte ſeyn, ſo nicht glaubwuͤrdig werden ſollte. Denn wenn man voraus ſetzet und haben will, man ſolle glauben es ſey in den Umſtaͤnden weder etwas hinzu geſetzt noch auſſengelaſſen, noch veraͤndert, ſondern eine ausgemachte Sache, ſo fordert man etwas ſo kein Menſch ſicher zugeben kan. Denn in der That betruͤgen ſich auch diejenigen ſehr leichte, die eine Sache zwar aufrichtig erzehlen, aber nicht auf alles was dabey vorgegangen iſt, recht Achtung gegeben haben. Und diejenigen ſo andre betruͤgen wollen, unterdruͤcken, ſetzen hinzu und veraͤndern dasjenige in den Geſchichten, ſo ſie erzehlen, was ſie vor gut befinden.

Ein Landpfleger in Cilicien, ſagt man, ſendet auf Einrathen einiger Epicurer einen verſiegelten Brief nach dem Orackel des Mopſus. Darinn waren dieſe Worte geſchrieben; **Soll ich dir einen ſchwartzen oder weißen Ochſen opfern?** Sein Freygelaſſener, ſo den Brief bringt, weiß nichts davon. Nun iſt zuerſt die Frage, ob dieſer Freygelaßene nicht etwan dieſe Heimligkeit ſeines Herrn gewuſt, und mit den Prieſtern des Mopſus ein genaues Verſtaͤndniß gehabt habe. Allein wir wollen annehmen, er haͤtte nichts davon gewuſt, und auch nichts geſagt. Dieſer Menſch ſchlaͤft den Tag nach ſeiner

Ankunft im Tempel ein, und ſiehet im Traum einen ſchönen Mann, der nur das einzige Wort, ſchwartz, zu ihm ſaget, und verſchwindet. Und dieſes war eben die rechte Antwort auf den Brief, dabey zwar der Freygelaſſene nichts dencken konnte, die aber der Herr bald verſtund, und als ein Göttliches Orackel bewunderte. Man müßte ſagen, ob nicht etwa dieſer Freygelaſſene den Brief des Mopſus Prieſtern gegeben habe; Man müßte wiſſen, ob man nicht bey verkehrtem Pappiere leſen könne; oder ob man es nicht geſchickt erbrechen und wieder zuſiegeln könne; Man müßte endlich verſichert ſeyn, daß es nicht ein Prieſter geweſen, der zu dieſem halb eingeſchlafenen Menſchen, das Wort ſchwartz, ſagte, nachdem er den Brief geleſen hatte. Wenn man nicht von dieſen Umſtänden verſichert iſt, ſo kan man keine Folge aus dieſer Hiſtorie ziehen. Man wird vielleicht ſagen, ich ſolle keinen Betrug ſuchen, wo man keinen ſuchen könnte. Allein ich muß auch nicht ſagen, daß gar kein Betrug verhanden ſey, wenn ich von einer Hiſtorie noch nicht vollkommen unterrichtet bin.

Allein was wird man zu dem Orackel von Claros ſagen, welches, wie Tacitus Annal. II. 54. ſagt, auf die Gedancken antwortete? Man wird ſagen, man glaube nichts davon, und derjenige ſo die Antwort ertheilte, habe nach ſeiner Muthmaßung, was er nur konnte, geſagt, und ſich hinter die Dunckelheit der Worte verſtecket.

Uberhaupt muß man in Betrachtung der Hiſtorien, ſo man von den Orackeln, welche zugetroffen haben, erzehlt, dasjenige anmercken, was man denjenigen einwendet, welche vorgebē, daß uns die Träume das Zukünftige entdecken. Man bringe nehmlich nur diejenigen Orackel vor, ſo eingetroffen haben, da man hingegen viel tauſend, ſo nicht zugetroffen haben, unterdrückt, als wären ſie niemals gegeben worden. Man hat der Nachwelt nur das Andencken derjenigen aufbehalten, die der Ausgang beſtätiget, weil man die andern vergeſſen hat. Da man doch ſowohl von dem einen als dem andern ein Verzeichniß hätte machen ſollen, damit man ſie zuſammen halten könnte. Denn wenn endlich ein Orackel unter tauſend Antworten, nicht mehr als einmahl die rechte getroffen hat; ſo hat man gar wohl Urſache zu glauben, daß es nicht anders denn von ohngefehr eintreffe.

11. Unſer Gottesgelehrter kommt hernach auf die Orackel, ſo im Traume geſchahen, und führt uns ins beſondere diejenigen Träume an, ſo die Krancken im Tempel des Aeſculapii gehabt hätten, und durch deren Vermittelung ſie diejenigen Mittel erfahren hätten, deren Gebrauch ſie geſund gemacht hätte. Er giebt vor, die Teufel könnten Träume ſenden, und die eignen Mittel wiſſen, ſo zu Heilung der Kranckheiten gehören. Und es könne niemand anders, als ſie ſeyn, der ſolche Orackel geben ſollte.

Ich will nichts weder vom Vermögen noch von der Wiſſenſchaft der Teufel ſagen. Ihre Größe iſt mir unbekannt. Aber das will ich ſagen, man müſſe erſtlich von den Sachen recht gewiß ſeyn. Man führet deshalben eine Aufſchrift an, ſo noch verhanden iſt, im Grutero p. 71. Darinne von verſchiedenen Curen, ſo Aeſculapius gethan, gefunden wird, wie auch eine Stelle aus dem Tertulliano, welcher einige von dieſen Curen nicht läugnet. Allein das beweiſet die Wahrheit der Sache noch nicht, nehmlich, daß dieſer oder jener einen Traum gehabt hätte, der wahrhaftig von einer übernatürlichen Gewalt wäre geſendet worden, und durch den er erfahren hätte, was er thun ſollte, wenn er wollte geſund werden. Die Aufſchrift kan von Betrügern ſeyn verfertiget worden, die dem Aeſculapio, zu ihrem Nutzen, Hochachtung erwerben wollten. Und Tertullianus kan gar zu leichtgläubig geweſen ſeyn, oder nach den Grundſätzen der Heyden, dato non concesso, wie die Meiſter der Vernunftlehren ſagen, geſchloſſen haben.

1. Konnte man wohl Leute herſchaffen, die ſich kranck ſtelleten, oder auch wahrhafte Krancke in den Tempel des Aeſculapii bringen, die da ſagten, es hätte ihnen dasjenige geträumet, was ihnen die Prieſter, ſo die Artzney-Kunſt verſtehen konnten, gerathen hatten. 2. Krancken, die von ihrem Ubel mit vielen Leuten geredet hatten, welche ihnen allerhand gute Mittel vorſchlugen, ſo ſie aber nicht gebraucht hatten, konte hernach wohl gar träumen, als wenn ihnen Aeſculapius den Rath gegeben hätte. Man weiß, daß man ſehr leichte von Sachen träumet, ſo ſich auf dasjenige beziehen, davon man wachend iſt gerühret worden, und man wünſchet.

ſchet. 3. Wäre dieſes nicht geweſen, ſo wäre kein Buch groß genug geweſen, daß es die Curen hätte faſſen können, ſo an allen Orten, wo Aeſculapius Tempel hatte, von den Teufeln wären verrichtet worden. Denn in der That hat man ihn viel hundert Jahre lang um Rath gefraget, und an Krancken fehlet es auch niemahls. Die Arzney-Kunſt würde durch dieſe Orackel zu Grunde gegangen seyn. Allein, wird man ſagen, die Teufel erſchienen nur denen, ſo ſie haben wollten. Ich antworte, es ſey dieſes wieder ihren Nutzen geweſen. Zum wenigſten hätten ſie ſich nicht mit den Aerzten vergleichen, oder ihnen aus Barmhertzigkeit einige Curen zulaſſen müſſen. Außer dem war nichts ſo geſchickt ihr Reich auf ewig feſte zu ſetzen, als beſtändige und ſtete Wunder, ſo denjenigen zu Nutze geſchahen, ſo ihre Hülfe in dem Tempel des Aeſculapii ſuchten. 4. Dieſes alles macht die Orackel ſehr verdächtig, und ich zweifele nicht, daß verſtändige Leute unter den Heyden nicht ſollten darüber gelacht haben. Wir haben davon ein ſehr merckwürdig Exempel in der II. Scene des III. Actus im Pluto des Ariſtophanis, wo dieſer Poete deutlich genug zu verſtehen giebt, daß es der Prieſter des Aeſculapii ſey, der den Krancken Mittel ertheilte.

Auſſerdem iſt dieſe Aufſchrift, ob ſie ſchon alt zu ſeyn ſcheinet, doch in Anſehung ihres Inhalts oder der Sache, ſo darauf ſtehet, ſehr verdächtig. Es ſcheinet als wäre ſie unter einem Antonin geſtochen worden, das iſt nach der Zeit Antonini Pii, welches eben die Zeit iſt, in der ſich das Chriſtenthum durch alle Theile des Römiſchen Reiches ausbreitete. Vor meine Perſon hätte ich ſtarcken Verdacht, daß nicht etwa die Prieſter des Aeſculapii dieſe Aufſchrift machen laſſen, nachdem ſie verſtellete oder wahrhafte Krancken herbeygeſchaft hatten; damit ſie ihren Aeſculapium JEſu Chriſto und ſeinen Apoſteln entgegen ſetzen möchten, von deren Wundern die Chriſten mit gutem Grunde beſtändig redeten.

Es ſcheinet gar, wenn man ſo reden darf, GOtt habe nach Kundmachung der chriſtlichen Religion nicht zulaſſen dürfen, daß dergleichen Wunder von den Teufeln vorgenommen würden, damit die Götzendiener nicht Gelegenheit bekämen, die Wunder der Teufel den Wundern Chriſti und ſeiner Apoſtel entgegen zu ſetzen.

12. Man kan es nicht leugnen, daß die Zweydeutigkeit der Orackel noch keinen recht ſichern Beweis ausmache, daß die Teufel nicht ſollten Urheber davon ſeyn, indem wir noch keinen überzeugenden Beweis haben, daß ſie das Zukünftige ſo deutlich wiſſen, daß ſie es ohne Zweydeutigkeit vorher ſagen könnten. Allein eben dieſe Zweydeutigkeit könnte auch nach den Betrügereyen der Menſchen ſchmecken: denn die Menſchen ſind eben ſowohl als die Teufel geſchickt, zweydeutige Orackel zu geben.

Der Verfaſſer führet ihrer etliche an, die klar genug waren, weil ſie mit Dingen zu thun hatten, ſo an andern Orten geſchahen, und die Teufel ſehr geſchwinde erfahren konnten. Als wenn z. e. das

Orackel zu Delphis, denjenigen ſo Croeſus dahin geſandt hatte, dasjenige zur Antwort gab, was er in einer gewiſſen Stunde that. Wenn die Sache wahr iſt, ſo kan man nichts darwieder ſagen, und dieſes iſt ein Kennzeichen, daß dieſes Orackel von einem Geiſte und nicht von einem Menſchen war gegeben worden, der zu Delphis nicht wiſſen konte, was damahls zu Sarden vorgieng. Eben ſo ſagt man auch, könnten die Lappländiſchen Zauberer in wenig Stunden denjenigen, ſo es verlangen, ſagen, was ihre Freunde machen, die wohl drey bis 400 Meilen von dem Orte entfernet ſind, wo man die Zauberer fraget. Wenn dieſe Geſchichte wahr wären, ſo iſt es gewiß, daß dieſe Art von Orackeln deutliche Beweiſe ſeyn würden, daß ſie von Geiſtern, ſo eine höhere Natur als die Menſchen haben, gegeben würden.

13. Nichts deſto weniger giebt der Gegner des Herrn von Fontenelle zu, daß offt ein Betrug mit den Orackeln vorgegangen ſey. Woraus denn erhellet, daß er doch auf dasjenige kommen müſſe, ſo ich anfangs behauptet habe: es ſey etwas wahres und etwas falſches bey den Orackeln zu finden, welches wir aber nicht mehr unterſcheiden können. Allein er ſetzt hinzu: Wenn ſie nichts als Betrügereyen geweſen wären, ſo hätten ſie nicht ſo lange Zeit beſtehen können. Allein es kan wohl ſeyn, daß einige Orackel, ſo in der That von den Teufeln gegeben worden, viel dazu beytragen konnten, daß, der falſchen Orackel ungeachtet, ſo gemeiniglich daſelbſt gegeben wurden, doch die Ehre und

Hochachtung derjenigen Oerter ſich erhielte, wo ſie waren gegeben worden.

Indeſſen iſt es auſſer allem Zweifel, daß ſich die gröbſten Betrügereyen in Anſehung der Wahrſagerey, viel hundert Jahre erhalten haben, wie etwa die Augures und Aruſpices der Römer, über welche Cicero ziemlich gelacht hat, und andre dergleichen Dinge mehr. Ich habe es ſchon vorher geſagt: Der Pöbel iſt ſehr leicht zu betrügen, und wenn einmahl eine Art denſelben zu hintergehen in Brauch kommen iſt, ſo iſt nichts leichter, als zu machen, daß ſie lange dauret. Man hat eben nicht ſo viel Glauben vonnöthen, als der Verfaſſer ſagt, wenn man ſich davon überreden will. Man braucht nur einige Erkänntniß der Geſchichte von der alten und heutigen Abgötterey der Heyden; und man darf weiter nichts als Augen haben, wenn man die Art und Weiſe erkennen will, wodurch ſich Völcker, die unendlich mehr Erleuchtung haben als die Heyden, mit wunderbaren Bildern oder untergeſchobenen Reliquien betrügen laſſen. Ich weiß wohl, daß diejenigen, ſo Beförderung in der Kirche ſuchen, aus Eifer vor die gemeinen Meynungen und Kunſtgriffe, ungeſcheut behaupten werden, es ſey wahr, was man von dieſen Bildern und Reliquien ſaget. Aber ich weiß auch wohl, daß geſchickte Leute nicht mehr davon glauben, als die Proteſtanten: ob ſie es ſchon nicht ſagen, damit ſie nicht erſt mit denjenigen, ſo voll heiliges Eifers ſind, zu thun bekommen. Sollte nicht etwan unſer Verfaſſer einer von dieſer letzten Art ſeyn, und

ſollte

ſolte er nicht etwa nur darum behaupten, es ſey nicht ſo gar leicht das gemeine Volck zu betrügen, weil er ſich fürchtet, es möchten etwa die Gründe, derentwegen man auf die Meynungen des heydniſchen Pöbels ein Mistrauen ſetzt, dazu dienen, daß man dadurch einige heutige Meynungen, ſo nicht eben gar zu guten Grund haben, zu Boden werfen könnte? Ich will es eben nicht ſagen, weil ich es nicht weiß. Allein die Art ſeines Verfahrens könnte einen vielleicht auf dieſen Verdacht bringen.

14. Darinn aber bin ich doch nichts deſto weniger ſeiner Meynung, wenn er glaubet, es folge daraus, daß es falſche Orackel oder Beantwortungen, ſo von Menſchen ertheilt worden, gegeben habe, noch nicht, daß gar keine wahrhafte Orackel, die in der That von den Teufeln wären gegeben worden, ſollten geweſen ſeyn. Ich bin deßhalben wie ich ſchon geſagt, der Meynung zugethan, ſo Herr le Clerc zu Anfange des II. Artickels Tom. II. ſeiner Bibliotheque choiſie behauptet hat.

5. Alles, was man aus dieſem II. Theile ſchlüſſen kan, beſtehet darinn, daß, wenn man gewiſſe Geſchichte vor wahr annimmt, daraus folget, es haben die Teufel Orackel gegeben; ob man ſchon auſſer dem nicht leugnen kan, daß nicht oft viel menſchlicher Betrug dabey vorgegangen ſey. Das iſt nur das Unglücke, daß man ſich nicht von der Wahrheit der Sache verſichern kan. Allein man kan auch nicht zeigen, daß ſie alle falſch ſind. Man muß alſo in Betrachtung der Erzehlung zurücke halten, und ſich in acht nehmen, daß man

nicht auf der einen Seite in der Leichtgläubigkeit, auf welche nothwendig der Aberglaube folget, noch auf der andern, in die Geiſter-Furcht verfalle, welches eine Kranckheit iſt, ſo gerade auf den Materialiſmum führet, daß ich fortfahre mit dem gelehrten Cudworth zu reden.

III. Ich will mich beym III. Theile nur gar kurtz aufhalten, in welchem ſich der Verfaſſer zu zeigen unterſtehet, daß die Orackel des Heydenthums nach der Geburt Chriſti, durch die Kraft ſeines Creutzes und die Anruffung ſeines Nahmens, aufgehöret hätten, und wo er auf die Gründe antworten will, ſo darwieder vom Verfaſſer der Geſchichte der Orackel ſind angeführt worden.

1. Vor mich bekenne ich, daß ich darinn mit dem Gegner dieſer Hiſtorie eins bin, daß die Kirchen-Väter nicht gelehret haben, es hätten die Orackel nach der Geburt Chriſti, auch nicht nach ſeiner Himmelfahrt auf einmahl ſtille geſchwiegen; ſondern nur, ſie hätten ſeit der Zeit an, zu ſchweigen angefangen, und wären nach und nach immer mehr verſtummet, je mehr ſich die chriſtliche Religion ausgebreitet hätte. Eben ſo wenig zweifle ich auch, daß dieſes nicht eines Theils eine Wirckung des Chriſtenthums ſolte geweſen ſeyn; welches ich ſchon geſagt habe.

Allein ich bin gewiß, daß lange Zeit vor Chriſti Ankunft in der Welt, die Orackel zu ſchweigen angefangen haben. Und dieſes erhellet offenbar aus zwey Stellen des Ciceronis, ſo ich beym 4. Cap. des 1. Theils angeführet habe. Dieſer Autor bezeuget mit ausdrücklichen Worten, daß nicht nur zu ſeiner Zeit, ſondern ſo gar lange vorher, keine Orackel mehr zu Delphis, wie in den vorigen Jahrhunderten wären gegeben worden. Wie nun Cicero ſeine Bücher von der Wahrſagerey, unter der Regierung Julii Cäſaris d. i. mehr als 40 Jahr vor Chriſti Geburt ſchrieb; ſo müſſen die Orackel bey nahe wohl 100 Jahr vor Chriſti Geburt ſchon angefangen haben in Abnehmen zu gerathen. Die Urſache davon habe ich im 9. Cap. des 1. Theils angeführet, und werde ſie alſo hier nicht wiederhohlen.

2. Euſebius (†) beweiſt ſeine Meynung durch ein Zeugniß des Porphyrii, wo dieſer Weltweiſe saget, man ſolle nicht erſtaunen, daß ſeit ſo langen Jahren ſo viel Kranckheiten zu Rom, herrſcheten, „weil ſich Aeſculapius und die andern Götter nicht „mehr daſelbſt aufhielten. Denn ſeitdem man, „ſagt er, JEſum verehre, hat niemand mehr eine „öffentliche Wohlthat von den Göttern erhalten. Wenn man dieſe Worte nach der Schärſe treiben ſollte, ſo würden ſie dasjenige umſtoſſen, was die Aufſchrifft des Tempels des Aeſculapii ſagte. Aber allem Scheine nach, hat Porphyrius nichts anders ſagen wollen, als daß ſich die Götter nach und nach entzogen, und dem Staate überhaupt nicht die geringſte Wohlthat mehr hätten thun wollen.

3. Der Verfaſſer zeigt es ſehr wohl, daß Athanaſius und viel andre Väter, von einigen Orackeln ge-

---

(†) Praep. Evang. lib. V. c. 1.

geredet hätten, als wenn ſie noch lange Zeit nach Chriſto verhanden geweſen, ob ſie ſchon nach und nach zu Grunde gegangen wären.

4. Er fähret fort eben daſſelbe zu zeigen; Welches dazu dienet, daß man ſehen kan, wie man die Meynung der Kirchen-Väter nicht recht wohl gefaſſet habe, wenn man geglaubt, als behaupteten ſie, daß bey der Geburt Chriſti die Orackel gänzlich zu ſchweigen angefangen hätten.

5. Die Heyden ſelbſt, ſo zu Anfange des Chriſtenthums gelebt, z. E. Strabo, Juvenal, Statius, Plutarchus, und andere, haben dieſes Stillſchweigen erkannt. Allein man muß bemercken, daß ſie nirgends ſeinen Anfang auf das Ende der Regierung Auguſti feſte geſetzt haben, wie man insgemein wohl davor hält. Die Stellen, die wir vorher aus dem Cicerone angeführt haben, beweiſen augenſcheinlich das Gegentheil.

6. Der Verfaſſer ſchreibt im folgenden den Beſchwerungen der Chriſten groſſe Kräfft zu. Wie ich ſie nun nicht alle verwerfen will, ſo glaube ich auch nicht, daß man verbunden ſey, Sachen zu glauben, von deren Wahrheit man ſich ſelbſt, zu der Zeit, da ſie geſchehen ſind, nicht ohne Schwierigkeit, gewiß verſichern kunnte, und die man itzo unmöglich beweiſen kan. Die Leichtgläubigkeit der einen, und die wenige Aufrichtigkeit der andern, auſſer der Länge der Zeit, machen, daß wir uns nicht in den Stand ſetzen können, uns von denen Dingen wohl zu verſichern, die man wiſſen müſte, wenn man wohl davon urtheilen ſollte.

Man mag davon glauben, was man will, wenn man nur die Wunder Chriſti und ſeiner Apoſtel, von den Wundern der folgenden Zeit ſtets unterſcheidet.

7. Man redet viel von der Krafft des Kreutzes, und des Zeichens des Kreutzes, als wenn ſich die Teufel gantz auſſerordentlich davor gefürchtet hätten. Mich deucht, man ſollte lieber von der Gewalt, ſo Chriſtus im Himmel und auf der Erden hat, und lieber von ſeinem herrlichen Reiche, als von dem Stande ſeiner Erniedrigung reden. Denn ob er ſchon durch dieſen ſchwachen Zuſtand zur Herrlichkeit gelangt iſt, die er im Himmel beſitzet; ſo hat er doch eigentlich durch den Eingang in dieſe Herrlichkeit, vollkommenen Beſitz von der uneingeſchränckten Gewalt genommen, die er über die böſen und guten Geiſter, ſo im Himmel oder auf Erden ſind, beſitzet. Ich meyne nicht, daß man verbunden ſeyn ſollte, alle die Hiſtorien zu glauben, die man von den wunderbaren Wirckungen des Zeichens des Kreutzes, erzehlet.

8. Die Väter haben, wie der Verfaſſer ſagt, in der That geglaubet, die Orackel hätten aufgehöret, weil ſie es ſahen. Allein ſie hatten den Anfang ihres Verfalles nicht geſehen, der vielleicht über 100 Jahr vor Chriſto, geſchehen war.

9. Das Buch Plutarchi, vom Ende der Orackel, lehret uns gar wohl, daß ſie zu ſeiner Zeit ſehr ins Abnehmen gekommen waren. Allein er lehret uns nicht, wenn ſich daſſelbe angefangen habe. Und es erhellet aus dem Cicerone, daß ſchon 200

Jahr

Jahre vor Plutarcho nicht viel mehr von den Orackeln gehalten worden.

10. Es iſt wahr, man mag den Orackeln noch ſo eine lange Dauer geben, als man will, ſo kan man doch ihren gänzlichen Untergang der Chriſtlichen Religion zuſchreiben, welche, da ſie im ganzen Römiſchen Reiche die Oberhand nahm, dieſelben gänzlich vernichtete. Da ſonſt niemand mehr, als lauter Chriſten verhanden waren, koñten auch keine Orackel mehr ſeyn. Dieſe Vernichtung geſchahe nicht ſo wohl durch eine wunderbare Wirckung des Chriſtenthums; als darum weil es überall an Götzendienern zu gebrechen anfieng.

11. Man kan nicht leugnen, daß das Anſehen der Chriſtlichen Kayſer nicht viel zu ihrer gänzlichen Vertilgung ſollte beygetragen haben, indem ſie die Tempel der Heyden zuſchlieſſen, oder abwerfen lieſſen, und die öffentlichen und beſondern Opfer, wie auch die übrigen Gebräuche des Heydenthums verbothen. Beweiſe davon kan man im 3 Buche vom Leben des Conſtantini, ſo Euſebius beſchrieben, im 48 und den folgenden Capiteln; und im Codice Theodoſiano, eben ſo wohl als in den Kirchengeſchichten, unter den folgenden Kayſern ſehen.

12. Ich will mich nicht mit der Unterſuchung aufhalten, ob es wohl einige Wahrſcheinlichkeit habe, daß die Orackel würden aufgehöret haben, wenn ſchon der Götzendienſt beſtanden hätte; oder ob ſie immerfort würden gedauret haben. Es iſt dieſes eine Frage, welche die Unbeſtändigkeit

keit der menſchlichen Seele, und die Veränderlichkeit ihrer Meynungen, wie es ſcheinet, in viel zu groſſer Dunckelheit läſſet, als daß man was ſicheres davon ſagen könnte.

Ich will nur eine Anmerckung über eine Stelle des Plutarchi machen, welche der Verfaſſer der Antwort an den Herrn von Fontenelle demſelben vorrücket, als hätte er ſie nicht verſtanden; die er aber ſelbſt nicht verſtanden: weil er nicht in acht genommen, daß dieſelbe, wie geſchickte Männer bemercket haben, ſchon ſeit langen Zeiten her, verdorben geweſen. Plutarchus Tom. 2. p. 306. unterſuchet, warum es Orackel von der Pythia gäbe, die in ſehr böſen Verſen abgefaſſet wären, da doch Apollo das Haupt der Muſen wäre? Und er führet einen Erdmeſſer, mit Nahmen Boethus ein, welcher auf die Seite der Epicurer hänget, und darüber lachet. Er macht die Geſellſchafft einer Sache eingedenck, welche dem Mahler Pauſon wiederfahren war. Dieſer wurde von jemanden gebeten, ein Pferd, welches ſich herum wälzte, zu mahlen. Er mahlte aber ein Pferd, ſo da lief. Und als der andere ſaget, er hätte ja ein Pferd verlanget, welches ſich wälzete, und nicht welches liefe; ſo ließ ihn Pauſon nur das Blat umkehren, damit ihm ein Genügen geleiſtet werden möchte. „Bion, fährt Boethus „fort, ſaget, es wiederführe einigen Schlüſſen „eben das, wenn man ſie umkehrete. Und das „ſey die Urſache, warum es Leute gäbe, die da ſagen würden, die Orackel hätten ſich gut genug

„ausgedrückt, weil ſie ein Werck Gottes wären; „und andere, die ſie darum nicht vor Gottes „Werck halten würden, weil ſie ſich ſo ſchlecht „ausgedrückt hätten. Διὸ καὶ τοὺς χρησμοὺς ἐνίας φήσουσιν (man muß hier das ου wegnehmen) καλῶς ἔχειν· ὅτι τοῦ Θεοῦ εἰσιν. ἄλλοι (und nicht ἀλλὰ) τοῦ Θεοῦ μὴ εἶναι, ὅτι φαύλως ἔχουσι. Man darf dieſe Auslegung nur mit des Verfaſſers ſeiner zuſammen halten, ſo wird man wohl ſehen, welches die beſte ſey.

13–16. Ich will nichts von den Urſachen ſagen, warum die Orackel hätten untergehen können, wenn ſelbſt die Abgötter beſtanden hätten. Ich mag mich nicht in die Auflöſung, weder dieſer noch einer andern Frage einlaſſen, ob die Römer die Orackel hoch ſchätzten, oder verachteten. Es iſt indeß ſo viel gewiß, daß es nicht ſo viel Orackel in Italien als in Griechenland gab, vornehmlich ſolche Orackel, die von einem Prieſter oder einer Prieſterin in der Raſerey, oder im Nahmen der Gottheit gegeben wurden, und daß die Römer ordentlich mit ihren Auguribus und Auſpicibus zufrieden waren.

Wenn man nun dasjenige, ſo ich geſagt habe, wohl unterſuchet, ſo kan man aus dieſem dritten Theile ſo viel ſchlieſſen, daß die alten Chriſten in der That ein wenig gar zu viel Geſchrey von dem Stilleſchweigen und dem Verfall der Orackel nach Chriſti Geburt gemacht haben. Wie denn dieſer Verfall ſchon lange vorher angefangen hatte, und nur nach und nach geſchahe, nachdem die

Zahl der Heyden gemindert wurde; und nicht eher, als durch das Anſehen der Chriſtlichen Kayſer ihr völliges Ende erreichte. Man kan hiervon die Geſetze dieſer Fürſten, unter dem Titul: de maleficis & mathematicis, und unter dem Titul: de paganis ſacrificiis & templis nachleſen, welche im Codice des Theodoſii und Juſtiniani zu finden ſind.

„Nichts deſto weniger kan man die alten Chriſten entſchuldigen, weil ſie hierdurch nichts anders thaten, als daß ſie ſich dasjenige zu Nutze machten, was ihnen einige Heyden, wie Porphyrius, zugaben; nachdem man nehmlich Chriſtum verehrete, ſo hätten ſich die Götter entzogen, und wollten den Menſchen nicht die geringſte Wohlthat mehr erzeigen. Da ſich aber heutiges Tages die Sachen verändert, und wir nicht mehr nöthig haben, aus dem, ſo einige Heyden unbedachtſamer Weiſe können geſagt haben, einigen Vortheil zu ziehen, noch wieder ſie Schlüſſe ad hominem zu brauchen: ſo muß es erlaubt ſeyn, die Sachen an und vor ſich ſelbſt zu unterſuchen, und dasjenige, ſo einen Schein der Wahrheit hat, zu ſagen; doch ſo, daß es denen erlaubt bleibe, ihre Meynungen zu ändern, die da ſehen, daß ſie betrogen worden.

Ich will dieſe Anmerckungen mit einer merckwürdigen Stelle aus dem Platone beſchlieſſen, der den Socratem, einen groſſen Feind der Meynungen des Pöbels, in ſeinem Theätetus alſo reden läſſet. „Es ſind viel Leute, die in der

„Verfaſſung gegen mich ſtehen, daß ſie bereit „ſeyn, mich anzupacken, weil ich ihnen einige „Einbildungen ihres Verſtandes benommen „habe, und die ſich einbilden, ich thäte dieſes „nicht aus gutem Willen. Es fehlt viel, daß „dieſe Leute wiſſen ſollten, kein einzig'r Gott, (Socrates redete allem Scheine nach alſo, weil er haben wollte, man ſollte glauben, er verfahre hierinn nach einer Eingebung ſeines Dämonis oder Genii) „wolle den Menſchen böſes thun. „Ich thue nichts dergleichen aus böſem Willen; „allein es iſt mir keinesweges erlaubet, die Lügen „zu verſtatten und die Wahrheit zu unterdrücken. Ich will mich mit Socrate weder nach dem guten Verſtande, noch nach ſeiner großen Hertzhafftigkeit vergleichen. Allein ich glaube, daß alle diejenigen, ſo nur einigen Verſtand beſitzen, ſich deſſelben zu bedienen verbunden ſind, geſetzt, ſie ſollten von denjenigen angefallen werden, ſo es nicht haben wollen. Ich mache mir darüber ſo wenig Kummer, daß ich hier andeute, wie ich keinem Menſchen von denen antworten werde, ſo etwa meine Anmerckungen angreifen ſollten. Habe ich Unrecht, ſo werde ich mich ohne großes Geſchrey ändern: und wenn ich Grund habe, ſo wird mir die Welt ſchon Recht genug wiederfahren laſſen.

Beſchluß.

Beſchluß.

Dieſes iſt nun auch die unpartheyiſche Vertheidigung des Herrn von Fontenelle, die in der auserleſenen Bibliotheck des Herrn le Clerc eingerücket geweſen. Wer der Verfaſſer davon ſey, iſt ſo eigentlich nicht bekannt; man würde aber ſo ungereimt nicht urtheilen, wenn man den Urheber dieſer gelehrten Auszüge, ſelbſt davor anſehen wollte. Seine Gelehrſamkeit in den Kirchen-Geſchichten, ſeine Beſcheidenheit im Urtheilen, ſeine Unpartheylichkeit, und ungezwungene Schreibart, geben ihn meines Erachtens, ſattſam zu erkennen: Seines Abſcheues vor hefftigen Streitigkeiten nicht einmahl zu gedencken. Denn was er am Ende ſeiner Anmerckungen verſichert, daß er nehmlich auf keines Wiederſachers Gegenſchrifft, antworten wolle; das hat er redlich gehalten.

Der Pater Baltus nehmlich, hat es bey ſeiner erſten Schrifft nicht bewenden laſſen; ſondern ſogleich, als dieſe beyde im vorhergehenden überſetzte Schrifften in den Holländiſchen Monatſchrifften zum Vorſcheine gekommen waren, eine Antwort darauf heraus gegeben, die eben ſo ſtarck iſt als die vorige. Man ſieht wohl daraus, daß es ihm keine Mühe koſtet, große Bücher zu ſchreiben, und daß er nicht gewohnt ſey, im Streiten jemanden das letzte Wort zu laſſen. Der Titel davon heißt: Suite de la Reponſe &c. Oder, Fortſetzung der Antwort auf die Hiſtorie der Orackel, worinnen man die Einwürfe, ſo in dem XIII

Theile der auserleſenen Bibliotheck, und in dem andern Artickel der Gelehrten Republic des Monats Jun. 1707 eingerücket ſind, wiederleget, und die Meynung der Heil. Väter, von den Orackeln der Heyden, mit neuen Beweis-Gründen unterſtützet.

Gleich in der Vorrede dieſes Werckes geſteht er, er habe es bald im Anfange gedacht, als er das Syſtema des Herrn van Dale zu wiederlegen unternommen; daß ſeine Schrifft den meiſten Proteſtanten nicht gefallen würde. Die Urſachen dieſer Vermuthung, ſo er hinzuſetzt, ſind viel zu weitläuftig, als daß ich ſie hier anzuführen Platz hätte: Allein die Sache ſelbſt verhält ſich in der That alſo. Wir Proteſtanten haben freylich auf die Meynungen der Kirchenväter nicht geſchworen; und der Beweis der Römiſchgeſinneten, den ſie von der beſtändigen Tradition der Kirchen hernehmen, gilt bey uns nichts: da er hergegen bey ihnen der Schrifft ſelbſt gleich gehet, ja gar zuweilen derſelben vorgezogen wird. Geſetzt alſo, daß alle Kirchenväter hierinn eins wären: ſo würde doch ſolches uns nicht im Wege ſtehen, der Vernunft und Offenbahrung gemäß, eine andre Meynung zu erwehlen, die mehr Wahrſcheinlichkeit vor ſich hätte. Da aber ſolches auch noch unerweislich iſt; und vielmehr in dem obigen das Gegentheil erwieſen worden: So ſieht man wohl, daß Pater Baltus noch gantze Folianten ſchreiben könnte, ohne daß er uns dadurch bewegen würde, auf ſeine Seite zu treten.

Wir halten uns alſo zu der unpartheyiſchen Meynung, die der Verfechter des Herrn von Fontenelle mit ſo vieler Beſcheidenheit vorgetragen hat, und geben uns ferner keine Mühe, entweder den Jnnhalt ſeiner andern Antwort, ins kurtze zu bringen, oder ſeine darinn vorgebrachte neue Gründe zu wiederlegen. Wir möchten dieſes ſo aufrichtig und gründlich thun, als wir wollten: Er würde bald wieder mit einem groſſen Buche fertig ſeyn; und uns doch nicht gewonnen geben. Es iſt alſo am beſten, daß wir ihm das letzte Wort laſſen: Zumahl, da weder der Herr von Fontenelle, noch ſein Verfechter es vor nöthig gehalten, demſelben zu antworten. Der erſtere ſoll ohnedem an den letztern geſchrieben haben; wie ich aus dem leben Vanini erſehe, wo dieſe Streitigkeit von Orackeln kürtzlich erzehlet wird: **Wenn der P. Baltus die Orackel durchaus vor teufliſch halten wolle; ſo möchte er es ſeinetwegen immer thun. Er würde ihm nicht antworten, und hätte ſeine Bemühungen itzo auf was anders gelencket.**

Schweigen nun die Urheber und erſten Vertheidiger einer Meynung ſtille; warum ſollen wir uns denn derſelben hefftiger annehmen? Halten jene die Einwürfe ihres Gegners vor untüchtig und unvermögend ihre Schrifften zu wiederlegen: Warum ſollen wir ſie vor gefährlicher halten? Will aber jemand durchaus wiſſen, was der Pater Baltus in dieſem andern Theile ſagt? Gut, der leſe ihn ſelbſt. Hat er auch hernach Luſt, demſelben zu glauben; weil er etwa ſonſt an Teufeleyen ein Belieben hat:

Auch das iſt ihm erlaubet. Was verlieren wir dabey? Iſt doch die Meynung von Orackeln kein Glaubens-Artickel, den man ohne Gefahr der Seeligkeit nicht leugnen, oder annehmen darf. Wir wollen deswegen keinen verdammen; er mag es hierinn halten, mit wem er will.

Indeſſen wird des Herrn von Fontenelle ſein kleiner Tractat, allezeit Liebhaber und Leſer finden: Er mag nun darinn die rechte Meynung behauptet haben, oder nicht. Seine Art, die verdrießlichſten und trockenſten Materien, auf eine anmuthige und leichte Weiſe abzuhandeln, wird auch dieſer Schrifft allezeit Freunde machen; geſetzt, daß ſie ſich keine Anhänger erwerben könnte. Doch auch daran wird es ihr ſo gar nicht fehlen: da er die gantze Sache in ein völliges Licht geſetzt; und ſonſt ſo viel nützliche Betrachtungen eingeſtreuet hat, daß man es nicht ohne beſondern Nutzen leſen kan. Uns Proteſtanten aber wird es wieder die Römiſchgeſinnten vielmahls zu einem Schilde dienen können: als woſelbſt in den Leben der Heiligen eben ſolche Wunderdinge im Schwange gehen; als bey den Heydniſchen Orackeln vorgefallen.

Ich erinnere mich, was noch etwa vor zehn Jahren, in meinem Vaterlande, vor ein Aufſehen, mit einer Menge von Beſeſſenen gemacht wurde. Ein gewiſſer Thumherr aus Frauenburg, mit Nahmen Baron von Schenck, der von uns zu den Catholicken übergetreten war, und durch ſeinen groſſen Eifer in Bekehrung der Ketzer, und andere Heldenthaten ſich künftig ein Plätzchen unter den Heiligen zu erwerben im Sinn hatte; füllte gantz Elbing mit Teufeln an. Er gab vor, er könnte ſie austreiben, und da fanden ſich unzehliche Beſeſſene zuſammen, die theils von ihm ſelbſt dazu erkaufet waren; theils ſich ſelbſt aus Bosheit, davor ausgaben: damit ſie nur dergeſtalt, mit den Ihrigen, von den Allmoſen der Abergläubiſchen leben könnten.

Weil er indeſſen dem Satan viel Zeit ließ, ſich zu bedencken, ob er ausfahren wollte, oder nicht: So wurden die Beſeſſenen ſehr ſittſam, und fanden ſich zu gewiſſer Zeit, ſelbſt in der Kirche ein, wo der heilige Mann, ſeine Beſchwerungen vorzunehmen pflegte; ja baten ihn wohl ſelbſt um ihre Erlöſung. Die ſeltſamen Geberden und Verdrehungen des Leibes ſahen bey Verſtändigen, eben ſo lächerlich aus, als die Gauckeleyen des Beſchwerers: Und es fand ſich endlich ein Preußiſcher Officier, der den Teufel beſſer, als der Baron Schenck vertreiben konnte.

Denn da dieſer es vor einen ſtarcken Beweis ſeiner Gewalt, über die böſen Geiſter ausgab; daß er einem ſchäumenden Beſeſſenen den Daumen zwiſchen die Zähne ſtecken, und dem Satan Trotz bieten könnte: So that jener desgleichen; hub aber mit der andern Hand ein hübſches Spaniſches Rohr auf, mit der Bedrohung, dem armen Teufel daſſelbe nachdrücklich fühlen zu laſſen, dafern er ſich unterſtehen würde, ihm auf den Finger zu beiſſen. Und ſiehe! dieſe Beſchwerungs-Formel hatte die Krafft den böſen Geiſt ſo kirre zu machen, daß er den Soldaten ſo wenig, als ſeinen groſſen Heiligen, zu verletzen, das Hertz hatte.

Ich habe dieſen Baron um die Zeit ſelbſt einmahl in Königsberg predigen gehöret; und könnte noch manches von ſeinen Wundern erzehlen, wenn es ſo eigentlich hieher gehörete. Allein man weiß es ſchon, wie es damit zuzugehen pflegt: und wer es nicht weiß, darf nur dieſen Fontenelliſchen Tractat leſen. Die Künſte der Heydniſchen Pfaffen ſind deutliche Vorſpiele, von den heutigen Handgriffen der Päbſtler geweſen; und wenn man die einen kennen lernet, ſo hat man ſie beyde wiederleget.

Alſo ſchließe ich denn auch dieſen Anhang, und überlaſſe meinen Leſern nochmahls das freye Urtheil, von allem was ich ihm vorzulegen vor gut befunden. Ich habe einen bloſſen Uberſetzer abgegeben, und alſo kan es mir gleichviel gelten, ob Herr von Fontenelle Recht hat, oder nicht. Vielweniger werde ich antworten, wenn jemand im Deutſchen wieder dieſen Tractat zu ſchreiben Luſt bekommen ſollte.

ENDE.

Der
Deutſchen Geſellſchaft
in Leipzig
Eigene Schrifte
und
Uberſetzungen,

in
gebundener und ungebundener Schreibart:
ans Licht geſtellet
und mit einer Vorrede verſehen,
von

Johann Chriſtoph Gottſched, Poeſ. Prof. E
und Collegiaten zu Leipzig, wie auch der Kön. Preuß.
Soc. der Wiſſenſ. Mitglied.

Leipzig,
druckts und verlegts Bernh. Chriſtoph Breitkopf.
1730.

STADT-BIBLIOTHEK ZU LEIPZIG

Dem
Hochgebohrnen Grafen
und Herrn,
HERRN
Conrad Siegfried
des Heil. Röm. Reichs
Grafen von Hoymb,
Sr. Königl. Maj. in Pohlen und
Churfürſtl. Durchl. zu Sachſen Hochbetrauten
Staats- und Cabinets-Miniſtern, dirigirenden
wirklich geheimten Rathe, und des
weißen Adler-Ordens Rittern ꝛc. ꝛc.
Erbherrn auf Putzkau, Spremberg
und Scaska ꝛc. ꝛc.

Unſerm Gnädigen Grafen
und Herrn.

Hochgebohrner
Reichs-Graf,

Gnädiger Graf und Herr,

Eurer Hochreichsgräfl. Excellenz ungemeine Liebe zu den Sprachen und Wiſſenſchaften verpflichtet alle Gelehrten zu einer tiefen Verehrung; ſo wie Dero hohe und weiſe Rathſchläge ganze Völker zu einer ewigen Dankbarkeit verbinden. Eben dieſelbe iſt es auch, welche der Deutſchen Geſellſchafft in Leipzig die Furcht in etwas benimmt, da ſie es waget, Denenſelben ihre geringe Sammlung in gehorſamſter Unterthänigkeit zu überreichen.

Dero erleuchteter Verſtand wird zwar diejenige Vollkommenheit darinnen nicht finden, die zu jeder Schrift erfordert wird, welche fähig ſeyn ſoll, denſelben zu vergnügen. Wir haben auch bey dieſem Unternehmen vielmehr auf Dero weltbekannte Gnade geſehen, welche Eurer Hochreichsgräfl. Excellenz eben ſo weſentlich iſt, als die übrigen hohen Eigenſchaften eines groſſen Staats-Mannes. Der Ruf, welcher es in unſerm Vaterlande ausgebreitet, wie gnädig ſich Eure Hochreichsgräfl. Excellenz Zeit Dero hohen Geſandſchaft in Frankreich gegen die gelehrteſten Männer und ſinnreicheſten Köpfe bezeiget, macht, daß auch die Deutſchen Muſen hoffen, unter Dero Schutze eine ſichere Zuflucht zu finden. Sie ſtellen ſich die auswärtigen Exempel zum Muſter vor; und ob ſie gleich diejenige Geſchicklichkeit, welche jene ſo beliebt macht, noch nicht erreichen können: ſo fühlen ſie doch eine heftige Begierde, Denenſelben nachzuahmen, und einen noch gröſſern Trieb, Eurer Hochreichsgräflichen Excellenz hohen Beyfall zugewinnen.

Wenn uns dieſes ſeltne Glücke wiederfährt, ſo ſind unſere Bemühungen vor der ganzen Welt gerechtfertiget, und wir werden dadurch aufs neue angefeuert werden unſer Vorhaben mit beſtändigem Eiſer fortzuſetzen, und mit der tiefſten Ehrerbietung zu verharren

Hochgebohrner Graf,

Ew. Hochreichsgräfl. Excell.

unſers gnädigſten Herrn

Leipzig, den 9. Oct.
1730.

unterthänige gehorſame Diener

Die ſämtlichen Mitglieder
der Deutſchen Geſellſchaft
in Leipzig.

Vorrede.

ENdlich haben wir uns im Stande geſehen, unſ[illegible] altes, und vielmals wiederholtes Verſprechen zu erfüllen, und eine neue Sammlung von den Schriften unſerer Geſellſchaft ans Licht zu ſtellen. Iſt dieſelbe nur wohl gerathen; ſo werden wir uns bey den Liebhabern unſrer Bemühungen leicht entſchuldigen können, daß dieſelbe ſo ſpät fertig geworden. Dennoch aber können wir nicht leugnen, daß außer der Begierde was angenehmes und nützliches zu liefern, noch verſchiedene andere Urſachen an unſrer Langſamkeit Schuld gehabt. Es iſt nicht nöthig dieſelben zu melden, daher will ich nur kürzlich von der Einrichtung dieſer Sammlung einige Nachricht geben.

Man hat es vor gut befunden, vor dieſesmal dem deutſchliebenden Leſer nicht mit einerley Art von Schriften aufzuwarten. Die gar zu große Aehnlichkeit der Sachen machet ſie auch bey der größten Vollkommenheit ekelhaft; die Abwechſelung aber erhält uns auch in mäßigen Dingen bey der Luſt. Hierzu kommt, daß unter ſo verſchiedenen Liebhabern, der eine dieſe, der andere eine andre Gattung von Schriften liebt, und nichts loben will, als was nach ſeinem Geſchmacke iſt.

> Denique non omnes eadem admirantur amantque:
> Carmine tu gaudes; hic delectatur Iambis;
> Ille Bioneis ſermonibus & ſale nigro.
> Tres mihi conuiuae prope diſſentire videntur,
> Poſcentes vario multum diuerſa palato:
> Quid dem? quid non dem? Renuis tu, quod iubet alter;
> Quod petis, id ſane eſt inuiſum acidumque duobus.
>
> *Horat.*

Ja endlich iſt es auch gewiß, daß nicht ein jeder unter uns, zu jeder Art der Gedichte und andrer Schriften, gleich aufgeleget ſeyn kan.

Aus dieſen Urſachen nun haben wir es vor dienlich erachtet, nicht allein die gebundene und ungebundene Schreibart untereinander zu vermiſchen; ſondern auch in beyderley Arten, allerley beſondre Gattungen poetiſcher und proſaiſcher Stücke abzuwechſeln. Zu dem erſten trieb uns noch insbeſondre die ungleich größere Nutzbarkeit der ungebundenen Rede vor der gebundenen an. In der That iſt es zwar was anmuthiges, ein gutes Gedichte zu leſen; aber es bleibt auch mehrentheils dabey. Denn da nicht ein jeder Leſer ein Poet zu werden wünſchet, kan er ſich, auſſer den hier und dar mit unterlaufenden Sittenſprüchen nichts zu Nutze machen. Allein weit anders iſt es mit der freyen Rede beſchaffen. Dieſe iſt zwar nicht aller Anmuth der Poeſie, aber wohl einer gröſſern Nutzbarkeit fähig. Ein jeder Gelehrter und Ungelehrter muß vielmals ſeine Feder und Zunge gebrauchen; aber nicht ein jeder hat den deutlichen, ordentlichen und regelmäßigen Ausdruck in ſeiner Gewalt. Gute Muſter aber thun hierinn große Dienſte. Indem man ſie fleißig lieſet, bekommt man unvermerkt eine Luſt und Fähigkeit ihnen nachzuahmen; zumal wenn ſie bey ihrer äußerlichen Schönheit der Worte und Sätze, auch gründliche Gedanken und richtige Vernunftſchlüſſe von wichtigen Materien in ſich enthalten.

Dieſen Endzweck nun, ſoviel uns möglich geweſen, zu befördern, haben wir auch auf die innerliche Nutzbarkeit unſrer Schriften mit geſehen. Mit lauter Glückwünſchen und Trauerſchreiben iſt der Welt nicht viel gedienet; wenn weiter nichts als ein weitgeſuchtes und ausgekünſteltes Lob eines Gönners, oder neuen Brautpaares darinn enthalten iſt. Was iſt einem Fremden daran gelegen, daß dieſer oder jener ſeinen Geburts- oder Namenstag begangen, Hochzeit gemacht habe, oder geſtorben ſey? Man ſucht was allgemeines und will ſelbſt Theil daran haben, was einem als was leſenswürdiges vorgeleget wird.

Wir wollen hiemit nicht alle Lobgedichte, Freuden-und Leidbezeigungen verwerfen: haben auch ſelbſt dergleichen Stücke, wiewohl mit Maaße, in dieſe Sammlung eingeſtreuet. Man will nur ſoviel ſagen, daß man ſich darinnen nicht ſowohl auf kalte Schmeichelreden oder rätzelhafte Scherzworte, die niemand als der den Schlüſſel hat, verſtehen kan; als auf gute Materien legen müſſe, wenn man ſeine Schriften der Welt vor die Augen zu bringen geſonnen iſt. Hierauf haben wir nun in der Wahl unſrer Sachen am meiſten geſehen; und wenn ja hier und da eine Lobſchrift auf gekrönte Häupter oder fürſtliche Perſonen mit untergelaufen, darinn ſolches nicht ſogleich ins Auge fiele; ſo würde man doch auch hierinn nach reifer Uberlegung wenigſtens Charactere guter Regenten finden, welches gewiß kein unnützes Werk zu nennen iſt.

Die meiſten andern Schriften, ſowohl in gebundener als ungebundener Rede, halten Regeln der Poeſie und Beredſamkeit in ſich, und können alſo zu Verbeſſerung des Geſchmackes in unſerm Vaterlande das ihrige beytragen. Einige Stücke ſind moraliſch, einige ſatiriſch, die ſich ſchon ſelbſt beliebt machen werden. Ein paar Strohkranzreden haben wir deswegen mit einflieſſen laſſen, damit man die Möglichkeit zeigen möchte auch in ſolchen Fällen Scherze ohne Zoten zu ſagen. Das ſchöne Geſchlecht iſt alſo auch nicht ganz vergeſſen, zumal auch auf eine aus ihrem Mittel ein Lobgedichte verhanden iſt, welches zeiget, wie man daſſelbe ohne verliebte Fratzen, auf eine vernünftige Art verehren könne.

Was die Beurtheilung eines neuen Buches von der Deutſchen Schreibart anlanget, ſo werden vielleicht einige ſeyn, die mehrere Stücke von der Art wünſchen werden; andre aber auch wohl gar ſagen, daß dieſe Probe viel zu ſeichte gerathen ſey. Dieſem letztern Urtheile gebe ich ſelber recht; habe aber eben ſowohl meine Urſachen gehabt, warum ich dieſelbe nicht ausführlicher machen wollen, als überhaupt unſre Geſellſchaft, warum ſie ſich noch nicht zur Richterin fremder Bücher aufwerfen mögen. Wir haben es an andern Exempeln gelernet, daß die Ausſprüche von dem Werthe und Unwerthe gelehrter Sachen von keinem groſſen Gewichte ſind, und bey niemanden viel gelten, wo ſich die Richter noch nicht durch eigene Proben als fähig erwieſen, wohlgegründete Urtheile zu fällen. Das ſind mehrentheils verwegne Urtheilſprecher, die an andern viel auszuſetzen finden, ehe ſie ſelbſt gewieſen haben, daß ſie es beſſer machen können. Wir haben uns ſolches zur Warnung dienen laſſen, unſre eigene Sachen erſt der Welt zur Beurtheilung vorzulegen, ehe wir uns an die Prüfung fremder

Schrif

Schriften wagen wollen. Künftig kan vielleicht was mehrers in dieſem Stücke von uns erwartet werden; nachdem wir in der gegenwärtigen Sammlung einigen Grund dazu gelegt haben.

Dieſes iſt hauptſächlich durch die Uberſetzung einiger critiſchen Schriften geſchehen, die in dem andern Theile vorkommen. Des Herrn Werenfels Diſſertation von der hochtrabenden Schreibart, des ungenannten Verfaſſers Beſchreibung eines Redners, des Hrn. Pais Beurtheilung zweyer Sonnette, St. Evremonts Gedanken von den Trauerſpielen und Luſtſpielen 2c. gehören dahin. Alle dieſe Stücke halten Regeln einer geſunden Critik in ſich, und können von Anfängern in der Dicht- und Redekunſt nicht fleißig genug erwogen werden. Wir haben dieſe Stücke mit gutem Bedacht zu unſerer Sammlung beſtimmet, weil ſie vielen die falſchen Begriffe von der Poetiſchen Schönheit der Gedanken, und einer erhabenen, prächtigen und ſchwülſtigen Schreibart aus dem Kopfe bringen; dagegen aber von den Eigenſchaften und Tugenden eines wahren Redners und Poeten eine vernünftige Abbildung machen werden.

Nachdem ich dergeſtalt von unſerm itzigen Werkchen einige Nachricht gegeben; ſo muß ich auch etwas von unſerer Geſellſchaft überhaupt gedenken. Vors erſte danken wir hiermit öffentlich

lich allen denen, die zeither entweder mündlich oder ſchriftl. ja wohl gar in gedruckten Büchern, von unſern bisherigen Bemühungen geneigte Urtheile gefället, und uns dadurch zu deſto größerm Eifer aufgemuntert haben. Es würde uns vor eine Pralerey ausgeleget werden, wenn wir dieſelben hier namhaft machen wollten: doch ſoviel wird man uns vielleicht zu einiger Rechtfertigung unſrer Abſichten erlauben, daß wir aus den Briefen zweyer berühmten Männer etwas hieher ſetzen mögen.

Der erſte davon iſt Herr von Fontenelle, der ſich in ſeinem hohen Alter die Mühe nicht dauren laſſen, ſein Urtheil über die, an ihn vor ein paar Jahren überſchickte Nachricht von unſrer Geſellſchaft, eigenhändig zu entdecken. So lautet der Anfang ſeines Schreibens:

Monſieur.

J'aurois eu beaucoup plûtôt l'honneur de repondre à votre Lettre ſi l'on ne m'avoit dit en me la rendant, que vous ſeriés bien aiſe de ſavoir mon ſentiment, ſur le Plan, que vous m'envoyez de votre Societé Allemande. Comme il eſt en Allemand, que je n'entends point, il a falu que j'aye attendu une traduction abregée, qu'on m'en a faite. C'a été une peine fort inutile & un temps perdu, par rapport à ce, que je croyois que vous attendiés de moi. Car outre que votre Societé eſt deja toute établie & que vos Reglemens ſont tres-ſenſes & tres bien entendûs il eſt impoſſible qu'un etranger, comme moi, juge en detail de ce, qui peut vous convenir, ou de ce qui vous conviendroit le mieux. Je vois ſeulement en gros, que Vous aves pour votre lan-

gue un Zele, auquel je ne puis qu'applaudir. Il faut avoüer que nous autres François, nous pourrions bien être trop prévenus en ſaveur de la notre, quoique la grande vogue qu'elle a dans toute l'Europe nous juſtifie un peu. Nous avons l'avantage qu'on nous entend par tout, & que nous n'entendons point les autres: Car notre ignorance, en ce ſens la, devient une eſpece de gloire. Par exemple vous Monſieur, vous ſavez tres bien le françois, vous l'ecrivez tres-bien; & moi, je ne ſai pas un mot d'Allemand. Cependant je ne crois pas, que le ſucces de notre Langue vienne tant de quelque grande perfection reelle, qu'elle ait par deſſus les autres, que de ce qu'on ſ'eſt fort appliqué à la cultiver; & de ce, qu'on y a fait quantité d'excellens Livres, en tout genre, qui ont forcé les Etrangers à la ſavoir, ſur tout des ouvrages agréables. A ce conte vous n'avez qu'à cultiver autant votre langue, & c'eſt, à ce qu'il me paroit, le deſſein que votre Societé à conçû avec beaucoup de raiſon. Je ne ſai ſi l'Allemand eſt plus dur que le françois, car je me defie toujours un peu de cette dureté ou douceur pretendüe; le chant pourroit peutétre en decider. Mais enfin ce plus de dureté, ſût il réel, il n'y auroit pas ſi grand mal & vous en auriez plus de force, dans les occaſions ou il en faut. Une choſe plus conſiderable eſt, que j'entends reprocher à votre Langue, quoique ce ſoit plûtot la faute des Ecrivains: c'eſt que vos phraſes ſont ſouvent extremement longues, que le tour en eſt fort embaraſſé, le ſens long tems ſuſpendu & confus. Il eſt vrai que le Grec & le Latin ont aſſes ſouvent auſſi ces defauts, & même dans les bons Auteurs. Mais tout Grecs & Latins qu'ils ſont, ils ont tort. Le François ſeroit bien de même, ſi nous voulions, mais nous n'avons pas voulû; & c'eſt peutétre ce que nous avons fait de mieux. Que les ouvrages, qui paroitront de votre Societé, donnent l'Exemple d'un meilleur arrangement dans les phraſes, d'une plus grande clarté, &c. Ce ſera un grand bien qu'elle procurera à votre Langue.

Bis ſoweit gehet der Theil des Briefes der unſre Geſellſchaft betrifft. Ich habe ihn mit

Fleiß der Länge nach herſetzen wollen, weil er verſchiedene ſchöne Anmerkungen und gründliche Gedanken in ſich enthält. Denn außer dem Beyfalle den dieſer ſcharfſinnige Mann unſern Verfaſſungen gegeben, erklärt er ſich ſehr unpartheyiſch, daß die franzöſiſche Sprache nicht etwa durch einen innerlichen Werth oder Vorzug vor andern, in ganz Europa ſo gemein und beliebt geworden: ſondern daß es bloß dem Eifer zuzuſchreiben ſey, womit man ſich auf dieſelbe geleget. Dieſes ſey durch eine Menge nützlicher, und ſonderlich angenehmer Bücher geſchehen, die man darinnen geſchrieben; als wodurch die Auswärtigen faſt gezwungen worden, ſie zu lernen. Und in der That iſt das bisher ein Fehler unſrer Landesleute geweſen, daß ſie lieber ihre Schriften in einem barbariſchen Lateine, als auf gut Deutſch haben abfaſſen wollen. Wenn nur bey uns, ſowohl unter den Gelehrten als auf dem Reichstage zu Regenſpurg ein Deutſches Reichsgeſetze verhanden wäre, alles in Deutſcher Sprache zuſchreiben; o wie bald würden wir die Ausländer nöthigen Deutſch zu lernen!

Ferner giebt der Hr. von Fontenelle zu verſtehen, was er von derjenigen Härte halte, die man unſrer Sprache Schuld giebt. Er iſt ſo vernünftig ein Mistrauen in dieſe Anklage zu ſetzen, und ſpricht, wenn ſie ja Grund hätte, daß dennoch dieſe Härtigkeit dem Deutſchen einen

deſt

deſto gröſſern Nachdruck in ſolchen Fällen geben würde, wo derſelbe nöthig iſt; als woran es andern Sprachen fehlet. Sollte die Muſik hiervon den Ausſchlag geben, wie er davor hält: ſo wollten wir ihm nur ein paar gute Sänger und Sängerinnen nach Paris wünſchen; die ihn gewiß überführen ſollten, daß wir in zärtlichen Liedern eine groſſe Menge der gelindeſten Sylben und ſanfteſten Töne in unſerer Mundart haben; die allen franzöſiſchen Arien nichts nachgeben.

Die dritte und letzte Anmerkung iſt die wichtigſte; aber auch in der That wieder uns gegründet. Sie betrifft die weitſchweifigen und verwirrten Perioden, wo man die zuſammen gehörenden Wörter, halbe, ja ganze Seiten lang von einander ſuchen muß. Dieſes iſt wirklich ein Fehler, der die Zeit her bey uns im Schwange gegangen, und den Ausländern unſre Sprache ſchwer, ja ſelbſt einheimiſchen dunkel und verdrüßlich gemacht. Doch iſt Herr von Fontenelle abermal ſo vernünftig, dieſen Ubelſtand nicht unſrer Sprache an und vor ſich ſelbſt, ſondern vielmehr unſern Scribenten zuzuſchreiben. Dieſe haben es freylich Schuld, daß ſie die Lateiniſche Wortfügung auch im Deutſchen nachgemacht, alle Wörter durch einander gemiſcht, und ſolche weitgeſpannte Sätze eingeführet, die man nicht ohne ein vielmahliges Athemholen ausſprechen kan. Freylich hätten die Franzoſen in ihrer

Sprache es auch ſo machen können, wenn ſie gewollt hätten. Man findet in ihren alten Scribenten die Proben davon. Allein ſie haben klüger gethan, daß ſie ſich auf eine leichtflüſſende Deutlichkeit und Kürze der Perioden befliſſen, die Wörter nicht von einander geriſſen, und den Verſtand ſo wenig als möglich aufgehalten haben, die Gedanken des Scribenten einzuſehen. Dieſem Muſter räth Herr von Fontenelle uns zu folgen, und meynt, daß wir unſerm Vaterlande keinen geringen Dienſt damit erweiſen würden.

Wir haben uns auch in der That nicht nur nach dieſem ſo wohlgegründeten Vorſchlage, ſondern vorher ſchon beſtrebt, auch in ungebundener Schreibart ſo kurz und deutlich zu ſchreiben als die Franzoſen. Wir hatten es angemerkt, daß die langen Perioden den Ausländern, die unſre Sprache lernen wollen, gleichſam wie Labyrinthe vorkämen, darinne ſie ſich verirren, und keinen Ausgang finden können. Man wird alſo auch in den Proben, die unſre Mitglieder hier und da gegeben haben, wahrnehmen, daß wir uns ſehr vor dieſem Fehler in acht genommen. Es iſt uns auch ſolches um deſto leichter geweſen, da wir ſchon hier und da, ſonderlich unter den Weltweiſen und Gottesgelehrten unſers Vaterlandes, wackere Männer zu Vorgängern in dieſer Schreibart gehabt; welche durch den Beyfall, den ſie ſich dadurch überall erworben, uns um deſtomehr bewogen haben, in ihre Fußtapfen zu treten.

Der andre, deſſen rühmliches Zeugniß von ihren Abſichten die Geſellſchafft aufzuweiſen hat, iſt der um ſeiner groſſen Verdienſte halber ſo berühmte Herr Abt und Kirchenrath Mosheim. Wir hoffen von dieſem großen Manne Vergebung zu erlangen, wenn wir hier ſein ganzes Schreiben vom 31. Febr. des 1728. Jahres gleichfalls hier einrücken, welches Er an unſre Geſellſchaft zu richten beliebet hat: indem es nicht nur ein Muſter der ſchönſten Schreibart, ſondern auch eine Stütze der guten Sache abgiebet, und vielleicht bey andern eben den Eifer wirken kan, den es bey uns geſtärket hat, vor die Aufnahme unſerer Mutterſprache zu ſorgen.

Das Vergnügen, welches E. Hochwohlgeb. und Hoch-Edelgebohrnen geehrteſte Zuſchrifft mir erwecket, hat zugleich alles bey mir erreget, was noch von der alten Luſt vorhanden iſt, rechtſchaffner Männer vernünſtige Abſichten zu befördern, und das Beſte der Welt zu ſuchen. Ich habe alle Winkel eines Verſtandes durchgeſuchet, der durch den Staub zweyer Klöſter, durch tägliche Beſchwerungen gewiſſer Leute, die ihr Recht behaupten wollen, durch Reiſen, durch Rechnungen, durch Aufwartungen, durch tauſend andre Kleinigkeiten von Tage zu Tage roſtiger wird, um etwas zu finden, womit ich einer ſo klugen und erleuchteten Verſammlung nur die geringſte Probe meines Eifers für die Sprache meines Vaterlandes geben möchte. Allein ich habe nichts, als Sachen angetroffen, de in der ordentlichen Sprache gemein und bekannt, und bey einer ſo klugen Geſellſchaft armſelig und niederträchtig heiſſen würden. Es geſchicht nicht ohne Verdruß, daß ich E. Hochwohl- und HochEdelgebohrn. antworten muß, mein Unvermögen ſey eben ſo groß, als die Hoffnung, die man von meinem Vermögen geſchöpfet, etwas zu Deroſelben Vorhaben beytragen zu können.

Doch vielleicht öfnet mir die Zeit einen Weg, denenſelben wenigſtens meinen Willen zu dienen zu beweiſen. Indeß wird man ſich mit einer Zuſage begnügen, von der man deſto gewiſſer hoffen kan, je ſtärker und lebendiger der Verſatz iſt, worauf ſie ſich gründet. Ihre Abſichten und Bemühungen, Hochgeehrteſte Herren, ſind ſo edel, daß niemand als ein edler und reiner Geiſt die ganze Schönheit derſelben überſehen kan. Eine Vorſchrift den Menſchen zu geben, wie ſie ihre Gedanken klar, deutlich und zierlich eröffnen mögen, heiſt der Wahrheit die Straſſe zu den Herzen der Thoren und Unverſtändigen bahnen den Schlüſſel zur Weisheit aufſuchen, den Zänkern das Mittel nehmen, ihre unvernünftige Begierden zu vergnügen, und der Welt ein Licht anzünden, deſſen ſie nicht entbehren kan. Ich müſte demnach nichts weniger, denn ein Menſch ſeyn, wenn ich ſo gerechte und nützliche Anſchläge nicht unterſtützete, ſo viel mir möglich iſt.

Ich will mich bemühen, daß man niemals ein Recht haben möge, mir dieſes vorzuwerfen, und, ſo viel mein unruhiges Leben es duldet, auf das Wohlſeyn einer Geſellſchaft in Leipzig denken, die vor die Ehre der Deutſchen, auch zugleich vor das Wachsthum der Wahrheit und Weisheit unter denſelben zu ſorgen entſchloſſen iſt.

Wird das Glück dieſes Verſatzes ſo groß, als die Redlichkeit ſeyn, womit ich ihn gefaſſet habe, ſo werde ich hinführo mit mehrerm Rechte, als itzo, mich nennen können ꝛc. ꝛc.

Nach den Aufmunterungen ſolcher Männer iſt denn unſre Geſellſchaft je länger je eifriger geworden, ihren Abſichten ein Gnügen zu thun. Es hat auch an neuen Mitgliedern nicht gefehlet, die ſeit der Zeit unſrer damals ans Licht geſtellten Nachricht zu uns getreten und unſre Anzahl vermehret haben. Wir ſehen es vor gut an, dieſelben hierher zu ſetzen, und zwar in der Ordnung, als ſie in der Geſellſchaft aufgenommen worden. Im 1728ſten Jahre traten Hr. Chriſtian Auguſt von Koſeritz, Herr Johann Georg von Ponickau, beyde Meißn. von Adel, Herr Daniel Stoppe aus Schleſien, Hr. Chriſtoph Friedrich Neubur, Königl. und Churfürſtl. Hanoverſcher Amtsſchulze in Göttingen, Hr. Johann Ludewig Langguth aus Leipzig, Hr. Johann Victor Krauſe aus Halle, Hr. Hans Ferdinand Freyherr von Sandraßki, Hr. Carl Chriſtian von Heugel, und Hr. Carl Heinrich Freyherr von Sehrr-Thoß, alle drey aus Schleſien, in unſere Geſellſchaft.

Im Jahr 1729. ſind Hr. Friedr. Chriſtoph Erneſti aus Thüringen, H. M. Johann Gottfried Häntſchel aus der Lausnitz, Hr. M. Chriſtian Jerem. Gottwald aus Schleſien, Hr. Heinrich Siegmund von Wengler, ein Meißn. und Hr. Carl Gottlob von Goldſtein ein Churſächſ. von Adel, aufgenommen worden. In dieſem 1730ſten Jahre endlich ſind Hr. Richard Heinrich Märtens Conventual im Kloſter Michaelſtein, Hr. Gabriel Wilhelm von Götten aus Uelzen, Hr. Johann Simon Buchka aus Bareyth, Hr. D. Gottfried Thomas Ludewig aus Leipzig, Hr. Moritz Wilhelm von Wilke ein Vogtl. von Adel, Hr. M. Carl Günther Ludewig aus Leipzig, Hr. M. Gottfried Polycarp. Kunad aus dem Mannsfeldiſchen, und Hr. H. A. von Eickſtädt, ein Lausnitziſcher von Adel in unſre Geſellſchaft getreten.

Es iſt wahr, daß freylich nicht alle Mitglieder unſrer Geſellſchaft in Leipzig zugegen ſind, oder beſtändig allhier bleiben können. Allein was von einer Seite unſern Abſichten nicht zuträglich zu ſeyn ſcheinet, iſt von der andern deſto vortheilhafter. Indem ſich nemlich unſere Mitgenoſſen in verſchiedenen Gegenden unſers Vaterlandes vertheilen, ſo breitet ſich auch zugleich der Eifer vor das Aufnehmen unſrer Mutterſprache in vielen Provinzen Deutſchlandes aus. Zudem aber bleiben uns hier auf der Academie allezeit Gehülfen genug übrig, die ſich in unſern Verſammlungen einfinden: Wie wir denn itzo noch eben ſowohl als zur Zeit der Ausgabe unſrer Oden 18 anweſende Mitglieder zehlen. Die Fähigkeit derſelben wird ſich aus denen in dieſer Sammlung befindlichen Proben weiſen: und geſetzt, daß ſie nicht alle von gleicher Stärke zu ſeyn ſcheinen ſollten; welches denn in keiner Geſellſchaft zu erhalten möglich iſt: genug wenn ſie alle gleichen Eifer beſitzen, die Abſichten unſrer Stiftung, ſo viel ihnen möglich iſt, zu befördern.

In dieſer Gemüthsverfaſſung haben wir es neulich mit beſonderm Vergnügen vernommen, daß ſich in Jena ein gleicher Trieb hervorgethan, indem einige geſchickte Leute daſelbſt unter der Aufſicht eines berühmten Mannes zuſammen getreten, und gleichfalls eine Deutſche Geſellſchaft geſtiftet haben. Der gelehrte Hr. Profeſſor Stolle, damahliger Prorector der Jenaiſchen Academie iſt es, den dieſelbe zu ihrem Aufſeher erwehlet, und die Geſetze, ſo ſie ſich vorgeſchrieben, liegen im öffentlichen Drucke der Welt vor Augen. Es iſt nicht anders zu vermuthen, als daß dergeſtalt auch daſelbſt die Liebe zu unſrer Mutterſprache bey vielen wird rege gemacht werden: Zumal wenn der gute Geſchmack in freyen Künſten, den der itzterwehnte berühmte Mann in ſo vielen Schriften, die Glieder der Geſellſchaft aber in ihrem neulichen Beytrage zum Evangeliſchen Jubelfeſte erwieſen haben, beſtändig darinn erhalten werden ſollte.

Wegen der deutſchen Rechtſchreibung wird man in dieſer Sammlung einige Aenderung wahrnehmen, wodurch wir von der vorhin bey uns üblichen Art abgegangen ſind. Die Urſache deſſen zu entdecken muß ich melden, daß vor mehr als einem halben Jahre der berühmte Königl. Preuß. Rath, Herr Jablonski, der Societät der Wiſſenſchaften Secretär, an mich geſchrieben, und wegen einer gemeinſchaftlichen in Deutſchland einzuführenden Rechtſchreibung an unſre Geſellſchaft Vorſchläge gethan. Es hatte ſich derſelbe, denen in der Berliniſchen Societät befindlichen Fundations-Artickeln gemäß, auch um die Aufnahme der Deutſchen Sprache ernſtlich bekümmert, und da zu einer guten deutſchen Grammatik hauptſächlich eine grundrichtige Orthographie gehört, ſchon 1719. einen Vorſchlag gethan, wie etwa dieſelbe auf einen gewiſſen Fuß zu ſetzen wäre. Dieſer wurde durch öffentlichen Druck bekannt gemacht, und ungeachtet ſolche gute Abſicht ſeit der Zeit durch andre Hinderniſſe etwas ins Vergeſſen gerathen, ſo hat obgedachter Herr Rath Jablonſki doch nicht umhin gekonnt, unſrer Geſellſchaft davon Nachricht zu geben, und ihre Beyhülfe zu ſeinem Vorhaben zu verlangen.

Dieſem Anſinnen zu folge hat denn unſre Geſellſchaft zween ihrer Mitglieder die Unterſuchung dieſer Berliniſchen Rechtſchreibung aufgetragen, und die von ihnen darüber gemachten Anmerkungen in ihren Verſammlungen vorleſen laſſen. Wie ſie nun gefunden, daß die Vorſchläge, ſo darinnen zur Verbeſſerung der Orthographie geſchehen, gröſtentheils wohlgegründet ſind, auch mit andern von Sprachverſtändigen deswegen vorlängſt gemachten Anmerkungen faſt durchgehends übereinſtim̃en: Als hat ſie itzo wirklich den Anfang gemacht, in dieſer ihrer Sam̃lung ſich darnach zu richten, obgleich noch nicht alles durch beyderſeitige Bewilligung zu völliger Richtigkeit gekommen.

Ich habe indeſſen vor einiger Zeit an den berühmten Hrn. Prof. Stollen dieſes gemeinſchaftliche Vorhaben zwoer Geſellſchaften in einem Schreiben gemeldet, und die Anfrage gethan, ob vielleicht die Jenaiſche deutſche Geſellſchaft mit dazu treten, und auch durch ihre Bewilligung einer gründlich unterſuchten Rechtſchreibung, nach vorhergegangener Prüfung ein deſto gröſſeres Anſehen geben wollte. Wie nun die Antwort, die mir deswegen von einem geſchickten Mitgliede der daſigen Geſellſchaft überſchrieben worden, dazu gute Hofnung gemacht; als ſollen die von uns gemachten Anmerkungen ſamt dem Berliniſchen Verſuche eheſtens ſowohl an den Hrn. Aufſeher derſelben, als auch nach Berlin an den Hrn. Rath Jablonski überſandt werden.

Letztlich haben wir noch an diejenigen Gönner unſrer Geſellſchaft einen ergebenſten Dank abzuſtatten, die ſeit einiger Zeit unſern Büchervorrath zu vermehren, ſich freygebig erwieſen haben. Und da müſſen wir ſonderlich Hrn. Prof. Richey aus Hamburg, Hrn. D. Kulmus aus Danzig, Hrn. Hofrath Glaſey aus Dreßden, Hrn. M. Tellern aus Merſeburg, Hrn. M. Lottern hier aus Leipzig, Hrn. M. Litzeln aus Jena und Hrn. Cantor Hentzſcheln aus der Schulpforte mit allem Ruhme nahmhaft machen; weil ſie theils mit alten und raren zur deutſchen Sprache gehörigen Schriften, theils auch mit neu herausgekommenen oder ſelbſt verfertigten Büchern ihre Liebe zu ihrer Mutterſprache und Gewogenheit gegen uns erwieſen haben.

Die fortgeſetzte Nachricht von unſrer Geſellſchaft, ſoll mit einem Verzeichniſſe unſrer Bücherſammlung nechſte Neujahrsmeſſe fertig ſeyn; weil ſichs bisher verſchiedener Hinderniſſe wegen nicht hat wollen thun laſſen. Die in dieſem Werkchen hin und wieder mit untergelaufenen Druckfehler wird der geneigte Leſer der großen Eile, womit ſelbiges abgedruckt worden, zuſchreiben und zu ſeiner Befriedigung das mit eingerückte Lob der Druckfehler mit Bedacht in Erwegung ziehen. Ich bin des deutſchliebenden Leſers

dienſtbefliſſener

Joh. Chr. Gottſched, P. P.

Innhalt des Erſten Theils.

Von der Dichtkunſt überhaupt. pag. 3
Von der Schönheit der Sprachen überh. 32
Von den Gründen, auf welchen die Schönheit der Sprachen beruhet. 37
Von der Schönheit überhaupt. 37
Von der einfachen Schönheit. 51
Von der zuſam̃engeſetzten Schönheit. 54
Von den Sprachen überhaupt. 58
Von der Sprache in Abſicht auf ihre Bedeutung. 59
Von der Sprache, in Abſicht auf den mündlichen Ausdruck. 80
Von der Sprache in Abſicht des ſchriftl. Ausdrucks. 85
Schreiben an Se. Kön. Maj. in Pohlen ꝛc. 88
Lob- und Trauer-Rede, auf Ihro Maj. die Königin in Pohlen ꝛc. 94
Von den weſentlichen Eigenſchaften eines Poeten. 112
Von der Auferziehung, nach Art des Cebes, in einem Bilde. 122
Von der Zufriedenheit. 133
Von dem Gebrauche der Zeugniſſe in der Beredſamkeit. 140
Auf Herrn Hofrath Menckens niedergelegtes Rectorat. 551

Innhalt.

Der Unterſcheid zwiſchen Bewunderung und Liebe. 162
Ein Schäfergedichte. 174
Eine Strohkranz-Rede. 179
Schreiben an Se. Hochfürſtl. Durchl. zu Anhalt ꝛc. 185
Ein Prediger ſoll ein Philoſoph ſeyn. 187
Schreiben an einen Königl. Pohln. und Chur-Sächſ. Appellations-Rath. 196
Schreiben König Philipps des 2. in Spanien an ſeinen Sohn Carl. 199
Des letztern Antwort. 204
Von den Kennzeichen eines wahren Fr. 206
Die wieder ihre Verächter vertheidigte Weltweisheit. 216
Die Tugend, als das beſte Mittel zu einem ruhigen Alter. 220
Auf den Tod Sr. Churfürſtl. Durchl. zu Maynz. 227
Als Se. Hochwohlgeb. Excellenz, Herr Heinrich von Bünau zum wirkl. Geh. Rath ernennet wurden. 232
Troſtſchreiben eines Sohnes an ſeine Eltern, über den Tod ſeines einzigen Br. 253
Glückwünſchender Zuruf an Se. Wohlgeb. Excell. Herrn Heinrich von Brühl. 245
Schreiben an Se. Hochw. Magnif. Herrn D. Bör-

D. Börner, über das ſchmerzl. Ableben ſeiner geliebten Grävin. 245
Das Lob u. der Nutzen der Druckfehler. 250
Es ſey unmöglich, den Beyfall der Thoren zu erlangen. 263
Ein Trauergedichte auf Fr. M S. Dinglingerin 270
Strohkranz-Rede. 274
Auf den 1725. zwiſchen Ihro Kayſ. Maj. und der Kron Spanien geſchloßnen Frieden. 280
Die Ruhmvollen Verdienſte des Herrn Geh. Raths Thomaſii. 283
Glückwünſchungsſchreiben an die Eltern, zweyer auf einen Tag ausgeſtatteten Töchter. 285
Uber das Abſterben Fr. M.M. Kirſtin. 292
An die ſchöne u. tugendhafte Charlotte. 295
Das unſterbliche Lob des unvergleichlichen Herrn von Beſſer. 299
Auf eine Magiſter-Promotion. 304
Auf ein Hochadel. Beylager. 308
Die Sitten und Gebräuche der alten Deutſchen in Liebeshändeln. 312
Die klagende Themis über den tödtl. Hintritt des Hn. Geh. Rath Gundlings. 319
Von einigen Mitteln zu Verbeſſerung der deutſchen Sprache. 321

Bey

Bey Uberlieferung einiger Hochfürſtl. Ahnen-Tafeln. 327
Anmerkung über die Anleitung zu einer weltüblichen deutſchen Schreibart. 331
Einige Sinngedichte. 336

Der II. Theil. Uberſetzungen.

Herrn D. Sam. Werenfelſens Abhandlung de Meteoris Orationis. 339
Der Pult. aus dem Franzöſ. des Boileau. 412
Der Redner. Aus dem Franzöſiſchen eines Ungenannten. 419
Der Anfang der Verwandelungen des Ovidius, aus dem lat. 454
Critik über zwey Sonnette, aus dem Franz. der Nouvelles Oeuvres Hrn. Pays. 462
Die 11. Satyre aus dem Boileau. 489
Der Traum Scipions aus dem Lat. 495
Ein Stück von einem Siamiſchen Brief. 507
Die 1. Satyre des 1. Buchs Horatii. 513
Betrachtung über die Trauer-Spiele. 517
Betrachtung über die Luſt-Spiele. 523
Der Pelican und die Spinne. 528
Der Spötter. 529

* * *

Der
Deutſchen Geſellſchaft
in Leipzig
Eigne Schriften.

Gedanken
von der Dichtkunſt überhaupt
entworfen durch
Heinrich Samuel von Brück.

Horat. Lib. I. Sat. IV.

PRimum ego me illorum, dederim quibus eſſe Poetas,
Excerpam numero: neque enim concludere verſum
Dixeris, eſſe ſatis: neque, ſi quis ſcribat uti nos,
Sermoni propria, putes hunc eſſe Poetam.
Ingenium cui ſit, cui mens divinior, atque os
Magna ſonaturum, des nominis hujus honorem.

Kehr um, verſtockter Sinn, was nützt dein Groll und Schmollen?
Wie lang iſt ſchon von dir kein einzig Lied erſchollen?
Wie fleiſſig ſangſt du ſonſt? jetzt ſchauert dir die Haut,
Als einem Krankenden, dem für den Speiſen graut.
Iſt all dein Feuer weg? Wie ſchriebſt du nicht in Schulen?
Ja wohl. Calliope gab mir die erſten Spuhlen;
Ich ſtimmte, ſchrieb und ſang, und dieſe reine Luſt
Benahm mir allen Gram, ergötzte meine Bruſt.

Sie half, wenn mich Orbil mit ſeiner Thorheit plagte,
Und alles das verwarf, was ich nicht Römiſch ſagte;
Wenn er mit jedem Schritt auf eine Formel trat,
Und auf den Wörterkram ganz unerträglich that.
Ja, wenn er mir befahl, nach viel empfangnen Feigen,
Den andern Backen auch in Demuth hin zu zeigen.
Der wortgelehrte Mann beſaß den Friedensgeiſt,
Als eine Spittelfrau, die Werck und Wolle beißt.
Das meiſte blieb mir zwar vom Dichten noch verborgen,
Ich ſang den Waldgeſang, als wenn bey frühem Morgen
Ein junges Vogelneſt die heiſchern Kehlen zwingt,
Und etwas Zwitſcherndes, wenns glückt, zu wege bringt.
Doch dabey bleibt es nicht. Sie lernen von den Alten,
Den rechten Ton, das Maaß in ihrem Singen halten.
Und darnach ſtrebt ich auch: ich prüfte den Geſang,
Ich ſtimmt und änderte den erſt gebrauchten Klang.
Ich ſahe, was Horatz zu ſeiner Zeit geſchrieben;
Warum Homer ſo groß, Virgil unſterblich blieben;
Warum das Alterthum den Orpheus nicht vergißt,
Durch deſſen Leyerkunſt die Welt gebändigt iſt,
Weil ſie durch ihren Klang die güldnen Zeiten brachte,
Die wilden Thiere zahm, die Wälder tanzend machte,
Dem Wiederſpenſtigſten in ſein Gemüthe drang,
Und ſeine Raſerey durch Lieblichkeit bezwang.
Von dieſem lernt ich denn die Dichtkunſt beſſer kennen,
Das, was zu ſchelten iſt, und was man gut muß nennen.
Ich ſah, daß freylich zwar das Pfeifen vielerley,
Doch aber auch der Klang ſehr unterſchiedlich ſey.
Deßhalben kan ich auch den Chörilus nicht loben,
Den ſchon die halbe Stadt bis an die Stern erhoben.
Es iſt mir zwar bewuſt, wie man die Tadler ſchilt,
Weil auch ein blöder Hund gar oft den Mond anbillt.

Ich gebe willig zu, daß der, der wenig ſiehet,
Den allerklügſten Mann durch ſeine Hechel ziehet,
Daß man ein Ding verwirft, bevor man noch ermißt,
Wie es zuſammen hängt, und was ſein Weſen iſt.
Drum zeig ich dir, mein Freund, wovon dein Fehler ſtammet,
Und hoffe, daß man dich nicht ohne Grund verdammet.
Wohlan, es ſey gewagt, die Wahrheit zeige ſich,
Und die Vernunft ſprech aus, und ſchätze dich und mich.

* * *

GOtt ſchuff, was einfach iſt, die reinſten Anfangs-Weſen,
Die hat er ſich zum Bau der gantzen Welt erleſen;
Aus dieſem Chaos ward der Erdenball gemacht,
Die Meeresfluth, das Licht an ſeinen Ort gebracht.
Das leichtgemachte Naß, das ſich zuſammen hänget,
Erſt hoch in Lüfften ſchwebt, hernach das Land beſprenget,
Befeuchtete bereits Gras, Bäume, Saat und Kraut,
Das noch kein Ackersmann, kein Gärtner angebaut.
Was in der Tiefe ſchwimmt, was in den Strömen lebet,
Was in der Erden kreucht, was in den Lüften ſchwebet,
Was auf dem Trocknen geht, das Vieh nach jeder Art,
Das reizte ſchon die Luſt, das hatte ſich gepaart.
Der heiße Mittelpunct, der alles dieß beflammet,
Wovon des Monden Glanz, der Erden Umlauf ſtammet,
Vertrieb das fünftemahl die Schatten dicker Nacht,
Da war das gröſte Ding, der Menſch, noch nicht gemacht.
Der ſollte nun ein Herr der angebauten Erden,
Von Vögeln, Fiſchen, Vieh und allen Früchten werden.
Was hier gemachet war, und auf ein Wort geſchah,
Das ſtund faſt ganz allein um ſeinet willen da.
Hier ſollte nun der Menſch aus ſoviel Wunderwerken
Des Höchſten große Macht und ſeinen Nutzen merken;

Damit er nun dazu recht tüchtig möchte ſeyn,
So pflanzte GOTT ihm bald manch ſinnlich Werkzeug ein.
Durch jeden Gegenſtand, der eins von fünfen rühret,
Ward er aus ſich geſetzt, zum Lernen angeführet,
Auch das Gedächtniß ward demſelben beygelegt,
Zur Dauer des Begriffs, den ihm der Sinn erregt.
Das war noch nicht genug, der Menſch muſt größre Gaben,
Dieweil er herrſchen ſollt, als andre Thiere haben.
Er muſte nicht nur ſehn, was in die Augen fällt,
Nein, ſondern was die Zeit noch im Verborgnen hält.
Er muß ſich eben ſo die längſt vergangnen Sachen,
Als wären ſie noch da, geſchickt zu Nutze machen,
Wie konnte dis geſchehn, als durch die Dichtungs-Kraft,
Die ein verſchwundnes Bild faſt ſinnlich wieder ſchafft.
Sie giebt in allem Rath, ja, was noch nie geſchehen,
Das ſtellt ſie deutlich vor, als hätten wirs geſehen.
Was die Natur verbirgt, was keine Sinne rührt,
Wird häufig und allein von ihr ans Licht geführt.
Damit nun auch der Menſch die ausgedachten Dinge,
Und das, was er erlernt, in gute Ordnung bringe,
Ward ihm was Göttliches, das Urtheil, beygelegt,
Wodurch der Geiſt hernach ſein ganzes Thun erwägt.
Dieß alles hatte GOtt dem Herrſcher übergeben,
Er ſollt aus eigner Kraft, gerecht und ruhig leben,
Er ward ſchon von Natur, ohn allen Schweiß gelehrt,
Doch die Vollkommenheit iſt durch den Fall verſehrt.
Nach dieſem ſind uns nur die Fähigkeiten blieben,
Wir werden erſt geſchickt, wenn wir ſie fleißig üben.
Die gütige Natur gibt keine Fertigkeit,
Nein, wir erlangen ſie durch Arbeit, Fleiß und Zeit.
So ſieht es mit uns aus, das haben wir verlohren,
Ein Meiſter wird gemacht, doch niemahls reif gebohren,

Nimm den Poeten aus, den zeiget die Natur,
Der iſt ein Wunderwerk, und geht auf eigner Spur.
Der iſt ja, wie man glaubt, vom Himmel ſelbſt entſproſſen,
Ihm iſt ſein groſſer Geiſt gantz fertig eingegoſſen,
Er braucht ſonſt weiter nichts, als was ihm etwa träumt,
Und er iſt tadelfrey, wenn ers zuſammen reimt.
O Thorheit! Glaub es nicht: Du kanſt durch dein Bemühen
Die Seele, wie den Leib, aus ſeiner Schwäche ziehen:
Drum lerne doch zuvor was wahre Dichtkunſt iſt;
Und übe deinen Kopf, bis du recht fertig biſt.
Die wahre Poeſie ergötzt durch Bildungsſachen,
Wenn wir den Abdruck recht dem Urbild ähnlich machen,
Die Worte werden dann gemeſſen und gereimt,
Die Wahrheit unterſtützt, der rohe Witz gezäumt.
Ey! ſprichſt du, das klingt ja wie kleiner Kinder Lallen,
Und die Beſchreibung kan uns Dichtern nicht gefallen;
Denn wer die Flügel nicht poetiſch ausgeſpannt,
Der bleibt vom Helicon in Ewigkeit verbannt.
Der Pallas ſüſſe Milch, der Muſen Zuckerkuchen,
Des Phöbus Amberkoſt muß man zu ſtehlen ſuchen.
Mein Freund, du irreſt dich: Ich liebe keine Pracht,
Drum komm und lies allhier was dich zum Dichter macht.

Soll ich nun über dich das Richteramt verwalten,
So muſt du, Freund, mit dir genaue Rechnung halten,
Ob deine Fähigkeit mit deiner Arbeit paßt,
Und ob du den Verſtand recht ausgeübet haſt.
Du gehſt mit Bildern um, ſo, wie die Mahler pflegen;
Drum muſt du, Freund, bey dir die ganze Kunſt erwägen.
Hier thut es noth, daß du das Urbild wohl beſiehſt,
Daß du den Pinſelſtrich nach guten Regeln ziehſt.

Und alles, was du dir in dein Gemüthe prägeſt,
Nicht anders als es iſt, der Welt für Augen legeſt;
Ja, daß du den Entwurf bey dir genau bedenkſt,
Und alles unterſuchſt, dir keinen Fehler ſchenkſt.
Kein Sinn wird wohl geprüft, kein Ausdruck recht erwogen,
Wenn es nur ſeltſam klingt, ſo wird es vorgezogen,
Es iſt kein Mägdekranz, der halb ſo ſchäckicht prahlt;
Als wenn du halb entzückt der Phyllis Bild gemahlt.
Was hat der Seidenwurm ſo zärtlich aufgebauet,
Das man mit ſolcher Luſt, als Phyllis Haare, ſchauet?
Ein blauer Türks durchſchießt die Alabaſterbruſt,
Der Mund iſt ein Rubin, und Sammelplatz der Luſt.
Die Wangen ſind aus Schnee, die Augen ſchwarze Sonnen,
Von dieſen iſt dein Herz, das arme Ding, zerronnen,
Der Leib ein Lorberbaum, der Hals aus Marmorſtein,
Die Finger Carniol, der Arm aus Helfenbein.
Wenn ſo das arme Ding ſich abgeſchildert ſiehet,
So denkt es bey ſich ſelbſt: Wer weis, obs nicht geſchiehet,
Daß man, wenn du verſtirbſt, die buntgefärbte Haut
Bey Peter Harlekin zum Bruſtlatz werden ſchaut.
Soll dieß die Phyllis ſeyn? Man muß es drüber ſchreiben;
Sonſt wird ein ieglicher in den Gedanken bleiben,
Es ſey dein Götzen-Bild. Was zeiget uns dein Blatt?
Daß ſie Mund, Augen, Haar, als andre Menſchen hat?
Machts nicht der Pöbel ſo? der läßt den Rachen offen,
Wenn er von ohngefehr was fremdes angetroffen,
Beſieht es, wie die Kuh das neugebaute Thor,
Und weis alsdenn gewiß ſo viel als wie zuvor.
Wie kom̃ts? Gedult, mein Freund, lern erſt ein Ding betrachten,
Zwar mancher wird dieß wohl vor was geringes achten,
Doch glaube, wer noch nicht die Sinne wohl geübt,
Der weiß nicht, was er will, worauf er Achtung giebt.

Dem Kerl, der Zeuxis Bild von Helenen verlachet,
Hat dort Nicomachus die Augen aufgemachet,
Indem er ihm geſagt: Ach ſäheſt du, wie ich,
Es käm dir göttlich vor, und mehr als meiſterlich.
Schenk dem, ders nicht verſteht, von gantz verfälſchtẽ Weinen,
Sie werden ihm gewiß ganz unvergleichlich ſcheinen.
Warum das? ſein Geſchmack iſt ungeübt und roh,
Was ſoll der Kuh Muſcat? ſie friſt wol Haberſtroh.
Sieh einen Künſtler an, der ein Gebäude bauet,
Ob dieſer nicht zuvor, was er bedarf, beſchauet.
Er iſt auch lobenswerth. Nun wohl, wie bauſt denn du?
Fein alber, wunderlich, und greifeſt blindlings zu.
Betrachte doch, wie viel an iedem Sinne lieget,
Und brauchſt du ihn nicht wohl, wie leicht iſts, daß er trüget?
Was Wunder! wenn nun gleich ein jeglicher ermißt,
Wie weit dein Gegenſtand nicht wohl getroffen iſt:
Und dieſen darfſt du nicht nur obenhin begaffen.
Eins iſt von Ewigkeit; drey Dinge ſind erſchaffen:
Das erſte die Vernunft und was ſie an ſich weiſt;
Dann unvernünftges Vieh; zuletzt was leblos heißt.
Die Cörper fallen uns am erſten in die Sinne,
Wenn man nur Achtung giebt, ſo wird man alles inne;
Doch was nicht ſichtbar iſt, wird nicht ſo leicht bemerkt,
Weil man das Gute ſtraft, und oft das Laſter ſtärkt.
Doch du muſt fleißig acht auf alle Dinge haben,
Auf Tugend, Wiſſenſchaft, auf des Gemüthes Gaben,
Auf Zeit, Geſchlecht und Stand, auf Glück und Herzeleid,
Auf Sitten und Geſtalt, auf Reden, Ort und Zeit.
Ein junger freyer Kerl, ein alter karger Knicker,
Ein tugendhafter Mann, ein ſchelmiſcher Berücker,
Ein gantz verbuhlter Thor, ein unerzognes Kind
Sehn unterſchiedlich aus; drum mahle, wie ſie ſind.

Kein deutlicher Begriff wird durch dein Bild erwecket,
Kein Räzel iſt ſo ſehr verwickelt und verſtecket,
Nichts wird, wies nöthig iſt, vollkommen ausgedrückt,
Und tauſendfaches Zeug in eine Schrift geflickt.
Wo ſiehſt du wohl, daß der, der ein Geſichte reiſſet,
Das keinem ähnlich iſt, ein groſſer Mahler heiſſet?
Daß der, der dir ein Bild mit Schatten überſtreicht,
So, daß es niemand kennt, erwünſchten Ruhm erreicht?
Muß nicht des Künſtlers Hand die Farben weislich miſchen,
Und ſo, wies nöthig iſt, vermindern und erfriſchen?
Kein Strich darf hier zuviel, kein Strich zuwenig ſeyn:
Denn ſonſt verdirbt die Zier, ſonſt geht die Schönheit ein.
Die Aehnlichkeit ergözt, und nicht der Farben Menge,
Die Schönheit ohne ſie heißt nichtiges Gepränge:
Wenn Zeuxes Trauben mahlt, ſo wird er hoch geehrt,
Weil er die Vögel ſelbſt durch dieſes Bild bethört.
Zwey Stücke werden ſehr im Alterthum geprieſen,
Erſt als er ſeine Kunſt an Helenen bewieſen;
Und dann ein altes Weib, dadurch er ſelbſt verdarb,
Weil er vor lauter Luſt und Lachen drüber ſtarb.
Ein dünnes Schimmelhaar, das keine Schnüre halten,
Die Stirne finſter, ſchmal, unzehlbar reich an Falten,
Die Augen hohl und roth, wie Wunden waſſerreich,
Die Naſe kupfricht, groß, den Truthahn-Schnäbeln gleich,
Die Wange runzlicht, welk, ſchwarzgelb, mit Koth beſchmieret,
Die Lippen weit und blau, mit Haar und Grind gezieret,
Die Zähne faul und ſchwarz, ein Kinn darinn der Wurm,
Ein Hals, der löchricht iſt, als ein beſchoßner Thurm;
Beluſtigen ſo ſehr, als alle zarte Züge,
Ob deren Schönheit gleich die Venus überſtiege.
Kurz: Wenn dein Abdruck nur dem Urbild ähnlich iſt,
So glaube, daß du denn ein guter Mahler biſt.

O wenn in deiner Schrift dieß anzutreffen wäre!
Allein es fehlet dir an Augen und Gehöre,
Der Frösche Laut beſchämt bey dir die Nachtigall,
Ein heiſchrer Eſelſchrey gleicht dem Trompetenſchall.
Zwar Melcher Hans von Kautſch verlacht die Virtuoſen,
Als kläng ihr Lautenſpiel wie naſſe Leinwandhoſen;
Wenn aber Meiſter Trincks ein Leyerſtückchen geigt,
Da ſieht man, wie er gleich ein Bein ums andre beugt,
Schwenkt Mieken um und um, daß Hemd und Kittel fliegen,
Singt, dölket, hüpft und ſpringt, daß Diel und Balken biegen.
Tanzt zehnmal um den Kreis, und klatſcht mit Fuß und Hand
Schmeißt Bänke, Krug und Glas für Freuden an die Wand.
Was machts? Sein rohes Ohr iſt ungeſchickt gewöhnet,
Drum wird von ihm alsdann der zarte Ton verhöhnet.
Liebt nun Apollo wohl dergleichen Stümperey?
Und glaubſt du, wenn du ſingſt, daß es beweglich ſey?
Mich dünket, du verdienſt, wie Midas, Eſelsohren,
Weil du dir das Geheul des wilden Pans erkohren;
Wenn du, wie Günther ſpricht, zum Hübner klagen gehſt,
Die ſchwachen Reime zwingſt, und dich mit Krüpeln blehſt.

Zu welchem andern Zweck hat man den Reim erfunden,
Die Sylben ſo genau mit ſelbigen verbunden,
Als weil es angenehm in unſern Ohren klingt,
Wenn man, wie ſichs gebührt, nach guten Regeln ſingt?
Wie bald wird aber nicht das, was uns ſonſt ergötzet,
Mit ſolcher Stümperey ganz hinten an geſetzet?
Durch jeden garſtigen und allzu ſtrengen Zwang
Verdirbt was lieblich iſt, der ſelbſtgelaßne Klang.
Du kanſt den Reim mit Recht den Knecht der Dichtkunſt neñen,
Deswegen darfſt du ſie doch nicht ſo gänzlich trennen;

Wie ſieht ein Vogel aus, der keine Federn hat?
Wie ſonder Auſſenwerck der Wall um eine Stadt?
Wahr iſts, es bleibt der Reim ein Zierath reiner Lieder,
Er bringt den alten Schall in neuen Sachen wieder,
Ein Echo, das uns reizt, wenn nur ein reiner Fuß
Auch macht, daß alles wohl und lieblich flieſſen muß.
Doch folgt nicht, daß du darfſt nach bloſſen Ohren ſchmieren,
Denn läßt dein Kiel ſich nur von Schall und Tönen führen,
Da wird der Reim dein Herr, und die Vernunft der Knecht,
Was dieſe ſagt, bleibt weg: was jener will, iſt recht.
Du ſieheſt mit dem Fuß, und höreſt mit den Augen,
Ja, wenn es ſich nur reimt, ſo bleibts, ſo muß es taugen.
Wie ſchickt ſich aber dieß? Genug, es reimet ſich.
Die Verſe ſind zwar rein; der Inhalt wunderlich.

Dafern du nun ſo ſchreibſt, bevor du etwas dichteſt,
Und die *Gedanken nur nach deinem Reime* richteſt,
So wird dirs freylich leicht; und glaubſt wol gar dabey,
Daß, wer bedachtſam ſchreibt, ein toller Schulfuchs ſey.
Gantz recht. Verlaß dich nur auf bloſſes Fingerklauben,
Und ſchnappe gantz getroſt nach den gebratnen Tauben;
Zerkratze dir den Kopf, ergreife das Papier,
Nimm Kiel und Dintenfaß, und ſetz es neben dir;
Stampf eilig mit dem Fuß, und zupf dich bey der Naſe,
Gaff rings herum um dich, als ein verſcheuchter Haſe,
Erblickeſt du noch nichts? lies hier, und ſiehe dort,
Wo ſteckts, was ficht dich an? wo fehlts? was will nicht fort?
Doch ſtille! ſtöhrt ihn nicht; er iſt in ſich entzücket,
Und denkt auf einen Vers, der ſeinen Schatz beſtricket,
Hohlts ganz von weitem her, befiehlt als ein Tyrann,
Beſtrafet den Gebrauch, den niemand ändern kan.

Du Aetna meiner Luſt! (ſo ſchreibt er ſeiner Lieben,)
Ach nimm doch die Geburt von meinen heißen Trieben,
Gieb zu, daß ich das Band der Freyheit löſen mag,
Mein Wunſch und Hofnung gehn auf deinen Hochzeittag.
Das klingt! das ſchicket ſich wie Quärger unter Grütze,
Und wenn der Hundsſtern glüht, die warme Wintermütze.
Ja, dieſe Narrheit iſt bey vielen ſehr gemein,
Doch, was die meiſten thun, iſt nicht von Fehlern rein.
Von Wolken weiß man ja, die hoch in Lüften ſtreichen,
Daß ſie das dürre Land am wenigſten erweichen.
Sind nicht die ſchwülſtigen und hohen Reden ſo?
Vergeht nur Dampf u. Rauch: was bleibt? verbrañtes Stroh.
Verſuchs, laß dir ein Haus auf feuchte Quellen ſetzen,
Wie leichte wird es nicht der böſe Grund verletzen?
Wer ſeine Lieder nun mit ſolchem Winde füllt,
Der baut auf einen Quell, der fällt und wieder ſchwillt.
Geſetzt nun, daß der Grund auf harten Felſen wäre,
Wer ſagt denn, daß nichts mehr zum ganzen Bau gehöre?
Erwegt es, muß nicht auch Holz, Eiſen, Kalk und Stein,
Und noch viel mehrers Zeug zum vollen Aufbau ſeyn?
Der Einfall bleibt der Grund, die Verße ſind die Sachen,
Mit welchen wir den Bau durchordnen, fertig machen;
Wenn jemand nun gleich klug, doch hart in Worten ſchreibt,
So heißts ein guter Grund, der wüſte liegen bleibt.
Ja wenn du Keil und Blitz und alle Hagel flucheſt,
Und jedes Gleichnißwort in Nova-Zembla ſucheſt,
So wird es doch nichts mehr als nur ein ſchwülſtig Wort,
Die Thorheit hats erdacht, die Thorheit pflanzt es fort.

Ein neues Wunderthier iſt in das Land geflogen,
Und hat vor kurzer Zeit den Helicon bezogen,

Ein Scheuſal der Natur, ein Feind der Niedrigkeit,
Ein Spott des klugen Volks, ein Zierath unſrer Zeit.
Die Thorheit, wie man ſagt, hat dieſes Thier gebohren,
Es trägt den Lorbeerkranz, doch auch zwey Eſelsohren,
Der Schwanz ſteht gleich voraus, der Kopf macht den Beſchluß
Die Flügel trägt der Bauch, am Rücken iſt der Fuß.
Kurz, willſt du die Geſtalt von dieſem Thiere wiſſen,
So wirſt du die Natur verkehrt betrachten müſſen.
Das Abentheuer ward von vielen hoch geſchätzt,
Weil ſich der Pöbel ſtets an der Geſtalt ergetzt.
Von dieſem, als es ſich im Muſenbrunn erfriſchet,
Ward der berühmte Quell mit Geifer untermiſchet,
Die Stümper liefen zu, das Waſſer war verderbt,
Und wer es trunk, hat auch des Thieres Art ererbt.
Weil ſich die meiſten nun ein wenig übernommen,
So frage nicht, woher verkehrte Schriften kommen!
Die Sinne ſind verrückt, verderbt iſt der Geſchmack,
Und jeder Vers ſieht aus, als eines Bettlers Sack.
Ich rede nicht zuviel, was dieſer nur erbittet,
Was ſüſſe, ſauer iſt, wird in den Sack geſchüttet.
Und gleichwohl ſieht man oft daß er die Finger leckt,
Wenn die vermiſchte Koſt nach zwanzig Schüſſeln ſchmeckt.
So machts ein Dichter oft. Er mengt des Hecla Flammen
Mit Scyllens Strudelfluth, ja Stern und Koth zuſammen,
Miſcht Gold und Diamant in Wachs und Koth und Bley,
Und zweifelt nicht einmahl obs auch natürlich ſey?

Ihr Väter, ruhet ſanft; ach! könntet ihr doch hören,
Wie dieſe Dichter jetzt das Deutſche Schön vermehren,
Ein Beywort gilt ſehr viel, und die Natur iſt alt,
Man ſinnt was neues aus, das angenehmer ſchallt.

Auch jener Satyr war von altem Schrot und Korne,
Der einen Wandersmann von ſich im gröſten Zorne,
So gut er ihm erſt war, aus ſeiner Höle ſtieß,
Dieweil er kalt und warm aus einem Munde blies.
Dieß war der Eigenſinn, den wir dem Alten laſſen,
Die Dichter können ſich hierinnen beſſer faſſen,
Sie ſchreiben ſchwülſtig Zeug, dieß heißet dann erhöht,
Und ſorgen nicht, ob ſie der Leſer auch verſteht.
Freund, ſuche doch mit Fleiß, und zwar an jedem Orte,
Nicht weit geſuchten Tand, nur eigentliche Worte,
Dieß ſcheinet keinem ſchwer, ſo ſollt es billig ſeyn,
Was die Natur uns ſchenkt, iſt jeglichem gemein.
Doch, weil die Amme gleich das Hänsgen ſprechen lehret,
Und dieſer ziemlich ſchlecht von jener reden höret,
Die faſt bey jedem Wort gar wunderlich verſtößt,
So wird dem Kinde denn der Fehler eingeflößt.
Ach unterſcheide doch die Schalen von den Kernen,
Was hilft die leere Pracht? Du muſt recht denken lernen,
Du tappeſt, fühleſt, wankſt, ſo gut als jener Mann,
Der blind gebohren iſt, und gar nichts finden kan.

Ein Mahler und Poet muß die Natur verſtehen,
Und keinem iſts erlaubt von dieſer abzugehen,
Je beſſer du ſie triffſt, je beſſer, glaube mir,
Iſt deine Schrift ein Bild, je gröſſer wird die Zier.
Wenn du nun das Geſtirn ins tiefe Meer verſetzeſt,
Den Wallfiſch fliegen läßt, am Himmel Haaſen hetzeſt,
Die Maus zum Löwen machſt, den allergröſten Fluß
In einen Löffel ſchöpfſt, daß er vertrocknen muß:
So fängeſt du gewiß für Freuden an zu ſpringen,
Und denckſt: iſt das nicht hoch? Das muß vortrefflich klingen!

Ja ſiehts in deiner Schrift, wie dort zu Babylon,
Getroſt! du trägſt doch wohl den höchſten Preis davon.
Ihr Weiſen, zürnet nicht, ſagt, iſt es mir erlaubet,
Weil man in der Natur kein leeres Räumchen glaubet,
(Iſts keine Ketzerey, und klingt es es nicht zu ſcharf?)
Daß ich ein ſolch Gehirn vor leer erkennen darf?

Halt ein, verwegner Kiel, und laß dich übermannen,
Kein Zaubrer kan ſo ſehr die böſen Geiſter bannen,
Als er die Götter plagt. Dem grauen Alterthum,
Bringt ſeine kluge Schrift, dieß glaubt er, neuen Ruhm.
Die Fabeln ſtieben ihm aus dem gelehrten Munde,
Wie hartes Schimmelbrodt, die leget er zum Grunde:
Heißt dieß nun nicht gelehrt? Deßwegen ſchelt ich dich,
Ein ſolcher Vorhang iſt im Mahlen hinderlich.
Und glaube, daß es dann ſo wenig Beyfall findet,
So wenig dich ein Weib des Tartar-Chams entzündet.
Was machts? dergleichen Zeug iſt wenigen bewuſt;
Und was man gar nicht weiß, erreget keine Luſt.
Iſt dieſes, ſagſt du, gut; ſo darf ich gar nichts wiſſen!
Ey, weiſt du nicht, wie viel die Dichter lernen müſſen?
Braucht denn ein Dichter nicht, nebſt angebohrner Kraft,
Erfahrung, Ubung, Zeit, geprüfte Wiſſenſchafft?
Du fliegſt, und warteſt nicht bis dich die Federn tragen,
Die Nachwelt ſoll ſo gleich von deinen Liedern ſagen,
Iſt dirs denn unbekannt, daß mehr als ein Paar Schuh
Zu einem Tanz gehört, und ſchneideſt doch drauf zu?
Verwirf, wie dort Horatz, das ſchleunige Verfahren,
Man ſoll zur Beſſerung neun ganzer Jahre ſpahren,
Dein Vers wird in die Welt als wie ein Kind geführt,
Das, eh es mannbar iſt, den Ehrenkranz verliehrt.

Wenn du die Sinne ſo, wie ſichs geziemet, übeſt,
Daß du kraft dieſer dann, was gut iſt lobſt und liebeſt,
So wirſt du von Geſchmack ein kluger Mann genennt,
Der gutes durch den Sinn, nicht durch das Urtheil kennt.
Zwölf Jahr hat dort Virgil ein Heldenlied geſungen,
Und weil es ihm noch nicht beliebt und rein geklungen,
Verſchrieb ers, als er ſtarb, der feuerreichen Glut.
Zu was verſpareſt du, was nützet deine Brut?
Du macheſt es mit ihr, als wie die frommen Mütter,
Des Sohnes Balken ſind bey ihnen kleine Splitter,
Und wenn der Taugenicht die ſchlimmſte Bosheit übt,
So hat er doch noch nie ein Wäſſerchen betrübt.
Sie mißt den Leuten bey, daß ſie die Range haßen,
Schilt, daß man ſie nicht will die Schalkheit treiben laſſen,
Beklagt das arme Kind, verwünſcht die böſe Zeit,
Flucht auf des Neides Art, die guten Ruf verſpeyt.
Wer Wiſſenſchaft beſitzt, befreyt ſich von den Sorgen,
Und darf nicht fremden Zeug zu ſeinem Baue borgen,
Doch dieß heißt noch kein Haus, was durch einander liegt,
Alsdann wirds erſt darzu, wenn es der Künſtler fügt.

Die ſchnelle Dichtungskraft beweget das Gemüthe,
Ermuntert Sinn und Geiſt, erhitzet das Geblüte,
Putzt, kleidet, ſchmücket aus, und herrſchet, wie ſie will,
Sie fürchtet kein Geſetz, kein weit geſtecktes Ziel.
Ja, was die Sinne nicht vor ſich erreichen können,
Was in den Herzen wohnt, was wir Begierde nennen,
Furcht, Hoffnung, Traurigkeit, Neid, Liebe, Schrecken, Haß,
Die ſtellt ſie ſichtbar vor, und bildet dieß und das.
Sie weiſet mir noch jetzt, wie dort Anton erſchricket,
Als ihm Auguſtens Macht ſo ſtark zu Leibe rücket,

Wie ſein berittnes Volk zum Gegner übergeht,
Und noch mit wenigen verzagt und kraftlos ſteht.
Wie da der Knecht nicht mehr ſein hohes Wort vollbringet,
Wie der an ſeiner ſtatt ſelbſt mit dem Tode ringet,
Wie man ſein Eheweib ſchon vor verſtorben hält,
Und er aus Schmerz und Furcht in ſeinen Degen fällt.
Wie da der Feinde Heer durch alle Päße dringet,
Wie man ihn halb erſtarrt in ſein Begräbniß bringet,
Wo ihn Cleopatra mit ihrem Arm umſchließt,
Wie viel ſie Zähren hier bey dieſer Noth vergießt,
Wie ſie den blaßen Mund mit ihrem Kuß belebet,
Wie ſein Geblüte rinnt, ſein mattes Herze bebet.
Wie er ſchon halb entſeelt nach ſeiner Schönen blickt,
Wie ſie mit matter Hand die ſtarren Augen drückt,
Wie der erſtorbne Leib vor ihren Füßen lieget,
Wie ſie ganz raſend thut, weil dieſer Römer ſieget,
Wie ſie das Haar zerreißt, die blaßen Wangen ritzt,
Wie ſie die Hände ringt, und kalten Angſtſchweiß ſchwitzt,
Wie hier kein Sclave mehr zu ihren Dienſten ſtehet,
Wie ſie die Todten ruft, und um Erlöſung flehet,
Wie ſie verzweiflungsvoll das Schlangenpaar ergreift,
Wie das Geſchmeiße nagt, und ihr Geblüte ſäuft,
Wie die zerfleiſchte Bruſt ihr Fett und Nerven zeiget,
Wie ihr des Geifers Gift durch alle Adern ſteiget,
Das Herze drängt und preßt, die Därme zwängt und bleht,
Wie ſie vor groſſem Schmerz faſt auf dem Kopfe ſteht,
Wie endlich Gift und Schaum aus blaßen Lippen quillet,
Wie der zernagte Leib von blauen Flecken ſchwillet,
Wie ſie die Glieder renkt, das Angeſicht verdreht,
Und wie kein Athem mehr aus ihrer Naſen geht.
Bald führt die Dichtkunſt mich in der Tyrannen Häuſer,
Zum Mogol, Tartar-Cham, zum groſſen Türken-Kayſer.

Da ſeh ich ihre Macht, den Reichthum, ihren Staat,
Betrachte Zepter, Thron, die Kronen, den Ornat.
Die Wachen müſſen gleich vor mir die Spiele rühren,
Und mich, wohin ich will, nach meinem Winke führen,
So red ich alleſamt als meines gleichen an,
Und ſchone keinen nicht, wo er nicht recht gethan.

Das thut die Dichtungskraft, wer dieſe nicht beſitzet,
Aus dem wird kein Mercur, auch kein Poet geſchnitzet,
Weil ſie mit Bildern ſpielt, und durch dergleichen Pracht,
Die Lieder angenehm, belobt und geiſtig macht.
Sie gibt dein Bauen an, und ſchmückt es auf das-beſte,
Doch weiter thut ſie nichts, und macht es auch nicht feſte,
Durch Regeln und durch Kunſt wird ihre Zier verſehrt,
Wie man der Feuersglut durch kühles Waſſer wehrt.
Sie leidet keinen Zwang. Beweg uns aus dem Buche,
Ließ deinen Voßius, heul, jauchze, zanke, fluche,
Wo die Natur nicht redt, und du dieß ſelbſt nicht fühlſt,
So denket man gewiß, daß du das Pickeln ſpielſt.
Willſt du dem Feinde denn, der dich an Hals geſchmiſſen,
Damit du ihn erſchreckſt, vor Zorn die Hände küſſen?
Nein, rede, was der Trieb dir auf die Zunge legt,
Weil man durch dieſes nur, und ſonſt durch nichts bewegt.
Dort hat Euripides ein Schauſpiel vorgeſtellet,
Wo die Medea raſt, und ihre Kinder fället,
Wo ſie den Jaſon ſchmäht, und auf den Meineyd flucht,
Man zürnet ſelbſt mit ihr aus gleicher Eiferſucht.
Warum? er weis die Kunſt, Gemüther zu bewegen,
Kan alles, was er will, Zorn, Rachgier, Haß erregen.
Thu dieß, ſo ſchreibſt du nicht nach der gemeinen Art,
Und Phöbus hat an dir gar keinen Fleiß geſpart.

Ein Deutſches Schauſpiel muß ein kluger Menſch verſpotten,
Man macht es ja ſo ſchön, als bey den Hottentotten,
Die Dichter haben ſchuld, ſie ſchlafen, wenn man wacht,
Und lachen, wenn man weint, und weinen, wenn man lacht.
Dem Pöbel zwar gefällt die ſchöne Magellone,
Ein Prinz, der Spaniſch thut auf ſeinem güldnen Throne,
Den ſtellet der Poet als einen Tyger dar,
Ob er im Leben gleich den Lämmern ähnlich war.
Der kleinſte Zufall heißt ein groſſes Abentheuer;
Und ſeiner Liebſten Floh ein wildes Ungeheuer,
Davon erlöſt er ſie. Daß dieß nun ſchrecklich ſieht,
Muß der ein Drache ſeyn, der häufig Feuer ſprüht.
Dann will er ſeinen Prinz vom ſchlechten Troß entfernen,
Stelzt jedes leere Wort, und ſucht es bey den Sternen.
Das hohe meynet er, ſoll in der Sprache ſeyn,
Und ſieht kein einzigmahl das rechte Weſen ein.
Menander und Terentz ſind ſtets beliebt geblieben,
Sie ziehn die Thorheit durch, die viele Menſchen üben,
Der Ausdruck überſteigt die Art der Sachen nicht,
Und dennoch klingt es gut, wenn gleich kein König ſpricht.
Die eigentliche Schrift kan man nicht niedrig nennen,
Auch nicht ohn Unterſcheid vor ſchön und hoch erkennen,
Sie richtet ſich nach dem, was man in ihr beſchreibt;
Da ſie bald hoch, bald ſchlecht, und bald im Mittel bleibt.
Wirſt du die Eigenſchaft des Knechts und Edlen wiſſen,
So wird auch jeglicher gantz anders reden müſſen,
Weil jeder anders denkt: und dieſes zeigt den Grund,
Dieß iſts, dieß leget dir die Wörter in den Mund.
Stellſt du nun Knechte für, ſo muſt du knechtiſch denken,
Wie Meiſter von der Liſt; von Lügen und von Schwänken.

Dann findeſt du zugleich das eigentliche Wort,
Daß ſich zur Sache ſchickt, und kommeſt leichtlich fort.
Wird aber Socrates im Schauſpiel aufgeführet,
So wird ein ſtrenger Ernſt und groſſe Kunſt verſpühret.
Da giebt ſichs von ſich ſelbſt, daß der ganz anders ſpricht,
Denn jenes Ausdruck paßt zu den Gedanken nicht.
Dieß taugt dem Pöbel nie: wenn nur ein Bürſtenbinder
Ein groſſer König heißt; ſo läuft er viel geſchwinder,
Als wenn dein Schauſpiel gleich ſehr vieles in ſich faßt,
Das du nach deiner Kunſt wohl abgemeſſen haſt.
Vermeyne nicht, daß ich die Trauerſpiele haſſe,
Indem ich dieſes Zeug nicht ungetadelt laſſe:
Nein, ſondern weil darzu noch etwas mehr gehört,
Als daß man ſliegen jagt, und daß man flucht und ſchwört.
Der Dichter hat hierbey was groſſes abzuſchildern,
Es koſtet größre Müh, als bey gemeinen Bildern.
Geſetzt, daß du nicht fehlſt, ſo weiß man überhaupt,
Daß der Comèdiant ihm doch die Zierde raubt.
Ein ſolcher ſoll uns ja belebte Bilder geben,
Drum muß das Urbild recht in ſeiner Stellung leben.
Wo nimmt man immerme[illegible] dergleichen Leute her?
Vorietzo ſcheinet mir die Frage noch zu ſchwer.
Es werden insgemein verlaufne Handwerksjungen
Und andres ſchlechtes Volck zu dieſem Werk erdungen.
Iſt einer dann geſchickt, ſo kömmts, dafern es glückt,
Daß er ſich mit der Zeit noch kaum zum Thraſo ſchickt.
Wenn ihre Weiber nun als Prinzeßinnen prangen,
So läßts als wenn ein Aff ein Löwenfell umhangen;
Da doch, wenn eine ſich als Jungfer-Mädgen weiſt,
Das allermeiſte Volk an ihr viel gutes preiſt.
Verſuch es doch einmahl ſo wies die Alten machten,
Die das verkehrte Volk auf gute Wege brachten,

Entwirf den dürren Geiz, des Hochmuths ſtolzen Schein,
Der blinden Wolluſt Art: vielleicht wirds beſſer ſeyn.
Am nöthigſten iſt hier, du muſt was kluges ſetzen,
Ein tolles Wunderwerk wird keinen recht ergötzen,
Iſt nun dein Werk verwirrt, daß du nichts weiter weiſt,
So dichteſt du vor Angſt, der hilft dir, einen Geiſt.
Was du erſonnen haſt, wird wunderlich verſitzet,
Hier gilt kein Unterſcheid, obs auch zum Zwecke nützet,
Als wenn der Sturm ein Schiff in weiter See ergreift,
So daß es unverhofft an fremde Länder läuft.
Oft wird beym Anfang uns ein fettes Wild verſprochen,
Und endlich kriegen wir doch abgenagte Knochen.
Das beſte nimmſt du nicht, das ſchlimmſte wird erwehlt,
Weil dir es allezeit an eignem Urtheil fehlt.

Beſteht des Dichters Kunſt in unverſchämtem Loben,
So haſt du wohl mit Recht den tummen Thrax erhoben;
Allein wem ekelt nicht vor ſolcher Schmeicheley,
Ein jeder fragt, ob dieß ums Brod geſungen ſey?
Das Lobgedichte muß die Wahrheit merklich zieren,
Und ohne ſie wird es die beſte Kraft verliehren,
Was du bey einem rühmſt, das muß ihm eigen ſeyn,
Ein andrer habe nie ſein Lob mit ihm gemein.
Sonſt wird ſich deine Schrift auf alle Leute ſchicken,
Und dir wie Fabian, in ſeiner Predigt glücken,
Der bey der Kirmeszeit von allen Kanzeln brüllt,
Und dann vor ſeinen Schweiß den leeren Magen füllt.
Geht wo ein Held zur See, wie wird nicht Lerm geblaſen!
Die Winde müſſen gleich von allen Orten raſen,
Der Himmel und das Meer, wer hat das je gehört?
Verwickeln ſich in Krieg, die Welt wird umgekehrt.

Indeſſen bleibt der Held in dem geſalznen Bade,
Und wartet halb entſeelt auf ſeines Dichters Gnade,
Bis dieſer nach dem Streit den müden Schwimmer ſieht,
Und den faſt todten Leib aus dem Gewäſſer zieht.
Was thut alsdenn der Held vor groſſe Wunderwerke!
Er ficht, reißt Wälder um, bezeiget Götterſtärke,
Der Leſer ſtutzt davor, das Blatt wird weggelegt,
Weil ihm gar bald ein Baum ſonſt auf den Scheitel ſchlägt.
Ja, Poſſen! ſprichſt du drauf, ſieh doch der alten Schriften.
So wird dein Geifer noch das zierlichſte vergiften.
Sieh an, ich lege dir die größten Dichter für,
Was ſagſt du nun hierauf, verwirfſt du dieſe Zier?
Ich ehre ſie, mein Freund, doch laſſe dir auch weiſen,
Daß dieß der Wahrheit gleicht, was ſie an Helden preiſen;
Da doch was du geſagt, faſt gar nicht möglich iſt,
Drum zweifelt jeder gleich, der dein Geprahle lieſt.
Es hat zur ſelben Zeit das Volk von jenen Helden
Das alles feſt geglaubt, was dieſe Dichter melden,
Das meiſte hatten ſie von Vätern ſo gehört,
Ihr Glaube ward hierdurch nur mehr und mehr vermehrt.
Der ganze Gottesdienſt beſtund bloß aus Geſchichten,
Da konnte der Poet, was ihm gefiel, erdichten.
Ein Menſch ward hier ein Gott, dort gar der Götter Haupt,
So wunderlich es klingt, ward dieſes doch geglaubt.
Willſt du bey uns den Held in einen Gott verwandeln,
Lacht dich ein jeder aus, und du wirſt thöricht handeln.
Was nicht den beſten Schein der Wahrheit bey ſich hat,
Das findet jetzo wohl bey keinem Menſchen ſtatt.
Freund, wenn ich gleich den Grund mit allem Fleiße grabe,
Und alles nöthige zum Bau erworben habe,
Ich richtet ihn auch auf, er wäre ſchön geziert,
So würde doch an ihm kein ſchlechter Fehl verſpürt.

Wie ſollte nicht die Laſt den ganzen Bau zerdrücken,
Wie kan die Gröſſe ſich zu dem und jenem ſchicken,
Wenn ihn kein Meiſter mißt, und ihn in Ordnung bringt,
So ſiehet auch dein Bau, den gar kein Urtheil zwingt.
Es iſt noch nicht genug, daß deine Verſe fließen;
Nein, ſondern du muſt auch darinnen bündig ſchließen,
Wie ſiehts in dieſem Stück mit dir ſo ſeltſam aus!
Und wie verehrteſt du dort jenes Hochzeit-Haus!
Gebt acht, der Inhalt iſt ſein Meiſterſtück zu heißen,
Erſt wird er uns ein Bild von Braut und Bräutgam reißen,
Und ſchlieſſet dann: Der Mann behält das Regiment,
Weil ſich der Freyer Auf, die Jungfer Unten nennt.
Wie jene Geiſtlichkeit, die bey den Bauren lehrte,
Und ihres Nachbars Grab mit einer Predigt ehrte,
Die ſprach: Der Mann heiſt Hans, und Hans heiſt Gnadenreich,
Drum iſt er nun bey GOtt; ach Kinder tröſtet euch!
Folgt dieſes, wie du glaubſt, ſo laß mich auch ſo ſchließen:
Wer Unterjagden hat, der darf die Haaſen ſchießen,
Wenn du nun Haaſe heiſt, ſo nimm dich, Freund, in acht,
Sonſt wirſt du Zeit genung von Jägern umgebracht.
Mit jenen darf man zwar nicht allzu ſcharf verfahren,
Denn der kan den Beweis auf andre Zeit erſpahren,
Ja dieſem wird noch wohl aus Höflichkeit geglaubt,
Dergleichen aber iſt dem Dichter nicht erlaubt.
Man ſoll dich vor gelehrt, und vor vernünftig preiſen,
Heiſt aber dieſes nicht, was man geſagt, beweiſen,
Wenn du nun viel geredt, ſo trüget dich dein Wahn,
Als hätteſt du nunmehr die Sachen dargethan.

Du willſt die Worte ſo, wie Thrax, die Münze zehlen,
Und denkſt, je mehr du haſt, je weniger kans fehlen,

Da man doch kein Metall, das man zu leicht geprägt,
So, wie das ächte Geld, durch viele Länder trägt.
Was? ſprichſt du, was Beweis? Poeten dürfen lügen!
Nein, Freund, nicht ſchlechterdings, du wirſt dich ſehr betrügen;
Doch unterſcheideſt du den Cörper von der Tracht,
So geht es beſſer an, und haſt nicht falſch gedacht.
Den Inhalt nennen wir den Cörper der Gedichte,
Hier ſorgt man, daß ihn nicht ein falſcher Schluß vernichte:
Das Kleid, das dich bedeckt, iſt des Erfinders Zier,
Dieß iſts, von dem du ſagſt, und dieß erfinden wir.
Du magſt dich ſpaniſch, türkſch, franzöſiſch, ungriſch kleiden,
Wenns nur natürlich läßt, wird man dich gerne leiden:
Doch wenn dein Cörper gar ſo Vieh als Menſchen gleicht,
Könnts wohl, daß man vor dir wie tollen Hunden weicht.
Das Lügen iſt erlaubt, doch du mußt alſo lügen,
Daß Ermel, Leib und Schooß ſich wohl zum Cörper fügen,
So wird die Wahrheit denn in dieſe Tracht verſteckt,
Und darum ſtrafe den, der falſche Schlüße heckt.
Oft hilft auch noch ein Wind, doch nicht in allen Dingen.
Ein Scherz, ein Liebes-Lied, läßt ſich noch leichter ſingen,
Hier gilt auch kein Beweis. Wer Stroh ins Feuer legt
Bemerket, daß es gleich in helle Flammen ſchlägt.
Doch nimm dich auch in acht, daß nicht die Leute ſprechen,
Du habeſt in dem Kopf ein heimliches Gebrechen,
Dann ſchließen ſie ſogleich nach der gemeinen Art,
Ein jeder Dichter ſey wie dieſer Haſenbart.
Und ſo weit bringt es nun das unbedachte Weſen,
Faſt niemand will jetzt mehr geſchickte Verſe leſen,
Man wünſchet weiter nichts, als tolle Kälberey,
Und will daß ein Poet ein Luſtigmacher ſey.

Satyren ſind zwar gut, zum Nutz und Scherz erſunden,
Der Leſer wird dadurch auch leichter überwunden,
Als wenn man noch ſo ſehr die Hölle ſtört und heizt,
Wodurch man nur die Welt zu Zorn und Rache reizt.
Freund, ſiehe nur, der Menſch iſt von ſo tollem Dünkel,
Und ſchließt den Regen offt vom Stecken in dem Winkel,
Hält ſich allein vor klug, und fällt ihm was bequem,
Dem bleibt er zugethan, das iſt ihm angenehm.
Der Geiſtliche mag ihm mit Moſis Denner dräuen,
Er bleibet doch verſtockt, und wird ſich wenig ſcheuen,
Das Laſter wird in ihm durch Eigenlieb ernährt,
Und mütterlich gepflegt, die Tugend abgekehrt.
Der Muth iſt allzu ſtark, wer kan dem Laſter wehren?
Die Klugheit iſt zu groß, was nutzen gute Lehren?
Das einzige, was noch am allermeiſten beißt,
Iſt, wenn man ihn verlacht, und Thorheit Thorheit heiſſt.
Ein jeder dünkt ſich klug, und kan es nicht vertragen,
Daß andre Leute was von ſeiner Thorheit ſagen,
Wenn man das Laſter nun verächtlich vorgeſtellt,
So kehrt ers ſelber um, weil er ſich höher hält.
Seht, was ein Dichter thut! Er reget Stein und Klötzer.
Die Römer hatten ſonſt ſehr groſſe Sitten-Schätzer,
Ey, nehmt nur Dichter an, ſo wird die Tugend groß,
Und jedem angenehm, das Laſter aber bloß.
Du glaubeſt, Buße thun erfordre bittre Thränen;
Nein, ſondern wirſt du dir dein Laſter abgewehnen,
Es ſey, daß du's verlachſt, es ſey, daß du's beweinſt,
So gilt doch beydes gleich, wenn du es redlich meynſt.
Democritus erweiſt mit ſeinem ganzen Leben,
Daß er durch Lachen ſich den Tugenden ergeben:
Da Heraclitus ſich nur zum Gelächter heult,
Und wenn er Blinde führt, ſelbſt zu der Gruben eilt.

Doch dieſes bleibt vor dir: du willſt des Satyrs pfeifen,
Zum Spott der ganzen Welt, und deinem Ruhm ergreifen,
Geſchiehts, daß du hierdurch die Thoren beſſern willſt,
Daß du die Laſter nur, nicht uns mit Schande füllſt.
Gefehlt, du ſuchſt allein den Nächſten zu verlachen,
Aus einem Fünkchen Feur ein Fackellicht zu machen,
Und ſchreyſt die reinſte Luſt vor groſſe Laſter aus,
Kehr doch bey deiner Thür, und wirf den Koth hinaus.
Dann, will die Klugheit ja unmöglich länger ſchweigen,
Kanſt du noch Zeit genug die langen Ohren zeigen,
Es fliehet jederman die Armuth wie den Tod,
Was macht der Deutſche nicht ums liebe bißgen Brodt?
So glaub ich, daß die Noth dich auch zum Dichten zwinget,
Als wie den Zeitungsmann, der auf dem Bänkchen ſinget,
Wer ſieht es nicht? die Welt will ja betrogen ſeyn,
Der Pöbel kauft den Tand, als etwas rares, ein.
Was aber nützet dann dein ungeſchicktes Schrauben?
Daß du die Leut er[illegible]ſt, und daß ſie dir nicht glauben.
Was beſſerſt du dann? Nichts, du verdirbſt noch mehr,
Wer lauter Scharten macht, der ſchleift nicht allzuſehr.
Ein Arzt, der Kranken hilft, mit ſolchen Arzeneyen,
Die gut und lieblich ſind, kan jedermann erfreuen,
Der aber bittere, geſtrenge Tränke giebt,
Wird ſelten ſehr geſucht, von wenigen geliebt.
Du willſt den harten Sinn des kranken Pöbels lenken,
Und brauchſt die Warheit hier gleich Gall vermiſchte Tränken,
Da doch die Arzeney die Thoren eher blendt,
Wenn man ſie ſchminkt und putzt, mit neuen Nahmen nennt.
Und dieß geſchieht, wenn du die Neigung ſolcher Narren
Dir wohl zu Nutzen machſt, und die verrückten Sparren
Zu rechter Zeit verkeilſt. Wie ſagt man insgemein?
Wer Vögel fangen will, wirft nicht mit Prügeln drein.

Was ſprichſt du, ſoll ich gar mit faulen Schmeichlern ſingen,
Die um ein fettes Maul die Schrift und Wahrheit zwingen?
Verſchwender müſſen gleich wie Herr Sebaſtian,
Freygebig, billig ſeyn, der doch ſein Gut verthan:
Und Harpax, welcher ſich vor Geiz die Pulver mauſet,
Lebt wirthlich und geſcheid, an ſtatt daß Brenno ſchmauſet.
Die Klatſche Fabula macht immer Zänkerey,
Sie hilft der Wahrheit auf und leget keinem bey.
Der Heuchler Polydor verflucht die Nebenchriſten,
Er meynt es wirklich gut, ſie lebten ſonſt in Lüſten:
Thrax iſt ein Handels-Mann, verkauft und ſtiehlt zugleich,
Er geht der Nahrung nach, und dadurch wird er reich.
Das heißet, wie du ſagſt, die Wahrheit klug verſtecken,
Den allerſchlimmſten Schalk, mit Heucheley bedecken,
Das ärgſte Laſter kriegt den gröſten Tugend-Schein,
Und macheſt, wie du willſt, den ſchlimmſten engelrein.
Gemach! gemach! mein Freund, du wirſt gewaltig fehlen,
Gib mir nur erſt Gehör, dann mag[illegible] kühnlich ſchmählen,
Den Schmeichlern bin ich ja ſo feind, als niemand nicht,
Und darum höre mich; denn dieß iſt mein Bericht;
Daß ich den Laſtern nur, und nicht dem Volke, fluche,
Daß ich zur Beſſerung das nächſte Mittel ſuche.
Geſetzt, du hätteſt nun, mit Gunſt [illegible]en Sonnen-Schluß,
Ich ſpräch aus Höflichkeit, es iſ[illegible] kalter Fluß;
Und könnte dir dabey nach deinem Willen prahlen,
Ließ jedes ſchlechtes Glas mir theuer gnug bezahlen,
Schwür alle Teufel her, die ſchöne Goldtinctur,
Erquickt und ſtärckt das Haupt, erfriſchet die Natur.
Doch an derſelben ſtatt gäb ich dir ſchlechte Säfte,
Und dieſe nützten dir durch ihre gute Kräfte,
Vielmehr als jener Quark. Sag, ob nun dieſe Liſt,
Die das zur Abſicht hat, nicht hoch zu loben iſt?

Die Jüden-Kirſche wird, was lieblich iſt, verliehren;
So bald wir ſelbige mit bloßer Hand berühren.
Was Wunder, wenn nun auch die Wahrheit bitter ſchmeckt,
Wenn man ſie nackend zeigt, und ihren Zwang entdeckt.
Es iſt des Dichters Zweck, er ſoll und muß ergetzen,
Und was dieß hindern kan, mit Fleiß bey Seite ſetzen.
Ich weiß, viel anders iſts, wenn ein Philoſophus
Die Wahrheit ſonnenklar ohn Abſicht zeigen muß.
Der fraget nichts darnach, ob man ſich daran kehret.
Dem Dichter aber wird hierdurch der Zweck verwehret,
Damit er jederman zu ſeinem Willen bringt,
Und durch die Redekunſt in die Gemüther dringt.
Was jener nackend zeigt, weiſt dieſer ausgeputzet,
Er brauchet alles das, was ihm zum Zwecke nutzet.
Wenn nun ein Raſender mit Tugendhaften kämpft,
Weiſt er die Klapper hin, die dieſen Frevel dämpft.
Und darum ſuchten auch die Väter ſchon mit Willen
Die Wahrheit unvermerkt in Fabeln einzuhüllen.
So ward das Volk ergetzt, in aller Luſt gelehrt,
Zur Tugend angereizt, vom Böſen abgekehrt.
Ein jeder weis es ſelbſt, man kan die harten Sinnen
Durch Bilder überhaupt am leichteſten gewinnen.
Der Pöbel liebet das, was in die Augen fällt,
Weil dieſer niemahls nichts von ſcharfem Denken hält.
Doch wenn ich ohngefähr nach meiner Bürſte frage,
Schreyt Mops, er meynet mich, ſeht hier, es liegt am Tage!
Was kan ich denn davor? du ſaugeſt ſelbſt das Gifft,
Daß, wenn ichs nicht vermeynt, mein Knittel Hunde trifft.
Steigt dir die Hitze nicht ſchon häufig in die Stirne,
Und ſchreyſt: ihr Laſter ſeht, ſeht, wenn ich auf euch zürne.
Kommt gleich ein andrer her, der euch die Brücke tritt,
Und ſpielet mir ſo ſchlimm, als ich euch, ſelbſten mit.

Du Heuchler, brauche nur die Wahrheit zu den Decken,
Durch dieſe kanſt du dann den redlichſten beflecken,
Schreib Zoten, Narren-Zeug, du wirſt es theuer loß,
Und mache dich dabey mit neuen Mährchen groß.
Es ſey denn unverhoft, daß dummen Kaufmannsjungen,
Und dem im Hüpelkram das Mauſen mißgelungen,
Daß keiner jungen Magd die freudenreichſte Nacht,
Die ſie das Jahr gehabt, noch ſo viel eingebracht.
Wenn doch die Mode ſich nur einmahl ändern ſollte,
So, daß kein Schneider mehr ein Hochzeit-Carmen wollte,
Ja, wenn kein Todtenfluch, kein buntes Quedlibet,
Beym alten Trödelkram der Stadt zu Kauſe ſteht.
Wer würde denn von dir die ſchlechten Lieder kaufen?
Du müſteſt gantz gewiß vom Helicon entlaufen,
Wer wäre denn hernach das Wunder unſrer Zeit?

Halt ein, verwegner Kiel, du geheſt allzu weit.
Laß einen, wer da will, die dürre Wahrheit ſagen,
Ein jeder Narr will ja mit Macht die Schelle tragen,
Und ſchabet ſich den Grind, iſt in ſich ſelbſt vergafft,
Wer unterſuchet ſich, wer forſcht nach ſeiner Kraft?
Ihr Bubler, iſts nicht wahr, ihr ſagt von euren Trieben;
Geſetzt, daß ihr den Scherz nach Möglichkeit beſchrieben,
Und eure herbe Noth der Schönſten vorgeklagt,
So habt ihr viel gedacht, das wenigſte geſagt.
Was meynt ihr, würd ich nicht die Reizung zu dem Dichten,
Wie ſtark ich ſie gefühlt, durch den Entwurf vernichten?
Die Kühnheit zeigt genug, die ſie bey mir erregt,
Daß ich ein ſchlechtes Lied den Deutſchen vorgelegt.
Ihr Deutſchen, dieß habt ihr ſo gütig aufgenommen,
Daß ich, wie ſchlecht es war, in eure Zahl gekommen.

Dieß iſt der Großmuth Art, die Schwächere verträgt,
Und nicht nach Handwerks Brauch den andern niederſchlägt.
Die muntre Nachtigall ſteckt in den dunklen Eichen,
Und hört begierig zu, wenn in den nähſten Sträuchen
Die ungeübte ſtimmt. Sie hilft, ſie ſingt ihr vor,
Sie lockt, ſie reizt, ſie klagt, ſie fällt und ſteigt empor.
Der Kuckuck aber ſitzt in Wipfeln auf den Buchen,
Ruft ſeinen Nahmen aus, den Nachbar aufzuſuchen:
Wird er nun einen hier von ſeiner Art gewahr,
So ſtößt er auf ihn zu, verſcheucht ihn ganz und gar.
Dieß iſt ein alter Brauch der niederträchtgen Seelen,
Die ſich um fremdes Glück aus Furcht und Schwachheit quält,
Die Großmuth aber hilft den andern willig auf,
Sie weis ſich ſelbſt gewiß, und ſtärkt dadurch den Lauf.
Ihr Deutſchen, habt ihr nun ſo gütig angefangen,
So kommt, und ſtillet noch ein einziges Verlangen,
Kommt, kommt, und zeiget mir, womit ich danken ſoll,
Mein Suchen iſt gerecht, die Bitte hofnungsvoll.
Kommt, lehrt mir euren Ruhm nach Würdigkeit beſchreiben,
Und mir denſelbigen bis zu den Sternen treiben,
Wie? bin ich denn zu ſchwach? Geht dieſes auch nicht an?
So wiſſet, daß ich euch doch noch bewundern kan.

Gedan-

Gedanken
Von der Schönheit der Sprachen überhaupt.

entworfen von

M. Johann Heinrich Wincklern. *)

Vorrede.

Geneigter Leſer.

IN den gewöhnlichen Lobſprüchen iſt nichts gemeiner, als daß man den Dingen, welche man loben will, eine Schönheit beylegt. Soll man die anmuthige Geſtalt eines Frauenzimmers abbilden, ſo fällt man das kurze Urtheil, daß es ſchön ſey. Ein heitrer Tag, ein ausgeklärter Himmel, ein klarer Blick der Sonne findet ſeinen Platz unter den ſchönen Sachen. Wohlklingende Thöne erhalten den Nahmen einer ſchönen Muſic. Lieblich riechende Roſen bekommen den Titel ſchöner Blumen. Und wohlſchmeckende Speiſen führen die Benennung ſchöner Gerichte. Alles, was nur das Geſicht ergötzt, das Gehör erquickt, den Geruch erfreut, und den Geſchmack vergnügt, wird ſchön geheiſſen. Selbſt die Gelehrten bedienen ſich dieſes Ausdrucks, wenn ſie die Sachen, welche den Verſtand angehen,

hen, loben und rühmen wollen. Man hört in ihren mündlichen Geſprächen von ſchönen Gedichten, von ſchönen Reden, von ſchönen Gedanken. Man lieſt in ihren Büchern, wie ſchön Virgil die Thaten des Eneas beſungen, wie ſchön Cicero vor dem Rathe zu Rom geſprochen, und wie ſchön Seneca von der Tugend geſchrieben. Plato hat ſchöne Geſpräche abgefaßt, und Ariſtoteles ſchöne Schriften hinterlaſſen. Socrates iſt mit einer ſchönen Seele gezieret geweſen, und Carteſius hat eine ſchöne Vernunft beſeſſen. Die Engel ſind mit ſchönen Eigenſchaften begabt, und GOtt iſt der ſchönſte unter den Geiſtern.

So gebräuchlich iſt demnach das Wort Schönheit. Aber das Weſen der Schönheit ſelbſt iſt deſto unbekannter. Zwar mangelt es nicht an Schriften, in welchen man von der Schönheit viele Gedanken vorgetragen. Man pflegt inſonderheit den Tractat du Beau zu rühmen, welchen Hr. Crouſaz der Welt vor Augen gelegt. Und einigen gefallen ſeine Gedanken dermaßen, daß ſie bey nahe in den Wahn gerathen, man könne nichts beſſers und vortrefflichers von der Schönheit wünſchen. Allein man unterſuche ſeine Begriffe nach den Regeln einer richtigen Vernunftlehre, und erforſche ſie nach den Gründen der erſten Philoſophie: ſo wird klar werden, daß Crouſaz von den Merkmahlen, wodurch ſich die Schönheit zu erkennen giebt; von den Eigenſchaften, wodurch ſie ſich von der Heßlichkeit unterſcheidet; und von demjenigen, was zu ihrem Weſen erfodert wird, noch wenig gründliches vorgetragen.

Und es iſt kein Wunder. Wer von der Schönheit was tüchtiges entdecken will, muß in den erſten Gründen der menſchlichen Erkenntniß wohl bewandert ſeyn. Die

Wiſſenſchaft, in welcher dieſelben abgehandelt werden, hat bisher gantz im dunkeln gelegen. Man hat die ſo genannte Ontologie bloß vor ein Buch gehalten, welches die alten Schulfüchſe mit barbariſchen Wörtern angefüllt. Man hat ſich daher dieſen ſo genannten Grillenfängereyen entzogen, und ſich in ſolchen Dingen geübt, wodurch man ein Anſehen bekommt, und ſich um diejenigen erſten Gründe, auf welchen die vernünftigen Wahrheiten beruhen, unbekümmert gelaſſen. Und dergeſtalt iſt es nicht wohl möglich geweſen, dasjenige, wodurch Schönheit zu Schönheit wird, der Welt vor Augen zu legen.

Indem ich alſo im täglichen Umgange und in den Schriften der Gelehrten einen ſo vielfältigen Gebrauch des Worts Schönheit wahrnahm; aber niemals wuſte, worinnen ſie beſtünde: ſo fing ich an, durch eignes Nachdenken einen Begriff zu entdecken, welcher mir vorſtellig machen ſollte, was der Schönheit eigen ſey. Allein ich fand ſo viele Schwierigkeiten, daß mir faſt die Luſt vergieng, dieſe Unterſuchung weiter fortzuſetzen.

Nachdem ich mich aber in der Grundwiſſenſchaft, oder der Ontologie, etwas genauer umgeſehen; ſo ward mir meine Mühe um ein groſſes erleichtert. Abſonderlich verſchafften mir die Erklärungen, welche der ſcharfſinnige Wolff in den erſten Gründen unſerer Erkenntniß von der Vollkommenheit, Aehnlichkeit, Ordnung und andern Dingen gegeben, in meiner Arbeit einen glückl. Fortgang.

Ich hatte kaum etliche Blätter von der Schönheit überhaupt zu Ende gebracht; ſo fiel ich auf die Gedanken, von der Schönheit der Deutſchen Sprache einige Sätze und Regeln zu entwerfen. Weil ich aber alſobald ſahe, daß ſich die Schönheit der Deutſchen Sprache in der Schönheit einer Sprache überhaupt gründen müſte:

ſo ward ich ſchlüßig, dieſe Abhandlung zuerſt vorzunehmen. Und auf dieſe Weiſe zergliederte ſich die gantze Ausführung in zwey Theile: Abſonderlich weil meine Abſicht dahin gieng, ſolche Gedanken ausfündig zu machen, welche die Prüfung eines Weltweiſen aushalten, wenn er nach Gewisheit fragt. Ich habe demnach im erſten Theile die Gründe erwieſen, auf welchen die Schönheit der Sprachen beruhet: und im andern aus dieſen Gründen die Schönheit ſelbſt dargethan.

Denjenigen, welche ſich beredet, als ob die Regeln der Grammatic nicht eben ſowohl, als die Sätze anderer Wiſſenſchaften, ihre Gründe hätten, dürfte ſolches beym Anfange fremd und wunderlich vorkommen. Und ich kan ihnen ſolches nicht verdenken. Wenn mir ein dergleichen Werk vor Augen käme; und ich wäre in der Metaphyſic noch ein Bruder der Unwiſſenheit: ſo würde ich mich ſelbſt luſtig darüber machen. Und ich kan mich auch zur Zeit des Lachens zuweilen nicht enthalten, daß ich auf die Ausarbeitung einer ſolchen Schrift verfallen. Iſt es nicht was ſeltſames, aus der Metaphyſic Beweiſe von Sachen abzufaſſen, die ſich auf eingeführte Gewohnheiten gründen? Verdient das wohl eine metaphyſiſche Unterſuchung, was dem ſchlechteſten Verſtande nicht unbegreifflich ſeyn kan? Hat man nöthig, eine Sache, die auch Ungelehrte andern beybringen können, nach den Begriffen in der Grundwiſſenſchaft zu erforſchen? Und ſollte ſich ein Weltweiſer um Dinge bekümmern, welche man Abcſchützen einzubleuen pflegt? Allein indem ich dieſe Gedanken führe, ſo verfalle ich in meine alte Unwiſſenheit, und vergeſſe desjenigen Begriffs, welchen man ſich von der erſten Philoſophie machen ſoll. Man weiß, daß alles, was da iſt, ſeinen zureichenden Grund hat, warum um es vielmehr iſt, als nicht iſt. Alſo kan auch dasjenige, was in einer Sprache gefunden wird, nicht ohne Grund ſeyn. Man weiß, daß alle Gründe, die man von einer jeden Sache ins beſondere anführen kan, endlich in der Grundwiſſenſchaft zuſammen kommen. Man weiß, daß man vielmahl eine Sache vor gantz ſchlecht hält, und man kan doch keinen Beweis davon ausbringen, wenn er gleich vor nöthig befunden wird. Es iſt bekannt genug, was vor Streitigkeiten unter den Sprachrichtern im Schwange gehen. Und man ſiehet oftmahls gar deutlich, daß ſich ihre Ausſprüche auf nichtige Gründe ſtützen. Was man aus der Grundwiſſenſchaft erweiſet, iſt allemahl unumſtößlich. Dieſes leugnet niemand, wenn er nur weiß, was die Grundwiſſenſchaft auf ſich hat. Sollte demnach eine Arbeit vor einen Gelehrten unanſtändig ſeyn, worinnen man ſich um Sätze bemühet, nach welchen die Streitigkeiten müſſen entſchieden werden, in denen man darnach fragt, worinn die Schönheit einer Sprache beſteht?

Der tiefſinnige Wolff hat in den beyden Theilen ſeiner Gedanken von GOtt, der Welt und der Seele des Menſchen hin und wieder einer allgemeinen Sprachkunſt Meldung gethan, und dadurch auf den Nutzen und die Nothwendigkeit derſelben ſehr deutlich gewieſen. Ich trage keinen Zweifel, daß in den folgenden Blättern vieles enthalten ſeyn werde, was man in der allgemeinen Sprachkunſt, wenn ſie zu Stande kommen ſollte, nicht würde entrathen können. Ich unterwerfe demnach meine Sätze, die in gegenwärtiger Ausführung vorgetragen worden, der vernünftigen Uberlegung des geneigten Leſers: und mache mir zugleich das Verſprechen, daß meine Gedanken nicht ohne Nutzen ſeyn werden.

Der I Theil.

Von den Gründen, auf welchen die Schönheit der Sprachen beruhet.

Das 1 Capitel.

Von der Schönheit überhaupt.

§. 1.

MAn pflegt alles dasjenige ſchön zu nennen, woran man ein Vergnügen hat. Daß dieſes eine Wahrheit ſey, beſtätiget die Erfahrung. Uberlegt man aber, ob alles, woran man ſich vergnügt, ſchön ſey: und alles, was ſchön iſt, einem zum Vergnügen gereiche? ſo kan keiner von dieſen beyden Sätzen das Recht einer allgemeinen Wahrheit behaupten. Denn viele Dinge gereichen uns zum Vergnügen, und ſind doch nicht ſchön: viele Dinge hergegen ſind ſchön, und man hat doch an ihnen kein Vergnügen. Z.E. eine Muſic iſt ſchön, wenn ſie von einem Meiſter nach den Regeln der Kunſt aufgeführet wird. Es kan aber wohl geſchehen, daß ein Zuhörer, der ſeine Ohren verwöhnt hat, kein Vergnügen daran findet. So hat man Gedichte, die keine Schönheit in ſich begreifen, und es giebt doch Menſchen, die ſich daran ergötzen.

§. 2. Was die Benennung von einer Eigenſchaft führet, der Eigenſchaft ſelbſt aber ermangelt, heiſt in Anſehung dieſes Mangels etwas falſches. Und was die Eigenſchaft, ſo ihr beygeleget wird, würklich beſitzt, heiſt in

Anſehung dieſes Beſitzes etwas wahres. Z. E. den Götzen wird von ihren Verehrern die Eigenſchaft einer göttlichen Kraft zugeſchrieben. Die Anbether des wahren GOttes nennen dieſe Götzen falſche Götter. Denn ſie führen die Benennung einer göttlichen Eigenſchaft, und ermangeln doch derſelben. Hingegen der GOtt Iſrael iſt ein wahrer GOtt. Denn er beſitzt würklich die göttlichen Eigenſchaften, ſo man ihm beylegt. Man hat demnach eine doppelte Schönheit: eine wahre, und eine falſche.

§. 3. Ein falſches Ding iſt ſo viel als ein Unding. Denn ein falſches Ding heiſt dasjenige, dem die Eigenſchaften eines Dinges fehlen. Und dieſer Mangel iſt die Urſache, warum man es ein Unding nennet. Deswegen ſpricht man: Die Götzen ſind keine Götter; weil ihnen die Eigenſchaften GOttes fehlen. Eine falſche Schönheit iſt demnach keine Schönheit, und die wahre Schönheit iſt allein dieſes Nahmens würdig. Was alſo folgende Blätter von der Schönheit ſagen werden, ſoll bloß von der wahren zu verſtehen ſeyn.

§. 4. Sobald eine Schönheit als Schönheit erkannt wird, ſobald erweckt ſie in dem erkennenden Weſen ein Vergnügen. Was ein Vergnügen erweckt, das muß eine Geſchicklichkeit haben, zum Vergnügen etwas beyzutragen. Und ein Weſen, das eine Schönheit als Schönheit erkennet, fällt von ihr ein richtiges Urtheil. Die Schönheit iſt demnach eine Eigenſchaft, wodurch ein Ding geſchickt iſt, ein von ihr richtig urtheilendes Weſen zu vergnügen.

§. 5. Zu einer Schönheit gehören alſo zwey Stücke. Anfangs muß ſie eine Eigenſchaft ſeyn, wodurch ein Ding geſchickt iſt, ein urtheilendes Weſen zu vergnügen.

Zum andern muß das urtheilende Weſen dadurch vergnügt werden können, inſofern es von ihr richtig urtheilet. Z. E. ein Angeſicht, ein Garten, eine Stadt ſind ſchön, wenn jemand von ihnen richtig urtheilet, und aus ihren Eigenſchaften ein Vergnügen ſchöpfet. Und alle dieſe Eigenſchaften, wodurch ſie im Stande ſind, daß ſich ein vernünftiges Weſen, wenn es von ihnen richtig urtheilet, ſind dasjenige, was das Angeſicht, den Garten und die Stadt ſchön macht.

§. 6. Die Schönheit, welche hier erkläret worden, iſt die wahre Schönheit (§. 3). Dieſer iſt die falſche entgegen geſetzt. Eine falſche Schönheit iſt an ſich keine Schönheit (§. 3). Sie wird alſo aus Irrthum vor eine Schönheit ausgegeben. Durch eine falſche Schönheit kan demnach bloß ein falſch urtheilendes Weſen vergnügt werden. Falſch urtheilen iſt niemahls richtig urtheilen. Was derowegen der wahren Schönheit in der gegebnen Erklärung zugeſprochen worden (§. 4); kan der falſchen zu keiner Zeit zukommen.

§. 7. Was der ietzige Beweis von der falſchen Schönheit verneinet, das muß auch dem, was heßlich iſt, abgeſprochen werden: indem das, was heßlich iſt, nimmermehr ſchön ſeyn kan. Die gefundne Erklärung giebt demnach folgende allgemeine Sätze an die Hand. Jede Eigenſchaft, wodurch ein Ding geſchickt iſt, ein von ihr richtig urtheilendes Weſen zu vergnügen, iſt eine Schönheit. Alles, was ſchön iſt, muß geſchickt ſeyn, ein von ihm richtig urtheilendes Weſen zu vergnügen. Keine Eigenſchaft, wodurch ein Ding ungeſchickt iſt, ein von derſelben richtig urtheilendes Weſen zu vergnügen, iſt eine Schönheit. Keine Schönheit iſt eine Eigenſchaft, wodurch ein Ding ungeſchickt iſt, ein von derſelben richtig urtheilendes Weſen zu vergnügen. Und jede Sache, welche ein von ihr richtig urtheilendes Weſen mißvergnügt macht, iſt heßlich.

§. 8. Ehe ſich dasjenige beſtimmen läſt, wodurch ein Ding geſchickt iſt, ein von ihm richtig urtheilendes Weſen zu vergnügen; ſo iſt nöthig, daß ich von der Vollkommenheit etwas gründliches ausmache. Insgemein hat man von der Vollkommenheit gar unrichtige Gedanken. Man will faſt nichts, als bloß GOtt, vor vollkommen halten; und pflegt deßwegen ſtets zu ſagen: es iſt alles unvollkommen. Allein dieſes kommt daher, weil man nicht weiß, worinnen die Vollkommenheit beſtehet. Indem es auſer Streit iſt, daß GOtt ein vollkommnes Weſen ſey: ſo frage man nach der Urſache, warum man ihn vor vollkommen halten muß. Man habe acht, ob etwas von demjenigen, um deſſentwillen GOtt vollkommen iſt, auch in den Geſchöpfen ſtatt finde. Iſt dieſes, ſo kan man ohne Bedenken den Ausſpruch thun, daß die Vollkommenheit nicht nur dem Schöpfer, ſondern auch den erſchaffnen Dingen zukomme. Von GOtt laſſen ſich mancherley Eigenſchaften gedenken, die man alle vonſammen unterſcheidet. Z. E. er iſt weiſe, mächtig, gerecht, gütig u. ſ. f. Alle dieſe Eigenſchaften ſind von einander unterſchieden. Und gleichwohl iſt keine der andern zuwieder. Die Gütigkeit wiederſtreitet nicht der Gerechtigkeit: und die Gerechtigkeit wiederſpricht nicht der Gütigkeit. Er iſt weiſe, wenn er nach ſeiner Gerechtigkeit ſtraft. Er iſt weiſe, wenn er nach ſeiner Gerechtigkeit belohnt. Er thut alles, was er nach ſeiner Weisheit vor gut befindet. Und was er nach ſeiner Weisheit nicht vor gut erkennt, wird von ſeiner Macht auch nicht ausgeführet. Alſo iſt in GOtt eine

Ubereinſtimmung des Mannigfaltigen. Und deßwegen iſt er vollkommen.

§. 9. Man gehe von GOtt auf die Betrachtung des Weltgebäudes. Unzehliche groſſe Him̃elscörper ſchmücken daſſelbe. Und keiner hindert den andern in ſeinem Laufe. Man bedenke nur die Mannigfaltigkeit der Theile eines wohlgebauten menſchlichen Cörpers: und betrachte die wunderſame Ubereinſtimmung, welche ſich zwiſchen ihnen befindet, ſo lange der Menſch geſund iſt. Man durchforſche mit ſeinen Gedanken andere ſichtbare Creaturen: und bemerke, wie jedes Theil ſeinen beſondern Zweck hat, und wie ſie alle zulezt zuſammenſtim̃en. Alles dieſes zeiget zur Gnüge, daß man den Geſchöpfen die Vollkommenheit unmöglich ſo gar ſchlechterdings abſprechen könne. Denn eben das, warum GOtt vollkommen heiſt, wird auch in den Dingen, die er gemacht hat, angetroffen. GOtt wird vollkommen genennt, weil in ihm eine Ubereinſtimmung des Mannigfaltigen iſt (§.8). In ſeinen Geſchöpfen iſt gleichfalls eine Ubereinſtimmung des Mannigfaltigen. Wem dasjenige zukommt, warum ein anderes eine gewiſſe Benennung erhält, dem muß auch dieſe Benennung zukommen. Alſo müſſen auch die Geſchöpfe GOttes vollkommen ſeyn. Nur dieſes iſt der Unterſcheid: in GOtt iſt die Ubereinſtimmung des Mannigfaltigen unendlich; in den Geſchöpfen aber endlich. GOtt beſitzt demnach eine unendliche Vollkommenheit: die Geſchöpfe aber eine endliche.

§. 10. Wenn wir demnach weder auf das endliche noch unendliche ſehen: ſo heiſt Vollkommenheit eine Ubereinſtimmung des Mannigfaltigen.

§. 11. Von einer unvollkommnen Sache, inſofern ſie unvollkommen iſt, läſt ſich dieſes nicht behaupten. Alſo kan man nicht ſagen, daß ein Regiment Soldaten vollkommen ſey, wenn die Bewegungen, zu denen ſie ermahnet werden, nicht zuſammenſtimmen. Die Ubereinſtimmung des mannigfaltigen iſt demnach der Vollkommenheit weſentlich; und der Satz iſt dergeſtalt allgemein: Jede Ubereinſtimmung des Mannigfaltigen iſt eine Vollkommenheit.

§. 12. Das Mannigfaltige kan in Dingen beſtehen, die an und vor ſich einander zu wieder ſind, in Anſehung deſſen aber, worinnen ſie vereiniget werden, übereinſtimmen. Z. E. einem Kinde gütlich thun, und es mit Ruthen peitſchen, ſind Dinge, die an und vor ſich einander wiederſtreiten. Inſofern aber beyde die Wohlfahrt des Kindes zum Zweck haben, inſofern ſtimmen ſie zuſammen.

§. 13. Nunmehr kan die Frage entſchieden werden, worinnen dasjenige beſtehe, wodurch ein Ding geſchickt iſt, ein von ihm richtig urtheilendes Weſen zu vergnügen? Jedes Ding, welches dieſe Geſchicklichkeit beſitzt, muß vollkommen ſeyn. Wer auf ſich ſelbſt genau Achtung giebt, dem wird die eigne Empfindung zeigen, daß ihn nie etwas vergnügen kan, was er nach einem richtigen Ausſpruche vor unvollkommen hält. Es iſt wahr, zuweilen achtet man unvollkommne Dinge vor vollkommen, und hat ſeine Luſt daran. Allein eben dieſes weiſet, daß man ſich hier nicht als ein richtig, ſondern als ein unrichtig urtheilendes Weſen vergnüge. Und man ſieht zugleich, daß das Vergnügen nicht erfolgen würde, wenn man ſich nicht in ſeinen Gedanken eine Vollkommenheit vorſtellte. Z. E. ein Auge muß eine Vollkommenheit haben, wenn es einen von ihm richtig urtheilenden Menſchen vergnügen ſoll. Mangelt ihm die Vollkommenheit,

heit, ſo iſt es auch nicht geſchickt, ihm ein Vergnügen zu erwecken, er müſte es denn aus einer irrigen Meynung vor vollkommen anſehen. Man zeige Jemanden ein verdorbnes Kleid, man laſſe ihn richtig davon urtheilen, und frage, ob es ihm gefalle? Er wird mit nein antworten. Warum? Er findet in der Zuſammenſetzung der Stücke, aus welchen es beſtehet, keine Vollkommenheit, und kan auch keine finden, weil keine vorhanden iſt. Man nehme im Gegentheil ein wohlgemachtes Kleid, und laſſe ihn ebenfalls richtig davon urtheilen, und frage, ob ihm dieſes gefalle? Er wird alſobald ja ſprechen. Was iſt die Urſache? die Vollkommenheit, die er daran gefunden. Weil demnach alles, was ein richtig urtheilendes Weſen vergnügen ſoll, vollkommen ſeyn muß; und nichts, dem die Vollkommenheit mangelt, dieſe Würkung thun kan: ſo iſt es auſer Streit, daß alles, was vollkommen iſt, geſchickt ſey, ein von ihm richtig urtheilendes Weſen zu vergnügen; und alles, dem dieſe Geſchicklichkeit zukommt, vollkommen ſey.

§. 14. Vollkommenheit heiſt Ubereinſtimmung des Mannigfaltigen (§. 10). Eine Ubereinſtimmung muß etwas haben, worinnen das Mannigfaltige übereinſtim̃t. Z. E. die Sätze und Schlüſſe, aus welchen ein ordentlicher Beweis erwächſt, ſtimmen mit einander überein, wenn der Beweis vollkommen iſt. Es iſt aber auch etwas zugegen, worinnen ſie übereinſtimmen. Dieſes iſt dasjenige, was bewieſen wird. Wo demnach eine Ubereinſtimmung des Mannigfaltigen iſt, da iſt etwas, worinnen das Mannigfaltige übereinſtimmt: und wo etwas iſt, worinnen das Mannigfaltige übereinſtimmt, da iſt eine Ubereinſtimmung des Mannigfaltigen.

§. 15. Aus dem, worinnen das Mannigfaltige übereinſtimmt,

ſtimmt, läſt ſich erklären, warum es mit einander übereinſtimmt. Dasjenige, woraus ſich etwas erklären läſt, heiſt der Grund, woraus das letztere kan erkannt und beurtheilet werden. Z. E. wenn ich ſage: dieſes Capitel von der Schönheit überhaupt arbeite ich deßwegen ins beſondere aus, damit der andere Theil deſto beſſer gerathen möge; ſo zeige ich durch den letzten Ausdruck den Grund, warum ich die Verfertigung dieſes Capitels vorgenommen. Jedwede Ubereinſtimmung hat demnach ihren Grund, woraus ſie kan erkannt und beurtheilet werden.

§. 16. Ein Grund, wornach man ſich in Erkenntniß und Beurtheilung einer Sache richtet, heiſt eine Regel. Jede Ubereinſtimmung hat demnach ihre Regel.

§. 17. Indem jede Ubereinſtimmung ihren Grund hat, worinnen das Mannigfaltige übereinſtimmt (§. 15): ſo ſind die mannigfaltigen Dinge dadurch einander ähnlich. Jede Ubereinſtimmung iſt demnach eine Aehnlichkeit.

§. 18. Die Aehnlichkeit des Mannigfaltigen in einem Dinge heiſt Ordnung. Z. E. in den Zeilen eines gedruckten Blattes iſt Ordnung, wenn jede in einer geraden Linie fortgehet, und bey einer jeden die Breite des Randes ſo groß iſt, als bey der andern. Und durch dieſe gleiche Breite des Randes und gerade Richtung der Linien ſind ſie einander ähnlich. Jede Ubereinſtimmung iſt demnach Ordnung.

§. 19. Die Vollkommenheit iſt eine Ubereinſtimmung des Mannigfaltigen (§. 10). Jede Ubereinſtimmung hat ihren Grund, woraus ſie kan erkannt und beurtheilet werden (§. 15). Jede Vollkommenheit hat demnach ihren Grund, woraus ſie ſich erkennen und beurtheilen läßt.

§. 20. Dieſer Grund iſt entweder bekannt, oder verborborgen. Iſt der Grund bekannt, ſo hat man auf das Mannigfaltige acht, hält es gegen den Grund, und urtheilet, ob es in dem Grunde zuſammenſtimme, oder nicht. Iſt dieſes, ſo heiſt das Urtheil: Die Sache iſt unvollkommen. Iſt jenes, ſo ſpricht man: Die Sache iſt vollkommen. Z. E. der Grund, wornach die Vollkommenheit des Standes zwoer verehlichten Perſonen beurtheilet wird, iſt beyder Vergnügſamkeit. Das Mannigfaltige ſind die verſchiednen Umſtände und Handlungen, die ſich unter beyden Perſonen befinden. Wird man durch die Gegeneinanderhaltung verſichert, daß ihre Umſtände und Handlungen auf die Vergnügſamkeit abzwecken; ſo thut man den richtigen Ausſpruch: Dieſer Eheſtand iſt vollkommen. Iſt aber der Grund einer Vollkommenheit verborgen: ſo unterſucht man das Mannigfaltige, und hält es gegeneinander, um zu erkennen, ob etwas zugegen ſey, worinnen es übereinſtimmt. Z. E. man betrachte die verſchiednen Umſtände, in denen ſich zwo verehlichte Perſonen befinden, man vergleiche dieſelben miteinander, und unterſuche, ob ſie worinnen mit einander übereinkommen. Eine Vollkommenheit läſt ſich demnach auf zweyerley Weiſe erkennen und beurtheilen. Entweder man hält das Mannigfaltige gegen den bereits bekannten Grund: oder man hält das Mannigfaltige gegen ſich ſelbſt, um durch dieſe Vergleichung den Grund zu finden.

§. 21. Mehrere Arten ſind nicht möglich. Denn was man bey einer Vollkommenheit antreffen kan, iſt der Grund, und das, was in ihm gegründet iſt. Wem demnach die Fähigkeit mangelt, nach einer von beyden Arten von einer Vollkommenheit zu urtheilen, der iſt gar nicht geſchickt, von derſelben Vollkommenheit ein richtiges Urtheil zu fällen.

§. 22. Die Einſicht, ob das Mannigfaltige einen gemeinſchaftlichen Grund habe, erfodert eine Geſchicklichkeit, wahrzunehmen, worinnen eins dem andern ähnlich oder unähnlich iſt; und Wahrheiten mit Wahrheiten zu verknüpfen. Wem es demnach in Beurtheilung einer Vollkommenheit gelingen ſoll, der muß geſchickt ſeyn, das ähnliche und unähnliche wahrzunehmen, und Wahrheiten mit Wahrheiten richtig zu verknüpfen.

§. 23. Wer die Aehnlichkeit und Unähnlichkeit bemerken will, der muß wiſſen, oder unterſuchen, wie ein Ding von dem andern unterſchieden iſt, und eins mit dem andern übereinkommt. Indem man dieſes weiß, ſo hat man von den Sachen deutliche Begriffe. Z. E. ich weiß, Menſchen und Beſtien kommen darinn mit einander überein, daß ſie beyde Cörper haben, die aus Gliedmaaßen beſtehen. Ich weiß, Menſchen und Beſtien ſind dadurch vonſammen unterſchieden, daß jene Vernunft haben, dieſe hingegen derſelben ermangeln. Indem ich ſolches weiß, ſo habe ich von beyden deutliche Begriffe. Wer demnach die Vollkommenheit einer Sache beurtheilen will, der muß von dem Grunde und dem Mannigfaltigen derſelben deutliche Begriffe haben.

§. 24. Die Fertigkeit, deutliche Begriffe zu machen, heiſt Scharfſinnigkeit. Wer demnach in Beurtheilung einer Vollkommenheit eine Fertigkeit hat, der iſt ſcharfſinnig.

§. 25. Wem es in Beurtheilung einer Vollkommenheit gelingen ſoll, der muß geſchickt ſeyn, das ähnliche und unähnliche wahrzunehmen (§. 22). Dieſes Vermögen heiſt Witz. Zu richtiger Beurtheilung einer Vollkommenheit gehöret demnach Witz.

§. 26. Die Geſchicklichkeit, eine Vollkommenheit richtig zu beurtheilen, erfodert deutliche Begriffe vom Mannigfaltigen (§.23). Die Kraft, deutliche Begriffe zu machen, heiſt Verſtand. Wer alſo eine Vollkommenheit richtig beurtheilet, der iſt verſtändig.

§. 27. Wer eine Vollkommenheit richtig beurtheilen will, der muß eine Geſchicklichkeit haben, Wahrheiten mit Wahrheiten richtig zu verknüpfen (§. 22). Wahrheiten mit Wahrheiten richtig verknüpfen, heiſt richtig ſchlieſſen. Z. E. ich verknüpfe Wahrheiten mit Wahrheiten, wenn ich folgenden Schluß mache: Einzelne Dinge von einer Art zuſammen genommen machen eine Zahl; vier einzelne Menſchen zuſammen genommen, ſind einzelne Dinge von einer Art zuſammen genommen: alſo machen vier einzelne Menſchen zuſammen genommen eine Zahl. Wer demnach eine Vollkommenheit richtig beurtheilen will, der muß eine Geſchicklichkeit richtig zu ſchlüſſen haben.

§. 28. Richtig ſchlüſſen erfodert eine Einſicht in den Zuſammenhang der Wahrheiten. Die Einſicht in den Zuſammenhang der Wahrheiten heiſt Vernunft. Zu richtiger Beurtheilung einer Vollkommenheit iſt demnach Vernunft von nöthen.

§. 29. Eine Vollkommenheit läſt ſich entweder in verſchiedne andere zergliedern, oder nicht. Demnach giebt es zweyerley Vollkommenheiten: einfache, und zuſammengeſetzte. Eine einfache Vollkommenheit iſt eine Vollkommenheit, welche ſich in keine Vollkommenheiten zergliedern läſt. Eine zuſammengeſetzte Vollkommenheit aber iſt eine Vollkommenheit, welche aus verſchiednen Vollkommenheiten erwächſt.

§. 30. Jede Schönheit iſt eine Eigenſchaft, wodurch ein Ding geſchickt iſt, ein von ihr richtig urtheilendes Weſen zu vergnügen (§. 4). Dasjenige, wodurch ein Ding geſchickt iſt, ein von ihr richtig urtheilendes Weſen zu vergnügen, iſt eine Vollkommenheit (§.13). Jede Schönheit iſt demnach eine Vollkommenheit.

§. 31. Alles, was vollkommen iſt, hat die Geſchicklichkeit, ein von ihm richtig urtheilendes Weſen zu vergnügen (§.10). Dasjenige, wodurch ein Ding geſchickt iſt, ein von ihm richtig urtheilendes Weſen zu vergnügen, iſt eine Schönheit (§.7). Alles, was vollkommen iſt, iſt demnach ſchön.

§. 32. Jede Schönheit iſt eine Vollkommenheit (§.30). Jede Vollkommenheit iſt eine Ubereinſtimmung des Mannigfaltigen (§.10). Jede Schönheit iſt demnach eine Ubereinſtimmung des Mannigfaltigen.

§. 33. Jede Ubereinſtimmung des Mannigfaltigen iſt eine Vollkommenheit (§. 11). Jede Vollkommenheit iſt eine Schönheit (§. 31) Jede Ubereinſtimmung des Mannigfaltigen iſt demnach eine Schönheit.

§. 34. Doch dieſem Schluſſe ſcheint die Erfahrung zu wiederſprechen. Spitzbuben können ſich dermaßen zuſammen verſtehen, daß keiner dem andern im geringſten zuwieder iſt. Man ſollte aber nicht meynen, daß dieſe Ubereinſtimmung was ſchönes ſey. Allein man unterſuche, warum man ſie vor was heßliches hält? ſo wird der Einwurf von ſich ſelbſt hinfallen. Die Ubereinſtimmung dieſer Menſchen wird nicht deßwegen vor heßlich erkläret, weil ſie eine Ubereinſtimmung iſt; ſondern weil dasjenige, worinnen ſie angetroffen wird, nicht mit dem gemeinen Beſten übereinſtimmet, oder welches gleich viel iſt, dem menſchlichen Geſchlechte zum Schaden gereichet.

§. 35. Jede Schönheit iſt eine Ubereinſtimmung des

Mannigfaltigen (§. 32). Wo eine Ubereinſtimmung des Mannigfaltigen iſt, da iſt etwas, worinnen das Mannigfaltige übereinſtimmt (§.14). Jede Schönheit hat demnach etwas, worinnen das Mannigfaltige übereinſtimmt.

§. 36. Wo etwas iſt, worinnen das Mannigfaltige übereinſtimmt, da iſt eine Ubereinſtimmung des Mannigfaltigen (§.14). Jede Ubereinſtimmung des Mannigfaltigen iſt eine Schönheit (§.33). Wo demnach etwas iſt, worinnen das Mannigfaltige übereinſtimmt, da iſt eine Schönheit.

§. 37. Jede Schönheit iſt eine Ubereinſtimmung des Mannigfaltigen (§. 32). Jede Ubereinſtimmung hat ihren Grund, woraus ſie kan erkannt und beurtheilet werden (§. 15). Demnach hat jede Schönheit ihren Grund, woraus ſie kan erkannt und beurtheilet werden.

§. 38. Jede Schönheit iſt eine Ubereinſtimmung des Mannigfaltigen (§.32). Jede Ubereinſtimmung hat ihre Regel (§.16). Demnach hat jede Schönheit ihre Regel.

§. 39. Und alles iſt demnach ſchön, was mit den Regeln der Schönheit übereinkömmt.

§. 40. Jede Schönheit iſt eine Ubereinſtimmung des Mannigfaltigen (§.32). Jede Ubereinſtimmung iſt eine Aehnlichkeit (§.17). Und demnach iſt jede Schönheit eine Aehnlichkeit.

§. 41. Jede Schönheit iſt eine Ubereinſtimmung des Mannigfaltigen (§.32). Jede Ubereinſtimmung iſt eine Ordnung (§.18). Jede Schönheit iſt demnach eine Ordnung.

§. 42. Jede Schönheit iſt eine Vollkommenheit (§.30). Eine Vollkommenheit läſt ſich auf zweyerley Weiſe erkennen und beurtheilen. Entweder man hält das Mannignigfaltige gegen den bereits bekannten Grund: oder man hält das Mannigfaltige gegen ſich ſelbſt, um durch dieſe Vergleichung den Grund zu finden (§. 20). Wenn man demnach eine Schönheit erkennen und beurtheilen will, ſo muß man entweder den Grund bereits wiſſen, und das Mannigfaltige gegen denſelben halten: oder weis man ihn nicht, ſo muß man ihn durch Vergleichung des Mannigfaltigen ſuchen.

§. 43. Jede Schönheit iſt eine Vollkommenheit (§. 30). Wem die Fähigkeit mangelt, nach einer von den entdeckten Arten eine Vollkommenheit wohl zu beurtheilen, der iſt gar nicht geſchickt von derſelben ein richtiges Urtheil zu fällen (§. 21). Wem alſo in richtiger Beurtheilung einer Schönheit dieſe Fähigkeit mangelt, dem fehlt auch die Geſchicklichkeit, von ihr einen richtigen Ausſpruch zu thun.

§. 44. Jede Schönheit iſt eine Vollkommenheit (§. 30). Wem es in Beurtheilung einer Vollkommenheit gelingen ſoll, der muß geſchickt ſeyn, das ähnliche und unähnliche wahrzunehmen, und Wahrheiten mit Wahrheiten richtig zu verknüpfen (§. 22); der muß von ihrem Grunde und dem Mannigfaltigen derſelben deutliche Begriffe haben (§. 23); der muß witzig und ſinnreich ſeyn (§. 25); der muß eine Geſchicklichkeit richtig zu ſchlieſſen haben (§. 29); der muß Verſtand und Vernunft beſitzen (§. 26. 28). Die richtige Beurtheilung der Schönheit erfodert demnach eine Geſchicklichkeit, das ähnliche und unähnliche wahrzunehmen, und Wahrheiten mit Wahrheiten zu verknüpfen; deutliche Begriffe von ihrem Grunde und dem Mannigfaltigen derſelben; Witz, Verſtand, Vernunft und Geſchicklichkeit richtig zu ſchlieſſen.

§. 45. Jede Schönheit iſt eine Vollkommenheit (§. 30).

Man hat einfache und zuſammengeſetzte Vollkommenheiten (§.29). Demnach giebt es einfache und zuſammengeſetzte Schönheiten. Eine einfache Vollkommenheit iſt eine Vollkommenheit, welche ſich in keine andre Vollkommenheiten zergliedern läſt. Eine zuſammengeſetzte Vollkommenheit iſt eine Vollkommenheit, welche aus verſchiednen Vollkommenheiten erwächſt. Und demnach iſt klar, was einfache und zuſammengeſetzte Schönheiten ſind.

Das 2 Capitel.
Von der einfachen Schönheit.

§. 46.

Eine einfache Schönheit iſt eine Schönheit, welche ſich in keine andre Schönheiten zergliedern läſt (§.45). Doch aber kan ſie nebſt andern eine zuſammengeſetzte ausmachen. Alſo iſt eine ſolche Schönheit im Abſehen auf die zuſammengeſetzte [illegible] Theil zu nennen. Ein dergleichen Theil kan in Anſehung eines andern Ganzen, deſſen Theil es nicht iſt, gröſſer als dieſes Ganze ſeyn. Eine einfache Schönheit kan demnach zuweilen eine zuſammengeſetzte an Gröſſe übertreffen. Man ſtelle ſich zwo menſchliche Seelen vor, welche Witz und Vernunft ſchön macht. Die Schönheit, welche bey dem einen aus beyden Kräften erwächſt, kan kleiner ſeyn, als die Schönheit, welche bey der andern bloß in einer Kraft befindlich iſt.

§. 47. Einfache Schönheiten, aus welchen eine zuſammengeſetzte beſtehet, ſind Theile eines Ganzen. Die Theile eines Ganzen zuſammen genommen, ſind das Ganze ſelbſt. Die einfachen Schönheiten einer zuſammengeſetzten zuſammengenommen, ſind demnach die zuſammengeſetzte Schönheit ſelbſt. Z. E. wenn man die verſchiedenen Schönheiten, die ſich an einem menſchlichen Geſichte erkennen laſſen, zuſammen nimmt; ſo hat man die ganze Schönheit, die ſich an demſelben erkennen läſt.

§. 48. Die Theile einer ganzen Schönheit können den Theilen einer andern wiederſtreiten. Alſo können einfache Schönheiten, die eine zuſammengeſetzte ausmachen, den Schönheiten einer andern zuſammengeſetzten zuwieder ſeyn.

§. 49. Einander wiederſtreitende Dinge ſind unähnliche Dinge. Wenn demnach einfache Schönheiten einander wiederſtreiten, ſo ſind ſie einander unähnlich.

§. 50. Unähnlichkeit iſt Unordnung (§. 18). Wenn demnach einfache Schönheiten einander wiederſtreiten, ſo iſt Unordnung unter ihnen.

§. 51. Die Unähnlichkeit iſt ein Mangel der Zuſammenſtimmung des Mannigfaltigen (§. 17). Wenn demnach einfache Schönheiten einander wiederſtreiten, ſo mangelt ihnen die Ubereinſtimmung des Mannigfaltigen.

§. 52. Der Mangel der Ubereinſtimmung des Mannigfaltigen macht eine Sache unvollkommen (§. 11). Einfache Schönheiten, die einander wiederſtreiten, können demnach einer Sache keine Vollkommenheit geben.

§. 53. Vollkommenheit iſt Schönheit (§. 31). Einfache Schönheiten, die einander wiederſtreiten, können demnach, ſo lange dieſer Streit währet, ein Ding niemahls ſchön machen.

§. 54. Jede Schönheit iſt Vollkommenheit, Ubereinſtimmung des Mannigfaltigen, Aehnlichkeit und Ordnung (§. 03. 32. 40. 41). Dergeſtalt müſſen auch einfache

Schönheiten in Vollkommenheit, Ubereinſtimmung des Mannigfaltigen und Ordnung beſtehen.

§. 55. Es giebt zwar einfache Schönheiten, die einander zuwieder ſind, und daher die Vollkommenheit, Ubereinſtimmung, Aehnlichkeit und Ordnung aufheben (§. 49. 50. 51. 52). Allein dergleichen einfachen Schönheiten mangeln dieſe Eigenſchaften bloß in Anſehung deſſen, daß ſie nicht eine zuſammengeſetzte Schönheit ausmachen. Jede vor ſich hat Ordnung, Aehnlichkeit, Ubereinſtimmung und Vollkommenheit. Nur inſofern ſie mit einander verglichen werden, haben ſie einen Mangel daran.

§. 56. Jede Schönheit hat ihren Grund und ihre Regel (§. 37. 38). Demnach müſſen auch einfache Schönheiten ihre Gründe und Regeln haben, wornach ſie ſich erkennen und beurtheilen laſſen.

§. 57. Einfache Schönheiten können wieder einander ſtreiten (§. 48). Wenn Dinge wieder einander ſtreiten, und jedes ſeine Regel hat; ſo ſtreiten auch ihre Regeln wieder einander. Z.E. Schreiben und Mahlen ſtreiten wieder einander. Jedes hat ſeine Regel. Allein die Regeln, wornach man ſich im Mahlen als Mahlen richtet, laſſen ſich niemahls zur Regel im Schreiben als Schreiben gebrauchen. Wenn demnach einfache Schönheiten einander wiederſtreiten, ſo wiederſtreiten auch ihre Regeln einander.

§. 58. Soll eine Schönheit erkannt und richtig beurtheilet werden, ſo muß man entweder das Mannigfaltige gegen den bereits bekannten Grund halten; oder aus dem Mannigfaltigen durch die Gegeneinanderhaltung ſeiner ſelbſt den Grund ſuchen (§. 42). Dieſes iſt demnach auch zu beobachten, wenn man eine einfache Schönheit erkennen und beurtheilen will.

§. 59. Wem die Fähigkeit mangelt, nach einer von dieſen beyden Arten eine Schönheit zu beurtheilen, der iſt gar nicht geſchickt, von derſelben Schönheit ein richtiges Urtheil zu fällen (§.43). Alſo iſt niemand geſchickt, eine einfache Schönheit richtig zu beurtheilen, wenn er nicht nach einer von den beſchriebnen Arten verfahren kan.

§. 60. Richtige Beurtheilung einer Schönheit erfodert Geſchicklichkeit, das ähnliche und unähnliche wahrzunehmen, und Wahrheiten mit Wahrheiten zu verknüpfen, deutliche Begriffe von ihrem Grunde und dem Mannigfaltigen; Witz, Verſtand, Vernunft und Geſchicke richtig zu ſchlieſſen (§. 44). Wem es demnach an dieſen Dingen fehlet, der iſt unfähig, einfache Schönheiten richtig zu beurtheilen.

Das 3 Capitel.

Von der zuſammengeſetzten Schönheit.

§. 61.

Eine zuſammengeſetzte Schönheit iſt ein Ganzes, welches ſich in viele zuſammenſtimmende Schönheiten zergliedern läſt (§. 45). Ein Ganzes iſt ſeinen Theilen zuſammen genommen gleich. Eine zuſammengeſetzte Schönheit iſt demnach ſo groß, als die vielen zuſammenſtimmenden Schönheiten, in welche ſie ſich zergliedern läſt, zuſammen genommen.

§. 62. Eine zuſammengeſetzte Schönheit muß aus einfachen beſtehen, welche zuſammen ſtimmen (§. 45). Aus einfachen Schönheiten, die wieder einander ſtreiten, kan demnach keine zuſammengeſetzte erwachſen.

§. 63. Jede Schönheit iſt eine Vollkommenheit, Ubereinſtimmung des Mannigfaltigen, Aehnlichkeit und Ordnung (§. 30. 32. 40. 41). Zuſammengeſetzte Schönheiten müſſen demnach Vollkommenheiten, Ubereinſtimmungen des Mannigfaltigen, Aehnlichkeiten und Ordnungen haben.

§. 64. Jede Schönheit hat ihren Grund, worinnen das Mannigfaltige übereinſtimmt (§. 37). Das Mannigfaltige in einer zuſammengeſetzten Schönheit ſind die einfachen, aus denen ſie beſtehet (§. 45). Der Grund einer zuſammengeſetzten Schönheit iſt demnach dasjenige, worinn ihre einfachen Schönheiten, in welche ſie ſich zergliedern läſt, übereinſtimmen.

§. 65. Eine zuſammengeſetzte Schönheit beſteht aus einfachen, die eine Ubereinſtimmung mit einander haben (§. 45). Jede einfache Schönheit hat ihre Regel (§. 36). Ubereinſtimmende Dinge, deren jedes ſeine Regel hat, haben übereinſtimmende Regeln: und was aus dergleichen Dingen beſteht, iſt ein Innbegriff übereinſtimmender Regeln. Eine zuſammengeſetzte Schönheit iſt demnach ein Begriff übereinſtimmender Regeln.

§. 66. Ubereinſtimmende Dinge haben einen Grund ihrer Ubereinſtimmung (§. 15), Alſo müſſen auch übereinſtimmende Regeln einen Grund ihrer Ubereinſtimmung haben. Der Grund übereinſtimmender Regeln heiſt eine Hauptregel, in welcher die übereinſtimmenden verknüpft ſind. Jede zuſammengeſetzte Schönheit hat demnach ihre Hauptregel, in welcher die Regeln ihrer einfachen Schönheiten verknüpft ſind.

§. 67. Alles iſt ſchön, was mit den Regeln der Schönheit übereinkommt (§. 39). Je mehrere Regeln demnach in einer Hauptregel verknüpft ſind, je gröſſer iſt eine zuſammengeſetzte Schönheit. Diejenige zuſammengeſetzte Schönheit iſt demnach die gröſte, in deren

Hauptregel die größte Menge beſonderer Regeln verknüpft iſt.

§. 68. Je kleiner alſo die Anzahl der beſondern Regeln iſt, die in einer Hauptregel verknüpft ſind, je geringer iſt die zuſammengeſetzte Schönheit. Eine Anzahl der Regeln iſt klein, wenn gewiſſe Regeln weggelaſſen werden, weil ſie wieder die Hauptregel ſtritten. Eine dergleichen Abweichung heiſt eine Ausnahme von den Regeln. Dergeſtalt iſt klar, daß die Ausnahme von den Regeln eine zuſammengeſetzte Schönheit vermindert.

§. 69. Einfache Schönheiten können einander zuwieder ſeyn (§. 48). Die Wiedrigkeit wieder einander ſtreitender Dinge wird gehoben, wenn ſie miteinander in den Stand der Aehnlichkeit geſetzt werden. Denn die Aehnlichkeit iſt ein Übereinkunft deſſen, wodurch die Dinge von einander unterſchieden werden. Z. E. ein Rad an einer Uhr, und ein unausgearbeitetes Stück Metall ſchicken ſich nicht zuſammen. Verwandelt man aber das Stück Metall in ein Rad, welches zur Bewegung des Zeigers dienet: ſo ſchickt es ſich zu jenem ſehr wohl. Warum? Es hat mit ihm eine Aehnlichkeit erhalten. Wenn demnach aus einfachen Schönheiten, die einander wiederſtreiten, eine zuſammengeſetzte erwachſen ſoll, ſo müſſen ſie mit einander in den Stand der Aehnlichkeit geſetzet werden.

§. 70. Wenn eine Schönheit erkannt und beurtheilet werden ſoll, ſo muß man entweder das Mannigfaltige gegen den allbereits bekannten Grund halten: oder aus dem Mannigfaltigen durch die Gegeneinanderhaltung ſeiner ſelbſt den Grund ſuchen (§. 42). Der Grund einer zuſammengeſetzten Schönheit iſt die Hauptregel, in welcher die Regeln ihrer einfachen Schönheiten verknüpft ſeyn müſſen: und das Mannigfaltige ſind dieſe beſondere Regeln (§.66). Soll demnach eine zuſammengeſetzte Schönheit erkannt und beurtheilet werden: ſo muß man entweder die Hauptregel wiſſen, und die beſondern dargegen halten; oder ſich um die beſondern Regeln bekümmern, und aus ihnen durch die Gegeneinanderhaltung ihrer ſelbſt die Hauptregel ſuchen, in welcher ſie übereinſtimmen müſſen.

§. 71. In richtiger Beurtheilung einer Schönheit muß man das Aehnliche und Unähnliche wahrnehmen, und Wahrheiten mit Wahrheiten richtig verknüpfen (§. 44). Das Aehnliche und Unähnliche bey einer zuſammengeſetzten Schönheit beruhet in der Hauptregel, und in den Regeln ihrer einfachen Schönheiten. Wer demnach eine zuſammengeſetzte Schönheit richtig beurtheilen will, der muß die Aehnlichkeit und Unähnlichkeit zwiſchen der Hauptregel und den beſondern Regeln bemerken, und ſodann Wahrheiten mit Wahrheiten richtig verknüpfen.

§. 72. Wer eine Schönheit richtig beurtheilen will, der muß von ihrem Grunde und dem Mannigfaltigen deutliche Begriffe haben (§.44). Zu richtiger Beurtheilung einer zuſammengeſetzten Schönheit ſind demnach deutliche Begriffe von der Hauptregel und den beſondern Regeln vonnöthen.

§. 73. Wer weder aus dem Grunde das Mannifaltige beurtheilen, noch aus dem Mannigfaltigen den Grund finden kan, der iſt unvermögend eine Schönheit zu beurtheilen (§. 43). Niemand iſt demnach zu Beurtheilung einer zuſammengeſetzten Schönheit geſchickt, wenn er weder im Stande iſt, einzuſehen, ob die beſondern Regeln mit der Hauptregel ſtimmen; noch fähig, aus den beſondern Regeln die Hauptregel zu finden.

Das 4 Capitel.

Von den Sprachen überhaupt.

§. 74.

MAn hat dem Worte Sprache eine ſehr weitläuftige Bedeutung gegeben: indem man nicht nur den Menſchen, ſondern auch andern Dingen eine Sprache beyzulegen pflegt. Man redet von der Sprache der Engel, von der Sprache der Thiere, und inſonderheit von der Sprache der Vögel. Und wenn dem Menſchen eine Sprache zugeſchrieben wird, ſo geſchiehet ſolches bald in Abſicht auf die Zunge, bald auch in Abſicht auf andere Gliedmaßen, z. e. der Augen, der Hände, u. ſ. f. Aber man nehme eine Art, welche man will, ſo wird ſie allemahl in Zeichen beſtehen, wodurch Gedanken ausgedrückt werden. Die Sprache in der allerweiteſten Bedeutung heiſt demnach ein Ausdruck der Gedanken durch gewiſſe Zeichen.

§. 75. Der Zweck meiner Abhandlung erfodert bloß auf die Sprache des Menſchen zu ſehen, und zwar inſofern ihm ſolche in Abſicht ſeiner Zunge zukommt. Die Zeichen, wodurch die Bewegungen der Zunge zu einer Sprache werden, ſind Töne, welche Gedanken vorſtellen. Ich verſtehe demnach in gegenwärtiger Unterſuchung durch die Sprache den Ausdruck der Gedanken durch die Töne der Zunge.

§. 76. Die Töne der Zunge, welche Gedanken vorſtellen, heißen Worte. Die Worte können entweder bloß etlichen Perſonen, oder einem ganzen Volke, oder dem ganzen menſchlichen Geſchlechte bekannt ſeyn. Die erſten mögen geheime, die letzten allgemeine, und die andern deren Wörter eines ganzen Volkes heißen. Demnach ſind dreyerley Sprachen möglich: eine geheime, eine Sprache eines ganzen Volks, und eine allgemeine. Die geheime beſteht in Wörtern, wodurch bloß etliche Perſonen einander ihre Gedanken entdecken. Die Sprache eines ganzen Volks faßt Wörter in ſich, wodurch ſich ein ganzes Volk erklärt. Die allgemeine endlich iſt ein Innbegriff von Wörtern, vermittelſt welchem alle Menſchen einander verſtehen können.

§. 77. Eine Sprache iſt ein Ausdruck der Gedanken durch die Töne der Zunge (§. 70). Dieſe Töne der Zunge werden entweder wirklich ausgeſprochen, oder durch figürliche Zeichen zu erkennen gegeben. Aus jenen erwächſt der mündliche, aus dieſen der ſchriftliche Ausdruck. Demnach hat man bey einer Sprache dreyerley zu überlegen. Man hat ſie zu betrachten in Anſehung ihrer Bedeutung, und in Anſehung des mündlichen und ſchriftlichen Ausdrucks.

Das 5 Capitel.

Von der Sprache in Abſicht auf ihre Bedeutung.

§. 78.

Eine Sprache iſt ein Ausdruck der Gedanken durch die Töne der Zunge (§. 75). Dieſe Töne heißen Worte. Die Gedanken, welche man durch Worte auszudrücken pflegt, ſtellen entweder Arten und Geſchlechter der Dinge, und was darunter gehöret (Genera & Species); oder Eigenſchaften und Verhältniße der Dinge gegen einander vor. Die Wörter, wodurch die Arten und Geſchlechter der Dinge ausgedrückt werden, heißen **Nahmen** (Nomina). Z. E. Buch, Feder, Papier. Und die Wörter, wodurch man die Eigenſchaften und Verhältniße der Dinge gegen einander entdeckt, heißen **Hauptwörter** (Verba). Z. E. ſchreiben, ſchwarz machen, annehmen. Zuweilen erfodern die Umſtände, den **Nahmen** wegzulaſſen, und ſolchen Mangel durch ein anderes Wort zu erſetzen. Dergleichen Wörter nennt man **Vorwörter** (Pronomina). Z. E. ich, du, er, wir, dieſer u. ſ. f. Man hat Wörter, welche zwiſchen den **Hauptwörtern** und **Nahmen** das Mittel halten, indem man dadurch Gedanken ausdrückt, derer Vorſtellung an beyden Theil nimmt. Dergleichen Wörter bekommen die Benennung der **Mittelwörter** (Participiorum). Z. E. geſchrieben, entworfen. Bey den **Nahmen** muß man bisweilen die Umſtände eines Dinges, und ſeine Verhältniß gegen andere vorſtellig machen, dergleichen Wörter werden **Fürwörter der Nahmen** (Præpoſitiones) genennt. Z. E. durch, vor, gegen. Manchmahl hat man Urſache, die Umſtände der **Hauptwörter** anzudeuten. Dieſes geſchiehet durch die **Nebenwörter** (Adverbia). Z. E. ich ſchreibe gern. Ich reiſe heute weg. Ja wenn die Worte zuſammenhängen ſollen, ſo ſind Verbindungen von nöthen. Und dieſes geſchiehet durch die **Verknüpfungswörter** (Conjunctiones). Z. E. das Buch iſt von mir geſchrieben, und von dir geleſen worden. Und endlich braucht man Wörter, wodurch man die Gemüthsbewegungen ganz kurz kennbar machen ſoll. Und dieſes ſind die **Zwiſchenwörter** (Interjectiones). Z. E. O! das iſt viel! **Fürwahr**, es iſt ſchlecht gemacht. Eine Sprache hat demnach achterley mögliche Arten von Wörtern: Namen, Vorwörter, Hauptwörter, Mittelwörter, Nebenwörter, Fürwörter der Nahmen, Verknüpfungswörter und Zwiſchenwörter.

§. 79. Die Nahmen ſind Vorſtellungen der Geſchlechter und Arten, und deſſen, was unter ihnen ſtehet (§. 78). Zu demjenigen, was unter den Arten und Geſchlechtern ſtehet, ſind die einzelnen Dinge zu rechnen. Dergeſtalt hat man zweyerley Nahmen. Einige ſtellen Arten und Geſchlechter vor: einige einzelne Dinge. Jene mögen gemeine, dieſe eigne heiſſen (Appellativa & Propria).

§. 80. Die Arten, Geſchlechter, und was darunter gehöret, werden entweder vor Dinge angeſehen, ſo durch ſich ſelbſt beſtehen, oder vor Dinge, ſo durch andere beſtehen, und derſelben ihm Benennung geben. Dergeſtalt ſind wiederum zweyerley Nahmen möglich. Einige ſtellen Dinge vor, die man als durch ſich ſelbſt beſtehende anſieht; einige aber Dinge, die durch andere beſtehen, und denſelben ihre Benennung geben. Jene ſollen weſentliche (Subſtantiva), dieſe zufällige (Adjectiva) Nahmen heiſſen ſonſt auch Beywörter.

§. 81. Ein Nahme, er mag nun entweder weſentlich oder zufällig ſeyn, bedeutet entweder ein Ding, oder mehrere von verſchiednen Arten. Z. E. Uhr, Sanduhr, Buch, Geſetzbuch, Luſt, Weltluſt. Alſo hat man einfache und zuſammengeſetzte Nahmen.

§. 82. Ein Nahme hat entweder andere unter ſich, die von ihm abſtammen; oder er ſtammt ſelbſt von andern ab. Z. E. von Menſch ſtammt ab Menſchlichkeit.

§. 83. Der abſtammenden Nahmen ſind mancherley Arten möglich. Sie gründen ſich entweder in weſentlichen Nahmen, z. E. indem weſentlichen Nahmen Menſch gründet ſich der zufällige Nahme menſchlich:

oder in zufälligen Nahmen, z. E. in dem zufälligen Nahmen menſchlich gründet ſich der weſentliche **Menſchlichkeit**: oder in dem Nahmen einer einzigen Perſon, z. E. **Priamides** ein Sohn des Priamus: oder in dem Nahmen eines Volks, eines Landes, einer Stadt, z. E. ein **Römer**, **Deutſcher**, **Siebenbürger**: oder in Hauptwörtern, z. E. **vorſichtig** kommt her von vorſehen: oder in Mittelwörtern, z. E. Gelehrſamkeit kommt her von gelehrt: oder in Nebenwörtern, z. E. **geſtrig** kommt her von geſtern: oder in Fürwörtern der Nahmen, z. E. **übrig** kommt her von über.

§. 84. Zufällige Nahmen ſtellen Dinge vor, welche durch andere beſtehen, und denſelben ihre Benennung geben (§. 80). Unter dieſe Dinge ſind die Zahlen zu rechnen. Die Nahmen der Zahlen ſind demnach zufällige Nahmen.

§. 85. Bey den Zahlen ſieht man entweder auf die Einheiten ſchlecht weg, oder auf die verſchiednen Arten derſelben. Die Arten, in welche die Einheiten vertheilet werden, können ſo wohl von der Zahl ſelbſt, als auch von den gezehlten Dingen verurſacht werden. Die Zahl ſelbſt verurſacht eine Art von Einheiten, wenn man andeutet, aus wie viel Einheiten ſie beſtehet. Z. E. die gezweyte, die gefünfte, die geſechſte Zahl (Binarius, Quinarius, Senarius. Bey den gezehlten Dingen ſieht man entweder auf die Ordnung, oder auf eine beſtimmte Gröſſe, oder auf die Verhältniß gegen andere. Die Verhältniß gezehlter Dinge gegen einander beſtehet in dem Unterſcheide, der ſich zwiſchen ihnen befindet. Z. E. ein Scheffel iſt ſechzehnmahl ſo viel als eine Meze. Die gezehlten Dinge haben eine beſtimmte Gröſſe, wenn man z. E. ſagt: der Faden iſt zweyfach. Was die Ordnung betrifft, ſo wird entweder bloß die Stelle in der Folge der Dinge auf einander beſtimmt, z. E. der ſechſte. Oder es wird einer Vertheilung gedacht, in welcher gewiſſe Einheiten geſetzt werden, z. E. immer zween auf einmal. Oder es wird eine gewiſſe Zeit beniemt: Z. E. zweyjährig. Dergeſtalt ſind ſieben Arten von Zahlen möglich, und demnach auch ſieben Arten von ihren Nahmen. Einige ſtellen bloß gewiſſe Einheiten ſchlechtweg vor (Cardinalia) z. E. eins, zwey, drey, viere: einige den Platz, welchen ein Ding unter andern hat (Ordinalia) z. E. der erſte, der andere: einige eine Vertheilung gewiſſer Einheiten (Diſtributiva) z. E. immer zween: einige eine beſtimmte Gröſſe (Multiplicativa), z. E. dreyfach: einige eine Verhältniß gezehlter Dinge gegeneinander (Proportionalia) z. E. der vierte Theil vom Scheffel: und einige eine Zeit (Temporalia) z. E. zweytägig, dreyjährig.

§. 86. Ein zufälliger Nahme zeigt etwas an, was durch etwas anders beſtehet (§. 80). Dasjenige, was durch etwas anders beſtehet, läſt ſich entweder vermehren und vermindern, oder nicht. Was ſich vermehren und vermindern läſt, hat gewiſſe Grade. Was ſich aber weder vermehren noch vermindern läſt, hat keine Grade. Einige zufällige Nahmen ſind demnach fähig, ein Ding nach gewiſſen Graden vorzuſtellen. Einige aber nicht. Unter die letztern gehöret z. e. einer, eine, eins. Unter die erſtern gehöret z. E. lange, längere, längſte.

§. 87. Man ſiehet hieraus zugleich, daß bloß drey Grade möglich ſind. Denn ein Ding, das ſich vermehren und vermindern läſt, kömmt entweder mit allen von ſeiner Art überein; oder iſt von etlichen unterſchieden: oder geht von allen ab. Das erſtere mag der Grad der

Gleichheit (Poſitivus), das andre der Grad der Ungleichheit (Comparativus), das dritte der Grad des gänzlichen Unterſchieds (Superlativus) heißen. Z. E. der reiche, der reichere, der reichſte. Der arme, der ärmere, der ärmſte.

§. 88. Der Grad der Ungleichheit und des gänzlichen Unterſchieds kommt entweder vom Grade der Gleichheit her, oder nicht. Die Fähigkeit der zufälligen Nahmen, ein Ding nach gewiſſen Graden vorzuſtellen, iſt entweder regelmäßig, oder unregelmäßig.

§. 89. Desgleichen iſt ein zufälliger Nahme fähig, entweder alle Grade auszudrücken, oder nicht. Die Fähigkeit der zufälligen Nahmen, ein Ding nach ſeinen Graden vorzuſtellen, iſt alſo entweder völlig, oder mangelhaft.

§. 90. Die Vorwörter werden an ſtatt der Nahmen gebraucht (§. 78). Man hat zweyerley Nahmen, weſentliche und zufällige (80). Alſo können die Vorwörter gleichfalls in weſentliche und zufällige eingetheilet werden. Z. E. ich, du, er, wir, ihr, ſie; ſind weſentliche; Meiner, deiner, ſeiner, unſer, euer; ſind zufällige.

§. 91. Desgleichen die Vorwörter beſtimmen entweder etwas, oder beziehen ſich auf etwas, oder fragen, oder bedeuten etwas eignes, oder ſtellen ein Land, ein Volk, eine Parthey vor. Alſo ſind die Vorwörter, der Bedeutung nach, fünferley. Beſtimmende (Demonſtrativa) z. E. ich, dieſer, jener. Verhaltende (Relativa) z. E. welcher. Fragende (Interrogativa) z. E. wer? Vorwörter, die etwas eignes andeuten (Poſſeſſiva) z. . . . mein, dein. Und Vorwörter, welche ein Land, ein Volk, eine Parthey einer Perſon anzeigen (Gentilis), z. E. einer von den unſrigen.

§. 92. Die Vorwörter vertreten die Stelle der Nahmen (§. 78.) die Nahmen werden in abſtammende, und Stammnahmen eingetheilet (§. 82.) demnach giebt es auch Vorwörter, die entweder von andern abſtammen, oder von welchen andere abſtammen. Z. E. ich, du, er, wir, ihr, ſie; ſind Stammvorwörter. Meiner, deiner, ſeiner u. ſ. f. ſind abſtammende Vorwörter.

§. 93. Bisher ſind die verſchiednen Arten entdeckt worden, in welche ſich die Vorwörter und die Nahmen, ſo wohl zufällige, als weſentliche ins beſondere vertheilen laſſen. Man hat aber auch Eintheilungen, welche nicht nur den Nahmen und Vorwörtern, ſondern auch den Mittelwörtern ohne Unterſcheid gemein ſind. Man kan alle dieſe 3. Arten der Wörter mit den Thieren in einige Vergleichung ziehen. Wie ſich nun unter dieſen verſchiedne Geſchlechter befinden, wodurch ſie in gewiſſe Gattungen abgeſondert werden: alſo bekömmt man auch etliche allgemeine Arten der Nahmen, Vorwörter und Mittelwörter, wenn man ſie unter gewiſſe Geſchlechter bringt. Einige können demnach ein weibliches, einige ein männliches, einige ein weder weibliches noch männliches, einige ein ſo wohl männliches als weibliches Geſchlecht, und einige alle drey Geſchlechter haben. Z. E. der Nahme: der Stab; hat ein männliches (Maſculinum). Der Nahme: die Hand; hat ein weibliches (Fœmininum). Der Nahme: das Haus; hat weder ein männliches noch weibliches (Neutrum). Der Nahme: der und die Gedanke; hat ſo wohl ein männliches als weibliches (Commune). Der Nahme: der Catheder, die Catheder, das Catheder, hat alle drey Geſchlechter (Omne).

§. 94. Durch die Hauptwörter werden die Eigenſchaften und Verhältniſſe der Dinge gegen einander entdeckt (§. 78). Die Eigenſchaften und Verhältniße der Dinge ſind dasjenige, wodurch ein Ding in verſchiednen Umſtänden iſt. Die Dinge ſelbſt aber werden durch die Nahmen, Verwörter und Mittelwörter vorgeſtellt. Die Nahmen, Verwörter und Mittelwörter ſtellen demnach Dinge vor, die ſich in verſchiednen Umſtänden befinden. z. E. in dieſem Satze: Der Vater liebet den Sohn; ſtellen die beyden Nahmen: Vater und Sohn; Dinge vor, die ſich in verſchiedenen Umſtänden befinden. Der Vater befindet ſich in dem Umſtande, daß er ſich wirkend verhält; der Sohn aber in dem Umſtande, daß er eine leidende Perſon iſt.

§. 95. Die Hauptwörter ſtellen die Eigenſchaften und Verhältniſſe der Dinge gegen andere vor (§. 78.) Indem man die Eigenſchaften und Verhältniſſe der Dinge vorſtellt, ſo thut man von den Dingen einen Ausſpruch. Durch die Hauptwörter wird demnach von den Dingen ein Ausſpruch gethan.

§. 96. Dasjenige, wovon ein Ausſpruch gethan wird, pflegt man in der Sprachkunſt eine Perſon zu nennen. Dieſe Perſon iſt entweder der redende und ſchreibende ſelbſt, oder etwas anders: und dieſes wird entweder angeredet, oder nicht. Der redende und ſchreibende ſelbſt heißt die erſte Perſon. Was angeredet wird, heiſt die andere. Und was weder redet, noch ſchreibet, noch angeredet worden, ſondern einen Ausſpruch von ſich thun läſt, heiſt die dritte. Ein Hauptwort kan demnach von drey Perſohnen einen Ausſpruch thun.

§. 97. Dasjenige, was von einem Dinge ausgeſprochen wird, kan ſich in verſchiednen Zeiten befinden. Die Zeit überhaupt iſt fünferley. Die gegenwärtige (Præſens), die noch nicht ganz vergangne, (Imperfectum,

ctum), die völlig vergangne (Perfectum), die mehr als völlig vergangne (Plusquamperfectum), und die zukünftige (Futurum). Wenn demnach durch ein Hauptwort von einer Sache etwas ausgeſprochen wird, ſo kan ſich dieſes entweder in der gegenwärtigen, oder noch nicht ganz vergangenen, oder völlig vergangenen, oder mehr als völlig vergangnen, oder zukünftigen Zeit befinden. Und demnach kan durch die Hauptwörter etwas nach den fünferley Zeiten vorgeſtellet werden.

§. 98. Wenn Eigenſchaften und Verhältniſſe der Dinge entdeckt werden, ſo wird entweder eine Perſon beſtimmt, oder keine. Wird eine Perſon beſtimmt, ſo wird derſelben entweder etwas, oder nichts befohlen. Wird ihr nichts befohlen, ſo iſt der Ausſpruch, welchen man von ihr thut, entweder gewiß, oder ungewiß. Demnach ſind vier Arten möglich, wodurch ein Hauptwort die Eigenſchaften eines Dinges ausdrücken kan. Dieſe Arten heiſſen bey den Lateinern Modi. Die Art, die Eigenſchaften der Dinge ohne Perſohn vorzuſtellen, heißt der Modus Infinitivus. Z. E. ſtreiten, ſchlafen. Die Art, einer beſtimmten Perſon etwas zu befehlen, heiſt der Modus Imperativus, z. e. ſchlafe du, ihr ſollt ſtreiten. Die Art, von einer Perſon einen gewiſſen Ausſpruch zu thun, heiſt der Modus Indicativus, z. e. er ſtreitet, wir ſchlafen. Und die Art, von einer Perſon einen ungewiſſen Ausſpruch zu thun, heiſt der Modus Conjunctivus, z. e. es iſt billig, daß du ſtreiteſt; ich ſchliefe.

§. 99. Die Eigenſchaften und Verhältniſſe der Dinge, welche durch die Hauptwörter vorgeſtellet werden, beſtehen entweder in einer Wirkung eines Dinges in das andere; oder in einer Leidenſchaft, welcher ein Ding von dem andern unterworfen wird, oder in einem mittlern Zuſtande. Die Hauptwörter können demnach in wirckende (Activa), leidende (Paſſiva), und mittlere (Neutra) eingetheilet werden. Z. E. ich ſtreite, ich werde gefangen, ich bin.

§. 100. So oft durch ein Wort eine Vorſtellung geſchieht, ſo wird entweder bloß ein Ding ausgedrückt, oder mehrere von einer Art. Die Nahmen, Vorwörter, Hauptwörter und Mittelwörter ſtellen demnach entweder ein Ding, oder mehrere von einer Art vor. Z. E. der Krieg, die Kriege. Ich, wir. Der ſtreitende, die ſtreitenden. Ich ſtreite, wir ſtreiten. Das erſtere wird bey den Lateinern Numerus Singularis, das andere Numerus Pluralis genennt.

§. 101. Oben wurden die Nahmen in einfache und zuſammengeſetzte eingetheilet, weil ſie entweder ein Ding, oder mehrere von verſchiednen Arten vorſtellen (§. 81). Um eben dieſer Urſache willen können auch die Hauptwörter entweder einfach, oder zuſammengeſetzt ſeyn. Die einfachen ſtellen nur eine Eigenſchaft oder Verhältniß vor, z. e. ſchwimmen, tragen: die zuſammengeſetzten aber etliche, und zwar von verſchiednen Arten, z. e. beſchwimmen, forttragen.

§. 102. Desgleichen können ſie entweder Stammwörter abgeben, oder ſelbſt abſtammen. Alſo ſind folgende Hauptwörter Stammwörter: leſen, ſchreiben, neiden; denn von ihnen entſpringen die Nahmen: Leſer, Schreiber, Neider.

§. 103. Die Abſtammenden nehmen ihren Urſprung entweder von den Nahmen, oder den Nebenwörtern, oder den Fürwörtern den Nahmen, oder ſelbſt von Hauptwörtern. Z. E. von dem Nahmen: Luſt; kömmt das Hauptwort: Lüſten. Von dem Nebenworte: ſchleunig;

kömmt

kommt das Hauptwort: beſchleunigen. Von dem Fürworte der Nahmen: wieder; kommt das Hauptwort: erwiedere. Von dem Hauptworte: ſtrafen; kommt das Hauptwort: beſtrafen.

§. 104. Durch die Nebenwörter werden die Umſtände der Hauptwörter angedeutet (§. 78). Alſo kan man ſie gleich den Nahmen und Hauptwörtern in einfache und zuſammengeſetzte; und in Stammwörter und abſtammende eintheilen. Denn ſie können entweder ein oder etliche Umſtände zugleich vorſtellen; und entweder von andern ihren Urſprung haben, oder von ſich ſelbſt andere Wörter ableiten laſſen. Z. E. klug, beſcheiden, ſchwer, ſehr; ſind einfache. Aber: unklug, unbeſcheiden, ſehr ſchwer; ſind zuſammengeſetzte. Alſo: ſchwer, leicht, doppelt; ſind Stammwörter. Denn daher kommt: beſchweren, erleichtern, verdoppeln. Hingegen: männlich, neulich; ſind abſtammende Nebenwörter. Ihr Urſprung ſind die Nahmen: Mann, Neu.

§. 105. Unter die Umſtände gehören auch die verſchiedenen Grade, wodurch ein Ding entweder vermehrt oder vermindert wird. Einige Nebenwörter ſind demnach fähig, die Umſtände der Hauptwörter nach gewiſſen Graden auszudrücken. Einige aber ſind deſſen unfähig. Z. E. männlich, männlicher, am männlichſten, leicht, leichter, am leichteſten.

§. 106. Oben iſt erwieſen worden, daß drey Grade möglich ſind: der Grad der Gleichheit, der Ungleichheit und des gänzlichen Unterſchieds (§. 87). Man ſiehet alſobald, daß diejenigen Beywörter, welche fähig ſind, die Umſtände der Hauptwörter nach ihren Graden vorzuſtellen, ſolches entweder nach allen dreyen Graden thun können, oder nach zweenen, oder bloß nach einem. Und

dieſe

dieſe Fähigkeit als entweder völlig oder mangelhaft ſey (§. 89). Z. E. geſtern, heute, morgen, haben nur einen Grad. Nach zweenen Graden ſind: mehr und meiſt. Denn man ſpricht am mehreſten, am meiſten. Von dreyen Graden aber ſind: reichlich, ſchön, groſs. Denn man ſagt: reichlicher, ſchöner, gröſſer; am reichlichſten, ſchönſten, gröſſeſten.

§. 107. Der Grad der Ungleichheit und des gänzlichen Unterſchieds kan auf zweyley Weiſe entſpringen: entweder von dem Grade der Gleichheit, oder anderswo her. Und demnach iſt die Fähigkeit der Nebenwörter, die Umſtände der Hauptwörter nach gewiſſen Graden vorzuſtellen, entweder regelmäßig, oder unregelmäßig. Z. E. folgende ſind regelmäßig: ſchön, ſchöner, am ſchönſten; oft, öfter, am öfteſten. Aber folgendes iſt unregelmäßig: wohl, beſſer, am beſten.

§. 108. Eine Sprache iſt ein Ausdruck der Gedanken durch die Töne der Zunge (§. 75). Zwiſchen einem ſolchen Tone, und einem Gedanken iſt keine nothwendige Verknüpfung. Denn die Erfahrung bezeugt, daß einerley Gedancken durch mancherley Töne in ganz verſchiednen Sprachen können ausgedruckt werden. Man muß vielmehr ſagen, daß die Bedeutung eines Tones von der Willkühr der Menſchen herrühre. Eine Sprache iſt demnach ein Ausdruck der Gedanken durch Zeichen der menſchlichen Willkühr.

§. 109. Etwas gründet ſich in der menſchlichen Willkühr, wenn der Grund davon in der menſchlichen Seele zu finden iſt. Z. E. eine Heyrath iſt willkührlich, wenn ſie von Perſohnen geſchloſſen wird, deren jede die andere deßwegen lieb gewonnen, weil ſie die Vollkommenheiten, welche die andere beſitzt, in Betrachtung gezogen.

Eine Sprache iſt demnach ein Ausdruck der Gedanken durch Zeichen, die ſich in der menſchlichen Seele gründen.

§. 110. Was ſich in der menſchlichen Seele gründet, das hat ſeinen zureichenden Grund, warum es vielmehr iſt, als nicht iſt. Eine Sprache iſt demnach ein Ausdruck der Gedanken durch Töne, die ihren zureichenden Grund haben, warum ſie vielmehr ſind, als nicht ſind.

§. 111. Dieſer Grund iſt in der menſchlichen Seele (§. 109). Was die menſchliche Seele vernimmt, entſpringt entweder aus richtigen oder unrichtigen Gedanken. Der zureichende Grund der Töne einer Sprache, warum ſie vielmehr ſind, als nicht ſind, beſteht demnach nicht nothwendig in richtigen Gedanken. Und alſo iſt es gar wohl möglich, daß die Töne oder Worte einer Sprache aus unrichtigen Gedanken der menſchlichen Seele ihren Urſprung genommen.

§. 112. Ein Zeichen, welches in richtigen Gedanken der menſchlichen Seele gegründet iſt, muß auch zugleich in dem, was es vorſtellt, ſeinen richtigen Grund haben. Diejenigen Töne oder Wörter, die in richtigen Gedanken der menſchlichen Seele gegründet ſind, müſſen demnach in den Sachen ſelbſt, welche ſie vorſtellen, ihren richtigen Grund haben.

§. 113. Diejenigen Wörter einer Sprache, ſo aus unrichtigen Gedanken der menſchlichen Seele entſprungen, haben demnach in der Sache ſelbſt keinen zureichenden Grund.

§. 114. Die Sprache iſt ein Ausdruck der Gedanken durch Töne (§. 75), welche Worte genennet werden (§. 76). Die Gedanken ſind verſchiedner Arten. In Anſehung ihrer ſelbſt, beſtehen ſie entweder in Begriffen oder Urtheilen. In Anſehung der Dinge, derer man ſich durch ſie bewuſt iſt, ſtellen ſie entweder cörperliche oder uncörperliche Dinge vor, und gehören entweder zur einzelnen oder allgemeinen Erkenntniß derſelben. Die Worte einer Sprache ſind demnach geſchickt, entweder Begriffe oder Urtheile auszudrücken; entweder cörperliche oder uncörperliche Dinge anzudeuten; entweder einzelne oder allgemeine Gedanken vorzuſtellen.

§. 115. Die Dinge, welche der menſchliche Verſtand gedenken kan, ſind ferner entweder den Menſchen überhaupt bekannt, oder bloß einer gewißen Art von Menſchen in Abſicht der verſchiednen Profeſſionen. Wörter, wodurch diejenigen Dinge können ausgedrückt werden, die den Menſchen überhaupt bekannt ſind, heißen gemeine Wörter, diejenigen aber, welche zu Ausdrückung ſolcher Dinge dienen, die bloß den Menſchen in Abſicht der verſchiednen Profeſſionen bekannt ſind, heißen Kunſtwörter. Eine Sprache kan demnach gemeine Wörter und Kunſtwörter haben.

§. 11. Weil verſchiedne Sprachen möglich ſind: ſo kan eine Sprache entweder mit Wörtern aus andern Sprachen gemiſcht ſeyn, oder bloß aus eignen Wörtern beſtehen. Im erſten Falle iſt es eine gemiſchte, im andern eine ungemiſchte Sprache.

§. 117. Eine Sprache iſt ein Ausdruck der Gedanken durch Worte (§. 75. 76.) Wie demnach der Ausdruck der Gedanken durch Worte beſchaffen iſt, ſo verhält es ſich auch mit der Sprache.

§. 118. Die Beſchaffenheit des Ausdrucks richtet ſich nach der Beſchaffenheit der Gedanken. Die Gedanken ſind entweder klar, oder dunkel, (clarae, obſcurae); entweder deutlich oder undeutlich (diſtinctae, confuſae); entweder ausführlich oder unausführlich (completae,

pletae, incompletae); entweder vollſtändig oder unvollſtändig (adaequatae, inadaequatae). Der Ausdruck in einer Sprache iſt demnach entweder klar, oder dunkel; entweder deutlich oder undeutlich; entweder ausführlich, oder unausführlich; entweder vollſtändig oder unvollſtändig.

§. 119. Unſere Gedanken ſind klar, wenn wir durch ſie vermögend ſind, die Dinge, ſo ſie vorſtellen, von einander zu unterſcheiden. Z. E. Ich ſehe in meiner Stube Tiſche, Stühle, Fenſter und Bücher. Ich bin vermögend, alle dieſe Dinge von einander zu unterſcheiden; Und dergeſtalt ſind die Gedanken, die ich von ihnen habe, klar. Iſt man aber nicht vermögend, die Dinge, ſo man ſich vorſtellt, in ſeinen Gedanken von einander zu unterſcheiden: ſo ſind die Gedanken dunkel. Z. E. Ich erblicke auf der Gaſſe etliche Mannsperſohnen; ich bin aber nicht im Stande, ſie von einander zu unterſcheiden. Ich habe alſo in dieſem Stücke von ihnen dunkle Gedanken. Der Ausdruck der Gedanken iſt demnach klar, wenn man durch ſeine Worte vermögend iſt, die Dinge, ſo ſie vorſtellen, von einander zu unterſcheiden. Er iſt dunkel, wenn man durch ſeine Worte nicht vermögend iſt, die Dinge, ſo ſie vorſtellen, von einander zu unterſcheiden.

§. 120. Die Gedanken ſind deutlich, wenn man vermögend iſt, die Merkmale, aus welchen man eine Sache erkennt, beſonders nach einander vorzuſtellen. z. E. Ich bin vermögend die Merkmale, woraus ich den Tiſch, die Stühle, die Bücher, die Fenſter erkenne, nach einander vorzuſtellen. Ich denke, auf den Stühlen pflegt man zu ſitzen; auf dem Tiſche pflegt man zu eſſen, zu ſchreiben, u. ſ. f.; die Bücher beſtehen aus Blättern, und ſind von dem Buchbinder mit einander verbunden;

die Fenſter ſind aus Glasſcheiben zuſammengeſetzt, und laſſen das Licht in die Stube fallen. Indem ich dieſes thun kan, ſo ſind meine Gedanken deutlich. Iſt man aber nicht vermögend, die Merkmale, woraus eine Sache erkannt wird, ſich nach einander vorzuſtellen, ſo ſind die Gedancken undeutlich. Alſo hätte ich vom Tiſche, von den Fenſtern, den Stühlen und den Büchern undeutliche Gedanken, wenn ich die Merkmale, wodurch ſie ſich von einander unterſcheiden, mir nicht vorſtellen könnte. Der Ausdruck der Gedanken iſt demnach deutlich, wenn er uns diejenigen Merkmale bekannt macht, wodurch ſich die Sachen von einander unterſcheiden. Er iſt dunkel, wenn er uns dieſe Merkmale nicht entdeckt.

§. 121. Die Gedanken ſind ausführlich, wenn ſie ſolche Merkmale vorſtellen, wodurch ein Ding jederzeit kan erkannt, und von allen andern unterſchieden werden. Z. E. ich denke: Ein Tiſch iſt ein Kunſtwerk, an welchem man ſitzen, und auf welchem man mit den Händen verſchiedene Sachen vernehmen kan; ein Glasfenſter iſt ein Kunſtwerk aus Glaſe, wodurch das Licht in eine Wohnung fallen kan; ein Stuhl iſt ein Kunſtwerck, auf welchem eine Perſon ſitzen kan; ein gebundnes Buch iſt eine Menge von Blättern, welche dergeſtalt mit einander verbunden worden, daß jedes von dem andern geſondert iſt. Reichen aber die Merkmale nicht zu, ein Ding dadurch von allen andern zu jederzeit zu unterſcheiden: ſo ſind die Gedanken unausführlich. Der Ausdruck der Gedanken iſt demnach ausführlich, wenn uns ſeine Worte Merkmale entdecken, wodurch ein Ding von allen Dingen zu jederzeit kan unterſchieden werden. Er iſt unausführlich, wenn uns ſeine Worte dieſe Merkmale nicht entdecken.

§. 122. Die Gedanken ſind vollſtändig, wenn man auch von den Merckmalen, aus welchen eine Sache zu allerzeit erkannt und von andern unterſchieden wird, klare und deutliche Begriffe haben z. E. meine Gedanken vom Tiſche, Fenſter, Stuhle, Buche ſind vollſtändig, wenn ich klare und deutliche Gedanken habe vom Kunſtwerke, von dem an etwas ſetzen, von dem, was mit den Händen auf dem Tiſche kan vorgenommen werden, vom Glaſe, von einer Perſon, von dem Sitzen einer Perſohn auf dem Stuhle, von den Blättern, von der Verknüpfung und Abſonderung der Blätter. Der Ausdruck der Gedancken iſt demnach vollſtändig, wenn ſeine Worte von den Merkmalen, woraus eine Sache jederzeit erkannt wird, klare und deutliche Gedanken geben. Er iſt unvollſtändig, wenn ſeine Worte ſolches nicht thun.

§. 124. Der Ausdruck der Gedanken iſt dunkel, wenn uns ſeine Worte nicht Gedanken entdecken, wodurch man vermögend iſt, die Sachen von einander zu unterſcheiden (§. 119.): dergleichen Worte heißen unbekannte Worte. Ein Wort iſt unbekannt, entweder weil es durch die Länge der Zeit aus der Gewonheit gekommen; oder weil es ein neugemachtes Wort iſt, deſſen Bedeutung man nicht beſtimmt; oder weil es in einer ungewöhnlichen Bedeutung genommen wird; oder weil es vieldeutig iſt; oder weil es aus einer fremden Sprache genommen worden, deren der Leſer und Zuhörer nicht kundig iſt. Der Ausdruck der Gedanken kan demnach auf fünferley Art dunkel werden.

§. 124. Dem dunkeln Ausdrucke wird der klare entgegen geſetzt. Wenn demnach der Ausdruck klar ſeyn ſoll, ſo müſſen diejenigen Wörter, welche Dunkelheit verurſachen, weggelaſſen, und andere, ſo ihnen entgegen ſtehen, gebraucht werden. Der klare Ausdruck erfodert demnach Worte, die man im Gebrauche hat, welche der Sprache, in der man redet oder ſchreibet, eigen ſind, und die nur eine Bedeutung haben. Siehet man ſich aber genöthigt, entweder ein Wort aus einer fremden Sprache zu entlehnen, oder ein vieldeutiges zu gebrauchen, oder ein neues zu machen, oder eines aus der alten Sprache hervorzuſuchen, oder einem Worte eine neue Bedeutung zu geben: ſo muß man dasjenige, was in ihnen dunkel iſt, durch Erklärungen aus dem Wege räumen. Und demnach wird der Ausdruck klar, wenn man ſeine Gedanken in gebräuchlichen, der Sprache eigenen, eindeutigen und wohlerklärten Worten vorträgt.

§. 125. Die Gedanken, welche man durch die Worte einer Sprache ausdruckt, ſind entweder einzeln, oder zuſammen geſetzt. Z. E. Menſch, Thier, Vernunft, ein vernünftiges Thier, ein unvernünftiges Thier. Die erſten drey Wörter drücken einzelne Gedanken aus; die letzten zwey zuſammen geſetzte. In den zuſammengeſetzten Gedanken wird entweder geurtheilet, oder nicht. Die zuſammengeſetzten Worte enthalten demnach entweder ein Urtheil, oder keines. Z. E. die beyden letzten Wörter, die ietzo angeführet worden, enthalten kein Urtheil. Hingegen dieſe enthalten ein Urtheil: der Menſch iſt vernünftig. Die zuſammengeſetzten Worte, in welchen kein Urtheil enthalten iſt, führen den Nahmen der Redensarten. Hingegen die zuſammen geſetzten, wodurch ein Urtheil entdeckt wird, heiſſen Sätze.

§. 126. Ein Satz kan ſo wohl aus klaren als aus dunkeln Worten beſtehen. Iſt jenes, ſo iſt er klar; iſt dieſes ſo iſt er dunckel.

§. 127. Wenn man urtheilet, ſo werden entweder etliche Gedanken miteinander verknüpft, oder von einander getrennet. Die Verknüpfung kan auf verſchiedene Weiſe geſchehen. Entweder man bringt Gedanken zuſammen, wodurch Dinge vorgeſtellet werden, die an und vor ſich eine natürliche Verbindung miteinander haben: oder Gedanken, wodurch Dinge angedeutet werden, zwiſchen welchen an und vor ſich keine dergleichen natürliche Verbindung iſt, aber in derer Verknüpfung dennoch auf eine gezielet wird. Die Dinge haben eine natürliche Verbindung mit einander, wenn dasjenige, was vor dem andern gedacht wird, was ſich in dem Weſen deſſelben gründet. Z. E. GOtt und die Ewigkeit ſind zwey Dinge, die eine natürliche Verknüpfung mit einander haben. Denn die Ewigkeit gründet ſich in dem Weſen GOttes. Zwiſchen denjenigen Dingen iſt alſo keine natürliche Verbindung, wenn das, was vor dem andern gedacht wird, ſich nicht in dem Weſen deſſelben gründet. Z. E. GOtt und ſehen haben keine natürliche Verbindung. Denn das ſehen gründet ſich nicht in dem Weſen GOttes. Wenn ich demnach denke: GOtt iſt ewig; ſo iſt die Verbindung meiner Gedanken natürlich. Denke ich aber: GOtt ſiehet; ſo iſt unter dieſer Verbindung bloß eine natürliche verborgen. Denn ich will ſoviel ſagen: GOtt weis dasjenige, was ein Menſch durch ſein Geſicht erkennet. Man druckt demnach entweder Gedanken aus, zwiſchen welchen eine natürliche Verbindung iſt; oder ſolche Gedanken, zwiſchen welchen bloß keine natürliche Verbindung verborgen iſt.

Jener mag der eigentliche, dieſer der uneigentliche Ausdruck heißen. Alſo wenn ich ſage: GOtt iſt ein Weſen, welchem alle Menſchen und ihre geſammten Thaten bekannt ſind; ſo iſt mein Ausdruck ein eigentlicher Ausdruck. Spreche ich aber: GOTT ſchauet vom Himmel, und ſiehet alle Menſchen Kinder, von ſeinem feſten Throne ſiehet er auf alle, die auf Erden wohnen, und merket auf alle ihr Werke; ſo iſt der Ausdruck ein uneigentlicher Ausdruck.

§. 128. Der uneigentliche Ausdruck iſt ein Ausdruck einer unnatürlichen Verbindung der Gedanken, (§. 127.) dieſe Verbindung kan ſehr verſchieden ſeyn. Man kan Dinge in ſeinen Gedanken zuſammen bringen, derer Verbindung ſehr leicht wahrzunehmen iſt. Aber man kan auch Dinge verknüpfen, derer Verknüpfung nicht ohne groſſe Mühe kan eingeſehen werden. Dergeſtalt zergliedert ſich der uneigentliche Ausdruck in zwo Arten. Entweder er drückt unnatürliche Verbindungen der Gedanken aus, auf derer natürliche Verbindung man leicht kommen kan: oder unnatürliche Verbindungen ſolcher Gedanken, derer natürliche Verbindung mit vieler Arbeit muß geſucht werden, ob man gleich die Sprache wohl verſteht. In dem erſten Falle mag er den Nahmen des uneigentlichen behalten: in dem andern aber ſoll er die Benennung des wiederſinniſchen Ausdrucks führen. Exempel von dieſer letztern Art geben folgende Sätze ab: Witz und Alberkeit haben einerley Lebensfeder. Kein ſchädlicher Orcan verſchlage durch den Sturmwind einigen Unmuths die Seegel ihrer Begierden aus der geraden Straße, welche nach dem Hafen der Glückſeeligkeit gehet. Man tritt der Göttlichen Vorſehung in die Speichen. Das

Rad des Verhängniſſes hat ihn empor gehoben. Die Göttliche Barmherzigkeit verbirget unter den bittern Schalen eines ſcheinbaren Elends den ſüßeſten Kern unſrer Wohlfahrt.

§. 129. Man ſiehet aus der Erklärung des uneigentlichen Ausdrucks, daß er Dunkelheit in ſich hat. Denn dem dunklen Ausdrucke fehlen die Merkmale, wodurch man vermögend iſt, die ausgedrückten Sachen zu erkennen und voneinander zu unterſcheiden (§. 119.) In dem uneigentlichen Ausdrucke fehlet dieſes gleichfalls, denn er ſtellt Gedancken von Sachen vor, zwiſchen welchen bloß eine natürliche Verknüpfung verborgen iſt (§. 127.) Je tiefer demnach die natürliche Verbindung verborgen iſt, ie dunkler iſt auch der uneigentliche Ausdruck. Und demnach hat der wiederſinniſche Ausdruck die gröſſ[illegible] Dunkelheit.

§. 130. Der uneigentliche Ausdruck iſt demnach allemal dunkel. Allein man kan den Satz nicht umkehren, daß der dunkle Ausdruck allemal uneigentlich ſey. Die Weltweiſen und die Meiſter der Mathematik pflegen ihre Gedanken mit den eigentlichſten Worten vorzuſtellen, und gleichwol hat auch derjenige, der in ihren Sachen geübt iſt, vieles Nachdenken vonnöthen, wenn er ihre Wahrheiten einſehen ſoll. Alſo kan auch der eigentliche Ausdruck zuweilen dunkel ſeyn.

§. 131. Der uneigentliche Ausdruck iſt ein Ausdruck der Gedancken, in welchem bloß eine natürliche Verbindung verborgen ſteckt. (§. 127.) In dergleichen Ausdrucke beſtehet das Weſen der Troporum. Ein Tropus iſt demnach ſo viel als ein uneigentlicher Ausdruck.

§. 132. Dasjenige, was in dem uneigentlichen Ausdrucke verborgen liegt, iſt entweder das Gegentheil von dem, was er ausdruckt, oder nicht. Iſt das letztere, ſo kömmt es entweder auf eine Aehnlichkeit der Dinge an, oder auf eine Verwechſelung ſolcher Sachen, von denen ſich eine auf die andere beziehet. Und demnach ſind drey Arten des uneigentlichen Ausdrucks. Zum erſten der uneigentliche Ausdruck des Gegentheils (Ironia.) Z. E. wenn man von einem Faulen ſagt: der Menſch iſt ſehr fleißig. Zum andern der uneigentliche Ausdruck der Aehnlichkeit (Metaphora.) Z. E. Chriſtus ſpricht von ſeinen Jüngern: Ihr ſeyd das Salz der Erden. Zum dritten der uneigentliche Ausdruck der Verwechſelung. Dieſen haben die alten in zwo Arten vertheilet. Die eine heiſt Metonymia, die andre Synecdoche. In der Metonymie wird bald die Urſache mit der Wirkung, bald die Wirkung mit der Urſache, bald das Subjectum mit dem Adjuncto, bald das Adjunctum mit dem Subjecto verwechſelt. In der Synecdoche aber verwechſelt man bald das Geſchlecht mit der Art, bald die Art mit dem Geſchlechte, bald das Ganze mit dem Theile, bald das Theil mit dem Ganzen. Exempel findet man davon in allen Rhetoriken.

Das 6. Capitel

Von der Sprache in Abſicht auf den mündlichen Ausdruck.

§. 133.

Der mündliche Ausdruck beſtehet in Thönen der Zunge, welchem die menſchliche Willkühre Bedeutungen gewiſſer Gedanken beygelegt, in ſo fern ſolche von der Zunge wirklich hervorgebracht werden. Dergleichen Töne befinden ſich entweder in Geſellſchaft anderer, oder nicht. Beym mündlichen Ausdrucke ſiehet man demnach entweder auf die Verknüpfung der bedeutenden Töne, oder auf einen jeden ins beſondere.

§. 134. Ein bedeutender Ton ins beſondere mag ein einzelner bedeutender Ton heißen. Mancher einzelner Ton läſt ſich in andre zergliedern: manche laſſen ſich nicht zergliedern. Was ſich zergliedern läßt, heiſt zuſammengeſetzt; Und was ſich nicht zergliedern läßt, heiſt einfach. Die einzelnen bedeutenden Töne laſſen ſich demnach in einfache, und zuſammengeſetzte vertheilen. Z. E. Tugend, Großmuth.

§. 135. Ein einfacher Ton iſt entweder ganz einfach, oder annoch aus Tönen zuſammengeſetzt, die aber an und vor ſich keinen Gedanken vorſtellen. Die Töne, ſo an und vor ſich keinen Gedanken vorſtellen, aber durch Zuſammenſetzung mit andern ein Wort ausmachen, heißen Sylben. Die einfachen bedeutenden Töne ſind demnach entweder einſylbigte oder vielſylbigte. Z. E. Schrift, GOtt, Welt: ſchriftlich, göttlich, weltlich, allmächtig.

§. 136. Eine Sylbe iſt ein Ton, der an und vor ſich keinen Gedanken ausdrückt, aber ſolches in Geſellſchaft andrer thun kan (§. 135). Ein ſolcher läſt ſich entweder in mehrere zerfällen, oder er läſt ſich nicht zerfällen. Ein Ton, der ſich nicht weiter in andere zerfällen läſt, heiſt ein ſelbſtlautender Ton. Den ſelbſtlautenden Tönen werden die mitlautenden entgegen geſetzt. Und dieſe beyderley Töne ſind entweder mit andern gemiſcht oder ungemiſcht. Alſo beſtehen die

Sylben entweder aus ſelbſtlautenden Tönen allein, oder ſind aus ſelbſtlautenden und mitlautenden gemiſcht. Jene mögen gleichartige, dieſe ungleichartige Sylben heißen. Z. E. in Aber iſt die erſte Sylbe gleichartig, die andere ungleichartig.

§. 137. Die gleichartigen Sylben faſſen entweder bloß einen, oder mehrere ſelbſtlautende Töne in ſich. Die gleichartigen Sylben ſind demnach entweder einfache oder zuſammengeſetzte. Z. E. Eyer, eben. Die erſte im erſten Worte iſt zuſammengeſetzt, im andern aber einfach.

§. 138. Ein mitlautender Ton erfodert zur Ausſprache entweder ins beſondere die Lippen, oder die Zähne, oder den Gaumen, oder die Zunge. Mitlautende Töne werden zu ungleichartigen Sylben erfodert (§. 136). Ungleichartige Sylben beſtehen demnach aus mitlautenden Tönen, die entweder ins beſondere von den Lippen, oder den Zähnen, oder dem Gaumen, oder der Zunge verurſachet werden. Alſo ſind z. E. M. P. Lippentöne; R. S. Zahntöne; G. K. Gaumentöne; D. L. Zungentöne.

§. 139. Und dieſe Arten können wiederum auf verſchiedene Weiſe untereinander ſelbſt verknüpft werden. Z. E. Gaumen- und Zahntöne: Graben. Gaumen- und Zungentöne: Klappen. Lippen- und Zahntöne: Brechen. Lippen- nnd Zungentöne: Plagen. Zungen- und Zahntöne: Schlagen. Zahn- und Gaumenthöne: Skeidiß. Zahn- und Zungenthöne: Stoßen.

§. 140. Eine ungleichartige Sylbe iſt aus ſelbſt und mitlautenden Tönen gemiſcht (§. 136). In einer Miſchung zweyer verſchiedene Dinge iſt auf beyden Theilen entweder eine Gleichheit oder Ungleichheit. Alſo ungleichartige

artige Sylben faſſen in ihrer Zuſammenſetzung, was dieſelbſt und mitlautenden Töne betrifft, entweder eine Gleichheit oder Ungleichheit in ſich. Z. E. Alle: Allein. Dort iſt Gleichheit: Hier iſt Ungleichheit.

§. 141. Ein ſelbſtlautender Ton kan ſich von andern ſelbſtlautenden Tönen dadurch unterſcheiden, daß er entweder mehr oder weniger Zeit als andere zur Ausſprache erfodert. Jener heiſt ein langer, dieſer ein kurzer Ton. Alſo ſind die gleichartigen Sylben entweder lange oder kurze.

§. 142. Eben dieſe Eintheilung findet auch in den ungleichartigen Sylben ſtatt. Denn ſie ſind entweder aus langen oder kurzen ſelbſtlautenden Tönen gemiſcht. Ja es kan auch geſchehen, daß ein kurzer ſelbſtlautender Ton durch die Begleitung etlicher mitlautender Töne die Eigenſchaft eines langen bekömmt, wie man ſolches in der Lateiniſchen Sprache findet. Und demnach können die ungleichartigen Sylben auf zweyerley Weiſe lang ſeyn.

§. 143. Ein Ton iſt eine Bewegung, wodurch im Ohre eine Veränderung verurſachet wird. Die Veränderungen im Ohre ſind entweder angenehme oder unangenehme. Die Töne können demnach in angenehme und unangenehme. Das iſt wohllautende und übellautende eingetheilet werden.

§. 144. Wohllautende Töne verurſachen angenehme Veränderungen im Ohre (§. 143). Was eine angenehme Veränderung verurſachen ſoll, darinnen muß ſich die richtig urtheilende Seele was vollkommenes vorſtellen (§. 13). Wenn demnach ein Ton wohllautend ſeyn ſoll, ſo muß er im Gehöre eine Veränderung verurſachen, in welchen ſich eine richtig urtheilende Seele was vollkommenes vorſtellt.

§. 145. Die Vollkommenheit iſt eine Übereinſtimmung des Mannigfaltigen (§. 10). Ein wohllautender Ton muß demnach im Gehöre eine Veränderung verurſachen, in welcher die Seele eine Zuſammenſtimmung des Mannigfaltigen antrifft.

§. 146. Wenn demnach Töne wohllautend ſeyn ſollen, ſo müſſen entweder gleichartige oder ungleichartige Sylben zuſammenkommen. Jene ſind ſelbſtlautende dieſe aus ſelbſt und mitlautenden gemiſcht (§. 136). Die ſelbſtlautende ſind alſo Dinge von einer Art: die mitlautenden hingegen Dinge verſchiedner Arten. Unter Dingen von einer Art iſt eine gröſſere Zuſammenſtimmung, als unter Dingen von verſchiednen Arten. Gleichartige Sylben haben demnach mehr Zuſammenſtimmung, als ungleichartige. Dergeſtalt iſt klar, daß ſich der Wohlklang der Töne in der Gleichartigkeit der Sylben gründet, und diejenigen Sylben dem Gehöre am angenehmſten ſind, welche dieſe Gleichartigkeit im gröſten Maaße haben.

§. 147. Dieſe Gedanken bringen uns alſo zu einem deutlichen Begriffe, was die Sprachgelehrten durch den Numerum wollen verſtanden haben. Der Numerus iſt nichts anders als der Wohlklang, welcher durch die Verknüpfung der Töne erwächſt. Der Wohlklang gründet ſich in der Gleichartigkeit der Sylben (§. 146). Je gröſſer demnach die Gleichartigkeit der Sylben in ihrer Verknüpfung iſt, je beſſer und vollkommener iſt auch der Numerus.

§. 148. Was wohllautenden Tönen eigen iſt, kan übellautenden unmöglich zukommen. Übellautende Töne verurſachen demnach in dem Gehöre Veränderungen, in welchen eine Unvollkommenheit ſteckt, und keine

Zuſammenſtimmung des Mannigfaltigen enthalten iſt (§. 144. 145).

§. 149. Wer demnach zeigen will, daß eine gewiſſe Verbindung von Tönen keinen Numerum hat, der muß ſolches aus ihrer Ungleichartigkeit erweiſen.

Das 7 Capitel.

Von der Sprache in Abſicht des ſchriftlichen Ausdrucks.

§. 150.

Der ſchriftliche Ausdruck iſt ein Ausdruck der Gedanken durch figürliche Zeichen. Und der mündliche ein Ausdruck der Gedanken durch Töne, inſofern ſolche wirklich ausgeſprochen werden (§. 77). Was demnach der mündliche durch Töne verrichtet, das leiſtet der ſchriftliche durch figürliche Zeichen.

§. 151. Die figürlichen Zeichen drücken ein Wort entweder nach allen ſeinen Theilen aus, oder zeigen ſolches nur überhaupt an. Jene heiſſen Buchſtaben, dieſe ſchlechtweg Zeichen.

§. 152. Die letztern Zeichen, welche die Wörter nur überhaupt andeuten, ſind wieder zweyerley. Denn das Wort drückt entweder eine Zahl aus, oder eine Sache. Diejenigen Zeichen, wodurch eine Zahl vorgeſtellet wird, heißen Ziffern. Diejenigen aber, die eine Sache vorſtellen, wollen wir Zeichen der Kunſt nennen.

§. 153. Figürliche Zeichen ſind abgemeſſene Größen. Eine Größe iſt eine Menge von Theilen. Abgemeßne Dinge enthalten etwas beſtimmtes. Eine abgemeßne Größe iſt demnach eine beſtimmte Menge von Theilen. Figürliche Zeichen begreifen alſo eine Menge von Theilen in ſich.

§. 154. Figürliche Zeichen ſind in die Länge, Breite und Dicke ausgedehnt. Was in die Länge, Breite und Dicke ausgedehnet iſt, erfüllet einen Raum. Figürliche Zeichen erfüllen demnach einen Raum.

§. 155. Der Raum iſt eine Ordnung der Dinge. die zugleich ſind. Die Dinge, die man in einem figürlichen Zeichen antrifft, ſind deſſelben Theile. Ein jedes figürliches Zeichen hat demnach in ſeinen Theilen eine Ordnung.

§. 156. Unter den Theilen, die eine Ordnung mit einander machen, hat ein jedes ſeinen beſondern Ort. Die Theile der figürlichen Zeichen haben demnach alle ihre beſondere Oerter.

§. 157. Alle Buchſtaben, Ziffern und Kunſtzeichen ſind figürliche Zeichen (§. 151. 152). Figürliche Zeichen ſind abgemeßne Größen, haben ihre beſtimmte Menge von Theilen in ſich, erfüllen einen Raum, haben in ihren Theilen eine Ordnung, und jeder Theil von ihnen hat ſeinen beſondern Ort (§. 153-156). Alle Buchſtaben, Ziffern und Kunſtzeichen ſind demnach abgemeßne Größen, haben ihre beſtimmte Menge von Theilen in ſich, erfüllen einen Raum, haben in ihren Theilen Ordnung, und jeder von denſelben hat ſeinen beſondern Ort.

§. 158. Weil dieſe drey Arten des ſchriftlichen Ausdrucks insgeſamt Wörter andeuten; ſo kan man ſie auch alle drey mit einander verwechſeln.

§. 149. Ziffern und Kunſtzeichen ſtellen ein Wort überhaupt vor: die Buchſtaben aber nach allen ſeinen Theilen (§. 152. 151). Der ſchriftliche Ausdruck durch Ziffern und Kunſtzeichen iſt demnach kürzer, als der ſchriftliche Ausdruck durch Buchſtaben.

§. 160. Zwar braucht man in der Algebra der Kürze halbe Buchſtaben ſtatt der Ziffern: und mein Ausſpruch ſcheint demnach der Allgemeinheit zu ermangeln. Allein der Einwurf fällt hin, wenn man bedenkt, daß die algebraiſchen Buchſtaben nichts anders als Kunſtzeichen ſind, wodurch die Größen nach ihrer höchſten Allgemeinheit vorgeſtellet werden.

§. 161. Man kan die Buchſtaben, Ziffern und Kunſtzeichen auf zweyerley Art betrachten: entweder in ſo fern ſie Zeichen ſind, welche die Stelle der redenden Zunge vertreten; oder in ſo fern ſie figürliche Zeichen ſind, welche durch die Hand des Künſtlers gebildet werden. Bey dem erſten unterſucht man die Regeln der Rechtſchreibung; bey dem andern die Regeln der Schönſchreiberey.

§. 162. In ſo fern die Buchſtab[illegible] Ziffern und Kunſtzeichen recht geſchrieben werden, ſo vertreten ſie die Stellen der Töne der redenden Zunge (§. 161). Die Rechtſchreibung iſt demnach ein Ausdruck von Buchſtaben, Ziffern und Kunſtzeichen, wodurch die Töne, die man im Reden nöthig hat, bedeutet werden.

§. 163. Nunmehr ſollten im andern Theile die Schönheiten der Sprachen ſelbſt abgehandelt werden. Damit aber das Nachdenken des geneigten Leſers einige Abwechſelung habe: ſo wollen wir dieſen andern Theil bis ans Ende der gegenwärtigen Sammlung verſparen; und inzwiſchen andere Schriften einrücken.

* * *

Schreiben
An Seine Königliche Majeſtät
und Churfürſtl. Durchlaucht.
Herrn Friedrich Auguſt,
König in Pohlen und Churfürſten
zu Sachſen ꝛc. ꝛc. ꝛc.
im Jahr 1729. des M. Sept. abgelaſſen,
von
Johann Christoph Gottſched, P. P.

VIRGIL.
O mihi tam longae maneat pars vltima vitae
Spiritus, & quantum ſat erit tua dicere facta!
Non me carminibus vincet nec Thracius Orpheus,
Nec Linus.

Mein König, da Du hier Dein Sachſenland regierſt,
Und dort Sarmatien mit guten Sitten zierſt,
Und mit Geſetzen lenkſt: So darf man wohl mit Reimen,
Dir keinen Augenblick von Deiner Zeit verſäumen.

Allein wer hemmt den Trieb der Ehrfurcht und der Pflicht?
Die frohe Muſe denkt an Deine Stunden nicht,
Sie dringt ſich vor den Thron, und wünſcht, zu Deinen Füſſen,
Des Purpurs tiefſten Saum nun abermahl zu küſſen.
Ja, Herr, zum zweytenmahl erſchallt mein Seytenſpiel,
Denn neulich nur ergriff Dein treuſter Knecht den Kiel,

Als wir vor Deinen Zug zum Reiche der Sarmaten,
Mit aufgehabner Hand und heißen Thränen baten.
Mein Wünſchen iſt erfüllt. Das hat der HERR gethan!
Nun blick ich abermahl nach Deiner Heldenbahn,
Wo Du mit Roms Auguſt, an Weisheit, Huld und Güte,
Um Rang und Vorzug kämpfſt. Mein ſchüchternes Gemüthe
Erkühnt ſich ſonſten zwar nicht leicht ein hohes Lied,
Und ſchweigt, aus Furchtſamkeit, ſo bald es Kronen ſieht:
Jtzt fordert Schuld und Recht, den blöden Mund zu zwingen,
Und Deine Wiederkunft, mein König, zu beſingen.

Seit dem Dein Sachſen mich als ſeinen Bürger nährt,
Hat ſich der Sterne Kreis faſt ſechsmahl umgekehrt;
Und in der ganzen Friſt hab ich erſtaunt geſehen,
Wie manches Wunder, Herr, durch Deinen Arm geſchehen.
Bald ſah ich Deinen Hof, bald Land und Volk zugleich;
Und alles, was ich ſah, war auch an Wohlfahrt reich,
Wie Du an Gnade biſt. Auch dieſen Sitz der Muſen,
Trägſt Du, Beglückter Held, recht väterlich im Buſen.
Du liebſt die Wiſſenſchaft, und förderſt ihren Lauf,
Dein ſanftes Regiment hilft allen Künſten auf,
Und ob die Rechte gleich das Schwerdt zuweilen zückte,
Durch Feind und Aufruhr drang und alles unterdrückte:
So blieb doch allezeit Dein Königlicher Sitz
Ein Aufenthalt der Kunſt. Hier ſieht man, was der Witz
Vor Wunder ausgedacht. Hier ſieht man Seltenheiten,
Die Pracht von Jndien und Japans Koſtbarkeiten.
Kein Meiſter geht betrübt von Deinem Angeſicht,
Und da die ganze Welt von Deiner Weisheit ſpricht,
Und Deinen Zepter rühmt: So ſeufzt der Kreis der Erden:
O möchte doch Auguſt auch unſer König werden!

Das iſt es, hab ich ſchon ſehr oft bey mir gedacht,
Was Dich, O weiſes Haupt! ſo wunderwürdig macht,
Wenn ein ererbtes Land ſich ſeines Fürſten freuet,
Und Weyhrauch ohne Zahl auf ſeinen Altar ſtreuet;
Und wenn Dein Unterthan, den Sachſen aufgeſäugt,
Sich ehrerbietungsvoll vor Deinem Throne beugt,

Dein hohes Weſen ehrt und Deine Gnade preiſet,
Dadurch Dein Vaterſinn ſich täglich mehr erweiſet:
So kan es in der That nichts ſonderbares ſeyn.
Warum? das prägt die Pflicht gebohrnen Bürgern ein;
Die Billigkeit verlangt den Zoll von ſolchen Trieben,
Natur und Recht befiehlt, ſein Landeshaupt zu lieben.
Weit höher ſteigt Dein Ruhm, mein König und mein Held,
Viel klärer wird Dein Werth der Nachwelt dargeſtellt,
Wenn fremde Völker gar den ungezwungnen Rücken,
Vor Deiner Majeſtät mit freyer Ehrfurcht bücken.

Europa nahm dieß wahr, als der Sarmater Land
Dir, gütigſter Auguſt, den Zepter in die Hand,
Auf Dein erlauchtes Haupt das Kronengold gegeben.
Nichts, Herr, nichts konnte Dich ſo ungemein erheben,
Als dieſes Volkes Wahl. Da ward es ſonnenklar,
Wie mächtig Dein Verdienſt in fremden Seelen war;
In Seelen, die Dein Land nicht unterthan gebohren:
In Seelen, die Dir nie Gehorſam zugeſchworen;
Die Dein Verdienſt allein, das ihre Bruſt durchdrang,
Weit rühmlicher, als Macht und Tapferkeit bezwang.
Wo hat wohl Frankreichs Heer durch ſo viel ſchwere Züge,
Gewalt und Stahl und Glut und ungerechte Kriege,
Womit ſein Ludewig der Herrſchſucht Trieb gedämpft,
Soviel als Du, o Herr, durch Gütigkeit erkämpft?
So gar das Inſelreich der hochberühmten Britten,
Ward mehr durch Wilhelms Recht als ſonſt wodurch erſtritten.
Du, Herr, ererbſt kein Reich; Du kämpfſt um keinen Thron:
Und da Du nichts verlangſt, erwehlt Dich Pohlen ſchon,
Und krönt Dein weiſes Haupt. Von Königen entſpringen,
Und ſeiner Kronen Gold durch Wuth und Blut erzwingen,
Iſt theils des Glückes Werk, und theils der Tapferkeit.
Doch wem der Völker Wahl von ſelbſt den Zepter beut,
Der überführt die Welt durch ungeſchwächte Proben,
Daß bloß die Würdigkeit ihn auf den Thron erhoben.

Mein König, dieſes iſt zwar längſt an Dir geſchehn:
Allein wer kan Dich wohl noch dieſe Stunde ſehn,

Wer kan den freyen Blick nach Deinem Hofe lenken,
Und doch nicht an den Tag, der Dich erhöht, gedenken?
Ein jeder, der Dich ſieht, erblickt den Wahltag noch,
Erblickt ein edles Volk, ſo ſich Dein ſanftes Joch,
Mit freudiger Begier, auf ſeine Schultern rücket,
Und für Dein Wohlergehn viel tauſend Säbel zücket.
Man ſieht die Weichſel noch vor Hochmuth aufgeſchwellt,
Weil Sachſens Herkules, das Wunder unſrer Welt,
Sich willig finden läßt, ihr Ufer zu bewohnen.
Komm! rufft ſie, komm Auguſt, und decke Dich mit Kronen.
Gantz Pohlen wartet Dein. Der Städte Königin,
Mein Warſchau, ſtrafet mich, daß ich ſo träge bin,
Daß ich nicht meinen Strom nach ſeinem Wunſch bequemen,
Daß ich nicht meinen Lauf nach Sachſens Hauptſtadt nehmen,
Und Dich auf meiner Fluth, o theureſter Auguſt!
Nicht ſchleunig liefern kan. Ich thät es voller Luſt;
Doch die Natur befiehlt die alte Bahn zu fließen,
In Preußens Gränzen Thorn und Danzig zu begrüßen,
Wo mich der Belt verſchlingt. Hier meld ich, Groſſer Fürſt,
Daß du Sarmatiens erwehlter König wirſt:
Ja dörfte ſich mein Strom ins weite Weltmeer wagen,
Ich wollte Deinen Ruhm zu fernen Mohren tragen.

Doch, Herr, was ſchreib ich viel von längſtverfloßner Zeit?
Es zeugt ja jeder Tag von Deiner Trefflichkeit.
Hat nicht auch dieſes Jahr ein Zeugniß abgeleget,
Wie weislich Deine Fauſt der Pohlen Zepter träget?
Macht uns Dein Grodno nicht mit vieler Luſt bekannt,
Wie Deine Sorgfalt ſich nur jüngſt alda befand?
Wie eifrig Du geſucht den Zwieſpalt beyzulegen?
Fürwar, ein freyes Volck durch Güte zu bewegen,
Iſt mehr, als mit Gewalt der Frechheit wiederſtehn,
Und mit bewehrter Fauſt dem Trotz entgegen gehn,
Den keine Macht umzäunt. Auch Sachſen hört das Knallen
Des donnernden Metalls mit tauſend Freuden ſchallen,
Weil ſelbſt der Glocken Erzt, das ſonſt ſo traurig klingt,
Nach Deiner Wiederkunft nur Jubellieder ſingt:

Denn Knall und Schlag entdeckt: Der Friede ſey geſchloſſen!
O Held, was haben wir durch Deinen Schutz genoſſen!
Was hoffen wir noch itzt, da Du, o Friedensfürſt,
Von neuem Schwedens Freund, des Landes Vater wirſt,
Den Norden ruhig machſt. Zwar Pohlen weiß von Helden,
Und läßt uns ihren Ruhm in den Geſchichten melden:
Doch nennt es noch kein Haupt, ſo Dir in allem gleicht.
Auch andre haben zwar der Wünſche Ziel erreicht,
Des Reiches Glück gebaut, der Völker Wohl gemehret,
Der Tugend Recht geſchafft, der Bosheit Macht geſtöret.
Allein, daß je ein Held nicht dieſes nur erfüllt;
Nein, auch zu gleicher Zeit der Sachſen Wunſch geſtillt,
Der Deutſchen Fürſten Preis, des Reiches Schmuck geweſen;
Das, Herr, das wird man nur von Deinen Zeiten leſen.

So kehre denn, o Held, nach Sachſenland zurück;
Denn bloß von Dir entſpringt der Unterthanen Glück.
Dein Dreßden will nicht nur die Reſidenzſtadt heißen,
Sie will es wirklich ſeyn. Das eifervolle Meißen
Beneidet Schleſien, woſelbſt Dein Antlitz ſich
Zuerſt in Deutſchland zeigt. Die Laußnitz grüſſet Dich
In Unterthänigkeit. Die Elbe bleibt faſt ſtehen,
Und will mit ſchwangrer Fluth nicht ehr aus Sachſen gehen,
Bevor ſie Dich geſehn. Wie jauchzet Stadt und Land!
Der Adel freuet ſich, wie der Soldatenſtand,
Der frohe Bürger beugt mit Freudigkeit den Rücken,
Der Pöbel ſelbſt iſt froh, ſich Herr, vor Dir zu bücken.

Beglücktes Sachſenland, dein Vater ſtellt ſich ein!
O könnte dieſer Tag gedoppelt heiter ſeyn!
Die längſtverlangte Poſt erſchallt in Deinen Landen,
Und Echo rufft es nach: Der König iſt verhanden!
Die Tage wurden uns bishero Monden lang,
Itzt kehrt ſich unſer Gram in einen Luſtgeſang.
Die Völker ſeufzeten, o König, vor Dein Leben,
Der Himmel merkte drauf und hat Dir Kraft gegeben.
Drum ſieht man alles Volk, die Wohlthat zu erhöhn,
Mit Jauchzen, Dank und Luſt um GOttes Altar ſtehn.

Dein Erbprinz, der Dich ſelbſt durch ſeinen Wunſch erbeten,
Kan itzo Dir, o Held, vergnügt entgegen treten.
Sein theureſtes Gemahl bewillkommt Dich erfreut,
Die jungen Enkel ſelbſt ſind voller Zärtlichkeit,
Und eilen voller Luſt dem Großpapa entgegen,
Den erſten Glückwunſch Dir mit Lallen abzulegen.

O König, wallt Dir nicht Dein väterliches Herz?
Ich weiß Dein frommer Blick erhebt ſich Himmelwerts,
Du ſeufzeſt ſelbſt zu GOtt vor Deines Hauſes Glücke!
Wir alle ſeufzen mit: O ewiges Geſchicke!
Laß Sachſens Rautenkranz in ſtetem Flore ſtehn,
Und unſers Helden Stamm nicht ehr zu Grunde gehn,
Bis Erd und Himmel wird ins alte Nichts zerfallen.
Herr, könnte nur mein Lied nach meinem Wunſche ſchallen,
Und klänge dieſer Reim ſo prächtig als Dein Ruhm;
So wehlte ſich mein Rohr Dein Lob zum Eigenthum.
Ich wollte ſonſt von nichts, als Deiner Größe ſingen,
Und Deines Nahmens Preis der ſpäten Nachwelt bringen.
Die Muſen insgeſamt, die an der Pleiße ſind,
Die würden noch dadurch mit Eiferſucht entzündt,
Und ſich mit Ernſt bemühn, Dich, Herr, weit mehr zu loben,
Als eines Fremden Kiel Dich durch dieß Blat erhoben.

Wiewohl da meine Kunſt nicht Deiner Hoheit gleicht,
Und meine Feder nicht an Deine Schwerdter reicht;
So brech ich zeitig ab, und laſſe nichts erſchallen,
Bis mich Dein Wink gelehrt, ob dieſes Dir gefallen.

Lob- und Trauer-Rede
auf Ihro Maj.
die im Jahr 1727. den 5. Sept. verſtorbene
Königin in Pohlen und Churfürſtin
zu Sachſen
Chriſtine Eberhardine,
In der Acgdemiſchen Kirche zu Leipzig
gehalten von
Hans Carl von Kirchbach.
Des Königl. und Churfl. Oberberggerichts zu Freyberg Aſſeſſorn.

Höchſtſchmerzlicher Anblick! unglückſeelige Verwandelung! Wo Sie, **Durchlauchtigſte Fürſten, Gnädigſte Herren**, und allerſeits, nach **Stand** und **Würden, Hochzuehrende Anweſende**, vor wenigen Monathen, die erſinnlichſten Freudenbezeugungen und öffentlichen Erklärungen allgemeiner Luſt vernahmen; wo eine fröliche Dankbegierde in ſo vielen Seelen flammete; wo die Herzen zu Altären wurden, auf welchen man dem allgewaltigen Erhalter unſers **allertheureſten Landes-Vaters**, bey andächtigem Frolocken räucherte; wo das glückwünſchende Jauchzen froher Lieder, das aufgeheiterte Geſichte vergnügter Zuhörer, und die lebhafte Auszierung dieſes Ortes, dem Redner einen herzhaften

Muth zuſprachen: Da ereignen ſich nunmehro öffentliche Zeugniſſe allgemeiner Betrübniß; da zerſlieſſen die Herzen der niedergeſchlagenen Unterthanen in wehmuthsvollen Thränen; da ſetzt der Trauerton ſeufzender Klagen, die zur Erde gerichteten Augen aller Zuhörer, und dieß mit trauriger und gleichſam von dem Schatten des Todes entlehnter Dunkelheit bedeckte Gerüſte, mein Gemüthe in ein bebendes Erſtaunen.

Beſtürztes Sachſen! ſo dringet die Traurigkeit wieder in dein Innerſtes, die dich doch kaum einen kleinen Augenblick verlaſſen hatte. Schicke dich wieder in das Klagen, da du deines Vergnügens kaum froh worden biſt. Und ſo ſehr du dich über die ängſtlich erſeufzete Geneſung deines unſchätzbaren Auguſts, ohnlängſt erfreuet, ſo ſehr beklage nunmehro den allerkoſtbarſten Verluſt der Krone deines Hauptes, der Allerdurchlauchtigſten und Großmächtigſten Fürſtin und Frauen, Frauen Chriſtianen Eberhardinen, Königin in Polen, Groß-Herzogin in Litthauen, Reuſſen, Preuſſen, Maſovien, Samogitien, Kyovien, Volhinien, Podolien, Podlachien, Liefland, Smolensko, Severien und Czſchernichovien, Churfürſtin und Herzogin zu Sachſen, Jülich, Cleve, Berg, Engern und Weſtphalen, gebohrner Marggräfin zu Brandenburg, in Preuſſen Herzogin, Landgräfin in Thüringen, Marggräfin zu Meiſſen, auch Ober- und Nieder-Lauſitz, Burggräfin zu Magdeburg, Gefürſteten Gräfin zu Henneberg, Gräfin zu der Mark, Ravensberg und Barby, Frauen zum Ravenſtein, ꝛc. ꝛc. ꝛc. Deiner allergnädigſten Königin, Churfürſtin und Frauen.

Hier braucht meine Rede die wenigſte Kunſt, und die Beſchaffenheit der Sache bedarf keiner geſuchten Vergrößerung, die Thränen zu häuſen, mit welchen das, in tiefem Leide gehende Vaterland die Königliche Leiche benetzet. Zwar führen alle diejenigen unglücklichen Begebenheiten für andern einen durchdringenden Schmerz mit ſich, welche die menſchliche Vorſichtigkeit übereilen, der Klugheit nicht erlauben, ſelbigen durch weislich erwehlte Mittel vorzubauen, und die Herzen ganz unbereitet anfallen; als welche ſonſt, wenn ſie ein Übel voraus ſehen, ſelbſt durch die Furcht vor demſelben abgehärtet werden.

Ein Donnerſchlag der bey heitrer Luft, über unſerm Haupte raſſelt, rühret uns allezeit weit heftiger, als wenn wir ſehen, daß ſich der Himmel nach und nach ſchwärzet, und die aufgethürmten Wolken ſich zu dem künftigen Wetter vorbereiten. Hier aber erweiſet ſich die Gewalt des ſchnell hereindringenden Unglücks, in doppelter Kraft. Niemand erinnert ſich, daß er jemahls durch unverhoffte Fälle ſo gar betäubet worden; niemahls hat uns ein jählinges Schrecken ſo gar außer uns ſelbſt geſetzt; kein Schlag hat je das Land ſo gar erſchüttert, als das mit Jammer und Ach erſchallende Geſchrey: **die Königin iſt todt!** Da erſtarrten unſere Herzen; da bemühten wir uns nicht zu gläuben, was uns zu gläuben ſo ſchmerzlich war; da wollten wir erſt von Krankheit hören, ehe wir die Todespoſt annehmen ſollten; da ſahe man ſich unter einander ſtillſchweigend an. Keiner trauete ſich, den andern mit einer Nachricht zu erſchrecken, die ein jeder in ſeiner eigenen Wehmuth gerne erſticken wollte. Die Erwachſenen bejammerten, was ſie verlohren, und un-

unmündige Kinder beklagten die verſchwundene Hoffnung, künftig eine Königin zu ſehen, von deren Vortreflichkeit ſie ihre Väter ſo vielfältig reden gehöret.

Jedoch, vor wem mache ich dieſe Beſchreibung? Iſt auch jemand hier, der nicht ſelbſt an allem dieſem Theil gehabt? Haben wir nicht alle die höchſtſeeligſte Königin mit tiefſter Demuth und Ehrfurcht verehret? Wem unter uns iſt es nicht jederzeit entſetzlich geweſen, nur daran zu gedenken, daß Sie dem Geſetze der Sterblichkeit unterworfen ſey?

Wir haben uns insgeſammt anzuſehen, als Leute, die, wenn ſie durch ein jählinges Erdbeben aus einander getrieben und zerſtreuet worden, hernach wenn ſich der Erdboden geſetzt, wieder zuſammen kommen, und mit erſchrockenen Angeſichtern ihre umgeſtürzten Häuſer, das zerriſſene Erdreich, ihre zerſtörte Freude betrachten, und in ihrer Seele die Angſt desjenigen Augenblicks wiederholen, in welchem ſie vom Unglücke überfallen worden. Ein jeder weis für ſich ſelbſt ſein Leiden, und bedarf keines Redners, der ihm den Zuſtand ſeiner Seelen vorſtelle. Aber ein jeglicher höret gleichwohl ſeinem Mitbürger mit Aufmerkſamkeit zu, wenn er das Andenken desjenigen, was nun verlohren, gefället, verwüſtet iſt, wiederholet: Wenn er ihn erinnert, wie prächtig ſich dieſer im Staube zertrümmerte Pallaſt vormahls erheben, wie anmuthig jene Wieſen und Gründe geweſen, die nun in traurige Sümpfe verwandelt worden; wenn hier ein waſſerreicher Strom aus ſeinem vorigen Bette mit Gewalt verdrungen, dort die reinſten und annehmlichſten Qvellen verſchüttet worden, und was ein ſolches Erſchüttern der Erde ſonſt vor betrübte Veränderungen wirken mag.

Davon kan ich demnach mit meinen beſtürzten Landes-Leuten noch reden, dieß werden Sie, Durchlauchtigſte, Gnädige und Hochzuehrende Anweſende, zu hören nicht überdrüſig werden, was wir an der **höchſtſeeligſten Königin** gehabt, und, was wir durch Ihren Verluſt entbehren müſſen.

Das mit Wehmuth erfüllte Sachſen büſſet eine Königin ein, Die alle preiswürdige Eigenſchafften, und alle **Königl.** Tugenden zuſammen beſeſſen, welche, wenn ſie auch nur einzeln bey einer **Fürſtin** angetroffen werden, Dieſelbe einer allgemeinen Hochachtung würdig machen.

Die unvergleichlichen Vollkommenheiten **Ihrer allerdurchlauchtigſten Perſon**, und die ſeltnen Vorzüge **Ihres recht himmliſchen Geiſtes**, ſind auf das genaueſte verſchwiſtert geweſen, und es iſt eben ſo ſchwer auszumachen, was man an Ihr am meiſten bewundern ſolle, als ſchwer es einem, der in die Sonne ſieht, zu ſagen iſt, welcher Strahl ihn geblendet. Die Exempel verjäheter Geſchichte ſtellen uns keine rühmlichere **Fürſtin**, und vielleicht nicht einmahl Ihres gleichen für, und, wenn die Nachwelt ſich an dem Bilde der **Allerdurchlauchtigſten Chriſtianen Eberhardinen** ergötzen wird, wird es allezeit mit dem Bekenntniſſe geſchehen, ſie wiſſe nichts vollkommeners aufzuführen.

O daß ich hier von denjenigen Zügen etwas entlehnen könnte, mit welchen Tugend und Liebe dieſes Bild der **höchſtſeeligſten Königin**, in den Seelen des Großmächtigſten Auguſti und Seines theureſten Prinzen abgeſchildert! Betrübtes Vaterland! Siehe deinen **König** an, welcher ſich deinen Augen niemahls zu entziehen begehret. Dringe mit deinen Blicken, in Sein

Herze, welches Er dir niemahls verſchließet. Da ſieheſt du die Großmuth ſelbſt im Leide. Es muß ja was ungemeines ſeyn, das Seinen Heldenmuth beuget. Was iſt es aber anders, als der unvergleichliche Werth Seiner verblichenen Königin?

Richte die Augen auf denjenigen Prinzen, den du niemahls ohne Luſt, jetzo aber mit doppelter Empfindung betrachteſt: weil du gewahr wirſt, daß dich forthin nicht nur todte Farben der unſchätzbaren Fürſtin, welche du betraueſt, erinnern ſollen. Denn, des Himmels Güte gönnet dir in demſelben Ihr lebendiges Ebenbild. Jetzt ſieheſt du Ihn, nebſt Seinem groſſen Vater, voller Wehmuth, und, da ſonſt in allen Fällen das väterliche Beyſpiel des Sohnes angebohrnen und eignen Trieb zu allem, was edel iſt, noch ſtärker anflammt; ſo thut es bey dieſem Schmerze alleine nichts. Die kindliche Liebe, und das vollkommene Erkenntniß ächter Tugend, verrichten hier alles: und von dieſen Lehrmeiſtern weiß es der theureſte Prinz, was vor eine höchſtpreiswürdige Mutter Er verlohren habe.

Iſt es nun nicht faſt eine Vermeſſenheit, dasjenige mit Worten ausdrücken wollen, deſſen Werth die ſtillſchweigenden Klagen eines empfindlich gerührten Gemahls und Sohnes, viel kräftiger erheben, als die Geſchicklichkeit der berühmteſten Lobredner? Iſt mein Wunſch nicht zu verwegen, wenn ich den Glanz dieſes unbefleckten Purpurs vollkommen abzuſchildern verlange? Ja, Durchlauchtigſte, Gnädige und Hochzuehrende Anweſende, ich würde mich aller Entſchuldigung begeben müſſen, wenn nicht Liebe, Hochachtung, Unterthänigkeit und unverfälſchte Verehrung, ſolche Dinge wären, die ſich eben ſo wenig in der Seele verſchlieſſen laſſey, als ein lebendiger Qvell, welcher, wenn er auch gleich nicht der waſſerreichſte iſt, dennoch irgendwo durch den Erdboden auszubrechen trachtet; und, woferne nicht ſonderbare und wichtige Begebenheiten, welche jedermann heftig bewegen, auch Unberedten einige Kraft der Beredſamkeit beyzulegen pflegten.

Es ſind wohl ehe, aus Schrecken über die Gefahr des Vaters, einem ſtummen Sohne die Bande ſeiner Zungen aufgelöſet worden. Die ein jeder getreuer Unterthan, als ſeine **Mutter**, anſahe, ſtirbet: ſollten denn da die Redefähigen ſtumm bleiben?

So wird mir denn die Pflicht ſelbſt das Wort reden; der **Höchſtſeeligen Königin** ungemeine Vortrefflichkeit aber, bey welcher ſich auch die gröſten Redner mißtrauen würden, mein Unvermögen entſchuldigen.

Erreichet meine Zunge gleich den hohen Grad der **Königl.** Verdienſte nicht, ſo wird ſie doch nichts, was meine Pflicht erfordert, unausgeſprochen laſſen, und Ihnen, die höherer Begriffe fähig ſind, wird es leicht fallen, den Meinigen bey ſich ſelbſt nachzuhelfen.

Allein, da ich nunmehro den Entſchluß gefaſſet, viel lieber den Mangel meiner Wohlredenheit zu verrathen, als das ehrfurchtsvolle Andencken ſo unſchätzbarer Hoheit zu unterdrücken: ſo ſehe ich mich allbereit wieder mit neuen Schwürigkeiten umgeben, indem ſich mir ſo viele Vortrefflichkeiten der **Allerdurchlauchtigſten Chriſtianen Eberhardinen** vorſtellen, daß ich mich faſt unentſchlüßig befinde, wo ich den Anfang machen ſoll. Es leuchtet mir zwar der Glanz des, von ſo vielen **Durchlauchtigen Ahnen**, auf Sie geerbten Purpurs in die Augen, und, wie er Sie über ſo viele andere

Sterbliche erhaben, ſo ſcheinet er gleichſam mit Recht die erſte Betrachtung zu fordern.

Eine Reihe der allerfürtrefflichſten Prinzen und Prinzeſſinnen, welche, von dem erſten Friedrich an, bis auf unſere Tage, die Herrlichkeit des Brandenburgiſchen Hauſes in und auſſer Europa groß gemacht, ſtellet ſich meinem Geſichte vor, und erinnert mich der Hoheit, welche von Ihnen mit dem Geblüte zugleich auf die höchſtſeeligſte Königin fortgepflanzet worden.

Mitten aber unter dieſen, erſcheinet Sie mir ſelbſt mit eigenem und nicht entlehntem Lichte umſtrahlet. Wie Majeſtätiſch iſt nicht Ihr Anſehen! Wie deutlich hat der Himmel ſein Ebenbild in dieſe herrliche Geſtalt gepräget! Hier hat er die Tugend in einem der ſchönſten Palläſte wohnen heiſſen. Hier würden diejenigen Völker recht haben, welche ſich ihre Regenten unter den Schönſten erwählet; und der Weltweiſe einigen Grund vor ſeine Meinung finden, der einen wohlgebildeten Leib für die ordentliche Wohnung einer ſchönen Seele gehalten. Er würde, bey der annehmlichen Munterkeit der Stirne, einen aufgeweckten und ſanftmüthigen Geiſt, in den lebhaften Augen einen durchdringenden Verſtand, in der Gleichförmigkeit der Geſichtszüge, die Ordnung der Gemüthsbewegungen, und in der weiſſen Farbe ſelbſt, worinne Sie die Natur eingekleidet, den Wiederſchein der innerlichen Unſchuld erblicken.

Allein, indem ich damit meine Verwunderung unterhalte, werde ich gewahr, wie die unvergleichlichſte Königin ſelbſt, alle äuſſerliche Herrlichkeit der Tugend zu Füſſen gelegt, und mir gleichſam zuruffe: Nicht Kronen und Fürſtenhüte, nicht hohes Geſchlecht und preiswürdige Ahnen, nicht Glücks- und Leibesgaden, ſind es, worinnen edle und vom Himmel entzündete Seelen ihre Herrlichkeit ſuchen. Mit ſolchen Vorzügen pranget die Eitelkeit; ein ſolches Lob iſt auf Sand gebauet, und fällt, ſo bald ſein unſtäter Grund zurück ſinket.

So wollen wir demnach der Wahrheit folgen, und dasjenige, worinnen die höchſtſeeligſte Königin der Menſchen wahre Hoheit und Adel geſucht, das, was Sie an andern allein der Hochachtung werth geſchäßet, was Sie von jederman aller vergänglichen Pracht und Herrlichkeit vorgezogen wiſſen wollte, das wollen wir an Ihr ſelbſt betrachten. Wir wollen die Schönheit der Seele, die Gaben des Geiſtes, den Glanz der Tugend an Ihr um ſo vielmehr bewundern, je vollkommener dieß alles bey Ihr, vor viel tauſend andern ſich befunden.

Ein Waſſer, welches ſich unferne von ſeiner Qvelle in den Sand verläuſt, kan nimmermehr ein Schiffreicher Strom werden, wenn es aber, durch Wald und Wieſen, immer fort ſtrömet, ſich ſelbſt um Berge herum ſchlinget, ſeinen Lauf durch nichts hemmen läſſet, ſich hin und wieder mit Bächen und Flüſſen vereiniget, wächſt es endlich zu einer ſolchen Gröſſe, welche ihm ſelbſt ein Anſehen, und manchen Ländern Nutzen ſchafft.

Dieß iſt das Bild von dem groſſen und erhabenen Geiſte unſerer Allertheureſten Königin, welcher ſich auf das alles zu erſtrecken befliſſen war, wohin menſchliche Unterſuchungen einen Weg zu finden vermögen. Man weis, wie tief Sie alles eingeſehen, wie ſcharf Sie von allem geurtheilet, wie Sie niemahls ermüdet damit umzugehen, was das ruhmwürdige Verlangen im Erkäntniſſe zuzunehmen, mehren und ſtärken konnte. Man weis aber auch, daß Ihr hocherleuchte-

ter

er Verſtand jede Sache nach ihrem Werthe geſchätzet. Und, wie hätte ſich da Ihr Sinn mit dem eiteln Spielwerke irdiſcher Dinge behelſen können? Sie kannte das Weſen der Sachen gar genau, mit welchen die Sterblichen ihre Erkäntniß meiſtentheils, wie die Kinder ſich ſelbſt mit Steinen, beluſtigen, die ſie, unwiſſend warum, unterwegens aufzuleſen pflegen.

Die Allerweiſeſte Fürſtin fand in allen weltlichen Wiſſenſchaften viel Unvollkommenheit und keine Beruhigung: drum zog Sie die Erkänntniß himmliſcher Geheimniſſe, und die Betrachtung Göttlicher Dinge, dieſem Stückwerke vor, und machte dieſelbe zu Ihrer angenehmſten Beſchäfftigung. Dieß war der reine Quell, aus welchem die lauterſte Gottesfurcht, und ein ſo eifriger Fleiß in den Pflichten des Chriſtenthums floſſen, daß unſer Vaterland das Bild zwoer unvergeßlichen Churfürſtinnen, einer Gottſeligen Annä und inbrünſtig betenden Sophiä, in unſrer andächtigſten Königin, vollkommen wieder geſehen.

Wo ſind nun die leichtſinnigen Gemüther, welche vorgeben dürſen, Gottſeeligkeit ſchicke ſich zu keinem Fürſtenſchmucke? Die Höchſtſeeligſte Königin achtete dieſelbe vor das edelſte Kleinod Ihrer Krone, Sie hielte Chriſtenthum und Tugend hohen Perſonen ſo wenig vor unanſtändig, daß Sie vielmehr glaubte, ohne dieſelben ſey alle Hoheit unnütze: wie ein Pharus, ohne Licht, nichts bedeutet, ſo weit er ſich auch in die Höhe ſtrecket.

Bey aller Herrlichkeit demnach, wenn Sie umgeben war, und bey dem Uberfluſſe vergnügender Ergötzungen, richtete Sie Ihren Geiſt, ohne alle Zerſtreuung, welche ſonſt meiſtentheils die Hohen in der Welt ſo ſchwerlich vermeiden, beſtändig auf das unſichtbare.

Was man wohl ehe, von einigen, auf den höchſten Gipfeln der Berge erbauten Altären geglaubet, daß die auf denſelben befindliche Opferaſche, und was darinne geſchrieben worden, ſtets unverwehet geblieben, das könnte man, mit mehrerm Rechte, von dem Herzen der göttlichgeſinnten Königin ſagen. Daſſelbe war ſo genau mit dem Himmel vereiniget, und erhub ſich dermaſſen über alle geringſchätzige Eitelkeit, daß keine Reizung deſſen ſtille Gottgelaſſenheit zu unterbrechen fähig war.

Hat man vormahls Kriegeriſche Regentinnen, welche ſich öfters in Perſon bey den Heerlägern finden lieſſen, Matres Caſtrorum, genannt: mit wie viel mehrerm Rechte wird man der **Höchſtſeeligſten Königin** den Nahmen Matris Templorum, einer **Mutter der Gotteshäuſer**, beylegen können? Denn, da war ja Ihre Luſt, wo die, ſo ſich zu Ihres Heylandes Fahne verpflichtet hatten, ſich verſammelen, im Streite wider die geiſtlichen Feinde ſeines Reichs immer ſtärker, und der geiſtlichen Waffen ihrer Ritterſchafft immer gewohnter zu werden.

Sie ſelbſt, dieſe Chriſtliche Heldin, führte die Waffen beſtändig. Mit was gieng Sie lieber um, als mit dem Worte, darinnen uns GOtt ſeinen Willen geoffenbahret hat? Wenn hörete Sie auf zu beten? Wenn ließ ſie nach, über Ihren Allertheureſten Glauben zu halten? Auch ſelbſt bey den äußerſten Schmertzen, auch ſelbſt im Tode nicht. Sie ſahe dieſen letzten Feind, Sie wiederſtund ihm, Sie überwand ihn. Es mögen andere Fürſtinnen ihren Leib mit Helm und Harniſch gehärtet, und Schwerdter geführet haben: dieß alles reichet nicht an die auserleſenen Proben Chriſtlicher Tapferkeit bey der **Höchſtſeeligſten Königin**; da iſt nichts, das Ihrem Muthe, nichts das Ihrem Siege zu vergleichen wäre.

Kan nun wahrhafte Gottſeligkeit ſo wenig ſonder Erbauung als ein köſtlicher Balſam ohne ſtärkenden Geruch ſeyn; ſo breitete ſich die Kraft des Chriſtenthums von der **Höchſtlöblichſten Regentin** durch das ganze Land, und ſonderlich unter denjenigen aus, denen ein gütiges Schickſal erlaubete, näher bey Ihr zu ſeyn, und von Ihrer Frömmigkeit ein ungemeines Beyſpiel zu nehmen.

Die eingezogene Lebens-Art, welche Anna von Bretagne, Ludewigs des Zwölften, Königs in Franckreich, Gemahlin, bey Ihrer Hofſtadt, und bey allen Unterthanen, einführte, indem Sie, ſo wohl mit eigenem Exempel vorleuchtete, als durch ernſtliche Ungnade und Verachtung unordentliche Perſonen von Sich entfernte, blü[illegible], noch jetzo in unvergeßlichem Andenken, und ein gro[illegible] Gelehrter machet bey Ihrem Lobe, die Anmerckung, es würde den Königinnen leichte ſeyn, Ihr Geſchlechte zur Tugend anzutreiben, wenn ſie dieſer Anna von Bretagne nachahmeten.

Was dieſer wünſchet, konnte man durch die Allerdurchlauchtigſte **Chriſtina Eberhardina**, vollkommen erfüllet ſehen; welche, nicht andern etwas nachzuthun, ſondern aus eigenem göttlichen Triebe zur Tugend, niemand Ihrer Gnade würdig ſchätzte, als, wer GOtt und deſſen Willen liebte, und mit dieſen Eigenſchaften, jedermann, ohne Unterſcheid, den Zugang zu Ihrer Königl. Huld finden ließ; ſo, daß Sich auch dieſelbe in die Ferne zu erſtrecken kein Bedencken trug, wenn Ihr dergleichen Perſonen bekannt wurden. Ja Sie ſetzte die Tugend ſo gar neben Sich auf den Thron, und wollte, daß von derſelben an Ihrem Hofe alles regieret würde.

Wo konnten demnach **Prinzeſſinnen**, die zu der Hoffnung ganzer Königreiche und Länder aufwachſen ſollten, erwünſchter gedeyen, als in dieſem, von der Gottſeeligkeit ſelbſt angelegten Pflantzgarten? Wo konnten Sie beſſer verwahret ſeyn, als in einem ſo heiligen Tempel? Dännemark und Oſt-Frießland werden mir zeugen müſſen, daß ich die Wahrheit rede, wenn ſie ſagen ſollen, was für unſchätzbare Kleinode Sie von der Hand der **höchſtſeeligſten Königin** empfangen.

Gleichwie aber unverfälſchte Tugend den höchſten Gipfel, durch demüthige Erniedrigung erreichet: ſo ſuchte die **unvergleichlichſte Fürſtin**, Ihre Hoheit nicht in Kron und Scepter; denen Sie vielmehr dadurch den rechten Werth beyzulegen gedachte, wenn Sie ſolche mit Demuth trüge. So wenig Sie bey Ihrer Vermählung wuſte, daß Sie eine Königin werden würde: ſo wenig begehrte Sie nach erlangter Königl. Würde, zu wiſſen, daß Sie es, Ihren Verdienſten nach, längſt geweſen wäre.

Die Regel, der gottſeeligen Gemahlin des Chriſtlichen Churfürſten, Churfürſten Chriſtians des andern, daß die Demuth einem Fürſten der höchſte Nutzen, und die Grundveſte aller Gnade und alles Glückes ſey, war der Grund ſolcher Erniedrigung: und, wie dieſe demüthige Churfürſtin mit eigner Hand in die Stammbücher zu ſchreiben pflegte, **von GOtt habe ich alle Hoheit und Ehre**; Alſo ſtehets nun von der höchſtſeeligſten Königin, in dem Buche eines unſterblichen Nachruhms aufgezeichnet, wie Sie die höchſten Stuffen der Hoheit und Ehre jederzeit vor Merkmahle der himmliſchen Güte angeſehen. Daher Sie auch derſelben Sich alſo gebrauchte, daß Sie der Göttlichen Abſicht völlige Genüge leiſtete.

Fremde mögen die **allerdurchlauchtigſte Königin**, als ein Muſter der Majeſtät und Hoheit bewundern, und ihren Geſchichtbüchern einverleiben. Das dankbare Sachſen hingegen, wird noch über dieſes, Sie, als ein vollkommnes Exempel einer **Allergnädigſten Landesmutter** anbeten. Dieſen Nahmen führt Sie mit beſſerm Rechte, als vormahls die Römiſche Livia, welcher man öffentlich zwar mit demſelben ſchmeichelte, insgeheim aber klagte, ſie ſey eine gar beſchwerliche Mutter geweſen.

Denn die **allerholdſeligſte Königin** bewieß in der That, daß Regenten der Länder Pfleger ſeyn, und ſie ſodann erſt recht glücklich machen, wenn Sie die Herzen der Einwohner mit kindlichem Vertrauen gegen Sich erfüllen.

Zu welchem Unterthanen hat Sich Ihre Leutſeligkeit nicht herunter gelaſſen? Welchem Schüchternen hat Ihre Freundlichkeit nicht Muth eingeſprochen? Von welchem Anliegen hat Sie Ihr Ohr abgewandt? Vor welcher Bitte iſt Ihr Herz verſchloſſen geweſen? Ihre fürſtliche Mildigkeit war ein unerſchöpflicher Brunn, zu welchem ſich alle, die nach Hülfe lechzeten, nahen, und ihr Labſal daraus ſchöpfen durften.

Und dieſes ließ Sie, mit ſo vielen Freuden zu, daß Sie mit jenem gütigen Könige von Portugall, dafür würde gehalten haben, Sie wäre denſelben Tag keine **Königin** geweſen, welchen Sie, ohne Gnadenbezeugungen, hätte ſollen verſtreichen laſſen. Die in groſſer Menge reichlich verpflegten Armen, geſchützen Wayſen,

ſen, erhaltenen Studierenden, ſind ein lebendiges Regiſter der mildeſten Wohlthaten, welche nichts, als eine vollkommene Beredſamkeit, nach Verdienſt preiſen, und nichts, als eine himmliſche Belohnung, nach Würden vergelten kan.

Solchergeſtalt hat Sich die **Allerdurchlauchtigſte Königin**, wie es Mecänas dem Auguſto gerathen, nicht von Gold und Silber, vergängliche, ſondern durch Wohlthun, in den Herzen der Unterthanen, ewigdaurende Gedächtnißmahle geſtiftet. Denn, dieſes wird, zu Ihrem ſteten Ruhme, ein Tag dem andern ſagen; eine Zeit wird es der andern verkündigen, und ein Geſchlecht wird es auf das andere übertragen.

So ſehr hat dich, geliebtes Vaterland, der Himmel begünſtiget, daß er dir eine ſolche **Fürſtin**, und mit Ihr, den reichſten Tugendſchatz, geſchenket. Dein Verdienſt war es nicht, aber dein **Auguſtus** hat ſolche Glückſeeligkeit vor dich verdienet. Der allein war würdig, eine ſo tugendhaffte **Fürſtin** zu beſitzen: gleichwie ſie auch allein würdig war, eine **Gemahlin** dieſes **Helden** zu ſeyn. Durch Ihn iſt Sie dir zugeführet worden, damit ja nicht was erwünſchtes wäre, was du durch Ihn nicht erlangeteſt. Denke zurücke an die Freudenvolle Zeit, da du Vollkommenheit mit Vollkommenheit bey dieſer hohen Vermählung ſich vereinigen ſaheſt. Denke an die Wünſche, die du damals ſchöpfteſt, und preiſe GOtt, der ſie rühmlicher erfüllet, als du gehoffet. Zürne nicht mit ihm, wenn du dein damaliges Frohlocken, und dein gegenwärtiges Trauren, mit einander vergleicheſt. Er gab dir etwas, das von ewiger Dauer zu ſeyn verdiente; die aber konnte der Erdboden nicht gewehren. Die allertugendhafteſte, ſt, die der Ewigkeit würdige Königin gehörte vor den Himmel, und darum muſte Sie dir entzogen werden. Sie ſelbſt lehret uns dieſes in Ihrem Tode, deſſen Betrachtung lange vorher, der fürnehmſte Theil Ihrer Weisheit gewéſen.

Wenn Sie Sich, mitten unter den Schmerzen, zuweilen auf Ihrem Lager erhub, und von den umſtehenden gefraget ward, wohin Sie wollte, war Ihre Antwort: In den Himmel.

Und bey dieſem Verlangen, konnte Ihr der Tod nicht bitter fürkommen, weil er daſſelbe befördern ſollte. Nichts irdiſches blieb dazumahl in Ihrem Herzen, als die liebreiche Sorgfalt vor Ihre getreue Unterthanen, wenn man anders das etwas irdiſches nennen mag, wodurch die Menſchen dem Erhalter aller Dinge ähnlich werden. Dieſer Liebe that Sie durch die letzte Bitte an Ihren hohen Gemahl ein Genügen, daß Derſelbe die, ſo Ihr treulich gedienet, in Gnaden anſehen wolle; Sich ſelbſt aber übergab Sie, voll Glaubens und Gedult, in die Hand GOttes, und folgte derſelben freudig, da Sie der HErr über Leben und Tod, aus der Sterblichkeit gehen, und die theure Beylage in Empfang nehmen hieß, welche bisher Ihrer Hoffnung, in dem Himmel war aufbehalten worden.

So ſtarb deine Königin, o Sachſen, ſo glorwürdig vollendete Sie Ihren Lauff, ſo erbaulich ſchloß Sie die Augen, ſo ſeelig verwechſelte Sie die vergängliche Hoheit der Erde mit einer unverwelklichen Krone, und der Welt eitle Pracht mit der himmliſchen Herrlichkeit. Denke nicht auf prächtige Grabmähler vor die Königl. Leiche. Sie Selbſt, die Höchſtſeeligſte, verſchmähte die Pracht, welche man mit dem deutlichſten

Bude der Nichtigkeit, mit den verblichenen Cörpern treibet. Sie Selbſt hat geordnet, daß man Ihren Leichnam nur ſchlechthin der Erde anvertrauen, und deſſen Verweſung durch koſtbare Künſte nicht aufhalten ſolle. Aber, laß deine Einwohner Ihr ruhmwürdiges Gedächtniß in ihren Herzen beylegen; laß es in Ihnen, von Geſchlecht zu Geſchlecht, verneuert werden. Lehre ſie Ihrer Tugend nacheifern. Dieß wird ein edles Gedächtnißmahl, vor die **höchſtſeeligſte Königin**, abgeben, wenn deine Kinder gottſeelig, ſtandhaft, demüthig, mildthätig, voll Früchte der Gerechtigkeit ſeyn, und ſagen werden, das ſind wir nach dem Beyſpiele der **allertugendhaffteſten Chriſtianen Eberhardinen.**

Ich ſehe ſchon im Geiſte, ich ſehe Sie, die glückſeligen Zeiten, in welchen ſich unſer geliebtes Vaterland ohne Aufhören erfreuen wird: wenn dieſer **allerpreiswürdigſten Fürſtin** ruhmvolles Andenken bey uns, und unſern Nachkommen, immerdar in lebendiger Kraft bleibet.

Bleibet Ihr Bild, und mit demſelben alles, was GOtt wohlgefällig iſt, in unſere Seelen gepräget, ſo wird uns dieß ein ſicheres Pfand himmliſchen Seegens werden. Dieß wird uns würdig machen, die väterliche Fürſorge unſers **Allertheureſten Auguſti**, noch lange zu genieſſen, und unter Ihm und Seinem vollkommenen **Prinzen**, eine weit geſtreckte Reihe ſolcher Jahre zu zehlen, deren jegliches vor des **Königs** Haus neues Heyl, vor die Unterthanen neuen Wohlſtand, bringe.

So dürfen wir nicht aufhören zu hoffen, ob uns gleich die Göttliche Gerechtigkeit ſelbſt an unſerer Hoffnung hart angegriffen. Wir hoffen, weil Auguſtus noch lebt, weil noch ein Prinz, von dieſem groſſen Vater und unſerer geliebteſten Königin, übrig iſt, weil an der Preiswürdigſten Maria Joſepha uns noch ein vollkommenes Muſter aller Tugenden gegeben worden, weil Ihr Durchlauchtigſtes Haus durch deinen Seegen, o GOtt, noch immer erbauet wird.

Wir wünſchen und ruffen auch zu GOtt, in der ſehnlichen Hoffnung, daß er uns dieſen Troſt nicht entziehen wolle, daß er unſere Wohlfahrt auf ſolchen Grund-Seulen immerdar feſte ſtehen laſſe. Seine Kraft ſtärke den König! Seine Vorſorge erhalte den Prinzen! Seine Güte ſey mit der Prinzeſſin! Sein Seegen breite ſich über das Königl. Haus! So tröſtet ſich das weinende Sachſen, bey dem Grabe ſeiner innigſt beklagten Königin!

Gedich

Gedichte
Von den weſentlichen Eigenſchaften eines Poeten.
verfaſſet von
Johann Ludwig Langguth, Lipſ.

Bisher hat ſich die Welt um eine Kunſt bemüht,
Die hundert Pfuſcher zeugt und einen Meiſter zieht,
Bey der ſich die Natur mit wahrer Kunſt verbindet,
Das angenehme Paar, daß man ſehr ſelten findet.
Sie heiſt die Dichter-Kunſt. Man hält ſie nicht ſo wehrt;
Daß jeder ihren Kranz um ſeinen Schlaf begehrt.
Ich ſehe täglich viel nach ihrem Tempel wallen,
Man ſchenkt ihr mehr Papier als ihr kan wohlgefallen.
Viel Jahre fließen hin, ſie krönt den beſten kaum.
Sie lacht den Prahler aus, der ſeinem trocknen Gaum
Den kräftigſten Geſchmack nicht ſcheuet zuzuſprechen.
Sie fleucht die Barbarey und will ihr Joch zerbrechen.
Sie ruft die Kinder auf, die Kinder, die ſie liebt,
Die Kinder, welchen ſie den ſchönſten Einfall giebt,
Die viel erhebliches in wenig Worten ſagen,
Die vor der Mutter Ruhm ſo groſſe Sorge tragen.
Sie ſpricht: ihr Söhne nehmt, ach nehmt den Schwarm in acht,
Der ohne Witz und Geiſt ſich an Gedichte macht.
Er achtet keinen Ton, und quäket nach Gedünken,
Jetzt ſoll er hoch hinaus, und läßt die Stimme ſinken.
Er folgt den Sinnen nicht, ſein Gleichniß paßt nicht recht.
Wenn er ein Werk entwirft ſo ſieht die Bildung ſchlecht;
Er reimt recht ungeſchickt, erwehlet keine Worte,
Und was er abgeborgt ſteht nicht am rechten Orte.

Er rührt nicht den Affect, der Leſer bleibt betrübt,
Wenn ihm ein Umſtand gleich zum Lachen Anlaß giebt.
Er bringt nichts neues vor, er haßt die weiſen Schlüſſe,
Und meynt, daß ein Poet ſie nicht gebrauchen müſſe.
Bin ich die Künſtlerin, die ſelbſt der Himmel liebt,
Der Menſchen Seelen lenkt und ihr Gedächtniß übt,
Ein zartes Ohr ergötzt, bis an die Sterne ſteiget
Und dem Verſtändigen ſein edles Weſen zeiget?
Bin ich die Künſtlerin, die kurz und gründlich ſchreibt,
Die Mutterſprache ziert, den herbſten Schmerz vertreibt,
Und was wir ſehn belebt? Die ſo natürlich mahlet,
Daß man ihr ähnlich Bild mit keinem Werth bezahlet!
Bin ich die Künſtlerin? was drängt man ſich zu mir
Und leget mir ein Blatt voll Froſt und Fehler für?
Wie ſich das Ohr entſetzt, wenn das Cymbal nicht klinget;
So bange wird mir auch wenn man nicht männlich ſinget.
Ihr matten Sänger! ſchweigt, beſchimpft nicht mehr mein Lied,
Die goldne Zeit bricht ein, die Kunſt der Dichter blüht:
Denn der Parnaß hat ſich ein tüchtig Chor erwehlet.
Ein Chor, das den Geſang mit meiner Pracht beſeelet.
Sie wohnt nicht allen bey. Die Gabe, die ſie hegt,
Wird ſelten von dem Glück in einen Geiſt gelegt.
Geſetzt, man weis die Kunſt, ein zierlich Lied zu dichten,
So mangelt oft der Trieb, es recht ins Werk zu richten.
Vernehmt nur erſt worinn die Poeſie beſteht,
Und prüft denn euren Geiſt, der mit ihr ſchwanger geht,
Ihr werdet mich geſchickt, euch kühn und alber nennen,
Und von der Gans den Schwan hinführo ſondern können.

Wenn die Natur den Bau des zarten Menſchen ſchafft,
Verſorget ſie den Kopf mit der Empfindungskraft,
Sie legt ihm Sinne bey, die tauſend Sachen rühren
Und ihn zu dem Begriff von Erd und Himmel führen.
Sie ſind der feſte Grund darauf die Wahrheit ruht,
Wir fühlen bloß durch ſie was wohl und übel thut.
Wie kömts daß wir den Gift und nicht den Zucker meiden?
Sie lehren uns ein Ding von andern unterſcheiden.

Was einſt der Mund geſchmeckt erinnert ſich der Geiſt;
Er ſtellt ſich alles vor, was ihm das Auge weiſt.
Reizt ihn kein Gegenſtand, er kan im finſtern denken,
Und ſich ein wahres Bild von dem vergangnen ſchenken.
So ſtark erregt der Sinn den Menſchlichen Verſtand,
Jemehr er Achtung giebt, jemehr wird ihm bekannt.
In wieviel Stücke läſt ein Cörper ſich nicht theilen?
Bey allen muß der Geiſt des Dichters ſich verweilen.
Man bilde ſich den Fleiß des klugen Mahlers ein:
Das Meiſterſtücke ſoll ein ſchönes Antlitz ſeyn.
Er faſt den Zirkel an, er mißt die Läng und Breite,
Und giebt nach dieſem Riß den Gliedern ihre Weite.
Er mahlt die Stirne hoch, er läßt die Adern ſehn,
Die bey dem freyem Schlaf wie blaue Bäche ſtehn.
Er färbt die Lippen roth, er macht das Kihn geſpalten,
Der wohlgetroffne Mund muß ſich zuſammen halten.
Die Naſe kriegt ihr Maaß, der Hals wird Helſenbein,
Er miſchet Blut und Schnee den vollen Wangen ein.
Das Ohr iſt wohlgekrümmt, die ſchwarzen Haare müſſen
Das angeputzte Haupt in ihre Mitten ſchlieſſen.
Er nimmt das Auge vor, und giebt ihm eine Glut,
Die bey dem Meiſter ſelbſt erwünſchte Wirkung thut.
Die Züge, die wir nur an dem Gemählde finden,
Sind ſo bequem geſetzt; daß ſie den Geiſt entzünden.
Der braucht die Sinne recht, der dieſem Künſtler gleicht,
Und einen ſolchen Grad der Achtſamkeit erreicht,
Daß er das Uhrbild trifft, daß er zwar ſonſt geſehen,
Doch jetzt, indem ers mahlt nicht ſiehet vor ſich ſtehen.

Und dieſe Tugend iſt den Dichtern weſentlich:
Wer ſie nicht bey ſich merkt, der überrede ſich,
Daß ihn die Poeſie zu keinem Sohn erkohren;
Die Stärke, ſo ſie wünſcht, iſt ihm nicht angebohren.
Sie liebet eine Glut, die man nicht melden kan,
Der Menſch kömmt aus ſich ſelbſt und fängt zu reimen an,
Und brennet vor Begier die Feder wohl zu führen,
Und wünſcht ſich durch ein Lied ein fremdes Herz zu rühren

Er ſammlet ſeine Kraft, er ſinnt auf ſeinen Zweck,
Sein Eifer reißet ihn von andern Thaten weg,
Er ſieht und höret nichts. Man fahre durch die Gaſſen,
Der tiefe Dichter wird ſich gar nicht irren laſſen.
O ungemeiner Trieb! der äußerliche Sinn
Fällt, wenn der innre wacht, in mancher Seele hin.
Sie hat mit ſich zu thun. Was auſſer ihr geſchiehet
Bemerkt ſie darum nicht, weil ſie was anders ſiehet.
Es iſt ihr Gegenſtand, er ſchwebet ſo vor ihr,
Wie die Natur ihn zeigt. Er iſt nicht wirklich hier,
Und doch ſieht ſie ſein Bild. Sie ſucht ihn ſo zu treffen;
Daß die Beſchreibung ſoll die Sinne ſelber äffen.
Ruffin wird aufgeführt. Welch fürchterliches Bild!
Ein Claudian erſchrickt. Was bös und frech und wild
Auf unſrer Erde heißt, blitzt ihm aus beyden Augen.
Er ſieht die Muttermilch der Furien ihn ſaugen.
Weil er ſo boßhaft wird, ſo brauchen ſie hernach
So gar ſein kühnes Haupt, zum Werckzeug ihrer Schmach.
Das Unglück, welches ſie der ſtillen Welt geſchworen
Den Göttern ſelbſt gedräut, wird nun in ihm gebohren.
Megära redet ihm die ſchnöde Herrſchſucht ein,
Sie weiſt das Gold ihm an. Sie läſſet ſeinen Schein
Ihn nur ein wenig ſehn; ſogleich iſt er gefangen.
Das Glücke fügt es ſo, er muß an Hof gelangen.
Da kennt er ſich nicht mehr. Er geht von Rechten ab:
Sie ſind ihm alle feil. Der Acker, der was gab,
Macht dem Beſitzer Noth. Er ſtiehlt des Reichen Haabe;
Setzt ſich zum Erben ein; Verkauft des Fürſten Gabe.
So wächſt ſein Reichthum an. In ſeiner Wohnung liegt
Ein Raub der ganzen Welt. Ruffin iſt nicht vergnügt;
Er ſtellt ſich immer arm. Er frißt die beſten Bißen
Und iſt doch nicht vergnügt. Er hat ein frech Gewiſſen,
Sein ſtolzes Bett' iſt weich, er trägt ein Purpurkleid,
Und iſt doch nicht vergnügt. Sein Haus iſt hoch und weit,
Und faßt die Leute kaum die täglich ihn beſuchen.
Ruffin bleibt unvergnügt. Man hört ihn ſchrecklich fluchen
Doch hält er nicht ein Wort. Er bettelt erſt ums Geld:
Und wird es ihm verſagt ſo wird der Schluß gefällt,

Des Knickers Feind zu ſeyn. Der Mord der eignen Kinder,
Des treuen Ehgemahls macht ſeine Wuth nicht linder.
Er ſucht der Bürger Tod. Er ſtrebt nach nichts ſo ſehr,
Als nach der Römer Fall und es ergötzt ihn mehr
Ein langſam Blutgericht, als ein geſchwindes Ende.
Er quält die Sünder ab, zerquetſchet Fuß und Hände,
Dann richtet er ſie hin. Zum guten iſt er laß,
Zum Böſen aber nicht. So heftig iſt ſein Haß,
Daß er den ſchwachen Greis, das zarte Kind erwürget.
Es jammert ihn, wenn ſich ein Menſch vor ihm verbirget.
Dem Sciron, Phalaris, dem Diomed, Buſir
Geht er an Grauſamkeit, an Grimm und Boßheit für.
Da Hydra, nur den Pful, den ſie bewohnt, bedecket,
So hat Ruffin ſo Rom, als Aſien erſchrecket.

So ſtellet der Poet den laſterhaften vor!
Ein jeder haßt ihn nun, ein jeder rühmt das Rohr,
Das den Character weis ſo ſinnlich auszudrücken.
Hier ſetze man was aus, hier muß ſich alles ſchicken.
Des Mahlers Fauſt erſtarrt; denn dieſes kan ſie nicht.
Des Pinſels klarer Strich, der Farben buntes Licht
Kan der Perſon nicht ſo das eigentliche Leben,
Nicht Reden, Geiſt und Lob und ihren Tadel geben.

Es iſt die Dichtungskraft, der Dichtkunſt auch verwandt,
Sie zeugt die Möglichkeit, und führet den Verſtand
Auf Dinge, welche wir nicht ſo gebildet finden,
Als die Poeten ſie durch ihren Kiel verbinden.
Sie ſingen vom Parnaß; vom Köcher und dem Pfeil
Des kleinen Cypripors; Von Jovis Donner-Keil;
Von der Centauren Leib; von ungeheuren Rieſen,
Die auch dem Firmament die Kraft der Arme wieſen.
Sie dichten Jaſons Vließ, des Charons Uberfahrt,
Meduſens Schlangenkopf und Aſculapens Bart,
Den frechen Phaeton, des alten Troja Stärke,
Des groſſen Hercules berühmte Wunderwerke.

Daher ſchreibt Maro ſo: Die Juno war entbrannt,
Kam nach Aeolien, der Winde wüſtes Land,.
Worinn der Sudwind ſauſt und Aeolus gebietet,
Der beydes Sturm und Wind in ſeiner Höhle hütet.
Er feſſelt ſie ſehr hart. Sie wiederſetzen ſich
Und pfeifen durch ihr Haus. Aeol ſitzt königlich
In ſeiner hohen Burg. Er mäßigt ihre Thaten,
Daß Erd und Himmel nicht in einen Klump gerathen.
Sie räumen alles auf, und führens durch die Luft.
Das wuſte Jupiter; drum ſchuf er eine Kluft
Und ſetzte Berge drauf. Er hat ein Haupt gekrönet
Das ſie im Zaume hält, nach ſeinem Wink gewöhnet.
Und dieſen König gieng die Juno flehend an,
Sie ſprach: die Macht, daß dir der Wind gehorchen kan,
Daß du die wilde See nach Wunſche kanſt verwalten,
Verleyht dir mein Gemahl; Und ich kan dirs erhalten.
Ein mir verhaßtes Volk beſchiffet jezt das Meer,
Das Thuſcien umfleußt. Da führt das dreiſte Heer
Nach der Lateiner Land, der Trojer Gut und Götter.
Drum laß die Winde gehn, erreg ein ſtürmiſch Wetter
Und kehr die Flotten um; treib ſie vom Hafen ab,
Und mach den Ocean zu der Matroſen Grab.
Mein Nymphenchor beſteht aus vierzehn ſchönen Frauen,
Die Schönſte will ich dir zu deinem Schatz vertrauen.
Es iſt die Dejope. Ich wünſche, daß ihr euch
Zeitlebens wohl begeht, daß ſie dich und dein Reich
Mit einem Sohn erfreu. Aeol fieng an ſprechen:
Ich will, o Königin! wie du befiehlſt, es rächen.
Du brauchteſt deinen Wunſch mir gar nicht kund zu thun,
Es kömmt ja bloß von dir, daß dieſer Scepter nun
In meinen Händen ſchwebt; daß ich die Tafel ziere,
Woran die Götter ſind; daß ich den Wind regiere.

Du lenkſt des Jovis Herz. Nachdem er ſo geſagt
Ergreift er ſeinen Spieß, bewegt den Berg und jagt
Der Winde Heer heraus. Sie reißen ſich mit Haufen
Durch eine Pforte durch die Länder durchzulaufen.
Sie wüten auf der See. Der Nord und Morgenwind,
Und der aus Africa, ſo ſchnell und ſtark ſie ſind,
So ſchnell und ſtark gehn ſie aus ihren tiefen Sitzen.
Sie werfen Wellen auf die an die Wolken ſpritzen.
Die Männer ſind verzagt weil Maſt und Anker bricht,
Sie ſehen keinen Tag, ja gar den Himmel nicht.
Es iſt da lauter Nacht, es brauſet, blitzt und wittert,
Und ſelbſt der Himmel iſt auf ihren Fall erbittert.

Aus dieſer Fabel lernt, ihr Dichter eure Kunſt!
Sie trägt nichts wahres vor, und doch vermag der Dunſt
Sehr viel in mancher Bruſt. Man wird dadurch gerühret,
Man wird dadurch ergötzt, man wird dadurch verführet.
Man lobet bey ſich ſelbſt das feuerreiche Spiel
Der dichtenden Vernunft. Man ſetzet ſich kein Ziel
Wie weit man leſen will. Das liebliche Gedichte
Macht durch die Länge ſelbſt den Eifer nicht zu nichte.
Wo kömmt doch dieſes her? der Kiel aus dem es fleußt
Erwecket einen Trieb, vermöge des der Geiſt
Sich nach was neuem ſehnt. Der Dichter iſt befliſſen,
Daß einem Umſtand flugs viel andre folgen müſſen.
Er bringt ſie artig an, er drückt ſie zierlich aus,
Und lockt durch ihren Schein des Leſers Lob heraus.
Man lieſt den Trauerfall der Thisbe mit Entſetzen,
Man lieſt auch Dädals Flug mit innigſtem Ergötzen.

Wiewohl darzu gehört noch mehr als Dichtungskraft,
Dergleichen zeuget nicht gemeine Wiſſenſchaft
Man muß den Einfall auch zu prüfen ſich beſtreben,
Denn der Geſchmack muß erſt dem Verß die Schönheit geben.
Man wirft das Schlimme weg und braucht das Gute nur.
Man nimmt das Richtige. Man folget der Natur,
Man ſuchet bloß den Kern und läßt die Schaale liegen,
Und läßt ſich an dem Glanz der Worte nicht begnügen.
Ein Reimſchmidt jubilirt wenn ſich die Sylbe ſchickt,
Er träumet, er vergleicht, er ſchildert ab und flickt,
Und überleget nichts. Er ſteht auf einem Beine
Und macht ein Heldenlied, und ſchreibt es gleich ins reine.
Ein edler Dichter ſchwitzt und ſorgt und wehlt und denkt
Und hütet ſich, daß er nichts durcheinander ſchrenckt,
Nichts ungereimtes ſetzt, nichts mit Gewalt erzwinget,
Nichts überflüßigs ſagt, nichts ekelhaftes ſinget.
Er überlieſt ſein Werk und beſſert ſtets daran,
Es ſteht ihm öfters nur, ein einzig Wort nicht an,
Doch ſtreicht ers wieder aus. Er ſieht auf die Gedanken,
Und giebt durchaus nicht zu, daß ſeine Schlüße wanken.
Er iſt ein Philoſoph, und gehet auf den Grund.
Er iſt gelehrt und macht der Sachen Weſen kund,
Er redet zwar verblümt, doch wer ſein Gleichniß faſſet,
Erkennet, daß er nicht die hohe Weisheit haſſet.
Der Pöbel meynt er ſpielt: ein Weiſer ſaget Nein!
Es kan nichts gründlichers als ſeine Schriften ſeyn.
Man kan die Klugheit auch in ein Gedichte hüllen,
Und es ſowohl mit Scherz, als auch mit Wahrheit füllen.

Das heißt nun ein Poet, der etwas neues ſchreibt,
Was trefliches erdenkt, und lieber ſtille bleibt,

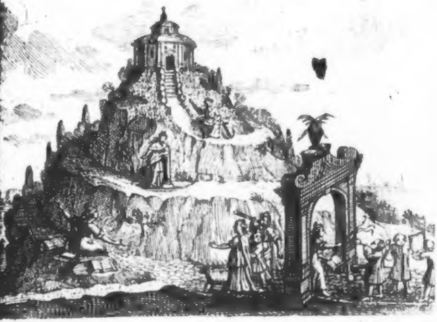
Als magre Fratzen heckt. Wollt ihr euch, kleine Seelen!
Noch länger zu der Zahl der rechten Dichter zehlen?
Die Dichtkunſt ſtürzet euch von ihrem Berg herab,
Beleidigt ſie nicht mehr, ja, bittet es ihr ab,
Daß ihr ſie mißgebraucht. Sie wird ſich an euch rächen,
Wenn ihr wollt einen Zweig von ihren Lorbern brechen.
Ihr Söhne! wiederſteht dem Anfall dieſer Brut,
Und laßt ſie nicht zuweit und ſeyd auf eurer Hut,
Beſchützt den Helicon. Sie ſoll im Thale leben
Und ſich des hohen Rechts, zu dichten, gar begeben.
Ob ſich der Stümper nun daran auch kehren wird,
Steht freylich noch dahin. Er glaubt nicht, daß er irrt;
Und traut ſich gar zu viel: Wer will es alſo wagen
Und ihm ins Angeſicht, du ſollſt nicht dichten, ſagen?
Wenn dieſes iſt, ſo laßt den Narren nur dabey,
Und macht ihm weis daß er die zehnte Muſe ſey.
Die Nachwelt wird dennoch aus ſeinen Blättern leſen
Er ſey nichts weniger als ein Poet geweſen.

Gedanken

von der

Auferziehung,

nach Art des Cebes, in einem Bilde
vorgeſtellet
von
Joh. Friedrich Mayen, A. M.



Opitz.
Im VIten Buche der Poet. Wäld.

= = = Er wird mit Vater Sinnen,
Zur wahren Tugendluſt dich bald gewöhnen können,
Dir zeigen einen Weg, wohin der gehen ſoll,
So bald er gehen lernt, der edlen Lobes voll
Will brechen durch die Zeit.

Auch bey der Vergnügung, welche verſtändige Eltern ihren Kindern machen, ſuchen ſie dieſelben zum Guten anzuführen. Junge Gemüther behalten diejenigen Dinge am beſten, die ſie mit Luſt gefaſſet haben. Die Kinder ſind neugierig; weil ſie noch unerfahren ſind, und von Natur gerne viel wiſſen wollen. So bald ihnen etwas unbekanntes vorkommt, verwundern ſie ſich darüber, und wünſchen es zu verſtehen. Soll es ihnen zur Luſt dienen, ſo ſind ſie deſto eifriger darnach: Denn ohne eine deutliche Erklärung davon, können ſie ſich nicht recht daran vergnügen. Verlangen ſie dieſelbe? Man gebe ſie ihnen. Je mehr ſie alsdann verſtehen, was ſie ſehen; je größer wird ihre Freude. Eine große Luſt vergißt man am wenigſten; dahero gedenken auch die Kinder oft an das, was ſie beſonders ergötzet hat. Sie wiederholen es mit Vergnügen; ſie bemühen ſich dabey die gegebene Erklärung nicht zu vergeſſen; weil ſie ſich ohne dieſelbe nicht ſo ſehr, wie zuerſt, vergnügen würden. Ihr gröſtes Vergnügen beſtund damahls hauptſächlich darinnen, daß ſie wuſten, worüber ſie ſich vergnügten. Hierdurch aber drücken ſie unvermerkt die erklärte Sache mit Luſt in ihr Gedächtniß. Glückſeelige Kinder, welchen der Weg zur Erkenntniß auf ſolche Art ſo leicht gemacht wird! Ihr vergnügt euch, und wiſſet nicht, daß ihr mitten in eurem Vergnügen lernet. Ihr lernet etwas, ohne daß ihr dadurch in eurem Vergnügen geſtöret werdet.

Die vornehme Geſellſchaft, welche vorjetzo mit einem vergnügten Vater das Geburtsfeſt ſeines geliebten Sohnes feyret, ſiehet ein Exempel davon vor ihren Augen. Er freuet ſich, daß ſein jüngſter Sohn heute das ſechſte Jahr ſeines Lebens glücklich zurücke geleget hat. Und wer ſollte Ihm dieſe Freude verdenken? Der Knabe ſteht in ſeiner angenehmſten Blühte; ſein Angeſicht iſt eine wahrhaftige und anmuthige Abbildung ſeines Gemüthes. GOtt hat Ihm eine feine Seele gegeben; einen Verſtand, der alles leicht faſſet, und einen Willen, der ſich durch vernünftige Vorſtellungen leicht lenken läſſet. Thut Er etwas unrechtes, ſo bekennet ers, wenn man Ihn deſſen überführet. Er leget dadurch an den Tag, daß er nicht aus Bosheit und Vorſatz, ſondern aus Schwachheit und Unwiſſenheit ſündige. Sein Geiſt iſt lebhaft, und der Leib voller Annehmlichkeit. Zuweilen gedenkt er zwar an viel Dinge zugleich; öfters ermüdet er auch in der Arbeit, ehe dieſelbe zum Ende gebracht worden. Doch ich weis nicht, ob ich dieſes tadeln ſoll. Das erſte folget aus ſeinem aufgeweckten Naturelle, das andere aus der Zärtlichkeit ſeines Leibes; beydes geſchieht wider ſeinen Willen. Ich kan es in der That nicht tadeln: denn Er ſuchet ſich allemahl ſelber zu beſſern. Wer ihn inzwiſchen anſiehet, der vergnüget ſich an ihm, und wer ihn genauer kennen lernet, der ſiehet, daß er geliebt zu werden verdiene. Wenn ſich nun Fremde über ihn erfreuen, ſo wird ja ſein Vater ein gröſſer Recht dazu haben. Sein Vater, der ihm vermöge des natürlichen Triebes geneigt iſt als einem Sohne, den er gezeuget hat; Sein Vater, der ihn ſo zärtlich liebet, weil er an ihm ſein lebendiges Ebenbild, und zugleich das Ebenbild ſeiner tugendhaften Mutter mit Vergnügen erblicket. Ach ja vergnügter Vater! Deine Freude kan niemand unrecht ſprechen. GOtt gönnet ſie Dir, weil Er den Sohn, den Er Dir gegeben hat, leben läſſet. Deine Freude iſt keine eitle Freude. Denn Du ſucheſt auch in derſelben Deinen Sohn an ſeinem Geburtstage zu unterrichterrichten. Iſt nicht Dein Geſchenke, wemit Du Ihn heute zu allem kindlichen Danke verpflichteſt, voller heilſamen Erinnerungen? Ich will mir die Freyheit nehmen zu entdecken, was man bey demſelben denken ſoll.

Die ganze Erfindung ſtellet einen **felſichten Berg** vor, auf deſſen grünem Gipfel **der Tempel der Glückſeeligkeit** ſtehet. Um den Berg ſchlinget ſich ein **Weg** hinan, an deſſen unterſtem Theile der **Eingang** zu finden iſt. Vor demſelben ſtehen **drey kleine Knaben**, davon ſich der eine **im Spiegel** betrachtet, der andere einen **vollen Beutel** in der Hand trägt, und der dritte durch **ein kleines Rohr Waſſerblaſen** macht. Alle ſtehen in einer ſolchen Stellung, daß ſie den kleinen Sohn, der ſich bereits auf dem Wege der Glückſeeligkeit befindet, durch ihr **Zuwinken** zurücke locken und abhalten wollen. **Die Zucht**, welche mit **Buch** und **Ruthe** verſehen iſt, hält ſie im Eingange davon zurücke. **Der kleine Sohn** hingegen, der nach erſt benennten Knaben **ſeitwärts zurücke** ſiehet, wird auf dem Wege zum Tempel der Glückſeeligkeit, von der **Scharfſinnigkeit**, die ein **Fernglas** in der Hand hält, und von der **Unſchuld**, an deren Seite ein **Lamm** ſtehet, in der Mitten geführet. Weiter vor ihm hin, ſitzet die **Unterweiſung** auf einem **Hügel**, um welchen **allerhand nützliche Bücher** liegen. Sie zeiget mit der einen Hand auf einen **Abweg**, den er vermeiden, und mit der andern auf den **rechten Weg** in welchem er fortgehen ſoll. Auf der Helfte des Weges erwartet Ihn die **Standhaftigkeit**, welche ſich auf eine **Seule** ſtützet. Nicht ferne von dem Tempel ſitzet die **Hoffnung**, und indem ſie mit dem Arme auf ihrem **Anker** ruhet, weiſet ſie mit der andern Hand auf den **Eingang** in den Tempel der Glückſeeligkeit, wohin ein auf beyden Seiten mit Bäumen beſetzter lieblicher Weg führet. Laßt uns ſehen, was unter dieſer wohlgemeynten Abbildung verborgen liegt.

Der kleine Sohn wird über einen felſichten Berg nach dem Tempel der Glückſeeligkeit zugeführet. Jede vernünftige Creatur iſt zu dem Ende von GOtt geſchaffen, daß ſie glücklich werden ſoll. Der Trieb dazu iſt dem Menſchen ins Herze geſchrieben. Er fühlet ihn in ſich, ſo bald er unterſcheiden lernet, was ihn misvergnügt oder vergnügt machen kan. Er ſucht lauter Vergnügen. Er ſehnet ſich nach lauter Gutem. Was iſt aber gut? Alles, was dem Menſchen Vergnügen bringt, ohne daß ein größeres Mißvergnügen darauf erfolgt. Kinder ſind nicht fähig, dieſes vor ſich ſelbſt zu prüfen. Sie können des rechten Weges leicht verfehlen. Dahero ſorgen verſtändige Eltern davor, daß ſie bey Zeiten darauf geführet werden; und dieſe Sorge iſt weit rühmlicher als alle andere/ mit welcher ſie ihren Kindern den gröſten Schatz zeitlicher Güter ſammlen. Anfangs koſtet es viel Mühe darauf zu wandeln: Nach und nach aber erreichet man einen ſolchen Grad der Vollkommenheit, daß es nicht mehr ſchwer iſt, den ſüſſen Genuß der wahren Glückſeeligkeit zu empfinden.

Vor dem Eingange ſuchen ihn einige Knaben durch ihr Zuwinken abzuhalten. Das ſind die ſo genannten eignen und verderbten Lüſte, durch welche die Kinder, wie die Erwachſenen, beſtändig gereizet werden. Es ſind die ſinnlichen Ergetzlichkeiten, welche uns vergnügen, ehe wir daran gedenken, daß ſie uns ſchaden werden. Die Erwachſenen, welche ſich davon einnehmen laſſen, erwegen ſo wenig als die Kinder, was darauf erfolgen wird. Sie ergetzen ſich an dem Gegenwärtigen. Sie haben ihre gröſte Luſt an der Schönheit, die ſie beſitzen; an allerhand Eitelkeiten, mit welchen ſie unaufhörlich beſchäftiget ſind; an Geld und Gut, das ſie überflüſſig in ihre Kaſten ſammlen; an allem demjenigen, was ihnen angenehm iſt: Da ſie doch dadurch an einem beſtändigen und dauerhaften Vergnügen gehindert werden.

Die Zucht treibt dieſe Knaben zurücke. Kluge Eltern verhüten durch gute Zucht, daß die böſen Lüſte ihre Kinder inskünftige an ihrer Glückſeeligkeit nicht hindern können. Daß ſie von denſelben nicht gereizet werden ſollten, können ſie zwar nicht verwehren: Sie benehmen ihnen aber die Macht über ſie zu herrſchen. Die gute Zucht dämpfet die böſen Begierden auf zweyerley Art. Sie ſucht die Kinder durch deutliche und lebhafte Vorſtellungen zu überführen, daß ſie ſich durch Ausübung derſelben an einem gröſſern Vergnügen, als ſie haben könnten, wirklich hindern, und daß [illegible] Ihnen mehr Schaden als Vortheil bringen werde. Denn mit einer vernünftigen Creatur muß man vernünftig umgehen. Werden die Begierden allzuſtark, daß ſie durch die Vernunft des Kindes nicht mehr bezwungen werden können; ſo beſtrafet ſie dieſelben, das heißt, ſie läſſet ihnen etwas unangenehmes wiederfahren, und zeiget ihnen dabey ohne Zorn, jedoch mit Ernſt, daß ſie ſich dergleichen Ubel mit Willen zugezogen haben, und man beklaget dabey ihren Zuſtand, darein ſie ſich durch ihre eigene Thorheit geſtürzet.

Er wird von der Scharſſinnigkeit und Unſchuld auf dem Wege zum Tempel der Glückſeeligkeit begleitet, da er inzwiſchen noch ſeitwerts

auf dieſe Knaben zurücke ſiehet. Die ſinnlichen Begierden kleben uns immer an: Und wer kan ſich derſelben gänzlich erwehren, ob er gleich nicht Luſt hat, denſelben zu folgen? Er entreißet ſich ihnen aber um deſto mehr, je mehr er Vernunft und Witz im Verſtande, Aufrichtigkeit und Unſchuld aber im Herzen hat. Ein ſcharfſinniger Verſtand, ohne ein redliches Herze, iſt ſo wenig geſchickt des Menſchen Glückſeeligkeit zu befördern, als ein redliches Herze ohne Klugheit und Verſtand. Iſt das Herze boshaft und der Verſtand witzig, ſo hindert er ſich vielmehr an ſeiner Glückſeeligkeit, als daß er ſie befördert: Iſt der Verſtand einfältig und das Herze redlich, ſo weis er nicht, was zu ſeiner Glückſeeligkeit gehöret. Wenn der Menſch verſtändig und weiſe iſt, ſo erkennet er den Weg zur Glückſeeligkeit; und wenn er ein redliches Herze hat, ſo thut er auch, was zur Erhaltung ſeiner Glückſeeligkeit nöthig iſt. Wer alſo glückſeelig werden will, der muß verſtändig und aufrichtig zugleich ſeyn.

Die Unterweiſung zeiget ihm den Abweg, welchen er vermeiden, und den rechten Weg, darinnen er fortgehen ſoll. Auch die beſte Kraft des Verſtandes und das edelſte Gemüthe, kan den Weg zur Glückſeeligkeit von ſich ſelbſt nicht finden. Der Verſtand muß zuvor geübet, und der Wille kräftig erweckt werden, und eine vernünftige Unterweiſung iſt das beſte Mittel dazu. Ich ſage mit Bedacht, eine vernünftige Unterweiſung: Denn eine jedwede überhaupt iſt dazu nicht fähig. Was heiſt eigentlich unterweiſen? Es heiſt mehr als mancher ſagen kan, dem man ſchon lange Zeit die Jugend zur Unterweiſung anvertrauet hat. Heiſt es etwan die Kinder vor der Zeit gelehrt machen? Nein

Dadurch verwirrt man die beſten Köpfe, und macht Prahler aus ihnen. Heißt es, die Kinder ganze Bücher in einer gewiſſen Ordnung auswendig lernen laſſen? Nein. Dadurch macht man ſie zu vernünftigen Papagoyen. Heiſt es, den Kindern unverſtändliche Dinge in den Kopf bläuen? Im geringſten nicht. Dadurch werden ſie auf eine gelehrte Art gemartert. Unterweiſen heiſt den Verſtand des Untergebenen mit Glimpf und Beſcheidenheit, ſo weit es ſich thun läſt, ſo lange üben, bis er von dem, was wahr und falſch, was recht und unrecht iſt, innerlich überzeugt und dabey zugleich willig gemacht wird, die Wahrheit anzunehmen, das falſche zu verwerfen, was recht iſt, zu thun, was unrecht iſt, zu meiden. Will man die Lehrart wiſſen, nach welcher dieſe Unterweiſung eingerichtet werden ſoll? Ich kan ſie niemanden ſagen, ſo viel auch andere davon geſchrieben haben. Die Kräfte des Verſtandes bey den Untergebenen müſſen uns die Lehrart vorſchreiben. Wer andere vernünftig unterrichten will, muß genau unterſuchen, wie weit ſich der Verſtand ſeines Untergebenen erſtreckt. Er muß ihm die Sache ſo lange erklären, bis ſie derſelbe deutlich begreifen kan; er muß mit dem Beweiſe ſo lange anhalten, bis ihn das Kind zu ſeiner Uberzeugung völlig gefaſſet hat. Man erſchrecke nicht, wenn ich von einem Kinde rede, und von demſelben ſage, daß es einen Beweis faſſen ſoll. Mit Kindern redet man Anfangs von leichten Sachen: aber auch leichte Sachen muß man Ihnen beweiſen, damit ſie angewöhnet werden, von allem, was ſie in wichtigen Dingen lernen, nach der Urſache zu fragen und dieſelbe zu erkennen. In einem Kinde, bey welchem der Verſtand wächſt, zeigen ſich ſchon die Kräfte der Vernunft. Man muß ſie nur nicht durch einen verkehrten Unterricht erſticken. Bey dem was recht und unrecht iſt, wird unumgänglich erfordert, daß man ihnen deutlich erweiſe, aus was vor Urſachen ſie das erſte zu thun, und das andere zu laſſen, ſchuldig ſind; und daß ſie ſich durch unrecht thun den gröſten Schaden, wie durch recht thun den gröſten Nutzen zuziehen. Unzehliche Menſchen würden mehr gutes thun, wenn ſie gleich anfangs in ihrer Jugend genugſam davon wären überzeuget worden.

Mitten auf dem Wege zum Tempel der Glückſeeligkeit erwartet ihn die Standhaftigkeit. Wer nur gut anfängt, der hat noch nichts gewonnen. Wer überwinden will, der muß aushalten. Die Standhaftigkeit macht das Gemüthe unbeweglich, ſie ſtärket die Kräfte dem Guten nachzujagen, ja wir werden durch ſie unüberwindlich. Was müſſen die Kinder thun, wenn ſie nicht vor der Zeit auf dem Wege zur Glückſeeligkeit ermüden wollen? Sie müſſen das nicht aus der Acht laſſen, worinnen ſie unterwieſen worden ſind; Sie müßen ſich in dem Guten beſtändig üben; Sie müßen ſich durch die herzhaften Vorgänger zur eifrigen Nachfolge ermuntern laſſen; Sie müßen fleißig betrachten, wie weit ſie ſchon gekommen ſind; ſie müßen endlich an das zukünftige Vergnügen gedenken, welches ſie erlangen ſollen. Nehmet dieſes in acht, ihr Kinder, ſo werdet ihr niemahls ermatten.

Nicht weit von dem Tempel der Glückſeeligkeit ruhet die Hoffnung, und zeiget, wie nahe der Eingang ſey. Die Standhaftigkeit macht, daß man hoffen kan; und die Hoffnung iſt deſto gewiſſer, je ſtandhafter wir ſind. Wer ſchon ſo hoch geſtiegen iſt, daß er bereits den dritten Theil zurück geleget hat, ohne daß er dadurch müde geworden, der hat nicht Urſache zu zweifeln, daß er nicht auch den letzten Theil ebenfalls überſteigen werde. Er genieſſet ſchon im Vorſchmacke alles Vergnügen, das ihm wiederfahren ſoll. Und um ſo viel gewiſſer kan es die Hoffnung thun, wann ſie genugſamen Grund hat.

Endlich erſcheinet die angenehme Gegend, in welcher der Tempel der Glückſeeligkeit ſelbſt zu finden iſt. Die Glückſeeligkeit iſt nichts anders als ein Zuſtand der vernünftigen Creatur, darinnen ſie beſtändig vergnügt iſt. Wir Menſchen müſſen auf dieſer Welt nicht verlangen, daß uns alles, was uns wiederfähret, vergnügen ſolle. Nach der Beſchaffenheit der gegenwärtigen Welt, können wir unſern Wunſch in dieſem Stücke nicht erfüllet ſehen. Der iſt glückſeelig, welcher allenthalben ſo viel gutes findet, daß er ſich vergnügen kan, ob ihm gleich etwas dabey begegnet, das ihm mißfällt. Wer hat aber die Hoffnung in dieſen Zuſtand zu kommen? Derjenige, welcher ſchon als ein Kind die unordentlichen Lüſte in ſich dämpfen, und ſeinen Verſtand und Willen durch eine vernünftige Unterweiſung ſo weit bringen läſſet, daß er geſchickt wird das Gute allenthalben zu ſeiner Vergnügung hervor zu ſuchen, das Ubel aber, welches nicht zu ändern iſt, mit Standhaftigkeit zu ertragen, unter der Hoffnung, daß es ihm niemahls an etwas fehlen werde, daran er ſich vergnügen könne.

So tritt nun herbey, Du glückſeeliger Sohn deines vergnügten Vaters. Betrachte, was Er Dir an Deinem heutigen Geburtstage zum Andenken beſtimmet hat. Merke, was Er Dir dadurch ſagen will. Er weis, daß Du nunmehro in die Jahre getreten biſt, in welchen Du auf den Weg der Glückſeeligkeit geführet werden kanſt; Er weis auch, wie ernſtlich du ſelber wünſcheſt, daß es Dir wohl gehen möge. Siehe wie Er Dir durch dieſe Abbildung darzu Anleitung geben will. Du befindeſt Dich ſchon wirklich auf dieſem heilſamen Wege. Er merket aber, daß Dich Eitelkeit, Hochmuth und Geiz, wie andere Menſchen, davon abhalten könnten. Er will dieſelbe durch eine gute Zucht von Dir zurücke weiſen. Er erkennet die guten natürlichen Eigenſchaften Deines Verſtandes und Willens; ſie ſollen Dir den Weg leicht machen. Darum will Er dich vernünftig unterweiſen laſſen. Du ſollſt aber in dem Guten, was Du angefangen haſt, nicht ermüden; ſondern ſtandhaft ſeyn, damit Er ſo wenig als Du, die Hoffnung von Deiner Glückſeeligkeit, welche er Dir herzlich wünſchet, verlieren möge. Gehe hin, Geliebter Sohn, und küſſe davor die Hand Deines gütigen Vaters. Seine zärtliche Liebe verdiente eine große Vergeltung; Er wird aber mit dieſem aufrichtigen Kennzeichen Deiner kindlichen Ergebenheit vollkommen zufrieden ſeyn. Bitte Ihn demüthig um ſeine väterliche Zucht; ſage Ihm, daß Du begierig ſeyſt, im Guten unterwieſen zu werden; verpflichte Dich, allemahl an dieſer anmuthigen Abbildung ins künftige Deine Ergetzung ſo zu ſuchen, daß Du Dich zugleich mit geziemender Ehrerbietung erinnern wolleſt, wozu Er Dich dadurch bey Deiner Luſt noch beſtändig vermahnet; wünſche Ihm endlich, daß Er die Wirckung davon in einem grauen und vergnügten Alter erleben möge.

Sendſchreiben an Hrn. Baron von H * *
Von der Zufriedenheit

durch

Joh. Simon Blichka.

Ταράσσει τοὺς ἀνθρώπους, οὐ τὰ πράγματα, ἀλλὰ τὰ περὶ τῶν πραγμάτων δόγματα. Epict.

Du fragſt mich, werther Freund! wie man in dieſer Welt
Zufrieden leben kan? Hier haſt du meine Lehren!
Verzeihe, daß ich ſie in Reimen vorgeſtellt:
Man pflegt die Wahrheit gern in Bildern anzuhören.
Du haſt zwar jederzeit die Poeſie verflucht.
Du pflegeſt ſie die Frucht der Phantaſie zu nennen,
Die nur auf Träume denkt, und keine Wahrheit ſucht;
In deren Sprache wir nichts tauglichs reden können.
Sie ſtöre nur den Sinn und thu den Sprachen Tort;
Sie nütze ſonſt zu nichts, als nur zum Spiel und Scherzen:
Sie quähl und martre ſich um ein gereimtes Wort,
Als ein verzärtelt Weib in erſten Kindes-Schmerzen.
Man laufe zwanzig mahl die Stuben auf und ab,
Als ein geheimder Rath, mit einer ſauren Mine:
Warum? (Nur lache nicht) Damit der Vers nur klapp!
Erlaube, daß ich hier mich Deines Worts bediene.
Zum Poſſen hab ich dieß in Reim und Vers gebracht.
Ich will zu andrer Zeit die Sache wiederlegen,
Und zeigen, daß man nur die Poeſie verlacht,
Weil uns die Verſe ſelbſt nicht wohl zu flieſſen pflegen.
Doch itzt enthalt ich mich von dem verwirrten Streit:
Sieh aber, ob ich hier nur einen Traum gedichtet!
Nun höre, was mich deucht von der Zufriedenheit,
Wozu mich wiederum dein netter Brief verpflichtet.
Wer ſagts denn, dieſe Welt ſey nur ein dürres Thal,
Wo Kummer, Müh und Angſt, als Dorn und Diſteln blühen,
Ein hoher Caucaſus, wo nichts als Schmerz und Qual,
Creutz, Jammer, Weh und Ach, als Donnerwolcken ziehen?

Ein eingeſchlichner Traum und ſelbſt erdachter Wahn
Stört die Zufriedenheit, und häufet Schmerz und Jammer:
Der Menſchen blinder Sinn verfehlt der Wahrheit Bahn,
Und leget unſern Geiſt in eine Marterkammer.
Denn ſag mir: kan der Menſch vergnügt und ruhig ſeyn,
Der dieſes Erdenrund vor einen Kerker achtet,
Wo des Irions Rad, des Siſyphs reger Stein
Und des Cocytus Dampf den Geiſt zu quälen trachtet?
Ach! wären wir nur klug: Die Welt iſt ſchön und gut.
Hat nicht der Weiſeſte ſie ſelbſten auserleſen?
Und iſt das nicht gerecht, was ſein Geſchicke thut?
Wie nennen wir ihn denn das allgerechte Weſen?
Rom, da bey ſeinem Glanz noch unerleuchtet war,
Hat dort des Cajus Sohn als einen Gott geachtet.
Die Einfalt ſetzt ihm zwar ein prächtiges Altar:
Doch hat die Dankbarkeit das Opfer-Vieh geſchlachtet.
Wie, daß der Chriſten Licht uns nicht erleuchten kan,
Daß man nur murret, flucht und tumme Klagen führet!
Wir klagen GOttes Schluß und ſeine Fügung an:
Da ihm deßwegen doch Lob, Preis und Dank gebühret.
Iſt GOtt Domitian, und dem Caligul gleich,
Der mit der Bürger Blut den kalten Stahl beſpritzte?
Iſt ſeine Herrſchaft denn des Wütrichs Nero Reich,
Der durch der Chriſten Tod ſein todtes Leben ſchützte?
Verſtünden wir doch recht, was GOtt vor Treue hegt,
Daß er vor unſer Heil, doch ohne Sorgen, wachet,
Daß er vor jedes Wohl beſonders Sorge trägt,
Und alles ordentlich, gerecht und weiſe machet!
Er würd uns warlich mehr als Roms Auguſtus ſeyn;
Wir würden unſern Wunſch nach ſeinem Willen richten,
Und dieſes Schreckenbild, gleich als der Sonnenſchein
Den ſelbſtgezeugten Dampf, ſelbſt wiederum vernichten.
Getroſt! rufft Ariſtipp, es wohnen Menſchen da,
Als er am Rhodus Strand die Cirkelrunden Bogen
Und noch viel andere dergleichen Zeichen ſah,
Die dorten eine Hand in dürren Sand gezogen.
Und möchten wir doch recht den Wunderbau beſehn!
Wir würden uns nicht mehr in einen Kerker ſperren,

Ich weis, wir würden dann mit Reu und Scham geſtehn:
Die Erde ſey doch voll der Güt und Treu des HErren.
Der wünſcht nicht unſern Tod, der ſelbſt das Leben iſt,
Der allen Sterblichen den Satz ins Hertz geſchrieben:
Bemüht euch nur, daß ihr die wahre Luſt genüßt
Der muß uns gantz gewiß nicht haſſen, ſondern lieben.
Der Menſch iſts ſelbſt, der ſich in Noth und Elend bringt.
Er iſt ſelbſt Tityus und der nie ſatte Geyer,
Der ſeine Leber frißt, das eigne Fleiſch verſchlingt:
Der Menſch iſt ſeine Pein, ſein eigen Ungeheuer.
Was nur der Weiſeſte dem Menſchen geben kan,
Beſitzet Tantalus: Doch martern ihn die Sorgen,
Angſt, Kummer, bange Furcht. Wer iſt wohl Schuld daran?
Was quälet ihn die Nacht? Was foltert ihn am Morgen?
Sein närriſcher Affect, die tolle Leidenſchaft.
Die ſpannt ihn immerfort auf tauſend Folterbänke.
Vor Durſt vertrocknet ihm das Mark und Nervenſaft,
Iſt gleich der Keller voll von allerley Getränke.
Die Scheuer faßt nicht mehr der fetten Felder Frucht:
Die Laſt der Körner drückt, daß alle Böden krachen:
Doch klagt er Hungersnoth. Er ächzet, murrt und flucht:
Denn niemand will umſonſt die Frucht zu Gelde machen.
Die Käſten ſind vom Geld und Silber angefüllt:
Und trägt doch Seitenfleck an den geborgten Schuhen.
Des ſchwarzen Egels Durſt wird endlich doch geſtillt:
Gebt dieſem alles Gold! Er wird doch nimmer ruhen.
Beſitzt er alles Erzt, was man in Ophir gräbt;
So wird er nach dem Gut der Indier verlangen.
Laßt ihm der Erden Schatz: Seht! ob der Narr nicht ſtrebt,
Nach allem, was man pflegt in Fluß und See zu fangen.
Gebt ihm das auch dazu. Iſt er damit vergnügt?
Sagt nur! daß man auch Gold in den Planeten gräbet:
Seht! ob nicht Philipps Sohn, der faſt die Welt beſiegt,
Aus Geiz und Unverſtand auch nach demſelben ſtrebet.
Die gütige Natur und Amme dieſer Welt
Schenkt uns an jedem Tag aus tauſend vollen Brüſten,
Was unſer Leib bedarf und ſeine Kraft erhält.
Was fehlt dem Iſrael in ſeiner dürren Wüſten?

Ein kleiner Garten nährt dort den Pythagoras,
Und alle, die von ihm die Wiſſenſchaften hören.
Was dieſer Mund verlangt, und was ihr Lehrer aß,
Das kan ein enger Platz der ganzen Schaar gewähren.
Den nennet man zwar reich, der viele Schätze hat:
Der iſts, der ſich begnügt mit dem, was GOtt ihm giebet.
Ein Bettler iſt nicht arm. Wer denn? Herr Nimmerſatt,
Der mehr den rothen Koth, als ſein Vergnügen liebet.
Der falſchen Wolluſt Gift, der meiſten höchſtes Gut,
Bezaubert unſern Sinn und ſchwächt der Menſchen Kräfte
Sie bindet unſern Geiſt, erſticket Muth und Blut:
Sie macht die Jugend alt, verzehrt die Lebensſäfte.
Die Strafe folgt mit Recht auf unſern Aberwitz.
Iſt wohl der morſche Leib von Eiſen, Stahl und Steinen,
Dadurch kein Feuer dringt, kein Pfeil, kein ſchneller Blitz?
Ich glaube, daß wir dieß als ungereimt verneinen.
Und warum ſtürmet man denn auf denſelben loß,
Als ob er Demant ſey, den keine Macht bezwinget?
Was unſer Boden zinſt aus ſeiner ſchwangern Schooß
Nicht was des Kaufmañs Geiz aus fremden Landen bringet,
Das nehret unſern Leib, das iſt uns nütz und gut.
Das andre kützelt zwar die ſchon verwehnten Zungen;
Doch trennet es den Leib und ſchadet unſerm Blut,
Beſonders, wenn man es im Ueberfluß verſchlungen.
Sieh unſre Deutſchen an in der entfernten Zeit,
Ihr Land war vormahls nicht mit fremder Frucht erfüllet,
Doch brachte die Natur, was ſie zur Dürftigkeit
Dem Menſchen geben kan, und rege Lüſte ſtillet.
Sieh aber, trift man da ſo viele Zärtling an?
Ein Cäſar pfleget ſie mit Helden zu vergleichen.
Er ſetzt den Grund hinzu: Was weibiſch machen kan,
Das muß von dieſem Volk und ſeinen Gränzen weichen.
Man legt zwar insgemein dem Creiß der Erden bey,
Das jetzt die Sterblichen nicht mehr ſo lange leben:
Man glaubt, daß die Natur nun ganz entkräftet ſey;
Wir aber ſollten uns die Schuld nur ſelber geben.
Luft, Erde, Fluß und See hat noch denſelben Lauf;
Die Sonne ſchwängert noch, wie vormahls Meer und Erden.

Es ſchieſſen eben ſo Graß, Kraut und Blumen auf,
Die meinem Aug und Mund zur Luſt und Speiſe werden.
Wir ſchwächen die Natur; ſie hat noch gleiche Kraft,
Der Speiſen Ueberfluß, die leckerhaften Sachen,
Die ſtets der blinde Geiz aus Oſt und Weſten ſchaft;
Die können unſern Leib ſo ſchwach und elend machen.
Man ſagt: Was GOtt gemacht, iſt alles wohl und gut;
An ſich, das geb ich zu: Doch nicht vor jeden Magen.
Der hat ein flüſſiges, und der ein zähes Blut:
Und das, was jener kan, kan dieſer nicht vertragen.
Man fragt: warum iſt denn der Leib kein Marmorſtein?
Warum hat GOtt dazu ſo ſchwaches Zeug erleſen?
Ich ſpreche: Fauler Thor! weil wir nur Menſchen ſeyn:
Dieß fodert die Natur und eines Menſchen Weſen.
Ein Sperling kan kein Strauß, ein Pferd kein Vogel ſeyn.
Hat wohl ein Nelkenſtock das Weſen ſtarker Fichten?
Mach doch des Mondenlicht zu heiſſen Sonnenſchein,
Wirſt du ſein Weſen nicht ſogleich dadurch vernichten?
Der Leib begleitet uns, weil Menſchen Menſchen ſind:
Und dieſen müſſen wir als unſern Leib verpflegen,
Das iſt, ſo wie man es ihm gut und dienlich findt:
Sonſt werden wir uns ſelbſt mit Schmerz und Qual belegen.
Wer ſchwächt des Simſons Arm? Wer fällt Manoah Sohn?
Nicht der Philiſter Schwerdt: der Wolluſt Schmeicheleyen.
So gehts dem Unverſtand! dieß iſt der Thorheit Lohn,
Wenn wir der falſchen Luſt uns ſelbſt zum Opfer weyhen.
Wie mancher klaget nicht Adonis Thorheit an,
Der einem todten Klotz Geiſt, Leib und Leben ſchenket!
Und thut doch eben das, was dieſer Thor gethan,
Nur daß er nach und nach ſich in die Gruft verſenket.
Allein weß iſt die Schuld? Der Welt, ſo GOtt gemacht?
Ach! mehr als toller Sinn! du ſelbſt biſt dein Verderben.
Brauch alle Sachen recht; hab auf dich ſelber acht;
So wirſt du keine Qual von deinen Lüſten erben.
GOtt giebt, was nöthig iſt, er giebt im Uberfluß,
Es iſt nicht unterſagt die rege Luſt zu ſtillen.
Die Sache ſchadet nicht, der Misbrauch macht Verdruß.
Sag aber! Stammt dieß nicht von deinem freyen Willen?

Ein Irrwiſch führet uns von rechten Wegen ab,
Und ſtürzt den Wanderer in Sumpf und tiefe Lachen:
Wo man Erhaltung ſucht, findt man ein naſſes Grab,
Man flieht den Untergang, und eilet ihm in Rachen.
Wer iſt, den nicht bethört der Hoheit eitler Glanz?
Wie manchen hat nicht ſchon der falſche Schein betrogen?
Er windet im Gemüth ſich einen Myrtenkranz:
Und bauet ſich Verdruß mit ſeinen Ehrenbogen.
Wer in dem Spiel der Welt nach eitler Ehre lauft,
Nach Marmorſeulen rennt, nach Siegesbogen ſtrebet,
Der hat ſich Angſt und Noth vor Müh und Schweiß erkauft:
Er iſt nicht bey ſich ſelbſt, er lebt nicht, wenn er lebet.
Den Stolz des Icarus begleitet ſchon der Fall.
Sejanus fällt ſo tief, ſo hoch er war geſtiegen.
Es ſpricht der Juvenal: Sein Bildniß von Metall
Gebrauchte man hernach zu Becken, Topf und Krügen.
Die Ehre zwar an ſich iſt lieb, und lobenswerth,
Die Feder treibt das Rad; die Ehre träge Sinnen.
Ein ſcharfgeſpitzter Sporn ermahnt das faule Pferd:
Die Ehre macht, daß wir die Tugend lieb gewinnen.
Wer aber mehr verlangt, als er verdienen mag
Der ſchiffet ohne Maſt im Klippenvollen Meere.
Dem Cörper folgt vor ſich ein kühler Schatten nach:
Und wer die Tugend ſucht, dem folget Ruhm und Ehre.
Ein Alexander mag gleich hoch und mächtig ſeyn.
Und ihn die Schmeicheley den Groſſen Helden nennen.
Der Geiſt iſt warlich noch ſehr elend, arm und klein,
Der nur durch Schwerdt u. Pfeil, durch morden, plündern, brennen
Den Nachbar in Gefahr, die Welt in Schrecken ſetzt.
Der iſt wahrhaftig groß, der nach der Weisheit trachtet;
Der Tugend und Verſtand als wahre Güter ſchätzt;
Und was der Pöbel wünſcht, als ſchlechten Staub verachtet.
Das iſt ein Heldenmuth, der ſich beſiegen kan.
Muß hier ein Julius verächtlich unterliegen;
So gehet Socrates auf dieſer Ehrenbahn.
Ob er gleich weder Schloß, noch Wall, noch Schanz erſtiegen.
Verachte tumme Welt! den groſſen Epicur!
Ich werd ihn allezeit als einen Helden preiſen.

Er war kein guter Chriſt: doch fand er jene Spur,
Darauf Vernünftige zum Ehrentempel reiſen.
Er ſucht Zufriedenheit. Wer ſtrafet dieß mit Recht?
Die Tugend war der Weg. Wer kan denn dieſes tadeln?
Sein Geiſt beſiegte ſich; er war kein Laſterknecht.
Thu dieß, gelehrter Freund, ſo wirſt du recht dich adeln.
Man ſuch und wünſche nichts, wenn nicht Gewalt und Kraft
Das Wünſchen kräftig macht. Man laſſe ſich begnügen.
Man bleib in ſeinem Stand und lebe tugendhaft,
So wird man ruhig ſeyn, das Böſe ſelbſt beſiegen.
Die göttliche Vernunft, des Willens Königin,
Kan ihrem Unterthan befehlen und verpflichten.
Die Sachen richten ſich nicht nach der Menſchen Sinn;
Wir aber können uns wohl nach den Sachen richten.
Dieß hatt ich, wehrter Freund, kaum an dich aufgeſetzt
Als mir ein kühles Naß die Glieder eingenommen:
Doch was bey ſpäter Nacht den müden Leib ergetzt,
Das iſt mir dieſesmal erſchrecklich vorgekommen.
Ich ſah im erſten Schlaf drey Ungeheuer ſtehn.
Ihr ſcheusliches Geſicht verſetzte mich in Schrecken;
Ich drückt das Auge zu und wollte ſie nicht ſehn,
Doch ſucht ich das Geſicht vergeblich zu bedecken.
Wohin ich mich gewandt, da war dieß Angeſicht.
Ich möcht es gerne dir, Geehrter Freund beſchreiben;
Beſchreiben ſag ich nur: denn mahlen kan ich nicht.
Mein Pinſel iſt zu grob: ich muß noch Farben reiben.
Doch da dein Eigenſinn gar nichts von Träumen hält
Und du die Dichterkunſt zu leeren Träumen ſetzeſt:
So melde mir vorher, wie dir dieß Blat gefällt,
Und ob du dieſen Traum zu leſen würdig ſchätzeſt.
Verzeihe, daß ich nichts von deiner Braut gedacht.
Ich will beym Hochzeitſchmaus erſt was zuſammen reimen:
Und wenn dein Engelskind bey dir im Bette wacht;
So wird von beyden mir was angenehmes träumen.

Huc ergo cogitationes tuae tendant, hoc cura, hoc opta, omnia alia vota Deo remiſſurus, vt contentus ſis temet ipſo & ex te naſcentibus bonis. Seneca.

Rede, von dem
Gebrauche der Zeugniſſe in der Beredſamkeit,

Joh. Fr. Chriſtoph Erneſti.

Nichts hat der wahren Beredſamkeit größern Schaden gebracht, als die ungegründete Meynung, daß man allezeit gelehrt reden müſſe. Sie beruhet auf vielen falſchen Gründen und ſie hat aus mehr als einer unreinen Quelle den Urſprung genommen. Eine unanſtändige Trägheit, die Natur der Sachen zu erforſchen, hat einigen Leuten einen ganz falſchen Begriff von der Gelehrſamkeit beygebracht, den ich als den Hauptgrund des nur gedachten Vorurtheils anſehe. Man glaubt, es verdiene derjenige ſchon den Nahmen eines Gelehrten, der ſein Gehirn mit Redensarten der Griechen und Römer angefüllet und tauſenderley Schriften geleſen hat. Man nennt alſo eine Rede gelehrt, wenn der gröſte Theil derſelben aus ſo vielen Worten, Exempeln, Sinnbildern, Gleichniſſen, und Zeugniſſen anderer Leute beſtehet, daß man Mühe hat, den Zuſammenhang der gänzen Rede, vor den ſo genannten Erläuterungen einzuſehen. Dieſer verderbte Geſchmack, iſt eine Frucht der Anleitung, die mancher von ſolchen Männern genoſſen hat, welche mehr auf den groſſen Cörper einer Rede als auf ihre innere Schönheiten zu ſehen gewohnt geweſen ſind, und die ſich daran begnügen laſſen, daß ſie ihren Schülern den Weg gewieſen haben, wie ſie ihre Reden mit fremden Stellen ausputzen, ihren ſchwachen Gründen mit dem Anſehen groſſer Leute aufhelfen, zugleich aber auch Proben ihrer Beleſenheit geben ſollen. Vielen iſt dieſe Fürſchrift überaus angenehm vorgekommen. Sie haben eine Art des Troſtes darinne gefunden, weil ſie aus Mangel eigener Gedanken mit geborgten eine Rede verfertigen und dabey den Nahmen beleſener und gelehrter Redner erwerben konnten.

Allein die Liebhaber einer wahren Wohlredenheit haben dieſe Gewohnheit, ſo noch in unſern Tagen ziemlich gemein iſt, mit recht getadelt, und ſchon längſt geurtheilet, daß man bey den ſo genannten Erläuterungen groſſe Behutſamkeit gebrauchen müſſe, wo man ſich nicht in den Verdacht einer Schulfüchſerey ſtürzen wolle. Sinnbilder, Wahlſprüche, Münzen und dergleichen Sachen hat man ſchon eine geraume Zeit vor Merkmale eines ſchlechten Begriffs von der Beredſamkeit gehalten, wenn man ſie in den Reden gewiſſer Leute angetroffen hat. Hingegen von den Zeugniſſen hat man nicht ſo ſcharf geurtheilet. Der Uberfluß iſt zwar allezeit getadelt worden: allein man hat meines Wiſſens noch nicht ſo ofte unterſucht, ob man die Zeugniſſe in einer Rede anbringen könne. Es hat mir alſo der Mühe werth zu ſeyn geſchienen, meine Gedanken ihrem vernünftigen Urtheile zu unterwerfen, und zu beweiſen, daß man die Zeugniſſe anderer Leute niemals, ſtatt der Erläuterungen, ſondern nur alsdann brauchen dürfe, wenn ſie Beweiſe des Hauptſatzes abgeben.

Die Gewohnheit, in Reden die Zeugniße als Erläuterungen zu gebrauchen und darinne eine Art des Ruhms zu ſuchen, iſt nicht erſt in unſern Tagen eingeführt worden. Der unmäßige Gebrauch derſelben iſt von denen noch nicht abgeſchafft, welche ſich von der Beredſamkeit und den Regeln einer guten Rede falſche Begriffe gemacht haben. Er herrſchet aber nur unter denen, welche entweder die Gelehrſamkeit in Worten ſuchen und alle diejenigen vor Gelehrte Helden halten, welche mit ihnen einerley Sinnes ſind, oder die zum wenigſten dieſe Gewohnheit aus einer Hochachtung gegen ihren ehemahligen Lehrmeiſter beybehalten. Sie erlauben, meine Herren, daß ich gleich anfangs eine Muthmaſſung von dem Urſprunge dieſer Gewohnheit anbringen darf, welche meines Erachtens einen ziemlichen Schein der Wahrheit hat. Zu den Zeiten, da die guten Künſte wieder empor zu kommen anfiengen, hat man nicht unterlaſſen, die Werkzeuge der Gelehrſamkeit, ich meyne die Sprachen, etwas genauer zu unterſuchen, oder vielmehr bekannt zu machen. Schwere Stellen, zweydeutige Redensarten, gewiſſe alte Gebräuche, darauf dieſer oder jener alte Bücherſchreiber zielte, haben diejenigen, welche ſolche Schriften herausgaben, faſt genöthiget einen Scribenten aus ihm ſelbſt oder aus andern zu erklären, und viele ähnliche Stellen anzuführen, daraus die dunkeln Sachen einiges Licht bekommen möchten. Weil nun dieſes Mühe koſtete, und es nicht in eines jeden Vermögen ſtunde, auch von einer Beleſenheit zeigte, ſo hat man es vor eine Probe einer Gelehrſamkeit gehalten. Nichts iſt dem Menſchen angenehmer, als wenn er ſich unter diejenigen zehlen darf, die man gelehrt nennet. Und es iſt nichts gewöhnlicher, als daß Leute, die gelehrt oder vielmehr beleſen ſeyn wollen, dieſe Gabe allenthalben zeigen. Man hat alſo die vermeynmeynte Gelehrſamkeit nicht nur alsdann anzubringen geſucht, wenn man die alten Scribenten zu verbeſſern oder zu erklären ſich vorgenommen hatte, ſondern man hat die öffentlichen Reden vor die beqvemſte Gelegenheit gehalten, weil eine ungewöhnliche Menge unwiſſender Leute dabey zu erſcheinen, und einen ſolchen beleſenen Redner vor den gelehrteſten Mann unwiſſend auszuſchreyen pflegt. Dieſe eingebildete Schönheit einer Rede hat die Lehrmeiſter verführet, daß ſie ihren Schülern eben dieſen verderbten Geſchmack beyzubringen und ihn bis auf unſere Zeiten, fortzupflanzen bemüht geweſen ſind.

Unſern Vorfahren kan man dieſen Fehler deswegen vergeben, weil ſie die Sprachen und die alten Scribenten den Leuten wieder in die Hände geben wollten. Man konnte ſie damals auch gelehrt heiſſen. Allein da man heute zu tage niemanden dieſen Nahmen beyleget, der nicht gründliche Wiſſenſchaften gefaßt hat, und da ſich niemand einen Redner nennen darf, der nicht Verſtand und Willen der Zuhörer unterrichten und beſſern kan, ſo begehet ein Redner, der mit fremden Zeugniſſen ſeine Rede anfüllet, einen Fehler, welcher nicht zu entſchuldigen iſt, weil man wieder den Endzweck einer Rede handelt, und eine unnütze und vergebliche Arbeit unternimmt.

Ich nenne eine Rede ordentlich, wenn alle Theile derſelben ſo eingerichtet ſind, wie es die Natur der Sachen und der Endzweck der Rede ſelbſt erfordert. Ein Redner muß ein Liebhaber der Wahrheit und Tugend, und von der Thorheit der praleriſchen Sophiſten und unnützer Schwätzer frey ſeyn, welche bloß deswegen reden, damit ſie ihre überflüßige Gedanken ausſchütten mögen. Man hat die Einfalt dieſer Leute zu unſern Zeiten ſattſam entdeckt und ein rechtſchaffener Redner ſiehet ſich vor, daß er nicht in die Zahl dieſer Plauderer möge geſetzt werden. Die Uberzeugung oder zum wenigſten die Uberführung der Zuhörer iſt die Abſicht ſeiner Rede. Es koſtet aber mehr Mühe dieſen Endzweck zu erreichen, als ſich diejenigen insgemein einbilden, welche wieder die Natur der Sachen zu reden und zu beweiſen pflegen, daß ſie in der Vernunftlehre noch Fremdlinge ſind. Die Natur erfordert, daß man die Sätze ſeiner Rede ſo einrichte, daß man des Endzwecks der Beredſamkeit nicht verfehle. Und die Ordnung, welche der gröſte Zierrath einer Rede iſt, verlanget, daß man ſeinen Satz, der noch einige Dunkelheit hat, durch die Erklärungen deutlich mache, und auch gründlich beweiſe. Dieſe Einrichtung der Theile iſt ſo nothwendig, daß eine Rede ohne dieſelbe den Nahmen eines verwirrten Miſchmaſches verdienet. Sie iſt der Natur ſo gemäß, daß es unmöglich iſt, darinne etwas zu ändern, ohne wieder die Natur der menſchlichen Seelen, und wieder den Endzweck der Rede zu handeln. Wir überzeugen unſere Zuhörer, wenn wir ihnen die Gewißheit unſers Hauptſatzes darthun. Dieſe Wirkung kan nimmermehr in dem Verſtande der Zuhörer erfolgen, wenn man den Hauptſatz nicht deutlich erkläret. Kein vernünftiger Menſch giebt den Sätzen eines Redners ſchlechterdings Beyfall. Leere Worte bringen niemanden zur Erkenntniß der Wahrheit und alsdann beweiſet ein Redner ſeinen Satz, wenn er denſelben aus deutlichern und bekantern Sätzen durch richtige Schlüſſe heraus bringt.

Wundern ſie ſich nicht, meine Herren, daß ich der

Erläuterungen nicht gedacht habe. So ſehr ich mich auch bemühete, ihnen eine Stelle in der Rede einzuräumen, ſo wenig habe ich einen Ort finden können, den ich ſo wohl den Erläuterungen überhaupt als den Zeugniſſen insbeſondere hätte anweiſen dürfen, ohne wieder den Begriff zu handeln, den ich mir von der Ordnung einer Rede gemacht hatte. Allenthalben ſchiene mir die Anführung der Zeugniſſe überflüßig, unnöthig und unanſtändig. Wo ich ſie nur hinſtellte, da äußerte ſich ein ungeſtaltes Weſen, welches die Rede ihrer übrigen Schönheiten beraubte. Ich konnte ſie allezeit aus der Rede herausnehmen, ohne daß ich die Uberzeugung der Zuhörer gehindert hätte. Hieraus habe ich geſchloſſen, daß diejenigen eine unnöthige Arbeit unternehmen, welche die Zeugniſſe in ihren Reden anbringen.

Je mehr ich dieſen Gedanken nachgegangen bin, je richtiger ſind ſie mir vorgekommen. Ich habe gefunden, daß die Zeugniſſe und Meynungen anderer Leute, wenn ſie als Erläuterungen gebraucht werden, den Hauptſatz weder deutlicher, noch gewiſſer, noch kräftiger machen. Vielleicht iſt man mit mir hierinne nicht einig: allein es iſt nichts leichter als den Beweis von meinen Gedanken zu finden. Die Sätze eines Redners ſind entweder deutlich und bedürfen alſo nur gründlicher Beweiſe, oder ſie haben noch einige Dunkelheit. Keine von beyden Arten erhält einen Vortheil von den Zeugniſſen anderer Leute, wenn ſie ſtatt der Erläuterungen gebraucht werden. Iſt der Satz an ſich deutlich, ſo wird man ſchon die Erklärungen als etwas überflüſſiges anſehen, aber noch mehr die Erläuterungen vor etwas vergebliches halten können. Sind die Zeugniſſe in dieſem Falle unnöthig, ſo werden ſie ſo gar ſchädlich ſeyn, wenn man eine Rede damit anfüllet, da der Hauptſatz annoch dunkel iſt. Niemand maße ſich den edlen Nahmen eines Redners an, wenn er nicht die Gabe beſitzt, eine Sache deutlich, gründlich und lebhaft vorzutragen. Aber niemand fordere etwas mehr in einer Rede als dieſes.

Eine Rede wird deutlich ſeyn, wenn der Redner alle Theile ſeiner Rede unterſcheidet und gebührend mit einander verknüpft. Der Hauptſatz wird gründlich bewieſen ſeyn, wenn der Redner die Gründe ſattſam anzeiget, darauf jener beruhet. Was wird ein Zeugnis hiebey nutzen, welches zu weilen nichts ſchönes, als ein graues Alter vor ſich hat, und nur mit andern Worten ſagt, was der Redner ſchon deutlich erkläret und gründlich bewieſen hat? Was wird es nöthig ſeyn, Worte von andern zu entlehnen, die nichts neues und nichts beſonders in ſich faſſen, und nur zu dem Ende vorgebracht werden, daß man ſeine Beleſenheit zeigen möge? Vielleicht wird man den Zuhörern Gelegenheit geben, unſerm Beyſpiele zu folgen, und die Wahrheit der Sätze nach dem Anſehen und den Ausſprüchen großer Leute zu beurtheilen. Aber man wird uns auch die elenden Wirkungen der Vorurtheile beymeſſen können, dazu wir durch den unnöthigen und überflüßigen Gebrauch der Zeugniſſe anderer Leute, unſern Zuhörern Anlaß gegeben haben.

Die Zuhörer eines Redners ſind ſehr unterſchieden. Wenige ſind geſchickt, den Schlüßen des Redners zu folgen. Die meiſten hingegen ſind im urtheilen noch nicht geübt. Weder jene noch dieſe Art wird von den Zeugniſſen Vortheil haben. Beſitzt man die Geſchick-

lichkei

lichkeit nicht, der Sache ſelbſt nachzudenken, und hat man die Gabe des Pöbels, die Unterſuchung der Wahrheit zu unterlaſſen: und ſich nicht nach deutlichen Begriffen zu beſtreben, ſo wird man entweder durch die Zeugniſſe ſo wenig, als durch die übrigen Theile der Rede zur Erkenntnuß der Wahrheit gelangen, oder man wird einen Satz wegen des Ausſpruchs eines großen Mannes annehmen, und alſo in ſeinen Vorurtheilen verſtärkt werden. Hingegen Leute von aufgewecktem Geiſte und guter Geſchicklichkeit werden einem Redner nicht wegen des Zeugniſſes, ſondern wegen der deutlichen Erklärungen und gründlichen Beweiſe Beyfall geben. Wo bleibt alſo der Nutzen? Wo iſt der Vortheil, den man aus Anführung der Zeugniſſe zu erwarten pflegt?

Ich habe mich keines Wortſpiels zu beſorgen, wenn ich die Erläuterungen vielmehr Erweiterungen nenne. Leute die in ihren Reden mehr beleſen als beredt ſeyn wollen, werden ordentlich die Gedult der Zuhörer mißbrauchen und allzu lange Reden halten. Denn je mehr ſie den Ruhm beleſener Redner ſuchen, je mehrere Zeugniſſe werden ſie hervor bringen, und das Ende ihrer Rede nicht finden können. Dieſes beruhet noch auf einem andern Vorurtheile. Man glaubt, man müſſe von einer Sache ſo viel ſagen, als es nur möglich ſey, da man doch dadurch nichts als unnöthige Weitläuftigkeit verurſachet. Die Menge der angeführten Zeugniſſe wird die Schönheit einer Rede verdunkeln, die ſie außer dem würde gehabt haben; und der Uberfluß der Erläuterungen wird die Ungedult und den Verdruß der Zuhörer zu wege bringen, die mehr auf das innere Weſen als auf den äußerlichen großen Cörper einer Rede zu ſehen pflegen

Doch mich dünkt, ſie, meine Herren, finden eines und das andere an der Tüchtigkeit meines Beweiſes zu tadeln. Man muß ſich in Anführung der Zeugniſſe mäßigen, heißt es: allein, daß man in einer Rede dieſelben gar nicht anſtatt einer Erläuterung anbringen ſolle, iſt eine Sache, die noch nicht ſattſam bewieſen zu ſeyn ſcheinet. Mein Vorhaben erfordert, dieſen Einwurf zu heben. Ein jeder unter ihnen, meine Herren, wird mit mir darinne übereinſtimmen, daß der Endzweck eines Redners die Uberredung der Zuhörer ſey. Sie geben mir zu, daß man einen überzeuget, wenn man ihm die Gewißheit ſeines Satzes darthut. Sie ſind mit mir einig, daß man einem andern die Wahrheit eines Satzes durch tüchtige Beweiſe beybringe. Wird wohl die Uberzeugung zunehmen, wenn ich aus meinen Sammlungsbüchern erzehle, was Pythagoras, oder Cicero, oder Auguſtinus oder Chryſoſtomus ehemals geſprochen haben. Werde ich einem die Tugend oder die Gottſeeligkeit angenehm machen, wenn ich ihm anzeige, was dieſer oder jener Grieche oder Römer vor Gedanken gehabt hat? Wird nicht vielmehr die Pflicht eines Redners ſeyn, den innern Werth der Gottſeeligkeit und die Vortreflichkeit der Tugend aus dem innern Weſen derſelben darzu thun? wird nicht das Hauptwerk ſeyn müſſen, daß er alles lebhaft und beweglich vorzutragen geſchickt ſey. Wenn nun alles auf tüchtige Beweiſe, wenn alles auf einen geſchickten Vortrag ankommt, was wird das Zeugniß eines andern Mannes ausrichten, dem kein Vernünftiger Beyfall giebt, als weil es eben die Wahrheit enthält, die der Redner vorträgt. Iſt aber der Hauptſatz einer Rede gründlich bewieſen worden, und hat man die Beweiſe deutlich und lebhaft vorgetragen, ſo wird ohne dergleichen

chen Sachen die Uberzeugung folgen, und das Zeugniß wird vergeblich und unnütze ſeyn.

Ich habe mich noch eines andern Einwurfs zu beſorgen, den man vor den vornehmſten halten kan. Er iſt dieſer: Die Zuhörer eines Redners ſind nicht von einerley Gattung; die wenigſten können die Wahrheit unterſuchen und den Schlüßen des Redners nachdenken; der meiſte Theil hanget an dem äuſerlichen: Ein Redner muß alſo die Zuhörer beluſtigen, welches ſowohl durch die Erläuterungen überhaupt, als durch die Zeugniße anderer Leute ins beſondere geſchehen wird.

Ich könnte vieles antworten, wenn ich weitläuftig ſeyn wollte: Allein ich werde mich bemühen nur das wichtigſte vorzubringen. So ein groſſer Unterſcheid unter den Zuhörern zu finden iſt, ſo werden wir ſie doch in zwo Arten eintheilen können. Eine Gattung iſt geſchickt von der wahren Beredſamkeit und von den Schönheiten einer Rede zu urtheilen. Die andere aber ſiehet nur auf das äußerliche. Ein Redner wird durch die Zeugniße anderer Leute weder dieſe noch jene Art von Zuhörern beluſtigen können.

Eine wahre Luſt und ein wahres Vergnügen entſtehet aus dem Anſchauen der Vollkommenheiten und Schönheiten, die bey einer Sache zu finden ſind. Es kan alſo nur derjenige Redner wahrhaftig beluſtigen, der ſo wohl in der Rede ſelbſt als in dem Vortrage den Regeln einer vernünftigen Beredſamkeit und der Natur der Sachen nachfolget, weil darinne die Vollkommenheit einer Rede beſtehet. Nur derjenige empfindet eine wahre Luſt über eine Rede, der die Vollkommenheiten derſelben einſehen kan. Leute von dieſer Art werden ſattſam beluſtiget, wenn ihnen der Redner deutliche Begriffe von ſeinem Hauptſatze beybringt, wenn er lauter gründliche Beweiſe führet, und ſich eines lebhaften, kräftigen und beweglichen Vortrags bedienet. Sie vergnügen ſich, daß ſie eine Wahrheit von dem Redner gelernet haben, die ihnen noch unbekannt oder doch noch nicht alzu deutlich vorgekommen war. Es iſt ihnen angenehm, daß ſie durch tüchtige und lebhaft vorgetragene Beweiſe völlig überzeuget worden ſind. So kan alſo der Redner ſeinen Endzweck bey klugen Zuhörern erhalten, und in ihnen ein Vergnügen erwecken, wenn er auch kein einziges Zeugniß anführet, darinne die Wahrheit enthalten iſt, die er ſchon deutlich erkläret und gründlich erwieſen hat.

Ein bloßer Wahn von einer Vollkommenheit und ein bloßer Schein einer Schönheit kan auch ein Vergnügen und eine Luſt zu wege bringen: allein ich zweifele mit Recht, ob man dieſer Luſt den Nahmen eines wahren Vergnügens geben kan. Eine Luſt von dieſer Art iſt veränderlich, weil man von der Vollkommenheit der Sache nicht überführet iſt. Sie iſt unbeſtändig, weil ſie auf einem ſandigten Grunde, nemlich auf einem falſchen Begriffe von den Regeln einer guten Rede beruhet. Soll ſich ein Redner nach ſolchen Leuten richten, die ſich einen falſchen Begriff von der Gelehrſamkeit ſo wohl als von der Beredſamkeit gemacht haben? Soll er dieſe Leute in ihren Vorurtheilen beſtärken? Soll dasjenige den Pöbel nicht beluſtigen können, was die verſtändigſten unter den Zuhörern vergnügen kan? oder ſoll er den gröſten Haufen in Betrachtung ziehen und dabey wider die Regeln einer guten Rede handeln?

Ich gehe noch weiter. Von denen, welche den gröſten Haufen ausmachen und den Nahmen der Verſtändigen nicht verdienen, kan man wiederum nicht auf einerley Art urtheilen. Die meiſten unter der großen Menge werden gar nicht beluſtiget, wenn man ihnen ein Zeugniß vorhält, weil ſie weder die Sache verſtehen, die im Zeugniße enthalten iſt, noch die Verdienſte deſſen einſehen, von welchen der Redner das Zeugniß entlehnet hat. Was werden die gemeinen Leute vor Vergnügen haben, wenn ſie einen Ariſtoteles, einen Seneca, einen Cicero, einen Plutarchus nennen hören? wenn hat man ihnen dieſe Männer genau beſchrieben? wenn ſind ihnen die Verdienſte dieſer Leute vorgeſtellet worden? Sie werden ſich über dieſe fremde Nahmen verwundern, aber dadurch ihre Unwißenheit verrathen, welche eine Verwunderung zu zeigen pflegt.

Es wird alſo ein Redner nur diejenigen Zuhörer durch die Zeugniße beluſtigen müßen, welche ſo zu reden lebendige Samlungsbücher ſind, und dieſe Sachen deswegen hochhalten, weil ſie lauter dergleichen ſchöne Zierrathen vorbringen würden, wenn ſie aus einem Verhängniße die Stelle eines Redners bekleiden ſollten. So ſehr ich mich auch bemühe, ſo wenig kan ich eine Urſache finden, die einen Redner bewegen ſollten, dieſen Leuten zu gefallen fremde Zeugniſſe anzuführen, und ſie in ihren Vorurtheilen zu beſtärken. Ich muß allezeit den Schluß machen: ein Redner, der die Zeugniße anderer Leute als Erläuterungen brauchet, unternimmt eine unnütze und vergebliche Arbeit.

Ich hoffe bis hieher erfüllet zu haben, was ich gleich anfangs verſprach. Eins iſt noch übrig, welches ich nicht verſäumen muß, wenn man mich nicht eines Fehlers bey der Ausführung meines Hauptſatzes beſchuldigen ſoll. Ich muß noch darthun, daß man den Zeugnißen anderer Leute eine Stelle in der Rede gönnen könne. Ich muß zeigen, wenn es einem Redner erlaubet ſey, dergleichen zu thun.

Ein Redner darf die Zeugniße in ſeiner Rede anführen, wenn ſein Hauptſatz etwas in ſich begreift, deſſen Wahrheit oder Falſchheit allein aus den Geſchichten erkannt werden muß. Es iſt vergönnet, andere zu Zeugen anzuruffen, wenn man von gewißen Sachen darthun will, daß ſie ſehr alt oder nur neulich erfunden worden ſind. Sie ſehen gar leichte, meine Herren, daß ich faſt keines Beweiſes nöthig habe, ſie erſt durch weitläuftige Beweiſe von der Wahrheit dieſes Satzes zu überführen; den Beweis nenne ich dasjenige, welches der Grund von der Wahrheit des Hauptſatzes iſt. So bald alſo ein Redner in einem Zeugniße eines Gelehrten den Grund ſeiner Meynung findet, ſo bald hat er einen Beweis, der zur Beſtärkung ſeines Satzes dienen kan. Nichts hindert alsdann den Redner einen Zeugen von der Wahrheit ſeines Satzes anzuführen. Niemand kan ſein Vornehmen tadeln, wo er nicht von ihm fordern will, die allernöthigſten Beweiſe aus einer Rede zu werfen. Einige Exempel werden meine Meynung rechtfertigen. Ich ſetze: Cajus will in einer Rede beweiſen, daß die ſo genannte Harmonia Præſtabilita oder vorherbeſtimte Harmonie keine neue Lehre ſey. Kein vernünftiger Menſch wird ſeinem Satze Beyfall geben, ehe er ihn gründlich bewieſen hat: Allein kein Verſtändiger wird leugnen, daß der Beweis ſeines Satzes lediglich aus den Geſchichten der Weltweiſen hergeholet werden müße. Können wir es ihm übel deuten, wenn er die Schriften der alten Weltweiſen ſorgfältig durchblättert? Werden wir ihn mit Recht tadeln, wenn er die Stellen der Alten in ſeiner Rede anführet? Dürfen wir es ihm verdenken, wenn er ſich auf das Anſehen ſtützet, und uns in ſeiner Rede darauf führet? Keinesweges. Er behauptet einen Satz, deſſen Gründe aus den Worten und aus Sprüchen der Alten genommen werden muſten; daher iſt es ihm erlaubt, dieſelben anzuführen. Wir wollen ferner ſetzen: Titus wolle erweiſen, daß der Umlauf des Geblüts, die Zeugung der Menſchen und der Thiere aus einer gewißen Art eines Eyes, nicht erſt von dem berühmten Harväus entdeckt worden ſey. Er durchblättert die Schriften der alten Naturkündiger. Er findet Stellen bey dem Hippocrates, Ariſtoteles und andern; ja wohl gar in den Büchern Salomonis. Solte es ihm nicht erlaubt ſeyn, die Zeugniße dieſer Leute in ſeiner Rede anzuführen? wir müßen ſchlechterdings ſeinen Vortrag billigen, wenn wir nicht eine Rede ohne Beweis von ihm fordern wollen. Auf eben dieſe Art müßen wir von andern ähnlichen Reden urtheilen, darinne die Zeugniße als Beweiſe des Hauptſatzes angeführet werden.

Man kan dieſe Betrachtungen auf mehr als eine Art nützlich gebrauchen. Wir ſehen, daß wir bey Verfertigung unſerer eigenen Reden vorſichtig ſeyn müßen, damit wir nicht bey den Zeugnißen eines nöthigen Beweiſes vergeſſen oder jene am unrechten Orte anbringen mögen. So groß aber die Behutſamkeit bey unſern eigenen Reden ſeyn muß, ſo viele Vorſicht haben wir vonnöthen, wenn wir die Reden anderer Leute beurtheilen ſollen. Es iſt leichte, die Fehler eines andern zu bemerken: aber es iſt auch ſehr gewöhnlich, daß man ſich dabey übereilt. Die Sammlungsredner ſind eine Art Leute, die noch ſehr gemein iſt. Es ſind Leute, die glücklicher am Gedächtniß, als an der Kraft zu urtheilen zu ſeyn pflegen, und alſo lieber andere Leute reden laſſen, als ſelbſt etwas vorzubringen ſich unterſtehen. Man hat Urſache ihnen dieſes Vorrecht und dieſe vermeynte Glückſeeligkeit zu überlaſſen. Doch iſt nöthig, daß man nicht Leute in ihre Geſellſchaft ſetze, die des Nahmens kluger Redner würdig ſind, die aus Vorſicht die Zeugniße anderer brauchen, und ſelbige niemahls anders als Beweiſe ihres Hauptſatzes anbringen, oder auch aus andern Abſichten ſich der Sprache anderer Leute bedienen, aber niemals eine Zierde darinne ſuchen, daß ſie ihren Reden mit dem Nahmen großer Männer ein Anſehen machen können. Das wenige, was ich jetzo vorgetragen habe, kan eine Regel hierinne abgeben. Man kan diejenigen mit Recht tadeln, welche die Zeugniße anderer als Erläuterungen brauchen: allein denen kan man den Nahmen geſchickter und ordentlicher Redner nicht abſprechen, welche ſich der Zeugniße fremder Leute als Beweiſe ihres Hauptſatzes bedienen.

Auf Sr. Hochedelgebohrnen
Hrn. Hofrath Menckens
1729. niedergelegtes Rectorat
von
M. Adam Bernhard Pantke.

Opitz.

Du fiengſt kaum an zu leben,
So ließeſt du alsbald mit vollen Strahlen aus
Die Gaben der Natur, die Euer werthes Haus
Als Erb und eigen hat. Du biſt ſtracks nachgegangen
Des Vatern Löblichkeit, der nichts hat angefangen
Was zu vergeſſen iſt.

Nunmehr iſts ſonnenklar: es ſey ſo Glück als Ruhm
Der hohen Seelen Gut, der Tugend Eigenthum,
Nunmehr, da Philuris vor Freud und Dank erthönet,
Weil Menckens Rectoramt ein würdig Ende krönet;
Ein Ende, das ſowohl. als jüngſt der Anfang, zeigt:
Wie weit ein hoher Geiſt durch Fleiß und Tugend ſteigt.
Ihr Muſen! ſingt daher die angenehmſten Lieder;
Denn euer Mencke legt die hohe Würde nieder,
Die Phöbus und ſein Witz, beglükte Lindenſtadt!
Bisher durch Menckens Hand in dir geführet hat.

O könnt ich, theurer Tag, dein werthes Angedenken,
Dein wundervolles Licht, in dieſe Reime ſchränken.
O wüſte mein Gedicht recht glücklich darzuthun:
Wie viele Lorbeern ſchon auf Menckens Haupte ruhn;
Wie Weisheit und Verſtand Ihn ſchon zu ſich gezogen,
Da er noch als ein Kind an jener Bruſt geſogen,

Die Ihm die Muttermilch, und auch zugleich mit ihr
Die Tugend eingeflößt; wie Er ſowohl in dir,
Erhabne Philuris, als auch in fremden Landen
Bey der Gelehrſamkeit in ſolcher Gunſt geſtanden:
Daß ſie Ihm wohlbedacht den Vorzug zuerkennt,
Daß ſie Ihn ganz entzückt den liebſten Sohn genennt;
Wie Sein entflammter Geiſt nicht eher ruhen wollen,
Bis er den reichſten Zins dem Vaterlande zollen,
Ja es erhöhn gekonnt; wie Friederich Auguſt,
(O Nahme voller Kraft!) der Muſen Schutz und Luſt,
Bellonens liebſter Sohn; der König der Sarmaten,
Der Sachſen gröſter Held, der Schmuck der Potentaten,
Sein wichtiges Verdienſt geſehn, und auch geſchätzt,
Geſchätzt, und auch belohnt; wie Leipzig ſich ergetzt,
Wenn es den Ruhm bedenkt, den Er ihm eigen machet;
Wie Glück und Wohlergehn vor Seine Wohlfahrt wachet;
Wie die gelehrte Welt von Ihm mit Ehrfurcht ſpricht;
Wie ſo die Thems als Spree die Palmen vor Ihn bricht;
Wie jetzt der ferne Ruf Sein Lob von hinnen träget,
Da Er Sein hohes Amt ſo rühmlich niederleget;
Wie Opitz, der gewiß den höchſten Ruhm verdient,
Den Lorbeer mit Ihm theilt, der unverwelklich grünt,
Und groſſe Seelen nur mit ſeinen Zweigen ſchmücket;
Wie Ihn ſein Ehgemahl, wie Ihn das Paar erquicket,
Das Vorſicht und Natur zu Seinen Söhnen macht;
Wie Sein entbrannter Geiſt ſo wohl bey Tag als Nacht
In die Geſchichte dringt; wie endlich ſeine Sinnen
Die Fremden alſobald durch Höflichkeit gewinnen.

Doch nein; ich bin zu ſchwach. Sein Ruhm iſt allzuhoch,
Und nicht ein Werk vor mich; vor mich, der ich annoch
Nichts hohes wagen kan. Allein, wer kan dem Triebe
Der Ehrfurcht wiederſtehn? So bald ich mich nur übe,
Sein würdiges Verdienſt bedachtſam anzuſchaun;
So bald empfind ich auch ein kräftiges Vertraun
Zur Langmuth ſeiner Huld, die nichts verwerflich heiſſet,
Als Falſchheit und Betrug, der nur von auſſen gleiſſet;

So bald entbrennt in mir der aufgebrachte Muth.
Hier treibt die Wahrheit mich und dort die Dichterglut;
Ich denke voller Geiſt ein hohes Lied zu wagen,
Allein im Augenblick erfüllet Furcht und Zagen
Mein zweifelhaftes Herz, und kommt und ſtellet mir
Die Schwachheit meiner Kunſt und Menckens Größe für;
Und füllt die treue Bruſt mit den gerechten Zundern
Der reinſten Ehrfurcht aus, dieß ſchweigend zu bewundern,
Was ich und mein Gedicht nicht recht entwerfen kan,
O gäbe Mencke mir nur einen Kunſtgriff an!
Vielleichte würd ich bald mit beſſerm Glücke ſingen,
Und Neid und Eitelkeit durch manches Lied bezwingen.

Beſonders rührt mich oft der unverdroßne Fleiß,
Vor dem ſich nichts verbirgt. Der dieß zu finden weis,
Was andren ſonſt verdeckt; der mit den ſchönſten Früchten
Der Selbſterfahrung prangt. Wer kan in den Geſchichten
Der Sachſen emſig ſeyn, der nicht zugleich bedenkt:
Wie viel ihm Hülf und Licht die ſchöne Sammlung ſchenkt,
Die Menckens Hand beſorgt? und die zu Sachſens Ehren,
So manchen Bücherſaal vortreflich kan vermehren,
Doch Menckens Ruhm zugleich. So machts auf Hüblens Feld
Ein muntrer Bienenſchwarm bey nur verjüngter Welt.
Er läſt ſein künſtlich Haus; fliegt mit vermiſchtem Brummen
Aus dem bewohnten Stock; man hört ein häufig Summen,
Man ſieht ein leichtes Heer, das eifrig ſich bemüht,
Wie es den ſüßen Saft aus friſchen Blumen zieht,
Der endlich Honig wird. Es fliegt auf Tief und Höhen,
Erwählt den ſchönen Klee, und läſt die Wolfsmilch ſtehen,
Und bringt hierauf vergnügt den milden Honigſeim
Den Menſchen zum Gebrauch, nicht ſich zum Nutzen heim.
So, Mencke! biſt auch Du. Dein Fleiß durchforſcht die Schriften,
Die vor Dein Vaterland ein ewig Denkmahl ſtiften.
Dein Eifer wählt hierbey, was gut und edel heiſt.
Wie rühmlich iſt Dein Fleiß, wie wird doch, großer Geiſt!
Die ſpäte Nachwelt ſich mit frommem Eifer zanken,
Durch ein gerechtes Lob vor Deine Müh zu danken.

Dieß iſt der Seelen Art, die ſich mit Ernſt bemühn
Der Niederträchtigkeit des Pöbels zu entfliehn;
Ihr Ruhm gilt ihnen mehr als Ruh und Gut und Glücke;
Die Ehrfurcht treibt ſie fort; ſie hält kein Zwang zurücke.
Der Vortheil des Geſchlechts, von dem ſie Brüder ſind,
Iſt ganz allein ihr Zweck. Die Emſigkeit gewinnt
Allzeit die Oberhand; Sie denken, ſchreiben, wachen,
Wenn andre ſich bey dem vergnügt und luſtig machen,
Was Wolluſt iſt und heiſt. Kein Tag wird hier zu lang,
Er wird vielmehr zu kurz. Was andre nur mit Zwang
Und Wiederwillen thun, verrichten ſie mit ſcherzen.
Warum? die Großmuth herrſcht in dem erhabnen Herzen.

Welch ſüſſer Zauberklang dringt in mein e[illegible]nes Ohr?
Was iſts? wie? träumt mir dann? ſpielt Phöbus ſelber vor,
Und lehrt die Muſenzunft? wer iſts, auf den ich denke?
O Wahrheit! ſprich: wer iſts? Du ſprichſt: wer iſts? Mein Mencke.
O edles Seytenſpiel! hier folgt man der Natur,
Durch die mein Boberſchwan und Neukirch auch die Spur
Der hohen Dichtkunſt fand. Kein Schwulſt, kein dürftig Prahlen
Muß den gezwungnen Reim mit dunklern Bildern mahlen.
Dein Vers iſt ſo geſchickt, als Du vollkommen biſt.
O angenehme Kunſt! ſey tauſendmahl gegrüſt;
Wie will ich mich bemühn auf ſolchen ſanften Höhen,
Wo die Vernunft regiert, Dir, Mencke! nachzugehen.
Dein Ruhm iſt Deutſchlands Preis, deñ deſſen Sprache dringt
Durch Dich zum Himmel an. Dein Saytenſpiel erklingt
So herrlich als Dein Lob. Die Muſter edler Sitten,
Die Männer voll Vernunft, die Meiſter bey den Britten
Sind zweifelsfrey beglückt, indem Dein kluger Fleiß
Ihr künſtlich Saytenſpiel wohl nachzuahmen weis.
Das thut Dein deutſcher Muth, dem dieß nicht herzlich dünket,
Womit der Spanier die falſche Dichtkunſt ſchminket;
Womit Italien die Augen deutſcher Welt
Zum theil bezaubert hat, zum theil bezaubert hält.

Du ſelbſt biſt zwar dahin auf Reiſen auch gedrungen,
Wo Maro vor der Zeit, wo Flaccus einſt geſungen,
Wo Naſo ſonſt geſpielt. Wo mit der Redensart
Der Römer Dichterkunſt und Geiſt vertrieben ward;
Der Geiſt, der hohe Geiſt, der erſtlich von den Griechen
Nach Latien und Rom, von dar zu uns entwichen.
Du haſt daſelbſt geſehn: wie jene Romulsſtadt,
Die ſonſt die Welt bezwang, ſich ſelbſt bezwungen hat,
Durch Unruh, Pracht und Stolz die Folgen von dem Glücke.
Du ſaheſt wie man nichts von Rom in Rom erblicke;
Wie zwar der Mauren Laſt noch im Ruine dräu,
Doch nichts vom alten Rom itzt wirklich übrig ſey,
Als nur der ſchnelle Fluß der Weltbekanten Tiber.
Dieß hat Dein Aug erblickt; Erſtaunteſt du darüber?
Ja freylich! und mit Recht. Doch eines ſahſt du an,
Worinn das neue Rom dem alten gleichen kan.
Ließ dieſes in der That die Hoſſart täglich ſteigen,
So will ſie jenes noch in ſeiner Sprache zeigen.

Dieß Gift hat lange Zeit die Deutſchen angeſteckt;
Bis Opitz es beſiegt, und uns die Spur entdeckt,
Die die Vernunft uns lehrt. Allein, nach ſeinen Zeiten
Bemühte ſich der Kern von den gelehrten Leuten,
In unſrer Dichterkunſt aufs neu um den Geſchmack,
Der den Verwehnten doch nur köſtlich heiſſen mag.
Bis Neukirch, und auch Du, o Mencke! ſich gewaget,
Und dieſen leeren Dunſt von uns aufs neu verjaget.
O Werk! das Ruhm gebiert; inſonderheit vor Dich
O Mencke! weil Dein Geiſt dem falſchen Schein entwich,
Mit dem Dich Latien ſonſt leichtlich blenden konnte,
Weil ihm ſo Glück als Zeit Dein Angeſicht vergonnte.
Die Muſen ſind daher auf Deinen Ruhm bedacht.
Das Unnatürliche wird nun bey uns verlacht,
Indem Dein Beyſpiel zeigt: daß die erhabnen Gaben
Der Deutſchen Sprache ſelbſt vor ſich gnug Zierde haben.
Die Deutſche Poeſie erkennet ihre Schuld,
Ihr itzt gelinder Bach vergleicht ſich Deiner Huld:

Der aufgebrachte Schwarm der raſenden Poeten,
O Mencke, muß vor Dir und Deiner Schrift erröthen.
Du zeigeſt ja zum Ruhm der ſchönen Lindenſtadt:
Daß unſer Deutſchland noch im Dichten Männer hat;
Und Dein verdientes Lob, ſo Freund und Feind Dir gönnen,
Macht, daß wir ſo Paris als Londen trotzen können.

Wie billig wär es nun, das angenehme Licht,
An welchem Menckens Ruhm durch Wolk und Nebel bricht,
Und ſich ſo hell entdeckt, durch ſolch ein Lied zu ſingen,
Das fähig iſt den Sturm der Zeiten zu bezwingen!
Allein wer hat die Kraft? Wo Phöbus ſelbſt nicht ſpielt,
Iſt niemand ſtark genug. Der Trieb, den jeder fühlt,
Entdecket zwar die Treu, taugt aber nicht zum Dichten.
Die Muſen müſſen ſelbſt den ſchönen Zoll entrichten,
Den ſie Dir ſchuldig ſind, weil Du ſo wohl regiert,
Daß jeder über Dir die ſtärkſte Freude ſpürt.

Dieß iſt dein eigner Preis, geprieſne Philurene!
Daß man die edle Schaar geliebter Muſenſöhne,
Die dich zum Aufenthalt bedachtſam auserwählt,
Stets zu den Sittſamen und Tugendhaften zählt;
Und daß ihr Oberhaupt beſtändig voller Triebe
Zu wahrer Wiſſenſchaft, zu ſeltner Tugendliebe,
Und zur Gelindigkeit, nicht zu der Strafe ſey.
Itzt aber ſtimmt gewiß die Wahrheit doppelt bey,
Indem die Freundlichkeit, die nichts zum Zorn beweget,
In Mencken jetzo ſelbſt den Zepter niederleget,
Und jeder Muſenſohn durch frohe Wünſche lehrt:
Er hab in Menckens Bruſt ein Vaterherz verehrt.

Wie ſchwer iſts doch vor die, ſo an dem Ruder ſitzen,
Den Frevel bändigen, die Unſchuld aber ſchützen,
Und beydes auf einmahl. Wie ſchwer wird dieſe Pflicht
Dem, der ein Volk regiert, daß leider! vielmahls nicht
Auf ſich zurücke denkt; dem oft die muntre Jugend
Ein Trieb zum Böſen wird, den Saamen edler Tugend
In ſeiner Bruſt erſtickt; in der ein Feuer glimmt,
Das von der Flüchtigkeit den ſchnellen Urſprung nimmt,

Das manchmahl ſelbſt die Zucht und ihren Fleiß verfluchet,
Und ungezähmter wird, wenn mans zu zähmen ſuchet.
Dein wohlbeſchloßnes Amt, das jetzt ſein Ende nimmt,
Braucht dieſer Klage nicht. Wo raſt, wo brennt, wo glimmt
Die Unruh wilder Glut? Wo? nirgends. Menckens Güte
Bewegt durch ſanften Zug ein redliches Gemüthe,
Ein jeder fürchtet ſich, aus Liebe, nicht aus Zwang,
An etwas ſchuld zu ſeyn, das den gerechten Dank
Vor Menckens Sorgfalt ſtört. Man ſieht ſich Ruh u. Seegen
Auf das verbundne Haupt der Muſenſöhne legen,
Die Leipzigs Schooß umſchleuſt. Der Himmel ſelbſt ſtimt ein.
Wo Fried und Eintracht herrſcht, pflegt ſeine Huld zu ſeyn;
Wo Tugend und Verſtand ſich unverrückt verbinden,
Da kan man auch den Wuchs von ſtetem Glücke finden.

Du ſchließeſt, Mencke, nun bey allgemeiner Ruh
Dein Sorgenvolles Amt. Ein jeder ruft Dir zu:
Wie ſehr, erhabner Mann, ſind alle Dir verbunden!
Wie viel hat Philuris bisher an Dir gefunden!
Der Höchſte krönt Dich ſelbſt. Der Krankheit ſchwere Laſt,
Die anfangs Dich gedrückt, die Du empfunden haſt,
Entwich auf ſein Geheiß. Durch ihn iſts auch geſchehen,
Daß wir Dich jetzt geſund, vergnügt, und ruhig ſehen.
Man fleht ihn abermahl mit frommem Eifer an,
Durch ſeine ſtarke Macht, die dieß an Dir gethan,
Durch ſeine Vaterhuld, ſo ſtets die Tugend liebet,
Durch unſre Redlichkeit, die ſich beſtändig übet,
Dir ewig treu zu ſeyn: es müſſe der Beſchluß
Der Herrſchaft, die Du führſt, den reichſten Ueberfluß
Und die Beſtändigkeit des Glückes nach ſich ziehen.
Und Dein erhabnes Haus wie hohe Cedern blühen.

Was thut nun Philuris? ſie wirft den freyen Blick
Auf Deines Vaters Ruhm und Dich zugleich zurück,
Der auf das künftige ſich allbereits erſtrecket.
Sie ſieht: wie jetzt Dein Ruhm des Vaters Ruhm erwecket;
Wie dieſen groſſen Mann, den in des Grabes Nacht
Schon Staub und Moder deckt, der Sohn unſterblich macht;

Nun iſt des Himmels Art, die wohlbeſorgten Pflichten,
Die er uns auferlegt, mit angenehmen Früchten
Des Glückes zu erhöhn; und da man ſonſten ſieht,
Daß wahre Kindestreu den Seegen nach ſich zieht,
So wird das edle Paar von deinen theuren Söhnen
Dich in der Aſche noch, wie Du den Vater, krönen.

CLAVDIANVS.

- - - fixus in omnes
Cognatos procedit honos; ſemperque renata
Nobilitate virent, & prolem fata ſequuntur
Continuum ſimili ſeruantia lege tenorem.

Der Unterſcheid
zwiſchen
Bewunderung und Liebe
und beyder Vereinigung in der Perſon
Sr. Majeſtät
Friedrich Auguſts,
Königs in Pohlen und Chur-Fürſtens
zu Sachſen ꝛc.

Joh. Chriſtoph Gottſched, P.P.

Ein Menſch ſeyn, und von mancherley Leidenſchaften bald hier bald dahin getrieben werden, das ſcheinen faſt zweene gleichgültige Ausdrücke zu ſeyn. Die Lehrer der Tugend, welche ſich eifrigſt bemühen die Quellen der unter uns herrſchenden Sitten zu entdecken, haben dieſes längſt wahrgenommen, ja mit ſattſamer Gründlichkeit erwieſen. Sie bilden uns die menſchliche Natur ſehr wiederſinniſch ab, und wiſſen kaum Worte genug zu finden, die Uneinigkeit wieder einander laufender Neigungen uns recht vor die Augen zu mahlen, die oft ein einziges Herz wechſelsweiſe regieren. Wenn ſie lange genug in eigentlichen Redensarten ihr Unvermögen in dieſem Stücke verrathen haben: So nehmen ſie zu Gleichnüſſen und verblümten Worten ihre Zuflucht. Sie verweiſen uns auf ein tobendes Meer, wo ein Maſt- und Ankerloſes Schiff, durch die Gewalt ſtreitender Sturmwinde, bald vor bald hinter ſich getrieben, und von den empörten Fluthen bald rechts bald links geworfen wird! Sie mahlen uns einen leichten Nachen vor, den die ſchäumenden Wellen bald bis an die Wolken zu erheben, bald in dem ſandigten Boden der See zu vergraben drohen. So, ſagen ſie, iſt das menſchliche Herz ein Gaukelſpiel ungeſtümer Begierden, ein hin und her wallender Kahn, der ſich allen Leidenſchaften überliefert, und nicht eher zur Ruhe kommt, bis ſich die ſtürmenden Neigungen ſelbſt matt und müde geraſet haben.

Es iſt nicht zu leugnen, daß nicht in einer ſo lebhaften Beſchreibung unſeres gewöhnlichen Zuſtandes, viel wahre Züge unſrer natürlichen Geſtalt anzutreffen ſeyn ſollten. Freylich iſt unter den Gemüthsbewegungen des Menſchen niemahls eine beſtändige Einigkeit. Licht und Finſterniß können einander nicht mehr zuwieder ſeyn, als Verwegenheit und Furcht, als Haß und Liebe, als Hoffarth und Niederträchtigkeit, als Verſchwendung und Kargheit. So liegen aber die Begierden nur alda zu Felde, wo die Vernunft nicht vor die oberſte Befehlshaberin erkannt wird. Hat dieſe den Regimentſtab in

Händen, ſo vereinigen ſich alle Neigungen, ſo ſtimmen alle Bewegungen unſrer Seelen; zu einem einzigen Endzwecke überein. Dieſes iſt die glückſelige Verfaſſung menſchlicher Gemüther, darinn die Weltweiſen den ſicherſten Weg zum höchſten Gute gefunden haben. Die Einhelligkeit der Begierden, das iſt, der ſinnlichen Luſt und des ſinnlichen Abſcheues in allen ihren Arten mit der Vernunſt, die iſt es eben, wodurch der Menſch von einer Vollkommenheit zur andern fortſchreitet, und durch den täglichen Zuwachs derſelben in den Stand eines beſtändigen Vergnügens geſetzet wird. Dieſe Vereinigung aber iſt nichts unmögliches. Wiederwärtige Völker können gar wohl unter dem Zepter eines einzigen weiſen Monarchen in gutem Verſtändniſſe leben. Ein großer Feldherr vereinbahret oft ganz wiedrige Kriegsheere zu einerley Abſicht: Beyde ſtreiten zugleich, beyde ſiegen, beyde triumphiren auch zugleich. Eben ſo bedienet ſich die Vernunſt der Leidenſchaften, wenn ſie ſich nur bey denſelben in genugſames Anſehen geſetzt hat.

Bewunderung und Liebe ſind ebenfalls von dieſer Beſchaffenheit. Sie haben es mit andern Neigungen gemein, daß ſie ſo wohl von Thoren als Weiſen empfunden werden; ja ſie kommen auch darinn mit allen übrigen Gemüthsbewegungen überein, daß ſie bald das rechte Maaß halten, bald die gehörigen Schranken durch ihre Heſtigkeit überſchreiten. Indeſſen ſind beyde einander gemeiniglich zuwieder. Tauſend Dinge werden der Liebe, aber keiner Bewunderung werth geſchätzet: Tauſend andere aber werden von aller Welt bewundert, die doch keiner Liebe gewürdiget werden. Die Exempel davon ſind bekannt, und fallen einem jeden täglich in die Augen. Wer ſollte es nun denken, daß zwo ſo verſchiedene

Regungen mit einander eins werden könnten? Gleichwohl verbinden ſie ſich ſchweſterlich, wenn die Vernunft ihnen einen anſtändigen Vorwurf zeiget. Das glückſelige Sachſenland hat an ſeinem großmüthigen und gnädigen Auguſt ein ſo vollkommenes Oberhaupt, an dem man eben ſo viel ungemeines zu bewundern, als reizendes zu lieben findet, und dieſes ſoll der Inhalt und die Hauptabſicht dieſer ganzen Rede ſeyn. Nichts wäre mir hierbey mehr zu wünſchen, als eine im Lobe großer Eigenſchaften geübtere Feder. Daran fehlt mirs aber bey einer Gelegenheit, da es mir am meiſten zu ſtatten kommen könnte. Doch was wird es wunder ſeyn, daß ein mäßiger Geiſt dasjenige nicht gnugſam wird ins Licht ſetzen können, was ganze Länder, die es bisher mit einer entzückenden Empfindung genoſſen, mehr mit ehrerbietiger Stille angebetet, als mit würdigen Lobſchriften geprieſen haben.

Es muß nichts gemeines, nichts alltägliches ſeyn, was unſre Bewunderung erwecken ſoll. Selbſt die fürtrefflichſten Dinge von der Welt, die gröſten Wunder der Natur, die uns in Erſtaunen ſetzen würden, wenn wir ſie ſelten, oder lebenslang nur ein einzigmahl ſehen ſollten; verlieren ihre Achtbarkeit, wenn ſie oft wieder kommen, oder gar ein täglicher Gegenſtand unſrer Sinne ſind. Wer bewundert den majeſtätiſchen Sonnencörper, der doch durch ſein wärmendes Licht den ganzen Erdboden beſeelet, und deswegen ehemahls von dem gröſten Theile der Bewohner deſſelben, vor eine wohlthätige Gottheit angeſehen worden? Wer bewundert die Geburth eines lebendigen Menſchen, die doch ſo viel erſtaunenswürdiges in ſich begreift, daß die Naturforſcher in Erklärung derſelben oft die Finger auf den Mund legen müſſen? Wer bewundert wohl Schnee und Regen, Hagel und Schloßen, Wind und Kälte, die doch weit mehr ſeltſames in ſich begreifen, als die berufenſten Kunſtſtücke von menſchlicher Erfindung. Wer bewundert den beſtändigen Wechſel der Jahreszeiten, die doch ſo viel unergründliches in ſich faſſen, als Laub, Blüte und Früchte ſie uns hervor bringen. Alle dieſe Dinge ſind viel zu gemein und gewöhnlich, als daß ſie die ſchläfrigen Gemüther der Menſchen durch einen lebhaften Eindruck erwecken könnten. Das Neue, das Unerhörte, das Unvermuthete thut allein dieſe Wirkung. Ein ſtrahlendes Nordlicht, ein farbigter Regenbogen, ein neues Geſtirn, ja ein ausländiſches Kraut oder Thier, und tauſend andere ſeltſame Dinge, entzücken ein neugieriges Herz weit heftiger. Hier vergißt man ſeiner ſelbſt, um dasjenige zu bewundern, was ſich wider alles Vermuthen unſern Sinnen darſtellt. Es muß ein Rhodiſiſches Sonnenbild, ein Pharus von entſetzlicher Höhe, ein Epheſiſcher Dianentempel ſeyn, was man unter die ſieben Wunder der Welt rechnen ſoll.

Es muß ferner auch was vollkommenes und vortrefliches ſeyn, was unſerer Bewunderung werth ſeyn ſoll. Das menſchliche Gemüth erſchrickt über ein Ungeheuer, welches ihm ſo ſeltſam als abſcheulich vorkommt. Ein heftiger Schauer überfället uns, wenn wir von einem wütenden Thiere hören, ſo die ganze Gegend, wo es ſich aufhält, mit Mord und Blut erfüllet. Ein tobender Attila, ein blutdürſtiger Domitian und Nero iſt wohl zu ſeinen Zeiten von niemanden bewundert worden; es wäre denn von denen, die von ihrer Grauſamkeit weit genug entfernet waren. Und ich bin verſichert, daß auch dieſe ein Grauſen angekommen, ſo oft ſie an ſolche Geißeln des menſchlichen Geſchlechts gedacht. Die Seltenheit eines Dinges iſt alſo allein nicht zulänglich genug zur Bewunderung. Sie kan ſowohl Furcht als Hochachtung erwecken, nachdem ſie mit guten oder ſchädlichen Eigenſchaften verbunden iſt. Unſre Natur iſt ſo geartet, daß ſie alles das verabſcheuet, was unförmlich, was feindſeelig, was verderblich iſt. So gar die bloße Einbildung davon erwecket einen Wiederwillen gegen die unſchuldigſten Dinge. Wer iſt nicht zu unſrer Väter Zeiten vor einem Cometen erſchrocken, als ihn ein falſcher Wahn der Einfalt zum Propheten großer Unglücksfälle gemacht hatte? Wer hat nicht ſeinen glänzenden Schweif, vor ein feuriges Mordſchwerd angeſehen? Wer hat nicht ſein röthliches Licht vor einen traurigen Vorboten vieles Blutvergießens gehalten? Daher kam die ungegründete Furcht vor dieſen unſchuldigen Weltcörpern, die alsdann, wenn ſie uns erſcheinen, eben ſowohl den Regeln folgen, die ihnen ihr Schöpfer vorgeſchrieben, als wenn ſie uns unſichtbar ſind. Hergegen ein mäßiger Baum, der von der Laſt ſeiner Früchte brechen will, ein Weizenhalm mit zehn vollen Aehren: eine Blume, deren Blätter und Farben man faſt nicht zehlen kan: alle dergleichen ſchöne und nutzbare Dinge, werden das Gemüthe, dem ſolche Sachen neu und ſeltſam ſind, zu einer empfindlichen Bewunderung bewegen.

Man darf faſt nicht Erwehnung thun, daß dieſe Gemüthsbewegung ihre Stufen habe. Man pflegt etwas mehr oder weniger zu bewundern, nachdem es entweder mehr oder weniger Seltenheit und Vollkommenheit beſitzet. Auch der höchſte Thurn, womit ſich ein prächtiger Tempel über alle Palläſte der Stadt erhebet, muß bey aller ſeiner Schönheit und Seltenheit einer ſtolzen Pyramide nachgeben, die ihren Gipfel über die Wolken erſtrecket, und alſo den Gebirgen ſelbſt ihren Vorzug ſtreitig macht. Wer jenen zuerſt bewundert, wird bey dieſer gar in ein Erſtaunen gerathen: Wer aber hier den Anfang gemacht, wird dort ohne ſonderbare Bewegung ſtehen bleiben, und durch einen ruhigen Anblick eine Höhe betrachten, die zwar nicht geringe iſt, doch bey weitem an keine Egyptiſche Spitzſeule langet. Wir wundern uns, wenn ein Römiſcher Curtius aus Liebe zu ſeinem Vaterlande, oder vielleicht aus Ehrſucht, ſich in einen Abgrund ſtürzet; Weit mehr aber werden wir gerühret, wenn wir einen weiſen Socrates den Giftbecher anſetzen ſehen. Was dort die wilde Jugend thut, das vollführet hier ein graues Alter. Was dort eine raſende Hitze wirket, das macht hier eine ruhige Uberlegung. Curtius iſt toll und voll; Socrates nüchtern und wohl bey Sinnen; Curtius blind und raſend; Socrates weiſe und bedächtig: Curtius ſpringt auf einem muthigen Hengſte dem Tode in den Rachen, damit ihn ſein Entſchluß nicht irgend am Rande der Grufft gereuen könne. Socrates führt ſeinen Becher mit eigener Hand zum Munde, und erwartet den herannahenden Tod mit ruhiger Standhaftigkeit. So ſterben zwar beyde auf eine erſtaunenswürdige Weiſe, doch ſo, daß Socratis weiſes Ende, weit mehr als des Curtius unbeſonnener Tod bewunderswerth zu achten iſt: Jenen hat der Gehorſam gegen die Geſetze, dieſen die Erfüllung der ſchändlichſten Begierden ums Leben gebracht.

Vermuthlich wird man daraus von ſich ſelbſt wahrnehmen, wieviel hierbey auf die Grade des verſchiedenen Erkentnißes bey denen ankomme, die etwas bewundern. Der Unverſtand bewundert auch nichtswürdige Dinge.

Die Einfalt vergißt überall den Mund offen, wenn gleich die gemeinſten und ſchlechteſten Sachen vor ihr ſtehen. Dieß giebt uns den Unterſcheid zwiſchen einer klugen und thörichten Bewunderung an die Hand. Vor drey oder vier tauſend Jahren von einem barbariſchen Volke vor einen Halbgott erkläret zu werden, das war faſt nichts größers, als jetzo ein guter Künſtler, oder rechtſchaffener Handwerksmann zu ſeyn. Das machte die Unwiſſenheit der Völker, die mit ihrer Verwunderung gar zu verſchwenderiſch umgiengen. Die dummen Americaner konnten Glas und Scherben und die elendeſten Kinderpuppen bewundern: Wer wollte aber daraus die Fürtrefflichkeit ſolcher verächtlichen Dinge folgern? Das iſt alſo eine thörichte Neigung, wenn man bey Unverſtändigen Hochachtung ſucht. Was die geſcheideſten Köpffe bewundern, das wird allererſt etwas ſeltenes, etwas herrliches heißen können. Wenn der ganze Römiſche Rath, das kluge Volk der Lateiner, einen patriotiſch geſinneten Cicero ſeiner vor die Republic bezeugten Wachſamkeit, Sorgfalt und Weisheit wegen bewundert, und ihn zu allererſt einen Vater des Vaterlandes nennet; dann kan uns ſolches eine wahre Hochachtung vor dieſen groſſen Bürgermeiſter zuwege bringen. Wer kan ſich aber des Lachens enthalten, wenn eine wilde Nation der Mexicaner oder Hottentotten ſich bey ihrer Königswahl nach der Größe des Cörpers richtet, und denjenigen als den kronwürdigſten Reichsfolger bewundert, deßen Gliedmaßen den ihrigen an Stärcke und Länge überlegen ſind. Einfältige Bewunderung! die ebenſowohl fähig iſt vor einem geſchnitzten Rieſenbilde, als vor einem beſeelten Menſchen die Knie zu beugen.

Nunmehro komme ich auf das Hauptwerk, ob und wie eine vernünftige, erleuchtete und mäßige Bewunderung ſeltener und fürtrefflicher Dinge mit der Liebe übereinſtimmen könne? Die Entſcheidung wird leicht ſeyn, wenn wir die Natur der Liebe werden erwogen haben. Und was iſt denn alſo die Liebe? Man verſtehet hier keine beſondere Gattung derſelben, keine Vaterliebe, keine eheliche, brüderliche, oder buhleriſche Liebe. Es fragt ſich bloß was überhaupt die Liebe ſey? Wer iſt wohl unter uns der in dieſem Verſtande niemahls geliebet hätte? Unſer Herz, unſere eigene Empfindung wird es uns alſo am beſten ſagen können, was dieſe Neigung ſey. Wir wollen uns die alten Regungen zu dem Ende erneuren, und durch das Gedächtniß unſerm Verſtande zu Hülfe kommen.

Man ſage mir denn: iſt nicht die Liebe eine innigliche Beluſtigung über das angenehme, ſo ein gewißer Gegenſtand unſrer äußerlichen oder innerlichen Empfindung an ſich hat? Iſt Sie nicht ein Vergnügen über die Vollkommenheit und Schönheit eines Dinges? iſt ſie nicht ein rührendes Ergetzen über die guten Eigenſchaften einer gefälligen Sache? Dieſe Beluſtigung, dieſes Vergnügen und Ergetzen iſt die erſte urſprüngliche Quelle aller Liebe; und ohne daßelbe hat niemahls jemand was geliebet. Es iſt wahr, man nennet die Liebe auch eine Neigung des Herzens zu dem Geliebten; Eine Begierde deßelben theilhafftig zu werden; Einen Trieb daßelbe ſo glücklich zu machen als es uns möglich iſt. Das ſind aber lauter unzertrennliche Folgen und Wirkungen einer wahren Liebe: lauter Kinder, die von jener Mutter abſtammen und ihr allezeit auf dem Fuße nachfolgen. Wo man dieſe wahrnimmt, kan man ſicher auf jene ſchließen; und wo man jene anmerket; da wird es an dieſen niemahls fehlen.

Es iſt bekannt, daß man oft von einer vernünftigen oft aber auch von einer blinden Liebe zu reden pflegt. Dieſe giebt man denen Schuld, die etwas ohne Grund lieben, und ſich nur an vermeynten Vollkommenheiten, an eingebildeten Schönheiten beluſtigen. Jene hergegen, gründet ſich auf ein wahres Erkentnis der Sachen; auf wirkliche Vollkommenheiten, auf eine unwiederſprechliche Schönheit und Annehmlichkeit des Geliebten. Hier billigt alſo die Vernunft die Neigungen des Herzens; Dort tadelt ſie die thörichten Begierden nach der Vorſchrift des natürlichen Geſetzes. Hier wird ſie löblich, dort ſcheltenswürdig; hier eine Tugend, dort ein Laſter. Laſter können wohl mit Laſtern, aber niemahls mit der Tugend einig werden. Die Tugenden hingegen ſind gleichfalls mit einem mehr als ſchweſterlichen Bande untereinander verknüpfet. Keine wiederſtrebt der andern; ſie ſind den dreyen Huldgöttinnen ähnlich, welche ſich immer beyſammen halten, und die Arme beſtändig durch einander geſchlungen haben. Hieraus erhellet nun die Ubereinſtimmung der Bewunderung und Liebe. Sind beyde vernünftig, ſind beyde wohlgegründet und untadelich: So ſind auch beyde tugendhaft. Sind ſie beyde tugendhaft, ſo ſtimmen ſie überein, und können gar wohl beyſammen ſtehen; Wenn ſich nur ein anſtändiger Vorwurf zeiget, wo uns das Seltſame, das Neue, das Vortreffliche zu gleicher Zeit entzündet, wenn uns das Vollkommene, das Anmuthige und das Liebenswürdige reizet und bezaubert.

Glückſeeliges Land! beneidenswürdiges Volk, welches

ches von der ewigen Vorſehung mit einem ſo vollkommenen Oberhaupte begnadiget worden. Sachſenland, Pohlen iſt es, welches mit einem Regenten pranget, an dem man ſo viel ſeltſames als liebliches, ſo viel großes als ergetzendes, ſo viel treffliches als anmuthiges wahrnehmen kan; und welches alſo nicht weniger Bewunderung als Liebe verdienet. Man erwege nur Seine Macht, womit er ganze Länder hätte bezwingen können, wenn er gewollt hätte; und betrachte dargegen ſeine Liebe zum Frieden, dadurch er mehr als Ludewig der XIV. mit hundert ungerechten Feldzügen geſieget. Man erwege ſeinen unzehlbaren Reichthum, und die Größe ſeiner jährlichen Einkünfte, dadurch er Fürſten auskaufen, und ſeinem Nahmen jährlich neue Titel, ſeinem Wapen neue Schilder anheften könnte: Und bedenke hingegen auch ſeine unermüdete Freygebigkeit, die es vor größer hält Herzen als Länder zugewinnen, und vor erſprießlicher die friedlichen als feindſeeligen Künſte zu belohnen. Man erwege den Ihm beywohnenden Eifer vor Recht und Gerechtigkeit, dadurch er als ein andrer Herkules das abſcheulichſte Ungeheuer, den Zweykampf, aus ſeinen Staaten verbannet und ausgerottet; und womit er eben ſowohl ſeine eigene Wiederſacher, als die Feinde der allgemeinen Wohlfahrt zu zerſchmettern vermögend geweſen wäre! Allein man betrachte auch anderntheils ſeine recht Königliche Sanftmuth und Gnade, womit er ſein Rachſchwerdt niemahls behutſamer geführet, als wenn es die Hälſe der aufrühriſchen betroffen, die in ſeinen Augen allezeit mehr Mitleiden und Erbarmung als Rache werth waren. Man erwege endlich auf einer Seiten, alle Hoheit ſeines Hauſes, alle Majeſtät ſeines Anſehens, allen Pracht ſeiner Hofſtadt, allen Uberfluß ſeiner Länder, alle Weisheit ſeiner Anſchläge, alle Billigkeit ſeiner Geſetze, allen Ruhm den er ſich durch das alles in ganz Europa erworben: Und halte dargegen auf der andern Seite, alle die Demuth ſeiner groſſen Seele, alle Leutſeeligkeit ſeines Antlitzes, alle väterlichgeſinte Huld gegen Geringere, alle Wohlthätigkeit gegen die Nothleidenden, alle Gelindigkeit gegen die Verbrecher, und welches ich zuerſt hätte nennen ſollen, alle Liebe gegen Künſte und Wißenſchaften; So wird man inne werden, daß weder Auguſtus noch Veſpaſianus, weder Titus noch Trajanus, und was noch ſonſt mehr vortreffliche Regenten in den Geſchichten berühmt ſind, ſo wohl als unſer allergnädigſter **Friedrich Auguſt**, Bewunderung und Liebe zugleich verdienet habe.

Erfreue dich deines beſondern Glückes, du Kern des Deutſchen Reiches, unvergleichliches Sachſenland! Erkenne wie weit du in dieſem Stücke allen Ländern und Staaten des Erdbodens überlegen biſt! Preiſe deine Wohlfahrt ſelbſt, gegen alle, die unter dem Joche harter Herren ſeufzen, die ſich ſo wenig Bewunderung als Liebe zu erwecken wißen, weil ſie keines von beyden verdienen. Sprich nicht, Auguſtus ſey dein König, dein Churfürſt, dein Herr. Nenne Ihn deinen Verſorger, deinen Erhalter, deinen liebreichen Vater. Du findeſt täglich was an Ihm zu bewundern, da andre Völker täglich was zu fürchten haben. Du findeſt ſtündlich etwas an Ihm, ſo deine Liebe reizet, wenn andre Nationen ſtündlich neue Urſachen des Haßes an ihren Regenten wahrnehmen. O daß dieſe deine Glückſeeligkeit nur ewig, nur unwandelbar ſeyn könnte!

Lebe lange, allertheureſter **Landes Vater!** GOTT ſtärke Dich, GOTT erhalte Dich, GOTT ſegne Dein Königliches Haus. Dein Exempel wird auch bey der Nachwelt unvergeßlich ſeyn; und wie wir Dich ohne Schmeicheley lebend preiſen können: So ſey verſichert, daß wir Dich dermahleins auch todt, ohne Eigennutz bewundern werden.

◆ ◆ ◆

Schäfergedichte auf eine Hochzeit

von

Johann Simon Buchka.

Silvander und Galathee.

Silvander! wie ſo ſtill? was liegſt du hier im Staube!
Du ſiehſt ſo ſeltſam aus, als jene Sommerlaube.
Was fehlt dir? Sage mirs! Schütt deinen Kummer aus!
Sieh mich nur einmahl an! So ſchenk ich dir den Strauß.
Ich hab ihn heute nur mit eigner Hand gebunden,
Und ein recht ſchönes Band, ſieh her! darum gewunden.
Mein Vater ſelbſten ſagt, er ſey recht Wunderſchön;
Man würd um dieſe Zeit nicht leicht desgleichen ſehn.
Gib mir nur einen Blick! Ich will dir ſolchen ſchenken
Auf deinen Feſttagshut. = = Trägſt du noch viel Bedenken?
Geſtehe mir nur frey, was dein Gemüthe nagt!
Hab ich doch neulich Dir auch meine Noth geklagt.

So ſprach jüngſt Galathee, als ſie am Elſterſtrande
Silvandern ganz beſtürzt bey ſeiner Heerde fande.
Es war im ſpäten Herbſt: Es hatte ſchon gereift,
Und eine kalte Luft die Blätter abgeſtreift.
Doch ſchien die Sonne noch faſt wie in Frühlingstagen,
Wenn Gärten, Flur und Wald beginnen auszuſchlagen.

Die Kräh und Elſter ſchrie, die Lerche ſtieg empor;
Das Rebhun lauſchete, die Wachtel kam hervor.
Die Ziegen ſah man auch bald hüpfen, bald ſich reiben;
Die Lämmer wollten nicht in ihren Ställen bleiben.
Drum ließ Silvander auch die Wollenheerden aus,
Und weidete ſie ſelbſt um ſein ganz nahes Haus.
Dieß iſt von ſchlechtem Holz und nur mit Stroh bedecket:
Die Sproſſen ſind rings um recht künſtlich eingepflöcket,
Auf welche Doris jetzt die Winterkräuter ſetzt,
Die man gebrauchen kan, wenn jemand ſich verletzt.
Silvander ſatzte ſich auf einen dürren Raſen;
Er nahm ſein Haberrohr, und wollt ein Klaglied blaſen:
Weil ihm der Corydon, ſein Nachbar hinterbracht,
Daß ſeine Schäferin den Thirſis angelacht.
Doch er verfiel gar bald auf zornige Gedanken;
Er wollte bald mit ihr, bald mit dem Thirſis zanken,
Er ſtreckte ſich dahin ſo gar verwirrt und matt,
Daß er die Galathee nicht wahrgenommen hat.
Sie trat ihm ins Geſicht; ſie klopft ihm auf den Rücken:
Er aber wollte ſich zu keiner Antwort ſchicken.
Er ſah ſie traurig an, und redete kein Wort;
Drum fuhr ſie halberzürnt in ihrer Rede fort:

Silvander! hab ich nicht den rechten Fleck getroffen?
Wie iſts? - - Ganz Mäuſeſtill? Was ſoll ich von dir hoffen?
Ich merke, daß dein Herz faſt nichts mehr nach mir fragt.
Iſt das die Treue nun, die du mir zugeſagt,
Die du mir bey dem Tanz ſo heilig zugeſchworen,
Den neulich Tityrus, als wir die Schaafe ſchoren,
Uns angeſtellet hat. Du denkſt nicht mehr daran?
Du haſt ja, dünkt mich, dort viel freundlicher gethan!
Du ſchenkteſt mir den Hut und dieſe Schäfertaſche:
Du gabſt mir dieſen Stock und eine neue Flaſche;
Du hatteſt mich und dich ſo künſtlich drauf geſchnitzt,
Als einen der verliebt zu meiner Seite ſitzt.
Du tanzteſt nur mit mir. Du warſt recht wohl geputzet.
Ich ſagte ſelber oft: Seht, wie Silvander ſtutzet!

Es ſteckt ein Blumenſtraus im neuen Wöllenrock;
Wie ſetzt er nicht den Hut, wie dreht er nicht den Stock!
Man ſagte lächelnd drauf: Er wollte mir gefallen.
Und du gefielſt mir auch am beſten unter allen.
Jetzt aber ſitzeſt du ſo traurig und beſtürzt,
Als jüngſt da dich einmahl die Mutter abgewürzt.
Du ſiehſt ganz ſauer aus. Ey! ſeht doch wie er klaget,
Als ob was Liebes ihm den Kauf ſchon aufgeſaget;
Als ob ein wildes Thier die ganze Heerd zerſtreut,
Die doch im Grunde liegt, und emſig wiederkäut.
Die Stirn iſt voller Staub, der Rock voll Koth und Aſche;
Dort liegt der Binſenhut, und hier die Schäfertaſche:
Dort liegt auch im Moraſt der buntgeſchälte Stab;
Wie ſieht das Band nicht aus, das ich dir neulich gab!
Nun, Nun, Silvander, ſo! Hältſt du das ſo in Ehren,
Was du von mir bekommſt! Soll ich mich nicht beſchweren?
Drey Schleifen knüpft ich ſelbſt mit rechtem Fleiß darein:
Man ſeh es jetzt! Nun wart! Es ſoll das letzte ſeyn.
Gewiß ich laſſe mich von keinem mehr beſchimpfen;
Bin ich gleich nicht ſo ſchön als wie die ſtolzen Nympfen.
Sie mögen immerhin in großen Städten ſeyn!
Ich bin ein Schäferkind; ich bild mir auch was ein.

Hier ſchwieg ſie, ganz erzürnt, und er konnt auf die Klagen
Der ſchönen Galathee ſonſt nichts als dieſes ſagen:
Was frageſt du noch viel! Du weiſt ſchon, was mich kränkt:
Haſt du den Thirſis nicht mit einem Blick beſchenkt?
Sie hatte zwar bereits das Antlitz weggekehret:
Doch eilte ſie zurück, ſo bald ſie dieß gehöret.
Der Vorwurf ſchmerzte ſie: Sie kam zur Rechenſchaft.
Inzwiſchen hatte ſich Silvander aufgeraft.
Er wuſte ſelber nicht, was er beginnen wollte:
Ob er ſie gehen ließ, ob er ſie rufen ſollte.
Bald grif er nach dem Hut, bald nach dem Stab und Horn:
Doch ſprach er: Galathee! Biſt du denn voller Zorn?
Ja freylich, voller Zorn, war ihre Gegenrede:
Was hab ich dir gethan? Was hältſt du mich ſo ſchnöde?

Er

Hier ſah er ſie verzagt, verliebt und ſchamhaft an;
Er lief zu ihr und ſprach: Hab ich dir was gethan,
So ſtrafe mich davor, nur wie es dir beliebet:
Mit Willen hab ich dich gewißlich nicht betrübet.
Willſt du ein jährig Lamm, willſt du den kleinen Bock,
Den ich weit höher acht, als meinen Sonntagsrock?
Zur Strafe will ich dir ihn ohnverzüglich geben.
Nur laß mich länger nicht in ſolchem Zweifel ſchweben,
Der meine Ruhe ſtört, und mein Gemüthe quält.
Hör! was mir Corydon, mein Nachbar heut erzehlt:
Der Himmel fienge kaum ein wenig an zu grauen;
So wollt ich ganz vergnügt zu dir hinüber ſchauen.
Kaum war ich vor der Thür, ſo ſchwahnte mir ſchon was:
Drauf rufte Corydon. Ich dachte: Was iſt das?
Ich grüßt ihn alſobald, nach unſrer alten Weiſe.
Er dankte mir davor, und fragte mich ganz leiſe:
Wo willſt du hin? Ich ſprach: Zu meiner Galathee.
Zu der? war hier ſein Wort: Geh nur, Silvander, geh,
Zu deiner Schäferin! Ich habe was geſehen.
Wenn du es wiſſen ſollteſt, es würde dir vergehen.
Was iſts denn? fragt ich ihn: Geſtehe mirs nur frey!
Er ſprach: Die Galathee, die ſcherzte ſonder Scheu
Mit unſers Nachbars Sohn. Er lacht, ſie lachte wieder:
Sie ſazten ſich darauf ſo gar beyſammen nieder.
Nun denke ſelber nach! Was heißt das? Schäferin!
Es ſchmerzte mich recht ſehr. Ich dacht in meinem Sinn:
Huy! daß es Galathee nicht ſo von Herzen meynet,
Wie ſie wohl äußerlich und im Geſichte ſcheinet.
Ich trieb die Heerden aus, ich ſatzte mich daher, = =

Ich dachte Wunder, was dir wiederfahren wär!
So ſtörte Galathee Silvanders Liebesklagen,
Und ſprach: Nun höre mich! Ich will dir kürzlich ſagen,
Wie es geweſen iſt. Der Thyrſis kam zu mir.
Ich fragte: Nun, woher? Er ſprach: Er käm von dir;
Du wäreſt nicht daheim. Drauf bat er uns geladen
Zu ſeinem Hochzeittanz. Wie groß iſt nun der Schaden,
Den er dir zugefügt? Ich wünſcht ihm vieles Glück.
Er dankte ſchön davor, und wollte gleich zurück.

Zu ſeiner Liebſten gehn. Ich aber rief ihn wieder:
Und ſetzte mich zu ihm auf eine Lehne nieder.
Und da er Abſchied nahm, band er mirs nochmahls ein:
Silvander möchte ja bey ſeiner Hochzeit ſeyn.

Ey! rief Silvander, Ey! Sollt ich nicht erſtlich fragen!
Nun nun, ich irrte mich. Ich muß es ſelbſten ſagen!
Denkt doch! Man bittet mich auf einen Hochzeitſchmaus!
Und ich betrübe mich! Lacht doch den Gecken aus!
Ich ſollt dem Corydon faſt wieder Haber ſtreuen.
Du aber, Galathee! Wen will denn Thirſis freyen?
Ich hätt ihn bald geſchimpft. Zur Straf ſing ich davor
Noch heut ein Schäferlied. Wo iſt mein Haberrohr?
Ja wohl! ſprach Galathee: Er wird die Phyllis nehmen.
Drum magſt du freylich dich fein bald dazu bequemen.
Ich wünſche ſo viel Glück zu dieſer neuen Eh,
Als viel man Schmeller findt, Kraut, Blumen, Gras u. Klee.
Noch eines kan ich dir, Silvander! nicht verheelen:
Ich hätte noch ein Ey mit dir vorjetzt zu ſcheelen.
Jedoch ich ſchweige ſtill; Schaff mir nur einen Kranz,
Und einen ſchönen Straus auf dieſen Hochzeittanz.

Er ſprach: Sey nur nicht bös! Ich will dir alles geben.
Ich könnte ſonſten nicht vergnügt und glücklich leben.
So legte ſich der Zorn und die Bekümmerniß.
Er küßte ſie nunmehr bis ſie ſich von ihm riß.
Sie ſtellte ſich zwar fremd; doch gieng es nicht von Herzen.
Indeſſen gieng ſie fort, und unterließ das Scherzen.
Silvander ſpielte drauf, aus einem hellen Ton,
Ein ſchönes Schäferlied. Dieß iſt der Schluß davon:

So viel Laub und Gräſer ſind;
So viel Blätter man in Wäldern,
Heu in Scheunen, Saat in Feldern,
Thau auf unſern Matten findt;
So viel Tropfen in dem Regen
Wald und Flur zu tränken pflegen:
So viel werde Glück und Heyl
Dieſem neuen Paar zu Theil.

Stroh-

Strohkranz-Rede
bey einer
Hochadelichen Vermählung
gehalten von
Henr. Samuel v. Brück.

Eur. Gnaden dieſen Strohkranz zu übergeben, habe ich, auf Gutbefinden aller vornehmen Anweſenden, Befehl erhalten. Dieſes leere Stroh mit Eurer Gnaden werthen Perſon zuſammen zu reimen, kam mir gleich anfangs unmöglich vor. Ich erwog, daß ein ausgedroſchner Halm ſeine beſte Kraft verlohren hätte, daß er in weit geringerm Werthe, als zuvor, gehalten würde, ja, daß man ihn zu den allerſchlechteſten Sachen gebrauchete. Was könnte nun dieſer, da er ein Bild von Eur. Gnaden abgeben ſoll, vor einen Begriff in uns erwecken? Und wo ſtäcke doch der Zuſammenhang zwiſchen einem Strohkranze und einer ſolchen Perſon, von der man noch die gröſte Hoffnung auf das ſichere Wachsthum eines vornehmen Hauſes, und die erfreulichſte Erndte zu gewarten hätte? Dieſe Betrachtung reizete mich nun an, Eurer Gnaden das Wort zu reden, und zu beweiſen daß ſie heute noch eben diejenige unveränderte Perſon wären, welche ſie geſtern geweſen. Ich würde daher vielleicht in einen wohlverdienten Verdacht fallen, wenn ich nunmehro Eurer Gnaden Vertheidigung, die ich mir ſo eifrig habe angelegen ſeyn laſſen, mit Stillſchweigen übergehen wollte.

Dieſen meinen Vortrag wollten indeſſen die ſtandhaftigen Gegner nicht im geringſten billigen. Sie gaben vor, es wäre in dieſer Nacht eine wichtige Veränderung mit der Frau Braut vorgegangen; und wie ich merkte, ſo wollten ſie die meiſte Schuld dem Herrn Bräutigam beymeſſen. Die Verbindung, welche geſtern der Geiſtliche vollzogen, ſollte ein nicht geringes zu ihrem Beweiſe beytragen; und in Verwechſelung der Ringe ſuchten ſie ein großes Geheimniß. Ihrem Vorgeben nach, wären dieſe ſo mächtig als Gygis Ring geweſen, kraft welches er hätte unſichtbar werden oder verſchwinden können: Denn ſie hätten es erfahren, als ſich Braut und Bräutigam geſtern Abends unſichtbar gemacht. Ich wurde genöthiget, meine Gegner zu bitten, daß ſie doch die Tugend und Höflichkeit des Herrn Bräutigams in Erwegung ziehen möchten, welche ich auch jetzo zu rühmen nicht unterlaſſen würde, wenn mich nicht ſeine werthe Gegenwart davon abhielte. Dieſe nehmlich erinnert mich, daß er lieber alle tugendhafte und rühmliche Thaten auszuüben, als das wohlverdiente Lob anzuhören gewohnt iſt. Dieſe Höflichkeit, und die große Liebe gegen ſeine nunmehrige Gemahlin, würde es nicht zugelaſſen haben, ihr was unangenehmes zu erweiſen, und ich habe mich nicht gnug verwundern können, wie ſie auf dieſe Gedanken gerathen.

Die Gegenwart des Geiſtlichen, fuhr ich fort, thäte zur Sache nichts; denn warum wären meine Gegner bey der Verlöbniß, da dieſer gleicher maſſen zugegen geweſen, nicht auch auf eben die Gedancken gekommen? Man wüſte ja, daß bey beſondern Begebenheiten allemahl dergleichen Perſonen gebrauchet würden. Dem Kayſer ſelbſt wäre es nicht zuwieder, ſich die Krone von einem

Geiſtlichen auſſetzen zu laſſen. Was aber die Ringe anbeträfe, ſo wäre es, wenn ich es auch nicht als einen bloßen Tauſch anſähe, doch vor nichts mehr, als vor ein Zeichen einer beſondern Freundſchaft zu halten; welches wir bey der Verlobung auch ſehen, ſo gar wenn ſich die Republic Venedig mit dem Adriatiſchen Meere zu vermählen pfleget. Wer wollte aber ſagen, daß die Republic, oder das Meer, dadurch verwandelt werde? Sie mäſſen dieſem Ringe eine unerweisliche Kraft bey, ja ſie könnten ihm mit eben dem Rechte andichten, was man von dem Ringe Timolai zu ſagen weis, welcher gemacht haben ſoll, daß dieſer durch die Luft fahren, Leute einſchläfern, und Schlöſſer eröffnen können.

Dieſes und noch ein mehreres hatte ich bereits vorgebracht: Nichts deſtoweniger wurden dergleichen Einwendungen vor ein bloſſes Spiel der Dichtungskraft geachtet, und man glaubte, meine Vertheidigung würde niemals zu einem gründlichen Beweiſe können angeführet werden. Ich zeigte ihnen alſo ferner, daß die Liebe die einzige Stifterin ihres bisher geführten Braut-Titels ſey, und daß dieſe von beyden Verlobten noch eben ſo eifrig unterhalten würde. Uns hätte ſie die geſtrigen Luſtbarkeiten zuwege gebracht; heute würden dieſe mit eben dem Vergnügen fortgeſetzet; kein betrübter Unglücksfall zernichtete ſie; keine Krankheit hielte uns davon ab, und der Himmel lieſſe alles nach unſerm Wunſche ausſchlagen. Ein jeder ſähe ja in dem verlobten Paare viele vortreſſliche Tugenden vereiniget und ausgeübet; wenn nun die Beſtändigkeit ins Stecken geriethe, ſo müſte man ihre Tugenden in Zweifel ziehen, und alſo mit Gewalt eine Veränderung erzwingen.

Alle dieſe Gründe dachten meine Gegner auf einmahl übern Haufen zu werfen, wenn ſie mir den Beyſchlaf der Verlobten entgegen ſetzten. Einer, welchem die großen Gläſer eine Unruhe in dem Magen verurſachet haben mochten, hatte ſich, dieſer Gefahr zu entlaufen, aus dem Schlafe geriſſen, und ſich, aus Vorwitz oder Verſehen, der Thüre des Gemaches der Verlobten genähert. Hier, ſagte er, habe das Hochzeitbette gar merklich geknacket, und daraus will man nun ſchließen, daß Eure Gnaden davon eine ganz andere Geſtalt bekommen. Nun möchte doch dieſer Zeuge erwegen, was ihn von dem Schlafe abgehalten? und bedenken, wie es eine ausgemachte Sache ſey, daß man ihm bey ſolchen Umſtänden, wo der Magen überſchüttet worden, nicht viel trauen könne. Der Einwurf, das Schlafen anlangend, fällt von ſich ſelbſt weg, wenn man erweget, daß kein ſchlafender Menſch etwas wichtiges ins Werk zu richten fähig ſey: Daß ferner die Handlungen, welche man beurtheilen ſoll, als wirkliche Thaten müſſen ausgeübet werden; und daß endlich ſelbſt die Natur den Schlaf erfordere.

Dem allen ungeachtet, behaupteten meine Gegner, dennoch hartnäckicht, daß Eurer Gnaden kein Eyd würde zugelaſſen werden, wenn ſie gleich ihre Unſchuld dadurch an den Tagen legen wollten: zumahl, da ſie Carpzovs Meynung vor ſich hätten, welcher theure Mann es ihnen doch gewiß nicht lügen würde! Es kam mir, meiner Meynung nach ſehr leicht vor, dieſen Zweifel unſern Gegnern zu benehmen. Ich erinnerte, wie ſich der jetzige König in Frankreich mit der Spaniſchen Infantin in ein Bette geleget; und gleichwohl hätte niemand, als dieſelbe aus Frankreich wieder abgereiſet, an ihrer Jungferſchaft zu zweifeln begehret: Bey dieſen Verlobten aber wolle man mit Gewalt eine Veränderung erzwingen. Ich ſetzte hinzu, daß ich vielleicht alle ihr Vorgeben glauben würde, wenn ich zu den Zeiten lebte, von welchen Ovidius gar viele wunderbare Verwandlungen beſchrieben: als z. E. von den zwo Schweſtern, deren eine in eine Nachtigall, und die andere in eine Schwalbe verkehret worden. Sollte ich aber endlich dieſen Gegnern, um Friede zu erhalten, Beyfall geben, ſo würde ich meynen, die Veränderung beſtünde in Kleidern, oder es hätte ſich ſonſten eine Unpäßlichkeit eingefunden: wiewohl ich Eure Gnaden nicht vor ſo gar zerbrechlich anſehen kan.

Durch dieſe Vertheidigung vermeynte ich nun meine Gegner völlig zu überweiſen. Sie gaben mir aber gar bald zu verſtehen, daß ich weder die Eigenſchaften des Frauenzimmers recht kennete, noch erfahren hätte, wie genau ſie mit dem Stein Amianth überein kämen; von welchem man ſaget, daß er in keinem Feuer verzehret, ſondern vielmehr gereiniget werde. Die Vollkommenheit, welche bey dieſem das Feuer zuwege brachte, verurſachte bey dem Frauenzimmer das männliche Geſchlechte; denn jenes nutzete aus eigener Kraft ſo wenig, als ein wilder Stamm, welchen ein wohlerfahrner Gärtner durch ſein Pfropfen zur Vollkommenheit bringen müſſe.

Was meynen indeſſen Eure Gnaden, daß ich weiter zu Dero Entſchuldigung hätte vorbringen können? Ich ſanne hin und her; und als ich wenig hierzu dienliches übrig ſahe, wünſchte ich, daß doch der Brunnen hier zugegen wäre, welcher vor Alters in Griechenland zu finden war, durch deſſen Kraft das Frauenzimmer die verlohrne Jungferſchaft wieder erlangen könnte. Bey dieſem aber, dachte ich, möchteſt du auch wohl gerne ein Aemtchen haben, und etwan Zolleinnehmer ſeyn; alsdenn nehmlich hätte ich die ſchönſte Gelegenheit, dieſen Streit leicht zu entſcheiden, und Eurer Gnaden Unſchuld an den Tag zu bringen. Unüberlegte Unternehmungen reuen bald. Wie thöricht aber mein Wunſch war, merkte ich nachmals allererſt, als ich erwog, was für ein unzehlbarer Haufen Frauenzimmer zu dieſem Brunnen laufen würde, und daß ich unmöglich Bediente gnug annehmen könnte; oder ſo deren gnug wären, daß dennoch dieſe leicht einen Unterſchleif machen dörften, und alſo vieles, wie auch vielleicht dieſe Wahrheit, vor mir allezeit verborgen bleiben könnte.

Nun ſahe ich mich nothwendig gezwungen, dem mir anbefohlnen nachzuleben. Dazu kam noch, daß meine Gegner mir das alte Herkommen entgegen ſetzten, welches mich um ſo vielmehr anreizete, je mehr es billig war, daß alte Gebräuche von den Völkern auf ihre Nachkommen fort gebracht würden. Wer weis nicht, daß das Wort Freyen im Lateiniſchen ſo viel als verhüllen heißet, weil ſich die Römiſchen Bräute in ein rothes oder gelbliches Tuch vermummeten. Was vor abentheuerliche Gebräuche haben nicht die Armeniſchen Chriſten in Perſien, welche ihren Bräuten das Geſichte, wie den Zuckerpuppen, mit Goldblätgen vergolden, und ihnen darüber ein Tuch von ſeidenem Flore hengen, auf welchem eine güldene Sonne geſticket iſt. Kurz: wo es gebräuchlich iſt, da ſingt man den Pompernickel in der Kirche. In Betrachtung deſſen erkühne ich mich, Eurer Gnaden dieſen Strohkranz zu übergeben, und ihnen mehr Glück dabey anzuwünſchen, als wir dieſen Sommer Hälmie einerndten werden, meine Wenigkeit aber zu Dero beſtändigen Gnaden zu empfehlen.

Schreiben an Ser. Durchl.
Herrn Auguſt Ludewig
Fürſten zu Anhalt ꝛc. ꝛc.
Bey der Geburt eines Erb-Prinzen
in fremdem Nahmen
von
Johann Victor Krauſen.

NUn hat Gebet und Flehn der Vorſicht Herz bezwungen,
Und den begehrten Prinz aus ihrer Hand gerungen.
Die Seufzer ſind erhört, die Hofnung iſt erfüllt:
Dort liegt des Landes Troſt in Windeln eingehüllt.
Lauf, eile, frohes Volk! du ſollſt die Knie beugen,
Und deine Dankbarkeit für dieß Geſchenke zeigen.
Lockt dir ein ſolches Glück, für deines Fürſten Haus,
Und für ſein Wohlergehn, nicht Freudenthränen aus?
Unfehlbar! ja die Luſt durchdringet Mark und Glieder:
Drum fort, und ſchicke dich auf muntre Jubellieder.
Greif keine Garben an: Der Glocken heller Klang,
Erfodert jetzt von dir den reinſten Lobgeſang.
Verrichte dieſen Dienſt mit feurigem Verlangen:
Du haſt was köſtliches nach blöder Furcht empfangen.
Dein Auguſt Ludewig, dein Vater, der dich liebt,
Und durch ſein Regiment das beſte Beyſpiel giebt,
Wie Fürſten mit Vernunft und Gnade herrſchen ſollen,
Will ſelbſt für ſeinen Prinz dem Himmel Weyrauch zollen.
Weil denn Dein weiſes Haupt die milden Hände regt,
Und aus Erkenntlichkeit ſein Opfer niederlegt:
So laß, getreues Volk der Andacht Flamme brennen;
Du darfſt den ſchönen Prinz zugleich dein Kleinod nennen.

Der Hof verehrt den Tag, der unſern Carl gebahr,
Der Adel bringt den Wunſch mit edler Sehnſucht dar,
Die Bürger rühren ſich, wir ſehn an allen Seiten
Zufriedenheit und Luſt um Rang und Ordnung ſtreiten.
O komm, und beuge dich vor deines Fürſten Thron,
Bewundre dein Geſchick, und Auguſt Ludwigs Sohn.
Mich dünkt, der ſtarke Ruf erſchallt vor meinen Ohren;
Lobt, preiſet, ſingt und jauchzt, nun iſt der Prinz gebohren,
Den uns des Höchſten Schluß für Kindeskinder ſchenkt,
Und welchen Mortens Fauſt nicht, wie die Brüder kränkt;
Er ſoll des Vaters Geiſt, der Mutter Herz ergetzen,
Und Sein beſtimmtes Volk in neue Wonne ſetzen.
Mein Fürſt, nimm dieſes Blatt von deinem Unterthan,
Da niemand gerne ſchweigt, mit Huld und Großmuth an.
Die Freude führt den Kiel, ſie reizt, und heißt mich ſchreiben:
Wie könnte doch dein Knecht allein zurücke bleiben?
Herr, deine Gnade wirkt den Trieb vollkommner Luſt,
Du biſt des Landes Heil, ein gütiger Auguſt,
Wir dürfen unter Dir als deine Kinder leben,
Und können Dir den Ruhm des frömmſten Fürſten geben.
Wir wiſſen nicht einmahl was Zwang und Tyranney,
Verfolgung, Laſt und Gram, Gewalt und Unrecht ſey.
Wir liegen ohne Furcht in deinen Vaterarmen:
Denn Du beſchützeſt uns durch zärtliches Erbarmen.
Der Himmel, deſſen Rath den Ländern Seegen ſchafft,
Erfülle meinen Wunſch durch ſeiner Allmacht Kraft:
So wird dein hohes Haus in ſpäten Jahren grünen;
Wir aber wollen Dir mit Blut und Leben dienen.
Die Vorſicht bleibe ſtets der Fürſtin Schirm und Schild,
Und ſtärke deinen Prinz, Dein zartes Ebenbild.
Hilf auch, Durchlauchtigſter, mein ſchlechtes Glück erhöhen,
Und laß mich noch einmahl zu deinem Sohne gehen.
Schlaf ſanft, erwünſchter Prinz, Du werthes, theures Pfand,
Der Himmel wiege Dich mit ſeiner eignen Hand,
Er wacht und ſorgt für Dich: damit Dich ja nichts ſchrecke.
Noch der geringſte Schmerz aus Deiner Ruhe wecke.
Der Engel muntre Schaar ſey um Dich her geſtellt:
Weil Dich Dein treues Volk für ſeine Hoffnung hält.

Ein Prediger ſoll ein Philoſoph ſeyn.

Bey der Magiſter-Promotion

Herrn Samuël Seidels,

erwieſen von

Johann Friedrich May, M. A.

Wenn ich nicht wüßte, daß du, geliebter Freund, die höchſte philoſophiſche Würde längſtens verdienet hätteſt; ſo würde ich bey weitem nicht ſo vergnügt ſeyn, als ich jetzt in der That bin, da ſie dir nunmehro wirklich mitgetheilet worden. Was iſt rühmlicher, als ein Meiſter der freyen Künſte und Philoſophie zu ſeyn? Allein was iſt auch ſchändlicher, als dieſen Nahmen unwürdig zu führen? Ein eitles Frauenzimmer macht ſich zum Gelächter, wenn ſie ihrem heßlichen Geſichte durch Schminke eine natürliche Schönheit geben will; und ein ſtolzer Menſch verräth ſeine Thorheit, wenn er glaubet, daß ihm ein beygelegtes Ehrenwort mehr Verſtand und Anſehen zuwege bringen könne, als er zuvor beſeſſen hat. Deine Geſchicklichkeit und Wiſſenſchaft machten, daß du dasjenige längſt wareſt, was wir dich erſt nunmehro öffentlich nennen dürfen. Man leſe deine Schriften, und erwege deine Aufführung, ſo wird man finden, daß es nicht nöthig geweſen wäre zu ſchmeicheln, wenn ich dich gleich weitläuftig hätte rühmen wollen. Ich überlaſſe es aber andern, damit ich niemanden Gelegenheit geben möge zu glauben, daß ich dich nur aus

Freundſchaft geprieſen. Doch eines kan ich nicht verſchweigen. Du rühmeſt ſo oft mit vieler Hochachtung die beſondere Gütigkeit desjenigen werthen Hauſes, welches ſeine Hoffnungsvollen Kinder deiner Aufſicht anvertrauet hat. Mein Freund, dieſer Ruhm dient dir zu deinem eigenen Ruhme. Man weiß, daß dieſe verſtändige Eltern, unter die Anzahl derjenigen in dieſer Stadt gehören, welche ihre gröſte Glückſeeligkeit auf der Welt in wohlgezogenen Kindern ſuchen. Sie ſehn bereits an ihrer ſchönen und artig geſitteten Jugend ihre Hoffnung in voller Blüthe. Man kan nicht läugnen, daß dieſes eine löbliche Wirkung ihrer beſondern und vernünftigen Zucht ſey: Allein ihre Gewogenheit gegen dich iſt uns auch ein Merkmal, daß ſie erkennen, wieviel deine Klugheit, dein Fleiß, deine Treue, und dein Unterricht dazu beytrage.

Ich habe dir mein Vergnügen über die erhaltene Würde entdecket: nunmehro will ich dir auch ſagen, was ich dabey gedacht habe. Ich weiß, daß du mit einem löblichen Eifer ein geſchickter und erbaulicher Lehrer der geoffenbarten Wahrheit zu werden ſucheſt. Dieſes Vorhaben iſt größer, als daß ich es genugſam loben kan. Es giebt viel Lehrer; aber ſie ſind nicht alle geſchickt: und unter den geſchickteſten ſind die wenigſten erbaulich. Warum haſt du dich aber auch zu einem Lehrer der Philoſophiſchen Weisheit erklären laſſen? Sollteſt du nicht wiſſen, wie ſehr ſich die Philoſophie muß richten, verdammen und verfluchen laſſen? Gläubeſt du nicht, daß dich dieſer Fluch beſonders treffen werde, da du ſo gar ein Meiſter der Philoſophie wirſt? Und befürchteſt du nicht, daß er dich gedoppelt treffen werde, weil du die Philoſophiſche und geoffenbarte Wahrheit in einem Lehramte zugleich auszubreiten gedenkeſt? Ohne Zweifel muſt du eines beſſern von der Philoſophie verſichert ſeyn, und ich tadele dich gar nicht, daß du auch als ein zukünftiger Prediger beſonders darnach ſtrebeſt. Ich haſſe ſonſten die Meynungen des Pöbels, weil ſein Geſchmack im Grunde verderbt iſt: allein darinn irret er ſich nicht, wenn er glaubet, daß ein Prediger nachdrücklicher und beſſer predigen könne, wenn er ein Magiſter ſey; in ſo ferne er nur ſeine Wiſſenſchaft in der Philoſophie ſo weit getrieben hat, daß man ihm dieſen Titel mit Recht beylegen kan. **Ein Prediger ſoll alſo ein Philoſoph ſeyn.**

Der Pöbel hat die wahrhafte Bedeutung der Wörter, womit man einen Prediger und Philoſophen zu benennen pflegt, gewaltig verändert; und es iſt ſehr nöthig, daß man ihnen ihren rechten Werth wieder verſchaffe. Wer verſteht nicht unter der Perſon eines Predigers einen Menſchen, der ſich mit einer beſondern Kleidung, auf einem erhabenen Orte, zu beſtimmter Zeit, in der Kirche ſehen läſſet, daſelbſt die von einer gewiſſen Materie aus der Schrift geſammleten Sprüche, in einem ausgekünſtelten Zuſammenhange, mit hocherhabner Stimme und ſittſamen Stellungen des Leibes herſaget, die Augen und Ohren ſeiner Zuhörer zu vergnügen. Allein das ſind Dinge, welche man nur bey einem Prediger höret und ſiehet, die aber das eigentliche Weſen eines Predigers noch lange nicht ausmachen. Ich vermuthe, die innerliche Geſtalt eines Predigers richtiger entworfen zu haben, wenn ich ihn als einen Mann beſchreibe, welcher verpflichtet iſt, den Verſtand ſeines Zuhörers durch die Erkenntniß der Wahrheit zu erleuchten, und den Willen deſſelben durch Vorhaltung des Guten zu bewegen, damit er auf den rechten Weg zur ewigen Glückſeligkeit geführet werde.

de. Der Nahme eines Philoſophen iſt dem gemeinen Volke nicht ſo bekannt; allein ſehr viel andre, welche nur in den äußerlichen Umſtänden von dem Pöbel unterſchieden ſind, haben die Bedeutung dieſes Wortes ſehr verderbt. Sie haben ſich die Abbildung eines Philoſophen nach denjenigen Dingen gemacht, welche ſie an einer Perſon wahrgenommen haben, die man mit dem Namen eines Philoſophen beleget hat. Dahero iſt es kein Wunder, daß man unter einem Philoſophen bald einen Grillenfänger, bald einen Freygeiſt, bald einen Spötter der Religion, ja ſo gar einen Atheiſten verſtanden hat. Jch denke nicht zu irren, wenn ich das Weſen eines Philoſophen in dieſe Beſchreibung einſchlüſſe: Ein Philoſoph iſt ein Mann, welcher die Kräfte der Natur durch eine richtige Erfahrung, aufmerkſame Betrachtung und genaue Überlegung, ſo viel ihm möglich, alſo erkennen lernet, daß er wiſſe, woher ſie kommen, wie ſie wirken, und wozu ſie gebraucht werden ſollen. Es wird nicht erfordert, daß ein Philoſoph, den nach einem gewiſſen Zuſammenhange verknüpften Philoſophiſchen Sätzen gewiſſer Männer folgen müße, wenn er anders ein rechtſchaffener Philoſoph ſeyn will. Man kan ein Philoſoph ſeyn, wenn man auch gleich kein Anhänger des Ariſtoteles iſt; Man kan es ſeyn, wenn man auch nicht den Meynungen des Herrn Descartes in allen beypflichten ſollte. Die Philoſophie läſt ſich von allen finden, die ſie ſuchen; niemahls aber von einem ganz allein: Denn ſie will keinen hochmüthig machen. Sie entdecket ſich ihren Liebhabern nicht völlig, damit ſie noch allezeit etwas übrig habe, wodurch ſie dieſelben reizen könne, wenn ſie in der Liebe gegen ſie zu erkalten anfangen möchten.

Ein Prediger iſt nicht verbunden, alles zu wiſſen, was in der Philoſophie gelehrt werden kan. So gar derjenige, welcher ſie zu ſeinem Hauptwerke macht, vermag nicht die Kräfte der Natur vollkommen zu erkennen; es iſt ſchon genung, wenn er darinnen ſo weit kommt, als es ihm möglich iſt. Und wie kan man von einem Prediger mehr fordern? Jedoch ſoll er ſo viel wiſſen, als zur Erhaltung ſeines Endzweckes unumgänglich nöthig iſt. Er ſuchet den Verſtand ſeiner Zuhörer zu erleuchten. Wie iſt es möglich ſo weit zu kommen, wenn ihm die Kräfte des menſchlichen Verſtandes ganz unbekannt ſind? Wird er denſelben zu einer richtigen Erkenntniß bringen können, wenn er nicht verſteht, wie die Kräfte des Verſtandes in dem Menſchen wirken; Wenn er nicht weis, daß die Seele ohne eine deutliche und umſtändliche Erklärung der Sache, dieſelbe niemahls verſtändlich begreifen lerne; daß ſie, ohne einen gründlichen Beweis, niemals zu einer wahren Uberzeugung gelangen werde? Er wird ſich nicht angelegen ſeyn laſſen, die Sache auf das genaueſte zu zergliedern, und in ihren beſondern Theilen und Eigenſchaften zu zeigen, damit auch der ſchwächeſte Verſtand fähig werde, dieſelbe zu faſſen. Er wird ſich nicht darum bekümmern, wie er die bekannteſten und unleugbareſten Wahrheiten anführen und klärlich zeigen möge, wie genau die ſeinen Zuhörern bisher unbekannte Wahrheit mit derſelben verknüpfet, und eben ſo wahr ſey als diejenige, an welcher ſie im geringſten nicht gezweifelt. Er wird dunkel reden, weil er ſelſt nicht verſteht, was er dencket; er wird unordentlich reden, weil er ſich in ſeinen eigenen Gedanken verwirret; er wird ohne Nachdruck reden, weil er den Verſtand durch keine gründliche Uberzeugung angreiſt.

greift. Wie wird er aber dadurch ſeiner Pflicht eine Genüge thun? Wie wird er den Verſtand des Menſchen erleuchten können? Er ſucht ferner den Willen ſeiner Zuhörer zu bewegen. O dazu gehört eine tiefe Einſicht in die Natur des Willens! Er muß wißen, daß er in einem Verlangen nach dem Beſitze des Guten beſtehe, und daß dieſes Verlangen durch nichts anders, als durch eine lebhafte Vorſtellung des Guten erwecket werde. Er muß zeigen können, daß ſich die Eigenſchaften eines wahrhaften Guten an der Sache, welche er anpreiſet, befinden; daß es zu dem vergnügten Zuſtande eines Menſchen mehr beytrage als etwas anders; daß der Menſch deſſelben gewiß habhaft werden könne; daß es ihm ungemein ſchaden würde, wenn er es boshafter weiſe von ſich ſtoſſen wollte. Die Eigenſchaften muß er nach allen Umſtänden deutlich erweiſen; Den Nutzen muß er von Stück zu Stück, nach Beſchaffenheit des Zuſtandes deſſen, der ihn erhalten wird, erklären; Die Mittel muß er klüglich vorſchlagen, und zeigen, daß ſie der Zuhörer in ſeiner Gewalt habe; Den unausbleiblichen Schaden muß er ihm deutlich vor Augen ſtellen. So wird der Wille bewegt werden, ſo wird der Menſch nach dem was er verlanget, ſehnlich ſtreben. Er ſuchet ſeine Zuhörer auf den Weg zur ewigen Glückſeeligkeit zu führen. Die aufmerkſame Betrachtung der Natur iſt geſchickt, den Menſchen zu überzeugen, daß er glückſeelig werden könne. Wie kan ein Gemüthe mehr angefeuert werden, als wenn es gewiß gemacht wird, daß ſeine Bemühungen nicht vergebens ſeyn werden? Alles, was in ſeinem Vermögen ſtehet, wendet der Menſch alsdenn willig an; alles, was er erdulden muß, das erträgt er gerne. Sollte es nicht eines Predigers Schuldigkeit ſeyn, ihm zu erklären, wie die Kräfte der Natur zur Beförderung ſeiner Glückſeeligkeit wirken? Sollte er nicht ſelbſt aus den Kräften der Seele erweiſen, daß ſie nicht aufhöre zu ſeyn, wenn ſie gleich von dem Leibe geſchieden iſt, mit welchem ſie verbunden, und daß die Begierde, unaufhörlich glückſeelig zu ſeyn, niemals aus ihr verſchwinde? Sollte er nicht alsdenn klärlich erweiſen, daß die Kräfte der Natur nicht geſchickt ſind, dieſe Begierde zu ſtillen? O! dieſe Vorſtellungen müſſen eine Sehnſucht in der Seele des Zuhörers erwecken, nach einem ſolchen Stande zu trachten, worinnen er ſeine Begierde unendlich ſättigen könne. Sie werden das Herze aufſchlüßen, damit die Kraft der Gnade völlig eindringen und darinnen wirken könne. Die Natur wird ſich der Gnade unterwerfen.

Es ſey ferne, daß daraus folgen ſollte, als ob die Philoſophie vor ſich fähig wäre, dem Menſchen den Weg zur ewigen Glückſeeligkeit zu zeigen. Ich ehre die Kraft der Gnade GOttes mit Demuth und heiliger Ehrfurcht, und ſchreibe derſelben dieſe unausſprechliche Wirkung ganz allein zu. Doch kan ich nicht begreifen, warum viele ſo nachläßig ſind, das Gemüthe des Menſchen durch die Kräfte der Natur vorzubereiten, damit die Kraft der Gnade deſto wenigern Wiederſtand finde. Sind denn nicht beydes Natur und Gnade Wirkungen eines gnädigen GOttes? Sollte GOtt die Natur zu dem Ende ausdrücklich geſchaffen haben, daß ſie der Gnade wiederſtehe? Sollte die geoffenbarte Wahrheit dem Menſchen deswegen bekannt gemacht worden ſeyn, damit dadurch die in der Natur geſchriebene Wahrheit ausgelöſchet werden möge? Das ſey ferne, alſo zu gedenken. Oder will er uns vielmehr die Kraft der Gnade mittheilen, damit durch dieſelbe die Kräfte der Natur erhaben und geſtärket werden möge? Davon überzeuget uns die heilige Offenbarung ganz deutlich. Wir ſind verderbt und zu einem unordentlichen Gebrauche der Natur geneigt: wollen wir uns beſſern, ſo müßen wir den ordentlichen Gebrauch der Natur durch die Vernunft erkennen lernen. Dieſe vernünftige Erkenntniß wird uns von der Unzulänglichkeit der natürlichen Kräfte zur Beförderung einer ewigen Glückſeeligkeit, welche wir wünſchen, überführen; und das Verlangen nach einer ewigen Glückſeeligkeit wird uns antreiben, mit williger Aufmerkſamkeit anzuhören, was uns die gnädige Offenbarung vor einen ſeeligen Weg dahin anweiſet. Mich deucht, dieſe Wahrheit iſt auſſer allen Zweifel geſetzt, und wird durch die Pauliniſche Warnung, ſich vor der Philoſophie zu hüten, keinen Abbruch leiden. Denn es haben bereits vorlängſt viel gelehrte Männer erwieſen, daß dieſe Schriftſtelle nicht von der wahren Philoſophie, ſondern nur von den unrichtigen Meynungen ſich ſelbſt vermeſſender Lehrer abhalte. Vielmehr ſuche ich daraus den Schluß zu machen, daß es einem Prediger nicht nur erlaubt ſey, ſondern ihm ſo gar obliege, in ſeinen öffentlichen Reden vor der Gemeine zu philoſophiren. Ich will nicht ſagen, daß er die allertiefſinnigſten Materien, unter den unbekannteſten Kunſtwörtern, mit Anführung vielfältiger Meynungen, öffentlich vorbringen ſoll. Ich will nur, daß er, bey Abhandlung nützlicher Dinge, deutlich und gründlich zeigen ſolle, wie weit ſich die Kraft der Natur erſtrecke, damit ſich der Menſch in die Ordnung des Heyls deſto leichter ſchicken könne. Ein Arzt wird bey einem Patienten die köſtlichſte Arzney nicht eher gebrauchen, bis er vorhero alles in deſſelben Cörper durch andere Mittel bey Seite geräumet, was ihre heilſame Wirkung ſtören könnte. Wo ſollte ich ein ſchöners Bild als eben dieſes finden, die Eigenſchaften eines klugen Predigers abzuſchildern? Er muß das Gemüthe ſeiner verderbten Zuhörer durch eine vernünftige Vorſtellung von der Unwiſſenheit und den vorgefaßten Meynungen befreyen, ehe er ſich von dem Vortrage der geoffenbarten Wahrheit den gehofften Nutzen verſprechen kan. Ein vernünftiger Menſch kan am leichteſten ein Chriſte werden.

Ich beſorge im geringſten nicht, daß der Prediger dadurch ſeinen Zuhörern unverſtändlich werden ſoll. Es ſind zwey Dinge, welche verurſachen daß man denjenigen, welcher mit uns redet, nicht wohl verſtehen kan. Einmal, wenn er ſich unbekannter Kunſtwörter und hoher oder ungewöhnlicher Redensarten bedienet; hernach wenn er zu viel Dinge untereinander auf einmal, ganz verwirrt vorträget. Man bemühe ſich nur die verſtändlichſten Ausdrückungen zu gebrauchen, und ſetze in jeder Betrachtung alle Gedanken richtig aus einander; ich bin verſichert, daß eine Predigt von ſolcher Art in dem Verſtande des einfältigſten Menſchen ein großes Licht anzünden werde. Womit ſind die Menſchen mehr beſchäftiget, als mit natürlichen Dingen? Wovon ſind ſie am fähigſten einen Begriff zu faſſen, als von ſolchen Dingen, mit welchen ſie beſtändig umgehen? Ein vernünftiger Prediger ergreifet ſie alſo da, wo ſie ſich am leichteſten faſſen laſſen, und führet ſie unvermerkt dahin, wohin ſie am wenigſten zu kommen ſuchen.

So viel habe ich von dieſer Materie nachgedacht. Ich erſchöpfe dadurch noch lange nicht alles, was zu einem vollkommenen Prediger erfordert wird; ich habe meine Betrachtung bloß in dieſe Grenzen geſchloſſen, daß ein Prediger ein Philoſoph ſeyn ſolle. Es werden Dir dieſe Gedanken, **Wertheſter Freund**, zum Andenken meiner Beyfreude über deine ſo wohlverdiente Magiſterwürde, und zu einem Unterpfande meiner beſtändigen Hochachtung und Liebe gegen Dich gegeben. Du kanſt verſichert ſeyn, daß dein Glücke nicht höher ſteigen kan, als ich herzlich wünſche. GOtt brauche Dich dereinſt zur Ausbreitung ſeiner Ehre, und zum Nutzen ſeiner Kirche. Wie werde ich mich freuen, wenn ich an Dir von dem, was ich bishero geſagt, ein beſtändiges und herrliches Exempel finden werde!

❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖

Schreiben an Se. Hochwohlgeb.
Hrn. Joh. Fr. von Heinitz,
Kön. Pohln. und Churſächſ. Appell. Rath ꝛc. und Hofger. Aſſeſſ.
als derſelbe zum Aſſeſſor in das Kayſerl. Kammergericht zu Wetzlar beruffen wurde.

in Nahmen der Geſellſchaft abgefaſſet
von

M. Samuel Seidel.

Hochwohlgebohrner Herr, ſo ſpät und ſchwach die Pflicht
Dir hier vor Augen tritt; ſo zürne gleichwohl nicht.
Die Dichtkunſt ſteiget nur zu Fuß auf ihren Hügel;
Dich hebt Verdienſt und Blut, wie Adler, Kraft und Flügel.

Nun

Nur gar zu weit voraus. Es hebt Dich zu geſchwind.
Die arme Muſe ſtutzt, und eh ſie ſich beſinnt.
Was Pflicht und Luſt von ihr zu Deinem Ruhm verlangen;
Iſt leicht ein Monath weg; biſt Du ſo weit gegangen,
Daß ſie nicht folgen kan: ja, wenn ſie Dich erreicht,
Der Schwachheit ihrer Kraft mit neuem Kummer weicht,
Und, da ihr die ſogleich den freyen Gruß verwehret,
Sich ſelber ſchweigend ſchämt, und Dich verwundernd ehret.
O klänge doch der Reim nur etwan halb ſo ſchön,
Als Ruhm und Preis von Dir, den Feind und Neid erhöhn!
So kläng es ungemein, ſo würd es ſchöner klingen,
Als wenn wir jetzt ein Lied des Mantuaners ſingen;
So würde ſich die Welt der edlen Seyten freun,
So würd es erſt ein Lob vor unſern Orden ſeyn;
Den leider noch zur Zeit nur unbekannten Orden,
Und den nur dieß erhebt, daß Du ſein Mitglied worden.
Je höher Du bereits an Werth und Vorzug biſt,
Je größer dein Verdienſt, und auch dein Lohn ſchon iſt:
Je größer iſt der Ruhm, den uns Dein Beytritt ſchenket,
Je ſtärker wird der Fleiß, der uns zuſammen ſchrenket;
Nachdem wir ingeſammt, mit ſteter Luſt erkannt,
Was vor ein edler Trieb Dein großes Herz entbrannt,
Den Deutſchen überhaupt zu ganz beſondern Ehren,
Der Deutſchen Muſen Ruhm zu ſtützen und zu mehren.
So mehrſt Du das zugleich, was Dich empor gebracht,
Bey Königen beliebt, an Höfen groß gemacht;
Die Kerngelehrſamkeit, und das, was Die erworben,
Von welchen Dir die Luſt zur Tugend zugeſtorben,
Die Deiner Sippſchaft ſelbſt vorlängſt ſchon erblich iſt.
So wirſt Du durch Dich ſelbſt, was Du durch andre biſt,
Und lachſt ſodann zugleich des Thoren ſtolzer Tiefe,
Der, wenn der Schreiber gleich von ſeinem Adelbriefe
Die Summe kaum gezehlt, wofür man ihn beſtellt,
Sich ohne Tugend ſchon vor gnugſam edel hält:
Ja ſelbſt den Tugenden nur darum Abſchied giebet,
Weil ſie der niedre Trieb gemeiner Bürger liebet.
Du machſt der Ahnen Ruhm durch eignen Preis bekannt,
Du zierſt den Adel mehr, als Dich der Adelſtand,

Und haſt, ſo lieb er Dir, die Tugend doch noch lieber.
Die Deutſchen wiſſen dieß, und Themſe, Sein und Tyber
Erkennen es mit uns, und rühmen es zugleich,
Seit dem ſie ſelbſt geſehn, wie rein, wie ſchön, wie reich
Man alles dieß bey Dir ſo gar vereint erblicket,
Was andre da und dort kaum einzeln ausgeſchmücket.
Kein Schulwitz, der ſich oft am Ende ſelbſt verlacht,
Die Thoren niemals klug; und Kluge thöricht macht,
Hat Dich durch ſeinen Tand und falſchen Schein betrogen.
Du haſt die reinſte Kraft der Klugheit eingeſogen,
Durch die ein Geiſt, wie Du, dem ganzen Staate nützt,
Der Prinzen Glück erhält, der Völker Ruhe ſtützt.
Man braucht, dieß zu erhöhn, kein mühſames Gedichte;
Es zeigt es Wittenberg in ſeinem Hofgerichte,
Es zeigt es Dreßden ſelbſt durch manchen Lobſpruch an,
Wie glücklich ſich auch da Dein Rath hervor gethan,
Und rühmt hiernechſt noch jetzt, den Nachdruck Deiner Zunge,
Der dort in Friedenſtein dem Hof ins Herze drunge.
So glücklich machſt Du Dich bey allen angenehm,
Auguſtus hält Dich werth. Dieß Lob iſt alle dem
Beſtändig vorzuziehn, was man ſonſt rühmlich nennet.
O! wen ein ſolcher Held vor liebenswerth erkennet,
Dem legt die Tugend ſelbſt den ſchönſten Lobſpruch bey.
Denn dieſen Held und Sie reizt immer einerley.
Drum läßt ſie auch von Dir diß hohe Lied erſchallen:
Dieß iſt das größte Lob, dem Könige gefallen!
Jedoch, indem ſie dieß zu Deinem Lobe ſpricht,
Nimmt Dich, Erhabner Mann, der Käyſer ſelbſt in Pflicht,
Und zieht und führt Dich gar zu hohen Reichsgeſchäften;
Doch auch zu neuem Glück. Du folgſt mit muntern Kräften,
Du folgſt mit Muth und Witz, und giebſt dem allen ſtatt,
Was Tugend, Treu und Recht in ſeiner Vollmacht hat,
Und kanſt und wirſt hierdurch es künftig höher bringen,
Als alle, die wir ſonſt von Deinem Stamm beſingen.
So ſteige denn empor. Die Muſen ſehn Dir nach.
Ihr Wunſch erwac[illegible]gleich und folgt Dir allgemach.
Nur laß uns fern[illegible]n aus Deiner Gnade leſen:
Was ſonſt Mäcenas war, iſt Heinitz uns geweſen.

Schreiben König Philipps II. in Spanien, an ſeinen Sohn Carl, und des letztern Antwort

von

Carl Henr. Freyherrn von Sehrr-Thoß

aus Schleſien.

Philippus der II. König von Spanien hatte einen Sohn aus erſter Ehe gezeuget, welcher den Nahmen Carl führete. Dieſer Prinz war von Natur eines hitzigen Gemüthes; und zeigte ſchon in der zarteſten Jugend ſein gröſtes Vergnügen darüber, wenn er die gehetzten Haſen ſelbſt erwürgen, und das Zittern der ſterbenden Glieder, mit Luſt anſehen konnte. Als er zu ältern Jahren gelangete, ſchickte ihn Philippus auf die hohe Schule nach Alcala, in Hofnung, daß er daſelbſt ſein wildes Weſen ablegen, und ſich ändern würde. Allein er fand ſich in ſeiner Hofnung betrogen, denn Prinz Carl gerieth daſelbſt in unterſchiedliche Liebeshändel, ſo daß er bald einmal darüber ſein Leben hätte verlieren können. Er langte daher in kurzem wieder bey Hofe an; ſeine Aufführung aber ſchiene dem Vater über alle maßen zuwider zu ſeyn, daher die Wiedrigkeit der Gemüther, auf beyden Seiten, nichts als Haß, Argwohn und Verachtung erweckten. Hierzu kam Verdruß auf einer, und die Eiferſucht auf der andern Seite. Als König Philipp ſich Iſabellen Heinrich des II. Königes in Frankreich Tochter vermählte, die doch ehemahls Prinz Carlen verlobet war. Als dieſe ſchöne Prinzeßin in Spanien nach Hofe kam, und Prinz Carlen täglich vor Augen ſahe, vermehrten ſich deßen ſeine Neigungen gewaltig: welches der Vater mit hundert Augen bemerkte. Endlich bemeiſterte den Prinzen Liebe und Verdruß dergeſtalt, daß er ſich öffentlich, über das ihm von ſeinem Vater angethane Unrecht beklagte, welches alles dem Könige gleich vorgebracht, und der gewöhnliche Zuſatz dabey nicht vergeſſen wurde. Über dieſes vergrößerte den Haß des Vaters gegen dieſen Prinzen, die Gewogenheit, die er vor die Niederländer bey ſich ſpüren ließ; denn er vertheidigte ihre Handlungen und ihr Vornehmen allenthalben. Ja es hatten auch die Pfaffen Philippo beygebracht, wie der Prinz eine große Neigung zu der Reformirten Religion bezeugt hätte. Doch was ihn endlich ganz und gar in das größte Unglück ſtürzte, waren die Beſchuldigungen derjenigen abſcheulichen Verleumder, welche den König verſicherten, daß er Blutſchande mit ſeiner eigenen Stiefmutter getrieben, ſo daß ſie auch von ihm ſchwanger wäre; und über dieſes auch dem Könige, als ſeinem eigenem Vater nach dem Leben ſtünde. Dieſes brachte den unbarmherzigen Vater dahin, dasjenige mit nechſtem ins Werk zu richten, wormit ſeine eiferſüchtigen Gedanken ſchon längſt ſchwanger gegangen waren. Er ließ derohalben den Prinzen ins Gefängniß ſetzen, und überlegte nur mit ſeinen vornehmſten geiſtlichen Perſonen, die ohne dem ſchon den größten Haß, auf den Prinzen geworfen hatten; wie er des Prinzen Tod ſo befördern könnte; damit er doch als Vater, bey der vernünftigen Welt ohne Verantwortung bliebe. Inzwiſchen ließ ſich Philippus weder durch Könige noch Geſandten bewegen, ſondern faſte nach langer Uberlegung mit ſeinen vornehmſten Geiſtlichen den Schluß, ohne den Prinzen über ſeine vorgegebene Beſchuldigungen zu vernehmen, ihn in ſeinem Gefängniße hinrichten zu laßen. Es übergab daher der König ſeinen eigenen Prinzen dem weltlichen Gerichte, welches ihm das Todesurtheil gefället, und insgeheim vollzogen. Dieſes geſchah im Jahr Chriſti 1568. im 27. Jahre ſeines Alters. Drey Monate nach ſeinem Tode folgte ihm auch die Königin Iſabella, als ſeine Stiefmutter ins Grab, und zwar als ſie eben hochſchwangern Leibes war. Bey deren Todes Urſache war der Giftbecher geſchäftig geweſen; weil der König ſeinen Argwohn, ob hätte ſie den verſtorbenen Prinzen geliebet, nicht wolte fahren laſſen. Dieſe ganze Geſchichte iſt hier in zwey Poetiſche Briefe verſetzet; darin in dem erſten der König das Verbrechen ſeinem Prinzen vorſtellet; und ihm dabey die verdiente Strafe ankündiget. Der andere aber iſt die Antwort des Prinzen, darinn er ſich über die Unbarmherzigkeit und Eiferſucht ſeines Vaters beklaget, ſeine Unſchuld aber vertheidiget.

Schreiben Philipps II. Königes von Spanien an ſeinen Sohn Carl,

worinnen er ihm ſein Todes Urtheil ankündiget.

Nimm dieſe bange Schrift, die Recht u. Zorn geſchrieben,
Nimm dieſes Schreckenblatt, Prinz, Sohn und Unterthan,
Nimm dieſen Urtheilsſpruch, den ich nicht mehr verſchieben
Noch länger hindern darf, getroſt und reuend an.

Die Bosheit iſt zu klar, die Miſſethat zu greulich,
Das Laſter allzu groß, dein Vorſatz allzu kühn,
Dein Thun iſt unerhört, dein Leben ganz abſcheulich:
Du zwingſt mich, dir mein Herz auf ewig zu entziehn.
Ein Prinz, der mit der Zeit ſoll Spanien regieren,
Ein Prinz, der von Geburt von großen Eltern ſtammt,
Ein Prinz, der mit der Zeit ſoll Kron und Zepter führen,
Wird von dem Reiche ſelbſt, zum Tode jetzt verdammt.
Die Nachwelt wird erſtaunt von deiner Bosheit leſen,
Die, welche Tugenden und Laſter ewig macht;
Daß einſt in Spanien ein kühner Prinz geweſen,
Der ſeinem Vater ſelbſt, das Mordſchwerdt zugedacht.
Dieß macht mir tauſend Quaal, dieß bringt mir tauſend Schrecken
Gebiert mir ſtündlich nichts, als Sorgen, Angſt und Noth.
Es muß mein eigner Sohn mein Bette ſelbſt beflecken,
Mein eignes Fleiſch und Blut befördert meinen Tod.
Dieß iſt nunmehr bekandt in meinem ganzen Lande
Dein Vorſatz iſt entdeckt, dein Laſter offenbar;
Jedoch zu meinem Schimpf, und meiner gröſten Schande,
O Prinz, wie kränkſt du nicht mein [illegible]renvolles Haar!
Die du ſo ſehr geliebt, die ſoll dich auch begleiten,
Sie ſoll mit dir zugleich vor einem Richter ſtehn,
Jetzt geb ich gleich Befehl, den Becher zu bereiten,
Ihr Leben muß zugleich mit deinem untergehn.
Was das Geſetze lehrt, daß wirſt du ſelber wiſſen,
Und wie es den beſtraft, der nur nach Blute dürſt,
Noch eh der Morgen kömmt, mußt du dein Leben ſchlüſſen
Weil du, verdammter Prinz, dein eigner Henker wirſt.
Du ſollteſt mit der Zeit den Thron der Väter zieren,
Von denen ja dein Blut, dein falſches Blut geſtammt,
Du ſollteſt dermaleinſt Caſtillen regieren;
Das Reich, ſo dich nunmehr als ſeinen Feind verbannt.
Bedenk die Zärtlichkeit, den holden Vaternahmen,
Der jetzo nach Verdienſt dein Henker werden ſoll,
So macht die Gütigkeit vor meinen eignen Samen
Das Rachſchwerdt wieder ſtumpf, mich ſelbſten kummervoll.

Doch Fürſten ſind zugleich ſo Väter als auch Richter,
Und GOtt legt ihnen ſelbſt die Macht zu ſtrafen bey,
Drum rühret mich kein flehn der thränenden Geſichter:
Kein Ruf erſchrecket mich! daß Philipp grauſam ſey.
Mein Herze ſagt zwar ſelbſt, wenn ich bey mir erwege,
Daß du mein Fleiſch und Blut, des Reiches Hofnung biſt.
Doch wenn ich deine That als König überlege,
So find ich, daß die Bruſt ſo hart als Felſen iſt.
Es falle dann das Haupt, das meinen Tod begehret,
Der Tod entſeele den, der meinen Tod geſucht,
Und den ich anfangs ſtets in meiner Schooß ernähret,
Der ſterbe! denn der Tod, iſt ſeiner Bosheit Frucht.
Das Schwerdt iſt ſchon entblößt, bereite dich zum ſterben,
Dein Vater bricht den Stab; kein Hoffen hat mehr raum.
Ja ſollte jemand auch noch um dein Leben werben,
Benetzte Jung und Alt auch meinen Purpur-Saum:
So kehrte doch mein Schwerdt nicht wieder zu der Scheiden,
Dieweil des Königs Recht beſtändig Rache ruft;
Was du mir zugedacht, ſollſt du nunmehr erleiden,
Vergiß den Königsthron und ſchicke dich zur Gruft.
Ich will, wenns möglich iſt, ſie bald nach dir beſteigen,
Denn wenn ich dir dein Recht nach meiner Pflicht gethan,
So wird der ſtrenge Grimm mit einem male ſchweigen,
Denn hebt die Vatergunſt die gröſten Klagen an.
Sie iſt mir viel zu ſchwach, dein Laſter zu verfechten,
Mit welchem du in mir das ganze Reich verletzt.
Und ſollte mir die Welt noch viele Kränze flechten,
Indem ich die Natur ſo ſehr hindan geſetzt;
So wird die Wahrheit doch zu meinem Ruhm bekennen,
Daß ich den zarten Trieb ganz ungemein beſiegt.
Man wird zu keiner Zeit den andern Philipp nennen,
Daß Manlius nicht auch verneute Lorbeern kriegt,
Der eben das gethan, worzu ich mich entſchloßen,
Ich gebe ſonder Scheu, durch deinen Fall an Tag,
Daß, da ich das geſtürzt, ſo ſelbſt von mir entſproßen,
Ein König nimmermehr Verbrecher dulden mag.

Schrei-

Antwortſchreiben

Carls, Kronprinzens von Spanien, an ſeinen Vater.

Kan dein entbrannter Zorn noch etwas Aufſchub leiden,
Der ſchon das Schwerdt entblößt, das mir den Tod gebiert,
So laß noch dieſes Schwerdt, durch deine Seele ſchneiden,
Und höre, wenn dein Sohn das letzte Wort verliehrt.
Ich bin hie nicht geſinnt, die Fehler zu verfechten,
Die Mißgunſt, Haß und Grimm, als Bosheit angeſetzt;
Die Ehrfurcht hält mich ab mit deiner Macht zu rechten,
Nachdem du mich bereits des Todes werth geſchätzt.
Mein Zagen würde mich und dich zugleich beſchämen,
Denn Philipps erſter Sohn muß unbeweglich ſeyn,
Und dieſen letzten Ruhm mit auf die Bahre nehmen,
Carl lachte nur der Quaal, und ſcherzte mit der Pein.
Indeßen kömmt mir zu, der Nachwelt kund zu machen,
Wodurch der Celten Prinz, in frühe Gruft verfällt,
Damit nicht dermahleinſt der Läſtrer kühner Rachen
Der Unſchuld etwan gar die Leichenrede hält.
Europa wiße denn was mir den Hals gebrochen,
Dieß, daß mir die Gedult, zu einem Heuchler fehle
Denn da bey uns die Liſt in Kutten eingekrochen,
Die man in Spanien bey Millionen zehlt;
So ward mein Urtheilsſpruch nothwendig unterſchrieben,
Da ich den Pfaffen feind und Flandern gnädig ſchien.
Mich ſchmerzte, daß man dort viel tauſend aufgerieben.
Ich eilte von Madrit, und war aus Mittleyd kühn.
Ich merkte zum voraus die Folge ſolcher Plagen,
Es war mir der Verluſt von ſiebzehen Ländern leyd,
Drum zwang mich faſt die Noth dergleichen Streich zu wagen,
Doch daß er unterblieb verhinderte der Neid.
Drauf war mein Unglück reif, ich hieße ein Verrächter,
Der Spaniens Monarch nach Kron und Zepter griff,
Man machte mich ſogar zu einem Uebelthäter,
Der mit dem Vater ſelbſt auf einem Lager ſchlief.
Man ſchwärzte meinen Preis durch Rubens ſchweres Laſter,
Und alſo ſucht ſich jetzt des Vaters Eiferſucht,

Durch meinen frühen Fall das beſte Kühlungspflaſter,
Obwohl die halbe Welt der blinden Rache flucht.
Vergebt ſich ja mein Kiel, ſo denke, großer König,
Daß du mir ſelbſt das Recht, mein Wort zu reden giebſt,
Denn iſt dir die Natur vor dieſesmahl zu wenig,
Da du die Schmeichler mehr als deinen Saamen liebſt.
Verachtet jetzt dein Zorn, den holden Vater-Titel,
So ſchreib auch ich nicht mehr wie einem Sohn gebühret.
Ich ſtecke ſchon bereits in meinem Sterbekittel,
Drum meld ich was ich kan, eh ſich der Geiſt verliehrt.
Nun ſollt ich wenigſtens zum Schein in etwas trauren,
Denn was iſt ſchrecklicher als ſo wie ich vergehn,
Allein ich ſchäme mich ſo gar vor dieſen Mauren,
Denn ihre Feſtigkeit lehrt meiner Großmuth ſtehn.
Ein andrer würde wohl zur Tröſtung haben wollen,
Daß ihn der ärmſte Menſch, auf ſchlechtem Stroh gezeugt.
Doch ſo denkt Carl noch nicht, denn da er ſterben ſollen,
So tröſtet ihn ſein Stand, der bis zum Purpur ſteigt.
Wer macht ein Auge naß, wenn hundert Bettler ſterben,
Die Welt bleibt immer noch von ihnen angefüllt.
Doch muß ein Königsſohn in voller Blüthe ſterben,
So geht das ganze Reich in Boy und Flor verhüllt.
Die wahre Redlichkeit verflucht den ſtrengen Henker
Den ſelbſt dein eignes Bild aus beyden Augen blitzt,
Der Cörper deines Staats wird mit der Zeit noch kränker,
Weil man den Prinzen raubt, der ſeine Freyheit ſchützt.
Und alſo bleibts darbey, der Himmel ſey geprieſen,
Daß mein noch friſches Blut von Königen entſpringt,
Die ihren Heldenmuth wohl tauſendmal bewieſen,
So, daß ſie auch der Neid umſonſt zu ſchweigen zwingt.
Allein wo komm ich hin? Es ſind die Augenblicke,
Die ich noch leben ſoll, von größrer Koſtbarkeit,
Als daß die Eitelkeit, durch ihre Zauberſtricke,
Der Seele den Triumph in jener Welt verbeut.
Nun demnach gute Nacht, du höchſtergrimmter Richter,
Du Ball der Eiferſucht, der ſonſt mein Vater hieß.
Mich ziert die Nachbarſchaft, der hellen Himmelslichter,
Ich ſteige durch die Gruft, zu Salems Paradies.

Dich aber plagt hinfort mein fürchterlicher Schatten,
Wenn etwan mit der Zeit die erſte Wuth verraucht.
Und wird ſich ja der Sieg mit deinen Waffen gatten,
So denke, daß das Glück gekrönte Henker braucht.

Schreiben
an einen guten Freund, Von den Kennzeichen eines wahren Freundes,

von

Carl Gottlob von Goldſtein.

Geliebter Freund!

DEin Begehren ſcheinet mir etwas ſonderliches in ſich zu faſſen. Die Eigenſchaften und Kennzeichen wahrer Freunde, welche du von mir erlernen willſt, ſind dir mehr als zu wohl bekannt. Unſere Freundſchaft gründet ſich ja auf dieſelbige, und ſie braucht durch keine weitere Erkenntniß befeſtiget zu werden. Vielleicht aber haſt du die Abſicht, dadurch zu erfahren, wie ich wohl meine Gedanken darüber entwerfen würde, damit es alsdenn eine angenehme Gelegenheit ſeyn möchte, dieſe wichtige Sache genauer zu unterſuchen, als auch uns ſelbſten nach den guten Regeln, davon wir uns unter einander ſelbſt überzeuget haben, in unſerer Freundſchaft fleißig zu richten. Ich will es demnach als eine Pflicht anſehen, dir in dieſem Stücke nach Möglichkeit zu gehorſamen,

ſamen, und dir die wichtigſten Eigenſchaften eines wahren Freundes beſchreiben, wie ſie mir bey meinem Nachdenken darüber eingefallen ſind. Ich halte denjenigen vor einen Freund, der bey allen Fällen, ſo viel als er kan, ſich angelegen ſeyn läſt, das beſte desjenigen, den er herzlich liebt, zu befördern.

Wer dieſes thun will, muß aufrichtig ſeyn; er muß es mit dem, welchen er ſeinen Freund nennet, gut meynen, und ſein ganzes Bezeugen gegen ihn muß aus lauter Liebe entſpringen. Wer dich alſo durch eine künſtliche Abwägung ſeiner Worte, durch leere und betrügliche Schmeicheleyen und andere äußerliche Scheinhöflichkeiten auf ſeine Seite zu lenken bemühet iſt, von dem magſt du nur ſicher glauben, ohne dich dabey zu übereilen, daß er nicht von derjenigen Art ſey, welchen man, ohne Beſorgniß, ſeines Herzens Gedanken offenbahren dürfe. Wozu nutzen aber doch die geſchminkten Reden, und die gezwungenen Höflichkeiten, an welchen die menſchliche Eitelkeit ſo fruchtbar iſt? Gewiß zu nichts anders, als eine halbe Stunde ſich vergeblich zu bücken, demjenigen aber, welchen man dadurch zu ehren ſcheinet, eine ſchwere Laſt aufzulegen, und manchem ehrlichen Manne, der nöthigere Verrichtungen hat, mit einem unnützen Gewäſche die Zeit zu ſtehlen. Viele Leute ſpottet man recht dadurch. Sempronius wird durch einen glücklichen Todesfall der Beſitzer eines großen Vermögens. Man gehet hin und ſuchet ihn zu tröſten; man wünſchet, daß ihn GOtt vor dergleichen Trauerfällen in Gnaden bewahren wolle, da man im Herzen überzeugt iſt, daß er derſelben zum wenigſten alle Wochen zwey von Herzen gerne erleben möchte. Andere verderbet man dadurch. Cajus begehet einen Geburtstag. Man ſuchet ihn durch erdichtete Lobeserhebungen zu überreden, es ſey der ganzen Welt ſehr viel daran gelegen, daß er denſelben noch öfters erlebe; man prophezeyet ihm, daß er dereinſten noch eine beſondere Stütze des gemeinen Weſens werden müße. Hierdurch leitet man ihn von der Erkenntniß ſeiner ſelbſt ab, die ihm gar leicht zeigen würde, daß man ſeiner gar bald überdrüßig werden müße, und daß man ihm keine Ehre lieber als die letzte, erzeigen wollte. Wahre Freunde haben ganz andere Kennzeichen, woraus man ſchlüßen kan, wieviel Antheil ſie an den zugeſtoßenen Trauerfällen nehmen. Sie ſinnen mehr auf Mittel, die ſie dem Unglücke, das ihren Freund betrift, gerne entgegen ſetzen möchten, als auf die künſtliche Zuſammenſetzung der Worte, womit ſie ihre Betrübniß entdecken wollen; und die Freude über erlangte Vortheile mögen ſie lieber durch ihr vergnügtes Geſichte, als durch eine unnütze Plauderey zu verſtehen geben. Ich will hiermit, unter dem Scheine der Aufrichtigkeit, ganz und gar nicht die unter den Menſchen ſo nöthige Höflichkeit aufheben, und bey denen, ſo vertraut mit einander umgehen, eine ſolche Aufführung billigen, welche man da zu finden pfleget, wo man nichts von guten und erbaren Sitten weis. Jemehr ich ſolchen Perſonen, welche die Helfte meines Herzens ſeyn ſollen, von den Zierathen der äuſſerlichen und überflüßigen Höflichkeit entwende, jemehr ſuche ich ihnen, dieſen Verluſt durch einen ſittſamen Umgang mit ihnen und durch wirkliche Freundſchaftsproben zu erſetzen.

Ein Freund ſoll beſtändig ſeyn, und nach dem Wahlſpruche der Königin Anna immer einerley verbleiben. Seine Veränderung ſchadet denenjenigen, welche er vorhin geliebet hat, überaus viel, weil dieſe, vermöge der Freundſchaft, die ſie unter einander aufgerichtet, den

Entwurf, nach welchem er ſein Glücke zu ſuchen gedenket, entweder nach den Vortheilen, die er durch ſeinen Freund dabey erhalten konnte, oder auf das Einrathen deſſelben gemacht hatte, bey deſſen Veränderung er ſich nunmehr genöthiget ſiehet, mit großem Verdruße und vieler Mühe einen andern Weg zu erwehlen. Ich rede hier von ſolchen Freunden, die man in dem allergenaueſten Verſtande alſo zu nennen pfleget; andere aber, denen man nur wegen des öfteren und angenehmen Umganges mit ihnen den Nahmen der Freunde beyleget, ſind hierunter nicht zu verſtehen: bey dieſen erwächſet eben aus derſelben Veränderung das gröſte Vergnügen. Der Menſch hat natürlicher weiſe ſein Herze nicht allemahl in ſeiner Gewalt, ſondern fühlet oft mehr als zu wohl, daß zuweilen äußerliche Glücksumſtände manchen Anfall auf daſſelbe thun: Doch müſſen ihn alle Dinge nicht dahin bewegen, daß er die innerliche Zuneigung gegen ſeinen Freund zu verleugnen, oder ſie wohl gar in ſich zu tilgen ſuche. Wir dürfen uns hier nicht nach dem Beyſpiele der Natur richten, welche das Wetter beſtändig verändert. Ihre Veränderungen mit Regen und Sonnenſchein ſind höchſtnützlich; die abwechſelnde Gewogenheit aber zertrennet das ſchönſte Band der aufgerichteten Freundſchaft. Wer vollend ſeine Veränderung mit einem franzöſiſchen je ne ſai quoi? rechtfertigen, und einen unbekannten Trieb zur Urſache derſelben angeben will, der giebt dadurch zu verſtehen, daß er noch niemals ein Freund geweſen, ob er ſich gleich davor ausgegeben. Keine Veränderung der Freundſchaft kan entſchuldiget werden als diejenige, welche man deswegen vornimmt, weil der andere wegen ſeines laſterhaften Lebens nichts mehr an ſich hat, warum man ihn nicht lieben könne.

Ein Freund ſoll verſchwiegen ſeyn, damit man ihm ſicher trauen möge. Wer einmal ein feſtes Vertrauen zu einer gewiſſen Perſon gefaſſet hat; der wird an keine weitere Veränderung gedenken. Ohne dergleichen Zuverſicht kan ein Menſch zwar wegen vieler andern Eigenſchaften hoch geſchätzet, niemals aber als ein Freund geliebet werden. Denn ſo lange ich vermuthe, durch die Schwatzhaftigkeit eines Menſchen in allen Dingen verrathen zu werden, geſetzt auch, daß es ohne alle Bosheit geſchehen ſollte; ſo lange wird mich auch Furcht und Mißtrauen abhalten, ihm meine Meynungen frey zu entdecken, und ihn des Rechts würdig zu ſchätzen, welches wahre Freunde genießen. Was vor Hochachtung kan auch wohl ein ſolcher Menſch verdienen, deſſen Herz nicht beſſer als ein Taubenhaus verwahret iſt, und jedermann ohne Unterſcheid offen ſtehet. Man muß mit den Geheimnißen ohne dem ſehr behutſam umgehen, und ich weis nicht, ob man auch vor einem noch ſo guten Freunde das innerſte ſeines Herzen ſicher aufſchlüſſen mag, wo er nicht wie der König Philippus der andre geſinnet iſt. Dieſer pflegte aus einer groſſen Liebe zur Verſchwiegenheit zu ſagen: Woferne ſein Hut ſeine Geheimniße wüſte, ſo wollte er denſelben ſo gleich ins Feuer werfen. Jener Prälat würde gewiß Cardinal geworden ſeyn, wenn er ſolches ſeinen Freunden nicht zu frühzeitig geoffenbahret hätte: Und der Marſchall von Biron würde unter Heinrich des vierdten Regierung in Frankreich ſeinen Kopf behalten haben, wofern er ſich nicht den betrügeriſchen Lafin zu ſeinem Freunde erwählt hätte. Hieraus folget unſtreitig, daß es überaus nöthig ſey, denjenigen vorhero wohl zu kennen, welchem man ſich vertrauen will; daß es aber noch nöthiger ſey, ſich ſelbſten kennen zu lernen, damit man hernach deſto geſchickter werde, die Gemüthsbeſchaffenheit anderer Leute zu beurtheilen, und mit großem Nachdenken und vieler Behutſamkeit diejenigen erwehle, die einige Gewalt über unſere Gedanken erhalten, und faſt eben ſo viel als wir ſelbſten wiſſen ſollen. Wir ſehen, daß unter ſo viel tauſend vernünftigen Creaturen gleichwohl keine der andern ſo ähnlich ſiehet, daß man nicht allenthalben einen merklichen Unterſcheid finden ſollte: So unterſchieden nun die menſchlichen Geſichter ſind, eben ſo unterſchieden ſind auch derſelben Gemüther, und es gehöret ungemein viel dazu, ehe man zwo Perſonen finden kan, welche auch nur in den vornehmſten Abſichten und Leidenſchaften mit einander überein kommen ſollten.

Ein Freund ſoll nicht argwöhniſch ſeyn. Denn durch Zweifel und Mißtrauen zerreißen ſich die verbindlichſten Freundſchaften. Der Argwohn überhaupt erweckt bey denen eine unerträgliche Pein, welche gezwungen ſind, nur in einer gewiſſen Gemeinſchaft mit einander zu ſtehen; wie viel empfindlicher muß er denjenigen ſeyn, welche ſich wegen der Vertraulichkeit, worinnen ſie mit andern ſtehen, tauſend Gelegenheiten einbilden können, wobey ſie das Ubelſte vermuthen. Tiberius hörte auf ein löblicher Prinz zu ſeyn, ſo bald er von dem Ubel des Argwohns eingenommen wurde; und wer hat ſich wohl unter allen Königen von Frankreich ſchlimmer als Ludwig der eilfte aufgeführet, da er auf einmahl anfieng, wegen der Treue aller ſeiner Unterthanen, Bedienten und nächſten Anverwandten beſorgt zu ſeyn. Die Freundſchaft mit denjenigen, welche Macht und Gewalt in Händen haben, iſt alsdann gefährlich und ſchädlich, wenn ſich der Argwohn durch allerhand unglückſeelige Wege dabey einſchleichet. Jenem Cavallier, mit welchem Henrich der Dritte von der Pariſiſchen Bluthochzeit geredet hatte, wurde dieſes Geheimniß mit einer Kugel verſiegelt, weil er es vielleicht hätte zur Unzeit ausbreiten mögen, wofern er am Leben geblieben wäre; und die Buhler der unzüchtigen Königin Johanna von Neapolis wurden alsbald aus dem Wege geräumet, wenn ſie derſelben gottloſe Lüſte geſättiget hatten, damit ſie nicht etwan von dieſem vertrauten Umgange, welcher nichts weniger als eine Freundſchaft zu nennen iſt, ſchwatzen möchten.

Ein Freund ſuchet den andern, mit welchem er in Freundſchaft ſtehet, zu verbeſſern und deſſen Fehler mit Gedult zu ertragen. Der Menſch mag ſich in der Tugend noch ſo ſehr geübet haben, und ſich vor vorſetzlichen Laſtern und groben Fehlern immerhin auf das ſorgfältigſte in acht nehmen, ſo höret er doch noch nicht auf ein Menſch zu ſeyn, vielweniger erlanget er eine engliſche Vollkommenheit, ſondern es bleiben noch viele Merkmaale ſeiner natürlichen Schwachheit zurücke. Du wirſt oftmahls dasjenige an dir ſelbſt nicht wahrnehmen, was ein anderer ganz eigentlich an dir ſiehet. Diene derowegen deinem Freunde auf gleiche Weiſe, und ſage ihm mit einer glimpflichen Art, worinnen er ſich noch zu verbeſſern habe. Lehret dich nicht deine eigne Erfahrung, daß du bisweilen mit einer beſudelten Naſe, übelgefaltenen Krauſe und halb gepuderten Parücke auf die Gaſſe gehen würdeſt, wenn dir nicht der Spiegel, als dein ſtummer Rathgeber, deine unförmliche Geſtalt vor Augen ſtellte. Kanſt du dieſes nicht leugnen, ſo glaube auch, daß deine Freunde ſolche Spiegel bedeuten, welche dir deine Fehler deutlich anzeigen und dich von denſelben überzeugen werden. Die Fehler mögen ſo klein ſeyn als ſie wollen; bemühe dich nicht dieſelben zu verbergen. An einem ſchönen

nen Bilde siehet man auch die kleinſten Fehler, und wenn daßelbe jederzeit angenehm bleiben ſoll, ſo müſſen auch die geringſten Flecken von demſelben abgewiſchet werden. Wie dich ein verſtändiger Reiſegeſelle auf einer unbekannten Straße von den Irrwegen abführet, wenn du nur beſtändig an ſeiner Seite bleibeſt, ſo daß du zuletzt ohne ſonderliche Mühe dahin gelangen kanſt, wohin du zu kommen gedachteſt: alſo wirſt du auch aus den wichtigſten Fehlern durch die Tugend deines Freundes mit einer angenehmen und leichten Art gezogen werden, wenn es dir nur ein Ernſt iſt vollkommener zu werden. Ich will in dieſem Gleichniße noch weiter fortgehen. Dein Reiſegefehrte kan dir eine langwierige Reiſe zum kürzeſten Wege machen, wenn er dich durch freundliche Unterredungen unterhält, und mit aufgeweckten Ermunterungen zur ungeſäumten Fortſetzung deiner Reiſe antreibet. So ſind auch die vernünftigen Erinnerungen eines getreuen Freundes höchſt angenehm: Sie verurſachen, daß man willig dahin geht, wohin ſie uns führen; weil wir wiſſen, daß ſie zu unſerm beſten abzielen, und zu rechter Zeit und auf die gehörige Art angebracht werden. Diejenigen irren ſehr, welche in dieſen Fällen durch beißende und ſatyriſche Redensarten etwas auszurichten vermeynen. Sie machen dadurch allerhand Vorurtheile rege, die ihre gute Abſichten auf allerhand Weiſe hindern. Am wenigſten wird ein vernünftiger Freund bey den Fehlern ſeines Freundes diejenige Art erwehlen, mit welcher andere über das geringe Verſehen eines andern öffentlich Spott treiben, und mit ihren höniſchen Minen andere gleichſam auf allen Seiten zum Gelächter auffordern. Der weiſe Mann nennet die Strafen der Gerechten einen Balſam: Der Balſam aber wird nicht zu ſcharfen ſondern zu gelinden Curen angewendet. Sollen nun deine Erinnerungen etwas gutes wirken, ſo muß aus ihnen allen dein redliches Gemüthe hervorleuchten, dieſelben niemand als dein Freund hören, in deinem Vortrage keine Zweydeutigkeit zu finden, und Geberden, Sprache und Stellungen Zeugen deiner herzlichen Liebe ſeyn. So unleidlich in andern Fällen die Menſchen ſind die Warheit anzuhören, ſo lieblich wird ſie doch hier deinem Freunde ſeyn. Denn wenn die Warheit von vielen gehaſſet und verfolget wird, ſo pflegt es gemeiniglich deswegen zu geſchehen, weil man ſie bey ſolchen Gelegenheiten mehrentheils in einem groben oder lächerlichen Aufzuge zum Vorſcheine bringet. Die ſcheltende Warheit, wenn ſie mit Liebe gewürzt iſt, pfleget einem vernünftigen Manne weit angenehmer zu ſeyn, als eine kützelnde Lobeserhebung, die nicht auf wahre Verdienſte gegründet iſt, ſondern nur aus einer Begierde entſtehet, ſich durch Schmeicheleyen gefällig zu machen.

Das wichtigſte und ſicherſte Kennzeichen eines wahren Freundes iſt der getreue Beyſtand in allen Fällen. Dadurch giebet ſich die rechtſchaffne Liebe allererſt recht zu erkennen, und indem auf ſolche Weiſe die Glückſeeligkeit und das Beſte des andern befördert wird, ſo erwirbt ſich derjenige, der es thut, den Nahmen, die Rechte und alles, was man einem Freunde zuſchreibet. Ein wahrer Freund rettet alſo die Ehre ſeines Freundes, wenn ſie durch üble Nachrede angegriffen wird, es gehet ihm ſo nahe als ob es ihn ſelbſt beträfe, wenn er ſiehet, daß ſeinem Freunde ein beſonders Unglücke bevorſtehet, oder ſein Vermögen durch allerhand wiedrige Zufälle geſchwächet wird; er läſſet ſichs nicht zur Schande nachſagen, daß er den Jammer ſeines Freundes nur mit einem verwirrten Schweigen und mit einer beſtürzten Unruhe angeſehen, oder ſein ganzes Mitleiden durch ein klägliches Achſelzucken an den Tag geleget habe, ſondern er ſorget, er ſucht, er trachtet darnach, dem Unglücke ſeines Freundes auf alle Weiſe zu ſteuren, deſſelben Glücke hingegen zu befördern, und ihm ſo kräftig und nachdrücklich zu dienen als er ſelber wünſcht, daß ihm in gleichen Umſtänden gedienet werden möchte. Bey der rechtſchaffnen Ausübung dieſer Dienſtbefliſſenheit aber, vergiſſet er nicht der Pflichten gegen andere Menſchen, noch vielweniger ſucht er ſein rühmliches Vorhaben durch unerlaubte Mittel zu befördern. Er hindert niemanden in ſeiner Nahrung, damit ſein Freund beßre Gelegenheit finde, ſich glücklich zu machen. Denn dadurch würde der beleidigte Theil genöthiget werden, über ihn zu ſeufzen, und ſeine Dienſtbefliſſenheit in eine That verfallen, welche noch ſchändlicher als der offenbahre Straßenraub iſt. Durch dieſen wird uns nur ein Theil unſers Vermögens entriſſen; durch die abgeſchnittene Nahrung aber alles, was zum ehrlichen Unterhalte des Lebens gehöret, unverantwortlicher Weiſe entwendet. Das hieße auf anderer Leute Unkoſten freygebig ſeyn, und etwas mit der einen Hand verſchenken, was die andre boshaftig geraubet hat. Man räume alſo erſt dieſe Umſtände aus dem Wege, und diene hernach mehr mit ſeinen eigenen als anderer Leute Kräften, ſuche aber durch gründliche und bewegliche Vorſtellungen auch andere dahin zu bringen, daß ſie nebſt ihm vor das Glücke ſeines Freundes ſorgen; dieſer aber durch dieſes großmüthige und eifrige Beſtreben nach ſeiner Wohlfahrt, völlig von ſeiner wahren Freundſchaft überführet werden möge.

Dieſes ſind die Eigenſchaften und Kennzeichen desjenigen, welcher in der That ein wahrhafter Freund ſeyn will. Ich habe ſie alle an dir wahrgenommen, und du haſt dir auch ſchon vorlängſt bey denſelben den Ruhm eines wahrhaften Freundes erworben. Die ganze Welt würde nicht mehr Urſache haben, ſich über den Mangel wahrer Freunde zu beklagen, wenn man deinem vortreflichen Exempel nur fleißig nachahmete. Fahre nur fort, mich deiner Gewogenheit zu würdigen, ſo finde ich an deinem Vorbilde beſtändig etwas zu lernen, wodurch ich noch täglich vollkommner werden kan, dein wahrer Freund auf ewig zu ſeyn.

* * *

Die
wider ihre Verächter
# vertheidigte Weltweisheit,
bey einer Magiſterpromotion
vorgeſtellt von
M. Balthaſar Hofmann.

Ars non habet oſorem; niſi ignorantem.

Haßt die Philoſophie, ſo viel ihr immer könnt,
Ihr, die ihr nicht einmal gern ihren Nahmen nennt:
Sie wird doch jederzeit bey klugen Leuten gelten,
Und wer Vernunft beſitzt, wird niemals auf ſie ſchelten.
Allein, verſteht es recht: wenn der und jener irrt,
Durch Blendwerk, Eigenſinn und Unverſtand verwirrt
Verworfne Sätze hegt, und falſche Dinge lehret,
Daß dieß noch lange nicht in ihre Kunſt gehöret.

Dieß eben iſt der Punct, den man mit viel Verdruß,
So, wie zu aller Zeit, noch jetzt beklagen muß,
Daß jeder Stümper will ein Philoſophe heißen,
Wenn er ſich nur getraut ſich frech herum zu beißen.
Der auf Gerathe wohl! ſchmiert, ſchreyt und diſputirt:
GOtt weiß! wie treflich er die Wahrheit ausgeführt:
Der zwanzig Schnitzer macht, eh er was kluges ſaget,
Im übrigen nach nichts vor lauter Hochmuth fraget.

Ey das iſt eben recht! heißt das Philoſophie?
Und ſchmäht man darum denn mit Fug und Recht auf ſie?
Kein Weiſer wird das thun: ſo wenig man kan ſagen,
Daß zu der Ketzerey die Schrift was beygetragen.
Die Rechtsgelehrſamkeit verliert nicht ihren Ruhm,
Ob gleich ein Rabuliſt gar oft ihr Heiligthum
Durch fremde Glut entweyht. Die Kunſt der Aerzte bleibet,
Ob ſchon manch altes Weib Quackſalbereyen treibet.
Bringt auch ein wüſter Kopf was thörichts auf die Bahn;
So hats die Weltweisheit deßwegen nicht gethan:
Was kan die Kunſt dafür, daß man ſie fälſchlich übet,
Und Männer weiſer Art durch Mißbrauch oft betrübet?
Gefehlt! ja weit gefehlt! Wer dieſes Gold verſchmäht,
Zeigt, daß er noch nicht recht den Unterſcheid verſteht,
Was Brauch und Mißbrauch ſey: Wer billiget die Sitten,
Das Bad und Kind zugleich vor Eifer auszuſchütten!

Ja, ſpricht man, die Vernunft will immer Meiſter ſeyn?
Ganz recht! GOtt flößte ſie dem Menſchen darum ein,
Sich ihrer meiſterlich in allem zu bedienen:
Durch ſie iſt GOttes Macht am Menſchen recht erſchienen.
Was unterſcheidet doch den Menſchen und ein Thier?
Ich meyne die Vernunft. Durch was begreifen wir,
Was Erde, Luft und Meer und Himmel in ſich faßen?
Muß man nicht der Vernunft die Einſicht überlaßen?

Was uns des HErren Wort von Glaubensdingen lehrt,
Wird ſelbſt von der Vernunft mit Ehrfurcht angehört;

Und ſie erkühnt ſich nicht, was ein Geheimniß heißet,
Daß ſie den Grund davon durch Grübeln niederreißet.
Wer anders hier verfährt, nimmt einen Mißbrauch an,
Den Chriſtliche Vernunft nie billig ſprechen kan.
Sie unterwirft ſich gern: warum? GOtt heißt es glauben:
Das kan ja die Vernunft dem Schöpfer leicht erläuben.

Hingegen hat ſie ſchon ein unermeßlich Feld,
Das ihr der Schöpfer ſelbſt zum Forſchen vorgeſtellt.
Hier darf ſie kühne ſeyn, und alles unterſuchen;
Und wenn ſie ſolches thut, wer darf ihr drüber fluchen?
Sie führet uns auf GOtt; ſie lehrt uns weiſe ſeyn;
Sie ſchärfet den Verſtand; Führt gute Sitten ein;
Sie ordnet Staat und Land; macht kluge Unterthanen;
Sie weiſt, zu ihrer Pflicht die Bürger anzumahnen.
Sie forſcht in der Natur, ſo weit es möglich iſt;
Zeigt, wie man überall des Höchſten Weisheit liſt;
Sie findet Mittel aus vor ſich beglückt zu leben;
Dem Höchſten ſeinen Preis, dem Nächſten Frucht zu geben.

Verdienet ſie vielleicht Verachtung, Spott und Hohn,
Daß ſie des Unverſtands und Aberglaubens Thron,
Der Einfalt Haberecht und blinde Thorheit ſtürzet?
Hingegen, was ſie thut, mit Ueberlegung würzet?
Wer wird ſo albern ſeyn, daß er den Satz bejaht
Wofern er ſich nicht ſelbſt dergleichen Fehlern naht,
Und ſelber haben will, daß man ihn einen Thoren,
Und Spötter ſchelten ſoll, der allen Witz verlohren.

Die wahre Weisheit bleibt noch immer hochgeſchätzt:
Wohl dem, der ſich recht übt und drinnen feſte ſetzt:
Denn der kan allererſt die Vorurtheile meiden,
Der recht vernünftig weis ein Ding zu unterſcheiden.
Ihr Söhne, guter Art, bejammert nicht den Fleiß,
Den ihr auf ſie verwandt; ſie bringt euch Ruhm und Preis;
Sie pflegt zu ſeiner Zeit mit auserleſnen Kronen
Die Müh und Wachſamkeit nach Würden zu belohnen.

So reimt ſich allerdings auch zur Theologie
Erlernte Wiſſenſchaft aus der Philoſophie:
Sind nicht zu unſrer Zeit viel wackre Gottesmänner,
Und doch auch dieſer Kunſt recht grundgelehrte Kenner?

Wie weislich haſt Du nun, Gelehrter Freund, gethan?
Du gehſt vornehmlich zwar der Gottsgelahrheit Bahn;
Doch haſt du nie dabey der Weltweisheit vergeſſen;
Vielmehr derſelben Nutz vollkommen wohl ermeſſen.
Dein Theurer Börner weis, wie klug Dein Wiſſen ſey:
Und unſer Großer Schmidt legt gleiches Zeugnis bey:
Wir haben ſolches ſelbſt ſeit unterſchiednen Jahren,
In öftern Uebungen zu Deinem Ruhm erfahren.
Nun bleibt der Lohn nicht aus: Dort liegt bereits der Kranz,
Der ziert dein weiſes Haupt; der bringt Dir neuen Glanz.
Was läſt Dich nicht die Zeit vor weitre Früchte hoffen?
Wer weis! Dir ſteht vielleicht bald wo die Kanzel offen.

Die Tugend als das beſte Mittel zu einem ruhigen Alter;

An dem Geburtstage Sr. Wohlehrwürden,

HERRN

M. Joh. Friedr. Mayens,

abgehandelt von

Johann Friedrich May, Phil. M.

Aptiſſima omnino ſunt arma ſenectutis; artes, exercitationesque virtutum: quæ in omni ætate cultæ, cum diu multumque vixeris, mirificos afferunt fructus: non ſolum, quia nunquam deſerunt, ne extremo quidem tempore ætatis (quanquam id quidem maximum eſt); verum etiam quia conſcientia bene actæ vitæ, multorumque benefactorum recordatio jucundiſſima.

Unter den Urſachen meines Vergnügens über Seinen glücklich erlebten Geburtstag, Hochzuehrender Herr Vater, iſt dieſe eine von den wichtigſten, daß ich mir Sein glückſeeliges Alter als eine Wirkung Seiner beſtändigen Tugend vorſtelle. Ich finde dabey einen beſondern Bewegungsgrund der Tugend nachzuſtreben, weil ſich ihr Nutzen bis auf die ſpäteſten Jahre erſtrecket. In Wahrheit, man mag die Tugend betrachten zu welcher Zeit man will, ſo iſt ſie nutzbar.

Und es iſt wohl kein Mittel zur wahren Gemüthsruhe auf der Welt zu finden, das ſo allgemein, ſo beſtändig und ſo kräftig ſeyn ſollte, als eben dieſes. Ich rede von der Tugend als von einer einzigen, und halte davor, daß es nicht wohlgethan ſey, gewiſſe Gattungen der Tugenden auszumachen. Ein beqvemer Menſch nimmt dabey Gelegenheit, einige tugendhafte Handlungen, die ihn ſchwer ankommen, zu unterlaſſen; und beſorget dabey doch nicht, den Ruhm eines tugendhaften Menſchen zu verlieren, indem er das Recht zu dieſer Ehre in der Ausübung einiger Handlungen ſuchet, die einen groſſen Schein der Tugend von ſich geben. Allein, wie nur eine Wahrheit iſt, ſo iſt auch nur eine Tugend: Wie man aber dieſe Wahrheit in unterſchiedenen Dingen antrifft, ſo zeiget ſich auch die Tugend in unterſchiedenen Handlungen. Sie iſt gottesfürchtig, gerecht, leutſeelig, klug, mäßig, gedultig, verträglich, beſcheiden, arbeitſam, ſorgfältig, und wenn ich ihre Haupteigenſchaft kurz beſchreiben ſoll, ſo ſuchet ſie alles, was des Menſchen Vergnügen, Ruhe und Zufriedenheit befördert und alſo den göttlichen Willen erfüllen kan.

Es wäre zu wünſchen, daß man ſich von Jugend auf in derſelben übte; denn ſo würde man im Alter ihren Nutzen deſto mehr wahrnehmen können. Auf der Welt folgt immer eines aus dem andern, und ſo lange dieſe Ordnung bleibt, kan man niemanden ein geruhiges Alter verſprechen, der in ſeiner Jugend lauter ſolche Dinge gethan hat, die den Leib entkräften oder verderben, und die Seele in Verdruß, Kummer und Unruhe bringen. Man weis dieſes auch längſt aus der Erfahrung, und breitet es unter dem gemeinſten Volke mit dieſem Sprichworte aus: Daß ein jeder im Alter auseſſen müſſe, was er in der Jugend eingebrockt habe. So ſchädlich aber dieſe Einrichtung vor laſterhafte Perſonen iſt, ſo erſprießlich iſt ſie hingegen den Frommen und Tugendhaften. Denn ihre Tugend iſt ein Saame, welcher allezeit gute Früchte bringt; und weil ſie durch die beſtändige Ubung in den erſten Jahren des Lebens im Alter die gröſte Kraft bey ihnen erhalten, ſo iſt ſie auch alsdann am geſchickteſten, das Gute, welches ſie zu wirken pflegt, hervorzubringen. Ich gebe ganz gerne zu, daß die Tugend an und vor ſich ſelbſt kein Mittel iſt ein hohes Alter zu erhalten. Dieſes rühret hauptſächlich von der natürlichen Beſchaffenheit und Stärke des menſchlichen Cörpers her, und kan den Gottloſen ſowohl, als den Tugendhaften wiederfahren. Indeſſen iſt es gewiß, daß die Tugend durch ihre Mäßigkeit und Vorſorge, auch einen ſchwachen Leib, auſſer den äußerlichen Zufällen, wieder ſeinen Untergang eine lange Zeit erhalten, und ihre Macht in der Verlängerung des Lebens erweiſen kan. So getraue ich mir auch nicht zu behaupten, daß alle Verdrüßlichkeiten im Alter durch die Tugend abgewendet und getilget werden könnten. Bey vielen fängt ſie erſt an zu herrſchen, wenn die Wuth der ſinnlichen Lüſte Leib und Seele ſo entſetzlich verderbt hat, daß es nicht möglich iſt, den Schaden aus dem Grunde zu heilen. Allein ſie vermag doch, wenn ſie ſich nur einmahl in dem Gemüthe recht feſt geſetzet hat, der Ungeduld zu ſteuren, die ſich den Schmerz ſelbſt verdoppelt, und mit Gelaſſenheit alles willig zu ertragen, was ſich der Menſch durch eigne Verſehen zugezogen hat. Ich rede hier von dem Beyſtande der Tugend, welchen derjenige im hohen Alter genieſſet, der ſich ihr von Jugend auf ergeben und ſich durch dieſelbe regieren und führen laſſen. Ein ſolcher iſt im

Alter zufrieden und gelaſſen, wie er es in der Jugend war. Seine Mäßigkeit lohnet ihn mit einer dauerhaften Geſundheit; ſeine Standhaftigkeit hilft ihn die unvermeidlichen Zufälle des Alters ertragen; ſeine Arbeit und Sparſamkeit verſorget ihn mit einem beqvemen Unterhalte; ſeine Gerechtigkeit und Höflichkeit macht ihn in ſeinem Gewiſſen ruhig und bey ſeinen Freunden beliebt: dadurch wird ſein Alter ſtille, die Tugend aber ſelbſt ein Mittel zu einem geruhigen Alter.

Man klaget über viele Beſchwerlichkeiten, welche das Alter zu einer Laſt machen ſollen, und rechnet hauptſächlich die Verachtung dahin, in welche alte Leute gerathen; nebſt dem Mangel der Luſt und des Vergnügens, welche ſie ſonſt in dem Genuſſe ſinnlicher Dinge gefunden. Man ſuchet aber auch beyden auf allerhand Art und Weiſe zu begegnen. Viele ſtellen ſich mit der Ehre zufrieden, welche man dem Alter ſchuldig ſeyn ſoll, und worzu viele Völker durch öffentliche Geſetze angehalten worden. Andere ſuchen den Mangel des ſinnlichen Vergnügens durch die Ruhe des Leibes, die ſie ſich erwehlen, zu erſetzen, und darinnen eine gewünſchte Erleichterung zu finden. Alles dieſes nützet zwar etwas; aber weit mehr die Tugend. Die Ehre ohne Tugend iſt nicht beſtändig, ſondern ſie verſchwindet, ſo bald man wahrnimmt, daß die Eitelkeit und der Eigennutz an den ſcheinbaren Handlungen mehr, als die Tugend Theil gefunden hat. Die Tugend mag ſich ſo lange zeigen als ſie will, ſo bleibt ſie beſtändig verehrens würdig; Sie mag ſich auch zeigen wie und wo ſie will; ſo verlieret ſie doch in keiner Geſtalt und an keinem Orte das Schöne, um welches willen man ſie hochſchätzet. Die Ruhe des Leibes reichet nicht zu, das Gemüthe wegen des verlohrnen Vergnügens an ſinnlichen

Dingen, zufrieden zu ſtellen: aber die Tugend kan es durch die Luſt thun, in welche ſie das Herze eines tugendhaften Alten ſetzet, wenn er, ſo weit als er nur zurücke denken kan, in ſeinem Leben einen beſtändigen Zuſammenhang der edelſten und vernünftigſten Thaten wahrnimmt. Glückſeeliger Greis, welchem die Tugend ſein Alter auf eine ſo herrliche Art erleichtert!

Dieſe zufällige Gedanken, Hochzuehrender Herr Vater, habe ich der Betrachtung Seines tugendhaften Wandels zuzuſchreiben, den ich anfangs ſelbſt mit Augen angeſehen, ſo lange ich aber aus ſeinem Hauſe entfernet bin, von andern, welchen die Tugend wohlgefällt, habe rühmen hören. Wenn ich mich der erſten Zeiten erinnere, in welcher ich anfieng, Jhm als meinem Vorbilde zu folgen, ſo vergnüge ich mich noch an ſeiner ungeheuchelten Ehrerbietung gegen GOtt, an ſeinem gerechten und freundlichen Bezeugen gegen andere, an der ordentlichen Verfaſſung ſeines Hausweſens, an der treufleißigen Abwartung ſeiner Amtsgeſchäfte, an der beſtändigen Gelaſſenheit in allen Zufällen, und überhaupt an der löblichen Ubereinſtimmung beyderſeits geliebteſten Eltern in gleichgeſinnter Ausübung der Tugend. Jch erkenne dieſes vor das gröſte Glücke, daß ich das Bild der Tugend an ihm zu erſt habe kennen und lieben gelernt, und ich werde es nicht verſchweigen, wenn auch gleich andere den Ruhm eines Sohnes, welchen er ſeinem Vater öffentlich giebet, vor einen Fehler halten ſollten. Denn ich weis alle das Gute, welches in mir zu finden ſeyn möchte, aus keinem beßern Grunde, als aus dem erſten Eindrucke herzuleiten, den ſein Exempel in meiner Seele damahls gemacht hat.

Jedoch ich kan mich nicht nur des Glückes rühmen, ſeine Tugend erkannt zu haben, ſondern ich habe es auch an ihm augenſcheinlich wahrnehmen können, wie unzertrennlich die Tugend und ihre Belohnung mit einander verbunden ſind. Sie iſt es, welche die allzeit ruhige Vergnügſamkeit in ihm gewirket hat, ohne welche der gröſte Uberfluß aller Güter nicht hinlänglich iſt, eine unerſättliche Begierde zu ſtillen. Sie iſt es auch, welche ihm die aufrichtige Gewogenheit derjenigen zuwege gebracht, die ihn kennen lernen und geſehen haben, daß man wahren Verdienſten den ſchuldigen Beyfall niemahls entziehen kan. Ich beruffe mich hierbey nur auf zwo Gelegenheiten, bey welchen er dieſes mit vielem Vergnügen ſelbſt erfahren hat. Der wehmüthige und betrübte Abſchied, womit ihn ſeine erſte und geliebte Gemeine von ſich ließ, als man ihn zum Hirten einer andern Heerde berief, war ihm ein ſichres Merkmahl, daß man ihn als einen Vater geliebet, der ſeine Kinder in allen Fällen ſpüren laßen, mit was vor einer herzlichen Zuneigung er ihr Beſtes geſuchet. Und die einſtimmige Wahl, wodurch man ſeiner Perſon ohne Widerſpruch die Sorge vor eine gröſſere Gemeine anvertraute, konnte ihm zu einem ſichern und öffentlichen Zeugniſſe ſeiner Treue und Geſchicklichkeit dienen. Ja dieſe Tugend, welche jederzeit ſo fruchtbar an Vergnügen und Ruhe in Seinem Leben geweſen, verlieret auch ihre Kraft noch nicht im zunehmenden Alter. Sie erhält ihn durch ſeine Mäßigkeit in fortdaurender Geſundheit; ſie ſtärket ihn durch den Eifer vor GOttes Ehre in ſeinen Verrichtungen, und ſie hilft ihn durch das zuverſichtliche Vertrauen auf GOttes Beyſtand alles ertragen, was ihm in ſeinem Alter zur Laſt gereichen könnte.

Was ſoll ich alſo an ſeinem Geburtsfeſte wünſchen, da der Seegen ſchon auf ſeiner Tugend lieget, und niemals auſſen bleiben würde, wenn ihm auch niemand wünſchen möchte. Denn er folget nach der göttlichen Ordnung, welche die Gottſeeligkeit als den Grund aller Tugenden mit der Verheißung dieſes und des zukünftigen Lebens aufs genaueſte verbunden hat. Ich freue mich dahero in der That mehr, als daß ich etwas wünſchen ſollte, und geſelle mich in Gedanken zu allen denjenigen, die an ſeinem Vergnügen mit ſo vieler Aufrichtigkeit und mit ſo vielem Rechte als ich, Theil nehmen. Wo ich ja etwas wünſchen ſoll, ſo ſey es die Verlängerung ſeines Lebens, damit ſeine getreue Gefehrtin auf dem Wege der Tugend, ſeine Kinder als Nachfolger derſelben, und alle Liebhaber der Tugend durch ſein Exempel erfreuet, gereizet und überzeuget werden mögen, daß die Tugend das beſte Mittel zu einem ruhigen Alter ſey.

Den höchſtſchmerzl. Hintritt
Herrn Lotharii Franciſci,
Ertzbiſchofs und Churfürſten zu Mayntz ꝛc.
im Nahmen des Raths zu Erfurth.
von
M. Samuel Seidel.

HORAT. LIB. II. CARM. OD. XVII.
- - - Ibimus, ibimus,
Vtcunque praecedes, ſupremum
Carpere iter comites parati.

ELEGIE.

MEin Churfürſt! wirklich todt? Weicht, Kinder, laßt mich weinen,
Mein Glück, und Euer Wunſch ſinkt nun auf einmahl hin,
Mein Churfürſt ſinkt und ſtirbt! welch Unglück gleicht dem meinen?
Ach, daß ich ärmſte doch noch laut und lebend bin!
Iſt das der letzte Ton gewohnter Freudenlieder,
Womit ich kurz zuvor der Reizung gnug gethan?
Verlaßnes Erfurth, geh, wirf Harf und Lorber nieder,
Heb alles Luſtſpiel auf, und tauſend Klagen an.
Ach blühte nicht mein Glück! wie war ich nicht ſo ſtille?
Und trift nun mich ein Sturm, der alles ſchrecklich macht!
Da des Verhängnißes vor mich zu ſtrenger Wille
An Knauf u. Giebel ſchlägt, daß Schwell und Pfoſte kracht,
Hirt, Vater, Biſchof, Haupt, ach! ſoll ich Dich entbehren?
O Centnerſchwerer Schmerz, der wenig gleiches hat!
Mein Herze ſchwimmt in Angſt, ſo, wie das Aug in Zähren,
Ich ſterbe! rief und ſchwieg die treue Vaterſtadt.

Die treue Vaterſtadt, die nichts, als das erquickte,
Daß ſie des Fürſten Blick voll Luſt und Leben fand,
Und die, ſo bald Ihn ihr des Todes Raub entrückte,
Den Abgang zwiefach mehr, als Er den Tod, empfand.
Sie ſank voll innrer Angſt am Gerastrande nieder,
Und ward ſo ſtarr und kalt, als der beeiſte Fluß.
Bisweilen regte ſie die bleichen Lippen wieder,
Und ſprach noch in ſich ſelbſt: Ach mein Lotharius!
Sie ſprach zum öftern ſo, und blieb entkräftet liegen,
Jedoch, ſo oft ſie es in kalter Ohnmacht ſprach,
Entdeckt ihr Angeſicht an Bildung, Min und Zügen,
Es gebe ſelbſt ihr Schmerz dem theuren Nahmen nach.
Jetzt gab der hohle Schall der Lippen zu erkennen,
Es küßte noch ihr Geiſt des Fürſten Hand und Saum,
Jetzt ſchienen Blut und Herz die Ohnmacht zu zertrennen,
Jetzt machten Blut und Herz der Ohnmacht wieder Raum.
Sie ſank noch einmal hin, ihr Haupt in ihre Rechte,
Die Linke gegentheils in den bethränten Schooß,
Und eine Thränenfluth bey Kindern und Geſchlechte,
Riß, wie ein wilder Strom durch Damm und Ufer, los.
Wir hörten ihr Geſchrey, wir ſahen ihre Zähren,
Und waren, doch umſonſt, um Rath und Troſt bemüht,
Und ſuchten ſolchen Schmerz nur etwas zu erklären,
Daß ihn die Nachwelt einſt, und jetzt der Nachbar ſieht.
Wie, wenn die volle Laſt getriebner Feuerballen
Mit ſprudelnder Gewalt durch Dach und Boden ſchmeißt,
Stein, Balken, Leim und Kalk zerſchmettern, krachen, fallen,
Daß den Bewohner ſchon das Schrecken nieder reißt:
So ſchien die Jammerpoſt auch Erfurth zu beſtürmen,
Und jeder zitterte vor ihrem Angſtgethön.
Der Hoffnung feſtes Schloß mit Mauren, Pfort und Thürmen
Erbebt und wankte ſchon, als müſt es untergehn.
Es lief das arme Volk mehr als betäubt zuſammen,
Und girrt und winſelte um die geſtörte Ruh.
Ihr Glanz und Licht verloſch; doch nahmen Glut und Flammen
Von Dankpflicht, Lieb und Treu in tauſend Seelen zu.
Dort rang ein müder Greis die welk gewordnen Hände,
So ſehr das trockne Mark der matten Knochen bebt,

Und rief: Zu was, o GOtt, verzögerſt du mein Ende?
Was hab ich ſchmerzlicher, als dieſen Fall, erlebt?
Ach! dieſen Fall zu ſehn, iſt mehr, als einmahl ſterben.
Bey wem nimmt jetzo nicht die Kraft zu leben ab?
Wer ſcheint dem Cörper nach nicht doppelt zu verderben?
Jetzt ſenkt man unſer Herz und einſt den Leib ins Grab.
Dort ſcherzt die Zärtlichkeit in kaum entbundnen Müttern
Mit ihrer Leibesfrucht auf dem vergnügten Schooß:
Doch, da bey dieſer Poſt ihr Blut und Adern zittern,
Reißt ſich der Säugling ſelbſt von Arm und Brüſten loß.
So ſehr wird dem bereits ſchon Ruh und Luſt entriſſen,
Der doch ſonſt nicht verſteht, was Glück und Unglück ſey.
Was ſollten die nicht thun, die aus Empfindung wiſſen,
Wie ſtark der Fürſten Tod des Landes Heil entweyh?
In Tempeln eilt man zwar nach Tröſtung und Erquicken;
Doch trifft und hört man kaum des Churfürſts Nahmen an,
So fühlen Lieb und Treu das Schwerdt noch tiefer drücken,
Womit des Himmels Zorn dem Lande weh gethan.
Die Göttin, welche ſonſt Geſetz und Recht beſchützet,
Streift ihre Binde weg, und ſieht ſich thränend um,
Und fragt: Wo iſt nun der, ſo meinen Thron geſtützet?
Sie ſucht, und ſieht ihn nicht, und wird vor Schrecken ſtum̃.
Wen hat mein Churfürſt wohl durch Unrecht je verletzet?
So hub ihr ſchwacher Mund das lange Schweigen auf:
GOtt, und dem Kayſer treu, ſich ſonſt vor nichts entſetzet,
Kurz: Immer recht gethan! das war ſein Lebenslauf.
Die Tugend hört dieß an, und legt mit banger Freude,
So wie die Wahrheit ſelbſt ihr treues Zeugniß dar.
Sie rechnen Proben her, und zeigen endlich beyde,
Wie er dem Volk und ſich ſelbſt ein Geſetze war.
Wie er das Volk geſchützt, wie er das Volk geliebet,
Und wie er ihrem Wohl ſein eignes nachgeſetzt,
Und eher nicht geruht, wenn uns ein Fall betrübet,
Bis uns ſein ſichrer Schutz mit Hülf und Rath ergötzt.
Wünſcht vormals ein Tyrann dem Volk nur einen Nacken,
Damit ſein Henkerſchwerdt auf einmahl fertig ſey:
So wünſcht der Churfürſt uns nur einen Hals und Backen,
Auf daß ſein Vaterkuß uns alle gleich erfreu.

Hier galt kein Unterſchied. Hier war in beyden Heerden
Nur ein Herz, das ihn liebt, und ihm entgegen gieng.
Drum muſten beyderſeits der Gnade theilhaft werden,
Die alle Redlichen mit Hülf und Schutz umfieng.
So weit ſein hohes Blut den Pöbel übertroffen,
So hoch und höher noch ſtieg' er durch eignen Werth.
Hier galt kein Erbe was; hier durfte der nur hoffen,
Den Tugend und Verdienſt zum würdigſten erklärt.
So nährt er ſeinen Ruhm, und ſeines Hauſes Ehre,
Des Hauſes, das bereits ſchon manchen Biſchof zehlt.
Und wenn auch Maro ſelbſt deſſelben Herold wäre,
So wär es doch mit ihm und ſeiner Kunſt gefehlt.
Dort, als uns Frankreichs Macht mit Schwerdt und Brand gedräuet,
Und ſeinen Dolch bereits auf unſre Bruſt gewetzt,
Bewies der Ausgang doch, wie ſchön ein Land gedeyet,
Wo ſich Lotharius dem Feinde wiederſetzt.
Wie, wenn der Löwe ſonſt des Bären Angriff merket,
Und Hunger, Liſt und Wuth der Jungen Raub beſtellt,
Sich vor die Höhle legt, und Muth und Pranken ſtärket,
Den Feind von ferne ſchreckt, und ſeine Zucht erhält:
So tapfer, ſo beherzt, ſo freudig, ſo gelaſſen,
Kam uns Lotharius in jenem Unfall vor.
Er hieß das Reich und uns ein neues Herze faſſen,
Hielt dort den Feind zurück, und hier ſein Volk in Flor.
Ihr Muſen, die ihr ſonſt die Sterblichkeit bezwinget,
Und ſolcher Fürſten Ruhm den Sternen einverleibt,
Ach ſchafft, daß euer Lied von dieſem Herrn erklinget,
Den ſelbſt die Ewigkeit in ihre Zirkel ſchreibt.
Doch ihr verhüllt euch ſelbſt in ſchwarze Trauertücher,
Thut furchtſam, ſteht erblaßt, ſeht ſchüchtern und verſtellt,
Und jede ruft von euch: Was ſollen Kiel und Bücher,
Da mein Apollo ſinkt, da mein Vergnügen fällt?
Es ſcheint, als wenn man hier auf jene Zeiten blickte,
Da dort Lotharius, o mehr als güldne Zeit!
Durch Stab und Inſul ſelbſt der Muſen Zepter ſchmückte,
Und ihre Purpurtracht durch eigne Schultern weyht.

O gebt,

O geht, und ſchreibt davon in manchen Lobgedichten,
  Vielleicht macht, was ihr ſchreibt, die Trauerwunden heil,
Vielleicht beut ſolcher Treu und ſolchen Liebespflichten
  Das, was euch erſt verletzt, auch wieder Balſam feil.
Dieß war, Höchſtſeeligſter, der Jammerthon der Deinen,
  So ſchmerzlich bringt deinGrab hierReim u. Angſt inLauf.
Doch, da man weiter klagt, doch, da wir ferner weinen,
  Steigt Erfurth neu belebt von ihrer Ohnmacht auf.
Sie ſieht ſich munter um, und rühmt mit frohen Minen,
  Jhr Churfürſt, der nunmehr die Sterblichkeit verlacht,
Sey ihr vorjetzt im Traum̃ in ſolchem Glanz erſchienen,
  Der auch das Mittagslicht beſchämt und dunkel macht.
Er winkte, fährt ſie fort, den Bürgern dieſer Mauren,
  Die Leid und Kümmerniß in tiefen Staub gebeugt,
Und rief der Menge zu: Wie könnt ihr den bedauren,
  Der zu dem Kayſerthum der Himmelsehre ſteigt.
Der Himmel wird den Riß durch ſo ein Haupt erſetzen,
  Auf dem Franciſcus Geiſt gedoppelt ruhen ſoll,
Was ſonſten Trier geſchützt, ſoll Mayntz nunmehr ergetzen,
  So werden Land und Stadt von Luſt und Seegen voll.
Komm denn, Durchlauchtigſter, wir öffnen Thor und Thüren,
  Wir öffnen Arm und Herz, durch Wunſch und Lieb erregt,
Komm, komm, erſetze nũn, was wir in dem verlieren,
  Den Dank und Traurigkeit zu ſeiner Urne trägt.
Komm, komm, dein Erfurth wünſcht dich freudig zu umfaſſen,
  Dein Erfurth, deſſen Treu kein Heuchelſchein befleckt,
Verherrliche das Rad, ſo Willigis verlaſſen,
  Bis es die Ewigkeit an ihren Wagen ſteckt.
Und du, du kalter Reſt von heiligen Gebeinen,
  Verſchlaf nun ungeſtöhrt die Unruh dieſer Welt.
Es müß um deſſen Grab dereinſt kein Auge weinen,
  Der dir in ſeiner Bruſt kein eignes Grab beſtellt.

Als
Se. Hochwohlgeb. Excellenz
Hr. Heinrich von Bünau
von Sr. Kön. Maj. in Pohlen
zu DERO wirklich geheimden Rathe
allergnädigſt ernennet ward,

von

Joh. Chriſtoph Gottſched, P. P.

Monarchen lieben doch noch Tugend und Verſtand,
Und tragen nicht umſonſt den Zepter in der Hand.
Man ſieht noch das Verdienſt mit reichen Ehrenkronen
Und großer Männer Geiſt mit Gnad und Huld belohnen:
Ein weiſer König prüft und kennt den ganzen Staat,
Den ſchickt er in das Feld, den ruft er in den Rath,
Sein ſcharfes Auge ſieht, was andre nicht bemerken,
Sein Urtheil trüget nicht; er ſchlieſt es aus den Werken.

Hephäſtion muß dort um Alexandern ſtehn,
Und Roms Auguſt erhebt den würdigen Mecän,
Sie ſind und bleiben auch bis in das Grab in Ehren,
So kan die kluge Wahl der Fürſten Weisheit lehren.
Sejan, den Liſt und Glück auf kurze Zeit erhöht,
Verläſt den Gipfel bald, wo er erhaben ſteht,
Die Ehrenſeule ſinckt, die keine Tugend ſtützet,
Ein Hofmann aber fällt, der nicht dem Staate nützet.

Drey=

Dreymahl beglücktes Land! wo ſolch ein Haupt regiert,
Das ſeinen Fürſtenhof mit ſolchen Männern ziert,
Die von der Wahrheit ſelbſt das hohe Lob verdienen:
Daß ihre Tugenden gleich friſchen Lorbern grünen;
Daß ihre Würdigkeit den Hof voll Glanz und Pracht,
Die Länder voller Glück und Ueberfluß gemacht.
So geht es allen wohl! Es freuen ſich die Prinzen,
Es blühet auch das Heil der glücklichen Provinzen.

O Sachſen! ſuche doch ein ſolches Land nicht weit,
Betrachte nur vergnügt des Hofes Treflichkeit,
Den dein gekröntes Haupt zwar ſelbſt am meiſten ſchmücket,
Und doch ſein Bild zugleich in ſeine Diener drücket.
Dein Vater, dein Auguſt, beherrſcht ein zwiefach Land,
Doch Chur und Königreich hat jederzeit erkannt,
Und muß voll Glück und Ruh von ſeinem Herrſcher loben:
Er habe jederzeit die Würdigſten erhoben.

Wen dieſer Wahrheit Kraft nicht überzeugen kan,
Der ſehe Bünaus Stamm in ſeinen Zweigen an,
Dich Heinrich ſonderlich, den jeder würdig ſchätzet,
Daß Dich der Sachſen Haupt in ſeinen Rath geſetzet.
Hier ſieht man, wie genau es deinen Geiſt gekannt,
Dein Herz, das längſt vor Ihn in wahrer Treu gebrannt,
Vor die Gerechtigkeit, vor Kirch und Schul gewachet,
Und ſich doch auch dem Staat zu dienen ſtark gemachet.

Ja, Bünau! kennt ich Dich und deine Gaben nicht,
Verriethe nicht den Geiſt dein edles Angeſicht,
Das jedem, der es ſieht, was großes in Dir weiſet,
Und doch in keinem Stück mit leerer Hofnung ſpeiſet;
Hätt ich Dich nie geſehn, nie von Perſon gekannt,
Und würdeſt Du mir nur von andern groß genannt,
Und denn zugleich gerühmt, daß Du ſo ſchnell geſtiegen;
So könnte mich gar leicht ein Zweifel überwiegen.

Wie, ſprach ich, geht es an, daß ſo viel Wiſſenſchaft,
Der Sprachen Fertigkeit, der Alterthümer Kraft,
Der gründlichſte Verſtand in Staats und Kirchenrechten,
In einer Seele ſich ſo durcheinander flechten?
Das heiſt zur Ehrenburg mit großen Schritten gehn,
Wenn hundert Greiſe noch auf tiefen Staffeln ſtehn.
Doch dieſes und noch mehr, was andre würden ſagen,
Kan Dein erlauchter Geiſt auf einmahl niederſchlagen.

Ein wohlgeſchnitztes Bild, dem ſeines Meiſters Hand
Ein hohes Seulenwerk zum Fuße zuerkannt;
Iſt in der Tiefe zwar ſchon Wundernswerth zu nennen,
Doch iſt ſein Werth und Pracht nicht völlig zu erkennen.
Je höher man es ſtellt, je beſſer zeigt es ſich,
Die wirkliche Geſtalt bleibt unveränderlich;
Doch alle Treflichkeit vollkommen zu erblicken,
So muß mans auf den Platz, der ihm gebühret, rücken.

Du, großer Bünau, ſelbſt biſt ſolchen Bildern gleich,
Dein Weſen iſt durchaus an tauſend Gaben reich,
Man ſpürt es überall, Du kanſt es nicht verhelen;
Doch ſchien Dir noch bisher der rechte Platz zu fehlen,
Der ehrenvolle Platz, den GOtt Dir zugedacht,
Der Dich an Geiſt und Muth ſo ungemein gemacht.
Je höher nun dein Fuß zum Ehrentempel ſteiget,
Je beſſer ſich dein Werth dem ganzen Hofe zeiget.

Das ſieht man jetzo wohl, da Dich Auguſt erhöht.
Du wirſt geheimter Rath, und alle Welt geſteht
Du ſeyſt der Würde werth. Man rühmt die ſeltnen Gaben,
Die dich in kurzer Zeit ſo ſehr erhoben haben.
Man lobt dein redlich Herz und die Gelehrſamkeit,
Das Band der Wiſſenſchaft und der Beſcheidenheit;
Man lobt den ſtrengen Fleiß, die Schärfe des Verſtandes,
Und die Bemühungen zum Wohl des Vaterlandes.

Drum ſchweiget, theures Haupt, bey deinem Glück, der Neid,
Und dämpft bey unſrer Luſt die ſchwarze Traurigkeit,
Die ſeine Bruſt verzehrt. Er ſchämt ſich, zu geſtehen,
Daß er ſich auch bemüht, auf deiner Bahn zu gehen.
Er ſpricht: So ſpielt das Glück, das manchen ſelber ſucht!
Ganz recht! doch ſolch ein Glück, das die verdiente Frucht
Belobter Thaten bringt, und keinen je vergeßen,
Der ſo viel Fähigkeit als Bünaus Geiſt beſeßen.

Wohlan! es ſuche Dich noch fernerweit das Glück,
Dein König ſchenke Dir noch manchen Gnadenblick,
Belohne dein Verdienſt mit höhern Ehrenzeichen,
Und zeige, daß Er ſelbſt faſt nirgends ſeines gleichen
An weiſen Fürſten hat, die ſo wie Er verſtehn,
Verſtand und Tugenden nach Würden zu erhöhn.
Dieß wünſcht man auch an Dir; Ich will es prophezeyhen,
Und Sachſen wird ſich bald von neuem drüber freuen.

Troſtſchreiben an ſeine Eltern
über den Tod
ſeines einzigen Bruders,
von
M. Johann Gottfried Häntzſcheln.

WEnn ich in der erſten Bewegung meines Gemüthes die Feder ergriffen hätte; So würde mein Brief ohne Zweifel innwendig und auswendig mit Klage, Ach und Wehe beſchrieben ſeyn. Denn ich bekenne dasjenige ganz gerne, was menſchlich und natürlich iſt, und begehre nicht zu leugnen, daß ich meinen einzigen und liebſten Bruder, in der ſchönſten Hoſnung, ja in der vollkommenſten Jugend ohne Thränen nicht konnte ſterben ſehen. Angſt und Wehmuth hieſſen mich oft gnug auf die Knie fallen und beten: Mein Vater, iſts möglich, ſo gehe dieſer Kelch von uns! Und ich weis wohl, wie ſchwer es Fleiſch und Blut würde, wenn ich das beſte nicht auſſen laſſen ſollte: Doch nicht mein, ſondern dein Wille geſchehe. Jetzund aber hat mir GOtt die Gnade gegeben, daß ich mich etwas beſſer faſſen, und meinem ſeeligentſchlafenen Bruder die letzte Liebe und Ehre mit gelaßnem Gemüthe erweiſen kan. Es iſt eben nicht nöthig, ja es iſt nicht möglich, ſolches in einem Gedichte zu thun. Wer ihn gekannt hat, wird ſchon ſo viel an ihm bemerkt haben, daß man zu ſeinem Ruhme keines Dichtens bedürfe: Und wer von unſrer brüderlichen Liebe etwas gehört hat, der wird mir ſchon glauben, daß ich hier nichts erdichten könne. Ich dürfte ja nur ſagen, daß mein ſeeliger Bruder nebſt der Deutſchen, die Lateiniſche, Griechiſche, Ebräiſche, Chaldäiſche und Syriſche, ingleichen die Franzöſiſche, Italiäniſche und Engliſche Sprache ziemlich verſtanden und geſchrieben, auch ſolche zum Theil geredet habe; So würde mir jedermann bekennen müſſen, daß man von einem ſiebzehnjährigen Jünglinge nicht mehr fodern könne. Diejenigen, zu deren Füſſen er geſeſſen hat, würden wohl gar dazu ſetzen: Sie hätten an ihm einen von ihren geſchickteſten Schülern und Zuhörern verlohren. Die Prediger ſollten an ſeiner Frömmigkeit, die liebſten Eltern an ſeinem Gehorſam, die Lehrer an den öffentlichen, und zum Theil gedruckten Proben ſeines Fleiſſes, die Freunde an ſeiner Aufrichtigkeit, und ach! die Geſchwiſter an ſeiner Liebe und Freundligkeit wohl noch mehr zu rühmen finden.

den. Allein ich muß befürchten, der Schmerz möchte deſto gröſſer werden; je wichtiger ich den Verluſt beſchreibe. Es wird mir ohne dem noch immer Angſt und bange, wenn ich die traurigen Wirkungen der ſchrecklichen Poſt überlege: Carl iſt geſtorben. Darüber gerathe ich in eine demüthige Bewunderung der Wege GOttes, daß der älteſte den jüngſten überlebet, daß der traurige dem frölichen den Sarg beſtellt, daß der kranke mit dem geſunden zu Grabe geht; und habe alſo bey nahe vergeſſen, daß ich nicht klagen, ſondern tröſten wollte. Das erſte hat mir mein ſterbender Bruder verboten; das letzte aber gegen meine liebſte Eltern befohlen. Womit kan ich ſie nun am beſten tröſten, geliebteſte Eltern; und wie ſoll ich euch zufrieden ſprechen, ihr liebſten Schweſtern? Ich weis es. Mit dem Willen GOttes, mit der Freudigkeit ſeines ſeeligen Todes, und mit einer ſchönen Erbſchaft.

Ein Menſch, wenn man ihn gleich nur als eine Creatur, und als einen Unterthanen GOttes im Reiche der Macht anſieht, muß mit allen Zufällen zufrieden ſeyn, weil ſie von der höchſten Macht herrühren, und ſein Vermögen zu ſchwach iſt, ſolche zu ändern. Er geräth zwar darüber, wie viele heydniſche Weltweiſe, auf die Meynung von einem nothwendigen, und unveränderlichen Verhängniße: Allein er tröſtet ſich doch damit ſo gut als er kan, und denkt, was man nicht vermeiden könne, das müſſe man geduldig ertragen. Ein Chriſt hingegen, als ein Bürger im Reiche der Gnaden, iſt weit glücklicher. Denn bey ihm heißt es nicht etwa ſchlechthin: GOtt will. Sondern es heißt: Mein Vater will. Und daher iſt ſeine Gedult nicht gezwungen, ſondern freywillig, und ſein Wille eine Magnetnadel, die ſich allzeit nach Norden richtet, das iſt: er trägt ſein Kreuz gerne, weil er doch weis, daß es ihm nach GOttes Ordnung ſo unentbehrlich iſt, als das tägliche Brodt. Sie tröſten ſich alſo mit GOttes Willen, geliebteſte Eltern, und ſprechen: Des HErrn Wille geſchehe! oder mit Hiob, da er alle ſeine Kinder auf einen Tag verlohren hatte: Der HErr hats gegeben, der HErr hats genommen, der Nahme des HErrn ſey gelobet! Ich kan zwar nicht leugnen, wenn man die dritte Bitte mit natürlichen Augen anſiehet, ſo iſt ſie die allerſchwerſte. Betrachten ſie ſelbige aber nur mit den Augen des Glaubens; ſo werden ſie dem theuren Scriver recht geben müſſen, der ſie die allerheilſamſte nennt. Wir Menſchen ſehen oft, wie geſtäupte Kinder, nur auf das gnädige Abſehen der ganz beſondern göttlichen Vorſehung, welche wir nicht begreifen können. Wer weis, was für eine unausſprechliche Wohlthat GOtt meinem ſeeligen Bruder und ihnen dadurch erweiſet, daß er ihn ſo zeitig von der Welt nimmt? Und wer weis, ob wir nicht die Urſache noch dermahleins erfahren, und ſprechen werden: O! wie ſeelig ſeyd ihr doch, ihr Frommen ꝛc. Wegert ſich doch eine Braut nicht, ſchwarz zu tragen, wenn ſie ihrem Bräutigam im ſchwarzen Kleide beſſer gefällt, als im rothen: Warum ſollten denn wir uns nicht in GOttes Willen ſchicken, und gelaſſen dabey ſeyn, wenn er uns lieber traurig, als frölich ſieht? Ach! aber, ſagen ſie vielleicht, unſer lieber Carl iſt ſo gar jung und zeitig verſtorben. Es iſt wahr, geliebteſte Eltern, aber wie gut iſt es doch für denjenigen, der den Himmel mit ſo leichter Mühe erhält, und das Elend der Erde nur ſiebzehn Jahr bauen darf. Oder ſie denken etwan: Wenn er nur nicht in der Ferne geſtorben wäre! und wiſſen doch nicht, daß er eben deßwegen viel ruhiger einſchlief, weil ihm die Thränen ſeiner um ihn ſtehenden Eltern und Schweſtern die Süßigkeit des

Todes nicht verſalzen konnten. Es bleibt alſo bey dem einmahl genommenen gläubigen Entſchluße: Und wenn wir gleich unſern Carl von Todten auferwecken könnten: So wollten wir es dennoch nicht thun.

Solches aber ſagen wir nicht deßwegen, weil er alsdenn noch einmahl ſterben müſte, und man freylich wohl ſeinem ärgſten Feinde nichts ärgers, als einen gedoppelten Tod, wünſchen könnte. Ach nein! wenn dieſes die Urſache wäre; ſo wollte ich meinem ſeeligen Bruder wünſchen noch vielmahl zu ſterben. Denn er machte ſich aus dem Tode eine Freude, und fand darinne eine ganz beſondre Anmuth und Süßigkeit. Manche Menſchen ſterben willig, aber nicht ſeelig; Denn ſie verlangen den Tod aus Verzweifelung. Andere ſterben ſeelig, aber nicht frölich, weil die natürliche Liebe zum Leben nicht ſelten eine unüberwindliche Schwachheit iſt. Mein Bruder iſt willig, frölich, und ſeelig geſtorben. Denn er hat ſich gleich im Anfange ſeiner Krankheit das Ende ſeines Lebens vorgeſtellet, er ließ kaum eine Begierde blicken, länger auf der Welt zu bleiben, er fieng ſelber nichts lieber an zu ſingen, als Sterbelieder, ja er ſagte wenig Stunden vor ſeinem ſeeligen Abſchiede: Ach! mein Bruder, wie ſüſſe iſt der Tod, Ach! wie angenehm! Du kanſt es mir nimmermehr glauben, wie frölich ich ſterbe. Kurz darauf hub er ſeine Augen mit einer lachenden Mine in die Höhe, und ſprach: Ach! wie ſchön dort oben! Ich fieng an zu beten: O Jeruſalem, du ſchöne ꝛc. welches er mit lauter und frölicher Stimme nachſprach, und mit unverwandten Augen zu Ende brachte, da ich es ſelbſt für Thränen nicht thun konnte. Und ſo ſchön weis der gnädige GOtt denen, die er liebet, des Todes Bitterkeit zu vertreiben. Wer aber frölich ſtirbt, der ſtirbt auch ſeelig.

Denn dieſe Freude zeuget von dem Glauben, und von der gewiſſen Hofnung eines herrlichen Zuſtandes nach dem Tode. Wer das Gegentheil fürchten muß, der tritt ſeine Reiſe in die andre Welt mit Furcht und Zittern an. Und alſo haben nur diejenigen rechte Luſt zum Abſchiede, welchen ihr Sterbebette zum Nebo wird, worauf ſie die Stäte ſehen können, die ihnen ihr JEſus in dem himmliſchen Canaan bereitet hat.

Endlich iſt auch ſelten ein Sterbender ſo arm, daß er nicht den ſeinigen etwas zurücke laſſen ſollte. Wenn ich nun meines ſeeligen Bruders Verlaſſenſchaft austheilen ſoll: So wird es noch mit gar wenig Worten geſchehn. Denn, wo die Perſon gar zu lieb geweſen iſt, da hört man nicht gern von der Erbſchaft reden. Unſer ſeeliger Carl hat ſo viel Jahre hinterlaſſen, die er noch hätte leben ſollen. Dieſe werden nach ſeinem eigenen Wünſchen unſern geliebteſten Eltern heimfallen, denen er ſolche nächſt GOtt zu danken hatte. Sein Wachsthum, ſein Glück, und den göttlichen Seegen, den er in allen ſeinen Handlungen ſpürte, möget ihr, geliebte Schweſtern, erben. Aber, was bleibt denn mir? Ich werde mich wohl am beſten verſorget haben. Hätte mein lieber Bruder noch leben ſollen, ſo würde er auch haben leiden müßen, und vor dem gewöhnlichen Lebensende, das David ſetzt, zu manchem Kreuze verſehn geweſen ſeyn; Und das wird nun auf mich fallen. Es ſey alſo; ich werde nicht erſchrecken, wenn nur ſein fröliches Herz, und ſeine großmüthige Geduld dabey liegt. Ich habe auch vier güldne Münzen bey ihm gefunden. Auf der erſten war Jacobs Kampf mit dem Sohne GOttes zu ſehen; Und oben ſtunden ſeine Glaubensvollen Worte: Ich laße dich nicht, du ſeegneſt mich denn. Dieſe ſoll vor den Herrn Vater ſeyn: Denn er hat jetzo in dem ſchweren Kampfe GOttes Seegen und Troſt vonnöthen. Die andre hatte über drey Bäumchen die Uberſchrift: Wohl dem! der Freude an ſeinen Kindern erlebt! Dieſe gebe ich meiner Frau Mutter. Sie wird ſchon wiſſen, was die drey Bäumchen bedeuten, und ich kan nichts mehr dazu ſetzen, als was ſchon dort dabey ſteht: Das helfe uns die heilige Dreyfaltigkeit. Auf der dritten ſtund bey einem Rauchfaſſe: Bete! und bey einem Bienenkorbe: Arbeite! unter beyden: GOTT wirds wohl machen. In dieſe mögt ihr euch theilen, ihr lieben Schweſtern. Die vierdte behalt ich für mich allein, und ſolches nicht aus Eigennutz, ſondern euch zu Liebe. Denn wo ich nicht irre, ſo waren auf derſelben lauter Kreuzer zu ſehen. GOTT drücke nur uns allen ſeinen Chriſtlichen Leibſpruch ins Herze: Wie es GOTT gefällt! Tröſte uns im übrigen mit ſeiner Hülfe, und verleyhe uns allen zu rechter Zeit, nach ſeinem Willen einen ſo ſeeligen Abſchied, oder, (damit ich mich einer ihnen nicht unbekannten Redensart meines ſeeligen Bruders bediene,) ein fröliches Stündlein.

* * *

Glückwünſchender Zuruff
An Se. Excellenz
Hn. Heinrichen v. Brühl,
Als derſelbe von Sr. Königl. Majeſt. in Preuſſen mit Dero ſchwarzen Adler-Orden beehret ward,

abgeſtattet von

Gottlob Friedr. Wilhelm Junkern.

CLAUDIANUS.
Egregios invitant praemia mores.

Es ſteigt für dich, o Herr! mit dir mein Wunſch empor,
Doch kömmt ihm allezeit dein würdig Glück zuvor;
Denn kaum vollend ich ja ein Lied von deiner Ehre,
So ſeh ich, wie ſie ſich durch neuen Glanz vermehre.
Nun bindet mich nicht mehr, Herr, dein beſcheidner Geiſt,
Der meiner Feder oft das beſte Wort entreißt;
Denn da nun GOtt, Auguſt und Friedrich Wilhelm zeigen,
Wie Ehrenwerth Du biſt, kan ich unmöglich ſchweigen.

Mit Luſt erblick ich dich in deiner neuen Pracht,
Die dich erkenntlicher, die Mißgunſt ſchamroth macht,
Der Weiſen Wunſch erfüllt, ſo Recht als Treue krönet,
Und mit den Tugenden einmahl das Glück verſöhnet,
Das insgemein den Lohn dem Würdigſten entzieht,
Und lieber oft auf nichts, als auf Verdienſte, ſieht,
Doch hier den Eigenſinn in Billigkeit verwandelt,
Und nach dem wahren Zweck von ſeinem Urſprung handelt.

Der Ehrgeiz läßt dich zwar, doch nicht die Schickung, ruhn:
Die ziehet dich hervor, um vielen wohl zu thun.
Man ſiehet dich durch ſie in Ruhm und Anſehn leben,
Und nicht mit Aengſtlichkeit nach ihrem Vortheil ſtreben.
Du thuſt nach deiner Pflicht, und denkſt nicht an den Lohn,
Doch eh man es vermeynt, beſitzeſt du ihn ſchon.
Diß wirket, daß dem Neid die dürren Adern ſchwellen,
Sein Zorn wird dir ſtets nach=, ſich nie zufrieden ſtellen.

Der Eifer, der in dir für deinen König wacht,
Hat dein Verdienſt beliebt und dich ſo groß gemacht;
Doch, wenn er gleich dein Wohl auch noch weit höher triebe,
So überſtieg es nie die Kräfte deiner Liebe.
Betracht ihn ſonder Macht und ſeines Purpurs Schein,
Wird er dein Herr zwar nicht, doch dein Ergetzen, ſeyn.
Und recht! denn er verdient Gehorſam, Trieb und Ehre,
Woſern er nur Auguſt, obgleich nicht König, wäre.

Er iſt ja ſelbſt für ſich ein Wunder unſrer Zeit,
Und unter Herrſchenden die größte Seltenheit.
Vor ihm hat keiner ſich der Großmuth ſo ergeben,
Die Schickung war uns hold, wir muſten es erleben.
Jedoch verzeih, mein Brühl, daß mit verwegnem Schritt
Mein eingenommner Geiſt aus ſeinen Schranken tritt,
Und dir dieß Vorbild zeigt: Ich will mich dir verbinden,
Und kan nichts reizenders, als deinen König, finden.

Der legt, um deiner Treu, manch wichtig Amt auf dich,
Und ſein gekrönter Freund, der Preuſſen Friederich,
Vereint ſich und ſchenkt dir ein zweyfach Ehrenzeichen,
Das Muth und Klugheit ſonſt ſo zeitig nicht erreichen.
Er weiß, daß deine Bruſt nur auf das Edle denkt,
Drum hat er ihr ſein Creutz der Großmuth angehenkt.
Du ſiehſt auf Recht und Pflicht, wie Adler nach der Sonnen,
Drum haſt du auch dadurch ſein Adlerband gewonnen.

Den Wahlſpruch, der dabey den Ordensſtern umgiebt,
Haſt du ſchon längſt gelernt und allzeit ausgeübt,
Er ſteht an deiner Bruſt, wie auf dem Ritterkleide,
Denn Recht und Billigkeit iſt deine gröſte Freude.
Da du bey deinem Dienſt der tollen Habſucht fluchſt,
Des Landes Beyfall zwar, nicht ſeine Schätze, ſuchſt,
Für aller Nothdurft ſorgſt, und wenig für die deine,
Nimmt deine Hand zwar nichts, doch jeder nimmt das ſeine.

Dieß hilft der Armuth auf und hebt den Fleiß empor,
Zieht Künſtler aus dem Staub und ſetzt ſie Faulen vor.
Macht dummer Bosheit Furcht, der Tugend Muth und Stärke,
Und wirkt in kurzer Zeit viel Arten ſeltner Werke.
So daß des Himmels Schluß in die Erfüllung geht,
Der als ein ewig Recht in unſern Herzen ſteht;
Denn wir ſind von Natur zu helfen auserköhren,
Und weit für andre mehr, als für uns ſelbſt, gebohren.

Wohl! ſteig, erhabner Brühl! an Anſehn, Pracht und Stand,
Der Seegen ziert dich mehr als Amt und Ritterband,
Die ſchenken dir zwar Glanz, doch kein zufriednes Leben,
Dieß muß die Redlichkeit und dein Gewiſſen geben.
Das, was dein Mund verſpricht, erfüllſt du allezeit,
Und denkſt nie auf Betrug bey deiner Höflichkeit.
Drum meynt das Schickſal auch mit dir itzt nicht zu ſcherzen,
Denn was es an dir thut, das geht ihm auch von Herzen.

O! glaube, daß bey dir der Weiſen Beyfall iſt;
Weil du, ſo groß du wirſt, doch allzeit liebreich biſt,
Und man, da dich Auguſt ſich immer näher führet,
Doch keinen Unterſchied in deinem Umgang ſpüret.
Du bleibſt der gütige, dienſtfertig, milde Brühl.
Genieß des Glückes Gunſt, es ſchenkt dir nie zu viel.
Auf! laß es nur mit dir nach aller Sorgfalt handeln,
Es wird zwar deinen Stand, doch nie dein Herz, verwandeln.

Schrei-

Schreiben
An Se. Hochwürdige Magnificenz
HERRN
D. Fr. Chriſtian Börner,
über das ſchmerzliche Ableben
ſeiner Geliebten Grävin
von
M. Samuel Seidel.

Vier Wochen ſind vorbey; jedoch der Jammer nicht,
Seit dem dein halbes Herz, ſeit deines Hauſes Licht,
Von GOtt gebeugtes Haupt, ſein Endmahl angetroffen.
Die Zähren rinnen noch, die Wunden ſind noch offen,
Durch die dein edles Herz um Kraft und Stärke kam,
Als deine Doris nächſt beweglich Abſchied nahm,
Als du faſt ſelbſt entſeelt an ihrem Lager ſtundeſt,
Als du ihr letztes Weh mehr, als ſie ſelbſt empfundeſt,
Als ſie erſtarrt und blaß vor deinen Augen lag,
Als endlich auch ſo gar noch ihr Begräbnißtag,
Zu deſto größerm Schmerz, und ſtrengern Zährengüſſen,
Den todten Reſt von ihr dem naſſen Blick entriſſen.
Und damahls iſt es auch zu allererſt geſchehn,
Daß man dich, theures Haupt, durch Sie betrübt geſehn:
Denn was wir nur vorher von beyder Liebe leſen,
Das heißt: Er iſt ihr Ruhm; Sie ſeine Luſt geweſen.
Ach aber, hartes Wort: Geweſen; und nicht mehr!
Jetzt wird ſie deine Quaal; und Haus und Herze leer
Von dem, was Lieb und Glück in hohem Eden ſtiften.
Und alles heiſcht nunmehr nur ſchwarze Grabeſchriften.

Verbirg uns alſo nur die naſſe Wehmuth nicht.
Das Trauren ſolcher Art iſt großer Seelen Pflicht.
Es mehret ihren Werth, und giebt uns zu erkennen,
Du ſeyſt an Treu ſo groß, als an Verdienſt zu nennen.
Doch ja! verbirg uns auch, ſo viel du kanſt und willſt.
Denn wenn du gleich den Quell der trüben Augen ſtillſt;
So wird die Wahrheit doch an Wort und Minen innen,
Daß dir im Herzen noch viel tauſend Zähren rinnen.
So, wie ein Gärtner ſonſt mit bangem Angeſicht
Und mit Entſetzen ſieht, wie Stamm und Stütze bricht,
Wenn itzt die Fruchtbarkeit, ſo Luſt und Wunſch erblicket,
Den angenehmſten Baum betrübt zu Boden drücket:
So, nein! weit ſtärker noch bebt die geſetzte Bruſt,
Seit dem ſich die bisher vergnügt gehoffte Luſt,
So die Entbindung ſonſt erfreuten Eltern gönnet,
Nunmehr mit ſolchem Schmerz von deinen Wünſchen trennet,
Der unausſprechlich iſt. Schau, hochbeſtürztes Haupt,
Schau, wie der Ausgang dir nur Klag und Weh erlaubt,
Da Wunſch und Hoffnung ſelbſt dir gute Nacht gegeben.
Hier raubt ein todter Sohn der Mutter ſelbſt das Leben,
Und dir dein halbes Herz: O wer erkennt die Quaal,
So deinen Geiſt befällt! Zwo Leichen auf einmahl,
Zwo ſo empfindliche, zwo ſo geliebte Leichen.
Zwo Leichen, welche man zum Theil mit Angſt erbleichen,
Zum Theil beym erſten Blick ſchon bleich und leblos ſieht,
Die können, und mit Recht, das feſteſte Gemüth,
Als kaum ein Donnerſchlag in ſtürmenden Gewittern
Den unbeweglichſten und ſtärkſten Fels, erſchüttern.

Mich deucht, ich ſehe ſelbſt dem herben Scheiden zu,
Was ſie vor Angſt beklemmt, und wie ſo ängſtlich du
Jetzt ſelber ohne Troſt, ihr Troſt und Blick ertheileſt,
Jetzt ächzend zu ihr tritteſt; jetzt weinend von ihr eileſt.
Mich deucht, ich ſehe noch, wie du von ferne ſtehſt,
Wie du vor Lieb und Leid um ihre Rettung flehſt,
Wie ſtark der letzte Feind mit ihren Kräften ringet,
Wie tief ihr letzter Blick durch deine Seele dringet,

Wie ſie ſich ſterbend noch an deinem Kuß ergötzt,
Wie ſie dich an ſich zieht, und dich mit Thränen netzt,
Wie ſehr du ſelber weinſt, wie die vermiſchten Zähren,
Die bis zu Sarg und Gruft beſchworne Treu bewähren.
Ja wohl, die bis zur Gruft noch unverletzte Treu;
Doch aber auch die Furcht vor dieſer Angſt darbey,
So Dich vorjetzt befällt, nachdem ſie, dein Verlangen,
So bald, ſo unverhofft aus deinem Arm gegangen,
Und dich zurücke läßt. Du wachſt, du ſchläfſt, du ruhſt,
Du denkſt, du lehrſt, du ſchreibſt; Doch was du ſchaffſt und thuſt,
Da, dünkt uns, ſcheint ihr Bild dir Hand und Sinn zu ſtören.
Da glaubſt du ſie zu ſehn, da dünkt dich, ſie zu hören.
Bey jedem Biſſen Brodt wird deine Ruh verkürzt,
Denn Doris, deren Huld ſonſt Speis und Trank gewürzt,
Iſt weiter nicht wie ſonſt, bey dem Genuß zugegen.
Und wenn ſich Schloß und Thür an deinen Zimmern regen,
So werden Aug und Herz, uneingedenk der Pein,
So dir ihr Abſchied bringt, noch oft begierig ſeyn,
Sich, wie du ſonſt gethan, noch nach ihr umzuſehen.
Doch jeder Blick nach ihr wird nun umſonſt geſchehen.
Ach Doris iſt dahin, und alles das mit ihr,
Wodurch wir ihren Werth in ſolcher Höh und Zier;
Wodurch wir ihren Ruhm in ſolchem Glanze wiſſen.
Hilf GOtt! was hat ihr Tod in ihr dahin geriſſen!

Kein Loblied iſt zu ſchön vor unſre Börnerin,
Und das, was Beſſer dort von ſeiner Kühlweinin,
Und Canitz ehedem von ſeiner Doris ſunge,
Das kanſt du, theures Haupt, mit Herz und Kiel und Zunge,
Dem ächten Lobe nach, auch deiner Grävin weyhn.
Wie rein, wie unverſtellt, wie groß und ungemein
War ihre Tugend ſtets! Zu was vor Glut und Flamme
Stieg der von Grävens Blut und Winklers edlem Stamme
Ihr angeerbter Trieb der ſtillen Frömmigkeit!
Was ließ ſich vor Verſtand, was vor Beſcheidenheit,
Und was vor Treu und Zucht aus ihrem ganzen Weſen;
Kurz: Was vor innrer Werth ſchon aus dem Anſehn leſen!

Es iſt, als ſäh ich ſie noch jetzo vor mir ſtehn,
Als ſäh ich jetzo noch, wie lebhaft und wie ſchön,
In der von Ernſt und Huld genau vermiſchten Mine,
Der Abdruck und das Bild der Redlichkeit erſchiene.
Es iſt, als hört ich noch mit ſtillem Beyfall an,
Wie ſie ihr Haus regiert, was ſie geredt, gethan,
Beſorgt, beſtellt, vollbracht, verordnet und befohlen,
Um, in Gebeth und Fleiß dieß ſtets zu wiederholen,
Was deinen Kummer hebt, was dein Vergnügen mehrt.
Wie vielmahl hab ich ſelbſt im Stillen angehört,
Daß, wenn ihr ganzes Haus oft längſt zur Ruh gegangen,
Sie dennoch erſt vor dich zu beten angefangen,
Und ihrer Kinder Heil dem Himmel anvertraut.
Wie hat ſie ſonſten nicht an deinem Wohl gebaut,
Wie wuſte ſie ſich ſtets ſo eyfrig zu bemühen,
Durch Ehrfurcht, Lieb und Huld dein Herz an ſich zu ziehen,
Und GOtt und dir davor das Ihrige zu weyhn!
Wie freudig ließ ſie ihr ſtets angelegen ſeyn,
Die Neigungen in ſich um ſo vielmehr zu ſäubern;
Und was? Hier war ja gar ein Herz in zweyen Leibern.
Wie ſehnlich merkte ſie dir oft von weiten ab,
Was deine Neigung war. Was dir Vergnügen gab,
Das wünſcht, und ſuchte ſie mit wallendem Ergötzen;
So konnte ſie dein Schmerz mehr aus ſich ſelber ſetzen,
Als dich kaum jemals ſelbſt. Und doch iſt ſie dahin,
Ja eher noch als die, ſo mit verruchtem Sinn
Gewiſſen, Treu und Zucht ins Angeſicht verhöhnen,
Der Lüſte Sclaven ſind, und ſchnöder Untreu fröhnen.

Ach Schöpfer, bricht dir denn dein frommes Herze nicht,
Daß Seelen, welche ſich mit nie gebrochner Pflicht
Zum Beyſpiel anderer ſo ſchön, ſo wohl begehen,
Oft kaum noch einen Schritt von ihrer Trennung ſtehen,
Und, ehe man es denkt, bereits geſchieden ſind!
Schlägſt du die Tugenden im Ernſte ſo in Wind,
Und muß ein reiner Kuß ſo bittern Lohn erwerben?
Iſt denn gebähren nichts, als eine Schuld zu ſterben?

Biſt du ein Freund, ein Schutz, ein Stifter frommer Eh:
O, warum raubt der Tod mit ſo viel ſtrengem Weh
Die keuſche Börnerin aus dem vergnügten Orden?
Soll es ihr alſo gehn, was iſt ſie ſchwanger worden?
War ihr der Tod gewiß, den Sünd und Rache dräun:
Ach muß es denn ſo bald und früh geſtorben ſeyn,
Und konnte ſie nicht erſt den Tod im Alter leiden?
Sie hat nicht halb gelebt; und dennoch muß ſie ſcheiden.

So klügelt die Vernunft, ſo wimmert Fleiſch und Blut;
Jedoch ein kluges Herz, und ein geſezter Muth
Hört endlich doch getroſt die Jammerſtunden ſchlagen,
Warum? Vernunft und Schrift wird ihm die Nachricht ſagen,
Daß GOtt die Uhr geſtellt. Hier hält die Feder ein:
Wie kühne würd es doch vor ihre Schwäche ſeyn,
Dich erſt, hochtheurer Mann, durch meinen Troſt zu ſtören.
Ein Geiſt, der ſo wie du uns andre tröſten lehren,
Ein Geiſt, der ſo wie du ſich ſelbſt bemeiſtern kan,
Trift Troſt und Licht genug ſchon in ſich ſelber an,
Und darf nur GOtt und ſich darbey zu Rathe ziehen,
So mindert ſich der Schmerz, ſo muß das Schrecken fliehen.
So hebt des Himmels Schluß der Thränen ſtrengen Lauf;
Doch keine Thränenfluth des Himmels Schickung auf.
Man weint, und lernt ſodann auch mitten untern Zähren,
So gar das Unglück ſelbſt zu ſeinem Troſt erklären.
Dieß iſt der Weiſen Art, dieß iſt der Chriſten Brauch.
So weint und traurete die theure Mutter auch,
Die dich, erwünſchter Sohn! vordem zur Welt gebohren.
Hat ſie nicht ehedem mehr, als du jezt verlohren,
Da Mann und Krone fiel. Und dennoch faßt ſie ſich.
Schau dieß ihr Beyſpiel an: und, ſieht ſie jezt auf dich,
Wenn ja der Wittwenſtand noch manchen Troſt begehret,
So denk, ob nicht dein Harm dir gleichen Troſt gewähret,
Da deine Grävin ſtirbt? Sie ſtirbt: doch bleibt nach ihr
Ihr Ruhm noch auf der Welt, und ihre Tugendzier
Lebt, wie ihr Geiſt bey GOtt, in Hoffnungsvollen Kindern.
Wie werden die dereinſt dein izig Leid vermindern?

GOtt mache dieſen Troſt bald völlig offenbahr!
Das iſt es, was mein Herz auf dieß verjüngte Jahr
Statt aller Wünſche bringt, da Kiel und Hand indeſſen
Dir, Seeligſte, zuletzt an deine Leichenpreſſen
Die kurze Grabſchrift ritzt: Hier ruht der kalte Reſt,
Den Doris früher Tod uns noch zurücke läßt,
Ihr ganzes Lob iſt ſchon in dem vereint zu leſen,
Daß Börner ſie geliebt; Sie ſeiner werth geweſen.

Das Lob und der Nutzen der Druckfehler,

von

M. George Chriſtian Wolf.

IN der beſten Welt iſt etwas böſes, und in dem beſten Buche ſind Druckfehler.* Die Druckfehler ſind ein Theil des Böſen, ſo in der Welt iſt. Wären ſie nicht da, ſo würde eine ganz andere Welt ſeyn. Eine andere Welt könnte nicht die beſte ſeyn; daher würde es nicht die beſte Welt ſeyn, wenn keine Druckfehler wären. Gehören ſie aber zur beſten Welt, ſo muß das Böſe, ſo ſie bey ſich führen, in dem Zuſammenhange der ganzen Welt dennoch endlich auf was gutes hinauslaulaufen, und zu einem guten Ende ausſchlagen, es mag auch ſo mittelbar geſchehen, als es immer wolle. Ich will es verſuchen, ob ich fähig bin, aus den Folgerungen, welche die Druckfehler nach ſich ziehen, zu erweiſen, daß ſie in dem Zuſammenhange der Welt ihren Nutzen haben. Dieſe Folgerungen aber ſind freylich nicht die unmittelbarſten, ſondern ofters ſehr entfernet. Und daran lieget uns nichts, wenn ſie nur endlich durch eine vortheilhafte Wirkung in die beſte Welt einen Einfluß haben: geſetzt es wäre auch erſt über wie viel tauſend Jahre. Bildet euch ein ihr hättet zehn Räder, davon jedes 60 Zähne und das Getriebe ſechs Stecken hat, alſo daß eines in das andere eingreifet, und das eine Rad zehnmahl umlaufe, ehe das andere einmahl herum geht. Iſts nicht wahr, die Bewegung des letzten Rades entſtehet von der Bewegung des erſten, und kan dieſer unmöglich abgeſprochen werden; obgleich das letztere ſich erſt nach einer langen Zeit, nemlich nach 64. Jahren umdrehet, wenn man Tag und Nacht umdrehet, und auf jede Secunde fünf Umdrehungen rechnet. Denn ſoll das erſte Rad einmahl herum gehen, ſo muß die Kurbel des letzten 10000000000. umgedrehet werden. Auf gleiche Weiſe bleiben auch die Druckfehler, die wahren Urſachen der guten Wirkungen, wenn dieſe ſich gleich erſtlich nach undenklichen Zeiten äuſſern.

---

* Die Edition des Griechiſchen N. Teſtaments von Roberto Stephano, welche man O Mirificam! nennet, iſt eines der beſten Bücher, die mit dem gröſten Fleiße gedruckt ſind. Dennoch findet man in den zwo Zeilen ſelbſt, da der berühmte Buchdrucker verſichert, daß kein Buchſtabe an einen unrechten Ort verſetzet worden, eine Verſetzung eines Buchſtabens. Womit ich auch dieſes nicht unerwieſen laſſe, daß in dem beſten Buche Druckfehler ſind.

Ich habe die gründlich gelehrte Welt um Verzeyhung zu bitten, daß ich dieſe Sache ſo gar mit Zuziehung eines Mathematiſchen Gleichniſſes deutlich zu machen geſuchet. Ich erkenne meinen Fehler; ich geſtehe es, daß ich nicht ſo eine grundloſe Gelehrſamkeit beſitze, als zur Verwirrung und Dunkelheit leichter Dinge vonnöthen iſt. Tiefſinnigen Gelehrten ſind die ſchweren Sachen leichte, und die leichten ſchwer und aus eben dem Grunde iſt ihnen die dunkele Schreibart deutlich, und die deutliche dunkel. So leicht kan bey dem einen etwas als ein Licht leuchten, welches doch dem andern als eine dicke Finſterniß das Auge überziehet. Das ſind eben die gelehrten Uhue unſerer neueſten Zeiten, welche in der Nacht ihre Sättigung und am Tage ihren Schlaf finden; deren Vollkommenheit wir in unſerm Alter mit deſto größerm Vergnügen bewundern müßen, da wir das Glücke haben, ſie lebendig zu betrachten: an ſtatt, daß unſere Nachkommen dieſelben nur ausgeſtopfet, mit gläſernen Augen, und dräternen Füßen zu ſehen bekommen werden, welches ihnen nicht halb ſo viel Vergnügen erwecken kan.

Doch ich thue mir vielleicht ſelbſt unrecht. Sollte nicht eine andere Urſache meiner Deutlichkeit als meine wenige Ungelehrſamkeit können angeführet werden? Sollte das nicht Schuld daran ſeyn, daß ich in meiner Mutterſprache ſchreibe? Allerdings: ich will es eheſtens erweiſen, wenn ich durch eine undeutſche, Lateiniſche und unverſtändliche Uberſetzung dieſer Schrift, welche, wie unſere Grundgelehrten ſagen, nicht jeder . . . verſtehen ſoll, den Ruhm einer raren und gründlichen Gelehrſamkeit, ohne Ruhm zu melden, davon tragen werde.

Seit dem man angefangen hat denen Redensarten, **dieſe dunkele**, und dieſe gelehrte Schrift, einerley Verſtand beyzulegen; ſeit derſelben Zeit habe ich mich auch bemühet, die Handgriffe zu erlernen, welche erfodert werden, wenn man ſchwer, dunkel, unverſtändlich, mit einem Worte, grundgelehrt ſchreiben will. Ich wage es darauf loß, es mag koſten was es will, und eröffne meinen Leſern die ganze Kunſt, ohne länger ein Geheimniß daraus zu machen; geſetzt ich müſte auch Lebenslang den

Var-

Vorwurf hören, ich hätte die Perlen vor die Säue geworſen.

Die gelehrteſten unter unſern Scribenten, welche diejenigen ſind, die man am ſchwerſten verſtehet, machen es wie jener, der ein Theologiſches Syſtema ſchrieb, und wenn er in einem Buche etwas fand, das er für gelehrt hielt, ausrufte: **Dieſes muß auch in mein Buch.** Und ſolches muſte hinein, wenn es auch blos ob fugam vacui geſchehen wäre. Man lieſt etwan ein altes Buch wieder durch, man findet etliche alte und verlegene Wörter und Redensarten, die man nicht verſtehet, man ſchlägt nach, was ſie heiſſen und wovon ſie gebrauchet werden; und alsdenn haiſt es: das muß in mein Buch, in mein Gedichte, in meine Epiſtel u. ſ. f. Und ehe man ſichs verſieht, ſo ſteht es darinnen. Probatum eſt. Was für einen Schatz beſitze ich nicht! Wie wird man mich beneiden, wenn man meinen Reichthum ſehen wird!

Ich habe eine unvergleichliche Sammlung ungewöhnlicher Wörter, weit hergeholter Redensarten und rarer Sprichwörter. Wenn ich einmal anfangen werde, dieſelben in der Lateiniſchen Uberſetzung dieſer Schrift anzuwenden, ſo wette ich, daß unter hundert Gelehrten kaum einer verſtehen ſoll, was ich haben will. Und was iſt auch verächtlicher, als wenn die Gelehrten bey Durchleſung einer Schrift gleich alſobald ſchreyen: **Ich weis ſchon, wo dieſes ſtehe.** Dieſes ſoll ſich keiner unterfangen, bey mir zu ſagen, indem ich ſolche Schlupflöcher durchkrochen, die der tauſendſte nicht weis. Alsdenn ſoll man geſtehen, daß ich der geſchickteſte Röhrmeiſter der alten Lateiniſchen Sprache bin, welcher derſelben reinſtes Waſſer durch die künſtlichſten und ſicherſten Waſſerleitungen hinleiten kan, wo man es haben will. Alsdann ſoll man mich auf die Achſel klopfen und ausrufen: **Das iſt gelehrt, das verſteht nicht jedermann.**

Da werden die gelehrten Leſer meiner Schrift bald bey dieſem, bald wieder bey einem andern Worte ſtehen bleiben, ſich beſinnen, einander anſehen, den Kopf ſchütteln, heftig unter einander diſputiren, und endlich mit einem groſſen Gelächter beſchlieſſen. Dieſer wird ſagen, es ſey was auſſen gelaſſen, jener wird behaupten, es ſey ein Druckfehler, der dritte wird es zu einem Schnitzer machen, und der vierdte das Urtheil fällen, es käme kein Verſtand heraus, und man müſſe auch keinen darinne ſuchen. Dieſem Urtheile werden ſie endlich alle beyfallen, und auf ſolche Art werde ich meinen erwünſchten Zweck erhalten haben.

Es ſterbe Accurſius! wo er nicht ſchon todt iſt; er iſt ein Calumniante, und es iſt nichts anders als ein Pasqvill auf mich und meines gleichen, was er unter dieſem lächerlichen und ungereimten Titel heraus gegeben, welchen ich mit allem Fleiß ſeiner Auslachenswürdigkeit wegen hieher ſetze: Oſco, Volſco, Romanaque lingua interlocutoribus, Dialogus ludis Romanis actus, in quo oſtenditur verbis publica moneta ſignatis vtendum eſſe, priſca vero nimis & exoleta tanquam ſcopulos eſſe fugienda. Si quid itaque Lect. Opt. antiquitatem amas, vt ſane debes, libellum hunc ingenti quamuis pecunia a bibliopola te tibi redemiſſe non pœnitebit. Nam praeterquam quod vocibus partim Oſcis partim Volſcis conſcriptus eſt, latina quoque iſtue verba exoletiora nimisq; priſca, quibus Aborigines, Picus, Euandrus, Carmentaque ipſa loquebantur affatim collecta ſunt; quaeque omnia apud Ennium Pacuuium Plautum aliosque hujus notae, priſcos autores abſtruſiora leguntur, itemque cacatae recentiorum Apulei & Capellae chartae, huiusmodiue aliorum &c. Allein darnach frage ich nichts, und wenn auch andre ihm beytreten ſollten, ſo ſoll mich das ſo wenig in meinem Vergnügen ſtöhren, daß ich vielmehr mit Verachtung der gelehrten Canaille im Schoße des Apollo unter lauter Liebkoſungen der in mich verliebten Muſen mit jenem Geizhalſe von Athen ſage:

- - Populus me ſibilat: at mihi plaudo
Ipſe domi.

Nun komme ich wieder auf die Druckfehler. Hier aber will ich keine weitläuftige Eintheilung derſelben anführen, ſonſt müſte ich mich allzulange aufhalten; jedoch wird es nicht undienlich ſeyn, dem ordentlichen Leſer einige Anleitung zu geben, wie er etwan ſelbſt die Druckfehler unter gewiſſe Ordnungen und Claſſen bringen könnte. Man hat bey denſelben theils auf den Verfaſſer einer Schrift theils auf den Buchdrucker derſelben zu ſehen. Bey dem Verfaſſer iſt entweder ſeine Unwiſſenheit, oder ſeine Nachläßigkeit oder auch wohl ſeine Bosheit in Betrachtung zu ziehen. Bey dem Buchdrucker kan man die Nachläßigkeit und den ungefähren Zufall bemerken.

Es ſind noch andere Umſtände der Zeit, des Orts und des Objects, welche einem lauter neue Eintheilungen an die Hand geben können, die wir jetzo billig vorbey gehen, da wir bloß auf den Nutzen, welchen die Druckfehler haben, unſere Aufmerkſamkeit richten werden. Und was für herrliche Sachen würden wir nicht anjetzo entbehren müſſen, wenn es von Anfange der Buchdruckerey und nach Erfindung derſelben keine Druckfehler gegeben hätte. Sind ſie nicht in dem Anſehen der Gelehrſamkeit eben das, was die kleine Warze in dem Geſichte des Knaben war, welcher dem Alceus ſo wohl gefiel*. Sie gleichen dem glücklichen Flecken, welchen ein aus Verſehen entfallener Pinſel auf die Leinwand macht; woraus aber ein ſinnreicher Mahler ein vortrefliches Kunſtſtück zu erzwingen weis. Sie ſind der Miſthaufen, aus welchem der Hahn die koſtbare Perle ſcharret:

> In ſterquilinio pullus gallinaceus,
> Dum quærit eſcam, margaritam repperit.

O unvergleichlicher Zugang, welchen alle Critiſche Schätze durch die dem erſten Anſehen nach ſo geringſcheinenden Fehler erlanget haben! Wo würden wohl die koſtbaren Zierrathen der breiten und weiſſen Rände in den prächtigen Ausgaben alter Bücher geblieben ſeyn, wenn die Nachläßigkeit eine fruchtbare Mutter der lectionum variantium ſie nicht alſo aufgeputzet hätte.

O theurer Millius! wo hätteſt du deine unermüdete Arbeitſamkeit beſſer anwenden können, als daß du die Menge der Schreib- und Druckfehler in den unterſchiedenen Exemplarien des Griechiſchen Teſtaments zuſammen getragen haſt? Glückſeelige Nachläßigkeit, welche zur Urſache einer ſo preiswürdigen Tugend worden iſt! Glückſeelige Ochſen! welche den Miſt darzu gegeben haben, an welchem der groſſe Herkules ſeine Heldentugend durch Ausmiſtung eines ſo ungeheuern Stalls hat ausüben können. Und nicht weniger glückſeelige Schreiber, glückſeelige Steinmetzer, glückſeelige Setzer, glückſeelige Correctores, welche an den Fehlern Schuld ſind, die uns die ſchönſten Noten unſerer Græviorum, Gronoviorum, Voſſiorum, Scaligerorum, Fabrorum, Gruterorum, Cellariorum, Burmannorum, Bentleiorum und anderer zuwege gebracht haben. Ihre Beredſamkeit hätte ohne ſolche Fehler den ſchönſten Stoff verlohren, da ſie hingegen jetzo wegen der netten und nachdrücklichen Redensarten bewundert wird. Denn gewiß, der müſte nicht wiſſen was Schönheit wäre, welcher es nicht für ſchön hielte, zu ſagen: Sic Manuſcripta legunt. Mihi magis placet. Sic legendum. Ea eſt vetus lectio. Scribe omnino. Durus mihi locus videtur. Friget hic τὸ &c. Iſthaec mihi haud ſane placent, & aliter collocanda verba videntur, hoc modo ſcilicet &c. Locus in mendo iacet.

---

* Cic. de nat. Deorum.

Was iſt alſo das wenige Ubel, welches in den Schreib- und Druckfehlern verborgen iſt, gegen das unzählbare Gute, ſo daher entſtehet? Es iſt ein Tropfen ſchlechtes Regenwaſſer, welcher von einer Muſchel aufgefangen wird, und ſich in derſelben in eine koſtbare Perle verwandelt. Man laſſe immerhin die Mißvergnügten die menſchliche Unvollkommenheit und Unglückſeeligkeit zu ihrer eignen Quaal durch das Vergrößerungsglas ihrer Einbildung anſehen. Vernünftige begreifen wohl, daß man die Vollkommenheit des Ganzen nicht aus der Beſchaffenheit etlicher Theile beurtheilen könne.

Der Verfertiger ſo vieler künſtlichen Vergrößerungsgläſer des menſchlichen Elends [*] mag uns Gelehrten unſer Elend noch ſo beweglich zu Gemüthe führen, und ſchreiben: „Die gröſte Gelehrſamkeit und der gröſte „Verſtand iſt dem wiedrigſten Schickſale unterworfen. „Man ſuche vielmehr bey dem niedrigſten und tümmſten „Pöbel einen glückſeeligen Zuſtand, als bey denen, die „ſich durch ihre Gelehrſamkeit den gröſten Ruhm erworben haben. Die Ehre, welche die gröſten Scribenten

---

[*] Monſ. Bayle.

„und Redner begleitet, verhindert dennoch nicht, daß ſie
„nicht tauſenderley Verdruß ausſtehen ſollten. Ein
„einziger Druckfehler macht ihnen mehr Unruhe, als ſie
„aus zehen Lobebriefen Vergnügen empfinden können.
Man ſieht doch wohl aus dem, was ich erwieſen, daß man weit mehr Urſache habe, dergleichen Ubel, als die Druckfehler ſind, mit gleichgültigen Augen anzuſehen, weil ſie ſo viel gutes wirken.

Einem Einwurfe muß ich hier begegnen, welchen mir die Liebhaber der Alten entgegen ſetzen könnten. Sie werden ſagen, daß der Nutzen, welchen ich den Druckfehlern beylegte, nur in Anſehung der alten Schriften ſtatt hätte, nicht aber in Anſehung der neuern. Jene wären es allein, mit welchen die neuern Critici zu thun hätten, und durch deren ſorgfältige Anmerkung ſie ſich ſo viel Ruhm verdienten. Welcher Criticus aber würde ſich wohl die Mühe geben, und aus den Druckfehlern der Neuern ein gelehrtes Werk zuſammen ſchreiben?

Allein werden denn nicht die neuern Schriften mit der Zeit alt, und werden nicht einmahl über etliche hundert Jahre die Critici eben ſo viel damit zu ſchaffen haben, als unſere jetzigen mit den ältern? Dahero diejenigen, welche allzueigenſinnig in Zulaſſung der Druckfehler ſind, der Nachwelt nicht wenig Tugend und Gelehrſamkeit entziehen. Doch ich will es noch erleben, daß, da die bisherigen Jahre an Criticis eben ſo fruchtbar, als dieſes Jahr an Käfern und Raupen, und voriges an Möhren und Krauthäuptern geweſen, die Critici ſich werden genöthiget ſehen, in das weite Feld der neuern Druckfehler auszuſchweifen, weil ihnen von den Alten nichts mehr zurück geblieben iſt. Und wo ſie ſich trotziglich vorſetzen ſollten, dieſes durchaus nicht zu thun, ſo ſehe ich kein andres

Mittel, wo ſie nicht gar zur Verzweifelung wollen gebracht werden, als die Druckfehler der Druckfehler, und lectiones variantes der lectionum variantium zu ſammlen.

Aber geſetzt, daß weder die heutigen noch künftigen Critici etwas mit den Fehlern unſrer Zeiten zu thun haben wollten; geſetzt daß ſie dieſen Wetzſtein der Tugend und des Fleißes gar nicht achteten, und es alſo nachläßiger weiſe geſchehen lieſſen, daß ſie ſtumpf blieben: ſo giebt es doch noch viel andre Gelegenheiten mehr, da die Druckfehler der Welt vielen Nutzen ſchaffen können. Inſonderheit befördern ſie nicht ſelten die Wahrheit, und geben uns ofters den wahren und eigentlichen Verſtand eines Scribenten weit beſſer zu erkennen, als die ganz correcten Stellen.

Denn die Wahrheit iſt nicht ſo etwas gekünſteltes, welches auf unſere Geſchicklichkeit allein ankommt, und durch dieſelbe kan erzwungen werden. Der Zufall bringet ſie oftmahls eher ans Licht, als der Vorſatz. Und über dieſes ſind diejenigen Wahrheiten allezeit von gröſſerer Wichtigkeit, welche man dem ungefehren Zufalle und dem Glücke überlaſſen muß, als die der Menſch durch ſein Nachſinnen erzwingt.

Alſo betrifft z. E. die Erfindung des perpetui mobilis eine höchſtwichtige Wahrheit: Allein ſie iſt der Zeit und dem Glücke vielmehr als der Scharfſinnigkeit zu überlaſſen. Und ich glaube, daß ſie eher durch einen Druckfehler wird bekannt werden, als durch alles mühſame Nachgrübeln der Mechanicorum. Ja wer weis, wo dieſe Maſchine ſchon unter den unerkannten Wahrheiten unſerer neuern Druckfehler ſtecket, und nach der Entdeckung eines ſcharfſinnigen Critici ſeufzet. Man würde in der Moral, Phyſic, in der Lehre von Temperamenten, in der Kunſt der Leute Gemüther und Gedanken zu erforſchen noch vielmehr entdeckt haben, wenn man keinen ſolchen Eckel vor den Druckfehlern gehabt hätte.

Ich habe ohne Ruhm zu melden nur unlängſt den Verſuch ſehr glücklich gemacht. Ein guter Freund, welcher ein Buch drucken ließ, hatte mir aufgetragen, ſolches durchzuſehen, und von den Druckfehlern zu reinigen. Bey dieſer Gelegenheit bemerkte ich, daß mehrentheils ein jedweder Fehler eine Wahrheit enthielte, welche demjenigen nicht ſo gleich in die Augen leuchtete, welcher den Fehler nicht wuſte. Es wird genug ſeyn nur ein Exempel anzuführen. Durch die glückliche Hand eines Setzers war an ſtatt des Worts Ehrfurcht das Wort Ehrſucht geſetzet, und hernach gedruckt worden; und zwar an einen ſo beqvemen und rechten Orte, daß meines Freundes Gemüthsneigung, die mir vorher ſchon bekannt war, dadurch gar deutlich verrathen wurde; weswegen ich auch ihm zu Liebe dieſen Fehler änderte.

Es iſt wahr, es kommen mir auch etliche vor, welche nichts in ſich zu halten ſcheinen. Allein ich erkenne nach der Eigenſchaft aller Grundgelehrten die Unvollkommenheit meines Verſtandes allzuwohl, und zu dem haben mir die häufigen Verrichtungen, welche ich täglich der gemeinen Wohlfarth zum beſten über mich nehme, nicht erlauben wollen, lange darüber nachzudenken. Es iſt dieſes eine Bemühung, welche ich billig den Gelehrten, die mehr Zeit darauf wenden können, und ein beſchaulicheres Leben führen, überlaſſe: wie mir denn ein guter Freund unter ihnen geſagt hat, daß er bereits eine ganze Sammlung ſolcher verborgenen Wahrheiten beſitze, und damit bis dieſe Stunde fleißig fortfahre. Wir wünſchen ihm von Herzen bey ſeinem hohen Alter Geſundheit und Kräfte, daß er ein ſo nützliches Werk der gelehrten Welt zum beſten zu Stande bringen möge.

Man wird noch ferner einwenden, daß die Druckfehler oftermahls viele Unordnungen, Zänkereyen und Streitigkeiten verurſachten. Wie vielmahl ſey es geſchehen, daß die Verſetzung oder Weglaßung eines Buchſtabens die gröſten Feindſchaften angeſponnen habe. Man weiß ſich mit dem Exempel Mr. de Flavigny und Abrahams von Echelle, eines gelehrten Maroniten, ſehr viel. Denn da dieſer letztere ſeinem Collegen zu Paris verſchiedene Fehler in ſeinen Arabiſchen und Syriſchen Überſetzungen vorgeworfen, und er ſelbſt hernach in einer gleichen Arbeit gar ſehr gefehlet hatte, ſo applicirte Mr. de Flavigny die Stelle aus Matth. VII, 3. auf ihn: Quid vides feſtucam in oculo fratris tui, & trabem in oculo tuo non vides? Der Maronite fieng hierauf ein greuliches Lermen an, und gab ihm eine abſcheuliche Gottloſigkeit Schuld, daß er die heil. Schrift ſo ſchändlich entheiliget hätte. Mr. de Flavigny wuſte gar nicht, wie er hierzu kam, bis man ihm wieß, daß in der angeführten Stelle ein Druckfehler befindlich wäre, indem in dem Worte oculo das vörderſte o weggelaſſen worden. Dieſe Begebenheit machte, daß die Feindſchaft unter dieſen beyden Leuten gantzer 30 Jahr währete.

Dieſe Schwierigkeit aber hebt ſich ſehr leichte auf, durch eine einzige alte Diſtinction, inter id, quod fit per ſe, & quod fit per accidens. Hiernechſt getrauete ich mir, wohl zehen Exempel gegen eins anzuführen, da allezeit der Druckfehler etwas nützliches gewirkt, oder eine Wahrheit entdeckt hat. Mit was für allgemeinem Beyfall hat man die Fehler aufgenommen, da einſt an ſtatt Orackel, D! reckel, vor Accidentien, Excedentien, vor diaconus, diabolus, vor notarius publicus, bubulcus, vor Cancellarius, Cacallarius, vor Wünſche, Wüſche, vor Peter, Pater, vor Bruſt, Brunſt, geſetzt worden?

Wie freuete ſich nicht der Ritter Marini, als man ihm, da er nach Frankreich kam, in einer Geſellſchafft eine neue Ausgabe ſeines Poetiſchen Werks, Adonis, zeigete und er gleich zu Anfange deſſelben eines ſehr glücklichen Druckfehlers gewahr wurde! denn anſtatt: Io chiamo la Dea d' amore hatte man zu Paris Jo chiauo la Dea d' amore gedruckt. Er ſprung für groſſen Freuden auf und ruffte aus: O che felice errore!

Ich ſehe alſo nicht, warum ein gewiſſer Corrector in einem Buche, ſo den Titel führt: Miſſæ ac Miſſalis anatomia, ſo 1561. heraus gekommen, deſſen Druckfehler 15. Blätter und das Buch nur 172. in 8vo ausmachen, die Druckfehler dem Teufel ſelber zuſchreibet: Maledictus Satan, heiſt es, artes ſuas egregie adhibuiſſe videtur, dum hunc librum tot mendis conſpurcari curauit, vt multis in locis non modo nullam ſententiam, ſed inuerſam plane colligere liceat. Wenn ich den Urſprung derſelben anzeigen ſollte, ſo wollte ich lieber mit dem bekannten Vital. de Thebes in den Decretalen de Gering ſagen und ausruffen: **Weil die Buchdrucker und Buchhändler ihre Kunſt entweder nicht verſtehen, oder allzuwenig Koſten darauf wenden und geſchickte und gelehrte Correctores nicht nach Verdienſt bezahlen, ſo werden auch die meiſten Bücher ſo ſchlecht und mit ſo viel Fehlern gegruckt, daß verſtändige Leſer einen Abſcheu davor haben.**

Unterdeſſen iſt es der Billigkeit auch gemäß, daß leutſeelige Leſer mit den Druckfehlern, wenn ſie in ihren Schranken bleiben, nicht allzuhart verfahren, und ſich ſo ſehr über dieſelben erzürnen. Denn es iſt eine ausgemachte Wahrheit, daß die Leſer gleiche Anwandlung von Unachtſamkeit, Nachläßigkeit und Unwiſſenheit haben, als Buchdrucker, Correctores und Verfaſſer von der ſchlechteſten Gattung immermehr an ſich können blicken laſſen.

* * *

Es ſey unmöglich,
den Beyfall der Thoren
zu erlangen,
Bey
Hn. D. Henckels Hochzeit
in Freyberg, erwieſen
von
Johann Henrich Liebers.

So muß ich auch einmahl, nach Art der erſten Dichter,
Der Tugend Herold ſeyn, trotz euch, o blinde Richter!
Jhr möget über euch und eure Bosheit ſchreyn.
Wo iſt der Pegaſus? das Pferd, das uns allein,
Und Stümper nicht mehr trägt. Fort zum Poetenhimmel!
Wiewohl dich jener nur für einen faulen Schimmel
Aus Jrthum angeſehn. Jch reime weiter nicht:
Man denke, was man will. So gehts, wem Scherz gebricht,
Der hat noch nicht genug, auf Menſchen nur zu lügen;
Er muß die Beſtien auch bey dem Schwanze kriegen.

So lüſtern bin ich nicht. Jedoch ich werd entflammt,
Ich dichte ſchon ein Lied, das von was höherm ſtammt,
Als ſo ein Quodlibet, das Neid und Bosheit ſchmieden.
Nein! After-Satyrkind, dich hab ich ſtets gemieden.
Du biſt mir viel zu ſchlecht, du tolles Quodlibet!
Du führſt ein heimlich Gift, verdrehſt, und biſt verdreht.
Du wüteſt wieder Recht ins eigene Geblüte,
Verleumdeſt Freund und Feind auch wieder dein Gemüthe.
Drum will ich ſtrafbar ſeyn, wenn ich, Hochedle Zwey,
So ehrvergeſſen bin, daß nur ein Wort zu frey,
Von Ihrer Unſchuld ſpricht. Ich will mich ſelber ſtrafen,
Und Lebenslang dafür bey Concubinen ſchlafen.
Zwar mein Gedichte wird mit Eifer, Ungedult
Und Salze ſchwanger gehn. Das Laſter büßt die Schuld,
Die Tugend aber nicht: Das Laſter, das nie beſſer,
Wohl aber ſchlimmer wird, erfähret Schnitt und Meſſer.
Doch was verzieh ich noch? mir fließt kein Zotenlied,
Kein Hohngeſchwätze nicht, das von Begierden glüht.
Mich jammern viel zu ſehr der Menſchen Eitelkeiten,
Der Thorheit Aberwitz, der Klugheit böſe Zeiten,
Als daß ich ſcherzen mag. Ein Weiſer fällt mir bey;
Ein Narr hingegen pocht, daß dem nicht alſo ſey.
So hält es überall! Du wirſt den Stein der Weiſen
Viel eher fertigen, durch Luft und Wolken reiſen,
Durch Kunſt und Zauberey dich decken, daß man dich
Nicht ſieht, nicht fühlt, nicht hört: Du wirſt vor Hieb u. Stich
Und Feuer und Geſchoß dich ritterlich verwahren,
Im Sommer auf der See mit Schellenſchlitten fahren;
Eh als es möglich iſt, daß all dein Rath und That,
So nichts verwerflichs macht, der Thoren Beyfall hat.
Dieß laß, Hochedles Paar, mich weiter doch berühren!
Vielleicht wird mancher Thor auch ſeinen Balken ſpüren,
Den er im Auge trägt. Noch mehr: Es wird geſchehn,
Daß kluge Leute nicht auf Afterreden ſehn.
Denn dieſes iſt dein Troſt: Es gehet ſo in allen.
Du muſt der böſen Welt in ihre Hechel fallen;
Du handelſt noch ſo wohl es kan nicht möglich ſeyn,
Dein Thun und ihr Geſchwätz kommt niemals überein.

Mich hat die Einſamkeit an dieſen Ort geladen.
Nichts Liebes hab ich noch. Ich lebe niemands Gnaden.
Ich bin mein eigner Herr. Ein Fremdling bin ich zwar;
Doch ſind ich unverhoft auch Freunde hier und dar.
Ich kenne meine Welt: dieß lehrt mich klüglich gehen,
Und keinen, wer er ſey, aus Ubermuth verſchmähen.
So brauch ich, weil ich kan, in gutem allen Glimpf:
Doch meine Redlichkeit verträgt auch keinen Schimpf.
Ich reiſe zu und ab; theils der Geſundheit wegen,
Theils, weil mirs ſo gefällt. Für mich mag jeder eggen
Und pflügen, was er will. Wer hätte nun gedacht,
Daß dennoch Iſmael ein Stückchen auf mich macht?
Die Fabel kömmt mir ein, der Eſel bey der Leyer,
Denn ſeine ganze Kunſt taugt warlich keinen Dreyer.
Allein man gönn es ihm! der allgemeine Satz
Erhält zu andrer Troſt an mir auch ſeinen Platz.
Der Neider meiner Ruh, des beſten Glücks auf Erden,
Will, o was Unglück doch! an mir zum Ritter werden.
Er hat noch nichts gemacht; dieß war ſein erſtes Blat,
Das ihm ſein Witz erlaubt, und er geſchaffen hat.
Mit dem Franzöſiſchen treibſt du gewaltig Handel.
Du ſchenkſt mir ein Mortbleu! Was koſtet denn die Mandel?
Ja wohl! man neidet dich! was haſt du vor Verkehr?
Wo nimmſt du immer auch die Vizlipuzli her?
Was Abbruch haſt du wohl, mein Freund, daher gelitten,
Wenn ich nun einmahl auch, auf guter Freunde bitten,
Ein Gaſt geweſen bin. Wer hat es dir erzehlt,
Daß mir es niemals leicht an einem Einfall fehlt?
Vielleicht gebricht er dir in Ehren und in Züchten?
Ins Ohr: Du kanſt nichts mehr, als nur die Leute richten,
Die klüger ſind als du. Ja man vergäb es dir,
Wenn du dich zäumeteſt, und bliebeſt nur bey mir.
Ich aber bin zu klein, du muſt noch größre haben:
An Großen denkeſt du dein Müthchen erſt zu laben.
Doch unſer aller Thun erhält ſchon ſeinen Preis,
Auch darum, weil es nichts von deinem Beyfall weis.
Nur ſey es dieſesmahl zum letzten und zum dritten,
Daß du ſo ausgeſchweift, und übern Weg geſchritten.

Ich wäre gern dein Freund: ich ſchwere, ſchone mich,
So denk ich allezeit im guten auch an dich.

O! hätt ich auf der Welt nicht mehr als ſieben Brüder,
Die ſo ein Schickſaal trift. Man geh nur auf, und nieder,
So regt ſich ſchon ein Thor, der, wenn du alſo gehſt,
Dich fragt, warum du denn nicht eben etwa ſtehſt?
Erforſche durch und durch die menſchlichen Geſchäfte,
So die Geſellſchaft braucht, für die wir unſre Kräfte,
Zu geben ſchuldig ſind: und nenne mir nur was,
Wo rümpft die Thorheit nicht das Maul ohn Unterlaß?
So wie bey Sommerszeit die ungeſtümen Fliegen
Nach unſern Zimmern ziehn, den Tiſch und uns bekriegen,
Wie dieß Geſchmeiße ſticht, und naſcht, und fleugt, und ziſcht,
Bis ſich ſein Unflat ſelbſt in unſre Speiſen miſcht:
So, und noch hurtiger pflegt unſer Thun und Laßen
Die Schaar der Läſterer ſo gut ſie kan zu faßen.
Sie ſammlen ſich herbey, und ſtechen giftig an,
Was ihre Tummheit nicht zuſammen reimen kan.
Es ſchwärmet dieſe Brut im Tiefen, in den Höhen,
Drum ſchütze du dich gleich für ſolchen ſchwarzen Flöhen
Durch einen hohen Stand. Umſonſt! ſie gehn dir nach,
Beſchmeißen dein Verdienſt durch nie verdiente Schmach.
Hat deine Weisheit dich auf jenen Stuhl erhoben,
Der die Geſetze ſchärft, da du die Frommen loben,
Die Böſen ſtrafen muſt? Du thuſt es ohne Scheu,
Wie aber? ſtimmt dir denn darum die Bosheit bey?
Du lehreſt öffentlich die vorgeſchriebnen Sitten,
Die nach dem Himmel gehn, du ſparſt kein Flehn u. Bitten:
Dein Wandel ſtellt ſich ſelbſt dem Volk zum Muſter für;
Doch Narren finden auch die Rechnung nicht bey dir.
Geht es den Männern ſo, die als die größten Lichter
Zu ſcheinen fähig ſind, die Lehrer ſind, und Richter
Schon dem Berufe nach: Was wollt ihr anders ſehn?
Soll eurentwegen wohl ein Wunderwerk geſchehn?
Es will nicht möglich ſeyn. Die Eitelkeit der Thoren
Hat wieder alles ſich von Anbeginn verſchworen.

Sie ſind ein ſchwaches Volk, ihr Trotzen ſchadt nicht viel,
Wem hindert ſolches was an ſeinem Zweck und Ziel?

Warum denn ſo betrübt, Menippus? laß michs wißen:
Du darfſt in keinem Theil dein Herze mir verſchließen:
Ha! rufſt du eifrig aus, warum biſt du betrübt?
Weiſt du nicht, welchen Lohn man meiner Unſchuld giebt?
Iſts das, und anders nichts? Menippus, nur zufrieden:
Laß deine Redlichkeit durch keine Schuld ermüden,
Die Unverſtand gehäuft. Ich bringe dich zur Ruh;
Nur höre mir zuvor, doch ganz gelaßen, zu.
Der Thoren Beyfall zeugt von keinen Klugheitsproben.
Wenn du was ſchlechtes thuſt, ſo werden ſie nicht toben:
Sie laßen dich vor dich, und denken, daß du faſt
Das Werk nach ihrem Sinn fein toll getrieben haſt.
Allein verſuch es nur nach deinen beſten Kräften;
Sind ſie nicht gleich bereit, dir eines anzuheften?
Sie ſind nicht deines Sinns. Warum? ſie wißen nicht,
Was noch der Ausgang einſt zu deinem Werke ſpricht.
Sie kleben alſobald wie Fliegen an den Wänden,
Wo ſie ſich angeſetzt: ſie wollen ſich verpfänden,
Daß ſie dein Abſehn längſt zum Ueberfluß geprüft,
Und daß du dich dabey ganz ohne Noth vertieft.
Sie irren, und du nicht: Du biſt gar recht gegangen:
Nur ſie ſind nicht geſchickt den Hauptgrund zu erlangen,
Den du vor dir gehabt. Ein ſchön Gemählde bleibt
Doch an ſich ſelber ſchön, ob Mopſus gleich nicht gläubt,
Es ſey ein Meiſterſtück. Ein rechtes Urtheil treffen,
Iſt weiſer Leute Werk; Der Thor ſucht nachzuäffen,
Und ſtimmt den Urtheilsſpruch, als wie ein Blinder, an,
Der weder weiß, noch ſchwarz, noch grün erkennen kan.
Es muß der Weisheit noch zu einem Vorzug dienen,
Da ſich ein jeder, ſie zu richten, will erkühnen,
Daß viele ganz verwirrt, und außer ſich gebracht,
Was plaudern, das nichts gilt, darüber man nur lacht.
Daher, Menippus, ſey bey deiner Unſchuld wacker,
Entrüſte dich nicht mehr: Die Tugend iſt ein Acker,

Da Bien und Hummel ſitzt. Je mehr dein Beyfall fällt,
Je beßer iſt dein Thun, das glaube mir, beſtellt.
Ich ſetze dir den Fall? Ariſtus ſey geſonnen,
Aus ſeiner Stadt zu ziehn, da er nicht viel gewonnen;
Nein! ſondern noch vielmehr ſtets zugeſetzet hat,
Wie ſtellen ſich dabey die Schwätzer in der Stadt?
Der ſpricht: das glaub ich nicht, er kan ja hier wohl leben!
Ein andrer will mir nur darum nicht Beyfall geben,
Weil er ſich doch einmahl vollkommen eingewohnt.
Dort hebt ein andrer an: Gleichwie der liebe Mond;
So ſoll man billig nicht von einem Ort zum andern,
So wie der Tartarcham, mit ſeiner Horde wandern.
Der hoſt auf jene Zeit von tauſend Jahren lang,
Den Ausgang aller Noth: er ſingt ihm den Geſang
Von ſeinem Glücke für, das heute nicht, doch morgen
Gewiß vorhanden ſey; er ſolle nur nicht ſorgen,
Nur bleiben wo er iſt. Kurz, man verarget ihm
Den Schluß der Aenderung mit allem Ungeſtüm.
Allein Ariſtus lacht; ihr müßt ihm wenig trauen,
Muß er denn in der Luft deswegen Schlößer bauen,
Weil ſeine Sachen euch nur dunkle Rätzel ſind?
Wohl! ſeine Vorſicht ſchlägt dieß Schnarchen in den Wind.

Mir graut vor einem noch. O Elend unſrer Zeiten!
Verlobte ſind ein Zweck, da man von allen Seiten
Mit Bolzen auf ſie ſpannt. Man weiſe mir ein Paar,
Das dafür ſicher ſey, und außer der Gefahr?
Da träget man ſich erſt mit abgeſchmackten Fratzen,
Und labt die Seele recht, ſoll man nur davon ſchwatzen,
Wie es theils mit der Braut, theils mit dem Bräutgam ſteht,
Wie beyder Abſicht wohl auf was beſonders geht.
Das Alter, Geld und Gut, der Stand, die Leibesgaben,
Die Güter des Gemüths, und was wir ferner haben,
Gehn durch die Muſterung: man ſtraft bald dieß, bald das
Aus Thorheit, Eiferſucht, und Eigenſinn, und Haß.
Nur Adam, und nebſt ihm ein ſehr geringer Haufen,
Iſt dieſer Läſterung der böſen Welt entlaufen.

Denn leider! jetzo wird nicht an den Spruch gedacht,
Daß jede Heyrath ſchon im Himmel ſey gemacht.
Bald wird man nicht nach Gunſt, und nach der eignen Liebe
Im Freyen dürfen gehn. Man folge nicht dem Triebe,
Den die Natur gebeut. Nein! dieſes gilt nicht mehr;
Man geb an deßen ſtatt den Stimmen nur Gehör,
Die auf den Gaßen ſchreyn: ſo wird man beßer fahren,
Und niemand wird für uns dann ſeinen Beyfall ſparen,
Nicht wahr? viel Augen ſehn ſtets mehr als ihrer zwey?
Viel Köche kochen dir gleich einen beßern Brey.
Allein ſehr weit gefehlt! die pöbelhaften Sprüche
Gerathen ganz gewiß noch weiter in die Brüche;
Und daher halte man nur den gemeinen Lauf,
Ein Weiſer fängt ſein Glück, wenn es ihm dünket, auf;
Nicht wenn es andre ſehn. Und ſo, Geehrten Beyde,
War Eure Meynung auch. Ihr habet zwar vom Neide,
Von Misgunſt und Gericht der Thorheit auch ein Theil:
Jedoch es iſt nun ſo! die Welt hat ſonſt nichts feil.
Es ſchadet euch ja nichts, Ihr liebet um die Wette:
Die Lieb und Eintracht ſtehn, als Wächter, um das Bette.
Ihr ſeyd damit vergnügt, wenn nur die Redlichkeit
Euch ihren Beyfall ſchenkt. Es kommt wohl eine Zeit,
Da ſich der Frevel muß zu Euren Füßen legen,
Beglückter Bräutigam! hier iſt der neue Seegen,
Den ſchier der Tod geraubt. GOtt wechſelt mit uns ab:
Und er belohnet Dich um deiner Liebſten Grab.

Du Brunnquell alles Heils, Beſchützer keuſcher Ehen,
Laß deiner Güte Strom auf die Verlobten gehen!
Verleih du Ihnen nur ein gnädig Angeſicht!
So unterbricht ihr Glück der Böſen Tadel nicht.

Trauer - Gedichte
über den Tod
Fr. Marien Syb. Dinglingerin,
von
G. F. W. Junckern.

Brennerin. Bl. 13.

Dein Auge hat Sie, HErr, in Gnaden angeblickt,
Und von der Rettungsburg Ihr Hülſe zugeſchickt;
Du haſt der Schmerzen Sie, zuſam̃t der Frucht entbunden;
Die Freude übertrift den Schmerz, den Sie empfunden.

Ach! Weib, das erſt den Sohn, u. nun das Leid gebiert,
Das unſer Herz empfängt, und jede Seele rührt,
Die edle Regung hat, wenn ſie den Jammer höret,
Der deinen Sarg umgiebt und uns den Frieden ſtöret;
Ach! Weib, die von der Welt und ſich zu GOtt gewandt,
Du biſt ein ſchmerzlicher und theurer Gegenſtand,
An den wir weinend nun, bey kläglichem Entfernen,
Der Menſchen Nichtigkeit ach allzukoſtbar! lernen.

Wie ſinnreich werden wir bey dieſem Ungemach,
Wir ſuchen alles vor, wir denken eifrig nach,
Was an Dir rühmenswerth und unſer Troſt geweſen;
Wie von der Traurigkeit wir jüngſt durch Dich geneſen,
Wie deine Tugend uns, zwar nur ein einzig Jahr,
Doch ſtets im Ueberfluß, ein Quell des Seegens war,
Und nun, wie wir mit Dir jetzt alles das begraben,
Was wir an Dir verehrt und auch geliebt haben.

Dein höchſtgefälliger, nun hart betrübter Mann
Sah Dich als ſeinen Troſt des ſpäten Alters an,

Das Jhm Natur und GOtt bey ſeiner Kraft verſprechen.
Allein es ſcheint, der Tod ſucht ſich an ihm zu rächen,
Dieweil Er alles das mit Edelmuth erträgt,
Was andre zaghaft macht, was andre niederſchlägt.
Und ach! was könnt Jhm wohl unſchätzbarers auf Erden,
Ach! was empfindlichers, als Du, entrißen werden?

Du, die mit ſo viel Huld Jhm ſtets entgegen gieng,
Du, die von Jhm mit Treu den keuſchen Kuß empfieng,
Du, die Jhn ungeſtört mit reiner Liebe pflegte,
Du, die um Jhn den HErrn durch das Gebet bewegte.
Dein zeitiger Verluſt macht Jhm das Leben ſchwer,
Und da Er Dich vermißt, fühlt Er je mehr und mehr
Auch ſeine Menſchlichkeit, die nichts vermag zu ſchätzen,
Was Dich Jhm wiederbringt, was Dich Jhm kan erſetzen.

Ach ein vernünftig Weib wird ſonſt nicht oft erblickt,
Es iſt Jhm nun mit Dir das fünfte mahl geglückt,
Du warſt der letzte Lohn von ſeinen reinen Trieben,
O Jammer! wärſt Du es bis in ſein Grab geblieben,
So dürften wir um Jhn jetzt nicht in Sorgen ſtehn,
Und nun den Himmel nicht mit ſo viel Thränen flehn,
Daß er die Wunden heilt, die er ſo tief geſchlagen,
Weil faſt der Schmerz zu ſchwer im Alter zu ertragen.

Da Du Jhm nun entgehſt, iſt aller Troſt zu ſchlecht,
Er hält ſein nagend Leid um Dich für zu gerecht,
Und ſiehet um ſich her auch ſeine Kinder weinen,
Die bloß die Tröſtung ſind, ſo Jhm noch kan erſcheinen.
Da unverhoft dein Tod Jhm Herz und Augen bricht,
So weis Er nicht dabey, was Er für Wehmuth ſpricht,
Und hört man Jhn ein Wort nur halb gebrochen ſagen,
Jſt es die herbſte Frucht der innerlichen Klagen.

Aus deiner Pflege hat Er allzuwohl geſpürt,
Daß jedes Kind in Dir ein Mutterherz verliehrt,
Und kan mehr als zu wohl aus ſeinem Jammer leſen,
Wie wehl Du es gemeynt, wie werth Du Jhm geweſen.

Ver

Bey Dir fand jedes ja der rechten Mutter Spur;
Denn deine Tugend war Dir mehr als die Natur,
Du ſchienſt, als wärſt Du nur für Sie allein erkohren,
Als hattſt Du ſie mit Schmerz, wie deinen Sohn, gebohren.

O dieſes macht ſie nun bis in den Tod betrübt,
Da dein huldreiches Herz ſie in der Gruft nicht liebt:
Das hatte ſie gewöhnt, daß ſie auf alles dachten,
Wodurch ſie ſich beliebt, Dir eine Freude, machten.
Jetzt aber rühret ſie ein trauervoller Zug,
Sie denken nun auf nichts als deinen Leichenſchmuck,
Der ſie in Kummer ſetzt; Weil nicht ihr Leid gewähret,
Was ihre Treu verlangt, was deine Gunſt begehret.

O! deine Redlichkeit, dein unverfälſchter Sinn,
Zieht jetzo manchen Freund zu deinem Grabe hin,
Der nun bedauren muß, was man mit Dir begräbet,
Und allem Beyfall giebt, was nur dein Lob erhebet.
Ich ſelbſt, den deine Huld ſo öfters angeblickt,
Bin nun in deinen Ruhm, jedoch mit Schmerz, entzückt,
Und wollte herzlich gern von deinem Werthe ſingen,
Könnt ich für Mitleid nur den rechten Ton erzwingen.

Die Art von deinem Tod benimmt mir Geiſt und Muth,
So, daß ich faſt nicht weis, was meine Feder thut,
Die ſich jetzt Mühe giebt, den Jammer aufzuſchreiben,
Den dein Beruf gebracht, in dem Du müſſen bleiben.
Ach! Menſchen, iſt der Weg zur Welt ſo Schmerzensvoll,
So ſagt doch immerfort zum Lachen: Du biſt toll!
Zur Luſt: Was macheſt du? wenn euch die Sinnen rühren,
Ein tödlichſüßes Werk im Lieben zu vollführen.

Wie? bringt gerechter GOtt! ein geiler Apfelbiß
So viel Verdruß und Noth, ſo viel Bekümmerniß?
Warum entzogſt du nicht die ausgeſtreckten Hände,
Und machteſt unſrer Noth beym Anfang ſchon ein Ende?
Du haſt das Sterben nur zum Sündenſold beſtimmt:
Ach! unſer armes Weib, das von uns Abſchied nimmt,

Hat ja den bittern Tod, der Sie nachdem entbunden,
Bey ängſtlicher Geburt wohl tauſendmahl empfunden!

Doch, wütende Vernunft, was ſoll dein Klügeln ſeyn?
Greift dein verwegner Schmerz in GOttes Rathſchluß ein,
Der ſo für gut befand, mit ewigen Geſetzen
Den einſamſtillen Mann des Weibes werth zu ſchätzen?
Unwiſſend ſündigſt du, und überlegeſt nicht,
Daß in der Trübſalszeit uns nie der Troſt gebricht,
Wenn ein geſetzter Geiſt ſich ſelbſt der Quaal entbindet,
Und in der ſtärkſten Kraft, in GOtt, ſein Alles findet.

Hat das gelaßne Weib, um das man ſich jetzt grämt,
Die harten Wehen nicht, ja ſelbſt den Tod, beſchämt?
Wer gab Ihr denn den Muth? von wem kam ihre Stärke?
Wer machte Sie im Schmerz zu einem Wunderwerke?
Daß Sie das Kind gebahr, das man ſchon todt gemeynt,
Und das zum Danke noch die Mutter angeweint,
Zum Zeichen, daß es lebt, und Sie die harten Banden
Vom Fluch im Paradies nun glücklich überſtanden.

Sie wurde ſelbſt den Tod im Sterben nicht gewahr,
Der ſonſt ſo bitter iſt, und vielen voll Gefahr
Und mit Entſetzen kömmt. Was ſoll die herbe Klage?
In ihrem Leben ſelbſt ſtarb ſie ſchon alle Tage.
Ob Ihr gleich hier der HErr den Himmel ſchwer gemacht,
Was iſt der Siegslohn nicht, womit er Sie bedacht?
Auf einen Augenblick von mühſamem Beſtreiten
Erlanget Sie ein Glück von tauſend Ewigkeiten.

Sie ſcheidet von uns ab mit frölichem Geſicht,
Da, ſtatt der Todesangſt, Sie gleichſam zu uns ſpricht:
Der Höchſte, deßen Macht in Schwachen ſtets am größten,
Wird Schweſtern Kinder, Mann, und auch den Vater tröſten.
Sie geht mit Freuden fort; Was Ihr nicht mehr gefällt,
Iſt Elend, Noth und Angſt, mit einem Wort, die Welt.
Ihr Geiſt ſchwingt ſich empor, und läßt den Leichnam liegen,
Der uns noch Freude macht. O! ſchmerzliches Vergnügen.

So führt man Dich zur Gruſt, o! aller Frauen Zier,
Mit Wehmuth, Angſt und Gram und Weinen folgen wir,
Wir dürfen dein Gebein mit keinem Stein beſchweren,
Wer Du geweſen biſt, wird unſer Leid ſchon lehren.
Wir ſchließen Dich nunmehr in Gruſt und Herzen ein,
Und dieß wird allezeit dabey dein Nachruhm ſeyn:
Du warſt für dein Geſchlecht zum Beyſpiel auserkohren,
Und haſt den Sohn der Welt; dem Himmel Dich, gebohren.

◆ ◆ ◆

Strohkranzrede
bey einer vornehmen Hochzeit,
gehalten von
einem Mitgliede der Geſellſchaft.

Allerſeits hoch und werthgeſchätzte Hochzeitgäſte.

Gegenwärtiges betrübtes Sinnbild einer die vorige Nacht aus der Welt verſchwundenen Jungferſchaft, wird ihnen allerſeits zwar zum Andenken einer ſo ſchätzbaren Sache; ihnen aber inſonderheit Madame, als einer nunmehro wirklich vermählten Ehfrauen, deswegen vorgeſtellet, daß ſie ſich dabey ihres nunmehro ganz veränderten Zuſtandes beſcheiden mögen. Ich trage nicht das geringſte Bedenken dieſelbe voritzo mit dem Titel Madame zu belegen; ohngeachtet dieſelben ſich bishero aufs äuſerſte geweigert, denſelben anzunehmen. Allein ich kan nichts davor; die ganze löbliche Junggeſellenſchaft, ſo hier zugegen iſt, hat mirs ſo befohlen: Und was noch mehr iſt, die ſämtlichen Glieder des allhier anweſenden Jungfräulichen Standes wollen es auch alſo haben. Was ſollte ich mich nun wieder meinen Orden auflehnen? Oder wie könnte ich wieder die Befehle des unverheyratheten Frauenzimmers handeln, die bey Leuten von meiner Art in der gröſten Hochachtung ſtehen müſſen? Ich geſtehe, daß ich dazu nicht vermögend geweſen, und da ich gar in ihrer aller Nahmen erwehlet worden, Ihnen dieſen mit allerhand ſymboliſchen Figuren ausgeputzten Strohkranz in einer kurzen Anrede zu überliefern; So werden ſie mirs gütigſt erlauben, daß ich mit den wichtigſten Gründen zu behaupten ſuche: Madame, als eine noch geſtern geweſene Braut, könnten heute unmöglich mehr unter die Anzahl der Jungfern gezehlet werden.

So ſehr dieſe meine Abſicht mit dero eigenen ſchon ſo oft wiederholten Verſicherungen ſtreitet; ſo augenſcheinlich getraue ich mir dieſelbe zu erreichen. Ja ich traue meinen Gründen die Kraft zu, daß Madame nach Anhörung derſelben, ſelbſt der Wahrheit Raum geben und den bisher wiederrechtlich getragenen Jungferkranz freywillig von ſich legen werden. Erwege ich zuförderſt dasjenige, was an dem geſtrigen Tage vorgegangen: So erblicke ich dieſelben mit dero itzigen Eheherrn vor einem ehrwürdigen Geiſtlichen auf dem Teppichte ſtehend. Ich ſehe ſie die Ringe wechſeln, einander die Hände geben, und auf Befragen eine eheliche Liebe und ewige Treue verſprechen. Fällt mir nun dabey dero beſondere Gottesfurcht ein, womit ſie allezeit die heiligen Verrichtungen der Kirchendiener zu verehren gewohnt ſind, ſo kan ich mir nicht einbilden, daß dieſelben, ein ſo heiliges Verſprechen ſo dem anſehnlichſten Geiſtlichen dieſes Ortes, ihrem Seelſorger, und zwar in Gegenwart ſolcher anſehnlicher

Zeugen ganz überlaut gethan, nicht ſollten gehalten haben. In Wahrheit, ich und alle Anweſenden würden lieber ſonſt wer weis was glauben, als daß Madame ihr Wort ſo leichtſinnig ſollten gebrochen haben; weil es uns unmöglich bedünket, daß dero Andacht und Frömmigkeit in ſo kurzer Zeit einen ſo groſſen Abfall ſollte gelitten haben.

Nun weis man zwar, daß oftmals unverhofte Zufälle, Krankheiten, oder auch die gar zu lange verzogene Luſtbarkeit die Neuvermählten gehindert habe, ſich den erſten Hochzeittag dem Brautbette zu nähern, und alſo ihrem ſo heiligen Angelöbniß ein Gnügen zu thun. Allein davon iſt GOtt Lob geſtern bey uns nichts zu vernehmen geweſen. Wir haben allerſeits Madame mit dero geliebteſten Eheherrn friſch und geſund aus der Luſtbarkeit gehen laſſen, und mit Freuden bis in dero Schlafzimmer begleitet. Ja was noch mehr iſt, dieſes Strumpfband, welches ihnen von mir ſelbſt abgelöſet worden, kan ein deutliches Zeugniß ablegen, daß dieſelben ſich wirklich ausgekleidet und vermuthlich darauf zu Bette gegangen ſeyn werden.

Was könnte man nun vor fernere Beweiſe verlangen, wenn ſich dieſelben nicht bisher ſo hartnäckigt geweigert hätten, den Titel einer Ehegattin ihres itzigen Eheherrn anzunehmen. Daher fahre ich nunmehro fort, und berufe mich auf Zeugen. Hier iſt in unſrem Junggeſellen-Orden, ein ſehr glaubwürdiges Mitglied, welches berichtet, daß es etwa eine halbe Stunde, nachdem wir dieſelben und dero Herrn Liebſten in dero Schlafkammer allein gelaſſen, an der verſchloſſenen Thüre deſſelben gehorchet habe. Was daſelbſt zu hören geweſen, kan ich ſo genau nicht ſagen; ſo viel aber kan ich verſichern, daß aus ſeiner Erzehlung wenigſtens ſo viel erhellete: Madame könnten heute unmöglich mehr eine Jungfer ſeyn.

Das war mein erſtes Zeugniß; Ich habe aber noch ein weit wichtigers als dieſes: Denn ich berufe mich zum andern auf dero eigene Jungfer Schweſter, die gleichfalls zugegen iſt; und gewiß in einer ſo wichtigen Sache nicht lügen wird. Gewiß ich bedaure noch die vielen aber vergeblichen Bemühungen, welche dieſes artige, und vor die Rechte ihres Jungferſtandes beſorgte Kind ſich heute gegeben. Iſt es nicht wahr, Madame? Hatte ihnen nicht dieſelbe heute früh, unter dem wieder alle Billigkeit verlangten Kranze, eine verborgene Weiberhaube auf den Kopf geſtecket? Und was wollte ſie damit anders zu verſtehen geben, als daß Madame nicht mehr würdig wären in einem Kranze zu gehen, und alſo durchaus nicht unter die Jungfräuliche Anzahl zu rechnen wären.

Was dünkt ihnen nun, allerſeits hoch- und werthgeſchätzte Anweſende, von meinem bisher ausgeführten Satze? Habe ich nicht ſattſam dargethan, was ich mir vorgeſetzt hatte, und ſollte es wohl glaublich ſeyn, daß dasjenige die vorige Nacht nicht geſchehen ſey, was Madame ſelbſt öffentlich zu bewerkſtelligen verſprochen, wozu in unſerer Gegenwart alle Vorbereitungen geſchehen, und was durch zwey recht glaubwürdige Zeugen, als eine wirklich geſchehene Sache angegeben und beſtätiget worden? Ich weis gewiß, Madame finden ſich ſelbſt ſchen in ihrem Gewiſſen gerühret: Doch damit auch die Schamhaftigkeit aufhören möge, ſolches öffentlich durch Ablegung des Kranzes zu erkennen zu geben; ſo will ich noch ins beſondere ein paar Werte mit ihnen ſprechen.

Vors erſte gebe ich ihnen zu bedenken, wie ſehr ſie, obwohl wieder Vermuthen dero höchſtgeliebten Eheherrn durch dero angemaßten Jungferſtand beſchimpfen? Meynen ſie denn, daß es einem jungen, wohlgebildeten, geſunden, und was noch mehr iſt, durch dero Schönheit und Artigkeit ganz eingenommenen Bräutigam eine Ehre ſeyn könne, wenn ſie vorgeben, daß er bey dem liebenswürdigſten Frauenzimmer von der Welt eine Nacht mit Schnarchen zugebracht habe? Oder meynen ſie, daß es ihren eigenen Schönheiten und Reizungen rühmlich ſeyn würde, wenn ihm dieſelbe eine ſo unerhörte Kaltſinnigkeit erlaubet hätten? Warlich unter allen Anweſenden iſt niemand der ſolches glaubet, ſie ſelber werden roth, und dieſe eigene aufſteigende Schamröthe verräth ſchon dero innern Beyfall; den ſie nur mit dem Munde noch nicht geſtehen wollen.

Vors andre, glauben ſie denn, daß dero heutiges Bezeugen dem gemeinen Weſen und guten Sitten zuträglich und vortheilhaft ſeyn werde? Sie haben, wie uns allen bekannt iſt, eine ganze Nacht, mit einer Mannsperſon, ſo ſie liebet, und die ſie wieder lieben, ganz allein, in einer Kammer, ja was noch mehr iſt, unter einer Decke zugebracht; und wollen dem ungeachtet heute vor eine Jungfer angeſehen ſeyn! Bedenken ſie doch, was daraus entſtehen wird! Welches Frauenzimmer wird man wohl künftig der verletzten Zucht halber anklagen können, wann dieſe Gewohnheit weiter einreißen ſollte? Und was ſoll man vorwenden, wenn ſolche Jungfern, die wegen ihres gar zu vertrauten Umganges mit Mannsperſonen verdächtig ſind, ſich auf dero Exempel berufen werden? Wollen ſie denn vor eine Zerſtörerin jungfräulicher

Schamhaftigkeit angeſehen ſeyn? Wollen ſie bey allen unſern Nachkommen den Nahmen haben, daß von ihnen zuerſt der Damm der Erbarkeit und Tugend zerriſſen, aller Frechheit hergegen Thor und Thüre geöfnet worden?

Nimmermehr werden ſie es ſo weit kommen laſſen, Madame. Dero Tugendliebe iſt viel zu groß, und dero Gemüthe zu aufrichtig, als daß ſie ſich länger verſtellen ſollten. Wir vergeben ihnen das bisherige Wiederſtreben. Sie haben ſich ihrer vorigen Rechte noch zu guter letzt bedienen wollen. Jtzo legen ſie den beſchwerlichen Jungferputz mit Freuden von ſich, den vielleicht keine mit rechter Zufriedenheit trägt. So recht! Wir loben dero Großmuth; hier iſt eine weibliche Zierde an deſſen Stelle. Dieſe Haube ſteht ihnen viel beſſer an; und wir alle haben zuerſt die Ehre auf der neuen Madame N. N. Geſundheit dieſes Glas Wein auszuleeren, wozu ich itzo Amts halber den Anfang machen, und dadurch meine und unſer aller Glückwünſche beſtätigen will.

◆◆◆

Auf den im Jahr 1725. Von Ihro Römiſch-Kayſerl. auch zu Hiſpanien ꝛc. Königl. Maj. mit der Kron Spanien geſchloßnen Frieden

von

M. Adam Bernhard Pantke.

HORATIVS.

- - - tandem veniam precamur.

Held, Vater und Monarch vor dein ererbtes Reich!
Wie rühmlich feſſelſt du Gewalt und Zorn zugleich.
Wie ähnlich machſt du dich den Göttern dieſer Erden,
Die deinem Heldenſtamm zu einem Muſter werden.
Wie weißlich ahmſt du doch des Himmels Langmuth nach,
Wie glücklich kan die Hand, die vormahls Lorbern brach,
Zu deines Nahmens Preis, den Oelzweig jezt erheben,
Und zu der Länder Ruh den Feinden Friede geben.
Die Hand, die vor der Zeit den Degen hat geführt,
Und Reich und Volk beſchüzt, das dir allein gebühret,
Die Hand, die dir zum Ruhm den Deutſchen Zepter träget,
Und die Verwunderung der ganzen Welt erreget,
Scheint jeßund matt zu ſeyn, allein ſie ſcheint es nur:
Die Tapferkeit behält die vor bekannte Spur,
Und zeugt zu unſrer Zeit: daß nicht allein im Kriege,
Bey Pulver, Dampf und Knall, bey theurerfochtnem Siege
Die Großmuth rühmlich ſey. Nein, dein erhabner Geiſt,
Der ihr unſterblich Bild durch tauſend Proben weiſt,
Läßt bey der Friedenspoſt uns dieſe Nachricht leſen:
Carl iſt an Langmuth groß, ſo wie an Muth geweſen.

Dieß iſt dein gröſter Ruhm, du Haupt der Deutſchen Welt,
Das ihm dein Oeſterreich zum Wunder vorgeſtellt.
Durch dieſes wird dein Preis ſo hoch, als durch die Proben
Der wackern Tapferkeit dem Himmel gleich erhoben.
Nicht nur ein weites Feld, worauf das heiße Blut
Erſchlagner Feinde fleußt, bezeugt den Heldenmuth.
Der Ruhm ſteigt ungleich mehr, weñ ſelbſt der Neid muß ſagẽ:
Der Held beſiegt ſich ſelbſt, der erſt den Feind geſchlagen.
Von dieſem nimmt das Glück, die Zeit, und der Soldat
Den gröſten Theil hinweg, den man erworben hat.
Kan aber ein Monarch ſich ſelbſt erwünſcht beſiegen,
So wird er auch allein den Ruhm zum Lohne kriegen.
Zwar Kampf, Gewalt und Sieg iſts, was ihn furchtbar macht,
Die Langmuth aber ſteigt zu ungleich gröſſrer Pracht,
Und kan, wenn jene gleich den Leib gefangen nehmen,
Auch der beſiegten Herz durch ihre Triebe zähmen.

Durch beydes machet ſich dein Staũhaus, Oeſterreich,
Den Siegern auf der Welt und GOtt im Himmel gleich:
Mit jenen pflegt es ſich im Kämpfen zu erfreuen,
Mit dieſem liebt es nur der Menſchen Wohlgedeyen.
So nimmt den ſtolzen Feind ein billig Schrecken ein,
So kan der Unterthan in tauſend Freuden ſeyn,
Weil aus dem theuren Blut, das Noth und Macht vergoſſen,
Zu innigſtfeſtem Troſt die Friedens-Zweige ſproſſen.

O Carl! ſo rühmlich wirfſt dein hoher Heldenſinn
Mit Klugheit, Ruhm und Glück der Schwachheit Feſſel hin.
So kanſt du, Groſſer Held! gedoppelt rühmlich ſiegen,
So kanſt du auf einmahl erſchrecken und vergnügen.
Dort ſpiegelt ſich dein Muth, den Barcellona preiſt,
Von dem Iberien ſo manche Proben weiſt,
Den dein Erlauchte Gemüth ſo zeitig angeflammet,
Und aus der Heldenbruſt ſo vieler Kayſer ſtammet:
Hier aber bricht zugleich der Langmuth Trieb hervor.
Kaum dringt ein bittend Flehn vor dein erhörend Ohr,
So thuſt du was es will, und dieſes mit Ergetzen,
Die Länder deines Staats in ſichre Ruh zu ſetzen.

So machts ein muntrer Löw. Ihm mangelt nicht der Muth;
Regt ſich ein niedrig Thier; ſo wallt ſogleich das Blut
In der erhitzten Bruſt, er ſchüttelt Hals und Mähnen;
Es ſchäumt der ofne Mund: Er knirſchet mit den Zähnen;
Die Augen ſind voll Glut; bis endlich ihn der Streit
Zu einem Sieger macht durch ſeine Tapferkeit:
Doch, hat er nur geſiegt, ſo iſt er voll Vergnügen,
Und läßt das ſchwächre Theil ohn andern Anſtoß liegen.

Drum auf! Iberien. Auf! küße nur die Hand,
Die vor dein Zepter hielt; dein Kriegsvolk überwand:
Jetzt aber, weil das Recht der edlen Großmuth weichet,
Dir auf dein billig Flehn die Friedens Palmen reichet.
Wie herrlich kanſt du dich bey dieſer Ruh erfreun,
Wie trefflich wird dein Flor bey dieſem Glücke ſeyn,
Wie freudig hör ich dich den innern Trieb beweiſen,
Wie munter muſt du doch der Deutſchen Kayſer preiſen.

O Held (ſo rufſt du auch) iſts möglich? träumet mir?
Wie? oder iſt es wahr? O wen vergleich ich dir?
Und wem vergleich ich dich? der GOtt, der voll Erbarmen
Die Frechen niederbeugt, hingegen ſich die Armen
Zu herzen gehen läſt, ſieht hier das Ebenbild,
Der Allerhöchſten Huld in dir, o Carl! erfüllt.
Ich aber ſeh hierbey: wie Götter dieſer Erden
Durch Wohlthun nur allein ihm etwas ähnlich werden.
Ich ſchreibe dannenher, was ich jetzund geſehn,
In die getreue Bruſt. Mein demuthvolles Flehn
Steigt jetzo Himmelan, mit ungefärbtem Triebe
Der reinen, zärtlichen, und ewigfeſten Liebe.

So ſchweigt Heſperien: doch Fama bricht hervor;
Ihr weiterſchollner Ruf bewegt Europens Ohr,
Das ganz in ſich vertieft den großen Carl verehret,
Der ſeiner Ahnen Preis durch eigne Thaten mehret;
Die Deutſche Ruh beſchützt: die Feinde tapfer ſchlägt;
So würdig Deutſchlands Kron, als ſonſt noch keiner trägt;
Und zeugt: wie ſo durch Gnad als große Heldenthaten
Die Kayſer Oeſterreichs zur Ewigkeit gerathen.

Die

Die Ruhmvollen Verdienſte
Sr. Wohlgebohrnen Excellenz
Hrn. Chriſt. Thomaſius,
von
Johann Victor Krauſen.

ELEGIE.

Wer Einſicht und Verſtand des Beyfalls würdig hält;
Die prüfende Vernunft der Künſte Leitſtern nennet;
Wem Ordnung, Müh und Fleiß im Vortrag wohlgefällt;
Und wer die Koſtbarkeit erfahrner Lehrer kennet:
Der kan bey dieſer Gruft nicht ohne Rührung ſtehn;
Noch dem gehäuften Schmerz den Ausbruch ſtreitig machen:
Die Krone kluger Welt ſoll zur Verweſung gehn,
Was raubt uns Zeit und Tod vor ungemeine Sachen?
Da liegt Thomaſius, und dieß iſt ſchon genug
Die Muſen unſrer Stadt in blöde Furcht zu bringen:
Sie ſpüren nach der Luſt der Sehnſucht regen Zug;
Weil Angſt und Bangigkeit, Geduld und Troſt bezwingen.
Ihr weiſer Vater ſtirbt, von Dem ſie Recht und Licht,
Schutz, Beyſtand, Hülf und Rath im Ueberfluß empfangen:
Drum, da der Mund erblaßt, da Herz und Auge bricht;
Fühlt das gebeugte Volk ein quälendes Verlangen.
Der Thränen heiße Fluth zeigt herben Jammer an,
Und ein gebrochnes Ach entdeckt die reichen Plagen:
Wir ſehen, was die Pflicht in Seelen wirken kan,
Die Tod und Untergang des treuſten Lehrers klagen.
Das Aechzen iſt gerecht, weint, arme Muſen, weint:
Dieß Hochverdiente Haupt ſoll Sand und Schimmel decken,
Wer heute nicht beſtürzt bey ſeiner Gruft erſcheint:
Sucht alle Zärtlichkeit aus Undank zu verſtecken.
Thomaſius iſt todt, Der euch in unſrer Stadt
Durch Friedrichs milde Huld den ſchönſten Sitz erbauet.

Von welchem Halle Ruhm, die Weisheit Ehre hat,
Dem auch das fernſte Land die Pfänder anvertrauet.
Thomaſius iſt todt, der Themis liebſter Freund,
Der euch die ſichre Bahn in ihren Tempel machte,
Des Fleißes Meiſterſtück, der Thorheit ärgſter Feind,
Ein Führer, der für euch mit Ernſt und Eifer wachte.
Iſt dieſer Mann nicht werth, daß ihr die Hände ringt?
Und den erſtarrten Leib mit Zährenwaßer netzet:
Kein Wunder, weñ der Schmerz durch Mark u. Adern dringt,
Und euch in bittres Weh, in bangen Kummer ſetzet.
Uns ſelber, die wir Ihn, und ſein Verdienſt verehrt,
Will der erſchrockne Mund von Seufzern übergehen:
Denn, da ſich Licht und Glanz in Nacht u. Schatten kehrt;
Heißt uns die Schuldigkeit in trüber Wehmuth ſtehen.
Fridricianens Schmuck verliehrt den heitern Schein:
Ihr Zierath wird zu früh ins dunkle Grab geſenket:
Man hüllt des Hauſes Troſt in Sterbekleider ein,
Dieß iſt es, was zugleich auch unſre Liebe kränket.
Empfindlich harter Tod! der Herz und Seele rührt,
Gemahl und Kinder quält, der Muſen Ruh verſtöhret.
Der Welt ein Kleinod nimmt, der Stadt die Luſt entführt,
Und als ein Donnerſchlag den Hofnungsbau verſehret.
Doch, Muſen, hemmt den Gram, u. faßt von neuem Muth:
Kan wohl Thomaſius mit dieſem Cörper ſterben?
O nein, der muntre Geiſt, der in den Schriften ruht,
Und dort in Salem lebt, ſoll nimmermehr verderben.
Des Leichnams mürber Reſt, den Grab u. Fäulniß zehrt,
Wird nur auf kurze Zeit der Erden anvertrauet,
Bis Er den frohen Ruf zu der Verklärung hört,
Und in vollkommner Luſt der Engel Freude ſchauet.
Der Himmel gieß indeß auf das beſtürzte Haus,
Das Noth und Ungemach bey dieſer Leiche drücken,
Des Seegens milden Strom zum ſüßen Labſal aus:
So kan ſich Herz und Geiſt nach rauhem Sturm erquicken.
Nun geh denn, Seeligſter, in die verlangte Ruh,
Und laß dich nach dem Kampf mit Siegeslorbern krönen:
Wir ſcharren deine Gruft mit dieſen Worten zu:
Er lebt in unſrer Bruſt, und in viel tauſend Söhnen.

Glück-

Glückwünſchungsſchreiben
an die wertheſten Eltern, zweyer auf einen Tag, in Liegnitz glücklich ausgeſtatteten Jungfer Töchter,

im Brachmonath 1730. ausgefertiget
von
M. Balthaſar Hofmann.

Glückſeelige Eltern.

Kaum war mir neulich von ohngefehr die angenehme Nachricht zu Ohren kommen, was vor eheliche Unterhandlungen, dero beyderſeits liebenswürdiger Jungfer Töchter wegen, in ihrem wertheſten Hauſe gepflogen würden; als ich mich ſogleich meiner Pflicht erinnerte, ihnen deßhalben meinen erfreuten Glückwunſch ungeſäumt abzuſtatten. Das Vergnügen, ſo ich aus dero einige Jahre her unterhaltenen aufrichtigen Freundſchaft geſchöpfet, und deren Urſprung ich einem unweit Liegnitz in dem Weinberge des HErrn treulich arbeitenden Herzensfreunde zu danken habe, brachte mich auf nur angeführte Gedanken: weil ich glaube, die Freundſchaft könne durch keine beſſere Gelegenheit auf feſten Fuß geſetzet werden, als wenn man ſich aller Glücks- und Unglücksfälle derer, die man als Freunde liebet, theilhaftig macht; ſolches aber durch allerhand öffentliche Bezeugungen an den Tag zu legen, nichts leichtlich verabſäumet. Wie konnte ich demnach beſſer verfahren, als daß ich, kraft des angeführten Grundes mich entſchloß, alsbald die Feder in die Hand zu nehmen, und durch einige wohlmeynende Zeilen meine Freundſchaftspflicht zu erkennen zu geben. Es brauchte nicht einmal eines langen Entſchlüſſens; der Wille war vollkommen da, und alſo fehlte nichts, als das Vollbringen.

Doch indem ich nur noch auf die letzte Verſicherung der getroffenen doppelten Eheverbindung wartete: breitete ſich der Ruff von dem weltbekannten königlichen bey Radewitz und Zeithayn geſchlagenen Lager mit ſo erſtaunenswürdigen Erzehlungen aus, daß ich auf einmahl angeflammet wurde, einer untadelhaften Neugierigkeit Platz zu geben. So wohl der kurze Weg von Leipzig bis dahin, als auch die mäßigen Unkoſten, wie nicht weniger die häufig dahin reiſenden Perſonen, reizeten mich um deſto mehr an, eine Sache in Augenſchein zu nehmen, dergleichen die Welt wohl wenig, mit ſolchen Umſtänden geſehen zu haben, ſich erinnern wird, und um derent willen ſich auch viele der entlegenſten Ausländer weder Reiſe noch Koſten haben dauren laſſen.

Ich machte mich alſo in Geſellſchaft guter Freunde auf, und muß geſtehen, daß mich auch das bloſſe Andenken noch beſtändig vergnüget, und daß mich dergleichen geſehen zu haben, niemals gereuen wird. Denn hier konnte man faſt alles, was zu Kriegeszeiten nicht ohne die gröſte Gefahr kan bemerket werden, in gutem Friede betrachten. Ich kam zu einer Zeit an, da die vornehmſten Kriegesübungen bey der Armee vorgingen: Da man dieſelbe bald ſtückweiſe, bald in ihrem ganzen Umfange ausrücken ſahe, und ihre beſondere Geſchicklichkeit in den

Waſ-

Waffen bemerken konnte; das faſt eine Meilwegs in die Länge ſich erſtreckende Lager; die allenthalben in die Augen fallende vortrefliche Ordnung; das unvergleichliche Anſehen der Kriegsleute; die bewundernswürdige Schönheit des Königlichen Hoflagers; die prächtigen Königl. Gezelte; das unverbeſſerliche Geſchütze; die in die Länge und Breite ungemein wohl zubereitete Fläche; der herrlich auferbaute Jagdſchirm; die ſechs koſtbar aufgeführten Gedächtnisſäulen; die Gegenwart zweyer ſo groſſen Könige; die Anweſenheit ſo vieler einheimiſchen und ausländiſchen Fürſten und hoher Standesperſonen; der überall auſſerordentlich hervorleuchtende Staat; der mannigfaltige Zuſammenfluß faſt unzehliger Menſchen von allen Orten her; der täglich nach Feldgebrauch beobachtete Gottesdienſt; der durchgängig wohlveranſtaltete Uberfluß an Lebensmitteln, und andere Merkwürdigkeiten mehr, waren fähig genug einem ankommenden viele Tage lang Verwunderung und Beluſtigung zu erwecken. Die Aufſchrift zweyer auf dem ſo genannten Jagdſchirm aufgerichteten Fahnen, welche Otia Martis hieß, erklärte den Endzweck der ganzen Sache, nehmlich, daß es nöthig ſey. zu Friedenszeiten löbliche Kriegesanſtalten vorzukehren. Jedermann muß bekennen, daß er zweifelhaft ſey, ob man mehr die Vortreflichkeit des Lagers, oder die Weisheit des groſſen Königes, der alles dieß ſo ausnehmend veranſtaltet, zu bewundern habe?

Müſſen die Muſen ſonſt unter dem Kriegsgetümmel ſchweigen, und ihre Sicherheit ſuchen, ſo war ſolches hier deſtoweniger vonnöthen, je friedfertiger alles angeordnet war. Ich ließ mich alſo nichts abhalten, daß ich nicht zugleich an Liegnitz und an das Vergnügen guter Freunde daſelbſt hätte gedenken ſollen. Nachdem ich alſo einem und dem andern Feldtreffen mit vielem Vergnügen beygewohnet, ſatzte ich mich an einem Raſttage unter einem Gezelte mit guter Ruhe nieder, nahm meine Schreibetafel zur Hand, und ließ meinem Griffel folgende Gedanken zu theil werden:

Kommt nicht die Liebe ſelbſt dem Kriegeslager bey?
Sie kämpft und wird bekämpft, ſie wird beſiegt und ſieget:
Der Flammen Nachdruck zeigt, wie ſtark und groß ſie ſey,
Gleichwol wird keinem Theil was Leides zugefüget.
Der edle Friede blüht auch mitten bey den Waffen;
Dergleichen Streit kan nichts als Luſt und Anmuth ſchaffen.
Das zweyfach-werthe Paar erfahr es in der That,
Was ſolcher Kampf und Sieg im Lieben auf ſich hat.

Indem ich aber im Begriffe war, in meinen Vergleichungen fortzufahren, ruften mich unvermuthet etliche Canonenſchüſſe aus dem Gezelte, und unterbrachen vor dießmal mein weiteres Schreiben. Den Tag darauf gieng der Angriff an dem Elbſtrome für ſich. Ich machte mich bey guter Zeit dahin, um nichts zu verabſäumen, was etwan ſehenswürdig ſeyn möchte. Eine kleine Verzögerung aber gab mir Raum, meinen Hochzeitgedanken aufs neue nachzuhangen. So wohl das ſanfte Rauſchen des Fluſſes, als auch die zahlreichen beſonders ausgerüſteten Schiffe, brachten mich auf allerhand Einfälle. Solchen deſto beqvemer nachzugehen, legte ich mich unter eine Schattenvolle Eiche am Ufer, ſuchte meine Tafel wieder hervor, und ſchrieb folgendes ein:

Sucht der Menſch nicht von Natur ſtets den Hafen ſeines Glückes,
Wie ein Schiff, das durch die Flut und die Leitung des Geſchickes
Mit geſpannten Seegeln ſtreichet, bis es ſeinen Port erlangt,
Da es dann mit ſeinen Gütern in erwünſchter Ruhe prangt.

So iſt auch der Eheſtand: wenn zwey gleich-geſinnte Herzen
Nach der Fahrt der Einſamkeit, in vergnügter Stille ſcherzen:
Brauſen gleich die Unglückswellen, ſchützt ſie doch der Liebe Port,
Und die Einigkeit der Seelen treibet allen Unrath fort.
Doppelt-werthes Liebespaar, deine Liebe führt zum Zeichen
Das Panier geſchworner Treu; alſo wirſt du das erreichen,
Was getreue Herzen ſuchen; und kein rauher Unglückswind
Wird den Lauf der Wohlfahrt hindern, wenn die Herzen einig ſind.

Eben in dem Augenblick, da ich einen Punct machte, geſchahe die Loſung zum Angriffe, und alſo wurde ich abermals was weiteres auszuführen, geſtöhret. Die den Strom herabfolgende Flotte; die mit Pulver geſprengte Tonnenbrücke; die unternommene Landung und Verſchanzung; die Beſtürmung des wohlverſchanzten feindlichen Lagers, und der Scharmützel ſtreifender Partheyen, nahmen nunmehr Augen und Ohren ein, und das beſtändige Feuren, ſowohl zu Lande als zu Waſſer, daurete mit unaufhörlichem Donnern ſo lange, bis die einbrechende Nacht ſelbſt Stilleſtand gebot, und einen jeden in ſein Quartier rufte. Endlich erſchien derjenige Abend, da das auſſerordentlich groſſe und koſtbare Feuerwerk, ſamt einer vortrefflichen Kunſterleuchtung zu ſehen war. Beyde Ufer waren mit unzehligen Menſchen, Waſſer und Land mit den ſchönſten Kunſtfeuern, und was das angenehmſte, der aufgehende Mond mit den dickeſten Wolken bedeket. Die mit vielen tauſend Lampen erleuchteten und den Fluß herabſchwimmende Schiffe, die darauf befindlichen vielfältigen Arten von Muſic; das wechſelsweiſe darzwiſchen donnernde Geſchütze; die Feuerſpeyenden Delphinen; das unvergleichliche Mahlwerk; die im Feuer brennende Worte: Sic fulta manebit, und endlich die vortrefliche von den auserleſenſten Virtuoſen vor den Königl. Herrſchaften muſicirte Italiäniſche Operette, machten die Sinnen der Zuſchauer zweifelhaft, ob ſie mehr zu hören oder zu ſehen hätten. Solches alles währete bis gegen den Morgen, da denn mein Abſehen erforderte, wiederum auf meine Rückreiſe bedacht zu ſeyn. Ich trat auch ſolche würklich an, als ſchon die Morgenröthe allmählich hervorzubrechen begunte. Dieſe ſowohl, als die angenehme Gegend des grünen Gebüſches und blühenden Geträydes, heiterte mein Gemüthe nicht wenig auf: und weil mir das groſſe Feuerwerk gleichſam noch immer vor Augen ſchwebte, ließ ich meine Gedanken im Fortgehen abermals alſo aus:

Spielt nur, ſpielt ihr ſchönen Flammen,
  Steiget prächtig in die Höh.
Wo getreue Herzen lieben,
  Wird die Glut
  Durch das Blut
Noch weit höher angetrieben.
Schlägt dann Glut und Glut zuſammen,
  Folgt die allerſchönſte Eh.
Spielt nur, ſpielt ihr ſchönen Flammen,
  Steiget prächtig in die Höh.

Ich kan nicht leugnen, der Weg wurde mir gleichwol etwas ſauer, daher mir denn das Dichten gar bald vergieng. Unterdeſſen kam ich bis in die bekannte Stadt Oſchatz. Bey einiger hieſelbſt genommenen Ruhe, hatte ich meine Vergnügung inſonderheit über die Benennung ſolches Ortes; zumahl mir dieſelbe wiederum neuen Anlaß zu meiner Materie darzubieten ſchien. Ich kan mich nicht entbrechen, das abgefaßte abermahls beyzuſetzen:

Oſchatz, o beliebter Nahme,
  Welcher unvergleichlich klingt.
Denn dein Ausdruck iſt ein Saame,
  Der dem Herzen Labſal bringt.

Wenn zwey Seelen, die ſich lieben,
Zärtlich ruffen: ach, o Schatz!
Reizt dieß Wort zu ſuſſen Trieben,
Und macht aller Anmuth Platz.

Doch der Weg gieng weiter, die Poſt blies zum Aufſitzen, und alſo muſte ich wiederum abbrechen. Kaum aber war ich vergnügt nach Hauſe gelanget, ſo vernahm ich ſchon, daß meine wenige Arbeit nicht ganz umſonſt würde geweſen ſeyn. Denn ich erhielte die Verſicherung, daß das doppelte Ehebündnis der beyderſeits liebwertheſten Jungfer Töchter, nehmlich von einer Seite mit Ihro Wohlehrw. Herrn Paſt. L. und von der andern mit Tit. Herrn N. auf einen Tag eheſtens vor ſich gehen würde. Die vielfältigen Verrichtungen verhinderten mich, an ein vollkommnes Gedichte zu gedenken. Ich hielt es alſo vor rathſam, dieſe meine zufällige Gedanken aufzuſetzen, und ihnen hiermit, Hochgeſchätzte Braut-Eltern, zugleich aber auch dem doppeltwertheſten Ehepaare, meinen eilfertigen Glückwunſch abzuſtatten. Ich habe ſie als glückſeelige Eltern oben angeredet: ich werde nicht nöthig haben, mich weitläuftig darüber zu erklären, da die Sache ſelbſt redet. Es iſt alſo nichts übrig, als daß ich ihnen meine Ergebenheit noch in wenigen Zeilen vorlege:

Ihr glücklichen Eltern, was habt ihr für Freude!
Ihr ſehet die Töchter auf einen Tag Beyde
Im ehlichen Bunde: o frölicher Tag!
Sagt, was euch wohl ſchöners beſeeligen mag.
Der Höchſte beglücke die doppelte Ehe,
Daß alles nach aller Vergnüglichkeit gehe.
Daß Eltern und Kinder und Freunde ſich freun:
GOtt laſſe die Wünſche zum Seegen gedeyn!

* * *

Uber den ſchmerzl. Verluſt
Frauen
Marien Magdal. Kirſtin,
bezeigte ſein Mitleiden
M. Joh. Martin Knöcher.

Edle Seele, reißt Du Dich endlich aus des Leibes Banden?
Jſt der längſt gehoſte Tag deiner Ruhe nun verhanden?
Ja, Du eilſt mit Taubenflügeln aus des Cörpers Ungemach;
Aber die Geliebten Deinen ſehn mit trüben Augen nach.

Finſtrer Tag, der uns erſchreckt, da dir Herz u. Augẽ brechen;
Da der Mund kaum mehr vermag noch das letzte Wort zu ſprechen:
Da ſich Liebe, da ſich Sorgfalt, da ſich aller Umgang ſchließt;
Da die Kraft des fernern Lebẽs als ein weiches Wachs zerfließt.
O wie würdig warſt Du noch, unſerm Urtheil nachzuleben;
O was ſollte noch dein Dienſt uns vor manchẽ Vortheil geben!
Hätten wir erbitten köñen, daß dich GOtt uns noch geſchenkt,
Ach! ſo würden unſre Seelen in ein Freudenmeer verſenkt.

Aber nein! jetzt war ein Wort in des Höchſtẽ Rath beſchloſſẽ:
Gieb, Maria, gute Nacht! Deine Jahre ſind verfloßen;
Haſt Du doch in deinen Tagen ſtets das beſte Theil erwehlt,
Komm, du wirſt nunmehr den Chören der Erlöſten beygezehlt.
Scheue nicht das Sterbekleid, fürchte nicht die finſtern Grüfte:
Dieſes iſt der alte Bund, und des Sündenfalls Geſtifte:
Uebergieb die matten Glieder, und des Leibes morſchen Reſt,
Ohne Schauer, kühler Erde, die nichts anders hoffen läſt.
Koñt dein aufgelöſter Geiſt nicht hierdurch zum wahrẽ Lichte,
Deſſen Glanz und Herrlichkeit einem ſterblichem Geſichte

Nur gleich einer Morgenröthe über hohen Bergen, ſcheint ;
Und mit deſſen weiten Strahlen ſich der Glaube nur vereint ?
Dieſes ſiehſt Du nun vor Dir, ja Du wirſt darein gekleidet ;
Du durchdringſt die Scheidewand, welche Welt und Himmel ſcheidet :
Du erlangſt die Freudenkrone, welche GOttes Kinder ziert,
Deren Pracht der beſte Redner kaum mitlallend nur berührt.
Eile, denn der Abſchied kommt ! Deine Seele ſoll geneſen :
Nim̃ſt Du doch den Nachruhm mit, daß Du denẽ lieb geweſen,
Welche Dich als Mann, und Kinder, und als Freunde werth geſchätzt,
Welche zwar dein Tod in Schrecken, aber GOtt in Ruhe ſetzt.

Dieß iſt allerdings der Troſt, den wir alle faſſen ſollen :
Doch ſo ſehr wir auch den Harm unſers Herzens bergen wollẽ,
Preßt gleichwol die harte Stim̃e : Auf ! beſtelle nur dein Haus !
Uns die Zeugen treuer Liebe, bitter-heiße Thränen aus.
Bange Klagen ſind es nur, die um deine Leiche ſchallen :
Wir begreifen, daß das Looß Dir aufs lieblichſte gefallen ;
Aber wir ſehn uns verlaſſen : ſo ein treu und redlich Herz
Sollẽ wir nunmehr vermiſſen ; O wer tadelt unſern Schmerz!
Dein ſo höchſtgeliebter Mann, weiß, was Er an Dir verlohren:
Wie verbündlich übteſt Du, was Ihm deine Treu geſchworen :
Deine Sorgfalt vor ſein Beſtes zeiget Haus und Handel an,
Und in allem haſt Du weislich als ein treues Weib gethan.
Deine Kinder rühmen noch die genoßne Mutterliebe,
Wie Du alles angewandt, daß Du tugendhafte Triebe
Mögſt in ihre Seele pflanzen : Dein Gebet und Frömmigkeit
Hat gewiß noch manchen Seegen vor ihr künftig Glück geweyht.
Freunde, welche Dich gekannt, wiſſen die beliebten Sitten,
Und den Preis der Tugenden, welche keine Schminke litten,
Nicht mit Wortẽ gnug zu rühmen: Wer nur deinẽ Tod berührt,
Giebt mit Minen zu verſtehen, daß er Klagen um Dich führt.
Und o was vor eine Zahl von Bedrängten, Kranken, Armen,
Deren Noth und Kum̃erſtand Du aus Chriſtlichen Erbarmen
Hülfreich zu erleichten ſuchteſt, ſtimmet dieſe Klagen an :
Leider ! Hand und Herz erblaßen, Die uns ſo viel Guts gethan.

Auch ich ſelbſt muß nun an Ihr eine rechte Mutter mißen;
Und mir wird durch ihren Tod eine Gönnerin entrißen,
Deren Wohlthat, deren Milde meine Bruſt ſo lange denkt,
Als mir GOtt nach ſeinem Willen Tage meines Lebens ſchenkt.
O wie ſchmerzt mich ihr Verluſt; u. zugleich auch Eure Thränk:
Höchſtbetrübte, helfe mir ſelbſt einen Weg zum Troſte bähnen.
Doch es ruft noch aus dem Sarge Ihre Gottgelaſſenheit;
Dieſe ſtellt ſich uns zum Muſter, und beſchämet unſer Leid.
Wie geduldig war Sie nicht bey den gröſten Kümmernißen;
Wie beherzt ſah Sie den Tod, ſich bald aufgelößt zu wißen:
Ihr Geburtstag gab uns Freude: Sie hingegen hofte drauf,
Dieſes ſey vielleicht das Ende vor den ganzen Lebenslauf.
Fragte man Sie voller Angſt: Ob Sie uns verlaſſen wollte?
War die Antwort ganz geſetzt: Wenn es GOtt gefallen ſollte,
Hält mich allerdings die Liebe, Euch noch ferner beyzuſtehn:
Aber, wills der Höchſte haben, will ich willig ſchlafen gehn.
Denn, wo kan mir beſſer ſeyn, als im Lande jener Freuden,
Mich in GOttes Angeſicht, vor des Lammes Stuhl, zu weyden?
Unſre Tage ſind ein Schatten; Unſer Thun iſt Eitelkeit,
Und des Alters höchſte Staffel iſt ein Ausdruck böſer Zeit.
GOtt wird, ſprach Sie, mit euch ſeyn, deßen Segē euch erquicke!
JEſu Liebe giebt mir ſchon manchen Vorſchmack jener Blicke:
Das Gedächtniß ſeines Sterbens macht mein Sterben nur
zur Luſt, (Bruſt.
Und die Wirkung ſeines Kampfes ſtärkt im Kämpfen meine
Seine Auffahrt tröſtet mich: Er entzog ſich dieſer Erde,
O wie freu ich mich darauf, daß ich Ihm bald folgen werde!
Drauf befahl Sie Gott die ihren, lebet wohl! ich geh zur Ruh:
Und ſo ſchlug die letzte Stunde, und Sie ſchloß die Augen zu.
(mindern?
Iſt uns dieſes nicht genug, unſern Schmerz und Leid zu
Gottes Huld, gebeugter Mann, lege Dir und deinen Kindern,
Die der ſeeligen Geliebten abgekürzten Jahre bey,
Und bezeuge, wie ſein Beyſtand der Betrübten Tröſtung ſey.
Gönnt der Seeligſten die Ruh, denn Sie iſt nach Zion kommen,
Und begeht ein Jubelfeſt mit den Geiſtern aller Frommen,
Wo Sie nach den Marterwochen dieſer Jammervollen Welt,
Ewig, o dieß merkt im Leide, Freudenvoll die Oſtern hält.

An
Die Schöne und Tugendhafte
Charlotte,
Johann Victor Krauſe.

Du wahres Meiſterſtück der gütigen Natur,
Erlaube, daß dein Knecht der Tugend helle Spur,
Die Dich unſchätzbar macht, an deinem Feſte preiſet,
Und dein erlangtes Lob auch andern lebhaft weiſet.
Der Himmel hat Dich nicht der Welt umſonſt geſchenkt;
Und wer an deinen Schmuck nicht mit Bewundrung denkt;
Verſchmäht des Schöpfers Huld: drum muß ich heute ſingẽ;
Und Dir ein muntres Lied mit tiefſter Ehrfurcht bringen.

O Schöne, was vor Muth ſchaft mir der frohe Tag,
An dem Dein zarter Leib zuerſt in Windeln lag:
O Freundin, was vor Luſt will Hand und Feder treiben;
Und hilft mir ohne Zwang von deinem Ruhme ſchreiben.
Es glückt mir auch kein Lied, das Dir nicht eigen iſt,
In welchem Du nicht ſelbſt der beſte Zierath biſt.
Läßt meine Muſe ſich in fremden Dienſten hören;
Such ich die Laute vor, und will die Tugend ehren:
So klingt der Ausdruck matt; wenn nicht zu gleicher Zeit
Ein Strahl von deinem Glanz des Geiſtes Kraft verneut,
Der wie das Morgenroth,das Nacht und Furcht verdringet,
Der Sorgen Nebel dämpft, und mich ins Feuer bringet.
Ja, daß mein Seitenſpiel den Gönnern wohlgefällt,
Und meine Poeſie manch kleines Lob erhält;
Kömmt warlich bloß von Dir, und deinen ſeltnen Gaben.
Wenn Dich dein Knecht erblickt: ſo ſchreibt er auch erhaben.
Ach, Schönſte, glaube nicht, daß ſich mein Geiſt vergeht,
Und heut aus Ubermuth ſich allzufrech erhöht:

Die Tugend ſey mein Schutz, daß ich aus reinſtem Triebe
Mich, wenn ich ſingen ſoll, an deinen Palmen übe.
Verſtatte mir den Troſt, daß mich dein Ruhm ergetzt:
Und daß Dir meine Hand der Demuth Denkmahl ſetzt.

Es iſt von langer Zeit in dem Poeten Orden
Durch löblichen Gebrauch ein feſtes Recht geworden,
Daß man mit Vorbedacht ſich eine Heldin wehlt,
Und ihrer Schönheit Preis in jeder Schrift erzehlt:
Drum muß mein Lobgedicht von deinem Schimmer zeugen;
Und ſcheint es allzukühn, ſo will ich künftig ſchweigen.

Als Dich die Wiege noch in enge Grenzen ſchloß;
Als noch dein holder Mund der Kindheit Trunk genoß:
Ließ uns die Ahndung ſchon das ungemeine Weſen,
Das jetzt die Herzen rührt, aus Stirn und Auge leſen.
Granaten, welche kaum aus ihren Knoſpen gehn,
Sind dennoch angenehm, und wirklich reizend ſchön.
Von Nelken, wenn ſie nur durch ihren Kerker brechen,
Darf ſich des Gärtners Geiſt die nahe Luſt verſprechen.
So ſchöne, warſt Du auch, und deiner Anmuth Pracht
Hat Dich in Windeln gleich den Eltern werth gemacht.
Es zeigte dein Geſicht durch liebliche Geberden,
Du würdeſt mit der Zeit des Hauſes Krone werden.
Doch wie des Künſtlers Witz den ächten Diamant,
Dafern er ſtrahlen ſoll, mit der geübten Hand
Erſt völlig koſtbar macht; und die Natur verbeſſert:
So hat der Eltern Zucht auch deinen Glanz vergrößert.

Hier, weis ich, wird dein Herz, dein treues Herz gekränkt:
Indem mich dein Geſchick zu mürben Leichen lenkt;
Und ich an deinem Feſt von deiner Mutter Grabe
Nicht ſonder eignen Schmerz ein Wort zu melden habe.
Charlotte, dieſer Sturm war hart und rauh vor Dich,
Du riefſt um milden Schutz, das Glück erbarmte ſich;
Und ſprach: Ich bin bereit, ich will der Mutter Leben,
Das Ihr der Tod verkürzt, dem Vater dreyfach geben.
Und ja dein Vater lebt, der dich ſo klug erzog,
Und deine Trefflichkeit mit reifem Ernſt erwog:

Nun wird ſein weiſer Fleiß in Dir zugleich erhoben:
Wer deine Tugend rühmt; muß auch den Vater loben.

Was iſt ein ſchöner Leib, den doch ein Geiſt verſtellt,
Der Luſt, und Eitelkeit vor GOtt und Himmel hält,
Nach Moden lüſtern ſtrebt, den ſtillen Sinn verhöhnet,
Und gar aus Aberwitz den ſchnöden Laſtern fröhnet?
Was iſt ein ſolcher Leib? ein prächtig Hoſpital,
Das zwar das Auge reizt, von innen aber Quaal,
Und Sorgenvolle Noth im Ueberfluße heget,
Und frommer Sittſamkeit gerechte Furcht erreget.
So reich der Anmuthsſchmuck Charlottens Cörper ziert:
So wird die Herrſchaft doch durch einen Geiſt geführt,
Der Silber von dem Bley, das Gold vom Kupfer ſcheidet,
Und nie der Lüſte Schwarm in ſeiner Wohnung leidet.
Der Hermelin erſchrickt, wenn er den Moder ſieht:
Charlottens reiner Geiſt, der alle Laſter flieht,
Merkt Eckel und Verdruß, wenn er von Thorheit höret,
Die bald den guten Ruf in Schimpf und Schande kehret.

Sagt, Neider ihres Ruhms, wenn iſt es wohl geſchehn?
Wenn habt ihr ihren Fuß wohl einmahl ſtraucheln ſehn?
Mich dünkt, ihr ſeyd beſtürzt, und ſchon durch ihre Sitten,
Wie frech ihr leugnen wollt, mit ganzer Macht beſtritten.
Sie gieng von Kindheit auf der Tugend ſichre Bahn,
Und nahm des Vaters Rath mit Dank und Sorgfalt an;
Sie küßt ihm noch die Hand: Weil er vernünftig zeiget,
Daß großer Seelen Werth durch Uebung höher ſteiget.
Und davon kömmt es auch, daß Er dieß Zeugnis giebt:
Charlotte hat mich nicht ein einzigmahl betrübt;
Sie ſorgt für meine Ruh, und will in ſchwachen Tagen
Mich faſt aus Zärtlichkeit auf ihren Händen tragen.

O Freundin, dieſer Spruch hebt dein Verdienſt empor;
Hier bricht dein heitrer Glanz mit vollem Strahl hervor:
Du haſt die Kunſt gelernt, den Vater zu verehren;
Drum müße ſich dein Glück wie deine Schönheit mehren.
Auch deiner Schweſter Lob hilft deinen Ruhm erhöhn.
Man ſieht ſie heute noch in Dir vor Augen ſtehn.

Du biſt das Ebenbild der Engliſchen Auguſten,
Von der die Feinde ſelbſt das Urtheil fällen muſſen:
Sie ſey der Schönheit Sitz, der Tugend Sammelplatz,
Ein Spiegel der Vernunft, und aller Anmuth Schatz.
Da haſt du den Entwurf von deinen edlen Gaben,
Durch welche wir das Herz in keuſcher Freude laben.

Ermuntre dich, mein Geiſt, und ſäume weiter nicht
Dem Feſte gnung zu thun, das deinen Kummer bricht.
Verſchaffe hier dem Wunſch, den jetzt die Ehrfurcht fodert,
Und mache, daß die Glut des Weyrauchs doppelt lodert.
Charlotte, bleib geſund, doch dieſes klingt gemein:
Soll denn nichts prächtigers für meine Heldin ſeyn?
Ja Schönſte, nimm den Preis, den dir die Tugend gönnet,
Die dich ihr liebſtes Kind, die treuſte Tochter nennet.
Weil nun dein Lebenslauf ihr Anſehn größer macht;
So ſpahrt ſie keine Müh, und iſt im Ernſt bedacht
Dich, Kleinod ihrer Luſt, mit ſo viel Heyl zu ſchmücken,
Als Schönheit und Vernunft aus deinem Weſen blicken.
Des Himmels weiſer Rath ſtimmt ihrem Eifer bey:
Er will, daß dein Geſchick der Wohlfarth Muſter ſey;
Und dieß gehört dir auch, der Himmel muß dich lieben;
Warum? du haſt ihm längſt dein frommes Herz verſchrieben.

Ach möchte nur der Wunſch noch dieſes Jahr geſchehn,
Was würde nicht dadurch dein Knecht vor Wonne ſehn!
Steigt meiner Freundin Glück: ſo kan ich alle Plagen,
Die mir beſchieden ſind, mit ſtiller Sanftmuth tragen.
Das Leſen macht Dich matt; drum ſoll die Feder ruhn:
Doch Schönſte, darf ich wohl die letzte Bitte thun?
Du weiſt, ich ſuche nichts, was nach der Thorheit ſchmecket,
Was Zorn und Rache bringt, und deine Tugend ſchrecket.
Sprich, wenn mein Cörper einſt der Würme Hunger ſtille;
Und meine ſchwere Laſt mit mir die Grube füllt:
Es ſey mir manches Lied durch deinen Strahl gelungen;
Ich hätte Dich verehrt, doch nie verliebt beſungen.

* * *

Das unſterbliche Lob
des unvergleichlichen
Herrn von Beſſer,
abgefaſſet von
Carl Henr. Freyh. v. Sehrr-Thoß.

NIchts iſt ſchöner und angenehmer, als in der Welt einen unſterblichen Nahmen erlangen. Dieſer iſt ein Theil der menſchlichen Glückſeeligkeit, die wir in der Welt zu erlangen fähig ſind. Ein edler Nachruhm, in das Gedächtniß der Menſchen eingeſchrieben, iſt dauerhafter als Erz und Marmor, welches Zeit und Moder zernichtet. Denn ſo lange die Völker Tugend und Wahrheit lieben; ſo lange ſtehet das Andenken derer im Seegen, die durch preiswürdige Thaten ihr Gedächtniß verewigen. Mit jeder Nachkommenſchaft wird ihr Nahme gleichſam wiedergebohren; und je mehr man Jahre zehlet, je mehr wird ihr Andenken mit friſchen Lorbern gekrönet. Es ſcheinet auch die Begierde nach einem unverweslichen Andenken ſey der menſchlichen Seele von dem allerweiſeſten Schöpfer, von Natur eingepflanzt worden, zu dem Ende, daß die Sterblichen durch die Hofnung dieſer Belohnung zur Tugend und zu lobwürdigen Thaten aufgemuntert werden möchten: als ohne welche keine Geſellſchaft beſtehen würde. Die Mittel aber, dieſe Unſterblichkeit zu erlangen, ſind unterſchiedlich; und der wahre Weg, der zu dem Tempel der Unvergeſſenheit leitet, iſt den wenigſten bekannt. Es iſt wahr! viele empfinden dieſe Neigung, und die Bemühungen der meiſten haben dieſe Abſicht; aber die wenigſten gelangen zu dem vorgeſteckten Ziele. Die Urſachen ſind leicht zu errathen. Entweder ſie bedienen ſich falſcher Mittel, die die Tyranney der Zeit zu beſiegen nicht zureichend ſind; oder ſie erwehlen einen Weg, der zwar zur Unſterblichkeit führet, die aber mit Hochmuth und Spott verknüpfet iſt.

Dieſer meynet, die abſcheulichſten Laſter könnten ihn der Nachwelt bekannt und ſein Gedächtniß unſterblich machen. Daher begehet er Thaten, wovor die Welt erſtaunet, und die Tugend einen Abſcheu trägt. Thörichter Heroſtratus, verfluchter Nero! euer Wunſch iſt erfüllet; eure Laſter haben euch verewiget. Aber man gedenket an euch mit Schrecken und Entſetzen; kan man dieſes einen wahren Nachruhm nennen? Keinesweges. Edlere Mittel, löblichere Wege hättet ihr wehlen müßen, denſelben zu erhalten. Die Reichen in der Welt, die ihre Ungerechtigkeit vielmals anſehnlich gemacht hat, empfinden ebenfalls in ſich eine Sehnſucht, ihren Nahmen mit der Nachwelt fortzupflanzen; denn ſie merken, daß ihr Gedächtniß mit ihrem Athem verſchwinden, und nicht länger als ihr Leben dauren würde. Sie ſinnen auf Mittel, ihren Nahmen vor der Sterblichkeit zu ſchützen; damit er nicht nebſt dem Cörper zugleich vermodere, und ſeinen Untergang nehme. Sie ſuchen dannenhero unter den unbeſtändigen Dingen; ſo die Natur an das Licht ſtellet, die dauerhafteſten hervor. Sie berauben den Felſen ſeiner Steine, und den Schooß der Erden ſeines Metalles. Die Hand eines geſchickten Künſtlers muß beydes zuſammen fügen, und ein Grabmahl aufrichten, welches die Verwunderung der Anſchauenden verdienet, damit die Neugierigkeit der Vorbeygehenden angereizet werde, ſtille zu ſtehen, und nach deſſen Nahmen zu forſchen, den dieſe koſtbare Gruſt bedeckt. Elende Hülfsmittel wieder die Vergeſſenheit! Armſeliger Weg zur Unſterblichkeit! Thörichter Stolz! Dein Marmor bricht, dein Erzt verroſtet, dein Grabmahl fällt ein, und dein Nahme wird vergeſſen. Wo ſind die prächtigen Pyramiden? Ihre eigene Laſt hat ſie längſt niedergeriſſen, ihr eigener Schutt bedecket, und man findet von ihnen nichts mehr als eingefallene Steinhaufen.

Auf einen weit feſtern, dauerhaftern und unbeweglichern Grund muß der Tempel eines ewigen Nachruhms erbauet werden: wofern er den Moder beſiegen und die Zeit überwinden ſoll. Die Tugend muß hierzu den Grundſtein legen, ein ruhmwürdiges Leben, Pfeiler und Stützen, Klugheit und Tapferkeit aber den Werkmeiſter darzu abgeben. Alsdann ſtürmen die Fluthen der Vergeſſenheit vergeblich auf ein ſolches Gebäude; welches als ein prächtiger Pallaſt auf einen unbeweglichen Felſen gegründet iſt, und welches ſeinen Untergang nicht eher als in der allgemeinen Zernichtung dieſer vergänglichen Erde findet. Die Palmen berühmter Helden grünen gleichſam noch beſtändig vor unſern Augen; ob gleich Staub und Raſen ihre aufgerichtete Triumphbögen und Ehrenſeulen vorlängſt bedeckt und zernichtet haben. Der Eifer und die Dankbarkeit der Nachkommen, erneuert ihr Andenken, weil ſie der Vorwelt genutzet; der Nachwelt aber ein Beyſpiel zu einem tugendhaften Wandel hinterlaſſen haben. Ariſtoteles iſt vermodert, und Seneca verweſet; aber ihr Nahme lebt und ihr Gedächtniß grünet, bis zur Ewigkeit.

Verwundern ſie ſich nicht über eine ſo lange Vorrede, Hoch- und werthgeſchätzte Anweſende. Alles was bishero geſagt worden, hält ein würdiges Lob des hochſeeligen Herrn von Beſſers in ſich; der ſich eins von den allergeſchickteſten Mitteln erwehlet, ſeinen Nahmen durch ſeine erlangte Gelehrſamkeit, bis auf die ſpäte Nachwelt zu bringen, damit ihn dieſelbe jederzeit als einen Gelehrten und Tugendhaften Staatsmann bewundern; als ein Muſter eines angenehmen und ſinnreichen Poeten hochſchätzen, als ein Exempel eines Tugendhaften Mannes, der in der Welt viele Vollkommenheiten beſeſſen, verehren möchte.

Hätte die Tugend, die von uns Menſchen vor göttlich gehalten wird, göttliche Eigenſchaften, ihre Beſitzer auch dem Leibe nach auf der Welt zu verewigen, und die Macht, dieſelben aus der Gewalt des Todes zu entreiſſen; ſo dürfte man jetzund nicht klagen, daß wir an unſerm verſtorbenen Herrn von Beſſer den vollkommenſten Abriß derſelben verlohren. Es iſt nichts mehr zu bedauren, als daß diejenigen Leute, die am meiſten der Welt nützlich und dienlich ſind, oft allzufrühzeitig von dem gewaltigen Schickſale des erzürneten Himmels hingeriſſen werden. Wir müſſen ja mit Verwunderung wahrnehmen, daß oft die ſchönſten Roſen, in dem kaum angebrochenen Morgen ihres Aufgangs verfallen; daß oft die anmuthigen Jaßminen erſterben, ehe ſie recht aufgebrochen, daß auch zuweilen die prächtigſten Tulipanen verblühn, ehe ſie das Auge mit ihrem Purpur vergnüget haben. Eben ſo gieng es mit unſerm Herrn von Beſſer, denn da er im Begriffe war durch ſeine geſchickte Feder das Leben eines tapferen Helden und großmüthigen Königes aufzuſetzen; ſo wurde der Faden ſeines Lebens getrennet, und er alſo abgehalten der Welt mit ſeinen erlangten Gaben zu dienen. Sein Vergnügen auf dieſer unbeſtändigen Erde, war ſteis in einer Geſellſchaft der Todten zu ſeyn, daher er vielmahl ſelbſten geſagt: Er wäre niemahls vergnügter, als wann er ſich bey ſeinen Büchern beſände. Sein anſehnlicher Vorrath derſelben, ſo mit gutem Recht ein Auszug der allerſeltenſten Sachen genennet werden kan, iſt nunmehro nach ſeinem Tode in die Bibliothec ſeines Königes geſetzet worden: und ſo lange die ſtehet, ſo lange wird auch das Andenken des verſtorbenen Herrn von Beſſers nicht erſterben. Als jener Herzog der Thebaner, in deſſen Cörper die alleredelſte und tapferſte Seele wohnte, tödtlich verwundet wurde, und alles Volk zu dem ſterbenden Epaminondas hinzulief und fragte, was ſie ihm denn vor ſeine treugeleiſteten Dienſte vor eine Belohnung nach ſeinem Tode anthun ſolten? war ſeine Antwort: Nichts, als daß ihr ewig meiner gedenken möget. Wie alſo dieſem tapfern Helden ſein wohlgeführter Degen ein unſterbliches Andenken bey der Nachwelt zu wege brachte; ſo hat unſerm gelehrten Herrn von Beſſer ſeine wohlgeführte Feder ein ewiges Denkmahl geſtiftet. Seine hinterlaßnen Schriften werden uns allezeit Anlaß geben, daß wir ihn als einen groſſen gelehrten und geſchickten Staatsmann bedauren werden. Es iſt dannenhero nicht zu zweifeln, daß wegen ſeines rühmlichen Lebens, welches bishero kürzlich erzehlet worden, ſein Nahme bey uns unvergeſſen bleiben wird. Denn es hat ihn Gelehrſamkeit und Tugend in den unvergänglichen Gedächtnißtempel vieler tauſend Seelen auf ewig eingeſchrieben.

* * *

Bey der Magiſter-Promotion
eines Mitgliedes
im Nahmen
der Deutſchen Geſellſchaft
von
M. Georg Chriſtian Wolf.

PERSIVS.
Quo fretus? Dic hoc magni pupille Pericli,
Scilicet ingenium, & rerum prudentia velox
Ante pilos venit: dicenda tacendaque calles.

UNd du, Cleanthes, haſt noch keine Frau genommen?
Jſts möglich? auch noch nicht den Gradum überkom̃en?
Noch denkſt du auch nicht dran? wo bleibt denn Zweck u. Ziel?
Was hilft dich ſo viel Witz? zuviel iſt doch zuviel.
So mancher Bücher Staub ohn Ende einzufreſſen,
Vor andern was verſtehn, das man doch muß vergeſſen,
Jm Wiſſen gründlich ſeyn, und nie vom Fleiße ruhn,
Jſt, Grundgelehrter Freund, doch nur ein eitles Thun.
Du wirſt bey Büchern alt, begräbſt dich in dem Fleiße,
Liegſt gleichſam halb entſeelt, in Aengſten und im Schweiße,
Und wenn man fragt, warum? ſo iſts ein falſcher Wahn,
Als ſtünd, uns Lohn und Preis nicht unverdient auch an.

Jch weiß wohl, was du ſagſt: du ſingſt das Lied der Alten;
Die Götter pflegen es beſtändig ſo zu halten,
Daß nie die Sterblichen ein rechtes Gut erfreut,
Es koſte denn zuvor Fleiß, Mühe, Wachen, Zeit.
Du meynſt, der Weisheit Gold kan man nicht oben finden,
Es iſt vor uns verſteckt in allzutiefen Gründen.

glaubſt, es wird der Schatz nach Zauberkunſt bewahrt,
d dem, der ſeinen Fleiß zum Opfer bringt, geſpart.
doch du fehleſt ſehr: denn jetzo ſind die Zeiten,
a ſich ein groſſer Witz gleich läſt im Huy bereiten.
a man Verdienſt und Kunſt (ey ſeht, wie hoch mans bringt!)
hr früh, Rättisgen gleich, durch Glas u. Miſtbeet zwingt;
a man das weite Land der Wiſſenſchaft durchrennet,
d wenig Zeit gebraucht, und jede Gegend kennet,
d alles hat geſehn, und ſo viel ſeltnes preiſt.
s jener, der bey Nacht Venedig durchgereiſt.

Und zweifelſt du noch dran, ſo rechne doch zuſammen,
ie lang es etwan ſey, daß jener von den Ammen,
er von der Muhmen Arm, der von der Hatſcheley,
r von dem Priſcian entwöhnet worden ſey?
r doch die ſtärkſte Koſt der Weisheit will verdauen,
r kein Bedenken trägt, ſich alles zuzutrauen,
r kecklich alten Witz und alte Bücher ſchilt,
d welchem ſonſten nichts als eigne Waare gilt;
r noch belohnet wird, und der bey kahlem Kinne
n grauer Weisheit viel, und von dem Vaterſinne
anch eitles Lob vernimmt, bey dem er ſelbſt erblaßt,
d eilends mit der Hand das glatte Maul umfaßt.
gütige Natur! wer wird es nun wohl glauben,
könnte dir die Zeit die erſten Kräfte rauben?
a zeugſt an Bein und Fleiſch zwar wenig Rieſen mehr,
ch du ſtellſt Enacksbrut am Geiſt und Witze her.
kluge Kinder ſind vorhin noch nie gebohren,
e ſo von Anfang her zur Weisheit ſind erkohren.
d war gleich irgend eins, das hieß ein Wunderkind,
n Phönix, den man nur in hundert Jahren findt.
t iſt es andre Zeit, jetzt iſt die zarte Jugend
einmahl voller Witz, auf einmahl voller Tugend.
r Säugling heiſſet ſchon Minervens Eigenthum,
zarter Kindermund erſchallt der Themis Ruhm.
hin man ſich nur kehrt, da wimmelt es von Knaben,
lauter Wunder thun, und hohe Seelen haben;

Die, wenn ſie obenhin kaum in ein Buch geguckt,
Jn einem Augenblick die Künſte gar verſchluckt.
Doch Schade! daß man ſchon die Trauerfolge ſiehet,
Die ein ſo großes Glück zum Unglück nach ſich ziehet,
Denn da faſt ſtets der Tod den klügſten Kindern dreut;
Was Wunder, daß man nächſt ein großes Sterben ſcheut?

Bedenke was du ſagſt, und rede nicht von Kindern.
Jſt das nicht Lob genug? Was ſollte mich wohl hindern?
Was ſagt Rachelius? Als wüſt ich dieſes nicht!
Er ſtimmt mir heimlich bey. Hier haſt du, was er ſpricht:
„Jch bin kein Kind nicht mehr, darf wohl ein Milchmaul ſagt,
„Was gut und böſe ſey, bedarf ich nicht zu fragen.
„Jch kenne weis und ſchwarz. Glück zu! der Weisheit Sohn,
„Du Thales unſrer Zeit, du mehr als Salomon.
„Woher haſt du, o Held, den Urſprung doch genommen?
„Du biſt der Mutter traun nicht aus der Naſen kommen
„Wie ein gemeiner Rotz. Wo mich der Sinn nicht treugt,
„So biſt du aus dem Haupt des Jupiters gezeugt,
„Noch eh als Pallas ſelbſt. Wo hat man deines gleichen?
„So weit die Sonne mag mit ihren Strahlen reichen,
„Jſt niemand ſo wie du, der alles Zweifels frey,
„So richtig wiſſen mag, was gut und böſe ſey.

Und was gedenkſt du nun, Cleanthes? wirf die Laſten
Der ſchweren Bücher hin. Am beſten iſts, in Kaſten
Den Plunder eingepackt; die Grillen weg gethan.
Die Kunſt, die man jetzt braucht, kommt allen leichter an.
Was braucht es, daß man erſt die Naſe darein ſtecket,
Was Rom und Griechenland vor Alters ausgehecket?
Wir ſind ja auch nicht tumm. Ein ſelbſt gewachsner Kopf
Braucht keines Meiſters nicht, und bleibt kein hohler Topf.
Du kennſt den Fürwitz ja, der wie die Heyden tobet,
Dem kein Gelehrter taugt, den jeder ſonſten lobet,
Der alles beſſer weis, der viel erfahren hat.
Und oft ſich altklug ſtellt, iſt gleich das Maul noch glatt.
Du fragſt, woher iſt ihm die frühe Weisheit kommen?
Er hat vielleicht den Stein der Weiſen eingenommen.

(Die Probe wäre ſchlecht vor Alchymiſten.) Nein,
Er nahm die Panſophie in einer Lorbeer ein.
Das Ding hat recht gewirkt! kaum war es auszuſtehen,
Das Böſe muſte gleich auf einmahl von ihm gehen.
Bald war es gar zu ſtark, weil man hernach geſpürt,
Daß es, nebſt anderm Schleim, Gehirn mit abgeführt.
So jung auch Fürwitz iſt, doch iſt er nun mit Glanze
Ein hochgelahrtes Thier: auch wohl mit einem Schwanze
Von Titeln reich verſehn, und kennet keinen nicht,
Der ſeiner Aemter Zahl mit kurzem Athem ſpricht.
Ihm ſteht der Purpur wohl. Das hat ſchon vorgeſpücket,
Als ihm die Muhme noch das Mützchen aufgedrücket,
Das ihm das Blättchen hat vor Stoß und Fall bewahrt.
Sie ſagte fein dazu: Das hat doch warlich Art.
Sie prophezeyhte gleich: Das rothe ſteht dem Kinde,
Das wird ein großer Mann. Und das geſchah geſchwinde.
Dank ſey der lieben Frau! die durch viel klugen Rath
Den kleinen muntern Kopf bis jetzt beſorget hat.
Willſt du nun auch ſein Lob und ſein Verdienſt erachten,
So ſchön man etwas kan durchs Linſenglas betrachten,
Nimm dieſe Lieder hin, wo man dich überzeugt,
Daß der erhaltne Ruhm bis an die Sterne ſteigt.
Man ſchwert mit heiligem Poetiſchem Gewiſſen,
Bey dem Apollo ſelbſt, bey jenen Wunderfüſſen
Des ſchnellen Pegaſus, ſolch Rühmen ſey gegründt:
Wers nun nicht glauben will, der iſt mit Vorſatz blind.
Man ſagt, er habe ſich bey Zeiten appliciret,
Er hat ein gutes Herz, das Huld und Liebe rühret,
Er ſperrt den Jungfern nicht die Mäuler erſtlich auf,
Er hat ſich bald erklärt, nun wartet niemand drauf.
Das wird doch beſſer ſeyn, als wenn man ſo verweilet,
Das unentſchloßne Herz mit allen Muſen theilet,
Sich gänzlich in der Luſt der Wiſſenſchaft erſäuft,
Und vor dem Eheſtand als vor dem Kerker läuft?
Wenn man nun ſo verſtirbt? Die Erben werdens lachen,
Und ſich aus ſolchem Tod ein frohes Luſtſpiel machen.
Iſt Fürwitz nicht beglückt? Er ſieht als Jüngling ſchon
Des Alters frühen Troſt, den kleinen lieben Sohn.

Er ſieht ihn recht mit Luſt, lobt ſeine weißen Haare,
Und ſagt: Das iſt ein Kopf! In ſeinem zwölften Jahre
Soll er mir ſo gelehrt, als ich, ſein Vater, ſeyn,
Ich bin doch nicht mehr jung. Schon zwanzig ſtellt ſich ein.

Nun, Werthgeſchätzter Freund, erlaube mir zu fragen,
Hat Dich es auch gereut, wirſt Du Dich wohl beklagen,
Daß Du Zeit, Mühe, Fleiß, und Wachen drauf gewandt,
Als Du die Süßigkeit der Weisheit haſt erkannt?
Gereut es Dich, daß Du bey allen jenen Weiſen,
Die Rom und Griechenland, und unſre Zeiten preiſen,
Mit unverrücktem Fleiß in Sitten und Natur,
Nichts anders haſt geſucht, als reiner Wahrheit Spur?
Verdreuſt Dichs, daß Du Dir es ſauer werden laſſen,
Weil Du nicht unverdient ein Kleinod wollen faſſen?
Verdreuſt Dichs, daß man Dir die klare Wahrheit ſagt;
Du haſt durch Muth und Kampf Dir Lohn und Preis erjagt?

IVVENAL.
Horum ego non fugiam conchylia?

* * *

Bey dem Hochadel.
Titzenhoffer- u. Vollgnadiſchen Beylager,
im Jahr 1730. den 30. Auguſt.

von

M. Chriſtian Jeremias Gottwald.

O Muſen! nur voriezt klärt meine Sinnen auf,
Voriezt laßt meiner Luſt im Dichten freyen Lauf.
Will ich zu andrer Zeit doch gerne ſtille ſchweigen,
Und mich vergnügt und gut nach eurer Gunſt bezeigen.
Nur

Nur dieſem Hohen Paar helft mir ein Brautlied weyhn,
Und laſſet mein Bemühn nur dießmahl glücklich ſeyn;
Nehmt ietzt der Regung wahr, die Hand und Kiel getrieben,
Vor ſo ein Paar iſt nicht ſo leichtlich was geſchrieben.

Wenn man nur reimen will, u. bloßes ſchmeicheln liebt,
Wer ſich der Heucheley, und ihrem Wahn ergiebt,
Dem iſt es allzuleicht ein Blat mit Lobe füllen,
Und einen mit dem Schmuck erhabner Worte ſtillen.
Allein wo Ehrfurcht, Dank, und Pflicht das Herze rührt,
Wo ein verbundner Trieb den Geiſt zum Dichten führt,
Da ſucht die Demuth ſelbſt die allergrünſten Myrthen,
Und wünſcht ein ſolches Paar ganz anders zu bewirthen

Doch dieß hilft nichts bey mir. Mein Wunſch bleibt uner
Mich ſtärket nicht der Saft, der auf dem Pindus quillt; (füllt,
Soll mir zu dieſer Zeit ein Hochzeitlied gelingen,
So muß ich heute das, was Euch erfreut, beſingen.
So wird denn, Hohes Paar, gewiß Dein froher Geiſt,
Der ſich an deiner Stirn in allen Minen weiſt,
Ja ſelbſt, die Ehrfurcht ſchreibts, der Hohen Eltern Seegen
Den allerbeſten Grund zu dem Gedichte legen.

Dir, Theurer Gönner! wird anietzt ein edles Pfand
Von GOtt und von dem Glück nach Würden zuerkannt.
Vergnügter Bräutigam! Dein ſehnliches Verlangen
Kan bey dem Hochzeitfeſt mit Siegesreiſern prangen.
Des Vaters Seegen wirkt auch in des Grabesnacht,
Du wirſt bey deiner Wahl erſt recht beglückt gemacht.
Der Himmel mach es wahr: ein friſches Wohlgedeyen
Muß deinen Edlen Stamm noch künftighin erfreuen.

O könnte Dich mein Reim doch nach Verdienſt erhöhn,
Nichts ſollte meinem Kiel vorietzt im Wege ſtehn.
Jedoch das Vaterland erhebet ſchon dein Wiſſen,
Wie viele Muſen ſind, die Dich verehren müſſen?
Und was das wichtigſte, ſo ſaget Land und Stadt:
Daß Titzenhoffer dieß ſchon längſt verdienet hat:

Und daß Sein edler Geiſt durch ſein Exempel zeiget,
Wie Adel, und Verdienſt ſtets in die Höhe ſteiget.

Mein Theureſter Patron, der viel Verehrer zehlt,
Wird heute voller Luſt mit einem Stamm vermählt;
An dem man rühmt und lobt die Schärfe des Verſtandes,
Und die Bemühungen zum Wohl des Vaterlandes;
Den unſer Schleſien, des Adels reine Pracht,
So vieler Ritter Ruhm, und Tugend ewig macht,
Der bey dem Oderſtrand nebſt vielen andern grünet,
Und unſrer Vaterſtadt zu vielem Vortheil dienet.

O, Vollgnad! deſſen Herz jetzt voll Vergnügen iſt,
O Vater! deſſen Mund viel treue Kinder küßt,
Nur letzt hat Dir Dein Sohn, den wahre Tugend zieret,
Dem wegen Seiner Müh viel Ehr und Ruhm gebühret,
Beſondre Freud erweckt; weil ſich Sein Herz verband
Mit Der, Die Ihm Ihr Herz aus Liebe zugewandt.
Und Titzenhoffer will ſich heute ſo vermählen,
Daß Du Ihn künftig ſollſt zu Deinen Söhnen zehlen.

Ach dieſe Freude macht der Eltern Auferziehn,
Daß ein ſo Edler Stamm ſtets muß im Seegen blühn.
Ja könnten wir ein Herz aus ſeiner Gruft erwecken,
Was würde dieſes nicht vor Luſt und Freud entdecken,
Mein Vollgnad! dieſes Herz, das Dich ſo ſehr geliebt,
Das Herz, das dieſer Braut noch jetzt den Seegen giebt,
Ich weiß, das könnte nicht an dieſem Tage ſchweigen,
Es würde ganz gewiß ſein groß Vergnügen zeigen.

Jedoch das Haupt der Stadt, ein Freund von dieſem Paar,
Budorgis Vater, Troſt, und Schutz der Muſenſchaar,
Den unſre Bürgerſchaft, den Stadt und Land erheben,
Dem GOtt zu Breßlaus Wohl noch wird viel Jahre geben,
Erſetzet dieß bey Euch. Er wünſcht Euch Ruh und Glück,
Und ſeht, Sein Seegen flieſt auf dieſes Paar zurück.
O Himmel! dieſem Haupt laß es nach Wunſch ergehen,
So kan noch einſt Sein Knecht in Seinen Dienſten ſtehen.

Allein! verzeihet mir Ihr wohlgebohrnen Zwey!
Und glaubt, daß Euch mein Reim hier ganz gewidmet ſey.
Ja hab ich jetzt ein Lied ohn alle Kunſt geſungen,
Die Ehrfurcht machts, daß mirs nicht beſſer iſt gelungen.
Doch unterdeſſen ſoll mein Demuthsvolles Flehn
Mit allerreinſter Treu und Niedrigkeit geſchehn;
O dieſes Flehn muß jetzt zu GOtt gen Himmel ſteigen,
Und meines Herzenstrieb vor dieſes Paar bezeugen.

So blüht, ſo wachſt, ſo lebt, und liebet höchſt vergnügt,
Daß Eure Freude ſtets den Kummer überwiegt;
Ihr Zweige des Geſchlechts grünt von ſo edlem Saamen,
Und krönt fernerhin der Theuren Eltern Nahmen.
Und was? wir ſehen ja die Wahrheit völlig ein:
Da muß des Himmels Huld, da muß der Seegen ſeyn,
Wo Rothes Seegen wirckt, wo Vollgnad ihn erneuret,
Und Titzelhofers Wunſch dem gröſten Unglück ſteuret.

Hier ſtiget Vollgnads Glück, ſein Haus, ſein Ruhm u. Preis
Dort Titzelhoffers Kunſt, Gelehrſamkeit und Fleis.
Seht, wie ſich Tugend paart. O Vater dieſer Schönen!
Nimm dieſn Eydam an, zehl Ihn zu deinen Söhnen.
Du aber, werthe Stadt! Ihr Edlen Väter, denkt
An den, der ſich zu Euch und Eurer Gnade lenkt.
Ja Phöbus hilft mir noch vor Euch viel Kränze winden,
Kan ich nur dermahleinſt bey Euch mein Glücke finden.

Die
Sitten und Gebräuche der alten Deutſchen in Liebeshändeln,
Auf
Herrn D. Stippers Hochzeit,
von
M. Chriſtian Günther Ludwig.

So iſt es: Wilde Völker, wilde Sitten und Gebräuche. Was Wunder demnach, wenn der alten Deutſchen Sitten und Gebräuche von den jetzigen, wie der Himmel von der Erden unterſchieden ſind. So ungeſtalt unſerer Vorfahren ihre Leiber waren, ſo heßlich waren auch ihre Seelen; an beyden aber haben wir jetzo nicht einen geringen Vorzug. Unſere lieben Alten wuſten ſich viel mit ihren überaus langen Zwickel-Bärten: da wir hingegen mit einem ganz kahlen Kinne zu prangen pflegen, welches in der That weit natürlicher ſcheint. Denn hätte die Natur die Bärte vor eine Zierde des männlichen Geſchlechts gehalten, ſo würde ſie ohn allen Zweifel Sorge getragen haben, daß die Knäbchen gleich Bärte mit auf die Welt brächten. Zwar möchte man ſagen: eben deßwegen kommen ſie weinend auf die Welt, weil ihnen das angethane Unrecht der Natur ſo ſehr zu Herzen gehet. Nein, keinesweges, ich wollte vielmehr ſagen, daß ſie die Thorheit ihrer Altväter beweinten.

Weiter, ſo hüllten ſich die alten Deutſchen in Felle von wilden Thieren ein. Grobe Leiber ſind gerne in rauhen

Hütten, wie die Säue in moraſtigen Oertern. Und eben deßwegen erhohlet man ſich zu unſern Zeiten ſo gar bey fremden Völkern Raths, um die zärtlichen Glieder in recht artige Trachten einzukleiden. Man könnte noch weit mehrere Arten ſolcher wilden Sitten und Gebräuche der alten Deutſchen anführen, woferne wir uns nicht vorgenommen hätten, hier nur die Sitten und Gebräuche der alten Deutſchen in Liebeshändeln zu entwerfen.

Gleichwie die Liebe überhaupt ein artiges Ding iſt, alſo wird man leicht erachten können, was man ſich hierinnen von den alten Deutſchen zu verſprechen habe. Weil ſelbiges Volk von kalter Natur war, ſo konnten auch die Liebesflammen ihre harte Bruſt nicht ſo gleich entzünden. Wir danken es dem Himmel und ſeinem Laufe, daß er nunmehro unſern Erdkreis näher zu der Sonnen verſetzet hat, damit wir anjetzo zeitiger zur Liebe fähig werden möchten, als welche eine allgemeine Pflicht der Natur iſt. Bey den alten Deutſchen war es nicht einmal erlaubt, daß jemand vor dem zwanzigſten Jahre etwas von Liebesſachen wiſſen, geſchweige denn zur Heyrath ſchreiten durfte, wofern er nicht vor den ſchändlichſten Menſchen wollte gehalten ſeyn. Wer wollte nunmehro zweifeln, daß die alten Deutſchen nicht die ſtärkſten Feinde derer Wiſſenſchaften geweſen wären? Zu unſern Zeiten, da alle Wiſſenſchaften ſteigen, iſt es auch in der Liebeswiſſenſchaft aufs höchſte gekommen, ſo, daß Kinder von acht Jahren einer alten ehrlichen Matrone, wenn eine von den alten Deutſchen wieder aus dem Grabe hervor gehen ſollte, mehr als zu viel in Liebeshändeln zu rathen aufgeben würde.

Dahero geſchah es auch, daß bey den Alten, ſowohl Manns- als Weibesperſonen ſich allererſt nach dem zwanzigſten Jahre in Eheverlöbniſſe einlaſſen durften. Wie manche Jungfer ſollte ſich heute zu Tage im Kopfe kratzen, wenn ſie ſich nicht eher nach einem Liebſten umſehen dürfte! Unſer Frauenzimmer hält viel auf diejenige Art der Rechenkunſt, da man ſechſe von zwanzigen abziehet, und fürchtet ſich vor nichts mehr, als nur nicht in die Zahl der alten Jungfern (gewiß ein fürchterliches Wort!) zu kommen. Hingegen, je länger man bey den alten Deutſchen im ledigen Stande verblieb, je größere Ehre und Anſehen hatte man davon. Wenn das alte Deutſchland noch vorhanden wäre; ſo wollte ich allen heßlichen Geſichtern unſers Frauenvolkes den Rath geben, daß ſie dahin reiſeten, und da ihr Leben in der Einſamkeit zubrächten. Allein ich fürchte, es dürfte wenigen dieſer Rath anſtehen, und ich billige ihn ſelbſten nicht, weil er wieder die Abſichten der Natur gehet, welche, um das menſchliche Geſchlechte fortzupflanzen, den Sterblichen ins beſondere einen Trieb zur Liebe mit der gröſten Sorgfalt eingepflanzet hat.

Ich weis wohl was die Alten für Abſichten dabey gehabt haben, nehmlich es ſollte durch das allzuzeitige Liebesfeuer der Leib nicht verzehret, und ihre ſtarke Knochen nicht morſch gemacht, noch auch die Kraft Kinder zu zeugen erſchöpfet werden: indem ſie feſte glaubten, daß durch die Enthaltung von der Liebesbrunſt der Leib nicht nur an Gröſſe und an Kräften einen nicht geringen Zuwachs erlangte, ſondern daß auch dadurch alle Spannadern des ganzen Cörpers überaus geſtärket würden. Es kan ſeyn; aber eben deßwegen hat man bey uns nunmehro die Brautſuppen eingeführet, welche die verlohrnen Kräfte reichlich wieder erſetzen.

Wenn ſie ſich aber entſchloſſen hatten zu heyrathen, alsdenn

denn erkieſeten ſie ſich Liebſten von gleichem Stande, gleicher Gröſſe, gleicher Stärke des Leibes, und gleiches Alters. Dahero wird man nicht leicht einen jungen Mann und eine alte Frau, oder eine alte Frau und einen jungen Mann in einem Liebesjoche zugleich eingeſpannet geſehen haben. Dieſes muß ich zwar an den alten Deutſchen loben; aber auch das Gegentheil, das zu unſern Zeiten ſehr eingeführet iſt, nicht verachten; zumal, wenn es an denjenigen Oertern im Schwange gehet, wo hohe Schulen anzutreffen ſind. Gewiß durch ſolche ungleiche Heyrathen wird mancher ehrlicher Muſenſohn unterhalten, daß er dem gemeinen Weſen dereinſt um ſo viel beſſer ſeine Dienſte zu leiſten, fähig gemacht wird.

Wenn ſie denn nun mit der Erwehlung der Perſon zu Stande waren, alsdenn ſo gieng die Hochzeit vor ſich. Bey der Hochzeit verehrte nicht die Braut dem Bräutigam, ſondern der Bräutigam der Braut das Heyrathguth, welches in dreyerley Stücken beſtand. Das erſte war ein paar Ochſen; das andere war ein gezäumtes Pferd; das dritte Stücke waren Waffen, nehmlich ein Schild, Spieß und Degen. Nicht weniger überreichte die Braut dem Bräutigam einige Waffen, deñ dieſe nebſt dem Geſpann Ochſen und dem gezäumten Pferde wurden bey den alten Deutſchen vor das feſte Band, und die einzigen Götter der Ehen gehalten, ja ſie dienten ihnen an ſtatt einer ſtillſchweigenden Erinnerung der Ehelichen Pflicht.

Man kan leicht erachten, daß dieſes Heyrathsguth nicht zur weibiſchen Ergetzlichkeit, noch vielweniger zum Brautputze ſey gegeben worden, ſondern ſie zur Hochachtung der kriegeriſchen Tapferkeit und Arbeit auffzumuntern: wie denn die Braut auch wirklich bey dem erſten Antritt der Ehe erinnert wurde, daß ſie ſich nicht aller Gefahr des Krieges und der Tapferkeit entſchlagen, ſondern ſowohl zu Friedens- als Kriegeszeiten, ſo wohl im Tode als im Leben dem Manne als eine Geſellin der Arbeit und Gefahr zu Hülfe kommen, mit ihm zu Felde ziehen, und ihn da bedienen, ihn aufmuntern und ihm helfen ſolle.

Solches Heyrathsguth wurde der Braut in Beyſeyn der Eltern und Anverwandten, die es billigten, und darüber ihre herzliche Freude bezeigten, mit der Vermahnung, daß ſie ſelbiges in allem Werth halten, und ihren Nachkommen unbeſchädiget hinterlaſſen ſolle, von dem Bräutigam ausgeantwortet, und die Braut dadurch vor ſein Weib erkläret. Hierauf traten beyderſeits Eheleute ihren Eheſtand an, welcher mit der gröſten Standhaftigkeit in aller Gefahr und Arbeit von beyden Seiten vollführet wurde. Ja zu Friedenszeiten lag mehr Sorge und Arbeit auf der Weiber als der Männer Schultern. Das Frauenzimmer hat überhaupt breitere Schultern als die Männer, wodurch ſie erinnert werden, daß ſie die Natur nicht zum Müßiggehen, ſondern zum Arbeiten beſtimmet habe.

Inſonderheit aber wurden der alten Deutſchen Ehen überaus keuſch gehalten. Es wurde der verletzten Keuſchheit gar keine Erlaubniß gegeben: Man belachte ſolches Laſter nicht, und der Ehemann ließ ſich weder durch die ſchöne Geſtalt, noch durch die ſchöne Blüthe ihrer Jugend, noch durch ihren Reichthum bewegen; ſondern ſie wurde alſobald von dem Manne ſelbſten abgeſtrafet. Jedoch ehe er die Strafe ins Werk richtete, muſte er ſich zuvor in Gegenwart der Anverwandten von der Ehebrecherin aller Umſtände genau erkundigen. Wurde ſie alsdenn ihres Verbrechens überführet, ſo ſchnitte ihr der Mann ihre Haupthaare, als den vornehmſten Zierrath des weiblichen Geſchlechts, ganz glatt herunter, und trieb ſie, als eine Verſchmähte, welche ſich nicht wieder im Hauſe erblicken laſſen ſollte, in Gegenwart ihrer Anverwandten, ſo kahl mit Schlägen aus dem Hauſe durch alle Dörfer und Flecken.

Oder ſie zwungen diejenige Frauensperſon, welche durch Ehebruch ihres Vaters Haus beſudelt hatte, ſich ſelbſt mit ihrer eigenen Hand zu erhenken, und über das Grab, wo ſie angezündet und verbrennet worden war, hängten ſie derſelben ihre Schänder auf. Bißweilen haben auch die Weiber, nachdem ſie ſich haufenweiſe verſammlet hatten, einer ſolchen Ehebrecherin die Kleider bis an den Gürtel abgeriſſen, ſie mit Ruthen gepeitſchet und gegeiſſelt, ja mit ihren kleinen Meſſerchen derſelben ganzen Leib zerſchnitten und zerſtochen, und dieſelbe alſo blutend in ihrer wütenden Raſerey durch alle Dörfer, und von einem Bauerhofe zum andern getrieben; auch da immer mehrere, die von dem Eyfer der Keuſchheit getrieben wurden, mit Peitſchen dazu kamen, nicht eher von ihr abgelaſſen, bis ſie entweder gar todt oder kaum lebend zur Erden gefallen war. Jedoch wurde von dem Ehebruche bey den alten Deutſchen, welche doch eine groſſe Menge Volkes ausmachten, wie auch überhaupt von der verletzten Keuſchheit, nicht viel gehöret, indem ſie theils weder Luſtſpiele noch Gaſtereyen unter ſich anzuſtellen geſtatteten, als dergleichen Uppigkeiten ſie vor höchſt nachtheilig hielten, theils nichts von Liebesbriefen wuſten.

Das Weib durfte bey einigen alten Deutſchen den Mann nicht überleben, ſondern ſo bald als der Mann geſtorben, wurde ſie gezwungen, ſich ſelbſt bey des Mannes Grabe aufzuhenken, wo ſie ſich nicht wollte ihren Anverwandten gehäßig machen, und vor allen andern als eine Unehrliche ihr Leben zubringen; doch ſchlug es das Frauenzimmer ſelbſten ab länger zu leben, und hielten ſelbſt unter einander dieſe vor eine lobenswürdige Perſon, welche ſich gleich nach ihres Mannes Tode mit ihrer eigenen Hand umbrachte, damit ſie auf eben den Scheiterhaufen, darauf der Mann verbrannt wurde, geleget und zugleich mit verbrannt werden möchte.

Und wenn man die ganze Welt mit einer Nachtlaterne durchleuchtete, würde man anjetzo nicht eine ſolche verdrießliche Frau, eine Henkerin ihres eigenen Leibes antreffen. Es iſt auch ganz löblich. Denn ſolche Weiber verrathen ihre Einfalt, welche heute zu Tage, da man nur aufgeweckte Gemüther, wie billig iſt, hoch hält, nichts gilt. Dahero auch nur lauter Jungfern heyratheten, welche ſich auf mehrere Männer nicht freuen durften.

Aber was gehen uns die längſt vermoderten Deutſchen an, da wir noch heute zu Tage unter den Lebenden aufrichtige Deutſche antreffen. Hierunter gehöreſt du vornehmlich, werther Freund! Auch wir ſelbſt rechnen uns mit in die Zahl der ehrlichen Deutſchen. Denn wir ſind von altem Schrot und Korne. Und alſo wirſt du es auch nicht übel nehmen, wenn wir dir zu deiner Hochzeitfreude keinen zierlichern Wunſch überſenden, als dieſen:

Gebrauche deine Braut geſund!

* * *

Die klagende Themis
über den Hintritt
Sr. Wohlgebohrnen Magnificenz
Hn. Nicol. Hieron. Gundlings
Königl. Pr. Geheimden- und Conſiſtorial-Raths ꝛc.
vorgeſtellet von
Joh. Victor Krauſen.

DEr Themis Auge thränt bey Gundlings kühler Gruft,
Und ihr erhohltes Ach erfüllt die heitre Luft,
Das Sorgenvolle Haupt wankt zieternd hin und wieder,
Bald ſieht ſie ſchüchtern auf, bald ſinkt ſie taumelnd nieder,
Bald ſieht ſie Gundlings Sarg mit ſolchen Blicken an,
Die kaum ein Stoicus mit Grosmuth ſchauen kan;
Denn ſucht ihr matter Mund die Centnerſchweren Plagen,
Der überhäuften Noth beweglichſt vorzutragen:
O, ruft ſie, Gundling ſtarb! Der oft die ganze Nacht,
Nur bloß für meinen Ruhm, aus zarter Treu gewacht,
Der unermüdet war, vom Abend bis an Morgen,
Als mein geſchworner Freund, für meinen Schmuck zu ſorgen.
Wenn mancher ſanft und wohl auf weichen Federn ſchlief,
Und ihn Aurora bald zu neuer Arbeit rief;
So ſaß mein Gundling noch, und fühlte keinen Schlummer,
Ihr Söhne meiner Zucht, ſchweigt nicht bey meinem Kuñer;
Ihr ſeyd durch Gundlings Tod ſo ſtark als ich gekränkt:
Euch wird ein theures Haupt, ein großer Schatz verſenkt.
Kommt, arme Söhne, kommt, helft dieſen Mann beweinen,
Und macht euch Sein Verluſt nicht gar zu harten Steinen:
So ſeufzt mit mir zugleich; ſo ſetzt euch an dieß Grab,
Und ſtattet eure Schuld durch tauſend Thränen ab.
Ach Gundling iſt es werth! euch wird zuviel entrißen,
Ihr werdet ſeinen Fleiß noch oft bejammern müßen.
Wie feurig hat ſein Herz der Muſen Wohl geliebt,
So, daß der gelbe Neid Ihm ſelbſt den Lobſpruch giebt:

Sein Frevel könne nichts an Ihm zu tadeln finden,
Er laße hier beſchämt den frechen Eifer ſchwinden.
Ja, Gundling war ein Haupt, dem Ruhm und Dank gehört:
Er hat euch mit Vernunft und klugem Ernſt belehrt.
Was Stryck und Brunnemann in Rechten ausgebeßert,
Das ward durch Gundlings Kunſt, und edle Müh vergrößert.
Er hat euch als ein Licht den guten Weg gezeigt,
Wie man nach ſaurem Schweiß auf Ehrenſtaffeln ſteigt,
Und wie mein Lorberkranz nur ſolche Söhne zieret,
Die Tugend und Verſtand in meine Schule führet.
Erinnert euch der Zeit, als Er aus Liebe kam,
Und noch mit welker Hand den ſchweren Zepter nahm,
Warum geſchah dieß wohl? euch Rath und Schutz zu geben,
Und bis ſein Herze brach in meinem Dienſt zu leben.
Wie wird mir? was vor Angſt entkräftet meinen Geiſt?
Was martert mich vor Furcht, die Stärk und Muth entreißt?
Mich dünkt, ich höre ſchon die bangen Glocken ſummen,
Ja, ja, ich irre nicht, ihr fürchterliches Brummen
Verdoppelt meine Laſt. Mein Freund wird beygeſetzt,
Der meine treue Bruſt durch ſein Verdienſt ergetzt,
Und mich erhoben hat; nun ſoll ich Ihn bograben,
Und ferner keinen Troſt von ſeinem Umgang haben.
Hier ſtockte Wort und Kraft; doch Fama war bereit
Den Wachsthum ihres Grams, und ihrer Trarigkeit
Durch Gundlings ſchönen Tod mit ganzer Macht zu hindern.
Und den gerechten Schmerz durch dieſen Spruch zu lindern:
Auf! rief ſie, faße dich, dein großer Gundling lebt;
Wer für die Seele ſorgt, nach wahrer Ehre ſtrebt,
Und auch den Muſen nützt, der kan unmöglich ſterben,
Noch ſeines Nahmens Preis mit in der Gruft verderben.
Sein Geiſt bezwang den Tod, ob ſchon der Cörper fiel,
Dort merkt er keinen Schmerz, Er ſieht des Glaubens Ziel.
Ich aber will ſein Lob auch fremde Völker lehren,
Und Halle ſoll ihn ſtets mit Dank und Demuth ehren;
So bleibt ja Gundling dein, und darf nicht von dir gehn,
Der Glieder kalter Reſt mag in der Ruhe ſtehn;
Das Weſen lebt bey GOtt, ſein Nachruhm auf der Erden,
Die Welt bewundert Ihn: Wie kan Er größer werden?

Gedanken
Von einigen Mitteln zur Verbeſſerung der deutſchen Sprache, beſonders aber
von Deutſchen Briefen,
aufgeſetzt von
Johann Friedrich May, M. A.

UNſere Deutſchen haben bisher ihre Gedanken durch Kunſt und Wiſſenſchaft vermehret und gebeſſert; nunmehro finden wir, daß ſie auch bemühet ſind, ihre Sprache vollkommner zu machen. Es flieſſet dieſes aus der Natur der Sprache, welche ein freywillig angenommener Ausdruck der Gedanken iſt, womit ſich ein Volk dieſelben unter einander zu verſtehen giebt. Je mehr es nun zu denken fähig wird, und je heſtiger es verlanget, dem andern ſeine Gedanken mit Vortheil zu entdecken; je eifriger muß der Fleiß ſeyn, ſich um einen deutlichen und nachdrücklichen Ausdruck zu bekümmern. Der gröſte Theil der Vollkommenheit einer Sprache beruhet auf dieſen Eigenſchaften, weil der Endzweck der Sprachen am meiſten dadurch befördert wird, und die herrlichſten Proben vieler vortreflichen Männer liegen davon zu einem unleugbaren Zeugniſſe am Tage.

Wir haben zwar noch nicht, wie Frankreich, das Glücke, eine beſondere Academie der deutſchen Sprache in unſern Gränzen angelegt zu ſehen: doch können wir uns rühmen, daß viel beſondere Liebhaber derſelben aus eigenem Triebe manche Stunde zu ihrer Verbeſſerung wiedmen. Wir beſitzen allbereit einen reichen Vorrath der Wörter, welchen ſie mit vieler Mühe geſammlet, und geſetzt auch, daß wir bekennen müſten, ihre Arbeit trüge nur etwas weniges zur Verbeſſerung der Sprache bey; ſo werden wir ihnen doch das Lob nicht ſtreitig machen können, daß ſie den Grund gelegt, auf welchen wir etwas gutes bauen ſollen. Es dürfte ohne Zweifel ein ſonderbares Mittel ſeyn, die Vollkommenheit der deutſchen Sprache zu befördern, wenn ſich geſchickte Männer, wie ſie uns ſchon längſt die Hoffnung gemacht, endlich gefallen lieſſen, ein vollſtändiges Wörterbuch aus den beſten Schriften unſerer Nation zu ſammlen. Der Nutzen würde davon ungemein ſeyn, wenn ſie in demſelben die eigentliche und durch den Gebrauch feſt geſetzte Bedeutung der Wörter außer der Verbindung mit andern anzeigten, und alsdann auch wieſen, was das Wort vor eine Bedeutung erlange, ſo bald es mit andern verbunden wird. Denn ſo würde man ſich vor dem Fehler der Dunkelheit in der Rede mit leichter Mühe hüten können, wenn man allemal ſolche Wörter und Redensarten ausſuchte, welche nicht weniger oder mehr Gedanken, als man dem andern eröfnen wollte, in ſich faßten. Man würde nachdrücklich ſchreiben und reden lernen, wenn man hiernechſt diejenigen Wörter ſorgfältig anmerkte, welche, entweder vor ſich ſelbſt, oder in einer gewiſſen Verbindung nebſt der Vorſtellung der Sache theils die eigene Bewegung unſers Willens entdecken, theils ſo eingerichtet ſind, daß ſie des andern Herze rege machen können.

Die Ordnung, in welcher die deutſche Sprache ihre Wörter verbunden haben will, iſt ſchon mit demjenigen, was dazu erfordert wird, in unterſchiedenen Anweiſungen zur deutſchen Sprache bekannt gemacht worden; ſie würden aber vermuthlich in einen noch beſſern Stand geſetzt werden, daferne man in denſelben dasjenige, was die deutſche Sprache mit allen andern gemein hat, und worinnen ſie von denſelben abgehet, etwas genauer und umſtändlicher unterſchiede. Man würde alsdenn gewiſſer beurtheilen, an welchem Orte die deutſche Sprache aus andern zu verbeſſern wäre, und wüſte, was ſie ſelbſt vortrefliches an ſich hätte, womit ſie ſich angenehm machen könnte.

Was inzwiſchen bishero im Sammlung ſolcher Anmerkungen verſäumet worden iſt, das haben andere durch eine fleißige und ſorgfältige Ausarbeitung deutſcher Schriften erſetzet, und ohne Zweifel denjenigen die Mühe erleichtert, die ſich entſchlüſſen werden, den deutſchen durch Regeln zu zeigen, wie ſie in ihrer Sprache richtig ſchreiben und reden ſollen. Viele haben geſucht, durch ihre Poeſie dieſen Endzweck zu erhalten und nicht wenig zur Reinlichkeit und Zierde ihrer Mutterſprache rühmlichſt geholfen; Allein der Reim hat ſie zuweilen genöthiget, und die allzu angenehme poetiſche Freyheit nachläßig gemacht, ihr löbliches Vorhaben mit Ernſte auszuführen. Daher kommt es auch, daß diejenigen in vielen Stücken vorgezogen werden, welche ihre Gedanken in einer ungebundenen Rede offenbaret haben. Denn wie ſie keinem Geſetze des Reimes unterworfen geweſen ſind, ſo haben ſie nur darauf bedacht ſeyn dürfen, wie ſie ihre Gedanken unter ſolche Worte legen möchten, welche dieſelben vollkommen ausdrückten, und dieſe haben ſie in der Ordnung laſſen können, welche ihnen die Natur und der eingeführte Gebrauch angewieſen hat. Man wird dahero die wohlausgearbeiteten Reden mancher vornehmen Männer mit dem gröſten Vortheile leſen und glauben, daß man ſich um die deutſche Sprache wohl verdient machen werde, wenn man ihnen zu folgen ſucht.

Nechſt dieſem giebt man denjenigen mit Recht ein ſonderbares Lob, welche von ihrer Kunſt und Wiſſenſchaft deutſch geredt und geſchrieben haben, ob man gleich daraus, wie wohl ganz falſch, ſchlüſſen wollen, daß es entweder aus Unwiſſenheit oder Verachtung der gelehrten Mutterſprache geſchehen ſey. Wer nur die geringſte Hochachtung vor die Sprache ſeines Vaterlandes hat, wird ihre Arbeit billigen, und dahin trachten, daß er noch mehr geſchickte Männer darzu aufmuntere, damit ſich einmal viele von unſern Deutſchen ſchämen möchten, ihre Sprache ſo arm zu machen, daß ſie gezwungen werde, bey den Ausländern um Wörter zu betteln, oder daß ſie nicht geſchickt ſey, gelehrt von einer Sache zu reden.

Ich würde meinen Vorſatz verlaſſen, wenn ich weitläuftiger hiervon ſchreiben wollte. Denn dieſer zielt auf einen Beweis, daß ein wohl geſchriebener Brief zur Verbeſſerung der deutſchen Sprache ſehr vieles beytrage. Man offenbaret in dem Briefe einem andern die Gedanken, welche in ihm entſtehen müſſen, wenn wir unſern Endzweck bey ihm erhalten wollen. Dieſes kan mit keinem glücklichen Erfolg geſchehen, wenn wir nicht die Gedanken unter ſolchen Worten vortragen, welche geſchickt ſind, eben das, was wir denken, auszudrücken, das heiſt, wir müſſen deutlich ſchreiben. Die Worte können nicht mit einiger Macht des andern Herze rühren, wenn ſie nicht nebſt den Gedanken etwas in ſich halten, das auf den Willen geht, das heiſt, wir ſollen nachdrücklich ſchreiben. Wer ſich aber die Mühe giebt, deutlich und nachdrücklich zu ſchreiben, der thut etwas, wodurch die Vollkommenheit der Sprache befördert wird, und erwirbt ſich den Ruhm, daß er die Sprache durch ſeinen Fleiß verbeſſere.

Es ſcheinen ſo gar die weitläuftigſten Reden, ob ſie gleich vieles zur Verbeſſerung der Sprache beytragen können, den Briefen in Anſehung des Nutzens bey der Sprache nachzuſtehen. Dieſe muß man faſt alle Tage ſchreiben, da jene nur ſelten abgelegt werden, und da man in den Reden nur von wenig Sachen ſpricht, ſo geben uns tauſend unterſchiedene Dinge Gelegenheit einen Brief zu verfertigen. Bald iſt etwas zu berichten, bald muß man etwas beſchreiben; heute ſollen wir unſere Freude entdecken, morgen werden wir genöthiget traurig zu thun; jetzund ſuchen wir dieſen mitleidig zu machen, kurz darauf wollen wir jenen gerne in eine andere Bewegung ſetzen. In allen dieſen und noch mehrern Umſtänden aber muß man mit wenigem deutlich ſchreiben, und dieſe kurze Deutlichkeit mit einer Kraft verknüpfen, welche durchdringet; da ſich ein Redner zuweilen die Freyheit nimmt, an einem andern Orte zu erklären, was in dem erſten dunkel ſchien. Er ſucht den Mangel einer nachdrücklichen Redensart durch die kluge Einrichtung des Tones in der Ausſprache, und durch eine geſchickte Regierung des Leibes in der Stellung zu erſetzen, da man in Briefen dieſen Vortheil entbehren und alſo weit ſorgfältiger ſchreiben muß. Die Natur der Briefe leidet keinen ſchwülſtigen Vortrag, durch welchen manche Poeten der Deutſchen Sprache gewaltig ſchaden, ſondern will, daß derſelbe auf die natürlichſte Art geſchehe. Und endlich findet ein jedweder geſchickter Deutſcher an den Briefen ein Mittel, durch welches er das ſeinige zur Vollkommenheit der Sprache beytragen kan; da ſich hingegen die wenigſten bemühen dürfen, ſen, dieſen Endzweck durch ihre Reden, Poeſien und Bücher zu beſördern.

Die Franzoſen gehen uns mit einem löblichen Exempel in ihrer Sprache vor, und es wäre zu wünſchen, daß wir ihnen in dieſem Stücke ſo leicht, als in andern, nachfolgeten. Denn ſo würden wir uns mit mehrerm Ernſte im Briefſchreiben üben und unſern Landesleuten durch eine auserleſene Sammlung der beſten Briefe weiſen können, daß unſere Nation keiner andern in der artigen Schreibart etwas nachgeben dürfte.

Wir finden zwar in allen Buchläden Bücher und Briefſteller gnug, und es ſcheint, als ob man ſich zur Unzeit über den Mangel der deutſchen Briefe beſchweren wollte; allein wer ſie mit einem Auge betrachtet, welches dabey auf die Verbeſſerung der deutſchen Sprache ſiehet, der wird unter der groſſen Menge dennoch über gute deutſche Briefe zu klagen Urſache haben. Viele lehren in ihren Anweiſungen zu deutſchen Briefen mehr die Regeln der Klugheit als der deutſchen Briefkunſt, und andere ſuchen hauptſächlich die Gedanken, welche ſie in dem Briefe vortragen wollen, in eine künſtliche Ordnung zu zwingen. Etliche ſind am meiſten um dasjenige bekümmert, was der Wohlſtand in dem Titul, der Unterſchrift, Zuſammenlegung und Uberſchrift der Briefe eingeführet hat. Die allerwenigſten aber denken in den Briefen auf einen netten, wohl ausgeſuchten und richtigen deutſchen Ausdruck ihrer Gedanken.

Ich kan nicht leugnen, daß alle Tage viel Briefe ohne ſonderbare Anführung geſchrieben werden; doch ſo viel wird ein jeder aus der Erfahrung bekennen müſſen, daß dieſe Briefe nichts zur Vollkommenheit der Sprache beytragen, noch diejenige Wirkung haben können, welche erfolgen

folgen würde, wenn der Verfaſſer mit mehrer Geſchicklichkeit ſchriebe. Ein deutſcher Brief wird geſchickt abgefaßt, wenn man ihn ordentlich, deutlich, natürlich und lebhaft ſchreibt, und wer ihn noch vollkommner machen will, der muß, nebſt dieſen vier Eigenſchaften, dasjenige in demſelben beobachten, was uns hierinnen der Wohlſtand befiehlt. Wer ſich aber dieſe Mühe giebt, der iſt verſichert, daß er ſeinen Fleiß auf etwas wendet, dadurch er ſich bey andern angenehm, und um die deutſche Sprache wohl verdient machen kan.

* * *

An Ihro Hochfürſtl. Durchl.
den regierenden Herzog von Würtemberg,
Oelß, Bernſtadt ꝛc. ꝛc.

bey Uberlieferung einiger Ahnen-Tafeln von Dero Durchlauchtigſten Vor-Eltern,

von

M. Adam Bernhard Pantke.

CLAVDIANVS.
- - - - quae ſparguntur in omnes,
In TE miſta fluunt.

Herr, wüßte nicht dein Knecht, daß dein Erlauchter Geiſt,
An dem die Wahrheit ſelbſt der Ahnen Bildniß preiſt,
Sich an der Treu vergnügt: ſo würden dieſe Zeilen
Nicht mit ſo kühner Art zu deinem Purpur eilen;

So würde dieſes Blatt aus deines Knechtes Hand,
Mit dem er Dir zugleich ein ſichres Unterpfand
Der reinſten Ehrfurcht giebt, wohl in dem Staube liegen,
Und die Verwunderung den ſtillen Sinn vergnügen.

So aber, da ich ſelbſt ein naher Zeuge bin,
(Dieß Glück iſt ungemein,) daß den erhabnen Sinn
Des Großmuthsvollen Carls die edle Langmuth zieret,
Die Langmuth, die dein Lob bis an die Sterne führet;
So hält mich nichts zurück. Der Schluß war längſt gemacht,
Es war auch mein Gemüth in volle Glut gebracht,
Die Reime floßen mir, ich wollte feurig ſingen,
Und ließ von deinem Ruhm ein muntres Lied erklingen.

Kaum aber, daß der Schall aus meiner Flöte drang,
So hemmte ſchon die Furcht den flüchtigen Geſang;
So zwang die Schwachheit mich die Arbeit hinzulegen,
Und hieß mich mit bedacht derſelben Größ erwegen.
Ich ſchwieg, und gab erſtaunt dem neuen Triebe nach,
Doch, ob man gleich hierdurch mein Singen unterbrach,
So blieb doch mein Gemüth in den geſetzten Schranken,
Und hatte noch dein Lob zum Endzweck der Gedanken,

Dein Stamm, der allbereits der Ewigkeit bekannt,
Dein Stamm, dem GOtt und Glück ſo vieles zugewandt,
Die Großmuth, die dich ziert, die reine Tugendliebe,
Erweckten meinen Geiſt durch unbekannte Triebe.
Dein kluges Regiment, der Fürſtin Tugend Lauf,
Die du Gemahlin nennſt, hielt meine Sinnen auf,
Die Wahrheit aber ſchrieb zu Bernſtadts Fürſten-Fahnen
Carl iſt das Ebenbild, Carl iſt der Preis der Ahnen.

Mich rieß daher der Trieb auf Ihre Helden-Bahn,
Ich ſah derſelben Ruhm mit viel Verwundrung an,
Mein Sinn erſtaunte recht bey den geprieſnen Thaten,
Die Würtenbergs Geſchlecht, Verſtand und Muth verrathen.
Ich pries Dein eignes Glück, weil dieſer Ahnen Preis
Dich durch geheime Kraft ſelbſt anzufeuern weis,

Und Dir die Bahn entdeckt, die Sie zum Ruhme führte,
Und endlich Haupt und Hand mit friſchen Lorbern zierte.

Doch ſprach ich auch dabey: Iſt Carl durch ſie beglückt,
So ſind Sie es durch Ihn, der Ihre Gräber ſchmückt,
Und zwar durch eignen Ruhm, und zwar durch eigne Gaben,
Die Er verbunden weiſt, die andern einzeln haben.
So rühmlich Herr, haſt Du die Eitelkeit beſiegt,
Die Ewigkeit erkämpft, die Tugend ſelbſt vergnügt,
Der Ahnen Preis vermehrt, und Ihr Verdienſt geprieſen,
Ja einen Fürſtenſinn in deiner Bruſt gewieſen.

Doch, warum ſchreib ich dieß? es weis es ja die Welt,
Die Dich vor einen Schmuck der Deutſchen Prinzen hält.
Warum? weil dieſes Blatt der Ahnen Nahme weiſet.
Warum? weil dieſer Reim derſelben Tugend preiſet.
Nicht darum, daß dein Witz erſt dieſe Kunſt erlernt,
Durch welche ſich ein Fürſt vom Pöbel erſt entfernt,
Nicht weil die Ahnen Dir zu einem Muſter dienen,
Vielmehr, dieweil durch Dich derſelben Lorbern grünen.

Jedennoch, iſt es mir nur zu geſtehn erlaubt,
So haſt Du dieſen Ruhm, der Dein erhöhtes Haupt
Mit vollem Maaße ſchmückt, der ewig wird bekleiben,
Der klugen Herzogin in etwas zuzuſchreiben,
Die Du als Mutter ehrſt, die Dich zuerſt gelehrt,
Was die Geburt befiehlt, und was vor die gehört,
Die mit Vernunft und Glück ihr Volk regieren ſollen,
Und das getreue Land in Ruh erhalten wollen.

Wie glücklich würden doch viel Hohe Prinzen ſeyn,
Wie reichlich würde ſich manch treues Volk erfreun,
Wenn ihre Mutterhuld ſich auch auf ſie erſtreckte,
Wenn ihre Gottesfurcht ſo Stadt als Land erweckte.
Hat je dein Würtenberg ſich recht beglückt vermählt,
Hat je ein kluger Fürſt recht mit Vernunft gewählt,
So war es Julius, der ſich mit Ihr verbunden,
So war es jene Zeit, die dieſen Schatz gefunden.

Das wehrte Schleſien ſeufzt vor Ihr hohes Heil,
Das ferne Mecklenburg nimmt an der Ehrfurcht theil;
Kaum weis der Ocean ſo viel erzürnte Wellen,
Als Menſchen vor ſie flehn, den Augen vorzuſtellen.
Ach! ſo ein koſtbar Gut verliehrt man höchſtbetrübt,
So eine Herzogin wird überall geliebt,
Und Bernſtadt hat den Grad des höchſten Glücks erreichet,
Weil Ihrer TugendSchmuck die Schwieger-Tochter gleichet.

Kein Wunder! Sachſens Haus ſtellt lauter Wunder auf.
Der Saame Wittekinds weis auch den Tugendlauf,
Weis auch der Ehre Bahn, worauf ihr Ahnherr ſiegte,
Der nicht allein den Feind, zugleich ſich ſelbſt, bekriegte.
Ich ſchwöre, Großer Fürſt, wär ſonſt auch dein Verſtand
Durch nichts berühmt gemacht, ſo wär es dieſes Band.
Dieß kan auch ganz allein, wenn alle Zungen ſchweigen,
Durch ſtumme Redekunſt von deinem Ruhme zeigen.

Beglücktes Fürſtenthum! ſo kan dein Wohl beſtehn,
So kanſt du ruhig ſeyn, und nur auf Roſen gehn.
Du ſiehſt zwar ſchon betrübt und zum voraus das Leiden,
Das Leiden deiner Bruſt, wenn ein bekümmert Scheiden
Die Fürſtin von dir reißt, die dir ſo manches Jahr,
Nicht eine Herzogin, nein, eine Mutter war;
Doch kan du dieſes auch zu deinem Troſte faßen:
Sie wird Ihr Ebenbild Louiſen hinterlaßen.

Doch wo gerath ich hin? mein Lob iſt allzu ſeicht,
Das Opfer iſt zu ſchlecht, das meine Demuth reicht,
Ihr Ruhm ſteigt ungleich mehr als die getreuen Lieder,
Drum leg ich mit Bedacht die ſchwache Flöte nieder.
Was aber ſpricht hierzu die ungefärbte Treu?
Ihr Eifer ſaget es daß ſie zuwieder ſey;
Drum will ich noch ein Wort mit tiefſter Ehrfurcht ſprechen,
Und bis ich dieß vollbracht mein Schweigen unterbrechen.

O Herr! dafern dein Knecht noch frey zu bitten hat,
So gieb nach deiner Huld der treuen Regung ſtatt,

Die dir durch dieſes Blatt zugleich mein Herze ſchenket,
Und mit dem frömſten Dank an deine Gnade denket.
Die Seufzer ſind gerecht, die nach dem Himmel gehn:
GOtt wolle deinen Stamm noch immer mehr erhöhn,
Und, daß auch andre noch den Weg zur Tugend faßen,
Dich, Tugendvoller Fürſt, noch lang auf Erden laßen.
Hier iſt der Worte Ziel. Allein, welch heller Strahl
Eröfnet mir ſo ſchnell, Herr, deiner Ahnen Saal.
O könnte doch jemand von dieſen Tugendbildern
Geſichte, Minen, Ruhm, Verdienſt und Tugend ſchildern.
Was vor ein lauter Ton erſchallet weit und breit,
Ein jeder hör es an, ſo rufe die Ewigkeit,
Was müht man ſich ſo ſehr der Helden Ruhm zu preiſen?
Wer Ihn erheben will, muß Carls Verdienſte weiſen.

Anmerkung
über die neulich heraus gekommene
Anleitung zu einer weltüblichen deutſchen Schreibart ꝛc.
von
Joh. Chriſtoph Gottſched, P. P.

Unſere Geſellſchaft hat ſich das Recht niemals angemaßet, von fremden Büchern öffentliche Urtheile zu fällen. So gar in ihren Verſammlungen beſchäftiget ſie ſich bloß mit den Schriften ihrer Mitglieder, das iſt dererjenigen, die ſich durch den Eintritt in die Geſellſchaft ihrem Urtheile unterworfen haben. Daher iſt die Furcht derer ungegründet, die, wenn ſie irgend was ans Licht ſtellen, ſich ſogleich einbilden, nun werde es die deutſche Geſellſchaft in ihre Muſterung nehmen, und nach den Regeln einer ſcharfen Critick unterſuchen. Wiewohl es nun ſehr gut wäre, wenn eine ſolche, obwohl ungegründete Furcht unſre deutſche Scribenten behutſamer und ſorgfältiger machen könnte: So kan man doch mit aller Aufrichtigkeit verſichern; daß ſolches noch nie geſchehen ſey. Und geſetzt, daß ſie künftig was fremdes beurtheilen ſollte, ſo würde ſich dieſelbe gewiß an kein andres Buch machen, als deſſen Urheber etwa ſelbſt ein ſolches Urtheil von ihr verlangen möchte.

Der vornehme Verfaſſer der obbenannten Anleitung zur deutſchen Schreibart hat dieſes vor einiger Zeit gethan. Denn als er uns vor einem halben Jahre ein Exemplar zu unſrer Bücherſammlung einreichen ließ, wurde ausdrücklich gemeldet, daß es demſelben angenehm ſeyn würde, auch die Meynung unſrer Geſellſchaft davon zu erfahren. Und da doch nicht alle zugleich dieſe Beurtheilung unternehmen können, ſo habe ich mit Erlaubniß derſelben mir das Vergnügen gemacht, erwehnte Schrift eines gelehrten Hofmannes durchzugehen; und bey dieſer Gelegenheit nicht unterlaſſen wollen, eine kleine Anmerkung darüber durch den Druck bekannt zu machen.

Die Abſicht des Herrn Verfaſſers überhaupt iſt nicht genugſam zu loben. Er will zu der itzo in Welthändeln üblichen deutſchen Schreibart eine Anleitung geben, und darinn ſtecken meines Erachtens ſchon zwey wichtige Wahrheiten verborgen. Vors erſte will er zeigen, daß die gute deutſche Schreibart uns nicht etwa angebohren, oder mit der Muttermilch eingeflößet ſey: wie wohl unwiſſende Bücherſchreiber und andre Schmierer davor halten: ſondern daß man ſolches lernen müſſe, wie man andre gute Künſte lernen muß. Vors andre, daß man dieſelbe nicht aus der bloßen Ubung recht faſſen könne, wie abermal diejenigen davor halten, die aus dem vielen Abſchreiben gewiſſer Formulare ihre Schreibart gelernt zu haben meynen: ſondern daß man ſich auch gewiſſe Regeln oder Grundlehren bekannt zu machen Urſache habe, darnach man ſich in vorkommenden Fällen richten müſſe.

Es iſt das Geſtändniß ſolcher Wahrheiten, uns, die wir uns insgeſamt auf die Verbeſſerung der deutſchen Schreibart legen, um deſto angenehmer, da es von einem in Welthändeln und Hofangelegenheiten geübten Manne herkommt; um alſo diejenigen zu überführen, die ſonſt immer von dem Stilo Curiae, als einer großen Diana, zu ſchreyen gewohnt ſind. Denn da man mit mehr als hundert Gründen erweiſen kan, daß der gemeiniglich ſo genannte Stilus Curiae, mit beſſerm Rechte ein Stilus incuriae zu nennen iſt: So machen ſich gleichwohl die eingebildeten Meiſter deſſelben ſo breit mit dieſer ihrer Schreibart; daß ſie von keinem Academiſchen Gelehrten und Sprachverſtändigen die geringſte Erinnerung annehmen wollen, und gleich mit Schulfüchſereyen um ſich zu werfen anfangen, die bey Hofe und in Canzelleyen nicht ſtatt fänden. Allein was werden nun dieſe ſtolze Federhelden ſagen können, wenn man ihnen aus der Vorrede unſers wackern Verfaſſers vorhalten wird: **Daß bey aller eigenen Einbildung unter hundert Canzelley- und Schriftſtellern kaum einer oder der andere ſich findet, deſſen Schreibart bey genauerer Unterſuchung, ꝛc. die Probe hält; und daß der Stilus publicus, worunter man allewege den Canzelley-Stilum auch verſteht, annoch eine ſehr große Verbeſſerung vonnöthen habe.**

Eben das könnte man im Abſehen auf die in Canzleyen faſt allein üblichen Wörter und Verbindungsformeln ſagen, welchen unſer Verfaſſer auch hier und dar den Text geleſen hat. Allein ich komme zum Werke ſelbſt. Das erſte Cap. handelt von dem Nutzen einer guten Deutſchen Schreibart. Hier iſt man der Erfahrung gemäß, völlig mit dem Herrn Verfaſſer einerley Meynung. Allerdings giebt es im gemeinen Leben eher hundert Gelegenheiten Deutſch zu reden und zu ſchreiben; als eine einzige, ſolches in Lateiniſcher Sprache zu thun. Die gemeinen Formeln nun, die man in vielen Fällen ſchon fertig findet, ſind theils nicht viel nütze, theils aber auch in allen Fällen nicht zulänglich. Es iſt ein alter Schlendrian, den die Unwiſſenheit in den Barbariſchen Jahrhunderten unſers Vaterlandes eingeführet, die Faulheit der folgenden Zeiten beſtätiget, und der Eigenſinn und Laßdünkel, der heutigen noch beybehalten hat. Wer nun ſein lebenlang nichts anders als Volkmanns Notariatkunſt, Acten und Canzelley-Schriften geleſen hat, der denket, es müſſe ſo ſeyn: und wer nicht eben ſo verwirrte, dunkele, weitgeſpannte, Papier- und Lungen verderbliche Sätze macht, der verſtehe nicht was zum Handwerke gehöret. Bey ſolchen Umſtänden nun, würde freylich nichts nützlicher ſeyn, als wenn man beyzeiten ſeine Gedanken deutlich, rein, ordentlich und grundrichtig vortragen lernte: welches aber gewiß weder ein Werk von einem Monate iſt, noch von einem jeden Canzelliſten oder Copiſten erwartet werden kan.

Das andre Cap. handelt von den Eigenſchaften einer guten Deutſchen Schreibart; und hier eifert der Herr Verfaſſer mit Grunde auf die leeren Epitheta, Synonyma und Formeln, wodurch ungeſchickte Schulmeiſter ihre Schüler zwar viel plaudern, aber nichts rechtes ſagen lehren. Es ſoll aber ein Schriftſteller, ſich (1) auserleſener, obwohl nicht lauter ſeltner Worte bedienen: und dieſelben in gewöhnlicher Bedeutung auch in der einmal eingeführten Verbindung gebrauchen. Er ſoll (2) deutlich ſchreiben, und daher theils neue und ungewöhnliche Redensarten, theils veraltete Worte, theils Provinzialredensarten, theils unbequeme Ausdrückungen, theils die gar zu große Kürze, theils übelangebrachte franzöſiſche Worte, endlich auch die

Parentheſes, Auslaſſung der Schlußwörter, allzu lange Commata, viele Participia, verſetzte Relativa, gehäufte Subſtantiva und Adjectiva, und unrechte Caſus ſorgfältig vermeiden, welches alles der Herr Verfaſſer mit ſattſamen Exempeln erläutert hat.

Dieſes iſt der allgemeine Theil des ganzen Werkes. Und aus dieſem habe bloß eine Probe geben wollen, was für eine Einſicht der gelehrte Verfaßer in die Eigenſchaften einer guten Schreibart beſitze. Man hat Urſache zu glauben, daß alles übrige, davon ich Kürze halber nichts ſagen kan, eben ſowohl gerathen ſey; und es wäre nur zu wünſchen, daß niemand zu öffentlichen Aemtern befördert würde, der nicht erſt in dieſer Anleitung zur Deutſchen Schreibart ſattſam bewandert wäre, und ſich nach ihren Regeln eine Zeit lang geübt hätte.

Was den Practiſchen Theil anlangt; ſo glaubet man freylich wohl, mit dem Herrn Verfaſſer, daß es ihm Mühe genug werde gekoſtet haben, unter einer unzehlichen Menge öffentlicher Schriften nur einige wenige zu finden, die Anfängern als Muſter vorgeleget werden könnten. Man iſt aber auch darinn ſeiner Meynung, daß auch an den erwählten Exempeln noch hier und dar manches zu errinnern wäre. Es herrſchet freylich noch viel Dunkelheit, Verwirrung und unnöthige Weitläuftigkeit in den meiſten. Man verſtecket ſich in viel altväteriſche Redensarten und unnütze franzöſiſche und Lateiniſche Wörter. Allein was ſoll man machen? Auf einmal kan nicht alles beſſer werden: doch hat man Grund zu hoffen, daß wenn nur wackere Hofleute wie jetzo geſchiehet, fortfahren werden, theils mit guten Exempeln, theils mit Regeln die angehenden Schriftſteller auf den rechten Weg zu weiſen; verſtändige Väter, Vormünder und Rathgeber aber, denen, die auf Academien ſtudiren, fleißig anrathen werden, ſich ſonderlich in der Deutſchen Schreibart zu üben; anſtatt der bisherigen ſchlechten Formeln und Curialien; Umſchweife und Verwirrungen, Solöciſmorum und Barbariſmorum, davon unſre Schreibart wimmelt, bald eine vernunftmäßige, deutliche und grundrichtige Schreibart aufkommen werde.

EPI-

Einige Sinn-Gedichte

von

Daniel Stoppe.

Auf einen hochmüthigen Halbgelehrten.

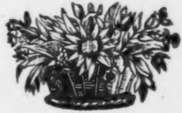
Thrax meynet ſein Verſtand
Sey den Gelehrten gnug bekannt;
Allein er pfleget ſich, indem er dieſes ſpricht,
Weit von der Wahrheit zu entfernen.
Wie ſoll man ihn doch kennen lernen?
Der Eſel kennt ſich ſelber nicht.

Auf einen Prahler, der alles ſchuldig iſt.

Ich muß zu Fuße gehn; Herr Muffeln trägt ſein Pferd,
Das wie ſein ganzer Staat den Gläubigern gehört.
Wie leicht fällt der Credit, ſo hat er ausgeprahlt;
Ich gehe ſicher gnug, die Schuhe ſind bezahlt.

Auf einen Poetenfeind.

Sarcander ſchmählt und ſpricht: was wir die Dichtkunſt nennen,
Das hieße weiter nichts, als wacker lügen können.
Wenn Lügen Dichten heiſt, ſo glaub und ſag ich frey,
Daß auch Sarcander ſelbſt ein Erzpoete ſey.



Der
Deutſchen Geſellſchaft
in Leipzig
Ueberſetzungen.

Herrn D. Samuel Werenfelſens,
Prof. Theol. zu Baſel,
Abhandlung
De Meteoris Orationis
ins Deutſche überſetzt von
Johann Simon Buchka.

Vorbericht des Uberſetzers.

JEderman will ſchön und zierlich ſchreiben; aber die wenigſten wiſſen, was Schönheit ſey, und was in jeder Gattung von Reden die Schreibart ziere. Es iſt unnöthig hierbey weitläuftig zu ſeyn. Das letzte beſtätiget die Erfahrung, und an dem erſten wird niemand zweifeln, der auf ſeine Empfindung acht hat. Dem unwiſſenden Pöbel iſt dieſes nicht zu verargen, der mehr durch die Sinnen, als durch die Vernunft regiert wird, und den ſeine Handarbeit nicht an dergleichen Sachen gedenken läſt. Aber denen kan mans nicht vergeben, welche mit dem Nahmen der Gelehrten ſtolziren, ſich vom Pöbel durch Verſtand und Klugheit abſondern ſollen, und ſich doch in ihrem Vortrage von demſelben nicht unterſcheiden. Iſt das Urtheil ohne Grund: So ordentlich eine Schrift, eine Rede, ein Brief iſt, ſo aufgeräumt iſt es in dem Gehirne des Scribenten? Soll man nicht ſagen, der habe ſeinen Verſtand noch wenig geſchärft, in deſſen Vortrag Unordnung und Verwirrung herrſchet? Und kan man denjenigen mit gutem Gewiſſen einen Gelehrten nennen, der noch nicht weis wie man vernünftig ſchreiben ſoll?

Die Eigenliebe ſchmeichelt zwar einem jeden. Niemand

mand will die Früchte ſeines Gehirnes haſſen; und ſollten es gleich Aftergeburten ſeyn. Sollten diejenigen, welche dunkle Götterſprüche vorbringen, es zugeſtehen, daß eine deutliche Schreibart ſchöner ſey? Wer will den Purpurkrämern, Perlen- und Diamantenhändlern ſagen, ſie handelten unvernünftig, wenn ſie dieſe Koſtbarkeiten überall zu Markte bringen, und bey den niederträchtigſten Sachen verſchwenden? Ehe ſie dieſes zugeſtehen, ehe werden ſie uns ihren ganzen Raritätenkaſten auslegen, und uns den ganzen Kram ins Geſichte werfen. Sie werden aus Arabien Weyhrauch, aus Syrien Balſam, aus Zacotera Aloe, aus Perſien Citronen, aus Chios Trauben, aus Syracuſa Weizen, aus Paphos Tauben, aus Pohlen Bären, aus Sibirien Zobel, aus Peru Gold, aus Dekan Diamanten, aus Preußen Börnſtein holen, um uns zu beſtechen, daß wir ihrer Meynung beypflichten möchten. Wo nicht, ſo werden ſie uns tauſend Pfund Ambra unter die Naſe reiben, damit man einen angenehmen Geruch bekommen möge. Sie werden aus den Indianiſchen Steinklippen Smaragden ſtehlen, der Granat-Aepfel Baumblüthe den Purpur rauben, und den ganzen Lohenſtein plündern, um uns mit dieſem Raube die Augen zu blenden. Man ſage denen, die ſich auf den ſchnellen Adlersflügeln durch die leichten Dämpfe der erhabenen Wolken bis zu den Sternenbeſäeten Auen tragen laſſen, daß der morſche Kahn ihres ſchwachen Verſtandes durch die ſchäumenden Wellen der raſenden Vorurtheile an den Klippen der Thorheit ſcheitere, wenn ſie dieſe Schreibart vor ſchön und hoch halten. Werden ſie nicht Himmel und Hölle, Feuer und Waſſer zur Rache auffodern? Sie werden ſchreyen: Ein Wurm tilgt die Roſen, die Schabe frißt den Purpur, der Reif verſengt die Saaten, und die Hitze das fette Kraut, ein ſchwarzer Dunſt und Nebel verhüllet die Sonne: Aber hohe Cedern wanken nicht, obgleich der Donner um ſie her raſet. Es mag des Neides von Schaum und Roſt gefreſſener Zahn mit einem gräßlichen Geknirſche und fürchterlichen Schalle klappern: die über den Wolken droben, verlachen ihn; ſo wie unbewegliche Felſen nur deſto ſtärker die raſende Fluth zurück ſchlagen, je heftiger ſie von den geflügelten Winden des Eols auf ſie getrieben werden. Wen ſoll man alſo zum Richter wehlen? Auſſer Streit die Vernunft und unpartheyiſche Männer.

Die Wörter ſind Zeichen unſerer Gedanken, und die Rede iſt von allen Völkern als ein Mittel angenommen worden, andern unſre Meynung zu eröfnen. Hieraus folgt: Je deutlicher wir unſere Gedanken in einer Rede abdrucken, deſto vollkommener iſt die Sprache. Was nützen eine Menge unverſtändlicher Töne, dabey man nichts gedenken kan. Die Rede ſoll alſo deutlich ſeyn, und bey den Worten muß der Zuhörer oder Leſer eben das gedenken können, was wir uns dabey vorſtellen. Was iſt alſo eine dunkle Schreibart? Ein untüchtiges Werkzeug, damit man dasjenige nicht verrichten kan, wozu es beſtimmet iſt, und ein geſchicktes Mittel niemals zu dem Zwecke zu gelangen, den man dadurch zu erreichen gedenket. Und was ſoll man von denen urtheilen, die die Dunkelheit einer Rede als eine auſſerordentliche Schönheit bewundern, und wie die Fledermäuſe in der Finſterniß herum irren? Vernünftiger Weiſe dieſes: Sie ſtecken entweder in Vorurtheilen, und wollen nicht wiſſen was eine Rede ſey, und zu was Ende ſie erfunden worden: Oder ſie ſind unfähig, verſtändlich zu reden und zu ſchreiben. Das erſte zeiget von einer üblen Gewohnheit, das letztere von einer natürlichen Dummheit; beydes von der Schwäche des Verſtandes und einer elenden philoſophiſchen Erkenntniß. Cicero ſpricht im dritten Buche vom Redner: Ein Redner ſoll veraltete, unbekannte und verächtliche Worte vermeiden, und ſich gewöhnlicher und ausgeſuchter Redensarten bedienen.

Aus dem oben angeführten iſt klar, daß das erſte von allen Gattungen der Schreibart gelte. Was aber zu des Cicero Zeiten vernünftig war, muß zu unſern Zeiten unvernünftig heiſſen. Die älteſten Wörter werden wieder aufgeſucht, um dem Leſer vielleicht das Vergnügen zu verſchaffen, daß er die unverdauten Einfälle nicht begreifen kan. Dieſe Leute wollen das Anſehen haben, ſie wiſſen was für andern; und verrathen dabey ihre Unwiſſenheit in der Wohlredenheit. Man geſtehet zu, daß viele Mühe erfordert werde, aus den alten Comödien- und Tragödienſchreibern unbekannte Wörter aufzuſuchen, wenn man ſich nicht mit den Schätzen bereichert, welche andere geſammlet haben: Doch werden ſie im Gegentheil bekennen müſſen, daß keine Wiſſenſchaft dazu erfordert werde. Heißt das gleich vernünftig und gelehrt, was viele Arbeit erfordert; warum geſtehen wir dieſes nicht auch dem Ackersmanne zu? Verſtand und Wiſſenſchaft ſind das ächte Mittel ſich vom niedrigen Pöbel zu entfernen. Beydes iſt bey einem vernünftigen Vortrage unentbehrlich.

Die verwirrte Schreibart ſtreitet gleichfalls mit der Abſicht, die man bey der Erfindung der Rede gehabt, und bey dem Gebrauche noch haben ſoll. Iſt das deutlich, wenn man das Hauptwort erſt auf der andern und dritten Seite ſuchen muß, das den Verſtand vollkommen macht? Heißt das ein vernünftiger Vortrag, wenn man zwanzig Sätze durch ſo viel Flickwörter untereinander

wirft,

wirſt, daß man bey dem Durchleſen mehrere Zeit darauf wenden muß, die zerſtreueten Glieder aufzuſuchen, als der zugebracht hat, der ſie bey dem Schreiben zerſtümmelt hat. Man halte eine Rede in dieſer ordentlichen Schreibart, und ſehe, ob die Zuhörer mehr als einen leeren Schall empfinden werden.

Es giebt eine andere Gattung unverſtändlicher Reden, welche die Deutſchen hochtrabend und ſchwülſtig, die Franzoſen Phöbus nennen. Herr Werenfels hat den Griechiſchen Namen Meteoren beybehalten. Die Gründe zeiget er gleich zu Anfang ſeiner Abhandlung. Dieſe ſchmeicheln ſich unter dem Schein der Hoheit bey denen am meiſten ein, welche ſich durch die Schreibart über andere zu ſchwingen gedenken. Ich würde viel davon ſagen können, wenn nicht Herr Werenfels dieſe Materie ſo erſchöpft hätte, daß man faſt nichts hinzu ſetzen kan. Ich will etwas weniges davon gedenken, und einige Exempel der Deutſchen anführen, da derſelbe nach ſeiner Abſicht ſolche nur von den Lateiniſchen Scribenten entlehnet hat.

Unſere Gedanken entſpringen von den Sachen, die wir empfinden, und ſich durch die äußerlichen Sinnen dem Gemüthe vorſtellen. Die Dinge auſſer uns haben unterſchiedene Grade: Und wenn die Begriffe mit der Natur der Sachen übereinſtimmen; ſo können die Gedanken nicht niedrig ſeyn, wenn die Sache hoch iſt, die ſich die Seele vorſtellet. Die Rede iſt ein Abdruck unſerer Gedanken. Sie beſtehet aus Tönen, welche willkührliche Zeichen ſind. Von dieſen wird erfordert, daß ſie ſo viel möglich iſt, die Natur der Sachen andeuten. Hieraus folgt dieſes: Wie die Dinge auſſer uns beſchaffen ſind, wovon man redet, ſo ſoll auch die Rede beſchaffen ſeyn. Man hat Grund, wenn man der Deutlichkeit wegen alle Reden in drey Claſſen eintheilet. Durch die Vermiſchung aber können noch viele Gattungen entſpringen. Eigentlich ſoll die Rede überhaupt ſo viel Stuffen haben, ſo viel die Sachen Grade der Hoheit beſitzen, davon man reden kan. Einige von den Hohen kommen dem Gipfel der Vollkommenheit näher, andere weniger: Und die mitleren und niedrigen haben gleichfals nicht einerley Stuffen, das heiſt, eine Sache wird immer höher, als die andere geſchätzt. Was vor Behutſamkeit dabey zu gebrauchen iſt, und wie ſich ein Redner nicht allezeit nach dem Urtheile der Philoſophen, ſondern öfters nach den Vorurtheilen der Zuhörer richten muß, wird aus der Abhandlung ſelbſt erhellen.

Aus dem Angeführten iſt klar: wenn die Sache niedrig iſt, ſo muß auch die Schreibart niedrig, doch nicht bäuriſch und allzu abgeſchmackt ſeyn. Ein Knecht muß nicht wie ein Gelehrter; und dieſer nicht wie ein groſſer Staatsminiſter oder Feldherr ſprechen. Die Begebenheiten einer Privatperſon müſſen nicht mit ſolchem Wörterpracht erzehlet werden, wie Qvintus Curtius die Heldenthaten des groſſen Alexanders beſchreibet. Iſt die Sache wichtiger, ſo muß die Schreibart erhabner ſeyn; und prächtige Dinge ſollen prächtig vorgeſtellet werden. Ein vernünftiger Mahler muß die Gründe der Optick verſtehen und der Natur nachfolgen. Seine Bilder ſind deſto vollkommener, je vollkommener und ähnlicher ſie die Sache vorſtellen. Und ſo bald ein Redner die Natur aus den Augen verlieret, ſo bald wird ſein Vortrag unvernünftig. So lächerlich es iſt, wenn jener eine Wüſte wie einen prächtig angelegten Garten und eine Strohhütte der Landleute wie einen Königlichen Pallaſt abſchildert: So thörigt würde derjenige handeln, der dem Schäfer eine Rede in den Mund legte, welche ſo zierlich und feurig wäre, als die Rede des Cicero vor den Archias. Wie viele dieſes beobachten, iſt bekannt. Die Natur ſcheinet den meiſten gar zu einfältig: Alles muß hoch, prächtig und ausgekünſtelt ſeyn. Wenn der Knecht in ſeiner Rede keinen Auszug aus der alten und neuen Hiſtorie macht, und ein Kammermädchen nicht alle Wunder der Natur in einem Schreiben erzehlet, ſo taugt keines von beyden. Wer aber hier nicht in gehörigen Schranken bleibt, der Einbildungskraft mehr Freyheit läßt, als er ſoll, und ſolche nicht durch die Beurtheilungskraft zähmet, der zeuget Meteoren und hochtrabende Reden. Auf wie vielerley Art dieſes geſchiehet, wird in Herrn Werenfelſens Abhandlung vorkommen. Viele von unſern Landsleuten haben die Spuren der Alten verlaſſen. Und noch jetzo folgen die meiſten lieber den Spaniſchen Großſprechern, und aufgeblaſenen Italiänern, als der Vorſchrift der Natur.

Es iſt gewiß: wir alle ſtreben nach Hoheit. Wenn aber dieſe Begierde nicht durch die Vernunft gemäßiget wird, ſo iſt ſie der Urſprung einer aufgeſchwollenen und unvernünftigen Schreibart. Das Seltne ſetzet uns insgemein in Verwunderung: Und was man jemahls geleſen oder geſammlet hat, ſuchet die Phantaſie bey Gelegenheit an den Mann zu bringen. Schreibt ihr die Beurtheilungskraft keine Geſetze für, ſo zeuget ſie ein rechtes Ungeheuer. Daher hält man oft raſſelnde Töne vor hohe Gedanken, und unverſtändliche Worte vor eine prächtige Schreibart. Wir dünken uns wenn wir Palläſte bauen, Rieſen zu ſeyn, und unſer Hochmuthsberg reichet über den Mond und die Sterne. Es iſt nicht leicht ein Zwerg ſo klein und ſchwach, dem nicht ein Babelsthurm im Gehirne ſteckt: Alleine wenn wir ſehen daß der Wind Carthago verwehet, und in Nerons Hauſe Kröten und Eulen hecken, ſo lernet man, daß ein Wurm keine Maus gebieret, und unſere Bergebrut nur ein Maulwurfshaufen iſt; daß ich mich einer ſchwülſtigen Rede eines ſonſt groſſen Mannes bediene. Ich bin erſtaunet, als ich eine erſtaunungsvolle Lobrede auf die Vermählung des jetzt regierenden Käyſers geleſen habe. Man wird darinnen alles, was nur ſchwülſtig heiſſen mag, in einem Auszuge antreffen. Im Anfange iſt faſt nichts, als von der Erſtaunung zu hören. Die Erſtaunung, heiſt es, wird bey erſtaunungswürdigen Zufällen erreget, und doch iſt ſie, wie ein im Finſtern ſchleichender Tireſias an Blindheit ſelbſt erſtaunet. Die Erſtaunung hat bey ſchlummernden Sinnen die Art eines Heroiſchen Löwen an ſich, und ihre entſetzliche Macht flößet ſich durch ein unvermeidliches Etwas in alle Glieder. Da wird ſie alsdann vollkommen, und in ihrer Vollkommenheit hat ſie doch mit dem Monden gleiches Glück, indem ſie endlich wie ein lichter Schatten ihren gewiſſen Untergang ſehen muß.

Die Erſtaunung erſtaunet gleich im Anfange ſelbſt über den Tod des Großen Leopolds und bewundert ihre todte Eigenſchaft in ſich ſelbſt. Und gewiß, es müſte auch etwas ungewöhnliches darüber erſtaunen, weil bey gewöhnlichen Dingen jedermann erſtaunet, aber ohne einigen Verwunderungswürdigen Nachdruck der Seele. Ich geſtehe, ich weis nicht, was ich bey dieſer Erſtaunung gedenken ſoll. Ob auch andere dadurch in ſolche Erſtaunungswürdige Erſtaunung geſetzt werden, daß ſie keine Gedanken dabey haben können, wird einem jeden ſeine Empfindung ſagen. Was heiſt an Blindheit erſtaunen? Wie will Tireſias an Blindheit erſtaunen, da er niemals geſehen hat. War es ihm etwas ungewöhnliches? Wie kan die Erſtaunung bey ſchlummernden Sinnen, die Art eines Heroiſchen Löwen an ſich haben? Heißt es, im Schlafe vergrößert ſich die Erſtaunung, wie wird ſich der heroiſche Löwe dazu reimen? Soll es ſoviel ſagen: der Löw iſt Heroiſch, und die Erſtaunung macht die ſchlafenden Sinnen muthig, ſo finde ich keinen Verſtand. Wer kan errathen was das unvermeidliche Etwas ſey? Wo nim̃t der lichte Schatten die Augen her, daß er ſeinen Untergang ſiehet? Und wenn die Erſtaunung recht erſtaunenswürdig und vollkommen iſt, wie kan ſie ihren Untergang ſehen? Kan man natürlicher Weiſe bey der gröſten Erſtaunung noch ſoviel Nachdenken haben, daß man ſeine Eigenſchaften betrachten kan, daß man einſiehet, die Erſtaunung ſey todt und ſich deswegen verwundere. Das heiſt dem Ton nach eine Erſtaunung, aber keine in der That. Uber etwas Ungewöhnliches kan man erſtaunen, aber, daß das Ungewöhnliche ſelbſt erſtaunen ſoll, kan ich nicht begreifen. Vorher heiſt es: Wie ein Comet nur ſo lange ein Comet heißet, als er das ſchöne Geſicht des Himmels verſtellet: Wie der Donner nur ſo lange die Sinnen beunruhiget, als die Seele den furchtſamen Knall vernimmt; alſo heißet Erſtaunung nur ſo lange Erſtaunung, als etwas ungewöhnliches neu iſt. Hier muß man bey gewöhnlichen Dingen erſtaunen, obgleich ohne einen Verwunderungswürdigen Nachdruck der Seele, damit nur die ungewöhnlichen Dinge erſtaunen können. Heißen das nicht leere Tone und ein Spiel der Worte? Ich habe noch niemand bey gewöhnlichen Dingen erſtaunen ſehen: Aber über dieſe ungewöhnliche Schreibart wird ein jeder erſtaunen. So redet der Herr Lehms im Eingange. Und wenn dieſer niedriger und beſcheidner als die Abhandlung ſeyn ſoll, ſo wird man den Schluß machen können, wie verſtändlich die Abhandlung iſt, und was darinnen vor Erſtaunungswürdige Meteoren vorkommen müßen.

Die Vorrede und Zueignungsſchrift in Männlings ſententiöſem Lohenſtein übertrifft noch dieſe Lobrede. Was man in des Herrn von Lohenſteins Schriften einzeln antrift, das iſt hier auf einen Haufen zuſammen gebracht. Ich glaube, man hat uns mit Bedacht darinnen ein rechtes Muſter einer ſchwülſtigen Schreibart geben wollen. Und wenn auch dieſes der Vorſatz geweſen iſt, ſo muß man ſich doch wundern, daß ſich die Vernunft ſo binden läßt und die Natur ſich ſo verleugnen kan. Was die Natur und Kunſt vortrefliches gezeuget hat, das findet man daſelbſt. Alle Elemente Erde, Himmel, Flüſſe, Seen, Könige, Königinnen, Götter und Göttinnen wirken hier, um ein ungeſtaltes Chaos zu verfertigen. Herr Lohenſtein wird mit dieſen Worten gerühmet: die jetzige Argusgleiche hundertäugige Welt, die zwiſchen Spreu und Weizen, Schleen und Weinbeeren, Nachteulen und Paradiesvögeln, liederlichen Scarteken und nützlichen Büchern weis eine vernünftige Wahl zu machen, als ein Indianiſcher Fürſt Simandoca, zwiſchen einer Schale Perlen und einer Schüſſel Salz; ein Spaniſcher Manzius Sierra zwiſchen dem Peruaniſchen Punchaus oder goldnem Sonnenbilde und einem liederlichen Würfelſpiel; ein unflätiger Hottentot zwiſchen garſtigen Gedärmen und Welſchen Delicateſſen, die muß aufrichtig bekennen, daß des werthen Herrn Daniel Caſpari von Lohenſteins Goldwerthe Schriften, mehr auf einem Blatte Kraft und Saft in ſich haben, als Hermes in zwanzig tauſend und Epicurus in dreyhundert Büchern; maßen ſeine Bücher der Majorinblume in Sina gleichen, derer eine einzige ein ganzes Haus mit ihrem durchdringenden Ge-

Geruche einbiſamet. Herr Männling will kurz dieſes ſagen, des Herrn von Lohenſteins trefliche Schriften, erhalten den Beyfall der jetzigen klugen Welt. Und wo ich nicht irre, ſo ſagen dieſe wenige Worte mehr, als dieſe ganze Rede, und ich glaube Herr Lohenſtein würde ſelbſt bekennen, wenn er noch am Leben wäre, daß in dem letztern ein größers Lob vor ihn enthalten ſey, als in dem erſtern. Die kluge Welt ſaget außer Streit mehr, als die Argusgleiche hundertäugige Welt, die zwiſchen Spreu und Weizen, Schleen und Weinbeeren, Nachteulen und Paradiesvögeln, eine vernünftige Wahl zu machen weis. Braucht man denn dazu viel Vernunft, Witz und Klugheit, Spreu von Weizen zu unterſcheiden? Kein Bauer ſiehet die Schleen vor Weinbeeren an: Und kein Blinder wird die Nachteule mit einem Paradiesvogel verwechſeln. Die kluge Welt weis bedächtiger zu reden und zu urtheilen. Was nützet hier der Indianiſche Fürſt Simandoca, der von ſolcher Klugheit iſt, daß er eine Schale Perlen vor keine Schüſſel Salz anſiehet? Soll dadurch die Schreibart erhöhet werden? Ich glaube das Gegentheil. Wenn die Welt nicht klüger iſt, welche die Goldwerthen Schriften des Herrn Lohenſteins bewundert, als dieſer Fürſt; ſo wird er ſchlechten Ruhm damit erlangen. Ich würde dieſes vor eine Schande halten. Der Spaniſche Manzius Sierra dörfte wohl, wie Herr Männling, geſchrieben haben: deswegen iſt er aber nicht klug, wenn er auch gleich das Peruaniſche goldne Sonnenbild einem liederlichen Würfelſpiele vorgezogen hat. Wo ſoll denn der unflätige Hottentot die Klugheit hernehmen, dem die Welt gleicht, welche ſich an denen Schriften des Herrn Lohenſteins beluſtiget? Beſtehet ſie darinnen, daß er die garſtige Gedärme und die Welſchen Leckerbißen unterſcheiden kan? Das kan der Hund auch. Alle dieſe Worte ſagen dennoch wenig, und das einzige Beywort klug oder vernünftig ſaget weit mehr. Ein übermäßiges Lob heißt eine Schmeicheley. Wie will Herr Männling ſagen, daß ein Blatt von dem Herrn Lohenſtein mehr Kraft und Saft habe, als zwanzig tauſend Bücher des Hermes, und die dreyhundert des Epicurus? Wo ſind denn dieſe Schriften? Hat er ſie geleſen? Und wie will er davon urtheilen? Seine Argusgleiche hundertäugige Welt wird es thun; ihm werde ich ein ſo unbedächtiges Urtheil nicht zutrauen. Wie werden nun Hrn. Lohenſteins Bücher wie die Majorinblume in Sina, ein Haus einbiſamen? Aus allem iſt klar, daß Herr Männling hier eine Menge Worte gehecket, die wenig oder gar keinen Verſtand haben. Ich will noch den Anfang der Zueignungs-Schrift herſetzen: welcher eben ſo vernünftig als dieſe Stelle iſt. Die kluge Künſtlerin auf Erden, die wunderbare Meiſterin aller Dinge, die gütige Natur, ſo mehr Schau- und Verwunderungsbilder als Circe Verwandelung, der Opall Farben, der Himmel Stern und Wolken hat, zeugt in der bekannten Inſel Corſica den ſeltnen Stein Catochites, welcher die Hand, ſo ihm wird angelegt, ſo feſt an ſich hält, als der Fiſch Nautilus das Fleiſch; der Carniol das Holz; das Pflaſter die Haut; die Adlerklau den Raub; die Quelle von Cedina alles, was ſie erreichen kan, gleichwie der Moskoeſtrudel in Norwegen; ſtößt aber das roſtige Eiſen von ſich, als eine ihm unanſtändige Zulage, will ſich auch im minſten damit wie das Cypriſche Erzt mit geringem Glaſe, und der edle Weinſtock mit dem Hagedorn, das Nilwaſſer mit andern Flüſſen, das Blut der Diſtelfinken mit dem Blut der Goldammer, vermiſchen. Und dieſe gute Lehrmeiſterin giebt hierdurch der hurtigen Jugend ein Muſter ab, daß ſie ihren Zug zur Tugend, und die Begierde zur Gelehrſamkeit, den Eckel aber mit Hercule vor Laſtern habe.

Alle dieſe Worte ſagen dieſes: Weil der Stein Catochites die Hand ſtark an ſich ziehet, und das Eiſen mit Gewalt von ſich ſtößt; ſo ſoll die Jugend abnehmen, daß ſie einen Trieb zur Tugend und Gelehrſamkeit, und einen Abſcheu vor den Laſtern habe: Und auch dieſer Gedanke iſt falſch. Wenn Herr Männling den Arminius Enucleatus zu ſich reißt, und wie er ſpricht, liederliche Scarteken von ſich ſtößt, wird man dadurch abnehmen köñen, daß die Jugend einen Zug zur Tugend und Eckel vor den Laſtern habe? Es iſt ein Spiel der Phantaſie und weiter nichts. Die ganze Rede ſaget demnach nichts. Es iſt ein prächtiges Gebäude ſchallender Töne, die nichts bedeuten. Alleine was Herrn Männling begegnete, begegnet auch andern. Es iſt leichter aus dem Lohenſtein ſchwülſtige Reden zuſammen zu tragen und ſich eine Schatzkammer von ſchönen Raritäten zu machen, als ſchöne Gedanken aus ſeinem Gehirne zu finden. Wohin gerathen nicht viele Poeten? Virgilius ſchrieb hoch, Lucanus öfters ſchwülſtig; aber beyde kleben am Staube und kriechen wie die Schnecken auf der Erden gegen eine Betrachtung unſerer Deutſchen Poeten, die ſich über alles ſchwingen, was hoch und erhaben heiſt. Wenn man ſie gleich nicht verſtehen kan; Genug wenn die Schulknaben und ihres gleichen ſich daran beluſtigen, und aus ihrem Kothe Perlen leſen. Wir wollen keine weitere Exempel anführen. Wer die Regeln, welche Herr Werenfels vorträgt, begriffen hat, wird ſolche im Uberfluß finden. Wenn er nur ſeinen Landsleuten die Fehler bloß gezeiget hätte, ſo könnte man argwöhnen, wiedrige Affecten, eine blinde Eigenliebe,

liebe, oder allzufrühzeitige Tadelſucht wären die Bewegungsgründe. Die Wahrheit iſt bey den meiſten verhaßt. Niemand will ſeine Fehler herleihen, damit andere dadurch lernen möchten, ſolche zu vermeiden; beſonders wenn ſie uns von denen eröfnet werden, die ſich durch einen grauen Bart noch kein Anſehen erworben haben. Mein Scribent iſt von allen dieſen Einwürfen befreyet. Und dieſes iſt der Grund gegenwärtiger Uberſetzung. Herr Werenfels iſt ſelbſt ein Deutſcher. Doch wird er auch den Deutſchen die Wahrheit ſagen: Und ſein Ausſpruch iſt deſto weniger verdächtig, je unpartheyiſcher er ſich dabey befindet. Die ſeine Schriften geleſen haben, müſſen ſeine Philoſophiſche Einſicht rühmen; Und die ſich die Mühe nehmen, gegenwärtige Bogen ohne Vorurtheile durch zu leſen, werden ihr Urtheil gegründet befinden. Er handelt zwar in ſeiner Abhandlung hauptſächlich von der hohen Schreibart; Uberall aber bringt er nützliche Regeln von den übrigen Gattungen bey, wenn er das Schwülſtige unterſucht. Seine Abſicht iſt vornehmlich die hochtrabenden Reden der Lateiniſchen Scribenten zu unterſuchen: Doch ſind die Regeln allgemein, und müſſen auch von der Mundart der Deutſchen gelten. Man hat die Exempel beybehalten, weil es eine Uberſetzung heißen ſoll. Und da die meiſten überſetzt worden, ſo werden ſie in ihrer natürlichen Blöße erſcheinen. Im Lateiniſchen dörfte manches hoch ſcheinen, das in der That hochtrabend iſt. Vernünftige werden nicht eher urtheilen, bis ſie ſolche geleſen haben. Nach dem Urtheil aber der Unverſtändigen, wird weder Herr Werenfels noch ein anderer was fragen, der ſich durch den Beyfall der Verſtändigen ermuntern, und durch ihre Erinnerung beſſern läßt.

Herrn Samuel Werenfels
Abhandlung
De Meteoris Orationis
oder von der
# hochtrabenden Schreibart,
überſetzt von
Johann Simon Buchka.

§. 1.

Niemand wird ſich durch den Ton verführen laſſen, und hier ich weis nicht was vor große Dinge erwarten. Man verſtehet durch die Meteoren in einer Rede nichts anders, als ſolche Reden, welche dem Schein nach hoch, in der That aber leer, falſch und unvernünftig ſind. Dieſe Benennung iſt von dem Lehrer der Beredſamkeit, dem Longinus, entlehnet worden, welcher das Hohe (ὑψηλα) in einer Rede, und das Hochtrabende (μετεωρα) ſo unterſcheidet: Durch jenes Wort bemerket er wahrhaftig hohe Reden, durch dieſes aber diejenigen, welche nur den bloßen Schein der Hoheit haben. Wie es andern Wörtern ergehet, ſo iſt es auch dieſem ergangen. Vormals hat es eben ſo viel als ὑψηλον, hoch, bedeutet: Der Misbrauch aber hat ihm einen ſchlimmen Verſtand beygeleget. Denn diejenigen redeten bey jeder Gelegenheit von denen Luftzeichen oder Meteoren des Himmels, welche die Hoheit ihrer Wiſſenſchaft und Beredſamkeit prahleriſch zeigen wollten: Und durch die unabläßige Erwehnung ihrer Meteoren und Luftzeichen haben ſie endlich dieſes erhalten, daß man angefangen hat, ſie mit einem beſondern Namen μετεωρολεσχαι, Luftplauderer zu nennen. Wenn wir dem Heſychius glauben, ſo werden mit dieſem Wort bezeichnet οἱ τὰ περὶ οὐρανῶν μετέωρα φλυαροῦντες, die immer von denen Zeichen ſchwatzen, die ſich in der Luft unſern Augen vorſtellen. Daher auch das Wort ſelbſt ſo verhaßt worden, daß man nicht allein die Großſprecher und läppiſchen Prahler μετεωρολογοι betitelte, ſondern die Lehrer der Beredſamkeit haben auch alles dasjenige Meteoren genennet, was in einer Rede allzuhochtrabend und wieder die Regeln einer vernünftigen Schreibart iſt. Faſt ein gleiches Schickſal hat das Wort Phöbus wegen des Misbrauchs gehabt. Denn die heutigen Franzoſen ſprechen von allen denjenigen, welche die geziemenden Grenzen in einer Rede überſteigen, φοιβολογειν, ſie ſagen ein Phöbus.

§. 2.

Man kan nicht begreifen, was in einer Rede hochtrabend ſey, wenn man nicht vorher verſteht, was in der That hoch iſt. Dieſes muß demnach vor allen Dingen deutlich gemacht werden. Wir wollen nicht entſcheiden, ob das ὕψος (hoch) des Longinus, und das μεγεθος (groß) des Hermogenes einerley ſage, wie viele wollen: oder ob dieſe Wörter von einander unterſchieden ſeyn, wie es dem Tanaquill Faber und dem unvergleichlichen Boileau ſcheinet, dem wir die Franzöſiſche Uberſetzung des Longinus zu danken haben. Es mag ſie, wer da will, vor einerley oder vor verſchieden halten: Unſer Vorhaben iſt, Regeln von der Beredſamkeit zu geben, und nicht die Wörter zu erklären, welche die Lehrer derſelben gebraucht haben.

§. 3.

Wir verſtehen durch prächtig und erhaben einerley. Zu einer ſolchen Rede aber wird hauptſächlich erfordert, daß die Sache hoch und prächtig ſey, wovon geredet wird. Einige Dinge werden von den Menſchen höher, andere geringer geachtet. Jene bekommen den Namen, Größere, dieſe Geringere. Was ſelbſt unter den Größern einen Vorzug vor andern hat, das wird groß, hoch und erhaben genennet: Und dieſe Dinge erregen bey denen Menſchen eine Verwunderung, da im Gegentheil geringe Sachen die Verachtung begleitet.

Es iſt demnach alles groß und prächtig, was wir deswegen bewundern, weil es unter denen Dingen etwas zum voraus hat, welche die Menſchen vor andern hoch zu ſchätzen pflegen. Alſo ſind die Könige groß, weil ſie vor denenjenigen einen großen Vorzug haben, welche anſehnliche Ehrenſtellen bekleiden, um deswillen wir ihnen einen Rang vor andern zugeſtehn. Noch größer ſind diejenigen Regenten, welche unter den Königen etwas für andern haben. Der gröſte aber iſt der König aller Könige, und Herr aller Herren. Auf eben dieſe Weiſe werden Sachen und Handlungen groß genennet.

Nicht allein aber gute, ſondern auch böſe Dinge ſind groß. Denn auch dieſe zeigen eine Verwunderung, wenn ſie in ihrer Art ausnehmend ſind. So ſagt man eine groſſe Grauſamkeit, ein groſſes Laſter, eine groſſe Niederlage, ein groſſes Elend, ein groſſer Verluſt und dergleichen mehr. Dieſe Dinge werden niemahls geringer, insgemein aber höher als das Gute geſchätzt, welches in ſeiner Art andere übertrifft. Denn ſie erwecken in den menſchlichen Gemüthern ſolche Leidenſchaften, welche ihr Object, wie man redet, auf eine wunderbare Weiſe erhöhen und zu vergröſſern pflegen. Als da ſind Zorn, Unwille, Furcht, Traurigkeit, Schrecken, Verzweifelung. Der Abſcheu vom Böſen iſt weit gröſſer, als das Verlangen nach dem Guten: und deswegen ſind dieſe Affecten bey dem Menſchen viel heftiger, als diejenigen, welche das Gute zum Gegenſtande haben. Daher kommts, daß auſſerordentlich hochmüthige Könige lieber wollen gefürchtet, als geliebet ſeyn. Denn die Menſchen pflegen auch geringe Sachen zu lieben, aber nichts, als groſſe Dinge zu fürchten. Die Liebe hat öfters die Verachtung zur Gefehrtin, nichts weniger aber verachtet man, als was man heftig fürchtet. Die Prinzen aber wollen lieber groß als gut ſcheinen: Und es hat das Anſehen, als ob die Benennung eines Guten bey vielen eine überaus geringe Bedeutung habe.

Die Weltweiſen pflegen einer Sache einen ganz andern Werth beyzulegen, als vom Pöbel geſchiehet. Hier aber iſt nicht nöthig, daß die Sache allezeit nach der Philoſophen Urtheil groß ſey, wovon ein Redner handelt. Es iſt genug, wenn ſie nur ſo beſchaffen iſt, entweder nach der allgemeinen Meynung der Leute, oder bey denenjenigen, vor welchen man redet, und zwar zu der Zeit, wenn man redet, und an dem Orte, wo man redet. Wenn ein Feldherr ſeine Soldaten durch die Hofnung reicher Beute zum Treffen ermuntern will, ſo kan er von derſelben hoch und prächtig reden, ob er gleich ſelbſt die Reichthümer verachtet. Imgleichen iſt einem Redner gar wohl erlaubet, von dem angethanen Unrecht, als einer wichtigen Sache zu reden, ob gleich ein Socrates und Diogenes daſſelbe vor nichts halten möchte. Ja wenn auch eine Sache an ſich groß wäre, die Zuhörer aber ſie nicht vor ſo wichtig anſehen, ſo muß man ſich keiner erhabnen Schreibart bedienen, wo man nicht vorher in einer niedrigen und mehr durch nachdrückliche Gründe, als durch prächtige Worte erwieſen hat, daß dasjenige in der That groß ſey, wovon geredet wird. Bemerket man aus richtigen Kennzeichen, daß man dieſes erhalten hat, ſo dann erſt kan man die Schreibart prächtiger einrichten und ſich in ſeinem Vortrage höher ſchwingen. Und dieſes iſt der Grund, warum die meiſten Eingänge der Reden beſcheidener und niedriger ſeyn ſollen. Denn es iſt wider den Wohlſtand, ſo prächtig von einer Sache zu reden, die dem Zuhörer weit verächtlicher als dem Redner ſcheinen kan, ſo lange man die Hoheit derſelben noch nicht gezeiget hat.

§. 4.

Es iſt aber zu einer hohen Schreibart noch nicht genug, daß man ſich eine wichtige Materie in ſeiner Rede abzuhandeln ausgeſetzt, und den Vorſatz habe, von lauter groſſen Dingen zu reden. Unſer Witz muß der Sache gewachſen ſeyn, damit wir uns im Gemüthe von dem Hohen einen groſſen Begriff machen können; und zwar einen ſo groſſen, daß wir alle Vortreflichkeiten an einer Sache mit unſern Gedanken faſſen mögen.

Den Witz nennen wir hier ſo wohl eine beſonders fähige, als auch muntere und lebhafte Einbildungskraft *.

---

* Andere nennen den Witz ein Vermögen, die Aehnlichkeiten der Dinge zu bemerken. Herr Werenfels ſchließt hier dieſes Vermögen nicht aus. Doch ſind bey dieſer Erklärung noch zwey Dinge zu beobachten. Er beſchreibt hier nicht den Witz überhaupt, ſondern wie er von einem Redner erfordert wird, der in einer prächtigen Schreibart groſſe Sachen abhandeln will. Dann erfor-

Die Einbildungskraft iſt fähig, welche auf einmal, oder zum wenigſten in ſehr kurzer Zeit ſich eine groſſe Menge Sachen ohne Verwirrung vorſtellen kan; welche deswegen eine wichtige Materie mit unglaublicher Geſchwindigkeit auf allen Seiten betrachtet; welche alles durchläuſt, was an einer Sache vor andern zu bewundern iſt; welche gleich alle die Dinge überſieht, welche der Sache ein gröſſers Anſehen geben, wenn man ſie entweder mit ihr vergleicht, oder einander entgegen ſetzet.

Die Munterkeit der Einbildungskraft beſtehet hierinnen: Alle und jede Dinge werden unſerm Gemüthe ſo lebhaſt vorgeſtellet, daß unter der Einbildung und einer Empfindung kein groſſer Unterſcheid zu bemerken iſt. Die Seele ſcheinet nicht ſo wohl ſich entfernete Sache vorzuſtellen, als vielmehr gegenwärtige Dinge zu betrachten. Daher kommts, daß die bloſſe Einbildung in uns eben die Leidenſchaften erwecket, welche das Anſchauen dieſer Dinge erregen würde.

Dieſe Fähigkeit und Lebhaftigkeit der Phantaſie bewundern wir vornehmlich an den Poeten. Ihre Fähigkeit; wenn ſie ihre Bilder aus ſo viel Theilen zuſammen ſetzen, und ſo viel Umſtände darinnen ausdrucken, daß man nicht begreifen kan, auf was Art ihnen alle dieſe Dinge haben beyfallen können. Die Munterkeit oder Lebhaftigkeit der Einbildungskraft aber ſetzet uns in Verwunderung, wenn wir die Sachen beym Durchleſen nicht ſo wohl zu leſen, als zu ſehen vermeynen; wenn man ſich von denen Affecten nicht enthalten kan, welche der gegenwärtige

---

forderte er zu dem Witz auch das Vermögen, viele beſondere Umſtände an einer Sache zu bemerken, welches andere Scharfſinnigkeit nennen.

ge Anblick ſolcher Dinge rege zu machen pfleget. Beydes muß verknüpft werden, wenn man ſich einen groſſen Begriff und Abbildung von einer Sache machen will. Die Rede derjenigen iſt mager und trocken, denen das erſte fehlet: und die wenig von dem letztern beſitzen, werden ſchläfrig, matt und lahm genennet. Ovidius zeiget durchgehens die Fähigkeit ſeiner Phantaſie, und niemand iſt reicher hierinnen, als er: aber die Lebhaftigkeit fehlet bisweilen. Man halte ſeine Dido, und die Dido des Virgilius gegen einander; ſo wird man ſagen, daß dorten zwar ein netter Poet rede, aber doch nur ein Poet; Hier aber die Dido ſelbſt, welche voller Affect, voller Verzweiflung iſt.

§. 5.

Die Einbildungs Kraft aber hat nicht alles, auch nicht das meiſte bey einer Rede zu thun. Die Beurtheilungskraft muß überall herrſchen.

Vernunft und Klugheit ſind die Qvellen ſchöner Lieder.
Horatius

Wenn in einem Gedichte nicht alles ſogleich darf ausgeſchüttet werden, was eine aufgeweckte und verſchwenderiſche Phantaſie an die Hand giebt; um wie viel mehr wird in einer proſaiſchen Rede eine kluge Wahl müſſen getroffen werden, die viel ernſthafter iſt und der Einbildungskraft weit weniger nachſiehet?

Die Beurtheilungskraft muß demnach die Phantaſie beherrſchen, und ihr bald etwas Freyheit laſſen, bald ſolche wieder einſchränken. Sie muß ſcharfſichtig ſeyn und alles genau durchſehen; Sie muß nicht verderbt ſeyn und ihren eigenen Begriffen ſchmeicheln: Sie muß ſtreng und unerbittlich ſeyn und der Einbildungskraft nichts unanſtändiges zu gut halten. Iſt ſie ſo beſchaffen, ſo unterſcheidet ſie dasjenige genau, was an jenem Bilde hauptſächlich zu bewundern iſt, das wir uns im Gemüthe formen. Sie unterſucht, was die Zuhörer an dieſem Orte, zu dieſer Zeit am meiſten bewegt; ob es genug ſey, nur überhaupt dasjenige vorzutragen, was zur Hoheit der Sache gehöret, oder ob man es Stückweiſe durchgehen muß; ob man nur die wichtigſten Dinge wehlen, oder gar bey einem ſtille ſtehen und daſſelbe mit den lebhafteſten Farben abſchildern muß, was unter allen das vornehmſte iſt; ob vielleicht auch etwas müſſe verſteckt werden, welches die gröſte Verwunderung zeigen ſoll, doch ſo, daß es ſcheinet, als ob man eine Sache von der gröſten Wichtigkeit verbergen wolle. Es ſtelle ſich die Phantaſie ihr Bild vor, und wiederhole ihre Vorſtellung ſo oft, als es der Beurtheilungskraft gefällt. Sie drehe es auf alle Seiten, bis dieſer ſtrenge Richter den Ausſpruch giebt: Auf dieſer Seite iſt es am ſchönſten, dieſe muß dem Zuhörern gezeiget werden.

§. 6.

Iſt das Bild einer hohen Sache in dem Gemüthe fertig und die Beurtheilungskraft hat daſſelbe gebilliget; ſo muß man ſich um Worte bekümmern, womit man daſſelbe, als mit Farben andern abmahlen kan, daß es ihnen eben ſo groß, als uns ſcheinet. Wie das Bild die Sache, ſo ſollen die Worte dem Bilde gleich ſeyn. Hieraus folgt, daß die Wörter in einer erhabnen Rede, hoch und prächtig ſeyn müſſen. Dieſes geſchiehet auf dreyerley Weiſe: Durch das Anſehen derjenigen, die ſolche gebrauchen, durch den Ton und durch die Bedeutung.

Die Wörter ſind hoch wegen des Anſehens, welche nicht aus den Ställen und Wohnungen der Knechte genommen oder auf den Gaſſen aufgefangen werden, daran ſich Küchenmägde und Stalljungen beluſtigen, ſondern von ſolchen Leuten gebraucht werden, welche frey und anſtändig erzogen worden, die berühmt ſind, und vor andern in Hochachtung ſtehen. Leute, die auf Artigkeit und Zierlichkeit ſehen, und ſich vom gemeinen Volke abſondern, unterſcheiden in allen Sprachen leicht ſolche Wörter, von denjenigen, welche durch den Gebrauch des ungeſchliffnen Pöbels verächtlich worden. Wenn man von Wörtern redet, ſo begreift man auch darunter Redensarten, Sprichwörter und was mit dieſen eine Aehnlichkeit hat.

Zum Tone gehören Wörter, Abtheilungen, Glieder der Perioden. Alle aber ſind dem Tone nach hoch und prächtig, wenn ſie einen großen Schall von ſich geben, das Ohr erfüllen, das Gehör angreifen und bisweilen faſt Furcht und Schrecken erwecken; als wenn bey dem Virgilius die Winde aus ihren fürchterlichen Hölen hervor brechen; oder wenn

- - - - crines effuſa ſacerdos
Tercentum tonat ore Deos, Erebumque Chaosque
Tergeminamque Hecatem.

oder wie bey dem Claudian die Ceres über den Verluſt ihrer Tochter

- - Toto bachatur Olympo.

Aber dieſes muß durch das Gehör beurtheilet werden, welches bey einem zärtlicher iſt, als bey dem andern.

Die gröſte Hoheit der Wörter aber beſtehet in der Bedeutung. Es weis jedermann, daß ein Wort mehr anzeige, als das andere: So ſagt Flehen mehr, als Bitten; Ausreiſſen weniger als durchbrechen. Es trägt alſo zur Hoheit der Schreibart viel bey, wenn man ſich nicht allein ſolcher Worte bedienet, welche große

Sachen bedeuten, ſondern auch ſolche ausſuchet, welche noch nachdenklicher ſind. Es iſt höher, wenn der Poet ſpricht: Furor arma miniſtrat.

Erregte Raſerey giebt Waffen an die Hand.

als wenn er nur Zorn geſaget hätte.

Es ſind aber außer der bekannten und eigentlichen Bedeutung eines Worts unzehliche andere, welche der Gebrauch mit ihnen verknüpft hat und von einigen Nebenbedeutungen genennet werden. Wenn man jemand einen Dieb nennet, ſo ſagt man nicht nur dieſes: der Menſch hat ohne des Beſitzers Vorbewuſt und Willen etwas weggenommen, welches die eigentliche Bedeutung des Worts iſt. Man giebt zugleich noch viel andere Dinge zu verſtehen. Z. E. Man ſey auf dieſen Menſchen ungehalten; man ſuche ſich durch dieſes Wort zu rächen; man wolle ihn mit Vorſatz beleidigen; man ſchätze ihn ſo gering, daß man keine Rache von ihm fürchtet, indem man ihn zum Zorne reizt. Bisweilen zeiget man auch mit dieſem Worte an; Man ſey nicht allzuhöflich.

Es giebt wenig Worte, welche nicht neben der Hauptbedeutung ſehr viel Bedeutungen von dieſer Art haben. Sie ſind in jeder Gattung von Reden, vornehmlich aber in der hohen Schreibart zu merken; theils zu dem Ende, damit man nicht etwas durch ein Wort ſage, was unſerer Meynung zu wieder iſt, theils deswegen, damit man durch dieſe Bedeutung der Wörter die Schreibart erhöhen möge. Wie viel hat nicht Cäſar geſagt, da er mit einem einzigen Wort, Quirites, ihr Römer, ein aufrühriſches Kriegsheer beſänftigte? Man wird vergebens in den Wörterbüchern alle Bedeutungen dieſes Worts ſuchen, welche die rebelliſchen

Soldaten bey Anhörung deſſelben darunter verſtanden haben. Ja man kan ſagen, daß die Schreibart durch nichts erhabner wäre, als durch ſolche Wörter, welche viel dergleichen Bedeutungen in ſich ſchließen. Denn daher kommts, daß wenige, und zwar die natürlichſten Worte, einen weitläuftigen Verſtand in ſich faſſen. Kan aber was höhers in der Schreibart ſeyn?

Der Retter der Römiſchen Freyheit, Valerius Poplicola hatte ſich ein Haus auf dem Berge Velia gebauet: Und deswegen kam er bey ſeinen Bürgern in den Verdacht, als ob er trachtete, das Regiment an ſich zu ziehen. Hierbey redet er ſie ſo an: das Haus des Publius Valerius ſoll eurer Freyheit nicht entgegen ſtehen, ihr Römer. Ihr ſollt von dem Berge Velia nichts zu befürchten haben. Ich will das Gebäude nicht allein der Erden gleich machen, ſondern auch unter dem Hügel aufrichten laſſen, damit ihr über mir als einem verdächtigen Bürger eure Wohnungen haben möget. Diejenigen mögen auf den Berg bauen, denen man ſicherer die Römiſche Freyheit vertrauen kan, als dem Publius Valerius. Nichts höhers kan geleſen werden: Aber hieraus mag man ſehen, wie viel man mit wenig Worten ſagen kan. Man leſche den wiederhohlten Nahmen Publius Valerius aus, und laſſe die Worte weg, einen verdächtigen Bürger; ſo wird man ſehen, wie viel man ihrer Hoheit entzogen hat.

Wie hoch ſind nicht jene Worte des Cicero: Der Rath weis dieſes, der Bürgermeiſter ſiehts, und dieſer lebt doch? Wieviel bedeuten nicht hier die Worte, Rath, Bürgermeiſter, die von dem Bürgermeiſter Cicero in der Rathsverſammlung ſind ausgeſprochen worden? Hätte er nicht weit weniger geſagt, wenn er ſich ſo erkläret hätte: Ihr wiſſet dieſes, und ich ſehe es? Zu dem Ende ſind die Figuren erfunden worden, damit ſie nebſt der Sache unſere Gemüthsbewegungen abbilden möchten. Als wenn Cicero in eben dieſer Rede ausruft: O Zeiten, o Sitten! ſo zeigt er nicht ſchlechterdings die verkehrten Sitten und Zeiten an, ſondern er druckt auch dabey aus, wie ſehr ihm die Verderbniß der Sitten und Zeiten zu Herzen gehe. Andere Figuren bilden andere Affecten ab.

Die Tropiſchen Redensarten erhöhen die Rede gleichfalls, beſonders die Metaphorn, welche am rechten Orte angebracht werden. Sie haben aber niemals in der hohen Schreibart ſtatt, wo ſie nicht unentbehrlich ſind; entweder zur Veränderung der Rede, oder wenn eigentliche Worte die Hoheit der Sache nicht nachdrücklich genug vorzuſtellen ſcheinen. Alsdenn nimmt man ſeine Zuflucht zu ſolchen Wörtern, welche größere Sachen bedeuten, und verwechſelt unverblümte mit verblümten. Allein die Lehre von den Tropen wird von den Meiſtern der Wohlredenheit weitläuftig, ja allzu verdrüßlich abgehandelt.

Was bisher beygebracht worden, wird vielen zur erhabnen Schreibart hinlänglich ſcheinen: aber eines, deucht mich, ſey noch übrig. Ob es das vornehmſte ſey, daran bin ich zweifelhaft. Ein Redner mahlet in einer Rede nicht nur ſeine Materie, ſondern auch zugleich ſich ſelbſten ab: Und des Demetrius Urtheil ſtimmt mit der Wahrheit vollkommen überein: (ἔϛιν ἐκ παντὸς λόγȣ ἰδεῖν τὸ ἦθος τȣ̃ γράφοντος) Man kan aus einer jeden Rede die Gemüthsneigungen des Scribenten erkennen. Man muß alſo in der hohen Schreibart dahin ſehen, daß man die Sache hoch und das Gemüth nicht niedrig abbilde.

de. Ich ſage das Gemüth, nicht den Witz, welcher bisweilen in einer niederträchtigen und kleinmüthigen Seele groß iſt. Deſſen Gemüth aber iſt groß und erhaben, das mit ſolcher Heftigkeit zu groſſen und ausnehmenden Sachen getrieben wird, daß es ſich einzig daran beluſtiget, ſich am liebſten damit beſchäftiget und ſich ihnen ganz eigen ergiebet. Was niedrige Seelen hochachten, das ſiehet ein ſolches Gemüth mit Verachtung an. Wornach der Pöbel läuft, das gehet ihm wenig an. Es iſt bey allen Zufällen ſtandhaft, allezeit frey, allezeit ſeiner mächtig, wahrhaftig, aufrichtig, offenherzig und ein ſtrenger Verfechter der Wahrheit. Es hält ſo über ſein Anſehen, daß es weder aus Furcht, noch Hoffnung, noch einer andern Gemüthsleidenſchaft ſich erniedriget und ſich zu ſolchen Dingen verſtehet, welche es vor unanſtändig erkennet. So muß ſich ein Redner abſchildern, wenn er ſeiner Rede ein Anſehen zu wege bringen will.

So mahlt er ſich aber in der ganzen Beſchaffenheit ſeiner Rede ab, wenn ſie nicht nach dem ſtinkenden Fleiß und den Schulen der Rhetorn riecht, denn dieſes ſind Eigenſchaften niedriger Seelen: Sondern wenn eine männliche, natürliche und ungezwungene Beredſamkeit darinnen zu bemerken iſt. Dieſe befindet ſich bey denen, welche ſagen, was ſie meynen; die ſich mehr um das bekümmern, was ſie ſagen, als wie ſie es ſagen: welche endlich wohl reden, nicht weil ſie wohl reden wollen, ſondern weil ſie es nicht anders ſagen können. Er giebt ſich als einen ſolchen Mann durch eine edle Freymüthigkeit und Unerſchrockenheit im Reden zu erkennen, welche durchgehends in einer Rede herrſchet, die von einer kindiſchen Scham, knechtiſchen Furcht und ſchändlichen

Schmeicheley entfernet iſt, doch aber auch nichts unverſchämtes und bäuriſches an ſich hat.

Selbſt die Affecten, welche bey den meiſten Zeichen eines ohnmächtigen Gemüths ſind, ſcheinen bey einem ſolchen Redner die Großmuth zum Grunde zu haben. Dergleichen ſind der Zorn des Neptunus bey dem Virgilius; Die Thränen des Cicero in der Rede vor den Milo.

Endlich zeigt ein Redner auch ſeine Großmuth durch nachdenkliche Sprüche, welche er hier und da in ſeine Rede ſtreuet, doch ſo, daß ſie nicht mit Fleiß hinein geflickt zu ſeyn ſcheinen, ſondern ihm bey dem Nachdenken über ſeine Materie deswegen beygefallen, weil es die Sache ſo mit ſich brachte. Dieſe Hoheit des Geiſtes kan ſchwerlich ausgedruckt werden, wo ſie ſich nicht findet. Will man ſich ſo ſtellen; ſo wird man ſich durch Prahlerey und gekünſtelten Zwang, oder bisweilen durch eine Metaphora, die von einer niedrigen Sache entlehnet worden, oder durch eine hohe Figur bey geringen Dingen verrathen. In dem Ausdrucke dieſer Hoheit des Gemüthes hat Livius, wie überall, ſo auch in ſeinen Reden den Vorzug. Wenn man dieſe lieſet, ſo wird man glauben, man leſe nicht den Livius, ſondern man höre ſelbſt die groſſen Männer und Feldherrn, die er redend einführet.

Hieher ſind einige Sprüche der Alten zu zehlen. Ich will den Sieg nicht ſtehlen, ſagt Alexander. Wenn man rathen ſollte, von wem dieſe Rede ſtammte, ſo würden diejenigen, die den Alexander kennen, antworten, von Alexander. Und wer hätte, auſſer Alexandern auf des Parmenio Rede: ich würde dieſes thun, wenn ich Alexander wäre, ſo geantwortet: Und ich, wenn ich Parmenio wäre? Wie viel bedeutet nicht jenes Wort: Du führſt den Cäſar? Aber was bilden ſie nicht auch vor ein Gemüth ab?

Man trägt ſich heut zu Tage mit der Antwort eines Herzogs von Genua. Dieſer iſt gezwungen worden, nach Frankreich zu gehen, damit er ſich im Nahmen der Republick, dem Könige der Franzen unterwerfen möchte. Es wurde ihm alles gezeiget, was Paris prächtiges aufweiſen kan. Auf die Frage aber, was er in der Stadt und an dem berühmteſten Hofe der Welt am wunderwürdigſten gefunden hätte, verſetzte derſelbe, ohne ſich lange zu bedenken: Mich. Dieſer Antwort fehlet ſchlechterdings nichts an Hoheit. Es wird die gröſte Sache geſagt; ſie wird in einem einzigen, ſchlechten aber nachdrücklichen Worte geſagt; und iſt ein ſicheres Kennzeichen eines hohen Geiſtes. Dieſe Hoheit hat eine unglaubliche Kraft. Die dergleichen Sprüche leſen, die ſie hören, empfinden bey dem Leſen und Hören, daß mit der Rede auch ihr Gemüth erhöhet werde und großmüthige Regungen faſſe.

Die Menſchen müſſen ſich auch an der gehäßigen Wahrheit vergnügen, dabey ſich dieſe Großmuth zeiget. Sie erwecket eine Verwunderung, da ſie ſonſt Haß und Feindſchaft zeugen würde. Alexander ſoll einem Seeräuber das Leben geſchenket haben, der ſeine Sache mit dieſen Worten vertheidigte: Weil ich nur mit einem einzigen Schiffchen das Meer beunruhige, ſo werde ich ein Seeräuber genennet. Dich nennet man einen König, da du eben das mit einer groſſen Flotte thuſt. Der König wollte nehmlich dem Seeräuber an Großmuth nichts nachgeben, davon dieſe Rede ein Abdruck iſt.

§. 8.

Aus dieſem, was abgehandelt worden, ſiehet jedermann augenſcheinlich, was das ſey, nicht ein oder der andere hohe Spruch, ſondern eine hohe Rede. Ich will alles in wenig Worte faſſen, was ich bisher ausgeführet habe. Wer hierinnen vortreflich ſeyn will, von dem wird erfordert, daß er ſich ein großes Denkbild von einer großen Sache mache, und ſolches, nebſt der Hoheit ſeines Gemüthes, mit ſo nachdenklichen Worten ausdrücket, daß er die Zuhörer ſo wohl wegen der Materie, als wegen ſeines Geiſtes zur Verwunderung zwinge. Die ſich die Schwierigkeit der Sache von dieſer Art Reden abſchrecken laſſen, die handeln klug, nach meiner Meynung. Denn ſie können in einer andern Gattung Beyfall und vor andern Ruhm erlangen. Die wenigſten ſind in der hohen Schreibart erträglich. Vielleicht iſt einer oder der andere hierinnen vortreflich, wenn ſie anders vortreflich ſind. Die andern alle, je höher ſie ſich ſchwingen wollen, deſto mehr verrathen ſie die Schwäche entweder ihrer Beurtheilungskraft oder des Witzes, oder ihres Geiſtes. Dum vitat humum nubes & inania captat.

Die ſieht man, welche ſich nicht zu der Erde neigen,
Voll Dunſt und leerem Schwulſt die Wolken überſteigen.

Und die nach großen Dingen ſtreben, zeigen Meteoren und hochtrabende Reden. Der ganze Urſprung der ſchwülſtigen Schreibart iſt in der übel nachgekünſtelten Hoheit der Rede zu ſuchen. Unſer Vorhaben erfordert, itzt mit mehrerm davon zu handeln.

§. 9.

Alle Meteoren in einer Rede können zu dieſen drey Arten gezogen werden. Es wird entweder eine wahrhaftig hohe Schreibart bey einer geringen Sache gebraucht; oder die Hoheit der Schreibart iſt nicht richtig bey einer prächtigen Materie; oder es iſt endlich weder die Sache hoch, noch die Hoheit der Schreibart wahrhaftig. Die erſte Gattung hat zwey Urſachen: Entweder man ſchätzet geringe Sachen höher, als ſie in der That ſind; und daher kommt das Schreyen und Lermen; oder man glaubt, man könne von keiner Sache wohl und zierlich reden, wo man nicht auf Stelzen gehet. Das erſte zeiget von einem niederträchtigen Gemüthe; beydes von der Schwäche der Beurtheilungskraft.

Es iſt faſt nicht zu ſagen, wie viel man Exempel von dieſem Fehler findet. Reden die ſo genannten Gelehrten von ihren Sachen, ſo thun ſie dieſes insgemein in einer allzuprächtigen Schreibart; vielleicht darum, weil ſie allzuhohe Meynungen von ihren Werken hegen. Alle Figuren, welche die heftigſten Affecten abbilden, werden angebracht, wenn ſie ſagen wollen, wie dieſes oder jenes müße geleſen werden, was dieß oder jenes Wort bedeutet, in was vor einer Lehrart eine Wiſſenſchaft ſoll abgehandelt werden ꝛc. Wir wollen ein Exempel an dem Julius Cäſar Scaliger ſehen, der bey der gelehrten Welt einen ſo großen Namen erlanget hat. Sein Sohn Sylvius hatte nun die erſten Gründe der lateiniſchen Sprache innen. Der Vater will ihm eine genauere Erkänntniß davon beybringen. Von dieſer Sache redet er ſo: Du biſt nun, mein Sohn, Sylvius Cäſar, aus den engen Schranken der kindiſchen Gelahrheit geſchritten. Es geziemet dir aber nicht, ernſthaftere Sachen eher anzugreifen, bis du die Urſachen von jenen Regeln gefaßt haſt, durch welche der Weg zu allen vortreflichen Wiſſenſchaften gebahnet werden ſoll. Du haſt zwar begriffen, was in gewiſſen Anmerkungen abgefaßt iſt: Doch wirſt du noch oftmals zweifelhaft ſeyn, ob es wirklich ſo ſey, und dich allezeit genöthiget ſehen, zu fragen, warum es ſo ſey. So lange ich dich nicht von dieſen Schwierigkeiten befreyet, und in ruhiger Sicherheit ſehe; ſo lange werde ich mein Leben vor eine beſchwerliche Laſt halten. Und kurz darauf ſchreibt er ſo: Dieſe Dinge, mein Sohn, werden zwar bey dem erſten Angriff deinem Alter unangenehm ſcheinen. Doch muſt du bedenken, daß nie etwas gemeines die Arbeit belohnet habe. Aber wie hoch wird das zu ſchätzen ſeyn, wenn man ſich von Jugend auf zu den allervortreflichſten Sachen gewöhnet? Du muſt alſo davor halten, daß dieſe rauhen Dinge nur barbariſche und ungeſchliffene Gemüther in Schrecken und Verzweiflung ſetzen, vor uns aber, die wir der Wahrheit nachjagen, als gewaffnete Legionen ſtreiten. Man ſollte glauben, Hamilcar ermuntere ſeinen Sohn Hannibal, die Römer beſtändig mit Krieg zu verfolgen; oder doch zum allerwenigſten gedenken, daß unſer Julius Cäſar ſeinen Sylvius lehre, mit was vor Muth und Tapferkeit er die verlohrne Oberherrſchaft von Verona wieder erlangen könne. Wer aber ſollte glauben, daß ein Vater ſeinem Sohn mit dieſen Worten Grammaticaliſche Regeln einhändige?

Hieher gehöret das Urtheil des Ludovicus Vives, welches er von Chriſt. Longolius fällete: Er hat, ſpricht jener, Ciceronianiſche Worte: Aber dem Verſtande nach iſt er deſto läppiſcher; deswegen, weil er hohe Worte bey geringen Sachen gebraucht. Denn es war ihm nicht genug, die Worte und Redensarten des Cicero mit unbeſchreiblicher Mühe nachzuäffen. Er wollte gar den ganzen Cicero ausdrucken. Er ſtellt ſich an als ob die Römiſche Republick und die Verwaltung desjenigen Reichs auf ihm liege, worunter der ganze Weltkreis ſtunde, da er doch ſelbſt eine Privatperſon war, und in einem Winkel ſeiner Studierſtube verborgen ſteckte. Hierinnen handelte er ſo lächerlich, als wenn er die Kleider eines Rieſen angezogen, die Worte und Ausſprache des Rieſen nachgeäffet hätte, damit er als ein Rieſe ausſehen möchte.

Nirgends iſt dieſe Art der hochtrabenden Schreibart deutlicher zu ſehen, als in ſeiner Schutzſchrift. Er vertheidiget ſich ſo darinnen wieder einige nichtswürdige Beſchuldigungen müßiger Leute, daß ſich Carl der I. König in Engelland keines größern Wörterprachts hätte bedienen können, welcher in dem vorigen Jahrhunderte gezwungen worden, ſich auf Leib und Leben zu vertheidigen. Eraſmus führet dieſes weitläuftiger und nach ſeiner Gewohnheit angenehm und ſcherzhaft aus.

Auf gleiche Abwege gerathen nicht allein die übrigen Ciceronianer, ſondern auch die meiſten, welche ſich einen gewiſſen alten Scribenten zur Nachfolge ausſetzen. Sie ahmen die Reden der gröſten Männer nach. Aber wer denn? Leute, die im dunkeln leben, in der Studirſtube ſtecken, und niemand, als Knaben, Jünglingen oder einigen ihres gleichen bekannt ſind. Sie ſuchen es Leuten nachzuthun, die von den gröſten und wichtigſten Sachen reden. Aber wer ſind dieſe? Solche die nichts zu ſagen haben, wenn man das ausnimmt, was die freyen Künſte angehet. Wer ſich den Titus Livius zum Muſter vorgeſtellet hat, der redet nicht anders, als wenn das Römiſche Kriegsheer zwiſchen den Caudiniſchen Klippen in der äußerſten Noth ſteckte, ſo oft er zweifelhaft iſt, wie eine Stelle ſoll geleſen oder verſtanden werden. Wenn jemand eine Neuerung in der Lehrart einführen will, ſo wird ein Anbeter des Saluſtius von dieſem Scribenten Farben entlehnen, um die Kühnheit des Menſchen abzumahlen, womit jener den Catilina abbildete. Dem der Tacitus vor andern gefällt, der redet kurz, nachdenklich und bringt dunkle Orackel-Sprüche vor; wenn von der Schulzucht und Erlernung der Künſte gehandelt wird. Man ſollte meynen, der Menſch eröffne die verborgenen

Kunſtgriffe der Regenten und die Geheimniſſe des Staats. Ein fleißiger Leſer des Quintus Curtius wird von den geringſten Verrichtungen der Gelehrten nicht anders, als Alexander vom beſiegten Aſien ſprechen. Dieſer gebraucht die Bilder des Vellejus Paterculus, darinnen er ſo viele Helden abgeſchildert hat, bey einem jeden ſeiner Freunde, den er loben will. Jener beſchreibt die Grammatikaliſchen Streitigkeiten und die Zänkereyen der Gelehrten mit ſolchem Pracht, wie Florus die Kriege des Römiſchen Volks. Was will man mehr? Keine Stadt iſt ſo unbekannt, kein Städtchen ſo klein, in welchem nicht die Nachfolger der Römiſchen Scribenten, den Gerichtsplatz, den Ort der Verſammlungen, den Rednerplatz, den helfenbeinernen Thron, das Capitol, das Steckenbündel und das aus demſelben hervorragende Beil, die Purpurſtreifigen Ritterröcke, kleine und große Triumphe, und endlich als in einem Auszuge die ganze Herrlichkeit des alten Roms finden. Alle dieſe Leute möchten vielleicht ganz wohl mit dem Virgilianiſchen Tityrus ſagen:

Ich, Thor, ich dachte ſonſt, die Stadt wär unſrer gleich,
Die Rom genennet wird.

Sie ſind noch lächerlicher, als jener, der einen ſehr geringen Fluß ſo beſchreibt: ὃς ἀπὸ τῶν Ταυρικῶν ὀρέων ὁρμώμενος ἐκδιδοῖ ἐς θάλασσον. Er ſtürzt ſich von den Tauriſchen Gebirge mit heftigen Brauſen herunter, und ergießt ſich ins Meer: Gleich als wenn er von dem ungeſtümen Nilus und heftigen Euphrat hätte reden ſollen.

Eines iſt das wunderſamſte. Unſere Römer finden nicht allein in dem bürgerlichen gemeinen Weſen Römiſche Rathsperſonen, die zu Kriegs- und Friedenszeiten das Regiment verwalten; ſondern auch in der Republick der Gelehrten, wie man zu reden pfleget. Michael Fernus hat ſo gar die Gedichte des Campanus dieſer Republick mit folgenden Worten zugeſchrieben: Dictatori Perpetuo, Imperatori noſtro Maximo, Pomponio Laeto, Magiſtro equitum, cunctaeque Reipublicae literariae, Michael Fernus Mediolanenſis vilis pabulator ſtrenuam pugnam, pulchram victoriam. Dem beſtändigen Befehlshaber und Regenten, unſerm allerhöchſten Beherrſcher, dem Pomponius Laetus, dem General der Ritterſchaft und der ganzen Republick der Gelehrten, wünſchet ein geringer Stallknecht, Michael Fernus von Meyland, einen tapfern Muth im Kampfe und herrlichen Sieg. Hieher gehören diejenigen, welche beſtändig die großen Namen des Alterthums im Munde führen: Man nennet jenen Alexander den Großen: Man rühmet den Epirotiſchen König Pyrrhus. Bald heißt es: Was einſt dem Furius Camillus begegnete: Bald kommt Hannibal, das Schrecken der Stadt Rom. Hier erſcheint Quintus Fabius, der Schild der Römiſchen Macht; dorten Marcus Marcellus, das Schwerdt des Römiſchen Volks. Wenn ein Unerfahrner in den Geſchichten, dieſe großen Namen ſo oft in Academiſchen Reden höret; ſo möchte er billig fragen: Ob denn dieſe lauter Doctores und Magiſtri geweſen ſind? In Frankreich ſind einige von dieſen Namen durch den allzuhäufigen Gebrauch ſo verächtlich worden, daß ſich niemand unterſtehet, in einer Rede den Cambyſes oder Epaminondas zu nennen, wo er ſich nicht zum Gelächter machen will. Muß man bisweilen nothwendig von ihnen reden, ſo muß man einen Umſchweif nehmen. Recht artig belacht Martialis den Misbrauch großer Namen bey geringen Sachen, in dem Sinngedichte auf den Poſtumus Cauſidicus.

Mein Streit beruhet nicht auf allzugroſſen Dingen,
Kein Mörder wollte mich durch Gift zu Grabe bringen,
Mir hat auch niemand ſonſt Gewalt und Leids gethan,
Drey Ziegen ſind es, Freund, die ich nicht miſſen kan;
Die hat der Galgendieb, mein Nachbar mir geſtohlen,
Der Richter ruft: Beweis. Woher iſt der zu holen?
Du lermſt, mein Poſtumus, wie Mithridates kriegt,
Und dorten Hannibal bey Canna Rom beſiegt:
Du pflegſt von Puniern, die Treu und Glauben brechen,
Von Syllen, Mariern und Mutiern zu ſprechen,
Mit ausgeſtreckter Hand. Doch ſag, was nützt das Schreyn?
Laß itzt die Rede doch von dreyen Ziegen ſeyn?

Mit dieſem Fehler iſt ein anderer verwandt. Einige wollen ihrer Rede ein gröſſers Anſehen geben und beweiſen die geringſten Sachen, die jederman weis, mit dem Anſehen eines berühmten Mannes aus den alten Zeiten; gleich als wenn man nicht ſagen dürfte, die Sonne ſcheinet, wenn es nicht vorher der König von Aragonien Alphonſus, oder Ageſilaus auf Befragen geſaget hätte. Dieſe Redner ſind des Auslachens ſo würdig, als jener, welcher bey einem Gaſtgebot die Geſellſchaft zur Freude ermuntern wollte, und ſeine Rede ſo ernſthaft anfieng: So wahrhaftig als zierlich ſingt der Venuſiniſche Schwan: Nun muß man trinken. Nunc eſt bibendum.

Diejenigen gebrauchen ferner eine hohe Schreibart bey geringſchätzigen Sachen, bey denen der Knecht in Luſtſpielen ſo redet, wie der Oedipus im Trauerſpiel; die in Schäfergedichten den Tityrus, wie den Aeneas ſprechen laſſen; bey denen die Amme in Trauerſpielen mit der Medea wegen der Hoheit und Pracht der Sprüche zu kämpfen ſcheinet; die in Klagliedern ſo weinen, wie der ſchnaubende Herkules raſet; die in Briefen an vertraute Freunde ſo ſchreiben, als ob ſie vor dem Rath oder an das Volk eine Rede halten ſollten; die Geſpräche erdichten, dergleichen die Sibyllen mit denen Göttern zu halten pflegen, ſo oft ſie die Orakel fragen. Und wer will alle erzehlen, die ſich hierinnen vergehen?

§. 10.

Die andre Gattung der hochtrabenden Schreibart fehlt zwar nicht hierinnen, daß ſie eine geringe Sache in prächtige Worte einkleidet und, wie man ſpricht, einem Kinde die Schuhe des Herkules angezogen werden, ſondern deswegen, weil bey einer prächtigen Mäterie die Hoheit der Schreibart falſch und unnatürlich iſt. So nenne ich alles dasjenige, was einigen hoch ſcheinet, in der That aber nicht iſt. In dieſer Art verſtoſſen ſich erſtlich alle diejenigen, bey welchen alles hoch iſt, was dunkel iſt. Man frage ſie, welches die prächtigſten Redner ſind; ſo werden ſie die Lobredner der Käyſer oder den Tertullianus oder einige neuere nennen, die ihnen gefolget ſind. Was iſt denn Cicero? Ey was Cicero, den auch Knaben verſtehen können! Tacitus iſt in Beſchreibung der Geſchichte weit höher als Livius, weil man mit weit weniger Mühe den Sinn des letztern faſſen kan. In Strafgedichten iſt Perſius das Oberhaupt, welcher kaum verſtanden werden kan, nachdem ſchon ſo viel gelehrte Männer ihn zu erklären geſucht haben. Sie wundern ſich, daß man dem Virgilius in der Epopee oder dem Heldengedichte den erſten Rang zugeſtehet, welcher viel eher kan begriffen werden, als Lucanus, Statius, Claudianus, Prudentius und ſehr viele von den Neuern. Sie verachten die Oden des Horatius, ſo lange ſie ihn verſtehen. Dann bewundern ſie ihn als einen Poeten, wenn er ſich ſo hoch ſchwingt, daß er ſich ihren Augen entziehet. Dann iſt er unvergleichlich, dann heiſt er der andre Pindarus.

Die Sprache iſt uns nicht zur Verdunklung unſerer

Meinung, ſondern zur Eröffnung unſerer Gedanken gegeben worden. Es könnte ſich alſo jemand wundern, wie doch dieſe Leute darauf verfallen können, daß ſie vor ſich einen Ruhm in einer unverſtändlichen Schreibart ſuchen, und an andern die Dunkelheit als eine Schönheit bewundern. Dieſer Irrthum hat viel Urſachen. Denn außer dem, daß die Dinge allezeit höher geſchätzt werden, welche verborgen ſind, ſo halten einige davor, daß der Scribent, der ſein Buch verſtehet, nothwendig deswegen weit gröſſer, als ein anderer ſey, der ihn nicht faſſen kan, denn er verſtehet, was du nicht begreifen kanſt. Andere haben wahrhaftig viele Scribenten in ihrer Jugend nicht verſtehen können und ſich ſchon in Schulen angewöhnet, den Begriff des hohen und dunkeln zu vermengen. Eben das begegnet auch denen, welche ſolche Scribenten bewundern, die zwar hoch, aber auch zugleich ſchwer zu begreifen ſind. Denn man pflegt ohne Unterſcheid Tugenden und Laſter an denen zu verehren, welchen man geneigt iſt. Endlich legen einige den groſſen Witz und die weitläuftige Gelehrſamkeit dem Scribenten ſelbſt bey, welche von denen Auslegern zum Verſtändniß eines dunkeln Auctors erfordert wird. Wie hoch iſt das, was kaum Heinſii, Caſauboni, Grotii, Salmaſii, Scaligeri haben verſtehen können.

Hiebey erinnere ich mich eines Prahlers, der mir mit dieſen Worten ſeine Beredſamkeit rühmte: Was meynen ſie, ſagte er, kennen ſie jenen nicht? Er nennte einen Menſchen, der in freyen Künſten treflich erfahren war. Man rühmt ihn als einen gelehrten und witzigen Kopf. Glauben ſie es? Ich will an dieſem Urtheil nicht Theil nehmen. Neulich habe ich einen Brief an ihn geſchrieben. Ich wollte wünſchen, ſie hätten ihn geleſen. Des andern Tages kam ich zu ihm: Und als ich ihn fragte, ob er mein Schreiben

ben empfangen hätte, bejahete er es, fragte aber, was ich mit dem Briefe haben wollte? Ich ſprach: gleich als ob ſie ihn nicht verſtünden. Darauf ſchwur er hoch und theuer, daß er nicht ein Wörtchen verſtehe. Ich erbarmte mich des Menſchen und erklärte ihm ſolchen. Was brauchts viel Worte? er muſte endlich bekennen, daß ihm niemals etwas von dem würde geträumet haben, was ich ſagen wollte, wo ich nicht zu ihm gekommen wäre. Als der Menſch von ſo hoher Beredſamkeit dieſes zu mir geſagt hatte, ſahe er mich lachend an: und ich lachte gleichfalls. Welcher aber von uns beyden die wichtigſten Urſachen zum Lachen gehabt habe, mögen andere beurtheilen.

Durch dieſe Gründe werden viele dahin gebracht, daß ſie ſich bemühen und martern, unverſtändlich zu ſchreiben. Wenn nun hierzu noch ein ungeſchickter Lehrer kommt, der ſeinen Schülern bey jeder Gelegenheit jenes σκότισον, σκότισον, ſchreib dunkel, ſchreib dunkel! einprägt; der ihnen die dunkelſten Scribenten vor andern anpreiſet, damit er davor möchte angeſehen werden, als ob er ſie verſtünde; der die Schüler wegen der Dunkelheit lobet, und mit jenem Meiſter der Wohlredenheit bey dem Quintilianus ſpricht: Es iſt deſto beſſer, ich ſelbſt habe es nicht verſtanden: So ſiehet jederman, woher die groſſe Hochachtung vor eine unverſtändliche Schreibart kommt. Aber es iſt unnöthig, mit Bedacht in der Schreibart Finſterniß zu ſuchen. Sie kan kaum vermieden werden, wenn man auch mit der gröſten Behutſamkeit ſolche zu vermeiden gedenket. Es bekräftigen dieſes die Exempel vieler vortreflicher Scribenten. Dieſes geſchiehet vornehmlich in der hohen Schreibart, wenn man lauter groſſe Dinge mit prächtigen Worten ſagen will. Denn da man den Vorſatz faßt, ſich im Gemüthe ein groſſes Bild von der Sache zu machen, ſo will man öfters ſo viele und ſo groſſe Dinge in das Bild zuſammen nehmen, daß die Einbildungskraft verwirrt und irre gemacht wird; daß man oft ſelbſt nicht weis, was uns die Phantaſie vorgeſtellet hat. Hieraus muß nothwendig eine dunkle und verwirrte Schreibart entſpringen. Iſt bisweilen das Bild im Gemüthe wohl gerathen; ſo fehlt es an hohen Worten: und wenn dieſe allzuweit geſucht werden, ſo wird man unverſtändlich. Bisweilen will man den Nachdruck der Rede vermehren und einen allzuweitläuftigen Verſtand in allzuenge Worte faſſen. Wenn es ſelten und ſo geſchicht, daß man der Deutlichkeit nichts dabey vergiebt, ſo bringt es die gröſte Hoheit zuwege. Wie leicht man aber dadurch auf dunkles Zeug verfallen kan, beſtätiget des Tacitus Beyſpiel. Man muß dieſes bey groſſen Männern entſchuldigen, aber nicht nachahmen; am allerwenigſten ſolche Leute, welche zu nichts geſchickt ſind, als ihre Fehler nachzumachen.

§. 11.

Aber auch diejenigen ergreifen ſtatt des Cörpers den Schatten, denen alles hoch ſcheinet, was ſelten, ungewohnt und auſſerordentlich iſt. Dieſen ſtinken alle Worte, alle gemeine und übliche Redensarten an. Bey Leſung der Scribenten bemerken ſie nur das was ſelten vorkommt. Sie haben faſt einen Eckel vor dem Cicero, dem Cäſar, Cornelius Nepos, Terentius. Denn man findet nichts in ihren Schriften, was man eintragen kan. Iſt nicht Barclajus weit höher? Was vor einen Schatz der ſeltenſten Wörter, Redensarten, Formeln, Sprüche, Figuren, tropiſcher und verblümter Ausdruckungen kan man nicht aus dieſem Scribenten ſammlen? In den Poeten, beſonders in den heutigen, kommen zwar viel ſeltne Dinge vor: Aber in Vorreden der Bücher, in

Uberſchriften, in Einladungsſchriften ſind alle Redensarten, die vorkommen, würdig, daß man ſie in Cedern ritzte und in Gold ätzte. Aus ſo viel Seltenheiten der Redensarten, die aus Poeten, Rednern, Philoſophen, welche jemals gelebet haben, mit Haufen zuſammen getragen werden, entſpringt eine Schreibart, die einer Kunſtkammer gleicht, wo nichts als Seltenheiten der Kunſt und Natur pflegen aufbehalten zu werden. Dieſe Leute werden ſich niemals ſo vergehen, daß ſie den Cicero, Cicero nennen. Man muß aus dem Phraſesbuch ſprechen: Unſer Arpinas; und vor Plautus: Unſer Bekannter Sarſinas. Horatius iſt niemals Horatius, ſondern der Venuſiniſche Schwan. Vergleichen ſie dieſen ohngefehr mit dem Virgilius, ſo werden ſie ſprechen, ſie ſtellen eine Vergleichung unter Thränen und Seufzern an. So groß auch der Namen Homerus iſt, ſo muß er doch niemals Homerus genennet werden, ſondern aus dem Horatius:

Der nie aus Unbedacht was kindſches unternommen.

Man rede mit ihnen von dem Martialis, ſie werden fragen, ob man den ſcharfſinnigen Bilbilitanus nennen wolle? Man irret, wenn man glaubt, ſie eſſen jemahls Brodt und trinken Wein. Sie genüſſen die Geſchenke des Bacchus, ſie verzehren die Gaben der Ceres. Kurz: Alle gemeine Arten zu reden ſtinken dieſen Spaniſchen Rednern heftiger an, als des Cocytus ſtinkender Schwefelduft: Sie fliehen mehr davon, als von ziſchenden Nattern, und von der Tiſiphone Giftaufgelaufnen Schlangen, wie ſie zu reden pflegen. Sie können auch mit GOtt nicht anders reden, als aus ihrem Raritätenkaſten oder Collectaneenbuche.

Aber die betrügen ſich gar gewaltig, denen ſeltne Dinge allezeit höher, als andere ſcheinen. C. Cäſar war einer ganz andern Meynung. Er hielte davor, man müſſe ein ungewöhnliches Wort als Klippen vermeiden. Es giebt ſelten Ungeheuer und Misgeburten; deswegen ſind ſie nicht ſchön: die Zwerge ſind ſelten zu finden, darum aber nicht groß. Wer ſiehet nicht, daß es lächerlich wäre, wenn jemand jene Worte des Plautus in einer hohen Rede gebrauchte, welche um ein Gelächter zu erwecken erſonnen worden: ipſiſſimus, geminiſſimus, excluſiſſimus, occiſſimus, ſycolatronidae, argentiexterebronidae, fuſtitudineae, ferricrepinae inſulae. Die vermeynen prächtig zu reden, die den Alexander überall den Pelläer-Knaben und den Ariſtoteles den Stagyriten nennen. Sind denn die Namen Alexander und Ariſtoteles nicht größer? Wie ſehr würde der den Kayſer Carl den Fünften, und den König von Frankreich Heinrich den Vierdten erheben, der jenen den Gentiſchen, dieſen aber den Bearniſchen Knaben nennete? Derjenige glaubt, er rede höher, der den Pindarus Thebanae lyrae fidicinem, den Thebaniſchen Lautenſchläger oder Leyermann betitelt, als der ihn Pindarus nennet: würde er aber nicht ſelbſt lieber Pindarus als Leyermann heißen? Es giebt Leute, welche nicht wie viel nehmen und ſprechen: das iſt jederman bekannt. Es muß aus dem Phraſesbuch heißen: Et lippis et tonſoribus eſt notum. Es weis es niemand, als die alten Weiber und Barbierjungen. Alleine die alten triefäugigen Vetteln und die Herrn Barbierjungen werden mit ihrer anſehnlichen Gegenwart einer prächtigen Rede ſchlechte Zierde geben.

Einige bereden ſich, ſie erhöhen dadurch die Sachen un-

ungemein, wenn ſie ſagen: Sie tragen vor den übrigen ihrer Gattung das Haupt ſo hoch empor;

Quantum lenta ſolent inter viburna cupreſſi.
Als viel den Mehlbaum ſonſt Cypreſſen überſteigen.

Und betrachten nicht, daß ein Landmann bey dem Virgilius ſo rede, dem nichts lieber, als Felder, Wieſen und Bäume ſind.

So ſind die Tropiſchen und uneigentlichen Redensarten deswegen nicht gleich höher, ob ſie gleich ſparſamer, als die eigentlichen vorkommen. Man verwechſelt öfters ſehr unglücklich ungekünſtelte Worte mit verblümten, und man hat vielmals bey dieſem Tauſch mehr Schaden als Vortheil. Die von den Vorzügen des Menſchen reden, erhöhen die Schreibart ſchlecht, wenn ſie ihn nicht mit dem bekannten Wort Menſch, ſondern einen Sterblichen nennen. Die ſo oft von den Himmelsbogen reden, würden mehr ſagen, wenn ſie den Himmel, Himmel nenneten. Wer ſpricht, die Lufttrompete ſchallt, der ſagt viel weniger, als wenn er ſchlechtweg donnern geſprochen hätte. Der hätte ein nachdrücklicheres Wort gebraucht, der das Meer einen Meergraben nennet, wenn er das übliche Wort Meer beybehalten hätten. So haben diejenigen bey Verwechslung der Wörter keinen Gewinſt, welche die Erde mit einem Erdenball, das Meer mit einem Waſſergraben des Neptunus, das Pferd mit dem Huf, das Haus mit einem Neſt, das Größere mit dem Kleinern, ein nachdrücklichers Wort mit einem ſolchen vertauſchen, das weniger Nachdruck hat. Man kan noch hinzu ſetzen, die das Anſtändige mit dem Unflätigen und Unanſtändigen verwechſeln: Als da ſind die Wolken des Varro, welche

Waſſer ſpeyen, der Jupiter des Furius, der die Alpen mit Schnee begeifert. Cicero ſpricht hiervon ſehr vernünftig in dem dritten Buch vom Redner: Weil dieſes das gröſte Lob iſt, ſchreibt er, bey Verſetzung eines Worts (oder wenn man vor ein Wort in eigentlichem Verſtande ein Metaphoriſches gebrauchet,) daß dasjenige eine Sache ſinnlich mache, was verwechſelt worden iſt; ſo muß man alle unanſtändige Dinge vermeiden, auf welche das Gleichniß die Gemüther der Zuhörer führet. Ich wollte nicht ſagen, die Republik ſey durch den Tod des Africanus verſchnitten worden: Ich wollte den Glaucia nicht den Unflat des Rathhauſes nennen. Ob es ſchon Gleichniſſe ſind; ſo erweckt doch in beyden die Aehnlichkeit einen unanſtändigen Gedanken. Hieraus mögen diejenigen lernen, wie prächtig ſie reden, bey denen maledicta evomere, Schmähworte ausſpeyen, blasphemias eructare, Läſterreden heraus köcken, in patrios cineres mingere, in die Aſche der Väter piſſen, cacatae chartae, beſchiſſen Papier, Judaeis curtis oppedere die verſchnittenen Juden anfarzen, und andere dergleichen Zierlichkeiten in ſo großer Hochachtung ſind.

§. 12.

Auch diejenigen unterſcheiden das Hochtrabende und Hohe in einer Rede nicht, die ſich bemühen, in der hohen Schreibart allzugekünſtelte Zierrathe anzubringen. Sie ſuchen allenthalben wohl abgemeſſene Perioden. Alle Cola und Abſchnitte, müſſen genau auf einander paſſen. Gegenſätze und Vergleichungen werden in den meiſten Gliedern abgewogen: Und wie ſie ſich endigen, ſo müſſen ſie ſich wieder anfangen. Wörter und Töne werden nach dem Tact wiederholet, und wie ſie zu Anfang ſchallen, ſo müſſen ſie auch am Ende klappen. Sie ſuchen

chen abgezirkelte Sprüche, unvermuthete Endformeln aus. Sie ſpielen ſpitzfündig mit Gleichniſſen, Gegenſätzen und zweydeutigen Wörtern. Sie bringen Fabeln, alle Reden und Thaten der Alten bey. Und die ganze Natur wird durch eine Sinnreiche Allegorie gefoltert, damit ſich ſolche zu ihrer Materie gebrauchen läßt. Wenn einige von dieſen ſchönen Sachen mäßig zur Beluſtigung angebracht würden, ſo möchten ſie einige Schönheit geben. Wenn ſie aber häufig vorkommen, ſo werden ſie ſchon in ſcherzhaften Reden läppiſch klingen. Aber aus einer ernſthaften und hohen Schreibart müſſen dieſe Misgeburten gänzlich verbannet werden. Sie ſchicken ſich ſo wenig dahin, als wenn ein anſehnlicher und ernſthafter Mann in der Verſamlung des Volcks nach der Kunſt tanzen wollte. Zu des Auguſtus Zeiten fragten die Römer nicht viel nach dieſen Annehmlichkeiten. Der einzige Ovidius ſcheinet ſich bisweilen an dem Spielwerke zu ergötzen. Aber zu den Zeiten des Nero fiengen ſie an, deſto ſtärker im Schwange zu gehen. Es beweiſen dieſes die Schriften der beyden Seneca. Kurz darauf ſuchte man die ganze Veredſamkeit darinnen, wie die Klagen des Petronius und des Quintilianus lehren.

Von dannen kam dieſe Gewohnheit zu reden in die Kirche. Die Chriſten und Prieſter des HErrn, ſagt Hieronymus, ſchämen ſich nicht, an Wortſpielen hängen zu bleiben und zweydeutige Sprüche auszuſuchen, durch welche der Redner mehr als der Zuhörer betrogen wird, gleich als wenn man mit geringen Sachen umgienge. Vieler Kirchenväter Schriften ſind mit ſolchem Spielwerke angefüllet. Von dieſen iſt dieſe Art zu reden und zu ſchreiben auch auf unſere Zeiten fortgepflanzet worden, welche einige Canzelredner mit ſolcher Treue und Sorgfalt beybehalten, daß ich nicht zweifele, ſie werden dieſe löbliche Gewohnheit auch der Nachwelt hinterlaſſen. Wobey nur zu beklagen iſt, daß man in ſolchen Reden am meiſten ſpielet, wo man am wenigſten ſpielen ſollte.

Wenn aber auch dieſe Dinge recht wohl und mit vielem Verſtande und Behutſamkeit gebraucht werden, ſo können ſie doch nur bisweilen die Schreibart zierlicher, niemals aber höher und anſehnlicher machen. So viel man einer Rede von ſolcher Schönheit zuleget, ſo viel entziehet man ihrer Hoheit. Demetrius hat recht, wenn er ſagt: ἡ ὁμοιότης ἡ περὶ τὰ κῶλα καὶ ἡ ἀντίθεσις ἐκλύει τὴν δεινότητα, die Aehnlichkeit der Glieder und der Gegenſatz kan bey der Hoheit nicht ſtatt finden. Dieſes kan von allen dergleichen Anſtrichen und Zierathen geſaget werden. Es mag zum Exempel dienen das unvergleichliche Sinngedicht auf den Tod der Dido aus dem Martial.

Infelix Dido, nulli bene nupta marito;
Hoc pereunte fugis, hoc fugiente peris.

Die Männer wirken dir, o Dido, lauter Noth;
Des einen Tod die Flucht, des andern Flucht den Tod.

Gottſched.

Es iſt nichts ſchöners, aber auch nichts weniger hoch, als dieſes. Denn wer dieſes lieſet, der wird kein Erbarmen über den Untergang der Dido empfinden, ſondern des Poeten Scharfſinnigkeit bewundern. Die Spitzfindigkeit des Gegenſatzes und die geſchickte Abwechſelung der Worte Flucht und Tod verurſachet, daß man bey nahe der Dido vergißt. Zum wenigſten würde Auguſtinus dieſes Sinngedicht mit trocknen Augen durchgeleſen haben, welcher über den Tod der Dido Thränen vergoſſen, als er das vierdte Buch der Eneis des Virgilius geleſen hatte.

§. 13.

Es ſchickt ſich zwar zur hohen Schreibart ein mäßiger Zierath, aber nicht allenthalben. Denn wenn das Bild einer Sache, das wir uns im Gemüthe vorſtellen, in der That groß iſt; ſo wird es deſto größer ſcheinen, je ungekünſtelter die Worte ſind, womit man daſſelbe abdruckt. Es iſt hiemit, wie mit einer auſſerordentlichen Schönheit beſchaffen. Sie wird durch die zierlichſten Kleider nicht ſo wohl gezieret, als verdeckt. Eine Speiſe von angenehmem Geſchmack wird durch vieles Gewürz verderbt: Und die lieblichſte Muſik wird durch allzuhäufige Manieren und allzugebrechſelte Triller verkünſtelt. Endlich iſt es überhaupt wahr: Alles, was bloß und natürlich iſt, das iſt das beſte; und wenn es ſo gelaſſen wird, am angenehmſten. Longinus weis die Hoheit jener Worte im erſten Buch Moſe nicht genug zu rühmen: GOtt ſprach, es werde licht; und es ward licht: Es werde die Erde; und es ward die Erde. Sie ſind aber deswegen ſo hoch, weil ſie ſo ſchlecht oder ſo natürlich ſind.

Wenn aber in der hohen Schreibart die Worte einer Sache einige Zierde geben ſollen; ſo muß man, ſo viel nur möglich iſt, dahin ſehen, daß keine Zierathe zu bemerken ſind. Denn ſie müſſen nirgends weniger, als hier, in die Augen fallen. Die Regeln der Baukunſt erfordern, daß die Seulen, welche bloß des Zieraths wegen an prächtige Palläſte gemacht werden, Noth halber, um die Laſt des Gebäudes zu unterſtützen, angebauet zu seyn ſcheinen. So muß auch in einer Rede dasjenige nicht der Zierlichkeit wegen ausgeſonnen zu ſeyn ſcheinen, was zur Zierde ausgedacht worden. Es muß das Anſehen haben, als ob es nothwendig hat müßen geſagt werden, damit der Nachdruck unſerer Meynung unterſtützet und deſto mehr befeſtiget werde.

Bey der Auszierung muß man ſich endlich ſo mäßigen, damit man den Zuhörer nicht auf fremde Gedanken bringe, und ihm Anlaß geben möge, die Schönheit der Rede zu bewundern. Denn hiedurch wird der Affect erſtickt, den man bey ihm erwecken will. Dieſes thun diejenigen, qui ſententiolis flent, aut periodis poſtulant, welche in ſchönen Sprüchelchen weinen, und in weitläuftigen Reden etwas fordern, wie Quintilianus redet. Sie erlangen alſo nichts durch ihre Rede, als daß diejenigen ſagen, welche ſich daran beluſtigen: Sie haben eine ſchöne Rede gehöret. Im übrigen werden ſie durch die Rede weder bewegt noch gebeſſert.

Hieher gehören die Umſchreibungen, welche von ſo vielen ausgekünſtelt werden. Sie haben öfters mehr Worte, aber ſelten mehr Verſtand. Doch vielleicht hat der prächtig von Cicero geſprochen, der ihn Romanorum aromatum Myropolam, oder einen Gewürzkrämer Römiſcher Spercereyen genennet hat. Wenn ſie aber gleich nicht ſo läppiſch ſind, ſo erniedrigen ſie doch öfter die Schreibart, als ſie ſolche erhöhen. Wegen der Wortmenge geſchiehet es, daß ſich der Nachdruck verlieret, und die Hoheit nicht bemerket wird. Wie hoch ſind nicht die Worte des Virgilius: [illegible]

Campus & eſt vbi Troia fuit.
Da iſt ein ödes Feld, wo Trojens Schlöſſer ſtunden.

Umſchreibe ſie, wie der Schulmeiſter ruft; ſo wird ein groſſer Theil der Hoheit verſchwinden. Lucanus entſchuldiget das Schrecken des ganzen Roms über der Ankunft des

Cä.

Cäſars: Und als er die Beſchützung prächtig beſchrieben hatte, ſetzt er hinzu:

> Danda tamen venia eſt tantorùm danda pauorum,
> Pompejo fugiente timent.

Man tadle nicht die Furcht, die Stirn und Wangen bleicht;
Rom zittert und erbebt. Warum? Pompejus weicht.

Mit jenen drey Worten hat der Poet mehr geſagt, als wenn er die ganze Hoheit des Pompejus vorgeſtellet, und ſeine Flucht mit einem großen Umſchweif von Worten beſchrieben hätte. Dieſes mögen auch diejenigen merken, welche kein Nennwort alleine ſtehen laſſen, ſondern alle Ehren halber mit einem anſehnlichen Beyworte begleiten.

§. 15.

Auch die machen keinen Unterſcheid unter der hochtrabenden und hohen Schreibart, welche die Hoheit der Rede in raſſelnden Tönen und in einem prächtigen Gebäude donnernder Worte ſuchen, die dem Scheine nach viel verſprechen, aber gar wenig bedeuten. Bey den Poeten hennt es Horatius:

Verſe, die wie Schaalen,
Darinn kein Kern mehr iſt, mit leeren Tönen pralen.

Die hierinnen künſteln, wiſſen entweder nicht, worinnen die wahre Hoheit der Schreibart beſtehet, oder es fehlt ihnen an Witz. Da ſie nun unfähig ſind, die wahre Hoheit zu erreichen, ſo ſammlen ſie ſich einen großen Vorrath ſchallender Worte, welche die Armuth ihres Witzes verbergen ſollen; ſo wie einige ihre Dürftigkeit unter prächtige Kleider verſtecken. Sie ſind wenig bekümmert um das, was ſie ſagen: oder ob ſie gar was ſagen, wenn nur die Worte in ihrer Rede *

---

* Man hat ſich hier genöthiget geſehen eine kleine Änderung vor-

Recht pompend erſchallen, recht brauſen und lermen.
Recht fürchterlich raſſeln und rumpeln und ſchwärmen.

Dieſe Worte bedeuten wenig oder nichts. Doch wenn ſie nur donnern, wettern, blitzen, weit und breit herum raſen, alles um ſich erſchüttern, zerbrechen, zertrümmern, niederreißen. Der Innhalt mag immer niedrig ſeyn, wenn nur die Rede mit Cedern verſehen iſt, die ihren beraubten Gipfel durch die erhabnen Wolken tragen, wenn nur die buntſchattirten Dämpfe erſcheinen, die in dem erhabnen Luftbezirk das flammende Gold der Sonnen bedecken. Man ſiehet wenig auf die Gedanken. Die Rede iſt unvergleichlich, welche mit Marmor, Cryſtallen, Purpur, Seide, Scharlachen, Hiberniſchem Tuch, Perlen, Smaragden, Sapphir, Onyx, Jaſpis, Rubinen, Diamanten, Brillianten, beſetzt und gezieret iſt. Es mag in der Rede ein Zuſammenhang ſeyn oder nicht, wenn nur die Thraciſche und Cimmeriſche Meerenge, die Hyperboreiſchen Felder, der ſchäumende Adriatiſche Meerbuſen, die Carpathiſche See, der unbewohnte Caucaſus, und das hohe Donnergebirge zwiſchen dem Adriatiſchen und Joniſchen Meere erſcheinen. Wer ſollte ſich durch den Schall ſo fürchterlicher Worte nicht betrü-

---

vorzunehmen. Herrn Werenfelſens Worte lauten ſo: Dummodo poſſint Orationem, vt Sedulii, magni in hac arte Magiſtri, verbis vtar,

Grandiſonis pompare modis, tragicoque boatu:

dummodo verba ſint: reſonantia, undantia, rorantia, rutilantia, radiantia, flammantia, corruſcantia, tumultuantia, bacchantia, quadrupedantia. Haec verba parum aut nihil ſignificent: dummodo tonent, fulgurent, fulminent, late graſſentur, quaquauerſum omnia quatiant, perrumpant, proruant. Sit ſenſus humilis; dum verba fuerint aurata, marmorea, turrita, faſtigiata &c.

trügen laſſen, daß er glaubte, es ſey was hohes in der Rede. Fragt man aber nach dem Verſtande, ſo wird man ſehen, es ſey ein aufgeſchwollner Dunſt und ein raſſelnder Dampf geweſen.

Und dieſes iſt faſt der Grund, warum viele die neuern Poeten vor höher halten, und ſie denen vorziehen, welche vor und zu den Zeiten des Auguſtus berühmt waren. Sie werden ſagen, daß Claudianus ſeine Bücher vom Raube der Proſerpina in einer weit prächtigern Schreibart anfange, als Virgilius die Eneis, oder Ovidius die Metamorphoſis. So lautet ſein Anfang:

> Inferni raptoris equos, afflataque curru
> Sidera Taenario, caligantesque profundae
> Iunonis thalamos audaci promere cantu
> Mens congeſta iubet.

Wir wollen in dieſem Exempel ſehen, ob nicht die hochtrabenden Worte dem Leſer einen Dunſt vor die Augen machen, daß er was höhers zu leſen vermeynet, als er in der That lieſet. Die prächtigen Beywörter: der hölliſche Räuber, der Tänariſche Wagen, das dunkle Bett, die unterirdiſche Juno, der verwegene Geſang und das von Zerſtreuungen in ſich geſammlete Gemüth, raſſeln mehr, als ſie bedeuten. Wie will man das überſetzen: Mens congeſta iubet promere aut prodere, wie andere leſen, cantu equos & ſidera curru afflata? Ich wollte lieber, der Poet hätte uns von des Pluto abſcheulicher That, von den grauſamen Fäuſten des fürchterlichen Räubers, von ſeinen Eiſenfeſten Armen vorgeſungen, welche die Tochter Jupiters, das einzige Vergnügen der Ceres, eine Göttin mit Gewalt ergriffen, die ewig des Lichts würdig war, und Vater und Mutter vergebens um Hülfe angeflehet: Und nachdem ſie ſolche umſchloſſen gehalten, durch entſetzliche Hölen mit ſich in die ewige Finſterniß geſchleppet.

Von allen dieſen Dingen iſt nichts in dem Eingange des Claudianus zu finden. Es erſcheinen die Pferde des Räubers; darauf folgt ein Wagen. Die Proſerpina iſt nicht zu hören und zu ſehen, auſſer im Bette, da ſie ſchon die unterirdiſche Juno iſt; vielleicht deswegen, damit die geraubte Proſerpina niemand zum Mitleiden bewegen möchte. Das Ehbett wird dunkel genennet. Hiebey wird die Königin der Höllen denen nicht unglücklich ſcheinen, die in ſolchen Betten das Licht vor unnöthig erachten. Der Poet hat ſich demnach weder ein groſſes Bild von ſeiner Materie gemacht, noch ſolches mit Worten ausgedruckt. Die Pferde des Pluto, deſſelben Wagen und die Hochzeit der Proſerpina führen die wenigſte Grauſamkeit bey ſich. Das gröſte bey dieſem Raube iſt der Raub ſelbſt. Es gleicht der Poet einem Mahler, der uns eine Kuppel Pferde vormahlet, welche einen Wagen ziehen, darauf verlarvte Perſonen ſitzen; Dann, auf einer andern Seite der Tafel, als von ferne ein Bett in der Finſterniß ſetzte, mit der Uberſchrift: Der Raub der Proſerpina. Weit vernünftiger fängt Ovidius ſeine Verwandlung an:

> In noua fert animus mutatas dicere formas
> Corpora.

Er faßt den ganzen Umfang und die Hoheit ſeiner Materie in wenige und dabey deutliche Worte. Ich will von dem Eingange der Eneis und dem Anfange des Lucretius im dritten Buche nichts gedenken, die an Hoheit kaum ihres gleichen haben.

Im übrigen leugnet man nicht, daß Claudianus ein Poet von groſſem Geiſt und Feuer geweſen ſey. Man darf ſich alſo nicht wundern, wenn bisweilen eben das, was ihm begegnet iſt, ſich bey den heutigen Poeten ereignet, die mit ihm in keine Vergleichung zu ziehen ſind; wenn ihre Gedichte mehr Schall als Verſtand haben. Es iſt leichter, aus den Poeten oder wie es einige machen, aus denen Schatzkammern poetiſcher Ausdrückungen prächtige Worte zu ſammlen, als hohe Gedanken aus ſeinem eigenen Gehirne zu nehmen.

§. 16.

Unter allen hochtrabenden Reden aber ſind keine, welche mehr den Schein der Hoheit haben, als diejenigen, welche Quintilianus gähſtürzig (praecipitia) andere aufgeſchwollen, ſchwülſtig und aufgeblaſen nennen. Die Schwulſt der Schreibart aber iſt nichts anders, als eine Uberſteigung der Hoheit. Hierein verfallen aber alle diejenigen, die reicher an der Einbildungs- als Beurtheilungskraft ſind; die zwar alles beobachten, wodurch nach unſerer Abhandlung die Schreibart erhöhet wird, ſo oft ſie prächtig reden wollen, aber nirgends Maaß halten, und den Wohlſtand in acht nehmen können.

Will ſich ihr Gemüth ein großes Bild von einer Sache formen, ſo wird es übergroß. Soll es hoch ſeyn, ſo wird es unmäßig: Und da es wunderſam werden ſoll, ſo wird es ſo ungeheuer, daß es allen Glauben überſteigt. Wenn ſie ſich einen Menſchen von langer Leibesgeſtalt vorſtellen wollen, ſo bilden ſie ſich einen Rieſen ein: Und an ſtatt eines tapfern Mannes erdichten ſie ſich einen Helden, der nirgends, als in ihrem Gehirne zu finden iſt. Cicero hat ſich im Lälius ein groſſes Bild von der Freundſchaft im Gemüthe gemacht: An ſo viel Orten man Waſſer, Feuer und Luft gebrauchte, ſpricht er, an ſo vielen hat man die Freundſchaft nöthig. Wer hier den Cicero übertreffen und ſprechen wollte: Man hat die Freundſchaft in weit mehr Oertern nöthig, als die Luft, der würde die geziemenden Gränzen überſteigen. Der Begriff von verderbten Zeiten iſt groß, wenn man ſpricht: Es iſt ſo weit gekommen, daß ſich niemand mehr der Laſter ſchämet; viele rühmen ſich gar derſelben. Er würde aber allzugroß ſeyn, wenn man mit dem Seneca ſagen wollte: Kein Laſter wird heut zu Tage insgeheim begangen. So liebt jederman ſeine Schandthaten, daß er nicht ſündigen will, er habe denn Zeugen dabey.

Die an dieſer hochtrabenden Schreibart ein Belieben haben, laſſen bisweilen in ungebundener Rede die Einbildungskraft ſo weit ausſchweifen, als die Poeten, ja ſo weit, daß man es kaum den Poeten zugeſtehen würde. Hört man ſie reden, ſo klingt es ſo: Decimus Brutus hat die Creter, Luſitaner, alle Völker Galläciens bezähmet und den Fluß der Vergeſſenheit bezwungen, davor die Soldaten erbebten. Er ſtreifte als ein Sieger an dem Ufer des großen Oceans herum, und ließ ſeine Feldfahnen ſo lange daſelbſt fliegen, bis er die Sonne ins Meer fallen, und mit Furcht und Schrecken das Feuer ſich mit dem Waſſer vermiſchen ſah, indem er beſorgte, er möchte durch dieſes Verbrechen die Götter zur Rache entflammet haben. Beſchreiben ſie die Weltgegend, wo Hitze und Kälte erträglich ſind, ſo heiſt es: Niemals macht eine Wolke den Himmel trübe, und die Luft unfreundlich. Kein Winter erſtickt die Saaten; und kein Sommer verbrennet dieſelben. Lobt man einen Weiſen, ſo geſchiehet es auf dieſe Art: Er iſt härter als der Diamant. Kein Pfeil haftet bey ihm. Die Mauerböcke und Maſchinen können wohl die höchſten Thürme zu Boden werfen, die befeſtigten Schlöſſer zertrümmern: Aber dieſen können ſie nicht verunruhigen; ſie bewegen ihn nicht einmal. Er iſt ſtandhafter als die Babyloniſchen, Carthaginenſiſchen und Numantiſchen Mauern; und unbeweglicher, als die Stützen des Capitols ſelbſt. Man mag ſo viel Pfeile auf ihn loß drücken, als man will. Keiner davon verwundet, keiner trifft, keiner berühret einmal einen ſolchen Mann. Wollen ſie einen König oder Prinzen mit ihren Lobſprüchen erheben; ſo iſt er mehr Alexander und Cäſar, als ſelbſt Alexander und Cäſar geweſen ſind. Und wenn das Feuer der Einbildungskraft heftiger wird; ſo iſt die ganze Erde eine allzugeringe Grundfeſte, darauf ſein Bildniß ruhen kan. Es iſt nicht Papier genug in der Welt, ſeine Tugenden zu beſchreiben: Die Feder kan ſolches ſchlechterdings nicht verrichten; die Sonne muß ſie mit ihren Strahlen ins Buch der Ewigkeit ſchreiben.

Was erkühnt ſich aber nicht in einem Gedichte eine aufgebrachte Phantaſie, die von keiner Beurtheilungskraft im Zaume gehalten wird? Weil vieles erlaubt iſt, ſo glaubt ſie, es ſey alles erlaubt. Nichts iſt zu groß, zu entſetzlich, zu ungeheuer, das ſie nicht ausſchüttet. Bald iſt ſie in Wolken, bald in dem Abgrunde des Meers, bald wird ſie aus der Welt geriſſen; Sie vermiſcht Himmel und Erden.

Wer ſich bemüht, ein Ding ſehr vielfach vorzuſtellen,
Mahlt leicht den Stöhr ins Holz, den Eber in die Wellen.
Horatius.

Hier erzehlt ſie uns von Soldaten, die ſo zum Streit erhitzt waren, daß ſie auch nach dem Tode nicht ablieſſen zu fechten; und merkten nicht, daß ſie ſchon geſtorben wären. Dort ſtellt ſie uns einen Wall vor, den die

Poeten unter die zwölf himmliſchen Zeichen ſetzen würden, wenn ſie nicht befürchten müſten, er möchte wegen ſeiner Höhe und Feſtigkeit die Sonne an ihrem Laufe verhindern. Wird ein Ungewitter beſchrieben, ſo das Meer beunruhiget, wohin wird nicht die Einbildungskraft getrieben? Die Winde führen Krieg: Der Nordwind behält das Feld. Dieſer thürmt keine Wellen auf; er bewegt gantze Seen von ihrer Stelle. Das Aegeiſche Meer wird mit dem Tyrrheniſchen, das Joniſche mit dem Adriatiſchen vermiſcht. Der Ocean wird noch von denen übrigen Winden erhalten. Die ganze Erde wird endlich unter Waſſer geſetzt. Die See iſt ohne Ufer. Der Himmel allein hält ſie auf.

Tunc quoque tanta maris moles creuiſſet in aſtra,
Ni ſuperum rector preſſiſſet nubibus vndas.

Es wollte Meer und Fluth bis zu den Sternen dämmen;
Kaum konnt es Jupiter durch ſchwere Wolcken hemmen.

Auch in heiligen Sachen nimmt ſich die Einbildungskraft nicht weniger heraus. Homerus durfte, ich weis nicht was für Misgeburten von Göttern erdichten; Götter die von Menſchen verwundet werden. Als dieſes dem Mars begegnete, ſo ſchrie der Kriegsgott ſo ſtarck

Ὅσσον τ' ἐννεάχιλοι ἐπίαχον ἢ δεκάχιλοι

So ſtark neun tauſend Mann ja zehen tauſend ſchreyen.

Denn der Poet weis es nicht gewiß. Wer wird das an einem Chriſtlichen Poeten erdulden, welcher dichtet, daß ſich folgendes bey der Geburt Chriſti zugetragen habe:

Stellataque machina mundi
Proſcripſit ferale jubar, micuere ſecundo
Omine ſidereae facies: dum pignora coelum
Tanta ſibi promiſſa putat. Sua frigora fulgens
Aegoceros media voluit miteſcere bruma,

Er

Et tepuit glacialis hiems, deceſſit Olympo
Arctophylax, fugit ſocia cum conjuge Cepheus,
Et Chiron Perſeusque ſurens & Plejas & ipſe
Amphitryoniades.

Es hat den Trauerſchmuck die lichte Weltmaſchine
Mit Freuden abgelegt, und der geſtirnten Bühne
Beflammtes Angeſicht die frohe Poſt gebracht,
Daß nach dem Unglücksſturm der Stern der Freuden lacht.
Denn ſelbſt der Himmel hat den falſchen Wahn geheget:
Es werde dieſes Pfand in ſeine Schoß geleget.
Der Steinbock ſtellete ſein ſtrenges Wüten ein,
Es muſte Kält und Froſt im Winter mäßig ſeyn,
Und die beſchneyte Zeit der Eisbehangnen Erden
Ein ſchöner Frühlingstag und ſchwüler Sommer werden.
Selbſt der Arctophilax zog aus dem Sternenfeld,
Und Cepheus machte ſich von dem Saphirnen Zelt
Mit dem Gemahl davon; Der Chiron muſte weichen,
Der Plejas Silberlicht und Perſeus Gold erbleichen.
Sein Raſen war umſonſt. Denn den geſtirnten Thron
Verließ ſelbſt Hercules des Amphitryons Sohn.

Ich will die Vermiſchung der Geheimniße unſerer Religion mit den abgeſchmackteſten Fabeln der Heyden mit Stillſchweigen übergehen, darinnen ſich die Chriſtlichen Poeten manchmal ſo viel erkühnen.

§. 17.

Diejenigen aber, welche mehr Witz, als Beurtheilungskraft beſitzen, ſuchen nicht allein in dem Verſtande der Wörter, ſondern auch in den Tönen ſelbſt eine Hoheit. Was vor Worte, was vor Redensarten bringen ſie nicht dann zu Markte? Sie laufen von einem Ende der Welt bis zum andern, um Metaphorn und andere tropiſche Ausdrückungen aufzuſuchen. Kommen ſie nicht freywillig, ſo werden ſie mit Haaren hergezogen. Sie erdichten erſchreckliche Umſchreibungen, die man in einem Athem nicht ausſprechen kan. Was nur in der Welt großes zu finden iſt, der Himmel mit ſeinen Gegenden, alle Geſtirne, alle Länder und ihre Einwohner, alle Meere, Seen, Flüſſe, Berge, alle Götter und Göttinnen, endlich alle Ungeheuer müſſen ihren Namen, Beynamen und Beywörter dem Scribenten leihen, damit durch deren Zuſammenſtoppelung die Hoheit der Rede vermehret werde. Dem Neptunus wird der Dreyzack, der Minerva der Schild, der Meduſen das Haupt, dem Phöbus der Wagen, dem Mercurius die langen Flügel, dem Hercules ſelbſt die Keule, ja dem Jupiter der Donnerkeil mit Gewalt geraubet. Xerxes iſt nun nicht mehr ein König der Perſer, ſondern der Perſianer Jupiter. Die Geyer ſind nun nicht mehr Raubvögel, ſondern lebendige Gräber. Mathuſalem iſt unter den Blumen die Sonnenblume. Die Pferdemilch trinken, ſaugen die Speiſe aus dem Eingeweide hornfüßiger Reitthiere. Itzt fliegen keine Pfeile mehr in der Luft, ſondern geflügelte Mörder herrſchen in derſelben. Ein Redner ruft nicht mehr aus, was ſoll ich zu erſt, was hernach ſagen? ſondern ſo: Was ſoll ich vor Aehren in die Scheure ſammlen, welche ſoll ich zurück laſſen? Man ſehe die Formel eines Lobredners, der zu Ende ſeiner Rede eilet: Vellem fateor, ad orationis terminum victus geſtorum tuorum enormitate deſcendere, & nouellas adoreas, hebetatus priſcorum luce, tranſire. Quemadmodum ſi aetherei axis in numerum redigere ornamenta voluiſſem, &, trionum fulgore comprehenſo, coeli decorem impotenti lingua deſcribere, cederet diuino ſplendori mortalis obſcuritas, iubaris lampadi non ſufficeret humilium ſcintilla ſermonum. Ich geſtehe, deine Erſtaunungswürdige Thaten haben mich überwunden, und ich wünſche, mich dem Schluß meiner Rede zu nähern. Das Licht der Alten hat mich geblendet; und ich wollte gerne die neuen Ehrenfrüchte, mit Stillſchweigen übergehen. Wenn ich mir vorſetzete die Zierden des Sternenpols ordentlich vorzuſtellen, und nachdem ich den Schimmer des Siebengeſtirns entworfen hätte, den Glanz des Himmels mit ohnmächtiger Zunge beſchreiben wollte; ſo würde die menſchliche Dunkelheit dem Göttlichen Lichte weichen, und ein Funke niedriger Reden vor der glänzenden Fackel verſchwinden müſſen ꝛc.

Endlich hat man nicht einmal an den einfachen Wörtern mehr einen Gefallen, wenn ſie gemein ſind. Sie haben nicht Hoheit, nicht Schall, nicht Nachdruck genug. Man muß neue erdichten, die alten wieder aufſuchen, wenn die üblichen nicht nach dem Tacte klappen. Die Delphinen ſind repandiroſtrum & incuruiceruicum pecus. krumſchnäblichte und rückengebogene Thiere. Eine große Gefahr heiſt Hypobrychium irreſpirabile, eine erſtickende Waſſereintauchung. Der Stier animal reciprocicorne, ein horngekrümmtes Thier. Ein wildes Schwein Nemoriuagus, ein Waldſtreicher. Ein Rehe ſiluicultrix. eine Waldbewohnerin. Hiezu dienen die zuſammen geſetzten Namen der Poeten mit den Hauptwörtern gero, ſero, führen und tragen. Nach dieſem Schlag können noch viele erdacht werden. Jngleichen kan man hier die Namen gebrauchen, welche den höchſten Grad und das Vaterland anzeigen; ingleichen die Hauptwörter, die oft wiederholte Handlungen, einen Anfang, eine Nachahmung und ein Verlangen abbilden, endlich alle anderthalb Schuh lange oder großſprecheriſche Wörter.

§. 18.

§. 18.

Wir haben oben geſagt, daß es viel zur Hoheit der Rede beytrage, wenn darinnen Spuren eines großen und erhabenen Gemüthes zu finden ſind. Viele wiſſen unter der Großmuth und dem Hochmuth keinen Unterſcheid zu machen, und halten ſolche Reden vor hoch, welche Uebermuth, Stolz, Frevel und Gottloſigkeit zum Grunde haben; die von einer Verachtung nicht geringer, ſondern ſolcher Dinge zeugen, welche wahrhaftig hoch und größer als derjenige ſind, der ſie verächtlich hält. Jenes iſt eine Eigenſchaft der Großmuth, dieſes des Hochmuths.

Eine ſolche großſprecheriſche Rede war dorten des Pharao: Wer iſt der HErr, deſſen Stimme ich gehorchen ſoll? Jmgleichen des Sanheribs: Wo iſt endlich ein Gott unter den Göttern aller Landſchaften, die ihr Land von meiner Hand errettet haben? Wie auch des Nebucadnezars: Jch will über die hohen Wolken fahren, und dem Allerhöchſten gleich ſeyn. Das ſind die Ruhmredigen, von welchen der Pſalmiſt ſpricht: Was ſie ſagen, das muß vom Himmel herab geredet ſeyn; was ſie ſprechen, das ſoll auf Erden gelten. So ſind jene Worte beſchaffen, welche von einigen dem Auguſtus beygeleget werden: Er wolle auch wieder den Willen des Neptunus den Sieg erhalten. Nicht beſſer iſt die Rede des Caligula, darinnen er den Jupiter drohet: εἰς γαῖον Δαναῶν περάω σε; ich will dich nach Griechenland bringen. Alle Worte des letztern, ſelbſt die Metaphoren ſtinken durchgehends nach einem grauſamen Stolze. Er drohet z. E. in dem Beſchluße einer Rede, er wolle das Schwerdt ſeiner Macht zücken.

Stricturum ſe lucubrationis ſuae telum.

Mit gleichem Hochmuth fieng Domitianus einen ordentlichen

lichen Brief an, den er im Namen ſeiner Landvögte ſchreiben ließ: Unſer Herr und Gott befiehlt, daß es ſo gehalten werden ſoll.

Dominus & Deus noſter ſic fieri iubet.

Die Poeten vergehen ſich hierinnen gar oft. Wenn ſie etwas großes und hohes ſagen wollen, ſo reden ſie vermeſſen und ärgerlich. So ſpricht Lucanus vom Nero, dem Nachfolger derjenigen, die durch bürgerliche Kriege und viele laſterhafte Handlungen auf den Thron geſtiegen ſind: Selbſt die Schandthaten und das Unrecht ſind dieſer Belohnung wegen angenehm. Vergleicht er die Partheyen des Cäſars und des Pompejus, ſo ſagt er:

Victrix cauſa Diis placuit, ſed victa Catoni.

GOtt ſtund der ſiegenden Parthey
Und Cato der Beſiegten bey.

Den einzigen Cato ſetzt er allen Göttern entgegen, wo er ihn nicht vorziehet. Der Herkules will bey dem Seneca, wenn anders Seneca der Urheber des Trauerſpiels iſt, in dem Himmel aufgenommen werden. Dieſes fordert er vom Jupiter mit dieſen Worten:

Quid tamen nectis moras?
Numquid timemur? Numquid impoſitum ſibi
Non poterit Atlas ferre cum coelo Herculem? &c.
Da, da tuendos Iupiter ſaltem Deos.
Illa licebit fulmen a parte auferas,
Ego quam tuebor, ſiue glacialem polum,
Seu me tueri feruidam partem iubes,
Hac eſſe ſuperos parte ſecuros puta.

Doch was verweileſt du? Hält dich die Furcht zurück?
Den Atlas wird vielleicht die Himmelslaſt erſticken,
Wenn die und Hercules die ſtarcken Schultern drücken? ꝛc.
Vertrau mir Jupiter den Schutz der Götter an!
Sieh, ob derſelben Sitz mein Arm nicht ſchützen kan?

Soll Herkuls Heldenfauſt den kalten Pol bewahren,
So kanſt du hier den Blitz und Donnerkeile ſpahren:
Und räumſt du mir den Strich der wärmſten Gegend ein,
So glaube, daß daſelbſt die Götter ſicher ſeyn.

Typhon oder Enceladus, der den Himmel beſtürmen will, ſpricht ſo, aber kein Held. Dieſem iſt nicht unähnlich des Martialis Sinngedichte auf den Domitianus, darinnen er ihm langes Leben wünſchet.

Eſſe velis, oro, ſerus conuiua tonantis.
At tu ſi properas, Iupiter, ipſe veni.

Du muſt nach ſpäter Zeit ein Gaſt der Götter ſeyn,
Und mit dem Jupiter an einer Tafel ſpeiſen,
Doch eileſt du von uns und wilſt gen Himmel reiſen:
So ſtell, o Jupiter, dich ſelbſt auf Erden ein.

So iſt nicht allein die Gewohnheit der Poeten frevelhaft und gottlos, wenn ſie die Götter anklagen, ſolche verhaßt machen und Läſterreden wieder ſie ausſtoſſen; ſondern auch die Redensarten ſcheinen einen Ubermuth und etwas läſterliches an ſich zu haben, wenn man ſagt, die Götter werden vom Neid befreyet, gebilliget und loßgeſprochen. Es ſind endlich alle Reden hieher zu zehlen, welche von einer Verachtung ſolcher Dinge zeugen, die durchaus nicht ſollten verächtlich gehalten werden. Dergleichen ſind die heiligen Sachen, Frömmigkeit, Gottſeeligkeit, Gerechtigkeit, alle übrigen Tugenden, berühmte Männer, ruhmwürdige Reden und Thaten, Könige, obrigkeitliche Perſonen, die uns vorgeſetzt ſind, Vaterland, Eltern, Rechte, Geſetze, Landesgewohnheiten und andere ſolche Dinge. Dieſe Reden haben nichts von der ächten Hoheit an ſich, die ſolche Sachen verächtlich vorſtellen.

Wenn ſolche kühne und unverſchämte Reden ſich unter den Schein der Hoheit angenehm machen; ſo kommt es daher: Wir ſind alle, ſo viel unſer ſeyn, hochmüthige Thiere, die ſich nicht allein über ſolche Dinge erheben, welche geringer als wir ſind; hierinnen würde man nichts ſträfliches begehen. Aber auch zu der Zeit, wenn wir uns unter die allerverächtlichſten Sachen erniedrigen, erheben wir uns über alles, was vortrefflich iſt; gleich als wollten wir dadurch unſere Hoheit wieder erlangen. Da man nun hiezu geneigt iſt, ſo ſchöpfen wir ein beſonderes Vergnügen an ſolchen Reden, welche uns in unſerm Ubermuthe ſtärken. Wir betrachten dergleichen Reden als Spiegel, in welchen unſere Gemüther weit gröſſer ſcheinen, als ſie wirklich ſind. Und deswegen lieben wir dieſelben als groß und prächtig und umfaſſen ſie mit der gröſten Zärtlichkeit. Männer von Einſicht halten dieſes vor die Urſache, warum alle hohe Reden die Zuhörer ſo ſehr beluſtigen. Sie haben in dieſer Sache vollkommen recht, wenn ſie nur dabey den Unterſcheid unter der Hoheit ſo wohl des Geiſtes als der Schreibart, und unter dem leeren Dunſte dieſer beyden erkennen.

Doch ſind diejenigen Scribenten nicht zu tadeln, welche andere in ihren Schriften redend einführen und dabey den Stolz der redenden Perſonen in der Rede ſelbſt abbilden. Servius Tullius wollte den rebelliſchen Tarquinius mit dieſen Worten zum Gehorſam bringen: Was heiſt das Tarquin? Was iſt das vor eine Verwegenheit, daß du dich unterſteheſt, den Rath bey meinen Lebzeiten zu beruffen; oder in der Verſammlung meinen Platz einzunehmen? Titus Livius ſpricht unvergleichlich, Tarquinius hätte dem Könige oder ſeinem Schwiegervater ſo geantwortet: Er nähme den Platz ein, den ſein Vater beſeſſen habe. Er ſey ein Königlicher Prinz und der Reichsfolge würdiger, als ein Knecht. Dieſer hätte lange genug, wegen allzuvieler Nachſicht, mit ihnen ſeinen Spott getrieben und über ſeine Herren geherrſchet. Tarquinius, der ſo redet, iſt aufgeblaſen; aber Livius hoch, der das ſo groſſe Bild dieſes Hochmuths in der Schreibart vortreflich wohl ausdrückt. Als die Amme bey dem Seneca der Medea den Einwurf machte, ſie hätte von ſo großer Macht nichts mehr übrig, womit ſie die Leichtſinnigkeit des Jaſon rächen könnte; ſpricht die Medea ſo:

Medea ſupereſt: heic mare & terras vides,
Ferrumque & ignes & Deos & fulmina.

Medea lebet noch: Sieh! hier iſt Land und Meer,
Schwerdt, Feuer, Donner, Blitz, das ganze Götterheer.

Die Medea iſt ſtolz, verwegen, ja raſend, die ſo redet: Aber Seneca hat in dieſen Worten die Raſerey einer kühnen Weibsperſon unvergleichlich abgemahlet. Auf gleiche Weiſe ſind die hochtrabenden Worte des Polyphemus an den Ovidius nicht zu tadeln. Die Beredſamkeit des Polyphemus iſt entſetzlich, aber das Gedichte des Ovidius recht zierlich. Man muß hiebey nicht das, was vorgeſtellet wird, ſondern die Vorſtellung ſelbſt bewundern.

§. 19.

Endlich müßen wir nach unſerer Eintheilung auch etwas von der dritten Gattung der hochtrabenden Schreibart ſagen. Die beyden erſtern aber kommen hier auf dieſe Weiſe zuſammen: Es iſt nicht allein die Sache geringe, dabey man eine hohe Schreibart gebraucht, ſondern auch die Hoheit der Rede falſch; das heißt, es werden einem Kinde nicht die Schuhe des Herkuls, ſondern des Polyphemus oder des Typhons angezogen.

Doch hat es niemals an Leuten gefehlet und mangelt auch itzt nicht daran, die ſich durch dieſe Meteoren verführen laſſen; die ſich ſo wenig in ihrem Vortrag erniedrigen können, daß ſie auch die geringſten und gemeinſten Sachen in eine ſchwülſtige Schreibart einkleiden. Sie werden die Vögel geſiederte Pfeiſen oder geflügelte Poeten; eine Jungfer μένανδρον, einen Hahn ὀρθροβόον, oder Morgenwecker nennen. Man frage einen von ihnen, was er vor ein Amt verwalte. Er wird vielleicht aus dem Sedulius antworten: Ego decachordo pſalterio inter beati dogmatis choros Dauidicae modulationis cantus exerceo, oder: Ich ſpiele unter der Verſammlung der ſeligmachenden Lehre die Geſänge nach Davidiſcher Weiſe, auf dem Pſalter von zehen Saiten. Er will ſich einen Sänger in der Kirche nennen. Man forſche von einem andern, wie er ſich befinde, er wird ſprechen: Satis bene ſe in carunculae folliculo conſtitutum eſſe. Er ſtecke noch in einer guten Haut. Man frage, was er mache; ſo wird es heiſſen, ſe in caſtris Muſarum militare, er ſtreite in dem Feldlager der Muſen; oder wenn er ſchreibt: ſe aliquid Niliaci papyro gurgitis calamo perarante contradere, er vertraue etwas mit der Schreibfeder dem Egyptiſchen Schilf an, das aus der Tiefe des Nilus genommen iſt.

Man frage, in welchem Jahre etwas geſchehen ſey; er wird das Jahr ſo beſchreiben: Poſt tempora incarnati Verbi, ignea romphea in oſtio Paradiſi fonte lateris Chriſti extincta, vt regnum Dei violentius raperetur. Nach den Zeiten, da das Wort Fleiſch worden, und das zweyſchneidige Feuerſchwerdt bey dem Eingange des

Paradieſes durch das Waſſer verleſcht wurde, das aus der Seite Chriſti quillt, damit das Reich Gottes mit gröſſerer Gewalt zu ſich geriſſen würde, in dieſem oder jenem Jahre hat ſich die Sache zugetragen: Oder wenn er ſich an hohen Worten mehr vergnüget, als an weitläuftigen Umſchreibungen, ſo wird er aus einem alten und unbekannten Archiv ſprechen, es habe ſich dieſes begeben, hoc illoue Praeſule Archiepiſcopante; hoc illoue Rege Ptolomante. Will er ſchöner reden; ſo wird er ſagen, der Jüngling iſt zu der Zeit nach Sicilien gekommen, cum nondum orbis adorauerat Romam, cum nondum oceanus conceſſerat Tybri. Da Rom noch nicht von dem Weltkreis angebetet wurde, und der Ocean noch nicht der Tyber unterthänig war. Wenn er ſeinem Knechte befiehlet, er ſolle ihm die Stiefel ausziehen, ſo fehlt es nicht viel, daß er ſich nicht der Formul bedienet, welche, ich kan nicht ſagen was vor ein Meiſter der Wohlredenheit einem an die Hand gab, der prächtig reden wollte: Tu, qui me inferior es, innitere corporis tui columnis, & ab his mortui bouis exuuiis me libera. Du, der du geringer, als ich biſt, ſtütze dich auf die Pfeiler deines Leibes, und befreye mich von dieſem Balge eines todten Ochſen.

Ein anderer wird einen guten Freund aus der Stadt zur Sommerszeit mit dieſen Worten zu ſich auf das Land bitten: Iam ver decedit aeſtati, & per lineas ſol altatus extremas in axem Scythicum radio peregrinante porrigitur. Mundus incanduit, glacies Alpina deletur, & hiulcis arentium rimarum flexibus terra perſcribitur, ſqualet glarea in vadis, limus in ripis, puluis in campis, aqua ipſa quocunque perpetuo labens, tractu cunctante languescit. Etiam non ſolum calet vnda ſed coquitur.

&

& nunc, dum in carbaſo ſudat vnus, alter in bombyce; tu endromedatus exterius, intrinſecus faſciatus, inſuper & concaua municipii Camerini ſede compreſſus, diſcipulis non aeſtu minus, quam timore pallentibus, exponere oſcitabundus ordiris: Samia mihi mater fuit. Quin tu mage, ſi quid ſalubre tibi cordi, raptim ſubduceris anhelantibus anguſtiis ciuitatis & contubernio noſtro auenter inſertus, fallis clementiſſimo receſſu inclementiam canicularum. „Jtzt weichet der Frühling dem Sommer, und die bis zu dem äuſſerſten Cirkel erhöhete Sonne reichet mit ihrem wandernden Strahl bis an die Scythiſche Weltaxe. Die Welt glüet, das Eis der Alpen verſchmilzt und die Erde wird durch die berſtenden Krümmen der dürren Ritze durchſchrieben. Der Sand an denen Furten, der Schlamm an Ufern, der Staub in Feldern iſt äußerſt betrübt. Das Waſſer ſelbſt wird allenthalben, wo es ſonſt beſtändig rinnet, durch den langſamen Lauf faul und ſtinkend. Ja die Fluth iſt nicht ſo wohl warm; ſie kocht vielmehr. Dort ſchwitzet einer im leinenen Rock; hier ein andrer im ſeidnen Gewand: Und du biſt äuſſerlich mit dem Schlafpelz bedeckt, innerlich in warme Kleider verhüllt, und ſitzeſt ganz gekrümmt in dem holen Kerker der Stadt. Die Wangen deiner Schüler bleichet theils die Hitze, theils die Furcht: Und doch fängſt du ganz träg und ſchläfrig an, ihnen zu erklären: Samos hat meine Mutter gezeuget. Warum entziehſt du dich nicht vielmehr ſchleunig den ängſtlichen und bangen Engen der Stadt, wenn du einige Sorge vor deine Geſundheit trägſt? Warum begiebſt du dich nicht begierig in unſere Geſellſchaft? Entziehe dich der Grauſamkeit des Hundsſterns und bringe dieſe Zeit in einem ange-

„nehmen Aufenthalte zu.“ Dieſe Schreibart wird ein aufmerkſamer Leſer, vigilax lector, leicht erkennen, der die angenehme Gedult darauf wendet, die Briefe des Sidonius Apollinaris, Biſchofs zu Clermont in Auvergne öfters durchzuleſen; qui Sidonii Apollinaris Auernorum Epiſcopi lectitandis epiſtolis voluptuoſam patientiam impendit. Denn er iſt durchgehends einerley, ſo gar, daß er auch nicht einmal einen Freund grüßen kan, niſi in ſalutationem erumpat, wo er nicht in einen Wunſch ausbricht. Wenn er an den Pabſt, das iſt, an den Biſchof und Bruder ſchreibt; ſo übertrift er ſich ſelbſt: Papae attremit turba collegii: in grauitatis ipſius comparationem ipſa etiam grandaeuorum corda pueraſcunt: Spiritualia caſtra eum venerantur tanquam quendam conclamatiſſimum primipilarem vtriusque ſanctorum ordinis: qui manum linguae porrigit omnibus in conſcientia ſauciatis. „Vor dem Pabſt erzittert die ganze Schaar der Cardinäle. In Betrachtung ſeines Majeſtätiſchen Anſehens werden ſelbſt die Gemüther betagter Greiſe kindiſch. Die geiſtlichen Kriegslager verehren ihn, als den obriſten Heerführer von beyden Orden der Heiligen. Er richtet mit der Hand der Zunge alle diejenigen auf, die im Gewiſſen verwundt ſind.“ Man darf ſich alſo nicht wundern, daß er ſich lixam & calonem, Sudelkoch und Troßbuben oder Soldatenjungen, ja jenes leproſi, des Ausſätzigen im Evangelio, conleproſum, und Mitausſätzigen nennet, wenn er ſich vor dem Pabſte demüthigen will.

Die erſchrecklichſten Meteoren hat Africa zur Welt gebracht. Das Buch des Martianus Capella kan zum Beweiſe dienen. Der Titel ſelbſt ſcheinet ich weis nicht was für Wunderdinge zu verſprechen. Er heiſt: Von der Hochzeit der Philelogie und des Mercurius. Er fängt mit den prächtigſten Verſen an, darinnen er den GOtt der Ehen anruft. Man ſollte glauben, man leſe eine Fabel, die man Romanen nennet. Alle Götter und Göttinnen treten auf den Schauplatz. Jede von den Muſen ſingt ein beſonderes Brautlied. Endlich wird die Braut in den Pallaſt des Jupiters geführet, welcher durch ſeine wunderſame Größe auch den Umfang der ganzen Welt einnehmen, durch ſeinen hellen Schimmer den Glanz der Sternen übertreffen und durch ſeine neue Lage den Thierkreis recht merklich durchſchneiden ſoll. So redet der Autor, wenn man ihn verſtehen ſoll: Das meiſte iſt noch weit unverſtändlicher. Man lieſet das erſte, man lieſet das andere, man lieſet den Anfang des dritten Buchs. Man wird durch lange und krumme Wege eines prächtigen aber dunklen Irrgartens geführet, und niemand weis wohin. Man erwartet den Ausgang. Endlich zeigt ſich plötzlich das Licht und man erkennet einen ganz bekannten Ort. Man iſt in die Grammatik geführet worden. Es werden Buchſtaben, Sylben, Wörter erkläret. Darauf kommt man zu den Prädicabilien der Diſputirkunſt: Und zuletzt ſiehet man, wie dieſe Heldenfabel dahin ziele, daß einige allgemeine Regeln von freyen Künſten darinnen vorgebracht werden.

Des Tertullianus Buch vom Mantel giebt dieſer entſetzlich hochtrabenden Schrift nichts nach. Der Urheber deſſelben wurde von den Africanern ausgelacht, weil er ſein ordentliches Kleid ablegte und einen Mantel trug. Der Schimpf ſchien ihm ſo unbillig, als unerträglich. Deswegen ſchrieb er eine Schutzſchrift vor ſeinen Mantel.

Zur Vertheidigung ſeiner Mode führt er alle Veränderungen und Kleidertrachten an, welche eine ſo ungeheure Phantaſie erdenken kan, die die ganze Welt in ſich begreifft. Und nachdem er alles auf einen Haufen zuſammen gebracht hatte, was nur vom Mantel prächtiges kan geſaget werden, ſo wird der Mantel ſelbſt redend eingeführet. Man höre doch den beredten Mantel: Adigo cauterem ambitioni. Dabo catharticum impuritati. De occurſu meo vitia ſuffundo. De meo veſtiuntur & primus informator literarum & primus enodator vocis & primus numerorum arenarius & Grammaticus & Rhetor & Sophiſta & Medicus & Poeta & qui Muſicam pulſat, & qui ſtellarem coniectat & qui volaticam ſpectat. Omnis liberalitas ſtudiorum quatuor meis angulis continetur. Ich bezwinge den Hochmuth mit einem Brenneiſen. Der Unreinigkeit will ich eine Purganz eingeben. Durch meine Gegenwart beſchäme ich die Laſter. In mich kleidet ſich der erſte Lehrer des A. B. C. der erſte Ausleger der Worte, der erſte Anweiſer zum Rechnen, ein Grammaticus, ein Rhetor, ein Sophiſt, ein Arzeneyverſtändiger, ein Poet, ein Muſickerfahrner, ein Sternkündiger und Zeichendeuter. Alle freye Künſte ſind in meinen vier Zipfeln enthalten. Wer hat jemals prächtiger als dieſer Mantel geſprochen. Ich würde ſeine ganze Rede herſetzen, wenn die Schreibart dieſes Mantels nicht allzudunkel wäre. An dieſer löblichen Eigenſchaft übertrifft er ſeinen Herrn ſelbſt.

Ich könnte dieſen beyden Africanern den dritten an die Seite ſetzen, nehmlich den Apulejus, in welchem man gleichfalls viele hochtrabende Reden bemerken wird: modo ſi papyrum Aegyptiam tu, argutia Nilotici calami inſcriptam, non ſpreueris inſpicere. Wenn man ſich nur gefallen läſt, in das Aegyptiſche Schilf zu ſehen, das mit einem geſpitzten Rohr aus dem Nilus beſchrieben iſt. Aber dieſer Scribent iſt in jedermans Händen und bey vielen ſo beliebt, daß ſie ſchreyen würden, illum inuidiae nefariae lethali plaga percuſſum eſſe, der läſternde Neid habe ihm eine tödtliche Wunde geſchlagen, wenn man ihn antaſten ſollte. Wir unterſtehen uns nicht, etwas von ihm zu ſagen; indem ſelbſt Lipſius kein Bedenken trägt, deſſelben Schreibart (aduerſus iſtos de Arpinatis ſchola inueſtes pueros,) wieder die unbärtigen Knaben aus der Schule des Arpinas zu vertheidigen. So zierlich nennt er die Verehrer des Cicero.

Es wäre zu wünſchen, daß dieſe prächtige Beredſamkeit ſcil. nicht den Knaben in Schulen eingeflößet würde. Denn daher entſpringt die erſte Verderbniß der Schreibart. Viele behalten dieſen Begriff der Hoheit, welchen ſie von ihrem Lehrer erhalten haben. Urtheilet der hier unvernünftig, ſo bringt er ſeinen Schülern einen gleichen Irrthum bey. Wenn ſie dabey hören, wie ihnen der Lehrer unabläßig anpreiſt, und ſich bemühet, ſelbſt mellitos, neſcio, quos verborum globulos, dictaque quaſi papauera & ſeſamo ſparſa, die ſchönſten Sprüchlein und artigſten Förmelgen anzubringen, welche mit lauter Zucker und Honig beſtreuet ſind; ſo können ſie ſo klug werden, als diejenigen wohl riechen, welche in der Küche wohnen, wie der Eumolpus bey dem Petronius ſpricht: Wo ſie nicht ſchon in der Jugend von ſolcher Fähigkeit zu urtheilen ſind, von welcher Henricus Valeſius geweſen iſt, wie ſein Bruder Hadrianus Valeſius berichtet. Die Sache iſt würdig, daß ſie hier angeführet werde: Der Lehrer des Heinricus hieß Ruſellus. Er war ein Menſch, dem es nicht am Willen, ſondern am Verſtande fehlete. In ſeiner Kunſt, die er zu verſtehen vorgab, war er ſehr ſchlecht geſetzt, ja gänzlich unerfahren. In der ungebundnen Beredſamkeit ſah er auf große und wohlklappende Worte; bey der geringſten Sache auf eine Wortreiche Schreibart, die voller Pracht und Anſehen iſt: ja er marterte ſich, ſolche Beſchreibungen zu machen, die in einem Gedichte unerträglich ſind. So iſt die Beſchreibung des erſten Tages beſchaffen, welche Valeſius gleich nach der Schule oftmals ernſthaft und mit ſolchen Geberden herſagte, wie es ein Redner zu machen pfleget: Diluceſcebat: &, emiſſa jam vberioris affuturae lucis quaſi praecone aurora, flaueſcentem auro caeſariem pullulantibus in altum radiis ſol matutinus depectebat. Es ward Tag. Die Morgenröthe brach als ein Herold herfür und kündigte an, daß das ſtärkere Licht bald werde zugegen ſeyn. Darauf kämmete die Morgenſonne mit ihren in die Höh ſchießenden Strahlen das goldgelbe Haar aus. Es wäre mit dem Valeſius aus geweſen, ſpricht Hadrianus, wenn er ſich einen ſolchen Meiſter zum Muſter vorgeſtellet hätte: Aber die Beurtheilungskraft des Schülers war größer, als daß er ſich durch die böſen und laſtervollen Exempel ſeines Anführers hätte ſollen verführen laſſen. Wie groß würden ſich nicht viele Schulmeiſter wiſſen, weñ ſie ſich in der Schreibart ſo hoch ſchwingen könnten, als jener Ruſellus. So aber, da ſie dazu unfähig ſind, dünken ſie ſich erhoben genug zu ſeyn, wenn ſie ihren Untergebenen einen Brief ſo anfangen: Salutem a fonte ſalutis, Amice medullitus peramande: Ich wünſche dir Heyl aus dem Brunnen des Heyls, durch Mark und Bein geliebter Freund; und ſo ſchließen lehren: Tuus per ſaxa, per ignes: Ich bin im

Feuer und Waſſer dein ꝛc. und ihnen andere dergleichen Sprüchelchen mehr beybringen.

§. 20.

Allein auch auſſer den Schulen in gemeinen Sprachen werden Meteoren gefunden. Die Schriften der Italiener ſind davon voll, und die Spaniſchen Scribenten damit überhäuft. Viele Deutſchen folgen ihnen hierinnen. Die heutigen Franzoſen, welche klüger als ihre Eltern und Voreltern ſind, haben endlich dieſen verführeriſchen Schein verlaſſen, und ſich von einer gründlichen und vernünftigen Schreibart einen Entwurf gemacht. Wenn ſie dieſe beybehalten könnten, ſo würde ihre Wohlredenheit derjenigen ſehr nahe kommen, welche in Griechenland zu des Demoſthenes, und in Rom zu des Cicero Zeiten im Flor geweſen iſt. Es iſt aber dieſer Nation faſt unmüglich, lange etwas beyzubehalten. Doch ſind in allen heutigen Sprachen noch viele hochtrabende Reden übrig, die den Alten unbekannt waren. Dieſes ſind diejenigen Formeln, dadurch man einander ſeine Hochachtung und Ehrerbietung bezeuget und Complimenten genennet werden. Weder Griechen, noch Römer haben ein Wort erfunden, damit ſie dieſelben benennet hätten. Einige nennen ſie verba honoris, Ehrenworte. Man ſagt darinnen mit vielen Worten faſt nichts, welche doch viel zu verſprechen ſcheinen. Wenn man ſpricht: Ich bin Dero allergehorſamſter und unterthänigſter Diener oder Sclave; ſo heiſt es nicht mehr als der Griechen χαῖρε, und das Aue der Lateiner. Von andern ſolchen Formeln zu geſchweigen, welche viel länger und ſchwülſtiger ſeyn. Ich will niemand rathen, daß er dieſe Dinge unterlaſſen ſoll, wo es die Gewohnheit erfordert: Doch wäre zu wünſchen, daß anſehnliche Leute dieſe läppiſche Gewohnheit nach und nach vergeſſen und abſchaffen möchten. So würde die Schreibart nicht durch ſo viel unnütze Worte aufgeſchwollen werden; und man würde nicht mehr mit vielem wenig ſagen.

Der Pult,

in einem Heldengedichte,

aus dem Franzöſ. des Boileau überſetzt
von
Joh. Chr. Gottſched.

Erſtes Buch.

Ich ſinge von der Schlacht und des Prelaten Streit,
Der durch bemühten Arm die ſtrenge Tapferkeit
Im Tempel dargethan und Muth gewuſt zu faßen
Bis er zuletzt den Pult ins Chor hat ſtellen laßen.
Der Cantor hat umſonſt ihn zweymal weg gebracht,
Den ſein Capitel ſtark, ſein Titel ſtolz gemacht:
Der ſiegende Prelat läßt ſich durch nichts erſchrecken,
Und ſtellt ihn wieder auf des Gegners Blick zu decken.

Ihr Muſen, ſagt mir doch, durch was vor Zorn u. Glut,
Gerieth dieß fromme Paar in ſoviel Streit und Wuth?
Was ſtürzte doch den Dom in ſolche Noth und Schmerzen?
Kocht ſoviel Galle denn in Gottgeweyhten Herzen?

Und du, der Helden Preis, der du mit weiſer Hand
Den kaum entſtandnen Streit aus Gottes Haus gebannt,
Laß deinen Gnadenblick mich ſelber munter machen,
Und weil der Ernſt hier herrſcht, ſo halte doch das Lachen!

Voll Friede Ruh und Glück ſo mehr als irrdiſch ſchien,
Sah unſre Stadt ihr Stift, die Domcapelle blühn,
Die Thumherrn waren friſch, geſund und ſtark vom Leibe,
Und mäſteten den Bauch zum frommen Zeitvertreibe.
Ein weiches Schwanenbett band ihre Glieder an,
Daß ſie kein einzigmahl die Metten ſelbſt gethan,
Sie wachten nur am Tiſch, und die gedingten Sänger,
Vertraten ſpät und früh die frommen Müßiggänger.
Die Zwietracht, welche dieß noch nicht zu Herzen nahm,
Indem ſie aus dem Sitz der Franciſcaner kam,
Zun Minoriten gieng; ſo ſcheußlich von Geberden,
Daß ſie der Einigkeit ein Schreckbild konnte werden;
Die Zwietracht, ſag ich, trat an ihres Hauſes Fuß
Den eines Baumes Laub mit Schatten decken muß,
Und warf den frohen Blick umher nach allen Seiten,
Auf alle, die daſelbſt aus ihrem Triebe ſtreiten.
Sie ſah mit reger Luſt ihr wohlbeſtelltes Reich,
Und rief: o Zwietracht, dir iſt nichts auf Erden gleich!
Sie ſah die Normandie, auf hundert vollen Wagen,
Von Mons und von Evreux bis nach Paris getragen.
Bald kam ein reicher Graf und bald ein Edelmann,
Bald Prieſter und Soldat, und bald ein Bauer an,
Es lieſſen ſich durchaus viel Advocaten ſehen,
Wo um der Themis Thron die breiten Fahnen wehen.
Nur eine Kirche ſieht die Göttin unbewegt,
Die mitten in dem Streit der ſüßen Ruhe pflegt,
Nur die verhönt ſie noch, nur die will ruhig bleiben,
Nur die will allen Zank aus ihren Mauren treiben.
Da dieß der Zwietracht Blick nicht länger dulden kan,
So ziſcht ihr Schlangenhaar, die Rachgier flammt ſie an,
Ihr Gifterfüllter Mund läßt ſeinen Geifer ſpritzen
Und man ſieht Strahl auf Strahl aus finſtern Augen blitzen.

Was? ruft ihr rauher Ton, davon das Fenſter kracht,
Sind denn bisher umſonſt die Klöſter aufgebracht,
Der Carmeliter Heer, der Celeſtiner Orden,
Der Auguſtiner Schaar, umſonſt erreget worden?

Und dieſe Kirche bloß, die Kirche nur allein,
Will meiner Macht zu Trotz ein Haus des Friedens ſeyn?
Bin ich noch, was ich war? wer wird mich künftig ehren?
Wer wird der Opfer Zahl um meinen Altar mehren?

Gleich deckt ſie, wie ein Mönch ihr Haupt mit einem Hut,
Wird an Geſtalt und Tracht, wie ſonſt ein Cantor thut
Bemahlt ihr Angeſicht mit Blattern und mit Flecken,
Und eilt, den frommen Abt im Kloſter aufzuwecken.
Wo in der Dunkelheit der tiefen Lagerſtatt,
Ein ſanftes Schwanenbett ſich aufgethürmet hat,
Ein Goldgeſticktes Tuch zweymal den Platz umringet,
Daß auch der Mittag ſelbſt den Fürhang nicht durchdringet,
In dieſer Stille nun beſitzt Zufriedenheit
Den ſanften Federthron in ſteter Süßigkeit;
Hier läßt, nachdem er ſchon ſein Frühſtück eingenommen,
Der ſchlummernde Prelat die Mittagsſtunden kommen.
Die ſchönſte Jugend mahlt ſein Antlitz voller Luſt,
Sein Kinn ſinkt rund gewölbt in Stufen auf die Bruſt.
Und der geſetzte Leib macht, daß die weichen Küßen,
Von ſolcher ſanften Laſt beſchweret, ſeufzen müßen.

Die Göttin tritt herein, verwundert ſich und ſchweigt
Weil der gedeckte Tiſch den Flor der Kirche zeigt.
Geht weiter, öfnet ſich das Schlafgemaches Thüren,
Und läßt den Schlummernden gleich dieſe Stimme rühren.

Du ſchläfſt, Prelat, du ſchläfſt, indem der Cantor wacht,
Der ſich an deiner ſtatt im Chor ein Anſehn macht;
Stets das Oremus ſingt, den Umgang ſelbſt beſtellet,
Dem Volke Seegen ſpricht, das vor ihm niederfället:
Du ſchläfſt? und warteſt nur, bis dieß verwegne Haupt,
Dir ohne Bull und Recht ſo Rock als Inful raubt?
Verlaß die Lagerſtatt! Hier iſt kein Schweiß zu ſparen,
Entweder laß den Schlaf, wo nicht, das Biſthum fahren.

So ſprach ſie und der Dampf der aus dem Halſe drang,
Blies Flammen in ſein Herz und die Begier zum Zank.

Urplötzlich wacht er auf. Die Bruſt erbebt von Schlägen;
Weil ihm das Herze klopft: doch ſpricht er noch den Seegen.
Wie ein geſunder Stier ſich in Bewegung ſetzt,
Wenn ihm ein Weſpenſtich das Seitenfell verletzt,
Vor Wuth und Schmerzen tobt und von der Quaal gebeuget,
Durch Brüllen und Geſchrey den ſcharfen Stich bezeuget:
So quälte der Prelat den Diener und die Magd,
Als ihm dieß Traumgeſicht ein Schrecken eingejagt.
Sein Eifer fängt ſchon an die Kräfte zu beleben,
Er will vor Tiſche noch ſich in das Chor erheben.
Selbſt ſein Allmoſenier, der treue Gilotin,
Spricht dieſen Vorſatz ihm vergebens aus dem Sinn,
Zeigt, daß es Zwölfe ſchlägt: ja Minen und Geberden
Verſichern, daß indeß die Speiſe kalt wird werden.

Was vor ein Eigenſinn bewegt euch auszugehn,
So ſpricht er, da bereits die Schüſſeln fertig ſtehn?
Nehmt eures Standes wahr, erwegt doch euren Orden!
Sagt, ſeyd ihr ein Prelat der Arbeit halber worden?
Was iſt die Andacht nütz? Was macht ihr euch Verdruß?
Wir haben ja kein Feſt an dem man faſten muß.
Erholt euch doch, Prelat! denn habt ihr ſchon vergeſſen,
Daß nichts ſo eckel iſt, als aufgewärmtes Eſſen?

Alſo ermahnet ihn ſein treuer Gilotin,
Und ſetzt ihm unverhoft die beſte Suppe hin.
Kaum hat ſie der Prelat auf ſeinem Tiſch erblicket,
Als er vor Ehrfurcht ſtarrt; weil ihn der Blick entzücket.
Er weicht, er ſetzet ſich: Allein von Kummer wund,
Stopft er der Biſſen Zahl ſehr ſchleunig in den Mund.
Dieß merket Gilotin, und eilt, bey ſeinen Leuten,
Beſtürzt und blaß vor Angſt die Zeitung auszubreiten.
Gleich ſieht man dieſe Schaar verzagt zuſammen gehn,
Wie man die Kraniche ſieht haufenweiſe ſtehn,
Wenn dort der Zwergefürſt mit äußerſtem Bemühen,
Schon Strymons Rand beſiegt und weiter denkt zu ziehen.
Wie freudig ſieht der Abt, die hochgeliebte Schaar,
Er hebt ſich an dem Tiſch, wird muntrer als er war.

Man ſieht kein Schrecken mehr aus ſeinen Minen dringen,
Und Gilotin muß gleich ein Stück vom Schinken bringen.
Noch mehr, man ſchenket ihm ein Glas vom beſten Wein,
Auf der Geſellſchafft Wohl, am allererſten ein.
Ein Trunk leert alles aus, die Gäſte thun desgleichen,
Und bald gebricht der Wein in aller Flaſchen Bäuchen.
Als nun der vollen Zahl der Nectar wohlgeſchmeckt,
Steht man vergnügter auf, der Tiſch wird abgedeckt,
Und der Prelat hebt an. Die Stimme rührt ſchon Herzen.
Denn ſo entdeckt er nun den Urſprung ſeiner Schmerzen.

Gehülfen meiner Laſt, Geſellen meiner Pein,
Ihr machts durch eure Treu, daß ich Prelat kan ſeyn.
Ihr ſeyds durch deren Arm ich noch das Domſtift zwinge,
Und das Magnificat im Chor alleine ſinge:
Ertragt ihrs denn noch ſtets, daß mich der Stolz verlacht,
Der Cantor euer Werk vor euch zu nichte macht,
Sich ſelbſt mir gleich geſchätzt; und meine Rechte ſtöret,
Ja vor dem Pulte ſingt, der euch und mir gehöret?
Nur heute, Morgens früh, fürwahr ich lüge nicht!
(Denn eine Gottheit wieß mir ſolches im Geſicht)
Hat der Verwegne noch, als hätt ich was verbrochen,
Das Benedicat vos, ſo mir gebührt, geſprochen;
Ja nimmt mir, mit Gewalt die eignen Waffen ab!

Hier läuft ein Thränenſtrom ihm das Geſicht herab,
Umſonſt bemüht er ſich die Schmerzen auszudrücken,
Die Seufzer wollen ihm der Klagen Lauf erſticken.
Sein Gilotin erblickt, daß er nicht reden kan,
Bringt einen friſchen Trunk und ſetzt den Becher an.
Als eben Sidrac kommt, der mit bejahrten Lenden
Noch kaum den Cörper trägt, mit ſeinem Stab in Händen.
Der Greis hat ſchon im Chor vier Alter angeſehn,
Kennt jeden Kirchenbrauch, weis alles was geſchehn.
Durch dieſe Wiſſenſchaft iſt er vom Küſterorden,
Allmählich nach Verdienſt zum Kämmerer geworden.
Kaum ſieht er ſeinen Herrn, der faſt in Ohnmacht ſinkt,
So merkt er was ihm fehlt; Er räuſpert ſich, und winkt,

Und ſucht recht väterlich des Abtes Schmerz zu ſtillen:
Den Cantor, ruft er gleich, mag Gram u. Trauren füllen!
Zu deiner Rechte Schutz und Wachsthum, o Prelat!
Vernimm nur was ein Traum mir eingegeben hat.
Da wo im Chore nun der freche Cantor ſitzet,
Und dir zur linken Hand voll Rach und Eifer ſchwitzet,
Stand vor der Zeit ein Pult, der aber ganz und gar
Von Lindenholz gemacht und ſchlecht gezimmert war,
Und der ſich ſeitenwerts mit breiten Ränden ſtreckte,
Und alles ringsumher mit dunkeln Schatten deckte.
Nun hinter dieſem Pult, gleich als in tiefer Gruft,
War ſonſt des Cantors Sitz, als eine finſtre Kluft.
Hergegen der Prelat, mit freyem Angeſichte,
Saß bloß vor aller Welt im allerſchönſten Lichte.
Ich weis nicht, wie es kam, ob Satan wo bey Nacht
Dieß Schaugerüſte ſchwach und wackelnd los gemacht,
Ob gar des Schickſals Schluß dieß Unglück ſo verſehen,
Daß einſt des Morgens früh des Pultes Fall geſchehen.
Umſonſt rief ich dabey des Cantors Beyſtand an,
Zuletzt ward jedes Stück an einen Ort gethan,
Wo dreyßig Jahre lang der Staub den Reſt gefreſſen,
So daß wir unſern Pult allmählich gar vergeſſen.
Nun iſt mein Anſchlag der: Prelat, wenn ſich die Stadt
In dunkler Schatten Flor bey Nacht verhüllet hat,
So müſſen drey von uns, die ſich dazu ergeben,
Sich ohne viel Geräuſch ins Kirchenchor erheben,
Und den zerbrochnen Pult, durch kühnes Unterſtehn,
Auf ſeinen alten Platz, ſo wie vorhin, erhöhn.
Wagt es der Cantor nun ihn wieder umzuwerfen,
So kanſt du hundertfach Befehl und Urtheil ſchärfen.
Zum Schutze deines Rechts, den alles billig heißt,
Mag alles untergehn! Das iſt der Kirchen-Geiſt!
Wie will ſonſt ein Prelat ſich friſch und munter zeigen?
Im Chore beteſt du, doch darfſt du hier nicht ſchweigen.
Die Art von Tugenden mag andern heilig ſeyn,
Nur hier verträgt man nichts, ſonſt geht das Anſehn ein.

Wenn ſich nun der Tumult allmählig wird erheben,
Wirſt du den Seegensſpruch wohl hundertfältig geben.
Ja deinem Gegner ſelbſt, der jetzt vor Hochmuth brennt
Noch ſegnen, bis er ſich und deine Macht erkennt.

So ſprach er, und die Schaar, ſtimmt ſeiner Meynung bey;
Der Abt iſt ſelbſt entzückt, ruft, daß ſie göttlich ſey.
Und will, man ſolle drey aus ihrer Zahl ernennen,
Die man zu ſolcher That vor tüchtig wird erkennen.
Ein jeder dringt ſich nun zwar in dieß Amt hinein;
Doch ruft er: Nein, das Glück, das Glück ſoll Schiedsmann ſeyn.
Man looſe! wen es trifft, der ſoll das Werk vollführen.
Sogleich gehorcht man ihm, und ſchreibet auf Papieren,
Die dreyßig Nahmen auf, die man zuſammen ſchlägt,
Und eilends in den Hut, als einen Glückstopf, legt.
Der kleine Wilhelm ſoll, Betrug und Liſt zu fliehen,
An aller andern ſtatt dießmahl die Looße ziehen.
Sein neubeſchornes Haupt zeigt lauter Redlichkeit,
Und ſein Geſicht wird roth, halb furchtſam, halb erfreut.
Der Abt blickt Himmelwerts, entblößt die Hand zum Seegen,
Und ſchlägt dreymahl ein Creutz, um größrer Andacht wegen.
Man ſchüttelt Hut und Looß. Er ziehet, und Brontin,
Iſt der, den das Geſchick zu allererſt läßt ziehn.
Hieraus will der Prelat viel Gutes prophezeyhen,
Und ein Gemurmel zeigt, daß alle ſich erfreuen.
Man ſchweigt, und Wilhelm greift, und als der Zug geſchehn,
Läßt ſich zu gutem Glück des Thürmers Nahme ſehn.
Der iſt, von wegen des ſo ſchlankgewachſnen Leibes,
Ein anderer Adon des höchſtverliebten Weibes.
Sie beten ſich faſt an. Und dieß beliebte Paar
Hat ſich bereits vermiſcht, eh es getrauet war.
Nach dreyer Jahre Friſt des Ehlos-feſten Bandes,
Ward es zum Sacrament des wahren Eheſtandes.
Nun dieſes Thürmers Muth ſcheut alles was ihn kennt,
Weil Herz und Kühnheit ihm im Angeſichte brennt.
Der dritte fehlt nur noch, von gleichem Heldenmuthe.
Der Abt miſcht noch einmahl die Zettel in dem Hute.

Ein jeder denkt auf ſich: Wiewohl nur dir allein,
Dir, Creutzesträger, nur trift hier die Hofnung ein.
Du, Troſt des Küſters, ſiehſt, mit Luſt vor dem Prelaten,
Daß dir das letzte Looß nach Hertzens Wunſch gerathen.
Man ſagt, du ſchieneſt hier ſo blaß nicht, als zuvor,
Weil ſich die Todtenfarb auf deiner Stirn verlohr.
Die Gicht ſogar ward hier in Kriegesglut verkehret,
Und hat dem kranken Fuß den Luftſprung nicht gewehret.
Ein jeder lobet laut den Herrſcher dieſer Welt,
Der des Prelaten Recht den Dreyen heimgeſtellt.
Man ſtehet freudig auf, und ſiehet ohn verweilen,
Daß die Verſammleten ſich durch die Thüren theilen.

Nur der Prelat verbleibt; dämpft ſeine Traurigkeit,
Legt ſich hernach zur Ruh und ſchläft bis Eſſenszeit.

* * *

Der Redner

Aus dem Franzöſiſchen eines ungenannten Verfaſſers

ins Deutſche überſetzt von

M. Johann Friedrich May.

Vorrede des Ubersetzers.

Ich habe dieſe Gedanken von dem Redner deswegen ins deutſche überſetzet, weil ſie die allervollkommenſte Abbildung deſſelben in ſich halten. Wer der Verfaſſer davon ſeyn mag, iſt mir unbekannt. Ich habe ſie in einem Buche gefunden, welches im Jahre re 1672 zu Paris gedruckt worden, und den Titel führet: Divers traitez d' Hiſtoire, de Morale & d' Eloquence. Man wird darinnen alles in einer kurzen Abhandlung antreffen, wodurch ein Redner die Macht gewinnet, daß er die menſchlichen Herzen nach ſeinem Willen lenken und regieren kan. Wer gewohnt iſt, nach dem verderbten Geſchmacke zu reden, der ihm durch die Regeln und Exempel der bisherigen Redekunſt gegeben worden, der wird zwar anfangs wenig angenehmes darinnen finden; weil er ſiehet, daß ihm dadurch der Ruhm eines Redners, mit welchem er ſich ſonſt viel gewuſt hat, abgeſprochen wird. Wo er aber vernünftig iſt, ſo werden ihm dieſe Anmerkungen die Augen aufthun, und in ihm eine Begierde erwecken, ein Redner von dieſer Art zu werden.

Vielleicht dürfte man einwenden, daß dergleichen Art zu reden, die ehedem in Rom gegolten, jetzo nur an denjenigen Orten ſeinen Nutzen habe, wo in gerichtlichen Reden oder bey andern Welthändeln eine durchdringende Beredſamkeit nöthig iſt. In Deutſchland habe ſich der Zuſtand hierinnen geändert. Beydes die Anklage und Vertheidigung geſchehe in Schriften, und wo ja noch ein vornehmer Herr zu reden Gelegenheit fände, ſo wären es lauter Sätze, die ihm ſo zu reden in den Mund geleget worden, und bey welchen er ſelbſt nichts mehr zu thun findet, als daß er ſie nach ſeiner Art kurz zuſammen hänge, und nach der eingeführten Gewohnheit öffentlich herſage.

Dieſe Einwürfe haben gewiſſer maßen ihre Richtigkeit; ſie werfen aber nicht die ganze Sache über den Haufen. Die Beredſamkeit bleibt zu unſern Zeiten etwas ſo nöthiges, als ſie es bey den Griechen und Römern geweſen. Man hat ſie in der anſehnlichen Geſtalt, in welcher ſie ehedem vor dem Volke und auf den Gerichtsſälen erſchien, bey uns nunmehro auf die Lehrſtühle in die Kirchen und Schulen eingeführet, und da ſoll ſie eben noch verrichten, was ſie ſonſten gethan, ich will ſagen, ſie ſoll erleuchten, bewegen, antreiben, abſchrecken, zurücke halten, anklagen, vertheidigen und was noch vor andere herrliche Wirkungen mehr ſind, die man ihr zuſchreiben kan. Ja ſie hat bey uns noch etwas herrlichers zu thun, als ſie weder in Griechenland noch in Rom gethan hat. Dorten ſtritte ſie vor die gerechte Sache der Menſchen, hier ſo gar vor die Ehre GOttes ſelbſten; dorten beſorgte ſie nur entweder das Beſte eines redlichen Bürgers, oder wenn es viel war, die allgemeine Ruhe einer Republik. Hier dienet ſie nunmehro ganzen Völkern, die in einem, das iſt in Chriſto, ihr Heyl ſuchen. Dorten war es ihr um die bürgerliche und zeitliche, hier aber iſt es um die Chriſtliche und ewige Glückſeeligkeit zu thun. Je höher nun die Stuffe iſt, darauf ſie erhaben worden, je edler iſt ſie dadurch geworden. Je wichtiger nunmehro ihre Verrichtungen ſind; je mehr ſoll ſie ihre Kraft anwenden, ihr Amt gebührend zu verrichten. Da ſie nun daſſelbe durch die Prediger zu thun pflegt, ſo mag ich nunmehro ſagen, ein Prediger ſoll ein Redner ſeyn, nachdem ich auch zu anderer Zeit erwieſen, daß ein Prediger ein Philoſoph ſeyn müſſe.

Ich beruffe mich zum voraus auf viel berühmte Männer, die durch ihre Beredſamkeit auf der Canzel rechte Wunder gethan haben. Es ſind nur ſolche, die unſer Deutſchland gezeuget, und die wir noch theils in ihren Schriften, theils aber in ihrem mündlichen Vortrage verehren; ich will an die Auswärtigen, noch vielweniger an die erſten Väter der Kirche gedenken, die ſich gewiß als die größten Redner erwieſen, und viel Frucht und Nutzen haben. Mayer, Neumann, und der noch jetzt lebende Abt Mosheim ſind Zeugen, daß die Beredſamkeit eines Predigers viel vermöge, und daß es nicht unanſtändig, ja daß es eine beſondere Pflicht eines Predigers ſey, ſich der vernünftigen und wahren Beredſamkeit zu bedienen.

Iſt denn nicht das Vorhaben eines Predigers zu erklären, zu beweiſen, zu wiederlegen, zu ſtrafen, zu ermuntern, zu tröſten? Sind dieſes aber nicht lauter Verrichtungen eines Redners? Tritt ein Prediger nicht vor das verſammlete Volk, und iſt beſchäftiget, es mit ſeinen Reden und durch ſeine Reden dahin zu bringen, daß es ihm Beyfall geben, dadurch gerühret, überzeugt, erſchreckt, oder in noch andere Bewegungen geſetzt werden möchte, die dazu nöthig ſind, wenn es das Gute thun ſoll, was der Redner gerne befördert wiſſen wollte? Wird er nicht in dieſem Falle alles beobachten müßen, was die Regeln der Beredſamkeit auch in dem äußerlichen Vortrage verlangen? Sie verlangen aber nichts ungeziemendes; ſie verlangen nur dasjenige bey dieſer Gelegenheit anzubringen, was ein jeder Menſch natürlicher Weiſe in ſeiner Stellung, in ſeinen Geberden, in ſeiner Stimme zu thun pfleget, wenn er einen andern zu gewiſſen Dingen zu überreden ſuchet. Die Regeln der Beredſamkeit verbeſſern nur die Fehler, die dabey vorkommen können, das Ubrige läßt ſie alles, wie es die Natur haben will, weil ſie einen jedweden in dieſen Umſtänden zu allem treibet, was dazu erfordert wird, wo ſie nur nicht durch eine verkehrte Kunſt darinnen gehindert wird. Wir können dieſes faſt alle Tage ſehen, wo wir acht darauf haben wollen; am allerbeſten aber an uns ſelber, wenn wir das Abſehen haben, einen andern durch unſere Uberredung auf eine gute Seite zu bringen. Und nach dieſer Art iſt die Beſchreibung eines Redners in folgender Uberſetzung eingerichtet. Es ſind darinnen die allgemeineſten Regeln zu finden, ob ſie gleich hin und wieder ſchon ins beſondere auf die gerichtlichen Reden gezogen ſind. Wenn es die Zeit und der Platz verſtattet hätten, ſo würde es leicht geweſen ſeyn, ihren Nutzen auch ins beſondere bey den Theologiſchen Reden zu zeigen. Wer da glaubt, daß ein Prediger ein wahrer und guter Redner ſeyn müße, und in dieſer Abbildung die rechten Eigenſchaften deſſelben findet, der wird nicht ruhig bleiben können, einen Verſuch darinnen zu thun.

Ich rede vielleicht hiermit zu frey wieder die Anleitungen, welche zum Predigen in ſo großer Menge gegeben worden. Vielleicht aber ſind mir auch nur die ſchlechteſten davon in die Hände gerathen. Zum wenigſten habe ich in denſelben wenig oder gar nicht wahrgenommen, daß ſie einen Prediger anweiſen, wie er männlich, deutlich, überzeugend, nachdrücklich und beweglich reden ſolle. Und geſetzt auch, daß man dergleichen finden möchte, die viel heilſame Vorſchläge dazu an die Hand geben dürften, ſo muß man ſich doch überaus ſchlecht darnach richten. Die guten Exempel davon ſind an vielen Orten ſo rar, daß man an ſtatt der gründlichen Sacherklärung nur die unterſchiedenen Bedeutungen der Wörter in der Grundſprache; an ſtatt ausbündiger, deutlicher und feſter Beweisgründe, nur eine Menge Schriftſtellen anführen höret, die zwar alles in ſich halten, woraus der Beweis genommen werden kan, der aber an ſich ſelbſt den Zuhörern verborgen bleibt, weil er nicht gebührend heraus geſucht und mit einer augenſcheinlichen Gewißheit vorgeſtellet wird. An die Bewegung der Affecten ſcheint man gar nicht zu gedenken, ja man hält es wohl gar der Kraft des göttlichen Worts nachtheilig zu ſeyn, als die ſchon vor ſich in die Herzen eindringen könne, ohne daß man ihr den Weg dazu durch die Beredſamkeit öffnen dürfe.

Wenn ich mir hier die Gränzen nicht allzuenge ſetzen müſte, ſo würde ich dieſes Vorurtheil weitläuftiger zu beſtreiten ſuchen: ſo aber vermag ich nur mit wenigen Worten zu erinnern, daß der Kraft des göttlichen Wortes alles zugeſchrieben werden muß, was in dem Herzen gewirket wird; daß aber dieſelbe nicht wirke, wenn es nicht aufgenommen wird; daß man es nicht ſo leichte aufnehmen kan, wenn es nicht geſchickt vorgetragen und ſo zu reden mit der rechten Seite an das Herze gebracht wird; daß es endlich ohne die Regeln der wahren Beredſamkeit nicht wohl in dieſe Ordnung gebracht werden kan. Das ſind Wahrheiten, deren Zuſammenhang ein geübter Verſtand leicht einſiehet, die aber in ein weit größeres Licht geſetzet werden müßen, wenn ſie die Vorurtheile überwinden und vor richtig erkannt werden ſollen. Ich befriedige mich, dieſelben angezeigt zu haben.

Was man ferner darwieder einzuwenden pfleget, daß die Beredſamkeit eine Mutter oder zum wenigſten eine Amme der Ketzereyen ſeyn ſolle, fällt ganz hinweg, wenn man nur annimmt, daß wie ein rechtſchaffner Redner ehedeſſen in der Republik die Ehre und Glückſeligkeit derſelben zum Endzwecke haben müßen; ſo auch ein Prediger die Ehre Gottes und ſeines Sohnes, nebſt der Glückſeligkeit ſeiner Zuhörer und des Reiches Chriſti überhaupt, durch ſeine Beredſamkeit müße zu befördern ſuchen.

chen. Das Exempel des Apoſtels Pauli, der ohne hohe Worte zu ſeiner Gemeine gekommen, wird wohl nicht wieder den Nutzen der wahren Beredſamkeit angewendet werden können: weil er daſelbſt von der Sophiſten Geſchwätze redet, die ihre Beweiſe nicht aus der Natur der Sache, ſondern aus ihrer ſinnreichen Phantaſey hernahmen, und ſich um lauter Zierrathe ſchwülſtiger Worte bekümmern muſten, ihre Scheingründe darein zu verſtecken, weil ſie unmöglich ſtich halten konnten, wenn ſie in ihrer natürlichen Geſtalt hätten erſcheinen ſollen. Ein Prediger hat die Vernunft und Offenbahrung, aus welchen er die Wahrheit, die er vorträgt, befeſtigen kan. Seinen Ausdruck richtet er nach den Sachen ein: er redet von hohen Sachen hoch, jedoch deutlich; von geringern ohne beſondere Zierlichkeit, jedoch nicht niederträchtig. Er braucht aber nirgends einen ausgekünſtelten Zierrath zu ſuchen: Denn er redet die Wahrheit.

Ich gerathe hierbey wiederum auf die allgemeinen Eigenſchaften eines vollkommnen Redners, welche in der folgenden Schrift zu finden ſind. Ich will auch deswegen meinen Leſer nicht länger aufhalten, damit er dieſelben bald kennen lerne. Es hätten allerhand gute Anmerkungen dabey können angebracht werden; allein die Zeit hat es nicht verſtatten wollen. Ich freue mich, wo ich einige Annehmlichkeiten des Originals in die Uberſetzung habe bringen können; und wo viele dadurch erwecket werden, ſich nach dieſem Vorbilde in ihrer Beredſamkeit zu richten.

❖ ❖ ❖

Der Redner,

aus dem Franzöſiſchen überſetzt.

Nachdem ich den Zuſtand einer recht vollkommnen Beredſamkeit gründlich und ernſtlich erwogen habe, ſo finde ich, mein wertheſter Alcippus, daß man von dem Redner ſagen muß, was man von einem warhaften Helden, und von dem weiſen Manne der Stoiker ſagt, daß man ihn unter den Menſchen vergeblich ſuche. Er iſt kein Werk der Natur, ſagt Cicero, ſondern ein Meiſterſtücke der Götter; ein Zuſammenfluß aller ſinnlichen und geiſtlichen Vollkommenheiten; der Wunſch und das Verlangen aller vergangenen Zeiten.

Ich rede nicht von ſolchen Rednern, deren verſchlagener und ſchlimmer Geiſt ſich der Beredſamkeit nur zum Beſten der Lügen bedienet; von ſolchen Leuten, welche aus ihren Worten ein Werkzeug der Tyranney machen; die nur ſuchen das Volk zum Dienſte ihrer ungerechten Begierden zu bewegen; die die ſchlimmen Geſetze in Anſehen bringen, und hingegen die allerheiligſten vernichten; die unter dem ſcheinbaren Vorwande der Religion andre zur Verunehrung heiliger Dinge anführen, und ſich ein Vergnügen machen, eine Republik in Unruhe zu ſetzen.

Ich will euch, mein Alcippus, das Bild eines rechtſchaffnen Mannes entwerfen, welcher die Gaben, die er von der Natur empfangen hat, zum Nutzen ſeines Vaterlandes widmet; der ſich nur die Vertheidigung der Wahrheit angelegen ſeyn läſt; der ſeine Rede nur in ſo weit nach der Zeit und nach den Perſonen einrichtet, als es die Regeln der Gerechtigkeit verſtatten, und welcher eben ſo geſchickt iſt gutes zu thun, als wohl zu reden, weil er bey der Stärke und Schönheit des Verſtandes ein gutes Gewiſſen hat. Der Mann, den ich ſuche, und welcher noch nirgends als in Gedanken zu finden iſt, iſt weder Plato unter den Philoſophen, wiewohl es einige vorgegeben haben, noch Homer unter den Poeten, nicht Thucidides unter den Geſchichtſchreibern, nicht der Leontiniſche Gorgias unter den Sophiſten.

Man findet in den Reden der Philoſophen nicht dergleichen Feuer wie bey ihm; Die ſtrengen Verehrer der Wahrheit fliehen vor der ſchönen Verwegenheit und edlen Munterkeit ſeiner Schreibart. Wenn nur ihre Perioden voller Gründlichkeit ſtecken, ſo fragen ſie darnach nicht, ob ſie gleich aus lauter harten und übel zuſammengeſetzten Worten beſtehen ſollten, und es gilt ihnen gleich viel, ob es jemand gefällt, oder nicht, wenn man ſie nur verſteht. Sie verbannen aus ihren Reden alle heftige Figuren; Sie ſchreiben jederzeit ernſthaft, daß man dabey einſchläft; Sie bedienen ſich nicht der Scharfſinnigkeit, die uns ermuntern kan; Man ſieht bey ihnen nichts wunderwürdiges, welches in Erſtaunen ſetzte. Mit einem Worte, mein Alcippus, ſie ſind ſo ſpröde, daß ſie nichts wagen, und ſie halten mit ihren Worten ſo ſparſam haus, als mit ihrem Gelde.

Der Poet iſt von der Beredſamkeit nicht ſo weit entfernet, und man hat davor gehalten, daß eben die Kunſt, nach welcher ſich Cicero in ſeinen Staatsgeſchäfften richtete, auch dem Virgil hernach in ſeiner Eneis zur Richtſchnur gedienet habe. Dieſes verdiente genauer unterſucht zu werden: Allein ich kan ſagen, ohne mich weiter darauf einzulaſſen, als es itzo vonnöthen iſt, daß der Redner weit verſtändiger als der Poet ſey; daß er in allem ordentlicher verfahre als dieſer; daß er ſich der Entzückung nicht unterwirft, die den Poeten zum Sclaven macht; daß er in allem ſein Herr ſey, und ſich weder in ſeiner Erhebung verſteigen, noch in ſeiner Erniedrigung vergehe. Er vertieft ſich nicht wie jener, in allen Arten der Erdichtung; er redet wie man insgemein zu reden pfleget, und wenn er ſagen will, daß es zu tagen anfange, ſo ſagt er es natürlich weg, ohne daß er viel von der Flucht der Sterne und Aurorens Ankunft reden ſollte.

Einige Geſchichtſchreiber, als Xenophon und Thucidides wurden ehedem vor dergleichen vollkommne Redner gehalten: ſie haben aber dieſe Ehre nicht lange genoſſen, und wir habens den guten Wiſſenſchaften zu danken, daß dieſer Misbrauch vermittelſt der guten Einrichtung der Wiſſenſchaft nicht einmahl bis auf die Zeiten des Cicero gedauret. Die Anreden, welche ſie durch Oberſten halten laſſen, ſind nicht ſolche Meiſterſtücke, wie wir verlangen; ſie ſind aufs höchſte nach der Vorſchrift des Pericles und Demoſthenes gemacht, und in den meiſten derſelben verſpühret man die Unordnung und den Tumult des Krieges. Ich ſage nicht, daß ſie nicht wären, was ſie ſeyn ſollten: Sondern nur, daß ſie dasjenige nicht vollkommen ſind, vor was man ſie ausgiebt. Ihre Beredſamkeit iſt nach ihrer Art vollkommen. Aber in ihrer Art findet man nicht die vollkommene Beredſamkeit; Ihre Schreibart iſt kurz und fließend, aber nicht reich und prächtig.

Kurz, wie man das Gold in allen Metallen geſucht hat, ſo hat man die Beredſamkeit in allen Arten zu ſchreiben

ben geſucht: Und indem man bey den Sophiſten etwas gefunden, das ihr ähnlich war, ſo hat man ſie von ihr benennet, und ſie haben ſich auch lange Zeit ſehr viel damit gewuſt, als ob dergleichen Eigenſchaft ihnen nur allein zugehörete.

Aber wieviel wäre nicht von dem Unterſchiede zwiſchen dem Gorgias von Leontin und dem Demoſthenes zu ſagen! Wie das Blendwerk des erſtern von der Gründlichkeit des andern, mit einem Worte, wie das eitle Künſteln eines Sophiſten von der natürlichen Schönheit eines Redners unterſchieden ſey. Selbſt die Meiſter der Kunſt ſagen, daß beyder Endzweck ſehr unterſchieden ſey. Der Sophiſt iſt ein Feind von großen Bewegungen, er will weder das oberſte zu unterſt, noch das unterſte zu oberſt kehren: Um den Ohren zu Gefallen, ſuchet er den Weg zum Herzen nicht. So wenig er geſonnen iſt, die Gemüther in Verwirrung zu ſetzen, ſo ſehr bemühet er ſich hingegen, dieſelben in der Stille zu erhalten. Nach ſeiner Meynung iſt es genug, wenn ſeine Einfälle ſcheinbar ſind, und wenn ſeine Sprüche neu ſcheinen. Darum bekümmert er ſich nicht, daß ſie gründlich und bewegend ſeyn mögen; Er will nichts mehr als einen ſchönen Schwätzer abgeben. Trägt ſichs ja zuweilen zu, daß er überredet, ſo geſchieht es allzeit von ohngefehr, ohne darauf zu denken. Oefters wird man ſehen, daß er ſich ein Vergnügen macht, auf einem Nebenwege etwas auszuſchweifen, und einer Annehmlichkeit nachzurennen, die er zufälliger Weiſe entdeckt. Er macht es mit ſeinen Worten wie der Mahler mit ſeinen Farben: Er ſpielt mit denſelben in einer Rede an unterſchiedenen Orten; Er miſcht bey aller Gelegenheit Fabeln ein, und läſt nicht die geringſte Figur gerne vorbey gehen.

Nehmt euch alſo, mein Alcippus, ja nicht vor, einen Redner entweder unter den Philoſophen, oder unter den Poeten, oder unter den Geſchichtſchreibern, oder unter den Sophiſten zu ſuchen: Sondern erkennet vielmehr, daß ſie ihm alle zuſammen zinsbar ſind, und daß er alles, was ſie vortrefliches haben, in ſeiner Kunſt anzuwenden pfleget. Von den Philoſophen nimmt er die hohen Gedanken und bündigen Gründe; Von den Poeten empfängt er die reichen Erfindungen und die ſchönen Redensarten; Von den Geſchichtſchreibern behält er die reine Schreibart und die großen Exempel, welche von ihnen deswegen aufbehalten werden, damit ſie allen Zeiten zum Muſter dienen können; Und von den Sophiſten entlehnt er die ſinnreiche Scharfſinnigkeit, welche dem Verſtande einen angenehmen Eindruck wirkt.

Dem ohngeachtet aber merket, mein Alcippus, daß er ſich aus den Philoſophen allezeit weit mehr, als aus allen den übrigen macht. Er kan ihrer leicht nicht entbehren, er bedienet ſich ihres Rathes zu allen Zeiten, und führet nichts ohne ihre Einrichtung aus.

Weil er ſich vornimmt, von allen Dingen und das auf eine nachdrückliche und überzeugende Art zu reden; ſo ſiehet er ſich genöthiget, alle Dinge zu erkennen, und hält ſich dahero ſonderlich an die Philoſophen, die ihm allein davon Nachricht geben können. Er weis, daß er ohne ſie niemals bis auf den Grund kommen würde, daß er ohne ihre Beyhülfe weder das wahre noch falſche recht wiſſen würde, daß er in den Geſchäften die Folge und den Ausgang nicht vorherſehen würde, und daß er aus Mangel einer richtigen Beurtheilung, in zweifelhaften und ungewiſſen Dingen ſich zu nichts würde entſchließen können. Er giebt aber deswegen in ſeinen Reden keinen Dialecticum ab; Er denkt nicht darauf, wie er den Verſtand durch gewaltige und magere Vernunftſchlüſſe ergründen möge: Er gehet mit mehrer Pracht einher, er ſchmücket die Vernunft mit ſchönen Blumen aus, und ſtellet ſie faſt niemals nackend vor; Ja damit man das nützliche und nöthige um deſto beſſer merken möge, ſo giebet er demſelben allezeit viel Glanz und Anmuth.

Doch macht er unter allen Theilen der Philoſophie das meiſte aus der Sittenlehre. Er weis, daß man niemanden wegen ſeiner Tugenden loben, oder wegen ſeiner Laſter tadeln kan, wenn man derſelben Natur nicht verſtehet; daß man über keine Sache rathſchlagen kan, wenn man nicht zuvor unterſuchet hat, ob ſie Schaden oder Nutzen bringen wird; und daß man das Recht einer Privatperſon nicht ausführen kan, wenn man keinen Unterſchied zu machen weis, zwiſchen dem was recht iſt, und dem, was nur einen Schein der Billigkeit hat.

Alle dieſe Dinge nun, aus welchen die dreyfache Art der Reden entſtehet, lernt man bloß in der Moral. Sie iſt gleichſam die Regel und Richtſchnur der menſchlichen Handlungen, und der Redner unterſtehet ſich niemals über das, was die Sitten angehet, einen Ausſpruch zu thun, wenn er ſich nicht zuvor bey ihr als ſeinem Orakel Raths erholet hat.

Durch ſie hatte Pericles den Vorzug vor allen Rednern ſeiner Zeit. Sie verſchaffte ihm den glückſeligen Reichthum der Gedanken, weswegen er von ganz Griechenland bewundert wurde, und lehrete ihn dieſes als den wichtigſten Theil ſeiner Beredſamkeit, an welchem Orte er ſeine Zuhörer angreifen müſte, um ſie zu bewegen.

Wer weis nicht, daß Cicero durch ſie vor Gerichte den Sieg erhielte; Daß er durch die Macht ſeiner Gründe, welche ſie ihm verſchaffte, über die Römer Herr wurde; daß er ſie ſobald zum Haſſe, oder zur Liebe, zur Güte, oder zum Ernſt bewegte; und daß er alle die weiſen Rathſchläge, welche er das gröſte Reich der Welt zu regieren gab, aus dem innerſten Schatze dieſer Königin der Sitten genommen?

Daraus folget, daß ein Redner ihrer nicht entbehren kan. Sie iſt die Seele der Beredſamkeit; und ohne ſie kan weder das Buch der zwölf Tafeln, welche Cicero das große Buch und die Lection eines Redners nennet, noch die Erkenntnis der Wunderwerke der Natur, noch die andern Wiſſenſchaften alle, ſo viel derſelben ſind, der Rede denjenigen Nachdruck und Reichthum geben, welche wir dazu verlangen. Ja man mag wohl ſagen, daß man ſich mit ihr allein behelfen kan, man trift bey ihr allezeit das nöthigſte an, und was man gemeiniglich anderwerts ſuchet, dienet nur zur Pracht.

Inzwiſchen glaube man nicht, daß ich der Meynung ſey, ein Redner müſſe es darauf allein ankommen laſſen. Da die alten Lehrer der Beredſamkeit keine Gränzen vorgeſchrieben haben, ſo will ich derſelben auch keine ſetzen. Mir gefället es, wenn er nach allen Seiten ausſchweifet, nur daß er ſich nicht zu weit verläuft, und ich will ihm das Recht, welches er auf alle Sachen hat, gerne laſſen, wenn er ſich derſelben nur mächtig und klug zu gebrauchen weiß.

Damit er ſich aber bey den ſo vielfältigen Materien nicht verwirre, ſondern ſie mit Verſtande anbringen möge, ſo muß er den gründlichen Verſtand haben, welcher ſich zu nichts entſchließet, wenn er nicht alles zuvor erwogen hat, das Uberflüßige wegläßet, das Leere erfüllet, das Schläfrige erwecket, das Unordentliche zu rechte bringt und auf die Umſtände des Orts, der Zeit und der Perſon genau achtung giebt.

Es iſt auch nöthig, daß er dasjenige ſchöne Feuer beſitzet, welches eine Rede belebet, und ſie mit dem Glanze auszieret, der den Verſtand ſanfte rühret; mit dem Feuer, welches ihnen die ſinnreichen Einfälle mittheilet, dadurch wir ganz eingenommen werden, und die uns nicht nur zum Anfalle ſtark, ſondern auch zur Gegenantwort ſcharfſinnig und hurtig machen.

Dergleichen Antwort, mein wertheſter Alcippus, iſt ein wichtiger Punct vor einen Redner: ſie zeiget die Stärke, und Schönheit ſeines Verſtandes; ſie entzücket ſeinen Zuhörer und bringt ſeinen Feind zum Stillſchweigen, und durch ſie macht er ſich alle Gelegenheit zu nutze, die dem andern entwiſchet.

Demoſthenes, ſo beredt als er war, wurde vielen Rednern ſeiner Zeit, die in dieſem Stücke vortreflich waren, nachgeſetzet, weil ihm in ſeinen Antworten dieſe Lebhaftigkeit und Geſchwindigkeit fehlten. Wenn man ſahe, wie er auf die Seite gieng, um den Einwürfen, die man ihm gemacht hatte, nachzudenken, ſo ſagte man, daß er ſeinen Verſtand ganz zu Hauſe gelaſſen, oder ihn auf eine Zeit verlohren hätte; und indem er alſo auf einmal nichts mehr zu ſagen wuſte, ſo ſahe ihn Athen nicht mehr vor ſein Orakel an.

Man hätte in der That meynen ſollen, man hätte dem Demoſthenes nichts vorwerfen können; vielleicht hält man dieſen vollkommenen Redner und die vollkommene Beredſamkeit vor einerley: alleine lernet hieraus, mein Alcippus, daß man in der Welt keinen wahrhaften Redner findet, und daß man ſich denſelben wirklich weit leichter einbilden, als antreffen kan.

Einige haben ſich auf die niedrige und gemeine Schreibart gelegt; die ſchreyen ſchon, wenn ſie ſich ein wenig erheben, als ob ſie umkommen würden, und verwerfen die edelſten Einfälle als die gröſte Verwegenheit. Es ſind Leute, welche ſich hüten ein großes Auſſehn zu machen; in den wichtigſten Gelegenheiten, wo ſie ſich am meiſten ausbreiten könnten, ziehen ſie alles zuſammen: Sie wollen gerne vier Sachen, mit vier Worten ſagen, und vermeiden die heftigen Figuren, welche die Verſtorbenen aus den Grüſten hervor holen und die Sprache eines freymüthigen Republikaners reden.

Sie verwerfen zwar nicht alle Zierathen, ſondern können nur die nicht leiden, welche zu viel prahlen, und wenn ſie nur regelmäßig reden, ſo bekümmern ſie ſich um das übrige nichts. Es iſt nicht zu glauben, wie gewiſſenhaft ſie in der Wahl ihrer Wörter ſind, ſie wagen es mit keiner ungewöhnlichen Redensart, und ſuchen nur die leichteſten und natürlichſten aus; ſie ſorgen vor keine ſchöne Einrichtung ihrer Perioden; ſondern nur wie ſie dieſelben ordentlich ſchreiben mögen.

Andre hingegen welche ein wenig verwegener; aber noch nicht ſtark genung ſind, große Dinge hoch auszuführen, ſind in der mittlern Art geblieben. Sie nehmen gleichſam den mittelſten Platz zwiſchen der erhabenen und gemeinen Schreibart ein, ohne daß ſie ſich auf eine oder die andere Seite neigen ſollten. Sie ſind hierinnen den Hahnen gleich, die ſich nach einer gewiſſen Einrichtung bewegen und die man nicht zu hoch aufziehen darf, wenn man blindlings und auf ein Gerathe wohl die Federn nicht zerſprengen will; ſie getrauen ſich nicht aus der Mitten heraus zu gehen, weil ſie ſich zu verirren fürchten.

Man findet in der That viel Ordnung und Geſchicklichkeit in ihren Reden; die Sachen ſind darinnen nicht blindlings und auf ein Gerathe wohl untereinander geworfen; allein ihre Gedanken ſind deswegen nicht munter genung, und kaum auf die Helfte getrieben, ihr Glanz iſt ſo ſchwach, daß man ſie zweymahl anſehen muß, ehe man ſie gewahr werden kan.

Wenn ſie eine heftige Gemüthsbewegung ausdrucken wollen, ſo ſcheint es als ob ſie ſich fürchteten darinnen zu weit zu gehen. Keine Art der Figuren ſchicket ſich alsdenn vor ſie; ſie haben nicht Herze genung in der Heftigkeit auszuhalten; ſie glauben, daß ſie zuviel thäten, wenn ſie die Götter zu Zeugen anruffen ſollten, und ſie apoſtrophiren ihre Richter lebenslang nicht mehr, als ein einzigesmahl.

Es ſcheint ihnen nichts ſchöners zu ſeyn, als reimende Schlußwörter der Perioden, ſie vergnügen ſich an Wortſpielen, ja ſie denken wer weis was ſie ſchönes thun, wenn ſie die Buchſtaben in den Wörtern verwechſeln, und häufen alle zweydeutige und ſpielende Redensarten wie einen koſtbaren Schatz zuſammen.

Wie in ihren Gedanken nichts erhabenes iſt, ſo iſt auch in ihren Worten nichts prächtiges zu finden. Sie nehmen die allergemeineſten und bemühen ſich nicht, ſie nach dem Wohlklange zuſammen zu ſetzen, dehnen ihre Perioden niemals ſo weit aus, als es nöthig iſt; und wenn man es ſehen ſollte, wie ſie dieſelben zuſammen ziehen, ſo würde man ſagen müſſen, daß ſie ihre Gedanken gleichſam ins Gefängniß einſperreten.

Doch wir wollen jetzund eine kleine Beſchreibung von der hohen Art geben. Wir wollen von denjenigen Rednern etwas ſagen, die allezeit donnern; von den Rieſen, die nur auf den Spitzen der Berge herum gehen, und aus einem Eckel vor gemeinen Dingen ſich bey aller Gelegenheit wunderbarer und unerhörter Sachen bedienen.

Man ſiehet in ihren Reden nichts anders als verwegene Ausdrückungen. Eine jede Zeile iſt ſo zu reden ein Meiſterſtreich und alles ſiehet dabey ſo anſehnlich aus, daß wir es verehren müſſen. Ihre Worte ſind prächtig, ihre Perioden ſind herrlich, ihre Figuren ſind erhaben und ſie bringen darinnen allenthalben ſo viel Hohes und Neues an, gleich als ob ſie dieſe Zierathe nichts koſteten.

Laſt Euch, mein werthester Alcippus, dabey nicht betrügen. Dergleichen Redner haben eben auch ihre Fehler wie die andern, ſie haben ſich zu den hohen Gedanken und verwegenen Ausdrückungen ſo ſehr gewehnt, daß ſie auch nicht einmal, wo es nöthig iſt, niedrig ſchreiben können. So gar in ihren Liebesbriefen ſchreiben ſie hoch, und ſie erſcheinen bey der gemeinſten Sache, wie Jupiter in dem Hauſe der Semele; das heißt mit einem ſolchen Aufſehen und mit einer ſolchen Herrlichkeit, daß man darüber ganz beſtürzt wird.

Ich habe alſo in wenig Worten alles geſaget, was man davon ſagen kan; doch finde ich auch in dieſer letzteren Art eben ſo wenig, als in den zwo vorhergehenden, die Abbildung eines Redners, wie ich ihn im Sinne habe. Dieſer Redner, mein Alcippus, muß die Kunſt verſtehen, ſich alles deſſen ſo zu bedienen, wie es die Sache erfodert, und es iſt noch nicht genung, daß er hohe Dinge mit einer hohen Schreibart abhandelt, wenn er auch nicht den Vortheil weis, in mittelmäßigen Dingen die Mittelſtraße zu halten, und ſich bey gewißer Gelegenheit bis auf den gemeinen Ausdruck zu erniedrigen.

Es wird euch wohl bekannt ſeyn, mein Alcippus, ein

Redner hat nicht allemahl große Dinge abzuhandeln; ja bey eben dergleichen Gelegenheit, findet man zuweilen Umſtände die wenig in ſich faßen: Es ſchicket ſich nicht einerley Schreibart zu allen Gattungen einer Rede, und jeder Theil der Abhandlung will ganz beſonders ausgeführet ſeyn. Was würdet ihr von einem Menſchen ſagen, der die Hoheit einer Monarchie niederträchtig beſchrieben? Und was würdet ihr von demjenigen gedenken, der das Anſehen eines kleinen Herrn durch ſeinen hohen Ausdruck zu erheben ſuchete; da ſich ſeine Macht doch nicht weiter als über eine kleine Anzahl alter Mauren erſtrecket? Ja würdet ihr nicht einen Redner, der in ſeinen Eingängen allezeit eine große Heftigkeit zeiget, eben ſowohl als denjenigen verwerfen, der ſeine Reden ganz kalt und matt endiget?

Wir müßen alſo wohl zuſehen, daß wir dieſen ſchönen Nahmen eines Redners, denjenigen nicht beylegen, die ſich nicht erheben können; ſondern an dem gemeinen Ausdrucke gleichſam kleben bleiben. Eben ſo wenig muß man verſtatten, diejenigen damit zu beehren, die in dem Rednerſchranken nur auf dem halben Wege bleiben. Man muß ihn vor weit andere Perſonen aufbehalten als diejenigen ſind, welche nur Fechterſprünge und ein groß Geräuſche machen können.

Ihr ſehet alſo mein Alcippus, wem dieſer herrliche Titel zugehöret. Er gehört vor den, der ſeine Abhandlung nach den Sachen, die er vornimmt, einzurichten weis; der ſich in gemeinen Dingen erniedriget; der in mittelmäßigen Dingen das rechte Maaß in acht nimmt, und der ſich bey hohen Dingen in die Höhe ſchwinget.

Dieſer allein verdienet von jederman bewundert zu werden: dieſem allein wollen ſich verſtändige Leute ergeben;

ben ; Seinen Worten kan ſich nichts wiederſetzen, und er iſt wie Cäſar vom Cicero ſagt, die Zierde und Stärke einer Republik.

Wenn man weis, ſpricht Cicero, daß er vor Gerichte reden ſoll, ſo drängt man ſich auf den Platz, ihn recht zu hören; man redet in der ganzen Stadt von nichts anders; man läuft dahin, wie zum Triumph, und man ſieht ſogar unter der Menge die edelſten Herren von der Stadt.

Sobald er erſcheint, kehren ſich die Richter gegen ihn, man ſieht es ihnen an, daß ſie ihm ein geneigtes Gehör geben wollen, und er hat kaum angefangen zu reden, ſo entſtehet eine allgemeine Stille; und dieſe wird nicht eher, als durch einen frolockenden Zuruf unterbrochen.

Er bewegt die Herzen wie er will; er macht, daß man ſeinen Zuhörern bald die Freude, bald die Traurigkeit an Augen anſehen kan; und ſogar diejenigen, welche ſo weit entfernet ſind, daß ſie ihn nicht hören, erkennen doch, ſagt Cicero weiter, ob ſie gleich nicht wiſſen, wovon geredet worden iſt, daß die Verſammlung mit ihm zufrieden iſt, und daß ein ganz beſonderer Redner auf dem Platze ſtehet.

Allein wie hoch kommen ſolche vortreffliche Männer der Natur zu ſtehen! Wie ſparſam iſt ſie mit dergleichen Rednern! Wie wenig Jahrhunderte und wie wenig Länder giebt es, in welchen ein Demoſthenes und Cicero zu finden iſt!

Wir wollen aber nicht ganz und gar daran verzweifeln; wir wollen die höchſte Staffel der Beredſamkeit nicht mehr als an einem Orte anſehen, dahin niemand kommen kan: Unſere Ehrbegierde mag ſich bemühen dieſelbe zu erlangen; und wenn wir auch nur auf der Helfte des Weges bleiben ſollten, ſo wollen wir doch dieſes erwegen,

wegen, daß bey einem ſo hohen Unterfangen, ſchon die kleinſten Bemühungen rühmlich ſind.

Die Menſchen ſchmeicheln ſich wohl in keiner Kunſt mehr, als in der Redekunſt. Sie meynen, weil man ſich natürlicher Weiſe vertheidigen, ſeinen Feinden drohen, ſich über ſein Elend beklagen, die Verleumdung von ſich abwenden, und andere um Beyſtande anrufen könne, in deren Händen unſer Glück ſtehet; ſo könne man es bey der Natur bewenden laſſen, die gebe uns ſchon ein, was man zu ſagen habe, und es fehle uns dabey niemals an dem nöthigſten. Allein verſtändige Leute urtheilen hievon ganz anders. Es iſt ihnen nicht unbekannt, daß in dem Menſchen ein natürliches Licht iſt, welches aus allen ſeinen Handlungen hervor leuchtet; ſie geſtehen es auch zu, daß es ihm unumgänglich nöthig iſt; ſie wiſſen, daß es uns nur allgemeine Regeln zeiget, und ſich nicht bis auf die beſondern Schwierigkeiten erſtrecket; und daß es wegen ſeiner beſtändigen Unvollkommenheit durch Fleiß und Mühe geſtärket werden müße. Sie nehmen ſich auch nicht die Mühe, diejenigen Scheinredner anzuhören, die es nur auf ihre Einbildungskraft ankommen laſſen, und alles vor gut halten, was ihnen dieſe eingiebt. Sie haſſen die vielen Schwätzredner, welche die Kunſt wohl zu reden darinne ſuchen, daß ſie mit einer großen Geſchwindigkeit und Heftigkeit der Gemüthsbewegungen reden, und an ſtatt, daß ſie ſichs ſollten gefallen laſſen, jedem Herzen ſeine Sprache abzulernen, ſich nur bemühen, ihre eigene Gemüthsbewegungen auszudrücken. Eben dieſe verſtändige Leute ſagen uns, daß ein Redner, wenn er eine Materie abhandeln will, lange Zeit ſich bedenke, was er ſagen ſoll; daß er ſich alles deſſen erinnere, was er weis, damit er das beſte davon in ſeiner Rede anbringen möge; daß er ſeine Materie ſorgfältig betrachte, und über alles die tiefſte Uberlegung anſtelle. Vermittelſt einer ſo ſcharfen Unterſuchung läßt er nichts unentdeckt, er dringet bis in das Weſen aller Dinge, er beobachtet ihre Eigenſchaften, er weis ihre Theile, und es fallen ihm alle Zierrathe, die er dabey anwenden kan, in großer Menge bey.

Alsdenn weis er nur nicht, was er zuerſt nehmen ſoll. Er wäget alles genau ab, die ſchönſten Stellen ſiehet er mehr mit den Augen eines Richters, als mit den Augen eines Vaters an; und wenn er alles, was ihm die Sache an die Hand giebt, ſorgfältig geprüfet hat, ſo behält er nichts davon, als was er dem Wohlſtande nach gebrauchen kan.

Da er ſich nun auf dergleichen Art vorbereitet hat, ſo iſt er ſeines Sieges gewiß. Wenn er ſeine Zuhörer nicht durch wichtige Gründe überredet, ſo gefällt er ihnen doch mit ſeinen mannigfaltigen Figuren und auserleſenen Gedanken; und kan er durch beydes nichts erhalten, ſo bedienet er ſich der lebhafteſten Vorſtellungen, die das Gemüth rege machen, und auch den feſteſten Entſchluß ändern.

Er hat nicht mehr als dieſe drey Mittel, Herr von der Menſchen Gemüther zu werden: Er bringet ſie aber überall an, und ſeine gröſte Kunſt und Wiſſenſchaft beſtehet auch darinnen. Durch den Beweis unterſtützet er ſeine Abſicht, und thut ſeiner Sache ein Gnüge; durch die ſchönen Gedanken und unterſchiedenen Figuren macht er ſich angenehm, und vergnügt ſeine Zuhörer; durch die lebhaften Vorſtellungen bewegt er ſie, und bahnet ſich den Weg zum Siege.

Man hat viel Arten des Beweiſes; einige nennet man die fremden, einige entſtehen aus der Sache ſelbſt. Wie es ihm aber an dem letzteren, die ſich ihm von ſelbſt darſtellen, niemals fehlen kan; ſo giebt er ſich deſtomehr Mühe um die andern, die allein in Schlüſſen beſtehen, und durch das Nachſinnen erfunden werden.

Von dieſer Art hat man ihrer nicht mehr als das Enthymema und das Exempel. Die Dialectici nennen ſie den Syllogiſmus und die Induction. Ihr müßt euch, wertheſter Alcippus, über dieſe Worte nicht erboßen. Wundert euch nicht, daß ein Redner und Logicus etwas unter ſich gemein haben: Die Beredſamkeit hat keinen Schaden davon, und obgleich beyde nur einerley Grund haben, ſo iſt doch allezeit dieſer Unterſcheid unter ihnen, daß der Dialecticus den Beweisgrund läſt, wie er ihn bekommen hat, da ſich hingegen der Redner Mühe giebt, ihn mit den ſchönſten Einfällen und häufigen Auszierungen, durch einen beſondern Anſtrich zu erheben. Nach Ariſtotelis Ausſage hat es einige Redner gegeben, die in ihrem Beweiſe nur das Enthymema zugelaſſen, und die Exempel verworfen haben. Sie ſtunden in der Meynung, daß ſich der Beweis ſchon allein des Willens bemeiſtere: das übrige ſey nichts anders, als ein unnützer Zeitvertreib und vielmehr die Bemühung eines Schülers, der nur zu gefallen ſuche; da ſich ein Redner vielmehr um den Beweis bekümmere. Allein dieſe Redner mögen ſagen, was ſie wollen, ſo gehört der Beweis doch nicht allein vor das Enthymema, ſondern die Exempel haben auch theil daran: Und geſetzt auch, daß ſie das Gemüthe eben nicht ſo angreifen können, und einen ſo großen Nachdruck haben; ſo gewinnen ſie daſſelbe doch ebenfalls durch ihre Annehmlichkeit, und ergötzen es durch die Erinnerung der vergangenen Dinge.

Wie vielmal hat ſich nicht Cicero derſelben bedienet? Sind ſie nicht oft in ſeinen gerichtlichen Reden die ſchönſten Stellen? Und wenn er dem Römiſchen Volke die herrlichſten Thaten ihrer Vorfahren vor Augen ſtellte, wenn er ihnen zeigete, was ſie in eben dergleichen Begebenheiten, worüber man ſich berathſchlagete, gethan hätten; legete er es ihnen nicht eben dadurch ſo nahe ans Herze, als mit allen ſeinen wichtigen Beweisgründen? Zweifelt nur nicht daran, mein Alcippus, und glaubet vielmehr, daß in einigen Fällen ſeine Exempel mehr, als ſeine Beweisgründe gegolten haben. Sie ſind gemeiniglich unvollkommen, wenn man nicht vorher die Probe davon geſehen; die Erfahrung beſtätiget oder zernichtet ſie: Und oft geſchiehet es, daß dasjenige, was in der Berathſchlagung und in den Reden genug gegründet zu ſeyn ſcheinet, alle ſein Anſehen in der Vollziehung verlieret.

Wir können alſo ſagen, daß die Exempel etwas wichtiges ſind, jedoch muß man ſie auch mit Unterſcheid gebrauchen. Ein Redner ſoll nur die beſonderſten anführen: Er muß ſeine Rede nicht damit überhäuſen, und wenn er in den großen Thaten Alexanders, Pompejus, Scipions und Cäſars was ſchönes antrifſt; ſo muß er acht darauf haben ob es nicht vielleicht ſchon was gemeines ſey? und in dieſem Falle, muß er es auf eine neue Art vortragen, damit es ſcheine, als ob man dabey etwas angenehmes finde, welches man vor dem noch nicht wahrgenommen habe. Wenn alſo die wichtigen Gründe durch Exempel bekräftiget werden, ſo wird der Beweis vollkommen, man löſe die Knoten der verworrenſten Fragen auf, und es bleibt dem Richter nichts Bedenkliches mehr übrig.

Jedoch unſer Redner dringt nicht ſtets mit der Schärfe ſe der Enthymem in das Herze, er ſchleicht ſich auch durch die angenehmſten Mittel in daſſelbe; er betrachtet vorher, was ſeinen Zuhörern gefallen kan, er forſcht ihre Gemüthsbeſchaffenheit aus, und greift ſie am ſchwächſten Theile ihres Herzens an.

Zudem Ende bedient er ſich in ſeiner Rede ſo vieler Figuren. Bald ſtellt er ſich als ob er nicht wüſte, wo er wäre: Er ſucht die Verwirrung nicht nur in ſeiner Rede zu zeigen; ſondern er läſt ſie ſo gar ins Geſichte treten. Zuweilen möchte man ſagen der Schmerz habe ihn tumm gemacht. Er gebraucht ſich ſolcher Exclamationen, die ſich des Gemüthes durch ihr Erſtaunen bemeiſtern, und die Zuhörer verwirrter machen, als er ſelbſten iſt. Bey anderen Fällen beſeelt er die Aſche in den Gräbern und ruft die Verſtorbenen aus der Gruft zurücke. Lebloſe Dinge müßen ſich beklagen; er fragt die Sonne und die Sternen; er ſchreyt den Himmel um Rache an; er läſt die Pflanzen und Felſen reden: und damit man ſich das Laſter recht abſcheulich vorſtellen möge, ſo ſtellt er ſich, als ob er gegen ſeine Zuhörer nicht gerne davon reden wollte.

Unter dieſe heftige Figuren miſcht er die allerruhigſten, welche in ſeiner Rede eine angenehme Abwechſelung verurſachen, und den Dingen, wovon er reden will, einen herrlichen Glanz geben. Wenn er auf eine wichtige Sache kommt, ſo hält er ſich lange darüber auf, er treibt ſie hoch, zuweilen wiederholet er ſie auch in eben der Art, wie er es vorgebracht, weil er ſich befürchtet, es möchte die Veränderung der Worte und Figuren die Zuhörer aufhalten und die neue Redensart möchte ihre Gedanken von dem Orte abwenden, wobey er ſie doch gerne aufhalten will. Bey anderer Gelegenheit gefällt es ihm ſich ſelbſt Einwürfe zu machen; oft ſtellt er ſich als ob er ſeine Gründe nicht vor jedermann ſtark genug hielte; damit er nur Urſache haben möge noch andere dazu zuſetzen. Er bedient ſich der Gegenſätze, aber mäßig, und als einer beſondern Zierde der Rede: er gebraucht ſie aber nicht, als wenn ſie der einzige Schmuck der Beredſamkeit wären. Mit einem Worte, er hat tauſend andere Figuren, welche er als ſo viel Edelgeſteine in ſeine Reden verſetzet, die ihr Anſehen und ihren Glanz erheben. Dabey läßt er es nicht allemal bewenden; er verſucht alles, damit er nur überwinden möge: und wenn er die Mittel geſucht hat, zu beweiſen und zu gefallen, ſo bekümmert er ſich noch um die Kunſt zu bewegen.

Dieſe letzte Schuldigkeit des Redners, der man ſich vor dem hohen Rathe in Athen enthalten muſte, iſt bey unſern verderbten Zeiten ein weſentliches Stücke der Beredſamkeit geworden. Man hat vergebens geſagt, daß der Redner ſich nur um den Beweis bekümmern, und es alsdenn den Richtern überlaßen ſollte, was vor Bewegungen darüber in ihnen bey der Sache entſtehen würden. Die Verläumdung und Rache, die ſich allezeit in die menſchlichen Händel mengen, haben ſich nicht nach dieſer Regel richten können: da ſie niemals die Vernunft auf ihrer Seite gehabt, ſo haben ſie ihre Zuflucht zur Liſt genommen; und ſie würden auch endlich die Unſchuld beſieget haben, wenn nicht eben dieſe wiederum ihre Künſte erſonnen hätte, ſie zu überwältigen.

Allein über dieſe Meynung, welche man gültig zu ſeyn befunden, haben wir noch eine, die es ebenfalls iſt. Es iſt ſchon lange, daß die Richter nicht mehr ſeyn was ſie ſeyn ſollten, und was ſie vor Alters waren. Der Römiſche Rath, und alle diejenigen, die ihm gefolget, ſind bey weitem nicht dem hohenRathe zu Athen gleich gekommen : und wir leben nicht mehr in den glückſeeligen Zeiten, wo die Rathsperſonen ihre Geſetze und Sitten wußten. Damahls durfte man nur den Richtern von der wahren Beſchaffenheit der That Nachricht geben; man durfte ihr Herze nicht rege machen, und wenn man die Geſetze hätte wollen anführen, ſo würde man ihnen gewiſſer maßen, in ihr Amt gegriffen haben. Wie würde man aber ſeit dem zurecht gekommen ſeyn, wenn man den Richtern nur das Prätoriſche Edict, die Gewohnheiten und Verordnungen, hätte wollen in Sinn bringen, daß man nicht zu gleicher Zeit die Auslegung darüber gemacht, und in den Sachen dasjenige bemerkt hätte, was in dem Herzen derſelben allerhand Bewegungen verurſachen ſollte, und wenn man ſich auf die Wiſſenſchaft verlaßen hätte, welche die Richter davon haben ſollten? Man muſte dahero wieder die Unterdrücker des Volcks, öffentlich reden, und mit einer beredten Vergrößerung um ihre Beſtrafung anhalten. Es war nicht genug ihr Verbrechen zu entdecken, man muſte auch zugleich die Götter und das Vaterland deswegen um Rache anrufen; und die Unſchuld wäre in groſſer Gefahr geweſen, wenn man nicht in demRichter gegen ſie ein zärtliches Mitleiden erwecket hätte.

Dieſer Misbrauch iſt in der Welt ſchon zu alt geworden, und hat ſich in ein allzugroßes Anſehen gebracht, daß man nicht hoffen kan, ihn abgeſchaft zu ſehen. Vorjetzo macht er ein Geſetz der Redekunſt aus, und Cicero welcher ſich deßelben bey vielen Gelegenheiten bedienet hat, lehret uns, daß das meiſte in einer gerichtlichen Rede auf die Bewegung des Herzens ankomme, und daß der Redner der mit einer Heftigkeit darauf dringet, niemals

mals Wiederſtand finde. Ohne Zweifel betrog er ſich hierinne nicht, Alcippus; er hat die Probe davon im Rath und bey dem Volke gemacht, und da ihm zuweilen viele nichts auf ſeinen ſchönen Vortrag würden zugeſtanden haben, ſo wuſte er es bey ihnen doch durch die Kraft der beweglichen Reden zu erzwingen.

Doch muß man ſich derſelben mit vieler Klugheit bedienen. Nicht alle Sachen, auch nicht alle Zuhörer ſind zu dergleichen Bewegungen geſchickt, und ſie laßen ſich auch nicht in allen Theilen der Rede anbringen.

Man gebrauche ſie dahero mit großer Vorſicht; man ſuche nicht nur Lermen zu machen, mit den Augen feurig auszuſehn, und einige Thränen zu vergießen; es giebt einige Bewegungen des Herzens, welche man ohne Heftigkeit erwecken; ja die man mit Liſt ſo zu ſagen ganz verſtohlen ins Herze bringen muß. Endlich mache man es alſo, daß die Richter, nachdem es nöthig iſt, bald zornig werden, bald ſich wieder zufrieden ſtellen; Verdruß oder Hochachtung, Verachtung oder Verwunderung, Liebe oder Haß, Verlangen oder Abſcheu, Hoffnung oder Furcht, Freude oder Betrübniß annehmen.

Allein, mein Alcippus, alles dieſes würde ohne die Ausrede eine grobe und ſchlechte Materie, oder beßer zu ſagen, ein Cörper ohne Seele und Farbe ſeyn. Ob es gleich wahr iſt, daß die Worte ohne die Sachen gar nichts ſind, ſo iſt es doch eben ſo wahr, daß die Sachen ohne wohlausgeſuchte und wohlverbundene Worte nicht erkannt werden können. Man urtheilet von den Bewegungsgründen gemeiniglich wie von den Menſchen, man ehret die elendeſten Leute, wenn ſie ſich nur geputzt haben, und verachtet die Allerſtärkſten, wenn ſie nicht wohl und ſchön angekleidet ſind.

Cato der Cenſor hatte, nach Cicerons Ausſage, zu ſeiner Zeit niemand, der mit mehrerm Anſehen loben, mit mehrerm Verſtande tadeln und ſcharfſinniger urtheilen konnte als er. Man hatte mehr als hundert und funfzig Reden von ſeiner Art, die alle voll hoher Sachen waren: allein weil ſeine Sprache etwas alt war, ſo daß ſie noch nach der Barbarey der vergangenen Zeiten ſchmeckete, und ſich in ſeinen Perioden weder Ordnung noch Wohlklang fand; ſo verlohr er durch dieſen einzigen Fehler alle Ehre, welche er wegen vieler anderer beſondern Vorzüge verdiente.

Und wir leſen von dem Curion ganz das Gegentheil, welcher, ob er gleich in der Gelehrſamkeit nichts gethan und weder die Poeten noch Redner geleſen hatte, von den Alterthümern nichts wuſte, und von dem Bürgerlichen Geſetze nicht das geringſte verſtand; dennoch, weil er es in der Sprache hoch gebracht hatte, und ſich wohl auszudrücken wuſte, den Ruhm eines guten Redners hatte. Um ſo viel mehr iſt es wahr, daß eine ſchöne Ausrede zu der Beredſamkeit nöthig iſt, und daß dieſe ihren gröſten Glanz und Reichthum davon erhält.

Wir mögen dieſes durch ein unwiederſprechliches Exempel behaupten. Julius Cäſar, welcher den Titel eines Uberwinders mit dem Titel eines Redners verband, verfertigte mitten unter ſeinen gröſten Bemühungen, ein Werk, das er dem Cicero zuſchrieb, in welchem er Mittel anwies, die Zierlichkeit der lateiniſchen Sprache zu erlangen. Und in dem letzten Buche dieſes Werks, von welchem wir noch einige Uberbleibſel haben, die noch jetzo verurſachen, daß wir den Verluſt deſſelben bedauren, ſagt er, daß die Wahl der Wörter die Quelle der Beredſamkeit ſey. Es iſt auch gewiß nichts richtigers als dieſer Satz: Wir wollen aber, mein Alcippus, ſehen, wie dieſe Wahl der Wörter geſchehen ſoll.

Der Redner, welcher vor die Nachkommen arbeitet, und deßen Werk die Veränderung der Zeit überwinden ſoll, beläſtiget ſich weder mit allzuneuen, noch mit ſolchen Worten, die mit der Zeit ſind abgeſchaft worden: er erweget, daß die Erſten noch nicht ſicher genug ſind, daß ſie oft mehr aus Eigenſinn als mit Vernunft ſind eingeführt worden, und daß die meiſten davon nicht gerne länger dauren als eine Mode, die ſo bald wieder vergeht, als ſie entſtanden iſt. Er überläßt ſie Leuten, die gerne was beſonders haben wollen, die nur in ihrer Zeit gefallen wollen, und ſich mehr aus den Neuigkeiten machen, die von der Gaße herkommen, als denjenigen die von der Franzöſiſchen Academie herſtammen. Und was die Worte anlangt, welche man im Gebrauch ausgemerzt hat, ſo überlaſſen ſie dieſelbe den verdrüßlichen Rednern, welche es nicht vertragen können, daß man nur das geringſte von ihrer Sprache abſondere, und die beynahe über die Unterdrückung eines Worts ſo ſehr, als über die Unterdrückung eines Dienſtes ſchreyen. Er ſuchet alſo keine andere aus, als ſolche, die durch einen langen Gebrauch und allgemeinen Beyfall unterſtützet worden, die in der Sprache mit Ehren alt geworden und von welchen es ſcheinet, daß ſie nicht eher als mit der Sprache ſelbſt untergehen können. Und wenn er ja den Liebhabern des Neuern gefallen, und ſich zu gleicher Zeit bey Verſtändigen den Ruhm eines artigen Menſchen erwerben will, ſo ſetzet er die Worte auf eine ſolche Art zuſammen, daß aus ihrer Ordnung eine ganz neue Schönheit entſtehet, deren Annehmlichkeit von beſonderer Dauer iſt. Allein, was meynet ihr, mein Alcippus, wodurch man ſeine Ausreden noch mehr erheben kan, wodurch ſie ſanfter fortfließet, und ſie noch hundert Jahr nach ihrem Urſprunge angenehm macht; es iſt der Wohlklang, welcher aus der Ubereinſtimmung der Sylbenlänge entſtehet, und mit einer gewißen Reizung die Ohren einnimmt, daß ſie ſo gar ſich des Verſtandes dadurch bemeiſtert.

Ihr könnt nicht glauben, wie viel Gewalt dieſer Wohlklang über den Verſtand des Volks hat. Ofters wird es ſich durch die wichtigſten Urſachen nicht rühren, und durch eine ſchöne Abwechſelung der Stimme hinreißen laßen; und ein Redner, welcher auch nur ſchlechte Dinge auf eine prächtige Art vorbringet, wird einen Vortheil vor dem andern haben, der von den wichtigſten Sachen mit einer ſchläfrigen Art redet. Nicht als ob das Volk das Geheimnis der Perioden wüßte: ſie wiſſen nicht, woher das angenehme kommt, das ſie entzückt; und doch geben ſie demjenigen Beyfall, ſo ihm gefällt, und verwirft was ihnen zuwieder iſt, ohne daß ſie ſagen könnten, aus was vor Urſachen ſie dieſes oder jenes thun: Allein mein Alcippus, wundert euch darüber nicht, die Natur hat ſo zu reden in ihren Ohren einen gewiſſen Richtſtuhl geſetzet, welcher über die Zuſammenfügung der Wörter erkennet, und vor welchen man wegen der geringſten Sylben Rechenſchaft geben ſoll.

Obgleich dieſer Wohlklang einem Redner viel Mühe koſtet, und er ihn lange ſuchen muß, ehe er ihn findet; ſo muß es doch zum wenigſten ſcheinen, als ob er von ſich ſelbſt und ohne Mühe gekommen wäre: Er iſt wie eine Schminke, welche man bey den Perioden mit groſſer Geſchicklichkeit brauchen muß; aus Furcht, daß die Zuhörer, wenn ſie es merken, auf guter Hut ſeyn und glauben möchten, daß man ihren Ohren Fallen legte.

Wollt ihr aber, mein lieber Alcippus, niemals den Fehler begehen? ſo ſehet zu, daß die Verbindung eurer Perioden allezeit, ſo viel es ſich thun läſt, in dem ordentlichen Zuſammenhange der Vernunft ſey; daß dieſe verſtändige Anführerin ſelbſten alle eure Worte ordne. Sie wird ihnen eben das natürliche Weſen, welches ihnen allezeit ſo viel Lob bringt, geben, und wenn alles ſo zu reden durch ihre Hand iſt geſtellet worden, ſo wird man glauben, daß eure Perioden ſich ſelbſt gebildet haben. Erweget nur allezeit, daß nicht alle Gelegenheiten dieſe ſchönen Perioden erfordern: Man kan ſie vortragen, ſagt Cicero, wenn man von der Majeſtät des Römiſchen Volkes zu reden hat; man verwirſt ſie aber in einer Rechtsſache, wo man nur wegen einer geringen Dienſtleiſtung ſtreitet. Zuweilen muß man euch in wichtigen Sachen nicht allzugenau ſeyn. Es müſſen ſo gar einige ſchwache Stellen dabey vorkommen, damit ſie den übrigen deſtomehr Stärke geben: Und wer in ſeinen Worten allemal ſo regelmäßig ſeyn wollte, würde ſich natürlicher Weiſe niemals beklagen können, würde niemals mit einiger Annehmlichkeit hitzig werden, und dieſe beredte Unordnung, welche ſich ſowohl vor den Schmerz ſchickt, nur mit ſehr wenigem zeigen. Nechſt dieſem haben wir gewiſſe Perioden zu den Eingängen, und dieſe beſtehen ordentlich aus vier Abſätzen; andere hat man bey dem Vortrage, welche ſich nach der Beſchaffenheit der Sache richten, die man vorträgt; die Abhandlung hat auch die ihrigen, die ganz kurz ſind, und in dem Schluſſe werden ſie gemacht, wie es die Gemüthsbewegungen, die darinnen vorkommen, erfordern.

Nunmehro wollen wir zur Action kommen, welcher der letzte und unter allen der vornehmſte Theil der Beredredſamkeit iſt. Demoſthenes ziehet ihn allen Sachen vor; er ſuchet den ganzen Redner darinnen, und wenn ein Menſch im Cabinet Wunder thäte, ſo bewundert er ihn doch nicht, wenn er nicht auf dem Rednerplatze den Sieg davon trägt.

Wieviel junge Leute hat man nicht durch ihren ſchönen Vortrag alle Ehre der Beredſamkeit davon tragen ſehen? Und wie viel alte Meiſter dieſer Kunſt haben vergeblich geſchwitzt, um ſich die Ehre großer Redner zu erwerben, weil ſie nicht die Annehmligkeit der Stellungen und der Stimme, die meiſten aber von ihnen kein gut Gedächtnis gehabt?

Man darf daran nicht zweifeln, nichts macht eine Rede ſchöner als ein ſchöner Vortrag. Sie macht nicht nur die ſchönen Stellen kenntlich; ſondern ſie erhebt auch die ſchwachen: ſie hindert dasjenige, was zu hart iſt, und entreißet die Nachläßigkeit des Redners der Aufmerkſamkeit der allerfeinſten Richter.

Die weiten Säle, wo wir zu reden haben, der Zulauf des Volks, das Gemurmel ſo vieler Zuhörer, die wichtigen Rechtshändel, von welchen man in der ganzen Stadt redet, erfordern einen heftigen Redner, deſſen ſtarke und lebhafte Stimme die Geiſter rege mache, und ihnen die Bewegungen eindrucke, welche er will. Ein ruhiger und furchtſamer Redner, deſſen Athem zu einem ſo heftigen Vortrage nicht zureichet, würde die ganze Verſammlung ſchläfrig machen; er würde nicht gehört werden, wenn er auch ein Meiſterſtücke herſagte: Und die allerſchönſte Geſellſchaft würde zu der Zeit einer verwirrten und unordentlichen Menge gleich ſeyn. Ich will hiermit nicht ſagen, daß man allezeit donnern und ſich mit einer Heftigkeit bewegen müßte; das hieße einen Wükenden vorſtellen. Man muß eine gewiſſe Maaß halten, und wie es übel gethan ſeyn würde, bey dem wichtigſten Beweiſe und bey der ſtärkſten Bewegung ſchläfrig zu bleiben, ſo würde man auch viel darwieder zu ſagen haben, wenn man in der Erzehlung und dem Eingange allzu heftig ſeyn wollte, weil es die zwey ruhigſten Stücke der Rede ſind.

Nein, nein. Der vollkommene Redner führet ſich nicht alſo auf. Er regieret alle Töne ſeiner Stimme; bald erhebt er ſie, bald läſt er ſie fallen; er wird hitzig und darauf hält er wieder an ſich; er hat eine majeſtätiſche Geſtalt; er nim̃t keine zärtliche und weibiſche Geberden an ſich; er ſpielt nicht, ſpricht Cicero, mit ſeinen Fingern; er erhebt ſeine Armen nicht über die Maaß, und die Bewegungen des Leibes richtet er nach den Bewegungen des Kopfes ein. In ſeinem Geſichte wird man etwas ernſthaftes und ungezwungenes gewahr, er läſt weder eine kindiſche Furchtſamkeit, noch den Ernſt eines Cenſors an ſich blicken; und da er weis, daß derjenige, welcher redet, am erſten von demjenigen überredet ſeyn ſoll, ſo trägt er an ſeiner Stirne und in ſeinen Augen die Kennzeichen von allen denjenigen Gemüthsbewegungen, die er erwecken will.

Wenn Franckreich, welches uns ſo viel herrliche Dinge in den ſchönen Wiſſenſchaften verſpricht, und welches ſchon in einigen vornehmen Männern unſerer Zeit gleichſam ein Vorſpiel des Redners zu haben ſcheinet, uns einmal einen ſolchen darſtellt, als ich ihn mir einbilde, und als ich mich bemüht habe, ihn euch vorzuſtellen: ſo wird es ohne Zweifel etwas weit köſtlichers als alle Reichthümer von Aſien beſitzen. Dann wird es etwas haben, mit welchem es Rom gleich werden wird, das doch nicht ſeines gleichen gehabt hat: und wenn ſich der Ruhm ſeines Namens nicht ſchon durch die ganze Welt erſtreckt hätte, ſo würde weiter nichts als dieſes nöthig ſeyn, daſſelbe bey allen Völkern und zu allen Zeiten berühmt zu machen.

Es mag ſeyn wer du wilſt, ſagt Cicero, der uns die Beredſamkeit hergebracht hat, ſo unterſtehe ich mich zu behaupten, daß er dem Römiſchen Volk einen weit größerern Dienſt damit gethan, als diejenigen, die einige Plätze in Ligurien eingenommen haben. Der Redner iſt vielen Feldherren bey dem Kriegsvolke vorzuziehen; und ich wollte lieber, ſagte er weiter, den Vortrag des Craſſus wegen des Curions gethan, als zweymal den Sieg über einige Provinzen, die dem Gehorſam des Römiſchen Volks ſind unterworfen worden, davon getragen haben. Man kan wohl, wie mich deucht, die Verdienſte der Beredſamkeit nicht höher treiben: ich kan auch zu dem Zeugniſſe dieſes herrlichen Redners der alten Zeit nichts mehr beyfügen. Es ſollte aber dieſes in den Herzen aller wackern Leute eine heftige Begierde anzünden, dergleichen zu werden.

* * *

Uberſetzung
des Anfangs aus dem erſten Buche,
der
Verwandlungen des Ovidius
von
M. Johann Heinrich Winckler.

Ich ſinn auf eine Schrift von Aendrung der Geſtalten,
Wo die Verwandelung der Cörper bey den Alten
Soll abgeſchildert ſeyn. Ihr Götter, gebt mir Kraft,
(Denn auch was da geſchehn, hat eure Macht verſchaft)
Entdeckt die erſte Zeit, und bringet die Geſchichte
Von daher bis auf mich in ein verknüpft Gedichte.

Eh Meer und Erde war, und das, was alles deckt,
Der Himmel ſie umſchloß; lag was man ſieht, verſteckt.
Es zeigte ſich nur erſt der Grund von allen Dingen,
Die wie ein wüſter Klump verwirrt beyſammen hiengen.
Den Kreis der Welt beſchien annoch kein Sonnenlicht,
Kein Neumond nahm noch zu, die Erde ward noch nicht
In der umfloſſnen Luft durch ihre Laſt geſchwungen,
Und Amphitritens Arm war noch nicht durchgedrungen.
Allwo die Erde ſtund, da war auch Luft und Meer,
Und alſo wankte noch das Erdreich hin und her.
Das Meer war ungeſchickt, Holz, Baum und Schiff zu tragen,
Die Luft erfuhr noch nichts von aufgeklärten Tagen.
Nichts hatte noch ſein Kleid, nichts war des andern Freund.
Es ſchien zwar kalt und warm und dürr- und naß vereint,
Hart, weich und ſchwer und leicht vermiſchet und verbunden;
Doch ward nichts einiges, nichts ſtimmendes gefunden,

Die beſſere Natur, GOtt ſelbſt, entſchied den Streit,
Zog Himmel, Erd und Meer, und Luft und Heiterkeit
Aus der verworrnen Laſt, und machte ſie zu Stücken,
Die nach Geſetz und Maaß ſich wohl zuſammen ſchicken.
Den allerhöchſten Platz in der gewölbten Kluft
Erhielt des Feuers Macht; drauf kam die leichte Luft:
Dann ward der Erdenkreis durch ſeine Wucht geſencket;
Und endlich Meer und Fluß um ſelbigen geſchrencket.

So hatte GOtt demnach den gantzen Kloß zerlegt,
Und ordentlich vertheilt. Die Erde ward bewegt,
Und Kugelrund gemacht. Bald muſten Meer und Seen
Mit Wellen, Wind und Sturm in feſten Ufern gehen.
Bald ließ er Bäume ſehn, that Teich und Tiefen auf,
Maß krumme Gräben ab, gab Flüſſen Gang und Lauf,
Die theils bald da bald dort vom tiefen Schlund der Erden,
Bald in das Waſſerreich, ins Meer, verſchlungen werden.
Die Felder wurden flach, die Thäler eingedrückt,
Und Baum u. Buſch u. Wald mit Zweig u. Laub geſchmückt,
Und Berg und Fels erhöht. Des Himmels Platz und Weite
Ward fünffach eingetheilt; in zwey zur rechten Seite;
In zwey zur lincken Hand; und was das Mittel faßt,
Ward feurig und erhitzt. So theilte ſich die Laſt,
Die Raum und Himmel ſchloß, das Erdreich in fünf Zonen.
Die mittelſte läßt ſich vor Hitze nicht bewohnen,
Zwo deckt ein hoher Schnee, und zwiſchen beyden ſtehn
Noch andere zwo, da kalt und warm im Wechſel gehn.
Auf dieſen liegt die Luft, die ſo viel an Beſchwerde
Das Feuer übertrifft, als Stein und Sand und Erde
Das Waſſer überwiegt. Hier ſtieg ein dünnes Meer,
Ein Nebeldunſt empor; dort kam ein Wolkenheer,
In welchem Knall und Schlag und Wind und Kälte ſteckten,
Aus welchem Blitz u. Strahl des Menſchen Geiſt erſchreckten.
Der Künſtler dieſer Welt gab nicht nur da und dort
In der erhöhten Luft den Winden Raum und Ort:
Nein! auch viel Heftigkeit. Sie raſen hin und wieder,
Und kehren alles um: ſo ſtreiten dieſe Brüder.

Wo Nabatthäa liegt, wo die Aurora wohnt,
Und Berg und Spitzen mahlt, und wo der Perſer thront,
Nahm Eurus ſeinen Platz. Die Gegend, wo die Hitze
Das Abendmeer erwärmt, nahm Zephyrus zum Sitze.
Wo Scyth und Tartar lebt, der Himmels-Wagen geht,
Dahin wich Boreas. Was ihm entgegen ſteht,
Wird durch der Wolken Fluth vom Auſter übergoſſen.
Und dieſes alles hält die reinſte Luft umſchloſſen.
Kaum war vor iedes Ding Raum, Ziel und Maaß geſteckt,
So brannte das Geſtirn, das lange Zeit verdeckt,
Vermiſcht geweſen war. Kein Ort blieb ohne Sachen,
In denen Kraft, und Geiſt, und Trieb, und Leben wachen.
Des Himmels Inbegriff war Sitz und Aufenthalt
Vor die geſtirnte Macht und göttliche Geſtalt.
Im Waſſer lieſſen ſich die glatten Fiſche nieder.
Die Erd empfing das Wild. Die Luft nahm das Gefieder.
Nur fehlte noch das Thier, das ein erhöhter Geiſt
Vor allen kenntbar macht, und ſie beherrſchen heiſt.
Der Menſch trat an das Licht. Vielleicht hat ihn der Meiſter
Der wohlgebauten Welt, nach Art der Himmelsgeiſter,
Belebt und aufgeführt. Es habe denn die Hand
Des Sohns des Japets erſt das abgetrennte Land,
Darein aus jener Luft des Himmels Kraft gefloſſen,
Mit Waſſer untermiſcht, und in ein Bild gegoſſen,
Das Göttern ähnlich iſt. Was ſonſten geht und kriecht,
Sieht nur das Erdreich an. Des Menſchen Angeſicht
Erhebt ſich zum Geſtirn. So ward aus Wüſteneyen,
Ein Ort und Sammelplatz, wo Menſchen ſich erfreuen.

Zuerſt entſprang die Zeit, die bey uns gülden heiſt,
Die das, worauf uns ſonſt Geſetz und Richter weiſt,
Gerechtigkeit und Treu, mit Luſt und ungebunden
Genau in Obacht nahm. Kein Schrecken ward gefunden;
Kein Strafen ward erblickt; Kein Erz war aufgehenkt,
Auf dem ſich Drohn u. Furcht in Wort und Zeilen ſchrenkt.
Man gieng da nicht gebückt, man fiel da nicht zu Fuſſe,
Man fürchtete ſich nicht vor einem ſtrengen Schluſſe,

Man brauchte keinen Schutz, man hatte ſichern Raum.
Auf der bewachſnen Höh war noch kein Fichtenbaum
Zu Schiffen abgefällt. Das ſterbliche Geſchlechte
Bekümmerte ſich nicht um fremder Ufer Rechte.
Kein jäher Graben war um eine Stadt geführt. (ſpührt.
Nichts ward von Helm und Schwerdt, Trompet u. Horn ver-
Der Kriegsmann nutzte nichts. Die ſicheren Gemüther,
Genoſſen ſonder Furcht im ſtillen ihre Güter.
Das Erdreich war noch nicht zerwühlt und umgepflügt,
Es trug bloß von ſich ſelbſt. Man ſammlete vergnügt,
Was auf den Bergen wuchs, was Staud u. Dornbuſch zollte,
Und was von Zweig und Aſt des Baums des Jovis rollte.
Der Frühling währte ſtets. Die ſanfte Zephyrluft
Beſtrich und kützelte durch ihrer Wärme Duft
Der Blumen Angeſicht, die ſonder allen Saamen,
Aus Erd und Mooß erzeugt, zu ihrer Reiſe kamen.
Das ungepflügte Land war nicht von Früchten leer,
Das ungebaute Feld war von Getrayde ſchwer.
Hier ſah man Fluß und Milch, da Nectarſtröme ſtreichen,
Und dort trof Honigſaft von den begrünten Eichen.

Nachdem Saturn entwich, und in den Abgrund fuhr,
Und man beym Jupiter als dem Beherrſcher ſchwur,
Fand ſich das Alter ein, das man vor ſilbern ſchätzet,
Und deſſen Preis man zwar noch über Kupfer ſetzet,
Doch aber unter Gold. Der Frühling ward alsbald
Umzirckt und abgekürzt. Des Jupiters Gewalt
Ließ Lenz und Sommer ſehn, und Herbſt und Winter kom̃en.
Dann ward zuerſt die Luft von Flammen eingenommen.
Dann ward das Eis gezeugt; man ſuchte Hölen aus,
Nahm Rind und Zweig und Aſt, und baute ſich ein Haus,
Dann ward das Feld gepflügt, das Zugvieh angeſtrenget
Und Furch und Beth gemacht, und Erd und Korn gemenget.

Die dritte Zeit erſchien, die faſt wie Kupfer war,
Und Menſchen rauher Art zu Schwerdt und Spieß gebahr,
Doch ſonder Büberey. Die letzte war wie Eiſen.
Was man von Thaten ſchreibt, ſo die Vernunft verweiſen

Brach bald mit Macht herein. Zucht, Wahrheit, Glaub und
Begab ſich in die Flucht. Davor ließ Schelmerey, (Treu
Gewalt, und Neid und Geiz ſich gegenwärtig finden.
Der Schiffmann übergab die Seegel Sturm und Winden,
Die er noch nicht erforſcht; und durch das Zimmerbeil
Ward der Gebirge Holz der wilden Fluth zu theil.
Die Erde ward zuvor ohn Unterſcheid beſeſſen,
Sowohl als Sonn und Luft: Nun ward ſie abgemeſſen
Und nach der Kunſt getheilt. Man zwang das reiche Land
Nicht nur zu Saat und Frucht: man grub in Stein u. Sand,
Und ſuchte goldnes Erz, und was der Höllen Schatten
Vom Reiz zur Uppigkeit, von edlen Sachen hatten.
Das ſchädliche Metall, das Eiſen ward gemacht,
Und was noch ſchlimmer iſt, das Gold ans Licht gebracht.
Gleich wird ein Krieg erregt, der ſich auf beydes ſtützet,
Und Hand und Waffen ſtößt, und Blut und Kraft verſpritzet.
Man tobt und ſticht u. raubt. Der Wirth erſchreckt den Gaſt,
Der Gaſt erſchreckt den Wirth. Der Schwiegervater haßt
Und kränkt den Schwiegerſohn. Auch Brüder ſind voll Galle
Und Mann und Weib voll Gift, und ſtreben nach dem Falle,
Die Mutter andrer Eh vergiftet Speis und Trank.
Der Vater lebt: der Sohn erregt ums Erbe Zank.
Die Frömmigkeit iſt hin. Man ſieht nur Blut und Leichen.
Des Himmels letzter Schmuck, Aſträa muß entweichen.

Sogar des Himmels Schloß war nicht in Sicherheit,
Der Rieſen Frevel ſtund nach ſeiner Herrlichkeit,
Und baute Thurm und Berg an die geſtirnten Höhen.
Dann ließ der Allmacht Hand geſchoſſne Strahlen gehen,
Und brach durchs Firmament. Der Oſſa war verkürzt,
Und von dem Pelius in Tief und Thal geſtürzt.
Der rauhen Cörper Laſt lag demnach hingeſtrecket,
Und das beſpritzte Land war durch ihr Blut bedecket,
Das kalte Blut ward warm, und die belebte Frucht
Bekam der Menſchen Bild, allein auch dieſe Zucht
War grauſam, wild und frech, und wollte nichts als morden.
Man ſollte ſehn, ſie ſey aus Blut gezeuget worden.

Dieß alles ſieht und nimmt der Fürſt der Götter wahr,
Und ſeufzt auf ſeinem Stuhl, und machet offenbahr,
Was neulich erſt geſchehn, und man noch nicht vernommen.
Lycaons Frevelthat, die nur vor ihn gekommen:
Und wird voll Hitz und Zorn, wie ſichs vor ihm gebührt;
Und ruft den Rath herbey. Kein Zaudern wird verſpührt.
An der geſtirnten Höh wird Streif und Straß erkennet,
Die man gantz weis erblickt, die man den Milchweg nennet.
Auf dieſer geht und ſteigt der obern Götter Chor
Zur Königlichen Burg des Donnernden empor.
Zur recht-und lincken Hand ſind Gäng und Säl erbauet,
Die allzeit offenbahr, da man die Edlen ſchauet.
Und an den Ecken iſt des Pöbels Aufenthalt,
Und fern erblicket man die himmliſche Geſtalt,
Die der berühmteſten beſondrer Schutz geweſen.
Hier iſt ein Ort, (will man verwegne Worte leſen)
Der billig der Pallaſt des groſſen Himmels heißt.
Der hohen Götter Schaar war demnach hingereiſt,
Und ſaß auf Stuhl und Saal und reinem Marmelſteine.
Der Höchſte ruhete auf Stahl und Helfenbeine,
Und ſchüttelte ſein Haupt, und warf ſein langes Haar,
Daß Erd und Meer und Stern bewegt und furchtſam war,
Und ſprach in Grimm und Zorn: So ängſtliche Gedanken
Bekümmerten mich nicht, als man bis an die Schranken
Von meinem Himmel drang, als ſich der Rieſen Schwarm,
Und ieglicher davon mit hundertfachem Arm
Zu Streit und Sturm erhub. Denn dieſes Kriegesfeuer
Fraß zwar herum; allein ein einig Ungeheuer
War Quell und Grund davon. Nun muß der Untergang
Das menſchliche Geſchlecht, ſoweit des Nereus Klang
Um Erd und Ufer rauſcht, in Staub und nichts verkehren.
So wahr ſich Tief u. Schlund vom Strome Styx ernähren:
Ich habe Fleiß und Ernſt, und alles angewandt.
Doch was unheilbar iſt, der Krebs, der kalte Brand,
Muß abgeſchnitten ſeyn. Die Nymphen auf den Feldern,
Die Faunen, Satyren. die Götter in den Wäldern,
Und was Halbgötter ſind, vor die gehört der Kreis,
Weil ich vor ſie bey mir noch keinen Wohnplatz weis.

Doch edelſte, gläubt ihr, ſie werden ſicher ſeyn?
Ihr ſteht mir zu Geboth, ich kan mit Blitzen dräun:
Doch hat Lycaons Tück ſich wieder mich empöret.
Der ganze Rath erſchrack. Gleich ward der Schluß gehöret,
Man ſollte dieſe That zu ſtrenger Strafe ziehn.
So ward die Erd erſchreckt, als ein verflucht Bemühn
Durch Cäſars Blut und Tod die Ehre tilgen wollte,
Die die geſammte Welt vor Romuls Erben zollte.
Auguſt, bey dir hat Furcht und Treu nicht minder Lob,
Als hier beym Jupiter, der Stimm und Hand erhob,
Und das Gemürmel ſchalt. Gleich ward die gröſte Stille,
Er fieng von neuem an, und ſprach: was euer Wille,
Was euer Spruch befiehlt, das iſt bereits geſchehn.
Doch ſollt ihr ietzt die That, und Straf und Rache ſehn.
Mir ward zur ſelben Zeit ein übler Ruf berichtet.
Ich dacht, und wünſcht es auch, man habe was erdichtet,
Und ſtieg von meinem Thron, und gieng den Menſchen gleich
Auf Erden hin und her, durchſuchte Land und Reich,
Und fand weit mehr, als mir der üble Ruf erzehlet,
So daß faſt Zeit und Raum, es zu beſchreiben fehlet.
Ich hatte Berg und Kluft, den felſichten Cyllen,
Bey dem Lycäus liegt, und ſeine Fichten ſtehn,
Den grauſen Mänala des Tages überſtiegen.
Die Nacht umſchloß die Welt mit ihren Schattenzügen.
Ich gieng in Dorf und Stadt, wo der Tyranne war,
Und machte mich daſelbſt durch Zeichen offenbar.
Der Pöbel ward gerührt, und warf ſich bittend nieder,
Lycaon that gantz frech, verlachte Wünſch und Lieder,
Und ſprach: Man ſoll bald ſehn, ob er vom Tode frey,
Und ſeine Göttlichkeit gewiß und richtig ſey?
Er hatte ſich geſchickt, nachdem es Nacht geworden,
Mich ſonder Wahn und Furcht im Schlafe zu ermorden.
Dieß, dieß war ſeine Kunſt. Doch ſeine freche Hand
Erkühnte ſich noch mehr. Es hatte Volk und Land
Von des Moloſſus Stamm ihm Geiſeln übergeben:
Von dieſen nahm ſein Dolch dem einen Geiſt und Leben.
Der halb erſtorbne Leib kam theils auf Gluth und Roſt,
Theils in ein ſiedend Naß, und wurde ſtatt der Koſt

Den Gäſten vorgeſetzt. Gleich rief ich Rach und Flammen
Und Blitz und Untergang auf ſeinen Sitz zuſammen.
Es ward erſchreckt und floh in Feld und Wüſteney,
Und gab vor Sprach und Wort ein heulendes Geſchrey.
Sein Maul ward voller Wuth, und lief nach Schaf u. Ziegen,
Wie ihn die Mordluſt trieb. Auch jetzt iſt ſein Vergnügen
In Blut und Grauſamkeit. Sein Kleid ward Pelz und Haar,
Und ieder Arm ein Bein. Er ward der Wölfe Schaar
Mit Rechte beygezehlt. Und nach dem alten Bilde
Behält er Aug und Blitz, und bleibet grau und wilde.

* * *

Zeit und Muſſe haben nicht verſtatten wollen in dieſer Uberſetzung weiter fortzufahren. Sollte aber gegenwärtige Arbeit einiges Beyfalls gewürdiget werden, ſo verſpricht man, nicht nur das erſte Buch, ſondern auch die folgenden völlig in deutſche Verſe zu überſetzen.

Erinnerung
an den Verfertiger zweyer Sonnette,
Auf das
Beylager des Hn. Grafen von B.
ſamt der Antwort auf ſeine
Vertheidigung.
Aus dem erſten Theile der Nouvelles Oeuvres
des Hn. Pays überſetzt,
von
M. Balthaſar Hofmann.

Vorbericht des Uberſetzers.

Die Beurtheilung folgender beyden Sonnette iſt ſo gründlich und wohl gerathen, daß man ſie der Uberſetzung beſonders würdig geachtet hat. Es gehet ſolche nicht etwan auf die bloßen Reime; ſondern auch auf den Gebrauch und die Ordnung der Worte; inſonderheit aber auf die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Gedanken, als das Hauptwerk, worauf alle Poeten und Redner vornehmlich zu ſehen haben. Dieſelbe kan dahero ſtatt eines Muſters dienen, wie man auch in andern Sprachen Gedichte genau unterſuchen und derſelben Schönheit und Mangel deutlich vor Augen legen könne. Solches deſto klärer zu machen, iſt man bey der Uberſetzung bemühet geweſen, beyde Sonnette nicht allein ebenfalls in Sonnette zu bringen, ſondern auch ſelbſt die Fehler derſelben mit Fleiß beyzubehalten, damit auch ein Unerfahrner der Franzöſiſchen Sprache, ſolche Beurtheilung verſtehen möge. Einige Dinge ſcheinen etwas dunkel zu ſeyn, z. E. auf dem 474ſten Blate, wird die Redensart, alle beyde verworfen, weil ſie von zweyerley Dingen gebraucht wird, deren jedes im plurali ſtehet. Nehmlich der Poet hatte von Blumen im plurali, und von Feuerflammen im plurali geredet, und ſpricht alsdenn, ſie ſollten alle beyde dauren; welches doch weder in der Franzöſiſchen noch in einer andern Sprache, wo man die Reinigkeit der Mundart nicht hinten anſetzen will, kan geſaget werden. Spräche man von Braut und Bräutigam, als zwey einzelnen Perſonen, in ſingulari, ſie würden alle beyde lange leben; oder von einer Blume und einem Feuer, ſie ſollten alle beyde dauren; oder von einer Stadt und einem Dorfe, ſie wären alle beyde abgebrannt; desgleichen von zwey collectivis im ſingulari, als das Volk und Vieh wären alle beyde geraubet worden: ſo wäre es ohne Wiederrede recht. Aber wenn ich im plurali von vielen Bräuten und Bräutigamen ſagen wollte, alle beyde ſollten lange leben: oder von vielen Völkern und Thieren, alle beyde wären drauf gegangen: von vielen Städten und Dörfern, alle beyde wären abgebrannt; oder, wie dem Verfaſſer der Sonnette von Blumen und Feuerflammen zu ſchreiben beliebet hat, alle beyde ſollten lange dauren, ſo iſt es allerdings falſch: denn aus zweyen ſingularibus wird wohl ein dualis; nicht aber aus zweyen wirklichen pluralibus. Zwey einzele Dinge kan ich beyde nennen; wenn denn aber mehr als zwey ſind, findet das Beyde keine ſtatt. Zwar im lateiniſchen ſcheinet es anzugehen, z. E.

Athenae & Syracuſae, ambae deuaſtatae ſunt; aber dieſe Worte ſind nur der Endigung, nicht aber dem Verſtande nach wirkliche plurales; Athen und Syracuſen ſind nur zwey einzele Dinge. Je gewöhnlicher nun auch bey uns Deutſchen wieder dieſe Redensart verſtoßen wird, je nöthiger hat es geſchienen, ſolche Anmerkung etwas deutlicher und umſtändlicher auszuführen. Wollte man auch gleich, zu Behauptung, daß ſolche Redensart nicht ganz und gar unrecht ſey, ſich darauf berufen, man rede in angegebenen Fällen doch nur von zweyerley Gattungen der Dinge, ob gleich jede Gattung viele ihres gleichen unter ſich begriffe: z. E. Blumen und Flammen, wären ja nur zwey Dinge, denn daß jede Gattung mehrere ihres gleichen ausdrucken, thue nichts zur Sache; und könne man alſo, in Betrachtung deſſen gar füglich von Blumen und Flammen ſagen, beyde ſollten lange dauren: ſo würde ſolches dennoch eine Ausflucht ſeyn, die keinen Grund hätte. Denn einmal ſo ſind viele Blumen und viele Flammen im plurali natürlicher Weiſe mehr als zwey, wie kan ich alſo beyde ſagen? Nachmals ſo erfodert die allgemeine Grundregel, ſo viel als möglich, deutlich und fürſichtig in Worten zu ſeyn, damit der Leſer oder Zuhörer in keine Verwirrung geſetzet werde, und ſich nicht einbilde, daß mehr oder weniger geſagt ſey, als wirklich geſaget worden. Will ich demnach das Wort beyde ſowohl von zweyen pluralibus, als von zweyen ſingularibus, ohne Unterſcheid brauchen, ſo bin ich Urſach einer Undeutlichkeit, die ich leicht hätte vermeiden können, und billig als einen Fehler hätte vermeiden ſollen.

Gleich im Anfange wird des Tyrannen zu Syracuſen und des Philoxenus gedacht. Dieſer ließ ſich lieber ins Gefängniß werfen, als daß er des Dionyſius Verſe hätte loben ſollen, wie Athenäus und Diodorus Siculus erzehlen; wovon auch Cicero im 6. Briefe, des 4. Buchs der Briefe an den Atticus gedenkt.

Auf dem 487ſten Blat hat der Verfaſſer der Critik eine Stelle aus dem Cicero angeführet, welche im 1. Briefe des 2. Buches der Briefe an den Atticus ſtehet, da er die Redensart: Mulier bene olet, vbi nihil olet, vermuthlich aus des Plautus Moſtellaria I. 3. 116. anbringet, deren ſich auch Martialis im 2. Buche Epigr. 12. und im 6. Buche Epigr. 55 bedienet hat. Es wird damit auf den damals bey dem wollüſtigen Römiſchen Frauenzimmer überflüßigen Gebrauch wohlriechender Salben gezielet, womit es ſich oftmals bey dem männlichen Geſchlechte mehr misfällig, als gefällig machte. Welche Art zu reden: Ein Frauenzimmer gäbe den lieblichſten Geruch von ſich, wenn es gar keinen gäbe: d. i. es wäre am angenehmſten, wenn es die überflüßigen Schmierereyen wegließe, nachgehends auch auf andre Dinge, die man lieber in ihrer Einfalt, als in gekünſtelter Schönheit oder Schminke hat ſehen wollen, ſprichwortsweiſe, gezogen worden.

Die Erinnerung ſelbſt.

Ich habe über eure beyde Sonnette critiſiret: Ey, mein Herr, iſt das ein ſo großes Verbrechen? Ihr ſeyd doch wohl kein beſſerer Poete, noch ein vornehmerer Herr, als der Tyrann zu Syracuſen: ich aber bin, wofern nicht ſo verſtändig, doch nicht viel höflicher, als Philoxenus war. Alſo kan ich von euren Verſen übel reden, ohne daß man ſich ſolches darf befremden laſſen, und ihr könntet es leiden, ohne davon ſo viel Weſens zu machen. Es iſt allerdings wahr, daß mir eure beyde Sonnette ſehr liederlich vorgekommen ſind, und daß ich davon geſtern einige Urſachen gegen euren gelehrten Freund angegeben habe: Aber ich hatte nicht Zeit, ihm noch eine Menge anderer Fehler zu zeigen, die ich wohl heute Euch vorlegen will, weil ihr mich ſo ſehnlich darum bittet. Selbſt die Art, womit ihr euch und andere vertheidiget, iſt ſo voller Hochmuth, daß man euch einen Liebesdienſt erweiſen wird, wenn man euch ein wenig demüthiget.

Ihr ſagt, daß ihr noch jung ſeyd: ich glaube es, man ſiehts auch wohl, daß ihr nur den Anfang gemacht habt: aber warum unterdrückt ihr nicht ſo ſchlechte Proben?

Befindet man, daß man zur Poeſie gebohren ſey, kan man ſein erſtes Poetiſches Feuer ausdämpfen laßen, das Papier vollſchmieren, in die Länge und in die Quere reimen. Aber dergleichen zuſammen geſchmierte Papiere und alle ſo ſchlechte Reime müßen zu Hauſe bleiben, und keinem andern, als einem aufrichtigen und verſtändigen Freunde gewieſen werden, der, ohne dem neuen Poeten zu heucheln, ihm ſeine erſte Ausſchweifungen deutlich entdecket. Habt ihr euch nun eine zeit lang ſolcher Regeln bedient, und haben ſich eure Verſe durch dergleichen Proben gebeſſert; ſo bringet denn eure Arbeit hervor, ich billige es gern; ja, laßet eure Werke gar drucken, wenn ſie euer Freund nur des Druckes würdig achtet. Aber zuvor, ehe man ſich damit einläßet, unterſuche man ſich wohl, ob man zur Poeſie gebohren ſey: denn wenn man nicht ein gewiſſes natürliches Geſchicke, welches die Muſen erfordern, durch die Geburt mit auf die Welt bringt, mag man die Dichtkunſt des Ariſtoteles

les noch ſo fleißig leſen; man mag die Poetiſchen Regeln des Horatius noch ſo emſig durchgehen; ſo wird man dennoch mit Wiederwillen des Apollo daran arbeiten, und Lebenslang ein bloßer Stümper bleiben. Ein gebohrner Poete iſt kein gemeines Ding, und nicht ein jeder darf ſich mit dieſem Vortheile ſchmeicheln.

Conſules fiunt, quotannis & noui Proconſules,
Solus aut rex aut poeta non quotannis naſcitur.
Burgermeiſter, Rath und Schöppen ſtellt man alle Jahre dar:
Aber Fürſten und Poeten zeuget nicht ein jedes Jahr.

Urtheilet ſelbſt davon, ob ihr wohl begehren ſollet, der einzige zu ſeyn, der unſern Zeiten gebohren worden? ob ihr wohl nach dieſer Ehre zu den Zeiten ſtreben könnt, da Corneille und Racine, Voiture und Sarraſin, Benſerade und Boilau leben? Meines Erachtens wollet ihr euch, eurer Einbildung nach, deßen überreden. Ich habe eure gar gute Meynung, die ihr von euch ſelbſt habt, aus den Verſen, die ihr zu eurer Vertheidigung geſchrieben, unter andern aus dieſem erkennen lernen:

J'aime vos ſentimens, mais les miens ſont meilleurs.
Eure Meynung iſt gar gut, doch iſt meine noch weit beſſer.

Sehet, das iſt ein Vers, der ſattſam von euer hohen Einbildung zeiget, und ſolche Einbildung bey einem Poeten iſt ſehr oft ein unheilbares Ubel. Derowegen erfodert es die Poetiſche Liebe, ſolchem bey guter Zeit vorzubeugen. Man muß, dafern es angeht, die Jugend eurer Muſe vor ſolchen Zufällen bewahren, die ihr ein dergleichen Ubel Lebenslang verurſachen könnte. Es wundert mich nicht, daß euch eure Gedanken beßer vorkommen, als die meinen: die Poeten ſind zu allen Zeiten mit dieſem Fehler behaftet geweſen. Unter der Regierung des Auguſtus gab es ſolche Leute zu Rom, dergleichen es in

Frank-

Frankreich unter der Regierung Ludewigs des XIV. giebt. Sie lobten ihre Verſe, wie ihr, ob man ſie gleich tadelte: ſie ſchätzten ihre Poeſie hoch, ob ſie wohl von jedermann verachtet ward.

Ridentur, mala qui componunt carmina, verum
Gaudent ſcribentes, & ſe venerantur, & ultra,
Si taceas laudant, quicquid ſcripſere beati.

Der ſchlechte Verſe ſchreibt, iſt billig auszulachen:
Er aber kützelt ſich mit ſeinen ſchönen Sachen;
Und was ihm niemand lobt, weis er doch groß zu machen.

Es ſcheinet, daß ihr mich dieſer drey Verſe eben dadurch erinnern wollen, da ihr meine Erinnerungen verwerfet, und mit euren Fehlern zufrieden ſeyd:

J'aime vos ſentimens, mais les miens ſont meilleurs.

Sehet, das iſt eben die Krankheit der Poeten, welche Horatius abmahlet; Aber ich will glauben, daß dieſe Krankheit bey euch noch nicht eingewurzelt ſey, und daß ihr vielmehr erkentlich ſeyn werdet, denjenigen Dank zu wißen, die ſich die Mühe geben, euch davon abzuhelfen.

Ich rathe euch demnach, mein werther Herr, alles, was ich euch von euren beyden Sonnetten ſagen will, als ein heilſames Mittel anzunehmen, welches euch die Liebe meiner Muſe, zum beſten der eurigen, darbietet. Schöpfet ihr keinen Nutzen daraus, iſt der Schaden euer: Ziehet ihr aber Vortheil davon, ſo werde ich mich meine Mühe gar nicht dauren laßen.

An die Hochgebohrnen N.

Sonnet.

Venez Graces & Ris, venez verſer des fleurs,
Sur le lit nuptial de deux Amans fidelles,
Maintenant que la terre en produit de nouvelles,
Et que le Ciel les peint de diverſes couleurs.

Kommt, holde Gratien, komm, Liebesgott herbey,
Das Ehbett unſers Paars mit Blumen auszuſchmücken;
Das Erdreich blühet itzt mit auserleſnen Stücken,
Die ſelbſt der Himmel mahlt, mit bunter Schilderey.

Iſt es nicht wahr, mein lieber Herr, daß, da ihr dieſe Strophe erfunden hattet, ihr voller Freuden darüber geweſen ſeyd? Iſt es nicht wahr, daß ihr eurer Muſe vor einen ſo ſchönen Einfall vielen Dank wuſtet. Mich dünkt, ich ſehe die Entzückung, die euch die prächtigen Worte von den Gratien, den Liebesgöttern, den Blumen, dem Himmel und der Erde verurſachet haben. Aber man muß ſeinen Entzückungen nicht allemahl trauen: Wir wollen dieſen Einfall ein wenig beleuchten. Ihr rufft die Gratien und den Liebesgott an, Blumen über das Brautbette der beyden Vermählten zu ſtreuen. So weit gehet es noch an: Aber ihr ruft ſie deswegen herzu, weil wir in einer Jahreszeit leben, da die Erde immer neue hervor bringt. Die Wahrheit zu bekennen, ihr erzeiget damit den Liebesgöttern und Gratien eine ſehr ſchlechte Höflichkeit. Wiſſet ihr nicht, daß dieſe kleine muntere Götter, und dieſe allzeit junge Göttinnen, zu allen Zeiten friſche Blumen haben; daß dieſelben nicht unſerer Natur ſind, und daß in ihren Gärten ſolche niemals verwelken. Habt ihr vergeßen, was längſt vor euch ein Poet geſaget hat:

- - - Semina, texens Aglaja coronas,
Implicauit natos Zephyri ſpiramine flores,
Non tactos Borea, rapidique caloribus Euri;
Perpetuo ſed vere novos.

Wil Aglaja Kränze binden,
Blüht das ſchönſte Blumenfeld,
Das der Hauch von Zephyrs Winden
Voller Anmuth dargeſtellt,
Das kein rauher Nord beſtreicht: das kein heiſſer Oſt berühret,
Sondern das ein ſteter Lenz mit dem ſchönſten Putze zieret.

Wofern ihr an ſolchen immerwährenden Frühling, der in den Gärten der Gratien herrſcht, gedacht hättet, würdet ihr ihnen nicht die Blumen eines Frühlings, der wie der unſere vergänglich iſt, angebothen haben. Es wäre eben ſoviel, als wenn ihr der Minerva Weisheit, dem Neptunus Waſſer, und dem Pluto Schätze hättet anbieten wollen.. Ihr würdet demnach beſſer gethan haben, wenn ihr die Gratien erſucht hättet, Blumen über das Brautbette zu ſtreuen, ohne ihnen anzuzeigen, daß die Jahrszeit hierinnen Vorſchub thäte. Sie hatten einer ſolchen Nachricht gar nicht vonnöthen, und ich habe Befehl euch ihrentwegen zu ſagen, daß ſie dieſen Vorſchlag vor eine Beſchimpfung aufgenommen, die ſie nicht ſo leicht vergeßen werden; und daß ihr in Gefahr ſeyd, Lebenslang in einem Mißverſtändniſſe mit ihnen zu leben.

Et vous aimable Hymen, qui banniſéz les pleurs,
Faites bruler leurs Coeurs de flames immortelles,
Les faiſant des Epoux les plus parfaits modelles,
Sans que jamais le temps en donne de meilleurs.

Auf, Hymen, denn du machſt ja ſonſt von Thränen frey,
Ins Herz der ſchönſten Zwey ein ewig Feur zu drücken:

Laß uns an ſolchem Paar ein Meiſterſtück erblicken,
Dergleichen in der Welt nicht mehr zu finden ſey.

Dieſer Satz iſt noch weniger zu dulden, als der Erſte. Wer hat euch geſagt, daß Hymen die Thränen vertreibe? Wenn ihr den gröſten Theil verehlichter Perſonen befraget hättet, würden ſie euch des Gegentheils verſichert haben, daß er täglich Thränen nach ſich ziehe. Aber wir wollen nicht ſo ſcharf verfahren: Man muß ſich einbilden, es würde vor dieſesmal keine Betrübniß noch Thränen erfolgen. Was vor eine Verwandſchaft aber findet ihr zwiſchen den Thränen und den Flammen? Ihr wollet, der Hymen ſoll ihre Herzen anzünden; warum? Weil er die Thränen vertreibet: Das iſt keine hinlängliche Urſache. Wenn ihr euch der brennenden Fackel erinnert hättet, die man den Hymen bey Abſchilderung der Götter in den Händen halten ſiehet, hättet ihr ihn viel geſchickter alſo anreden können.

Et vous aimable Auteur des plus ſaintes ardeurs,
Rendez, charmant Hymen, leurs flames immortelles.

Auf, holder Liebesgott, du Urſprung heiſſer Treu,
Auf! mache, daß die Glut ſie ewig mag entzücken.

Aber nach der Art, wie eure Verſe abgefaßt ſind, iſt es eben, als wenn ihr geſagt hättet, o du eyferſüchtige Juno, mache mich doch deiner Reichthümer theilhaftig: Du Mars, der du ein Liebling der Venus biſt, gieb doch dieſem Ritter ein Herz ꝛc. In den zween erſten Verſen dieſer Strophe, habt ihr das Ende des Erſten, mit dem Mittel des andern gereimet. Ich glaube gar, ihr habt, was dem Beweisgrunde fehlt, durch den überflüßigen Reim erſetzen wollen.

Les faiſant des Epoux les plus perfaits modelles;
Laß uns an ſolchem Paar ein Meiſterſtück erblicken.

O was iſt das vor eine fremde Art zu reden! wer wollte doch zum Herrn Grafen und der Frau Gräfin von Bouchage ſagen: In Wahrheit, ihr ſeyd ein Meiſterſtück von einem Brautpaare? Gleichwohl iſt dieſes die Ehrenbezeugung, die ihr ihnen macht.

Von dem letzten Verſe in dieſer Strophe kan man ſagen, ohne ihm unrecht zu thun, daß er zu nichts dienet, als bloß zum Reime, indem er zur Sache ganz und gar nichts beyträgt.

Graces, Hymen, Amours, uniſſez-vous enſemble,
Et pour ces deux Amans, que le bonheur aſſemble,
N' epargnez pas vos fleurs, n' epargnez pas vos feux.

Kommt, Hymen, Gratien, vereinigt euch zuſammen,
Spart eure Blumen nicht, ſpart keine Feuerflammen;
Vor das verlobte Paar, das itzt das Glück vereint.

Sagt mir, mein lieber Herr, ob man ſich wohl vereinigen kan, ohne beyſammen zu ſeyn, und ob man beyſammen ſeyn kan, ohne ſich zu vereinigen? Warum laßt ihr es nicht dabey bewenden, zuſetzen: Vereiniget euch? Warum beleidiget ihr eure beyde Liebenden, indem ihr ſprecht, es habe ſie das Glück zuſammen gebracht? Würdet ihr nicht viel bequemer geſagt haben, ihre Verdienſte hätten ſie vermählet, oder, ihr Verſtand habe ſie gepaaret? Zu ſagen, das Glück habe ſie zuſammen geführet, iſt eben ſo viel geſagt, als ein blinder Zufall habe ſie zuſammen gebracht. Kurz, es iſt was geſagt, ich weis nicht was, das ihnen nicht rühmlich genung iſt. Im folgenden Verſe von dieſer Strophe vermenget ihr die Blumen und das Feuer mit einander, auf eine ſolche Art, daß man nicht weis, wem ihr ſie eigentlich zueignen wollen. Ob ihr aber gleich alles unter einander werft, wollen wir doch aus Liebe zu euch glauben, daß ihr die

Blumen den Gratien, das Feuer aber dem Hymen und den Liebesgöttern zugeeignet habe.

> Et ces fleurs & ces feux formeront leur couronne;
> Sans fletrir ou s'eteindre ils dureront tous deux,
> Et vous rendront leur fruits dans la ſeconde Automne.

> Und dieſe ſollen hier zu ihren Cronen dienen,
> Ohn daß ſie beyderſeits verlöſchen und vergrünen:
> Macht, daß den andern Herbſt die ſchönſte Frucht erſcheint.

Ihr wiſſet doch wahrhaſtig ſeltſame Kränze zu winden. Da ich Poeten las, habe ich Kränze von allerhand Gattungen angetroffen; aber dergleichen, als ihr hier anbringet, habe ich nicht wahrgenommen. Ich habe ſie von Lorbern auf dem Haupte der Kayſer; von Eichenlaub bey den Römiſchen Bürgern; von Oelzweigen auf der Scheitel des Ariſtöphanes, und von Weinblättern um die Schläſe des Bachus und der Menaden geſehen. Ich habe ſie von Gold, auf dem Haupte des Apollo, von Silber bey ſeiner Schweſter, und von Edelgeſteinen bey vielen Prinzen geſehen: Aber ihr ſeyd der Erſte, bey dem ich Kronen von Feuer erblicke. Könnt ihr euch ſo treuherzig einbilden, daß eure beyde Vermählten euch vor eure Krone einigen Dank wiſſen? Ey! ey! Feuer auf die Perruque des Bräutigams! Feuer auf die Stirne der Braut! Bey der Perruque gehet es endlich noch an, denn es iſt leicht eine Neue zu bekommen: aber welch eine Beſchimpfung, Feuer um eine ſo ſchöne Stirne zu legen? ſie durch die Flamme roth zu machen, oder einen der ſchönſten weißen Farbe geheiligten Ort durch den Rauch einzuſchwärzen; einen Ort, auf welchen alle andre Poeten niemahls was anders, als Lilien oder Schnee, Helſenbein oder Alabaſter geſtellet haben! Mit Erlaubniß, mein Herr, wo habt ihr dieſe Kronen von Feuer hergenommen? Ihr hättet, ſprecht ihr, euch der Strahlen erinnert, die ſich an der Stirne Moſis ſehen laßen, da er von dem Berge herab ſtieg; oder einiges Glanzes, den man um das Haupt unterſchiedener Heiligen, zur Zeit ihrer Erſcheinung wahrgenommen. Aber, das gehet hier nicht an, eure beyde Geliebten auf dergleichen Art zu beſchenken. Dieſe ſind Wunder der Chriſtlichen Religion, die man nicht Göttern im Heydenthum, als mit welchen ihr euer Sonnet ausgeſpicket habt, beylegen muß. Hierbey kan ich euch verſichern, daß die Stirne des Herrn von Bouchage die Ehre, Strahlen zu tragen, gar nicht verlange, und daß die Gemahlin ſich mit einem Blumenkranze würde begnügt haben, wenn ihr ſelbigen ihr ganz allein angeboten hättet.

Sans fletrir ou s'eteindre ils dureront tous deux.
Ohn daß ſie beyderſeits verlöſchen und vergrünen.

Wenn euer Vorhaben wäre, die Reinigkeit unſerer Sprache zu erlernen, wollte ich euch weiſen, daß man fletrir (Vertrocknen) ſetzt, wenn man von Früchten redet, und faner (Verwelken) wenn von Blumen die Rede iſt. Mich aber vor meinen Unterricht bezahlt zu machen, bäte ich euch, mich zu belehren, was ihr doch mit dieſen Worten: ils dureront tous deux ſie werden alle beyde dauren ſaget wollet: Wen verſtehet ihr durch dieſes alle beyde? Meines theils habe ich es nimmermehr errathen können.

Es iſt wahr, daß ein Menſch, den man beſchuldiget, daß er ein wenig von der Zauberey verſtünde, mir geſagt habe, daß dieſes, alle beyde ſich auf die Blumen und Früchte des vorhergehenden Verſes bezögen. Aber ich habe eine Parthey wieder ihn genommen, und behauptet, daß ein Franzöſiſcher Poet ſich einer Redensart nicht bedienen würde, die man an einem Deutſchen, der etwa nur ſechs Monat in Frankreich gelebet hätte, allerdings verwerfen müſte. Verſtündet ihr unſere Sprache nur ein wenig, ſo kan ich mir nimmermehr einbilden, daß da ihr von vielen Blumen und vielen Feuerflammen redet, ihr geſagt hättet, daß ſie alle Beyde dauren würden. Dieſe Art zu reden iſt gar nicht erlaubt. Würdet ihr mir es vergeben, wenn ich, da ich von Roſen und Violen redete, ſagen wollte, daß ſie alle Beyde den Frühling über dauren würden: oder, wenn ich von Planeten und Sternen ſpräche, daß ſie alle Beyde bis ans Ende der Welt bleiben ſollten. Ihr glaubt ohne Zweifel ſelber nicht, daß man von zweyerley Dingen, im plurali, ſo reden könne, wie von zwey Dingen, in ſingulari, ihr müſtet euch denn auf eure Freyheit ſtützen:

> Grammaticas leges plerumque eccleſia ſpernit.
> Die Kirche bindet ſich an die Grammatick nicht.

Aber wir wollen zum Ende ſchreiten: ich fange ſchon an verdrüßlich zu werden. Wir wollen den letzten Vers vornehmen: wir wollen das Ende des Sonnets beſehen; wir wollen unterſuchen, was es eigentlich zum Sonnet macht, und worinnen ſein ganzer Nachdruck und die vornehmſte Schönheit beſtehen ſoll.

> Et vous rendront leurs fruits dans la ſeconde Automne.
> Daß auf den andern Herbſt die ſchönſte Frucht erſcheint.

Was hat das Feuer mit den Früchten vor eine Verbindung? Ich kenne Spottvögel, die euch bey dieſer Gelegenheit wohl ſagen ſollten, daß das Feuer ſich zu andern Früchten, außer den gekochten Birnen und Aep-

feln,

ſeln, wenig ſchicke. Aber euch zu Gefallen muß man dieſe Früchte zu den Blumen des erſten Verſes in dieſer Strophe ziehen, und glauben, daß ihr von Kindern redet, die man gewöhnlicher Weiſe Früchte des Eheſtandes nennet. Nachdem ich euch aber dieſen Dienſt gethan, ſo thut mir einen andern dargegen, und ſagt mir, warum ihr ſolche Früchte bis in den andern Herbſt verſchiebet? Warum wollt ihr dem Herrn von Bouchage und ſeiner Gemahlin, die ſich miteinander im Monat April 1665. vermählet haben, die Straſe auferlegen, keine Kinder zu haben, als auf den October-Monat des 1666. Jahres? Wollt ihr haben, daß euer Sonnet vor eine Prophezeyhung ſoll angeſehen werden, ſo gebe ich euch den Rath, es dahin zu bringen, daß ſie ſich 5. oder 6. Monat von einander enthalten: ſonſt halte ich ſie nicht vor fähig, euer Sonnet zu erfüllen. Ich weis wohl, daß ihr ihnen dergleichen Früchte noch nicht auf den nächſten Herbſt verſprechen könnt; weil das, was im April geſäet wird, nicht bald zur Reiſe gelangen kan. Aber was trugt ihr vor Bedenken, ſie auf den Winter zu vertröſten? Man hat ja Früchte, die man nicht eher als eben zu ſolcher Zeit zu brechen pflegt. Ich habe zu Hieres in der Provence geſehen, daß dieſes die beſten Pomeranzen und die vortreflichſten Citronen ſind, die bis in den Monat Jenner auf den Bäumen bleiben. Zu geſchweigen, daß euer Schluß viel ſchöner, und zu eurer Abhandlung viel natürlicher geweſen wäre, vor dießmal Früchte im Winter anzuwünſchen, um zu zeigen, daß Amor und Hymen zuweilen mächtiger, als die Sonne ſelbſt, wären. Ich dachte mich nicht über euer erſtes Sonnet ſo lange aufzuhalten. Die Materie hat ſich gehäuft, und mich müde gemacht; das andere durchzugehen verſchiebe ich demnach bis morgen früh. Uberleget indeſſen meine Erinnerungen, und ſinnet ein wenig nach, ob ihr mit Verſtande ſagen können, was in eurer Verantwortung in dieſem Verſe enthalten iſt:

J'aime vos ſentimens, mais les miens ſont meilleurs;
Eure Meynung iſt mir lieb, doch gefällt mir meine beſſer.

An eben denſelben.

Hiermit liefere ich euch diejenigen Anmerkungen, die ich euch geſtern über euer anderes Sonnet verſprochen habe. Es verdienet zwar wohl, daß ſolche ſo weitläuftig als bey dem geſtrigen gemacht würden: Aber die Zeit erlaubt mir heute nicht, ſelbiges nach der Schärfe durchzugehen. Mein Herr, wir wollen keine Zeit verliehren, ſondern uns ſogleich zur Sache wenden:

Amans ſur qui le Ciel d'une main liberale
Pour eteindre l'ennuy d'un eſpoir languiſſant,
Verſe tous les plaiſirs d'un hymen raviſſant
Par un coup de l'amour que nul autre n'egale.
So will, verliebtes Paar, des milden Himmels Hand,
Um dich von Kümmerniß und Sehnſucht zu befreyen,
Nun über dich die Luſt des flinken Hymens ſtreuen,
Durch einen Liebeszug, dergleichen kaum bekannt.

Die erſten zwey Verſe dieſer Strophe haben etwas prahlendes und hochtrabendes an ſich, welches einen anfänglich verblendet und ganz einnimmt: aber ich glaube, die Unförmlichkeit der beyden folgenden Verſe macht, daß man dieſe Schönheit mehr ſieht. Man kan hier eben das von dieſer Strophe ſagen, was man von einem halben Verſe des Virgilius geſaget hat: Dimidium plus toto, die Helfte ſey mehr als das ganze. In der That gelten ſie auch mehr, als das ganze übrige Theil des

Sonnets. Gleichwohl aber iſt ihre Schönheit nicht ganz ohne Fehler; denn es kommt bald im erſten Verſe einer vor, der ſeinen ganzen Glanz verdunckelt.

Unſere Poeſie iſt viel ſtrenger, und an ſchärſere Regeln gebunden, als der Griechen und Lateiner. Eine von dieſen ſtrengen Regeln iſt dieſe, daß es nicht erlaubt ſey, den Verſtand des einen Verſes in dem andern Verſe erſt vollzumachen. Ein jeder Vers ſoll ſeinen eigenen Verſtand haben, und ſich nicht allererſt in dem folgenden ergänzen. Es verſteht ſich, daß hier die Rede von Alexandriniſchen Verſen ſey: denn die Knittelverſe (Leonini) wie auch alle andere von kleinerem Maaße, ſind an ſolche Strenge nicht gebunden. Es iſt uns demnach durch ein tyranniſches Geſetz vorgeſchrieben, unſere Poeſie auf eine ſolche Weiſe einzurichten, daß jeder Alexandriniſcher Vers einiger maßen einen vollkommnen Verſtand habe. Malherbe und Mainard haben zu ſolcher Tyranney das meiſte beygetragen. Und ſie geſtehen beyderſeits, daß ſie hierdurch ihre Verſe viel beliebter gemacht, als viele andere Poeten; die, ſo einen großen Namen ſie ſich erworben, doch dieſe Regel nicht beobachtet haben. Daher muß man ſchließen, daß es den Franzoſen nicht mehr erlaubt ſey, nach Art der Griechen und Lateiner, den Verſtand des einen Verſes in den andern Vers zu ziehen; wo nicht wenigſtens die Länge eines Gedichtes dieſe Freyheit entſchuldiget. Aber in einem Sonnet iſt es ein Fehler, den ſcharfe Critici niemals zulaſſen werden.

Kraft dieſes Geſetzes ſind die beyden ſchönen Verſe eines Sonnets ſchon fehlerhaft, weil der erſtere nicht einen vollkommenen Verſtand in ſich hält, ſondern ſich aus dem andern bis in den dritten ziehet. Der dritte ſelbſt aber iſt den erſten beyden nicht zu vergleichen.

Verſe tous les plaiſirs d'un Hymen raviſſant.
Nun über dich die Luſt des flinken Hymens ſtreuen.

Das Wort raviſſant (flink) wird niemanden flink deuchten; wo ihr nicht etwan den Deſportes, Ronſard oder Bartas von den Todten auferwecket. Es iſt ein abgenütztes verſchimmeltes Beywort, deſſen ſich die neuern nicht zu bedienen pflegen.

Par un coup de l'amour que nul autre n'égale.
Durch einen Liebeszug, dergleichen kaum bekannt.

Bey dieſem Verſe könnt ihr ſelbſt nicht leugnen, ihr müſtet denn ſehr eigenſinnig ſeyn, daß ihr ihn bloß des Reimes wegen gemacht. Wenn ich ihn betrachte, kommt er mir vor, als ein maroder Kerl, der bey einer Compagnie die Stelle eines guten Soldaten vertreten muß. Die Worte que nul autre n' égale, (dergleichen kaum bekannt) gehören unter die Zahl derer, die die Lateiner otioſa (überflüßige) und die Franzoſen chevilles nennen. Arme Poeten ſind an ſolchen ſehr reich, und wiſſen ſie bey aller Gelegenheit getroſt anzubringen.

S'il faut louer Philis en miracles feconde
Ils ſont ravis de dire, à nulle autre ſeconde:
S'ils veulent nous parler d'un teint blanc & vermeil
Ils mettent à l'inſtant à nul autre pareil.
Et pour rimer, ſans peine, au mot de liberale
Bientoſt ils ont trouvé, que nul autre n'égale.
Ils compoſent ainſi ſans genie & ſans art;
Le raiſon fait leurs vers bien moins que le hazard.
Enfin ils ſont contents, quand un mot inſipide
Vient à la fin du vers remplis la place vuide.

Will er ſeine Phyllis rühmen, daß ſie wunderthätig ſey,
Weis er ganz entzückt zu ſagen, niemand kommet ſolcher bey.

Soll ein roth und weis Geſicht etwan abgeſchildert werden,
Heiſt es aus dem Stegereif; Nichts gleicht dieſem auf der Erden.
Einen bloßen Reim zu finden, als, es hieße milde Hand,
Darf er ja nur ſpielend ſetzen: wie dergleichen kaum bekannt.
Alſo pflegt er ohne Witz und ohn alle Kunſt zu ſchmieren,
Nicht Verſtand, nein: blindes Glück, pflegt die Feder bloß zu führen,
Und er iſt gar wohl zufrieden, wenn er, wo die Zeile ſchließt,
Nur ein abgeſchmacktes Reimgen an dem leeren Platze lieſt.

Dieſes iſt ohngefehr die Art, worinnen der neue Satyricus eine ſo angenehme Abbildung macht, nach welcher ihr euch billig erkennen ſollet, dafern euch nicht die Selbſtliebe ganz und gar verblendet.

Apres tous les chagrins d' un trop long intervale,
Viuer dans cet eſtat ſi doux, ſi floriſſant,
Et dites que l' amour eſt vn Dieu bien puiſſant,
Puis qu' en voſtre faveur tans de biens il etale.

Auf alle deinen Schmerz und bangen Zwiſchenſtand
Ergetze dich nunmehr mit Anmuth und Gedeyen,
Geſteh, des Amors Macht ſey nicht ſatt auszuſchreyen,
Indem ſo manches Gut er dir hat zugewandt.

Es kommt mir vor, als ob ihr ſelbſt nicht recht verſtanden hättet, was ihr durch intervale (den Zwiſchenſtand) ſagen wollen. Iſt denn Intervale nicht eine Zeit, welche zwey Sachen voneinander theilet, oder zwey beſondre Zeiten von einerley Beſchaffenheit? Als wenn ihr ſprächet, das intervale eines Fiebers, wenn ihr die Zeit, welche zwey Anfälle deſſelben unterſcheidet, andeuten wolltet. Das intervale der päbſtlichen Würde, wenn ihr das interregnum zweyer Päbſte bemerken wolltet, oder das intervale der Vermählung eines Wittwers, wenn ihr die verſtrichne Zeit nach ſeiner erſten Frauen Tode bis zu der andern Hochzeit beſchreiben wolltet.

Iſt dieſes wahr, wie es ſcheinet, weil es der Gebrauch zur Gnüge darthut, ſo geſtehet nun, mein Herr, daß ihr euch in dem erſten Verſe von dieſer Strophe des Wortes intervale ſehr übel bedienet habt. Denn die vier Jahre, innerhalb welchen der Herr und die Frau von Bouchage auf den Tag ihres Beylagers gewartet haben, können nicht eigentlich un long intervale genannt werden, weil keine andere Verbindung vorgegangen. Sonſten müſte man ſagen können, daß ein Kind, das heute gebohren wird, ſeiner Geburt nach ein intervale von 5614. Jahren erreicht habe, welches die verſtrichne Zeit nach der Erſchaffung der Welt iſt. Eben ſo müſte man auch von einem Menſchen ſprechen, der niemals krank geweſen wäre, und vom Fieber in ſeinem 50. Jahre angegriffen würde, daß er das Fieber nach einem intervale von 50. Jahren bekommen hätte. Das intervale iſt nicht wohl angebracht, wenn ihr es nur erwegen wollet.

Et dites que l' amour eſt un Dieu bien puiſſant,
Puis qu' en voſtre faveur tant de biens il etale.
Geſteh, der Liebe Macht ſey nicht gnug auszuſchreyen?
Weil ſie ſo manches Gut dir mildreich zugewandt.

Iſt die Liebe ſo ſehr mächtig, weil ſie vermählten Perſonen Güter zuwege bringt; und vermeynet ihr ihre Macht hierdurch wohl erhoben zu haben? Wenn man von ihrer Allmacht reden will, ſagt man, daß ſie Herzen gerühret habe, die ganz und gar unempfindlich geweſen ſind; daß ſie die Götter wie die Menſchen bezwungen habe, und daß nichts ihrer Tyranney entgehen könne.

L' amour eſt un tyran, qui n' epargne perſonne,
Der Liebesgott iſt ein Tyrann,
Dem niemand widerſtehen kan;

wie Corneille ſagt. Oder wie Guarini:

Quant il mondo à di vago e gentile,
Opra e d' amore, amante e il Cielo, amante
La terra, amante il mare &c.

So weit die groſe Welt und ihre ſchöne Werke
Mit ihren Grenzen gehn, ſieht man der Liebe Stärke:
Der Himmel liebet ſelbſt: die Erde liebet auch:
Es liebt die tiefe See ꝛc.

Aber man merket ihre Macht nicht, wenn man ſpricht, daß ſie den Vermählten Güter gebe. Dieſe ſind Häusgenoſſen des Liebesgottes, die er mit ſeinen Koſten bürgerlich und ordentlich ernähret. Es iſt eben, als wenn ihr ſagen wolltet: Ein Prinz wäre ſehr mächtig, weil er ſeiner Gemahlin, ſeinen Kindern und ſeinen Dienern einen guten Tiſch gäbe.

Puisqu' en voſtre faveur tant de biens il etale.

Eſtaler des biens, (die Güter auslegen) iſt das wohl eine Redensart, die an dieſem Orte ſtehen kan? Redet ihr von einem reichen Kaufmanne, der ſeine koſtbare Waaren in ſeiner Bude ausleget? Und mit einem Worte: iſt dieß natürlich geredet, wenn ihr ſprecht, daß die Liebe groſſe Güter auslege, den beyden Verliebten zu Gefallen; wenn es ſo viel heißen ſoll, als, ſie gewähre ihnen groſſes Vergnügen? Aber wenn ich euch auch dieſe Redensart ſtehen ließe, wollte ich doch noch nicht ſagen, tant de biens il etale, anſtatt, il etale tant de biens.

Ich erinnere mich noch wohl, daß, da ich lateiniſche Aufgaben zu machen anfieng, mir ein Lehrmeiſter ſagte, man müſſe Zierlichkeit halber das Hauptwort zu Ende einer Phraſis ſetzen. Aber Balſac und Corneille haben mir nicht geſaget, daß man es eben ſo machen müſte, wenn man franzöſiſch ſchriebe, es ſey nun in ungebundener oder gebundener Rede. In unſerer Sprache werden die Verſetzungen nicht mehr geduldet. Etliche berühmte Poeten haben ſich deren zwar ehedeſſen bedienet, aber endlich ſind ſie doch verworfen worden. Saget die Warheit und geſtehet nur ohne Vorurtheil, ob nicht eben die Verſe, die ihr mir vorgelegt habt, euch zu rechtfertigen, etwas, ich weis ſelbſt nicht was, übelklingendes an ſich haben?

Dergleichen Ausdrückungen wurden unſerer Mundart ſo beſchwerlich, daß man ſie endlich gänzlich verworfen hat. Diejenigen, die ſich derſelben bedienet, haben den Verdruß gehabt, daß ſie noch bey ihrem Leben alle Hochachtung vor ihre Werke müſſen hinfallen ſehen. Sind bey berühmten Männern unſrer Zeit ja noch einige Verſetzungen in ihren Verſen anzutreffen, ſo ſind ſie doch lange nicht ſo gezwungen, als die eurigen, und überhaupt bedienen ſie ſich derſelben ſehr ſelten. Heute zu Tage ſcheinet ein jedes Wort in unſerer Sprache ſeinen natürlichen Platz zu haben: und wenn man es verſetzt, wenn man das Hauptwort ans Ende wirft, da es zu Anfange ſtehen ſoll, iſt unſere Sprache ſo verſtellt, und unſere Mundart ſo unnatürlich, daß es nicht anders läßt, als ob ein Menſch auf dem Bauche kriechen, oder auf dem Kopfe gehen wollte.

Tout Enfant qu' il paroiſt, il eſt plus fort que vous,
Puisque pour vous donner ce charmant nom d'Epoux,
Il a ſû vous lier d' une ſi forte attache.

Er iſt, ſo klein er ſcheint, weit ſtärker noch als du:
Er zieht ſein feſtes Garn mit aller Sorgfalt zu,
Daß nur das ſchöne Wort, Vermählte, von dir klinget.

Zu was Ende ſagt ihr doch zu euren beyden Verliebten, daß die Liebe ſtärker ſey als ſie? Haben ſie euch denn ihre

Stärke ſehen laſſen? haben ſie denn jener Stärke nicht allezeit erkannt? haben ſie ſich wohl jemals bemüht, ſie von ſich zu ſtoſſen? Sonſt müßt ihr glauben, daß es eine große Probe der Stärke bey dem Liebesgott ſey, wenn er zwo Perſonen, die die Arme ſelbſt nach einander ausſtrecken, und die nichts mehr als dieß wünſchen, verbinden könne.

D'une ſi forte attache.

Das Wort attache iſt nicht ſchön genug, die Bande und Ketten der Liebe auszudrucken, und man wird es heute zu Tage ſelten ſagen hören, auſſer bey den Jägern, wenn ſie von ihren Hunden ſagen, daß man ſie in dem Riemen halten ſolle.

Et je croi bien auſſi, qu' il recouvra ſes yeux,
Ou qu' il levoit un peu le bandeau qui le cache,
Quand ſi bien a propos il vous joignit vous deux.

Nun macht er ganz gewiß den Augen freyen Lauf,
Wie? oder löſt das Band, das ſie bedecket auf:
Da er dich, edles Paar, nach Wunſch zuſammen bringet.

Dieſer Gedanke gefällt mir; der ſchickt ſich in ein Sonnet, er ſchickt ſich auch in ein Hochzeitgedichte. Es iſt nichts artigers noch vernünftigers, als zu ſagen, daß die Liebe nun aufhöre blind zu ſeyn, da ſie den Herrn und die Frau von Bouchage zuſammen bringt. Aber lieber GOtt! daß doch dieſer Gedanken, ſo ſchön als er iſt, ſo übel angebracht, und der Ausdruck ſo kindiſch gerathen iſt! Gebt nur hierauf acht: ihr ſprächt, da die Liebe ſie beyde vereinigt, wird ſie ihre Augen eröfnen oder die Augenbinde auflöſen. Dieſes will ſo viel ſagen, daß wo ſie ihnen die Augen öfnen wird, wird ſie die Binde nicht auflöſen: und wo ſie ihre Binde nicht auflöſet, wird ſie ihre Augen öfnen: denn wenn ihrs nur recht bedenket, das Wort ou, (oder) muß nothwendiger Weiſe dieſe Erklärung nach ſich ziehn. Auf ſolche Weiſe würde der arme Amor, man mag es nehmen wie man will, nicht ſehen, was er machte, und ihr ſaget etwas, was ihr ſelbſt nicht ſagen wollen. Im übrigen ſind die Worte: levoit un peu, ferner, ſi bien à propos, imgleichen vous joignit vous deux, ganz und gar läppiſche Ausdrückungen.

Sehet, diß ſind die Anmerkungen, die ich über eure beyden Sonette gemacht habe. Wie mich nun dieſelben nur wenige Zeit gekoſtet, und mir wenig Mühe gemacht haben; alſo darf ich mir auch nicht eben vielen Ruhm davor verſprechen. Ich wollte, daß zu eurer und meiner Ehre, eure Sonnete ſo ſchön geweſen wären, und ſo viel Aufſehens gemacht hätten, als diejenigen, die unter dem Namen Job und Uranie bekannt ſind, damit meine darüber gemachte Betrachtungen ſo bekannt werden könnten, als des berühmten Balzacs ſeine. Aber die Materie, die ihr mir an die Hand gegeben habt, und die Kunſt die ich darbey angewandt, ſind nicht erheblich genug. Nichts deſtoweniger können doch wohl eure Sonnette durch meine Schrift bekannt werden. Es giebt gewiſſe Völker, die niemals würden bekannt worden ſeyn, wenn ſie nicht durch Alexandern wären überwunden worden. Es ſey ferne, (Apollo weis es!) daß ich begehren ſollte, das unter den Poeten zu ſeyn, was dieſer große Monarche unter den Weltbezwingern geweſen: nur vor euch getraute ich mir den Vorzug auf dem Parnaſſe zu haben. Aber ich glaube doch, daß ich im Scherze den Namen Alexanders behaupten könnte, und zwar allemahl, wenn ich eine ſolche Leichtigkeit zu überwinden vor mir finden ſollte.

An eben denſelben. Der Vergleich.

Ich hatte mich betrogen, mein Herr, ich gebe euch Beyfall. Ich habe dasjenige, was ich nicht erwartet hätte, nemlich eure Antwort auf meine Schrift, mit vielem Vergnügen geſehen. Man ſuchet je zuweilen eine Ehre darinnen, Fehler zu machen, wenn man ſie mit ſo vielem Verſtande auszubeſſern weis. Ich kan es wohl ohne Lügen ſagen, daß ich nicht geglaubet hätte, daß die ungebundene Rede ſo viel Schminke hätte, mit welcher man die Flecken der Poeſie ſo überſtreichen könnte. Aber eure Antworten haben mir die falſche Meynung benommen, und haben mich überzeugt, daß ſich ein elender Poet und ein guter Redner gar wohl in einer Perſon befinden können, und daß ſie bey euch eben, wie beym Cicero anzutreffen ſind. Nachdem ich alles unterſucht, was ihr euren beyden Sonnetten zum beſten ſaget, ſtelle ich mir vor, wie ihr eine Lobrede auf den Buſiris und auf das viertägige Fieber verfertigen könntet. Die Redekunſt wird euch alles ſehr leicht machen, da ſie euch ſo viele Ausflüchte an die Hand gegeben zu einer Vertheidigung, die faſt unmöglich ſchien. Es iſt wohl wahr, daß man von eurer Schutzrede ſagen kan, ſi non ſolida ad minimum ingenioſa: iſt ſie ſchon nicht gründlich, ſo iſt ſie doch ſinnreich. Dieſes aber verhindert doch nicht, daß ſie nicht ſollte angenehm ſeyn. Sie gefällt mir: am allermeiſten aber, wenn ſie ſagt, daß die Sonnette mit großer Ubereilung gemacht worden; weil ich verſichert bin, daß ſie hierinnen die Warheit redet. Wenn der Poet die Zeit gehabt hätte ſie auszubeſſern, muß man glauben, daß er ſie viel reiner würde gemacht haben. Unterdeſſen iſt ihre Schönheit nicht ohne Bezauberung: obwohl nicht alle Theile ihre Richtigkeit haben. Vielleicht iſt ihnen eben dieſe Unrichtigkeit zuträglich. Cicero, der wohl verſtund, was zu einer ſinnreichen Schrift gehöre, fand in der Unordnung der Briefe von einem ſeiner Freunde gewiſſe Annehmlichkeiten, die man auch wohl in euren beyden Sonnetten finden könnte. Tua illa horridula mihi atque incomta viſa ſunt, ſed tamen erant ornata, hoc ipſo quod ornamenta neglexerant, & vt mulieres, ideo bene olere, quia nihil olebant, videbantur. Dein Vertrag ſchien mir ſehr rauhe und unförmlich zu ſeyn: aber er war doch zierlich, eben deswegen, weil er allen Zierrath bey ſeite geſetzt hatte, und er kam mir vor, wie es vom Frauenzimmer heiſt, daß er deßwegen einen lieblichen Geruch von ſich gegeben, weil er gar keinen von ſich gab. Es iſt in der That gut, wenn man ſich nicht ſo gar ſorgfältig zwinget, ſich zu putzen. Die Auszierung koſtet zuweilen gar zu viele Mühe, oft kommt ſie, an ſtatt daß es ſchön iſt, nur gezwungen heraus, und es iſt eine Klugheit, dieſelbe bey gewiſſen Gelegenheiten auf die Seite zu ſetzen.

> Quod venit ex facili ſatis eſt componere nobis.
>
> Man kan ſchon zufrieden ſeyn, wenn man eine Sache nur ungezwungen auszudrücken weis.

Ovidius war von der Art, und ich bin meines Ortes faſt eben der Meynung. Dieweil nun der Poet ſich bey euch ſo kühnlich erwieſen hat, ſo bedaure ich itzo, daß ich ſeine Arbeit getadelt habe. Ich liebe die Hurtigkeit und Leichtigkeit mehr als jemand, und ich kan diejenigen nicht leiden, qui ſcripta ſua torquent, & de ſingulis verbis in conſilium veniunt; die ihre Schriften gezwungen machen, und über jedes Wort einen beſondern Reichstag ausſchreiben. Ihr habt euch gewiß dieſen Zwang nicht angethan, wenn man eurer gelehrten Antwort glauben darf. Ich will übrigens, mein Herr, weiter keine Einwendung machen, ob ich wohl noch einige machen könnte, und im Stande wäre, dieſen kleinen Krieg wieder euch fortzuſetzen. Ich habe noch Vermögen genug, die Unkoſten auf einige Zeit darauf zu wenden. Allein ich glaube, daß wir uns untereinander nur aufhalten würden. Wir haben alle beyde wichtigere Verrichtungen, und man ſoll dergleichen nicht anders vornehmen, als wenn man ganz und gar nichts zu thun hat. Hoc age, cum voles nihil agere: Wenn man nichts thun will, muß man dergleichen thun. Weder ihr, noch ich, wollen unſere Zeit mit Nichtsthun hinbringen. Sonſt müſte ich befürchten, daß unter unſere Dinte einige Tropfen Galle auf das Papier fließen möchten, die uns gegen einander erhitzen, und gegen einander in Feindſchaft ſetzen könnten. Wir wollen dieſen Zufall lieber vermeiden; und ſeyd verſichert, daß ich eure Freundſchaft und Tugend hoch ſchätze, und daß ich lebenslang ſeyn werde, Mein Herr, Euer ꝛc. ꝛc.

Die XI. Satyre

aus dem Boileau

überſetzt, durch

Heinrich Sigmund von Wengler.

Ja theurer Valincourt, man hält die Ehre werth,
Man ſchwatzet viel von ihr, man ſucht ſie zu erheben,
Sie iſt das gröſte Glück, ſo iedermann begehrt,
Denn alles rufft und ſchreyt, die Ehre müſſe leben!
Hört ienen Ruderknecht, der Sclaven Abſchaum an,
Er darf ohn alle Scheu in ſeinen Feßeln klagen,
Es ſey ein falſcher Spruch des Richters Schuld daran,
Daß ſich der Ehren-Mann mit Rudern müſſe plagen.
Kurz, lauft durch Erd und Meer, fragt jenen Handelsmañ,
Soldaten, Hofmann, Rath, fragt jenen Advocaten.
Er haſſt den Eigennutz, und nimmt, wer zweifelt dran?
Die Ehre ganz allein zur Richtſchnur ſeiner Thaten.
Doch ſeh ich nur ihr Thun beym hellen Mittag ein,
Zünd ich Laternen an, zur Prüfung ihrer Triebe,
So find ich Schwachheit, Stolz, Verderbniß, falſchen Schein
Und Hofart, eine Frucht der blinden Eigenliebe.
Mir kommt die ganze Welt, als wie ein Schauplatz vor,
Wo ieder ſich bemüht den andern zu berücken,
In was vor Larven kriecht ein unverſchämter Thor,
Indem er ſich bemüht mit Klugheit ſich zu ſchmücken.
Die Einfalt bleht ſich auf, und will die Weisheit ſeyn,
Der liederlichſte Kerl will mit der Tugend prangen,
So wiegt Sie zwar der Stolz mit eitler Hoffnung ein;
Doch bricht die Wahrheit durch weñ dieſer Dunſt vergangen.
Man ſtreiche ſeinem Thun die ſchönſten Farben an,
Die Welt entdeckt es bald: was hilft denn das Verſtellen?
Wie liſtig kan ihr Blick, den niemand hindern kan,
Auf unſre Laſter ſehn, und denn ein Urtheil fällen?

Wo nur der kleinſte Fehl in unſerm Thun erſcheint,
Zeigt unſ're Schwäche ſich. Die Wahrheit weicht der Lügen.
Man traut ſonſt keinem leicht als dem, ders redlich meynt,
Die Welt iſt gar zu ſchlau, und läſt ſich nicht betrügen.
Ein Leuteſcheuer Menſch iſt ganz umſonſt bemüht.
Sein trauriges Geſicht durch Lächeln zu verſtecken.
Weil jeder leicht den Zwang von dieſem Lachen ſieht;
Erweckt ſein freundlich Thun bey andern Angſt u. Schrecken.
Weil ſeine Schmeicheley der ärgſten Grobheit gleicht;
Iſt, was er thut, und ſpricht, ein Ausbund ſchlechter Sachen.
Der eingepflantzte Trieb verbirgt ſich nicht ſo leicht,
Und wer ihm wehren will, wird ganz vergebens wachen.
Er bricht, und reiſſt ſich durch, und findet einen Weg.
Allein, wo bleibt der Zweck, den ich mir vorgeſetzet?
Drum wend ich mich ſegleich auf den verlaßnen Steg,
Zu zeigen, daß die Welt die Ehre rühmt, und ſchätzet.
Doch werther Valincourt, erkläre mir anitzt:
Worinnen eigentlich der wahre Ruhm beſtehet?
Der Ehrgeiz ſucht ihn da, wenn er vor Eifer blitzt;
Ein Geizhals, wenn ſein Haus von Reichthum übergehet;
Ein Prahlhans, wenn er viel aus ſeinen Thaten macht;
Ein Schwelger, wenn er kan die Gläubiger berücken;
Ein Trüger, wenn er Wort und Eidſchwur nur verlacht;
Ein Dichter, wenn er kan ein Blatt mit Fratzen ſchmücken;
Ein Freygeiſt, wenn er frech von Glaubens-Sachen ſpricht;
Ein Ehrvergeſſner Kerl will ſelbſt die Ehre ſchmähen.
Wer hat von dieſen Recht? Ich halte keiner nicht:
Worinnen ſoll denn nun der wahre Ruhm beſtehen?
Iſts etwa, wenn man ſich des Wiſſens überhebt,
Wenn wir ein tapfres Herz, Geſchick, und Klugheit zeigen;
So, daß die ganze Welt vor unſern Blicken bebt,
Als wär uns alles dieß, nebſt vielen Gaben eigen.
Kan doch ein König ſelbſt, der gantze Länder lenkt,
Oft nur ein Wütrich ſeyn, ob er Sie gleich beſitzet,
Ein Nero, und Tiber, an die man zitternd denkt:
Wo iſt denn nun der Ruhm, nach dem ein jeder ſchwitzet?
Ich ſtimme dem Petron, und Evremont nicht bey;
Weit mehr gefällt mir das, was Seneca geſchrieben:

Daß die Gerechtigkeit die höchſte Tugend ſey,
Vor allem, was wir ſonſt als wahre Tugend lieben.
Daß Großmuth, Tapferkeit, ein Herz, das alles zwingt,
Ein bloſſes Blendwerck ſeyn; ſind jene nicht zu finden.
Seht einen Krieger an der lauter Schrecken bringt,
Er treibt der Siege Lauf bis zu den ſchwarzen Juden.
Jedoch mit alle dem verdienet er nichts mehr,
Als daß man ihn das Haupt der Räuber ſollte nennen.
Man preiſe Cäſars Ruhm und Thaten noch ſo ſehr,
Doch wird ſie jedermann vor ungerecht erkennen.
Ja fände ſich bey uns ein ſolcher kühner Held,
So würd ihm, wenn er einſt in Richterhände käme,
Das Urtheil kurz gemacht, und ſo ein Spruch gefällt,
Der ihm der Lorbern Glanz, zuſammt dem Leben nähme.
Was jener König ſprach, iſt königlich geſagt:
Nur der iſt wirklich groß, der ſich gerecht erweiſet.
Nehmt jene, die der Welt nur Schrecken eingejagt,
Die, die vergangne Zeit als große Krieger preiſet.
Setzt Sylla oben an, und denn den Mithridat,
Den Genſrich, Attila, den Tammerlan darneben:
In meinen Augen iſt der einzige Socrat
Ein gröſſrer Held als Sie, durch tugendhaftes Leben.
Sein unbeflecktes Thun hat gröſſern Ruhm erlangt;
Gerechtigkeit allein kan unſre Thaten zieren;
Nur der iſt Lobes werth der mit derſelben prangt:
Wer liebt wohl Leute die ein ſchändlich Leben führen?
Kein Menſch, wofern ihn nicht ein Tugendſchein betrügt;
Ein ungerechter Menſch muß ſelbſt den Geiz verfluchen,
Und wenn ein andrer gleich in allen Laſtern liegt,
Wird er die Frömmigkeit dennoch bey andern ſuchen.
Noch mehr: Es iſt kein Menſch in Laſtern ſo verſenkt,
Daß man nicht noch die Spur der Tugend an ihm findet:
Iſt gleich das Recht nicht ſtets der Leitſtern ſo ihn lenkt,
Nicht alles was er thut auf Tugenden gegründet.
So gar bey jenem Volk das ſich vom Raube nehrt,
Dem Scyth, und Araber, wird ihrer nicht vergeſſen.
Die Beute, ſo ihm zwar mit Unrecht zugehört,
Wird dennoch nach dem Recht getheilt, und zugemeſſen.

Doch auf, wir wollen ſelbſt der Wahrheit Quelle ſehn.
Ein Andachtsvoller Menſch mit abgezehrten Wangen,
Und Augen, die aus Gram, ihm tief im Kopfe ſtehn,
Wird oft durch ſein Gebet des Höchſten Fluch erlangen.
Warum? weil ſeinem Thun Gerechtigkeit gebricht.
Wer findet den Befehl in GOttes Wort geſchrieben,
Daß man ſtets beten ſoll? Da GOtt hergegen ſpricht:
Sey ohne Falſch und Trug; du ſollſt den Nechſten lieben;
Erweiſe dich gerecht! Denn wer nur Andacht zeigt,
Iſt oft vom Chriſtenthum unendlich weit entfernet,
Und wenn er noch ſo ſehr den krummen Nacken beugt,
So hat er doch noch nicht die Frömmigkeit gelernet.
Das iſt Tartüffens Bild, und der Moliner Schwarm?
So ſprichſt du hier! doch nein! Es iſt ein Bild der Chriſten,
Die in der Irre gehn, und an Erkenntniß arm,
Sich doch mit ihrem Witz im Worte GOttes brüſten.
Ein Kopf der weder Recht noch Wahrheit draus begreift,
Der ſich der Schrift bedient, die Laſter zu bedecken,
Die Groſſen dieſer Welt zu blenden rennt und läuft;
Und ihnen Mittel zeigt, die Mängel zu verſtecken;
Nach ſeinem falſchen Satz, den Himmel öffnen kan,
Wenn er durchs Sacrament die Sünden weggenommen:
Dieß iſt der rechte Held, der rechte fromme Mann!
Doch will ich endlich auch zu meinem Zwecke kommen.
Ich ſchlieſſe, daß man dieß die wahre Ehre nennt,
Wenn man die Wahrheit ſelbſt zum Führer ſich erwehlet,
Und alles, was man thut, nach der Vernunft erkennt,
Nach den Geſetzen miſſt; Sich ſelbſten nichts verhelet.
Doch wo ein andrer fehlt, die mangelhafte That
Mit Sanftmuth überdeckt, die böſen Thaten haſſet,
Und das mit Ernſt erfüllt, was GOtt geboten hat,
Kurz, ſich gerecht erzeigt, als welches alles faſſet.
Ich weis, daß alles dieß, den Pöbel nicht bewegt,
Er weicht der Wahrheit nicht, doch will ich kürzlich ſagen,
Warum ſich doch die Welt mit dieſem Irrthum trägt;
Erlaube mir es dir in Fabeln vorzutragen.
Dort, als Saturn die Welt mit ſanftem Muth regiert,
Fand ſich ein Schweſter-Paar, die Billigkeit und Ehre;

Durch deren klugen Rath ward alles wohlgeführt,
Man ſah, bey lauter Ruh, nichts das bekümmert wäre.
Die Güter waren auch der ganzen Welt gemein,
Man ſetzte noch kein Maal, die Felder zu entſcheiden;
Der Pöbel durfte noch kein Tugend-Richter ſeyn;
Die Frommen nicht die Schmach der P = = ſten leiden.
Die Ehre war ſchon ſelbſt ohn alle Zierde ſchön.
Sie borgte keinen Glanz von Gold und andern Schätzen.
Sie ſuchte nur allein in ſtrenger Pflicht zu ſtehn,
Der Schweſter heilſams Wort bemüht ins Werk zu ſetzen.
Einſt, da ſie allzulang von ihren Menſchen blieb,
Weil Sie der Götter Rath gen Himmel heißen kommen;
Fand ſich ein Böſewicht, ein unverſchämter Dieb,
Der hatt ihr Angeſicht, und Weſen angenommen.
Er brauchet ſich der Zeit, beredet alle Welt
Daß er die Ehre ſey, ſo jetzt zurücke kehre.
Verlangt daß man ſich bloß an ſein Geſetze hält,
Weil ihm das Regiment alleine zugehöre.
Das Recht ward ohne Schuld aufs ſchimpflichſte verbañt,
Es eilt, und ſucht die Schmach in Wäldern zu verſtecken.
Indeſſen wird das Reich dem Trüger zuerkannt,
Er ſteigt auf einen Thron, den Gold und Seide decken.
Sein Leib wird königlich mit Purpur angethan,
Verachtung, Kühnheit, Stolz, ſtellt ſich zu beyden Seiten,
Der Ehrgeiz und die Pracht, beut ihm den Zepter an,
Er aber brüſtet ſich in ſolchen Eitelkeiten.
Er zeigt die Majeſtät in der geraubten Pracht,
Das Mein und Deinige, zwey zänkiſche Gebrüder,
Die hatten auf ſein Wort Proceß und Krieg erdacht;
Sie theileten das Land, und ſchlichen hin und wieder.
Sie nahmen Recht und Trug, zu neuen Nahmen an,
Man ſah Sie alſobald ein ſolch Geſetz errichten,
Wodurch der Mächtigſte ſtets Sieger werden kan.
Der Trüger aber ließ ein ſchwärmend Rechtsbuch dichten.
Die Rachſucht ward indeß in jede Bruſt geſetzt,
Die noch in unſer Herz, das keine Warnung höret,
Das: Morde, oder Stirb! mit ſcharfen Griffeln etzt,
Und uns die kleinſte Schmach mit Blute tilgen lehret.

So hatte nun der Schelm vollkommen triumphirt,
Es folgten alſobald des Eiſens harte Zeiten,
Und nunmehr ward die Welt vom Jupiter regiert.
Man ſah den Bruder ſelbſt mit ſeinem Bruder ſtreiten.
Der Sohn befleckte ſich mit ſeines Vaters Blut.
Die Herrſchſucht zeugete gefährliche Tyrannen,
Man raubte durch den Krieg der halben Welt ihr Gut,
Die gröſte Tugend hieß, was niedrig iſt, verbannen.
Das Laſter ſtieg empor, und man erblickte nur
Zerrüttung, Zwietracht, Neid, Verwirrung, Haß u. Schrecken,
Die Ehre, da ſie dieß, iedoch zu ſpät erfuhr,
Flog eiligſt auf die Welt, der Noth ein Ziel zu ſtecken.
Sie zeigte ſich dem Volk, allein Sie war verhaſſt,
Da ſchon die Tugenden ganz ungewöhnlich ſchienen.
Und alſo hielt man ſie für einen falſchen Gaſt,
Sie muſte gantz gebückt der falſchen Ehre dienen.
Aus überhäufter Schmach und bitterem Verdruß
Ließ ſie das blinde Volk in ſeinen Feſſeln gehen.
Gieng zu der Schweſter hin; Sie hoben ihren Fuß,
Und flohen alſobald zu den geſtirnten Höhen.
Seit dem hat allezeit der falſche Ruhm regiert,
An deſſen Joche noch die Welt mit Seufzen ziehet.
Wer weis ob er mir nicht die Feder hat geführt,
Weil alles in der Welt auf ſeinen Wink geſchiehet.
Doch wo ihm dieſe Schrift den Urſprung danken muß,
Und ſie ſich ſchlechterdings auf ſeine Sätze gründet:
Zeigt mir die Fabel noch zuletzt den ſichern Schluß,
Daß man bey GOtt allein die wahre Ehre findet.

Der

Der Traum Scipions
aus dem Lateiniſchen M. T. Ciceronis
überſetzt von
Johann Heinrich Liebers.

Als ich zu dem Bürgermeiſter, Marcus Manilius, als Oberſter über die vierdte Legion, nach Africa, kam, war meine erſte Bemühung, den König Maſiniſſa zu ſprechen, der mit unſerer Familie, gewißer Urſachen wegen, in beſonders gutem Vernehmen ſtund. Dieſer alte Greis umarmete mich bey meiner Ankunſt, unter vielen Thränen, auf das zärtlichſte, ſahe darauf gen Himmel, und ſprach: Dir, o du höchſtes Sonnenlicht, und euch, ihr andern Götter, habe ich es zu danken, daß ich noch vor meinem Abſchiede aus der Welt das Vergnügen habe, den Publius Cornelius Scipio in meinem Reiche und in meiner Reſidenz zu ſehen. Wenn ich ihn nur nennen höre, ſo ergötze ich mich von Herzen, und das Andenken eines ſo rechtſchaffenen und ſtreitbaren Mannes ſoll und wird niemals bey mir erlöſchen. Hernach erkundigte ich mich bey ihm, wie es um ſein Reich, und er hingegen ſich bey mir, wie es um unſere Republik ſtünde: und wir brachten unter ſolchen Reden denſelben Tag zum Ende.

Da wir uns darauf zur Tafel ſetzeten, fuhren wir bis in die ſpäte Nacht in unſerm Geſpräche fort: da denn dieſer ehrwürdige Alte von nichts, als von dem Scipio Africanus redete, und nicht nur von allen ſeinen Thaten, ſondern auch von alle dem, was er geredet hatte, zu erzehlen wuſte.

Nachgehends als wir uns zur Ruhe begaben, und da ich ſowohl von der Reiſe müde war, als auch über die Zeit in die Nacht geſeſſen hatte, überfiel mich ein feſter Schlaf, mehr als es mir ſonſt gewöhnlich war. In dieſem zeigete ſich mir der Africanus nach derjenigen Geſtalt, wie ich ihn zwar nicht in ſeinem Leben, aber doch nach ſeinem Bildniße hatte kennen lernen. Und ich glaube, daß es bey nahe darum geſchehen, weil wir vorher von ihm geredet hatten. Denn insgemein pflegen unſere Gedanken und gepflogene Reden uns im Schlafe faſt eben ſo etwas vorzuſtellen, als etwan Ennius von dem Homerus ſchreibet, an den er wachend öfters zu denken und von ihm zu reden pflegete.

Ich erſchrack, als ich den Africanus vor mir ſahe; er aber redete mich an, und ſprach: Auf! faße dich, und fürchte dich nicht, mein lieber Scipio, ſondern merke, was ich dir ſagen werde. Was ſieheſt du? Iſt dieſes nicht die Stadt, die ich gezwungen habe, den Römern unterthänig zu ſeyn; die es aber bey dem Alten wieder anfänget, und gar nicht ruhen kan? Er zeigete mir aber die Stadt Carthago von einem hohen, und von lauter Sternen glänzenden und heitern Orte. Du kömmſt jetzo, ſprach er, dieſelbe zu beſtreiten; als ein junger Held: Du wirſt ſie auch binnen den zwey Jahren, als Bürgermeiſter, zerſtöhren, und dir aufs neue den Beynahmen verdienen, den du ſchon von mir, als erblich haſt. Wenn du nun Carthago wirſt verheeret, triumphiret, das Cenſoramt verwaltet, und die Oberaufſicht über Egypten, Syrien, Aſien und Griechenland geführet haben; wird man dich, und zwar abermals

mals abweſend, zum Bürgermeiſter wehlen. Da wirſt du einen ungemein großen Krieg ausführen, und die Stadt Numantia einäſchern. Allein bey deinem Einzuge auf das Capitolium, wegen des erhaltenen Sieges, wirſt du die Republik in großer Verwirrung antreffen, welche mein Enkel angerichtet hat. Hier wirſt du durch deinen Verſtand, und durch Erfindung heilſamer Rathſchläge dem Vaterlande wieder aufhelfen müßen. Zu dieſer Zeit, ſage ich, wird es überall ſehr gefährlich ausſehen. Doch wenn du das ſechs und funfzigſte Jahr, als ein Stufenjahr, wirſt überlebet haben, in deſſen Zahlen ein Geheimniß verborgen lieget, weil es vollkommene Zahlen ſind: ſo wird ſich die ganze Stadt zu dir wenden. Auf dich wird der Rath, auf dich werden alle redlich geſinnete, auf dich werden die Bundsgenoßen, auf dich werden die Lateiner die Augen richten. Du allein wirſt derjenige ſeyn, auf dem die Wohlfahrt von Rom beruhet. Kurz! du mußt eine unumſchränkte Gewalt, als Dictator, gebrauchen, wenn du den boshaften Unternehmungen deiner Anverwandten entronnen biſt.

Hier war es, als ob Lälius überlaut zu ſchreyen, und die andern, ſo zugegen waren, ſehr zu ſeufzen anfangen wollten; Allein Scipio ſprach: ſtille, wecket mich nicht auf, und höret ferner. Damit du, Scipio, um deſto eifriger werden mögeſt, dem gemeinen Weſen wohl vorzuſtehen, ſo wiße, daß eben denen, die ihr Vaterland in gutem Stande erhalten und retten helfen, und die es in einen beſſern Flor geſetzet, ein gewißer Ort im Himmel beſtimmet ſey, wo ſie als Seelige ein ewiges Leben zu genießen haben. Denn es iſt dem höchſten GOtt, der die ganze Welt regieret, auf Erden nichts angenehmer, als die Verſammlungen und Geſellſchaften der Menſchen, ſo die Liebe zur Gerechtigkeit geſtiftet hat, und Städte genennet werden. Ihre Regenten und Erhalter kommen von dannen hieher zurück.

Ungeachtet ich nun zwar voller Furcht war, nicht ſo wohl über den Tod, als über die Nachſtellungen, die mir von meinen eigenen Freunden bevorſtehen würden; ſo fragete ich doch: ob denn mein Vater Paulus, und andere mehr, die wir vor tod hielten, annoch lebeten? Allerdings, antwortete er, leben ſie, und ſind den Banden des Leibes, gleich einem Kerker, entflohen. Euer Leben aber, und was ihr vor Leben achtet, iſt nichts anders, als ein Tod. Siehe, hier kommt eben dein Vater Paulus, zu dir gegangen. O! was vor Thränen vergoß ich über ſeinen Anblick. Aber er fiel mir um den Hals, küßete mich, und verbot mir, mehr zu weinen. Ich zwang mich demnach in meiner Traurigkeit, und, ſo bald mir ſolche das Reden wieder zuließ, ſprach ich: O mein liebwertheſter Vater, für den ich alle Ehrfurcht hege, wie? iſt dieſes kein Leben, wie ich von dem Africanus gehöret habe, warum verziehe ich denn länger auf der Erde? warum eile ich nicht, hieher zu kommen? Es verhält ſich nicht alſo, ſprach er hierauf. Denn wo dich GOtt, dem dieſes alles, was du ſieheſt, zugehöret, nicht aus dem Gefängniße deines Leibes ſelbſt befreyet, kanſt du nicht hieher kommen. Denn zu dem Ende ſind die Menſchen geſchaffen, daß ſie jene Kugel bewohnen ſollen, die du aus dieſer Gegend dort in der Mitten ſieheſt, welche die Erde genennet wird. Auch haben die Menſchen aus jenen ewig ſcheinenden Lichtern eine Seele empfangen, aus jenen Lichtern, die ihr Sterne heißet, und die durch ihr göttliches Weſen in ihren Zirkeln und Kreiſen mit einer bewundernswürdigen Geſchwinſchwindigkeit herumlaufen. Daher muſt du ſo wohl, mein lieber Paulus, als alle andere unſträfliche Männer, dieſe deine Seele in dem Kerker des Leibes verweilen laßen: und ihr ſollet nicht ohne deſſen Geheiß, der euch dieſelbe gegeben hat, aus dem Leben gehen, damit es nicht ſcheinen möge, als hättet ihr etwas geflohen, ſo euch von GOtt als Menſchen zu verrichten auferleget geweſen. Nein! Scipio, übe dich, wie hier dein Groſsvater, wie ich, der ich dich gezeuget habe, in der Gerechtigkeit und Menſchenliebe. Die Ausübung dieſer Tugenden gegen Eltern und Blutsfreunde iſt zwar etwas großes: ungleich mehr aber iſt es, wenn das geſamte Vaterland daran Theil nehmen kan. Durch ein ſolches Leben gelanget man in den Himmel, und unter die Gemeinſchaft derer, die bereits gelebet haben, und frey von ihren Leibern an dem Orte wohnen, den du da ſieheſt, und welchen ihr, nach der Lehre der Griechen, die Milchſtraße nennet. Es war aber dieſes ein überaus heller und mit lauter Flammen ſpielender Kreis. Alles, was ich von hieraus beſchauete, kam mir ſehr herrlich und wunderbar vor. Ich beobachtete ſolche Sterne, die wir niemals auf Erden geſehen: und ſie waren alle von einer ſolchen Gröſſe, als man nie von ihnen vermuthet hat. Darunter war der kleinſte, der am weiteſten vom Himmel, und am näheſten gegen die Erde ſtund, der auch mir durch ein erborgtes Licht ſchiene. Die Sterne waren in ihrem Umkreiſe bey weitem gröſſer, als die Erde: ja dieſe ſahe mir ſo klein aus, daß ich mich unſers Römiſchen Gebietes, welches kaum einen Punct davon ausmachet, ſelber ſchämete.

Weil ich ſie nun immer mehr und mehr betrachtete, ſprach Africanus zu mir: Ey! wie lange wird dein Gemüthe an der Erde kleben bleiben? Sieheſt du denn gar nicht, in was vor einer Gegend du dich befindeſt? Siehe, in neun Kreiſen, oder vielmehr Kugeln, findeſt du hier alles an einander verknüpfet. Jenes iſt der äuſſerſte himmliſche Kreis, der die übrigen alle begreifet und in ſich faſſet. Dieſer iſt das höchſte Weſen, von dem die andern erhalten und regieret werden. Von ihm rühret der immerwährende Lauf der Sterne und ihre Bewegung her. Unter ihm liegen ſieben Sterne, welche rückwerts gehen, und ſich anders bewegen, als der Himmel. Einen Kreis davon beſtimmet derjenige Stern, den man auf Erden Saturnus nennet. Nach ihm kommet der Jupiter, deſſen Schein dem menſchlichen Geſchlechte heilſam und erſprießlich iſt. Auf dieſen folget jener, der ſehr röthlich ausſiehet, und der Erde Schrecken gebiehret, welcher bey euch Mars heißet. Hernach ſtehet faſt mitten in der Gegend die Sonne, der Quell und das Haupt der übrigen Lichter, der Geiſt der Welt, von dem alle Wärme entſtehet; von ſo einer Größe, daß ſie alles und jedes mit ihrem Lichte beſtrahlet und erfüllet. Ihr dienen zu Gefehrten Venus und Mercurius. In dem unterſten Kreiſe aber dreht ſich der Mond, der von den Sonnenſtrahlen erleuchtet wird. Weiter hinunter iſt alles ſterblich und hinfällig, auſſer den Seelen, die GOtt dem menſchlichen Geſchlechte als ein Geſchenke verliehen hat. Uber dem Monden hingegen iſt alles ewig. Jenes Erdreich in dem Mittel, welches den neunten Kreis ausmachet, beweget ſich ganz und gar nicht, und lieget nicht nur am niedrigſten, ſondern es drehen ſich auch alle die Ubrigen in ihrem Laufe gegen daſſelbe zu.

Ich erſtaunete, als ich dieſes alles ſo vor mir ſahe; ſo bald aber, als ich mich wieder erhöhlet hatte, fragte ich: Woher denn der angenehme Klang käme, der meine Ohren dergeſtalt rührete? Dieſe Muſik, bekam ich zur Antwort, dabey du ſteigende und fallende, aber doch gewißer maaßen vernehmliche, Töne höreſt, entſtehet von dem Antriebe und der Bewegung gegenwärtiger Kreiſe. Durch Miſchung der hohen und tiefen Töne erwächſet auf verſchiedene Weiſe ſo eine genaue Harmonie. Denn ſo heftige Bewegungen können nicht in der Stille geſchehen, und es iſt der Natur gemäß, daß die äuſſerſten Theile von der einen Seite einen hohen, die von der andern aber einen tiefen Ton von ſich geben müßen. Alſo beweget ſich der obere Sternenhimmel in ſeinem Laufe wegen ſeiner ſehr ſchnellen Wendung mit einem hohen und heftigen Klange; der Mond und der unterſte Kreis aber mit einem überaus tiefen. Denn weil das neunte Erdreich unbeweglich bleibet, ſo ruhet es allezeit in dem unterſten Abgrunde, und hat das Mittel der Welt inne. Der Lauf der andern acht Kreiſe aber, darunter Mercurius und Venus von gleicher Wirkung ſind, verurſachet die halben Töne und einen auf ſieben Arten von einander unterſchiedenen Wohlklang. Wie denn dieſe Zahl faſt das Band aller Dinge iſt. Einige geſchickte Leute, die es auf gleiche Weiſe mit Sayten und Geſängen verſuchet, haben ſich auch dadurch den Weg gebahnet, wieder hieher zu gelangen: ſo gut als einige andere, die ihren Verſtand und ihre Scharfſinnigkeit in dem menſchlichen Leben auf Göttliche Dinge gewendet haben.

Ich ward von dieſem gewaltigen Gethöne ganz betäubet, nicht anders, als wie den Leuten, die um die Gegend des Nilſtrohms wohnen, wo er ſich von hohen Gebürgen in die Tiefe herab ergießet, von dem großen Getöſe alles Hören zu vergehen pfleget. Denn der Klang, der bey der überaus geſchwinden Bewegung des ganzen Weltgebäubäudes entſtehet, iſt viel zu heftig, als daß ihn unſer Ohr vertragen kan: ſo wie wir nicht gegen die Sonne ſehen können, ohne von ihren Strahlen geblendet zu werden.

Ob ich mich nun gleich hierüber ſehr verwundern muſte, ſo warf ich doch dabey zu unterſchiedenen mahlen meine Augen auf die Erde. Dieſes hielt mir Africanus vor, und redete mich alſo an: Ich merke es gar wohl; ſprach er, daß dir der Sterblichen Hütten immer noch in die Augen fallen. Kommen ſie dir nun; wie ſie es denn auch ſind, als klein und geringe vor: ſo ſiehe doch beſtändig auf das Himmliſche, und verachte das Weltliche. Denn was vor einen großen Namen unter den Leuten, oder was vor Ruhm und Ehre kanſt du dir wohl daſelbſt erjagen? Du ſieheſt ja, daß nur wenig Gegenden und enge Plätzchen auf Erden bewohnet werden: und, daß auch da ſo gar, wo Leute wohnen, hin und wieder noch große Wüſteneyen mit unterliegen. Du ſieheſt, daß die Innwohner der Erde nicht nur dergeſtalt von einander abgeſondert ſind, daß jenen nichts von dieſen zuwachſen kan: ſondern ſie auch theils ſeitwerts, theils abwerts, theils aber auch unterwerts ſtehen; Bey denen allen ihr in Wahrheit keinen Ruhm zu gewarten habet. Ferner ſieheſt du auch, wie die Erde gleichſam mit etlichen Gürteln umgeben iſt. Siehe nur, zwey davon, die am weiteſten von einander entlegen, und an die beyden Himmelsachſen gebunden ſind, bleiben ſtets mit Reif und Schnee bedeckt; der Mittelſte aber, der auch der Gröſte iſt, wird von der Sonnenhitze ausgetrocknet. Zwey von ihnen ſind alſo nur wohnbar. Der eine ſüdliche kan dir auch nicht zu ſtatten kommen, weil deßen Einwohner mit den Füßen euch gerade entgegen ſtoßen. Der Andere aber, darauf ihr wohnet, reichet nach Mitternacht.

Darum ſiehe, was vor einen unanſehnlichen Antheil ihr beſitzet. Denn das Erdreich alle, das ihr bewohnet, das gegen den Polen zugehet, und an ſeinen Theilen gegen Oſt und Weſten breiter iſt, iſt eine kleine Jnſul, die von einem Meer umgeben wird, das ihr auf Erden das Atlantiſche und das große Meer, oder den Ocean nennet. Da ſieheſt du ſchon, wie klein dieſer Strich in Anſehung eines ſo großen Nahmens ſey. Hat aber auch wohl auf dieſen bewohnten und bekannten Ländern dein oder eines andern Nahme über den Caucaſus, den du dort ſieheſt, ſteigen, oder über den Ganges fahren können? Wer wird den übrigen Morgen- und Abendländern, oder in den Theilen, ſo gegen Mitternacht oder Mittag liegen, deinen Nahmen nennen hören? Da nun dieſes wegfällt, ſo ſieheſt du ja wahrhaftig, in was vor einem engen Ziele ihr euren Ruf auszubreiten ſuchet. Auch die, ſo von euch reden, wie lange werden ſie es thun? Denn wollten gleich die Nachkommen eines jeglichen Lob, ſo wie ſie es von ihren Vätern gehöret, auf die Nachwelt fortpflanzen; ſo kan man doch, der Uberſchwemmungen und Feuersbrünſte wegen, die zu gewiſſen Zeiten auf Erden nothwendig geſchehen müſſen, nicht nur keinen ewigen, ſondern auch keinen lange währenden Ruhm erlangen.

Was lieget dir aber daran, daß deiner von denen, die hernach erſt gebohren werden ſollen, gedacht werde, da diejenigen nicht an dich gedacht, die vorher gebohren geweſen? Dieſe ſind nicht in geringerer Anzahl, und wohl noch beſſere Leute geweſen; da abſonderlich bey denen, von welchen unſer Nahme gehöret werden kan, keiner ſo viel zu behalten vermag, als in einem Jahre geſchiehet. Denn die Menſchen rechnen nach der gemeinem Weiſe das Jahr nur nach dem Umlaufe der Sonne, welche doch nur ein einziges Geſtirne iſt. Aber in der That kan dieſes nur ein volles Jahr genennet werden, wenn alle Sterne wieder dahin gekommen, wo ſie anfangs abgelaufen, und wenn ſie den weiten Raum des geſammten Himmels überſtiegen haben. Ich weis ſelber nicht, wie ich ſagen ſoll, und wie viel Jahrhunderte nach menſchlicher Rechnung auf ein ſolches Jahr gehen.

Gleichwie es vorzeiten geſchienen, als ob die Sonne verfinſtert und verloſchen wäre, als des Romulus Geiſt in dieſen himmliſchen Wohnungen angelanget: ſo bilde dir auch ein, daß alsdann ein Jahr ſeine Vollkommenheit erreichet, wenn eine Sonnenfinſterniß an eben der Stelle, und zu eben der Zeit vorgehet, wo zuvor eine geweſen, als zu welcher Zeit alle Himmelszeichen und alle Sterne zu dem Anfange ihres Laufes wieder gediehen ſind. Du muſt aber auch wißen, daß noch nicht der zwanzigſte Theil von einem ſolchen Jahre verſtrichen ſey. Wilſt du nun aber noch an der Wiederkunft an dieſen Ort zweifeln, allwo große und vortrefliche Männer in allen ein völliges Vergnügen haben; ſo ſage mir doch auch, was es denn wohl mit aller menſchlichen Ehre heiße, die mit genauer Noth nur einen geringen Theil von einem Jahre beſtehen kan? Nein! woferne du nur deine Augen empor heben, und dieſe himmliſchen und ewigen Wohnungen betrachten willſt: ſo wirſt du dich weder nach den Lobſprüchen der Leute dringen, noch deine Hofnung auf menſchliche Belohnungen ſetzen; denn die Tugend ſelbſt muß doch durch ihre Lockungen zur wahren Hoheit bringen. Andere mögen ſelber ſehen, was ſie von dir reden wollen; zwar ſie werden doch wohl von dir reden: Allein dieſer ganze Ruhm erſchallet nicht nur weiter nicht, als auf dieſen engen Gränzen des Erdbodens, die du hier vor dir ſieheſt, zu geſchweigen, daß er auch allda wegen niemands beſtändig zu bekleiben pflege; ſondern er vergehet auch mit den Menſchen ſelbſt, und geräth bey der Afterwelt in Vergeſſenheit.

Hierauf ſprach ich zu ihm: ſtehet den Männern, die ſich um das Vaterland wohl verdient gemacht, die Pforte zum Himmel offen: ſo will ich, ob ich gleich von Jugend auf deinen und meines Vaters Fußtapfen nachgewandelt, und euch niemals Schande gebracht, von nun an mit deſto mehr Wachſamkeit nach dieſer aufgeſetzten Belohnung ſtreben. Beſtrebe dich deſſen, erwiederte er, und wiße, daß du nicht, ſondern dieſer Leib nur ſterblich iſt. Du biſt bey weitem nicht derjenige, den dieſe Geſtalt zeiget, darauf man mit Fingern weiſen kan. Wiße, du ſeyſt ein Gott. Denn der iſt ein Gott, der lebet und webet, empfindet, gedenket, vorher ſiehet, der dieſen Cörper, über den er geſetzet iſt, ſo wohl regieret und lenket, als GOtt, der Allerhöchſte, dieſe Welt. Und gleichwie der unendliche GOtt die zum Theil vergängliche Welt beweget: alſo beweget die unſterbliche Seele den zerbrechlichen Leib. Denn was ſich ſtets beweget, das iſt ewig; was hingegen in Bewegung gebracht, oder durch eine fremde Kraft getrieben wird, das muß nothwendig aufhören zu leben, wenn die Bewegung ein Ende nimmt. Daher höret einzig und allein dasjenige, ſo ſich ſelbſt beweget, niemals auf ſich zu bewegen, weil es niemals von ſich ſelbſt verlaßen wird: ja es iſt der Quell und Anfang der Bewegung in andern Dingen, die beweget werden. Das erſte Weſen aber hat keinen Urſprung. Aus dem erſten Weſen entſtehen alle Dinge; dieſes ſelbſt aber kan aus nichts entſtehen Denn es würde kein erſtes Weſen ſeyn, wo es anders woher erzeuget würde. Da es nun nicht entſtehet, noch einen Anfang hat, ſo vergehet es auch nie. Denn ein erſtes Weſen, woferne es ſich anders vernichten könnte; wird weder von einem andern wieder herfür gebracht werden, noch auch ſich aufs neue von ſich ſelbſt ſchaffen können: weil von dem erſten Weſen alles und jedes nothwendig entſtehen muß. Auf ſolche Art geſchiehet es, daß der Anfang der Bewegung von ihm herrühret, weil es ſelbſt durch ſich beweget wird. Es kan weder gebohren werden, noch ſterben. Es mag der Himmel einfallen, und die ganze Natur zu Grunde gehen, ſo muß es doch beſtehen, und keine Gewalt kan es durch einigen Antrieb, der über daſſelbe wäre, bewegen.

Da es nun allerdings ewig iſt, da es ſich von ſich ſelbſt beweget: wie will man leugnen, daß nicht die Seelen auch alſo beſchaffen wären? denn alles das iſt unbeſeelt und ohne Leben, was durch einen äuſſerlichen Trieb beweget wird. Was aber Seelen und Leben hat, das wird durch einen innerlichen und eigenen Trieb beweget. Und dieſes iſt die eigentliche Natur und Kraft der Seele. Da ſie nun unter allen das einzige iſt, ſo ſich ſelbſt beweget; ſo iſt ſie gewiß nicht gebohren, ſondern unſterblich. Ach! allerdings muſt du ſie in den beſten Stücken üben. Nun aber kanſt du am allerbeſten deine Sorgfalt auf die Wohlfahrt des Vaterlandes wenden, und, wenn ſich deine Seele darum bearbeitet, wird ſie ſich um ſo viel geſchwinder an dieſen Ort, in dieſe glücklichen und frohen Wohnungen erheben. Sie wird dieſes von Stund an und in aller Eil thun, und ſie wird, ob ſie gleich noch in dem Leibe eingeſchloſſen iſt, nichts deſtoweniger empor ſteigen; und, indem ſie dasjenige, ſo ſich ihr von auſſen zeiget, gewahr wird, ſich ſo viel als möglich, ihres Leibes entſchlagen.

Die Seelen derer aber, die ſich den Lüſten des Leibes ergeben, ihnen gedienet und gehorchet, und alſo die göttlichen und menſchlichen Rechte übertreten haben, ſchweiſen, wenn ſie von ihren Leibern getrennet werden, um die Erde in der irre herum, und gelangen nicht eher an den Ort, als wenn ſie viel hundert Jahre lang gequälet worden ſind.

Hierüber verſchwand er vor meinen Augen; alsbald war mein Traum aus, und ich erwachete.

Ein Stück von einem Siamiſchen Briefe,

Aus dem Franzöſiſchen überſetzet

von

M. W. v. Wilke.

DIe Franzoſen ſagen zwar, daß ſie nur einen Gott anbeten, allein ich glaube es ihnen nicht: denn außer den belebten Gottheiten, zu welchen man ſie ihre Seufzer ſchicken ſiehet, finden ſich auch noch andere unbelebte, denen ſie Opfer darreichen; wie ich ſolches von ohngefehr bey dem Eintritt in eine ihrer Verſammlungen bemerket habe. Man ſahe allda einen großen runden Altar, der mit einem grünen Tepicht bedecket, in der Mitten erleuchtet, und von vielen ſitzenden Perſonen umringet war, wie wir es etwan bey unſern Hausandachten zu halten pflegen. Gleich als ich hinein trat, breitete einer von ihnen, welcher wohl der Prieſter ſeyn mochte, Blätter über den Altar aus, welche von einem kleinen Buche das er in der Hand hatte abgeſondert waren. Auf dieſen ſahe man einige Abſchilderungen, jedoch mit ſchlechter Mahlerey vorgeſtellet, worunter doch, wie ich glaube, gewiſſe Gottheiten abgebildet ſeyn ſollten. Denn als man ſolche rings herum ausgetheilet hatte, opferten die Anweſenden, nachdem ihre heilige Ehrerbietung dieſelben hierzu antrieb. Ich habe aber gemerket, daß ſie hier ein anſehnliches mehr opferten, als ſie in ihren ordentlichen Gotteshäuſern zu thun pflegen. Nach itzt erwehnter Cermonie führete der Prieſter ſeine Hand zitternd zu dem Reſte dieſes Buches, und ſo blieb er eine Weile voller Furcht und ſonder alle Bewegung; die andern insgeſammt, ſo acht auf ſein Thun hatten, waren außer ſich geſetzet, und bewegten ſich gleichfalls nicht. Hierauf wurden die ſonſt unbeweglichen Umſitzenden, bey jedwedem Blatte, ſo derſelbe umwendete, wechſelsweiſe auf unterſchiedene Art in Bewegung gebracht, nachdem der Geiſt war, der ſich ihrer bemächtiget hatte. Einer preiſete den gütigen Himmel mit gefaltenen Händen; Ein anderer ſahe das vor ſich habende Bildniß mit unverwandten Augen an, und knirſchete die Zähne darüber zuſammen; Noch ein anderer biß ſich gar in die Finger, und ſtampfete mit den Füßen wieder den Erdboden. Mit einem Worte, alle insgeſammt machten ſo ſeltſame Leibesſtellungen und Verdrehungen, daß man ſie nicht mehr für

Menſchen anſahe. Aber kaum hatte der Prieſter ein gewiſſes Blatt wieder aufgeworfen, ſo fieng er ſelbſt an, in das Wüten zu gerathen, das Buch zu zerreißen, und für großem Raſen zu zertrümmern, den Altar umzuſtoſſen, und das Opfer zu verfluchen. Da hörete man nichts als klagen, ächzen, ſchreyen und läſtern. Ich ſchloſſe daher, da ich ſie ſo außer ſich und raſend ſahe, daß der Gott, den ſie anbeteten, ein eiferſüchtiger Gott ſeyn müſte, der über jeden von ihnen einen böſen Geiſt geſendet hätte, ſie zu beſtrafen, weil ſie einem andern gedienet hatten.

Dieſe Gedanken können in einem Siamer bey dem Anblicke der heftigen Bewegungen eines Spielers entſtehen. Was hätte aber ein ſolcher nicht erſt denken ſollen, wenn auch Spielerinnen daſelbſt zugegen geweſen wären! Nein! niemals hat die Liebe ſolchen Unfug unter dem Frauenzimmer angeſtellet, als die Spielraſerey. Wie iſt es möglich, daß ſie einer Neigung ſich ergeben können, die ihrem Verſtande, ihrer Geſundheit, ihrer Schönheit ſchadet, die . . . . . . ich weis nicht was ſie nicht umkehren ſollte. Allein dieſes Bild iſt ihnen nicht allzu vortheilhaftig; ich will demnach den Vorhang darüber ziehen.

Ich begreife nicht, warum öffentliche Spielörter ſich den ſchönen Nahmen einer Academie beylegen; wann nicht etwan das die Urſache ſeyn ſoll, daß man da zuweilen, mit Verluſt ſeines ganzen Vermögens, andern das ihrige liſtig abgewinnen lernt. Man trifft auch in Paris eine große Anzahl Academien an, die alle aus beſondern Abſichten aufgerichtet worden.

Eine Academie in der Muſik; die Neigungen rege zu machen.

Eine Philoſophiſche Academie, dieſelben zu dämpfen.

Eine Academie, den Sternlauf zu betrachten.

Eine Academie, die Wörter ordentlich zu ſetzen.

Eine Academie der Beredſamkeit und Mahlerkunſt, die Menſchen zu verewigen.

Eine Academie der Fechtkunſt, wo man dieſelben tödten lernet.

Uber dieſes giebt es auch daſelbſt viele Sauſacademien, wo die braven Weinkieſer und guten Ribbenbräthen einen in der Kunſt zu eſſen und zu trinken unterrichten:. Eine Kunſt, die in kurzer Zeit ſehr hoch geſtiegen iſt! Reiche Privatperſonen unterhalten ſolche Academien ihres Vergnügens halber; weil die öffentlichen nicht mehr ſo fleißig beſuchet werden, nachdem man wahrgenommen, daß etliche junge Leute eines allzu wollüſtigen daſelbſt geführten Lebens wegen, ihre übrige Zeit elendiglich haben zubringen müſſen. Wenn es in dem Lande der Speiſewirthe einöde iſt, ſo iſt an deren ſtatt das Land derer Coffeſchenken deſto volkreicher. Jedes Coffehaus iſt ein erleuchteter Palaſt, bey deſſen Eingange ſich eine oder zwo Schönen zeigen, ſo einem gleich Anfangs dergeſtalt gefallen, daß man auf Irrwege geräth, die man nicht überſehen kan. Viele herumſchweifende Ritter ſetzen ſich da an eine Tafel, ohne einander zu kennen. Kaum hat einer den andern geſehen, ſo bringt man ihnen einen gewiſſen ſchwarzen Trank, welcher die Kraft hat, ihnen die Sprache zu geben; da ſie denn einander ihre abentheuerlichen Begebenheiten zu erzehlen anfangen.

Auf die Annehmlichkeiten des Caffees folget endlich das Fenchelwaſſer, welches die Ritter vollends gar einnimmt. Deſſen bezaubernde Kraft machet den einen Schlaftrunken, den andern erweichet ſie für ſeine ſchöne Armide; und noch einen andern verwandelt ſie in einen raſenden Roland, der ſeine Tapferkeit durch auf- und ablaufen der Gaſſen bekannt machen will. Wir wollen auch mit einem Worte des reichen Landes der Kaufleute gedenken, wo die Pracht einen in Gewölber führet, worinnen faſt alle Peruaniſche Schätze beyſammen ſind, und wo die Gold- und Silberkuchen Ellenweiſe weggemeſſen werden; und wo eine Frau, nachdem ſie mit einem freygebigen Fremden daſelbſt herum gereiſet, mehr an ihrem Leibe träget, als ihr Mann verdienen kan; ja da ſie oft mit der Schleppe allein das ganze Vermögen eines Gläubigers nach ſich ziehet. Gerade gegen über wird man durch den wohlfeilen Einkauf in eine Gegend geleitet, wo das Glücke einem Kleider zuwirft. Dort ruft ein Haufen von beſchwerlich dienſtfertigen Leuten den vorbeygehenden an, halten ihn auf, zupfen ihn, und zerreißen ſein neues Kleid, um ihn mit einem alten zu verſehen. In einem benachbarten Lande ſiehet man einen großen und ebenen Garten, welcher jedermann ohne Unterſcheid offen ſtehet. Man findet daſelbſt im Winter ſowohl als im Sommer Blumen und Früchte zugleich; Man nimmt ſolche täglich ab, und des Nächts kommen neue herfür. Um dieſen Garten herum verſammlen ſich viele Nymphen, deren jede in ihrem beſondern Faſſe wohnet. Nicht nur dieſes haben ſie mit dem Diogenes gemein, ſondern ſie ſagen, gleichwie dieſer Weltweiſe, dem erſten der ihnen in den Weg kommet ihre Gedanken frey heraus. Ich würde niemals fertig werden, wenn ich alle Länder durchgehen wollte, ſo Paris in ſich begreifet. Die Rechtsgelehrten, die Soldaten, und die mit den königlichen Geldeinnahmen zu thun haben; Jeder Stand macht ein beſonderes Land aus, welches ſeine beſondere Sitten und Mundart hat. Man ſiehet daſelbſt das fruchtbare Land der Handlung,

Das undankbare Land des Steines der Weiſen.

Das abgeſchmackte Land der Zeitungsſchreiber.

Das hitzige Land der Streithälſe.

Das einfältige Land der ſchlechten Dichter.

Das wüſte Land der erbaren Weiber;

Das wohlbewohnte Land der barmherzigen Schweſtern, und noch ſehr viele andere; Der unbekannten Länder zu geſchweigen, welche von unterſchiedenen verirrten Leuten bewohnet werden, die nur andere wiederum in Irrthum zu bringen ſuchen. Ihr Umgang iſt leicht zu erlangen; ihre Geſellſchaft aber iſt gefährlich. Einige wiſſen das Geheimniß, andern zu gefallen, ohne ſich darum zu bewerben, und zu lieben, ohne Liebe bey ſich zu verſpüren.

Die I. Satire

aus dem erſten Buch Horatii

überſetzt von

Heinrich Sigismund von Brück.

Wie kömmts, Mecän, es iſt kein Menſch mit dem zufrieden,
Was ihm das gute Glück und ſeine Kunſt beſchieden.
Man lobt der andern Thun. Beglückter Handelsmann!
Rufft jener Krüppel aus, der nicht mehr ſtreiten kan.
Der Kaufmann aber denkt, wenn ſich die Wellen thürmen:
Ich lobe mir den Krieg! was iſts? man geht zum ſtürmen;
In einer Stunde kommts daß man darnieder liegt:
Wo nicht; ſo hat man ſelbſt des Feindes Macht beſiegt.
Man hört, wie der Juriſt der Bauren Glück erweget,
Wenn der Bedrängte früh an ſeine Thüre ſchläget.
Der, weil er Bürgen ſtellt, die Stadt aus Noth erblickt,
Schreyt alle Gaſſen durch: Ihr lebt allein beglückt!
Es wird der Uberreſt von ſo verkehrten Leuten
Den Schwätzer Fabius ermüden und beſtreiten.
Nun hör, ich führe dir den Satz alſo hinaus;
Geſetzt es ſpräche GOtt dir ſeinen Willen aus:
Du Kriegsmann ſollſt ſogleich ein reicher Kaufmann werden;
Und du, Juriſt, erwirb dein Brodt im Schweiß auf Erden.
Geht, geht. nachdem ihr nun den Stand verwechſelt habt:
Was ſteht ihr? ſchlagt ihrs ab? Und ſeyd nach Wunſch begabt?
Ein Wunder iſts daß GOtt euch nicht im Zorn erſchrecket,
Und ſich, wenn ihr ihn ſucht, vor eurem Flehn verſtecket!
Mein Ernſt beharret noch, der Scherz iſt mir verhaſſt,
Wird gleich im Lachen dir die Wahrheit nur zur Laſt.
Ein guter Lehrer giebt den Kindern ſüſſe Stollen,
Daß ſie das A. B. C. geſchwinder lernen ſollen.

Doch mir gefällt voritzt kein Schertz, kein luſtig Wort,
Ich fahr in meinem Satz mit ſtrengem Ernſte fort.
Der ungerechte Wirth, der Landmann der da pflüget,
Der Schiffer den nichts ſchreckt, und der ſo tapfer krieget,
Die ſprechen, dieß geſchicht, dieß treiben wir allein,
Daß wir an unſerm Tiſch im Alter ruhig ſeyn.
Die Ameis iſt ihr Bild mit ihrem Fleiß und Laufen.
Sie träget was ſie kan ganz emſig in den Haufen,
Aus Vorſicht, weil ſie ſchon der kalte Winter ſchreckt;
Du Narr, dieß braucht ſie klug, und bleibt hernach verſteckt.
Dich aber ſchreckt kein Schwerdt, kein Ernſt, kein Fleiß, kein
Schwitzen,
Nichts hält dich, um nur mehr als andre zu beſitzen.
Was hilft dein ſaurer Schweiß, des Goldes ſchwere Laſt?
Wenn du ſie heimlich nur bey dir vergraben haſt.
Ja, nimm nur täglich was; dein Gut wird bald vergehen!
Wohl, ſprich, was nützen ſonſt die Haufen, die da ſtehen?
Geſetzt, daß man bey dir zehn tauſend Malter ſchaut;
Wird darum denn von dir mehr, als von mir verdaut?
Wenn du den Brodtſack trägſt, wirſt du denn mehr geſpeiſet,
Als jener, der nichts trägt, und mit zu Markte reiſet?
Was lieget, ſage doch, dem Mäßigen daran,
Ob er zehn Hufen Feld, ſtatt hundert pflügen kan?
Allein, es iſt doch hübſch, wenn man vom Haufen raffet!
Doch wenn was weniges mir eben das verſchaffet,
Weswegen ſtreicheſt du dein großes Vorraths-Haus,
Vor dem Getreyde-Faß, das mir gehört, heraus?
Geſetzt es könnte dir den Durſt ein Nößel ſtillen;
Und wollteſt doch den Hals aus jenem Fluſſe füllen?
Der Quell giebt zwar genug; iedoch er iſt zu klein.
Du Narr, das Ufer ſinkt, der Strohm reißt dich hinein,
Und wer nach mehrem nicht, als was er brauchet, greifet,
Der trinkt nicht Leem und Schlamm und wird auch nicht
erſäufet.
Allein der Menſch iſt blind, wird nie des Schatzens ſatt,
Und ſpricht, kein Menſch gilt mehr als er Vermögen hat.
Wie greifſt du ihn nun an? was iſts, das ihn gewinnet?
Ach, laß ihn elend ſeyn, bis er ſich einſt beſinnet;

Wie zu Athen der Filtz, von welchem man gedenkt
Daß ihn des Volkes Spott im mindſten nicht gekränkt:
Er ſprach; Ziſcht mich nur aus, ich weis, daß ich nichts fühle,
Wenn ich zu Hauſe bin und mit dem Gelde ſpiele.
Sieh! wie dort Tantalus mit trocknen Lippen ſchnappt,
Indem der Fluß ihn äfft, ſo daß er nichts ertappt.
Was lachſt du? hörſt du nicht, daß man von dir geſchwatzet?
Dir träumt auf deinem Sack, wie du noch mehr erkratzet.
Dein Geld verſchoneſt du als wie ein Heiligthum,
Und gebeſt ſo damit als mit Gemählden um.
Und wozu dienen doch die Gold-und Silber-Haufen?
Was gilts, du weiſt es nicht? Brod, Kohl und Wein zu kaufen!
Verſchaffe noch dazu was unentbehrlich fällt,
Was die Natur bedarf und vor nothwendig hält.
Soll das ein Glücke ſeyn, vor Furcht halb todt zu liegen,
Daß mich die Knechte nicht um meinen Schatz betrügen?
Daß mich kein Dieb verletzt, und keine Feuers-Glut?
Iſts das? ſo wünſch ich mir durchaus kein groſſes Gut!
Ja ſprichſt du, wenn der Froſt dir Schmerz und Noth erreget;
Wie? wenn ein andrer Fall dich auf das Bette leget:
Wer iſt dann, der dir hilft, der dich in Schwachheit liebt,
Den Arzt erſucht, der dich den Deinen wiedergiebt?
Umſonſt, dein Weib, dein Sohn, die Nachbarn, Mägd und Knechte
Die wünſchen, daß man dich doch heut zu Grabe brächte.
Kein Wunder, weil kein Menſch dich unverdient geliebt,
Indem dein Herze ſich allein dem Geld ergiebt.
Du ſuchſt der Deinen Gunſt; die ſoll umſonſt gelingen:
Allein du wirſt nicht mehr als der zu wege bringen,
Der ſeinen Eſel zäumt, damit er ſpringen ſoll:
Drum hör doch endlich auf! der gantze Schrank iſt voll.
Du haſt mehr als zuvor, kein Mangel trifft dich wieder,
Du haſt was du gewünſcht, drum wirf dein Werkzeug nieder.
Machs nicht, wie dort Umid, der ſchon ſo viel beſaß,
Daß er ſein vieles Geld mit ganzen Scheffeln maß.
Und gieng doch als ein Knecht zerlumpet und zerriſſen,
Aus Furcht, er würde noch im Alter darben müſſen.

Drauf hieb die tapfre Magd das graue Haupt entzwey.
Nun wohl, was rathſt du mir? daß ich verſchwendriſch ſey,
Wie unſer Nomentan? Du fähreſt fort, die Sachen,
Die doch gantz wiedrig ſind, einander gleich zu machen.
Ich warne vor dem Geiz, doch rath ich dir nicht ein.
Du ſollt ein fauler Kerl und wilder Schlemmer ſeyn.
Giebt es denn ſonſten nichts als lauter Zwerg und Rieſen?
Ein wohlgewachſner Menſch ſteht mitten unter dieſen.
Es iſt ein Mittelweg, und ein geſetztes Ziel,
Wer ſich davon entfernt, der thut gewiß zuviel.
Was nützt der lange Tand? ich will dirs kurtz beweiſen.
Warum die Geizigen ſich niemahls glücklich preiſen,
Warum man nur allein des Nachbars Sachen liebt,
Und glaubt daß deſſen Kuh mehr Milch als ſeine giebt?
Warum der Neid ihn frißt, warum man ſich verachtet,
Und niemals neben ſich die Dürftigen betrachtet;
Nur nach den Reichern ſieht, nur ſie beſiegen will?
Es geht hier wie im Lauf. Da hält kein Kutſcher ſtill,
Er ſchauet den nicht mehr, dem er zuvorgekommen;
Er ſieht nur, wer ihm ſchon den Vorrang weggenommen.
Daher ſtirbt ſelten wer, der williglich geſteht,
Daß er beglückt gelebt, vergnügt zur Grube geht,
So wie ein ſatter Gaſt von ſeinem Schmauſe ziehet,
Der froh den Abſchied nimmt und nicht die Trennung fliehet.
Genug! Kein einzig Wort wird weiter angeführt,
Sonſt glaubſt du, daß ich gar den Lippus ausgeſchmiert.

* * *

Des Hrn. von St. Evremonts Betrachtung über die Trauerſpiele

überſetzt durch

Heinrich Siegmund von Wengler.

Ich muß bekennen, daß wir in den Trauerſpielen etwas vortrefliches beſitzen, und ich will dem Corneille keinesweges ſchmeicheln, wenn ich viele ſeiner Stücke den Alten vorziehe. Ich weis wohl, daß die alten Tragödienſchreiber zu allen Zeiten ihre Liebhaber gefunden haben; doch weis ich nicht, ob das Erhabene, ſo man ihnen beylegt, allzuwohl gegründet iſt.

Um den Sophocles und Euripides vor ſo vortreflich zu halten, als man es uns vorſagt, muß man ſich weit höhere Sachen von ihren Werken einbilden, als man aus den Überſetzungen ſpühren kan, und wie ich glaube, ſo müſſen die Worte und dererſelben Zuſammenhang einen großen Theil von ihrer Schönheit ausmachen.

Wo mir recht iſt, ſo verſpüre ich ohngeachtet der Lobeserhebungen, die ihnen von ihren berühmteſten Anhängern beygeleget werden, daß ihnen die Hoheit, Pracht, und überhaupt aller Wohlſtand ſehr unbekannte Dinge geweſen ſind. Es waren geſchickte Köpfe, die in dem engen Raume eines kleinen Staats, eingeſchloſſen lebten, denen die dürftige Freyheit ſtatt aller Güter diente. Sahen ſie ſich etwa genöthiget, die Majeſtät eines groſſen Königes vorzuſtellen, ſo machten ſie ſich ganz falſche Begriffe von einer ihnen unbekannten Gröſſe, weil ihre Sinnen durch das Anſchauen lauter niederträchtiger und grober Dinge gebunden waren.

Es iſt wahr, daß ſie ofters aus Überdruß ſolcher Dinge ihre Gedanken auf das Erhabene und Wunderwürdige richteten. Allein ſodann führten ſie viele Götter und Göttinnen in ihren Trauerſpielen ein, daß man faſt nichts menſchliches mehr daran ſpüren konnte. Das Erhabene war fabelhaft, das natürliche aber armſelig und elend.

Bey dem Corneille iſt das Erhabene an ſich ſelbſt kennbar, und wenn er es mit einigen Zierrathen ausſchmücken will, bedienet er ſich ſolcher Figuren, die der Sache gemäß ſind. Gemeiniglich aber läſſet er einige äußerliche Stücke weg, und ſuchet nichts in dem Himmel, eine Sache anſehnlicher zu machen, die ſchon auf Erden merkwürdig genug iſt. Er iſt zufrieden, wenn er nur die Sache wohl eingeſehen hat, daher macht der Abriß, den er davon giebt, denjenigen wahrhaften Eindruck, den Leute von gutem Verſtande mit Vergnügen empfinden.

Gewiß, die Natur iſt durchgehends voller Wunder, und wenn man zu jenem entlehnten Schimmer ſeine Zuflucht nimmt, ſeine Sache damit auszupußen, iſt es oft ein ſtillſchweigendes Bekänntnis, daß man ihre Eigenſchaften nicht kennet. Daher kommen unſre meiſten Figuren und Gleichniſſe, die mir nicht gefallen, wenn ſie nicht ungemein, ganz edel, und der Sache gemäß ſind. Außer dem ſind es nur ſchlaue Ausflüchte, durch die man ſich von Sachen zu entfernen ſucht, die man nicht erkennen kan. Indeſſen mögen die Gleichniſſe ſo ſchön ſeyn als ſie wollen, ſo ſchicken ſie ſich doch weit beſſer zu Heldengedichten, als zu den Trauerſpielen. Denn in Heldengedichten ſuchet ſich das Gemüthe auſſer der Sache, die abgehandelt wird, zu vergnügen. In der Tragödie aber läſſet ſich die Seele, ſo voller Gedanken iſt, und von Gemüthsbewegungen eingenommen worden, nicht ſo leicht durch den bloßen Glanz einiger Aehnlichkeit abwendig machen.

Doch wir wollen unſre Betrachtung wieder zu den Alten lenken, von denen wir uns unvermerkt entfernet haben. Wollen wir ihnen aber ihr Recht gönnen, ſo müſſen wir geſtehen, daß ſie die Eigenſchaften ihrer Helden weit glücklicher ausgedrückt, als ſie die Pracht großer Könige abgeſchildert haben. Ein verwirrter Begriff von der Babyloniſchen Hoheit hatte ihre Einbildungskraft mehr verderbet als gebeſſert. Was aber die Tapferkeit, Standhaftigkeit, Gerechtigkeit und Frömmigkeit anbelangte, konnte ſich ihr Verſtand nicht ſo leicht betrügen, weil ſie die Proben davon täglich vor Augen hatten. Ihre Sinnen, die in einer mittelmäßigen Republik durch keine äußerliche Hofart geblendet wurden, erlaubten ihrer Vernunft, die Menſchen, ſo wie ſie an ſich ſelbſt ſind, deſto freyer zu betrachten.

Alſo hinderte ſie nun nichts an der Erforſchung der menſchlichen Natur, und an der Erkenntniß der Tugenden und Laſter, der Neigungen und Gemüther. Dadurch haben ſie ſo vollkommene Abriſſe von den Dingen zu machen gelernet, daß man Sie nach denen Zeiten, darinn ſie gelebt haben, nicht beſſer wünſchen kan. Iſt man ſonſt zufrieden, wenn man die Leute aus ihrem äußerlichen Thun erkennen kan, ſo hat doch Corneille geglaubt; es ſey noch nicht genung, wenn man ſie bloß nach ihren Handlungen

lungen vorſtellet. Er iſt in das innerſte ihrer Seelen gegangen, und hat den Urſprung ihrer Thaten unterſucht. Er iſt in ihre Herzen eingedrungen, daß er ſähe, wie die Gemüthsneigungen in denſelbigen entſtehen, und daß er entdecken möchte, was in ihren Bewegungen am verborgenſten iſt.

Was die alten Tragödienſchreiber anbetrifft, ſo bekümmern ſie ſich entweder wenig um die Gemüthsneigungen, damit ſie das, was äußerlich vorgehet, deſto genauer vorſtellen mögen; oder ſie machen ein unnöthiges Geſchwätze mitten in der Verwirrung, und bringen weiſe Sprüche vor, wenn man lauter Beſtürzung und Verzweiflung vermuthet.

Corneille läſſet nichts von dem, was vorgehet, weg, und ſtellet die ganze Handlung vor, ſo viel es der Wohlſtand leiden will. Zugleich aber giebt er auch den Gedanken den gehörigen Raum, und leitet die Natur ſo, daß ſie weder gezwungen noch ſich ſelbſt gelaſſen iſt.

Er hat aus den Schauſpielen der Alten das rauhe Weſen hinweg genommen, und die Härtigkeit ihrer Vorſtellungen durch einige wohlbedächtig eingeſtreuete Liebeszärtlichkeiten gemildert. Indeſſen iſt er nicht weniger beſorgt geweſen, daß wir diejenige Furcht, und das Mitleiden, ſo wir bey traurigen Begebenheiten empfinden, beybehalten möchten, und ohne daß er die Seele von denenjenigen Neigungen abgelenket hätte, die ſich durch kleine verdrüßliche Seufzer äußern, die, ob ſie wohl hundertfach verändert werden, doch immer die vorigen ſind.

So groß auch das Lob iſt, welches ich dieſem vortreflichen Meiſter beylege, ſo will ich doch nicht ſagen, daß ſeine Stücke die einzigen ſind, die den Beyfall der

Zuſchauer verdienen. Die Mariamne, Sophonisbe, Wenceslaus, Stilicon, Andromache, Britannicus, und viele andere, denen ich deswegen von ihrer Schönheit nichts benehmen will, weil ich ſie nicht nenne, haben uns auch gerühret.

Ich hüte mich ſo viel mir möglich iſt, verdrüßlich zu ſeyn, darum will ich nur ſo viel ſagen, daß kein Volk dem unſrigen dieſen Vorzug ſtreitig machen wird, daß es in den Trauerſpielen etwas vortrefliches beſitzet. Der Italiäner ihre ſind nicht werth, daß man davon redet. Wenn man ſie nur nennet, iſt es ſchon genung, einen Eckel vor denſelbigen zu erwecken. Ihr ſteinernes Gaſtmahl (*) ſollte auch dem Geduldigſten vor Uberdruß faſt den Tod bringen; und ich habe es niemals geſehen, daß ich nicht gewünſchet hätte, der Donner möchte den Erfinder dieſes Stücks zugleich mit ſeinem Atheiſten gerühret haben.

Es ſind vier oder fünf Engliſche Tragödien, von denen man zwar vieles wegnehmen müßte, aber durch dieſe Ausbeſſerung könnte man ſie vollkommen ſchön machen. In allen übrigen ſiehet man nur eine unförmliche, und unausgearbeitete Materie; Eine Zuſammenhäufung verwirrter Ausgänge, ohne Beobachtung der Zeit und des Orts, und ohne Anſehen des Wohlſtandes, ſind die Augen nur begierig, ein grauſames Schauſpiel zu ſehen, und nichts als Mord, und die im Blute liegende Cörper zu erblicken.

Den Abſcheu dieſer Dinge durch Erzehlungen zu vermeiden, wie man in Frankreich thut, heißt bey ihnen den Augen des Volkes dasjenige entziehen, was ſie am meiſten rühret.

(*) Feſtin de Pierre.

Erbare Leute misbilligen zwar dieſe Gewohnheit, die vielleicht aus einer ganz löblichen Abſicht eingeführet worden. Allein ſie iſt ſo eingewurzelt, daß der Geſchmack der ganzen Nation die ſcharfe Einſicht einzeler Perſonen überwiegt.

Das Sterben iſt den Engelländern ſo eine geringe Sache, daß man ſie zu rühren weit betrübtere Vorſtellungen, als der Tod ſelber iſt, vonnöthen hätte. Daher wir auch ganz recht an ihnen tadeln, daß ſie in ihren Schauſpielen der Sinnlichkeit allzuviel einräumen. Hingegen müßen wir auch von ihnen den Vorwurf leiden, daß wir zu weit auf die andre Seite verfallen, wenn wir bey uns gewiſſe Trauerſpiele wegen einiger Zärtlichkeiten bewundern, die doch keinen genugſamen Eindruck in die Gemüther machen. Bald ſind wir mit einer unvollkommenen Zärtlichkeit nicht zufrieden, und ſuchen etwas in der äußerlichen Stellung unſerer Comödianten, das uns kräftiger rühren möge! Bald verlangen wir, daß die ſpielende Perſon, durch eine weit heftigere Bewegung, als der Poet ſelbſt gehabt, bey einer mittelmäßigen Erregung, und einem allzugemeinen Schmerze den Grimm, und die Verzweiflung erſetzen ſoll.

In der That iſt das, was zärtlich ſeyn ſollte, nur angenehm, was zum Mitleiden bewegen ſoll, erwecket kaum einige Zuneigung. Eine mittelmäßige Bewegung muß der Entzückung, und die Verwunderung, des Erſtaunens Stelle vertreten.

Unſre Gedanken ſind nicht gründlich genug, und die nur halb gerührten Neigungen verurſachen nur eine unvollkommene Bewegung in unſrer Seelen, die ihre Ruhe ſtöret, und ſie doch nicht außer ſich ſelbſt ſetzen kan.

Uber die Luſtſpiele.

Was die Comödie anbetrifft, die eine Vorſtellung des gemeinen Lebens ſeyn ſoll, ſo haben wir ſie aus Nachahmung der Spanier zu lauter Liebesgeſchichten angewendet, ohne daß wir bedacht hätten, daß die Alten nur bemühet geweſen, das menſchliche Leben nach der Verſchiedenheit der Gemüther vorzuſtellen, und daß die Spanier ſich nach ihrem Geſchmacke gerichtet, da ſie in ihren liſtigen Händeln, und abentheuerlichen Begebenheiten die Lebensart der Stadt Madrit vorgeſtellet haben. Ich geſtehe zwar, daß dergleichen Werke vor Alters ein weit prächtigeres Anſehen, und mehr Artigkeit gehabt haben können; Doch iſt es mehr den damahligen Zeiten, als einem Verſehen der Verfaßer beyzumeßen. Heute zu Tage weis der gröſte Theil unſerer Poeten, was die Sitten anbelanget, ſo wenig, als man in damahligen Zeiten von Artigkeit wuſte. Man ſollte faſt glauben, es gäbe gar keine Geizhälſe, keine Verſchwender, keine Sanftmüthige und geſellige Leute, keine verdrüßliche und eigenſinnige Köpfe mehr; gleich als ob die Natur ſich verwandelt, und die Menſchen alle dieſe verſchiedene Neigungen abgeleget hätten. Man ſtellet ſie alle nach einerley Muſter vor; die Urſache weis ich nicht: Es müſte denn ſeyn, daß es den Weibern beliebet hätte, daß in gegenwärtigen Zeiten nichts als Liebhaber auf der Welt ſeyn ſollten.

Zwar wollen wir geſtehen, daß die Köpfe der Spanier weit reicher an Erfindungen ſind, als wir. Daher haben wir auch die meiſten Materien aus ihnen genommen, die wir aber mit Zärtlichkeiten und verliebten Geſprächen erfüllet, und ſie ordentlicher, und wahrſcheinlicher vorgetragen haben. Die Urſache davon iſt, daß in Spanien, wo ſich die Weiber faſt niemals ſehen laßen, der Poet alle ſeine Einbildungskraft dran ſtrecken muß, Mittel und Wege zu erfinden, wie er die verliebten Perſonen an einem Orte zuſammen bringen möge. In Frankreich aber, wo ein freyer Umgang eingeführet iſt, muß der Verfaſſer die Schärfe ſeines Verſtandes zu zärtlichen und verliebten Ausdrückungen der Neigungen anwenden.

Ein vornehmes Spaniſches Frauenzimmer las vor einiger Zeit den Roman Cleopatra, und da ſie nach einer langen Erzehlung ſeltſamer Begebenheiten, auf eine zärtliche Unterredung zweyer Verliebten, die von gleicher Neigung waren, verfiel, ſagte ſie: Wie übel hat der Verfaßer ſeine Kunſt hier angewendet! Was nützet ſo vieles Geſchwätze, da ſie einmal beyſammen ſind?

Dieſes iſt die ſchönſte Betrachtung ſo ich mein Tage gehöret habe. Und Calprenede, ob er wohl ein Franzoſe war, hätte doch bedenken ſollen, daß Verliebten, die unter einer größern Sonnenhitze, als die Spanier, gebohren worden, die Worte bey dergleichen Gelegenheiten wenig nützten. Doch würde der gute Geſchmack dieſes Frauenzimmers in unſern gewöhnlichen Liebesgeſchichten nicht angenommen werden, allwo man tauſendmahl von einer Neigung reden muß, die man doch nicht hat; und wo man täglich zum Klagen zuſammen kommt, ehe die Stunde erſcheinet, in welcher man die eingebildete Quaal endigen kan.

Die Precieuſe des Moliere iſt in der Sache ſelbſt eben ſo lächerlich als in den Worten vorgeſtellet; wenn ſie den Roman nicht lieber bey dem Ende faßen will: da es nur darauf ankommt, daß ſie wegen der Heyrath mit ihren Freunden im Ernſte handle. Vor einen Liebhaber aber wäre es keine ungereimte Zärtlichkeit geweſen, wenn er ihre Erklärung, und was in der Ausführung einer Liebesgeſchichte Stufenweiſe folgt, erwartet hätte.

Was die Ordnung und Wahrſcheinlichkeit anbetrifft, darf man ſich nicht wundern, daß man ſie bey den Spaniern weniger als bey den Franzoſen findet. Da die Spanier ihre Art zu lieben von den Mohren gelernet haben, ſo pflegt auch noch immerzu ein Africaniſcher Geſchmack daran zu kleben, welcher andern Völkern fremde vorkommt, und ſo außerordentlich iſt, daß er ſich an keine gewiße Regeln binden läſſet.

Hierzu kommt noch ein alter Eindruck von der herumſchweifenden Ritterſchaft, der allen Spaniern gemein iſt, und die Gemüther der Edlen zu ſolchen Abentheuern antreibet. Das Frauenzimmer, ſauget ihres Ortes, dieſes Gift, von Kindesbeinen an, durch Leſung der Ritterbücher, und durch die Fabelhaften Geſpräche der Weiber, die um ſie ſind, ein. Alſo werden die Gemüther der Perſonen von beyderley Geſchlechte mit einerley Vorſtellungen angefüllet, und die meiſten Mannsperſonen würden einiges Bedenken, ſo ſie ſich über einer verliebten Ausſchweifung machten, vor eine Unempfindlichkeit halten, die ihrer Neigung unanſtändig wäre.

Obſchon die Liebe niemals geſetzte Schranken hält, ſo wollte ich doch ſagen, daß man in Frankreich eben nichts ausſchweifendes verſpüret, ſo wohl was die Art zu lieben, als den gewöhnlichen Erfolg, den ſie zu Wege bringt, anbetrifft. Was man eine edle Neigung nennet, wird kaum der Auslachenswürdigkeit entgehen können. Denn erbare Leute, die andern Sorgen obliegen müßen, ergeben ſich derſelbigen nicht ſo, wie man in der müßigen Lebensart zu Madrit zu thun pflegt, allwo das Lieben die einzige Bemühung iſt.

Zu Paris verbindet uns entweder die Emſigkeit unſeres Hofes zu der Verwaltung eines Amtes: oder, wir ſuchen Beförderung, und alſo überwiegt das Glücke alle Schönheiten an einem Orte, wo es gebräuchlich iſt, daß man das, was man ſich ſelbſt ſchuldig iſt, dem ſo man liebt, vorziehet. Die Weibesperſonen, die ſich hiernach richten müßen, ſind mehr liebreich, als verliebt, jedoch bedienen ſie ſich ſolches liebreichen Weſens, ihre geheimen Händel dadurch auszuführen.

Es ſind wenige, die der Ehrgeiz und Eigennutz nicht treibet. Jeder bedienet ſich des andern zu ſeinem Vortheil, das Frauenzimmer der Liebhaber, die Liebhaber des Frauenzimmers, beyde daß ſie ihren Zweck erlangen mögen.

Zwar miſchet ſich die Liebe jezuweilen unter dieſe eigennützige Gedanken ein, ſelten aber wird ſie den Meiſter ſpielen. Denn die Lebensart, ſo wir unſerer Geſchäfte wegen führen müſſen, lehret uns in den Ergötzlichkeiten Ziel und Maaß halten, oder doch wenigſtens alle Ausſchweifungen vermeiden.

In Spanien lebt man nur, daß man lieben möge. Was man in Frankreich lieben nennet, heißet eigentlich nur von Liebe ſprechen, und die ehrgeizigen Gedanken mit eitlen Liebesbezeugungen vermiſchen.

Betrachtet man dieſen Unterſchied, ſo wird ſich niemand befremden laſſen, daß die Spaniſchen Comödien, ſo nichts als Vorſtellungen ihrer Abentheuer ſind, eben ſo wenig, als dieſe Abentheuer eine gewiſſe Ordnung halten. Man darf ſich auch nicht wundern, daß in der Franzoſen ihren Luſtſpielen, die ſehr wenig von ihrem ten Sitten abweichen, bey Vorſtellung der Liebeshändel diejenigen Abſichten beybehalten werden, die ſie ordentlicher Weiſe bey ihrer Liebe zu haben pflegen. Ich geſtehe zwar, daß die geſunde Vernunft, die allen Ländern in der Welt gemein ſeyn ſoll, gewiſſe Sachen einführet, davon ſich niemand freyſprechen ſoll. Jedoch wird man ſich ſchwerlich entbrechen können, daß man nicht auch der Gewohnheit vieles einräume: da ſelbſt Ariſtoteles in ſeiner Dichtkunſt die Vollkommenheit zuweilen in dem geſucht, was man zu Athen vor das Beſte hielte; und nicht in dem ſo wahrhaftig das Vollkom̃enſte iſt.

Die Comödie genießet nicht mehr Freyheit, als die Geſetze, die, ob ſie ſchon alle auf die Gerechtigkeit gegründet ſeyn müßen, dennoch ihre beſondre Eigenſchaften haben, nachdem die Sitten derer Völker, die ſie gemacht haben, unterſchieden ſind. Wenn man die altväteriſche Art beyzubehalten verbunden iſt, wenn man Helden, die vor zwey tauſend Jahren geſtorben ſind, die gewöhnlichen Kennzeichen beylegen muß, wenn man ſie auf dem Schauplatze vorſtellet. Warum ſollte man ſich nicht nach dem Sinne, und der Gewohnheit der noch lebenden einrichten dürfen, wenn man ihnen dasjenige vor Augen ſtellet, was ſie ſelbſt alle Tage thun. Indeſſen mag der eingeführte Brauch noch ſo viel gelten, ſo behält doch die Vernunft allezeit den Vorzug, doch ſo, daß ihre Regelmäßigkeit nicht allzugezwungen ſey. Denn bey Sachen, die nur gefallen ſollen, dergleichen die Comödien auch ſind, iſt es verdrüßlich, wenn man ſich an eine allzuſtrenge Ordnung bindet, und wenn man ſich gleich anfangs in ſolchen Materien Zwang anthut, wo man nur zu ergetzen ſuchet.

Einige

Einige Fabeln

aus dem franzöſ. des Hn. de la Motte überſetzt

von

Daniel Stoppe.

Der Pelican und die Spinne.

Ein Pelican, der ſchon ſehr lange ſein Leben einſam zugebracht,
Der hatte ſich ſein Neſt ganz unten an einen dürren Baum gemacht.
Hier zog er ſeine Jungen auf, vor die er täglich ſorgen muſte,
Mit denk er auch ganz vergnügt die Zeit ſich zu verkürzk wuſte.
Einſt war kein Futter aufzutreiben, das arme Neſt fieng damals an
Aus Hunger jämerlich zu ſchreyen. Was that der alte Pelican?
Er hatte ſich die eigne Bruſt mit vieler Großmuth aufgerißen,
Und ließ ſein väterliches Blut den Kindern in die Hälſe fließen,
Damit ſie nicht vor Hunger ſtürben. Die Spinne, welche dieſes ſah,
Indem ſie gleich darneben wohnte, ſprach: Was, zum Geyer! machſt du da?
Der Pelican erwiederte: Ich opfre hier mein eignes Leben
Der Wohlfahrt meiner Kinder auf. Denn würd ich ihnen das nicht geben,
So müßten ſie gewiß verſchmachten. Je reitet dich denn gar der Tod?
Du Narr: ſchrie die verdammte Spinne, wie daß du ihnen in der Noth
Mit ſo gar groſſem Schaden hilfſt? O ſchade zehnmahl vor die Kinder?
Wenn man nur ſelbſt im Leben bleibt, das iſt ja einem wohl geſünder,

Als wenn man aus zu großer Liebe den Kindern zu gefallen ſtirbt,
Und ihres Lebens längre Friſten durch ſeinen Untergang erwirbt.
So eine Närrin bin ich nicht. GOtt hat mir Kinder gnug gegeben,
Ich habe deren, wie du ſiehſt, vierhundert wenigſtens im Lebē,
Ich will ſie aber alle freßen, wenn ich das Leben haben ſoll.
So lang dieß Lumpenzeug noch lebet, ſo lange wird mein Tiſch ſtets voll,
Ich aber niemals hungrig ſeyn. Ich will ſo lang an ihnen ſaugen,
Als nur noch was an ihnen iſt. Dem Pelican ward ſchwarz vorn Augen,
Die Sonne ſchien ihm ganz verfinſtert, um, wie wohl ehe dem geſchehn,
Von einem ſo verfluchtē Schmauſe ihr Angeſichte wegzudrehn:
Schweig! ſprach er, Rabenmutter! ſchweig! Schau wie ſich die Natur entſetzet,
Da dein verdammter Appetit ſein eignes Fleiſch und Blut verletzet.
Ich eile meiner Kinder wegen dem Tode viel vergnügter zu:
Als ich wohl niemals lebē würde, weñ ich es machte ſo wie du.

Ihr Fürſten! (wir ſind eure Kinder) ſagt, da ihr eines wählen ſollt,
Ob ihr nicht lieber Pelicane als unſre Spinnen werden wollt!
Wenn Codrus ſeinem Volke half, indem er ins Verderbē rañte,
So ſahe Nero ſeine Luſt als Rom an allen Ecken brannte.
Vollzieht die Wahl, damit wir wiſſen, zu wem ihr euch von beyden zählt.
Erſt lang im Zweifel ſtehen wollen, iſt ſchon ſo gut als ſchlimm gewählt.

Der Spötter.

Auch die Natur liebt die Verändrung. Sie macht die Werke ihrer Hand
Nicht immer über einen Leiſten. Faſt jeder Ort, faſt jedes Land

Hat Thiere von beſondrer Art und von ganz unterſchiednem Weſen,
So wie wir von Virginien in vielen Reiſebüchern leſen.
In dieſem neuentdeckten Orte erſieht man Vögel tauſend ſatt,
Von denen man in unſren Wäldern nichts gleiches aufzuweiſen hat.
Der eine, der hier ſonderlich mit ſchönen bunten Federn pranget,
Hat ſtatt der eignen Melodie das ſpöttiſche Talent erlanget,
Den andern Vögeln nachzuäffen. Früh als der Tag die Nacht verdrang,
Und einſt das ganze Chor der Vögel ſein Morgenlied mit Andacht ſang,
So hört es unſer Iſmael und trillerte nach ſeiner Mode
Den andern Vögeln ſpöttiſch nach u. ärgerte ſie faſt zu tode.
Er zog ſie alle durch die Hechel und keiner blieb unangepackt:
Dem einen fehlt es an der Stimme, dem andern ſprach er, fehlt der Tackt
Ward ein Adagio gemacht, ſo hörte man den Spötter heulen,
Daß einem davon übel ward; u. wenn die Andern ja zuweilen
Ein luſtiges Allegro blieſen, ſo fieng er gar zu raſen an,
Daß auch kein Wind in Dach und Schindeln ſo gar entſetzlich pfeifen kan.
Und kurz, indem der ſchlaue Gaſt den andern pflegte nachzuſingen,
So wuſt er ihrer Melodie das Anſehn völlig beyzubringen,
Als wenn ſie lauter Schweine machten und von der ganzen Sängerey
So wenig als ein Kalb verſtünden. Da nun der Spötter ohne Scheu
Durch ſeinen lahmen Wiederſchall das ganze Chor verächtlich machte,
Daß dieſen Sängern insgeſammt die Ungedult dadurch erwachte:
Sprach einer, der vor alle redte: Wir geben es gar gerne zu,
Wir ſingen freylich nicht zum beſten; allein wie ſchöne ſingſt denn du?

E N D E.

Verzeichniß
derjenigen Schriften, ſo im Nahmen der ganzen Geſellſchaft ans Licht getreten ſind.

I. Die Nachricht von der Deutſchen Geſellſchaft in Leipzig, und ihrer itzigen Verfaſſung.

II. Oden der Deutſchen Geſellſchaft, mit des Herrn de la Motte Abhandlung von der Ode.

III. Der Wettſtreit der Tugenden, und worinnen das gröſte Lob eines Regenten beſtehe; zwo Schriften, ſo im Jahr 1728. die Preiſe der Poeſie und Beredſamkeit davon getragen.

IV. Unterſcheid der Bewunderung und Liebe; und die Großmuth Sr. Königl. Maj. in Pohlen ꝛc. ſo im Jahr 1729. die Preiſe erhalten.

V. Lobrede auf den Geburtstag Sr. Königl. Maj. in Pohlen ꝛc. in der Academiſchen Kirche zu Leipzig gehalten von Carl Heinrich Freyherrn von Sehrr Thoß.

VI. Das Lob der erſten Bekenner der Evangeliſchen Religion, und eine Trauerode auf den verſtorbenen Czaar, welche 1730. den Preis der Poeſie und Beredſamkeit erhalten.

Verzeichniß
derjenigen Schriften, ſo von den Mitgliedern der Geſellſchaft ans Licht getreten ſind.

Der Alte Deutſche.

Der Aſiatiſchen Baniſe andrer Theil, von Joh. Georg Haman.

Der Biedermann, 2. Theile.

Europäiſche Höfe Andrer Theil.

Fontenellens Geſpräche von mehr als einer Welt, Geſpräche der Todten, und von den Orackeln der Heyden, überſetzt von Joh. Chriſt. Gottſched.

Grundriß einer Vernunftmäßigen Redekunſt, von eben demſelben.

Gullivers Reiſen in unbekannte Länder, überſetzt durch Joh. Heinr. Liebers.

Die Hamburger Auszüge von gelehrten Sachen.

Der Hofmannswaldauiſchen Gedichte 7der Theil, von Gottl. Friedr. Wilh. Junker.

Lenfants Vorbereitung, die Bücher N. T. zu leſen, von Joh. Fr. Chriſtoph Erneſti.

Der Madame Lambert Briefe von der Auferziehung aus dem Franzöſiſchen von M. Georg Chr. Wolf.

Das Mährchen von der Tonne, aus dem Engliſchen überſetzt von M. Georg Chriſt. Wolf.

Die Matrone, 2. Theile.

Schwindens Tractat, daß die Hölle in der Sonne ſey, von Joh. Heinr. Liebers.

Senecä Spottgedichte Apocolocyntoſis, aus dem Lateiniſchen überſetzt und mit Anmerkungen von Chriſt. Friedr. Neubur.

Seneca, von der göttlichen Vorſorge, überſetzt von M. Joh. Friedr. May.

Seneca von der Standhaftigkeit, überſetzt von eben demſelben.

Die Tadlerinnen, 2. Theile.

Verſuch einer Critiſchen Dichtkunſt, von Joh. Chriſt. Gottſched.

Der

Deutſchen Geſellſchaft
in Leipzig
Eigene Schrifte
und
Uberſetzungen
in gebundener und ungebundener Schreibar

Durch
Beydes.

Der Andere Theil.

Leipzig 1734.
Verlegts Bernhard Chriſtoph Breitkopf.

STADT-BIBLIOTHEK ZU LEIPZIG

Dem
Durchlauchtigſten Fürſten und Herrn,
HERRN
Ludewig Rudolph,
Regierendem Herzoge zu
Braunſchweig und Lüneburg,

Ihrem gnädigen Herrn
widmet
Dieſe Sammlung ihrer Schriften
die
Deutſche Geſellſchaft in Leipzig.

Durchlauchtigſter Herzog,

Gnädigſter Herr,

Eurer Hochfürſtl. Durchlauchtigkeit erkühnet ſich die Deutſche Geſellſchaft in Leipzig dieſe neue Sammlung ihrer eigenen Schriften und Uberſetzungen in aller Unterthänigkeit zu widmen und zuzueignen: Ob ſie gleich die Ehre nicht hat ſich unter die glückſelige Anzahl der Braunſchweig-Lüneburgiſchen Bürger zu zehlen, oder in den Grenzen dieſer, durch ein ſo preißwürdiges Oberhaupt, beſeligten Herzogthümer zu blühen.

So ſtark iſt die Macht groſſer Eigenſchaften an Durchlauchten Perſonen, daß ſie ſich nicht nur unter gebohrnen Unterthanen, ſondern auch unter fremden Landeskindern, Verehrer und Bewunderer zu erwerben wiſſen. Ludewig der vierzehnte König in Frankreich, dem mehr ſeine edle Liebe zu Künſten und Wiſſenſchaften, als ſeine ſiegreichen aber ungerechten Waffen, den Namen eines Groſſen erworben, war zu ſeiner Zeit ein faſt allgemeiner Augenmerk aller Gelehrten in Europa: Und ſelbſt in Deutſchland iſt mehr als ein Buch ſeinem Namen zugeeignet worden; weil man keinen ſo groſſen Schutzgott der Gelehrſamkeit in den Grenzen unſers Vaterlandes anzutreffen wuſte. Was Wunder iſt es denn, daß auch uns insgeſamt, die herrlichen Verdienſte des Durchlauchtigſten Braunſchweigiſchen Hauſes um die Deutſche Sprache und Dichtkunſt, ſo ſtark in die Augen geleuchtet, daß wir uns genöthiget geſehen der Wahrheit zu weichen, und hiervon ein öffentliches Zeugniß abzulegen.

Es ſchwebet noch ganz Deutſchland in friſchem Andenken, wie zu den geſegneten Zeiten des Durchl. Anton Ulrichs, Eurer Hochfürſtl. Durchl. groſſen

Herrn Vaters, alle Deutſche Muſen an deſſen erleuchtetem Hofe faſt ihre einzige Zuflucht gefunden. Wenn ein Fürſt ſelbſt die Feder in der Hand führet, und ſich als einen Meiſter in der ſchönen Schreibart mit vielen ſiñreichen Werken ans Licht waget: So breitet ein ſo hohes Beyſpiel die Liebe zu den freyen Künſten auf alle ſeine Diener, ja auf ſein ganzes Land aus. Alles will alsdann geiſtreich ſeyn, alles will ſcharfſinnig denken, ſinnreich und angenehm ſchreiben; und der gute Geſchmack nimmt in wenigen Jahren mehr überhand, als wenn ſich hundert Gelehrte zwar Mühe darum geben, aber keinen ſo erlauchten Anführer zum Vorbilde haben. Und dieſes geſchah dazumal in Braunſchweig und Wolfenbüttel: Wie nicht nur der in Salzthal ſo artig angelegte Muſenberg, ſondern auch die unſterblichen Schriften eines ſo Durchlauchten Scribenten, nemlich **Octavia** und **Aramena**, die vollgültigſten Zeugniſſe davon ablegen können.

Wo bleiben noch die vormals in Deutſchland faſt unerhörten Bemühungen, auch die theatraliſche, und ſonderlich die tragiſche Poeſie der Alten und Ausländer, bey uns empor zu bringen? Was hatte wohl Frankreich von ſeinem Corneille und Racine groſſes und edles geſehen, das nicht auf Befehl und Anſtalt dieſes weiſen Herzogs in Deutſcher Sprache auf die Schaubühne gebracht worden wäre? Zum wenigſten iſt die Wolfenbütteliſche die erſte geweſen, darauf ſich die prächtige Melpomene, in einer ihr anſtändigen Majeſtät, Deutſchen Zuſchauern gewieſen: Da man ſich an andern Höfen mehrentheils mit lauter ausländiſchen Poſſenſpielern, und zwar in fremden Sprachen beluſtiget hat, die dem gröſten Theile des Schauplatzes ganz unverſtändlich geweſen.

Wir würden übel thun, wenn wir von dem gottſeligen Herrn Vater Eurer Hochfürſtlichen Durchlauchtigkeit ſo viel Rühmens machten: Dafern es nicht weltkündig wäre, daß Dieſelben, wie an allen groſſen Eigenſchaften eines löblichen Regenten, alſo auch in der Gnade und Huld gegen die Deutſchen Muſen, der würdigſte Nachfolger deſſelben geworden. Welche von den löblichen Anſtalten des Groſſen **Anton Ulrichs** iſt wohl unter dem weiſen Regimente des Durchlauchten **Ludewig Rudolphs** in Abnahme gerathen? Oder welche darvon iſt nicht vielmehr merklich gebeſſert und in gröſſeres Aufnehmen gebracht worden? Welcher von unſeren guten Scribenten in gebundener und ungebundener Rede iſt Eurer Hochfürſtlichen Durchlauchtigkeit unbekannt? Ja welcher Fürſt von Deutſchland hat den Werth und die Verdienſte Derſelben iemals beſſer zu beurtheilen gewußt, als eben Dieſelben?

Wer hat es nicht neulich mit ſonderbarer Bewunderung vernommen, was Eure Hochfürſtliche Durchlauchtigkeit Dero berühmten Helmſtädtiſchen Hohen Schule vor eine Ehre erwieſen? Dieſelben geruhten einer feyerlichen Doctorpromotion daſelbſt gnädigſt beyzuwohnen, und mit Dero Hohen Gegenwart eine Academiſche Solennität anſehnlicher zu machen, die ohne dem durch den erlauchten Grafen von Oettingen ſchon prächtig genug wurde, der ſichs vor keine Schande hielte, die Lehrerwürde in den bürgerlichen Rechten anzunehmen. In Wahrheit, wer aus ſo deutlichen Proben nicht die Gnade Eurer Hochfürſtlichen Durchlauchtigkeit gegen die Gelehrſamkeit überhaupt abnehmen will, der wird wohl durch keine Macht der Wahrheit zum Beyfalle genöthiget werden können?

So vielfältige und wichtige Bewegungsgründe, Durchlauchtigſter

Herzog, haben wir gehabt, gegenwärtige Sammlung Dero Hohem Namen zuzueignen; und dadurch die Nachwelt von unſerer aufrichtigſten Ehrerbiethung vor ein den Muſen ſo theures Haupt, zu überzeugen. Zugleich aber haben wir den ſpäteſten Zeiten hierdurch eine glaubwürdige Nachricht geben müſſen, daß es auch itzo in Deutſchland nicht ganz an gnädigen Schutzherrn der freyen Künſte gemangelt habe, die aus ſelbſt eigener Einſicht und Liebe zu allem was edel und ſchön iſt, den Schutz ihrer Liebhaber und Verehrer übernommen. Wir übergehen alſo mit Vorſatz diejenige beſondre Verbindung, ſo wir durch den Vorſteher unſerer Geſellſchaft, mit den Braunſchweigiſchen Landen haben; als wozu unſre Geſellſchaft vor einigen Jahren den beredten Abt Mosheim aus Helmſtädt erwählet: Weil ſie in ganz Deutſchland kein dazu geſchickters und würdigers Haupt zu finden gewußt, als denjenigen Redner, den Eure Hochfürſtliche Durchlauchtigkeit ſo oft Dero hohen Beyfalls und ſo vielfältiger Gnadenbezeugungen gewürdiget haben.

Es würde uns hier zu weitläuftig fallen, alle übrige groſſe Eigenſchaften und Tugenden Eurer Hochfürſtl. Durchlauchtigkeit mit einer anſtändigen Lobſchrift zu erheben, dadurch ſich Dieſelben von ſo vielen Regenten voriger und itziger Zeiten unterſcheiden. Eine einzige Glückſeligkeit Deroſelben können wir nicht unbewundert und ungeprieſen laſſen, dadurch Eure Hochfürſtl.

Durchl. von Gott beſonders beſeliget worden. Es iſt dieſes Dero Durchlauchtigſte Gemahlin, die unvergleichliche **Chriſtina Luiſe**, dieſes Kleinod des Hohen Braunſchweigiſchen und Oettingiſchen Hauſes; Dieſes wahre Muſter aller an Verſtand und Tugend vollkommenen Damen; Dieſe glückſelige Mutter einer groſſen Kayſerin; Dieſe würdige Großmutter eines leider! allzufrüh verewigten Rußiſchen Kayſers, und andrer Durchlauchten Enkel mehr, die den Glanz des Braunſchweigiſchen Hauſes auf ſpäte Zeiten erhalten und vergröſſern werden. Ein jeder, der ein ſo seltnes Durchlauchtes Paar in der Nähe zu bewundern das Glück hat, welche Ehre vor kurzem etlichen aus unſerm Mittel wiederfahren, der wird mit Vergnügen geſtehen, daß nur ein ſolcher Herzog, einer ſolchen Gemahlin, und nur eine ſolche Fürſtin, eines ſo fürtrefflichen Gemahles würdig ſey.

Der höchſte Beherrſcher der Welt erhalte ein ſo vollkommnes Fürſtenpaar noch auf ſpäte Jahre, in allem erſinnlichen Vergnügen und unverrücktem Hochfürſtlichen Wohlſeyn. Er ſegne alle Dero höchſtweiſe Anſchläge; Er ſtärke Sie an Geiſt und Leib, und überſchütte Sie mit allen Glückſeligkeiten, deren die Häupter der Sterblichen nur immer fähig ſeyn können. Dero Länder müſſen künftig Rednern und Poeten zu Exempeln blühender Staaten dienen, und unter Dero gnädigem Zepter den Gipfel aller irrdiſchen Wohlfahrt erreichen.

Dieſes ſind die brünſtigen Wünſche aller patriotiſch geſinneten Deutſchen; ſonderlich derer, die ſich in das gnädige und huldreiche Andenken ſolcher Durchlauchten Häupter empfehlen, als

Eurer Hochfürſtl. Durchl.

Unſers Gnädigſten Herrn

Leipzig den 3. Oct.
1734.

unterthänigſt gehorſamſte
Diener

**Die ſämmtlichen Mitglieder der
Deutſchen Geſellſchaft
in Leipzig.**

Vor-

Vorrede.

Geneigter und deutſchgeſinnter Leſer

Es ſind nunmehro vier Jahre, daß wir dir den erſten Theil von den eigenen Schriften und Uberſetzungen der Deutſchen Geſellſchaft geliefert haben: Und der gute Abgang derſelben, hat uns verſichert, daß dieſe Art vermiſchter Schriften deinen Beyfall erhalten habe. Dieſes hat uns bewogen, auf einen andern Theil zu denken, den wir dir hiermit liefern und deiner geneigter Beurtheilung unterwerfen.

Wir haben unter dem groſſen Vorrathe von gedruckten und ungedruckten Stücken, die wir in der Zeit von Mitgliedern unſrer Geſellſchaft geſammlet, nur diejenigen erwählet, die allem Anſehen nach deine Aufmerkſamkeit verdienen können, und theils des Inhalts, theils der Ausarbeitung halber würdig ſchienen, dem Untergange entriſſen zu werden. Sind dir viele von denen, die ſchon gedruckt geweſen, ſchon einzeln zu Handen gekommen: So denke, daß ſie andern, die keine Gelegenheit gehabt, derſelben theilhaftig zu werden, noch ganz unbekannt geblieben, und alſo bey ihnen noch die Anmuth der Neuigkeit haben werden. Und wenn es dir ja ekelhaft würde, dasjenige, ſo du ſchon ſonſt geſehen, noch einmal durchzuleſen, welches doch bey guten Sachen ſo leicht nicht geſchieht: So ſchlage es vorbey, und beluſtige dich an denen Stücken, die dir noch neu ſind, welche unfehlbar den größten Theil dieſer Sammlung ausmachen werden.

Der erſte Theil hält ſechs und funfzig Stücke in ſich, darunter der vierte Theil in ungebundener Rede abgefaſſet iſt. Gleichwohl betragen dieſelben nach der Zahl der Blätter, ſo ſie einnehmen, nicht vielweniger, als die dreymal ſtärkere Anzahl der poetiſchen Stücke: Und bloß dieſe Gleichheit zu erhalten, und den Liebhabern der gebundenen und ungebundenen Schreibart gleich gefällig zu werden, hat man dieſes Verhältniß beobachten wollen. Viele von beyden Arten ſind auf hohe Häupter, und vornehme Standesperſonen, viele auf gute Freunde und ſonderlich Mitglieder unſrer Geſellſchaft; viele auch aus eigenem Triebe verfertiget worden. Alle aber werden vermuthlich eine vernünftige Art zu denken, einen regelmäſſigen Ausdruck, und ein ungezwungenes Weſen an ſich zeigen; welches alles bey dem nunmehro ziemlich gebeſſerten Geſchmacke unſrer Landesleute, einer Schrift, die Beyfall und Leſer finden ſoll, faſt unentbehrlich geworden.

Wir haben keine Oden in dieſen erſten Theil mit einrücken wollen, ungeachtet deren in unſerm Vorrathe keine geringe Anzahl vorhanden war. Wir haben ſelbige zu einem andern Theile desjenigen Bandes, den wir bereits vor ſechs Jahren geliefert, aufbehalten, und hoffen ſelbigen gewiß mit ſtärkern Stücken anzufüllen, als der erſte damals in ſich gehalten. Eine einzige Ausnahme von dieſer Regel iſt in Anſehung des Lobes der Gottheit gemacht worden, welches den erſten Theil beſchlieſſet. Der vornehme Herr Verfaſſer derſelben war vor einiger Zeit zum Mitgliede unſrer Geſellſchaft erkläret worden, und weil wir noch nichts anders von ſeiner Arbeit in Händen hatten, als dasjenige, was uns zur Probe von ſeiner Poeſie eingeſandt worden: So konnten wir nicht umhin, unſre Sammlung damit zu zieren; zumal es in ſeiner Art eine groſſe Stärke zeiget, und den Liebhabern geiſtlicher Gedichte darthun wird, daß die heutige verbeſſerte Dichtkunſt, auch eben ſo glücklich zum Lobe Gottes, als zu andern Abſichten angewendet werden könne. Ein paar in der reinen Mundart ungewöhnliche

Ausdrückungen wird man dem Herrn Verfaſſer, in Anſehung der ſchönen Gedanken, die er darinn vorgetragen hat, leicht überſehen: Zumal, ihn die Ausſprache ſeines Vaterlandes gewiſſermaſſen entſchuldigen kan. Wir haben dieſelbe nicht ausbeſſern wollen, weil ſonſt eine Aenderung etlicher Zeilen unvermeidlich geweſen ſeyn würde.

Eine weit gröſſere Urſache um Vergebung zu bitten habe ich ſelbſt vor mich, daß ich mich abermal unterſtanden, ein paar reimloſe Gedichte mit in dieſe Sammlung zu bringen. Ich weis wohl daß ſie wenigen, oder vielleicht gar niemanden gefallen werden; Und noch weniger kan ich mir ſchmeicheln, daß ich viel Nachfolger darinn bekom̃en werde. Indeſſen habe ichs wagen wollen und einen Verſuch gethan, in wie weit man den Ekel der Ohren bey ungereimten Zeilen, durch ein reines Sylbenmaaß, und andre innerliche poetiſche Zierrathe überwinden könne. Ich will hier dasjenige nicht anführen, was ich bereits theils in meiner critiſchen Dichtkunſt, theils in den Beyträgen zur critiſchen Hiſtorie der deutſchen Sprache, Poeſie und Beredſamkeit, zu Vertheidigung dieſer poetiſchen Ketzerey geſaget. Ich überlaſſe mich lediglich dem Urtheile derer, die griechiſche, lateiniſche, italieniſche und engliſche Verſe ohne Reime leſen und ſchön befinden können. Dieſe werden unpartheyiſche Richter abgeben: Ob denn unſre Sprache nur allein ohne die Reime keines Wohlklanges fähig ſey? Nur dieſes habe ich noch hinzuzuſetzen, daß ich in dem erſten reimloſen Stücke mit Fleiß lauter männliche Endungen gebrauchet, um die Jambos ſenarios der Griechen und Lateiner nachzuahmen, die ſich allezeit mit einer langen Sylbe ſchlieſſen. Hernach, daß ich in dem andern Stücke die Endigungen durchgehends weiblich gemacht, weil ich die zärtliche Art der lateiniſchen Hendecaſyllaben gern im deutſchen ausdrücken, und zu dem Ende auch hier lauter eilfſylbigte Verſe brauchen wollte, als welche mir dazu überaus beqvem ſchienen; ob ich gleich das übrige Sylbenmaaß der Lateiner in ſolchen Verſen nicht beobachten konnte.

Wegen des andern Theiles überhaupt habe ich faſt gar nichts zu erinnern. Der geneigte Leſer wird darinn allerley wichtige und ſowohl lehrreiche als anmuthige Stücke aus alten und neuen ausländiſchen Scribenten antreffen. Vermuthlich wird er ſich über keinen Nothzwang beklagen, den unſre Mutterſprache darinn erlitten: Aber in Anſehung deſſen es auch nicht fordern, daß alle Kleinigkeiten des Grundtextes, die oft mit den weitläuftigſten Umſchreibungen in andern Sprachen nicht ausgedrucket werden können, gegeben ſeyn ſollten. Dieſes iſt ein Vorrecht aller Sprachen, daß ihre Originalſchriften etwas verlieren, wenn ſie überſetzet werden. Indeſſen geſchieht doch denen, die nur deutſch verſtehen, ein Gefallen, wenn ſie die Gedanken der Ausländer nur in ſo weit kennen lernen / als ſie ſich deutſch geben laſſen. Diejenigen, ſo griechiſch, lateiniſch oder franzöſiſch verſtehen, behalten den Vorzug, daß ſie aus den Qvellen ſelbſt ſchöpfen, und deſto mehr Süſſigkeit daraus ſchmecken können.

Vielleicht werden ſich einige Leſer wundern, warum man des Cicero Tractätchen von dem Weltgebäude auch überſetzet und hier eingerücket habe? Es iſt dieſes aus vielerley Urſachen geſchehen. Anfänglich wird man daraus erkennen, daß viele Lehren der heutigen Weltweiſen, als zum Exempel, der Satz des zureichenden Grundes, die Lehre, daß die wirklich verhandene Welt, die beſte und vollkomenſte ſeyn, die der Schöpfer hervor zu bringen vermocht; welche von vielen vor neu und unerhört angeſehen werden, ſchon den Alten bekannt geweſen. Hernach aber wird man aus dieſer platoniſchen Weltbetrachtung, wenn man ſie mit den heutigen Lehren unſrer Philoſophen vergleichet, wahrnehmen, wie unvollkommen die Einſicht eines Weltweiſen geweſen, der doch damals und lange hernach der göttliche Plato genennet worden. Diejenigen endlich, die unſre heutige Art zu philoſophiren, der

Dunkelheit beſchuldigen, werden hier allererſt ſehen können, daß auch der beredteſte unter den griechiſchen Weltweiſen noch viel dunkler und unverſtändlicher geſchrieben; indem ſeine Schreibart faſt nicht anders klinget, als die Bücher der Alchymiſten, oder der myſtiſchen Scribenten, z. e. Jacob Böhmens oder Pordätſchens und andrer ſo genannten Theoſophen.

Bey der Virgilianiſchen Ecloge iſt nichts zu erinnern, als daß man dem Leſer erſuchet im Anfange den Namen Melibôus, und nach der fünften Zeile Tytirus darüber zu ſetzen, damit die Dunkelheit dieſes Schäfergedichtes, die ſonſt den Leſer in Verwirrung ſetzen könnte, wegfalle.

Wegen der Ovidianiſchen Fabel dient zu wiſſen, daß dieſes eine Fortſetzung von der im erſten Bande ſchon angefangenen Uberſetzung der Verwandlungen Ovidii iſt, die Herr M. Winkler bey künftiger mehrerer Muſſe ganz hinaus zu führen willens iſt.

Bey der Uberſetzung aus dem Lucan habe ich wieder einen Verſuch in ungereimten Verſen, und zwar von einer neuen Gattung langer trochäiſcher Zeilen, gethan. Es iſt dieſes eine Art, die ſchon Ennius im lateiniſchen verſuchet hat, wie aus folgenden Zeilen zu ſehen iſt, die uns aus einem Lobgedichte auf den africaniſchen Scipio übrig geblieben:

. . Mundus Coeli vaſtus conſtitit ſilentio,
Et Neptunus ſaeuus vndis aſperis pauſam dedit,
Sol equis iter repreſſit vngulis volantibus.
Conſtitere amnes perennes, arbores vento vacant.

Die Urſache, warum ich dieſe Art eben erwählet, iſt dieſe, weil ich verſuchen wollen, ob nicht dieſe Art ſich beſſer zu einem deutſchen Heldengedichte ſchicke, als die ſchlechten jambiſchen, die man nach Art der Griechen und Römer, lieber zu theatraliſchen und kleinen Gedichten allein brauchen ſollte.

Denn da es nicht zu hoffen ſteht, daß man im Deutſchen iemals das alexandriniſche Sylbenmaaß der Lateiner einführen werde, ſo wie die römiſchen Poeten ſolches von den Griechen angenommen: So würde dieſes trochäiſche an pathetiſchem Wohlklange und andern Beqvemlichkeiten mehr, am geſchickteſten ſeyn, ein heroiſches oder epiſches Gedichte darinn abzufaſſen; wenn ſich mit der Zeit ein deutſcher Dichter an ein ſo groſſes Werk wagen ſollte.

Ich habe allezeit meiner eigenen Stücke halber die meiſten Entſchuldigungen vonnöthen: Denn ich muß auch von dem Verſuche der Uberſetzung aus dem reiſenden Cyrus etwas melden. Ich kam vor einiger Zeit auf den Entſchluß, dieſes treffliche Werk ganz in deutſche Verſe zu bringen, wie Neukirch den Telemach überſetzet hat. Nun iſt zwar Ramſays Cyrus eine Fabel von einem Helden; aber gleichwohl nicht nach den rechten Regeln eines Heldengedichtes, die Ariſtoteles und Boſſu gegeben, eingerichtet. Unter andern iſt auch die Zeit, die es in ſich faſſet, viel zu groß, indem er von der Kindheit des Helden anfängt, und bis in ſein 40. Jahr fortfährt. Hernach folgt der Verfaſſer auch gar zu ſehr der Zeitordnung, dadurch ſein Buch ein ganz hiſtoriſches Anſehen bekommt. Dieſen beyden Fehlern abzuhelfen, und dem deutſchen Cyrus ein poetiſcher Anſehen zu geben, bin ich auf die Gedanken gekommen, den Anfang des ganzen Werkes mit dem dritten Buche zu machen, da Cyrus ſchon faſt dreyſſig Jahre alt iſt: So daß die Erzehlung des Poeten dadurch um zwey Drittheil weniger Zeit in ſich begreifet. Die beyden erſten Bücher aber dachte ich in dem Verfolge theils von dem Cyrus ſelbſt, theils von dem Araſpes an beqvemen Orten erzehlen zu laſſen: So wie Virgil den Aeneas bey der Dido die Eroberung der Stadt Troja, und Fenelon den Telemach bey der Calypſo ſeine Egyptiſche Gefangenſchaft, und andre Begebenheiten mehr hat erzehlen laſſen. Damit aber auch ferner nicht der Eingang und die Anruffung eines Heldengedichtes fehlen möchte: So habe ich mir die Freyheit genommen, beydes in den erſten acht Zeilen von dem meinigen voranzuſetzen. Gefällt den Leſern eine ſolche Einrichtung dieſes Werkes: So will ich ſorgen, daß von einer geſchickten poetiſchen Feder, unter meiner Aufſicht, dieſer gemachte Anfang durch das ganze Werk fortgeſetzet werden, und eheſtens ans Licht treten möge; als wozu ſich ſchon ein guter Verleger gefunden.

Die folgenden Stücke von Richard Steelen und die Uberſetzung der ſieben Bußpſalmen werden ſich ſelbſt loben. Das erſte ſtellet uns die beſondern Vorzüge der chriſtlichen Tugend vor der heydniſchen, auf eine ſo edle und lebhafte Art vor Augen; daß man wohl ſehen wird, wie es ſehr wohl angehe: Ein Chriſt und ein vernünftiger Mann zu ſeyn. Die Pſalmen aber werden ſonder Zweifel den Beyfall aller Poeſieverſtändigen finden, und einem jeden Liebhaber geiſtlicher Gedichte den Wunſch abnöthigen, daß man den ganzen Pſalter in einer ſo feurigen, und geiſtreichen Uberſetzung von dem Herrn Verfaſſer leſen könnte. Vielleicht entſchlieſſet ſich derſelbe auf unſer öffentliches Erſuchen der Kirche den Dienſt zu zu thun, und die Andacht und Erbauung dadurch auf eine ſo edle Art zu befördern, als noch von wenigen Liederdichtern geſchehen: Indem es kein Zweifel iſt, daß er dadurch eine Stelle neben Paul Gerharden und Simon Dachen verdienen; Lobwaſſern und Langen aber, die auch den Pſalter in Lieder gebracht, weit hinter ſich zurücke laſſen würde.

Was die beyden Briefe aus dem Alciphron anlangt;

anlangt: So werden ſie vermuthlich nach ſolchen erbaulichen Stücken niemanden zum Aergerniſſe gereichen. Iſt gleich ihr Inhalt verliebt, ſo herrſchet doch keine ſträfliche Liebe darinnen; ſondern eine ſolche, die unter vernünftigen und tugendhaften Perſonen zweyerley Geſchlechts gar wohl ohne Tadel herrſchen kan: Wenn ſie entweder ſchon auf ihr Lebenlang mit einander verbunden ſind; oder ſich doch dergeſtalt verbinden wollen. In dieſen Umſtänden aber iſt Menander und Glycera befindlich geweſen, wie der Inhalt ihrer Briefe ſattſam zeiget: Ueberdem findet man durchgehends zwar zärtliche Worte, aber nicht die geringſte anſtößige und ſchlüpfrige Ausdrückung: So daß auch das ſchamhafteſte Frauenzimmer beyde ohne zu erröthen wird leſen können. Indeſſen werden ſelbige zeigen, daß man vorzeiten in Griechenland die zärtlichen Empfindungen der Liebe, und die artigſten Schmeicheleyen eben ſowohl in ſeiner Gewalt gehabt, als das ſinnreich-höfliche Frankreich im vorigen und itzigen Jahrhunderte uns ſolches in ſeinen Briefen gewieſen hat. Ueberhaupt aber wird man aus allen Worten dieſer Verliebten ſich die edelſte Abbildung von ihren Gemüthern machen müſſen, die aus einer unwandelbaren Treue, und einer aufs höchſte getriebenen Zärtlichkeit, ganz zuſammen geſetzt geweſen zu ſeyn ſcheinen. Sonderlich hat es mir darinn gefallen, daß beyde einander nicht um der Jugend oder bloßen Geſtalt halber, ſondern ihres Verſtandes und Witzes und ihrer angenehmen Sitten halber geliebet haben. In Wahrheit, man muß entweder ſo, wie Menander, oder gar nicht geliebet werden: Und entweder eine ſo ſcharfſinnige und zärtliche Glycera, oder gar niemanden lieben.

Nichts iſt übrig, als daß ich noch ein kurzes Verzeichniß von denjenigen neuen Mitgliedern unſrer Geſellſchaft gebe, die ſeit zweyen Jahren in dieſelbe aufgenommen worden; ſo wie wir in der Vorrede zu den Antritts- und Abſchiedsreden, die damalige Zunahme derſelben bekannt gemacht. Das erſte darunter ausgenommen, ſo ſind alle übrigen unter dem neuen Vorſteher unſrer Geſellſchaft, dem hochberühmten Herrn Abt und Kirchenrath **Mosheim** in die Zahl unſrer Glieder getreten: Und man wird auch aus dem Ruhme und der bekannten Geſchicklichkeit derſelben ſchon ſchlieſſen können, daß uns ein ſo würdiges Haupt bereits die merklichſten Vortheile gebracht. Es ſind aber dieſelben nach der Zeit, wie ſie auf einander gefolget, und ohne einige Abſicht auf ihre übrige Rangordnung folgende:

Herr **Wolf Balthaſar Adolph von Steinwehr**, Eques Pomer. Phil. & Lib. Art. Mag. allhier.

Herr **Johann Gottlieb Krauſe**, Hiſtor. Prof. Publ. Ordin. zu Wittenberg und itziger Zeit Rector Magnificus daſelbſt.

Herr M. **Friedrich Wilhelm Stübner**, der Philoſ. Facultät zu Leipzig Aſſeſſor und der Königl. Preuß. Soc. der Wiſſenſchaft Mitglied.

Herr **George Ernſt von** ⸗ ⸗ ⸗ (ein vornehmer von Adel, der ſeinen Namen noch nicht bekannt gemacht haben will.)

Herr **Chriſtian Andreas Teuber**, Prediger zu Dedeleben im Halberſt. der Königl. Groß-Brittanniſchen und Preuß. Soc. der Wiſſ. Mitglied.

Herr **Joh. Adam Darnmann**, Hochf. Braunſchw. Hof-Diaconus zu Blankenburg.

Herr **Georg Ventzki**, Conrector der Stadtſchule zu Halberſtadt.

Herr **Jacob Friedrich Lamprecht**, J. V. C. aus Hamburg.

Herr M. **Johann Georg Sachſe**, der Churfürſtl. Maynziſchen Hochlöbl. Regierung zu Erfurt ordentl. Adv.

Herr Lic. **Carl Friedrich Drollinger**, Sr. Hochfürſtl. Durchl. zu Baden Hochberg Hofrath.

Herr **Joh. Matthias Kramer**, J. V. Pract. zu Offenbach bey Frankf. am Mayn.

Herr M. **Johann Jacob Spreng**, Prediger der Waldenſiſchen Pflanzſtäte zu Peruſe im Würtenbergiſchen.

Herr **Daniel Schönemann**, Paſtor zu St. Georgen in der Königsſtadt an Berlin.

Herr **Johann Daniel Denſo**, Profeſſor bey dem königlichen Gymnaſio zu Stargard.

Herr **Johann George Poley**, Profeſſor der Philoſ. und Mathematik auf dem Hochfürſtl. Gymnaſio zu Weiſſenfels.

Herr **Heinrich Walther Gerdes**, der H. Schrift Doct. Prediger an der deutſchen Kirche in London, der königl. Großbritt. Soc. der Wiſſenſch. und der Soc. von Fortpfl. des Glaubens Mitglied.

Herr **Johann Balthaſar von Anteſperger**, verſchiedener des H. R. R. Fürſten und Stände Rath und geſchworner Kayſerl. Reichs-Hofraths-Agent.

Herr **Gottfried Behrendt**, Hochadel. Alvenslebenſcher Amtmann und Juſtitiarius zu Eichenbarleben.

Herr M. **Johann Adam Löwe**, Prediger zu Eutra.

Lebe wohl, geneigter Leſer, und bleibe unſern fernern Bemühungen gewogen.

Johann Chriſtoph Gottſched.

Inhalt.

Eigene Schriften.

Freyherrn v. Schrettboß Rede auf den König von Pohlen Bl. 3
Neuburs Red an den König von Engelland Georg II. 14
M. Schellhafers auf die Huldigung des Churfürſten zu Sachſen 15
Prof Gottſcheds Schreiben an den Herz. zu Weiſſenfels 23
von Wengler, ob man aus der Vernunft erkenne, daß man ſeine Feinde lieben ſolle? 27
M. May an den Herzog zu Braunſchweig Ludw. Rudolph 38
Buchka auf das Beylager des Erbprinzen zu Bareuth 39
Lamprecht an den Herzog zu Braunſchweig 54
M Panckens Lobrede auf den Herzog zu Braunſchweig, Aug. Wilhelm 55
= = Gedichte auf denſelben 87
= = Gedichte auf deſſelben Gemahlin 93
M. Mayens Gedächtnißrede auf Herrn Hofrath Mencken 104
= = Elegie an den Herrn Abt Mosheim 116
Prof Gottſcheds Schreiben an Herrn von Seeberg 120
Liebers auf das Abſterben des Herrn von Brück 123
Lamprechts Erweis, daß es beſſer ſey unter einem weiſen und gnädigen Fürſten, als in einer Republik zu leben 128
Prof Gottſched an Herrn M. von Steinwehr 137
M. Hofmann, die freudige Bewillkommung eines treuen Vaters bey der Wiederkunſt ſeines geliebten einigen Sohnes 142
M. Knöcher an ſeine Frau Mutter 146
M. Stübners Gedächtnißrede auf Herrn Hofrath Mencken 151
M. Mayens Elegie an Herrn Hofrath Benemannen 170
Langguth an Herrn von Goldſtein 173
Lamprecht, daß die Poeſie das beſte Mittel ſey, die wahre Weisheit unter den Menſchen fortzupflanzen 176

Erneſti

Erneſti Rede von der höchſtnöthigen Verbindung der Beredſamkeit
mit der Gottesgelahrheit
M. May, der Character einer vernünftigen Liebe zwiſchen 180
Perſonen beyderley Geſchlechts
Junkers Schäfergedichte auf eine Hochzeit 192
M. Winkler auf Herrn Prof. Gottſched 195
M. Mayens Rede zum Andenken Herrn M. Rabners 200
Prof. Gottſcheds Schreiben an Herrn Hofr. Weichmann 205
über den Verluſt ſeiner Frau Schweſter
M. Knöcher auf die Groß- und Demmeliſche Eheverbindung 222
M. Seidels Hirtengedichte auf die Hohmann- und Neuhauſiſche Hochzeit 226
Prof Gottſched, daß man die wahre Beredſamkeit nur in 229
männlichen Jahren recht faſſen und ausüben könne
Frau von Ziegler Klage des Damons über den Verluſt und 236
Abſchied der Phillis.
M. Hofmann auf den Tod Herrn M. Gottwalts 247
M. Winklers Schreiben an Herrn M. Mathesius bey ſeinem Eheverbündniſſe 254
M. von Steinwehrs Glückwünſchungsſchreiben an Herr 258
M. Mitternacht zu ſeiner Eheverbindung
M. Schellhafers Gedanken von der Satyre 263
Prof. Gottſched an Herr M. Schellhafern über den Verluſt 273
ſeiner Jungfer Schweſter
Lamprecht an die Jungfer S. E. B. bey Ubersendung eines 279
Gedichts auf den Kronprinz von Preuſſen
Prof Lotters Glückwunſch bey dem Kunz- und Wildiſchen 282
Hochzeitfeſte
M. Knöchers moral. Gedanken über einen Geizhals 284
M. Langens Trauergedichte auf Herr Bürgermeiſter Roden 294
Langguths erſtes Stück ſeines Narciſſus 299
Frau von Ziegler Geſpräch von der wahren Freundſchaft 304
M. Schellhafers Hochzeitgedichte 308
M. Knöchers Glückwunſch an Herrn M. Steinbachen zu 319
ſeinem 73 Geburtstage
326

M. Schellhafers Lob des Eſels 330
Lamprechts Glückwunſch an Herrn Conr. Damm zu ſeinem Hochzeitfeſte 342
Prof. Gottſcheds Elegie an Herrn M. Mayen über den Tod ſeines Vaters 345
Lamprecht an Herrn Prof. Gottſched 350
M. May bey der Jenich- und Bahrmanniſchen Eheverbindung 353
Hofrath Drollingers Lob der Gottheit 361

Uberſetzungen.

Die Käyſer des Julianus von Prof. Lottern 371
Die vierte Satyre aus dem 1 Buche Horatii von Profeſſor Gottſcheden 424
Des M. Tullius Cicero Buch von der Welt von M. Winklern 431
Die erſte Ecloge des Virgilius von M. Clodius 457
Lucians Abbildung einer vollkommenen Schönheit von Prof. Gottſcheden 461
Die 7 Fabel aus dem 1 Buche der Verwandlungen des Ovidius von M. Winklern 481
M. T. Cicero von der beſten Gattung der Redner von M. von Steinwehr 487
Ein Stück aus dem 9 Buche Lucans von Pr. Gottſcheden 497
Des Herrn Riccoboni Abhandlung von der heutigen Tragödie von M. Mayern 500
Das 8 Schäfergedichte aus dem Fontenelle von Lamprechten 548
Des Herrn von St. Evremond Gedanken von der Oper von M. von Steinwehr 552
Probe einer Uberſetzung aus Ramſays reiſenden Cyrus von Gottſcheden 565
Richard Steelens chriſtlicher Held von Lamprechten 571
Die 7 Bußpſalmen von M. Sprengen 662
Der 3 Brief aus Alciphrons II Buche v. Prof. Gottſched 684

* * *

Der Deutſchen Geſellſchaft in Leipzig Eigne Schriften.

Zweyter Theil.

Rede
# auf das hohe Geburts-Feſt
Herrn Friedrich Auguſts,
Königes in Pohlen, und Churfürſtens
zu Sachſen, ꝛc. ꝛc.
Den 12. May 1730. in der Academ. Kirche zu Leipzig gehalten
im Namen der deutſchen Geſellſchaft
durch
Carl Heinr. Freyh. von Sehrr-Thoß.

Allerdurchlauchtigſter, ꝛc. ꝛc.

Ich weis mehr als zu wohl, daß die unzählichen Bemühungen der geſchickteſten Redner und Poeten, welche bloß das Abſehen gehabt, deine Thaten, Allergroßmächtigſter König, der Ewigkeit zu übergeben, meine noch ungeübte Zunge billig ſchüchtern machen ſollten, durch unvollkommene Ausdrückungen die mir bewußte Schwäche zu verrathen.

Denn ſind jene, da ſie ſich vorgeſetzet, der Welt ein rechtes Meiſterſtück ihrer Kunſt mitzutheilen, zufrieden geweſen, wenn es ihnen geglücket, einen Schattenriß deiner recht Königlichen Tugenden zu verfertigen: Wie wollte denn ich ſo verwegen ſeyn, zu hoffen, daß meine Kräfte zureichen möchten, ihren gelehrten Unternehmungen auch nur in etwas beyzukommen.

Und ließe auch deine weltberühmte Gütigkeit mich ſchon bey gegenwärtigem Unterfangen keinen ganz ungnädigen Blick vermuthen; ſo ſcheinet mich doch auf der andern Seite der Vorwurf abzuſchrecken, wenn vielleicht manche meine allerunterthänigſte Pflicht in ihrem Verſatze zu hemmen ſuchen würden: Warum nicht das an fähigen Gemüthern höchſt fruchtbare Sachſen vor dießmal unter ſeinen Kindern iemand auftreten ließe, welcher mir, als einem Auswärtigen, die Ehre ſtreitig machen könnte, ein demüthiges Opfer zu den Füſſen ſeines großmächtigſten Beherrſchers niederzulegen.

Allein ſo wenig dieſes getreue Land iemals ablaſſen wird, vor dein höchſtes Wohlergehen tauſendfache Seufzer abzuſchicken; So unmöglich fällt es mir, dich, groſſer Auguſtus, und deinen unſterblichen Ruhm, als etwas fremdes zu betrachten.

Denn ob mir gleich keine von deinen glückſeligen Provinzen das Leben geſchenket; ſo verehret dich ja auch Schleſien, als eine der ſtärkſten und wichtigſten Stützen von Deutſchland: Ich will ſagen, als einen der mächtigſten Churfürſten, welchem es ganz eigen iſt, ſeine Gnade und kräftigen Schutz, ſowohl fremde Völker, als ſeine eigene Bürger, genieſſen zu laſſen.

Wie ſollte mich dasjenige anitzt verhindern, daß mich die Geburt dem Zepter des **Allerunüberwindlichſten Carls** unterworfen? Warum ſoll ich mich nicht verpflichtet erachten, deine Majeſtät in allerdemüthigſter Ehrfurcht anzubeten, nachdem beyde Durchlauchtigſte Häuſer, Oeſterreich und Sachſen, durch ein unzertrennliches Freundſchafts-Band; nicht ſo wohl erſt neulich verbunden, als vielmehr aufs kräftigſte befeſtiget worden?

Das unſchätzbare Kleinod aus Oeſterreich, die mit unzählbaren Fürſtlichen Tugenden begabte Tochter des **groſſen Joſephs**; ich meyne diejenige Prinzeßin, welcher Sachſen mit der Zeit einmal ſeine künftige Regenten wird zu danken haben, in deren Durchlauchtigſten Nachkommen ſich das Heldengeblüte beyder Häuſer auf ewig vereinbaret zeigen wird, verbindet beyde Völker zu einem untadelhaften Wettſtreite der zärteſten Liebe, und aller nur erſinnlichen Ehrenbezeigungen.

Jedoch, wenn ich auch dieſen innerlichen Trieb, welchen ich bey mir empfinde, beyſeite ſetzen wollte; ſo befinde ich mich dennoch zu dieſem Unternehmen ſchon genugſam berechtiget und verbunden: Weil ich das Glück habe, die zu meiner künftigen Wohlfahrt dienenden Wiſſenſchaften in dieſem Sächſiſchen Pleiß-Athen einzuſammlen.

Iſt dieſes alles aber noch zu wenig, ſo ſetze ich Schuldigkeit, Geburt und Vaterland beyſeite, und rede hier als ein Bürger dieſes Muſenſitzes; ja ſonderlich als ein Mitglied der allhier befindlichen deutſchen Geſellſchaft.

Und eben dieſe allerunterthänigſte Geſellſchaft iſt es, welcher dein höchſtes Geburtsfeſt, ſo am heutigen Tage ein allgemeines Frolocken erwecket, viel zu herrlich geſchienen, als daß ſie ſolches durch ein undankbares Stillſchweigen entheiligen ſollte. Denn wie ſelbi ge ſchon etliche Jahre her, dieſen ſo groſſen Tag, in der Stille, und vor ſich alleine gefeyert; indem an demſelben ihre Mitglieder untereinander geſtritten, wer ihren Schutzgott am geſchickteſten erheben und loben könne: Alſo hat es ſelbiger dießmal gefallen, ſich öffentlich meiner Worte zu bedienen, und alſo die Meynung ihrer Herzen, ſamt den heiſſeſten Wünſchen ihrer Seelen durch mich kund zu machen.

Und ob man ſich wohl nicht entbrechen kan, zu bekennen, daß die gelehrten Societäten, worauf auswärtige Reiche und Länder ſo hochmüthig worden, unſerm geringen Orden, darinn bey weitem überlegen geweſen, daß ſie Gnade vor ihren Landes-Herren gefunden: So iſt doch die Begierde, ſie an unterthänigſter Verehrung deines unſterblichen Ruhms zu übertreffen, bey uns um ſo viel gröſſer, ie höhere Vortrefflichkeiten man bey deiner höchſtweiſen und glücklichen Regierung beſtändig zu bewundern bekommen hat.

Hat es jenen bisweilen Mühe genug gekoſtet, zu verſuchen, wie weit es menſchlichen Kräften möglich ſey, einem Geſalbten zu Ehren, Triumphe, Verdienſte und Tugenden zu erdichten; hat ſo gar Erzt und Marmor herhalten müſſen, die offenbarſten Schmeicheleyen zu verewigen; ja hat man faſt ganze Lorbeerwälder kahl gemacht, um die Eitelkeit ehrgeiziger Fürſten zu vergnügen: So reden gegentheils die im Seegen blühenden Länder, die Sicherheit deiner Grenzen, das Wachsthum der Wiſſenſchaften, die bezwungenen Feinde, die Eiferſucht der höchſten Häupter, dich zu ihrem Bundsverwandten zu erhalten, ja das ganze itzt herrſchende Europa, weit kräftiger von deinen ungemeinen Eigenſchaften: als ſich irgend die ſchwülſtige Einbildung eines ſchmeichelnden Redners oder Dichters vorzuſtellen, und mit weit geſuchten oder erborgten Lobes-Erhebungen auszudrücken weis.

Hier iſt es nicht nöthig gleichſam die Grüfte römiſcher und griechiſcher Helden zu ſtürmen, und durch Vergleichung ihrer Thaten mit den deinigen Deinem Ruhme einen gröſſern Zuſatz zu geben.

Denn zu geſchweigen, daß Blutdurſt und Verwegenheit öfters an ihren Siegen den gröſten Antheil gehabt; ſo würden wir uns noch an der geheiligten Aſche Deiner allertapferſten Väter verſündigen, wenn wir, durch Erhebung verkappter Laſter, ihrer auf Dich fortgepflanzten Groſsmuth zu nahe treten wollten.

Wir erinnern uns mehr als zu wohl, wie der ſonſt gewöhnliche Schluß, daß die Ehre durchlauchter Vorfahren zugleich mit den Provinzen auf die Nachkommen gebracht werde, öfters durch eine wiedrige Erfahrung ſehr zweifelhaft gemacht worden.

Bey Dir aber, **großmächtigſter Monarch**, hat man ſo wenig Urſache, ſich erſt darauf zu beruffen, da Deine majeſtätiſche Vollkommenheit auch unter den Unbekannten ein tiefes Nachſinnen erwecket: Welchem Fürſten ein ſolches Wunder der Zeit, Blut und Leben zu danken habe? Frankreich und die Ottomanniſche Pforte werden nimmermehr Deines Urſprunges vergeſſen; wenigſtens erneuert der Anblick der empfangenen Wunden das an ſich ſchon unauslöſchliche Andenken des durchlauchtigſten Churfürſten, Johann Georgs es dritten. So gar das kayſerliche Wien erkennet ieſen heldenmüthigen Fürſten vor ſeinen Erretter, eſſen unſchätzbare Verdienſte, in den Herzen getreuer atrioten niemals erſterben werden; ob er gleich ſelbſt, (vielleicht weil die Welt ſeiner nicht werth geweſen) derſelben ſchon längſt entriſſen worden.

Ja der Rhein, der Mayn und die Donau werden eher ihren Lauf verlaſſen, ehe die von dieſem Helden abgelegten Proben eines unüberwindlichen Muthes und einer hocherleuchteten Einſicht, in das Grab der Vergeſſenheit verſinken werden.

Pflegen ſich nun die edelſten Seelen ſtets die vollkommenſten Muſter zur Nachahmung auszuleſen; ſo muſte ſich die Welt von Deinen künftigen Unternehmungen nothwendig etwas auſſerordentliches verſprechen: Da Du unter einem ſo groſſen Vater das Schulrecht in der Kriegskunſt gelernet, und bereits in zarter Jugend nicht gemeine Merkmale derjeingen Tapferkeit blicken laſſen, von welcher dermaleinſt, nebſt ſo vielen andern Gegenden, das Gefilde um Temeswar und Stralſund erſchallen ſollte.

Ich laſſe es dahin geſtellet ſeyn, wie weit diejenigen Recht haben, welche den Helden-Namen vor ein Kleinod halten, wornach man erſt über etliche tauſend Leichen ſteigen müſte. Genug, Deine Gnade, welche weit gröſſer iſt, als ein Sterblicher mit ſeinen Gedanken ſie zu begreifen vermag, hat keinen zur Leiche werden laſſen, als der ſich durch eigenen Wahnwitz des Lebens unwürdig gemachet hatte.

Ja auch in ſolchen Fällen hielte ſichs Deine Langmuth unzähliche mal vor rühmlicher, bey den verwegenſten Verräthern, lieber durch Sammlung feuriger Kohlen, auf ihr bereits verwirktes Haupt, einen redlichen Liebesbrand zu erregen, als den ſo rechtmäſſig erhaltenen Thron auf mürbe Todtenknochen zu gründen.

Die Demuth ziehet uns den Vorhang vors Geſichte, ke, und verhindert uns ſolchergeſtalt die weiſeſten Rathſchläge einzuſehen, womit Dein Königliches Herz vor die Wohlfahrt der getreueſten Unterthanen beſorget geweſen.

Denn eben darinnen ſind die Verrichtungen Durchlauchter Häupter einer Uhr zu vergleichen, deren Richtigkeit zwar durch den Zeiger bemerket wird, ob ſchon die künſtlichen Räder, wovon dieſer ſeine Bewegung erhält, den Augen verborgen ſind.

Wie manche Gefahr iſt durch Deine unermüdete Wachſamkeit in der Geburt erſticket! Wie viele feindliche Anſchläge ſind nicht hintertrieben worden, da deine kluge Vorſicht allen Wiedriggeſinnten die Kraft zu ſchaden benommen hat. Und wie oft hat diejenige Kette zum Friedensbande werden müſſen, welche andre geſchmiedet hatten, Deine Unterthanen damit in die Sclaverey zu ſetzen.

Ja das ungemein prächtige Lager, worzu ſich Dein zahlreiches Kriegesheer noch jetzo rüſtet, kan hoffentlich Zeugniſſes genug ſeyn, wie weit die Schläfrigkeit zaghafter Fürſten von Deiner Seelen entfernet geblieben.

Du zeigeſt durch daſſelbe fremden Völkern, ſo wohl die Schätze Deines Landes, als auch die Geſchicklichkeit Deiner tapfern Soldaten; ja Du zeigeſt Dich ſchon bereit, das von allen Enden aufgeforderte Deutſchland auf den Kampfplatz ſeiner allezeit ſiegenden Waffen zu begleiten.

Giebt es gewiſſe Völker, welche die Armuth ihres Vaterlandes nöthiget, unter dem Vorwande des Krieges, an den Reichthümern ihrer Nachbarn zu Räubern zu werden: So wachſen hingegen Deine in Glück und Seegen ſtehende Länder um ſo viel mehr und herrlicher, ie länger des Janus Tempel bisher verſchloſſen geweſen.

Ja wenn auch ein ſtrafbarer Undank alle Gelehrten und Künſtler Deines Landes auf einmal ſtumm machen ſollte, Deine höchſtpreisliche Verdienſte in Beförderung nützlicher Künſte zu erzählen: So wird doch das entlegene Rußland nimmermehr Deine Ehre verſchweigen; als welches aus der baldigen Veränderung ſeiner vorigen Barbarey, in eine recht vernünftige Lebensart, zur Gnüge erkennen können, was Peter der Große an Dir vor einen klugen Lehrmeiſter gehabt haben müſſe.

So lebhaft der ſtaatskluge Fenelon, von welchem man die Reiſen das Telemachs erhalten hat, von dem Fleiſſe zu dichten weis, womit die neuen Unterthanen des Idomeneus bey Erbauung ihrer Stadt beſchäftiget geweſen: So viel würde doch ſelbiger an der Unvollkommenheit ſeiner Beſchreibung auszubeſſern finden, wenn er die muntere Hurtigkeit betrachten ſollte, womit ſich Deine Bürger bemühen, den Befehl ihres **allergnädigſten Fürſten**, nicht nur in der Gegend des berühmten Dreßdens, ſondern durch das ganze Land überhaupt, durch Aufbauung der prächtigſten Palläſte ins Werk zu richten.

Die landesväterliche Vorſorge, durch dergleichen koſtbare Veranſtaltungen nothdürftige Unterthanen zu erhalten, hat ohne Zweifel daran den gröſten Antheil gehabt.

Zumal, da das geſeegnete Meiſſen nicht erſt nöthig hat, zu deren Auszierung, Venedig und Numidien um ihren Marmor anzuſprechen, ſondern vor ſich ſchon vermögend iſt, ihre Pracht eben dadurch noch herrlicher zu machen, weil alles von ihm ſelbſt hervor gebracht worden.

Muß man das nicht mit gröſter Verwunderung anſehen, wenn europäiſche Länder, Deinen ſo wohl eingerichteten Hof vor eine hohe Schule anſehen, auf welcher der Kern ihres Adels die gröſte Staatskunſt begreiſen kan; da auch das entfernete Perſien ſich Mühe gegeben hat, durch eine anſehnliche Geſandſchaft den Purpurſaum eines **ſo weiſen Königes** zu küſſen.

So hat denn das mächtige Sarmatien ein ſattſames Recht, ſich unter dem Zepter ſeines groſſen Königes höchſt glückſelig zu ſchätzen. Da deſſen Anſehn unter der ſächſiſchen Raute ſo herrlich gewachſen: So lebet das getreueſte Churfürſtenthum in der ſtilleſten Zufriedenheit, weil es das Herz ſeines ſiegreichen Fürſten zur ſtärckſten Vormauer hat.

Nur der Neid, welcher Dir ſelbſt nicht beyzukommen vermag, ſchrecket beyde mit einem einigen Worte, das iſt, mit der Sterblichkeit.

Stimmete der Himmel unſern unterthänigſten Wünſchen bey; ſo würde dein allertheuerſtes Leben eben ſo wenig von einigem Ende wiſſen, als der Preis und das unſterbliche Andenken Deiner unvergleichlichen Thaten, worüber noch die dankbare Nachwelt ſich vergnügen wird.

Allein, da der einmal eingeführte Lauf der abnehmenden Natur eben dadurch ſeine Gewalt ſehen läßt, wenn er ſich die mächtigſten Provinzen unterwürfig machet; So lebet doch wenigſtens keine redliche Seele in Pohlen und Sachſen, welche nicht den Allerhöchſten bey ehrerbietigſter Betrachtung der ihnen durch Dich wiederfahrnen Wolthaten, um ein noch gröſſeres Wunder

der anrufen ſollte, als etwan ehemals durch den Zeiger Ahas bedeutet worden.

Jederman wird mir beypflichten, wenn ich frey bekenne, daß zu Ausübung dieſer Schuldigkeit keine angenehmere und erfreutere Zeit erſcheinen könne, als der heutige Tag.

Diejenigen, welche vorgeben, die Welt ſey im Monat May geſchaffen worden, mögen ſehen, mit was vor Gründen ſie ihre Meynung behaupten wollen. Genug, der zwölfte May wird in ganz Europa vor einen Schöpfungstag gehalten, da die Gnade des groſſen Weltbeherrſchers durch Dich, **Großmächtigſter König**, an das Firmament ſeines Fürſtenhimmels ſo eine Sonne geſetzet, welche durch ihren gütigen Einfluß nunmehro ſchon ſechzig Jahre zu jedermanns Vergnügen und Bewunderung, dem ganzen Lande ſowohl Glanz als Nahrung und Kräfte verliehen hat.

Und obwohl vor einiger Zeit eine ſchmerzhafte Krankheit uns deren Untergang befürchten ließ; ſo erwieß doch der glückliche Ausgang, wie die göttliche Vorſehung an dem allgemeinen Leidweſen aller Unterthanen, Dir, als ihrem allergütigſten Vater, nur zeigen wollen, wie unſchätzbar allen Ständen und Ländern Dein koſtbares Leben ſey, und was vor unausſprechlicher Jammer alle und jede betreffen würde, wenn ſie durch den tödtlichen Hintritt ihres Beſchützers zu Wäyſen werden ſollten.

Voritzo aber ſetzen die erfreuten Gemüther Furcht und Traurigkeit beyſeite, und ſind begierig, von Deinem hohen königlichen Hauſe zu lernen, wie ein inbrünſtiger Wunſch gebührend abzufaſſen ſey. Was vor vergnügte Minen beobachtet nicht die angeflammte Ehrfurcht an dem Erben Deines Namens und Throns, der einzigen Hoffnung Deiner Länder, dem Muſter vollkommener Fürſten, dem durchlauchtigſten Kron- und Chur-Prinzen **Friedrich Auguſt**? Wie willig leiſtet nicht die zärtlichſte Liebe der preiswürdigſten **Maria Joſepha** ihrem höchſtgeliebteſten Gemahl, in [illegible]zeugung der innerſten Freude, Geſellſchaft? Und das unſchuldige Ergetzen des durchlauchtigſten Prinzen, **Chriſtian Leopolds**, über das höchſte Wohlergehen Seines **Allergnädigſten Herrn Groß-Vaters**, iſt vermögend, bey den Anſchauenden Thränen zu erwecken.

Allerſeits **Durchlauchtigſte Herren Vettern** wünſchen nichts ſo ſehnlich, als das lange Leben des **großmächtigſten Hauptes** von dem Sächſiſchen Heldenſtamme.

Die reichen Feyerkleider, womit der ſo zahlreiche Hof die Hoheit des Königlichen Geburtsfeſtes verherrlichet, erregen das Frolocken der jauchzenden Bürger noch mehr, und die Heftigkeit der frölichen Gemüths-Bewegung läßt keinem zu, viele Worte zu machen, ſondern die wenigen Sylben: **Lange lebe der König!** ſcheinen ihm genug zu ſeyn, alle Arten ihrer Glückſeligkeit auf einmal zu begehren.

Nun ſo lebe denn, Groſſer **König**, und beſtrale Dein weitläuftiges Reich, getreueſtes Churfürſtenthum, und alle darinne blühende Geſellſchaften von Gelehrten und Ungelehrten, bis in das ſpäte Alter, mit Deiner beſtändigen Gnade. Erſcheine du, vergnügter Tag, deſſen Andenken wir heute begehen, noch öfters; aber jedesmal mit neuem Seegen und Glücke. Laß aber auch, **O Allerhöchſte Majeſtät**, die Seufzer, welche itzo gen Himmel ſteigen, die Wolken durchdringen, und kröne das tauſendfache Flehen ſo vieler brünſtigen Lippen, durch ein kräftiges Ja!

Wie nun unſere Deutſche Geſellſchaft dieſen Wünſchen in allem mit tiefeſter Demuth beypflichtet, als wirſt ſich ſelbige noch zum Beſchluſſe vor Deinen hohen Thron, in a[illegible]gehorſamſter Unterthänigkeit nieder: Und da ſie nichts mehr ſuchet und wünſchet, als in ihren redlichen Abſichten Deines mächtigen Schutzes zu genieſſen, ſo erwartet ſie bey dem jetzigen Schattenwerke ihren künftigen Glanz aus Deinem unſterblichen Namen.

✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡

An
Herrn Georg den Andern,
König von Groß-Brittannien, ꝛc.
Bey Dero Gegenwart in Göttingen
im Namen der Stadt verfaſſet

von

Friedrich Chriſt. Neubur.

Großmächtigſter Monarch!
den beyde Hemiſpheren,
Der alt-und neuen Welt bewundern und verehren,
Nimm gnädigſt an die Pflicht von deiner treuen Stadt,
Die heut zum erſten mal dein Glanz beſtralet hat.

Dein Glanz, der alles Leid wie Duſt und Rauch zerſtiebet,
Der Groß-Brittannien und Deutſchland Leben giebet.
Der auch von fern dein Volk beſeelet und erquickt,
Nun aber in der Näh uns auſſer uns entzückt.
Dich ſehen wir erfreut anitzt in unſern Mauren,
Nur ſchmerzt uns, daß dieß Glück nicht länger ſolle dauren,
Und daß dein Licht ſo ſehr dem Licht der Sonnen gleicht,
Daß es ſich nicht verweilt und gar zu ſchnell entweicht.
Wir legen Haupt und Herz in Demuth vor dir nieder,
Und bitten, komme bald, o unſre Sonne, wieder!
Wirf künftig auch entfernt, ſtets deinen Gnadenblick
Auf Rath und Bürgerſchaft, auf Kirch und Schul zurück.
Der Höchſte kröne dich mit Glück und langem Leben,
Daß dir wir ofte noch der Treue Zeichen geben.
Wir ätzen dieſen Tag in Stahl und Marmor ein,
Und er ſoll unſrer Stadt Gedenk- und Dank-Tag ſeyn.

* * *

Seiner Königl. Hoheit und Churſt. Durchlauchtigkeit

Friedrich Auguſt dem Andern,

nach empfangener Huldigung zu Leipzig

von

M. Heinr. Gottlieb Schellhafer, Lipſ.

Verzagte Muſe ſchweig; ſtell allen Zweifel ein,
Als könnte nicht ein Fürſt auch Liedern günſtig ſeyn;
Als würde jener Thon, der ſonſt die Herzen zwinget,
Zu ſchwach, ſo bald er ſich bis zu dem Fürſten ſchwinget.

Zwar denkt ein hohes Haupt nicht wie ein blöder Geiſt,
Der Gläſer Diamant; und Kerzen Sonnen heiſt;
Aus Menſchen Götter macht; aus Künſten Wunderwerke:
Nein, was ein Fürſt erhebt, mißt er nach ſeiner Stärke.
Da wohnt die Weisheit nicht, wo nur ein Grüblen wohnt;
Da iſt ihr wahrer Sitz, wo Fürſt und König thront,
Der den erhabnen Stuhl deswegen nur beſtiegen,
Um alles zu beſehn, um alles zu vergnügen.
Die Dichtkunſt darf zugleich an dieſem Orte ſtehn:
Weil Edle nur den Tand, das edle nicht verſchmähn.
Dann iſt ſie nur verhaßt, wenn ſie mit bunten Flecken,
Um ſchön und groß zu ſeyn, die Blöße ſucht zu decken;
Wenn ſie vor Hunger ſingt, bald lobt, bald wieder ſchilt,
Nachdem ihr Freund und Feind die leeren Hände füllt;
Wenn ſie ſich unverſchämt an hohe Häupter waget,
Nicht, weil ſie etwas denkt, bloß, weil ſie etwas ſaget;
Wenn nur die Schmeicheley die freche Feder führt,
Und andre rühren will, da ſie doch gar nichts rührt.
Ein Fürſt, den Tugenden vom Pöbel unterſcheiden,
Iſt nur der Wahrheit hold; kan keine Schmeichler leiden.
Hingegen wenn die Schrift ergötzt, indem ſie nützt,
Der Laſter Thorheit ſtraft, die Tugend unterſtützt,
Die Wahrheit lieblich macht, und unter fremden Bildern
Die Leſer unvermerkt, doch glücklich weis zu ſchildern;
Wenn der gelungne Witz, der niemals untergeht,
Durch den erhaltnen Ruhm der Helden Lob erhöht;
Wenn Maro, deſſen Kiel der Welt ein Muſter ſchreibet,
Den Helden, den er lobt, der Nachwelt einverleibet;
Wenn des Homerus Geiſt, was man ſonſt kaum gedacht,
Der Griechen Tapferkeit noch itzt zum Wunder macht;
Wenn unſre Muſenſchaar durch wohlgerathne Schriften
Dem Auguſt dieſer Zeit ein Denkmahl ſucht zu ſtiften;

Wenn ſie die Thränen zählt, die Sachſen itzt vergießt;
Den groſſen **Churfürſt** zeigt, der jenes Leid verſüßt:
Dann iſt der Dichterkranz ein Ruhm, kein eitler Name,
Der Thorheit Gegengift, der Tugend ächter Saame.
Und ſolche Schriften nimmt die Hand des Fürſten an,
Weil, was die Tugend zeugt, ein Fürſt nicht haſſen kan.
Herr, meine Muſe fällt zu Deinen Füſſen nieder:
Sie zollt, was ſie beſitzt, ſie wiedmet treue Lieder.
Die Wahrheit iſt ihr Schmuck; ſie flieht der Wörter Pracht,
Wodurch der Dichter ſich, den Held nicht, größer macht.
Sie will allein auf Dich die freyen Blicke lenken;
Sie zwingt den Ausdruck nicht; ſie hat zu viel zu denken.
Die Ehrfurcht, die kein Spiel mit leeren Worten treibt,
Erzählt genug von Dir, wenn ſie die Wahrheit ſchreibt.
Dich, Herr, erweg ich nur. Ich ruffe keine Götter
Zu meinem Beyſtand an. Die Dir geweyhten Blätter
Beſchmitzt kein ſolcher Tand, der nur den Zwang entdeckt,
Womit man durch die Kunſt ſelbſt die Natur verſteckt.
Die Kunſt kan nur den Schein und nicht das Weſen geben,
Folgt ſie nicht der Natur, ſo fehlt ihr Kraft und Leben.
Wenn mir alſo durch Dich ein feurig Lied gelingt,
So iſts, weil die Natur von Deiner Hoheit ſingt.
Ach dürfte doch mein Kiel den Jammer nicht entdecken!
Da ein vorher noch nie ſo ſchnell entſtandnes Schrecken
Die Sachſen überfiel: Da das beſtürzte Land
Vor Wehmuth alles ſprach, und dennoch mehr empfand,
Als uns der Tod den Herrn und auch den **Vater** raubte;
Als man die Noth erfuhr, u. doch vor Schmerz nicht glaubte.
Wie, wenn bey heitrer Luft, da alles ſcherzt und lacht,
Der durch den ſchnellen Blitz getrennte Himmel kracht,
Der, der es ſelbſt gehört, den andern zitternd fraget,
Und der, was er geſehn, dennoch mit Zweifel ſaget;

So war es, als die Poſt in unſre Ohren drang,
Die uns zwar leicht erſchreckt; doch ſchwer zum Glauben zwang.
Herr, damals wandten wir auf Dich die ſtarren Blicke:
Wir fragten Dich um Rath; wir wollten das Geſchicke
Aus Deinen Augen ſehn. Kaum brach Dein Ach herfür,
So klagte jederman; denn jeder glaubte Dir.
Was Dich als Haupt betrifft, das rührt die andern Glieder,
Du beugſt ſie, wenn Du klagſt, und Du erhebſt ſie wieder.
Der rühmt Dich niemals recht, wer dieſen Schmerz verſchweigt,
Der Dich als einen Sohn, der Welt zum Muſter zeigt.
Die Wahrheit, die von Dir den Abriß ſucht zu geben,
Denkt ſtets zu Deinem Ruhm an Deines Vaters Leben.
Als **Friedrich Auguſt** ſtarb, ſo fiel der groſſe Held,
Der nicht nur ſeinem Volk, vielmehr der ganzen Welt,
Die gute Sitten liebt, zum Wohlſeyn war gebohren.
Ihn mißt nicht nur ſein Land: Die Welt hat Ihn verlohren.
Der Geiſt, der auf den Grund erhabner Weisheit drang;
Die Tugend, die den Feind ſie zu verehren zwang;
Die Fauſt, die anders nicht, als nur gezwungen kriegte,
Nur für der Länder Wohl, und nicht aus Ehrſucht ſiegte;
Die Hand, die nichts empfing, was ſie nicht wieder gab;
Der mit des Zepters Laſt verknüpfte Fürſtenſtab;
Der Mund, der faſt noch mehr, als wie man bath, ertheilte;
Beym ſtrafen langſam ſprach, und bey der Wohlthat eilte;
Die Pracht, die durch den Ruff den Fremden an ſich zog,
Und doch, was er gehört, bey weitem überwog;
Die werden in der Welt ein ewig Wunder bleiben.
Wer Helden rühmen will, wird dieſen Helden ſchreiben.
Herr, dieſem folgſt du nach. Du erbſt von Ihm das Reich;
Doch das erhebt Dich nur: Die Tugend macht Dich gleich.

Du biſt der, der Er war. Das Churſchwerdt, das Er führte,
Iſt noch in Deiner Hand, als wenn Er ſelbſt regierte.
Es klagt der Unterthan. Doch wenn er den Verluſt
In etwas zeigen will: So iſt ihm nichts bewuſt.
Oft wird des Fürſten Ruhm dem, der ihm folgt, zur Bürde.
Es eh[illegible] der Unterthan nur die erlangte Würde,
Nicht ihn, ob Er gleich groß, doch dem nicht ähnlich iſt,
Nach deſſen hoher Kraft man ſeine Thaten mißt.
Dir wird die Laſt zum Ruhm; indem man Dich vergleichet,
So ſieht man, wie Dein Glanz den höchſten Grad erreichet.
Das aufgegangne Licht gleicht dem, das untergeht:
Nur daß das letzte nicht am erſten Orte ſteht.
Wer jenen **Auguſt** rühmt, rühmt dieſes **Auguſts** Stärke:
Denn Deine Thaten ſind des groſſen Vaters Werke.
Herr, lenke Deinen Blick auf Dein getreues Land;
Erwege ſeinen Flor. Sieh, wie der Ritterſtand
Den Adel ſo erhält, als wie er ihn erlanget;
Nicht nur die Ahnen zählt; mit ihrer Tugend pranget.
Auf den lehnt ſich Dein Arm: Die Weisheit giebt Dir Rath,
Und Klugheit, Muth und Fleiß wirkt und vollbringt die That.
Doch, alles was geſchieht, kömmt bloß von Deinem Willen:
Das gute wird vollbracht, um dieſen zu erfüllen.
Der Muſen muntre Schaar macht, daß der Elbe Strand
Der Griechen Ufer gleicht. Die Pleiße wird bekannt,
Trägt ſie gleich keine Laſt; bloß weil in ihren Linden
Die Muſen ihre Luſt bey ihrer Nahrung finden.
Was ſonſt der Römer Witz, was Griechenland erdacht;
Womit ſich Frankreich bleht; was Welſchland groß gemacht;
Der Deutſchen Fleiß erforſcht; was Engelland erfunden,
Wird hier gelehrt, und noch mit eignem Witz verbunden.
Was ſonſt den Preis erhält, heißt hier nur eine Pflicht;
Man lobt, indem man ſchweigt, und nicht von Fehlern ſpricht.

Was ſonſt ein Wunder heißt, nennt man hier wohlgerathen,
Und Schriften voller Witz ſind nur gemeine Thaten.
So wird die Wiſſenſchaft, die man nicht blindlings ehrt,
Durch ihre Tadler groß, geprüft, geſchärft, vermehrt.
Kein blindes Vorurtheil verführt die ſichre Jugend:
Man beſſert den Verſtand, und übt ſich in der Tugend.
Uns prägte dieſen Trieb Dein groſſer Vater ein;
Denn jeder wollte ſo, wie Er, vollkommen ſeyn:
Und itzo ſehn wir Dich, Herr, ſo wie Ihn regieren,
Uns wird Dein hoher Geiſt auf gleichen Wegen führen.
  Doch wenn die Wiſſenſchaft ſich nur an ſich ergetzt;
Und den gelehrten Mund mit nichts, als Waſſer netzt;
Viel weis, und wenig kan; mehr Ruhm, als Brodt erwirbet;
Sich vor unſterblich hält, und doch vor Hunger ſtirbet:
Dabey beſteht kein Staat; davor erſchrickt kein Feind,
Und Sätze ſonder Kraft erwerben keinen Freund.
Der Staat erfordert mehr. Soll er die Wahrheit finden:
So muß die Wiſſenſchaft ſich mit der Macht verbinden.
Und die erlangt ein Land, wo kluger Handel blüht,
Der, was dem Lande fehlt, aus andern Gränzen zieht;
Den eignen Uberfluß mit Vortheil andern giebet,
Und ſich am meiſten liebt, wenn er den Fremden liebet;
Durch Klugheit an ſich lockt, ernährt, und unterſtützt;
Ihm einen Vortheil gönnt, den er gedoppelt nützt.
Das iſt der Weiſen Stein. Denn wo die Vorſicht handelt,
Wird ohne Rauch und Dampf das Gut in Gold verwandelt.
Es wird nächſt dem, daß ſich der Handelsmann ernährt,
Und ſeine Kaſten füllt, des Fürſten Schatz vermehrt;
Denn was der Unterthan verdient, gewinnt, erſparet,
Iſt, was der Fürſt beſitzt, der Unterthan verwahret.
So wird ein Land beglückt. Denn wenn die eine Hand
Die andre füllen kan: So nährt ſich jeder Stand.

Der arme Handwerksmann ſcherzt noch bey ſeinem Schweiße;
Er freut ſich auf den Lohn, und lebt von ſeinem Fleiße.
Er hofft nicht den Verdienſt; er zählt bereits das Geld
Schon in Gedanken nach, eh er es noch erhält,
Und ſorgt, wenn er vergnügt die Arbeit niederleget,
Nicht, ob er was verdient; bloß, ob es viel beträget.
Der Acker wird beſtellt, indem der Bauersmann
Nur auf die Erndte hofft, den Nutzen rechnen kan;
Die Arbeit willig thut, weil, wenn er ſich bemühet,
Er den mit ſeiner Laſt verbundnen Vortheil ſiehet.
Herr, ſieh den Abriß an; er ſtellt Dein Sachſen vor.
Hier hebt die Kaufmannſchaft das freye Haupt empor.
Der Schatz, den die Natur in dieſes Land geleget,
Der mehrt ſich, da man ihn zu fremden Völkern träget.
Hier flieht der Müſſiggang; Hier thut man Nacht und Tag,
Was zwar die Wolluſt will, doch nicht zu thun vermag.
Hier trifft man Dörfer an, vor welchen Flecken weichen,
Und Flecken, die man faſt den Städten kan vergleichen.
Doch wo ein Auguſt herrſcht, muß alles glücklich gehn:
Durch Jenen wuchs dein Land; durch Dich wird es beſtehn.
Du wirſt, was Du empfängſt, mit gleichem Glück verwalten:
Denn was die Tugend zeugt, das wird durch ſie erhalten.
Da nun ſo groſſes Heil aus Deiner Huld entſprießt:
Der Bürger viel erzählt, und dennoch mehr genießt:
So wirft uns nebſt der Pflicht die Liebe Dir zu Füßen:
Man läßt nicht mehr vor Schmerz, vor Freuden Thränen fließen.
Man jauchzt, indem Du kömmſt, man drängt ſich Dich zu ſehn;
Man naht ſich ganz zu Dir, und Du läßt es geſchehn.

Man liebt dich, weil du liebſt, und unter dem Gedränge,
Sieht alles nur auf dich, und du nur ſiehſt die Menge.
Der Bürger ſchwört die Pflicht, man wiederholt den Eid,
So, wie man ihn gehört, mit gröſter Einigkeit.
Man merkt auf jedes Wort, es geht kein Schall verlohren,
Als hätte nur ein Mann und nicht ein Volk geſchworen.
Die Jugend muntert ſich zu groſſen Thaten auf;
Der Lohn iſt ihr gewiß. Sie wagt den ſtärkſten Lauf;
Sie ſucht nicht ihre Pflicht in Ehrfurchtsvollen Minen;
Sie will Dir in der That mit wahren Kräften dienen.
Die Männer, die vor dem des Königs Huld erhob,
Erneuren ihre Kraft, erhalten jenes Lob.
Die Tugend kan bey Dir ihr gröſtes Glück erreichen;
Denn ſelbſt dein Beyſpiel, Herr, läſt keinen von ihr weichen.
Das Alter war verzagt, es wünſchte ſich den Tod;
Der Kummervolle Sinn erdachte manche Noth.
Itzt hat es Dich geſehn; itzt will es länger leben,
Um auf der Kinder Wohl mit Freuden acht zu geben.
Sein Zweifel fällt durch dich, und weil es nichts mehr kan,
So fleht es noch für dich des Himmels Allmacht an.
Herr, bloß dein Ehgemahl, die wir, nechſt dir, verehren,
Wirkt, daß wir itzt den Blick von deiner Hoheit kehren.
Es ſteht ihr hohes Bild zugleich in unſrer Bruſt;
Es iſt, was dich ergetzt, der Unterthanen Luſt.
Du ſchenkſt ihr deine Huld. Darf es dein Knecht wohl wagen,
Was deine Liebe denkt, der Nachwelt vorzutragen?
Nein, Herr, was du erhebſt, braucht meine Feder nicht;
Es ſchweigt dein Unterthan, wenn deine Hoheit ſpricht.
Der Segen, den der Schooß der hohen Mutter träget,
Macht, daß das ganze Land die feſte Meynung heget,
Gott ſchütze deinen Thron; denn er bemerkt die Zeit,
Und zeigt von deinem Wohl zugleich die Ewigkeit.

Dein Churprinz, der dir gleicht, iſt ein vollkommner Zeuge,
Daß, was von dir entſpringt, zu deiner Hoheit ſteige.
Was dir ſo mancher wünſcht, das zollt auch meine Pflicht,
Doch, da ich bloß den Blick auf deinen Glanz gericht:
So küß ich dir den Saum, die Andacht zu bezeigen.
Wer einen Held beſingt, muß von ſich ſelber ſchweigen.

* *

Schreiben
An Se. Hochfürſtl. Durchl.
Den regierenden Herzog
zu Sachſen-Weiſſenfels,
an deſſen hohem Geburtsfeſte 1733.

von

Joh. Chr. Gottſched.

Durchlauchter, darf dein Knecht, der längſt dein Lob erkannt,
Doch deinem Namen noch kein Opfer angebrannt,
Dieß Jahrfeſt durch ein Blatt von ſeinen Lorbern ehren,
Und deiner Lieder Ton durch ſchlechte Reime ſtören?
Ich weis nicht, was ich thu. Theils forderts meine Pflicht,
Die Ehrfurcht ſelber rufft: Verſäum es länger nicht!
Theils könnt ichs aber auch als einen Frevel ſcheuen,
Dir Andacht, Seufzer, Feſt und alles zu entweyhen.
Doch ſpür ichs, daß bereits die Ehrerbiethung ſiegt.
Dein ganzes Land iſt froh, und feyret höchſtvergnügt
Dein hohes Lebensfeſt. Der Hof iſt voller Freude,
Und kurz, ganz Weiſſenfels erſcheint im Feyerkleide.

So wag ichs billig auch. Du biſt den Muſen hold;
Sie ſchätzen deine Gunſt weit köſtlicher als Gold,
Seit dem ſie tauſendmal in deinen Nebenſtunden,
Durch Lieder mancher Art, Gehör und Beyfall funden.
Auch unſer Helikon verehrt ja deinen Thron;
Du ſchützeſt deſſen Haupt und jeden Muſenſohn.
Du pflegſt die Wiſſenſchaft der Aufſicht werth zu ſchätzen,
Und oft Dein eigen Wohl in unſer Heil zu ſetzen.
Iſt Deine Reſidenz nicht auch der Künſte Sitz?
Du biſt ein deutſcher Fürſt, und liebſt auch deutſchen Witz:
Was ſollte denn allhier [illegible] deutſche Laute beben,
Dieß Feſt, ſo gut ſie kan, in Demuth zu erheben?
Zudem entheiligt ja der Muſen Frömmigkeit
Der Fürſten Andacht nicht. Sie ſelber ſind bereit,
Auf eines Davids Wink, nach Aſſaphs reinen Tönen,
Und Hemans höherm Chor die Seyten zu gewöhnen.
Darum, **Durchlauchtes Haupt**! nimm dieſe Zeilen an,
Von einem, deſſen Pflicht nicht länger ſäumen kan;
Er müßte denn den Trieb, nach deinem Ruhm zu blicken,
Dich würdig zu erhöhn, ganz freventlich erſticken.
Doch, **Herr**! das kan ich nicht. Dein heller Gnadenſtral,
Der Stadt und Land beglückt, hat ſich ſo manchesmal
Nach Leipzig auch gewandt. Denn wie viel edle Söhne,
Die Weiſſenfels erzeugt, nährt unſre Philurene?
Die alle rühmen dich und deine Vaterhand,
Die lauter Wohlfahrt ſchafft, und dein getreues Land
In ſtetem Flor erhält. Sie preiſen dein Gemüthe,
Das Recht und Tugend liebt, und lieber durch die Güte,
Als Zwang und Schärfe herrſcht. Man rühmt die Mildigkeit,
Die dir ſo eigen iſt, und der Bedrängten Leid
So gern erleichtern mag. Man rühmt den Schutz der Lehre,
Und deines Eifers Glut vor unſers Glaubens Ehre.

Man rühmt die Gottesfurcht, die dich ſo trefflich macht,
Wie Sangerhauſen dort an ſeines Tempels Pracht
Ein ſtetes Merkmal ſieht. O Herr, wer kan das hören,
Ja ſelbſt vor Augen ſehn, und dich dabey nicht ehren?
  Nein, nein! man kennet dich und alles das zugleich,
Was dich vor vielen ſchmückt. Du biſt an allem reich,
Was hoher Häupter Glanz zu ihrer Zeit erhebet,
Und durch der Nachwelt Lob ſie ſelber überlebet.
Muß nicht ein wahrer Fürſt des Volkes Vater ſeyn?
Er ſtreicht nicht Schweiß und Blut, er ſammlet Herzen ein.
Er wird nicht Tag und Nacht auf neue Länder ſinnen,
In ſeinen Wapenſchild mehr Felder zu gewinnen:
Er hört den Unterthan, der ihm ſein Elend klagt,
Nicht was der Zöllner Geiz, der Diener Hochmuth ſagt;
Er ſtraft der Frevler Brut, die durch den Schein des Rechten,
So ſchwach er immer iſt, ihm Naboths Gut erfechten;
Er giebt den Bürgern Schutz, den Fremden Aufenthalt,
Beſchwert den Künſtler nicht durch heimliche Gewalt,
Erdenkt nicht täglich was den Ackersmann zu drücken,
Und ſucht die Armen ſtets durch Wohlthun zu erquicken.
Nicht wahr? Ein ſolcher Fürſt vertritt des Höchſten Statt;
Sein Volk vergöttert ihn, wie ers verdienet hat:
Man trüg ihn, ließ ers zu, ganz zärtlich auf den Händen,
Und würde für ſein Heil ſein eigen Blut verſchwenden.
  Ein ſo vollkommnes Haupt und vieler Länder Luſt
War, o betrübtes Wort! war Sachſens Held, **Auguſt.**
Auguſt, um deſſen Fall, bey allen Glockenſchlägen,
In tauſend Augen ſich die milden Zähren regen.
Ein ſolcher biſt du auch, **geprieſner Chriſtian!**
Ein weiſer Antonin, ein Titus und Trajan,
Und was wir ferner ſonſt von guten Fürſten leſen,
Die alle ſind dir ſtets ein Muſterbild geweſen.

Noch neulich ſah man dieß, als der Gewiſſenszwang
Der Neubekehrten Schaar aus ſeinen Grenzen drang;
Als Salzburgs frommes Volk, der reinen Lehre wegen,
Den Pilgerſtab ergriff. Diß war der erſte Seegen
Des zweyten Jubelfeſts. Hier ſah man eine Zahl
Von vielen tauſenden, die Babel auf einmal
Aus ſeinen Thoren ſtieß, zu ihren Brüdern fliehen,
Und in ein fernes Land, das GOtt ihr zeigte, ziehen.
Ihr Zug traf auch dein Land, o mildes Fürſten-Haupt!
Und wie erſetzteſt du, was Macht und Flucht geraubt?
Du nahmſt ſie liebreich auf, du zeigteſt an den Armen
Ein mehr als chriſtlich Herz, ein väterlich Erbarmen.
Du ſelbſt biſt aller Noth empfindlich vorgeeilt,
Geld, Bücher, Speiſe, Trank, ward reichlich ausgetheilt;
Und deine Fürſtin ſelbſt, die Zierde groſſer Frauen,
Ließ ihre Mildigkeit in reichem Maaſſe ſchauen.
Mein Herzog! dieſes iſts, was ſelbſt die Wahrheit ſpricht,
Die Schmeichler haſſeſt du; das macht, du brauchſt ſie nicht.
Wie glücklich iſt ein Kiel bey ſolchem Ruhm zu ſchätzen,
Der auch im Loben nicht die Wahrheit darf verletzen!
Wie glücklich iſt ein Volk, das ſolche Häupter hat!
Da blüht das ganze Land, da jauchzet Hof und Stadt;
Da wünſchet jedermann dergleichen ſeltnen Prinzen
Ein ewig Glück und Heil zur Wohlfahrt der Provinzen.
Dieß wünſch ich ebenfalls, Durchlauchter Chriſtian!
Der Höchſte leite dich auf deiner Ehrenbahn
Noch lange Jahre fort: So wird dein theures Leben
Den Fürſten ſpäter Zeit das ſchönſte Muſter geben.
Es ſtelle ſich dieß Feſt hinfort ſo vielmal ein,
Als Arme vor dein Wohl auf ihren Knien ſchreyn:
So wirſt du, theures Haupt, doch erſt nach ſpäten Tagen,
Gerechter Fürſten Lohn, des Himmels Krone, tragen.

Abhandlung der Frage: Ob man aus der Vernunft erkenne, daß man ſeine Feinde lieben ſolle,

von

Heinrich Siegmund von Wengler.

Cicero de Offic. L. I. c. 25.

Nec vero audiendi, qui grauiter iraſcendum inimicis putabunt: nihil laudabilius, nihil magno, & praeclaro viro dignius placabilitate, atque clementia.

Vernunft und Offenbarung ſind diejenigen Mittel, die uns Gott zur Erkenntniß aller Dinge verliehen hat. Beyde ſind ihrem Urſprunge nach gleich edel, weil Sie von einem Weſen herſtammen: Jedoch hat jene, nachdem der Menſch durch den Fall verderbet worden iſt, und nachdem Unwiſſenheit, Irrthum, und viele andre Gebrechen, ſeinen Verſtand an der Erkenntniß der Wahrheit hindern, ein groſſes Theil ihrer Vortrefflichkeit verlohren. Indeſſen, da ein Trieb zur Wahrheit und Glückſeligkeit unſer Gemüthe beſtändig anreizet, diejenigen Funken der Erkenntniß und des Guten, die noch in unſrer Seelen verborgen liegen, durch Nachforſchen und Fleiß zu erwecken: So haben ſich zu allen Zeiten Leute gefunden, die ſich die Unterſuchung der Wahrheit, und Verbeſſerung der menſchlichen Gebrechen haben angelegen ſeyn laſſen. Wie nun dieſe Beſtrebung allerdings nöthig, und rühmlich iſt, weil aller Menſchen ſo wohl zeitliches als ewiges Wohl daran hanget: So iſt ſie auch groſſentheils nicht vergebens geweſen. Man hat bey Unterſuchung der Gründe und Urſachen der Dinge, die Abſichten und den Willen des gütigen Schöpfers erkennen lernen, und ſich dadurch den Weg zur Glückſeligkeit gebahnet: Jedoch dieſes nicht ſo vollkommen, als es billig zu wünſchen wäre, weil unſere endliche, und noch darzu geſchwächte Vernunft, in der Erkenntniß vieler Dinge, ſonderlich aber was die Mittel unſrer Seligkeit anbetrifft, ihre Unwiſſenheit bekennen muß. Damit aber doch dem Menſchen kein Mittel zu ſeiner Wohlfahrt fehlen möchte, hat die göttliche Güte, da wo die Erkenntniß unſrer Vernunft ihre Grenzen findet, uns die Offenbarung verliehen, aus welcher wir ſeinen Willen, und die wahren Mittel unſrer Seligkeit, aufs vollkommenſte erkennen möchten. So vortrefflich, ſo unerforſchlich, ſo untrüglich dieſelbige iſt, ſo hoch haben wir ſie billig auch zu ſchätzen, und unſrer ſchwachen Vernunft weit vorzuziehen: Jedoch ſo, daß wir ſie dabey nicht gänzlich hindanſetzen. Denn obwohl das göttliche Wort ſo vollkommmen iſt, daß es allein vermögend wäre, uns den Weg zu unſrer Wohlfahrt aufs vollkommenſte zu zeigen: So haben wir doch die Vernunft als ein Mittel anzuſehen, wodurch wir die göttliche Offenbarung erkennen, und zu unſerm Nutzen anwenden lernen. Ja wir thun wohl, wenn wir auch unſerm Verſtande, in ſo ferne es nicht Glaubenslehren betrifft, ſeinen Lauf laſſen, weil wir hierdurch eine weit tiefere Einſicht, und Gewißheit in der Wahrheit erlangen. Hiervon dürfen wir uns die Meynungen vieler erleuchteten und groſſen Männer, deren Verdienſte wir billig verehren, nicht abſchrecken laſſen, die in den Gedanken ſtehen, man könne die Philoſophie in menſchlichen Wiſſenſchaften wohl gelten laſſen, allein in Sachen, die das Gewiſſen, und den Glauben anbetråfen, ſolle man ſich hüten, etwas anders als das geoffenbarte Wort zum Grunde zu ſetzen. Ich will anitzo nicht unterſuchen, ob nicht eine unrechte Auslegung desjenigen Spruches, daß der natürliche Menſch nicht vernehme, was des Geiſtes Gottes ſey, dieſe ungegründete Verachtung vor die Philoſophie gewirket habe: Wenigſtens iſt gewiß, daß bey vielen ein unrechter Begriff, den ſie ſich von derſelbigen gemacht, die Urſache ſolches Urtheils iſt. Jedoch da dieſes vorlångſt ſelbſt durch die Erfahrung wiederleget iſt: So achte ich es vor unnöthig, das Gegentheil mit vielen Gründen darzuthun; da jedermann einſiehet, wie vortrefflich der Nutzen ſey, der aus der Verbindung der Theologie und Philoſophie erwåchſet, und das allerdings der berühmte Clericus wohl geurtheilet habe, „wenn er ſchreibet: „Wenn die Theologen zu gleicher „Zeit gute Philoſophen wåren: So würde daraus viel „Gutes erwachſen, indem ſie eine unendliche Menge falſcher und unbündiger Schlüſſe vermeiden würden, womit ihre Schriften angefüllet ſind; die ſie uns aber öfters als Glaubenslehren aufdringen wollen, worunter die Religion nicht wenig leidet. Sie würden „dieſelbige auch nicht ſo unvermerkt hintergehen; indem ſie vorgeben, man müſſe auch dem klårſten „Lichte der Vernunft abſagen, und dieſelbige ergreiffen. Sie würden ihre Gedanken in einer weit beſſeren Ordnung und Deutlichkeit vortragen, und da-

„bey viele Irrthümer vermeiden.„ Und allerdings iſt es höchſt nöthig, daß man die Grenzen der Vernunft und Offenbarung wohl unterſcheiden lerne: Theils damit man mit jener nicht zu weit gehe, theils auch damit man nicht jede theologiſche Wahrheit für eine Glaubenslehre annehme; ſondern mit ſeiner Vernunft diejenigen Lehren, ſo Leben und Wandel betreffen, wohl zu beurtheilen wiſſe. Dieſen letztern Entzweck führet auch gegenwärtige Schrift, in der man ſich zu zeigen bemühen wird: Daß man nicht nur aus dem geoffenbarten Worte Gottes, ſondern auch aus der Vernunft erkenne, daß man ſeine Feinde lieben müſſe.

Einige groſſe Lehrer unſrer Kirchen haben zwar dieſe wichtige Erkenntniß der Vernunft gänzlich abſprechen, und behaupten wollen, daß nur ein erleuchteter Geiſt nachdem geoffenbarten Willen Gottes vermögend ſey, dieſe Wahrheit zu begreifen. Allein wir haben ſolche Meynung nicht ſo gleich vor bekannt anzunehmen, ehe wir die Gründe derſelbigen unterſucht haben. Zwar iſt es nicht zu leugnen, daß uns im göttlichen Worte, die Liebe unſrer Feinde, und die chriſtliche Geduld und Großmuth, die wir in Anſehung derſelbigen ausüben ſollen, aufs nachdrücklichſte und zum öftern befohlen wird: Ja es hat der Urheber unſers Glaubens, Chriſtus ſelbſt, uns hierinnen aufs kräftigſte mit ſeinem Exempel vorgeleuchtet, und die Chriſten zur Nachfolge ermuntert. Allein hieraus wird wohl niemand behaupten können, daß man dieſe Wahrheit bloß nach dem Glauben, und nicht auch durch die Vernunft erkennen möge. Will man ſagen, daß es dem natürlichen, und unwiedergebohrnen Menſchen eine Thorheit zu ſeyn ſcheine, demjenigen, von dem er beleidiget worden iſt, nicht nur willig zu verzeihen, ſondern ſo gar ſeinen Haß mit Liebe zu bezahlen: So ſcheinet es dem erſten Anſehen nach ganz unwiderſprechlich zu ſeyn; nach genauerer Betrachtung aber, leidet es doch viele Ausnahme. Wenn wir uns den Begriff eines natürlichen Menſchen machen wollen, der geſchickt ſeyn ſoll, eine moraliſche Wahrheit zu erkennen: So müſſen wir nicht einen ſolchen in die Gedanken faſſen, der noch in ſeiner natürlichen Verderbniß ſtecket, deſſen Verſtand ſo verdunkelt, als der Willen ungeſchickt iſt, das Gute zu erwählen. Vielmehr müſſen wir uns einen ſolchen vorſtellen, der ſeine Vernunft durch Nachſinnen und Fleiß geſchickt gemacht hat, die Wahrheit zu ergründen, und der ſich gewöhnet hat, ſeine Vernunft über ſeinen verderbten Willen herrſchen zu laſſen; mit einem Worte, einen wahrhaften Philoſophen. Dieſer allein iſt geſchickt, auch die verborgenſten Wahrheiten zu entdecken. Daß dergleichen Leute geweſen ſind, wird niemand in Zweifel ziehen, und ob ſchon viele, das, was ſie ſuchten, nicht erlanget haben, weil ſie unrechte Mittel erwähleten: So haben doch auch viele mit beſſerm Fortgange ſich darnach beſtrebet, und einen hohen Grad der Erkenntniß erlanget. Daß aber auch dieſe Erkenntniß in Anſehung derjenigen Wahrheit ſo wir uns nach der Natur zu erweiſen vorgenommen haben, ſey erlanget worden, wird nachfolgende Betrachtung ausweiſen. Es iſt unſtreitig, daß alle diejenigen, die der Philoſophie obgelegen haben, den Grund dieſer Wahrheit eingeſehen haben; jedoch nicht alle ſo vollkommen, als ſie billig es zu thun verbunden geweſen wären. Unter dieſe Zahl haben wir vornemlich die alten und heydniſchen Philoſophen zu rechnen. So bald Socrates durch ſeine Lehren und Exempel die Betrachtungen der Weltweiſen, von den äuſſerlichen Dingen abgezogen, und ſie dasjenige, wodurch der Menſch ſeine Glückſeligkeit befördern ſollte, in ſich ſelbſt zu ſuchen bewogen hatte, fingen ſie allmählich an, die Verderbniß der menſchlichen Natur einzuſehen, und auf Mittel zu denken, wie ſie derſelbigen abhelfen möchten. Allein, wie es ihnen an gründlicher Erkenntniß fehlete, woher das Böſe in dem Menſchen ſeinen Urſprung genommen hätte: So ſtelleten ſie ſich ſeine Natur ſo verderbt nicht vor, als ſie in der That iſt. Und weil ſie ſahen, daß die Vernunft das edelſte Theil deſſelbigen iſt: So hielten ſie davor, daß dieſe ganz wohl vermögend wäre, die böſen Neigungen und Begierden des Willens zu unterdrücken; woferne ſich der Menſch nur angelegen ſeyn lieſſe, dieſelbige zu beſſern. Dieſer falſche Grund verurſachte, daß ſie nicht nur die Veränderung, ſo in der menſchlichen Natur vorgegangen war, nicht vollkommen einſahen, ſondern er hinderte ſie auch, daß ſie nicht die rechten Mittel erwählten, dieſem Ubel abzuhelfen. Sie erlangten alſo an ſtatt wahrer Weisheit eine Kunſt, die ihnen ihre Bosheit und Schwachheit in ſcheinbarliche Tugenden verſtellen lehrete. Dieſes können wir ganz deutlich aus derjenigen Lehre, die ſie in Anſehung des Bezeigens gegen die Feinde und Beleidiger hegeten, abnehmen. Sie erkannten zwar, daß die Rachbegierde ein ſchändliches Laſter ſey, und daß es einem Menſchen, der nach der Tugend ſtrebe, nicht gezieme, Böſes mit Böſem zu vergelten: Die Mittel aber, die ſie zur Erlangung der

Großmuth und Geduld, in Anſehung der Beleidigungen verſchlugen, waren auf nichts als eitle Einbildungen gegründet. Die Lehrſätze, welche die Stoiſchen Philoſophen in dieſem Stücke geheget, verdienen in der That ausgelachet zu werden. Denn da ſie die Welt bereden wollten, daß ein Weiſer alle Begierden und Gemüthsbewegungen, ſo wohl, als die Empfindung ablegen könne, und alſo nichts in der Welt vermögend ſey, deſſelben Gemüthsruhe zu ſtören: So behaupteten ſie auch, daß ein großmüthiger Geiſt, ſich ſo erhebe, daß ihn keine Beleidigung treffen, vielweniger zum Zorne oder zur Rache bewegen „könne. „Alſo ſchreibt Epictetus: Niemand kan „dich beleidigen, wenn du es nicht ſelber willſt, und „alsdenn wirſt du erſt beleidiget ſeyn, wenn du dir „es einbildeſt. Und Seneca ſagt: Ein hoher Geiſt, „der ſich ſelbſt zu ſchätzen weis, rächet ſich nicht we„gen einiger Beleidigung, weil ihm keine wiederfah„ren kan. Denn wie ein Pfeil von harten Sachen „ohne Verletzung zurück ſpringet: So wird auch ein „groſſer Geiſt durch die Schmach nicht getroffen, die „ihm ein andrer anzuthun ſucht.„ Wer ſiehet nicht, daß dieſe irrigen Philoſophen, indem ſie uns das Bild eines großmüthigen und weiſen Mannes vorſtellen wollen, uns den alleraufgeblaſenſten, und einen in unerkannten Laſtern ſteckenden Menſchen abſchildern. Es fehlete ihnen alſo in ſo weit, daß ſie eine wahrhafte Tugend hätten erlangen ſollen; daß ſie nicht einmal das Weſen derſelbigen erkannten. Und es iſt nur zu verwundern, daß nicht die tägliche Erfahrung ſie auf andere Gedanken gebracht habe. Denn wenn ſie nur ein wenig auf ſich ſelbſt acht gehabt hätten:

So würden ſie wohl verſpüret haben, daß die Vernunft mit allen ihren Vorſtellungen, nicht vermögend ſey, die geringſte Neigung zu erſticken, die in unſrer Seelen eingewurzelt iſt. In dieſen Stücke iſt Plato „weit glücklicher geweſen, der alſo ſchreibet: „Da „wir die Tugend weder durch die Geburt, noch durch „die Auferziehung, noch durch eignen Fleiß und Mü„he erlangen können: von wem ſollen wir denn die„ſes koſtbare Geſchenke erwarten, als von Gott, der, „da er die Quelle alles Guten iſt, auch der Urſprung „desjenigen ſeyn muß, welches das allerhöchſte Gut „iſt.„ Ob er dieſe vortrefliche Gedancken aus Leſung heiliger Schrift, wie man ſolches von ihm vorgeben will; oder aber durch gründliches Nachdenken, erlanget habe, will ich anitzo nicht unterſuchen. So viel iſt gewiß, daß auſſer ihm kein heydniſcher Philoſoph ſeine Erkenntniß ſo hoch getrieben hat. Denn wenn wir ihre Lehren zuſammen faſſen, und abſonderlich diejenigen, die ſie in Anſehung der Liebe gegen die Feinde geheget, erwegen: So ſpüret man ſehr leicht, wie unvollkommen ihre Begriffe geweſen ſind. Alſo erkannten ſie zwar wohl, daß man ſich nicht rächen ſollte: aber daß man ſeinen Feinden vor das angethane Uebel, Gutes erweiſen ſollte, iſt ihnen ganz verborgen geblieben. Es könnte vielleicht hierdurch jemand auf die Gedanken verfallen, eben dieſes ſey eine ſtarke Anreizung, daß die Vernunft ohne Offenbarung die Pflicht ſeine Feinde zu lieben, zu erkennen nicht vermögend ſey: Weil dieſe Philoſophen, die alle ihre Wiſſenſchaft von der Vernunft hatten, dieſelbige nicht eingeſehen haben. Allein, wenn wir erwegen, daß ſie faſt alle ihre Tugenden aus einem falſchen Grunde, nemlich aus der Eigenliebe herleiteten: So iſt es ganz nicht zu verwundern, daß ihnen ſo wohl dieſe Wahrheit, als das ganze Recht der Natur unbekannt geweſen. Da aber dieſe Wiſſenſchaft zu unſern Zeiten hervorgeſuchet, und auf richtige Grundſätze, und Folgerungen, erbauet worden iſt: So fället aller Zweifel weg, wenn wir kürzlich zeigen, daß man aus dieſen Gründen, allerdings die Liebe gegen ſeine Feinde, aufs deutlichſte und vollkommenſte herleiten könne. Es iſt eine ausgemachte Wahrheit, daß es allen Menſchen oblieget, geſellig zu leben: weil dieſes der einzige Grund iſt, worauf der Menſchen zeitliche Glückſeligkeit beruhet. Dieſer Endzweck aber kan unmöglich erlanget werden, wenn Unfriedfertigkeit und Feindſchaft das gute Vernehmen unter den Menſchen aufhebet. Wenn wir alſo unſere Glückſeligkeit befördern wollen: So iſt unumgänglich nöthig, daß wir die Uneinigkeit als eine Hinderniß der Geſelligkeit aus dem Wege räumen, und die Freundſchaft auf alle Weiſe herzuſtellen ſuchen. Dieſe Pflicht lieget ſo wohl dem Beleidiger als Beleidigten ob, und kan von keinem, ohne das höchſte Unrecht, unterlaſſen werden. Legt der Beleidiger ſich ſelbſt zum Zwecke, und bereuet ſeine begangene Fehler: So iſt nichts billiger, als das der Beleidigte ſich allezeit zur Verſöhnung bereit und willig finden laſſe. Geſetzt aber auch, daß er dieſes unterlieſſe, ſo iſt dennoch der Beleidigte ſeines Orts verbunden, auf Mittel zu denken, wie er ſeinen Feind gewinnen, und ſich mit ihm verſöhnen möge. Es ſey auch die Beleidigung ſo groß, als ſie nur wolle, ſo entſtehet dem Beleidigten daher kein Befugniß, ſeinem Feinde gleicher Weiſe zu ſchaden, und ihm die Pflichten der Geſelligkeit zu verſagen. Denn hätte gleich der Beleidiger an ſeinem Theile die Geſelligkeit unterbrochen, ſo wäre es doch von dem Beleidigten ſo ungerecht als thöricht gehandelt, wenn er ſich vorſetzen wollte, dieſelbige durch Feindſeligkeit noch mehr zu ſtören, und durch einen unglückſeligen Wettſtreit verſuchen wollte, welcher von beyden, den andern am meiſten beſchädigen, oder wohl gar verderben könnte. So iſt nun dieſemnach eines Beleidigten erſte Pflicht, daß er die ſeiner verderbten Natur anklebende Rachgier zu unterdrücken ſuche, damit er nicht dadurch die ſo nöthige Verſöhnung hemmen möge. Hiernechſt aber liegt ihm auch ob, daß er die Herſtellung des guten Vernehmens ſich höchſt angelegen ſeyn laſſe. Iſt es ein Hauptgrund, woraus wir die Pflichten, die wir unſern Nechſten zu leiſten ſchuldig ſind, erkennen; wenn wir erwegen, daß wir dasjenige, was wir von ihnen erlangen, ihnen auch gleichfalls willig leiſten ſollen: So erhellet daraus, daß wenn wir bey andern Liebe und Freundſchaft ſuchen, wir ihnen dieſelbige gleicher Weiſe erzeigen ſollen. Wir müſſen alſo unſre Feinde lieben, und dieſes zwar in der That und von Grund der Seelen. Denn da alle Verſtellung von kurzer Dauer iſt, ſo könnte es auch nicht anders kommen, als daß eine verſtellte Liebe durch äuſſerliches Bezeigen ſich verriethe, und alſo dem vorgeſetzten Zwecke gerade zuwieder liefe. Solchemnach wenn unſre Liebe wahrhaftig ſeyn ſoll, ſo muß ſie auch äuſſerlich durch Wohlthaten gegen unſere Beleidiger ſich kräftig erzeigen; und dieſes zwar um ſo viel mehr, weil uns die Klugheit lehret, daß kein Mittel kräftiger ſey, uns der Menſchen Gemüther verbindlich zu machen,

chen, als wenn wir dieſelbigen durch Wohlthaten zu gewinnen ſuchen. Es kan alſo hierbey auch nicht fehlen, daß wenn unſre Feinde nicht äuſſerſt boshaftig ſind, ſie durch dieſes Mittel überwunden, beſchämet, und zur Bereuung ihres Fehlers bewogen werden müſſen. Geſetzt auch, wir erlangten dieſen Zweck nicht, ſo ſind wir doch in unſerm Gewiſſen entſchuldiget, wenn wir alles Mögliche zur Verſöhnlichkeit beygetragen haben. In Erwegung dieſes allen erhellet nunmehro ganz deutlich, daß man auch aus der Vernunft den göttlichen Willen, in Anſehung der Liebe gegen ſeine Feinde, vollkommen erkenne. Ob aber ein Menſch nach ſeiner bloſſen Vernunft im Stande ſey, dieſe erkannte Wahrheit auszuüben, das wäre eine ganz andre Frage. So viel iſt gewiß, daß wenn es auch möglich wäre, ſo würde es doch bey ihm weit unvollkommner geſchehen, als bey einem Chriſten, der ſie nicht aus dem Grunde des Eigennutzes ausübet; ſondern, weil er erkennet, daß ſolches dem göttlichen Willen gemäß ſey. Denn da ihm Gott täglich viele und weit gröſſere Beleidigungen vergiebet: So iſt er bereit auch ſeinem Nechſten alles Unrecht willig zu verzeihen, und ſeine Beleidigungen mit Wohlthaten zu bezahlen.

⁂

An
Ihre Hochfürſtl. Durchlauchten
Herrn Ludwig Rudolph,
regierenden Herzog zu Braunſchweig-Lüneburg, ꝛc.
und deſſen Durchlauchtigſte Gemahlin,
Als Sie ſich 1734. des Lauchſtädter-Bades bedienten,
von
M. Johann Friedrich Mayen.

Nun hab ich Euch geſehn, Euch, die Europa preiſt,
Und Euch die glücklichſten Durchlauchter Eltern heißt,
Dich, groſſer **Ludewig**, Dich, göttliche **Chriſtine**,
Ein zweyfach Meiſterſtück auf Deutſchlands Heldenbühne.
Ihr Dichter! ſchreibet nur, hier ſchreibt ihr nicht zu viel;
In ihrer beyder Ruhm erreicht man nie das Ziel.
Verehren kan man ſie, vollkommen nicht beſchreiben,
Ihr Nachruhm wird der Welt ein rechtes Wunder bleiben.
Ein Wunder, das dereinſt die Menſchen ſtutzig macht,
Daß auch die Tugend itzt ein Paar herfür gebracht,
So die Vollkommenheit in ſolchem Grad erreichet,
Daß es den Göttern mehr, als ſchwachen Menſchen, gleichet.
Dieß wird ein ewig Lied der deutſchen Muſen ſeyn.
Ach meldet doch auch viel von ihrem Gnadenſchein,
Womit ſie nicht allein die treuen Länder laben,
Wodurch ſie jedermann ſich unterworfen haben.

Geſegnet ſey das Land, das **Ludwig Rudolph** ſchützt,
Und dem **Luiſens** Herz mit ſeiner Andacht nützt.

Geſegnet ſey das Volk, das ſeine Weisheit ſiehet,
Und das **Chriſtinens** Huld in ſanfte Feſſel ziehet.
Herr, wer dir dienen kan, der braucht kein Glücke mehr;
Das iſt ihm Glücks genung! Denn das ergetzet ſehr,
Mit Treu und Redlichkeit dem beſten Fürſten dienen;
Der ſorgt, daß Stadt und Land durch ſeine Vorſicht grünen.
Ihr Quellen, die ihr itzt dem Fürſten Hülfe ſchafft,
Und der Gemahlin auch; verdoppelt eure Kraft.
Ach ſucht dem Ubel doch recht ſtark zu wiederſtehen,
Daß ihre Jahre noch bis über hundert gehen.
Ein ſolches ſeltnes Paar beglückt nicht ſtets die Welt,
Das ſeiner Väter Ruhm durch neuen Glanz erhellt.
Dein Land ruft, und ich auch: Gott willſt du uns was geben,
So laß dieß hohe Paar die längſte Zeit erleben!

◆ ◆

Auf das Hochfürſtl. Beylager
Herrn Friederichs,
Erbprinzen von Bareuth,
mit Ihrer Königl. Hoheit
Friederica Sophia Wilhelmina,
gebohrnen Kronprinzeſſin von Preuſſen, 1731.

von

Johann Simon Buchka.

Mein Fürſt, verzeihe mir, wenn Liebe, Treu und Pflicht
Ein ſchlechtes Lorberblatt in deine Myrthen flicht;
Wenn dich und dieſen Tag verlaßne Muſen ehren,
Und deine Hochzeitluſt durch matte Reime ſtören.

Wer hält die Ehrfurcht auf, die du in uns erregſt,
Und durch dein Tugendbild in aller Seelen prägſt?
Es ſey was ſträfliches, heut ihren Trieb zu zeigen:
Es iſt noch ſträflicher von deinem Ruhm zu ſchweigen!

Wie viel entflammet, Herr, nicht dein Vermählungsband?
Es freut ſich Brandenburg, es jauchzt der Cimberſtrand;
Dein Erbtheil iſt entzückt, und wer die Brennen ehret,
Und zu den Redlichen in Iſrael gehöret.
Wie ſollte nun dein Knecht, wie könnte meine Bruſt,
Bey allgemeinem Wohl, bey allgemeiner Luſt,
So unbeweglich ſeyn; und, da ſich alle freuen,
Nicht auch ein Weyhrauchskorn in dieſe Flammen ſtreuen.

Mich hat Bareuth gezeugt; ich ſchätze mich beglückt:
Doch mehr, weil meine Zeit in dieſe Zeiten rückt,
Da, Herr, dein Vater uns mit Kunſt und Tugend zieret,
Und ſein getreues Volk zum Glückeshafen führet.
Drum müſte meine Bruſt ein harter Fels und Stein,
Der Laſter Aufenthalt, des Undanks Wohnung ſeyn,
Wenn ſich kein Freudentrieb in meinen Adern regte,
Wenn ich kein Opfer heut zu deinen Füſſen legte.
O Herr, ſo nimm es denn von deinem Unterthan,
Von deinem treuſten Knecht nach Art der Götter an,
Die mehr auf Treu und Wunſch als reiche Gaben ſehen,
Und bey der Dürftigkeit kein reines Herz verſchmähen.
Denn, Herr, zu deinem Ruhm taugt meine Feder nicht:
Dein heller Tugendglanz verfinſtert mein Geſicht.
Ein Adler kan ſich nur zum Sonnenkörper wenden,
Sonſt wird der Stralen Blitz die kühnen Augen blenden.
Zu des Aeneas Ruhm gehöret ein Virgil,
Und zu Achillens Lob Homerens Wunderkiel.

Ich bin zwar keinem gleich: Doch, könnt ich beyden gleichen,
So würde doch mein Flug nicht deine Höh erreichen.

Betracht ich deinen Stamm, der keinen Sproſſen treibt,
Den nicht die Ewigkeit zur Zahl der Helden ſchreibt;
Erweg ich deinen Geiſt bey deiner frühen Jugend,
Den Geiſt der Gottesfurcht, die ungemeine Tugend,
Die allezeit ſo groß, ſo groß Du ſelber biſt,
Und bey der Niedrigkeit doch allzeit Fürſtlich iſt;
Ja wenn mein blöder Sinn die Weisheit nur bedenket,
Die deine Gnad und Huld durch ihre Vorſchrift lenket:
So wird mir, wie ſonſt dem, der durch die Fluthen zieht,
Und nun zum erſtenmal die offne See beſieht.
Nach welcher Gegend ſich ſein kühnes Auge lenket,
So ſcheints: Hier iſt der Ort, der ſich nur ſelbſt umſchränket.
Von unten fürchtet er des Abgrunds wilden Schaum,
Von oben ſchrecket ihn der ungemeßne Raum,
In deſſen Tiefen zwar die gröſten Sonnen glimmen;
Die doch, als leichter Staub, in tiefen Seen ſchwimmen.
Er ſieht den Untergang, er ſieht den Aufgang an,
Und findet nirgends was, als einen morſchen Kahn.
Den Wellen, Wind und Sturm, bald Oſt- bald Weſtwerts reiſſen,
Bald wolkenhoch erhöhn, bald in den Abgrund ſchmeiſſen.
Dann fällt das Auge zu: Noch einmal ſieht er hin;
Doch alles läuft verkehrt, ein Duft umnebelt ihn;
Es ſchwinden Geiſt und Kraft, es beben alle Glieder,
Geſicht und Stirn erbleicht, er ſinkt, er fällt danieder.

Wo bin ich? Auf der See? Zurück, verirrter Kiel!
Zurück! iſt Friederich nicht Deiner Lieder Ziel?
Ja! Friedrich iſt mein Zweck, nebſt ſeiner Wilhelminen,
Er ſoll mein Phöbus ſeyn; Sie ſoll zur Muſe dienen.

Kein ſchönes Fabelwerk entweyhe dieſes Blatt,
Das Friedrichs Tugenden zu ſeiner Verſchrift hat.
Hier, hier darf man kein Lied erlogner Wunder ſingen;
Der Name kan allein durch alle Zeiten dringen.
Wer prangt mit fremder Pracht? Nur Lunens dunkles Licht;
Das braucht das Feuermeer der Sonnenkugel nicht.
Es wird ihr flammend Gold verdunkelt und beſchattet,
Wann ſich ein fremder Stral mit ihren Stralen gattet.
Und wer von Brandenburg mehr als die Wahrheit ſchreibt,
Bey Friedrichs Schilderung nicht bey ihm ſelber bleibt;
Der wird den reichſten Schmuck mit ſchlechtem Schaum
beflecken,
Und Herr, dein Tugendlicht in Rauch und Dampf verſtecken.

Fürſt, wärſt du nicht ſo groß; ich fände deinen Ruhm,
Im blaſſen Schattenreich; im grauen Alterthum.
Ich eilte zu der Gruft, wo ſo viel Heldenſonnen,
Von denen Brandenburg den größten Glanz gewonnen,
Durch Mortens ſchwarzen Duft mit hellem Schim̃er gehn,
Und durch ihr Götterlicht am Fürſten-Himmel ſtehn.
Der Brennen Heldenblut hat in der That verrichtet,
Was dort das Alterthum von dem Achilles dichtet:
Es hat ſich längſtens ſo der Oſt- und Weſtenwelt
Wie Alcibiades den Griechen dargeſtellt.
Sein Adler hat ſchon längſt der Feinde Neid bezwungen,
Und das Bekenntniß ſelbſt der Misgunſt abgedrungen:
Kein Freund iſt unverzagt, wenn ihn ſein Flügel deckt;
Kein Feind bleibt ungeſtraft, wenn er die Klauen ſtreckt.
Oft hat er Deutſchland wohl zur Zeit des Kriegs beſchützet,
Noch öfter aber ihm zur Friedenszeit genützet.
Dort hat die Vorwelt ſich durch Kunſt und Fleiß bemüht,
Damit man Herkuls Bild in ſeiner Gröſſe ſieht:

Und dennoch muſte ſie ermüdet ſtehen bleiben,
Und ſtets ihr weiter nicht! an Calpens Seulen ſchreiben.
Ein jeder Brennus-Fürſt ſtellt den Alciden dar,
Der ihm im Kriege gleich, im Frieden gröſſer war.
Drum ruhe, theurer Reſt, ruht ſanft, ihr Wunderhelden!
Kein mürbes Dichterblatt kan euren Ruhm vermelden.
Ihr habt euch durch euch ſelbſt mit Lorbern ausgeziert,
Die keine Zeit zerſtäubt, kein Blitz, noch Donner rührt.
Es wird bey eurer Gruft und heiligen Gebeinen,
Bey eurem Lobaltar noch mancher Cäſar weinen:
Weil er im Alter das noch nicht verrichtet hat,
Was eur entflammter Muth bey früher Jugend that.
Ich, ich will euren Staub mit ſtillen Lippen küſſen,
Und meinen ſchwachen Mund aus Ehrerbietung ſchlieſſen.

Doch, ſtört euch dieſes nicht, ſo ſchicke nur einen Blick
Aus der geſtirnten Burg auf unſre Zeit zurück.
Seht, ob aus eurem Stamm ein Zweig und Sproſſe ſteiget,
Der nicht durch Wort und That von ſeiner Wurzel zeuget.
Sieh, erſter Friederich, ſieh, was dein Sohn itzt thut,
Auf dem der Heldengeiſt des groſſen Wilhelms ruht.
Dein Sinn, dein hoher Sinn wuſt ohne Schwerdt u. Lanzen,
Und ohne Blut und Mord ein Königreich zu pflanzen:
Da man den Zepter ſonſt aus Todtenknochen ſchnitzt,
Und den erworbnen Thron durch mürbe Leichen ſtützt.
Nur deine Tugend iſt das Erbtheil deines Sohnes,
Drum iſt er auch mit Recht der Erbe deines Thrones.
Es ſtützt ſein Heldenarm, was deine Kraft gezeugt,
Und ſchafft, daß Friedrichs Ruhm durch Friedrich Wilhelm ſteigt.
Die Sonne geht zur Ruh; er blitzt noch bey den Fahnen,
Und übt ſein tapfres Heer, zum Schutz der Unterthanen.

Der Schatten deckt die Welt, man eilt dem Lager zu:
Er ſorgt, er wachet noch für ſeiner Bürger Ruh.
Kaum kan Aurorens Hand uns aus dem Schlafe winken,
So ſieht man ſeinen Stahl ſchon in dem Felde blinken.
Dort ſteht das groſſe Heer, das man kaum zählen kan:
Doch ſcheints: es ſey nicht mehr, als nur ein einzger Mann.
Nach welcher Seite ſich die lüſtern Augen drehen;
So ſteht der Krieger da, den man zuvor geſehen.
Man kennt mit Mühe kaum, wer der und jener ſey:
Kleid, Waffen, Bruſt und Haupt iſt alles einerley.
Der König rufft: Habt acht! Itzt iſt die größte Stille;
Man ſieht auf ihn; er winkt: Sein Wink iſt aller Wille.
Ein Ton verkehret ſie, und ſtellt ſie wieder her,
Als ob das Heer die Uhr, ſein Wort die Feder wär.
Ein Laut erniedriget, und hebt und ſtreckt die Glieder.
Die Flügel trennen ſich: Ein Wort vereint ſie wieder.
Man geht: Der gleiche Schritt erſchüttert Land und Luft.
Es ſtehen Mauren da, ſo bald der König rufft.
Es fällt das ſtarke Knie, ſo daß der Boden ſchüttert,
Itzt ſteht es aufrecht da. Der Erden Feſte zittert,
Wenn die vereinte Fauſt die Waffen ſinken läßt,
Und mit gereizter Wuth den Fuß zur Erden ſtößt;
Wenn ſie das blanke Rohr bald links, bald rechtsher reiſſet,
Und auf den ſtarken Bau der gleichen Schulter ſchmeiſſet.
Hier liegt das Rohr geſtreckt, dort irrt das groſſe Heer,
Der Wirbel raſſelt kaum; ſo ſteht es im Gewehr,
So feſt, ſo ordentlich, als ob die ſtärkſte Kette
Die Glieder, Mann für Mann, in eins gebunden hätte.
Nun regt ſich Haupt und Fuß, der Arm iſt ausgeſtreckt:
Es wird der kurze Stahl mit Raſſeln aufgeſteckt.
Zurück! Itzt läuft man an: Doch ſeht! ſie ziehn zuſammen,
O welch ein Donnerknall! O was für Feuerflammen!

Nur Nebel, Rauch und Dampf, der durch die Lüfte ſteigt,
Und Schlag aus Schlag gebiert, und Blitz aus Blitzen zeugt!
Der Duft zertheilet ſich, es fallen Feuerbogen,
Und ein Granatenheer kommt auf mich zugeflogen;
Es ziſcht, es ſpeyt, es knallt, die Lüfte ſind entbrannt.
Dort rollt und welzt ein Ball ſich in den dürren Sand;
Itzt hebt, itzt ſtürzt er ſich, itzt wird er gar zerriſſen,
Und hier und dort ein Stück mit Krachen hingeſchmiſſen.
Von dem zerſchmißnen Reſt iſt Feld und Mann bedeckt,
Zurück! Vielleicht daß noch der Donner in ihm ſteckt.

Wo iſt er? Muſen ſagt: Wo Friedrich Wilhelm thronet?
Wo er die Trägheit ſtraft, wo er den Fleiß belohnet?
Verzeihe, groſſer Held, mich hat dein Blitz gerührt,
Und den betäubten Sinn in Rauch und Dampf geführt.
So wirkſt du itzt in mich; was würde dann geſchehen,
Wenn ich dich vor dem Feind im Felde ſollte ſehen?
Verzeihe, wenn mein Kiel von deiner Tugend ſchweigt,
Und dir nicht ſelbſt dein Bild, nur deine Heere zeigt.
Wie ſollte ſich mein Kiel an deinen Thaten üben,
Daran ſich mancher Pietſch ſchon längſtens matt geſchrieben,
Und uns dein groſſes Bild doch nicht ſo vorgemalt,
Daß es mit ſolchem Pracht, als deine Tugend ſtralt.
Du trägſt den Lorberkranz, der aus den Lanzen ſchoſſet,
Doch auch den Palmenzweig, der in dem Frieden ſproſſet.
So wird ein Land beglückt, wenn es das Schwerdt bewacht,
Und Recht und Billigkeit die Tugend fruchtbar macht.
Durch beydes wurde Rom die Königin der Erden,
Durch beydes wirſt du, Herr! beſtändig gröſſer werden.
Noch mehr, des HErren Furcht hat Burg und Stadt verſchanzt,
Die täglich neues Wohl und Segensfrüchte pflanzt.

Beglücktes Vaterland! ſieh wie der HErr dich liebet,
Und Dir ſo vieles Heyl aus ſeiner Fülle giebet.
Dein Marggraf hat den Thron auf Gnad und Huld geſtützt,
Er ſorgt nicht, wie er ſich, nur deinen Kindern nützt.
Nun will auch Preuſſen dich auf ſeinem Adler führen,
Und dich mit Glück und Ruhm durch Wilhelminen zieren.
Betrachte dieſes Werk, ſieh deinen Vater an,
Und ſag, ob dir dein Gott was edlers ſchenken kan.
Denn welcher Fürſt, wie er, ſo ſeltne Weisheit heget,
Wem ſo ein Heldenblut die Lebensuhr beweget,
Wer ſo beſcheiden herrſcht, und allezeit dabey
Bedenket, was man Gott und Menſchen ſchuldig ſey;
Des Schultern ſind ſchon werth den Purpurſchmuck zu tragen,
Sollt ihm auch Stand und Glück das Recht darzu verſagen.
Nicht der iſt gleich geſchickt, daß er den Zepter hält,
Der Länder, Fluß und Meer vom Ganges bis zum Belt
Mit Sclavenfeſſeln drückt: Er muß erſt deine Gaben,
George Friedrich Carl! und deine Kräfte haben.

HErr, dein geſchärfter Witz, der bis zur Sonne reicht,
Und als ein ſchneller Pfeil durch alle Zweifel ſtreicht,
Sucht, was den Ländern nützt, flieht, was ihr Wohl zerſtöret,
Und trachtet, wie man Glück u. Macht u. Ruhm vermehret.
Die Stützen deines Stuhls ſind kein unnützer Staat,
Der vieles Gut verzehrt, und wenig Klugheit hat.
Wen du ans Ruder ziehſt, der muß vernünftig leben,
Und eben ſo, wie du, nach Kunſt und Tugend ſtreben.
Denn wen die Weisheit nicht vor ihren Sohn erklärt,
Den ſchätzt mein Carl auch nicht der Ehrenkrone werth.
Bey ihm gilt nur Verdienſt, nicht Stand, nicht Glückesgaben:
Wer Gott und Tugend liebt, kan ſeine Gnade haben.

Er forſcht bey jedem Schluß, was der und jener ſpricht:
Und duldet jedermann, nur keinen Schmeichler nicht.
Er hört geruhiger der hart Bedrängten Klagen,
Als die ihm immerfort von ſeinen Thaten ſagen.
Kein Knecht iſt ſo gering, kein Unterthan ſo ſchlecht;
Mein Marggraf hört ihn an, mein Marggraf ſchafft ihm Recht.
Er iſt der Sonne gleich, die Berg und Thal erfreuet,
Und ihren Stral ſowohl auf Kraut als Cedern ſtreuet.

Nie hört man, daß ein Menſch ſein Regiment beklagt,
Als den die Bosheit quält und ſein Gewiſſen nagt.
Er iſt zur Gütigkeit und Gnad und Huld gebohren,
Und liebt ſein Volk, als ſich. Er ſchätzt den Tag verlohren,
Wenn er beym Abendroth ſich nicht erinnern kan,
Ob ſeine Gnade heut dem Armen Guts gethan.
Dem Reichen wird ſein Gut nicht falſchlich abgeſtritten,
Der Arme jauchzt und ſingt in den bemooſten Hütten;
Der Landmann tritt vergnügt die Laſt der Arbeit an:
Weil ihm ſein Schweiß erwirbt, was ihn ergetzen kan,
Und ſeinem Herrn gebührt. Der Schäfer geht mit Freuden,
Sein zahmes Wollenvieh im fetten Klee zu weiden.
Er nimmt ſein Hirtenrohr, und ſpielt in ſtiller Ruh:
Ein andrer kömmt zu ihm und ſingt ein Lied dazu,
Von ſeines Fürſten Treu; ſo daß die Heerden ſpringen,
Und Berge, Feld und Wald von ſeinem Lob erklingen.
Die Wittwen ſind erfreut, die Waiſen nie betrübt;
Weil ſie ihr Landesherr als ſeine Kinder liebt.
Bey jedem Biſſen Brodt wird Gottes Macht geprieſen,
Und dem Geſalbten Ruhm und Lob und Dank erwieſen.
Es ehrt ihn jedermann; und weil ihn jeder ehrt,
So giebt man ohne Zwang, was Gott und ihm gehört.

Es liebt ihn jedermann; und weil ihn alle lieben,
So thun auch alle gern, was er nur vorgeſchrieben.
Kein Stand, kein Alter iſt, das nicht aus Dankbarkeit
Dem Fürſten Gut und Blut, und Gott das Herze weyht;
Damit die Gnadenhand, zu unſerm Heil und Glücke,
Sein Leben, ſein Geſchlecht mit Heil und Segen ſchmücke.
Man dankt, man opfert ihm, weil er die Tugend ſchützt,
Und mit der Bosheit Blut nur Schwerdt und Stahl beſpritzt:
Weil er die Irrenden durch Gnad und Huld bekämpfet,
Und als ein Herkules verwegne Laſter dämpfet;
Weil er mit Gottesfurcht die armen Seelen ziert,
Und die Zufriedenheit in niedre Hütten führt.

O höchſtbeglückter Fürſt! du brauchſt nicht Schwerdt und Lanzen
Und wilder Krieger Wuth, dein Lager zu verſchanzen,
Was hilft der Tyranney der ausgepreßte Schweiß,
Da ſie den müden Leib nie ſanft zu legen weis?
Sie fürchtet jeden Knecht, ſie ſcheut die eignen Waffen,
Und kan ſich keine Ruh mit tauſend Schwerdtern ſchaffen.
Wer kein Geſetz erkennt, als ſeine Blutbegier,
Dem ſtellet Schlaf und Traum ſtets Ungeheuer für.
Und kan ihn gleich die Macht vorm Stahl des Mörders ſchützen,
So wird ihm Furcht und Harm doch Sarg und Bahre ſchnitzen.
Dich, Herr, ſchließt jeder Knecht in ſeine Sorgfalt ein:
In jedes Bürgers Schooß kanſt du geruhig ſeyn.
Du, du biſt unſer Schutz, du kanſt uns glücklich machen:
Drum wer ſich ſelbſt nicht haßt, muß für dein Leben wachen.
Man giebt und thut mit Luſt, was dein Befehl gebeut,
Und fürchtet nichts von dir, als deine Sterblichkeit.

Jedoch was fürchten wir? die Tugend kan nicht ſterben:
Du lebſt in unſrer Bruſt, du lebſt in deinen Erben.
Dich drückt kein ſtum̃er Fluch, von Noth und Quaal gezeugt,
Der aus bedrängter Bruſt zum Thron des Höchſten ſteigt.
Du haſt in jeder Bruſt ein Dankaltar gegründet,
Auf dem die Liebesgluth ein ewig Feur entzündet.
Du biſt der Tugend Schutz, du hemmſt der Laſter Lauf,
Du giebſt den Kindern Brodt, und hilfſt den Muſen auf.
So wird die Nachwelt einſt mit Ehrerbiethung leſen:
Du ſeyſt ein wahrer Fürſt und Friedensheld geweſen.

Ihr Zeiten, ſagt mir doch, wo findet man das Land,
Dem Gott ein größres Glück und Gnade zugewandt?
O ſchweige, ſtolzes Rom, von des Auguſtus Zeiten!
Bareuth ſchämt ſich mit dir um Preis und Rang zu ſtreiten.
Ja ſtiege heut Trajan aus ſeinem Aſchenkrug,
Und unſer Marggraf ſtünd als Cato bey dem Pflug,
Uns aber hätte man die Macht zur Wahl gegeben:
Wir würden unſern Carl auf ſeinen Thron erheben.
Domitian verheert, was Titus Klugheit pflanzt:
Allein was unſer Fürſt mit Gnad und Recht verſchanzt,
Das wird durch ſeinen Prinz noch tiefer Wurzeln ſchlagen,
Und was itzt Blüthen trägt, einſt edle Früchte tragen.

Ja, theurer Friederich, da dich uns Gott geſchenkt,
Und mit des Vaters Blut ſein Herz in dich verſenkt:
So iſt erſt unſer Wunſch vollkommen eingetroffen.
Was ließ uns nicht von dir die erſte Blüte hoffen?
Es zeigte gleich dein Thun, woher der Adler ſtammt,
Und was für eine Glut dein edles Herz entflammt.
Es ſpiegelte ſich ſchon am Morgen deiner Jugend
In dir des Vaters Bild und ſeltne Fürſtentugend.

Was manchem durch die Kunſt wird mühſam beygebracht,
Das hat dir die Natur freywillig zugedacht;
Und da die Jugend ſonſt nur Eitelkeiten liebet,
So hat dein zarter Geiſt in Künſten ſich geübet.
Du gingſt der Weisheit nach: Und dieſe ſtellte dir
Der Wolluſt Blumengang voll Weh und Jammer für.
Sie zeigte, daß die Ruh in wahrer Tugend ſtecke,
Und nur ein Roſenblatt das Gift der Wolluſt decke.
Sie wies, daß ſie allein, durch ihrer Schönheit Pracht,
Die Prinzen kronenwerth und Göttern ähnlich macht;
Und daß hingegen den kein Stand, kein Glück erhöhet,
Der ſeiner Leidenſchaft noch zu Gebothe ſtehet;
Der in der wilden See verwöhnter Lüſte ſchwimmt,
Und ohne Kunſt und Witz das Steuerruder nimmt.
Sie zeigte dir den Saal, wo deine Ahnen ſtralen,
Und ſprach: Alſo mein Prinz, muß man den Purpur malen!
Sieh dieſes Beyſpiel an, und tritt auch auf den Pfad,
Auf dem ihr Heldenarm ſo manches Wunder that.
Vermeide jederzeit, wornach die Thorheit rennet,
Und denke, was für Blut in deinen Adern brennet!
Für einen Göttersohn gehört kein Kinderſpiel:
Verſtand und Tugend iſt der Prinzen Ehrenziel.
So weit dich die Geburt vom Pöbel unterſchieden;
So weit muß auch dein Thun im Kriege, Glück und Frieden
Von ihm entfernet ſeyn. Vertrau den Schmeichlern nicht,
Und folge meinem Zug und meinem Unterricht.
Denn da dich jene nur aus Geiz und Hoffnung lieben,
So wird dich meine Treu in ſolchen Künſten üben,
Wodurch man ſich beherrſcht, ſein Land mit Ruhe deckt,
Und hier ſchon auf der Welt den ganzen Himmel ſchmeckt.
Betrittſt du einſt den Thron, ſo wehle kluge Alten,
Und ſolche, die ihr Amt in Gottesfurcht verwalten.

Iſts möglich, daß der Menſch dein Werk mit Eifer treibt,
Der in des Höchſten Dienſt ein fauler Knecht verbleibt?
Verlange ſelbſt kein Lob, ſonſt wirſt du ſchmeicheln lehren,
Und deinen Willen mehr, als Recht und Wahrheit hören.
Dieß ſey dein Grundgeſetz: Nur recht und wohl zu thun;
Und dieſes deine Luſt: Im Bücherſaal zu ruhn.
Kurz; Laß die ganze Welt aus deinen Thaten leſen,
Es ſey dein ganzes Thun dem Vater gleich geweſen.

So ſprach der Weisheit Mund: Das Wort gefiele dir.
Drauf zog ſie durch die Welt: Und du, Herr, folgteſt ihr
Mit muntern Schritten nach. Da ließ ſie dich verſpüren,
Was der für Schultern braucht, der einſt ein Land regieren
Und es beglücken ſoll. Da hat ſie dich verpflegt,
Des groſſen Vaters Bild in deine Bruſt geprägt,
Und dein begierig Herz mit ihrem Schmuck gezieret;
Bis ſie dich endlich gar zum Tempel hingeführet,
Wo ſie das güldne Vlies beſchwitzten Händen beut,
Und ihre Güter nur auf ſolche Seelen ſtreut,
Die wie die Felſen ſtehn in den ergrimmten Wellen,
Wenn Scyllens Strudelmund und Luft und Abgrund bellen.

Sie brachte dich zuletzt in dein beſtimmtes Land:
Hier ſahe nun Bareuth ſein allertheurſtes Pfand.
Das Feld war voller Luſt, die Städte voller Freuden,
Und einer ſchiene faſt den andern zu beneiden,
Der dich zuerſt geſehn, der dich zuerſt verehrt.
O! ſprach man, welch ein Glück iſt uns von Gott beſchert!
Seht Brüder, unſern Troſt! Seht Kinder, eure Sonne!
Seht unſers Fürſten Bild! Seht unſre Freud und Wonne!
Der Vater führte ſchon das Gold der Zeiten ein,
Durch ſeinen Salomo wird es beſtändig ſeyn.

Durch jenen iſt uns ſchon der Morgenglanz erſchienen,
Durch dieſen wird man Gott im Mittagslichte dienen.
Gleichwie der Sonnenſtral, wenn er am Himmel ſteigt,
Aus Quellen, Fluß und See, ſo Dampf als Nebel zeugt;
Dann dieß zertheilte Naß in eine Wolke ſchlieſſet,
Und ſolches mit der Zeit auf Gras und Blumen gieſſet:
So zog auch unſer Prinz aus allen Blumen Saft,
Und forſchte hier und dort nach Kunſt und Wiſſenſchaft,
Um auf ſein Erbtheil einſt Verſtand und gute Sitten,
Und was uns glücklich macht, in Strömen auszuſchütten.
So freute ſich Bareuth, als ſeine Hoffnung kam,
Und dich zum erſtenmal in ſeine Grenzen nahm.
O wer iſt heut geſchickt, die Regung auszudrücken,
Die unſre Seele fühlt, da dich die Myrten ſchmücken;
Da Preuſſens groſſer Held ſelbſt unſer Glücke baut,
Und dir Sophiens Bild, ſein liebſtes Pfand, vertraut!
Ihr Schwanen in der Spree, erwacht und helft uns ſingen!
Und laßt den reinſten Ton von Wilhelminen klingen.
Mahlt uns den Purpur ab, der auf den Lippen ruht,
Den himmliſchen Verſtand, den Brandenburgermuth,
Die ſeltne Gottesfurcht, die ihren Geiſt entflammet,
Und alles, was auf ſie durchs Blut der Brennen ſtammet.
Beſchreibt uns dieſes Feſt, und wie deſſelben Pracht
Berlin viel herrlicher, Bareuth beglückter macht.
Wir wiſſen nicht vor Luſt, was wir beginnen wollen,
Und wie wir dieſen Tag nach Würden ehren ſollen.
Es freut ſich Feld und Wald, es jauchzet Land und Stadt,
Es ſingt, es ſpielt, es dankt, was Geiſt und Odem hat,
Es ruffet Berg und Thal: Sie müſſen ewig grünen!
Es lebe Friederich nebſt ſeiner Wilhelminen!
Die Flüſſe ſind entzückt; es ſtrudelt Saal und Mayn,
Und Nab und Eger ſchluckt mehr Freudenthränen ein,

Als Tropfen von der Höh in grüne Thäler rollen,
Die heut des Fichtelbergs berufne Quellen zollen.
Sie ſtrömen doppelt ſchnell, ſo daß es gänzlich ſcheint,
Als hätten ſie ſich heut recht mit Bedacht vereint,
Nach Nord, Süd, Oſt und Weſt mit reicherm Strom zu eilen,
Der Freuden Ueberfluß den Fremden mitzutheilen.

Ja recht, beglücktes Land! Du lebſt in ſtiller Ruh;
Doch heute wächſet dir noch größre Ruhe zu.
Der Himmel läßt dich ſchon die Friedensfrüchte ſchmecken!
Heut will er noch dein Wohl durch Preuſſens Adler decken.
Sieh deines Fürſten Treu! Sieh deines Friedrichs Thun!
Sieh, was für Tugenden in Wilhelminen ruhn!
Wie manches Volk und Land muß heut im Schatten ſitzen?
Dir, dir läßt Zions Schutz die Gnadenſonne blitzen.
Drum auf! auf! opfre Dank! Vermehre Gottes Ruhm,
Und werde ganz und gar ſein Volk und Eigenthum!
Wunſiedel, freue dich! Steig aus dem Graus der Aſchen,
Und laſſe dein Geſicht die Freudenthränen waſchen!
Leg Harm und Kummer hin! Erhebe Geiſt und Haupt!
Heut ſchenkt dir Gottes Schluß mehr, als die Glut geraubt.
Kein banges Trauren ſoll dieß Freudenfeſt entweyhen,
Und auf den Lobaltar vergällte Myrrhen ſtreuen.
Steh auf! Baruthis kömmt; ſie trägt ein Feyerkleid,
Und rufft; Auf! Kinder, auf! verbannt die Traurigkeit,
Und laßt uns insgeſamt zum Thron des Höchſten treten,
Und für das theure Paar mit reinen Lippen beten:

O Herrſcher! der du uns ſo vieles Wohl erzeigſt,
Und dein erbarmend Ohr zu den Gerechten neigſt:
Merk itzt auf unſer Wort, vernimm der Armen Flehen,
Und laſſe Brandenburg in ſtetem Wachsthum ſtehen.

Schütz unſers Fürſten Thron, ſchütt auf ſein hohes Haus
Glück, Freude, Ruhm und Macht, und Gnad um Gnaden aus!
Laß unſern Friederich mit ſeiner Wilhelminen
Als friſche Palmen blühn, als die Gerechten grünen!
Auf! ſegne dieſen Bund, den deine Vorſicht ſchließt,
So daß er ewiglich ein Bund des Segens iſt.
Laß deinen Gnadenſtral auf beyder Scheitel blitzen,
Und ihren Saamen ſtets der Feinde Thor beſitzen.
Ja, Herr! ſchließ ſie und uns in dein Erbarmen ein,
Und laß uns ſo dein Volk, wie Friedrichs Erbe ſeyn!
So wollen wir dir, Herr, Ruhm, Preis und Ehre bringen,
Und vor die ſpäte Welt noch dieſes Feſt beſingen.

An Seine Durchl.

Den regierenden Herzog zu Braunſchweig-Lüneburg, ꝛc.

Als dieſelben uns bey dero Aufenthalt im Lauchſtädter Bade 1734. Dero beſondere Gnade erzeigten;

von

Jacob Friedrich Lamprecht.

Herr, nimmt dein erſter Blick ſo ſehr die Herzen ein,
Wie groß muß deſſen Kraft bey deinen Knechten ſeyn,
Die deinen Fürſtenthron bewachen und verehren!
Ihr Prinzen, laſſet euch doch Rudolphs Beyſpiel lehren,

Daß Weisheit, Gnad und Huld die Fürſten fürſtlich macht.
Was Ludwig unternimmt, was ſeine Hand vollbracht,
Iſt groß, ſo, wie er ſelbſt. Wo ſeine Hoheit thronet,
Da iſt zugleich der Ort, wo Gnad und Sanftmuth wohnet.
Ihr Deutſchen, freuet euch, daß Rudolph euch gehört,
Ein ſolcher Vorzug iſt der größten Ehrfurcht werth,
Merkt, wie der Himmel euch vor allen Völkern liebet,
Der euch, was fürſtlich iſt, in zweenen Prinzen giebet.
Dort bricht des groſſen Carls gereizter Donner los!
Und Ludwig Rudolph iſt durch Gnad und Sanftmuth groß.
Was Wunder, daß, um ihn vollkommen zu erheben,
Der Himmel ihm auch noch Luiſens Herz gegeben.

* * *

Glückwünſchungsrede

auf das hohe Geburtsfeſt
Herrn Auguſt Wilhelms,
Herzogs von Braunſchweig
und Lüneburg, ꝛc.

Im Jahre 1731 zu Helmſtädt gehalten
von
M. Adam Bernhard Pantken.

Furcht und Zittern würden voritzt ohnfehlbar meine Gefährten ſeyn; wenn die Verwegenheit an dem gegenwärtigen Unternehmen
ben ſo viel Theil hätte, als meine Ehrerbiethigkeit.
Da mir aber keine andere Urſache die Lippen eröff-
et, als die unterthänige Freude über das hohe Wohl-

ſeyn des Tugendhafteſten unter den Fürſten: So begleitet mich eine muthige Unerſchrockenheit; und ich empfinde bey mir ein nicht geringes Vergnügen, da ich in einer öffentlichen Verſammlung das Innerſte meines Herzens entdecken darf. Und wie könnte ich auch an einem Tage bekümmert ſeyn, der einen jeden Verehrer der Tugend zu ehrerbiethigem Frohlocken ermuntert, und mir die erfreuten Angeſichter einer ſo auserleſnen Verſammlung zeiget?

Das hohe Geburtsfeſt des durchlauchtigſten Fürſten, und Herrn, Herrn Auguſt Wilhelms, von Gottes Gnaden regierenden Herzogs von Braunſchweig und Lüneburg, unſers leutſeligſten Herzogs und Landesvaters, hat den heutigen Tag zu einem allgemeinen Feyer- und Freudentage der im Segen blühenden braunſchweigiſchen Länder gemacht. Hohe und Niedrige, Gelehrte und Ungelehrte, alte Greiſe und unmündige Kinder ſtreiten gleichſam in die Wette mit einander, wer von ihnen den brünſtigſten und redlichſten Glückwunſch könne erſchallen laſſen? Denn ein Fürſt iſt ein allgemeines Gut; und, da ſich ſeine Gnade auf alle erſtreckt: So erfordert zugleich das Geſetz der Natur, daß ſie ihn alle verehren müſſen.

Womit aber werde ich ſelbſt mein Unterfangen vertheidigen? und auf was für Weiſe kan ich meine Kühnheit entſchuldigen, da ich mich, als ein Fremder, zu den Füſſen des durchlauchtigen Auguſt Wilhelms niederlaſſe? Ich geſtehe es gerne, daß mich dieſe Betrachtung bey nahe von Vollziehung meines einmal gefaßten Entſchluſſes abgezogen hätte. Allein, die wichtigſten Vorſtellungen haben meine unterthänigſte Ehrerbiethigkeit darinnen befeſtigt. Was für einen unverantwortlichen Fehler würde ich nicht begehen, wenn ich kein öffentliches Zeugniß meiner demüthigſten Dankbegierde ablegte; die ich der genoſſenen Leutſeligkeit eines ſo gnädigen Herzogs ſchuldig bin? Würde mich nicht dieſe weltberühmte hohe Schule vor ein ganz unwürdiges Mitglied erkennen, wenn ich nicht den groſſen Auguſt Wilhelm bewunderte: Welchen ſie nicht nur als einen regierenden Landesherrn; ſondern vornemlich dieſes Jahr über, als ihren allerhöchſten Director verehret? Die Tugend ſelbſt würde mein Verbrechen mit einer ewigen Feindſchaft beſtrafen, wenn ich nicht mit der tiefſten Ehrerbiethigkeit einen Herzog verehrte, von deſſen tugendhafteſtem Leben meine Augen ſelber die Zeugen ſind. Ja, ich müſte mir ſelbſt die größte Gewalt anthun, wenn ich von dem Lobe des preiswürdigen Auguſt Wilhelms ſchweigen wollte. Zwar, die Menge deſſen, was ich zu ſagen hätte, wenn ich einen vollſtändigen Entwurf ſeiner hohen Verdienſte zu machen dächte; wird mir beſchwerlicher fallen, als andern der Mangel daran, bey den Lobeserhebungen ihrer Helden gefallen iſt. Ich werde manchmal ſo gar die Wahrheit verſchweigen müſſen, damit ich nicht denen verdächtig werde, welche den Ruhm des vortrefflichen Auguſt Wilhelms nur in der Ferne hören, und nicht, wie wir, in der Nähe betrachten können. Wenn ich nun aus der reichen Anzahl ſeiner ausbündigen Tugenden nur dieſe oder jene zum Gegenſtande meiner ehrerbiethigen Betrachtung erwählen ſoll: So fällt mir die Wahl ungemein ſchwer;

indem dieſer durchlauchtigſte Held niemals etwas tadelhaftes verrichtet hat.

Was quäle ich mich aber ſelbſt mit dieſen Betrachtungen? Was iſts doch vor eine vergebliche Furcht, bey dem Ruhme dieſes unvergleichlichen Herzogs in den Verdacht der Schmeicheley zu verfallen, da der Ruf meiner Zunge lange zuvor gekommen iſt? Wenn ich auch der Geſchicklichkeit fähig wäre, die allervollkommenſte Lobrede aufzuſetzen, und den Ruhm des gvelphiſchen Auguſts auf eine Art vorzuſtellen, welche ſeinen Verdienſten gemäß wäre: So würde mich doch niemand des Fehlers beſchuldigen, den man dem verſtändigen Xenophon vorgeworfen hat. Niemand würde mir Schuld geben, daß ich meinen Helden nicht nach ſeiner Aehnlichkeit; ſondern nach denjenigen Eigenſchaften abgebildet hätte, die er hätte beſitzen ſollen. Alle Welt hat es ſchon längſt zugegeben, daß die Braunſchweig-Lüneburgiſchen Herzoge jederzeit die vollkommenſten Fürſten geweſen ſind; unter ihnen ſelbſt aber unſer gnädigſter Landesvater einer der vollkommenſten ſey. Ich folge daher der überall aufgenommenen Wahrheit, da ich heute die Glückſeligkeit unſrer Zeiten in der geſegneten Regierung dieſes vortrefflichen Prinzen ſuche, unter deſſen Schutze wir leben. Ich thue nichts anders, als was ich mit dem Beyfalle von ganz Europa verrichten kan, wenn ich die Billigkeit unſrer heutigen Freude auf die Gewißheit gründe: Daß der durchlauchtigſte Auguſt Wilhelm das vortreffliche Muſter eines frommen, weiſen, leutſeligen, und glücklichen Fürſten ſey. Ob ich nun gleich, als ein Fremder, nichts vortragen werde, was nicht ihnen, hochgeehrteſte Anweſenſende, viel beſſer bekannt ſeyn ſollte: So vergnügt es mich doch, wenn ich ihre Gedanken mit dem unterhalte, was uns allen am annehmlichſten iſt; und ihnen dadurch zu einer weitern Uberlegung einige Gelegenheit gebe.

Der beſondre Vorzug des heutigen Tages macht auch mir die Gewohnheit andrer Redner zu einer Vorſchrift. Es iſt ganz unmöglich an die glückſelige Stunde zu gedenken, in welcher der durchlauchtigſte Auguſt Wilhelm zu leben angefangen hat; und ſich nicht zugleich derjenigen Helden ehrerbiethigſt zu erinnern, deren Tugend ſammt ihrem Geblüte ſein groſſes Herz beſeelet. Wie unbillig würde doch die Verſchweigung ihres Ruhms ſeyn, welchen doch ihr tugendhafter Enkel ſelbſt zu der Richtſchnur ſeines Lebens gemacht hat! Eine hohe Geburt iſt an und vor ſich ſelbſt ein bloſſer Glücksfall, welcher alsdann erſt zu unſrem Ruhme gereichet, wenn wir ihn, als eine Ermunterung zur Tugend betrachten. Die größten Väter haben die niederträchtigſten Kinder gehabt. Der blödſinnige Aridäus hatte von ſeinem groſſen Vater nichts, als das Leben und den Namen Philippus empfangen. Die zankſüchtigen Söhne Ludwigs des Frommen hatten ſeine Großmuth und Gottesfurcht nicht geerbet. Und was half es einem thüringiſchen Albrecht, daß er den erleuchteten Heinrich zum Vater hatte, da er ſich ſelbſt durch ſeine Laſter den Beynamen des Unartigen erwarb? Wenn die ungerathenen Nachkommen die Gröſſe ihrer Verbrechen an der Gröſſe ihrer tugendhaften Verfahren erkennen müſſen, pflegt derjenige oft der ſtrafbarſte Ubelthäter zu heiſſen, welcher die Verdienſte eines groſſen Vaters erwehnet, die ein boshafter Sohn zur Entſchuldigung ſeiner Laſter ſo gerne verdunkeln wollte.

Je ſeltner es nun zu geſchehen pflegt, daß die rühmlichen Eigenſchaften hoher Ahnen auf die ſpäteſten Nachkommen fortgepflanzt werden: Deſto ausbündiger iſt der Ruhm des Braunſchweig-Lüneburgiſchen Heldenhauſes, welches ſchon ſo viele tugendhafte Fürſten gezeuget hat. Die unverrückte Glückſeligkeit ſeiner Beherrſcher iſt ein unbetrügliches Kennzeichen hiervon; und zugleich eine wohlverdiente Belohnung ſeiner Tugend. Sein Alterthum erſtreckt ſich bereits über ſiebenhundert Jahr, ſeitdem es nemlich dem deutſchen Reiche die größten Stützen gegeben hat. Die mächtigſten und höchſten Häupter der Chriſtenheit haben ſich jederzeit mit ihm verbunden: Und was ſind nicht vor Helden aus ſeinem Blute entſproſſen, welche mehr, als einmal, den Ungläubigen nicht nur die Stirne gebothen, ſondern zugleich Sieg und alles entriſſen haben? Wo findet man in der Chriſtenheit ein Geſchlechte, welches in einer Zeit von zwey und dreyßig Jahren dem deutſchen Reiche zwo unvergleichliche Kayſerinnen, drey glorwürdige Churfürſten und viele durchlauchtigſte Herzoge; dem mächtigen Britannien zweene groſſe Könige, und ſo gar dem rußiſchen Reiche einen Kayſer gegeben hat, den bereits ſeine Jugend mehr, als andre ein vieljähriges Alter, zierte. Wo findet man ein Geſchlechte, welches bey der hohen Majeſtät, mit welcher es pranget, wie das gvelphiſche Heldenhaus, noch dieſen beſondern Ruhm zu behaupten fähig iſt, daß es das alles, ja noch was viel gröſſers, verdient habe? Was einmal die Schmeicheley eines Ausländers zu dem Ruhme des rö-

römiſchen Rathes erdichtete, das kan die Wahrheit mit gröſſerem Rechte von dem Braunſchweig-Lüneburgiſchen Stamme bekennen, daß ein jedes Haupt von ſeinen durchlauchtigſten Fürſten, Kronen zu tragen fähig, und bey ſeiner fürſtlichen Herkunft mit einem königlichen Geiſte beſeelet ſey.

Beſonders hat es die Vortrefflichkeit des groſſen Anton Ulrichs, Chriſtfürſtlichen Andenkens, und ſeiner durchlauchtigſten Gemahlin, der gottesfürchtigen Eliſabeth Julianen verdient; daß aus ihrem Geblüte ein ſo unbeſchreibliches Wachsthum ihres hohen Hauſes entſproſſen iſt; daß das römiſche Reich alle ſeine Hoffnung auf die Fruchtbarkeit ihrer allerdurchlauchtigſten Enkelin ſetzet, um welche ſo viele tauſend Millionen Seufzer gen Himmel ſteigen; daß die Braunſchweigiſchen Lande auf ſpäte Zeiten die vollkommenſten Fürſten aus ihrem Geblüte zu Beherrſchern erhalten werden; und daß noch itzt unſer durchlauchtigſter Auguſt Wilhelm den unſterblichen Ruhm ſeiner preiswürdigen Eltern verewigt. Hierauf beruht eben ein wichtiger Vorzug dieſes Helden, der ihn von hundert andern unterſcheiden kan, die ihm Stand und Geburt an die Seite ſetzet. Der Ruhm, den ihm ſeine hohe Ahnen zu eigen gemacht haben, hat reichlich gewuchert, denn der Preis den das gvelphiſche Haus durch ihn bis hieher erhalten hat, iſt eine hundertfältige Frucht geweſen. Das Lob ſeiner heldenmüthigen Voreltern iſt ihm nichts fremdes, weil er es durch ſeine unermüdete Nachfolge zu ſeinem Eigenthume gemacht hat.

Sein ganzes Leben iſt alſo nichts anders, als eine beſtändige Verbindung der allervortrefflichſten Tugenden,

den; wovon ihn eine jede zum Herzoge machen könnte, wenn er gleich nicht, als ein Herzog gebohren wäre. Ja, man ſieht ihn dergeſtalt mit ihnen beſchäftiget, daß es ſcheint, als ob er ſich hierdurch den hohen Vorzug erſt zu erwerben bemühte, den ihm doch bereits die Geburt mitgetheilet hat. So hoch ihn dieſelbe über andre Menſchen erhoben, ſo hoch erhebt er ſich wieder über andre Fürſten durch ſeine Tugenden. Wer, kan die Menge des Ruhmwürdigen erzählen, was wir an ihm erblicken? Wer hat alle das Hohe, was wir an ihm preiſen, ſo rein und unbefleckt, wie er ſelbſt erhalten? Bey welchem Fürſten finden wir alle dieſe Stücke in einer ſo bewunderswürdigen Eintracht?

Die meiſten unter den Tugenden haben gewiſſe Laſter zu ihren Nachbarn; und die letzten pflegen oft das äuſſerliche Anſehn der erſten anzunehmen. Wie oft meynen wir die Pflichten der Gottesfurcht zu beobachten; und wir folgen doch allein der Gewohnheit des Aberglaubens, der uns mit andern dahin reiſſet. Wie oft denken wir nach der Vorſchrift der Klugheit zu handeln; und wir werden doch überzeugt, daß uns die Argliſt unter einem ſo ſchönen Namen betrogen hat. Unſer Herzog weis das Wahre von dem Falſchen vollkommen richtig zu unterſcheiden. Nicht allein die beſtändige Ausübung des Ruhmwürdigen, ſondern auch die reife Uberlegung einer Handlung, ehe er dieſelbe verrichtet, haben ſeine Tugend von allem gereinigt, was ſie noch etwan beflecken könnte. Sie iſt deſto dauerhafter, je bedachtſamer er in ihrer Ausübung verfährt, und man findet ſie deſto vollkomkommner, je heiliger der Grund iſt, den er in ſeinem Herzen darzu gelegt hat.

Tretet nur ganz beſchämt zurücke, ihr ſtarken Geiſter! die ihr es einem Fürſten vor unanſtändig haltet, wenn er ſich mit Ernſt einer ungeheuchelten Gottesfurcht befleißiget. Weichet zurück! und lernt an dem Exempel unſers andächtigen Auguſt Wilhelms, daß auch die Hohen der Welt ſich vor dem demüthigen müſſen, der ſo gar über die höchſten Monarchen zu gebiethen hat. Fürſten ſind Menſchen, wie die koſtbarſten Diamanten Steine ſind. Gleichwie aber dieſe durch den ihnen beygelegten Werth von den andern Steinen unterſchieden werden: So rührt auch bey jenen aller Vorzug von dem majeſtätiſchen Amte her, das ihnen der Herr aller Herren anvertrauet hat. Wenn die Wahrheit einem erlauchten Helden den Namen des Gottesfürchtigen zuerkennt, welchen Marcus Antoninus und Ludwig der erſte unter den Kayſern, Herzog Magnus und Friedrich aber unter den Ahnen unſers Herzogs geführt haben: So klingt es eben ſo prächtig, als der Name des Groſſen, des Sieghaften, des Tapfern, den die Vorwelt unter den Gvelphen einem unſterblichen Albrecht, einem unbezwungenen Wilhelm und Otto, einem unerſchrocknen Welf und Henrich zueignete. Denn die Fürſten bezeugen durch nichts die Gröſſe ihres Verſtandes ſo vortrefflich, als durch eine vernünftige Gottesfurcht. Sie beobachten die Pflichten, die ihnen das Geſetz der Natur, ſowohl als die Religion, vorgeſchrieben hat: Und ſie beweiſen hierdurch, wieweit ſie in der Erkenntniß deſſen gekommen ſind, von dem ſie alle ihre Hoheit empfangen haben.

Die preiswürdigen Exempel der Braunſchweig-Lüneburgiſchen Herzoge können auch hierinnen vor unverwerfliche Muſter angeſehen werden? Wir finden hiervon in den älteſten Zeiten die herrlichſten Zeugniſſe: Da doch der Aberglaube der mittleren Jahrhunderte noch herrſchte; ja, da die Frömmigkeit, wie man ſie damals erforderte, eine ſehr koſtbare Tugend war; und wegen der unglaublichen Unkoſten, die ſie verurſachte, nur ein Vorzug der Hohen und Reichen in der Welt ſeyn konnte. Man verlangte von ihr die gefährlichſten Unternehmungen; und es gehörte gewiß eine groſſe und herzhafte Entſchlieſſung dazu, wenn man ſich mit den ſo genannten Kreuzzügen beſchweren wollte. Es wurde hierdurch der Kern des Volkes auf die Schlachtbank geliefert, und man ſtürzte ſich ſelbſt, da man doch ſelten einen glücklichen Erfolg hoffen konnte. Die blutigen Fußtapfen vieler unglücklichen Vorgänger hätten die Nachfolger von dem Eifer abſchrecken können, den ſie bewieſen, wenn ihn nicht eine redliche Abſicht unterſtützt hätte. Bey ſo gefährlichen Zeiten gaben auch die braunſchweigiſchen Helden ihren Muth zu erkennen. Die Lorbern des tapfern Welfs ſind unter den Cypreſſen der Saracenen auf die Mauren des beſiegten Jeruſalems gepflanzt worden. Die Heldenthaten Herzog Heinrichs, des Jüngern, die er wieder die Ungläubigen in Syrien, als kayſerlicher Feldherr, verrichtete, wurden durch ſeines Bruders tapfern Sohn, Herzog Otto, wieder erneuert, welcher die Kreuzherren in Preuſſen gegen ihre heydniſche Nachbarn vertheidigte. Auch das Grab unſers Erlöſers zog von den braunſchweigiſchen Prinzen

Herzog Conraden, den ſeine Frömmigkeit ſo gar zum Cardinal der römiſchen Kirche gemacht hatte, Herzog Henrichen, den Jüngern, aus der Grubenhagiſchen Linie, und Herzog Erichen, den Aeltern, nach Paläſtina; und dieſe andächtige Helden betraten nicht ohne Ehrfurcht die heilige Stäte, wo man ihnen das Gedächtniß des ſterbenden Heilandes der Welt zu Gemüthe führte.

Die neuern Zeiten ſind in Aufweiſung ſo auſſerordentlicher Muſter der Frömmigkeit nicht ärmer, ſondern vielmehr deſto reicher geweſen, je mehr dieſe Tugend von dem Aberglauben der vorigen Jahre gereinigt iſt. Opferten ehemals die Perſer der aufgehenden Sonne ein ſchneeweiſſes Pferd: So opferten die theuerſten Voreltern unſers Herzogs, der durch den unerſchrecknen Luther wieder hergeſtellten Reinigkeit der Lehre, gleich bey dem Aufgange ihrer Stralen ein unſchuldiges und ehrerbietiges Herze. Der hierdurch erhaltene Ruhm war um deſto vollkommener, je eher ſie die Vortrefflichkeit der evangeliſchen Wahrheit erkannten, und derſelben ſeligmachende Kraft in ihrem Herzen wirken lieſſen. Sie waren daher nicht allein unter ihren erſten Bekennern, ſondern auch unter ihren erſten Vertheidigern. Die Fortpflanzung dieſer Wahrheit auf ihre Nachkommen, und die unbefleckte Beybehaltung bey denſelben war eines von den wichtigſten Stücken ihrer landesväterlichen Sorgfalt. Dieſes iſt die Urſache, warum ſie uns noch durch die Menge der vortrefflichſten Kirchenordnungen von der Redlichkeit ihres Eifers überzeugen, an denen wir nicht allein ihre Gottesfurcht, ſondern auch ihre Weisheit, bewundern müſſen.

Unſer andächtiger AuguſtWilhelm iſt mit dem rühmlichſten Eifer in die Fußtapfen dieſer frommen Helden getreten. Die äuſſerlichen Zeugniſſe hiervon, die uns in die Augen fallen, können uns von der innerlichen Beſchaffenheit ſeines frommen Herzens überzeugen. Iſt nicht die Betrachtung Gottes und derjenigen Stücke, die zum Gottesdienſte gehören, ſein annehmlichſter Zeitvertreib? Geſchieht es nicht nur deßwegen, damit er die verlangte Gemüthsruhe in der Vereinigung mit Gott ſuchen könne, wenn er ſich der Vorſorge für ſeine getreueſten Länder einigermaſſen zu entziehen ſcheinet? Legt er nicht oft ſeinen Fürſtenhut vor dem Throne des Allmächtigen mit der demüthigſten Verachtung aller Hoheit, und dem brünſtigſten Gebethe nieder? Iſt ihm auch alle die Majeſtät ſeines Standes, und die Macht ſeiner Herrſchaft einer andern Urſache wegen angenehm, als weil ihn beydes auf eine ſo kräftige Art zur erkenntlichſten Dankbarkeit gegen das höchſte Weſen verbindet? Iſt nicht deſſen Gnade das Höchſte was unſer Herzog ſo eifrigſt zu ſuchen pflegt? Iſt nicht der Eifer in der Verehrung Gottes dasjenige, welches unſer Herzog vor die nöthigſte und ruhmwürdigſte Bemühung eines Fürſten erkennet?

Eben hierauf gründet ſich ſeine beſondere Hochachtung für die öffentlichen Gotteshäuſer, und die darinnen angeſtellten Verſammlungen der Heiligen. Wie ſorgfältig iſt er doch auf den äuſſerlichen Zierrath dieſer Häuſer bedacht, welche der Ehre Gottes insbeſondre gewidmet ſind. Vielleicht hat man einigen Grund zu behaupten, daß unſre Vorfahren, die redlichen Deutſchen, mehr Frömmigkeit vor ihre ſcheußlichen Gottheiten erwieſen haben, die ſie in den dunklen Wäldern verehreten, als ihre leichtſinnige Nachkommen heute zu Tage der ewigen Gottheit erzeigen, die ſie doch in ſo koſtbaren Gebäuden anbethen. Vielleicht kan auch bey vielen die äuſſerliche Ausſchmückung der Tempel ein wichtiges Hinderniß der Andacht ſeyn, die ſie inſonderheit an ſo heiligen Oertern zu beweiſen verbunden ſind. Wer aber, wie unſer gottesfürchtiger Auguſt Wilhelm, das Innerliche mit dem Aeuſſerlichen ſo löblich verbindet, der wird eben dadurch eines doppelten Ruhmes würdig; indem er zugleich die rühmlichen Beyſpiele ſeiner Vorfahren, wie unſer Herzog die unvergeßlichen Exempel Henrichs des Löwen, und Otto des Freygebigen, verneuert.

Dieſe ſo heilige Ehrerbiethigkeit gegen Gott, und den Gott gewidmeten Dienſt begleitet eine auſſerordentliche Gnade gegen die Knechte Gottes. Die Erfahrung unſers Herzogs im Geiſtlichen übertrifft zwar ſehr viele, welche dieſen Namen führen; ſie verhindert ihn aber doch nicht an einer gelaſſenen Aufmerkſamkeit. So wenig er die öffentlichen Verſammlungen verſäumet; eben ſo wenig giebt er zu urtheilen Gelegenheit, daß es aus bloſſer Gewohnheit geſchehe. Ohnerachtet er ein Meiſter in der Erkenntniß unſres allerheiligſten Glaubens ſeyn könnte: So betrachtet er ſich doch nur, als einen Schüler. Seine Gedanken eilen immer dem Vortrage des Lehrers zuvor, und er hat die Folgen bereits mit der bewundernswürdigſten Zueignung eingeſehen, ehe der Lehrer noch mit dem Beweiſe ſeines Satzes völlig zum Ende gekommen iſt. Die Gegenwart einer Gemeine, unter der er keinen erblickt, der ihn an Stand und Geburt übertreffen könnte, ermuntert ſeine Gedanken, darauf bedacht zu ſeyn, daß ihn auch keiner an Eifer und Andacht übertreffen möge. Das einige iſt hierbey ſein größtes Vergnügen, wenn er ſiehet, daß ſeine durchlauchtigſte Gemahlin, die man ein lebendiges Muſter der Frömmigkeit nennen möchte, mit ihm um den Vorzug ſtreitet.

Und gewiß, der Endzweck, den er ſich vorgeſetzt hat, wird dadurch vollkommen erhalten. Ja, durchlauchtigſter Herzog, entäußre dich nur einmal der Vorzüge, welche dir Stand und Geburt zu eigen gemacht hat! Lege den Purpur bey Seite, dem du ohne dieß mehr Schmuck ertheileſt, als er dir jemals ertheilen kan. Tritt in den unanſehnlichſten Kleidern mitten unter deine bethenden Unterthanen! Dein Eifer, deine Demuth, deine Gottſeligkeit wird dich doch kennbar machen. Man wird dich unter der größten Menge doch alsbald erblicken; und mit einer vollkommenen Wahrheit bekennen müſſen: Der ſey unter allen am Stande der höchſte, der an Geberden der demüthigſte, und in der Andacht der eifrigſte iſt.

Urtheilen ſie nun einmal, hochgeehrteſte Anweſende, ob ich nicht die billigſte Gelegenheit habe zu ſchlieſſen, es ſey unſrem ſo frommen Landesvater die ganze Zeit ſeiner Regierung nichts angenehmers begegnet, als daß er, und ſeine durchlauchtigſte Herzogin, die ihm an Frömmigkeit eben ſo ähnlich iſt, als an erlauchtem Geblüte, bey einer dreyfachen Jubelfeyer, die man der Religion wegen begangen, dem Höchſten ſeine ehrerbiethige Freude bezeugen können? Urtheilen ſie ſelbſt, ob wir nicht Urſache zu wünſchen hätten, daß doch die Allmacht Gottes bey dem künftigen Jubelfeſte, an dem wir das Gedächtniß eines Friedens begehen werden, den Deutſchland ehemals mit tauſend Thränen erſeufzete, dieſen glückſeligen Ländern das Vergnügen erlauben wolle, alles nach dem Befehle und dem Beyſpiele der itzt regierenden durchlauchtigſten Herrſchaft zu verrichten.

Dieſer rühmliche Eifer aber, den unſer Herzog vor die evangeliſche Wahrheit bezeuget, iſt ſo billig, daß ſeine Leutſeligkeit zwar von Herzen wünſchet, es möchten doch alle, die unter ſeinem Schutze leben, einerley Grundſätze mit ihm erwählen; ſeine Weisheit und Gelindigkeit hingegen niemanden mit Gewalt darzu nöthiget. Der mächtigſte Fürſt kan ſich doch nicht die Herrſchaft über das Gewiſſen ſeiner Unterthanen zueignen; und da dieſe Wahrheit ſo gar aus der Erfahrung und dem Munde eines Sarmatiſchen Monarchen gefloſſen iſt: So iſt die Uberzeugung unſers Herzogs davon um deſto gewiſſer. Er bejammert diejenigen, die ſich ihres Glückes durch eigne Nachläßigkeit verluſtig machen. Er bedient ſich erlaubter Mittel dieſe Leute ihrem verderbten Zuſtande zu entreiſſen. Weiter zu gehen verbeut ihm die Großmuth und Billigkeit ſeines Gemüths. Denn er weis mehr als zu wohl, daß auch der gröſte Religionseifer verdächtig wird, wenn er nicht die Freyheit zur Mutter, und die Aufrichtigkeit zur Schweſter hat. Ja die Ehre, ein getreues Mitglied des deutſchen Reiches zu ſeyn, iſt ihm viel zu koſtbar, als daß er ſelbſt die Reichsſatzungen verſehren ſollte, welche

che ſeine durchlauchtigſte Vorfahren genehm gehalten, und ihm zu beſchützen hinterlaſſen haben.

Was aber die Gottesfurcht unſers Herzogs am verwunderns würdigſten macht, iſt ihre Beſtändigkeit. Nicht allein die Jahre eines begrauten Alters ſind durch dieſe Tugend ſo rühmlich gemacht worden; ſondern auch die zärteſte Jugend hat davon die ausbündigſten Proben gewieſen. Es iſt uns allemal rühmlicher, einen Sturm auf dem Meere auszuhalten, als die Schiffahrt bey bequemem Wetter glücklich zu verrichten: Und die Tugend iſt viel koſtbarer, welche die Reizungen der Laſter überwindet, als diejenige iſt, die ſich keines Wiederſtandes zu befürchten hat. Wie viel gröſſer wird alſo der Ruhm unſers gottesfürchtigen Herzogs ſeyn, da ſeine ungeheuchelte Frömmigkeit, auch in der Jugend, und auf den langwierigen Reiſen in diejenigen Länder, in denen die Feinde der Andacht gleichſam zu Hauſe ſind, ſo unverleßt iſt erhalten worden! Schon dazumal fing er an über ſich ſelbſt zu ſiegen, und ſein Sieg iſt deſto vortrefflicher geweſen, je gefährlicher der Feind war, den er zu überwinden hatte, und je weniger jemand anders, als er ſelbſt, an dem Ruhme dieſes Sieges Theil nehmen konnte.

Es war alſo kein Wunder, daß ſich die vortrefflichſten Prinzen, auf denen, wie auf ihm, das Heil ihrer Länder beruhete, glücklich ſchäßten, wenn ſie an ihm nicht allein einen vertrauten Freund genieſſen, ſondern auch ein vortreffliches Beyſpiel eines tugendhaften Fürſten finden, und ſich daſſelbe zum Muſter ihres Lebens erwählen konnten. Sie gewonnen deſto mehr Liebe und Hochachtung gegen ihn, je vertraulicher

cher er in ſeiner Freundſchaft, und je beſtändiger er in ſeiner Zuneigung blieb. Und wie würde ſich nicht ihre Hochachtung vermehret haben, wenn ſie gewuſt hätten, daß er ſeine Liebe nicht mit ihrem Tode beſchlieſſen, ſondern auch noch gegen dieſe bezeugen würde, die von ihnen das Leben empfangen ſollten.

So vortrefflich iſt die Gottesfurcht unſers andächtigen Herzogs! und ſo herrlich ſind die Früchte eines ſo edlen Stammes! Dieſes iſt derjenige Ruhm, welchen er vor allen andern Lobſprüchen hoch ſchätzet. Wohlan, ihr Redner! die ihr die Thaten dieſes preiswürdigen Helden erheben wollt; hier findet ihr eine Gelegenheit, bey der es euch niemals an Worten fehlen kan. Merket es wohl, ihr Dichter, die ihr eure Federn zu dem Ruhme unſers gnädigſten Auguſt Wilhelms anſetzt: Hier findet ihr eine Tugend, zu deren Ausdruckung die lebhafteſte Einbildungskraft nicht geſchickt genug iſt. Vergeſſet es nicht, ihr Geſchichtſchreiber, deren aufrichtigen Erzählung unſre Nachkommen die Erkenntniß dieſer glückſeligen Zeiten verdanken werden: Hier iſt der Ruhm, welcher unſern theuerſten Herzog von allen andern unterſcheidet. Laßt ihn an Stand, an Glücke, ja an allen andern Tugenden ſeines gleichen finden; wiewohl auch dieſes bey nahe unmöglich iſt: So wird doch das ſein ganz eigener Ruhm bleiben, daß er ein Vater ſeiner Unterthanen, und nicht allein ihnen, ſondern auch allen Fürſten ein Muſter der allerreinſten Gottesfurcht geweſen; ja daß dieſes allein der Ruhm ſey, den ſein beſcheidnes Gemüthe mit einiger Gelaſſenheit vertragen kan.

So wenig aber die Frömmigkeit unſers Herzogs mit einem heuchleriſchen Aberglauben gemein hat; eben ſo wenig iſt ſeine Klugheit einer liſtigen Verſchlagenheit ähnlich. Dieſe zielet auf nichts, als auf das Glücke ſeiner Länder und die Wohlfahrt ſeiner Unterthanen. Sie beſtehet in einer bedachtſamen Uberlegung, und einer zwar behutſamen, aber doch unerſchrocknen Ausführung der gefaßten Rathſchläge, bey welcher eben ſo wenig verzogen wird, als man ſich bey der erſten übereilt hat. Wir können daher von dem Zimmer unſers vorſichtigen Herzogs viel billiger, als die Perſer von dem Pallaſte ihrer Könige ſagen, daß derjenige, der es betreten hat, über die Schwelle der Glückſeligkeit geſchritten ſey. Denn wir müſſen es ja vor einen unerſchöpflichen Brunnen erkennen, aus welchem ſich die allgemeine Wohlſahrt in tauſend Strömen auf die braunſchweigiſchen Länder ergieſſet.

Die ruhige Regierung unſers weiſeſten Auguſt Wilhelms iſt hiervon ein unwiederſprechliches Zeugniß. Es iſt nicht zu leugnen, daß die Namen der Helden viel prächtiger zu ſeyn ſcheinen, welche das Blut ihrer Feinde in die Tagebücher einzeichnet. Allein, wie leicht iſt es doch dieſen Ruhm mit einer ungerechten Grauſamkeit zu beflecken; und der Thron, welcher auf die Knochen der erſchlagnen Feinde gebauet wird, iſt nicht feſte genung, wenn er ſich nicht zugleich auf die Herzen treuer Unterthanen gründet, und von ihren liebreichen Händen unterſtützet wird. Wie viele Helden haben ihren Namen bey den Ihrigen verhaßt gemacht, wenn ſie ihn bey ihren Nachbarn erſchrecklich gemacht haben. Welch ein unglückliches Lebensende findet der grauſame Nero, welcher ſich eben ſo wohl vor allen fürchten muß, als ſich alle vor ihm fürchten. Wir haben mehr als einen Alexander gehabt, den die Bosheit ſeiner Unterthanen bloß darum zu den Todten geſchickt, weil er ihnen durch unaufhörliche Kriege zu beſchwerlich war. Der Vortheil davon iſt ſelten ſo groß, daß nicht die Gefahr viel gröſſer ſeyn ſollte, die man den bereits beherrſchten Ländern zuziehen könnte. Zu geſchweigen, daß die Hoffnung etwas neues zu gewinnen gar oft eine Räuberin des bereits beſeſſenen abzugeben pflegt. Uber dieſes erfordert der ruhige Beſitz eines Landes nicht geringere Klugheit, als die Eroberung eines fremden. Durch dieſes leget man an den Tag, daß man mit fremden Händen einen Feind überwinden, durch jenes, daß man ohne fremde Hülfe ſich ſelber beſiegen könne. Nicht allein derjenige Schiffer iſt zu loben, der einen gefährlichen Sturm aushält: Sondern auch der verdient ſeinen Ruhm, der das Schiff bey beſtändiger Windſtille erhalten kan. Ein einiger Bürger, den ſein Fürſt beym Leben und in einem glückſeligen Stande erhalten hat, iſt eben ſo vergnügt anzuſehen, als eine groſſe Menge der Feinde, die man in ihrem Blute erblickt: Und der glückwünſchende Zuruf eines vergnügten Volkes iſt viel angenehmer zu hören, als das Seufzen der Uberwundenen, die man an die prächtigen Triumphwagen gefeſſelt hat.

Die Weisheit des friedfertigen August Wilhelms hat dieſem Helden Siege genug erworben, ohnerachtet er vor ſich ſelbſt mit niemanden Krieg geführt hat. Seine Begnügſamkeit hat ihn niemals angetrieben, ſeine durch Erbrecht erhaltenen Länder mit fremden Antheilen unrechtmäßiger Weiſe zu vermehren; und die unverſehrte Freundſchaft mit ſeinen Nachbarn iſt beſtändig eine Vermauer ſeiner Länder geweſen. Jedermann hält ihn des weitläuftigſten Reiches in der Welt würdig; und ſehr viele Völker würden ihn zu ihrem Beherrſcher erwählen, wenn es ihnen nur frey ſtünde. Niemand iſt hierbey unempfindlicher, als er ſelbſt. Die Geburt hatte ihn zwar zu dem Sohne eines groſſen Vaters, aber nicht zu dem Erben ſeiner Länder, gemacht; und er begehrte auch nicht das letzte zu ſeyn, weil er ſich ſchon wegen des erſten vor glücklich ſchätzte. Wie gerne hätte er doch ſeinen älteſten Herrn Bruder, als den Nachfolger des unſterblichen Anton Ulrichs verehret: Wenn nicht ſein heldenmüthiger Tod das Recht der Erbfolge auf ihn gebracht hätte. Da ihm nun das Schickſal mehr hierdurch gegeben, als er erſtlich gehofft hatte: So hält er es itzo vor unbillig, mehr zu verlangen, als ihm die Vorſicht mitgetheilt hat.

So hat demnach ſein glückſeliger Unterthan eine beſtändige Ruhe genoſſen, ſo lange unſer weiſeſter Auguſt Wilhelm die Regierung geführet hat. So haben denn die vergnügten Einwohner dieſer Länder keine Waffen geſehn, als die ihre Landsleute zur Beſchützung des Vaterlandes an der Seite tragen. Denn, unerachtet unſer gnädigſter Landesvater in keine Kriege verwickelt geweſen: So iſt doch dieſe Wahrheit in ſeinem Herzen tief genug eingewurzelt, welche die Erfahrung allen Staatsklugen ins Herze, Venedig aber an eines ſeiner öffentlichen Gebäude geſchrieben hat, daß man nemlich zu den Zeiten des Friedens an den Krieg gedenken müſſe. Deßwegen hat unſer Herzog allemal die tapferſten Kriegsleute auf den Beinen gehabt, welche die Proben ihres Muths, unter der Anführung des heldenmüthigen Ferdinand Albrechts, in Ungarn gewieſen haben. Den Ruhm, welchen dieſe ſieghaften Völker an den Ufern der Donau erwerben, iſt vor unſern Herzog deſto vortheilhafter, je gewiſſer er ein Kennzeichen von der redlichen Sorgfalt für das Beſte der Chriſtenheit, und die Staaten des Allerdurchlauchtigſten Carls geweſen iſt. Auch noch itzo zeigt die auserleſne Mannſchaft, welche zur Bedeckung dieſer Länder gehalten wird, daß unſer vorſichtiger Herzog mehr als zu wohl überlege, was vor Bereitſchaft von einem Fürſten erfordert werde, dem die Ruhe des niederſächſiſchen Kreiſes anvertrauet iſt.

Es verehren ihn daher die mächtigſten Prinzen, und die ſtreitbarſten Fürſten bewerben ſich um ſeine Freundſchaft. Denn ſie wiſſen: Daß ein großmüthiger Löwe niemals ungezwungen auf Raub ausgehet, und auch niemals ohne Beute zurück kehret; ein ſo groſſer Fürſt aber den Degen niemals ohne Urſache ausziehet, und ihn auch niemals ohne Ehre wiederum einſtecket. Unſer Herzog hat alſo bey ihnen das größte Anſehen, aber noch ein gröſſer Vertrauen. Nichts iſt gewöhnlicher, als daß dieſer friedfertige Fürſt bey den verworrenſten Streitigkeiten zu einem Schiedsrichter erwählet wird. Der Allerdurchlauchtigſte Carl, welcher ſich ſo nahe mit dem Geblüte des Gvelphiſchen Hauſes verbunden, hat ihm daher die Entſcheidung der Oſtfriesländiſchen, der Hildesheimiſchen, der Mecklenburgiſchen und anderer Händel aufgetragen, bey deren Beylegung eben ſo viel Klugheit als Anſehn vonnöthen iſt. Zwo mächtige Kronen, deren Freundſchaft durch das Geblüte unterhalten wird, konnten keinen Prinzen erwählen, dem ſie mit beßrer Zuverſicht ihre Vereinigung überlieſſen, als dem ſanftmüthigen Auguſt Wilhelm. Und wer weis, was noch vor ſchwere Fälle ſeiner Klugheit aufbehalten werden, darinnen er eben das zu verrichten genöthigt wird, was der Ahnherr ſeines Stammhauſes Azo oder Albrecht zwiſchen dem Kayſer Henrich dem vierdten, und Pabſt Gregorius dem ſiebenden; ſein Herr Großvater, Herzog Auguſtus, zwiſchen König Chriſtian dem vierdten aus Dännemark, und der Stadt Hamburg; und endlich ſein Durchlauchtigſter Herr Vetter und Schwieger-Vater, Herzog Rudolph Auguſt, zwiſchen dem Könige in Schweden, Carl dem eilften, und der Stadt Bremen, ſo rühmlich ausgeführt haben. Nichts iſt alſo gewiſſer, als daß er ſich durch ſo wichtige Handlungen, die ihm mit ſo groſſem Vertrauen aufgetragen worden, mehr Ehre erworben hat, als die groſſen Helden durch viel blutige Schlachten erwerben können. Denn wenn dieſe die gröſten Fürſten vom Throne ſtoſſen, die mächtigſten Länder verheeren; den hierdurch erhaltnen Ruhm unbezwungner Weltſtürmer mit ihren Soldaten theilen müſſen; und alles mit einer unbarmherzigen Gewalt ausführen: So befeſtigt unſer friedfertiger Auguſt Wilhelm den Thron ſeiner Nachbarn; ſo müſſen ihm ganze Länder mit dem Frieden zugleich ihre Wohlfahrt verdanken; ſo erhält er alles durch ſeine Klugheit und ſein Anſehen; und bedient ſich bey ſeinen glücklichen Unternehmungen nur der Sanftmuth und Leutſeligkeit. O demnach glücklicher Herzog! deſſen Verdienſte ſo gar denen die Lorbern ſtreitig machen, die man doch ihrer am würdigſten zu halten pflegt.

Es vermehren ſich auch ſeine Verdienſte deſto mehr, ie höher die Friedenskünſte in ſeinen geſegneten Ländern geſtiegen ſind. Aber hiervon können ſie mehr zeugen, hochgeehrteſte Anweſende, als ich ihnen zu entdecken geſchickt bin. Glückſeliges Helmſtädt! glückſelige hohe Schule! die du der Vorſorge eines ſo leutſeligen Herzogs genieſſen kanſt. Dieſer haſt du es zuzuſchreiben, daß ſich die Anzahl deiner Söhne vermehret, welche nunmehr der landesväterliche Befehl, und die Vortrefflichkeit deiner Lehrer doppelt verbindet, die Früchte der Gelehrſamkeit in deinem Bezirke einzuſammlen. Dieſer haſt du es zuzuſchreiben, daß die Muſen bey dir eine ſtille Ruhe genieſſen, und ſich nicht mehr genöthiget ſehen, über den blutigen Anblick ihrer Verehrer Thränen zu vergieſſen. So ähnlich nun auch in dieſem Stücke dein gnädigſter August Wilhelm ſeinen Durchlauchtigſten Ahnen geweſen iſt. So glücklich hat er ſie doch darinnen übertroffen, daß ſein mildeſter Befehl von einer ehrerbiethigen Verehrung mehr, als der ihrige, begleitet wird; indem die gegenwärtigen Bürger deines Helikons durch eine wohlgeſittete Aufführung rühmlich bezeugen, daß ſie geſchickt ſind, ſich der Vorſorge eines für ihre Ruhe ſo eifrigſt ſorgenden Herzogs durch den vollkommenſten Gehorſam würdig zu machen. Doch du haſt ihm noch mehr zuzuſchreiben. Wie viele, die ſonſt im Staube, und von der Unterſuchung gelehrter Wiſſenſchaften entfernt bleiben müßten, werden durch die Freygebigkeit deines wohlthätigen Herzogs, dir und dem ganzen Lande zu dienen geſchickt gemacht. Sage nun, an was es dir dein mildeſter Landesvater noch mangeln läßt! Sage nun, ob du nicht unter den glücklichſten Oertern der Welt eine Stelle verdieneſt, glückſeliges Helmſtädt!

Und du, o glückſeliges Wolfenbüttel! das du in der höchſten Gegenwart deines Herzogs die koſtbarſte Art des Segens empfindeſt, wirf doch nur einen Blick auf das vortreffliche Gebäude, welches den Namen deines Herzogs, und zugleich das Gedächtniß ſeiner Gnade vor die Arbeit der Gelehrten unſterblich macht. Niemand kan den auserleſenen Vorrath der ausbündigſten Schriften genug bewundern, welchen dein groſſer Auguſt ehmals angelegt hat. Niemand wird ihn in Zukunft betrachten, der nicht dieſen ruhmwürdigen Fürſten, wegen ſeines ihm ganz ähnlichen Enkels, glückſelig preiſen wird, welcher dieſem mehr als fürſtlichen Bücherſchatze, aus eigner Bewegung, einen königlichen Wohnplatz angewieſen hat. Doch es iſt dieſes kein Wunder, da er, und ſeine geliebteſte Herzogin, auch die wüſten Einöden in bevölkerte Oerter zu verwandeln pflegen; und ſo wohl in Vechelde als Fürſtenau, gewieſen haben, wie mächtig die Gnade ſo erhabner Fürſten ſeyn könne. Deſto mehr Urſache hat das getreue Braunſchweig für das Leben ſeines Herzogs zu flehen, der nicht nur den vortheilhaftigen Handel dieſer berühmten Stadt durch die gnädigſten Befehle verbeſſert; ſondern auch das Gedächtniß ſeines hohen Namens durch den daſelbſt angefangenen koſtbaren Bau verewigen wird.

Der hieraus entſpringende Ruhm wird deſto herrlicher ſeyn, weil kein einiger Stein dieſes Baues mit den Thränen ſeiner Unterthanen befeuchtet wird. Denn die Gnade des leutſeligen Auguſt Wilhelms kan das Seufzen der Bekümmerten niemals vertragen. Seine Gerechtigkeit giebt einem jeden das ſeine, und die ehrerbiethige Liebe ſeines Landes ertheilet ihm wieder, was ihm gehöret. Wen hat man iemals betrübt von ihm gehen geſehen, als denjenigen, der nicht genug Fähigkeit bey ſich ſpüret, einen ſo ruhmwürdigen Fürſten zu verehren. Seine mildthätige Hand darf mit dem Kayſer Titus und dem *portugieſiſchen Petrus keinen Tag vor verlohren anſchreiben, an dem er niemanden etwas gutes gethan hat, weil kein einiger Tag jemals vorhanden ſeyn wird, an dem er nicht ſehr vielen viel gutes thun ſollte. Begiebt er ſich doch ſelbſt mit Vergnügen der vortheilhafteſten Vorzüge, wenn ſie ſeinen getreueſten Ländern zu beſchwerlich ſcheinen; nur damit er diejenigen bereichern möge, über die er zu befehlen hat. Der Schatz iſt ihm allein angenehm, welcher aus den Herzen ſeiner Unterthanen beſtehet, und er würde um die Wiedererlangung eines einigen alles hingeben, wenn es möglich wäre, daß man es dem leutſeligſten Prinzen entziehen könnte. Eben deßwegen hat er kein Bedenken getragen, ein Geſetze dieſer Länder abzuſchaffen, welches die Verwandten eines unverheyratheten unglücklich machte, der ſie eben hierdurch glücklich zu machen beſchloſſen hatte. So liebet er alle, und wird auch von allen geliebet. So iſt ſeine Herrſchaft deſto feſter, weil ſie ſich auf die Liebe der Unterthanen gründet, und durch ihr Gebeth befeſtiget wird. Er darf ſich vor niemanden fürchten, und vor ihm fürchtet ſich wieder niemand, als die Beleidiger der Geſetze; unerachtet alle die vollkommenſte Ehrfurcht in ihren Herzen empfinden. Ein jeder Schooß ſeiner Unterthanen würde ihm, wie jenem Würtenbergiſchen Eberhard, zu dem Orte einer ſichern Ruhe dienen; und da bereits ein jegliches Herze mit der ehrerbiethigſten Bewunderung ſeiner fürſtlichen Tugend angefüllt iſt: So wird es dereinſt nach ſeinem, Gott gebe ſpät! erfolgten Abſterben, eine heilige Wohnung ſeines unvergeßlichen Gedächtniſſes ſeyn; wie ſein Hof der Schauplatz ſeiner unvergleichlichen Weisheit iſt.

Dieſer ſtehet einem jeglichen offen, deſſen Herze der Tugend offen ſtehet. Nur den Laſtern allein iſt er verſchloſſen. Auch die Fremden finden bey ihm einen gnädigen Zutritt; und es fällt ihnen ſchwer zu entſcheiden, ob ſie mehr über die wohleingerichtete Hofſtadt, über den bey ihr herrſchenden auserleſnen Geſchmack in der Höflichkeit der Sitten, und in der Beurtheilung der Luſtbarkeiten; oder über die Leutſeligkeit des Titus unſerer Zeiten erſtaunen ſollen, den ſie mit der ehrerbiethigſten Demuth das Vergnügen des menſchlichen Geſchlechts nennen müſſen. Was für eine Verwunderung, was für eine demüthige Hochachtung wird es in meinem geliebten Vaterlande, und in dem unglückſeligen Oels erwecken, wenn der Ruf von der Gnade, und der Freygebigkeit eines ſo groſſen Herzogs, mitten unter den wehmüthigen Thränen der verlaſſenen Einwohner, und den beweglichen Klagen dieſer bedrängten Leute erſchallen wird! Ja, wenn einmal die Kinder dieſer bejammernswürdigen Eltern an den izt verwüſteten, und mit Schutt und Aſche bedeckten Oertern, in den neuerbaueten Häuſern eine ſo theuer erhaltene Ruhe genieſſen werden: So wird mit dem Andenken ihres ehmaligen Zuſtandes das Andenken deiner Wohlthaten, barmherzigſter Auguſt Wilhelm, verbunden werden.

Einem ſo unverbeſſerlichen Beyſpiele ſeines gnädigen Herzogs folget der ganze Hof. Den hohen Staatsbedienten muß man beydes unter den Klugen, und unter den Höflichen einen gewiſſen Vorzug zuerkennen, und ihre Leutſeligkeit verehren; die Niedrigern wegen ihrer Gefälligkeit lieben; bey dem allen aber den groſſen Auguſt Wilhelm bewundern. Wie glücklich ſind alſo die Prinzen, welche an dem Hofe des vollkommenſten Herzogs erzogen werden; welche das Beyſpiel dieſes durchlauchtigſten Helden zur Leutſeligkeit und das Exempel ihres heldenmüthigen Herrn Vaters zur Tapferkeit führen kan. Glückſeliges Land! welchem ſein gnädigſter Landesvater ſo Hoffnungsvolle Prinzen erziehet, die zwar nicht aus ſeinem Blute, aber doch aus ſeinem Stamme entſproſſen ſind, und die Bahn der Ehre am leichteſten finden werden, wenn ſie dem Vorbilde folgen, daß ſie vor Augen ſehen.

Ich würde hierdurch den Schluß meiner Rede machen, wenn nicht noch etwas vortrefflichers übrig wäre. Die Tugend des durchlauchtigſten Auguſt Wilhelms iſt auſſerordentlich; und die Gerechtigkeit der Vorſehung erforderte, daß er nicht nur das Muſter eines tugendhaften, ſondern auch glücklichen Fürſten ſeyn ſollte. Sie hat ihn daher unter allen Prinzen in der vollkommenſten Hochachtung erhalten. Sie hat ihn zu dem Beherrſcher ſolcher Völker gemacht, deren unveränderte Treue gegen ihre durchlauchtigſte Herzoge eine ungewöhnliche Art des Segens verlangte. Sie hat endlich die ſchwere Laſt der häufigen Regimentsſorgen durch die Annehmlichkeit dreyer der liebreichſten Gemahlinnen vermindert, von denen unſere itzt regierende gnädigſte Landesmutter die vortrefflichſte iſt.

Dieſe glückſelige Ehe ſo erlauchter Perſonen, welche bereits in das ein und zwanzigſte Jahr dauret, iſt nicht nur das Muſter einer vergnügten, ſondern auch beſonders merkwürdigen Verbindung. Das durchlauchtigſte Braunſchweig-Lüneburgiſche Heldenhaus hat ſich nunmehr mit dem hohen holſteiniſchen Stamme ſechsmal verbunden; indem es vier fürſtliche, und zwey königliche dännemärkiſche Prinzeßinnen zu den Gemahlinnen ſeiner Fürſten erwählet hat. Dreymal iſt die reiche Anzahl erwünſchter Prinzen und Prinzeſſinnen das öffentliche Zeugniß ſo glücklicher Verbindungen geweſen. Dreymal hingegen hat die Vergnügung bloß in der zufriedenen Ubereinſtimmung der Gemüther beſtanden. Wie betrübt ſind wir doch, daß wir eine doppelte Vermählung unſers Herzogs mit zwey holſteiniſchen Prinzeßinnen unter dieſe letzten zählen müſſen! Indeſſen vergnügen wir uns doch an der erwünſchten Ubereinſtimmung der Gemüther bey unſerer gnädigſten Landesherrſchaft. Es würde mir leicht fallen die vergnügteſten Ehen anzuführen, und den Vorzug dieſes fürſtlichen Bündniſſes daraus zu beweiſen, wenn man vermögend wäre, etwas ſo Hohes deutlich zu machen. So viel können wir ſagen, daß die Zärtlichkeit einer ehlichen Treue nirgends ſo vollkommen, als bey dieſem durchlauchtigſten Paare angetroffen werde. Es bezeugen ſolches unzählige Proben, und die itzigen Tage legen unverwerfliche Zeugniſſe von der treueſten Neigung unſrer durchlauchtigſten Herzogin ab.

Wie wunderbar ſind doch die Leitungen der göttlichen Vorſicht bey dieſer Vermählung geweſen! Derjenige Ort, welcher die vollkommenſte Eliſabeth Sophia Maria, ich nenne dieſe Namen mit der unterthänigſten Ehrerbiethigkeit, in Zukunft als eine regierende Herzogin erblicken ſollte, muß zufälliger Weiſe zu dem Orte ihrer Geburt werden. Sie verläßt ihn in ihrer zärteſten Kindheit. Wenige Zeit nach dem Anfange ihres Lebens begleitet ſie ihre durchlauchtigſten Eltern nach Schleſien. Sie fliehet alſo von dem Orte, welcher ihr das Leben gegeben hatte, und von dem Hoffnungsvollen Prinzen, der ein Taufzeuge von ihr geworden war, und ins künftige ihr Gemahl werden ſollte. Aber umſonſt! Wenige Jahre verflieſſen. Der Tod beraubt ſie ihrer durchlauchtigſten Eltern. Unſre verlaſſne Prinzeßin nimmt ihre Zuflucht an den Ort ihrer Geburt, und an den Hof, welchen die Schweſter ihres Herrn Vaters, die preiswürdige Herzogin, Eliſabeth Juliana, zu einer Schule der Tugend und Gottesfurcht machte. Hier genießt ſie eine ſtandesmäßige Erziehung: Hier findet ſie eine Herzogin, in deren Fußtapfen ſie deſto eher zu treten willig war; je näher ſie das Geblüte mit ihr verbunden hatte. Sie eilt dennoch noch einmal aus ihren Ländern und von ihrem Hofe. Sie entziehet ſich noch einmal dem Blicke des bereits zum andernmale verheyratheten Auguſt Wilhelms. Sie widmet ihre Liebe einem Prinzen, der von ihrem Geſchlechte, und die Hoffnung ſeines Landes iſt. Dieſen muß ſie frühzeitig aus ihren Armen verlieren, damit ſie die Vorſicht nach dem Verlaufe weniger Jahre in die Arme des zum andernmale verwittibten Auguſt Wilhelms liefern könne. Dieſes führt ſie wieder nach Wolfenbüttel zurücke, wo ſie nunmehr eine theureſte Erbprinzeſſin wird, da ſie vorhin nur ein hoher Gaſt geweſen war. Es war alſo kein Wunder daß diejenigen Länder ſie mit vielem Jauchzen empfingen, welche ſie als das Vergnügen ihres theureſten Erbprinzen verehrten. Sie war nicht fremde bey ihnen; und ſie könnten ſich ganz gewiß verſprechen, daß ſie mit der Zeit eine rechte Mutter dieſer Länder ſeyn würde, zu deren Kinde ſie die Geburt gemacht hatte. Der weiſe Anton Ulrich verſprach ſich lauter Gutes von einer Prinzeßin, welche ſeine hochſelige Gemahlin erzogen; und das Vergnügen des glücklichen Auguſt Wilhelms war deſto gröſſer, je näher ihn das Geblüte mit ihr verband; und je mehr Aehnlichkeit ſein Gemüthe mit dem Gemüthe ſeiner geliebteſten Herzogin hatte.

Sie war auch allein fähig die Bruſt dieſes groſſen Herzogs zu vergnügen. Es muſte gewiß etwas koſtbares ſeyn, welches den doppelten Verluſt erſetzen ſollte, den dieſer bekümmerte Fürſt zu zweyenmalen empfunden hatte. Es muſte gewiß eine vollkommene Herzogin ſeyn, welche das Wohlſeyn dieſer Länder befördern ſollte, die über den Verluſt zwoer vortrefflicher Erbprinzeßinnen beſtürzt waren. Niemand war geſchickter hierzu, als dieſe unvergleichliche Herzogin, welche die aus den Augen ſtralende Majeſtät, die in ihrem Herzen wohnende Gottesfurcht, und die mit allen Worten verbundne Leutſeligkeit, der beſondern Vorſorge Gottes, der brünſtigen Liebe eines ſo groſſen Herzogs, und der ehrerbiethigen Bewunderung der ganzen Welt würdig machen. Ihrem Gebethe, ihrem liebreichen Bezeugen haben wir das hohe Wohlſeyn unſers allertheuerſten Herzogs beſonders zu danken. Jenes hat die Vorſicht aufs neue zu der Erhörung unſrer Wünſche bewogen; dieſe hat ihn ſelbſt unterſtützt und geſtärkt, wenn ihn die unermüdete Sorgfalt für ſeine Länder abgemattet hatte. Was haben wir alſo koſtbares, das nicht von ihr herrühret, da wir ihr ſo gar das theure Leben unſers allermildeſten

ſten Landesvaters zu danken haben? Ihr einiges Vergnügen iſt das Vergnügen ihres Gemahls; ihr einziger Wunſch iſt das Verlangen ſeines Herzens. Wenn wir alſo den heutigen Tag mit den ehrerbiethigſten Wünſchen feyren wollen: So müſſen dieſelben einEcho von denen ſeyn, welche unſre durchlauchtigſte Landesmutter gen Himmel ſchicket.

Wir begehen heute den Geburtstag dieſes Landes mit dem Geburtstage ſeines Herzogs. Iſt auch wohl ein Glücke, welches nicht von dem ſeinigen herrühre? Können wir auch vergnügt ſeyn, wenn wir nicht wiſſen, ob er vergnügt iſt? Ewiger Gott! wie erſchrecken wir nicht über das, worüber wir uns erfreuen ſollten, über das geſegnete Alter dieſes glückſeligen Herzogs. Stellen wir uns nicht hierbey die betrübten Tage bereits vor Augen, in denen wir nichts als das unvergeßliche Andenken ſeines hohen Namens übrig behalten werden? Doch, wir wollen uns nicht ſelbſt vor der Zeit ängſten. Wir werden ohne dieſes genug empfinden, wenn uns dieſes Unglücke betreffen wird. Wir wollen lieber den heutigen Geburtstag unſers Herzogs auch zu dem Geburtstage unſrer Hoffnung machen. Die Tugend unſrer theureſten Herzogin iſt noch unverändert, und der Eifer ihres Gebeths noch nicht erkaltet. Verdienen gleich wir nicht mehr das Glücke unter dem Schutze eines ſo leutſeligen Herzogs zu leben: So verdienen doch ihre Vollkommenheiten die Liebe eines ſo groſſen Gemahls noch auf lange Zeit zu genieſſen. Laßt uns alſo die Glückſeligkeit unſrer Zeiten ohne Kummer empfinden! Laßt uns den vollkommenſten Herzog mit der unterthänigſten Treue noch im Leben verehren. Laßt uns mit einem brünſtigen Eifer wünſchen, daß der Höchſte durch ein auſſerordentlich langes Leben, als ein unbetrügliches Kennzeichen der Braunſchweig-Lüneburgiſchen Herzoge, den Abgang eines fürſtlichen Eheſegens erſetze, welcher uns ſonſt zu empfindlich fallen würde. Und, damit wir den allervollkommenſten Wunſch in wenig Worte einſchlieſſen: So rufen wir zu der höchſten Allmacht aufs demüthigſte, daß ſie das eifrige Flehen der gottesfürchtigen Eliſabeth Sophien Marien erhören wolle. Denn der Endzweck hiervon iſt die Wohlfahrt des durchlauchtigſten Auguſt Wilhelms; und hierdurch wird das Heil dieſer Länder verſiegelt.

Was werden ſie aber endlich von mir gedenken, hochgeehrteſte Anweſende? Vergeſſe ich doch beynahe meines Vaterlandes. Rede ich doch als ein Bürger dieſer glückſeligen Länder. Wünſche ich doch, als ein Unterthan des vortrefflichen Auguſt Wilhelms. Ich folge hierinnen dem Triebe meines Gemüths, und wenn ich mich ja zu weit vergangen habe: So iſt der durchlauchtigſte Held ſelbſt daran ſchuld, dem ich dieſes demüthige Opfer ehrerbiethigſt widme. Machet doch ſeine Leutſeligkeit keinen Unterſchied zwiſchen denen, die unter ſeiner Herrſchaft gebohren ſind, und zwiſchen denjenigen, welche den Augenblick vor glückſelig halten, indem ſie einen ſo leutſeligen Herzog geſehen haben. Wie leicht iſt es doch bey der ehrerbiethigen Betrachtung ſo vollkommener Tugenden ſich ſelbſt zu vergeſſen, und durch die Unordnung ſeines Gemüths zu bezeugen, daß man die bündigen Verdienſte erlauchter Helden nur mit einem demüthigen Stilleſchweigen verehren müſſe. Glückſelige Prinzen! deren Verdienſte, wie der Ruhm des unvergleichlichen Auguſt Wilhelms, unausſprechlich bleiben, geſetzt, daß auch die Beredſamkeit alle ihre Kräfte dabey erſchöpfet hätte.

Glückwunſch zum neuen Jahre

An Se. Durchl.

Herrn Auguſt Wilhelm,

Herzog zu Braunſchweig und Lüneburg, ꝛc.

Im Jahre 1731. abgeſtattet

von

M. Adam Bernhard Pantken.

Herr, da ein neues Jahr das alte weichen heißt,
Und jedermann dabey des Höchſten Güte preiſt,
Und deine Vorſicht rühmt, die er genieſſen können;
So will mir meine Pflicht kein ruhig Schweigen gönnen.
Denn, da ich deinen Schutz zugleich erheben kan,
So flammt die Dankbarkeit mich ſtark und billig an,
Und will mich ebenfalls ſo, wie dein Volk, verbinden,
Dir, der du uns beherrſchſt, ein Opfer anzuzünden.
Denn nichts iſt billiger. Von Gottes Machtgeſchick,
Und dann allein von dir, ſtammt deines Landes Glück,
Stammt aller derer Wohl, die bey den Büchern ſchwitzen,
Und unter deinem Schutz in ſtolzem Frieden ſitzen

Wie glücklich iſt ein Fürſt, der dieſen Ruhm erhält,
Den du hierdurch erlangſt, Auguſt der deutſchen Welt!
Wie glücklich iſt ein Fürſt! bey dem gewiſſen Triebe
Der allgemeinen Treu, der ungefärbten Liebe,
Den ein getreues Volk faſt auf den Händen trägt;
Der ſich in Sicherheit geruhig niederlegt,

Und ohne Sorgen ſchläft, weil jedes Land-Kind wachet,
Und gerne ſeinen Schooß zum ſanften Lager machet.
So herrſchte dort Trajan; ſo herrſcht auch Antonin,
Die ihre Tugenden der Sterblichkeit entziehn;
So herrſcht ein jeder Fürſt von Braunſchweigs theuren Helden,
Von deren Langmuth uns wohl tauſend Schriften melden;
Von deren hohen Ruhm der ſtärkſte Zuwachs iſt,
Daß du, o milder Fürſt! ihr Sohn und Enkel biſt;
Der ihr erlauchtes Blut in ſeinen Adern träget,
Dem ihre Großmuth auch ſein ſanftes Herz beweget.

Wo iſt daher ein Glück, daß dieſem Glücke gleicht,
Das dein geſegnet Land bisher durch dich erreicht?
Dein Land, da Fried und Ruh und wahre Tugend blühet;
Da frommer Eltern Fleiß auch fromme Kinder ziehet;
Darinn kein Kriesgeſchrey den Trieb der Furcht erweckt;
Kein feindlicher Soldat dein ſichres Volk erſchreckt;
Da keine Bosheit ſich mit Liſt und Frechheit ſchmücket;
Da keine wilde Macht die Armen unterdrücket;
Darinn der Unterthan, der nach der Tugend klimmt,
Dein theures Leben ſich zur beſten Richtſchnur nimmt;
Und wenn er Dir gefällt, dieß iſt dein Preis vor allen,
Gewiß verſichert iſt, er habe Gott gefallen.

O herrlicher Triumph! o auserleſner Sieg!
Wählt, die ihr Helden ſeyd, den ungeſtümen Krieg
Zum Schauplatz eures Muths; dringt mitten ins Gedränge;
Entſetzet euch vor nichts; verlacht der Feinde Menge;
Rennt ſelber in Gefahr; vergieſſet Blut auf Blut;
Schont euer Leben nicht; ſterbt endlich voller Muth;
Ja rächet euren Tod zuvor mit tauſend Leichen:
Es muß doch euer Ruhm des Herzogs Ruhme weichen.

Wie Auguſt Wilhelm ſiegt, ſo ſiegt ein wahrer Held.
Wenn ſein erhabnes Herz die innern Feinde fällt:
So iſt er freylich ſelbſt das Theil, ſo unten lieget;
Doch iſt er auch zugleich das Theil, ſo obgeſieget.
Es fehlt auch ſeinem Ruhm an Siegeszeichen nicht,
Indem des Landes Volk von ſeinem Siege ſpricht;
Indem ſein groſſer Geiſt ſich ganz allein erfreuet,
Wenn ſich des Volkes Herz zum Siegesbogen weyhet.
Dieß iſt noch nicht genug; ſein Sieg muß weiter gehn,
Und kan des Herzogs Ruhm am prächtigſten erhöhn:
Wenn ſeine Frömmigkeit des Höchſten Herz beſtreitet,
Und durch des Glaubens Kraft den ſchönſten Sieg erbeutet.
O tugendhafter Fürſt! wie freudig macht dein Ruhm
Dein anvertrautes Land, dein treues Herzogthum!
So oft der Tag erwacht und uns vom Schlaf erwecket;
So oft die Finſterniß ſein helles Licht verſtecket;
So oft gedenkt dein Volk an dieſen theuren Preis,
Der dir ganz eigen iſt, den nichts zu ſchwächen weis,
Den jeder Tag vermehrt, den jede Stunde ſtärket,
Der nie ſein Ende ſieht, ſtets neues Wachsthum merket.
Warum? die Gottesfurcht, die ihm das Leben gab,
Nimmt ſtündlich bey dir zu, und niemals bey dir ab;
Entflammet Deine Bruſt mit einem reinen Feuer,
Und unterdrücket ſtets der Laſter Ungeheuer,
Das in die Höfe ſonſt mit ſtiller Argliſt ſchleicht,
Oft, eh man ſichs verſieht, ſein völlig Ziel erreicht,
Und wenn es nicht, wie hier, ein frommer Eifer dämpfet,
Das allgemeine Glück des ganzen Staats bekämpfet.
Dein Hof im Gegentheil, wo Recht und Tugend wacht,
Die eines Fürſten Ruhm gedoppelt gröſſer macht,
Iſt ſo, wie deine Bruſt, der Weisheit reiner Tempel,
Ja auch der Gottesfurcht vortreffliches Exempel.

Wen liebt dein frommes Herz, der nicht die Andacht liebt,
Und von der Redlichkeit die ſtärkſten Proben giebt?
Du frageſt nicht nach Stand, nach Alter, Würd und Jugend,
Du fragſt, wie Gott, allein nach Redlichkeit und Tugend.
Noch mehr; ſo hoch dich auch der Herr erhoben hat;
So wenig giebſt du doch dem eitlen Hochmuth ſtatt.
Du forderſt nimmermehr ein gröſſer Reich auf Erden,
Und denkſt, o ſchöner Ruhm! durch Demuth groß zu werden.

Es tadle, wer da will, daß dieſes ſchlechte Blatt
Des Herzogs Andacht preiſt, die wohl nichts gleiches hat.
Unſeliger Betrug! der Fürſten übermannet,
Und alle Gottesfurcht aus ihrer Bruſt verbannet.
So groß ſie immer ſind an Anſehn, Würd und Pracht;
So klein ſind ſie dennoch, woſern man ihre Macht
Mit Gottes Macht vergleicht, der doch ihr Herr verbleibet,
Geſetzt, daß ihr Befehl vors Volk Geſetze ſchreibet.
Dem mächtigſten Monarch, den je die Welt geſchaut,
Wird doch das Regiment von Gott erſt anvertraut,
Der gröſſer iſt als er; der ihn zwar ſchützt und liebet,
Doch nur an ſeiner Statt der Welt zum Herrſcher giebet.
Wohl dem! der, wenn ihn Gott mit Land und Volk beſchenkt,
Stets an die Rechenſchaft, die er ihm thun muß, denkt,
Und durch der Gottesfurcht ganz ungefärbte Proben
Den weiſen Herrſcher ehrt, der ihn ſo hoch erhoben.
Drum biſt du, groſſer Fürſt, der Herrſchaft doppelt werth,
Weil dein ſo frommer Sinn durch manche That erklärt,
Daß, wie er ſich nicht ſelbſt der Herrſchaft Recht genommen,
So ſuch er ſeiner Pflicht aufs ſtrengſte nachzukommen.
Ja Herzog, dieſer Trieb, der niemals dich verläßt,
Vermehret deinen Ruhm, macht deine Herrſchaft feſt;

Und iſt die Mutter noch von wohlgerathnen Kindern,
Die nichts durch Macht und Liſt im Wachsthum weis zu hindern.
Hieraus entſteht bey dir die Liebe für das Land,
Die aller Heil beſorgt. Sie iſt der Welt bekannt.
Du weiſt, dein Vorbild ſey der Herrſcher dieſer Erde;
Drum ſucht dein frommer Geiſt, daß er ihm ähnlich werde.
Deswegen freuſt du dich, wenn du uns gutes thuſt,
Deswegen ſchmerzt es dich, ſo oft du ſtrafen mußt;
Hier kan man an dir ſehn, hier kan man recht bemerken:
Die Gröſſe deiner Luſt an tugendhaften Werken.
Ja, Herr, es ſieht alsdann dein treuer Unterthan
Mit feſter Zuverſicht und frohen Augen an,
Daß dieſes Purpurs Pracht, die er an dir erblicket,
Zwar einen Herzog ziert, doch einen Vater ſchmücket.

Kein Wunder iſt es denn, wenn deines Volkes Pflicht,
O gütigſter Auguſt, aus Mund und Augen bricht.
Denn, jedes Landeskind iſt ſchuldig Blut und Leben
Für ſeines Herzogs Wohl mit Freuden hinzugeben.
Dein Wohlſeyn, theurer Fürſt, iſt ein zu koſtbar Gut,
Das bey des Landes Glück das allerbeſte thut:
Drum ſucht man ſeinen Flor mit frommem Händefalten,
Durch ein inbrünſtig Flehn vom Himmel zu erhalten.
Wohin man heute nur in deinem Lande ſieht,
Da ſieht man jedermann mit ſeiner Pflicht bemüht,
Da ſieht man Hof und Stadt und Land die Vorſicht bitten,
Sie woll auf dich, o Herr! des Segens Menge ſchütten.

Indem ich dieſes ſeh, ſo werd ich auch erhitzt,
Ich ehre deine Huld, die mich zugleich beſchützt;
Indem ſie Helmſtädts Glück ſo unbeweglich machet,
Und vor den ſteten Flor der Wiſſenſchaften wachet.

O Herzog, lebe lang! und lebe ſtets beglückt,
Indem dein Leben doch der Gvelphen Stammhaus ſchmückt;
Indem dein Leben doch Sophiens Bruſt entzündet,
Zu deren Lobe mich mein Vaterland verbindet;
Mein liebſtes Vaterland, daß ſie als Kind geſehn,
Und für ihr höchſtes Wohl ſo manch getreues Flehn
Zum Himmel aufwerts ſchickt; der unſern Wunſch erhöret,
Und, Herzog, durch dein Wohl ihr eignes Wohl vermehret.
Sie iſt um jenes mehr, als dieſes noch, bemüht,
Kein Wunder! wenn man ſie in vollem Eifer ſieht,
So wie ſie immer pflegt, mit brünſtigem Verlangen
Nach ihres Herzogs Glück, das Neujahr zu empfangen.
Wenn durch ihr Beyſpiel nun das ganze Land erwacht,
Und eben das begehrt, auf welches ſie gedacht:
So ruff ich nochmals aus, weil mich ſein Trieb entzücket,
O Herzog, herrſche lang und lebe ſtets beglücket!

Zwar bin ich von Geburt, Herr, nicht dein Unterthan,
Allein, ich bin dein Knecht, den nichts verhindern kan,
Daß er nicht deinen Ruhm auch fremde Länder lehre,
Und dich mit ſolcher Treu, als je ein Landskind ehre.
Ja, wenn dein Auge nur genädig auf mich blickt:
So ſchätz ich mich bereits mehr als zu viel beglückt,
Und ſchwör, aus Dankbarkeit vor ſolches Gnadenzeichen,
Mein Herzog, als dein Knecht, mit Ehrfurcht zu erbleichen.

Glückwunſch

An Se. Durchl.

Frau Eliſabeth Sophie Marie,

Herzogin zu Braunſchweig
und Lüneburg.

zum neuen Jahre abgeleget 1731.

von

M. Adam Bernhard Pantken.

Durchlauchte Herzogin, vergieb der kühnen Treu!
Die Gnade reizet mich und locket mich herbey;
Die Demuth leget mich dir itzt zu deinen Füſſen:
O laß des Purpurs Saum mich doch mit Ehrfurcht küſſen!
Die Freude, die dein Haus ſo heftig angeflammt,
Die von der Vorſicht Huld und deiner Gnade ſtammt,
Von der ſich Hof und Staat, und Land und Volk beſprechen,
Will auch bey deinem Knecht aus Mund und Augen brechen.
O Fürſtin! ſchau ihn doch mit ſolchen Blicken an,
Woraus er deine Huld und Gnade merken kan.
O! laß ihn durch dieß Lied vor deinem Throne zeigen:
Wie hoch in ſeiner Bruſt der Ehrfurcht Triebe ſteigen.

Schon ſeit geraumer Zeit empfindet meine Bruſt
Die Stärke dieſes Zugs. Ihr iſt ſchon längſt bewuſt,
Wie viele Tugend dich, o fromme Fürſtin! ſchmücket,
Die deines Namens Preis weit über andre rücket.
Zwar hab ich dieſes Land, das Auguſt Wilhelm ſchützt,
Und deſſen reiches Glück dein Seufzen unterſtützt,
Dein Segen ewig macht, vor kurzem erſt betreten;
Doch hab ich für dein Wohl ſchon lange Zeit gebeten.

Die Kindheit war kaum hin, ſo machte ſchon mein Mund,
Zwar lallend noch und ſchwach, dein Lob mit Ehrfurcht kund:
Da deiner Eltern Preis mein Herze ſtark erweckte;
Da dein ſelbſteigner Ruhm viel ſchönes mir entdeckte.
Dieß hat mich aufgebracht, diß zog ſo Leib als Sinn
Vor wenig Wochen nur nach deinem Helmſtädt hin;
Allwo man ſtündlich mir mit dankbarem Gemüthe,
Von Auguſt Wilhelms Schutz, von deiner Gnad und Güte
Viel ſeltnes ſchon erzählt; doch nichts bisher gemeldt,
Was ich mir nicht bereits im Geiſte vorgeſtellt.
Wie könnt ich deinen Ruhm auch etwas fremdes nennen?
Da Oſt und Süd und Weſt und Nord ihn ſchon erkennen;
Ja, da auch Schleſien, mein kleines Vaterland
Einſt deines Vaters Schutz; jüngſt deine Gnad erkannt.
Da Rudolph Friedrichs Bau ſein Angedenken preiſet,
Und auch dein theures Bild in unſerm Tempel weiſet.

Dort, wo der Zotenberg die lichten Wolken trägt,
Hat ſo Natur als Kunſt mein Knignitz angelegt,
Mein Knignitz, einen Ort, den ſeine Gegend zieret,
Dem aber Friedrichs Bau den größten Ruhm gebieret.
Der hohen Berge Reih umgiebt das freye Feld,
Worauf des Landmanns Fleiß den Ackerbau beſtellt;
Hier ſieht man Wald und Au den holden Platz vertauſchen,
Hier hört man manchen Bach mit ſanftem Rieſeln rauſchen.
Sein feſtes Gotteshaus, das man von weitem ſchaut,
Verewigt deſſen Ruhm, der viel daran gebaut,
Der ſein Beherrſcher war, ſein Vater, wollt ich ſagen;
Und vor ſein feſtes Glück viel Sorgfalt hat getragen.

Es ſteigt der ſtarke Bau recht prächtig in die Luft;
Doch ziert ihn ſonderlich die theure Fürſtengruft,

In der, o Herzogin! die heiligen Gebeine
Der groſſen Eltern ruhn, auf deren Grabeſteine
Ihr hoher Name prangt. Ihr Name, der zugleich
In tauſend Seelen lebt, die ſtets an Ehrfurcht reich,
Des theuren Friederichs unſterblichs Angedenken
Und Bibianens Ruhm in ihre Bruſt verſenken:
So wahr, als beyder Bild in dieſem Grabmal ſteht,
Und, auch durch todte Pracht, ſein Anſehn mehr erhöht;
So wahr, als wir dabey dein theures Bildniß ſchauen,
Bey dem nicht weniger dein Bruder ausgehauen,
Dein Bruder, der die Spur des groſſen Vaters fand,
Doch leider ſich zu früh dem Himmel zugewandt.
O ſollte doch mein Wunſch, ja vieler Wunſch gelingen!
O ſollte doch dein Blick in dieſen Schauplatz dringen!
O! lenkteſt du doch ſelbſt, Durchlauchte Herzogin,
Der Augen hohes Paar auf dieſes Grabmal hin!
Du würdeſt Rudolphs Leib in tiefverborgnen Gründen,
Doch ſein Gedächtniß noch in vollem Segen finden.
 Hier hat dein tiefſter Knecht ſich manchen Tag verkürzt;
Hier wurd’ ich oft erfreut, hier wurd ich oft beſtürzt;
Erfreut, weil ich erſtaunt an Rudolphs Lob gedachte;
Beſtürzt, wenn mich ſein Grab wohl gar zu Thränen brachte,
So oft ein frommer Greis, den Schwäch und Alter quält,
Mir voller Dankbarkeit von jener Zeit erzählt,
Da Rudolph Friedrichs Schutz und ſeiner Gnade Gaben
Dieß Gottes Haus beſchützt, geziert, erweitert haben.
O! ſprach ſein ſchwacher Mund: Was war doch da vor Zeit!
Der Herzog zeigte nichts als lauter Mildigkeit,
Die Herzogin war ſelbſt ein Muſter aller Tugend,
Der Prinz ergetzt uns auch, wie der Prinzeßin Jugend.
Dieß ſagt er ganz erfreut; drauf klagt er ganz beſtürzt:
Wie ſchnell des Himmels Schluß dieß hohe Glück verkürzt;

Wie Vivianens Tod zuerſt ſein Herz erſchrecket;
Wie Rudolphs frühes Grab das größte Leid erwecket.
Dann ſetzt er noch hinzu: Wie du dich nicht verweilt,
Und bey ſo zarter Zeit von Schwentnich weggeeilt;
Zuletzt beſchließt er noch: O ſollt es doch geſchehen!
O könnt ich noch einmal die beyden Kinder ſehen!

O Fürſtin! dieſes Wort hat mich ſo oft erhitzt,
Das edle Land zu ſchaun, das dein Gebeth beſchützt:
Beſonders hat der Trieb mich damals eingenommen,
Da dieſes Fürſtenmal von dir ſein Glück bekommen.
Vier Jahre ſind es nun, ſeit dem des Sturmes Macht
Sein koſtbar Dach zerbrach, das ſonſten voller Pracht
Sich ſchon von weitem zeigt. Wir waren voller Klagen:
Die Noth befahl uns dir den Kummer vorzutragen.
Du haſt uns auch gehört, und deine milde Hand
Hat deine Gnad auch uns, wie allen, zugewandt;
Ja mit der Hülfe ſelbſt aufs gnädigſte geeilet,
Und deiner Eltern Gruft verneuten Schmuck ertheilet.

Dieß hab ich ſelbſt geſehn; dieß hab ich überlegt.
Wie wurd ich nicht erſtaunt! wie wurd ich nicht bewegt.
O! was empfand ich doch für ungemeine Triebe
Der allerreinſten Treu der Ehrfurchtsvollen Liebe.
Nun wunderts mich nicht mehr, ſo dachte Herz und Sinn,
Daß ein beſtändig Glück die theure Herzogin
So unverändert ziert, daß ſie im Segen grünet;
Es iſt der Tugend Lohn, die noch weit mehr verdienet.
Das Volk war höchſterfreut, denn meines Vaters Mund
Entdeckt ihm deine Huld, und macht ihm alles kund.
O! was ſind dazumal bey innigem Vergnügen,
Vor Wünſche für dein Glück zum Himmel aufgeſtiegen.

Ich, dein geringſter Knecht, weis auch, was ich empfand;
Es wandte ſich mein Fuß zwar nach der Sachſen Land;
Doch, ſoll dein hoher Blick hier lauter Wahrheit leſen,
So wiß, es ſey mein Herz auch da bey dir geweſen.
Ich nahm mir eifrigſt vor dein Helmſtädt zu beſehn,
Und dann vor deinem Thron um einen Blick zu flehn;
Damit ich, Fürſtin, dir, als Herold deiner Knechte,
Den allerreinſten Dank mit Ehrfurcht bringen möchte.

Mit Freuden trat ich denn dieß ſchöne Reiſen an;
Kaum kam ich in dein Land; o! ſo erzählte man
Sogleich von deiner Huld und Auguſt Wilhelms Thaten,
Die Holſteins Gütigkeit u. Braunſchweigs Muth verrathen.
Ich ſelber ſah erſtaunt den Abriß jener Welt,
Die uns der Dichter Volk als gülden vorgeſtellt.
Wohin ich mich begab; wohin ich mich nur wandte,
So ſah ich, wie dein Volk ſein ruhig Glück erkannte.
Ich hörte ſeiner Luſt mit eigner Freude zu;
Mein Aug erblickte nichts als allgemeine Ruh;
Mein Ohr vernahm den Schall der muntern Freudenlieder;
Mein Mund gab ſelbſt dabey ein frohes Echo wieder.
O! rief ich ganz entzückt: Beglücktes Herzogthum!
Hier ſteiget ja dein Wohl mit deiner Herrſchaft Ruhm;
So wirſt du jährlich dich zum Dank bereiten mögen.

Ja! rief mir alſobald dein treues Volk entgegen,
Verweile nur bey uns, du wirſt wohl täglich ſehn,
Was unſer Herzog thut, um deſſen Heyl wir flehn;
Was unſre Herzogin, die Herz und Seele liebet,
Vor Proben ihrer Huld uns zu erkennen giebet.
Schon ſechzehn Jahre ſinds, daß der erfreute Geiſt
Sie mit dem höchſten Recht des Landes Mutter heißt.

Schon ſechzehn Jahre ſinds, ſeit dem ſo viele Proben
Von ihren Tugenden auch unſer Glück erhoben.
Nicht einer iſt von uns, der nicht in ſeiner Bruſt
Bey ihrem Wohlergehn die allergrößte Luſt,
Und auch bey ihrem Schmerz die größte Pein empfindet;
Nicht einer iſt von uns, der ſich nicht gleich verbindet
Für ihren höchſten Flor zu unſrem Gott zu ſchreyn;
Kurz, wer ſie nicht verehrt, der ſoll kein Landskind ſeyn.

So eifrig iſt die Bruſt der treuen Unterthanen,
Weil Gnad und Huld den Weg zu ihrem Herzen bahnen.
Wer aber ſchätzt dich nicht unendlich mehr beglückt,
So bald man deinen Held voll Zärtlichkeit erblickt.
Wenn Auguſt Wilhelm dir ſo oft und klar entdecket:
Wie ſtark ſo Lieb als Treu ſein groſſes Herz erwecket.
Wie groß iſt dieſer Ruhm! der Titus unſrer Zeit,
Der Gvelphen hohes Haupt ehrt deine Trefflichkeit.
O Fürſtin! dieſer Ruhm macht deinen Ruhm vollkommen.
Was ſeinen hohen Geiſt ſo kräftig eingenommen,
Das muß vortrefflich ſeyn. Denn nicht allein das Blut
Verbindet dich und ihn; nein, auch dein Heldenmuth,
Den Plön beſtritten nur, nicht überwunden ſchaute,
Der voller Frömmigkeit auf Gottes Schutz vertraute,
Und, als dich deſſen Schluß an deinen Held verband,
Was dort verlohren ſchien, hier doppelt wieder fand.

Dieß iſt der Vorſicht Huld, die deine Treu erkennet,
Die dieſe Tugend liebt, von der dein Herz entbrennet,
Die deine Gottesfurcht ſo unbewegt geſehn,
Die deinen Eifer ſchaut, mit welchem du dein Flehn
Vor Braunſchweigs Heldenhaus, vor den geliebten Prinzen,
Vor deines Staates Glück, vors Wachsthum der Provinzen,

So brünſtig und ſo oft vor ihren Thron geſchickt;
Die, wenn ſie dich vergnügt, auch deinen Held beglückt.
Dieß iſt der Vorſicht Huld, die dich ihr feſt verbindet,
Und auch dein Herze ſtets an ihrem Herzen findet,
Dein Herze, das kein Sturm von ſeinem Vorſatz treibt,
Dein Herze, das ſo feſt an ſeinem Gott verbleibt,
Und, wo es ja noch was auf dieſer Welt vergnüget,
Das Herze des Gemahls durch zarte Treu beſieget.

Drum zeigt dieß neue Jahr den allererſten Blick
Bey ungeſtörter Ruh und allgemeinem Glück;
Und läßt dein Herzogthum ein neues Wohlſeyn hoffen,
Indem der Wechſel dich im Segen angetroffen.
Wie jauchzet doch hierbey dein treuerfundnes Land!
Wie freut ſich dein Gemahl, des Volkes Segenspfand!
Wie freudig fällt der Hof vor deinem Throne nieder!
Wie reizend thönen doch die reinſten Freudenlieder!
Wer Stand und Tugend ehrt, wer ſelber recht verſteht,
Daß ſeiner Fürſten Glück der Länder Glück erhöht,
Der naht ſich alſobald zu deines Thrones Stuffen,
Dir einen treuen Wunſch mit Ehrfurcht zuzuruffen.
So bald das Lebelang! den Hof nur aufgebracht,
Den deine Gottesfurcht zu einem Tempel macht;
So hört man ſchon dein Volk den treuen Wunſch erheben:
Es müß Eliſabeth und Auguſt Wilhelm leben.

Auch ich, dein treuſter Knecht, verſäume nicht die Zeit,
Mein Herz iſt ſchon entflammt, mein Herz iſt ſchon bereit;
Und, darf ich noch einmal itzt deinen Purpur küſſen,
So wirft mein Vaterland durch mich ſich dir zu Füſſen.
Es wünſcht durch deinen Mund, was deine Bruſt begehrt,
Der, was ſie nur verlangt, die Vorſicht ſtets gewährt.

Dieſelbe mehre ja die Anzahl deiner Jahre!
Und kröne, wie bisher, mit Lorbern deine Haare!
Zufriedenheit und Ruh umgebe deinen Thron!
Es lebe dein Gemahl, der Gvelphen Salomon!
Von deiner Frömmigkeit, von deines Seufzens wegen,
Empfinde ſtets dein Land des Himmels reichen Segen!
So ſieht dein tiefſter Knecht noch lange freudig an;
Wie eine Herzogin im Segen grünen kan,
Die das, was dir bey uns ſo vielen Ruhm gebieret,
Verſtand und Gottesfurcht, und Gnad und Großmuth zieret.

* *

Neujahrswunſch an Se. Durchl.
Herrn Ludewig Rudolph,
Herzogen zu Braunſchweig und Lüneburg,
Und
Frau Chriſtine Louiſe,
Gebohrne Fürſtin zu Oettingen,
im Namen des
Seniors und der Conventualen
vom Kloſter Michaelſtein,
abgeleget durch
Heinrich Richard Märtens.

So haben abermal, Durchlauchtigſte! die Stunden
Des abgewichnen Jahrs ihr letztes Ziel erreicht.
Wie ſchnelles Waſſer fleußt, ein Schattenbild entweicht;
So ſind ſie fortgeeilt, ſo ſind ſie nun verſchwunden.

Es tritt ein neues Jahr aus ſeinem tiefen Nichts,
Sein froher Anblick ſcheint uns Segen und Gedeyen,
Und euch, Durchlauchtigſte, viel Glück zu prophezeyen.
Drum danken wir auch dir, du Vater alles Lichts!
Daß du der Zeiten Lauf, doch ohne Zeit, regiereſt,
Und alles voller Güt und voller Wahrheit führeſt.

Ein jeder ſieht und ſchmeckt die Früchte von dem Frieden;
Ein krummer Ackersmann ſtreut ſchweren Saamen aus,
Und füllt zu rechter Zeit mit Garben Scheur und Haus,
Und iſt mit dem vergnügt, was ihm von Gott beſchieden.
Er ſtimmt bey Pflug und Axt ein Halleluja an,
Ein kühner Bergmann fährt zu den vertieften Gründen,
Um ſilberreiches Erz und Eiſenſtein zu finden,
Weil unſer Boden Korn und Erze zinſen kan.
So Kauf- als Handelsmann ſteht in erwünſchter Blüthe,
Und alles ſieht und ſchmeckt des Friedens Werth und Güte.

Komm, Wahrheit! zeig uns doch den Qvell ſo güldner Zeiten.
Wo ſprießt der Bürger Wohl, des Landes Wachsthum her?
Was macht uns Freudenvoll; und banger Sorgen leer?
Du ſprichſt: Es kommt, nechſt Gott, von Ludwigs Trefflichkeiten.
Der fordert Gottes Ehr, der Unterthanen Flor:
Und ſeines Herzens Theil, die theureſte Louiſe,
Macht Blankenburgs Revier zu einem Paradieſe,
So ſteigt der Bürger Glück durch ihr Bemühn empor!
So treiben ſie die Noth und wiedriges Geſchicke
Durch ihre Frömmigkeit und Andachtsglut zurücke.

Was fordert unſer Fürſt für dieſe Vaterliebe?
Was wünſcht die Herzogin für ſolche Muttertreu?

Nur daß man wiederum treu und gehorſam ſey.
Wie rein, vollkommnes Paar, wie rein ſind eure Triebe!
Doch iſt es unſrer Pflicht, Durchlauchtigſte, erlaubt,
So wird ſie euren Ruhm in güldne Tafeln ätzen,
Und euch ein Ehrenmahl von feſtem Marmor ſetzen.
Sie wird um eure Stirn, wie dort um Cäſars Haupt,
Den Glanz des Firmaments, der Sonnen helle Stralen,
Und ein unzählbar Heer der ſchönſten Sterne malen.

Doch nein! die Tugend winkt, ſo an der Fürſtenkrone
Das größte Kleinod iſt; die Wahrheit aber ſpricht:
Was unterfangt ihr euch? dieß Paar bedarf es nicht,
Daß ihr Verdienſt die Welt auf ſolche Art belohne!
Was Stern? was Ehrenmahl? Was Bücher von Asbeſt?
Der Himmel läßt ſie ſelbſt ins Buch des Lebens ſchreiben;
Hier wird von ihrem Ruhm ſo manches Denkmahl bleiben,
Als Häuſer ihre Hand dem Höchſten bauen läßt; (*)
Und endlich werden ſie in Salems ſchönen Grenzen
Selbſt, wie das Sonnenlicht und wie die Sterne, glänzen.

Verzeiht, Durchlauchtigſte, daß wir ſo brünſtig flehen,
Es werde dieſer noch ſehr weit hinaus geſetzt,
Weil auch ein bloſſer Traum uns auf den Tod verletzt,
Darinnen uns bedünkt der Fürſten Tod zu ſehen.
Gott leg euch noch ein Theil von unſern Tagen zu,
Daß eure Lebenszeit Auguſtus Alter gleiche,
Ja, wo es möglich iſt, ein weiter Ziel erreiche;
Dabey vermehre ſich die wahre Seelenruh.

---

* Seit der beglückten Regierung Ihro Durchl. haben ſie bereits acht Kirchen im Fürſtenthume Blankenburg, Gott zu Ehren neu aufführen laſſen; und mit Errichtung der neunten, oder Guarniſon-Kirche in Blankenburg, iſt man anitzo rühmlichſt beſchäftiget: Ja es haben Ihro Durchl. beſchloſſen, mit dieſer Gott wohlgefälligen Arbeit beſtändig fortzufahren.

Louiſen gönn er noch ſehr lange das Ergetzen,
An Albrecht Ernſtes Wohl die treue Bruſt zu letzen.

Durchlauchtigſt groſſer Fürſt, da wir den Namen nennen,
Der Braunſchweig angenehm, und Schwaben heilig iſt, (*)
Weil du der Tugend Schild, der Bosheit Schrecken biſt;
So zürne nicht, daß wir auch unſre Pflicht erkennen.
Es reichet Michelſtein heut Simren (**) Hand und Herz,
Es ſchlagen beyder Wunſch und beyder Andachtsflammen
Für dich und dein Gemahl, obgleich entfernt, zuſammen,
Und ſteigen, froher Blick! von hinnen himmelwerts.
Wie wird uns! Sehn wir nicht, wie ſich der Himmel ſchlieſſet,
Und wie ſich über euch ein Segensſtrom ergieſſet?

So iſts! der Himmel hört den treuen Wunſch der Seinen,
Er höret und erhört das andachtsvolle Flehn,
So für Erneſtus Heil und Ludwigs Wohlergehn
Die Schwaben heut mit uns aus treuer Bruſt vereinen.
Das niemals müde Ohr des Höchſten merket drauf.
Er krönet dieſes Jahr Europens beyde Kayſer;
Er ſegnet dieſes Jahr der Gvelphen ſchönſte Reiſer;
Und ſchlieſſet überall der Gnaden Füllhorn auf.
Was für ein Anblick iſts, der uns hier wird gezeiget?
Wir ſehn, wie Rußlands Czaar den Traualtar beſteiget!

---

* Die durchl. Herrſchaft von Oettingen befindet ſich anitzo hieſelbſt in der hochfürſtl. Reſidenz Blankenburg.

** Simren iſt ein unweit Oettingen belegenes, und dieſer Durchl. Herrſchaft unterworfenes evangeliſches Kloſter.

Gedächtnißrede
auf den
Herrn Hofrath Mencken,
als
Den erſten Vorſteher
der deutſchen Geſellſchaft in Leipzig
von
M. Johann Friedrich Mayen.

Wenn es mir nicht von einer ganzen Geſellſchaft wäre aufgetragen worden, in dieſer Verſammlung heute nochmals an die Verdienſte unſers bisher geweſenen Oberhaupts öffentlich zu gedenken; Wenn ich nicht dieſes Verlangen vor einen Befehl hielte, den ich gehorſamſt in acht zu nehmen verpflichtet bin; Wenn ich endlich nicht ſelbſten eine gewiſſe Befriedigung meines Gemüthes dabey fände, welches längſt gewünſcht hat, ſeine Hochachtung gegen das vornehme Menckiſche Geſchlechte an den Tag zu legen: So würde ich mich auch niemals einer ſo wichtigen Bemühung unterzogen haben, in Gegenwart ſo vieler vornehmen, gelehrten und ſcharfſinnigen Männer, etwas von ſeinem Ruhme vorzubringen. Die gelehrte Welt beklaget ſchon ſeit einigen Wochen den Verluſt des weyland Hochedelgebohrnen, Veſt und Hochgelahrten Herrn, Herrn D. Johann Burchard Menckens, Ihro Königl. Maj. in Pohlen und Churfl. Durchl. zu Sachſen hochbeſtallten Hofraths, Hiſtoriographi, der Hiſtorie öffentlichen Lehrers, der Königl. Engliſchen und Preuſiſchen Societäten der Wiſſenſchaften hochanſehnlichen Mitgliedes, und der deutſchen Geſellſchaft in Leipzig hochverdienten Vorſtehers. Je weiter ſein Name, nebſt dem Ruhme ſeiner Gelehrſamkeit und Wiſſenſchaft gedrungen iſt; je mehr man auch erkannt hat, wie ſehr durch ſeine unermüdete Vorſorge die Schriften der berühmteſten Männer allenthalben ausgebreitet und bekannt gemacht worden ſind: Je weniger kan es ihm auch überall an aufrichtigen Lobrednern fehlen, die alle weit geſchickter ſeyn mögen, als ich, der ich wohl groſſe Männer zu bewundern und zu verehren, ihre Verdienſte aber niemals zu beſchreiben und zu preiſen weis. Meine Beredſamkeit reichet noch nicht ſo weit, etwas ausnehmendes ſo ſchön auszubilden, als es in der That iſt: Und wenn ich mir es auch ſo gar zutrauen wollte, daß ich dieſe Geſchicklichkeit beſaſſe; ſo gehöret doch noch ſehr viel dazu, einen groſſen Mann zuvor in ſeiner Vollkommenheit zu betrachten, und ihn ſo zu erkennen, daß man ihn nach allen ſeinen Vorzügen darzuſtellen vermögend ſey. Ich überlaſſe es alſo andern, eine vollkommene Abbildung von den herrlichen Verdienſten unſers hochſeligen Hrn. Hofraths zu geben; oder es mögen ſich vielmehr die Gelehrten ſelbſt in ſeine Verdienſte theilen, und ein jedweder dasjenige vor ſich nehmen, was er vor allen andern eingeſehen, und an ihm lobenswürdig befunden hat. Es wird genug ſeyn, wenn ich ihn nach den Eigenſchaften bezeichne, welche wir an ihm, als den erſten und würdigen Vorſteher unſerer Geſellſchaft, verehret haben. Ich finde hier eine neue Urſache, bey meinem itzigen Verhaben etwas furchtſam zu ſeyn, und ich hoffe, daß man mir dieſe Entſchuldigung zu gut halten wird, wenn ſie auch bey andern verwerflich ſeyn ſollte. Es gehöret mehr Kunſt dazu, die Geſchicklichkeit eines groſſen Mannes zu loben, welche er in einer ganz neuen Sache gewieſen, und wodurch er andern die Bahne gebrochen hat, als diejenigen zu preiſen, die einem gebähnten Wege gefolget ſind, und dasjenige nur weiter hinaus geführet haben, was mit einem glücklichen Fortgange angefangen worden. Wie leicht iſt es in ſolchen Fällen etwas zu überſehen, was in der Sache ſelbſt von groſſer Wichtigkeit iſt. Die deutſche Geſellſchaft wird durch dieſen Verluſt zum erſtenmale in die betrübten Umſtände geſetzt, ſich zu erinnern, was ihr durch den Tod eines geſchickten Aufſehers entriſſen wird; Und da ich daſſelbe anitzo in einen kurzen Entwurf bringen ſoll, ſo fehlet es mir an einer guten Vorſchrift, nach welcher ich denſelben einrichten könnte. Ich muß mich hierbey bloß auf die Erfahrung verlaſſen, durch welche ich wahrgenommen habe, was die Beſchaffenheit und Einrichtung unſerer Geſellſchaft vor Eigenſchaften zu ihrem Vorſteher und Aufſeher erfordert, und wie man dieſelben allerſeits an unſerm hochſeligen Herrn Hofrath in ſeiner groſſen Vollkommenheit angetroffen hat. Man wird es mir alſo verzeihen, wenn meinen Gedanken hin und wieder noch vieles fehlen möchte, welches ein geübter und witziger Geiſt viel richtiger u. zierlicher würde vorgebracht habē.

Poeſie, Beredſamkeit und Critik können wohl bey niemanden gefunden werden, wo ſie nicht zuvor einen reichen Schatz der gelehrteſten Gedanken angetroffen haben. Wer aber dennoch denken wollte, daß man ein deutſcher Poet, Redner und Criticus ſeyn könne, ohne die geringſte Gelehrſamkeit dabey zu beſitzen, der müſte ſich einbilden, daß alle dieſe Künſte ihre Eigenſchaften verlohren, und nichts als den Namen übrig behielten, ſo bald ſie unter die Deutſchen geriethen. Einfältiger Betrug! Die deutſche Geſellſchaft in Leipzig hat an ihrem würdigen Verſteher wahrnehmen können, wie nützlich und unentbehrlich die Gelehrſamkeit in dieſen herrlichen Wiſſenſchaften iſt, ſo lange ſich dieſelbe unter ſeiner Aufſicht hierinnen fleißig geübt hat. Seine vielen und gelehrten Schriften, welche er in allerhand Arten der Wiſſenſchaften ans Licht geſtellt, haben ſeinen Verſtand und Einſicht den Leſern beſſer angeprieſen, als man es durch Worte zu beſchreiben vermögend iſt. Ich kan es hier überhoben ſeyn, ein langes Verzeichniß davon anzuführen; weil ſie allenthalben ſo ſehr bekannt und beliebt ſind, daß derjenige noch nichts von nützlichen, ſinnreichen und klugen Büchern wiſſen müſte, wenn ſie ihm bey der Wiſſenſchaft, in welcher ſie gebraucht werden, noch unbekannt wären. Wenn es ein Zeichen eines groſſen Verſtandes iſt, die Fehler in denjenigen Dingen einzuſehen, in welchen man eine groſſe Vollkommenheit zu erreichen bemühet iſt: So hat er, wie es wohl nicht geleugnet werden kan, ein groſſes Zeugniß davon in den angenehmen und ſinnreichen Reden entdecket, durch welche er allen Gelehrten die lächerlichen Fehler vorhält, wovor ſie ſich zu hüten haben, wenn ſie nicht den Vorwurf einer prahleriſchen Marktſchreyerey davon tragen wollen. Der mannichfaltige Witz, die groſſe Beleſenheit und der angenehme Vortrag haben ſo gar fremde Völker bewogen, dieſelben in ihre Sprache zu überſetzen: Und man hat es ſo gar unſern Landesleuten auf eben dieſe

Art bekannt gemacht, damit ſie wiſſen möchten, wie viel ſie an den vortrefflichen Mencken beſäßen.

Der allgemeine Ruff von ſeiner Gelehrſamkeit wäre ſchon groß genug geweſen, die damaligen Mitglieder der Geſellſchaft dahin zu bewegen, daß ſie ihn um ſeinen Beyſtand und ſeine Hülfe erſuchet hätten: Allein es wies ſich auch ſein Geiſt, Feuer und Leben ſonderlich in ſeinen muntern Gedichten und lebhaften Reden; darinnen zeigte er, wie auserleſen ſein Geſchmack, wie glücklich ſeine Einfälle, wie richtig ſeine Gedanken, wie ordentlich ſein Vortrag, wie kräftig ſein Ausdruck, und wie vollkommen ſeine Fertigkeit zu dichten und zu reden war. Wie hätte nun eine Geſellſchaft, die begierig war, ein ſolches ungemeines Muſter nachzuahmen, hierbey ruhen können, daß ſie ihm nicht ihr Verlangen entdecken ſollen, unter ſeiner Aufführung zu verſuchen, wie weit ſie ihm nachfolgen könnte. Und wie hätte dieſer höfliche Mann, welchem eine ſolche Zuverſicht gefiel, dieſes billige Verlangen abſchlagen können, da er überzeugt war, daß ſolche Uebungen die Köpfe munter, das Herze rege, den Geſchmack rein, die Sprache mächtig, ein Volk witzig und berühmt machen können. Er nahm dieſe Gelegenheit mit Freuden an, ſich um ſein Vaterland auch in dieſem Stücke verdient zu machen, welches nunmehro anfängt daſſelbige zu erkennen, und ihm deſſentwegen niemals den ergebenſten Dank verſagen wird, den es ihm ſchuldig iſt. Nunmehro lerneten ſie allererſt ſeinen groſſen Verſtand recht einſehen. Sie erkannten, daß ſie bishero nur noch das wenigſte von demſelben gewuſt hatten. Der nähere Zutritt, welcher ihnen verſtattet wurde, und die monatlichen Zuſammenkünfte, welche ſie bey ihm anſtellten, führten ſie in eine Schule, darinnen ſie von dem beſten Meiſter dieſer angenehmen Künſte die ſchönſten Vortheile erlernten. Ein edles Gemüthe, wenn es gereizet wird, ruhet nicht, nach dem Ziele zu rennen, wenn es einmal auf den rechten Weg geleitet worden: Es eilet, es verdoppelt ſeine Kräfte, es rennet mit Gewalt, wenn es durch ein reizendes Lob angeflammet und ermuntert wird. So gar die unempfindlichen Seelen erwachen bey ſo eifrigen Vorgängern von ihrem Schlafe, ſie folgen denſelben ſo viel ſie können, und wenn es ihnen unmöglich iſt, ihnen vorzukommen, ſo ſtreben ſie doch darnach, ihnen auf dem Fuſſe nachzugehen. Das empfunden die Mitglieder der glückſeligen Geſellſchaft, welche nunmehro durch die gründlichen Anmerkungen ihres Oberhaupts zu einem beſſern Geſchmacke angeführet wurden. Seine aufrichtigen Urtheile erweckten gegen ihn ein beſonderes Vertrauen, ſeine glimpfliche Verbeſſerung der vorkommenden Fehler einen fertigen Gehorſam, ſein Vergnügen über den wohlgerathenen Fleiß einen unabläßigen Eifer ihm zu gefallen, ſeine weiſen Vorſchläge einen beſtändigen Muth, den gefaßten Vorſatz auszuführen. Wäre die Geſellſchaft bey ihrem damaligen Anſuchen ihres Wunſches nicht theilhaftig geworden: So würde es ſchwer ſeyn, ſie in dem Zuſtande zu ſehen, darinnen ſie ſich anitzo befindet. Denn an ihm fand ſie denjenigen, der die Kraft hatte, ſie ſtark zu machen, und das Vorbild, welchem ſie nachzuahmen beſchäfftiget waren. Man ſetzte ſich vor, die richtigſten Gedanken aufs beſte in unſerer Mutterſprache auszudrücken. Wer iſt jemals darinnen glücklicher geweſen, als unſer vortrefflicher Mencke? So gelehrt als er war, ſo ſehr liebte er doch auch ſeine Mutterſprache. Die meiſten Gelehrten ſtunden ehedem in dem wunderbaren Vorurtheile, daß es ihrer Gelehrſamkeit nachtheilig wäre, ihre Mutterſprache wohl zu reden und zu ſchreiben. Unſer Mencke hielt es für eine Ehre; weil er die Gelehrſamkeit nicht in den Worten, ſondern in der Sache ſuchte, und glaubte, daß es das ſicherſte Merkmal einer deutlichen Wiſſenſchaft wäre, wenn er ſeine gelehrten Gedanken auch in andern Sprachen, als der Lateiniſchen, verſtändlich vortragen konnte. Er hatte dieſes bey ſo vielen Völkern, deren Sprache er verſtund, bereits wahrgenommen, und wenn er den Nutzen überlegte, welcher durch einen ſo bekannten Vortrag unter einem Volke geſtiftet würde, ſo ermunterte er die Mitglieder der deutſchen Geſellſchaft, ſich hierinnen beſonders zu üben. Wie vielmal hat er uns nicht ſelbſt gewieſen, daß die deutſche Sprache an Nachdruck, Reichthum und Schönheit vielen andern den Preis abgewinnen könne? Ich wiederhole dieſes mit Fleiß, alle diejenigen, welche ſich in gleicher Uebung mit uns befinden, dadurch nochmals zu erinnern, daß ſie in dem Eifer, mit welchem ſie angefangen, niemals nachlaſſen, ſondern dieſen Ausſpruch unſers hochſeligen und hochverdienten Vorſtehers, als eine Regel, beobachten ſollen, die ſie zu erfüllen verpflichtet ſind. Denn worzu ſollte uns nicht die Hochachtung gegen dieſen theuren Mann verbinden?

Iſt nicht ſein Ruhm der Weg zu unſerm Ruhme geweſen? Wohin er auf ſeinen Reiſen kam, da machte ihn ſeine Höflichkeit, ſein vieles Wiſſen, ſeine vernünftige Einſicht, Freunde. Denn dieſes iſt der Weg und das allgemeine Mittel, ſich die Gewogenheit und

Hochachtung der Menſchen zu erwerben. Dieſe Eigenſchaften gelten allenthalben, wohin ſie gebracht werden, und ſie haben einen Werth, welcher durch nichts, als durch uns ſelbſt, erhöhet und gemindert werden kan. Wer ſie erkennt, der muß ſie lieben, und wie kan die Liebe ohne eine genauere Verbindung mit demjenigen beſtehen, der uns ſo wohl gefällt? Aus Engelland ſchied er alſo unter den größten Freundſchafts-Verſicherungen der gelehrteſten Männer, und an dieſen konnte es ihm auch bey dem Abſchiede aus Holland nicht fehlen; weil er eben derjenige war, der er in Engelland geweſen, doch ich will viel lieber ſagen: Weil er von ſeinen Vollkommenheiten nichts verlohren, ſondern ſie vielmehr vergröſſert hatte. Denn wie könnte es möglich ſeyn, daß der Umgang mit den verſtändigſten Männern die Gelehrſamkeit eines aufmerkſamen Gemüths nicht durch einen beſtändigen Zuwachs vermehren ſollte? Die Wiſſenſchaft iſt nicht nur der ſchönſte Zierrath der Seele, ſondern auch der nützlichſte Reichthum, mit welchem ſie den größten Wucher treiben kan, ſo bald ſich eine bequeme Gelegenheit findet, dieſelbe zu gebrauchen.

Sein geliebtes Vaterland nahm ihn bey ſeiner Zurückkunft mit dem größten Vergnügen an, und es konnte ſich mit der gewiſſen Hoffnung ſchmeicheln, daß ſich ſeine Ehre in dieſem wohlgerathenen Sohne befeſtigen würde, da ſie durch ſeinen fleißigen und gelehrten Herrn Vater bishero ſo rühmlich befördert worden war. Wie konnten ihm demnach die wichtigſten Ehrenſtellen entzogen werden, da er, wegen ſeiner Verdienſte, gleichſam ein Recht dazu hatte? Wenn ſich viele durch allerhand liſtige Vortheile in manche Ehrenämter einſchleichen, die ſie doch mehr zu ihrer Schande als Zierde über ſich nehmen, und dieſe Verwegenheit mit dem gröſten Schimpfe bezahlen müſſen: So folgten ihm dieſe, als eine Belohnung ſeiner erworbenen Geſchicklichkeit und Tugend nach. Er verwaltete ſie mit der gröſten Weisheit und Vorſicht, und man fand immer mehr Urſache ihm zu danken, daß er dieſelben über ſich genommen, als daß er es vor ein beſonders Glücke halten ſollen, wenn man ihn in der Wahl mit gutem Vorbedachte dazu beſtimmet. Ich weis nicht, ob ich irre, wenn ich glaube, daß die Zahl der Aemter in einer Stadt oder in einem Staate die Zahl derjenigen weit überſteige, welche würdig ſind dieſelben zu verwalten. Das kan vielleicht ſeyn, daß mich meine Unwiſſenheit in einem Zweifel erhält, den ich mir ſelbſt gerne benehmen wollte; iſt aber dieſes wahr, was ich gedenke, ſo habe ich recht, daß man niemals ſagen müſſe, ein rechtſchaffener und wackerer Mann, könne durch ein aufgetragenes Amt geehret werden. Die Ehre fällt auf die zurücke, welche ſo gewiſſenhaft und gegen ihre Mitbürger ſo wohl geſinnet geweſen, daß ſie ehrliche und verſtändige Männer nicht gehindert, ihre Klugheit und Redlichkeit zur Beförderung des gemeinen Beſtens anzuwenden. Ich werde es mit Stillſchweigen übergehen, worinnen ſich unſer theureſter Mencke gegen dieſe hohe Schule verdient gemacht hat. Das dankbare Andenken, mit welchem man ſeinen Namen an allen Orten, wo man ſeinen Fleiß, ſeine Treue, Wachſamkeit und Vorſorge verſpüret hat, jederzeit ſorgfältig aufbehalten wird, kan ihn mehr verewigen, als die wenigen Namen, die ich davon in meiner geringen Rede anführen könnte. Und wenn dieſes nicht zureichen ſollte: So weis ich gewiß, daß ſein Ruhm dennoch unvergänglich bleiben wird, da ſich bey nahe die ganze gelehrte Welt Mühe geben muß, ſein Andenken zu bewahren.

Hatte er auf ſeinen Reiſen ſeinen Ruhm ſelbſt in entlegene Länder gebracht, ſo ſuchte dieſer nunmehr nicht nur den Weg wieder, welchen er ihm ſelbſt gemacht hatte; ſondern er ging auch zu andern Völkern, wo er zuvor nie geweſen war. Portugall, Spanien, Frankreich, Italien, Schweden, Hungarn, Pohlen, ja ganz Europa lernte ſeinen Namen u. die Begierde kennen, die er von ſeinem Herrn Vater geerbt, und ſelbſt noch mehr entflammt hatte, alles Merkwürdige in dem Reiche der Gelehrſamkeit zu kennen und bekannt zu machen. Wie ſehr dadurch die Grenzen dieſes Reichs erweitert worden, in was vor eine genaue Verbindung die Gelehrten ſelbſt dadurch unter einander geſetzet worden, und wie weit der Ruhm unſers hochſeligen Herrn Hofraths ſich ausgebreitet, können diejenigen wiſſen, welche den Nutzen und die Weitläuftigkeit einer ſo unvergleichlichen Anſtalt eingeſehen haben. Dieſe ausnehmende Liebe zu den Wiſſenſchaften bewog dahero zwo groſſe königl. Geſellſchaften, ihn zu ihrem Mitgliede zu ernennen, damit durch dieſe öffentliche Zeugniſſe der Beyfall bekräftiget würde, welchen er ſich bereits allenthalben erworben hatte. Das Glücke konnte ſo gar dieſe Liebe nicht unvergolten laſſen; und da es bishero dieſes nützliche Werk durch keinen wiedrigen Zufall in ſeinem erwünſchten Fortgange gehemmet hatte: So ſollte unſerm hochſeligen Herrn Hofrath auch dieſe Freude nicht geſtöret werden, ein halbes Jahrhundert mit dieſer geſegneten Arbeit vergnügt zu beſchlieſſen.

Wenn derjenige zu loben iſt, der ſich bey einem allgemeinen Ruhme nicht ſelbſt erhebet: So muß derjenige noch ein gröſſer Lob verdienen, welcher durch ſeinen Ruhm andere in Anſehen bringet, und auf gewiſſe maſſe ſeinen Ruhm mit ihnen theilet. Das erſtere zeiget von der Bezwingung ſeiner Eigenliebe; das andere von ſeiner vernünftigen Liebe, das Gute zu befördern. Je gröſſer nun die leztere Vollkommenheit vor der erſtern iſt; je höher iſt ſie auch zu ſchätzen. Hierinnen liegt der Grund zu dem ewigen Danke, womit die deutſche Geſellſchaft ihrem theureſten Oberhaupte auch nach ſeinem Tode verpflichtet iſt. Man bemühete ſich zwar anfangs ſo gut, als man konnte, ſeinen Vorſatz auszuführen, ſich in der deutſchen Sprache zu üben, und in der Poeſie und Beredſamkeit einen beſſern Geſchmack zu gewinnen. Allein es geſchahe noch im Verborgenen. Der Weg, dieſe gute Abſicht der Welt bekannt zu machen, war noch verſchloſſen, und man wuſte ſich zur Zeit noch mit nichts, als mit guten Wünſchen zu tröſten, die alle von der Hoffnung beſſerer Zeiten herrühreten. So bald aber die Geſellſchaft die Ehre erhielte, daß ſich der groſſe Mencke gütigſt erklärete, dieſer guten Sache beyzuſtehen, ſie in ſeine Aufſicht zu nehmen, und ein ſo nützliches Werk durch ſeinen Rath und durch ſeine Hülfe auf einen beſſern Fuß zu ſetzen: So wurde ſchon ein groſſer Theil der heiligen Wünſche erfüllet; der Weg zu einem gröſſern Glücke eröffnet, und dieſes löbliche Vorhaben den gelehrteſten Männern bekannt und beliebt gemacht.

Seine beſten Freunde und andere vornehme Gönner gewonnen eine Luſt an dieſen Anſtalten, und wir erhielten ihre Gewogenheit, ehe ſie uns noch ſelber kannten: Weil ſie vermutheten, daß ihr Freund, von deſſen gründlicher Erkenntniß der ſchönſten Wiſſenſchaften ſie längſtens überführet waren, ſich niemals würde entſchloſſen haben, ein Werk zu unterſtützen, wenn es nicht von einiger Wichtigkeit und Nutzen ſeyn ſollte. Glückſelige Zeiten, in welche die Geſellſchaft durch dieſe wichtigſten Dienſte unſers weiſen Oberhaupts geſetzet worden. Nunmehro ſiehet ſie ſich mit vielen hohen und verſtändigen Gönnern umgeben, die entweder durch ihren eigenen Beytritt, oder doch durch ihre freundliche Aufmunterung, mit einer aufrichtigen Sorgfalt, auf ihre Befeſtigung und Aufnahme ernſtlich denken.

Was iſt nun wohl billiger, als daß ſein Name künftig unter uns in beſtändigem Andenken erhalten werde! So viel ſich auch inskünftige noch redliche und gelehrte Männer finden möchten, die ſich aus einem vernünftigen Wohlgefallen an den Bemühungen der Geſellſchaft entſchlieſſen ſollten, ebenfalls einen Theil ihres Fleiſſes mit ihr darauf zu verwenden; ſo groß auch die Vortheile ſeyn möchten, die man ihr durch eine kluge Vorſorge zuwenden könnte; ſo lange auch dieſe werthe Geſellſchaft blühen, wachſen und dauren möchte: So ſoll doch dieſes Andenken durch nichts vertilget, ſondern aus dankbarer Erkenntlichkeit unſerm theureſten Mencken beſtändig nachgerühmet werden; daß der Ruhm der deutſchen Geſellſchaft in Leipzig aus ſeinem Ruhme entſtanden, und der Grund zu ihrem Wohlſeyn durch ſeine erſte Vorſorge geleget worden.

Elegie
An Se. Hochwürden
Herrn Abt Mosheim,
im Namen der deutſchen Geſellſchaft
von
M. Joh. Friedrich Mayen.

Ein unverhoffter Fall verſtimmt das Septenſpiel,
Das dir, berühmter Mann, zum Ruhme klingen ſollte.
Der Schmerz betrübet uns, der dich jüngſthin befiel,
Und ſtört den wachen Fleiß, der dich verehren wollte.
Soll das der erſte Zoll ergebner Treue ſeyn,
Was deiner Liebe ſchmerzt, mit Wehmuth zu beklagen?
Und zwingt das Schickſal uns bey deiner ſchweren Pein,
Den Anfang unſrer Schuld in Thränen abzutragen?
O tiefgebeugtes Haupt! wir ſehn dich traurig an,
Dein ſchmerzlicher Verluſt beklemmt uns Herz u. Sinnen,
Es ſtirbt dir dein Gemahl, das niemand tadeln kan,
Und mit ihr weicht zugleich dein halbes Herz von hinnen.
Wir haben nun durch dich, ſo wie wir es verlangt,
An unſers Menken ſtatt, den ſchönſten Schmuck bekoñen:
Hergegen wird dir das, womit dein Haus geprangt,
Zum äuſſerſten Verdruß zu gleicher Zeit genommen.
Das eine macht uns froh, das andre bringt uns Leid,
Das Glücke will uns recht durch dieſen Fall verwirren:
Kaum hat dein ſanftes Wort die ganze Zunft erfreut,
So ſoll ſie auch mit dir bey deiner Leiche girren.

Sie thut es, theurer Mann, und da dein Auge thränt,
So will ein Zährenguß auch ihr Geſicht bedecken:
Und da dein Herze ſeufzt und ſich ſo ängſtlich ſehnt,
So ſucht es auch bey ihr ein Mitleid zu erwecken.
Dein ſonſt gelaßner Sinn, der dich ſo glücklich macht,
Darf hier, betrübter Mann, aus ſeinen Schranken weichen.
Du ſiehſt nicht nur ein Weib, das dir viel Luſt gebracht,
Nein, deiner Tugend Bild zugleich in ihr erbleichen.
Sie hat von Jugend auf zum Muſter dich erſehn,
Weil ihres Vaters Haus dein edles Weſen ehrte:
Je mehr ſie dir gefolgt, je mehr iſt es geſchehn,
Daß ſich die Aehnlichkeit in Geiſt und Sitten mehrte.
Aus dieſer Aehnlichkeit entſprang der ſüße Trieb,
Der ſo vermögend war die Herzen zu verbinden.
Ihr hattet beyderſeits die Tugend eifrig lieb,
Und konntet ſie an euch am allerreinſten finden.
Sie reichte dir die Hand, daß ſie dein eigen ſey,
Du hatteſt ihr dein Herz vorlängſten ſchon gegeben:
Und nunmehr zeigten ſich die Proben reiner Treu,
Und eurer Liebe Lohn durch ein vergnügtes Leben.
Neun Jahre floſſen hin, als wären ſie ein Tag,
Auf welchen dieſe Nacht zu zeitig eingebrochen:
Und da dich auſſer ihr ſonſt nichts vergnügen mag,
So weiſt du nun von nichts als lauter Marterwochen.
Ihr letztes Abſchiedswort war voller Zärtlichkeit,
Und wirket doch in dir ein ewig Angedenken,
Ihr Bild in deiner Bruſt verlöſcht durch keine Zeit,
Und läßt ſich allererſt mit dir ins Grab verſenken.
Du ſuchſt den liebſten Schatz, und triffſt ihn nirgends an,
Man ſieht, wie dich der Gram in öde Schatten führet:
Da ſitzeſt du betrübt, und denkſt mit Angſt daran,
Wie viel dein Haus, nebſt dir, durch dieſen Fall verlieret.

Die feſte Gottesfurcht vom Aberglauben rein,
Ihr unverſöhnter Haß der weltgeſinnten Triebe,
Die Neigung niemands Feind und jedes Freund zu ſeyn,
Das thätige Bemühn der milden Nechſten-Liebe;
Die kluge Wachſamkeit, die ſich im Herzen wies,
Der edle Zeitvertreib in weiſem Bücherleſen,
Die wohlgeſetzte Schrift, die deutlich ſehen ließ,
Daß du ſo wohl ihr Mann als Meiſter ſeyſt geweſen;
Ihr aufgeweckter Geiſt, der ſich viel Gunſt erwarb,
Ihr unerſchrocknes Herz das Unglück zu ertragen,
Der Heldengleiche Muth, womit ſie freudig ſtarb,
Die Kunſt, die letzte Furcht ſo ſtandhaft zu verjagen:
Dieß alles fällt dir ein! Wo hörſt du endlich auf?
So zeitig ſie auch ſtarb, ſo haſt du doch erfahren,
Daß ihre Tugenden, ihr ganzer Lebenslauf
Ein rechter Inbegriff von ſeltnen Dingen waren.
Dein Jammer wächſt dadurch, und übermeiſtert dich,
Es quält dich ein Verdruß den Körper zu bewohnen,
Die Welt wird dir zur Laſt, das Herze grämet ſich,
Beynahe willſt du gar auch deiner nicht mehr ſchonen.
Das preſſet Thränen aus! Sie netzen dein Geſicht,
Du willſt der Aſche noch ihr letztes Opfer zollen.
Wir werden ſelbſt beſtürzt: Allein wir wiſſen nicht,
Durch was für einen Troſt wir dich ermuntern ſollen.
Sieh auf den erſten Sohn, der Mutter Ebenbild,
Der ſich an deinen Hals mit banger Furcht geklemmet;
Er läſſet nicht von dir, bis du ſein Leid geſtillt,
Und die Bekümmerniß durch eignen Troſt gehemmet.
Laß dir das Klaggeſchrey der andern nahe gehn,
Die deinen Vaterſchutz noch lange nöthig haben.
Willſt du dem Kummer nicht mit Nachdruck wiederſtehn,
So wirſt du dich und ſie in kurzer Zeit begraben.

Warum gebahr ſie doch die Pfänder ihrer Treu?
Vielleicht daß ſie mit ihr durch dieſen Streich verdürben?
Und daß ihr eigner Tod dir noch betrübter ſey,
Mit ihr zu gleicher Zeit vor deinen Augen ſtürben?
Nein, darum brachte ſie die Kinder nicht zur Welt.
Sie ſollten dir zum Troſt nach ihrem Tode dienen,
Es ſollte, wenn ihr Leib in dünnen Staub zerfällt,
Ihr wohlverdienter Ruhm in ihren Pflanzen grünen.
So zeige dann einmal, wie hoch du ſie geſchätzt,
Und laß die ſtarke Bruſt den Kummer überwinden;
Und lehr die Kinder das, was dich an ihr ergetzt,
Daß wir an ihnen einſt der Mutter Tugend finden.
Vergiß den Heldenmuth in ihrem Unfall nicht,
Und laß denſelben ſchon in dieſen Tagen ſpüren.
Sonſt unterläſſeſt du die allergrößte Pflicht,
Und ſie muß durch dich ſelbſt den größten Schmuck verlieren.
Ein jeder ſieht auf dich, der dein Verdienſt erkannt,
Du weiſt durch deine Kunſt die Traurigkeit zu dämpfen:
Und würdeſt du voritzt ſo ſchändlich übermannt,
Wer wagte ſich hinfort dieſelbe zu bekämpfen?
Du biſt in allem groß, und haſt es längſt gezeigt;
Die Kleinmuth würde dir den wahren Ruhm beflecken.
Das iſt ein ſchwaches Rohr, was ſich zur Erden beugt,
Den Eichenbaum vermag kein Wetter zu erſchrecken.
Wir alle ſehn auf dich, und lernen itzt von dir;
Willſt du das ganze Chor verzagt und furchtſam machen?
Du kennſt und zeigeſt uns der deutſchen Sprache Zier;
Lehr uns auch deutſchen Muth, wenn Sturm u. Wetter krachen.
Das haben wir bemerkt, was itzt bey dir geſchehn,
Wie Lieb und Zärtlichkeit die Tugenden beweinen:
Nun laß uns ebenfalls an deinem Muſter ſehn,
Wie Tapferkeit und Muth in der Gefahr erſcheinen.

Sendſchreiben
An
Herrn Martin Zacharias
Wankhel von Seeberg,
aus Hermanſtadt in Siebenbürgen,
Bey deſſen Abzuge von Leipzig im Namen
der deutſchen Geſellſchaft
abgelaſſen durch
Johann Chriſtoph Gottſcheden.

So ziehſt du, werther Freund, aus unſrer Pleiſſenſtadt,
Die dich ein ganzes Jahr bemüht geſehen hat,
Der Wiſſenſchaften Grund und wahren Kern zu faſſen?
So willſt du denn zugleich auch unſer Chor verlaſſen?
Wir haben deinen Trieb mit vieler Luſt erkannt,
Wenn du mit Geiſt und Witz und wohlgeübter Hand,
In deutſcher Sprache ſchriebſt, und ſtets bedacht geweſen,
Was du gewußt, gehört, und anderwerts geleſen,
Durch den geſchickten Kiel, mit Kraft und Munterkeit
Wohl ausgedruckt zu ſehn. Jtzt nähert ſich die Zeit,
Die Stunden ſind ſchon da, die von des Pindus Stuffen,
Dich, werthgeſchätzter Freund, nach deiner Heimat ruffen.

Der Abzug muß geſchehn, dein Glücke locket dich.
Wohl! ziehe denn beglückt! und glaube ſicherlich,
Daß wir uns ſo nach dir, wie du nach uns wirſt ſehnen.
Ein Weiſer zwar vergießt bey keinem Zufall Thränen,

Sein Schickſal leitet ihn, er folget ſtets vergnügt:
Er iſt getroſt im Kampf, und muthig, wenn er ſiegt;
Kein Glücke macht ihn ſtolz; er ſchämet ſich zu zagen,
Wenn alle Wetter gleich auf ſeine Scheitel ſchlagen.
Er weis, was ihm geſchieht, fügt das Verhängniß ſo,
Drum bleibet ſein Gemüth bey allen Fällen froh.
Warum? Er ſieht es wohl, daß die empfundne Bürde,
Durch Gram und Ungeduld ſich nur vergröſſern würde;
Und daß im Gegentheil ein feſtgeſetzter Geiſt,
Durch Unerſchrockenheit oft Strick und Band zerreißt,
Womit die Trübſal ihn zwar hier und dar umſchlungen,
Doch nicht, wie ſonſt geſchieht, ſein ſtarkes Herz bezwungen.
So, Freund, biſt du geſinnt. Dich rufft dein Vaterland.
Dein Vater winkt dir ſelbſt, du folgeſt mit Verſtand.
Du könnteſt Daciens entlegne Berge ſcheuen,
Du könnteſt thun wie die, ſo ſich zwar heftig freuen,
Wenn ſich der wilde Geiſt von Zucht befreyet ſieht,
Den kaum erlöſten Fuß aus ſeinem Kefigt zieht,
Und allen Lüſten fröhnt; doch an kein Wiederkehren,
An keine Rückkunſt denkt: Die ſich zuletzt beſchweren,
Daß ſie noch lange nicht den rechten Grund gelegt,
Noch lange nicht gefaßt, was man zu fordern pflegt,
Und mit vergeblichen erdachten Winkelzügen,
Sich boshaft unterſtehn den Vater zu betrügen,
Der ſie zu ſehen wünſcht; der oft voll Kummer ſitzt,
Und ſein beſorgtes Haupt mit matten Armen ſtützt,
Ob Zucht und Zeit und Geld auch glücklich angeſchlagen?
Und ob ſein Saame nichts als leeres Stroh getragen?
Allein du biſt bereit, und thuſt, was dir gehört.
Das macht, die Weisheit hat dein edles Herz gelehrt,
Wie löblich Söhne thun, die, ſonder Wiederwillen,
Der Eltern kleinſten Wink mit Herzensluſt erfüllen;

Wie weislich dich und uns der Herr der ganzen Welt
Durch ſeine Vorſicht führt, in ſeiner Obhut hält,
Und Schritt und Tritte lenkt, ſo daß in unſern Werken
Der höchſten Weisheit Stral ganz deutlich iſt zu merken.
Ein ſolch Erkenntniß macht des Weiſen Unruh ſtill,
Denn was ihm wiederfährt, das iſt es, was er will.
Und darum ſieht man auch dein Herze ſich nicht kränken,
Muſt du gleich Sachſenland die letzten Blicke ſchenken.

Doch wie? ganz Sachſenland? Wir irren zweifelsfrey,
Dein Siebenbürgen ſelbſt wird misvergnügt dabey:
Es nennet ſich mit Recht die Abkunft alter Sachſen,
Die auch in fremder Luft zu Glück und Ruhm gewachſen.
Dieß wünſchet dich zu ſehn, und hoffet viel von dir.
Kein Wunder! biſt du doch des jungen Adels Zier,
Der ſich auf deutſche Kunſt und Lebensart und Wiſſen,
Auf Klugheit und Verſtand mit rechtem Ernſt befliſſen,
Und bald erweiſen wird, wie weit uns Witz und Fleiß,
Wenn man die Muſen kennt, empor zu bringen weis.
Ihr Dacier! ſeyd froh, ihr ſollt in wenig Jahren,
Von Seebergs Wiſſenſchaft die edle Frucht erfahren.

Der Himmel leite denn, mit unentzogner Hand,
Dich, hochgeliebter Freund, bis in dein Vaterland.
Vergiß die Muſen nicht, ſo dich in Leipzig lieben,
Und dieß betrübte Blatt auf deinen Zug geſchrieben.
Du ſiehſt hier keinen Scherz; dein Scheiden bannt ihn aus!
Die Räder tragen dich zur Lindenſtadt hinaus.
Wir ruffen: lebe wohl! und ſehn wir dich nicht wieder,
So denken wir doch dein, von wegen deiner Lieder.

◆ ◆ ◆

Auf das Abſterben
Herrn Heinrich Sigismunds
von Brück.
auf Haubitz, ꝛc. Erbherrn,
Im Namen der deutſchen Geſellſchaft
durch
Joh. Heinrich Liebers.

Daß Cröſus hundert Jahr, Mecänas hundert mehr,
Und länger leben will, befremdet mich recht ſehr.
Dieß konnte, dünket mich, nur vor fünf tauſend Jahren,
Ja weiter noch hinaus den Leuten wiederfahren.
Nach dem ſchuff die Natur uns nicht ſo dauerhaft,
Und nur, wie wir itzt ſind: da freylich unſre Kraft
Im Anfang unſers Laufs ſchon wieder abwerts klimmet,
Und uns kein langes Haus bey Lebenden beſtimmet.

Doch nein! man glaubt es nicht; es ſtellt ſich immerhin
Bey Leichen, Bahr und Gruft des Menſchen zarter Sinn
Nicht anders, als ſey ihm ein Herzeleid geſchehen,
Darüber Sonn und Mond entfärbet möcht[illegible]ſtehen.
Man legt dem Tode Neid, Gewalt und Bosheit bey,
Und weis nicht, daß er doch des Himmels Bothe ſey.
Nicht beſſer pfleget man dem Schickſal mitzuſpielen,
Als ſucht es ſeine Luſt an uns allein zu kühlen.
Hier ſtrauchelt, wankt und fällt der menſchliche Verſtand:
Man pochet auf ſein Recht mit allzufrecher Hand,
Da man doch keines hat; will wohl die Vorſicht haſſen,
Und ſchilt, daß ſie es nicht bey alter Art gelaſſen.

Um weſſen Leichnam wird nicht mit der Gruft gezankt?
Kaum daß ein Bettler ſtirbt, da man ihm etwa dankt,
Daß er der Kümmerniß, die ihm ſtets angehangen,
Durch den beglückten Weg zum Grabe nun entgangen.
Sonſt zahlet niemand mehr die Schulden der Natur,
Wie man vordem geſagt, und wie man ſonſt erfuhr,
Daß auch die Weiſen ſich nicht ſcheuten ſo zu ſprechen,
Wenn ſie bey Sterbenden die Augen ſahen brechen.
Ihr Weiſen, macht mir doch der Regeln Inhalt kund,
Die ihr davon gehabt, daß ich auf ſolchen Grund
Noch itzo bauen kan; die Kunſt, nach den Geſetzen
Der richtigen Natur, das Sterben recht zu ſchätzen?
Ja, ja, ihr lehret mich, ihr lehrt, das Schickſal ſey
Viel weiter über uns, als daß wir uns ſo frey
Und ohne Mäßigung zu ſeinen Werken wagen,
Und es, warum es das und jenes thut, befragen.
Ein Fürſt, der auf der Welt die Macht in Händen hat,
Giebt dir nicht Rechenſchaft, ſein Wille, ſeine That
Iſt beydes einerley, und er erlaubt mit nichten,
In Dingen ſeines Staats bald ſo, bald ſo, zu richten.
Nun iſt das Schickſal ja der Gottheit einverleibt;
Und, wie die Gottheit ſtets mehr als die Menſchheit bleibt,
Darunter Fürſten ſtehn, wer wird ihr das nicht geben,
Was man den Fürſten giebt, die hier als Menſchen leben?
Aus einem ſolchen Qvell ſtammt das Verhängniß her.
Es iſt der Gottheit Arm, denn nichts kommt ungefehr.
Nein! was der Anfang war, und künftig wird geſchehen,
Hat es von Ewigkeit in einem Blick geſehen.
Was es verhängt und wirkt, gilt völlig als ein Recht:
Beſonders führt es auch das menſchliche Geſchlecht
Ins Leben, in den Tod: Wie es ihm Gott geheißen,
So wird es ſich auch ſtets in ſeinem Thun befleißen.

Es thut in keinem Stück zu wenig, noch zu viel.
Erreicht ein Sterblicher ſein vorgeſetztes Ziel,
Verrichtet es ſein Amt: Es kan unmöglich ſchonen;
Umſonſt! es gilt bey ihm kein Anſehn der Perſonen.
Was die Gerechtigkeit auf Erden ſonſt gethan,
Das thut das Schickſal noch; wie ſollt ein weiſer Mann
Nun ſolches und den Tod als ungerecht verklagen?
Denn, was nicht anders wird, muß er geduldig tragen.

Zwar dieß geſchiehet nicht! Laß ſehn, was hilfet dir
Dein ängſtliches Geſchrey, und daß du für und für
Nach deinem Todten geilſt? Kanſt du ihn wieder haben?
Wenn du gleich raſend wirſt, ſo bleibt er doch begraben,
Und ſteht nicht wieder auf. Und weiſt du denn gewiß,
Daß dein Verſtorbner ſelbſt an deiner Kümmerniß
Nicht einen Ueberdruß und Eckel würde finden?
Wohl aber! daß er nichts von allem kan empfinden.
Doch höre, was es macht, daß du ſo mürriſch thuſt,
Und nach dem harten Sturm auch morgen noch nicht ruhſt.
Du ſelbſt haſt keine Luſt zu deinem eignen Grabe:
Was gilt es, denn du ſchweigſt, daß ichs getroffen habe?
Da du nun andre früh den Abſchied nehmen ſiehſt,
So glaub ich, daß du gleich die Rechnung auf dich ziehſt,
Und denkſt, ach! daß ich auch von der ſo lieben Erden,
Wohl eher, als ich mag, ſoll weggenommen werden.
Kurz! ich verſteh es wohl, du klageſt über dich;
Denn keiner liebet wohl itzt einen mehr als ſich:
Du klageſt, heulſt und ſchreyſt nur bey des andern Sterben,
Daß deine Trefflichkeit auch endlich ſoll verderben.

Geſetzt, es wäre dieß zuweilen nicht dein Sinn,
So reißt die Neigung dich doch zu was anders hin,

Das auch nicht Farbe hält. Dich ſchmerzt, daß der geſtorben,
Und nicht an deſſen ſtatt ein anderer verdorben.
Der war dir gar zu klug, und jener zu gelehrt;
Den hat das ganze Volk als einen Mann verehrt,
Der wackre Dienſte that. Ich glaub es deinetwegen,
Und will im andern Theil auch deine Meynung hegen,
Daß viele ſchlechter ſind, die das Verhängniß läßt:
Ich räume dir ſo gar den ganzen Ueberreſt
Von deinen Wünſchen ein. Es wär ein herrlich Weſen,
Ging es nur immer an, die Leichen auszuleſen.
So lebten Socrates, Demoſthenes, Virgil,
Und der von Boberfeld, der unſer Seytenſpiel
Zu allererſt geſtimmt. Auch unſer Brück, der lebte,
Der nach Gelehrſamkeit und Kunſt und Tugend ſtrebte.
Ich dächte tauſenden ein ſtetes Leben zu,
Und gönnte denen nur im ſtillen Grabe Ruh,
Die gar nicht brauchbar ſind. Das wären güldne Zeiten,
Die Kunſt und Wiſſenſchaft unendlich auszubreiten.
Allein dieß denkt ſich ehr, als es zu hoffen iſt,
Drum ſiehe, daß du auch in dem ganz irrig biſt:
Denn ſollte die Natur ſich anders wohl bequemen,
Und einen neuen Weg in ihrem Alter nehmen?
Was die Natur nicht kan, das iſt dir auch verſagt.
Ich ſag es frey heraus, du haſt umſonſt geklagt,
Und wirſt auf keinen Fall, du magſt noch länger ſinnen,
Dem Tod und ſeiner Macht ein Vorrecht abgewinnen.
Wie groß dein Kummer iſt, was ſchafft er dir vor Frucht?
Auf! ſtrafe dich nur ſelbſt, zumal die Eiferſucht
Die Schranken der Gedult mit Vorſatz überſchritten:
Du haſt mit dem Geſchick ganz ohne Noth geſtritten.
So ſpricht der Weiſen Mund; wenn ſich ein Fall begiebt.
Sie ſind zwar ebenfalls, doch weiter nicht, betrübt,

Als es gebilligt wird: Sie werden zwar getroffen,
Doch ihre Wunde heilt, und bleibt nicht immer offen.
Das Beyſpiel reizet ſie, und ihre Richtigkeit
Wird ihnen mehr bekannt. Sie ſammlen ihre Zeit,
So wie ein Wandersmann, wenn Tag und Nacht ſich theilet,
Mit doppeltſchnellem Schritt nach ſeiner Heimath eilet.

Nach ſolcher Weiſen Art, nicht nach gemeinem Brauch,
Der nicht zu loben iſt, bedauren wir dich auch,
Dich, o erblaßter Brück! Dieß fordert deine Jugend,
Dein emſiges Bemühn, ſo wie dein Trieb zur Tugend.
Des Geiſtes Fertigkeit, der Dichter erſte Macht,
Hat uns nicht ohne Grund die Hoffnung beygebracht,
Du würdeſt ganz gewiß vor vielen deines gleichen,
Wie Canitz, durch dein Lied ein hohes Lob erreichen.
Allein die Vorſicht ſchlägt uns dieſen Vortheil ab,
Den du und wir gehabt. Sie weiſt uns auf dein Grab,
Und ſaget: Euer Brück hat ſehr geſchickt geſungen,
Ihr habt ſchon Ruhm von ihm, es iſt ihm wohl gelungen.
Wollt ihr erkenntlich ſeyn, ſchließt ihn in eure Bruſt,
Und habt auch noch an dem, was er geſchrieben, Luſt.
Ihr ſeyd noch ſtark genug. Er war euch nur geliehen,
Drum laßt ihn, da Gott winkt, auch willig von euch ziehen.

* * *

Erweis,

Daß es beſſer ſey unter einem weiſen und gnädigen Fürſten, als in einer Republik zu leben;

ausgeführet von

Jacob Friedrich Lamprecht.

Freyheit und ein unterthäniger Gehorſam ſcheinen einen ſo ſtarken Wiederſpruch in ſich zu faſſen, daß man deren Vereinigung faſt für unmöglich hält. Dieſer Zweifel aber wird nur in dem Verſtande desjenigen Menſchen aufſteigen, welcher ſtatt der wahren Unterſuchung von Vorurtheilen eingenommen iſt. Die Freyheit hat oftmals nichts weiter als den bloſſen Namen. Unter demſelben liegen die allergrößten Beſchwerlichkeiten verborgen, und ihre Verehrer ſind gar nicht einig, was ſie unter dieſer Benennung verſtehen wollen. Die ſchreckende Unterthänigkeit hingegen verläßt noch weit öfter dieſen Titel, und zeiget ſich in der Geſellſchaft aller derjenigen Vortheile, welche der ſogenannten Freyheit gänzlich vorzuziehen ſind. In einer Republik findet man dieſes Wort allenthalben angezeichnet; zum Beweiſe aber, daß ihr das Weſen ſelbſt eigen ſey, braucht ſie nichts weiter, als den Haß gegen die Monarchie, in welcher doch mehrentheils eine durch Geſetze befeſtigte Freyheit angetroffen wird.

Ein Republikaner erſchrickt daher, ſo oft er von einem monarchiſchen Staate höret. Er glaubet, daß ihm kein gröſſer Unglück begegnen könne, als ſeine Lebensart mit dem Gehorſame gegen einen König zu vertauſchen. Der Name eines Monarchen kömmt ihm ganz fürchterlich vor, und er entdecket in demſelben mehr als einen gefährlichen Feind ſeiner eingebildeten Freyheit.

Ich erkläre mich, da ich dieſes ſchreibe, daß ich an dem Weſen der Republiken nichts auszuſetzen habe. Denn ſonſt würde ich der Haushaltung der verehrungswürdigen höchſten Weisheit zu nahe treten. Ich ſchmeichle mir aber auch; daß es mir an Gründen, meinen Satz zu beweiſen, nicht mangeln werde.

Es iſt wahr, der Name der Freyheit iſt ſo angenehm, und kützelt den Menſchen mit ſo vielen Verheiſſungen, daß er ſich ſelbſt die Pflicht ſchuldig zu ſeyn glaubet, ſie zu ſuchen. Frey von der Gewalt und Bothmäßigkeit eines andern zu ſeyn, das verdienet ohne Gegenrede eine Ueberlegung. Selbſt einen Antheil an der Regierung zu haben, das gefällt dem Hochmuthe, und lehret allem dem, was dieſes verhindern kan, wiederſtreben. Höret ein Republikaner das erſtere, und gelanget zu dem andern, ſo dünkt er ſich völlig überzeugt zu ſeyn, daß er ſeinen Zuſtand der Beſchaffenheit königlicher Unterthanen bey weitem vorzuziehen habe. Er redet ſodann von nichts als von Freyheit, und ſein Leben iſt das geringſte Opfer, welches er ihr bringen kan. Mitten aber unter dieſer Erhebung trachtet er nach nichts mehr, als über ſeine Mitbürger zu gebiethen, und deren Freyheit zu unterdrücken.

Dieſe Begierde iſt die Quelle ſo vieler vom Anfange der Tage erregter Trauerſpiele, welche wir mit ſo vielen blutigen Merkmaalen aufgezeichnet finden, und deren Andenken ſich in den Geſchichten faſt auf alle Blätter erſtrecket.

Rom, das Augenmerk der ganzen Welt, verdienet hier vor allen andern in Betrachtung gezogen zu werden. Wer ſchätzte ſich glücklicher als ſeine Bürger, nachdem ſie das königliche Geſchlecht vertrieben hatten, und ſich zwar mit eben ſo vieler Unruhe, aber doch in einer veränderten Geſtalt, regieren lieſſen? Dennoch war der Haß gegen den Namen eines eigenmächtigen Regenten viel zu ſchwach, ſo viel herrſchſüchtige Gemüther abzuhalten, daß ſie nicht durch Unterdrückung der ſo ſehr gerühmten Freyheit, dieſe alte Stadt berühmt und blutig hätten machen ſollen. Catilina ſtellet in ſeinem einzigen Exempel vor, was eine Republik von ſo vielen wiedriggeſinnten Köpfen zu befürchten habe. Meyneid, Verfolgung, Untreue und ein innerlicher Krieg haben in dieſen Staaten eine fürchterliche Scene nach der andern aufgeführet. Holland zeiget in den neuern Zeiten ſeine zweene Witten, welche ein groſſes Volk in Empörung geſetzt, und Hamburg meldet in ſeinen Tagebüchern das traurige Denkmahl Schnitgers und Jaſtrams. Ein Regiment kan unmöglich ohne Geſetze beſtehen: Dieſe ſind das Band, welches alle Glieder in einer unzertrennlichen Einigkeit erhält. Sie verlieren aber ihre Erfüllung, wenn ſie kein genugſamer Nachdruck unterſtützet. Ein einziger unrecht geſinnter, auch von dem Pöbel, wirft oft die beſten Verfaſſungen über einen Haufen, und es fehlet ihm dabey ſo wenig an Anhang; als es den Böſen insgemein an Geſellſchaft zu mangeln pfleget. Die Anzahl dererjenigen, welche mit bey dem Ruder ſtehen wollen, iſt ſo groß, daß die Redlichgeſinnten, bey ſo vielen wiedereinander laufenden Meynungen ſelten mit ihrem überlegten Rathe durchdringen können. Hierinn miſchet ſich zum öftern ein gewiſſer Haß, welcher auf viele Geſchlechter fortgepflanzet wird, und der, ſobald er nur etwas zu Kräften kömmt, einer Tyranney ſehr gleichförmig iſt. Bey wem ſoll ich wieder meinen Feind, welcher zwar nur ein kleiner Potentate, aber deſto gröſſer an Rachgier iſt, Hülfe ſuchen? Er drücket mich ſo heimlich, und mit ſo ſcheinbarer Gerechtigkeit, daß es nicht wenig Einſicht erfordert, hinter ſeine verſteckte Liſt zu kommen.

Hat in einer Republik erſt einmal ein Haus von einer Würde Beſitz genommen, ſo trachtet es dieſelbe ſo viel möglich bey ſich zu befeſtigen, und es übet ſodann denjenigen Nepotismum aus, welcher ſich auch bis auf die Kutſcher und Knechte erſtrecket. Ich ſehe dadurch in kurzem denjenigen die Gerechtigkeit handhaben, welcher nur vor wenig Tagen durch Ungerechtigkeit zu dieſer Erhöhung gelanget iſt, und deſſen einziger Vorzug darinn beſtehet, daß ihn ſein vielvermögender Vetter unterſtützet.

In den Ehrenbezeugungen iſt man daſelbſt entweder gar zu verſchwenderiſch, oder allzuſparſam. Die Schmeicheley hat es hier mit vielen zu thun, und erſchöpfet ſich ſodann leicht an Lobſprüchen. Verdienſte hingegen werden, ſo bald ſie nicht eine Anzahl von hundert tauſend Thalern begleitet, ſehr oft über die Achſel angeſehen.

Unter den Bürgern regieret ein gewiſſer Stolz, welcher von einer leeren Einbildung herrühret. Viele unter ihnen können ſich feſt überreden, daß nichts mit reiferem Vorbedachte angeordnet werde, als was in ihrem Rathſchluße abgehandelt iſt. Ich bin daſelbſt keine Nacht verſichert, daß nicht ein ſchreckender Lerm des raſenden Pöbels meinen Schlaf unterbreche: Und wehe mir, wenn ich ſodann in ſeine Hände gerathe! Inzwiſchen ſiehet man demſelben öfters nach, und gebrauchet ſich der ausſchweifenden Freyheit zu einem verkappten Mittel, die Bürger unterthänig zu machen.

Ich muß mich noch mehr erklären. In einer Republik wird nicht einmal der Schatten, der ſo ſehr gerühmten Freyheit angetroffen. Ein königlicher Unterthan muß Schoß und Zoll geben; ein Republikaner auch, und oft in einer weit höhern Anzahl. Von jenem fordert man den Gehorſam gegen die Befehle der Obrigkeit: Dieſem wird hierinn eben ſo wenig nachgeſehen. Hat dieſer in ſeiner Republik nichts zu befürchten, ſo lange er ſich nicht an dem Staate ververgreift: So iſt das Volk eines Fürſten eben ſo ſicher; und beſitzet noch den merklichen Vorzug, daß bey ihm Tugendhafte aus der Hand des Fürſten belohnet werden. Nichts iſt übrig, welches den Namen der Freyheit verdienen könnte, es müſte denn dieſes ſeyn, daß die Einwohner der Republik einer wilden Fluth gleichen, die auf einmal aus der Tiefe bricht, unterwegens alle noch ſtille Waſſer, fortreißt, ſodann in die Dämme fällt, alles überſchwemmet, und das ganze Land in einen oft unwiederbringlichen Schaden ſetzet; endlich aber, nachdem ſie durch den Verluſt vieler Waſſer von Kräften kom̃en, ſich weit feſter in die geſetzten Schranken wieder einſchlieſſen laſſen muß. Wenn dieſes Freyheit zu nennen iſt, ſo muß ich gewiß geſtehen, daß ſie nirgends mehr als in den Republiken angetroffen werde.

Wie ganz anders aber ſiehet dieſes unter der Regierung eines weiſen und gnädigen Fürſten aus! Dieſer ſitzet deswegen auf ſeinem erhabenen Throne, um alles zu überſehen. Die Weisheit erleuchtet ihm die Augen, und ihr Anblick erforſchet die Geheimniſſe. Seine Räthe ſind nach der Wahl der Klugheit verordnet, er entfernet von ſeinem Angeſichte alle diejenigen Mängel, welche ſonſt in ihre Beſtellung mit einzuſchleichen pflegen. Alle Gebrechen, welche man ſonſt den Höfen vorrücket, ſind wo nicht gänzlich ausgerottet, dennoch unterdrückt und in der Gefangenſchaft. Seine Gnade erquicket das ganze Land wie ein Morgenthau, und ein jeder Abend beſchlieſſet ſo viele Werke eines liebreichen Vaters, als er Unternehmungen vollendet hat. Recht und Gerechtigkeit unterſtützen ſeinen Stuhl, welche aber mit der zärtlichſten Neigung verbunden ſind, und alle Entſchlieſſungen mit derſelben theilen. Er wird die Wolluſt und das Vergnügen des menſchlichen Geſchlechts, ein Vater des Vaterlandes, die Freude der Unterthanen, und die Bewunderung der Fremden. Sein Name erſtrecket ſich durch alle Theile der Welt, und indem man denſelben mit Ehrerbiethung nennet, erhebet man auch zugleich die Glückſeligkeit ſeiner Länder. Wohin ſich ſeine Augen wenden, entdecken ſie die Merkmaale ſeiner Weisheit. So oft ſein Mund ſpricht, ziehet ſeine Rede die Herzen der Menſchen an ſich. So vielmal ſich ſeine Hände ausſtrecken, ſo viel bleiben auch Zeugen ſeiner Großmuth und Gnade übrig. Wohin ſeine Füſſe treten, da laſſen ſie auch unauslöſchliche Spuren hinter ſich, daß daſelbſt ein Vater geweſen ſey.

Das ganze Regiment vereiniget ſich in ſeiner Perſon, und alſo iſt allen Niedrigen die Hoffnung, und mit derſelben das Beſtreben nach der Hoheit, benommen. Er hat das Wohl aller ſeiner Länder in ſeiner Hand, bloß um ſie alle glücklich zu machen. Seine Völker leben bey einem angenehmen Gehorſame in einer ungekränkten Freyheit. Er ſtraft aber mit dem Nachdrucke, daß ſich der Boshafte ſchämen muß, ihn zur Strafe gereizt zu haben: ja er verwandelt dieſelbe oft in Gnade, und erhebet, wie Auguſtus den wieder ihn aufrühriſchen Cinna, zu einer unerwarteten Ehrenſtuffe. Wer will ſich demnach unterſtehen die Ruhe ſeiner Unterthanen zu ſtören, da dieſelbe von der nachdrücklichſten Vorſorge bedecket wird? Das Recht, welches an andern Orten ſich mit verbundenen Augen zeiget, erſcheinet hier ohne Decke, die argliſtigen und geheimen Werke der Bosheit deſto beſſer einzuſehen, und die Unſchuld des Unterdrückten ſo viel herrlicher an das Licht zu bringen. Es iſt zwar unmöglich, daß ſich nicht verſchiedene Unordnungen regen ſollten: Allein ſie behalten nur ſo lange ihren Platz, als ſie dem Fürſten unbekannt bleiben.

Findet ſich ein Künſtler? die Gnade des Fürſten ziehet ihn hervor und erwecket dadurch bey den übrigen denjenigen edlen Eiſer, welcher zwar ſeinem Nächſten das erlangte Glück gönnet, ſich aber äuſſerſt beſtrebet, auch etwas zu wege zu bringen, daß der Aufmerkſamkeit ſeines Fürſten würdig ſeyn möge. Die Thore ſeines Pallaſtes ſtehen allen denen offen, welche durch Tugend und Verſtand in denſelben einzudringen ſuchen.

chen. Kein Geſchlecht, kein Reichthum hat ſich hier einiger Vorzüge zu erfreuen. Die Verdienſte allein werden daſelbſt in Betrachtung gezogen. Fremde glauben in ſeinem Reiche ihr Vaterland gefunden zu haben. Ja einige, die nur auf etliche Wochen daſelbſt zu verweilen entſchloſſen ſind, halten endlich viele Jahre für zu wenig, ſeine Großmuth, Gnade und Weisheit zu betrachten.

Die Städte ſtehen in Segen und das Land lebet in Ruhe. Es wird ein Aufenthalt aller Künſte und Wiſſenſchaften, welche von einem weiſen Fürſten unzertrennlich ſind. Niemand hat ſich einer plötzlichen Unruhe zu befürchten, dergleichen man in den Republiken zu erfahren pflegt. Ein jeder endiget ſeinen Tag mit Luſt und fängt den folgenden Morgen mit Freuden wieder an. Es ſtehet um alle gut, ſo lange ſich ihr Fürſt wohl befindet, denn da ſeine einzige Sorge auf ſeine Bürger gehet, ſo iſt beyder Glückſeligkeit auf das genaueſte mit einander verbunden. Sein groſſes Exempel reizet auch Niedrige zur Nachahmung. Denn wenn Trajan in ſeiner Perſon den großmüthigſten Monarchen vorſtellet: So iſt ſein Hof mit einer ausnehmenden Anzahl tugendhafter Leute angefüllet. Adrianus, ſein Vetter und Nachfolger im Reiche; Licinius Sura, des Kayſers geheimdeſter Rath; Julius Servianus ein vornehmer Rathsherr, welchen Trajan ſelbſt des Kayſerthrons würdig ſchätzte; L. Plinius Cäcilius Secundus, den ſeine Gelehrſamkeit berühmt gemacht; Martialis und Juvenalis, wovon der erſte durch ſeine Ueberſchriften bekannt iſt und der zweyte in ſeinen Satyren lebet, beweiſen dieſes unter unzähligen andern.

Man wird mir zwar hier entgegen ſetzen, daß dieſer vortreffliche Fürſt ſterbe, und ſein Nachfolger auf die Spuren eines Tyrannen gerathen könne. Jch gebe dieſes als etwas mögliches zu; finde aber noch keinen Grund darinn, warum der Unterthan eines ſolchen Prinzen dem Republikaner nachzuſetzen ſey. Denn auf ſolchen Fall erhält ihn das Andenken der genoſſenen Glückſeligkeit ſo, wie ihn die Hoffnung ſie wieder erlangen zu können tröſtet. Wir würden auf die Vortrefflichkeit des Lichts gar wenig acht haben, wenn uns nicht das Gegentheil davon, die Finſterniß ſelbſt, dazu angewieſen hätte.

Und was will ich mehr von den Vorzügen der Unterthanen eines weiſen und gnädigen Fürſten ſchreiben, da wir dieſelben täglich vor Augen haben.

Friedrich Auguſt, der durch Großmuth verewigte Beherrſcher ſeiner Sachſen und Sarmaten, läſſet uns in beyden Ländern unzählig viele mit unauslöſchlichen Buchſtaben leſen.

Friedrich der weiſe und erſte König in Preuſſen, war nicht weniger ein wahrhaftes Muſter eines ſolchen erwünſchten Prinzen. Denn wo findet ſich ein Ort, dahin nicht ſein Name gegangen; und wo trifft man ein Auge an, das ihn geſehen, und nicht zugleich in ihm den gröſſeſten Monarchen verehret hätte?

Jch ziehe demnach die Ehre unter einem weiſen Beherrſcher zu leben, der eingebildeten Freyheit einer Republik weit vor, und will nichts mehr thun, als mich äuſſerſt beſtreben, dem Dienſte eines verehrungswürdigen Prinzen meine Tage bis auf den letzten Augenblick meines Lebens mit einer unverrückten Treue aufzuopfern.

An
Herrn. M. von Steinwehr,

von

Joh. Chriſt. Gottſched, P.P.

O Freund, den ich nunmehr ein ganzes Jahr geprüft,
Und den mir Scherz und Ernſt ſtets ohne falſch gezeigt:
Erlaube, daß ich dir den längſt beſtimmten Ruhm
Und Glückwunſch auf dein Feſt, zugleich entrichten mag.
Zwar weyh ich dir dießmal ein ungekünſtelt Blatt,
Das ſo, wie mein Gemüth, geſchminkte Worte flieht:
Doch weis ich, daß du ſelbſt den Schellenklang nicht ehrſt,
Der unſern freyen Geiſt ſehr oft zum Sclaven macht,
Indem er die Vernunft dem Reime weichen heißt.
Drum hoff ich auch ſo wohl, als ſonſt Athen und Rom,
Mit ungezwungner Kunſt der Muſen Freund zu ſeyn.
Wer dieß in Zweifel zieht, und ein gereimtes Nichts,
Mehr als Vernunft und Witz in freyern Zeilen, liebt;
Der glaube, dieſe Schrift ſey nicht für ihn beſtimmt:
Sonſt hätte man ſich gern nach ſeinem Sinn bequemt,
Und ſeines Namens Lob ihm zehnfach vorgereimt.

Du, edler Steinwehr! biſt von allem Zwange frey.
Kein blindes Vorurtheil umnebelt deinen Geiſt
Mit dicker Unvernunft. Du pflegſt der Sachen Grund,
Den Kern der Wahrheit ſelbſt, urplötzlich einzuſehn.
Was hat der Weiſen Zunft in jeder Wiſſenſchaft,
Vom Anbeginn der Welt erfunden, ausgedacht,

Verworfen, ausgeziert, verbeſſert, umgekehrt,
Errathen und gewünſcht; das nicht dein ſchneller Witz
In kurzer Zeit gefaßt? Was haſt du nicht geprüft,
Gebilligt, wiederlegt, entſchuldigt, oder gar
Als Einfalt eigeſehn? Du kennſt der Römer Pracht;
Du ſchmeckſt der Griechen Salz in ihren Quellen ſelbſt.
Was London und Paris in kluge Schriften ſchließt,
Iſt dir ſo wohl gemein, als was der Deutſche ſchreibt.
Doch dieſes und noch mehr, ſo klar es auch die Kraft
Des edlen Geiſtes zeigt, der dich ſo ſehr erhebt;
Erreichet das noch nicht, was du durch Thaten zeigſt,
Und dieß wird doppelt ſtark zur Uberführung ſeyn.

Das Wappen, Wertheſter, das dich zum Ritter macht,
Und deines Stammes Preis bis auf die Nachwelt führt,
Iſt freylich auch für dich ein Vorzug des Geſchlechts,
Der edle Triebe wirkt. Allein dein groſſes Herz
Erhebt dich noch weit mehr, als aller Ahnen Ruhm.
Sprich, konnteſt du nicht auch, gleich andern deiner Art,
Nach Titeln, Macht und Gold an Fürſtenhöfen ſehn,
Und auf den glatten Steg der falſchen Ehre gehn?
Was fehlte dir von dem, was andre tüchtig macht,
Geſchäften vorzuſtehn, der Prinzen rechte Hand,
Des Vaterlandes Laſt, an Wortgepränge reich,
An Werken arm zu ſeyn? Hat dich das Glücke nicht,
Durch groſſer Männer Gunſt, ſchon oftmals angelacht,
Und dir durch Heucheley, Verleumdung, Liſt und Geld,
Und Niederträchtigkeit die nächſte Bahn gezeigt,
Darauf man insgemein zu ſeinem Tempel klimmt?
Doch alles war umſonſt. Ein zwiefach ſtärkrer Zug
Hat deiner regen Bruſt der Muſen ſtillen Sitz
Zum Augenmerk geſetzt, zum Aufenthalt beſtimmt.

Die Tochter Jupiters, des Himmels liebſtes Kind,
Minerva lockte dich mit ihrer Schönheit an,
Und wie ein Adler ſonſt, wenn ihn die Sonne reizt,
Des tiefen Erdenballs vor Sehnſucht faſt vergißt,
Nur immer höher ſtrebt: So hat dein edler Trieb,
Von oben angeflammt, was niedrig war, verſchmäht;
Und was den blöden Schwarm des Pöbels ganz entzückt,
Kaum eines halben Blicks, ja minder, werth geſchätzt.

So findeſt du dein Glück in deiner eignen Bruſt;
Biſt gröſſer als ein Held, der ruhmbedürftig kämpft,
Zwar andern Elend bringt, doch ſelbſt nicht glücklich wird,
Weil ihn die Ehrſucht ſtets mit bittrer Unruh quält;
Biſt reicher als ein Herz das an dem Goldklump hangt,
Darinnen klopft und lebt, viel hat, doch nichts genießt,
Und nichts ſo eifrig ſucht, als ſeines Guts Gebrauch
Sich ſelbſt und aller Welt Zeit Lebens zu entziehn;
Biſt über allen Wahn, der ſchlechte Seelen äfft,
Die, reich an Aberwitz, nach Hirngeſpinſten ſehn,
Durch Lüſte mancher Art ſich ſelber hintergehn:
Wie ſonſt ein kleines Kind nach Schmetterlingen rennt,
Nach bunten Farben greift, und einen Wurm erhaſcht.

So edel, werther Freund, iſt deiner Ehre Grund!
Verſtand und Tugend ſind die Güter, die dein Herz
Verehret, liebt und lobt, und über alles ſchätzt.
Ein aufgeweckter Geiſt, geläuterter Geſchmack
Und angenehmer Witz macht deinen Umgang ſüß
Und vieler Anmuth voll. Wie mancher kluge Scherz
Hat ſchon dein Wort gewürzt! Wie manchen Einfall zeugt
Dein fruchtbarer Verſtand! Wie artig ſchreibt dein Kiel,
So wohl wenn er die Schrift nach Art der Römer ſetzt,
Als wenn er uns ein Blatt mit deutſchen Zeilen füllt.

Du denkeſt neu und ſcharf, natürlich, gründlich, ſchön,
Und deine Sprache fließt ſo rein, als dein Verſtand
Die Wahrheit eingeſehn. Fürwahr ein ſeltnes Lob
In unſrer deutſchen Welt, die wieder die Natur,
Sich ſelber närriſch ſchilt, und nur das Fremde liebt;
Franzöſiſch ißt und trinkt, franzöſiſch ſingt und tanzt.
Franzöſiſch denkt und ſpricht, franzöſiſch lieſt und ſchreibt:
Wiewohl dieß mehrentheils ſo kauderwelſch geräth,
Als wenn ein deutſch Franzos ſich ſelbſt zum Fehlen zwingt.
Jedoch man fängt ſchon an die Thorheit einzuſehn:
Man ſucht die Schriften ſchon, wo Deutſchlands Mundart hell
Und unverſtümmelt ſtralt. Und ob die Misgunſt gleich
Den Fleiß verläſtern will, der mit vereinter Kraft
Germanien erweckt, auf ſeinen Ruhm zu ſehn:
So ſiegt der Eifer doch, der keine Mühe ſpart,
Und ſeine Läſtrer ſelbſt mit Schweigen übermannt.

Dieß ſind die Reden oft, wenn uns, von Sorgen frey,
Ein liebliches Geſpräch die Ruheſtunden kürzt.
Ihr Stunden voller Luſt, wie ſchnell verfließt ihr doch!
Wenn uns der Lindengang, der unſer Leipzig ſchmückt,
In ſeine Schatten hüllt. Wie oft wird nicht der Kreis
Um Wall und Thor vollbracht, da unſre Reden nichts
Als dieſer Innhalt nährt. Jedoch ich irre mich:
Wir loben auch dabey die weiſe Sorgfalt oft,
Dadurch von Zeit zu Zeit die Väter dieſer Stadt
Das allgemeine Wohl erhalten und erhöhn.
Es wächſt der Bürger Luſt mit jedem Baume zu,
Den ihre Sorgfalt pflanzt, und zierlich unterhält.
Wir preiſen jeden Bau, der Leipzigs Mauren ziert,
Und Fremden zeigen kan, wie da das Glücke blüht,

Wo ſo viel Weisheit herrſcht. Wir rühmen Schul und Thurn,
Das Zucht- und Weyſenhaus, die Graben und den Weg,
Der um die Wälle führt. So gehn oft Stunden hin,
Darinn die Unſchuld ſelbſt uns frey von Fehlern ſpricht,
Darinn uns Leipzigs Wohl vergnügt und glücklich macht.

Jedoch dieß Blatt iſt voll; obgleich daſſelbe kaum
Den zehnten Theil begreift, was ich dir zugedacht.
Wie viel Vertraulichkeit iſt dein Gemüthe werth?
Wie treu iſt deine Bruſt den Freunden, die du dir
Vor andern auserwählt! Wie redlich nimmt dein Herz
An jedem Zufall Theil, der ihre Ruhe ſtört!
Wie ernſtlich haſſeſt du die Niederträchtigkeit,
Die ſo viel Dummheit zeigt, als Ehrgeiz ſie erfüllt!
Und kurz, wie edel iſt dein groß und ſtarkes Herz!
O! fahre ferner fort, mein unverſtellter Freund,
Mein andrer Jonathan, mein Pylades zu ſeyn!
Und wenn ich ſelber nicht vollkommen tüchtig bin,
Vor andern deiner werth, und dein Oreſt zu ſeyn:
So glaube, daß mich doch dein Umgang mit der Zeit
Allmählich würdiger, als jemand, machen wird.

Genug, ich ſetze nichts von deinem Feſt hinzu,
Als daß ſein Anbruch mich mit zarter Luſt erfüllt.
Von Wünſchen hältſt du nichts, dafern du ſicher biſt,
Daß man dir alles gönnt, was dir die Vorſicht ſchenkt.
Und was? wer ſo wie du die Weisheit ehrt und übt,
Wird glücklich durch ſich ſelbſt, und braucht die Wünſche nicht.

* * *

* *

Die freudige Bewillkommung eines treuen Vaters bey der Wiederkunft ſeines geliebten einigen Sohnes.

von

M. Balthaſar Hoffmann,

Conrectorn in Merſeburg.

So iſt der Tag gewiß? von dem ich längſt geſehn,
Es würde mir alsdann ein neuer Riß geſchehn,
Wenn ich dich, Herzensfreund, nun auch verlieren ſollte,
Von dem ich, könnt es ſeyn, mich niemals trennen wollte.
Viel Worte ſchreib ich hier von unſrer Freundſchaft nicht;
Du weiſt ſchon, was das Herz auf beyden Theilen ſpricht:
Viel Worte, wenig That, iſt itzo zwar die Mode,
Ich kehre ſolches um; und dieſes bis zum Tode.

Doch, ſoll ichs frey geſtehn? ich freue mich darob,
Und ſage ganz vergnügt, daß du es hörſt: GOtt Lob!
Daß nun mein Fiſcher kan nach Wunſch nach Hauſe reiſen,
Und ſein gelehrtes Pfund dem Vaterlande weiſen.
Ich ſag es noch einmal: Ich bin recht ſehr erfreut,
Wenn ich im Geiſte ſchon der Eltern Freudigkeit
Bey deiner Ankunft ſeh. O was vor Freudenthränen!
Die alle dir den Weg zu ihrem Herzen bähnen.

Auf! ſchwinge dich, mein Geiſt, nach Hamburgs Mauren hin,
Vernimm in Gegenwart der werthen Eltern Sinn.
Indeſſen ſchweig, mein Kiel, wir wollen heimlich hören,
Was doch der Vater ſpricht: ſchweig, daß wir ihn nicht ſtören.

Willkommen, liebſter Sohn! nun iſt mein Wunſch erfüllt:
GOtt hat mein Flehn erhört; mein Sehnen iſt geſtillt,
Da ich dich nun, mein Sohn, (das iſt von Gott geſchehen!)
Bey meiner Tage Reſt, vergnügt kan wiederſehen.
Auch dieſes iſt ein Werk von GOttes Vaterart,
Die ſich von Zeit zu Zeit an mir geoffenbart.
Was bin ich, und mein Haus! daß GOtt noch an uns denket,
Und uns ſo manchen Blick von ſeiner Gnade ſchenket.

Ich denke noch wohl dran, wie manches liebes Jahr
Mir bald von Jugend auf faſt ſchwer und dürftig war:
Wie mühſam mein Beruff ſich damals angefangen;
Wie mancher rauher Wind mich öfters angegangen,
Wenn ich in fremder Luft ſo manche Reiſe that;
Wenn ich in Hitz und Froſt an meine Werkſtat trat;
Wie vielmal ich faſt gar verlaſſen da geſeſſen,
Und meinen Biſſen Brodt mit Kümmerniß gegeſſen.
Bis endlich mich der Herr mit Seegenskraft bedacht,
Und auch das Schwerſte leicht und angenehm gemacht;
Zur Nahrung Glück beſchert, daß Segen und Gedeyen
Von ſeiner milden Hand mich täglich noch erfreuen.

O! merke lieber Sohn, des Höchſten Führung an,
Und ſiehe, was der HErr an mir und dir gethan:

Das wird uns beyderſeits noch oft das Herze rühren;
Das ſoll uns allemal zu ſeinem Lobe führen.
Daß du von Kindheit an des Lebens Weg erkannt;
Daß deiner Eltern Treu ſo viel an dich gewandt,
Als dein Studiren nur zur Nothdurft fordern können:
Daß GOtt dir ſelbſt dazu die Kräfte wollen gönnen,
Ein ſo höchſt-wichtig Werk recht ſtandhaft auszuſtehn;
Nach hohen Schulen zu und wieder wegzugehn:
Das alles wirſt du ſtets, wie ſichs geziemt, ermeſſen,
Und GOttes theurer Huld ja nimmermehr vergeſſen.

Wie manchen Tag und Nacht war ich um dich beſorgt:
Wie manchen treuen Rath hab ich vor dich erborgt,
Dir das geſteckte Ziel, wo möglich, leicht zu machen:
Erwege mein Bemühn, und deiner Mutter Wachen.
GOtt hat dich auch bisher ſo gnädiglich geführt,
Daß wir die Segenshand gar wohl dabey verſpürt.
Sein Engel iſt gewiß von dir nie weggeblieben:
Der Deinigen Gebet iſt fruchtbarlich beklieben.
Warf GOtt des Bruders Leib, der in der Fremde war,
(Ach Wunde, die noch ſchmerzt!) auf eine Todtenbahr:
So will er dich davor zur Freude wiederbringen,
Und meiner Haare Schnee durch neuen Troſt verjüngen.

So tritt demnach vergnügt in deiner Eltern Haus,
Und breite GOttes Ruhm ſammt uns mit Freuden aus,
Und ſorge nicht, mein Sohn, GOtt wird ſchon weiter zeigen,
Wie, wenn und wo du einſt die Kanzel ſollſt beſteigen.
Nur lege deinen Fleiß zu ſeinen Ehren an;
Geh, wenn du andre lehrſt, auch ſelbſt die rechte Bahn;
Laß ſeine Führung nicht aus deinem Herzen kommen,
So wird ſein Segenswort auch nie von dir genommen.

Ich

Mein GOtt, ich bin vergnügt mit deiner Gütigkeit:
Mein Sohn ſey dir davor zu deinem Dienſt geweyht.
Heißt du mich endlich hin zu meinen Vätern wallen,
So führ nur meinen Sohn nach deinem Wohlgefallen!

Und ſo empfanget denn nunmehr den lieben Sohn,
Sein angewandter Fleiß vergnügt euch itzo ſchon;
Was wird es, werthen Zwey, (GOtt laß es euch erleben!)
Wenn er ein Amt betritt, vor neue Freude geben?
Ihr ſeht, daß ihr an ihn nichts übel angelegt:
Ihr ſeht, was eure Treu vor ſchöne Früchte trägt:
Ich ſelbſt bin höchſterfreut, im Geiſte zu erblicken,
Wie eure Herzen ſich nunmehr an ihm erquicken.

Du aber, edler Freund, kennſt allbereits mein Herz.
Dein Abzug iſt mir lieb; bringt er mir gleich auch Schmerz:
Weil ich verſichert bin, daß du der Alte bleibeſt,
Und mir von deinem Wohl bald was Vergnügtes ſchreibeſt.

Getreue Wünſche,

an ſeine

Herzlich geliebte Frau Mutter,

von

M. Johann Martin Knöchern

Sollte meine Feder nicht treue Wünſche niederſchreiben?
Wünſche, die ein ſtilles Ach! bis zur Stenenhöhe treiben?
Wünſche, welche Pflicht u. Liebe mit Vergnügen ausgedacht?
Wünſche, die ein redlich Herze ſeiner liebſten Mutter macht!

O! daß die Entlegenheit mir nicht ſelbſt den Blick verſtattet,
Anzuſehn, wie Gottes Hand, die der Seinen Haupt umſchattet,
Sich an der beſonders äuſſert, welche heut ihr Feſt begeht,
Uber der des HErren Auge mit beſondrer Güte ſteht.
Sechs und ſiebzig Jahre ſinds, die ſie nun zurücke leget:
Die der matten Glieder Reſt dennoch, ob zwar ſchwächlich, träget.
Sie rühmt GOttes Vaterarme, die ſie noch bisher gewiegt,
Daß ſie nicht ſchon längſt dem Kummer und der Schwachheit unterliegt.

Frommer Himmel! was vor Kreuz hat in ſolcher Zeit von Jahren,
Nicht das ſchwache Lebensſchiff durch gehäufte Laſt erfahren!

Drungen oftmals doch die Wetter faſt von allen Seiten ein,
Und ſie ſah vom Troſtgeſtirne vielmals kaum den kleinſten Schein.
Trauerwolken wölbten ſich gleichſam über ihr zuſammen,
Und wie mancher Unglücksſtral ſchoß mit ungeheuren Flammen
Auf den höchſtbedrängten Nachen: O wie manche Trauernacht,
Hat das Herz in tauſend Sorgen, u. in Thränen zugebracht!
Ach! wie mancher Todesfall rizte nicht die alten Wunden;
Welcher Kiel beſchreibt die Zahl der betrübten Jammerſtunden?
Oft gebrach das Oel im Kruge: oft gebrach im Sack das Mehl,
Bey fünf unerzognen Weyſen ſchlug gar manche Hoffnung fehl.
Dreymal rührte ſie der Schlag bey ſchon angeſtiegnen Jahren;
GOtt! du weiſt es, was vor Angſt unſer aller Herz erfahren:
Aber bey ſo vielen Aengſten ſtund ihr doch die Allmacht bey,
Und bezeigte, wie ſie immer in dem Schwachen mächtig ſey.

Selbſt ihr Glaube wankte nicht: denn auch mitten in den Wellen
Muß, wenn der das Ruder führt, keine Fluth das Schiff zerſchellen:
Eh muß Fels und Sandbank weichen; ehe muß ſich Sturm und Noth
In gewünſchte Stille legen, wenn der HErr den Wind bedroht.
Hoffnung (dieſes Wort bleibt wahr!) läſſet nicht zu ſchanden werden;
Auf die dickſte Finſterniß lacht der Sonnenſtral der Erden.

Hoffnung auf des HErren Güte ſenkt den feſten Anker ein,
Und bald muß ein ſichrer Hafen freuden Seufzern offen ſeyn.
Jenes Auge, das genau auf den niedern Erdkreis ſiehet;
Jene Hand, die rings umher ſtarke Mahanaim ziehet;
Jenes Ohr, das alles höret, das auf ſtille Seufzer merkt,
Solches Ohr und Hand und Auge läßt das Herz nicht ungeſtärkt.
GOttes Obhut ſchläfet nie; ſondern weis zu rechten Zeiten,
Uns ein Labſal in der Angſt und ein Pflaſter zu bereiten.
Er verbindet wenn er ſchläget: Stellt er eine Prüfung an,
Weis er ſchon, wie viel die Schulter von der Laſt ertragen kan.

Ja, Frau Mutter! wenn ich dieß bey mir öfters überlege,
O! ſo wird mein redlich Herz, und das Blut in Adern rege:
Mitleid, Harm und Liebe machen, daß die Augen trübe ſtehn,
Und mir mit geſalznen Thränen voller Wehmuth übergehn.

Mein GOtt! mit wie vieler Huld haſt du ſie biſher getragen?
Muſte gleich ihr Herz gar oft: Ach du HErr, wie lange! fragen,
Gabſt du doch Geduld im Leiden; du warſt ihre Zuverſicht,
Und auch mitten in den Nöthen ließ ſie deine Rechte nicht.
Zwar fünf Weyſen waren da, die ihr manchen Kummer machten,
Welche ſie um manchen Schlaf bey gehäuften Sorgen brachten!
Dennoch gab die Vaterliebe, Gnade, Segen und Gedeyhn,
Daß ſich alle deiner Hülfe und Errettung konnten freun.
Alle wurden wohl verſorgt und in guter Zucht erzogen:
Dreyer Schwiegerſöhne Herz ward ihr ſonderbar gewogen.

So ſteigt frommer Eltern Seufzen eilend bis zu GOtt hinauf,
Und ihr zuverſichtlich Bethen baut den Kindern Häuſer auf.

Heino, dem ich öffentlich höchſt verbundnen Dank erſtatte,
Zeigte längſt, wie viele Gunſt er vor die Frau Mutter hatte.
Itzt, erweiſt er es beſonders, daß, je ſeltner dieſes iſt,
Er, zu deſto gröſſerm Ruhme, die Frau Mutter nicht vergißt.
O was iſt das vor ein Troſt vor die abgelebten Glieder!
GOtt vergelte ſolche Treu ſeinem werthen Hauſe wieder!
Ihr Gebeth wird das erſetzen, was der Liebe ſtarke Glut,
Und ein rühmenswerther Eifer ſtets zu ihrer Pflege thut.

Aber! wie ſoll ich voraus Gottes Güte gnugſam preiſen?
Und zugleich mich gegen dich, liebſte Mutter, dankbar weiſen?
Wenn ich alles dieß erwege, was du mir von Kindheit an,
Sonderlich bey ſchwerer Krankheit an mir mütterlichs gethan:
O ſo ſeh ich keinen Weg, wie ich das erwiedern könnte.
Was ich thu, iſt meine Pflicht: Wenn mir GOtt das Glücke gönnte,
Dir bey deinen grauen Haaren nur recht an die Hand zu gehn,
Sollten alle meine Kräfte ſtets zu deinen Dienſten ſtehn.
Nein! erzürnt hab ich dich nie; darum iſt mir deine Liebe
Auch beſonders zugethan: Deſto mehr ſind meine Triebe
Gegen dich, geliebte Mutter, ſo gar zärtlich angeflammt,
Daß daher dieß Freudenopfer unzählbarer Wünſche ſtammt.

Dieſer Tag, da du zuerſt dieſes groſſe Rund erblicket,
Iſt es, welches dich und mich auf das innigſte erquicket,

Dich zwar ſchwächt ein hohes Alter: Sechs und ſiebzig ſind vorbey,
Doch wird GOttes Vater Treue auch im Alter an dir neu.
HErr, der du der Menſchen Zahl längſt ſchon auf dein Buch geſchrieben,
Der du ſeit ſo langer Zeit unſer treuer Hort geblieben,
Fahre fort mit deiner Güte, leite, gängle, trage die,
Die dir Dank und Andacht opfert; ſey ihr Schutzſtern ſpat und früh.
Iſt ſie gleich betagt und ſchwach, laß ſie dennoch ferner leben,
Ihr Gebet muß uns ja noch täglich neuen Seegen geben.
O wie freu ich mich zu hören, daß ſie bey der Schwächlichkeit,
Ob gleich mit ganz ſchwachen Händen, dir entbrannten Weyhrauch ſtreut.
Bleib ihr Hort und Zuverſicht: Bleib ihr Fels, auf den ſie trauet;
Bleib ihr ſtarker Schirm und Schild; bleib ihr Theil, auf das ſie bauet.
Stärke die geſchwächten Sinnen; wenn ſie öfters ſchlaflos wacht,
Sey ihr einziges Vergnügen, und ihr Licht bey dunkler Nacht.
Laß ſie auch noch dieſes Jahr, doch nach deinem Willen, enden;
Denn das Leben, wie der Tod, ſteht allein in deinen Händen;
Beyder Wünſchen iſt noch dieſes, uns nur noch einmal zu ſehn,
Doch vielleicht kan unſer Hoffen, liebſte Mutter, bald geſchehn.

Gedächtnißrede,

Dem

Hochſel. Hrn. Hofrath Mencken,

gehalten von

M. Friedrich Wilhelm Stübnern,

der Philoſophiſchen Facultät Aſſeſſorn.

Es hat ſich wohl ſeit vielen Jahren kein Todesfall in unſern Mauern begeben, der von ſo vielen gründlich gelehrten Männern, von ſo vielen ganzen Geſellſchaften, die ſonſt wenig Verbindung mit einander haben; von ſo verſchiedenen Perſonen, die, wegen ihres unterſchiedlichen Standes, nicht eben gleiche Meynungen haben können; aus ſo mancherley wichtigen Bewegungsgründen und Urſachen, wäre bedauret worden, als das Ableben des groſſen Menckens: Deſſen Verdienſte überall bekannt ſind, wo nur Gelehrſamkeit anzutreffen iſt; deſſen Aemter und Ehrenſtellen mit ſo viel Geſchicklichkeit und Glücke verwaltet worden, daß ich ſie nicht einmal zu nennen nöthig habe, um ſie ihnen, hochgeehrteſte Herren, zu Gemüthe zu führen; deſſen Ruhm, mit dem geſegneten Andenken ſeiner Voreltern und ſeines Geſchlechtes, ſo lange dauren wird, als Leipzig ein Sitz der Muſen, Deutſchland eine Mutter dankbarer Nachkommen, Europa ein Aufenthalt wahrer Gelehrten, die Welt ein Behältniß vernünftiger, und mit Erinnerung und Gedächtniß begabter Geſchöpfe ſeyn wird. Alles iſt von den Klagen über den Verluſt dieſes theuren Mannes bey unſerer Stadt und Academie ſeit einigen Wochen her erfüllet geweſen. Unſere hohe Schule hat in ihrem eigenen Tempel von heiliger Stäte ihre Klagen ausgeſchüttet, und der Tugend ihres erblaßten Mitgliedes eine Gedächtnißpredigt halten laſſen. Das Haupt derſelben hat in einer öffentlichen Schrift von zween Bogen allen Muſenſöhnen dieſer hohen Schule, ſo zu reden, die Trauer über dieſen Todesfall anzulegen befohlen. Die philoſophiſche Facultät hat durch einen Mann, der ſo wohl ſeinen Gaben, als ſeinem Amte nach, am meiſten dazu geſchickt war, gleichfalls in der Academiſchen Kirche in lateiniſcher Sprache, eine Leichenrede halten laſſen. Von der Traurigkeit des gebeugten Menckiſchen Hauſes will ich nichts melden: Weil es gar eine ſchlechte Probe von den Verdienſten eines Verſtorbenen iſt, wenn man erſt die Schmerzen der Anverwandten zu Hülfe ruffen muß, wenn man anzeigen ſoll, wie ſehr er bedauret worden ſey. Jedermann weis, daß eine treue Ehegattin ihren geliebten Eheherrn, und wohlgerathene Söhne ihren wertheſten Vater mit äuſſerſtem Schmerze verlieren müſſen.

Doch alle die erzählten Ehrenbezeugungen mögen wohl mehrern nach ihrem Tode in nicht viel geringerem Maaße wiederfahren ſeyn: Und ein jedes Haus betrauret ja ſeinen Todten, den es liebte, nach allem Vermögen. Unſerem Mencken iſt eine Ehrenbezeugung wiederfahren, die kein Ableben, als das ſeinige, begleiten konnte. Die deutſche Geſellſchaft, dieſe ausgeſuchte Anzahl redlicher Männer, welche die Aufnahme und das Wohl ihrer Sprache, nebſt der Fortpflanzung des guten Geſchmackes unter ihren Landesleuten, dem Eigennutze weit vorziehet, hat noch kein Oberhaupt, als alleine itzt den fürtrefflichen Mencken, verlohren. Schmerzlicher Verluſt! den weder ein vorhergegangenes Exempel gewöhnlich, noch eine in ähnlichen Fällen erlangte Gewohnheit erträglich, und doch die Hoheit des verlohrnen Gutes höchſt empfindlich machet. Ich bin ſelbſt ein Zeuge davon, hochgeehrteſte Herren, wie tiefe Wunden derſelben dieſer harte Streich geſchlagen hat, der ihr ſo unvermuthet, als ſelten und ungewohnt, vorkam, und den ſie zuvor noch nie erfahren hatte. Ich habe die nachdrückliche Klagerede, und die nicht minder beweglichen Trauerlieder, die ihr der Schmerz ausgepreſſet hat, wiewohl als ein Fremder, doch nicht ohne inniglichеs Beyleid, mit angehöret. Es waren auſſer mir noch mehrere vorhanden, die, eben wie ich, zu dieſer löblichen Geſellſchaft als Glieder nicht gehöreten. Alle wurden von einerley Beyleid gerühret, das man billiger Weiſe mit dieſer Geſellſchaft bey ſo betrübten Umſtänden haben muſte, welche ſie zumal zum erſtenmal betrafen.

Die ganze gelehrte Welt verlieret an ihrem Mencken nicht ein gemeines Mitglied; das Reich der Wiſſenſchaften nicht bloß einen ſeiner vornehmſten Bürger; die Republik der verſtändigen Geiſter auf Erden nicht allein einen von dem erſten Range aus ihrem Mittel: Sondern es entgehet ihr der Mann, ohne deſſen Sorgen viele Arbeiten ihrer übrigen Mitglieder wären verlohren gegangen, wenn er ſie nicht mit in ſeine Tagebücher von den Handlungen der Gelehrten eingerücket hätte; ohne deſſen Anordnung auch die Schriften, die ſie etwan doch erhalten hätte, nicht die Helfte ſo brauchbar würden geweſen ſeyn, als ſie itzt durch die Auszüge geworden ſind, welche die geſchickteſten Leute in jeder Wiſſenſchaft auf ſein Anſtiften und unter ſeiner Aufſicht verfertiget haben; ohne deſſen Zuthun manche Geſchichte von gelehrten Sachen, mancher denkwürdige Umſtand aus den Geſchichten überhaupt, und beſonders aus der Hiſtorie der Gelahrtheit, manches gelehrten Mannes Leben und Schriften, nach einigen Jahrhunderten vielleicht völlig würden vergeſſen ſeyn, die doch itzo ſein Fleiß dem Untergange entriſſen, und ſeine Feder dem Gedächtniſſe der folgenden Zeiten aufbehalten hat. So wichtig ſind die Urſachen, die auch der ganzen gelehrten Welt den Verluſt unſers Menckens höchſt ſchmerzlich machen müſſen!

Unſere vertraute Rednergeſellſchaft nenne ich billig unter den gelehrten Zünften zu letzte, die dieſer empfindliche Schlag trifft: Weil ſie vielleicht unter allen bisher erzehlten Geſellſchaften, die allerentfernteſten, und in gewiſſer Maaße ſchwächſten Bewegungsgründe, zur Traurigkeit haben mag; die ihr aber deswegen nicht weniger ſchmerzlich und empfindlich fället, weil ſie ſo nur deſto entfernter von allem Eigennutze, nur deſto gereinigter von allen zeitlichen Abſichten, nur deſto freyer von denen Affecten und unruhigen Gemüthsbewegungen iſt, die aus näheren Verbindungen natürlicher Weiſe entſtehen müſſen. Ja, wenn ich frey heraus ſagen darf, was ich vielleicht nicht ohne Grund im Herzen glaube, ſo iſt die Wehmuth unſerer Geſellſchaft eben deswegen geſetzter, unſer Klagen mehr gegründet, und unſer Schmerz mehr überlegt, als der Jammer der Freunde und Anverwandten, und überhaupt die Betrübniß aller andern Perſonen ſeyn kan, die ich erzählet habe. Alle müſſen ſich bey dieſem Todesfalle mehr Verluſt, mehr eigenen Schaden, vorſtellen, als wir thun können. Ein entzogener Nutzen, eine betrogene Hoffnung eines nahen Vergnügens, ein betrübtes Andenken eines vertraulichen Umganges, und noch andere hefftige Vorſtellungen betäuben diejenigen, die an dieſem Verluſte näher Theil nehmen müſſen. Die Academie bedauert einen hochverdienten Profeſſor; Die philoſophiſche Facultät ihr älteſtes Mitglied; Die hinterlaſſene Freundſchaft ihren nahen Anverwandten; Die deutſche Geſellſchaft ihren erſten Präſidenten; Die gelehrte Republik einen ihrer nützlichſten Bürger, oder beſſer zu reden, eine mächtige Stütze ihrer Wohlfahrt. Aber was bedauret denn unſere Geſellſchaft? Nichts, als einen Mann von ſeltenen Verdienſten, der ſie zwar ehemals ſeines Beytritts gewürdiget hatte; aber auch durch ſeine viele Verrichtungen ſchon vor langer Zeit war genöthiget worden, ihr wieder Abſchied zu geben. Unſere Verſammlungen vermiſſen nur ein ehemaliges Mitglied, welches ſich in dem eifrigen Beſtreben nach der deutſchen Beredſamkeit mit unſern Vorfahren gemeinſchaftlich verbunden hatte. Die Profeſſoren unſerer hohen Schule werden von der Liebe zu ihrem Collegen, die Glieder der philoſophiſchen Facultät von der Hochachtung gegen ihren Aelteſten, die Anverwandten von der Zärtlichkeit gegen ihren Blutsfreund, die deutſche Geſellſchaft von der Ehrfurcht gegen ihr Oberhaupt, die Gelehrten von der Dankbarkeit gegen den Beförderer der Gelehrſamkeit gerühret. Uns aber rühret nichts, als die entfernte Erinnerung eines ehmaligen Mitgliedes unſerer Geſellſchaft; die Pflicht eines ſo verdienten Mannes Andenken unter uns zu erhalten; die herbe Schuldigkeit, ſein löbliches Beyſpiel, und ſeinen rühmlichen Wandel uns nochmals bey ſeinem Abſchiede aus der Welt, für die Augen zu ſtellen. Dieſe Abſichten werden auch mein Verfahren rechtfertigen, und mich entſchuldigen; wenn ich zur Erhaltung des Andenkens eines ſo groſſen Mannes bloß das anführe, was groſſe Dinge, die Wiſſenſchaften nemlich und die Gelehrſamkeit, genauer angehet.

Es iſt unnöthig, daß ich die Eltern des hochſeligen Herrn Hofraths rühme, deren Gedächtniß ohnedem noch bey allen Einwohnern unſers Leipzigs im Segen blühet. Mein Verhaben erlaubet mir nicht, daß ich von ſeinem Geſchlechte, von ſeiner Geburt, von ſeiner Auferziehung und andern ſolchen Umſtänden Meldung thue, die ſonſt einen groſſen Theil der gewöhnlichen Gedächtnißreden einnehmen. Wer den berühmten Otto Mencken nicht ſchon aus ſeinem Namen kennet, der wird ihn aus einer einzigen Rede nimmermehr genug kennen lernen: Und wer nicht ohnedem ſchon einſieht, daß ein ſolcher Mann, als er war, nichts an der guten Erziehung ſeines Sohnes habe ermangeln laſſen; der darf nicht hoffen, daß ich ihn mit vielen Beweisgründen von einer Sache überzeugen werde, bey der ich mich nur auf den ganzen Lebenslauf des Sohnes als auf ein untrügliches Zeugniß der guten Auferziehung, berufen darf, die er von ſeinem Vater genoſſen haben muß. Wer dergleichen Umſtände des hochſeligen Herrn Hofraths ja nicht wüßte, darf ſeinen Unterricht nicht aus meiner Rede, ſondern aus der Einladungsſchrift, ſo ihm zu Ehren geſchrieben worden, aus dem Lebenslaufe, der in deutſcher Sprache bey ſeiner Gedächtnißpredigt verleſen wurde, aus der Leichenrede, die auf die Predigt gefolget iſt, aus dem Lobe, das den vorigen Monat der gelehrten Monatsſchrift einverleibet iſt, die er ſonſt bey ſeinem Leben ſelbſt beſorgete, und noch aus andern Schriften herholen. Die Menge dieſer Nachrichten überhebet mich der Mühe, das zu wiederholen, was ſchon ſo oft geſagt und geſchrieben werden, ja von der dankbegierigen Nachwelt ohnedem noch oft wird wiederholet werden. Ich werde an dem Manne, deſſen Thaten ich nicht beſchreiben, ſondern nur, wie in einem dunklen Schattenriſſe, entwerfen kan, vornemlich ſeine weitläuftige Erkenntniß, die faſt keinen Theil der Gelehrſamkeit unberühret gelaſſen; ſeine Liebe zu den Wiſſenſchaften, und die merkliche Aufnahme, die ſie von ihm erhalten haben; ſeine Groſmuth, mit der er ſich über die gewöhnlichen Gedanken der Menſchen weit erhoben hat; ſeine Freygebigkeit, mit der er abſonderlich die Armuth der Gelehrten unterſtützet hat, nicht ſo wohl zur Betrachtung, als nur zur Bemerkung ausſetzen. Mit einem Worte, ich werde nur einige wenige aus den vortrefflichen Eigenſchaften meines Tugendmuſters, das ich vor mir habe, erzählen, die vielleicht andere vor mir nicht berühret haben: Weil ich doch ſonſt nur gar ſchweigen müſte, wenn ich mir vorſetzte, keine derſelben auſſen zu laſſen.

Wie viel eitle Abſichten miſchen ſich nicht ordentlich mit ein, wenn ſich die Menſchen vornehmen, eine weitläuftige Erkenntniß in allen Theilen der Gelehrſamkeit zu erlangen? Wie viele ſind nicht dadurch von der Gründlichkeit abgehalten werden, daß ſie zu viel wiſſen wollten? Es gehet nur bey den beſten Naturen an, daß ſie in der kurzen Zeit des menſchlichen Alters eine tiefe Einſicht mit einer weitläuftigen Erkenntniß verbinden. Unſer Geiſt verlieret ſich, wenn er ſich auf viele Dinge zerſtreuet. Wer die Begierde, vieles zu wiſſen, dem angebohrnen Triebe, den Grund von allen Sachen einzuſehen, vorziehet; wer ſich nicht vorher wohl geprüfet hat, ob auch ſein Gemüthe die Wiſſenſchaft und Gewißheit, und die Menge der Sachen zugleich faſſen könne; wer nicht die wichtigſten Urſachen hat, mit einer engen Erkenntniß nicht vergnügt zu ſeyn, ſondern ſich nothwendiger Weiſe in Weitläuftigkeiten einzulaſſen; der iſt nicht zu bedauren, wenn er durch ſeine Bemühungen nichts begreift, da er alles erlernen will.

Das Gemüthe des hochſeligen Herrn Hofraths war geſchickt, vieles gründlich zu faſſen, und eine Menge verſchiedener Wahrheiten zu behalten, ohne dadurch irre gemacht zu werden. Die Proben, die er davon gegeben hat, liegen am Tage. Hier verehre ich die Spuren der göttlichen Gerechtigkeit, die niemand anders als einem ſolchen Geiſte, die dringende Nothwendigkeit, ſich eine weitläuftige Wiſſenſchaft zu erwerben, auflegen wollte: Und ich ſehe es allerdings für eine Probe der ewigen Weisheit an, daß ſich unſerm hochſeligen Herrn Hofrathe ſo leichte und kurze Wege, dieſen Endzweck zu erhalten, gleichſam ohne ſein Suchen darſtelleten. Er konnte, ſeinen Umſtänden nach, nicht Umgang haben, ſich in eine weitläuftige Gelehrſamkeit einzulaſſen. Ohne dieſelbe hätte er in den Verrichtungen, die ihm Gott und das Glücke beſchieden hatten, der Welt nicht ſo dienen können, als er nachher wirklich gethan hat. Ihm war ſo zu reden durch das Recht der Erbſchaft die Fortſetzung der Monatſchrift aufgehoben, und zu ſeiner künftigen Beſchäfftigung gleichſam zum voraus beygeleget; welche ſein Herr Vater mit vielen Unkoſten, Reiſen und Bemühungen, zu einem unbeſchreiblichen Vortheile der ganzen gelehrten Welt, angefangen hatte. Die Pflicht eines treuen Sohnes war es, in die herrlichen Fußtapfen ſeines Vaters zu treten, und ſeine löbliche Thaten, die einer Fortſetzung nöthig hatten, fortzuführen.

Die Aufſicht über die gedachte Schrift zu haben, iſt kein Werk eines Mannes, der zwar die gröſte Gründlichkeit, aber nur in einer Wiſſenſchaft beſitzt. Zu einem Buche, das ſeiner ganzen Einrichtung nach von allen Theilen der Gelehrſamkeit handeln muß, und das allen ſeinen Werth ſo gleich verlieren wird, ſobald man es nur einer einzigen Wiſſenſchaft, wäre es auch die edelſte unter allen, wiedmen wollte; zu einem ſolchen Buche, ſage ich, gehöret ein Aufſeher, der als ein Argus auf jeden beſondern Platz in dem Reiche der Gelehrſamkeit ein offenes Auge haben kan. Unſer Herr Mencke konnte es lange, ehe es geſchahe, zum voraus ſehen, daß die Beſorgung dieſes wichtigen Werkes auf niemand anders, als auf ihn, dereinſt kommen würde. Die angeerbten Neigungen gaben ihm hierzu ein näher Recht. Und wer war mehr berechtiget in die ruhmvollen Fußtapfen des groſſen Otto Menckens zu treten, als ſein Sohn, auf den die Tugenden ſeines Vaters faſt durch die Zeugung gekommen waren, und nun in reichem Maaße auf ihm ruheten. Er würde ein unvollkommener Erbe ſeines Vaters geweſen ſeyn, wenn er nicht auch den Ruhm von ihm ererbet hätte, der mit der Fortſetzung dieſer Monatsſchrift verbunden war: Und das bereits eingenommene Erbtheil würde geſchwächet, und zerſtreuet worden ſeyn; wenn er dieſe nützliche Arbeit, die ihm zugeſtorben war, abgebrochen und nicht fortgeſetzet hätte. Starke Gründe! die ihn auſſer der Gründlichkeit auch noch die Weitläuſtigkeit in ſeine Erkenntniß zu bringen nöthigten.

Dem ungeachtet wagte er ſich nicht gleich im Anfange mit einemmale in das freye Land der Gelehrſamkeit hinein, ſondern betrachtete erſt die einzelnen Provinzen und Ländereyen deſſelben: Nach der Art derjenigen, die ſich ohne Uebereilung und mit Vortheil eine ganze Landſchaft bekannt machen wollen, und zu dem Ende erſt die einzelnen Städte und Feſtungen derſelben durchreiſen, und die kleinen Oerter und Gegenden erſt beſonders beſchauen, ehe ſie die ganze Gegend, ſo zu reden, mit einem Blicke zu überſehen unternehmen. Er fing nicht alles das auf einmal an, was er erlernen wollte: Weil er wohl wuſte, daß auch der ſtärkſte Geiſt der Menge der Sachen nachgeben müſſe, wenn ſeine Kräfte durch die fleißige Uebung in einer Art der Erkenntniß noch nicht genug abgehärtet ſind. Er widmete ſich, aus Liebe zur Gründlichkeit, die er bey einer andern Aufführung nothwendig hätte verleugnen müſſen, anfangs nur einer einzigen Facultät, und legte ſich, doch nicht mit Hindanſetzung der Philoſophie, unter der Anführung der größten Theologen, die Leipzig damals aufweiſen konnte, auf die Gottesgelahrtheit. Es iſt leicht zu denken, daß ſein Fleiß, bey ſo guter Anführung, einen guten Fortgang in dieſer göttlichen Wiſſenſchaft werde gehabt haben. Er ging hierauf auf Reiſen in Begleitung ſeines Freundes, deſſen geiſtliche Beredſamkeit und gründliche Erkenntniß in der Gottesgelahrtheit noch bis auf dieſen Tag unſerem werthen Leipzig ſo viel Erbauung als Ehre ſchaffet, und beſuchte mit ihm Holland und Engelland: Da er denn in des letzten Reiches Hauptſtadt ſeinen ernſten Vorſatz, ſich der Theologie hauptſächlich zu ergeben, durch eine öffentliche geiſtliche Rede an den Tag legte, die er an die lutheriſche Gemeine daſelbſt gehalten hat.

Aber was für wunderbarer Wege bediente ſich nicht die Vorſehung, die alles weislich regieret, ihn von der einen Art von Studien, die er erwählt hatte, zu der weitläuftigen Erkenntniß in allen Theilen der Gelehrſamkeit, gleichſam bey der Hand zu leiten, die ihm in ſeinem folgenden Zuſtande unumgänglich nöthig war? In eben dem Jahre, da er von Reiſen zurücke kam, wurde er durch den Befehl ſeines gnädigſten Landesherrn zum Profeſſor der geiſtlichen und weltlichen Hiſtorie ernennet. Die erſte hatte viele Verwandtſchaft mit der Theologie, die er bereits erlernet hatte. Die andere ſtund in einer ſo genauen Verbindung mit der Rechtsgelahrtheit, daß er ſie ohne dieſe Beyhülfe weder ſelbſt gründlich genug einſehen, noch andern deutlich genug vortragen konnte. Daher muſte er ſeinen Fleiß, den er den heiligen Wahrheiten der Offenbarung vorher alleine gewidmet hatte, nunmehr auch mit auf die Erlernung des Verſtandes der Rechte verwenden; welches er auch unter dem Beyſtande der göttlichen Gnade, die ihn durch allerhand innerliche und äuſſerliche Arten des Beruffes dazu aufgefordert hatte, nicht ohne ſonderbaren Fortgang leiſtete. So wurde aus dem, der ſich einer einzigen Facultät ergeben wollte, ein Mann, der die drey Haupttheile der Gelehrſamkeit aus dem Grunde verſtund, und den vierten eben ſo glücklich würde erlernet haben, wenn ihn die göttliche Vorſicht dazu mit ſo wichtigen und augenſcheinlichen Ermahnungen, wie zu den andern, angefriſchet hätte! So kam unſer hochſeliger Herr Hofrath durch einen ſüſſen und angenehmen Zwang zu der weitläuftigen Erkenntniß, die der Welt hernach ſo vielen Nutzen ſchaffete, als es itzt am Tage liegt! So griff er, wie wohl mancher bey ſolchen Umſtänden zu ſeinem eignen Schaden würde gethan haben, nicht weiter, als es die größte Nothwendigkeit auf ſeiner Seite, der Befehl ſeines Landesherrn auf der andern, und der augenſcheinliche Wille des Herrſchers aller Dinge auf beyden haben wollte! So wenig hat ihn eine Eitelkeit; ſo kräftig aber der gemeine Nutzen auf die Einſicht gezogen, die ſich ſo weit erſtreckete!

Aus der ſchon oft gedachten monatlichen lateiniſchen Schrift, die man ſeiner Aufſicht zu danken hat, haben die Wiſſenſchaften einen Vortheil gezogen, der ſchwer zu beſchreiben iſt. Die Matheſis iſt durch ſie mit ganz neuen Theilen bereichert worden. Die neue Art der Philoſophie, die itzt ſo vielen Beyfall findet, hat derſelben einen guten Theil ihres Wachsthums zu danken. Die Phyſik und Naturlehre würde manche nützliche Anmerkung noch nicht in ſich faſſen, wenn ſie nicht hätte können aus dieſer Monatsſchrift genommen werden. Die Lehre von der Seele und den Geiſtern würde nicht mehr Deutlichkeit haben, als zu unſerer Väter Zeiten, wenn nicht der unvergleichliche Herr von Leibnitz, und nach ihm der berühmte Herr Wolf hier einen Platz gefunden hätten, ihre Gedanken der Welt mitzutheilen. Iſt nicht die Eintheilung der menſchlichen Begriffe und Gedanken, die der erſte in dieſem Monatbuche zuerſt an das Licht geſtellet, nun bey nahe von allen Weltweiſen gebilliget und angenommen worden? Und würden des letzten Bemühungen ihm nicht merklich ſchwerer angekommen ſeyn, wenn er nicht jene Gedanken bereits gefunden hätte? Ehe Herr Hermann, der ſonſt in Padua, Frankfurt an der Oder, und Petersburg die Matheſin lehrte, nun aber in Baſel die Philoſophie vorträgt, ſein herrliches Werk der Phoronomie heraus gab, ſuchte man einige wichtige mechaniſche Ausführungen in allen andern Büchern vergebens, die man doch hier antreffen konnte. Selbſt Herr Hofrath Wolf, dem bey uns Deutſchen die Mathematik die meiſte Deutlichkeit, und die Philoſophie die meiſte Gründlichkeit zu danken hat, konnte vor nicht gar langer Zeit die neuen Rechnungsarten des Herrn von Leibnitz, und die Erfindungen der Herren Bernoulli, ſeinem eigenen Geſtändniſſe nach, aus keinem einzigen Buche, als aus dieſem, lernen. Was in Frankreich und Engelland nur die anſehnlichſten Geſellſchaften von den gelehrteſten Leuten unternehmen können: Das hat in Deutſchland die Sorge eines einzigen Vaters zu Stande gebracht, und der Fleiß ſeines Sohnes bis auf unſere Zeiten erhalten und fortgeführet. Eine Sammlung aller neuen Erfindungen in allen Wiſſenſchaften haben noch nie zwo Privatperſonen durch funfzig Jahre fortgeſetzet. Die gelehrteſten Italiener können es daher bis auf dieſe Stunde nicht glauben, daß die Aufſicht eines einzigen Mannes ein ſolches Werk habe liefern können. Es mag ihnen an dieſer Monatsſchrift etwas gefallen, oder misfallen haben: So legen ſie das Lob oder den Tadel auf die ganze Leipziger Academie. Sie ſind zu unterſchiedenenmalen deswegen erinnert worden; ſtehen aber dem ungeachtet nicht davon ab, daß ſie die Sammlung dieſes Werkes unſerer ganzen hohen Schule beylegen. Unpartheyiſches und klares Zeugniß, daß der hochſelige Herr Hofrath das Unternehmen ſeines Hrn. Vaters mit ſolchem Fortgange ausgeführet habe, deſſen ſich auch eine ganze Academie nicht ſchämen dürfte. Die Leipziger Zeitungen von gelehrten Sachen, die wöchentlich zweymal an das Licht treten, ſind eine unverwerfliche Probe ſeines Fleiſſes, mit dem er die Gelehrſamkeit, und die freyen Künſte auf alle nur erſinnliche Weiſe zu beſördern getrachtet hat. Den Ruhm jener Schrift theilete er ſo zu reden mit ſeinem Herrn Vater; dieſe aber iſt ihm völlig eigen. Jene Arbeit ſetzte er nur fort; dieſe aber hat er ſelbſt angefangen. Ich ſchweige von ſeinen übrigen Schriften, und von der groſſen Sammlung hiſtoriſcher Nachrichten, die um ſo viel gröſſern Nutzen ſchaffen, je genauer ſie ganz Sachſenland betreffen.

Noch eins! Die Freyheit zu denken, iſt durch unſern Mencken in allen Dingen, die zur Religion nicht gehören, unſerer Academie erhalten worden, und ſein Wiederſpruch hat uns alle von dem Joche, das uns bereits auf den Hals fallen wollte, und von der Sclaverey, anderer Leute Gedanken in philoſophiſchen Dingen

gen gezwungener Weiſe für ausgemachte Wahrheiten anzunehmen, glücklich befreyet. Wer da weis, wie viele Vortheile aus einem ſo hohen Gute der Gelehrſamkeit überhaupt, und einer Academie beſonders zuwachſen können, der wird die Hoheit dieſer Wohlthat ohne mein Erinnern ermeſſen können. Hier wäre der Ort, wo ich mich billig länger aufhalten ſollte: Aber die Großmuth meines Helden heiſſet mich zu dem Stücke eilen, woran ſie eben ſo viel Theil hat, als an den vorhergehenden.

So niederträchtig es iſt, ſcharfſichtig in anderer Leute Fehlern, und in den eignen blind zu ſeyn: So erhaben iſt hingegen die Redlichkeit, welche die Fehler anderer Stände ſo lange überſieht, bis ſie die Mängel des eigenen Standes nach Möglichkeit verbeſſert hat. Die allerwenigſten unter den Menſchen erheben ihre Gedanken bis zu einem ſo hohen Grade der Erkenntniß; daß ſie das, was ihnen und ihres gleichen fehlet, nur recht lebhaft einſehen, geſchweige zu verbeſſern ſuchen ſollten. Die Selbſterkenntniß iſt auch den klügſten Weltweiſen unter den Heyden, als eine Tugend von ſo erhabenem Grade, vorgekommen, daß ſie den griechiſchen Spruch, in welchem ſie gebothen wird, keinem andern Erfinder, als dem Gott der Weisheit ſelbſt, dem Apollo, beylegen konnten: Zum Zeugniße ihres Wahnes, als ob das ganze vernünftige Geſchlecht der ſichtbaren Creaturen nicht fähig wäre, eine ſo edle Tugend ausfündig zu machen, und ihre Nothwendigkeit von ſich ſelbſt einzuſehen. Die Fehler des Standes, in dem wir leben, ſind ſo genau in unſere eigene eingeflochten, daß wir gemeiniglich jene eben ſo ſchwer, ja eben ſo ungerne, als dieſe wahrnehmen. Kein gemeiner Verſtand beſitzt die Herzhaftigkeit, die Schandflecken der Lebensart, die er ſelbſt erwählet hat, aufzudecken. Es iſt ungemein ſchwer, die Furcht, durch ſolche Bemühungen ſich ſelbſt am meiſten zu beleidigen, und gewiſſermaßen die Selbſtliebe in ſich zu überwinden. Haben ſich ja einige auſſerordentliche Geiſter bis auf dieſen Gipfel in die Höhe geſchwungen, ſo hat ihnen doch dieſer jähe und abhangende Felſen auf einer andern Seite, zu einem ſchnellen Falle gedienet. Sie ſind auf niederträchtige Spöttereyen verfallen; Und da ſie Gelegenheit geben wollten, über andere zu lachen, ſind ſie ſelbſt am meiſten lächerlich geworden. Unſer Mencke hat die belachenswürdigen Thorheiten des Standes der Gelehrten, in dem er doch ſelbſt lebte, aufrichtig entdecket, daß man aus ſeinem ganzen Betragen bey einer ſo gefährlichen, als heldenmüthigen Handlung, ſehen muſte: Es ſey ihm nicht ſo wohl darum zu thun geweſen, daß ſie bekannt gemacht, als daß ſie verbeſſert würden. Ich beruffe mich dießfalls auf ſein Buch ſelbſten, das man itzt in vier Sprachen leſen kan, und zweifle, ob ihm jemand etwas ähnliches mit ſo allgemeinem Beyfalle zuvor gethan habe, oder auch vielleicht gar jemals nachthun werde. Kenner der Sittenlehre und des menſchlichen Herzens mögen meinen Zweifel prüfen; und die Nachkommen zuſehen, wie weit ſie es in Verbindung der Einſicht, Aufrichtigkeit, Beſcheidenheit und der aufgeweckten Schreibart, gegen das, was er geleiſtet hat, bringen können.

Seine Freygebigkeit gegen das gelehrte Armuth iſt theils durch Denkmahle verewiget, die jedermann vor Augen liegen, theils mir von glaubwürdigen Perſonen,

ſonen, auf welche ich mich ſicher beruffen darf, nach beſondern Umſtänden bezeuget worden. Ich ziele hiermit, für vielen andern Exempeln ſeiner Gutthätigkeit, auf eines, welches ſonderbar merkwürdig iſt. Ich ziele, ſage ich, auf den deutſchen Poeten, der an dem natürlichen Ausdrucke keinen gleichen Vorgänger, und nächſt dem Philander von der Linde wenige Gefährten hat, den bekannten Günther; den Schleſien gezeuget, Sachſen ernähret, und nach ſeinem frühzeitigen Tode, ganz Deutſchland bewundert hat; welches wohl keinen ärmern, und meiſt wieder Verſchulden, unglücklichern Dichter, als ihn bey ſeinem Leben getragen hat. Dieſer rühmet in vielen Stellen ſeiner Gedichte, die ſeine Freunde nach ſeinem Tode geſammlet haben, die groſſen Wohlthaten, die er von dem hochſeligen Hrn. Hofrath empfangen hat. Und wenn er auch gleich an einigen Orten ſo hohe Redensarten davon brauchet, daß er ſich einer poetiſchen Freyheit bedient zu haben ſcheinen möchte: So verſichern doch diejenigē, die davon genaue Kundſchaft haben können, daß ſeine Ausdrückungen noch unter dem ſind, was er empfangen hat. Dieſe Gaben ſollen oft ſo beſchaffen geweſen ſeyn, daß man ſie würde vor eine Verſchwendung haben achten müſſen, wenn ſie entweder einem weniger geſchickten, oder weniger bedürftigen Menſchen wären mitgetheilet worden. Andere haben ebenfalls dergleichen Wohlthaten aus eben dieſen Händen genoſſen, wiewohl vielleicht nicht in ſo reicher Maaſſe, weil ſie es weniger bedürftig waren. Günther iſt der einzige unter den zehnen, der wieder umkehrete, und öffentlich Dank ſagete. Seine Schriften werden niemals in Vergeſſenheit gerathen, weil ſie der Natur näher kommen, als ihr die Kunſt bisher hat kommen können: Und mit ihnen wird der Ruhm der Menckiſchen Wohlthätigkeit bis auf die ſpäten Nachkommen fortgepflanzet werden. Philander von der Linde lebt in ſeinen eigenen Werken als ein Poete; aber Herr Hofrath Mencke in Günthers Gedichten als ein Wohlthäter. Ich ſchäme mich nicht, dieſe Sache in dieſe Gedächtnißrede mit gebracht zu haben, der ſich noch die entfernte Nachwelt mit Vergnügen eriñern wird. Andere hätten ſie vielleicht mit Stillſchweigen übergangen, weil es einem Lobredner erlaubt iſt, die Tugenden mehr nach dem, was in der Seele vorgehet, als nach den äuſſerlichen Werken abzumeſſen. Ich ſtehe noch bey mir an, ob ich Günthern ſoll vor glücklicher achten, daß er ſo reiche Wohlthaten genoſſen hat; oder daß er davon Gelegenheit genommen hat, eines ſo groſſen Mannes in ſeinen Schriften mit Ruhm und Danke zu gedenken. Jenes iſt nur eine Frucht ſeines elenden Schickſals, das ihn nicht nur fähig, dergleichen Wohlthaten anzunehmen, ſondern ſie ihm gar unentbehrlich machte. Dieſes aber war eine Wirkung eines edlen und dankbaren Gemüthes, das man nicht mit Golde erkaufen kan. Durch jenes wird die Nachwelt immer an Günthers Unglück, an Günthers Armuth; durch dieſes an ſeine Tugend und Redlichkeit; durch beydes aber an unſers Mencken Klugheit in Austheilung ſeiner Gaben, und an ſeine Mildigkeit zu denken erinnert werden.

Hochgeehrteſte Herren. Ich habe mein Verſprechen treulich gehalten, und nur wenige Eigenſchaften unſers ehemaligen Mitgliedes betrachtet. Diejenigen, ſo unſern hochſeligen Herrn Hofrath in ſeinem Leben genauer zu kennen die Ehre gehabt haben, können nun urtheilen, ob ich nicht vielleicht die wichtigſten mit Stillſchweigen übergangen habe. Wäre dieſes ja geſchehen, ſo wäre es wohl daher gekommen, daß ich die Traurigkeit über den Verluſt, den mit unſerer Geſellſchaft die ganze gelehrte Welt erlitten hat, nicht noch mehr vergröſſern wollte: Zumal da unſer Schmerz durch die Erinnerung und Hoffnung deſſen nicht wenig gelindert wird, was ſich das Reich der Gelehrſamkeit von den hinterlaſſenen zween Herren Söhnen verſprechen kan, auf denen der Geiſt Ottens, und Johann Burchards, ihres Großvaters und Vaters ruhen wird. Ich wünſche, daß man von dieſen blühenden Zweigen des Menckiſchen Stammbaumes die geſegneten Früchte bald einſammlen möge, zu denen man ſich nach allen gegründeten Kennzeichen, und nach den herrlichen Proben, die man von ihnen ſchon hat, mit allem Rechte die edelſte Hoffnung zum voraus machen kan. Gott laſſe ſie das erwünſcht vollenden, was der Tod dem hochſeligen Herrn Vater fortzuſetzen nicht erlaubte. So wird das vornehme Menckiſche Haus das Leid über das Ableben des Vaters mit dem Vergnügen über die Wohlfahrt der Söhne gerne verwechſeln, und in den nachfolgenden Zeiten eben ſo ſicher, und eben ſo feſte unter den Beſchäfftigungen der Enkel und Kindes-Kinder fortdauren, als es in dem vergangenen durch die Sorge des Vaters und Großvaters fortgedauret hat. Sie, hochgeehrteſte Herren, werden ſich über das Glücke dieſes theuren Geſchlechts mit mir allezeit von Herzen erfreuen.

⁂

Klagſchreiben

An Herrn

Joh. Chriſtian Benemannen,

Hof- und Juſtitienrath in Dreßden,

abgelaſſen von

der deutſchen Geſellſchaft in Leipzig

durch

Johann Friedrich Mayen, M. A.

Elegie

Wir nahen uns zu dir, du deutſcher Muſenfreund,
Nicht den geſtillten Schmerz von neuem aufzuwecken;
Wer es mit unſerm Chor, wie du, ſo redlich meynt,
Den ſollte nicht einmal das mindſte Leid erſchrecken:
Nein, wir bewundern nur den großmuthsvollen Geiſt,
Der bloß das Ubel fühlt, um ſeine Kraft zu zeigen,
Wir ſehn von ferne zu, wie ſtark er ſich erweiſt,
Wenn Unmuth, Schmerz u. Angſt dich faſt zur Erde beugen.
Dein Sohn, ein einzig Kind, der Jugend Muſterbild,
Dein ſüſſer Augentroſt, die Hoffnung ſpäter Zeiten,
Der Erbe deines Sinns, mit deinem Geiſt erfüllt,
Muß mit dem letzten Feind in erſter Blüthe ſtreiten.
Er iſt getroſt dabey, doch vor den Kampf zu ſchwach;
Noch nicht zum Tode reif, und muß doch ſchon erliegen:
Der Arm war viel zu ſtark, der dieſen Zweig zerbrach;
Wer kan denn wider GOtt und ſeinen Willen ſiegen?

Er ſtirbt und du verlierſt dein Kleinod, deinen Schatz,
Die Gröſſe des Verluſts entdecken deine Thränen;
Die Freude macht nunmehr der Wehmuth bey dir Platz,
Und hinterläßt dir nichts als ein betrübtes Sehnen.
Du ſiehſt mit Jammer zu, wie dieſe Pflanze fällt,
Wie zeitig hat ſie nicht zu deiner Luſt getrieben?
Die Stütze bricht entzwey, die deinen Ruhm erhält;
Denn deine Tugend wär auf deinem Sohn geblieben.
Er lernte ſchon von dir, wie man die Muſen ehrt,
Er ſahe, wie dein Fleiß des Landes Wohlfahrt ſtützte,
Und da man längſt an dir dieß beydes rühmen hört,
So fand er gleich an dir, was ihm am meiſten nützte.
Ja hätte man einmal dich in der Welt vermißt,
Der Himmel laß es erſt nach langer Zeit geſchehen!
So hätte man in dem, der uns entriſſen iſt,
Dein wahres Ebenbild an deiner ſtatt geſehen.
Uns ſchmerzet der Verluſt. Was Wunder, wenn er dir,
Du tiefgebeugter Mann, bis in die Seele dringet?
Wir ſtellen uns den Fall als höchſtbeweglich für,
Der deinen ſtarken Sinn zu bittern Klagen zwinget.
Du weinſt. Wer tadelt dieß? Du ſiehſt auf dein Gemahl,
Die ſinket neben dir in blaſſer Ohnmacht nieder;
Und wenn ſie ſich erholt, erholt ſich ihre Quaal,
Ihr Leben giebt ihr auch den alten Kummer wieder.
Das ſetzt dich auſſer dir, und endlich weiſt du nicht,
Was wohl am heftigſten die volle Bruſt beklemmet:
Denn dort erblaßt dein Sohn, und hier dein ſchönſtes Licht,
Wo findeſt du den Troſt, der deine Thränen hemmet?
Die treue Zärtlichkeit, die beyder Herz umſtrickt,
Benimmt euch alle Kraft den Schmerzen auszuweichen:
Ihr ſchmachtet bey der Laſt, die euch zu Boden drückt,
Bis euch Vernunft und Zeit die ſtarken Hände reichen.

Da wacht dein muntrer Geiſt aus ſeinem Schlum̃er auf,
Du nimmſt das Seytenſpiel, das oft ſo ſchön geklungen,
Und ſpielſt nach deiner Kunſt ein ſüſſes Lied darauf,
Das hat den Trauergeiſt aus deiner Bruſt verdrungen.
Wir haben es gehört, und fühlen ſeine Kraft,
Die Liebe gab dirs ein, der Witz hat es geſchrieben,
Dem Sohne hat es Ruhm, euch beyden Troſt geſchafft,
Wir aber wollen uns nach deinem Muſter üben.
Du haſt mit deiner Gunſt das deutſche Chor erfreut,
Ach könnten wir dich nur auch nach Verdienſte preiſen!
Jedoch was rühmen wir des Geiſtes Seltenheit!
Am beſten kan er ſich durch ſeine Schriften weiſen.
Dein Sohn lebt ſchon durch dich, dir fehlts am Troſte nicht;
Wem kan ein Lied wie dir, geſchickter Mann, gelingen?
Und weil es hier demnach an beyden nicht gebricht,
So wollen wir dich nur in unſre Wünſche bringen.
Es ſey dein Lebensziel ſehr weit hinaus geſteckt;
Dein tugendhaft Gemahl ſoll dich dahin begleiten.
Das Schickſal, das bisher euch allzuſehr erſchreckt,
Verwechsle dieſe Pein mit freudenvollen Zeiten.
Das Land kennt deinen Rath, er ſtützt ſein Wohlergehn,
Was deine Weisheit wirkt, das wird ihm nicht entriſſen.
O! daß doch Männer, die wie du ſein Heil verſtehn,
Und dabey redlich ſind, nicht ewig leben müſſen!
Doch uns fehlt allzuviel, dein abgeſchiedner Sohn:
Wir hätten einſt dieß Pfand von deiner Huld bekommen.
Die Hoffnung ſtirbt uns ab. Ach ja, wir hofftens ſchon,
Nunmehr iſt unſerm Chor ein ſchöner Schmuck genommen.
Jtzt ſehn wir bloß auf dich, du deutſcher Muſenfreund,
Und wohin könnten wir das Auge lieber lenken?
Du billigſt unſern Trieb, du haſt es gut gemeynt:
Wir denken deines Sohns, du wirſt an uns gedenken.

An
Herrn Carl Gottlob von Goldſtein,
Als er auf Reiſen ging, im Namen der deutſchen Geſellſchaft

durch

Johann Ludewig Langguth.

So heftig iſt der Trieb, der einen edlen Geiſt
Bis in den innern Theil des Ehrentempels reißt;
Daß er den Weg dahin, der voller Dornen ſtehet,
Und hundert Berge zeigt, geſchwind und freudig gehet.
Wie ſtutzt der Faule nicht, wenn er die Krümme ſieht,
Die da den Wandersmann oft funfzig Jahr bemüht:
Er ſchleichet anfangs fort; bald reuet ihn die Reiſe:
Drum kehrt er wieder um, und bleibt bey ſeiner Weiſe.

O unterſchiedner Sinn, der in den Menſchen ſteckt!
Der ringt nach Ehr und Ruhm, iſt ſtolz und aufgeweckt:
Ein andrer iſt verzagt, matt, klein, und flucht der Ehre,
Und reget nur die Hand, daß ihn die Hand ernähre.

Es iſt nicht die Geburt, ſo die Gemüther lenkt,
Und einen muntern Geiſt den Heldenkindern ſchenkt.
Oft hat des Gärtners Sohn dergleichen groſſe Gaben,
Darauf auch Könige dereinſt ſelbſt Achtung haben.

Nun

Nur reicht das Mittel kaum, das ſeinem Zweck gebührt,
Die Tugend iſt es bloß, was ihn zur Ehre führt.
Hier iſt kein Rittergut, hier iſt kein eigner Lehrer;
Hier iſt kein hoher Freund, kein Rath, und kein Verehrer:
Doch ſchwingt er ſich empor! Er faßt ſich einen Muth,
Lernt, ſchreibt, erfindet mehr, als wohl der Reiche thut;
Vergießt mehr Schweiß als Wein; wagt gerne Leib und Leben;
Und braucht die Kräfte wohl, ſo die Natur gegeben.
Er prüft des Gönners Herz, thut was ihm wohlgefällt,
Nimmt gute Sitten an und ſchickt ſich in die Welt.
Er macht ſich keinen Feind, rühmt ſich nicht ſeiner Werke,
Und zeigt nur, wenn er ſoll, des hohen Geiſtes Stärke.
Er hält das Unglück aus. Die Seele bleibt beherzt,
Wenn ſeinem Fleiſche gleich ein ſtarker Angriff ſchmerzt.
Er weis den Ocean, der dem im Wege ſtehet,
Der in den ſichern Port der ſüſſen Ehre gehet.

So hebt der Arme ſich! die Luſt zu ſeinem Zweck
Räumt die Verhinderung der ſchwachen Mittel weg.
Glaubt, wenn den Ritter ſelbſt nicht Fleiß und Ehre treiben,
So wird er lebenslang ein bloſſer Ritter bleiben.
Nicht ſein berühmtes Haus, nicht ſeiner Eltern Schatz
Erwirbt ihm, nach Verdienſt, dereinſt den Ehrenplatz.
Soll er am Hofe klug, im Kriege tapfer leben,
So muß er ſich vorher auch rechte Mühe geben.

O Goldſtein! welche Glut entzündet deine Bruſt!
Du liebſt die Wiſſenſchaft, du fühlſt die wahre Luſt,
Der ſich die Weisheit rühmt; ſuchſt ſelbſt den Grund der Sachen,
Und kennſt faſt jeden Schluß, den die Gelehrten machen.

Was bläſt dein Feuer auf? Es iſt das ſchöne Lob,
Das deinen edlen Stamm, gelehrter Freund, erhob.
Du ſiehſt der Ahnen Glanz, du ſiehſt des Vaters Thaten,
Du greiffſt dich ſelber an, und willſt nach ihm gerathen.
Ja, Freund, du ſchlägſt ihm nach. Die Blüthe, die du trägſt,
Verſpricht uns ſchon die Frucht, die du noch in dir hegſt.
Auf! ſetze deinen Stamm durch neue Wurzeln feſte,
Breit Zweig und Gipfel aus; und treibe Blatt und Aeſte.

Das iſt dein edler Zweck. Du kennſt dein Vaterland,
Sein Volk; Geſetz und Brauch und Staat iſt dir bekannt.
Nun nöthigt dich dein Stand die Länder zu beſchauen,
Um auf der Fremden Witz dein hohes Wohl zu bauen.
Dem deutſchen Muſenchor geht dieſer Abſchied nah,
Ein Mitglied, das die Pracht der Mutterſprache ſah,
Das rein und förmlich ſchrieb, wird davon weggeriſſen,
Das es, ſo ſchwer es fällt, doch wird verſchmerzen müſſen.
Nimm dieſen Wunſch von ihm: Das Glücke ſey mit dir!
Es ſtellt dein kluger Sinn ſich alles nützlich für,
Und kömmſt du wieder heim; ſo zeiget dir die Ehre,
Was vor ein Platz für dich in ihrem Saal gehöre.

Daß die Poeſie das beſte Mittel ſey, die wahre Weisheit unter den Menſchen fortzupflanzen.

von

Jacob Friedrich Lamprecht.

Die Weisheit kehrte noch in ſchlechte Hütten ein,
Eh Mord u. Uebermuth u. ein geſchminkter Schein
Die Menſchē von der Bahn der reinē Tugend zogen,
Doch dieſe frohe Zeit iſt bald davon geflogen.
Die Redlichkeit verſtarb, ein wilder Unverſtand,
Der kein Geſetz erkennt, nahm immer überhand.
Man ſprach der Tugend Hohn, die Unſchuld ward verdrungen,
So bald die Wohlluſt ſich auf ihren Sitz geſchwungen.
Hier wich die Weisheit auch. Das Volk ward roh und wild,
Und ſo der Erdenkreis mit Laſtern angefüllt.
Die Tugend rief umſonſt; man wählte ſich die Bande,
Verlangte Ruhm und Ehr, und fand doch nichts als Schande.
So ſaß die Wohlluſt denn auf dem erſchlichnen Thron.
Nicht nur der Pöbel rang nach ihrem falſchen Lohn,
Nein, ſelbſt Sardanapal verließ den Königsorden,
Und war der Mörderin gebückter Sclave worden.
Der Misbrauch ward ihr Rath, der nahm auch Tugend an,
So weit dieſelbige zur Wohlluſt dienen kan.
Man lehrte Wiſſenſchaft, ihr Ziel war das Betrügen,
Die Großmuth hieß, die Kunſt die Schwachen zu bekriegen.
Ein kühner Unverſtand ward gleich des Adels werth,
Und der ein groſſer Held, der vieles Volk zerſtört.
Die Freundſchaft wog man ab nach angefüllten Schalen,
Man floh den innern Werth und ließ die Titel pralen,

Kurz, alles was ſich ſonſt nur bey der Tugend fand,
Blieb bey den Laſtern auch, jedoch verkehrt, bekannt.
Zu dieſen ward nun auch die Dichtkunſt hingeriſſen,
Sie, die vorher allein der Gottheit dienen müſſen,
Hieß dann der Geilheit Magd. Man hörte nun nicht mehr
In ihrem ſüſſen Thon der Tugend Ruhm und Ehr.
Ihr Mund war ſonſt bemüht die Thaten ſolcher Helden,
Die ihren Trieb beſiegt, der Nachwelt zu vermelden.
Sie ſang der Unſchuld Werth, ſie wies den Tugend Weg,
Itzt aber trat ſie bald von dem gerechten Zweck,
Und half der Ueppigkeit die falſche Luſt erheben.
Ihr Lied enthielt den Werth friſch ausgepreßter Reben;
Erhob ein geiles Weib, und machte Bruſt und Schooß,
Der Keuſchheit zum Verdruß in tauſend Bildern bloß.
Ja als ſich der Verſtand der Menſchen ſo verlohren,
Daß man auch Thiere ſelbſt zu Göttern auserkohren,
Den Katzen Opfer hielt, den Krokodill beſang,
Ward ihrer Flöten Schall ein fürchterlicher Klang
Der raſenden Vernunft. So war ihr Werth verſchwunden,
Als ſich Latonens Sohn auf Erden eingefunden.
Apollo, den die Qual der Sterblichen bewog,
Die ein geſchminkter Schein, ein Schattenwerk, betrog,
Entſchloß ſich nunmehr ſelbſt, durch ſeine weiſe Lehren
Die Menſchen von der Bahn der Laſter zu bekehren.
Die Dichtkunſt nur allein war hier die Mittlerin:
Er ſahe wie das Herz, wie aller Menſchen Sinn
In ihrer Anmuth hing, und nur in dieſem fehlte,
Daß es die Weisheit ließ und ſich den Scherz erwählte.
Er nahm demnach nunmehr die Flöte ſelbſt zur Hand:
Ihr ungewohnter Schall durchdrang das ganze Land;
Sein Lied erhob allein die Göttlichkeit der Tugend,
Rief von der Thorheit weg, und wies die muntre Jugend

Zur wahren Ehrenbahn. Der Wolluſt Dürftigkeit,
Des Hochmuths blinden Trieb, den wahren Werth der Zeit,
Die Liebe, wie ſie ſich der Unſchuld anvermählet,
Das wars, was hier ſein Mund mit holdem Ernſt erzählet.
Das Volk kam haufenweis, der Ton durchdrang die Bruſt,
Es fühlte wiederum die alte Tugendluſt.
Die Hirten lieſſen ſich zu ſeinen Füſſen nieder;
Die Weisheit, der Verſtand, die Anmuth ſeiner Lieder
Ging ihnen an das Herz. Der wilde Trieb verſchwand,
Da ſich ein wahrer Muth allmählich wieder fand.
Der ſuchte die Gewalt der Feſſel abzulegen,
Die Männer eilten ſchon der Tapferkeit entgegen.
Nicht laues Menſchenblut, kein überſätes Feld,
Das Leichen ohne Zahl in ſeinem Umkreis hält,
War ihres Kampfes Zweck. Nein, nein ſich ſelbſt zu zwingen,
Die ſtürmende Gewalt der Wolluſt zu durchdringen,
Dem Hochmuth wiederſtehn, thun was die Tugend kan,
Das nahm man wiederum als groſſe Thaten an.
Die Weiber hatten ſich den Reizungen ergeben,
Und fingen nunmehr an der Unſchuld nachzuſtreben.
Der Wolluſt Trebermahl ward ihnen ekelhaft,
Und der geſchminkte Putz von allen abgeſchafft.
Nur die war angenehm, nur die war ſchön zu nennen,
An der ſich auch die Zucht der Keuſchheit ließ erkennen,
Die mehr durch Sittſamkeit, durch Unſchuld, durch Verſtand,
Als durch den geilen Blick die Herzen überwand.
Der Müßiggang entwich, ja ſelbſt ein Weiber-Degen,
Der wuſte bey dem Streit die Feinde zu erlegen.
So hat Apollens Lied in der verkehrten Welt
Die Laſter unterdrückt, die Tugend hergeſtellt.
So hat die Dichtkunſt ſelbſt den Erdkreis unterrichtet,
Die Groſmuth wiederbracht, der Thorheit Satz vernichtet.

Kein Volk, das noch ſo rauh, verachtet ihren Werth,
Sie hat der braune Mohr, der Scythe längſt verehrt.
Sie iſts, die unbewegt die Weisheit unterſtützet,
Mit Anmuth Lehren giebt und im Vergnügen nützet.
Der Laſter gräslich Heer, das ſich noch oft erhebt,
Die Blinden an ſich zieht und nach der Krone ſtrebt,
Kan ihr erhabner Satz zur tiefſten Demuth führen,
Bald durch gelinden Zwang, bald aber durch Satiren.
Ihr Wort ergreift das Herz, ſie preiſt die Großmuth an,
Und jeder iſt ihr gleich mit Beyfall zugethan.
Ihr Mund ruft uns zum Streit, die Laſter zu bekriegen,
So fort erwacht das Herz, es weis von nichts als ſiegen.
Ein edler Eifer brennt und nimmt die Seelen ein,
Man wünſcht ſich eh den Tod, als laſterhaft zu ſeyn.
Daß der Geſchmack ſich itzt in reiner Zierde zeiget,
Nicht mehr in falſcher Pracht und hohen Schritten ſteiget;
Nicht brauſend überfließt, und wenn der Schaum vergeht,
Was er vorher geſagt, nun ſelber nicht verſteht;
Ziebeth und Ambra flieht, Gold, Stein, und Perlen meidet,
Das macht die Poeſie, die hat ihn umgekleidet.
Was Griechenland, was Rom, in dieſer Kunſt gethan,
Wie man der Weisheit Koſt mit Anmuth würzen kan,
Wie überwindend ſtark der Dichtkunſt weiſe Lehren,
Das laſſen uns noch itzt ſo viele Schriften hören.
Jedoch nicht Rom allein, und nicht allein Athen,
Die laſſen dieſen Werth in ihren Schriften ſehn.
Auch Deutſchland hört den Klang der ungezwungnen Lieder,
Wie Rom und Griechenland in ſeiner Sprache wieder.
O wäre doch auch nun der Dichtkunſt holde Kraft,
Wie zu Apollens Zeit von gleicher Eigenſchaft!

* * *

Rede von der höchſt-nöthigen Verbindung der Beredſamkeit mit der Gottesgelahrtheit

von

Joh. Friedrich Chriſtoph Erneſti,

Dienern des Wortes Gottes in Thüringen.

Wenn ſich ein wahrer Gelehrter, der einen reichen Vorrath von allerhand nützlichen Wiſſenſchaften geſammlet hat, vor vielen andern freuen mag, weil er die Quellen der wahren Glückſeligkeit den Menſchen öffnen kan: So glaube ich, es darf ein Gottesgelehrter vor andern Gelehrten den größten Theil an dieſem Vergnügen nehmen. Vielleicht ſiehet man dieſes als ein Vorurtheil an, davon die Urſache eine verkehrte Liebe zu der Lebensart iſt, die ich gewählet habe. Allein ich verſpreche mir ein gelinderes Urtheil von denen, welche eine jede Wiſſenſchaft nach ihrem innern Werthe ſchätzen, und ihr Urtheil von dem Vorzuge derſelben auf den vielfachen Nutzen gründen, den das menſchliche Geſchlecht aus dieſer oder jener Wiſſenſchaft ziehen kan. Ein Gottesgelehrter hat nicht nur vor andern ſchöne Gelegenheit, Dinge zu erkennen, welche man als die bewährteſten Mittel zur wahren Glückſeligkeit anzuſehen hat: Sondern er iſt auch mehr als andere im Stande, die Menſchen zur Tugend zu leiten, und den Laſtern, als dem Verderben der Sterblichen, zu ſteuern. Niemand wird dieſes in Zweifel ziehen, als derjenige, welcher die vielen und herrlichen Gründe nicht weis, noch verſtehet, ſo die Offenbarung einem Gottesgelehrten als Mittel zur Beſſerung der Laſter und Beförderung der Tugenden an die Hand giebet. So unſtreitig aber dieſes iſt, ſo wenig kan man leugnen, daß dieſe Sachen ohne den gehörigen Gebrauch alle ihre Kraft verlieren, die ſie würden gehabt haben, wenn ſie von Verſtändigen zum allgemeinen Nutzen der Menſchen wären angewendet werden. Es kommt demnach das Vornehmſte darauf an, daß ein Gottesgelehrter dieſe herrlichen Schätze auf ſolche Art anwende, damit die Menſchen dadurch nicht nur zur Erkenntniß der Mittel zur wahren Tugend und Glückſeligkeit gelangen, ſondern auch in ihnen eine Begierde erwecket werden möge, dieſe Mittel zu gebrauchen u. ſelbſt ihre Glückſeligkeit durch Wahrheit und Tugend zu befördern: Das heißt, ein Gottesgelehrter muß die Beredſamkeit mit der Gottesgelahrtheit verbinden.

Die Beredſamkeit muß nach dem verderbten Geſchmacke ihrer Feinde eine Kunſt ſeyn, der es gleich viel gilt, ob die Menſchen dadurch zum Irrthum und zu Laſtern, oder zur Wahrheit und Tagend beredet werden. Dieſer falſche Begriff von der Wohlredenheit iſt alt. Die Sophiſten hielten ehemals dieſe Kunſt vor die beſte, und glaubten, daß in der Fertigkeit vom Wahren und Falſchen, von Laſtern und Tugenden auf einerley Art zu reden, das Weſen der Beredſamkeit beſtünde. Andere mennen, man verſtehe durch die Beredſamkeit eine Geſchicklichkeit, die den Eigennützigen dazu diene, daß ſie bloß den Leuten gefallen und ſich ſelbſt Ruhm und Anſehen erwerben könnten.

Dieſe Beſchuldigung, damit man die Beredſamkeit beläſtiget, hat ihren Urſprung daher genommen, weil man angemerket hat, daß einige Leute, welche in der Weltweisheit Fremdlinge geweſen ſind, durch ihre falſche Beredſamkeit mehr die Laſter als Tugendē befördert haben. Man hat Urſache dieſe Art Menſchen zu tadeln und ſie mit dem beredten Cicero (*) vor gefährliche Leute anzuſehen. Allein man gehet zu weit, wenn man von dieſer falſch berühmten Beredſamkeit auf die wahre Wohlredenheit ſchlieſſet. Man hat auch ohne Grund unter einem Redner und einem Lehrer einen Unterſcheid gemacht, und das Amt eines Lehrers und die Beredſamkeit als Dinge betrachtet, welche miteinander ſtritten. Am allerwenigſten aber iſt man zu entſchuldigen, daß man deswegen geglaubet hat: Es folge derjenige den Fußtapfen Chriſti und der Apoſtel nicht, der ſich der Wohlredenheit befleißiget. Denn der Begriff, den ich mir itzo nach der Einbildung ſolcher Leute von der Beredſamkeit gemacht habe, iſt höchſt falſch, und ein deutlicher Beweis, daß man ſich um das Weſen der wahren Wohlredenheit nicht gebührend bekümmert habe. Der Mangel der nöthigen Unterſuchung einer jeden Sache, und die Nachläßigkeit aus den Schriften der Alten den wahren Begriff von der Beredſamkeit aufzuſuchen, hat nicht nur bey den meiſten einen Abſcheu vor derſelben erwecket, ſondern man ſpricht ſonderlich einem geiſtlichen Lehrer alſobald das Verdammungsurtheil, wenn er die Beredſamkeit zu preiſen und ihre Nothwendigkeit darzuthun ſich bemühet. Allein es wird wenig Mühe

---

(*) Im 1. Buch von der Erfindung, ſogleich im Anfange deſſelben.

Mühe koſten, aus dem wahren Begriffe der Beredſamkeit zu erweiſen, wie nöthig die Verbindung derſelben mit der Gottesgelahrtheit ſey.

Niemand wird ſo glücklich gebohren, daß er von ihm ſelbſt das Gute, das ihn ewig glückſelig machen ſoll, begreifen könne; ja der reineſte Verſtand geräth leicht in Finſterniß, wo er nicht beſtändig durch einen gründlichen Unterricht erleuchtet wird. Die wenigſten Menſchen ſuchen eine gründliche Erkenntniß der nöthigen Wahrheiten zu erlangen. Auch die Tugend findet unter der ſo groſſen Menge der Menſchen wenig Liebhaber. Was die Sinnen vergnüget, raubt ihnen die Luſt zur Unterſuchung der Wahrheit und Ausübung der Tugend. Wenige Augenblicke bleiben ihnen öfters übrig, da ſie den natürlichen und geoffenbarten Wahrheiten nachdenken, und der Tugend Platz zu geben ſich entſchlieſſen können. Da nun an der Wahrheit und Tugend dem ganzen menſchlichen Geſchlechte viel gelegen iſt: So iſt nichts, was einen jeden Gelehrten und ſonderlich einen Gottesgelehrten mehr vergnügen ſoll, als eine bequeme Gelegenheit viele zu unterrichten und tugendhaft zu machen. Es iſt etwas ſchönes, wenn ein Gottesgelehrter allerley nützliche Wiſſenſchaften geſammlet hat: Aber wie weit ſchöner iſt es, wenn viele Menſchen aus ſeiner Erkenntniß Nutzen ſchöpfen können? Es iſt etwas herrliches, wenn er von Gott und deſſen Vollkommenheiten überzeuget iſt: Allein, iſt es nicht viel herrlicher, wenn viele von ſo wichtigen Dingen überführet werden? Es iſt etwas treffliches, wenn er die heimlichen Treibfedern des menſchlichen Willens ergründet hat: Allein iſt es nicht weit trefflicher, wenn er durch dieſe nöthige Eigenſchaft eines Redners die Menſchen erreget, ermuntert, erwecket? Was hilft ein ſtummes Wiſſen? Was nutzt ein Kopf, der die Schätze göttlicher und menſchlicher Weisheit nur deswegen geſammlet hat, daß er ſie beſitze? Was iſt alſo mit der Gottesgelahrtheit genauer verbunden, als ein geſchickter, lebhafter, bezaubernder und beweglicher Vortrag der Wahrheiten, welche die Gottesgelahrtheit ausmachen? Was iſt nöthiger, als daß ein Gottesgelehrter die Kunſt verſtehe, die wichtigſten Wahrheiten der Vernunft und Offenbarung deutlich vorzutragen, die Menſchen kräftig davon zu überzeugen, und ſie zur Ausübung derſelben zu bewegen?

Eine Wiſſenſchaft muß auch andern nutzen, wenn man nicht wieder auf die Thorheit gerathen will, die längſt alle Verſtändige verlacht haben. Man kan dieſen Endzweck ohne einen Vortrag, der lebhaft und überzeugend iſt, nicht erlangen. Die meiſten Menſchen haben ſo wohl von natürlichen, als ſonderlich von geoffenbarten Wahrheiten undeutliche Begriffe: Hierinn kan man die Urſachen finden, daß ſo wenige von der Wahrheit überzeuget werden, und ſich der Tugend befleißigen. Die Verderbniß des Willens iſt in dem verfinſterten Verſtande gegründet, und ſo lange kein Licht in dieſem aufgehet, ſo lange wird es dem Willen an der Luſt zur Tugend fehlen. Iſt nun die Gottesgelahrtheit eine Wiſſenſchaft ſolcher Wahrheiten, auf deren Erkenntniß und Ausübung das Heil aller Menſchen beruhet: So iſt die Pflicht eines Gottesgelehrten, andern deutliche Begriffe von himmliſchen Dingen durch einen geſchickten Vortrag beyzubringen. Die Erfahrung lehret, daß die meiſten

ſten Menſchen durch nichts mehr als durch das Aeuſſerliche gerühret werden. Iſt der Vortrag ſchläfrig, ſo wird wenig Ueberzeugung folgen. Wenn hingegen Anmuth und Feuer ſich darinn zeiget, ſo wird die Aufmerkſamkeit erhalten und das Inwendige der Menſchen rege gemacht. Wo werden wir aber zu einem geſchickten Vortrage angeführet? In der Redekunſt. Wo lernen wir die Hinderniſſe der Ueberzeugung heben? In der Redekunſt. Wo wird uns gezeiget, die Menſchen von dem, was wir glauben, zu überführen? In der Redekunſt.

Die ſchönſte Speiſe erwecket einen Ekel, wenn ſie in unreinen Gefäſſen aufgeſetzet wird. Und man wird bey Anhörung der wichtigſten Wahrheiten ſchläfrig, wenn der Ausdruck des Redners entweder allzu pöbelhaft oder gar ohne Zuſammenhang iſt. Die größten Redner (*) unter den Alten haben eine geſchickte Wahl der Wörter faſt vor das nöthigſte Stück einer Rede gehalten, welche eine erwünſchte Wirkung thun ſollte. Man braucht auch in der That wenig Mühe die Wahrheit hievon zu begreifen. Das Gehör iſt das zärtlichſte unter den Gliedmaſſen der Sinnen. Es pflegt ſo gar müde zu werden, wenn auch ein geſchickter Redner lange anhält, ernſthafte Sachen vorzutragen. Allein wo findet man ernſthaftere Sachen als in der Gottesgelahrtheit? Wie vielmehr wird ein Zuhörer müde werden, der eine übel zuſammenhängende geiſtliche Rede hören muß?

(*) Cicero B. 3. vom Redner p. m. 156. b. Quintilianus B. 8. c. 3.

Die Wahl der Wörter bewahret einen geiſtlichen Redner vor einem Ausdrucke, der ſo gar die Zuhörer verwirret, oder ſie doch ziemlich an deutlichen Begriffen der vorgetragenen Wahrheiten hindert. Ich ziele hier auf den unmäßigen Gebrauch der figürlichen oder der ſo genannten metaphoriſchen Redensarten, worinnen einige eine beſondere Schönheit ihrer Rede ſuchen. Man leugnet nicht, daß eine figürliche Redensart zuweilen mehr Kraft hat, als ein ſchlechter Ausdruck, wenn jene bey der nöthigen Bewegung der Gemüther unſerer Zuhörer angebracht wird. Allein lauter Figuren und Bilder brauchen, (*) da man unterrichten und den Leuten deutliche Begriffe beybringen ſoll, heißt nichts anders, als den Zuhörer in der Unwiſſenheit laſſen, oder ihm wenigſtens ſeltſame Begriffe von gewiſſen Wahrheiten in den Kopf ſetzen. Die Liebhaber dieſer Art des Ausdruckes haben viele Ausflüchte, damit ſie ihre Gewohnheit zu rechtfertigen ſuchen; zumal wenn ſie ſolche Redensarten brauchen, davon die meiſten, ihrer Meynung nach, noch einen Begriff haben können. Allein es fällt alles gar bald weg, wenn man einen Unterſcheid unter dem Begriffe des Tons der Wörter, und unter dem Begriffe der Sache machet, die unter den Wörtern bedeutet wird. Man kan zwar leere Wörter verſtehen, aber deswegen keinen Begriff von dem haben, was man höret oder redet.

Die bloſſe Reinlichkeit der Gefäſſe macht die Speiſe nicht angenehm, ſondern die gute Zubereitung iſt das Hauptwerk. Es wird alſo ein geiſtlicher Redner

---

(*) Quintil. B. 9. c. 3.

ner nicht nur auf die Wahl guter Wörter, ſondern auch hiernechſt auf Ordnung und Gründlichkeit der Beweiſe zu ſehen haben, dazu er in der Redekunſt angewieſen wird. Vielen iſt die Beredſamkeit deswegen verhaßt, weil ſie ſich einbilden, als ob die Redner nichts als Scheingründe bey ihrem Vortrage brauchten. Ich will itzo den Ungrund dieſer Einbildung nicht darzuthun ſuchen, weil er ſchon von andern ſattſam gezeiget worden iſt. Vielmehr will ich hieraus etwas zum Vortheile meines Hauptſatzes ſchlieſſen. Ich will ſo freygebig ſeyn, und meinen Wiederſachern einräumen, daß die weltlichen Redner lauter Scheingründe vorbringen. Ich will ihnen zugeben, daß dergleichen Gewohnheit einen Abſcheu vor der Beredſamkeit erwecke. Wird deswegen ein geiſtlicher Redner nothwendig Scheingründe brauchen müſſen, weil ein weltlicher Redner derſelben ſich öfters bedienen muß, indem es ihm zuweilen an beſſern fehlet? Was hat ein geiſtlicher Redner nöthig, davon er die Beweiſe in der heiligen Schrift nicht aufs deutlichſte findet? Was trägt er vor eine Pflicht vor, davon die Bewegungsgründe ihm nicht in der Bibel aufs gründlichſte gezeiget werden? Und was hat er alſo Urſache, deswegen die Beredſamkeit überhaupt zu verwerfen, weil ein weltlicher Redner Scheingründe vorbringt, von deren Gebrauche ein geiſtlicher Redner frey ſeyn kan, wenn er anders gründlich zu reden befliſſen iſt.

Die Ordnung und die Beweiſe ſind die gröſte Zierde einer weltlichen und geiſtlichen Rede. Ein Miſchmaſch von vielen Sachen verdient keinesweges den Namen einer Rede, und iſt als eine Urſache der

Verwirrung der Zuhörer anzuſehen. Die Unordnung macht, daß man die vorgetragenen Sachen entweder gar nicht, oder doch ſehr ſchwer in das Gedächtniß faſſen kan. Man handelt zugleich wieder die Abſicht eines Redners, der deswegen auftreten ſoll, daß er andern die Wahrheiten beybringen möge, welche vor ſich nicht geſchickt ſind, ſich dieſelben deutlich vorzuſtellen.

Die Gründlichkeit der Beweiſe iſt bey einer Rede das Hauptwerk. Man hat die Einfalt ſattſam entdecket, da man einem Redner zu Gefallen, alles ohne den geringſten Beweis angenommen hat. Das Anſehen des Redners blendet zu unſern Zeiten die wenigſten ſo ſehr, daß ſie einem Satze Beyfall geben, ohne auf die Beweiſe deſſelben acht zu haben. Will alſo ein Redner den Beyfall der Verſtändigen erhalten: So muß er ſich dieſe zwo Hauptregeln vorſtellen. Die erſte iſt: Er muß deutlich und ordentlich verfahren. Die andere: Er muß richtig und gründlich beweiſen, was er ſagt.

Die Beobachtung dieſer Regel iſt bey einem geiſtlichē Redner am allernöthigſten. Der Menſch hat von Natur einen Ekel an den göttlichen Wahrheiten, die den Grund des Herzens ganz umkehren, um die Heiligkeit auf den Thron zu ſetzen. Daher ſucht er deſtomehr Ausflüchte, die Gewißheit der Lehren Jeſu in Zweifel zu ziehen, damit er die unzertrennliche Verbindung der Lehren mit der Heiligkeit deſto leichter leugnen könne. Man muß die Tiefe des menſchlichen Herzens niemals unterſuchet haben, und die Menſchen nicht kennen, wenn man dieſes nicht zugeben will. Und eben dieſes iſt der Beweis, wie nöthig es ſey, daß ein Gottesgelehrter die Beredſamkeit mit ſeiner Erkenntniß der göttlichen Wahrheiten verbinde. Die Lehren Chriſti, die auf einem unbeweglichen Grunde beruhen, erfordern, daß ein Lehrer denſelben Grund anzeige. Die Gefahr derer, welche in Unwiſſenheit leben, dringet ihn, den Verſtand ſolcher Leute zu unterrichten. Und die Menge derer, welche ſtark am Geiſte ſeyn wollen, und dabey Verächter der Lehren unſerer Religion; aber auch zugleich unſere Zuhörer in öffentlichen Verſammlungen ſind, heiſchet von einem Lehrer einen gründlichen Vortrag, dadurch ſie können überzeuget und von der Wahrheit und Wichtigkeit der chriſtlichen Lehren überführet werden. Lauter Stücke, denen man niemals eine völlige Genüge thut, wenn man nicht einen groſſen Theil ſeiner Zeit der Beredſamkeit gewidmet und nicht gelernet hat, die Menſchen vom Wahren und Falſchen zu überführen!

Die Erfahrung lehret, daß die meiſten ſich an der Erkenntniß der göttlichen Wahrheiten begnügen laſſen, und die genaue Verbindung derſelben mit dem wohlgeführten Wandel nicht einſehen wollen. Da aber die trefflichſte Arzeney ohne den gehörigen Gebrauch die Geſundheit nicht befördert, und eine Wiſſenſchaft, ſo herrlich ſie auch immer ſeyn mag, nichts zur Glückſeligkeit beyträgt, wenn man das erkannte nicht in die Uebung zu bringen bemühet iſt: So iſt es klar, wie nöthig es ſey, daß auch ein Gottesgelehrter die Kunſt verſtehen müſſe, die Zuhörer zu allem, was er vorträgt, zu bewegen. Er muß die heimlichen Neigungen des menſchlichen Willens unterſuchet haben, und ein Kenner der Sittenlehre ſeyn, aber ſich durch die Beredſamkeit in den Stand ſetzen, dieſe Wiſſenſchaft zum allgemeinen Nutzen ſeiner Zuhörer zu gebrauchen. Man hat nicht nur in der Sittenlehre mehr als einerley Art der Bewegungsgründe, derer man ſich mit Nutzen bedienen kan: Sondern die heilige Schrift giebt einem Gottesgelehrten die herrlichſte Gelegenheit, ſolche Gründe ſeinen Zuhörern vorzulegen, welche die Nothwendigkeit einer Ausübung der Wahrheiten ſo deutlich vor Augen ſtellen, daß man dieſelbe nicht leugnen kan; man wolle denn die Augen vor den hellen Stralen der Sonne muthwillig zuſchlieſſen. Und geſetzt, es ginge die Bosheit der Zuhörer ſo weit, daß die entgegengeſetzten Bewegungsgründe ſtärker würden, und ſie von der Ausübung der angeprieſenen Tugend abhielten: So kan ein geiſtlicher Redner daraus eine Art des Troſtes ſchöpfen, daß er ſeinen Zuhörern vortrefflichere und würdigere Gründe vorgeleget hat, welche jener Verdammniß, bey anhaltender Bosheit, noch ſchwerer machen werden.

Wie weit es hierinn ein Gottesgelehrter bringen könne, beweiſen die Exempel, welche in unſerer und der reformirten Kirche häufig ſind. Wer die Reden des Herrn Saurins geſehen hat, und die Predigten des Herrn Superville kennet, der wird geſtehen, daß es den Reformirten an beredten Gottesgelehrten nicht fehlet. Doch was habe ich Urſache, die Lehrer einer andern Kirche zum Muſter und zum Beweiſe meines Satzes zu nehmen? Meyer, Gottfried Olearius, Mosheim und viele andere ſind Zeugen, wie glücklich die Beredſamkeit mit der Gottesgelahrtheit müſſe und könne verknüpft werden.

Ich habe mir nicht vorgeſetzet, die Einwürfe weitläuftig zu heben, die man dawieder zu machen pfleget. Eine kurze Betrachtung der Gründe, darauf ſie beruhen, zeiget die Schwachheit der wiedrigen Meynung zur Genüge an. Daß die Wirkungen einer geiſtlichen Rede ihren Urſprung von einer höhern Kraft haben müſſen, iſt nicht zu leugnen: Allein die Gnade hebet die Natur nicht auf, ſondern heiliget ſie nur, wie unſere Gottesgelehrten ſchon längſt erwieſen haben. Die Verleugnung hoher Worte oder hoher Weisheit, welche man bey dem heiligen Paulo finden will, iſt das Vornehmſte, was man meinem Satze entgegen ſtellet. Es wäre meine Schuldigkeit, den Ungrund dieſes Einwurfs zu zeigen. Doch ich nehme mir itzo nicht vor, meine Gedanken darüber zu eröfnen. Nichts gründlichers und ſchöners kan man hierüber ſagen, als was ein beredter Gottesgelehrter (*) unſerer Kirche geſchrieben hat, da er auf eine überzeugende Art darthut: Daß dieſer Einwurf nicht gar zu wohl überleget ſey; daß Paulus nicht von der wahren Beredſamkeit reden könne; daß er ſich auf dieſe Art ſelbſt wiederſprechen, und ſeinen beredten Vortrag tadeln müſte. Diejenigen, welche ſich dieſes Einwurfes bedienen, müſſen wieder ihren Willen alle die beredten Männer, die unſere Kirche in alten und neuern Zeiten aufweiſen kan, verdammen und ſie unter die Zahl derer ſetzen, welche ohne Beyſtand einer höhern Gnade die göttliche Wahrheit verkündiget hätten. Man hat Urſache, ſich über dieſe Folge zu entſetzen. Sie flieſſet aber ſo natürlich aus dem angeführten Einwurfe, daß man

---

(*) Herr Abt Mosheim Th. II. der heiligen Reden p. 266. ff.

man ſich gar nicht befürchten darf, wieder die Regeln der Vernunftlehre einen Fehler zu begehen. Und eben dieſe Gefahr, Todte und Lebendige auf eine ganz unverantwortliche Weiſe zu beleidigen, verurſachet es, daß ich um ſo viel mehr die Verbindung der Beredſamkeit mit der Gottesgelahrtheit, aus oben angeführten Gründen, nicht nur für möglich, ſondern auch für höchſtnöthig halte.

* * *

Der
Character einer vernünftigen Liebe
zwiſchen Perſonen beyderley Geſchlechts.
An dem
Kletſchk- u. Schwarzkopfiſchen Hochzeitfeſte
im Namen der deutſchen Geſellſchaft entworfen
von
Johann Friedrich Mayen, M. A.

Seht, wies der Liebe geht! Der eine ſchilt ſie aus,
Ein andrer aber macht ſein höchſtes Gut daraus,
Und wenn ſie dieſer gleich der Thorheit Mutter nennet,
So wird ſie doch davor von jenem nicht erkennet.
Er ſiehet ſie vielmehr als etwas göttlichs an,
Das Seele, Geiſt und Herz in Ruhe ſetzen kan,
Der Menſchen Sinn vereint, die wilde Luſt bezwinget,
Und den verirrten Trieb auf beßre Spuren bringet.

Das thut das Sündenbild, die geile Wolluſt, nicht,
Von der man eben ſo, als von der Liebe ſpricht,
Sie ſelbſt die Liebe nennt, da doch der Ausgang lehret,
Daß ſie durch ihre Wuth die wahre Liebe ſtöret.
Ihr Brand vertrocknet ja der Beine friſches Mark,
Und wirſt den welken Leib ſchon vor der Zeit in Sarg,
Und ſucht ein ſchlechtes Gut, den Kützel reger Sinnen,
Mit grösſerem Verluſt der Seele, zu gewinnen.
[illegible] Liebe, die mit Recht den ſchönen Namen trägt,
Und uns durch die Vernunft in ihre Bande legt,
Erreget keine Glut, die Kraft und Mark verzehret,
Und den verwirrten Geiſt mit Angſt und Furcht beſchweret.
Sie nimmt die Sinnen zwar mit ſüſſer Reizung ein,
Doch darf die Reizung nicht der Seelen Henker ſeyn;
Sie ruft den Menſchen auf, das Schöne zu betrachten,
Um es, wenns ihm gefällt, nach Würden hoch zu achten.
Sie läßt ihm Zeit dazu. Sie dringt nicht auf ihn los,
Bis daß er ſelbſt erkennt, wie herrlich und wie groß
Des Bildes Schönheit ſey, das ihn ſo kräftig rühret,
Das ihm durch ſanften Zug das treue Herz entführet.
Sie füllt die frohe Bruſt mit Huld und Zärtlichkeit
Und wahrer Ehrfurcht an, ſo, daß er jederzeit
Den edlen Gegenſtand mit reiner Neigung liebet,
Und ſich vor deſſen Wohl die gröſte Mühe giebet.
Amyntas liebt alſo. Die kluge Margaris,
Die Lieb und Gunſt verdient, iſt ſeiner Huld gewiß.
Es iſt kein fliegend Feur, das ſeine Bruſt entzündet,
Weil es die Nahrung ſtets in ihrer Tugend findet.
Er brennt nicht vor Begier, wenn er ihr Auge ſieht;
Doch fühlt er, daß es ihn ganz ſanfte nach ſich zieht,
Ganz ſanfte zu ſich lockt, die Triebe zu entdecken,
Die in dem Innerſten der keuſchen Seele ſtecken.

Er drückt ihr keinen Kuß auf die geliebte Hand,
Es ſey denn dieſer Kuß ein ſüſſes Unterpfand,
Ihr treuer Freund zu ſeyn, und daß es ihn ergetzet,
Dieweil ihn Margaris des Glückes würdig ſchätzet.
Ja wenn er höchſterfreut an ihrer Seite ſteht,
Wenn ein geheimes Ach! aus ſeinen Lippen geht,
So dringt es nicht zu ihr: Es iſt allein geſchehen,
Dereinſten Margaris und ſich beglückt zu ſehen.
Er ſchämt ſich bey ſich ſelbſt, wenn ſich die kühne Luſt
Bey ihrer Lieblichkeit, in ſeiner regen Bruſt
In ſeine Neigung mengt. Er ſchämt ſich nur zu denken,
Die keuſche Margaris durch dieſe Luſt zu kränken.
Und wenn er ſich auch nicht, getreu zu ſeyn, vermißt:
So ſieht doch Margaris, daß er es wirklich iſt,
Und daß ſich ſeine Treu nach ihrer Tugend richtet,
Und daß ihn dieſe mehr als Schwur und Eid verpflichtet.
Hochwerthgeſchätzter Freund, in dieſes Schattenbild
Hat deiner Liebe Ruhm ſich wirklich eingehüllt.
Du liebteſt tugendhaft; nun ſiehſt du mit Vergnügen
Das Kleinod deiner Treu in deinen Armen liegen.
Als du noch bey uns warſt, und Philuris dich ſah,
So lobte ſie den Fleiß, durch welchen es geſchah,
Daß dir Hygäa ſelbſt die Lorbern zugeſprochen,
Die du dir durch Verdienſt ſchon ſelbſten abgebrochen.
Du biſt gedoppelt werth, daß man dich lieb gewinnt,
Daß man bey deiner Luſt auf Freudenlieder ſinnt,
Dir Glück und Wohlſeyn gönnt, und öffentlich bezeuget,
Daß ſich auch noch entfernt das Herze zu dir neiget.
Vergnügt euch beyderſeits. Ihr habt das Recht dazu,
Ertragt es mit Geduld, wenn euch in eurer Ruh
Des Glückes Zufall ſtört, daß man der Liebe Stärke
Im unerſchrocknen Muth verbundner Herzen merke.

Und endlich ſorgt davor, daß man dereinſt von euch
Der Liebe Früchte ſeh, die euch an Tugend gleich
Sich auch, wie ihr gethan, aus wahrer Huld verbinden,
Und nur durch die Vernunft den Weg zur Liebe finden.

* * *

Schäfergedichte
bey der
Kirchbach= und Vitztyumiſchen Vermählung
von
Gottlob Friedrich Wilhelm Junkern.

Bey ſtiller Abendzeit, vor einer kühlen Nacht,
Aß Strephon von dem Lamm, das er ſelbſt abgeſchlacht.
Es war ſo wohl gemäſt, gebraten, aufgeſetzet,
Daß, als der erſte Schnitt ein Stück der Bruſt verletzet,
Der Hirt ſogleich empfand, wie ſchmackhaft daß es ſey.
Da wünſcht er bey ſich ſelbſt: Ach wär mein Freund dabey!
Die Liebe trieb ihn an, den Nachbar abzuholen,
Sein Eſſen ſetzt er ſich auf einen Topf voll Kohlen,
Das Meſſer wiſcht er ab an einem Biſſen Brodt,
Und eilte ſo behend, als trieb ihn Schmerz und Noth.
Sylvan lag auf dem Feld, und ſchlief in ſeiner Hütte,
Die auf zwey Rädern ſteht. Mit einem leiſen Schritte
Schlich Strephon näher hin. Bey hellem Mondenſchein
Konnt er vom Hunde zwar nicht unverrathen ſeyn,
Der dieſen fremden Gaſt den Augenblick entdeckte;
Aus ſeinem ſchwarzen Maul die weiſſen Zähne bleckte

Und an zu bellen fing. Doch ſchlief Sylvan ſo feſt,
Als einem möglich iſt, und ſich kaum glauben läßt;
Denn ſoll ein Ding geſchehn, ſo müſſen tauſend Sachen,
Die ſonſt ganz wiedrig ſind, den Ausgang glücklich machen.
Hier brachten Muth und Scherz dem muntern Strephon bey,
Daß Kühnen alles glückt, und nicht unmöglich ſey,
Den ſchnarchenden Sylvan vom Anger wegzuführen.
Gewagt, geſchehn; er ſchien ſich nicht einmal zu rühren,
Und Strephon bracht ihn ſo durchs Dorf bis an ſein Haus,
Da trat ſein treuer Knecht gleich zu der Thür heraus,
Den ſchickt er auf das Feld, daß die beraubte Hürde
Durch einen wahren Dieb nicht auch beſtohlen würde.
Indeſſen that er auf, griff ſeinem Freund ans Bein
Und ſchüttelt ihn, und rief, er ſollte munter ſeyn.
Der dehnte ſich erſt aus, und kroch aus ſeinem Neſte,
Und taumelt hin und her, doch endlich ſtund er feſte;
Und, als er ſich beſann, ward ihm bald offenbar,
Daß hier ſein beſter Freund ſein eigner Räuber war.
Indeſſen war bey dem des Lachens faſt kein Ende,
Doch endlich ſchlugen ſie vertraulich in die Hände,
Und ſetzten ſich an Tiſch, erquickten Leib und Geiſt,
Wies geht, wenn auf dem Land ein Hirt den andern ſpeiſt.
Wie beyde ſich die Zeit mit dem Geſpräch vertrieben,
Iſt hier zwar nicht geſchickt, doch kurz genug, beſchrieben:

Strephon.

Freund, liebſter Herzensfreund! auf, ſey mit mir vergnügt,
Da auf dem Boden Korn, Moſt in dem Keller liegt!
Das Dach iſt ausgeflickt, worunter wir hier ſitzen,
Der Schafpelz wird uns ſchon vor Froſt und Schauer ſchützen.

Mein Holz iſt eingeführt, und brennt ſchon auf dem Heerd,
Und beyde, du und ich, ſind ja des Segens werth.
Ich weis, wir können ihn mit ruhigerm Gewiſſen
Als einer dieſer Flur, der reicher iſt, genieſſen.
Wir haben nie ein Schaf, das ſich etwan verirrt,
Nach ſeines Herren Art, durch pfeifen, angekirrt,
Sein Zeichen weggewiſcht, und unſre Zahl vermehret,
Kurz, wir beſitzen nichts, was uns nicht auch gehöret.

Sylvan.

Ein Wandel ohne Schuld macht einen frohen Muth.
O! wäre dieſes nicht, wie ſchlief ich denn ſo gut?
Früh dank ich herzlich dem, den man um alles bittet,
Daß er die Heerd und mich und dich, mein Freund, behütet,
Und ſegne mein Geſchick, daß mir zwar wenig ſchenkt,
Doch weis, daß nicht mein Herz auf groſſen Reichthum denkt.
Ich zehre das vergnügt, was ſeine Huld beſchieden,
Mit mir iſt Knecht und Magd, ich bin mit GOtt zufrieden.

Strephon.

Man ſehe, was der Geiz beym alten Mops erregt,
Der itzt ſein graues Haar ſich ſelbſt zur Schande trägt,
Der den beſchabten Hut tief in die Augen drücket,
Und, wenn er einen grüßt, nur tückiſch ſeitwerts blicket,
Schon als ein junger Knecht dem Herrn die Wolle nahm,
Manch Schaf in Nacken ſtach, daß er das Fell bekam.
Die Mütter melkt er aus, und ließ die Lämmer ſchmachten,
Die durch vergebnen Zug das Euter blutend machten.
Itzt, da er ſelbſt ein Hirt und reich an Schafen iſt,
Die er geſtohlen hat, vermuthet er die Liſt
Von dem Geſinde ſo, wie er ſie ſelbſt verdecket,
Sucht andre hinterm Strauch, wo er zuvor geſtecket.

Spricht ſtets von Zauberey, von Lähmung, Gift und Tod,
Wenn ſein verlognes Maul den armen Knechten droht,
Zwackt Vieh und Menſchen ab, beſtiehlt ſich öfters ſelber,
Und legts wo anders hin. Die jüngſt verreckten Kälber
Verkauft er gleichwohl noch. Er flucht, ſo bald er ſpricht,
Schlägt um ſich und verſchont des kleinſten Kindes nicht.
Zuletzt wird wohl ein Strick von ſeinen eignen Händen
Bey dem vergrabnen Gut am Baum ſein Leben enden.

Sylvan.

Er iſt das Holz nicht werth, daran er ſich erhenkt,
Geſchweige, daß an ihn ein Mann, wie du, gedenkt.
Wir ſind zu arm und klein, ſein ſchelmiſch Thun zu rächen,
Laß uns an deſſen ſtatt vielmehr was beſſers ſprechen.

Strephon.

O daran fehlt es nicht! Dieß iſt die werthe Macht,
In welcher ſich mein Freund, der Damon, glücklich macht,
Durch Erbſchaft iſt ſein Gut vom Vater auf ihn kommen;
Es iſt kein Fluch dabey, drum hat es zugenommen.
Er iſt der redlichſte, ſo wie der klügſte Mann,
Und ſeines gleichen trifft man weit und breit nicht an.
Er lebt gelaſſen weg in einer weiſen Stille,
Forſcht allen Sachen nach, giebt andern Rath die Fülle,
Iſt edel ſonder Stolz, übt manche Wiſſenſchaft
Und alle Tugend aus, und was er ſpricht hat Kraft.
Er pflegt, wie du und ich, dem Phöbus nachzuſingen.
Auf dieſer guten Spur muß ihm manch Lied gelingen.
Glaub, daß kein klarer Bach ſo ſtill und fiſchreich fließt,
Als ſein erleuchter Geiſt voll von Gedanken iſt.
Sein ehrliches Gemüth blickt ihm aus dem Geſichte,
Und ſeines ſtarken Leibs anſehnliches Gewichte
Verbindet augenblicks, daß man ihn lieb gewinnt.

Sylvan.

Ach Freund! erkläre mir und ſage mir geſchwind,
Worinn das Glück beſteht, daß ihn die Nacht betroffen?
Wie du ihn mir beſchreibſt, muß man was ſeltnes hoffen.

Strephon.

Umſonſt iſts nicht geſchehn, daß ich dich hergebracht;
Umſonſt hab ich mir nicht den Abend froh gemacht.
Du weiſt, von mir wird nichts vergeblich angefangen,
Im kleinen wird von mir ſein Hochzeitfeſt begangen.

Sylvan.

Sag an, wer iſt die Braut?

Strephon.

Die Phillis edler Art,
Von aufgewecktem Geiſt, die keine Sorgfalt ſpart,
Durch ihre Häuslichkeit und wirthlichkluge Sinnen,
Bey jedem, der ſie kennt, den Beyfall zu gewinnen,
Daß ſie die rechte Braut vor meinen Damon ſey.
Ihr Leib iſt wohl gemacht, ihr Gang geſchickt und frey;
Ihr braunes Antlitz zeigt, daß ſie das Feld nicht ſcheuet,
Man ſieht es ihr gleich an, daß ihr der Fleiß gedeyet.
Hier haſt du, Wertheſter, den Urſprung meiner Luſt,
Ich weis, ſie wirkt auch mit in deiner treuen Bruſt.
Auf! ſieh den rothen Wein hier in dem Glaſe blinken,
Den ſollſt du auf das Wohl des neuen Paares trinken.
Ich gehe dir voran und bringe dir es zu:
Der Damon lebe ſtets in einer weiſen Ruh!
Der Phillis holder Blick verſüß ihm Noth und Leben!
Sie hang an ihm ſo feſt, wie Trauben an den Reben.

* * *

Auf die
Hrn. Joh. Chriſt. Gottſcheden,
anvertraute Profeßion der Logik und Metaphyſik.

von

M. Johann Heinrich Winklern.

Beglückter Mann, die Stadt, in der Verſtand und Witz
Den Wohnplatz angelegt, der Wiſſenſchaften Sitz,
Die weiſe Philuris, bezeigt bey deiner Ehre,
Daß ſie mit größter Luſt von deiner Wohlfahrt höre.
Sie kennt die Fertigkeit, womit dich die Natur
Vor andern ausgeſchmückt, ſie weis, wie du der Spur
Der Alten nachgefolgt, die faſt ihr ganzes Leben
Der Uebung der Vernunft gewidmet und gegeben.
Sie hört und ſieht und lieſt, was dein geſchickter Fleiß
In Schriften dargeſtellt; wie du zweymal den Preis
Der Poeſie erkämpft; wie du der Redner Werke
Des edlen Roms erforſcht, und ihre Kraft und Stärke
Der deutſchen Welt entdeckt; was du vor Ernſt und Müh
Zum Wachsthum der Vernunft an die Philoſophie
Bisher gewendet haſt; wie du darnach getrachtet,
Was Klugheit und Verſtand der Ehre würdig achtet.

Ja, Leipzig, du thuſt recht, du haſt vor langer Zeit
Dich in den Ruhm geſetzt, daß dich ſonſt nichts erfreut,

Als Ordnung, Schönheit, Kunſt und auserleſnes Wiſſen.
Man lobt dich weit und breit. Der Fremdling iſt befliſſen,
Dein echtes Bild zu ſehn: Er reiſt und kommt zu dir,
Und ſchaut, was dich erhöht, und preiſt die Würd und Zier,
Wodurch du ihn vergnügſt, und ſucht ſich an den Schätzen,
Die du vor andern haſt, aufs beſte zu ergetzen.
Was von der Thorheit kömmt, iſt längſt aus dir verbannt,
Was niederträchtig iſt, hat nie bey dir Beſtand,
Was ſonſt die Einfalt denkt, darf ſich bey dir nicht regen;
Was Kunſt und Nachdruck hat, was man durch überlegen
In Licht und Klarheit ſtellt, das hat bey dir nur Platz.
Der Wahn und Aberwitz, der ſchon ſo manchen Satz,
So manchen tollen Spruch gezeugt und ausgehecket,
Hat durch ſein tödtlich Gift zur Zeit dich nicht beflecket.
Was ſonder Irrthum iſt, was von der Wahrheit ſtammt,
Das liebſt und ehreſt du, das hat dich angeflammt,
Das ſoll allein bey dir bekleiben und gedeyhen.
Wen du beſchützen ſollſt, muß alles fliehn und ſcheuen,
Was unvernünftig iſt. Der Witz muß klar und rein,
Das Urtheil überdacht, der Schluß gegründet ſeyn.
Die Einfalt herrſcht nicht mehr, man iſt verſtändig worden,
Man dämpft das Vorurtheil, man folgt und dient dem Orden,
In dem die Weisheit herrſcht, da man nach Gründen fragt,
Nicht abergläubiſch iſt, nicht dunkle Wörter ſagt,
Nein, da man deutlich ſchließt, und durch Beweiſe lenket,
Nicht träumt, und ſchwärmt und raſt; nein, da man ruhig denket.

Erhabner Philoſoph, dergleichen Stadt ehrt dich
Und deiner Arbeit Werth; dergleichen Ort, der ſich
Der klugen Welt gezeigt, bereitet dir die Stuffen,
Worauf Befehl und Wink, Verdienſt und Recht dich ruffen.

Dein Lehramt, welches dir der Landesfürſt vertraut,
Hat dieſen Glanz, daß da dein Fleiß die Weisheit baut,
Wo man ſie gerne ſucht, wo man ſie gerne heget,
Wo alles ſich gebückt zu ihren Füſſen leget.
Du weiſt, wie mancher Mann, dems nicht an Kunſt gebricht,
Sich nach den Mauren ſehnt, darinn der Weisheit Licht
Mit reinen Flammen brennt. Hier darf kein Zwang im denken
Des Geiſtes reinen Trieb durch enge Grenzen kränken.
Man giebt der Wahrheit Raum, und ſtärkt ſich mit der Kraft,
Wodurch ſie Ruh und Schutz vor der Verwirrung ſchafft.
Man läßt ſich nicht den Klang, den leeren Ton bethören,
Man forſchet auf den Grund, und übt ſich in den Lehren,
Die unbeweglich ſtehn, aus welchen alles quillt
Was die Vernunftkunſt ſetzt, was in der Phyſik gilt,
Und was das Recht gebeut, ſo die Natur entdecket.
Nach dieſer Wiſſenſchaft, die ehedem verſtecket
Und ganz verachtet war, beſtrebt ſich Philuris.
O! angenehme Zeit, man macht nunmehr gewiß,
Wovon das Alterthum mit groſſem Zweifel dachte
Und was ſo manchen Kopf in Sorg und Unruh brachte.
Wie kams? die Wiſſenſchaft ward noch nicht ausgeübt,
Die der Philoſophie die erſten Gründe giebt,
Die erſten Lehren ſchenkt, die erſten Dinge zeiget.
Wodurch ſie den Verſtand zum feſten Beyfall neiget.
Der weiſe Stagirit brach zwar die erſte Bahn,
Und wandte Stärk und Kraft zu dieſer Arbeit an.
Man iſt ihm auch gefolgt, man hat ihm nachgeſpüret,
Und ſein geſchicktes Werk mit Gloſſen ausgezieret,
Man hat es überſetzt, lateiniſch ausgedrückt,
In engern Raum gebracht, bald etwas angeflickt,
Bald anders vorgeſtellt, und bald ein Buch bereitet,
In dem man ihn erklärt, und vor ihn redt und ſtreitet.

Allein, was iſt die Frucht? Was hilft der Wörtertand,
Den man erdichtet hat? Verbeſſerts den Verſtand,
Wenn man die Entität in hundert Stücke theilet,
Die Riſibilitas beraſpelt und befeilet,
Petreitäten macht, die arme Dießheit quält,
Und Barbariſmos heckt, und doch im beſten fehlt?
Wohlan! die Zeit iſt hin, da man nach Grillen jagte,
Da Greis und Jüngling ſich mit tauben Wörtern plagte.
Man liebt der Sprache Zier; man ſchreibt, daß mans begreift,
Man ſchrenkt die Wörter ein: Es wird nicht ausgeſchweift,
Kein ſinnlos Zeug gefragt; man denket mit Verſtande,
Man ſetzt, was nützlich iſt, und was ſich in dem Lande
Der Wahrheit zeigen darf. Man ſieht die Sachen an,
Und merkt, was man davon unſtreitig ſagen kan,
Der Sachen Aehnlichkeit, und was ſie unterſcheidet,
Das Weſen, die Natur, und was ihr Zuſtand leidet,
Das alles wird erforſcht, das alles giebt den Grund,
Wornach man denkt und ſpricht. Man macht die Sätze kund,
Die weit und fruchtbar ſind, durch die, wenn man ſie bindet,
Und ordentlich verknüpft, man neue Wahrheit findet.
Man unterſucht die Kraft, die unſre Seele hat,
Was ſie im Körper wirkt, und ob, an ihrer ſtatt,
Ein ausgeſpanntes Ding, durch ſeines Schöpfers Willen,
Zum Denken kommen kan. Man ſucht den Trieb zu ſtillen,
Der nach dem Wiſſen ſtrebt, was eine Welt umfaßt,
Woher der Körper kömmt, wie ſeine Größ und Laſt
Aus Dingen werden kan, die keine Theile haben.
Man lehret und beweiſt, wie Kräfte, Stärk und Gaben,
Womit in der Natur ein jedes Weſen prangt,
Von eines Dinges Macht, ihr Seyn und Thun erlangt,
So durch ſich ſelbſt beſteht, dem niemand was gegeben,
Das nie entſtanden iſt, durch das die Geiſter leben,

Durch das die Seele denkt, und jedes Element,
Und jeder Körper wirkt, und ſich bewegt und wendt.
Belohnter Philoſoph, die Trefflichkeit der Schriften,
Die deinen Ruhm erhöhn und ſtets ein Denkmahl ſtiften,
Hat Leipzig überführt, dein Lehren ſey geſchickt,
Die hohe Wiſſenſchaft, die du bisher geſchmückt,
Und an das Licht geſtellt, recht nützlich auszubreiten,
Und vor der Wahrheit Werth aufs kräftigſte zu ſtreiten.
Dich hemmet keine Furcht, die ſchwache Seelen hält;
Du liebeſt die Vernunft, und das, was ihr gefällt.
Dein Denken ſcheut ſich nicht, wenn man gleich den Monaden
Den Krieg verkündigt hat. Dir kan kein Irrthum ſchaden,
Der ſich ſo gleich entdeckt, ſo bald man beſſer denkt.
Dein Urtheil ſtehet feſt und bleibet unumſchränkt.
Du haſt in Deutlichkeit erkennt und überleget,
Wie die Philoſophie den Stolz zu Boden ſchläget,
Mit dem die Thorheit prangt. Die alte Barbarey
Iſt nunmehr ausgetilgt, man redt und ſchreibet frey,
So wie die Wahrheit will, man kehrt ſich nicht ans Schmählen,
Man weis, wer ſich erhitzt, der kan ſehr leichte fehlen.
Was hat der Aberwitz bisher nicht ausgedacht?
Wie hat nicht Zorn und Wuth die Einfalt aufgebracht,
Um das, was Leibnitz lehrt, zu tadeln, zu verdammen,
Und Wahn und Unvernunft zum Eifer anzuflammen?
Man hat gelermt, geſtürmt, und alles aufgeſucht,
Was nur zum Schelten dient, was raſet, ſchilt und flucht.
Allein, der Vorſicht Schluß hat alles umgekehret.
Die Weisheit bleibt und wächſt, man zeiget und erkläret
Was Leibnitz vorgebracht, was Wolfens Fleiß bewieſen,
Und was ſelbſt die Vernunft den Menſchen angeprieſen.
Berühmte Philuris, ſo freue dich, daß dir
Auguſt, der Sachſen Herr, der Pohlen Haupt, zur Zier

Der Weisheit, einen Mann zum Lehrer anvertrauet,
Auf welchen die Vernunft mit Luſt und Anmuth ſchauet,
Der ſeine Wiſſenſchaft, und was ſie in ſich ſchließt,
Nach allen Theilen kennt, der nur bemühet iſt,
Die Wahrheit kund zu thun, die Gründe zu entdecken,
Worinn Beweis und Kraft von allen Lehren ſtecken.

* *

Rede

zum Andenken des wohlſeligen Herrn

M. Juſt. Gotthardt Rabners,

von

Johann Friedrich Mayen, M. A.

Wenn ich heute mit keinem ſo freudigen Geſichte vor ihnen erſcheine, als ich ſonſt in dieſe werthe und mir höchſt angenehme Verſammlung zu kommen pflege: So können ſie leicht die Urſache davon errathen. Sie ſind ohne Zweifel, wo nicht in gleiche Betrübniß, doch in gleiches Erſtaunen mit mir und vielen andern geſetzt worden, da ſie heute die unvermuthete Nachricht vernommen haben, durch welche uns der ſchnelle Tod eines jungen, geſchickten und wackern Mannes öffentlich verkündiget worden. Wer die Geſchicklichkeit und die Vorzüge unſers wertheſten Rabners, den ſeine Verdienſte mehr, als ſeine Titel und Aemter bekannt gemacht haben, genauer kennen gelernet, bedauret ihn; wer das Angenehme ſeiner vertrauten Freundſchaft empfunden

den hat, beklaget ihn; und wer ſich ein längeres Leben von ihm vermuthet hätte, ſeine Hoffnung aber ſo geſchwinde verlieren muß, dem wird es ſchwer, die Thränen zu unterdrücken, welche ihm ein gerechter und heftiger Schmerz in die Augen treibet. Verzeihen ſie, hochzuehrende Herren, daß ich hier meine Schwachheit noch verrathen muß; ſo ſehr ich mich ſonſt allem demjenigen zu wiederſetzen ſuche, was den Menſchen verunruhigen kan. Ich weis wohl, daß niemand das Geſetze der Sterblichkeit überſchreiten kan; ich weis auch, daß man die geſundeſten und ſtärkſten Leute, ungeachtet aller ihrer Stärke, hinfallen und ſterben ſiehet; ich weis auch, daß das feſteſte Band der Freundſchaft niemanden vor dieſer gewaltſamen Trennung verwahren kan. Alles dieſes weis ich: Allein das fühle ich itzt nicht, daß dieſe Vorſtellung die zärtliche Traurigkeit ſtillen kan, welche der Verluſt eines Freundes in mir erwecket, an dem ich mehr gefunden, als ich vermuthet habe; der ſo viel angenehme Eigenſchaften beſeſſen, daß man ihn hochſchätzẽ müſſen; der ſich bey allen Vernünftigen, wenn ſie ihn erſt ſelbſt gekannt haben, eine aufrichtige Liebe erworben; und den ſein Verſtand und Witz über viele andere erhoben hat. Sie ſehen es, hochzuehrende Herren, wie ſehr mich die Liebe dringet, von meinem Freunde zu reden, wie geneigt ich bin, dieſe beſtimmte Zeit zu ſeinem Lobe anzuwenden, und wie gerne ich ihnen allerſeits zeigen möchte, daß man in der Freundſchaft unſers geſchickten Rabners dasjenige finden können, was zur Beförderung und Erhaltung einer wahren und vernünftigen Freundſchaft erfordert wird. Scheint es doch, als ob das Schickſal, welches alles regieret, mir dieſes heute als eine beſondere Pflicht aufgeleget hätte! Wer hätte es meynen ſollen, daß ich heute vor acht Tagen deswegen durch allerhand Verhinderungen abgehalten werden müſſen, dieſen Platz zu betreten, damit ich itzund Gelegenheit haben möchte, dieſer Pflicht eine Genüge zu thun? Ich halte es vor eine Pflicht, weil ich mich ehedem bey ſeinem Leben durch mein eigenes Wort dazu verbunden habe: Ob ich gleich damals am wenigſten vermuthen können, daß ich mich würde in kurzem zu einer betrübten Erfüllung derſelben anſchicken müſſen. Unbegreifliches Verhängniß! wie haſt du ſo bald meinen Scherz in Ernſt, und meine Worte in eine Prophezeyhung verwandelt! Doch ich will es nunmehro halten, was ich verſprochen habe, und meinem Freunde in der Verſammlung ſo vieler rechtſchaffenen Männer das letzte Denkmahl aufrichten. Unſere Geſetze haben davor geſorgt, daß der Ruhm unſerer Mitglieder nach ihrem Tode nicht mit ihnen verlöſchen, ſondern uns nochmals zu einem beſtändigen Andenken möchte vorgeſtellet werden. Die Gewohnheit aber hat es eingeführet, daß man auch die Klagen über den Verluſt anderer werthen Freunde in den Schooß dieſer vertrauten Geſellſchaft zu ſeiner eigenen Beruhigung ausſchütten darf; weil man gewiß dabey verſichert iſt, daß man dem Andenken verſtorbener Freunde ſelbſt dadurch einen groſſen Dienſt leiſtet. Ihre Herzen ſind alſo ſchon zu einer Zärtlichkeit gewöhnt, die dem Redner in ſolchen Fällen eine gewiſſe Aufmerkſamkeit verſpricht. Sie lieben ſelbſt, was einen vernünftigen Menſchen erhebt und anſehnlich macht. Bey dieſer vernünftigen Liebe freuen ſie ſich, wenn ſie dergleichen edle Triebe in andern Seelen auch gewahr werden. Und wenn ein Mitglied unter ihnen auftritt, welches die guten Eigenſchaften ſeiner Freunde nach der gewiſſen Erkenntniß, die man davon hat, ausbreitet: So verdoppelt ſich ihr Vergnügen, jedoch auch der Schmerz, wenn ſie den Verluſt derſelben beklagen hören. Könnte ich doch aber auch nur itzund das Bild, welches ich ihnen zu einer geneigten Betrachtung entwerfen will, in ſeiner größten Aehnlichkeit darſtellen! Ich befinde mich in den beſten Umſtänden, die man von Seiten ſeiner Zuhörer erwarten kan: Und derjenige Freund, welchen ich abbilden will, hat ſo viel gutes an ſich, daß ihn auch ſo gar ſeine Feinde, wo nicht lieben, dennoch gewiß hochſchätzen würden, wenn ſie Gedult und Verſtand genug hätten, ſeine wahren Eigenſchaften zu betrachten. Jedoch ich will es verſuchen. Können ſie aus meiner Abbildung die Vortrefflichkeit ſeiner Eigenſchaften nicht ſo wahrnehmen, wie ich ſie empfunden habe: So werden ſie doch aus meinem Vortrage ſchlieſſen können, daß ich ihn allezeit vor einen ſehr liebenswürdigen Freund gehalten habe.

Erkenntniß- und Wiſſenſchaft vieler Dinge, welche man nach den Regeln der geſunden Vernunft erlanget hat, ſind ohne Zweifel nicht nur ein beſonderer Zierrath eines Freundes, welcher ihn angenehm macht; ſondern auch ein reicher Quell zu vielem Vergnügen, wodurch er zugleich angenehm und nützlich wird. Sie begreifens von ſich ſelbſt, meine Herren, daß ich dadurch keine verwirrete Zuſammenraffung unzähliger Begriffe verſtehe, mit welcher mancher Menſch durch ein unbeſonnenes und unerſättliches Bücherleſen den Kopf erfüllet, und ſich bey ſeiner Vielwiſſerey, daß ich ſo reden mag, überhebet, andere Leute dabey geringe achtet, überall recht haben will, alles vor wahr hält, was er ſich einbildet, ſich aber meiſtentheils mehr einbildet, als wahr ſeyn kan, und keinen vor gelehrt und verſtändig hält, der ihm nicht in ſeiner mannichfaltigen Verwirrung ähnlich iſt. Nein, hochzuehrende Herren, es iſt nicht möglich, daß ſie auf dieſe Thorheit verfallen können, in welcher noch ſo viele ſtecken, die ſich einen ganz wilden Begriff von der Gelehrſamkeit, dem Bücherleſen, der Vernunft, der Wiſſenſchaft und allen andern Dingen, zu machen pflegen, die zu der Vollkommenheit des menſchlichen Verſtandes in ſeiner Erkenntniß gehören. Ihr Verſtand iſt viel zu erleuchtet, als daß er mit dieſem rohen Haufen irren ſollte, und ich habe die Erkenntniß und Wiſſenſchaft mit demjenigen Merkmaale bezeichnet, welches ich an derſelben bey ihnen wahrgenommen habe. Die Erkenntniß und Wiſſenſchaft, von welcher ich rede, und die ſie beſitzen, entſtehet aus einer tiefen und gründlichen Einſicht eigener und fremder Gedanken, wie ſie entweder gewiß oder wahrſcheinlich zuſammen hangen, und mit den Sachen ſelbſt übereinkommen. Sie iſt nicht der Urſprung närriſcher Zänkereyen, noch vielweniger eines tödtlichen Haſſes, ſondern der Liebe, Sanftmuth, Beſcheidenheit, Verbeſſerung und anderer Tugenden mehr, die man bey den verkehrten Gelehrten niemals zu finden pfleget. Sie unterrichtet, ſo weit ſie alles deutlich erweiſen kan; ſie läſſet ſich ſelbſten zurechte weiſen, wo ſie nicht alles deutlich begriffen hat; ſie ergetzet, damit ſie das Ihrige zum Vergnügen der menſchlichen Geſellſchaft beytragen möge; und ſie erbauet, wo man ihr nicht ſelbſt muthwillig wiederſtehet. Allein keine Seele iſt dazu fähig, welche nicht auſſerordentliche Kräfte beſitzet, durch eine vernünſtige Anweiſung zu dem rechten Gebrauche derſelben angeführet worden iſt, und vor den gemeinen Vorurtheilen einen ſo groſſen Abſcheu, als vor den gröſten Laſtern ſelbſt hat. Daraus erwächſet die Schönheit eines hohen Geiſtes, welche die Menſchen nöthiget, ihn hochzuſchätzen: Daraus erhält ein wahrer Freund den köſtlichen Schmuck, darinn er denenjenigen wohlgefällt, die ihn lieben.

So ſahe nun unſer wertheſter Freund, der gelehrte Rabner, aus; als welchen die Natur und ſein eigener Fleiß ſo weit gebracht hatten, daß er in der Wiſſenſchaft, welche die Frucht der Vernunft iſt, vielen andern zuvor gekommen war. Ich ruffe hiermit alle diejenigen zu Zeugen an, welche ihn aus der Erfahrung, und nicht von bloſſem Hörenſagen haben kennen gelernet. Seine guten und vortrefflichen Gaben; die groſſe Fähigkeit, etwas geſchwinde zu faſſen; der ſcharfe Witz und der durchdringende Verſtand wurden durch die Anleitung ſeines vernünftigen Herrn Vaters und geſchickten Herrn Bruders zu einer baldigen Uebung, und durch dieſe zu einer groſſen Fertigkeit gebracht. Je mehr er ſich hierauf in den Schriften der ſinnreichſten Männer, ſo wohl der Griechen und Lateiner, als auch der Franzoſen, Italiener und Engelländer umſahe; je aufgeweckter wurde dadurch ſein fertiger Geiſt. Wer ihn von einer Sache urtheilen hörte, der vergnügte ſich an ſeiner Einſicht: Denn er übereilete ſich in keinem Stücke. Seine Einfälle muſten angenehm ſeyn; denn er brachte nichts anders vor, als was einen geübten und ſcharfen Sinn anzeigte. So fand man in dem Umgange mit ihm lauter

Vergnügen, und ſeine Geſpräche hatten eine gewiſſe Annehmlichkeit bey ſich, die aber nur von denenjenigen erkannt wird, die gerne von ernſthaften, gelehrten und nützlichen Dingen auf eine ſinnreiche Art reden.

Er wuſte ſehr viel; ſonderlich aber die Kunſt, ſeine Wiſſenſchaft beſcheiden zu verbergen: Und wenn er es nöthig hatte, dieſelbe ſehen zu laſſen, ſo geſchahe es mit einer ſolchen Art, daß man ihn nicht beſchuldigen konnte, er bilde ſich etwas darauf ein, und wolle mehr als andere wiſſen. Ich habe es ſelbſt zu unterſchiedenen malen aus ſeinem Munde gehöret, wie ſcharfſinnig er die Thorheit der einfältigen und hochmüthigen Gelehrten getadelt, die entweder, bey aller ihrer Unwiſſenheit, dennoch viel pralen; oder bey ihrer guten Wiſſenſchaft vergeſſen, daß ſie von allem, was der menſchliche Verſtand erkennen kan und ſoll, nur das wenigſte und geringſte wiſſen. Seinen größten Fleiß wendete er auf Unterſuchung der weltlichen Geſchichte, und wie weit er es darinnen gebracht hat, davon kan der gütige Beyfall, womit die bisherigen Jahre der europäiſchen Fama, und das Leben Sr. Czaariſchen Majeſt. Peters des erſten ſind aufgenommen worden, das beſte Zeugniß ablegen.

In der Beredſamkeit und Poeſie war ſein Geſchmack auserleſen; und wie hätte ihm dieſer mangeln können, da er jederzeit die beſten Schriften in beyden Arten geleſen hatte? Er ſchrieb bedachtſam, deutlich, zierlich, ſinnreich, ſo daß man ihn mit Recht unter diejenigen zählen kan, welche unſern Landesleuten zum Muſter dienen können, wie ſie in ihrer Mutterſprache ſchreiben müſſen, wenn ſie, wie er, dem deutſchen Volke Ehre bringen wollen. Die gelehrte Welt kannte er: Seine Nachrichten, welche er zu dem groſſen hiſtoriſchen Verzeichniſſe beygetragen hat, ſind der deutlichſte Beweis davon. Und wie vieles hätte ich noch zu ſagen, wenn ich alles vorbringen wollte, was ihm den Ruhm eines wahren Gelehrten zuwege gebracht hat. Er beſaß noch andere Eigenſchaften, warum man ihn lieben muſte.

Ich nehme mir nicht vor, alle Tugenden, die er beſeſſen hat, zu erzählen, ſondern nur diejenigen anzuführen, welche ich in ſeiner Freundſchaft allen andern vorgezogen habe. Sein Wandel und Leben war aufrichtig: Er befließ ſich aber der wahren Aufrichtigkeit. Der Eigennutz und die Liſt haben ſo lange nachgeſonnen, bis ſie in der Verſtellung etwas unter die Menſchen gebracht haben, wodurch ſie ſich eine Aufrichtigkeit geben können, die ſie doch wirklich nicht an ſich haben, damit die dadurch betrogen werden, mit welchen ſie was zu thun haben. Dieſe leichtfertige Erfindung iſt ſchädlicher, als die offenbare Gewalt, und weder Vorſicht noch Klugheit reicht oft zu, den heimlichen Fallſtricken zu entgehen, womit ein ſolcher verlarvter Feind ſeinem Nechſten nachſtellt. Sollte man wohl vermuthen, daß unter manchem freundlichen Angeſichte ein heimtückiſcher Vorſatz, unter den liebreichen Worten ein boshaftiges Herze, unter dem dienſtfertigen Anerbiethen ein gefährlicher Anſchlag und unter einem ſo aufrichtigen Bezeigen die größte Falſchheit verborgen wäre?

Ich wollte, daß ich dieſen Satz nimmermehr erweiſen könnte; oder wenn ich ihn zu erweiſen wüſte, doch verſchweigen dürfte, weil die vernünftige Creatur zu ſehr dadurch beſchimpfet wird, die ihre edlen

Kräfte beſſer als zum Nachtheil ihres gleichen gebrauchen ſollte. Allein dieſer Betrug iſt unter uns ſo gewöhnlich geworden, daß man ihn für ein Kunſtſtück eines geſchickten Weltmenſchen hält, und es gehet faſt kein Tag vorbey, daß man nicht hier und dar eine neue Probe davon ſehen muß. Unſer ehrlicher Rabner hatte ein viel zu redliches Herze, als daß dergleichen Laſter darinnen Platz finden konnten. Wenn es nach ſeinem Wunſche gegangen wäre, ſo hätten alle Menſchen in der Welt vollkommen ſeyn ſollen; damit ſie des Vergnügens, welches natürlicher Weiſe daraus flieſſet, wären theilhaftig, das iſt, wahrhaftig glückſelig geworden. Da er aber ſeinen Wunſch in allen Stücken nicht erfüllet ſehen konnte: So verſäumte er doch nichts, wodurch er ſeines Nechſten beſtes zu befordern wuſte, und nahm ſich in acht, ihm auf keinerley Weiſe zu ſchaden.

Bey einer ſo guten Beſchaffenheit ſeines Herzens redete er frey heraus, was er gedachte; es wäre denn, daß die Regeln der Klugheit ihm ſolches verbothen hätten. Denn er wuſte wohl, was vor ein Unterſcheid zwiſchen der vernünftigen Aufrichtigkeit und einer unvorſichtigen Treuherzigkeit anzutreffen iſt. Er redete alſo bey vieler Gelegenheit von dem, was er gedachte, lieber gar nichts; als daß er hierinnen verſtoſſen ſollte: Was er aber in andern Fällen ſagte, das war auch ſeine wirkliche Meynung. Niemanden hat er durch Schmeicheley ſeine Gunſt abzuſtehlen geſucht: Vielen aber hat er, und zwar ſeinen beſten Freunden ihre Fehler auf eine ſo ſinnreiche und redliche Weiſe vorzuhalten gewuſt, daß ſie dieſelben freywillig erkannt und abzulegen geſucht haben,

ben, ohne den geringſten Wiederwillen gegen ih
zu hegen.

Nunmehro wünſche ich, hochzuehrende Herren
daß ſie auf einige Augenblicke ihre Plätze verlaſſe
und ſie ſeinen unbilligen Feinden einräumen möchten
damit ich ſie ihres Irrthums überführen und den Arg
wohn aus ihrem vergällten Herzen reiſſen könnte, wo
mit ſie den Ruhm unſers ehrlichen Rabners verdun
keln wollen. Ich würde mich nicht ſchämen, ihne
anfangs ſelbſt zuzugeſtehen, daß ich, wie ſie, durch ei
falſches Gerüchte betrogen worden, welches mir eine
ſehr nachtheiligen Abriß von ſeinen Gemüthseigen
ſchaften beygebracht: Allein ich würde mich auch nich
ſchämen, ihnen öffentlich zu bekennen, daß ich mic
ſelbſten übereilet und meinen Fehler erkennet hätte
nachdem ich durch eine genauere Bekanntſchaft un
vertrauten Umgang den Grund ſeines Herzens tiefe
eingeſehen und gefunden, daß er ſich an der Tugen
niemals vergriffen, der Eitelkeit aber nirgends geſch
net, und das Lächerliche allenthalben als lächerli
vorgeſtellet hat. Ich würde ſie fragen, ob er hieri
nen nicht beſſer, als ſie ſelbſt gethan, wenn ſie die Fe
ler ihres Nechſten vorwerts entſchuldigen und übe
kleiſtern, hinterwerts aber übel davon ſprechen, ſ
durch ihre verhaßten Zuſätze gröſſer machen, in alle
Geſellſchaften liederlich davon reden, und es mit Flei
ſo einrichten, daß derjenige, welchen ſie alſo richte
allenthalben ſchwarz angeſchrieben werden möge. J
würde ſie an diejenigen weiſen, welche mit mir eine
ley erfahren haben und ihnen endlich zeigen, daß ſi
deswegen ſo viele vor ihm gefürchtet, weil ſie beſorg
es möchte ihre Eitelkeit, in der ſie doch ihre gröſ

Eh

Ehre ſuchten, verſpottet, und ihnen der Lohn der lächerlichen Thorheit zu Theile werden.

Sagen ſie ſelbſt, meine Herren, ob wir itzo nicht in einer Zeit leben, da es bey nahe unmöglich fällt, einen groſſen Theil der Menſchen anzuſehen, ohne über ihn zu lachen? Wer ſich nicht ſcheuet, ſeine lächerliche Geſtalt aller Welt ſehen zu laſſen, dem muß es auch nicht verdrieſſen, wenn ſich der Zuſchauer ſeines Rechts bedienet, und ihn anſiehet, wie er ſich darſtellet; ja ſich nicht genug zwingen kan, ſeine Einfälle zu unterdrücken, die er ihm ſo zu reden mit Gewalt abnöthiget. Ein aufgeweckter und munterer Geiſt ſiehet alles geſchwinder und ſchärfer ein; ſeine Lebhaftigkeit erwecket ihn, die Narrheit zu bemerken; ſeine Aufrichtigkeit malet ſie ab, wie er ſie gefunden hat. Er muß darüber lachen, und wenn ſich weder Bosheit noch Schadenfreude darunter miſchet, ſo ſehe ich nicht, wie er dabey den Ruhm eines redlichen und wohlgeſinnten Herzens verlieren ſollte. Ich habe hierinnen mit wenigem meinen werthen Freund nach der Eigenſchaft abgeſchildert, deren ich bishero erwehnet. Wer es erweiſen kan, daß er ſeine ungemeine Scharfſinnigkeit in Entdeckung der menſchlichen Thorheit, durch ſeine lebhaften Einfälle, zum Schaden und Nachtheil rechtſchaffener Leute gemisbrauchet hat, der trete wieder ihn auf und erweiſe es: Er rede aber nicht nach dem vorgefaßten Argwohne unwiſſender Leute, ſondern aus einer gewiſſen Ueberzeugung; dann will ich ihm zugeſtehn, daß mein Freund nicht lobenswürdig geweſen ſey.

Ich habe mich vielleicht in Vertheidigung meines Freundes allzulange aufgehalten: Zum wenigſten bin verſichert, daß ich nach dem Sinne unſers wohlſeligen Herrn M. Rabners lieber ganz davon hätte ſchweigen, als auch nur dieſes wenige davon erinnern ſollen. Er war in ſeinem Gemüthe viel zu geſetzt, als daß er ſich hätte die ungegründeten Beſchuldigungen, ein allgemeiner Spötter zu ſeyn, in Unruhe bringen laſſen. Er überſahe dieſe Schwachheit ſeiner unwiſſenden Feinde mit Geduld; und wuſte, daß ihre unbedachtſamen Reden ihn zu demjenigen nicht machen könnten, der er wirklich nicht war. Seine Vernunft hatte ihn zu einer höhern Erkenntniß gebracht, zu welcher niedrige Seelen niemals fähig ſind. Die machte ihn geruhig und gelaſſen, und erhielt ihn auch ſo gar in der Liebe gegen ſeine Feinde; von welchen er wuſte, daß ſie entweder aus einer bloſſen Raſerey, oder einer verführten Leichtgläubigkeit, mehr zu ihrer eigenen als ſeiner Schande redeten. Er erkannte mehr als zu wohl, daß jedermann ſo wohl als er, nicht ungefehr, ſondern aus einer weiſen Ordnung Gottes in dieſe Welt geſetzt worden; daß er ſie auch wegen dieſes gemeinen Urſprungs allerſeits für ſeine Brüder zu halten hätte, die er nach dem Willen ihres Vaters ſo wenig als ſich ſelbſt an der wahren Glückſeligkeit hindern ſollte. Und dieſen Willen hielt er ſo heilig, daß er ihn mit Vorſatz nicht zu übertreten ſuchte. Ja er ſahe dieſes nechſt der ewigen Seligkeit vor den größten und wichtigſten Endzweck der heilſamen Religion an, und meynte, daß er darauf weit mehr, als auf die äuſſerliche Beobachtung anderer eingeführten Dinge zu ſehen Urſache hätte: Weil dieſe, wenn ſie zu Beförderung der Hauptabſicht dienen, zwar gut und nützlich ſind, von vielen aber zu einem Deckmantel ihrer innerlichen

Bosheit und zu einer geiſtlichen Betrügerey gebraucht werden können.

Es giebt zwo Gattungen von Leuten, welche nichts weniger als die wahre Religion beſitzen, ob ſie gleich ein ſolch Aufſehen in der Welt damit machen, daß jedermann glauben ſollte, ſie ſey bey ihnen allein zu finden. Einige halten ſteif und feſte über dem, was man ihnen von ſolchen Dingen, welche die Religion angehen, unter der Gefahr des ewigen Fluches als unleugbare und längſt beſtätigte Wahrheiten eingeflöſſet hat. Ohne ſich weiter in die gründliche Unterſuchung derſelben einzulaſſen, fallen ſie blindlings zu, und ſetzen ſich aus einem heiligen Eigenſinne vor, nicht den geringſten Fuß breit zu weichen, ſondern alles andere zu verwerfen, zu verdammen und zu verfluchen, und bey der einmal überkommenen Erkenntniß zu bleiben, welche Dinge in ſich faſſet, die von ſo viel hundert groſſen Männern geglaubt, und von einem auf den andern fortgepflanzet worden ſind. Ihr Eifer, womit ſie darüber halten, iſt heftig, und erwirbt ihnen den Ruhm der Beſtändigkeit und Gewißheit: Ob ſie gleich in der That, wie dorten die Athenienſer, einem unbekannten Gotte dienen.

Andere hingegen bekümmern ſich um das weſentliche der Religion eben ſo ſehr nicht: Am wenigſten gedenken ſie ihre verderbten Neigungen ſelbſten anzutaſten und ſie unter das ſanfte Joch ihres Erlöſers zu zwingen. Hierinne thun ſie ſich die wenigſte Gewalt an, ſie ſind aber deſto eifriger den Schein eines gottſeligen Lebens an ſich zu nehmen. In der Beobachtung des äuſſerlichen Gottesdienſts und der eingeführten Gewohnheit ſind ſie ſo ſtrenge und gewiſſenhaft, daß ſie noch wohl den größten Phariſäer übertreffen könnten, da ſie ſich doch aus der wirklichen Uebertretung der göttlichen Gebote eben kein ſonderliches Gewiſſen machen. Ihre Abſicht iſt, andere durch ihre Heucheley zu betrügen, aus der Gottſeligkeit ein Gewerbe zu machen, und wegen ihrer Heiligkeit überall hoch angeſehen zu ſeyn. Jene eifern aus Unverſtand, und dieſe ſündigen mit Vorſatze: Beyde aber machen die Religion zum Geſpötte, wenn ſo wohl die Einfalt der erſtern als auch die Gottloſigkeit der andern offenbar wird. Und es wäre leicht zu beweiſen, daß der Wahrheit durch dieſe Feinde zu unſerer Zeit mehr, als ehedem durch die größtē Verfolgungē geſchadet worden.

Wer ein aufrichtiger Liebhaber der Wahrheit iſt, muß vor Leuten beyder Arten einen heftigen Abſcheu tragen. Denn wer kan ſich des Spottens enthalten, wenn er auf einer Seite die einfältige; auf der andern aber die liſtige Thorheit in ihrer lächerlichſten Geſtalt anſiehet? Es ſey ferne, daß man ſich hierdurch an die heilige Religion ſelbſt wagen und an ihren göttlichen Ausſprüchen vergreifen ſollte. Wer ſich ſo weit vergeht, iſt der ärgſte und abſcheulichſte Feind der Wahrheit. Die Narrheit aber derjenigen zu belachen, die ſich ſogar nicht ſcheuen, mit derſelben in das Heiligthum einzudringen, und der verehrens-würdigſten Sache einen Schandfleck anzuhängen, das kan ich ſo wenig vor etwas verbothenes halten, als ich glauben kan, daß ein Narr nicht überall in ſeiner Narrheit ein Narr ſeyn, und einem jeden, der ihn darinn antrifft, lächerlich vorkommen ſollte.

Zum wenigſten war dieſes die Meynung unſers wohlſeligen Herrn M. Rabners. Je weniger er dieſe zwo Gattungen ſchädlicher Thoren in einer ſo heiligen

Sache vertragen konnte; je weniger wuſte er ſich öfters ſelbſt ſo weit zu bezwingen, daß er nicht ihre Fehler tadeln, u. wie ſie es verdienet, hätte auslachen ſollen. Sein lebhafter Geiſt mag ſich auch vielleicht zuweilen weiter gewaget haben, als es manche ſchwache Gemüther erdulden können; die ſich durch die Religionsheuchler verführen laſſen, daß ſie die Schaalen vor den Kern nehmen und nach dem Schatten greifen, da ſie das Licht fliehen. Ich weis nicht, ob ich ihn deswegen entſchuldigen ſoll. Doch er iſt dadurch genung entſchuldiget, daß er das Innerſte der Religion eingeſehen, ihre Vortrefflichkeit mit einer tiefen Ehrerbietung bewundert, ſich nach derſelben einzig gerichtet, und alle diejenigen hochgeſchätzet hat, welche die Religion im Herzen und nicht nur im Munde geführet, und ihre Kraft in guten Handlungen, nicht aber in einem ſelbſt erwählten Gottesdienſte gezeiget haben. Alle Geſpräche waren ihm zuwieder, welche nicht mit gnugſamer Beſcheidenheit von den Grundwahrheiten der chriſtlichen Religion geführet wurden. In ſeinem ganzen Leben aber unterwarf er ſich in Gelaſſenheit der göttlichen Regierung und beſchloß daſſelbe auch in einer ſo chriſtlichen Verfaſſung mit einem gläubigen Bekeñtniſſe. Denn als er noch wenige Zeit vor ſeinem Tode gefragt wurde: In was vor einer Gemüthsbeſchaffenheit er ſich bey ſeinem beſorglichen Zufalle befände? antwortete er mit einer ſtandhaften Gelaſſenheit: Ich hab in Gottes Herz und Sinn, mein Herz und Siñ ergeben! und kurz darauf verſiegelte er dieſes Bekenntniß mit ſeinem Tode.

Schlafe wohl, geliebter Freund, nach dem du uns durch eine ſo geſchwinde Trennung entriſſen worden. Deine Eigenſchaften ſind mir allzu angenehm geweſen, als daß ich ſie ſo bald vergeſſen ſollte. Ich habe dieſelben auch itzo durch eine aufrichtige Wiederhohlung dem treuen Gedächtniſſe nochmals feſt einzuprägen geſucht. Sie, hochzuehrende Herren, haben mich durch ihre geneigte Aufmerkſamkeit ungemein verbunden. Sie werden nunmehro wiſſen, ob mein Freund, welchen ich alſo gefunden, wie ich ihn beſchrieben, Liebe oder Haß verdienet habe. Unter den Gelehrten wird ſein Name bekannt bleiben, ob er gleich in ſeinem Leben am wenigſten darauf geſonnen, ihn bekannt zu machen. Seine Freunde können ihn nicht vergeſſen: Denn der Umgang mit ihm war allzu vergnügt. Seine Feinde hätten ihn lieben müſſen, wenn ſie ihn ſelbſten, und nicht aus einer gehäßigen Nachricht hätten kennen gelernet. Sein Ruhm kan ihm nicht entriſſen werden. Er gründet ſich auf Wiſſenſchaft und Tugend. Ohne dieſelbe iſt kein beſtändiger Ruhm zu finden.

Ich ſollte vielleicht dieſen jählingen Verluſt noch mit vielen Seufzern beklagen. Vielleicht würden ſie, hochzuehrende Herren, dieſes Verfahren nicht tadeln, weil ſie nunmehro wiſſẽ kõnẽ, daß ich dieſen Freund ſehr hoch geſchätzet habe. Allein ob ich es gleich empfinde, daß es mir wehe thut ihn zu verlieren: So weis ich doch u. erinnere mich, daß es nach der Ordnung desjenigen geſchieht, der alles beſtimmt und feſtgeſtellt hat, was ſich in der Welt, als dem groſſen Werke ſeiner Macht, Weisheit und Gütigkeit begeben ſoll. Ich würde in den Fehler gerathen, welcher ſo ſehr unter den Menſchen gemein iſt, daß ſie ſich über die Wege Gottes beſchweren, die ſie nicht ausforſchen können; und mit dem nicht zufrieden ſeyn wollen, was von demjenigen herkommt, den ſie doch ſelbſt vor das weiſeſte und gütigſte Weſen halten wollen. Schändlicher Fehler! welcher die vernünftige Seele allzuſehr beſchimpfet; weil er anzeiget, daß der Menſch, den ſie belebt, entweder ein einfältiger, oder ein rebelliſcher Bürger in der Stadt Gottes iſt. Ich will dem Exempel meines geliebten Freundes folgen, der ſich der Regierung desjenigen unterwarf, welchem man nicht wiederſtehen kan, weil er zu mächtig iſt; bey welcher aber auch kein vernünftiger Menſch jemals murren wird, weil er verſichert iſt, daß ſie von einer Weisheit herrühret, die jederzeit das Beſte der ganzen Welt und eines jeden insbeſondere, ſo weit es die Einrichtung derſelben verſtattet, zum letzten Ziele hat. Hierdurch läſſet ſich das unruhige und wehmüthige Herz beſänftigen und aufrichten. Es kom̃t in eine gewiſſe Gelaſſenheit, womit es die Thränen und Klagen anderer betrübten Freunde als ſolche Zeugniſſe anſehen kan, welche die Vortrefflichkeit des verlohrnen Freundes beſtätigen.

So weinet und klaget denn, ihr erſchrockenen und zärtlichen Freunde über den Tod unſers Wohlſeligen. Eure Thränen und Klagen befeſtigen den Ruhm, den ich unſerm werthen Rabner in einem kurzen Entwurfe ſeiner guten Eigenſchaften gegeben habe. Befriediget euch aber damit, daß ihn der Tod im vollen Ruhme hingeriſſen, und euch alſo die Pflicht eines beſtändigen Andenkens dadurch leicht gemacht hat. Wer in einem Alter ſtirbt, bey welchem er ſeinen Ruhm ſelbſt überlebt, den vergißt man, ſo bald er geſtorben iſt: Wer hingegen die Welt zu der Zeit verlaſſen muß, in welcher er wegen ſeines rühmlichen Fleiſſes und ſeiner ſonderbaren Vorzüge geliebt und hochgeſchätzet wird, der bleibt in einem Andenken, das auch der längſten Zeit zu trotzen ſcheinet.

Sendſchreiben
An Se. Hochedelgebohrnen,
Herrn Hofrath Weichmann,
in Wolfenbüttel
über den ſchmerzlichen Verluſt
Seiner hochgeliebten Frau Schweſter,
abgelaſſen von
Johann Chriſtoph Gottſcheden.

Berühmter Muſenfreund, vermuthlich auch der meine,
Mein Weichmann, laß doch zu, daß ich den Fall beweine,
Der deinen Geiſt betrübt. Ach! deiner Schweſter Grab
Dringt deiner ſtarken Bruſt zufrüh die Thränen ab.
Du klagſt; ich klage mit. Du ſeufzeſt; ich nicht minder.
O würde nur dadurch dein herber Gram gelinder!
O! hätt ich itzo nur dein reines Septenſpiel,
Das Deutſchland oft ergetzt, dem Phöbus ſelbſt gefiel:
So wollt ich mir ein Lied zu ihrem Ruhm erkühnen,
So ſollt auf ihrer Gruft mein welker Lorber grünen.

Jedoch! das hab ich nicht; drum nimm, belobter Mann,
Von meiner Muſe nur das matte Schreiben an;
Ein Schreiben ſonder Kunſt, voll unverſtellter Schmerzen:
Denn deiner Schweſter Tod geht mir fürwahr zu Herzen.

Jch

Ich weis, du liebteſt ſie mit ſeltner Zärtlichkeit,
Sie war ein Frauenbild von groſſer Seltenheit,
An Jahren jung und friſch, von angenehmem Weſen,
An Geiſt und Sittſamkeit und Tugend auserleſen.
Ihr Witz war aufgeweckt. Ihr wirkender Verſtand,
Der einen edlen Trieb zur Wiſſenſchaft empfand,
War klugen Schriften hold. In Rührung ſanfter Seyten
Schien ſie den Muſen ſelbſt den Vorzug abzuſtreiten.
Noch mehr, betrübter Freund! Ihr aufgeräumter Sinn,
Dein Beyſpiel machte ſie zur deutſchen Dichterin.
Man kennt den netten Kiel auch aus gedruckten Proben,
Und wer die Wahrheit liebt, muß ihre Lieder loben.

Zwar weis ich's, werther Freund, die tolle Spötterzunft
Empört ſich hier vielleicht mit frecher Unvernunft.
Sie mag, ſie will durchaus kein Weib von edlen Gaben,
Kein Weib, das lieſt und ſchreibt, in Deutſchlands Grenzen haben.
Sie haßt ein Frauenbild, die, wieder ihren Wahn,
Nach Wiſſenſchaften ſtrebt, in Künſten was gethan;
Die nicht den ganzen Fleiß auf Eitelkeiten wendet,
Nicht unaufhörlich ſpielt, nicht ſtets den Nächſten ſchändet;
Sich nicht mit Putz und Pracht den langen Tag verkürzt,
Und ihren Mann dadurch in Schuld und Unglück ſtürzt.
Man läſtert eine Frau, die auſſer Liebsgeſchichten
Ein Buch geleſen hat: Viel minder darf ſie dichten!
Das muß ein Laſter ſeyn, dem ſonſt kein anders gleicht.
Und wie ein Maulwurf ſtets in finſtern Hölen ſchleicht,
Das Licht des Tages flieht und ſich in Koth verſcharret:
So muß die Schöne thun, in die ſich Mops vernarret;
Fein dumm und ohne Geiſt, ſo, daß ihr lieber Mann,
So thöricht er auch iſt, ſie noch beſchämen kan.

Das, das iſt eine Frau, nach unſrer Spötter Sinne!
Nur kein gelehrtes Weib, nur keine Caſtalinne!

Verkehrte Läſterſucht! Du abgeſchmackte Zeit!
O Freund, verſpotte doch den ungereimten Neid,
Der ſolche Thoren plagt. Was wollen doch die Blinden?
Wer ſeines gleichen ſucht, wirds allenthalben finden.
Mops nehme ſich ein Weib, die nichts gelernet hat:
Es zeugt ſie jedes Dorf, es zeugt ſie jede Stadt,
Die ganze Welt iſt voll, er darf ſie gar nicht ſuchen;
Was darf das Läſtermaul geſcheidtern Schönen fluchen?
Er liebe, was er will, man läßt ihm ſeinen Wurm.
Warum erregt er denn dergleichen tollen Sturm,
Wenn unter tauſenden es einer wo gelungen,
Daß ſie durch Witz und Geiſt ſich auch empor geſchwungen?
Das Wiſſen ſchändet nicht. Das weibliche Geſchlecht
Hat ja ſowohl als wir zu freyen Künſten Recht.
Wir loben den Verſtand an fremdem Frauenzimmer:
Trifft hier die Reihe denn die deutſchen Schönen nimmer?
Solls ewiglich ſo ſeyn, wie dort Rachelius
Die Weiber ſeiner Zeit zum Schimpfe ſchildern muß:
„Sie ſingt, ſie tanzt, ſie ſpielt, ſie legt ſich auf den Rücken,
„Sonſt kan ſie warlich nichts!„ So ſoll es Mopſen glücken!

Vergieb mir, werther Freund, daß ich ſo ausgeſchweift,
Und deines Kummers Laſt vielleicht noch mehr gehäuft.
Es kommt mir in der That der eignen Schweſter Schatten,
Bey dir, auf ſolchen Fall, durch ſeinen Schutz zu ſtatten!
Wer kluge Schönen ſchützt, vertheidigt ſie zugleich.
Sie war an Witz und Geiſt und freyen Künſten reich.
Wie artig wuſte ſie nach Frankreichs Art zu ſprechen!
Wer konnte ferner ſich wohl ihres Ruhms entbrechen,

Wenn er ein witzig Blatt von ihrer ſchönen Hand
Mit Zügen ſaubrer Schrift, gleich Kupferſtichen, fand?
O! laßt uns noch einmal den Thoren Weiber gönnen,
Die ihren Namen kaum recht buchſtabiren können.

Dich frag ich noch zuletzt, bekümmerter Gemahl,
Der du ſie itzt beweinſt: Sprich, reute dich die Wahl
Der edlen Weichmannin? Sprich, ſind dir nicht die Stunden
Der gar zu kurzen Eh im Augenblick verſchwunden?
Wenn hat dein witziges, dein aufgewecktes Weib
Dich ſorgenvoll gemacht? Welch ſüſſer Zeitvertreib
Half dir durch ihren Mund, nach ernſtlichen Geſchäften,
Mit immer neuer Luſt zu täglich neuen Kräften?
Ich weis, ich kränke dich durch dieſe Fragen nur.
Wohlan! erfülle denn die Vorſchrift der Natur.
Beweine den Verluſt, beweine was du liebeſt:
Wir wiſſen, daß du dich nicht ohne Grund betrübeſt.
Jedoch, du biſt ein Chriſt und ein geſetzter Mann,
Drum denke, daß dich auch die Großmuth adeln kan.
Genug, daß du bisher mit einem Schatz gepranget,
Den mancher ſehnlich wünſcht, doch nimmermehr erlanget.

Du, theurer Weichmann, biſt von männlich ſtarkem Geiſt,
Drum ſieh auch dieſes Gut, das dir der Tod entreißt,
Mit groſſem Herzen an. Es war dir nur geliehen,
Der Gott, von dem es kam, der darf es auch entziehen.
Geh hin, dein Herzog rufft, dem du ſo treulich dienſt,
Und da du längſt bey ihm an Glück und Gnade grünſt,
Wie anderwerts an Ruhm; So wird dirs leicht gelingen,
Durch Ludwig Rudolphs Huld dein Trauren zu bezwingen.

* * *

Bey der
Groß = und Demmeliſchen
Eheverbindung
von
M. Johann Martin Knöcher.

Wer glaubt den Träumen leicht? doch der Poeten Träume
Sind ſelten ohne Grund: Die abgefaßten Reime
Gehn meiſtentheils auf was, das Zeit und Umſtand lehrt;
Drum wird ihr träumend Wort ganz billig angehört.

Erlaube, werthes Paar, daß ich bey deiner Freude,
Da dich des Himmels Schluß in einem Hochzeitkleide
Vor unſre Augen ſtellt, nur kurz erzehlen darf,
Was mir die ſtille Nacht jüngſt in die Sinne warf.

Ich war, ich weis nicht wo, in Schatten ſchöner Linden;
Ein rieſelndes Gethön drang nah an ihren Rinden
Mit hellen Fluten hin: Ein alt bemooßter Stein,
Lud mich in ſolcher Flur zum Niederſitzen ein.
Ich ſaß, wie man oft pflegt, in allerhand Gedanken:
Der Bäume lange Reih, die gleichſam lauter Schranken
Von vielen Gängen zog; der Vögel ſchöner Ton,
Vergnügte mich weit mehr, als kaum ein Fürſtenthron.
Ich wurde faſt entzückt. Denn was ich nur erblickte,
War ſo ausnehmend ſchön, daß ich mich höchſt erquickte.
Von weitem ſtellte ſich was aufgethürmtes dar,
Ich weis noch ſelber nicht obs eine Grotte war.

Ich ging auf ſolche zu; blieb aber ſtutzig ſtehen,
Als ich ein Frauenbild mir ſah entgegen gehen:
Die Neugier reizte mich, zu forſchen, wer es ſey;
Doch nahte die Perſon ſich allgemach herbey.
Ihr Schweſtern, folgt mir nach! dieß waren ihre Worte:
Kommt! an dem Luſtrevier, an dieſem ſchönen Orte,
Soll unſer Feſttag ſeyn: Es iſt euch ſchon bekannt,
Ich ſchließe wiederum ein frommes Eheband.

Gut! dacht ich bey mir ſelbſt, das iſt gewiß die Liebe:
Ey daß ich nicht hiervon ſo weit entfernet bliebe;
Nein! ich muß näher gehn. Ich ging; ein ſtarker Baum
Verbarg mich recht gewünſcht durch ſeinen dunklen Raum.
Drauf kam die Gottesfurcht, in zierlicher Geberde,
Und trat, wie mich bedünkt, zu einem Opferheerde,
Und legte Feuer drauf. Die holde Sittſamkeit
Trug einen Blumenkorb, nebſt der Zufriedenheit.
Den beyden ging zugleich die Eintracht an der Seiten,
Und half inſonderheit zwey Kränze zubereiten.
Die kluge Häuslichkeit, ging allen an die Hand;
Bey der ſich überall die keuſche Zucht befand.

Drauf kam die Handelſchaft und trat in ihre Mitten,
Die Klugheit und der Fleiß, die Zahl beliebter Sitten,
Samt andern Tugenden erſchienen allzumal:
Zugleich umgab den Platz ein ſonnengleicher Stral.

Wie, dacht ich, wird ſich doch dieß ſchöne Schauſpiel enden?
Sieh da, die Liebe kam, und hielt an beyden Händen
Ein angenehmes Paar. Drauf fing ſie freundlich an:
Nun folgt, geliebten Zwey, betretet meine Bahn.
Der Himmel iſt euch hold. Ihr ſeyd der Tugend Kinder:
Wir ſämmtlich lieben euch: Ihr liebet uns nicht minder.

Drum ſoll zur Dankbarkeit euch unſer Zweck erfreun,
Ihr ſollt auf den Altar der Liebe Weyhrauch ſtreun.
Auf Schweſtern! bringet doch der ſchönſten Blumen Menge;
Verherrlichet dieß Feſt durch frohe Luſtgeſänge;
Wünſcht ihnen ſtetes Glück; rufft ihnen ſämmtlich zu:
Genießt, geliebten Zwey, der angenehmſten Ruh.
Sie fuhr noch weiter fort: Ihr könnt verſichert bleiben,
Daß wir euch in die Zahl von unſern Freunden ſchreiben.
Wir werden fernerhin Gefehrten von euch ſeyn,
Ihr nehmt uns, wie bisher, in eure Wohnung ein.
Wer unſre Freundſchaft ehrt, genieſſet lauter Segen,
Den wir vom Himmel ſelbſt herab zu bringen pflegen.
Ihr ſeyd der Eltern Luſt. Bald traten wieder Zwey,
Indem die Liebe rief, in ihren Kreis herbey.
Die gaben auch ihr Wort, mit ſegensvollem Munde,
So viel als ich vernahm, zu dem getroffnen Bunde.
Ich wurde ſelbſt gerührt, und ſprach: Du werthes Paar,
Der Höchſte mache doch die treuen Wünſche wahr,
Wie glücklich wirſt du ſeyn, wenn dieſe bey dir wohnen,
Die dich, als Tugenden, mit ihrer Gunſt belohnen.
Blüh, wachſe, ſey vergnügt! So ging ich redend hin,
Und ſah, Herr Große, dich mit deiner Demmelin.
Nun war ich erſt recht froh, als ich nunmehr erkannte,
Wer dieſes Feſt beging; wem dieſes Opfer brannte:
Ja! ich erblickte ſelbſt die Eltern voller Luſt;
Da wurde mir alsdann das ganze Werk bewuſt.
Drum fing ich nochmals an, des Höchſten Huld zu bitten,
Er wolle, werthes Paar, dich reichlich überſchütten,
Mit allem, was dein Herz nur ſtets vergnügen kan;
Heb, ſprach ich, deinen Stand mit lauter Freuden an!
Daß deine Mutter ſieht, wie wohl ſie hier gerathen;
Wie Gott den Wunſch erhört, den ihre Lippen thaten:

Und daß mit ihr zugleich ein Pflegevater ſpürt,
Daß ſolchen Eheſtand vollkommner Wohlſtand ziert.
Zeugt manchen ſchönen Zweig, und - - - Doch im Augenblicke
Rief mich der helle Tag von ſolcher Luſt zurücke.
Kurz: ich erwachte nun; fand aber in der That,
Das alles Wahrheit ſey, was mir geträumet hat.
Was ich bereits gewünſcht ſoll demnach ſtehen bleiben.
Gott laſſe meinen Wunſch viel tauſendmal bekleiben!
Verzeiht, wenn euch mein Traum von irgend was verſäumt:
Doch Morgen ſagt auch Ihr, was euch die Nacht geträumt.

* * *

Hirtengedichte
auf die
Hohmann- und Neuhauſiſche Hochzeit
von
M. Samuel Seidel.

Menalcas. Tityrus.

Dort, wo die ſeichte Fluth der ſchlanken Luppe rauſcht,
Dort, wo man Sorg und Harm mit Ruh und Luſt vertauſcht,
Wo Lag und Gegenden der langgeſtreckten Flächen
Die Augen nach ſich ziehn, und allen Unmuth ſchwächen;
Dort, wo die güldne Zeit in Hütten, Buſch und Feld,
Von Furcht und Schrecken frey, ihr ſichres Nachſpiel hält,
Und Treu und Unſchuld ſelbſt, mit Segen und Vergnügen,
Noch zwiſchen Schaf und Lamm in langem Graſe liegen;

In jener Lindenau ging nechſt des Morgens früh
Der Hirt **Menalcas** aus, und ließ ſein Wollenvieh
Theils ruhn und wiederkäun, theils an den Roſenſtöcken
Nach friſchem Futter gehn, und hin und wieder lecken.
Sein ausgekraustes Haar, der gute Feſttagsrock,
Das aufgeputzte Rohr; der neue Schäferſtock,
Die Schleife grünes Band, die Blumen in den Händen,
Die Hirtentaſche ſelbſt um die geſchlanken Lenden,
Der außerordentlich-vergnügt und freye Gang,
Sein muntres Angeſicht, ſein luſtiger Geſang,
Und ein, ich weis nicht was, an dieſes Schäfers Weſen,
Ließ hier die Wirkungen verborgner Freude leſen.

Ihm war ſein Tityrus, den ſeine Treu bewährt,
Den eine Bruſt geſäugt, den eine Milch ernährt;
Sein holder Tityrus war ihm mit ſchnellen Tritten,
Durch Matten, Strauch und Gras vor Sehnſucht nachgeſchritten.
Er holt ihn endlich ein, er traf den Schäfer an,
Den er ſo redlich liebt, der ihn ſo lieb gewann,
Und der voll innrer Luſt am mindſten wahrgenommen,
Wer ihn zur Seite ſtund, wer ihm ſo nah gekommen.
Er ſchlang ihm Hand und Arm ſo gleich um Haupt und Hals;
Menalcas ſah ihn an, und gab ihm ebenfalls
Mit freundlich-treuem Gruß von neuem zu erkennen,
Daß Lieb und Redlichkeit in ſeinem Herzen brennen,
Und Schmerz und Luſt zugleich. Wo kommſt du, ſprach er drauf,
Wo kommſt du itzo her? Was hältſt du mich hier auf?

Tityrus.

Und du, wo denkſt du hin? Was haſt du ſo zu eilen?
Bleib hier, und höre nur = = =

Menalcas.

= = = = = Ich kan mich nicht verweilen.
Du weiſt das Meyenfeſt iſt ſchon herbey gerückt,
Ich habe mich darzu geputzt und angeſchickt,
Drum auf, und hilf es mir, wie andre Jahre feyern,
Mich dünkt, ich höre ſchon der Nachbarn rege Leyern;
Mich dünkt, ich ſehe ſchon die friſchen Meyen ſtehn.

Tityrus.

Ach wüſteſt du es recht, es ſollte dir vergehn.

Menalcas.

Wie ſo? was iſt geſchehn? Iſt denn nicht Fried im Lande?
Sind Heerd u. Trift und Flur nicht in erwünſchtem Stande?
Stehn Aeſch und Gelten nicht von Sahn und Milch gefüllt?
Iſt Hürd und Hütte nicht, wenn nur Melampus billt,
Vor Wolf und Räubern frey? Sind nicht die Lämmer alle,
Des Tages auf der Huth; des Abends in dem Stalle
Ganz ſicher und verwahrt? Schau unſern Sylvius,
Dem ich ſo wohl, als du, mich ſelber danken muß;
Schau unſre Silvia, ſind ſie nicht alle Beyde
Der Hirten Schmuck und Luſt, und ihrer Kinder Freude?
Lebt unſre Phillis nicht, die mir und dir = =

Tityrus.

Halt ein!

Menalcas.

Wie? Kan dich Phillis itzt nicht mehr wie ſonſt erfreun?
Schau her, wie oft ich noch an ihren Namen denke:
Hier trag ich noch das Band, das ſie mir zum Geſchenke
An meinen Stock geknüpft: Ich ſetz ein jährig Lamm,
Im Fall du wetten willſt, dir gegen einen Schwamm,
Wir ſtehn in ihrer Gunſt vor andern angeſchrieben.

Tityrus.

Es braucht der Wette nicht; Gnug, daß ſie auch betrüben,
Und uns erſchrecken kan.

Menalcas.

Durch was denn endlich nun?

Tityrus.

Komm her, ich will es dir ganz kurz zu wiſſen thun,
Ach! Phillis will nunmehr aus unſern Triſten ſcheiden.
Will weiter nicht mit uns, will nun mit andern weiden.

Menalcas.

Die Phillis? Und mit wem? Wie? redſt du auch wohl wahr?

Tityrus.

Und zweifelſt du noch dran? es iſt ja ſonnenklar,
Beſinnſt du dich nicht ſelbſt, daß ſchon vor vielen Wochen
Sie Damon hier geſehn, gegrüßt und auch geſprochen?

Menalcas.

Erinnerſt du dich nicht, wie man ſo fremde that?

Tityrus.

Und dennoch unvermerkt der Abſicht näher trat.
Erinnerſt du dich nicht, wie ſchön ſie auf den Raſen,
Um jenen Mayerhof vergnügt die Blumen laſen?

Menalcas.

Ich weis es freylich wohl; doch das beweiſt nicht viel.

Tityrus.

Du irreſt, denke nur, Dametas war im Spiel;
Dametas, deſſen Witz ſonſt alle Schäfer lieben,

Der hat nach ſeiner Art das Werk ſo wohl getrieben,
Daß man den Ausgang ſieht, eh man den Anfang weis.

Menalcas.

Das hätt ich nicht gedacht. Je! wird mir doch ganz heiß,
Da ich das erſte Wort von dieſem Schluß vernehme.

Tityrus.

Es geht mir gleichfalls ſo, ſo, daß ich mich faſt ſchäme.
Wo jene Buche dort aus dem Gebüſche ragt,
Da hab ich manchesmal, ſo bald es früh getagt,
Bald Kränze, bald ein Herz; doch allzeit in der Mitten
Der Phillis Namenszug den Rinden eingeſchnitten.
Allein, was hilft die Luſt? Die Freundſchaft weicht dem Kuß,
Den Damon giebt und nimmt.

Menalcas.

Doch was ſpricht Sylvius?
Bekümmert der ſich auch? Thut der denn auch verdroßen?

Tityrus.

O nein! Er ſpricht vielmehr: Der Himmel hats beſchloßen!
Sie ſind einander werth: Wer kennt den Damon nicht,
Und was man überall von ſeiner Tugend ſpricht,
Durch die er itzo ſchon des Vaters Ruhm erreichet,
Des Schäfers, welchem ſonſt nicht leicht ein andrer gleichet,
So weit ſich unſre Flur, und auch die Pleiße ſtreckt?

Menalcas.

So iſts: So ſehr mich auch der Phillis Abſchied ſchreckt:
So leichte geb ich mich doch darum noch zufrieden,
Daß eben Damon ihr ſein Herz und Haus beſchieden.
Der klug und zärtlich liebt, der ihrer würdig iſt.

Tityrus.

Ach! daß du geſtern nicht bey mir geweſen biſt!
Da hört ich ihnen zu, da ſchwatzten Mund und Herze,
Da ſcherzten ſie im Ernſt, da klagten ſie im Scherze,
Da ſprachen ſie vergnügt, (nur ich verſtund es nicht,)
Wie ſonſt das Schäfervolk dort an der Seine ſpricht.
Da ſah ich, wie ſie ſich die Hitze, die ſie fühlten,
Mit Reiſern vom Gebüſch durch ſanftes Fächern kühlten:
Da ſagte Damon ihr zuweilen was ins Ohr,
Da ſpielte ſie ihm was auf ihren Seyten vor,
Da dacht ich bey mir ſelbſt: Iſt das nicht eine Freude!
Da wünſcht ich hundertmal: Liebt glücklich, werthen Beyde!

Menalcas.

Das wünſch ich ebenfalls. Zumal, wenn es geſchieht,
Daß Phillis unſer denkt, wenn ſie ſich uns entzieht,
Und wir ſie dann und wann mit dem geliebten Hirten
Von ferne weiden ſehn; bisweilen hier bewirthen,
Und hören, daß es ihr nach eignem Wunſch ergeht.

Tityrus.

Wenn ihre Freundſchaft nur uns künftig nicht entſteht,
Da ſie an Damons Herz was beſſers angetroffen!

Menalcas.

Wo ſo viel Tugend wohnt, da läßt ſich alles hoffen,
Was man ſich wünſchen kan. Die Phillis bleibt uns gut.
Ich wette noch einmal, um einen bunten Hut,
Um einen Blumentopf, um drey paar Taubenneſter,
Sie liebt uns gleichwol noch, ſie bleibt doch unſre Schweſter.
Komm nur, und ſchicke dich mit mir zur Hochzeit an,
Such Spike, Rosmarin, und friſchen Majoran,
Brich einen Zweig darzu vom beſten Roſenſtocke.
Und ſteck es, ſo wie ich, durchs Knopfloch an dem Rocke,

Und komm, und folge mir. Mag doch das Pfingſtbier ſeyn:
Gnug was ich da verſäumt, das bring ich wieder ein,
Wenn ich der Phillis nur die Meye bringen werde.

Tityrus.

Ich folge deinem Rath; doch laß uns erſt die Heerde,
Die dort im Grunde geht, beſchicken und beſehn,
Und, wie es allemal in ſolchem Fall geſchehn,
Ein aufgewecktes Lied zu ſolcher Luſt erſinnen.

Menalcas.

Ich kan ſchon eines drauf, es heißt: Ihr Schäferinnen,
Seyd wohl ein hübſches Volk = =

Tityrus.

Ach nein, wie ſchickt ſich das?
Es muß was neues ſeyn. Sing lieber ſonſten was.
Sing unſerm Damon nur, ſing Phillis was zu Ehren.

Menalcas.

Ich ſinge; Doch laß du auch deine Leyer hören:

Eh wird das Lamm den Wolf verjagen,
Als Damon nicht die Phillis liebt;
Eh wird die Tanne Pfirſchen tragen,
Als Phillis ihn durch was betrübt;
Eh wird man ohne Feuer kochen,
Eh wird man ohne Speiſen ſatt;
Als Phillis nicht in vierzig Wochen,
Den erſten Sohn zu wiegen hat.

Daß man die wahre Beredſamkeit nur in männlichen Jahren recht faſſen und ausüben könne;

In einem Schreiben

An

Herrn M. Chriſtian Clodius,

Der Schulen zu St. Annaberg Rectorn,

bey ſeiner Eheverbindung,

Im Namen der vertrauten Redner Geſellſchaft

erwieſen von

Johann Chriſtoph Gottſcheden.

So gern und willig ich ſonſt ſchon zu verſchiedenen malen dasjenige über mich genommen, was die Ordnungen unſerer Geſellſchaft mir auferleget haben: So viel angenehmer wird mir vor dieſesmal die Beobachtung meiner Pflicht, da ich im Namen derſelben eurer Hochwohledlen einen Glückwunſch ablegen ſoll. Ich erinnere mich bey dieſer Gelegenheit deſſen, was nunmehro faſt vor neun Jahren geſchehen iſt. Kaum war ich dazumal in Leipzig angelanget; kaum hatte mich der Ruhm eines überall bekannten Menckens in die unter ſeiner Aufſicht ſtehende deutſchübende poetiſche Geſellſchaft zu treten bewogen; kaum hatte ich daſelbſt eure Hochwohledlen kennen und hochſchätzen gelernet: Als mir durch dieſelben noch zu einer andern Geſellſchaft der Weg gewieſen wurde. Dieſes war nun eben dieſe vertraute Rednergeſellſchaft, wo man ſich im Abſehen auf die deutſche Beredſamkeit eben die Mühe gab, als dort im Abſehen auf die Dichtkunſt geſchahe: Indem man ſich mit zuſammengeſetzten Kräften bemühete, in derſelben zu einem höhern Grade der Vollkommenheit zu gelangen.

Eure Hochwohledlen waren ſelbſt ein würdiges Mitglied davon, und ich ergriff alſo die mir gezeigte Gelegenheit, mich auch in deutſchen Reden zu üben, um deſto eifriger, je geſchickter der Wegweiſer war, der mich zu einer ſolchen Rednerverſammlung anleitete. Dero bloſſer Vorſpruch war bey den übrigen gelehrten Mitgliedern ſo kräftig geweſen, daß man mir, einem noch ganz unbekannten Fremdlinge, ohne weiteres Bedenken eine Stelle darinnen einräumete, und mir alle die Rechte verſtattete, die zu Beförderung meiner und der gemeinen Abſichten dienen konnten. Weil mich nun der Eintritt in dieſe Geſellſchaft niemals gereuet hat, eure Hochwohledlen aber diejenige Mittelsperſon geweſen ſind, die mir darzu die erſte Anleitung gegeben: So kan ich nicht umhin, ihnen bey dieſer Gelegenheit meine Dankbarkeit davor an den Tag zu legen.

Ich ſchäme mich dergeſtalt ganz und gar nicht, hiermit öffentlich zu geſtehen, daß ich mich bisher, auch in männlichen Jahren, noch immer in der Beredſamkeit geübet habe: So wunderlich auch ſolches vielen vorkommen wird. Und was ſollte ich mich deſſen ſchämen, da weder eure Hochwohledlen, noch ſo viel andere geſchickte Mitglieder unſerer Geſellſchaft, ſich deſſen jemals geſchämet haben: Die doch alle auf unſerer hohen Schule die Lehrerwürde, theils in den Rechten, theils in der Weltweisheit mit ſo vielem Ruhme erlanget, und bisher wirklich andern zu gut nicht ohne Beyfall angewandt haben. Dieſe gelehrten Männer haben es allerſeits längſt erkannt, daß die Uebungen der Wohlredenheit männliche Uebungen ſind; die weder vor Kinder, noch vor Jünglinge gehören. Man darf auch die Natur der wahren Beredſamkeit nur halb eingeſehen haben, um dieſes zu begreifen: Und ich würde kein Wort darüber verlieren dörfen; wenn es nicht unzähliche, ſonſt anſehnliche und wackere Leute gäbe, die hierinnen ganz anderer Meynung ſind. Dieſen und vielen andern zu gut, die ſich vielleicht durch ihr Urtheil möchten verleiten laſſen, ein gleiches zu glauben, will ich voritzo die Gründe kürzlich ausführen, darauf ſich unſere Meynung ſtützet. Eurer Hochwohledlen aber wird eine Abhandlung nicht misfallen können, die dero eigenes Thun und Verhalten rechtfertigen, viele andere aber vielleicht bewegen wird, künftig in dero vormalige Fußtapfen zu treten.

Zwar wenn die Beredſamkeit von der Natur der meiſten übrigen freyen Künſte wäre, die weiter nichts als einen fähigen Kopf und einigen Fleiß zum voraus ſetzen: So würde ich ſelbſten auf die Seite meiner Gegner treten. Was brauchet man nemlich, um die Sprachkunſt, die Rechenkünſt, die Meßkunſt und die Muſik zu erlernen ſonſt weiter, als ein gutes Naturell, eine geſchickte Anführung, nebſt einiger Luſt und Liebe zu dieſen Dingen? Keine einzige von dieſen ſo angenehmen und nützlichen Künſten fordert einige Vorbereitung von ihren Schülern. Wenn dieſe gleich noch nichts wiſſen, ſo können ſie doch alles lernen: Wenn ſie es nur an ihrer Aufmerkſamkeit und eifrigen Beſtrebung darnach nicht wollen fehlen laſſen. Von ganz anderer Beſchaffenheit aber iſt die Redekunſt. Weitgefehlt, daß ſie mit einem leeren Kopfe bey ihren Schülern zufrieden ſeyn ſollte: So erfordert ſie vielmehr eine faſt allgemeine Wiſſenſchaft; oder doch wenigſtens eine ſolche Erkenntniß vieler Dinge, die ſich bey frühen Jahren und unreifem Verſtande unmöglich antreffen läſſt.

Diejenigen ſo dieſe Kunſt am beſten beſchrieben haben, nennen ſie eine Kunſt zu überreden; eine Geſchicklichkeit andere auf ſeine Meynung zu bringen; eine Fertigkeit die Wahrheit auf eine angenehme und kräftig-rührende Art vorzutragen; eine gewaltige Lehrerin der Gelehrten und Ungelehrten; eine mächtige Bezwingerin der Herzen; eine ſchreckliche Königin der Tyrannen; ja eine donnernde Beherrſcherin der gröſten Weltbezwinger. Und daß ichs kurz faſſe, man nennet ſie gar eine zaubernde Circe, die aus denen, die in ihre Hände gerathen, alles was ſie will, machen kan.

Dieſes iſt ohne Zweifel ſehr viel von der Beredſamkeit geſagt: Allein es iſt nichts mehr, als was Ariſtoteles, Longin, Cicero und Quintilian, die gröſten Lehrer der Wohlredenheit, vorlängſt von ihr behauptet haben. Doch geſetzt, ſie hätten ſolches weder erkannt noch geſagt: Würden wir nicht ſelbſt im Stande ſeyn ſolches zu erkennen, wenn wir nur auf ihre Wirkungen ſehen wollten? Was hat ſie nicht vorzeiten durch die beredten Zungen eines athenienſiſchen Tullius und römiſchen Demoſthenes vor Wunder hervorgebracht? Ich verwechsle mit Fleiß die Namen

men und Städte dieſer beyden Meiſter in der Wohlredenheit, weil dieſelben, auch nach Plutarchs Urtheile, einander faſt in allen Stücken gleich geweſen. Man müſte ja ferner ein Fremdling in den Geſchichten ſeyn, und nicht wiſſen, was ein Pericles und Alcibiades, ein Craſſus und Brutus, ein Hortenſius und Aſinius mit ihren Reden vor erſtaunende Dinge ausgerichtet. Man müſte endlich auch nicht wiſſen, was in neuern Zeiten ein Fleſchier und Bourdaloue, ein Tillotſon und Stillingfleet, ein Saurin und Syperville, ein Luther und Mayer vor Leute geweſen. Wenn man aber das alles, und noch ein mehrers weis, was von itzlebenden Rednern geſagt werden könnte: So wird man alles obige unmöglich einen Augenblick in Zweifel ziehen können.

Iſt dem nun alſo, wie kan man denn glauben, daß ſich dieſe Kunſt mit ungewaſchenen Händen angreifen laſſe? Wie will man ein zartes Kind die Kunſt lehren, andere zu überreden; das doch ſelbſt noch nichts weis, wovon es ſie überreden könnte? Wie will man junge Knaben geſchickt machen, andere auf ihre Meynung zu bringen; die doch ſelbſt noch nicht wiſſen, warum ſie dieß oder jenes vor wahr halten? Wie will man ungelehrten Jünglingen eine Fertigkeit beybringen, die Wahrheit angenehm und rührend vorzutragen; die darinn ſelbſt noch unerfahren ſind, und mit Erlernung derſelben genug zu thun haben? In Wahrheit, wer ſich andere zu lehren unterfängt, der muß ſelbſt in dem Anſehen ſtehen, daß er gelehrt ſey; oder es doch zum wenigſten wirklich ſeyn. Wer vermittelſt einer Rede die Herzen lenken will, der muß ihre verborgenſten Schlupfwinkel aus der Sittenlehre kennen,

nen, und die heimlichſten Treibfedern menſchlicher Neigungen aus dem Grunde unterſuchet haben. Wo will aber die Jugend ſolches alles her haben? Wo kan ſie die Einſicht, die Erfahrung, die Klugheit, die Behutſamkeit, die Erkenntniß menſchlicher Gemüther, den Vorrath von Wahrheiten, und kurz, die weitläufige philoſophiſche, hiſtoriſche und politiſche Gelehrſamkeit hernehmen, die nach Cicerons und Quintilians Beſchreibungen, zur Ausübung der Beredſamkeit unumgänglich vonnöthen iſt?

Ich weis wohl, was man hier ſagen wird. Man wird die Erlernung der Beredſamkeit von ihrer Ausübung unterſcheiden wollen. Man wird ſagen, es ſey ein anders, ſich im Reden zu üben; und ein anders, die dadurch erlangte Geſchicklichkeit im gemeinen Weſen wirklich anzuwenden.

Ich gebe dieſen Unterſcheid zu; leugne aber gleichwohl, daß auch zu dem erſtern ein kindiſcher Begriff und die Fähigkeit junger Knaben zulänglich ſey. Nur die bloſſen Regeln der Redekunſt ſetzen ſchon ſo viel zum voraus, daß ſie von Kindern gar nicht, und von Jünglingen kaum halb begriffen werden können. Man muß aus der Vernunftlehre die Kräfte des Verſtandes ſchon kennen, und ihren Gebrauch zu beurtheilen geſchickt ſeyn. Man muß die Stuffen der Wahrſcheinlichkeit in den Beweiſen gleichſam abzuzählen, und die Gründe darnach klüglich zu ordnen wiſſen. Man muß die Gemüthsbewegungen aus der Sittenlehre kennen; Man muß ihren vielfältigen Einfluß in die Meynungen und Thaten der Menſchen einſehen; Man muß endlich dieſelbigen nicht nur vorher ſehen, ſondern auch nach Belieben erregen und dämpfen können. Wo will ſich nun dieſes alles bey Knaben finden, die weder von der Vernunft- noch Sittenlehre etwas wiſſen; oder wo ſie ja was davon gehöret haben, doch ſolches bloß mit dem Gedächtniſſe gefaſſet und keinesweges recht verſtanden haben können? Ich ſchweige von der Erfindung aller Theile in einer Rede, davon man einem Unwiſſenden, wie dem Blinden von Farben vorreden wird.

Ein jeder mag hieraus ſelbſt ſchlieſſen, was von ſo unzählichen Schulrhetoriken zu halten ſey, die zum Gebrauche der daſelbſt ſtudirenden Jugend verfertiget worden. Es ſind Marterbücher, die unwiſſenden Knaben zur Laſt werden. Denn wenn ſie es dadurch ſehr hoch bringen, ſo lernen ſie etwa einen weitläuftigen Entwurf zu einer Rede, den ſie von ihren Lehrmeiſtern bekommen, mit vielen ungeſchickten Zuſätzen und Erweiterungen, mehr verſtümmeln als ausführen. Was ſind alſo gedachte Bücher anders, als künſtliche Anweiſungen, wie man bey leerem Kopfe viel plaudern lernen ſolle; und wie man aus Kindern, die erſt recht denken lernen ſollten, vor der Zeit ſchwatzhafte Papageyen machen könne? Ja die Wahrheit zu ſagen, dieſe Bücher ſind die wahren Hinderniſſe, warum auch diejenigen, die noch hier und da geſchickt geweſen wären, Redner zu werden, es niemals geworden ſind. Denn indem ſie mit der falſchen Einbildung aus den Schulen gezogen, als ob ſie die ſo verächtliche, die ſo ſpottleichte Redekunſt ſchon als Knaben begriffen hätten: So ſchämen ſie ſich dergleichen, ihrer Meynung nach, kindiſche Sachen, von neuem wieder vorzunehmen. Cicero ſelbſt ſtinket ſie an, und der würde von ihnen für einen Schulfuchs angeſehen werden,

den, der ſich mit ſolchen Büchern noch auf Univerſitäten ſchleppen wollte. Daher geſchieht es denn, daß ſolchen eingebildeten Rednern ihre Sammlungsbücher den ganzen Vorrath an die Hand geben müſſen, wenn ſie irgend ein paar Worte ſagen wollen. Daher kommt es, daß man ſich, mit ſo groſſem Fleiſſe aufs Ausſchreiben leget, und daß kaum der zehnte Theil von ſolchen Reden aus des Verfaſſers eignen Worten beſtehet. Daher kommt es endlich, daß kein Menſch durch ſolche Redner weder überredet noch gerühret wird; und daß endlich die Beredſamkeit ſelbſt bey vielen in eine ſinnloſe Plauderey und leere Geſchwätzigkeit verwandelt worden. Herrliche Früchte einer ſo frühzeitig erlernten Redekunſt!

Hiermit will ich indeſſen durchaus nicht behaupten, als ob geſchickte Schulmänner die Redekunſt ganz und gar aus ihren Schulen verbannen ſollten. Nein, das iſt meine Meynung nicht. Es bleibt ihnen nemlich noch genug übrig, was ſie thun können, um künftige Redner zu einer ſolchen Kunſt vorzubereiten. Sie dürfen ja die Jugend nur zum Verſtande der alten Redner anführen. Sie dürfen ihren Schülern nur die ſchönſten Stellen Cicerons und andrer Lateiner anmerken, die oft in ihren Schriften kleine Reden eingemiſchet haben. Sie dürfen ihnen nur die darinn enthaltenen Kunſtgriffe erklären und anpreiſen, ja dieſelbigen gar auswendig lernen laſſen: Wie der gelehrte Rollin ihnen hierzu die ſchönſte Anweiſung gegeben hat. Sie dürfen junge Knaben nur in der reinen und deutlichen Ausſprache üben, und ſie zu einem lebhaften und wohlanſtändigen Vortrage ſolcher auswendig gelernten Stellen gewöhnen. Oder wenn ja in gewiſſen Fällen auch neugemachte Reden gehalten werden müſſen: So müſſen ſie ihnen ſelbſt dergleichen ausarbeiten, und ihre Lehrlinge anhalten, dieſelben auf gehörige Art herzuſagen. Dieſe und andere dergleichen Uebungen werden künſtigen Rednern mehr Nutzen ſchaffen, als alle elende Ausarbeitungen und Nachahmungen, womit ſo viele Knaben die Zeit verderben, und wodurch ſie ſich doch von der wahren Beredſamkeit nur noch deſtomehr entfernen.

Selbſt auf hohen Schulen wäre es allen Studirenden zu rathen, ſich nicht gleich das erſte halbe Jahr in eines Redners Unterricht zu begeben. Die Redekunſt lehret ihre Schüler nicht diejenigen Sachen, die ſie bedürfen: Sie zeiget ihnen nur die Art und Weiſe dieſelben wohl vorzutragen. Die Wiſſenſchaften geben den gehörigen Vorrath zur Beredſamkeit. Die ganze Gelehrſamkeit ſchaffet Holz, Marmel und Metall an, das prächtige Gebäude einer wohlgeſetzten Rede aufzuführen. Wem es nun an dieſem noch fehlet, wie will der ſich im Bauen üben? Was ſind uns die Regeln von der Kunſt zu fliegen nütze, ſo lange wir keine Federn haben? Was würde demjenigen Kinde ein Tanzmeiſter nützen, welches noch nicht gehen könnte? Und wie wollte man doch die Reitkunſt lernen, ehe man noch eines Pferdes habhaft worden, daran ſich die Regeln derſelben ausüben lieſſen? Je mehr alſo ein Studirender bereits gefaſſet hat; je weiter er in der Gelehrſamkeit gekommen iſt; ſe reichlicher er ſein Gedächtniß mit tauſenderley Sachen angefüllet hat; und je ſtärker ſeine Beurtheilungskraft durch die Weltweisheit geworden iſt: Mit deſto beſſerm Fortgange wird er ſich in der Beredſamkeit üben; ja deſto vernünftiger wird er handeln, wenn er ſich erſt am Ende ſeiner academiſchen Jahre um den guten Vortrag deſſen bekümmert, was er bis dahin ſo eifrig und mühſam gelernet hatte.

Doch wohin verleitet mich die Begierde eine nicht gar zu bekannte Wahrheit recht ins Licht zu ſetzen? Ich habe die Schranken eines Briefes faſt gar zu ſehr überſchritten, indem ich meinem Hauptſatze ein Gnügen thun wollen: Und gleichwohl habe ich die Exempel der Alten noch nicht angeführet, die zur Beſtätigung deſſelben dienen könnten. Ich muß alſo dieſelben vor dießmal übergehen; und kan ſolches um deſto eher thun, da es eurer Hochwohledlen unmöglich ſchwer fallen kan, dieſen Mangel ſelbſt zu erſetzen.

Nun ſoll ich noch auf die Abſicht dieſer ganzen Schrift, nemlich auf die glückliche Verbindung eurer Hochwohledlen kommen, und im Namen unſrer vertrauten Rednergeſellſchaft einen herzlichen Glückwunſch dazu abſtatten. Hätte ich die Ehre dero angenehme Jungfer Braut von Perſon zu kennen: So würde ich mir angelegen ſeyn laſſen, die vernünftige Wahl eurer Hochwohledlen zu loben und ſolche durch die liebenswürdigen Eigenſchaften derſelben zu rechtfertigen. Oder verſtünde ich die Kunſt gewiſſer Redner und Poeten, auch die unbekannteſten Leute zu rühmen, und aus den allgemeinen Quellen der Lobſprüche ohne Gewiſſensſcrupel auf einen jeden etwas zu erfinden: So würde ich noch ſehr viel zu ſagen haben. Ich dürfte ja nur des ſinnreichen St. Evremonts Abbildung eines Frauenzimmers, dergleichen es niemals gegeben hat, auch niemals geben wird, nachmalen, oder ins kurze bringen. Allein ich weis, daß eure Hochwohledlen weder ſelbſt zum ſchmeicheln geneigt ſind, noch die Schmeichler leiden können. Und ein vernünftiges Frauenzimmer, wird ſich aus dem Lobe deſſen, der ſie nicht kennet, niemals eine Ehre machen.

Ich kan alſo nichts mehr, als dieſes ſagen. Eurer Hochwohledlen bekannter Verſtand, und geſetzte Tugend, läßt uns von Dero getroffenen Wahl das allerbeſte vermuthen. Sie pflegen ſonſt nichts, als was ihnen an guten Eigenſchaften ähnlich iſt, zu lieben. Dieſes hat man aus allen den Freunden geſehen, die ſie hier und anderwerts gehabt haben. Eine Ehegattin iſt die vertrauteſte Freundin, die man in der Welt haben kan; und das Bündniß, ſo man mit ihr ſchlieſſet, ſoll lebenslang dauren. Dieſes alles wuſten eure Hochwohledlen ſehr wohl, folglich ſind wir verſichert, daß ſie mit der größten Behutſamkeit werden gewählet haben. Hat nun ihre geliebte Scheuereckin ihnen vor allen andern Schönen, ſo ſie jemals gekannt, eines ſo genauen Bandes würdig geſchienen: So muß ſie ohne Zweifel ſehr herrliche Eigenſchaften beſitzen; und wir haben Urſache uns mit eurer Hochwohledlen zu erfreuen, daß dero Liebe ſo glücklich geweſen, Beyfall, Gegenliebe, Jawort, Ring, Hand und Herz von derſelben zu erlangen.

Sollen wir auch auf das künftige Schickſal ihrer angefangenen Ehe denken: So wünſchen wir eurer Hochwohledlen weiter nichts, als eben den Grad eines lebhaften Vergnügens, womit beyder Gemüther an dero Hochzeittage erfüllet ſeyn werden. Dieſer Wunſch begreift alles in ſich, was wir ſonſt mit ſehr weitläuftigen Umſchweifen ſagen könnten. Wir können auch die Erfüllung deſſelben um ſoviel wahrſcheinlicher vorherſehen, da uns bekannt iſt, daß Freundſchaften, die ſich auf Vernunft und Tugend gründen, auch mitten in den Unvollkommenheiten dieſes Lebens, ein paar wahrhafte Freunde ſo glücklich machen können, daß ihnen faſt nichts anders mehr zu fehlen ſcheinet. Leben ſie wohl!

Damons Klage über den Verluſt und Abſchied der Phillis.

von

Chriſtianen Marianen von Ziegler.

Wie ſieht es nun um uns, verweyſten Brüder, aus?
Die Reihen ſind getrennt; der Tanz und Hirtenſchmaus
Iſt leider uns und auch der Schäferinnen Orden,
Nach unſrer Phillis Flucht, ein Klagelied geworden.
Seitdem ſie ihren Fuß aus unſrer Trift geſetzt,
Entflieht auch alles das, was ſonſt das Aug ergetzt.
So ſtark die Wieſen hier mit Blumen ſchwanger gehen,
So fett und häufig auch man hier den Klee ſieht ſtehen;
So ſcheint doch alles todt. Der Blumen Kayſerin,
Der Augen ſchönſter Schmuck, die Phillis iſt dahin!
Die Lämmer gehen hier mit uns zugleich im Leide;
Wie hängen ſie den Kopf? Sie hungern [illegible] der Weide
Vor lauter Schmerz und Gram. Warum? weil jedes ſieht,
Daß ihre Schäferin den Feldern ſich entzieht.

Kein Thal noch Wald kan uns nach ſolchem Raub erfreuen:
Ihr allerſchönſter Platz gleicht wilden Wüſteneyen.
Aurora weinet ſelbſt. Seht ihr die Thränen nicht
Auf allen Blättern ſtehn? Das ſonſt ſo heitre Licht
Des Titans ſcheinet Glanz und Anſehn zu verliern,
Da Phillis ſich nicht läßt auf unſern Auen ſpüren.
Unſäglicher Verluſt! wer rufft nicht tauſendfach?
Wer ſieht der Schönen nicht vor Wehmuth ſehnlich nach?
Ihr alle müſſet mir, und werdt es auch bekennen,
Daß man recht gerne hört den ſchönen Namen nennen.
Der Schäferinnen Chor wird ſonder Zwang geſtehn,
Daß keine ſich darvon erkühnt ihr vorzugehn.
Wer war der Phillis gleich, (doch keine zuverachten)
Wenn wir nach Hirtenart hier ſcherzten, tanzten, lachten?
Stellt euch, ihr Freunde! nur den Abriß noch von ihr
Und ihre Lieblichkeit in den Gedanken für.
Mir iſt, als ſäh ich ſie noch in den Reihen ſitzen,
Und Huld und Ernſt zugleich aus Aug und Stirne blitzen:
Ihr Geiſt war aufgeweckt, doch ſittſam auch darbey.
Mag Himmel und Natur ein netter Contrefay
Von einer Schäferin auf allen Auen zeigen,
So weit und breit man auch nur läßt ſein Auge ſteigen?
Reizt euch nicht die Geſtalt und ihrer Glieder Pracht?
Wie ſchlank war nicht der Leib, wie ſchmal der Fuß gemacht?
Wer tanzte zierlicher, als Phillis in den Reihen?
Wer ſang wohl lieblicher, die Hirten zu erfreuen,
Wodurch ſie aller Ohr und Sinn zugleich bethört?
Ja ſelbſt die Nachtigall hat ihr oft zugehört,
Und in dem Buſch gelauſcht, um bey ſo ſchönem Dichten
Sich nach der Phillis Schall und holdem Ton zu richten.
Gefährten! könnt ihr wohl, da dieſer Raub geſchehn,
Vor Jammer, Leid und Gram nach euren Heerden ſehn?

Sie mögen irren, fliehn, und ſich im Wald verſchlagen,
O kommt! laßt uns dafür das Leid einander klagen,
Am allermeiſten mir, mir! dem zu weh geſchicht;
Dem Troſt und Zuſpruch fehlt. Wie Damon, wirſt du nicht
Vor Scham u. Schrecken roth? Vergebt es mir, ihr Brüder!
Schmerz, Sehnſucht und Verluſt ſchlägt mich dermaſſen nieder,
Daß ich mich leider ſelbſt, vor Jammer und Verdruß,
Nach meiner Phillis Flucht nunmehr verachten muß!
Ich habe ſie geliebt, und dieß mehr als zu heftig.
Ihr Weſen war zu ſchön, ihr Augenſtral zu kräftig.
Iſts möglich? daß ihr nie die Glut an mir verſpürt,
Indem ich ganz verwirrt die Reihen oft geführt.
Wie oftmals hab ich nicht, wenn ich bey ihr geſeſſen,
Freund, Heerde, Haus und Hof, ja gar mich ſelbſt vergeſſen.
Bracht euch mein Aufzug, Putz und meine Liverey
Dergleichen Argwohn nicht, ihr blinden Schäfer, bey?
Schloßt ihr nicht aus dem Gang, aus Stellung Wort und Minen,
Was ich verborgen hielt? Wenn bin ich wol erſchienen,
Daß nicht ein friſcher Straus, den ich mit Sorgfalt las,
In ungezwungner Pracht auf meinem Hute ſaß?
Wo ward ein ſchönrer Schurz, als meiner iſt, gefunden?
Es muſte Strumpf und Schuh ſtets knapp und glatt gebunden,
Die Taſche bunt geſtickt, die Flaſche ſchön und rein,
Die Wäſch auf meiner Haut, ſchneeweis wie Phillis ſeyn.
Kein Schäferſtock iſt wohl in unſerm ganzen Orden,
So nett und rund gedreht, ſo reich bebändert worden.
Mein Hirtenkleid, das ich um Lend- und Hüften ſchlug,
Und wie ihr ſelber wißt, doch alle Tage trug,

Beſchämt an Reinlichkeit, auch eure Feſttags-Röcke,
Wenn habt ihr einen Strich, auch von dem kleinſten Flecke,
Auf ſelbigem geſehn? Wie oft hab ich die Nacht,
Wenn ihr in Ruhe ſchlieft, mit Tanzen zugebracht!
Die Misgunſt gab mir ſelbſt den Vorzug unter allen.
Und warum that ich dieß? der Schönen zu gefallen.
Vergebner Putz und Müh! was hab ich denn erreicht?
Dieß, daß die Schäferin aus unſrer Flur entweicht.
Ach Phillis, meine Luſt! Nun aber, mein Verlangen!
Wie oft bin ich die Trift, nicht auf und abgegangen,
Nur was von dir zu ſehn? Auch deine bloſſe Spur
Vergnügte meine Bruſt. Erblickt ich Armer nur
Von deinem Schäferſtock die weit entfernte Spitze,
So ward ich ſchon entzückt, entbrannt von Glut und Hitze:
Es war, als böthe mir der Schutzgott, unſer Pan,
Sein ungezähltes Heer und ſeinen Reichthum, an.
Die Nacht, worauf doch ſonſt die andern Hirten hoffen,
Die hat zu meiner Quaal mich ſtets zu früh betroffen.
Sie war mein größter Feind. Die Hütte, wo ich lag,
Glich einer finſtern Gruft. Ich ſeufzte, wär es Tag!
Wie hab ich wegen dir den Schlaf mir unterbrochen,
Und vielmal vor Verdruß und Ungeduld geſprochen:
Aurora ſäume nicht! weil Deck und Stroh zu hart,
Und weil es mir zu bang auf meinem Lager ward.
Ja, konnt ich gleich noch nicht Orions Glanz erblicken:
So ließ ich aus dem Stall doch ſchon die Heerde rücken.
Ich riß den Säugling ſelbſt von ſeiner Mutter Bruſt,
Er trunke ſich nicht ſatt, ich ſtörte ſeine Luſt:
Bloß um am erſten dich um deine Ruh zu fragen,
Und meinen Beyſtand dir zum Hüten anzutragen.
Hieß denn der Abend mich in meine Hütte gehn:
So ſah ich dich im Geiſt an meiner Seite ſtehn:

Doch dieſer Afterſchein bethörte mich ſo nahe,
Daß Damon nicht einmal bey ſeiner Anzahl ſahe,
Das was er heimgebracht. Zehlt ich im Hof die Schaar,
Und das was in den Stall bereits gedrungen war,
So traf ſie niemals ein: Da fehlte was vom Hauſen,
Da muſt ich armer Tropf mit Angſt zurücke laufen.
Du warſt mein Morgenſtern und auch mein Abendroth,
Auch nur ein Blick von dir verſüßte Trank und Brodt:
Doch hab ich oftermals mein liebes Bißchen Eſſen
Vor Kümmerniß verſäumt, und über dir vergeſſen.
Schnitt ich den Biſſen ab, bey ſo verwirrtem Sinn:
So reicht ich unbewuſt ihn meinem Hector hin,
In Meynung, daß ich ihn in meinen Mund geſtecket,
Und daß er mir ſo ſüß, als Phillis Kuß geſchmecket.
Mein Haberrohr, das nichts, als Phillis Namen rief,
Wenn meine Schäferin auf grünen Matten ſchlief,
Worauf die Müdigkeit das Elfenbein der Glieder
Bey ſchwülen Stunden warf, hat dir viel tauſend Lieder
Statt Opfers dargebracht. Was ſpielt ich, Schöne, dir,
Doch in Entfernung nur, und in der Stille für?
Was dir mein feiger Mund ſich nicht erkühnt zu ſagen,
Das muſte dir mein Rohr verliebt und ſehnlich klagen:
Warum? dieß wurde nicht dabey ſo roth, als ich.
Sein freyer Ton und Schall hieß: Damon liebet dich.
Kein Schäfer, ſollten mich auch alle drum beneiden,
Weis einen Namen leicht ſo künſtlich einzuſchneiden,
Als ich den Deinigen verſchlungen angebracht,
Worüber ich auch oft manch Meſſer ſtumpf gemacht.
Hier durfte weder Ficht noch Erl verſchonet bleiben,
Die Liebe hieß mich ihn auf Birk und Linde ſchreiben;
Kein Eichenbaum blieb frey, kein Tannenſtamm beſchützt,
In Buch und Weiden ward er hier und dar geſchnitzt;

Ich ſchnitte ſelbigen ſo tief in Schaal und Rinden,
Daß ich dabey das Baſt von Fingern konnte winden.
Doch iſt er nie ſo tief gekerbt und eingeprägt,
Als Damons treue Bruſt ihn noch beſtändig trägt.
Der hatte Hand und Herz dir unbewuſt verpfändet,
Und nie von ſeinem Hauch und Athem mehr verſchwendet,
Als wenn er nur mit dir in den Gedanken ſprach.
So Berg als Hügel zeugt, das Echo rufft es nach
Durch Klang und Wiederſchall Nur dir blieb es verborgen,
Daß Damon dich geliebt, vom Abend bis an Morgen,
Mit Sehnſucht dich gerufft, zu ſeiner Luſt erkieſt,
Und keine Schäferin, ſo reizend ſie auch iſt,
Dir vorgezogen hat. Du konnteſt dieſes ſpüren,
So oft man bey dem Spiel dich ſah die Reihen führen,
Worbey dein Schäfer zwar ein Auge voller Luſt,
Jedoch zur Pein geholt. Es durft aus meiner Bruſt
Kein Seufzer, den die Furcht mich Armen hieß verſchweigen,
Bey deiner Gegenwart in freye Lüfte ſteigen.
Mit meinen Augen ſelbſt ging ich ein Bündniß ein,
Aus Furcht, ſie möchten einſt bey dir Verräther ſeyn.
Ich ſahe dich wohl an, doch mit beſcheidnem Blicke;
Denn Nachſinn und Vernunft hielt Flamm u. Blitz zurücke.
Ich bothe dir die Hand, wenn mich die Reihe traf,
Doch tanzt ich ganz verwirrt und ging als in dem Schlaf.
Oft kehrt ich dreymal um oft ſchien ich ſelbſt zu wanken,
Bald fing ich wieder an; doch alles in Gedanken.
Ach. Phillis, lieſſen es die Sterne doch geſchehn,
Daß ich dein Augenlicht noch einmal ſollte ſehn,
Womit, da du nunmehr aus unſerm Chor gegangen,
Ein weit entferntes Land, und fremde Triſten prangen.
Mein Seufzen iſt gerecht, und doch auch ſcheltens werth,
Ich habe nichts als dich und doch zu viel begehrt.

Ich ſah es zum voraus, daß wer dich Schöne küßte,
Der allerſchönſte Hirt und Schäfer heiſſen müßte.
Und dennoch fiel mein Aug, o Phillis, nur auf dich,
So bald ich dich nur ſah, ach ſo vergaß ich mich.
Vergib den ſtolzen Trieb, wofern man dir wird ſagen,
Daß Damon dich geliebt, und was für herbe Klagen
Dein Abſchied ihm erregt. Die Liebe höret ihn,
Drum fluche nicht, wenn er dich ſieht mit Thränen fliehn.
Der müſte wohl ein Gott, ein Stein und Felſen heiſſen,
Den deiner Schönheit Stral nicht ſollte niederreiſſen.
Dich liebt die halbe Welt. Beglückter Celadon!
Dir iſt der Himmel hold, du trägſt den Preis davon.
Nicht zürne, wenn das Rohr der Schäfer kläglich ſpielet,
Und jeder Hirt auf dich mit ſcheelen Augen zielet:
Der Raub und ihr Verluſt iſt warlich gar zu groß!
Die ſchönſte Schäferin ſitzt dir zwar in dem Schooß
Und bleibt dein Eigenthum, doch kanſt du nicht verwehren,
Daß wir, obgleich entfernt noch unſre Phillis ehren.
Entflohne! hörſt du nicht? Dein Damon ruft allhier
Den Pan zum Zeugen an: Er ruft und ſchweret dir:
Es ſoll die Seuche mir die Lämmer alle ſtrecken;
Das Sterben dringe ſich zu Ziegen und zu Böcken;
Kein Euter trage Milch, der Zauberinnen Wuth
Behexe ſelbiges; das Melkfaß ſey voll Blut;
Es mag kein einzig Thier im Jahre trächtig werden;
Der Miswachs zeige ſich auf jedem Kloß der Erden;
Die Scheune bleibe leer, die Keller ohne Moſt;
Der Maden hungrig Heer durchwüle Speis und Koſt;
Geſchmeiß und Raupe ſoll mir Aſt und Zweig entblättern;
Der Zevs mag meinen Hund, den Hector, gleich zerſchmettern,
Der bey des Wolfes Grimm und bey der Füchſe Liſt
Der Schafe beſter Schutz, mein treuſter Beyſtand, iſt.

Ich will, wenn jeder kan die krauſen Schafe ſcheeren,
Die meinen nackend ſehn, die fette Schur entbehren;
Es zeige meine Trift ſtets lauter Sand und Stein;
Die Wieſen müſſen faul vom Sumpf und Moder ſeyn;
Kein friſches Morgennaß befalle meine Matten;
Kein Baum, kein kühler Buſch, beſchütze mich durch Schatten,
Wenn mich die Sonne ſticht; der friſchen Bienen Heer,
Verlaſſe Zell und Fach, und zinſe mir nichts mehr;
Der Marder würge mir auf einmal meine Tauben,
Und mag in einer Nacht mir das Geflügel rauben;
Es mache Flamm und Glut, hör was der Schäfer ſpricht!
Mein Hirtenhaus zu Staub: Wofern dich Damon nicht,
So lange noch der Puls in ſeinen Adern ſchläget,
In den Gedanken liebt, in Herz und Sinnen heget.

◆ ◆ ◆

Auf den Tod
Hrn. M. Chriſt. Jer. Gottwalts,
den 18. Junii 1731. in Leipzig
im Namen der deutſchen Geſellſchaft,
deren Mitglied er war,
von
M. Balthaſar Hoffmann.

Harter Fall! der jeden ſchreckt, der von Gottwalts Falle höret;
Der, je mehr man ihn erwegt, Harm, und Schmerz und Beyleid mehret:
Leſer, fordre keine Zierde: Stimm vielmehr ein Klaglied an,
So haſt du, ſamt uns, in etwas treuer Pflicht genug gethan.

Wir verlieren einen Freund, den wir lebend ſchon beklagten,
Als die jüngſten Reden nur von des Abſchieds Nähe ſagten:
Aber, wer beſchreibt den Jam̃er, den ſein Fall in uns erweckt,
Da der Tod, an ſtatt der Hinkehr, ihn aufs Sterbebette ſtreckt.

Klagt man das Verhängniß an? liegts an einem Anblicke?
Iſt man ſich nicht klug genung? Ach es bliebe viel zurücke,
Wenn wir Zeit u. Ort vermieden? Wer kan alles überſehn?
Was man ſich kaum träumen laſſen, iſt im Augenblick geſchehn.
Billig legen wir die Hand auf den Mund, mit trüben Minen,
Und erſeufzen: Wer ſieht ein, wenn u. wo der Tod erſchienen,
Der uns Geiſt und Leben raubet? wer verſteht die Todesart,
Auch nur eine kleine Reiſe ſey die letzte Lebensfahrt?

Der Gehorſam trieb dich an, dich zur Heimkunft anzuſchicken;
Ein betagter Vatter wünſchte dich noch einmal zu erblicken:
Die erhaltnen letzten Zeilen, waren: Komm, geliebter Sohn,
Meine Kräfte werden ſchwächer; komm, wir warten deiner ſchon.
Hatteſt du doch deine Zeit, werther Freund, zu gutem Wiſſen,
Wohl und löblich angelegt; wareſt du doch ſtets befliſſen,
Dich in allem recht zu üben, was man einſt erfordern kan:
Drum nahmſt du des Vaters Willen mit vergnügtem Herzen an.
Halle nur noch zu beſehn, ehe du aus Sachſen zögeſt,
War vor dießmal dein Bemühn; daß du auch erfahren mögeſt,
Was man da vor Künſte treibet: O unſchuldiger Entſchluß!
Der dir aber auf der Rückkehr deinen Tod befördern muß.

Schwerer Fall! ach! harter Stein, da die Unſchuld niederſtürzet;
Welcher Gottwalts Haupt verletzt, und ſein Lebensſpiel verkürzet.
Wer erſchrack nicht, dieß zu hören? Treue Freunde liefen zu,
Und die Hoffnung deines Lebens ſetzte ſie zwar noch in Ruh:
Aber bald war es geſchehn. Deine Kraft fieng zu verſchwinde,
Und ſo muſteſt du dein Grab noch bey Leipzigs Gräbern finde;
Eben da du heim gedachteſt. Deine Reiſe war beſtellt;
Aber nicht nach Breßlaus Mauren, ſondern leider! aus der Welt.

Wir bedauren den Verluſt, u. zugleich der Eltern Herzen;
O was wird die harte Poſt vor ganz unermeßne Schmerzen
In derſelben Bruſt erregen! da bereits ſein Tod erklingt,
Eh man ihnen recht die Nachricht von deſſelben Urſprung bringt.
Iſt uns recht, ſo zählen ſie voller Sorgen alle Stunden:
Hat ſich unſer liebſter Sohn, heißt es, noch nicht eingefunden?
Ach! wo bleibt er? was verzieht er? geht vielleicht ein Unglück vor?
Und ſie ſehn mit Furcht und Hoffnung immer auf das ofne Thor.

Aermſten Eltern! fühlt ihr nicht, etwan durch geheime Triebe,
Zeichen dieſes Trauerfalls? Wallet nicht, vor treuer Liebe,
Euer Blut, das Band der Herzen, das uns öftmals etwas ſagt?
Ja, ihr ſeyd vielleicht unwiſſend über euren Sohn verzagt.
Ach! Ihr Unglückſeligen! muß euch Leipzig ſo betrüben?
Noch ſind nicht zwey Jahre hin, als ein Zweig der wohl beklieben,
Und nunmehr in voller Hoffnung her zu unſern Muſen kam,
Durch den Tod, nach wenig Wochen, ſeinen letzten Abſchied nahm.

Izt verneuert ſich der Schmerz, da der erſte ſich kaum ſtillet;
Da man auch den andern Sohn in das Sterbekleid verhüllet.
Wer verdenkts euch, wenn ihr klaget? Jedermann tragt mit euch Leid.
Auch von blutgemiſchten Thränen ſpricht man mit Beſcheidenheit.

Doch der Zweck, wornach wir uns mit beklemmter Bruſt beſtreben,
Iſt, den Eltern Linderung, dem Geſchwiſter Troſt zu geben.
Hebt die Augen nach den Sternen; ſeht auf den, der euch izt ſchlagt;
Nehmt von Gottes Vaterhänden, was er euch hier auferlegt.
Die Verſuchung iſt zwar groß: Doch, der alles Leid kan mindern,
Wird auch den erlittnen Schmerz mit des Troſtes Balſam lindern.
Stürzt ein Unglücksvoller Wagen euren Sohn auf einẽ Stein,
O ſo führt Elias Wagen ihn nach Salems Hütten ein.
Er gelangt zur ſtillen Ruh: Er genieſt des Him̃els Schätze.
Statt des Stückwerks aller Kunſt, übt er nun die hohen Sätze,
Die der Gottheit Glanz den Seelen in der Ewigkeit ertheilt,
Deren unausſprechlichs Weſen nim̃ermehr zum Wechſel eilt.
Vor die Luſt, ins Vaterland zu den Seinen zugelangen,
Muß das rechte Vaterland ihn als ſeinen Sohn empfangen.
War er hier ein Gaſt und Fremdling, der nach ſeiner Heimat denkt,
Macht ihn GOtt zum Himmelsbürger, den kein weitrer Unfall kränkt.

Faßt die Seelen in Geduld, bey ſo ungemeinem Leide;
Opfert die gehoffte Luſt dem Genuſſe ſeiner Freude.
Die Geſellſchaft klagt ihr Mitglied, das bisher ſowohl gelernt;
Wie von bloſſen Meiſterſängern ſich ein edler Geiſt entfernt.

Drum betrübt ſie dieſer Fall, der ein Glied von ihr geriſſen,
Da die Hofnung ſich von ihm noch ſoviel verſprechen müſſen.
Unterdeſſen denkt ſie weinend an den Abtrag ihrer Pflicht,
Und bezeigt ihr treues Mitleid, durch ein trauriges Gedicht.
Auch der düſtre Grabeſtein ſoll nicht unbezeichnet bleiben,
Weil die Freundſchaft und die Treu, dieſen Lobſpruch auf ihn ſchreiben:
Hier, wo Gottwalts kalter Leichnam eine ſtille Ruh geneuſt,
Liegen nur die bloſſen Schalen, denn der Kern war doch ſein Geiſt.
Dieſer ſchwingt ſich in die Höh, da der Leib ſo tief gefallen,
O das heiſſet ja mit Recht nach dem Vaterlande wallen.

* *

Schreiben an
Herrn M. Gabriel Matheſius,
Coll. der Schule zu St. Thomas in Leipzig,

Bey ſeinem Eheverbündniſſe den 22 Julii 1733.

von

M. Johann Heinrich Winklern.

Geehrter Freund, du haſt dich lange Zeit bedacht,
Eh Liebe, Luſt und Ernſt zur Lebensart erwacht,
Die man nur wählen ſoll, wenn man ein Amt empfangen,
Wenn Alter und Verdienſt und Nahrung es verlangen.
Dein Thun iſt lobens werth. Du haſt den neuen Stand,
In den dich dieſer Tag, des Prieſters Mund und Hand,

Und GOttes Wort geſetzt, mit vielem Fleiß erwogen,
Dich hat kein eitler Zweck, kein wilder Trieb gezogen.
Der nur in Seelen herrſcht, die ohne Weisheit ſind,
Und wo Verſtand und Rath nie Platz und Macht gewinnt.
Nein, dich hat die Vernunft gelenket und getrieben,
Und dir den Ort und Tag zur Hochzeit vorgeſchrieben.

So ſollt es immer ſeyn, wenn ſich ein männlich Herz
Der Lieb ergeben will, und ſich durch Freud und Scherz
Der Arbeit ſchwere Laſt zu mindern vorgeſetzet.
Man ſoll ſtets männlich ſeyn, auch wenn man ſich ergetzet,
Und ein Geſchöpfe liebt, das GOtt zur Luſt gebaut.
Wer die Vernunft nicht braucht, die GOtt ihm anvertraut,
Und ſich nur wie ein Thier verehlicht und verbindet,
Der kommt in keinen Stand, da er nur ſieht und findet,
Was er geträumet hat. Die blinde Phantaſie
Verheißt ihm lauter Wohl, er ſoll ohn alle Müh,
Und Sorg und Arbeit ſeyn, kein rauhes Lüftchen fühlen,
Mit ſeiner lieben Frau nur freundlich thun und ſpielen.

So denkt das rohe Volk, dem die Vernunft gebricht,
Das ſeinen Lüſten folgt, und nach dem Scheine ſpricht.
Ein aufgeklärter Blick, ein angenehmes Lachen,
Ein roſenrother Mund ſoll Lieb und Ehſtand machen,
Und Grund und Feſtigkeit des ganzen Lebens ſeyn.
Wird Aug und Sinn gereizt, da bildet man ſich ein,
Es ſey was himmliſches, und gleich dem Paradieſe.
O Thorheit! wenn dich doch jemand zu rechte wieſe!
Braucht man nicht Speis und Brodt, u. einen Aufenthalt?
Wird man da ſatt und voll, wenn Antlitz und Geſtalt
Das Auge reizend rührt? Kan Scherzen, Lachen, Dalen,
Dir Tiſch- und Stubenzins, und Schmuck und Kleid bezahlen?

Die Hand des Schöpfers ſoll vielleicht ein Wunder thun,
Und dich und deine Frau in Federn laſſen ruhn,
Wenn Licht und Sonne kömmt, und wenn in wilden Thieren
Sich Kraft und Munterkeit zur Müh und Arbeit rühren.
Berede dich nur nicht, du thörichtes Geſchlecht,
Daß dich GOtt ſegnen wird, wenn du Geſetz und Recht,
So er dir vorgelegt, durch Faulheit überſchreiteſt.
Der Hunger ſcheut ſich nicht, wofern du nichts bereiteſt,
Was du verſchaffen kanſt. Sey fleißig, denke nach,
Und ſorge mit Verſtand: So weicht das Ungemach.

Melitides ſorgt auch, ſo wird der Einwurf klingen,
Und bringt es nirgends hin. Man hört ihn frühe ſingen,
Er ſchwitzt den ganzen Tag, beweget Hand und Fuß,
Und ruhet eher nicht, bis er ſich legen muß:
Und gleichwohl klagt er noch, daß ihn die Armuth drücke?
Ja wohl, der arme Mann hat weder Stern noch Glücke.
Und wie kans anders ſeyn? Wer ſich in Schulden ſteckt,
Damit das Hochzeitkleid ihn und die Braut bedeckt,
Und ſich mit Arbeit plackt, die kaum ſo viel erwirbet,
Daß er und ſeine Frau nicht Durſts und Hungers ſtirbet,
Dem kan es freylich nicht nach Wunſch und Willen gehn.

Allein, wie wirds um dich Okneus einſten ſtehn?
Melitides iſt doch zur Arbeit unverdroſſen,
Und hat er itzo gleich noch wenig Zeit genoſſen,
Da ihn der Sorgen Laſt und Menge nicht gedrückt:
So hat ſich doch ſein Glück zur Beßrung angeſchickt.
Der Fleiß verdient doch mehr, als Müßiggehn und Lügen.
Legt man gleich nicht viel bey, ſo bleibt doch das Vergnügen,
Daß nicht der Müßigang das Heyrathsgut verzehrt,
Der wird doch klüger ſeyn, der ſich mit Ehren nährt,

Als der Jahr aus Jahr ein nichts thut, als ißt und trinket,
Und dann durch eigne Schuld in Noth und Elend ſinket.
Ein Schatz ſey noch ſo groß, er nimmt doch immer ab,
So oft man was verthut; und iſt, eh man ins Grab
Verſcharret werden kan, als wär er nicht geweſen.
Wie manchem hat ſein Glück ein reiches Weib erleſen,
Den man nach kurzer Zeit faſt bettelarm geſehn?
Sein Haus ſteht unverletzt, es iſt kein Brand geſchehn,
Ihn hat kein Feind beraubt, man hat ihm nichts genommen:
Und doch iſt dieſer Mann von Haus und Hof gekommen.
Wie ſo? die Unvernunft, die nicht zu ſparen weis,
Hat ihn vom Eigenthum, das ſeiner Eltern Fleiß
Vor ihn erworben hat, in kurzer Zeit verdrungen.
Sein Hals hat einen Tag zuweilen mehr verſchlungen,
Als ſeines Vaters Hand durch Sorg und klugen Rath,
In ganzen Monathen zurück geleget hat.

Ein andrer Freyersmann weis klüglich hauszuhalten,
Verthut nichts ohne Noth, und iſt gleich einem Alten,
Der emſig zählt und ſorgt, und ſein Vermögen mehrt:
Durchforſcht die ganze Stadt, und wenn er etwan hört,
Wo eine Wittwe ſey, die Gold und Silber zieret,
So wird ihm Geiſt und Herz von Lieb und Brunſt gerühret.
Doch fragt er nicht, ob ſie auch ſtill und ſittſam ſey?
Was ihre Seele ſchmückt? Ob Schein und Heucheley,
Ob Tugend und Verſtand ihr Herz beſeſſen habe?
O Unbedachtſamkeit! Iſt das die beſte Gabe,
Womit dich deine Frau beglücket machen ſoll?
O! ſuchteſt du ein Weib, die fromm und tugendvoll,
Und mit Verſtand und Witz von Gott beſchenket wäre;
Und forſchteſt nicht ſo oft, wie viel ſie Gold beſchwere?

Jedoch, genug davon. Ich wende mich zu dir,
Hochwerther Bräutigam! Was hat denn die Begier,
Die dich getrieben hat, verlanget und gefunden?
Hat dich die Geldſucht auch berücket und gebunden?
O nein! ich kenne dich, du biſt nicht aus der Zunft,
Die nur der Schein bethört; die wieder die Vernunft
Auf Freyersfüſſen geht. Du haſt die engen Schranken,
Die uns die Ehe ſetzt, zum voraus in Gedanken
Behutſam angeſehn. Dir iſt nicht unbekannt,
Was man vonnöthen hat, wenn nicht der Eheſtand
Ein Elend werden ſoll. Dein eifriges Bemühen,
Nach Pflicht und Schuldigkeit die Jugend zu erziehen,
Iſt uns Beweis genug, du wolleſt deiner Braut
Ein Mann und Beyſtand ſeyn, auf den die Hoffnung baut.
Ihr treues Herze wallt, ſie will dich liebreich pflegen,
Und ihr beſcheertes Glück, des Vaters Frucht und Segen
Soll dir zu Dienſten ſtehn. So fromm und tugendhaft
Iſt die gewählte Braut. So groſſen Vortheil ſchafft
Verſtand und Chriſtenthum, wornach du ſtets geſtrebet,
So groß iſt auch die Luſt, die dich nunmehr belebet.

Vergnügtes Paar, der Zweck, den du dir vorgeſetzt,
Erfreuet jedermann, der ſich an dem ergetzt,
Was die Vernunft gewählt. Der Vorſicht Stärk u. Güte
Erhalte deine Kraft, erquicke dein Gemüthe,
Und ſegne deinen Stand: Bis bald die Zeit erſcheint,
Da Tochter oder Sohn zu deiner Freude weint.

* * *

Glückwünſchungsſchreiben
an Herrn
M. Paul Chriſt. Mitternacht,
Pfarrern an der St. Stephans-Kirche in Zeiz,
zu ſeinem Eheverbündniſſe,
im Namen der deutſchen Geſellſchaft
durch
Wolf Balth. Adolph von Steinwehr, M. A.

Eure Hochwohlehrw. haben der deutſchen Geſellſchaft neulich die Ehre erwieſen, ſie von dero getroffenem Eheverbündniſſe zu benachrichtigen, und ſie nach dem Rechte der ehemals gepflogenen Freundſchaft zu einem poetiſchen Glückwunſche zu veranlaſſen.

Allein ſie nimmt ſich die Freyheit, ihnen in ungebundener Schreibart zu bezeugen, wie aufrichtig ſie an dero Vergnügen Theil nehme.

Vielleicht wird es eure Hochwohlehrw. etwas befremden, daß man dero geneigtem Anſuchen nicht auch in dieſem Stücke eine Genüge gethan hat. Es iſt ja nichts natürlicher, als von einer Geſellſchaft, welche ihrem Urſprunge nach poetiſch iſt; welche auch bey einiger Aenderung ihrer Anſtalten und Benennung dennoch die deutſche Poeſie beſtändig geübet; welche endlich ſeit den wenigen Jahren ihrer ganz neuen Verfaſſung die Glücksfälle der Mitglieder durchgehends beſungen hat, ein Hochzeitgedichte zu begehren und zu erwarten. Ueberdem hat die Poeſie bereits vor langen Jahren das Recht erhalten, ſich auf gewiſſe Weiſe in die merkwürdigſten Begebenheiten der Sterblichen einzuflechten. Sie findet ſich ſchon bey unſrer Wiege ein; ſie frohlocket, wenn wir eine Ehrenſtaffel betreten; ſie belauſchet uns nebſt der Gehülfin, die um uns ſeyn ſoll, ſchon in der Schlafkammer; ſie gehet im Leide, wenn uns ein grauſames Schickſal foltert, oder auch das unerbittliche Verhängniß unſern Stunden den Faden abſchneidet: Ja ſie iſt endlich beſchäftiget, die längſt vergeſſenen Tugenden der Verweſeten aus dem Moder ihrer verfallenen Grüfte zu erwecken, und das Andenken ihrer Verdienſte den ſpäten Ewigkeiten einzuprägen. Die arme Proſe dagegen hat ſich kaum des zehnten Theiles dieſer Vorzüge zu rühmen. Warum ſuchet man ſie alſo zu beſorglichem Nachtheile ihrer angeſehenen Schweſter hervorzuziehen, und ihr eine Stelle einzuräumen, worauf jene einen durch die Gewohnheit ſo feſt gegründeten Anſpruch machen kan?

Es iſt alles wahr, hochwohlehrwürdiger Herr, was ihnen ſolchergeſtalt bey dieſer ungebundenen Zuſchrift bedenklich vorkommen möchte: Sie werden aber nichts deſto weniger erlauben, daß ich dieſes Verfahren rechtfertige, und es zugleich unternehme, der guten Proſe nach Billigkeit und Recht das Wort zu reden.

Unſere Geſellſchaft erkennet ihren Urſprung; ſie heget eine wahre Hochachtung gegen die Bemühungen der muntern Köpfe, welche der edlen Dichtkunſt in unſerm Vaterlande zu ihrer Richtigkeit zu helfen befliſſen geweſen. Sie vergnüget ſich an dem Eifer, den ſie bewieſen, den guten Geſchmack in dieſem Stücke herzuſtellen, und das ſchädliche Vorurtheil von der Härte, Unannehmlichkeit, und dem rauhen Weſen unſerer Sprache, durch wohl ausgearbeitete Exempel auszurotten. Sie zählet die Ausübung und Verbeſſerung der deutſchen Poeſie noch itzo vornemlich unter die Beſchäfftigungen, wozu ſie ſich verbindlich gemachet hat. Jedoch hält ſie dieſelbe nur vor einen Theil ihrer Abſichten: Sie hat denſelben weitere Grenzen geſetzet, und wie der deutſchen Sprache überhaupt, alſo auch der ungebundenen Rede insbeſondere ihre Sorgfalt gewidmet. Ich will mich nicht aufhalten von dieſer unſchuldigen Vorſtellung den Verwurf einer Pralerey abzulehnen: Ob ich gleich wohl weis, daß es ſolche unzeitig beſcheidene Leute giebet, welche auch die vorſichtigſte Anzeigung unſers Vorhabens und der Muſter, ſo wir uns dabey vor Augen ſtellen, nicht wohl vertragen können. Die gute Sache und die unverfälſchte Wahrheit machet, daß alle Beſchuldigungen, die aus einer ſo unnöthigen Zärtlichkeit entſtehen, das Urtheil ihres Ungrundes ſelbſt bey ſich führen.

Ich bin gar nicht geſonnen, weder der Poeſie überhaupt, noch der deutſchen inſonderheit, ihre Vortheile und Schönheiten ſtreitig zu machen.

Kan das Alterthum einer Sache beſondere Vorzüge geben, ſo wird man ihr gewiß einen ausnehmenden Werth beylegen müſſen. Die wichtigſten Wahrheiten, die lebhafteſten Vorſtellungen, die nützlichſten Regeln wurden nach Beſchaffenheit der alleräperiteſten Zeiten poetiſch vorgetragen. Die Poeten waren alſo die allgemeinen Lehrmeiſter des menſchlichen Geſchlechtes, welche daher wegen der Vortrefflichkeit des Inhaltes ihrer Geſänge den Leuten die Ueberredung von dem Göttlichen in der Poeſie auch leicht beybringen konnten. Ja ſo gar die Geſchichte, welche man werth hielte, den ſpäten Nachkommen zur Bewunderung u. Erbauung vorzulegen, wurden in ein gewiſſes Maaß und in eine Zahl von Sylben eingeſchloſſen, damit man ſie dadurch ehrenwerther machen, und der Vergeſſenheit entreiſſen möchte. Die poetiſchen Schriften ſind alſo ohne Zweifel weit älter, als die proſaiſchen, und ihr innerlicher Werth erhöhet den Grad ihrer Schätzbarkeit. Wie viele Schönheiten in der deutſchen Poeſie anzutreffen ſind, beweiſen die ſtarken Proben zur Genüge, welche wir von den größten Meiſtern unter unſern Landesleuten davon aufweiſen können. Die Gedanken laſſen ſich in derſelben lebhaft, geiſtreich, erhaben, prächtig, mit einem Worte, natürlich, und den Sachen gemäß ausdrucken. Die Reime ſelbſt, ob ſie wohl an ſich zum Wohlklange eines Gedichtes, auch eines deutſchen, keinesweges nöthig ſind, haben doch eine gewiſſe weichliche Annehmlichkeit bey ſich. Damit können ſie die Gemüther unvermerkt einnehmen, und einen tiefern Eindruck in diejenigen machen, die ſich mehr durch das Aeuſſerliche, und durch eine unnennbare Zärtlichkeit reizen; als von der innerlichen wahren Hoheit bewegen laſſen. Da endlich das Hauptwerk der Dichtkunſt in einer geſchickten Nachahmung der Natur beſtehet: So iſt ſie ohne Zweifel deſto höher geachtet worden, je weniger der ſo genannten Poeten dieſe ſo ſchwere Vollkommenheit erreichet haben. Man hat alſo geglaubet, ſeine Gedanken von einer vortrefflichen Sache, und ſeine lebhafteſten Empfindungen nicht edler, als in einer ſolchen Schreibart, an den Tag legen zu können, in welcher ehemals die merkwürdigſten Dinge verfaſſet worden.

So geſchickt aber auch alles dieſes iſt, das Anſehen der Poeſie ungemein zu erheben: So wenig wird dennoch unſre Proſe ihre Hochachtung bey denen verlieren, welche die Fähigkeit haben, zureichende Gründe nach ihrem Werthe zu beurtheilen.

Ich geſtehe es, die Poeſie iſt alt; Die allererſten Schriften ſind nach ihrer Art poetiſch abgefaſſet; Sie ſelbſt hat ihren Grund in den Gemüthsneigungen der Menſchen. Unſtreitige Vorzüge bey denen, welche die Vortrefflichkeit einer Sache nach den begrauten Zeiten ihres Urſprunges abmeſſen! Allein kommt es darauf an, ſo wird ſich die Proſe bey ihnen noch angenehmer machen können. Man hat ohne Zweifel die Zeichen ſeiner Gedanken eher auf eine freye Art in Worten dargeleget, als in gewiſſe Züge der Schrift eingeſchloſſen. Das Band, womit die Natur unſere Begriffe, und unſere Willkühr deren Merkmaale verbindet, iſt gewiß eher geweſen, als die Einſchrenkung in Maaß und Zahl der Sylben; zu deren geſchickter Verknüpfung, ein natürlicher Trieb, Nachdenken und Kunſt erſt vereiniget werden müſſen. Man hat gewiß eher geredet, als geſchrieben, und eher auf eine ungebundene, als gebundene Art geredet. Alles natürliche reizet uns, und die Werke der Kunſt gefallen den Vernünftigen nur in ſo weit, als ſie darinn eine glückliche Nachahmung der Natur gewahr werden. Dieſe iſt das erſte Muſter, welches ſich der Witz künſtlicher Erfinder vorlegen muß. Eine ungezwungene

Einfalt, eine gewiſſe edle Freyheit, die ſich eher empfinden, als beſchreiben läßt, iſt das Kennzeichen, woran die Vortrefflichkeit der Kunſtſtücke in ihren Graden wahrgenommen wird. Die Proſe iſt alſo weit natürlicher als die abgemeſſene Art zu reden. Kein Menſch, der ſich ſelbſt gelaſſen iſt, wird ſeine Sätze nach abgezählten Sylben vortragen. Die innigſte Empfindung, der feurigſte Affect, wird von einem lebendig gerührten und erhitzten Geiſte in freyen Worten ausgedrucket werden. Es iſt ſo wenig zu glauben, als wenig wir davon etwas leſen, daß Adam vor erfreuter Beſtürzung über ſeine vollkommene Gehülfin, in eine Tibulliſche Elegie ausgebrochen ſey. Ein Vers wird alsdann erſt gelobet, wenn er ſo frey iſt, als der natürliche Fluß der Worte, wozu ſich der Mund der Wohlredenheit gewöhnet hat: Und derjenige hat die Kunſt erſt völlig in ſeiner Gewalt, welcher ſie der Annehmlichkeit der Natur unterwürfig gemachet. Nichts deſto weniger finden die unverfälſchten Liebhaber der Natur hiebey noch etwas, das ihren Beyfall zurücke hält. Die regelmäßigſten Schauſpiele verlieren bey ihnen viele Anmuth, wenn ſie in noch ſo ungezwungenen Reimen, ja was noch mehr iſt, wenn ſie ohne dieſe nur in ungekünſtelten Verſen abgefaſſet ſind. Es gehet ihnen dabey in gewiſſer Maaße, wie mit der Muſik bey den Opern. Hier nimmt der bezaubernde Ton die Ueberlegung ein. Sie gedenken nicht ſo wohl an den Held, und wie oder warum er ſeine Leidenſchaften ſo rührend abſinget, als an den groſſen Componiſten, der ihn ſo ſchön ſingen läſſet, oder zur Noth an den Sänger, der ſeine Aria ſo entzückend aufführet. Dort bewundern ſie die Geſchickſchicklichkeit des Poeten, der dem unnatürlichen noch ein ſo feines Kleid angezogen, und den Zwang der Kunſt mit einer ſchönen Larve verdecket hat. Ein geheimer Widerwille aber ziehet ihre Aufmerkſamkeit, und ihr gänzliches Wohlgefallen zurücke. Sie hören in glücklich gefundenen, aber doch geſuchten Verſen reden, was der Affect ganz anders ſagen würde. Die Sprache der Natur iſt proſaiſch. Es iſt ſchwer genug, wenn man auf dieſem Wege, und innerhalb den Grenzen der Natur nicht von ihr abweichen ſoll: Viel ſchwerer aber iſt es, ſolche Ausſchweifungen zu vermeiden, wenn man ſich der Natur auf unnatürlichen Wegen zu nähern ſuchet. Wahrheiten und Tugenden unter Bildern beliebt zu machen; Thorheiten und Laſter lächerlich und abſcheulich vorzuſtellen; Verwunderung, Schrecken, Mitleiden, Neigung, Haß, und die Affecten überhaupt in wahrſcheinlichen Erdichtungen beyzubringen, und durch lebhafte Abſchilderungen eindringend zu machen, iſt in ungebundener Rede ſchwer genug: Doch iſt unſre Einbildungskraft weniger zerſtreuet, und die Aufmerkſamkeit weit mehr in unſerer Gewalt, als wenn die Zahl der Sylben ſich einen Theil derſelben anmaſſet. Wie oft wird unſere erhitzte Phantaſie von dem falſchen Scheine einiger Worte geblendet, mit welchen doch kein zureichender Begriff verbunden iſt? Wie manchmal verlöſchet nicht das Feuer der Gedanken, wenn ein nachdrücklich und prächtiges Wort nicht bald zu unſern Dienſten ſtehet? Der artige Wohlklang gebundener, noch mehr aber gereimter Zeilen kützelt oft das Ohr: Und der Verſtand findet doch nichts darinn vor ſich, wenn man ſie in die Freyheit der Proſe verſetzet hat. So iſt denn die Proſe ein unbetrüglicher Probierſtein der Richtigkeit unſerer Gedanken, in der ſich das Falſche u. Sinnloſe nicht ſo bald verſtecken kan.

Ich will des allgemeinen Nutzens der Proſe nicht gedenken, wodurch ſie ſich, wo nicht einigen Vorzug vor der Poeſie, doch eine nicht geringe Schätzbarkeit zuwege bringet. Jedermann weis ja, daß wir uns durch ſie bey allen Vorfällen des Lebens ordentlich erklären. Nach der Einrichtung unſerer Natur können wir ihrer ſo wenig, als der Sprache ſelbſt entbehren. Wer darinn nicht mächtig iſt, den hält man bey den meiſten Begebenheiten, vor ein untaugliches Mitglied der menſchl. Geſellſchaft. Beſitzen wir aber keine Fertigkeit in gebundener Rede: So fehlet es uns zwar an einer Vollkommenheit, doch nur an einer den meiſten entbehrlichen Vollkommenheit. Es iſt ſchade, an einem ſonſt artigen und wohlgeſtalten Menſchen, wenn er nicht tanzen kan: Allein er kan doch gehen. Wäre er aber gar nicht, oder doch ſchwerlich vermögend von der Stelle zu kommen, ſo beklagt man ihn, daß ihm etwas höchſtnothwendiges fehle.

Vielleicht iſt das Anſehen der Poeſie auch dadurch vergröſſert worden, weil dazu Anweiſung, Kunſt und Mühe erforderlich iſt; und die Natur wenigen dazu nur ein Talent verleihet, zugeſchweigen, daß ſie dieſelben gleich zu wirklichen Poeten machen ſollte. Die ungebundene Rede hingegen bringen wir bey nahe mit auf die Welt. Wir lernen ſie durch bloſſe Uebung öfters aus dem Umgange mit denen, welche weder Kunſt, noch Geſchicklichkeit von ſich rühmen können. Wir müſſen uns in der Jugend ſchon gewöhnen, bey den geringſten Zufällen unſere Begriffe zu entdecken, und können uns in den niedrigſten, und gewöhnlichſten Dingen feſt ſetzen: Da wir in der Poeſie ſpäter anfangen, weit erhabner denken, und dieſe Gedanken auf eine nicht ganz gemeine Art abfaſſen müſſen. Die Proſe iſt alſo ein Werk der gütigen Natur, die ſich darinn gegen jedermann freygebig erzeiget. Wer etwas denken, u. anderer Gedanken verſtehen kan, der kan proſaiſch reden und ſchreiben. Die Poeſie muß man alſo zu edlen und hohen Gedanken anwenden, und der Proſe andeuten, daß ſie ſich herunter zum Niedrigen halte.

Iſt mir recht, ſo ſchreibet ſich dieſes Urtheil von denen her, welche aus beſonderer Neigung vor die Dichtkunſt, das Weſen und die Stärke der ungebundenen Art zu reden nicht recht einſehen. Iſt denn eine gute, verſtändliche, angenehme Proſe, die nach den Regeln der Sprache eingerichtet iſt, deswegen ein Werk vor alle Menſchen, weil alle Menſchen bey der Amme, und dem Kinderſpiele proſaiſch reden? Es iſt wahr, daß die meiſten das wenige von der Fähigkeit zu reden, durch den Gebrauch ſchlechter Dinge, und den Umgang mit geringen Leuten erlernen; und daß ſie bey reifern Jahren veranlaſſet werden, dasjenige in wichtigen Dingen auszuüben, was ſie ohne Verſtand und Regeln begriffen haben. Allein man ſehe ihre Reden und Schriften nur an, wo man ſie ohne Ekel anſehen kan. Falſche Gedanken, unrichtige Ausdrückungen, pöbelhafte Worte, ungleiche Sätze, die bald vor Schwulſt berſten, bald vor Saftloſigkeit zerfallen, bald in die Wolken fliegen, bald in der Tiefe kriechen, und andere Seltſamkeiten mehr wird man darinn ungeſucht antreffen. Ein Kopf ohne geläuterten Verſtand, ohne Wiſſenſchaft und Uebung in der wahren Sprach- und Redekunſt, wird dem Munde und der Feder in ungebundener Rede ſo wenig was gründliches, angenehmes, und männlich ſchönes einflöſſen, als ein ſelbſt gewachſener Poete ohne Witz und Regeln ein leſenswürdiges Gedichte verfertigen wird. Diejenigen, ſo hieran zweifeln, werden ſich am beſten helfen, wenn ſie nur belieben ſich gute und ſchlechte proſaiſche Schriften vorlegen zu laſſen; oder, welches ſie noch gewiſſer machen wird, wenn ſie nur ſelbſt die Feder anſetzen wollen, ihre oder andrer Leute Gedanken zu entwerfen. Sie werden an ſich befinden, daß eine Proſe, die dem Leſer nicht Ekel erwecken ſoll, nicht weniger Mühe und Geſchick erfordere, als ein Gedichte, daß man mit Vergnügung leſen ſoll.

Ich würde hievon weit vollſtändiger handeln, wenn ich nicht die Ehre hätte, an eure Hochwohlehrwürden zu ſchreiben, welche vordem ſelbſt der poetiſchen Geſellſchaft als ein würdiges Mitglied beygewohnet, und ſowohl damals als nachhero die Beſchaffenheit und den Werth der Proſe ſattſam erkannt haben. Ich werde dahero bey ihnen meine Abſicht deſto eher erreichen, da ich ihnen die Urſachen überhaupt vorgetragen habe, welche die deutſche Geſellſchaft vermocht, die Proſe ſo eifrig und ſorgfältig zu treiben, als die Poeſie. Eure Hochwohlehrwürden werden es ſich ohne Zweifel eben ſo wohl gefallen laſſen, daß die Geſellſchaft ihnen ihre aufrichtige Ergebenheit in ungebundener Schreibart bezeuget. Sie würden doch von derſelben nicht ein poetiſches Blatt, von gewöhnlichem Hochzeitſcherze, voll zweydeutiger Worte und ſchlüpfriger Redensarten verlanget, oder erhalten haben. Warum ſollte ſie denn nicht fähig und berechtiget ſeyn, ihnen ihre Freude über dero vergnügte Veränderung in einem Briefe zu bezeugen?

Ich eile deswegen zu der wahren Verſicherung und dem redlichen Wunſche, das eure Hochwohlehrwürden in dero Eheſtande, mit aller der Zufriedenheit, dem Segen, und ununterbrochenem Glücke mögen überſchüttet werden, welches den Frommen nach einer klugen Wahl, aus der Hand unſers weiſen und gütigen Regierers zu Theile werden kan. Wir alle werden die Erfüllung unſrer Wünſche deſto vergnügter vernehmen, wenn wir uns dabey eurer Hochwohlehrwürden fortwährenden Neigung und Freundſchaft verſichern können.

* * *

Gedanken von der Satyre.

von

M. Heinrich Gottlieb Schelhafern.

Wem es an Klugheit fehlt muß nicht Satyren ſchreiben.
Wir können redlich, froñ u. gute Bürger bleiben,
Ja gar Gelehrte ſeyn, wenn gleich noch keine Schrift,
Die andrer Thorheit ſtraft, verwöhnte Sitten trifft,
Von unſrer Muſe zeugt. Ein aufgeweckter Dichter
Iſt nicht zu gleicher Zeit ein guter Sittenrichter.
Wahr iſt es, daß man ſich die Sache leichter macht;
Und wenn der Pöbel nur aus vollem Halſe lacht,
So bleht ſich mancher auf, und meynt: Es ſey getroffen,
Er könne nun den Ruhm bey ſpäter Nachwelt hoffen.

Allein wer Regeln kennt, die Kunſt und Klugheit giebt,
Nicht jeden freyen Scherz, der unvernünftig, liebt,
Wird, eh er ſich bequemt, was ſtachlichtes zu ſchreiben,
Den Vorſatz, den er hegt, wohl zehnmal hintertreiben.
Er ſinnt mehr, was er nicht, als was er ſchreiben will;
Streicht jenes wieder aus, und ſchweigt von dieſem ſtill:
Bloß, weil es allzufrey des Nächſten That entdecket,
Die ſeine Vorſicht doch mit allem Fleiß verſtecket,
Damit die Schmähſucht nicht verruchtes Läſtergift
Aus ſeiner Meynung ſaugt: Und wenn er jemand trifft,
Geſchiehts von ungefähr. Man kan die Thorheit zeigen,
Und doch mit vorbedacht von den Perſonen ſchweigen.

Die Bilder, die man malt, die müſſen allgemein,
Nicht ein genauer Riß von einzeln Thaten ſeyn.
Ich weis wohl, wie man ſpricht: Man führt die alten Zeiten
Zu einem Beyſpiel an: Da ſagte man den Leuten
Die Wahrheit frey heraus, man nennte ſie ſo gar.
Doch was dem freyen Rom damals vergönnet war,
Verbiethet unſer Staat. Es haben unſre Sitten
Ein weit umſchränkter Ziel; Wird dieſes überſchritten,
So zeigt Gewalt und Recht ſchon Zwang und Mittel an,
Wodurch man dieſe Luſt zu tadeln dämpfen kan.

Die Schmähſucht wächſt bey uns, u. dieſe zu vermindern,
Muß man oft eben das, was ſonſt erlaubt iſt, hindern.
Zudem, wenn man den Thor in ſeiner Blöſſe zeigt,
Wird ſein verſtockter Sinn doch nicht dadurch gebeugt.
Ein Herz, wo weder Schaam noch Ehrgeiz iſt zuſpüren,
Läßt ſich von keinem Reim durch einen Dichter rühren.
Die Wuth wird nur vermehrt; ſein Eifer bellt euch an;
Er rächet ſeinen Schimpf, den ihr ihm angethan.

Es

So kömmts, daß wenn man meynt, die Fehler zu verbeſſern,
Wir nur die blinde Wuth noch mehr und mehr vergröſſern.
Was nützt es, wenn wir nun ſo ſtrenge Richter ſeyn?
Wir bauen Hütten auf, und reiſſen Häuſer ein.
Doch ſchreibe nur verdeckt, ſo wird ein jeder lachen,
Und doch wohl insgeheim auf ſich die Deutung machen.
Er lobt dich noch darzu, daß du nicht ungeſchickt,
Da du den Nächſten ſchonſt, die Laſter ausgedrückt.
Ich glaube, daß dabey nicht die Gewiſſen ſchweigen,
Wenn wir die Eitelkeit in fremden Bildern zeigen.
So bleibt dir jeder hold, ſein Urtheil fällt dir bey,
Und ſagt, daß deine Schrift der Wahrheit ähnlich ſey.
Ja du kanſt deinen Zweck auch ohne Zorn erhalten,
Und ohne viel Verdruß dein Richteramt verwalten.

Doch räum ich willig ein, daß der, wer lebhaft ſchreibt,
Wahrhafte Bilder macht, nicht bey dem Schatten bleibt.
Es kan die Tadelſucht, die alles will ergründen,
Oft das Original zu ihren Riſſen finden.
Doch glaubt nicht, daß zugleich daran der Dichter denkt,
Worauf der, der es liſt, die blinde Meynung lenkt.
Die Lehren, die man uns in Büchern vorgetragen,
Die können uns genug von allen Laſtern ſagen:
So daß man ſich hernach ganz keine Mühe giebt,
Daß man den kennen lernt, der dieſe That verübt.

Geſetzt, ich ſchriebe ſo: Stax weis nicht, was er will:
Itzt reiſt er in die Welt; auf einmal liegt er ſtill,
Und geht nicht weiter fort: Er wünſcht ein ruhig Leben,
Bloß um der Einſamkeit ſich ſelber zu ergeben.
Man zeigt ihm einen Ort zu ſeiner Wohnung an,
Doch weil er, was er ſucht, in ſich nicht finden kan,

So zieht er wieder fort, und wendet ſich zum Kriege:
Sein Wahlſpruch heißt ſo dann: Ich ſterbe oder ſiege.
Doch hat er kaum den Arm zum Schieſſen ausgeſtreckt,
So merkt er, wie ihn ſchon ſein eigner Schluß erſchreckt.
Die Fahnen werden ihm zu ſchwarzen Grabetüchern:
Er legt den Degen ab und ſehnt ſich nach den Büchern.
Dann will er erſtlich ruhn, wenn er den Ruhm erlangt,
Womit ein Seneca nach ſeinem Tode prangt.
Doch kaum erwählt er das, ſo fängt er an zu denken:
Ich lebe, ſoll ich mich denn ſelbſt ins Grab verſenken?
Soll ich, um manchen Satz recht gründlich zu verſtehn,
Den Menſchen mich entziehn, und zu den Todten gehn?
Nein, dieſes kan den Kopf, und nicht den Magen füllen:
Rühmt die Gelehrſamkeit, ich nenne ſie nur Grillen.
Da nun der Wankelmuth nie ſeinen Zweck erreicht,
So wählt er immerfort, bis daß die Zeit verſtreicht;
Bis Geld und Kraft verſchwindt: Da muß er denn der Erden
Die allergrößte Laſt, ein dummer Bettler werden.
Das iſt nun Staxens Bild. Nicht wahr, ihr kennt ihn ſchon!
Es iſt . . Doch nein, ihr irrt: Es iſt der Mutter Sohn,
Und ſeines Vaters Kind: Nun werdet ihr ihn kennen:
Denn zeigt ich die Perſon, ſo müſt ich hundert nennen.
Sagt ſelbſt, wie mancher geht bereits nicht aus der Welt,
Der, was er werden will, noch niemals feſt geſtellt!
Die alle trifft mein Kiel: Denn meines Nächſten Thaten,
Von denen ich doch nie den rechten Zweck errathen,
Schreibt nicht mein Unverſtand in einem Miſchmaſch hin.
Ich kenne meine Pflicht, daß ich ein Bürger bin,
Der andre Bürger liebt; ſich niemals ſo vergehet,
Daß ſein erkaufter Kiel ſo gar die Freunde ſchmähet.

Doch wenn ihr etwan ſprecht: Es geht nur einmal an,
Daß man ein ſolches Bild, wie dieſes malen kan,
So will ich euch zur Luſt noch eine Probe geben:

Therſitens ſchlechtes Glück läßt ihn in Kummer leben.
Er findet zwar den Tiſch noch jeden Tag gedeckt,
Doch ißt er, weil er muß, nicht immer, weil es ſchmeckt.
Er ſcheint dabey vergnügt, und macht ſich ein Vergnügen,
Bloß weil er alſo muß. Man ſieht in ſeinen Zügen,
Die uns die Stirne zeigt, ein etwas, das er doch
Nie an ſich ſelbſt erkannt: Und gleichwohl glaubt er noch,
Es könne keiner ſo, als er ſich ſelbſt erkennen,
Und wenn ihm andre gleich ſehr viele Fehler nennen,
Die ihm ganz eigen ſind, ſo ſieht er ſie doch nicht;
Weil ihm ſein ſtolzer Sinn ein ander Urtheil ſpricht.
Er klagt nie über ſich, er zankt ſich mit dem Glücke:
Er ſieht zwar wohl die Noth, doch denkt er nicht zurücke.
Er iſt nicht laſterhaft: Das iſt ein Läſtermaul,
Das ihn nicht weiſe nennt; doch bleibt er immer faul.
Nicht wahr, den kennt ihr auch? Doch will ich hundert nennen,
Die alle noch mit Recht Therſites heiſſen können.

Ihr Richter meiner Schrift, verbannet den Verdacht:
Als hätt ich dieſes Lied auf den und den gemacht.
Wer meine Meynung kennt und meine Menſchenliebe,
Weis, daß ich meinen Kiel niemals im Läſtern übe.
Die That bezeugt es auch. Es weiſet dieſes Blatt,
Was mancher Thor beſitzt, und nicht, was einer hat.
Doch wo ihr ja nicht könnt vor groſſer Weisheit ſchlafen,
So ſoll ein fremder Kiel an meiner Stelle ſtrafen.
Leſt unſern Rachel nur: Hört, was ſein Strafgedicht,
Das **der Poete** heißt, euch vor ein Urtheil ſpricht:

„Es iſt Poetenwerk mit fremden Namen ſpielen,
„Und alſo mit Gelimpf auf wahre Laſter zielen:
„Nimmt aber jemand ſelbſt ſich ſolcher Laſter an;
„Wer iſt in aller Welt, der ſolches ändern kan?
„Hat jemand Codrus Art, der mag den Namen erben,
„Wer Hirſenpfriemer heißt, mag Hirſenpfriemer ſterben.
„Wenn beym Horatius alſo geſchrieben ſteht:
„Gorgon ſtinkt wie ein Bock, Rufin reucht nach Zibet;
„Da kan es gleiche viel dem guten Dichter gelten,
„Wer will, mag ſich Gorgon, wer will, Rufinus ſchelten.
„Ein Frommer eifert nicht, ſein Herz das ſpricht ihn los,
„Wer ſchuldig iſt, der ſchreyt, und giebt ſich ſelber bloß.
„Wen ſein Gewiſſen beißt, mag ſeine Thorheit haſſen,
„Hab ich den Jeck erzürnt, ich kan es noch nicht laſſen,
„Ich biethe Recht und Trutz dem, der mir ſolches wehrt,
„Wer Laſter ſtraft, der hat die Tugend recht gelehrt.

An

An ſeine Hochwohledlen
Herrn M. Schellhafern
über den frühen Verluſt
Seiner einzigen Jungfer Schweſter.

von

Johann Chriſtoph Gottſcheden.

Betrübter Freund, ſo muſt du dennoch weinen?
So will der Tod dich dennoch nicht verſchonen?
So ſoll der Sarg dir doch die Schweſter rauben?
Ja ja, ſie klagt, ſie ächzet, ſie erkranket,
Sie wird ſchon matt, die vollen Glieder welken,
Wie Blumen ſonſt in heiſſen Sommertagen,
Die weder Thau noch kühler Regen tränket,
Wie Lilien auf dürren Beeten ſchwinden.
Der Mund verſtummt, den ſonſt die Anmuth regte,
Der Geiſt entweicht, die muntern Augen brechen,
Und kurz, ſie ſtirbt! : : Sie ſtirbt in frühen Jahren,
Sie ſtirbt, eh noch der Mittag ihres Lebens
Mit vollem Glanz, mit voller Kraft erſchienen.
Sie ſtirbt, da noch die volle Kraft ſich zeigte.
O Freund! hier bricht dein Wehmuthvolles Herze,
Dein zärtliches, dein treugeſinntes Herze,
Dein Bruderherz, das hier zuerſt empfindet,
Wie ſehr ein Fall von ſolcher Gattung ſchmerzet.
Da ſiehſt du nun den Körper deiner Lieben,
Der einzigen, der höchſtgeliebten Schweſter,
Ganz kalt und blaß auf ihrer Todenbaare.

Gedenke nun der ſchweſterlichen Treue,
Der treuen Huld, der holden Art zu leben,
Der edlen Art zu ſcherzen und zu lachen,
Der Freundlichkeit, der angenehmen Sitten,
Dadurch ſie ſich faſt alles eigen machte.
Wo iſt nunmehr die zarte Schweſterliebe?
Wo iſt, o Freund, ihr aufgewecktes Weſen?
Wo iſt die Luſt, die du ſehr oft empfunden,
Wenn du nebſt ihr den Lauf der Welt erwogen?
Es iſt dahin, ach Freund! es iſt verſchwunden,
Es iſt bereits mit ihr zugleich geſtorben,
Es wird nunmehr mit ihr zugleich begraben.
Auf! denn, o Freund! verſinke nicht im Kummer,
Auf! nimm den Kiel, den Phöbus dir verliehen,
Entwirf den Schmerz, den deine Seele fühlet.
Auf! nimm das Rohr, ſo dir die Muſen ſchnitten,
Beſinge ſelbſt das Leid, ſo dich betroffen.
Terpſychore wird ſelbſt die Seyten ſtimmen,
Und den Verluſt dich recht beklagen lehren.
Beſchreib uns ſelbſt, wie viel du eingebüſſet,
Wer hat ſie mehr gekannt, verehrt, geliebet,
Als du, o Freund, der du ſie Schweſter nannteſt?
Wer kan ſo gut den herben Gram beſchreiben,
Als Dichter ſelbſt, die voller Regung ſingen,
Wenn ſonder Kunſt die wahren Thränen flieſſen?
O könnt ich dir nur itzt ein Troſtlied ſetzen,
Und dir das Leid durch ſanften Zuſpruch dämpfen,
Und deinen Troſt mit Weisheitsgründen ſtärken!
Jedoch du ſelbſt erkennſt den Lauf der Dinge,
Die Nichtigkeit der allergrößten Güter,
Die ſchnelle Flucht des allerbeſten Lebens,
Die Flüchtigkeit der allerlängſten Jahre.

Was hülf es uns, wenn wir gleich älter würden,
Als Neſtor war, der drey Geſchlechter kannte?
Wird Sarg und Grab die graue Scheitel ſchonen?
Wird wohl der Tod den Greis aus Ehrfurcht ſcheuen?
Ach nein! Umſonſt, er ſiehet auf kein Alter,
Auf keinen Stand, auf keinen Witz des Geiſtes,
Auf kein Geſchlecht, auf keine Tugendproben.
Denn alles muß zu ſeiner Zeit ihm weichen,
Und niemand wirds an unſrer Aſche ſpüren,
Wie früh, wie ſpät wir in die Gruft gefahren;
Wie groß, wie klein wir in der Welt geſchienen;
Wie reich, wie arm man uns allhier geſchätzet;
Wie klug, gelehrt und ſinnreich wir geweſen.
Nur unſer Lob, das wir uns hier erworben,
Nur Witz und Geiſt und tugendhafte Thaten,
Die werden noch, auf andrer Menſchen Lippen,
Auf flüchtigen und ſchlechtverwahrten Blättern,
Uns ſelbſt vielleicht ein wenig überleben,
Und doch zuletzt erſterben und verſchwinden.
O! laß uns denn bey deiner Schweſter Leiche,
An unſern Tod, an unſre Grube denken,
Betrübter Freund, und gar nichts unterlaſſen,
Um, wenn auch uns die letzte Stunde ſchläget,
Ganz willig, friſch und voller Muth zu ſcheiden:
So wie ein Gaſt nach wohlgenoßner Tafel,
Ganz ſatt und froh nach Hauſe pflegt zu wallen.

* *

An
die Jungfer S. E. B.
Bey Ueberſendung eines Gedichtes auf Seine Königl. Hoheit den Kronprinzen von Preuſſen

von

Jacob Friedrich Lamprecht.

Mit einer wahren Luſt ſetz ich die Feder an,
So oft ich dir zum Ruhm ein Lied entwerfen kan,
Das, Freundin! deinen Werth auch noch der Nachwelt zeiget,
Und das mit dir zugleich zum Ehren-Tempel ſteiget.
Du giereſt dein Geſchlecht. Ein niederträchtig Weib,
Das von verlogner Art, und deren Zeitvertreib
Ein ſtetes Klatſchen iſt; die, wenn der Tag verſchwunden,
Zehn Lügen eingeholt und hundert ausgefunden;
Die nur den Putz beſorgt, mit tauſend Farben prangt,
Bey keinem Gruß ſich rührt, und ihn dennoch verlangt;
Die ihre Nachbarin mit Wuth und Gift begeifert,
Weil man ſie ſchöner nennt; die alles das beeifert,
Was nach der Tugend ſtrebt; die ſich niemals erkannt,
Die wird ja wohl mit Recht der Thorheit Bild genannt.
Allein die, ſo wie du, nach wahrer Großmuth ſtrebet,
Der Weisheit Stralen folgt, durch Tugend ſich erhebet,
Und ſtets gelaſſen iſt; die durch geſetzten Muth
Der Thorheit frechem Schwarm den tapfern Einhalt thut;

Mit mehr als ſchlechter Luſt die Wiſſenſchaften liebet,
Durch Anmuth wohl gefällt, der Tugend nichts vergiebet,
Die Unſchuld nur allein zu ihrem Schmuck erwählt,
Durch Trotz ſich nie empört, nur ihre Mängel zählt:
Die iſt der Ehrfurcht werth, die bleibt ein Preis der Schönen,
Die Tugend macht ſie groß, der Nachruhm wird ſie krönen.
Sie hat den wahren Muth und forſchet über ſich,
Ihr Weſen iſt voll Huld, ihr Herze königlich.

So, Freundin, ſo biſt du, ſo ſchön iſt dein Beſtreben,
So ſtark hat ſich dein Herz der Tugend längſt ergeben.
Du biſt kein Engel nicht: Nein, werthe Freundin, nein,
Dieß würde deinem Ruhm kein groſſer Vortheil ſeyn.
Ein Engel kan ja wohl die Thorheit überwinden,
Doch, daß du als ein Menſch die Wege weiſt zu finden,
Die in das Heiligthum der wahren Groſmuth gehn.
Dieß macht dich wirklich groß, dieß macht dich wirklich ſchön.
Doch die Beſcheidenheit, die ja ſo ſehr dein eigen,
Als Sittſamkeit und Zucht, heiſt meine Feder ſchweigen.
Wolan ich ſchweige denn und bitte dich nunmehr,
Gieb dieſer kleinen Schrift an meiner ſtatt Gehör,
Du wirſt hier Friedrichs Lob, doch nur im Schatten leſen,
So groß der Kronprinz iſt, ſo klein bin ich geweſen.

* * *

Glückwunſch
bey dem
Kunze- und Wildiſchen Hochzeitfeſte,
welches 1734 im Sept. zu Bauzen begangen ward,
im Namen der deutſchen Geſellſchaft
zu Leipzig abgefaſſet
von
Johann George Lotter,
der Petersb. Acad. Prof. und der Königl. Preuß. Soc.
der Wiſſ. Mitglied.

Es gereichet uns zu nicht geringem Vergnügen, und unſerer Geſellſchaft zu beſonderer Ehre, daß uns auch diejenigen noch ihres geneigten Andenkens würdigen, die in unſerer Beſchäfftigung ehemals unſere Vorgänger geweſen ſind. Wir erkennen allzuwohl, daß eben dieſelben den Grund zu demjenigen Gebäude geleget haben, welches wir jemehr und mehr aufzuführen uns angelegen ſeyn laſſen. Und ob ſie gleich mehr um die Zierrathen unſeres deutſchen Baues ins beſondere, als überhaupt um alle darzu gehörige Materialien beſorgt waren: So bleibet doch ihr Andenken und ihre löbliche Arbeit bey uns ſo lange im Segen, als wir ſelbſt darum bekümmert ſeyn werden. Die Erhaltung und Ausbreitung der reinen deutſchen Sprache überhaupt iſt die Abſicht unſerer Geſellſchaft, welche ihr die neue Einrichtung derſelben vorgeſtecket hat. Nichts deſto weniger iſt die deutſche Beredſamkeit und Dichtkunſt, als diejenigen Theile, die das Schöne an ihr ausmachen, gar nicht davon ausgeſchloſſen. Alſo verbindet uns noch eben einerley Zweck mit denjenigen überbliebenen Mitgliedern der ehemaligen poetiſchen Geſellſchaft. Es erfreuet uns, daß eure Hochwohledlen dieſe Verbindung noch ſelbſt erkennen, und zu dero glücklichen Standesveränderung von uns erfordern, was ihnen nach den Geſetzen unſerer Geſellſchaft gebühret. Daß ſie bey einem ſo wichtigen Unternehmen, als die Verehlichung iſt, auch auf uns noch ihre Gedanken richten, uns davon Bericht geben, u. eine Begierde nach unſerm Glückwunſche bezeugen, das überzeuget uns, daß wir in der Ferne auch an ihnen jederzeit einen Liebhaber und Eiferer vor das Aufnehmen der deutſchen Sprache gehabt und noch haben. Je eifriger wir uns nun viele dergleichen redlich geſinnete Deutſche wünſchen, und je lieber wir auch an entfernten Orten Mitarbeiter und wahre deutſche Patrioten ſehen, je williger laſſen wir uns auch finden, eurer Hochwohledlen unſere Freude über dero ſo glücklich geſchloſſenes Eheverbündniß zu bezeugen, und unſern redlichen deutſchen Glückwunſch hiemit zuzuſenden. Glückwunſch und Freudenbezeugung können ſich um ſoviel wahrhafter und natürlicher darſtellen, je weniger ſie der Zwang abgemeſſener Sylben einſchränket. Wir halten es alſo vor überflüßig, bey euer Hochwohledlen um Vergebung zu bitten, daß wir ihnen unſere Hochachtung und unſere aufrichtige Wünſche ungezwungen und ungebunden erklären. Was würden die Reime zu beyden beytragen? oder wie würden wir hierdurch unſere Gedanken beſſer an den Tag legen können? Vielmehr finden wir in dieſer Schreibart weitere Gelegenheit, dieſelben zu verſichern, daß wir deutſch gegen ſie geſinnet ſeyn, und es geht vielleicht kürzer und gründlicher an, hierdurch an ihrem Beyſpiele auszuführen, daß es eines gelehrten Deutſchen Pflicht ſey, die Reinigkeit und Aufnahme der deutſchen Sprache in Obacht zu nehmen.

Ein Gelehrter ſiehet die Nothwendigkeit und den Nutzen der Dinge gründlich ein, und ſuchet ſich im Schreiben und Reden von Ungelehrten zu unterſcheiden. Ein Gelehrter erkennet die Urſachen, wodurch ſich ehemals andere Reiche empor geſchwungen, und ihre Macht, Anſehen und Namen ausgebreitet haben. Ein Gelehrter weis endlich, daß er ſeinem Vaterlande am meiſten verbunden ſey, und daß ihn eben dieſe Pflicht antreiben ſolle, den Ruhm und die Ehre deſſelben auf alle billige Weiſe zu befördern. Die engen Schranken dieſes Blattes verbiethen uns alle Folgerungen anzuzeigen, die ein gelehrter Deutſcher aus dieſen Sätzen für ſich ziehen kan. So viel uns aber davon kürzlich zu ſagen erlaubet iſt, das wollen wir mit wenigen allhier gedenken. Was hat den gelehrteſten Deutſchen unſerer Zeit oft mehr zu ſchaffen gemacht, als die Leſung und das Verſtändniß ihrer uralten eigenen Schriften? Wie viele Mühe und Streit hat oft ein einiger offener Brief auf Pergamen verurſachet, an deſſen Leſung und Verſtand manchmal das Heil und die Freyheit ganzer Landſchaften gelegen hat? Wie viele herrliche Nachrichten von unſerm Vaterlande haben wir nicht endlich erſt durch vieler Jahre Fleiß heraus bringen müſſen? Wo rühret aber aller dieſer Verdruß und Schaden, ich hätte bey nahe geſagt auch die Schande, daß wir unſere eigene Mutterſprache nicht mehr verſtehen, anders her, als von dem Verfalle, den dieſe deutſche Sprache in ihrem Vaterlande von Zeit zu Zeit hat ausſtehen müſſen? Und was iſt Urſache an dieſem ſo merklichen Verfalle, und den ſteten Veränderungen der deutſchen Sprache in den alten Zeiten? Alle Spuren, die wir davon antreffen, geben zur Antwort, die Verachtung und die Fahrläßigkeit, womit die Deutſchen ihrer eignen Sprache begegnet ſind. Wer iſt hier noch zu vertheidigen? Die älteſten unſerer Stammväter, bey welchen der Gebrauch des Griffels und der Feder unbekannte Dinge waren. Wer zu ſchelten? Die Schriftſteller und Gelehrten der nachfolgenden Zeiten, in welchen die Schreibekunſt bereits auch in Deutſchland im Schwange geweſen. Wer am meiſten? Diejenigen Deutſchen, die den Namen der Gelehrten auch heute zu Tage führen, und doch eben ſo verächtlich mit ihrer edlen Mutterſprache verfahren, daß ſie den daraus entſtehenden Schaden weder an der Erkenntniß der Alten merken, noch auch demſelben auf zukünftige Zeiten durch mehrere Achtſamkeit auf die Ehre und Erhaltung der deutſchen Sprache zuvor kommen wollen. Sind dieſes rechtſchaffene Deutſche, deren Ohren ein einiges unreines lateiniſches Wort wehe thut, denen aber eine ganze unreine deutſche Rede gleichgültig vorüber gehet, ja wohl ſelbſt ohne die geringſte Beobachtung aus ihrem Munde täglich flieſſet? Sind dieſes ächte Söhne einer freyen deutſchen Nation, die um die blendende Schönheit einer franzöſiſchen oder italieniſchen Redensart, um die Worte unehlicher Töchter der lateiniſchen Sprache, ihre eigne Mutterſprache vertauſchen? Verdienen endlich dieſe den Namen gelehrter Deutſchen, die faſt in allen alten und neuen fremden Sprachen zu Hauſe ſeyn wollen; in der eignen Deutſchen aber nicht nur kindiſch irren, ſondern ſich auch nicht einmal bekümmern, ob ſie irren. Unterſcheidet dieſes einen gelehrten Deutſchen von einem Ungelehrten, wenn er dem Pöbel gleich redet, und in ſeiner eigenen Mutterſprache kaum eine reine Zeile zu ſchreiben weis? Hat man ſich der Mühe zu ſchämen, die man auf die Aufnahme ſeiner Mutterſprache verwendet? Iſt es etwan unnöthig ihrer Vollkommenheit und Richtigkeit nachzudenken, und die Regeln ihrer Reinigkeit zu begreifen? Allerdings ſprechen die Pedanten: Denn wir lernen ſchon deutſch von unſerer Amme. Schöne Lehrmeiſterinnen, deren Sprachlehre ſo gründlich und fein iſt, als ihre Erziehung!. Andere geſittete Völker, die ein eigenes Volk ausmachen, haben jederzeit ihre Sprache als ein Band ihrer Verſchwiſterung angeſehen, und ſelbiges feſte und rein zu erhalten getrachtet. Das ebräiſche Volk war kaum zu einer anſehnlichen Republik gediehen, ſo richtete es ſeiner Sprache die anſehnlichſten Schulen auf, beſtellte eigene Sprachlehrer, und ließ ſeine Jugend in ihrer eigenen Sprache unterrichten. Wie ehrwürdig ging dieſes Volk nicht auch nachmals, als es faſt ſchon wieder aufgehört hatte eine Republik zu ſeyn, mit ſeiner Mutterſprache um? Die Worte und Redensarten in derſelben rein und unverfälſcht zu bewahren, das war ihn nicht genug. Seine Sorgfalt verſchanzte ſo gar die Buchſtaben und Unterſcheidungszeichen mit maſorethiſchen Anmerkungen. Die Sprache der Römer ſtieg mit ihrem Staate zugleich auf den Gipfel der Hoheit und Zierde, und ſo weit ſich ihre ſiegreiche Waffen ausbreiteten, ſo weit ging ihnen dieſe nach. So wohl verſtunden ſie es, wieviel an der Vollkommenheit und Pracht ihrer Sprache gelegen wäre, daß es allen von ihnen überwundenen Völkern allezeit auferleget wurde, die römiſche Sprache zu erlernen. So gar auf den Richtplätzen in ihren erworbenen Provinzen, wurde der lateiniſchen Sprache die Herrſchaft eingeräumt, und der auswärtige Unterthan der Römer muſte die römiſchen Geſetze und Urtheile in römiſcher Sprache vernehmen. Nicht nur Cicero geſtehet ſelbſt, in einem Briefe an einen vertrauten Freund, man habe es ihm übel ausgeleget, daß er in dem Rathe zu Syracuſa griechiſch geſprochen; Nicht nur der Kayſer Tiberius verboth es einem Hauptmanne, der von Geburt ein Grieche war, daß er ſein Zeugniß in dem römiſchen Rathe in ſeiner Mutterſprache ablegen möchte: Der Kayſer Claudius ſetzete ſo gar einen vornehmen Griechen von Adel von ſeinem Richteramte in einer griechiſchen Provinz, die unter der Römer Bothmäßigkeit ſtund, ab, und nahm ihm zugleich das römiſche Bürgerrecht, weil er die Sprache der Römer nicht verſtunde. Ja, ſo viel Ehre machten ſich die vornehmſten Römer aus der genauen Beobachtung ihrer eignen Sprachregeln, daß ſich die Kayſer ſelbſt denenſelben nicht entzogen. Tiberius ſetzte einmals mit eigner Hand einen Befehl auf. Des Nachts fiel es ihm ein, daß er ſich darinnen eines nicht allzuguten lateiniſchen Wortes bedienet hätte. Und da er ſich ſelbſt nicht getraucte, ſich aus dieſem Zweifel zu reiſſen, ließ er des morgens darauf alle Sprachverſtändige zuſammen kommen, und über die Gültigkeit dieſes verdächtigen Wortes erkennen. Ein jeder ſagte ſein Gutachten, und Atejus Capito, aus Schmeicheley gegen den Kayſer, ſagte, dieſes Wort würde eben dadurch gültig und gut römiſch, weil es dem Kayſer ſelbſt beliebt hätte, ſich deſſelben zu bedienen. Allein Marcellus antwortete ihm mit römiſcher Freymüthigkeit: Der Kayſer könnte wohl römiſche Bürger machen, dieſe Macht aber hätte er nicht, ungültigen Wörtern das römiſche Bürgerrecht zu ertheilen. Alſo iſt denn die Reinigkeit der römiſchen Sprache und der Fleiß vor ihre Aufnahme allererſt eingegangen, als Rom ſelbſt aufhörte Rom zu ſeyn, und als das römiſche Reich, welches vorhero die halbe Welt bezwungen hatte, endlich von den Deutſchen ſelbſt bezwungen werden. So wohl iſt es den ſtolzen Römern niemals gegangen, daß ſie ihre Sprache auch unter den alten Deutſchen hätten einführen können. Die deutſche Freyheit hielte ihre Sprache heiliger u. ehrwürdiger, als daß ſie durch derſelben Verluſt ihr eignes Anſehn hätte einbüſſen wollen. Reichten dieſe Vorſtellungen nicht zu, einen gelehrten und ächten Deutſchen zur Nachfolge der groſſen Römer und zur Aufnahme und Beförderung ſeiner eigenen Mutterſprache anzufriſchen: So iſt noch eines übrig, welches darzu antreiben muß. Die Geſetze der Natur, der Vernunft und des groſſen Kayſers der Deutſchen, Maximilians des erſten, welche die Einführung, Verbeſſerung und Ausbreitung der deutſchen Hauptſprache nachdrücklich anbefehlen.

Sie ſehen, hochgeehrteſter Herr, wie ſehr wir um die Ehre der deutſchen Sprache eifern: Denn unſere Geſellſchaft beſtehet aus lauter ſolchen Deutſchen, die ſich eine Ehre aus dem deutſchen Namen machen. Sie ſehen aber auch zugleich, wie werth uns dero Andenken, als eines Liebhabers der deutſchen Sprache ſeyn müſſe. Es ſoll uns daſſelbe je länger je werther ſeyn, wenn wir hören werden, daß ſie für die Ehre und die Ausbreitung der deutſchen Sprache noch ferner befliſſen ſeyn, und denen, die ſich ebenfalls darum bemühen, ihre Gunſt und Liebe ſchenken werden.

Eure Hochwohledlen ſind ein Rechtsgelehrter und haben alſo täglich die Feder in der Hand, entweder einen Gegner anzuklagen, oder einen Clienten zu vertheidigen. Die Gerichtsſtäten ſind mit lauter deutſchen Richtern beſetzet; alle die daſelbſt erſcheinen und dero Beyſtand und Hülfe bedürfen, ſind auch Deutſche von Geburt, Auferziehung und Sitten. Was iſt alſo billiger, als daß auch hier in allen Sätzen, Klagen und Vertheidigungsſchriften die Reinigkeit und Schönheit der deutſchen Sprache erſcheinen und herrſchen möge. So machten es die römiſchen Rechtsgelehrten und Sachwalter vorzeiten. Man fand in ihren gerichtlichen Streitigkeiten, Anklagen, Wiederlegungen und Urtheilen keine griechiſche Sylbe. Alle Formeln der Fürſprecher ſogar waren lateiniſch; und ſo konnte doch ein jeder römiſcher Bürger ſeinen Rechtshandel verſtehen, ohne die Sprache eines fremden Volkes erlernet zu haben. Wie ſehr, auch in dieſem Stücke, unſre Deutſchen von den Regeln der geſunden Vernunft und Billigkeit abgewichen ſind, das lieget am Tage, und kan niemanden beſſer, als eurer Hochwohledlen bekannt ſeyn. Unſre Rathhäuſer ſind der rechte Sitz desjenigen Miſchmaſches in der Mundart, welches unſerm Vaterlande ſo ſchimpflich iſt: Und es würde leichter ſeyn einen weiſſen Mohren, als einen Rechtsgelehrten zu finden, der rein deutſch einen Proceß zu führen geſchickt wäre. Woran liegt aber ſolches anders, als an der Nachläßigkeit derſelben in Erlernung ihrer Mutterſprache? Warum ſollte es doch nicht möglich ſeyn, die Ausſprüche der Gerechtigkeit in allen Sprachen abzufaſſen? Warum müſſen denn eben diß Prieſter der Aſträa barbariſch reden, wenn ſie die Heiligthümer ihrer Göttin verwalten wollen? Warum muß ein fußfälliger Verehrer derſelben einen Dollmetſcher brauchen, wenn er auch die gnädigen Antworten derſelben verſtehen will? Soll denn ein deutſcher Bürger allererſt die Sprache des alten Roms lernen, wenn er denjenigen Ausſpruch begreifen will, der ihn lehren ſoll, ob er Recht oder Unrecht habe?

Eure Hochwohledlen bedauren ohne Zweifel mit uns dieſen Verfall und Misbrauch unſrer und der lateiniſchen Sprache, und zwar um ſo viel mehr, je unheilbarer das daraus entſtehende Uebel zu ſeyn ſcheinet. Sie ſehen aber auch wohl, daß demſelben niemals anders, als durch Deutſchliebende, und ihrer Sprache rechtkündige Rechtsgelehrten geſteuret werden kan. An Vorgängern fehlt es endlich nicht. Haben wir nicht wackere Männer genug aufzuweiſen, die uns die juſtinianeiſche Einleitung zum römiſchen Rechte in reiner deutſchen Sprache geliefert? Was fehlet hier mehr, als daß man fortfahren möge vor

Gericht diejenigen Redensarten einzuführen, die darinn ſo glücklich überſetzet worden? Ja was ſage ich? Sind nicht die allermeiſten Kunſtwörter in den Rechten allbereit gewöhnlich, und in den Schriften der Rechtslehrer, ob wohl zerſtreut, anzutreffen? Was hinderts nun, daß man dieſelben nicht ſammle; die lateiniſchen auf die hohen Schulen verbanne, und alſo die Ehre der deutſchen Sprache auch in den Gerichtsſtäten auf denjenigen Thron erhebe, den ſie in den Tempeln ſeit geraumer Zeit behauptet hat. O daß doch ein neuer Maximilian in Deutſchland den Kayſerthron beſtiege, der nicht nur allen Staatsbedienten und Rechtsgelehrten ihre Sachen deutſch, ſondern auch rein deutſch abzufaſſen verordnen möchte!

Eure Hochwohledlen können ſelbſt einen erwünſchten Anfang dazu machen. Sie werden durch dero Exempel andern Luſt machen ein gleiches zu thun: Und der deutſchen Geſellſchaft wird es alſo niemals gereuen, daß ſie dieſelben vor ihr Mitglied erkannt, und an dero itzigen glücklichen Veränderung Theil genommen hat. Wir wünſchen ihnen daher auch zu dieſem Ende das vergnügteſte Wohl, und eine ungeſtöhrte Zufriedenheit in ihrem neuen Stande. Der Himmel beſtätige unſern redlichen deutſchen Wunſch, den wir für dero beſtändiges Vergnügen, und für das beſtändige Wachsthum der deutſchen Sprache ausſchütten.

* * *

Moraliſche Gedanken über einen Geizhals,

von

M. Johann Martin Knöchern.

Auf! rüſte dich, mein Kiel, auf jene Laſterbrut,
Die auf den Klumpen Gold ſo gar begierig thut:
Zieh ihr die Larve weg, damit ſie klärlich ſehe,
Was andern, Gott, ihr ſelbſt, vor Ueberlaſt geſchehe.

Wie ſieht ein Geizhals aus? Er ſcharrt und ſammlet ein,
Er wünſcht, wenns möglich wär, ein Herr der Welt zu ſeyn,
Und alles Gold und Geld in ſeiner Hand zu haben,
Das Herz und Auge nur an ihrem Glanz zu laben.
Viel haben iſt bey ihm das erſte Grundgeſetz,
Sein Wachen, ja ſein Schlaf ſtellt ein beſtändig Netz,
Die Güter aller Welt mit Macht und Liſt zu fiſchen,
Und wie, und wo er kan, ein Stäubchen zu erwiſchen.
Da iſt Betrug und Liſt die allerbeſte Kunſt,
Die Sehnſucht, reich zu ſeyn, umnebelt als ein Dunſt
Gemüth und Angeſicht: Er mag nichts liebers hören,
Als wie man Geld und Gut mit Vortheil kan vermehren.

Seht, wie er rennt und läuft; ſeht, wie er ſchwitzt und ſchnaubt:
Seht, wie er lauſcht und ſinnt; wie er zuſammen klaubt;
Wie er ganz heimlich ſchwatzt, den andern zu belügen,
Und wie er überlegt, den andern zu betrügen.
Er läßt das Eſſen ſtehn, (er ißt ſich ſelten ſatt,
Damit er ſparen kan.) Er ſieht an deſſen ſtatt,

Ob nichts zu ſchachern iſt? Den Gang nennt er verdorben,
Durch welchen er kein Geld zu ſeinem Gut erworben.
So geht es Tag vor Tag. Den Seinen prägt er ein,
Die Zeiten wären ſchlimm, man müſſe ſparſam ſeyn!
Sie leiden ſämmtlich Noth: Er ſelbſt nimmt keinen Dreyer,
Er ſieht ihn zehnmal an, und ſeufzet, ach! wie theuer
Iſt itzo jedes Ding! Er liebt ein altes Kleid,
Was noch der Vater trug; und ſpricht: Die klemme Zeit
Verbietet ſchön zu gehn: Man muß nach Art der Alten,
Den Pfennig, ſo man hat, mit Fleiß zu rathe halten.
Ihr Kinder, ſparet fein, ein Groſchen Geld iſt gut!
Trinkt Waſſer; denn das Bier macht nur ein zähes Blut.
Denkt, ſpricht er, weiter hin! Es möchte ſonſt gebrechen,
Man darf ſich, wie man hört, nicht gute Zeit verſprechen.

Indeſſen ſitzt er da, und überzählt ſein Geld,
Das er zur Sicherheit zu ſeinem Haupte ſtellt:
Erſt ſieht er ſich recht um, eh er zum Kaſten kniet.
Daß etwa nicht ein Menſch durch eine Spalte ſiehet,
Zieht er den Vorhang vor. Er traut ſich ſelber nicht;
Er zählt, er rechnet nach: Sein magres Angeſicht
Sah nie ſo munter aus, als dieſe zehn Minuten,
In welchen Leib und Geiſt vor ſeinem Götzen ruhten.
Nun ſchließt er zitternd zu, nimmt aber nichts zu ſich:
Ey! da behüte GOtt! das iſt kein Geld für dich!
Im Fortgehn ſpricht er noch: Wie ſchön iſts, wenn man ſparet!
Doch halt! wie? war denn auch der Kaſten recht verwahret?
Er kehrt noch einmal um, fühlt alle Schlöſſer an,
Er findet alles recht. Kaum daß er ſchlafen kan,
Aus Furcht, ob nicht einmal ſich Diebe dürften wagen,
Sein ganzes Himmelreich verwegen wegzutragen.

So ſieht der Geizhals aus in ſeiner Einſamkeit,
Nunmehr befiehlt ihm ſchon die frühe Tageszeit
Behutſam auszugehn, um etwas zu erſchnappen.
Sieh da! hier lieget was, das muß ich auch ertappen.
Er hebt es freudigſt auf: Nichts, ſpricht er, iſt ſo klein,
Es wird zu ſeiner Zeit dir eben nützlich ſeyn.
Nun ſieht er ohngefähr dort einen Armen kommen;
Ha! denkt er, du haſt dir unfehlbar vorgenommen
Mich bettelnd anzugehn? Er lenkt bey Zeiten um;
Da iſt kein Weg zu weit, kein Gäßchen iſt ſo krumm,
Das er nicht lieber geht, als dem bedrängten Leben,
Auch nur den kleinſten Scherf zum Unterhalt zu geben.
Geſetzt, daß er auch nicht geſchickt entweichen kan,
So ſieht er ihn gewiß mit ſolchen Blicken an,
Daß jener ſich kaum traut, ein Bittwort zu verlieren:
Er filzt ihn ziemlich aus; er weis ihn anzuführen,
Wie man den Biſſen Brod durch Arbeit holen muß;
Die Faulheit müſſe nicht den andern zum Verdruß
Und zur Beſchwerung ſeyn. Kurz mit den gröbſten Minen,
Heißt er ihn weiter gehn, ſich ſelbſt was zu verdienen.
Er aber eilt dahin, wo er verwichnen Tag
Des Kaufs nicht einig ward. Der ganze Handel lag
Noch an zwey Pfennigen, die er nicht geben wollte:
Er kommt, geht nochmals fort, eh er es zahlen ſollte;
Bis er zuletzt gleichwohl noch einen abgedrückt.
Das macht ihm neuen Muth, daß ihm der Gang geglückt;
Nun zieht er Geld heraus: Da ſucht er einzuſchieben,
Was lange ſchon nicht mehr im vollem Werthe blieben.
Verkauft er ſelber was, ſo drückt er bis aufs Blut;
Er flucht, er ſchwört darbey, die Waaren wären gut,
Und mehr als dieſes werth. Mit ängſtlichem Geſichte
Greift er ganz misvergnügt nach Ellen und Gewichte.

Da kürzt, da bricht er ab, ſo viel nur möglich iſt;
Bedient ſich auch darbey wohl gar verbothner Liſt,
Es iſt ihm ſchon genug, was ſchlimmes zu beginnen,
Wenn er nur etwas weis mit Vortheil zu gewinnen.

Er lehnt auch Gelder aus: Allein auf was vor Art?
Da wird der Jüdenzins gewißlich nicht geſpart:
Zehn, Zwölf von Hunderten, nennt er noch Freundſchaftsproben,
Und ſpricht, er hätte ſonſt ein mehrers eingehoben.
Den Zins nimmt er voraus: Kaum bricht der Zahltag an,
So foltert er bereits den ihm verhaßten Mann.
Erhält der noch Geduld, darf er ſich ſchwerlich weigern,
Ihm den geſetzten Zins noch einen Theil zu ſteigern.
Wer ihm Geſchenke bringt, der iſt bey ihm beliebt;
Doch kaum empfängt er was, das nur zwey Dreyer giebt,
Das ſchickt er auf den Markt: Er ſchont den ſchwachē Magen,
Und ſucht vielmehr den Werth dem Schatze beyzutragen.
Die Steuren führt er kaum in vielen Jahren ab,
Bis er gemahnet wird, und dennoch hält es knapp.
Das Beicht- und Beutelgeld heißt er nur Simonien,
Und wollte lieber ſich der Kirche gar entziehen.
Er ſchlägt auch in ſein Haus kaum einen Nagel ein,
Es müſte denn davor der Nutzen zweyfach ſeyn.
Der baare Thaler klingt! darauf hat er geſchworen,
Wer andrer Meynung iſt, der hat den Witz verlohren.

An GOtt und an ſein Wort gedenkt er aber nicht:
Und wenn ein andrer was vom Segen Gottes ſpricht,
So denkt er bey ſich ſelbſt! Wenn ich mir nichts erwürbe,
So könnt es wohl geſchehn, daß ich vor Seegen ſtürbe.
Rufft er zuweilen auch das höchſte Weſen an,
So wird es bloß zum Schein: auch wohl aus Geiz gethan.

Gott ſoll ihm nur ſein Gut behüten und vermehren,
Und zwar ihm lieber heut als morgen mehr beſcheren.

Allein, was iſt dein Zweck? Du abgeſchmackter Thor,
Was ſtellſt du dir hierbey für einen Ausgang vor?
Für wen biſt du beſorgt? Vor Erben, die einſt lachen,
Und die Gefangnen frey von ihren Banden machen?
Du ſelbſt genieſſeſt nichts. Iſt das nicht Raſerey?
Man weis, was Sparſamkeit vor eine Tugend ſey;
Allein, bey dir iſt Geiz, und der iſt nie zu loben,
Und würd er auch von dir gar himmelhoch erhoben.
Du ſelbſt beneideſt dich: Du biſt dein ärgſter Feind,
Dein Geld iſt dein Tyrann, ders grauſam mit dir meynt:
Du biſt ein armer Knecht, der ſchmale Biſſen beiſſet,
Weil dich der dürre Geiz von dem Genuſſe reiſſet.

Was ſagt die ganze Stadt? Die Leute fluchen dir;
Man wirft dir deinen Geiz als unvernünftig für;
Du biſt kein wahres Glied von den gemeinen Weſen;
Du ſcharreſt, und bezahlſt kaum einen neuen Beſen.
Den Armen raubeſt du den letzten Tropfen Blut,
Zehn andre reibſt du auf, und mehrſt dein eignes Gut,
Das niemand doch genießt: Ja ſelbſt die Deinen klagen,
Und müſſen deinen Geiz zu deinem Nachtheil tragen.
Sie wünſchen, karger Filz, ſich ſelbſt und dir die Ruh:
Wie freudig drückten ſie dir bald die Augen zu!
Doch daran denkſt du nicht: Du meyneſt ſtets zu leben,
Sonſt würdeſt du vielleicht nach etwas beſſerm ſtreben.

Wie aber wird es ſeyn, wenn es zum Sterben geht?
Wenn um dein Bette gleich der ſtumme Klumpen ſteht,
Kan ſolche Goldtinctur dir auch worinnen nützen?
Worauf ſoll ſich alsdann die matte Seele ſtützen?

Die haſt du nie bedacht. Wo bleibt nun dein Gewinn?
Du fährſt, und weiſt nicht wie; doch aber wohl, wohin.
Die Unruh folgt dir nach. Dein Geld erfreut die Erben,
Dir aber bleibt nichts mehr, als ein unſelig Sterben.

Das mag die Grabſchrift ſeyn:

Hier liegt der ärgſte Thor,
Der, was er ſtets geſucht, nun auf einmal verlohr.
Das, was er nicht begehrt, das konnt ihm auch nicht werden,
So bleibt ein Geizhals denn der größte Narr auf Erden.

◆ ◆ ◆

Bey dem Grabe Sr. Magnificenz
Hrn. Adolph. Matth. Rodden,
JCto und älteſten Bürgermeiſters
der Stadt Lübeck.

von

M. Carl Heinrich Langen.
Gymnaſii Subrect. & Biblioth.

Was für ein Trauerſchall durchdringet Ohr und Herz!
Was droht der ganzen Stadt für ein erhöhter Schmerz?
Iſt's möglich? daß das Haupt ſo unvermuthet ſinket,
Der Pfeiler niederſchlägt, und der Betrübniß winket.
So iſt's. Der Glocken Erzt und winſelndes Gethön,
Läßt uns durch ſeinen Schall gehäuftes Mitleid ſehn.

Man hört in ſtiller Furcht ein Kind dem andern ſagen:
Der groſſe Rodde wird in ſeine Gruft getragen.
Der Väter weiſe Schaar erſchrecket dieſer Fall;
Die Großmuth ſelbſt erſtaunt bey dieſem Donnerknall;
Das Rathhaus wird beſtürzt und läßt ſich ſchwarz bekleiden,
Weil Zeit und Unfall itzt das erſte Glück beneiden.

Und warlich, wer den Fall behutſam überlegt,
Die Wichtigkeit bedenkt, den hohen Geiſt erwegt,
Die Schätze recht beſieht, ſo uns der Tod entriſſen,
Wird ohne Heucheley den Satz geſtehen müſſen:
Es raub uns dieſer Tag ein ſehr vollkommnes Licht,
Das durch die Dunkelheit und alle Wolken bricht,
Und ſo viel Jahre durch in Lübeck klar geleuchtet,
Als fruchtbar ſonſt der Thau das dürre Land befeuchtet.

Die Jugend zeigte ſchon des Alters reife Frucht;
Was man auch nicht einmal bey mehrern Jahren ſucht,
Hat Lübeck ſchon an ihm in früher Zeit bemerket,
Da er durch Müh und Fleiß des Wiſſens Grund geſtärket.
Weit anders, als wohl ſonſt die zarte Jugend thut,
Da öfters Müßiggang bey vielen Fehlern ruht,
Das Laſter wächſt und ſteigt, die Tugend aber fehlet,
Weil man, ſtatt Wiſſenſchaft, nur bloſſe Schalen wählet.
Doch Rodde ſtieg empor, brach durch die finſtre Nacht
Der wilden Barbarey, und nahm die Zeit in acht,
Was Nettelmann gezeigt, mit andern anzuhören,
Und auf der hohen Schul als einen Schatz zu mehren.

Dort, wo das Pleißathen mit ſeinen Muſen prangt,
Und mancher ſchon den Ruhm der Wiſſenſchaft erlangt,
Blüht Pallas und Aſträ in ihren groſſen Männern,
Den Pfeilern ſüſſer Ruh, und guter Lehren Kennern,

Und dieſes war der Ort, den Rodde ſich erkieſt,
Wie glücklich! wer auch hier ſich mit Vernunft entſchließt,
Daß Eifer, Luſt und Frucht ſich insgeſammt vereinen,
Und alle Wirkungen nach Herzens Wunſch erſcheinen.

Bey unſerm Rodde traf der Satz vortrefflich ein;
Die Muſen wollten, ſtets an, um, und bey ihm ſeyn:
Weil er ſich ſo genau mit ihrer Schaar verbunden,
Daß ſie die größte Luſt an ſeinem Fleiß gefunden.
Hier flößten ſie ihm ſelbſt der beſten Lehren Kern
Mit groſſem Vortheil ein. Er faßte leicht und gern,
Und wies in kurzer Zeit, daß er die ſchönen Gaben,
So die Natur geſchenkt, nicht aus Verdruß begraben.

Aſträa rief ihm zu: Mein Sohn! komm, folge mir.
Dieß war ihm ein Befehl. Er eilte mit Begier
Nach Hollands Grenzen zu, und blieb in Leiden ſtehen,
Denn Themis hieß ihn hier zu Böckelmannen gehen.
Wie eifrig da ſein Fleiß die Rechte durchgeſucht,
Den Kern in ſich gefaßt, zeugt die gehäufte Frucht,
Die unſre Bürgerſchaft in mehr als vierzig Jahren,
Da er der Stadt gedient, im Ueberfluß erfahren.
Was uns das Völkerrecht in ſeinem Umfang lehrt,
Was zu der Länder Wohl, der Städte Nutz gehört,
Ja was der Römer Witz in Rechten hinterlaſſen,
Das wußte ſein Verſtand gar bald und wohl zu faſſen:
So, daß die Themis einſt, da ſie ihr Volk beſah,
Und ihr von Roddens Hand der größte Dienſt geſchah,
Zum voraus prophezeyt: Du ſollſt, mein Sohn, ſtets grünen,
Und einſt der Vaterſtadt im höchſten Schmucke dienen.
Geh! richte deinen Lauf nach Gottorps Grenzen hin,
Wo meine Lehrer auch im vollem Glanze blühn,

Da wird man dir den Kranz vor dein Bemühen binden,
Und du vor Kunſt und Müh den Lohn der Ehren finden.

Kaum trug ihn die Begier nach dieſem Muſenſitz,
So zeigte ſich ſein Fleiß, ſo zeigte ſich ſein Witz,
Durch den gelehrten Streit: Ob man auch nach den Rechten,
Durch Repreſſalien ſich mög in andre flechten.
Der Lohn vor dieſen Sieg war ein geweyhtes Blatt.

Wie mancher, wann er kaum den Kranz erhalten hat,
Läßt ſchon im Fleiſſe nach, und denkt bey Müßiggehen,
Es könn ihm nun kein Amt, ſo groß es ſey, entſtehen.
Betrogne! ſeht den Sinn des groſſen Rodden an:
Er hielt ſich ungemein auf ſeiner Siegesbahn,
Doch ſucht er mit Begier die Früchte ſüſſer Lehren,
Aus Frankreich, Engelland, Italien, zu mehren.

Gleichwie ein ſchöner Stamm alsdann vortrefflich blüht,
Wenn man ihn nach und nach in andre Gärten zieht
Und oftermals verſetzt: So pflegt man auch von Reiſen,
So die Vernunft regiert, viel Blüthen aufzuweiſen.

Nicht ſelten bringt man zwar aus Frankreich ſiechen Leib;
Aus Engelland den Staat; aus Welſchland oft ein Weib,
Und einen leeren Kopf. Doch was hilft dieß den Ländern,
Wenn wir die Moden zwar und nicht die Sitten ändern?
Nein! unſer Rodde war den klugen Bienen gleich;
An bittrer Bosheit arm, an ſüſſer Klugheit reich;
Sog aus dem ſtärkſten Gift die beſten Arzeneyen,
Sein Vaterland dadurch in Zukunft zu erfreuen.

Ja komm nur, groſſer Mann! komm in dein Vaterland,
Die Tugend hat dir ſchon die Würde zuerkannt,
Was du ſo wohl gefaßt mit Wucher anzuwenden,
Die Ehre jagt dir nach, du darfſt nicht nach ihr ſenden.

Mein Kiel iſt viel zu ſchwach, die Weisheit, den Verſtand,
Die Sorgen, die Geduld, ſo du ſtets angewandt,
Wie eifrig du gewacht, nach Würden anzuzeigen:
Dieß weis die ganze Stadt, drum kan ich billig ſchweigen.
Wie lange haſt du nicht als Oberhaupt regiert?
Was hat man nicht für Witz in deinem Rath geſpürt?
Wie klüglich war dein Wort? wie kräftig dein Bewegen?
Wie groß der Sorgen Macht, daran ſo viel gelegen.

Der groſſe Friedrich weis den Nachdruck deiner Müh,
Georgius erkennt, wie ſchön dein Rathſchlag blüh,
Der erſte Petrus ſelbſt muß von dir frey bekennen,
Man könne dich mit Recht den groſſen Redner nennen.
Doch leider! dieſes Glück fällt nun auf einmal hin,
Du eileſt von uns weg! Dieß quälet unſern Sinn,
Was biſt du nun itzund? Was biſt du vor geweſen?
Man kan aus deiner Gruft nichts als Betrübniß leſen.

Was wunder! daß anitzt ganz Lübeck höchlich traurt?
Das Rathhaus ſteht verweyſt, und wird mit Recht bedaurt;
Die Muſen ſind beſtürzt, denn ihre Sonne weichet,
Und der ſie ſonſt geſchützt, liegt itzt im Sarg erbleichet.
Drum preßt die Wehmuth auch ſo bittre Zähren aus,
Man findet keinen Platz, man findet faſt kein Haus,
Da die Betrübniß nicht den groſſen Fall beweinet,
Weil, was ſie treu beſorgt, anitzt nicht mehr erſcheinet.

Dein Nachruhm ſtirbet nicht, ſo lange Lübeck ſteht,
Und, weil die Seele nun zu ihrem Heiland geht,
So lebſt du doppelt noch, auch mitten in dem Sterben:
Wer ſo von hinnen fährt, kan nimmermehr verderben.

* * *

* *

Das
Erſte Stück ſeines Narciſſus
ſtellet vor
Johann Ludwig Langguth.

Iſt das der weiſe Kopf, der ſo viel Künſte kan?
Der ſich alleine liebt? Willkom̃en, theurer Mann!
Was bin ich gegen dir? Erwege meine Gaben,
Erwege deinen Geiſt und was wir ähnlichs haben.
Mein ungeſtalter Leib gleicht deinem ſchönen nicht;
Ich gehe lahm und krumm, du geheſt aufgericht;
Du nennſt mich einen Zwerg, ich rühme deine Gröſſe;
Ich ſehe deine Pracht, du ſieheſt meine Blöſſe.
O wär ich ſo geſchickt und ſtark und ſchnell wie du!
O fiele mir dein Geld, dein Amt, dein Adel zu!
Ich kennte mich nicht mehr, vergäſſe Recht und Pflichten,
Und wollte mich nicht mehr nach andern Leuten richten.
Narciſſus! Das iſt viel, du kömmſt und redſt mit mir!
Ich ſtelle dir doch ſelbſt einmal Narciſſum für!
Was iſt das für ein Bild? Kein Sterblicher auf Erden
Wird wiederum ſo ſchön, als du, Narciſſus werden.
Auch dein Verſtand iſt ſchön. Ich weis, du biſt gelehrt,
Nein, rede was du willſt, ja, rede gar verkehrt;
Du redeſt dennoch klug. O könnt ich deine Sachen,
Die dir nur deutlich ſind, doch mir auch deutlich machen!
Du ſchlieſſeſt mit dem Sinn, du denkeſt mit der Hand,
Was man den Willen nennt, das heißt du den Verſtand.
Du ſieheſt Wunder ein, erſindſt den Stein der Weiſen,
Und löſt den Gordius ſo gar auch ſonder Eiſen.
Ey lehre mich die Kunſt! Ich lerne Tag und Nacht,
Und hab es überall doch noch nicht hoch gebracht.

Du brauchſt die Regeln nicht und machſt doch Meiſterſtücke,
Ich aber brauche ſie und bleibe doch zurücke,
Was die Natur nicht thut! Es fällt dir alles bey!
Narciſſus! ſage mir, was Fleiß und Arbeit ſey?
Nicht ſo? du weiſt es nicht. Wie wollteſt du es wiſſen?
Weil dir von ohngefehr die Schriften flieſſen müſſen.

Was werd ich doch gewahr! Narciſſus blebt ſich auf,
Sieht beyde Schultern an, zieht einen Fuß hinauf,
Und klopft und ſtreichelt ihn. Seht! Sein Affect wird rege,
Wie bring ich es dahin, daß er ſich noch nicht lege?
Narciſſus, liebſt du dich, ſo nimm den Spiegel hin;
Verwundre dich nur ſelbſt und ſtelle deinem Sinn
Dein ſchönes Bildniß vor. Betrachte ſeine Züge,
Wie wohl ein jedes Glied in dem Geſichte liege.
Nimm deine Lippen wahr, wie roth und ſtark ſie ſeyn!
Der hohen Stirne Bau! der Zähne Helfenbein!
Wie deine Haut ſo glatt, ſo rein, und zart ſich zeige!
Wie deine Naſe ſich ſo wohl gemeſſen neige!
Beſchaue deinen Hals, wie gleich erhebt er ſich!
Beſieh der Wangen Blut, wie munter macht es dich!
Bemerke doch dein Haar, wie kraus iſt es gezogen!
Betrachte nur dein Ohr, wie rund iſt es gebogen!
Wenn du die Augen ſiehſt, ſo nimm den Stral in Acht,
Der in die Herzen dringt und ſie empfindlich macht.
Laß ihren blauen Glanz dir ſelber wohlgefallen,
Und ihren ſüſſen Blick auf dich zurücke prallen.

Narciſſus iſt entbrannt. Er ſteckt den Spiegel auf,
Nun ſeht die Minen an! wie ſtarr ſieht er hinauf!
Wie ziehet er das Maul! wie ſteif hält er den Nacken!
Wie kneipet er das Kinn! was macht er nicht vor Backen!

Die Kehle ſchwillt ihm auf, die Augen werden groß,
Er dehnt die Lippen aus und macht die Zähne bloß,
Die Stirne runzelt ſich, er ſtreicht die Augenlieder;
Itzt ſieht er traurig aus, itzt aber lacht er wieder.
Er ſieht ein Blatterchen. Iſt das nicht eine Noth!
Wie reine drückt ers aus! Es wird ein wenig roth,
Er legt ein Pflaſter drauf, er reibt die blaſſen Wangen
So lange, bis ſie gar wie friſche Roſen prangen.

Nun kennet er ſich ſelbſt. Er hat ſein Bild gefaßt,
Allein was hilft es ihm, es wird ihm nur zur Laſt:
Wenn er daran gedenkt, ſo ſollen die Geberden,
Die er bewundert hat, noch immer ſchöner werden.
Ja, weil er denkt, daß ihm das Laſter ſchöne ſteht,
So meynt er: Es ſteht gut, wenn er gezwungen geht.
Wenn es ein andrer thut, wie kan er ihn gleich richten!
So merklich ſiehet ſich Nakeiſſus ſelbſt im Lichten.

Narciſſus, folge mir, du kennſt die Göttin doch,
Die liebt dich inniglich. Sie ſpricht: O ſüſſes Joch,
Das mir Narciſſus ſchnitzt, ich will dich ewig tragen:
Ach könnt ich meine Noth auch nur Narciſſus klagen!
Was fehlt dir? Weine nicht, es iſt dir ja ein Wort,
So geht die Herzensangſt bey dieſer Schönen fort.
Laß nur das Putzen ſeyn. Sie bliebe dir gewogen,
Und hätteſt du den Rock auch durch den Schlamm gezogen.
Itzt kömmt er auſſer ſich, er ſieht das ſtolze Haus,
Sein ſchöner Gegenſtand guckt zu dem Erker raus.
Er gehet, wie im Drat. Er bückt den holen Rücken,
Und fragt mich: Sollte nicht mein Gang dieß Herz entzücken?
Er trägt die Hände wohl, nimmt jeden Tritt in acht.
Und ſorgt, daß ja kein Wind die Haare dunkel macht.

Er brauchet Schnupftoback, verwiſcht die Puderflecke,
Weicht keinem Wagen aus, und ſchleicht, wie eine Schnecke.
Wie glänzt der theure Ring, wie rauſcht das ſeidne Kleid!
Ihr Leute bleibet ſtehn, und lernt die Artigkeit,
Die mein Narciſſus kan. Er kömmt nur aus den Ländern,
Die vieler Deutſchen Brauch u. Witz und Kleidung ändern.
Man nimmt ihn höflich auf, und nennt den Platz beglückt,
Den dieſer Herr betritt. Man ſtellet ſich entzückt.
Man reichet ihm den Stul und bittet zu genieſſen,
Und ſucht ihm durch ein Spiel die Stunde zu verſüſſen.
Er zwingt ſich groß zu thun. Die Art, wie er ſich beugt,
Wie er die Worte ſetzt, und Uhr und Degen zeigt:
Wie er die Taſſe hält, wie er die Karte ſpielet,
Verrathen ja den Trieb, den ſeine Seele fühlet.
Es ſoll ein jeder Blick neu und erhaben ſeyn,
Was andre Bürger thun, das iſt ihm zu gemein.
Er ſucht durch ſeine Kunſt ſich nur beliebt zu machen,
Und wenn ein andrer redt, ſo wird er höniſch lachen.
Hier iſt es Zeit, daß ſich die ſcharfe Feder ſenkt,
Narciſſum fahren läßt, den Hochmuth recht bedenkt,
Den er noch in ſich hat. Sie ſchöpfe neue Stärke,
Erforſch ihn künftig mehr und ſchreite dann zum Werke.
Vielleicht geſchicht es bald. Itzt iſt ſie allzu matt,
Ich glaube, daß ſie kaum die Kräfte übrig hat,
Die nur ein Wunſch begehrt. O Freund! vergieb dem Dichter,
Und ſey bey ſeinem Fleiß nur ein gelinder Richter.
Nimm dich des Schluſſes an, den Anfang laſſe mir,
Und ſtell dir deinen Freund wahrhaftig redlich für.
Er wünſcht dir kurz und gut: Daß deine neue Ehre,
Dein Glücke, deine Luſt und deinen Ruhm vermehre.

* * *

Geſpräche
von der wahren Freundſchaft
von
Chriſtianen Marianen von Ziegler.

Poleſtor.

Wie ſo aufgeräumt, werther Philidor? der geſtrige Tag muß euch gewiß viel Vergnügen gemacht haben, daß man euch eure Freude noch heute an den Augen anſehen kan.

Philidor.

Ihr habt es getroffen, mein Freund. Eben über dem geſtrigen Tage bin ich noch voller Vergnügen. Meine beyden guten Freunde, Victor und Eraſte ſpeiſeten mit mir in meinem Garten: Wir waren luſtig, trunken ein Gläßchen auf gute Freundſchaft, ſcherzten, lachten, erzählten einander unſre luſtige Begebenheiten: Und darüber wurden wir ſo vertraut miteinander, daß wir uns eine ewige Freundſchaft zuſchwuren. Könnt ihr euch nun wohl wundern, wenn meine Zufriedenheit vollkommen iſt?

Poleſtor.

Ja, mit eurer Erlaubniß wundre ich mich noch. Glaubt ihr denn, daß die wahre beſtändige Freundſchaft darinn beſtehet, wenn man einen Tag um den andern mit ſeinen auserleſenen Bekannten iſſet, trinket, ſpielet, ſcherzet; und kurz zu ſagen, nur alle luſtige Stunden theilet?

Phili-

Philidor.

Verzeihet mir liebſter Poleſtor, ſo viel Einſicht beſitzen wir alle drey, daß dieſes entweder gar keine, oder doch die geringſten Kennzeichen einer wahren Freundſchaft ſind. Solche Proben geben und empfangen diejenigen am liebſten, die von gutem Eſſen und Trinken viel halten: Und ſolche Küchen- und Kellerfreunde kan man an einem Tage hundert haben.

Poleſtor.

Ich habe niemals gezweifelt, daß ihr nicht wüſtet, was zur wahren Freundſchaft erfordert würde. Ich hatte nur mein Bedenken bey euren zween Freunden, und ob auch dieſelben bey ihrer Freundſchaft vernünftige Abſichten hätten.

Philidor.

Sie haben ſich die wahre Abbildung eines rechtſchaffenen Freundes ſo wohl, als ich, gemachet. Seit etlichen Jahren, da wir miteinander bekannt ſind, haben wir unſer Vergnügen und alle unſere vergnügte Begebenheiten mit einander getheilet. Wir bekümmern uns wenig um anderer Leute Handlungen. Wenn es uns dreyen wohlgehet: So ſind wir ſchon zufrieden. Dabey ſind wir immer bey einander, ohne uns einander gewohnt oder ekel zu werden: Und wenn wir uns nur von ferne ſehen, ſchlägt uns ſchon das Herze vor Freuden.

Poleſtor.

Bey den Umſtänden ſeyd ihr recht glücklich, und ich wünſchte mir wohl mit euch gleiches Geſchicke zu haben. Die gröſte Süßigkeit bey eurer Freundſchaft beſtehet in dem öftern Umgange, und der täglich erneurten Aufrichtigkeit. Mir will es ſo gut nicht werden. Mein Freund, mein beſter Freund iſt von mir weit entfernet. Welch ein groſſer Unterſchied iſt es doch, zwiſchen einer mündlichen Unterhaltung, und einem geſchriebenen Blatte! Da wird man erſt recht inne, wie koſtbar ein Freund ſey, wenn man ihn nicht mehr täglich um ſich hat.

Philidor.

Ich glaube, eure letzten Worte werden nicht bey allen ſo gleich Beyfall finden. Man wird ſagen, wen man täglich um ſich hätte, deſſen Werth könnte man leichter erkennen lernen. Man müſte alſo die liebenswürdigen Eigenſchaften eines Freundes noch beſſer einſehen, wenn er immer gegenwärtig wäre, und unſere Neigung perſönlich zu erhalten ſuchte.

Poleſtor.

Ja, ja, es ſcheinet zwar ſo. Allein der tägliche Umgang läſſet uns nicht zu ſolchem Nachdenken kommen, als man haben muß, wenn man die Eigenſchaften und Vorzüge eines Freundes unterſuchen will. Es fällt uns zu viel Angenehmes auf einmal an ihm in die Augen: Und davon wird die Seele ſo eingenommen, daß ſie nicht fähig iſt, eine jede Artigkeit insbeſondre zu empfinden. Wenn man aber von einander entfernet iſt, ſo ſtellet man ſich eines nach dem andern vor, was uns vergnüget hat; da erinnert man ſich jeder Vollkommenheit insbeſondre; und jede angenehme Eigenſchaft machet uns unſern Freund ſchätzbarer.

Philidor.

Eure Antwort iſt ſo gründlich, daß ich allen Zweifel fahren laſſe, und eure Meynung nicht für wahrſcheinlich, ſondern für unwiederſprechlich halte. Aber wiederum auf euren ſo geliebten Cerander zu kommen, (denn der iſt es doch, dem ihr euch ſo zu eigen ergeben habt) ſeyd doch ſo gütig und ſagt mir, was habt ihr ſo gar beſonders an ihm gefunden, damit er eure ſo treue Liebe verdienet hat?

Poleſtor.

Das will ich euch wohl ſagen. Aber zuerſt müßt ihr wiſſen, was ich überhaupt dabey denke, wenn ich mir einen Freund erwähle. Ich ſehe auf ſeine Eigenſchaften, die er mit andern wohlgeſitteten Leuten gemein hat; aber am meiſten auf die, welche ihm vor andern den Vorzug erwerben ſollen. Iſt es nun nicht wahr? wenn ſich jemand bey aller Gelegenheit hat aufrichtig und redlich finden laſſen, wenn er ſich zu allen Freundſchaftsbezeugungen anbiethet, und darinn wirklich unermüdet iſt; muß mir denn der nicht vor allen andern werth ſeyn? Stimmet nun Herz und Mund, Mund und That beſtändig bey ihm überein, ſo urtheilet nun ferner, ob man den nicht mit Recht aller Welt vorziehet?

Philidor.

Wenn Cerander dieſe Vollkommenheiten wirklich beſitzet, ſo iſt er würdig, euer Freund zu ſeyn. Nun kan ich mir einigermaßen vorſtellen, was man geſaget, daß eure Liebe gegen ihn ganz unbeſchreiblich ſey; und ſein Abſchied, wenn er gleich ſein Glücke gemachet hat, euch ſo verändert habe, als ob er den halben Poleſtor mitgenommen hätte.

Poleſtor.

Ja ich geſtehe es, meine Zärtlichkeit für ihn gehet weiter, als ich glaubte, ſie gegen Perſonen von meinem Geſchlechte zu beſitzen. Verzeihet es mir demnach, werther Philidor, wenn ich meine Sehnſucht nach ihm auf das empfindlichſte ausdrücke. Ich leugne es nicht, die ganze Stadt, ſo belebt und volkreich ſie auch iſt, gleichet mir einer Wüſteney, denn ich vermiſſe meinen Freund. Alle Geſellſchaften, die mich ſonſt ergetzet, ſind mir itzo zuwieder. Ich beſuche ſie wie im Traume, und verlaſſe ſie mit der ſtärkſten Verwirrung. Denn ich finde nicht in denſelben, was mein Fuß ſuchet, mein Auge nicht entbehren kan, und was mein Herze wünſchet In Gedanken unterrede ich mich bloß mit meinem Freunde, und bin bey allen andern Geſprächen ſtumm. Ein Blatt von Ceranders Händen ſtellet mein Gemüth wieder zufrieden, und dieſes Kleinod ziehe ich allen Reichthümern vor.

Philidor.

Nun, das heißt wohl recht geliebet, wo nicht gar zu viel geliebet. Wenn mir einer von meinen beyden Freunden, die ich doch auch hochſchätze, ſollte entriſſen werden: So würde es mir zwar ſehr nahe gehen; allein meine erſte Sorge wäre, die erledigte Stelle mit einem andern wiederum zu erſetzen, und nicht mich ihm ganz und gar aufzuopfern. So müſſen denn alle eure andre Bekannten dieſem Lieblinge weichen, und ſie werden nie ſolche Hochachtung von euch hoffen dürfen?

Poleſtor.

Es iſt nicht anders. Indeſſen wird man mich deswegen doch keiner Unbeſcheidenheit in meinem Umgange beſchuldigen können. Und wem ſollte es doch ſo ſchwer werden, mir das Vergnügen zu laſſen, daß ich meinen Freund auf das zärtlichſte liebe, weil ich lebe?

Philidor.

O das ſey ferne, angenehmer Poleſtor, euch deswegen die geringſte Unbeſcheidenheit im Umgange anzudichten! Ich beklage nur damit, daß keiner unter uns, der ſonſt die Ehre hat, euch zu kennen, gleiches vergnügtes Antheil an eurer Neigung haben darf.

Poleſtor.

Ihr bringet mich wieder darauf, euch die beſondern Urſachen meiner Hochachtung vor Cerandern zu ſagen. Ich geſtehe es nochmals: Ich ſchätze alles was vernünftig, tugendhaft und redlich iſt, nach Verdienſten hoch. Aber mein Freund hat von allen dieſen Eigenſchaften ſo ſtarke Proben abgeleget, daß es ihm darinn ſchwerlich jemand zuvor thun kan. Mich betraf das Unglück, daß mein Haus durch eine unvermuthete Feuersbrunſt in die Aſche geleget wurde. Er war der erſte, der Anſtalt machte, meinen Verluſt zu erſetzen. Zwey Jahre darauf hatte ich mich bey einem Glaſe Wein unterſchrieben einen Wechſel für meinen Vetter zu bezahlen. Er hatte zwar Vermögen genug; allein es beſtund meiſtens in liegenden Gründen. Als ich nun den Rauſch ausgeſchlaſen hatte, befand ich, daß meine Börſe eben ſo leer war, als meines Vetters Caſſe; und doch muſte ich Wort halten. Ich klagte es Cerandern, der ſo gleich willig war, die verſchriebene Summe zu erlegen. Er gab mir aber zugleich die Regel, künftig vorſichtiger zu ſeyn, welche mir faſt angenehmer war, als die Freundſchaft, die er mir in der That erwieſen hatte.

Philidor.

Ich erſtaune warlich über Ceranders Freundſchaftsbezeugungen. Es iſt ſchwer ſolche redliche und dienſtfertige Leute zu finden.

Poleſtor.

Ach liebſter Philidor! das iſt noch lange nicht alles, was ich euch von ihm erzählen kan. Hört noch eins! Kurze Zeit darnach bekam ich Händel mit einem Officier. Ich forderte ihn auf ein paar Piſtolen. Cerander both ſich ſelbſt zu meinem Secundanten an. Er leiſtete mir auch wichtige Dienſte. Ich hatte meinen Feind ſo wohl gefaſſet, daß er gleich bey dem erſten Gange vom Pferde ſank. Wir bemühten uns zwar, ihn wieder zu ſich ſelbſt zu bringen, aber vergebens. Hier war nun guter Rath theuer. Mein Cerander machte die Anſtalt, daß der andere in die Stadt gebracht wurde; und mich begleitete er an einen entlegenen Ort, wo wir ſicher ſeyn konnten. Nach acht Tagen erfuhren wir, daß der Verwundete noch am Leben, und zu ſeiner Geneſung gute Hoffnung wäre. Darauf reiſete Cerander von mir, mit dem Verſprechen, weil er angeſehene Freunde am Hofe hätte, meine Sache ſo bald als möglich auszumachen. Er hielte ſein Wort redlich. Denn nach wenigen Wochen durfte ich mich wieder frey und ſicher in der Stadt ſehen laſſen: Und ich habe von dieſen weitausſehenden Händeln niemals weiter den geringſten Verdruß gehabt.

Philidor.

Auf dieſe Weiſe hat Cerander vollkommen Recht gehabt, wenn er ſich euren bis in den Tod getreuen Freund genennet, mit welcher Redensart man heute zu Tage ſo freygebig iſt, und doch wohl dabey nicht bedenket, was es auf ſich habe.

Poleſtor.

Ja wohl. Cerander redete und that nichts aus Gewohnheit, ſondern aus Ueberlegung und redlichem Herzen. Er hat es auch bey der oberwehnten Bezeugung ſeiner dauerhaften Freundſchaft nicht bewenden laſſen; ſondern mich in einem andern Falle aufs neue davon verſichert. Kurz nach jener ſo mißlichen Begebenheit ward ich tödtlich krank. Ich verfiel nemlich in ein hitziges und verzehrendes Fieber, welches mir alle Kräfte nahm. Mein Freund verſorgte mich mit den koſtbarſten Arzeneyen, und kam nicht von meinem Bette. Doch mein Zuſtand verſchlimmerte ſich täglich, und ich ſahe mich genöthiget an mein Ende mit Ernſt zu denken. Cerander ſtund mir auch hier mit dem tröſtlichſten Zuſpruche bey, und wir nahmen den zärtlichſten Abſchied von einander. Allein unſer Geſchicke wollte uns noch nicht getrennet wiſſen. Ich erhohlte mich über vermuthen, und ward von Tage zu Tage ſtärker, durch die innige Zufriedenheit, die mein Freund über meine Geneſung ſpüren ließ. So bald ich wieder zu Kräften kam, verſchaffte er mir die anſehnliche Ehrenſtelle am Hofe, in der ich itzo ſtehe. Kurz mein Cerander hat in allen Fällen meine Glückſeligkeit gebauet.

Philidor.

Ich bin euch unendlich vor eure Erzehlung verbunden, denn nunmehro bekomme ich einen ganz andern Begriff von den Regeln der wahren Freundſchaft, als ich vor dem gehabt. Ihr ſeyd alſo billig zu beklagen, daß ihr ihn nicht mehr um euch habet.

Poleſtor.

Ja freylich, und ihr erneuret dadurch das Andenken der Zärtlichkeit, mit welcher wir voneinander Abſchied nahmen. Er kam einſt unvermuthet in mein Zimmer, mit niedergeſchlagenen Augen und blaſſem Angeſichte. Er konnte kaum reden, und reichte mir nur einen Brief zum leſen. Aus dieſem ſahe ich denn, daß er von einem groſſen Könige mir entriſſen wurde. Ich ward hierüber eben ſo beſtürzt als er. Endlich brach ich voller Heftigkeit aus: Mein Cerander, das kan ich nicht zugeben. Ohne eure Gegenwart iſt mir die ganze Welt zuwieder. Müſſet ihr aber fort, ſo erlaubet mir mit zugehen. Ich will den Hof, meine Ehrenſtelle, ja Haab und Gut einem andern überlaſſen, und euch folgen. Denn ihr ſollet mir alles ſeyn. Er tröſtete mich indeſſen, ich ſollte eheſtens auch an den Hof gezogen werden, wohin er beruffen wäre. Ja endlich ſchlug er mir eine Heyrath vor, mit einem ſo liebenswürdigen Frauenzimmer, daß ich darüber den Verluſt ſeiner Perſon vergeſſen oder doch gelaßner ertragen ſollte. Ich folgte ſeinen Vorſchlägen, und kan wohl ſagen, daß ich heute noch ſo vergnügt bin, als ich den erſten Tag unſrer Vermählung geweſen.

Philidor.

So dächte ich denn, ihr könntet bey der Zufriedenheit zwar alle erſinnliche Erkenntlichkeit und Hochachtung vor Cerandern erhalten: Allein, daß ihr ſeufzet und klaget, und euch ſo heftig nach ihm ſehnet, darinn gehet ihr mit eurer Erlaubniß zu weit. Das läſſet nicht männlich.

Poleſtor.

Wenn ihr wüſtet, wie tief dergleichen Freundſchaftsbezeugungen in das Herz dringen: So würdet ihr erkennen, daß es mir nicht anders möglich ſey, als meinem Cerander den größten Theil meiner Neigung aufzuopfern. Lieber ſaget mir doch, worinn habt ihr eure zween Freunde gefällig befunden, als zu lauter ſinnlichem Vergnügen? Haben ſie jemals etwas geſetztes an ſich gewieſen, oder zu eurer Wohlſahrt wirklich etwas beygetragen? Ich hingegen habe alles, was ich beſitze, ja meine Glückſeligkeit, der Liebe, Vorſorge und Bemühung meines Ceranders zu danken.

Philidor.

Wenn dem allen auch ſo wäre, ſo würde es meinen Freunden nicht zum Nachtheile gereichen. Denn dem Himmel ſey gedankt, ich habe ihrer Hülfe noch nicht bedurft. Wir trinken unſer Glas Wein mit gutem Muthe, und einer ſtellet um den andern eine Luſt an. Wir ſind recht vor einander gemacht. Woran einer Gefallen träget, damit iſt der andre gewiß auch zufrieden. Uns fehlet nichts, und alſo kan uns nichts an unſrer Luſt ſtören.

Poleſtor.

Wie iſt es aber immer möglich, werther Philidor, ein paar Leute zu ſeinen auserwählten Freunden zu machen, von deren wahrhaften Freundſchaft ihr noch nicht das geringſte Kennzeichen habet? Euch iſt ja nicht unbekannt, daß man von dergleichen Leuten nicht ehe zuverläßig urtheilen kan, bis man in Verdruß und Wiederwärtigkeit geräth. Da muß man erſt ſehen, ob ſie in der Zeit der Noth auch wirklich ſo redlich und dienſtfertig ſind, als ſie es bey guten Tagen zu ſeyn ſcheinen. Eine Bekanntſchaft, die man nur zum Zeitvertreibe machet, verdienet nicht, den hohen Namen der Freundſchaft zu führen.

Philidor.

Eure Gedanken von der wahren Freundſchaft haben mich ſchon längſt vergnüget. Ihr werdet mir in dieſer ſchönen Materie das beſte Licht geben, wenn ihr mich zu eurem Freunde annehmen wollet. Ich will in allem Folge leiſten, und euch in allem auf eine ſolche Art zu vergnügen ſuchen, als ihr von jemand fordern könnet, der den Verluſt eures Ceranders gerne erſetzen wollte.

Poleſtor.

Ich danke ergebenſt vor euer geneigtes Anerbiethen, und bedaure nur, daß ich euch nicht willfahren kan. Denn ich hoffe noch immer, Cerander ſoll mich nachholen. Die Zeit iſt gar zu kurz, daß ich euch einige Gefälligkeiten erzeigen könnte. Und, wie ich euch ſchon geſaget habe, kan ich an nichts weiter denken, als wie ich mich eheſtens wiederum mit meinem Herzensfreunde vereinigen, und beſtändig um ihn ſeyn könne.

Philidor.

Unter dieſen Umſtänden muß ich mirs freylich gefallen laſſen, daß ich in meinem Suchen unglücklich bin. Indeſſen nehmt mirs nicht übel, daß ich euch noch ein Wort ſage. Meine beyden Freunde und ich ſpeiſen heute auf der Wieſe und haben ein paar Waldhörner dazu beſtellet, thut mir die Ehre, und ſeyd mein Gaſt.

Poleſtor.

Ich werde dieſe Höflichkeit annehmen, als wenn ich ſie genoſſen hätte. Laſſet euch durch mein Geſpräche von eurer guten Geſellſchaft nicht länger abhalten.

Philidor.

Ich wollte gerne länger in der Eurigen ſeyn: Allein ich weis, ſie haben mich ſchon vor einer Stunde erwartet: Alſo muß ich eilen. Ich bin euer Diener.

Hochzeitgedichte

von

M. Heinrich Gottlieb Schellhafern.

Spiel nur, du Pöbel der Poeten,
Auf deinen ſchwachen Pfennigflöten,
Ein Lied, das kriechend, matt,
Und keine Kohle nicht von Witz und Feuer hat:
Mein angeflammter Geiſt,
Der ſich von deiner Schaar entreißt,
Fliegt nach den Pindushöhen,
Und will, wenn du im Staube liegſt,
Und dich den Fröſchen gleich an Koth und Schlamm vergnügſt,
Gekrönt bey Phöbus Glanze ſtehen.
Laß dich in deiner Sclaverey
An das umſchränkte Maaß von Reim und Zeilen binden:
Ich dichte frey!
Du ſollſt an mir ein Muſter finden:
Und wenn ich etwas ſage,
So wiſſe, daß ich nichts nach deinen Regeln frage,

Die du als deine Kinder liebſt,
Doch deines gleichen nur, nicht mir zum Beyſpiel giebſt.
Ich will bey dieſem Hochzeitfeſte,
Da alles prächtigſchön, im höchſten Grad aufs beſte
Geziert und aufgeputzt,
Wobey das ſchaubegierge Auge ſtutzt,
Indem es ſich nicht weis darein zu ſchicken,
Was es bey dieſem Ueberfluß zum erſten ſoll erblicken,
Mit Feuerſchwangeren, von Muth geſpornten Sinnen,
Ein liebreich-lockendes ſtolz-tönend Lied beginnen.
Mein erſtes Augenmerk
Iſt der erhabne Thurm
Von zierlich liegendem, vielfarbnem Zuckerwerk:
Wie ſieht man nicht an vielen Orten
Den oft geſchlungnen Wunderzug,
Gleich einer Schwalben Schlangenflug,
Hier von Confect,
Und dort von Mandeltorten?
So manches Glas mit eingeſchenktem Wein
Scheint ſelbſt der Sonnen Gold vollkommen gleich zu ſeyn.
Es biethen Böhmens helle Gläſer
Der Elbe, Donau und der Weſer
Itzt Trotz:
Da ſie des edlen Rheines Früchte,
Als ein vollkommnes ſchönes Schaugerüchte,
In ihren Zirkeln wirbelnd ſpielen laſſen.
Es iſt die Freudenvolle Hand
Bey dem ſchon wankenden, itzt weichenden Verſtand
Bemüht dieſelben zu umfaſſen.
Das Zinn, das durch des Handels Kraft,
Um Deutſchlands Mangel zu ergänzen,
Aus Engellands ſo weit berühmten Gränzen,

Wird hergeſchafft,
Läßt ſich der Herr durch manchen Diener reichen.
Hier muß der Deutſchen ſtolzes Reich,
Da ſein gegrabnes Zinn nicht dem an Härte gleich,
Dem fremden Lande weichen.
Was vor ein gräßliches Gedränge
Macht nicht der Dirnen Menge,
Die um die Herrſchaft zu bedienen,
Allhier erſchienen?
Doch wend ich meinen Blick
Auf die ſo artig-nett-gezierte Braut zurück,
Und auf des Bräutgams edles Weſen,
Der ſo ein ſchönes Kind zum Gegenſtand erleſen,
So ſtellt dieß holde Paar
Ein ſolches Bild von reiner Liebe dar,
Daß ich ganz ungeſchickt,
Ob mirs gleich oftermals ganz wunderbar geglückt,
Ein recht beſchreibendes ausdrückend Wort zu finden,
Um ihre Liebe zu ergründen.
Gleichwie, wenn Selanor,
Der von der Chloris Blick entzündet,
Sich auſſer ſich befindet,
Mit ſeinen ſtreitenden Gedanken,
Die ſich wie Aepfelweiber zanken,
Sich vor das Thor
In unſern Lindengang begiebet;
Allwo die dreyfach-lang ſchnur-gleich geführte Pracht
Der dick-belaubten Linden,
Die ſich durch manchen Aſt qver über faſt verbinden,
Den kühlen Schatten macht;
Indem, ſo bald die Glocke ſechsmal ſchlägt,
Bey heiterm aufgeklärtem Himmel

Das lieblich=wallende Scherzfreundliche Getümmel
Sich regt,
Und wo hier, auf dem Sitz der harten Bänke,
Das Chor von unſern Landestöchtern,
Aus fremd und eigenen Geſchlechtern,
Sich liebreich niederſetzt,
Und ſich recht inniglich ergetzt,
Wenn es das freygewidmete Geſchenke,
Das aus des Grüſſers Hute fällt,
Erhält:
Dort derer Eſel muthigs ſpielen,
Die ſich vergnügt im Staube ſielen,
Bald durch den düſtren Schall erſchreckt,
Bald ein ergetzend Spiel erweckt;
Wie ſchön! wie emſig=ſchön
Sieht man nicht an des Pförtchens Seite
Durch eigne Hand mit Koth beſpritzte Leute
In reger Arbeit ſtehn?
Der drückt mit angeſtrengtem Arm,
Von überhäufter Mühe warm,
Den unten zu rund=wohlgeſchärften Spaden
In lockern Koth;
Der iſt bemüht ihn wieder in den Karrn zu laden,
Und beyde laſſen, um ihr Brodt
Mit ihren Weibern zu genieſſen,
So manchen Tropfen Schweiß von ihren Wangen flieſſen.
Das ſtetig=rollende Laſt=ſeufzende Geknarre
Von mancher angefüllten Karre
Giebt uns, die wir vorüber gehn,
Die kluge Vorſicht zu verſtehn,
Daß man allhier
Der ſchönen Lindenſtadt zur Zier,

In durch verfaultes Mooß entſtandner Erde, ſcharre.
Schweig Rom! von deines Schlammes Gängen,
Du läßt es frey
In Livii berühmten Büchern leſen,
Daß des Tarqinii ſtolz-freche Tyranney
Ihr erſter Anfang ſey geweſen.
Es ließ dein Volk ſich zu der Arbeit drängen:
Hier aber thut mans ungedrungen,
Nur bloß ums Geld, ſonſt ungezwungen.
Iſt gleich dieß Werk nicht jenes Gröſſe gleich,
So muß ein Reich
Doch auf der Bürger Wohlfahrt ſehen;
Das aber nicht von dir,
Und gleichwol hier
Von uns geſchehen.
Wendt man den lüſtern Blick
Von dieſem Volke weg,
Auf unſern Pleiſſen-Fluß zurück,
Der ſich zwar nicht wie Elb und Rhein ergieſſet,
Doch ſanfte-ſchleichende-anmuthig-zirkelnd flieſſet,
So ſieht man zwar nicht die Najaden
In dieſer Gegend ſcherzend baden:
Doch das iſt nur ein Werk,
Das in der Dichter Witz entſprungen,
Die luſtig-ſchön,
Doch auch höchſt falſch geſungen.
Vor ein weit ſchöners Augenmerk,
Vor ein weit nützlichers Ergetzen
Iſt das zu ſchätzen:
Wenn ein nach Waſſer gierger Hund,
Dem itzt der Mund
Von edel-regem Eifer ſchäumt,

Sich munter, hurtig, ungeſäumt
In unſrer Pleiſſe Fluthen ſtürzt,
Und ſeinem Herrn dadurch die Zeit verkürzt.
Seht nur, wie artig er ſich dreht,
Wie itzt ſein Gang bald vorwärts, bald zurück,
Bald wieder ſeitwerts geht.
Wie ſieht man ihn, um das geworfne zu erreichen,
Nicht durch die Wellen ſtreichen?
Er ſiehts, itzt ſchnappt er zu, er hat es ſchon erlangt.
Seht doch, wie er ſo ſiegreich prangt,
Wie er mit dem ſtets regen Schwanze
Die Fluthen peitſcht,
Gleich einem Ritter, der die Lanze,
Wenn er ins ſchwarze Mittel dringt,
In freyen Lüften ſchwingt.
Ihr ſprecht, das ſind ja ſchlechte Sachen:
Ich aber muß bey eurer Einfalt lachen.
Muß nicht der Menſch,
Um ſeine Wiſſenſchaft in allem zu verſtärken,
Auch auf der Thiere Thaten merken?
Wenn ſich dahin,
So wie ich ſchon geſagt,
Der Selanor mit ganz betrübtem Sinn,
Dem ſeine Chloris ſtets in den Gedanken lieget,
Verfüget;
Und er daſelbſt die Junge-Magd,
Die Chloris ihm aus Beyleid zugeſchicket,
Von ohngefähr erblicket,
Man da nicht weis,
Wie ſein ergetzendes Vergnügen,
Das ſich in allen ſeinen Zügen,
Die vorhin jeden, der ihn ſah, erſchreckt,

Anitzt entdeckt,
Recht lebhaft-ſtark-abbildend auszudrücken:
So wenig will es mir itzt glücken,
Nehm ich hier deiner wahr,
Du allerliebſt-vertrautes kluges Paar,
Die Luſt, die du empfindeſt, zu beſchreiben.

So träumt ich, als ich mich ohnlängſt zur Ruhe legte,
Da ſich bey mir der Trieb euch was zu dichten regte.
Es war der ganze Tag vergebens zugebracht:
Doch was der Tag nicht ſand, erſetzte mir die Nacht.
Laßt euch, Geehrteſte, den ſchlechten Traum belieben:
Denn hätt ich nichts geträumt, ſo hätt ich nichts geſchrieben.
Nun fehlt annoch der Wunſch, den häng ich wachend an.
Was man nur ſchreiben mag, was man nur wünſchen kan,
Ein ſtets zufriednes Herz, Vergnügen, Glücke, Freude
Sey euch hiermit gewünſcht, ihr wohlverbundnen Beyde.

Glückwunſch an

Hrn. M. Joh. Fried. Steinbach,

Ober-Diaconus an der neuen Kirche zu Leipzig, und des Miniſterii daſelbſt Seniorn,

zu ſeinem

Drey und ſiebenzigſten Geburthstage,

von

M. Johann Martin Knöchern.

Geprieſner Gottesmann, die Ehrfurcht, ſo mich treibt,
Macht, daß mein reger Kiel bloß in der Abſicht ſchreibt,
Ein Merkmahl treuer Pflicht verbundenſt abzutragen,
Und dir für viele Huld ergebnen Dank zu ſagen.

Erwarte keine Kunſt, kein hohes Lobgedicht:
Die deutſche Redlichkeit liebt ſolche Schminke nicht;
Dein längſt erworbner Ruhm iſt weit genug geſtiegen,
Die Wahrheit darf nicht erſt mit fremden Federn fliegen.
Ich würde dir verhaßt und unerträglich ſeyn,
Wenn ich aus Unbedacht, durch ein verwegnes Schreyn,
Wie manche, die ums Brodt mit frecher Stirne dichten,
Dir dächte durch dieß Blatt was hohes aufzurichten.
Das iſt der Schmeichler Art; Gewinnſucht führt den Kiel;
Und die Verwegenheit weis kaum des Lobes Ziel,
Daß oft die, ſo man lobt, vor Scham und Scheu erröthen;
Und iſt doch nichts als Dunſt des ſchwermenden Poeten.

Dem allen biſt du feind; und doch bekleibt dein Lob,
Worzu des Amtes Treu dich ſchon verlängſt erhob.
Du biſt des Herren Knecht; Du bauſt durch Lehr u. Leben:
Dieß kan dir, theurer Greis, die größte Zierde geben.
Du führeſt Licht und Recht auf der geweyhten Bruſt:
Des Höchſten reines Wort, das frommer Seelen Luſt
Und liebſtes Labſal iſt, bemühſt du dich zu lehren,
So, wie wir ſolches ſelbſt aus Chriſti Munde hören.
Du eiferſt mit Bedacht, und ſtrafſt zu rechter Zeit;
Du warneſt vor Gefahr und blinder Sicherheit:
Und daß durch deine Schuld kein Schaf verloren werde,
Biſt du, (o ſchöner Ruhm!) ein Vorbild deiner Heerde.
Wo Kreuz und Schwermuth oft ein Herz gefeſſelt hält;
Wo Hoffnung und Vertraun oft faſt zu Boden fällt;
Weis dein beredter Mund die Qvellen aufzuſchlieſſen,
Aus welchen Troſt und Kraft für blöde Seelen flieſſen.
Du ringeſt im Gebet nach frommer Jacobsart,
Der durch Beſtändigkeit ein Ueberwinder ward,
Mit dem, der uns erhört; der alles, was geſchiehet,
Durch ſeine Vorſicht lenkt, und auf das niedre ſiehet.
Und dieß nicht nur für dich; nein! die dir GOtt vertraut,
An deren Heil und Wohl dein Fleiß und Aufſehn baut,
Die ſinds, für welche ſich erhabne Hände falten;
Die ſucht der Seufzer Kraft im Segen zu erhalten.
GOtt kennet deine Treu; Er fördert dein Bemühn:
Die Frommen wiſſen es, was ſie vor Vortheil ziehn
Aus dem, was ſie von dir mit ſtillen Herzen faſſen;
Die Bosheit muß dir ſelbſt des Eifers Zeugniß laſſen.
Dieß ſetzet deine Bruſt in wahre Seelenruh:
Du ſuchſt nicht Menſchengunſt; Du fällſt nicht denen zu,
Die oft das Böſe gut, das Gute böſe heiſſen;
Die wenig dadurch baun, und vieles niederreiſſen.

Du predigeſt beherzt, was dir dein Herr befiehlt;
Das Wort, das nur allein auf GOttes Ehre zielt,
Und nichts als Seelen ſucht, das weiſt du ſo zu theilen,
Daß deſſen Gründe ſtets den Schaden Joſephs heilen.
Du ſtelleſt dir bereits den Tag der Freuden für,
Wenn du einſt ſagen wirſt: Hier bin ich, Herr, und hier
Sind die, ſo deine Hand mir in der Welt gegeben,
Ach! laß ſie, als dein Volk in deinen Hütten leben.
Was wird die Antwort ſeyn? Geh ein, getreuer Knecht,
Aus Gnaden biſt du nun für deine Treu gerecht:
Nimm dieſen reinen Schmuck zu deimem Himmelskleide,
Geh ein, getreuer Knecht, zu deines Herren Freude.
  Indeſſen ſtärkt dich GOtt auch noch auf dieſer Welt,
Wenn er zu vieler Troſt den Leib geſund erhält;
Die hohen Jahre mehrt, und deines Geiſtes Gaben
Befeſtigt, daß ſie noch vollkommne Wirkung haben.
Vornemlich zeiget uns dieß höchſt gewünſchte Feſt,
Der Jahrstag der Geburt, daß GOtt dich nicht verläßt;
Daß er dir, Adlern gleich, der Glieder Kraft verjünget,
Und deiner Jahre Zahl noch immer höher bringet.
Wer drey und ſiebzig zählt, hat ſo ein Ziel erreicht,
Daß ihm der tauſendſte wohl nicht darinnen gleicht:
Die Tage ſind verkürzt; die jähen Todesfälle
Sind Zeugen, unſre Zeit ſey vielen allzuſchnelle.
  Zwar hat verwichnes Jahr dich auch ein Fall erſchreckt;
Du geheſt noch betrübt mit Boy und Flor bedeckt:
Die als Gehülfin dich aus treuer Seelen liebte,
Die war es, ſo dein Haus durch ihren Tod betrübte.
Ein Schmerz, der dir gewiß durch Mark und Adern ging!
Die, deren Pflege dich mit ſolcher Treu umfing,
Als man nur denken kan; die deinen hohen Jahren
So neth als nutzbar war, ſah man von hinnen fahren.

Je.

Jedoch, GOtt iſt dein Troſt: Du ſieheſt dieſes an,
Als einen harten Riß; den aber GOtt gethan.
Du kamſt in herbes Leid, doch ſie zu den Erlöſten,
Und dieſes kan dich mehr als alles andre tröſten.
Ich, der ich alles dieß mit Seufzen angeſehn,
Nahm Theil an deinem Harm: Doch was von Gott geſchehn,
Steht nicht in unſrer Macht: Auch durch gehäufte Thränen,
War hier kein andrer Weg, als ihm gefiel, zu bähnen.

Dahero wünſcht mein Herz, verdienter Gottesmann,
Dem ich die Seelenhut nicht gnug verdanken kan,
Die du ſeit langer Zeit auch über mich geführet,
Aus der ich manchen Troſt und Rath und Kraft verſpüret;
Dir wünſcht mein redlich Herz: Es werde GOttes Treu
An dir auch dieſes Jahr mit vieler Milde neu!
Er ſey dein Schutz u. Schirm; Er ſey dein Stab u. Stecken;
Sein Flügel wolle dich vor allem Unfall decken.
Er gebe Geiſt und Kraft zu allem, was du lehrſt;
Damit du Chriſti Reich durch lange Pflege mehrſt.
Dein Silberweiſſes Haar ſey dir ein Gnadenzeichen,
Dein Alter ſolle noch ein hohes Ziel erreichen.
Er gebe, daß dein Haus in ſtetem Segen blüht,
Und daß dein Auge Luſt an deinen Kindern ſieht:
Und, darf ich noch ein Wort, in meine Wünſche ſchrenken,
So halte mich nur ſtets im alten Angedenken.

Lob des Eſels.

von

M. Heinrich Gottlieb Schellhafer.

Ich bin nicht der erſte, welcher das Lob des Eſels unternimmt. Cornelius Agrippa hat in der Abhandlung von der Eitelkeit der Wiſſenſchaften ein gleiches gethan. Er hatte die Apoſtel Eſel genennet, dahero fand er ſich genöthiget, eine Ausſchweifung zu machen, um zu zeigen, daß er dem Anſehen ſolcher heiligen Männer hierdurch keinen Eintrag gethan habe. Ich bin verſichert, daß wenn die Eſel hiervon einen Begriff haben könnten, ſie viel zu demüthig ſeyn würden, als daß ſie ein ſo unbedachtſames Gleichniß billigen ſollten. Ein jedweder verſtändiger Eſel würde ſich ſchämen, dem Agrippa nachzuahmen, und lieber gar nicht, als bey einer ſolchen Gelegenheit, wollen gelobet werden. Ungeachtet nun zwar Agrippa dem Eſel viele Tugenden zuſchreibet, ſo iſt doch ſeine Abhandlung zu kurz, und die Vortrefflichkeit des Eſels giebt uns mehrere Gelegenheit, uns von ſeinem Lobe zu unterhalten.

Ehe ich auf das wahre Lob meines laſtbaren Thieres komme, halte ich vor nöthig, erſtlich zu zeigen, warum dieſes ſonſt ſo edle Thier in ſo groſſe Verachtung gerathen ſey. Sein Name iſt ein Schimpfwort geworden, und ſein Bild ſoll nunmehro das Laſter der Trägheit vorſtellen. Ungerechtes Verfahren, wenn man eine Tugend vor ein Laſter ausgiebt! häßliche Verläumdung! wenn man ein Weſen verachtet, warum es doch vor andern ſollte gelobet werden. Doch da die Menſchen ſchon unter einander ſelbſt Tugenden vor Laſter, und Laſter vor Tugenden ausgeben: Wie kan ein verlaßner Eſel, welcher, da er kein groſſes Vermögen beſitzet, auch keinen Vorſprecher findet, ein beſſeres Glücke hoffen? Der wahre Grund dieſer Läſterung aber iſt nachfolgender: Urtheilen wir von Thieren, ſo betrachten wir ihre Eigenſchaften einzig und allein nach unſerm Nutzen. Wäre der wahre Nutzen hierbey die einzige Richtſchnur, ſo möchte vielleicht mein Eſel, (denn warum ſollte ich ihn nicht meinen Eſel nennen, da ein jeder Criticus das Recht hat, denjenigen Autor, auf den er ſeine meiſte Zeit gewendet, ſeinen Salluſtius, ſeinen Svetonius, ſeinen Horatius, und dergleichen mehr, zu nennen) in mehrere Betrachtung kommen. Allein die Erfüllung unſrer Lüſte ſind dasjenige, welches wir vor unſern Nutzen halten: Und dahero werden diejenigen Thiere am meiſten hochgeſchätzet, welche zu der Stillung unſrer Begierden etwas beytragen können. Ein hochtrabendes Pferd, welches durch ſein Brüſten den hohen Sinn ſeines Reuters anzeiget, wird deswegen gelobet, weil es unſern Hochmuth zu vermehren fähig iſt. Von der unſre Ohren kützelnden Nachtigall ſchreibet man Gedichte: Man iſt vermögend, ſich durch ihren Geſang ganze Stunden lang zu vergnügen; und wer nicht bey ihrem erſten Schlage ſtille ſtehen bleibet, wird für einen Menſchen von ſchlechtem Geſchmacke gehalten. Dieſes alles aber rühret von keiner andern Urſache her, als daß die ſinnliche Wolluſt hierdurch befördert wird. Der Schooßhund berühret mit ſeiner Zunge unſre Haut auf das zärtlichſte, und erwirbet ſich hierdurch die Gunſt ſo vieler Weichlinge. Wäre ich nicht bemühet, die Schwachheit des ſchönen Geſchlechtes aus einer mir von meiner erſten Jugend an eingeprägten Hochachtung auf alle Weiſe zu verſtecken: So würde ich hierbey ſehr vieles zu erinnern finden. Wollen meine Leſer nachdenken, ſo ſtehet es ihnen frey: Ich habe meine Urſachen, warum ich ſchweige. Ein jeder aber wird wohl ſehen, daß eine verwerfliche Wolluſt unter der zärtlichen Neigung gegen ein ſolches Thier verborgen iſt. Triebe mich nicht die Begierde, wieder auf meinen Eſel zu kommen: So würde ich ein mehrers von denen unſere Grauſamkeit befördernden Jagdhunden, und Falken reden.

Die Demuth meines ſanftmüthigen Eſels iſt freylich der Hoffart zuwieder. Sein ſtilles und in allen Stücken ernſthaftes Weſen erwecket den Wollüſtigen einen Ekel, und dahero würde dieſes Thier bey ſo vieler Verachtung verzweifeln müſſen, wenn nicht ſeine auch durch Schläge geprüfte Geduld alles dieſes zu ertragen fähig wäre.

Ich trage bey nahe ein Bedenken, dasjenige weiter auszuführen, was ich angefangen habe. Ich bemerke, daß mir diejenigen Vortheile fehlen, welche ſonſt den Verfertigern der Lobſchriften Gelegenheit geben, den meiſten Theil ihrer Ausarbeitungen damit anzufüllen. Weder ſein Vaterland, noch der Ruhm ſeiner Vorfahren, laſſen mich etwas zu ſeinem Lobe gedenken. An den Umſtänden ſeines Vaterlandes nimmt er keinen Antheil, und ein meißniſcher Eſel iſt eben ſo gut ein Eſel, als wenn er in Paris gebohren wäre. In ſeinem Geſchlechtsregiſter finde ich weder rittermäßige, noch durch ihre Gelehrſamkeit berühmte, noch durch ihren Reichthum anſehnliche, ſondern nur ſchlechte Eſel. So lieb ich auch meinen Eſel habe, ſo bin ich doch nicht bemühet geweſen, einen Stammbaum von einigen mir bekannten Eſeln zu unterſuchen. Ich hielte es vor unnöthig, dieſe Mühe zu übernehmen. Den Ruhm, welchen Homerus durch das Geſchlechtsregiſter, welches er uns von den Pferden ſeiner Helden gegeben, erlanget hat, konnte ich nicht hoffen, indem ich kein Homerus bin. Jener rühmte einen Achilles; ich lobe nur meinen Eſel. Da ich auch keinen Vorgänger in dieſer Arbeit gefunden habe: So muſte ich mich billig beſorgen, meine Arbeit würde nicht angenehm ſeyn. Der Fleiß dererjenigen, welche die nützlichen Schriften verlegen, iſt bekannt: Und dieſelben würden gewiß die Geſchlechtsregiſter der Eſel nicht vergeſſen haben, wenn ſie davon einigen Verdienſt hätten hoffen können. So viel ich aber davon weis, ſo haben der Vater, der Großvater, und mit einem Worte, alle die Ahnen meines Eſels keinen andern Namen geführet, als Eſel. Doch auch dieſes ſchrecket mich von ſeinem Lobe nicht ab.

Mein Eſel darf von den fremden Thaten ſeiner Mitbürger ſeinen Ruhm nicht borgen, und da er deſſelben ſchon vor ſich würdig iſt, ſo hat ers nicht nöthig, durch Erbſchaft denſelben von ſeinen Vorfahren zu erlangen. Weil alle Eſel gleich tugendhaft geweſen ſind, und keiner unter ihnen von der rechten Art abgewichen iſt: So iſt es ihr beſondrer Vorzug, daß man nicht nöthig gehabt hat, ſie durch äuſſerliche Zeichen voneinander zu unterſcheiden.

Genug, mein Eſel iſt, in ſoweit wir einem Geſchöpfe eine Vollkommenheit zuſchreiben können, vollkommen.

men. Die Vollkommenheit beſtehet in einer genauen Uebereinſtimmung der Theile bey einer Sache: Auf dieſe Uebereinſtimmung muß man ſehen, und nicht die Sache mit einer andern zuſammen halten, wenn man von der Vollkommenheit urtheilen will. Es können zwey Dinge vollkommen ſeyn, ob ſie gleich ſonſt von einander unterſchieden ſind. Wer den Eſel betrachten will, muß denſelben nicht mit dem Menſchen in eine Vergleichung bringen. Ein jeder von ihnen hat ſeine eigne Natur: Der Menſch muß nicht wie ein Eſel, und der Eſel nicht wie ein Menſch leben. Der Eſel darf kein Weltweiſer, kein Rechtsgelehrter, kein Arzt, kein Poete ſeyn; und der Menſch darf nicht nur ſeine Nahrung ſuchen, nur mit ſeinen Leibeskräften andern dienen, und nur, wenn es ihm gefällt, auf der Gaſſe ſchreyen. Bey dieſer Betrachtung kan man ſehen, daß der Eſel vollkommen ſey, weil alles an ihm recht eſelmäßig iſt.

Er iſt ein Thier, welchem, wie Seneca von den Thieren überhaupt zu reden pflegt, die Natur die Erhaltung ſeines Weſens anbefohlen hat. Mehr als dieſes kan man von dem Eſel nicht fordern. Er ernähret ſich nach ſeiner Art, er pflanzet ſein Geſchlecht nach ſeiner Art fort, und hierdurch thut er dem Geſetze der Natur eine Genüge.

Ich glaube, daß ich hier genug geſagt habe: Allein ich will dem Vorurtheile nachgeben, nach dem man alles verwirft, welches nicht eine Aehnlichkeit mit dem Menſchen hat. Ich laſſe mich hier keinesweges in den Streit ein, ob die Tugenden eines Menſchen, und die Tugenden eines Thieres einerley Grund haben? Doch weis ich hierbey, daß, wenn ich die Tugenden eines Eſels vorſtelle, ich nicht von menſchlichen Tugenden ſchreibe.

Mir ſcheinen aber inſonderheit an dem Eſel ſein ernſthaftes Weſen, ſeine Mäßigkeit, ſeine Sanftmuth, ſeine Fürſichtigkeit und letzlich der Beytrag zu dem Nutzen der Menſchen, betrachtungswürdig zu ſeyn.

Ich gedenke mit Fleiß nichts von der Leibesgeſtalt meines Eſels. Daß er in ſeiner Art ſchöne ſeyn müſſe, können wir daraus erkennen, weil er der Eſelin gefällt: Und wenn wir jemand gefallen, ſo iſt dieſes ein Merkmaal einer an uns gefundenen Schönheit. Es ſind dieſes Gaben der Natur, worzu ein Geſchöpfe nichts beytragen kan: Und die Natur, nicht aber das Geſchöpfe ſelbſt muß deswegen gelobet werden.

Daß aber mein Eſel der Natur, in Anſehung ſeiner Geſtalt, ſollte zu ſtatten kommen, hiervon iſt mir nichts bewuſt. Ich halte dieſes vor einen Vorzug des menſchlichen Geſchlechts. Ich wüſte nicht, daß ein Eſel ſeinen Kopf in den Koth geſtecket hätte, um durch deſſen braune Farbe, die weiſſen Flecken, die ſich in ſeinem Geſichte befinden, zu bedecken, und ſie der Farbe ſeiner übrigen Haare gleich zu machen. Er ſteckt ſeinen Kopf ohne Furcht in das Waſſer, und ſorget nicht, daß die Flüßigkeit deſſelben ſein Geſicht verändert habe, denn die Natur iſt an ihm unveränderlich. Ich habe zwar wohl Eſel mit weiſſen Köpfen wieder ihre Natur geſehen: Es war aber dieſes nicht aus Vorbedacht des Eſels geſchehen; ſondern der Eſeltreiber hatte den Mehlſack ſo unvorſichtig über ſeinen Kopf herüber gezogen, daß der Mehlſtaub auf demſelben liegen geblieben war. Worzu mein Eſel nichts beyträgt, das ſchreibe ich ihm nicht zu: Eben ſo wenig, als ich es einem Menſchen verdenke, daß er ſich in dem Gebrauche der Kleider nach andern richtet, um nicht von den meiſten verlacht zu werden.

Wie ernſthaft mein Eſel ſey, weiſen alle ſeine Geberden: Sie ſind natürlich, und man bemerket an ihm keine nach der Kunſt gezwungene Drehungen des Leibes. Bewegt er ſich, geht er, läuft er; ſo iſt es eſelmäßig: Er richtet ſolches nach ſeiner Natur ein, ohne ſich dabey zu zwingen. Die Züge ſeines Geſichts werden niemals wieder die Natur verändert, um eine beſondre Leidenſchaft ſeines Gemüths anzuzeigen, ſondern er bleibet derjenige, wer er iſt, nemlich ein Eſel. Man wird ihn niemals übermäßig lachen hören. Man verwundre ſich nicht, daß ich dem Eſel das Lachen zuſchreibe: Ich will doch hoffen, daß das Lachen nichts anders iſt, als ein Zeichen einer innerlichen Vergnügung, von Dingen, in denen wir was ſonderbares und ganz unvermuthetes antreffen. Meinem Eſel kommen bey ſeinem Scherze eben ſo wunderliche Dinge vor, die demjenigen, was dem Menſchen begegnet, ähnlich ſind. Alſo lacht er, aber er lacht in ſeiner Ordnung: Denn daß der Ton ſeines Geſchreyes uns harte ſcheinet, iſt der Natur zuzuſchreiben, von der er mit einer ſo durchdringenden Stimme begabet worden. Bewegt er ſeine Glieder in dem Staube, macht er ſich durch das gewöhnliche herumwälzen eine Ergetzung: So geſchieht dieſes weder nach dem Tone eines lebloſen Dinges, noch nach der Willkühr eines durch die heftige Erfindungskraft aufgebrachten Gehirnes; ſondern er wälzet ſich, wie er will, und wie es ihm am bequemſten fällt, ohne daß er dabey ſeine Glieder zu martern pflege. Ernſthafter Eſel! du erweckeſt bey mir das Andenken der alten Deutſchen, welche viel lieber der Natur, als der Einbildung fremder Thoren folgen wollten.

Gleichen Ruhm verdienet mein Eſel durch ſeine Mäßigkeit. Seine Speiſen ſind die von der Natur den Thieren ſonſt verordneten Erdgewächſe, und ſein Trank das den Säften des Leibes am beſten zukommende Waſſer. Will er ſeinen Geſchmack beſonders rühren, ſo ſind die in Deutſchland wachſenden Diſteln dieſe Begierde zu ſtillen fähig. Man darf ſeinetwegen nicht mit groſſer Lebensgefahr fremde Länder beſuchen: Er begnüget ſich an dem, was er in ſeinem Vaterlande findet, und ſuchet niemals ſeinen Geſchmack durch auswärtige, und mit ſeiner Natur nicht übereinſtimmende Speiſen zu verderben. Ein Gerüchte iſt vermögend den Hunger ſeines Magens zu ſtillen, wobey er denn niemals in die Verwirrung geſetzt wird, eine von den vielen ihm vorgeſetzten Speiſen zu erwählen. Hierbey bleibet er geſund und ſtark, und ſeine Glieder dürfen nie durch ein heftiges Reiſſen vor ſeine lüſterne Zunge büſſen. Er ißt alle Tage, ja noch mehr, er ergetzt ſich alle Tage mit ſeiner Speiſe: Gleichwohl iſt er des andern Tages deswegen nicht kränker, und darf ſich keine gewiſſe Zeiten ausſetzen, damit er durch die vorher gegangene Mäßigkeit die Kräfte zur Verdauung einer ihm nicht allemal gewöhnlichen Speiſe ſammlen möge. Die jungen Eſel werden gleichfalls wie ihre Väter: Sie ſind eben ſo ſtark und geſund, wie ſie, und man kan nicht ſagen, daß vor etlichen Jahrhunderten die Eſel gröſſer und ſtärker geweſen wären, als anitzo. Daß die deutſchen Menſchen vor dieſem von einer beſſern Leibesbeſchaffenheit geweſen ſind, als itzo, das leſe ich wohl: Daß aber die deutſchen Eſel ehemals ſtärker geweſen wären, als die itzigen, das habe ich nie ſagen hören; noch vielweniger weis ich, daß ſolches jemals, als etwas ſonderbares, wäre aufgezeichnet worden.

Sanftmüthiger Eſel! Ebenbild eines wahrhaftig geſetzten Gemüthes! Mit deinem Beyſpiele erweiſeſt du, daß der Satz der Stoiker von der Unempfindlichkeit nicht eine eitle Geburt ihres hochmüthigen Gehirns geweſen. Haben ſie ihren weiſen Mann nicht unter den Menſchen antreffen können, ſo hätten ſie ihn an dir gefunden, wenn ſie dich nicht verachtet hätten. Doch es iſt ein Glücke, daß du ein Eſel, und kein Menſch geworden biſt. Du vollbringeſt alles dasjenige, was deine Natur erfordert, mit der größten Gleichgültigkeit: Befändeſt du dich aber unter jenen, ſo würdeſt du in deinen Thaten beweiſen müſſen, daß dein zu groſſen Tugenden fähiger Heldenmuth zugleich auch von groſſen Laſtern begleitet werde. Bleib, werther Eſel, bleib nur ein Eſel, damit ſich die Menſchen ſchämen müſſen, welche glauben, daß dieſe Tugend nie könne ausgeübet werden. Laß dich immer einer Trägheit beſchuldigen: Du kanſt verſichert ſeyn, daß es den Menſchen, wenn ſie auch dieſe Tugend nur im Munde führen, eben ſo, wie dir ergehe. Man ſieht doch wohl, daß du im Nothfalle dich wieder deine Feinde zu beſchützen fähig biſt, ungeachtet du niemals, um deinen Heldenmuth zu zeigen, andre beleidigeſt, noch auch durch eine geringe

Beleidigung zu einer heftigen Rache gereizet wirſt. Was hilft es uns, wenn wir entweder durch einen zu fürchtenden Zwang, oder durch einen zu hoffenden Nutzen, andre, uns zu loben, bewegen. Dein Lob, tugendhafter Eſel, das ich mich itzt nicht ſcheue, einem jedem vor die Augen zu legen, würde einen Abgang leiden, und vielen nicht glaubwürdig vorkommen, wenn ich bey dir eine andre Abſicht, als die Wahrheit, hätte haben können.

Die Fürſichtigkeit iſt eine Tochter der Klugheit, und eine Eigenſchaft eines vollkommnen Gemüthes: Auch dieſe muß bey den Lobeserhebungen meines Eſels nicht verſchwiegen bleiben. Er iſt glücklich, daß Liſt und Betrug noch nicht unter ſeinem Geſchlechte eingeriſſen ſind, und dahero darf er ſich auch der Vorſicht in ſeinen ſittlichen Handlungen nicht bedienen. Zum wenigſten iſt unſre Erkenntniß, welche doch manchem unter uns zu groß ſcheinet, hierbey zu ſchwach, und wir können diejenige ſittliche Verbindung, welche die Eſel unter einander haben, noch weniger, als die Verknüpfung der Menſchen unter einander einſehen. Es iſt auch kein Wunder, daß wir von den fremden Naturen ſo wenig wiſſen, da wegen unſrer eignen Natur noch ſo viele Streitigkeiten vorhanden ſind. Dieſem aber ungeachtet kan man an den äuſſerlichen Handlungen die Vorſichtigkeit des Eſels genugſam abnehmen, und wer ſeinen Gang betrachtet, wird zur Gnüge davon überzeuget werden. Man ſiehet, wie ſorgfältig die Eſel die übeln Wege vermeiden, und wie die nachfolgenden ihrem erſten Anführer auf das genaueſte folgen. Ein Menſch, der kaum die halbe Laſt eines Eſels trägt, verlanget ſchon von weitem, mit einem gräßlichem Geſchrey, Platz: Die Eſel hingegen wiſſen auch mit einer gröſſern Laſt geſchicklich auszuweichen. Man bedienet ſich deswegen ihres ſichern Trittes bey den Reiſen auf dem Gebürge; und diejenigen Oerter, an welchen wir die ſonſt von uns ſo hoch geſchätzten Pferde nicht brauchen können, werden von den Mauleſeln beſtiegen. Folgten die Menſchen ihrem Beyſpiele, und richteten ſie jederzeit ihre Augen auf denjenigen Weg, welchen ſie gehen ſollen: So würden ſie weder auf ſo viele Irrwege gerathen, noch ihr Gang durch ſo vielfältiges Gleiten unterbrochen werden.

Endlich muß ich noch denjenigen Nutzen erwegen, welchen die menſchliche Geſellſchaft von meinem Eſel erhält. Es iſt wahr, mein Eſel empfängt ſein Futter von dem Menſchen: Allein er verlangt dieſes nicht umſonſt. Man überlaſſe ihn ſeiner Freyheit, ſo wird er nichts von dem Menſchen begehren: Da er aber einmal in des Menſchen Dienſten lebt, ſo iſt er nicht undankbar für diejenigen Wohlthaten, welche ihn erwieſen werden, wenn dieſes noch anders eine Wohlthat kan genennet werden, was eine rechtmäßige Belohnung der getreueſten Dienſte iſt. Sein Rücken trägt die gröſten Laſten. Dieſes verrichtet er mit Gedult, und noch darzu faſt ganz freywillig. Andre Thiere, an die Menſchen will ich nicht einmal dabey gedenken, müſſen erſt mit hartem Zwange zu ſolchen Geſchäften angewöhnet werden. Er verdienet deswegen einen groſſen Vorzug vor andern Thieren, indem er dasjenige freywillig thut, worzu andre erſt mit Gewalt, und öfters mit Gefahr des Lebens, müſſen angehalten werden.

Ich leugne nicht, daß er vielmal durch die Schläge müſſe ermuntert werden: Allein man muß hier nur zwey Stücke erwegen, ſo wird man finden, daß auch dieſes meinem Eſel nicht zu groſſem *Nachtheile gereichen könne. Erſtlich iſt die Hitze und Ungeduld des Treibers mehr als die Langſamkeit dieſes bedachtſamen Thieres die Urſache, warum es Schläge und Striemen empfinden muß. Zum andern, ſo hat ja der Eſel keine Belohnung von ſeinen Thaten zu gewarten: Er mag langſam oder geſchwinde gehen, ſo verdienet er einerley Dank bey ſeinem Herrn, und es wird ihm doch von demſelben nicht mehr, als ſein gewöhnliches Futter gereichet. Wie können wir nun, die wir doch bey den Verſprechungen der größten Belohnungen ſo ſchläfrig ſind, wir, die wir nichts anfangen, wo nicht der gegenwärtige Nutzen unſre Sinne rühret, ſolche Dinge von andern Creaturen begehren, welche, ob ſie gleich unſre Natur erfordert, ſehr ſelten von uns vollbracht werden.

Ich beſchlieſſe nunmehr das Lob meines Eſels, und verhoffe damit dieſes zu erlangen, daß der Menſch eher ſich ſelbſt zu verachten anfange, als daß er Thiere, welche ihm doch ihrer Natur nach den Vorzug ſtreitig zu machen ſcheinen, ſo gar geringe ſchätze.

Glückwunſch an
Hrn. Chriſtian Tobias Damm,
Wohlverdienten Conrector zu Cölln an der Spree
zu Berlin,
Zu ſeinem Hochzeitfeſte,
Im Namen der deutſchen Geſellſchaft
durch
Jacob Fried. Lamprechten,
aus Hamburg.

Unmöglich kan mein Blatt nach jenem Ufer gehn,
Wo in vereinter Pracht ſechs weite Städte ſtehn,
Wo die fiſchreiche Spree mit ſanften Fluthen
flieſſet,
Und das umfaßte Land mit friſcher Kraft begießet:
Daß mich nicht auch entfernt die frohe Zeit entzückt,
Da mich der Aufenthalt in dieſer Burg beglückt.
Wie oft hab ich vergnügt auf ſeinem Klee geſeſſen
Und bey der Flöten Schall faſt meiner ſelbſt vergeſſen.
Wie oft hab ich gewünſcht, und höre noch nicht auf,
Wenn dermaleinſt die Zeit, wenn der vollbrachte Lauf,
Mich auf die Bahre ſtreckt, mein Leben wird beſchließen,
Dort, dort in einer Gruft der Ruhe zu genießen.
Dein Name, werther Freund, der ſich da rühmlich macht,
Hat mich für dieſesmal auf dieſe Bahn gebracht.
Itzt red ich nur mit dir. Du ſuchſt durch deine Schriften;
Nicht deinem Namen nur ein Ehrenmahl zu ſtiften,

Du willſt der Deutſchen Ruhm zugleich dadurch erhöhn,
Wir haben dir bisher mit Freuden zugeſehn,
Dein deutſcher Roſcius wird deinen Fleiß erheben,
Dem dorten Cicero die erſte Kraft gegeben,
Dem du die deutſche Tracht ſo prächtig angethan.
Nunmehr wird Plinius, nunmehr wird auch Trajan,
Für dich ein Redner ſeyn, und deinen Eifer loben,
Indem du beyder Ruhm mit neuer Kraft erhoben.
Der Fleiß verdienet Lohn, den dir für dieſesmal
Die Liebe zugedacht. Sie nimmt dich in die Zahl
Beglückter Männer auf, und will mit reinen Küßen,
Der Arbeit herben Schweiß, der dich benetzt, verſüßen.
Sie giebt dir eine Braut, die ſie dir ſelbſt erwählt,
Und der bisher ſonſt nichts als du allein gefehlt.
Wie ſchön iſt nicht der Preis? Wie zärtlich nicht die Liebe?
In ihrem himmliſchen, in ihrem reinen Triebe
Wohnt die vergnügte Luſt, die Menſchen göttlich macht,
Da uns die Liebe ſelbſt zuerſt hervor gebracht.
Itzt führt dich ihre Hand erſt in den Männerorden,
Bis du durch ihre Huld ein froher Vater worden.
Denn dieſes iſt zugleich der Tugend wahrer Lohn,
Wenn einſt ein eifriger, ein tugendvoller Sohn
Den Vater übertrifft, ſein Lob weit überſteiget,
Und ſeinen groſſen Werth in ſich verdoppelt zeiget.
Wie glücklich, werther Freund, wie ſchön iſt unſre Zeit!
Der Fleiß wacht wieder auf, die wahre Redlichkeit,
Den unbezwungnen Muth, der Deutſchen eigne Gaben,
Hat keine Schlafſucht mehr, wie ſonſten wohl, begraben.
Ihr Glanz erhebet ſich. Der Wiſſenſchaften Licht,
Das durch den Wiederſtand der niedern Seelen bricht,
Erwecket unſer Herz, und wird der Nachwelt zeigen,
Nichts ſey den Deutſchen mehr als Fleiß u. Großmuth eigen.

Die Liebe kan hiervon nicht ausgeſchloſſen ſeyn,
Sie war bey keinem Volk ſo unbefleckt und rein,
Als in der Deutſchen Bruſt. Nie ward der Bund gebrochen,
Ein Deutſcher blieb getreu und hielt, was er verſprochen.
Die Unſchuld ſchmückte ſie, und eine reine Hand,
An edler Einfalt reich, ſchloß das verknüpfte Band.
Man kannte keinen Schwur; drum ward er nie verletzet,
Und das Vertrauen blieb auf jedes Wort geſetzet.
Der Laſter Name war auch nicht einmal bewuſt,
Die Tugend fand in ſich allein die größte Luſt.
Und wenn der Deutſchen Fuß von dieſer Bahn gegangen,
So hat er erſt den Trieb von fremder Luſt empfangen.
Du, den der hohe Zug des Vaterlandes rührt,
Du, deſſen edler Geiſt dem Vortheil nachgeſpürt,
Den uns der Himmel gab; Du wirſt ein Zeuge bleiben,
Wie hoch ein Deutſcher kan die ſtarken Kräfte treiben.
Dein Wiſſen ſtimmt nicht nur mit unſerm Vorzug ein,
Dein Eifer wird nicht nur den Deutſchen ähnlich ſeyn,
Nein, deine Liebe ſelbſt wird unſre Triebe weiſen,
Und dein verknüpftes Band der Deutſchen Tugend preiſen.
Dein Glück ſey wie dein Ruhm. Der Wunſch iſt kurz u. gut
Voll wahrer Redlichkeit, wie ihn ein Deutſcher thut:
Denn ſo wirſt du den Lohn für deine ſeltne Gaben,
So wirſt du unſern Wunſch, ſo wirſt du alles haben.

* * *

Johann Chriſtoph Gottſcheds P.P.O.
Elegie
An ſeinen betrübten Herzensfreund
Hrn. M. Joh. Friedrich Mayen,
über den Verluſt
Seines ehrwürdigen Vaters.

So ſoll und muß ich dir noch ferner ähnlich werden,
Im Leiden auch, o Freund! dein Mitgenoſſe ſeyn?
Und fällt die Kummernacht mit kränkenden Beſchwerden,
Geliebter May, zugleich in beyder Seelen ein?
Ja, ja, die Schickung ſelbſt hat uns dazu beſtimmet,
Sie hat mich oft mit dir zugleich vergnügt gemacht:
Und da dein Aug itzund in heiſſen Thränen ſchwimmet,
Hat faſt ein gleicher Fall auch mir ein Leid gebracht.
Dein frommer Vater ſtirbt! Ein Mann von echtem Weſen,
Ein Bild der Gottesfurcht, ein Freund der Redlichkeit,
Ein Wächter, den GOtt ſelbſt zu Zions Heil erleſen,
Und der ſich lebenslang der Kirchen Dienſt geweyht.
Dein Vater ſtirbt, dem du das Leben zu verdanken,
Und deſſen weiſe Zucht du hoch zu preiſen haſt.
Dein Vater, der dich ſtets in enge Tugendſchranken
Durch Wort und Beyſpiel zog; Der, der iſt dir erblaßt!
Erwege, was er dir bereits in zarten Jahren,
Vor Treue, Vaterhuld und Sorgfalt blicken ließ;
Wie ſtark bis an ſein Grab die ſanften Triebe waren,
Die er dir auch entfernt durch manches Schreiben wies.

Erwege, was für Huld dir ſeine Hand ertheilet,
  Als noch dein Unterhalt von ihrer Hülfe kam:
Wie wenig ſich hernach ſein treuer Rath verweilet,
  Wenn deine Zuverſicht zu ihm die Zuflucht nahm.
Erwege ferner auch, wie liebreich und gelaſſen,
  Er deine Neigungen nur mit Vernunft gelenkt;
Und niemals mit Gewalt, die edle Seelen haſſen,
  Die Regung deiner Bruſt tyranniſch eingeſchränkt.
Erwegſt du alles dieß, und wie er bis zum Ende
  Dir deine Lebensart durchaus anheimgeſtellt:
So ſchlägſt du billig wohl bekümmert in die Hände,
  Denn dir entweicht in ihm was groſſes aus der Welt.
Sieh um dich, werther Freund, ſieh um dich und betrachte,
  Wie wenig Väter ſonſt dem deinen ähnlich ſind:
Wie wenig man den Trieb erwachſner Kinder achte,
  Der allen Zwang verſchmäht und doch zuletzt gewinnt.
Ein junger Socrates verwirft das Bilderſchnitzen,
  Dazu ſein Vater ihn in früher Jugend treibt,
Und ein Orakel weis die ganze Wahl zu ſchützen,
  Dadurch er lebenslang ein Freund der Weisheit bleibt.
Was wäre nicht der Welt, was der Vernunft entgangen,
  Wenn Sophroniscus hier durch Anſehn und Gewalt,
Des muntern Jünglings Herz zu zwingen angefangen,
  Das mehr durch ſeinen Trieb, als alle Lehrer galt?
Die Schnitzkunſt wird ja noch viel tauſend Schüler zählen,
  Wenn gleich ein Socrates auf etwas beſſers denkt;
Was wird hingegen nicht der Sittenlehre fehlen,
  Wenn er den ſtarken Geiſt nicht ganz darauf gelenkt?
So liegt was göttliches in wohlgebohrnen Seelen,
  Der Schöpfer der Natur ſteckt jeder Bruſt ihr Ziel:
Man kan nicht jeden Zweck und jeden Stand erwählen,
  So gut derſelbe ſonſt ſchon tauſenden gefiel.

Sieh, Freund, das iſt der Fall, der ſich bey dir erneuet;
  Ein edler Trieb hat dich der Weisheit zugeneigt,
Was mancher eifrig ſucht, das haſt du ſtets geſcheuet,
  Weil deine Neigung dir ein ander Ziel gezeigt.
Auch hierinn ſind wir gleich. Mein Tichten u. mein Trachten,
  Das war von Jugend auf der Weisheit Freund zu ſeyn.
Hier half kein Widerſpruch. Die mich zu hemmen dachten,
  Die prägten mir die Luſt nur deſto tiefer ein.
Auch ich muß, ſo wie du, den Vater noch verehren,
  Der mich ohn allen Zwang und mit Vernunft geführt,
Der meinen innern Ruff noch nie geſucht zu ſtören,
  Davon er denn nunmehr die ganze Wirkung ſpürt.
Leb, ehrenwerthes Haupt, noch viel vergnügte Jahre,
  Werd ohne Schwachheit alt, ſey Gram- und Sorgen-frey:
Damit dein frommes Herz noch mehr und mehr erfahre,
  Wie deine kluge Zucht ſo wohl gelungen ſey.
Und du, betrübter Freund, vollführe dein Geſchicke,
  Und ſtrebe, wie du thuſt, dem beſten Zwecke nach.
Und widme deinen Fleiß, mit täglich gröſſerm Glücke,
  Der Weisheit, welche dir den ſchönſten Lohn verſprach.
Verſprach? Das iſt zu ſchlecht. Du haſt ihn ſchon erhalten:
  Dein tugendhaftes Herz iſt an Vergnügen reich;
Ein Weiſer iſt beglückt in allerley Geſtalten;
  Ein Thor iſt misvergnügt, beſitzt er alles gleich.
Sieh nur den Lauf der Welt mit aufgeklärten Augen,
  Des Schickſals Fügungen mit kluger Ehrfurcht an;
Das Böſe ſelber nützt, und muß zum Vortheil taugen,
  Wenn man gelaſſen bleibt, die Zeit erwarten kan.
So iſt uns alles gut, wenn wir die Tugend ehren,
  Das Laſter ſchadet nur, als ſeiner Sclaven Peſt.
Der erſten dienſt du längſt, du pflegſt ſie gar zu lehren:
  Was Wunder, daß ſie dich ſo glücklich werden läßt?

Du biſt der Zeiten Herr, ein Meiſter deines Glückes,
Ein Feind der Sclaverey und Niederträchtigkeit,
Du fluchſt dem Höchſten nicht von wegen des Geſchickes,
Daß dir den Reichthum nicht mit vollen Händen beut.
Die ganze Welt iſt dein. Du weiſt ſie zugenieſſen,
Da mancher ſich umſonſt ſie nur zu haben plagt:
Die Weisheit lehret dich den Kern recht aufzuſchlieſſen,
Da mancher Cröſus kaum an ihren Schalen nagt.
Die Ehrſucht quält dich nicht, das Gift der Eitelkeiten,
Davon ſo mancher krankt, hat dich nicht angeſteckt.
Nach Titeln ſtrebſt du nie, und um den Vorſitz ſtreiten,
Hat vielen Thoren zwar, doch dir kein Leid erweckt.
So dieneſt du der Welt mit ruhigem Gemüthe,
Biſt überall beliebt, wo man dein Weſen kennt;
Und wenn der Tugend Wohl nur ſtets von auſſen blühte,
So würdeſt du gewiß der Glücklichſte genennt.
Was ſoll ich dir denn itzt bey deiner Trauer ſingen?
Soll dir mein treuer Kiel mit Troſt zu Dienſte ſtehn?
Soll ich dir Unterricht von GOttes Rathſchluß bringen?
Und in das weite Feld der Weisheitslehren gehn?
Nein, Freund, das brauchſt du nicht. Dein feſtgeſetztes Herze
Bedarf zur Linderung dergleichen Zuſpruch nicht.
Es faßt ſich ſelber gleich, und ſiehet auch im Schmerze,
Wie wenig unſer Gram das Schickſal unterbricht.
Dein Vater war ein Menſch, gleich andern Adamskindern,
Sein Alter war nicht klein, zum Tode reif genug:
So konnte denn kein Menſch den ſanften Abſchied hindern,
Als die von GOttes Rath beſtimmte Stunde ſchlug.
Die fromme Mutter zwar hat mehr als du verlohren,
Denn ſie begräbt mit ihm den allertreuſten Freund:
Doch da der Himmel ihn zu gröſſerm Wohl erkohren,
Wie kommt es, daß ſie noch ſein himmliſch Glück beweint?

Ach Freund! hier komm ich ſelbſt, auf das was mich betrübet,
Ich ſelbſt bedarf den Troſt, ich ſelbſt bin kummervoll.
Du weiſt wie mannigfach auch mich das Schickſal übet,
Drum richte du mich auf, da ich dich tröſten ſoll.
Du kenneſt meinen Schmerz, du weiſt was ich verlohren,
Auch mir entreißt der Tod ein gar zu theures Haupt.
Ach! Catharis! haſt du mich nicht zur Welt gebohren:
So wird mir doch in dir ein Mutterherz geraubt!
Wie warſt du mir geneigt! wie warſt du mir gewogen!
Wie zärtlich nahmſt du ſtets an meinem Glücke theil!
O harter Todestag, was haſt du mir entzogen!
Wie heftig kränkeſt du mein ganzes Wohl und Heil!
Ein ſolches Meiſterſtück und Muſter kluger Frauen,
An Witz, Beleſenheit, an Tugend und Verſtand,
An Huld und Lebensart, iſt nirgends mehr zu ſchauen,
Als ich und jederman an dir, Entſchlafne! fand.
Wer hat dich nicht verehrt, ſo bald er dich geſehen?
Wer hat dich nicht gerühmt, ſo bald er dich gehört?
Jedoch es iſt bereits um dieſe Luſt geſchehen,
Der Tod hat mir das Glück dich mehr zu ſehn geſtört.
Es ſoll der zwölfte May mir ſtets zur Trauer dienen,
Ein ſchwarzes Zeichen ſoll ihm ſtets zur Seiten ſtehn,
Es ſoll kein friſches Kraut an dieſem Tage grünen,
Und dein Gedächtniß ſoll zu keiner Zeit vergehn.
Verzeihe, werther May, daß ich bey deinem Leiden,
Mit meinen Thränen dir vielleicht beſchwerlich bin:
Ich ſollte freylich wohl, wie du, das Klagen meiden;
Allein die Wehmuth reißt den guten Vorſatz hin.
Jedoch ich werde mich durch dein Exempel ſtärken,
Auch hier ſoll die Geduld den Kummer überſtehn;
Und alle Welt ſoll noch aus unſerm Siege merken:
Wie weit, wie herrlich weit der Weisheit Kräfte gehn!

An

An
Herrn Profeſſor Gottſched,
von
Jacob Friedrich Lamprecht.

Ich Unglückſeliger! Was quält mich für ein Zug?
O Him̃el! war dieß nicht für deinen Grim̃ genug,
Daß du mir ſchon den Trieb zur Poeſie gegeben,
Muß ich denn nun auch noch nach ihrer Hoheit ſtreben?
Ach hätte meinen Geiſt doch nie Horaz bethört!
Ach Opitz, hätt ich doch dein Lied nur nie gehört!
So wär ich itzt vergnügt: So würde mir mein Singen,
Auch ohne Müh und Schweiß, und dennoch wohl gelingen.
Warum hat mich dein Lob, o Gottſched, aufgebracht;
Da mir dein holder Ruhm ſo viele Sorgen macht.
Itzt bin ich ganz beklemmt. Itzt renn ich auf und nieder,
Ich ſtreiche zehnmal aus, und ſchreibe zehnmal wieder:
Und endlich bleibt mir doch mein ganzer Reim verhaßt,
Der nichts von deiner Kunſt in ſeine Zeilen faßt.
Kein Zaubrer ſieht ſo wild, wenn ſich ſein Geiſt verirret,
Wenn Nacht und Finſterniß den bangen Sinn verwirret,
Wenn ihn ſein Zauberkreis mit Furcht und Hoffnung deckt,
Und wenn ſein wilder Fluch ihn und den Geiſt erſchreckt,
Als ich Armſeliger. Oft hab ich ſchon geſchrieben,
Und was ich ſagen will, iſt doch zurück geblieben.
O unbarmherziger und doch geliebter Freund!
Da dir mein mattes Lied des Beyfalls würdig ſcheint,
So haſt du auch zugleich in mir den Trieb entzündet,
Der nur den Himmel ſucht, und kaum die Erde findet.

Du, du biſt Schuld daran, das mein erregtes Blut,
Den Kräften zwar genug, doch mir zu wenig thut.
Du, du haſt mich erweckt, du biſt voran gegangen,
Allein wie ſoll ich nun zu deinem Ziel gelangen,
Da die gedrückte Bruſt, da die umſchloßne Kraft
Den matten Fürſatz hemmt, den wilden Frevel ſtraft.
Ich lobe mich oft ſelbſt und will den Trieb erneuen,
Doch kaum erſchallt mein Rohr, ſo möcht ich ſelber ſchreyen:
Verhaßte Poeſie! warum hat dich nicht ſchon
Das erſte Bad erſäuft? kan deinen Zauberton
Deñ nicht ein wilder Schwarm der Zungendreſcher ſchwächen?
Ihr Helden, rüſtet euch und helft die Feſſel brechen.
Du Abgott Bartholus, und du, Tribonian,
Ach nehmt euch meiner doch in dieſer Krankheit an.
Ich will dafür zum Lohn hinfort die Weisheit haſſen,
Und Liſt und Uebermuth mich nur beherrſchen laſſen.
Kommt, helft mir nur dießmal, hier iſt bereits ein Blatt,
Das euch und mir zum Ruhm fünfhundert Klagen hat.
Mit dieſen will ich bald der Unſchuld Werth bezwingen,
Den Teufel endlich gar noch aus der Hölle bringen,
Und euch und mich erhöhn. Macht nur, daß nicht die Peſt
Der ſchmeichelhaften Kunſt mich endlich ſterben läßt.
Doch nein, verwegne Brut! zurück von meiner Seiten!
Die Wahrheit ſoll mich nur zum Tugendtempel leiten,
Mich nimmt kein blinder Wahn des frechen Pöbels ein.
Ich will groß, aber doch nur bloß durch Großmuth ſeyn.
Ich will der Sclaverey der Laſter mich entziehen,
Und wo ich irren kan, zugleich mich ſelber fliehen.
Ihr alle ſeyd zu klein für meinen groſſen Geiſt,
Der, da er himmliſch iſt, mich himmliſch denken heißt.
Ihr ſeyd der Tugend Gift, ein Herz, das ihr bethöret,
Hat, wenn es euch erſt liebt, zu leben aufgehöret,

Die Weisheit zeiget mir die ungeſchminkte Bahn,
Auf welche mich allein die Dichtkunſt führen kan,
Sie weiſet mir das Ziel, ſie lehret mich erſt leben,
Ihr Ruhm ſoll mich auch einſt im Grabe noch erheben.
Mein Leib iſt Flüchtigkeit und eine Hand voll Staub,
Wohlan, er bleibe denn der ſchnellen Zeiten Raub!
Allein mein reiner Geiſt verwirft die Laſt der Erden,
Was ihn vergnügen ſoll, muß nicht verlohren werden.
Woher mein Urſprung kömmt, und was ich endlich ſey;
Was mir das Leben gab; Was mich geſetzt und frey
Von Furcht und Zittern macht; Wie, wenn die Erde bebet,
Auch mitten in dem Sturm mein Geiſt in Ruhe lebet;
Und wie, wenn Welt und Meer und Sonn und Licht vergehn,
Mein Herz doch unbewegt kan bey der Tugend ſtehn:
Dieß forſcht, dieß ſucht mein Geiſt, dieß iſt für ihn beſchieden;
Dieß iſt allein die Luſt, die ihn in ſich zu frieden,
Und frey von Feſſeln macht. Der Wolluſt ſüſſe Qual,
Verbirget erſt die Peſt und trifft der Thoren Zahl.
Noch niemals hat ihr Knecht, was er gewünſcht, gefunden,
Kaum fängt die Luſt ſich an, ſo iſt ſie ſchon verſchwunden.
Die Ehrſucht wird erweckt und ſpannt die Segel auf
Und fährt mit Ungeſtüm, und ungeſtörtem Lauf,
In jenen Abgrund hin. Der Geiz, der ſich verzehret,
Dem Golde ſich verkauft, den Silberklumpen ehret,
Der ſchimpft das hohe Recht, das ihm der Schöpfer gab,
Er wird der Erden Knecht, das Gold der Freyheit Grab.
O pöbelhafter Wahn! der nie mein Herz beweget,
In dem ſich bloß ein Trieb zur wahren Hoheit reget,
Die ewig dauren ſoll. Voll Ruhm und Ehrbegier,
Stellt es ſich nur allein der Tugend Schönheit für.
Die, die ſoll mir den Weg bis zu dem Himmel weiſen,
Und meinen Namen noch um ihrentwegen preiſen.

Ver=

Vergib, Calliope, des Eifers Heftigkeit,
Mir iſt der ganze Zorn auf einmal wieder leid.
Ich kehre wieder um, hier haſt du mein Verſprechen,
Hinkünftig weiter nicht den Bund mit dir zu brechen.
Dein Werth iſt nun gewiß. Hier haſt du Mund und Hand,
Mit dieſen bleibt mein Herz dein ewigs Unterpfand.
Und du, geprieſner Freund, dein Beyfall ſoll mich ſchützen,
Dein ungeſchminktes Wort den ſchwachen Fürſatz ſtützen.
Auf! lobe mich nur mehr, wenn ich ruhmwürdig bin,
Die Redlichkeit gehört für deinen groſſen Sinn.
Ich will gerühmet ſeyn, doch nicht um mein Beſtreben,
Nein, um der Tugend nur, was ſie verdient, zu geben.

* *

Bey der

Jenich- und Bahrmanniſchen Eheverbindung,

Im Namen der vertrauten Redner-Geſellſchaft

durch

M. Johann Friedrich Mayen.

Wir ſind verpflichtet, ihnen an dieſem heutigen Tage durch gegenwärtige Schrift unſere Hochachtung zu bezeugen, und das Vergnügen zu eröfnen, welches wir über die Nachricht empfunden, daß ſie nunmehro eine Freundin angetroffen, mit welcher ſie ihr Glücke vollkommen theilen können. Mich trifft die Ordnung hierbey, im Namen der Geſellſchaft daſjenige zu verrichten, wozu uns die Geſetze verbinden. Ich habe nicht ſchlüßig werden können, wovon ich bey dieſer öffentlichen Gelegenheit handeln ſollen, damit ich ſowohl eurer Hochedlen, als auch denenjenigen, die es mir aufgetragen, auch nur einiger maßen eine Gnüge leiſten möchte. Endlich erinnerte ich mich des lebhaften Vortrages, welchen ich zu unterſchiedenen malen bey unſern Verſammlungen an ihren geſchickten Reden mit Luſt wahrgenommen hatte. Ich gerieth dadurch auf die Betrachtung einer Sache, die bey den Römern und Griechen in der Beredſamkeit beynahe das wichtigſte geweſen iſt; zu unſern Zeiten aber von den meiſten vor überflüßig gehalten, ja von vielen ganz und gar verabſäumet wird. Ich ziele hiermit auf die ſo nöthige Beredſamkeit des Leibes, und will mich deswegen deutlicher erklären.

Der Menſch hat vor allen ſichtbaren Geſchöpfen den Vorzug, daß er mit einem Geiſte verſehen worden, welcher denken kan. Er hat einen Leib bekommen, der zu Ausdrückung der Gedanken vollkommen eingerichtet iſt. Jederman weis, daß hierinnen der Mund und die Zunge am meiſten und beqvemſten gebraucht werden, nachdem man ſich zu gewiſſen Tönen gewöhnet hat, vermittelſt welcher man durch eine beſtändige Verknüpfung derſelben mit gewiſſen Gedanken, andere Menſchen, die in dieſem Stücke eine gleiche Gewohnheit haben, zu eben dieſen Gedanken ganz füglich bringen kan. Da man nun dieſe Töne Worte zu nennen pfleget, ſo iſt endlich dieſe Erklärung von der Rede überhaupt entſtanden, daß ſie ein Ausdruck der Gedanken durch Worte ſey. In allen Dingen hat man nach und nach eine gröſſere Vollkommenheit zu erreichen geſucht, und ſich dieſen Endzweck auch bey der menſchlichen Rede geſetzt. Da ſich die Gedanken gehäufet, hat man auch die Worte zu vermehren geſucht, ſie auf allerhand Art zuſammen geſetzt, und ſie durch dieſe wunderbare Zuſammenſetzung geſchickt gemacht, den innern Zuſtand der Seelen, ihren Gedanken und Bewegungen nach, völlig zu endecken. Wer es darinnen zu einer groſſen Fertigkeit gebracht hat, iſt ein Redner genennet worden, und ſeine Fertigkeit ſelbſt die Beredſamkeit.

Einige ſind noch weiter gegangen, und haben an dem menſchlichen Körper bemerket, daß er nicht nur, dem Munde und der Zunge nach, fähig wäre, die Gedanken und Gemüthsbewegungen der Seele zu endecken, ſondern die Einrichtung deſſelben ſey ſo wunderbar und weislich geſchehen, daß man auch durch andere Glieder des Leibes und ihre beſondere Regierung ein gleiches verrichten könne. So gar diejenigen, welche die Kunſt nicht verſtehen, haben es doch angemerkt, und es iſt nichts gewöhnlichers, als daß man zu ſagen pflegt: Er redet mit den Augen, er redet mit den Händen, es redet alles an ihm. Ich beruffe mich ferner auf diejenigen, welche entweder eine Sprache nicht verſtehen, oder untüchtig ſind dieſelbe zu reden, und dennoch geſchickt ſind, wo nicht alle Gedanken, zum wenigſten doch ihre Gemüthsbewegungen deutlich genug zu verſtehen zu geben. Und wir dürfen nur diejenigen fragen, welche auf ihren Reiſen zu unbekannten Völkern, Gelegenheit gefunden, in dieſer Sprache mit ihnen zu reden; ſie werden uns ſonderbare Dinge davon erzehlen. Verwunderung, Freude, Traurigkeit, Angſt, Beſtürzung, Hoffnung und dergleichen mehr hat man an ihren Augen, Geberden und Stellungen des Leibes anſehen können, und auf beyden Seiten hat man ſich durch eine ſolche Leibesſprache endlich ſo weit zu erklären geſucht, daß man einander ganz wohl verſtehen können. Ich mache mir alſo kein Bedenken, den Ausdruck der Gedanken und Gemüthsbewegungen durch gewiſſe Bewegungen des Leibes, eine Rede des Leibes; und die Fertigkeit, welche man darinnen beſitzen kan, die Beredſamkeit des Leibes zu nennen.

Wer es darinnen hoch gebracht hat, kan mit vielem Nachdrucke reden. Es iſt zwar gewiß, daß die gründliche Beredſamkeit, welche durch Worte geſchiehet, ein grosſes zu thun vermag. Sie greifet durch ihre Beweiſe den Verſtand an, ſie zwinget ihn, die Wahrheit zu erkennen, ſie ſtellet ihm das Gute in ſeiner größten Annehmlichkeit, Vortrefflichkeit und Nutzbarkeit vor, ſie zeigt ihm den Schaden, die Unbilligkeit und die Beſchwerlichkeit einer Sache nach allen Umſtänden, damit er davon abgeſchrecket werde. Allein, wo das Herze nicht dabey in Bewegung gebracht wird, wo nur die Seele erleuchtet, überzeuget und verſichert wird: Da wird in dem Zuhörer ein bloſſes Sehnen, aufs höchſte ein ſtarker Trieb, niemals ein heftiges und arbeitſames Beſtreben entſtehen. Ich ſtelle mir einen Menſchen vor, welcher nach einem gewiſſen Ziele rennen will: Der Wagen iſt auf das bequemſte eingerichtet, die Sonne erhellet die ganze Gegend, der Weg iſt ihm völlig bekannt, er kommt aber nicht von der Stelle; weil er kein muthiges Roß vorſpannet, welches ihn dahin reiſſe; oder weil er es aus Nachläßigkeit, zuweilen auch aus Unwiſſenheit anzutreiben und aufzumuntern unterläſſet. So ſieht es faſt auch bey allen Zuhörern aus, die nur gelehrt, unterwieſen und überführet worden. Das Gemüthe wird nicht bewegt, der Menſch bleibt ruhig und in einem bloſſen Verlangen nach dem erkannten Guten. Es iſt aus einer weiſen Abſicht geſchehen, daß der Menſch zu allerhand Gemüthsbewegungen fähig gemacht worden. Sie ſind gleichſam die Treibfedern der menſchlichen Seele, ſie jagen ihn nach dem Guten und halten ihn von dem Uebel zurücke. Der Menſch wird durch ſie erſt recht lebendig, und wenn ſie nicht erreget werden, ſo iſt alles reden umſonſt und unkräftig. Die lebendigen Abbildungen einer Sache, die kräftigen Worte und der rührende Ausdruck thun viel, das Gemüthe zu erregen; die Beredſamkeit des Leibes aber verdoppelt ihre Wirkung.

Die ſinnlichen Vorſtellungen erhitzen die Einbildungskraft, und dieſe thätige Einbildungskraft erwecket die Gemüthsbewegungen, die ſinnlichen Vorſtellungen aber geſchehen durch die Beredſamkeit des Leibes. Die geſchickten Stellungen und Bewegungen der Glieder feſſeln ſo zu reden der Zuhörer Sinnen an, und die Bewegung des Gemüthes, welche aus dieſen Stellungen und Bewegungen hervorbricht, wird vermittelſt der Sinnen in die Zuhörer hinübergebracht; allwo ſie das Herze unruhig macht, es treibt, dränget, erſchüttert und ſich nach Beſchaffenheit der Umſtände überall thätig erweiſet. Wir wollen ſetzen, daß man eine gewiſſe Verſammlung zum Mitleiden gegen bedrängte und nothleidende Perſonen erwecken ſollte. Die gründliche Vorſtellung ihrer Pflicht, die Gröſſe des Elendes, worinnen ſich dieſe Unglückſelige befinden und alle andere Urſachen, die man anführen kan, daß es gerecht ſey, den Verlaſſenen beyzuſtehn, wird zwar den Verſtand überführen, daß er es erkennet, wieviel ihm hierbey zuthun obliege: Allein der klägliche Ton, mit welchem man die Gefahr vorſtellet, die beweglichen Stellungen, durch welchen man ſein eignes Mitleiden zu erkennen giebt, und der freundliche Anblick, durch welchen die Zuhörer von dem Vertrauen, welches man zu ihnen hat, ein ſichres Zeugniß bekommen, werden alles bey den Zuhörern kräftig und thätig machen. Wenn es eine Hauptregel in der Beredſamkeit iſt, daß ein Redner durch die vollſtändige, wohlausgearbeitete und ſorgfältige Ausführung ſeiner Sache zu erkennen gebe, daß er es ernſtlich meyne: So iſt es dieſe ebenfalls, daß er ſich in dem Vortrage der Rede ſelbſt alſo aufführen ſoll, daß man es ihm an Augen, Händen und Geberden anſehen möge, wieviel Theil das Herze daran nehme. Wer die Schriften des Cicero, Plinius und Quintilianus geleſen hat, wird ſich zu erinnern wiſſen, wie hoch man zu ihren Zeiten die Beredſamkeit des Leibes gehalten. Einige Neuere, die zu unſern Zeiten den Nutzen davon eingeſehen, haben dieſelbe wiederum einzuführen geſucht, und deswegen einige Anleitung dazu gegeben: Allein es iſt dieſelbe noch ſo unvollkommen, daß ſie verdiente beſſer und vollſtändiger ausgeführet zu werden. Warum es aber zur Zeit noch nicht geſchehen, daran iſt ein groſſes und eingewurzeltes Vorurtheil ſchuld. Man hält davor, es ſchicke ſich die Beredſamkeit des Leibes nicht mehr vor unſere Redner, ſondern ſie gehöre nur auf die Schaubühne, die Augen und das Gemüthe zu beluſtigen. Der Ort, wo man itzo die beſte Gelegenheit zu reden findet, ſey zu heilig, und müſſe nicht durch etwas verunehret

ehret werden, welches zu einem eitlen Gebrauche beſtimmet worden. Die eingeführte Gewohnheit überhaupt verſtatte nicht, die beweglichſten Stellungen und den lebhafteſten Vortrag in den Reden zu gebrauchen; und über dieſes ſey der Zwang zu groß, in welchem ſich der Redner befindet, da man ihn ſo zu reden in einen Kaſten einſchlieſſet, daraus er kaum mit dem Kopfe und mit den Händen hervorragen kan. Allein alle dieſe Einwendungen gelten nichts, wenn man ſie nach vernünftigen Regeln unterſuchen will. Die Beredſamkeit des Leibes ergetzet nicht nur, ſondern ſie rühret und beweget das Herze. Aus dieſer Abſicht wird ſie auch auf der Schaubühne gebraucht, und zwar mit einer deſto glücklichern Wirkung, je geſchickter man daſelbſt die Gemüthsbewegungen auszudrucken ſuchet. Man ſollte dahero, wie vorzeiten die größten Redner gethan, die Schauſpiele auch zu dieſem Ende anſehen, daß man die Beredſamkeit des Leibes durch gute Exempel lernen, und ſie beſſer faſſen möchte, als man es bey allen Regeln zu thun doch nicht ſo wohl vermögend iſt. Wer wohl zu unterſcheiden weis, was ſich nach den Umſtänden einer Sache ſchickt oder nicht, der wird alsdann nur dasjenige nachzuahmen ſuchen, was er brauchen kan, und die übeleingeführte Gewohnheit durch dieſen vernünftigen Gebrauch nach und nach zu vertreiben anfangen, ja ſich auch den Zwang, worinnen er ſich befindet, nicht hindern laſſen, ſo viel als es dabey möglich iſt, mit dem Leibe zu reden. Verſtünden nur gewiſſe Redner etwas mehr von dieſer Kunſt, ſie würden ihre Zuhörer weit aufmerkſamer machen, als zu geſchehen pflegt. Sie würden ihre Augen und Gedanken von andern Dingen loßreiſſen, und auf ſich lenken; Sie würden ihnen den Schlaf vertreiben, und ſie in einer beſtändigen Munterkeit erhalten; mitten aber in dieſer Aufmerkſamkeit würden ſie durch die kräftigen Beweisthümer und Bewegungsgründe in ihre Seele dringen, ſie durch ihre Vorſtellungen regieren, daß ſie alsdann dasjenige mit aller Gewalt würden ins Werk zu ſtellen ſuchen, worzu man ſie durch einen ſolchen Vortrag überredet. Einige Redner haben doch ſchon hiervon an unterſchiedenen Orten gute Proben abgelegt. Vielleicht kommen wir wieder in die glückſeligen Zeiten, da auch dieſe Art der Beredſamkeit nach einem langem Verfalle wieder empor kommen, und angenehm werden wird.

Sie, hochedler Herr Doctor, haben in ihren gelehrten Reden gewieſen, daß ſie ein Freund derſelben ſind. Und vielleicht haben ſie dieſelbe auch bey ihrer Liebe zu nutzen geſucht. Man ſagt, daß die Liebe durch Augen, Minen und Geberden rede. Sie werden davon die allergrößte Gewißheit ſelbſt haben. Zum wenigſten halte ich davor, daß ſie bey ihnen die Probe am allerbeſten wird haben zeigen können, indem ſie allda die reineſten, zärteſten und aufrichtigſten Triebe auszudrücken gefunden hat. Wir bezeugen ihnen deswegen bey ihrer heutigen Verbindung unſer Vergnügen, und wir werden uns auch inskünftige erfreuen, wenn dieſes Band mit einem beſtändigen Glücke verknüpfet worden, welches ſie nicht eher verläßt, als bis daſſelbe in dem ſpäteſten Alter durch eine ruhige Trennung wird aufgelöſet werden.

* * *

Carl Friedrich Drollinger,

Marggräfl. Baden Durlachiſcher Hofrath,

Vom Lobe der Gottheit.

Mein Geiſt erhebet ſein Gefieder
Zu ſeines Urſprungs Göttlichkeit.
Verſtummet, ihr verdammten Lieder,
Die meine Thorheit oft erfreut!
Ich will mich durch die Sterne ſchwingen,
Das groſſe Weſen zu beſingen,
Von welchem alles Weſen ſtammt.
Entzünde mich, o meine Liebe!
Und fülle mich mit jenem Triebe,
Der deinen David einſt entflammt!

Wie aber? Welch ein Schimmer blendet,
Welch groſſer Anblick ſchrecket mich!
So weit als ſich mein Auge wendet,
Erblick ich nur, o Schöpfer! dich.
Du ſchöner Bau gewölbter Lüfte,
Durch deſſen unerforſchte Klüfte,
Ein ganzes Heer von Welten blickt!
O welche Pracht! Welch eine Stärke
Hat alle dieſe Wunderwerke
Mit ſolchem Reichthum ausgeſchmückt!

Doch durch mein frevles Unterfangen
Wird deine Schönheit nur verhöhnt.
Wer leihet mir der Worte Prangen,
Das dieſe Schätze würdig krönt?

In deinen unumſchränkten Grenzen,
Da ſo viel tauſend Sonnen glänzen,
Muß aller Sinnen Kraft vergehn.
Ich kehre mich beſtürzt von oben,
Der Höchſten Macht und Weisheit Proben
Auf unſrer Erde zu beſehn.

O Schauplatz reicher Meiſterſtücke,
Aus welchen Licht und Allmacht ſtralt;
Worinnen ich ein Bild erblicke,
Da ſich der Schöpfer ſelber malt!
Ja warlich, deiner Schätze Menge,
Ihr unvergleichliches Gepränge,
Der Zweck, nach welchem jedes ſtimmt:
Die laſſen uns ein Zeugniß leſen
Von einem Allmachtsvollen Weſen,
Wo alles ſeinen Urſprung nimmt.

Wolan, ihr Zweifler! kommt und höret,
Vernehmet der Geſchöpfe Ruff!
Ein jedes Gräschen ſpricht und lehret:
Es iſt ein GOtt, der mich erſchuf.
Eröffnet doch einſt Aug und Ohren!
Hat alles dieß ſich ſelbſt gebohren?
Kan es ſein eigner Urſprung ſeyn?
Wie oder ſchuff ein blindes Spielen,
Ein Zufall ohne Geiſt und Fühlen,
Dieß ſchöne Werk? O nein! o nein!

Wie müſſen ſich die ſchnellen Zeiten
In einem ſteten Zirkel drehn!
Erſt läßt ſich voller Lieblichkeiten
Der holde Frühling lächelnd ſehn.

Bald, wenn ſein bunter Schmuck vergangen,
Erſcheint der Aehren goldnes Prangen;
Bald fleußt des Weinſtocks edles Blut;
Bis daß die Welt nach Hitz und Brande,
In einem kühlen Schlafgewande,
Von Schnee und Flocken wieder ruht.

Ihr Berge, die ihr eure Spitzen
Bis an die fernen Wolken türmt!
Ihr ſeyd die Mauern, die uns ſchützen,
Wenn Macht und Frevel auf uns ſtürmt.
Durch eure wunderſame Gänge
Entdecket ſich der Erzte Menge,
Der lichten Steine theure Pracht;
Und wenn uns Peſt und Seuchen ſchrecken,
So ſteuern eure grünen Hecken,
Mit tauſend Kräutern ihrer Macht.

Und du, du Sammlung wilder Fluten,
Die, wenn ſich ihre Wut erregt,
Bald an der Sterne lichte Gluten,
Bald in den tiefen Abgrund ſchlägt;
Worinn mit tollem Luſtgetümmel
Ein unausſprechliches Gewimmel
Belebter Berge ſchrecklich ſpielt:
Wer darf in deine Tiefen blicken,
Der nicht mit Zittern und Entzücken
Des groſſen Schöpfers Allmacht fühlt!

Ich ſchau ein Heer von ſtolzen Maſten
Auf deiner Wellen lichter Bahn,
Sie eilen, reich an ſeltnen Laſten,
Von Oſt und Weſten friſch heran.

Der Vorrath aus den größten Reichen
Muß deiner Düfte Balſam weichen,
Der alle Welt erquickt und nährt.
Wo dieſe Segenstropfen flieſſen,
Muß alles wachſen und erſprieſſen.
Kein Peru gleichet ihrem Werth!

So lehren uns Gebürg und Gründe
Des Schöpfers Ruhm, der Welt Gebrauch.
Die rege Schaar der leichten Winde
Belebet ſich von ſeinem Hauch.
Ihr Odem wirket Muth und Leben;
Durch ihrer Flügel muntres Weben
Wird ſchwarzer Dämpfe Gift getrennt:
Doch plötzlich kehrt ihr ſanftes Blaſen
Sich in ein ungezähmtes Raſen,
Wenn ihres Schöpfers Zorn entbrennt.

Es dunkelt ſich: ein kaltes Grauſen
Erſchüttert uns mit ſchneller Macht.
Ich hör ein ängſtlich-holes Sauſen;
Der Donner brüllt, der Sturm erwacht!
Bald bricht er durch die Wolkenfeſte,
Und reiſſet Felſen und Palläſte
Der bangen Welt aus ihrem Schooß,
Ihr Ohnmachtsvollen Erdengötter,
Verkriechet euch vor dieſem Wetter,
Mein Schöpfer iſt alleine groß!

Genug, mein Geiſt, von fremden Werken!
Auf! ſchaue, was du ſelbſten biſt!
Du wirſt in dir ein Etwas merken,
Das über Sonn und Sternen iſt.

Du zählſt belebt die todten Sterne!
Du miſſeſt ihre Größ und Ferne.
Sie bleiben Witz und Odem-leer.
Du überſteigſt der Sonnen Helle;
Und iſt ihr Lauf unendlich ſchnelle,
Dein Denken iſt es noch viel mehr.

Wohlauf! erkenne deine Schätze!
Dein Schöpfer heißt dich ewig ſeyn.
Des ſtrengen Todes Schreckgeſetze,
Trifft deinen Körper nur allein.
Du ſelbſten wirſt unendlich ſtehen,
Und mit erſtauntem Wundern ſehen,
Wie einſt der Bau des Himmels bricht.
Dein Weſen, das kein Raum umſchränket,
Das in die Ewigkeiten denket,
Das ſtirbet nicht! das ſtirbet nicht!

Erhebe denn die muntern Flügel
Zu jenem Geiſt, der alles trägt;
Der ſeiner Gottheit lichtes Siegel,
Erſchaffnen Geiſtern eingeprägt!
Iſt ein Geſchöpfe ſo geſchmücket,
Welch unermeſſner Reichthum blicket
Aus unſers Schöpfers Majeſtät!
Der Funken, den er uns verliehen,
Soll uns zu jener Flamme ziehen,
Die über Erd und Himmel geht.

Ihr, deren Witz und Kunſt ergründet,
Was ſich in dieſem Runde zeigt,
Auf! daß ihr eine Gröſſe findet,
Die alle Welten überſteigt!

Vermehret ſie mit neuen Zahlen
Zu hundert-tauſend-tauſend malen!
Erſchöpſet eurer Geiſter Macht!
Und denket dann, daß eure Lehre
Von eurers Schöpfers Allmachtsmeere,
Noch keinen Tropfen ausgedacht!

Eröffne deiner Weisheit Fülle,
Mein Schöpfer! lehre mich verſtehn,
Welch Opfer ſich dein heilger Wille
Von meiner Schwachheit auserſehn!
Wird dir der Weyhrauch wohl behagen,
Den meine Hand mit Furcht und Zagen
Zu Ehren deiner Gottheit ſtreut?
Wie oder fallen meine Sinnen
Auf ein verwerfliches Beginnen,
Das deine Heiligkeit entweyht?

Getroſt! ein Stral von deinem Lichte
Vertreibet meine Finſterniß,
Dein Wort erleuchtet mein Geſichte,
Und machet meinen Gang gewiß.
Ich fühle deiner Gottheit Kräfte.
Hier ſpielt kein menſchliches Geſchäffte;
Hier ſchallt kein eitler Redners-Mund.
Was aller klugen Witz verwirrte,
Das machet uns ein armer Hirte
Und ein verworfner Fiſcher kund.

Du eitler Schwarm gelehrter Thoren,
Der viel von leerem Wiſſen pralt,
Du haſt das rechte Licht verlohren,
Das nur aus dieſem Buche ſtralt.

Hier findeſt du der Weisheit Schätze;
Hier ſind die heiligſten Geſetze;
Hier öffnet ſich die Ewigkeit;
Und läßt die Sterblichen erfahren,
Was noch der Abgrund ſpäter Jahren
Mit Nacht und Nebel überſtreut.

Hochheiligs Buch! erhabne Lehren!
Mein Herze ſtimmt euch kräftig bey,
Da läſſet ſich ein Zeugniß hören,
Daß euer Urſprung göttlich ſey.
Da fühl ich unter Luſt und Zittern
Ein unaufhörlich reges Wittern,
Und des Gewiſſens leiſe Stimm;
Die liſpelt mir im Sündenſchlafe
Von einem Lohn, von einer Strafe,
Von eines Richters Huld und Grimm.

Ja, Herr! du kanſt mich nimmer trügen.
Ich fühl ein ewigs Wohl und Weh.
O welch unendliches Vergnügen,
Wenn ich in deiner Gnade ſteh!
Ein holder Weſt, ein ſanftes Wehen,
Ein Hauch von jenen ſelgen Höhen,
Erfüllet mich mit Muth und Luſt.
Doch weich ich von dem rechten Wege,
O was für bange Marterſchläge
Erregen ſich in meiner Bruſt.

Mein Schöpfer! Deine Macht und Güte
Erhebt mich immer mehr zu dir.
Dein Trieb entzündet mein Gemüthe
Mit einer heiligen Begier,

Mir ekelt vor der Erde Schätzen.
Wenn willſt du mich dahin verſetzen,
Wo ich dich näher ſchauen kan?
Wenn ſeh ich deiner Werke Prangen,
Das hier noch ſtets ein Flor umfangen,
Bey dir in voller Klarheit an?

Beſchleunigt euch, ihr werthe Stunden!
Da mich kein Kerker mehr beſchränkt;
Da ſich mein Geiſt der Laſt entbunden,
In ſeines Urſprungs Gottheit ſenkt;
Da meiner Stimme frohes Schallen,
Das itzo noch mit ſchwachem Lallen
Des groſſen Schöpfers Macht beſingt,
Vermiſcht mit jenen ſelgen Chören,
Dem wunderſamen Gott zu Ehren,
Ein ewigs Hallelujah bringt.

Der
Deutſchen Geſellſchaft
in Leipzig
Ueberſetzungen.

Zweyter Theil.

Die
Kayſer des Julianus,
Eine Stachelſchrift
aus dem Griechiſchen in das Deutſche überſetzt
von
Johann George Lottern.

Vorbericht.

Man ſiehet allhier die Stachelſchrift des Julianus auf die Kayſer, welche vor ihm das römiſche Reich verwaltet haben, zum erſtenmal in die deutſche Sprache überſetzet. Und daher wird es nicht undienlich ſeyn von derſelben Werth und Schickſalen, wie auch von der gegenwärtigen Ueberſetzung, etwas weniges zum voraus zu gedenken.

Ihr Verfaſſer iſt auſſer Streit der allergelehrteſte unter den römiſchen Kayſern geweſen. Er hatte von Natur die unvergleichlichſten Gaben, einen groſſen Verſtand, einen feinen Witz und einen zarten Geſchmack

ſchmack in dem, was die Wiſſenſchaften angehet, erhalten. Dieſe ſieng er gleich in der Jugend an auszuüben, und unter den gröſſeſten Lehrmeiſtern ſeiner Zeiten, mit erſtaunlichem Fleiſſe und erwünſchtem Fortgange zu vermehren. Er erwarb ſich eine weitläuſtige Erkenntniß der Alterthümer, Geſchichte und Fabeln, eine beſondere Fertigkeit in ſeiner Mutterſprache, eine ſchöne Beleſenheit in den ausbündigſten Dichtern und Rednern ſeines Vaterlandes, deren ſinnreiche Gedanken er genau zu beurtheilen, und, wo es ſich ſchickte, wieder anzuwenden oder glücklich nachzuahmen erlernete. Darauf ging er weiter, und legte ſich mit vielem Eifer auf die Beredſamkeit, in welcher es ihm gar nicht ſchwer wurde es in kurzem ſehr hoch zu bringen; da ſeine angebohrne Fähigkeit eine unverdroſſene Uebung, die ſorgfältigſten Lehrer, und die unverbeſſerlichſten Beyſpiele begleiteten und unterhielten. Und zuletzt ergab er ſich mit nicht geringerem Ernſte der Weltweisheit, bey welcher Bemühung aber er nicht bloß bey den Lehrſätzen einer einzelnen Secte ſtehen blieb, und dagegen die übrigen verachtete und liegen ließ. Keineswegs. Sein feuriger Geiſt muſte alles ergründen, was in den Sprüchen und Bildern des Pythagoras verborgen wäre, was in den Sittenlehren des Socrates zur Glückſeligkeit dieſes Lebens heilſam ſeye, was die Spitzfindigkeiten der Peripatetiker u. der Stoiker hinter ſich hätten; vornemlich aber wie weit der Verſtand des göttlichen Plato in die Natur der Dinge eingedrungen wäre.

Alle bisher erzählten herrlichen Eigenſchaften leuchten faſt aus allen Zeilen der annoch vorhandenen Schriften dieſes groſſen Kayſers hervor. Und dieſe würden eine vollkommene Hochachtung und ein uneingeſchränktes Lob erhalten haben, wo er ſie nicht ſelbſt an einigen Stellen mit unanſtändigen Spöttereyen des chriſtlichen Gottesdienſtes, dem er doch ehedem auch ergeben geweſen war, beflecket hätte. Doch fehlet es ſo viel, daß man ſie deswegen gänzlich ungeleſen und unbewundert laſſen müſte; da ſonſt noch gar viel gutes und nützliches daraus zu erlernen, und zu einem erlaubten Vergnügen anzuwenden iſt.

Beydes kan man in voller Maaſſe aus der **Stachelſchrift auf die Kayſer** nehmen; welcher die ſcharſſichtigſten Kenner vorlängſt die Oberſtelle unter allen übrigen Aufſätzen des Julianus eingeräumet haben. Es iſt wahrſcheinlich, daß ſie von ihm in dem Monat December des dreyhundert ein und ſechzigſten Jahres nach Chriſti Geburt, eben zur Zeit des heydniſches Feſtes der Saturnalien, verfertiget worden ſey: Da Conſtantius kurz zuvor dieſe Welt verlaſſen hatte, und Julianus nunmehr allein den römiſchen Kayſerthron beſaß; der doch aber ſelbſt ungefehr ſechzehen Monate darnach, in dem Kriegszuge wieder die Perſer, ſein Leben vor der Zeit verlieren muſte, da er noch nicht völlig das zwey und dreyßigſte Jahr ſeines Alters erreichet hatte.

In der That hat dieſe Stachelſchrift gar viele Seltenheiten, die ſie von allen andern Schriften dieſer Art merklich unterſcheiden, aber auch zugleich über dieſelben weit hinaus ſetzen. Es iſt eine Schrift eines der mächtigſten Monarchen, die jemals auf der Welt geweſen ſind; und zwar eine Spottſchrift, dergleichen man nicht viele von Kayſern und Fürſten ausgearbeitet antreffen wird. Es iſt auch eine Stachelſchrift, nicht wieder gemeine und unanſehnliche Leute, oder wieder gemeine und alltägliche Laſter; ſondern ſie hat die größten Regenten des Erdbodens, aber auch zugleich ihre größten Fehler und Untugenden, zum Vorwurf. Wer durfte ſich wohl unterſtehen dieſelbigen auf eine ſolche Art aufzudecken, zu unterſuchen und auf das nachdrücklichſte zu beſtrafen; als eben ein ſolcher, der ihnen an Macht, Würde und Anſehen vollkommen ähnlich war? Wer konnte es aber auch am allerbeſten bewerkſtelligen, als einer ihrer Nachfolger in der Herrſchaft; der die von ihm angezeigte und verworfene Gebrechen vor ſeine Perſon eben ſo weit von ſich entfernet hatte, als ſcharfſinnig er war, ihre Unanſtändigkeit einzuſehen, und wohlgeſittet, ſie zu verabſcheuen? Ein Philoſophe wird mit Recht ausgelachet, wenn er ſich zum Richter der Handlungen eines Kriegsoberſten aufwirft, weil er den Krieg nicht verſtehet; und der größte Feldherr wird gleichfalls ſehr zu kurz kommen, wenn er in den Streithändeln der Weltweiſen einen Schiedsmann abgeben will. Hingegen ſtunde es dem **Julianus**, als einem Regenten, gar wohl an, die Staatsfehler anderer Regenten vor ihm, auf das ſtrengſte vorzunehmen; und eine ſolche Schrift abzufaſſen ſchickte ſich vor ſeine Hoheit weit beſſer, als mit dem Kayſer **Claudius** von dem Alphabete zu ſchreiben, oder mit dem **Nero** ſeine Stimme auf dem öffentlichen Schauplatze hören zu laſſen, oder aber mit dem **Hadrianus** die Redner und Weltweiſen ſeiner Zeit in eigenen Satiren durchzuziehen.

Auſſer dieſem hat er alle nur erſinnliche Kunſt bey Verfertigung dieſer Stachelſchrift angewendet. Es hat ihm gefallen ihr die anmuthige Geſtalt einer Fabel von einem groſſen Göttermahle, zu welchem die verſtorbenen Kayſer eingeladen worden, zu geben, und er hat ſie auch nach den vollkommenſten Regeln und mit dem beſten Geſchmacke ausgeführet. Alle darinn vorkommende Perſonen haben die ihnen anſtändige Abſchilderung, die niemals durch einen falſchen Zug verderbet wird. Die Laſter der Kayſer werden zwar ziemlich bitter und empfindlich, aber mit einer ſinnreichen und muntern Art durchgehechelt. Mitten unter dem aufgeräumteſten Scherze, ſind die ernſthafteſten Sittenlehren und die auserleſenſten Exempel der Tugend eingeſtreuet. Es iſt zwar von dem Verfaſſer eine groſſe Freyheit zu ſtrafen gebrauchet, dabey aber der Wahrheit faſt immer genau nachgegangen worden, die auch andere Geſchichtſchreiber mit ihren Zeugniſſen bekräftigen; auſſer daß vielleicht dem **Marcus Philoſophus** und dem **Conſtantinus** ein wenig zu viel geſchehen ſeyn mag. Sonſten herrſchet auch in der Erzehlung eine angenehme Abwechslung, welche aber einer ungezwungenen Verbindung aller Umſtände nicht den geringſten Eintrag thut. Mit einem Worte: Dieſe Stachelſchrift iſt ein Meiſterſtück, ſo ſeines gleichen nicht hat.

Bey allem dem gewinnet es das Anſehen, als wenn ſie vor Alters eben nicht allzubekannt, oder in gar zu vieler Leute Händen geweſen wäre. Die Urſachen davon laſſen ſich vielleicht ohne groſſe Schwierigkeit errathen. Man findet in allem nicht mehr als drey alte Schriftſteller die ihrer ausdrücklich, und mit Namen, gedacht haben. Der erſte iſt **Socrates**, der ihrer an zweyen Orten in ſeinen Kirchengeſchichten Erwehnung gethan hat, dabey aber meldet, Julianus habe ſich aus bloſſem Ehrgeiz und aus Eitelkeit bemühet, darinn alle ſeine Vorgänger, auch den **Marcus** ſelbſt, den er doch ſonſt vor den allerbeſten unter ihnen gehalten, lächerlich zu machen. Der andere iſt **Suidas**. Dieſer führet in ſeinem Namenbuche die **Kayſer** unter den Schriften des **Julianus** zu allererſt an. Seine Nachricht aber davon iſt allzutrocken und unvollſtändig, indem er bloß ſetzet: Es wären darinn die Kayſer von dem Auguſtus an beſchrieben; und alſo mit einer groſſen Unachtſamkeit den **Julius Cäſar** gar ausläſſet, der doch gewiß in der ganzen Fabel beynahe die vornehmſte Rolle ſpielet. Und der dritte endlich iſt der Kirchenſcribente **Zonaras**; der ſein Misvergnügen aber gar nicht darüber bergen kan, daß man darinnen dem **Conſtantinus** ſeine allzugroſſe Verſchwendung vorgeworfen.

Im öffentlichen Drucke iſt dieſes Buch zum erſtenmal, durch den **Carolus Cantoclarus** (oder **Chanteclair**,) einen Rath und Requetenmeiſter an dem Hofe König Heinrichs des dritten von Frankreich, bekannt worden; da vorher ſonſt noch gar nichts von den Schriften des **Julianus**, auſſer einigen wenigen ſeiner **Sendſchreiben**, und der Stachelſchrift, **Miſopogon**, aus der Preſſe gekommen war. Dieſer Staatsmann war zugleich ein groſſer Liebhaber der angenehmen Wiſſenſchaften. Da ihm nun drey verſchiedene Handſchriften von den **Kayſern des Julianus** vor Augen gekom̃en waren, nahm er ſich vor dieſelben drucken zu laſſen, und gab ſie alſo zu Paris im Jahr 1577. in 8. heraus. Nach ſechs Jahren machte er zu einer neuen Ausgabe, eben daſelbſt und in gleichem Formate, Anſtalt, welche 1583. die Preſſe verließ, und dieſen Vorzug vor der erſtern hatte, daß er noch über dem die vierte Handſchrift, aus der Bibliothek der Königin Catharina von Medices, mit dem griechiſchen Texte zuſammen gehalten. Der Herausgeber fügte beydemal ſeine **lateiniſche Dollmetſchung** und einige Anmerkungen bey; deren aber ſehr wenig ſind, und bloß etliche dunkle Stellen erläutern, oder die von ihm vorgenommene Verbeſſerung gewiſſer unterſchiedenen Lesarten rechtfertigen ſollen. Zu gleicher Zeit wurde zu Paris eine Sammlung aller damals bekannten **Schriften des Julianus** herausgegeben, und dieſe letzte Ausgabe des **Cantoclarus** muſte einen Theil davon ausmachen.

Nicht lange darauf hat ſie **Friedrich Sylburgius** ebenfalls entlehnet, und dem dritten Bande ſeiner Sammlung kleinerer Scribenten der römiſchen Geſchichte zu Frankfurt 1590 in fol. nebſt etlichen eigenen Ausbeſſerungen einverleibet.

Eben dergleichen hat **Dionyſius Petavius** gethan, als er zu Paris eine vermehrte Ausgabe aller vorhandenen Schriften des **Julianus** im Jahr 1630. in 4. an das Licht ſtellete. Die Kayſer erſcheinen an der erſten Stelle des zweyten Theiles, mit der Ueberſetzung des **Cantoclarus**: Seine Noten aber ſind am Ende beygefüget, die dieſer Jeſuite mit etlichen von ſeiner Art, kaum ein Quartblatt ſtark, begleitet.

Und zuletzt findet man ſie in der allerneueſten und vollſtändigſten Auflage des **Julianus**, welche zu Leipzig 1696. in Fol. zum Vorſcheine gekommen, und von den fürtrefflichen **Ezechiel Spanhemius** mit einer ausbündig ſchönen Vorrede gezieret worden. Da hat man die Dollmetſchung des **Cantoclarus** gleichfalls ungeändert beybehalten; der Text hingegen iſt in vielen Lesarten, die gleich darneben am Rande ſtehen, und aus einer alten Handſchrift des Iſaac Voſſius hergenommen ſind, von dem Herren Spanheim merklich verbeſſert worden. Am Ende ſtehen auch die erwehnten critiſchen, allein gar magern, Noten des Cantoclarus und Petavius, nebſt der neuen lateiniſchen Dollmetſchung des Petrus Cunäus; von der wir gleich itzo das benöthigte erinnern wollen.

Dieſer gelehrte ehemalige Profeſſor auf der Univerſität Leiden, hatte ſich in ſeinen jungen Jahren zur eigenen Uebung eine neue lateiniſche Dollmetſchung der Kayſer des Julianus zu verfertigen vorgenommen; weil ſelbſt der Augenſchein lehrete, daß ſein Vorgänger der Pflicht eines getreuen Ueberſetzers keinesweges eine Genüge geleiſtet hatte. Denn es befand ſich, daß derſelbe die meiſten verderbten Stellen übergangen, verſchiedenes unrecht verſtanden, und manches ganz falſch erkläret hatte. So wohl die Abſicht des Cunäus, als auch deren Ausführung, verdienen allerdings ihr Lob. Es würde aber noch wichtiger und gröſſer ſeyn, wo er es nicht ſelbſt mehr als einmal verſehen, und ſich dennoch öffentlich gerühmet hätte, daß der wahre Sinn ſeines Urhebers allenthalben von ihm getroffen, und auf das genaueſte ausgedrücket worden wäre; da er doch ſelbſt nicht in Abrede ſeyn können, daß er ſich bey dieſer Dollmetſchung einer ziemlichen Freyheit bedienet habe. Sie iſt unterdeſſen zum öftern, und zwar zum erſtenmal zu Leiden 1612. in 12. und hernach vielfältig, bald Griechiſch und Lateiniſch zuſammen, bald Lateiniſch allein;

bald beſonders und einzeln, bald in andern Sammlungen gedruckt worden; welche verſchiedene Auflagen aber allhier zu erzählen, nicht der Mühe werth ſeyn möchte.

Man hat aber auch mehr als eine **franzöſiſche Ueberſetzung** dieſes Werkes bekommen. Die erſte hat **Bonaventura Grangier** zu Paris 1580. in 8. nebſt einem Leben des Kayſers herausgegeben, und vermuthlich nach dem Abdrucke des **Cantoclarus** verfertiget; wie Fabricius in der griechiſchen Bibliothek anzeigt. Von der andern wollen wir nun gleich ausführlich reden. Die dritte aber hat man dem Hrn. **P. Moret** zu danken; deſſen Arbeit unter der Aufſchrift: *Les Ceſars invités à la table des Dieux &c.* mit hiſtoriſchen Anmerkungen und einer Nachricht von dem Julianus zu Paris 1682. in 12. an das Licht getreten iſt.

Vor dieſem letztern hat ſich noch auf eine gleiche Weiſe, obwohl mit einem weit anſehnlichern Erfolg, der bereits oben belobte Herr **Spanheim** um dieſe Schrift des Julianus ins beſondere verdient gemacht. Sie ſchien ihm alle Eigenſchaften eines Buches an ſich zu haben, welches zu überſetzen und zu erklären ihm einige Luſt, der gelehrten Welt aber ein gewiſſes Vergnügen, geben könnte. Er lebte damals in Churpfälziſchen Dienſten, und ſeines gnädigen Fürſten **Carl Ludwigs** Verlangen, daſſelbe in einer bekanntern Sprache, als die Griechiſche iſt, zu leſen, bewegte ihn gar leichte eine Dollmetſchung davon in die franzöſiſche Sprache zu übernehmen. Da er jederzeit ein groſſer Kenner und Liebhaber der Alterthümer, Geſchichte und Münzen geweſen war, fand er zugleich bey dieſer Arbeit die erwünſchteſte Veranlaſſung, ſeine in dieſen Stücken der anmuthigen Wiſſenſchaften erlangte, mehr als gemeine Geſchicklichkeit, mit gutem Vortheile an den Mann zu bringen. Er gab demnach zu Heidelberg im Jahr 1660. in 8. ſeinen **franzöſiſchen Julianus** zum erſtenmal heraus, und fügte demſelben überaus gelehrte Erläuterungen und Beweiſe aus den alten Schriftſtellern und andern öffentlichen Urkunden, vornemlich aber aus den Münzen, bey. Dieſe Art der Auslegung ward allenthalben, weil ſie neu, anmuthig und überzeugend war, wohl aufgenommen und erhielte, wie ſie auch verdienet hatte, bey den Gelehrten einen allgemeinen Beyfall. Und wie groß wurde er nicht alsdann erſt, als der Verfaſſer, deſſen Name, Glück und Verdienſte unter der Zeit immer höher ſtiegen, und ſich an den vornehmſten Höfen von Europa ausbreiteten, ſeiner Staatsgeſchäfte ungeachtet, von neuem Hand anlegte, und die **Kayſer des Julianus** mit ungleich ſtärkerer Vermehrung, zu Paris, allwo er ſich damals als Churbrandenburgiſcher Geſandte aufhielte, im Jahr 1683. in 4. zum zweyten mal an das Licht gab? Nicht allein die Gelehrten, ſondern ſelbſt die Fürſten, hielten ſich dem Herren **von Spanheim** vor ſeine angewendete Bemühung zum höchſten verbunden; und machten ſich eine beſondere Freude ein ſo ſchönes, koſtbares und nützliches Buch in ihren Büchersälen zu verwahren, noch mehr aber, zum öftern zu durchleſen. Daher war es denn gar kein Wunder, daß dieſe zweyte Ausgabe ſich in weniger Zeit ſo gar ſelten gemachet hatte, daß man ihren Beſitz mit vielem Gelde erkaufen, oder aber mit Ungeduld deſſelben ermangeln mußte. Doch auch dieſem Mangel iſt nunmehr zu vieler Vergnügen abgeholfen; nachdem man erſt vor wenig Jahren, nemlich 1728. in Amſterdam in 4. eine neue Ausgabe dieſes unvergleichlichen **Spanheimiſchen Werkes** beſorget hat, deren äuſſerliche Pracht und Anſehen dem inneren Werthe des Verfaſſers und Ueberſetzers gar gemäß iſt.

Sonſt findet man noch aufgezeichnet, daß **Anton Borremanſius**, ein remonſtrantiſcher Gottesgelehrter in Holland, dieſes Buch vor dem **Holländiſch** überſetzet, und heraus zu geben verſprochen habe. Es iſt aber allem Anſehen nach dieſes Vorhaben nicht in die Erfüllung gekommen.

Ob jemals von jemand dergleichen in unſerer **deutſchen** Sprache zu thun verſucht worden ſeye, läſſet ſich billig zweifeln. Wenigſtens iſt mir zur Zeit noch niemand bekannt, der es mit dieſer, oder irgend einer andern Schriſt des **Julianus** vorgenommen hätte. Da ich inzwiſchen zu der gegenwärtigen **Sammlung der Ueberſetzungen der deutſchen Geſellſchaft** meines Ortes auch gerne einen kleinen Beytrag thun wollte, führten mich die obenberührten Schönheiten dieſer Stachelſchriſt von ſelbſten darauf, daß meine Wahl vor verſchiedenen andern Schriften auf ſie fiel. Zu dem erinnerte ich mich gar wohl, wie man die **deutſche Dollmetſchung** eines vollkommen ähnlichen Werkes, nemlich der **Spottſchriſt des Seneca auf den Kayſer Claudius**, welche ein werthes Mitglied, der Herr **Neubur** zu Göttingen, vor einigen Jahren allhier drucken laſſen, keinesweges übel aufgenommen hatte; Dergleichen ich nun auch von meinem **Julianus**, wo nicht wünſchen, jedoch wenigſtens hoffen will.

Die Willfährigkeit einiger hieſigen Gönner hat mich in den Stand geſetzet, bey dieſer Arbeit, von einer jeden Auflage oder Ueberſetzung die neueſte und beſte Ausgabe zu meinem Gebrauch und Dienſten zu haben. Ich habe alſo des **Cantoclarus**, **Petavius** und **Cunäus** ſeine nebſt der groſſen Leipziger zugleich in Händen gehabt, die Ausarbeitung aber nach dem griechiſchen Texte der letzten, wie ihn der Herr **von Spanheim**, aus der belobten Handſchrift des **Voßius** an dem Rande erläutert hat, vorgenommen. Die neueſte Ausgabe von der franzöſiſchen Dollmetſchung des Herren **von Spanheim**, iſt mir bey einigen dunklern Stellen, wegen deſſen beygefügten gründlichen Erklärungen, ebener maßen manchmal wohl zu ſtatten gekommen; indeſſen werden verſtändige Leſer hin und wieder von ſelbſt merken, daß ich zuweilen von ihm abgegangen bin. Wie glücklich übrigens mir dieſes Vorhaben mit einander gelungen ſeye, ſoll allein auf das Urtheil der Leſer von geſunder Vernunft und geläutertem Geſchmacke ankommen.

* * *

Die

Die Kayſer des Julianus.

Julianus.

Die abermals erſchienenen frohen Feſttage des Saturnus vergönnen zwar, mein Freund, daß wir uns recht luſtig machen mögen. Allein, da ich nichts ſeltſames oder lächerliches vorzubringen weis, ſo ſcheinet es mir der Mühe werth, darauf zu gedenken, wie ich dir etwas vorſage, das eben nicht lächerlich iſt.

Philotes. Sollte wohl jemand anzutreffen ſeyn, mein Kayſer, der ſo wunderlich und abgeſchmackt wäre, daß er mit Ernſt und Ueberlegung ſcherzen oder ſpaßen wollte? Ich habe bisher immer geglaubt, man nehme dergleichen Dinge nur vor, wenn man geſonnen iſt ſeinem Gemüthe eine Erqvickung und Erleichterung der Sorgen zu verſchaffen.

Julianus. Du denkſt dießfalls gar nicht unrecht. Aber mit mir iſt es nicht allerdings ſo. Denn ich bin von Natur wenig aufgelegt, weder zu ſpotten, noch anderer Reden zum Scherz anzuwenden; am wenigſten aber jemand zum Lachen zu bewegen. Jedoch weil wir einmal uns in die Geſetze dieſes Feſtes ſchicken müſſen, ſo läßt du dir es wohlgefallen, daß ich zum Zeitvertreib eine Fabel erzähle, die noch wohl einigermaßen verdienet angehöret zu werden.

Philotes. Ey, gar gerne. Sage nur her. Ich verachte vor meine Perſon eben nicht durchgehends alle Fabeln. Zumal diejenigen, die gut und nützlich ſind. Darinn bin ich mit deinem, ja vielmehr mit unſerm, lieben Plato vollkommen einerley Sinnes; der auch ſelber der viele wichtige Wahrheiten unter der Geſtalt der Fabeln vorgetragen hat.

Julianus. Du biſt auf dem rechten Wege.

Philotes. Was willſt du mir aber nun vor eine erzählen?

Julianus. Es ſoll keine von der alten Art, und auf den Schlag des Aeſopus, ſeyn. Nein. Sondern eine ſolche Erdichtung, deren ſich ſelbſt Mercurius nicht ſchämen darf. Ich will dir es eben ſo ſagen, wie er es mich berichtet hat. Ob ſich alles in der That ſo verhalten habe, oder, ob unter die Wahrheit etwas erdichtetes gemiſchet ſey, das wird die Sache ſelbſt lehren.

Philotes. Dein Eingang iſt nun ſchon lang genug zu einer ganzen Rede, geſchweige denn zu einer bloſſen Fabel. Fange vielmehr die Erzählung ſelbſt an.

Julianus. So höre demnach zu:

Romulus begieng einſt das Feſt des Saturnus, und lud nicht allein alle Götter, ſondern auch die meiſten Kayſer, zu Gaſte. Zu dieſem Ende wurden die gehörigen Bettſtüle herbey geſchafft. Die vor die Götter waren in die oberſte Gegend des Himmels, oder den Olympus, geſetzet,

Woſelbſt ſie ihren Sitz in voller Ruhe haben.

Und dahin eben nach dem Herkules auch Romulus, oder, beſſer zu ſagen, **Qvirinus**, verſetzet worden; als mit welchem letzteren Namen wir ihn nach dem Exempel der Götter nunmehr benennen müſſen. An dieſem Orte war alſo das Mahl vor die Götter bereitet. Die Kayſer hingegen ſchienen den ihnen anſtändigſten Ort gerade unter dem Monde in der oberſten Gegend der Luft angewieſen zu bekommen; als an welchen ihnen die Leichtigkeit ihrer Körper, und die eigene Herumdrehung der Mondkugel gar beqvem verhalf. Vor die vornehmſten Götter waren vier groſſe Bettſtüle auf das koſtbarſte angeordnet; wie ſichs für ihren hohen Rang geziemte. Des Saturnus ſeiner war von ſchwarzem Ebenholze, aus deſſen etwas dunkeln Schatten ein göttlicher Schimmer hervor ſtralte, den niemands Augen ertragen konnten. Denn ſie wurden durch ſein Anſchauen eben ſo, wie durch die Sonne, verblendet. Der Bettſtul Jupiters funkelte mehr als Silber, war aber doch blaſſer als Gold. Allein Mercurius wuſte mir nicht zu ſagen, ob er eigentlich aus vermiſchtem Golde, oder irgend einem andern Metalle, verfertiget wäre; hatte es auch von andern nicht erfahren können, die ſich auf die Scheidekunſt ſonſt gar wohl verſtunden. Zu beyder Seiten ſaſſen auf einem göldenen Throne die Mutter und die Tochter; die Rhea nemlich, und die Juno. Dieſe neben dem Jupiter, und jene neben dem Saturnus. Die innere Schönheit der Götter beſchrieb er mir nicht. Denn er ſagte, ſie wäre ihm zu hoch: Man müſte ſie nur mit dem Verſtande begreifen; und es wäre vollkommen unmöglich, dieſelbige mit menſchlichen Ohren zu faſſen, oder mit Worten auszuſprechen. Selbſt der berühmteſte Redner ſey keinesweges im Stande, den groſſen Umfang ihrer Herrlichkeit, ſo, wie es derſelbe erforderte, abzuſchildern.

Die übrigen Götter fanden gleichfalls ihre Stüle, nachdem es das Anſehen und die Ordnung eines jeden erheiſchte, hingeſetzet; und es war darüber gar kein Streit unter ihnen. Homerus hat ganz recht, und vermuthlich auf Eingeben der Muſen, geſchrieben: Ein jeder von den Göttern habe ſeinen angewieſenen

Platz, den ihm niemand nehme, oder davon ihn niemand vertreibe. Deswegen, wenn ſie auch bey der Ankunft des Väters, Saturnus, Ehren halber aufſtehen, ſo iſt keine Gefahr daß ſie die Stüle verwechſeln, oder einer des andern, ihm nicht gebührende, Stelle einnehmen ſollten. Denn ein jeder weis ſchon zuvor, wo er hingehöret.

Da nun alſo die Götter alle mit einander in einem Kreiſe herum ſaſſen, nahm Silenus neben dem Bacchus ſeinen Platz, vermuthlich weil er eine beſondere Neigung zu ihm hatte. Denn er war ſchön und jung, und ſahe ſeinem Vater, dem Jupiter, vollkommen ähnlich: Zudem ſo hatte ihn Silenus erzogen, und in ſeiner Jugend die Aufſicht über ihn gehabt. Und weil er zugleich an ſich ein groſſer Liebhaber von Scherzen, Lachen und allen anmuthigen Dingen war; ſo ließ es Silenus an ſich nicht ermangeln, ihm allerhand aufgeräumtes vorzuſagen.

Man rief nunmehr auch die Kayſer zur Tafel. Alsbald trat zu allererſt **Julius Cäſar** in den Saal; der aus groſſer Ehrſucht ſelbſt dem Jupiter die Oberherrſchaft ſtreitig machen wollte. Da ihn **Silenus** gewahr wurde, ſagte er: Siehe zu, Jupiter, daß dieſer Mann, vor lauter Herrſchbegierde nicht damit umgehe, auch ſo gar dich ſelbſt des höchſten Regiments zu berauben. Denn er iſt, wie du ſieheſt, anſehnlich und ſchön; und mir, wenigſtens dem Kopfe nach, ganz ähnlich. Da noch Silenus alſo ſpaßte, worauf aber die übrigen Götter wenig acht gaben, kam **Octavianus** herein getreten. Er nahm, wie das Thier Chamäleon, alle Augenblicke eine andere Farbe an. Bald ward er blaß, bald roth, bald ſchwarz, finſter und dunkel;

kel; doch zuletzt gewann er eine annehmliche und huldreiche Geſtalt. Dieſer Mann hatte die ſeltſame Einbildung, die Stralen ſeiner Augen kämen den Sonnenſtralen gleich, und daher könnte ihn kein Menſch mit unverwendetem Geſichte anſehen. Als ihn **Silenus** erblickte, rief er aus: Zum Henker, was iſt das für ein buntſcheckigtes Thier! Es wird uns ja kein Leids thun. **Apollo** antwortete ihm: Stelle deine Poſſen ein, du närriſcher Kerl. Ich will den Octavianus gleich dem hier gegenwärtigen Zeno unter die Zucht geben, und ihr ſollet ihn bald ſo rein ſehen, wie ein geläutertes Gold. Komm her, Zeno, fügte er hinzu; nimm mir dieſen Menſchen in Obacht. Dieſer gehorchte dem Apollo und ſagte dem Octavianus einige wenige Regeln heimlich vor, wie man etwan des Zamolxes Zauberlieder einem in das Ohr zu murmeln pfleget; worauf er ganz vernünftig und geſetzt wurde.

Zum dritten trat **Tiberius** einher, mit einer ernſthaften, aber zugleich fürchterlichen, Mine; und man ſahe ihm, ich weis nicht was, bedächtliches und kriegeriſches an. Als ſich dieſer nach ſeinem Stule umwenden wollte, wurde man auf ſeinem Rücken ſehr viele Narben, Wunden, Striemen und Beulen gewahr, die einer Krätze oder einem Auſſatze gleicheten, und von ſeinem unordentlichen Leben und verdorbenen Geblüte herkamen. Darauf ſagte **Silenus**:

Du kommeſt mir, mein Gaſt, ja nun ganz anders vor;

und als er dieſes ausgeſprochen hatte, ſchien er viel ernſthafter zu werden, als er es ſonſt gewohnt war. Deswegen fragte ihn **Bacchus**: Wie kömmt es, mein liebes Väterchen, daß ihr auf einmal ſo ernſtlich redet? Daher, verſetzte **Silenus**: Dieſer alte Satyr hat mich ganz erſchreckt, und verurſachet, daß mir ohne mein Wiſſen etwas von den Homeriſchen Muſen entfahren iſt. Warte nur, ſagte **Bacchus**: Er wird dir die Ohren abreiſſen. Denn man erzählet, er habe es auch einmal einem Grammaticus alſo gemacht. Er mag immer, gab **Silenus** zur Antwort, auf ſeine einſame Inſel gehen, (womit er auf Capreä zielte) und daſelbſt einen armen Fiſcher todt machen. Sie ſcherzten beyde noch auf dieſe Weiſe mit einander, als **Cajus**, (mit dem Zunamen Caligula) eine wilde Beſtie, zum Vorſcheine kam. Die Götter aber wendeten alle die Augen von ihm ab; und Nemeſis übergab ihn den Furien, welche ihn ſogleich zur Hölle riſſen. Daher geſchahe es denn, daß Silenus nichts auf ihn ſagen konnte.

Nicht lange hernach ließ ſich **Claudius** ſehen; bey deſſen Erblickung **Silenus** den Anfang aus der Comödie des Ariſtophanes, die Ritter genannt, nemlich die Worte des Demoſthenes, überlaut herſagte; um damit dem Claudius ſelbſt zu ſchmeicheln. Darauf wendete er ſich zu dem **Quirinus**, und ſagte: Du thuſt warlich ſehr Unrecht, mein lieber Quirinus, daß du dieſen deinen Enkel ohne ſeine beyde Freygelaſſene, den Narciſſus und den Pallas, zur Tafel gebethen haſt. Laß vielmehr nebſt ihnen auch ſeine Gemahlin, Meſſalina, herholen. Denn ohne dieſe drey Leute iſt dein ganzes Banket unanſehnlich und wenig lebhaft. Noch unter dieſen Worten erſchien **Nero** mit einer Cither in der Hand, und mit einem Lorberkranze auf dem Haupte; weswegen **Silenus** zum Apollo ſagte: Siehe einmal an, dieſer gehet eben ſo einher, wie du! **Apollo** antwortete: Ich werde dieſem Kerl ſeinen Kranz bald herunter nehmen. Denn er hat es mir keinesweges in allen Stücken nachgethan; und wo er es auch hat thun wollen, da hat er es doch gar nicht getroffen. Auf der Stelle verſchlung ihn der hölliſche Fluß Cocytus, und man ſahe keinen Kranz mehr auf ſeinem Haupte. Nach dieſem kamen ihrer etliche, und zwar auf einmal herbey gelaufen, nemlich **Vinder, Galba, Otto** und **Vitellius**; **Silenus** aber rief: O ihr Götter! Wo nehmt ihr dieſe Schaar Monarchen und Kayſer her? Wir werden bald vor Feuer und Qualm erſticken und umkommen. Denn dieſe mordbrenneriſche Brut ſchonet auch ſelbſt der herrlichſten Gebäude und Tempel nicht. **Jupiter** aber wendete ſich zu ſeinem Bruder Serapis, wies ihm den **Veſpaſianus**, und ſagte: Schicke uns doch aufs geſchwindeſte dieſen ſparſamen Mann aus Egypten herüber, damit er dieſe Flamme tilgen möge. Von ſeinen beyden Söhnen aber laß den Aelteren, (den Titus) mit der allgemeinen Venus ſeine Luſt haben; und den jüngern hingegen, (den Domitianus) der einem wilden Viehe ähnlicher, als einem Menſchen iſt,“ in Ketten und Banden ſchlagen. Unterdeſſen erſchien ein, dem Anſehen nach, gar hübſcher alter Greis, (der Kayſer Nerva) denn auch ſelbſt das Alter tilgt die Schönheit nicht eben allemal; der ſehr gelinde und freundlich war, und alle Kennzeichen eines ehrlichen wackern Mannes an ſich hatte. Der ſtund dem **Silenus** an; und deswegen hielt er ſein Maul. **Mercurius** aber ſagte zu ihm: Haſt du denn gar nichts wieder dieſen vorzubringen? Nichts, beym Jupiter! antwortete er; auſſer, daß ich mich über eure ungleiche Austheilung, o ihr Götter, nothwendig beſchweren muß. Jener mörderiſchen Beſtie (dem Domitianus) habt ihr funfzehn, dieſem aber kaum ein ganzes Jahr, zu regieren vergönnet. Beſchwere dich und klage nur nicht weiter, mein Silenus, fiel ihm **Jupiter** in die Rede; ich werde nun bald viele andere und beſſere Kayſer herein kommen laſſen. Den Augenblick trat **Trajanus** hervor, der auf ſeinen Schultern die getiſchen und parthiſchen Siegeszeichen trug. So bald **Silenus** ſeiner anſichtig ward, ſagte er zwar mit einer leiſen, jedoch genug vernehmlichen, Stimme: Nunmehr wird es vor unſern Herrn Jupiter Zeit ſeyn, darauf acht zu haben, wie Ganymedes ſein Amt verwalte. Nach dem Trajanus ließ ſich ein Mann (Hadrianus) mit einem langen Barte ſehen, der ſehr trotzige Geberden an ſich hatte, und viel von ſich ſelbſt zu machen ſchien. Er war eben nicht unwiſſend, vornemlich aber in der Muſik wohl erfahren, und hub öfters die Augen gen Himmel auf, gleich als wenn er ſich mit ſolchen Gedanken beſchäftigte, die den gemeinen Mann nichts angiengen. So bald ihn **Silenus** ſahe, ſagte er: Was dünkt euch wohl, ihr Götter, von dieſem Sophiſten? Vielleicht ſucht er den Antinous. Man ſage ihm aber doch lieber, daß dieſer Liebling nicht da iſt, und daß er von dergleichen Thorheiten abſtehen möge. Darauf kam ein Mann zum Vorſcheine, (Antoninus Pius) der von einer groſſen Enthaltung, nicht zwar in Liebes- ſondern bloß in Regiments-ſachen war. Als ihn **Silenus** anſichtig wurde, rief er: Pfuy, der abgeſchmackten Sorgſalt in Kleinigkeiten! Dieſer alte Knaſterbart ſcheint mir einer von denen zu ſeyn, die den Kümmel ſchneiden. Nach ihm naheten die beyden Brüder, **Marcus**

cus Aurelius und **Lucius Verus**, heran; **Silenus** aber zog die Augenbraunen zuſammen, weil er nichts wieder ſie, zumal den Aurelius, zu ſagen wuſte. Nichts deſtoweniger hielte er ſich über ſeine Schwachheit auf, die er in Anſehung ſeiner Gemahlin und ſeines Sohns (des Commodus) an ſich hatte blicken laſſen. Denn die erſtere hatte er nach ihrem Tode heſtiger beweinet, als ſie mit ihrer Ehrlichkeit und ehelichen Treue gegen ihn verdienet hatte; und da er dem leztern die Regierung überließ, ſezte er das römiſche Reich in nicht geringe Gefahr. Zumal da er einen wackern Eydam, (den Claudius Pompejanus) hatte, der dem gemeinen Weſen beſſer vorgeſtanden und auf den Sohn beſſer acht gegeben haben würde, als er ſelbſt gethan. So ſcharf auch **Silenus** dieſes tadelte, ſo behielte er doch vor die übrigen Tugenden des Aurelius eine beſondere Hochachtung. Den Sohn hielte er nicht einmal der Mühe werth, ſich über ihn aufzuhalten, daher er ihn ſo mit durchwiſchen ließ. Vielmehr fiel dieſer von dem Himmel auf die Erde herunter, weil er ſich nicht mehr halten, noch die Fußtapfen der vor ihm dagewеſenen Helden betreten konnte. Nun folgte **Pertinax** in der Reihe, der ſich über den an ihm begangenen Meuchelmord heftig beſchwerte. **Nemeſis** ward darüber von einigem Mitleiden gerühret, und ſagte zu ihm; Die daran ſchuld ſind, werden ſich deswegen nicht viel zu gute thun können; doch haſt du, Pertinax, auch ſelbſt unrecht gehandelt, daß du dich in die Zuſammenverſchwörung mit einflechten laſſen, die den jungen Marcus das Leben koſtete. Nach dieſem ließ ſich **Severus** ſehen, ein Mann voller Grimm und Unbarmherherzigkeit im Beſtrafen. Ueber den, ſprach **Silenus**, werde ich gar nichts ſagen; denn ich fürchte mich vor ſeiner unerbittlichen Strenge allzuſehr. Seine beyden Söhne (Caracalla und Geta) wollten ſich an ihn anhängen; allein **Minos**, ſo ferne er auch von ihnen ſtund, ließ dieſes nicht zu. So bald er ſie aber dem Geſichte nach von einander unterſchieden hatte, erlaubte er dem Jüngſten herbey zukommen, den Aelteſten aber wies er ab, um ſeine verdiente Strafe auszuſtehen. Eine kleine Weile hernach wiederfuhr dem flüchtig gewordenen Mörder, **Macrinus**, desgleichen dem Jünglinge von Emeſus (dem Heliogabalus) eben dieſes, indem ſie beyde von dieſer heiligen Stäte entfernet wurden, und, ich weis nicht wohin, kamen. **Alexander**, der Syrer, ſtunde beynahe zu hinderſt, und beweinte ſein Schickſal und Elend. **Silenus** lachte ihn darüber aus, und ſagte: O du Thor, und recht kindiſcher Mann! Da du die höchſte Gewalt einmal in Händen hatteſt, haſt du nicht ſelbſt herrſchen wollen; ſondern deine Schätze deiner Mutter zu verwalten gegeben, und nicht bedacht, daß es viel beſſer gethan geweſen wäre, dieſelben unter die vertrauten Freunde auszutheilen, als für dich zu vermehren. Ich aber, ließ ſich **Nemeſis** hören, will alle Mitſchuldige, die daran Theil gehabt, zur gebührenden Strafe ziehen laſſen. Alſo nahm **Severus** ſeinen Abtritt; und hingegen kam **Gallienus** nebſt ſeinem Vater (dem Valerianus) herein. Dieſer hatte noch als ein Gefangener ſeine Ketten an; jener aber trat in einem langen Weiberkleide und mit einem, dieſem Geſchlechte gewöhnlichen Gange, ſchwänzend einher. Dieſes gab dem **Silenus** Gelegenheit zu ſagen:

Man ſehe doch einmal: Wer iſt denn dieſer Held,
Der in dem weiſſen Helm die Mannſchaft führt ins Feld?

auf den **Gallienus** aber:

Der geht ſo ſchön geputzt in blankem Gold einher;
Als wenn er nicht ein Mann; nein, eine Jungfer wär.

und **Jupiter** hieß beyde miteinander von dem gegenwärtigen Feſte wegbleiben. So gleich kam **Claudius** herbey, auf den alle Götter hinſahen, und ſeinen groſſen Geiſt bewunderten, auch deswegen ſeinen Nachkommen die Nachfolge in dem Kayſerthume zuſagten. In dem Augenblicke lief auch **Aurelianus** herzu, von dem es ſchien, daß er ſich eilfertig aus den Händen einiger Leute loßgeriſſen, die ihn vor dem Richterſtule des Minos angeklagt hatten. Denn er wurde daſelbſt verſchiedener unſchuldiger Todtſchläge angeklaget, und noch zu allem Unglücke gar ſchlecht vertheidiget. Allein die **Sonne**, meine Gebietherin, die ihm auch ſonſt ſchon aus mancher Noth geholfen hatte, ließ ihn auch dießmal nicht ganz und gar ſtecken. Sondern ſie ſagte vor dem Angeſichte der Götter: Aurelianus habe bereits ſeine Strafe davor ausgeſtanden, und fragte ſie, ob ſie dann nicht mehr den Ausſpruch des delphiſchen Orakels wüſten:

Wer leidet, was er that, dem iſt genug geſchehn.

Nach dieſem kam **Probus**, der binnen einer Zeit von weniger als ſieben vollen Jahren ſiebenzig Städte dem Reiche erworben, und auch ſonſt noch viel Gutes in der Zeit ſeiner Regierung geſtiftet hatte. Gleich wie er aber vormals manches Ungemach ausſtehen müſſen: Alſo erwieſen ihm die Götter nunmehr wiederum Ehre, und zogen unter andern ſeine Mörder alle miteinander zur gebührenden Strafe. Deſſen ungeachtet verſuchte es **Silenus** ſich an ihm auch zu reiben; und ob ihn gleich ihrer viele ſtillſchweigen hieſſen, ſagte er doch: Erlaubet wenigſtens, daß die, ſo nach ihm kommen, aus ſeinem Exempel lernen klug werden. Weiſt du denn irgend nicht, mein Probus, daß die Aerzte gemeiniglich unter die bittern Tränke, die ſie ihren Kranken verſchreiben, auch etwas ſüſſes miſchen? Du hingegen haſt nach deinem ſtrengen Naturelle niemals einem Menſchen etwas verziehen; ſondern biſt immer unerbittlich geblieben. Nun haſt du auch dagegen zwar ein hartes, jedoch keinesweges, ein gänzlich unverdientes Kreuz erdulden müſſen. Man muß ſich gar nicht einbilden, als wenn man den Pferden, den Ochſen und den Maulthieren, geſchweige denn den Menſchen, gebiethen könnte, weñ man ihnen nicht auch zuweilen etwas nachſiehet. Eben als wie Aerzte den Kranken in Kleinigkeiten manchmal nachgeben, damit ſie ſelbige davor in groſſen Dingen zu ihrem Willen haben mögen. Siehe da, Papachen, ſagte **Bacchus**, du biſt ja auf einmal ein Philoſoph geworden! **Silenus** antwortete: Und warum das nicht? ich habe ja ſo gar auch dich zum Philoſophen gemacht. Beſinnſt du dich denn nicht, daß ich viel ähnliches mit dem Socrates habe, welchem man vormals die oberſte Stelle unter den Weltweiſen eingeräumet; wenn du anders glaubeſt, daß das delphiſche Orakel die Wahrheit geredet habe. Demnach wirſt du mir erlauben, daß ich nicht eben immer bloſſe Narrenspoſſen rede, ſondern auch jezuweilen etwas ernſthaftes mit darunter miſche. Als ſie noch ſo mit einander ſchwaßten, ſtellete ſich **Carus** nebſt ſeinen beyden Söhnen (dem Carinus und Numerianus) bey dem Gaſtmahle ein; allein ſie wurden von der Nemeſis abgewieſen. Darauf kam **Diocletianus** angeſtiegen, der die beyden **Maximiane**, (Herculius und Galerius) und meinen Großvater, den **Conſtantius**, (mit dem Beynamen Chlorus) zu Begleitern hatte. Dieſe hielten einander an der Hand, gingen aber nicht in gleicher Linie, ſondern bildeten gleichſam einen Singchor um den Diocletianus herum. Sie wollten zwar vor ihm hergehen: Allein er geſtattete ſelbiges nicht, weil er ſich vor ſeines gleichen nichts heraus zu nehmen verlangte. Endlich wurde er der Laſt, die er auf ſeinen Achſeln trug, müde. Daher er ſie auf ihre Schultern legte, und ſo denn leichter in gleicher Reihe mit ihnen fortſchreiten konnte. Die Götter bewunderten eine ſo ſeltſame Eintracht; und erlaubten ihnen deswegen eine gar vornehme Stelle an der Tafel einzunehmen. Allein der **ältere Maximianus** führte ſich gar ungebührlich auf; daher **Silenus** ihn nicht vor würdig achtete, ſeiner zu gedenken; gleichwie er auch nicht mit unter die Gäſte aufgenommen wurde. Denn er war nicht nur allen Arten der ſchändlichſten Geilheit ergeben, ſondern auch dabey ein fürwitziger und falſcher Mann, und ſchickte ſich mit einem Worte zu den andern dreyen gar nicht recht. Daher ſchaffte ihn Nemeſis alsbald fort. Wo er darnach hingekommen ſey, iſt mir nicht bewuſt; ich hatte auch eben keine Luſt mich deswegen bey dem Mercurius genauer zu erkundigen. Nach dieſen vier Prinzen kamen eben ſo viel andere heran, (Conſtantinus, Maximinus, Maxentius und Licinius) die aber viel wilder, unbändiger und nicht ſo einſtimmig waren. Zweenen von denſelben erlaubte die erſtgedachte Göttin nicht einmal die Schwelle dieſes Heldenſaales zu betreten. Den **Licinius** aber, der ſich zu weit hingewaget hatte, jagte Minos auf der Stelle fort; als einen Mann, der ſo gar viele und ungeheure Schandthaten verübet hatte. Allein **Conſtantinus** wurde herein gelaſſen, und blieb eine geraume Zeit ganz ſtille ſitzen; hatte auch ſeine Söhne neben ſich ſtehen. Dem **Maxentius** ward um deswillen der Zutritt verwehret, weil er niemals nichts kluges gethan hatte. Denn ob es ſchon ſcheinen könnte, daß er ſich ganz wohl aufgeführet hätte, ſo kam doch dieſes alles aus keinem guten Gemüthe und Vorſatze her; weswegen ihn die Götter ſich fortpacken hieſſen; denen er auch denn unter vielen Thränen gehorchte.

So ſahe es denn nun mit dieſem Feſte aus; und die Götter hatten an nichts einen Mangel, weil ohnedem alles in ihrer Gewalt iſt. Nunmehr vermeynte **Mercurius** daß es Zeit wäre, daß ſich die Helden in einen Wettſtreit einlieſſen; und **Jupiter** war es auch gar wohl zufrieden. **Quirinus** hatte ſchon mehrmals verlanget, daß einer oder der andere von denſelben in den Himmel herauf gelaſſen würde. **Herkules** aber ſagte zum **Quirinus**: Das laſſe ich nun und nimmermehr nicht geſchehen. Warum haſt du meinen lieben Alexander nicht auch mit zu deinem Gaſtmahle gebethen? Demnach bitte ich dich, o Jupiter! auf das inſtändigſte; wenn ja jemand von dieſen Leuten zu uns herauf gelaſſen werden ſollte, ſo laß auch den Alexander herbey holen. Wie würde es ſich ſchicken, dieſen

ſen zu vergeſſen, da es uns einmal beliebet hat, einen Wettſtreit der Tapferkeit unter ihnen anzuſtellen. Dem Jupiter kam dieſe Erinnerung des Sohnes der Alcmena ganz gegründet und vernünftig vor. Als demnach **Alexander** in den Saal der Helden herein trat, ſtund weder **Cäſar**, noch ſonſt ein anderer, ihm die Ehre zu bezeugen, auf. Zu gutem Glücke nahm er wahr, daß die Stelle von dem Sohne des **Severus** ledig gelaſſen ſtund, der wegen ſeines Brudermordes ſich dieſer Verſammlung enthalten muſte; daher nahm er ſie ohne Bedenken ein. **Silenus** ſagte darauf ſpottweiſe zum **Quirinus**: Gieb ja acht, daß nicht dieſer einige Grieche alle deine Nachfolger miteinander abſticht. Beym Jupiter! verſetzte dieſer, meines Erachtens iſt wohl mehr als einer unter ihnen, der es mit deinem **Alexander** noch gar wohl aufnehmen kan. Es iſt wahr, meine Nachfolger haben dieſen Mann ſo hoch bewundert, daß ſie unter allen Feldherren der Ausländer ihn allein **den Groſſen** genennet, und auch in der That davor gehalten haben, aber nicht in der Meynung, als wenn es unter ihnen nicht auch Helden gegeben hätte, die man ihm in dieſem Stücke gar wohl an die Seite ſetzen könnte; es ſey nun, daß ſie darunter ihre Eigenliebe verblendet, oder weil es wirklich an dem iſt. Das wird ſich aber nun bald deutlicher zeigen, wenn wir ſie gegeneinander auf die Probe ſtellen werden. Als **Quirinus** dieſes geſagt hatte, wurde er im Geſichte feuerroth, und man konnte daraus leichte ſchlieſſen, es müſte ihm gar bange ſeyn, daß nicht ſeine Nachfolger den Kürzern zögen.

Nach dieſem brachte **Jupiter** bey den Göttern in Vortrag: Ob es beſſer gethan ſeyn würde, daß ſie ſich alle auf einmal, und zugleich, in den Wettſtreit einlieſſen; oder aber, ob man es machen wollte, wie in den Gymniſchen Spielen; in welchen der Ueberwinder des letzten, der auf der Stelle geblieben iſt, allein den Preis erhält, und davor angeſehen wird, als ob er auch die übrigen alle erleget hätte, ob er ſich gleich mit ihnen eigentlich nicht eingelaſſen hat. Dieſe letztere Art ward durch einmüthige Stimmen der Götter vor dienlicher gehalten.

So gleich rief **Mercurius** aus: Zuerſt ſollte **Cäſar**, hernach **Octavianus** und endlich **Trajanus**, als die drey berühmteſten Kriegshelden auftreten. Nachdem alles ſtill geworden war, ſahe der König **Saturnus** den **Jupiter** an, und ſagte zu ihm: Ich wundere mich ſehr, daß man zu dieſem Wettſtreite bloß lauter ſolche aufgefordert hat, die ſich im Kriege einigen Namen erworben haben; keine Philoſophen aber gar nicht, die ich doch eben ſo werth halte, als die anderen? Man ruffe mir demnach auch den **Marcus Aurelius** herein. Den Augenblick kam auch dieſer zum Vorſcheine. Er hatte eine ernſthafte Mine, tiefeingefallene Augen und zuſammengezogene Backen; welche er von ſeiner ſteten Arbeit und beſtändigem Nachſinnen bekommen. Bey dem allen aber entdeckte man an ihm eine ungemeine Schönheit, um ſo mehr, je nachläßiger er war ſie zu zeigen. Er trug einen langen groſſen Bart, ein ſchlechtes und erbares Kleid; und die Mäſſigkeit hatte ſeinen Körper ſo glänzend und faſt durchſichtig gemacht, als wenn er von der reineſten und heiterſten Luſt zuſammen geſetzet wäre. Nachdem alſo **Marcus** an dieſen geheiligten Ort herbey gelaſſen ward, ſagte **Bacchus**: Mein König, Saturnus, und mein Vater, Jupiter! Sagt mir, ich bitte euch, ob es wohl anſtändig ſey, daß ſich unter den Göttern etwas Unvollkommenes findet? Die Götter antworteten mit Nein. Wohlan denn, verſetzte er, warum laſſen wir nicht auch einen Wollüſtling holen? Es will ſich nicht geziemen, ſagte **Jupiter**, daß wir einem Menſchen an dieſen Ort den Zutritt laſſen, der ſein Leben nicht nach unſerm Beyſpiele anſtellet. Man erlaube ihm wenigſtens nur bis in den Vorſaal zu kommen, erwiederte **Bacchus**, und laſſe ihm allda ſeinen Beſcheid geben. Wenn es euch demnach alſo beliebet, wollen wir einen ſolchen Mann herholen laſſen, der zwar im Kriege nicht ganz unerfahren, hingegen aber in der Wolluſt und in den Ergetzlichkeiten deſto mehr geübt iſt. Es mag alſo **Conſtantinus** bis in den Vorſaal herein treten. Als ſich endlich die Götter auch dieſes gefallen lieſſen, ward die Hauptfrage aufgeworfen: Wie denn eigentlich dieſer Wettſtreit einzurichten ſey? Das Gutachten des **Mercurius** gieng dahinaus: Es ſollte einer nach dem andern, und zwar ein jeder insbeſondere vor ſich reden; hernach aber erſt die Stimmen der Götter über einen jedweden geſammlet werden. **Apollo** gab dieſem Vorſchlage ſeinen Beyfall nicht: Denn er meynte, es ſtünde den Göttern zu, eine Sache nach ihrem Grunde und der Wahrheit ſelbſt zu beurtheilen, keinesweges aber ſich durch die äuſſerliche Schminke der Worte einnehmen zu laſſen. **Jupiter**, der gerne beyden willfahren, und dieſe Verſammlung etwas länger beyſammen behalten wollte, gab zur Antwort: Es hinderte nichts, daß man einem jeden nach einem gewiſſen kleinen Maaße einer Waſſeruhr zu reden erlaubte; und ſodann erſt die Beſchaffenheit eines jeglichen in genaue Erwegung zöge. Dieſes gab dem Silenus Anlaß zu dem Neptunus im Scherze zu ſagen: habe Acht Neptunus, daß Trajanus und Alexander dieſes Waſſer nicht etwa für einen Nectar halten, und ganz austrinken, daß die andern gar nichts kriegen. Dieſe Leute, verſetzte Neptunus, ſind nicht ſo wohl von meinem Naße, als vielmehr dem Deinigen, ehedem groſſe Liebhaber geweſen. Deswegen haſt du dich auch mehr wegen deiner Weinſtöcke, als ich wegen meiner Waſſerqvellen, zu befürchten. Dieſe Antwort hatte den Silenus an das rechte Fleckgen getroffen; daher ſchwieg er ſtille, und gab von nun an auf die Wettſtreiter genau acht. Mercurius aber that nachfolgenden Ausruff:

Der Kampf iſt warlich groß von wegen der Belohnung,
Den du, o Jupiter, an dieſem Tag eröffneſt;
Allein, es iſt nun Zeit nicht länger mehr zu ſäumen.
Ihr, die ihr meine Stimm, als eines Herolds höret;
Ihr Kayſer, Könige, Bezwinger vieler Völker,
Die ihr den blanken Stal den Feinden oft gezeiget,
Zugleich auch in der Bruſt Verſtand und Klugheit heget;
Kommt her, und ſtellet euch vor das Gericht der Götter.
Kommt alle, die ihr habt der Weisheit nachgeſtrebet,
Und ſie zu aller Zeit vors höchſte Gut gehalten.
Kommt, deren Zweck allein in dieſer Welt geweſen,
Dem Feinde weh zu thun, die Freunde zu beſchützen.
Und endlich kommt auch ihr, ihr, die ihr eure Sinnen
Bloß zu vergnügen ſucht, die Schmaus und Gaſtereyen,
Die Spiele, Tanz und Pracht in ſtolz und weichen Kleidern,
Und koſtbarn Perlenſchmuck alleine nur ergetzen.
Vom Sieg wird Jupiter, kommt nur, den Ausſpruch geben.

Als **Mercurius** dieſen Ausruff vollendet hatte, wurde das Loos gezogen. Es gewann dabey das Anſehen, als wenn das Glück dem **Cäſar** insbeſondere geneigt wäre, der ohnedem in allen Dingen der erſte ſeyn wollte. Denn er zog das erſte Loos; und dieſer Zufall machte ihn ungemein vergnügt und munter. Aber eben dieſes hätte beynahe auch verurſachet, daß ſich **Alexander** dieſem Wettſtreite entzogen hätte; wo ihm nicht von dem **Herkules** wäre ein Herz zugeſprochen worden. Indeſſen bekam er auch das andere Loos: Den übrigen aber fiel daſſelbe nach der Zeitordnung ihrer Regierung. Darauf fing **Cäſar** folgender Geſtalt zu reden an:

Mir iſt, o Jupiter, und ihr übrigen Götter, die ganz beſondere Glückſeligkeit wiederfahren, in einer ſolchen Stadt gebohren zu werden, welche ſo viele andere tapfere Männer hervorgebracht, und welche ihre Herrſchaft auf dem Erdboden weiter als irgend eine andere Stadt in der Welt ausgebreitet hat. Wo iſt wohl eine ſolche Stadt zu finden, die, mit einem geringen Anfange von nicht mehr als drey tauſend Einwohnern, binnen einer Zeit von nicht vollen ſechshundert Jahren, in ein ſolches Aufnehmen gekommen iſt, daß ſie ihre Waffen und Siege bis an die äuſſerſten Grenzen der Erden bringen können? Welches Volk kan ſo viele groſſe und brave Leute, theils in Kriegs- theils in Friedenszeiten, aufweiſen, als die Römer? Wo ſind die Götter jemals ſo ſehr verehret worden? Da mich nun eine ſo hochberühmte Stadt erzeuget, habe ich auch am Ruhme der Thaten, nicht allein alle die, ſo mit mir zugleich gelebet, ſondern auch alle Helden, die jemals geweſen ſind, weit, weit übertroffen; und ich weis keinen einigen von meinen Mitbürgern, der ſich unterſtehen ſollte, mir dieſen Vorzug ſtreitig zu machen. Sollte aber **Alexander** ſo kühn und verwegen ſeyn wollen? Welche iſt es von ſeinen Thaten, die er nur mit einer einigen von den meinen in Vergleichung ſtellen könnte? Vielleicht ſeine Siege in Perſien? Ja, wenn er die wegen des überwundenen **Pompejus** aufgerichteten Siegszeichen nicht geſehen hätte! Wer war wohl ein gröſſerer Kriegsheld: **Darius** oder **Pompejus**? Welchen von beyden hat eine tapferere und anſehnlichere Armee begleitet; dieſen oder jenen? Die ſtreitbarſten Völker, welche dem Befehle des Darius gehorchet haben, hatte **Pompejus**, als die Geringſten, bloß unter ſeine Mannſchaft mit untergeſtecket, oder hinten drein laufen laſſen. Es iſt wahr, Darius hatte auch einige europäiſche Völker bey ſeinem Kriegsheere. Allein waren es nicht eben dieſe, welche ſo oft, und ſo tapfer die ſie aus Aſien überziehenden Feinde zurück getrieben und erleget haben; ich meyne, die Italer, die Illyrier, und die Celten? Doch, da ich der Celten gedenke, kan man wohl füglich den getiſchen Kriegszug des Alexanders mit meinem galliſchen in Vergleichung ſetzen? Er iſt nur einmal über den Iſter, ich aber bin zweymal über den Rhein gegangen; und damals hatte ich es mit den Deutſchen zu thun. Er fand nicht den geringſten Wiederſtand; ich aber hatte den Arioviſtus zum Feinde. Ich war der erſte unter den Römern, der eine Schiffsflotte auf das groſſe Weltmeer ausführete, und dieſes war auſſer Streit ein erſtaunliches Unternehmen; und verdienet noch gar wohl, daß man daran meine Großmuth und Tapferkeit bewundere; am allermeiſten aber dieſes, daß ich der erſte geweſen bin, der aus dem Schiffe ans Land geſprungen. Von den Helvetiern und Hiſpaniern will ich nichts gedenken. So habe ich auch noch nichts von den galliſchen Feldzügen erwehnet, in welchen ich über die dreyhundert Städte und nicht weniger als zwey Millionen Menſchen bezwungen habe. Dieſes alles iſt an ſich groß und wichtig genug; noch weit gröſſer und wichtiger aber, daß, als ich, nach Erheiſchung der Umſtände, ſelbſt wieder meine Mitbürger die Waffen ergreifen muſte, ich mich zuletzt auch zum Meiſter der ſonſt nie bezwungenen und nie überwundenen Römer gemacht habe. Will uns jemand nach der Anzahl der Schlachten zuſammen halten: So hab ich dreymal mehr geliefert, als ſelbſt diejenigen von dem **Alexander** erzählen, die ſonſt ſeine Thaten auf das Höchſte zu erheben bemühet ſind. Will man die Menge der eroberten Städte rechnen: So habe ich nicht nur in Aſien, ſondern auch in Europa unzähliche zerſtöret. Alexander hat Egypten nur in der Durchreiſe geſehen: Ich aber habe es unter währenden Schmauſereyen eingenommen. Wollet ihr auch unterſuchen, wie ſich ein jeder von uns beyden nach erfochtenen Siegen gnädig und gelinde erzeiget habe? Ich habe meinen Feinden vergeben, ob ich gleich nach der Hand von ihnen den Tod erdulden müſſen; davor mich aber die Gerechtigkeit auch nachdrücklich gerochen hat. Er aber iſt nicht allein gegen Feinde, ſondern auch gegen ſeine Freunde ſelbſt, grauſam geweſen. Weil du mir nun, **Alexander**, den Vorzug durchaus ſtreitig machen, und keinesweges einräumen willſt: So ſehe ich mich genöthigt rund heraus zu ſagen, daß du gegen die Thebaner allzuhart und unbarmherzig verfahren habeſt. Ich hingegen bin den Helvetiern mit aller

Sanftmuth und Liebe begegnet. Du haſt jener ihre Städte angezündet; ich habe dieſer ihre Häuſer wieder hergeſtellet, nachdem ſie zuvor von ihnen ſelbſt in Brand geſtecket waren. Und was iſt denn endlich gröſſer, zehntauſend Griechen erlegt zu haben; oder aber den Anfall einer Armee von hundert und funfzig tauſend Köpfen aufzuhalten? Es wäre noch ein gar vieles von uns beyden zu ſagen übrig; allein es haben mir Zeit und Muße gemangelt mich auf eine längere Rede gefaßt zu machen. Ihr werdet demnach mit mir vorlieb nehmen, o ihr Götter; alles was bisher geſagt worden iſt, und auch noch hätte geſagt werden können, in gerechte und billigmäßige Erwegung ziehen, und mir ſo dann ungezweifelt den Vorzug zuſprechen.

Als **Cäſar** dieſes geſagt hatte, und noch weiter reden wollte, fiel ihm **Alexander**, der ſich vorher ſchon kaum mehr hatte halten können, mit Ungeſtüm und heftiger Gemüthsbewegung, alſo in das Wort: Wie lange denn, o Jupiter, und ihr übrigen Götter, wie lange ſoll ich noch den Ubermuth und die Frechheit dieſes Menſchen mit Stillſchweigen ertragen? Er hält ja, wie ihr ſelbſt ſehet, weder Maaß noch Ziel, ſein eigenes Lob auszubreiten, und mich hingegen auf das ſchändlichſte herunter zu machen. Es wäre vielleicht beſſer geweſen, wenn er alles beydes unterwegen gelaſſen hätte. Das iſt aber noch das allerärgſte, daß er itzo hier meine Thaten auf das ſchmählichſte verkleinert, die er doch ſonſten nachzuahmen ſo ſehr befliſſen geweſen iſt. Nun iſt er gar mit einemmal ſo unverſchämt geworden, daß er ſich unterfängt, ſelbſt das ehemalige Muſter ſeiner Verrichtungen höniſch durchzuziehen. Du hätteſt dich nur jener Thränen erinnern dürfen, o Cäſar, welche du ehemals vergoſſeſt, als du die Schriften laſeſt, in denen meine Thaten beſchrieben ſind. Nach der Zeit hat dich der einige Pompejus ſo ſtolz und trotzig gemachet; Pompejus, den die Schmeicheleyen ſeiner Mitbürger ſo ſehr erhoben, an dem aber doch in der That gar nicht viel beſonderes war. Denn daß er über Africa triumphiren konnte, war eben keine ſo groſſe Sache nicht; und es machte ihm bloß die Schläfrigkeit der damaligen Bürgermeiſter einen Namen. Der bürgerliche Krieg aber war nicht wieder tapfere Männer, ſondern wider die verächtlichſten Sclaven, auch nicht von dem **Pompejus**, ſondern von dem **Lucius** und **Craſſus**, geführet; ob man gleich deſſen Beylegung dem Erſten zuſchrieb. Armenien,und die demſelben benachbarten Gegenden, hat **Lucullus** erobert; obſchon **Pompejus** deswegen einen Triumph angeſtellet. Und deswegen hat ihm die Schmeicheley der Bürger den Beynamen **des Groſſen** ertheilet, unerachtet er ein weit ſchlechterer Feldherr war, als alle die vor ihm geweſen ſind. Und wo hat er denn einmal was ausgeführet, das man mit den Thaten des **Marius**, der beyden **Scipionen**, und des **Furius Camillus** vergleichen könnte; welcher letztere hier dem **Qvirinus** an der Seiten ſtehet, und ehedem ſeine verwüſtete Stadt faſt vom Grunde aus neu erbauet hat? Dieſe haben ſich nicht mit anderer ihren Werken breit gemacht, wie es bey öffentlichen Gebäuden insgemein zugeſchehen pflegt; da andere ſie aufführen und vollenden, andere aber ihre Namen daran ſetzen laſſen, ob ſie gleich wenig oder gar nichts dabey gethan haben, als daß ſie etwa für die Erneuerung der

Wände beſorgt geweſen ſind. Jene waren gleichſam ſelbſt die Baumeiſter, und deswegen erhielten ſie würdig den ſchönſten Nachruhm. Und eben daher iſt es gar kein Wunder, mein Cäſar, daß du den Pompejus beſieget haſt, der nur mit den Fingern im Kopf gekraßet hat, und ſonſt einem Fuchſe weit ähnlicher als einem Löwen geweſen iſt. Denn da ihn einmal das Glück zu verlaſſen anfing, welches ihm vorher ſo günſtig geweſen war, konnteſt du dieſes Verlaſſenen gar bald und leichte mächtig werden. Es iſt aber offenbar, daß deine eigene Tapferkeit gar nichts zu ſeiner Uberwindung beygetragen habe. Da unter deinen Leuten ein groſſer Mangel an Lebensmitteln eingeriſſen war, (welches, wie du weiſt, vor einen General bey der Armee kein geringes Gebrechen iſt) muſteſt du in der Schlacht nothwendig den kürzeren ziehen. Wenn aber Pompejus aus Unbeſonnenheit und Dummheit, weil er entweder ſeine Mitbürger nicht im Gehorſam erhalten konnte, oder weil er das Treffen nicht, da es nöthig war, aufzuſchieben, oder den Sieg zu verfolgen wuſte, unterliegen muſte: So kam dieſes aus ſeiner eigenen Schuld und aus Verſehen, keinesweges aber von deiner Klugheit oder Kriegsliſt her. Ganz anders war es bey mir mit den Perſern bewand, welche ich in einer guten und vernünftigen Verfaſſung antraf, und dennoch in meine Gewalt brachte. Und da es vor einen rechtſchaffenen Regenten und König nicht allein genug iſt, daß er Thaten verübet, ſondern dieſe Thaten auch gut, gerecht und billig ſeyn müſſen: So habe ich die Griechen an den Perſern gerochen, und alle einheimiſche Kriege aus ihrem Lande verbannet. Mein Wille iſt niemals geweſen Griechenland wehe zu thun;

ſondern ich habe nur diejenigen von deſſen Einwohnern zu paaren getrieben, die mich verhindern wollten weiter zu gehen und von den Perſern Rache zu nehmen. Du aber haſt zu erſt die Deutſchen und die Gallier bezwungen, und hernach das Schwerdt wieder dein eigenes Vaterland gezogen; über welche Unthat nichts gottloſers und abſcheulichers ſeyn kan. Da du aber im Spott der zehntauſend Griechen gedacht haſt: So mag ich mich mit Fleiß dabey nicht aufhalten, dir zu ſagen, daß ihr Römer ſelbſt von den Griechen entſprungen ſeyd, und dieſes Volk ehedem den größten Theil Italiens inne gehabt hat. Ihr habt euch ja ſelbſt eine Ehre daraus gemachet, mit einem kleinen Theile derſelben, der an euer Land gränzet, ich meyne die Aetolier, im Bund und Freundſchaft zu ſtehen. Und nach dem ſie euch im Kriege treulich beygeſtanden, habt ihr ſie aus ſchlechten Urſachen, obwohl nicht ganz ohne eure Gefahr, unter das Joch eures Gehorſams gezwungen. Da Griechenland damals ſchon überhaupt in ziemlichen Verfall gekommen war, und es euch doch ſo viele Mühe gekoſtet hat, nicht das ganze Land, ſondern nur eine unanſehnliche Provinz deſſelben, die doch ſelbſt in ihrem Flor wenig bekannt war, zu bemeiſtern; was würde nicht aus euch erſt geworden ſeyn, wenn ihr mit den Griechen angebunden hättet, da ſie noch in ihren beſten Umſtänden, und mit einander in vollkommener Eintracht, waren? Es muß euch auch noch gar wohl erinnerlich ſeyn, wie ihr tapfern Römer gezittert habt, als **Pyrrhus** euch mit Krieg überzog? Da du auch aus meiner Uberwindung der Perſer ſo wenig Werks macheſt, und eine ſo wichtige Sache auf das verächtlichſte verkleinerſt: So ſage mir doch, warum habt ihr den kleinen Landſtrich in dem Partherlande jenſeit dem Tigerſtrom noch nicht eingenommen, den ihr doch ſchon länger als dreyhundert Jahre beſtreitet? Willſt du daß ich dir die wahre Urſache ſagen ſoll? Die Pfeile der Perſer haben es gehindert. Laß dir nur den **Antonius** erzählen, was dieſes vor Leute ſind, welcher unter dir die erſten Feldzüge gethan hat. Ich aber bin nicht allein von dieſen, ſondern noch darzu von den Indianern, in nicht vollen zehn Jahren Herr geworden. Hernach, wie haſt du dich immer nur mit mir einlaſſen mögen; mit mir, der ich von Jugend auf ein Feldherr geweſen bin, und viele Thaten verrichtet habe, deren Andenken, ob ſie ſchon die Schriftſteller nicht genug nach Würden erhoben und geprieſen haben, dennoch ſo unvergänglich bleiben wird, als meines Königes Herkules ſeine, den ich jederzeit verehret und nachgeahmet habe. Zuletzt, gebe ich meinem Stammvater, dem Achilles, in keiner Sache etwas nach; dem Herkules aber, den ich bewundere, folge ich ſo weit nach, als es einem Menſchen möglich iſt, ſich nach dem Beyſpiele eines Gottes zu richten. So viel iſt es, ihr Götter, als ich zu meiner Vertheidigung wieder den Cäſar habe vorbringen müſſen; ob es ſchon vielleicht beſſer geweſen wäre, ihn großmüthig zu überſehen. Ich bin zwar manchmal allzuheftig geweſen, aber dieſes war nicht wieder ganz unſchuldige Leute, ſondern wieder ſolche, die mich oft, und in mancherley Stücken beleidiget hatten, und welche die Zeit nicht recht und klug in acht zu nehmen wuſten. Bey dem letzteren Falle iſt allemal die Reue, eine gar heilſame, und vor die Uebereilung nützliche Sache, darauf erfolget; bey den erſteren aber, die aus Bosheit, und mehr als einmal, mich erzürneten, hielte ich es vor nichts unbilliges, wenn ich ſie zur gebührenden Strafe zöge.

Als auch dieſe recht martialiſche Rede zu Ende war, brachte der Bediente des Neptunus die Waſſeruhr dem **Octavianus**; that aber wegen Kürze der Zeit, und weil er ſich auch ſonſten erinnerte, wie ſo ſchlechte Hochachtung der Kayſer ehedem den Göttern erwieſen hätte, gar wenig Waſſer hinein. **Octavianus** hatte dieſes nach ſeiner gewöhnlichen Argliſtigkeit gar wohl gemerket; er wollte aber darüber keinen Lermen machen, weil es nicht zur Sache gehörete, ſondern fing alſo zu reden an: Ich, o Jupiter, und ihr Götter, will mich enthalten anderer Leute Thaten durchzuhecheln und herunter zu machen. Ich will nur von dem alleine reden, was mich insbeſondere angehet. Ich habe ebenfalls, wie dieſer hochgebohrne **Alexander**, bereits in meinen jungen Jahren dem Vaterlande vorgeſtanden. Nicht weniger habe ich die deutſchen Kriege, eben wie mein Vater, der **Cäſar** hier, glücklich geendiget. Als ich hernach mit in die bürgerlichen Kriege geflochten worden, habe ich in dem bey Actium erfochtenen Seetreffen ganz Egypten erobert. Den **Brutus** und den Caßius habe ich bey Philippis überwunden, und den **Sextus**, des **Pompejus** Sohn, als eine Nebenbeute meiner Feldzüge aufbehalten. Bey dieſem allen habe ich der Philoſophie ſo viel Gehör gegeben, daß ich auch ohne Widerwillen, ſelbſt die etwas freyen Erinnerungen des Weltweiſen **Athenodorus** ganz gelaſſen ertrug; ja mich ſelbſten daran ergeßte, und dieſen Mann, nicht als einen Lehrmeiſter, ſondern gar als einen Vater, verehrete. So iſt auch der

Arius mein Freund und innigſter Vertrauter geweſen. Mit einem Worte, ich wüſte nicht, womit ich es wieder die Philoſophie verſehen hätte. Da ich Rom zur Zeit der innerlichen Unruhen in der äuſſerſten Gefahr erblickte, wuſte ich die Sache ſo zu kehren, daß ſie durch eure Beyhülfe, o ihr Götter, in Zukunft gewiß beſtehen können wird. Denn ich gab nicht den ungemeſſenen Begierden Raum, und wollte allein alles ihrer Herrſchaft aufopfern. Nein; ſondern ich ſetzte dem römiſchen Reiche den Jſter und den Euphrat zu Grenzen, wie ſie ſelbſt die Natur ſchon davor gegeben hatte. So bald nur noch die Scythen und die Thracier völlig zum Gehorſam gebracht waren, habe ich in der langen Zeit des Regiments, welche mir eure Güte verliehen, niemals einen Krieg nur aus dem andern angezettelt, ſondern ich habe dieſe ruhigen Jahre darzu angewendet, daß gute Geſetze hergeſtellet, und die, währenden Krieges, eingeriſſenen Unordnungen verbeſſert würden. Jch glaube auch, es in dieſem Stücke nicht ſchlimmer gemacht zu haben, als irgend einer von meinen Vorfahren, ja vielmehr, wenn ich anders frey reden darf ohne ruhmräthig zu heiſſen, noch viel beſſer als alle andere, die jemals dergleichen Regiment geführet haben. Denn einige derſelben ſind auf der Wahlſtatt geblieben, und haben ſich gleichſam zu tode gekrieget; und da es beſſer vor ſie geweſen wäre, nicht mehr zu Felde zu gehen, haben ſie ſich doch einen Krieg nach dem andern auf den Hals gezogen, eben als wie gewiſſe zänkiſche Leute ohne Proceſſe gar nicht leben können. Wiederum andere hingegen, haben, da man ſie auch mit Krieg wirklich überzogen, lieber der Wolluſt und Schwelgerey nachgehangen, und dieſe ſchänd-

liche

lichen Ergetzungen weit höher als die Ehre, die man vor dem Feind erlanget, ja als ihre eigene Wohlfahrt ſelbſt, gehalten. Wenn ich nun dieſes alles genauer erwege, ſo bedünket es mich, daß ich eben nicht den allergeringſten Platz verdienen werde. Jedoch, was euch dießfalls, o ihr Götter, gefallen wird, werde ich auch mir, meiner Schuldigkeit gemäß, gefallen laſſen.

Hierauf wurde dem Trajanus Erlaubniß gegeben zu reden. Er war von Natur gar geſchickt zu einem Redner, hatte ſich aber aus Gemächlichkeit angewöhnet, den **Licinius Sura** das meiſte vor ſich aufſetzen zu laſſen. Dieſesmal ſchnatterte er mehr, als daß er redete, und wies den Göttern ſeine getiſche und parthiſche Siegszeichen auf. Dabey klagte er ſein hohes Alter an, welches ihm nicht erlaubet hätte, den parthiſchen Feldzug zum Ende zu bringen. **Silenus** aber ſagte zu ihm: Du alberner Menſch, du haſt ganze zwanzig Jahre, Alexander aber kaum zwölfe, regieret. Warum ſchiebſt du alſo nicht lieber die Schuld auf deine Trägheit, als auf die Kürze der Zeit? Dieſer Vorwurf that dem Trajanus empfindlich wehe. Er war auch, wie gedacht, zur Beredſamkeit gar nicht ungeſchickt, ſondern bloß der Trunk hatte ihn etwas ſtumpf gemacht. Und demnach hub er alſo zu reden an:

Als ich das Regiment übernahm, o Jupiter und ihr übrigen Götter, war das gemeine Weſen überaus zerrüttet und verderbet. Von innen hatte daſſelbe eine langwierige Tyranney geſchwächet, von auſſen aber die Geten vielfältig angefochten. Deſſen ungeachtet habe ich es allein gewaget, dieſe Völker bis über dem Iſter anzugreifen; und habe ſie auch glücklich bezwungen.

Es iſt niemals eine ſo kriegeriſche Nation auf der Welt geweſen, als dieſe Geten. Denn weil ſie glauben, daß ſie niemals ſterben, ſondern nur ihre Wohnung verändern, machen ſie ſich herzhaft und bereit, und gehen dieſer Wanderung mit Luſt entgegen. Und ſo ein wichtiges Werk nun habe ich bey nahe binnen fünf Jahren zu Stande gebracht. Hiernechſt haben mich auch die Unterthanen vor den ſanftmüthigſten unter allen Kayſern, die je vor mir geweſen ſind, gehalten; es wird auch weder der hierſtehende Cäſar, noch ſonſt ein anderer mir dieſes Lob ſtreitig machen wollen: Denn es iſt allzu bekannt. Was aber die Parther anbetrifft, ſo habe ich es nicht vor gut gehalten, wieder ſie die Waffen zu gebrauchen, ehe ſie mich beleidiget hatten. Wie aber dieſes geſchehen war, konnte mich auch ſelbſt mein herannahendes Alter nicht abhalten ſie zu bekriegen; ob mich gleich die Geſetze bey ſolchen Umſtänden dieſer Bemühung überhoben. Da ſich dieſes nun alſo verhält, ſollte ich nicht vor anderen einer beſonderen Ehre werth ſeyn; weil ich mich gegen die Unterthanen gnädig und gelinde, gegen die Feinde aber ſtrenge aufgeführet; hiernechſt auch die Philoſophie, die von euch abſtammet, verehret habe? Als Trajanus ausgeredet hatte, wurde einſtimmig davor gehalten, daß er alle an Gelindigkeit überträfe, und die Götter ſchienen insgemein daran einen groſſen Gefallen zu haben.

Da hierauf **Marcus** zu reden anfing, ſagte **Silenus** heimlich zum **Bacchus**: Laßt uns einmal hören was dieſer Stoicker von ſeinen ſeltſamen und wunderlichen Meynungen vorbringen wird? Er aber ſahe den Jupiter und die Götter an und ſagte: Ich habe nicht nöthig etwas zu reden, oder mich in dieſen Streit einzulaſſen. Denn, wenn ihr meine Thaten nicht wüſtet, ſo ſtünde es mir an, euch dieſelbigen zu erzählen. Da ſie euch aber gar wohl bekannt ſind; wie ihr denn alles wiſſet: So werdet ihr mir ſchon ſelbſt wiederfahren laſſen, was mir gebühret. Sie hielten insgeſamt den **Marcus**, gleichwie überhaupt vor bewundernswürdiger, alſo insbeſondere vor ungleich vernünftiger als die andern alle; und für einen Mann, der gar wohl verſtünde, wo es ſich ſchickte zu reden, oder zu ſchweigen.

Nach dieſem ward dem **Conſtantinus** vergönnet ſeine Sache vorzubringen. Er hatte am Anfange des Streites Herz genug. Als er aber die Thaten ſeiner Vorgänger genauer überlegte, fingen ihm die Seinigen an gar geringe vorzukommen. Zwar hat er, die Wahrheit zu bekennen, zweene Tyrannen aus dem Wege geräumet. Allein der eine war weibiſch, und nichts weniger als ein Soldat; der andre aber durch Unglück und Alter ohnmächtig geworden: Beyde aber waren bey den Göttern und Menſchen gleich verhaßt. Was er wieder die Barbaren ausgerichtet hatte, das war ihm in der That eine ſchlechte Ehre. Denn er wurde ihnen einiger maſſen zinsbar, und ergab ſich ſonſt den Wollüſten ganz und gar. Deswegen ſtund er auch von den Göttern ganz entfernet und aufrecht an dem Eingange der Wohnung des Monden, in den er höchſtverliebt zu ſeyn ſchien, und immer auf denſelben ſeine Augen richtete, um den Sieg aber ſich wenig bekümmerte. Als er aber nun reden muſte, ließ er ſich folgender Geſtalt vernehmen.

Ich bin in dieſen Stücken meinen Vorgängern vorzuziehen. Dem **Macedonier**, weil ich wieder die Römer, Deutſchen, und Scythen, nicht aber, wie er, wieder die aſiatiſchen Barbaren Kriege geführet. Dem **Cäſar** und **Octavianus** aber, weil ich mir nicht, wie ſie, mit tapfern und braven Leuten, den römiſchen Bürgern, zu thun gemacht habe, ſondern weil ich die grauſamſten und verzweifelſten Tyrannen angegriffen. Dem **Trajanus** gehe ich aus eben dieſer Urſache gleichfalls billig vor. Denn da ich eben die Länder wiederum erobert habe, die er ehedeſſen mit ſeinen Waffen bezwungen: So wäre ich ihm ſchon vorher gleich zu achten, wenn es nicht eine noch gröſſere Kunſt wäre, das verlohrne wieder zu erhalten, als zum erſtenmale zu erwerben. Und da endlich **Marcus** nichts zu ſeinem Vortheile angebracht hat, ſo hat er uns allen mit einander ſtillſchweigend ſchon ohnedem den Vorzug eingeräumet.

Wie magſt du doch immer, mein **Conſtantinus**, fiel ihm **Silenus** in die Rede, dieſe Gärten des Adonis vor groſſe Heldenthaten ausgeben, und dich damit breit machen? Was iſt das geſagt; Gärten des Adonis? fragte **Conſtantinus**. Das Frauenzimmer, antwortete **Silenus**, hat ja im Gebrauche dieſem Liebhaber der Venus zu Ehren in irrdenen Töpfen kleine Gärtlein anzulegen; Da denn die Pflanzen wegen der dazu gebrauchten Erde, gar bald aufgehen, aber auch in einem Augenblicke wiederum verwelken. **Conſtantinus** ward über dieſe Worte feuerroth, und merkte gar wohl, daß es auf ſeine Thaten gemeynet wäre.

Nunmehr wurde alles auf einmal ſtille, und jedermann war nur begierig zu hören, wem denn die Götter den Preis zu erkennen würden? Dieſe aber hielten vor gut, man müſte vor allen Dingen noch die geheimen Abſichten eines jedweden unterſuchen. Denn von denjenigen Thaten gienge es nicht an einen Ausſpruch zu thun, bey welchen das Glück den gröſten Antheil gehabt hätte. Dieſe Göttin war gerade ſelbſt zugegen, und hatte ſie alle mit einander grauſam herunter gemacht; den einigen **Octavianus** ausgenommen, von dem ſie ſagte, daß er gut gegen ſie geſinnet wäre. Demnach beliebte es den Göttern deswegen eine Erinnerung an den **Mercurius** zu thun. Zuforderſt wurde ihm aufgetragen, den **Alexander** zu befragen: Was er für die trefflichſte That hielte, und worauf er ſeine Hauptabſicht bey allem dem gerichtet gehabt hätte, was ehemals von ihm gethan und gelitten worden? Er gab zur Antwort: Alles zu überwinden! **Mercurius** fragte ihn: Meynſt du denn wohl allemal dieſen Zweck erreichet zu haben? Ja wohl, hinter ſich: fiel **Silenus** mit einem beiſſenden Spotte darein; unſere Töchter ſind gar oft ſtärker geweſen als du. Womit er die Weinreben andeutete; und zugleich dem Alexander die Liebe des Weins und der Trunkenheit vorrücken wollte. **Alexander**, dem noch die Lehrſätze der Peripatetiker im Sinne lagen, verſetzte: Meine Meynung iſt ja niemals geweſen lebloſe Geſchöpfe zu bemeiſtern. Denn mit dieſen kan man ja keinen Krieg anfangen; aber wohl mit Menſchen und Thieren. **Silenus** antwortete mit einer Mine, die eine Verwunderung anzeigte, aber zugleich überaus ſpöttiſch war: O! o! was ſind das vor dialectiſche Ausflüchte! willſt du dich unter die lebloſen, oder unter die beſeelten und belebten Geſchöpfe rechnen? **Alexander** ward darüber etwas unwillig und ſagte: Iſt das nicht eine ſeltſame Frage? Zumal an mich, der ich wegen meiner Großmuth in der Meynung geſtanden bin, daß ich noch mit der Zeit ein Gott werden dürfte, oder wohl ſchon gar einer wäre. Unterdeſſen, erwiederte **Silenus**, haſt du dich ja ſelbſt unzähligemal überwynden; indem du dein Gemüth durch Zorn, Traurigkeit und andere Leidenſchaften geringer und ſchlimmer gemacht haſt. Es kan ſeyn, gab **Alexander** zur Antwort: Allein dieſes iſt zweydeutig geſprochen, daß einer ſich ſelber überwinden, oder von ſich ſelbſt überwunden werden könne. Ich habe itzo von einem Siege geredet, den man über andere erhält. Ey der ſchönen Schließkunſt! ſagte **Silenus**: Wie herrlich weiſt du nicht meine Sophiſtereyen abzulehnen? Aber lieber, wie ſtund es denn damals in Indien um dich, da dein getreuer **Peuceſtes** bey dir war, und man dich verwundet und halbtodt aus der Stadt heraus ſchleppete? Biſt du damals dem untergelegen, der dir die Wunde beygebracht hatte, oder haſt du ihn auch überwunden? Ich habe ihn nicht allein überwunden, antworte **Alexander**; ſondern auch die ganze Stadt zerſtöret. Nichts weniger als dieſes, ſagte **Silenus**: Denn du lageſt ja da, wie der arme Hector beym Homerus, hatteſt keine Kräfte mehr, und der Tod ſaß dir ſchon auf der Zungen; aber deine Leute ſtritten und erfochten endlich den Sieg. Gut; ſprach **Alexander**, es geſchah aber doch alles unter meiner Anführung. Wie iſt das möglich? verſetzte **Silenus**, daß ſie ſollten haben deiner Anführung folgen können; da kaum ein Haar fehlete, daß du nicht wäreſt des Todes geweſen? Zugleich ſagte er ein paar Verſe aus dem Euripides her:

Wie gehts in Griechenland nicht ſo unbillig zu?
Da, nach erhaltnem Sieg, der tapfere Soldat,
Dem Oberſten zur Ehr, ein Siegeszeichen ſetzet,
Das er verdienet hat, und mit der Fauſt erfochten?

Darauf ſagte **Bacchus** zum **Silenus**: Höre auf, liebes Väterchen, dergleichen weiter zu reden, damit dir es Alexander nicht machen möge, wie ehedem dem Clitus. Dieſer ſchämte ſich darüber, ließ einige Thränen über die Wangen fallen, und redete kein Wort mehr. Und damit hatte auch dieſes ganze Geſpräche ſein Ende.

Nachdem wendete ſich **Mercurius** zu dem **Cäſar**, und ſagte: Was haſt denn du dir für einen Zweck in deinem Leben vorgeſetzet gehabt? Dieſen, antwortete **Cäſar**, daß ich zu meiner Zeit der Vornehmſte auf der Welt ſeyn, und keinen Menſchen über mir haben möchte. Das iſt ein wenig dunkel geſprochen; ſagte **Mercurius**. Wollteſt du es an Weisheit, oder an Beredſamkeit, an Staats- oder aber an Kriegskunſt jedermann bevor thun? **Cäſar** gab darauf zur Antwort: In allen dieſen Dingen hatte ich Luſt der Vortrefflichſte zu ſeyn. Weil es aber nicht angehen wollte, ſo bemühete ich mich bloß unter meinen Mitbürgern der Vornehmſte zu werden. So haſt du denn wirklich ſo viel bey ihnen gegolten? fragte **Silenus**. Allerdings; antwortete **Cäſar**: Ich bin ja gar ihr Beherrſcher geworden. Es iſt wahr, ſagte **Silenus**; du haſt es ſo weit gebracht: Daß ſie dich aber hätten von Herzen lieben ſollen, dieſes konnteſt du keinesweges verſchaffen; ob du gleich eine verſtellte und recht theatraliſche Freundlichkeit gegen ſie annahmeſt, und allen mit einander auf das niederträchtigſte ſchmeichelteſt. Sollte mich das römiſche Volk nicht wahrhaftig geliebet haben, erwiederte **Cäſar**, da es doch ſo ernſtlich meinen Mördern, dem **Caßius** und **Brutus**, nachgeſtellet hat? Dieſes iſt gar nicht deswegen geſchehen, verſetzte **Silenus**; denn davor hat ſie das Volk ja einmüthig zu Bürgemeiſtern ernennet: Sondern um des Geldes willen; da es in Erfahrung gebracht hat, daß du in deinem Teſtamente eine groſſe Belohnung einem jedem ausgeſetzet hätteſt, der ſie haſſen würde.

Als auch dieſe Unterredung beſchloſſen war, nahete ſich **Mercurius** alſobald zum **Octavianus**, unter folgenden Worten: Wirſt auch du uns nicht ſagen wollen, was du vor die edelſte That auf der Welt gehalten habeſt? Er antwortete: Das Regiment wohl verwalten. Was heißt denn aber, fragte **Silenus** weiter, das Regiment wohl verwalten? ſage an; denn auch ſelbſt die allerſchlimmſten Regenten können eben dieſes vorgeben. Der Tyrann Dionyſius, und Agathocles, der noch weit ärger als jener war, meynten auch, ſie hätten ganz wohl regieret. Ihr wiſſet ja, o ihr Götter, rief **Auguſtus** aus, wie ich meinen Enkel in die Welt ſchickte, daß ich euch ſehnlich bath, ihm die Tapferkeit des **Cäſars**, die Geſchicklichkeit des Pompejus, und mein Glück zu ertheilen. Es iſt wahr, ſagte **Silenus**, dieſer Puppenmacher hat genug Bilderchen der Götter, die auch an ſich in der That gar heilſam ſind, zuſammen getragen. Warum giebſt du mir denn ſo einen ſeltſamen und lächerlichen Namen? fragte **Auguſtus**. Darum; antwortete **Silenus**. Haſt du uns nicht ſo viele Götter gemachet, als die Puppenkrämer Bilder; deren einer, und zwar der Vornehmſte unter allen, der **Cäſar** hier iſt. **Octavianus** ſchlug darüber die Augen nieder, und ſchwieg ganz ſtille.

Darauf ſahe **Mercurius** den **Trajanus** an, und ſagte zu ihm: Wohlan, was haſt denn du bey Ausübung deiner Thaten gedacht? Eben dieſes, was **Alexander**, antwortete er; nur habe ich mich ein wenig mehr gemäßiget. Ey, ey, verſetzte **Silenus**; du biſt ja den allerſchändlichſten Laſtern untergelegen. Jenen hat zwar manchmal der Zorn, dich aber gar die ſchmählichſte und niederträchtigſte Wolluſt überwältiget. Gehe an den Galgen, fiel **Bacchus** dem **Silenus** in die Rede: Weil du dich über alle ſo ſehr und ſo lange aufhältſt, ſo macheſt du ja, daß kein einiger mehr zum Worte kommen kan. Höre alſobald auf dieſer Leute zu ſpotten; und gieb vielmehr acht, was du dem **Marcus** in den Bart werfen könneſt. Denn dieſer ſcheinet mir, wie Simonides irgendwo ſagt, ein rechtſchaffener und vollkommen unſträflicher Mann zu ſeyn. **Mercurius** wendete ſich nachdem zu dem **Marcus**, und ſagte: Auch du, mein ehrwürdiger Alter, was haſt du vor den beſten Endzweck deines Lebens gehalten? Er antwortete ganz bedächtlich und beſcheiden: Dieſes, den Göttern nachzuahmen. Seine Antwort kam allen ſo gleich gar vernünftig und gut vor. Auch ſelbſt **Mercurius** hatte nicht Luſt mit Fragen weiter in ihn zuſetzen; weil er vermuthete, daß alle ſeine Antworten dieſer erſten ähnlich ſeyn würden. Ein gleiches dachten auch die übrigen Götter, der einzige **Silenus** ſagte: Beym Bacchus! ich kan dieſen Sophiſten unmöglich ſo leer ausgehen laſſen. Sage einmal an, **Marcus**, was haſt du denn ehedem gegeſſen und getrunken? Haſt du nicht eben ſo wohl Brodt und Wein genoſſen, als wie wir Götter den Nectar und Ambroſia? Ja, antwortete **Marcus**, ich habe beydes genoſſen. Nicht aber deswegen, als wenn ich meynte, daß ich es darinn den Göttern nachthun wollte. Ich that dieſes um meinem Leibe den nöthigen Unterhalt zu verſchaffen; und habe dabey auch, obwohl vielleicht unrecht, geglaubet, daß eure Körper ebenfalls des Rauches von Opfern nöthig hätten. Demnach habe ich euch keinesweges in dieſem Stücke nachzuahmen mich befliſſen, ſondern in dem, was das Gemüthe angehet. **Silenus** ward dadurch wie auf das Maul geſchlagen. Nach einer kleinen Weile ſagte er: Deine Antwort iſt ſo ungereimt eben nicht. Allein geſtehe mir es doch nur; was haſt du denn ehedeſſen gemeynet, daß das hieſſe: den Göttern nachahmen? **Marcus** antwortete: Gar weniges für ſich ſelbſt nöthig haben, und hingegen den meiſten Menſchen gutes erzeigen. So haſt du denn allein an nichts einen Mangel gehabt? verſetzte **Silenus**. Ich, vor mich ſelbſt, an nichts; antwortete **Marcus**, mein geringer Körper aber an gar wenigem. Auch hierinnen ſchien **Marcus** allen gar recht geredet zu haben. **Silenus** aber blieb doch zuletzt noch im Zweifel, und verfiel auf die Frage: Ob auch alles gut und vernünftig gehandelt geweſen wäre, was **Marcus** vordem mit ſeiner Gemahlin und mit ſeinem Prinzen (dem Commodus) vorgenommen hätte; deren er jene unter die Zahl der Göttinnen ſchrieb, dieſem aber die Regierung anvertrauete. Auch in dieſen Dingen, antwortete er, habe ich mich den Göttern gleichmäßig erwieſen. Denn, was meine Gemahlin betrifft, bin ich dem Homerus gefolget, welcher geſagt, daß ein jeder rechtſchaffener und kluger Ehemann ſeine Frau liebe und in Ehren halte. Und ſo viel meinen Sohn anlangt, ſo habe ich ſelbſt des Jupiters Ausſpruch vor mich. Als dieſer einſt über den Mars erzürnet war, ließ er ſich folgendergeſtalt gegen ihn heraus: Ich hätte dich längſt mit meinem Donner zerſchmiſſen, wenn du nicht mein Sohn wäreſt, und wenn ich dich nicht lieb hätte. Zu dem, ſo habe ich ja nicht vorher ſehen können, daß mein Sohn mit der Zeit ſo ein böſer Menſch werden würden. In der Jugend hat man insgemein eine gleich ſtarke Neigung zum Guten und zum Böſen. Da ſich nun mein Sohn nach der Zeit auf die ſchlimme Seite geleget hat, ſo kan ich keinesweges was dafür; denn er war noch nicht ſo beſchaffen, als ich ihm das Regiment überließ. Gegen meine Gemahlin habe ich es demnach gemacht, wie der göttliche Achilles, und gegen meinen Prinzen, wie der groſſe Jupiter: Ueberhaupt habe ich auf beyden Seiten nichts neues begangen. Es iſt ja ſonſt den Geſetzen nach vergönnt, ſeinen Kindern die Nachfolge zu überlaſſen; und ſie wünſchen dieſes auch alle miteinander. So habe ich auch nicht zu allererſt, ſondern nach vieler anderer Exempel meine Gemahlin auf dieſe Art verehret. Iſt dergleichen Verfahren nicht löblich, ſo iſt es bey dem, der es zuerſt aufgebracht hat, davor zu halten. Nunmehr aber ſeine Allerliebſten einer ſolchen Ehre zu berauben, die ſchon andere den Ihrigen ebenfalls erwieſen haben, würde nicht weit von der Unbilligkeit entfernet heiſſen. Doch ich weis nicht, wie ich darzu komme, meine Vertheidigung gegen euch, o Jupiter und ihr Götter, ſo weitläuſtig zu führen, da ihr doch alles vorher ſchon wiſſet. Daher nehmet mir dieſes Vergehen nicht übel.

Marcus hatte damit aufgehöret zu reden, weshalben Mercurius den **Conſtantinus** fragte: Was haſt denn endlich du vor das beſte gehalten? Er antwortete: Viele Güter zu ſammlen, und mit denſelben ſo wohl ſich ſelbſt, als denen, die man liebet, ſo viel nur möglich, zu gute zu thun. **Silenus** lachte auf dieſe Erklärung überlaut, und ſagte zu ihm: Allein, da du ſo ein groſſer Schatzſammler und Wechsler seyn wollteſt, wie iſt es immermehr gekommen, daß du dich wie einen Küchenmeiſter und Haaraufputzer aufgeführet haſt? Vor dem konnte man dieſes bloß aus deinen Haaren und deiner Geſtalt abnehmen; und nun ſagſt du deines Herzens Meynung miteinander gar heraus. Mit dieſen Worten hatte ihn **Silenus** ein wenig allzu empfindlich getroffen.

Nunmehr wurde alles zuſammen ganz ſtille, und die Götter gaben ihre Stimmen insgeheim. Die meiſten waren für den **Marcus**. Jupiter aber, nachdem er vorher mit ſeinem Vater **Saturnus** deswegen ſich beſonders unterredet hatte, hieß den **Mercurius** das Urtheil der Götter durch öffentlichen Ausruff bekannt machen. Dieſer war folgenden Inhalts:

„Ihr Männer, die ihr euch zu dieſem gegenwärtigen Wettſtreite verſammlet habt! Die Geſetze „bringen es bey uns alſo mit, und unſere Abſchiede „pflegen insgemein dahinaus ertheilet zu werden; daß, „wer überwunden hat, ſich zwar freuen, auf keine „Weiſe aber des Ueberwundenen ſpotten möge. „Demnach kan nun ein jeder unter euch hingehen, wo-

„hin es ihm beliebet, und ſich einen Gott erwählen, „welchen er will, unter deſſen Aufſicht und Schutz er „in Zukunft bey uns lebe.

Dieſer Ausruff war kaum geſchehen, als **Alexander** gegen den **Hercules**, und **Octavianus** gegen den **Apollo** zulieffen: **Marcus** aber ſtellete ſich feſte zwiſchen den **Jupiter** und den **Saturnus** hin. **Cäſar** ſchwärmete lange wie in der Irre herum, bis ihn endlich **Mars** und die **Venus** aus Mitleiden, zu ſich rufften. **Traianus** hing ſich an den **Alexander** dichte an, weil er an ſeiner Seiten ſitzen wollte. Und **Conſtantinus** endlich, weil er unter den Göttern keinen einigen fand, dem er bey Lebzeiten nachgeahmet hätte, ſo bald er nur die Göttin der **Wolluſt** von ferne erblickte, lief er gleich auf ſie zu. Dieſe empfing ihn gar zärtlich, nahm ihn eine Weile auf die Arme, zog ihm hernach Weibskleider und einen bunten Schleyer an, und führte ihn in dieſem Ausputze der Göttin der **Schwelgerey** zu. Bey derſelben traf er eben ſeinen Sohn (den Conſtantius) an, der jedermann zurief: Iſt wo ein Ehrenſchänder, iſt wo ein Mörder, iſt wo einer, der die gröſſeſten Verbrechen begangen hat, der komme getroſt herbey! Ich will ihn, ſo bald er ſich nur mit dieſem Waſſer gewaſchen haben wird, den Augenblick ganz rein darſtellen. Sollte er aber ja noch einmal in dieſe Unthaten verfallen, ſo will ich ihn wieder reinigen, wenn er ſich nur an die Bruſt ſchlagen und ſein Haupt zerſtoſſen wird. **Conſtantinus** blieb bey dieſer Göttin ganz gerne, nahm auch ſeine übrigen Kinder von der Verſammlung der Götter hinweg. Dieſe Rächer der Bosheit aber lieſſen ihn und dieſelben peinigen, um das vergoſſene Blut ihrer Anverwandten an ihnen zu rächen; bis Jupiter mit dem Claudius und Conſtantius inne zu halten befahl. Dir aber, Julianus, ſagte Mercurius zu mir; dir habe ich deinen Vater, Mithras, zu erkennen gegeben. Folge du nur ſeiner Vorſchrift, und erwähle dir ihn Zeitlebens zum ſicherm Porte und zur Zuflucht: Sey auch bedacht, daß wenn du einmal von hinnen gehen muſt, du mit guter Hoffnung dich an ihm eines gnädigen Gottes getröſten mögeſt.

Die vierte Satyre
aus dem erſten Buche Horatii,

überſetzt von

Johann Chriſtoph Gottſcheden.

Wie pflegte vormals nicht ein Eupolis, Cratin,
Und Ariſtophanes die Laſter durchzuziehn?
Wenn ſie nach alter Art ein beiſſend Luſtſpiel machten,
Dadurch ſie groß und klein, ja Mann u. Weib verlachten.
Sie ſtellten ungeſcheut mit vieler Freyheit dar,
Wer boshaft, wer ein Dieb und Ehebrecher war;
Wer kein Bedenken trug zu rauben und zu morden,
Und durch manch Bubenſtück ſchon ſonſt bekannt geworden.
So macht es auch Lucil; ſo weit hat ers gebracht,
Wenn er den Muſtern folgt, ſo ſie ihm vorgemacht.

Sein Kopf iſt aufgeweckt, er ſcherzt nach Art der Alten;
Nur bloß ihr Sylbenmaaß hat er nicht beybehalten.
Die Verſe, die er macht, ſind hart und gar nicht rein,
Und dieß wird in der That ſein ganzer Fehler ſeyn.
In einer Stunde Friſt, auf einem Bein zuweilen,
Schrieb er, aus Pralerey, mehr als zweyhundert Zeilen.
So trüb ihm alles fließt, ſo vieles trifft man an,
Was doch zu loben iſt und ſchon gefallen kan.
Er war zu plauderhaft, und gar zu träg, im Dichten
Den erſten Aufſatz ſtets noch beſſer einzurichten.
Denn darnach fragt man nicht, wie viel ein Dichter ſchreibt,
Wenn alles was er macht, noch voller Fehler bleibt.
Hier winket mir Criſpin. Er rufft mit frechem Munde:
Nimm Feder und Papier; Man ſetz uns Ort und Stunde;
Vertrau uns beyderſeits der ſchärfſten Aufſicht an,
Und ſeh denn, wer von uns am ſchnellſten dichten kan.
Den Göttern ſey gedankt, die mir kein Pfund beſchieden,
Das deinem ähnlich iſt. Denn ich bin wohl zufrieden,
Daß ſie mir einen Geiſt voll Armuth zugedacht,
Und meine Zunge nicht ſo plauderhaft gemacht.
Indeſſen magſt du dich nach eigenem Belieben,
Dem beſten Blaſebalg recht nachzuahmen üben,
Aus welchem Luft und Wind ganz unaufhörlich ſtreicht,
Bis die erzwungne Glut den härtſten Stahl erweicht.

Beglückt iſt Fannius, dem wegen ſeiner Schriften
Das kluge Rom geſucht ein Ehrenmahl zu ſtiften.
Sein Buch und Ebenbild, die Wunder ſpäter Zeit,
Sind in des Käyſers Schloß dem Phöbus ſelbſt geweiht.
Hingegen lieſt kein Menſch was ich für Verſe ſchreibe:
Das macht, daß ich damit aus Furcht zurücke bleibe;
Weil vielen keine Schrift, die ſtachlicht iſt, gefällt,
Da ihr Gewiſſen ſie zur Zahl der Thoren ſtellt.

Ja, zeuch doch, wen du triffſt, aus aller Römer Haufen:
Wo er nicht geizig iſt, ſo wird er Titel kaufen;
Und wo er nicht aus Brunſt die fremden Weiber küßt:
So weis ich, daß er toll auf junge Knaben iſt.
Wenn dieſer Leib und Seel um Silber will verpfänden;
So kan den Albius corinthiſch Erzt verblenden.
Von Sonnen-Aufgang an, bis wo ſie Abends ſcheint,
Setzt jener Waaren um, der reich zu werden meynt.
Und wie der Staub ſonſt fährt, der ſich im Wirbelwinde
Sehr leicht zuſammen dreht: So plötzlich und geſchwinde
Stürzt auch ein ſolcher ſich in Noth, Gefahr und Pein,
Aus Furcht, dereinſt verarmt, aus Sehnſucht, reich zu ſeyn.
Dieß Volk iſt Verſen gram, und ſcheuet die Poeten:
Ihr Leute, hütet euch! Hier iſt die Flucht vonnöthen,
Es kommt ein ſtößig Thier, das Heu an Hörnern zeigt!
Fällt ihm ein Scherzwort ein, das ihn zum Lachen neigt:
So ſchont er keinen Freund. Iſt ihm ein Vers gelungen:
So wird er jedermann gewaltſam aufgedrungen.
Er lieſt ihn jedem vor, der Holz und Waſſer trägt,
Auf freyer Straße kommt, und kaum ein Bein bewegt.
So breitet er das Gift von ſeinen Läſterzetteln
Auf hundert Knaben aus, auf hundert alte Betteln.
Wohlan, nun nehmt euch was von mir zur Antwort hin;
Vors erſte ſag ich nicht, daß ich ein Dichter bin:
Denn darauf kommts nicht an, daß einer Verſe ſchreibet.
Nein! weſſen Schreibart ſtets ſo ſchlecht u. niedrig bleibet,
Als hier die meine klingt, der iſt noch kein Poet.
Ein Kopf, der ſinnreich iſt; ein Geiſt, der höher geht,
Als Menſchen insgemein vermögend ſind zu dringen;
Ein Mund, der fähig iſt, was großes zu beſingen,
Dem lege man das Lob des Dichtertitels bey.
Daher hat man gefragt, obs ein Gedichte ſey,

Wenn man ein Luſtſpiel macht; indem hier aller Orten
Kein ſcharfer Witz und Geiſt in Sachen oder Worten
Pflegt angebracht zu ſeyn. An ſtatt der Wörter Wahl
Erblickt man hier nur bloß der Sylben Maaß und Zahl,
Dadurch die Schreibart ſich von ſchlechten Reden trennet.
Man ſeh nur im Terenz, wie jener Vater brennet:
Er wütet auf den Sohn, der ſein erworbnes Gut
Mit lauter Schwelgerey und Hurenvolk verthut;
Ein reiches Weib verſchmäht, und ſich auf hellen Gaßen
Bey Tage toll und voll mit Fackeln finden laſſen.
Sagt, würd es dem Pompon nicht eben ſo ergehn
Wenn nur ſein Vater noch vom Tode könnt erſtehn?
Drum iſt es nicht genug, die Verſe rein zu ſchreiben,
So daß, wenn man ſie trennt, nur Reden übrig bleiben,
Die jeder, wenn er zürnt, ſo gut als dieſer Mann,
Der in dem Schauſpiel ſchmählt, ja beſſer ſagen kan.
Nimm dieſen Vers von mir, und was Lucil geſchrieben;
Es werd ein jedes Wort von ſeinem Platz vertrieben;
Verwirf das Sylbenmaaß; das erſte lies zuletzt,
Und was am Ende ſteht, das werde vorgeſetzt:
So wird der ganze Schmuck u. Wohlklang dir verſchwinden
Und niemand wird die Spur von einem Dichter finden.
Doch wenn die Zwietracht dort ganz ſcheuslich von Geſicht
Bellonens eiſern Thor zertrümmert und erbricht,
Wie Ennius einſt ſchrieb: So wird auch im Verſetzen
Ein jeder, was er ſieht, noch für poetiſch ſchätzen.

Wiewohl genug davon. Ein andermal noch mehr!
Voritzo frag ich nur, warum ihr doch ſo ſehr
Die Art von Schriften haßt, darinnen Stacheln liegen?
Dort läuft ja Sulcius mit einem Arm voll Rügen,

Und Caprius, ſein Freund, iſt ebenfalls dabey.
Wer weis nicht, daß dieß Paar der Mörder Schrecken ſey?
Allein wer unbefleckt in reinen Sitten wandelt,
Was achtet er ſie viel, da er nicht misgehandelt?
Die Unſchuld zittert nie vor Kläger und Gericht;
Denn was die Bosheit ſtraft, das drohet ihr ja nicht.
Geſetzt, ihr wäret nun dem Byrrhus zu vergleichen
Und dörſt an Wuth und Mord dem Cölius nicht weichen:
Bin ich dem Caprius und Sulcius ſchon gleich?
Was fürchtet ihr mich denn? warum entſetzt ihr euch?
Es iſt ja meine Schrift noch nirgends feil geweſen.
Der Pöbel kennt ſie nicht, und hat ſie nicht geleſen,
Auch nicht Hermogenes. Wo nicht ein guter Freund,
Der mich darum erſucht, mich faſt zu zwingen ſcheint:
So leſ ich ſie nicht vor. Ich laß auch nicht vor allen,
Viel minder überall die ſchwache Stimm erſchallen.
Wie viele leſen gern auf offnem Markte vor?
Wie mancher liebt das Bad? Da kan ein eitles Ohr
Den eingeſchloßnen Schall weit lieblicher empfinden,
Als in der freyen Luft, bey Regen oder Winden.
Was fragen ſie darnach, ob die Vernunft dabey
Was auszuſetzen hat, und obs zur Unzeit ſey?
Ja ſpricht man, du biſt ſchlimm, u. lachſt zu unſerm Schaden,
Und ſucheſt uns mit Fleiß mit Schimpf zu überladen.
Sagt, woher habt ihr das? Wer hat euch das geſagt?
Und welcher Freund von mir hat mich ſo angeklagt?
Wer Freunde ſchmähen kan, die nicht zugegen ſitzen,
Sie nicht vertreten will, wenn andre ſie beſchmitzen,
Wer gerne Poſſen macht, das Läſter-Handwerk treibt,
Was nie geſchehn, erdenkt, und nicht verſchwiegen bleibt:
Den müßt ihr, Römer, fliehn, vor deſſen frechem Wüten
Muß jeder Kluge ſich, ſo wie vor Schlangen hüten.

Und was bedarf es viel? Oft ſieht ein Abendmahl
Zwölf Gäſte luſtig ſeyn, wo einer aus der Zahl,
Der ſich was klüger dünkt, mit äuſſerſtem Bemühen
Die andern insgeſamt ſucht heftig durchzuziehen.
Den Wirth verſchont er nur; bis ihm des Bacchus Macht
Des Herzens Innerſtes bis in den Mund gebracht.
Ein ſolcher heißt bey dir, du Feind der Läſterungen,
Ein aufgeweckter Kopf, ein Menſch von freyer Zungen,
Ein wohlbelebter Kerl. Hingegen wenn mir nur
Von ohngefähr einmal der kleine Vers entfuhr:
Rufill riecht nach Zibeth, Gorgon ſtinkt gar nach Böcken:
Da muß ich mit Gewalt voll Gift und Galle ſtecken.
Noch mehr, erwehnt man wo Petillus Dieberey
In deiner Gegenwart; vertheidigſt du ihn frey,
Wie dir gewöhnlich iſt: Er iſt ſeit vielen Jahren
Mein alter Tiſchgeſell; Ich hab auch oft erfahren,
Daß er in manchem Stück mir willig hat gedient;
Drum bin ich froh, daß ihm ſein Glück in Rom noch grünt.
Indeſſen wunderts mich, wie er dießmal entwiſchet!
Hier zeiget ſich dein Blut mit lauter Gift gemiſchet
Und ſchwarzer Galle voll. Dergleichen Frevelthat,
Ich ſag es heilig zu, ſoll nimmermehr mein Blatt,
Zuförderſt auch mein Herz im mindſten nicht beflecken,
Dafern ich irgend was geſchickt bin zu vollſtrecken.
Doch wenn zuweilen mir ein freyes Wort entfährt:
So mutze mirs nicht auf, es iſt verzeihenswerth.
So pflegt der wackre Mann, mein Vater, mich vorzeiten,
Durch der Exempel Kraft, von Laſtern abzuleiten.
Denn ſchärfte mir ſein Mund ein ſparſam Leben ein;
Und rieth er mir dabey, mit dem vergnügt zu ſeyn,
Was er mir beygelegt: So hieß es: Sieh darneben
Den Sohn des Albius; wie elend muß der leben?

Wie arm lebt Barrus itzt? Fürwahr dieß Beyſpiel ſpricht:
Verſchwelge doch, mein Sohn, des Vaters Erbe nicht.
Und wiederrieth er mir die wilde Hurenliebe:
So ſprach er: Folge nicht Sectans verruchtem Triebe.
Fiel ihm der Ehbruch ein, ſo war das Beyſpiel klar,
Es hieß: Gedenke nur an des Trebons Gefahr!
Der Ruff iſt warlich ſchlecht, den er davon getragen,
Nachdem man ihn ertappt. So viel kan ich dir ſagen,
Ein Philoſoph macht dir dereinſt ein mehres kund,
Und zeigt dir deines Thuns und Laſſens innern Grund.
Genug, daß ich bisher nach Art der frommen Alten,
So lange du es brauchſt, dein Leben hab erhalten,
Und deinen Ruff geſchützt. So bald der Jahre Zahl
Dir Leib und Geiſt geſtärkt, ſo magſt du jedesmal
Nach eignem Kopfe gehn, dir ſelbſt die Bahn beſtimmen,
Und wie das Sprichwort ſagt, auch ſonder Binſen ſchwim̃en.
So ſah die Lehrart aus darnach mein Vater gieng.
Befahl er irgend was, ſo ſprach er, nimm das Ding
An jenem Manne wahr! Hier wies er aus dem Adel
Mir ſelbſt ein Muſter an. Verdient ich aber Tadel:
So hieß es: Zweifelſt du, ob ſolches ſchändlich ſey,
Und ſchädlich noch dazu? erinnre dich dabey,
Wie ſchlecht der Nachruhm iſt, den der und die erreichen.
So wie die Kranken ſonſt bey ihrer Nachbarn Leichen
Vor Zagheit faſt vergehn, und wie die Furcht ſie zwingt
Daß mancher einẽ Trank, der ihm nicht ſchmeckt, verſchlingt:
So hält ein fremder Schimpf die Herzen junger Leute
Sehr oft von Laſtern ab. Daher bin ich noch heute
Von ſolchen Fehlern frey, die ins Verderben ziehn:
Wiewohl von mittler Art noch manche bey mir blühn,
Die man mir leicht verzeiht. Vielleicht wird mit den Jahren
Mein Alter noch davon bald dieß bald das erſparen.

Ein freyer Freund thut viel; ein guter Vorſatz auch:
Denn dieſes iſt vorlängſt mein täglicher Gebrauch.
Wenn ich ſpatzieren geh und auf dem Ruhbett liege;
So red ich mit mir ſelbſt: Das thut mir keine Gnüge;
Viellieber ſo gethan, denn das wird beſſer ſeyn;
So ſchmeichelt man ſich nicht bey guten Freunden ein;
Der hat nicht wohl gethan; ſoll ich es auch ſo machen,
Und ſelbſt ein Vorwurf ſeyn. dabey die Klugen lachen?
So red ich ſelber mich mit ſtillen Lippen an.
Gewinn ich nun die Zeit, daß ich was ſchreiben kan:
So bring ichs zu Papier. Und dieſes iſt ein Laſter
Von jener Mittelart. Bedünkt es dich verhaßter
Als daß man ſchonen kan: So nimm dich wohl in acht,
Daß nicht ein Dichterheer zu meinem Schutz erwacht:
(Denn unſer ſind ſehr viel;) Wir möchten dich ſonſt zwingen,
Und, wie die Juden thun, in unſre Secte bringen.

Des M. Tullius Cicero
Buch von der Welt,

Aus dem Timäus des Plato; aus dem Lateiniſchen
ins Deutſche überſetzt

von

M. Johann Heinrich Winkler.

Wieder die Naturlehrer haben wir zum theil ein vieles in den academiſchen Unterſuchungen geſchrieben, zum theil öfters nach der Art und Gewohnheit des Carneades bey dem P. Nigidius wieder dieſelben geſtritten. Denn dieſer Mann war nicht nur in den übrigen Künſten, die einem vernünftigen Menſchen anſtändig ſind, überaus geſchickt; ſondern forſchte auch vornemlich mit Fleiß und Schärfe nach dem, was die Natur verdeckt und verwickelt zu haben ſcheint. Und endlich dünkt mich, er ſey nach den edlen Pythagoräern aufgeſtanden, und habe ihre Lehre, die zwar einige Jahrhunderte hindurch in Italien und Sicilien im Schwange geweſen, nach der Zeit aber gleichſam verloſchen iſt, aufs neue an das Licht bringen wollen. Da er nach ſeiner Geſandtſchaft nach Rom gieng, und mich auf meiner Reiſe nach Cilicien zu Epheſus erwartete, und Cratippus, dem ich unter allen peripatetiſchen Weltweiſen, die ich nur gehöret habe, gerne den Vorzug einräume, von Mitylene eben dahin kam, um mir ſeine Aufwartung zu machen: So war mir es ein herzliches Vergnügen, dieſe beyden Leute zu ſehen und zu ſprechen. Anfangs bewillkommten wir einander, die übrige Zeit brachten wir mit philoſophiſchen Unterredungen zu.

* * *

Was iſt wohl dasjenige, was allezeit ſeyn ſoll, und doch keinen Urſprung hat? Und was iſt das, was da entſtehen ſoll, und doch niemals iſt? Das eine davon begreift der Verſtand und die Vernunft, und das iſt immer eins und eben daſſelbe: Das andere wird uns durch die Sinne vorgeſtellt, und die Vernunft hat damit nichts zu thun, es beſtehet in nichts, als in bloſſen Meynungen; und das iſt es, was da entſteht, und vergeht, und niemals wirklich ſeyn kan.

Alles aber, was entſtehet, muß aus einer gewiſſen Urſache entſtehen. Denn wo die Urſache eines Dinges fehlt, davon kan man keinen Urſprung finden. Wer alſo ein Werk unternimmt, und diejenige Geſtalt anſchauet, welche beſtändig einerley iſt, und ſich dieſelbe zum Muſter vorlegt, der muß gewiß eine herrliche Sache zu Stande bringen. Sieht er aber auf eine Geſtalt, welche entſtehet: So kan er die Schönheit, wornach er ſtrebt, niemals erreichen.

Wir wollen demnach alles, was da iſt, den Himmel nennen, oder die Welt, oder was es ſonſt vor einen Namen hat. Hiervon wollen wir anfangs das betrachten, wovon man in einer jeden Unterſuchung den Anfang machen muß; ob ſie allezeit geweſen, und von niemand ihr Herkommen habe? ob ſie entſprungen ſey? ob irgend eine Zeit ſey, da ſie ihren Anfang genommen? Denn man ſieht ſie, man fühlt ſie, und ſie iſt durch und durch körperlich. Aber alle dergleichen Dinge fallen in die Sinne; und was da iſt, und in die Sinne fällt, das beſtehet in Einbildungen, und iſt eben das, wovon wir geſagt, es habe ſeinen Urſprung, und entſtehe; ohne Urſache aber könne nichts entſtehen; und das ſey eben was ſchwereres, den Vater dieſer ganzen Welt zu finden, wenn man ſo reden mag, und wenn man ihn gefunden habe, dürfe man ihn doch nicht dem Pöbel bekannt machen.

Wir müſſen alſo abermals ſehen, ob der Werkmeiſter dieſes groſſen Gebäudes ein Muſter vor ſich gehabt, wornach er ſich gerichtet; und zwar entweder ein ſolches, welches immer eins, und eben daſſelbe, und ſich ähnlich iſt; oder das, was wir entſtanden und entſprungen nennen. Aber wofern dieſe Welt ſchön, und ihr Künſtler rechtſchaffen iſt: So hat er ſich gewiß lieber nach dem, was ewig iſt, richten wollen. Iſt es aber nicht ſo, welches man ohne die gröſte Sünde nicht einmal ſagen darf: So iſt er an ſtatt eines ewigen Urbildes einem entſtandnen gefolget. Daher iſt kein Zweifel, er werde lieber das, was ewig iſt, haben ausführen wollen: Indem weder was ſchöners als die Welt, noch etwas vortrefflichers als ihr Baumeiſter zu finden iſt. Wenn ſie alſo entſtanden iſt; ſo iſt ſie nach dem gemacht worden, was die Vernunft und Weisheit begreift, und die unwandelbare Ewigkeit in ſich ſchließt. Hieraus folgt, dieſe ſichtbare Welt müſſe ein ewiges Bild einer ewigen Welt ſeyn. In einer vernünftigen Unterſuchung aber, iſt nichts ſchwerers, als der Anfang.

Das ſoll alſo von dem, was wir geſagt, das erſte und vornehmſte Stück ſeyn. Wir müſſen in der ganzen Rede auf eine richtige Aehnlichkeit mit dieſen Dingen, von welchen wir urtheilen wollen, acht haben. (*) Wenn man demnach von einer beſtändigen und unveränderlichen Sache ſeine Gedanken eröffnet: So muß die Rede ſo beſchaffen ſeyn, daß man ſie weder verwerfen noch umſtoſſen kan. Fängt man aber von Dingen zu reden an, die nach andern gemacht und gebildet worden: So meynt man, es ſey genug, wenn man nur das erreichet, was der Wahrheit ähnlich oder wahrſcheinlich iſt. Denn ſo groß der Vorzug iſt, den die Ewigkeit vor dem hat, was einen Urſprung genommen; ſo groß iſt auch der Vorzug der Wahrheit vor dem, was man glaubt. Dergeſtalt wird es gar kein Wun-

---

(*) De his igitur, quae diximus, haec ſit prima diſtinctio, in omni oratione cum his rebus, de quibus videtur, explicata cognatio.

Wunder ſeyn, wenn wir etwan in unſern Unterredungen von der Natur der Götter und dem Urſprunge der Welt das, was wirklich iſt, mit unſerm Verſtande nicht dermaßen erreichen, daß unſere ganze Rede durch und durch in allen Stücken und in völliger Deutlichkeit mit ſich ſelber übereinſtimmt. Ihr möget zufrieden ſeyn, wenn man wahrſcheinliche Dinge vorbringen wird. Denn wir müſſen uns beyderſeits erinnern, daß wir Menſchen ſind, ich, der ich reden ſoll, und ihr, die ihr urtheilen ſollet; damit ihr nichts weiter verlangt, wenn wahrſcheinliche Dinge werden geſagt werden. Laßt uns derowegen nach der Urſache forſchen, welche den Baumeiſter dieſer Dinge angetrieben hat, daß er auf einen Anfang derſelben und auf eine neue Unternehmung gedacht. Er war nemlich ſo gütig und ſo wohlgeſinnet: Aber, wer gütig und redlich iſt, der iſt gegen niemand misgünſtig. Er hat demnach alles, was ihm ähnlich iſt, gezeuget. Dieſes, dieſes war die höchſtgerechte Urſache, die Welt hervor zubringen. Deñ da GOtt beſchloſſen hatte, die Welt mit allen Gütern zu erfüllen, und nichts böſes mit einzumiſchen, ſo weit es die Natur leiden würde: So nahm er alles zur Hand, was zu finden und zu ſehen war; Dinge, die keinen Beſtand, keine Ruhe hatten, ſondern ohne Ziel und Maaß da und dorthin bewegt und getrieben wurden. Und dieſes brachte er aus der Unordnung in die Ordnung: Denn das hielt er vors beſte und vortrefflichſte. Es iſt aber weder itzo recht, noch jemals recht geweſen, daß einer, der höchſtgütig iſt, nicht das ſchönſte machen ſollte. Da er ſich alſo mit ſeiner Vernunft umſahe, ſo fand er, daß unter allen Dingen, die man in der Natur erkannte, und unter allen Arten derſelben denen der Verſtand fehlt, nicht ein einziges wäre, was vor einem Verſtändigen einen Vorzug hätte. Deswegen ſchloß er den Verſtand in die Seele, und dieſe in den Leib: So war er verſichert, auf dieſe Weiſe wäre dieſes Werk am ſchönſten vollbracht worden. Derohalben muß man ohne Verzug geſtehen, wenn man nur durch muthmaſſen etwas erforſchen kan: Dieſe Welt ſey was beſeeltes oder ein Thier, und zwar ein ſolches, das Verſtand hat, und von der göttlichen Vorſicht zuſammen geſetzet worden. Nachdem man dieſes zum voraus geſetzt, ſo muß man ſodann erwegen, was denn Gott vor ein Muſter von Thieren vor ſich gehabt, nach welchem er die Welt gebildet? Von denjenigen, die uns bekannt ſind, iſt es gewiß keines. Denn ſie ſind alle in gewiſſe Arten vertheilet, oder zwar angefangen, doch in keinem Stücke vollkommen. Dem aber, was unvollkommen und nicht vollendet iſt, kan nichts ſchönes ähnlich ſeyn. Die Welt muß alſo mit dem eine Aehnlichkeit haben, davon alle Thiere, wir mögen ſie entweder einzeln, oder nach ihren verſchiedenen Arten anſehen, gleichſam Theilchen ſind. Dieſe Welt begreift demnach alle Thiere in ſich; diejenigen, die wir uns in unſern Gedanken vorſtellen, und mit der Vernunft begreifen, und in welchen Vernunft und Verſtand vereiniget iſt, dergleichen die Menſchen ſind; wie auch das Vieh und alles, was in das Geſichte fällt. Denn da Gott eine ähnliche Welt machen wollte: So ſchuff er ein einziges ſichtbares Thier, in welchem alle Thiere enthalten ſeyn ſollten, welches in der Natur der Dinge das allerſchönſte iſt, was ſich der Verſtand vorſtellen kan, und dem nirgends etwas fehlt. Iſt es alſo nicht recht, wenn wir ſagen, daß nur eine Welt ſey: Oder iſt es richtiger und beſſer, wenn wir ſprechen, daß es viele und unzähliche Welten gebe? Es iſt ganz gewiß nur eine. Denn ſie iſt nach einem Muſter gemacht worden. Denn was alle Thiere in ſich faßt, die man mit der Vernunft erkennt; das leidet kein anderes neben ſich. Denn es müſte wieder ein anderes Thier ſeyn, welches daſſelbe in ſich hielte, und davon die obern Thiere Theile abgäben: Und dieſer Himmel müſte nicht ein Bild dieſes nechſten, ſondern jenes letzten Thieres ſeyn. Damit nun dergleichen nicht geſchehen, und dieſe Welt einem vollkommenen Thiere in allem ähnlich ſeyn möchte: So ſchuff Gott eben deswegen, weil nur ein einziges ſolches Thier iſt, dieſe einzelne und alleinige Welt. Alles aber, was gezeugt iſt, muß körperlich und ſichtbar ſeyn, und ſich berühren laſſen. Ferner, ſo kan man nichts ſehen, was ohne Feuer iſt; noch auch etwas berühren, was der Dichtigkeit ermangelt. Nichts aber iſt dichte, was keine Erde in ſich hat. Indem ſich alſo Gott vornahm, eine Welt zu machen: So verband er anfangs die Erde und das Feuer mit einander. Wenn aber zwey Dinge zuſammen hangen ſollen: So erfordern ſie ein drittes, und verlangen gleichſam einen Knoten und ein Band. Das iſt aber das geſchickteſte und ſchönſte Band, was aus ſich und aus denjenigen Dingen, die es zuſammenziehet, völlig eins macht. Das füglichſte hierzu iſt, was griechiſch ἀναλογια heißt, und lateiniſch comparatio und proportio genennet werden kan. Denn wir müſſen etwas wagen, da wir die erſten ſind, die in dieſen Dingen etwas neues vornehmen. Denn wenn ſichs unter dreyen Zahlen, oder Figuren, oder andern Arten der Dinge, ſie mögen ſeyn, welche ſie wollen, zuträgt, daß ſich das Mittelſte zum Letzten verhält, wie das Erſte zum Mittelſten (*); und hergegen daß ſich das Mittelſte zum Erſten verhält, wie das Letzte zum Mittelſten (**): So wird das Mittelſte ſo wohl das Erſte als das Letzte; und das Letzte und Erſte wird das Mittelſte. Solcher Geſtalt müſſen Dinge, die mit einander verbunden worden, einerley ſeyn. Wenn ſie aber einerley geworden: So wird aus allen eins. Wenn der Körper der ganzen Welt flach und gleichförmig ausgebreitet wäre, und man nichts in ihm vermißte, ſo daß alles durch und durch in einem fortgienge: So wäre er ſo wohl mit ſich, als auch mit denjenigen Dingen, zwiſchen welchen er befindlich wäre, verbunden. Da aber die Welt dichte Sachen erfordert, die insgeſamt niemals durch die Darzwiſchenkunft eines einzigen Dinges verbunden werden, ſondern allezeit ihrer zwey vonnöthen haben: So kam es, daß Gott zwiſchen das Feuer und die Erde das Waſſer und die Luft ſetzte, und dieſelben in der Vergleichung und Proportion unter einander verband, daß, wie ſich das Feuer zur Luft, alſo die Luft zum Waſſer, und wie ſich die Luft zum Waſſer, alſo das Waſſer zur Erde verhält. Aus dieſer Verbindung iſt der Himmel dermaſſen zuſammen gefüget worden, daß man ihn ſehen und fühlen kan. Dieſes iſt alſo die Urſache, warum; und dieſes ſind die vier Dinge, aus welchen der Körper bereitet, und nach der gedachten Proportion zuſammen geſetzet worden. Seit der Zeit hält

---

(*) Z. e. wie 6 zu 12: alſo 12 zu 24.

(**) Z. e. wie 12 zu 6: alſo 24 zu 12.

er mit ſich ſelbſt eine ſo einmüthige Freundſchaft und Liebe, und hänget ſo füglich zuſammen, daß er nicht anders, als von demjenigen Weſen, welches ihn verbunden und vereiniget hat, von einander getrennet werden kan.

Was aber die vier Dinge betrifft, die ich oben genennt habe, ſo wurden alle ihre Theile dermaſſen geordnet, daß keiner davon ausſchweifen, und alle dieſe Arten in dieſer ganzen Welt zu finden ſeyn ſollten. Solches geſchahe folgender Urſachen wegen: Anfangs, damit die belebte Welt aus vollkom̃nen Theilen beſtehen u. vollkommen ſeyn; hierauf, damit ſie die einzige Welt ſeyn, und nichts übrig ſeyn möchte, woraus eine andere gezeuget werden könnte; endlich damit keine Krankheit oder ein Alter ſie antaſten könnte. Denn alle Verbindungen der Körper werden entweder durch die Wärme, oder durch die Kälte, oder durch einen heftigen Stoß geſchwächt und entkräftet, daß ſie erkranken und veralten. Dieſe Abſicht hat demnach Gott der Schöpfer und Urheber der Welt gehabt. Er hat aus allen ganzen und vollkommenen Dingen ein einiges, ganzes und vollkommenes Werk machen wollen, welches niemals erkrankte und veraltete.

Er gab ihm aber eine ihm anſtändige und höchſtgemäße Geſtalt. Denn da er ein Thier ſchaffen wollte, in welchem alle andere Thiere ſollten enthalten ſeyn: So kleidete er es in eine ſolche Geſtalt, die alle übrigen Geſtalten in ſich begreift. Sie ward kugelförmig gebildet, welches die Griechen σφαιροειδὲς nennen, an deſſen ganze äuſſere Fläche rings herum, von dem Mittelpunkte an, gleich lange Linien ſtoſſen. Dieſe Kugel drehete er ſo künſtlich, daß keine genauere Rundung gemacht werden kan, damit man nirgends etwas rauhes finden, nirgends anſtoſſen, nichts in Winkel und in Krümmen verſchloſſen ſehen, und keine Erhöhung, keine Vertiefung antreffen möchte. Alle Thiere ſollten einander in allem ähnlich ſeyn, ſo weit ſein Verſtand die Aehnlichkeit der Unähnlichkeit vorzog. Nebſt dieſer ganzen Geſtalt machte er die Welt ſo leicht, daß nichts leichters ſeyn kan. Denn ſie bedurfte weder Augen; weil auſſer ihr nichts gelaſſen worden, was man ſehen könnte; noch Ohren, weil nicht einmal ſo viel übrig geblieben, was das Gehör berühren könnte. Sie ward auch in den äuſſerſten Gegenden mit keiner Luft umgeben, daß ſie etwan nöthig hätte, Athem zu holen. Sie verlangte auch weder Nahrungsmittel, den Leib zu erhalten, noch einen Weg, die verdauten Speiſen abzuführen. Denn ſie könnte weder etwas von ſich geben, noch etwas zu ſich nehmen. So war auch nichts vorhanden, woher dieſes alles hätte kommen ſollen. Sie brachte alſo durch den Genuß ihrer ſelbſt ihr Leben zu einem hohen Alter. Sie iſt ſelbſt die Urſache aller ihrer Leidenſchaften und Thaten. Denn ſo urtheilte dasjenige Weſen, welches dieſe Dinge verbunden und zuſammen gefüget hat, daß die Welt mit ſich ſelber zufrieden ſeyn könnte, und keiner andern Sache bedürfte. Daher hat er ihr weder Hände angefügt; weil nichts war, was ſie greifen und faſſen, oder von ſich ſtoſſen ſollte; noch Füſſe und andre Gliedmaaſſen angeſetzt, auf welchen ſie gehen und ſtehen kön̄te. Denn er gab dem Him̄el diejenige Bewegung, wozu er am geſchickteſten gebildet war, und die allein aus den ſieben Bewegungen die Seele, und den Verſtand am meiſten rühren ſollte. Er wird demnach beſtändig auf eine und eben dieſelbe Art um ſich ſelbſt herum gewälzet. Die übrigen ſechs Bewegungen aber ſonderte er von ihm ab und machte ihn dergeſtalt von aller Verwirrung frey. Alſo der Gott, der immer war, und auf einen künftigen Gott dachte, gab dieſem zu dieſer Bewegung, die ohne Füſſe und Gang geſchehen konnte, keine dergleichen Gliedmaaßen. Er ſchuf ihn ohne Schwere, machte ihn von allen Seiten gleich, und bereitete ihn aus ganz vollkommnen Stücken, von dem mittelſten Punkte an bis an den höchſten Umfang gleich und ganz vollkommen. Wie er aber mitten in ihm ein belebtes Weſen ſetzte: So ſpannte er auch daſſelbe durch alle ſeine Theile aus. Sodann umgab er ihn mit einem Körper, und umkleidete ihn von auſſen, und umfaßte ihn mit dem Himmel, der ſich alleine wälzet, nachdem er in eine Kreisbewegung geſetzet worden. Denn ſeine Kraft vermag ſo viel, daß er gar wohl vor ſich ſeyn kan, und keines andern braucht, indem er mit ſich ſelber bekannt genug iſt. Auf dieſe Weiſe hat der ewige Gott dieſen vollkommen ſeligen Gott geſchaffen. Aber das geiſtige Weſen fieng er nicht, wie wir geſagt haben, alsdann erſt an, nachdem er ſeinen Leib hervorgebracht hatte. Es hätte ſich auch nicht geſchickt, wenn das Vornehmere dem Geringern hätte gehorſam ſeyn ſollen. Wiewohl wir ſagen vieles, was mehr Ueberlegung brauchte.

Aber Gott zeugte ein lebendiges Weſen, welches ſeinem Urſprunge und ſeiner Kraft nach weit älter iſt, und unterwarf demſelben, als einem Herrn und Beherrſcher, den Leib zum Gehorſame. Er brachte ſolches auf folgende Weiſe hervor. Er machte aus der untheilbaren Materie, die immer einerley und ſich ſelber ähnlich iſt; und aus derjenigen, welche entſtehet und durch die Körper vertheilet wird, eine dritte Art der Materie, und miſchte aus zweyen ein mittleres Ding zuſammen, an welchem ſowohl diejenige Natur theil hat, die immer einerley iſt, als auch die andere. Dieſes ſetzte er zwiſchen das Untheilbare, und zwiſchen das, was ſich im Körper theilen läßt. Dieſe drey Dinge richtete er dermaßen ein, daß ſie eine einzige Geſtalt ausmachten. Diejenige Natur, von der wir ſagten, daß ſie einem andern Dinge gehört, verband er mit der, die einerley bleibt, mit Gewalt, da ſie ſich mit ihr nicht wollte verbinden laſſen. Er vermiſchte ſie aber mit der Materie. Da er nun aus dreyen eins gemacht hatte: So zertheilte er dieſes in die gehörigen Theile. Nunmehro richtete er alle und jede Stücke aus dem zu, was einerley bleibt; aus dem, was allerhand Veränderungen leidet; und aus der Materie. Die Eintheilung aber geſchahe folgendergeſtalt. Anfangs ſonderte er aus dem ganzen Körper einen Theil ab, und ſo dann die übrigen nacheinander. Der zweyte war doppelt ſo groß, als der erſte. Der dritte war anderthalbmal ſo groß als der zweyte, und dreymal ſo groß als der erſte. Der vierte war zweymal ſo groß als der zweyte. Der fünfte war dreymal ſo groß als der dritte. Der ſechſte war achtmal ſo groß als der erſte. Endlich kam der ſiebente, welcher um ſieben u. zwanzig Theile gröſſer war, als der erſte (*). Sodann nahm er ſich vor

---

(*) Man ſetze den Fall, es gelte

I.	II.	III.	IV.	V.	VI.	VII.
2.	4.	6.	8.	18.	16.	56.

vor, die doppelten und dreyfachen Zwiſchenweiten auszufüllen, und trennte daher aufs neue von dem ganzen Körper Theile ab, und ſtellte ſie dermaßen in die Zwiſchenweiten, daß in jeglicher zwo Helſten, (bina media,) wären, (denn ich unterſtehe michs kaum medietates zu ſagen, wenn die Griechen μεσοτητες ſprechen. Aber man nehme es ſo an, als wenn ich ſo ſagte; es wird deutlicher ſeyn). Die eine davon ward von dem, was auswendig iſt, um eben den Theil übertroffen, um den ſie daſſelbe übertraf: Die andere ward von dem, was auswendig iſt, um ſo vielmal übertroffen, ſo vielmal ſie daſſelbe übertraf (*). Es wurden aber die anderthalbigen, die viertehalbigen, und die neuntehalbigen Zwiſchenweiten genommen. Nach dieſen Verbindungen in den erſten Zwiſchenweiten, und in der achten, erfüllte er alle viertehalbige, und ließ bey ieglicher ein Stücke übrig. Die Zahl dieſes Stücks aber verhielt ſich zur Zahl in den äuſſerſten Theilen, wie ſich 256 zu 243 verhalten. Und ſo war er mit dem ganzen vermiſchten Körper fertig, von welchem er dieſe Dinge abgetrennet hat.

Dieſe ganze Verbindung zerſpaltete er der Länge nach in zween Theile, und fügte ſie in der Mitten dermaßen aneinander, daß ſie gleichſam kreuzweiſe lagen. Hierauf drehete er ſie in einen Kreis herum, damit ſie ſo wohl miteinander ſelber, als auch untereinander, nach der Zuſammenfügung gegen über, ver-

---

(*) E. mag das auswendige bedeuten a. die eine, und b. die andere Helfte und K, der Theil, um welchen E. und a einander übertreffen; und X, Y, Z. die Zahl, wodurch E. und b. einander übertreffen.

verbunden werden möchten. Er brachte ſie von allen Seiten ringsherum in diejenige Bewegung, deren Kreis von ihr beſtändig und auf einerley Art getrieben ward. Da er nun dergeſtalt zweene Kreiſe, einen auswendigen und einen inwendigen, herum geführet hatte: So unterſchied er ſie dadurch von einander, daß jener der Natur gehörte, die einerley iſt; dieſer hingegen derjenigen, die allerhand Veränderungen leidet. Den Kreis derjenigen Natur, die einerley bleibt, ſchwung er von der Seite gegen die Rechte: Dieſen aber, den ſchnelleſten, lenkte er von der mittelſten Linie gegen die Linke.. Doch gab er dem Obern die Herrſchaft, und ließ ihn allein untheilbar. Hingegen den innern theilte er in ſechs Theile, und ließ alſo ſieben ungleiche Kreiſe in doppelten und dreyfachen Zwiſchenweiten mit wiedrigen Läufen untereinander herum gehen, dreyen davon gab er gleiche Geſchwindigkeiten; vieren aber ſolche, die untereinander ſelber ungleich ſind, und von den übrigen dreyen abweichen.

Nachdem nun Gott, der Schöpfer der Welt, die Seele aus ſich und ſeiner Göttlichkeit gezeuget hatte: So unterwarf er derſelben alles, was zuſammengeſetzt und körperlich war, und verſchloß es in dieſelbe, und verband beydes miteinander, indem er das Mittlere mit dem Mittlern vereinigte. Alſo die Seele, die aus der Mitten herkam, umgab von oben den äuſſerſten Himmel ringsherum, bewegte ſich ſelbſt, und machte den Anfang zu einem göttlichen, immerwährenden und weiſen Leben. Der Körper des Himmels iſt ſichtbar gemacht worden: Aber die Seele läßt ſich von keinem Auge erblicken, es mag noch ſo ſcharf ſehen

hen. Sie iſt aber allein unter allen ewigen, und dem Verſtande unterworſnen Dingen der Vernunft und Uebereinſtimmung, welche bey den Griechen ἁρμονία heißt, theilhaftig und mächtig. Sie iſt das allerbeſte, was der gütigſte und vortrefflichſte Vater geſchaffen hat. Denn ſie iſt aus derjenigen Natur, die ſtets einerley iſt; und aus der andern, die ihre Abwechſelungen hat; und aus der beygefügten Materie, durch eine wohleingerichtete und gleichförmige Miſchung der dreyen Theile erwachſen. Sie bewegt ſich ſelbſt, nachdem ſie der veränderlichen Materie habhaft geworden, wie auch die untheilbare und einfache bekommen hat, wodurch alles bewegt wird. Sie unterſcheidet was einerley und verſchieden iſt; und beurtheilet, was ſich vor jede Sache am beſten ſchickt, was an jedem Orte, auf jede Weiſe, und zu jederzeit geſchiehet; und was vor ein Unterſcheid zwiſchen dem ſey, was da entſtehet, und zwiſchen dem, was immer einerley iſt. Allein die wahre Vernunft, die ſo wohl in dem, was einerley iſt, als in dem, was verändert wird, ihre Verrichtung hat, bewegt ſich in beyden aus eigner Macht ohne Stimme und ohne einigen Schall, wenn ſie dasjenige berühret, wodurch die Sinne beweget werden können. Und der unveränderte und richtige Kreis der andern Art machet der Seele alles kundbar. So dann entſtehen die Meynungen und der wahre und beſte Beyfall. Indem ſie aber in denjenigen Dingen wirkſam iſt, die immer einerley bleiben, und nicht von den Sinnen, ſondern von dem Verſtande begriffen werden: So muß ſie nothwendig zu einer völligen Wiſſenſchaft gelangen.

* * *

Die göttliche Vernunft und Erkenntniß erfand alſo den Lauf der Sonne und des Monds, damit man in der Zeit einen gewiſſen Anfang haben könnte. * * * Nachdem aber Gott einen jeden Körper fertig gemacht hatte: So ſetzte er einen jeden an denjenigen Umkreis, den der andere mit ſeinem Umlaufe vollendete. Dieſer Umkreiſe ſind ſieben, gleichwie ſich auch ſieben Körper in demſelben bewegen. Die Natur wendete ihre Kraft dahin, daß der Lauf des Mondes zunechſt um die Erde gieng, und über der Erde zunechſt um denſelben die Sonne geführet ward. Sodann hat Lucifer, und der heilige Stern des Mercurius ſeinen Lauf und zwar in gleicher Geſchwindigkeit mit der Sonne, aber mit einer etwas andern Beſtrebung. Was die andern anbelangt, ſo übertrifft einer den andern und wird von dem andern übertroffen nach dem Umkreiſe, den Lucifer, Mercurius und die Sonne untereinander haben. Was die übrigen Geſtirne vor einen Ort bekommen haben, und warum ſie dieſe Lage gegeneinander erhalten, das müſſen wir in eine andere Abhandlung verſchieben, damit ſich nicht unſere Rede in dem, was wir nur haben berühren ſollen, länger verweile, als in dem, um deſſentwillen wir daſſelbe berühren. So hatte nun ein jedes Geſtirne nach welchem die Bewegung der Zeit bezeichnet werden ſollte, ſeinen gehörigen Lauf erhalten, und die Thiere durch Verbindung belebter Körper ihren Urſprung empfangen, und lieſſen ſich lenken und regieren. Zu der Zeit ſahe man, daß diejenigen Körper, die nach der Bewegung der andern Natur ſeitwerts getrieben wurden, die der Bewegung der unveränderlichen

chen Natur entgegen lieſen, und in derſelben hangen blieben und verhindert wurden, die zum Theil einen groſſen, zum Theil einen kleinen Kreis, und zwar den gröſſern langſamer, und den kleinen geſchwinder durchwanderten, doch aber nach der Bewegung einer und eben derſelben Natur; daß, ſag ich, diejenigen Körper, die ſich am geſchwindeſten bewegten in der Geſchwindigkeit von den langſamern eingeholet und übertroffen wurden. Denn ein ieglicher Kreis von ihnen ward wie im Wirbel herum gedrehet, den die Körper verurſachten, die auf beyden Seiten in wiedrigen Richtungen zugleich fort giengen, ſo daß der langſamſte dem geſchwindeſten am nechſten kam. Und damit man ein deutliches Maaß hätte, welches die Geſchwindigkeiten und Langſamkeiten in dieſen acht Läufen erklärte: So zündete Gott ſelbſt an dem andern Umkreiſe über der Erde die Sonne als ein Licht an, damit der Himmel alle Körper aufs beſte erleuchten möchte; und die Thiere, welche das Recht dazu hatten, von ihrer Bewegung unterwieſen werden, und die Natur und Beſchaffenheit der Zahlen, an dem, was ihnen ähnlich war, lernen ſollten. Auf dieſe Weiſe und dieſer Urſachen wegen wurden Tag und Nacht gezeuget, die zuſammen eine höchſt weiſe und gute Kreisbewegung ausmachen. Ein Monat aber iſt, wenn der Mond ſeinen Weg durchſtrichen, und die Sonne eingeholet hat, und ein Jahr, wenn die Sonne ihren ganzen Kreislauf zum Ende gebracht. Die Umläufe der übrigen Geſtirne aber ſind faſt alle, auſſer einigen wenigen, den Menſchen unbekannt: Daher ſie auch von ihnen weder mit Namen genennet, noch gegeneinander gehalten, und durch Zahlen ausgemeſſen werden. Alſo wiſſen ſie nicht, daß dieſe Wanderungen der Geſtirne in ihrer unendlichen Menge und wunderbaren Mannigfaltigkeit eben das ſind, was man füglich die Zeit nennet. Doch kan man ſo viel einſehen und verſtehen, daß ſo dann erſt die Zahl der Zeit vollkommen werde, und ein ganz vollkommnes Jahr ſein Ende erreiche, wenn die acht Umkreiſe ihre Läufe vollendet, und denjenigen Platz wieder erhalten haben, wo ſie ihren Lauf angefangen; und wenn derjenige Kreis, der immer einerley und ſich ähnlich iſt, dieſelben durchwandert hat. Dieſer Urſachen wegen ſind alſo die Geſtirne gebohren worden. Sie ſollen ihren Lauf durch den Himmel nehmen, und im Sommer und Winter, wenn ſie ihre Wendepunkte erreichet, wieder umkehren; damit dieſes ganze Thier, welches wir ſehen, demjenigen, welches ſich der Verſtand vorſtellt, in allem ähnlich ſeyn möchte.

Die übrigen hatte er zwar beym Anfange der Zeit nach denen, die er ſich zur Nachahmung vorlegte, gebildet: Aber weil er noch nicht alle Thiere innerhalb den Grenzen der Welt eingeſchloſſen hatte; ſo mangelte in dieſem Stücke noch ein Abdruck, welcher dem vorgelegten Muſter ähnlich ſeyn ſollte. So viele und mancherley Geſtalten der Thiere demnach der Verſtand, der den Abriß der Dinge anſchauete, erblicken konnte; ſo viele und dergleichen gedacht er auch in dieſer Welt darzuſtellen. Es waren aber vier Arten der Thiere. Die eine war göttlich und himmliſch, die andere gefiedert und luftig, die dritte wäſſericht, die vierte irrdiſch. Das von der Göttlichkeit beſeelte Thier machte er aus Feuer, ſo, daß es das allerſchönſte und anſehnlichſte war. Und da er die Abſicht hatte, daß es der ganzen Natur ähnlich ſeyn ſollte: So machte er es rund, damit es ſich im Kreiſe bewegen könnte. Er gab ihm die Weisheit der beſten Vernunft zur Gefehrtin, und vertheilte es in gleichem Maaße um den Himmel. Dergeſtalt nennen die Griechen dieſe mannigfaltige Welt gar wohl *κόσμον*, und wir die leuchtende Welt (mundum lucentem).

Er gab aber dieſen göttlichen Dingen zwo Arten der Bewegung. Die eine ſollte ſo wohl in einem als in allen jederzeit einerley ſeyn, und eine Weiſe der Geſchwindigkeit beobachten. Die andere ſollte von den Umwendungen derjenigen Natur, die einerley und ſich ähnlich iſt, vor ſich hin getrieben werden. Derſelbe Kreis aber ſollte von den übrigen fünf Bewegungen frey, und unbeweglich und beſtändig ſeyn. Von dieſer Art ſind die Geſtirne, die im Himmel befeſtiget ſind, und nicht von der Stelle bewegt werden; die da belebt und göttlich ſind, und die deswegen an ihren Stäten verharren, und immerfort daſelbſt verbleiben. Hingegen diejenigen Geſtirne, die bald dieſe bald jene Bewegung haben, ſind alſo gezeuget worden, wie wir oben geſagt haben. Aber die Erde, unſere Ernährerin, die an der Himmelsaxe hengt, und Tag und Nacht machet und bewahret, ſollte nach ſeinem Willen unter den Körpern, die innerhalb dem Himmel gezeuget wurden, der älteſte ſeyn. Wollten wir erklären, was dieſe Götter vor Bewegungen und Zuſammenkünfte untereinander haben, was in ihren Kreiſen vor Wendungen geſchehen, wie einer dem andern im Laufe zuvor kömt, und, wenn ſie faſt untereinander zuſammen ſtoſſen, wie genau ſie miteinander gegen über verknüpft werden, hinter welchen und vor welchen ſie von, und zu welchen Zeiten ſie ſich aus unſerm Geſichte verlieren, und wie ſie wieder zum Vorſcheine kommen, und den Unvernünſtigen ein Schrecken einjagen: So würde man eine vergebne Arbeit vornehmen; indem ſich unſere Augen kein Bild von dieſen Sachen vorſtellen können. Aber das mag genug vor uns ſeyn. Was wir von der Natur der Götter, die man ſieht, und die entſprungen ſind, vorgebracht, das mag hier ſein Ende haben.

Was aber den Urſprung der übrigen Götter anbelangt, die bey den Griechen δαίμονες, und bey uns vermuthlich lares genennet werden, wofern man das griechiſche Wort recht überſetzt hat: So iſt dieſe Kenntniß und Nachricht vor uns zu hoch. Wir dürfen uns nicht unterſtehen, zu ſagen, daß wir davon zu ſchreiben gedächten. Man muß den Alten jener Zeiten glauben, wie man zu ſagen pflegt, die ſich Kinder der Götter nennten. Denn ſo haben wir ſie nennen gehöret. Sie konnten aber ihre Väter und Urheber gar wohl wiſſen, und es würde ſchwer ſeyn, wenn man ſolchen Leuten nicht glauben wollte, die von den Göttern entſproſſen ſind. Man kan zwar das, was ſie ſagen, weder mit Beweiſen, noch mit gewiſſen und feſten Gründen beſtätigen. Aber weil ſie von Sachen reden, die ihnen eigen und bekannt ſind: So muß man dem, was uns das Alterthum vorlegt, gehorſam ſeyn. Wie ihre Nachrichten lauten, ſo ſind die Götter in folgender Ordnung entſtanden. Da der Himmel die Erde geſchwängert hatte: So gebahr dieſe den Oceanus und die Salacia. Dieſe zeugten den Saturnus und die Ops. Sodann kamen Jupiter, und die Juno, und die andern zur Welt, die man Brüder

der und Verwandte untereinander zu nennen pflegt, und ihre ganze Sipſchaft (*proſapia*) wie das alte Wort heißt.

Nachdem nun alle Götter, ſo wohl diejenigen, die öffentlich vor unſern Augen beweget werden, als auch die andern, die ſich uns nur in ſo fern zeigen, in ſo fern ſie wollen, waren geſchaffen worden: So hielt derjenige Gott, der alles erſchaffen hat, folgende Rede an ſie: Kinder, die ihr aus dem Weſen der Götter entſproſſen ſeyd, merket was ich ſagen werde! Was mich zum Vater und Werkmeiſter hat, was durch mich gemacht worden, das kan ohne meinen Willen nicht aufgelöſet werden. Es läßt ſich zwar alles, was aus Theilen zuſammen gefüget worden, in dieſelben wiederum zertrennen. Allein es iſt nicht gut, wenn man eine Sache, die man mit Vernunft verknüpft hat, wieder zerſtücken will. Ihr könnt zwar nicht unſterblich und unzertrennlich ſeyn, weil ihr einen Urſprung habt: Dennoch aber ſollt ihr keinesweges aufgelöſet werden; euch ſoll keine Gewalt des Todes umbringen, und keine Liſt ſoll mächtiger als mein Rathſchluß ſeyn. Dieſer iſt ein weit gröſſeres Band zu eurer beſtändigen Fortdaurung, als diejenigen Theile ſind, wodurch ihr damals, da ihr gebohren wurdet, vereiniget worden. Erkennet demnach, was ich im Sinne habe. Wir haben noch drey und zwar ſterbliche Geſchlechter übrig, die wir noch machen müſſen, wenn der Bau des Himmels vollkommen ſeyn ſoll. Er würde ſonſt nicht alle Arten der Thiere in ſeinem Umfange begreifen. Er muß ſie aber in ſich faſſen, damit ihm nichts mangele, und diejenigen Dinge, die von mir ſelber gemacht worden, in ihrer Dauer dem Leben der Götter gleich kommen können. Ihr ſollt alſo dieſe ſterblichen Dinge zeugen, und es meiner Kraft nachthun, die ich in eurem Urſprunge gebraucht habe, wie euch wohl bewuſt iſt. Unter dieſen ſollen diejenigen, die alſo geſchaffen worden, daß ſie gleichſam in das Geſchlechte der unſterblichen Götter gehören ſollen, nach demſelben genennet werden, und die Herrſchaft über alle Thiere haben, und ihren Willen euren Rechten und Geſetzen unterwerfen. Ich übergebe euch den Anfang und die innere Beſchaffenheit dieſer Geſchöpfe. Ihr aber ſollt zu dem, was unſterblich ſeyn wird, den ſterblichen Theil hinzufügen. Dergeſtalt werden die Thiere entſpringen, die ihn in ihrem Leben ernähren, und, wenn ihre Leiber verzehret ſind, in euren Schooß zurück nehmen ſollet. Das war ſeine Rede.

Hierauf kehrte er zu der obigen Einrichtung zurück, in welcher er die ganze Seele mit der ganzen Natur vermiſchte, und das, was von der vorigen Vermiſchung noch übrig war, in gleichem Maaße faſt auf eben dieſelbe Art vertheilte: Auſſer daß er nicht ſo dauerhafte Dinge nahm, wie diejenigen ſind, die immer einerley bleiben; ſondern ſolche, die den andern und dritten Platz nach den Göttern haben. Nachdem nun die ganze Welt vollendet war: So theilte er ſo viele Seelen aus, als Geſtirne waren, und gab einem jeglichen ſeine eigne; und ſatzte ſie dergeſtalt auf den Wagen der Welt, und wies ihnen die unvermeidlichen und nothwendigen Geſetze; und zeigte, daß ſie anfangs alle einen Urſprung haben würden, der da Beſtand haben und von nichts entkräftet werden ſollte. Wenn aber die Seelen würden gebohren, und gleichſam ausgeſtreuet ſeyn: So würde nach einem gewiſſen Verlaufe

laufe der Zeit ein Thier entſpringen, welches zum Dienſte der Götter geſchickt ſeyn würde. Das menſchliche Geſchlechte hatte eine zweyfache Natur, war aber dabey ſo beſchaffen, daß die künftigen Menſchen die erſtern übertreffen ſollten. Weil er aber die Seelen in Leiber hatte ſetzen müſſen, welche zu und abnehmen müſſen: So muſte anfangs durch die heftigen Bewegungen eine und aller Natur gemeine Empfindung, hernach eine aus Luſt und Verdruß gemiſchte Liebe, ſodann Zorn und Furcht nebſt den übrigen Gemüthsbewegungen entſtehen, welche die obern begleiten, und dieſen wiederſtreben. Wer dieſelben mit Vernunft regieret, der lebt gerecht. Wer ſich aber ihnen ergiebt, der lebt ungerecht. Und wer ſeinen Lebenslauf, den ihm die Natur gegeben, richtig und tugendhaft vollbracht hat, der kehret in das Geſtirne zurück, zu welchem er ſich am beſten ſchickt. Aber die unmäßigen und unordentlichen werden durch die andere Zeugung in eine weibliche Geſtalt verwandelt. Und wer auch da kein Ende ſeiner Laſter macht, der wird noch weiter verſtoſſen, und in unvernünftige und wilde Thiere verſetzet, die ſeinen Sitten anſtändig ſind; und kan ſeines Unglücks eher kein Ende ſehen, als bis er anfängt, der angebohrnen und eingepflanzten Wendung und Bewegung zu folgen, die er in ſich hatte, da er ſich ähnlich war. Dieſes wird ſo dann geſchehen, wenn er die unruhigen und vernunftloſen Theile, die ſich aus dem Feuer, der Luſt, dem Waſſer und die Erde in ihm geſetzt haben, endlich durch die Vernunft vertreiben, und zu den erſten und letzten Neigungen ſeiner Seele kommen wird.

Nachdem er nun dieſe Dinge geordnet, und ſich auſſer aller Schuld und Urſache geſetzt hatte, wenn nach der Zeit ein Uebel oder Laſter geſchehen ſollte: So ſtreuete und ſäete er gleichſam einige Seelen auf die Erde, andere in den Mond, andere in die übrigen Theile der Welt, die er zu Abmeſſungen und Eintheilungen der Zeit beſtimmet hatte. Nach dieſer Ausſtreuung übergab er ſie, ſo zu reden den jungen Göttern. Dieſe ſollten die ſterblichen Leiber bilden, und alles, was in der menſchlichen Seele noch erfordert ward, ausputzen und vollends fertig machen. Ja ſie ſollten ſich gegen dieſe Thiere als Fürſten und Führer erzeigen, und ihr Leben aufs herrlichſte regieren: Es wäre denn, daß ſie ſich ſelber durch eigne Schuld ein Unglück zuzögen.

Derjenige, der alles in eine Verknüpfung gebracht, blieb beſtändig in dem Zuſtande, darinn er war. Aber ſeine geſchaffenen Götter folgten ihm, da ſie die Ordnung ihres Vaters erkannt hatten. Sie nahmen alſo das unſterbliche Weſen des ſterblichen Thieres an, und ahmten ihrem Vater und Urheber nach; entlehnten von der Welt die Theilchen des Feuers, der Erde, des Waſſers und der Luft, die ſie wiedergeben muſten, und verbunden ſie untereinander; zwar nicht mit dergleichen Banden, mit welchen ſie verknüpft waren, ſondern mit ſolchen, die man ihrer kleinen Geſtalt wegen nicht ſehen kan. Sie verkeilten ſie gleichſam an vielen Orten, und machten aus allen einen Körper, und beſtimmten alſo der göttlichen Seele in dieſem Leibe, der ſeinen Einfluß und Abfluß hat, gewiſſe Zeiten und Abwechſelungen. Alſo dieſe Seele, die in einen Strom war geſtoſſen worden, konnte weder ſich ſelber halten, noch von andern gehalten werden; ſondern

dern riß ſich ſelber, und ward mit groſſer Gewalt fortgeriſſen. Dergeſtalt ward zwar das ganze Thier bewegt, aber ohne Maaß und Ziel, ſo daß es von ſechs Bewegungen geführet ward. Denn es ging und irrete vorwerts und hinterwerts, zur Rechten und zur Linken, aufwerts und niederwerts in ſehr verſchiedne Gegenden.

* * *

Nun iſt es nicht ſchwer, den Grund und die Beſchaffenheit der Bilder einzuſehen, die durch die Spiegel vorgeſtellet werden; desgleichen derjenigen Dinge, die leuchtend und glatt ſind. Sie entſtehen aus der Gemeinſchaft des innerlichen und äuſſerlichen Feuers untereinander, wenn durch alle und jede Theile eine und auf mancherley Weiſe einſtimmige Wirkung auf der Glätte verurſachet wird.

Wenn ſie aber auf der Glätte Platz genommen: So wird entweder eben die Geſtalt, welche die Sache hat, oder zuweilen eine andere abgeſchildert.

Und alle dergleichen Dinge müſſen im Spiegel vorgeſtellet werden, wenn das Feuer der Augen von dem Feuer, das auf einer leuchtenden und glatten Sache in das Geſichte fällt, vermenget und vereiniget wird. Das aber, was zur Linken iſt, erſcheinet zur Rechten, weil der Spiegel an denjenigen Theilen berühret wird, die den Theilen des Auges entgegen geſetzt ſind.

* * *

Indem ſich aber die Stralen umkehren, ſo treffen die, welche zur Rechten ſind, auf die rechten, und die welche zur Linken ſind, auf die linken, indem ſie nicht aneinander hangen bleiben. Dieſes geſchiehet, wenn die Glätte der Spiegel die Oberfläche der Dinge durch und durch annimmt, und alſo die Stralen zur Rechten in das linke Auge, und die Stralen zur Linken in das rechte Auge zurücke wirft. Die Geſichter werden auch rücklings vermöge der abprallenden Stralen geſehen, als welche die, was oben iſt, zu unterſt kehren, und zurück geben. Und dieſes alles gehöret unter diejenigen Dinge, welche den Urſachen zu Hülfe kommen, und deren ſich Gott als Mittel bedienet, wenn er, ſo viel möglich iſt, das beſte abſchildert. Aber die meiſten halten dieſes vor keine Hülfsmittel der Urſachen, ſondern ſelber vor die Urſachen aller Dinge, aus welchen Kälte und Hitze, Härte und Flüßigkeit kommet, welche Dinge aber alles Verſtandes und aller Vernunft ermangeln, als welche in keiner andern Natur als in der Seele zufinden wären. Aber die Seele läſt ſich von keinem Auge empfinden. Hingegen das Feuer, das Waſſer, die Erde, die Luft, ſind Körper, und laſſen ſich ſehen. Wer ſich aber vor einen Liebhaber des Verſtandes und der Weisheit ausgiebt, der muß zum erſten die Urſachen der Verſtändigen und weiſen Natur erforſchen, und ſodann die Urſachen derjenigen Dinge, die andere bewegen müſſen, und ſelbſt von andern beweget werden. Ich ſehe demnach, wir müſſen zwar von beyden Arten der Urſachen reden, insbeſondere aber von denen, welche mit Verſtande die ſchönſten und beſten Dinge wirken, desgleichen von denjenigen, die der Vernunft ermangeln, und daher unbeſtändige und ordentliche Sachen hervorbringen. Und was die Urſachen betrifft, daß die Augen diejenige Kraft haben ſollen, welche ſie itzo haben, davon iſt wohl genug geſagt worden. Was aber ihr gröſter Nutzen ſey, der dem menſchlichen Geſchlechte von der Gnade der Götter geſchenket worden, das ſoll nunmehr erkläret werden. Denn die Augen haben uns die Erkenntniß der beſten Dinge gegeben. Dieſe Gedanken, die wir von der Welt entdeckt haben, würden niemals erfunden worden ſeyn, wenn weder die Geſtirne, noch die Sonne, noch der Himmel unſere Augen hätten erleuchten können. Nachdem aber die Augen Tag und Nacht erkannt haben, ſo hat man Monate und Jahre durch Zahlen beſtimmt, auch dadurch den Zeitraum ausgemeſſen, und hat ſich zur Erforſchung der ganzen Natur antreiben laſſen. Hieraus haben wir die Weltweisheit erhalten, auſſer welcher kein erwünſchteres, kein vortrefflicheres Gut dem menſchlichen Geſchlechte von der milden Güte der Götter weder gegeben worden, noch gegeben werden wird.

* * *

Die erſte Ecloge des Virgilius

überſetzt von

M. Chriſtian Clodius,

Rect. zu Annaberg.

So ruhſt du, Tityr, hier beym kühlen Buchenbaum,
Und giebſt der Waldmuſik auf deiner Flöte Raum,
Wir aber treten aus, und meiden unſre Triſten,
Wir fliehn das Vaterland, du pfeiffſt bey kühlen Lüften

Ein wohlgeſetztes Lied von deiner Amaryll.
Ach! ja! mein Meliboe, ich bin auch froh und ſtill;
Und das hat Gott gethan, der ſoll es auch verbleiben,
Ich will ihm manches Lamm zum Opfer einverleiben.
Der ſchafft, das Ochs und Schaf in fetten Angern wühlt,
Der ſtimmt mir auch das Lied, das meine Pfeife ſpielt.

Melibôus.

Ich gönn dir zwar dein Glück; doch wundert mich im Herzen:
Da man in Feldern raſt, kan Tityr noch ſo ſcherzen!
Hier kommt mein Ziegenheer von fernen Orten an,
Kaum daß ich dieſe noch, mein Tityr, führen kan.
Hier unter Stein und Strauch gebahr ſie mir zwey Geiſen,
Die noch gar ſeichten Grund zur neuen Heerde weiſen.
Dieß Unglück hat uns oft bey unſrer Sicherheit,
Ein harter Donnerſchlag am Eichbaum prophezeyt.
Dieß hat das Krähenlied vom holen Baum geſungen.
Doch wer iſt denn der Gott, durch den es dir gelungen?

Tityrus.

Das ſo genannte Rom, ſo herrlich, groß und reich,
Das hielt ich armer Narr dem ſchlechten Dorfe gleich,
Wohin wir Hirten oft mit Vieh zu Markte ſchleichen,
So lernt ich jung und alt, ſo Schaf und Lamm vergleichen,
So ſetzt ich groß und klein ganz wiedrig in ein Paar;
Doch dieſe wies ſich ſo vor andern Städten dar,
Wie Ceder und Cypreß den Schlingbaum überſteiget,

Melibôus.

Doch, welch ein ſtarker Trieb hat dich nach Rom geneiget?

Tityrus.

Die Freyheit, die zwar ſpät mich Albern angeblickt:
Nachdem mir der Barbier den Milchbart abgezwickt;
So ſah ſie mich doch an, und kam nach langen Jahren.
Nun Amaryll mich liebt, läßt Galatee mich fahren.

Denn ich geſteh es frey: Als die mich noch geführt,
Da ward kein Freyheitstrieb, noch Häuslichkeit verſpürt.
Obgleich manch Opfervieh aus meinem Stall gegangen,
Und die verwöhnte Stadt viel Käſ und Schmalz empfangen:
So hatt ich doch kein Geld wenn ich nach Hauſe kam.
Dieß war es, theures Rom, was mich ſo wunder nahm,
Vor wem du da ſo ſchrieſt? wem du die Aepfel lieſſeſt?
Dein Tityr war hinweg, da du ihn kommen hieſſeſt,
Weil Baum, Frucht, Ficht und Qvell ſo ſehnlich nach dir ſchrien,
Was? konnt ich anders ſo dem Knechtſchaftsjoch entfliehn,
Und ſonſt wo in der Welt zu ſolchen Göttern flehen?
Dort kriegt ich, Meliboe, den jungen Held zu ſehen,
Dem zwölfmal durch das Jahr Altar und Weyhrauch glimt,
Der, der, hat mir das Wort zu meinem Troſt beſtimmt.
Geht, Knaben, treibt das Vieh, pflügt, wie zuvor, die Felder!

Meliböus.

Ja höchſt beglückter Greis! Dir bleiben Au und Wälder.
Auch weit genug vor dich, iſt gleich das Land von Stein,
Ja mengt ſich Binſ und Schlamm in deine Triften ein,
So wird kein trächtig Schaf bey fremdē Futter ſchwinden,
Noch bey des Nachbars Vieh von Seuchen Anſtoß finden,
Ja! höchſt beglückter Greis! nimm hier bey deinem Fluß,
Bey dem geweyhten Qvell auch Kühlung zum Genuß.
Hier wirſt du bey dem Zaun, der dich vom Nachbar trennet,
Und den der Bienen Schwarm vom fetten Hyblen kennet,
Durch liebliches Geräuſch zu manchen Schlaf gerufft;
Dort dringt des Winzers Lied vom Felſen in die Luft,
Dein wildes Taubenvieh wird dir noch ferner ſchwirren,
Die Turteltaube ſelbſt vom hohen Ulmbaum girren.

Tityrus.

Nun, eh ſoll auch ein Hirſch in Lüften graſen gehn,
Eh ſoll das Meer dem Fiſch an Ufer noch entſtehn,
Eh ſoll der Arar-Fluß; wenn beyde ſich verkehren,
Den Parthern dienſtbar ſeyn, der Tigris Deutſchland nähren,
Eh mir ſein Angeſicht aus meinem Herzen weicht.

Melibôus.

Wenn nun ein Theil von uns zun heißen Afren ſtreicht,
Ein Theil nach Scythien, und zum Oax-Fluß eilet,
Wie ſelbſt zum Brittenvolk, wo ſich der Erdkreis theilet,
So möcht ich dermaleinſt mein Erbgut wieder ſehn,
Und was dir, armes Haus, in ſolcher Zeit geſchehn!
Vielleicht weis ich mich denn vor Wundern nicht zu faſſen,
Soll ich Soldaten denn ſo ſchöne Braachen laſſen?
Den Barbarn dieſe Saat! Seht! wo die Zwiſtigkeit
Der Bürger hingeführt! wem ward das Feld bereit?
Pfropf Birnen, Meliboe! komm ordne Pfal und Reben,
Geh! vormals frohes Vieh! ich muß dir Abſchied geben.
Ich ſeh euch weiter nicht in ſo gelaßner Ruh,
An dem bemooßten Fels, wie ſonſt, von weiten zu.
Ich ſinge weiter nicht, ſo werdet auch ihr Ziegen,
Nicht ferner weichen Klee, und bittre Weyden kriegen.

Tityrus.

Du wirſt doch dieſe Nacht an meiner Seite ruhn.
Im grünen will ich dir mit Aepfeln gütlich thun.
Hier ſind Caſtanien, hier Butter: Laß dich halten,
Man ſieht den Hüttenrauch, nun wird der Nachtfroſt walten.

* * *

Lucians Abbildung
einer vollkommenen Schönheit,
aus dem Griechiſchen überſetzt,
Und der ſchönen und geiſtreichen L.A.V.K.
an ihrem Geburtstage 1730. den 11.
April zugeeignet
von
Johann Chriſtoph Gottſcheden.

Neukirch im Telemach.
Hier herrſcht die Schönheit auch, ach! aber mit Verſtande.

Geſpräche
zwiſchen dem Lucianus und Polyſtratus.

Lucian.

In Wahrheit! ſo müſſen etwa diejenigen ums Leben gekommen ſeyn, die dort die Meduſa zu ſehen bekommen; wie ich dieſen Augenblick faſt umgekommen wäre, mein Polyſtratus, indem ich des ſchönſten Frauenzimmers von der Welt anſichtig geworden. Denn es fehlte nicht viel, daß ich nicht aus Erſtaunen über einem ſolchen Anblicke erſtarret, und, wie es in der Fabel lautet, zum Steine geworden wäre.

Polyſtr. Wahrhaftig, das muß ein ſeltſamer Anblick geweſen ſeyn, und der gar zu viel Gewalt gehabt, wenn auch den Lucian ſo gar, ein Weibsbild in Erſtaunen geſetzet hat. Bey dem Anblicke ſchöner Knaben pflegt dirs wohl ſo zu gehen; ſo daß man leichter den ganzen Berg Sipylus von ſeiner Stelle bewegen, als dich von einem hübſchen Knaben abziehen könnte. Denn du pflegſt nicht nur mit offenem Munde bey ihnen ſtehen zu bleiben, ſondern oftmals wohl gar, wie ſonſt des Tantalus Tochter gethan, Thränen zu vergieſſen. Doch ſage mir, wer war denn dieſe verſteinernde Meduſa? und woher war ſie entſproſſen? damit ich ſie auch ſehen möge. Du wirſt mir ja dieſen Anblick nicht misgönnen, und nicht eiferſüchtig werden, wenn ich gleich darüber erſtarren und erkalten ſollte.

Lucian. Sey nur in der That verſichert, daß du ſogleich verſtummen und unbeweglicher als eine Seule werden würdeſt, wenn du ſie gleich nur von ferne ſehen ſollteſt. Ja, was ich dir geſagt habe, das iſt noch nichts gegen dem, was ich noch ſagen will. Sie würde dir eine ſehr empfindliche Wunde beybringen, wenn du ſie in der Nähe ſehen ſollteſt. Sollte ſie aber gar die Augen nach dir wenden und dich anblicken, wie wirſt du vermögend ſeyn, dich von ihr los zu reiſſen? Sie wird dich gebunden mit ſich ziehen, wohin es ihr belieben wird: So wie der Magnet das Eiſen an ſich ziehen ſoll.

Polyſtr. Höre doch auf, Lucian, mir eine ſo wunderſame und unerhörte Schönheit abzuſchildern. Sage mir lieber, was es für ein Frauenzimmer geweſen?

Lucian. Meynſt du, daß ich dir ihre Geſtalt unmäßig erhebe? Ich beſorge vielmehr, daß ich ſie aus Mangel und Schwachheit des Verſtandes nur ſo obenhin werde gelobet haben, wenn du ſie ſelbſt ſehen wirſt: So viel herrlicher u. fürtrefflicher wirſt du ihre Geſtalt befinden! Uebrigens kan ich dir ſo leicht nicht ſagen, wer ſie eigentlich geweſen iſt: Es war ein groſſer Staat, und ein prächtiges Gefolge um ſie her. Sie wurde von vielen Verſchnittenen begleitet, und es folgten ihr viel Kammerjungfern nach. Kurz, alles war prächtiger, als es ein maßiger Privatſtand ertragen kan.

Polyſtr. So haſt du denn nicht einmal den Namen gehöret, den ſie führte?

Lucian. Nein, nicht einmal den weis ich; ausgenommen, daß ſie aus Jonien wäre. Denn einer von den Zuſchauern wandte ſich zu ſeinem Nachbar, und ſagte, indem ſie vorbey ging: Solche Schönheiten giebt es zu Smyrna! Und da iſt es kein Wunder, daß die ſchönſte Stadt in Jonien auch das ſchönſte Frauenzimmer hervorgebracht hat. Es ſchien mir aber derſelbe, ſo dieſes ſagte, auch aus Smyrna zu ſeyn; ſo praleriſch ſuchte er ſich mit ihr groß zu machen.

Polyſtr. Du haſt dich alſo recht als ein Stein verhalten, da du ihr weder nachgefolget biſt, noch den Smyrner gefragt haſt, wer ſie wäre? Zum wenigſten beſchreibe mir doch nur die Geſtalt, ſoviel es ſich thun läßt, ob ich ſie vielleicht daraus erkennen kan.

Lucian. Bedenke nur, was du von mir forderſt! So viel vermag ſo leicht eine ganze Rede, zumal bey mir, nicht, daß ſie eine ſo wunderwürdige Geſtalt abſchildern könnte; die kaum ein Apelles, Zeuxes oder Parrhaſius abzubilden vermögend ſeyn würden; oder wo ſonſt noch ein Phidias oder Alcamenes verhanden ſeyn möchte. Ich werde dir aus Schwachheit der Kunſt das ganze Original nicht wenig verſtellen.

Polyſtr. Wohlan, ſo beſchreibe mir doch endlich, wie ſie ausgeſehen hat: Deñ die Verwegenheit wird ja ſo groß eben nicht ſeyn, wenn du es einem vertrauten Freunde entwerfen wirſt, aus was für Zügen das Bild beſtanden.

Lucian. Es dünkt mich aber viel ſicherer zu ſeyn, wenn ich etliche von den alten Künſtlern bey meinem vorhabenden Werke zu Hülfe nehmen werde, damit ſie mir das Frauenzimmer abſchildern mögen.

Polyſtr. Was willſt du damit ſagen? Und wie ſollen ſie dir zu Hülfe kommen, da ſie vor ſo vielen Jahrhunderten geſtorben ſind?

Lucian. Sehr leicht, wenn du mir nur meine Fragen beantworten willſt.

Polyſtr. Frage nur alles, was du willſt.

Lucian. Sage mir, Polyſtratus, biſt du jemals in Cnidus geweſen?

Polyſtr. Freylich bin ich da geweſen.

Lucian. So wirſt du daſelbſt ohne Zweifel wohl die Venus geſehen haben.

Polyſtr. Ohne Zweifel, das ſchönſte Stücke vom Praxiteles!

Lucian. Aber haſt du auch die Fabel gehört, ſo von den Einwohnern des Orts erzehlt wird, wie ſich nemlich jemand ſo närriſch in das Bild verliebt gehabt, und wie er ſich heimlich im Tempel verſchlieſſen laſſen, um ſelbiges bey Nacht, ſo gut er gekonnt, zu umarmen. Allein dieſes magſt du ein andermal unterſuchen: Genug daß du dieſelbe geſehen haſt. Nun antworte mir ferner, haſt du auch des Alcamenes ſeine geſehen, die in Athen im Garten ſteht.

Polyſtr. Wahrhaftig ich müſte ja der nachläßigſte Menſch von der Welt ſeyn, wenn ich das fürtreflichſte Werk des Alcamenes zu beſehen verabſäumet hätte.

Lucian. Ob du oft auf das Schloß gegangen und die Soſandra des Calamis geſehen, das mag ich dich nicht einmal fragen.

Polyſtr. Auch dieſe habe ich mehr als zehnmal geſehen.

Lucian. An dieſen wird es nun wohl genug ſeyn. Aber welches hat dir unter des Phidias Stücken am beſten gefallen?

Polyſtr. Welches ſonſt, als das Lemniſche, das Phidias ſelbſt vor ſein beſtes erkläret hat? Ueber das auch die Amazonin, ſo ſich auf ihre Lanze lehnet.

Lucian. Das ſind in der That die ſchönſten, mein Freund; und nun haben wir keiner andern Künſtler mehr nöthig. Wohlan denn, ich will dir aus dieſen allen, ſo gut ich kan, ein einziges Bild zuſammen ſetzen und vor Augen ſtellen, welches von einem jeden das fürnehmſte Stücke an ſich hat.

Polyſtr. Wie iſt das aber möglich?

Lucian. Das wird nicht ſchwer ſeyn, Polyſtratus, wenn ich die Bilder der Vernunft übergeben, und es derſelben frey ſtellen werde, ſie zuſammen zu fügen, zu ordnen und aufs herrlichſte zu zieren; indem ſie nicht nur eine gute Miſchung, ſondern auch eine anmuthige Mannigfaltigkeit beobachten wird.

Polyſtr. Du haſt recht. Daher mag ſie denn alles Zubehör nehmen und eine Probe machen. Ich bin indeſſen ſehr begierig zu ſehen, wie ſie ſich des allen bedienen, oder wie ſie aus dem allen ein einziges

Bild machen wird, welches zwar zuſammengeſetzt, aber doch nicht ungereimt ſey.

Lucian. Vors erſte wird dein Geſicht dir zeigen, wie das Bild entſteht, und ſo zuſammengeſetzt wird. Wenn ſie von der knidiſchen Venus nur das Haupt nimmt, ſo wird ſie der übrigen Gliedmaſſen des nackten Leibes nicht bedörfen. Was das Haar und Antlitz anlanget, und die wohlanſtändig gekrümmten Augenbraunen: So wirſt du ihr dieſes alles ſo vergönnen, wie es von dem Praxiteles verfertiget worden. Ja ſelbſt die behende Hurtigkeit der Augen, die mit einer lieblichen Munterkeit und Anmuth gemiſchet iſt, ſoll ſie nach des Praxiteles Gutachten behalten. Uebrigens ſoll ſie die Brüſte, und die vordern Theile des Leibes von des Alcamenes Venus, die im Garten ſteht, entlehnen. Auſſer dem ſoll ſie die glatten und runden Arme, die geſchicklichen Gelenke derſelben, und die allmählich ablaufenden zarten Finger, die ſich zuletzt mit einer kleinen Rundung endigen, von eben der im Gärten befindlichen Bildſeule brauchen. Die Bildung des ganzen Geſichts aber und die Züge deſſelben, nebſt der zärtlichen Weichheit der Wangen, imgleichen die in der rechten Mittelmaaß erhaltene Naſe, ſoll uns die lemniſche Venus und Phidias hergeben. Eben dieſer ſoll uns auch die anſtändige Einrichtung des Mundes leihen: Den milchweiſſen Nacken aber ſoll ſie von der Amazonin borgen. Ferner ſoll Soſandra und Calamis ſie mit der Schamhaftigkeit zieren. Im übrigen ſoll ſie durch das kleine Lächeln, welches die Augen der Zuſchauer betrüget, die Munterkeit des Gemüthes und Antlitzes zeigen; wie auch jene zu thun pflegt. Ihre Kleidung ſoll eine ſparſame Reinlichkeit von der Soſandra an ſich nehmen, ausgenom̄en, daß dieſe mit entblößtem Haupte ſeyn wird. Ihr Alter aber, es ſey nun welches es wolle, ſoll nach der knidiſchen Venus genommen werden. Denn ich ſehe, daß auch Praxiteles dieſes fleißig nachgeahmet hat. Was dünkt dich nun, mein Polyſtratus? Iſt dieſes Bild nun ſchön und angenehm genug? zumal wenn es ganz fertig ſeyn wird?

Polyſtr. Noch ein Stücke der Schönheit, mein Wertheſter, haſt du in dem Entwurfe deines Bildes vergeſſen: So ſehr haſt du alle Arten des Ausputzes zuſammen gehäufet.

Lucian. Es iſt wahr, mein Freund, das iſt ein Hauptfehler, den du genennet haſt: Dafern du nicht dafür hältſt, daß die Farben das Wenigſte zu einer ſchönen Geſtalt beytragen. Indeſſen muß man doch an jedem Theile des Leibes fürnemlich darauf ſehen. Denn es iſt nöthig, daß das ſchwarze recht vollkommen ſchwarz, und was weiß ſeyn ſoll, recht weiß ſey; alles aber mit einer recht anmuthigen Röthe gleichſam blühe. Hierauf wird nun noch alles ankommen, indem es uns an dem wichtigſten fehlt. Wo werden wir nun dieſes hernehmen, oder anſchaffen? Ohne Zweifel bey den Malern, inſonderheit bey denen, die in dieſer Kunſt vortrefflich geweſen. Dieſe ſollen uns die Farben geſchickt vermiſchen, mäßigen, und dieſelben dem Wohlſtande gemäß, recht hell und künſtlich ſchattiren. Man hole mir alſo den Polygnotus und Euphranor her, imgleichen den Apelles nebſt dem Aetion. Dieſe ſollen die Arbeit unter ſich theilen. Euphranor ſoll die Haare malen, ſo wie er der Juno ihre gemalet hat. Polygnotus mag die zierliche Entfernung der Augenbraunen, und die artige Röthe der Wangen malen; wie er die Caſſandra zu Delphis gemacht hat. Auch die Kleidung mag derſelbe ſo zart zu bereiten und ausarbeiten, als es ihm möglich iſt; ſo daß ſie, wo es nöthig iſt, ſich genau an den Leib ſchlieſſe, übrigens aber flüchtig dem Winde überlaſſen werde. Den übrigen Leib mag Apelles ſelbſt vollführen, und zwar nach dem Vorbilde der Pacata, daß er nicht gar zu viel weiſſes nehme, ſondern alles mit mäßiger Röthe verſehe. Die Lippen aber ſollen nicht anders ſeyn, als wie ſie Aetion der Roxane gemacht hat. Ja ich will den trefflichſten Maler von der Welt, den Homer, noch herzuholen, und den Euphranor und Apelles beyſeite ſetzen. Denn was er der Hüfte des Menelaus für eine Farbe gegeben, nemlich wie Helfenbein mit Purpur gemiſchet; von derſelben ſoll der ganze Leib ſchimmern. Uebrigens mag er ſie ſelbſt mit Ochſenaugen, das iſt mit ſchönen und glänzenden Augen, abſchildern. Zum Theil wird ihm jener thebaniſche Poete zu Hülfe kommen, um die Augenwimpern mit ſeiner Anmuth zu zieren. Homerus ſoll ſie auch zu einer Liebhaberin des Lachens machen, und ſie an Schultern weiß, an Armen geſchickt, und mit Roſenfingern vorſtellen. Kurz, er würde ſie ganz und gar viel billiger mit der Schönheit der güldenen Venus vergleichen, als die Tochter des Briſes. Dieſes nun, wie geſagt, ſollen poetiſche Maler und Bildſchnitzer ausarbeiten. Daß ſie aber auch überall mit einer gewiſſen lieblichen Anmuth prange, daß ſoll der Gratie ihr Amt ſeyn; oder vielmehr aller Gratien und Liebesgötter im Reihen tanzend die jemals geweſen ſeyn mögen. Wer kan uns ein ſolches Bild recht nachſchildern?

Polyſtr. Du zeigeſt mir ein recht göttliches Meiſterſtück, Lucian, welches unfehlbar Jupiter vom Himmel herabgeſandt, und ohne Zweifel von den Göttern zu ſtande gebracht worden. Aber was that denn die Schöne, als du ſie saheſt?

Lucian. Sie hatte ein Buch in Händen, welches auf beyden Seiten zuſammen gerollet war: Und es ſchien, daß ſie den einen Theil davon ſchon durchgeleſen hätte, das andre aber noch durchzuleſen beſchäftiget wäre. Ferner ſprach ſie im gehen etwas mit einer ihrer Aufwärterinnen: Doch redte ſie nicht ſo laut, daß ich es verſtehen konnte. Aber, Polyſtratus, indem ſie ein wenig lächelte, ſo wies ſie ihre Zähne: Mein Gott, wie weiß, wie gleich und rund, und wie zierlich waren ſie geſetzet! Wenn du irgend ein ſchönes Halsband, oder eine Schnur der allerſchönſten Perlen von gleicher Gröſſe geſehen haſt; in einer ſo ſchönen und ordentlichen Reihe waren ſie gewachſen. Noch mehr Schönheit und Zierde erwuchs ihnen aber aus den artigen rothen Lippen. Sie leuchteten alſo nicht anders als homeriſches Helfenbein, wenn es friſch geſchnitten worden. Sie waren auch nicht durch eine häßliche Breite von einander unterſchieden, keiner ragte über die andern hervor, keiner ſtreckte ſich voraus, wie man bey vielen ſieht. Sondern ſie hatten alle eine Gleichheit, eine Farbe, eine Gröſſe, und ſtunden in einer Reihe verbunden. Mit einem Worte, ſie war als ein rechtes Wunderbild anzuſehen, welches die Annehmlichkeit aller menſchlichen Geſtalten übertraf.

Pol. Sey ein wenig ſtille. Denn nunmehro weis ich es ſchon, was du für ein Frauenzimmer meyneſt.

Aus dem allen, was du geſagt haſt, und ſogar aus ihrem Vaterlande muthmaſſe ich, daß ſie mir bekannt ſey. Hierzu kommt auch, daß ſie Verſchnittene, ja ſogar Soldaten um ſich gehabt. Du haſt mir des Königes Gemahlin beſchrieben, du glückſeliger Zuſchauer! die freylich unzählicher Urſachen halber merkwürdig iſt.

Lucian. Und wie heißt ſie denn?

Polyſtr. Auch ihr Name ſelbſt, o Lucian, iſt ſehr ſüß und zart, ja ganz und gar liebenswürdig. Sie heißt nemlich eben ſo, wie jene ſchöne Gemahlin des Abradates. Denn du wirſt ihn ohne Zweifel wiſſen, da du es ſo oft geleſen haſt, wie Xenophon ein ſehr ſittſames und überaus ſchönes Frauenzimmer lobet.

Luc. Wahrhaftig, es iſt mir als wenn ich ſie vor Augen ſähe! So ſehr bin ich allemal gerühret worden, wenn ich die Stelle Xenophons geleſen habe. Es iſt mir, als ob ich ſie gar reden hörete, indem ſie erzählet was geſchehen iſt, dem Manne den Harniſch anziehet, und ihn in den Streit ſchicket.

Pol. Du haſt ſie aber, guter Freund, nur als einen Bliz, im vorübergehen einmal geſehen; und ſcheineſt nur dasjenige an ihr zu loben, was das leichteſte iſt, und am erſten ins Auge fällt, nemlich ihren Körper und ihre Geſtalt. Aber die Gaben des Gemüthes, womit ſie begabet iſt, fallen den Zuſchauern nicht in die Augen; und du weiſt alſo noch nicht, wie ſehr die Schönheit ihrer Seele, die Geſtalt des Leibes übertreffe, und den Göttinnen ſelbſt ähnlich ſey. Ich aber, der ich mit ihr wohl bekannt bin, und oft mit ihr geſprochen habe, indem ich ihr Landsmann bin, habe eine völlige Gewißheit davon. Denn, wie es dir nicht unbekannt iſt, ſo pflege ich die Annehmlichkeit der Sitten, die Leutſeligkeit, die Großmuth, die Beſcheidenheit und Schamhaftigkeit der Schönheit weit vorzuziehen. Denn dieſe Tugenden ſind es werth, daß ſie den Gaben des Leibes auf alle Weiſe vorgezogen werden: Weil es ganz ungereimt und lächerlich ſeyn würde, wenn jemand den Putz und die Reinlichkeit der Kleidung, mehr als den Leib ſelbſt bewundern wollte. Ferner ſcheint mir diejenige Schönheit allererſt recht vollkommen zu ſeyn, wobey man eine mit Tugenden ausgeſchmückte Seele, und einen Körper von liebenswürdiger Geſtalt antrifft. Denn ich kan dir viele zeigen, die zwar an Schönheit des Leibes und des Antlitzes ganz hübſch und artig ſind; aber die Anmuth ihrer Geſtalt durch die Häßlichkeit ihrer Sitten beflecken: So daß dasjenige, was an einem ſo ſcheinbaren Körper zu loben wäre, faſt ganz wegfällt und verſchwindet, wenn es dem Tadel und der Schande unterworfen iſt; und faſt wieder ſeine Würde und Adel einer ſo böſen Gebietherin, nemlich einer laſterhaften Seele, gehorchen muß. In der That ſcheinen mir ſolche Schönen den ägyptiſchen Tempeln ſehr ähnlich zu ſeyn. Denn daſelbſt iſt freylich das Gebäude von auſſen aufs ſchönſte und prächtigſte aufgeführet, indem es aus den köſtlichſten Steinen zuſammengefüget und erbauet worden. Wenn man ſich aber inwendig nach dem Götzen umſieht, ſo findet man entweder einen Affen, oder einen Storch, oder einen Bock, oder eine Katze. Solche Weibsbilder nun findet man ſehr häufig. Daher iſt der Putz und die Schönheit des Leibes nicht zulänglich, wenn die Perſon nicht mit den wahren und rechten Zierrathen geſchmücket und gezieret iſt. Ich rede aber nicht von den Purpurkleidern und güldenen Stücken, oder Halsbändern von Edelgeſteinen; ſondern von den obgedachten Zierrathen, nemlich den angenehmen Sitten, der Tugend, der Mäßigkeit, Billigkeit, Leutſeligkeit, und andern ſolchen Eigenſchaften, ſie mögen nun heiſſen, wie ſie wollen.

Luc. Dergeſtalt, o Polyſtratus, wirſt du mir gleiches mit gleichem vergelten, wie man ſpricht, oder mir gar ein überflüßig Maaß zumeſſen, denn du vermagſt ſolches zu thun; und mir wieder eine Abbildung von ihrem Gemüthe machen, damit wir ſie nicht nur halb bewundern mögen.

Pol. Du legſt mir eine harte und ſchwere Pflicht auf, mein Freund. Dann es iſt nicht ſo leicht das Verborgene mit Worten zu beſchreiben, als das zu loben, was allen ins Auge fällt. Mich dünkt aber, ich werde gleichfalls zu dieſem Gemählde vieler Hülfe nöthig haben: Nicht zwar von Malern und Bildſchnitzern, ſondern auch von Weltweiſen; daß ich nach ihrer Richtſchnur und Regel dieſes Bildniß recht verfertigen, und etwas zum Vorſcheine bringen möge, das nach der Bildungskunſt der Alten ausgearbeitet worden. Allein wir wollen zum Werke ſchreiten. Das erſte mag denn ihre Beredſamkeit und liebliche Sprache ſeyn: So, daß man es beſſer von ihr ſagen könnte, daß eine ſüſſere Rede von ihrer Zunge flieſſet, als Honig; als ſolches Homerus von einem betagten Redner aus Pylos geſchrieben. Es klingt aber der ganze Ton ihrer Worte und Reden, welches der zärteſte zu ſeyn pflegt, weder von einem gar zu tiefen und rauhen Schalle, als ob er einer männlichen Stimme gleich lautete; noch auch mit einem gar zu hellen Klange, als ob er ganz weibiſch und ganz verzärtelt wäre: Sondern ſo, wie eines dreyzehnjährigen Knaben, ganz ſüß und glatt, und ſchleichet ſich ſo ſanft und lieblich in die Ohren, daß man, auch wenn ſie ſchon aufgehöret zu reden, doch ihre Worte mit einem anmuthigen Klange noch nachſchallen höret, indem gleichſam die ſüſſen Uberbleibſel ihrer Stimme noch ein wenig fort dauren, und mit einem ſanften Gethöne um die Ohren herſchallen. Ja ſie erwecket gleichſam ein gewiſſes Echo in den Ohren, indem ſie gewiſſe honigſüſſe Spuren, die eine Uberredung bey ſich führen, in dem Gemüthe der Zuhörer übrig läßt. Ubrigens, wenn ſie mit dieſer hellen Stimme zu ſingen anfängt, ſonderlich aber in die Laute: Denn iſt es hohe Zeit, daß auch die lieblichſten Singvögel ſtille ſchweigen. Denn alles dieſes iſt noch weit von der Kunſt der Muſen entfernet, wenn man es mit ihrem Singen vergleichet. Und wenn man gleich die Tochter Pandions nehmen wollte: So iſt ſie doch grob und ungeſchickt gegen ihr, ob ſie gleich einen mannichfaltigen Ton von ſich zu geben pflegt. Selbſt Orpheus und Amphion, ob gleich die Gemüther ihrer Zuhörer aufs ſtärkſte von ihnen gerühret worden, ja die wohl eher Wälder und Felſen durch die Süßigkeit ihrer Geſänge nach ſich gezogen haben, dieſe, ſage ich, würden vor ihrem Singen ihre Cithern beyſeite geleget, und ihr ganz ſtillſchweigend zugehöret haben. Denn alle Regeln der Harmonie aufs genaueſte zu beobachten, ſo daß man niemals aus der Menſur komme, ſondern die Melodie durch geſchicktes erheben und fallen laſſen der Stimme eintheile; daß die Stimme von dem Inſtrument nicht abweiche; daß die Finger ſich behende und geſchicklich bewegen, und die Glieder derſelben, alle Geſchmeidigkeit beſitzen: Woher hätte jener Thracier dieß alles genommen, und derjenige, der auf dem Berge Citheron die Rinder weidete? Wenn du ſie nur einmal hätteſt ſingen gehöret, o Lucian, ſo würdeſt du nicht etwa jene erſtaunenswürdige Verwandelung der Gorgonen erfahren, und aus einem Menſchen zum Steine werden, ſondern erkennen-lernen, wie fürtrefflich die Sirenen ſingen können: Denn ich weis es, du würdeſt ſo davon eingenommen werden, daß du deines Vaterlandes und deiner Freunde vergeſſen würdeſt. Ja, wenn du dir gleich die Ohren mit Wachſe verklebteſt, ſo wird doch der Schall ihrer anmuthigen Stimme ſelbiges durchdringen: Ein ſo groſſes Vergnügen erwecket ſie ihren Zuhörern. Man ſollte denken, daß es der Terpſychore, Melpomene, oder Calliope ihre Stimme wäre, die doch unendlich mannichfaltige Bezauberungen der Ohren und Gemüther in ſich haben. Und daß ich es kurz mache: Ich wollte vor allen andern keine angenehme Stimme und Art zu ſingen lieber hören, als eine ſolche, die ſich recht ſchicket, aus ſo einem ſchönen Munde, und zwiſchen ſolchen Zähnen hervorzubrechen.

Geſehen haſt du die Perſon, davon ich rede. Alſo bilde dir auch ein, daß du ſie gehöret habeſt. Was nun die vollkommene Wohlredenheit ihrer Zunge, und die Reinigkeit der ioniſchen Mundart, wie auch die im täglichen Umgange hervorleuchtende Fertigkeit und Lieblichkeit im Sprechen anlanget, die allezeit mit der attiſchen Anmuth gewürzet iſt: So iſt dieſes nicht einmal zu bewundern. Denn das hat ſie gleichſam von ihren Vorfahren geerbet: Und es konnte nicht anders ſeyn, als daß ſie ſich auf dieſer Reiſe auch was athenienſiſches angewöhnen mußte. Auch das ſcheint mir kein Wunder zu ſeyn, daß ſie überaus gern die Poeten lieſet, und ſich daran beluſtiget; ſich auch ſchon eine geraume Zeit damit beſchäftiget hat: Sintemal ſie aus eben der Stadt iſt, deren Bürger Homerus geweſen.

Nun, Lucian, du ſiehſt hier das erſte Bild von ihrer anmuthigen Stimme und Singekunſt, wenn man dieſelbe ſo einigermaſſen abſchildern wollte. Nunmehro gieb auch auf die andern acht. Denn ich will dir nicht nur ein einziges, ſo aus vielen zuſammengeſetzt iſt, vormalen, wie du vorhin gethan haſt; denn das würde ſehr nüchtern und mager herauskommen, wenn ich aus ſo vielen Schönheiten und ſo mannichfaltigen Geſtalten, einen einzigen ſchönen Körper zuſammenfügen wollte, der mit ſich ſelbſt nicht übereinſtimmete: Sondern ich will von jeder Gemüthseigenſchaft ein eigenes Bild machen, und meinem Muſter nachahmen.

Lucian. Du macheſt mir zu einem groſſen Feſttage, und zu einer feyerlichen Gaſterey Hoffnung, die mit allem überflüßig verſehen iſt. Und alſo ſcheint es mir, als wenn du mir ein recht aufgehäuftes Maaß wieder zumeſſen wollteſt. Darum fahre nur fort, und miß mirs her: Denn du kanſt mir voritzo keinen gröſſern Gefallen thun.

Polyſtr Gut. Weil man denn das Erkenntniß aller freyen Künſte und Wiſſenſchaften, ſonderlich derer, die aufs Nachſinnen ankommen, vor nöthig hält: Wohlan, ſo wollen wir auch dieſes Bild recht mannichfaltig entwerfen, und mit vielerley Schönheiten verſehen; ſo daß ich dir in der Malerkunſt nichts nachgeben dörfe. Man male ſie denn ſo, daß ſie alle die Güter zugleich beſitze, daran der Helikon einen Uberfluß hat: Nicht aber wie die Clio, oder die Polymnia, oder auch wie Calliope, oder eine von den andern, deren jede nur in einer einzigen Kunſt recht vortrefflich iſt. Unſre Schöne neml. ſoll in allem gleich geſchickt und erfahren ſeyn. Uber das ſoll ſie auch, mit des Mercurs und Apollons Gaben ausgerüſtet ſeyn. Denn alles was nur irgend die Poeten in den artigſten Verſen beſchrieben und ans Licht geſtellet; alles was von den berühmteſten Scribenten aufgezeichnet worden; alles was die Weltweiſen jemals gerühmet haben: Mit dem allem ſoll unſer Bild vollkommen gezieret ſeyn; und zwar nicht nur ſo obenhin mit dem Pinſel überfahren, ſondern recht ſatt von den Farben durchdrungen und getränket ſeyn. Man muß mirs auch vergeben, wenn ich von dieſem Bilde kein Muſter zeigen kan. Denn man findet bey keinem Alten von einer ſolchen vollkommenen Kenntniß aller Künſte und Wiſſenſchaften, einige Nachricht. Indeſſen wollen wir dieſes Bild den Göttern widmen: Denn wie mich dünkt, ſo iſt es eben nicht zu verachten.

Lucian. Vortrefflich iſt es, mein lieber Polyſtratus, und in allen Stücken und Liniamenten ganz vollkommen!

Polyſtr. Nun muß ich auch noch das Bild ihrer Weisheit und Einſicht abſchildern. Hierzu aber werde ich viele Exempel nöthig haben, ſonderlich der Alten, und vor andern eines ioniſchen. Uebrigens ſollen meine Maler folgende ſeyn: Erſtlich Aeſchines, des Socrates Freund, und Socrates ſelbſt, der in der Bildungskunſt alle übrige weit übertrifft, die jemals etwas abgeſchildert haben. Ferner wollen wir die mileſiſche Aſpaſia, mit welcher auch Olympius ſelbſt, der ſo zu bewundern war, umgegangen, zum Beyſpiele der Einſicht und Klugheit nehmen. Was nun dieſelbe vor Erfahrung, Scharfſinnigkeit in Regimentsgeſchäften, ja Fleiß und Emſigkeit beſeſſen hat, das alles wollen wir zu unſerm Bilde nehmen, und nach einer guten Regel anwenden: Ausgenommen, daß dort alles in mäßiger Gröſſe war, hier aber in coloßiſcher Geſtalt erſcheinet.

Luc.

Lucian. Warum ſagſt du das?

Polyſtr. Weil ich glaube, Lucian, daß die wirklich vorhandenen Bilder nicht alle gleich groß ſind. Denn die alte athenienſiſche Republik iſt der itzigen römiſchen Macht nicht gleich. Wenn alſo gleich einige Aehnlichkeit darzwiſchen iſt: So iſt dieſe doch jener an Gröſſe überlegen, als wenn ſie auf eine ſehr breite Tafel gemalet wäre. Nun laßt uns das andre und dritte Beyſpiel anführen; nemlich jene Theano, und die lesbiſche Poetin, nebſt der Diotime. Theano ſoll ihren Edelmuth zum Gemälde hergeben; Sappho aber ihre angenehme Lebensart. Ferner ſoll ſie nicht nur in ſoweit der Diotime ähnlich ſeyn, als Socrates dieſelbe gelobt hat: Sondern in allen edlen Gemüthsgaben mit ihr übereinkommen. Nun auch dieſes Bild, Lucian, hänge den Göttern zu Ehren auf.

Lucian. So wahr ich lebe, Polyſtratus, es iſt gar zu wunderwürdig. Aber fahre doch fort, mein Freund, auch die Güte und Leutſeligkeit abzuſchildern, welche ſich in dem ſanftmüthigen Bezeigen, und einer holden Freundlichkeit gegen die Armen zu zeigen pflegen.

Polyſtr. So vergleiche man ſie denn auch jener Theano, des Antenors Gemahlin, imgleichen der Arete und ihrer Tochter Nauſicae: Und wo noch ſonſt eine bey dem Ueberfluſſe der Glücksgüter ein beſcheidenes Gemüthe gehabt. Hernach male man das Bild der Sittſamkeit ab, und der im Umgange bezeigten Huld: So daß ſie wie jenes Icari Tochter recht ſittſam und ſchamhaft ſey; ſo wie ſie vom Homer entworfen worden. Eben ſo hat er auch das Bild der Penelope gemalet, und der obgedachten Gemahlin des Abradates, Panthea, die ſo gar im Namen mit ihr überein kommt.

Lucian. Wahrhaftig, Polyſtratus, auch dieſes Bild haſt du nach aller Möglichkeit recht herrlich zum Ende gebracht; und wirſt nunmehro mit deinen Schildereyen wohl bald fertig ſeyn. Denn du haſt ja keine einzige Art des Lobes ausgelaſſen.

Polyſtr. Noch ſind ſie nicht alle: Denn das beſte und fürnehmſte Lob fehlt noch. Ich rede von ihrer Gleichmüthigkeit, dadurch ſie weder, wegen ihres erhabenen Standes, und des ſie ſo freundlich anlachenden Glückes vor Stolz aufgeblaſen wird, noch ſich über die menſchlichē Schranken aus gar zu groſſer Sicherheit erhebt: Sondern allemal gleich geſiñet bleibt, ſich ſelbſt einſchränket, und ſich nichts freches oder verwegenes in den Sinn kommen läßt, welches andern beſchwerlich fallen könnte; vielmehr ſich gegen die, ſo zu ihr kommen, ganz freundlich bezeiget, ihnen die Hand giebt, und ſie gütig und liebreich aufnimmt. Denn deſto angenehmer wird eine Perſon denenjenigen, mit welchen ſie ſich in ein Geſpräche einläßt, je höher ſie das Glück erhoben hat; wenn ſie keinen ſtolzen Ekel, oder keine tragiſche Verachtung der Geringern an ſich hat. So machen es alle diejenigen, die ſich ihrer Macht nicht bedienen, andre hochtrabend zu verachten, ſondern den Mangel andrer huldreich zu unterſtützen. Dieſe allein ſind derjenigen Güter werth, ſo ſie vom Glücke empfangen haben; und können alleine dem Neide entgehen. Denn niemand wird demjenigen leicht ſein Glück misgönnen, der ſich deſſen mit Beſcheidenheit bedienet, und nicht wie jene Göttin Ate im Homer, auf der Leute Köpfen geht und die Niedrigen zu Boden tritt. Dieſes pflegt hauptſächlich kleinmüthigen und niederträchtigen Seelen zu begegnen, die durch ein günſtiges Glück unmäſſig aufſchwellen. Denn da ſie ſich dergleichen niemals vermuthet hätten, und doch von ungefähr gleichſam auf einem fliegenden Wagen in die Höhe gehoben worden: So wiſſen ſie ſich in ihrem Glücke nicht zu mäßigen, ſchlagen ihre ſtolzen Augen niemals unterwerts, ſondern wollen immer höher hinauf; daher ſie nicht ſelten, wie Jcarus, dem das Wachs ſchmelzet, und die Flügel abfallen, in die tiefe See herabſtürzen, und den Zuſchauern ein Gelächter erwecken. So viel ihrer aber ſind, die ſich wie Dädalus der Flügel bedienen, nicht gar zu hoch fliegen, weil ihre Federn nur mit Wachſe verbunden ſind, und ihren Ueberfluß zum gemeinen Beſten der menſchlichen Geſellſchaft anwenden; auch ſich oft in die Fluthen eintauchen, um ihre Flügel darinn zu befeuchten und abzukühlen, daß ſie von der Sonnenhitze nicht ſchmelzen können: Diejenigen fliegen ſicher und behutſam; und dieſe Art kan man auch an unſrer Heldin höchſtens rühmen. Daher genießt ſie auch überall den Vortheil davon, wenn man wünſchet, daß ſie dieſe Flügel, bey allem Ueberfluſſe der Glücksgüter, noch lange behalten möge.

Lucian. Gott gebe es! Polyſtratus, denn ſie iſt nicht nur am Leibe ſo ſchön, als Helena geweſen iſt; ſondern auch von munterm Gemüthe, welches mit den liebenswürdigſten Eigenſchaften gezieret iſt, dadurch ſie alles an ſich ziehet. Sie iſt alſo für eine würdige Gemahlin jenes Königes zu achten, damit er auch dieſe Art der Glückſeligkeit, welches eine der fürnehmſten iſt, bey ſeinen übrigen unzählichen Glücksgütern genieſſe: Daß unter ſeinem Gebiethe auch ein ſo ſchönes und tugendhaftes Frauenzimmer gebohren worden, die ihn aufs allerzärtlichſte liebet. Denn dasjenige Weibsbild iſt vor überaus glücklich zu achten, von der man aus dem Homer ſagen kan: Daß ſie mit der Venus ſelbſt an Schönheit, und an ſinnreichen Werken mit der Minerva zu vergleichen ſey. Es wird auch ſo leicht niemand unter allem Frauenzimmer eine finden, die mit ihr weder am Leibe noch am Witze, wie ebenfalls Homer ſaget, noch an künſtlichen Werken des Verſtandes gleichen Ruhm verdienen ſollte.

Polyſtr. Du haſt recht, Lucian. Darum laß uns nun, wenn es dir gefällt, alle dieſe Bilder in eins zuſammen nehmen, ſowohl die du von ihrem Leibe, als die ich von ihrem Verſtande und andern Gemüthsgaben entworfen habe, und in dieſer Schrift allen zu bewundern vorſtellen; nicht nur denen, die itzo leben, ſondern auch denen, die nach uns kommen werden. Dergeſtalt wird ſelbiges weit beſtändiger und dauerhafter ſeyn, als irgends eins von dem Apelles, Parrhaſius oder Polygnotus. Und es wird den Beſchauern weit mehr Vergnügen geben, inſofern es nicht aus Holz oder Wachſe, oder mit Farben gebildet; ſondern durch Fleiß und Mühe von den Muſen ſelbſt, die ich dabey zu Hülfe genommen, verfertiget worden. Denn ſo wird dieſes Gemälde ohne Zweifel das vollkommenſte ſeyn; indem es ſowohl die Schönheit des Leibes, als die Gaben des Gemüthes zu betrachten darſtellet.

Opitz im II. B. D. P. W.

Nichts beſſers wünſch ich ſelber mir!

Die ſiebente Fabel aus dem erſten Buche
der
Verwandlungen des Ovidius,
überſetzt von
M. Joh. Heinrich Winklern.

So war ein Haus zerſtört, doch nicht die ganze Brut,
So weit das Erdreich geht, herrſcht der Erinnys Wuth.
Es ſcheint, man habe ſich zu Blut und Mord verſchworen.
Der feſte Schluß erſchallt in aller Götter Ohren:
Es ſoll gleich alle Welt nach Recht geſtrafet ſeyn.
Ein Theil ſtärkt Jovis Zorn, der andre ſtimmet ein.
Doch geht es allen nah, warum er das Geſchlechte
Der armen Sterblichen ganz zu vertilgen dächte.
Man ſorgt und fragt: Wie wird der ſo verweyſte Kreis
Nach dem geſtaltet ſeyn? Wer wird zu deinem Preis
Ein Weyhrauchopfer thun? Willſt du der Menſchen Leben
Der wilden Thiere Wuth und Plündrung übergeben?
Der König ſpricht: Getroſt! ich hab es ſchon bedacht,
Stellt euren Kummer ein, ich will durch meine Macht
Ein anderes Geſchlecht ganz wunderſam erſchaffen.
Er griff den Augenblick nach ſeines Blitzes Waffen,
Und lenkte ſie bereits auf das geſammte Land:
Allein er war beſorgt, es möchte Stral und Brand,
Und die entſtandne Glut bis an des Himmels Achſen,
Bis an ſein Heiligthum, die reinſten Lüfte, wachſen.
Hiernechſt beſann er ſich, daß, nach des Schickſals Rath,
Was Himmel, Erd und Meer im Inbegriffe hat,
Dereinſt verſchmauchen ſoll. Er ſpart demnach die Blitze,
Das pfeilenähnliche, cyclopiſche Geſchütze.

Man ſinnt was anders aus, es wird der Sterblichkeit
Durch aller Wolken Bruch der Untergang gedräut.
Sogleich ſchließt Jupiter die kalten, trocknen Lüfte,
Zuſammt dem Aquilo, in Eols tiefe Klüfte,
Und läßt den Sudwind aus. Sein naſſer Schwung erwacht,
Sein ſchrecklich Angeſicht bedecket Pech und Nacht,
Der Bart iſt waſſervoll, das Haar naß anzuſchauen,
Die Stirne ſchwillt von Dunſt, u. Bruſt u. Federn thauen.
So bald die flache Hand die Wolken faßt und drückt,
So wird ein Regenguß mit Rauſchen abgeſchickt.
Der Juno Rednerin, der bunte Regenbogen,
Vermehrt der Wolken Naß gleich dichten Waſſerwogen.
Die Saat wird hingeſtreckt, der Landmann muß ſein Flehn
Und ſeine lange Müh in Nichts verkehret ſehn.
Zevs iſt noch nicht vergnügt mit ſeinen Wolkengüſſen,
Sein blauer Bruder kömmt, und ruffet allen Flüſſen
Mit ihrer ganzen Macht. Sie ſtellen ſich gleich ein.
Er ſpricht: Die Noth zwingt mich, anitzo kurz zu ſeyn.
Ergieſſet eure Kraft, eröfnet eure Thüren,
Um den erregten Strom mit Wüten auszuführen.
Sie gehn auf den Befehl, und thun die Brunnen auf,
Und laſſen ſelbigen den ungezähmten Lauf
Ins weit und freye Meer. Er ſchlägt mit ſeinem Zacken,
Daß Erd und Fels erbebt, und Tief und Abgrund knacken;
Daß die gewölbte Schooß des Waſſers Schlund zerſpringt,
Und die geſtrömte Macht das ofne Feld durchdringt;
Bis die geſchwollne Fluth die Tempel hingeriſſen,
Bis Garten, Haus und Vieh und Menſch erſaufen müſſen.
Blieb eine Wohnung ſtehn, und überwand den Sturz:
So war derſelben Dach und Giebel doch zu kurz.
Die Thürme wanketen in tiefen Waſſerſchlünden,
Es war vor Erd und Meer kein Unterſchied zu finden.

Das Meer nahm alles ein, und ward von nichts umſchränkt.
Hier ward ein Berg beſetzt; dort ward ein Boot gelenkt,
Wo man ohnlängſt gepflügt. Auf Dächern ließ ſichs ſchiffen,
Und auf dem hohen Ulm ward Fiſch und Krebs ergriffen.
Man ankert hier und da, wo grüne Wieſen ſtehn,
Und treibt den krummen Kahn, wo Reben ſich erhöhn.
Und wo erſt Zieg und Lamm am Graſe ſich ergetzet,
Daſelbſt wird von der See ein Meerkalb hingeſetzet.
Die Nymphen wundern ſich, woher der Waſſerraum
Itzt Städt und Wälder hat. Der Eich und Fichtenbaum
Wird der Delphinen Luſt. Der Löwe kömmt geſchwommen,
Und Tyger, Wolf und Schaf wird von der Fluth genom̃en.
Das wilde Schwein muß fort. Der Füſſe Schnelligkeit
Errettet keinen Hirſch. Und endlich macht die Zeit
Den Flug der Vögel matt, und ſtürzt ſie in die Seen.
Die ungemeßne Fluth bedeckt die ſteilen Höhen,
Womit der Berge Bau durch Luſt und Wolken dringt.
Die Thiere ſind faſt hin: Die nicht das Meer bezwingt,
Entſeelt des Hungers Qual. Das Land, ſo die Gefilde,
Aon und Acte, trennt, das angenehm und milde
Und voller Früchte war, eh es die Fluth verſchlang,
Ganz Phocis ward damals, da jedes Ding ertrank,
Ein weites Waſſerfeld: Da, wo Parnaſſus lieget,
Den ſein gedoppelt Haupt an Wolk und Himmel füget,
Hier kam Deucalion mit ſeiner Gattin an,
(Denn ſonſt war alles Meer) hier landete ſein Kahn.
Da weyhten ſie ihr Herz und flehen den Coryciden,
Den Nymphen dieſes Bergs, der Themis, die den Frieden
Beſtimmt und feſte ſtellt, die das Orakel war.
Kein Mann, kein Weib hat je ſo fromm, als dieſes Paar,
Die Lebenszeit vollbracht. Der Jupiter beſchaute
Den überſchwemmten Kreis, vor deſſen Schlam̃ ihm graute,

Und ſah, daß nur dieß Zwey, von dem er allemal
Geehret worden war, aus der ſo groſſen Zahl
Des menſchlichen Geſchlechts annoch erhalten worden.
Er trennte Wolk und Dunſt, und ließ den Wind aus Norden
Den Regenguß zerſtreun, daß, was die Luft gefüllt,
Nunmehro ganz verſchwand. Das Meer ward auch geſtillt:
Sein König ließ den Stab, den Dreyzack niederſinken,
Und dämpfte ſeine Wuth, u. rief durch Stimm und Winken
Den blauen Triton her, den die Natur geſchmückt,
Und Schneck und Purpurpracht den Schultern eingedrückt,
Und ſprach: Er ſollte nun in ſeine Muſchel blaſen,
Und durch derſelben Klang der Fluthen ſtarkem Raſen
Verboth und Einhalt thun. Er hört ſo gleich, und nim̃t
Sein ausgehöltes Horn, das ſich von unten krümmt,
Und immer weiter wird, den Schall ſo weit erſtrecket,
So weit des Phöbus Glanz die beyden Ufer decket.
Er küßt den Mund u. Bart, der noch bethaut und ſchwer,
Und voller Tropfen war, und bläſt zur Wiederkehr.
Sein Schall berührt die Fluth, die Erd u. Meer bezwungen;
Die weicht und gebt zurück, ſo bald er hingedrungen.
Nun wird das Meer umſchränkt, der Bach nim̃t ſeinen Lauf,
Die Flüſſe ſetzen ſich, die Hügel ſteigen auf,
Das Erdreich kommt hervor, es heben ſich die Felder,
Da ſich das Waſſer ſenkt; und die entblößten Wälder,
Die Schlamm und Wuſt bedeckt, erhöhen Spitz und Haupt.
Der Kreis war wieder da, doch ſeines Schmucks beraubt,
Das Land lag öd und ſtill, da niemand pflügt und baute.
Da ſprach Deucalion: O Pyrrha, o Vertraute!
Und weinte voller Angſt: o Gattin, die allein
Noch übrig blieben iſt, Geſellin meiner Pein,
Geſellin meiner Ruh, wir beyde ſind auf Erden,
So weit nur Oſt und Weſt davon geſehen werden;

Wir beyde ſind das Volk: Das übrige verſchließt
Des Meeres weiter Raum; ja unſer Leben iſt
Noch nicht in Sicherheit; wir ſehn noch Wolk u. Schrecken.
Was würde dir der Fall vor Bangigkeit erwecken,
Wenn du bloß leben bliebſt? Wie ſollteſt du vor dich
Der Wehmuth wiederſtehn? Wie lange würde ſich
Der Schmerzen Heftigkeit in deinem Herzen regen?
Denn glaube, ſtürbeſt du, ſo folgt ich allerwegen,
Ich folgte dir ins Meer. O könnt ich nach der Kraft
Der Väter jener Zeit, nach ihrer Wiſſenſchaft,
Dem menſchlichen Geſchlecht ein neues Wachsthum geben,
Und den gebildten Leib durch Seel und Geiſt beleben!
In uns beſteht nunmehr das ſterbliche Geſchlecht,
Wir ſind der Menſchen Bild, das will der Götter Recht.
Sie weinten beyderſeits. Ihr Schluß war, Flehn u. Klagen
Zu Gottes Huld zu thun, und ihn um Rath zu fragen.
Sie zaudern nicht, ſie gehn an den Cephiſus-Bach,
Der zwar nicht völlig floß, doch aber allgemach,
In Gang und Graben kam. Sie tauchen in die Wellen,
Beſprengen Kleid und Haupt, und gehen zu den Schwellen
Des Heiligthums daſelbſt, das ohne Feuer ſtand,
Auf dem man auswerts noch Moraſt und Moder fand.
Sie fallen beyderſeits an dieſes Hauſes Stuffen
Auf Erd und Angeſicht, und fangen an zu ruffen:
Der Götter Grimm und Zorn wird nach und nach geſtillt,
Wenn Opfer und Gebeth Altar und Tempel füllt.
O! Themis, lehr uns doch die Kunſt, der Menſchen Leben,
Das Meer und Fluth geraubt, von neuem anzuheben.
Die Göttin ward gerührt, und ſprach: Ergreift den Lauf,
Verhüllt das Angeſicht, ſchürzt eure Kleider auf,
Seht nicht zurück, und werft der groſſen Mutter Beine.
Sie ſtehen lange Zeit verſtummt und ſtarr wie Steine.

Die Pyrrha fängt zuerſt zu reden an, und ſpricht
Mit Zittern und mit Angſt: Das thu ich, Göttin, nicht,
Verzeih es mir, der Werth der mütterlichen Schatten,
Und meine Furcht kan nicht den Knochenwurf verſtatten.
Sie gehn, verbergen ſich, und denken in der Kluft
Dem dunklen Spruche nach, bis Promethides rufft,
Und durch ein troſtreich Wort die Epimethis ſtärket,
Und ſpricht: Woſern mein Witz der Göttin Willen merket:
So iſt ihm Wort und Rath ein heiliges Geheiß.
Die groſſe Mutter iſt der überſchwemmte Kreis,
Und ihre Knochen ſind die Steine, die wir graben,
Die will der Göttin Mund zurück geworfen haben.
Titanien gefällt, was ihr der Gatte ſagt,
Doch zweifelt ſie auch noch, ja beyde ſind verzagt.
Jedoch ſie wagen es, ſie ſteigen endlich nieder,
Verhüllen Stirn und Haupt, entblöſſen ihre Glieder,
Und werfen eine Zahl von Steinen hinter ſich.
Die Steine fangen an (in Wahrheit, ſtärkte mich
Der Alten Zeugniß nicht, mich ſollte nichts bewegen,)
Die Härt und Rauhigkeit allmählich abzulegen.
Sie ändern die Geſtalt, ſie werden weich und zart,
Sie wachſen in die Höh, bekommen Menſchenart,
Wie etwan uns ein Bild aus Marmor vorgekommen,
An dem des Künſtlers Hand das gröbſte weggenommen.
Was feucht und irrdiſch iſt, wird Bauch u. Fleiſch u. Saft,
Was ſich nicht biegen läßt, das giebt den Knochen Kraft,
Und was man Adern nennt, das bleibt bey dieſem Namen.
Die Götter machtens bald. So viel nur Steine kamen,
So vieler Menſchen Bild ward wieder dargeſtellt.
Des Mannes Werfen gab, was Weibern wohlgefällt;
Das Weib warf die Geſtalt, die nur die Männer lieben:
Daher ſind wir ſo hart und unbiegſam geblieben,
Und weiſen täglich noch, was unſer Urſprung ſey. . M.T.

M. T. Cicero

von der

beſten Gattung der Redner,

überſetzet von

W. B. A. von Steinwehr.

MAn hält insgemein davor, es wären ſo unterſchiedene Gattungen von Rednern, als von Poeten: Allein ich bin ganz anderer Meynung. Bey den Poeten gebe ich vielerley Gattungen zu. Denn die tragiſchen, comiſchen, epiſchen, meliſchen und dithyrambiſchen Dichter, welcher letztern ſich unter den Lateinern mehr gefunden haben, als unter den Griechen; ſind vor ſich beſondere Gattungen, deren jede von den übrigen unterſchieden iſt. Daher iſt in der Tragödie alles comiſche verwerflich; gleichwie in der Comödie das tragiſche. So haben auch die übrigen Gedichte, jegliches ſeine eigene Art; welche die Kunſtverſtändigen darinn bald gewahr werden.

Wenn man aber auch von den Rednern unterſchiedene Gattungen machen wollte, ſo daß man einige prächtig, nachdrücklich, und wortreich; andere niedrig, ſpitzſündig, und kurz; noch andere, die zwiſchen beyden mitten inne ſtehen, Mittelredner nennen wollte: So würde man hiemit zwar von den Perſonen etwas, von der Sache aber ſehr wenig ſagen. Denn was in der Sache ſelbſt das Beſte ſey, ſuchet man noch; von der Perſon muß man freylich ſagen, was an ihr wirklich zu befinden iſt. So kan jemand den Ennius den gröſten epiſchen Poeten nennen, wenn es ihm ſo dünket: Pacuvius kan der vornehmſte tragiſche, und Cäcilius vielleicht der beſte comiſche Dichter heiſſen.

Den Redner hingegen kan ich nach unterſchiedenen Gattungen nicht wohl eintheilen: Denn ich ſuche einen vollkommenen Redner; es iſt aber nur eine Vollkommenheit. Diejenigen nun, welche dieſelbe nicht erreichen, die ſind nicht in der Gattung von einander unterſchieden, wie Accius vom Terentius; ſondern ſie ſind ſich nur in einer und derſelben Art nicht gleich. Denn das iſt der beſte Redner, der ſeine Zuhörer unterrichten, ergetzen und bewegen kan. Unterrichten iſt ſeine Schuldigkeit; ergetzen iſt ihm rühmlich; bewegen iſt nothwendig.

Man muß geſtehen, daß es hierinn einer weiter gebracht habe, als der andere: Allein deswegen iſt er nicht in der Gattung, ſondern in dem Grade der Vollkommenheit von dem andern unterſchieden. Eines iſt nur das Beſte; dem kommt zum nächſten, was ihm am ähnlichſten iſt: Daraus folget ganz klar; was dem Beſten am unähnlichſten iſt, das ſey das ſchlechteſte. Da nun die Beredſamkeit aus Worten und Gedanken beſtehet: So muß man ſich bemühen, rein und regelmäſſig, daß iſt gut Lateiniſch zu reden; und alle Schönheiten, ſowohl der eigentlichen als verblümten Worte, zu erreichen ſuchen; dergeſtalt, daß man von den eigentlichen die geſchickteſten erwähle: Bey den verblümten aber die rechte Gleichheit finde, und die fremden und abweichenden behutſam brauche.

Von Gedanken aber giebt es ſo vielerley Arten, als ich Haupttugenden an einem Redner erfordert habe.

Zum unterrichten werden ſcharſſinnige: Zum ergetzen faſt ſpitzfündige; zum bewegen nachdrückliche Gedanken erfordert. Wie aber die Worte ihre eigne Fügung haben, aus welcher der Wohlklang und die Flüßigkeit entſtehet: So haben auch die Gedanken ihre Zuſammenſetzung, und eine Ordnung, die ſich zum Beweiſe der Sache ſchicket. Allein bey allem dieſem Vorrathe iſt der Grund des Gebäudes das Gedächtniß; das Licht, des Redners mündlicher Vortrag.

Bey wem nun dieſes alles in der größten Vollkommenheit anzutreffen iſt, den wird man den beſten; wer es in mittlerm Grade beſitzet, einen mäßigen; wer aber wenig oder gar nichts hat, einen ſchlechten Redner nennen dürfen. Indeſſen werden ſie doch alle Redner heiſſen; wie man die Schmierer auch Maler nennet: Und ſie werden nicht nach den Gattungen, ſondern nach der Geſchicklichkeit unterſchieden ſeyn. So iſt denn niemand ein Redner, der dem Demoſthenes nicht gleich ſeyn will. Hingegen wollte Menander dem Homer nicht gleich ſeyn: Denn es war eine andere Art der Gedichte. Bey den Rednern iſt es eine ganz andere Sache. Oder wenn ja einer lieber nachdrücklich als ſinnreich; der andere lieber ſcharſſinnig als zierlich reden will: So iſt er zwar ein leidlicher Redner; aber nicht der beſte. Denn dasjenige iſt nur das Beſte, was alle Vollkommenheiten hat.

Ich habe hievon zwar weniger geſaget, als die Sache ſelbſt erforderte; allein zu meinem gegenwärtigen Vorhaben war nichts mehr nöthig. Denn da es nur eine Art der Beredſamkeit giebt; ſo unterſuchen wir, wie dieſelbe beſchaffen ſey. Es iſt aber keine andere, als die, welche in Athen im Flor geweſen. Daher kommt es, daß der atheniensiſchen Redner Ruhm bekannt; ihre eigentliche Stärke unbekannt iſt. Denn jenes haben viele geſehen, daß an ihnen nichts auszuſetzen ſey: Allein dieſes, daß ſie viel lobwürdiges an ſich haben, iſt wenigen kenntlich geworden. Denn in den Gedanken iſt es ſchon ein Fehler, wenn etwas ungereimtes und fremdes, das nicht ſcharfſinnig, oder bey nahe abgeſchmackt iſt, vorkommt. In den Worten aber, wenn etwas unreines, pöbelhaftes, ungeſchicktes, hartes, und weit hergeholtes mit unterläuft.

Dergleichen Fehler haben faſt alle vermieden, die unter die attiſchen Redner gezählet werden, oder in der That attiſch reden. Allein in ſo fern ſie hiezu geſchickt geweſen ſind, kan man ſie nur mit geſunden und trockenen Leuten vergleichen, die zwar wohl einen ſtarken Spaßiergang thun, aber noch lange nicht in den olympiſchen Spielen die Krone erlangen können. Dieſe ſind, da ihnen nichts fehlet, nicht damit zufrieden, daß ſie geſund und friſch ſind: Sondern ſie ſuchen auch ſtarke Arme, volle Adern, und ſtraffe Sehnen, auch wohl eine lebhafte und angenehme Farbe zu bekommen. Dieſen wollen wir es nachthun, wenn wir können: Wo nicht, doch jenen vielmehr, die von unanſtößiger Geſundheit ſind, welches den attiſchen Rednern eigen iſt; als denen, deren Uberfluß verwerflich iſt, dergleichen man an den aſiatiſchen vielfältig antrifft.

Dieſes nun zu erlangen, wo wir es nur erreichen können, denn es iſt etwas ſehr groſſes; laßt uns, wo möglich, dem Lyſias, und zwar vornemlich in ſeiner niedrigen Art zu reden nachfolgen. Er iſt zwar an vielen Orten etwas erhaben: Weil er aber meiſtens Privatſachen von nicht gar groſſer Wichtigkeit, und noch dazu für andere Leute abgehandelt hat; ſo ſcheinet er ein wenig trockener zu ſeyn, indem er ſich mit Fleiſſe zu Führung kleiner Sachen geſchickt gemacht hat. Wer ſich nun ſo einrichtet, daß wenn er gleich ſtärker ſeyn wollte, er es doch nicht ſeyn kan; den kan man wohl vor einen Redner halten, aber nur vor einen unter den kleinern: Wiewohl auch ein groſſer Redner in dergleichen Sachen oft auf dieſe Art reden muß.

Daher kommt es, daß Demoſthenes zwar niedrig; Lyſias aber vielleicht nicht erhaben reden kan. Allein wer ſich einbildet, ich hätte, da der Markt, und alle Tempel um den Markt mit Soldaten beſetzet waren, eben ſo für den Milo reden ſollen, als wenn ich eine Privatſache einem einzigen Richter vorzutragen hätte, der miſſet die Kraft der Beredſamkeit nach ſeinem Vermögen, und nicht nach der Natur der Sache ab.

Da es nun aus einiger Leute Reden bekannt geworden iſt, daß ſie entweder ſich ſelbſt vor attiſche Redner halten, oder doch glauben, niemand unter uns könne attiſch reden: So wollen wir uns aus jenen nichts machen. Die Sache ſelbſt wird ihnen genugſam antworten, wenn ihnen entweder keine Rechtsſachen aufgetragen, oder ſie, wenn es ja geſchieht, ausgelachet werden. Denn wenn ſie einen öffentlichen und allgemeinen Beyfall davon trügen, ſo hätten ſie attiſch geredet. Diejenigen aber, welche nicht zugeben wollen, daß wir attiſch reden, und doch ſelbſt geſtehen, daß ſie keine Redner ſind; die mögen ſelbſt von uns urtheilen, wenn ſie nur zarte Ohren, und eine reife Urtheilskraft haben: Eben wie man öfters zur Beurtheilung eines Gemäldes Leute ziehet, die ſelbſt nicht malen können, und nur einen guten Verſtand beſitzen.

Wenn ſie aber ihren Verſtand von der Redekunſt nur darinn ſetzen, daß ſie bey Anhörung einer erhabenen und prächtigen Rede kein Vergnügen, ſondern nur Ekel ſpüren: So mögen ſie zwar von ſich ſagen, daß ſie etwas ſpitzfündiges und ausgekünſteltes ſuchen, und das Hohe und Zierliche verwerfen; aber das müſſen ſie nicht ſagen, daß die, welche ſpitzfündig reden, allein attiſch, *) das iſt, gleichſam trocken und ohne Fehler reden. Wenn aber bey aller dieſer Richtigkeit, erhaben, zierlich, und wortreich reden, recht attiſch reden iſt: Wer wird wohl daran zweifeln, daß wir nicht lieber wunderwürdige, als erträgliche Redner ſeyn wollen? Denn itzo fragen wir nicht, was die attiſche, ſondern was die vollkommenſte und beſte Art zu reden ſey.

Weil nun unter den griechiſchen Rednern diejenigen die vortrefflichſten geweſen ſind, welche zu Athen gelebet haben, und unter dieſen Demoſthenes unſtreitig den Vorzug behauptet: So erhellet hieraus, daß, wer dieſen nachahmet, attiſch, und zugleich am beſten reden werde; folglich, weil uns die attiſchen Redner zum Muſter vorgeſtellet ſind, daß wohl reden, ſo viel ſey, als attiſch reden. Da man aber darinn noch ſehr irrig iſt, worinn denn dieſe Art zu reden eigentlich beſtehe: So habe ich mir eine Bemühung aufgeleget, die mir zwar ſelbſt nicht nöthig iſt, aber den Lehrlingen ſehr nützlich ſeyn wird.

Denn ich habe zwo vortreffliche, einander entgegen geſetzte Reden, zweener der Beredteſten unter den attiſchen

---

*) Ich habe mit Lambino ſo geleſen: eos ſolos attice dicere, id eſt, quaſi ſicce & integre. At ſi ample, & ornate, & copioſe, cum eadem integritate, Atticorum eſt, cui dubium eſt, &c.

tiſchen Rednern, des Aeſchines und Demoſthenes, überſetzet; nicht als ein bloſſer Uberſetzer, ſondern als ein Redner: So, daß ich ihre Gedanken, ihre Art, und die Figuren beybehalten, und mit ſolchen Worten gegeben habe, die ſich nach unſrer Gewohnheit dazu ſchickten. Folglich habe ich nicht gebrauchet, Wort vor Wort zu ſetzen, ſondern ich habe mich nur an den ganzen Character, und den Nachdruck aller Worte gebunden. Denn ich habe geglaubet, ich müſte ſie dem Leſer nicht zuzählen, ſondern gleichſam zuwägen.

Mit dieſer Arbeit werde ich ſo viel zuwege bringen, daß unſere Leute lernen, was ſie von denen fordern ſollen, die ſich vor attiſche Redner ausgeben, und nach was vor einem Muſter der Rede ſie dieſelben beurtheilen müſſen. Allein man wird mir den Thucydides vorhalten, deſſen Beredſamkeit einige bewundern. Sie haben auch daran ganz recht: Aber das thut nichts zu einem ſolchen Redner, als wir ſuchen. Denn ein anders iſt es, geſchehene Dinge erzählen; ein anders durch bündige Schlüſſe jemand beſchuldigen, oder den Vorwurf von ihm ablehnen: Ein anderes, den Zuhörer bey der Erzählung in der Aufmerkſamkeit erhalten; ein anderes, ihn erhitzen und in Bewegung ſetzen.

Aber, ſagt man, er redet gleichwohl ſchön. Redet er denn etwan beſſer als Plato? Und doch muß unſer Redner, den wir ſuchen, gerichtliche Sachen nothwendig mit einer Art vortragen, die zum Lehren, zum Ergetzen, und zum Bewegen gleich geſchickt iſt. Wenn alſo jemand auf ſich nimmt, die Rechtshändel vor Gerichte nach des Thucydides Schreibart vorzutragen, der glaube ja nicht, daß er das geringſte von der Art zu reden verſtehe, der man ſich in Gerichtsſtuben bedienet.

Wenn er aber den Thucydides nur lobet, ſo kan er ſich gewiß unſern Beyfall verſprechen.

Ja ſelbſt den Iſocrates, welchen der unvergleichliche Plato, mit dem er faſt gleich alt war, vom Socrates im Phaedrus ein vortreffliches Lob hat geben laſſen; den Iſocrates, den alle Gelehrten den gröſten Redner genennet haben, den kan ich doch unter dieſe Zahl nicht rechnen. Denn in ſeinen Reden ſtreitet er nicht, wie in einer Schlacht, mit ſcharfen Schwerdtern; ſondern nur als in einem Luſtgefechte mit hölzernen Keulen. Von mir aber, daß ich zwiſchen den gröſten und geringſten Dingen eine Vergleichung mache, wird ein Paar der berühmteſten und beſten Fechter aufgeführet; Aeſchines, als ein äſerinſcher Fechter, der zwar nicht blutdürſtig und grauſam, wie Lucilius ſaget, ſondern gelehrt und ſcharf iſt, kommt mit dem Demoſthenes, als dem pacidianiſchen an einander, der doch bey Menſchen Gedenken der beſte iſt. Denn ich glaube man könne keinen trefflichern Redner erdenken, als Demoſthenes geweſen iſt.

Dieſe unſere Arbeit nun wird vielleicht von zweyerley Leuten getadelt werden. Einige werden ſagen, die Griechen hätten es doch beſſer gemacht. Und dieſe möchte man wohl fragen, ob ſie es denn beſſer lateiniſch könnten? Andere werden einwenden; warum ſollen wir denn die Reden lieber lateiniſch als griechiſch leſen? Aber die guten Leute leſen doch die Andriam und Synephebos; ja überhaupt den Terentius und Cäcilius ſowohl als den Menander. Laß es ſeyn, daß ſie die Andromacha, oder Antiopa, oder die Epigonos im Lateiniſchen liegen laſſen: So leſen ſie doch den Ennius, Pacuvius und Accius lieber, als den Euripides und Sophocles. Wie können ſie nun an griechiſchen Reden, die ins Lateiniſche überſetzet ſind, ein Misfallen tragen, da ſie keinen Ekel vor den Verſen ſpüren?

Allein wir wollen nunmehro zum Werke ſchreiten, wenn wir zuvor noch erkläret haben, worinn die ſtreitige Sache beſtehe. Es war zu Athen ein Geſetze: Niemand ſollte den Schluß machen, daß jemand, bey ſeinem obrigkeitlichen Amte, eher ſollte mit einer Krone beſchenket werden, als er Rechnung abgeleget hätte. Sodann war noch eines: Diejenigen, welche von dem Volke beſchenket würden, ſollten in öffentlicher Verſammlung deſſelben beſchenket werden. Nun war dem Demoſthenes in ſeiner Abtheilung *) aufgetragen worden, die Mauren ausbeſſern zu laſſen: Und das that er vor ſein eignes Geld. Darüber machte Cteſiphon den Schluß; er ſollte, ohne Rechnung abzulegen, mit einer güldnen Krone beſchenket werden, und zwar auf dem Theatro, woſelbſt das Volk zuſammen beruffen werden ſollte, welches nicht der Ort der rechtmäßigen Verſammlung war: Und man ſollte ſo ausruffen: Er würde ſeiner Tugend und der Wohlgewogenheit wegen beſchenket, die er gegen das athenienſiſche Volk trüge.

Dieſen Cteſiphon klagte nun Aeſchines an, daß er den Geſetzen zuwieder verordnet, theils, daß er ohne zuvor Rechnung abzulegen, mit der Krone beſchenket, theils daß er im Theatro beſchenket werden ſollte: Imgleichen, daß er von ſeinen Tugenden und ſeiner Wohlgewogenheit die Unwahrheit niedergeſchrieben, weil Demoſthenes weder ein redlicher Mann wäre, noch ſich

um

---

*) Ich habe an ſtatt des gewöhnlichen in ſenatu, mit Lambino, in ſua tribu geleſen, womit auch Ulpianus übereinſtimmet.

um die Stadt wohl verdient gemachet hätte. Die Sache ſelbſt gehet zwar von unſerer Verfaſſung und Gewohnheit ab; allein ſie iſt doch wichtig. Denn auf beyden Seiten hat man eine ſcharfſinnige Auslegung der Geſetze vor ſich, und mit einer ſchweren Vergleichung der Verdienſte gegen das gemeine Weſen zu thun.

Weil aber Aeſchines vom Demoſthenes ſchon auf das Leben war verklaget worden, daß er ſeine Geſandtſchaft unverantwortlich geführet, und den Rath belogen hätte: So nahm er Urſache, ſich an ſeinem Feinde zu rächen, und unter dem Namen des Cteſiphon, den Demoſthenes wegen ſeiner Handlungen, und des Ruffes, der von ihm ging, vors Gerichte zu fordern. Denn er ſagte nicht ſo viel davon, daß man ihn nicht hätte Rechnung ablegen laſſen; als davon, daß ein gottloſer Bürger als der beſte und redlichſte Mann wäre gelobet worden.

Nun hat es zwar Aeſchines dahin gebracht, daß dem Cteſiphon ſchon vier Jahre vor des Königes in Macedonien, Philippus, Tode, ſeine Strafe auferleget wurde; das öffentliche Gerichte aber iſt erſt etliche Jahre darnach gehalten worden, da Alexander ſchon Aſien inne hatte, welchem beyzuwohnen faſt ganz Griechenland zuſammen gekommen ſeyn ſoll. Denn was konnte wohl ſonderbarers zu ſehen, oder zu hören ſeyn, als ein wohlgeführter Streit zweener größten Redner, die in einer höchſt wichtigen Sache, noch dazu durch die heftigſte Feindſchaft auf einander erhitzet waren.

Wenn ich nun ihre Reden ſo ausgedrücket habe, wie ich hoffe, daß ich alle ihre Schönheiten, ihre Gedanken, Figuren, und die Ordnung der Sachen beybehalten, und den Worten in ſo fern gefolget bin, als ſie von unſrer Gewohnheit nicht abgehen, da ich denn geſuchet habe, daß ſie doch von eben der Art ſind, wenn ſie ja nicht alle aus dem Griechiſchen überſetzet ſind, ſo werden ſie vor diejenigen zum Muſter dienen können, welche attiſch reden wollen. Aber genug von uns. Denn wir wollen einmal den Aeſchines ſelbſt lateiniſch reden hören.

* * *

Überſetzung
aus dem
Neunten Buche Lucans,
von
Joh. Chriſtoph Gottſcheden.

Völker aus dem Oriente ſtehen vor des Tempels Thor,
Und erwarten ihr Geſchicke von dem Gott, der Hörner trägt.
Doch dem Feldherrn der Lateiner weichet gleichwohl alles aus.
Alles hebet an, den Cato ſehr beweglich anzuflehn;
Daß er hier doch das Orakel, ſo ganz Lybien verehrt,
Um ſein altes Lob zu prüfen, ſelbſt zu Rathe ziehen ſoll.
Labienus dringt am meiſten, und vor allen andern drauf:
Glück und Weg hat dirs beſcheret, ſpricht er, und dich her geführt,
Daß du Gottes Rath und Antwort ganz bequem erfahren kanſt.

Solch ein Führer kan uns leiten durch die Syrten, Fels und Sand,
Und uns jeden Zufall lehren, den das Kriegsglück uns verſpricht.
Denn, wem wird der Mund der Götter ihres Raths verborgnen Schluß
Jemals williger entdecken, als dem Cato, der ſie ehrt.
Und ſo rein und heilig lebet? Warlich, dein gerechtes Thun
Richtet ſich nach ihrer Vorſchrift; ja du ahmeſt ihnen nach:
Sieh, drum wird dir ein Geſpräche mit dem Jupiter erlaubt.
Forſche denn nach Cäſars Schickſal, den ich faſt nicht nennen mag,
Frage, was für Recht und Sitten Rom hinführo haben wird?
Ob das Volk ſich noch in Freyheit nach Geſetzen richten ſoll?
Und ob man vom Bürgerkriege noch ein Ende hoffen darf?
Fülle deine Bruſt und Sinnen ganz mit Götterſtimmen an;
Da du nichts als Tugend liebeſt, frage, was die Tugend ſey?
Und begehre dir ein Muſter der vollkommnen Ehrbarkeit.
Cato, voll des Göttertriebes, den er ſtets im Herzen trug,
Brach mit dieſen edlen Worten aus geſetzter Bruſt hervor;
Labien, was ſoll ich fragen? Jrgend, ob ich lieber frey
Jn den Waffen ſterben ſolle, als Tyrannen herrſchen ſehn?
Ob dieß Leben bald verſchwinde? Ob es uns ein längers raubt?
Ob die Macht den Frommen ſchade? Ob das Glück die Kraft verliert,
Wenn es wieder Tugend ringet? Ob es ſchon zu loben ſey,
Recht was gutes bloß zu wollen? Oder ob die Ehrbarkeit,
Durch das Glück erhöhet werde? O das alles weis man ſchon,
Und das wird durch Ammons Ausſpruch uns nicht tiefer eingeprägt.

Stäm=

Stammen wir doch, von der Gottheit. Thun wir doch was Gott verlangt,
Weñ gleich das Orakel ſchweiget; er bedarf der Stiñen nicht!
Schon da wir gebohren wurden hat der Schöpfer uns geſagt,
Was wir thun und wiſſen können. Und was braucht er wüſten Sand
Wenigen dieß anzudeuten? Warum hätt er in den Staub
Seiner Wahrheit Licht verſenket? Iſt doch dieſe ganze Welt
Erd und Waſſer, Luft und Himmel, und die Tugend Gottes Thron.
Wo will man ihn weiter ſuchen? Jupiter iſt überall,
Was du ſiehſt, wohin du geheſt! Zweifler fragen nur das Looß;
Die ſind jederzeit in Aengſten, was ſie künftig treffen wird.
Mich macht kein Orakel ſicher; bloß der Tod macht mich gewiß.
Feige ſterben, Helden fallen; das hat Jupiter geſagt:
Daran laß ich mir genügen! Dieſes war des Cato Wort,
Und ſo geht er vom Altare, läßt des Tempels Anſehn rein,
Und den unbefragten Ammon allen Völkern ausgeſtellt.
Seine Fauſt trägt ſelbſt die Spieſſe, und er geht zu Fuſſe fort
Vor den ſchmachtenden Soldaten. Er gebeut das Dulden nicht,
Sein Exempel lehrt es jeden. Kein bequemer Wagen trägt
Ihn gemächlich von der Stelle. Niemand wacht ſo ſpät als er,
Niemand iſt ſo zeitig munter. Ja er trinkt ſogar zuletzt,
Als man einen Quell gefunden: Denn ſteht er und ſiehet zu
Bis der ganze Troß getrunken. Wird durch wahre Tugend bloß

Ein beſondrer Ruhm erworben; will man ſie ohn alles Glück
Nackend und an ſich betrachten: O ſo iſt der meiſten Lob,
Die man unter alten Helden faſt den Göttern gleich geſchätzt,
Nur dem Glücke zuzuſchreiben. Denn wer hat durch Martis Gunſt,
Durch das Blut erſchlagner Heere, ſolch ein edles Lob verdient?
Lieber wollt ich in den Syrten, durch den Africaner-Sand
Mit dem Cato triumphiren; als ins hohe Capitol
Wie Pompejus, dreymal fahren; als Jugurthens nackten Hals
Wie ein ſtolzer Sieger brechen. Dieſer Cato, groſſes Rom,
War des Vaterlandes Vater, dieſer iſt Altäre werth!
Bey des Cato groſſem Namen ſollten Eide heilig ſeyn!
Schmeckſt du einſt die Freyheit wieder, o ſo wirſt du ihn fürwahr
Künftig noch zum Gotte machen, u. ihm eigne Tempel weyhn.

Des Herrn Riccoboni
Abhandlung
von der heutigen Tragödie
aus dem Franz. überſetzet
von
M. Johann Friedrich Mayen.

An den Herrn Abt * * *

Mein Herr,

War es nicht genug, daß ſie mich verpflichtet hatten, Ihnen meine Meynungen von der franzöſiſchen und italieniſchen Tragödie mündlich

lich zu entdecken; muſten ſie ſich denn der ganzen Gewalt, ſo ſie über mich haben, bedienen, mich zu zwingen, daß ich die Muthmaſſungen, welche vielleicht noch nicht genug ausgearbeitet ſind, eine genauere Unterſuchung auszuhalten, aufſchreiben ſollte? Denn ob gleich ein Werk, das aus meiner Hand kommt, die Ehre unterſucht zu werden, vielleicht nicht verdienet: So könnte es doch wohl nicht davon frey ſeyn. Es iſt die itzige Mode, daß man critiſirt. Jederman ſchreibt, jederman critiſirt auch heute zu Tage. Die Unwißenden reden von dem, was ſie nicht verſtehen; und die Gelehrten von dem, was ſie vor ſich zu geringe ſchätzen ſollten.

Unterdeßen will ich ihnen doch gehorchen, und wenn ich mir bey meiner Gefälligkeit Schaden thue, ſo wird das Opfer, welches ich ihnen widme, ſie deſto mehr verpflichten, mir es Dank zu wißen.

Wenn man die Ueberſchrift meiner Abhandlung ſehen wird, ſo wird man ohne Zweifel, ehe man es noch lieſet, dagegen einwenden: Daß ich nichts mehr hätte ſagen können, nachdem eine ſo groſſe Menge ſo wohl franzöſiſcher als italieniſcher Gelehrten ſchon ſehr viel davon geſchrieben hätte.

Doch dem ohngeachtet ſchreibe ich mit Vergnügen davon, weil Sie es verlangt, und weil Sie mehr als einmal meine Gedanken gebilliget haben.

Das erſte Capitel.

Von der Abſicht, welche die erſten Verfaſſer der griechiſchen Tragödie hatten. Von dem Anfange, Fortgange und Verfalle der italieniſchen Tragödie. Von der neuen italieniſchen Tragödie.

Ich will dasjenige nicht erſt wiederholen, was man ſo vielmal von dem Urſprunge der Tragödie vorgebracht hat. Ich will nur wieder an die Abſicht der alten Griechen gedenken, die davon die erſten Erfinder geweſen ſind.

Es iſt kein Zweifel, alle griechiſche Tragödien hatten einen doppelten Endzweck; der eine war der Tragödie, der andere den tragiſchen Poeten eigen. Jener gieng nach den Regeln der Kunſt auf die Verbeſſerung der Gemüthsneigungen: Und dieſer, welchen ſich der Poete vorſetzte, unterrichtete oder beſtrafte den Rath und die Fürſten.

So hat in dem Palamedes des Euripides der Poet zur Abſicht gehabt, daß er in der Verfolgung des Ulyſſes wieder den Palamedes weiſen wollte, wie ungerecht das Urtheil der Athenienſer ſey, welches ſie über den Socrates auf die Anklagen des Anitus und Ariſtophanes geſprochen hatten: Und daher kam es auch, daß ſich dieſer Poet aus Zorn gegen den Euripides, der ihn in der Tragödie Palamedes ſo hart angegriffen hatte, in der Comödie von Fröſchen deswegen rächete. Denn dieſe iſt nichts anders, als eine Satyre wieder dieſen tragiſchen Poeten.

Es iſt kein Zweifel, daß die griechiſchen Poeten ſich in ihren Tragödien vorgeſetzt haben, das Volk wieder die Tyrannen aufzuhetzen und in dem Misvergnügen zu unterſtützen, da die Athenienſer ſo gerne von ihrer Herrſchaft frey ſeyn wollten. Und zu dem Ende ſtellte man dem Volke alle die Laſter der Prinzen vor, die zu dem erſchrecklichen Untergange der königlichen Häuſer Gelegenheit gaben.

Es iſt wahr, Ariſtoteles eignet der Tragödie keinen andern Endzweck zu, als die Verbeſſerung der Gemüthsbewegungen, und man kan mir den Einwurf machen, es ſey nicht zu vermuthen, daß Ariſtoteles, der ſo nahe an den Zeiten der tragiſchen Poeten war, dieſe andere Abſicht, die ich ihnen beylege, nicht ſollte gewuſt haben, wenn ſie dieſelbe wirklich gehabt hätten.

Allein meine Antwort darauf iſt dieſe, daß der Poet dieſen Vorſatz, welchen er hatte, den Rath zu beſtrafen oder zu unterrichten, ſehr behutſam verbergen muſte: Es wäre ſehr gefährlich vor ihn geweſen, wenn er es den Rath hätte merken laſſen, daß er ſich unterfangen wollte, ihm Rath und Unterricht zu geben.

Auſſer dieſem hatte auch Ariſtoteles, wenn er ſich als den Hofmeiſter des Alexanders anſahe, des berühmten Siegers, der ganz Griechenland in Feſſel geleget hatte, nur gar zu viel Urſache, die Aufführung ſeines Schülers zu billigen: Oder er war vielleicht ein allzuguter Hofmann, als daß er hätte öffentlich ſagen ſollen; der Endzweck aller griechiſchen Poeten ſey dieſer geweſen, daß ſie die Leute wieder die Herrſchaft der Könige hätten aufwiegeln wollen; und daß man dem Pöbel niemals beſſer gefallen könnte, als wenn man ihm die Könige unter der häßlichſten Abbildung vorſtellte.

Nach den Griechen machten die Lateiner Tragödien. Sie hatten aber keine andere Abſicht dabey, als daß ſie nunmehro auch alle Künſte und Wiſſenſchaften nach Rom bringen wollten, welche ſie aus Griechenland bekommen hatten. Die Italiener und Franzoſen haben es ihnen nachgethan, und in ihren Tragödien auch nicht die geringſte politiſche Abſicht gehabt.

Alle beyde haben nur Tragödien gemacht, damit ſie Tragödien machen, und damit ſie auch ſolche Vorſtellungen öffentlich haben möchten, als bey andern Völkern im Gebrauche waren.

Ehe die Tragödien in Italien aufkamen, welches gegen das Jahr 1520. geſchahe, war man in dem funfzehnten Jahrhunderte gewohnt geweſen, viel geiſtliche Vorſtellungen zu ſehen, die man von dem Leiden Chriſti, dem Leben der Märtyrer und heiligen Jungfrauen genommen hatte. Allein dieſe Vorſtellungen geſchahen meiſtentheils nur in der Faſten und in den Kirchen: Man fand ſich aus einem beſondern Religionstriebe und mit vieler Andacht dabey ein. Wenn man alſo wieder davon wegging: So freuete man ſich, wenn man in ſeinem Herzen die Regung der Zärtlichkeit und den Schmerz fühlte, den man vor ein gewiſſes Zeichen der Liebe gegen die Wahrheiten unſerer Religion anſahe.

Auſſer den Zeiten der Traurigkeit und Thränen aber, beſuchten die Italiener den Schauplatz in der bloſſen Abſicht, ſich die Zeit zu vertreiben und zu lachen. Die erſten Poeten, welche dem Volke Tragödien lieferten und die Zuſchauer betrübt und traurig zurücke geſchickt hatten, ſahen nicht lange, daß man Luſt an dieſer neuen Art der Schauſpiele hatte. Die Verfaſſer, welche an ſolchen grauſamen Vorſtellungen arbeiteten, bedachten nicht, daß die politiſchen Abſichten der griechiſchen Poeten, welche die unglückſeligen Veränderungen dem republicaniſchen Volke, dem Feinde der eigenmächtigen Regierung, vor Augen ſtellten, daß dieſe Abſichten, ſage ich, bey den Italienern nicht ſtatt haben konnten, die zu einer viel ordentlichern Regierung und zu weit beſſern Sitten gewöhnet waren. Nichts deſtoweniger erhielte ſich die Tragödie in Italien einige Zeit im Anſehen, weil man mit Vergnügen bemerkte, wie wohl man den Alten in einer Zeit nachzuahmen ſuchte, da die ſchönen Künſte in Italien in groſſem Flore waren. Die Liebhaber dieſer Künſte hatten bloß die Meiſterſtücke der griechiſchen und lateiniſchen Poeten vor Augen: Das gemeine Volk aber, welches die Schauſpiele in Italien beſonders in die Höhe bringt, wurde durch dieſe Art des Vergnügens nicht ſonderlich gerührt. Dadurch fiel die Tragödie bald, und es kam mit ihr ſo weit, daß ſie ſich nur bey den Luſtbarkeiten durfte ſehen laſſen, die man bey der Vermählung oder der Geburt eines Prinzen anſtellte. Man wurde ihrer müde, man fand ſie nicht zu den öffentlichen Luſtbarkeiten geſchickt, und führte an ihrer Stelle Comödien auf, wie ich ſchon an einem andern Orte erinnert habe.

Der Herr Triſſino, welcher ſich ſehr ſelten in ſeinen Gedanken betrogen hat, war der erſte, welcher eine Tragödie in italieniſcher Sprache machte. Er nahm eine bekannte Begebenheit dazu, weil er nicht wollte, daß es dem Zuſchauer was fremdes ſeyn ſollte. Ich glaube, er nahm deswegen lieber eine hiſtoriſche Fabel, als daß er ſelbſt eine aus ſeinem eignen Kopfe erfunden hätte, weil er die Critik vermeiden wollte; ob er gleich zu dem letztern ſehr geſchickt geweſen wäre.

Ich will mich hier nicht in die gewöhnliche Frage einlaſſen, ob ein Poete bey Verfertigung einer Tragödie eine wahrhafte oder erdichtete Handlung vor ſich nehmen ſoll. Caſtelvetro hat ſchon genug davon geſagt, und es würde mir nicht anſtehen, wenn ich nach einem ſo groſſen Manne dieſe Sache noch erſt ausführen wollte. Trißino verfertigte alſo die erſte Tragödie, und erwählte die Sophoniſbe dazu: Die Handlung und der unglückliche Ausgang ſind in der Geſchichte zu finden; dieſe Königin ſtirbt durch das Gift, welches ihr Maßiniſſa ſelbſt ſchickt. Die That iſt beweglich und vollkommen geſchickt, die Herzen zu rühren; ſie iſt aber nicht erſchrecklich genug, ſo daß die Zuſchauer von der Schaubühne mit traurigem und einem durch den Abſcheu verſtellten Geſichte weggehen müßten.

Wenn ihm die tragiſchen Poeten, ſo nach ihm gekommen ſind, gefolget wären: So würde die Tragödie in Italien ſich nicht nur feſt geſetzt, ſondern auch nach dieſem erſten Grunde ſehr hoch gebracht worden ſeyn. Die gelehrten Leute, welche zur Zeit des Triſsino lebten, hielten vermuthlich davor, daß man dieſe Tragödie nicht zu einem Muſter nehmen könnte; und wenn ſie dieſelbe mit den griechiſchen Originalen verglichen, ſo fanden ſie vielleicht, daß man in derſelben nicht Leute genug todt geſchlagen und genug Blut vergoſſen hätte. Sie wollten den griechiſchen Poeten genau nachfolgen, ſie wollten es ſogar beſſer machen, und wir haben ſeitdem die Sophonisbe des Lorbeche di Giraldi, die Semiramis des Manfredi, die Canace des Speron Speroni und noch viel andre bekommen, welche die italieniſchen Zuſchauer in Furcht und Schrecken geſetzt haben.

Wenn man ſich die Mühe geben will, die Tragödien, welche ich itzt genennet habe, und einige aus meinem Verzeichniſſe mit den griechiſchen Tragödien zu vergleichen: So wäre es nicht möglich, daß man nicht in denſelben eine genaue Nachahmung der griechiſchen Muſter finden, und ſie folglich vor wirkliche Tragödien erkennen ſollte.

Die Tragödie, welche ein ganzes Jahrhundert durch in Italien fortdaurete, gerieth endlich bey der allgemeinen Verderbniß der guten Künſte in eine völlige Vergeſſenheit. Seit der Zeit hat ſie ſich nicht wieder erholen können, und wenn ſich auch zuweilen einer fand, der eine Tragödie gemacht hatte, ſo wollte man ſich derſelben doch nicht bedienen.

Ich glaube, daß man ſeit 1620. von allen dieſen Tragödien wenige zu einem guten Muſter brauchen kan. Denn, wenn auch einige ſeyn ſollten, die was ſchönes an ſich hätten, ſo haben ſie doch auch ſehr viel Fehler, die ſie ganz unvollkommen machen. Z. E. l'Ariſtodemo dell dottori iſt eine vortreffliche Tragödie, und die auch auf der Schaubühne das Ihrige ungemein thut: Sie iſt aber in einer ſo odenmäßigen Schreibart abgefaſſet, daß es in der That unmöglich iſt, darinnen fortzukommen. Die andern, ſo hernach bis 1700 gekommen, und deren wir eben nicht allzuviel haben, ſind auch nach dem Geſtändniſſe der gelehrteſten Italiener, nicht beſſer gerathen.

Nach 1700. hat die italieniſche Schaubühne eine ganz andere Geſtalt gewonnen. Der Herr Martelli machte viele Tragödien in gereimten alexandriniſchen Verſen; dieſe Art Verſe iſt in Italien nicht unbekannt, weil es zween Verſe von ſieben Sylben ſind, welche man mit einander verbindet, und weil wir noch von einem ſicilianiſchen Poeten alte Stanzen in Verſen von eben dieſem Sylbenmaaße haben, die vielleicht den franzöſiſchen alexandriniſchen Verſen zum Muſter gedienet haben. Denn unſer Sicilianer iſt ein ſehr alter Versmacher; dieſe Art, ſage ich, hat ſowohl ihre Liebhaber als Tadler gefunden.

Einige Zeit darauf machte Herr Gravina fünf Tragödien, und der Herr Marquis Maffei brachte ſeine Merope zum Vorſcheine. Bis itzo haben die Italiener, wie es ſcheint, noch nicht gewiß ausgemacht, was zu einer Tragödie gehört, die ſich vor unſere Zeiten und Sitten ſchicken könnte: Die Einrichtung der franzöſiſchen Tragödie iſt wegen gewiſſer Urſachen nicht nach ihrem Geſchmacke, die ich hernach ſchon ſagen will.

Herr Gravina hat den Griechen vielleicht mit einer allzugroſſen Ergebenheit nachgeahmet; der Herr Marquis Maffei aber hat ſich eben ſo ſehr genau nicht daran gebunden: Seine Merope, die ganz und gar eine griechiſche Handlung iſt, entfernet ſich doch nicht ſo weit von unſern Sitten, daß ſie den Zuſchauern unangenehm ſeyn ſollte. Und ob man wohl daran ausgeſetzet hat, daß er den Cresfonte hat binden, und ihn mit einem Spieſſe wollen erſtechen laſſen, ja, daß er auch die Merope mit einem Beile in der Hand auf die Schaubühne gebracht hat: So haben ſich dem ohngeachtet dieſe zwo Handlungen durch das einſtimmige Lob aller Zuſchauer in Italien ſo gut erhalten, daß man ſich nach den alten Sitten gerichtet, und ſie bewundert hat. Man will gewiß verſichert ſeyn, daß eben dieſer berühmte Mann noch eine andere Tragödie gemacht habe, welche noch bis itzo in ſeinem Bücherſchranke verſchloſſen liege. Ich zweifle nicht daran, ſie wird vortrefflich ſeyn, und daß ſie noch nicht zum Vorſcheine gekommen iſt, daran ſind nur die italieniſchen Comödianten ſchuld. Seit zehn Jahren, wie ich es anderswo erinnert habe, ſtellen ſie nur lauter ſchlechte Tragicomödien vor: Sie haben die Tragödie verlaſſen, und der Herr Verfaſſer iſt vielleicht nicht geneigt, ſein Stücke ſolchen ſpielenden Perſonen anzuvertrauen, welche die Geſchicklichkeit in den rechten tragiſchen Vorſtellungen verlohren haben.

Das andre Capitel.

Von dem Urſprunge der franzöſiſchen Tragödie. Von der Verbeſſerung dieſer Tragödie.

Die italieniſche Tragödie fing mit dem ſechſten Jahrhundert an: Lange Zeit hernach ſahe man erſt einige Tragödien auf der franzöſiſchen Schaubühne. Wenn alle diejenigen, welche von der italieniſchen Tragödie reden, eine Vergleichung zwiſchen der italieniſchen und franzöſiſthen Tragödie, aus eben dieſem Jahrhunderte anſtellen wollten: So würden ſie finden, daß jene anſehnlich, prächtig, wohl geſchrieben, mit gutem Verſtande und nach den ſtrengſten Regeln erfunden worden. Man würde ſehen, daß dieſe hingegen ohne Kunſt, in Gedanken ſchwach, von aller Wahrſcheinlichkeit entblöſſet, in ihrer Ausführung nicht regelmäßig geweſen iſt; ja wenn man endlich die erſtern franzöſiſchen Tragödien mit den italieniſchen, in Anſehung der Schreibart, vergleichen will: So haben die italieniſchen einen Vortheil, welcher daher entſteht, daß die Schreibart unſerer erſtern Tragödien nicht altväteriſch geworden, da man hingegen die Schreibart der alten franzöſiſchen Tragödien nicht mehr leiden kan, und daß dieſelbe ſie ſchon allein von der Schaubühne vertreiben würde.

Mit der italieniſchen Tragödie iſt es nicht ſo beſchaffen, die ihren Anfang zu einer Zeit nahm, da Petrarch an die Verbeſſerung der Sprache die letzte Hand anlegte, und ich habe im Jahr 1712. die Sophonisbe des Triſſino, und den Oreſtes des Ruccelai, mit gutem Glücke aufgeführet, die doch die zwey älteſten Tragödienmacher ſind.

Peter Corneille ſetzte die franzöſiſche Tragödie auf einen andern Fuß, und brachte ſie zu ihrer Vollkommenheit. Sogar Rotrou, welcher alle Stuffen der theatraliſchen Ausſchweifungen durchgegangen war, verbeſſerte ſeine Unrichtigkeiten, ſo bald er nur die erſte Tragödie ſahe, die Herr Corneille gemacht hatte, und verfertigte hierauf ſeinen Wenceslaus, den man ſchon als eine gute Tragödie anſehen kan.

Man kan alſo den Herrn Corneille den Wiederherſteller der franzöſiſchen Schaubühne nennen: noch mehr, man kan ihn den Erfinder der franzöſiſchen Tragödie heiſſen, weil die Tragödie des Peter Corneille, Thomas ſeines Bruders, des Racins und der übrigen allen, die hernach gekommen ſind, weder der griechiſchen noch lateiniſchen, noch italieniſchen, noch der alten franzöſiſchen Tragödie ähnlich ſieht. Dieſe geſchickten Leute lebten zu einer Zeit, wo der franzöſiſche Hof das Muſter der Höflichkeit und vollkommenſten Artigkeit war.

Sie nahmen ſich vor, die Ernſthaftigkeit der Tragödie in etwas zu mildern, damit ſich dieſes Schauſpiel deſto beſſer vor den Hof und den jungen König ſchickte. Zu dem Ende machten ſie die Liebe zur einzigen Gebietherin der Schaubühne. Ich denke nicht, daß man irren ſollte, wenn man ſagte, daß die franzöſiſche Tragödie die älteſte Tochter der Romanen ſey, weil der Geiſt der Romanen darinn herrſchet. Dieſer Geſchmack der Romanenliebe war in der Tragödie ſo ſehr im Brauche, daß Thomas Corneille in ſeinem Timocrat nichts anders that, als daß er die Handlung des Caloanders hinein brachte. In weniger Zeit wurde die Liebe gar die Tyrannin der Schaubühne; und die

Tragödienſchreiber brachten ſie auch bey ſolcher Gelegenheit an, wo es ſich nicht nur nicht wohl ſchickte, ſondern auch wo man ihr, wo ich nicht irre, den Zutritt gar nicht verſtatten konnte.

Herr Corneille brachte den Oedipus des Sophocles auf die franzöſiſche Schaubühne: Er änderte das Original, ſetzte an ſtatt des Creons den Theſeus, und gab ihm eine Prinzeßin zu, damit er nur Gelegenheit hätte, etliche zärtliche Auftritte dabey anzubringen. Ich bin verſichert, vor dem Herrn Corneille würde niemand geglaubt haben, daß man in dem Oedipus des Sophocles von der Liebe reden könnte.

Herr Voltaire iſt in eben der Tragödie des Sophocles dem Corneille nicht nachgefolgt: Er hat daſelbſt nicht zwo fremde Perſonen in die Handlung gebracht, welche einander von der Liebe was vorſchwatzten. Unterdeſſen wollte er doch auch in dieſem groſſen Punkte nicht fehlen, ohne welchen man ſich, wie ich glaube, würde eingebildet haben, daß in der Tragödie was fehlte. Es brachte alſo Herr Voltaire zwar kein Frauenzimmer in das griechiſche Original: Doch führte er den Philotectes daſelbſt ein, der, wie er voraus ſetzt, die Jocaſte geliebt hat, ehe ſie des Lajus Gemahlin war: Und man ſieht, daß dieſe zweene alten Männer, denn ſie müſſen gewiß alt ſeyn, einander mit Vergnügen ihre vergangne Liebe wieder ins Gedächtniß bringen.

Kan man wohl glauben, daß in einer geiſtlichen Tragödie die weltliche Liebe des Polieuctes ſich in die Handlung mit theilen ſollte! In der Tragödie von den Maccabeern liebt der junge Maccabeus eine Heydin, und will eine Glaubensgenoßin aus ihr machen; und daß ich nicht alle Tragödien durchgehe, ſo will ich nur mit der Tragödie vom Sertorius endigen. Wie dieſer alte General und der junge Pompejus das erſtemal zuſammen kommen, ſo reden ſie anfangs von den ernſthafteſten Dingen und den gröſten Staatsſachen, hernach ſchlieſſen ſie eine ſo wichtige Unterredung damit, daß ſie einander ihre Liebesbegebenheiten erzählen. Ich glaube, daß es vor allen Dingen nützlich ſeyn werde, die Wirkungen zu unterſuchen, welche dieſe Liebe auf der tragiſchen Bühne hervorbringet, und dieſes verdienet wohl ein ganz Capitel.

Das dritte Capitel.

Von den Wirkungen, welche die Liebe in der franzöſiſchen Tragödie hervorbringet. Von der Auslaſſung des Chors und der Vertrauten, die man dabey eingeführt hat.

Dieſe Romanenliebe nimmt gemeiniglich den dritten Theil von der Handlung in der franzöſiſchen Tragödie ein. Wenn man die verliebten Scenen wegnehmen wollte, und die Haupthandlung nur dasjenige ſchlecht weg vorſtellen lieſſe, was ſie vorſtellen ſoll: So würde die Tragödie in anderthalb Handlungen, oder aufs höchſte in zwoen geendiget ſeyn, ſo daß auch die Handlung gar nicht unterbrochen ſeyn würde, wenn man auch die verliebten Scenen weglieſſe. Wir wollen z. E. aus dem Nicomedes die zehen Scenen der Laodicee; aus dem Oedipus die zehen Scenen der Dirce; aus dem Polieuctes die verliebten Scenen des Severus; aus der Phädra des Herrn Racine die ſechs Scenen der Aricia wegnehmen, und wir werden doch ſehen, daß nicht nur die Handlung nicht unterbrochen, ſondern noch dazu viel lebhafter ſeyn wird; Ja man wird ganz augenſcheinlich ſehen, daß dieſe verliebten Scenen zu nichts anders gedienet haben, als die Handlungen des Stückes matt, kalt und die Helden weniger groß zu machen. Wenn man nach dieſen zwo der beſten Tragödien in Frankreich die andern alle unterſuchen will: So wird man dieſe Warheit deſto beſſer einſehen lernen. Ja! wenn die Liebe zur Haupthandlung der Tragödie gehöret, ſo nimmt dieſe an ſich ſelbſt ſo angenehme Leidenſchaft die Schaubühne mit Recht ein. Cid, Berenice, Andromacha, gefallen mir; Es gefällt mir die Liebe der Phädra, doch der Phädra vor allen andern.

In Frankreich hält man durchgängig davor, daß eine Tragödie ohne die Liebe den franzöſiſchen Damen nicht gefallen würde, die doch zu Paris die Schaubühne in die Höhe bringen können. Indeſſen erhielt doch im Anfange des 1716. Jahres Athalia einen groſſen Beyfall, da ſie zum erſtenmale von den Comödianten aufgeführet wurde: Und in dem Oedipus des Herrn Voltaire, die doch jedermann gefallen hat, war nur dieſes die einzige Sache, welche man billig misbilligte, daß Philoctetes und Jocaſta von ihren Liebesſtreichen ſchwatzten. Ungeachtet dieſer Exempel hat man ſich doch nicht geändert. Man will die Liebe in der Tragödie erhalten, und ich glaube die Urſache davon zu errathen. Eine kleine Liebesbegebenheit nimmt zum wenigſten die Helfte von der Tragödie ein. Das iſt ſchon ein groſſer Punct. Die Fabel will ſich nicht ſo recht ſchicken. Es müſſen ſich alle Grade der menſchlichen Handlung darinnen finden laſſen, der Anfang, der Fortgang, der Knoten, die Auflöſung und das Ende. Ein halb Dutzend verliebter Scenen machen, daß man leicht durch dieſe unmerkliche Wege hindurch kommen kan, die man gehen muß, wenn man eine Handlung wohl ausführen will. Ja indem ſie das Leere erfüllen, ſo machen ſie, daß man ganz unvermerkt vom Anfange bis in die Mitten und von der Mitten bis ans Ende einen Sprung thun kan. Wenn man die Ausmuſterung, wovon ich geredet habe, vornehmen und aus den Tragödien die verliebten Scenen wegnehmen will, welches auch gar leicht geſchehen könnte, ohne die Haupthandlung zu unterbrechen: So wird man dieſe Wahrheit mit Händen greifen können, und man wird den gefährlichen Sprung ſehen, welchen die Verfaſſer bey der Handlung ihrer Fabeln zu machen pflegen. Ich habe mir das Vergnügen gemacht, einen ſehr angenehmen Verſuch darinnen zu thun. Ich machte meinen Cameraden eine Abbildung von einer Comödie, worinnen alle Schauſpiele, die zu Paris gewöhnlich ſind, zufinden ſeyn ſollten. Man merkte, wohin ich damit zielte, und einige Zeit darauf nahmen es ihrer drey unter ihnen über ſich, dieſes auszuführen. Nach dem Vorſpiele machte man eine Handlung aus der Comödie nach dem italieniſchen Geſchmacke; die andere Handlung war eine Tragödie und die dritte eine comiſche Oper. Zur Tragödie gab ich den Entwurf, welchen die drey Perſonen genau ausführten und ſich viel Ehre damit erwarben. Ich rede von Arcagambis, mit welcher es gut gegangen iſt, und es iſt nicht nöthig, daß ich ſie umſtändlich beſchreibe; denn ſie iſt nunmehro gedruckt. Man ſieht in einem einzigen Actus eine völlige Handlung in ihrem Zuſammenhange:

Die Prinzeßin Thamire hat eine einzige Scene darinnen, wenn auch nur ein Anfänger in dieſe Handlung zehn verliebte Scenen zwiſchen Thamiren, den König, den Prinzen und der Amme nach ſeinem Gefallen hineinbringen wollte; er müſte nur hierinn der Sache folgen: So würde er ſich höchlich verwundern müſſen, wenn er ſehen ſollte, daß ihm ohne die geringſte andere Bemühung eine vollſtändige Tragödie von fünf Acten unter der Hand daraus erwüchſe.

Ich kan nicht leugnen, ich hatte währender Vorſtellung des Argacambis ein ungemeines Vergnügen daran: Jedermann wünſchte mir zu dieſer Tragicomödie Glück, und man wunderte ſich ſonderlich darüber, daß man darinnen alle Theile, und den Zuſammenhang des vollkommnen Handlung einer Tragödie von fünf Acten finden konnte. Wenn ich die Wahrheit ſagen ſoll, mein Herr, ſo bildete ich mir gar nichts darauf ein, daß ich die ganze Handlung einer Tragödie in einen Act gebracht hatte: Ich hätte ihrer von den meiſten Originalen, die ich vor Augen hatte, auch eben ſo viel machen können; wenn ich mir nur die Mühe geben wollen, die verliebten Scenen davon zu thun.

Als man die Tragödie in Frankreich auf einen andern Fuß ſetzte, ſo ließ man den Chor und den Anführer, d. i. denjenigen im Chore weg, der ſich unter die ſpielenden Perſonen mengte und mit ihnen redete. Man hielte dieſes in der Tragödie vor was überflüßiges und ſehr unwahrſcheinliches. Nach den Fabeln der franzöſiſchen Tragödien können ſie auch hierinnen recht haben: Denn die meiſten Tragödien handeln bey ihnen nur von Privatſachen, und geſchehn in dem Zimmer eines Königes, wo die Chöre auch in der That an dem unrechten Orte und wieder die Wahrſcheinlichkeit angebracht werden müſten.

Sie wuſten aber doch bey Auslaſſung des Chors und ſeines Anführers nicht, was ſie machen ſollten, und da ſie ihre Zuflucht zu den Romanen nahmen, ſo fielen ſie bey der Perſon des Stallmeiſters darauf, daß ſie einer jeden Hauptperſon ihre Vertraute, entweder männlichen oder weiblichen Geſchlechts, zugaben.

Es iſt wahr, der Alexander und die Athalia des Racine haben keine; ich glaube aber doch nicht, daß es deswegen geſchehen ſeyn ſollte, als ob ſich dieſer vortreffliche Tragödienſchreiber ein Gewiſſen dabey gemacht hätte: Sondern es kam von ohngefehr, weil die geiſtliche Geſchichte ſowohl als die weltliche von dieſen beyden Stücken, ſchon ſo viel Hauptperſonen verſchaffte, daß er nicht nöthig hatte, noch einige andere ſelbſt dabey zu erdichten. Seine Andromacha überführt mich hiervon noch mehr. Denn wenn er ſich über dieſen Punkt auch nur das geringſte Bedenken gemacht hätte: So würde er weder der Andromacha und Hermione eine Vertraute, noch dem Pyrrhus einen Hofmeiſter gegeben haben; drey Perſonen, die bey der Haupthandlung nichts nütze ſind. Beym Oreſtes glückte es ihm, daß er den Pylades in der Hiſtorie dazu fand.

Da man den Chor u. deſſen Anführer aus der Tragödie genommen, und an deren ſtatt die Vertrauten eingeführet hat: So iſt man, wo ich nicht irre, aus einer Unordnung und einem kleinen Fehler in einen gröſſern gerathen. Ihre Helden machen nach Art des Cyrus, Orondates und ſo vieler andren Romanen, nicht etwan einen Neuling in den Liebesſtreichen, wie die Stallmeiſter

meiſter waren; ſondern ſehr oft einen Sclaven zu ihrem Vertrauten, dem ſie nicht nur ihre Liebe, ſondern auch ſogar die gefährlichſten Verrätheregen entdecken. Oft kommt dieſer Vertraute nur deswegen bloß auf die Schaubühne, daß er zuhöre, oder die Sache nur erzähle, und in dem ganzen Stücke iſt er weiter zu nichts nütze.

Das vierte Capitel.

Von der Einheit des Orts in der franzöſiſchen Tragödie.

Das erſte, wovon man in der dramatiſchen Poeſie reden hört, ſind die drey Grundregeln der Tragödie und Comödie; die Einheit der Handlung, die Einheit der Zeit, die Einheit des Orts. Hieraus entſtehen die vornehmſten Anmerkungen, welche uns urtheilen lehren, wie gut die tragiſche oder comiſche Fabel ſey.

Ariſtoteles hat in ſeiner Dichtkunſt von der Einheit des Orts nichts geſagt; die Vernunſt allein hat die Poeten darauf geführt, und nicht das Anſehen der Alten. Nachdem Ariſtoteles vor die tragiſchen Handlungen eine Zeit von 12. oder 24. Stunden beſtimmt hat: So folgte aus einer ſo kurzen Zeit nothwendig, daß alles an einem Orte geſchehen muſte; denn die ſpielenden Perſonen können in ſo weniger Zeit ſich nicht weit verlaufen.

Sonſt war im Anfange der Tragödie die Vorſtellung dabey ſehr ungekünſtelt. Man wuſte nichts von Maſchinen, noch von den Veränderungen der Auszierung. Und dieſe Veränderung iſt doch vor die Einbildungskraft der Zuſchauer unumgänglich nöthig, wenn man den Ort der Handlung ändert.

Die erſten Tragödienſchreiber waren alſo genöthiget, ſolche Sachen auszuleſen, wobey die Handlung allezeit an einem Orte geſchahe. So bald die Schauſpiele dem Volke gefielen, und die vornehmſten Bürger einer jeden Republik ſich um die Wette bemühten, ihre Pracht zu vermehren: So gleich wurden die Auszierungen und die Maſchinen eingeführt; die Auszierungen aber dienen zu nichts anders als die Schaubühne zu putzen, und ſie nicht zu verändern. Was die Maſchinen anlangte, ſo dienten ſie nur den Gottheiten, und brachten ſie an den Ort der Handlung, ohne daß dieſer geändert werden durfte. So findet man auch weder im Sophocles noch im Euripides Veränderungen der Schaubühne.

Ohne Zweifel wird man ſagen, alle Leute, welche in den Alterthümern erfahren ſind, verſicheren uns, man hätte Veränderungen der Schaubühne gehabt. Bulenger und Lilius Girald führen davon zum Beweiſe aus dem dritten Buche des Virgils, welches vom Landbaue handelt, dieſen Vers an:

Vel ſcena vt verſis diſcedat frontibus.

Ich gebe gar gerne zu, daß man in den Schauſpielen der Alten Veränderungen der Auszierung gehabt hat. Ich weis wohl, daß Servius in der Erklärung dieſes virgilianiſchen Verſes, ſagt: Scena autem quæ fiebat, aut verſilis erat, aut ductilis. Verſilis tunc erat, cum ſubito tota Machinis convertebatur, & aliam picturæ faciem oſtendebat. Ductilis tunc, cum tractis tabulatis hac atque illac ſpecies picturæ nudabatur interior.

Indeſſen iſt es gewiß, daß wir keine alte Tragödie haben, wo die Sache es verlangte, daß man den Ort der Schaubühne verändern müſte. Wenn geſchahe denn alſo die Veränderung der Auszierung? Am Ende der Vorſtellung eines Stückes, wenn man ein anderes darauf ſpielen wollte. Denn das war damals Mode, daß auf ein tragiſches Stücke ein comiſches oder mimiſches folgte. Und öfters ſahe man in einem Tage drey oder vier unterſchiedene Schauſpiele auf einer Schaubühne nach einander aufführen.

Vielleicht wird mancher die Oefnung einer Thüre, zu welcher ein Bothe herein kommt, als eine Veränderung der Schaubühne anſehen; oder auch die Stelle in der Aſinaria des Plautus, wo man den Vater, den Sohn und die Frau am Tiſche ſitzen ſieht.

Allein, wenn mans beym Lichte beſieht, ſo wird man finden, daß die Veränderung der Schaubühne, ſo man Ductilis und Verſilis nennt, in dieſen zween Fällen nicht ſtatt haben.

Wo ich in meinem Verzeichniſſe von der olympiſchen Schaubühne des Palladio in der Stadt Vicenz rede, habe ich mich zu zeigen bemüht, wie die Schaubühnen nach dem Vitruv gebauet waren. Bulenger erklärt es weitläuſtig. Die Schaubühnen hatten drey Thüren und zwo andre auf der Seite, zu welcher die ſpielenden Perſonen herein kamen. Eine jede Thüre zeigte unterſchiedene Gaſſen und unterſchiedene Häuſer an. Wenn in der Tragödie ein Fremder, oder ein Bothe in die Stadt komen ſollte: So machte man eine von dieſen letzteren Thüren auf, und man ſahe durch dieſe Thüre zur Stadt hinaus, ohne die geringſte Veränderung auf der Schaubühne zu machen. So machte man auch in der Aſinaria eine von dieſen zwoen Seitenthüren auf, und man entdeckte in dem Vorſaale des Hauſes eine Tafel mit den ſpielenden Perſonen, welche aſſen. Damit wir aber wieder auf das kommen, wovon wir redeten: So war die Einheit des Ortes durch die lange Gewohnheit unter den Griechen ſo was ordentliches und gemeines, daß es nicht erſt nöthig war, eine Regel davon zu geben, und zu der Zeit verſtand ſich das von ſelbſten. Die Neuern haben ſich von dieſer Wahrſcheinlichkeit entfernet, und damit ich ſie nicht alle nenne, ſo meynte Claveret, der vermuthlich die Anmerkungen, ſo man ſeinen Vorfahren hierüber gemacht, gehört hatte: Er könnte dieſen Fehler vermeiden, wenn er am Ende der Namen der ſpielenden Perſonen, ſeiner Tragödie: Die Entführung der Proſerpina; dieſe Worte ſetzte: Die Schaubühne iſt im Himmel, in Sicilien und in der Hölle; wo ſich der leſer eine gewiſſe Art der Einheit des Orts vorſtellen kan, wenn er ſich dieſelben als eine Perpendicularlinie aus dem Himmel in die Hölle einbildet.

Dieſe ſo ſchändliche Unordnung nun abzuſtellen, haben die Gelehrten welche ſeit dem geſchrieben, ausdrücklich eine Regel von der Einheit des Ortes gegeben, die vor dieſem doch nur eine Folge aus denjenigen war, die Ariſtoteles ſo weislich vorgeſchrieben hatte. Sie haben nunmehr die Einheit des Orts ausdrücklich verlangt, wie Ariſtoteles die Einheit der Handlung und der Zeit verlangt hat, damit ſie der Einbildungskraft der Poeten einen Kappzaum anlegen möchten. Da aber die Tragödienſchreiber der Regel von der Einheit des Orts weit genauer folgen, als ihre Vorfahren gethan haben: So haben ſie ſich nun allzu ſorgfältig daran gebunden. Iſt es nicht wunderlich, daß das geheime Zimmer eines Kayſers oder Königes der Ort einer Tragödie ſeyn ſoll, und daß die Handlung eben dieſer Tragödie nichts anders als die Anſpinnung und das Werk einer Verrätherey ſeyn ſoll, die ſich vor den Augen des Prinzen anzettelt, den man ermorden will? Sollte man nicht bey nahe viellieber die Veränderung des Orts zulaßen, wie die Italiener ſeit 1600. in ihren nachgeahmten oder aus dem Spaniſchen überſetzten Stücken gethan haben?

Die neuern Ausleger des Ariſtoteles geben ſich ſehr viel Mühe, zu unterſuchen: Ob dieſe Einheit des Orts ſich auf eben den Platz erſtrecke, den die ſpielenden Perſonen in dem Anfange der Tragödie einnehmen, oder nur auf dieſelbe Stadt, wo die Handlung vorgeſtellet wird?

Doch ich will mich nicht aufhalten, ihre Gedanken hier zu unterſuchen, ich will vor dieſesmal nur mit wenigem ſagen, was ich denke.

Die wichtigſte unter allen Regeln, und welche Ariſtoteles gleichſam zum Grunde der übrigen legt, iſt dieſe: Daß man die Wahrſcheinlichkeit in acht nehmen ſolle. Alſo darf man auch weder die Einheit des Orts, noch die andern Lehren des Ariſtoteles, der Wahrſcheinlichkeit zum Nachtheile beobachten; weil dieſe die Quelle zu allen Regeln der Poeſie iſt. Und ſo glaube ich nicht, daß dieſe Wahrſcheinlichkeit, in der ſo genau beobachteten Einheit des Ortes, woran ſich die franzöſiſchen Poeten ſo ſehr binden, eben ſo wohl erhalten wird.

Die Zuſchauer dürften es meines Erachtens weit eher vertragen, daß die ſpielenden Perſonen in dem Pallaſte aus einem Zimmer in das andre giengen; wie es die Spanier, und in dem vorigen Jahrhunderte die

Italiener gethan haben: Als daß ſie ſehen müßen, wie eine Verrätherey in dem Zimmer und vor den Augen des Tyrannen, welchen man aufopfern will, verabredet wird.

Wir wollen zum Exempel eine von den beſten Tragödien des berühmten Tragödienſchreibers, Herrn Corneille nehmen. Wir wollen ſehen, was heraus kommt, wenn ſich dieſer große Mann an die Regeln der Einheit des Orts allzugenau bindet. Man wird doch nicht glauben, daß ich mich zum Richter über ihn aufwerfen will; meine ganze Rede geht nur dahin, daß ich zeigen will: Wie er die Wahrſcheinlichkeit weit beſſer hätte beobachten können, wenn er ſich weniger gezwungen hätte; und daß man nur deswegen Gelegenheit finden möchte, ihn zu tadeln, weil er befürchtet hat, er möchte die Regel der Einheit des Orts nicht genau genug beobachtet haben.

In der Tragödie vom Cinna iſt der Ort der Handlung das geheime Zimmer des Kayſers; und in eben dieſem Zimmer ſchreyt Emilie doch mit lauter Stimme, ſie wolle den Kayſer umbringen.

In eben dieſem Zimmer redet Cinna mit Emilien u. Maximus die Verrätherey ab. Nach dem Geſpräche zwiſchen Auguſt, Cinna u. Maximus iſt der Kayſer kaum aus dem Zimmer gegangen: So entdecket Cinna dem Maximus, er hätte dem Auguſtus nur deswegen angerathen, ſich der Herrſchaft nicht zu begeben, damit er ſich an ihm ein recht herrliches Opfer vorbehielte, und den Auguſtus auf dem Throne ermorden könnte. Wenn die Verſchwornen die ganze Zeit über in ſo großer Gefahr ſind, daß man ſie hören möchte: So ſind ſie wohl bey dieſer letztern Gelegenheit am allergefährlichſten daran; weil der Kayſer, da er erſt von ihnen weggegangen war, hätte können in der Nähe geblieben ſeyn, ſie zu behorchen, damit er doch wüſte, ob ſie auch in ſeiner Abweſenheit dasjenige dächten, was ſie ihm in ſeiner Gegenwart ſagten. Es ſcheint alſo wieder die Wahrſcheinlichkeit zu ſeyn, daß man ſie ſo frey reden läßt, da doch der Kayſer erſt hinweg war. Der Poet merkt dieſes auch wohl ſelbſt, und läßt am Ende der Unterredung den Cinna ſagen:

Ami dans ce Palais on peut nous ecouter.

Allein dieſe Ueberlegung kommt zu ſpäte, und ich weis nicht, ob die Zuſchauer nicht lieber eine Veränderung des Orts, als eine ſo unvorſichtige Aufführung an ſolchen Perſonen, wie Cinna und Maximus ſind, leiden ſollten. Herr Corneille ſucht ſich wohl in der Prüfung dieſer Tragödie, wieder den Vorwurf zu vertheidigen, den man ihm vielleicht ſchon zu ſeiner Zeit über dieſe Stelle ſeiner Tragödie gemacht hatte. Er ſchreibt alſo: Es iſt wahr, man findet hier zweene beſondere Oerter, die Helſte des Stückes geſchieht bey Emilien, und die andere in dem Zimmer des Auguſtus. Ich hätte thöricht gehandelt, wenn ich verlangt hätte, daß ſich dieſer Kayſer mit dem Maximus und Cinna berathſchlagen ſollte, ob er ſich des Reichs begeben ſollte oder nicht, an eben dem Orte, wo der letzte Emilien von der Verrätherey Nachricht gegeben, die er wieder ihn vorgenommen hatte.

Nach dem Herrn Corneille ſelbſt geſchieht alſo die bekannte Berathſchlagung zwiſchen dem Auguſtus, Cinna und Maximus in dem Zimmer des Kayſers, der Kayſer läſſet ſie daſelbſt, nachdem er ihnen geſagt hatte:

Adieu, j'en veux porter la nouvelle à Livie.

Und in eben dieſem Zimmer haben auch Maximus und Cinna dieſe unvorſichtige Unterredung miteinander, wovon wir geredet haben. Corneille erlaubt uns nicht einmal, daß wir uns einbilden dürfen, ſie wären heraus in Emiliens Zimmer oder ſonſt wohin gegangen, wenn er am Ende der Unterredung den Ciña ſo reden läßt

Ami dans ce Palais on peut nous ecouter,
Et nous parlons peutêtre avec trop d' imprudence
Dans un lieu ſi mal propre à notre confidence.
Sortons.

Sie waren alſo in eben dem Zimmer geblieben, und was wir von der wenigen Wahrſcheinlichkeit ihres Geſpräches geſagt haben, hat alles ſeine Richtigkeit. Herr Corneille hat es auch hierbey ſo gar mit ſeinem zwiefachen Orte nicht verhüten können.

Wir wollen aber doch wieder auf das kommen, was Herr Corneille über die Stelle ſeines Stückes nach den Grundregeln vorbringt, die er in ſeiner Unterſuchung annimmt, und die wir angeführt haben. Der ganze erſte Actus ſoll in dem Zimmer der Emilie geſchehen, der andere in dem Zimmer des Auguſtus; vor den dritten würde er auch meines Erachtens den dritten Ort nöthig haben. Schickt ſichs denn wohl, daß Maximus und Euphorbus in dem Zimmer des Auguſtus von der Verſchwerung wieder den Kayſer mit einander reden? würde es ſich auch wohl ſchicken, daß Maximus in Emiliens Zimmer mit Euphorben von ſeiner Liebe gegen ſie redete, u. daß Euphorbus ihm rathen ſollte, ſich von der Verſchwerung los zu machen und den Cinna zu verrathen? Herr Corneille muß alſo noch das dritte Zimmer haben, damit er ſein Stücke wahrſcheinlich machen kan. Die drey erſten Scenen des vierten Acts zwiſchen Auguſtus, Euphorben und Livien müſſen nothwendig in dem Zimmer des Kayſers geſchehen; am Ende der dritten Scene bleibt die Schaubühne leer, und die vierte Scene geſchieht zwiſchen Emilien und ihrer Vertrauten, ohne daß man ſehen kan, wie ſie auf die Schaubühne kommen. Dahero ſagt auch hier Corneille in ſeiner Unterſuchung, daß dieſe Scene und das übrige alles in dieſem Act in dem Zimmer der Emilie geſchehe. Aber woher weis der Zuſchauer dieſe Veränderung des Orts? Sieht er nicht immer einerley Auszierung? Es muß ihm alſo nothwendig wunderbar vorkommen, wenn er die Schaubühne leer u. Emilien, Fulvien und den Maximus von der Verſchwerung an eben dem Orte miteinander reden höret, von welchem Auguſtus, Euphorbus und Livia den Augenblick erſt weggegangen waren. Die Veränderung der Auszierung hätte den letzten Fehler verhüten können, der erſte aber iſt unerſetzlich. Was folgt nun hieraus? Daß es ſolche Handlungen giebt, die wegen ihrer beſtändigen Veränderung des Orts ſich nicht auf die Schaubühne ſchicken; daß man, wenn ſolche Veränderungen beſonderer Oerter der Wahrſcheinlichkeit unbeſchadet angehen können, ſolches dem Zuſchauer durch eine Veränderung der Auszierung andeuten muß. Denn es iſt vielleicht noch nicht genug, daß man es nur die ſpielenden Perſonen ſagen laſſe, ſie hätten den Ort verändert: Wie im Cid, wenn Chimene dem Rodrich zu erkennen giebt, wie ſehr ſie erſtaunet ſey, daß ſie ſich in Rodrichs Hauſe befinde; da es ihr der Zuſchauer doch wegen der Auszierung nicht glauben kan, weil er noch immer den

Pallaſt des Königs vor ſeinen Augen ſiehet. Racine hat die Veränderung der Auszierung in ſeiner Athalia unvergleichlich zu gebrauchen gewuſt, die ich als ein Meiſterſtücke der dramatiſchen Poeſie anſehe. Der Ort der Handlung in dieſer Tragödie iſt der Vorhof des Tempels, und wenn der Poet den König auf dem Throne will ſehen laſſen, wie er mit den bewaffneten Leviten umgeben iſt, ſo darf er nur die Thore des Tempels eröfnen laſſen; das heißt recht die Regeln klüglich beobachten, und doch die Wahrſcheinlichkeit dabey behalten. Er hat hierinnen die Griechen nachgeahmet, welche auf ihrer Schaubühne, nach den unterſchiedenen Umſtänden ihres Stückes, die geſchickteſte Einrichtung machten. So hatte Sophocles in ſeinem Oedipus, dem Tyrannen, den Pallaſt des Königs von Theben und einen Tempel nöthig, er erwählte dahero zum Ort der Vorſtellugen den öffentlichen Platz, wohin der Tempel und der Pallaſt des Königs gebauet waren. Gvarino hat im Paſtor Fido ebenfalls ſeine Schaubühne ſo einzurichten gewuſt, daß man ohne die geringſte Veränderung der Auszierung den Tempel auf dem Berge, unten daran die Höle und das Thal, worinnen alle Vorſtellungen geſchehen, ſehen konnte.

Das fünfte Capitel.

Von der Einheit der Zeit, und von der Einheit der Handlung in den franzöſiſchen Tragödien.

Die Franzoſen haben die Einheit der Zeit nicht allemal ſo ſtreng beobachtet: Oder, welches eben ſo viel iſt, die Regel von 24 Stunden. Ich könnte viel

Exempel davon anführen: Ich will aber nur bey den Horaziern bleiben. Die Tragödie fängt in dem Augenblicke an, da man glaubt, die beyden Armeen, der Römer und Albaner, hätten nunmehr einander angegriffen. Der erſte Auftritt ſtellet uns die Unruhe der Sabina vor, wie es doch mit der Schlacht ablaufen werde. Am Ende des erſten Acts bringt Curiatius der Camilla die Nachricht, daß die Schlacht nicht vor ſich gehen würde, die beyden Völker wären einig geworden, daß ſie überhaupt die drey tapferſten Männer von jeder Nation miteinander wollten kämpfen laſſen: Nur wiſſe man nicht, wen die Wahl treffen werde. Rom lieſet die drey Horazier nnd Alba die drey Curiazier aus. Man macht ſich zu dem Streite fertig; man geht auf den Kampfplatz; der Streit wird noch etwas aufgeſchoben; man befragt das Orakel, welches dieſe Wahl billiget; man kehret wieder nach dem Kampfplatze zurücke; der Streit iſt geſchehen; Horaz überwindet; er gehet nach Rom; das Volk nimmt ihn mit einem freudigen Zuruffe an; er geht in ſein Haus; er bringt ſeine Schweſter um; der König beſucht den alten Horaz; Valerius klagt den Sohn an, daß er die Schweſter umgebracht hat, und verlangt, daß er geſtraft werden ſolle; Horaz führet die Sache ſeines Sohnes vor Gerichte; der König ſpricht ihn von der Strafe los; Und die Tragödie iſt zum Ende. Man darf nicht erſt den Titus Livius deswegen nachſchlagen, man darf nur die Zeit überlegen und wieviel wohl natürlicher Weiſe zu allen dieſen Begebenheiten gehöret: So wird man, wie ich glaube, zugeben müſſen, daß zum wenigſten zweene oder drey Tage dazu nöthig geweſen ſind.

Was die Einheit der Handlung anlangt, ſo finde ich zwiſchen den griechiſchen und franzöſiſchen Tragödien einen groſſen Unterſcheid. Ich finde allezeit die Handlung der griechiſchen Tragödien ſehr leicht und verliere ſie auch nicht aus dem Geſichte: In den franzöſiſchen Tragödien aber habe ich zuweilen gewiß ſehr viel Mühe die Haupthandlung von den Nebenhandlungen, womit man jene beläſtiget, wohl zu unterſcheiden. Ich frage, zum Exempel, worinn die Handlung des Cids, Mithridates und vieler andern beſtehe. Roderich tödtet im Cid den Vater ſeiner Liebſten, treibt die Feinde in die Flucht, ſchlägt ſich mit ſeinem Mitbuhler, bekommt vom Könige Gnade und auch die Chimene zur Braut. Das iſt alles, was in dem Stücke geſchieht: Welche Begebenheit ſoll man nun von allen dieſen, als die vornehmſte und Haupthandlung des Stückes anſehen? Iſt es die Gnade, die Roderich von dem Könige erhält? Dieſe Gnade wiederfährt ihm in der Helfte des Stücks. Iſt es die Niederlage der Mohren? Dieſe geſchieht zwiſchen dem dritten und vierten Actus. Oder iſt es wohl zuletzt gar die Vermählung der Chimene? Keine von den Begebenheiten dieſes Stückes zielt dahin ab.

Mithridates kommt zurücke; er will ſeine Macht verſtärken und damit nach Rom gehen: Er findet, daß ſeine Söhne in Monimen verliebt ſind, welche er heyrathen ſoll. Die Römer laſſen ſich ſehen, Mithridates rückt heraus und will ſie ſchlagen, er kommt verwundet wieder zurück und ſtirbt; nachdem er noch die Verordnung gemacht, daß ſein Sohn ſich mit Monimen vermählen ſollte.

Sollte man ſagen können, der Tod des Mithridates ſey die Handlung dieſer Tragödie? Niemals kan der Tod eines Helden das Hauptwerk einer Tragödie ſeyn, wo nicht der Poet alle Bewegungen ſeines Stückes nach dieſem Zwecke einrichtet. Der Tod des Britannicus z. E. wird wohl mit recht vor die Haupthandlung dieſer Tragödie angeſehen, weil die Abſicht des Verfaſſers iſt, daß er uns durch unterſchiedene Begebenheiten zu dieſem Ende führen will, auf welches wir bey ſeiner Veranlaſſung haben gedenken müſſen. Wo finden wir aber in dem Mithridates eine Unternehmung oder Verrätherey, wobey wir den Tod dieſes Prinzen zu befürchten oder zu erwarten haben? In der ganzen Tragödie iſt nicht das geringſte anzutreffen, welches zeigen ſollte, daß der Tod des Mithridates das Hauptwerk des Stückes ſey.

Der Tod eines Helden oder eines Tyrannen kan zuweilen in die Haupthandlung einige Bewegung bringen oder die Wirkung davon ſeyn.

Zum Exempel im Heraclius ſtirbt Phocas, und die Haupthandlung beſteht darinn, daß man ihn vor den Erben des Reichs erkennet, und wieder auf den Thron hilft: Daß man es nun dazu bringen möge, wird Phocas getödtet, und in dieſem Falle eben iſt der Tod des Tyrannen nicht die Haupthandlung, ſondern die Wirkung der Haupthandlung.

In dem Tode des Pompejus iſt Pompejus geſtorben, ehe die Tragödie anfängt; und ſein Tod bringt in die ganze Haupthandlung der Tragödie viel Bewegung: Und in dieſem Falle iſt der Tod des Helden die Urſache der Haupthandlung. Der Tod des Grafen von Gormas giebt zu vielen Handlungen im Cid Gelegenheit. Im Mithridates aber iſt ſein Tod weder die Urſache noch die Wirkung der Haupthandlung. Ich würde nicht fertig werden, wenn ich ſie alle unterſuchen wollte; und ich will nur ſagen, daß in den meiſten franzöſiſchen Tragödien die Haupthandlung ſehr oft ein Räthſel iſt, welches uns die Poeten wohl ſelbſt nicht entdecken können. In den griechiſchen Tragödien iſt dieſes gar nicht ſo, man weis gleich, worinnen die Haupthandlung beſtehet.

Die Peſt verwüſtet die Stadt Theben; man fragt das Orakel um Rath; man hört, daß der unbeſtrafte Todſchlag des Lajus die Urſache alles dieſes Uebels ſey; Oedipus ſchweret dieſes zu rächen; man ſucht den Thäter auf, und Oedipus erkennet, daß er der Sohn des Lajus und alſo der Mörder ſeines Vaters iſt. Das iſt das Hauptwerk im Oedipus. Kan man hierinnen nicht ſogleich die Haupthandlung dieſer Tragödie erkennen? Alles Vornehmen der Perſonen in dieſem Stücke gehet dahin, daß man den Todſchläger des Lajus erkennen ſoll, und der Poet richtet alles zum Unglück des Oedipus ein.

Nachdem ich von den franzöſiſchen Tragödien geredet habe, in welchen es nicht leicht iſt, die rechte Haupthandlung wahrzunehmen: So muß ich auch nunmehro von der reden, wo die Einheit der Handlung nicht wohl beobachtet worden, und wo die Hauptabſicht oft ſo ſehr vertheilet iſt, daß es nicht ſchwer wird, ſie vor zwo Haupthandlungen anzuſehen.

Ich will von der Andromacha anfangen, die ohne Zweifel eine von den ſchönſten Stücken des Racine iſt. Das eigentliche Hauptwerk dieſer Tragödie iſt die Vermählung des Pyrrhus. Die Griechen haben dem

Oreſtes aufgetragen, ſich darwieder zu ſetzen. Allein da er an den Hof des Pyrrhus kam, fand er daſelbſt einen weit gröſſern Vortheil vor ſich, als daß er den Nutzen der Griechen hätte befördern ſollen, wie ſie ſich doch von ihm verſprachen: Seine Liebe gegen Hermionen machte, daß er wünſchte, Pyrrhus möchte Andromachen heyrathen; der Befehl der Hermione verpflichtete ihn, den Pyrrhus umzubringen. Die Liebe, durch welche dieſer Held getrieben wird, ſeine Heftigkeit, die Eiferſucht der Hermione, ſein Tod, alle dieſe Bewegungen nehmen die Zuſchauer weit mehr als die andern ein, die wir an Pyrrhus und Andromacha finden, und ſie könnten allein ſchon das Hauptwerk einer Tragödie ſeyn. So ſind auch anderntheils das Schickſal der Andromacha, die Liebe des Pyrrhus gegen ſie an ſich ſelbſt wichtig genug, einem Poeten Gelegenheit zu einer guten Tragödie zu verſchaffen; und wer nur ein wenig Achtung darauf geben will, der wird leicht ſehen, daß ein ſo groſſer Poet, als Herr Racine, die Tragödie leicht hätte machen können, ohne daß ſich Hermione an dem Hofe des Pyrrhus befunden hätte, und ohne daß Oreſtes eine andere Urſache gehabt hätte, die Vermählung mit der Andromacha zu hindern als den Befehl, welchen ihm die Griechen gegeben hatten. Pyrrhus hätte doch eben den Streit zwiſchen ſeiner Liebe gegen Andromacha und der Furcht ſich die Griechen auf den Hals zu ziehen, ausſtehen müſſen: Auch Andromacha würde ſowohl durch die Liebe gegen ihren Sohn, als durch den Abſcheu vor einer Heyrath mit dem Mörder des Priamiſchen Geſchlechts, mit dem Sohne des Mörders ihres geliebten Hectors, beunruhiget worden ſeyn.

Wenn Herr Racine ſein bey der Einheit dieſer Haupthandlung geblieben wäre, ſo würde er ein weit ordentlicheres und angenehmeres Stücke gemacht haben. Denn es kommt nicht auf die Vielheit der unterſchiedenen Abſichten an, wenn ein Stücke gefallen ſoll. Umgekehrt! Es nimmt weit mehr ein, wenn eine einzige Begebenheit die Zuſchauer allein aufmerkſam macht. Herr Racine wuſte dieſes ohne Zweifel wohl: Allein die Art ſeines Volkes zwang ihn darzu. Dieſes will nur, ſonderlich in den theatraliſchen Stücken, durch das Schickſal der Verliebten bewegt werden. Und obgleich die Liebe in allen rechten tragiſchen Stücken ſeyn ſoll: So haben doch die Poeten, welche dieſe Stücke auf die franzöſiſche Schaubühne bringen wollen, ſich genöthiget geſehen, ſie als ein Nebenſpiel auf dieſelbige zu bringen, und dieſes Nebenſpiel oft mit gröſſerer Mühe auszuführen, als wohl ſelbſt das Hauptwerk des Stückes. Daher ſind in den franzöſiſchen Tragödien ſo viel Nebenſpiele entſtanden. Daher kommen die Nebenperſonen, auf welche wir zuweilen mehr, als auf die Hauptperſon achtung geben müſſen.

Man kan dieſes an dem Polieuctes im Severus, an der Eriphile in der Iphigenia, an dem Aricius aus der Phedra und an der Liebe des Theſeus und der Dirce in dem Oedipus deutlich genug ſehen.

Wenn die Nothwendigkeit, allezeit verliebte Perſonen auf die franzöſiſche Schaubühne zu bringen, in den Stücken der gröſten Meiſter allerhand Fehler hervor gebracht hat: So kan man ſich leicht einbilden, was die kleinern müſſen gethan haben, die durch dieſe Gewohnheit mit hinein ſind gezogen worden;

den; ob ihnen wohl, wenn mans recht anſiehet, dieſe Gewohnheit mag viel geholfen haben, ihre Geſpräche auszuführen, weil ſie keine Leidenſchaft haben, wovon ſie mehr reden können, als die Liebe.

Das ſechſte Capitel.

Von der Eigenſchaft der franzöſiſchen Tragödien.

Die franzöſiſchen Tragödien ſind, wie es ſcheint, nicht ſorgfältig genug, den Unterſcheid anzudeuten, welchen das beſondere Naturell einer jeden Nation in den Helden hat hervor bringen ſollen, die bey unterſchiedenen Völkern gebohren ſind. Die Geſchichtſchreiber und griechiſchen Poeten bilden ihre Helden mit einer erhabenen Seele, jedoch allezeit wild und grauſam ab: Bey den römiſchen Helden finden wir dieſes Erhabene zwar ebenfalls, doch auch zugleicher Zeit Leutſeligkeit und Großmuth.

In den franzöſiſchen Tragödien ſcheint es, als ob **Cäſar, Alexander, Pompejus, Mithridates, Auguſtus**, u. **Achilles** unter einem Geſtirne wären gebohren und nach einerley Regel auferzogen worden.

Auſſer dem herrſchenden Naturelle ſeiner Nation hat ein jeglicher Held eine Gemüthsbeſchaffenheit die ihm eigen iſt. Man weis, daß Pyrrhus, ein Sohn des Achilles, ein heftiges und grauſames Gemüthe hatte, und daß Hippolytus, der Sohn des Theſeus, wild, verdrüßlich und von der Liebe ganz und gar entfernet war. Und dennoch hat Hippolytus in der Phedra des Racine die feinſten Gedanken und weint bey ſeiner geliebten Aricia auf das zärtlichſte: Pyrrhus iſt ebenfalls vor ſeiner Andromacha demüthig, verliebt und ſchwach. Man könnte darauf antworten: Wenn auch Pyrrhus vor ſeiner Liebſte zärtlich und demüthig iſt, ſo findet man doch zuweilen auch, daß es ſcheint, als ob ſich ſeine Gemüthsbeſchaffenheit entdeckte und ihn mit eben dieſer Andromacha etwas harte reden heiſſe. Wenn man aber dieſe Stelle genau unterſucht: So findet man, daß nicht ſo wohl ſeine wilde Gemüthsart an dem harten Geſpräche, welches er mit der Andromacha hält, ſchuld iſt; ſondern vielmehr die natürliche Ungeduld, in welche ein Liebhaber durch die beſtändigen Klagen der Andromacha wegen ihres Mannes und durch die untröſtliche Bekümmerniß über das Schickſal ihres Sohnes hätte geſetzt werden müſſen. Der zärtlichſte Liebhaber würde in einer ſolchen Gelegenheit eben ſo wie Pyrrhus geredet haben. Racine iſt in dieſer Gelegenheit alſo mehr den Umſtänden als der Gemüthsart gefolget.

Da nun dieſer groſſe Poete zwo ſo merkwürdige und ſo bekannte Gemüthsarten verändert hat, ſo können ſie ſich, mein Herr, leicht einbilden, was die andern werden gethan haben.

Damit man deſto beſſer von ihrem Fehler urtheilen kan, will ich einige allgemeine Anmerkungen von den Gemüthsarten machen.

Ein jeder Menſch und überhaupt ein jeder Held hat eine gewiſſe herrſchende Gemüthsart, welche die Quelle ſeiner Art zu denken iſt, und die ſich nach keinem Geſchmacke richtet, wenn er ihr nicht gleichförmig iſt. Wenn ſich zuweilen die Leidenſchaften, welche allen Menſchen gemein ſind, bey ihm merken laſſen: So darf man nicht glauben, daß ſie ſich ganz und gar verändern. Einerley Leidenſchaften machen die Menſchen nicht einander ähnlich; vielmehr machen

chen die unterſchiedenen Gemüthsarten der Menſchen, daß eben die Leidenſchaft in einem Menſchen ganz anders iſt, als bey den andern. Alle Menſchen können verliebt ſeyn: Aber ein jeder Menſch iſt nach ſeiner Art verliebt, und dieſe Art rühret aus der Gemüthsart her, die in ihm herrſchet, und welche durch die zufällige Leidenſchaft mehr oder weniger verändert iſt; nachdem er mehr oder weniger geſchickt iſt, ihrem Eindrucke zu wiederſtehen.

Man findet in einigen Tragödien des Racine und Corneille Exempel einer richtigen Verbindung dieſer Leidenſchaften.

In der **Iphigenia** in Aulis überläßt ſich **Achilles** nicht den vergeblichen Klagen, da er beſorgt, er werde ſeine Liebſte verlieren; ſondern dieſer hitzige Held und welcher den Vorzug des **Agamemnons** nicht geduldig erträgt, fährt auf und drohet ihm auch ſo gar in Gegenwart der **Iphigenia**. **Pruſias**, der in ſeine Frau verliebt war, läßt ſich von ihr ganz und gar regieren, und hört die Natur nicht an, welche für ſeinen Sohn **Nicomedes** ſpricht: Alſo läßt ihn die Liebe, welche im Achilles eine ſtolze und hitzige Gemüthsart antrifft, ſeiner Gemüthsart gemäß handeln, und da ſie bey dem **Pruſias** eine ſanfte und leicht bewegliche Gemüthsart findet, ſo beherrſchet ſie ihn ganz und gar, und theilt ihm auch alle ihre Schwachheiten mit. Alle dieſe Regeln der Wahrſcheinlichkeit haben ſie beobachtet: Allein dieſe Wahrſcheinlichkeit iſt nicht leicht von den andern franzöſiſchen Tragödienſchreibern in acht genommen worden. Sie lehnen allen Helden in ihren Tragödien eben die Liebesartigkeit und eben die Gemüthsregungen, welche ſie aus den Romanen genommen haben; ohne ſich darum zu bekümmern, ob dieſe Helden eine ſolche Art zu lieben möchten angenommen haben, oder ob ſie ſich auch zu der Gemüthsart ſchickt, die ihnen die Geſchichte oder ihre Fabel gegeben haben.

Ich werde mich nicht aufhalten, alle Stücke der heutigen Poeten durchzugehen, und dergleichen Fehler noch mehr anzumerken. Man kan dasjenige, was wir in Anſehung der herrſchenden Gemüthsart eines jeden Helden und die Veränderungen, ſo nach der Wahrſcheinlichkeit bey den Leidenſchaften gröſſer oder geringer ſeyn müſſen, geſagt haben, bey einem jeden Stücke mit leichter Mühe gebrauchen.

Ich werde alſo dieſes Capitel mit folgender Anmerkung beſchlieſſen, daß dieſes Wort Characters ſehr oft am unrechten Orte gebraucht worden. Die meiſten Leute finden da Characters, wo keine ſind. Wo finden wir ſie wohl im **Cid**, wenn man den Character des Grafen von **Gormas** davon ausnimmt? Wo trifft man einen in der **Rodogune** auſſer dem Character der **Cleopatra** an? Sieht man wohl einige im **Titus** und **Berenice**? Endlich finde ich auch in den **Horaziern** nicht mehr als dieſe zwene merkliche Characters, einen am **Horaz** und den andern am **Curiaz**, und im **Cinna** den Caracter des **Auguſts** und der **Emilie**.

Ich verlange nicht, daß man dieſes, was ich von den Charactern dieſer unterſchiedenen Stücke geſagt habe, als einen Urtheilsſpruch anſehen ſoll. Ich will hiermit nur bloß ſagen, was ſie bey mir vor einen Eindruck gemacht haben. Vielleicht giebt das, was ich hier vortrage, etwan Gelegenheit, ſie genauer zu prüfen. Noch weniger habe ich mir vorgenommen gehabt, dieſe Tragödien zu tadeln, darinnen ich eine ſo geringe Anzahl der Charactere gefunden. Es iſt eben nicht nöthig, daß eine Tragödie, wenn ſie gut ſeyn ſoll, eine groſſe Anzahl merklicher Charactere haben müſſe. Wenn die Handlung einfach iſt und ſie kom̃t nur auf eine oder zwo Perſonen an: So iſt es gut, wenn nur ihr Character ausgeführt und kenntlich gemacht wird. Alſo iſt in der **Rodogune** der Character der **Cleopatra** zu dem Stücke ſchon genug.

Das ſiebente Capitel.

Von den Sprüchen der franzöſiſchen Tragödien.

Nach des Ariſtoteles Meynung iſt eines von den ſechs weſentlichen Stücken der Tragödie, welches die Italiener Sentenza nennen: Ich finde kein franzöſiſches Wort, womit ich es genau geben könnte, und ich werde mich bald des Worts Meynung, bald Grundregel und Spruch bedienen.

Die franzöſiſchen Tragödien laſſen ſich in dieſem Stücke beſonders ſehen; doch iſt es auch oft ein groſſer Stein des Anſtoſſes bey den Verfaſſern derſelben, welche ſich dem Feuer der Einbildungskraft allzuſehr überlaſſen, und ſich von der Wahrſcheinlichkeit entfernen, ſo doch der beſte Grund des Schönen iſt.

Iſt es wohl z. E. wahrſcheinlich, daß ein Held in der gröſten Hitze ſeiner Leidenſchaft ſich mit den Meynungen der ſpitzfindigſten Metaphyſik breit machen ſollte? Dieſe vorgegebene Schönheit iſt der Abſicht eines tragiſchen Gedichtes in ſeiner Wirkung ganz zuwieder.

In dem Augenblicke, da der betrübte Zuſtand eines Helden uns recht ans Herze geht, höret man aus dem Munde eines ſolchen wütenden und verzweifelnden Helden eine ſo hohe Grundregel, oder einen ſo ſonderbaren und unerwarteten Spruch, daß er uns in der Empfindung des Herzens ſtöret, und den Verſtand mit aller ſeiner Aufmerkſamkeit darauf ziehet.

Man leſe nur im Corneille das Geſpräche des Oedipus mit der Dirce, nachdem er vor einen Sohn eben der Jocaſte war erkannt worden, welche er geheyrathet hatte: So wird man ſehen, daß er ſich, um die Beſchaffenheit des Gemüthes auszudrücken, worinn er ſich befunden, ſo ſchöner und ſo hoher Gedanken bedienet, daß er ſich dadurch einen groſſen Ruhm erwirbt; allein ſie ſchwächen auch zu gleicher Zeit das Mitleiden. In der Tragödie von dem Tode des Pompejus kan mir Corneille das Herze rühren und rege machen: Unterdeſſen ſind doch die hohen Gedanken, welche er nicht nur gegen den Cäſar, ſondern auch gegen die Aſche des Pompejus verſchwendet, nur vermögend den Verſtand zu erwecken, und nicht das Herze. Die Zuſchauer können ihn nur bewundern, an ſtatt, daß ſie ſollten erweicht werden. Darinn beſtehet die Abſicht der Tragödie nicht. In dieſem Falle möchte die Kunſt des Poeten darinnen beſtehen, daß er ſeine Kunſt verbergen und mir die Natur zeigen ſollte. Wenn die Regung des Gemüthes, auf eine den Umſtänden gemäſſe Art, ausgedrücket wird: So kan dieſes allein ſchon die Zuſchauer in Bewegung ſetzen. Ein ausſtudirter Gedanke kan ſie niemals rühren.

Man ſehe nur, wie Sophocles den Oedipus reden läſſt, wenn er ihn mit ſeinen zwo jungen Töchtern auf die Schaubühne bringt. Der Zuſtand dieſes unglücklichen Helden, Vaters und Bruders zugleich, iſt durch den Verſtand des Poeten weder verändert noch geſchwächet werden.

Wenn die Poeten wieder die Wahrſcheinlichkeit fehlen, indem ſie einem Helden allzugekünſtelte Grundregeln in den Mund legen, deſſen Zuſtand nichts anders, als einen natürlichen Ausdruck ſeiner Gemüthsbewegung ertragen kan: So ſtoſſen ſie weniger wieder dieſe Wahrſcheinlichkeit an, wenn ſie ihre Perſonen ſo reden laſſen, wie es ſich vor ihren Stand, ihr Alter oder ihr Geſchlecht am beſten ſchickt.

Nichts deſto weniger muß man zugeben, daß ſich die Hoheit der Gedanken in allen Ständen findet: Doch iſt es nicht einerley, wie man ſie bey einem jedweden ausdrücket: Sie iſt nach dem Unterſchiede des Alters und der Auferziehung unterſchieden. Man hat es den meiſten griechiſchen und lateiniſchen Poeten mit Recht vorgeworfen, daß ſie dieſe Regel der Wahrſcheinlichkeit in den Geſprächen, die ſie ihre Perſonen halten laſſen, nicht genug beobachtet haben. Man könnte dieſen Fehler den meiſten franzöſiſchen Tragödien mit recht vorwerfen: Man ſieht bey ihnen oft, daß die Helden und ihre Vertrauten, die Weiber und die Kinder einerley Sprache reden, und beſonders Grundregeln und Sprüche mit vielem Prachte vorbringen. Die Franzoſen, welche natürlicher weiſe voller Verſtand, und ungemein lebhaft ſind, üben ſich ſonderlich in dieſem Theile der Tragödie, welche wir Sentenza nennen, und öfters opfern ſie dieſe den übrigen allen auf. Sie ſind dazu durch den guten Beyfall aufgebracht worden, indem eine ſchöne Grundregel die Zuſchauer allezeit überraſcht. Zuweilen hat man geſehen, daß eine Tragödie bloß durch den Schein der Grundregel wohl von ſtatten gegangen iſt, die man daſelbſt angebracht hat. Die Tragödienſchreiber haben ſich durch einen ſo glücklichen Erfolg betrügen laſſen, und ſie merkten es nicht, daß ein Stücke, welches dieſen Vortheil nicht hat, nicht lange im Anſehen geblieben iſt. Wenn ſie ihre Werke unſterblich machen wollen, ſo müſſen ſie in die Fabeln eine ſolche Einrichtung bringen, daß ſie an ſich ſelbſten, von allen Zierrathen der Schreibart entblößet, fähig ſeyn, die Zuſchauer zu rühren und ſie ſelbſt darum bekümmert zu machen. Sie müſſen alsdann ihren Verſtand ſo brauchen, daß ſie allezeit den Character und alle Umſtände beobachten, ſo werden ſie ſich verſichern können, daß ſie beſtändig gefallen werden.

Racine hat ſich damit ſehr verdient gemacht, und man wird dieſes jederzeit erkennen müſſen. Viel Leute bilden ſich ein, er habe es in dieſem Theile der Tragödie, wovon wir handeln, nicht eben allzuhoch gebracht, das heißt, in den Grundregeln, in Gemüthsbewegungen: Allein ſie geben nur nicht Achtung darauf. Man trifft die hohen Gedanken, welche ſie bey andern finden, bey dem Racine in eben ſo groſſer Anzahl an. Sie dringen bey andern durch, weil ihre ungleiche Schreibart einen ſolchen Miſchmaſch verurſachet, die ihr Anſehen ein wenig erhebet. Sie werden es nicht ſo leicht bey dem Racine ſuchen, deſſen Schreibart allezeit gleich edel iſt; und die allzeit richtigen und natürlichen Ausdrückungen verwirren ſie nicht durch hohe

Worte. Das iſt das beſte Muſter, welchem man in der Schreibart folgen kan.

Wenn doch die Franzoſen, welche den Italienern die Concetti vorgeworfen haben, ſich ſelbſten und den Italienern ihr Recht wiederfahren lieſſen: Den Italienern, daß ſie nicht glaubten, die Concetti wären nach dem Geſchmacke der gelehrten Leute der Nation, als welche keinen Gefallen daran haben; ſich ſelbſt, daß ſie dieſen Fehler nicht bey ſich einführen lieſſen, welchen ſie doch an den Italienern tadeln und der unter ihren neuern Tragödienſchreibern doch ſehr gemein wird. Es iſt wohl wahr, bey ihren guten Schreibern trifft man ihn wenig an; jedoch habe ich bey eben dieſem Racine zweene dergleichen Fehler angetroffen, die den Italieniſchen gewiß nichts nachgeben.

Pyrrhus ſagt in der Andromacha, in der erſten Handlung und dem vierten Auftritte:

> Je ſouffre tous les maux, que j'ai faits devant Troye,
> Vaincu, chargé des fers, de regrets conſumé,
> Brulé de plus de feux que je n'en allumai.

Und Theramenes in der Phedra:

> Le Ciel avec horreur voit ce monſtre Sauvage
> La Terre s'en émeut, l'air en eſt infecté,
> Le Flot qui l'apporta recule épouvanté.

Ich habe dieſe zwo Stellen des Racine angeführt, nicht ſowohl dieſen groſſen Mann zu tadeln, der doch dieſen Fehler ſo ſelten begangen hat; als vielmehr zu zeigen, wie wohl man ſich vor allzuhoch getriebnen Gedanken in acht nehmen ſolle, weil ſie ſich bey den gröſten Meiſtern einſchleichen.

Und hiervon genug: Sie werden ſichs gefallen laſſen, mein Herr, dieſe wenigen Anmerkungen bey unterſchiednen Stücken der Schaubühne, welche ſie prüfen wollen, gehörig anzuwenden.

Das achte Capitel.

Von der Abſicht der franzöſiſchen tragiſchen Poeten. Einige Anmerkungen über die franzöſiſche Tragödie.

Der Zweck der dramatiſchen Poeten iſt zu gefallen. Dieſen zu erreichen müſſen ſie ſich nach dem Geſchmacke der Nation richten. Bey den Griechen hatte das Volk groſſen Theil an den öffentlichen Geſchäften, und es lag ihnen an den Veränderungen der Reiche ſehr viel. Es ſahe die Abbildungen der Leidenſchaften ſehr gerne, die ſolche verurſachen, es hatte ſeine Luſt daran, wenn es die Staatsregeln auf der Schaubühne erſchallen hörte. Wir haben in dem erſten Capitel geſehen, daß ihre Poeten ſolche Dinge und Abbildungen auf die Schaubühne gebracht, welche dem Naturelle dieſes Volks gemäß waren. Die Franzoſen ſind vergnügt, daß ſie ſchon ſeit ſo vielen Jahrhunderten durch den weiſen Willen ihrer Könige beherrſchet worden ſind, und werden dahero viel weniger durch alles das gerühret, wodurch man ihnen die liſtigen Streiche des Ehrgeizes abmahlet. Sie haben ein weit gröſſeres Vergnügen daran, wenn ſie ſehen, daß Liebe und Eiferſucht die Schaubühne einnehmen; die Romanen, welche bey ihnen ſo ſehr im Gebrauche ſind, haben ihre Poeten natürlicher weiſe dahin gebracht, daß ſie dasjenige wirklich vorſtellten, was ſie mit ſo groſſem

Vergnügen laſen. Auf ſolche Weiſe iſt die franzöſiſche Tragödie entſtanden, in welcher die Liebe auf eine recht romaniſche Art vorgeſtellt wird, und allezeit das wichtigſte iſt. Sie iſt die herrſchende Leidenſchaft auf der Schaubühne, welche man gleichſam als den eigentlichen Character ihrer Tragödie anſehen kan, welcher ſie von der griechiſchen und italieniſchen Tragödie unterſcheidet.

Vielleicht wäre es zu wünſchen, daß ſie dieſe zärtliche und verliebte Erklärungen, welche ihren Sitten und Gemüthsarten ganz was Fremdes waren, andern Helden, als den griechiſchen und lateiniſchen Helden hätten in den Mund legen können. Hätten ſie nicht die Thaten ihrer Fürſten vorſtellen können, wie die Engelländer gethan haben? Wir wollen dieſes nicht unterſuchen, es würde uns zu weit abführen. Wir wollen nur ſagen, daß die Poeten, indem ſie den Griechen und Römern franzöſiſche Leidenſchaften gegeben, auch geglaubt haben, ſie müſten ſie ihnen auch ſo gar mit aller franzöſiſchen Höflichkeit geben. Dahero ſieht man auf dem Kopfe des Achilles und Cäſars einen Hut mit einem Federbuſche, welcher demjenigen gleich kommt, den man auf die Decke eines Thrones ſetzet, und die Fremden, welche nicht gewohnt ſind, die alten Helden ſo gekleidet zu ſehen, können ſich nicht enthalten, ſie Monſieur Cäſar, Monſieur Achilles zu nennen.

Wir wollen nicht die franzöſiſchen Tragödienſchreiber tadeln, ſondern ſie vielmehr beklagen, daß ſie ihren Zuſchauern anders nicht haben gefallen können, als daß ſie ihnen die Liebe und Eiferſucht haben abmalen müſſen. Das iſt das einzige, welchem wir die Fehler ſchuld geben müſſen, die wir in den Stücken ihrer größten Meiſter angemerkt haben, daß ſie nemlich wie im Cinna, in der Einheit des Orts, wie in der Andromacha, und in dem Oedipus in der Einheit der Handlung u. ſ. w. gefehlet, die Characters ſo ſehr geändert, und endlich ſo viel Vertraute, welches allezeit kaltſinnige und tumme Perſonen ſind, auf die Schaubühne gebracht haben.

Wenn ich einmal ſo glücklich ſeyn ſollte, die engliſche Schaubühne kennen zu lernen: So will ich ihnen auch meine Gedanken davon ſagen. Voritzo kan ich nur von der Tragödie der Cato reden, die in unſere Sprache überſetzt und auf unſerer Schaubühne glücklich vorgeſtellet worden iſt. Ich meines Orts glaube, daß man in dieſer Tragödie das wahre Muſter einer wohl ausgeführten Verſchwerung und die Sprache eines Helden antrifft, der allezeit edle Gedanken hat, ohne die Grenzen der Natur zu übertreffen: Cato iſt weit gröſſer, als alle Helden der alten und neuen Tragödien, und doch finde ich allezeit was menſchliches bey ihm.

Man könnte vielleicht einwenden, daß Cato ſeines todten Sohnes wegen nicht eine Thräne flieſſen laſſe, und das wäre nicht menſchlich. Ich aber behaupte, daß der Character des Cato an keinem Orte mehr ſey beobachtet worden als hier, ſo, daß man ihm nichts unmenſchliches vorwerfen kan. Cato war von der noch geringen Anzahl des Raths umgeben, und nahm ſich in acht, daß er ihn nicht durch ſeine Thränen vollends verzagt machen möchte, indem er dadurch ſeine Schwachheit ſehen lieſſe. Vielleicht hätte er auch nicht Thränen vergoſſen, auch wenn er ganz allein und ohne Zeugen geweſen wäre. Die Thränen ſind nicht allezeit bey dem Schmerze, ſie ſchicken ſich auch nicht vor den Character des Cato. Wir wollen aber doch ein wenig erwegen, was er bey dieſer Gelegenheit ſagt, ſo wird man ſehen, daß man nichts ſtandhafters, und zugleich nichts zärtlichers finden könne.

Ich rede nicht von der Liebe, welche man bey der Tochter des Cato und der Tochter des Lucius findet. Ich billige dieſe gar nicht, und der Verfaſſer hätte ihrer wohl überhoben ſeyn können. Vermuthlich aber hat er deswegen die jungen Töchter anbringen müſſen, weil er ſich genöthiget geſehen, Frauenzimmer hinein zu bringen, und dieſe koñten um keiner andern Urſache als der Liebe willen dabey ſeyn.

Es ſteht zu hoffen, daß die Engländer und Italiener, wo ſie den ſchönen Muſtern folgen möchten, die ſie nunmehro haben, gute Tragödien machen werden. Ich ſchmeichle mir auch, daß die franzöſiſchen Zuſchauer den Geſchmack verliehren werden, dergleichen hohe Gedanken zu hören, welche den Verſtand betäuben, und der Vernunft einen Ekel machen. Sie fangen ſchon an, ſich den ärgerlichen Einfällen der hölliſchen Staatskunſt und den leichtſinnigen Grundregeln zu wiederſetzen, welche einige Neuere aus vergifteten Quellen geſchöpft haben, weil ſie hofften, ſich dadurch angenehm zu machen, wenn ſie ſolche Gedanken vorbrächten, die nur einen falſchen Schein der Hoheit haben. Wir würden weniger Liebe auf der Schaubühne ſehen; die Sitten und Characters würden richtig beybehalten, die dreyfache Einheit wohl beobachtet und die Grundregeln nebſt den reizenden Gedanken ſeltner angebracht werden.

Dieſes aber hoffe ich nicht zu ſehen, daß der Reim von der Schaubühne verwieſen werden wird. Man muß ein Franzoſe ſeyn, und von Kindheit an das Ohr zum Reime gewöhnet haben, wenn man nicht bey dieſer beſtändigen Monotonie, nicht nur des Reimes, ſondern auch der Perioden, der allezeit den Raum zweener Verſe einnimmt, ſchläfrig werden will. Dieſe Art, welche niemals ändert, thut bey dem Verſtande, was die Meereswellen bey den Augen thun. Sie ſind im Anfange dem Geſichte angenehm, hernach aber ermüden ſie daſſelbe, und man wendet die Augen gegen das Ufer, und ſiehet, wie ſie ſich da zerſchlagen und aufhören. Ich endige hier auch.

Das achte Schäfergedichte
aus dem Fontenelle,
überſetzt von
Jac. Friedrich Lamprecht.

Auf einen ſchönen Tag fiel nun der Abend ein,
Als jüngſtens Corilas an einer Quell allein
Iſmenen unterhielt. Sie liebte; doch verſchwiegs:
Und Corilas ließ oft viel herbe Klagen fliegen
Um eine Grauſamkeit, die ſie doch nicht beſaß,
Ach! rief die Schäferin, ach, werther Corilas!
Sey doch mit mir vergnügt. Es hat ja ſchon vor allen,
Das, was von dir entſprießt, ein Recht mir zu gefallen.
Dein Lied wird nun von mir aufs zärtlichſte geliebt;
Die Blumen heb ich auf, die deine Hand mir giebt.

Zeigt ſich mein Name denn auf allen friſchen Linden,
So freu ich mich allein dich in der Schrift zu finden.
Stellt dieſes dir noch nicht dein Glück, o Schäfer, dar?
Nur lieben laß uns nicht, das bringt zu viel Gefahr.

Die Freundſchaft, welche dir mein Herz verſpricht zu weyhen,
Soll dich gewiß weit mehr als alle Lieb erfreuen,
Die du verlangen kanſt. Kein Tag flieh für die Nacht,
Den nicht ein ſüß Geſpräch mit Freuden hingebracht.
Dein Vieh ſoll gleiches Recht mit meiner Heerde haben.
Reicht mir denn deine Hand die allererſten Gaben
Von deiner reifen Frucht, die dir das Jahr gebracht,
So hab ich dir dafür die Blumen zugedacht,
Die mich, wie du wohl weißt, ſo inniglich ergetzen.
Vielleicht iſt unſre Huld der Liebe gleich zu ſchätzen!
Vielleicht wird man dabey den holden Trieb gewahr;
Nur lieben laß uns nicht, das bringt zu viel Gefahr.

Doch was für einen Lohn erlangt denn mein Beſtreben?
Du wirſt für andern mir ja keinen Vorzug geben,
Fiel hier der Schäfer ein. Bey dieſer Freundſchaftspflicht,
Verſchmäheſt du doch auch die Nebenbuhler nicht.
Ich kenne gar zu wohl dein freundliches Betragen,
Du wirſt den holden Blick auch ihnen nicht verſagen,
Der mich ſo ſehr entzückt. Die friſche Lieblichkeit,
Das Lächeln voller Huld, das mich ſo ſehr erfreut,
Und welches auſſer mir kein Schäfer ſollte kennen,
Das wirſt du gleichwohl auch noch immer andern gönnen.
Ach lieber tauſendmal . . . Nein, ſprach Iſmene, nein;
Ich will nur angenehm in deinen Augen ſeyn.
Die Züge, welche mich dir liebenswürdig machen,
Und das verbindliche dir angenehme Lachen,

Bleibt nur für dich allein. Jch höre mit Verdruß
Die Nebenbuhler an, ſo oft ich hören muß.
Und wär Jsmene nur der Jnhalt ihrer Lieder,
So bleiben ſie mir doch verhaßt und ſtets zuwieder.
Mein Herz ſtellt ihnen nichts als lauter Strenge dar,
Nur lieben laß uns nicht, das bringt zu viel Gefahr.

Ach ſoll denn nun hierinn mein ganzer Vorzug liegen,
Und dieſes kleine Recht mein treues Herz vergnügen,
Das mir Jsmenens Mund für andern Schäfern giebt!
So rief hier Corilas. Du weiſt, wie es dich liebt.
Jſt dir ein einziger wohl ſo getreu ergeben?
Jtzt will Jsmene mich zwar über ſie erheben,
Doch dieß wird jede thun. Ach aber mein Verluſt,
Und wenn ich von dir muß, das kränkt nicht deine Bruſt.
Es wird dir alles ſchon genug Vergnügen gönnen,
Und du wirſt ohne mich auch endlich ſterben können.
Ach! fiel ſie zärtlich ein, wie übel kennſt du mich!
Wie? oder Corilas, verſtellt dein Herze ſich,
Und willſt du mich vielleicht nach andern Weibern meſſen?
So leichte kan ich nicht den Gegenſtand vergeſſen,
Der meiner Bruſt gefällt. Die Erndte war vollbracht;
Du hatteſt dich nunmehr aus unſrer Trift gemacht.
Wer hat an mir damals die Unruh nicht geſpüret?
Ja Doris, von Verdruß und Eiferſucht geführet,
Die ſuchte mich mit Fleiß, und hielt die Regung mir
Jn Gegenwart von mehr als dreyßig Schäfern für.
Wie war ich nicht erzürnt! Man hat es dir erzehlet,
Umſonſt, daß Corilas es mir nunmehr verhelet.
Jch weis wie groß der Schmerz bey der Entfernung war,
Nur lieben laß uns nicht, das bringt zu viel Gefahr.

Was konnte Corilas wohl weiter noch begehren?
Kan eine Schäferin ſich gütiger erklären,
Die ihren Hirten liebt? Das Wörtchen Lieb allein?
Gebrach nur einzig noch den Schäfer zu erfreun.
Iſmene war vergnügt, und Corilas betroffen;
Kaum konnt er ſo viel Glück von ſeiner Schönen hoffen.
Doch da der Liebe Wort hier noch nicht recht geſiegt,
So war auch Corilas noch nicht mit ſich vergnügt.
Um nun dieß ſchöne Wort doch endlich auch zu hören,
Denkt er auf eine Liſt. Iſmene, deine Lehren,
Fängt er mit Seufzen an, bezeigen ihre Macht.
Itzt geb ich auf einmal der Liebe gute Nacht,
Und will von ihr hinfort mit dir nicht weiter ſprechen;
Die Freundſchaft ſoll nunmehr die Regung unterbrechen.
Weil dieſe nur allein dein Herz vergnügen kan:
So mach ich ihr zugleich auch meines unterthan.
Doch Doris würde mich gewißlich nicht verſchmähen,
Ließ ich ſie ihr nur einmal die reine Neigung ſehen.
Du weiſt es ſelber wohl, Iſmene. Ach wie oft
Hat nicht ihr holdes Aug auf meinen Blick gehofft.
Es winkt mir tauſendmal, als wollt es mich bewegen,
Die Neigungen für dich um Doris abzulegen.
Allein umſonſt rief mich der ſchönſten Augen Paar,
Da ich Iſmenen nur allein ergeben war.
Doch itzt wend ich die Huld, das zärtliche Bezeigen,
Den nimmer ſtillen Trieb, wovon ich dir muß ſchweigen,
Den du verworfen haſt, zur ſchönen Doris hin;
Hingegen bleibet dir mein freundſchaftsvoller Sinn
Und was derſelbe nur von Anmuth in ſich beget.
Du ſchweigeſt! hat dich nicht mein willig Herz beweget?
Iſmene ward beſtürzt bey dieſem Unterrichte;
Ein anmuthsvolles Roth trat ihr ins Angeſichte;

Sie ſuchte nur umſonſt die Augen zu bedecken,
Und mit der ſchönen Hand die Farbe zu verſtecken.
Die Unruh brach doch durch: Und was für Lieblichkeit
Sah auf den Wangen hier der Schäfer ausgeſtreut!
Wie reizend drehten ſich die Augen hin und wieder!
Ach! ſagt ſie, Corilas, und ſchlägt ſie ſittſam nieder:
Wir ſollten allerdings der Liebe wiederſtehn
Und ihre Ketten fliehn: Wie wohl wär uns geſchehn!
Doch da dein eignes Herz die ſtille Freundſchaft fliehet,
Da deinen Beyfall nur die Liebe nach ſich ziehet,
Da deine Treue ſich bey dieſer nur verſpricht:
So ſey es denn gewagt; nur liebe Doris nicht!

* * *

Des Hrn. v. St. Evremond
Gedanken von der Oper,
an den Herzog von Buckingham,

aus dem dritten Theile ſeiner Werke
überſetzet von

W. B. A. von Steinwehr.

Ich habe mir ſchon längſt vorgenommen, Ihnen, Mylord, meine Gedanken von der Oper zu eröfnen, und von dem Unterſchiede zu handeln, den ich zwiſchen der italieniſchen und franzöſiſchen Art zu ſingen finde. Die Gelegenheit, ſo ich hatte, bey der Herzogin von Mazarin hievon zu reden, hat meine Begierde nicht geſtillet, ſondern vermehret.

mehret. Ich will ſie daher in dieſer Abhandlung zu vergnügen ſuchen, welche ich Ihnen hiemit überſende.

Ich mache demnach den Anfang mit dem offenherzigen Geſtändniſſe, daß ich die muſicaliſchen Comödien, wie ſie itzo unter uns gewöhnlich ſind, nicht ſehr hoch ſchätze oder bewundere. Ich leugne es nicht, ihre Pracht und Koſtbarkeit gefället mir ganz wohl; die Maſchinen haben etwas erſtaunenswürdiges an ſich; die Muſik iſt an einigen Stellen rührend und einnehmend: Und das ganze Werk ſcheinet wunderbar zu ſeyn. Man wird mir aber auch zugeſtehen müſſen, daß alle dieſe Wunderdinge bald verdrüßlich werden: Denn wo der Verſtand ſo wenig zu thun hat, da müſſen die Sinnen nothwendig ermatten. Wenn das erſte Vergnügen vorüber iſt, das uns die Verwunderung erwecket: So beſchäftiget ſich das Geſichte, und ermüdet endlich, weil es beſtändig an einen Gegenſtand geheftet iſt. Bey dem Anfange des Concerts beobachtet man die Richtigkeit der Accorde: Man verfehlet nicht einen einzigen Ton, aus deren unterſchiedener Verknüpfung die Annehmlichkeit des Wohlklanges entſtehet. Nach einiger Zeit betäuben uns die Inſtrumente; u. die Muſik iſt in den Ohren nichts als ein verwirrtes Geräuſche, in dem man nichts mehr unterſcheiden kan. Und wer ſollte nicht über ein Recitativ verdrüßlich werden, darinn weder die Annehmlichkeit des Singens, noch der anmuthige Nachdruck des Redens wahrzunehmen iſt? Die Seele wird von der langen Aufmerkſamkeit müde, die ſie auf etwas wendet, dabey ſie nichts zu denken hat. Daher ſuchet ſie in ihr ſelbſt eine geheime Bewegung, die ſie rühret. Der Geiſt, der ſich den ſinnlichen Empfindungen, die er von auſſen bekommen ſollte, vergebens überlaſſen hat, verfället auf andere tieſſinnige Uberlegungen, oder wird über ſich ſelbſt verdrüßlich, weil er hier nichts nütze iſt. Endlich nimmt die Müdigkeit dergeſtalt zu, daß man nur an das Weggehen gedenket: Und das einzige Vergnügen, das dem abgematteten Zuſchauer übrig bleibet, beſtehet in der Hoffnung, das Schauſpiel werde bald zu Ende ſeyn.

Ich kan die Schläfrigkeit, in welche ich gemeiniglich in der Oper falle, von nichts anders herleiten, als daß ich noch niemals eine geſehen habe, die mir nicht wegen der Einrichtung der Materie, und Beſchaffenheit der Verſe abgeſchmackt vorkommen wäre. Nun iſt es umſonſt, daß man das Ohr kützelt, und das Auge ergetzet, wenn der Verſtand nicht vergnüget wird. Meine Seele ſtehet in beſſerm Vernehmen mit dem Verſtande, als mit den Sinnen, und deswegen thut ſie entweder dem Eindrucke, den ſie erhalten könnte, einen geheimen Wiederſtand; oder zum wenigſten williget ſie doch nicht mit Vergnügen darein, ohne welches die wollüſtigſten Dinge nicht ſehr empfindlich und angenehm ſeyn können. Eine Thorheit, die mit Muſik, Tänzen, Maſchinen und Verzierungen überhäufet iſt, iſt zwar eine prächtige Thorheit, aber doch im̃er eine Thorheit; und ein garſtiger Wuſt unter einer ſchönen Decke, den ich allezeit mit Ekel gewahr werde.

Noch einerley iſt bey der Oper zu finden. Es iſt ſo unnatürlich, daß meine Einbildungskraft dadurch ungemein beleidiget wird; daß man nemlich das ganze Stücke vom Anfange bis zum Ende ſingen läſſet: Eben als ob die Perſonen, welche man vorſtellet, ſich lächerlicher weiſe beredet hätten, ſowohl die gemeinſten, als die wichtigſten Dinge in ihrem Leben muſicaliſch abzuthun. Kan man ſich es wohl einbilden, daß ein Herr ſeinen Diener nach der Melodie ruffet, und ihm etwas befiehlet? Daß ein Freund dem andern etwas im Vertrauen ſinget? Daß man in einer Rathsſtube über etwas im Singen berathſchlaget? Daß man ſeine Verordnungen ſingend machet? Und daß man die Feinde nach dem Tone und Tacte erſticht oder erſchieſſet? Dadurch verderbet man ja das ganze Weſen und den Geiſt in der Vorſtellung, der doch dem Geiſte in der Harmonie ohne Zweifel weit vorzuziehen iſt. Denn die Muſik ſoll die Vorſtellung nur begleiten; Und die gröſten Meiſter der Schaubühne haben ſie nur als etwas angenehmes, nicht aber als etwas nothwendiges hinzugefüget; nachdem ſie zuvor ſchon alles angeordnet, was zur Materie und derſelben Ausführung gehörte. Indeſſen ſtellen wir uns den Muſicanten und Componiſten in der Oper immer mehr vor, als den Helden. Luigi, Cavallo, Ceſti beſchäftigen unſere Einbildungskraft. Weil der Verſtand es unmöglich begreifen kan, daß ein Held ſinget: So hält er ſich an den, der ihn ſingen läſſet; und man kan nicht leugnen, daß man bey den Vorſtellungen in dem königlichen Pallaſte nicht hundertmal mehr an den Lulli, als an den Cadmus oder Theſeus gedacht habe.

Indeſſen will ich das Singen von der Schaubühne nicht auf einmal gänzlich verweiſen. Einige Sachen müſſen geſungen werden, andere kan man ſingen, ohne dem Wohlſtande und der Vernunft zu nahe zu treten. Bey Wünſchen, Gebeten und Opfern, und überhaupt bey allem, was zum Gottesdienſte gehöret, hat man zu allen Zeiten unter allen Völkern geſungen. Zärtliche und ſchmerzhafte Leidenſchaften drücket man natürlicher weiſe durch eine Art von Geſang aus. Die Liebe, deren Urſprung man empfindet, die Unſchlüſſigkeit einer Seele, die von unterſchiedenen heftigen Bewegungen beſtritten wird, geben Materie genug zu Stanzen, und die Stanzen zum Singen. Jederman weis, daß man auf den griechiſchen Schaubühnen die Chöre eingeführet hat; und auf unſern Schaubühnen könnten ſie eben ſowohl Platz finden. Nach meiner Meynung ſollte man alſo das Singen folgender geſtalt eintheilen. Alles was zum Umgange und zu den Unterredungen gehöret; was verwirrte Begebenheiten und Verrichtungen betrifft; was ſich zu Berathſchlagungen und zur wirklichen Handlung ziehen läſſet, das gehöret vor die Comödianten, die reden, und wird in dem Munde eines Muſicanten lächerlich, der es ſinget. Die Griechen machten ſchöne Tragödien, darinn ſie etwas ſungen; die Italiener und Franzoſen machen ſchlechte, darinn ſie alles ſingen.

Soll ich es mit wenigen Worten ſagen, was eine Oper ſey? **Es iſt ein ungereimter Miſchmaſch von Poeſie und Muſik, allwo der Poet und Muſicant ſich einander gleich viel Gewalt anthun, und ſich ſehr viele Mühe machen, ein elendes Werk zum Stande zu bringen.** Man wird zwar darinn ſchöne Worte, und angenehme Arien genug antreffen; aber zuletzt wird man auch unfehlbar einen Ekel an den Verſen, da ſich der Geiſt des Poeten gezwungen; und Verdruß über das unendliche Singen empfinden, weil der Componiſte durch die

Länge ſich erſchöpfet hat. Wenn ich fähig wäre, den guten Leuten, die am Theater einen Gefallen haben, zu rathen: So wollte ich verſchlagen, an unſern ſchönen Comödien ſich wiederum zu vergnügen; dabey man Tänze und Muſik einführen konnte, ohne der Vorſtellung dadurch zu ſchaden. Man könnte eine Vorrede unter einem angenehmen Accompagnement ſingen laſſen. In den Zwiſchenſpielen könnte der Geſang die Worte beleben, und gleichſam die Seele von demjenigen ſeyn, was man aufgeführet hätte. Nach geendigter Vorſtellung könnte man eine Schlußrede oder ſonſt einige Gedanken über die größten Schönheiten des Werkes abſingen. Dadurch würde man den Eindruck, den daſſelbe gemachet, auf eine angenehme Weiſe verſtärken. Verſtand und Sinne würden etwas zu ihrem Vergnügen finden, und man würde weder die Annehmlichkeit des Singens bey der bloſſen Vorſtellung, noch die Stärke der Vorſtellung unter der Abmattung einer beſtändigen Muſik entbehren dürfen.

Nun muß ich noch ſagen, was ich von den Comödien urtheile, darinn man auch etwas ſinget. Man muß dem Poeten hauptſächlich die Einrichtung des ganzen Stückes überlaſſen. Die Muſik muß um der Verſe, und nicht die Verſe um der Muſik willen gemachet ſeyn. Der Componiſte muß allezeit dem Befehl des Poeten folgen: Davon darf niemand als Lulli ausgenommen ſeyn, weil er die Affecten beſſer kennet, und in das Herze des Menſchen tiefer eindringet, als die Poeten. Lambert hat ebenfalls ohne Wiederrede einen ſehr ſchönen Geiſt, der ſich zu hundert unterſchiedenen Muſiken ſchicket, in denen die Stimmen und Inſtrumente wohl angebracht ſind. Kein Recitativ läſſet ſich beſſer hören, und hat ſchönere Abwechslungen, als das er machet. Wenn es aber auf die Natur der Affecten und die Beſchaffenheit der Gedanken und Empfindungen kommt, die er ausdrücken ſoll: So muß er von den Poeten Lehre annehmen, die ihnen Lulli ſelbſt geben kan, und er muß ſich ihrer Einrichtung unterwerfen, da Lulli, wegen ſeiner groſſen und weitläuftigen Erkenntniß ihrer aller Meiſter ſeyn kan.

Ehe ich meine Abhandlung ſchlieſſe, muß ich noch etwas davon gedenken, wie wenig die Italiener von unſern Opern halten, * und wie groſſen Ekel uns dagegen die italieniſchen erwecken. Die Italiener die allein auf die Vorſtellung ſehen, können es nicht leiden, daß wir eine Verbindung von Tänzen und Muſik, die ſich nicht wohl zuſammen reimen, und mit der Materie oft recht unnatürlich verknüpfet ſind, eine Oper nennen. Den Franzoſen hingegen, die einmal an ihren ſchönen Ouvertüren, angenehmen Arien und wohlgeſetzten Symphonien gewöhnet ſind, will es gar nicht gefallen, wenn ſie in der Oper zu Venedig die Inſtrumente von lauter unwiſſenden Leuten ſo ſchlecht tractiren hören: Und ſie können ſich nicht entſchlieſſen, auf die langen Recitative acht zu geben, die wegen der wenigen Abwechslung, die darinnen iſt, verdrüßlich werden.

Was ihr Recitativ iſt, kan ich gewiß nicht eigentlich ſagen; das weis ich aber, daß es weder etwas Geſungenes, noch Geredetes iſt; daß es den Alten ganz unbekannt, und ein Ding iſt, welches man füglich durch

---

* Man ſehe des Abts Raguenet Vergleichung der Italiener und Franzoſen, in Anſehung der Muſik und Opern.

durch einen liederlichen Gebrauch des Singens und Redens, beſchreiben könnte. Ich muß geſtehen, daß ich in der Oper des Luigi, was die Ausdrückung der Gedanken und die Schönheit der Muſik betrifft, etwas vortreffliches gefunden habe, darinn es ihm niemand gleich thun wird: Aber das Recitativ war doch meiſtens ſehr ſchläfrig und allzulang, ſo daß die Italiener ſelbſt öfters mit Ungeduld auf die ſchönen Stellen warteten, die ihrer Meynung nach, zu ſelten vorkamen. Ich will mit wenigen Worten die größten Fehler unſerer Opern ſagen: Man will darinn eine Vorſtellung ſehen; und es wird nichts rechſchaffenes vorgeſtellet: Oder man gehet hinein, eine Comödie zu ſehen; und man findet nichts, was den Geiſt einer Comödie zeigte.

So viel habe ich von der unterſchiedenen Verfaſſung, darinn die Oper ſtehet, ſagen können. In der Art zu ſingen aber, die wir in Frankreich die Execution nennen, bin ich unpartheyiſch verſichert, daß keine Nation der unſrigen den Vorzug werde ſtreitig machen. Die Spanier haben einen vortrefflichen Hals zum Singen; wenn man ſie aber ihre Läufer und Coloraturen machen höret, ſo ſcheinet es, als ob ſie beym Singen an nichts gedächten, als nur die Nachtigallen am geſchwinden Schlage der Kehle zu übertreffen. Die Italiener drücken den Affect entweder falſch oder gar zu heftig und unnatürlich aus, weil ſie die Natur und Grade deſſelben nicht genugſam erkennen. Wenn ſie die Freude ausdrücken wollen: So ſingen ſie nicht, ſondern lachen überlaut. Wenn ſie ſeufzen, ſo höret man ein Schluckſen, das ſich in der innerſten Kehle mit Gewalt preſſet, aber keinem Seuſzer, der einem verliebten Herzen vor empfindlicher Leidenſchaft heimlich entfähret. Bey einem betrübten Gedanken machen ſie die heftigſten Ausruffungen: Die Thränen über die Abweſenheit des Geliebten ſollte man eher vor das Geheule bey einem Leichenbegängniſſe anhören. Die Betrübniß wird in ihrem Munde zur Verzweiflung; und bey dem Schmerzen ſchreyen ſie, anſtatt ſich zu beklagen. Hingegen drücken ſie die Mattigkeit, darinn man öfters vor Betrübniß geräth, nicht anders aus, als wenn ſie in Ohnmacht fielen. Es kan ſeyn, daß ſie ſich heute zu Tage in ihrer Art zu ſingen geändert, und von uns in der natürlichen Execution ſo viel gelernet haben, als wir ihnen in den Schönheiten einer freyern und ſtärkern Compoſition zu danken haben.

Ich habe in England Comödien geſehen, darinn viele Muſik war: Allein auf das beſcheidenſte zu ſagen, ich habe mein Ohr niemals zu dem Geſange der Engländer gewöhnen können. Ich bin zu ſpäte hingekommen, als daß ich einen Geſchmack hätte gewinnen können, der von allem andern ſo ſehr unterſchieden iſt. Es iſt keine Nation zu finden, die bey ihren Männern mehr Herzhaftigkeit, bey dem Frauenzimmer mehr Schönheit, und bey beyderley Geſchlechte mehr Verſtand zeigte. Man kan aber nicht alles haben. Wo ſo viel gute Eigenſchaften gemein ſind, da iſt es nicht ſo groſſer Schade, wenn gleich der gute Geſchmack ſelten iſt. Es iſt wahr, man kan ihn ſehr ſelten finden: Aber bey den Perſonen, wo man ihn findet, iſt er auch ſo fein und zärtlich, als bey einem Menſchen auf der Welt; und kan ſich alſo durch ein glückliches Naturell, oder durch die Kunſt von demjenigen leicht abſondern, der unter der Nation annoch herrſchet.

Ich will es andern Völkern nicht zum Nachtheile behaupten, was ein gewiſſer Scribente ſaget: **Der Spanier weine, der Italiener ächze, der Deutſche blöcke, der Niederländer heule, und der Franzoſe allein ſinge.** Ich nehme an ſeiner ganzen ſchönen Unterſcheidung keinen Theil, und bin zufrieden, daß ich meine Gedanken mit dem Beyfalle des Luigi unterſtützen kan, der nicht leyden konnte, daß die Italiener ſeine Arien ſungen, nachdem er ſie Mr. Nyert, Hylaire, und die kleine Varenne hatte ſingen hören. Bey ſeiner Zurückkunſt in Italien machte er ſich alle italieniſche Muſicos zu Feinden, da er in Rom öffentlich geſtund, wie er ſchon in Paris geſagt hatte: Daß, wenn eine Muſik angenehm ſeyn ſollte, ſo müſten italieniſche Arien von einem Franzoſen geſungen werden. Von unſern Liedern machte er nicht viel, ausgenommen von des Boiſſet ſeinen, die er bewunderte. Unſere Concerte mit Violinen, Lauten und Clavicymbeln gefielen ihm ſehr wohl, wie nicht weniger unſere Orgeln: Und wie würde er ſich nicht an unſern Flöten vergnüget haben, wenn ſie damals ſchon Mode geweſen wären? So viel iſt gewiß, daß ihm das harte und rauhe Weſen bey den gröſten italieniſchen Meiſtern gar nicht anſtund, nachdem er einmal die Zärtlichkeit, und wohl angebrachte Manieren unſrer Franzoſen hatte kennen lernen.

Ich würde gar zu partheyiſch ſeyn, wenn ich nur von unſern Vorzügen reden wollte; ich muß auch unſere Fehler nicht verſchweigen. Kein Menſch kan den Verſtand der Worte ſo ſchwer begreifen, und ſich in den Geiſt des Componiſten ſo langſam finden lernen, als der Franzoſe. Die wenigſten verſtehen einmal das rechte Sylbenmaaß, und können die Ausſprache nicht anders als mit vieler Mühe lernen. Wenn ſie aber auch nach langem Fleiſſe alle dieſe Schwierigkeiten endlich überſtanden, und recht inne haben, was ſie ſingen: So gehet auch die Anmuth über alles. Mit den Inſtrumenten iſt es eben ſo beſchaffen: Und beſonders brauchet es bey den Concerten unzähliches Probirens und Wiederholens, ehe etwas feſtes und reinliches heraus kommt; aber nach den Proben iſt auch nichts artigers und zierlichers zu hören. So tiefſinnig auch die Italiener in ihrer Muſik ſind, ſo tragen ſie doch ihre groſſe Wiſſenſchaft dem Gehöre ohne die geringſte Anmuth vor. Die Franzoſen aber ſind nicht zu frieden, der Kunſt das grobe und rauhe Weſen zu benehmen, dem noch die Arbeit von der Compoſition anklebet: Sie haben bey der Aufführung gewiſſe geheime Kunſtgriffe, die uns recht inniglich ergetzen, und ich weis nicht, was rührendes, das uns ans Herze gehet.

Bey nahe hätte ich vergeſſen von den Maſchinen zu reden. So leichtlich kan man dasjenige vergeſſen, was man gerne abgeſchaffet haben wollte. Die Maſchinen können ſinnreiche Köpfe vergnügen, die an mathematiſchen Erfindungen Luſt haben. Allein auf dem Theater werden ſie Leuten von gutem Geſchmacke nimmermehr gefallen. Je mehr Erſtaunen ſie verurſachen, je mehr zerſtreuen ſie die Aufmerkſamkeit auf das, was geredet wird: Und je wunderbaret ſie ſind, je weniger Zärtlichkeit, und Empfindlichkeit läſſet der Eindruck dieſes Wunderbaren der Seele übrig, die ſie doch haben muß, wenn ſie von der Lieblichkeit der Muſik gerühret werden ſoll. Die Alten brauchten die Maſchinen nur, wenn ſie einen Gott muſten erſcheinen laſſen: Und doch lachte man die Poeten faſt allezeit aus, daß ſie ſich zu ſolchen nothwendigen Erſcheinungen hatten verführen laſſen. Will man ſich ja Unkoſten machen, ſo wende man ſie an ſchöne Auszierungen, die ſich natürlicher und angenehmer anbringen laſſen, als die Maſchinen. Das Alterthum, das ſeine Götter an die Thüren und ſo gar auf die Feuerheerde ſtellete; dieſes Alterthum, ſo thöricht und leichtgläubig es auch war, ſetzte ſie doch nur ſehr ſelten auf die Schaubühne. Nachdem der Aberglaube verloſchen iſt, haben die Italiener vermittelſt ihrer Oper, die der Welt abgeſtorbenen Götter wieder in dieſelbe eingeführet. Und ſie tragen kein Bedenken, die Leute mit dieſen lächerlichen Grillen einzunehmen, nur, damit ſie durch dieſes Blendwerk, und falſche Wunderbare, ihren Stücken ein gröſſer Anſehen geben können. Man hat ſich mit dieſen Theatergöttern in Italien lange geſchleppet. Nachdem endlich zu gutem Glücke den Leuten die Augen aufgegangen ſind, ſo ſiehet man, wie ſie den Göttern, die ſie ſo emſig eingeführet, wiederum den Abſchied geben, und an deren ſtatt auf Sachen kommen, die zwar nicht ihre vollkommene Richtigkeit haben; aber doch nicht ſo fabelhaft ſind, und der geſunden Vernunft, wenn eine kleine Nachſicht dazu kommt, nicht ſo gar verwerflich zu ſeyn ſcheinen.

Es iſt uns mit den Göttern und Maſchinen eben ſo gegangen, als es den Deutſchen faſt täglich mit unſern Moden zu gehen pfleget. Wir nehmen dasjenige an, was die Italiener nicht mehr haben mögen. Ja wir treiben dasjenige, was ſie ungereimter weiſe eingeführet, aber doch mit Maaſſe beybehalten haben, aufs höchſte, eben als ob wir damit den Fehler erſetzen wollten, daß uns andere in der Erfindung zuvor gekommen ſind. In der That, wir bedecken den Erdboden ganz mit Gottheiten, wir laſſen ſie heerdenweiſe tanzen, anſtatt daß die Italiener nur wenige, und bey den wichtigſten Gelegenheiten aufforderten. Eben, wie Arioſt das Wunderbare in den Gedichten, durch das unglaubliche Fabelhafte überſteiglich gemachet hatte: So erhöhen wir zur Unzeit, und ohne Vernunft, das Fabelhafte durch eine unordentliche Verſammlung von Göttern, Hirten, Helden, Zauberern, Geſpenſtern, Furien und Teufeln. Ich bewundere den Lulli, ſowohl wegen der Tänze, als deswegen, was zu der Vocal- und Inſtrumentalmuſik gehöret. Bey dem allen aber muß doch unſere Oper denen, die einen Geſchmack davon haben, was wahrſcheinlich und wunderbar iſt, ſehr abgeſchmackt und thöricht vorkommen.

Indeſſen läuft man Gefahr, ſich wegen dieſes Geſchmackes eine üble Nachrede zu machen, wenn man es waget, ihn an den Tag zu geben: Und ich will einem jeden rathen, wenn man mit ihm von der Oper redet, ſich ja nichts von ſeiner Erkenntniß merken zu laſſen. Ich, der ich über die Jahre hinaus bin, da ich mich in der Welt mit dem Modegeiſte, und mit fantaſtiſchen Verdienſten hervorthun darf, habe mich entſchloſſen, auf die Seite der geſunden Vernunft zu treten, ſo verlaſſen ſie auch iſt; und ihr, nachdem ſie bey ſo vielen in Ungnade gefallen iſt, ſo treulich anzuhangen, als wenn ſie noch in ihrer erſten Hochachtung ſtünde. Was mich indeſſen bey der unmäſſigen Liebe vor die Oper am meiſten verdrieſſet, iſt dieſes, daß dadurch die Tragödie, das ſchönſte Ding auf der Welt, das am allergeſchickteſten iſt, den Geiſt zu erheben, und den Verſtand vollkommener zu machen, untergehen wird.

Nach einer ſo langen Abhandlung mache ich denn endlich den Schluß, daß unſere Oper nach ihrer itzigen Beſchaffenheit, nicht mehr Fehler an ſich haben kan, als ſie wirklich hat. Dabey aber muß ich doch auch geſtehen, daß in einer ſo ſchlecht abgefaßten Sache niemand ſo ſchön arbeiten kan, als Lulli, und daß es ſchwer iſt, es beſſer zu machen als Quinault, in dem, was man von ihm fordert.

Probe einer Ueberſetzung
aus
Ramſays reiſendem Cyrus
von
Johann Chriſtoph Gottſcheden.

Den Grund des Perſer Reichs in Cyrus langen Reiſen
Und wie durch Fried und Krieg ſich Helden groß erweiſen
Beſingt dieß Heldenlied. O Himmel, ſteh mir bey,
Daß mein Gedichte ſtets der Tugend dienſtbar ſey,
Der Weisheit hohen Werth in ſchönen Bildern lehre,
Und in den Fabeln ſelbſt den Glanz der Wahrheit ehre.

Der Meder weites Reich, genoß bey Ruh und Glück,
Des Friedens ſüſſe Frucht: Als des Cambyſes Blick
Auf ſeinen Erbprinz fiel, in Abſicht, ihn beyzeiten,
Als einen Königsſohn, zur Herrſchenskunſt zu leiten.
Er war kein Knabe mehr; denn ſeiner Jahre Zahl
War dreyßigen ſehr nah: Doch ſollt er ſich einmal
Aus Perſiens Bezirk auf eine Zeit entfernen,
Und fremder Völker Art und Sitten kennen lernen.
Drum rief Cambyſes ihn ſehr gnädig vor den Thron,
Und ſprach ganz väterlich: Du weiſt, geliebter Sohn,
Des großen Oromaz vorlängſt erklärten Willen;
Du weiſt, der Himmel will ein Werk durch dich erfüllen,
Das groß und wichtig iſt. Nicht Perſien allein;
Ganz Aſien ſoll dir einſt unterthänig ſeyn.
Bereite dich dazu! Denn ſoll es dir gelingen,
So iſt es nicht genug viel Völker zu bezwingen:
Wenn deine Weisheit nicht durch Rath und Vorbedacht
Die Unterthanen auch vergnügt und glücklich macht.
Drum reiſe durch die Welt. Am fetten Nilusſtrande
Erlern Egyptens Witz. Im klugen Griechenlande
Sey der Cretenſer Recht, ſo Minos aufgeſetzt,
Dein Zweck und Augenmerk. Alsdann beſieh zuletzt
Das groſſe Babylon: Und kommſt du einſt zurücke,
So bringe deinem Volk Verſtand und Kunſt und Glücke
Von deinen Reiſen mit; damit ein jedermann
Dein weiſes Regiment im Frieden ſchmecken kan.
Geh, ſchaue, willſt du einſt ein groſſes Reich verwalten,
Die menſchliche Natur in allerley Geſtalten.
Der Winkel dieſer Welt, dein kleines Vaterland,
Macht dir die Sterblichen nur halb und halb bekannt.
Dieß Reich, ſo weit es geht, und ſeiner Bürger Menge,
Iſt deiner Lehrbegier und Fähigkeit zu enge.

Darauf zog Cyrus aus: Sein Freund Araſpes nur
Ging auf die Reiſe mit. Es folgten ſeiner Spur
Nur zweene Sclaven nach von ungefärbtem Weſen,
Die er vorlängſt geprüft und ſelbſt dazu erleſen.
Er ſetzte ſich zu Schiff und lief den Agradat
Ins Perſer Meer herab. Da landet er im Staat
Beglückter Araber, an deſſen reichem Strande
Der Hafen Gerra ſich bequem zur Anfurt fande.
Drauf ſetzte man den Weg nach Macoraba fort,
Das war ein lieblicher und ungemeiner Ort.
Des Bodens Fruchtbarkeit, des Himmels heitre Blicke
Erfüllten Stadt und Land mit Segen, Luſt und Glücke.
Der Blumen Uberfluß, der Specereyen Duft
Durchblies Jahr aus Jahr ein die aufgeklärte Luft.
Die lachende Natur, die alle Sinne rühret,
Ja Herz und Geiſt entzückt, ward hier ſtets jung geſpüret.
Das alles ſah der Prinz mit viel Ergetzen an,
Und ſtund faſt halb erſtaunt, als ihm ein grauer Mann
Allmählich näher trat. Er ſchien ſehr nachzuſinnen.
Drum ward er eher nicht des nahen Fremdlings innen,
Bis dieſer ihm zuerſt das lange Schweigen brach,
Und von der nechſten Fahrt bis nach Badeo ſprach;
Von wannen er den Weg bis auf Egyptens Küſte,
Und durch das rothe Meer zu Schiffe nehmen müßte.
Hier wachte nun der Greis aus ſeinem Schlummer auf;
Er ſah die Fremden an, begrüßte ſie darauf:
Und da die Sonne ſich allmählich ſchien zu neigen,
Verſprach er ihnen zwar den beſten Weg zu zeigen;
Doch erſt den andern Tag, nachdem vorher die Nacht
Die ſchwühle Luft gedämpft, den Steg bequem gemacht.
Indeſſen lud er ſie nach ſeiner kühlen Hütten,
Sich ihrer Müdigkeit und Sorgen zu entſchütten.

Sein Vorſchlag ward beliebt. Der Hügel war ganz nah,
An deſſen Seite man die Grotten liegen ſah,
Die Amenophis ſelbſt, ſo nennte man den Alten
Mit eigner Hand gebaut und fleißig unterhalten.
Der kleine Waſſerquell, ſo mitten drinn entſtund
Und ſprudelnd aufwerts ſprang, war lauter und geſund.
Man ſah die klare Fluth mit ſanftem Rieſeln ſchieſſen,
Und in das Thal herab mit krummen Gängen flieſſen.
Da feuchtete der Bach ein kleines Gärtchen an,
Dabey die Kunſt noch mehr als die Natur gethan.
Sein murmelndes Geräuſch war alles, was man hörte,
Weil hier den Greis ſonſt nichts in ſeiner Stille ſtörte.
Drauf bracht er ſeinem Gaſt gedörrte Früchte dar,
Und ein Gefäß mit Wein, der unvergleichlich war.
Doch beydes würzete des Alten weiſes Sprechen.
Hier konnte Salz und Witz und Klugheit nicht gebrechen,
Denn ſein erhabner Geiſt war herrlich an Verſtand.
Der Höfe Lebensart war ihm durchaus bekannt.
Man ſah, daß ihn gewiß ein andrer Ort gebohren,
Als dieſer, den er ſich zum Aufenthalt erkohren.
Das alles wirkte nun dem Prinzen groſſe Luſt,
Dieß Räthſel einzuſehn. Er hätt es gern gewußt,
Wer Amenophis ſey? und was ihn wohl bewogen,
Daß er die Einſamkeit dem Hofe vorgezogen?
Was ihm im Sinne lag, entdeckte bald der Mund,
Denn gleich that Cyrus ſelbſt ihm ſein Verlangen kund.
Doch wie man keinen zwingt, ſich Fremden zu erklären;
So war allhier der Prinz beſcheiden im Begehren,
Und nannte ſich zuerſt. Kaum hatt' er dieß gethan;
So hub der Alte ſchon mit dieſen Worten an:
Es zehlt zwar, edler Prinz, Egypten mein Geſchlechte
Mit nichten in die Zahl der Sclaven, oder Knechte:

Doch hat ſeit langer Zeit des Glückes Unbeſtand
Den Ahnen meines Stamms den Reichthum ganz entwandt
Da, wo Diospolis des Landes Städte ſchmücket,
Hab ich nicht weit davon zuerſt das Licht erblicket.
Mein Vater baute ſelbſt ſein angeerbtes Gut,
Wie noch der Adelſtand nach Art der Alten thut,
Mit eignen Händen an; und lehrte mich beyzeiten
Mir durch den Ackerbau mein Glücke ſelbſt bereiten.
Die ſtille Lebensart war mir ſehr angenehm,
Und ſelbſt zur Wiſſenſchaft und Weisheit ſehr bequem:
Indem ich zwar die Jagd und Wald und Fluren liebte,
Doch auch zugleich den Geiſt in freyen Künſten übte.
Der König Apries, durchreiſte damals gleich,
Wie er ſchon ſonſt gethan, ſein ganzes Königreich.
Er kam auf einen Tag in meines Vaters Felder,
Und traf mich, als ich gleich in einem unſrer Wälder,
An einem ſchattigten und hohen Palmbaum ſaß,
Und voller Emſigkeit in Hermes Büchern las.
Ich war zwar dazumal noch kaum von ſechzehn Jahren,
Doch Antlitz und Geſtalt, die nicht die ſchlimmſten waren,
Vermochten ſeinen Blick ſo ſort nach mir zu ziehn.
Es hieß: Wie nennſt du dich? Und was iſt dein Bemühn?
Was lieſeſt du, mein Sohn? Die Antwort, ſo ich machte
Bewog ihn, daß er mich um meinen Vater brachte,
Mich gar nach Hofe nahm, und nichts ermangeln ließ,
Was mir zum Unterricht und Wachsthum nöthig hieß.
Jemehr mein Alter wuchs, jemehr ward mir das Herze
Des Königs zugethan. Im Wohlſeyn und im Schmerze
War ich faſt ganz allein, dem er ſich anvertraut,
Indem er mehr und mehr auf meine Treu gebaut.
Ich ſuchte mich dabey erkenntlich zu bezeigen,
Und ihm mein ganzes Herz recht dankbar zuzuneigen.

Das macht, ich war noch jung und glaubte doch dabey,
Daß auch ein Königsherz zur Freundſchaft fähig ſey:
Da dieſes Labſal doch dem hohen Fürſtenorden,
Anſtatt der höchſten Macht, von Gott verſaget worden.
  Nachdem ich ihm hernach zur Kriegeszeit gedient,
Als die Sidonier ſich allzuviel erkühnt,
Und ſelbſt die Cyprer einſt mit ihm in Streit gekommen:
Hat Apries mich gar zum Liebling aufgenommen.
Vor mir blieb nichts geheim in ſeinem ganzen Staat;
Ich war ſein Oberſter, und ſein geheimer Rath:
Gleichwohl vergaß ich nicht die Gnade ſtets zu loben,
Dadurch er vormals mich aus meinem Staub erhoben.
Oft fiel mir mein Geſchlecht und deſſen Armuth ein,
Oft furcht ich mich dereinſt vielleicht auch reich zu ſeyn!
Und ſo hab ich auch da, wo Pracht und Hoheit walten,
Das Kleinod alter Zeit, die Redlichkeit erhalten.
  Zuweilen zog ich auch bis in mein Vaterland,
Darinn der König mich zum Obervogt ernannt,
Egyptens obern Theil. Da ſucht ich in den Fluren
Bald da, bald anderwerts der erſten Kindheit Spuren.
Da ging ich in das Holz, wohin der König kam
Als er das erſtemal mich mit nach Hofe nahm.
Geſegnet, ſprach ich denn, geſegnet ſey die Stelle,
Wo meiner Jugend Mund, der Weisheit reine Qvelle,
Zuerſt gekoſtet hat. Geſegnet ſey der Platz,
Wo ich aus Lehrbegier der freyen Künſte Schatz
Zuerſt recht lieb gewann! O unſchuldvolles Leben,
Darinnen noch mein Herz der Tugend ganz ergeben,
Der Unſchuld heilig war; da der Begierden Brand
In meiner zarten Bruſt noch keine Nahrung fand:
Weil mir die Reizungen zu ſoviel eitlen Trieben,
In dieſer Einſamkeit ganz unbekannt geblieben.

Richard

* * *

Richard Steelens
chriſtlicher Held,
überſetzt von
Jacob Friedrich Lamprecht.

Das erſte Capitel.

Woferne eine Unternehmung in der Welt gefunden wird, die unſern Fleiß verdienet, und die unſere Arbeit belohnen kan: So iſt es allerdings diejenige, welche uns von den Vorurtheilen befreyet, an deren Erhaltung eine falſche und unbillige Eigenliebe beſtändig arbeitet. Allein die Unterſuchung unſer ſelbſt, iſt eine ſolche Beſchäfftigung, die uns bald verdrießlich macht. Wir nehmen unſere Zuflucht zu tauſend kleinen Kunſtgriffen, die Vernunft einzuſchläfern, und uns eine unvollkommene Ruhe zuwege zu bringen, da wir doch eines wahren und dauerhaften Friedens genieſſen könnten, wenn wir nur Herz genug hätten, in unſer Innerſtes einzudringen. Indem wir alſo bemühet ſind, uns zu ſchmeicheln, ſo betriegen wir uns ſelbſt, und bereiten uns die ſchädlichſten Fallſtricke. Mit einem Worte, ſtatt der Ruhe, welche die Unſchuld und die Wahrheit begleitet, erwählen wir die Beunruhigungen des Gewiſſens, die ohne Unterlaß wiederkehren. Wir arbeiten alſo auf eben dieſe Weiſe, an unſerer Verdammung, wie man uns unſere Seeligkeit zu erlangen gelehret hat, nemlich mit Furcht und Zittern.

Dieſer Fehler iſt, wie viele andere, die Frucht einer thörichten und unrechten Erziehung. Man bringet uns nichts weiter bey, als die Begierde, ſolche Eigenſchaften zu erlangen, welche weniger geſchickt ſind, uns ſelbſt wahrhaftig glücklich und ruhig zu machen, als andere zu vergnügen, und ihnen zu gefallen. Wir kleiden uns z. E. zu einer Reiſe, wie zu einem Tanze, und ziehen uns dadurch das verdiente Gelächter der Zuſeher zu, wann ſich die Witterung ändert. Wie werden wir uns aber zu der wichtigen Reiſe des Lebens bereiten? da uns unbekannt iſt, wie kurz oder lang dieſelbe ſeyn werde, und welchen Zufällen wir auf dieſem Wege begegnen können. Ein einziges Mittel iſt übrig, welches uns auf alle Begebenheiten fertig, und zu allem, was uns betreffen möchte, geſchickt machen kan, und dieſes iſt ein vollkommenes Vertrauen auf Gott.

Hierbey aber iſt nöthig, daß wir uns nicht durch das blinde Vorurtheil der Gewohnheit betriegen laſſen, noch den liſtigen Vorſtellungen ſolcher Leute Gehör geben, die vielleicht aus Eigennutz unſere Ruhe zu verdammen ſuchen, und uns lauter traurige Vorſtellungen machen, um ſelbſt des Vergnügens theilhaftig zu werden, welches ſie uns verſagen. Laſſet uns nicht furchtſam ſeyn, uns unſerer Sinne zu gebrauchen, und laſſet uns unſern itzigen Meynungen nicht eher den Abſchied ertheilen, als bis wir durch unſere Ueberlegung überzeuget ſind, daß in den gegenſeitigen Vorſtellungen etwas enthalten ſey, welches unſere Freude im Glück, und unſere Betrübniß in wiedrigen Fällen, etwas mehr mäßigen kan, als die Begriffe, welche wir bereits hiervon erlanget haben. Wann wir uns aber dennoch endlich der Freude und dem

Trauren, wiewohl mit Unentſchleſſenheit, überlaſſen: So muß dieſe Uebergabe daher entſtehen, daß in unſern Handlungen kein allgemeiner Bewegungsgrund verhanden iſt, welcher uns gegen das Vergnügen und den Schmerz ganz und gar unüberwindlich machen könne. Die Bemühung wird daher nicht ohne Nutzen ſeyn, wann wir unterſuchen, warum wir uns doch wieder die Wolluſt und wieder die Betrübniß, lieber mit den Waffen der Sittenlehre, als der Religion verſehen wollen.

Woher kommt es, daß wir uns bey der Nachricht von den Thaten der alten Römer ſo beſonders freuen? Wir empfinden, ich weis nicht was vor eine edle und hohe Bewegung. Es entzündet ſich in uns ein unruhiges Verlangen ihnen nachzuahmen, welches mit einer Verachtung gegen uns ſelbſt verbunden iſt. Da hingegen die Thaten der erſten Chriſten unſere Ehrbegierde vertilgen, und kaum einen kaltſinnigen Beyfall in einer ſolchen Sache erhalten, an welche wir lieber gar nicht gebunden ſeyn möchten.

Woher kömmt es endlich, daß die heydniſchen Geſchichte unſere Einbildungskraft erheben und anfeuren, da inzwiſchen die chriſtliche dieſelbe niederſchlägt? Wofern die Meynung des Machiavells wahr iſt, daß die Religion das Gemüth unterdrücket, und uns von allem dem abhält, was edel, aber auch gefährlich iſt: So ſind alle die, welche ihr folgen, nichtswürdige und verächtliche Sclaven. Wofern aber im Gegentheil die Religion allein in uns einen ſolchen Muth erwecken kan, welcher vor ihrer Zeit der Welt unbekannt geweſen iſt: So müſſen wir geſtehen, daß diejenigen, ſo uns keine andere als heydniſche Exempel

pel vorzuſtellen gewuſt, ſich ſelbſt des Vergnügens beraubet haben, uns ſolche Abbildungen der Tugend und des Heldenmuths zu machen, mit welchen nichts zu vergleichen iſt.

Um die Zeit, als das Evangelium der ganzen Welt verkündiget wurde, waren die Helden, deren Thaten und Glück uns das Heydenthum mit vieler Schmeicheley anpreiſet, entweder noch am Leben, oder kurz zuvor geſtorben.

Man könnte hier ſagen, daß die Vorſehung eben damals das Herz der Menſchen durch Reichthum und Ehre mehr als ſonſt erheben wollen, um in gleicher Maaße, die Tugend und Tapferkeit derer zu verherrlichen, welche ſie durch Verachtung, durch Elend und durch Leiden, jenen entgegen zu ſetzen beſchloſſen hatte. Die Thaten dieſer berühmten Heyden zeigen uns nichts, als was prächtig in die Augen fällt: In ihren Geſchichten iſt alles groß, herrlich und blendend. Allein wir wollen uns einmal durch dieſe Irrlichter nicht hintergehen laſſen. Es ſind falſche und betrügliche Dünſte, welche ſich von der Erde erheben, da wir hingegen in dem beſtändigen Lichte wandeln können, welches ſeinen Urſprung vom Himmel hat. Um aber von ihrer Gemüthsart ein ſichres Urtheil zu fällen, ſo wollen wir bey zweenen oder dreyen von denenjenigen Helden ſtehen bleiben, welche man uns ſo praleriſch herauszuſtreichen bemühet iſt.

Laſſet ſehen, wer von ihnen oder von uns mehr im Stande iſt, den beſchwerlichen und mühſamen Weg des Lebens glücklich zu vollenden. Wir werden hierbey nicht nöthig haben in die geheimen Zimmer der Weltweiſen und der Staatsleute zu dringen. Es kömmt darauf an, daß wir von ſolchen Entſchlieſſungen und Thaten urtheilen, die am Tage liegen.

Niemand hat in itzterwehnten Zeiten mehr Aufſehens gemacht, als diejenigen; welche in Cäſars liſtigen Staatsſtreichen verwickelt geweſen, und die, ſo ſich zu ſeinem Tode verſchworen hatten. Wir werden uns alſo nur bey ihrem Leben aufhalten dürfen: Woferne wir daſelbſt Fehler finden, ſo ſollen ſie zur Verbeſſerung der unſrigen dienen. Es wird aber nöthig ſeyn, daß wir bey dieſer Unterſuchung Schritt vor Schritt gehen, und auch auf die allergeringſten Sachen acht haben, um deſto genauer die verborgenen Winkel ihres Herzens und ihrer Gemüthsart einzuſehen.

Salluſtius hat uns zwo Perſonen abgeſchildert, die beyde ſo groß und einander ſo entgegen geſetzt waren, als nur immer möglich iſt. Er hat ſie neben einander geſtellt, damit dieſe Vergleichung uns um ſo viel deutlicher in die Augen fallen und bewegen möchte. Es iſt Cäſar und Cato. Auf der einen Seite erwerben ſich die Güte des Cäſars, ſeine Pracht, ſeine Leutſeligkeit, ſeine koſtbaren Schauſpiele die Herzen aller Menſchen. Auf der andern Seite zieht ſich die Mäßigkeit des Cato, ſeine Redlichkeit, ſeine ſtrenge und ungeheuchelte Tugend, die Hochachtung aller Welt zu. Beym Cäſar durfte niemand etwas unhöfliches, und beym Cato niemand was laſterhaftes begehen.

Es war genug, unglückſelig zu ſeyn, um bey dem erſtern Gehör zu erlangen; ſo wie es, den Schutz des andern zu erwerben, genug war, Tugenden zu beſitzen. Cäſar vergab alles, Cato nichts. Der eine ſchenkte, ſchmeichelte und half allen Menſchen. Der andere tadelte, beſtritt und verdammte auch ſeine eigene Anhänger. Cäſar war die Zuflucht der Unglückſeligen; Cato ein Schrecken der Böſen. Cato wollte lieber tugendhaft ſeyn, als ſcheinen; Cäſar bekümmerte ſich um Ruhm und Tugend bloß im Abſehen auf ſeinen Nutzen. Cato führte das Schwerdt der Gerechtigkeit; Cäſar das Schwerdt der Ehrſucht. Cäſar, welcher eine richtige Beurtheilungskraft und eine geſunde Vernunft beſaß, wuſte ſich allemal in Zeit, Ort und Umſtände zu ſchicken. Cato, trotzig und unerbittlich, konnte nicht anders, als ohne Anſehen der Perſon, redlich ſeyn. Die Manieren des Cäſars machten auch ſeine Laſter beliebt. In dem Bezeugen des Cato wurde die Tugend ſelbſt unangenehm. Cäſar brachte den Leuten ſeine gefährliche Meynungen mit großer Geſchicklichkeit bey. Cato hingegen zwang die Menſchen, ſeinen unſchuldigen Abſichten beyzutreten. Cäſars Reden, Handlungen und Schriften, alles machte ihn zum größten Manne, und niemals iſt hier ſeinem Glücke etwas gleich gekommen. Seine Reden waren aufgeweckt und voller Verſtand. Die gute Art und das Glück machten auch ſeine geringſten Unternehmungen groß. In ſeinen Schriften hat er dasjenige erreichet, was die beſten Schreiber ſuchen, und was vielleicht noch keiner gefunden hat, nemlich das Geheimniß von ſich ſelbſt mit Beſcheidenheit zu reden. Mit allen dieſen Vorzügen; welche hervor zu leuchten und ſich zu erheben ſo nöthig waren, und bey aller dieſer Fähigkeit ſich unzählige Freunde zu erwerben, muſte Cäſar nothwendig den Cato übertreffen; welcher keine andere Freunde hatte, noch wünſchte, als tugendhafte, ob ſich gleich oft das Glück nicht allzu gütig gegen dieſelben erwieſen hatte. Gleichwohl haben ſich beyde auf den Gipfel des Ruhms erhoben, daß auch noch nach ſo vielen hundert Jahren der Name Cäſars in uns die Vorſtellung einer edlen und königlichen Seele; das Gedächtniß des Cato aber den Begriff einer ſtrengen und unbeweglichen Tugend erwecket.

Doch es würde uns zu viel Zeit koſten, wenn wir beyden in den unterſchiedenen Zufällen ihres Lebens folgen wollten.

Laſſet uns ſie nur in dem Augenblicke ihres Todes betrachten. Dieſes iſt der Augenblick, welcher den Ausſchlag geben muß, und an welchem Leib und Seele alle Kräfte zuſammen ruffen, um entweder den Tod abzuwenden, oder ihn ohne Niederträchtigkeit anzunehmen.

Eine lange Folge glücklicher Unternehmungen hatte allem Anſehen nach den Cäſar zum Herrn ſeines Vaterlandes gemacht. Seine edele und heldenmäßige Sicherheit, welche den hohen Seelen ſo eigen iſt, ließ auch denen Gnade wiederfahren, die ſich durch einen halsſtarrigen und raſenden Haß von ſeinen übrigen Feinden beſonders unterſchieden hatten. Dieſes Bezeugen erhielte den Beyfall und das Lob des ganzen Roms. Seine Tapferkeit hatte ihm die Leiber ſeiner Feinde unterwürfig gemacht, und ſeine Gnade bezwang die Herzen. Es hieß: Wie glücklich iſt die Welt, welche von einem ſolchen Prinzen beherrſchet wird, der nur deswegen die oberſte Gewalt verlanget hat, um nach ſeinem Gefallen das erhabne Vergnügen zu ſchmecken, allen Menſchen zu verzeihen und Gnade wiederfahren zu laſſen! So redete Rom, aber nicht Cato. Dem Glücke zum Trotze, welches die Laſter des Cäſars gekrönet hatte, und welches über ihn einen blendenden Glanz ausbreitete, war er doch in den Augen des Cato nichts als ein Tyrann, weil Cato auch in dem Helden einen Verräther erkannte. Die Namen eines guten und gnädigen, welchen man bey dem ungerechten Beherrſcher verſchwendete, ſchienen ihm ein unverſchämter Raub zu ſeyn, welchen die Tugend erlitten, und eine Unterwerfung, welche ihnen die Tyranney abgedrungen hatte. Er ſahe mit einem gerechten und edelmüthigen Eifer, daß ſein Mitbürger ſein Herr werden wollte. In ſeinen Augen war eine Vergebung, welche Cato von ſeinesgleichen erhielt, ein unerträglicher Schimpf: Und er konnte nicht ohne Entſetzen daran denken, daß ihn ſeine Freunde verdammen wollten, dieſe neue Gnade anzunehmen. Was konnte nun dieſer tugendhafte und unglückliche Römer thun? Wohin ſollte die unterdrückte Tugend fliehen, ihre Freyheit der Ehrſucht des Ueberwinders zu entziehen? Aber ich ſage zu viel. Cato iſt kein Sclave, er iſt Herr über ſich und ſeine Leidenſchaften. Cäſar iſt der Gefangene. Er iſt mit Ketten beſchweret, und die Soldaten, welche er die Gefährten ſeines Ruhmes und ſeiner Siegesgepränge nennet, ſind nichts anders, als Zeugen ſeiner Schande. Verdrießliche Zeugen! deren Anblick ihm beſtändig den Vorwurf machte, daß ſie ſeine Gehülfen geweſen, die unumſchränkte Gewalt unrechtmäßiger Weiſe an ſich zu ziehen: Da er die Pflicht brach, welche er dem Vaterlande ſchuldig war, und dadurch zugleich ſeine eigene Ehre ſchändete. Cato hingegen von ſeiner Philoſophie unterſtützet, tröſtet ſich mitten in ſeinen Betrübniſſen durch das innere Zeugniß ſeiner Tugend und ſeines Ruhms. Er hält den Cäſar vor unglücklich und verächtlich, weil er laſterhaft iſt. Dieſes wird man aus ſeinem Entſchluße ſehen, welchen er zu Utica faßte.

Er hatte ſichere Nachricht, daß die feindliche Partey ſich mit jedem Augenblicke verſtärkte. Oft las er ſelbſt in den Geberden derer, die es mit ihm hielten, daß ſie das Glück allein anbetheten, und daß ſie ihn bald demſelben aufopfern würden. Inzwiſchen beunruhigte nichts die Heiterkeit ſeines Geſichts und ſeiner Seele. Er war allein um das Schickſal derer bekümmert, in welchen er ein ſchwaches Mitleiden gegen ſich ſelbſt wahrnahm, und dieſe erregten ſein Erbarmen. Hier entdeckte ſich nunmehro ſeine Abſicht bey den unzähligen kleinen Bemühungen, die er für ſie übernahm. Er legte alſo denjenigen Tag, welchen er zum letzten ſeines Lebens ausgeſetzt hatte, mit lauter Zeichen einer Güte zurück, die einem Manne, der ſo hart als Cato war, wenig natürlich ſchienen. Er ertheilte ihnen Rath, er bath ſie, ſich dem Glücke zu unterwerfen, und er machte alle Zubereitung, ſie in Sicherheit zu ſetzen. Seine Freunde merkten endlich ſein Abſehen und weinten bey dieſen Dienſtbezeigungen aus Zärtlichkeit, Bewunderung und Schaam. Der ganze Abend wurde auf dieſe Weiſe angewandt, und er beobachtete mit Vergnügen die zärtliche Unruhe, womit ſeine Freunde für ihn eingenommen waren. Bald ermunterte er ihren Muth durch ſeine gelaſſenen Unterredungen, bald aber ſchlug er denſelben nieder, oder befeſtigte ihn vielmehr durch eine verſtellte Gleichgültigkeit. Endlich warf er ſich auf ſein Bette, wo er das Geſpräch des Plato von der Unſterblichkeit der Seelen und von dem Beweiſe eines künftigen Lebens las.

Hierauf begehrte er ſeinen Degen, welchen ſein Sohn mit Fleiß zu ſich genommen hatte. Man ſtellte ihm aber denſelben nicht ſo fort wieder zu, und er wiederholte ſein Leſen noch einmal, ohne die geringſte Ungeduld über die Langſamkeit blicken zu laſſen, mit welcher man ihm gehorchte. Nachdem er dieſes Geſpräche zu Ende gebracht hatte, forderte er nochmals ſeinen Degen, und er vermerkte, daß man verweilte, ihm ſolchen wieder zu geben. Dieſes Bezeigen ſetzte ihn in einen ungemeinen Zorn, er beklagte ſich in den bitterſten Ausdrückungen über ſeine Freunde, deren verbindliche Unruhe ihm ſeine Waffen verweigerte. Was vor ein Laſter, ſagte er, hat Cato begangen, daß man ihn ſeinen Feinden in die Hände liefern will? Hat ihn denn ſeine Weisheit ſo weit verlaſſen, daß man ihn, wie einen niedrigen Sclaven, oder wie einen Unſinnigen, entwaffnen müſſen? Und welches iſt denn das Thörichte, das ſein Sohn von ihm geſehen hat, daß er ihn ſich ſelbſt nicht mehr anvertrauet? Man beantwortete dieſes mit nichts, als mit den Zeichen einer gänzlichen Unterwerſung, einer aufrichtigen Zärtlichkeit und einer vollkommenen Hochachtung. Sie beſchworen ihn alle, daß er doch bey ihnen bleiben wollte, um ihr Schutzgott, ihre Stütze, und ihr Verſorger zu ſeyn. Ein Sclave unterſchied ſich unter andern durch ſeine Betrübniß und durch ſeinen Wiederſtand, ihm den Degen nicht zu überreichen. Cato verſetzte ihm im Zorn einen ſolchen Schlag, daß ihm die Zähne ausfielen, und jagte alle ſeine Freunde, welche weinten, zur Kammer hinaus. Kurz darauf ließ er ſich verbinden, und wuſch ſeine blutige Hand ab, worauf er ſich abermals auf das Bette legte, wo man ihn ſchnarchen hörte. Allein nach einer ſo heftigen Handlung, wie die itztgemeldete war, ſcheinet es, daß ſein Schlaf nicht allzu ruhig habe ſeyn können, in welchem ihn der Schmerz ſeiner verwundeten Hand oft wird geſtöret haben. Doch dieſem ſey wie ihm wolle, nachdem er wieder erwacht war, erſtach er ſich ſelbſt, und ſtürzte auf den Boden. Das Geräuſche ſeines Falles, erregte ſeine Freunde und Bedienten, ſie lieſen in der größten Eile zu, und wollten ſeine Wunden verbinden. Cato aber wiederſtrebte ihrem gütigen Bezeugen, er zog ſich ſelbſt das Eingeweide aus dem Leibe, zerriß es in kleine Stücke, und verlies das Leben voller Wuth und Verdruß. So war der geprieſene Tod dieſes Römers, deſſen groſſe und unüberwindliche Seele, wie man uns ſaget, die Bosheit des Glücks verlacht hat, und der den Ketten zu entgehen gewuſt, welche zur Gefangenſchaft ſeines Vaterlandes geſchmiedet waren.

Es ſcheinet, daß Cato bey ſeinem längern Leben, wie die andern, ein Sclave geworden wäre, und daß der Name eines freyen Mannes, den er ſich ſelbſt ertheilte, und der Titel des Sclaven, welchen er dem Cäſar beylegte, nichts als leere Worte würden geweſen ſeyn. Der ſicherſte Schluß iſt dieſer, daß der glückliche Fortgang der gegenſeitigen Partey ihn übertäubte. Er verleugnete alſo ſeine eingebildete Hoheit, womit er ſich geſchmeichelt hatte, durch eine Handlung, die ſo wohl wieder die Gebothe ſeiner Secte, als auch wieder die Standhaftigkeit ſeines Lebens lief. Er ließ nunmehr die Welt, für welche er ſich gar nicht ſchickte, in den Händen eines groſſen Mannes, wofern jemals ein ſolcher geweſen iſt, welcher ſeine verrichtete Thaten noch weit übertraf, und der das durch Grauſamkeit und Blut erworbene Reich mit Mäßigkeit und Groſmuth regierte. Dieſer allzeit muntere und beſchäftigte Held bereitete ſich ſo fort den groſſen Verſatz zu faſſen und auszuführen, die unerſteiglichen Berge zur Ebene zu machen, die Wellen des Oceans zu bändigen, und die vordem verwirrte u. zweifelhafte Zeit in Ordnung zu ſetzen. Nachdem er nun ſein Leben in ſo viel groſſen Unternehmungen gewagt hatte, genoß er deſſelben in einer angenehmen Sicherheit, und befliß ſich die Welt glücklich zu machen, zu deren Herrn er ſich gemacht hatte. Hierbey aber vergaß er, ſich wieder die Untreue ſeiner Freunde zu verſichern, denen er ſich durch ſeine Freymüthigkeit, bey jedem Augenblicke überlieferte.

Caßius war einer von dieſen unwürdigen Freunden, ob er gleich dem Cäſar verpflichtet war, welcher ihm in einer Schlacht das Leben erhalten hatte. Er war tapfer, geſchickt und ein vollkommener Soldate. Hiernechſt aber auch ein verdrießlicher, wiederſinniger und heimtückiſcher Mann, bereit ſich zu erzürnen, aber langſam ſeine Empfindung zu weiſen. Sein Verdruß ließ ſich niemals an ſeiner Stirne leſen. Er verbarg den Gift in ſeinem Herzen, und ſann nur heimlich ſeiner Rache nach. Weder die Religion, noch die Philoſophie beſänftigten dieſes wilde Gemüthe. Als ein Epicurer leugnete er das Weſen der Götter, oder gab nur wenigſtens unnütze und müßige Gottheiten zu. Da er alſo ſeine Furcht und Hoffnung auf ſich ſelbſt gründete, ſo koñte er auch nur allein von ſeinem Arme die glücklichen oder unglücklichen Zufälle ſeines

Lebens erwarten. Dieſer Mann, welcher durch den Vorzug aufgebracht war, den Cäſar einem andern vor ihm gegeben hatte, glaubte, daß er ſeiner froſtigen und ruhigen Grauſamkeit nichts weniger, als das Leben Cäſars ſchuldig wäre. Er entſchloß ſich alſo die Wohlthaten, welche er von demſelben empfangen hatte, mit dem eignen Blute dieſes großmüthigen Gutthäters auszulöſchen. Die einzige gute Eigenſchaft, welche einen Menſchen zu den Laſterthaten bringen kan, ich will ſagen, eine unerſchrockene Herzhaftigkeit und eine unumſtößliche Beharrung, unterhielten ihn in dieſem verhaßten Unternehmen. Der Vorſatz, ſeinen Feind zu ermorden, welchem er das Leben zu danken hatte, lag ihm unaufhörlich in dem Sinne. Dieſe Uberlegung ſchmeichelte ihm, weil ſie der Gröſſe ſeines Hochmuths und ſeiner Geſchicklichkeit gleich kam.

Ich muß noch dieſes als eine Sache anführen, welche ihm bey dieſer Gelegenheit zum groſſen Vortheile gereichte, daß er ſeine Fehler ungemein geſchickt zu verbergen wuſte. Mit ſolchen Laſtern überhäuſt, welche den Tugenden ſehr nahe kommen, von denen ſie leicht die Gleichheit borgen, und welche den Menſchen ſelten in eine offenbare und auslachenswürdige Thorheit fallen laſſen, richtete er ſeine ſchlimme Eigenſchaften nach den Tugenden dererjenigen ein, mit welchen er in ein Verſtändniß treten wollte, ſo daß auch dieſe ehrliche Leute, welche die falſche Gleichheit mit ihren Sitten betrog, ihm keine geringe Hochachtung erzeigten. Sein Geiz wurde Sparſamkeit, ſein verdrießliches und wiederſpenſtiges Weſen eine Strenge, und ſein Haß und Neid gegen die Groſſen eine Liebe zur allgemeinen Freyheit genannt. Dieſer berüchtigte Böſewicht

wicht wuſte die Tapferkeit dererjenigen zu ermuntern, welche ihm gleich kamen, und die er zu allen Arten der Laſter bereit glaubte, wenn nur dadurch Cäſars ausnehmendes Glück geſtürzet werden könnte; da er inzwiſchen die andern ſich in äuſſerſte Gefahr zu wagen aufbrachte, unter dem ſcheinbaren Verwande einer aufrichtigen Liebe zu ſeinem Vaterlande. Alle dieſe waren Leute von groſſem Gewichte, und von einer ſolchen Verwegenheit, die auch aller Gefahr trotzte. Dieſe anſehnliche Mörder beſchloſſen ihren Anſchlag vor den Augen der ganzen Welt und im verſammleten Rathe auszuführen. Doch weder ihre Würde noch ihre Tugenden konnten ihrer Verrätherey das nöthige Anſehen geben, dergleichen Unternehmungen zu beſcheinigen. Sie brauchten einen groſſen Namen, welcher ihre Wuth ehrwürdig machte, und der ihren Vatermord heiligte, deswegen beſtrebten ſie ſich den Marcus Brutus mit in ihr Laſter zu ziehen.

Cäſar liebte dieſen Römer aufs zärtlichſte, entweder weil er ſein Sohn war, wie er durch ſeinen Umgang mit der Servilia, des Brutus Mutter, zu glauben Gelegenheit gegeben hatte, oder weil er nur in ihm die Aufrichtigkeit und die Tapferkeit hochachtete. Dieſes iſt gewiß, daß Cäſar, an dem Tage der pharſaliſchen Schlacht, ſeinen Völkern ausdrücklich Befehl ertheilte, den Brutus entfliehen zu laſſen, im Fall er ſich nicht würde ergeben wollen. Hiernechſt hatte ſich Brutus ſo wohl als Cäſar in die Wiſſenſchaft und die Waffen getheilet. Er übertraf aber den Cäſar, ja ſo ſehr durch den Gebrauch ſeiner Gaben, als ihm dieſer an Fähigkeit vorging.

Brutus hatte noch nie ſeinen Degen gezogen, als zum Dienſte ſeines Vaterlandes, noch niemals Bücher geleſen, als ſeine Leidenſchaften zu überwinden. Er ſuchte weniger in den Wiſſenſchaften die Mittel, ſeinen Geiſt geſchickt zu machen und ihn zu zieren, als ſie zur Verbeſſerung ſeines Herzens anzuwenden. Die Ehrlichkeit und die Gerechtigkeit waren die Regel ſeiner Gedanken und ſeiner Verrichtungen. Man bemerkte, daß er nichts ſagte noch vornahm, welches nicht von einem groſſen Herzen herrührte, das dem Vaterlande ergeben war. Die Beredſamkeit war für ihn eine überflüßige Eigenſchaft, ein jeder war überzeugt, daß ſein eigenes Beſtes es erforderte, ihm zu glauben. Ehe er anfieng zu reden, hatte er bereits das Wohlwollen ſeiner Zuhörer gewonnen, denn man hätte ſich ſelbſt nicht lieben müſſen, wenn man den Brutus haſſen wollte. Dieſe Hochachtung hatte ihm keine Eitelkeit beygebracht. Die Ehre ſchien nicht der Endzweck ſeiner Unternehmungen, ſondern eine unvermeidliche Folge ſeiner Dienſte zu ſeyn. Man würde eher an ſeiner eignen Vernunft gezweifelt haben, als an Brutus Redlichkeit. Die Sache, welche Brutus klagte, wurde vor gut angeſehen, weil er ſie vortrug. Seine Menſchenliebe war der Bewegungsgrund aller ſeiner Unternehmungen, gleichwohl hat ihn niemals ſeine Leutſeligkeit verblendet noch allzugelinde gemacht. Er war überzeugt, daß ein übelgegründetes Mitleiden gegen einen Menſchen dem andern ſchädlich ſeyn könnte. Er wuſte ſich über das Unglück der Laſterhaften zu erbarmen, zugleich aber auch der Begierde ihnen zu vergeben, zu wiederſtehen. Weder die wiederholten Anfälle ſeiner Freunde, noch der Zuruff ſeines eigenen

Herzens, welches ſich wieder ſeine Strenge empörte, nichts war vermögend ihn zu verderben.

So war der berühmte Brutus beſchaffen. Ein Mann, welcher dem äuſſerlichen Anſehen nach weder einen verdammlichen Ehrgeiz, noch andere ſchändliche Neigungen zu vergnügen brauchete, und deſſen ordentliches und ſtilles Leben ihn von allen Arten der Meutereyen zu entfernen ſchien.

Allein, wenn die Böſen bey den Menſchen keine Laſter antreffen können, die zu ihrem Vorhaben dienen: So wiſſen ſie die Tugenden ſelbſt hierzu anzuwenden, und dieſelben ihren Laſtern dienſtbar zu machen. Marcus Brutus ſtammte von dem berühmten Brutus her, welcher die Tarquinier verjagt, und der durch dieſe Verſtoſſung ſeinen Namen in Rom ſo berühmt, als die Könige den ihrigen durch Grauſamkeit und Ausſchweifungen verhaßt gemacht hatten.

Auf der andern Seite gerieth Cäſar, welcher eine unumſchränkte Gewalt beſaß, auf den hochmüthigen und gefährlichen Einfall, ſich einen König nennen zu laſſen. Ein Entſchluß, der ſo unüberlegt als ſtolz war, und der ihn der Liſt der Verſchwornen und der Strenge des Brutus bloß gab; denn eben hierdurch glaubte man, der Großmuth dieſes Römers beyzukommen. Man wuſte, daß ein Mann, welcher nicht zu groſſen Thaten darf angeſpornet werden, ſich ohne Zweifel durch das Gedächtniß ſeiner erhabnen Vorfahren würde ermuntern laſſen. Man wuſte, daß er denen niederträchtigen Seelen nicht gleich kommen würde, die ſich mit der eingebildeten Ehre vergnügen, welche von ihren Voreltern auf ſie fällt, und die nicht überlegen, daß es ihnen ſchimpflich iſt, diejenigen Tugenden nicht nachzuahmen,

ahmen, wodurch ihr Geſchlecht aus der Finſterniß gezogen worden.

Allein dieſer Umſtände ungeachtet, durfte man dennoch nicht mit dem erſchrecklichen Anmuthen eines Mörders bey ihm den Anfang machen; ohne ſein Gemüth hierzu nach und nach zu bereiten, und ſeine Tugenden allmählich darzu zu gewöhnen. Man ließ alſo auf dem Wege, welchen er zu betreten pflegte, oft Zettel finden, die von einer unbekannten Hand mit dieſen Worten beſchrieben waren: **Du biſt nicht mehr Brutus! Du ſchläfſt, Brutus!** Und dergleichen mehr. Dieſe Erinnerungen machten ihn tiefſinnig und unruhig. Caſſius ergriff einen von dieſen Augenblicken, ihm den gefaßten Vorſatz zu entdecken, das Vaterland zu befreyen.

Hier war es genug, daß Brutus die Unternehmung dieſer Sache für gerecht anſahe: Er war ſofort mit ihm einig, daß Cäſar den Tod verdient hätte, und both den Verſchwornen ſeinen Arm zur Hülfe. Nachdem man dieſen groſſen Mann gewonnen hatte, machte Caßius zur Ausführung alle Anſtalten. Er war vergnügt, daß er einen Mann auf ſeine Seite gezogen, welcher hierbey ſeinen eigenen Ruhm ſo wenig verdunklen würde; daß er vielmehr ihrem Unternehmen einen Schein der Gerechtigkeit ertheilte, welches den Pöbel verblenden, und deſſen Anſehen ihre Mordthat ausſöhnen und heiligen könnte.

Brutus hatte inzwiſchen Raum bekommen, dieſer Sache nachzuſinnen. Sein Eifer für die Gerechtigkeit hatte in den Tod des Cäſars gewilliget: Nunmehro machte ihn ſeine Dankbarkeit in ſeinem Vorſatze wankend, und verſetzte ihn in eine betrübte Unentſchloſſenheit. Portia, ſeine Gemahlin, wurde dieſes bald gewahr. Statt eines zufriedenen Mannes und zärtlichen Gemahls, fand ſie nunmehro in ihm einen zerſtreuten, unruhigen und tiefſinnigen Menſchen. Sie empfieng nicht mehr von ihm diejenigen Zärtlichkeiten, welche ſie glücklich gemacht hatten. Brutus war von ſolchen Gedanken angefüllt, die ihn gänzlich einnahmen. Nichts deſtoweniger empfand Portia weder eine Bewegung des Zorns noch der Eiferſucht. Sie begrub vielmehr ihren Schmerz in einem tiefen Stillſchweigen. Sie iſt von ſolcher Beſcheidenheit, daß ſie den Verdacht auf ſich wendet. Sie bildet ſich ein, daß Brutus eine groſſe Traurigkeit verberge, und daß er ſie unwürdig halte, an einem Geheimniſſe Theil zu nehmen, an deſſen Wiſſenſchaft ſie doch Recht zu haben glaubte. In dieſen Gedanken entſchloß ſie ſich, zu verſuchen: Ob denn ein Geheimniß vor ſie eine erträgliche Bürde ſey oder nicht? Sie macht ſich zu dem Ende eine tiefe Wunde an der Hüfte, und glaubt, daß wenn ſie dieſen Schmerz verbergen könne, es ihr auch nicht ſchwer fallen werde, ein wichtiges Geheimniß zu behalten. Dieſe ſchmerzhafte Wunde, welche ſie lange Zeit verborgen hatte, zog ihr endlich das Fieber zu, und ſodann redete ſie ihren Gemahl mit dieſen Worten an.

„Brutus! Die Tochter des Cato iſt dir nicht als ein Kebsweib vermählet worden, die Gefärthin deines Bettes und deines Tiſches zu ſeyn; ſondern an deinem guten und böſen Glücke Theil zu nehmen. Wende ich meine Augen auf dich, ſo finde ich keine Urſache dieſes Bündniß zu bereuen.„

„Du aber, Brutus, was für ein Zeichen meiner Liebe kanſt du empfangen, und was kan ich dir für ein Vergnügen machen, wenn du mir nicht deinen geheimen Schmerz entdeckeſt, oder wenn du mich unwürdig hältſt, zur Wiſſenſchaft ſolcher Abſichten zugelaſſen zu werden, welche Treue und Verſchwiegenheit erfordern. Ich weis, daß die Weiber zu ſchwach ſcheinen, ein Geheimniß zu verſchweigen. Allein Brutus, ein gutes Gemüth, eine tugendhafte Erziehung, und die Geſellſchaft groſſer Perſonen ſind fähig unſere Sitten zu verbeſſern, und unſere Schwäche zu ſtärken. Was mich anlangt, ſo darf ich mich rühmen, daß ich die Tochter des Cato, und die Gemahlin des Brutus bin. Ich habe mich aber doch nicht auf die Meynungen verlaſſen, welche mir dieſe beyde Namen erwecken. Ich habe wollen einen Verſuch thun, ob ich den Schmerzen wiederſtehen könnte, und ich habe erfahren, daß ich unüberwindlich bin.„

Zu gleicher Zeit ſagte ſie ihm was ſie unternommen hatte. Es wäre zuviel gewagt, wenn man die zärtliche Verwunderung beſchreiben wollte, worein dieſe Rede den Brutus ſetzte. Dieſe angenehmen Vorſtellungen können allein von einem Brutus und von einer Portia recht empfunden werden. Nachdem er ihr nun ſein Herz eröfnet hatte, ungeachtet aller Vorſtellungen, welche ihn zu beſänftigen ſich haufenweis zeigten; verlies er dieſe Heldin in ihrem Schmerzen, und eilte die Entſchlieſſungen auszuführen, denen er für das gemeine Beſte beygetreten war. So bald ſich Brutus entfernet hatte, gab Portia den Thränen Platz, welche die Ehrfurcht für ihren Gemahl bisher zurück gehalten hatte. Tauſend wieder einander lauſende Gedanken nahmen wechſelsweiſe ihr Gemüthe ein. Bald ſtellete ſie ſich den unſterblichen Ruhm, den ihr Gemahl ſich zu erwerben eilete, bald die Gröſſe ſeiner Seelen, bald ſeine römiſche Standhaftigkeit vor. Sie empfindet in ihrem Gemüthe etwas hohes und edles, ſie erhebet ſich über ihr Geſchlecht, ſie vergißt ſogar ihre Zärtlichkeit und ſetzet ſich an des Brutus Stelle. Indem ſie ſich denſelben in dieſem herrlichen Augenblicke ſeines Lebens vorſtellet, wünſchet ſie ſich ſelbſt Glück, einen ſolchen Gemahl zu beſitzen. Bald aber wenn ſie die angenehmen Stunden zurückruft, die ſie mit einander vollbracht haben; wenn ſie an ſeine Bildung, an ſeine Manieren, an ſeinen Anblick gedenket; wenn ſie ſich endlich tauſend anderer Umſtände erinnert, die das Herz einer Frau mehr rühren, als alle Eigenſchaften eines groſſen Mañes: So wird ſie wieder eine Frau, ſo wünſchet ſie lieber, daß er nicht ſo groß und ſo tapfer wäre. Ein liebenswürdiger und zärtlicher Mann würde ihr genug ſeyn. Kan mich Brutus verlaſſen, rufet ſie! Kan er ſich meinem Arme entreiſſen, dem Ruhme nachzueilen! Bey dieſer Vorſtellung kan nichts mehr ihr Gemüthe in Ruhe erhalten.

Allein ungeachtet der natürlichen Schwachheit ihres Geſchlechtes, welche ihr die Thränen auspreßt, und die ſie unter der Laſt des Unglücks niederdrücket, welches ſie für ihren Gemahl beſorget: So beſitzet ſie deñoch Standhaftigkeit genug, ein Geheimniß zu verſchweigen, welches dem Brutus ſo nahe angehet. So war die Beſchaffenheit dieſer merkwürdigen Frau, deren Aufführung ein ausnehmender Beweis iſt, daß eine edle Erziehnug und ein großmüthiges Bezeigen, dem ſchönen Geſchlechte mehr Entſchloſſenheit beybringen können, als ſelbſt den Männern; ob es gleich nur von der Natur zur Zärtlichkeit, zur Liebe und zur Furcht empfindlich gemacht zu ſeyn ſcheinet, da uns hingegen ein gewiſſer Trieb zur Ehrſucht anſpornet, und uns in die Gefahr verwickelt. Rom wurde von den Zeichen angefüllet, welche den nahen Tod des Cäſars verkündigten. Man ſagt, daß die wilden Thiere bis in die vornehmſten Oerter der Stadt gedrungen, daß man Geſpenſter auf den Gaſſen geſehen, daß in den Wolken auſſerordentliche Feuer erſchienen, und daß die traurigen Merkmaale, welche man in dem Eingeweide der Opfer fand, eine allgemeine Beſtürzung ausgebreitet. Nur die Mörder erwarteten mit einer unglaublichen Ruhe die Gelegenheit, ihre Rache mit dem Blute Cäſars zu ſättigen. Caßius allein wurde etwas beunruhiget, dieſer, ob er gleich ein ſolcher Verächter der Götter war, wie es noch verſchiedene unter uns ſeyn wollen, begieng dennoch bey dieſer Gelegenheit die abergläubiſche Schwachheit, und rief ein Bildniß des Pompejus an, als wollte er dieſen berühmten Todten zu ſeinem Beyſtande bewegen.

Es iſt merkwürdig, daß als Cäſar den letzten Abend vor ſeinem Tode, bey einem der Verſchwornen aß, und die Rede endlich auf das Sterben fiel, er ſich erklärte, daß ein geſchwinder und unerwarteter Tod einer andern Art zu ſterben vorzuziehen wäre. Doch ich muß auch dieſen Umſtand nicht vorbey laſſen. Cäſar, welchen ſo viel traurige Vorbedeutungen und die zärtliche Angſt ſeiner Gemahlin etwas beweget hatten, entſchloß ſich an dem Morgen nicht in den Rath zu gehen, welcher zu ſeiner Ermordung beſtimmet war. Allein, Decius Brutus unternahm es alle dieſe Furcht zu vertreiben. Niemand konnte hierinn mehr ausrichten, als ein Mann, welcher ſein Geſichte bey dergleichen Umſtänden verſtellen, und ſelbſt die Geſtalt eines muntern und freudigen Gemüths annehmen konnte. Seine aufgeweckten und angenehmen Scherzreden beſchämten Cäſarn wegen ſeiner Furcht, und Brutus beſaß die Gewalt über ſich, eine freudige Mine anzunehmen, da er ſeinen Freund den Mördern überlieferte.

So bald Cäſar in dem Rathe war, erhoben ſich alle Verſchworne und umſchloſſen ſeinen Sitz unter dem Scheine die Zurückrufung eines Verbannten inſtändig von ihm zu erbitten. Währender Zeit er beſchäftiget war, ihnen Antwort zu ertheilen, gab einer von den Mördern das Zeichen, indem er ihn ſtark unten bey ſeinem Rocke zoge. Ein andrer aber, welchen ſein groſſes Unternehmen verwirrt machte, verſetzte ihm einen Stich mit dem Dolche mit zitternder Hand. Cäſar trieb dieſen Unglückſeligen herzhaft zurücke, und bezeugte ſich gegen ihn als einen Mörder. Allein in dieſem Augenblicke fielen alle andre Verſchworne mit bewaffneten Händen auf Cäſarn ein, welcher gleichwohl nicht aufhörte, ſich zu vertheidigen, bis er endlich auch des Brutus unter ihnen anſichtig ward. Sodann überließ er ſich, mit einer großmüthigen Verachtung den Streichen eines Freundes, welcher von ihm das Leben empfangen, und den er mit Gnadenbezeigungen überhäuft hatte.

Es wird mir erlaubet ſeyn, mich hier etwas von meinem Zwecke zu entfernen.

Wir haben in England eine gewiſſe Art Leute, welche die That dieſer Verſchwornen bis an den Himmel

mel erheben, und die ihrem Neide und ihrem Haſſe, gegen alles das was gröſſer iſt als ſie, die ſchönen Namen einer großmüthigen Seele, des Haſſes der Sclaverey, und der Liebe zum gemeinen Beſten, beylegen. Dieſe ſind mit einem Worte eben ſo viel als Caßius, welche alle gerne an des Brutus Stelle ſeyn möchten, und die nur von Verſchwerungen und von Haſſe wieder die Könige reden. Man hat Urſache zu glauben, daß dieſe guten Leute nichts als Unordnung zu machen ſuchen, bis ſie ſich ſelbſt verwirret haben, und bis alles um ſie her in Unruhe gebracht iſt. Alsdann ſehen ſie die Verändrung, welche ihre Einbildung den Sachen giebet, als ihr Werk an; und loben ſich ſelbſt wegen ihrer Verwirrung, die ſie als eine Wirkung ihrer Gewalt betrachten. Doch es ſtehet denen ſehr übel an, für das gemeine Beſte zu ſorgen, welche nichts haben, was ihnen beſonders eigen ſey.

Allein ich muß wieder auf Cäſarn kommen, dieſer groſſe Mann ſtarb auf dieſe Weiſe, und ſein Tod bezeiget, wie unglücklich die großmüthigen und aufrichtigen Prinzen ſind, welche ſich auf die Wohlthaten verlaſſen, die ſie den Menſchen erzeiget haben, und die nicht überlegen, daß dieſe Menſchen anders denken als ſie. Nichts verhindert, daß man nicht thut wie man denket, als der Mangel der Gelegenheit: So bald ſich dieſe zeiget, leget der heimliche Feind ſeine Verſtellung ab, und ergreift den Degen.

Dieſe blutgierige Menſchen wurden übrigens alle durch einen gewaltſamen Tod vertilget, wie ihr Wohlthäter, und die Vorſicht erweckte wieder ſie die Tugend ſelbſt, welche ſie ihr Laſter zu beſchönen zur

Decke gebraucht hatten. Der unerſchrockne Brutus beſaß zuviel Großmuth, als daß er ſich durch den Tod der Verwandten und der Freunde des Cäſars hätte in Sicherheit ſetzen ſollen.

Er ſtützte ſich allein auf ſeine Redlichkeit und auf ſeinen tapfern Muth. Er hielt es zu geringe für ſich, ander Blut zu vergieſſen, als des Höchſten unter den Menſchen. Dieſe Großmuth gab der Partey des Cäſars Gelegenheit, ſich zu erholen. Cäſar ward an eben demſelben Orte ein Gott, wo er aufgehöret hatte, ein Menſch zu ſeyn.

Es wäre den Verſchwornen ſehr vortheilhaftig geweſen, wann ſein Nachfolger Octavius ſich an ſeiner Gewalt hätte begnügen laſſen. Allein dieſer junge Schüler ſtrebte ſchon nach dem Gewiſſen. Er verließ ſeine Bücher, das Haupt des Reichs zu werden, und faßte den Entſchluß keinen zu verſchonen. Er glaubte vielleicht, daß ſein Vetter aus der Urſache umkommen müſſen, weil er ſeine Siege nicht blutig genug gemacht hatte.

Es iſt hier nicht mein Endzweck, mich bey den beſondern Merkwürdigkeiten des Kriegs zwiſchen den Verſchwornen und dem jungen Cäſar aufzuhalten. Ich werde die Umſtände allein in Betrachtung ziehen, welche uns entdecken können, was für einen Nutzen ihnen die Bewegungsgründe in dem letzten Augenblicke ertheilet, nach welchen ſie in ihrem Leben ihre Handlungen abgemeſſen hatten.

An einem Abend, als Brutus traurig und in einem tiefen Nachſinnen die Begebenheiten ſeines Lebens zurück rief, kam ihm auch Cäſar in die Gedanken. Er ſtellte ſich ihn nicht mehr als einen Verräther des

Vaterlandes, als einen Tyrannen, und als einen unrechtmäßigen Beherrſcher vor, ſondern als einen Freund, von welchem er tauſend Wohlthaten empfangen hatte, und der von ihm ermordet war. Er ſahe,oder glaubte vielmehr ein Geſpenſte zu ſehen, welches ihm die Nachricht gab, daß es ſein feindlicher Geiſt ſey, und daß es ihn zu Philippis antreffen würde. Brutus rief ihm kaltſinnig entgegen: Ich ſelbſt werde dich dort finden! Nichts deſto weniger war er von dieſem Zufalle etwas beunruhiget worden. Er gab dem Caſſius hiervon Nachricht, welcher ſich bemühete des Brutus Tapferkeit, nach den Sätzen des Epicurus, wieder zu ermuntern. Er hielt deswegen mit ihm eine Unterredung von der Nichtswürdigkeit der Erſcheinungen, welche uns unſere Träume, unſer Verdruß, und unſere Einbildung vorſtellen. Dieſe Einbildungen, ſagte er, verkehren unſer eingebildetes Unglück in ein wahres und wirkliches Uebel. Eben dieſer Caßius fragte ihn in der folgenden Nacht, wohin ſeine Entſchlieſſung gienge, im Falle ſie unterliegen ſollten? Und ob er ſo dann die Flucht oder den Selbſtmord erwählen würde. Brutus ertheilte ihm dieſe Antwort.

Als ich noch jung und von den Regierungsgeſchäften entfernet war, fand ich mich, ich weis nicht wie, in eine gewiſſe Secte der Philoſophie verwickelt, vermöge welcher ich den Selbſtmord des Cato verdammte. Ich hielt es damals für eine Beleidigung der ſchuldigen Ehrfurcht gegen die Götter, und glaubte, daß man nicht tapfer genug wäre, wenn man ſich, aus Furcht, der göttlichen Vorſicht wiederſetzte, und den Unglücksfällen, die uns begegnen können, durch den Tod zu entfliehen ſuchte. Itzt aber, da ich mitten in der Gefahr bin, iſt meine Meynung ganz anders beſchaffen. Wofern der Himmel die Sachen nicht nach unſerm Verlangen ſchickt, bin ich ſchlüßig, der Ungewißheit mich nicht weiter anzuvertrauen, noch zum Kriege fernere Anſtalt zu machen. Ich will mit meinem Glücke zufrieden ſterben. Ich habe mein Leben vom Monat Merz an, meinem Vaterlande gewidmet, und die hierauf verfloſſene Zeit habe ich mit Ruhm und in der Freyheit vollbracht.

Dieſe Rede ſcheinet bey dem erſten Anblicke edel zu ſeyn, ſie iſt aber bey einer genauern Unterſuchung nichts weniger. Brutus geſtehet, daß er den hohen Entſchluß verlaſſen, ſich der göttlichen Vorſicht zu ergeben, und führet keinen andern Grund davon an, als die Gröſſe der Gefahr und des Verdruſſes, darinnen er ſich befindet. Gerade als ob er nunmehro unwiederſprechlich erkannt hätte, daß die Schlüſſe, welche wir bey glücklichen und ruhigen Tagen machen, in einem wiederwärtigen Zuſtande verſchwinden, und als Kinder des Glücks und der Ruhe mit deren Verluſt auch wieder vergehen.

Um uns aber hiervon zu überzeugen, ſo laſſet uns ihn in ſeinem letzten Augenblicke anſehen. Wir finden hier ein trauriges und bewegliches Schauſpiel, das uns aber in unſerer Beurtheilung nicht irre machen muß. Brutus führte den rechten Flügel in der Schlacht bey Philippis, und Caßius den Linken; Brutus brach durch den entgegengeſetzten Flügel der Feinde, Caßius hingegen wurde geſchlagen. Doch aus Mangel einer guten Einrichtung, erfuhr weder

der eine noch der andere etwas von der gegenſeitigen Beſchaffenheit. Brutus nahm ſeines Vortheils wahr, und ſeine Hitze brachte ihn mitten unter die Feinde, ohne an den Caßius zu gedenken, bis er ſich zuletzt ſeiner erinnerte, und ihm eine ſtarke Hülfe zuſchickte.

Dieſer Römer hatte ſich auf einen erhabenen Ort gezogen, die Beſchaffenheit ſeiner Völker in Augenſchein zu nehmen, und einem Kriegsbedienten Befehl gegeben, von den herannahenden Völkern Nachricht einzuziehen. Der Abgefertigte ward bald inne, daß dieſe Freunde waren, ſie umringten ihn ſofort, und waren begierig, von ihm zu hören, wie es dem Flügel des Caßius gehe. Dieſer Unglückſelige ſchloß aus dieſem Bezeugen, daß ſein Abgeſandter von den Feinden gefangen genommen worden, und hielt ſich für verlohren. Er entwich eiligſt in ſein Zelt, und ließ ſich daſelbſt von einem Sclaven das Leben nehmen.

Weder die Zärtlichkeit der Portia, noch die Wohlthaten des Cäſars, noch der Anblick eines ſchreckenden Geiſtes hatten den Brutus abhalten können, ſich in die vorhergeſehene Gefahr zu wagen. Nichts deſtoweniger ließ er bey dem Berichte dieſes Todes den Muth ſinken, und fiel in Verzweiflung. Er hatte ſich an einen Ort gezogen, welchen ein dicker Buſch umgab, und wohin ihn die Feinde verfolgten. Man ſchlug ihm vor, noch die Flucht zu ergreifen, aber er wollte nicht. Er bezeugte, daß er mit ſeiner Tugend zufrieden wäre, und daß er dieſelbe dem ungerechten Glücke des Octavius vorzöge. Eine Erklärung, welche die eitle Einbildung und nicht die Wahrheit zuwege brachte, weil ihn dieſe eingebildete Gerechtigkeit gleichwohl nicht dahin bringen konnte, noch länger zu leben.

Er endigte dieſe Handlung, da er in ſeinen Degen fiel und ſich das Herz durchſtach, welches ſchon durch die Worte Cäſars: **Und du auch, mein Brutus!** genug verwundet war.

Laſſet uns vor dieſen groſſen Mann, den man betrogen hatte, einen Vorhang ziehen. Laſſet uns ihn, wenn es möglich iſt, auf ewig vor dem Angeſichte der Menſchen verbergen. Denn dieſes iſt die höchſte Befleckung ſeiner Tugend, daß ſie die Bosheit einer Parthey undankbarer Freunde, raſender und abſcheulicher Königsmörder bedecken müſſen, dergleichen die Verſchwornen geweſen ſind.

Hier ſind nunmehro die Betrachtungen, welche wir aus ihren Handlungen ziehen wollen. Wir haben den Cäſar gröſſer durch ſeinen Verſtand und durch ſein Gemüth, als durch ſein Glück geſehen, gleichwohl hat er ſich zu einer abergläubiſchen Furcht bewegen laſſen. Weder die unüberwindliche Beſtändigkeit des Cato, noch die tapfere Tugend des Brutus, noch die kaltſinnige und liſtige Bosheit des Caßius, nichts kan alle die groſſen Römer aufhalten, ſich ſelbſt zu verlaſſen, ſo bald ſie das Glück verläſſt. Dieſes iſt ein Beweis, daß alle Geſetze, welche wir uns zu unſerer Aufführung machen, wenn wir ſie allein aus den Gründen der Vernunſt und der Weltweisheit nehmen, nichts weiter als gekünſtelte Neigungen ſind, mit welchen wir uns vergebens ſchmeicheln, die natürlichen Leidenſchaften zu überwinden. Dieſe ſchönen Regeln werden uns nützlich oder unnützlich ſeyn, inſoferne uns das Glück vortheilhaft oder zuwieder iſt. Gleichwohl iſt es von der höchſten Wichtigkeit, daß wir auf alle Zufälle geſchickt ſind. Wir werden darzu gelangen, wenn wir unſere eigene Natur unterſuchen, wenn wir aufmerken, wie der unglückſelige Ausgang von einem glücklichen und ruhigen Zuſtande, ſo vielen Uebeln und Beſchwerlichkeiten unterworfen worden, und wenn wir endlich unſer Glück aus dem Erkenntniße unſers Elendes ziehen. Dieſes iſt die einzige Philoſophie, welche uns Nutzen ſchaffen kan.

Das andere Capitel.

Der Menſch iſt ein zuſammengeſetztes Weſen, von ſo vielen Theilen, die keinen Zuſammenhang mit einander haben, daß man leichte wahrnimmt, wie nahe er mit dem, was am höchſten, und am niedrigſten iſt, in Verwandſchaft ſtehe.

Jch will ſagen, daß er einen Leib und eine Seele habe, und daß er zu gleicher Zeit das Werkzeug und auch der Werkmeiſter iſt. Gleichwohl iſt es wahr, daß der Leib und die Seele bey vielen Umſtänden beſonders, und für ſich allein wirken. Wenn der Menſch denket, wenn er urtheilet, und wenn er endlich einen Schluß macht: So hat der Leib an allen dieſen Verrichtungen nicht den geringſten Antheil. Die allerkleinſten Aederchen, das allerreinſte Blut und die allerzärteſten Lebensgeiſter beſitzen ſo wenig die Eigenſchaft zu denken, als die Knochen ſelbſt.

Der Körper gegentheils iſt ſo eingerichtet, daß ihn hungert, daß ihn dürſtet, daß er ſchmeckt und daß er endlich verdauet, ohne daß die Seele darauf denket, ihm dieſe Wirkungen anzubefehlen. Hieraus folget der natürliche Schluß, daß die Seele auſſer dem Leibe beſtehen kan, weil ſie nichts von demſelben borget, was ſie zu ihren vollkommenſten Verrichtungen fähiger machen könnte. Ein jeder beſitzet alſo die Hoffnung, daß wenn ſein Leib wieder zu Staube wird, woraus er ſeinen Urſprung genommen, er gleichwohl nur in einem Theile ſterbe, und daß die Seele, welche nur bis dahin ſeinen Leib bewohnet hat, in einen andern Aufenthalt geführet werde. Dieſe Hoffnung hat um ſo viel mehr Grund, weil man weis, daß es eine Art von Vereinigung der Seelen mit dem Leibe giebet, von deren Beſchaffenheit man aber gar keinen Erweis geben kan. Hiernächſt iſt die Seele im Stande, über ihre Handlung und über ihr Weſen Betrachtungen anzuſtellen. Sie empfindet, daß ſie denket, ohne daß ſie weis, von welchem Urſprunge dieſe Gedanken herrühren. Es iſt alſo vernünftig, wenn ſie den Schluß macht, daß etwas ſey, welches ſeiner Natur nach, ihr nahe komme, und welches in ſie auf eine unbegreifliche Weiſe wirket; und daß dieſes Weſen der einzige Gegenſtand ihrer Hoffnung und ihrer Furcht ſey, weil es vermögend iſt, ſie Vergnügen und Schmerzen empfinden zu laſſen, welches ſie aber in dieſem Falle noch nicht anders, als ihren Urheber anſehen kan.

Es iſt wahr, dieſer Urheber iſt vor ſie unbegreiflich, weil es ihm gefallen hat, ſie in den Sinnen und in einer Materie einzuſchlieſſen. Aber er hat ſich auch hernach derſelben offenbaren und ihr die Verſicherung geben wollen, daß ſie einmal von ihren Ketten befreyet werden ſoll.

Wenn wir nun auch gleich mit den poetiſchen Fabeln zufrieden ſeyn wollten, wenn wir uns auch einen Menſchen einbildeten, der allein von der Vernunft begleitet, ſein Leben in der Geſellſchaft der Thiere zubringet:

get: So würde dennoch dasjenige, was er ihnen durch ſeine Geſchicklichkeit und durch ſeinen Muth entziehen könnte, nicht genug ſeyn, ſeine Glückſeligkeit zu befördern. Aber der beſte Theil von ihm würde nicht die Zufriedenheit haben, welche ihm eigen iſt. Mit einem Worte, aus Mangel eines wahren und deutlichen Begriffes von ſeinem Schöpfer, würde er ſich von demſelben lauter falſche, dunkle und abergläubiſche Vorſtellungen machen. Ein jeder Brunnen, ein jeder Wald, würde ihm als eine Wohnung der Gottheiten vorkommen, die dem Menſchen Waſſer und Schatten mittheilen. So eigen iſt es der menſchlichen Natur, einen GOtt zu glauben und ihn zu ſuchen.

Allein ich wiederhole es noch einmal, der Himmel hat uns nicht in dieſer tiefen Unwiſſenheit laſſen wollen. Wir wiſſen aus den göttlichen Offenbarungen, daß GOtt, nachdem er den Waſſern ihren Lauf gegeben, und die Erde fruchtbar und fähig gemacht hatte, die Creaturen zu ernähren, alle ſeine Werke gut gefunden. Allein er ſahe zugleich, daß dieſes alles zu beleben, annoch ein vernünftiges Weſen nöthig wäre, deſſen Glückſeligkeit darinn beſtünde, GOtt gehorſam zu ſeyn, ihn zu kennen, ſeine Werke zu bewundern und ſich ſelbſt zu betrachten. Der Menſch wurde zu dem Ende mit einem ſolchen Lichte und mit dieſen Kräften hervorgebracht. Er fing an, ſein Leben durch die Empfindung der Freude und der Bewunderung zu ſchmecken, welche der Anblick einer Welt in ihm erweckte, die zu ſeinem Nutzen und zu ſeinem Vergnügen bereitet war. Wie glückſelig war nicht ſein Zuſtand, als er die Ordnung und die Schönheit der Welt wahrnahm, als er ſich in einem koſtbaren Garten umſahe, als er das ergetzende

Grüne der Bäume und Kräuter beobachtete, als er den wohlklingenden Geſang der Vögel, und das murmelnde Rauſchen der Bäche hörte, deren Anblick ſeine Einbildungskraft gleichſam erfriſchte. Er befand ſich in einer Art einer angenehmen Entzückung, und wie in einer beſtändigen Bezauberung. Er hatte die erſten Stunden ſeines Lebens in dieſen angenehmen Umſtänden zurück geleget, als er in einen tiefen Schlaf fiel. Inzwiſchen bereitete ihm GOtt aus einer ſeiner Ribben eine Geſellin, welche ihm den Ekel der Einſamkeit verſüſſen ſollte.

So bald der erſte Menſch wieder erwachte, warf er ſeine Augen auf ſie, durch eine Uebereinſtimmung, die er ſelbſt nicht merkte. Er ſahe mit Vergnügen eine Abbildung von ſich ſelbſt, welche nichts von ſeinen ſtarken Zügen an ſich hatte; die mit tauſend Annehmlichkeiten geſchmückt war, die er an ſich nicht fand, und von der er ſelbſt nichts als ein unvollkommener Entwurf zu ſeyn ſchien. Er blieb mit muntern und zärtlichen Blicken an ihr kleben, und ſie ergetzte ſein Herz. Seine Stärke und ſeine Weisheit gaben ihm zwar den Vorzug von ihr, allein die Liebe brachte ihn dahin, daß er ſich ſeiner Hoheit entſagte.

Dieſes glückſelige Paar ſollte nun eine vollkommene Ruhe genieſſen und eine Nachkommenſchaft hervor bringen, die ſo glücklich wäre als ſie ſelbſt. Die Früchte der Erden gehörten ihnen alle, nur ein einziger Baum blieb davon ausgenommen, welchen Gott ſich vorbehalten hatte, um durch eine ſo geringe Bedingung ihren Gehorſam, und ihre Dankbarkeit gegen die unendliche Gütigkeit zu prüfen, von welcher ſie das übrige alles empfangen hatten. Allein ſo weit gieng ihr Hochmuth und ihr Undank, daß ſie die Niedrigkeit bald vergaßen, welche doch den Creaturen ſo anſtändig war, die nichts als ein geborgtes Weſen beſaſſen. Sie faßten die thörichte Hoffnung durch ihre Uebertretung dem Schöpfer gleich zu werden. Kaum hatten ſie den Staub und ihr Nichts verlaſſen, als ſie ſchon anfiengen ein Weſen zu verachten, welches ihnen nicht einmal eigenthümlich gehörte. Kurz, ſie aſſen die verbotene Frucht und verachteten Gott, welcher ihnen dieß Geboth gegeben hatte. Sie empfanden auch ſo fort die Gröſſe ihres Verbrechens. Die Unſchuld und die Einfalt wichen aus ihren Herzen um den Vorwürfen Platz zu machen. Die Scham und die Verwirrung waren die Früchte, welche ſie von dem Baume des Erkenntniſſes Gutes und Böſes geleſen hatten. Ihr beleidigter Schöpfer ſpricht ihnen ein ſcharfes Urtheil, welches ihnen gleichwohl erträglicher fällt, als ſeine Gegenwart, die er ihnen entziehet. Er befiehlet der Natur, ihnen keinen freywilligen Gehorſam mehr zu leiſten. Er will nichts deſtoweniger, daß der Menſch ihr diejenigen Wohlthaten durch eine beſtändige Arbeit entreiſſen ſoll, welche ſie ihm vorher von freyen Stücken anboth, und daß endlich die Frau die Erben ihres Laſters und ihres Elendes mit Schmerzen gebähren ſoll.

Dieſer Bericht iſt aus einem gewiſſen Buche gezogen, welches unter uns ſehr geringe gehalten wird, das man aber mit Recht wegen ſeiner Vortrefflichkeit die Schrift genannt hat. Wie wahr dieſe Geſchichte unſrer erſten Eltern ſey, beweiſen meiner Meynung nach die Undankbarkeit und der Hochmuth, welche der Menſchen Erbkrankheiten zu ſeyn ſcheinen.

Gewiß, ob wir gleich empfinden, daß wir bloſſe Geſchöpfe ſind, die ſich eines fremden Weſens gebrauchen: So ſind wir dennoch von einer unvernünftigen Eigenliebe verblendet. Wie fertig ſind wir nicht, uns mit dem Guten in uns zu rühmen, und wie langſam hingegen, dieſe thörichte Einbildung auszurotten, welche uns die Bewunderung zuwege bringet, womit wir gegen uns ſelbſt eingenommen ſind.

Inzwiſchen müſſen wir bekennen, daß kein einziger von unſern Fehlern mehr Einfalt und Thorheit anzeiget. Denn ſo lange du uns die Zeit nicht anzeigen kanſt, da der Gedanke, der in dir iſt, ſich entſchloſſen, einen Leib zu verfertigen, ihn aus Adern und Sehnen zuſammen zu weben, und ihm ein warmes Blut zu ertheilen, welches laufen ſoll; ſo lange du die Zeit nicht benennen kanſt, da du es gewaget haſt, dein Herz zum erſtenmale klopfen zulaſſen, mit der Lunge Luft zu holen und das zerbrechliche Gebäude deines Körpers in Bewegung zu bringen: So lange ſage ich muſt du dich vor demjenigen aufs tiefſte erniedrigen welcher ſo viel erſtaunenswürdige Wunder in dir gewirket hat. Doch dieſem ſey wie ihm wolle, der Urſprung und der Beſchützer unſers Geſchlechtes verſtieß nunmehro unſere erſten Eltern von ſeiner unmittelbaren Gegenwart, nach dem fernern Berichte des angeführten Buches; dieſe ſchämten ſich für einander, ſie waren nackend, und verlaſſen, und lieſen Gefahr von den Dornen und wilden Thieren zerriſſen zu werden, die ſich wieder die undankbaren Menſchen gewaffnet haben, als wollten ſie Gott wegen ihrer Untreue rächen.

Deswegen muſten die Menſchen nach ihrer Vermehrung auf Geſellſchaften und Bündniſſe bedacht ſeyn, um ſich ſo wohl wieder den Anfall ihres gleichen, als auch wieder die Wuth der Thiere zu verwahren, ſo, daß nach und nach die Fortſetzung des menſchlichen Lebens eine Kunſt ward. Die Zunge wurde gebrauchet, etwas zu reden, da inzwiſchen das Herz etwas anders verbarg. Von dem laſterhaften Verlangen nach der Hoheit, entſproß die unerſättliche Ehrſucht.

Dieſer abſcheuliche Auswurf der Seelen macht die Ehre, die Reichthümer, den Vorzug vor andern, und tauſend dergleichen überflüſſige Sachen mehr, zu lauter nothwendigen Dingen für uns: Als ob es nicht ſchon an unſerm natürlichen Mangel genug wäre, da ſich die maßige Natur mit wenigem würde vergnügt haben; und als ob wir uns noch ſelbſt neue Nothwendigkeiten ſchmieden müſten, die doch nichts ſättigen kan, und die ſich zu unſerm höchſten Unglücke mit unſern Gütern vermehren. Dieſer Misgeburt folgen der Neid, die Grauſamkeit, der Haß, der Betrug, die Uneinigkeit, und ein ganzer Haufen Bemühungen, Beunruhigungen und Verdrießlichkeiten. Schädliche Wirkungen der Laſter, die unſer Herz einnehmen, und wovon uns weder die Gewalt noch die Flucht befreyen kan; woferne wir nicht wieder zu Gott kehren, in deſſen Schutze der Aufenthalt derjenigen Ruhe und Zufriedenheit iſt, welche wir verlohren haben. Allein, an ſtatt, daß wir nach unſerer Verſtoſſung zu dieſer Freyſtadt wiederkehren ſollten, ſo werden wir auch hierinnen unſern Eltern gleich, daß wir uns vor dem Angeſichte Gottes verbergen. Und warum ſollten wir ihnen auch nicht in dieſem Stücke gleich kommen? Wir ſind nicht nur ihres Laſters wegen ſtrafwürdig geworden, in ſofern wir damals in ihnen verborgen lagen, ſondern wir erneuren es noch wirklich durch uns ſelbſt. Ich ſage, wir verneuen es, denn, wenn eine Creatur die Herrſchaft ihres Schöpfers verwirft, und ihr Leben nach ihrem eigenen Gefallen anſtellet, da ſie ſich doch von ihrem Urheber regieren laſſen ſollte: So iſt dieſes nichts anders, als den Baum des Erkenntniſſes anrühren, und ſich über die unumſchränkte Weisheit erheben.

Dieſe Betrachtung iſt erſchrecklich, und gleichwohl darf man ſich ſelbſt nicht unterſuchen, nachdem man ſein Vertrauen auf etwas anders, als auf Gott, geſetzt hat, daß man nicht die Kraft dieſer Wahrheit empfindet, und durch ſie in eine ewige Verzweiflung geſetzt wird. Doch mitten unter dieſen Finſterniſſen, welche uns umgeben, bleibet uns dennoch ein Mittel, unſern Verdruß zu lindern. Ein Licht bricht durch den dicken Nebel, der uns bedecket: Wir können den Himmel anſehen. Mit einem Worte, da wir unter der Laſt der Strafen ſeufzen, die wir verdienet haben, verſöhnet uns ein Mittler mit Gott, welcher von unſerer Bosheit befreyet iſt. Dieß iſt noch nicht alles. Er beſchwert ſich mit dieſer Schuld und mit unſerer Natur, und biethet ſein Leben dar, das unſrige zu erhalten. Was ſage ich? Er iſt noch nicht zufrieden, unſere Uebelthaten auszuſöhnen, da er unſer Fleiſch annimmt; er will auch noch, daß wir daraus auf dieſe beyde wichtige Wahrheiten ſchlieſſen ſollen: Daß nemlich das Geboth, welches uns gegeben wurde, billig war, und daß unſer gegenwärtiges Leben nichts unerträgliches in ſich faßt; weil er ſich ſelbſt den größten Beſchwerlichkeiten deſſelben unterwerfen wollen. Da er alle Dinge in ſeiner Gewalt hatte, ſich aber derſelben mit Mäßigkeit gebrauchte, und die Mängel ertrug: So hat er uns nicht nur dadurch zu einer vollkommenen Ergebung in Gottes Willen, und zu einem ihm gefälligen Bezeigen, unterichtet, worinn das einzige wahre Leben beſtehet, ſondern er bringet uns noch, nach einer kurzen Wanderſchaft, und nach einem geſchwinden Sterben ein neues Leben zuwege, welches glücklich, ewig und von allen Plagen und Bekümmerniſſen befreyet iſt.

Um nun dieſe groſſe Veränderung vollkommen zu machen, ſo hat dieſer glorwürdige Erlöſer beſchloſſen, ſeine Herrſchaft über uns aufzurichten; nicht Kraft ſeines Sieges, ſondern durch ein weit dauerhafters Mittel, nemlich durch eine vollkommene Ueberzeugung. Denn weil unſere Knechtſchaft geiſtlich iſt, und ſich über unſer Herz erſtrecket, ſo muß die Erlöſung auch von eben dieſer Art ſeyn. Inzwiſchen konnte die Welt, welche von der falſchen Meynung ihrer Freyheit eingenommen war, dieſe ſo wunderbare Erlöſung nicht begreifen. Sie verachtete die Verheiſſungen eines Menſchen, der ſie wieder zum Leben ruffen wollte, und der ſich gleichwohl desjenigen nicht gebrauchte, was man ſehr unrecht die Vortheile des Lebens zu nennen pfleget. Dieſes wird man aus der heiligen und wunderwürdigen Geſchichte dieſes Erlöſers wahrnehmen. Wie will ich aber die geheimnißvollen Wege eines Weſens beſchreiben, welches zugleich Gott und Menſch iſt? Er ſelbſt muß meine Feder lenken, damit mein Bericht, wann es möglich iſt, der Gröſſe dieſer Sachen gemäß ſey.

Es waren verſchiedene Mittel, die Welt wieder unter den Gehorſam Gottes zu bringen. Allein unſer Heyland erwählte dasjenige, welches am wenigſten Aufſehen machte, als das allerſicherſte. Er wollte in einer niedrigen Geſtalt erſcheinen, und nichts um ſich haben, was die Augen der Menſchen auf ſich ziehen und ihre Einbildung vergnügen könnte. Die Urſache war dieſe, weil er gekommen war, den Menſchen das Erkenntniß ewiger Wahrheiten mitzubringen, ſo muſte er bloß die Urtheilskraft beſchäftigen. Denn wenn dieſe Kraft ſich einmal dem Lichte der Wahrheit überläßt: So können die ſinnlichen Vorſtellungen die Ueberzeugung nicht mehr wankend machen. Hiernechſt trifft man in dem N. T. kein einziges Exempel an, daß er ſich ſeiner Gewalt zum Schaden bedienet hätte, wohl aber, daß er ſie ſo vielmal angewandt hat, Gutes zu thun. Die laſterhaften und niederträchtigen Seelen lieben denjenigen weit weniger, welcher ſie geſund macht, als ſie denjenigen fürchten, der ſie tödtet. Unordnung, Schrecken, Furcht und Entſetzen; dieſes iſt es, was ſie beweget. Die Ordnung hingegen, die Zuſammenſtimmung, die Hoheit, welche ſich ohne Lermen zeiget, der Segen und der Friede rühren nur aufrichtige, rechtſchaffene, unſchuldige und erleuchtete Herzen, und nur dieſer Mittel gebrauchte ſich unſer Erlöſer. Das Volk ſelbſt, unter welchem Jeſus Chriſtus gebohren war, hatte gleichſam den Herrn ermüdet, ſeine Macht auf eine herrliche Weiſe zu zeigen. Sie gingen mitten durch die getheilten Wellen, wie zwiſchen zwoen Mauren. Ein himmliſches und wundervolles Brodt ernährte ſie in der Wüſten. Gott gab ihnen ein Geſetz, welches Donner und Blitz begleiteten.

ten. Er vertilgte verſchiedene Völker, deren Länder er unter ſie austheilte. Dem ohngeachtet vergaſſen ſie dieſe Wohlthaten bald. Kaum hatten ſie aufgehöret ſich zu fürchten, und Wunderwerke zu ſehen, als ſie auch den wahren Gott verlieſſen, um ſolche Gottheiten anzubeten, welche ſie ſelbſt verfertiget hatten. Stumme, ohnmächtige und unempfindliche Gottheiten, die ja ſo wenig vermögend waren, ihren Anbetern, als ſich ſelbſt zu helfen! Dieſes iſt ein Beweis, daß die Wunderwerke keinen dauerhaften Eindruck machten, und daß ſie nicht diejenige ſtandhafte Ueberzeugung zuwege bringen konnten, welche gleichwohl die Abſicht des Geſetzgebers war. Eben daher ſind ſie im N. T. weniger anzutreffen, und Gott brauchet ſie oft daſelbſt nur dazu, klare, einfältige und leichte Wahrheiten zu bekräftigen, oder unſere ſchläferige Aufmerkſamkeit zu erwecken. Wir leſen, daß Jeſus Chriſtus in eine Wüſte geführet wurde, wo er vierzig Tage nach einander, Hunger und Durſt litte. Nachdem er nun durch ein ſo langes Faſten abgemattet ſchien, nahete ſich ihm der Verſucher, und ermahnte ihn, die Steine in Brodt zu verwandeln, wofern er anders Gottes Sohn wäre. Da ihm aber dieſer Kunſtgriff fehlſchlug, weil unſer Heyland ſich keine übernatürliche Hülfe verſchaffen, ſondern viel lieber die Schwachheiten der menſchlichen Natur ertragen wollte: So griff er ihn an der ſchwachen Seite unſerer Natur an, nemlich an dem Hochmuthe, und an der Eitelkeit. Er zeigte ihm die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit, welche der Satan durch den Aufruhr der Menſchen wieder Gott von ihnen erkauft hatte. Hierüber verſprach er ihm die Herrſchaft, wann er ihn anbeten wollte. Aber der Herr verwarf dieſes Anerbiethen, und verfügte ſich mit ſeiner Armuth wohl zufrieden in ein Dorf, wo ſeine Gottheit durch die herrlichſten Wunder hervor leuchtete, die er an ſo vielen Kranken und Beſeſſenen bewies; da inzwiſchen ſeine Menſchheit in einer niedrigen Dürftigkeit blieb. Die vortreſſliche Rede, ſo er auf dem Berge hielte, faſſet die göttlichen Gebothe in ſich, und erkläret dieſelben auf eine ſo leichte, deutliche und begreifliche Art, welche mit den Regeln der Sittenlehre und der geſunden Vernunſt ſo wohl überein'kömmt, daß ſie nothwendig den Beyfall aller derer, die ſie leſen, nach ſich ziehen müſſen. Diejenigen ſo wohl, welche ſie aus Liebe zu der ſtillen Zufriedenheit beobachten, welche ſie wirken; als auch diejenigen, ſo ſie durch die Unruhe verlaſſen, welche die natürliche Folge dieſer Verſäumung iſt, müſſen hiermit übereinſtimmen. Man ſiehet darinn das menſchliche Herz durch denjenigen entdecket, welcher es gemacht hat. Seine geheime Neigung zum Böſen, und der falſche Schein eines eingebildeten Guten, ſind in demſelben ans Licht gebracht. Unter andern trefflichen Sätzen, ſcheinet mir dieſer fähig zu ſeyn, auch ſolche zu überzeugen, und ſie von der Göttlichkeit der Schrift zu überführen, welche ſie ſonſt mit Unglauben leſen: Wenn du aber betheſt, ſo gehe in dein Kämmerlein, und ſchleuß die Thüre zu, und bete zu deinem Vater im Verborgenen; und dein Vater, der in das Verborgene ſiehet, wird dirs öffentlich vergelten. Unmöglich kan ſich der Menſch andere Gedanken machen, als daß Gott ein Urheber eines Gebothes ſey, welches von allem weltlichen Eigennutze ſo weit entfernet iſt. Denn es würde einem Weſen unanſtändig

dig ſeyn, welches keine Gemeinſchaft mit unſern Seelen hat, und dem ihre geheime Bewegungen verborgen ſind, wenn es dennoch begehren wollte, daß ihm dieſe Regungen ſollten vorgebracht werden.

Ein Hauptmann kam und bat für ſeinen Knecht, welcher an der Gicht krank lag. Unſer Heiland verſprach ihm ſo fort, denſelben zu beſuchen, und ihn geſund zu machen. Allein dieſer Hauptmann, welcher frey und aufrichtig war, wie die Kriegsleute zu ſeyn pflegen, und der unmöglich an unſern Heyland ohne Ueberzeugung hätte glauben und ihm dienen können, ertheilte ihm zur Antwort, daß er wohl wüſte, daß die Natur dem Erlöſer mit nicht geringerm Gehorſame unterthänig wäre, als ihm ſeine Soldaten gehorchten, und daß es nur ein Wort von ihm gebrauchte, ſeinem Knechte die verlohrne Geſundheit wieder zu geben. Der Heyland lobte dieſes edle und großmüthige Vertrauen, und ertheilte ihm, was er verlangte, mit dieſem herrlichen Lobſpruche, daß er noch nie in Iſrael einen ſo ſtarken Glauben gefunden hätte.

So überhäufte Chriſtus die Menſchen mit Wohlthaten, ohne daß er etwas anders dafür begehrte, als was wir bey der menſchlichen Freundſchaft fordern; nemlich, daß diejenigen, welche von uns Gutthaten empfangen, uns als ihre Wohlthäter anſehen. Er unterwies uns zu gleicher Zeit mit eben der Vertraulichkeit, als wenn er uns gleich geweſen wäre, und er bediente ſich der Gleichniſſe, der Abbildungen und der deutlichſten Vorſtellungen, um dem Werke unſerer Erlöſung näher zu kommen. Doch die, welche ihn kannten, wurden über die Gröſſe ſeiner Erleuchtung unwillig, an ſtatt Nutzen davon zu ziehen: So, daß ſie auch in dieſe Worte ausbrachen: Iſt dieſes nicht des Zimmermanns Sohn! Heißt ſeine Mutter nicht Maria! Und ſind nicht Jacob, Joſeph, Simon und Judas ſeine Brüder! Weil ſie ihn in eben der Niedrigkeit geſehen hatten, worinn ſie ſich ſelbſt befanden: So konnten ſie nicht begreifen, daß ein Menſch, welcher nichts pralendes, nichts prächtiges und nichts erſchreckliches beſaß, eine Hoheit und Vortrefflichkeit haben ſollte, die ihnen mangelte. Der Erlöſer entſchloß ſich alſo ſeine Macht denjenigen Oertern zu entziehen, wo er nichts als verſtockte und rohe Seelen antraf, die er nicht gewinnen konnte. Er begab ſich alſo weiter, und ſeine Begleitung waren Stumme, Blinde, Kranke und Gichtbrüchtige. Dieſe rührte er alle an. In demſelben Augenblicke, nicht anders, als wenn er ihnen ein neues Leben ertheilet hätte, konnten ſie ſprechen, ſehen, laufen; und empfinden, daß ſie geſund waren.

Keiner unter ihnen wollte ihn verlaſſen, und ſie folgten ihm drey ganzer Tage nach, bis ſie endlich ermüdet, und vom Hunger abgemattet waren. Jeſus Chriſtus, den ihr Elend jammerte, befahl ihnen, ſich zu lagern, und ſättigte vier tauſend Menſchen, ohne Weiber und Kinder, mit ſieben Brodten und etwas wenigem von kleinen Fiſchen. Glückſelige Menſchen! die ihre Nahrung in den Händen desjenigen wachſen ſahen, welcher ſie ihnen austheilte, ja, die Gott ſelbſt erblickten, der ſeine Creaturen ſpeiſete. Gewiß, eine Glückſeligkeit, die beneidenswürdig iſt. Doch was ſage ich? Eben dieſer Gott iſt noch bey unſern mäßigen und nüchternen Gaſtmahlen gegenwärtig,

tig, er befindet ſich bey unſern frölichen Stunden, und bey unſern unſchuldigen Zuſammenkünften.

Allein, ſo wenig es der heiligen Schrift an Wunderwerken mangelt, welche nicht minder groß ſind, als dieſes, und da unſer Erlöſer dadurch ſeine göttliche Macht entdeckte, ſo ließ er doch niemals merken, daß er ſelbſt ein Beherrſcher werden, oder die Juden von dem Joche der Römer durch Wunderwerke befreyen, und dieſen verſtoſſenen Lieblingen des Himmels ihr voriges Anſehen wieder ertheilen wollte. Doch ſo weit gehet der natürliche Hochmuth des Menſchen, daß auch die Apoſtel ſelbſt bis dahin ſich auf eine weltliche und irdiſche Hoheit, und auf groſſe Reichthümer Rechnung gemacht hatten. Daher rührte das groſſe Erſtaunen des Petrus, welcher nichts als einen ſchlechten Fiſcherkahn aus Liebe zu Gott verlaſſen hatte, als er die Erklärung unſers Heylandes hörte, daß ſein Reich nicht von dieſer Welt ſey, und daß er die Verachtung und den Tod leiden würde. Weil er ſich nun allemal mit einer Hoheit geſchmeichelt hatte, welche ihm Chriſtus zur Belohnung ſeiner langen Nachfolge ertheilen würde: So zog er ihn auf die Seite und ſagte zu ihm: Herr habe doch Mitleiden mit dir ſelbſt, dieſes alles wiederfahre dir nicht! Aber der Heyland gab ihm einen ſtrengen Verweis, weil er nicht ſo wohl auf die Ehre Gottes, als auf die Hoheit der Menſchen ſein Abſehen gerichtet hätte. Nunmehr aber ſchickten ſich alle Sachen zu einer auſſerordentlichen Veränderung, als der Herr der Natur, in der Geſtalt eines Erlöſers und Seligmachers der Menſchen, ſeinen öffentlichen Einzug in Jeruſalem halten wollte. Die Pracht und der Staat ſchmückten keineswegeſ ſeinen Triumph. Er erſchien leutſelig, niedrig und friedfertig. Das Volk, welches von einer Empfindung eingenommen war, die es noch niemals gefühlet hatte, beſtreuete den Weg mit ſeinen Kleidern und mit Palmenzweigen. Die Luft erſchallte von dem freudigen Zuruffe: Hoſianna dem Sohne David! Gelobet ſey, der da kömmt in dem Namen des Herrn. Dieſer groſſe König beſtieg nunmehr den Thron, und die Menſchen wurden von ihm nicht geadelt, ſondern ſelig gemacht. Er theilte keine Gnadenbezeigungen und keine Ehrenſtellen aus, ſondern die Geſundheit, die Freude, das Geſicht und den Gebrauch der Zungen. Der erſte Gegenſtand, welcher einem Blinden aufſtieß, war der, von welchem er das Geſichte empfangen hatte, und das erſte Wort, welches die geſundgemachten Stummen von ſich gaben, waren Ausdrückungen ihrer Freude und ihrer Dankbarkeit. Von einer ſolchen Begleitung umgeben, verfügte er ſich in ſeine heilige Wohnung, nemlich in den Tempel, aus welchen er, kraft ſeines göttlichen Anſehens, die Kaufleute vertrieb, welche dieſen Ort entheiligten. Er übte alſo eine unumſchränkte Gewalt aus, um den Ungläubigen zu zeigen, daß ihm zur Herrſchaft über die ganze Welt nichts als ſein Wille mangele. Inzwiſchen fragte man ſich untereinander: Iſt dieſes der Erlöſer und Seligmacher der Menſchen? Soll dieſer niedrige Nazarener Iſrael beherrſchen, und den Thron Davids beſteigen? So waren die Gedanken der Groſſen zu Jeruſalem beſchaffen, als unſer Heyland ſeinen glorwürdigen Einzug hielte, wobey ſich keiner in ſeinem Gefolge ſehen ließ, weil er nicht mit ihren Abſichten übereinſtimmte. Ihre ſtolzen und hochmüthigen Herzen, welche von der Liebe der Welt verderbet waren, konnten ſich nicht ſo weit herunter laſſen, einem Menſchen einige Unterthänigkeit zu bezeigen, der ihnen ſo verachtungswürdig ſchien. Seine Wohlthaten hatten ſie vielmehr aufgebracht, und ſie beſchloſſen ſeinen Tod. Chriſtus ſahe ihren blutgierigen Anſchag ſehr wohl ein, und bereitete ſeine Jünger dazu, da er ihnen mit deutlichen Worten ankündigte, was man ihm zugedacht hätte. Petrus, welchen ſeine feurige und brauſende Neigung wegriß, antwortete ihm, daß, wann auch alle Menſchen ſich an ihm ärgern würden, er dennoch allein hiervon ausgeſchloſſen bleiben wollte. Eine von den vornehmſten Urſachen, warum unſer Heyland in die Welt gekommen war, beſtund in der Abſicht, uns zu überzeigen, wie unfähig wir ſind, etwas groſſes ohne Gottes Beyſtand zu unternehmen. Deswegen verſichert er ſo fort den Apoſtel, daß dieſe gerühmte Treue und Unerſchrockenheit ihn bald verlaſſen, und er ihn dreymal in einer Nacht verleugnen würde.

Doch wer kan dieſe traurige Geſchichte ausführen? Wer iſt der, welchen man mit Schmach und Schlägen überhäuſt? Wer iſt der, welchen man fort ſchleppt, und als einen Verräther mit Ketten beleget? Wohin führet man dich, mein Herr, mein König, mein Heyland und mein Gott? Stirbeſt du, die Grauſamkeiten ſelbſt zu verſöhnen, welche man dir authut? O Menſchen, betrachtet doch, wie eures gleichen denjenigen gekreuziget, von dem ſie das Leben empfangen haben. Sehet ſeine blutigen und triefenden Wunden! bemerket ſein klopfendes Herz, welches mit dem Tode kämpfet. Er legt ſein heiliges Haupt auf die Bruſt!

Höret ſeine ſchmerzhaften Seufzer! Er ſtirbt! Die Erde zittert, der Vorhang des Tempels zerreißt. Die Felſen brechen, und die Todten kehren wieder in das Leben zurücke. Hier iſt kein Zweifel übrig, daß nicht die Natur leide, denn ſie verlieret den, welcher ſie erſchaffen hat.

Das dritte Capitel.

Weder in der Ausführung, noch in den Gebothen unſers Erlöſers iſt etwas enthalten, welches nicht ohne allen Wiederſpruch der Menſchen mit allen Arten der Regierung leicht beſtehen könnte, und das uns nicht zum Gehorſame gegen die Obern anweiſen ſollte. Dem ungeachtet wurden die erſten Bekenner der Lehre dieſes göttlichen Meiſters für die Dienſte ſchlecht belohnet, welche ſie den Fürſten leiſten wollten. Sie ſetzten ihr Leben bey dem Zorne der Prinzen in Gefahr. Doch dieſes iſt noch nicht alles. Sie brachten nichts mit zu Erreichung ihres Zweckes, als Armuth und Demuth. Ein Umſtand, der wahrlich einiger Betrachtung würdig iſt.

Ein ieder wird unzählichemal angemerkt haben, wie wenig die Armuth in den menſchlichen Angelegenheiten des Lebens vortheilhaft iſt. Allein wie viel gröſſer wird nicht dieſer Mangel, wenn man dabey wieder die ganze Welt, wieder den Reichthum und wieder die Klugheit zu kämpfen hat. Denn ſo viel der Ueberfluß und die Pracht uns zum Voraus für einen Menſchen einnehmen, ſo verächtlich machet die Dürftigkeit auch das Beſte, was er unternimmt, und erwecket ſeinen Handlungen lauter ſchädliche Vorurtheile. Ein

Armer hat weder Hände, noch Sprache, noch Verſtand, ſich oder andern zu helfen. Er befindet ſich mit einem Kranken in gleichen Umſtänden, doch mit dieſem traurigen Unterſcheide, daß man ſein Uebel für giftig und anſteckend hält. Niemand darf es wagen, ihm beyzuſtehen; wenn dieſes aber ja geſchieht, ſo erzeiget man ihm mehr Verachtung als Mitleiden, und die Hülfe, ſo man ihm endlich wiederfahren läßt, hat mehr das Großthun, als das Erbarmen zum Grunde.

In dieſen betrübten Umſtänden iſt es ihm ſo unmöglich den Lohn ſeiner Verdienſte zu erreichen, als unvermeidlich ihm das Elend bleibet, welches er nicht verdient. Ein tugendhafter Armer ſiehet ſich ſo gewiß verlaſſen, als gewiß den laſterhaften Armen die grauſamſte Strafe erwartet. Da ihn alſo das Glücke verfolgt, unterbricht die Bekümmerniß ſeine Rede, er unternimmt alles mit Furcht, und eben daher ſchlagen ſeine Unternehmungen unglücklich aus. Man höret ihn nicht, wenn er redet, man ſiehet ihn über die Achſel an, man verſchlieſſet ihm die Thüren. Auf dieſe Weiſe wird ihm von ſolchen Creaturen begegnet, die eben der Nothdurft unterworfen ſind, die ihm mangelt, und die weiter keinen Vorzug beſitzen, als das Vermögen, dieſer Bedürfniß ein Genügen zu thun.

So weit gehet der unerträgliche Uebermuth des Menſchen. Er vergißt, daß derjenige, welchen die Vorſicht mit Gütern verſehen hat, mit einem andern in gleicher Ordnung ſteht, dem dieſe entzogen ſind; und daß derjenige Hülfe braucht, dem geholfen wird.

Man ſage von einem Menſchen was man will, wofern man ſeine Rede mit dieſem triftigen Satze beſchlieſſet, daß er reich ſey: So werden gewiß alle Zuhörer ſeine Freunde werden. Man entdecke hingegen von ihm ſo viel Laſter als man will, ſeine Ehre wird dennoch keinen Anſtoß leyden, als bis man dargethan hat, daß er arm iſt. Der Reichthum iſt der höchſte Gipfel alles Lobes, die Armuth hingegen bleibet der Abgrund aller Verachtung. Ja die Menſchen haben ihre Thorheit ſo weit getrieben, daß ſie auch ſo gar ihr natürliches Unvermögen vergeſſen, und nach ihrer Einbildung den Reichthum und die Armuth an die Stelle der Unſchuld und der Laſter geſetzet haben.

Derjenige nun, welcher das Unglück und die Verachtung, welche die Armuth zuziehet, mit Geduld erträgt, ohne ſeine Zuflucht zu den ſchändlichen und niederträchtigen Mitteln zu nehmen, die ihn davon befreyen könnten; der hat die hochmüthige Welt, welche ihn muthwillig kränkte, unter die Füſſe getreten. Sein Sieg iſt viel ſaurer, aber auch viel herrlicher als alle andern, und ſein ruhmwürdiger Lorberkranz übertrifft alle die, welche das Glück auch ſeinen liebſten Schooßkindern ertheilet hat. Die Fähigkeit zu einer ſo ſchweren Unternehmung iſt allein durch einen hohen Grad der Demuth zu erreichen. Dieſes iſt die erhabne Heldentugend, welche der Character eines Chriſten zu ſeyn ſcheinet, und die allein von einer genauen und weitausſehenden Betrachtung aller Dinge herrühret. Ich will mich erklären. Es iſt auſſer allem Zweifel, daß der Hochmuth gleichſam von einem ſchwachen Geſichte entſtehet, welches ſich bey den gemeinen Vorurtheilen aufhält, die uns umgeben. Die Demuth hingegen gründet ſich auf die genauen und weitausſehenden Begriffe, welche ſich der Menſch von dem Platze, den er in der Welt einnimmt, von ſeiner Nichtigkeit, der Geringſchätzigkeit und Ungewißheit ſeiner Unternehmungen macht. Wer alſo einem Weiſen einen hochmüthigen und eitlen Menſchen vorſtellet, der ſagt ihm zugleich, daß dieſer wenig Einſicht und eine niederträchtige Seele beſitzet. Die Abbildung hingegen von einem demüthigen und gütigen weiſet uns einen Menſchen, welcher das ſchwerſte Werk von der Welt ausgeführet hat. Denn dieſen hat die gründliche Einſicht in die Sachen, die um ihn ſind, geſchickt gemacht, ſeine eigene Fehler und die Tugenden anderer zu erkennen. Er iſt ſtrenge gegen ſich ſelbſt und ſanftmüthig gegen andere geworden. Einen Menſchen demüthig nennen, lehret zugleich: Wenn man ihm mit Güte, mit Aufrichtigkeit und mit einer ehrerbietigen Art begegnet, ſo thue man weiter nichts, als daß man ihm ſein Recht wiederfahren laſſe; weil er allemal bereit iſt, mit uns auf eben dieſe Weiſe umzugehen.

Dieſer Gemüthsverfaſſung iſt es zuzuſchreiben, daß wir uns von allen Dingen eine richtige Vorſtellung machen. Hieraus entſprieſſet das Erkenntniß, daß wir den beyden wiedrigſten Dingen in der Welt nemlich dem allervollkommenſten und dem allerniedrigſten, gleich nahe kommen. Kurz, der Demuth haben wir es zu danken, daß wir alle Sachen nach ihrer wahren Gröſſe, oder nach ihrer wirklichen Niedrigkeit betrachten, nicht aber, wie ſie uns das Glück und ein blinder Zufall vorſtellet. Die Demuth iſt der Seelen eben das, was eine ſchöne Geſichtsbildung dem Leibe iſt. Ohne ſie wird die ſchönſte Geſtalt, die angenehmſte Bildung, die lebhafteſte Farbe unangenehm werden, ſo wie ſie im Gegentheile genug iſt, die Häßlichkeit ſelbſt zu ſchmücken, und den Mangel der Geſtalt und der Bildung zu erſetzen. Sie bedecket die Fehler und zeiget an deren Stelle etwas bezauberndes. Solch eine Tugend ſage ich noch einmal, iſt die Demuth. Ihre Annehmlichkeiten zeigen ſich auch in den kleinſten Umſtänden. Darf ichs ſagen? Eine von den Eigenſchaften der heiligen Schrift, welche ſo rührend iſt, zeiget ſich in ihrer Deutlichkeit, in ihrer Einfalt, und wenn ich ſo reden darf, in ihrer demüthigen Schreibart, mit welcher es ſcheinet, daß die heiligen Geſchichtſchreiber der Schwachheit der Menſchen haben nachgeben wollen.

Mit dieſer Armuth und mit dieſer Demuth ausgerüſtet, fiengen nunmehro die getreuen Jünger eines gekreuzigten Herren an, das Reich Gottes zu verkündigen. Die Erinnerung deſſelben benahm ihnen alle Furcht vor der Wuth eines verſtockten und grauſamen Volkes. Sie thaten ſich alle durch herrliche Thaten und durch die Erduldung der grauſamſten Martern hervor. Weil aber der heilige Paulus auf eine beſondere Weiſe zum Lehrer der Heyden beruffen worden: So wollen wir allein bey ihm bleiben, da er uns am nächſten angehet. Hier folgen einige Umſtände, ſeines Lebens.

Gott welcher den andern Apoſteln nur bloß die übernatürliche Gabe der Sprachen, nicht aber der Wiſſenſchaften ertheilet hatte, wollte, daß Paulus beydes beſitzen ſollte, damit er ohne Scham auch ſolchen Leuten unter die Augen treten könnte, welche gelehrt

lehrt und in dem Geſetze und der Sittenlehre erfahren waren. Ob er nun gleich oft durch kluge Reden und nachdenkliche Fragen zeigte, wie geſchickt er ſey, die Leidenſchaften zu erwecken: So bediente er ſich doch dieſer Zierrathen mit groſſer Mäßigkeit. Er bewaffnet ſich allemal mit vernünftigen Schlüſſen, wodurch er alle diejenigen zum Beyfalle bringet, die aufmerkſam und von Vorurtheilen frey ſind. Er war ein Fremder und dieſer Umſtand hätte ihn verächtlich machen ſollen: Die Gewalt aber der gebiethenden Wahrheit, welche er verkündigte, die Geſchicklichkeit, womit er die Zeit und den Ort zu unterſcheiden wuſte, und die Art ſeines Vortrages waren ſo beſchaffen, daß man in ihm auf einmal einen klugen und angenehmen Mann, einen Helden und einen Märtyrer bewundern muſte. Dieſes war ohne Zweifel die Wirkung ſeines feurigen und beherzten Weſens, welches durch die Erziehung gemäßiget und durch die Gnade regieret wurde.

Er war erſt ein Verfolger der neuen Religion und hatte Theil an dem Tode des Stephanus, der ſie predigte. Allein er verlohr auf einmal dieſen Haß, mit den Schuppen, welche ihm die Augen bedeckten. Gott, welcher allezeit auf die Abſicht merket, brachte nur den übel angewandten Eifer in Ordnung, um ihn ja ſo ſtark durch ſeine Arbeit und ſein Erdulden zum Dienſte des Evangelii zu machen, als er ſich begierig erwieſen hatte, es durch ſeine Verfolgung zu unterdrücken. Er und ſein Gefährte hatten viele Juden und Heyden zum Glauben gebracht, als einige Ungläubige das Volk erregten, ſie umzubringen. Sie erhielten Nachricht von dieſem Vorhaben und entflohen nach Lycaonien, wo ihr Bezeigen und ihre Beredſamkeit viele Menſchen bekehrete. Als ſie ſich zu Lyſtra befanden, hörte ein Menſch, welcher von Jugend auf an ſeinen Füſſen lahm geweſen war, Paulum mit groſſer Aufmerkſamkeit predigen. Der Apoſtel, welcher ihn unter dem groſſen Haufen bemerkte und der zugleich ſahe, wie ſtark die Wahrheit ſein Herz gerühret hatte, rief ihm mit lauter Stimme zu: Erhebe dich auf deine Füſſe! welches der Lahme ſo fort that.

Dieſes Wunderwerk ward allen Einwohnern der Stadt bekannt. Sie geriethen aber dabey auf die Gedanken, daß ihre Götter unter einer menſchlichen Geſtalt vom Himmel gekommen wären, und da ſollte Barnabas der Jupiter, Paulus aber der Mercurius ſeyn. Der Prieſter des Jupiters führte zugleich die bekränzten Thiere herbey, um ſie ihnen zu ſchlachten. Die beyden Apoſtel wiederſetzten ſich dieſer Abgötterey. Wir ſind Menſchen, wie ihr ſeyd, riefen ſie! Wir ertragen gleiche Schwachheiten und gleiche Mängel. Wir ſind eben der Nothdurft und einerley Neigungen mit euch unterworfen. Gott hat die groſſen Thaten gethan, deſſen Mittelsperſonen wir nur dabey geweſen ſind. Er will euch nicht weiter in dem Irrthume ſtecken laſſen. Er iſt euer und unſer Schöpfer, und er hat uns zu euch geſchickt, um euch durch dieſe Zeichen ſeiner Allmacht zu einem Gottesdienſte anzuführen, welcher ihm und euch anſtändiger iſt.

Mit ſolcher Heſtigkeit wiederſtrebte der Apoſtel der Ehre, die man ihm erzeigen wollte, und ſeine ſonſt immer ſiegende Beredſamkeit kam ihm nicht mehr zu ſtatten, da er ſich ihrer wieder ſich ſelbſt gebrauchte. Kaum war es ihm möglich, die Neigung des Volkes im Zaume zu halten. Allein dieſer Beyfall des Pöbels war nach Gewohnheit von einer kurzen Dauer. Die Juden von Iconien, welche dem Paulus hieher nachgefolget waren, erregten das Volk wieder ihn. Der Apoſtel wurde geſteiniget, man ſchleifte ihn vor die Stadt, wo man ihn vor todt liegen ließ. Wie groß war dieſe Veränderung, welche ihn in einem Augenblicke von der höchſten Staffel der Ehre in den tiefſten Abgrund ſtieß? Paulus hingegen war weit vergnügter über die angethane Grauſamkeit, als er über die angebothene abgöttiſche Ehre geweſen war. Das Chriſtenthum, welches allemal die Augen auf die wirkende Urſache, nicht aber auf die Wirkung ſelbſt richtet, und welches die vergänglichen Dinge als vergänglich betrachtet, hatte ihn erniedriget, als man auf ſeine Erhebung bedacht war, und erhob ihn gegentheils, da ihm die Welt ihre Verachtung empfinden ließ.

Paulus fand den Barnabas zu Derben, von da ſie ihren Weg nach Antiochien nahmen. Dieſe beyden groſſen Männer, welche die Gleichheit der ausgeſtandenen Verſolgungen und die Verkündigung eben deſſelben Evangelii vereinigt hatte, ſchieden daſelbſt von einander. Die Gelegenheit hierzu gab ein kleiner Streit, da unter ihnen die Frage geweſen war, ob ſie den Marcus erwarten wollten, der ſie ſchien verlaſſen zu haben, weiter aber herrſchte unter ihnen weder Haß noch Verachtung. GOtt hat uns zu Werkzeugen ſeiner geheimen Abſichten gemacht, ohne daß wir dieſes ſelbſt bemerken. Es träget ſich oft zu, daß zweene Menſchen von gleicher Aufrichtigkeit mit einander ein Werk auszuführen nicht vermögend ſind. Dieſes iſt vielleicht ein Mittel der geheimen Haushaltung GOttes, um dadurch die Tugendhaften an verſchiedene Oerter zu vertheilen. Sie haben in dieſem Stücke die Art der chymiſchen Waſſer, welche ihre Lauterkeit verliehren, ſo bald ſie unter einander gemiſchet werden. Die beyden Apoſtel verfolgten nunmehro ein jeder ſeinen beſondern Weg, und jeder von ihnen erhielte in ſeiner Geſandſchaft keine geringe Vortheile.

Dem Paulus wurde durch ein Geſichte anbefohlen, mit ſeinem Gefährten Silas nach Macedonien zu gehen. Kaum war er zu Philippis angelanget, als er einem böſen Geiſte geboth, eine beſeſſene Sclavin zu verlaſſen, und dieſer gehorchte ihm. Allein der Herr dieſes Weibes, welcher durch dieſe Befreyung den Nutzen einbüſte, den ihm die Weiſſagungen dieſer Beſeſſenen eingebracht hatten, nahm die Religion zum Vorwande, welche die Bosheit der Menſchen oft hat bemänteln müſſen, und erregte das Volk wieder dieſe gewaltige Redner. Er klagte ſie als Störer der allgemeinen Ruhe, und als Verächter ihrer Geſetze an. Mehr brauchte es nicht. Das Volk ſchleppte ſie vor den Rath, dieſer, welcher ja ſo wenig Vernunft beſaß als das Volk ſelbſt, verdammte ſie zur Geißlung, und befahl ſie mit Feſſeln zu belegen. Das Urtheil wurde alſobald vollzogen. Dieſe unglückſelige Gefangene nahmen ihre Zuflucht allein zu GOtt, welcher allezeit unſer Beyſtand bleibet, wenn uns die Menſchen verlaſſen. Dieſe Hülfe ergriffen ſie auf eine ſolche Art, welche allerdings unſere Aufmerkſamkeit verdienet. Mitten unter ihren Schmerzen lobten ſie GOtt, unter den Ketten erhuben ſie ihre Augen gen Himmel, und ſangen Lieder zum Preiſe GOttes. Sie ſchienen ſich ſelbſt vergeſſen zu haben, um allein mit GOtt beſchäftiget zu ſeyn, welcher zu gleicher Zeit an ihre Errettung dachte. Auf einmal fallen die Bande von ihren Händen und Füſſen, die Pforten des Gefängniſſes eröfnen ſich von ſich ſelbſt. Die Erde bebet. Der Kerkermeiſter ſchlief indeſſen; er erwachte aber plötzlich, und wollte ſich ermorden, in Meynung, daß alle Gefangene entflohen wären. Paulus aber rief ihn zu ſich: Er erſchien und ſahe ſeine Gefangenen, welche allein das Erſtaunen über ihre wunderbare Befreyung zurück hielte. Auf einmal wird die Wohnung des Schreckens, der Sorge, des Leidens und der Verzweiflung, kurz, das Gefängniß, ein Aufenthalt der Freude und des Vergnügens. Der zitternde Kerkermeiſter wirft ſich ſeinen gefangnen Apoſteln zu den Füſſen, und ergreift nunmehr ſelbſt ihre Lehre, welche allein die Menſchen in eine vollkommene Freyheit ſetzet. Der Rath erhielt den folgenden Morgen von dieſem Wunder Nachricht, und verordnete die Gefangenen los zu laſſen. Paulus, welcher wohl wuſte, daß ihm die Geſetze nicht entgegen waren, und daß er, als ein Gefangner, doch ſtets ein römiſcher Bürger blieb, ſchlug dieſe vorgegebene Gnade aus. Er begehrte ihr Anerbieten nicht eher anzunehmen, als bis ſie ihr Unrecht öffentlich erkannt hatten. Der Rath war gezwungen, ſich dieſem Geſetze zu unterwerfen, er beſuchte ihn in ſeinem Gefängniſſe, und bath ihn mit groſſer Hochachtung, daß er doch ihre Stadt verlaſſen möchte. Hierauf begab ſich Paulus aus dem Kerker, brachte ſeine Sachen in Ordnung, und zog aus der Stadt. Er hinterließ ihnen aber eine Menge heiliger Wahrheiten, welche ſie ſo wenig umzuſtoſſen vermochten, als ſie dieſelben anzunehmen geneigt geweſen waren. Seine Abreiſe von der Hauptſtadt

ſtadt der epheſiſchen Kirche iſt noch eine von den allerbeweglichſten Stellen. Nachdem er die Gläubigen erinnert hatte, wie unſträflich, demüthig, arbeitſam und von allem Eigennutze entfernt, ſein Wandel unter ihnen geweſen war: So entdeckte er ihnen ſeinen Entſchluß nach Jeruſalem zu reiſen, um ſie nimmermehr wieder zu ſehen. Dieſem fügte er noch bey, daß ihm zwar die beſondern Umſtände unbekañt wären, welche ihm in dieſer Stadt begegnen ſollten; daß er aber überhaupt wiſſe, wie ihm daſelbſt von der Verſehung Trübſal und Leiden zu ſeinem Antheile beſtimmet wären, und daß er bereit ſey, ſein Leben für eine ſo edle Sache aufzuopfern, weil ſie die Erduldungen ſelbſt, welchen ſie uns unterwirft, theuer und angenehm macht. Man konnte nicht beſſer antworten, als man es hier auf eine Rede that, die ſo viel Standhaftigkeit und Edelmuth zeigte. Sie weinten alle um ihn, ſie umarmten Paulum, ſie küßten ihn und waren ganz troſtlos über das Wort welches er ihnen geſagt hatte, daß ſie ſein Angeſicht nicht wieder ſehen würden.

Einige Juden aus Aſien erfreuten ſich nicht wenig, Paulum wieder in Jeruſalem zu ſehen. Sie erregten den Pöbel wiederr ihn, als ſie demſelben erzählten, ſie hätten den Apoſtel wieder das Gepränge ihrer Geſetze handeln geſehen. In dieſem Augenblicke war es um Paulum gethan: Das Volk würde ihn in Stücken zerriſſen haben, wenn nicht der Hauptmann über die Wache, welche den Tempel bewahrte, darzu gekommen wäre. Dieſer Befehlshaber, welcher ihn ins Gefängniß führte, gab ihm die Erlaubniß, zu dem Volke zu reden. Paulus wandte ſich zu den Einwohnern, welche ihm mit groſſer Aufmerkſamkeit bis auf dieſe Worte zuhöreten:

Aber GOtt ſprach zu mir, gehe hin, ich will dich ferner unter die Heiden ſenden. Hier aber erthönte die Luſt von ihren Drohungen. Allein, an ſtatt daß ihn der Anblick dieſer Verhinderung hätte kleinmüthig machen ſollen, ſo vergröſſerte ſich vielmehr ſeine Herzhaftigkeit nach der Gröſſe der Gefahr, und er würde fortgefahren haben, ſeinen Mitbürgern das Evangelium zu verkündigen. Doch der Hauptmann ertheilte hier Befehl, ihn in die Feſtung zu führen und ihn zu geiſſeln, um zu erforſchen, woher das Geſchrey des Volks rühre. Paulus ſtellte mit einer weiſen Herzhaftigkeit vor, daß er ein römiſcher Bürger ſey, und daß ihn dieſer Stand von dem ſchlechten Bezeigen befreyete, welches man ihm zudachte.

Dieſe Rede erſchreckte ſeinen Richter, und man führte ihn den andern Morgen vor den Rath ſeines Volkes. Kaum hatte er hier angefangen zu reden, als der Hoheprieſter befahl, ihm in das Geſicht zu ſchlagen. Paulus, welchen dieſe Beleidigung nicht wenig rührte, rächte ſich ſofort dadurch, daß er den Hohenprieſter einen Heuchler und ungerechten Menſchen hieß, weil er einem Manne ſo unmenſchlich begegnete, deſſen Richter er ſeyn ſollte. Als er aber wieder zu ſich ſelbſt kam, und ſich ſeiner Religion und ſeiner Klugheit erinnerte, erkannte er, daß er mit Unrecht die Ehrerbiethung gegen eine Perſon von ſo hohem Range aus den Augen geſetzet hatte. Da er inzwiſchen an dem Bezeigen des Oberrichters geſehen, was er von dieſer Verſammlung erwarten konnte: So faßte er den klugen Entſchluß, einige Glieder auf ſeine Seite zu bringen, die ſich verbunden hatten ihn zu verderben, und die ſonſt in keiner Sache mit einander überein kamen.

men. Er richtete dieſes folgendergeſtalt ins Werk. Die Phariſäer, in deren Meynung Paulus erzogen war, machten einen Theil dieſes Gerichtes aus, und er ſtimmte mit ihnen in dem Punkte der Auferſtehung der Todten überein. Er entdeckte ihnen alſo, daß ihm dieſe Meynung den Haß der Juden zugezogen hätte. Dieſe Worte machten den Rath uneinig, die Phariſäer riefen, daß er nicht ſtrafwürdig wäre, die Sadducäer hingegen, ihre Feinde, wollten Paulum zerreiſſen. Der Hauptmann zog ihn endlich aus ihren Händen, und brachte ihn wieder ins Gefängniß.

Einige Juden, welche über dieſe Befreyung raſend waren, beſchloſſen ihn zu ermorden, wenn er abermals vor den Hohenprieſter zum Verhör würde geführet werden. Ein Vetter des Apoſtels entdeckte zum Glücke dieſen Anſchlag, und gab ihm Nachricht davon. Paulus blieb bey dieſer Zeitung unbewegt, er beruhigte ſeinen jungen Vetter mit der Gelaſſenheit und mit der Ruhe eines groſſen Mannes, und trug ihm auf, zu dem Hauptmanne zu gehen, welcher für die Sicherheit ſeiner Gefangnen ſtehen muſte. Der Hauptmann ſchickte Paulum in der Nacht, unter einer zahlreichen Begleitung, zum Landpfleger Felix, und befahl ſeinen Anklägern ihm dahin zu folgen. Tertullus, deſſen Redekunſt für Geld feil war, übernahm die Klagen der letztern, und hielt eine Rede, die ſo ſchmeichelhaft für den Richter, als ſchimpflich für Paulum war. Dieſer hingegen überwand die Lügen bald durch die ſiegende Macht der Wahrheit. Er erklärte ſich mit ſolchem Nachdrucke und mit ſolcher Deutlichkeit, daß Felix, welcher von ſeiner Unſchuld und von ſeinen Verdienſten überzeugt war, in einer beſondern Unterredung ſeinen Glauben von ihm hören wollte. Der Apoſtel nahm dieſe Gelegenheit wahr: An ſtatt dem Felix zu ſchmeicheln, hielte er ihm eine Rede von der Gerechtigkeit, von der Mäßigkeit, von dem künftigen Gerichte; und erſchreckte ihn dergeſtalt, daß er dieſen Richter vor ſeinen Gefangenen erblaſſen und zittern ſahe. Gleichwohl bekehrte er ihn nicht, Felix hoffte vielmehr, daß Paulus ſich durch Geld los kaufen ſollte. Zu dem Ende ließ er ihn oft zu ſich holen, und war zufrieden, lange Unterredungen mit ihm zu halten.

Als ihm Feſtus in ſeinem Amte folgte, fand er in dem Paulo, der tugendhaft und ohne Freunde war, eine treffliche Gelegenheit für ſeine Eitelkeit. Ich will ſagen, er erwählte ihn, auf ſeine Unkoſten, den Juden eine Gefälligkeit zu erzeigen, und hinterließ ihn bey ſeiner Abreiſe gefangen. Der neue Stadthalter bezeigte weder mehr Großmuth noch Gerechtigkeit: Er war vielmehr bereits entſchloſſen, ihn der Wuth ſeiner Feinde aufzuopfern, um ſie ſich dadurch zu Freunden zu machen. Zuvor hatte er ſelbſt beym erſten Antrage die Bitte der Juden verworfen, da ſie ihn erſuchten, Paulum wieder zu ſeinen erſten Richtern nach Jeruſalem zu ſchicken, den ſie auf der Reiſe ermorden wollten. Aber nunmehro ſchlug er dem Apoſtel ſelbſt vor, ſich wieder in dieſe Stadt zu begeben. Paulus verlachte den grauſamen Haß der Juden, und entging zugleich der niederträchtigen Höflichkeit des Feſtus; da er ſich als ein römiſcher Bürger auf den Käyſer berief. Dieſe Handlung unterbrach auf einmal alle Verfolgungen. Nichts deſto weniger wurde er den Juden zu gefallen, im Gefängniſſe gehalten, bis Agrippa, der König der Galiläer, den Feſtus beſuchte, der ihm die Sache des

Apoſtels erzählte, und ihm die Beunruhigung anzeigte, worein ſie ihn verſetzte. Paulus war ſeinem Volke zu verhaßt, als daß er es hätte wagen dürfen, ihn in Freyheit zu ſetzen; und zu unſchuldig, als daß er ihn in dem Berichte, den er nach Rom ſchicken ſollte, eines Laſters beſchuldigen konnte. Dieſe Nachricht machte den Agrippa begierig, dieſen berühmten Gefangenen zu hören. Die Sache geſchahe mit auſſerordentlicher Pracht. Der König, ſeine Schweſter und ein groſſes Gefolge wohnten dieſem Gerichte bey. Der Apoſtel vertheidigte ſich mit ſolcher Beredſamkeit und mit ſolcher Standhaftigkeit, daß, da er arm, unbekannt, unterdrückt und ohne Freunde war, er dieſer anſehnlichen Verſammlung gleichwohl weder lächerlich noch verächtlich ſchien. Der weiſeſte und gröſte derſelben, Agrippa, konnte ſich vielmehr nicht entbrechen, ihm zu ſagen: Es fehlet nicht viel, daß du mich nicht überredeſt ein Chriſte zu werden. Es würde eine Art eines Laſters ſeyn, wenn wir hier die Antwort Pauli weglaſſen wollten. Er antwortete ihm. Wollte GOtt, daß du, und alle die mir heute zuhören, nicht allein bey nahe, ſondern ganz und gar ſolche würden, als ich bin, ausgenommen dieſe Bande.

Inzwiſchen verhinderte ſeine Beruffung auf den Käyſer, daß man ihn nicht los laſſen konnte, und man muſte ihn endlich nach Rom ſchicken. Er erlitt auf ſeiner Reiſe Ungewitter, Hunger und Schifbruch. Aber die Standhaftigkeit erhielt ihn und ſeine Gefährten. Er ward auf eine entlegne Inſel geworfen, und leiſteten deren wilden Einwohnern verſchiedene Dienſte. Sie hingegen bewieſen ihm eine Dankbarkeit, welche die unſchuldige Einfalt ihrer Sitten anzeigte. Als er zu Rom angelanget war, gab man ihm nur einen Soldaten zur Wache, in einem Hauſe, welches er ſelbſt gemiethet hatte, da man doch die andern Uebelthäter ins Gefängniß ſchloß. Er unterrichtete daſelbſt in der Lehre JEſu Chriſti, ohne daß ſich ihm jemand wiederſetzte. Nero regierte damals, und Rom war noch nicht ſo hoch in ſeiner Grauſamkeit geſtiegen, daß es ein Blutgericht aufgerichtet hatte.

Dieſe ſind die vornehmſten Verrichtungen Pauli, wie man ſie in den heiligen Büchern findet, nur daß ich ohne Zweifel einige Abbildungen, welche uns die Eigenſchaften dieſes groſſen Mannes vorſtellen, werde geſchwächt oder verderbet haben. Man kan daraus urtheilen, daß die weltlichen Schreiber keine Vorſtellungen einer ſo reinen und ungeſchmückten Tugend machen können.

Der Apoſtel war noch nicht damit zufrieden, daß er GOtt diente, da er gute Exempel gab. Er that es auch durch die herrlichſten Lehren. Er verfolget in ſeinen Schriften die Laſter, und preiſet dagegen die Tugend, mit ſolcher Stärke, Nachdruck, Deutlichkeit und Wahrheit an, daß man ſie nur leſen darf, um ſeinen Verſtand und ſein Herz zu verbeſſern. Er gründet die Standhaftigkeit in dem Unglücke nicht auf dieſe eitele und hochmüthige Unempfindlichkeit, welche der Abgott der weiſen Heiden war. Seneca z. E. erklärte ſich alſo.

Ein tugendhafter Menſch iſt nicht nur ein Freund GOttes: Er iſt ſein Ebenbild, ſein Schüler und ſein Nachfolger. Er iſt der wahre Sohn ſeines himmliſchen Vaters. Er iſt ſich ſelbſt getreu, durch ein immer gleiches Bezeigen, und beſtändig in ſeinen

> Entſchlieſſungen. Scipio, welchen die wiedrigen Winde in die Hände ſeiner Feinde geworfen hatten, fiel in ſeinen Degen, und als man fragte, wo der Oberſte wäre, antwortete er, der Oberſte befindet ſich wohl, und gab zu gleicher Zeit den Geiſt auf. Ein tapferer Mann iſt ein würdiger Wiederſacher des Glückes. Er verachtet und trotzet den fürchterlichen Schein, der uns niederſchlägt. Ein Weiſer befindet ſich auſſer der Pflege des Glückes, ob er gleich nicht wieder ſeinen Haß geſichert iſt. Aber das, was es wieder ihn unternimmt, gleichet den Pfeilen des Xerxes, welche zwar wohl die Sonne verfinſtern, keinesweges aber ihr ſchaden können.

Wie abgeſchmackt iſt dieſe Rede! Nachdem er einen tugendhaften und tapfern Menſchen, als einen Schüler und Nachfolger GOttes gelobet hat: So ſtellet er uns einen Mann zum Exempel, der wegen des höchſten Laſters ſtrafbar iſt, einen Oberſten, der ſich ſelbſt ums Leben bringet, in einem wiedrigen Zuſtande, aus dem er ſich nicht helfen kan, und der alſo ſeine Wohlfahrt ſeinem Ruhme aufopfert. Und was verrichtet denn endlich dieſer ſo ſehr gerühmte Römer? Eine kleine That, auf eine groſſe und praleriſche Weiſe. Aber was konnte dieſer Mann bey der Ungnade des Glückes wohl mehrers thun, dieſer eingebildeten Göttin zu gehorſamen, als ihr ſein Leben und ſein Blut aufzuopfern? So ſage ich denn noch einmal, daß nichts als etwas prächtiges und aufgeblaſenes in dieſer Rede zu finden iſt.

Paulus ſpricht zu den Corinthern mit viel gröſſerer Weisheit in dieſen Worten: Meine lieben Brüder, ſeyd feſte, unbeweglich, und nehmet immer zu in dem

Werke des HErrn, ſintemal ihr wiſſet, daß eure Arbeit nicht vergeblich iſt in dem HErrn.

Er unterſtützet uns in dem Unglücke, durch die Vorſtellung der Strafe und der Belohnung. Dieſes Verfahren iſt billig. Andere Mittel würden auf nichts gegründet, und von dem Hochmuth allein unterſtützet ſeyn.

In derſelben Epiſtel findet ſich eine Stelle, die ſich vortrefflich auf die ſinnreiche Schwelgerey in Engeland, und hauptſächlich in London, ſchicket. Das Fleiſch iſt für den Bauch, und der Bauch für das Fleiſch, aber GOtt wird beyde verderben. Ich bin überzeugt, daß man dieſe Worte nicht wird leſen können, ohne über ſich ſelbſt zu erröthen. Denn wie kan ſich der vorſtellen, daß ſein Leib die Wohnung eines unſterblichen Geiſtes ſey, der fähig iſt, die Freundſchaft und die Gnade GOttes zu empfinden, welcher doch zugleich in demſelben durch die Uebermaſſe des Fleiſches und des Weines, ein Feuer anzündet, das ihn in Gefahr ſetzt, in den Ehebruch und in den Zorn zu verfallen? Müſſen wir denn recht darauf ſinnen, uns unglücklich zu machen? Sind denn die Keuſchheit, die Unſchuld und die Mäßigkeit nicht holdſelige und angenehme Gefährtinnen? Iſt ihr Werth nicht gröſſer als die unvernünftigen Ausſchweifungen, und die traurigen Folgen der Freude und des Zornes?

Wiſſet ihr nicht, daß eure Leiber Chriſti Glieder ſind, fähret der Apoſtel fort? Sollte ich nun die Glieder Chriſti nehmen und Hurenglieder daraus machen? Ich weis, daß Chriſtus dem Tode einen reinen und unbefleckten Leib dargegeben hat, um mich von den Sünden zu reinigen, und daß er verſprochen hat, ein

Zeuge des Kampfes zu ſeyn, welchen meine Seele wieder die Begierde halten wird. Sollte ich nun JEſum Chriſtum aus meiner Seele verjagen, und meinen Leib, den er ſich zu ſeinem Tempel erwählet hat, den unkeuſchen und feilen Liebkoſungen einer Geſchändeten, ich will ſagen, der Wolluſt übergeben?

Allein, werdet ihr einwenden, ſo müſſen wir denn alles Vergnügen miſſen, und allem demjenigen entſagen, was GOtt angenehmes in die Natur geleget hat, um uns dadurch den Lauf unſers Lebens leichter zu machen. Davor behüte GOtt! Der Apoſtel nimmt uns nicht den Gebrauch unſerer Leidenſchaften. Er hat es nur mit den falſchen Begriffen zu thun, die wir uns von dem Vergnügen und von dem Glücke vorſtellen. Er befreyet die Liebe von den Verſtellungen, worunter man ſie verſtecket, und giebt ihr ihre Freude und ihre Unſchuld wieder. Gewiß der Fehler lieget nur an dem Geiſte, und an der Erfindung der jungen Mannsperſonen, daß ſie den Verſtand des ſchönen Geſchlechtes verderben, und ihr Herz verführen. Sie würden Mittel genug finden, eine junge, vernünftige und großmüthige Perſon zu unterhalten, wenn ſie ihr ihre zärtliche Beſchaffenheit, ihre natürliche Aufrichtigkeit, ihre ungegründete Furcht, und ihre kleine Leichtſinnigkeiten mit einer aufgeweckten Art vorzuſtellen wüſten. Es würde nicht nöthig ſeyn, zu den unreinen, gewaltſamen, allzeit lächerlichen und oft falſchen Ausdrückungen der Zärtlichkeit, die Zuflucht zu nehmen.

Kein Schreiber wird die Stärke der Vernunft und der Beredſamkeit erreichen, welche man in dem 15ten Capitel eben dieſer Epiſtel antrifft. Mit welcher Kunſt vermiſchet er daſelbſt Hoffnung und Furcht, Leben und Tod. Wie trefflich beweiſet er nicht die Auferſtehung der Leiber nach den Gründen der Philoſophie, daß die Verweſung allemal vor der Zeugung vorher gehe, und wie klug bedienet er ſich nicht der bekannten Exempel des Kornes und der Pflanzen, die aus einem kleinen Samen wachſen. Wie ſehr beweget er nicht das Herz, wenn er uns begraben hat, durch dieſe Ausruffung: O Tod, wo iſt dein Stachel! O Grab, wo iſt dein Sieg? Er verwirret uns auf einmal mit dem, was in dem Schmerzen und in der Freude am lebhafteſten iſt. Wir würden nicht aufhören, wenn wir alle hohe Schönheiten beſonders anmerken wollten, wovon ſeine Schriften allenthalben glänzen. Allein laſſet uns ihn nicht mehr in ſeinem öffentlichen Leben, von welchem ſie handeln, anſehen ſondern laſſet uns ihn in ſeinen beſondern Umſtänden betrachten.

Nichts malet einen Menſchen beſſer ab, als die Briefe an ſeine vertraute Freunde. Wir haben einen von dieſer Art, den der Apoſtel an den Philemon ſchrieb, und den man ſo überſetzen könnte, um ihn nach dem Gebrauche der heutigen Zeit einzukleiden.

Mein werthеſter Freund.

Mit einem ausnehmenden Vergnügen höre ich bey jedem Augenblicke eure Großmuth gegen die Bekenner derjenigen Religion loben, in deren Geheimniſſen ich euch ſelbſt zu unterrichten die Ehre und die Freude gehabt habe. Ich hätte daher zwar wohl einiges Recht, als ein Diener Jeſu Chriſti, euch eure Schuldigkeit anzubefehlen, allein ich will euch lieber bitten, und mit euch reden, nicht als ein Apoſtel, ſondern als ein Freund. Ich weis, daß bey einem ſo leutſeligen Manne als ihr ſeyd, mich nichts mehr in Anſehen ſetzen kan, als mein Alter und meine Bande. Durch dieſe beyden Umſtände bitte ich euch um eine Gnade, nicht für mich ſondern für den Ueberbringer dieſes Briefes, den Oneſimus, euren Sclaven, welcher euch beſtohlen hat, und entflohen iſt. Hat er euch einigen Schaden verurſachet, ſo ſchreibet ihn auf meine Rechnung, ich will ihn bezahlen: Damit ich euch nicht ſage, daß ihr euch mir ſelbſt ſchuldig ſeyd. Es wird mir beſonders angenehm ſeyn, daß ich dieſen Dienſt einem Menſchen geleiſtet habe, den ich noch euren Diener nenne: Welcher aber gleichwohl etwas mehr iſt, weil er euer Freund und mein Sohn in dem Glauben geworden. Ich hätte ihn gerne bey mir behalten, damit er mir einige Dienſte hätte leiſten können. Aber ich habe nichts ohne eure Nachricht thun wollen, damit die Gutthat, welche ihr erzeiget, ſo freywillig ſey, als ſie ſeyn ſoll. Ich ſchicke euch alſo den Oneſimus wieder. Vielleicht hatte die Vorſehung ihn euch nur eine Zeitlang genommen, ihn zur Wahrheit zu gewinnen, und ihn euch beſſer wieder zu geben, als ſie ihn gefunden hatte.

Man erkennet in dieſem Briefe die Sprache eines ſtandhaften, zärtlichen und frommen Mannes, der ſeine Freunde nicht verläßt, der großmüthig, und mit einem Worte der ein Chriſte iſt. Mit welcher Ernſthaſtigkeit redet er nicht, ob gleich als ein Gefanfangener. Mit welcher Demuth bittet er nicht, ſo ein groſſer Apoſtel er doch iſt? Könnte man wohl eine Sache begehren, und die Perſon dazu auf eine angenehmere Weiſe verpflichten? Er begegnet dem laſterhaften Sclaven in ſeinem Briefe, nicht anders, als ſeinem Sohne, und ſeinem Bruder. Dieſes iſt eine von den Früchten des Chriſtenthums. Denn daſſelbe macht, daß man mit den böſen Mitleiden hat, ohne ſie zu verachten, und daß man ſie durch eine tugendhafte Unwiſſenheit für ſeines gleichen hält. Es bringet zu wege, daß wir alle Menſchen als unſere Brüder anſehen, und daß wir ihnen als ſolchen zu Hülfe kommen. Es wirket, daß ein Chriſt das Unglück eines andern als ſein eigenes anſiehet, und die Laſt der Bedürfniß verſüſſet, welche der unglückſelige mit ſich ſchleppt, da er ihm die Nothwendigkeiten mit einer demüthigen Art darreichet. Man findet bey ihm diejenige hochmüthige Art nicht, welche die erſchrecket, ſo von ihm etwas empfangen müſſen. Er will ſelbſt nicht einmal großmüthig ſcheinen, wenn er es auch wirklich iſt; und er wollte lieber haben, daß man glaubte, er bezahle nichts, als eine Schuld.

Dieſes ſind gewiß ſchöne Abbildungen des Lebens und der Freundſchaft der Chriſten. Und was kan denn die weltliche Sittenlehre uns wohl für Gründe beybringen, welche den Menſchen ſo ſtark erwecken, als die edle Ehrbegierde ſeinem Schöpfer zu gefallen, vor deſſen Augen man weis, daß man iſt, und der nicht ermangeln kan uns zu belohnen.

Nunmehr ſollte ich noch den Tod beſchreiben, welcher den ruhmwürdigen Lauf Pauli beſchloß. Aber dieſes würde eine vergebliche Mühe ſeyn. Derjenige, welcher in einer Schlacht das Leben verlohren hat, erlanget dadurch in den Augen ſeines Fürſten einen beſondern Vorzug. Allein der Apoſtel trotzte dem Tode ſo vielmal, und ſtritt ſo oft mit der Welt, daß wir billig ſeine Geſchichte mit ſeinem eigenen lebhaften Ausdrucke beſchlieſſen, daß er täglich ſterbe.

Wohlan dieſes iſt die Stunde, welche ich berühren wollte. Die Weisheit und die Standhaftigkeit dieſes Apoſtels in ſo vielen verdrießlichen Umſtänden, ſind ein ausnehmender Beweis, daß man zu einer beſtändigen und tugendhaften Aufführung, die ſich nicht endlich ſelbſt verleugnet, ein unwandelbares Vertrauen auf Gott zum Grunde ſetzen muß. Wenn ſich Paulus auf etwas anders, als auf die Macht und die Gewalt des Himmels geſtützet hätte: So würde er bald ſeine Zuflucht entweder zum Stahl oder zum Gifte genommen haben. Denn das Heidenthum lehrte keine andre Mittel wieder die Schmach, und wieder die Sclaverey. Allein die beſten Federn haben vergebens ihre zierliche und prächtige Lobreden auf die vermeynten Helden verfertiget, welche ſich ſelbſt das Leben nahmen, ihrem Unglücke zu entfliehen. Wann wir bis auf den innerſten Grund dringen, ſo werden wir gleich ſehen, daß dasjenige, was ihnen das Leben unerträglich macht, kein großmüthiger Abſcheu vor der Knechtſchaft, oder ein empfindlicher Ekel vor der Welt iſt, welche doch zum einzigen Vorwande dienen, den Selbſtmord zu beſcheinigen, ſondern der Hochmuth und die Niederträchtigkeit. Weil die Zufälle nicht in unſerer Gewalt ſtehen, und weil uns weder Klugheit noch Wachſamkeit dafür verſichern können, was bleibet uns denn anders übrig, als daß wir uns auf dieſe Weiſe in ſie ſchicken lernen, daß wir weder etwas unanſtändiges, noch eine Schwachheit begehen? Denn ſich demjenigen wiederſetzen, was man nicht verhindern kan, zeiget mehr Halsſtarrigkeit als Muth. So lange wir noch nicht unſern Hochmuth ausgerottet haben, wird uns dieſer ungelehrige Stolz unſere Vortheile kleiner, und die Niederträchtigkeit unſer Unglück gröſſer machen. Die letztere wird uns unſer Elend und unſere Unternehmungen über unſre Kräfte vorſtellen. Die erſtere hingegen wird uns dahin bringen, daß wir einen Stand verächtlich und für uns unwürdig anſehen, da es uns doch ruhmwürdig ſeyn würde, mit demſelben vergnügt zu leben. Wenn die Menſchen aufmerken wollten, daß ſie bloſſe Creaturen ſind: So müſte der Unterſchied der Groſſen und der Geringen ſich bald verlieren, und man würde ſich allein mit der Hoffnung beſchäfftigen, den Urheber aller Dinge dereinſt von Angeſicht zu Angeſichte zu ſehen, welcher allein groß iſt, und der uns allein erheben kan.

Das vierte Capitel.

Bis hieher ſind wir mit angeführten Exempeln zufrieden geweſen. Nachdem wir einige von den groſſen Männern des Heidenthums abgemalet, haben wir auch das Leben des Erlöſers der Welt, wiewohl ganz unvollkommen entworfen, und ſodann des heiligen Apoſt. Paulus Bezeigen etwas näher unterſuchet. Allein, da die Menſchen ihren Fehlern und ihrem Nutzen ſchmeicheln, und alles das Vorſtellungen und Unterrichtung nennen was ihrer Lebensart entgegen geſetzet iſt: So wollen wir die Bewegungsgründe zu groſſen Thaten vorbey laſſen, und nur von ſo gemeinen Handlungen reden, welche den geringſten Menſchen eben wie die Sieger, die Groſſen, die Geſetzgeber, und die Heiligen beunruhiget. Wenn es ſich nun nach dieſer Unterſuchung beweiſet, daß die Religion dieſe Bewegungen verbeſſere und vollkommen mache: So ſoll dieſes eine überzeugende Probe ſeyn, daß die wahre Gröſſe der Seelen, ohne das Chriſtenthum nicht beſtehen kan.

Wir ſchreiten alſo zur Sache und ſetzen zum voraus, daß die Ehre und das Gewiſſen die beyden groſſen Bewegunsgründe der menſchlichen Handlungen ſind. Man behauptet vergebens, daß diejenigen, welche gewiſſe Laſter begehen, an einem oder dem andern keinen Antheil haben. Man kan leicht darthun, daß es ſehr ſelten ſo verdorbene und verkehrte Menſchen giebet, welche nicht eines von dieſen beyden Stücken dem Leben ſelbſt vorziehen ſollten. Das empfindliche Vergnügen, welches ihnen der Ruhm macht, und die angenehme Freude, welche ſie bey einem guten Gewiſſen ſchmecken, ſind zwey allen Menſchen gemeine Güter. Ich muß hier im Vorbeygehen ſagen, daß dieſes ein ſtarker Beweis der Unſterblichkeit unſerer Seelen iſt: Denn dieſe geiſtlichen Empfindungen zeigen, daß die Seelen für ihre gegenwärtigen Wohnungen zu groß ſind; und ſie erheben uns ungeachtet der Laſt unſerer Leiber bis zu einem Weſen, welches ganz und gar keinen Körper brauchet, weil es geiſtlich iſt, und aus keiner Materie beſtehet.

Doch wir kehren wieder zu unſerm Zwecke. Die Macht unſerer Ehrbegierde iſt ſo groß, daß ſie niemals in uns ſtirbet. Ich will hier nicht von den Kriegshelden reden, deren einzige Belohnung ſie iſt, und die ſich um ihre Erlangung, in unzähliges Elend und Gefahr wagen. Die Liebe dieſes Ruhmes ſchleichet ſich auch in die ſtillen Gemächer der Gelehrten, und ein Schreiber, der ſeinen Namen verſtecket, beſitzt oft mehr Eitelkeit als die, welche ihn bekannt machen. Beyde ſuchen Beyfall, aber die erdichtete Demuth des erſtern, iſt ein zärtlicher und liſtiger Hochmuth, welcher beydes das Lob, das er gut geſchrieben, und den Ruhm, daß er die Lobeserhebungen verachtet, zur Abſicht hat. Doch nicht allein diejenigen, die ſich durch groſſe Thaten, oder durch ſchöne Gaben unterſcheiden, ſind ehrbegierig. Selbſt die Niedrigſten, welche den Weg der Ehre verlaſſen haben. Was ſage ich? ſelbſt die, welche der Tugend abgeſaget, lieben dennoch das Lob und den Beyfall. Man ſiehet oft Uebelthäter, welche ſich ſterbend Glück wünſchen, daß ſie die Strafen mit einer verwegenen Gelaſſenheit ertragen, und nicht ihre Gehülfen verrathen, durch deren Ueberlieferung ſie ſich oft frey machen könnten.

Dieſes letztere Exempel weiſet, daß die Empfindung der Ehre und des Gewiſſens niemals ganz und gar in unſerer Seelen ausgelöſchet iſt, und daß diejenigen, welche in die größte Ausſchweifung der Laſter gerathen, dieſer Regung nur andere Vorwürfe geben. Kan man ſich wohl vorſtellen, daß die jungen Leute ihr üppiges Leben und ihre Unordnungen, zu ihrer eigenen Anklage, und ſich verächtlich zu machen, erzählen?

len? Nein, dieſes ſind gar nicht ihre Gedanken, ſie haben die Ehre verſetzet, und wollen ſie aus dem Laſter und aus der Schande ziehen.

Was können nun die Menſchen thun die Leidenſchaft zu vergnügen und Ehre zu erwerben? Dieſes Gut iſt von einer ſo wunderbaren Natur, daß man es vermeiden ſoll, wann man es haben kan. Denn man mag ſich ſelbſt loben, oder ſich loben laſſen, ſo macht man ſich durch beydes gleich verächtlich. Man bringet alſo ſein Leben zu, einen Vortheil zu erjagen, den man niemals erhält, und bey deſſen Mangel man ſich gleichwohl unglücklich ſchätzt.

Je mehr ein Herz gegen die Ehre empfindlich iſt, je mehr befindet es ſich in unaufhörlicher Unruhe, ſie zu erlangen: Ob ihm gleich dieſe Begierde oft ſelbſt den Verluſt desjenigen zuwege bringet, was doch ſein einziges Verlangen iſt. Denn, wann man erſt einmal ſeine Glückſeligkeit auf das Lob der Menſchen, und auf die Meynungen, welche ſie von uns hegen, geſetzet hat: So hat ein Schmeichler nichts mehr nöthig, die Billigkeit eines Mannes, und die Keuſchheit einer Frauen zu überwinden, als ſie zu überreden, daß ihre Laſter werden verborgen bleiben. Und ſo leitet uns die Liebe zum Ruhme ganz leichte zur Schande.

Um aber dieſe Neigung zur Ehre in uns zu reinigen und zu lenken, ſo haben wir in uns ein lebendiges Geſetze, durch welches wir unſere Handlungen kennen, und davon urtheilen.

Man könnte ſagen, daß die Ehre unſre Schläfrigkeit erwecke, und daß das Gewiſſen unſern Ungeſtüm in Ordnung bringe. Allein es iſt ein Herr, welcher beyder Bewegungen beurtheilen ſoll, und hier haben ſich alle groſſe Männer unter den Heiden verirret. Das inwendige Urtheil allein, daß eine Sache nicht gut iſt, konnte nicht genug ſeyn, die Menſchen in der Armuth, in dem Unglücke, in der Verachtung und in der Knechtſchaft zu erhalten. Auf der andern Seite hatte die Liebe zur Ehre und zum Ruhme zu viel Gewalt über die bloſſen Menſchen, als daß ſie dieſelbe anders, denn mit dem Leben hätten verlaſſen können, und eben dieſer Leidenſchaft haben die größten Helden ihr Leben aufgeopfert.

So viel unterſchiedene Secten der Philoſophie, die unter ihnen entſtanden, ſchienen keine andere Abſicht zu haben, als ſolche Lehrbegriffe von der Ehre vorzubringen, die ſich für eines jeden Neigung ſchickten: Und man war entweder ein Stoiker, oder ein Epicurer, nach der Beſchaffenheit ſeiner Gemüthsneigung, welche man ſehr unrecht für das Gewiſſen hielte.

Salluſtius fänget ſeine ſchönen Geſchichte der Verſchwerung des Catilina mit einem Geſtändniſſe an, welches dieſe Wahrheit bekräftiget. Er will, daß man es als eine Schuldigkeit, und als ein Zeichen der Hoheit der Menſchen über die wilden und unvernünftigen Thiere anſehen ſoll, ihr Leben nicht in einem dunklen Müßiggange zuzubringen. Nach ſeiner Meynung lebet man nicht, wenn man nicht etwas nützliches unternimmt, und wenn man nicht arbeitet, ſich einen unſchuldigen und ruhmwürdigen Beyfall zu erwerben. So ſtellet dieſer Römer, der ein Mann von groſſem Verſtande und von einer ſtrengen Sittenlehre war, die Ehre, als den Endzweck und die Glückſeligkeit der Menſchen vor. Nichts kan folglich dasjenige, was wir im Anfange geſagt haben, daß nemlich die Tugenden der Heiden lauter künſtliche und verſteckte Neigungen waren, mehr rechtfertigen, als weil ſie ihr höchſtes Gut in dem Ruhme ſetzten; woraus folget, daß ſie mit ihrem Glücke gleiches Schickſal haben muſten.

Aber Gott unterrichtet uns in einer andern Lehre. Er will unſere Leidenſchaften nicht gänzlich aufheben; ſein Endzweck iſt nur ſie zu regieren: Darum hat er unſerer Liebe zur Ehre einen unendlichen und ewigen Gegenſtand geſetzet. Denn ſo redet er: Laſſet euer Licht leuchten vor den Leuten, daß ſie eure gute Werke ſehen, und euren Vater im Himmel preiſen. Dieſes Geboth bringet die Neigung zur Ehre, die uns unaufhörlich qvälet, in Ordnung, machet daraus eine Nebenurſache unſerer Unternehmungen, und nimmt ihr die Unruhe und die Sorgen, um ihr nur eine angenehme und ſtille Bewegung übrig zu laſſen.

Was kan überdem dem Menſchen rühmlicher ſeyn, und ſeiner Ehrſucht mehr ſchmeicheln, als wenn er ſich anſiehet, daß er zum Dienſte Gottes arbeitet, und daß er ein Gehülfe der Bemühung des höchſten Weſens iſt, welches, ob es gleich beſtändig wirket, dennoch von keiner Mühe, und von keiner Ermüdung weis. Die Seele erwirbet in dieſem Stande immer neue Annehmlichkeiten, ſie ſchmecket bereits zum voraus ihre künftige Herrlichkeit, ſie empfindet ſchon ihr Glück, ihr Erkenntniß wird heller, und ſie bemerket immer mehr den unendlichen Geiſt, nach deſſen Ebenbilde ſie gemacht iſt. Dieß iſt noch nicht alles. Ein Menſch, deſſen Ehrbegierde auf dieſe Weiſe gebeſſert iſt, beſitzet alles, was ihn angenehm und ehrwürdig macht. Wann der Dienſt des Allerhöchſten unſre Hauptabſicht iſt: So muß die Ehre von ſich ſelbſt folgen, ohne daß man ſie ſuchet, und es ſtehet nicht zu befürchten, daß man in die lächerlichen und ſtrafbaren Ausſchweifungen verfällt, ſie zu erlangen. Dieß geſchiehet nicht durch einen ſtoiſchen Stolz, ſondern durch ein vernünftiges Vertrauen, da ein Menſch bey dieſen Umſtänden in dem Unglücke unbeweglich iſt. Das Meer wüte und brauſe, und das Volk erhebe ſich wieder ihn, man verfahre mit ihm grauſam, es bebe die Erde: Nichts wird ihn bewegen. Er höret vielmehr nicht auf zu bitten, daß der Tag, an dem er lebet, der letzte ſey, damit er aus einem Stande gehe, welcher unbeſtändig und den Abwechſelungen unterworfen iſt, um bey ſeinem Schöpfer eine ewige Wolluſt zu genieſſen. So hat das Chriſtenthum unſere Seelen von allen Seiten befeſtiget, indem es die Liebe zur Ehre regieret, und hat uns über die Freude, und den Schmerz erhoben, womit die Welt uns verfolget. Wann nun, indem wir dieſe Sachen ohne Vorurtheil anſehen, die chriſtliche Religion die Mittel darreichet, mitten in dem Unglücke eine vollkommene Ruhe zu behalten, und wann es uns zugleich durchdringende Gründe erwecket, groſſe und edle Dinge zu unternehmen, warum vereinigen wir nicht die verwirrten Begriffe der Gerechtigkeit, des Edelmuths, der Geduld und der Tapferkeit, in der leichten, und ſo zu reden, beqvemen Tugend der Gottesfurcht. Dieſe iſt es, welche unſern Vorgängern im Glauben ſo viel Standhaftigkeit und Muth ertheilte, daß ſie ihre Religion auf einmal aus der Schmach und aus der Verachtung riſſen, und ſie auf den Thron erhuben: So, daß auch der Fürſt eines klugen Volkes, ſich noch itzo den Namen eines Beſchützers des Glaubens zur Ehre rechnet. Wir können Gott nicht genugſam danken, daß er uns zu einer Zeit hat laſſen gebohren werden, da das Chriſtenthum mit ſo vieler Macht und Anſehen umgeben iſt, und ſich nicht mehr in ſeinem ſchwachen und verachteten Anfange befindet.

Doch was ſage ich? Die Kirche ſtreitet noch. Es giebet irdiſche und niederträchtige Seelen, welche ſich an der Glückſeligkeit geärgert haben, welche die Lehrer der Religion genieſſen, und die ihnen das Elend und den Mangel der erſten Kirche vorwerfen. Leichtſinnige und unnütze Menſchen! Sie ſehen nicht, wie viel mehr Gefahr bey dem Reichthume als bey der Armuth iſt: Weil wir die letztere, als unſere Feindin anſehen, da wir hingegen die andere, als eine Freundin mit einem Vertrauen aufnehmen, welches uns vielmehr ihrer Untreue bloß giebt. Weil nun die Beqvemlichkeiten und die Ehre, welche das Prieſterthum beſitzt, diejenigen ſo ſehr beleidigen, welche es verachten, ſo hat es um ſo vielmehr nöthig, dieſe Güter ſorgfältig zu erhalten. Denn wer einen Menſchen wegen eines Gutes beneidet, der würde eben denſelben verachten, wenn er dieſes Gut nicht hätte. Weil dieſe nun weder die Armuth noch den Reichthum der Prieſter vertragen können: So wünſche ich, daß ihnen die Geiſtlichen allemal durch das letztere miſſallen mögen. Es iſt gewiß, daß wir unter uns Biſchöffe haben, deren Gaſtfreyheit, Demuth und Liebe gegen ihre Brüder, ſie zu eben der Ehre erhebet, welche ſich diejenigen erworben, die die Armuth mit der gröſten Standhaftigkeit ertragen haben. Dieſe würdige Prieſter werden dermaleinſt ihre Feinde beſchämen, da der ewige Hirte ſeinen irdiſchen Segen in ſolche Hände gegeben,

geben, durch welche er wollte, daß ſie ausgetheilet werden ſollten; und da er unter uns groſſe und erhabene Seelen erwecket, welche die Reizungen der Reichthümer ſelbſt zu überwinden gewuſt haben. Wann wir dieſen treflichen Prieſtern nachahmen wollen: So müſſen wir gegenwärtig die beſte Regel ſuchen, der wir in den Umſtänden, welche man ein gutes Glück nennet, folgen können, und zugleich nachforſchen, ob uns das Chriſtenthum in guten und böſen Tagen zu ſtatten kommen kan. Zu dem Ende müſſen wir unſere Beſchaffenheit, und unſere Neigungen betrachten, welche die Religion nach den Umſtänden entweder unterſtützet oder verbeſſert.

Der ewige Gott, in dem wir das Leben, die Bewegung und das Weſen haben, hat uns eine Natur gegeben, die ein Ausfluß des ganzen Lebens iſt, ich will ſagen, von ihm ſelbſt. Er beweget uns, eine genaue Verbindung mit einander zu ſchlieſſen, wodurch wir uns, wie mich deucht, ſelbſt vermehren: Wenn wir die gegenſeitige Vorſtellung ergreifen, und bey der Ruhe und Wohlfahrt unſerer Brüder nicht unempfindlich bleiben. Hierdurch nehmen die Menſchen unvermerkt die Meynungen anderer für die ihrigen an; ſie weinen mit den Unglückſeligen, und ſie erfreuen ſich mit den Vergnügten. Mit einem Worte, es iſt unmöglich ein Menſch zu ſeyn, ohne von demjenigen gerühret zu werden, was einen Menſchen angehet. Die Geberden eines traurigen oder fröhligen Menſchen ſind genug uns zu bewegen, daß wir an ſeiner Empfindung Theil nehmen. Die Augen ſind gleichſam ein Spiegel des Herzens, wo ſich dasjenige abbildet, was in dem Herzen vorgehet. Doch dieſe nützlichen

Werkzeuge der Geſellſchaft entdecken nicht allein die Seele eines andern: Sie machen auch die unſrige ihnen offenbar. Aller Kunſt der Verſtellung ungeachtet, eröffnen ſie, entweder durch ihre Thränen oder durch ihre Lebhaftigkeit, die Freude oder die Traurigkeit, womit unſer Herz angefüllet iſt. Hieraus entſtehet in uns das himmliſche Feuer, welches wir Liebe oder Mitleiden nennen. Ein Feuer, welches uns beweget, unſer Herz zu eröffnen, und allen Unglückſeligen zu Hülfe zu kommen; und welches in uns ſolche plötzliche Wirkungen gegen das Elend erwecket, als die Liebe zur Schönheit zuwege bringet. Da wir nun zubereitet ſind, wie wir es wirklich ſind, uns unter einander zu lieben, uns wohl zu wollen, und uns abwechſelnde Gefälligkeiten zu erweiſen, ſo iſt das Geboth des Herrn, unſern Nechſten zu lieben, nur eine kurze Wiederholung des Geſetzes, welches er uns gegeben hat. Derjenige alſo, welcher einmal dieſen hohen Satz angenommen, ſtehet nicht in Gefahr, ſeines gleichen verächtlich zu begegnen. Er wird vielmehr mit den Wohlthaten der Natur und des Glückes, der Wohlfahrt dererjenigen zu Hülfe kommen, zu deren Vortheil er weis, daß er gebohren iſt; um auch hierdurch den Urheber ſeines Weſens nicht weniger zu erkennen und anzubethen. Auf dieſen Endzweck zielet dieſe Beſchaffenheit der Seelen, wenn ſie nicht verderbet, oder übel regieret iſt. Aber die Religion verbeſſert ſie, da ſie denjenigen, welcher ſie bereits beſitzet, über die nichtswürdigen Kleinigkeiten erhebet, bey welchen die Welt ſtehen bleibet. Ein ſolcher Menſch iſt überzeugt, daß die menſchliche Sittenlehre ein prächtiges Ungeheuer iſt, weil ſie uns gar nicht an dem Glücke derer Theil zu nehmen beweget, welche ſie uns zu lieben befiehlet.

Gewiß, wann der Begriff von Gott nicht der erſte Bewegungsgrund unſers Verlangens und unſerer Aufführung iſt: So kan es nicht anders ſeyn, als daß die Eigenliebe und der Eigennuß bey uns den Vorzug gewinnen, und die Richtſchnur unſers Lebens werde. Wann die Qvelle unrein iſt, ſo muß ſich der Ausfluß bald verſtopfen, und ſeinen Lauf hemmen. Die Neigung, welche über uns die Herrſchaft hat, wird bey unſerer Bemühung und bey unſerm Vergnügen ausbrechen. Daher lieben gemeiniglich die Menſchen nur deßwegen andere, weil ſie ſich ſelbſt lieben. Sie ſuchen durch ihre Wohlthaten ihren eigenen Nutzen, und wollen ihre Hülfe auf groſſen Wucher ausgeben. Es iſt wahr, daß es Freundſchaften giebet, welche dem erſten Anſehen nach, rein ſind, bey denen man auf der einen Seite nur eine brennende Begierde ſiehet, jemanden zu dienen, ohne daß man auf der andern Seite etwas wahrnimmt, welches ein gleiches hoffen lieſſe. Wann wir aber die Sache genau unterſuchen, ſo finden wir zuletzt, daß es aus Abſicht geſchiehet: Zwar eine edle Abſicht, die aber dennoch menſchlich bleibet, nemlich aus einer Neigung Gutes zu thun. Hiernechſt braucht es nur einen Zufall, einen Fehler, ein Misverſtändniß, ein Nichts, dieſe edle Neigung zu unterbrechen, oder zu verändern.

Derjenige hingegen, welcher ſeinen Nechſten aus Liebe zu Gott liebet, iſt beſtändig, weil die wirkende Urſache ſeiner Güte unveränderlich iſt. Doch nicht, als ob er dabey nicht ſeinen unendlichen Vortheil in der Hoffnung fände, dereinſt die Belohnung ſeiner

Arbeit zu erhalten. Aber da ſich ſeine Einſicht auch auſſer der Welt erſtrecket, ſo kan er ſich niemals auf unſerm Wege befinden. Er misgönnet uns nicht das Gute, was er ſich ſelbſt wünſchet, ſein Glück nimmt vielmehr zu, wann wir daran Theil nehmen, und wann wir mit ihm einerley wünſchen. Das iſt der glückliche Zuſtand der Seele, welchen derjenige wohl abgebildet, der ihn eine Einſamkeit genannt hat. Nichts in der Welt kan dieſen angenehmen Frieden verwirren und verſtören: Weil ein Chriſte weis, daß die Erde nichts als Erde iſt, wann ſie auch bey ihrer Liſt die prächtige Geſtalt von Gold und Edelgeſteinen angenommen hätte.

Weil er den wahren Werth der Güter kennet, welche ihm der Himmel gegeben hat: So bringet ihm deren Beſitz keinen Hochmuth bey. Er gebrauchet ſich derſelben auf eine edle und chriſtliche Weiſe, da er ſie mit Freuden austheilet, und da er ſie mit Mäßigkeit anwendet; als lauter Sachen, die er verlieren kan, und die er einmal verlaſſen muß. Allein nach den Geſetzen unſerer Religion gehet dieſe Güte nicht nur auf unſere Freunde, ſondern ſie erſtrecket ſich auch bis auf unſere Feinde. Inzwiſchen hat die Welt ſo gar die Vernunft und die Religion verlohren, daß ſich auch die Menſchen mit ihren Leidenſchaften rühmen, und die Sache der kleinſten Beleidigungen mit dem größten Nachdrucke verfolgen. So wenig weis man, daß nichts gröſſer ſey, als zu vergeben. Ein Niederträchtiger hat ſich oft geſchlagen, ein Niederträchtiger hat oft den Sieg erhalten: Aber niemals hat ein Niederträchtiger verziehen.

Vergeben zu können, dazu gehöret eine edle und groſſe Seele, die ihre eigene Kräfte empfindet, und die aus dieſer Einſicht eine Sicherheit ziehet, welche ihre Feinde nicht ſtören können. Ein tapfrer Mann hat dieſes beſondere, daß er ſeine Freunde weit über ſich, ſeine Feinde hingegen viel geringer hält.

Allein es iſt noch nicht genug, ſeinen Feinden aus Verachtung gegen ſie zu vergeben. Man muß ihnen aus Wirkung der Liebe und des Mitleidens verzeihen. Dieſes iſt die geiſtliche und hohe Sittenlehre desjenigen, der für ſeine Verfolger geſtorben iſt. Er will, daß wir denen vergeben ſollen, die uns beleidigen, wie wir wünſchen, daß er uns verzeihe, wann wir ihn beleidigen. Ueberdem ſo befreyen wir uns, da wir vergeben, von einem beſchwerlichen Zuſtande, wofern immer mehr ein ſolcher zu finden iſt. Denn ſo lange wir mit dem Vorhaben uns zu rächen beſchäftiget ſind, ſo zerreiſſen uns der Neid, der Haß und die Verachtung das Herz, und man muß niemals die Anmuth einer Verſöhnung geſchmecket haben, wenn man die Süſſigkeit der Rache heraus ſtreichen kan. In dem Augenblicke, da man ſich verſöhnet, empfindet man, wie die falſchen Begriffe verſchwinden, die man zuvor eingenommen hatte. Der ſchimpfliche Verdacht, das Mistrauen, die Furcht, die Verachtung, und das ſchändliche Vergnügen, welches man bey ſich verſpürte, wenn man die Fehler und das Unglück ſeines Feindes ſahe, entfernen ſich. Seine Seele ſcheinet uns rein, unbefleckt, unſchuldig und ruhig zu ſeyn. Eben die Handlungen, welche wir vielleicht erſchrecklich und verhaßt gefunden, wann wir ſie durch den Nebel angeſehen hätten, welchen der Haß zwiſchen uns und der Wahrheit ziehet, kommen uns ſchön und ruhmwürdig vor, wann wir ſie mit billigen und aufrichtigen Augen anſehen.

Wenn aber ein Menſch ſeinen Haß gegen uns ſo weit treibet, daß wir ihn niemals bewegen können: So muß man ihm mit einer unüberwindlichen Tapferkeit wiederſtehen, und alles ſo einrichten, daß er ungeachtet ſeiner Bosheit unſerer Güte doch nicht entgehen kan. So weit erſtrecket ſich die heldenmäßige Großmuth eines Chriſten, wann man ſeine Gütigkeit verſäumet oder verachtet, daß er ſich wieder das harte Herz ſeines Feindes noch härter macht, und daß er ihn ungeacht des Wiederſtandes zwinget, Gutthaten von ihm anzunehmen. Kurz, der Chriſte iſt ſo geneigt, ſeinem Feinde wohl zu thun, als der Philoſoph willig iſt, ſeinem Freunde Wohlthaten zu erzeigen.

Weil nun die Gebothe des Chriſtenthums gerade durchgehen, uns die Menſchen zu Freunden zu machen: So iſt das beſte Mittel zu entdecken, wie weit ſie uns führen können, wann wir aufmerken, was ſie bey denenjenigen zuwege bringen, die alles ausüben können, wohin ſie ihr Wille und ihre Neigung leitet. Denn was ſich in den engen Schranken des Lebens eines niedrigen Menſchen zuträget, iſt gleich in der Dunkelheit vergraben, da hingegen die Unternehmungen und die Thaten der Prinzen die Augen der ganzen Welt auf ſich ziehen, und alle diejenigen beſchäftigen, welche reden können. Es iſt unmöglich, daß ein Mann in dieſer hohen Würde ohne Religion ein beſſeres Glück genieſſe, als der geringſte Unterthan. Der Staat und die Pracht, welche ihn umgeben, können ihm endlich nichts, als ein ſchwaches Vergnügen, zuwege bringen, oder ihn auch wohl gar beunruhigen. Ein Prinz muß alſo nothwendig etwas groſſes in ſich ſelbſt haben, wenn er nicht will, daß ſeine Macht ihm und andern beſchwerlich ſey.

Vor der Geburt des Chriſtenthums ſind keine Menſchen geweſen, die mehr Aufſehens gemacht haben, als die beyden berühmten Nebenbuhler, die ſich noch itzo den Beyfall von Europa zuziehen, und welche die Bewunderung der künftigen Zeiten bleiben werden. Beyde waren von der Natur zu dem Endzwecke fähig gemacht, wozu ſie der Himmel beſtimmt hatte, da er ſie uns ſchickte. Beyde bewegt eine brennende Ehrbegierde. Aber ſie ſuchen ſie auf verſchiedenen Wegen, und aus verſchiedener Abſicht. Der eine hat ſie dahin geleitet, einer unumſchränkten Gewalt ohne Wiederrede über ſeine Unterthanen zu genieſſen; der andere aber von ihnen einen vernünftigen und freywilligen Gehorſam zu erhalten. Der eine ſuchet ſein Glück darinn, daß er ſeine Unterthanen in den Stand ſetzet, ihm nicht wiederſprechen zu können, der andere hingegen ſuchet ihnen alle Schwachheiten, auch ſogar den Neid zu nehmen. Beyde ſind auf den höchſten Gipfel des Glückes geſtiegen, deſſen ſich der eine mit der Pracht und Wolluſt der alten Perſer, der andere aber mit der Mäßigkeit der erſten Lacedämonier gebrauchet. Der eine iſt gemacht, die Menſchen zu unterdrücken, der andere die Unterdrückten zu erheben. Der eine ſucht in Austheilung der Gnadenbezeugungen, mit ſeiner Gewalt prächtig zu pralen, der andere hingegen, gebraucht ſie auf eine gerechte und billige Weiſe. Bey dem einen iſt auch die Religion nichts als eine ſcheinbare Decke, da ſie bey dem andern ein ſtarker und dringender Antrieb iſt.

Ohne die Begriffen einer wahren und wirklichen Ehre, kan man nur einen machiavelliſchen Prinzen zuwege bringen; ich will ſagen, einen Prinzen, welcher dem Scheine nach, tauſend Tugenden beſitzet, im Grunde aber keine einzige hat, und der weder freygebig, noch gnädig, noch gerecht iſt, inſoferne das Anſehen dieſer Eigenſchaften ſeiner Abſicht dienen kan. Durch Hülfe ſeiner Verſtellung wird ſich ſein Reich vergröſſern, und ſeine Eroberungen werden ſich weit erſtrecken. Inzwiſchen werden ſeine Schmeichler die Herren der Völker ſeyn, wenn ſie ihnen Ergetzlichkeiten verſchaffen, wenn ſie den königlichen Pallaſt zu einer Quelle alles desjenigen machen, was zärtlich und verſchmitzt iſt, und wenn endlich der Hof ein Muſter des Geſchmackes, oder vielmehr der Wolluſt und der Pracht wird. Mit dieſem Scheine kan man den blinden Pöbel betrügen, welcher übertäubt und ſehr geneigt iſt, ſich mit Feſſeln zu beladen, ſogar daß man ihm auch ein Geſchwätze für eine allgemeine Sprache aufbürden kan.

Doch dieſes iſt nur noch der Anfang. Wenn die Reden und der Schein in die Stelle der Sache getreten ſind, welche ſie nur ausdrücken ſollten: So braucht es weiter nichts, ein Volk dienſtbar zu machen, als unter demſelben einen Hof aufzurichten.

So bald die Eitelkeit eines jeglichen Menſchen ihn überreden wird, daß er fähig iſt, durch Verſchwendung ſich hervorzuthun: So bald wird ihn die Beförderung anreizen, alles zu ertragen, und die Hoffnung, ſich zu erheben, wird ihn dahin bringen, eine Sclaverey zu ergreifen, welche man mit tauſend Annehmlichkeiten ausſchmücket und verbirget.

Die edelſten Künſte, die beſten Werkmeiſter, die geſchickteſten Federn, die trefflichſten Redner, die prächtigen Schauſpiele, die koſtbaren Gebäude, die reizenden Geſellſchaften, alles wird dazu dienen, dieſe Sclaverey liebenswürdig zu machen.

Der Fürſt darf nur ſeine Wohlthaten mit Verſchwendung, und mit Entſcheidung auf diejenigen ſchütten, welche herrliche Gaben beſitzen, ſo wird es ihm an Schmeicheleyen nicht mangeln. Sie werden die Tugenden ihres Wohlthäters erheben, ſie werden ſeinen Laſtern einen verblendenden Schein beylegen, ſie werden es endlich dahin bringen, daß er bald, nachdem es die Gelegenheit zuläßt, etwas Gutes wird verrichten, ohne dadurch eine Hochachtung zu erwerben; bald aber auch etwas Böſes begehen können, ohne ſich Verachtung zuzuziehen, und daß ſeine Güte der Urſprung ſeiner Räubereyen, ſeine Gnade aber der Bewegungsgrund ſeiner Grauſamkeit werden wird.

Man überſchreitet weder die Grenzen der Natur noch der Wahrheit, wenn man ſich das Reich eines Prinzen, welcher nichts als ſeine eigene Ehre ſuchet, auf dieſe Weiſe abbildet. Wir wollen uns ein Kind vorſtellen, das, ſobald es ſich kennet, nichts ſo mächtig ſiehet als ſich, welches wahrnimmt, daß es die Bewunderung und die Hoffnung eines groſſen Volkes ſey, welches bemerket, daß man ſich für groß oder klein hält, nach dem Maaſſe da man ſich ihm nahet, oder von ſeiner Perſon entfernet iſt. Sollte hier nicht ſeine Einbildungskraft übertäubet werden können, wenn es gewahr wird, daß ſo viel Menſchen, die ſich ſeine Geſchöpfe nennen, es auch in der That ſind; daß es ſie nach ſeinem Gefallen anwenden kan; daß es ihm frey ſtehet, ſich mit ihrem Blute einen unumſchränkten Ruhm, und groſſe Länder zu erkaufen. So müſſen die traurigen Schauſpiele beſchaffen ſeyn, welche ein Prinz die

Welt ſehen läſſet, welcher entweder gar keine Religion, oder nur eine falſche hat.

Allein dieſes wird noch viel ärger ſeyn, wenn ſich der Eifer mit ſeiner Ehrſucht verbindet, und ihn mit einer neuen Begierde anfeuret. Sein Volk wird nur ein einziges Kriegsheer ausmachen, welches die Wahrheit der Gewalt aufopfern, und alle Streitigkeiten mit dem Degen entſcheiden wird. *) Wofern es aber Leute giebt, welche die Lehrſätze dieſer ſichtbaren Kirche verwerfen, ſo mögen ſie nur das Ruder in die Hand nehmen, und mit Ketten und Schlägen überhäuft, denjenigen betrachten, deſſen Joch ſanft, und deſſen Laſt leicht iſt. Denn dieſes iſt das Glück, welches ihnen der Fürſt beſtimmet. Wenn er nun ſeine Unterthanen unter ſeiner Grauſamkeit ſeufzen ſiehet, und wenn er noch andere Völker bemerket, die da leben, ohne ſeiner Gnade und ſeinem Zorne unterworfen zu ſeyn: Warum ſollte er ſich nicht beſtreben, ein Herr der ganzen Welt zu werden? Wenn die Begierde ſich zu vergröſſern, der einzige Bewegungsgrund ſeiner Handlungen iſt: Warum ſollte er die Bündniſſe nicht als ſchlechte Worte, und die öffentlichen Verträge der Völker als einen Halt anſehen, den er ſein Kriegsvolk machen läßt; welches nicht eher die Waffen ablegen ſoll, als bis es alle Menſchen dahin gebracht, ſeinem Eigenſinne gehorſam zu ſeyn; und bis es ſeine eigene Sünden nach ſeinem Gefallen durch anderer Leiden, ausgeſöhnet hat; da inzwiſchen der Prinz beſtändig auf neue Eroberungen,oder vielmehr auf neues Blutvergieſſen denket.

Wenn

---

* Dieſe Beſchreibung gehet wohl niemanden als Ludewig den Vierzehnten an.

Wenn ein bloſſer Menſch eine Gewalt ohne Grenzen beſitzet, ſo iſt er ein unerſättlicher Abgott, deſſen Hochmuth Millionen Opfer nicht vergnügen können. Die Schmeicheleyen tauſend ſchmeichelnder und kriechender Diener, überreden ihn, daß er ſich durch ſolche Sachen weit über die Menſchlichkeit erhebe, die ihn doch weit unter dieſelbe ſetzen. Denn was kan nicht ein Sterblicher von ſich denken, wenn man ihm göttliche Eigenſchaften beyleget? Kan er ſich ſodann wohl eine andere Gewalt als die ſeinige vorſtellen, welche allgegenwärtig iſt? Aber ſollte noch wohl gegenwärtig ein ſo grauſamer Feind der Menſchen gefunden werden, und haben unſere Sünden den Zorn GOttes ſo ſehr gereizet, daß er uns ſeiner Raſerey überlaſſen will? Iſt denn kein Feldherr und kein Prinz mehr verhanden, welcher uns vorgehet, um uns zu ermuntern, entweder zu ſterben oder uns zu vertheidigen? *) O ja, ſie fehlen noch nicht. Der Himmel reiſſet keine Könige durch ſeine Erlaubniß weg, daß er nicht andere durch ſeine Gnade wieder gebe.

Die verſchiedenen Begebenheiten des Lebens unſers Königes, haben ſich gleichſam verglichē, ihn zum Zaume wieder die Tyranney zu machen. Die beſtändigen Hinderniſſe haben ſein Gemüthe befeſtiget, und das Unglück hat ihm eine lebhafte Empfindung bey dem Elende der Menſchen, zu deren Beſten ihn der Himmel hat laſſen gebohren werden, beygebracht. Er verachtet die eitele Prälerey, wozu andere ihre Gewalt

und

---

*) Hier entdecket ſich die Neigung des engliſchen Volkes, da wir hingegen als einen unumſtößlichen Satz annehmen, daß Unterthanen niemals das Recht haben, ſich wieder ihren Oberherrn zu ſetzen.

und ihre Gröſſe anwenden, und dieſer glorwürdige Diener der Vorſehung gehet in ſeinen Entſchlieſſungen mit feſten und ruhigen Schritten, und verbirget ſie in einem tiefen Stillſchweigen. Er iſt weder dem Beyfalle noch den Schmähungen unterworfen; und dieſes macht ihn zu einem unumſchränkten Fürſten, wo nicht im politiſchen, doch im moraliſchen, philoſophiſchen, heldenmäßigen und chriſtlichen Verſtande. Mit dieſer ausnehmenden Ehre zufrieden, wendet er ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt, um ſie ganz und gar der Nothdurft anderer zu widmen, und ſeine Aufrichtigkeit belohnet ihn für alles, was er unternimmt. Denn wenn man ſich nicht den guten Ausgang zum Endzwecke ſetzet, ſo kan man nichts von dem Gegentheil unterſuchen.

Der allgemeine Ruhm eines groſſen Feldherrn, und die Würde eines aufrichtigen und redlichen Mannes, welche er allen prächtigen Titeln vorziehet, ſind die Hoffnung des ganzen Europa, welches mit uns die Glückſeligkeit theilet, die er uns genieſſen läſſet. Die entfernten Fürſten ſuchen ſeine Freundſchaft, und die beleidigten Völker rufen ſeinen Beyſtand an. Er iſt auf gewiſſe Weiſe ein Herr von Europa,*) durch den Einfluß, den ſeine Weisheit in die Rathſchläge dieſes Welttheiles hat. Wofern nun die Ehrſucht noch einmal die Ruhe ſtöhret, die ſeine ſiegreichen Waffen der Welt erworben haben: So iſt ein allmächtiger GOtt, welcher dieſen fürchterlichen Feind in unſere Hände geben kan, wenn er alles zu ſeinem Siege bereit glaubet; und der ihn ſehen laſſen wird, daß in der Folge der Zeit ſolche Veränderungen vorkommen, die ein glückliches Leben, durch einen eben ſo traurigen Austritt, endigen können, als die andern prächtig geweſen ſind. Dieſes dürfen wir wenigſtens von der Wachſamkeit und von der Tapferkeit unſers Fürſten hoffen. Denn was für Rechnung kan man nicht auf einen König machen, welcher von ſeiner Schuldigkeit gegen demjenigen Weſen, welchem er für ſein Verfahren Rechenſchaft geben muß, nichts als gerechte Begriffe hat. Ein König, welcher die Luſtbarkeiten verachtet, und der tauſend Arbeit zum Dienſte ſolcher Creaturen auf ſich nimmt, die ihm gleich ſind, und deren Gerechtigkeiten und Freyheiten Vertheidiger er iſt. Ein König, welcher den edlen Hochmuth hat, lieber zu geben als zu nehmen, und der jeden Tag durch groſſe Thaten, zum Beſten der allgemeinen Freyheit derjenigen Menſchen merkwürdig macht, deren Undank ſelbſt ihn nicht dahin bringen kan, ihre Wohlfahrt zu vergeſſen. Ein König, welcher ſich in ſeine Tugend verhüllet, und der das Murmeln der Undankbaren um ſich höret, ohne daß ſie ſeine Aufmerkſamkeit mehr ſtören, als ihre Träume ſeine Wachſamkeit einſchläfern. Ein König endlich, welcher niemals etwas gethan noch geſprochen hat, welches ſein Volk betrügen könnte, als wenn er ſeine Nachfolge in Ordnung zu bringen bedacht geweſen iſt. Laſſet uns den Himmel bitten, daß er uns dieſen Prinzen lange erhalte, oder laſſet uns wenigſtens bey ſeinem Zelte ſterben, ein koſtbares Leben zu vertheidigen, welches er allein für die Religion und für die Freyheit anwendet.

---

*) Nach der Meynung der engliſchen Nation.

* * *

* * *

Die ſieben ſogenannten

Buß-Pſalmen.

von

J. J. Spreng.

Pfarrern der waldenſiſchen Pflanzſtädte zu Peruſe
im Würtenbergiſchen.

Pſalm 6.

Erzürnter Gott! verhänge,
In deines Eifers Strenge
Doch mein Verderben nicht!
Ach laß den Grimm verſchwinden,
Und raff in meinen Sünden
Mich nicht vor dein Gericht!

Bezeig, o Herr! mir Armen,
Dein väterlich Erbarmen,
Und heile meine Pein!
Dein Schrecken wirft mich nieder,
Durchädert meine Glieder,
Und trennet mein Gebein.

Es bebt mein ſterbend Herze;
Und des Gewiſſens Schmerze
Zerrüttet meinen Geiſt.
Wie lang ſoll ich, mit Zagen,
Umſonſt, o Höchſter! fragen,
Ob du noch gnädig ſeyſt?

Ach wende dich! ach richte
Zu mir dein Angeſichte!
Erſchein mit neuer Huld!
Und, daß ich nicht vergehe,
So tilge doch mein Wehe;
So tilge meine Schuld!

Wer iſt, der dir lobſinge,
Dir dien, und Opfer bringe?
Wer danket deiner Kraft?
Wenn ihn der Tod zerſtöret;
Wenn ihn dein Grimm verzehret,
Und in die Grube rafft?

Wie ſeufz ich mich ſo müde;
Und wie ſo gar kein Friede
Iſt mir, o Gott, beſtimmt!
Daß bey dem bangen Sehnen
Mein Bett, in Schweiß und Thränen,
Die ganze Nacht durch ſchwimmt.

Mein Angeſicht verfället,
Iſt alt, und ſieht entſtellet
Vor Gram und Ueberdruß:
Weil ich bey meinem Leiden
Der Widerſacher Freuden,
Und Hohn erdulden muß.

Doch weicht, verruchte Feinde!
Ich habe Gott zum Freunde,
Der euch zerſcheitern kan;
Er läſſet nie die Seinen,
Und hört auch itzt mein Weinen
Und meine Seufzer an.

Er hat die Jammerklagen,
Die ich ihm vorgetragen
In Dank und Ruhm gekehrt:
Er läßt mir auf mein Schreyen
Schon mehrers angedeyen,
Als all mein Wunſch begehrt.

Verzagt nun, rohe Seelen,
Die ihr, mich nur zu quälen
Und zu vertilgen ſucht!
Da Gott mir beygeſtanden,
So ſtürzet ihr mit Schanden
Und Schrecken in die Flucht.

Pſalm 32.

Wie ſelig iſt die Seel, die Gott aus Gnaden
Der Sünden Schuld, des Fluches Laſt entladen!
Wiewohl iſt ihr, wenn er die Greuel deckt,
Womit ſie ſich jemals vor ihm befleckt:
Wenn er mit ihr nicht ins Gerichte gehet;
Und ſie vielmehr in ſeinem Frieden ſtehet!
Wie ſelig iſt, wer ohne Heucheley
Die Beichte thut, daß er ein Sünder ſey!

Ich ſcheute mich, mein Elend Gott zu klagen;
Da ſchwand mir gleich der Beine Mark vor Zagen.
So Tag als Nacht vergaß ich alle Ruh,
Und brachte ſie in bangem Winſeln zu.
Gerechter Gott! du ſchlugſt mich hart darnieder.
Dein ſchwerer Arm zerknirſchte meine Glieder.
Durch deinen Zorn verſtieg mir Saft nnd Blut,
Als dörrte mich der Sonnen ſtrengſte Glut.

Da kennt ich nicht mein Unrecht mehr verhelen;
Ich muſte dir mein böſes Thun erzählen;
Doch, als ich kaum vor dir mein Urtheil ſprach,
So lieſſeſt du mir Schuld und Strafe nach.
Drum ſuchet dich ein Reuender mit Weinen,
So lange noch die Gnadentage ſcheinen.
Du deckeſt ihn vor aller Wetter Fluth,
Daß er getroſt in deinem Frieden ruht.

Ich bin bey Gott in Trübſal aufgehoben;
Drum ſoll mein Lied den theuren Heiland loben!
„Ach, rufft er mir, ich bin dein Aug und Rath,
„Und lehre dich des Lebens ſichern Pfad.
„Daß denn dein Geiſt von mir erleuchtet werde
„So ſey nicht roh, wie Mäuler und wie Pferde,
„Die kein Verſtand von ſelbſt zurechte bringt,
„Und welche nur Gebiß und Zaum bezwingt!

„Es ſoll mein Fluch und des Gewiſſens Nagen
„In Ewigkeit verſtockte Sünder plagen.
„Wer aber ſich zu mir in Treuen kehrt,
„Dem iſt mein Heil und Seelenruh gewährt,
Frohlocke denn du auserwählte Heerde!
Beſingt den Herrn, ihr Heiligen der Erde!
Erhebt ſein Lob in heller Fröhlichkeit
Die ihr vor ihm rechtſchaffnes Herzens ſeyd'

* * *

Pſalm 38.

Straf, o Herr, mich nicht im Grimme;
Und beſtimme
Ueber mich kein Rachgericht!
Rüge meiner Sünden Menge
Nicht mit Strenge,
Und verſtoß mich Armen nicht!

Deines Eifers Blitzen trennen
Und durchbrennen
Meine Glieder jämmerlich;
Deine Hand, die mich gefället,
Und zerſchellet,
Schlägt noch immer ſchwer auf mich.

All mein Fleiſch iſt ausgeſchwunden,
Vor den Wunden,
Die von dir geſchlagen ſeyn.
Des Gewiſſens ſtrenger Schmerze
Friſſt mein Herze,
Und durchwühlet Mark und Bein.

Höchſter! ich kan ſelbſt die Sünden
Nicht ergründen,
Deren Meer mich überſteigt!
Schau, wie ich mich wind und ſchmiege!
Ich erliege,
Und bin auf den Tod gebeugt.

Mich entzünden und verzehren
Meine Schwären;
Sie ſind voller Staub und Graus.
Für die Thorheit, die ich liebte,
Und verübte,
Faul ich bald lebendig aus.

Ich kan nicht mehr auf mir ſtehen,
Will ich gehen,
Ach! ſo kriech ich Lahmer kaum.
Ich verhülle mich bey Tage.
Meine Klage
Führ ich auch bey Nacht im Traum.

Es verdorrt mein Eingeweide,
Und ich leide
In den Därmern Brand und Gicht.
Alles iſt an mir verkrümmet;
Bald verglimmet
Meines Lebens mattes Licht.

Kümmerlich kan ich mich rühren,
Und noch ſpüren,
Wer ich Ohnmachtsvoller war.
Meine Seele, die ſich naget,
Und verzaget,
Girrt und winſelt immerdar.

Herr! vernimm doch einſt mein Sehnen!
Meine Thränen
Leer ich aus in deinen Schooß.
Dir iſt, was mich quält und ſchrecket,
Längſt entdecket,
Und du ſiehſt mein Innres bloß.

Mein beſtürztes Herz erbebet,
Mich durchgräbet
Und entſeelet meine Pein.
Meine Zährengüſſe ſchwächen,
Ja ſie brechen
Gänzlich meiner Augen Schein.

Meine vormals beſten Freunde
Sind wie Feinde
Itzt vor meiner Krankheit ſcheu.
Meine nechſten Blutsverwandten
Und Bekannten
Eilen weit und blind vorbey.

Viele, die mich in dem Leiden
Noch beneiden,
Stellen mir nach Ehr und Blut.
Was mich immer ſchimpft und kränket,
Das erdenket
Ihre Liſt und Läſterwut.

Gleichwohl ſoll ich weder hören,
Noch ſie ſtören,
Was auch ihre Bosheit thu.
Ob von mir ſchon dieſe Schnöden
Giftig reden,
Bleib ich dennoch ſtumm dazu.

Gott wird richten, eh ich ſcheide,
Darum ſchneide
Ihre Zunge noch ſo ſcharf!
Mein Gewiſſen ſey mein Zeuge,
Daß ich ſchweige,
Weil ich mich nicht ſchützen darf.

Zu dir ſeufz ich, Herr! alleine,
Ach erſcheine
Meiner Seel in ihrem Streit!
Iſt mir recht, ſo ſoll ihr Ringen
Vor dich dringen;
Und dein Troſt iſt nicht mehr weit.

Ueberlaß mich ihrer Rotte
Nicht zum Spotte;
Hilf mir auf in meiner Pein!
Sollt ich gleiten und erliegen,
Welch Vergnügen
Würd es meinen Feinden ſeyn!

Zwar verdien ich, daß ich hinke
Und verſinke;
Ich verſcherzte deine Huld:
Und ich bin an allen Plagen,
Die mich ſchlagen,
Höchſter Gott! alleine Schuld.

Doch ich opfre voller Treue
Meine Reue,
Und verdamme mich vor dir.
Ach wie martert das Empfinden
Meiner Sünden;
Und wie ſchäm ich mich vor mir!

Aber ſollen ſich denn blehen,
Die mich ſchmähen,
Und mir täglich Unrecht thun?
Weil das Glücke ſie erhoben,
Wird ihr Toben
Wieder mich ſo bald nicht ruhn.

Sie vergelten allerwegen
Meinen Segen,
Nur mit Undank, Schmach und Hohn!
Weil ich nun mit aller Mühe
Böſes fliehe,
Trag ich Haß und Fluch davon.

Doch will alle Welt zuſammen
Mich verdammen,
So verwirf nur du mich nicht!
Blicke gnädig aus der Höhe
Auf mein Wehe,
Davor dir mein Herze bricht!

Komme denn, bezeig mir Armen
Dein Erbarmen!
Eile, Herr, auf mein Geſchrey!
Wird dein Beyſtand auf mein Weinen
Mir erſcheinen,
So bin ich erlöſt und frey.

Pſalm 51.

Vertilg, o Herr, in Gnaden meine Schuld!
Verſchleuß doch nicht dein Herze vor mir Armen!
Ermüde nicht, dich meiner zu erbarmen;
Und wirk an mir ein Wunder deiner Huld!
Entreiſſe mich der tiefen Sündennoth!
Ach ſpüle weg die Flecken meiner Seelen;
Und ſaubre mich von aller Greuel Koth,
Die dich betrübt, und mein Gewiſſen quälen!

Ihr Schreckenbild verfolgt mich immerdar,
Ich ſeh mich ein, und fühle mein Verbrechen;
Ich darf und kan nichts denken und nichts ſprechen,
Als nur, wie ich an dir ſo treulos war.
Dir, Herr! allein, dir brach ich Bund und Eid,
Ich ſündigte dir faſt ins Angeſichte:
Drum beth ich an auch in der Strengigkeit,
Die ich verdient, dein heiligſtes Gerichte.
Ich bin ja ſchon von Jugend auf verderbt,
Mir war bereits, da ich unwiſſend lebte,
Und annoch kaum in Mutterleibe webte,
Der Sünden Gift und Krankheit angeerbt.
Doch, weil ich dir die Wahrheit frey geſteh,
Und weil du ja ein redlich Herz begehreſt:
So gieb mir noch die Weisheit aus der Höh,
Die du ſo gern den Reuenden gewähreſt!
Nun ſprenge mich mit Iſopsgüſſen an,
Denn deine Hand entſündigt mich alleine!
Durchwaſche mich, bis ich an lichtem Scheine
Und reinem Glanz den Schnee beſchämen kan!
Bald, bald verſteigt mein letzter Lebensſaft,
Beſeele mich durch deine Heilung wieder!
Und flöſſe mir des Troſtes milde Kraft
Durch meinen Geiſt und meine morſche Glieder!
Entzeuch dein Licht vor meiner Sünden Graus!
Ergründe ſie hinfort mit keinem Blicke!
Ja wirf ſie weit, unendlich weit zurücke;
Und leſche ſie aus meinem Leben aus!
Ertödte du mein Innres auf den Grund;
Und ſchaffe mich durchaus wie neu gebohren!
Verſiegle, Herr! in mir den Gnadenbund
Durch deinen Geiſt, den ich bereits verlohren!

Ach laß mich nicht von dir verbannet ſeyn!
Durchſtral mein Herz mit deines Geiſtes Lichte;
Und weyh es ihm durch neuer Unſchuld Früchte,
Zum Heiligthum und ſteten Thronſitz ein!
Sein froher Trieb belebe meine Bruſt!
Dein Wille ſey von nun an auch mein Wille,
Damit ich ihn mit aller Lieb und Luſt
Zu meinem Heil bis an mein End erfülle!
Wie kräftig wird das Beyſpiel meiner Reu
Der Sünder Volk alsdann zu dir bekehren!
Doch ſoll ich recht den Heilsweg andre lehren,
So zähle mich von Fluch und Greueln frey!
Eröffne mir, mein Gott, den bangen Mund!
Begeiſtre mich, und rühre meine Seyten!
So trägt mein Lied durch dieſes weite Rund
Dein Lob und Recht und deine Seligkeiten.
Dich, Herr! verſöhnt nunmehr kein fremdes Blut;
Ich Sünder, nur; ich muß dein Opfer werden.
Hier büßt für mich kein Opfervieh auf Erden;
Sonſt läg es ſchon in des Altares Glut.
Dein Opfer iſt ein ganz zermalmtes Herz,
Der Thränen Fluth, ein Inbrunſt volles Flehen,
Ein loher Geiſt, und wahrer Sündenſchmerz:
Dieß bring ich dir; dieß wirſt du nicht verſchmähen.
Erlöſer, auf! Erbau dein Heiligthum;
Und laß dereinſt den Frieden Salems dauern!
Ergänze ſelbſt und gründe ſeine Mauern;
Und ſorge noch für Zions Heil und Ruhm!
Dann diene dir ſein neuerweckter Hauf,
O Heiligſter, mit angenehmen Händen!
Dann nimm ſein Flehn und Singen gnädig auf;
Und neige dich zu ſeinen Opferbränden!

Pſalm 102.

Herr, vernimm von deinen Höhen,
Meine Thränen und mein Flehen.
Laſſe mit geneigtem Ohr
Meiner Klagen Stimme vor!
Nahe dich itzt zu mir Armen!
Itzt verſchleuß nicht dein Erbarmen!
Eile vielmehr auf mein Schreyen,
Mir noch Hülfe zu verleihen.

Meines Lebens beſte Stunden
Sind als wie ein Rauch verſchwunden,
Meine Schmach und Seelenpein
Frißt und brennt ins Mark hinein;
Sie verzehrt des Herzenskräfte,
Wie der Brand der Aehren Säfte;
Daß ich mich vorlängſt vergeſſe,
Und das liebe Brod nicht eſſe.

Weil ich längſt nur ſaß und weinte,
Schlepp ich kaum noch Haut und Beine,
Ich muß ſchüchtern und allein,
Und wie heiſchre Leſſner ſeyn,
Die ſich vor dem Tage ſcheuen,
Und im öden Schilfe ſchreyen;
Oder wie die düſtern Eulen,
Die in banger Wildniß heulen.

Wie die Turteltaube girret,
Die nach ihrem Gatten irret,
Alſo bring ich ohne Ruh
Wimmernd ganze Nächte zu.
Ach! wie kanſt du täglich ſehen,
Daß mich die Verruchten ſchmähen,
Die mich nur zum Fluche nennen,
Und vor Mordbegierde brennen?
Seit die Bande mich beſchweren,
Tränk ich mich mit meinen Zähren;
Und an aller Nahrung ſtatt
Eß ich mich am Staube ſatt.
Herr! Wie muß ich doch mit Zagen
Deine Macht und Strenge klagen,
Die mich bald empor geriſſen,
Und bald höllenwerts geſchmiſſen!
Meine Zeit iſt früh verſtrichen,
Und den Schatten gleich entwichen;
Und ich welke ſchmachtend ein,
Wie verſengter Blumen Schein.
Doch du, Fürſt der Ewigkeiten!
Gleicheſt dir zu allen Zeiten.
Aller Ruhm wird untergehen;
Nur der deine muß beſtehen.
Auf, Erbarmer! Sammle wieder
Deiner Kirche matte Glieder!
Thu dein Reich und Heil itzund
Zions müder Heerde kund!
Unſer Tag iſt angebrochen,
Den du, treuer GOtt! verſprochen.
Endlich iſt die Zeit erſchienen,
Daß wir dir in Freyheit dienen.

Denke, wie ſo lang die Deinen
Ueber Salems Aſche weinen!
Salem, das dein Brand verzehrt,
Iſt uns auch im Schutte werth!
Laß dich von der Heiden Chören
Einſt, als Zions GOtt, verehren;
Und den Mächtigſten der Erden
Deinen Namen ſchrecklich werden!
Bau dein Erbe dann in Gnaden!
Heile deines Sions Schaden;
Und entdecke weit und breit
An uns deine Herrlichkeit!
Du erhörſt doch unſer Sehnen!
Du verwirfſt nicht unſre Thränen!
Und wir ganz entblößten Weyſen
Werden noch dich, Vater! preiſen.
So ſoll unſer Dank in Schriften
Deinem Lob ein Denkmaal ſtiften,
Das von der Verweſung frey,
Und der Nachwelt heilig ſey!
Erd und Himmel müſſe zeugen,
Wenn wir noch verherrlicht ſteigen,
Daß dein Heil an Zions Reiche,
Einer zweyten Schöpfung gleiche!
Wohl uns! Denn dein Angeſichte
Stralt, aus jenem ewgen Lichte,
Unſrer Erde gnädig zu,
Und verſpricht uns frohe Ruh.
Unſre Seufzer, unſre Schmerzen,
Dringen dir bereits zu Herzen!
Bald wirſt du uns aus den Ketten,
Und vom nahen Tode retten!

Als.

Alsdann ſollen deine Treuen
Dir ein neues Salem weyhen,
Soll dein Dienſt und Ruhm allein
Zions Fleiß und Jubel ſeyn.
Alsdann ſoll der Fürſten Menge
Dir mit eifrigſtem Gedränge,
Sammt der Unterthanen Heeren,
Ewigen Gehorſam ſchweren.
Knirſchet mich ſchon manches Wehe;
Scheint es gleich, daß ich vergehe:
Lebt die Hoffnung doch in mir;
Und ich bete ſtill zu dir:
Laß mich nicht bey halben Jahren
Elend in die Grube fahren!
Eifre denn für mein Geneſen,
Weil du ſtets mein GOtt geweſen!
Deine Hand, die alles träget,
Hat der Erde Grund geleget.
Aller Himmel Bau und Pracht
Ward und ſteht durch deine Macht.
Du auch wandelſt dieſe Werke
Deiner ungemeßnen Stärke,
Wenn ſie lang genug gehalten,
Daß ſie wie ein Tuch veralten.
Aber deine Seligkeiten
Mindert kein Verfluß der Zeiten:
Was du biſt, das wareſt du,
Und verbleibſt es immerzu.
Aller Dinge Selbſterhalter,
Ohne Wechſel, Maaß und Alter!
Wer kan dich nach Würden nennen,
Oder, wie du biſt, erkennen?

Laß die Kinder deiner Knechte,
Und nach ihnen ihr Geſchlechte,
Als dein Volk, vor dir beſtehn,
Bis die Himmel untergehn!
Dann erſt ſollen deine Frommen
Zu der wahren Freyheit kommen!
Denn wirſt du ſie recht verklären,
Und dein Zion ewig währen!

Pſalm 130.

Ich fleh in tiefſter Reue
Zu deiner Gnad und Huld!
Du milder GOtt, verzeihe
Mir Armen meine Schuld!
Eröffne meinem Sehnen,
O Vater! Herz und Ohr;
Und laſſe meine Thränen
Und meine Seufzer vor!

Ach! ſollte, wenn wir fallen,
Für Gnade Recht ergehn,
So würde von uns allen
Der Frömmſte nicht beſtehn.
Du aber heileſt gerne
Zerknirſchter Seelen Pein,
Daß man in Ehrfurcht lerne,
Dir treu und dankbar ſeyn.

Ich trau von ganzer Seelen
Auf dich, du höchſter Hort!
Wenn mich die Sünden quälen;
So tröſtet mich dein Wort.
Nach dir nur ſchau ich immer,
Wenn mich ein Schmerze drückt,
Wie nach des Morgens Schimmer
Der müde Wächter blickt.

Der Saamen Jacobs gründe
Sein Heil allein auf dich!
Denn, HErr! Du biſt gelinde,
Und ſchonſt uns väterlich.
Du trägſt die ſchwachen Sünder
In deiner Liebe Schooß;
Und macheſt Zions Kinder
Von allem Böſen loß.

Pſalm 143.

Getreuer GOtt! Zu dem alleine
Ich in gebeugter Unſchuld weine,
Vernimm mein Klagen und mein Weh!
Damit an mir dein Recht erſcheine,
Und deine Wahrheit feſt beſteh.

Doch, wenn ich dich zum Richter wähle,
Und mich vor deinem Throne quäle,
So rechte nur nicht ſelbſt mit mir!
Denn ach! Es iſt nicht eine Seele
Auf aller Welt gerecht vor dir.

Erbarm dich deines Knechts, und ſchaue,
Wie ſchmählich ich das Elend baue;
Wie mich der Feinde Heer umſtellt;
Und wie ſo manche Mördersklaue
Mich bald an allen Enden fällt!

Ich bleib im Staube ſchmachtend kleben!
Und flüchte kaum mein mattes Leben
In wilder Hölen tiefen Graus.
Mein Herz entſinkt vor Angſt und Beben,
Und zehrt ſich in den Qualen aus.

Zwar denk ich treulich an die Werke,
Durch die ſich deine Wunderſtärke
Vor Alters an den Frommen pries;
Woraus ich mir zum Troſte merke,
Daß ſie dein Beyſtand nie verlies.

Ich will in allen Bangigkeiten
Zu dir denn meine Hände breiten,
Zu dem mein Herze hofft und ächzt,
Und, wie ein Feld in dürren Zeiten
Nach mildem Thau und Regen lechzt.

Ach eile, mich noch zu erqvicken;
Und ſieh nun einſt mit Vatersblicken
Auf meiner Seelen klemme Noth!
Sonſt muß ich in der Angſt erſticken,
Und bin bereits verſchätzt und todt.

Itzt, itzt denn gieb mir auf mein Flehen
Noch deine Liebe zu verſtehen,
Die ſich mir ehmals kund gethan!
Und lehre mich die Wege gehen,
Da mich kein Böſer ſtürzen kan.

Wenn Neid und Bosheit auf mich dringen,
So hilf du mir den Sieg erringen!
Weil ich mich deinem Schutz vertraut,
Und nur auf dich vor allen Dingen
Mit voller Zuverſicht geſchaut.

Gewöhne mich, daß ich mit Liebe,
Mein König! deinen Willen übe,
Und weiſe mich zum Guten an!
Dein Geiſt beherrſche meine Triebe,
Und leite mich auf ebner Bahn!

Vertreibe du die Todesſchrecken,
Die noch in meinem Innern ſtecken,
Und gieb mir immer Muth und Geiſt!
So zeigt an mir dein Auferwecken,
Wie treu und wie gerecht du ſeyſt.

Mein Rächer und mein GOtt! verzehre
Rings um mich der Verfolger Heere,
Zu deiner Gnaden weitem Ruhm!
Weil ich von Herzen dich verehre,
Als dein erlöſtes Eigenthum.

* * *

Pſalm 19.

Idem.

Der Himmel Bau und Pracht
Erzählt des Schöpfers Macht
Und Weisheit aller Welt.
Der vielen Sterne Licht,
Und Wunderordnung ſpricht,
Daß ſie ein Gott erhält.
Es predigt jeder Tag,
So weit er ſtralen mag,
Ein ewig Licht und Weſen.
Wenn er den Nächten weicht,
Iſt auch im Dunkeln leicht,
Der Allmacht Spur zu leſen.

Der Sterne Lehr iſt kund
Durch dieſes ganze Rund,
Weil ſie das Auge rührt;
Und auch der Wilden Sinn
Zum erſten Urſprung hin,
In ſtiller Andacht führt.
Wird Gott nicht namentlich,
An jedem Himmelsſtrich,
In lichter Schrift geprieſen;
Und da, wo er ein Zelt,
Der Sonnen aufgeſtellt,
Ganz ſichtbarlich erwieſen?

So ſtolz ein Königsſohn,
Den öffentlichen Thron

Am Trauungsfeſt beſteigt;
So feurig und erfreut,
Zum Lauf und Ehrenſtreit
Ein Rieſe ſich erzeigt:
So bricht auch zu dem Lauf
Die Sonn aus Oſten auf,
Daß ſie die Welt durchrenne,
Daß Himmel Land und Flut
Durch ihre ſchnelle Glut
Sich kräftig wärmen könne.

Erſcheint der Gottheit Spur
Im Reiche der Natur,
An allen Enden klar:
So ſtellet ſie ſich doch
Uns weit vollkommner noch
Im Gnadenreiche dar.
Die Sünder unterweiſt
Des Herren Wort und Geiſt,
Bis er ſie neu gebohren;
Und ſeiner Wahrheit Licht,
Eröffnet das Geſicht,
Und den Verſtand der Thoren.

Wer ſein Geſetz ermißt,
Da nichts als Heiligs iſt,
Wird inniglich erquickt:
Durch ſeine Furcht allein
Wird man gerecht und rein,
Und ewiglich beglückt.
Mich könnte nimmermehr
Die ganze Welt ſo ſehr.

Mit ihren reichſten Schätzen,
Noch alle ſüſſe Kraft
Vom reinſten Bienenſaft,
Wie Gottes Wort ergetzen.

Dieß giebt mir Unterricht,
Wenn aller Rath gebricht,
Und leuchtet Himmel ein.
O welch unendlichs Heil
Wird denen dort zu Theil,
Die ihm gehorſam ſeyn!
Wer aber, Herr! verſteht,
Wie oft er irre geht?
Wer kan ſich gnug verwachen?
Ach rechne mir nicht zu,
Was ich unwiſſend thu,
Und ſchone doch mich Schwachen!

Vertilg aus meiner Bruſt
Der Sünden Macht und Luſt,
Und eigne Tyranney!
Ja herrſche du in mir;
So leb und ſterb ich dir
Von groſſen Greueln frey!
So muß, o treuer Hort!
Zu dir noch immerfort
Mein Lippenopfer dringen;
Und all mein Seelenfleiß
Zu deines Namens Preis
Und meinem Heil, gelingen.

* * *

Aus Alciphrons II. Buche der 3. Brief.

Schreiben des berühmten griechiſchen Poeten Menanders an ſeine geliebte Glycera,

überſetzt von

Johann Chriſtoph Gottſcheden.

Ich ſchwere dir bey den eleuſiniſchen Göttinnen, bey ihren Geheimniſſen ſelbſt, ja bey allem, wobey ich dir ſchon oft geſchworen habe, liebſte Glycera, wenn wir ganz allein beyſammen waren, daß ich mich nicht groß zu machen ſuche: Auch ſchreibe u. ſage ich dir dieſes nicht, als ob ich mich von dir entfernen wollte. Denn was könnte mir wohl auſſer dir angenehm ſeyn? Und womit könnte ich mich wohl mehr dünken und mehr breit machen, als mit deiner Freundſchaft? Maſſen mir auch unſer Alter ſelbſt, deiner angenehmen Sitten und deines muntern Witzes wegen, allezeit als eine Jugend vorkommen wird. Laß uns derowegen in der Jugend und im Alter beyſammen ſeyn, ja ſogar im Tode ſelbſt: Damit nicht etwa eins von uns den Neid mit ſich zu den Unterirdiſchen nehme, daß vielleicht der hinterbliebene Theil noch manches Gute genieſſen möchte. Mir wünſche ich wenigſtens nach deinem Tode, kein einziges zu erlangen: Denn was könnte wohl alsdann noch Gutes für mich in der Welt verhanden ſeyn?

Was mich aber itzo bewogen hat, ſo kränklich ich hier im Piräeo bin, (du kennſt aber meine gewöhnlichē Zufälle ſchon, die mir von denen, ſo mir nicht gut ſind, als eine Zärtlichkeit und Weichlichkeit ausgelegt werden,) dir nach Athen, wo du dich wegen des Feſtes der Göttin Ceres aufhältſt, zu ſchreiben, das iſt folgendes. Ich habe von dem ägyptiſchen Könige, Ptolomäus, ein Schreiben bekommen, darinn er mich inſtändigſt bittet, ja wie man ſpricht, aller Welt Schätze recht königlich verſpricht, und nebſt dem Philemon ermahnet, daß ich zu ihm kommen ſoll: Denn auch dieſer ſoll einen Brief von ihm haben, wie er mir ſolches ſelbſt ſchriftlich angedeutet hat; der aber nicht ſo nachdrücklich u. prächtig klinget, als der meinige, indem er nicht an Menandern gerichtet iſt. Doch er mag vor ſich ſelber zuſehen, was er thun will. Ich werde keinen andern Rath ſuchen, wertheſte Glycera, als den deinigen. Du ſollſt mir den Ausſchlag geben. Du ſollſt, ſo wahr mir Minerva hold iſt! mein Areopagus, mein öffentliches Stadtgerichte, mein Alles ſeyn, ſo wie du es bisher geweſen biſt.

Des Königes Schreiben habe ich dir zugeſchickt, daß ich dir nicht beſchwerlich fallen möchte; wenn du einerley zweymal, in meinem und in ſeinem Briefe leſen müßteſt. Was ich ihm aber zu antworten geſonnen bin, das mußt du auch wiſſen. Von hier abzuſegeln und nach Aegypten zu reiſen, in ſein ſo entferntes und weit entlegnes Reich, das iſt mir, wie alle zwölf Götter meine Zeugen ſind! noch niemals in den Sinn gekommen. Und wenn gleich Aegypten auf der allernächſten Inſel Aegina läge: So würde ich mich nicht entſchlieſſen, das Königreich deiner Freundſchaft, welches ich hier habe, zu verlaſſen, und mitten in der Menge der Aegyptier, allein, als in einer volkreichen Wüſteney zu leben. Denn ich halte deine Umarmungen vor weit lieblicher, und weniger gefährlich, als aller Prinzen und Könige. Der Verluſt der Freyheit iſt ein gefährliches Ding. Die Schmeicheley iſt verächtlich; die Gunſt des Glückes treulos. Ich mag alle die köſtlichen Becher und güldnen Schalen, und was ſonſt an Höfen beneidenswürdig iſt, mit denjenigen Gütern, die wir bey uns haben, mit unſern jährlichen Feſten, theatraliſchen Spielen, den Uebungen des Lycei, und unſrer theuren Academie, nicht vertauſchen: So wahr Bacchus lebt, u. ſo lieb mir ſein Epheukranz iſt, mit welchem ich lieber als mit des Ptolomäi Krone gekrönet werden will; wenn nur meine liebe Glycera bey mir auf der Schaubühne ſitzet.

Denn wo werde ich in Aegypten eine Verſammlung der athenienſiſchen Bürger ſehen, welche öffentlich über etwas ſtimmet? Wo werde ich ein Volk ſehen, welches in republicaniſcher Freyheit lebet? Wo die Geſetzgeber, die in den heiligen Flecken gekränzet worden? Was für einen mit Seilen verhangenen Umkreis? Was für ſchöne Feſte? Soll ich den Markt, die Rednerſtühle, das benachbarte Salamis, Pſyttalia, Marathon, das in Athen befindliche ganze Griechenland, ganz Jonien, alle cycladiſchen Jnſeln; ſoll ich das alles, und meine Glycera noch dazu, verlaſſen und nach Aegypten ziehen? Und warum? Gold, Silber und Reichthümer zu empfangen? Mit wem würde ich derſelben genieſſen können, wenn ich durch die weite See von der Glycera geſchieden wäre? Würde mir nicht das alles ohne ſie, zu einer Dürftigkeit werden? Sollte ich aber vernehmen, daß ſie ihre ſo unſchätzbare Zuneigung einem andern zugewandt hätte: Würden mir nicht alle Schätze gleichſam zu lauter Aſche werden? Ja, ja, wenn ich endlich ſtürbe, würde mir zwar mein Gram folgen: Allein mein Vermögen würde ich doch nur denen zum Raube laſſen müſſen, die nach Unrecht trachten.

Und iſt es denn ſo was herrliches, beym Ptolomäus zu leben! Was ſind alle die Fürſten, und andre ſolche leere Titel mehr, deren Freundſchaft nicht viel zu trauen, und deren Feindſchaft nicht ohne Gefahr iſt? Hingegen, wenn Glycera einmal böſe auf mich wird, ſo ergreife ich ſie und küſſe ſie einmal. Jſt ſie noch böſe, ſo drücke ich ſie noch inniger an mich; iſt ſie recht unwillig, ſo weine ich gar. Alsdann kan ſie meinen Kummer nicht länger ertragen, und bittet mich, und ſeufzet; indem ſie weder Soldaten, noch Trabanten, noch Schildwachten hat: Denn ich allein bin ihr alles in allem.

Iſt es etwa ſo was groſſes und wunderwürdiges, den Nilſtrom zu ſehen? Iſt es nicht eben ſo was ſchönes den Euphrat, die ſo groſſe Donau, den Thermodes, den Tigris, den Halys und den Rhein zu ſehen? Wenn ich alle Flüſſe in der Welt ſehen ſoll: So wird mir das Leben vergehen, ohne daß ich die Glycera kan zu ſehen bekommen. Und ob der Nilſtrom gleich was treffliches iſt: So iſt er doch von den Crocodillen ſehr unſicher, u. man darf doch nicht an ſeine Wirbel kommen, damit er den Schiffleuten ſo heimlich nachſtellet. Möchte ich doch, o König Ptolemäus, mein lebenlang mit attiſchem Epheu gekrönet werden! Möchte ich doch nur in meines Vaters Grabe zu liegen kommen, und jährlich den Bacchus bey ſeinem Altare preiſen; dem geheimen Gottesdienſte beywohnen, und dabey, bey den jährlichen Feſten, mit lachen und frolocken, mit gefahrlaufen, fürchten und ſiegen, eine neue Comödie aufführen! Philemon hergegen mag auch mit meinen Gütern bereichert, ganz glücklich in Aegypten leben. Dieſer hat keine Glycera; und iſt auch eines ſolches Schatzes vielleicht nicht werth.

Du aber, liebſte Glycera, begieb dich doch gleich nach dem Feſte, ſo bald als du kanſt, auf einem Maulthiere hieher. Das Feſt iſt mir niemals länger vorgekommen und ungelegner gefallen, als dießmal. Sey uns gnädig, o Ceres!

Glycera an den Menander.

Sobald du mir des Königs Schreiben ſchickteſt, habe ich es geleſen. Calligenia iſt mein Zeuge, in deren

Hauſe ich itzo bin. Ich ſprang vor Freuden in die Höhe, mein liebſter Menander, ſo daß ich meiner ſelbſt nicht mächtig war. Ich konnte es auch vor allen Anweſenden nicht verhelen. Es war aber meine Mutter zugegen, nebſt meiner andren Schweſter Euphorium, und von meinen Freundinnen, die du kenneſt, und die oft bey dir Abends mit geſpeiſet hat. Du lobteſt einmal ihre recht atheniensiſche Ausſprache, aber ſo, als wenn du dich ſcheueteſt, ſie zu loben: Dabey ich dir mit Lächeln ein heiſſes Mäulchen gab: Beſinnſt du dich nicht darauf, lieber Menander? Da ſie mir aber eine ſo ungewöhnliche Freude am Geſichte und an den Augen anſahen: So fragten ſie mich: Was iſt dir denn wiederfahren, Glycerium, daß du uns an Leib und Seele ſo verändert vorkommſt? Daß du ſo anmuthig ausſiehſt, und eine ſo luſtige und muntre Farbe bekommen haſt? Da ſprach ich: Der König Ptolomäus in Aegypten, berufft meinen Menander gleichſam zu einem Theile ſeines Reiches! Und das ſagte ich ſo laut und heftig, daß alle, die zugegen waren, es hörẽ koñten: Ich warf und ſchwung auch das Schreiben mit dem königlichen Siegel recht hoch empor. So freueſt du dich denn, ſprachen ſie, wenn er dich verlaſſen wird? Aber das war es nicht, liebſter Menander. Denn das glaube ich nimmermehr, und wenn, wie man zu ſagen pflegt, ein Rind mit mir zu reden anfinge: Daß Menander ſeine Glycera in Athen laſſen, und ganz allein in Aegypten in allem Ueberfluſſe ſollte herrſchen wollen. Und das habe ich aus dem Briefe des Königes, den ich geleſen habe, ſattſam abnehmen können, daß er ſchon von unſrer Liebe, wie es ſcheint, gehört haben müſſe; indem er dich ganz argwöhniſch mit ägyptiſch-attiſchen Stichelreden ein wenig aufziehen will. Ich freue mich alſo, daß unſre Liebe ſchon bis in Aegypten erſchollẽ iſt: Und er begreift ſchon, ausdem, was er gehöret hat, daß er was unmögliches verlange; indem er wünſcht, daß ganz Athen zu ihm hinüber kommen ſoll. Denn was iſt Athen ohne den Menander? Was iſt aber Menander ohne die Glycera? Da ich ihm ſeine Larven zurecht mache, ihm die Kleider anziehe, und auf der Schaubühne mich herzlich freue, wenn die Zuſchauer zu klatſchen anfangen; und, ſo wahr mir Diana gnädig iſt! ganz zitternd dich wieder erquicke, und dich, als das theure Oberhaupt der Comödie, umhalſend in meinen Armen halte. Daß ich aber zu meinen Freundinnen ſagte, daß ich froh wäre; das war, liebſter Menander, daß dich nicht nur Glycera liebet; ſondern daß dich auch die Könige jenſeit des Meeres lieben, und daß das Gerüchte auch über die See gedrungen iſt, und deine Gaben verkündiget hat. Denn Aegypten und der Nilſtrom, und die Vorgebürge des Proteus, und die phariſche Warte, alles iſt itzo ſchon ganz aufmerkſam und munter; alles will den Menander ſehen, und ſeine Geizhälſe und Liebhaber, die Abergläubiſchen und Ungetreuen, die Väter, die Söhne und die Knechte, und was er nur auf die Schaubühne gebracht hat, anhören. Von dieſem allen werden ſie zwar hören; aber den Menander werden ſie nicht zu ſehen bekommen: Wo ſie ſich nicht in Athen bey der Glycera einſinden, und meine Glückſeligkeit anſchauen werden; wie nemlich der ſeinem Ruhme nach überall befindliche Menander, mich Tag und Nacht in den Armen hat. Indeſſen, wenn du ja einiges Verlangen nach den daſigen Schätzen haſt, oder doch zum wenigſten nach Aegypten, einem ſo vortrefflichen Lande, nach den Pyramiden, ſo daſelbſt ſind, nach den redenden Bildſeulen, nach dem berühmten Labyrinthe, und allem übrigen, was dort des Alterthumes und der Kunſt halber hoch geſchätzet wird: So bitte ich dich, mein Menander, entſchuldige dich mir nicht mit mir; und mache nicht, daß mir die Athenienſer gram werden, die wohl itzo ſchon die Scheffel Weizen nachzählen, die ihnen der König deinethalben ſchicken wird. Vielmehr reiſe glücklich in Begleitung aller Götter, mit guten Winden und günſtigem Himmel. Denn ich werde dich gewiß nicht verlaſſen; das bilde dir von mir nur nicht ein: Ja ich kan nicht einmal, wenn ich gleich wollte; ſondern ich werde Mutter und Muhmen verlaſſen, und dir zu Schiffe Geſellſchaft leiſten. Ich ſchicke mich ſehr gut auf die See, ich weis es ſchon. Und wenn dir etwa die Seekrankheit ankommen ſollte, ſo will ich ſie dir vertreiben, und deine Schwachheit in dem Ungeſtüme des Meeres pflegen und warten. So will ich dich ohne den Faden der Ariadne nach Aegypten bringen; nicht als dē Bacchus, ſondern als einen Diener und Prieſter deſſelben. Ich werde auch nicht in der Inſel Naxus, in einer Wüſteney gelaſſen werden, deine Untreue daſelbſt zu betrauren und zu verwünſchen. Weg mit dem Theſeus, und allen den Vergehungen der Alten, die ein undankbares Gemüthe anzeigen! Bey uns wird alles feſt und unverbrüchlich ſeyn; Athen, der Hafen Piräeus, und Aegypten. Unſre Liebe wird allenthalben völlig ſeyn; und wenn wir auch in einem Felſen wohnē ſollten: So wird ihn die Liebe, ich weis es gewiß, ganz veneriſch machen. Doch bin ich verſichert, daß du weder Geld, noch Schätze und Reichthümer wünſcheſt, indem du bloß in mir und in den Schauſpielen deine Glückſeligkeit findeſt. Allein die Anverwandten, das Vaterland, und wie du weiſt, faſt alle deine Freunde, haben überaus viel nöthig; ſie wollen reich werden und Geld ſammlen. Ueber mich wirſt du gewiß niemals klagen, weder im Groſſen noch im Kleinen, das weis ich gewiß: Deñ du haſt dich mir vormals aus Leidenſchaft und Liebe ergeben; nun aber iſt auch noch die Ueberlegung ſelbſt hinzu gekommen. Dieſes nimmt mich nun deſto mehr ein, liebſter Menander; indem ich nicht fürchten darf, daß deine Liebe, wie eine, die nur im Affecte beſtehe, bald aufhören werde. Denn die Freundſchaft, die nur im bloſſen Affecte beſtehe, iſt ſo leicht zertrennlich, als heftig ſie iſt. Wo man aber auch die Ueberlegung gebrauchet hat, da iſt ſie ein unzertrennliches Werk: Es fehlt ihr auch nicht an Vergnügen, als welches aus den anmuthigen Sitten entſtehet; und doch iſt ſie von aller Furcht befreyet. Doch hiervon magſt du ſelbſt das Urtheil fallen, wie du mich öfters davon zu unterweiſen pflegſt. Wiewohl ob du mir gleich weder Schuld geben, noch mich auf einige Weiſe anklagen wirſt: So fürchte ich doch die athenienſiſchen Hummeln, die bey der Abreiſe rings um mich her ſummen würden; als wenn Athen dadurch des Gottes der Reichthümer beraubet würde. Darum bitte ich dich, liebſter Menander, übereile dich nicht, und ſchreibe dem Könige noch nichts. Ueberlege es etwas beſſer, und warte bis wir beyde mit unſern Freunden beyſammen ſeyn können, nebſt dem Theophraſtus und Epicurus: Denn vielleicht wirſt du u. ſie anderer Meynung ſeyn. Ja wir wollen auch noch ein Opfer ſchlachten, und ſehen, was das Eingeweide verſpricht: Ob es beſſer ſey nach Egypten zu ſchiffen, oder hier zu bleiben? Wir wollen auch das Orakel um Rath fragen, und jemand nach Delphis ſchicken; als welcher Gott uns gleichſam eigen iſt. Dergeſtalt werden wir auf beyden Theilen die Götter zum Vorwande haben, wir mögen nun reiſen oder hier bleiben. Ja ich will dieſes ſelber thun. Denn ich kenne eine Frau, die neulich aus Phrygien hier angekommen iſt, die ſich trefflich darauf verſtehet. Denn ſie kan wahrſagen, und die Götter erſcheinen laſſen. Man darf ihr auch nicht nur glauben, ſondern man ſieht es ſelbſt, wie die Rede geht. Sie muß ſich aber erſt dazu reinigen, wie ſie ſprach, und einige Thiere zum Opfer bereiten, und Weihrauch und Mondenkuchen und allerley andre Dinge dazu haben. Ich hoffe auch, daß ſie noch eher kommen werde, als du aus dem Piräeus kömmſt: Oder thue mir zu wiſſen, wie lange du dich noch behelfen kanſt, ohne die Glycera zu ſehen: So will ich zu dir kommen, und die phrygiſche Frau in Bereitſchaft haben. Denn ich bemühe mich ſchon den Hafen Piräeus, unſer Gütchen, und Munichien zu vergeſſen und aus dem Sinne zu ſchlagen. Die Götter ſind meine Zeugen, daß ich nicht alles verlaſſen kan: Du aber kanſt mich nicht verlaſſen, indem du dich gänzlich mit mir verbunden haſt. Und geſetzt, daß alle Könige an dich ſchrieben: So bin ich doch in deinen Augen noch weit königlicher, und habe einen treuen Liebhaber an dir, der ſeinen Eid aufs heiligſte beobachten wird. Daher komme doch, mein Liebſtes, ſo bald als dirs möglich iſt, nach Athen: Damit du, im Falle du dich wegen der Reiſe zum Könige anders beſinnen möchteſt, die Schauſpiele bey der Hand habeſt; und ſonderlich diejenigen, die dem Ptolemäus und ſeinen nicht gemeinen Luſtbarkeiten, am anſtändigſten ſeyn mögen. Z. E. die Thais, oder den Verhaßten, oder den Thraſyleon, oder die Epitrepontas, oder den Geprügelten, oder den Sicyonier. Doch was unterfange ich mich ſo kühn, und verwegen von des Menanders Sachen zu urtheilen, da ich es nicht verſtehe? Aber ich habe einen geſchäftigen Liebhaber an dir, ſo daß ich auch dieſes wohl wiſſen kan. Denn du haſt mich gelehret, daß ein Mädchen von gutem Naturelle, von ihren Liebhabern leichtlich was lerne. Cupido nemlich gehet ihnen in allem aufs geſchwindeſte zur Hand; und wir ſcheuen den Zorn der Diana, wenn wir durch unſre Langſamkeit im Lernen uns eurer unwürdig machen. Ich bitte dich auch aufs inſtändigſte, lieber Menander, nimm doch auch die Comödie zur Hand, da du mich aufgeführet haſt: Damit ich doch dadurch nach Egypten zum Ptolemäus ſchiffen möge, wenn ich gleich ſelbſt nicht bey dir wäre. Um deſto mehr wird der König begreifen, wie viel er bey dir gilt, wenn du deine Liebſte nur in einer Beſchreibung mitbringeſt, die wahrhafte Perſon aber zu Athen gelaſſen haſt. Doch du weiſt ſchon, daß du ſie nicht zurücke laſſen ſollſt. Ich will das Steuerruder regieren lernen, indeſſen daß du aus dem Piräeus wiederkommſt: Damit ich dich mit meinen eigenen Händen friſch und geſund hinbringe; dafern es dir noch rathſam ſcheinen wird, hinzuſchiffen. Die Götter geben nur, daß du dasjenige erwählen mögeſt, welches uns beyden am dienlichſten ſeyn wird: Und daß die Phrygerin uns was nützliches verkündigen möge, und zwar beſſer, als dein prophetiſches Mädchen.

Lebe wohl!

◆

Der
Deutſchen Geſellſchaft
in Leipzig
Eigene Schriften
und
Ueberſetzungen

in gebundener und ungebundener Schreibart.

Durch
Beydes

Der Dritte Theil.

Leipzig
Verlegts Bernhard Chriſtoph Breitkopf, 1739.

STADT-BIBLIOTHEK ZU LEIPZIG

Dem
Hochwürdigen und Hochgebohrnen Herrn,
Herrn

HEINRICH

des H. R. Reichs Grafen

von Brühl,

auf Ganglof-Sümmern, Crachwitz, Burken
und Piſteritz, ꝛc. ꝛc.

Sr. Königl. Majeſt. in Pohlen und Chur-
fürſtl. Durchl. zu Sachſen hochanſehnlich be-
ſtallten Cabinetsminiſtern, wirklichen geheimen Ra-
the, Cämmerern, Cammerpräſidenten, Oberſteuer-
und Generalaccisdirectorn, und des hohen Stifts
Budißin Domprobſten,

Des polniſchen weißen, des preußiſchen ſchwar-
zen Adlers, und des rußiſchen Andreas-
ordens Rittern,

Unſerm gnädigen Herrn.

Hochgebohrner Reichsgraf,

Gnädiger Herr,

Die hohen Verdienſte Eurer Hochreichsgräflichen Excellenz, durch welche die wahre Glückſeligkeit ſo vieler Länder befördert wird, haben Denenſelben nicht nur die höchſte Huld und Gnade der größten Monarchen auf die herrlichſte Art erworben, ſondern auch das vergnügte Volk, welches die ſüße Wirkung davon empfindet, in eine aufmerkſame Bewunderung und Verehrung geſetzet. Sie ſind die prächtigſten Zeugniſſe eines erleuchteten Verſtandes, eines großmüthigen Herzens, einer unverbrüchlichen Treue, einer vorſichtigen Staatsklugheit, und mit einem Worte, die vortrefflichſten Kennzeichen eines vollkommenen Staatsminiſters, deſſen Schultern die ſchwere Laſt tragen helfen; weil das Vertrauen unſers weiſen Königes ſie einer ſo großen Ehre würdig erkannt hat.

Sie waren ſchon in ihrem Anfange ſo ausnehmend, daß ſie den Beyfall Auguſts, des Zweyten, erhielten, deſſen Gnade allezeit ein ſicherer Beweis eines beſondern Vorzugs, ſo wie ſeine Gnade allezeit die Frucht ſeiner tiefen Einſicht war. Und Sie ſind unter Deſſen königlicher Aufſicht in den wichtigſten Fällen bey den auserleſenſten Proben zu einer ſo großen Vollkommenheit geſtiegen, daß Sie von dem Allerdurchlauchtigſten Sohne, unſerm allergnädigſten Landesvater, nach ſeiner ihm beywohnenden Gerechtigkeit und Liebe mit gleicher Huld und Gnade angeſehen werden. Dieſer gnädige Titus unſrer Zeit giebt in Eurer Hochreichsgräflichen

Excellenz ſeinen getreuen Unterthanen die größte Verſicherung ſeiner landesväterlichen Liebe, nach welcher die Wohlfahrt ſeiner Staaten das erſte Grundgeſetze ſeiner königlichen Handlungen iſt, womit er ſie ſelbſt auf eine großmüthige Weiſe einzuſchränken pflegt.

Die unausſprechliche Leutſeligkeit, womit Eure Hochreichsgräfliche Excellenz das Anbringen der Wohlgeſinnten, die Klagen der Bedrängten, und das Wohl und Weh eines jeden insbeſondre allezeit gnädigſt annehmen; die uneigennützige Aufrichtigkeit, womit Sie das demüthige Verlangen der hoffnungsvollen Unterthanen beſtändig vortragen, und die edle Menſchenfreundſchaft, durch welche Sie ſelbiges mit Dero weiſem Rathe unterſtützen und befördern, geben dem erfreuten Lande die größte Urſache, mit Dero verehrungswürdigen Eigenſchaften ſich zu beſchäfftigen, und die Ehrerbietung noch täglich zu vermehren, womit die Herzen der Einwohner dieſer Lande ſchon ſeit langen Zeiten erfüllet ſind.

Wenn wir uns die Freyheit nehmen, Eurer Hochreichsgräflichen Excellenz, uns anietzo zu nähern; So geſchieht es aus der Abſicht, vor Dero Augen gleichfalls ein ſichtbares Zeichen unſerer tiefſten Ergebenheit in dieſer Schrift unterthänigſt darzulegen. Wir haben bereits von vielen Jahren her in dem Sitze der angenehmen Wiſſenſchaften, und der beſten deutſchen Mundart, nach unſern Umſtänden und unſerm Vermögen, daran gearbeitet, wie weit man es, nach dem Beyſpiele anderer Völker, in Ausbreitung des guten Geſchmackes, und dem zierlichen Ausdrucke in unſerer Mutterſprache bringen möge. Es ſey ferne von uns, daß wir uns die Geſchicklichkeit und das Recht dazu allein zutrauen ſollten, da ſich der Witz und die Begierde nach dieſer Art des Guten in vielen Liebhabern dieſer geiſtiſchen Vollkommenheit ungemein zeiget. Womit wir uns aber von ihnen unterſcheiden, das iſt die genaue Verbindung, in welche wir getreten ſind, mit beſonderer Aufmerkſamkeit darauf Acht zu haben, und in dieſem Stücke etwas zum allgemeinen

Beſten hiermit gemeinſchaftlich beyzutragen.

Eure Hochreichsgräfliche Excellenz werden alſo gnädig erlauben, daß wir diejenigen Früchte unſers Fleißes, welche wir bishero geſammlet, Denenſelben aus ſchuldiger Pflicht unterthänigſt überreichen, und vor Dero gnädigen Augen den guten Willen ſehen laſſen, welchen wir haben, in einer, wie wir glauben, ſo nützlichen Sache unabläßig zu arbeiten. Die genaue und große Kenntniß, welche Eure Hochreichsgräfliche Excellenz von allen denen Vollkommenheiten haben, wodurch ſich dieſe Wiſſenſchaften und unſre Sprache angenehm und brauchbar machen, ſollte uns zwar abſchrecken, mit dieſer unvollkommenen Sam̃lung zu erſcheinen: Allein die aufmunternde Gnade, womit Dieſelben, als ein anderer Mecänas, den ſchüchternen Muſen einen Muth geben können, läßt auch uns hoffen, daß Eurer Excellenz dieſes geringe Opfer als ein Zeichen unſers Eifers anſehen werden, Denenſelben durch dergleichen Bemühungen zu gefallen.

Der geringſte Beyfall Eurer Hochreichsgräflichen Excellenz wird uns ſchon antreiben, durch eine fernere Uebung die Geſchicklichkeit zu erlangen, Dero hohen Ruhm, wodurch ſie der Vergänglichkeit entzogen werden, in ſolchen Abbildungen vorzuſtellen, welche in den Nachkommen eben die tieſe Ehrerbiethung verurſachen ſollen, mit welcher wir anietzo ſind und Zeit Lebens ſeyn werden

Eurer Hochreichsgräflichen
Excellenz,
Unſers Gnädigen Herrns

Unterthänige
Die deutſche Geſellſchaft
in Leipzig.

Vor-

Vorrede.

Die geneigte Aufnahme, womit man die Schriften der Geſellſchaft beehret hat, und der noch fort daurende Fleiß ihrer Mitglieder hat zu dieſem dritten Theile ihrer Sammlung von eignen Schriften und Ueberſetzungen Anlaß gegeben, welcher nunmehro vernünftigen Leſern theils zur Beurtheilung, theils zum Vergnügen und zur Nachahmung ans Licht geſtellet wird. Wer nur ein wenig empfunden hat, wie angenehm es iſt, wenn eine wohlgemeynte Bemühung einigen Beyfall erhält: Der wird auch wohl begreifen können, warum man ſich nicht leicht dabey ermüden kann. Diejenigen, welche ſich entſchloſſen haben, ihrem Vaterlande auch auf dieſe Weiſe, als hierinnen geſchieht, zu dienen, werden durch die Erkenntlichkeit ihrer weiſen Mitbürger gerührt, und ſuchen unter ſich ſelbſt vollkommner zu werden, damit ſie denenjenigen, welche nach der Reinigkeit der Sprache und dem guten Geſchmacke ſtreben, noch beſſere Muſter vorlegen möchten; weil ihre Schriften von den Freunden derſelben dafür angeſehen werden. Sie laſſen ſich nicht abhalten, ob ſie gleich wiſſen, daß ihre Arbeit nicht nach eines jeden Sinne verfertiget iſt, und noch einigem Tadel unterworfen ſeyn dürfte. Denn woferne man den Menſchen nicht eher reden laſſen will, als bis er ohne den geringſten Fehler deutlich, nachdrücklich und zierlich ſprechen kann: So wird man ihn eher begraben müſſen, als reden hören. Was ſich durch die Uebung von der Unvollkommenheit befreyen, und im Guten immer höher ſteigen ſoll, das muß fleißig getrieben werden; und die öffentlichen Proben lehren, worinnen man noch weiter gehen könne. Wer es einſieht und die Geſchicklichkeit beſitzt, dieſe Fehler zu vermeiden und etwas Vollkommeners zu leiſten, der verbinde ſich mit uns, die wir gerne viel Gutes ſtiften wollen, und reize durch ſeine untadelhafte Vorbilder diejenigen, welche ihrem Vaterlande Ehre bringen wollen.

Wir ſind bey der einmal beliebten Einrichtung geblieben, und haben die Stücke weder nach dem Vorzuge deſſen, an welchen ſie geſtellet, und der eigentlichen Zeitordnung, noch in einer künſtlichen Zuſammenfügung der Gattungen und Arten auf einander folgen laſſen. Die mannichfaltige Abwechslung ergötzt, und je weniger Zwang man darinnen findet; deſto ungebundener

ner bleibt der begierige Leſer dabey. Weil uns niemals hierinnen einiger Vorwurf geſchehen iſt; ſo haben wir auch nicht nöthig, uns hierinnen zum Voraus darwider zu verwahren. Folgende Erinnerungen aber werden uns nicht verdacht werden können; oder, wir ſind vielmehr ſchuldig ſie zu thun. Es ſind ganze Lobreden auf unterſchiedene Mitglieder eingerücket worden, welches manche vielleicht tadeln werden, zum wenigſten diejenigen, die es bishero gemisbilliget, daß man in den Schriften der deutſchen Geſellſchaft ihrer eignen Mitglieder mit allzu vielem Ruhme gedacht hat. Die Freundſchaft vergnügt ſich freylich gerne an denen, die gleiche Abſicht haben, und bedienet ſich zu einer fernern Ermunterung nicht ſelten allerhand geneigter und vortheilhafter Erklärungen gegen diejenigen, welche ſie liebet, worinnen andere aber etwas unanſtändiges und verwerfliches finden. Wenn es ohne eines andern Verachtung geſchieht, und man ſich bloß aus einer allzugroßen Gewogenheit dazu verleiten laſſen: So iſt es ohne allen Zweifel etwas zu hart, wenn man dieſen Fehler hoch anrechnen will; oder man verräth ſich, daß man kein anderes, als ſein eigenes Lob, vertragen kann. Was wir in unſern Verſammlungen gethan haben, und hierinnen itzo der Welt vor Augen legen, iſt eine Schuldigkeit, welche wir gegen unſere verſtorbnen Mitglieder haben beobachten müſſen, woferne wir nicht gegen ſie undankbar werden wollen, da wir ihren Fleiß mit nichts beſſerm vergelten konnten. Wir haben die berühmteſten Geſellſchaften zu Vorgängerinnen, und die Vernunft ſelbſt ſchreibet uns vor, den Namen derjenigen, auch nach ihrem Tode, in gutem Andenken zu erhalten, welche ohne Eigennutz zum allgemeinen Beſten etwas beygetragen haben.

Es hat ſich gefügt, daß uns wiederum gewiſſe Stücke von auswärtigen Mitgliedern theils ſelbſt zugeſchickt worden; theils aber von ungefähr in die Hände gerathen ſind. Wir haben uns darüber ungemein erfreut, und wünſchten, daß alle diejenigen, welche auſſer Leipzig auch mit uns verbunden ſind, einige Zeit anwenden könnten, ein gleiches zu thun. Sie haben die völlige Freyheit, ihre Gedanken in ungebundener oder gebundener Schreibart, nach eigner Wahl der Sachen und nach Beſchaffenheit der Umſtände, worinnen ſie ſich befinden, abzufaſſen. Der Leſer und die Geſellſchaft werden ihnen verbunden ſeyn; jener wegen des Vergnügens und Nutzens, welchen er dadurch erhalten wird, und dieſe wegen der Ehre und Freundſchaft, welche dadurch befeſtiget wird. Wir rufen ſie daher auch öffentlich zu einer ſo löblichen Arbeit auf, und wollten gerne, daß der Welt noch mehr geſchickte Leute bekannt würden, die ſich ſo gefällig und ſo geneigt gegen unſere Geſellſchaft bezeigt haben. Es würde ſich dadurch immer mehr und mehr erkennen laſſen, wie fähig auch der Verſtand der Deutſchen und ihre Sprache unter ihnen ſind, nicht nur edle, hohe und bündige Gedanken zu faſſen, ſondern ſie auch auf verſchiedene Weiſe nach eines jeden Art auszudrucken, und der Ruhm der Geſellſchaft würde durch einen ſolchen nützlichen Beytrag ungemein unterſtützt werden.

Man theilet die gegenwärtigen Gedichte ohne die geringſte Aenderung mit, ob gleich unterſchiedne Kleinigkeiten darinnen vorkommen, welche in unſerer Geſellſchaft pflegen vermieden zu werden. Wir haben uns nicht die Freyheit nehmen wollen, etwas zu ändern; weil dadurch nicht nur die Ordnung der Gedanken, ſondern oft die Gedanken ſelbſt eine andere Geſtalt bekommen hätten, als ihnen der Verfaſſer hat geben wollen. Es wird ihnen ins Künftige leicht fallen, ſich auch hierinnen mit uns zu vereinigen, und in dem äußerlichen Ausputze dasjenige zu beobachten, wornach wir uns zu richten, gewohnt ſind; oder man wird es uns frey ſtellen, dasjenige, was im Reime, in der Wortfügung, im Wohlklange unſern Regeln zuwider iſt, anders zu ſetzen.

Man hat bey den Ueberſetzungen jederzeit darauf geſehen, daß nicht nur die guten Gedanken, welche bey den Fremden von der Berdſamkeit, Poeſie und Sprache zu finden ſind, ſondern auch die wohlgerathnen Vorbilder unter uns bekannt werden möchten. Dieſer Weg iſt allemal für den bequemſten gehalten worden, dem Fleiße ſeiner Landesleute aufzuhelfen; und es iſt ihnen dadurch Gelegenheit gegeben worden, weiter nachzudenken. Auch hierinnen hat man bey dieſer Sammlung nichts verabſäumet; und vielleicht misfällt es dem geneigten Leſer nicht; daß dieſe Stücke dazu erwählet worden, welche für dieſesmal den Platz hierbey erhalten. Was man außer dieſen dazu geſetzt, das betrifft ſolche Abhandlungen, die meiſtentheils die Sitten und Handlungen der Menſchen angehen. Ein Volk wird vollkommner, wenn es richtig zu denken, geſchickt zu reden, und artig zu leben weiß. Je mehr es in guten Schriften dazu angewieſen wird; deſto leichter kömmt es bey dieſem löblichen Vorſatze fort; und man hat geglaubt, daß man auf dieſe Art auch etwas hierzu beytragen könne. Alle wohlgeſittete Nationen haben die Quelle dazu bey den Griechen und Römern geſucht: Wir ſuchen ihnen zu folgen, und gedenken, nach und nach das Beſte davon auch unſern Landesleuten in den Fortſetzungen dieſer Sammlung bekannt zu machen. Ein jedweder Ueberſetzer wird ſich Mühe geben, den Sinn ſeiner Grundſchrift zu erreichen, und ihn auf eine bequeme und zierliche Art in unſerer Mutterſprache auszudrücken: Alles aber auf die vollkom̃enſte Art zu leiſten, das iſt beynahe etwas unbilliges zu fordern, wenn man die Schwierigkeiten weis, welche dabey vorkommen. Das iſt die Regel, nach welcher unſere Richter die gegenwärtigen Ueberſetzungen betrachten werden; wenn ſie nicht mit den Verfertigern derſelben zu harte verfahren wollen. Es würde vielleicht manchem Leſern angenehm geweſen ſeyn, wenn man der Ueberſetzungen gedacht hätte, die von dieſen Stücken, zum wenigſten den griechiſchen, und lateiniſchen, bereits ſchon ſeit langer Zeit gemacht worden. Die engen Gränzen einer Vorrede aber haben es nicht verſtatten wollen, und man kann in den critiſchen Beyträgen davon gnugſame Nachricht erhalten.

Wegen des überſetzten Luſtſpiels wird noch etwas anzumerken ſeyn. Weil es ein Stücke der ungebundnen Poeſie iſt, und ein Muſter abgeben kann, was für ſchöne Gedanken in den Luſtſpielen ſich anbringen laſſen; ſo hat es nach der Abſicht dieſer Sammlungen ſeine Stelle hierinnen haben können. Viele meynen, daß es nicht wohl möglich wäre, dieſen Zeitvertreib alſo einzurichten, daß er nützlich ſeyn könne. Allein der Pater Poree hat es in einer Rede zu erweiſen geſucht, daß die Schaubühne eine Schule guter Sitten werden könne; und man hat nicht allein ſolche ausgearbeitete Stücke zum Leſen, ſondern auch das Vergnügen, dieſelbe auf einer Schaubühne aufführen zu ſehen, die in unſerm Vaterlande einen beſondern Ruhm erreichet, den ſie auch noch beſtändig und mit vielem Eifer zu vermehren bemühet iſt. Man hat das Gegenwärtige ſelbſt zu unterſchiednen malen darauf vorſtellen ſehen, obgleich nach einer andern Ueberſetzung, als dieſe iſt, welche dem Leſer hier mitgetheilet wird. Der Verfaſſer hat ſich nicht zu erkennen gegeben, und es ſind auch die Regeln eines Schauſpiels nicht eben auf das genaueſte beobachtet worden. Allein es iſt auch für die italieniſche Schaubühne aufgeſetzt worden, welche ſich vielmehr nach ihrem eignen Sinne, und einer beſondern Einrichtung, als nach den Muſtern der Alten richtet. Inzwiſchen ſind die Eitelkeiten des Menſchen ſehr lebhaft darinnen abgeſchildert, und ich weis nicht, ob ein aufmerkſamer Leſer oder Zuſchauer ſolches wird leſen oder ſehen können, daß er nicht von der Thorheit der menſchlichen Leidenſchaften überführt werden ſolle.

Wir hoffen, der geneigte Leſer wird ſich unſere Bemühungen gefallen laſſen, wie er es bishero gethan hat, und uns dadurch in der Luſt erhalten, welche wir haben, unſerm Vaterlande auch auf dieſe Art zu dienen. Die Anzahl derjenigen, welche eine gleiche Abſicht mit uns hegen, und denen es beliebt hat, ſich mit uns zu vereinigen, iſt bishero widerum anſehnlich vermehret worden; und wir nehmen uns die Freyheit, auch ihre Namen, wie es ſonſt mit ihren Vorgängern bey dem andern Theile dieſer Sammlungen gehalten worden, hiermit öffentlich bekannt zu machen. Man findet zwar dieſelbe bereits in dem Verzeichniſſe, welches Herr Goetten in dem itzt lebenden Gelehrten Europa nach alphabetiſcher Ordnung davon gegeben hat: Allein es wird dem Leſer nicht zuwider ſeyn, wenn er ſelbige an dem Orte findet, wo er ſie vermuthen konnte. Sie folgen alſo auf einander, wie ſie von 1735 bis 1738 nach und nach in die Zahl unſerer Mitglieder eingeſchrieben worden:

Herr M. **George Friedrich Bärmann**, aus Leipzig.

Herr **Georg Chriſtoph Munz**, Rector des Gymnaſii zu Nürnberg.

Herr **Johann Samuel Müller**, Rector des Gymnaſii Johannei zu Hamburg.

Herr M. **Georg Chriſtian Ibbeken**, Conrector zu Oldenburg.

Herr **Heinrich Chriſtian Lemker**, Conrector an der Michaelis-Schule in Lüneburg.

Herr M. **Johann Gottlieb Biedermann**, Conrector der Stadtſchule in Naumburg.

Herr D. **Chriſtian Gottlieb Ludwig**, von Brieg.

Herr M. **Joh. Joachim Schwabe**, aus Magdeburg.

Herr D. **Daniel Maichel**, Prof. Log. und Metaphyſ. in Tübingen.

Herr **Joh. Friedrich Cotta**, Profeſſ. der Theologie und der Orientaliſchen Sprachen in Tübingen.

Herr D. **Georg Gottlob Richter**, königl. großbritanniſcher Hofrath und Prof. Med. Prim. in Göttingen.

Herr D. **Paul Gottlieb Werlhof**, königl. großbritanniſcher Hofmedicus in Hannover.

Herr **Joh. Gottfried von Meiern**, königl. großbrit. und churfürſtl. braunſchweig-lüneb. Hof- u. Canzelleyrath.

Herr **Jacob Brucker**, Conſiſtorialis, Scholarcha und Paſtor zu Kaufbeyern.

Herr **Joh. Jacob Bodmer**, Prof. der Beredſamkeit in Zürch.

Herr D. **Michael Morgenbeſſer**, aus Breßlau.

Herr D. **Albrecht Haller**, Prof. der Anatomie, Botanik und Chirurgie in Göttingen.

Herr D. **Caſpar Lindner**, aus Hirſchberg.

Die Geſellſchaft wünſchet, daß ſich noch mehr ſolche vornehme und edle Gönner und Freunde finden möchten, welche theils durch ihren Ruhm und durch ihr Anſehn, theils durch ihren geneigten Beytrag, derſelben in ihrem Vorhaben beförderlich ſeyn wollten, welches mehr auf die Ehre und den Nutzen des Vaterlandes, als ihren eignen Ruhm abzielet.

Leipzig in der Michaelismeſſe
im Jahre 1739.

M. Joh. Friedrich May,
der Geſellſchaft Senior.

Inhalt der eignen Schriften.

D. Ludwigs Gedichte auf die Krönung des Königs in Pohlen Bl. 3

Lamprechts Gedichte an den König von Engelland Georg II. 8

Bocks Gedichte auf die Geneſung des Königs in Preußen 11

M. Schwabens Klage Germaniens über den Tod Eugenii 14

M. Ibbekens Rede von dem Einfluſſe der Wiſſenſchaften in die Glückſeligkeit der Länder 20

Hn. v. Kirchbachs Gedichte auf das Abſterben des Herrn von Borken 57

Bodmers Gedichte auf die Wohlthäter des Standes Zürch 66

M. Ibbekens Gedichte auf die Vermählung des Freyherrn v. Boetzelaer 76

M. Stübners Sendſchreiben von der Gemeinſchaft gelehrter Geſellſchaften 80

Denſo Gedichte von der Vergleichung der Schulen und Gärten 94

M. Mayens Ged. auf die Winkleriſche Hochz. 100

Herrn v. Steinwehrs Rede zum Andenken Herrn Prof. Krauſens 103

M. Winklers Gedichte auf das Abſterben Hn. Prof. Krauſens 118

Drollingers Ged. auf das Abſterb. ſeines Vaters 122

M. Mayens Gedichte von der Redlichkeit auf die Greifiſche Hochzeit 126

M. Stübners Abhandlung von dem Vorzuge der Schönheit vor dem Verſtande beym Frauenz. 129

D. Richters Gedichte von der den Gelehrten anſtändigen Liebesregung 141

Inhalt der eignen Schriften.

M. Winklers Gedichte von dem unvernünftigen Tadel an den natürlichen Gaben 148

D. Richters Satire über den Vorzug der ſchlechten Aerzte 153

M. Mayens Rede auf das Abſterben Hn. M. Stübners 157

D. Schellhafers Elegie auf eben denſelben 175

M. Mayens philoſophiſches Sendſchreiben, in wie weit eine Frau gelehrt ſeyn könne? 179

M. Seidels Schäferged. auf die Gudiſche Hochz. 188

Drollingers Gedichte auf eine Hyacinthe, die im Waſſer geblühet 192

Lamprechts Schreiben an den Herrn v. Hacke, über das Abſterben ſeines Vaters 197

M. Bärmanns Gedächtnißrede auf Herr Profeſſor Lottern 200

D. Ludwigs poet. Abhandlung auf eben denſelben 213

Deinleins Gedichte auf die unvergleichlich ſchöne Sophienquelle u. Caſcade zu Grünſperg bey Altdorf 218

M. Mayens Rede von dem Einfluſſe der Gemüthsbewegungen in die Sprache 224

D. Morgenbeſſers Gedanken über das Unglück, welches 1737 Schleſien betraf 236

M. Panckes Elegie über den Tod ſeines Vaters 241

M. Seidels Schäfergedichte auf die Mörliniſche Hochzeit 246

M. Winklers Schreib. von dem nützlichen Fleiße 252

Bodmers Trauergedichte über ſeinen Sohn 260

M. Mayens Gedichte auf das Gersdorf- und Beuchlingiſche Vermählungsfeſt 270

M. Winklers Gedichte von der Liebe zum Vaterlande 273

M. Bär-

Inhalt der eignen Schriften.

M. Bärmanns Abhandlung von den Abſichten des Schöpfers bey Darſtellung der Blumen 278

D. Schellhafers Gedichte bey der G. und K. Verbindung 317

⸗ ⸗ ⸗ Gedichte auf den Geburtstag eines guten Freundes 322

D. Morgenbeſſers Gedichte von der Glückſeligkeit eines Weiſen 326

M. Schwabens Rede, daß niemand ſuchen ſolle klüger zu werden, als ſeines gleichen 332

M. Mayens Gedichte auf den Geburtstag der Frau Gleditſchinn 349

D. Schellhafers Gedichte, als er keine Satiren ſchreiben wollte 352

Eben deſſelben Lob der Weiber Erſter Verſuch 355

⸗ ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ Zweyter Verſuch 359

Drollingers Herbſtgedanken 362

M. Schwabens Mittel zur Glückſeligkeit 364

Drollingers Fabel 366

Eben deſſelben Sinngedichte 367

Ueberſetzungen.

Abhandlung von dem rechtſchaffnen Weſen aus dem Franzöſiſchen des Herrn Chevalier de Meré überſetzt von der Frau von Ziegler 371

Die erſte Satire aus dem andern Buche des Horatii von **M. Schwaben** 413

Des Cicero älterer Cato oder Geſpräche von dem hohen Alter von **Prof. Winklern** 417

Des Proteus Rede an den Ariſtäus aus dem 4 Buche der Georgicorum des Virgils von **M. Bärmann** 469

Inhalt der Ueberſetzungen.

Abhandlung von der Poeſie aus den Werken des Herrn Temple von **M. Mayen** 473
Der Gebrauch des Reichthums aus dem Engliſchen von **Drollingern** 531
Der Lehrer der Redner aus dem Griechiſchen des Lucians von **M. Bärmann** 533
Die erſten drey Fabeln aus dem erſten Buche des Phädrus von **M. Schwaben** 552
Einige Briefe L. An. Senec. an Lucilium von **M. Mayen** 555
Cl. Claudiani Sinngedichte de Sene Veronenſi von **D. Lindnern** 593
Anmerkungen über das Wohlanſtändige in der Beredſamkeit von **M. Mayen** 595
Schreiben des Ovidius an ſeine Frau aus dem dritten Buche der betrübten Schreiben v. **M. Mayen** 607
Lengnichs Lobrede auf König Auguſt den Andern von **M. Schwaben** 611
Die achte und neunte Fabel aus dem erſten Buche der Verwandel. des Ovid. von **Prof. Winklern** 639
Rede des Marius an das Volk wider den Adel aus dem Salluſtius von **D. Schellhafern** 645
Ueberſetzung der Verſe des Catullus: Viuamus mea Lesbia, von **M. Mayen** 653
Beſchreibung von den alten Sitten der Römer aus dem Salluſtius von **D. Schellhafern** 654
Ueberſetzung der Verſe des Catullus: Viuamus mea Lesbia von **D. Schellhafern** 662
Timon, der Menſchenfeind, ein Luſtſpiel v. **M. Mayen** 663

* * *

Der

Der
Deutſchen Geſellſchaft
in Leipzig
Eigne Schriften.

Dritter Theil.

Als

Sr. Königl. Majeſtät

Friedrich Auguſt

im Jahre 1733.

zu Dero Krönung in Pohlen ſich verfügte

von

D. Chriſt. Gottlieb Ludwig,

aus Schleſien.

Jtzt, da ſich die Natur ſchon in das Grab gelegt,
Des Nordwinds kalter Hauch den dürren Aſt bewegt,
Und durch die Wälder raſt: da Froſt und Schauer ſchrecken,
Und Nebel, Dampf und Nacht die Menſchen überdecken;
Verliert auch Schleſien die ſonſt gewohnte Pracht;
Die Auen werden bloß, die Bäume kahl gemacht,
Das Vieh ſucht Dach und Stall, der Landmann Heerd und Hütte;
Der Bürger ſchließet ſich mit traurigem Gemüthe
In Haus und Mauern ein. Die Anmuth iſt vorbey,
Und dieſes ſchöne Land wird faſt zur Wüſteney.

Was ſeh' ich? Was geſchieht? Ein unverhofft Bewegen
Scheint dieſes ſtille Volk auf einmal zu erregen.
Man kommet als erſchreckt, man ſieht, man fragt, man hört.
Durch welchen Waffenklang wird unſre Ruh geſtöhrt?
Wie? lebt denn Carl nicht mehr? deckt ſeines Adlers Flügel
Nicht mehr, wie vor der Zeit, die angenehmen Hügel,
Das ſchöne Schleſien? Macht uns ein feindlich Heer,
Das Kind und Güther raubt, das ſtille Leben ſchwer?
Soll Schwerdt, und Blut, und Tod in unſern Grenzen raſen?
Soll man zum Treffen bloß, und nicht zur Freude, blaſen?

Schweig! ſchweig! erſchrocknes Volk! die Einfalt macht dir Angſt,
Du weiſt vor Schrecken nicht, wenn du ein Glück erlangſt.
Hier ſiehſt du Volk, und Mann, und Panzer, und Gewehre,
Du hörſt den nahen Schall vom kriegeriſchen Heere.
Ihr ſchon entblößtes Schwerdt ſucht nichts, als Blut u. Tod.
Ihr Auge drohet ſchon mit Schrecken, Furcht und Noth,
Jedoch den Feinden bloß, die Carlens Großmuth kränken,
Und dich, ſein treues Volk, nur zu vertilgen denken.

Drum jauchze! doch noch mehr! der tapfre Sachſenheld,
Der ſeines Vaters Bild in allem vorgeſtellt,
Und ſein Gedächtniß ſchon aus Grab und Nacht geriſſen,
Läßt dich, mein Schleſien, ein ſchönes Glück genießen.
Er reiſt auf deiner Bahn in ſein beglücktes Reich,
Und macht die Lilien von Neid und Bosheit bleich.
Die Raute wächſt und blüht durch innerliche Kräfte,
Und ſchwächt durch ihre Macht der Liſt gefälſchte Säfte.
Sieh in Auguſtus Sohn Auguſtus Trefflichkeit.
Die Zeit bemerkt man kaum, ſonſt iſt kein Unterſcheid.

Ja, rufft ein Bürger aus, ſo kann ich das noch ſehen,
Was eben ſo, wie itzt, vor langer Zeit geſchehen,
Und was ich ſelbſt vordem verwundrungsvoll betracht,
Als ehemals Auguſt zu ſeiner Krone Pracht
Durch unſre Grenzen zog. O höchſt beglückte Zeiten!
Wenn Helden auf der Bahn der großen Väter ſchreiten.

Der Kummer wird geſtillt, das Schrecken geht dahin:
Weil dieſes, was uns erſt ſo gar gefährlich ſchien,
Nur Luſt und Freude bringt. Ein freudiges Getümmel,
Ein Jauchzen füllt die Luft und ſteigt bis an den Himmel
Du Schutzgott Oeſterreichs! der alles ſchaffen kann,
Wir flehen deine Macht um Carls Erhaltung an.
Doch müſſen wir auch itzt der Pohlen König grüßen,
Sein Auge läßt auf uns auch Gnadenblicke ſchießen.
Iſt Ehrfurcht nicht ein Zoll, den jeder fordern muß,
Den ſeine Tapferkeit, und des Geſchickes Schluß
Auf einen Thron erhebt? Die Ruh iſt ſchon gefunden,
Indem ſich Oeſterreich mit Sachſenland verbunden.

Fort, tapfre Krieger, wehrt der ſchwärmenden Gewalt!
Man flieht und lauft ja ſchon, wenn euer Donner knallt.
Die Bosheit raſt und tobt, und ſpeyet Wuth und Galle:
Doch dieſes iſt der Wink von ihrem nahen Falle.
Durch Schwerdter, die Verſtand und wahre Tugend führt,
Wird blinde Raſerey, wie durch den Blitz, gerührt.
Ein Blick iſt ſchon genug; die Waffen ſind nichts nütze,
Durch dieſes dämpfet ihr der Kühnheit blinde Hitze.

Herr, dieſes ſieht und glaubt mein liebſtes Vaterland,
Das deiner Hoheit Pracht von ferne nur erkannt.
Wie? ſollt ich blind, und taub, und ſtum̃, und thöricht heißen?
Wie? ſollt ich mich nicht itzt der Blödigkeit entreißen,

Die mich in Staub gelegt? da du mich angeblickt,
Und ſelbſt in Africa mit Gnad und Huld erquickt?
Da ſagt ich oft mit Luſt den bräunlichen Barbaren,
Wie deiner Thaten Glanz des Vaters ähnlich waren.
Wie ſollt ich itzo ſtumm bey meinen Bürgern ſeyn?
Sie ſehen ohne mich ſchon Pracht und Hoheit ein;
Sie wiſſen von der Ruh in Meiſſens Luſtgefilden;
Sie ſuchen, ſich den Scherz vollkommen vorzubilden;
Sie ſagen höchſt erfreut: Wie Carl die Seinen führt,
Wird Sachſen ebenfalls durch Lieb und Huld, regiert.

Verzeihe nun, o Herr! der Schwäche meiner Lieder.
Ich war mir ebenfalls im Werke ſelbſt zuwider;
Doch Pflicht und Ehrfurcht zwang den ſonſt gewohnten Kiel,
Und Sylbe, Wort und Reim ward mir zuletzt ein Spiel.
Ach! läßt mich nur dein Schutz im Lindenſchatten ſitzen:
So ſoll mir dieſe Zeit zu meinem Glücke nützen.
Ich will mit vieler Luſt um dieſen Pindus gehn,
Nur immer auf der Spur der muntern Muſen ſtehn,
Und künftig, wo mirs glückt, von dieſen Schweſtern lernen,
Dein ſchon bekanntes Lob vom Moder zu entfernen.
Ich weis, du brauchſt es nicht; doch thu' ich, was ich kann,
Und was ich ſoll und muß, dieß iſt genug gethan.
Nur bloß dein Gnadenblick ermuntert meine Leyer,
Und bringt mein ſtarres Blut in ein gerechtes Feuer.

O König! glaube nur, es hätte Dir dieß Land
Mit allgemeiner Luſt, durch Florens reiche Hand,
Die Wege durch und durch mit Blumen überſtreuet,
Die Nymphen hätten dir ihr Frühlingsfeſt geweyhet.
Eis, Kälte, Froſt und Schnee verringert zwar die Pflicht,
Doch mangelt uns dabey Gebeth und Ehrfurcht nicht.

Wir ſehn des Vaters Ruhm, wir ſchauen deine Werke,
Wir wünſchen, daß man ſie der ſpäten Nachwelt merke,
Damit die Folgezeit ein Muſter nehmen kan,
Die voll Erſtaunen rufft: Hat dieß ein Menſch gethan?

Doch laß, wir bitten dich, o Herr! in unſern Grenzen
Der Käiſertochter Pracht zu unſrer Freude glänzen,
Damit auch Joſephs Bild bey uns verneuert ſey;
Wir opfern ihr mit Luſt ein tönend Feldgeſchrey.
Das Schickſal heißt uns ſo des Käiſers Blick entbehren,
Drum ſoll ihr Gnadenwink uns neuen Troſt gewähren.
Komm, angenehmer Lenz, komm zeitig, ſäume nicht,
Damit man unterm Eiß der Chloris Kinder bricht,
Damit man Weg und Bahn mit Blumen überſtreue,
Und dieſen bunten Schmuck der klügſten Fürſtinn weyhe.

Ja, großer Fürſt, dein Fuß bringt Glück und Fruchtbarkeit,
Die Bahn, die du betrittſt, die trieft zu jeder Zeit
Von reichem Segensthau. Ein jeder mißt ſein Glücke,
Das Wohlſeyn und die Ruh nur bloß nach deinem Blicke.
Ein jeder ſieht voraus der göldnen Zeiten Lauf,
Und hebt vor Freudigkeit die ſchwachen Augen auf.
Ja wünſchet, ſeufzt und hofft, und ſieht ſchon in der Ferne
Des Himmels weiſen Rath, den hohen Schluß der Sterne.
So lange Sachſens Schwerdt mit Pohlens Sebel kämpft,
Des Adlers Donnerkeil den Stolz der Feinde dämpft,
Muß aller Falſchheit Macht beſchämt zurücke fliehen,
Und unſre Sicherheit auf Feld und Wieſen blühen.

* * *

Die
Königlichen Eigenſchaften
Sr. Königl. Majeſtät
Georg des Zweyten,
im Jahre 1734.
in tiefſter Ehrfurcht und Unterthänigkeit betrachtet
von
Jacob Friedrich Lamprecht.

Monarch! ſeit dem ich erſt dein göttlich Aug geſehn,
Will mein erwecktes Blut gedoppelt ſtärker gehn,
Und meine Muſe ſelbſt, vergißt bey deiner Größe,
Bey deiner Majeſtät, die ſonſt erkannte Blöße.
Sie reicht mir Blatt und Kiel, ſie ſpornt mich ſelber an;
Was Wunder, daß ich ihr nicht widerſtehen kann!

Herr! deiner Majeſtät gleicht deine hohe Güte;
Nicht deiner Krone Glanz. Du zeugſt von dem Geblüte,
Das dich ſo hoch erhebt. Dir hat die holde Macht,
Die nur auf Gnade denkt, den ſchönſten Sieg gebracht.
Georg! ſie lockte mich in deine frohen Gränzen,
Ich kam, und ſah ihr Licht in vollem Schimmer glänzen.

Ein grauſamer Tyrann kennt ſonſt auf nichts, als Blut,
Dieß iſt die Gnade nur, die ſeine Hand verthut.
Ihm weiht der Unterthan ja wohl die Sclaventriebe,
Er ehrt und fürchtet ihn aus Schrecken, nicht aus Liebe,
Denn dieſe kennt er nicht. Der Armen lauter Schmerz
Kömmt etwa vor ſein Ohr, doch rührt er nie ſein Herz.
Er iſt ſodann vergnügt, wenn die geſchlagnen Rücken
Sich vor den ſtolzen Thron mit ſtillem Fluchen bücken.
Kein Blick vergnügt ihn mehr, als wenn er Leichen ſieht,
Der Kranz ziert nur ſein Haupt, der aus dem Blute blüht.
Und endlich wird ihm gar, bey neuer Marter Menge,
Sein großes Volk zu klein, ſein weites Land zu enge.

Du biſt ſein Gegenſatz, o König! und aus Dir,
Bricht ein erhabner Stral der Göttlichkeit herfür,
Du willſt, durch Gütigſeyn, dein Heldenlob erheben,
Und wenn du ſtrafen ſollſt, ſo haſt du ſchon vergeben.
Wohin dein Fuß ſich lenkt, wohin dein Auge blickt,
Da iſt dein Vaterſinn, da haſt du auch beglückt.
Mir klopft das rege Herz, wenn ich dich in der Nähe,
Von deinem ganzen Volk vergnügt umſchloſſen ſehe,
Wenn ihr erfreutes Aug ſich lenket und bemüht,
Bis es den König findt, bis es den Vater ſieht.
Da denk ich bey mir ſelbſt: Wie groß iſt doch ein König,
Der wie Georg regiert! Es iſt ihm noch zu wenig,
Wenn er kein Blut vergießt. Er will auch gnädig ſeyn.
Kein Bürger iſt ſo ſchlecht, kein Unterthan ſo klein,
Der nicht den offnen Weg zu ſeiner Gnade findet,
Und deſſen Kummer nicht bey ſeiner Huld verſchwindet.
Er ſieht ſein großes Volk, als ſeine Kinder, an.
Ihm iſt ſein treues Land, er ſich ſelbſt unterthan.

Oft ſchläft noch Hof und Stadt, wenn er bereits beſchließet,
Was ſeine Länder ſchützt, woraus ihr Glück entſprießet.
So wie ein edler Leu, wenn kaum das erſte Licht
Des frühen Morgenroths die dunkeln Schatten bricht,
Sich aus dem Lager reißt, und auf den rauhen Wegen
Bereits die Nahrung ſucht, die Jungen zu verpflegen.

So denk ich Herr! bey dir, und fühle ſelbſt die Luſt,
Die deine Völker labt, in der gerührten Bruſt;
Da eil ich mit herbey, dich näher zu verehren,
Da kann ich mich nicht ſatt von deiner Gnade hören.
O König! dieſes zeigt die wahre Hoheit an,
Wenn ſie die Fremden auch zur Ehrfurcht reizen kann.

Je mehr ich dich geſehn: je mehr wächſt mein Verlangen.
Ich will ſchon wieder hin, wenn ich kaum weggegangen.
Ja ſchließen mich zuletzt die ſtillen Schatten ein;
So ſeh ich dich dennoch, ſo ſeh ich dich allein
Und zürne mit mir ſelbſt, wenn nun ein frühes Pochen
Den ſüßen Traum von dir zu zeitig unterbrochen.
Da iſt mein Herz noch voll, die Muſe wacht mit mir,
Und ſingt, voll Lieb und Furcht, ein frohes Lied von dir.

* * *

Auf
die erwünſchte Geneſung
Sr. Königl. Maj.
Friedrich Wilhelms,
Königs in Preußen,
1735.

von

Johann George Bock,

Prof. der Poeſie in Königsberg.

Die Krone funkelt noch, die bey durchwölbter Laſt
Den Segen Brandenburgs in Gold und Steine
faſſt;
Die, als ſie Friedrichs Haupt das erſtemal umkrönet,
Von ſeiner Stirn allein den größten Glanz entlehnet;
Die deſto froher noch den Schimmer von ſich ſchlägt:
Weil Friedrich Wilhelm ſie mit gleicher Weisheit trägt.
Doch, ich will dieſesmal von Kron und Salbung ſchweigen,
Und nur den Opferdampf des treuen Volkes zeigen.

Es flammt von reiner Gluht der volle Dankaltar.
Das Land legt Trieb und Geiſt der milden Allmacht dar,
Die den Geſalbten heilt, und durch ſein neues Leben
Dem königlichen Stuhl ein neues Glück gegeben.
Die Andacht ſtreuet hier den fetten Weihrauch auf,
Und ſchwingt, voll heißer Brunſt, Gebeth und Flehn hinauf:
Daß der gekrönte Fürſt zu einem Schmuck der Erde
Vom grauen Alter ſelbſt hie noch gekrönet werde.

Monarch! da Gottes Arm dir Kraſt und Stärk ertheilt;
So findt dein Unterthan in dir ſich ſelbſt geheilt.
Er kann ja nur ſein Glück nach deinem Zuſtand ſchätzen:
Denn was das Haupt betrübt, muß auch das Glied verletzen.
Weil er dein Vaterherz aus allen Werken ſieht;
Weil deine Liebe nur ihn zum Gehorſam zieht;
So bleibt auch deine Luſt die Quelle ſeiner Freuden;
Drum wirkt dein Kummer auch in ihm ein tiefes Leiden.

Kaum als der Krankheit Macht dir Blut und Säfte band,
So floß der Ruff davon durch Thränen in das Land.
Wie Blumen insgemein die Häupter niederſtrecken,
Weñ Stürme, Dampf und Blitz der Sonnen Licht verdecken:
So zog die Finſterniß, die deine Kräfte brach,
Die Augen deines Volks in trübe Schatten nach;
Dein Schmerz durchfuhr zugleich der Unterthanen Glieder,
Und mit dem Könige lag alle Freude nieder.

Der ſonſt durch keinen Feind erſchütterte Soldat
Schien itzt, ſo oftmals nur ſein Fuß die Erde trat,
Selbſt ihren feſten Grund zum Mitleid zu bewegen;
Er ſtund bereit, für dich ſein Leben hinzulegen,
Und hielte nur mit Zwang die nahen Thränen ein,
Aus Furcht, ſie dürften dir vielleicht zuwider ſeyn.
Man ſahe nicht wie ſonſt die Waffen freudig ſpielen,
Die Fahnen flatterten, um deinen Schmerz zu kühlen.

Bald drang ein Klaggeſchrey durch Berge, Stadt und Feld:
O Himmel! ſpare du den König doch der Welt!
Soll unſre Sonne ſich bereits am Mittag enden?
Auf! drehe die Gewalt dem Würger aus den Händen.

Es hülle nicht der Tod ſo bald die Augen ein,
Die doch für deinen Ruhm allhier geöffnet ſeyn;
Ja, ſollten dieſesmal ſchon deine Wetter knallen,
So laß die Ceder ſtehn, und nur die Tannen fallen.

Das Schickſal warf hierauf, mit ausgeſtreckter Macht,
Den Todesengel ſelbſt in die gedrohte Nacht.
Es rief: Wie könnte doch dem Kreiſe dieſer Erden
Ein ſolcher Heldenarm ſo früh entzogen werden?
Durch den mein volles Horn ſo manchen Segen ſchenkt,
Von dem das wahre Glück ſo vieler Völker hängt;
Der, wenn die Kriegesfluth aus ihrem Abgrund ſteiget,
Des Friedens Lorberzweig in ſeinen Schilden zeiget.

Die Freude lebet auf, dieweil der König lebt,
Der mit verjüngter Kraft ſich wie ein Adler hebt.
Es überſchattet uns der frey geſchwungne Flügel;
Drum jauchzen Volk und Land; es hüpfen Berg und Hügel,
Der Erbe ſeines Throns vergnüget ſich zugleich,
Des Vaters Leben iſt ſein größtes Königreich;
Weil beyder Herzen doch von einem Blute ſchlagen,
Kann er im Vater ſchon die Königskrone tragen.

Germaniens Klage
über den Tod
# des großen Helden Eugenii
Herzogs von Savoyen ꝛc.

von

M. Johann Joachim Schwaben.

Elegie.

Verdenkt mirs immerhin, ihr Schweſtern! wenn ich weine,
Sagt nur, Germanien beweiſt kein Heldenherz.
Mir ſelber dünkts zu viel, daß ich betrübt erſcheine;
Ich ſelber tadle mich um den entdeckten Schmerz.
Iſt das der feſte Muth, der niemals pflag zu zittern,
Wenn über meinem Haupt ein Donnerſchlag geſchah:
Der, ſo wie man gerühmt, den ſchärfſten Ungewittern,
Die auf mich losgeſtürmt, getroſt entgegen ſah?
Die Traurigkeit verräth, durch die vergoßnen Klagen,
Zu viele Weichlichkeit, ein weibiſches Gemüth.
Willſt du des Himmels Bruch mit freyem Aug ertragen,
Da dich ein Todesfall zu naſſen Seufzern zieht?
Alſo verweis ich mir den Ausbruch meiner Zähren,
Und hemme deren Lauf, ſo viel mirs möglich iſt.
Allein der Zärtlichkeit iſts ſchwerlich zu verwehren,
Daß ſie, bey herbem Weh, nicht ihrer ſelbſt vergißt.

Erkennt, ihr Schweſtern! nur aus dieſem Trauerkleide,
Aus meiner Kümmerniß die Größe meiner Noth.
Gewiß, nichts Schlechtes zwingt mich zu dem tiefen Leide;
O daß ichs ſagen ſoll: Mein Held, Eugen iſt todt!
Mein Held, Eugen iſt todt; Welch eine Regung quillet,
Bey dieſem bittern Ruf, aus der bedrängten Bruſt?
Die ſchlaffen Adern ſind mit Wehmuth angefüllet,
Das Blut darinnen ſchleicht, und hat zu ſtarren Luſt.
Ach würd euch alle nicht ein gleicher Schmerz beſiegen;
Wär euch ein gleiches Gut aus eurem Schooß entrückt?
Es werden hundert Jahr, und hundert noch verfliegen,
Bevor ein ſolcher Held mich wiederum beglückt.
Traf unſre Mutter doch, Europa ſelbſt, ein Schrecken,
Als meines Prinzen Tod zu ihren Ohren drang;
Was ſollt er mir denn nicht für Bangigkeit erwecken,
Mir, welcher er zu gut allein den Feind bezwang?
Mir weiht er ſich allein und ſeine Wunderwerke,
Mit denen ſich mein Haupt, durch ſeinen Stahl geſchützt.
Was konnte wider ihn der größten Helden Stärke,
Die ein erhaltner Sieg zur friſchen Schlacht erhitzt?
So bald Eugen erſchien, und man nur zweiflend merkte,
Daß dieſer Kriegesgott in den Gezelten war:
So fiel ihr frecher Muth, der ihren Stolz verſtärkte;
Sie fühlten zum voraus die kommende Gefahr.
Er durfte nicht einmal aus ſeinen Lägern rücken;
Sein bloßer Name war zum Siege ſchon genung.
Und ließ ſein Küraß ſich in offnem Feld erblicken:
So fiel das kühnſte Volk gleich in Verzweifelung.
Schien ſeines Schwertes Glanz, weñ es nur ſchimmernd ſpielte,
Nicht ein entflammter Blitz, der Angſt und Schrecken trug?
Und wehe deſſen Haupt! auf welchen es erſt zielte;
Dieweil es ungefehlt, zerſchmetternd niederſchlug.

Das Schrecken und die Furcht ſah man, vor ſeinen Schri[illegible]
Mit flatterndem Geräuſch, in ſchnellem Fluge ziehn.
Ihm folgten Sieg und Ruhm, und hinter ſeinen Tritten
Fieng gleich, mit voller Luſt, der Oelzweig an zu blühn.
Wer hat ſich wider mich und meine Ruh empöret,
Wer griff mich frevelhaſt in meiner Hoheit an,
Der nicht von ſeiner Rach und Heldenkraft gehöret;
Dem ſich ſein tapfrer Arm nicht ſattſam kund gethan?
Bald hält ihn Ungarn auf; bald ſchlägt er mit den Franzen,
Bald merkt der Bataver, was ſeine Fauſt vermag;
Bald ſieht man, um den Rhein, ihn Zelt und Stücke pflanzen,
Bald ſchreckt Italien ſein ſchneller Wetterſchlag.
Mein Held iſt überall, wo nur zum neuen Kriege
Bellonens Blutbegier den Schauplatz aufgemacht;
Und nirgend ohne Kampf, und nirgend ohne Siege,
Die ihm das Glücke ſelbſt zum Opfer dargebracht.
Ach! könnt ich doch für Schmerz die ſtumpfen Siñe ſchärfen,
Und gienge mein Verluſt mir nur nicht gar zu nah:
So würd ich, zwar wohl matt, doch ſichtbarlich entwerfen,
Wo ich ihn, mein Geſtirn, vor andern blitzen ſah.
Dort würd ich ihn im Blut auf warmen Leichen zeigen;
Hier, wie er ſteile Wäll und hohe Mauren ſtürmt;
Dort, wie er muthig eilt, ein Bollwerk zu erſteigen;
Und hier, wie er ſich ſelbſt und auch ſein Heer beſchirmt,
Bald fänd ich ihn erhöht in tiefen Wolken klimmen,
Und auf der Alpen Haupt mit ſeinem Donner ſtehn;
Bald durch den breiten Strom der ſchnellſten Flüſſe ſchwiñen,
Und dem verſcheuchten Feind in ſeinen Rücken gehn.
Allein der Kummer macht mich in Gedanken irre,
Und reißt mich bald auf dieß und bald auf jenes hin;
So daß ich Städte, Zeit, und Feld und That verwirre,
Und denn zuletzt nicht weis, wo ich geblieben bin.

[illegible]enk an Bosnien und komm in Brabants Fluren,
Und mir fällt vor Turin die Feſtung Ryſſel ein;
Die Schlacht bey Mohatz zeigt ſchon Höchſtädts Siegesſpuren,
Ich find am Schellenberg ein Peterwaradein.
Doch bleibt mir Temeswar und Belgrad im Geſichte,
Woſelbſt Eugen ein Heer von Millionen ſchlägt.
Ich höre ſtets den Schall, mit welchem das Gerüchte
Den ſchnell erkämpften Sieg durch alle Länder trägt.
Ich ſehe vor ihm her die wilden Horden fliehen;
Die Furcht beflügelt ſie, und Mahomet iſt taub.
Ich ſeh ſie, Wolken gleich vor ſtarken Winden, ziehen;
Ihr reiches Lager wird nun meiner Adler Raub.
Ich ſeh, die Donau k[illegible]t aus dem bemooßten Schilfe,
Und ſieht es überall durch türkiſch Blut gefärbt.
Dieß, ſagt ſie, ſind gewiß die Zeichen meiner Hülfe,
Seht, Fluthen! ſeht darauf, daß ihr ſie nicht verderbt.
Darauf ſo eilet ſie aus den verborgnen Gründen,
Die nur Moraſt verſchließt, wohin ſie ſich verſteckt.
Doch wie erſchrickt ſie nicht! Sie ſieht mit weiſſen Bünden
Und Körpern ohne Zahl ihr ganzes Reich bedeckt.
Sie treibt, mit ſtrenger Fluth, ſie gleich zum ſchwarzen Meere;
Noch wälzet ihr die Sau viel tauſend neue zu.
Und endlich wird ſie frey von dem erſchlagnen Heere,
Und dankt dem Helden nun die Rückkunſt ihrer Ruh.
O Dichter! welche noch das Reich der Möglichkeiten
Mit ſeinem Schatten deckt, die ihr erſt werden ſollt!
Ihr künftigen Virgils! erwählt euch dieſes Streiten,
Wenn ihr das Meiſterſtück der Dichtkunſt wagen wollt.
Erhebet euren Vers mit neuerdachten Bildern,
Die der Natur gemäß, doch voller Wunder, ſind.
Nur ſorget, euren Held, ſo wie er war, zu ſchildern,
Macht ſeiner Thaten Glanz durch keine Fabeln blind.

Man raubt euch nicht das Recht, ſie künſtlich einzukleiden:
Belebt, was nie gelebt, und führt es redend ein.
Der Nebenumſtand mag der Dichtung Kunſtgriff leiden;
Die Handlung ſelbſt laßt ſtets die ächte Wahrheit ſeyn.
Sie wird ſchon wunderbar und hoch genug erſcheinen;
Die Welt, die itzt noch lebt, ſah ſie, und glaubt ſie kaum.
Was wird nicht eure Zeit von der Erzählung meynen?
Sie ſchüttelt ihren Kopf, und giebt dem Zweifel Raum.
Wohin verleiten mich doch deine Heldenthaten,
Bey meinem herben Gram, unſterblicher Eugen?
Wenn ich auf deine Spur und Siegesbahn gerathen:
So deucht mir, ſeh ich dich noch lebend vor mir ſtehn.
Da ſing ich unbedacht Triumph- und Siegeslieder;
Da fällt mir unbegehrt mein altes Jauchzen bey.
Indeſſen findet ſich mein erſter Kummer wieder,
Und zeigt mir den Verluſt, und auch, wie groß er ſey.
Dann ſeh ich nur dein Bild an dieſer Ehrenſäule,
Und finde zwar darinn dein kriegriſches Geſicht;
Jedoch den Heldenblick und deſſen Feuerpfeile,
Der Augenſtralen Blitz, in ihrer Wirkung, nicht.
Wie aber? zeigte ſich mein Prinz allein in Schlachten?
Verehr ich nur allein ſein lorberreiches Schwerdt?
Nein, nein, im Frieden auch war er ſehr groß zu achten,
Und iſt, wie Scipio, zweyfacher Ehren werth.
Er hat, durch ſeinen Rath, mein ſichres Wohl gebauet,
Und gründete mein Glück durch Einſicht und Verſtand.
Mein Carl, dem ich mein Heil und Leben anvertrauet,
Hat ſeinen ſcharfen Witz im Cabinet erkannt.
Die Muſen nährten ihn mit ihrer Götterſpeiſe,
Und Pallas hielt ſich ſtets in ſeinem Zimmer auf.
Ihm wird ſein Bücherſaal zu einem hohen Preiſe,
Zum unverwelkten Ruhm, in ſeinem Lebenslauf.

Ach daß die Kraft mir fehlt, die Weisheit zu erheben,
Die Tugend zu erhöhn, womit Eugen geſtralt!
Wiewohl es iſt bereits ſein muſtervolles Leben,
Durch manchen ſchönen Kiel, der Nachwelt vorgemalt.
Doch ach! daß du nicht lebſt! Du unerſchrockner Krieger,
Du Türkenbändiger, du Sohn der Tapferkeit,
Du deutſcher Hannibal, du unbezwungner Sieger,
Du ungariſcher Mars, du Donnerkeil im Streit.
Du Furcht der Gallier, du Bosheitsüberwinder,
Ich weis nicht, wie ich dich gehörig nennen ſoll.
Du Feind der Unvernunft, du Schild der Muſenkinder!
Mein traurig Herz iſt ganz von dieſen Namen voll.
Was aber hilft es doch, daß ich ſie hier erzähle?
Daß jeder Vorzug ſoll ein eigner Titel ſeyn,
Und ich mich dadurch nur mit friſchen Martern quäle?
Du heiſſeſt, mein Eugen; doch leider! nicht mehr mein.
O Schweſtern! die ihrs noch mit mir von Herzen meynet,
Nehmt Theil an dieſem Leid, und kommt, und tröſtet mich.
Ich ſeh Pannonien, die mit mir troſtlos weinet,
Du, Schweſter! thuſt ganz recht; denn er war auch für dich.
Ach komm! wir wollen uns einander klagen hören,
Vielleicht, daß ſich mein Ach durch deine Seufzer bricht.
Wir wollen unſern Held in ſeiner Aſchen ehren:
In ſeiner Aſchen? Nein! Er kennt den Moder nicht.
Schau dort die Ewigkeit mit einer Sternenkrone,
Die ſie mit eigner Hand ihm auf die Scheitel ſetzt.
Nimm die Unſterblichkeit, durchlauchter Held! zum Lohne!
Dein Ruhm iſt unſrer Bruſt auf ewig eingeätzt.

* * *

Rede

Von dem Einfluße der Wiſſenſchaften in die Glückſeligkeit der Länder.

von

M. G. C. Ibbeken.

Wem die Beſchaffenheit der jetzigen Welt nur ein wenig bekannt iſt, der muß es ohne Zweifel geſtehen, daß es der wahren Gelehrſamkeit heut zu Tage weder am Wachsthume noch am Anſehen fehle. Die geſchickteſten Köpfe ſparen keine Mühe, alle Theile derſelben noch täglich vollſtändiger und gewiſſer zu machen. Manche, denen bisher vor dem bloßen Namen einer gelehrten Wiſſenſchaft ſchon geeckelt hat, ſpühren jetzo eine heftige Begierde, ſich ſelbſt darinn umzuſehen. Nicht nur armſelige Menſchen, nicht nur niederträchtige Seelen; ſondern auch die edelſten Gemüther, die vornehmſten Männer werden Kenner und Verehrer der freyen Künſte. Selbſt die mächtigſten Beherrſcher der Erden laßen es an ihrem Schutze, an ihrer Hülfe und Gewogenheit nicht ermangeln.

Allein, dieſe Hochachtung iſt bey weitem noch nicht allgemein. Es iſt wahr: Die Wiſſenſchaften haben viele und mächtige Freunde. Aber es fehlet ihnen auch noch keinesweges an Verächtern und Feinden.

Findet man nicht noch allenthalben und in allen Ständen Leute genug, welche ſich dem Wachsthume der freyen Künſte entweder gar widerſetzen, oder doch alle gelehrte Bemühungen für etwas unnützes und vergebliches halten.

Die Menge der Ungelehrten macht den größten Theil des menſchlichen Geſchlechts aus. Und wie wenig ſind doch wohl unter dieſen ſo verſtändig, daß ſie die Wiſſenſchaften nicht kaltſinnig verachten ſollten, die ihnen zu hoch ſind? Sie halten ſich ſelbſt für weiſe, und ihre Beſchäfftigungen für auserleſen und unentbehrlich. Daher iſt es kein Wunder, daß ihnen alle Arbeit, welche mehr mit dem Verſtande, als mit den Händen geſchehen muß, nichts anders, als ein künſtliches Poſſenwerk zu ſeyn ſcheinet. Weil ſie nicht augenſcheinlich ſehen, daß durch die freyen Künſte der ledige Beutel, oder auch nur der hungrige Magen gefüllet wird: So halten ſie dieſelben auch nur für einen leeren Zeitvertreib müßiger Köpfe. Leute, welche mit dergleichen Dingen wohl gar ihre meiſte Lebenszeit zubringen, ſind in ihren Augen eine überflüßige Laſt des Erdbodens. Sie beklagen Zeit und Unkoſten, welche zur Erlernung und Ausübung ſolcher Wiſſenſchaften angewandt werden. Ja ſie eifern öfters, als die redlichſten Patrioten, über die vermeynte Unbeſonnenheit großer Herren, welche ſolchen unnützen Grillenfängern nicht nur Schutz und Sicherheit in ihren Ländern verſtatten, ſondern ſelbige auch ſo gar durch ihre Gnade, durch Ehre und Belohnungen, noch weiter ermuntern.

Selbſt unter den ſogenannten Gelehrten finden ſich viele, welche von einem ſo verkehrten Vorurtheile nicht gänzlich befreyet ſind. Dieſe Leute ſind entweder aus

Trägheit, oder wegen der natürlichen Blödigkeit ihres Geiſtes, nicht fähig geweſen, in das innerſte Heiligthum der Wiſſenſchaften hinein zu dringen. Nur von einem einzigen Theile der Gelehrſamkeit haben ſie mit genauer Noth ſo viel gefaſſet, daß ſie denen, welche gar nichts wiſſen, ein Blendwerk vormachen, und alſo von der Thorheit der Unverſtändigen ſich ſelbſt unterhalten können. Bey dieſer ihrer eingebildeten Vollkommenheit ſpotten ſie aller andern Gelehrten Arbeit. Es kömmt ihnen ungeräumt vor, ſich mit ſolchen Dingen zu bemühen, welche nicht unmittelbar zu einer gemächlichen Lebensart führen, ja welche noch wohl gar ihre Liebhaber in ihrer Ruhe und Bequemlichkeit ſtören. Sie ſehen, daß ſo manche in geiſtlichen und weltlichen Aemtern ihr reichliches Auskommen finden, wenn ſie gleich weder rechtſchaffene Redner oder Poeten, noch gründliche und erfahrne Weltweiſen ſind; ja wenn ſie ſich auch gleich in ihrer eigenen Mutterſprache nicht deutlich und ordentlich ausdrücken können. Daher kommen ihnen alſo ſolche Künſte und Wiſſenſchaften ganz überflüßig vor. Und das gemeine Weſen könnte, ihrer Meynung nach, eben ſo gut, ja vielleicht noch viel beſſer, beſtehen, wenn gleich alle dieſe ſchwere und unnöthige Theile der Gelehrſamkeit gänzlich aus demſelben verbannet würden.

Ein jeder Verſtändiger ſiehet leicht, wie gefährlich dergleichen Meynungen ſind. Was für Unheil muß nicht aus ſolchen Gedanken entſtehen? Kann man wohl den freyen Künſten ein ungehindertes Wachsthum verſprechen, wenn ſo verderbliche Vorurtheile überhand nehmen? Hat man nicht zu befürchten, daß ſich auch die edelſten Gemüther davon abſchrecken laſſen, wenn ſie überall, als ein ganz unnützer Zeitverderb, angeſchwärzet werden? Sollten ſich wohl redliche Patrioten entſchlieſſen, ſich um die Erlernung ſolcher Dinge ſehr zu bemühen, von welchen ſie noch zweifeln müſſen, ob ſie zu der Wohlfahrt ihres Vaterlandes das geringſte beytragen können. Wird es denn nicht nöthig ſeyn, dieſen Zweifel zu heben? Ja, die freyen Künſte brauchen allerdings zum öftern einer Vertheidigung, weil ſie öfters geläſtert werden; weil ſie öfters in Gefahr gerathen, auch von ihren Freunden und Beſchützern verlaſſen zu werden. Kein einziger aufrichtiger Verehrer derſelben darf ſich wegern, ihre Unſchuld zu retten. Man muß ihren ungemeinen Nutzen augenſcheinlich vorſtellen, und mit Nachdrucke behaupten; weil ihn nicht ein jeder von ſelbſt ſehen will. Je wichtiger dieſe allgemeine Pflicht iſt; deſto weniger darf ich mich derſelben entziehen, da unſere ganze Geſellſchaft es für rathſam befunden hat, dieſe Wahrheit vor andern mit Fleiß abzuhandeln: Daß die Ausübung und Verbeſſerung der Sprache eines Volkes, die Dichtkunſt und andere ſogenannte ſchöne Wiſſenſchaften einen Einfluß in die Glückſeligkeit und äußerliche Wohlfahrt der Völker haben.

Mit was für Freudigkeit würde ich dieſe Arbeit nicht unternehmen, wenn ich die Fähigkeit beſäße, ſo lebhaft und ſo kräftig zu reden, als die hohe Würde derer Künſte, die ich loben ſoll, es erfordert. Jedoch, die Erkenntniß meines Unvermögens iſt nicht ſtark genug, mich von der Beobachtung meiner Schuldigkeit abzuhalten. Ja, je ungekünſtelter mein Vortrag ſeyn wird; deſto deutlicher wird die Gerechtigkeit der Sache, die ich führe, jedermann in die Augen leuchten. Und kein Verſtändiger wird mir darum allen Beyfall verſagen; weil die Annehmlichkeit meiner Ausführung der Richtigkeit meines Satzes und der Redlichkeit meiner Abſicht nicht gleich kommen kann. Die Ehre der Wiſſenſchaften, die Wohlfahrt des Vaterlandes beſiehlet mir zu reden. Wer alſo die Wiſſenſchaften hoch hält; wer ſein Vaterland liebet; dem kann mein Unternehmen unmöglich misfallen.

Der Eiſer für die Wahrheit, die ich behaupte, treibet mich zu der Ueberzeugung ſelber, ſo bald es nur möglich iſt, fortzueilen. Und die Zeit wird mir faſt zu kurz, meine Meynung noch erſt zu erklären. Was iſt es auch nöthig, daß dieſes weitläuſtig geſchehe? Wer kennet nicht ſchon die edlen Künſte, die ich als Mittel zu der wahren Glückſeligkeit des gemeinen Weſens anpreiſen will? Auf die Landesſprache eines Volkes muß hauptſächlich ein beſonderer Fleiß gewandt werden; obgleich andere Sprachen dabey nicht zu vergeſſen ſind. Mit der bloßen Fertigkeit in der Sprache iſt es nicht ausgemacht. Die Wiſſenſchaften ſelber müſſen mit gleichem Eiſer getrieben werden. Die Dichtkunſt muß natürlich, feurig und lehrreich ſeyn. Die Lehren der Weltweisheit müſſen deutlich ausgelegt, gründlich bewieſen, und auf die Verbeſſerung der Sitten gelenket werden. Hiebey muß man die mathematiſchen Wiſſenſchaften mit ihren nützlichen Erfindungen, und mit ihren unumſtößlichen Grundſätzen zu Hülfe rufen. Eine wohlgegründete Erkenntniß der Geſchichte muß die Regeln erläutern und die Klugheit vermehren. Die wahre Beredſamkeit muß endlich alle ihre Kräfte, alles, was ſie auch von andern entlehnen kann, zu einer völligen Ueberzeugung, zur

Regierung der menſchlichen Gemüther anwenden. Welch eine anſehnliche Menge der herrlichſten Künſte! O, wer nur im Stande wäre, allen das gebührende Lob beyzulegen! Wo dieſe recht vernünftig, und mit rechtem Ernſte getrieben werden; da muß das Wachsthum der gemeinen Wohlfahrt unausbleiblich erfolgen.

Der Zuſtand ganzer Völker richtet ſich nach der Beſchaffenheit der einzelnen Perſonen, welche zuſammen ein gemeines Weſen ausmachen. So lange dieſe misvergnügt und unglücklich leben, ſehnet ſich das ganze Land vergeblich nach einer wahren Glückſeligkeit. Ein jedes Glied muß unverletzt bleiben, wofern ſich der ganze Cörper einer vollkommenen Geſundheit erfreuen will. Und alsdann allererſt kann ein ganzer Staat recht glücklich heiſſen, wenn ein jeder Bürger in ſeinem Stande völlig vergnügt leben kann. Auf was Weiſe aber wird man dieſes erlangen? Unmöglich anders, als wenn ein jeder ſeine Pflicht ſorgfältig in Acht nimmt; wenn ſie unter einander in beſtändiger Einigkeit leben, wenn ſie mit vereinigten Kräften ſich in den Stand ſetzen, alle innerliche Unruhe ſorgfältig zu dämpfen, und allen äußerlichen Feinden mit Nachdruck zu widerſtehen. Was für Dinge ſollten alſo wohl fähig ſeyn, die Glückſeligkeit eines Volkes zu unterſtützen? Ganz gewiß ſolche, welche zu dem tugendhaften Wandel der Bürger, zu ihrem Vergnügen, zur Erhaltung ihrer innerlichen Ruhe, zur Beſchützung ihrer äußerlichen Sicherheit etwas beytragen können. Und wer zweifelt noch, daß die ſchönen Wiſſenſchaften hiezu vollkommen geſchickt ſind?

Nicht alle gute Früchte wachſen in einerley Erdreiche. Ein Land muß mit ſeinen Gewächſen dem andern zu Hülfe kommen, wenn ſie beyde reichlich verſorgt werden wollen. Mit den Regeln einer wahren Statsklugheit verhält es ſich eben ſo. Es iſt nichts anders, als eine thörichte Praleren, wenn ſich ein einziges Volk die Fähigkeit zuſchreiben will, alles von ſich ſelbſt zu erfinden und einzuſehen, was zur Vollkommenheit der allgemeinen Wohlfahrt gereichen kann. Ja, wäre es nicht ein höchſtunnöthiger Umſchweif, wenn man ſich bemühen wollte, alle Kunſtgriffe erſt durch eigenes Nachſinnen auszudenken, erſt durch eigene Erfahrung zu prüfen, die doch ſchon vorlängſt von andern ausgeſonnen, gelehret und ausgeübt ſind? Finden wir nicht bey den alten Griechen und Römern die herrlichſten Muſter, wohleingerichteter Republiken, die vortrefflichſten Exempel guter Geſetze, die unvergleichlichſten Lehren, und die ſchönſten Beyſpiele der Weisheit und Tugend? Iſt nicht auch bey den Ausländern, die noch jetzo neben uns wohnen, manche weiſe Anſtalt, manche kluge Erfindung, manche löbliche Gewohnheit, manches wohlabgefaßte Geſetz anzutreffen? Entdecken uns nicht ihre Schriften manche heilſame Lehren, die in unſern Gegenden noch ganz fremd und unbekannt ſind? Wie viel Urſache haben wir denn nicht, die Bekanntſchaft dieſer alten und ausländiſchen Weiſen zu ſuchen? Sind wir nicht verbunden, uns durch die Erlernung ihrer Sprachen zur Annehmung ihres Unterrichtes tüchtig zu machen? Können wir den Ruhm guter Patrioten behaupten, wenn wir uns durch die Schwierigkeiten einer abgelebten oder fremden Mundart abſchrecken laſſen, auch aus dem graueſten Alterthume,

thume, auch aus den entfernteſten Gegenden etwas zu holen, das unſerm Vaterlande heilſam, das uns ſelbſt und unſern Mitbürgern erſprieslich ſeyn kann? Rom und Griechenland, Engelland, Frankreich, und andere werden uns die ſchönſte Anleitung geben, die Glückſeligkeit unſers eigenen Volks zu befördern und auszubreiten; wenn wir nur weder zu ſtolz noch zu nachläßig ſind, die Sprachen dieſer weiſen Alten, dieſer ſcharfſinnigen und ſinnreichen Fremdlinge zu lernen.

Aber, o träge Seelen! welche hier bereits ſtille ſtehen. Die Erkenntniß fremder Sprachen iſt noch ein ſehr unvollkommenes Mittel zu der allgemeinen Glückſeligkeit. Ja ſie iſt ganz vergeblich, wo wir weiter nichts unternehmen. Ein unermüdeter Fleiß in unſrer eigenen Sprache muß damit unzertrennlich verbunden ſeyn. Was hilft es der Menge unſerer ungelehrten Mitbürger; was iſt das ganze Vaterland dadurch gebeſſert; wenn einige wenige, die ſich unter dem Namen der Gelehrten hervor thun, die Regeln der wahren Klugheit verſtehen und wiſſen? Wird wohl ein einziger von unſern deutſchen Landesleuten dadurch tugendhaft werden, daß wir es aus den Schriften der Griechen und Römer ſelber gelernet haben; daß wir es in dem ſchönſten Latein wieder herſagen können, wie weislich jener eine ganze Republik angerichtet, und wie unſträflich dieſer gelebet, wie tapfer ſich der eine gegen ſeine Feinde, und wie ſtandhaft ſich der andere in ſeinem Leiden bewieſen hat. Wer dieſe Dinge ohnedem ſchon verſtehet, höret ſie mit Vergnügen. Aber ein Ungelehrter iſt viel zu furchtſam, ſich zu denen Heiligthümern zu nahen, zu welchen ihm der Vorhang der gelehrten Sprache den Zugang verſperret.

Sollen denn die Leute darum ganz unwiſſend, ſoll ihnen der Weg zur Tugend ſchlechterdings verſchloſſen bleiben; weil ihre Umſtände es nicht zulaſſen, ſich in der alten ausländiſchen Gelehrſamkeit umzuſehen? Dieſes wäre ja die allergrößte Unbilligkeit. Sie bereiten uns Brodt und Kleider. Wir dürfen nur jenes eſſen und dieſe anziehen. Was iſt billiger, als daß wir ihnen wiederum ihre Arbeit erleichtern? Sind wir nicht ſchuldig, ihnen die Lehren der wahren Weisheit ſo leicht, ſo angenehm, ſo begreiflich zu machen, daß ein jeder vermögend iſt, ſie zu faſſen und zu ſeiner Glückſeligkeit anzuwenden? Allerdings! Aber, wie ſoll man dieſe Pflicht leiſten?

Die auserleſenſten Schriften fremder und alter Gelehrten müſſen von verſtändigen Kennern in die Sprache ihres Landes deutlich, zierlich und rein überſetzet werden: Damit einem jeden der Weg offen ſtehe, der nur leſen und nachdenken kann. In den Wiſſenſchaften müſſen alle Dornen vergeblicher Zänkereyen ganz und gar ausgerottet, der dicke Nebel dunkeler Sprüche und unverſtändlicher Kunſtwörter muß völlig aufgeklärt und alles in ein ſolches Licht geſetzet werden, daß es keinem, der Verſtand hat, unmöglich fällt, darinn fortzukommen. Alle Gedanken müſſen ordentlich ausgedruckt, und alle Redensarten ſo gefüget werden, daß man nicht erſt mühſam nachſuchen darf, um ihren eigentlichen Sinn und Zuſammenhang zu erfinden. Der falſche Putz fremder und ausländiſcher Wörter muß aus einer reinen Schreibart gänzlich verbannet werden: Weil man ſonſt gezwungen iſt, wohl noch drey oder vier andre Sprachen zu erlernen, um nur eine einzige recht zu verſtehen. Kurz: Die Sprache eines Landes muß in einen ſolchen Stand geſetzet werden, daß man in derſelben ordentlich, deutlich, rein und angenehm reden und ſchreiben könne: Daß es keinem unſerer vernünftigen Mitbürger ſchwer und verdrüßlich falle, unſern Vortrag zu faſſen; daß ein jeder ſich vielmehr ein Vergnügen daraus mache, unſere Schriften oder Reden zu leſen und anzuhören.

Und was wollen wir doch wohl im gemeinen Weſen gutes ausrichten, wofern wir hier unſern Fleiß ſparen? Aller Unterricht, alle Ueberzeugung wird geſchwächt und verhindert, ſo lange unſere Sprache unvernehmlich und rauh iſt. Wie iſt es möglich, die Menſchen zur Annehmung geheimnißvoller Lehren, zur Ausübung der wichtigſten Pflichten zu bewegen; wenn unſere Worte ohne Ordnung, wenn die Reden voller Finſterniß ſind, die doch ihren Verſtand erleuchten und ihren Willen ermuntern ſollen? Hat man Urſache, ſich ſehr zu verwundern, daß ſo viele Verbrechen begangen werden, daß unendliche Zänkereyen unter unſern Mitbürgern entſtehen? Sind nicht die meiſten Geſetze, nach welchen ſie doch alle gerichtet werden, in einer ganz fremden Sprache geſchrieben? Werden nicht viele Verträge, welche ſie ſelber untereinander aufrichten, in einer ſo wunderbaren Schreibart verfaſſet, daß faſt kein einziger gemeiner Mann, ja daß nur eine gewiſſe Anzahl der Gelehrten fähig iſt, ſie zu verſtehen? Was eifert man viel wider den Aberglauben? Was nützet es, vernünftige Begriffe von den Leuten zu fordern; wenn man die vortrefflichſten Lehren der Weisheit unter lauter unerforſchlichen Rätzeln, unter tauſend thörichten und unnützen Grillen, unter Finſterniß und Verwirrung vergräbt und verdecket?

Die Grundſätze unſerer allerheiligſten Religion, die Geſetze der Gerechtigkeit und die Regeln der geſunden Vernunſt können unmöglich unter den Menſchen ausgebreitet und fortgepflanzet werden, ſo lange ihre Lehrer ſich nicht ſchämen, ungeſchickt und verworren zu reden.

Kein einziges Volk hat es jemals in einer Wiſſenſchaft recht hoch gebracht, wo ſich nicht die Klügſten unter ihnen befliſſen haben, auch ihre Sprache auszuzieren und zu verbeſſern. Unmöglich würden die alten Griechen und Römer mit ihren Reden und Gedichten ſo viel Nutzen geſchaffet haben; unmöglich würden ſie noch itzo in ſo großem Anſehen ſeyn, wenn ſie nicht mit der Gründlichkeit und Lebhaftigkeit ihrer Gedanken die Reinlichkeit ihrer Sprache und die Zierlichkeit des Ausdruckes unzertrennlich verknüpfet hätten. Wodurch ſind wohl bey Engelländern und Franzoſen die Wiſſenſchaften ſo hoch geſtiegen? Woher iſt die Gelehrſamkeit bey ihnen faſt allgemein? Kömmt es nicht daher, daß die größten Männer unter ihnen keinen Fleiß geſparet haben, alle Schätze der menſchlichen Weisheit ihren Landesleuten, in ihrer eigenen Sprache, deutlich vor Augen zu legen? Und wem haben wir die große Veränderung zu danken, die wir auch zu unſern Zeiten in Deutſchland verſpüren? Gewiß niemanden anders, als der Sorgfalt dererjenigen, welche ſich und andere täglich geſchickter machen, auch in ihrer Mutterſprache die wichtigſten Sachen deutlich und angenehm vorzutragen. Durch ihre Bemühung erſcheinet itzo ſchon die ganze Gelehrſamkeit deutſch gekleidet, ohne dadurch ihrer innern Würde das mindeſte zu vergeben. Gottesgelehrte, Rechtsverſtändige, Weltweiſe, Redner und Poeten lehren in der Sprache, welche ihrem ganzen Vaterlande gemein iſt. Daher erſtreckt ſich auch der Nutzen ihrer Arbeit täglich noch weiter. Thorheit und Irrthum verlieren ihre glänzende Larve. Die Wahrheit zeiget ſich ohne Decke. Der Aberglaube verſchwindet. Die Unwiſſenheit wird bezwungen, die Erkenntniß erweitert, Tugenden und Laſter erſcheinen in ihrer rechten Geſtalt. Die Vorurtheile werden verbannet; Und der Pöbel ſelber wegert ſich etwas ohne Grund anzunehmen. Allenthalben lernet man vernünftig denken, und klüglich handeln. Nutzen genug! Wer darf itzo noch derer ſpotten, welche ſich mit der Sprache ihres Landes bemühen? Iſt es denn ſo thöricht, eine Straße zu bahnen, welche man nothwendig betreten muß, ehe man in den Tempel der Weisheit ſelber hineingehen kann? Nennet immer, ihr ſtolzen Weiſen, unſere Sprachkunſt verwerfliche Schalen! Wir wollen uns mit Freuden die Mühe nehmen, dieſe Schalen zu öffnen; weil wir wiſſen, daß der ſüße Kern der Wiſſenſchaften uns und unſerm Vaterlande nicht anders zu Theile werden kann.

Das erſte, was bey rohen und unwiſſenden Gemüthern erwecket werden muß, iſt die Aufmerkſamkeit. Die wenigſten Menſchen ſind von ſich ſelber fähig oder geneigt, den Unterricht der Weisheit recht anzunehmen. Die meiſten ſind viel zu träge, ſich von der Wahrheit durch lauter Gründe überführen zu laſſen. Die Tugend ſcheint ihnen bey dem erſten Anblicke viel zu verächtlich, als daß ſie ſich einige Mühe nehmen ſollten, dieſelbe zu erlernen, und auszuüben. Des Laſters hergegen ſind ſie ſchon ſo gewohnt, daß ſie meynen, ihre Ruhe werde am allerbeſten beſtehen, wenn ſie in der alten Lebensart nur ganz ungeſtöhrt bleiben können. Das eingebildete Vergnügen einer ganz unumſchränkten Freyheit dämpfet alle Begierde, mit andern eine ordentliche Geſellſchaft, einen regelmäßigen Bund einzugehen. Ein jeder will viel lieber ſein eigener Herr bleiben, als ſich um der allgemeinen Wohlfahrt willen den Befehlen anderer unterwerfen. Auf der Erden findet der Leib des Menſchen ſeinen Unterhalt und ſein Vergnügen: Darum denket ſeine Seele gar ſelten an den Herrſcher des Himmels. Sehr wenige brauchen von ſich ſelbſt die Fähigkeit recht, die ſie alle beſitzen, das unendliche Weſen zu erlernen und zu verehren, welches ſie, und alles, was um ſie her iſt, erſchaffen und hervorgebracht hat. Die allermeiſten vergeſſen, von wem ſie entſtanden, und erwegen nicht, wozu ſie gemacht ſind.

Was für Gutes kann man wohl von ſo unvollkommenen Geſchöpfen erwarten? Werden ſolche Menſchen wohl nützliche Glieder eines States, werden ſie wohl rechtſchaffene Bürger des gemeinen Weſens ſeyn können? Muß nicht ihr Geiſt vorher aufgewecket, ihr Schlaf vertrieben, ihre Trägheit ermuntert werden? Ihre Sinne müſſen zuerſt eingenommen werden, damit man ſich durch dieſe auch zu ihrem Verſtande einen Weg bahnen möge. Man muß anfangs lieblich, angenehm und reizend mit ihnen reden, damit ſie auch alsdann nicht müde werden zu hören, wenn man ihnen etwas zu ihrem Nutzen vortragen will. Durch lebhafte Bilder von der Schönheit der Tugend muß man ſie locken, das Gute zu lieben; und nachdrückliche Vorſtellunge von der Schändlichkeit des Laſters müſſen ſie begierig machen, das Böſe zu meiden.

Die rauhe Einſamkeit und eine wilde Unordnung muß ihnen ſo gefährlich, ſo wiederlich und verdrießlich, hergegen eine vernünftige Geſellſchaft und eine kluge Ordnung ſo ſicher, ſo nützlich und ſo angenehm abgeſchildert werden, daß ſie eifrig werden müſſen, ſich jener zu entreiſſen und dieſe zu ſuchen. Die mannigfaltigen Vollkommenheiten der Geſchöpfe muß man ihnen ſo lebhaft und ſo reitzend abmalen, daß ſie angetrieben werden die unendliche Allmacht, die bewundernswürdige Weisheit ihres Schöpfers daraus zu erkennen, daß ſie willig und munter werden, die Ehre des allerhöchſten Weſens ohne Unterlaß auszubreiten, deſſen Güte ihnen ſo unzählige Wohlthaten erwieſen hat. Alles dieſes verrichtet die Dichtkunſt. Wer wird denn ihr das Vermögen abſprechen können, verſtändige Menſchen, tugendhafte Bürger, nützliche Glieder des gemeinen Weſens zu machen?

Ja, edle Dichtkunſt! deine Macht rühret auch die allerunempfindlichſte Bruſt. Felſen und Ströme ſind viel zu ſchwach deinem Arme zu widerſtehen. Deine Lieblichkeit zähmet die wildeſten Thiere, und die unbändigſten Geſchöpfe unterwerfen ſich der ſanften Gewalt deines Zepters. Die Munterkeit deiner Lieder erwecket auch die ſchläfrigſten Seelen. In den roheſten Gemüthern reget ſich eine edle Bewegung, wenn ſie von deinen Stralen getroffen werden, welche alles durchdringen. Durch dich erſcheinet die Vortreflichkeit der Tugend in dem herrlichſten Glanze. Und deine Sorgfalt entdecket uns die verdammliche Abſcheulichkeit aller Laſter. Die Böſen ſchämen ſich ihrer Thorheit, wenn dein Eifer ſie ſtrafet. Und die Guten eilen in dem Laufe der Weisheit, wenn die

Schärfe deines Sporns ſie ermuntert. Gram und Sorge müſſen weichen, ſo bald du dich zeigeſt. Du erquickeſt die bekümmerten Bewohner der Erde, ja du erhebeſt ihre Geiſter bis in den Himmel. Du ergetzeſt die Sterblichen durch die wunderbaren Schätze des Reichs der Natur: und du leiteſt ſie zur Erkenntniß ihres ewigen Urſprungs. Du dämpfeſt die verderblichen Begierden der Menſchen: Und du entzündeſt ihren Eifer für die Ehre des Allerhöchſten. Durch dich lenket Orpheus die wilden Geſchöpfe. Ordnung und Klugheit werden durch dich zuerſt eingeführet. Griechenland und Rom bekommen durch deinen Fleiß wohlgeſittete Bürger. Noch täglich finden Hohe und Niedrige bey dir ihr Vergnügen. Die wichtigſten Dinge lehreſt du uns mit Luſt. Ja, es treten geheiligte Zeugen auf, deinen Ruhm zu erheben. Durch dich preiſet David die Ehre des Höchſten. Mit dir ſtürmet Luther das römiſche Babel. Durch die Kraft ihres Feuers, durch die Flammen ihrer geiſtreichen Lieder, brennet noch unſere Andacht. Verſtand und Tugend, Religion und Gottesfurcht, Friede und Ruhe, haben ihre Aufnahme, ihren Fortgang, ihre Blüthe und ihr Wachsthum dir zu danken. So lange dieſe noch Stützen des gemeinen Weſens, ſo lange dieſe einem Staate unentbehrlich ſeyn werden; ſo lange bleibet auch dein Ruhm unverweslich; ſo lange bleibeſt du, o himmliſche Wiſſenſchaft eine unerſchöpfliche Quelle der allgemeinen Glückſeligkeit.

Die edelſten Regungen ſind flüchtig und vergeblich, wo ſie nicht durch Unterricht und Ueberzeugung geſtärket, erhalten und unterſtützet werden: Und die herrlichſten Lehren verliehren bald ihre Kraft, wo ſie nicht auf unumſtößlichen Beweiſen erbauet ſind. Ja, die ſchönſten Vorſtellungen, die lebhafteſten Bilder ſind leerer Wind, wo nicht in dem äuſſerlichen Zierrathe wirklich eine nützliche Wahrheit verborgen liegt. Die Dichtkunſt muß alſo nicht allein bleiben. Sie muß eine treue Gefährtinn, ſie muß eine weiſe Führerinn haben, damit ſie nicht nur ergetzen, ſondern auch nützen; damit ſie weder ohne Nachdruck arbeiten, noch durch ihre gar zu große Munterkeit auf Abwege gerathen möge. Keine Wiſſenſchaft iſt hiezu geſchickter, als die Weltweisheit. Und nirgends wird man einen rechtſchaffenen Dichter antreffen, der nicht auch zugleich ein guter Weltweiſer iſt. Aller Fleiß in der Dichtkunſt iſt umſonſt, ja die ganze Kunſt wird thöricht und verderblich, wofern ſie nicht durch die Lehren der Weltweisheit bereichert, durch ihre Gründe unterſtützet, und durch ihre Regeln gelenket wird. Kein Dichter kann ohne die Weltweisheit vernünftig und nützlich; aber ein Weltweiſer kann ſchon für ſich ſelber dem gemeinen Weſen erſprießlich ſeyn.

Jedoch, was wollen wir die Weltweisheit loben? Muß nicht ihre eigentliche Geſtalt vorher gezeiget werden; weil ſie noch ſo vielen unbekannt iſt, oder weil die meiſten ſie mit Fleiß nicht recht kennen wollen? Ein Regiſter dunkeler und unverſtändlicher Wörter; eine Sammlung von tauſend und noch mehr nichtswürdigen Zänckereyen; eine Fertigkeit, alle Wahrheiten in Zweifel zu ziehen, alles zu behaupten und alles zu leugnen, alles zu verfinſtern und zu verwirren; eine ſo elende Kunſt hat wohl ehe den Namen der Weltweisheit geführet. Damals waren die rechten Zeiten der Barbarey, der Blindheit und Unwiſſenheit. Damals herrſchten Thorheit und Unverſtand in den Schulen: Und alſo konnte auch in der Kirche und in dem gemeinen Weſen nichts anders, als Verwirrung und Unordnung überhand nehmen. Allein dieſe trübe Nacht iſt nunmehr überſtanden. Ueberall iſt der angenehmſte Tag angebrochen. Allen Wiſſenſchaften iſt ein neues Licht aufgegangen. Die Weltweisheit hat an dieſer Veränderung inſonderheit Theil genommen. Sie hat jetzo ein weit edler Anſehen. Man meynet heut zu Tage kein leeres Gewäſche, ſondern eine Lehre von den allerwichtigſten Dingen, wenn man die Weltweisheit nennet. Sie iſt eine Wiſſenſchaft der menſchlichen Glückſeligkeit. Sie beſtehet in einer gründlichen Erkenntniß der Wahrheit. Sie lehret uns alle Pflichten, welche wir, als Menſchen, zu betrachten haben. Wer wollte denn noch zweifeln, ob eine ſo vortreffliche Wiſſenſchaft zur gemeinen Wohlfahrt etwas beytragen könne? Wir mögen in den Angelegenheiten des gemeinen Weſens, wir mögen in dem ganzen Umfange der Weltweisheit hinſehen, wo wir wollen: So werden wir überall überzeuget, daß kein Staat ſie entbehren, daß ſie nach allen ihren Theilen demſelben nützlich ſeyn kann.

Niemand kann ein brauchbares Glied des gemeinen Weſens abgeben, der ſeine eigene Vernunft nicht recht zu gebrauchen weis. Und eben dieſes iſt das erſte, was die Weltweisheit lehret. Die ganze Vernunftlehre gehet mit dieſer Arbeit um. Sie unterrichtet uns, wie man den Begriff eines jeden Dinges deutlich faſſen, wie man eines mit dem andern ſorgfältig zuſammen halten, wie man ferner ein gründliches Urtheil fällen, eine richtige Folge ziehen, einen unumſtößlichen Schluß machen, und wie man endlich wohlgeprüfte Gedanken auch andern ordentlich und überzeugend vortragen muß.

Herrlicher Unterricht, den man nirgends entbehren kann! Aber dieſes iſt nur der Anfang. Die Weltweisheit führet uns weiter. Sie lehret uns die ganze Welt kennen. Sie zeiget uns das Weſen, die Kräfte und den Zuſammenhang aller natürlichen Dinge. Sie eröffnet uns unſern Körper. Sie entdecket uns, was ihm ſchädlich, und was ſeiner Erhaltung zuträglich iſt. Durch den Cörper dringet ſie hindurch zu dem Geiſte, der denſelben bewohnet: Und alſo lehret ſie uns unſere unſterbliche Seele theils kennen und lenken, theils aber nur bewundern und fühlen. Aus den engen Schranken unſers denkenden Weſens, erhebet ſie uns zu dem unendlichen Geiſte, welcher alles belebet. Die Geſchöpfe dienen ihr als Stuffen, uns zur Erkenntniß und Verehrung des allmächtigen und allerweiſeſten Schöpfers zu leiten. Da befeſtiget ſie unſere Ueberzeugung, da erweitert ſie unſere Wiſſenſchaft von der unwiderſprechlichen Wirklichkeit, von den unbeſchreiblichen Vollkommenheiten des Allerhöchſten. Sie zähmet aber auch unſern Vorwitz. Sie erinnert uns, die Tiefen der Gottheit nicht anders, als mit Ehrfurcht und Beſcheidenheit zu betrachten; weil unſere eingeſchränkten Begriffe viel zu ſchwach ſind, die Unendlichkeit völlig zu faſſen. Alsdenn erwecket ſie in unſern Herzen eine ſehnliche Begierde, täglich weiter erleuchtet, mit unſerm ewigen Urheber vereiniget, und ſeinen vollkommenen Eigenſchaften immer ähnlicher zu werden. Sie ermuntert uns, alle Mittel auszuforſchen, zu unterſuchen und anzuwenden, welche uns zu einer wahren und beſtändigen Glückſeligkeit führen können. Sie ſelber zeiget uns, wie nothwendig zu dieſem Ende die Beobachtung der heiligen Geſetze ſey, welche die Weisheit des Schöpfers uns allen von Natur offenbaret,

baret, wozu er uns alle durch unausbleibliche Folgen unſers Verfahrens verpflichtet hat. " Hier öffnet ſich unſern Augen eine ganze Sammlung der wichtigſten und heilſamſten Regeln. Was wir uns ſelbſt, was wir andern, was wir dem allerhöchſten Weſen ſchuldig ſind; was wir unſere ganze Lebenszeit, was wir bey ſeltenen Fällen, was wir alle ohne Unterſcheid, was wir in beſondern Ständen zu leiſten haben; alles wird uns aus unleugbaren Gründen deutlich gezeigt, und mit Nachdrucke erwieſen. Zur Tugend werden wir durch Belohnungen, durch Nutzen, durch Ehre und Vergnügen ermuntert. Und von den Laſtern werden wir durch Strafen, durch Schaden und Gefahr, durch Schande und Verdruß abgeſchrecket. Ueberall aber werden wir an unſer Gewiſſen verwieſen, welches uns allenthalben begleitet. Lauter ſchöne Pflanzen der Weltweisheit, die auch im gemeinen Weſen bey aller Gelegenheit die herrlichſten Früchte tragen.

Allein ihre Sorgfalt iſt noch nicht ermüdet. Sie erſtrecket ſich auf die Wohlfahrt eines Staates noch insbeſondre. Sie zeiget, was im Hauſe; ſie lehret, was im gemeinen Weſen ſchädlich oder erſprießlich ſeyn kann. Die Gefahr der Einſamkeit, der Nutzen und die Annehmlichkeit des Umgangs mit andern; der Vorzug großer Geſellſchaften vor einer kleinen Verſammlung; die Nothwendigkeit einer Obrigkeit und der Geſetze; die bequemſte Form der Regierung; das Amt der Regenten, welche weislich befehlen, und die Schuldigkeit der Unterthanen, welche willig gehorchen müſſen; die Pflichten treuer Eltern, und die Verbindlichkeit dankbarer Kinder; die Kunſt Haus zu halten, und die Regeln der Kinderzucht; die Geſetze rechtmäßiger Ehen, und die Grenzen der Keuſchheit; alle dieſe wichtigen Dinge, alle dieſe Mittel der allgemeinen Wohlfahrt werden uns in der Weltweisheit vorgeſtellet, gelehret, bewieſen und eingeſchärfet. Wer kann es leugnen? Wer darf denn noch zweifeln, daß ſie fähig ſey, ganze Völker glücklich zu machen? Was waren Solon, Lykurgus, Sokrates, Numa? Waren ſie wohl etwas anders, als erfahrne und geübte Weltweiſen? Und, wie viel Gutes haben ſie nicht geſtiftet? Woher nahmen ſie ihre weiſen Geſetze? Wodurch haben ſie ihre Bürger zur Tugend, und ganze Völker in Ordnung gebracht? Was machte den Cicero zu einem Vater des Vaterlandes? Was machte den Seneca zu einem groſſen Staatsmanne? Was machte den M. Aurelius zu einem ſo unvergleichlichen Kaiſer? Nichts anders, als die gründliche Erkenntniß, als die unermüdete Ausübung der Weltweisheit. Alles, was ſie heilſames riethen, alles, was ſie löbliches unternahmen, hatte ſeinen Grund in der Weltweisheit. Die Weltweisheit machte ſie zu nützlichen Lehrern, zu klugen Räthen, und zu weiſen Regenten. Warum ſollte ſie nicht jetzo noch eben das leiſten können? Hat ſie etwa zu unſern Zeiten ihre Kraft ganz verlohren? Das ſey ferne. Sie hat vielmehr zugenommen. Sie zeiget auch noch überall ihren Nutzen, wo nur Trägheit und Eigenſinn uns nicht hindern, ſie recht zugebrauchen. Und niemals wird man ihr mit Rechte den Ruhm rauben können, den ſie ſich, durch ihre herrliche Thaten, längſtens erworben hat, den ſie täglich noch mit neuen Verdienſten vermehret. Sie gründet, ſie verbeſſert, ſie erhält, ſie befeſtigt die Staaten. Geſetze geben, Regenten beſtellen, Recht ſprechen; alles kann ſie uns lehren. Durch ſie werden die Bürger vernünftig, geſund, weiſe, tugendhaft und gehorſam. Ja, durch ſie werden verſtändige Menſchen fähig, ein höher Licht zu ſuchen, zu prüfen, zu erkennen und anzunehmen, wenn ihre natürliche Erkenntniß nicht allenthalben zureichen will. Iſt das nicht alles, was man nur von einer menſchlichen Kunſt wünſchen kann? Kann ein Land unglücklich, kann es elend und unruhig ſeyn, wo eine ſo vortreffliche Wiſſenſchaft der Glückſeligkeit herrſchet? Muß nicht da die allgemeine Wohlfahrt durchgehends blühen? Sollte da etwas fehlen? Was verlangt man denn mehr?

Jedoch, bey aller der Würde iſt dieſe unvergleichliche Wiſſenſchaft im geringſten nicht neidiſch. Sie theilet gern ihre Ehre mit andern, welche ihr die Arbeit erleichtern. Eine mächtige Tochter dieſer fruchtbaren Mutter bietet ſich ihr zur Gehülfin an: Und ſie bedienet ſich dieſes Beytrags mit Freuden; weil ihre eigene Herrſchaft, weil die Wohlfahrt ganzer Völcker durch eine ſolche Verbindung erweitert wird. Wer ſiehet nicht von ſich ſelbſt, was ich meyne? Die Mathematik iſt die edle Wiſſenſchaft, die ich jetzo bewundern muß. Dieſer Sammelplatz der vortrefflichſten Künſte entdecket uns ſo viel herrliche Schätze, daß man ſie kaum alle auf einmal erzählen; geſchweige denn nach ihrem innerlichen Werthe gehörig erheben kann. Durch die genaue und gründliche Lehrart, welche hier durchgehends herrſchet, wird der menſchliche Verſtand unvergleichlich geſchärfet. Unwandelbare Grundſätze, ſinnreiche Erfindungen erläutern, befeſtigen und vermehren alles, was uns die Weltweisheit lehret. Und was unternimmt man doch wohl wichtiges im gemeinen Weſen, wobey die mathematiſchen Wiſſenſchaften ihren Nutzen nicht augenſcheinlich beweiſen?

Woher wiſſen wir die wunderbare Bedeutung und den mannigfaltigen Gebrauch aller Zahlen? Wer zeiget uns die eigentliche Größe, das Maas und die Schwere, die Verhältniſſe und die Kräfte der Körper? Wer beſchreibet uns den Lauf, die Ordnung und den Wechſel der Zeiten? Lehret nicht dieſes alles die Mathematik? Und wie unendlich iſt nicht dieſe Erkenntniß! Wie würde man vor Gerichte; wie würde man im Handel; wie würde man im gemeinen Leben fortkommen; wenn alle dieſe Dinge nicht beſtimmet und ausgemachet wären? Was für nützliche und ſchöne Arbeiten, was für erſtaunenswürdige Werke, ja was für ſeltene Wunderdinge werden nicht durch dieſe Kunſt ausgeführet! Die bequemſten Wohnungen, die prächtigſten Palläſte erwachſen aus zerhauenem Holze und zerſtreueten Steinen. Dicke Mauren, unerſteigliche Wälle umſchließen und beſchützen die Städte: Und der Donner des Geſchützes verjaget alle Feinde aus den Grenzen des Landes. Die größten Laſten werden durch ein künſtliches Werkzeug mit geringer Kraft fortgebracht. Hohe Berge verſchwinden. Tiefe Seen vertrocknen. Die mächtigſten Ströme werden geändert, eingeſchränkt und vergraben. Kleine Bäche werden zu gewaltigen Flüſſen. Ja Aecker und Wälder verordnet man den Schiffen zur Straße; und den wildeſten Fluthen des ungeſtümen Meeres ſetzet man Grenzen. Thorheit und Aberglauben, Furcht und Entſetzen entweichen aus den Herzen der Menſchen. Die geſchwänzten Sterne, die verfinſterten Lichter des Himmels, dieſe ſchreckensvolle Zeichen in den Augen des Pöbels, dieſe eingebildeten Vorbothen alles Unglücks und Jammers, verlieren ihre klägliche Bedeutung, ja ſie werden zur Beluſtigung und zum Vergnügen der Klugen. Wodurch aber geſchieht dieſes? Das Licht der mathematiſchen Wiſſenſchaften gehet allenthalben auf, und bricht überall durch. Die Nacht des Irrthums und der Blindheit verbirget ſich vor der Macht ihrer Stralen. So erreichet man viel leichter den Endzweck alles Umganges ,mit Menſchen: So wird Ruhe,Sicherheit und Bequemlichkeit befördert, geſtärket und unterhalten: So wächſet die Erkenntniß und die Wohlfahrt der Bürger: So blühet die Zufriedenheit ganzer Völker.

Wenig Menſchen beſitzen ſo viel Fähigkeit oder Geduld, daß ſie ſich durch lauter Gründe überzeugen, daß ſie ſich durch bloße Lehren zur Beobachtung ihrer Schuldigkeit antreiben laſſen. Die meiſten laſſen ſich durch eine eingebildete Unmöglichkeit von der wirklichen Ausübung ihrer Pflichten abſchrecken, deren Billigkeit ſie doch deutlich erkennen. Ja auch die allerklügſten ſind zum öftern ganz unentſchlüſſig, welchen Weg ſie erwählen ſollen, wenn der Reichthum der Weltweisheit ihnen mehr, als ein Mittel, an die Hand giebt, ihren Zweck zu erreichen. Hergegen begreifen auch die Einfältigen die wichtigſten Lehren, wenn ſie mit Exempeln erläutert werden. Die trägeſten Gemüther werden angefriſchet und ermuntert, der Vortrefflichkeit der Tugend auch nachzujagen, wenn ſie ſehen, wie glücklich andere dieſes ſchon gethan haben. Und man kann mit viel größerer Sicherheit etwas zur Befördernng der gemeinen Glückſeligkeit unternehmen, wenn man weis, daß dergleichen weiſer Anſchlag ſchon andern gelungen iſt. Allein, woher nehmen wir dieſes? Die Erkenntniß der Geſchichte verſorget uns mit allem dem recht überflüſſig. Wie viel Nutzen können wir denn nicht dem gemeinen Weſen von derſelben verſprechen? Sie lehret uns wie ein Land in Aufnahme komme. Sie zeiget uns, was ein Volk meiden muß, das ſich ſelbſt nicht verderben will. Man betrachte nur, was ſie von dem wunderbaren Wechſel des Glückes in den mächtigſten Reichen meldet; ſo wird man bald deutlich ſehen, wie viel Gutes man bey ihr lernen könne.

Griechenland lebte in erwünſchtem Wohlſtande; es genoß der vollkommenſten Ruhe; ja es war vermögend, der erſtaunenden Macht der perſiſchen Monarchie Trotz zu biethen: So lange alle Bürger nach den Geſetzen ihrer weiſen Stifter, ſo lange alle einzelne Republiken mit einander in beſtändiger Einigkeit lebten. Allein, eben dieſes beglückte Griechenland nahm ab; Griechenland gieng zu Grunde; ein einziger König des kleinen Macedoniens war im Stande, alle Freyheit und Gewalt zu verſchlingen, ſo bald die Laſter der Bürger alle gute Ordnung, ſo bald die herrſchſüchtigen Anſchläge einiger Republiken den innerlichen Frieden und die allgemeine Ruhe zerſtörten.

Was hat Rom ehemals ſo groß gemacht? Wodurch iſt es hernach ſo entſetzlich geſtürzet? Müſſiggang, Wolluſt und Verſchwendung waren anfangs gänzlich verbannet. Von Jugend auf wurde jederman zum Fleiße und zur Arbeit gewöhnet. Eine ſtrenge Tugend wurde ihnen faſt zur Natur. Der Eifer für die allgemeine Wohlfahrt belebte die Gemüther und bewieſe ſich in den herrlichſten Thaten. Eine unverletzte Gerechtigkeit, eine weiſe Sorgfalt, beſchützeten die Unſchuld, dämpfeten die Bosheit, regiereten die Bürger. Die gefährlichſten Anfälle, die grauſamſten Feinde wurden durch Tapferkeit überwunden und durch Großmuth beſchämet.

ſchämet. Alſo bahneten ſich die Römer den Weg zu der größeſten Glückſeligkeit. Täglich wuchs ihre Macht. Bey allen Völkern erlangeten ſie ein ungemeines Anſehen. Ihre Hoheit war ein Schrecken der Welt, und ihre Tugend machte ſie bey allen beliebt. Von ganzen Völkern wurden ſie zu Gebiethern, von Königen zu Richtern und Erben, angenommen, erwählet und eingeſetzt.

Aber, alle dieſe Glückſeligkeit verſchwand zugleich mit ihrer Weisheit und Tugend. Der große Reichthum verleitete viele zum Prachte, zur Ueppigkeit, zur Wolluſt, zur Unmäßigkeit und zur Verſchwendung. Auch die Armen folgten hierinnen der Thorheit der Reichen. Beyde ſtrebeten mit zuſammengeſetzten Kräften nach ihrem Verderben. Allen Laſtern wurde ein freyer Lauf verſtattet, und alle Tugenden wurden verächtlich. Man hielt alles für erlaubt, was nur zur Wiedererlangung der verſchwendeten Güter, was nur zur Sättigung der ſchändlichſten Begierden etwas beytragen konnte. Unter den Vornehmen wüteten Neid, Eiferſucht und Verfolgung; und bey dem Pöbel raſeten, Widerſpenſtigkeit, Aufruhr und Bosheit. Ein jeder wollte ganz allein Herr ſeyn, und kein einziger hatte Luſt zu gehorchen. Und was konnte doch wohl daraus folgen? Lauter Streit und Unruhe, lauter Elend und Jammer, Rauben, Morden, Blutvergießen, und endlich ein völliger Untergang der römiſchen Freyheit. Wahrhaftig, klägliche Folgen verdorbener Sitten! O wie heftig rächeſt du deine Schmach, du verſtoßene Tugend! Iſt es möglich, daß das mächtigſte Volk zu Sclaven werden muß, wenn die Laſter erſt die Herrſchaft behaupten? Ja! das ganze Alterthum, ſo manche Begebenheit und Veränderung in den neuern Zeiten, das Schickſal aller Staaten und Länder bekräftigen dieſe Wahrheit. Die Tugend iſt der Nutzen, das Laſter iſt das Verderben der Völker. Wichtige Lehre! die wir aber gar zu leicht vergeſſen, wo ſie uns nicht handgreiflich, wo ſie uns nicht recht lebhaft vor Augen geſtellet wird. Können wir denn wohl der Wiſſenſchaft zu viel Ehre anthun, welche uns ſo wohl unterrichtet, welche uns lehret, wie wir durch fremde Weisheit glücklich und durch anderer Schaden klug werden können? Wie viel tugendhafte Bürger, wie viel tapfere Helden, wie viel große Staatsmänner würden wir nicht aufzuweiſen haben, wenn nur mehrere die Geſchichte mit rechtem Fleiße lerneten. Wie fähig würde man nicht ſeyn, einen weiſen Anſchlag zu faſſen, ein Unheil abzuwenden, einen Feind zu vertreiben, das gemeine Wohl zu gründen, zu befeſtigen und zu unterhalten; wenn man die Begebenheiten anderer nur gehörig betrachten, wenn man nur nicht zu träge ſeyn wollte, auf eine ſo leichte und ſo angenehme Weiſe für ſein Vaterland zu ſorgen und ſich ſelbſt zu verbeſſern.

Die ſchönſte Vorbereitung iſt vergeblich, wo nichts darauf folget. Und die kräftigſten Mittel ſind zu ſchwach, ihren Endzweck zu erreichen, wo ſie nicht gehörig angewandt werden. Was hilft es, daß die Dichtkunſt die Menſchen erwecket, beweget und aufmerkſam machet? Muß nicht ein deutlicher und nachdrücklicher Vortrag den Unterricht und die Ueberzeugung vollenden und unterſtützen? Sind wohl alle Menſchen fähig, die gründlichſten Lehren ſelbſt einzuſehen? Haben ſie alle Luſt und Vermögen, aus unzähligen Thaten und Begebenheiten anderer, für ſich ſelbſt eine

Regel zu ziehen? Kann man wohl im gemeinen Weſen die Leute entbehren, welche jederman von den nützlichſten Wahrheiten, von den wichtigſten Pflichten zu belehren und zu überzeugen geſchickt ſind? Leiſten nicht dieſes alles die Redner? Darf man denn noch zweifeln, ob die Kunſt einen Einfluß in die allgemeine Glückſeligkeit habe, in welcher die nützlichſten Wiſſenſchaften, als in ihrem Mittelpuncte, zuſammen fließen?

Man muß die wahre Beredſamkeit noch gar nicht kennen, wofern man ihren ungemeinen Nutzen nicht zugeben will. Ein leeres Wortgepränge, eine künſtliche Plauderey, eine unverſchämte Fertigkeit, von den nichtswürdigſten Sachen ganze Stunden lang hochtrabend zu prahlen, mit ſinnreichen Thorheiten die Einfalt zu beluſtigen, den Pöbel zu blenden: Das iſt nicht die Kunſt die wir rühmen. Eine ſolche niederträchtige Beſchäfftigung wird billig von der Klugheit verachtet, und von der Gerechtigkeit aus den Grenzen aller wohleingerichteten Republiken auf ewig verbannet. Die wahre Beredſamkeit zeiget ſich in einer ganz andern Geſtalt. Sie gehet nicht mit bloßen Wörtern und Sylben, ſondern mit den allerwichtigſten Sachen um. Die gründlichſten und heilſamſten Lehren der Weltweisheit, die merkwürdigſten und erbaulichſten Begebenheiten und Exempel aus der Hiſtorie, ja ſelbſt das Feuer und die angenehmen Bilder der Dichtkunſt, weis ſie vernünftig miteinander zu verbinden und geſchickt anzuwenden. Ihr Endzweck iſt ein deutlicher Unterricht, eine kräftige Ueberzeugung der menſchlichen Gemüther. Sie befeſtiget die Wahrheit, ſie wehret allen Irrthümern: Sie kämpfet für die Tugend, ſie beſtreitet die Laſter. Licht und Ordnung, Gründlichkeit und Nachdruck, Eifer und Lebhaftigkeit ſind ihre Waffen, und zur Belohnung ihres Sieges verlanget ſie nichts anders, als die Weisheit der Thoren, die Beſſerung der Böſen, die Beſchützung der Frommen, die Zufriedenheit aller Menſchen. Herrliche Wiſſenſchaft! Wer kann deiner entrathen? Und was für Thaten ſollten dir wohl zu ſchwer ſeyn? Kann auch etwas im gemeinen Weſen beſſer, als durch dich, ins Werk geſetzet werden. Nichts darf ſich dir ungeſtraft widerſetzen: Alles wird von dir überwunden. Jederman muß zu dir ſeine Zuflucht nehmen: Und du biſt ſtark genug allen zu helfen.

Die Einfalt irret: Man weiſt ihr den Weg. Der Glaube wanket: Er wird unterſtützet. Der Spötter lachet: Man machet ihn zu ſchanden. Der Kluge zweifelt: Hier iſt Ueberzeugung. Die Unſchuld bebet: Wer ſoll ihr helfen? Die Bosheit wütet: Wer wird ſie zähmen? Die Beredſamkeit allein iſt vermögend, dieſes alles zu thun. Die wildeſten Menſchen, die grauſamſten Tyrannen, die mächtigſten Feinde, ſind zu ſchwach, ihrem Arme zu widerſtehen. Sie lehret, ſie befeſtiget, ſie vertheidiget Gottesfurcht und Religion. Durch ſie ſtehen die Geſetze; Die Gerechtigkeit ſieget; Die Wahrheit herrſchet; Der Aberglaube verſchwindet; Die Irrthümer ſinken; Das Gute blühet. Das Böſe verfällt; Verrätherey, Betrug, Liſt und Falſchheit werden entdecket, angeklagt, beſtraft und verbannet. Frevler ſchämen ſich. Und die größten Weltbezwinger werden durch die Gewalt der Beredſamkeit dennoch beſieget.

Wer hält den Philippus auf, Griechenland zu bezwingen? Niemand macht ihm dieſe Arbeit ſchwerer, als der Redner Demoſthenes. Catilina, der ganz

Rom verſchlingen will, zittert, weichet, fliehet, entläuft: Und der mächtige Cäſar, dem die ganze Welt nicht widerſtehen kann, wird beſänſtiget, wenn Cicero redet. Wie oft hat nicht dieſer große Mann den Verlaſſenen geholfen, der Unart gewehret, die Geſetze beſchützet, ſein Vaterland in Ruhe erhalten? Und wodurch that er dieſes? Durch nichts anders, als durch ſeine ungemeine Beredſamkeit. Glückliche Staaten! Sichere Länder! wo dieſe Kunſt herſchet. Preiswürdige Bürger! die ihr hierdurch euer Vaterland ſchützet, und euch ſelber verewiget. Höret auf zu fragen, ob die Beredſamkeit wozu diene, welche alles in allen iſt: Eine Stütze der Wahrheit, ein Fallſtrick der Lügen, ein Sporn der Tugend, ein Zügel der Laſter, die Erretterinn der Unſchuld, die Hülfe der Bedrängten, eine Geiſſel der Bosheit, die Ruhe ganzer Länder, die Beherrſcherinn der Fürſten, ein Schrecken der Feinde. Ja, durch dich, o Beredſamkeit! große Königinn aller Künſte! Mächtige Gebietherinn aller Sterblichen! durch dich wird man glücklich! durch dich blühet alles! durch dich, edle Wiſſenſchaft, wird alles vollkommen!

Was meynet ihr anitzo, ihr bisherigen Verächter der freyen Künſte? Heget ihr noch euren Irrthum? Iſt noch etwas übrig, daß vermögend wäre, den ſchönen Wiſſenſchaften ihre Ehre zu rauben? Habet ihr noch Hoffnung, euer Recht wider ſie zu behaupten? Habet ihr noch Muth? Habet ihr noch einige Neigung, ihren Einfluß in die allgemeine Glückſeligkeit zu leugnen, oder auch nur im geringſten in Zweifel zu ziehen? Kein einziger unter euch iſt vermögend, unſere Gründe umzuſtoßen, oder ſelber einen Einwurf, der Beſtand hat, wider uns vorzubringen. Wie aber? Höre ich euch nicht ſchon heimlich wider mich murmeln? Ihr ſäumet noch, nachzugeben, da ihr doch nicht gewinnen könnet. Ihr wollt doch gerne noch etwas einwenden, ob ihr gleich die Wahrheit nicht widerlegen könnet. Die Redlichſten unter euch bringen Klagen vor; weil Gründe und Beweiſe ſie gänzlich verlaſſen. Sie beruffen ſich auf die Erfahrung: Dieſe ſoll dasjenige darthun, was ſie aus der Sache ſelber nicht herleiten können. Man zeiget uns die Gelehrten, und man weiſet uns auf die Länder, wo die Wiſſenſchaften am allerherrlichſten blühen. Man nennet uns Leute, welche große Meiſter in der Gelehrſamkeit, und dennoch unnütze, ja wohl gar verderbliche Glieder des gemeinen Weſens ſeyn ſollen. Man beſchweret ſich, daß die Völker öfters am allerunglückſeligſten ſind, wo die Wiſſenſchaften mit dem größeſten Eifer getrieben werden: Und man hält andere für weit glücklicher, welche insgeſamt in ihrer natürlichen Wildniß und Unwiſſenheit ganz ungeſtört leben.

Wären alle dieſe Einwürfe ſo leicht zu behaupten, als zu ſagen: So würde es mit unſern Sachen ſchlecht genug ausſehen. Allein, was zwinget uns, den Muth ſinken zu laſſen? Haben unſere Wiederſacher ſchon einiges Recht, ſich über uns zu erheben? Keinesweges. Welche ſind denn die ſeltenen Völker, die ohne alle Wiſſenſchaften glücklich und vergnügt leben? Wer eine viehiſche Wildniß, und eine unvernünftige Sorgloſigkeit für eine wahre Zufriedenheit anſehen will; dem kann man ſeine eingebildete Glückſeligkeit gerne gönnen. Aber auf der ganzen Erde wird man ſich vergeblich bemühen, ein einziges Volk anzutreffen, welches ordentlich, vernünftig, angenehm, ruhig und vergnügt lebet; und welches nicht auch ſeine wohleingerichtete Sprache, ſeine Dichter, ſeine Sternſeher und Baumeiſter, ſeine Geſchichtſchreiber, ſeine Redner und Weltweiſen hat. Wo ſind doch die Völker, deren Wohlfahrt bey dem Reichthume der freyen Künſte nicht zugleich mit gewachſen iſt? Wo findet man ein Land, welches in der Blüthe wahrer Wiſſenſchaften, den Untergang ſeines Glückes gefunden hat? Blieb nicht Griechenland unüberwindlich, ſo lange es eine Schule der Weisheit, und ein Sammelplatz aller Künſte war? Brach nicht mit dem Verderben der Gelehrſamkeit auch das Verderben des gemeinen Weſens herein? Zu welcher Zeit ſtund Rom in dem größeſten Anſehen, und wenn iſt es am tiefſten gefallen? Lebte es nicht damals in der größeſten Glückſeligkeit, als es die reineſte Sprache, die angenehmſten Dichter, die mächtigſten Redner, und die gründlichſten Weltweiſen hatte? Verfiel hergegen nicht bald alle Herrlichkeit; ſo bald alle dieſe Wiſſenſchaften rauh, ungeſchickt und verächtlich wurden? Und was wollen wir ſagen, wenn wir nur die großen Veränderungen recht betrachten, welche unſer werthes Deutſchland erlebet hat? Iſt wohl jemals das gemeine Weſen verſtörter und der Gottesdienſt ſelber verderbter geweſen, als da in der Gelehrſamkeit lauter Blindheit, Verwirrung und Unordnung herrſchete? Woher kömmt es, daß Staat und Kirche jetzo unendlich verbeſſert ſind? Was machet es, daß wir jetzo weit mehr ordentliche, vernünftige und wohlgeſittete Bürger, daß wir viel weniger ganz unwiſſende Menſchen, oder recht verruchte Böſewichter unter uns finden? Haben nicht, durch den Segen des Himmels, die ſchönen Wiſſenſchaften dieſes Licht angezündet, welches alles ſo vortrefflich erleuchtet?

Laß es ſeyn, daß manche ſogenannte Gelehrten dem gemeinen Weſen nichts nutzen: Ja geſetzt, daß ſie demſelben vielmehr lauter Unheil zufügen: Muß man denn deswegen die Wiſſenſchaften ſelber verbannen? Hat man ihnen dieſe Schuld beyzumeſſen? Das wäre ja die höchſte Unbilligkeit. Werden Schwerdt und Waffen; ja, werden Speiſe und Trank deswegen für ganz unnützlich gehalten; werden ſie deswegen wohl gar abgeſchafft; weil ſo viele Menſchen ſich ſelbſt, und andere dadurch unglücklich machen? Verachtet man deswegen alle Mittel der Geſundheit; weil zum öftern ein Betrüger ganz unkräftige, oder wohl gar giftige Dinge für gute Arzeneyen ausgiebt? Und wer tadelt deswegen einen unverdroſſenen Lehrer; weil ein halsſtarriger Schüler ſeinen treuen Unterricht nicht annehmen will? Warum ſoll es denn die Gelehrſamkeit entgelten, wenn ſie von ihren unvernünftigen und laſterhaften Dienern entweyhet und gemisbrauchet wird? Was geht es ſie an, wenn müßige Halbgelehrten ſich um nichtswürdige Kleinigkeiten ihre ganze Lebenszeit zanken, wenn eigenſinnige Wortforſcher um eine einzige Sylbe, ja nur um einen einzigen verlohrenen oder überflüſſigen Buchſtaben, die ganze Welt in Unruhe ſetzen? Was kann die wahre Dichtkunſt, was kann die Weltweisheit, was kann die Beredſamkeit dafür, wenn ſich ſolche Leute fälſchlich für Dichter, für Weltweiſen und für Redner ausgeben, welche doch nichts anders, als Freunde der Thorheit und Beförderer der ſchändlichſten Laſter, nichts anders als zänkiſche Grillenfänger, oder boshaftige Prediger des Unglaubens, nichts anders als hochtrabende Prahler, oder unnütze Wäſcher ſind? Und wem hat man doch die Schuld beyzumeſſen, wenn die freyen Künſte noch nicht allenthalben den Nutzen wirklich leiſten, den ſie verſprechen? Gewiß nicht ihnen ſelbſt: Sondern ihren Feinden, welche ihnen an ſo vielen Orten mit aller Macht widerſtehen, und ihr Wachsthum verhindern. Man laſſe ſie nur ungeſtört fortgehen: Ja man befördere ſie nach Vermögen: So wird man bald erfahren, daß dieſelben keinesweges ihre alte Kraft verlohren haben, jedermann vergnügt und ganze Völker glücklich zu machen.

Nunmehro werdet ihr doch endlich ſchweigen müſſen, ihr Feinde der Weisheit! euere Klagen müſſen aufhören: Euer Trotz muß ſich legen: Weil euch alle Waffen, weil euch alle Ausflüchte gänzlich benommen ſind. Entſchlieſſet euch demnach bald, was ihr thun wollet. Seyd ihr willens, eure Mitbürger zu plagen, euer Vaterland zu verwüſten, euch ſelbſt zu verderben: O ſo ſeyd ihr auf dem richtigſten Wege. Fahret nur fort auf dem ſchönen Pfade, worauf ihr getreten ſeyd. Es wird euch leicht ſeyn, euer unglückſeliges Ziel zu erjagen. Der allgemeine Untergang wird unausbleiblich erfolgen. Denket nicht, daß ihr andre Mittel finden werdet, dieſes Unheil zu verhüten, oder euren Schaden wiederum zu erſetzen. Unmöglich kann die Wohlfahrt eures Landes beſtehen, wofern ihr die freyen Künſte als unnöthige, als überflüſſige, als unnütze, als ſchädliche Dinge aus demſelben verbannet. Die verſchmäheten Wiſſenſchaften werden ihre Verachtung ganz gewiß an euch rächen. Ihr werdet euch vergeblich bemühen, zum Beſitze einer menſchlichen Glückſeligkeit zu gelangen; ihr werdet dem unvernünftigen Viehe, und den wilden Thieren ähnlich werden; ihr werdet euch ſelber verzehren, ihr werdet euch untereinander freſſen und zerreiſſen, wofern ihr dieſe mächtige Beſchützer der allgemeinen Ruhe, wofern ihr dieſe Seulen der wahren Weisheit, wofern ihr dieſe Lehrer guter Sitten, dieſe Quellen einer wahren Zufriedenheit muthwillig verſtoßet. Schämet euch dieſer Thorheit, ehe noch euer Elend vollkommen wird. Kehret um, verführete Seelen! damit eure Blindheit euch nicht endlich in einen Abgrund ſtürze, woraus keine Errettung iſt. Ehret künftig die vortrefflichen Künſte, die ihr bisher ſchändlich verſpottet habt. Werdet ſelber treue Schüler der ſchönen Wiſſenſchaften, die ihr bloß aus Unvernunft ſo einfältig beleidiget. Alsdenn wird euer Verſtand allererſt aufgekläret, euer Wille gebeſſert, euer Wandel richtig, euer Zuſtand glücklich, und eure Seele voller Zufriedenheit werden.

Rechtſchaffene Verehrer der freyen Künſte brauchen meiner Ermunterung nicht. Sie ſchmecken ſelber die Süßigkeit der edlen Wiſſenſchaften, die ich erhebe. Daher ermüdet auch ihr Eifer niemals, in denſelben noch immer weiter zu kommen. Der glückliche Fortgang, den das allerhöchſte Weſen ihren Unternehmungen gönnet, der Nutzen, den ſie ſchaffen, ihre eigene Zufriedenheit, und der Beyfall der Verſtändigen, ſind ihnen die herrlichſten Belohnungen für die treuen Dienſte, welche ſie dem Vaterlande erweiſen. Keine Feindſchaft und Verachtung der Thoren iſt ſtark genug, ſie in ihren weiſen Bemühungen im geringſten irre zu machen. Sie ſehen vielmehr die Blindheit der elenden Leute mit Erbarmen an, welche es für eine Schande halten, ſich ſelbſt und andere klüger, tugendhafter, ruhiger und vergnügter zu machen. Sie leiſten ihre Pflicht unverdroſſen, und ertragen ganz gelaſſen, was ihnen dabey wiederfähret: Weil ſie wiſſen, daß doch endlich alles zur allgemeinen Glückſeligkeit und zu ihrer eigenen wahren Ehre gereichen muß. Wohl euch, ihr erhabenen Seelen, die ihr Unverſtand und Bosheit ſo tapfer bekämpfet! Die Weisheit, der ihr dienet, wird eurer Treue nicht unvergolten laſſen. Laſſet itzo die Einfalt euch verachten! Laſſet Neid und Thorheit über euch ſpotten! zu ſeiner Zeit wird ſichs zeigen, daß euer Fleiß dennoch rühmlich, und eure Arbeit dem gemeinen Weſen erſprießlich ſey.

Deine Glückſeligkeit, edles Sachſen! muß ich noch zuletzt rühmen. Du allein biſt genug uns zu lehren, daß der Einfluß der ſchönen Wiſſenſchaften in die allgemeine Wohlfahrt ganz gewiß und unwiderſprechlich ſey. Ganz Deutſchland, ja faſt ganz Europa verehret dich, als einen Sammelplatz aller Künſte, als die Wohnung der Weisheit. Und du biſt es auch in der That. Ja allen Wiſſenſchaften zeigeſt du die allervortrefflichſten Lehren. Sprachverſtändige, Dichter, Redner, Weltweiſe, und alles, was man ſonſt nennen kann, alles iſt bey dir anzutreffen. Auch den geringſten deines Volks bleibet Kunſt und Wiſſenſchaft nicht ganz verborgen: Und den Vornehmſten deines Landes iſt ſie nicht zu ſchlecht und verächtlich. Selbſt deine Fürſten werden Freunde und Beſchützer, Kenner und Verehrer der wahren Gelehrſamkeit. Was für Nutzen bringet nicht das deinem Staate? Wie blühet nicht dabey das Wohl deiner Bürger? In ihr ganzes Leben ergießet ſich die Kraft der Wiſſenſchaften, welche bey ihnen wohnen. Woher kömmt doch ſonſt die Klugheit und Scharfſinnigkeit: Woher kömmt die Wohlanſtändigkeit

keit ihrer Sitten, welche ihre Thaten ſo rühmlich, ihre Reden ſo angenehm, und ſie ſelber bey allen beliebt macht? Ziehet nicht der Ruhm deiner Lehrer alle Völker in deine Mauren? Erwecken dieſe nicht den allgemeinen Zulauf der Fremden. Selbſt der Handel blühet und vermehret ſich bey dir, durch den Fleiß der Gelehrten. Sie erfinden, ſie lehren und vertheidigen deine weiſen Geſetze. Durch ihre Sorgfalt iſt vormals das Licht der göttlichen Wahrheit bey dir aufgegangen. Und ſo lange ihre Bemühungen ungehindert fortgehen, wird daſſelbe nicht wieder verlöſchen. Durch ſie wirſt du fähig, deinen Ruhm zu erhalten, zu erhöhen und zu vermehren, und deine Sicherheit wider alle äußerliche Anfälle mit Nachdruck zu ſchützen.

Fahre fort, geprieſenes Land, die Männer zu ehren, durch deren Eifer, dein Ruhm und deine Wohlfahrt noch täglich wächſet. Aber vergiß auch niemals, für das Leben deines Fürſten gen Himmel zu flehen. Vergiß dieſes am allerwenigſten, an dem frohen Feſte, welches dem Andenken ſeines erſten Tages gewidmet iſt. Und was für wichtige Urſachen haſt du nicht, dich dieſer Pflicht zu erinnern! Dein König ſchafft dir Ruhe, den ſchönſten Künſten ungeſtöhret nachzugehen. Deine Sorgfalt und Mühe läßt er nicht unbelohnet. Ja er ſelber machet Anſtalt, deinen Endzweck zu erreichen, und deinen Fleiß noch mehr zu ermuntern. Das alles haſt du, nächſt der Güte des Allerhöchſten, ſeinem mächtigen Schutze, ſeiner Gnade, ſeiner Weisheit zu danken. Welch eine Schande! wo du bey dem allen unerkenntlich ſeyn willſt. Allein, womit willſt du danken? Was für ein Opfer kannſt du ihm bringen? Nichts, als treue Herzen: Nichts, als heiße Seufzer, und inbrünſtige Wünſche.

Unendlicher Herrſcher! Schütze du unſern König! deine Allmacht ſtreite ſelbſt für ſein Heil! Vermehre täglich deine Gnade über ſein hohes Haus. Deine ewige Weisheit lenke und ſegne alle löbliche Unternehmungen unſers theureſten Landesvaters! Laß alle Welt erfahren, daß du ihn geſalbet habeſt, die wahre Weisheit zu befördern, deine Ehre auszubreiten, und dein Volk zu regieren! Ja auch in den allerſpäteſten Zeiten, müſſe Sachſens Wohlfahrt noch dieſe Wahrheit beweiſen: Die Aufnahme der Wiſſenſchaften und die Glückſeligkeit der Völker ſind unzertrennlich.

* * *

Auf das Abſterben
des Hochwohlgebohrnen Herrn
HERRN
Ernſt Matthiä Borken
Commendantens zu Alt-Dreßden

von

Hanns Carl von Kirchbach.

Ich fühle Geiſt und Trieb, und Regung und Gewalt:
Wort und Gedanke wächſt: mein Sinn wird dergeſtalt
Durch eine Kraft gerührt, durch ſolche Macht getrieben,
Als Dichter guter Art in ihren Liedern lieben.
Ich ſpüre ſchon den Zug, der jetzo mein Gemüth
Und den ſonſt ſchwachen Kiel zu höhern Werken zieht,
Um dieſen treuen Dienſt, den wir den Staat erweiſen,
Als eine Dienſtbarkeit, von edler Art zu preiſen.

Ihr, die ihr Rang und Werth von tapfern Ahnen erbt,
Und ihren Wapenſchmuck mit friſchem Purpur färbt;
Ihr, deren Muth und Wunſch nach Kampf und Waffen ringet,
Nach Schlacht und Siegen ſtrebt, und Furcht und Feind bezwinget:
Ihr, die des Gegners Fall zu Ruhm und Luſt erhöht:
Ihr, denen Ehr und Glück vergnügt entgegen geht;
Und wenn das Feldgeſchrey nun endlich ausgetönet,
Euch mit dem ſchönſten Zweig erkämpfter Palmen krönet.

Kommt her, kommt, ſammlet euch um dieſen Aſchenkrug!
Hier iſt die treue Fauſt, die ſich mit Lorbern trug:
Hier iſt ein edles Glied von eurem Heldenorden,
Hier iſt der theure Bork, mein Bork verſenket worden.
Was hilft doch aller Ruhm, der große Thaten ſchmückt,
Da die Vergänglichkeit auch ihn zu Boden drückt?
Was hilft die Tapferkeit mit ihren Siegeszeichen?
Der keinem Gegner wich, den zwingt der Tod zum Weichen.
Zwar, wer, wie Bork, entweicht, dem bleibt zuletzt das Feld:
Dem bringt die Flucht den Sieg. Bork lebte, wie ein Held.
Und dieß muß auch der Schluß von ſeinem Wandel ſagen:
Wohl dem, der ſo, wie er, den letzten Feind geſchlagen!
Dieß iſt der Mittelpunkt, dieß iſt ſein höchſter Preis.
Kommt, Muſen, kommt behend, ich brauche Kunſt und Fleiß,
Kommt, ſtärkt des Dichters Kraſt, bis ihm ein Lied gelinget,
Das, wie des Griechen Lied, von dem Achilles, klinget.
Greis, den kein Eigennutz von Eyd und Pflicht entband,
Greiß, deſſen Redlichkeit kaum ihres Gleichen fand,
Du wirkſt mein Heldenlied. Wer in den Ehrentempel
Durch Treue treten will, der ſeh auf dein Exempel.
Ihr, die ihr Fürſten treu und hold gedenkt zu ſeyn,
Prägt euch den Lebenslauf des treuen Borkens ein.
Soll euer Adelſtamm ſo, wie der ſeine, grünen,
So müßt ihr auch ſo treu, als der Erblaßte, dienen.
Was iſts, daß man ſein Schwerdt aus tapferm Eifer wetzt,
Den Feinden Abbruch thut, und ſie in Schrecken ſetzt;
Wenn das Gewiſſen ſtets von ſtillen Wunden blutet,
Und man den Himmel ſelbſt, als ſeinen Feind, vermuthet?
Ein wirklich edler Held muß, ſonder falſchen Schein,
Des Himmels wahrer Freund, der Laſter Gegner ſeyn.
Kurz: Soll ihm einſt der Weg zu Sieg und Ruhm gelingen,
So muß er erſt ſich ſelbſt, und dann den Feind bezwingen.

Dadurch ward Borkens Ruhm ſo hoch empor gebracht,
Die Kenntniß ſeiner Pflicht hat ihn ſo ſtark gemacht:
Des Himmels Furcht und Gunſt war ſein Panier im Kriege,
Die Loſung bey der Schlacht, die Beute nach dem Siege.
Wenn ſein geſtählter Arm durch Helm und Panzer drang,
Sein ungehemmter Fuß auf Wall und Schanze ſprang,
Und wenn ſein Muth zugleich der Feinde Macht gebunden,
Hat ſeines Glaubenskraft Gott ſelber überwunden.
Wer zählt die Proben nach, die dieſen Ruhm bewährt?
Wer zählt das übrige, was Borkens Geiſt verklährt?
Und was man ſonſt an ihm, in ſchönerm Schmuck, erblicket,
Als wenn man Cäſars Haupt mit Stern u. Lorbern ſchmücket.
So hoch ihn Stamm und Blut im Adelſtand erhob;
So hoch, und höher noch, ſtieg ſeiner Tugend Lob:
Weil ihre Regungen ihn ſo voll Eifer machten,
Als müßt er, was er war, erſt noch zu werden trachten.
Wer kennt der Borken Ruhm und ihre Dienſte nicht?
Ihr Ruhm wirft jetzo noch ein ſtralenreiches Licht,
Und einen Gegenſchein von Segen, Ehr und Glücke,
Bis in die Mitternacht der ältſten Zeit zurücke.
Dieß blinkt und funkelt ſchon viel hundert Jahre lang:
Selbſt Fama ſagt davon in manchem Lobgeſang,
Sie hilft der Sippſchaft Ruhm durch ihre Väter krönen,
Und was? Sie ſpricht davon ſtets ſchöner in den Söhnen.
Grünt Stephans[*] Heldentreu nicht noch ohn Unterlaß?
Iſt, was Andreas[**] dort, der Pommern Cyneas,

Durch

---

[*] Stephan Bork, hat in vielen Feldſchlachten in- und auſſerhalb dem römiſchen Reiche, vornehmlich im franzöſiſchen Kriege, A. 1555. viel Ruhm erworben. Siehe Zugabe zum Stammbaum des Geſchlechts der Borken, Bl. 22.

[**] Andreas Bork, iſt Fürſtl. pommeriſcher geheimder

Kriegs-

Durch Treue, Rath und Witz für Glanz und Schmuck erworben,
Nicht, wie ſein edler Trieb, den Erben zugeſtorben?
Was dem, der *** vor der Zeit das ſchwarze Trauerſpiel,
Da Guſtav-Adolph ſelbſt auf Lützens Feldern fiel,
Mit tapferm Abſcheu ſah, von Muth und Treu getrieben,
Iſt in Matthiens Ruhm gedoppelt ſchon beklieben.
Du biſts, voll Ehr und Glück in Gott entſchlafner Greis,
Du hielteſt Helm und Schild, und aller Ahnen Preis
Nur für entlehnten Putz, und nur für fremde Sachen,
Und wollteſt ſie durch dich dir eigenthümlich machen.
Die Tugend zog dich ſelbſt bey Hof und Waffen auf:
In beyden folgteſt du der größten Männer Lauf:
Auf beyde pflanzteſt du, zum Nachruhm deiner Ahnen,
Der Treue Lorberſtrauß, der Väter Ritterfahnen.
Dieß iſt die edelſte, die ſchönſte Dienſtbarkeit,
Die uns vom Pöbel zieht, der Eltern Glanz erneut.
Bey ſolcher Dienſtbarkeit bricht man viel Siegesreiſer:
Sie hebt ein alt Geſchlecht bis an die höchſten Häuſer:
Die Tugend wird geſchützt; es geht die treue Hand,
Die Gott und Fürſten dient, mit Ruhm durch jedes Land:
Und Fremde, die ſo treu, als wie gebohrne Sachſen,
Die mögen ebenfalls bey unſern Schwerdtern wachſen.

Hat

Kriegs- und Landrath geweſen. Er hat auch den Ruhm hinterlaſſen, daß wie er im Herzen aufrichtig und wahrhaftig: Alſo habe er keinen Unfug leiden können, ſondern iſt ſolchem allezeit durch ſeine tiefe Einſicht und beſondere Beredſamkeit zuvor gekommen. e. d. Bl. 34.

*** Adrian Borke, hat den König, Guſtav Adolph, von Schweden in verſchiedenen Feldſchlachten als Edelknabe begleitet, iſt auch bey dieſes Königs Tod in der Schlacht bey Lützen in großer Gefahr geſtanden.

Hat Sachſen, welches dich aus Norden an ſich zog,
Und wo dein Glück bey nah die Hoffnung überwog,
Seit dem du es begrüßt, ſeit zehnmal ſieben Jahren,
Nicht manche treue That von ſeinem Bork erfahren?
Der Churhut hat ſeit dem vier Prinzen ausgeſchmückt,
Doch dein Verdienſt um ſie blieb immer unverrückt:
Es hat dich nach und nach, (vollkommne Jugendproben!)
Vom edlen Knabenſtand zum General erhoben.
Wie rühmlich haſt du dir den Weg darzu gebahnt!
So manches Beyſpiel dich zum Folgen angemahnt,
So manches hat dein Trieb, voll Eifer und Vergnügen,
Wie dein Verdienſt noch jetzt, den Nachruhm überſtiegen.
Die Sprachen, Ritterſpiel, und Stück- und Pulverkunſt [*]
Erwarben dir ſo fort der größten Prinzen Gunſt,
Nach welcher Wink du ſtets dein ganzes Thun gewöhnet,
Die deinen Fleiß gereizt, die deine Treu gekrönet.
Kaum kam dein muntrer Fuß mit Glück und Wohlergehn,
Von Maaß- und Seinenſtrand, gleich Römern von Athen,
In Sachſen wieder an: So nahmſt du Bley und Degen,
Und giengſt und eileteſt der Feinde Wuth entgegen.
Was deine Treu gewirkt, und was dein Arm bekriegt,
Wie oft der Feind verſpielt, wie oft dein Fürſt geſiegt,
Und alles überhaupt, was dir nebſt ihm gelungen,
Das wird durch Famens Mund Europen vorgeſungen.

---

[*] Ihro Churf. Durchl. Johann George II. haben aus beſondern Gnaden ihn A. 1667. die Artilleriekunſt lernen laſſen, und als Er A. 1668. den 10. April die Feuerwerkerkunſtprobe in des Churfürſten Gegenwart glücklich, und wohl abgelegt, haben ſie ihm ſelbſt einen Lehrbrief unter dero eigenen Hand und Churinſiegel gnädigſt ertheilet.

Dort, wo der Saracen den Roßſchweif ausgeſteckt,
Die Mörderſehne ſpannt, das deutſche Reich erſchreckt,
Das hohe Wien berennt, den dicken Wall beſtreitet,
Und Blut, und Flucht, und Spott, und Band, und Tod erbeutet:
Dort halfſt auch du zugleich dem Anfall widerſtehn,
Der Barbarn Schwarm zerſtreun, der Sachſen Ruhm erhöhn.
Dort hörte man den Feind mit Graus und Zittern fragen:
Kann das ein Ritter thun; wie muß der Feldherr ſchlagen?
Ich ſehe noch, wie da Johann George focht,
Wie dieſes Löwenherz vor Eifer faſt gekocht,
Wie er ſich für das Reich mit Guth und Blut verbirget,
Wie Er voran gekämpft, wie du ihm nachgewürget.
Geprieſne Tapferkeit! die dort und ſo vielmal
Dieß alles ausgeführt, was Rath und Ruhm befahl:
Die ihre Siege zwar; doch keiner Wuth gewohnet,
Und, wie dein Kriegsheer that, der Ueberwundnen ſchonet.
So klingt dein Lebenslauf; jedoch wer hört dabey,
Wer hört, erblaßter Bork, und rühmt nicht deine Treu,
Die Treue, die bey dir des Königs Heil bewachet,
Und dich, ſo fremd du biſt, zum Patrioten machet?
Wie heilig war dir ſtets die Vorſchrift deiner Pflicht,
Und wie verhaßt ſodann, was dieſer widerſpricht?
Du hätteſt Blut und Herz für deinen Herrn gegeben!
Und ſtarbſt du nicht für ihn; ſuchſt du für ihn zu leben.
Dein König iſt es werth. O! Friederich Auguſt,
Welch Auge ſieht dich an, und ſieht nicht ſeine Luſt?
Welch Herze denkt an dich, und muß nicht hitzig wallen?
Wer hört, wer ſpricht von dir, und fühlt kein Wohlgefallen?
Man dient dir ſtets vergnügt; du herrſcheſt, kriegſt und ruhſt;
Doch alles, was du denkſt, und was du ſchaffſt und thuſt,
Das macht, daß Fried und Glück in Kirch und Staat bekleiben:
Und nichts iſt ſchimpflicher, als dir nicht treu verbleiben.

Du brauchſt nicht, uns mit Huld aus Vorſatz zuerfreun;
Dein Blick, dein Wort, dein Thun iſt lauter gnädig ſeyn:
Die aber, die das Glück beſondrer Huld erleben;
Die machſt du doppelt froh; obgleich beſchämt darneben.
Man weis, daß du auch hier dem Himmel ähnlich biſt,
Daß keine Pflicht ſo groß, als deine Wohlthat, iſt.
Man thu auch was man will, man ſterbe deinetwegen,
So bleibt die Schuld doch ſtets dem Abtrag überlegen,
Dieß rühmteſt du auch, Bork, Auguſtens Güte nach,
Dieß machte, daß kein Trieb dein Treu-ſeyn unterbrach.
Viel eher wollteſt du dir und den deinen ſchaden,
Als irgend den Verdacht der Untreu auf dich laden.
Du fürchteſt allezeit nach edler Seelen Pflicht,
Des Himmels Rächerhand. Wer Eid und Treue bricht,
Den kann die Strafe bald mit Blitz und Donnerkeilen,
(Recht! wem es alſo geht,) gewaltig übereilen.
Drum ſchrieb dein edler Sinn dir immer Regeln für,
Wie recht zu handeln ſey, und du gebotheſt dir,
Auch nicht das mindeſte nur einmahl anzuheben,
Davon du nicht vermocht, gleich Rechenſchaft zu geben.
So edel lebteſt du; weil dich ſo Pflicht als Amt
Zur Treu und Redlichkeit und Tugend angeflammt,
Dein treugefließner Dienſt war deine Kron und Zierde,
Und ſtets gehorſam ſeyn die höchſte Ruhmbegierde.
Allein der Tod iſt es, der dieſe Treu und Pflicht,
Die edle Dienſtbarkeit nun endlich unterbricht.
Der macht, daß wir zuletzt den Göttern dieſer Erden,
Die unſre Treu erkannt, im Sterben untreu werden.
Ach ja! da dein Auguſt, nunmehr erblaßter Held,
Dich ſtets getreu gehabt; da dich kein Gut, kein Geld
Von ſeinem Dienſt enthielt: So iſt es itzt geſchehen,
Daß er ſich muß von dir auf ſtets verlaſſen ſehen.

Nicht ſo? Entſchlafner Greiß, dieß alles ſtehet feſt,
So viel, als deine Treu dir Nachruhm hinterläßt;
So viel man auch an ihr vom Wachsthum wahrgenommen:
Iſt ihr des Königs Huld doch ſtets zuvor gekommen.
Die nahm an Größ, und Kraft, wie du, an Jahren, zu,
Sie gab dir Ehr und Glück, ſie gab dir Luſt und Ruh;
Doch wollteſt du dafür was gleiches wiedergeben:
So müßteſt du gewiß noch eins ſo lange leben.
Allein du ſtirbſt nunmehr! doch wie vergnügt und groß!
Du ruhſt dem Himmel itzt, wie vor dem Glück, im Schooß:
Und haſt vor aller Welt den ſeltnen Ruhm erworben;
Wie Clitus dort gelebt; wie Gravellan geſtorben!
Du ſtirbſt an Ehre, Glück und Sieg und Leben ſatt.
Wohl! wer den Schauplatz ſo, wie du, betreten hat,
Daß Lob und Wahrheit ſelbſt des Läſtrers Lippen ſtopfen,
Und heimlich Neid und Feind noch in die Hände klopfen.
Jedoch was ſpricht nunmehr dein theures Haus darzu?
O! wie beklagt doch das den Hinfall ſeiner Ruh!
Was nützt der Jubeltag von deinem Myrtenfeſte?
Für Myrten wachſen ihm itzt nur Cypreſſenäſte.
Und alſo ſtirbſt du auch den Deinen noch zu früh?
Wie ſehn ſie insgeſammt? wie ſchmerzlich lernen ſie,
Daß, wenn verjährter Schnee von hohen Bergen fließet,
Sich insgemein im Thal ein ſtrenger Strom ergießet,
Wie weint Eliſabeth, das Muſter edler Treu!
Wie redlich iſt ihr Schmerz! itzt lernt ſie, was das ſey,
In dir, erblaßter Vork, den Ausbund edler Gaben,
Gehabt, doch leider! itzt nur bloß gehabt zu haben.
Ach! Söhn, und Tochter ſehn den ängſtlichen Verluſt
Mit Thränen kläglich an. Was drückt der Enkel Bruſt?
Wer hört nicht Land und Stadt und Hof und Feſtung klagen:
Ein tapferer Soldat wird hier ins Grab getragen.

Vergieb, gebeugtes Haus, auch meiner Pflicht hierbey,
Und daß der Schüchternheit gedämpftes Angſtgeſchrey
Das deinige verſtört, und Lieb und Leid mich zwingen,
Dieß falbe Lorberblatt zu Borkens Gruft zu bringen.
Ich, der ich ihm vor dem ein Jubellied gebracht,
Empfinde. wie ſein Tod die Wehmuth rege macht,
Und muß, da Zeit und Ort das Band der Zunge trennen.
Den Schmerz in meiner Bruſt durch Kiel und Hand bekennen.
Jedoch ſo ſehr der Fall, o Greis, dein Haus erſchreckt,
Mit Traurigkeit erfüllt, mit Nacht und Schatten deckt:
So muß es den Verluſt doch freylich nun erleiden;
Du haſt die Seligkeit und den Genuß der Freuden.
Es führt dein Alter an, das du erfüllet haſt:
Denn ſolches wird zuletzt nur eine ſchwere Laſt.
Es preiſet deinen Ruhm, den du bey uns erworben:
Du lebſt bey jedermann, als ob du nicht geſtorben.
Ich ſeh dich noch im Tod als meinen Lehrer an,
Von dem, Hochſeliger, ich völlig lernen kann:
Wie man dem Könige ſoll treu und redlich dienen;
Mich dünkt, es iſt dein Geiſt mir itzt darzu erſchienen,
Der mich das lehren ſoll. Jedoch dein Lebenslauf,
Den dieſes Lied erhöht, klärt meine Sinnen auf,
Und treibet mich ſo wohl, als deinen frommen Samen,
Dir, in Auguſtens Dienſt, an Treue nachzuahmen.
Hier ſtarret meine Hand: Hier fällt die Feder hin:
Hier fragt die Ewigkeit, warum ich traurig bin?
Und zeigt mir unſern Bork, in aufgeklärter Ferne.
Sein heitres Antlitz glänzt, ſein Kleid beſchämt die Sterne.
Sie prägt ſein Bild auf Erzt: Sie rühmt es mir, und ſpricht:
Dort lebt, dort ſiegt mein Bork; Bork lebt und ſinket nicht.
Denn ſeiner Treue Ruhm muß Tod und Fall verhindern,
Doch wer ihn ſelbſt verlangt, ſieht ihn in ſeinen Kindern.

Die
Wohlthäter des Standes Zürich

von

Johann Jacob Bodmern.

Prof. in Zürich.

Ihr Stifter dieſes Staats, die in den dunkeln Jahren,
Da Wiſſenſchaft und Witz ein Spiel der Mönche waren;
Eh Hohenſtaufen noch des Reiches Zepter ſchwang,
Und als dieß Heldenhaus mit Papſt und Irrthum rang;
Der Freyheit ſchmalen Pfad, die wild und ungebunden
In Deutſchland irre lief, durch ſtille Liſt gefunden:
Wenn ihr für Zürichs Ruh die Nächte durchgewacht,
Und unter Zärings Hand daſſelbe groß gemacht,
Auf daß die Nachwelt euch die Arbeit lobend zahlte,
Daß eurer Namen Glanz bis auf die Enkel ſtralte;
Wenn nicht ein beſſer Gut den Sinnen vorgeſchwebt,
Ein Gut, das ſeinen Lohn auf eignen Schultern hebt;
So war die ſchöne Müh, in Anſehn eu'r, verdorben:
Denn eure Namen ſind ſo wohl, als ihr, geſtorben.
Das unerbittliche hartnäckigte Gerücht
Entzog uns euer Thun und Seyn aus dem Geſicht.
Geſetzt auch, daß einmal der ſelſame Gelehrte,
(Der die verſtorbne mehr als Lebende verehrte,)
Von einem Namen noch ein Ueberbleibſel las,
Das auf der alten Haut des Wurmes Zahn vergaß:
So bleibts mit ſeinem Herrn im Cabinet verſchloſſen,
Vom menſchlichem Geſicht und Umgang ausgeſtoſſen;

Und kömmt es ungefähr ans Tageslicht hervor;
Wie zerrt der wilde Schall ein leckerhaftes Ohr!
Der rauhe Schweizer ſelbſt, der ſonſt nicht weich gewöhnet,
Erſchrickt und flieht davon, wenn ſolch ein Nam' ertönet;
Wenn Bruhunt, Gmyrſer, Pſ[illegible]g am Haupt der Zwölfe ſtehn,
Und Futſchin, Broſima, Leipſch im hintern Gliede gehn.
Alleine laſſet euch den Schaden nicht betrüben,
Ob keine Sylbe ganz von euren Namen blieben;
Nachdem euch ſelbſt der Tod in ſeinem Arm erdrückt,
Was traurt man, daß er auch die Namen hingerückt?
Hat euer wahres Lob der Wurm gleich längſt zerbiſſen,
Und können wir nicht mehr die theuren Namen wiſſen;
Genießen wir doch ſtets die Frucht von eurem Seyn:
Ihr legtet zu dem Staat den Grund und Eckeſtein.
Der klugverfaßte Bau läßt uns noch heute leſen,
Daß ſeiner Macher Kopf mit Witz erfüllt geweſen.
Es war nicht ſeine Schuld, daß er zu Trümmern fiel,
Es war der Menſchen Schuld, der tollen Ehrfurcht Spiel.
Wo lebt das weiſe Haupt, das einen Staat erfinde,
Der unzerbrechlich ſey, verſchloſſen aller Sünde,
Wenn ein verruchter Menſch, den Geiz und Ehrſucht treibt,
Was zu der Herrſchaft führt für wohlerlaubet gläubt?
Sie hielten ſich zu hoch für die gemeinen Rechte,
Die wären nur ein Zaum für bürgerliche Knechte,
Und bänden nicht den Herrn, der ſie im Hirn erdacht,
Und nicht nach der Natur, und Völkerrecht gemacht.
Von ihrem Anſehn voll, verdrüßig aller Schranken
Mißkennten ſie das Volk, dem ſie es ſollten danken:
Daher entſtund ihr Fall. Brun nahm des Volks Partey,
Und lehrt es ſeine Kraft und jener Tyranney.
Er rief dem Volke zu, im Rathe Platz zu nehmen;
Die Ritter mußten ſich mit einem Theil bequemen.

Er ſelbſt vergaß ſich nicht, und kartete das Spiel,
Daß ſchier die meiſte Macht ihm in die Hände fiel.
Jedoch er brauchte ſie zum Wachsthum nur des Standes,
Und kennte keinen Nutz, als nur des Vaterlandes.
Durch ihn ward Zürch ein Glied im alten ewgen Bund,
Der auf deſſelben Macht, als ſeiner Vormaur, ſtund.
Dadurch verdienet er ein Lob, das ewig funkelt,
Das Jetweyl nicht beſleckt, und keine Nacht verdunkelt.
Brun ward ins Grab gelegt, indeſſen blieb der Staat;
Sein Geiſt kam auf das Volk und ſelber auf den Rath.

Das fünfte hundert Jahr ſliegt über unſern Köpfen,
Noch regt uns Brunen Geiſt und läßt uns nicht erſchöpfen.
Stört etwan einer ihn in ſeinem freyen Lauf:
Schwang er ſich jederzeit vom Boden wieder auf.
In dieſer Zeit gebahr die Stadt viel theure Väter,
An Weisheit, Gütigkeit und Tugend irdſche Götter;
Bey denen nie das Herz der Amtspflicht widerſprach,
Die Brunen Staatsgebäu, wo es ſich allzu ſchwach
In dem Gebrauche wies, aus Einſicht ſtärker machten,
Und zur Vollkommenheit, ſo weit es fähig, brachten,
Doch daß ſein Fundament und die Verfaſſungsart,
So es von Brun empfieng, ſtets beybehalten ward.
Für dieſes preiſet Sie der jüngſten Nachwelt Samen,
Und nennet ehrfurchtvoll die ihm geliebten Namen,
Ein Dichter kleidt ihr Lob in manche Dichtart ein,
Und giebt, durch ſeinen Witz, ihm einen hellern Schein.
Zu ſchweigen dünket ihm ein Staats-und Amtsverbrechen,
Hingegen Pflicht, den Kopf und Reim zu radebrechen.
Auch mir ſtößt Pegaſus, der ſeinen Reuter kennt,
Und keinen Zügel hört, den Kopf ans Firmament.

Dort, wo die Milchſtraß Nachts mit Sternenlicht
gegründet
Sich, einem Gürtel gleich, um unſern Himmel windet,
Hat ehmals ein *) Poet durch ſeines Geiſtes Macht
Und fruchtbare Natur ein Land hervor gebracht:
Ein Land mit Glanz erfüllt, mit Schatten abgeſetzet.
Nichts iſt daran verſäumt, was Aug und Naſ' ergötzet.
Auch fehlt es dieſem Land an ſeinen Menſchen nicht.
Wer ſein Geſchlecht und Volk durch Wohlthun ſich verpflicht,
Und es in ſeiner Pflicht ſein beſtes Glück gelehret,
Wer der Natur Geboth in Satzungen erkläret,
Das ſonſt unleſerlich ein dunkler Buchſtab bleibt,
Geſetzt obs ingeheim die Röth ins Antlitz treibt;
Fliegt an denſelben Ort von dieſer niedern Erden,
So bald er ledig wird der irdiſchen Beſchwerden.

In eines ſtillen Thals beliebtem Aufenthalt,
Nächſt einem grünen Zelt von einem Lorberwald,
Sieht man abſonderlich die werthen Helden ſtehen,
Durch welche Zürich ſtieg, und paar bey paare gehen.
Die Liebe ihrer Stadt lebt noch in ihrer Bruſt,
Sie fühlen itzo noch an Zürichs Wohlfahrt Luſt,
Und ſehn auf ſeinen Staat mit ſorgensvollem Blicke,
Betrübt in ſeinem Leid, erfreut in ſeinem Glücke.

(*) Opitz im dritten Buche der poetiſchen Wälder über den Abſchied Erzherzogen Carlens von Oeſterreich:
Es iſt ein ſchöner Ort hoch über allen Lüften,
Der uns von fernen hier, aus dieſen tiefen Klüften,
Scheint weiß zu ſeyn als Milch, in den ein jeder Held
Von Gott verſetzet wird, nachdem er dieſer Welt
Hat gute Nacht geſagt, hier ſieht man prächtig ſtehen
Den großen Conſtantin.

Was einem Staate Freund aus Untern machen kan;
Von Mehrung Volks und Gelds ein neuformirter Plan;
Des Rath und Volkes Band; die innerliche Schwäche;
Leiht ihnen mehrentheils Materie zum Geſpräche;
Wie ſich ein freyer Staat aus Einſicht Grenzen ſetzt,
Nach ſeinem eignen Maß ſein Unternehmen ſchätzt;
Den größern unbekannt ſie nicht zu nahe kennet;
Gern einem ſchwächern Freund ein ſtreitig Stücke gönnet,
Das jenem vieles bringt, ihm ſelber nichts verſchlägt;
Sich in ſich ſelbſt verhüllt, in ſich ſein Glücke trägt;
Wie dieß nur ſicher iſt, was man ſich ſelbſt kann geben;
Die Ruhe ſich verliehrt durch heftiges Beſtreben;
Wie oft ein Sieger ſelbſt im Siegen unten liegt,
Sein Helfer erſt den Feind und dann den Freund beſiegt;
Wie Rom die halbe Welt in ſeine Macht bekommen,
Und die beſiegte Welt zu Bürgern angenommen;
Athen ſein ächtes Blut mit fremden nicht entehrt,
Und die Bezwungnen eh mit Schwerdt und Mord verheert;
Und was für Sätze mehr die Staateskunſt erfindet,
Die ſich auf die Geſchicht der klügſten Völker gründet.
Dieß iſt zu jeder Zeit in jenem Lorberwald
Ihr unerſchöpflicher beliebteſter Unterhalt.
Daneben ſehn ſie oft mit rückgewandtem Blicke
Auf die Begegniſſen, die ſie belebt, zurücke,
Ein jeder hält ſich gern bey ſeinen Thaten auf,
Und ſtellt ein Stücke vor aus ſeinem Lebenslauf;
Erzählt, was er im Staat und Gottesdienſt gebeſſert,
Womit er Zürichs Macht und Herrlichkeit vergröſſert,
Mit was für Ungefäll der Zeiten er gekämpft,
Und in der Aſche noch ein glimmend Feu'r gedämpft;
An welchem Ort ſein Blut für Land und Recht geronnen;
Was für berühmte Schild und Fahnen er gewonnen.

In dieſer Gegend kam der vierte Eſcher an,
Er drückt den großen Tritt auf die beblümte Bahn,
Indem er wundernsvoll die Erde dorten ſiehet,
Die ungewöhnlich ſchön mit fremden Blumen blühet.
Doch wird er mehr gerührt, und lieblicher bewegt,
Wenn er von Stück zu Stück ſein Leben überlegt;
Wovon ihm vor dem Haupt manch ſchönes Denkbild ſchwebet,
Wie er für andre mehr, als für ſich ſelbſt gelebet.
Die Väter ſahen ihn von ferne anwärts gehn;
Vergnügen nimmt ſie ein, den werthen Mann zu ſehn.
Mit feyrlichhohem Staat ward er da aufgenommen;
Man hieß ihn hier und dar aufs zärtlichſte willkommen.

Der Herr erkannte bald, in der vermengten Schaar,
Die Helden, welchen er das Leben ſchuldig war;
Nebſt andern, die er ſich, ſeit ſeiner zarten Jugend,
Zum Vorbild vorgeſetzt, entzündt durch ihre Tugend;
Den, welcher Cappels Schmach verſenkt in tiefe Nacht,
Der die geglittne Stadt zum rechten Punct gebracht;
Die, ſo das Vaterland bey ſtiller Ruh erhalten,
Als Frankreichs Ludewig das deutſche Reich zerſpalten,
Und zu deſſelben Fall ſein ganzes Reich erregt;
Die Schweiz ſtund unbewölkt, am Anker, unbewegt;
Die, welche Berchtolds Stadt geeilet zu entſchütten;
Als Leuenberg mit ihr um Nüchtlands Reich geſtritten;
Daß er die Herrſchaft ihr nicht aus den Händen wand,
Daß Oeſtreich in der Schweiz nicht ſpäte Rächer fand,
Verwehrte mit der That der fromme Bundsverwandte,
Der ihr zum Schutze mehr, als gute Redner, ſandte.

Er ſah auch jene, die, von Zwingels Sinn geregt,
Der geiſtlichen Gewalt den Kappzaum angelegt;

Daß nicht der Menſchen Lehr den Gottesdienſt verdrünge,
Daß nicht die Hierarchie im Staat die Fahne ſchwünge;
Auch jenen, welcher lebt, als Zwingels Blut zerrann,
Der in dem Feld verlohr, im Cabinet gewann.
Er ſah die, ſo die Schweiz vom deutſchen Reich entbunden,
Das ſelbige vordem mit ſich in eins gewunden
In ſeinem Würbel ſchleppt, und dahinwerts verſchlug,
Wohin es die Gewalt des eignen Würbels trug:
Nicht anders, als die Erd im Anbeginne machte,
Daß ihr des Mondes Ball, als ihr Trabante, wachte,
Dieweil er im Begriff von ihrem Würbel ſtand,
Und gänzlich in der Macht der Erden ſich befand.
Aniezo drehet ſich die Schweiz im eignen Kreiſe,
Und bindet ſich nicht mehr an eines andern Weiſe.
Sie macht den Mittelpunct von ihrer eignen Sphär,
Und rollet, wie die Sonn, auf ſich alleine her.
Beſonders ſah er dort von andern unterſchieden
Den hitzgen Stüſſe gehn, mit ſich nicht wohl zufrieden,
Dieweil er Friedrichs Grimm zur Unzeit aufgeweckt,
Daß er zum Bürgerkrieg die Fahnen ausgeſteckt.
Grauſamer Friederich! der ſelbſt im Sterbbett wütet,
Und bey geſetztem Sinn Krieg zwiſchen Freunden brütet;
Weil er in Freundeshand die Mörderklinge ſpielt,
Die in der Freunde Bruſt mit doppeln Schmerzen wühlt.
Doch allzuraſche Hand! die einem grimmgen Feinde
Sich allzuleicht gelehnt auf oft-bewährte Freunde.
Zwar Stüſſe meynt es gut, das Schickſal widerſprach,
Und kehrt in ſchlimmre Noth die vorgenommne Rach;
Als er aus blindem Zorn den Oeſterreichern rieſe,
Und ſichrer bey dem Feind, als Bundsgenoſſen, ſchlieſe,
Nachdem er lieber ſich den Feinden unterzog,
Als unter Freundes Fuß den ſteifen Nacken bog.

Man konnte dazumal die Ritter von den Pfauen,
Mit Zürchern untermiſcht, in einem Truppe ſchauen.
Damit verlehre Zürch, durch eines Mannes Schuld,
Der Bundsgenoſſen Herz und langverdiente Huld.
Und was es da verlohr, Vertrauen, Huld, Verdienſte,
Die Frucht von manchem Jahr, kam Nüchtland zum Gewiñſte.
Wenn Stüſſe bey ſich ſelbſt das Unglück überlegt,
Das er wohlmeynend that, wird all ſein Blut erregt.
Er klagt ſich ſelber an, und wünſcht ſich ſelbſt zu meiden;
Nur Waldmann mag er noch zu ſeiner Seiten leiden,
Des Pöbels Götzenbild, der ihn anbethend ehrt,
Und mit derſelben Hand, die ihn geweiht, zerſtört.
Sie fielen beyde gleich, aus allzuviel Vertrauen,
Indem ſie auf ſich ſelbſt und Freundesworte bauen.
Zu ihnen nahet oft der Bürgermeiſter Schön,
Und meynt an Treu und Fall den beyden gleich zu gehn.
Den Stüſſe, wie er ſagt, hat dieß verunglücket,
Daß er mit Oeſtreichs Volk die Schweiz und Zürch gedrücket;
Schön fiel, dieweil er ſich zu eben dem verpflicht;
Und Waldmann, weil ihm dieß die Misgunſt angedicht:
Und aller dreye Schuld iſt meiſt daher gefloſſen,
Weil ſie ihr Zürch beſchützt vor ſeinen Bundsgenoſſen.
Alſo entbürdt ſich Schön, und, wenn ihr ihme glaubt,
Verdienten Dank für Schimpf er und ſein Ehrishaupt.
Wann Stüſſ und Waldmann ihn von Undank hören klagen,
So können ſie ihm Gunſt und Mitleid kaum verſagen.
Mehr andre konnte dort der vierte Eſcher ſehn,
Die wir aus Vorſatz hier mit Schweigen übergehn;
Sonſt, eh wir ſie gezählt, ſo würden dunkle Schatten
Den Himmel überziehn und dieſen Tag beſtatten.
Die Helden fragten nun den neugekommnen Gaſt,
Auf weſſen Schultern itzt des Stands durchlauchte Laſt,

Des Volkes Wohlſahrt ruh, wer für die Bürger wache,
Und ſich mit Gutes thun das Land verbindlich mache?
Der Herr that ihnen drauf, mit wohlberedtem Mund,
Des Staats verneutes Glück durch dieſe Worte kund:
Es fehlet Zürch noch nicht an wohlgeſchaffnen Seelen,
So die Natur mit Fleiß verſehen zum Befehlen,
Mit Hoheit des Verſtands und Willens ausgerüſt;
In deren Minen man den Ernſt des Geiſtes lieſt;
Die vieler Völker Staat, Geſetze, Sitten, Weſen,
Beſondrer Weisheit Art und Tugenden geleſen;
Die eines jeden Pflicht nach ſeinem Amt und Stand,
Und Alter, und Geſchlecht gelernet und erkannt;
Die auch das Zärtliche von einem Verſe fühlen,
Und vom Carpzove matt mit Brockes lehrreich ſpielen.
Auch lebt noch mein Gefährt im Bürgermeiſterthum;
Was Cicero gethan, entzündt durch Ehr und Ruhm,
Thut dieſer, ſeine Pflicht und Neigung zu erfüllen,
Und folgt der Tugend nach, nur um der Tugend willen,
Mit ſtill doch ſtarkem Schritt; wär gleich der Nachruhm nicht
Der Tugend Erb und Theil, er folgte Herz und Pflicht.
Wie aber ſoll ich izt den großen Mann erheben,
Dem Zürichs Glücksſtern dieß, jüngſt mein, Amt gegeben?
Für dieſen Geiſt gehört die männliche Geſtalt; *
Ein Wort, ein jeder Blick zeigt freundliche Gewalt,
Die unbewachte Thür ſteht Fremdlingen auch offen,
Und einen Blick von ihm kan der Geringſte hoffen,
Sein Anſehn köm̃t vom Recht, ſein Wort wird ihm zur Pflicht,
Er iſt ſein ſelber Herr und ſeiner Bürger nicht:
Fiel gleich der Glanz von ihm, er würde nicht gemeiner,
Denn wir ſind gegen ihn auch in dem Innern kleiner;
In dem erhabnen Haupt ruht ein geſetzter Sinn,
Ein wohlbereichert Hirn und kluge Ordnung drinn.

---

* Parodie.

Er that noch mehr hinzu mit ſüßberedter Zungen,
Die Worte legten ſich in Sätze ungezwungen,
Der ſchöne Ausdruck war ſtets den Gedanken gleich,
An Worten war er kurz, und an Gedanken reich.
Doch graut mir, ſeine Red in Verſen nachzuſprechen:
Ich fürchte, ihre Kraft aus Blödigkeit zu ſchwächen.
Oft welz ich den Begriff im Kopfe hin und her,
Und dehne Wort und Reim die Läng und über Quer:
Wenns doch nicht fließen will, ſo laß ich Zorn und Gallen
Auf das gezwungne Spiel des Sylbenmaßes fallen.
Zu ſagen, was ich denk, erlaubt daſſelbe nicht,
Das in ſechs Gliedern geht und in der Mitte bricht;
Am Körper lang genug, behülflich deſto minder,
Mit Füſſen wohl verſehn, doch darum nicht geſchwinder.
Die deutſche Sprachart iſt von langen Wörtern voll,
Und läuft in lange Sätz; ein Metrum ſteht ihr wohl,
Das ſie geraumer ſetzt, und nicht ſo enge ſchließet.
Der Bruch hemmt ihren Lauf, daß ſie nur langſam fließet;
Nicht anderſt ſchleppt ein' Schlang, an einer warmen Bach,
In mitten durchgebohrt, den Schweif beſchwerlich nach.
Poeten, die ihr noch an Lethens Ufern ſchwebet,
Nur in der Möglichkeit und nicht im Weſen lebet,
Wenn einſt der Schickung Wort, das immerfort gebiehrt,
Euch aus dem öden Thal des Undings rufen wird,
So nehmt Hofmeiſters Lob auf eure ſtarken Flügel,
Und ſprechts den Muſen vor an des Parnaſſus Hügel:
Bemächtigt euch des Stoffs zu niegepflückten Preis,
Der nur auf einen harrt, der ihn zu bilden weis.

* * *

Auf die Vermählung
des Freyherrn von Boetzelaer
mit der
Fräulein von Stöcken
von
M. Georg Chriſtian Ibbeken.

Ein aufgeblaſnes Nichts, des Hochmuths eitler Schein;
Soll das ein hoher Stand, ſoll das der Adel ſeyn?
Nein! nur die Einfalt pflegt den Blick darauf zu wenden:
Ein Weiſer läßt ſich nicht durch ſolche Thorheit blenden.

Was hilfts, daß Hypſegen den ſteifen Kopf erhebt;
Da doch ſein matter Geiſt nur ſtets am Staube klebt.
Daß Schild und Name noch den hohen Urſprung zeigen;
Da ſeine Sitten ſich zum tiefſten Pöbel neigen?
Was hilft es, daß ſein Mund von altem Adel pralt?
Daß ſeiner Ahnherrn Schaar ihn manchen Saal bemalt?
Daß die Geſchicht uns noch von ſeines Hauſes Helden
Viel Gutes angemerkt, viel ſeltne Thaten melden?
Was hilft dem Praler das, daß er von ihnen ſtammt,
Da doch in ſeiner Bruſt kein edles Feuer flammt?
Da ſeine Dunkelheit der Väter Glanz verdecket,
Und ſeiner Laſter Schimpf den alten Ruhm beflecket?

Zur Schande dient es ihm, zum Spott vor aller Welt:
Daß ein ſo wildes Reis von edlen Stämmen fällt.
Ja Momus ſpricht wohl gar: Sein Urſprung ſey erlogen,
Und ſeines Witzes Reſt von Würmern ausgeſogen.

Verkreuch dich, armer Held, mit der erborgten Pracht,
Die bey den Klugen dich nur zum Gelächter macht!
Dein Adel muß ſich erſt in beſſerm Putze zeigen:
Dann wird man ſich im Ernſt aus Ehrfurcht vor dir beugen.

Doch ſeht! dort zeigt ſich ſchon ein ſo erwünſchtes Licht!
Seht, welch ein ſeltner Glanz ſtralt uns ins Angeſicht!
Dort prangt ein edler Zweig vom edeln Stamm entſprungen,
Dem aller Adern Gang ein munters Blut durchdrungen:
Ein Zweig, wo Blühe und Frucht den hohen Urſprung zeigt,
Und der durch eigne Kraft noch immer höher ſteigt;
Den ſein erhabner Geiſt vom Pöbel unterſcheidet;
Der ſtets der Weisheit folgt; der alle Thorheit meidet;
Der mit Verſtand und Muth nach wahrem Lobe ringt,
Und durch des Himmels Trieb der Laſter Brut bezwingt;
Der nicht mit Ahnen pralt: Nein, ſelbſt ſein Stam̃haus ehret;
Weil er den alten Ruhm mit neuer Tugend mehret:
Das heißt ein rechter Held, der ſo das Alterthum
Erhebt und übertrifft, das iſt des Adels Ruhm!
Den müſſen Volk und Land für ihren Schutz erkennen,
Und Feind und Neider ſelbſt verehrungswürdig nennen.

Dir, dir gebührt dieß Lob vollkommen edles Paar!
Du ſtellſt das ſchönſte Bild vom wahren Adel dar!
Du darfſt an Großmuth nicht den größten Seelen weichen;
Und doch darf auch vor dir die Demuth nicht erbleichen.

Wie prächtig ſtralt dein Glanz, erhabner Bräutigam!
Ganz Holland kennt und ehrt den ungemeinen Stamm,

Der großen Boetzelaers: Von dem biſt du entſproſſen,
Von dem iſt Stand und Blut und Geiſt auf dich gefloſſen.
Die Hoheit der Geburt war zwar dein erſtes Glück:
Doch Stand und Ueberfluß hielt nie den Fleiß zurück:
Nein! Tugend und Verdienſt, die mußten dich erheben,
Die haben dir den Preis bey deinem Volk gegeben.
Das Wohl des hohen Staats ruht mit in deiner Hand;
Du wohnſt der Sorgfalt bey, womit dein Vaterland
Die Freyheit feſt erhält, den Handel weiter treibet,
Und vor der Feinde Wut beſchützt und ruhig bleibet.

Doch, ach! wie ſtrauchelt oft der allerſtärkſte Geiſt,
Wenn ihn der Liebe Macht in ihre Feſſeln reißt!
Dein aufgeklärter Witz weis auch hier nichts von Fehlen:
Du kannſt, im Lieben ſelbſt, nichts als das Beſte wählen.
Kein blendend Afterlicht bezaubert deine Bruſt:
Die Braut, die dich entzückt, iſt ſelbſt des Himmels Luſt,
Ihr hoher Urſprung war mit deinem ſchon verbunden;
Und ſo wird auch ihr Geiſt dem deinen gleich befunden.

Ihr Dichter, deren Fleiß das Kleinſte nicht vergißt,
Was ſchön und ſonderbar und lobenswürdig iſt,
Ihr mögt hier emſig ſeyn, und eure Kunſt beweiſen,
Den äußerlichen Glanz der ſchönen Braut zu preiſen;
Beſinget ihren Stamm, erhebt der Glieder Pracht,
Beſchreibt den holden Blick, der ſie ſo reizend macht:
Mein Kiel erſtarret ſchon, da er ſich nur ihr Weſen,
Und ihres Geiſtes Kraft zum Gegenſtand erleſen.

Der Eltern kluge Zucht und eignes Tugendbild
Hat ihr vollkommnes Kind mit reger Luſt erfüllt,
Den Laſtern zu entfliehn, die Thorheit zu verlachen,
Sich ſelbſt durch Witz und Kunſt und Tugend groß zu machen,

Der deutſchen Treue bleibt das freye Herz geweiht:
Und doch prangt Wort und Schrift mit Frankreichs Zierlichkeit.
Wie manches ſaubre Werk iſt ihrer Hand gelungen!
Wenn hat ihr Saitenſpiel nicht Ohr und Herz bezwungen?
Der Unſchuld reinſter Schmuck, der ihren Wandel ziert,
Die edle Munterkeit, die man an ihr verſpürt,
Bezaubern jedermann: Der Höchſte muß ſie ehren,
Und auch der Tiefſte darf nicht furchtſam von ihr kehren.

Das alles, großer Mann, das hat auch dich bewegt,
Daß ſich dein ſtarker Geiſt in ihre Feſſeln legt.
Sonſt giebſt du keinem nach: Itzt läßt du, voll Vergnügen,
Von deiner Heldinn dich als Eigenthum beſiegen.
Jedoch, du ſiegeſt auch, indem ſie dich bezwingt;
Weil ſie ſich ſelber dir zum Gegenopfer bringt.
O doppelt ſchöner Sieg! Wer ſoll den Preis erlangen?
Ihr Beyde ſollt euch ſtets mit gleicher Luſt umfangen?

Unendlich hohes Gut! von dem die Regung ſtammt,
Die dieß vollkommne Paar mit reiner Brunſt entflammt:
Dein Rath hat ſie vereint! dein Arm muß ſie beſchützen!
Kein Unfall darf auf ſie und ihren Samen blitzen!

Auf! edle Bataver! Holt ſie mit Jauchzen ein!
Laßt ſie und ihr Geſchlecht euch ſtets zur Zierde ſeyn!
Glück zu! ruft Oldenburg: Denn auch ſein Ruhm muß ſteigen;
Da Hollands Häupter ſich zu ſeinen Töchtern neigen.

Von der
Gemeinſchaft gelehrter Geſellſchaften,
an HERRN
M. Johann Georg Lottern,
als er Profeſſ. der Beredſamkeit
in Petersburg wurde
im Namen der deutſchen Geſellſchaft zu Leipzig
abgelaſſen von
M. Fried. Wilh. Stübner.

Hochedelgebohrner und Hochgelahrter,

Hochgeehrteſter Herr Profeſſor,

Unſere deutſche Geſellſchaft hat ſchon ſeit einiger Zeit auf eine bequeme Gelegenheit gehoffet, bey welcher ſie eurer Hochedelgebohrnen denjenigen Dank öffentlich abſtatten möchte, den dero Gütigkeit gegen dieſelben verdienet. Eure Hochedlgebohrne haben ihre Verſammlungen faſt fünf Jahre lang aufs fleißigſte beſuchet: Seit dem nemlich die Geſellſchaft dieſelben unter ihre Mitglieder zählen kann. Diejenigen, welche darinnen zugegen geweſen, wiſſen am beſten, mit was für Eifer dieſelben für das Wohl der ganzen Geſellſchaft jederzeit beſorgt geweſen. Doch können auch andre, die nicht eben zu unſrer Zahl gehören, Zeugen davon ſeyn. Dero deutſche Schriften ſind die unverwerflichſten Proben derjenigen Fähigkeiten, die eure Hochedelgebohrne zur Beförderung unſrer gemeinſchaftlichen Abſichten unermüdet angewendet haben. Unſer Bücher Vorrath konnte ſich ſchon, vor dero Beytritte zur Geſellſchaft, eines anſehnlichen Zuwachſes rühmen, den ihm dero Freygebigkeit verſchaffet hatte. Nachher aber und bis itzt hat er ſie in ſo reichem Maße erfahren, daß ſolches alleine die ganze Geſellſchaft zu einer öffentlichen Dankbezeigung verbinden könnte; wenn auch alle übrige Vortheile nicht gerechnet würden, welche ihr eure Hochedelgebohrnen zugewendet haben. Kurz: Dero Gegenwart und Perſon, Gunſt und Arbeiten, Freygebigkeit und Gelehrſamkeit haben uns und unſerem Vorhaben mehr als auf eine Art Ehre und Vorſchub gebracht. Bey ſo vielen Gründen zur Dankbarkeit habe ich nicht nöthig, an dero Verdienſte um die gelehrte Welt überhaupt, zu gedenken. Sie haben vor denen um unſre Geſellſchaft, unter andern auch darinnen einen merklichen Vorzug, daß ſie nun von der weiſen Vorſehung mit einer ſo reichen als würdigen Beförderung belohnet werden. Die letzten können von uns mit nichts anders erwiedert werden, als mit einer herzlichen Beyfreude über das verdiente Glücke, das Denenſelben zu Theile geworden iſt, und mit einem eben ſo aufrichtigen Glückwunſche zu demſelben und zu der Reiſe, welche dieſelben nächſtens antreten werden. Es iſt mir von der Geſellſchaft aufgetragen worden, dieſe Regungen der Dankbarkeit und des Wohlwollens, welche das Gemüthe aller Glieder eingenommen haben, eurer Hochedelgebohrnen in einem gedruckten Schreiben anzuzeigen. Hätten dieſelbe nicht alle Mitglieder einer gleich genauen Freundſchaft gewürdigt: So wollte ich wünſchen, daß die Vollziehung dieſer Schuldigkeit einem aufgetragen worden wäre, der weniger Freundſchaft von denenſelben genoſſen hätte, als ich; oder der wenigſten nicht ſo lange mit denenſelben in Vertraulichkeit zu ſtehen, die Ehre gehabt hätte. Ein ſolcher würde dero gute Eigenſchaften mehr nach Würden beſchreiben können, als mir erlaubt iſt: Er würde weiter als ich von dem Verdachte entfernet ſeyn, als würde er von Freundſchaft und Gewogenheit zu einem Bekenntniſſe veranlaſſet, daran die Höflichkeit mehr Theil hätte, als es der gegenwärtige Fall erlaubet.

Um eurer Hochedelgebohrnen bekannte Beſcheidenheit durch eine dieſesmal unnöthige Erzählung von dero allgemein erkannten Verdienſten nicht zu beleidigen, habe ich mir vorgenommen, denenſelben einige Gedanken von dem Urſprunge der Akademien der Wiſſenſchaften, wieder zu Gemüthe zu führen. Sie ſind aus den erſten öffentlichen Reden entlehnet, die bey Eröffnung der feyerlichen Verſammlungen gehalten worden, welche eben die Kaiſerliche Academie der Wiſſenſchaften zu Petersburg, in die Eure Hochedelgebohrne aufgenommen worden, jährlich anſtellet. Dieſelben haben ſie ſchon ſonſt, wie ich weis, nicht ohne Vergnügen geleſen. Ich hoffe, daß es meiner Schrift, die ihren Beyfall erhalten muß, zum Vortheile gereichen werde, wenn der vornehmſte Inhalt derſelben ſchon einmal fähig geweſen iſt, denenſelben zu gefallen. Wäre ich eben ſo gar ſtrenge an eine Rechtfertigung meiner Wahl gebunden: So könnte mir die gute Gelegenheit zu allerhand Betrachtungen zu ſtatten kommen, die ich bey dieſer Materie über dero vortheilhafte und wichtige Veränderung anſtellen kann. Vielleicht misfällt auch mein kurzer Auszug aus einer lateiniſchen Rede einem deutſchen Leſer nicht, dem etwa dieſes Blatt in die Hände gerathen möchte.

Es iſt faſt kein Zweifel, daß nicht einmal eine Zeit geweſen ſeyn ſollte, darinnen ſich gar niemand um die Erkenntniß der verborgenen Urſachen von Dingen bekümmert hätte, die man mit den Sinnen wahrnimmt. Sollten wir den Muthmaßungen der bloßen Vernunft trauen: So würde man dieſen Zuſtand vielleicht in die allererſten Zeiten der Welt ſetzen. Es giebt aber Gelehrte, die aus der Offenbarung das Gegentheil wiſſen wollen, und den erſten Menſchen, wo nicht zum größten, doch auch nicht zum geringſten Weltweiſen machen. So gewiß dieſe letzten Gedanken von einigen zu weit getrieben werden; ſo ſicher kann man auch annehmen, daß dieſe Philoſophie des erſten Menſchen, ſie mag groß oder geringe geweſen ſeyn, ſich, wie der wahre Dienſt Gottes, bey den Nachkommen faſt gänzlich verlohren habe. Wenig Völker, die das Glück einer äußerlichen Offenbarung nicht genoſſen haben, wiſſen ältere Philoſophen aufzuweiſen, als die Griechen, mit ihren berufſenen ſieben Weiſen, thun können. Dieſe haben nicht ſowohl durch ihr Erkenntniß, als dadurch den Namen der Weltweiſen verdienet, daß ſie ihre Nachkommen durch ſinnreiche Sprüche auf dasjenige, damals noch unbekannte Ding, aufmerkſam gemacht haben, das wir nun mit dem Worte: Weltweisheit, benennen. Alle Erkenntniß iſt von ſchlechtem Nutzen, und kurzer Dauer, wenn ſie nur bey wenig einzelnen Perſonen bleibet. Man ſah daher bald die Nothwendigkeit ein, Schulen aufzurichten. Dieſes war das bequemſte Mittel, neue Weltweiſen zu ziehen, und den Umfang der natürlichen Erkenntniß zu erweitern. Dieſe erſten Weltweiſen eröffneten ihre Schulen aus eigenem Antriebe, und ohne daß ſie von der Obrigkeit dazu gedungen wurden. Vermuthlich ſind in allen Wiſſenſchaften diejenigen Schüler die älteſten, die ohne Entgeld, aus bloßer Begierde, die Wahrheit fortzupflanzen, gelehret wurden. Das gemeine Weſen hat ſich ſelbſt einen anſehnlichen Theil ſeiner Macht, ſo zu reden, entzogen, und den Regenten in die Hände geleget. Was war demnach billiger, als daß die Obrigkeiten hinwiederum einen Theil der ihnen anvertrauten Gewalt auf die Ausbreitung nützlicher Wahrheiten verwendeten? Die Gunſt, welche ſich einzelne Weltweiſe bey groſſen Herren erworben hatten, hat in den ältern Zeiten der Gelehrſamkeit insgemein, viel genutzet; in den neuern aber die Aufrichtung niederer und hoher öffentlicher Schulen, die Obrigkeiten zu Vätern der Gelehrſamkeit gemacht. Ueber der Mittheilung entdeckter Wahrheiten hat man vergeſſen, die heilſamen Abſichten der Fürſten ganz zu erfüllen. Um diejenige zu unterrichten, welche ſich lernens wegen auf dergleichen Schulen begeben hatten, wiederholte man von Zeit zu Zeit die Lehren der Vorgänger. Man dachte dabey wenig ans Weitergehen. Man erleichterte den Schülern die Arbeit durch bequemere Lehrbegriffe, in welchen der ganze Jnhalt der Gelehrſamkeit, als in ſeinen Schranken, verſchloſſen blieb. Es iſt merkwürdig, aber ganz natürlich, daß einzelne Perſonen auch hier den Anfang zu einer fernern Verbeſſerung des Zuſtandes der Weisheit machen mußten. Ein Kepler in Deutſchland, ein Galiläi in Jtalien, und ein Des Cartes in Frankreich, überwanden die Gefahr, welche die Entdeckung neuer Wahrheiten damals begleitete. Ihr Beyſpiel belehrte die Welt, daß die Quelle der Wahrheiten weder erſchöpfet, noch verſeiget ſey. Kaum ſah man die Bahn, auf der man weiter gehen konnte; ſo fühlte man das Unvermögen, alles Denkwürdige anzumerken, ſo lange ein jeglicher nur einzeln dieſe Straße wandeln würde. Es war wiederum nicht die Sorgfalt und Vorſicht der Fürſten, ſondern der freywillige Eifer etlicher Privatperſonen Schuld daran, daß ſich viele Gelehrte untereinander vereinigten, die zur Entdeckung neuer Wahrheiten mehr durch einen innerlichen Beruff, als durch äußerliche Vortheile aufgemuntert wurden. Zu Paris und Oxford thaten ſich Geſellſchaften gelehrter Männer hervor, welche kein Befehl der Obern, ſondern bloß die Luſt an dem Wachsthume der Gelehrſamkeit, zuſammengebracht hatte. Die Bürger der Republiken haben ſich ſehr wohl vorgeſehen, da ſie die Sorge für das gemeine Beſte gewiſſen Oberherrn aufgetragen haben. Dieſes wiſſen und erfahren wir an vielen wichtigen Proben. Iſt dieſes nicht auch eine, daß ſich die Regenten dieſer Privatgeſellſchaften gar zeitig annahmen, und ſolche Zünfte ihres Schutzes würdigten? Theilten ſie nicht alſo den Ruhm des durch ſie beförderten Wohls aller Bürger mit dieſen deswegen vereinigten Gelehrten? Zeigten ſie nicht der Welt mit ihrem Beyſtande, daß es ihnen, nach entdeckten Mitteln zur Beförderung der Gelehrſamkeit, nicht am Willen fehle, zu einem ſo heilſamen Endzwecke behülflich zu ſeyn?

Endlich ſtellten ſich die geſegneten Zeiten ein, da die mächtige Sorgfalt hoher Häupter den ſchwachen Bemühungen der Privatperſonen, in Erhöhung der Gelehrſamkeit, zuvorkam. Nach einem Großherzoge zu Florenz, ſtifteten ein unvergleicher Friedrich, und ein großer Petrus, Geſellſchaften zum Aufnehmen der Wiſſenſchaften, da ihre Vorgänger nur ſchon errichtete Societäten gut hieſſen und beſchützten. Jenen Churfürſten von Brandenburg hat kaum eine neue königliche, und dieſen Großfürſten von Rußland kaum eine angenommene kaiſerliche Krone, nebſt allen Heldenthaten im Kriege, und andern weiſen Anſchlägen im Frieden, der Welt werther und merkwürdiger gemacht, als dieſe neue Art, die Wiſſenſchaften höher zu treiben. Dieſe unſchätzbare Regenten haben diejenigen freyen Regungen durch einen ſüßen Zwang überwunden, mit denen Gelehrte an dem Aufnehmen der Wiſſenſchaften arbeiten können. Dieſe Herren haben der gelehrten Welt Geſetze vorgeſchrieben, wornach man ſich zum Beſten der Gelehrſamkeit richten ſollte; da die Fürſten vorher gleichſam gewohnt waren, erſt von den Gelehrten dergleichen Geſetze anzunehmen. Sie haben die Liebe zum Erfinden nicht bloß geſtärket, ſondern erreget. Nunmehr wurden die Gelehrten bey dem Baue der Wiſſenſchaften nützliche Werkzeuge in der Hand der Fürſten; da vorher, wider die Ordnung der Natur, bey nahe das Werkzeug den Meiſter getrieben hatte. Wir leben nun in der frohen Zeit, da Regenten in Beförderung der Gelehrſamkeit faſt nicht mehr auf die Vorſchläge ihrer Unterthanen warten, ſondern gar Ausländer zu ſich ruffen, um die Einheimiſchen aufzuwecken; da ſonſt in dieſem Stücke das Haupt faſt von dem Winke ſeiner Glieder regieret wurde.

Keine Glückſeligkeit endlicher Dinge kann ſo groß werden, daß ſie eines fernern Zuwachſes unfähig wäre.

Daher iſt die Frage weder verwegen, noch unnütze, ob man bey der erſtbeſchriebenen Vollkommenheit unſers Zuſtandes, was den Fortgang in Wiſſenſchaften anbetrifft, auf eine weitere Verbeſſerung hoffen dürfe? Die allgemeinen Gründe von der Vollkommenheit der Geſchöpfe zeigen uns, wiewohl manchmal von weiten, und ſehr dunkel, noch immer viele Grade zu überſteigen. Wir bleiben, auch bey erreichten hohen Stuffen, nach der Art umſchränkter Creaturen, von dem Gipfel der Vollkommenheit, in allen unſern Umſtänden immerdar noch entfernet. Hier gilt es nicht ſowohl Erreichens, als Näherns.

Hochgeehrteſter Herr Profeſſor, ich weis, daß wenigſtens ſie, nach ihrer Einſicht in die Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten der menſchlichen Erkenntniß, billiger, als vielleicht andere Leſer, ſeyn werden. Sie werden mirs nicht verargen, wenn ich mich wage, über die bisher bemerkten Grenzen noch einen kleinen Schritt zu thun; wenn ich der beſchriebenen Glückſeligkeit noch einen kleinen Zuwachs anwünſche. Iſt nicht noch dieſes übrig, daß zwiſchen den Geſellſchaften, die in verſchiedenen Ländern unſers Welttheiles aufs löblichſte errichtet worden, und in mancherley Theilen der Gelehrſamkeit aus allen Kräften arbeiten, mehr Verſtändniß wäre, mehr Unterhandlungen gepflogen, und häufigere Nachrichten gewechſelt würden, als zur Zeit geſchiehet? Und wäre dieſes nicht eben itzt die nächſte Stuffe, die zu Erreichung des gemeinſchaftlichen Endzweckes zu erſteigen wäre? Es iſt mir bekannt, daß man ſchon an mehr als einem Orte, eben dazu alle nöthige Anſtallten gemacht habe. Haben nicht Rußlands Regenten und Regentinnen, ſeit Einrichtung der petersburgiſchen Akademie, dafür aufs weislichſte Sorge getragen, daß alles und jedes, was von dieſer Akademie heraus, oder an dieſelbe hinein zu ſenden iſt, auf einem ſo weiten Wege, dennoch ohne Beſchwerde der Gelehrten hin und wieder kommen kann? Leuchten nicht eben daraus die weiſen Abſichten der mächtigſten Beſchützerinn derſelben, auf eine ſolche Gemeinſchaft gelehrter Geſellſchaften unter einander, aufs deutlichſte hervor? Es erfähret dieſe angeſehene Akademie ihrer unvergleichlichen Monarchinn Freygebigkeit auf vielfache Weiſe. Mitten unter den koſtbaren Kriegsrüſtungen, womit dieſe Heldinn die Ehre ihrer Bundesgenoſſen unterſtützet und durch Erfüllung der Bündniſſe die Sicherheit ihres großen Reiches auf künftige Zeiten befeſtiget, iſt ihre Akademie der Wiſſenſchaften nicht nur bey dem ruhigen Genuſſe der reichſten Vortheile, die ſie von der Stiftung und andern Beſchenkungen her beſitzet, ungeſtört erhalten, ſondern gar noch mit einer überaus großen Summe Geldes, aus wahrhaftig kaiſerlicher Freygebigkeit, beſchenket worden. Unter dieſen Wohlthaten ſind auch die herrlichen Anſtalten zu einem Briefwechſel mit auswärtigen Gelehrten, bey allen dieſen Umſtänden, bisher ununterbrochen unterhalten worden. Ich wollte mich auch auf die Geſetze der erneuerten königlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris beruffen, unter welchen das XXVII. zwar der ganzen Akademie anbefiehlet, mit ausländiſchen und inländiſchen Gelehrten fleißig Briefe zu wechſeln: Allein es iſt gleich beygefüget, daß man denen Gliedern einen Vorzug bey Beförderungen einräumen werde, die ſich mit ſolchem Schreiben am fleißigſten beſchäfftigen würden. Alſo iſt dieſes wohl nur eine Privatſache geweſen, dazu der König nicht einmal die zur Beſtreitung nöthigen

Unkoſten herzuſchieſſen verſprochen hat. Unterdeſſen iſt doch auch dieſer Befehl ein Zeugniß von der Nutzbarkeit eines ſolchen Briefwechſels für ganze Geſellſchaften. Ja es kommen dabey alle die Urſachen vor, die einzelnen Perſonen gerathen haben, in gelehrte Geſellſchaften zuſammen zu treten. Gelehrte, die aus einer gemeinen Abſicht und nach Anſchlägen arbeiten, die ſie einander mittheilen, kommen weiter, als wenn jeder für ſich noch ſo eifrig bemühet ſeyn würde. Ungemein viel mehr Gutes muß die Mittheilung derjenigen Anſchläge wirken, die von ganzen Geſellſchaften gefaſſet worden.

Ein Gelehrter weis ſich nicht allemal für ſich ſelbſt zum Beſten zu rathen: Und ſeine Anſchläge nutzen doch oft einem andern, dem ſie kund gemacht werden. Der Vorſatz, den eine ganze Geſellſchaft beurtheilet und billiget, iſt mehr überlegt, und meiſtens freyer von Fehlern. Seine Mittheilung muß daher auch nutzbarer ſeyn. In der Politik bringt man, mit Erleichterung des Nachdenkens, die Pflichten ganzer Geſellſchaften gegen einander heraus, wenn man einzelne Perſonen durch Erdichtung an jener Stelle ſetzet. Die Vereinigung einzelner Gelehrten iſt in den Geſellſchaften ſchon zu Stande gekommen. Könnte man nicht mit Wahrheit, an ſtatt der Vereinigung der Perſonen, eine gemeinſchaftliche Eintracht aller gelehrten Geſellſchaften noch einführen, oder wenigſtens derjenigen, die in ihren Abſichten nicht allzuweit von einander abgehen? Die Entfernung des Ortes würde dieſes zwar ſchwerer, aber nicht ganz unmöglich machen. Wer weis nicht, daß die Briefe bey Abweſenden eben das wirken, was die Unterredungen bey Gegenwärtigen thun? Je weitläuftiger die Abſichten einer ſolchen Geſellſchaft ſind;

deſto größer muß die Anzahl ihrer Glieder ſeyn. Allein, man laſſe dieſe ſo groß ſeyn, als ſie immer iſt, ſo bleibt ſie in Anſehung ihres Endzweckes doch noch, und vielleicht ſo ſehr eingeſchränkt, als das Vermögen eines einzigen Gelehrten in Anſehung einer Wiſſenſchaft. Niemals kann einer ſolchen Geſellſchaft Zuſtand ſo vollkommen werden, daß ihr die Erinnerungen, das Beyſpiel, die Verſuche einer andern Geſellſchaft in einem andern Reiche, nichts mehr ſollten nutzen können; wenn ſie zumal faſt nach ähnlichen Abſichten ſtreben. Selbſt verſchiedene Abſichten zwoer ſolcher Geſellſchaften heben noch nicht allen Vortheil auf, den ſie von einander nehmen können. Die Weltweiſen behaupten aus ihren Gründen eine Verbindung aller Dinge in der Welt. Sie werden darüber von denen bey nahe verlacht, welche diejenigen Verknüpfungen leicht für Träume anſehen, deren Band man nicht mit Händen greifen, oder mit Augen ſehen kann. Und dennoch iſt es gewiß, daß Dinge, die dem erſten Anblicke nach, außer aller Verbindung zu ſtehen ſcheinen, oft genauer zuſammenhängen, als andere, deren Verknüpfung eher in die Sinne fällt. Der Zuſammenhang aller Theile der Gelehrſamkeit iſt zu meinem Glücke nicht allein von Weltweiſen, ſondern von Rednern, Poeten, und vielen andern Scribenten, mit den deutlichſten Zeugniſſen beſtätigt werden, die bey manchem mehr Eindruck machen, als die bündigſten Gründe. Ich könnte ſie in großer Menge anführen, wenn ich nicht die Weitläuftigkeit vermeiden müßte. Selbſt diejenige vornehme Geſellſchaft, von der eure Hochedelgebohrne in kurzer Zeit als ein gegenwärtiges Glied aufgenommen werden ſollen, hat ſchon in ihrer Einrichtung die Mathematik und Phyſik mit der Hiſtorie und Critik verbunden. Der Zuſammenhang dieſer Wiſſenſchaften iſt vielleicht vielen verborgen, die ſich von hohen Gedanken über allgemeine Begriffe entwöhnet haben. Unter den Pflichten der königlichen Societät zu Berlin, von der eure Hochedelgebohrnen auch ein Mitglied ſind, iſt nicht nur Critik und Litteratur, nebſt den mathematiſchen Wiſſenſchaften und der Naturlehre, ſondern auch, nebſt der Hiſtorie, die Erlernung noch lebender, ſonderlich morgenländiſcher Sprachen, von dem erleuchteten Stifter zugleich begriffen worden. Die königliche engliſche Geſellſchaft der Wiſſenſchaften räumet in ihren Sammlungen der Hiſtorie auch einen Platz ein. Eure Hochedelgebohrnen haben ſich mit Ueberſetzung einiger italieniſcher Bücher des Herrn Marggrafen Maffei in die lateiniſche Sprache, wie mit dero andern eignen Schriften, die gelehrte Welt verbindlich gemacht: Und ſind mit einer ähnlichen Arbeit an noch einem Buche dieſes groſſen Gelehrten beſchäfftiget. Sie bewundern und lieben ſein Werk: Verona illuſtrata, und ſeine darinnen enthaltene Abhandlung von dem alten und prächtigen Schauplatze dieſer Stadt. Iſt es nicht wahr, daß dieſe Ausführung, ſelbſt in ihrer Eintheilung, zeiget, wie unentbehrlich Mathematik und Hiſtorie einander ſind, und mit was für Vortheil beyde einander hülfreiche Hand leiſten? Zwo Wiſſenſchaften, die denen, welche ſich in beyden nicht genug umgeſehen haben, weiter als Himmel und Erde, von einander abgeſondert zu ſeyn ſcheinen. Die ſcheinbare Verſchiedenheit der Abſichten gelehrter Geſellſchaften iſt alſo wohl kein zulänglicher Einwurf gegen das Verſtändniß derſelben, das ſie gleichſam in eine allgemeine Geſellſchaft ſammlen würde.

Jedoch habe ich hier nur von gelehrten Geſellſchaften insgemein, ohne Deutung auf einige ins beſondere gehandelt. Niemand gerathe auf die Gedanken, als hätte ich meinen Vortrag auf die kaiſerliche Akademie der Wiſſenſchaften zu Petersburg, und die deutſche Geſellſchaft zu Leipzig gerichtet. Ich kenne den allzugroßen Unterſcheid dieſer zwo Geſellſchaften allzuwohl. Die Abſichten der letzten ſind ungemein viel eingeſchränkter, als der erſten ihre. Die Sachen, womit ſich beyde beſchäfftigen, ſind ſo ſehr getrennet, daß kaum zwo andere Geſellſchaften in der Welt mit unterſchiednern Dingen umgehen können. Jene genieſſet der Großmuth und Freygebigkeit einer allerdurchlauchtigſten Kaiſerinn, die es, wie in andern Eigenſchaften, ſo auch hierinnen, andern gekrönten Häuptern theils gleich, theils zuvor thut. So wenig unſere Geſellſchaft in dieſen Vorzügen an die petersburgiſche Akademie reichet, ſo angenehm iſt es uns hingegen, daß wir wenigſtens, in Anſehung des Mitgliedes, deſſen Gegenwart uns zwar entzogen wird, dennoch mit einer ſo anſehnlichen Geſellſchaft nicht außer aller Verbindung zu ſtehen, das Glücke haben. Gereicht es nicht unſerer Geſellſchaft zur Ehre, daß wir einen geſchickten Mann aus unſerm Mittel, an eine ſo vornehme Geſellſchaft überlaſſen können? Wir ſind erfreuet, daß die petersburgiſche Akademie eben bey uns denjenigen Gelehrten findet, den ſie unter ſo reichen Belohnungen, als kaum anders woher zu erwarten ſind, auf den öffentlichen Lehrſtuhl der Beredſamkeit und Alterthümer ruffen kann. Das unparteyiſche Urtheil einer ſo erleuchteten Geſellſchaft, von der Fähigkeit eines unſerer Mitglieder, macht, daß wir des Verluſtes vergeſſen, den wir durch Entziehung eines der fleißigſten aus unſerer Zahl, erleiden. Wir hoffen, daß Ew. Hochedelgebohrne auch in der Abweſenweſenheit, die bisherige gute Neigung für unſere Geſellſchaft beybehalten, und unſerer redlichen Bemühungen allezeit beſtens gedenken werden. Wir wünſchen Denenſelben nicht nur eine glückliche und vergnügte Reiſe, ſondern auch beſtändige Geſundheit, und alles erſprießliche Wohlergehen bey Dero Aufenthalt in Petersburg an. Da Dieſelben das Wohl der Wiſſenſchaften bisher ſo unermüdet befördert haben, ohne durch äuſſerliche Vortheile dazu beſonders aufgemuntert zu werden; was wird man bey der ſtarken Aufmunterung, die in Petersburg auf dieſelben wartet, nicht zu hoffen haben?

Ob es wohl genug bekannt iſt, daß Dero Schriften nicht nur in Deutſchland, ſondern auch auswärts ſehr wohl aufgenommen worden ſind: So erinnere ich mich doch mit Vergnügen des geneigten öffentlichen Urtheiles, von einer Ihrer letzten Schriften, welches ich Eurer Hochedelgebohrnen aus Italien unlängſt zu zeigen Gelegenheit hatte. Könnte wohl ein deutlicherer Beweis davon gefordert werden, daß Dero Verdienſte ſo weit gegen Morgen als gegen Abend bekannt geworden ſind, als Dero jetzige anſehnliche und wichtige Beförderung? Ich freue mich hierüber auch für meine Perſon von Herzen, und wünſche aus Dero geehrteſtem Briefwechſel allezeit die erfreulichſten Nachrichten ſo wohl von Dero Wohlſeyn, als auch von dem blühenden Zuſtande der kaiſerlichen Akademie zu erfahren. Zu beyden machen mir die hohen Eigenſchaften einer allerdurchlauchtigſten Monarchinn die gewiſſe Hoffnung, welcher geheiligte Perſon ich in tiefſter Ehrfurcht und Unterthänigkeit, aus beſondern und eigenthümlichen Gründen, zu bewundern und zu verehren vor andern Urſache habe. Wenn ich ſowohl in meinem, als einer ganzen Geſellſchaft Namen zu reden hätte: So würde ich dieſe Gründe gewiß nicht verſchweigen.

Vergleichung
der Schulen und Gärten

von

Johann Daniel Denſo,

Königl. Prof. und der Schulen in Stargard Sub-R.

Was junge Pflanzen ſind, die kaum des Gärtners Fleiß
Vor Wildheit, Froſt und Brand genug zu hüten weis;
Das ſind, mein Leſer, auch der Jugend theure Pfänder,
Ein Anwachs edler Zucht, die Zier beglückter Länder.
Seht dort das zarte Reis, wie es das Land durchſticht;
Wie ſchwer der ſchwache Halm aus Sand und Erde bricht,
Wie ſich der weiche Stamm beym kleinſten Lüftchen ſchmieget,
Und voller Ohnmacht noch gedrückt zur Erden lieget.
Wie leicht frißt Sturm und Froſt die dünne Wurzel ab,
Und ſenkts, durch frühen Tod, ins ſelbſt-gemachte Grab!
Wie leicht zertritt mans nicht und überwirfts mit Erden
Und ſeine Wiege muß zu ſeinem Grabe werden.
Ja ſeiner Mutter Gunſt, wenn ſie zu gütig iſt,
Macht, daß das fette Holz die frühe Fäulniß frißt,
Daß Wildheit alle Kraft der ſüſſen Früchte hindert,
So wüſte Räuber nährt, als reiche Tugend mindert.
Da müht der Gärtner ſich; er baut das ſtrenge Feld,
Daß er den Ueberfluß von ſeiner Flur erhält:

Setzt Scheer und Meſſer an, durch ein gemäßigt Schneiden,
Der Aeſte wilden Wuchs vorſichtig zu vermeiden.
Ja wenn er Miswachs ſieht und ſpätes Kranken merkt,
Iſt ſtets ſein Sinn beſorgt, bis er die Stämme ſtärkt,
Bis er das ſchwanke Holz an ſteife Stützen bindet,
Den angefreßnen Baum bedeckt, umgräbt, bewindet.
So iſt die Jugend auch: Seht dieſes Kindchen an!
Da ſich nicht Leib, nicht Sinn vor Ohnmacht regen kann:
Seht doch den matten Fuß; bemerkt ſein wankend Zagen,
Wie deſſen Glieder kaum den leichten Körper tragen.
Die Zunge ſpricht mit Müh, was Sinn und Auge wählt,
Und täglich ſieht mans doch, daß Zung und Sinn gefehlt,
Daß Knie und Fuß gewankt; daß ſie mit neuem Schaden,
Mit wiederhohlter Noth aufs neue ſich beladen.
Schließt hier der Eltern Müh, die ihr nicht Eltern ſeyd,
Wie Sorge da der Angſt die ſtrengen Hände beut.
Da ſucht der Mutter Treu, durch unermüdet Wachen,
So, wie ſie ſelbſt ſich ſchwächt, den Erben ſtark zu machen.
Hier ſucht das Kind zu gehn. Wie? Freunde, ſeht ihr nicht
Der Mutter ängſtlich Aug und fliehendes Geſicht?
Sie mißt ſchon jeden Tritt und ſinkt das Söhnchen nieder,
So fleucht ſie eilend auf, erhebt die ſchwachen Glieder.
Hier hat des Kindes Hand ein Stülchen angefaßt,
Es ächzt, es ſchwitzt, es ſtöhnt bey der ergriffnen Laſt:
Der Vater greift mit an; und wenn ers leicht gehoben,
Sucht er des Kindes Fleiß und kleine Kraft zu loben.
Verlachte Müh und Fleiß! da bald der Krankheit Wind
Die zarten Glieder fällt, die leicht zu ſtürzen ſind:
Ja, da des Todes Fuß die weiche Bruſt zerdrücket,
Und das geliebte Kind zu Gruſt und Grabe rücket.
Wie wenn die Lilie in ebnem Acker ſteht,
Und das erhabne Haupt hoch von der Erd erhöht;

So bald der ſcharfe Pflug der Feld und Land durchritten,
Der Blume zarten Fuß, die Wurzel, abgeſchnitten:
Das Haupt zur Erden ſinkt; ſo Farb als Pracht verfleucht,
Der blaſſe Todesſchein ſich in die Blätter zeucht,
Sie plötzlich trocknen muß. Es gleicht ihr früh Verderben
Der Kinder zeitgem Tod und übereiltem Sterben.

Allein, es wächſt der Baum mit ſchneller Zeitenlauf,
Es ſchießt die Jugend auch zu reifern Jahren auf;
An Kraft und Leibe leicht, doch ſpäter am Gemüthe,
An Laſtern zeitiger, als edler Tugend Güte.
So wie der Roſen Blüht, wenn früh die Sonne ſcheint,
Den dichten Knoſpen bricht, Geruch und Pracht vereint,
Die Blätter von ſich ſtreckt, des Thaues reine Ballen
Der Farbe Pracht erhöhn, wenn ſie auf ſelbe fallen:
So blüht die Jugend auch, wenn Stärke, Anmuth, Kraft,
Der heißen Munterkeit erneute Nahrung ſchaffe,
Wenn ungeſchwächter Saft die hurtgen Glieder treibet,
Das Feuer flüchtgen Bluts in Wang und Adern ſchreibet.
Doch ach! wie leicht verderbt Verführung Baum und Land!
Wie bald trifft Jugend nicht der Wolluſt fräßger Brand!
Wenn geile Wildheit herrſcht, wenn Sturm u. Froſt entſtehen:
Kann güldner Tugend Frucht gar leicht zu Grunde gehen.
Hier zieht den Stamm mit Fleiß, zieht ihn bedachſam auf,
Hemmt geiler Säfte Glut, hemmt ſchneller Wildheit Lauf,
Ihr Eltern, ſuchet doch die Pflanzen zu verſetzen,
Laßt andrer Gärtner Fleiß den jungen Baum benetzen.
Ja! ja! ich ſehe ſchon, ihr machts nach meinem Sinn;
Ihr ſchickt den kleinen Stamm, das Kind, zur Schulen hin,
Die wahre Gärten ſind, die hiezu angeleget,
Daß man den beſten Fleiß für eure Zweige träget.

Die Huld des Höchſten iſt die Sonne, die hier ſcheint,
Sie ſind durch gute Zucht und Ehrbarkeit umzäunt,
Die hohe Obrigkeit muß es mit Fleiß verfügen,
Daß Frucht und Garten nicht unumgezäunet liegen.
Hier hier beſchneidet man der wilden Laſter Kraut,
Hier, wird der Sinnen Feld mit höchſtem Fleiß gebaut.
Der eine Lehrer pflanzt, der andre muß begieſſen,
Doch das Gedeien muß aus Gottes Händen flieſſen;
Dem iſts, der aller Fleiß der Jugend Zucht gebührt,
Der Ruder, Stab und Wort gemeinen Weſens führt;
Und ſuchet dieſes nun die ſüſſe Frucht zu finden,
Muß es der Schulen Heil auf Seel und Sorge binden.
Aus dieſen kömmt die Schaar, in dieſen wächſt die Frucht,
Die den gewünſchten Nutz des Vaterlandes ſucht.
Wie? Will das Vaterland der edlen Früchte warten,
So bau ſein Aug und Schutz der frühen Jugend Garten.
Gewiß es iſt zu ſpät, wenn ihr den Stamm bebaut,
Wenn man mit Mühe kaum den hohen Gipfel ſchaut.
Wen wollt ihr Zucht und Kunſt, wen wollt ihr Tugend lehren?
Den? welchen alle ſchon als einen Herren ehren.
Zwar es geſchieht, daß man die Laſterquellen ſtopft,
Und ſanfte Tugend noch in alte Sinnen pfropft;
Allein wie ſeltſam iſts? ihr werdet weiſſe Raben,
Doch wüſte Jugend nicht und weiſe Alten, haben.
Füllt nur ein neu Gefäß mit ſcharfen Säften an,
Und ſeht, ob aller Fleiß den Nachſchmack tilgen kann.
Lernt eure Jugend was, und ſieht es von den Alten;
Gewiß der ſteife Sinn wirds lebenslang behalten.
Wer ſiehet hieraus nicht, daß nichts mehr Tugend ſtöhrt,
Als wenn der Jugend Sinn ein ſträflich Vorbild ehrt!
Wenn den noch ſchwachen Fuß ein blinder Leiter führet,
Und ein durchgällter Gift verdorbner Sitten rühret.

Und wo geſchieht dieß mehr! als wenn der Jugend Fuß,
Den Gang in ſolchen Pfad und Wege ſetzen muß,
Die ſolch ein Sinn gebähnt, der nicht Erfahrung kennet,
Den frecher Neigung Brut noch ſeinen Sclaven nennet.
Der kennt die Pflanzen nicht: Was der für Erdreich nützt;
Was dieſen Baum erquickt und jenes Pfropfreis ſchützt.
Die Hitze ſeines Zorns und ein gelind Verſaumen
Macht, daß die Unart wächſt und ſteife Laſter keimen.
Kann der ein Gärtner ſeyn, der junge Pflanzen haßt,
Und geizig auf die Frucht der ſtarken Bäume paßt,
Den Hoffnung, Armuth, Zwang zum flüchtgen Gärtner machet,
Der Aeltern Einfalt ſchmäht, der Jugend Bosheit lachet?
Hier aber, wo der Sitz der Weisheit eingeweiht,
Zeigt ſich der wahre Nutz und hohe Unterſcheid;
Hier kennt man Kunſt und Zucht, und hat das ganze Leben
Zur edlen Jugend Nutz voll Eifer hingegeben.
Doch dieſes nicht allein; man lehrt die Sitten auch,
Zeigt nette Höflichkeit und kluger Leute Brauch,
Das, was man artig nennt, was Hoh' und Niedre preiſen,
Pflanzt man hier zeitig ein, und ſucht es früh zu weiſen.
Wie? Habt ihr wohl geſehn, wie ſpät die Pflanze blüht,
Die man ſo mühſam pflegt und in Gemächern zieht?
Und wie hingegen die ſtets neue Zweige ſetzet,
Die bey der Menge wächſt, die Thau und Schnee benetzet?
Ihr denn, die Gotteshand mit ſolcher Frucht beſchenkt,
Ihr irret, wenn der Sinn aus Eigenliebe denkt:
Daß eure Kinderzucht vor andern wohl gelinge,
Denn eure Augen ſelbſt bemerkten alle Dinge.
Löſcht Eigenliebe nicht viel grobe Fehler aus?
Verblendet dein Geſicht nicht auch dein eigen Haus?
Schont man der Kinder nicht? weil man bereits erfahren,
Du wünſcheſt dieſes ſehr: Man ſoll die Schärfe ſpahren?

Komm hier, wo öffentlich die Schulen offen ſtehn,
Hier kannſt du Zucht und Lob in gleicher Stärke ſehn.
Hier kann, wenn andere bey deinem Erbe ſitzen,
Der andern feurger Fleiß auch jenes Bruſt erhitzen.
Denn läuft ein raſches Pferd, wenn es das andre ſieht,
Und jenes ſchneller Lauf ihn in den Zweykampf zieht:
Du braucheſt keinen Zwang und angeſtrengten Zügel,
Es giebt die Ehrbegier der Tugend leichte Flügel.
Die Pflanze wächſt nur ſpät an ihrem Zeugungsort.
Verſetze ſie; ſie geht zur frohen Reife fort.
Verändrung nützet ihr: Die neu ertheilten Säfte
Ertheilen auch der Frucht den Schatz vermehrter Kräfte.
Ihr aber, deren Hand der Städte Ruder hält,
Ihr, deren Ausſpruch uns Recht und Befehle ſtellt,
Lernt eure Schuldigkeit, die Schulen zu beſchützen,
Da ſie der Republik mit reichem Wucher nützen.
So oft der ſchiele Neid den Geifer auf ſie geußt,
Und Baſiliskengift auf ihre Lehrer ſcheußt,
Vertheidigt ſelbige: Laßt dieſes Urtheil hören;
Weil man da Weisheit lehrt, ſind Schulen hoch zu ehren.

Auf die
Winkler- und Beerbaumiſche Hochzeit
von
M. Johann Friedrich May.

Ein Philoſoph? Ein Weib? Wie ſchickt ſich das zuſammen?
Setzt dieſer denn noch hier ein zartes Herz in Flam̄en?
Ich dachte ganz gewiß, das ekle Jungfernchor
Wär dieſen Leuten feind und ſcheute ſich davor.
Man malt ſie häßlich ab, faſt ärger als den Teufel,
Zum wenigſten doch gleich; und daher iſt kein Zweifel,
Daß manches liebes Kind dergleichen Bündniß flieht,
Und, wie man fälſchlich meynt, ſich der Gefahr entzieht.
Allein glaubt nicht ſo leicht, ihr angenehmen Schönen!
Es kann ein Philoſoph der Lieb am beſten fröhnen.
Hört nicht der Einfalt zu: Denn dieſe ſchwärzt ihn an;
Bey manchen hat es auch der hämſche Neid gethan.
Was iſt ein Philoſoph? Ich will es deutlich ſagen,
Ein Menſch, der mit Vernunft, durch Denken u. durch Fragen,
Den unbekannten Weg, der zum Vergnügen führt,
Das uns zufrieden ſtellt, bedächtig ausgeſpürt;
Den Luſt und Liebe treibt, die Wahrheit auszubreiten,
Um andre, durch dieß Licht, auf gleiche Bahn zu leiten,

Damit der Menſchen Herz, von aller Unruh frey,
Ein Sammelplatz der Luſt und des Vergnügens ſey.

Was meynt ihr nun dazu? Was ſucht ihr in der Liebe?
Ein wohlgeſinntes Herz, das voller reinen Triebe
Auf euer Heil bedacht, und ohne falſche Liſt
Bis zu der düſtern Gruft euch ganz ergeben iſt.
Das thut ein Philoſoph. Und wenns auch andre thäten,
So müſſen ſie dennoch vor ihm zurücke treten.
Den Körper pflegen ſie; er ſorgt für Geiſt und Leib.
Wer iſt am glücklichſten? Des Philoſophen Weib.

Was Seel und Leib vergnügt, das weis er zu ergründen,
Woran kein andrer denkt, das weis er zu erfinden;
Was er erfunden hat, das nützt der ganzen Welt;
Vor allen andern der, die ſeine Gunſt erhält.
Er ſorget für ſein Haus, und iſt mit dem zufrieden,
Was ihm Gott, Glück und Fleiß in dieſer Welt beſchieden.
Er praßt und ſchwelget nicht von ſeines Weibes Gut,
Wie dorten Taugenichts, der Müßiggänger, thut.
Wenn Zeit und Amt zur Ruh ein Stündchen ihm verſtatten,
Verſchwendet er es nicht: Er ſitzt bey ſeinem Gatten,
Freut ſich der Lehrbegier, mit welcher ſie drauf hört,
Wenn der geliebte Mann durch weiſe Sprüche lehrt,
Wie man bey guter Zeit, das Unglück zu beſtreiten,
Sich mit Verſtand und Witz ſoll klüglich vorbereiten,
Und mancher Noth entgehn, wenn man die Luſt bezwingt,
Wodurch ein eitler Menſch ſich ſelbſt in Schaden bringt.
Sie, wenn ſie dieß gehört, erkennt mit Dank und Freuden
Was dieſer Lehrer nützt. Und dann entſteht in Beyden
Die allerreinſte Luſt, womit die Liebe nährt,
Und die kein Wolluſtknecht bey ſeiner Brunſt erfährt.

Dieß hat die Braut bedacht, die heute ſich verbunden,
Und einen ſolchen Mann in ihrem Winkler funden.
Er iſt ein Philoſoph; ich rühm ihn weiter nicht;
Weil dieſes ſchon genug zu ſeinem Lobe ſpricht.
Wer dieſes nun erwegt, der muß euch glücklich preiſen,
Euch, wohlverknüpften Zwey. Der Ausgang wirds beweiſen.
Denn ihr verſteht die Kunſt und widerſteht der Pein;
Drum werdet ihr vergnügt bey allen Fällen ſeyn.
Das Beyſpiel, das ihr gebt, wird manche noch bewegen,
Was ſie ſonſt nicht geglaubt, noch einſt zu überlegen,
Bis ſie bekennen muß, was ſie nicht leugnen kann:
Es ſey ein Philoſoph der allerbeſte Mann.

Rede, zum Andenken
Herrn Profeſſ. Krauſens,
in der Geſellſchaft vorgeleſen
von
Wolf Balth. Adolph von Steinwehr.

Meine hochgeehrteſten Herren,

So angenehm es mir ſonſt geweſen, wenn man mich veranlaſſet hat, in dieſer Geſellſchaft zu reden; ſo ungern habe ich doch vernommen, daß man mich ernennet hat, heute in derſelben das Wort zu führen. Ich ſoll das aufrichtige Leidweſen bezeugen, welches die deutſche Geſellſchaft über den Verluſt des weiland Hochedeln, und Hochgelahrten Herrn, Joh. Gottl. Krauſens, der Hiſtorie öffentlichen Lehrers auf der hohen Schule zu Wittenberg, eines ihr ungemein ſchätzbaren Mitgliedes, empfindet: Ich ſoll zugleich die ruhmwürdigen Eigenſchaften unſers Freundes vorſtellen, welche vermögend waren, ihm eines jeden Hochachtung zu erwerben: Ich ſoll einen Klag- und Lobredner abgeben. Und zwar bin ich dazu erſehen worden; weil ich, wegen einer genauern Kenntniß des Wohlſeligen dazu vor andern fähig ſchien, und durch eine vieljährige vertraute Freundſchaft, die ich mit ihm gepflogen, wirklich dazu verpflichtet war. Und dennoch kann ich ohne Verletzung derer Pflichten, die ich meinem Freunde auch nach ſeinem Tode ſchuldig bin, wohl geſtehen, daß es mir ſchwer eingegangen ſey, dieſe Verrichtung zu übernehmen. Ich will nicht meine Zärtlichkeit zur Urſache anführen, bey welcher ich durch eine abermalige Vorſtellung deſſen, den ich vermiſſe, und durch die Betrachtung vieler widrigen Begebenheiten, die ihn betroffen, aufs neue in eine heftige Betrübniß geſetzet werde. Es iſt natürlich, daß niemand ſeine Zufriedenheit gern unterbrochen ſiehet; Und ein jeder, der den Wohlſeligen recht gekannt, würde dieſen Vorwand machen können, wenn er ſein Stillſchweigen von ihm entſchuldigen wollte. Nein, meine Herren, dieſes machet mir mein Vorhaben nicht unangenehm. Mein Freund hat mir in ſeinem Leben ſo viele vergnügte Stunden gemachet; warum ſollte ich denn ſeinetwegen nicht einige misvergnügt zubringen? Aber ich ſoll die Gründe darlegen, warum der Geſellſchaft ſein Abſterben ſchmerzhaft iſt: Ich ſoll ſeine Gemüthsgaben, ſeine Gelehrſamkeit, ſeine Verdienſte, und viele andere gute Eigenſchaften erheben: Ich ſoll ihn als einen gelehrten Mann, ich ſoll ihn als einen liebenswürdigen Freund abbilden! Wie ſchwer iſt es, alle dieſe Wahrheiten ſo vorzutragen, daß ich auch den Schein vermeide, als folgete ich der Gewohnheit, vieles Gutes an dem, welchen man loben will, zu vergrößern, oder gar zu erdichten, und verlieſſe die Aufrichtigkeit, von der eine Lobrede den beſten Nachdruck erlanget. Und noch dazu ſoll ich dieſes alles in einer Rede abhandeln, nach welcher Geſchicklichkeit ich ſchon längſt vergebens trachte. Hätte man alſo nicht billig jemand dazu ausſuchen ſollen, dem alles dieſes leichter und glücklicher von ſtatten gegangen wäre; und der ſich nicht nur den Beyfall geneigter Zuhörer, ſondern der ſchärfeſten Richter, ja wenn es möglich wäre, desjenigen ſelbſt gewiß verſprechen konnte, der von der Stärke einer Rede überausgründlich zu urtheilen wußte. Jedoch ich habe mich ſchon zu weit gewaget, als daß ich noch jetzo zurücke ziehen dürfte. Meine ungefarbte Aufrichtigkeit ſoll die Stelle der Kunſt vertreten, und ein ungeſchmückter Entwurf der Wahrheit wird den Nachdruck, und vielleicht die Anmuth bey ſich führen, die man bey erdichteten Lobeserhebungen manchmal vergeblich zu erzwingen ſuchet. Ich werde dadurch gewiß dieſes erlangen, daß ſie, meine Herren, den Verluſt, den die gelehrte Welt, und ſeine Freunde an dem Wohlſeligen erlitten, für bedaurenswerth, und ihn eines größern Glückes würdig erkennen. Und warum ſollte ich theils von der Neigung, die ſie zu ihm getragen, theils von der Begierde, ihn näher kennen zu lernen, wohl etwas anders vermuthen, als daß ſie meinem Vortrage einige Aufmerkſamkeit gönnen werden?

Das Reich der Gelehrſamkeit, meine Herren, hat ſo weit hinausgeſtreckte Grenzen, und iſt in ſo viele Länder getheilet, daß, wenn diejenigen, welche in demſelben Bürger, und wohl gar Beherrſcher werden wollen, zuvor von ſeiner Größe unterrichtet wären, ſie vielleicht von ihrem löblichen Vorſatze ablaſſen würden. Wie ſchwer iſt es nicht, auch nur an einem kleinen Orte in dieſem faſt unendlichen Gebiete feſten Fuß zu faſſen, und ſich auf ſolche Art darinn niederzulaſſen, daß man von ſeinem Aufenthalte Ehre und erlaubte Vortheile genieſſen könne? Nichts deſto weniger iſt es durch die Beſchaffenheit der Zeiten, und durch die ſo wenig zu ermüdende als zu ſättigende Ruhmbegierde vieler Gelehrten, welche in jene einen großen Einfluß hat, dahin gekommen, daß man die unnatürliche Forderung machet, ein Gelehrter ſolle aller Orten zugleich wohnen, und ſolle an allen Orten zugleich gebohren und gezogen ſeyn. Wiederfähret ihm dieſes Unglück, welches doch nothwendig den meiſten wiederfahren muß; ſo ſtehet er in Gefahr, daß man ihn aller Ehren und Würden, aller Vortheile, aller Hochachtung ſeiner Mitbürger verluſtig erkläre, daß man ihn zu einem Götzen mache, dem nur der Pöbel Weihrauch ſtreuen darf, ja daß man ihn wohl gar des bloßen Namens unwürdig achte, auf welchen doch das Glück ſeiner ſtrengen Mitbürger vielmals lediglich beruhet. Wohin ſoll ſich alſo derjenige, ſonderlich zu dieſen Zeiten, wenden, der von der Wahl ſeines Wohnplatzes eine Zufriedenheit, und von ſeinen Nachbarn die meiſte Sicherheit haben will? Iſt es nicht wahr, in ein Land, deſſen Einwohner in ſteter Bewegung ſind, die ſich um den entfernteſten Bürgerſtand, Einnahme, Ausgabe, und Arbeit mehr, als um ihre eigene bekümmern? in ein Land, wo es für ein Zeichen eines guten Bürgers gehalten wird, wenn er alles in der Welt, auſſer ſich ſelbſt, kennet; wo der ganze Reichthum, den man ſo mühſam zuſammen ſcharret, darinn beſtehet, daß man weis, wie reich andere ſind? Wo man fürchtet, arm zu werden, ſo bald man ſelbſt etwas vorzubringen ſuchet? In ein Land, wo die innerlichen Kriege entweder ſelten ſind, oder wo doch ein kleines Hohngelächter unter die ſchärfſten Pfeile gezählet, und der Haß gegen den Ueberwundenen nicht auf die Nachkommen fortgepflanzet wird? So vieles auch an dieſem Vorſchlage dem Scheine nach auszuſetzen iſt; ſo gewiß glaube ich doch, meine Herren werden ihn nicht für unrecht halten, wenn ich ihnen noch deutlicher ſage, es könne es niemand, der ein Gelehrter werden will, beſſer treffen, als wenn er die Hiſtorie, und ſonderlich die Hiſtorie der Gelehrten und Gelehrſamkeit zu dem Orte erwähle, wo er zu Hauſe ſeyn will. Hier bleiben ſeine Scheuren immer voll, ſo, daß er faſt nicht Raum behält, neue zu bauen. Findet er vieles Unkraut; ſo hat er den Troſt, daß er es nicht ſelbſt geſäet habe, und ſeinem Berufe, da zu erndten, wo er nichts ausgeſtreuet, ohne Ausnahme redlich nachgekommen ſey. Seine Nachbarn lieben ihn, als einen arbeitſamen Mann, der ſein Brodt nicht ohne Mühe eſſen wolle. Sind einige über ſeinen Vorrath neidiſch, oder glauben, er habe vieles mit unter die leeren Hülſen geworfen, was noch Kräfte in ſich hat; ſo vergehet das Misvergnügen bald. Er ſtehet in der genaueſten Verbindung mit allen Gelehrten, und hat die Ehre zu erwarten, daß man ihn für einen gelehrten Speiſemeiſter ganzer Länder halten muß. Ich weis nicht, ob dieſe, oder noch wichtigere Betrachtungen den Wohlſeligen bewogen haben, dieſe Gegend in der gelehrten Welt ſich zu erſehen. So viel wird man mir zugeſtehen, daß er ſie zu ſeinem und anderer Nutzen und Vergnügen bewohnet und gebauet habe. Er brachte alle diejenigen Fähigkeiten mit, die zu einem ſo weitläuftigen Werke erfordert werden. Sein Gedächtniß war treu, und bereit: Seine Urtheilskraft rein, und durchdringend: Sein Fleiß war unausgeſetzt und unermüdet. Und alle dieſe Vorzüge hatte er größtentheils auf unſerer Akademie zu vergrößern geſuchet. Er kannte mehr Bücher, als andere, und hatte mehr geleſen, als andere kennen. Er blieb nicht bloß an den Schaalen kleben, und ſuchte darinnen keine beſondere Ehre, daß er es einem arbeitſamen Gehülfen hülſen in einem Buchladen an Titelwiſſenſchaften zuvorthun konnte. Der innerliche Werth des Buches, die neuen und dem Verfaſſer eigenen Gedanken, die Beſchaffenheit der Schreibart, die beſondern Umſtände des Verfertigers, welche in manche Schrift einen groſſen Einfluß haben, alles dieſes wußte er, und ſo genau, als hätte er jedes ſelbſt geſchrieben, und wäre in allem ſelbſt geweſen. Er kam aber ſchon mit einem reinen Geſchmacke, und mit einem durch die gründlichſten Wiſſenſchaften aufgeklärten Verſtande zu dieſem Theile der Gelehrſamkeit. Deswegen wußte er alles, was er las, nach ſeinem Werthe zu ſchätzen, und gehörig anzuwenden. Es iſt kein näherer Weg, in die Unordnung, eine unheilbare Krankheit, und die keinem ſchädlicher iſt, als einem Gelehrten, zu verfallen, als wenn man ſich an ein ſo zerſtreuendes Werk ohne Vorbereitung waget. Hier verlieret mancher allen Ruhm, den er ſonſt hätte erwerben können; weil er ſeine Reichthümer nicht kennet, und dahero bey dem ſtärkſten Vorrathe arm iſt. Und was hat derjenige vollends zu gewarten, der die nichtswürdigſten Kleinigkeiten für theure Schätze anſiehet, ſie übereinander häuſet, und nur dasjenige zuſammen ſcharret, was in eine ewige Vergeſſenheit geſtellet werden ſollte? Solche unglückliche Mühe war dem Wohlſeligen verhaßt. Er wußte wohl, daß, wer die Hiſtorie der Wirkungen des menſchlichen Verſtandes inne haben, und andern mittheilen will, ſelbſt Verſtand haben müſſe. Er fand kein beſſeres Mittel, die Früchte ſeiner Beleſenheit andern vorzulegen, als daß er gelehrte Tagebücher verfertigte, und in fortgeſetzten Schriften die auserleſenſten Anmerkungen, die er von alten und neuen Büchern gemachet hatte, an das Licht ſtellete.

Hiedurch ward er ein Lehrer der ganzen deutſchen Welt: Er war aber ein ſo aufrichtiger, gründlicher, beſcheidener, und unerſchöpflicher Lehrer, daß ſeine Art, von Büchern und ihren Verfaſſern zu urtheilen, andern zum Muſter dienen kann, die nicht mit dem ihnen und dem Leſer ſo ſchädlichen Vorurtheile an dieſes Werk gehen, es ſey ihnen bloß ihre vorgefaßte Meynung, ihr auswendig gelernetes Lehrbüchlein, ihr Haß gegen ganze Länder, oder einige Gelehrte inſonderheit, ihr Trieb, aller Orten ſinnreich zu ſeyn, und ihre Einſicht zu zeigen, und endlich ihre Fähigkeit, alles mit einer angemaßten Hoheit und ſpöttiſchen Schreibart durchzuziehen, zur Regel gegeben worden, wie ſie ihre Urtheile abzufaſſen hätten. Sein neuer Bücherſaal, und der Anfang ſeiner umſtändlichen Bücherhiſtorie ſind voller Beweiſe ſeiner Geſchicklichkeit, mit fremden Büchern umzugehen, und ſelbſt ein angenehmes zu verfaſſen. Er wußte den weitläuftigſten, ſchwereſten und verwirrteſten Vortrag eines Scribenten, kurz, leicht und ordentlich zu machen. Ein ſolcher gewann allemal, wenn ſein Buch unter des Wohlſeligen Hände fiel, einen Auszug daraus zu geben. Denn er erreichte wenigſtens die Abſicht, daß der Leſer wußte, was er habe vortragen wollen; und konnte, wenn noch Hoffnung an ihm war, aus dem erzählten Inhalte ſelbſt lernen, wie er hätte ſchreiben ſollen; die Strafe aber, daß er ohne Beyfall geleſen ward, war natürlich, und er durfte ſie dem Wohlſeligen nicht ſchuld geben. Was hingegen regelmäßig geſchrieben war; wo in einem Buche Witz, Lebhaftigkeit, Urtheil, Tiefſinnigkeit, Ordnung und Anmuth herrſchten, ſo war mein Freund ein viel zu feiner Kenner derer Vollkommenheiten, die er ſich ſelbſt zu eigen gemacht hatte, als daß er eine hätte verſchweigen ſollen. So glücklich wuſte er ſeine Leſer durch anderer und ſeine eigene Arbeit zu erbauen. Doch hatte er noch nicht genug daran, daß er das Aufnehmen der Wiſſenſchaften durch eine ausführliche Nachricht von ſolchen Büchern beförderte, die er ſelbſt geleſen hatte. Er brachte es auch dahin, daß ſeine Deutſchen wuſten, theils was auswärtige Gelehrte von den bey ihnen heraus gekommenen Schriften urtheileten, was in denen Ländern, wo die Gelehrſamkeit ſchon blühet, ja auch da, wo ſie noch wenige Freunde findet, wirklich neues an das Licht trat: Die nicht lange fortgeſetzten noua literaria und neuen Zeitungen von gelehrten Sachen, ſind bey nahe 20 Jahre aus ſeiner Feder gefloſſen, und haben aller derer Beyfall davon getragen, die ſie geleſen. Hier bahnete ſich mein Freund einen Weg, den zuvor noch niemand betreten hatte. Hier fand er Gelegenheit, ſeine Urtheilskraft und Einſicht, ſeine Deutlichkeit und Anmuth im Schreiben auf eine neue Art zu zeigen. Selbſt diejenigen, welche ſich durch allerley Glücksumſtände berechtiget ſehen, fremde Arbeit durch ihr Wort zu erheben, oder zu verkleinern, wenn ſie gleich durch andere Geſchäffte gehindert werden, ihre Stärke an derſelben zu verſuchen; ſelbſt dieſe mußten ihm Recht wiederfahren laſſen, er leiſte alles, was man in dieſer Art begehren konnte. Verzeihen ſie mir, meine Herren, wenn ich bey allen vortheilhaften Zeugniſſen von dem Werthe und der Ausführung dieſer Arbeit auch deren gedenken muß, die ſie nicht nach Verdienſte geſchätzet haben. Ich will es ihnen ſelbſt überlaſſen, den Ausſpruch von der Gerechtigkeit des Urtheils zu thun, wenn ich nur mit wenigen Worten die Beſchaffenheit der Sache vorgeſtellet habe, über die es ergieng. Der Wohlſelige las die Auszüge aus Schriften, die in engliſchen, franzöſiſchen, holländiſchen, italieniſchen, lateiniſchen und deutſchen Tagebüchern ſtunden. Er legete ſie den Deutſchen in ihrer Mutterſprache vor, doch ſo, daß er ſie nicht überſetzete, ſondern aus anderer Anmerkungen den Kern heraus zog, und doch bey aller dieſer Kürze dem Leſer nichts von dem Hauptinhalte des ganzen Buches, ſo weit derſelbe in dem weitläuftigen Auszuge angezeiget war, vorenthielt. Dasjenige, worinn ſich ganze Länder theilen, übernahm er allein. Ein Werk, daran viele Gelehrten mit vereinigten Kräften arbeiteten, legete er ſich allein auf ſeine Schultern. Die Scharfſinnigkeit, die ſie einzeln anwendeten, zerſtreuete Begriffe zuſammen zu bringen, dieſe vereinigte er bey ſich ſelbſt, aus ihren Urtheilen das richtigſte und vortheilhafteſte auszuziehen. Die Einſicht in ſo vielen Wiſſenſchaften, nach derer Beſitz eine mühſame Beſchäfftigung unter vielen eingetheilet war, beſaß er ſelbſt; alſo fand man bey ihm alle die Sprachkenntniß, alle die Stärke in Wiſſenſchaften, alle Richtigkeit im Urtheilen, alle die Annehmlichkeit in der Schreibart, welche bey vielen auswärtigen Gelehrten zerſtreuet wohnet. Und doch wagete man das gefährliche Urtheil, wenn man ſeine Verdienſte verringern wollte, er habe ja nur gelehrte Zeitungen, und aus 100 Büchern von 1000 Büchern ein neues zuſammen geſchrieben. Mich dünket, meine Herren, ich ſehe ihnen ſelbſt einiges Misvergnügen über einen Ausſpruch an, welcher dem, der ihn thut, ſo wohl als dem, über den er ergehet, nachtheilig iſt. Sie erkennen es ohne Zweifel für unbillig und lieblos, eines andern Fleiße, eines andern ſo wohlangewendetem Fleiße auf ſolche Art Maße zu geben. Ich weis, daß ſie von dem nicht geringſchätzig urtheilen können, der für das gemeine Beſte ſo rühmlich, ſo unabläſſig gearbeitet hat. Wir ſetzen ja meiſtens den Gipfel der Gelehrſamkeit, mit was für Grunde, will ich nicht ausmachen, in der Vielwiſſenſchaft. Wobey hätte der Wohlſelige ſeine Stärke in allen Wiſſenſchaften beſſer an den Tag legen können, als in ſolchen Blättern? Ich weis endlich, daß ſie denjenigen, der ein Buch gründlich beurtheilet, ſo hoch achten, als den, der es ſchreibet, einem ſchlechten ja wohl elenden Scribenten aber unendlich vorziehen werden. Doch auch dieſe Arbeit, ob ſie gleich einen ganzen Menſchen erfordert, hielt den Wohlſeligen nicht ab, an allerley großen Werken zu arbeiten. Eine allgemeine Hiſtorie der Gelahrtheit bey allen Völkern beſchäfftigte ſeinen Fleiß mehr als ein Jahr. Ein Verzeichniß aller vom Anfange der Buchdruckerey bis auf das 1520 Jahr, welches alle große und koſtbare Regiſter an Vollſtändigkeit, und wegen der Anzeigung der Bibliotheken, darinn ſie zu finden ſind, an Richtigkeit übertrifft, und bey nahe nichts weiter als des Verfaſſers ſcharfſichtiges Auge noch einmal erforderte, iſt unter ſeinen Papieren, als ein Schatz aufbehalten. Seine neue Ausgabe von Boecleri arte Critica, die itzo eine ganz andere Geſtalt bekam, und Manutii Briefe, denen er ſeine Aufſicht widmete, ſind unverwerfliche Zeugen, daß er die ſo oft getrenneten Eigenſchaften vieles und gut zu ſchreiben, in der That beſeſſen habe. Er war mit einem Naturel, das ſich vor andern Wiſſenſchaften, zur Hiſtorie ſchickte, gebohren. Was Wunder, wenn er dieſelbe allen andern vorzog. Seine Ausgabe von Dlugoſſi und andern pohlniſchen Geſchichten zeigete ſchon ſeine Behutſamkeit, und Vorſicht, welche dieſer Theil der Gelehrſamkeit faſt vor allen andern erfordert. Sein Schickſal ſetzete ihn in ein öffentliches Amt, ſie zu Wittenberg zu lehren, und hier ward ſein Trieb täglich ſtärker. Die Hiſtorie unſers gemeinen Vaterlandes, und ſonderlich die ſachſiſche, beſchäfftigten ihn hier, und ſeine Unterſuchungen von dem Urſprunge des Hauſes Sachſen ſind ſo viele Beweiſe, daß er die Hiſtorie für ein ganz anderes Werk, als für eine bloße Bemühung der Feder, und für eine hurtige Nachſchwatzung ungeprüfter und widerſprechender Meynungen angeſehen habe. Die Liebhaber gründlicher Unterſuchungen werden es bedauren, daß die neue Ausgabe der Chronik des merſeburgiſchen Biſchofs Ditmars, eines Buches, dabey, aller Sorgfalt ſeiner Herausgeber ungeachtet, noch ſo viel zu arbeiten und zu verbeſſern iſt, als bey irgend einem, durch den Tod des Wohlſeligen ins Stecken gerathen iſt. Wir würden darinn einen großen Vorrath geographiſcher, genealogiſcher, critiſcher und hiſtoriſcher Gelehrſamkeit, und neuer Entdeckungen gefunden haben, die dem Seligen durch ein eigenes Schickſal vorbehalten zu ſeyn ſchienen. Des großen Fleißes, mit dem er an einem vollſtändigen Verzeichniſſe aller Diplomatum geſammlet, will ich gar nicht gedenken. Denn dieſes Werk war wohl lange nicht zu der Reiſe gekommen, welche der Wohlſelige bey ſeinen Arbeiten für unentbehrlich hielt. Iſt es wohl nöthig zu erwähnen, daß er in der deutſchen Sprache vor andern ſtark geweſen ſey, da ſeinen in derſelben ausgefertigten Schriften keine Eigenſchaften fehlen, welche die ſtrengeſten Kunſtrichter an dem erfordern, der ihnen Genüge thun will? Er hielt es ſo wenig für eine Schande, ein Deutſcher zu ſeyn, und war ſo frey von dem Vorurtheile, daß der beſte Gedanke verwerflich wäre, wenn er von einem Deutſchen hervorgebracht, oder in ſeiner Sprache geredet und geſchrieben würde, daß er vielmehr in unzähligen Proben dargethan hat, wie glücklich er den vortrefflichſten Ausdrückungen der Ausländer ein deutſches Kleid anlegen, wie angemeſſen er ſie in unſerer Mutterſprache wieder herſtellen, und wie kunſtmäßig er ſie zu einem Werkzeuge brauchen könnte, den guten Geſchmack im Denken und Schreiben unter uns auszubreiten. Alle ſeine Aufſätze waren ordentlich, deutlich, rein und fließend; und wie er ſeines Kopfes und ſeiner Feder überhaupt Meiſter war, ſo konnte es nicht fehlen, daß er ſich nicht in einer Sache hätte Ruhm zuwege bringen ſollen, deſſen Werth ſchon mehr und mehr, und vielleicht erſt bey den geſcheidten Nachkommen vollkommen erkannt werden wird. So ſah mein verſtorbener Freund als ein Gelehrter aus; und ich hoffe, meine Herren werden es mir verzeihen, daß ich nicht alles Gute, was er als ein ſolcher geſtiftet, erwähnet, ſondern ſie nur, ſo zu reden aus einem Gliede, von ſeiner Größe zu urtheilen, veranlaſſet habe. Werde ich nun, wie ich ſchon zuvor ſehe, in der Beſchreibung ſeiner Gemüthsbeſchaffenheit ebenfalls unvollſtändig ſeyn; ſo wird zum wenigſten meine Abbildung von dem Verdachte frey werden, als hätte ich mich falſcher Farben bedienet. Mein Freund war zu der Glückſeligkeit gelanget, daß er über die Vorurtheile, welche viele Gelehrten gefeſſelt halten, und dadurch ſie zu Sclaven im Denken und Thun werden, einen völligen Sieg erhalten hatte. Er prüfete alles nach der reinen Vernunft, die ihm beywohnete, und ließ ſich von nichts einnehmen, was er nicht für richtig und recht erkannte. Vorſicht und Behutſamkeit waren die unzertrennlichen Gefährten aller ſeiner Unternehmungen.

Darüber verfehlte er im Denken nicht leicht der Wahrheit; dadurch ward er im Urtheilen nicht übereilet und verführet, daher war er bey dem wiedrigen Ausſchlage ſeines Vornehmens frey von eigenem Vorwurfe, und bey dem glücklichen deſto zufriedener. Er war ein Freund aller, die Verſtand und Tugend liebeten: aber er entdeckte ſich nicht eher, als bis ihn ein öfterer Umgang in ſeinen Muthmaßungen geſtärket, oder ihn eines Irrthumes überführet hatte. Hätte er ſich nicht einmal das Geſetze gemachet, bey allen ſeinen Unterſuchungen auf den Grund zu gehen; ſo würde er vielleicht auch im Schreiben mehr gethan und ſich diejenigen geneigter gemachet haben, welche die Bücher, wie die Beweiſe, nicht wiegen, ſondern zählen. Er ſah mehr auf den Inhalt, als die Menge der Blätter, und war hiernächſt ſo geſchickt, den gröſten Fleiß dergeſtalt zu verbergen, daß er den zärtlichſten Leſer nicht anders, als auf der Seite in die Augen fiel, die ſeinen Werth erhöhete. Die Fehler, denen andere Gelehrten unterworfen ſind, wußte er mit ſolcher Beſcheidenheit zu entdecken, daß auch diejenigen mit ihm zufrieden ſeyn mußten, denen er ſie zeigete: Es wäre denn, daß einige darinn eine Ehre geſuchet hätten, durch einen thörichten Eigenſinn die Wahrheit zu beſtreiten: Und wider dieſe konnte er auch die Mittel gebrauchen, die harte Köpfe und rauhe Federn ſich ſelbſt zuziehen. Er war ungemein gelaſſen, wenn andere mit ſeinen Gedanken nicht übereinſtimmeten, ſo gar, daß wefern man von ſeiner Aufrichtigkeit nicht verſichert geweſen wäre, man dieſes für eine allzu hoch getriebene Gleichgültigkeit hätte anſehen können. Er war ein Freund von ſinnreichen und lebhaften Einfällen, und konnte ſie ſo gar bis auf eine ſcharfe Satore lieben und ſelbſt treiben. Er gab keiner Art der Gelehrſamkeit einen ſolchen Vorzug, daß er die andern daneben für ſchlecht geachtet hätte. Am allerwenigſten war er, nach der Gewohnheit einiger Gelehrten, ein Verächter von dem, was nicht in ſeine Hauptwiſſenſchaft einſchlug, und worinn er nicht beſonders geübet war. Er hatte ſich mehr den angenehmen Wiſſenſchaften ergeben, als denen, die eine beſtändig aufmerkſame Tiefſinnigkeit erfordern; allein er wußte, daß ein Kopf, der nicht durch jene zur Ordnung im Denken, zur Behutſamkeit im Muthmaßen, zur Richtigkeit im Schließen geſchickt gemachet werden, es in jenen nicht weit bringen konnte. Er war ein Hiſtoricus, und doch hat man, nie das unbeſcheidene Urtheil von ihm gehöret, die philoſophiſchen Lehren wären nichts anders, als trockene Spitzfündigkeiten, und magere Seltſamkeiten, daran nur ein Menſch, der am Fieber krank läge, ſich vergnügen müßte. Er verehrete vielmehr die Wiſſenſchaften nach Verdienſt, denen er alles zu danken hatte, was einen Menſchen vor andern ſchätzbar machet. In ſeinen Entſchließungen und in treuer Freundſchaft hat man ihn allezeit ſtandhaft befunden. In ſeinen Amtsverrichtungen war er ordentlich, eifrig und rechtſchaffen. Kein Ort wird leicht von Leuten leer ſeyn, die nicht eines redlichen Mannes Feinde wären. Der Tugend fehlt es ſo wenig an Freunden, als an ſolchen, die ſie zu drücken ſuchen. Die guten Abſichten und Anſtalten eines Patrioten finden allemal Widerſpruch; wenigſtens bey denen, die ſie zwar in ihrem Herzen für gut erkennen müſſen, aber ihr Misvergnügen, daß ſie nicht ſelbſt ihre Urheber ſind, nicht anders als durch murriſches Weſen, und wirkliche Hinderung an den Tag legen können.

Der Wohlſelige hat dieſes vielfältig erfahren, da er der Akademie dreymal hinter einander theils für ſeine Perſon, theils an ſtatt ſeiner Nachfolger als Haupt vorſtund. Und wie itzo die Zeiten ſind, hat es eine Obrigkeit ſich zum Lobe anzurechnen, wenn nicht alle mit ihr zufrieden ſind. Alſo befremdete es den Wohlſeligen nicht, daß ihn ein gleiches Schickſal betroffen hatte. Die Dienſtfertigkeit war eine ſeiner Haupteigenſchaften, und man hat nie wahrgenommen, daß der Eigennutz die Triebfeder dazu geweſen wäre. Von dieſem war er deſto weiter entfernet, je mehr er aus der Erfahrung bey andern ſahe, wie verächtlich dadurch ſo gar gewiſſe Verrichtungen werden, die mit eines andern Ehre verbunden ſind. Sein vornehmſtes Vergnügen ſuchete er darinnen, daß er das Wachsthum der Gelehrſamkeit, und des guten Geſchmackes befördern, und jedermann überzeugen konnte, er ſey in der Beobachtung aller Pflichten eines rechtſchaffenen Freundes untadelhaft. Ich zweifle nicht, meine Herren werden von denjenigen, die mit ihm in einer genauern Verbindung der Freundſchaft geſtanden, verſichert ſeyn, ihr Leidweſen ſey unverſtellt, nachdem ſie ein ſo werthes Mitglied unter die Güter rechnen müſſen, die ſie gehabt haben. Ja ſie werden es mit Zufriedenheit anſehen, wenn ſich alle, die den wichtigen Namen ſowohl vernünftiger und wohlgearteter Gelehrten, als redlicher und untadelhafter Freunde zu behaupten ſuchen, den Wohlſeligen zum Muſter vorſtellen.

* * *

Den unverhofften Verluſt
HERRN
Johann Gottlieb Krauſens,
Profeſſors zu Wittenberg,

bedauerte

im Namen der Geſellſchaft

Johann Heinrich Winkler

Profeſſ. Phil.

So hat uns Tod und Grab ein edles Glied entriſſen,
Das wir mit Leid und Schmerz und Gram betrauren müſſen,
Ein Glied, dem Witz und Fleiß, dem Einſicht und Verſtand
Vor andern Ehr und Ruhm und Anſehn zugewandt.
Die Nachricht ſchrecket uns: Euch iſt ein Freund geſtorben,
Dem Kunſt und Wiſſenſchaft ein ewig Lob erworben.
Es klagt das Elbathen, wo er ein Amt geführt,
Das der Gelehrſamkeit die ſchönſte Frucht gebiert,
Und Glanz und Schimmer giebt. Der Ausſpruch iſt gegründet:
Die weite Wiſſenſchaft, in der man ſieht und findet,
Was ehemals geſchehn, und was die Vorderwelt
Aufs neue kenntbar macht, und vor die Augen ſtellt,
Iſt des Verſtandes Schmuck und der Gelehrten Zierde.
Durch ſie erkennet man, was Sehnſucht und Begierde
In der vergangnen Zeit verändert, und erregt,
Und umgekehret hat. Wie ſie ein Reich bewegt,

Und Herr und Unterthan mit Pfeil und Schwerdt gerüſtet,
Und Krieg u. Schlacht geführt, und Land u. Stadt verwüſtet.
Wie ſich ein kleines Volk berühmt und groß gemacht,
Und Joch und Dienſtbarkeit auf deſſen Hals gebracht,
Der ihm Geſetze gab. Wie ſich durch alle Zeiten
Die Weisheit fortgepflanzt, und unter Krieg und Streiten
Sich ſelbſt geſchützet hat. Dieß alles einzuſehn,
Und gründlich darzuthun, wo jede That geſchehn,
Wenn ſie erfolget ſey; daß fordert Müh und Denken,
Und laßt ſich nicht ſo leicht durch Ziel und Maaß umſchränken
Der Sachen ſind zu viel. Die Mannigfaltigkeit,
Die nur ein hundert Jahr den Bücherſchreibern weiht,
Ermüdet Kraft und Geiſt. So viel beſondre Staaten,
So viele Könige, ſo viele Heldenthaten,
Womit der Erdkreis prangt, ſind nicht ſo bald gemerkt.
Der Schriften Meng und Laſt, die ſich ſo ſehr verſtärkt,
So weit vermehret hat, gereichen faſt zum Schrecken.
Der Zweifel Größ und Zahl, die Zeit und Witz entdecken,
Bekümmert den Verſtand. Er lieſt ein neues Buch:
Die Arbeit wächſt und ſteigt. Der viele Widerſpruch,
Der ſich entgegen ſtellt, will ſich kaum heben laſſen,
Wenn Denken und Vernunft gleich alle Regeln faſſen,
So die Vernunftkunſt lehrt, wenn man gleich deutlich kennt,
Was man gewiß und wahr und falſch und glaublich nennt,
Und ſich aus aller Kraft zur Unterſuchung ſchicket.
So mühſam iſt das Amt, das Krauſens Fleiß geſchmücket,
Das Krauſens edlen Geiſt dort, wo die Elbe fließt,
Und wo das Muſenvolk der Weisheit Frucht genießt,
Mit Ernſt verwaltet hat. So mühſam iſt das Lehren,
Von dem Verſtand und Luſt die Alterthümer hören.
Doch nicht nur Wittenberg erhöhet Krauſens Ruhm;
Auch Leipzig preiſt ſein Lob. Es war ſein Eigenthum,

Der Wahrheit nachzugehn, den Irrthum zu vernichten,
Und völlig einzuſehn, was man in den Geſchichten
Für wahr und richtig ſchätzt, für ungegründet hält,
In Streit und Zweifel zieht, den Fabeln zugeſellt.
Wir ſollten dich anitzt, verſtorbner Menke, fragen,
Du ſollteſt Zeuge ſeyn, und von dem Eifer ſagen,
Mit welchem Krauſens Sinn in deinen Spuren gieng,
Und der Geſchichte Werth und Richtigkeit empfing.
Europa rühmt die Frucht. Die wohlgerathnen Schriften,
Die der Gelehrſamkeit und ihm ein Denkmaal ſtiften,
Erweiſen ſein Bemühn. Man las mit großer Luſt,
Was ſeine Feder ſchrieb. Man iſt ſich noch bewußt,
Wie groß der Beyfall war, als man ein Blatt erblickte,
Das Krauſens Hand und Kiel in alle Länder ſchickte;
Als man die Zeitung ſah, die den Gelehrten ſchrieb,
Was ſie allein betraf. Sein aufgeweckter Trieb
Ward immer feuriger. Sein rühmliches Beſtreben
Ward mehr und mehr bekannt. Bald ward ein kurzes Leben,
Bald ward ein Buch geſchickt, um beydes kund zu thun.
Die Zeit war faſt zu kurz, vom Schreiben auszuruhn.
Ich ſage nicht zu viel. Man ſoll ein Urtheil fällen,
Und unparteyiſch ſeyn. Es ſoll daraus erhellen,
Was eines Buches Wehrt, wie fern es Fehler frey,
Und wie es abgefaßt, was Nutz und Endzweck ſey.
Dieß will in Wahrheit Müh und Ueberlegung haben.
Der Witz ſey noch ſo ſcharf: Die allerbeſten Gaben,
Die eine Seele hat, ermüden ſich zuletzt.
Doch Krauſens muntrer Geiſt ward durch die Frucht ergetzt,
Die ſeine Feder gab. Wie viel erleſne Werke
Bekamen Licht und Glanz? Wie bald ward ihre Stärke
Der weiten Welt bekannt? Der Bücher innrer Preis

Beſteht zwar durch ſich ſelbſt, und der Verfaſſer Fleiß,
Geſchick und Fertigkeit muß ſie vollkommen machen.
Allein es geht uns hier ſo wie bey andern Sachen,
Da man nichts ſucht und kauft, was uns verborgen iſt.
Ein Urtheil, das Vernunft und Wahrheit in ſich ſchließt,
Den Jnhalt einer Schrift in Deutlichkeit beſchreibet,
Hat tauſendfachen Nutz. Die Neigung, die uns treibet,
Jn Ehr und Ruhm zu ſeyn, wird dadurch aufgebracht.
Ein aufgeweckter Kopf verfährt mit mehr Bedacht,
Wenn er ein Werk verfaßt. Man lernet unterſcheiden,
Was Lob und Tadel bringt, und was man zu vermeiden
Und auszubeſſern hat. Ein gründlich Urtheil rührt.
Und ändert den Verſtand, den Wahn und Schein verführt.
Die Weisheit wird beliebt, berühmt und ausgebreitet.
Was widerſinniſch iſt, und mit der Wahrheit ſtreitet,
Wird da zur Schau geſtellt. Man ſieht der Schriften Zahl,
Man trifft den Jnhalt an, man lernet Güt und Wahl,
Und ſchöpfet Trieb und Luſt, ſich im gelehrten Weſen
Noch weiter zu bemühn, ein neues Buch zu leſen.
So nimmt das Wiſſen zu, ſeit dem ſich Krauſens Hand
Für deſſen Ruhm beſtrebt, und, was ein fremdes Land
Für ſeltne Schriften hat, in unſrer Sprach entdecket,
Und durch ein deutſches Blatt Verſtand und Luſt erwecket.
Die Dicht- und Redekunſt wird ſein Verdienſt erhöhn,
Und ſein erhaltnes Lob wird dauren und beſtehn,
So lange Kunſt und Witz und Wiſſenſchaften blühen,
Die Vortheil, Schmuck und Glanz aus Krauſens Schriften
ziehen.

*

* *

Auf den Tod Herrn
Johann Martin Drollingers,
Fürſtlichen Badendurlachiſchen Rechnungsraths und Burgvogts in der Herrſchaft Badenweiler

von ſeinem Sohne

Carl Friedrich Drollingern.

Hochfürſtl. Durlach. Hofrathe.

Mein Vater, gute Nacht! Es iſt um dich geſchehen.
Ich werde dich nicht mehr in dieſem Lichte ſehen.
Mein trübes Auge hat den ſchwarzen Tag erblickt,
Der dich, o Seliger, den Deinigen entrückt.
O Tag! Verworfner Tag! O düſtre Sonnenblicke,
Welch Denkmaal laſſet ihr in meinem Geiſt zurücke!
Welch trauriges Geſicht! Die Stunde war ſchon da;
Des Schreckens König kam dem Sterbebette nah,
Und ließ ein ganzes Heer den Kranken überfallen.
Erkalten, Todtenſchweiß, der Zunge ſchweres Lallen,
Erſchien hier auf einmal. Der Kinder Hauf erbleicht
Und ruft: Allmächtiger! Ach unſer Vater weicht!
Du höchſter Vater ſchau auf uns Verlaßne nieder;
Schenk uns den Sterbenden zu unſerm Troſte wieder.

Iſt deinen Frommen dann ſo kurze Friſt beſtimmt!
Umſonſt! der Himmel war zu ſehr auf uns ergrimmt,
Und ſein gerechter Schluß beſtund auf unſrer Strafe.
Der Kranke lag ſchon da, als wie im Todtenſchlafe:
Doch goſſe ſich ſein Geiſt noch zu dem letzten mal
Durch ſeinen Körper aus, den die erlittne Qual
Der Schmerzen grimmes Heer ſchon halb entſeelet hatten,
Und hieß ihn ſeinem Gott die letzte Pflicht erſtatten.
Bald kam dem Sterbenden ein neues Leben zu,
Er ſchien, als wie erwacht aus einer tiefen Ruh,
Erhub ſo Hand als Haupt nach den geſtirnten Höhen,
Und winkt uns insgeſammt den Schöpfer anzuflehen.
Der ganze Haufe ſtund mit kalter Furcht beeißt,
Und ſchrie: Erlöſer, hilf! Empfang den werthen Geiſt.
Herr! ende ſeinen Kampf. Er hat genug gerungen.
Der Halberſtorbne brach das Band der ſchweren Zungen,
Und ſtieß drauf noch einmal ein feurigs Amen aus.
Er ſprach: Der freye Geiſt verlies ſein morſches Haus.
Und mein beſtürzter Blick ſah meines Vaters Leiche.
Weh mir! ich ſehe noch, ich ſeh es, und erbleiche,
Wie ſeine blaſſe Hand mir meine Hand gedrückt:
Wie ſein gebrochnes Aug mich ſehnlich angeblickt;
Wie meine Thränen ihm die ſeinen ausgetrieben;
Wie ſeine Liebe feſt bis in den Tod geblieben.
O Liebe, deren Werth ich nie genug beweint!
Mein Vater, fleuchſt du mich, mein allerbeſter Freund?
Vergönne, Seligſter, daß, wenn ich dich bedaure,
Ich ſo um einen Freund, wie einen Vater, traure.
Wie mancher, deſſen Herz von blinder Liebe brennt,
Und nur den dummen Trieb verwöhnter Neigung kennt,
Bringt ſeine Kinder oft aus Liebe zum Verderben.
Du aber, Seligſter, du zeigteſt bis zum Sterben,

Daß Witz und Frömmigkeit der Deinen Zügel war,
Daß einem wahren Freund auch an der Seinen Schaar
Das Laſter häßlich ſcheint, und nur die Tugend ſchöne.
Du liebteſt, wie man ſoll; du liebteſt deine Söhne,
Doch ihre Fehler nicht. Und wenn ihr leichter Schritt
Den rechten Weg verließ, und mit verkehrtem Tritt
Verführt auf falſcher Bahn begunte hinzurennen:
So ſah ich deinen Zorn, wie ſonſt die Liebe, brennen.
Dein ganzes Denken gieng auf unſer Wohlergehn.
Dein Wandel ließ mich ſtets das beſte Muſter ſehn;
Ein Muſter, das mich mehr als tauſend Worte lehret.
Zwar was ein großer Hauf der leichten Welt verehret,
Das haſt du nie gelernt, geſchmückt mit leerem Schein,
An Worten reich und mild, an Werken ſparſam ſeyn,
Sich nach geſchickter Art vor einem jeden bücken,
Dem, den man nie geliebt, die Hände freundlich drücken,
Und was die Blöße mehr für Larven ſich erdicht.
Wenn dieſes Tugend heißt, ſo kannteſt du ſie nicht.
Die deutſche Redlichkeit, der Eifer zum Geſetze,
Die Folge ſtrenger Pflicht, das waren deine Schätze.
Es macht ihr wahrer Werth ſich ohne Schminke kund,
Dein Ruhm erſchallet ſelbſt aus unſers Fürſten Mund,
Der deine Treu erkannt, und deinen Tod bedauret.
Ich ſchau noch, wie um dich die ganze Gegend trauret;
Ich ſchau ihr Volk beſtürzt um deine Bahre ſtehn,
Die Fremden Thränen voll, die Deinen faſt vergehn.
O allzu ſchwerer Fall, was haſt du mir entriſſen?
Was muß ich Armer nicht mit meinem Vater miſſen!
Verzeihe, Wertheſter, wenn eine ſpäte Schrift
Nach deiner Aſche geht, und dir ein Denkmaal ſtift,
Das meine Dankbarkeit dir eher bringen ſollen.
Es fehlte nicht an mir und meinem ernſten Wollen.

Ich wollte mich ſo bald um dieſen Dienſt bemühn:
Ich wollte, doch umſonſt! die Kräften waren hin.
Ich fiel erblaßt und kalt auf deine Leiche nieder.
Fünf Jahre ſind es ſchon, daß deine werthe Glieder
In ihrer Grube ruhn. Doch mein beſtürzter Muth
Hat von dem erſten Sturm noch wenig ausgeruht.
Mein Schmerzen währet noch. Er wird unendlich währen.
Nimm, Werther, eine Fluth von tauſend tauſend Zähren
Zu einem Denkmaal an, daß dir ein Sohn geweiht,
Der voll von treuer Pflicht nach ſeinem Vater ſchreyt.
Ich weis dir ſonſten nichts zu deiner Gruſt zu bringen.
Genug, die Hand erſtarrt, und mein betrübtes Singen
Verſtummet allbereit. Mein altes Leid erwacht.
Genug, ich kann nicht mehr. Mein Vater, gute Nacht.

Die Redlichkeit
an dem
Greif- und Mohriſchen
Hochzeitfeſte
betrachtet von
M. Johann Friedrich May.

Hier bin ich, werther Freund, und bringe meine Schuld,
Ich komme hinten nach. Du haſt mit mir Geduld.
Denn was mich hemmt und ſtört, das iſt dir nicht verborgen.
Ich habe jeden Tag für mancherley zu ſorgen.
Und wenn mich nichts mehr hält, ſo bin ich nicht allein.
Wer aber dichten will, der muß ganz einſam ſeyn,
Wo ſich kein Mäusgen rührt: Da kann man glücklich reimen,
Und nach Poeten Art die ſchönſten Sachen träumen.
Nichts weiter mehr davon. Ich bringe, was ich kann.
Und fange dieſes Lied von unſrer Freundſchaft an,
Die ſich auf keinen Wind und leere Worte gründet,
Es iſt die Redlichkeit, die unſer Herz verbindet.
Du liebe Redlichkeit, man kann dich ſelten ſehn,
Du willſt den Mantel nicht nach allen Winden drehn,
Du gehſt gerade zu, nicht auf den krummen Wegen,
Die Falſchheit, Trug und Liſt ſich zu erwählen pflegen.
Du liebeſt jedermann, und ſorgeſt für ſein Heil,

Und wird ihm dann ein Glück durch deinen Dienſt zu theil:
So weißt du dich daran ſo herzlich zu vergnügen,
Als ſäheſt du dieß Gut in deinem Schooße liegen.
Du ſchlieſſeſt deinen Sinn zu jedes Beſten auf,
Und denkeſt eben ſo mit allem Ernſt darauf,
Als wärs dein eignes Werk, was doch nur andern nützet:
Weil dich ein edler Trieb, kein Eigennutz, erhitzet.
Du redeſt zwar nicht viel; doch, was du ſprichſt, iſt wahr,
Nicht rätzelhaft und ſchlau, nein, alles rein und klar.
Doch wenn es ſchädlich wär, des Herzens Grund zu zeigen,
Haſt du Verſtand genug auch mit Vernunft zu ſchweigen.
Und alles geht dahin, daß endlich deine Treu
Zu deiner Freunde Wohl ein ſichres Mittel ſey:
Und daß ſo gar dein Feind an deiner Großmuth lerne,
Daß er ſich, und nicht du, vom rechten Weg entferne.
Komm, nimm noch fernerweit Bruſt, Herz und Sinnen ein,
Du ſollſt auf dieſer Welt mein allerliebſtes ſeyn,
Ich will viel lieber hier Luſt, Ehre, Reichthum meiden,
Als Herr von allem ſeyn, um mich von dir zu ſcheiden.
Dem Quentgen deiner Luſt gleicht nicht ein Zentner Gold:
Durch dich wird jedermann mir zugethan und hold,
Durch dich werd ich beherzt, vor jedem zu erſcheinen,
Durch dich grünt noch mein Ruhm auf den vermorſchten Beinen.
Macht, Witz, Gelehrſamkeit, der allerfeinſte Sinn,
Was nützet dieſes denn, wenn ich nicht redlich bin?
Sollt ich den Nächſten wohl durch meine Künſte quälen?
Nur nicht die Redlichkeit, ſonſt mag mir alles fehlen!
Freund, ſtraf mich nicht darum, daß der erhitzte Geiſt,
Mir ungehorſam wird, ſich aus den Schranken reißt,
Und da er dich verehrt und dich erheben ſollte,
Doch itzt die Redlichkeit, ſtatt deiner, loben wollte.

Allein, was ich geſagt, das iſt kein fremder Ruhm,
Denn er gehört auch dir und iſt dein Eigenthum.
Du liebſt die Redlichkeit und ſuchſt in allen Dingen,
Was dieſe Liebe ſchafft, in Werk und That zu bringen.
Dein Amt kann Zeuge ſeyn. Der Zeuge gilt ſehr viel.
Ein Miedling biſt du nicht, und treibeſt nicht das Spiel
Das andern wohl gefällt, die ſonſten nichts beginnen,
Als nur mit Gottes Ruhm die Weltluſt zu gewinnen.
Dein redliches Gemüht beſorgt der Kirche Wohl,
Erfüllt des Hauſes Wunſch, das dir dein Volk empfohl.
Es eifert ebenfalls um ſeines Herren Ehre,
Und zeigt des Eifers Macht im Wandel und der Lehre.
Nun kennt auch deine Braut des Herzens Redlichkeit,
So daß ſie dir die Hand mit gleicher Treue beut.
Was wünſch ich denn dazu? Das ſcheint mir überflüßig.
Denn bey der Redlichkeit geht man des Wunſches müßig.
Man nimmt, was man bekömmt, mit Dank und Freuden an,
Man widerſteht der Noth, ſo viel man weis und kann,
Und mit Gelaſſenheit verſucht man zu ertragen,
Was ſtärker iſt, als wir. Was ſoll ich weiter ſagen?
Das eine noch, mein Freund. Wenn ihr dann glücklich lebt,
Von eurer Redlichkeit einander Proben gebt:
So werd ich mich dadurch an euch aufs neu ergetzen,
Und in der Redlichkeit euch mir zum Beyſpiel ſetzen.

Abhandlung
Von dem Vorzuge der Schönheit vor dem Verſtande beym Frauenzimmer.

von

M. F. W. Stübnern.

Hochgeehrteſte Herren,

Die Freyheit, zu wählen, iſt ein großes Vorrecht der Menſchen. Es ſchmeichelt unſerer Eigenliebe, wenn wir in unſern Umſtänden gleichſam wie eigne Herren verfahren, die ihre Wahl nach ihrem Gutdünken einrichten können. Aber die Schwierigkeiten, welche die Wahl manchmal zu begleiten pflegen, ſind der Gegengift wider unſern Hochmuth. Wir lernen, uns unſers Vorrechtes nicht zu überheben, wenn wir den Streit empfinden, der ſich bey dem Gebrauche und bey der Ausübung deſſelben in unſerm Gemüthe erhebet. Oft haben wir zwiſchen Guten und Böſen zu wählen, und wir verfehlen doch zuweilen unſers Endzweckes bey der Wahl; weil ſich unſer Verſtand manchmal blenden läſſet, und falſch urtheilet. Sind die Dinge, von deren Güte und Vorzug wir urtheilen ſollen, von einerley Art, und beyde entweder gut, oder böſe, ſo wird es uns noch ſchwerer, eine rechte Wahl zu treffen. Wir müſſen ſo dann das Gute oder Böſe, welches an dem einem iſt, mit dem Guten und Böſen an dem andern, ſo zu reden, abwägen, um den Ausſchlag zu erfahren. Manchmal finden ſich von der einen und von der andern Seite ſo viele wichtige Gründe, daß wir bey nahe ſelbſt zweifelhaft werden, wohin wir uns wenden ſollen. Herkules hat auf dem Scheidewege der Tugend und des Laſters nicht ſo viel Ueberlegung nöthig gehabt, als wir manchmal bey der Beurtheilung über zweyerley gute Dinge anwenden müſſen. Die Abbildung, die uns die Alten von ihm gemacht haben, ſcheint zum Grunde zu legen, daß nur ein Weg zur Tugend ſey. Aber wir wiſſen aus der Erfahrung, daß oft ein Gut das andere verdringe. Wir ſind nicht fähig, alle Güter auf einmal zu faſſen, und müſſen oft eines fahren laßen, um das andre feſte zu halten. Sonderlich findet ſich dieſes bey Beurtheilung ſolcher Gaben, daran die Natur mehr Theil hat, als die Kunſt, oder unſer Fleiß. Daher kömmt es, daß ſich oft ſo widrige Meynungen in der Welt finden, welche Gabe der andern vorzuziehen ſey? Ich habe unlängſt eine ſinnreiche Unterſuchung eines franzöſiſchen Gelehrten zu leſen bekommen, ob der Verſtand und ein aufgewecktes Weſen in der Aufführung vor der Schönheit einen Vorzug verdiene. Der Urheber derſelben bejahet dieſe Frage. So einnehmend auch ſein Vortrag war, und ſo bündig ſeine Gründe zu ſeyn ſchienen; ſo ſind mir deſſen ungeachtet noch Zweifel genug übrig geblieben. Es ſind mir ſo viel Gründe dagegen beygefallen, daß ich ſo gleich den Vorſatz gefaſſet hatte, in dieſer Verſammlung einmal die Rechte der Schönheit wider die Eingriffe des Verſtandes zu retten. Ich halte es für ſchwer, aber nicht für ganz unmöglich, das Gegentheil mit ſo gutem Fortgange, als er bey ſeiner Meynung gehabt hat, wahrſcheinlich zu machen. Da man insgemein die Schönheit hauptſächlich an dem Frauenzimmer hochzuſchätzen pflegt, und das Urtheil von derſelben das männliche Geſchlechte am nächſten angeht; ſo wird mir auch dieſer Umſtand bey meiner Ausführung, die ich unternehme, zum Vortheile gereichen. Gute Gaben, die an uns ſelbſt nicht ſonderlich geachtet zu werden pflegen, beurtheilen wir deſto unparteyiſcher an andern; da uns hingegen nur allzuoft unſere Eigenliebe dahin reiſſet, wenn wir in dem Wettſtreite des Guten ſelbſt einige Hoffnung vor uns ſehen, den Vorzug zu erhalten. Es iſt ſo wenig eine Schande für eine Mannsperſon, wenn ſie nicht ſchön iſt, als geringe die Ehre iſt, wenn man ihr einen guten Verſtand und löbliche Aufführung beyleget. Das letzte erwartet man ſo ſchon von ihr; daher wird es ihr nicht ſonderlich zur Gerechtigkeit gerechnet: Und das erſte fordert man nicht von ihr; daher vermiſſet man es auch an ihr nicht allzuſehr. Es iſt alſo gut für mich, daß ich gleich ruhig ſeyn kann, es mag jener Franzoſe, oder ich, recht behalten. Sie, meine hochgeehrteſten Herren, und ich, ſind auſſer der Hitze des Streits. Vielleicht iſt es aber doch vortheilhaft für uns, wenn wir uns auf dieſe Wahl zum Voraus gefaßt machen, die uns leicht einmal treffen kann. Diejenigen Freyer ſind ziemlich uneigennützig, die entweder auf den Verſtand oder auf die Schönheit des Frauenzimmers ſehen, und wenigſtens billiger in der Liebe, als die, welche auf den Reichthum ihr Abſehen richten; weil dieſer ein äuſſerlicher Vortheil der Geliebten, jenes aber innerliche Vorzüge derſelben ſind, die an ihrer Perſon haſten.

Wenn ich den Vorzug eines ſchönen Frauenzimmers vor einer verſtändigen, oder witzigen und ſinnreichen zeigen will; ſo verſteht ſichs von ſich ſelbſt, daß ich mir weder die Schöne ohne allen Verſtand, noch die Sinnreiche mit offenbaren Gebrechen des Leibes, vorſtelle. Es giebt ein gewiſſes faſt allgemeines Maaß des Verſtandes, das man bey einer nicht ganz verſäumten Auferziehung und bey dem nöthigen Umgange mit andern Leuten gemeiniglich zu erreichen pfleget; aber es hat auch die Natur ihren Maaßſtab, nach dem ſie insgemein die Schönheit auszutheilen pflegt. Ungeachtet es wohl mehr häßliche, als ſchöne Frauenzimmer geben könnte; ſo iſt doch zwiſchen dieſen die Mittelgattung die zahlreichſte, von denen, die weder den Namen der häßlichen verdienen, noch ſich auch einer großen Schönheit rühmen können. Wenn nun einem Frauenzimmer von den gewöhnlichſten, doch zureichenden Kräften des Verſtandes, und von mittelmäßiger Schönheit die Macht gegeben werden könnte, ob ſie ſich lieber mehr Schönheit oder mehr Verſtand wünſchen wollte: So würde gewiß die Wahl gar leicht auf die erſte Eigenſchaft mit Hindanſetzung der andern fallen. Ich ſchlieſſe dieſes aus der Erfahrung. Eine ſchöne Weibsperſon pflegt wohl eine häßliche, ihres Verſtandes wegen, zu lieben. Sie rühmt wohl gar an ihr eine Gabe, von der ſie zum Voraus ſieht, das ſie ihren Vorzügen wenig Abbruch thun werde. Aber eine häßliche wird allezeit mit Verachtung von der Schönheit reden; weil ſie ſich befürchtet, ſie möchte mit allem ihren Verſtande gegen die Schönheit wenig vermögen. Diejenige Perſon,

ſon, welche ſie für ſchön anſieht, mag viel oder wenig Verſtand haben: Sie wird doch immer gleiche Verachtung gegen ein Gut, das ihr mangelt, ſpühren laſſen. Es hält alſo das weibliche Geſchlechte die Schönheit für einen kräftigern Vorzug an ſich ſelbſt, als den Witz. Dieſe Wahl lieſſe ſich auch aus vielen Gründen rechtfertigen, davon ich nur einige anführen will. Es iſt für ein Frauenzimmer vortheilhafter, bey einem mittelmäßigen Verſtande eine große Schönheit, als bey einer mittelmäßigen Schönheit viel Verſtand zu beſitzen.

Die Schönheit zeigt ihre Kraft gleich bey dem erſten Anblicke. So bald wir eine auſſerordentliche Schönheit anſichtig werden, ſo ſind wir ſchon von ihr eingenommen. Wir können uns nicht verhindern, unſre Augen ſtarr auf ſie zu richten, und haben nicht Zeit genug, unſern Verſtand erſt darüber zu Rathe zu ziehen. Wir fragen uns nicht vorher: Mag dieſe Perſon auch wohl Verſtand genug beſitzen, uns in dem Umgange mit ihr zu vergnügen. Wir bewundern ſie, ehe wir darüber rathſchlagen. Wir ſind ſchwer von Betrachtung derſelben abzuhalten, wenn wir auch wiſſen, daß ſie ausnehmende Gemüthsgaben eben nicht beſitze. Das macht: Die Schönheit greift die Sinnen vornemlich an. Wer ſich nun erinnert, wie ſchwach die Bewegungen des Verſtandes gegen die Reizungen der Sinnen ſind, der wird erkennen, daß die Schönheit kräftiger und geſchwinder rühre, als die Eigenſchaften des Gemüthes, die wir erſt aus einem langen Umgange kennen lernen.

Kluge Reden, ein wohlangebrachter Scherz, eine wohlgeſetzte Höflichkeit in Worten, ein ſinnreich ausgedrückter unvermutheter Gedanke, und das meiſte, wodurch ſich der Verſtand und Witz zu verrathen pflegen, erfordern viele Zeit, wenn ſie uns bekannt werden ſollen. Nicht jeder Augenblick, nicht jeder Zufall, nicht alle Umſtände geben Gelegenheit zu ſolchen äuſſerlichen Zeichen der innerlichen Gaben. Oft verbiethet der Ort und die Geſellſchaft, viel zu reden, oder ſolche Dinge zu reden, wodurch der Witz einer Perſon an den Tag kommen könnte. Die Schönheit aber ſtralt in einem fort; ihr Schimmer wird weder durch die traurige Geſellſchaft verdunkelt, noch in der frölichen übertäubet. So lange Augen vorhanden ſind, die ſie ſehen können, ſo lange wirkt ſie: Und wenn das Ohr wegen Mangel eines ungezwungenen Anlaſſes zu ſinnreichen Reden immer ruhen muß, ſo iſt hingegen das Auge bey der Gegenwart einer großen Schönheit ohne Unterlaß beſchäfftigt.

Es ſind nicht alle Leute fähig, von dem Verſtande einer Perſon aus ihren Reden überzeugt zu werden. Man muß ſelbſt Verſtand beſitzen, um ihn an andern zu finden: Aber man muß nicht eben ſchöne ſeyn, um zu wiſſen, ob eine andre Perſon ſchön ſey. Ein tummer Menſch kann bey andern keinen Verſtand merken, wenn er ihm auch noch ſo deutlich gezeiget würde: Aber ein häßlicher kann ſich oft nicht verhindern, die Schönheit zu erkennen, wenn er ſie auch gleich gerne nicht erkennen wollte. Es iſt wahr, wir ſind oft in dem Begriffe der Schönheit nicht einig: Was ein andrer für ſchön hält, gefällt mir zuweilen nicht: Dafür kann ich manchmal andern das nicht für ſchön einreden, was mir ſo vorkömmt. Allein, ſind denn die Gelehrten, bey denen der Verſtand recht zu Hauſe ſeyn ſoll, in ihren Urtheilen von dem Verſtande einiger? Was der eine für klug und wohlgeſagt, oder wohlgeſchrieben hält, das kömmt dem andern als abgeſchmackt und ungereimt vor. Wo der eine viele Scharfſinnigkeit zu merken glaubt, da findet ein andrer ganz das Gegentheil. Ja die Regeln, wornach man die Schönheit ohne Kunſt beurtheilt, ſind lange nicht ſo veränderlich, als die, nach denen man Witz und Verſtand nach der Kunſt beurtheilen will. Was in dem einen Lande ein Zeichen eines großen Witzes iſt, das klingt in dem andern gar ſtumpf und verlegen. Die Spitzſündigkeiten, womit ſich Portugieſen und Spanier in ihren Schriften zu ſchmücken ſuchen, ſind für uns zu hoch, und der Franzoſen ihre zu häufig und zu affectirt. Die Schönheit kann ſich wenigſtens nicht leicht in der Beurtheilung gerade in das Gegentheil verändern. Es giebt ſchöne Perſonen, ſelbſt in der Stadt, die kein unparteyiſches Auge mit einer innerlichen Ueberzeugung für häßlich anſehen kann. Man wähle eine der gröſten Schönheiten in Deutſchland, die nach der Bildung des Geſichtes, nach der Farbe, nach der Zärtlichkeit der Haut unter uns keinen Tadel gehabt hat. Man laſſe ſie nach Frankreich reiſen, und die Einwohner von Paris über ihre Schönheit urtheilen: Wird man nur auch vermuthen können, daß ſie ſolche für ſchlechterdings häßlich halten würden? Sie werden ihr vielleicht manche von ihren Geſichtern vorziehen, die ſie für ſchön zu preiſen gewohnt ſind. Nimmermehr aber werden ſie dieſelbe gar in die Zahl der Häßlichen herunter ſetzen.

Der gröſte Theil der Schönheit beruhet in der Geſichtsbildung, und dieſe kann niemand ſicherer beurtheilen, als ein Maler. Dem ſind die Verhältniſſe bekannt, welche zwiſchen allen Theilen des Angeſichts vorhanden ſeyn müſſen, wenn ein ſchönes Ganzes daraus entſpringen ſoll. Unſere Schönen ſollten ſich bey nahe wünſchen, daß alle Mannsperſonen Maler ſeyn möchten. Doch nein: Es iſt beſſer für ſie, daß wirs nicht alle ſind. Urtheilen wir in dieſem Stücke gleich oft ohne Grund, wie jener Schuſter von Apellis Gemälde, in Dingen, die über ſein Handwerk waren: So überſehen wir doch auch viele kleine Fehler, die ein verſtändigerer Kenner der Bildungen gleich einſehen würde.

Wenn Europäer unter die Schwarzen kommen; ſo fällt ihre Wahl unter den Mohrinnen oft auf ſolche, die ſelbſt von den Mohren für ſchöne angeſehen werden. Die Reiſebeſchreibungen haben davon mehr als ein Exempel. Woher kömmt doch die Uebereinſtimmung anders, als von der Natur ſelbſt? Iſt dieſes nicht ein Zeichen, daß wir ſchon von der Natur mit dem nöthigen Vermögen ausgerüſtet ſind, das Schöne zu treffen, und das Häßliche davon zu urtheilen?

Diejenigen Begriffe, die der Verſtand, ſo zu reden, alleine bildet, ſind mehr in unſerer Gewalt, als die, welche ſich unmittelbar auf die Sinnen gründen. Daher kömmt es, daß wir in jenen mehr Veränderungen und Mannigfaltigkeiten unter den Menſchen antreffen, als bey dieſen. Bey jenen ſetzt ein jeglicher dazu, oder nimmt davon, was ihm gut dünket: Bey dieſen gehet ſolches nicht an, wenn man nicht ſo gleich von ſeinen eigenen Sinnen beſtrafet werden will. Bey Beurtheilung der Schönheit hat unſer Verſtand weniger, als unſere Sinnen, zu thun. Und da wir die letzten mit dem geringſten Bauer gemein haben; ſo iſt es auch für uns keine Schande, wenn wir mit ihm einerley Perſon für ſchön halten müſſen. Vielmehr iſt ſolches ein Zeichen eines rechten Gebrauchs unſerer Kräfte, wenn wir in Beurtheilung der Schönheit mit ſehr vielen andern eines Sinnes ſind, die von weit geringern Verſtande, als wir, ſind.

Eine Republik wäre ihrem Untergange nahe, wenn alle und jede Glieder derſelben Gelehrte wären. Wir leben auf einer hohen Schule, wo in einem kleinen Bezirke mehr Leute beyſammen leben, die ſich der Gelehrſamkeit widmen, als oft in einem groſſen Lande. Unſere Mauren ſchlieſſen mehr Menſchen dieſer Art in ſich, als manches weitläuftigen Reiches Grenzen. Alleine ſind nicht der Leute von andrer Art leicht noch zwey oder dreymal ſo viel in unſrer Stadt? Wie geringe iſt alſo nicht die Anzahl der Gelehrten gegen die andern Gattungen von Menſchen, ſelbſt in unſerer Stadt. Und um wie viel geringer muß ſolche nicht anderwärts ſeyn, wo kein ſolcher Zuſammenfluß von Gelehrten, als hier, iſt? Bis hieher rede ich nur von denen Gelehrten, die ſich zu der Zunft derſelben dem Namen nach bekennen. Alleine wie viele ſind nicht unter denſelben, die dieſen edlen Namen nicht verdienen, wie viele, die bey allen ihrem Fleiſſe nichts klüger ſind, als ein Handwerksmann mit einem guten natürlichen Verſtande? Wie viele, die eine ſolche Lebensart gezwungen ergriffen haben, und ihre Tage im Müßiggange dahin bringen? Wie viele, die aus Irrthum auf eine verkehrte Art zu ſtudiren gerathen, die ſie mehr hindert, als fördert? Und wie viele werden nicht durch andre äuſſerliche Hinderniſſe auſſer den Stand geſetzt, in der Gelehrſamkeit was rechtes vor ſich zu bringen? Nun iſt aber niemand, als ein wahrhafter Gelehrter fähig, von dem Verſtande einer Perſon zu urtheilen. Wie ſehr zerſchmilzet alſo der Haufen derjenigen, denen man ſeinen Verſtand zeigen kann. Gewiß ich erſtaune, wenn ich die entſetzliche Menge von Aftergelehrten erwäge: Aber ich höre auch auf, mich zu verwundern, warum faſt ordentlich die vernünftigſten und verſtändigſten Leute das wenigſte Glücke in der Welt haben. Es ſollten ſie die glücklich machen, die ihren Werth nicht einzuſehen geſchickt ſind. Daher bleiben ſie insgemein unglücklich, oder nur mittelmäßig glücklich.

In eben dergleichen Umſtänden ſind die verſtändigſten, vernünftigſten, ſinnreichſten Frauenzimmer. Jede Perſon ſoll ſich ohne Unterſchied des Geſchlechtes ſo viel Freunde machen, als ſie haben kann. Sie muß ihre Gaben, auf die ſie ſich am beſten verlaſſen kann, am häufigſten zeigen, damit ihr Werth kund werde. Es iſt daher einem verſtändigen Frauenzimmer nicht zu verdenken, wenn ſie ihren Verſtand, bey einer jeden Gelegenheit, die nicht gezwungen läſſet, zu zeigen ſuchet. Aber man laſſe ſie am allerbeſten und behutſamſten dabey verfahren, wie ſelten wird nicht die Geſellſchaft für ſie ſeyn, darinnen man ihre Gaben vertragen kann? Wie ſelten wird die Geſellſchaft fähig ſeyn, von denſelben zu urtheilen? Wie ſelten wird ihre Rede ſo allgemeinen Beyfall, als einer andern ihre Schönheit, verdienen? In der größten Geſellſchaft wird kaum einer oder der andre ſeyn, der mit genugſamen Verſtand und Witz, und auch mit genugſamer Billigkeit verſehen iſt, daß er an andern dergleichen Gaben dulden kann.

Wir leben zu einer Zeit, da man es dem weiblichen Geſchlechte faſt für ein Laſter anrechnet, wenn es ſich beſtrebet, klug zu werden. Es iſt für das Frauenzimmer gefährlich, Verſtand und Witz an ſich zu haben, oder an andern, als Männern, zu bewundern. So ungegründet dieſer Wahn iſt, ſo wenig iſt er zu verachten. Was kann ich dafür, daß andre falſch urtheilen? Unterdeſſen muß ich mir doch ihre falſchen Urtheile nicht freywillig auf den Hals laden. Hätte alſo ein Frauenzimmer die Wahl zwiſchen Schönheit und Klugheit; ſo würde ſie unvorſichtig handeln, wenn ſie die letzte der erſten vorziehen wollte. Bey der Klugheit ladet ſie ſich den Haß faſt des ganzen menſchlichen Geſchlechtes auf. Die Männer ſehen insgemein die Klugheit, als ihr Eigenthum an, das ſie mit einem andern Geſchlechte nicht theilen dürfen. Die Weibsperſonen ſtreiten ſtets untereinander um den Vorzug. Jede will beſſer ſeyn, als die übrigen: Und alſo können ſie auch die Klugheit an ihrer Schweſter nicht mit gleichgültigen Augen anſehen. Nicht einmal die halbe Gefahr findet ſich bey der Schönheit. Es will zwar auch jede ſchöner ſeyn, als die übrigen. Aber ſie beſcheiden ſich doch auch leichtlich, daß die Schönheit ein Gut ſey, das man ſich weniger, als andre Güter, ſelbſt geben könne. Der Himmel theilt ſie aus, an wem er will, und der Beſitzerinn iſt nichts überlaſſen, als die Sorgfalt, ſie zu erhalten. Sie wird immer ein Eigenthum des weiblichen Geſchlechtes bleiben, daran das männliche wenig theil haben darf. Nie iſt es ein vernünftiger Vorwurf für ein Frauenzimmer geweſen, wenn man ihr nichts als Schönheit hat zur Laſt legen können.

Es iſt wahr, die Schönheit kann zu vielen Vergehungen Anlaß geben, wenn ſie gemisbraucht wird. Aber iſt denn der Misbrauch der Klugheit, und des Witzes, weniger ſchädlich, oder weniger zu befürchten? Je mehr Verſtand man beſitzt, deſto mehr Gelegenheit ſieht man, andern zu ſchaden. Und ein Menſch von aufgeweckter muntrer Natur iſt zu tauſend Ränken aufgelegt, die ein Schläfriger unterlaſſen muß.

Wenn man ſich immerfort mit einer gleich geiſtreichen und aufgeweckten Unterredung etliche Tage hinter einander unterhalten ſollte; ſo würde man gewiß ermüden. Bey dergleichen Geſprächen muß man, ſo zu reden, Verſtand und Aufmerkſamkeit anſtrengen, um ſie in einem gleichen Fortgange zu unterhalten. Sind etliche beyſammen, welche daran einen Gefallen haben können; ſo müſſen ſie ſich oft bey dieſer Gelegenheit ſo ſehr bemühen, als wenn ſie das Wichtigſte überdächten. Nichts iſt verdrießlicher, als ein Menſch, der überall was ſinnreiches auf die Bahn bringen will. Wie leicht verfällt man in dieſen Misbrauch? Hingegen wie gewiß iſt der Ausſpruch Salomons: Daß ſich das Auge nimmermehr ſatt ſiehet, ſonderlich in dem Falle, wenn es was ſchönes zu betrachten hat?

Nun pflegen wir die Gröſſe eines Gutes darnach zu ermeſſen, wenn es uns geſchwinde eine beſtändige Glückſeligkeit zu wege bringt, die ſich ſehr weit erſtrecket. Die Schönheit wirkt bald, der Verſtand langſam; jene beſtändig fort, dieſer ſelten; jene faſt in jedermann, dieſer in die allerwenigſten Menſchen. Was iſt es demnach Wunder, wenn ein Frauenzimmer ſich mehr Schönheit als Witz, von beyden jedoch einen billigen Antheil, wünſchet?

* * *

Die den Gelehrten anſtändige Liebesregung,

bey der

Mosheim- und Feldiſchen

Eheverbindung,

von

D. Georg Gottlob Richter.

Der wie ein Sauertopf, auch oft noch ſaurer ſieht,
Und ſeine Stirne ſtets in neue Falten zieht,
Der voll Gedanken ſteht, und mitten auf der Gaſſen
Sich kaum entſchließen kann, ſein Hirn in Ruh zu laſſen:
Der, wenn er einen Satz zur Unterſuchung wählt,
Den ſchon verworrnen Kopf mit tauſend Fragen quält,
Und weil er niemand ſonſt des Glückes fähig achtet,
Nach dem vergrabnen Schatz der höchſten Weisheit trachtet;
Kömmt nie, wie Thyamis, den Jungfern zu Geſicht,
Und flieht, wie Clitomach, wo man von Liebe ſpricht,
Er iſt Antiſtheni und ſeinem Satz gewogen,
Der ſelbſt die Raſerey dem Lieben vorgezogen.
Mir fällt, ſo hör ich ihn, kein größres Wunder ein,
Als völlig bey Vernunft und doch verliebt zu ſeyn.
Die Reizung der Natur, ein Brand, der uns berühret,
Sind Worte, die ein Thor auf geiler Zunge führet.
Der Trieb, dem alle Welt Gehorſam angelobt,
Das wallende Geblüth, das in den Adern tobt,

Ein Pfeil den Amor ſchießt, der niemals fehl getroffen,
Sind Hülſen-ohne Kern, da kein Geſchmack zu hoffen.
Was heißt der Seelen Zwang? Die uns verborgne Kraft?
Die Luſt zur Dienſtbarkeit? Die ſüße Leidenſchaft?
Ein Wort, ſich vom Verdacht der Thorheit loszukaufen,
Und eine Misgeburth mit ſchönen Namen taufen.
Doch wenn ein ſolcher Wahn den kranken Kopf betäubt,
So merkt man, daß es nicht bey leeren Worten bleibt.
Ein Kluger iſt erſtaunt, der täglich ſieht und höret,
Wie dieſe Seuche wirkt, und den Verſtand bethöret.
Indem Themiſtokles die Steſilea liebt,
Und Ariſtides ſich in gleiche Feſſeln giebt:
So ſchämt ſich Griechenland der Schwachheit ſeiner Helden,
Und deren Kiel erſtarrt, die ihre Thaten melden.
Die Rechnung iſt genau, womit ſich Nero quält,
Wenn er Poppäens Haar durch alle Locken zählt,
Und wo ihm ungefähr ein einziges entgangen,
Sich ſelbſt die Strafe ſetzt, vom neuen anzufangen.
Ein kahler Strumpf ergötzt Vitellius Gemüth,
Den er vom rechten Fuß der Meſſalinen zieht,
Mit tiefen Seufzern küßt, mit hohem Lob beleget,
Und als ein Heiligthum in ſeinen Kleidern träget:
Bald ſeine Sclavin rühmt, wie ſchön ihr Speichel ſchmeckt,
Den er mit Honig mengt, aus güldnen Büchſen leckt,
Und ſeinen Freunden oft mit einem Schwur betheuert,
Daß nichts ihn mehr geſtärkt, und ſeine Kraft verneuert.
Ein Kuß, nach welchem viel nicht vor die Thüre gehn,
Kommt dem Camaleon auf zwey Talent zu ſtehn,
Und ein Demetrius bleibt feſt daran bekleben,
Da ihn die Feinde ſchon auf ſeiner Flucht umgeben.
Kaum daß Hypatia den Trieb der Jugend beugt,
Wenn ſie der Wolluſt Sitz und deſſen Flecken zeigt.

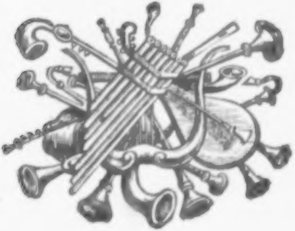
Nur ein Spurina lebt, der ſich aus Keuſchheit ſchändet,
Nur ein Combabus iſt, der Gut und Blut verpfändet.
Und iſt gleich alles wahr, ſo wie man uns beſchreyt,
Daß Aetna in uns brennt, und lauter Flammen ſpeyt:
So wird doch dieſer erſt durch höhre Macht geleitet,
Der wider die Natur und ihre Fehler ſtreitet.
Ein Buch, das uns den Witz der alten Welt entdeckt,
Das uns vor Laſter warnt, und mit Exempeln ſchreckt,
An deſſen ſtatt erwählt, die Tugend eingeſogen,
Und ſeines Lehrers Satz nach dem Beweis erwogen,
Auch was die Arbeit häuft, der Worte nicht verſchont,
Worinnen oft ein Theil der größten Zierde wohnt,
Das wird den eitlen Zug zur Wolluſt übermannen,
Und das verborgne Gift aus Herz und Adern bannen.
  Ich rühme dieſe Cur mit aller Zuverſicht.
Doch iſt noch Raths genug, hilft ſchon das eine nicht.
Ein Sprung vom weißen Berg, den Scaliger beſchrieben,
Hebt alle Regung auf, ein ſchön Geſicht zu lieben.
Des Brunnen Cyzici bewährte Waſſerfluth
Iſt, wo man trauen darf, in gleichen Fällen gut.
Noch andre haben ſich im Staub und Sand gekühlet,
Den erſt bis auf den Schweiß ein Maulthier durchgewühlet.
Urin von einem Bock, mit Narden untermengt,
Macht, daß man ebenfalls ſehr langſam Feuer fängt.
Kaum wird bey tauſenden das ſchöne Mittel trügen,
Sonſt müßte Plinius in ſeinen Büchern lügen.
Verſuchen iſt erlaubt, und geht umſonſt in Kauf,
Oft was im Kehrich liegt hilft manchem Kranken auf.
In letzten Nöthen iſt des Crates Rath gelungen,
Und Hunger, Zeit und Strang hat dieſe Peſt bezwungen.
  Halt ein, verwegner Arzt! die Pillen ſind zu ſcharf,
Und niemand von uns iſt, der deiner Cur bedarf.

Den Wunden, welche man mit guten Willen träget,
Wird zu geringem Dank ein Pflaſter aufgeleget.
Geh nur! wer hält dich auf? Aus dieſem rohen Land,
Und martre weit von uns den herrlichen Verſtand.
Auf feuchten Boden iſt kein feſtes Schloß zu bauen,
Und harte Steine wird kein ſchwacher Magen dauen.
Der Weisheit letzter Grad hat bey dem Aberwitz
Recht mitten im Gehirn den allernächſten Sitz,
Und dieſe Nachbarſchaft macht guten Rath verdächtig,
Zudem, wie dir bekannt, iſt die Verführung mächtig.
Geh, wo dich niemand ſtöhrt, wo Wüſteneyen ſeyn,
Schließ dich in einen Baum und deſſen Rinden ein,
Da kannſt du ſtill für dich, wer wird es dir verübeln?
Der innerſten Natur in ihr Geheimniß grübeln.
Was ſonſt nur tropfenweis in Pindus Flüſſen quillt,
Was eine lange Nacht der Finſterniß verhüllt,
Das wirſt du, zweifle nicht, zu aller Scham ergründen,
Und auf einmal vielleicht der Weisheit Quellen finden.
Vermehre deinen Ruhm, und folge dieſer Spur,
Beweine ſtill für dich den Irrthum der Natur,
Hier iſt dein Fleiß umſonſt, du predigſt tauben Ohren,
Wo alle Hoffnung ſchon zur Beſſerung verlohren.
Wer ungebethen heilt, hat nichts als Schimpf zu Lohn;
Ein Arzt, der nichts gewinnt, zieht ſeine Hand davon.
Wo Haß und Undank folgt, da muß kein Kluger mitteln.
Genug, dir hats geglückt, das Joch vom Hals zu ſchütteln.
Der Eifer iſt gerecht, die Antwort zu gelind,
Denn viel entgelten das, die beſſrer Meynung ſind;
Weil ſie Aſpaſia mit Stein und Holz vergleichet,
Und ihnen aus dem Weg auf hundert Schritte weichet.
Wie? raubt ein hohes Buch, was die Natur vergnügt?
Und zieht den Saft zu ſich, der in den Gliedern liegt?

Daß Tiefgelehrte meiſt von Engeln dieſer Erden
Zum Lieben unbequem und ſtumpf gehalten werden.
Es iſt nicht ohne Grund, die Fragen ſind zu ſchlau.
Was thut Strepſiades mit ſeiner jungen Frau?
Der, wenn er ſchlafen geht, die halbe Nacht verſäumet,
Und denn bis morgen früh von Rechtsproceſſen träumet,
Der, wenn er kaum erwacht, auf neue Ränke ſinnt,
Wodurch er ſeinen Feind den Vortheil abgewinnt,
Bald eine Rede macht, bald ein Geſetz erkläret,
Und zur Bedeutung zwingt, die ſein Client begehret.
Was hilft, ſpricht Lucia, ein Mann von dieſer Art?
Itzt lacht er in ſich ſelbſt, itzt murmelt er in Bart.
Man ſpricht, daß er den Witz bey Zentnern in ſich hätte,
Doch wer bedarf ſo viel in ſeiner Frauen Bette?
Ein Brachman ſucht bey ſich den größten Zeitvertreib,
Und reiſt im Jahr einmal zu ſeinem Eheweib,
Der Ganges ſcheidet ſie, und oft hindurch zu ſetzen,
Pflegt, wie Suidas zeugt, ihr Anſehn zu verletzen.
Drum bleibet jedermann auf dieſem Wahn beſtehn,
Ein Weiſer ſoll und muß der Liebe müßig gehn:
Denn was der Kopf geneußt, das muß der Leib entgelten,
Was den Verſtand erwärmt, pflegt anderswo zu kälten.
Ein ſolcher, wenn er einſt mit Amaryllis ſpricht,
Steht wie ein Klotz vor ihr mit völligem Gewicht,
Er bückt ſich nicht genug, er weis nicht liebzukoſen,
Noch zu gelegner Zeit die Seufzer auszuſtoßen.
Er dringt ihr auf den Leib, er lehnt ſich an ihr Ohr,
Und ſchwatzt ihr anders nichts, als dunkle Sachen, vor,
Bald deucht ihm, daß er ſich kein gut Gehör erworben,
Bald dauret ihm die Zeit, die ſein Beſuch verdorben.
Drum kriegt ein Stümper oft vor ihm den Ehrenpreis,
Als der ſich artiger hierein zu finden weis,

Und nie ſo hoch verſteigt; er ſpricht in vielen Wochen
Kein Wort, worüber er ſich ſeinen Kopf zerbrochen.
Wenn ſeine Liebſte zürnt, ſo lacht und ſchmeichelt er,
Gelobet Beſſerung, und thut doch wie vorher,
Zieht nett und ſauber auf, ſcharrt immer mit den Füſſen,
Und läßt das ganze Haus bis auf die Nachbarn grüßen.
Er ſingt, er ſpielt, er ſcherzt, iſt immer aufgeräumt,
Und klagt nie über das, was er zu Haus verſäumt.
So läßt ihm die Natur weit größre Gunſt genießen,
Er wird galant genennt, und jener abgewieſen.
Allein ich tadle doch den übereilten Schluß,
Daß, wer beliebt ſeyn will, ſehr wenig lernen muß,
Denn wer wird hier gemeynt? ich ſchweige nun nicht länger,
Ein Schulfuchs, Schwindelhirn, Pedant und Grillenfänger.
Ein ſolcher bleht ſich auf, und hat von Winden noth,
Kömmt nur die Luft aus ihm, ſo wiegt er kaum ein Loth,
Die Weisheit pflegt man hier mit Thorheit zu vermengen,
Und Käfer bleiben oft am beſten Baum behängen.
Höchſtwerthgeſchätzter Freund, dein Bündniß macht uns kund,
Der ſey am Leib zugleich und am Gemüth geſund,
Der die Natur ſowohl als die Vernunft verehret,
Und beyderſeits Befehl mit Ehrerbiethung höret.
Zwar dieſe Wahrheit blieb nicht ohne Widerſpruch,
Du hielteſt allzuviel auf ein gelehrtes Buch,
Das deinen muntern Geiſt, der ſonſt an nichts gedachte,
Zu einer andern Luſt faſt unempfindlich machte.
Du weiſt die Gründe wohl, worauf ich mich berief,
Als uns ein fremder Schwarm von Leuten überlief,
Und Brand vermuthen war: Ich ſah auf deine Miene,
Die deinen eignen Brand mir vorzubilden ſchiene.
Es nehme, wer es will, für Aberglauben auf,
Genug du ließt hernach der Liebe freyen Lauf,

Die auch, da dein Verdienſt dich von uns weggenommen,
Allein die Urſach iſt, daß du zurück gekommen.
Dein Glück, das anderswo dir mehr Vergnügen giebt,
Wo die Erkenntlichkeit den Glanz der Tugend liebt,
Will dich mit deiner Braut nach eignem Wunſch verbinden,
In der des Vaters Geiſt der Mutter Zucht zu finden.
Nun wird der ſanfte Trieb, der in den Adern ſpielt,
Durch wohlerlaubten Scherz vollkommen abgekühlt.
So ernſthaft Cato iſt, will er doch mehr bey Weiſen
Ein guter Ehemann, als großer Rathsherr, heißen.
Liebt denn und lebt vergnügt, wachſt, grünet, ſproßt und blüht,
Bis ihr durch Liebeskraft euch Pflanzen auferzieht,
Die eurer würdig ſind, und alles in ſich faſſen,
Wodurch ſie euer Bild der Nachwelt überlaſſen.



Der unvernünftige Tadel an den natürlichen Gaben,

bey dem

Crell- und Engeliſchen Eheverbindniſſe

gezeiget von

Johann Heinrich Winkler,

Profeſſor der Philoſophie.

Vergnügter Bräutigam, ich ſchreibe dir ein Lied
Von der gefundnen Braut, um die du dich bemühſt,
Von deiner Braut, die dich in reiner Abſicht liebet,
Und deren Tugendart dir tauſend Freude giebet.
Ich dichte nicht, wie man nur ſonſt zu dichten pflegt,
Da man bloß rühmt und lobt, nicht aber überlegt,
Ob das, was man geſetzt, auch mit der Wahrheit ſtimme.
Man ſaget gar zu viel, und läßt dem Dichtergrimme
Den ungezähmten Lauf. Was hundert Menſchen ſchmückt,
Das alles ſieht man da in einem ausgedrückt.
Man zählt die Tugenden, die uns die Sittenlehre
Zur Uebung vorgeſtellt; man denkt, was ſich gehöre,
Wenn man ein ſchönes Bild zu ſchildern willens ſey;
Und leget jeglichem die größte Zierde bey.
Man ſinnet emſig nach, wie viel erleſne Gaben
Zuſammen nöthig ſeyn, wenn ein Gedicht erhaben

Und prächtig klingen ſoll. Man fragt nicht nach der Art,
So die Natur geſchenkt; nach dem, was ſie geſpahrt;
Nach dem, was ſie mit Fleiß für andere behalten.
Man will das Dichteramt nach eigner Luſt verwalten.
Man will gefällig ſeyn, und braucht daher die Kunſt,
Die alles wirken kann, was einem Schmeichler Gunſt
Und Ruhm und Vorzug bringt. Man meynt, man müſſe ſchweigen,
Wenn man ermangelte, was treffliches zu zeigen
Man folge der Natur! Hat die nichts aufgewandt,
Was Zierd und Anſehn macht: Was ſoll des Dichters Hand
Papier und Dint und Kiel zu ſolchen Verſen zwingen,
Die wider die Natur ein falſches Lob beſingen?
Sie zeugt nicht lauter Gold und edeles Geſtein:
Es muß auch Stahl und Bley und Sand und Erde ſeyn.
Wie lieſſe das, wenn man den Kieſel Demant nennte,
Und Zinn für Silber hielt, und Bley für Gold erkennte?
So abgeſchmackt iſt es, wenn man die Fehler rühmt,
Und Dinge ſo erhebt, wie ſich es nicht geziemt.
Jedoch,was bring ich vor? So hört man niemals ſprechen.
Man redt von Tugenden, und ſchmählt auf die Gebrechen.
Man ſchreibt und lehrt von dem, was zum Vergnügen dient,
Was gut iſt, nennt man gut. Man hat ſich nie erkühnt,
Die Wörter ſo zu drehn, beym Weiſſen ſchwarz zu ſagen.
Ganz recht, die Sprache bleibt, das Ohr darf hier nicht klagen,
Man wendet alle Kunſt zum Reim und Wohlklang an:
Nur der Verſtand erblickt, was er nicht leiden kann.
Der Tugend Trefflichkeit wird Menſchen angedichtet,
Die nie was löbliches geredet und verrichtet.
Ein ganz geringes Gut wird hundertfach vermehrt,
Was kaum halb menſchlich iſt, wird Göttern gleich verehrt

Man ſoll ein Hochzeitmahl mit Luſt und Verſen zieren.
Man giebt ſich alle Müh, es herrlich auszuführen.
Man häufet Lob auf Lob, und glaubt, es ſey der Braut
Und ihrem Bräutigam ein Ehrenſchloß gebaut,
Wenn man zuſammen rafft, was man in den Geſchichten
Von ſchönen Frauen lieſt, und was in den Gedichten
Von wackren Männern ſteht. Kein Menſch erhält das Glück,
Daß ihm kein andrer gleicht. Das göttliche Geſchick
Fährt nicht ſo blindlings zu. Es theilet ſeine Schätze
Nach Maaß und Ordnung aus: Die, die ſind ſein Geſetze,
Wornach es jedes Ding mit ſeinen Gütern ziert.
Ein jegliches bekömmt, was ſeiner Art gebührt.
Ein Baum hat Rind und Holz, und was er braucht, empfangen.
Was hülf ihm Stein und Erz? Er ſoll mit Früchten prangen,
Die er durch ſeine Kraft aus Luft und Erde zieht.
Hat aber je ein Stein gegrünt, geſproßt, geblüht?
Ein Thier hat Fleiſch und Blut, Gefühl und Sinn vonnöthen,
Soll es von Eiſen ſeyn? Wer wollte Löwen tödten!
Ein Straus hat Strauſenart, ein Adler Adlerskraft.
Dem Pfau hat die Natur nicht nur den Schweif verſchafft,
Nein, auch den Schmutz der Klaun; und wenn ihm dieſer fehlte;
So wüßt ich, daß man ihn nicht zu den Pfauen zählte.
Du ſprichſt: was man vom Pfau und andern Thieren ſagt,
Geht nur bey Thieren an, da bleibt es ungeklagt.
Wie ſo? Hat je ein Menſch von der Natur empfangen,
Was ſich für ihn nicht ſchickt? Man muß nur nichts verlangen,
Was die Natur verwirft, und für ihr Werk nicht paßt.
Gott hat, was er gebaut, nach Weisheit abgefaßt.
Er bringt nur das hervor, was er für gut befunden,
Und wird in ſeinem Thun von keiner Macht gebunden.
Du ſprichſt: Ich bin zu kurz. Du ſollſt nicht länger ſeyn.
Du ſagſt: Ich bin zu groß. Du wäreſt ſonſt zu klein.

Wie thöricht denket man? Ein Künſtler pflegt zu lachen,
Wenn Unverſtändige von ihm ein Urtheil machen.
Und Gottes Arbeit ſoll durch deine Muſtrung gehn?
Bald hat man was zu viel, bald ſoll was anders ſtehn.
Bald iſt der Mund zu weit, bald fehlt was an den Augen,
Bald iſt das Kinn nicht recht, bald ſoll die Stirn nichts taugen,
Bald iſt man gar zu blaß, bald iſt man gar zu roth,
Bald ſchmählt man auf das Haar, bald macht die Naſe Noth.
Du könnteſt noch weit mehr für deinen Körper ſuchen.
Du haſt noch nichts von dem, was Tannen, Fichten, Buchen
Zu ſtarken Stämmen macht; du haſt noch lange nicht,
Was man vom Weinſtock nimmt, vom Mandelbaume bricht.
Haſt du dich je gekränkt, daß du kein Bär geworden?
Willſt du ein Tyger ſeyn? verlangſt du in den Orden,
In dem der Wallfiſch iſt, der Leviathan lebt?
Nein, ſprichſt du, was den Fiſch, und was das Wild erhebt,
Das iſt für mich kein Schmuck. Ich ſuche nur die Zierde,
Die man an Menſchen lobt. So dämpfe die Begierde,
Und ſey mit dem vergnügt, was dir Gott zugedacht.
Allein, ich habe nicht, was andre trefflich macht.
Und andern mangelt das, was dir den Vorzug giebet,
Man weis, daß die Natur den Unterſcheid geliebet,
Eh dich und andre noch der falſche Wahn verführt,
Als fehlt es dir an dem, was dir nach Recht gebührt.
Bedenk es mit Vernunft; es wird ſo viel Vergnügen,
Als du ertragen kannſt, in dir verborgen liegen.
Erwege, was du haſt, und ſieh auf Stand und Zeit:
So braucht es keines Grams, der dich einmal gereut.
O Thorheit, daß man ſich mit fremder Schönheit quälet!
Was fremd iſt, iſt nicht dein. Gott hat gewiß gefehlet,
Da er dich durch das Bild, das ſich für dich nur ſchickt,
Aus weiſer Gütigkeit beſchenket und beglückt?

O ſtell dein Tadeln ein, und ſey mit dem zufrieden,
Was der, der alles weis, der alles kann, beſchieden.
Vergnügter Bräutigam, was denkt denn dein Verſtand?
Hat Gottes Macht auch dir zu wenig zugewandt?
Hat die erwählte Braut zu wenig Trefflichkeiten;
Nein, auf dergleichen Wahn läßt du dich nicht verleiten.
Nein, die getroffne Wahl iſt mit Vernunft geſchehn,
Du haſt dir eine Braut und Gattinn auserſehn,
Der keine Tugend fehlt, die du von ihr begehret,
Und der des Höchſten Hand ſo vielen Glanz gewähret,
Als du bey ihr geſucht. Ihr Geiſt hat ſo viel Witz,
Als du verlanget haſt. Und ihres Geiſtes Sitz
Hat von des Schöpfers Huld ſo vielen Schmuck bekommen,
Daß Blick und Freundlichkeit dich völlig eingenommen
Mit Fleiß erleſne Braut, wie biſt du denn geſinnt,
Da itzt dein Bräutigam ſo viele Luſt gewinnt?
Dein muntres Angeſicht bezeigt durch holde Minen,
Dein Herz ſey höchſt vergnügt, dir ſey ein Tag erſchienen,
Der deinen Wunſch erfüllt, den niemand tadeln kann.
Du weiſt, dein Bräutigam geht auf der Tugendbahn,
Und ſorgt, und giebt ſich Müh um das, was dich ergötzet,
Und deines Glückes Bau auf feſte Gründe ſetzet.
So lebe dann vergnügt, ſo wohl verbundnes Zwey,
Bis eins nach ſpäter Zeit dein Geiſt geſättigt ſey.

* *

Satire

über den Vorzug der ſchlechten Aerzte,

an

Herrn L. Chriſt. Waldſchmidt,

als er die höchſte Würde in der Arzneykunſt erhielt,

verfertiget

von

D. Georg Gottlob Richter.

Es läugne, wer es will, man ſieht es mit Verdruß,
Daß ein beſcheidner Witz der Thorheit weichen muß,
Ein kühner Unverſtand befördert unſer Glücke,
Die Weisheit zieht aus Scham den blöden Fuß zurücke.
Wer ihren Lehren folgt, den quälet Haß und Neid,
Des Pöbels blinde Wahl kennt keinen Unterſcheid.
Man darf nur deſſen Ohr mit eignem Lob erfüllen,
Und was man nicht begreift, in dunkle Reden hüllen.
Der Schein verblendet oft den Höhern die Vernunft.
Ein Stümper tritt durch ſie in der Gelehrten Zunft.
Er geht und brüſtet ſich, von denen unterſtützet,
Die Hoheit und Geburt vor allem Tadel ſchützet.
Es ſieht der größte Theil durch ein entlehntes Licht,
Und niemand wiſcht ſich ſelbſt die Schuppen vom Geſicht.
Die Saat verwüſtet man, die Dieſteln läßt man ſtehen,
Die Hände voll Betrug auf fremden Aeckern ſäen.

Komm, Strephon, melde dich, und öffne deinen Mund,
Der Kranke ſieht dich nur, und iſt ſchon bald geſund.
Such aller Aerzte Ruhm zu ſchmälern und zu rauben,
Und gegen ihr Verſehn mit vollem Hals zu ſchnauben.
Erhebe dein Verdienſt, man fällt dir willig bey.
Der Schatten falſcher Kunſt wirkt, wie die Zauberey.
Kein Kind vergafft ſich ſo an buntgefärbten Schalen,
Als wohl die Einfalt thut, wenn ſolche Helden pralen.
Wohl dem, der ihrer Hand auf ſeinem Lager winkt!
Wenn ſchon des Lebens Schiff mit Maſt und Segel ſinkt,
Sein Anblick, ſein Beſuch wird Peſt und Seuchen zwingen,
Und den entwichnen Geiſt in Herz und Adern bringen.
Der Irrthum breitet ſich, dem jeder Vorſchub thut,
Er nimmt an Kräften zu, und wächſt an Uebermuth.
Die Wahrheit geht zu Fuß, und ihrer Feinde Schaaren
Sind öfters im Triumph bey ihr vorbey gefahren.
Steh auf, Menekrates, verſammle dir ein Heer,
Die Größe deines Ruhms ſteigt nicht von ungefähr.
Durchreiſe Stadt und Land mit tauſend deiner Kranken,
Die täglich Gott und dir für deine Hülfe danken.
Wer ſo viel Zeugen hat, dem mangelt kein Beweis,
Es raubt kein Widerſpruch der Tugend Ehrenpreis.
Wer kann in Zweifel ſtehn, und ſo viel Wunder ſchauen?
Wem muß man billiger, als ſeinen Augen, trauen?
Du trauſt, betrognes Volk, und weiſt es ſelbſt nicht, wem!
Die Blindheit iſt dir lieb, der Führer angenehm.
Es ſucht dich ſeine Liſt zum Beyfall zu verleiten,
Und durch bedungnes Lob die Wahrheit zu beſtreiten.
Wenn öfters die Natur durch eigne Kraft geſiegt,
Die Fieber, Gift und Schlag, der Arzt noch mehr bekriegt,
So iſt ein Wunderwerk der neuen Welt vorhanden,
Und Aeſculapius von Todten auferſtanden.

Es heißt, dem Kranken ward ein Leichenhemd geſucht,
Kein Leben war in ihm, der Geiſt war auf der Flucht.
Man glaubte, daß er ſchon das Todtenreich betreten,
Und Charon nach Gebrauch um ſeinen Kahn gebethen;
Ein jeder gab ihn auf, die Klugheit war erſchöpft,
Man hatte Blut gezapft, purgiert, geſchwitzt, geſchröpft,
Viel Büchſen leer gemacht, den Bothen anbefohlen,
Aus jeder Apothek von allen was zu hohlen;
Kein Mittel ward verſäumt, kein Weiberrath veracht,
Bis Strephons Panacee der Furcht ein Ende macht.
Wovon der Kranke kaum drey Schlücke voll genommen,
Als Athem, Farbe, Geiſt und Sprache wieder kommen.
Ein Thor beluſtigt ſich an Fabeln dieſer Art,
Woran die Dürftigkeit Gewürz und Salz geſpahrt.
  Erfahrung, eitles Wort, du Abgott ſchwacher Sinnen!
Durch dich will Aeſchylus dem Chiron abgewinnen.
Du gleichſt dem glatten Eis, worauf des Pöbels Fuß
Sich zwar vermeſſen wagt, doch ſchimpflich gleiten muß.
Es können oft durch dich die Großen dieſer Erden,
Wie Babels Oberhaupt, den Rindern ähnlich werden.
Dein rechtes Weſen iſt nur dem allein bekannt,
Dem ein durch Wiſſenſchaft gereinigter Verſtand
Geſicht und Urtheil ſchärft, der keiner Mühe weichet,
Und gleichſam die Natur in ihrem Rath beſchleichet:
Der forſcht, was eigentlich der Seelen Wohnung heißt,
Was ihr Gebäude ſtützt, was dieſes Band zerreißt:
Der auf der Kräuter Kraft, auf Stein und Thiere ſiehet,
Und aus gewiſſen Grund verborgne Schlüſſe ziehet:
Dem, weil er ſich Gefahr und Wechſel vorgeſtellt,
Des Nachts ein halber Schlaf die Augen offen hält,
Des Tags die Sorge treibt, auf alles aufzumerken,
Und durch der Sinnen Spur ſein Urtheil zu beſtärken,

Ein ſolcher kennt allein, und ohne falſchen Dunſt,
Erfahrung und Vernunft, die Säulen unſrer Kunſt,
Und weis den Vorzug leicht bey Klugen zu verfechten,
Wenn Pfuſchern Dorn und Schmach in unſre Lorber flechten.
Wohl dir, geehrter Freund, bey dem ſich Fleiß und Lohn
Wie Licht und Wärme paart, Hygäa krönt dich ſchon.
Kein Beyſpiel reizte dich, die angebohrnen Gaben
Als ein vertrautes Pfund aus Trägheit zu vergraben.
Dein Vater, welcher dir der beſte Leiter war,
Beut annoch ſeinen Arm zu deiner Stütze dar,
Er, dem an Cimberſtrand gelehrter Niederſachſen
Die Palmen ſeines Ruhms ſeit dreyßig Jahr gewachſen.
Die Kunſt erhebe dich, und reiche den Genuß,
Der Hoffnung ſichern Grund, der Mittel Ueberfluß:
Das Glücke müſſe dir, wie du den Kranken dienen,
Und wie ein Lorberbaum bey Sturm und Winter grünen.

Rede

auf das Abſterben Herrn
M. Fried. Willh. Stübners,

in der Geſellſchaft abgeleſen
von

M. Johann Friedrich May.

Inſonders hochzuehrende Anweſende,

Wofern die Leidenſchaften auch den ungeſchickteſten Mund beredt machen, und die Bewegungen des Herzens dem Ausdruck ſeine gehörige Kraft geben können; woferne das Verlangen, ſich an den guten Eigenſchaften eines aufrichtigen Freundes zu vergnügen, nach und nach entdecket, was ihn einer beſtändigen und zärtlichen Hochachtung würdig machet: So habe ich unrecht, wenn ich Bedenken trage, in dieſer Verſammlung zu reden, da ich zum wohlverdienten Andenken eines liebgeweſenen Mitgliedes dieſer Geſellſchaft, des weyland Wohledlen, Wohlgelahrten Herrn, Herrn Friedrich Willhelm Stübners, der philoſophiſchen Facultät in Leipzig Aſſeſſors, und der königlichen preußiſchen Societät der Wiſſenſchaft Mitgliedes, etwas vorbringen ſoll, wodurch man erkennen könne, wie verdient er ſich um die gelehrte

Welt, unſere Geſellſchaft und ſeine Freunde in ſeinem Leben gemacht habe. Der empfindliche Schmerz erneuert ſich heute, der mich mit der größten Heftigkeit überfiel, als uns eine unvermuthete Zeitung ſeinen Tod ankündigte, welcher den 22 Auguſt erfolget war, je weniger man ſich deſſen verſehen hatte. So lange wir ihn noch ſelbſt ſehen, hören und ſprechen konnten; ſo lange wurden wir durch ſeinen unglückſeligen Zuſtand und ihn ſelbſt allmählich vorbereitet, den unvermeidlichen Verluſt mit Gelaſſenheit zu ertragen. Die beſchwerliche Krankheit, welche ihn unaufhörlich quälte, die täglichen Todesurtheile, welche über ihn geſprochen wurden, der ſehnliche Wunſch, von den Banden dieſes Leibes befreyt zu ſeyn, die bewundernswürdige Unerſchrockenheit, mit welcher er dem nahen Tode entgegen trat; alles dieſes linderte die Betrübniß, worein uns ſein Abſterben ſetzen konnte, und legte es uns bey nahe als eine Schuldigkeit auf, ſein Ende von Gott zu erbitten, damit er der langen Pein entgehen und die Siegeskrone erhalten möchte, welche ihm ſein Heldenmuth verſprach. Er entfernte ſich zwar von uns, und gieng in ſein Vaterland, mit der neuen Hoffnung, entweder den Tod, der ihn erwarten ſollte, oder die völlige Geſundheit, welche man ihm abſprach, bald zu erlangen. Und er ſchien auch glücklicher zu ſeyn, als man vermuthet hatte. Das an ſich gefährliche Unternehmen gieng wohl von ſtatten, und als er ſich dadurch von ſeinem Uebel auf einmal entlediget ſah, ſo gewann er die Zuverſicht einer gänzlichen Geneſung, und ſeine Freunde erhielten die Verſicherung, ihn bald wiederum bey ſich zu ſehen. Sie können ſich leicht vorſtellen, hochzuehrende Anweſende, wie angenehm uns allen dieſe fröliche Bothſchaft müſſe geweſen ſeyn. Wir hatten ihn bereits unter die Todten gezählet, und ſiehe, er lebte; ja er lebte nicht nur, ſondern glaubte auch, bald aus aller Gefahr zu ſeyn, nachdem der Anfang ſeiner Geneſung bereits nach Wunſche geſchehen war. Und was wirkte eine ſo ſchnelle Veränderung in unſerm Gemüthe? Eine empfindlichere Freude, als die Betrübniß vorher nicht geweſen war. Allein eben dieſe verdoppelte auch den Schmerz um deſtomehr, welcher mit dieſer plötzlich abwechſelte, als wir bald darauf vernahmen, daß er dennoch der gewaltſamen Krankheit nachgeben und ſterben müſſen. Er iſt geſtorben, der liebſte Freund, und ich fühle, daß mir ſein Tod nahe geht.

Es ſind ſchon einige Jahre verfloſſen, ſeit dem ich das Glücke gehabt, in ſeine Bekanntſchaft zu gerathen, und ich würde undankbar ſeyn, wenn ich ſeinen vergnügten und nützlichen Umgang nicht öffentlich rühmte. Weil er die Verſtellung haſſete, die nur auf Betrug abzielet, und in ſeinen Handlungen weder Kunſt noch Schminke brauchte; ſo war es nicht ſchwer, ihn kennen zu lernen, zumal, wenn man Luſt an ſeiner Aufrichtigkeit und guten Sitten hatte, und durch eine unſchuldige Aufmerkſamkeit ſelbige in allerhand Fällen ſorgfältig beobachtete. Für große Staatsmänner, für Leute, die ihr äuſſerliches Glücke hochzutreiben ſuchen, für Menſchen, welche durch ihre geheimnißvolle Aufführung den Ruhm eines großen Verſtandes erwerben wollen, iſt die Verſtellung eine unentbehrliche Sache. Denn ſie treffen überall andere an, die nach gleichen Abſichten ſtreben, und denen viel daran gelegen iſt, daß jener Unternehmungen gehindert, und ihre dadurch befördert werden. Daraus entſtehen ſo viel liſtige Streiche, ſo viel politiſche Lebensregeln, ſo viel verſchmitzte Betrügereyen, daß es in der That ſchwer wird, ohne gleiche Liſt und einen verwegenen Vorwitz die wahre Beſchaffenheit der Sache zu entdecken. Ein Philoſoph hingegen iſt dieſer falſchen Kunſt überhoben. Er ſchadet durch ſeine Abſichten niemanden; und wer ſollte ihn in ſeinen Abſichten hindern, da er nur Wahrheit und Tugend ſuchet, die aber für die meiſten Menſchen allzugeringe Güter ſind, als daß ſie mit Ausſchlieſſung anderer darnach ſtreben ſollten. Ich gebe es zu, daß man ſichs zuweilen ſehr angelegen ſeyn läſſet, ihm Gewalt und Unrecht anzuthun. Allein, es geſchieht alsdenn erſt, wenn er durch das Licht der Wahrheit die Finſterniß vertrieben, und durch die Tugend das Laſter beſchämen will. Was hat er alſo Urſache, ſich zu verſtellen? Bey unſerm wohlſeligen Herrn Magiſter Stübner traf dieſes alles ein. Und man konnte ihn ohne Mühe kennen lernen, wenn man dieſen Vorſatz erwählte.

In dieſen Umſtänden befinde ich mich, da ich vor ihnen, hochzuehrende Anweſende, anjetzo reden will und ſoll, und nach meinem anfangs gethanen Ausſpruche dürſte mir es leicht fallen, ſo wohl meinem Herzen, das ſeine Betrübniß hier zeigen will, als auch der Sache ſelbſt, die beſchrieben werden ſoll, ein Gnüge zu leiſten. Allein, ich traue mir doch nicht zu, Sie durch meinen Vortrag allein in der Aufmerkſamkeit zu erhalten, die meinem Freunde und mir zu einer groſſen Ehre gereichen würde. Die meiſten von ihnen verlangen die Probe einer beſondern Beredſamkeit, und ſie glauben, dieſes mit einigem Rechte fordern zu können, da dieſe Verſammlung eben zu dem Ende angeſtellt, daß in derſelben das Andenken eines Mitgliedes dieſer Geſellſchaft nochmals befeſtiget werden ſoll, einer Geſellſchaft, die ſich mit vereinigtem Fleiße Mühe giebt, die wahren Schönheiten der Poeſie und Beredſamkeit zu entdecken, und aus einem Verlangen nach der Vollkommenheit, ſo viel möglich iſt, ſelbſt anzuwenden. Ich ſpreche ihnen dieſe Anforderung nicht ab: Allein ſie macht mich auch furchtſamer, vor ihnen zu reden. Die meiſten von ihnen haben vielleicht in keiner ſo genauen Verwandſchaft und Verbindung mit unſerm Wohlſeligen geſtanden, daß ſie an dem Leide Theil nehmen müßten, das uns wiederfährt, da wir ihn verliehren. Dadurch werden ſie außer den Stand geſetzt, dem Redner durch ihr Mitleiden zu helfen, und aus einer freundſchaftlichen Gefälligkeit die Unvollkommenheiten zu überſehen, welche ſich durch die Unruhe ſeines Gemüthes entſchuldigen laſſen. Sie ſehen weit mehr auf Ordnung, Zierlichkeit, Nachdruck und alles, was einen Redner in Anſehen bringen und ſie ſelbſt vergnügen kann; und ſie ſind vielleicht auch deswegen ſcharfſichtiger; weil ich das Glück habe, aus den Erinnerungen ſo vieler geſchickten Männer, alles zu lernen, was zu einem großen Redner gehört.

Jedoch die Liebe zu meinem Freunde und das Vertrauen auf ihre Billigkeit überwindet alle Schwierigkeiten, die ich mir hierbey machen könnte. Ich habe mir vorgenommen, unſere Klagen über den Verluſt des Wohlſeligen zu rechtfertigen und zu zeigen, daß man Urſache habe, über ſeinen Tod betrübet zu ſeyn: Weil die gelehrte Welt, unſere Geſellſchaft, und ſeine Freunde was großes an ihm eingebüßet haben. Sie werden mir alſo nach ihrer Höflichkeit, hochzuehrende Anweſende, die Geduld gönnen, welche nöthig ſeyn wird, den wohlgemeynten Vortrag anzuhören, und ich werde mich bemühen, meinen Endzweck zu erreichen, ſo weit es meine Kräfte zulaſſen.

Nicht aller Verluſt, welchen die gelehrte Welt an ihren Bürgern leidet, verdienet eben eine ausnehmende Klage, und es giebet unter ihnen, wie in andern großen Geſellſchaften, Leute, die man ganz wohl entbehren kann; ob ſie gleich mit ihren Namen, Würden und Vorzügen in derſelben unentbehrlich zu ſeyn ſcheinen. Im Gegentheile werden ihr auch nicht ſelten Männer entriſſen, die von allem äußerlichen Glanze frey, ihr aber überaus nützlich waren, ſo daß ſie durch ihren Tod ſolche Vortheile verlieren, die alle Namen, Würden und Vorzüge verdienet hätten, welche jene zu ihrer eignen Schande trugen. Die erſten ſind einem prächtigen Gerüſte zu vergleichen, welches mit allen ſeinen Zierrathen, und buntem Anſtriche, ſo künſtlich derſelbe auch ſeyn mag, ein bloßes Aufſehen gemacht, die Augen verblendet und tauſend Zuſchauern, die ſolches geſehen, Gelegenheit gegeben, davon zu reden, ohne zu wiſſen, worinnen ſeine Schönheit und ſein Nutzen beſtanden hat. So bald es wieder von ſeiner Stelle genommen, auseinander gelegt, und in einen abgelegnen Winkel geworfen worden: Findet man nicht die geringſten Spuren, daß es da geweſen, noch vielweniger eine Klage, daß es hinweggenommen worden; weil es nur zur Prache und zum Anſehen beſtimmt war. Die andern gleichen einem ſtarken Pfeiler, welcher die ſchwere Laſt eines großen Gebäudes tragen hilft. So unanſehnlich er auch in die Augen fällt, ſo unentbehrlich iſt er doch; und wenn er, durch einen unvermeidlichen Zufall, zerbrochen und verderbet worden; ſo empfindet man den Schaden, den man dabey gelitten, und ſiehet den ſchwachen Ueberreſt mit betrübten Augen an. Sie

iſt

wiſſen es allerſeits, hochgeehrteſte Anweſende, daß unſer wohlſeliger Freund durch keine hohe Bedienungen, durch keine weitläuftige Titel, durch keine überhäuften Ehrenworte in der Welt bekannt und groß geweſen. Er ſuchte derſelben ſeinen Fleiß nicht zu entziehen, ſondern gieng ihr ſo gar damit entgegen, und both ihr wieder die Meynungen der ſtrengen Weiſen ſeinen Dienſt ſelber an. Ob die Misgunſt oder das Schickſal ihm dabey widerſtanden, kann ich nicht ſagen. Vielleicht hat er deswegen ſeine Abſicht nicht erreichen ſollen, damit ſein innerer Werth deſto mehr erkannt werden möchte. Dieſer war ſchon an ſich ſelbſt ſo groß, daß die berühmte königliche Societät der Wiſſenſchaft in Berlin ſolchen für würdig hielt, ihn mit einem deutlichen Zeugniſſe zu beehren, und ſeinen Namen unter diejenigen zu ſetzen, welche die Aufnahme der Gelehrſamkeit befördern helfen.

Ich zweifle im geringſten nicht, hochgeehrteſte Anweſende, ſie werden hierinnen mit mir eins ſeyn, daß ein Gelehrter, der in ſeiner Wiſſenſchaft gründlich, gegen andere liebreich, und nach ſeinen Umſtänden arbeitſam iſt, in dem Reiche der Gelehrſamkeit mehr Nutzen ſchafft, als man ihm vergelten kann. Seine Gründlichkeit ſetzet die Erkenntniß deſſen, woraus die beſtändige und wahre Glückſeligkeit entſtehen kann, auf einen feſten Fuß: Dadurch wird ſie ſicher und gewiß. Seine Leutſeligkeit und Menſchenliebe führet die Widerſpenſtigen mit Glimpf zum Gehorſam der Wahrheit oder entwaffnet ſie zum wenigſten, daß ſie derſelben nicht mit Gewalt zu ſchaden ſuchen: Dadurch verſchaffe er Ruhe und Freundſchaft. Seine Arbeitſamkeit erklärt, beweiſet, vertheidiget und richtet die erfundenen Wahrheiten zu einem allgemeinen Gebrauche mehr und mehr ein, oder er entdeckt durch ſeinen glücklichen Witz neue, die dem menſchlichen Geſchlechte, wo nicht zuträglicher, doch eben ſo nützlich und erſprießlich, als jene ſind: Dadurch beſchützet und erweitert er die Gränzen in dem Reiche der Gelehrſamkeit. Was iſt ſchöners, als dieſe Gewißheit und Sicherheit? Ohne dieſelbe verfällt der Menſch in Zweifel, durch den Zweifel in Unruhe, durch die Unruhe in Verwirrung, und damit befindet er ſich in dem betrübteſten Zuſtande von der Welt. Was iſt ſchöners als dieſe Ruhe und Freundſchaft? alle Hinderniſſe verſchwinden, eine Hand hilft der andern, man arbeitet an einem gemeinſchaftlichen Vergnügen, die Finſterniſſe verſchwinden, man findet ſich zurechte, das Licht geht auf, und wo es nicht überall durchdringen kann, ſo iſt es doch da, daß es jeden erleuchten kann, welcher darnach begierig iſt. Was iſt ſchöners als das Reich der Wiſſenſchaften erweitert zu ſehen? Die eingepflanzte Neugierigkeit wird geſättiget, oder doch in vielen Stücken befriediget; Weisheit und Klugheit werden geſtärket und die Hoheit der menſchlichen Seele in ihrer größten Vortrefflichkeit dargeſtellt. Sehen ſie nicht hieraus, hochzuehrende Anweſende, daß aus dieſer Gewißheit und Sicherheit in der Erkenntniß, aus dieſer Ruhe und Freundſchaft unter der Gelehrten, aus dieſer Beſchützung und Erweiterung des Reiches der Gelehrten unzähliges Gutes entſtehet. Und wem hat man dieſes alles zuzuſchreiben? Einem gründlichen, liebreichen und arbeitſamen Gelehrten. Die Erfahrung hat es längſt gezeigt, daß die Gelehrſamkeit einen großen Einfluß in die Sitten eines Volkes, und in das gemeine Wohlſeyn eines Staates zu haben pfleget. Iſt man nicht ein Theil davon dergleichen Männern ſchuldig, als ich einen beſchrieben habe? Sie werden ihm dieſen Ruhm nicht entziehen wollen, ich weis es. Müſſen ſie aber nicht auch zu gleicher Zeit erkennen, daß man den Verluſt eines ſolchen Mannes zu bedauren verbunden iſt? Ich zweifle daran nicht, daß ſie es thun werden.

Ich habe alſo viel zum Ruhme meines ſeligen Freundes bey ihnen gewonnen. Denn was ſie mir überhaupt einräumen, das werden ſie mir hoffentlich auch insbeſondere von ihm zugeſtehen, wenn ich beweiſe, daß er alle dieſe Eigenſchaften beſeſſen. Er war gründlich gelehrt. Ich beruffe mich auf ſeine Schriften, welche der Welt vor Augen liegen; und wäre es nicht auch ſchon genug, wenn ich ſagte, daß ihn die Liebe, und noch mehr die Ausübung der mathematiſchen Wiſſenſchaften auf keinen andern Weg gerathen ließen, als der zur Wahrheit führet? Jedermann, der an der Ausbreitung und Beförderung einer gründlichen Erkenntniß ein Gefallen hat, weis es dem unvergleichlichen und allenthalben berühmten Herrn Wolfen Dank, daß er die Gewißheit aus dem mathematiſchen Wiſſenſchaften, ſo viel es ſich thun läßt, in alle Erkenntniß zu bringen ſuchet. Dieſem folgte der Wohlſelige, und was er vornahm, gieng dahin, daß er die verborgenſten Dinge durch eine deutliche Unterſuchung aufſchlieſſen, und einen Geiſt, der ſicher fußen ſollte, auf den Grund führen möchte. Er beſaß bey ſeiner Gelehrſamkeit eine ungemeine Beſcheidenheit und Leutſeligkeit, eine ſeltene Tugend derjenigen, welche ſich eine tiefe Einſicht erwerben, und die Fehler anderer mit leichter Mühe überſehen können. Das Vertrauen auf ſich ſelbſt, und der fremde Weihrauch, welcher ihnen von andern geſtreuet wird, bläſet ſie auf, und verleitet ſie ſo gar, ſich in allen Fällen zum Richter aufzuwerfen, nach ihrer Entſcheidung die Irrthümer zu beſtimmen, mit einer liebloſen Verachtung die Schwachen zu verſpotten, und der Wahrheit zu ehren, die ganze Welt zu beleidigen. Bey ihm war in allen das Gegentheil zu finden. Er unternahm nichts mehr, als was er ſich zutrauen konnte, und lies ſich durch keinen Lobſpruch ſtolz machen. Er urtheilte von allen Sachen mit der gröſten Behutſamkeit; und ob man gleich augenſcheinlich ſehen konnte, daß er Recht hatte; ſo konnte man doch nicht an ihm merken, daß er Recht zu haben verlangte. Er bekümmerte ſich mehr um die Wahrheit, als Irrthümer, und wenn er einen entdeckte; ſo ſah er vielmehr darauf, wie er entſtanden, und widerlegt werden müßte, als daß er ihn anklagen ſollte. Mit den Schwachen trug er Mitleiden, und half ihnen, wo es ſich thun ließ, lieber zurechte, als daß er ſie beſchämen wollte. Er liebte die Wahrheit, aber auch diejenigen, welche ſie, wie er, erkennen ſollten. Und wenn er ſah, daß ſie ihr Glanz wie das Licht einem, der ihm aus der Finſterniß entgegen kömmt, blendete, und beſchwerlich fiel: So wartete er ſo lange, bis ſie dieſelbe beſſer, als zuerſt, ertragen konnten. Wir können, hochzuehrende Anweſende, die Proben ſeiner Gelaſſenheit und ſanften Art bey Vertheidigung ſeiner Meynung in der Antwort finden, welche er einem geſchickten Gegner bey Gelegenheit einer gelehrten Unterſuchung in öffentlicher Schrift gegeben hat.

Er war auch fleißig und arbeitſam. Wie viel mal hat er nicht auf dem philoſophiſchen Lehrſtuhle ſeine wohlbedachten Sätze wider alle Einwürfe männlich beſchützet? Wie eifrig ließ er ſichs angelegen ſeyn, die Lehrbegierde derjenigen, welche ſich ſeines Unterrichts bedienten, zu ſtillen?

Wie viel Zeugniſſe ſeiner Gelehrſamkeit und ſeines Fleiſſes werden nicht in der Sammlung der Geſchichte der Gelehrten aufbehalten, die aus ſeiner geſchickten Feder gefloſſen? Und wer da weis, was für Mühe und Arbeit ohne die unausſprechliche Geduld, ohne die beſondere Vorſicht, ohne den vielfältigen Verdruß, zur Verfertigung der ſo angenehmen gelehrten Zeitungen, und den Beyträgen gelehrter Neuigkeiten gehöret, der wird, wenn er auch nichts von unſerm Wohlſeligen wüßte, auſſer daß er zwey Jahr lang ſich dieſer beſchwerlichen Beſchäfftigung unterzogen, erkennen, daß er von Natur zur Arbeit geneigt geweſen ſeyn müſſe. Die Feder und das Buch wechſelten bey ihm beſtändig ab, und eines konnte ihn ſo wenig, als das andere, ermüden; weil er durch beyde neue Luſt zur Arbeit bekam. Ungeachtet ſeiner überhäuſten Geſchäffte ließ er ſichs auch gefallen, den gelehrten Uebungen beyzutreten, welche in unterſchiedenen Geſellſchaften getrieben wurden. Wenn man ſahe, wie ordentlich er denſelben beywohnte, und wie ſorgfältig er ſich beſließ, was neues, gründliches, und nützliches vorzubringen; ſo ſchien es, als ob nichts anders, als dieſes, ſein Hauptzweck wäre, da es doch nur zu einer Erfriſchung ſeines Geiſtes diente, wenn derſelbe von anderer Arbeit matt geworden. Auch nunmehr, als ihm die ſchmerzliche Krankheit alles verhaßt machen konnte, und ihm durch ſo viele ſchlafloſe Nächte die Zeit, welche er ſo wohl zu ſparen wußte, auf eine unangenehme Weiſe verlängerte; ſo lies er nicht ab, dieſelbe wohl anzuwenden. Wenn der Leib gequält wurde; ſo ſuchte ſein Geiſt in der Wahrheit ſeine Befriedigung, und er ließ die Bücher nicht aus den Händen, wo ſie ihm von dem Schmerze nicht mit Gewalt daraus gewunden wurden.

So weit gieng ſein Fleiß. Urtheilen ſie nunmehr ſelbſt, hochzuehrende Anweſende, ob der Verluſt eines ſolchen Mannes in der gelehrten Welt nicht zu beklagen ſey? Und wo ihnen dieſes, was er gethan, noch nicht zureichend iſt, ſich die Vortheile groß genug vorzuſtellen, welche die Gelehrſamkeit durch ihn erhalten hatte; ſo ſtellen ſie ſich nur auch alles dasjenige Gute vor, was wir noch von ihm zu erwarten gehabt, wenn es die ewige Weisheit beſchloſſen, ihn uns länger zu gönnen. Denn an ſeinem Willen und an ſeiner Geſchicklichkeit mangelte es nicht. Es fehlten ihm nur Gelegenheit und Leben.

Ich habe bereits erinnert, daß unterſchiedene gelehrte Geſellſchaften das Glück genoſſen, an ihm ein fleißiges und geſchicktes Mitglied zu haben; und hierdurch läſſet ſich auch die Klage rechtfertigen, welche die deutſche Geſellſchaft bey ſeinem Tode angeſtellet hat. Sie kannte ſeinen Vorſatz, alles, was zur Vollkommenheit, auch auſſer den tiefſinnigen Wiſſenſchaften, der ſchönen Künſte gereichen konnte, gemeinſchaftlich befördern zu helfen. Sie ſah in ſeiner wohlgerathenen Ueberſetzung des Schellhorniſchen Werkes ſeine Stärke in der Mutterſprache, und aus dem bequemen und leichten Ausdrucke ſeine Fertigkeit darinnen. Wie konnte ſie ſich enthalten, ihm ſelbſt ihr Verlangen kund zu thun, da ſie Mitglieder ſuchte, die ſolche Eigenſchaften haben ſollten, wie er beſaß? Er wurde alſo dazu eingeladen, und es gereicht der Geſellſchaft zu Ehren, daß er ſich Bedenkzeit ausbat, und nach einer reifen Ueberlegung durch ſeinen Entſchluß zeigte, daß er unſere Abſichten billigte; durch ſeinen Eifer aber, daß er ſein Vaterland liebte. Wir ſelbſt konnten uns über dieſen vortheilhaften Gewinn Glück wünſchen; und jemehr wir hernach bey unſern

Verſammlungen in den vernünftigen Erinnerungen und eignen Ausarbeitungen gewahr wurden, wie erfahren und geübt er in den ſogenannten angenehmen Wiſſenſchaften war, wie vortrefflich er ſeinen Geſchmack an den Muſtern der Alten, zum beſten gewöhnt hatte, wie zärtlich er ſeine Mutterſprache und ihre Vollkommenheit liebte: Deſto mehr fanden wir allemal neue Gelegenheit, uns, wo ich es ſagen darf, ſelbſt zu loben, daß wir ſo wohl gewählet, und in der Wahl ſo glücklich geweſen. Er zeigte ſich in allerhand Arten der Bemühungen, welche nach unſerm Zwecke abzielten. Bald ließ er uns ſeine ſinnreichen Muthmaßungen von dem Urſprunge und dem Gebrauche gewiſſer Wörter wiſſen. Bald hörten wir mit Vergnügen, wie richtig und unparteyiſch er fremde Schriften beurtheilte. Zu anderer Zeit las er uns die glücklichſten Ueberſetzungen, womit er viele Stücke griechiſcher und lateiniſcher Scribenten ſo ungezwungen und nachdrücklich im Deutſchen lieferte, wie ſie im Originale zu finden waren. Und wenn er uns ſeine eigene Aufſätze bekannt machte; ſo fanden wir allemal, daß er die guten Einfälle deutſch gedacht hatte, ſo angemeſſen, ſo rein, ſo natürlich war ſein Ausdruck. Wie ſehr haben uns nicht ſeine freundlichen Anmerkungen gelocket, ihn zu bitten, daß er keine verſchweigen ſollte? Wie leicht konnten uns ſeine gründlichen Einwürfe zum weitern Nachſinnen bringen? Und wie gerne beſprach man ſich mit ihm über die zweifelhaften Stellen, wenn man ſie in ſeinem Vortrage anzutreffen vermeynte. Entweder ſie wurden durch ihn in ein gröſſeres Licht geſetzt, oder er erkannte ſelbſt, daß er zu geſchwinde darinnen verfahren, und eignete die Verbeſſerung demjenigen zu, der ihn erinnert hatte. Ich ſage die Wahrheit, hochzuehrende Anweſende, in allem, was ich von ihm erzähle. Und ſollte mich ja die Freundſchaft, in welcher ich mit ihm zu ſtehen die Ehre gehabt, verdächtig machen; ſo können ſie hier die Zeugen finden, welche meine Ausſage einhellig beſtätigen werden: Leſen ſie nur die geſammleten Schriften und Reden unſerer Geſellſchaft, ich bin verſichert, ſie werden in ſeinen Ausarbeitungen den Verſtand, die Beſcheidenheit, und den Fleiß reichlich finden, welchen ich an ihm gerühmt habe. Hat aber denn bey ſolchen Umſtänden die Geſellſchaft nicht Urſache genug, traurig zu ſeyn? Kann man es ihr verdenken, daß ſie den leeren Platz mit Schmerzen anſieht; weil ſie noch nicht weis, wie ſie denſelben wieder beſetzen kann, daß ſie nicht ein beſtändiges Verlangen nach ihm haben ſollte? Es iſt wahr, er hatte den Schluß gefaßt, ſich von uns zu entfernen, und wir hätten ſeine Gegenwart entbehren müſſen, wenn er auch nicht geſtorben wäre. Allein, was iſt das für ein Unterſcheid, zwiſchen Entbehren und Verliehren! Durch jenes wurden wir nur einiger Vortheile beraubt, die wir miſſen konnten, wenn das Hauptgut nur unſer blieb. Durch dieſes iſt uns alles genommen, was wir von ihm zum Beſten der Geſellſchaft hoffen konnten. Denn wir hatten viel zu hoffen, da er ſich nunmehro dem Geräuſche der Welt entziehen und der gelehrten Ruhe genießen wollte; da keine Wiſſenſchaft, welche die Weisheit befördert, beyſeite geſetzt werden, ſondern entweder ihm zum Vergnügen, oder er ihr zur beſſern Aufnahme dienen ſollte. Wie hätte er desjenigen vergeſſen ſollen, das ſeinen Beyſtand nöthig hatte, und wie hätte er ihm ſeinen Beyſtand nicht gönnen ſollen, da er das ganze Unternehmen gut hieß, ja nicht nur gut hieß, ſondern für unumgänglich nöthig hielt, wofern Deutſchland auch in dieſem Stücke den Vorwurf der Barbarey von ſich ablehnen, und den Ruhm einer männlichen Artigkeit, welche ihm beſſer, als eine nachgeäffte anſteht, erlangen ſollte. Nein, nein, hochzuehrende Anweſende, wir waren ſeiner Liebe zur Geſellſchaft gewiß, wir waren ſeiner Geſchicklichkeit gewiß, wir waren ſeines Fleißes gewiß, wir waren ſeines Andenkens gewiß: War es wohl unmöglich, bey einer ſo vielfachen Gewißheit zu zweifeln, daß wir, von ſeiner Liebe und Geſchicklichkeit, von ſeinem Fleiße und Andenken nicht erhalten würden, was wir uns verſprachen? Wir würden, ich ſage es frey heraus, die Tugenden unſers wohlſeligen Freundes durch unſer Mistrauen beſchimpfen, wenn wir dazu verführet werden könnten. Sie würden es ſelbſten misbilligen, hochzuehrende Anweſende; denn ich weis, ſie tragen mit unſerer Geſellſchaft ſelbſt Mitleiden, daß ſie ein ſo würdiges Mitglied verlohren hat.

Es iſt ſchwer, unter der großen Menge der Gelehrten, einen ſolchen zu finden, der ſeine Wiſſenſchaft aufs höchſte getrieben, und doch durch eine vernünftige Verleugnung ſeiner ſelbſt, mehr auf die Beförderung des allgemeinen Beſtens, als die Sättigung ſeines Ehrgeizes, denket. Und doch ſind dieſelben zu finden. Es iſt ſchwer, einen Mann zu finden, der ohne Belohnung, mit Verachtung bey großer Geſchicklichkeit bloß aus Liebe zu ſeinem Vaterlande eine Bemühung über ſich nimmt, die von vielen für unnöthig gehalten wird, ob ſie gleich in ſich ſelbſt nützlich und rühmlich iſt. Und doch ſind dieſelben zu finden. Allein was iſt ſchwerer, als einen Freund anzutreffen, der dieſen Namen mit Recht führen kann. Er muß eine allgemeine Menſchenliebe beſitzen, welche die Fehler überſiehet, aber mit einer züchtigenden Ernſthaftigkeit, welche andern hilft, ohne einem redlichen Manne zu ſchaden, welche ſich gefällig erzeigt; doch nur in billigen Dingen. Er muß ſein Herz von den unvernünftigen Leidenſchaften, durch die Weisheit gereiniget haben, welche ſtreng iſt, die Sinnen zu bezähmen, geduldig, die Schwachheit zu ertragen, glimpflich, die Ungezognen zu verbeſſern, vorſichtig, die unbedachtſamen zu warnen, großmüthig, die Beleidigung zu verzeihen, kurz, er muß in allen Tugenden geübt ſeyn, andere tugendhaft zu machen und für eine fremde Glückſeligkeit ſo ſehr ſorgen, als für die ſeinige. Ich treibe die Vollkommenheit eines Freundes nicht zu hoch, hochzuehrende Anweſende, er iſt in allen Zeiten für ein Meiſterſtück der Vernunft und Tugend gehalten worden, und man iſt ſchon zufrieden geweſen, wenn man nur hin und wieder einen entdecket, der ſich nach dieſer Vollkommenheit beſtrebet hat. Es ſind viele Stufen, auf welchen man zu dieſem Gipfel ſteigen muß, und je höher einer von dem andern auf denſelben gekommen; deſto mehr verdient er dieſen herrlichen Namen. Mein ſeliger Freund hatte es darinnen ſchon hoch gebracht, und er gehörte unter die glücklichen Seelen, welche alle Menſchen als Mitbürger in der Stadt Gottes anſehen, die zur Glückſeligkeit fähig und geneigt ſind. Man fand nichts an ihm, was den Anfang der Freundſchaft hindern, und, wenn ſie angefangen worden, endigen kann, weder Unhöflichkeit, noch Mistrauen, weder Stolz noch Eigenſinn, weder Undank noch Verrätherey, weder Bosheit noch Falſchheit. Hingegen hatte er alles, was die Freundſchaft zuwege bringen und erhalten kann: Freundlichkeit und Vertrauen, Demuth und Gefälligkeit, Erkenntlichkeit und Verſchwieſchwiegenheit, Liebe und Redlichkeit. Welchen Freund hat er jemals verloren, den er durch ſeine Fehler von ſich getrieben hätte? Welcher Freund kann ſich beklagen, daß er ſeine Zeit in ſeiner Geſellſchaft unnützlich, oder misvergnügt oder gar ſchädlich zugebracht habe? Ich werde die Stunden niemals vergeſſen, die mir ſein Umgang verſüßet hat, und es gieng mir ſchon nahe, daß ich durch ſeine Entfernung von ihm getrennet werden ſollte. Die Hoffnung aber, ihn nicht ganz zu verlieren, linderte den Schmerz, der nunmehro wieder rege geworden iſt, da er völlig aus dem Lande der Lebendigen geriſſen worden. Wer nicht glauben kann, wie empfindlich der Verluſt eines rechtſchaffenen Freundes ſey, der muß das Glücke, dergleichen Schatz zu beſitzen, niemals erkannt haben; oder unachtſam, oder unempfindlich, ja wilder als ein Barbar ſeyn.

Sie werden mich, hochzuehrende Anweſende, nicht tadeln, wenn ich meine Wehmuth nicht verberge, und vielleicht würde ich entſchuldiget werden, wenn ich ſo gar ſeine Gebeine mit Thränen netzete. Was die gelehrte Welt, was die deutſche Geſellſchaft, was ſeine Freunde an ihm verloren haben, das verliere ich auf einmal zugleich. Seine Gelehrſamkeit hat meine Wiſſenſchaft verbeſſert; ſein Eifer und Fleiß in den Uebungen unſerer Geſellſchaft hat meine Luſt darzu erwecket; ſeine Treu und Redlichkeit meine Freundſchaft geſtärket. Worinnen kann ich wohl wegen aller dieſer Vortheile meine Erkenntlichkeit gegen ihn bezeigen? So lange die Gelehrten von den Beförderern nützlicher Wiſſenſchaften reden, und ihre Gründlichkeit, Leutſeligkeit und Arbeitſamkeit preiſen werden, ſo lange wird man ſich auch unſers wohlſeligen Freundes mit Ruhm erinnern. So lange die deutſche Geſellſchaft die patriotiſchen Bemühungen ihrer Mitglieder rühmen wird; ſo lange kann ſein Andenken nicht vergehen. So lange ſeine aufrichtigen Freunde ſich an ſeinen Tugenden ergötzen werden, ſo lange werden ſie auch ſeinen Ruhm ausbreiten. Wenn wird aber dieſes alles aufhören? Niemals, weil ſie zu keiner Zeit Urſache finden werden, ſeiner zu vergeſſen. Ich weis alſo nichts beſſers, meine Hochachtung gegen ihn zu bezeigen, als daß ich mich durch alle ſeine guten Eigenſchaften bewegen laſſe, von ſeinem Exempel nicht zu weichen, mich an deſſen Betrachtung fleißig zu vergnügen, und auf dieſe Weiſe den Verluſt zu erſetzen, der uns ſo empfindlich, die Klage darüber ſo gerecht geweſen iſt.

Bey dem frühzeitigen Hintritte
des Hochwohledlen Herrn
M. Fried. Willh. Stübners,
im Namen der deutſchen Geſellſchaft
von
D. Heinr. Gottl. Schellhaſer.

Elegie.

Ihr Freunde, laßt euch nur den ſchwächern Ton gefallen,
Da itzt der rege Schmerz von meinem Stübner ſingt:
Es läßt die Zärtlichkeit kein ander Lied erſchallen,
Als das von Herzen geht, und zu dem Herzen dringt.
Zwar bin ich nicht allein: Es rühren gleiche Plagen
Auch jeden, der mit mir den deutſchen Namen führt;
Doch da man mir befiehlt, den Kummer vorzutragen:
So werd ich nur dadurch empfindlicher gerührt.
Ein Mitglied fällt dahin; ein Mitglied, das wir ehrten!
Das könnte ſchon der Grund gerechter Klagen ſeyn.
Wenn wir ſonſt keinen Trieb für Stübners Namen nährten:
So fiel uns doch hierbey ſchon viel betrübtes ein.
Uns drückt noch itzt der Neid: Den Zug für Deutſchlands Ehre
Nennt oft ein falſcher Wahn ein kühn gewagtes Spiel.
Und folgt auch mancher ſchon der uns gelungnen Lehre:
So haßt man doch die Hand, und lobt allein den Kiel.

Allein das iſt es nicht, was unſern Eifer hindert:
Die Unſchuld hat noch ſtets den ſchwachen Feind verlacht:
Nur dieſes fällt uns ſchwer, wenn ſich die Zahl vermindert,
Die Witz und Fleiß geſchickt, und Klugheit muthig macht.
Hier kömmt mir Stübner vor: Erwegt mit mir die Stunden,
Wo ſein bedachter Spruch die Wahrheit frey beſchützt;
Wo er den Ernſt mit Kraft, den Scherz mit Salz verbunden;
Den ſchlechten Rath geprüft: den beſſern unterſtützt.
Wenn ſein geſchärfter Sinn auf tiefe Gründe dachte:
So ſah man ihn zugleich auf die Erfahrung gehn;
Und wenn er Schluß auf Schluß nach ſtrengen Regeln brachte:
So war der trockne Satz durch ſeinen Vortrag ſchön.
Sein deutlicher Begriff beſtimmte ſeinen Willen;
Den wahr befundnen Schluß bewährte ſeine That.
Er war bereits geſchickt, die Pflichten zu erfüllen,
Eh der bedrängte Freund um ſeine Hülfe bath.
So viel Vortrefflichkeit gieng bloß für uns verloren:
Ich ſehe leider mehr, was itzt mit ihm verfällt.
Es war der edle Geiſt nicht nur für uns gebohren:
Er lebte nicht für uns; er lebte für die Welt.
Drückt nicht der Eigennutz der Wahrheit Gründe nieder:
So wird der Erdenkreis auch unſer Vaterland.
Wo ſich die Menſchheit zeigt, da ſind auch unſre Brüder:
Die Tugend macht uns mehr als ſonſt das Blut verwandt.
Wer dieſen Zug nicht ſpürt, iſt noch kein Menſch zu nennen:
Es ſchläft noch die Vernunft, die Grund und Ordnung ſieht:
Sonſt kanns nicht möglich ſeyn, den Trieb nicht zu erkennen,
Der jeden, der nur will, auf andre Menſchen zieht.
Dann zeigt ſich unſer Geiſt in der vollkommnen Höhe,
Wenn er bey jeder That die große Welt bedenkt.
Das Einzle quält ihn nicht: Es gehe, wie es gehe:
So weis er doch, daß Gott des Ganzen Ordnung lenkt.

So rührt uns denn die Welt; und der ſtirbt Stübners Tugend
Und Stübners Wiſſenſchaft. Empfindlicher Verluſt!
Jetzt war die Hoffnung reif: Er war, bey muntrer Jugend,
Sich der erlangten Kraft, und auch der Pflicht bewußt.
Es hatte ſein Verſtand den Irrthum längſt bezwungen;
Ihn fiel kein leichter Wahn ſtatt der Gewißheit ein:
Es hatte ſich ſein Fleiß bereits empor geſchwungen;
Es konnte ſchon ſein Ruhm dem Neide ſchrecklich ſeyn.
Doch warum ſag ich noch, wer Stübner ſey geweſen?
Wie emſig er geforſcht, wie feurig er gedacht?
Man kann ja ſeinen Witz in eignen Schriften leſen,
Ihn hat ſein eigner Kiel genug bekannt gemacht.
Nur das bleibt noch verſteckt, wie viel er da erlitten,
Als ſein geplagter Leib der Höllen Quaal empfand:
Als er mit jeder Noth, die man nur denkt, geſtritten,
Und als der größte Held ſich ſelber überwand.
Schlagt die Regiſter auf der unbekannten Plagen;
Ja dichtet, wenn ihr könnt, noch eine neue Noth,
Es wird euch dieſes doch nie Stübners Leiden ſagen:
Denn wißt, das Mindſte war, ſein allzufrüher Tod.
O Muſter der Geduld! wie ſoll ich dich beſchreiben?
An was ich nur gedacht, das alles iſt zu matt.
Nur ſchade, daß dein Sieg hier muß verborgen bleiben;
Da die bezwungne Quaal noch keinen Ausdruck hat.
O hätte die Geduld der Wahrheit dienen können;
Wie hätte dieſer Muth den Irrthum nicht beſiegt!
Allein es iſt umſonſt, das Mögliche zu nennen:
Gott macht das Wirkliche; der hat es ſo gefügt.
Dein Beyſpiel, edler Freund, wirkt noch in unſre Herzen;
Was dich zufrieden ſprach, das mindert unſre Noth.
Dein Abſchied geht uns nah! wir fühlen Gram und Schmerzen:
Doch ehrt auch die Geduld das göttliche Geboth.

Was unſre Pflicht noch kann, das iſt, der Welt zu zeigen,
Wie viel ihr wahres Wohl durch deinen Tod verlohr.
Drum iſt es feſtgeſtellt: Wird unſer Glücke ſteigen,
So dringt ſich ſtets dabey auch dein Gedächtniß vor.
Mir aber laßt noch zu, daß ich um Stübnern weine;
Die Wehmuth, nicht die Kunſt, führt mir die treue Hand.
Und der, dem ich hierbey vielleicht zu zärtlich ſcheine,
Hat weder meinen Freund, noch meinen Sinn, erkannt.

* * *

Philoſophiſches Schreiben,

In wie weit eine Frau gelehrt ſeyn könne?

Bey dem

Gudiſch- und Hoffmanniſchen

Hochzeitfeſte

an die Jungfer Braut 1728. abgelaſſen

von

M. Johann Friedrich May.

Opitz.

: : : Ich wünſche nur von Herzen,
Daß eure Heyrath ſey ſo glücklich gut und fein,
Als ich mir wünſchen will, daß meine möge ſeyn.

Es iſt ſchwer, vergnügte Jungfer Braut, etwas zu ſchreiben, wenn man den Beyfall eines ſo ſcharfſinnigen und geſchickten Frauenzimmers, als man an ihnen findet, erhalten will. Die Erfindung muß ungezwungen, die Vorſtellung lebhaft, die Ausführung artig, und die ganze Einrichtung des Ausdrucks neu und ungezwungen ſeyn. Mir fehlt es an einer reichen Einbildungskraft, an einem natürlichen Feuer, an einem weitläuftigen und auserleſenen Umgange, und an einer beſtändigen Uebung. Ich weis alſo nicht, wie ich mich löſen werde, da ich mich anheiſchig gemacht habe, ihnen an dero glücklichem Hochzeitfeſte zu zeigen, wie ſehr ich erfreut bin, daß dergleichen herrliche Eigenſchaften, als ſie beſitzen, dasjenige erhalten haben, was ſie verdienen.

Man findet bey ihnen mehr als eine bloße Fähigkeit, zu guten Wiſſenſchaften. Ich freue mich, ehedem etliche Proben ihrer ſinnreichen Einfälle und muntern Schreibart geſehen zu haben; und ich bin verſichert, daß ſie einen beſondern Grad der Erkenntniß würden erreichet haben, wenn die Luſt zu den häuslichen Geſchäfften nicht ſtärker geweſen wäre, als die Begierde, einen beſondern Ruhm auſſer den Vollkommenheiten des weiblichen Geſchlechts zu ſuchen. Und ſie haben hierinnen ganz recht gethan. Man bewundert die Gelehrſamkeit eines Frauenzimmers mit Rechte: Ein Mann aber, welcher dergleichen ſeltene Perſon zur Gehülfinn in Beſorgung ſeines Hausweſens erwählet hat, wird bey denen Fehlern, die ſeine gelehrte Frau in der Haushaltung faſt täglich begehet, leider finden, daß der Schade den Vortheil mit einem großen Ausſchlage überwiege, woferne ſie die Gelehrſamkeit nicht mit einer thätigen Vernunft verknüpft hat.

Ich wünſchte, daß alle Frauenzimmer ſich mehr beſtrebten, vernünftig, als gelehrt, zu werden. Ich will mich deswegen deutlicher erklären. Man legt vielen den Namen vernünftiger Perſonen bey, welche nur thun, was vernünftige Leute zu thun pflegen, ſelbſt aber nicht vernünftig ſind. Sie werden durch eine gute natürliche Gemüthsbeſchaffenheit, durch die Gewohnheit im Guten, durch löbliche Beyſpiele getrieben, tugendhafte Handlungen auszuüben, und vernünftige Dinge vorzunehnehmen: Allein die innere Ueberzeugung aus der Erkenntniß der Dinge ſelbſt fehlt ihnen, ohne welche ſie von dem, was ſie thun, nicht gewiß ſeyn können. Es iſt gut, daß ſie nichts übels begehen; es wäre aber beſſer, wenn ſie die Einſicht beſäßen, warum ihr Vornehmen zu billigen, warum es nützlich, warum es vernünftig ſey. Die deutliche Erkenntniß befeſtiget nicht nur das Gemüthe, ſondern ſie macht auch geſchickt, weiter zu ſehen. Der Verſtand wird dadurch aufmerkſam, ſcharf, hurtig, ſchlüſſig und des Willens mächtig. Er lernet ſich, die Welt, und Gott recht erkennen, und auf ſolche Weiſe findet er den Weg zur Glückſeligkeit, die durch keinen Schein betrüget, ſondern wahrhaftig iſt. Wer darinnen etwas beſſer, als andere, fortkommen, und die Vernunft gebrauchen will, muß höher ſteigen, als ihn die Sinne führen. Er muß ſeine Gedanken über das, was er empfindet, zu erheben wiſſen, die Gedanken unter einander verbinden lernen, und ſich diejenigen leiten laſſen, welche ihm, in Anſehung ſeiner, auf das Beſte führen. Er gelanget dadurch zu einer Erkenntniß, welche ſich von der gemeinen unterſcheidet, und wohl verdienet, daß man ſie der gelehrten beyzählet. Zum wenigſten iſt das die Gelehrſamkeit, welche ein Frauenzimmer vernünftig macht: Und das iſt das Vernünftige, wodurch es gelehrt wird. Die Art der Gelehrſamkeit, wodurch ſich eine Schurmannin und Dacier, nebſt andern ihres gleichen, berühmt gemacht haben, unterſcheidet ſich von dieſer, welche ich erſt beſchrieben, und iſt unter derjenigen zu verſtehen, die man, wie ich geſagt habe, bewundern muß. Sie gehört nur für einige, welche zeigen ſollen, daß der Verſtand des Frauenzimmers auch zu der größten Erkenntniß in den höchſten Wiſſenſchaften, ſo wohl, als der Verſtand der Mannsperſonen, fähig ſey. Jene aber ſoll von allen, die zum wenigſten in den Umſtänden leben, einer geſchickten Unterweiſung genießen zu können, geſucht, geübt und angewendet werden. Sie werden dabey gelehrt ſeyn, ohne daß man ſie alſo nennet, und haben von ihrer Gelehrſamkeit mehr Nutzen, als man insgemein ſiehet.

Wie glücklich würde nicht ein Mann ſeyn, wenn ſeine Frau in der Jugend gelernet hätte, ihren Verſtand recht zu gebrauchen, ſich ſelbſt und andere, Gott und die Welt zu erkennen, ihren Willen nach den Regeln der Gerechtigkeit und Klugheit zu beugen, ſich in die Gemüther anderer Leute zu ſchicken, und das Hausweſen nach den Umſtänden ihres Standes zu regieren! Er würde an ſeiner verſtändigen Frau die beſte Rathgeberinn, an ſeiner tugendhaften Frau die unſchuldigſte Vergnügung, von ſeiner manierlichen Frau die größte Ehre, und durch ſeine häusliche Frau den reichſten Vortheil haben. Wie wenig Mühe würde es koſten, den jungen Töchtern, an ſtatt ſo vieler eitlen Dinge, in den zarten Jahren die leichteſten Sätze der Vernunftlehre, die nöthigſten Begriffe von der Welt und der natürlichen Gottesgelahrheit, die nützlichſten Regeln der Moral, einer wohlanſtändigen Aufführung, und wahren Haushaltungskunſt deutlich und gründlich beyzubringen. Es fehlt heute zu Tage an deutſchen Büchern von dieſen Wiſſenſchaften im geringſten nicht; und wenn ja die Anzahl derſelben noch vermehret werden ſollte, ſo könnte es durch Ueberſetzung gewiſſer franzöſiſcher Bücher geſchehen, die zum Unterrichte des Frauenzimmers geſchrieben ſind, worunter des Herrn du Bosc l'honnete femme, und la Bibliotheque des Dames gewiß nicht den letzten Platz verdienen. Ja es wäre vielleicht ſehr rühmlich, und für dieſe Abſicht zuträglich ſeyn, wenn man ſich die Mühe geben wollte, dem ſchönen Geſchlechte zu Ehren, den Kern dieſer Wiſſenſchaften in einen angenehmen und leichten Vortrag zu bringen, durch welchen die Begierde erweckt, die Luſt unterhalten, und die Erkenntniß gegründet würde. Was man bereits auch zu dieſem Ende hierinnen gethan hat, iſt noch viel zu rauh, zu dornicht, zu ſchwer, mit einem Worte, zu unangenehm für die zarten Sinne der weiblichen Seelen. Wie ſie vor dem Barte, und vor dem finſtern Geſichte eines alten Philoſophen, wegen ihrer Zärtlichkeit, einen nothwendigen Abſcheu haben müſſen: So kann ihnen auch eine ſo trockene und mühſame Abhandlung, obgleich nützlicher Dinge, unmöglich gefallen. Die Zeit wird es lehren, wie fleißig man inskünftige ſeyn wird, die Nachwelt mit vernünftigen, und nach der gegebenen Erklärung, gelehrten Weibern zu verſorgen. Wohl dem! der ſich dieſes Vorzugs zu erfreuen hat.

Ich kann das Glück des Herrn Bräutigams, meines hochzuehrenden Freundes, hierinn nicht genug rühmen. Er hat an ihnen diejenige gefunden, welche ich kurz vorhero beſchrieben habe. Und er verdient dieſes Glück in der That, als ein Mann, welcher die Vernunft eines klugen Weibes zu ſchätzen weis. Wenn er ſich nicht ſchon ſelbſt durch ſeine Schriften und geiſtliche Reden ſo deutlich zu erkennen gegeben hätte, daß ihn ein jeder, der jene lieſet und dieſe höret, als einen vernünftigen, gelehrten, ſcharfſinnigen und redlichen Mann verehret: So würde ich hier Gelegenheit gefunden haben, mich in der moraliſchen Abſchilderung eines guten Originals zu üben. Geſetzt aber, daß ich auch gar nicht die Ehre gehabt hätte, ihn zu kennen, ſo würde ich doch bey der bloßen Erzählung ſeiner Wahl im Heyrathen von ihm haben vermuthen können, daß er ein vernünftiger Mann ſeyn müſſe. In dieſer Wahl verrathen viel tauſend ihre verderbte Neigungen; wenige entdecken dabey ihre redliche und vernünftigen Abſichten.

Die Schönheit, das Vermögen und der vornehme Stand feſſeln die meiſten; und mit dieſen ſuchen ſie ſich auch eigentlich zu verbinden. Ihre Bräute ſind ihnen ſo zu reden nur das, was bey hohen Standesperſonen diejenigen ſind, welche ſich die vermälte Perſon im Namen ihrer Principalen antrauen laſſen. So bald ſie nur ihr Recht erhalten haben, gelten ſie bey ihnen weiter nichts mehr. Dergleichen Wahl iſt höchſt ſchädlich. Sie ſtürzet zwo Perſonen in das gröſte Unglück: Und diejenigen thun ein gutes Werk, welche ſolche Verbindungen zu hindern ſuchen; denn ſie ſind wider den Zweck und die Natur einer vernünftigen Ehe.

Ich meyne, daß dieſelbe in einer aufrichtigen Vereinigung zwoer Perſonen unterſchiedenen Geſchlechtes beſtehe, welche ſich ordentlicher Weiſe verbunden haben, den Nutzen der menſchlichen Geſellſchaft und ihre eigene Zufriedenheit in einer unzertrennlichen Freundſchaft zu befördern. Was man insgemein zu der Hauptabſicht des ehelichen Standes ſetzet, läſſet ſich ganz leicht hieraus ſchlieſſen. Ich habe ihn nach ſolchen Eigenſchaften beſchrieben, aus welchen ſich die Vortrefflichkeit einer vernünftigen Wahl erkennen läſſet. Hier wählet man weder Schönheit, noch Vermögen, noch Stand; ſondern eine Perſon, die zu einer vernünftigen Freundſchaft fähig iſt, die es aufrichtig meynet, die ihren Eigennutz verleugnet, die für des andern Zufriedenheit mit eben ſo viel Eifer als für die ihrige ſorget; ich will ſagen, eine Perſon, die verſtändig, klug, redlich, freundlich, geduldig, treu, ſtandhaftig und verträglich iſt. Iſt es möglich, daß man dergleichen Wahl tadeln kann? Dieſe Tugenden ſind weit ſchöner, als die zärteſte Haut, als der niedlichſte Mund, als die ſchwärzeſten Augen, als die lieblichſte Bildung. Denn dieſe dauren, wenn alle Schönheit wie ein welkendes Blatt hinfällt. Dieſe Tugenden ſind das beſte Capital; Denn ſie bringen die größten Zinſen, und es kann uns daſſelbe niemand ohne unſern Willen entwenden. Dieſe Tugenden bringen die dauerhafteſte Ehre; denn ſie verdienen dieſelbe beſtändig, und der Feind ſelbſt ſieht ſich durch einen natürlichen Zwang zu ihrer Hochachtung verbunden, ob er ſich gleich Mühe giebt, dieſelbe zu verbergen. Glückſelig ſind diejenigen, welche ihre Verbindung auf eine ſolche Wahl gründen! Preiswürdig ſind diejenigen, welche dieſelbe mit ihrem Rathe und Beyſtande befördern!

Dieſe Gedanken ſind unter der freudigen Betrachtung der Wahl in mir entſtanden, nach welcher ſie, wertheſte Jungfer Braut, ſich an einen Mann verbunden, der wohl gewählet hat. Es iſt vermuthlich leichter, ſich das Vergnügen der erfreuten Eltern auf beyden Seiten einzubilden, als zu beſchreiben. Sie befinden ſich allerſeits in ſolchen Umſtänden, die ihnen die Freude dieſer Hochzeitluſt ungemein vergrößern. Der hochwohlehrwürdige Herr Vater ſiehet nicht nur ſchon, wie ſich der Ruhm ſeiner gründlichen Gottesgelahrheit und geiſtlichen Wachſamkeit in ſeinem Herrn Sohne fortpflanzet, ſondern er kann auch nunmehro hoffen, die Blüthen deſſelben in den jungen Pflanzen ſeiner zu erwartenden Enkel aufgehen zu ſehen. Seine rühmlichen Verdienſte verpflichten alle Liebhaber rechtſchaffner Männer zu dem aufrichtigen Wunſche, daß ihm Gott dieſen ſüſſen Troſt ſeines Alters geben möge.

Wie manche Freudenthränen werden aus den Augen ihrer wertheſten Frau Mutter flieſſen, da ſie einen neuen Troſt in ihrem Witwenſtande findet, und den Nutzen ihrer vernünftigen Kinderzucht aufs neue wahrnimmt, durch welche ſie ihre Töchter ſo liebenswürdig gemacht hat, daß vernünftige Männer ſie deswegen nur zu ihren Ehegattinnen verlangen, weil ſie ſich mit ihnen die vergnügteſte Ehe auf der Welt verſprechen. Sie ſiehet auch bereits die Gewißheit davon in der gewünſchten Verſorgung zwoer Töchter, welche die gröſte Luſt zweener Männer ſind. Sie umfaſſet nunmehro keines von ihren geliebten Kindeskindern, da ſie ſich nicht auch dergleichen Vergnügen aus dieſer neuen Verbindung wünſchen ſollte, damit ſich der Segen des weiland gelehrten, frommen und gutthätigen Vaters noch über mehr Zweige ſeines berühmten Stammes ausbreiten möge.

Ich kann ihnen, hochzuehrende Jungfer Braut, bey dieſer Verbindung nichts wünſchen, was ſie ſich nicht bereits von dieſem Segen verſprechen könnten. Alle Glücksumſtände werden kraft deſſelben in einer ſo unveränderten Ordnung auf einander folgen, daß ihnen die gröſte Zufriedenheit daraus erwachſen wird; und wo dieſelben ja nach den allgemeinen Geſetzen der Welt mit unangenehmen Zufällen vermiſcht ſeyn ſollten: So wird es ihnen vielleicht nur darum wiederfahren, daß ſie Gelegenheit haben mögen, die Annehmlichkeit ihres glücklichen Zuſtandes deſto beſſer zu erkennen. Das Vergnügen ihres Eheſtandes wird doch durch nichts unterbrochen werden können. Denn weil daſſelbe nicht auf blinden Glücksfällen beruhet, ſondern aus der vereinigten Bemühung, ihrer beyderſeits Zufriedenheit zu befördern, entſtehet: So werden ſie, daſſelbige zu thun, niemals unterlaſſen, eines des andern Laſt erleichtern, das Vergnügen unter ſich theilen, und auf dieſe Art aller Welt ein öffentliches Exempel darſtellen, daß der Grund einer vergnügten Ehe in der vernünftigen Wahl des Ehegatten zu finden ſey.

Schäfergedichte
auf die
Gud- u. Hofmanniſche Hochzeit,
von
M. Samuel Seidel.

Dametas. Thyrſis.

Bey dieſer ſtaubichten und bangen Sommerzeit,
In der ſich Wald und Feld, auf Thau und Regen freut,
Und Hirt und Heerde ſich nach Bach und Schatten ſehnet,
Stund nächſt Dametas dort, auf ſeinem Stock gelehnet,
An einem ſchattigten und hohen Erlenbaum,
Wo, zu der rechten Hand, ein lang geſtreckter Raum
Der ſchönſten Fluren liegt, und weiter zu der linken
Der nah gelegnen Stadt erhabne Thürme blinken.
Dort, wo die Pleiße ſich durch das Gefilde ſchlingt,
Und eine Lindenreyh den Ufern Schatten bringt;
Dort war Dametas nächſt den überhäuſten Stichen
Der innern Kümmerniß voll Sehnſucht ausgewichen.
Er hatte ſich das Kleid nur fahrlos angelegt;
Und, da er ſich ſonſt gern mit friſchen Blumen trägt;
So war ihm dieſes mal ihr Anblick doch zuwider,
Er warf ſie von ſich weg, und ſich zuletzt darnieder.
Jedoch was half es ihm? Sein Kummer folgt ihm nach.
Dametas ward beſtürzt, ward unmuths, ſeufzt und ſprach:

Ach daß die Unſchuld doch nur Tort und Unrecht leidet!
Ach daß man nie vergnügt, und nirgends ſicher weidet!
Ich warte meiner Huth, ſo gut ich weis und kann;
Doch ſieht mich Feind und Neid mit ſcheelen Augen an.
Da glaubt der Eigennutz, ich lies auf andern Raſen,
Und wo ich nicht gedingt nach fremden Futter graſen.
O Schöpfer, deſſen Hand das jüngſte Lamm verſorgt,
Von dem der Schäfer Brodt, das Schaf die Nahrung borgt,
Du wirſt mich dieſer Schuld, und dieſer Schmach entladen.
Wo weid ich je zu weit? Wem weid ich je zum Schaden?
So klagt er bey ſich ſelbſt, als Thyrſis ungefähr,
Voll Schweiß und Müdigkeit, von ſeiner Hütten her
An ſeine Seite trat, und ſeine Klagen ſtörte,
Und an zu reden fieng:
Thyrſ. Freund, was ich itzo hörte
War freylich ein Bemerk der innern Traurigkeit,
Ich weis, ich weis bereits dein zugeſtoßnes Leid;
Allein, ich weis auch das, es iſt nunmehr verſtrichen,
Der Kummer iſt vorbey, die Nachbarn ſind verglichen,
Und auch beſchämt dabey. Begieb dich nun zur Ruh.
Es ſpricht die Billigkeit dir alle Freyheit zu,
Und die, ſo dieſe Fluhr in ihrer Aufſicht haben
Erklären ſich für dich.
Damet: O kommt ihr Schäferknaben,
Und ſingt zu meiner Luſt ein frohes Lied mit mir.
Kommt, Recht und Unſchuld ſiegt, kommt, lernt es itzt allhier.
Ich ſchwöre bey der Luſt der reif-gewordnen Aehren
Du hätteſt, Thyrſis, mir nichts beſſer zu erklären,
Und mich durch nirgend was ſo zu erfreun vermocht,
Als daß du mir erzählt, worauf der Nachbar pocht,
Der Eigennutz ſey nun auf einmal überwunden.
Nunmehro hat mein Wunſch ſein frohes Ziel gefunden,

Thyrſ.

Das iſt es nicht allein, was mich zu dir gebracht,

Damet.

Wer weis, was mir nunmehr von neuem Kummer macht?
Sag an, was iſt geſchehn, das mich zugleich betroffen,
Was ſoll ich, Wertheſter, befürchten oder hoffen?

Thyrſ.

Nichts fürchten, mein Damet! die Poſt iſt angenehm,
Iſt meiner Luſt gemäß, iſt deinem Wunſch bequem,
Ich habe ſie nur ietzt von Zittau her vernommen:
Was kann von Zittau ſonſt, als alles Gute kommen?

Damet.

Du quälſt mich auch zugleich, indem du mich erfreuſt,
Ey lieber! ſage doch, warum du frölich ſeyſt?
Warum du dich einmal ſo wunderlich erzeigeſt,
Mir deine Luſt entdeckſt, und dennoch auch verſchweigeſt?

Thyrſ.

So höre: Doris dort, die edle Schäferinn,
Wird itzt den Tugenden Philanors zum Gewinn,
Nicht ſo? In dieſer Poſt verliert ſich alles Kränken.
Du möchteſt mir ein Lamm zum Bothenlohne ſchenken,
Es wäre kaum genug.
Damet. Ein Lamm und einen Strauß,
Und noch ein Band darzu, das ſchick ich dir ins Haus,
Das geb und ſchenk ich dir aus redlich frommen Freuden.
Nun will ich wieder ſehn, wo meine Lämmer weiden.
O komm und folge mir, komm mit, und ſiehe zu,
Was dieſe Freudenpoſt an meinem Herzen thu,
Und wie ſich Hand und Fuß vor regen Trieben ſchicken,
Durch Klatſchen, Tanz und Sprung den Beyfall auszudrücken,
Den Doris Tugenden und deren Lohn verdient.
Man kennt die Frömmigkeit, die ihr im Herzen grünt,

Und ihres Vaters Preis noch in der Gruft erhöhet,
Des Schäfers, deſſen Ruhm in allen Bäumen ſtehet,
Und deſſen Namensklang noch itzt durch Feld und Wald
In jener Neißentrift ſo lange widerſchallt,
Als man die Tugend ehrt. Wer rühmt nicht ſtets die Stärke
Von Einſicht und Verſtand, im Reden und im Werke?
Wer rühmt nicht ihre Zucht?
Thyrſ. Wer kennt nicht auch das Lob,
Das den Philaner ſchon am Pleißenſtrand erhob,
Als er mit uns zugleich durch dieſe Flur gegangen,
Mit was für Kränzgen ihn ſein Vaterland empfangen,
Als er zurücke kam? Wer ſieht nicht ſeine Treu,
Und wie gedeylich ſie der ganzen Heerde ſey,
Die man ihm anvertraut? Wer iſt, der nicht bezeuge,
Wie ſchön des Vaters Ruhm noch in dem Sohne ſteige?

Damet.

Wie ſind die holden Zwey einander doch ſo werth!
Auf, Thyrſis, thu mit mir, was Luſt und Pflicht begehrt,
Und können wir der Braut heut keine Maye bringen,
So hilf mir dieſes Lied in meine Flöthe ſingen:
So weit der Tannenbaum die Weyden übergeht;
So weit werd eure Luſt vor andrer Wohl erhöht!
So viel ich Korn und Obſt auf Feld und Baum erblicke:
So reich ſey euer Haus an Fruchtbarkeit und Glücke!

Auf eine Hyacinthe, ſo im Waſſer geblühet,

An den

Herrn D. Eichroth, Hofrath und Leibmedicum,

von

Johann Martin Drollinger.

Der Sommer war dahin. Der Schmuck der bunten Wieſen,
Verwelkte mehr u. mehr; die rauhen Norden blieſen,
Und machten unſrer Welt mit ſtürmeriſchem Mund
Des kalten Scorpions verhaßte Herrſchaft kund.
Kaum zeigte ſich annoch von unſrer Gärten Ruhme
Ein welker Amaranth, und eine Ringelblume,
Die, unter Froſt und Sturm, halb ſterbend ausgedaurt,
Und mit geſchmücktem Haupt der Schweſter Tod betraurt.
Bis Flora voller Gram, bey ihrer Kinder Leichen,
Uns endlich gar verließ und zu den ſchönen Reichen,
Zu jener Gegend floh, da Phöbus rege Kraft
Ein immerwährend Grün und ſtete Blüthe ſchafft.
Welch ſchmerzlicher Verluſt, für Anthoſanders Blicke.
Sein Augenmerk zerfiel, Ihr Blumen kommt zurücke,
Du Unſchuldsvolle Schaar, wie kurz iſt deine Pracht!
So rief er, doch umſonſt. Der Kälte ſtrenge Macht
Gab keiner Bitte ſtatt. Der hoffnungsreiche Lenzen
War noch zu ſehr entfernt, von unſern öden Gränzen,

Bis Anthoſander noch, was die Natur verſagt,
Voll reger Ungeduld, zu künſteln ſich gewagt.
Die Sehnſucht treibt ihn an, des Winters Grimm zu triegen,
Sein Zimmer mußte ſich zu einem Garten fügen;
Da lockt er allgemach das bunte Frühlingsheer,
Mit angenehmem Zwang, zur frühen Wiederkehr.
Er hielt hier manches Glas, bis oben angefüllet,
Mit jener Segensfluth, die von den Wolken quillet,
Die die Natur gekocht und aus der Lüfte Schooß
An Wuchs und Kräften reich auf unſern Boden goß.
Auf deren jeden ließ ſich eine Zwiebel ſehen.
So wie ein blanker Kopf ſich von den ſteilen Höhen
Erhabner Thürme zeigt, ſo ſtreckt der ganze Hauf,
Von dem erhöhten Sitz, die runden Häupter auf.
Vor allen ſchiede ſich, von der gemeinen Menge,
Ein Hyacinthenkiel mit prächtigem Gepränge,
Des Frühlings ſchönſtes Kind hielt ſeine Kluft verſteckt,
Bis Florens eigne Hand es nach und nach entdeckt.
Drey Tage ſtund er kaum auf dem chryſtallnen Throne,
Als ſchon der Wurzeln Heer, gleich einer runden Krone,
Aus ſeinem Kerker brach, von dem erregten Duft
Gereizet und gelockt. Des Zimmers warme Luft
Befördert ihren Trieb, ſich weiter auszudehnen,
Wie eine holde Reyh von Perlen weiſſen Zähnen,
Wenn ſie der erſte Druck aus ihren Höhlen ſtößt,
Bey einem zarten Kind, ſich allgemach entblößt.
Nicht anders drangen ſich der Zäſern ſcharfe Spitzen
Durch den geſchwellten Kiel aus hundert kleinen Ritzen,
Und füllten nach und nach, gleich einem dichten Strauß,
Verwirrt, doch angenehm, den Raum des Glaſes aus.
Bald zeigte ſich ihr Thun. Es ſchwand des Waſſers Menge,
Die Wurzeln zogen es durch ihre kleine Gänge

Gehölten Teucheln gleich; Und ſogen ſeine Kraft,
Sein fünftes Weſen, aus, zu ihrem Nahrungsſaft.
Der Wachsthum folgte drauf mit ungehemmtem Zügel;
Der Gipfel öffnet ſich, woraus ein ſpitzer Hügel
Ein gelblich grüner Berg geſchloſſner Blätter ſtieß,
Und uns ein Vorgebürg der frohen Hoffnung wies.
Doch fehlt die Blume noch. Du Mutter aller Dinge,
Vergönne, daß ich itzt in dein Geheimniß dringe;
Daß ich ein Zeuge mög von deinen Wundern ſeyn,
Und führe meinen Blick in deine Werkſtatt ein.
Zwölf Wälle ſtunden da, zwölf runde Veſtungswerker,
Gewölbten Mauren gleich, ein angenehmer Kerker,
Mit Nahrungsſaft gefüllt, in deſſen engen Zwang
Der Blätter dichter Buſch, ſich in einander drang.
Ihr Innerſtes beſchloß der Schönheit Meiſterſtücke.
Zwölf Knöpfchen hatten ſich mit künſtlichem Geſchicke
In einen Knopf gedrängt, der fern von Licht und Tag,
Wie eine Fichtenfrucht, in ſeiner Mutter lag.
Mein Eichrodt, deſſen Witz der Dinge Urſprung gründet,
Und einer Gottheit Spur, in jedem Kräutchen findet.
Der nebſt des Fürſten Heil auch ſeiner Gärten Pracht
Mit nimmer müdem Fleiß beſorget und bewacht,
Belehre deinen Freund, der von Begierde brennet,
Wie man den dunkeln Weg verborgner Weisheit kennet,
Woher das erſte Seyn ſo vieler Wunder fleußt,
Und was für Ordnung ſich in ihrer Zeugung weißt.
Iſts ein beſondrer Geiſt, der alle dieſe Schätze
Nach unſers Schöpfers Schluß, dem ewigen Geſetze,
In jeder Pflanze wirkt, und die, die ihm vertraut,
In vorgeſchriebner Art zu ſeiner Wohnung baut?
Wie? oder ſind es wohl verborgne kleine Gänge
Unzählbarer Figur, unendlich groſer Menge,

Worinn der weiche Saft, allmählig eingedrängt,
Nach ſeiner Formen Art, die Bildungen empfängt?
Vielleicht auch lehrſt du mich, daß tauſend Millionen,
Daß Pflänzchen ohne Zahl in einem Sämchen wohnen,
Da ſtets ein Inneres, im Aeußeren verſteckt,
Sich bis zur Ewigkeit entwickelt und entdeckt.
Vergebens, werther Freund! Ich kenne meine Schwäche.
Mein Blick erforſchet kaum der Körper äußre Fläche.
Der Urſprung ihrer Pracht, der Bildung dunkles Spiel
Iſt meinem blöden Licht ein Abgrund ohne Ziel.
Die Allmacht hat ſie ſelbſt mit einer Macht umringet,
In deren Tiefe nicht der allerklügſte dringet.
Mich ſchreckt die Finſterniß, und weiſet meinen Blick,
Ermüdet und beſchämt, zum Aeußeren zurück.
Der Wuchs vermehrte ſich mit immer regen Sproſſen.
Sechs Blätter, die bisher ein feſter Zwang geſchloſſen,
Zertheilten ihren Buſch, um den verwahrten Schatz,
Und machten allgemach des Stengels Ankunft Platz.
Er kam, als wie ein Thurm aus ſeinen tiefen Gründen,
Sein Kommen fiel ihm ſchwer. Nach langem Unterwinden
Durchdrang ſein rundes Haupt des Kieles enge Kluft,
Und drückte mühſamlich ſich in die freye Luft.
Bald ſah man ſeine Pracht, in neuem Schimmer blühen.
So wie vor Sonn und Licht die bleichen Schatten fliehen:
So wich die grüne Nacht, die auf den Knöpfen lag,
Der Farben erſtem Spiel, dem Einbruch von dem Tag.
Dann folgt der volle Glanz, in ungeſäumter Eile.
Der ſchmale Stengel ſtieg, wie eine kleine Seule
Von Jaſpis ausgedreht, verwunderlich empor,
Und ſein erhabnes Haupt umringte Blüth und Flor.
Die Kelche ſchloſſen ſich in ſechs getheilte Zinken,
Wie Sterne, welche dort am Firmamente blincken,

Mit doppeln Stralen auf; ihr holder Schimmer ſchien,
Wie ein vereinter Glanz, von Perlen und Rubin.
Doch nein, mein Pinſel trügt; er kränket ihre Würde.
Kein Edelſtein erreicht der holden Blumen Zierde.
Sie ſchmeichelt meinem Blick, mit ſanft gebrochner Glut,
Mehr als der ganze Schmuck, von einer Krone thut.
Was ſoll der ſtrenge Blitz, der aus den Steinen blicket?
Ein Demant blendet nur: Der Blumen Glanz erquicket!
Mein Auge wird geſchwächt, wenn jener Feuer ſtreut;
Und dieſe ſtärken es mit ſanfter Lieblichkeit.
Zu dem, was iſt ein Stein, der ſich ſo mächtig brüſtet,
Eh ihn der eitle Menſch geſchliſſen und gerüſtet?
Ein Klumpe ſonder Form, bedeckt mit Erd und Sand,
Und borget ſeinen Stolz nur von des Künſtlers Hand.
Hier aber können wir in ſo viel Wunderwerken,
Auf einem jeden Blatt, des Schöpfers Finger merken.
Hier iſt ein lebend Werk und kein entſeelter Stein,
Der Blumen Athem bläſt uns ſelbſt ein Leben ein.
Der Balſam, welchen ſie aus ihren Hölen düſten,
Des Himmels fünfte Kraft, der Ausfluß reiner Lüften,
Der füllet unſre Bruſt mit einer Regung an,
Die keine Demantkluft, kein Zeilon ſchenken kann.
Weicht, ſchnöde Steine, weicht! Wo ſeyd ihr, ſchöne Stunden,
Da noch ein Blumenſtraus, von werther Hand gebunden,
Ein Pfand der Liebe war? Die Neigung ſchätzte nur
An Herzen und Geſchenk die Einfalt der Natur.
Nun hat ein ſchnödes Gift die Menſchlichkeit verletzet,
Daß man ſich Gold und Stein zu ſeinem Abgott ſetzet,
Und die erlaubte Luſt, die Feld und Garten krönt,
Mit Unempfindlichkeit verachtet und verhöhnt.
Mein Freund, du opferſt nicht in dieſem Götzentempel.
Es giebt uns unſer Fürſt ein reizendes Exempel

Von einer edlen Luſt, der, wie man wundernd ſchaut,
In ſeinem Carolsruh ein Eden ſich erbaut,
Und da, wenn ihn die Laſt des ſchweren Zepters drücket,
An dem beblümten Schmuck ſich labet und erquicket.
Er mißt der Dinge Werth mit klugem Unterſchied.
Ich ſchweige. Carols Ruhm verdient ein höher Lied.

Schreiben an
Herrn Ernſt Willh. von Hacke,
Erbherrn auf Uetz ohnweit Potzdam,
Ueber das
Abſterben ſeines innigſtgeliebten Vaters,
von
Jacob Friedrich Lamprecht.

Dein Vater, werther Freund, geht in die Ewigkeit,
Und ſetzet ſich nunmehr in eine Sicherheit,
Die ewig dauren wird. Jedoch ſein redlich Weſen
Soll man noch allemal bey ſeinem Namen leſen.
Ich hab ihn ſelbſt geſehn, ich hab ihn ſelbſt gekannt;
Sein Herz war ja ſo groß, als wie ſein edler Stand,
Voll Wahrheit, voller Huld und reiner Menſchenliebe,
Die niemals ſehr gepralt, doch nie verborgen bliebe.
Schmückt keiner Titel Pracht hier ſeinen Namen aus:
So war er ſelbſt ſein Herr; ein Vater, der ſein Haus
Mit kluger Hand erhielt, mit Sanftmuth ſtets regierte,
Und durch Exempel mehr zur wahren Tugend führte,

Als durch Geſetz und Zwang. Wie oft hat nicht ſein Mund
Durch Klugheit mich gelehrt! Wie hat er nicht den Bund,
Den ich mit dir gemacht, ſo freundlich unterſtützet,
Wie hat uns beyden nicht ſein weiſes Wort genützet!
Wenn dort dein ſtilles Feld die Unruh unterbrach,
Die in den Städten wohnt; wenn er voll Anmuth ſprach:
Wie glücklich iſt ein Mann, der nur die Weisheit liebet,
Der ihre Macht erforſcht, und ihr ſein Herz ergiebet.
Er bleibt ja wohl ein Menſch, doch Tugend und Verſtand
Bezeugen, daß er auch der Gottheit anverwandt,
Und mehr als menſchlich iſt. Er zeiget lauter Güte,
Und das, was Ihn erhebt, iſt nichts, als ſein Gemüthe,
Das frey von Feſſeln iſt. Betrug und Heucheley
Sind weit von ihm entfernt. Er iſt ſich ſelbſt getreu.
Wie oftmals iſt mir nicht der Tag zu früh vergangen,
Wie oftmals wünſcht ich ihn von neuem anzufangen!
Ein ſolcher Vater iſt der Klagelieder werth,
Und daß ein Sohn, wie du, noch ſein Gedächtniß ehrt.
Jedoch, geliebter Freund, verſchließ die Todtenhöle,
Die Aſche kränket dich. Denk an die reine Seele,
Die ohne Dunkelheit, Verwirrung, Furcht und Nacht
Nunmehr den Urſprung ſieht, der ſie hervorgebracht.
Ein Weiſer, wie du biſt, iſt zwar nicht ohne Schmerzen,
Wenn ihn ein Unglück trifft. Allein in ſeinem Herzen
Wohnt auch zugleich der Troſt. Er ſieht der Weisheit Bahn
Zwar wohl mit Thränen oft, doch auch mit Ehrfurcht, an,
Und wird bey ſeiner Noth, bey ſeinem ſtillen Kränken,
Gelaſſen, voller Muth, ſich in ſich ſelbſt umſchränken.
Er bleibet unverzagt, und fällt der Himmel ein,
So wird der Leib erdrückt, der Geiſt nur freyer ſeyn.
Dieß weis Dein edles Herz, das hat den Weg erwählet,
Der zu der Weisheit führt, darauf man nimmer fehlet.

Ich kenne deinen Werth, der mich zu dir gebracht,
Und der dich meiner Treu und Liebe werth gemacht.
Mein Zorn entbrennt ſehr oft bey jenen wilden Thoren,
Die fremdes Anſehn ſchmückt, weil ihres längſt verlohren
Und abgeſtorben iſt: Wenn der ſich edel glaubt,
Der ſeinen ganzen Ruhm den todten Ahnen raubt.
Stax denkt, er ſey ein Prinz. Ihm iſt der Kopf verrücket,
Man ſiehts, der Thor wird bald ins Tollhaus fortgeſchicket.
Hier aber zeiget ſich noch gröſſre Raſerey,
Die legt den Ahnen Schimpf, ſich ihre Hoheit bey,
Und ſucht ein fremdes Gut mit Unrecht zu verpraſſen,
Als ob man ihm den Ruhm zum Raube nur gelaſſen.
Nein, nein! geliebter Freund, dein Herz iſt viel zu groß,
Wo nicht die Tugend wohnt, da ſteht der Adel bloß,
Und giebt uns noch mehr Recht, den Helden zu verlachen,
Der durch geborgten Glanz ſich will ein Anſehn machen,
Das ihm dennoch gebricht. Der iſt ein Edelmann,
Der ſich durch Tugend ſelbſt den Adel geben kann.
Auf nur, geliebter Freund, die Ehre zu vergröſſern,
Wer ſtets die Tugend ſucht, der wird ſich ſtets verbeſſern.
Ein Weiſer ſieht allein, was Gott, er und die Welt,
Für Wunder in ſich faßt, für Schönheit in ſich hält.
Er wird den rechten Werth von allen Sachen finden,
Nichts wird ihm laſtbar ſeyn, und nichts zu früh verſchwinden.
Die Einfalt martert ſich, denkt, wünſchet, wählt und ſucht,
Erlanget, kränket ſich, verſtößet und verflucht,
Und hofft die wahre Luſt, die Süßigkeit des Lebens,
Die uns allein beglückt, nur auſſer ſich vergebens.
Sie kennet ihre Kraft und ihre Schwäche nicht,
Und haßt ihr eignes Wohl, das ſie oft unterbricht.
Ein Weiſer lebet ſtill bey ruhigen Gedanken,
Und läßt den Narren ſich ſtets mit ſich ſelber zanken.

O wer verdenket mir die holde Zärtlichkeit,
Worauf ſich allbereits mein redlich Herze freut.
Wenn ich nun wiederum bey dir, bey deinen Heerden,
Kann von der Welt entfernt, ihr Ueberwinder werden.
Wie ruhig ſoll uns nicht die Lebenszeit vergehn,
Wenn wir auf ihre Flucht und auf uns ſelber ſehn!
Wenn wir uns von dem Stolz und von dem Neid entfernen,
Und dieſe Göttlichkeit ſtets mehr erkennen lernen,
Die unſern Geiſt erhebt. Wenn Huld und Einigkeit,
Die Freude doppelt macht, und jede Luſt erneut:
So wird uns, werther Freund, auch jeder Tag erfreuen,
Bis man auf unſre Gruft auch wird Cypreſſen ſtreuen.

* *

Gedächtnißrede
auf
Herrn Profeſſor Lottern,
in öffentlicher Verſammlung der deutſchen
Geſellſchaft den 16. Oct. 1737. abgeleſen
von
M. Georg Friedrich Bärmann.

So betrübt diejenige Pflicht iſt, welche uns befiehlt, das Andenken der Verdienſte geſchickter Männer nach ihrem Tode zu erhalten: So ſtarke Bewegungsgründe treiben uns doch zu ihrer Erfüllung an; und es müßte ein ſehr rohes Gemüthe ſeyn, welches ſich derſelben entziehen wollte. Es iſt eine beſondere Art des Undanks, wenn ſich wohlverdiente Leute das Beſte des menſchlichen Geſchlechts nach ihrem Vermögen zu befördern beſtrebet haben, ihre Bemühungen der Vergeſſenheit zu überlaſſen. Je weiter ſich der Nutzen ihrer Bemühungen erſtrecket; je ſtärker wir den edlen Trieb einer allgemeinen Liebe vernünftiger Geſchöpfe bey uns empfinden: Deſto größer wird unſre Verbindlichkeit, den Ruhm ſolcher Männer auf die Nachwelt fortzupflanzen, welche ſelbſt mit beſonderem Eifer bey ihrem Leben der menſchlichen Geſellſchaft gedienet haben, und auch nach ihrem Tode nicht aufhören, ihr nützlich zu ſeyn. Tugend und Verdienſte belohnen ſich zwar allezeit ſelbſt mit dem hohen und reinen Vergnügen der Zufriedenheit des Gemüthes; eine Belohnung, welche ſie ſich ſelbſt nehmen, welche ſie nicht erſt von andern, und von dem Eigenſinne des Glücks bitten dürfen, und welche ihnen weder Neid noch Tadelſucht jemals zu rauben vermögend iſt: Allein man hat ihnen auch von allen Zeiten her noch eine Belohnung zugeſtehen müſſen, welche ſie nicht aus ſich ſelbſt haben können, ſondern von auſſen erwarten, und auch mit dem größtem Rechte verdienen. Es iſt billig, daß der Ruhm jederzeit ein Gefährte wahrer Verdienſte bleibet. Man muß alſo das erſte Grundgeſetz der Gerechtigkeit beleidigen, wenn man den Nachruhm wohlverdienter Männer nicht befördern will, den man doch als ihr Eigenthum anzuſehen hat. Ja es iſt auſſer der Dankbarkeit und Billigkeit noch ein ſtarker Bewegungsgrund, welcher uns zu dieſer Pflicht nachdrücklich verbindet; nemlich, daß der Ruhm der Todten den Lebendigen zur Reizung und Ermunterung dienet. Wer weis nicht, wie ſehr eine Seele, welche die edelſte Leidenſchaft, die Ruhmbegierde, beſitzet, von fremdem Ruhme erreget, und angefeuert wird, durch gleiche Handlungen gleichen Ruhm zu erjagen? Wie viele hat nicht ſchon die Verehrung fremder Verdienſte zu den nützlichſten Mitgliedern der menſchlichen Geſellſchaft gemacht? Man iſt aber verbunden, das Gute auf alle Art und Weiſe zu befördern; und folglich auch das Andenken wohlverdienter Leute nach ihrem Tode zu erhalten.

Warum ſage ich aber ihnen dieſes alles, meine Herren, daß ſie nicht allerſeits in dieſem Punkte einerley Gedanken mit mir hegen ſollten? Ich ſage es ihnen zu dem Ende, daß ſie erkennen mögen, wie bereit und willig ich ſey, die Befehle der Geſellſchaft zu erfüllen, welche mich verbinden, einer an ſich ſelbſt ſehr betrübten Pflicht jetzo Gnüge zu leiſten. Es iſt die Pflicht, welche wir dem Andenken des weiland Hochedlen, Hochgelahrten Herrn Johann George Lotters, kaiſerlichen ruſſiſchen Profeſſors der Beredſamkeit auf der Akademie zu Petersburg, und der königlichen preuſſiſchen Societät der Wiſſenſchaften Mitgliedes, ſchuldig ſind. Schon ſeit einigen Monaten haben an ihm die kaiſerliche Akademie zu Petersburg den Verluſt eines ſehr fleißigen Lehrers, die gelehrte Republik den Verluſt eines ſehr geſchickten Mitgliedes, und einige unter ihnen, meine Herren, den Verluſt eines ſehr vertrauten Freundes beklaget. Insbeſondere aber iſt dieſer Geſellſchaft durch ſeinen Tod ein geſchicktes, fleißiges und treues Mitglied entzogen worden, welches ſeine Pflichten gegen dieſelbe iederzeit ſo vollkommen beobachtet hat, daß ſie ihm die letzte Pflicht, die ſie noch ſeinem Gedächtniſſe ſchuldig iſt, nicht ohne den größten Undank würde verſagen können.

Ich unterwerfe mich alſo, mit der gröſten Willigkeit, den Befehlen dieſer Geſellſchaft, welche mir aufgetragen hat, der rühmlichen Verdienſte unſers wohlſeligen Lotters in dieſer Verſammlung öffentlich zu gedenken. Es iſt wahr, ich ſehe zum voraus, daß ich dieſe Schuld auf ſolche Art nicht werde abtragen können, wie es billig ſeyn ſollte. Ich weis, daß meine geringen Kräfte eher zureichen, die Verdienſte wackerer Männer zu bewundern, als ſie mit dem gebührenden Lobe zu erheben. Es ſind einige unter ihnen, meine Herren, welchen theils eine beſondere Stärke der Beredſamkeit, theils eine genaue Freundſchaft und vertrauten Umgang mit dem Wohlſeligen, vor mir, gar viele Vorzüge geben; vor mir, ſage ich, der ich weder einiges Vertrauen auf meine Beredſamkeit ſetzen kann, noch die Ehre gehabt habe, den Mann, von dem ich itzo reden ſoll, genauer, als von Perſon und dem Ruhme nach, zu kennen. So ſehr mich dieſe Betrachtungen niederſchlagen ſollten; ſo ſehr richtet mich die Hoffnung zu ihrer Gütigkeit auf, welche dasjenige erſetzen kann, was meiner Rede fehlen wird. Denn ich habe das Vertrauen zu ihnen, meine Herren, daß ſie, woferne meine Rede ihnen nicht das wahre Bild des wohlſeligen Lotters vor Augen ſtellen wird, ſolches nicht dem Mangel ſeiner Tugenden und Verdienſte, ſondern theils der Unwiſſenheit, theils der Unfähigkeit des Redners zuzuſchreiben belieben werden.

Da meine Rede itzo den Ruhm der Geſchicklichkeit und der Verdienſte des ſeligen Herrn Lotters zeigen ſoll: So verſteht es ſich von ſich ſelbſt, daß man das Lob ſeines Vaterlandes und ſeiner Familie jetzo von mir nicht erwarten darf. Denn Vaterland und Geſchlecht ſind nicht beſſer als Titel und Ehrenſtellen, welche uns nur bey ſolchen Leuten ein Anſehen zuwege bringen, die gewohnt ſind, den Schein immer für die Wahrheit anzunehmen. Ich will alſo nur dieſes ſagen, daß Herr Lotter aus der berühmten Stadt Augſpurg bürtig, und aus einem alten Geſchlechte entſprungen war, welches verſchiedene Männer gegeben, die ſo wohl ihrem Vaterlande, als auch andern Republiken erſprießliche Dienſte geleiſtet haben. Nach dem Beyſpiele ſeiner Vorfahren bemühete ſich auch unſer Herr Lotter, ſich beyzeiten geſchickt zu machen, um der Welt dereinſt nützlich zu werden. Die Geſchicklichkeit ſeines Geiſtes; welche in ſeinen zarten Jahren ſchon an ihm hervorleuchtete, machte, daß man ihn zu der Lebensart der Gelehrten beſtimmte; und ein gewiſſer Trieb, welcher faſt allen jungen Leuten von ſeiner Art gemein iſt, zog ihn insbeſondere auf die Gottesgelahrtheit. Denn es mag nun ſeyn, daß die Ehrfurcht, die uns von Kindheit auf vor den Stand der Geiſtlichen mit Recht eingepräget wird, die ſchwachen Triebe einer verborgenen Ehrſucht in einem zarten Gemüthe erreget, oder daß die heilige Pracht ihrer öffentlichen Verrichtungen bey den meiſten einen weit ſtärkern Eindruck zu machen fähig iſt, als die Verrichtungen andrer Gelehrten machen können, welche insgemein weder ſo öffentlich, noch ſo anſehnlich zu ſeyn pflegen: So iſt es doch gewiß, und die Erfahrung lehret es, daß die meiſten von denjenigen Gemüthern, welche ſchon beſondre Fähigkeiten des Geiſtes verborgen bey ſich führen, wenn ſich noch kaum der Gebrauch der Vernunft bey ihnen äußert, dennoch bey Erwählung ihrer künftigen Lebensart auf nichts anders als auf die Gottesgelahrtheit fallen, davon ſie noch kaum etwas mehr, als den Namen kennen. Eine gleiche Neigung zog auch den noch zarten Geiſt unſers Lotters, wie ich ſchon geſagt, zur Gottesgelahrtheit, und machte, daß er beyzeiten die lateiniſche und griechiſche Sprache erlernete, welche zu dieſer Wiſſenſchaft nothwendig erfordert werden. Seine eigene Erfahrung hat ihn nach der Zeit gelehret, wie viel weiter, als auf die Gottesgelahrheit, ſich der unermeßne Nutzen dieſer beyden Sprachen erſtrecket, welche uns alle Schätze der Weisheit aufſchließen, die Griechenland und Latien iemals beſeſſen haben.

Nachdem er nun in der Schule ſeiner Vaterſtadt die erſten Gründe ſeiner Studien geleget hatte: So wollte er ſolche auf hohen Schulen weiter treiben, und erwählete in dieſer Abſicht Jena zu ſeinem Aufenthalte, wohin der Ruhm der daſigen Lehrer ſeine Lehrbegierde am erſten ziehen konnte. Er erlernete daſelbſt die Weltweisheit, und die Gottesgelahrheit, und legete ſich beſonders auf die hebräiſche Sprache, die ihm der Unterricht des berühmten Danzes leicht und angenehm machte. Er hat dieſen Lehrer iederzeit mit der größten Hochachtung verehret, und auch nach der Zeit auf unſrer hohen Schule wiederum andere in dieſer heiligen Sprache, nach den Grundſätzen dieſes ſeines Lehrers, mit vielem Beyfalle und Nutzen unterrichtet. Jena hatte ſeine Begierde zu lernen nicht ermüden können. Er bekam mehr und mehr Luſt, in den angefangenen Wiſſenſchaften weiter fort zu gehen. Deswegen begab er ſich von Jena nach Halle, um daſelbſt das Gebäude ſeiner Erkenntniß weiter aufzuführen, dazu er in Jena bereits einen guten Grund geleget hatte. Er machte ſich daſelbſt in einiger Zeit vollends ſo geſchickt, daß er darauf hierher nach Leipzig gehen, und den Titel und die Rechte eines Lehrers der freyen Künſte verlangen konnte, die er auch wirklich mit vielem Ruhme erhielt.

Seit der Zeit hat ihn unſre Stadt beſtändig in ihren Mauren geſehen, bis er ihr vor einigen Jahren von Petersburg genommen wurde. Es iſt kein Wunder, daß ihn dieſe Stadt ſo lange bey ſich gehalten hat, welche an Menge der allhier lebenden Gelehrten von allerhand Gattungen, und der ſo zahlreichen als koſtbaren Bibliotheken, allen andern Univerſitäten Deutſchlandes den Vorzug nimmt. Dieſes macht die Reizung, die Nahrung, die Ergötzlichkeit eines ſolchen Geiſtes aus, dergleichen in unſerm ſeligen Lotter wohnete. Nachdem ihm ſein unermüdeter Fleiß eine beſondere Fertigkeit in den gelehrten Sprachen, in der Weltweisheit, und in der Gottesgelahrheit zuwege gebracht hatte: So ließ ihm ſeine unerſättliche Begierde zu wiſſen keine Ruhe, auch die andern Wiſſenſchaften zu ſchmecken, welche der weitläuſtige Umfang der Gelahrtheit in ſich begreiſt; und da die engen Grenzen des menſchlichen Lebens unſerm umſchränkten Geiſte nicht erlauben, alle Wiſſenſchaften zu faſſen, ſo ſuchte er ſich zu vergnügen, daß er zum wenigſten die Hiſtorie dieſer Wiſſenſchaften kennen lernete, die er ſelbſt ausführlich nicht erlernen könnte. Es iſt kein geringes Vergnügen für einen Geiſt, den die Liebe zu den Wiſſenſchaften eingenommen hat, wenn er in der Hiſtorie der Gelahrheit den Urſprung, das Wachsthum, den Verfall, die Veränderungen, den Glückswechſel der Künſte und Wiſſenſchaften ſiehet, wie die Wahrheit aus verborgenen und geringen Wurzeln entſproſſen, nach und nach zu mehrerm Wachsthume gediehen, bald in Vorurtheile und Irrthümer eingeflechten worden, aus einem Lande in das andere verſetzt, auf einmal gänzlich ausgerottet, nach vielen hundert Jahren ungefähr von einigen glücklichen Köpfen gleichſam aus ihrem erſten Saamen wieder erwecket worden iſt, durch was für Bemühungen die Künſte und Wiſſenſchaften erweitert und höher getrieben worden ſind, was für Umſtände ihrem weitern Fortgange Einhalt gethan haben, und was für Hülfe man ihnen gewähren muß, damit ſie nicht wiederum in Verfall gerathen. Kaum hatte Herr Lotter ein geringes Theil dieſes unerſchöpften Vergnügens geſchmecket, ſo wurde er ganz und gar davon eingenommen. Er wiedmete ſeine meiſten Bemühungen der Hiſtorie der Gelahrheit in den alten, mittlern und neuern Zeiten. Sonderlich erlangte er ſich eine gute Kenntniß der Alterthümer, womit er eine beſondere Einſicht in die philologiſchen Wiſſenſchaften verband. Dieſe Bemühungen waren nicht für ihn allein: Er ließ andern faſt eben ſo viel Theil daran, als ſich ſelbſt. Er unterrichtete auf hieſiger Akademie andere in dieſem nöthigen Theile der Gelehrſamkeit. Er machte der gelehrten Republik ſeine Erkenntniß in der Hiſtorie der Weltweisheit, in den Alterthümern der Kirche, und in andern hieher gehörigen Dingen durch öffentliche Schriften zu Nutze. Ich könnte hier ſeine Schriften anführen und erzählen, theils diejenigen akademiſchen Schriften, die ihm die Würde eines Aſſeſſors der hieſigen philoſophiſchen Facultät erworben haben, theils auch die übrigen, die aus ſeiner Feder gefloſſen ſind: Allein ich erinnere mich, daß ich itzo nicht die Pflichten eines Geſchichtſchreibers erfüllen ſoll. Nur eines kann ich nicht unterlaſſen, zu ſeinem Ruhme noch anzuführen, nämlich dieſes, daß er eine geraume Zeit die hieſigen Zeitungen von gelehrten Sachen geſchrieben und dasjenige, was zu dieſer Arbeit erfordert wird, mit vieler Geſchicklichkeit geleiſtet hat. Indem ich dieſes anführe, ſo glaube ich, ein deutliches Zeugniß gegeben zu haben, woraus ſowohl ſeine Geſchicklichkeit, als ſeine Begierde, hervorleuchtet, ſich um die gelehrte Welt verdient zu machen. Denn man kann leicht erachten, daß man keine geringe Fähigkeit beſitzen muß, den Innhalt gelehrter Schriften, welche in ſo verſchiedenen Sprachen abgefaſſet ſind, und von ſo vielerley Materien aus allen Theilen der Gelahrtheit handeln, deutlich zu erzählen und gründlich zu beurtheilen. Und wer kann wohl an dem Nutzen zweifeln, den dieſe Arbeit der gelehrten Welt zuwege bringt, als welcher an der Ausbreitung ihrer Neuigkeiten, ſo viel, als an Entdeckung unbekannter Wahrheiten ſelbſt gelegen iſt?

Sein Fleiß, ſeine vielfältige Geſchicklichkeit, ſeine Verdienſte, konnten nun unmöglich ſo bekannt werden, ohne belohnt zu werden. Sie bewegten die erlauchte Geſellſchaft in Berlin, welche für das Aufnehmen der Wiſſenſchaften in Deutſchland wachet, ihre Augen auf ſeine Perſon zu werfen. Sie ernennete ihn zu ihrem Mitgliede, und er erhielt von ihr auf ſolche Weiſe ein anſehnliches Zeugniß und eine öffentliche Belohnung ſeiner Verdienſte. Sein Ruhm war indeſſen auch zu dem äußerſten Theile von Europa gedrungen, woſelbſt der letzte, aber bey nahe der herrlichſte Tempel der Muſen zu finden iſt. Die Wachſamkeit und die hohe Sorgfalt der durchlauchtigen und großmächtigen Anna, welche alle Künſte und Wiſſenſchaften, als ihre große Schutzgöttinn, verehren, wollte die ledige Profeſſion der Beredſamkeit auf der Akademie in Petersburg von einem tüchtigen Lehrer bekleidet wiſſen. Herr Lotter wurde hierzu vorgeſchlagen, und ernennet, und ſein Ruhm überwand endlich, zu ſeinem und ſeiner Freunde Vergnügen, die Hinderniſſe, welche ſeiner Beförderung waren in Weg geleget worden. Er hat dieſes Amt einige wenige Jahre nach Würden bekleidet und ſeine vortreffliche Gaben ließen ſo wohl Petersburg als die gelehrte Welt viel von ihm hoffen. Aber leider! ſein früher Tod hat dieſe wohlgegründete Hoffnung zerſtöret.

Bisher habe ich ihnen, meine Herren, ſo gut ich gekonnt habe, das Bild von dem ſeligen Lotter vorgeſtellt: Allein ich habe ihnen ſolches nicht auf derjenigen Seite gewieſen, die ihn als ein Mitglied unſrer Geſellſchaft ſehen läßt. Werden ſie nicht unwillig darüber, meine Herren, daß ich dieſes Theil meiner Pflicht bis hieher ausgeſetzt habe! Ich mußte ihnen dieſen Mann nothwendig zuerſt in denjenigen Umſtänden zeigen, die ihn geſchickt gemacht haben, ſich um dieſe Geſellſchaft beſonders verdient zu machen. Ein patriotiſcher und uneigennütziger Eifer für die Ehre Deutſchlandes, in Anſehung ſeiner Sprache, Beredſamkeit und Dichtkunſt, iſt es einzig und allein, was dieſe Geſellſchaft gegründet, ihre Geſetze geſchrieben, und ſie noch bis dieſe Stunde beyſammen erhalten hat. Ihre Bemühungen ſind insgeſammt auf die Erlangung dieſer rühmlichen Abſicht gerichtet. Aber was für Hinderniſſe haben nicht ſeit langer Zeit ihre löblichen Bemühungen erfahren, und was für Vorurtheile hat ſie nicht zu beſtreiten gehabt, ehe ſie in einiger Ruhe die geringen Früchte ihres Fleiſſes hat einſammlen können, welche ſie nunmehr zu genieſſen angefangen hat? Nichts machte ihrem Eifer gröſſre Schwierigkeiten, als dieſes beydes: Eine ungerechte Liebe ihre Landesleute zu ausländiſchen Sprachen, und das eingewurzelte und noch nicht gänzlich ausgerottete Vorurtheil, daß ſich unſre Mutterſprache zu den Werken des Verſtandes und Witzes nicht brauchen ließe. Woferne es möglich iſt, dieſe beyden ſtarken Feinde unſrer Abſichten endlich einmal völlig zu überwinden: So glaube ich nicht, daß wir ſie eher mit andern Waffen beſtreiten können, als mit denen, die uns die Hiſtorie der deutſchen Sprache und Beredſamkeit in die Hände giebt. Denn einestheils werden ſich unſre wiedriggeſinnte Landsleute ſchämen müſſen; wenn wir ihnen die rühmlichen Bemühungen und den patriotiſchen Eifer unſrer Vorfahren, der alten Deutſchen, vor Augen ſtellen, welche ſchon in dem dreyzehenten Jahrhunderte durch Ueberſetzung alter griechiſcher und lateiniſcher Scribenten angefangen haben, auf Verbeſſerung ihrer Mutterſprache bedacht, zu ſeyn. Anderntheils wird man ſie zwingen können, ihrem Irrthume abzuſagen; wenn ſie ſehen, daß man ſchon in der damaligen Finſterniß der alten Zeiten und in den darauf folgenden Jahrhunderten doch nicht ganz umſonſt verſuchet hat, die ſchönen Gedanken der witzigſten Köpfe Griechenlandes und Latiens in die Heldenſprache der Deutſchen einzukleiden, die damals unſtreitig noch weit von dem Gipfel der Schönheit entfernet war, darauf wir ſie heute zu Tage mit gutem Glücke gebracht ſehen. Dieſes erkennen ſie allerſeits gar wohl, meine Herren; dieſes macht das größte Theil der Bewegungsgründe aus, welche einige Mitglieder dieſer Geſellſchaft veranlaſſet haben, an der critiſchen Schrift, unter dem Titel der Beyträge, zu arbeiten.

Ich werde dem Nachruhme des ſeligen Lotters nicht ſchmeicheln, wenn ich ſage, daß er ſich unter dem Namen

men eines Gehülfen an dieſer Arbeit, um ſein Vaterland ſo wohl, als um die deutſche Geſellſchaft insbeſondere ungemein verdient gemacht hat. Ich habe ſchon geſagt, daß er eine groſe Einſicht in die Hiſtorie der Gelehrten, in die Alterthümer, und in die Philologie beſaß. Aber er war bey aller dieſer Erkenntniß ganz anders geſinnet, als die meiſten unſrer Landsleute, welche ſo gleich einen Ekel vor ihrer Mutterſprache bekommen, ſo bald ſie die fremden Sprachen nur ein wenig gekoſtet, oder die philologiſchen Wiſſenſchaften nur erſt mit den Lippen berühret haben. Sein beſondrer Eifer für die Ehre des deutſchen Namens trieb ihn an, ſeine Kräfte mit den Bemühungen dieſer Geſellſchaft eifrigſt zu verbinden, und ſeine Kenntniß der deutſchen Alterthümer und der Gelahrtheit der Deutſchen machte ihn geſchickt, alles zu leiſten, was ſich die Geſellſchaft von einem ſo tüchtigen Mitgliede verſprechen konnte. Ich weis es, und es wiſſen es auch die meiſten von ihnen, meine Herren, wie viel Theil der Fleiß des Herrn Lotters an den Beyträgen gehabt hat. Es iſt faſt kein einziger Theil dieſer vierteljährigen Schrift heraus gekommen, ſeit dem er ſich noch in Leipzig aufgehalten hat, der nicht ein paar Stücke von ſeiner Arbeit in ſich gehalten hätte. Es ſind aus ſeiner geſchickten Feder die meiſten von denenjenigen Stücken gefloſſen, welche die Ueberſetzungen alter Scribenten erzählen, oder von den zu den Alterthümern der deutſchen Beredſamkeit und Poeſie gehörigen Dingen handeln. So lange unter uns die Liebhaber ihres Vaterlandes dieſe Schriften des Herrn Lotters leſen werden; ſo lange wird auch der Ruhm ſeiner Geſchicklichkeit und ſeines Eifers für die Ehre der Deutſchen in beſtändiger Blüthe ſtehen. So lange aber dieſe Geſellſchaft durch die Redlichkeit und Einigkeit ihrer Abſichten beſtehen wird: So lange wird auch das Andenken der Verdienſte dieſes Mitgliedes, deſſen Verluſt ſie leider allzufrüh beklaget, bey ihr mit Dank und Ruhm verehret werden.

Und hier, hochgeehrte Herren, muß ich meine Rede abbrechen. Ich glaube, nunmehr dasjenige geleiſtet zu haben, wozu ich mich anfangs anheiſchig gemacht hatte. Ich würde vielleicht noch vieles zu dem Ruhme unſers Wohlſeligſten ſagen können: Wenn ich ihn nun auch als einen Menſchen betrachten ſollte; nachdem ich ihn bisher nur als einen Gelehrten und als ein Mitglied dieſer Geſellſchaft ihnen vorgeſtellet habe. Allein dieſes muß ich andern überlaſſen, welche das Glück gehabt haben, ihn genauer, als ich, zu kennen. Es wird genug ſeyn, wenn man aus dieſem Denkmaale, das meine geringen Kräfte dem Ruhme des ſeligen Lotters geſetzet haben, inskünftige noch erkennen wird, wie viel die gelehrte Welt an dieſem geſchickten und hoffnungsvollem Manne verlohren habe; wie gerecht die Klagen dieſer Geſellſchaft über den frühen Verluſt dieſes ihres wertheſten Mitgliedes ſeyn; und wie bemüht ſie ſey, das Andenken ihrer Mitglieder beſtändig zu erhalten, welche ſich dieſelbe durch ſo viele Verdienſte, als unſer Verſtorbener, verbindlich gemacht haben.

Poetiſche Abhandlung
auf das Abſterben
Des Herrn Profeſſor Lotters
verfertiget,
Und den 16 Octobr. 1737. in der deutſchen
Geſellſchaft in Leipzig abgeleſen
von
D. Chriſtian Gottlieb Ludwig.

Geſellſchaft, ſoll der Schmerz, den Lotters Tod erweckt,
Denn noch verneuert ſeyn? die Poſt, die ihn entdeckt,
Hat uns vor kurzer Zeit aufs heftigſte gerühret,
Wir haben alle ſchon den herben Riß verſpüret,
Der ein gelehrtes Glied von unſrer Schaar getrennt.
Der Freundſchaft edle Gluth, die ſtets verbunden brennt,
Erreget allemal, bey dieſem Angedenken,
Den überſtandnen Gram, das innerliche Kränken.

Der Schmerz iſt ganz gerecht, die Liebe treibt uns an,
Die Liebe, die ſein Lob unmöglich bergen kann,
O! könnt es nur mein Mund mit wahrer Kraft erzählen.
Ich wag es. Eure Huld entſchuldiget mein Fehlen.

Der Wiſſenſchaften Flor ſteigt durch Verdienſt und Fleiß,
Wer Gott und ſich erkennt, die Pflicht des Bürgers weiß,
Auf ſeinen Nächſten ſieht, die Schwachen freundlich lehret,
Durch Witz und Emſigkeit der Einſicht Kräfte mehret,

Das allgemeine Wohl zu ſeinem Zwecke hat,
Der dient der ganzen Welt, durch Einſicht, Treu und Rath.
Die Weisheit ganz allein befeſtigt unſer Glücke;
Sie dringet allemal mit dem geſchärften Blicke
Auf den erwählten Zweck, die Tugend ſteht ihr bey;
Sie waffnet ihre Bruſt vor jener Tyranney,
Die ſchwache Seelen drückt, die oft in Purpur ſitzen
Und doch bey dieſer Pracht als bange Sclaven ſchwitzen.
Das Joch der Unvernunft iſt unſre ſchwerſte Laſt.
Wer dieſe Ketten bricht und Muth und Eifer faßt,
Kann ſein erwünſchtes Glück zum höchſten Gipfel bringen.
Er wird ſein eigner Herr, er kann ſich ſelbſt bezwingen.
Es widerſteht ihm nichts. Die mächtige Gewalt
Der Leidenſchaften Wuth beſtürmt ihn nicht ſo bald.
Der Hochmuth, welcher ſonſt die größten Geiſter ſtürzet,
Und durch geſchwinden Fall dir manche Luſt verkürzet,
Wird bald zuerſt bekämpft; der Ehrbegierde Lauf
Hält kein geſchminkter Glanz der eitlen Hoheit auf,
Man ſieht auf Trieb und Recht auf Gott und auf Geſetze:
Der Reichthum der Natur, die unentwandten Schätze
Sind Mittel unſrer Ruh. Wer dieſe recht erkennt,
Wer ihren Nutzen weis, den Unterſchied benennt,
Der iſt für ſich beglückt und zeigt den Fremden Spuren,
Vom richtigen Gebrauch der andern Creaturen.
Des Schöpfers Eigenſchaft wird uns dadurch entdeckt,
Wir ſehn, was jener Schwarm für finſtre Grillen heckt,
Der von der Gottheit zeigt und doch Begriffe heget,
Davon der eine Theil den andern widerleget.
Hier leget man den Grund der größten Wiſſenſchaft,
Hier zeigt der freye Geiſt die ungemeßne Kraft,
Hier ſieht er ſich und Gott, und ehrt das hohe Weſen,
Was ſich in ihm allein ein Schattenbild erleſen.

Der Seelen Adel treibt zu ſolchen Thaten an,
Die rein und edel ſind, was man erzwingen kann,
Wird mit Gewalt verſucht, und mitten im Beſtreben
Wird uns der beſte Lohn für unſern Fleiß gegeben.
Seht ſolche Geiſter an, betrachtet dieſen Staat,
Der ein verbundnes Heer von ſolchen Bürgern hat,
Da jeder ſich belehrt und andre unterrichtet,
Neid, Thorheit, Unverſtand und alles das vernichtet,
Was jenen Endzweck ſtöhrt, der auf die Tugend geht,
Sagt, ob man außer dem im wahren Glücke ſteht?
So war auch Lotters Trieb. Sein Eifer, ſeine Gaben,
Die den erhöhten Geiſt der Welt gezeiget haben,
Entdeckten ſich gar bald. Der Jugend erſter May
Bewies, daß unſer Freund nur bloß gebohren ſey,
Durch kräftigen Verſtand die Wiſſenſchaft zu lehren
Und, trotz der Barbarey, ihr Wachsthum zu vermehren.
So wie ein junger Baum die erſten Knoſpen treibt,
Die ſchlanken Aeſte mehrt, in ſtetem Wachsthum bleibt,
Die beſte Frucht verſpricht: ſo zeigen Lotters Werke,
Auch in der Jugend ſchon, des Geiſtes edle Stärke.
Die Kräfte des Verſtands ſind von beſondrer Art;
Sie fallen von ſich ſelbſt, wenn man die Uebung ſpart:
Hingegen ſteigen ſie mit ſtets vermehrtem Feuer
Wenn man ſie klüglich braucht. Die Seele wird ſtets freyer.
Sie überleget mehr, ſie giebt auf vieles Acht,
Beurtheilt noch einmal, was ſie zuvor bedacht,
Sinnt immer weiter nach, und übt ſich im Erfinden,
Um das, was ſie erkennt, vollkommen zu ergründen.
Wie eifrig unſer Freund ſich hier bezeuget hat,
Lehrt uns auch itzo noch manch wohlgerathnes Blatt.
Sein Vortrag war gelehrt; er hat uns oft entdecket,
Wo noch die alte Spur der deutſchen Mundart ſtecket.

Ihr Freunde, wißt es wohl, wieviel ſein Fleiß gethan,
Man trifft in mancher Schrift die ſchönſten Proben an.
Beſonders ſucht er ſich in unſrer Schaar zu zeigen,
Und ließ der Deutſchen Ruhm durch ſeine Feder ſteigen.
Der deutſchen Sprache Werth, der Preis der Wiſſenſchaft,
Den unſre Mundart auch mit ungemeiner Kraft
Mit Nachdruck zeigen kann, erfordert viel Beſtreben;
Drum ſucht ein jedes Glied, den Vortheil zu erheben.
Kein blinder Eigennutz treibt den gewohnten Fleiß,
Kein reichlicher Gewinn belohnet Müh und Schweiß,
Nur bloß das Vaterland erreget Muth und Stärke.
Kein günſtiges Geſchick befördert unſre Werke;
Und dennoch ſind wir froh, wenn uns der Freunde Rath,
Durch Beyſtand und Verdienſt, durch lobenswerthe That
Der Mutterſprache Schmuck den eignen Kindern zeiget,
Durch die es nach und nach auch bey den Fremden ſteiget.
Ein angenehmer Bund, ein Eifer ohne Neid,
Ein glücklicher Verſuch, ein wohlgelungner Streit
Erweckt den matten Trieb, und läßt das Werk gelingen,
Um manches Hinderniß mit Nachdruck zu bezwingen.
Nichts aber rührt ſo ſehr, als wahrer Freundſchaft Macht,
Die das befördern kann, was Witz und Kunſt erdacht,
Ein edles Beyſpiel rührt, und läßt was größres wagen,
Ein jeder denkt das Lob vor andern zu erjagen.
Und hält doch allemal des Freundes wahren Ruhm
Für ein erlangtes Glück und für ein Eigenthum.
Dieß ließ uns Lotter ſtets durch ſein Bemühen wiſſen,
Doch ward er unſrer Schaar durch eignes Glück entriſſen.
Der Ruſſen kluges Haupt, das aus entfernter Luft,
Zum Unterricht des Volcks, ſo manchen Lehrer ruft,
Nahm unſern werthen Freund von den geliebten Linden.
Hier trennte ſich nun wohl das redliche Verbinden,

Doch Pflicht u. Freundſchaft nicht. Auch dort traf unſer Werk
Sein rühmliches Bemühn, und ward ſein Augenmerk.
Hat nicht das alte Rom die Griechen aufgenommen?
Iſt nicht die Wiſſenſchaft mit ihnen angekommen?
Was Wunder, wenn anitzt der Ruſſen großes Reich
Die deutſchen Sitten liebt, und ſich dadurch zugleich
Auf ſolche Künſte legt, die jeden Staat beglücken,
Und Herr und Unterthan mit reichen Gaben ſchmücken.
O! höchſt beglücktes Land, das ſolche Führung kennt,
Wo ein gereizter Trieb zu guten Sitten brennt,
Wo wahre Wiſſenſchaft, wo Tugend und Ergötzen,
Der Unterthanen Wohl vollkommen feſte ſetzen.
Der Degen ſchützt das Land, die ſiegende Gewalt
Macht, daß der Thaten Ruf durch alle Welt erſchallt.
Jedoch die Tyranney, ein wild und rohes Weſen,
Dringt, wo die Muſen ſich nicht auch den Sitz erleſen,
Von allen Seiten ein. Wo ſich ihr Ruhm verneut
Verſpürt man allemal den Scherz der goldnen Zeit.
Auch Lotter war bemüht durch rühmliches Beſtreben
Den wahren Unterricht von allem dem zu geben,
Was glücklich machen kann. Sein wohlgeübter Mund
Macht durch ein kräftig Wort den Weg der Tugend kund.
Sein Vortrag war beliebt, ſein Eifer konnte rühren;
Er ſuchte ſtets den Grund, um den zu überführen,
Der zweifellaſtig war. Kein Schein, kein bloßer Dunſt,
Erhob den innern Werth von ſeiner Redekunſt.
Die Anmuth mußte ſtets was gründliches gewähren.
Kein leeres Wörterſpiel ein fleißig Ohr beſchweren.
So drang ſein Wort ins Herz, ſo ward man überzeugt,
So ſah man höchſt erfreut, wie hoch die Tugend ſteigt.
Was aber ſag ich viel von ſeinen Fähigkeiten,
Mein Vortrag iſt zu ſchlecht ein Denkmaal zu bereiten,

Die Freundſchaft ſeufzt allein bey ſeiner frühen Gruft,
O! würde doch der Geiſt dadurch zurück geruft.
Jedoch die Vorſicht winkt; wir ehren ihre Schlüſſe,
Wir ſehn, daß alles dieß doch glücklich heiſſen müſſe,
Was das Verhängniß fügt. Sein Glück iſt ſchon gemacht;
Doch giebt die Liebe ſtets auf ſolche Sachen Acht,
Die wir noch mit der Zeit von ihm erlanget hätten,
Wir wollten ihn für uns, für unſern Beyſtand retten.
Der Wunſch iſt ganz umſonſt, wir finden uns darein,
Und laſſen bloß den Schmerz der Freundſchaft Probe ſeyn.
Sein Eifer, ſein Bemühn ſoll noch ſein Angedenken
Der ihm ergebnen Bruſt und auch der Nachwelt ſchenken.

* * *

Auf die
Unvergleichlichſchöne Sophienquelle
und Caſcade zu Grünſperg
bey Altdorf.
von
D. Georg Friedrich Deinlein,
Prof. in Altdorf.

Vortrefflich ſchöner Brunn! anmuthig reine Quelle!
Hier ſteh ich freudenvoll; und weide mich an dir;
Bruſt, Auge, Herz und Sinn ziehn deine Waſſerfälle,
Erheben meinen Geiſt, und ich komm außer mir.
So viel du Tropfen führſt, ſo viel ſind Lieblichkeiten;
Und eben auch ſo viel erregſt du bey mir Luſt;
So ſanft ſich dein Cryſtall kann um die Steine breiten:
So ſanft umgiebet auch die Freude meine Bruſt.

Du läufſt, und glaubſt vielleicht die Erde zu erquicken,
Die ſich mit offnem Mund nach deinem Necktar ſehnt;
O, nein! du kannſt auch mich recht ungemein entzücken,
Nachdem du mir bereits die Sinnen haſt verwehnt.
Als ich noch ferne war, ſah ich die Tannen winken;
Und mitten auf dem Weg grüßt mich die kühlſte Luft;
Gleich als ich näher war, ſo wollt es mich bedünken,
Als ob dein Rieſeln mich ganz freundlich zu ſich ruft.
Der Vögel muntres Heer, von Bäumen, aus den Büſchen,
Singt, pfeift, und locket mich zu deinen Ufern hin;
Ein jeder will den Ton zu deinen Tönen miſchen,
Daß ich, bey ihrer Stimm, ſtumm vor Verwundrung bin.
Wohlan! ſo will ich mich zu deinen Zirkeln ſetzen:
Dein runder Umfang giebt den muntern Geiſtern Raum.
Man kann dich ja mit Recht für Hippokrene ſchätzen;
Wer hält daſelbſten wohl das Flügelpferd im Zaum?
O, ja es läuft bereits ſchon mit dir in die Wette:
Ich fühle, wie ſein Lauf dir gleich zu ſeyn begehrt.
Ach, wenn die Flüßigkeit mein Dichten von dir hätte!
Ach, wär, wie deine Fluth, mein Geiſt ſo aufgeklärt!
Mein Sinn ſo tief, ſo reich an herrlichen Gedanken,
Der Wörter Pracht, wie du, ſo unvergleichlich rein;
So ſollteſt du gewiß, es möchte Doris zanken,
Für ihr, der Gegenſtand von meinen Liedern ſeyn.
Doch ſchweig ich gänzlich? Nein! dein liebliches Ertönen,
Dein ſanftes Wallen reizt auch mich zum Singen an.
Da dich Natur und Kunſt mit ſo viel Wundern krönen,
Iſts Wunder, wenn mein Mund bey dir nicht ſchweigen kan̄?
Laßt nur ein preßhaft Volk zu ſeinen Brunnen fliehen?
Ein Kranker mag gleichwohl in ſeinem Eger ſeyn:
Ich zieh, am Leib geſund, zum Brunnen der Sophien,
So zieht in meinen Geiſt Luſt und Ergötzung ein.

Ein Säufer mag den Kopf mit Gläſern ſcharf erhitzen,
Der bey dem Weine lacht, und, nach dem Lachen, weint.
Hier kann ich abgekühlt bey vollen Schaalen ſitzen,
Davon der Ueberfluß von ferne heilſam ſcheint.
An dir ſind Schönheit, Pracht, Erquickung, Lieblichkeiten,
Ton, Klarheit, Kühlung, Glanz zwar ſchön und mancherley:
Doch bringſt du mir zugleich, o holder Brunn der Freuden!
Den beſten Unterricht vom Glück und Schickſal bey.
Wenn dein Gewäſſer ſpielt mit lieblichem Getöſe,
Fällt mir, bey jedem Fall, ein lehrreich Beyſpiel ein.
Dein Waſſerſpiegel zeigt den Laſtern ihre Blöße;
Doch kann die Tugend auch darinn geſchildert ſeyn.
Ein Geizhals lerne hier recht ſeine Armuth kennen;
Dein reines Silber macht ſein kothig Gold ganz bleich:
Er mag ſein armes Geld verriegeln und verrennen,
Du bleibſt ein Ueberfluß, ſtets offen, und ſtets reich
Du zeigſt dem Pfauenſchwanz, den tolle Ehrſucht blehet,
Nicht Stolz, nein Demuth ſey der Frommen Eigenthum:
Dein Gang, der von der Höh, und in das Niedre gehet,
Erhebt erſt deinen Werth, Annehmlichkeit und Ruhm.
Die ſich mit ſchnöder Frucht verbothner Wolluſt nähren,
Bis ſich der Stunden Zahl mit ihren Laſtern häuft,
Die kann der Uebergang von deinen Muſcheln lehren,
Daß doch ihr Sündenmaaß auch endlich überläuft.
Kein Schläfer wird den Weg zu deinem Waſſer nehmen,
Den Faulen iſt der Gang zu weit auf einen Tag:
Und endlich muß er ſich vor deinen Lehren ſchämen;
Weil du beſtändig läufſt, und er nicht gehen mag.
Der Weg, der zu dir führt, hat Berge, Thäler, Wieſen;
Drum iſt er mühſam zwar, doch aller Anmuth voll:
Kein Muſenſohn läßt je die Arbeit ſich verdrießen,
Die, erſt mit Luſt gethan, das Ende krönen ſoll.

Dich hat ein harter Fels aus ſeinem Schooß gebohren:
Wohl! meines Zuſtandsbild findt ſich vollkommen hier:
Wenn wider mich der Neid ſich felſenhart verſchworen,
Quillt meine Ruhe doch ganz ſanft und ſtill herfür.
Dir gab zwar die Natur Seyn, Urſprung, Klarheit, Stärke;
Doch Zierd und Nutzen legt dir Kunſt und Sorgfalt bey:
Bey Menſchen ſind Geburth, Stand, Reichthum, große Werke:
Doch macht erſt Zucht u. Fleiß, daß man kein Unmenſch ſey.
Du brichſt durch Schlam̃ u. Koth, durch düſtre Klüft u. Gänge:
Und kannſt beym Ausbruch doch ſo klar und helle ſeyn;
Der wahren Tugend iſt kein Weg zu ſchwer, zu enge;
Sie bricht durch Laſter durch, und bleibt doch allzeit rein.
Dein emſigſteter Lauf, dein Unruh und Bewegen,
Zeigt mir in meinem Thun die beſte Lehr und Pflicht:
Ein Waſſer, das ſtets fleußt, und Hände, die ſich regen,
Sind luſtig anzuſehn, friſch, und verderben nicht.
Will Phöbus ſein Geſicht in deinen Spiegeln ſchmücken,
Zeuchſt du zwar ſeinen Glanz, doch keine Flecken an.
Wie mag ein Menſch das Lob des Nächſten unterdrücken,
An dem er kümmerlich die Fehler merken kann?
Der Himmel über dir mag ſtürmen oder lachen,
Du läufſt, in gleicher Kraft, in gleicher Reinlichkeit:
Den Frommen kann das Glück nicht übermüthig machen,
Er bleibt geſetzten Muths bey ſchwerer Unglückszeit.
Du ſtürzeſt deine Fluht in immer größre Schaalen,
Und dennoch biſt du voll, und fülleſt ſie zugleich:
Wer kann ein ſchönres Bild für milde Hände malen,
Die geben reichlich ab, und ſind doch allzeit reich.
Erſt gieng dein Ueberfluß recht über grobe Steine;
Nun macht dein ſteter Lauf die rauhen Flächen glatt:
Den hart und rauhen Sinn macht ſtete Trübſal feine,
Wenn man Standhaftigkeit, Geduld und Zeit nur hat

Dein ſchöner Waſſerfall erquickt erſt Herz und Sinnen,
Fließt endlich in den Teich zum wahren Nutzen ein:
Nie ſoll ein Menſch ſein Werk auf andre Art beginnen;
Es ſoll mit Luſt geſchehn, und endlich nützlich ſeyn.
Wenn dein Gewäſſer ſchnell, doch immer ſich ergießet;
So hat mein Aug ein Bild der immer ſchnellen Zeit:
Weil dieſe jenem gleich, ſtets kömmt und doch verfließet;
Nur daß du reine biſt, ſie voll Trübſeligkeit.
Wohlan! Die Zeit verfließt; und ich muß auch wohl ſcheiden
Von dir, o liebſter Quell! weil ſich die Sonne neigt.
Doch, kannſt du mein Geſpräch, wie ich dein Rauſchen, leiden,
So ſey mein Zuſpruch dir ſchon wieder angezeigt.
Du läſſeſt immerfort dein ſanftes Murmeln hören,
Auch ich verſchweige ja dein Lob abweſend nicht.
In kurzen aber will ich wieder zu dir kehren;
Vielleicht giebſt du mir denn auch neuen Unterricht.
Laß unſern Umgang nur der Spötter Mund verlachen:
Genug, du biſt bey mir, und ich bey dir vergnügt.
Ich kann erbaulicher bey dir mir Anſprach machen,
Als wenn ein Wäſcher dort die Welt zuſammen lügt.
Wenn ſonſten Liſt und Tück in ſchwarzen Herzen quillet,
Da auf den Lippen doch ein ſchmeichelnd Honig ſteht:
So iſt hier reine Treu, die unſre Herzen füllet,
Davon der Mund mit Luſt uns endlich übergeht.
Giebt mir dein Silbermund die rechten güldnen Lehren,
So wird mir nimmermehr bey dir die Zeit zu lang.
Kein Menſch, der Sinnen hat, wird mir demnach verwehren
Den ſo unſchuldigen und frommen Müſſiggang.
Dir aber, Brunn der Luſt! eh ich von hinnen ſcheide,
Hat annoch einen Wunſch mein Herze zugedacht:
Der allgemeine Wunſch erweckt dir keine Freude,
Von einer ruhigen und einer ſtillen Nacht.

Dieß wünſch ich lieber mir und allen, die dich lieben;
Und etwann wo du es vergönneſt, dieß dabey,
Daß mich kein ſchwerer Fall im Schlafe mag betrüben,
Doch daß dein Waſſerfall mir träumend lieblich ſey.
O, könnt und dörft ich gar bey dir, o Schönſte liegen!
Wie ſüße wird ich dann an deiner Seiten ruhn!
Dein Rieſeln ſollte mich gewiß weit ſänfter wiegen,
Als es Endymion Dianens Arme thun.
Dieß aber wünſch ich dir. Bleib immer ſtark und kräftig!
Kein Muthwill ſtöre dich und deine Zirkel nicht!
Sey ſtets in Munterkeit, friſch, luſtig und geſchäfftig;
Und der ſey ſelbſt geſchimpft, der übel von dir ſpricht!
Das klare Naß, davon dir deine Adern ſchwellen,
Vertrockne nimmermehr bis an das End der Zeit.
Ach, wäre doch der Stamm deß, der den Waſſerfällen
Die erſte Zierde gab, von gleicher Ewigkeit!
Allein der große **Baum** ſteht nun in Edens **Garten**:
Doch ſtellt ſich gegen dich Sophie mit Gnaden ein.
Läßt eine milde Hand, wie dieſe, deiner warten;
Kann deiner Schönheit Daur in ſchönern Händen ſeyn?
Hiermit gehab dich wohl! die Sonne geht darnieder.
Du glaubſt nicht, wie viel Guts mein Herz noch für dich hegt.
Du bleibeſt meine Luſt, der Inhalt meiner Lieder,
So lang in dir die Fluth, mein Blut in mir ſich regt.

Von

Von dem Einfluſſe der Gemüthsbewegungen in die Sprache
an
Herrn Wolf Balthaſar Adolph von Steinwehr,
der königl. preuß. Societät der Wiſſenſchaften Mitglied,
bey Deſſen erhaltenem
Berufe zur Prof. Extr. nach Göttingen
im Namen der deutſchen Geſellſchaft,
von
M. Johann Friedrich May.

Hochwohlgebohrner Herr,

Wenn wir die Vortheile nicht ſo wohl kenneten, die unſrer Geſellſchaft von ihrer Gelehrſamkeit, Gewogenheit und Freundſchaft bereits erhalten hat, und bey ihrer längern Gegenwart noch weiter erhalten könnte: So wäre das Vergnügen noch viel gröſſer, als es itzo wirklich ſeyn kann, da wir ihren nahen Abſchied von uns mehr mit einem zärtlichen Misvergnügen, als mit gelaßenen Augen anſehen. Wir haben Urſache uns zu freuen.

Sie werden an einen Ort berufen, welchem man in dem vergangenen Jahre an eben dieſem Tage, daran wir ihnen itzo unſere Ergebenheit bezeugen, durch eine öffentliche und feyerliche Einweihung, den gröſten Glanz und ein ewiges Andenken gegeben hat: An einen Ort, wo die weiſe Vorſicht eines groſſen Königes die berühmteſten und geſchickteſten Männer zuſammenfordert, die Wiſſenſchaften von den unnützen Einfällen zu befreyen, die Wahrheiten in ſelbigen gewiſſer aufzuſuchen, und ſie durch einen gründlichen und leichten Weg zu lehren: An einen Ort, wohin der Beruf ein öffentliches Zeugniß einer beſondern Geſchicklichkeit und Erkenntniß abgiebt; weil er ſich auf die Wahl ſolcher vortrefflichen Rathgeber gründet, die das gemeine Beſte zur Abſicht, und die kräftigſten Mittel zur Ausführung nehmen. Was könnten wir ihnen beſſers wünſchen, zu bezeugen, daß wir ihre Verdienſte gerne belohnet ſehen möchten? Und was könnte ihnen angenehmers wiederfahren, als eine ſolche Gelegenheit, wobey ſie die Stärke ihrer Einſicht, die Weitläuftigkeit ihrer Erkenntniß, die Artigkeit ihrer Sitten, und alles, wodurch ſie ſich ſo rühmlich unterſcheiden, gewiß nicht ohne Beyfall an den Tag legen werden. Die gelehrte Welt kennet ihren Namen lange ſchon, und ſie weis auch, wie viel ſie ihrem Fleiße zu danken hat, nachdem es ihnen Zeithero gefallen, von den wichtigſten Begebenheiten in dem Reiche der Gelehrten, eine unparteyiſche wohlgefaßte und ordentliche Nachricht zu geben. Wer das Glücke und das Vergnügen genoſſen hat, ſie ſelbſt aus dem Umgange mit ihnen kennen zu lernen, der iſt noch weiter überführet worden, daß die Vorurtheile an ihnen einen Hauptfeind und Verfolger, ſo wie die Wahrheit einen Freund und Beförderer, jederzeit finden. Wie ſchwer kömmt es doch manchen an, zu glauben, daß etwas höhers, als der Vorzug ſeyn könne, welchen die Menſchen gewiſſen Ständen beygelegt, und es vergönnet haben, daß er den Nachkommen angebohren würde. Sie meynen, er müſſe dadurch am meiſten verherrlichet werden, wenn er in einer gleichen Abſtammung bis auf die ſpäteſten Geſchlechter fortgepflanzet würde; und mancher, auf welchen dieſer Glanz durch viele Jahrhundert gekommen, hält ſich bey nahe für beſſer, als der erſte vor Demuth nicht gethan, der ihn doch durch ſeine Verdienſt erwerben. Es ſind zwey Mittel, wodurch er beſonders verherrlichet werden kann, der Degen und das Buch, die Tapferkeit und der Fleiß. Viele ergreifen den erſtern, wenige das letztere; vielleicht, weil es nicht ſo viel Mühe koſtet, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, als wider die Unwiſſenheit und Bosheit zu kämpfen; oder weil die Ehrenzeichen und der Ruhm, welchen der Heldenmuth erwirbt, mehr Geräuſch und Aufſehen machen, als die ruhigen Belohnungen, die den Künſten und Wiſſenſchaften, der Weisheit und Klugheit zu theile werden. Die Sinnlichkeit hat eine große Gewalt über die Gemüthsluſt, und es iſt leichter durch die erſtere, als durch die letztere gelenkt zu werden. Eure Hochwohlgebohrnen haben dieſe jener vorgezogen, ſo löblich ſie auch werden und in der That ſeyn kann. Sie haben ſich aber hierinnen das Ziel nicht ſo nahe geſetzt, als die meiſten zu thun pflegen, welche ihren Adel durch die Gelehrſamkeit, oder die Gelehrſamkeit durch ihren Adel erheben wollen. Das nöthige und unentbehrliche in den Sprachen und Wiſſenſchaften iſt für Sie zu wenig geweſen: Sie haben ſich überdieſes die alten und neuen Sprachen bekannt gemacht, worinnen man bey verſchiedenen Völkern die erlangte Erkenntniß in guten Künſten und Wiſſenſchaften ausgebreitet hat, und ſie noch itzo bekannt macht; in den Sachen ſelbſt aber nichts verſäumen wollen, was zur Aufklärung derſelben bequem geſchienen. Die Liebe zur Erkenntniß läßt ſich keine Schranken ſetzen, ſie iſt überall nach dem Schönen begierig, und unermüdet, daſſelbe aufzuſuchen. Die Verbindung, in welcher die Dinge in der Welt mit einander ſtehen, führet den forſchenden Verſtand aus einer Erkenntniß in die andere, und jemehr er dabey entdeckt, deſto größer wird die Luſt, welche daraus entſteht, und die viel leichter zu erwecken, als zu ſättigen iſt. Sie hat eine große Aehnlichkeit mit der vernünftigen Begierde zu reiſen. Dieſe befriediget ſich nicht mit dem bloßen Anſchauen der angebauten Oerter und Städte; ſie erkundiget ſich nach dem Urſprunge ihres blühenden Zuſtandes, und weil derſelbe in einem unter ſich von einander abhängenden Wohlergehen, das durch einen gewiſſen Fleiß in jedem Orte befördert wird, zu finden iſt: So wird ſie dadurch von einem in den andern gezogen, bis ſie die Hauptquelle in dem Aufenthalte des Fürſten antrifft, durch deſſen Regierung der ganze Zuſammenhang erhalten und befeſtiget wird. Auf ſolche Weiſe haben Eure Hochwohlgebohrne auch die Schätze der Wiſſenſchaften geſammlet, die Sie in ſo großer Menge beſitzen, und nunmehro auch andere damit reich machen ſollen. Wer die Aufnahme der Gelehrſamkeit liebt, der muß ſich freuen, daß ihnen dieſe wichtige Verrichtung aufgetragen worden. Was ſollen nun diejenigen thun, die an dieſen glücklichen Umſtänden auch deswegen Theil nehmen; weil ſie die Ehre haben, unter ihre Freunde gerechnet zu werden? Sie müſſen ſich ohne Zweifel gedoppelt freuen und ſie würden es auch thun, wenn ſie nicht einen Verluſt dabey leiden müßten, der ihnen ſehr empfindlich fällt.

Eure Hochwohlgebohrnen wiſſen, daß ich mit ihnen im Namen der deutſchen Geſellſchaft rede, und ich ſoll dabey nicht verſchweigen, daß es ihr ſchwer falle, ſie von ſich entfernet zu wiſſen. Sie läßt, ungeachtet der vielfältigen Veränderungen, darein ſie bishero wider ihren Willen gerathen, den Muth dennoch nicht ſinken, ihr Vorhaben ungehindert auszuführen, und nach den weitläuftigen Abſichten zu ſtreben, welche ſie ſich in Beförderung der angenehmen Wiſſenſchaften, durch einen reinen, zierlichen, deutlichen und nachdrücklichen Vortrag in unſerer Mutterſprache vorſetzet. Es giebt ſich daraus von ſelbſten, wie nöthig ihr ſolche Mitglieder ſind, welche mehr als einen Reim tadeln, oder ein ausländiſches Wort verweiſen, die wunderliche Wortfügung in Ordnung bringen, eine Buchſtabenmuſterung anſtellen und mit vielen Worten wenig ſagen können; ſolche Glieder meyne ich, die von den wahren Schönheiten der Poeſie, Beredſamkeit und Sprache unterrichtet und geneigt ſind, durch freundliche Unterſuchungen noch erfahrner und gelehrter, geübter und geſchickter darinnen zu werden. Ich habe das Zeugniß aller derjenigen vor mir, in deren Namen ich ſchreibe, daß ihnen keine von denen Eigenſchaften fehlet, die man von ihren Mitgliedern fordert, und ich kann mich auf ihre eigene Ausarbeitungen berufen, welche durch den allgemeinen Beyfall ihr gebührendes Lob erhalten. Wie vergnügt war man nicht auch, als ſich Eure Hochwohlgebohrnen entſchloſſen, die Bemühungen hinführo über ſich zu nehmen, welche zu Beſorgung ihres Briefwechſels nöthig ſind, und man konnte ſich von ihrem Eifer deſto mehr verſprechen, jemehr man von dero geneigten Willen die größte Verſicherung hatte. Die Hoffnung, welche man dabey faſſete, verſchwindet nunmehro, und wir werden nicht zu tadeln ſeyn, wenn wir unſere Beyfreude über dieſe glückliche Veränderung nicht mit ſo geruhigem Herzen entdecken, als es wohl die vergnügten Umſtände verlangen, in welche ſie geſetzt werden. Mir fehlt die Geſchicklichkeit, beydes unſer Vergnügen und unſere Unruhe ſo auszudrücken, daß Eure Hochwohlgebohrnen aus beyden die aufrichtige Freundſchaft erkennen möchten, und wie wir durch beydes auf das zärtlichſte gerühret worden. Die Gemüthsbewegungen haben ihre eigene Sprache, oder in jede Sprache eine gewiſſe Art des Ausdruckes eingeführet, die einen feinen Verſtand braucht, dieſelbe zu reden. Und da ich mir dieſe Fertigkeit nicht zutraue, es ſo zu thun, wie es ſich gebühret, ſo will ich zum wenigſten meine eilfertigen Gedanken von dem Einfluſſe der Gemüthsbewegungen in die Sprache eröffnen, und ſie Eurer Hochwohlgebohrnen Urtheil überlaſſen, welches ich in allen Dingen jederzeit ſehr hoch ſchätze.

Das Gemüthe iſt nichts anders, als eine Wirkung der verſchiedenen Seelenkräfte, wodurch der Menſch zu gewiſſen Gedanken und Neigungen gebracht wird, die ihm ganz eigen ſind, und ſich nach gewiſſen Kennzeichen angeben laſſen. Und ob ich wohl weis, daß man das gute und üble Gemüthe mehr nach Beſchaffenheit des Willens zu benennen pflegt: So können doch die Gedanken, als Früchte des Verſtandes, und Quellen der Neigungen, nicht davon weggelaſſen werden. Wie iſt es möglich etwas zu wollen, ohne dabey zu denken, was man wolle? Die Seele wird bey dieſer Wirkung ſo wohl durch die beſondere Einrichtung des Leibes, als auch durch eine gleiche Anweiſung, Erfahrung und Beſtimmung in einen ſolchen Zuſtand gebracht, daß ſie, ſo zu reden, eine gewiſſe Geſtalt gewinnet, dadurch ſie ſich, wie durch die Bildung des Leibes, unterſcheidet. Sie nimmt gewiſſe Hauptmeynungen vom Guten und vom Uebel an, und leget ſie zum Grunde aller ihrer Handlungen, in ſo weit ſie nicht durch äußerliche Umſtände gehindert wird. Dieſe Meynungen richten ſie allezeit auf ein gewiſſes Ziel, und lenken ihre Liebe und ihren Haß nach den Vorſtellungen des Guten und des Uebels, die dahin gehen. Und daraus entſtehen die bekannten Gemüthsneigungen, welche durch die Gewohnheit zur andern Natur werden, und ſo unterſchieden ſind, als die Menſchen ſelbſt. Denn alle Eintheilungen, welche man nach gewiſſen Hauptgütern machet, die ſich durch die Vernunft und den Sinn erkennen laſſen, reichen bey weitem nicht zu, ſie ihrer Anzahl nach zu beſtimmen. Inzwiſchen herrſchen ſie in der Seele, und gewinnen über ſie ein Recht, welches ſie ſelten verlieren, wo es nicht durch eine vernünftige oder ſinnliche Veränderung ihrer Meynungen geſchiehet, davon jene ſie zwar in Freyheit ſetzt, dieſe aber nur die Art der Sclaverey in eine andere verwandelt. So bald nun die Seele bey dieſen Neigungen durch die Sinne eine Sache gewahr wird, in welcher das Gute, oder das Uebel, das ſie ſuchet, oder verabſcheuet, anzutreffen iſt: So bald verkehren ſie dieſe Neigungen in einen Trieb, der die ganze Seele einnimmt, und deſto lebhaftiger und hurtiger wird; je lebhafter und dringender die Vorſtellung iſt, welche von der Sache in ihr entſtanden.

Alle Umſtände, welche ſie erhitzen oder erſchrecken können, verſtarken dieſen Trieb, und zeigen ſeine Gewalt in allem, was ihm unterwürfig iſt. Leib und Seele werden durch ihn bewegt, und alle Kräfte, wo ich ſo reden darf, aufgebothen, das Ihrige nach Beſchaffenheit der Umſtände zu verrichten, das Angenehme freudig zu ergreifen, und ſich eigen zu machen, das Unangenehme von ſich zu ſtoßen, oder zu fliehen. Und dieſes ſind alsdenn die ſo berühmten Gemüthsbewegungen, welche den Menſchen einen heftigen Zwang auflegen, ihren Vorſatz auszuführen. Sie bedienen ſich des ganzen Menſchen dazu, und daher auch ſeiner Sprache, oder der willkührlichen Zeichen, welche erfunden worden ſind, das Innere der Seelen bekannt zu machen. Denn ſie ſuchen herauszubrechen. Dadurch ſind nun verſchiedene Vortheile in der Sprache entſtanden, die bey einem Volke immer mehr und mehr zugenommen haben, jemehr ſich dieſe Gemüthsbewegungen bey Leuten gefunden, die ihren Verſtand und Witz durch Nachſinnen und Uebung geſchärft und gereiniget haben. Denn ohne dieſen machen die Gemüthsbewegungen mehr ſtumm, als beredt. Die Vortheile aber, die daraus erwachſen, ſind der kurze, nachdrückliche und lebhafte Ausdruck.

Die große Menge der Wörter nützen einer Sprache vielmehr, als daß ſie ſchaden ſollten, und ſetzen denjenigen, welcher redet, in den Stand, ſeine Gedanken deutlicher und vollkommener anzuzeigen. Allein der ungeſchickte Gebrauch, und die übelangebrachte Ueberhäufung derſelben können gar wohl ſchädlich werden, wenn ſie zu allerhand Verwirrung oder Zerſtreuung der Gedanken Anlaß geben, welche den deutlichen Verſtand, und alſo auch die

Erkenntniß hindern. Es iſt ſehr leicht, daß ein ruhiges Gemüthe in dieſen Fehler gerathen kann. Die Gemüthsbewegung hingegen ſtrenget ſich an, die Gedanken ohne Zeitverluſt zu entdecken, alle Umſchweiſe zu vermeiden, das nöthigſte vorzubringen. Sie wirket die ſchärfſte Aufmerkſamkeit, und durch dieſelbe die beſte Abbildung, die ſie, wie ein geſchickter Maler, ins kleine bringt, ohne die Aehnlichkeit dabey zu verderben. Unter den vielen Worten, welche zu der Zeit einfallen, ſiehet ſie ſo gleich auf die bequemſten, alles zuſammen zu faſſen, was ſie ſagen will; und ſie iſt ſelten darinnen unglücklich. So ſchädlich ſie ſonſt dem Verſtande in der Erkenntniß der Wahrheit iſt; indem ſie ihn mehr verdunkelt, als erleuchtet: So hellſehend macht ſie ihn doch in dem, was den Eindruck der Gedanken anlangt, und ſie iſt hierinnen der Sonnen gleich, welche am helleſten ſcheinet, wenn ſie am heißeſten brennt. Es iſt ihr daran gelegen, daß ſie von andern möge verſtanden werden, und alſo hütet ſie ſich bey dieſer Kürze vor aller Undeutlichkeit, worein man dabey ſonſt leicht gerathen kann. Liebe und Haß zeigen ſich in allen abſtammenden Gemüthsbewegungen hierinnen auf gleiche Weiſe; weil die Heſtigkeit ſie an die Sache feſſelt und ſie auf alles dasjenige treibt, was unentbehrlich dazu gehört. Sie ſind der Probierſtein, an welchem man erkennen kann, in wie weit ſich eine Sprache ſchickt, alles, was man denkt, mit wenig Worten auszudrücken.

Wo die Rede eines Menſchen keinen Nachdruck hat, da iſt ſie vergebens und ein leerer Schall, der nicht weiter, als bis in die Ohren dringt, das Herze aber wenig beunruhiget. Eine nachdrückliche Rede erweckt und bringt ſolche Gedanken in der Seele hervor, die ſie zu einem feſten Entſchluſſe treiben, welcher ſich auch in der That zeiget.

Wo das Gemüthe bewegt worden, da bricht es aus, und ſtrebet darnach, ſeinen Endzweck zu erhalten. Werinnen beſteht derſelbe? Andere dadurch zu bewegen, und weil dieſes aufs bequemſte geſchehen ſoll: So ſucht man alsdenn mit wenigen alles zu ſagen, was das Herze angreifen kann. Man hilft ſich hierbey durch die Aehnlichkeit, welche eine andere Sache in Anſehung des Guten, oder des Uebels, mit andern hat, und lieſet diejenigen Worte vor andern aus, durch welche derjenige, den es angeht, die angenehmſte oder verdrießlichſte Abbildung davon bekommen kann. Das iſt eben die Abſicht der kräftigen Metaphoren, welche alles, was ſie ſelbſten ſchönes oder häßliches an ſich haben, einer andern Sache mittheilen, an deren ſtatt ſie gebraucht werden. Wie ſtark die Rede wird, wenn man das Ganze an ſtatt des Theils, oder den Theil an ſtatt des Ganzen, die Urſache an ſtatt der Wirkung, oder die Wirkung an ſtatt der Urſache, das Lob an ſtatt der Schande, oder die Schande an ſtatt des Lobes ſetzet, läßt ſich ganz leicht begreifen, wenn man dabey gewahr wird, wie der Verſtand auf zwey Dinge zugleich ſehen muß, und durch dieſe Verbindung mit einer größern Gewißheit angegriffen wird. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß die Gemüthsbewegungen die Quelle dieſer Verwechslungen ſind, wodurch man eines für das andere braucht, zweyerley auf einmal dadurch anzudeuten und dem Gemüthe heftiger zuzuſetzen. Die Gewohnheit darinnen iſt ſo allgemein geworden, daß man ſich derſelben durch den bloßen Antrieb der Gemüthsbewegungen bedient, ohne zu wiſſen, daß dergleichen Ausdrücke Metonomien, Synecdochen und Ironien genennet werden. Die Sprache des Herzens geſchieht ohne Künſteley, und wenn ſie durch die Kunſt gelehret worden, ſo hat ſie ihre Stärke vielmal verlohren, und iſt lächerlich geworden.

Das Leben beſteht in der Bewegung und je heſtiger die Bewegung iſt, je mehr kann man von einem lebendigen Weſen vermuthen, daß es lebe. Alle Gemüthsbewegungen haben eine gewiſſe Art der Heftigkeit, welche ſich auch im Ausdrucke zeiget und denſelben dadurch lebhaft macht; weil er dieſe Heftigkeit andeutet. Was ſind die muntern und ſtarken Figuren, woven die Anweiſungen zur Beredſamkeit ſo viel reden? Nichts anders, als Früchte der mächtigen, heftigen und mannichfaltigen Bewegungen des Gemüths, die ſich hören und ſehen laſſen wollen. Freude, Angſt, Furcht, Hoffnung, Zärtlichkeit, Kaltſinnigkeit, Mitleiden, Rache u. a. m. alle dieſe unterſcheiden ſich durch den Ausdruck und wiſſen ſich der Worte leichter zu bedienen als es der Kunſt fällt, dieſelbe zu erfinden. Die Gemüthsbewegungen ſind die beſten Rednerinnen und ihnen haben wir die ſchönen Stellen in den berühmteſten Rednern und Poeten der alten und neuen Zeit, beſonders aber den beweglichen Trauerſpielen zu danken, daß es ſchwer wird, dieſe glückliche Nachahmungen von der Natur ſelbſt zu unterſcheiden. Wer die Vortheile der Gemüthsbewegungen bey dem Ausdrucke in den beſten Muſtern ſehen will, der ſuche ſie da, wohin er anitzo gewieſen worden. Wie gerne wünſchte ich denſelben nachfolgen zu können, da wir uns in den Umſtänden befinden, daß unſere Gemüther durch das Glücke und den Abſchied eurer Hochwohlgebohrnen auf eine zwiefache Weiſe bewegt werden. Sie verdienen dieſes Glücke, und das kann uns erfreuen: Allein wir verlieren auch einen aufrichtirichtigen Freund und Beyſtand unſerer Bemühungen; und das muß uns nahe gehen. Jedoch ſie ſelbſt ſtellen uns hierüber am meiſten zufrieden, nachdem ſie uns weder ihre Freundſchaft, noch ihren Beyſtand durch dieſe Entfernung entziehen wollen. Wir haben noch an beydes ein Recht, und werden uns deſſelben bedienen, bis es ihnen zur Laſt wird. So lange aber ihr Gemüth ſo edel bleibt, als es iſt: So lange ihre Gewogenheit gegen unſere Geſellſchaft dauert, als wir ſie itzund genießen: So lange ſie ein Vergnügen darinnen ſuchen, den Nutzen derſelben zu befördern, als ſie es itzo thun: So lange haben wir nicht zu beſorgen, dieſes Recht zu verlieren. Wenn kann aber dieſes aufhören? Die wichtigen Beſchäfftigungen, wozu ſie nunmehro berufen worden, rauben uns zwar ihre Gegenwart: Allein wir hoffen doch, daß ſie ihnen einige Zeit übrig laſſen werde, ſich einer Geſellſchaft zu erinnern, die an ſie jederzeit mit der größten Hochachtung und Ergebenheit denkt, ſich über dero ferneres Glücke und Wohlergehen mit aufrichtiger Zufriedenheit freuet, und durch ihre angenehme Zufälle jederzeit kräftiger bewegt werden wird, als ihr Vermögen zuläßt, ſich vollkommen auszudrücken.

Gedanken über das Unglück,

welches 1737. Schleſien betraf,

von

D. Michael Morgenbeſſer.

Elyſien, die ſich durch ihre Kunſt und Pracht
Und ſteten Ueberfluß beliebt und groß gemacht,
Sah jüngſt von einer Höh ihr ganz verheert Gefilde,
Und weint und klagt und ſchrie bey dieſem Schreckenbilde:

Da ſteh ich banges Weib! Jetzt fällt mein ganzer Muth!
Es ſtürmen Mangel, Schmerz, und Gram, und Erd und Fluth
Und Himmel auf mich los! Wie kann ich denn beſtehen,
Wenn alles wiedrig iſt? Ich muß, ich muß vergehen!
Ich ſehe, wie das Land die reiche Schooß verſchleuſt,
Wie die geſchwollne Fluth Gebäude niederreiſt,
Wie Schmerz und Krankheit raſt und Mark und Bein durchdringet,
Wie tiefer Gram den Geiſt bis in die Hölle bringet,
Wie ſich der Mangel regt und Stadt und Dorf verzehrt,
Wie mich des Himmels Zorn mit ſteter Qual beſchwert,
Wie er die Martern häuft, die ſtündlich höher ſteigen,
Und meinen Untergang von allen Enden zeigen,
Den nichts mehr heben kann. Wo itzt der Fuß nicht wankt;
Wo itzt der Körper nicht den letzten Stoß erlangt:
So muß ich eiſern ſeyn? Ich bin gewiß verlohren!
Es hat ein jeder Tag mir neuen Schmerz gebohren!

O Himmel, will an mir, dein hartes Strafgericht
Denn nie zu Ende gehn! O! hab ich meine Pflicht,
Mein Vater, gegen dich denn ganz und gar vergeſſen
Willſt du die Strafe nicht nach deiner Güte meſſen?
Des Kummers iſt zuviel! Der Mund iſt nicht geſchickt,
Die Plage, die mein Volk, mein Land, mein Erbe drückt,
Die Fluthen, die die Wuth bis auf das höchſte treiben,
Den Mangel, der mich nagt, mit Nachdruck zu beſchreiben.
Zwey Jahre ſind es ſchon, o daß ich zählen kann!
Da fing des Unglücks Macht ſein langes Wüthen an.
Der Tag verlohr ſein Licht, ich aber Muth und Herze,
Ich merkte ja bereits die Größe von dem Schmerze,
Der erſt den Anfang nahm. Die Wolke ward zu Schnee,
Der deckte Weg und Land, der deckte manche Höh,
Begrub ſo Dorf als Feld in ungeheure Tiefen.
Wie groß war derer Zahl, die um Errettung riefen?
O! Himmel was für Ach und heftiges Geſchrey
Erklang aus ihrer Gruft! So ging der Tag vorbey,
So ängſtlich war die Nacht, ſo kummervoll der Morgen,
Und niemand konnte doch für ihre Rettung ſorgen.
Nach dieſer langen Furcht, die mich ſo ſehr erſchreckt,
Ward itzt der ſchwache Geiſt gleich als vom Schlaf erweckt.
Ich ſah den Himmel an und merkte faſt von weiten
Ein göldnes Morgenroth den ſchönen Tag begleiten.
Die Wolken, die uns ſonſt das Tages Licht verdämmt,
Die Nebel, deren Nacht den Sonnenſtral gehemmt,
Geſtank und finſtre Duſt, die immer neu entſtunden,
Die alle waren itzt, in einer Nacht, verſchwunden.
Die Sonne ließ ihr Licht in vollem Glanze ſehn.
O Himmel, rief ich aus, wie wohl iſt mir geſchehn!
Wiewohl verſüßet mir das Schickſal meine Schmerzen.
Wie liebreich iſt ſein Schluß? Die Luſt drang kaum zum Herzen,

Ich fühlte noch nicht recht der Freude ſüßen Trieb,
Weil noch das alte Weh vor meinen Sinnen blieb:
So ſah ich ſchon mein Land durch friſche Qual verwüſten,
Das Sonnenlicht den Stral zum Untergange rüſten,
Des Frühlings laue Luft, die alles ſonſt belebt,
Mir zum Verderben ſeyn. Wenn ſich ein Heer erhebt,
Was ihm begegnet würgt, durch dicke Wälder dringet,
Die Felder nicht verſchont, den Feind zum Weichen zwinget,
Die Häuſer niederreißt, und dann nicht eher ruht,
Bis es durch Maur und Wall den letzten Einfall thut,
Und alles wüſte macht. Solch unerhörtes Wüten,
Solch ſtürmend Ungeſtüm ſah ich das Land zerrütten.
Das Waſſer ſchwoll ſehr hoch in ſeinen Ufern auf;
Der itzt geſchmolzne Schnee vermehrte Meng und Lauf;
Das morſche Eis fing an in ungeheuren Stücken,
Durch wilde Fluth bewegt, gewaltſam fortzurücken;
Von Bergen rollte Schnee mit größter Laſt herab;
Das Ufer, welches ſonſt dem Waſſer Gränzen gab,
Konnt itzt, wie ſtark es war, den ſchnellen Lauf nicht hemmen;
Kein Wall vermochte mehr deſſelben Kraft zu dämmen;
Der Brückenbau zerriß; die ſtärkſte Mauer brach;
Es gaben der Gewalt die dickſten Dämme nach;
Es war kein Mittel mehr der Fluthen wildes Dringen,
Durch Zufall mehr verſtärkt, durch Gegenwehr zu zwingen.
Das Waſſer drang daher mit vollen Strömen ein,
Der Kinder wimmernd Ach, der Aeltern ängſtlich Schreyn,
Das gräßliche Gebrüll von groß und kleinen Thieren,
Die mußten hier gewiß ein ſteinern Herze rühren.
Das Feld, das ſeinen Schooß mit fetter Saat geſchmückt,
Die Thäler, deren Schmuck der Menſchen Aug entzückt,
Die Gärten, deren Pracht, Natur und Kunſt und Wiſſen,
Vollkommen zu erhöhn, aufs äußerſte befliſſen,

Begrub der Fluthen Grimm in düſtern Schlamm und Sand.
Was ſonſt noch ſeine Ruh auf ſchönen Baumen fand,
Das ward auch hier verjagt; denn alles mußte weichen;
Der ſtärkſte Pfeiler brach, die Fluth riß ſelbſt die Eichen
Mit ihren Wurzeln aus. Was konnte nun beſtehn?
Hier ahnte meiner Bruſt ein völlig Untergehn.
Nach ſo viel Ungemach und traurigem Geſchicke,
Zog doch der Himmel einſt die ſchwere Hand zurücke,
Und ſah mein armes Land mit Vateraugen an,
Die Freude die der Mund nicht mehr erzählen kann,
Durchlief mein ganzes Blut. Die Angſt von altem Schmerze
Verlohr ſich wiederum aus meiner Kinder Herze.
Die Wäſſer wälzten ſich nach ihren Ufern hin,
Der Thäler neuer Schmuck ergötzet Bruſt und Sinn,
Der Landmann griff erfreut nach dem verroſten Pfluge,
Und alles ſtellte bald von einem höhern Zuge,
Von einer höhern Huld das beſte Merkmaal vor,
Der Vögel muntrer Klang erquickt aufs neu das Ohr,
Ein jeder ſah bereits das wachſende Vergnügen,
Den heftigen Verluſt, den alten Schmerz, beſiegen.
Allein umſonſt gehofft! der Himmel ließ noch nicht
Des Kummers Ende ſehn. Sein hartes Strafgericht
Fieng bald von neuem an, dem Waſſer zu gebieten,
Auf die noch naſſe Flur mit voller Macht zu wüten.
Die Wolken goſſen ſich in dicken Strömen aus,
Der Felder reiche Frucht, das kaum erbaute Haus,
Der Thäler junger Schmuck, die Zucht der kleinen Heerden,
Sah ich auf einem Tag in Schlamm verſenket werden.
O ſchmerzensvoller Tag! du machſt mein Unglück groß!
Itzt iſt mein Hoffen aus! denn dieſer letzte Stoß
Hat alles, was noch blieb, mit ſich hinweggetrieben.
Und mir Bedrängten iſt auch nicht ein Troſt geblieben.

Es hat ſo manche Noth ſchon über mir geſchwebt,
Ich habe Mangel, Krieg, und Brand, und Peſt, erlebt;
Doch niemals bin ich ſo um alle Kraft gekommen,
Als itzt geſchehen iſt. Mein Land iſt mir genommen,
Der bange Schmerz durchwühlt dem Bürger Mark und Bein,
Der Mangel ſenkt den Reſt in Sarg und Gruft hinein,
Die Jugend frißt der Gram bey ihrer Eltern Leichen,
Der ſtärkſte Nacken bricht bey ſolchen Unglücksſtreichen.
So klagt Elyſien, bey ihrer Kinder Weh,
Das itzt am größten war. Es ſah von ſeiner Höh,
Bald umgekehrtes Land, bald ungebaute Felder,
Bald ein verſchlämmtes Thal, bald umgeriſſne Wälder,
Bald ein verirrtes Wild, das nach dem Futter lief,
Bald ein bekümmert Volk, das Erd und Schlamm ergriff,
Um Wurzeln, die vielleicht die Fluth dahin begraben;
Weil ihm das Brodt gebrach, zur Nahrung noch zu haben.
Hier ward Elyſien ganz außer ſich geſetzt.
Ihr Antlitz ward aufs neu durch einen Strom benetzt,
Der aus den Augen floß. Sie warf die matten Glieder,
Nach abgerißnem Schmuck, auf ihr Gebürge nieder.
Sie hüllte, ganz verwirrt, den Kummer los zu ſeyn,
Ihr weinendes Geſicht in einen Schleyer ein.
Die Vorſicht, deren Huld, auch bey den größten Plagen,
Sich niemals ganz entzeucht, erhört auch dieſes Klagen
Und blickt auf Schleſien, das itzt, mit Angſt erfüllt,
Von vielen Seufzen matt, als wie ein Todtenbild
Ohn alle Kräfte lag, und ſprach: Steh auf Betrübte,
Du bleibſt bey deiner Qual mir dennoch die Geliebte.
Ermuntre deinen Geiſt. Betrachte deinen Stand.
Du klagſt? Ach klage nicht! Er kömmt von meiner Hand.
Die kann nur Gutes thun. Iſt gleich die Noth am größten;
So bleibe doch beherzt. Ich will dich wieder tröſten!

M. Adam

M. Adam Bernhard Pantkes

Elegie über den Tod ſeines Herrn Vaters.

Opitz.

Es iſt mir nur um uns! mit dir hat Gott gethan,
Was mancher wünſchen muß.

Elegie.

Mein Vater! ſtirbſt du ſchon? ach ja! die Augen brechen,
Die für mein wahres Heil mit aller Treu gewacht.
Indem des Amtes Laſt der Glieder Kraft muß ſchwächen,
So giebſt du mir zu früh die letzte gute Nacht.
Ich ſteh am Sterbebett, ich beth, ich ſing, ich weine,
Doch alles ganz umſonſt, ich werde nicht erhört.
Die Mutter fleht mit mir, mit ihr ſeufzt die Gemeine,
Die beyderſeits Dein Tod in ihrer Ruhe ſtört.
Doch alles hilft uns nichts! nichts iſt zur Rettung kräftig,
Der Arzney Lebensſaft wird Dir ein Todestrank.
Du ſtirbſt; o wer beſchreibts, wer fühlts: Wie ſo gar heftig
In mein getreues Herz dein letzter Abſchied drang!

Du hatteſt deinen Geiſt in Gottes Hand befohlen;
Indem du Chriſti Leib und Blut genoſſen haſt.
So biſt du ganz getroſt. Dein ſchweres Athemholen
Verliehrt ſich allgemach; und ſo biſt du erblaßt.
Kein Schmerz durchfoltert dich; man ſieht dich ruhig liegen;
Indem dein edler Geiſt gelaſſen von dir weicht,
Und dein getreuer Gott dir in den letzten Zügen,
Wie er im Leben that, die Vaterhände reicht.
So ſteht es wohl um dich; wir aber ſind verlaſſen,
Die Gattinn deiner Eh, und ich, dein treuer Sohn;
Und da die Engel dich auf ihre Hände faſſen,
So ſchallt aus Mund und Bruſt bey uns ein Klageton.
Ich knie und bethe noch vor deinem Sterbebette,
Auf dem mein beſter Freund ſchon mit dem Tode ringt.
Du ſtirbſt, man weint um dich, man ſeufzet in die Wette,
Da mir die Mutter auch voll Ohnmacht nieder ſinkt.
Ich muß bey ſolchem Fall mich alſobald begreifen,
Ich rede, wie ich kann, der treuen Mutter ein;
Und, da ſich Schmerz auf Schmerz, u. Sorg auf Sorgen häufen,
Muß, der ich troſtlos bin, ich ſelbſt ein Tröſter ſeyn.
Mein Gott! ich ehre zwar in Demuth deine Schlüſſe,
Die heilig, die gerecht, die ohne Tadel, ſind.
Allein, vergieb mirs doch! wenn bey dem harten Riſſe,
Der ſelbſt mein Herze theilt, die Schwachheit Platz gewinnt.
Mein Vater war dein Knecht, er diente dir von Herzen,
So viel die Schwachheit nur auf Erden immer kann.
Es ſchied ihn nichts von dir; die allergrößten Schmerzen,
Die du ihm auferlegt, nahm er geduldig an.
Der erſten Gattinn Tod fiel ihm zwar ſchwer zu tragen,
Doch ſein gelaßnes Herz fand ſich ganz chriſtlich drein;
Bey mancher Kreuzesnacht, bey manchen Kummertagen,
Die du ihm zugeſchickt, ſahſt du ihn munter ſeyn.

Wie vieles könnt er nicht noch deiner Kirche nützen,
Die treue Knechte ja und alte Männer braucht!
Wie würd er nicht mein Wohl ſo kräftig unterſtützen,
Das ihm ſo manches Jahr der Sorge werth gedaucht!
Wie nöthig wär er nicht der Mutter noch geweſen,
Die ſich bey Gram und Leid in tauſend Zähren wäſcht!
Wie manches Beichtkind ſeufzt: Ach wär er doch geneſen!
Ach wär ſein Lebenslicht ſo ſchnell nicht ausgelöſcht!
Doch zürne nicht mit uns, die wir im Jammer weinen,
O du erhabner Gott, der du auch Vater biſt!
Es ſoll uns freylich nichts beklagenswürdig ſcheinen,
Was deine Macht verübt, dein weiſer Rath beſchließt;
Doch kann ſich Fleiſch und Blut nicht ſo behende faſſen,
Die Schwachheit klebet oft der Großmuth ſelber an;
Du wirſt auch deinen Zorn uns nicht erſchrecken laſſen;
Indem ſich unſre Bruſt nicht gleich begreifen kann.
Mein Vater war dein Knecht, du biſt ſein Herr geweſen,
Was du von ihm verlangt, das mußte ja geſchehn.
Du haſt ihm ſelbſt den Tag zu ſeinem Tod erleſen,
Du haſt den Augenblick ihm ſelber auserſehn.
Du weißt das, was uns dient, was deiner Kirche nützet,
Was meiner Mutter gut, mein eignes Glücke ſey;
Und da der Vater nicht mein Wohlſeyn ferner ſtützet,
So hofft die Zuverſicht auf deine Vatertreu.
Der Riß iſt nun geſchehn. Was ſoll ich Armer ſprechen?
Ich, welchen dieſer Tod ſo unverhofft verwayſt.
Wiewohl, ob mir voritzt die Worte gleich gebrechen:
So ſchweigt mein Heiland nicht, ſo redet doch dein Geiſt.
Drum fall ich itzt vor dir, mein Gott! in Ehrfurcht nieder;
Ich bin, durch deinen Sohn, mein Vater! ja dein Kind.
Merk in Barmherzigkeit auf meine Klagelieder,
Die billig und gerecht, doch auch gelaſſen, ſind.

Ich danke deiner Huld, die mir bisher erhalten,
Was mein beklemmtes Herz ſeit kurzer Zeit vermißt,
Und weis, muß gleich der Leib verweſen und erkalten,
Daß ſeine Seele doch in deinen Händen iſt.
Verſiegle dieſen Troſt in dem betrübten Herzen!
Verſtopfe ſelbſt in mir den friſchen Thränenquell;
Dein Troſtöl lindre mir die jammervollen Schmerzen:
Daß mitten in der Angſt doch deine Gnad erhell.
Gieb Kraft und Nachdruck ſelbſt zu meines Vaters Segen,
Den er mit Hand und Mund mir ſterbend aufgelegt;
Und laß im Trauren mich zu meinem Troſt erwegen:
Daß deine Vaterhand auch heilet, was ſie ſchlägt.
Du thuſts, ich merk es ſchon. Mein gläubiges Vertrauen
Ruft: Herr! du läſſeſt mich in Liebesſeilen gehn.
Dein Vaterherze bricht, ich werd im kurzem ſchauen:
Wiewohl in deinem Schutz verlaßne Wayſen ſtehn!
Nun wend ich mich zu dir, o Mutter! deren Liebe
Ich, da der Vater ſtirbt, mit Danke, preiſen muß,
Ich weis von deiner Treu; ich kenne deine Triebe;
Dich ſchrecket, ſo wie mich, des Allerhöchſten Schluß.
Doch der, der dir entreißt, was du ſo liebgewonnen,
Wird auch dein wahrer Freund und dein Verſorger ſeyn;
Die Hoffnung, die ihm traut, iſt niemals noch zerronnen,
Er wandelt Wermuthſaft in ſüßen Freudenwein.
Ich habe dich ja ſtets, als Mutter, hochgeliebet,
Ob du gleich in der Schoos mich nicht getragen haſt;
Und, daß dein Herze ſich voritzt mit mir betrübet,
Vergrößert meinen Schmerz, vermehret meine Laſt.
Mein Herze haſt du ſchon. Der Höchſte wird mich ſtärken,
Daß ich auch in der That die Liebe zeigen kann;
Wie frölich werden wirs am Ende beyde merken:
Was Gottes Rathſchluß thut, ſey allzeit wohl gethan.

Du wirſt bey mir nunmehr des Vaters Platz vertreten,
Wie du der Mutter Platz ſchon lange Zeit erſetzt;
Und ich werd als ein Sohn für dich zum Höchſten bethen,
Daß er ein langes Ziel zu deinem Leben ſetzt!
Nun komme noch einmal zu meines Vaters Grabe,
Wo deine Mutter auch nebſt meiner Mutter liegt;
Von der ich itzt den Sarg zuerſt geſehen habe,
Da neben ihm der Sarg des Vaters Platz gekriegt.
Ruht bey einander wohl, vereinigte Gebeine!
Schlaf, liebſte Mutter, ſanft! Ruh, liebſter Vater, wohl!
Ich geh von eurer Gruft bekümmert hin und weine,
Vielleicht macht einſt mein Sarg der Leichen Anzahl voll.
Mein Vater, gute Nacht! ich danke dir beſtürzet,
Und voller Zähren noch für die erwieſne Treu.
Wird itzt mein täglich Brodt mit Aſche gleich gewürzet:
So hoff ich, daß ich einſt mit Freuden bey dir ſey.
Und alſo ruhet wohl, ihr nun erſtorbnen Glieder!
Ich rede hier zu euch das allerletzte Wort.
Das Trauren und der Schmerz wirft mich halbtodt darnieder;
Die Worte bleiben ſtehn, die Thränen fließen fort.

* * *

Tityrus.

An der Mörlin- u. Thomäiſchen Hochzeit aufgeführet

von

M. Samuel Seidel.

Die Linden lieſſen ſchon die falben Blätter gehn,
Die Herbſtſaat ſchickte ſich, den Reif zu überſtehn,
Der Schäfer auf der Trifft, der Förſter im Gehölze
Griff bey ſo rauher Luft nach ſeinem Winterpelze,
Und deckt, und ſchützte ſich vor dem ſo nahen Froſt.
Der umgeſtürzte Pflug ergab ſich Raſt und Roſt,
Und ließ den Bauersmann in kalter Scheuer dreſchen.
Meliß' und Majoran verkroch in ſeinen Aeſchen
Sich itzt zur Sicherheit, ſchon hinter Brett und Glas,
Das abgeſetzte Lamm ſah das vergilbte Gras
Mit lautem Blöcken an, der Hirt trug Mooß und Quecken
Und Laub und Stroh zu Hauf, es nun in Brand zu ſtecken,
Die Winde wurden rauh, die Triften ungeſtalt,
Die Tage trüb und kurz, die Nächte lang und kalt,
Und beyder Schmuck und Luſt ward itzt ein Herd voll Feuer,
Und eine dick mit Rauch umzogne Feuermäuer.
Die Matten ſtunden kahl, die Bäume wüſt und leer,
Es ſang kein Vögelchen auf ihren Zweigen mehr,
Und Schwalb und Storch war ſchon vorlängſt davon gezogen,
So luſtig, ſo vergnügt ſie ſonſt umher geflogen.
Der Winter kam nunmehr mit Näß' und Unluſt an,
Als Tityrus, der Hirt, nach längſt gehegtem Wahn,

Als ließ ſichs nirgend ſo, als um die Linden weiden,
Den ſteifen Vorſatz nahm, auch endlich andern Heiden
Und Auen nachzugehn. Er ſah ſein Wollenvieh
Zwar ſicher, doch beſtürzt an einem Morgen früh,
Und eh der Himmel kaum begonnte recht zu tagen,
Er ſah den Jacobsſtab zuſammt den Himmelswagen,
Mit trüben Augen an, und dachte bey ſich ſelbſt:
Du, der du uns zur Luſt die blauen Bogen wölbſt,
O du, aus deſſen Hand noch beydes, Hirt und Heerden,
Geſättigt und ergötzt, und feiſt und munter werden,
Wenn weiſeſt du mir einſt ein eignes Räumchen an,
Da ich mein Hüttchen baun, da ich mich nähren kann?
Wie viele waren nächſt noch bloße Schäferknaben?
Doch ſeh ich ſie vor mir ſchon eigne Triften haben;
Nur ich verlaßner Hirt, bin übrig, bin allein.
Hier dieſer Schäferſtock aus jenem Buchenhäyn,
Entdeckt, wie mancher Herbſt nun ſchon vorbey geſchritten;
Weil ich bey ieglichem ein Kerbchen drein geſchnitten.
Ach wenn doch dieſes hier nun auch das letzte wär!
Hier fühlte Tityrus, daß ihm das Herze ſchwer,
Daß ihm Gemüth und Sinn voll neuer Sorgen würde.
Er ſchwieg; doch unverſehns fieng hinter ſeiner Hürde
Melampus voller Grimm und mit geblecktem Zahn
Ein knarrendes Gemurr, ein lautes Bellen an,
Als wenn, ich weis nicht wer? ihm Wurf und Anfall dräute.
Was da? Rief Tityrus. Und ſiehe, von der Seite,
Die gegen Mittag liegt, erſchien ein fremder Hirt:
Huy! dachte Tityrus, der hat ſich wo verirrt!
Wer iſt es, daß er ſich ſo früh zu mir gefunden,
Den Huth mit Rosmarin; den Stock mit Band umwunden,
Und einen Feſttagsrock mit neuen Hefteln trägt,
Und mir ſo unverhofft an Hütt und Gatter ſchlägt?

Huy! daß mich Lycidas, der nechſt hier übernachtet,
Und ehegeſtern erſt den Kirmesſchöps geſchlachtet,
Zu Gaſte bitten läßt! Viel Glücks? Brach jener aus,
Iſt hier des Tityrus gedingtes Hirtenhaus?
Gott dank euch! ja! Hier iſts, ſprach der ſogleich dagegen,
Ich ſelbſt bin Tityrus, was habt ihr abzulegen?
Seyd ihr es? fuhr hierauf der fremde Schäfer fort,
Dort bey der alten Burg, in jenen Fluren dort,
Wo unſer Sylvius die ganze Trift beſitzet,
Der große Sylvius, der tauſend Schäfern nützet,
Der Hirt und Schaf vergnügt, der alles frölich macht,
So daß die Heerde ſcherzt, und das Gefilde lacht,
So oft man ihn erblickt, und ſeinen Namen ſpüret,
Den jede Linde trägt, den jede Buche führet;
Dort, ſag ich, ward nur nächſt, und nicht vor langer Zeit,
Ein Schäfer, deſſen Werth, und deſſen Seltenheit
Dieß ſchon vereint erwies, was zwanzig einzeln haben;
Dort ward Damötas nächſt, ein werther Hirt, begraben.
Die Schafe ſeiner Huth ſtehn zwar noch auf der Flur;
Doch traurig und beſtürzt, ſie ſtehn und warten nur,
Bis endlich Sylvius auf ihre Pflege ſchauet,
Und dieſe, welchen er die Obſicht anvertrauet,
Mit neuvermehrter Treu nach andern Hirten ſehn.
Und ſeht, mein Tityrus, nun iſt die Wahl geſchehn:
Man hat ſo vieles ſchon von eurer Treu gehöret,
Man kennt die Tugend ſchon, die euren Werth vermehret,
Man ſieht ſo manchen Kranz, den ihr davon gebracht,
Daß ſich die ganze Flur die frohe Rechnung macht,
Es werde leicht kein Hirt in unſrer Nachbarn Flächen
Des vorigen Verluſt ſo glücklich unterbrechen,
Als ihr mein Tityrus. Auch Sylvius ſpricht ja,
Seht hier ſein eignes Wort, ſeht ſeinen Namen da,

Und ſagt mir, wolltet ihr euch nicht vergnügt bequemen,
Die dort verlaßne Flur zur Aufſicht anzunehmen?
Wie, wenn die Heerde ſonſt, die Sonn und Hitze drückt,
Bisweilen unverhofft vor ihrem Pan erſchrickt:
So fiengen auch ſo fort des Tityrus Gedanken
Vor jähen Freuden an zu beben und zu wanken:
Freund, ſprach er, kommt ihr auch nach eurer Abſicht an?
Ich weis zwar, was mein Herz für einen Wunſch gethan:
Allein wie kann doch wohl die Schwäche meiner Gaben
Des großen Sylvius erwünſchten Beyfall haben?
Hier bin ich! wachs und blüh, du werthe Lindenflur!
Doch räum ich dich vergnügt, und zwar, nicht darum nur,
Weil alle Schäfer faſt mir das Gefilde loben,
Wo mir der Himmel nun mein Plätzchen aufgehoben;
Nicht darum, weil daſelbſt, was oft die meiſten lockt,
Der Boden zwiefach trägt, der Weizen doppelt ſchockt,
Nicht, weil ſo Luſt als Glück dem Landmann dorten tiſchen,
Nicht, weil den Schäfern dort die Gelten beſſer giſchen,
Nicht, weil dort Sahn und Milch viel wohlgeſchmackter ſeyn,
Nicht, weil die Lämmer dort weit merklicher gedeyn,
Nicht, weil dort Gras und Klee, und Kraut und andres Futter,
Und Thran und Fett davon, und Molken, Schmalz und Butter
Weit angenehmer ſind; nicht, weil dort alles iſt,
Was mein beſorgter Wunſch bisher noch ſtets vermißt,
Nicht, weil dort Fleiß und Lohn auf einem Stengel grünen;
Nein: Weil mein Wunſch und Fleiß dem Sylvius ſoll dienen.
So gar nimmt mich der Trieb zu dieſem Schäfer ein.
Kommt, Fremdling, kommt nunmehr, kom̄t erſt zu mir herein,
In dieſer Hütten da euch etwas zu bequemen,
Und einen Biſſen Brodt von meiner Hand zu nehmen.
Die Hähne krähn erſt noch. Es iſt ſo bald nicht Tag:
Verſucht doch was von dem, was Napf und Korb vermag,

Von dieſem Butterklump, von dieſem Kimmelkäſe,
Bis ich mein Wanderzeug indeß zuſammen leſe,
Und dann zum Phillidor noch Abſchied nehmen geh.
Er gieng; und kam auch bald mit merklich bangem Weh,
Mit ängſtlichem Geſicht, und ziemlich naſſem Blicke;
Er kam, und Phillidor zugleich mit ihm zurücke.
Sie letzten ſich vereint, und ſprachen vielerley,
Und ſchnitten im Geſpräch, zum Merkmaal ſteter Treu,
Sich ihren Namenszug, daß er zum Zeugniß ſtünde,
In einen Eichenbaum von annoch weicher Rinde.
Doch als die Sonne nun die letzten Schatten brach,
Gieng jener endlich fort; ſah dieſer jenem nach,
Und rief: Zeuch glücklich hin, zeuch hin, du meine Freude,
Zu der von Sylvius dir eingeräumten Weide,
Zeuch hin: zeuch glücklich hin in dein beſtimmtes Haus,
Zeuch hin; doch laß dich ja, (dieß rief er lächelnd aus)
Das, was du itzt noch fliehſt, die Liebe nicht erſchleichen.
Sie ſtellt den Schäfern ſtets in Auen und Geſträuchen
Mit tauſend Ränken nach: Dieß war das letzte Wort,
Und Phillidor ſchwieg ſtill, und Tityrus zog fort,
Und kam voll Wunſch und Luſt, und ohne, zu ermüden,
Zu allem, was ihm Gott und Sylvius beſchieden.
Er übernahm ſein Amt, wie Trieb und Pflicht befahl,
Er ſah die muntere die ſeegensvolle Zahl
Der Schaf und Lämmer gehn, und wie ſie ſich erquickten,
Da ſie ſein Angeſicht zum erſtenmal erblickten.
Er nahm ihr Wohl und Weh mit wahrer Treu in Acht:
Eh noch der Himmel graut, bis wieder in die Nacht,
Gieng er vor ihnen her, und ſcheuchte Wolf und Diebe;
Doch, wie der Ausgang wies, ihn endlich ſelbſt die Liebe.
Doch nein; die ſcheucht ihn nicht; ſie winkt und lockt ihn nur,
Sie führt ihn immer an, und bracht ihn auf die Spur

Zu dem, was ſie für ihn zu Luſt und Lohn erkohren,
Und lobt und rühmt, und wies ihm endlich Leonoren.
So bald er die geſehn, verfiel auch Tityrus
Auf den von ſeiner Bruſt ſonſt weit entfernten Schluß,
Der Liebe nachzugehn, die Einſamkeit zu meiden:
Ach, wünſcht er, dürft ich doch mit Leonoren weiden!
Ihr tugendhafter Trieb, den That und Wort erklärt,
Ihr Anſehn, ihr Verſtand, macht ſie des Vaters werth,
Des Vaters, deſſen Preis wir in den Meißner-Gründen,
Mit bey den wackerſten und beſten Hirten finden.
Ach, wünſcht er noch einmal, wär Leonore mein!
Da wollt ich erſt vergnügt, da würd ich glücklich ſeyn,
Da wollt ich Hitz und Froſt durch ihre Gunſt verkürzen,
Da wollt und könnt ich erſt mit Kohl und Bohnen würzen,
Die man in Einſamkeit kaum halb gemacht geneußt,
So gleich erholte ſich der zweifelhafte Geiſt,
Und gieng mit ſchüchternen, und ſittſam blöden Schritten,
Um Leonorens Huld, und deſſen Gunſt zu bitten,
Von deſſen Blut ſie ſtammt. Er gieng; und ſiehe da,
Nach kurzem Widerſpruch erfolgt ein frohes Ja,
Und Leonora gab, ihm alles zu verpfänden,
Sich ſelbſt mit Aug und Mund, und Geiſt, und Herz und Händen,
An ihren Tityrus. Die Schäfer hörtens kaum,
So gab ihr Sinn und Herz den treuen Wünſchen Raum,
So bracht ihr froher Trieb die aufgeputzte Maye,
So ſangen ſie zugleich in einer bunten Reihe:
So viel der Sommer Klee; der Herbſt ſonſt Obſt gewährt,
So manchen Wärmſtein man den Winter durch begehrt,
So viel zur Frühlingszeit vergnügte Schäfchen lammen:
So viel ſey auch das Glück bey euren Liebesflammen!

❖ ❖ ❖

* * *

Der nützliche Fleiß
in einem Schreiben
an
Hn. George Gottlieb Haubold,
Johann Benjamin Hedding,
und
Johann Christian Schoß,
bey ihrer
Magiſterpromotion ausgeführet
von
Johann Heinrich Winkler, Prof. Phil.

Wohledle, Wohlgelahrte,
Hochzuehrende Herren,

Der heutige Tag belohnet ihnen den nützlichen Fleiß, den ſie auf die Wiſſenſchaften gewendet haben, welche den menſchlichen Verſtand aufklären, und ihm die Urſachen der Dinge bekannt machen. Ihr Eifer, mit welchem ſie dieſelben getrieben, iſt nicht nur groß und unermüdet geweſen, ſondern hat ſich auch darnach beſtrebet, was den Abſichten der wahren Gelehrſamkeit gemäß iſt. Ihre Bemühungen ſind auf den Nutzen gegangen, welcher durch die Erkenntniß der vernünftigen Wahrheiten geſuchet wird. Sie haben die Lehren der Weisheit angehöret, ſie haben ihre Gedanken in Ordnung gebracht, ſie haben das Gewiſſe und Zweifelhafte unterſchieden, ſie haben dasjenige erforſchet, wodurch die Arbeit der Gelehrten die menſchliche Wohlfahrt befördert. Dieſes iſt der nützliche Fleiß, welcher ihnen, hochzuehrende Herren, die höchſte Würde in der Weltweisheit erworben hat.

Da die Wiſſenſchaften der Vernunft, ihrem Weſen nach, den Menſchen zuträglich ſind: So dürfte man fragen, ob man jemals ohne Nutzen in denſelben fleißig ſeyn könne? Ich antworte mit ja, und berufe mich auf die Erfahrung.

Die Bemühungen in den Schulen der Weltweiſen ſind bekannt. Man verſammlet ſich zu beſtimmten Zeiten, und höret eine gewiſſe Abhandlung an. Man hat ein dazu erwähltes Buch, aus welchem einige Sätze erkläret werden. Man trägt diejenigen Dinge, welche vor andern merkwürdig ſind, in ſeine Schreibtafel, und bringet ſie bey Gelegenheit in das Reine. Man giebt auf die Beweiſe, auf die Einwürfe der Gegner, und auf die Entſcheidung der Streitigkeiten Acht. Man hat ein halbes oder ganzes Jahr zu einer Wiſſenſchaft ausgeſetzet, in welcher ſie zu Ende gebracht wird. Man höret ſie noch einmal, oder fängt eine neue an, und gehet ſtafelweiſe von einer zu der andern. Sollten dergleichen Uebungen ohne Nutzen ſeyn? Sollten ſie nicht ihre Kraft in dem bürgerlichen Leben beweiſen? Sollten nicht alle Arten der Gelehrſamkeit die edelſten Früchte in dem reicheſten Maße davon erhalten?

Es ſind allerdings aus den Schulen der Weltweiſen die geſchickteſten Männer hervorgegangen. Der Fleiß, mit welchem ſie ihre Vernunft geübet, hat ſie in den Stand geſetzet, daß ſie in den höhern Wiſſenſchaften zu einer deſto größern Vollkommenheit gelanget ſind. Aber mich dünkt, die Anzahl ſolcher wackrer Leute ſollte weit größer ſeyn. Mich dünkt, die Bemühungen ſind noch nicht fruchtbar genug. Man durchſuche die vielen Bücher, welche jährlich an das Tageslicht kommen. Man gehe in die Geſellſchaften, in welchen ſich Gelehrte miteinander beſprechen. Es ſcheint, die Weltweisheit hat ſich noch nicht ſo gar weit ausgebreitet.

Einige wollen gar behaupten, als wenn man ſie zu nichts gebrauchen könne. Sie wollen ſolches durch ihre eigene Erfahrung beſtätigen. Sie ſprechen, ſie hätten ihre Aemter ſo viele Jahre hindurch verwaltet, ohne daß ſie jemals nöthig gehabt hätten, zu irgend einem Philoſophen ihre Zuflucht zu nehmen. Wem würden ſie auch damit dienen, wenn ſie ſich auf die Ausſprüche des Ariſtoteles, des Cicero, des Carteſius und anderer berufen wollten? Die Zeit, welche ſie auf Univerſitäten in Erkenntniß philoſophiſcher Meynungen zugebracht hätten, wäre verlohren. Was ſie gefaßt hätten, das wäre beynahe aus ihrem Gedächtniſſe ausgelöſchet, und ſie fänden nunmehr im Ausgange, daß ſie die philoſophiſchen Grillen zu keinem andern Ende gelernet hätten, als einmal etwas wieder zu vergeſſen.

Vielleicht iſt es wahr, daß die Weltweisheit an und für ſich keinen Nutzen hat? Vielleicht liegt die Schuld an ihrer eignen Beſchaffenheit, daß man in ihr ſo vergebens arbeitet? Wir müſſen ihr Weſen betrachten. Sie entdeckt uns den Urſprung der Dinge, ſie unterweiſet die Vernunft, ſie erweitert den Verſtand, ſie giebt uns von denen Sachen, welche unſerer natürlichen Erkenntniß

niß anheimgeſtellet ſind, die deutlichſten Gedanken und Erklärungen, ſie führet die bündigſten Beweiſe, ſie löſet die verworrenſten Zweifel auf, und zeiget, wie man das ganze Leben nach der Tugend anzuſtellen hat. Sollte eine dergleichen Wiſſenſchaft ohne Nutzen ſeyn? Durch ſie erforſchen wir die körperlichen Dinge, die Urſachen der natürlichen Beſchaffenheiten, die Eigenſchaften der menſchlichen Gemüther, und alles was uns vortheilhaft oder ſchädlich ſeyn kann. Durch ſie gelangen wir zu einer Fertigkeit, ordentlich zu denken, vernünftig zu ſchließen, und unſere Thaten auf eine verſtändliche Weiſe miteinander zu verknüpfen. Die Weltweisheit kann alſo unmöglich aus der Anzahl der nützlichen Wiſſenſchaften verwieſen werden.

Die vortrefflichſten Lehrer der höhern Wiſſenſchaften geben mir hierinn ihren Beyfall. Ihre Schriften legen untrügliche Beweiſe ab, daß ſie die Ordnung zu denken aus der Vernunftlehre geſchöpfet haben. Worauf gründet ſich die Arzneykunſt? Die geſchickteſten Meiſter derſelben rühmen die Naturlehre. Kann die Rechtsgelehrſamkeit etwas wider das natürliche Geſetze einführen? Verwirft die Offenbarung eine einzige Wahrheit der Vernunft? Und wer iſt fähiger, das Natürliche von dem Uebernatürlichen zu unterſcheiden, als ein Weltweiſer, welcher die Grenzen der menſchlichen Vernunft erkannt hat?

Je deutlicher und gewiſſer der Nutzen iſt, welchen uns die Weltweisheit leiſten kann; deſto begieriger forſchet man nach der Urſache, warum die Bemühungen, welche ihr gewidmet werden, bey vielen ſo fruchtlos ausſchlagen. Man erwege ihre Einrichtung, ihren Vertrag, und die Zeit, in welcher man ſie treibet. Ihre

Sätze ſind nicht mehr zerſtreuet. Man hat ſie aus den alten und neuern Schriften geſammlet, und in ein Lehrgebäude gebracht. Sie haben ihren Zuſammenhang. Man begreifet, wie einer mit dem andern verbunden iſt. Man erkennet, wie einer aus dem andern ſeinen Urſprung nimmt. Man kann ſie alſo auf eine deutliche Art mit ſeinen Gedanken überſehen. Das ganze Gebäude iſt allerdings weitläuftig. Aber, man hat nach der Aehnlichkeit des groſſen einige kleine erbauet. Man hat aus den ausführlichen Schriften Auszüge verfertiget, die man in kurzer Zeit durchgehen kann. Man iſt im Stande, in einem Jahre alle Theile der Weltweisheit zu hören, ohne dabey ſeinen übrigen gelehrten Bemühungen Abbruch zu thun.

Man hat alſo dem akademiſchen Fleiße eine beſtimmte Zeit geſetzet, in welcher er mit den philoſophiſchen Wiſſenſchaften in einer unverrückten Ordnung zu Ende kömmt. Will man dieſe Verfaſſung tadeln? Soll man das Nachdenken zerſtreuen? Soll man ſich mit einem Theile ſo lange aufhalten, bis man am Ende deſſelben den Anfang wieder vergeſſen hat? Die jährlichen Abhandlungen der Weltweisheit ſind unſtreitig unter die Vortheile zu rechnen, welche zum Wachsthume der Gelehrſamkeit ſind erfunden worden.

Aber der jährliche Fleiß iſt nicht hinlänglich, die Weltweisheit zum Beſten der höhern Wiſſenſchaften zu begreifen. Man erwege die Menge der Sachen. Wie viele Begriffe, wie viele Eintheilungen, wie viele Sätze, wie viele Beweiſe werden in einem Jahre vorgetragen? Das Gedächtniß iſt nicht fähig, ſie alle in gedachter Zeit zu behalten. Und der Verſtand iſt nicht ſtark genug, ſie alle nach der gröſten Schärfe zu beurtheilen. Viele

Gedanken werden demnach wieder verdunkelt, viele kommen gar in die Vergeſſenheit, und viele gerathen in eine Unordnung. Wie könnten ſie alſo angewendet werden? Mit was für Gewißheit kann man ſie vorbringen? Wie bald iſt ein Kennzeichen vergeſſen, wodurch ſich ein Begriff von dem andern unterſcheidet? Wie ſoll man etwas vertheidigen, wenn man die Gründe nicht mehr weis, auf welche die Wahrheit der Sache beruhet? Der jährliche Fleiß alſo, mit welchem man die philoſophiſchen Wiſſenſchaften nur gleichſam durchläuft, kann nicht die Frucht bringen, welche man in der Weltweisheit zu ſuchen hat.

Jedoch geſetzt, daß man den Lauf von neuem anfängt. Geſetzt, daß man ihn etliche mal vollendet. Geſetzt, daß man in den Sachen geübter, und im Nachdenken gewiſſer wird. Auch dieſer Fleiß iſt noch nicht zureichend, die verlangten Früchte zu gewähren. Die Erkenntniß bleibet noch immer in ſehr enge Grenzen eingeſchloſſen. Der Verſtand kann ſich in ſeinen Urtheilen nicht weit genug ausbreiten, und darf ſich, aus Mangel der Uebung, noch nicht getrauen, von Sachen einen Ausſpruch zu thun, welche nicht in dem betrachteten Lehrgebäude vorkommen.

Die Liebhaber der Weltweisheit ſollten demnach den einzelnen Theilen derſelben ſo großen Fleiß widmen, als ſie auf das Ganze überhaupt gewendet haben. Wer die Fläche des Erdbodens nur nach der Hauptkarte kennet, der kann ſich weder in den Geſchichtbüchern, noch in den täglichen Erzählungen zurechte finden. Er muß das gefaßte Bild in ſeiner Phantaſie erweitern. Er muß die Karten von den vier Theilen des Erdbodens vor die Augen nehmen, und ſich die Anzahl der gröſten

Reiche bekannt machen. Er muß endlich die Karten der einzelnen Staaten und Fürſtenthümer betrachten, und die vornehmſten Städte merken. Nunmehr iſt ſeine geographiſche Kenntniß brauchbar und angenehm. Eine gleiche Bemühung iſt in der Weltweisheit nöthig. In den Auszügen erblicken wir nur die nothwendigſten Gedanken, und die erſten Gründe der Weltweisheit. Man muß alſo eine jede Wiſſenſchaft umſtändlicher durchgehen. Die Begriffe müſſen zergliedert, und neue Urtheile daraus hergeleitet werden. Man hat die ſtreitigen Meynungen zu unterſuchen, die Gedanken der alten Weltweiſen zu erforſchen, und die Erfindungen der neuern zu prüfen. Man erkennet alſo beſondere Irrthümer, man wird in der Wahrheit feſter, und in ſeinen Urtheilen beſcheidener, und kömmt endlich zu einer größern Geſchicklichkeit, von Sachen zu reden, welche den Nutzen des menſchlichen Geſchlechts betreffen.

Ein Hinderniß iſt noch übrig. Man unterläſſet die Uebungen, die den Verſtand geſchickt machen können, die erkannten Wahrheiten nach eines jeden Fähigkeiten zu erklären, und gegen jedermann zu vertheidigen. Freylich iſt die Weltweisheit auf dem Predigſtuhle nichts nütze, wenn man ſie nicht anders vortragen kann, als ſie in den Schriften der akademiſchen Lehrer ſtehen. Wer an demſelben Orte auf dieſe Art ſeine Weltweisheit will ſehen laſſen, der ſtiftet freylich damit keine Erbauung. Soll man die Lehre der Vernunft mit Nutzen und Nachdrucke brauchen, ſo muß man ſie in der Sprache vortragen, welche den Zuhörern bekannt iſt. Man muß die Sprache der Weltweiſen von der allgemeinen Art zu reden unterſcheiden. Cicero war auch ein Weltweiſer, er hatte ſich alle Secten bekannt gemacht, und

wuſte

wußte ihre Kunſtwörter auf das genaueſte. Aber, wie bezeigte er ſich in ſeinen Reden, welche er an den Rath und das Volk zu Rom hielt? Er redete römiſch, und bediente ſich ſeiner Einſicht in der Weltweisheit, ohne daß man ſagen konnte, er wollte ſich damit groß machen. Dieſem Exempel ſollten die edlen Gemüther folgen, welche ſich der Weltweisheit ergeben haben. Die Uebungen in der Beredſamkeit, die Unterſuchungen gelehrter Streitigkeiten, die Vertheidigung der angefochtenen Sätze, das ſind die Mittel, welche den Verſtand fertig machen, die philoſophiſchen Wahrheiten zur Wohlfahrt und zum Vergnügen der Menſchen anzuwenden.

Hochzuehrende Herren, ich habe nicht Urſache um Verzeihung zu bitten, daß ich mich mit meiner Ausführung zu lange aufgehalten, und ihre Geduld gemisbrauchet habe. Ihr bisheriger Fleiß iſt der Grund zu meiner Abhandlung geweſen. Sie haben viele Jahre hindurch in der That bewieſen, was von einem eifrigen Verehrer der Weltweisheit erfordert wird. Sie haben nicht nur dieſelbe in ihrem ganzen Zuſammenhange gehöret, ſondern auch ihre Erkenntniß in den einzelnen Wiſſenſchaften auf das rühmlichſte erweitert. Ihre Bemühungen in der natürlichen Gottesgelahrtheit, in der Mathematik, in der Naturwiſſenſchaft, in der Ausübung der Vernunftlehre, ihre Fertigkeit im Diſputiren, und ihre abgelegten Proben in der Beredſamkeit, geben mir die Verſicherung, es werde Dresden, Leipzig und Danzig ſich an den herrlichen Früchten ihres nützlilichen Fleiſſes zu erfreuen haben.

* * *

Trauergedichte eines Vaters
über ſeinen Sohn

von

Johann Jacob Bodmer,

Prof. in Zürich.

Dieß unbelebte Ding, das ſich nicht kennt, noch fühlet,
Zwar menſchlich von Geſtalt, doch auf den Grund zerwühlet,
Soll dieſes kürzlich noch mein Sohn geweſen ſeyn?
Das Herze widerſpricht dem unbeliebten Schein.
Denn meinem Sohne ſaß ein Leben auf den Wangen,
Und jedes Gliedmaß war mit Freudigkeit umhangen.
Nein! dieſes iſt er nicht, er iſt noch nicht zurück;
Ein neuer Gegenſtand verzögert ſeinen Blick.
Bald, wenn die Stunde mahnt, wird er zurücke kehren,
Und freundlich ungeſtüm mich im Gedenken ſtören.
Horcht nur, er klopfet ſchon an die gewohnte Thür,
Ein freudiges Getön verkündigt ihn ſchon hier.
  Alſo begehrt das Herz die Sinnen zu betrügen;
Doch alles widerlegt die angenehme Lügen.
Selbſt dieſer todte Mund mit ſeiner Lieblichkeit
Entdeckt die Züge ſtets, die mich vordem erfreut.
  Ich ſah des Fiebers Flamm an ſeinem Leben nagen,
Und das gejohrne Blut in wilde Wirbel ſchlagen;

Bis daß ſein eigner Grimm es nach und nach verzehrt.
Die Lippen bebeten, und redten ungehört,
Doch las ich ſein Gemüth in den beredten Minen,
Die mir mit Todesangſt alſo zu ſprechen ſchienen:
  Wie? ſieht dein Vaterherz dieß ſchmerzliche Geſicht,
Und hilft mir nicht davon, willſt oder kannſt du nicht?
Wie kömmt es? daß du nicht mit meinem Fieber ſtreiteſt,
Und nicht ein kühler Blut mir in die Adern leiteſt?
Ach löſe wenigſtens der Zunge Feſſel auf,
Und öffne meinem Schmerz den klagevollen Lauf!
Du warſt in meinem Sinn der Schutzgeiſt meiner Seelen,
Ich dacht, es würde dir an Kräften niemals fehlen,
Mein unbeſchirmtes Haupt dem Uebel zu entziehn;
Das Unglück würde dich und deine Künſte fliehn.
Itzt ſeh ich, Ohnmacht bindt die willgen Vaterarmen,
Und du haſt, ſtatt der Hülf, nur weibiſches Erbarmen.
Doch der geheime Feind, der in den Adern ſitzt,
Kennt keine Zärtlichkeit; kein Vaterherze ſchützt
Vor ſeinem ſtarken Arm. Beginnt er einſt zu raſen,
Hilft ſtreuben gleich ſo viel, als in den Wind zu blaſen.
Mein unerfahrner Sinn, von Unſchuld eingewiegt,
Verſtund den Tod noch nicht, der auf der Menſchheit liegt,
Verſtund nicht, daß die Luſt und die beblümte Erde
Dem Menſchen nur gezeigt, und nicht gegeben werde;
Daß oft ein Kind noch kaum das Leben fühlen lernt,
Und von dem vorgen Nichts zween Schritte ſich entfernt,
Da ſchon der kalte Tod es ſeines Geiſts entblößet,
Gleich in die alte Nacht des Grabes rückwärts ſtößet.
Ich ſah mich kaum noch recht in dem Genuß des Lichts,
Mein Auge deckten noch die Schuppen von dem Nichts;
Allmählich fing ich an, mich in mir ſelbſt zu fühlen,
Des Denkens Werkzeug fing allmählich an zu ſpielen:

Jtzt, Vater, fand ich auch die Weſen außer mir,
Luft, Himmel, Berg und Thal, die Pflanzen, Menſch u. Thier;
Bald hofft ich auch davon das Innre zu verſtehen;
Ich freute mich bereits, die Blätter zu durchgehen,
Worinn die Rede ſich in einem Körper ſchließt,
Und der Gedanke ſelbſt vor dem Geſichte fließt.
Nicht weiter; und der Tod ſchlägt meinen Bau darnieder;
Ein allgemeines Schwarz umgiebet mich ſchon wieder;
Gefühl und Sinnlichkeit weicht allbereits von mir,
Und dieſer letzte Wunſch, mein Vater, geht nach dir.
Nicht dieſe kurze Zeit verhieß mir deine Liebe;
Nicht dieſe kurze Luſt und frühgehemmte Triebe.
Es ſollte, ſagteſt du, erſt über unſerm Haupt
Manch fruchtbar glücklich Jahr, mit Lorbeer reich umlaubt,
Das unbepfählte Meer der Ewigkeiten meſſen;
Inmittelſt beyde wir der Freundſchaft wohl genöſſen,
Die unſer beyder Seel und Herz in eins verbindt;
Bevor das Leben mir ſich aus den Adern windt.
Mein Sohn gedachte ſo, und hätte ſo geſprochen,
Hätt ihm die Krankheit nicht der Sprache Gang gebrochen.
Indem ſein Leib anitzt den letzten Streit beſtand,
Rief ihm die Vaterſtimm bis an des Lebens Rand
Mit bittern Worten nach: Mein Sohn, mein Freund, verziehe,
Bleib, bleib, mein beſter Theil! dein Abſchied iſt zu frühe,
Bleib, oder nimm mich mit! ich lege willig hier
Des Fleiſches Bürde weg, und fliege neben dir
Mit leichterem Gemüth nach den geſtirnten Thronen,
Wo Gottes Selige in ſteter Ruhe wohnen.
Zieh mich mit dir hinauf aus dieſem finſtern Thal,
Und gib mich nicht zum Raub der Nachreu und der Qual.
Der Vater rief alſo, mit Leidenſchaft umfangen;
Umſonſt, der Geiſt war ſchon den Sternen zugegangen,

Und nur die äußre Schal lag ohne Triebrad da.
Als er den leeren Leib entſeelt da liegend ſah,
Sprang er mit Eifer auf, und ſchickte ſcharfe Blicke
Bald vorwärts an die Frau, bald an die Leich zurücke.
Die Lebensgeiſter dämpft ein tauſendfacher Schmerz,
Ein ſubtelſcharfes Feur erſchöpft ihm Mark und Herz,
Und untergrub den Bau von ſeinem zärtſten Leben,
Er ward im Grund bewegt, und vor der Stirne ſchweben,
In einem furchtbarn Heer, Betrübniß, Reu und Leid,
Das tauſendfältig ſich verwandelt und verneut.
  Anizo raffen ſich von ihrer Niederlage
Die Geiſter wieder auf, ihm nur zu mehrer Plage;
Die Zung entzög ſich gern dem itzt verhaßten Amt,
Wozu die ſchwere Hand des Schickſals ſie verdammt.
  Fahr wohl, doch vor der Zeit, du jüngſt noch meine Freude,
Itzt künftig eine Quell zu unverſiegnem Leide!
Fahr wohl, zwar ohne mich, du liebſter Theil von mir!
O Himmel! ohne mich; und warum bleib ich hier?
Was für ein Abſatz wird von den vergangnen Jahren
Zu denen künftgen ſeyn? Weh mir, es zu erfahren!
Fatale Epocha vom ſechſten Martius,
Die künftig eine Reih von Leid erfüllen muß!
Verluſt, der zentnerſchwer mir auf dem Herzen lieget,
O Leid, das alle Luſt der Schöpfung überwieget!
Die Sonne bringt nicht mir ihr allerquickend Licht,
Ihr Stral erſchafft nicht mir ſo manches Luſtgeſicht;
Mir kleidet ſich das Jahr nicht mehr mit neuer Blüthe;
Der Frühling ſtreut nicht mir die Freud in das Gemüthe,
So die Natur verjüngt, und alles rege macht;
Um mich herum liegt nichts, als eine dicke Nacht.
Des Schönen ſtärkſter Reiz iſt kraftlos, iſt verblichen,
So viel mich anbelangt, ſeit der von mir gewichen,

Von dem es erſt die Würz und den Geſchmack bekam,
Wenn er mit mir daran gemeinen Antheil nahm.
Mein Sinn ſieht vorwärts nichts, er ſchauet ſtets zurücke
Auf das verlohrne Glück, nicht gnug erkannte Glücke.
Das Bildniß meines Leids erfüllt mein ganzes Haus,
Und löſcht, durch ſeine Macht, all' andre Bilder aus.
Hier ſaß, hier ſprang er oft, hier kam er mir entgegen,
Hier pflegt er oft ſein Haupt mir an die Bruſt zu legen,
Hier war es, wo ich ihm von Ceycis Untergang
Und Alcyonen Harm und eitlen Thränen ſang;
Als ſie den ſchwarzen Traum, von Juno abgeſchicket,
Des Nachts vor ihrem Bett entſeelt und nackt erblicket.
Er nahm von meiner Red Affect und Regung an;
Und klagete mit mir den unbegrabnen Mann.
Hier war ſein Tummelplaz; o Hof, o Blumengarten!
Wo bleibet euer Gaſt, wer wird itzt euer warten?
An euch erkenn ich ſtets den jüngſtgeliebten Stand,
Doch an mir ſelbſt nicht mehr; die Luſt hat ſich gewandt.
Mir wohnet itzt nichts bey, als düſtere Geberden,
Mich drückt ein ſchwerer Geiſt, und zieht mich nach der Erden.
Wie oftmals gieng er hier! hier find ich noch die Spur
Von ſeinem kleinen Fuß auf dieſer grünen Flur.
Schon vormals floß die Luſt nur ſchwach in mein Gemüthe,
Und ſchmelzte langſam nur mein ſtockendes Geblüte.
Was einen andern Geiſt gleich aus ſich ſelber bracht,
Das rührete mich kaum mit einer halben Macht.
Er munterte mich auf, er ſtieß mich in Bewegung;
Sein Geiſt belebte mich mit frölichſüßer Regung.
Durch ſeinen Trieb entflammt, ſchwang ich mich dort hinan
Mit eifriger Begier zu jener blauen Bahn,
Allwo die Milchſtraß Nachts, mit Sternenlicht gegründet,
Sich einem Gürtel gleich um unſern Himmel windet;

Und ſah dort unvermerkt die theuren Helden ſtehn,
Durch welche Zürich ſtieg, und Paar bey Paare gehn.
Durch ſeinen Freudenſcherz in ſtille Ruh gewieget,
Empfand ich die Gewalt, die in der Rede lieget,
Die über alles herrſcht, und alles ſich verpflicht,
Und alles Leid verſüßt, nur meinen Kummer nicht.
Itzt hat Geſchmack und Luſt davon ſich ganz verlohren,
Und ihr gemeßner Klang reicht nicht zu meinen Ohren.
Weh mir! daß ich vordem, aus leichtem Unbedacht,
Die ſchnellen Stunden nicht mit ihm nur zugebracht;
Daß ich von ſeinem Tod nicht einen Wink bekommen;
Und Abſchied nicht von ihm ein ganzes Jahr genommen;
Und nicht den engen Raum von ſeiner Lebenszeit
Mit alle dem bekrönt, was an Annehmlichkeit
Und unſchuldsvoller Luſt in meiner Macht geſtanden!
Was hemmte mir den Geiſt mit eiſenfeſten Banden?
Vielleicht, weil ich gedacht, es dörfte ſich kein Leid
Zu ſeiner Jugend nahn, die voller Munterkeit
Und voller Unſchuld blüht? O nichtiger Gedanke,
Der mir die Sinnen nahm, gleich einem Zaubertranke!
Wie? kannt ich etwan nicht die allgemeine Noth,
Die über allen liegt, und zeugt ich nicht dem Tod?
Doch eben dieſes iſts, was ich voraus beweine,
Des Todes ewig Recht, den Zwang, der allgemeine.
Ich klag hier über mich und über mein Geſchlecht,
Das unterwürfig ward ſolch jammervollem Recht.
Noch klag ich mehr um mich; vor tauſend andern Weſen
Hat mich des Unglücks Hand zu ſeinem Zweck erleſen;
Wiewohl ich auch geſteh, wie heftig es mich nagt,
Daß tauſend andre noch das Unglück übler plagt.
Das Maß von meinem Leid iſt mein empfindlich Herze,
Empfindlich allermeiſt für dieſe Gattung Schmerze.

Und warum war ich nicht aus derer Väter Zahl,
Die ſich verſchonet ſehn, mit dieſer Art von Qual?
Und warum traf denn nicht ſolch einen dieſer Schmerze,
Dem Plumpheit oder Witz geſtählet Sinn und Herze?
Doch ich erfahr es ſchon, dieß Klemmen, dieſe Pein,
Die mir das Herz zerſchmelzt, ſoll mein Verhängniß ſeyn?
Dieß Leid und dieſer Gram wird künftighin auf Erden
Mein ſüßeſtes Geſchäfft und beſte Freude werden;
Weil itzt der Gram bey mir in deſſen Stelle ſchwebt,
Von dem mir weiter nichts, als meine Liebe lebt.
Weg dann mit allem Troſt, der nur das Angedenken
Von ſeinem Seyn und Thun bemüht iſt zu verſenken.
Und du Vertilgerinn des Leides und der Luſt,
O Zeit, die alles bricht, ich haſſe deinen Troſt;
Und will mich wider dich mit allen dem bewehren,
Was irgend meinen Gram vermögend iſt zu nähren.
Für mich hat keine Luſt, doch auch kein ſchreckend Leid
In ihrem dunklen Schooß die noch begrabne Zeit.
Denn womit kann mich wohl die Zukunft härter plagen?
Nur noch ein kleiner Streich, ſo bin ich ganz erſchlagen.
Was fürcht ich künftig mehr? weis ich mein Urtheil nicht?
Und leid ich nicht bereits das furchtbarſte Gericht?
Flieg du, o ſüßer Schlaf, von deinem Haus hernieder,
Mit einem ſanften Fall mir auf die Augenlieder,
Von dir erwart ich noch für dieſe herbe Pein
Den ſüßeſten Betrug, nimm mir die Sinnen ein,
Und tilg auf einmal da den Eindruck von dem Leide,
Hingegen laß ein Bild von der vergangnen Freude
Im nächtlichen Geſicht mir vor dem Bette ſtehn;
Laß mich das Wertheſte, das ich verlohren, ſehn:
Doch nicht in der Geſtalt, wie ſeine Lippen bebten,
Und mit vergebner Müh zu ſprechen ſich beſtrebten;

Nein, ſondern wie er mir mit frohem Herzen rief,
Und wenn er mich vernahm, mir ſchnell entgegen lief;
Wie voll Begierlichkeit, mit heiterem Geblüthe,
Im Fall ich was befahl, geſchäfftig ſich bemühte;
Wie freudig er ſo bald vergeſſen Reif und Spiel,
Und voller Zärtlichkeit mir in die Armen fiel.
Zuweilen, wenn mein Geiſt von Schwachheit überwunden,
Wiewohl nicht traurensſatt, ein Denkbild hat gefunden,
Das einen Augenblick ihn ſeinem Leide nimmt,
Wenn das Gedächtniß dann ihm plötzlich wieder kömmt,
Mein Gott, wie wird mein Herz vom Schrecken niederdrücket,
Als würde mir mein Sohn alsdann zuerſt entrücket.
Mein höchſtgeliebter Sohn, ſo ruf ich dann, iſt todt!
Ha, welches ſchwere Wort, erfüllt mit Angſt und Noth,
Floß mir itzt von dem Mund, und ſchlug mich ganz zurücke
Mit ſeinem Inbegriff, wie mit Meduſen Blicke!
Die ihr mit Heftigkeit nichts Gutes lieb gewinnet,
Dieweil ein plumper Geiſt euch in den Adern rinnet,
Wann euch mein Klageton zu hoch getrieben ſcheint,
So wißt denjenigen, den meine Bruſt beweint.
Ich liebt ihn noch weit mehr, als dieß mein eigen Leben,
Und hätte mit Begier den Athem aufgegeben,
Im Fall des Richters Schluß, durch meine Treu erregt,
Dieß bittre Wahlurtheil mir hätte vorgelegt:
Wenn ich den Knaben nicht dem Tode laſſen wollte,
Daß ich das Leben ihm mit meinem kaufen ſollte.
Noch klag ich nicht um ihn, er lebt in Gottes Schooß,
Hoch über unſrer Sphär, und wie die Engel groß.
Ich ſahe, wie er itzt, am Rande von dem Leben,
Bereit und fertig ſtund ſich aufwärts zu erheben,
Daß eine ſelge Schaar von Geiſtern ihn empfieng,
Und ſich um ſeinen Hals ihn ſanftumarmend hieng.

Ich ſah mit ihnen drauf ihn in Geſellſchaft fliegen,
Und auf der Flügel Kraft ſich wohlbedächtig triegen.
Sie nahmen ihren Flug durch manche Geiſterwelt,
Bis ihre Reiſe ſie vor Gottes Thron geſtellt.
Allhier erfüllt ihn gleich das göttlich gute Weſen,
Das erſtlich ihn durch mich zum Werden auserleſen,
Mit ſeiner Seligkeit, die ewig aus ihm fließt,
Und dann ſich mehr gefällt, wenn ſie ſich ſo ergießt.
Auf einmal ward es itzt in ſeinen Sinnen helle;
Er ſah die Wiſſenſchaft in ihrer erſten Quelle,
Er lernte, wie Gott dacht, eh er die Ewigkeit,
Am erſten Tag der Welt, getheilet durch die Zeit;
Als itzt dem Einigen, der im einſamen Stande
Für ſeine Seligkeit nichts fremdes nöthig fande,
Der Rathſchluß wohl bedacht und unumgänglich ſchien,
Uns aus der alten Nacht ans Licht hervor zu ziehn,
Unwiſſend dir und mir, und ſonder unſer Bitten,
Und ſonder unſre Wahl.
Das Weſen, das in ſich, in ſeinem eignen Schooß,
Die Seligkeit gebiehrt, ſowohl an Güte groß,
Als reich an Seligkeit, wie konnt es anders denken,
Als uns von ſeinem Wohl auch einen Theil zu ſchenken?
Von ihm, dem reinen Gut, fließt nichts, als lauter gut.
Gut iſt, was er uns giebt, und gut iſt, was er thut.
Gleich möglich iſt, daß er ſich ſelbſt verleugnen könne,
Und daß das höchſte Gut dem Menſchen übels gönne.
Wer zweifelt denn daran, was er für Mittel braucht,
Wie widerwärtig uns eins und das andre daucht,
Daß jedes Mittel doch die Abſicht und den Willen,
Die er ſich vorgeſetzt, am Ende muß erfüllen?
Die Wahrheit ſtehet feſt, daß ſtets und überall
Die ewge Güte herrſcht, und ſelbſt in jedem Fall

Die Anſtalt ſo verſchafft, damit der Menſch dem Glücke,
Wozu ſie ihn beſtimmt, ſtets mehr entgegen rücke.
Nichts hemmt die höchſte Güt an ihrer Wirkſamkeit;
Sie wirket unſer Glück aus Züchtigung und Leid.
Sie hätte lieber uns im Chaos laſſen ſtecken,
Da ſie die Macht gehabt, zum Seyn uns aufzuwecken,
Daferne ſie ſich nicht mit Kraft erfüllt geſehn,
Zu ſchaffen unſer Glück und letztes Wohlergehn.
Niemals vergißt ſich ſelbſt die unumſchränkte Güte,
Und dieſer Zufall ſelbſt, der vor der Jugendblüthe,
Mir meinen Sohn entriß, verbleibt ein Werk von ihr,
Erfreuet dorten ihn, betrübt er gleich mich hier.
Er ſieht den Labyrinth von ihren krummen Wegen
Eröffnet vor ſich ſtehn, wie lauter Glück und Segen
Den langen Irrgang ſchließt; ſieht auch das ferne Wohl,
Das mir aus dieſem Harm zuletzt erwachſen ſoll.
Die Einſicht wiſchet ihm die Thränen von den Wangen,
Die meinen dunkeln Geiſt mit Herzensangſt umfangen,
Und nicht verlaſſen wird, bis daß der Strom der Zeit
Mich, von dem finſtern Leib entbürdet und befreyt,
Zu dieſem bringen wird, der ſchon vorher gegangen,
Und mir entgegen ſieht, mich frölich zu empfangen.
Eilt dann, ihr Stunden, eilt, ihr Jahre, jaget fort,
Und bringet meinen Harm in den gewünſchten Port!

* * *

Auf das

Gersdorf- und Beuchlingiſche Vermählungsfeſt.

von

M. Johann Friedrich May.

Die Muſe, welche ſonſt ſo freudig zugeſehn,
Und nie vergeſſen wird, was da von dir geſchehn,
Hochwohlgebohrner Herr, als dich die Weisheitsliebe
Zu Kunſt und Wiſſenſchaft in unſern Linden triebe;
Die Muſe, welche dich ſo ſehr bewundert hat,
Wenn dein geſetzter Geiſt von jeder edlen That
Sein Mentor ſelber war, und an ſich kräftig baute,
Daß er ſein eigen Werk in deinem Ruhme ſchaute;
Die Muſe, welche da nach ihrer Schwachheit ſang,
Wenn deine große Huld ihr ſchüchtern Herz bezwang,
Und in ein ſchlechtes Lied den ſeltnen Vorzug brachte,
Der dich zum Augenmerk der größten Männer machte;
Sieh, dieſe Muſe kömmt; indem dein Myrtenfeſt
Kein Herz, das dich verehrt, in ſeiner Ruhe läßt.
Die Freude macht ſie ſtark, belebt, ja ſo verwegen,
Ein Zeugniß ihrer Luſt dir hierdurch vorzulegen.
Sie denkt an weiter nichts, als deine Zärtlichkeit,
Nicht an den treuen Dienſt, der dich dem Fürſten weiht,
Nicht an den edlen Sinn, der von dem Vater ſtammet,
Nicht an den Tugendtrieb, der Gersdorfs Blut entflammet;

An alles denkt ſie nun mit gutem Willen nicht,
Es fordert jedes ſchon ein eignes Lobgedicht.
Dieß Feld iſt ihr zu weit, es richtig auszumeſſen.
Wie vieles würde ſie beym Ueberfluß vergeſſen!
Nur deine Zärtlichkeit nimmt itzt die Sinnen ein,
Und die wird ſchon zu hoch für ihre Kräfte ſeyn:
Der Schmuck der Tugenden, die Meiſterinn der Sitten,
So dir den ſchönen Ruhm der Artigkeit erſtritten.
Der größte Heldengeiſt, der rechte Wunder thut,
Hat ohne Zärtlichkeit ein allzuwildes Blut;
Er reißt ſich mit Gewalt nach dem beſtimmten Ziele,
Und fehlts ihm nicht an Muth, ſo fehlts ihm am Gefühle.
Er folgt der Menſchheit nicht, die ſonſt den Sinn bezähmt,
Daß er ſich nach der Art der Lindigkeit bequemt,
Die rauhe Strenge flieht, und allen Menſchen zeiget,
Daß Gnade, Lieb und Gunſt das Herz zu jedem neiget.
Die Seele giebt dadurch den wahren Adel bloß,
Und wird durch ihre Kraft in allen Dingen groß.
Sie fühlt, was wohl gefällt; und füllt die Bruſt mit Freuden.
Sie fühlt, was nicht gefällt; und ſucht es zu vermeiden.
Nun ſagt, ob ſie was ſey, das uns beſchimpfen kann?
Ich nehme mich hier nicht der weichen Wolluſt an,
Die durch Verzärtelung den Muth darnieder ſchmeißet,
Und Menſchen in den Koth der niedern Laſter reißet.
Das iſt ein Afterbild von dieſer zarten Luſt,
Die nur den Aufenthalt in einer edlen Bruſt,
Die von dem Himmel ſtammt, bey reinen Trieben findet,
Und wo das Laſter herrſcht, im Augenblick verſchwindet.
Was macht dich, Gnädiger, bey aller Welt beliebt,
Daß ieder dir ſein Herz für deine Gnade giebt?
Die ſanfte Freundlichkeit, das Merkmaal deiner Güte
Und allgemeinen Huld, dein großmuthsvoll Gemüthe.

Wer deine Tugenden in einen Abriß bringt,
Und auch ſo glücklich iſt, daß ihm ſein Fleiß gelingt,
Und er vergißt den Zug, den ich vorher beſchrieben,
Iſt deiner Abbildung was großes ſchuldig blieben.
Sie macht dein Wiſſen ſein, dich in Geſchäfften treu,
In deiner Demuth groß, von allem Hochmuth frey,
Gefällig, liebreich; ja dich würdig zu verehren,
Und jeden aufmerkſam, dein reizend Lob zu hören.
Beſchriebe nur dein Herz die Hochgebohrne Braut,
Und was für Proben ſie bey deiner Neigung ſchaut,
Wie brünſtig du ſie liebſt, wie ſehr du dich beſtrebet,
Daß nun dein Bild allein in ihrer Seele lebet:
So machte ganz gewiß ihr Zeugniß offenbar,
Daß deine Zärtlichkeit dein beſter Werber war,
Der beydes Wort und Ring für dich zurücke brachte,
Und dich zum Bräutigam der ſchönen Gräfinn machte,
Ihr reizendholder Blick nahm deine Sinnen ein,
Ihr witzerfülltes Wort ließ dich nicht ſchläfrig ſeyn.
Geiſt, Anmuth, Schönheit, Witz verbanden ſich zuſammen,
Und ſetzten deine Bruſt in zarte Liebesflammen.
Es hat ſie die Natur zur Prüfung ausgeziert,
Denn wo die Liebe ſonſt durch Stand und Hoheit rührt,
Hat Schönheit und Verſtand der beyden Platz genommen,
Und hier an jener ſtatt den Siegeskranz bekommen.
Ich weis, daß du mit Luſt die leichten Feſſeln trägſt;
Weil du den Gegentheil in gleiche Bande legſt.
Hand, Auge, Herz und Mund verliehrt und hat gewonnen,
Und Gunſt und Gegengunſt ein ewig Band geſponnen.
Das göttliche Geſchick zertrenn es nicht ſo leicht,
Bis euer Alter erſt das weite Ziel erreicht,
Von welchem ihr vergnügt die Enkel überſehen,
Bey denen einſt geſchieht, was itzt bey euch geſchehen.

* * *

Die Liebe zum Vaterlande

bey der Magiſterpromotion

Herrn Joh. Gotthard Nergers,

von

Johann Heinrich Winklern,

Prof. Phil.

Belohnter Muſenfreund, dein Haupt und Name prangt,
Dein unverdroßner Fleiß hat Ehr und Würd erlangt,
Dein eigenes Verdienſt verſetzt dich in den Orden,
Der von Minervens Hand für die geſtiftet worden,
Die Trieb und Zug gefühlt, die ihr Geſetz bewahrt,
Die den Verſtand geübt, die keine Zeit geſpart,
Und nur darnach geſtrebt, die Wahrheit zu erblicken,
Und ſich mit ihrer Pracht, mit Wiſſenſchaft, zu ſchmücken.
Dieß eifrige Bemühn, dein wohlerworbner Lohn,
Die dir verliehne Zier, gelehrter Muſenſohn,
Erweckt mir Freud und Luſt. Der Ort, der dich gezeuget,
Hat mich ans Licht gebracht, und meinen Mund geſäuget.
Ich folge der Natur, ein gütig Vaterland
Bleibt immer angenehm. Wo man zuerſt erkannt,
Was Speis und Nahrung iſt, was Luſt und Sonne giebet,
Was Kraft und Jugend ſtärkt, das iſt und wird geliebet.
Der Boden, den ein Kind zum erſtenmal geſehn,
Der Aufenthalt, wo ihm das erſte Wohl geſchehn,

Die Gegend, die ſein Herz vom Anfang an ergötzet,
Wird lebenslang von ihm geehrt und hochgeſchätzet.
Die Wahrheit ſtimmt mir bey. Wie freudig wird der Sinn,
Wenn man das Land erſieht, wo man vom Anbeginn
Im Glück und Ruh gelebt, das man ſeit vielen Jahren
In Bilde nur geſehn. Das haben die erfahren,
Die ſich mit Fleiß entfernt, die ſelbſt der Vorſicht Macht.
In Land und Reich geführt, wo Heil und Wohlfahrt lacht.
Begierd und Sehnſucht reizt, die Felder zu begrüſſen,
Die uns zuerſt ergötzt, die Anmuth zu genieſſen,
Die unſers Lebens Lenz mit Ueberfluß gefüllt,
Und die in Herz und Bruſt vor andern Freuden gilt.
Wie lebhaft wird der Geiſt, wenn ihn ein Bild beweget,
Das ein begrünter Wald daſelbſt in ihn gepräget,
Wo er die erſte Zeit mit Spiel und Scherz verkürzt,
Er ſieht, wo Pferd und Pflug das Erdreich umgeſtürzt,
Wo Klee und Saat geblüht, wo man das Gras gemähet,
Wo man das Korn gehaun, den Saamen ausgeſäet;
Er ſiehet Bach und Fluß, wo ihm die Phantaſey
Der jungen Weiden Zahl, die reiche Fiſcherey,
Der Blumen Meng und Art, und was uns mehr gefället,
Wo der Neptunus herrſcht, als wie vor Augen ſtellet.
Verzeih es, werther Freund, daß itzt mein Dichterkiel
An Feld und Acker denkt. Du weiſt es, ſelbſt Virgil,
Der Meiſter ſeiner Kunſt, hat uns davon geſungen.
Du weiſt, wie glücklich ihm Karthagens Bild gelungen,
Da er das Volk beſchreibt, das Stein und Bäume haut,
Das Grund und Mauren ſetzt, und Thor und Häuſer baut;
Und deſſen Munterkeit durch Fleiß und Müh erkläret,
Wodurch ein Bienen Heer ſein künſtlich Werk gewähret.
Da weiſet uns ſein Witz, wie dieſer Vogel fliegt,
Der Blumen Säfte ſaugt, den Bau zuſammen fügt,

Die Honigfächer füllt, den Schwarm der Jungen leitet,
Und wider das Geſchlecht der wilden Hummeln ſtreitet.
So fallen mir anitzt die holden Fluren ein,
Die, Werther, dich und mich vergnügen und erfreun.
Der auserleſne Tag, der deinen Fleiß belohnet,
Erinnert mich des Orts, wo wir vor dem gewohnet.
Ich ſeh die lautre Fluth, der kleinen Ströme Preis,
Die reine Perlen zeugt, den angenehmen Qveis,
An welchem Florens Macht die fetten Wieſen kleidet,
Die unſer Wiegendorf von Lauſitz trennt und ſcheidet.
Dort, wo die Cynoſur ſich um den Weltpol ſchwingt,
Dort, wo das Sternenheer im Aufgehn ſteigt und blinkt,
Dort, wo der Sudwind bläſt, da leben die Gefilde,
Da pranget Schleſien mit Wald und Berg und Wilde.
Wie prächtig thürmen ſich die jähen Felſen auf,
Daß Sinn und Auge ſtutzt, daß ſelbſt der Wolkenlauf
Gehemmt und furchtſam geht. Die ſteilen Rieſenhöhen,
Die auch zur Sommerszeit mit Schnee bedecket ſtehen,
Erregen Geiſt und Muth, wenn Licht und Sonne ſtralt,
Und der Gebürge Kleid, die dicken Wälder, malt.
Das angenehme Bild, das mir im Sinne ſchwebet,
Verführt mich faſt zu weit! Das, das was dich erhebet,
Dich, werther Nerger, ſchmückt, verlangt ein Lob von mir.
Ich bin bereit dazu, des Vaterlandes Zier
Erweckt mir Herz und Blut. Ich kenne deine Gaben,
Die dich beliebt gemacht, und unterſchieden haben:
Die Neigung, die du bald von Kindheit an gefühlt,
Dem Lobe nachzugehn, die auf was edles zielt;
Das Feuer, das dich treibt, die Weisheit anzuhören,
Ihr Tag und Nacht zu weihn, dein Wiſſen zu vermehren;
Die Kraft, ſo dir dazu der Vorſicht Huld verliehn;
Die Luſt, die Emſigkeit, das ſtetige Bemühn.

Die Schule, welche dich in Sprachen unterwieſen,
Vergißt den Eifer nicht. Die Arbeit bleibt geprieſen,
Wodurch du dich gezeigt, und Böttners Fleiß geehrt,
Der in Laubanien mit Ruhm und Beyfall lehrt.
Der Grund war wohl gelegt. Du kameſt voll Verlangen
In dieſes Pleißathen, wo Kunſt und Sitten prangen,
Wo Art und Höflichkeit die Fremden an ſich zieht,
Und Weisheit und Verſtand in reichem Maaße blüht.
Hier ward dein Geiſt erſt froh, hier fand er ſein Vergnügen,
Hier ward er angeflammt, das alles zu beſiegen,
Was widerſinniſch iſt. Er trieb mit aller Kraft,
Was die Vernunft erhöht. Er trieb die Wiſſenſchaft,
Die uns das Weſen zeigt, auf Quell und Urſprung führet,
Und durch Beweis und Schluß Begierd und Sinn regieret.
Dein Fleiß gieng nie zurück; er blieb auf ſeiner Bahn.
Was deiner Lehrer Mund geſagt und dargethan,
Und durch die Deutlichkeit der Finſterniß entzogen,
Und in ein Licht geſetzt, das ward daheim erwogen.
Wie eifrig ſuchteſt du, was in den Körpern ſteckt,
Und was Geſchicklichkeit, Verſuch und Kunſt entdeckt!
Dir war gar wohl bewußt, man könne wenig finden,
Wenn die Erkenntniß fehlt, die aus gewiſſen Gründen
Des Raumes Eigenſchaft, der Größen Unterſcheid
Durch Zahl und Maaß beſtimmt. Du ſchonteſt keiner Zeit,
Du lernteſt und begriffſt, was einer wiſſen ſollte,
Der vormals in Athen den Plato hören wollte.
Wo blieb die Poeſie? Wo blieb die Redekunſt?
Wo blieb der Schreibart Zier? Du kannteſt ihre Gunſt.
Und lachteſt nur dazu, wenn mancher ſich erkühnte,
Und ſie verächtlich hielt, und ſeiner Faulheit diente.
Dir war die Sprache lieb, die Cicero geſchmückt,
Du übteſt dich darinn, und ſchätzteſt die beglückt,

Die ihre Reinigkeit, ihr ganzes Weſen kennen,
Und alles, was man denkt, mit echten Worten nennen
  Wie freudig muß demnach der treue Vater ſeyn!
Wie vielen Dank und Ruhm wird er dem Höchſten weihn!
Ganz recht, verdientes Haupt, dein Sohn iſt wohl gerathen,
Die Weisheit iſt ihm hold, und preiſet ſeine Thaten,
Und reicht ihm Ring und Kranz, und hebet ihn empor.
Dein Sorgen iſt verſüßt, es zeigt dirs Aug und Ohr:
Was du auf ihn gewandt, darf dich nun nicht gereuen.
Sein wohlgeſetzter Sinn läßt ſich durch nichts zerſtreuen,
Sein Einſehn und Verſtand giebt nur der Wahrheit Raum
Und unterſcheidet leicht, was Gleißnerey und Schaum,
Was Tand und Irrthum iſt, was bloß die Augen blendet,
Was nur durch Reiz und Wahn die kurze Zeit verſchwendet.
Sein Eifer ruhet nicht. Du wirſt nunmehr die Frucht
Von ſeiner Arbeit ſehn. Er fähret fort, und ſucht,
Der Vorurtheile Macht zu dämpfen zu verwerfen,
Und ſtets Vernunft und Witz zu beſſern und zu ſchärfen.
  Auf, edler Nerger, auf, verfolge deine Spur,
Die du gefunden haſt. So lebhaft die Natur
Die Gegend ausgeziert, die dich zur Welt gebohren;
So willig hat dich auch der Weisheit Huld erkohren,
Die Wahrheit einzuſehn, der Tugend nachzugehn,
Und beyder Trefflichkeit zeitlebens zu erhöhn.

* *

Abhandlung
von
# den Abſichten des Schöpfers,
bey Darſtellung der Blumen,
und den damit
# verknüpften Pflichten der Menſchen
durch
M. Georg Friedrich Bärmann.

Die Abſichten des Schöpfers in der Natur unterſuchen, iſt eine Bemühung, welche vielen verwegen, manchen gar ſtrafbar ſcheinen kann; zumal in unſern Zeiten, da ſich Leute finden, denen alles verdächtig iſt, was nur die menſchliche Vernunft einigermaßen zu erheben ſcheint. Denn iſt das nicht eine Kühnheit, werden ſie ſagen, daß man ſich unterſteht, die verborgenen und geheimen Abſichten Gottes zu erforſchen, die Tiefen der göttlichen Weisheit zu ergründen, und von den ſo mannigfaltigen und erſtaunenswürdigen Werken des Schöpfers die Urſachen zu zeigen? Und welches Unternehmen könnte ihrer Meynung nach ſtrafbarer ſeyn, als dieſes, daß ein Menſch durch die Vernunft in die Rathſtube des unerforſchlichen Weſens eindringen will, die Vernunft zu einer Richterinn über die Werke des Schöpfers ſetzet, und ſich nicht damit begnüget, daß er derſelben Vortrefflichkeit und die Herrlichkeit ihres Urhebers in ſtiller Demuth bewundert, ſondern ſich ſo gar unterfängt, deſſen Abſichten dabey nach der Weltweisheit zu beurtheilen?

Mein Vorhaben verbindet mich, den Verdacht einer ſolchen Kühnheit von meiner Abhandlung, gleich anfangs abzulehnen. Es können dergleichen Gedanken nur bey ſolchen Leuten entſtehen, welche ſich vor bloßen Worten zu entſetzen gewohnet ſind, und ſich ſelbſt Schreckenbilder erdichten, die ſogleich verſchwinden müſſen, ſo bald man ihnen ihre verwirrten Gedanken aus einander wickelt. So gefährlich ihnen dieſe Bemühung der Weltweiſen Anfangs vorkömmt: So gewiß glaube ich, daß ſie ſelbige billigen würden, wenn ſie ſie beſſer kenneten. Denn ſollten ſie wohl leugnen, daß dieſe Welt ein Spiegel der göttlichen Vollkommenheiten iſt, daß in den ſichtbaren Wirkungen der Natur und in den unſern Sinnen ausgeſtellten Geſchöpfen deutliche Zeichen der unſichtbaren Gottheit und Herrlichkeit des Schöpfers gefunden werden? Sollten ſie wohl diejenigen ſchelten, welche ſich bemühen, die natürlichen Dinge von allen Seiten zu betrachten, bis ſie die Spuren einer Fürſehung finden, von den Wirkungen der Natur auf die Nothwendigkeit eines weiſen Schöpfers ſchließen, oder die ſchon ſonſt erkannten Vollkommenheiten Gottes durch die Erfahrung mehr und mehr erhärten, und alſo die deutlichſten Zeugniſſe von ſeinem vollkommenſten Verſtande und Willen, die er ſelbſt in die Natur gepräget hat, dem menſchlichen Geſchlechte vor Augen legen können? Und nichts anders thun diejenigen, welche die Abſichten Gottes in der Natur erforſchen.

Wenn wir keine ſchläfrige Zuſchauer der Wirkungen der Natur ſind: So können wir leicht wahrnehmen, daß die natürlichen Dinge auf eine gewiſſe Art mit einander verknüpft

knüpft ſind, daß immer eins aus dem andern entſpringt, daß eins um des andern willen iſt, daß ſie insgeſammt in einer ſolchen Verhältniß, wie Mittel und Abſichten ſtehen. Wir ſind auch aus andern Gründen verſichert, daß die Hauptabſicht des weiſen Schöpfers bey Hervorbringung der Welt eine ſolche Ordnung und Einrichtung ihrer Theile erforderte, daß ſie insgeſammt in einem gewiſſen Zuſammenhange ſtünden, wodurch die beſondern Abſichten des Schöpfers erhalten, und mit der ſchönſten Zuſammenſtimmung in der letzten Abſicht alle vereinigt werden könnten. Durch die Vernunft ſind wir fähig, den Zuſammenhang der Sachen einzuſehen. Woferne wir nun in den Wirkungen der Natur die Hand des Schöpfers und deutliche Proben ſeiner Gottheit finden wollen: Wie können wir dieſes anders erhalten, als durch Beobachtung der Verknüpfung natürlicher Dinge, durch den rechten Gebrauch einer geübten Vernunft? Heißt dieſes vielmehr die Vernunft zu einer Richterinn über die göttlichen Werke ſetzen, oder ſie zu dem Endzwecke brauchen, wozu ſie uns der gütige Schöpfer ſelbſt verliehen hat?

Die beſten unter den Weltweiſen haben zu allen Zeiten dieſe Bemühung, die Abſichten der natürlichen Dinge zu unterſuchen, für die edelſte und nützlichſte gehalten, und zur Befeſtigung theils der natürlichen, theils der geoffenbarten Gottesgelahrtheit in den menſchlichen Gemüthern angewendet. Sie haben ſich aber dabey einen doppelten Endzweck vorgeſtellet. Einige haben durch die Betrachtung der Natur die Nothwendigkeit eines Schöpfers und Regenten der Welt nebſt ſeinen Vollkommenheiten und Eigenſchaften erweiſen wollen. So pflegete unter den älteſten Weltweiſen Sokrates ſeine Schüler zu unterrichten, und andere nach ihm, welche nur nicht anſtatt einer weiſen Vorſehung einen blinden Zufall verehreten, wendeten die Betrachtung der natürlichen Dinge zu eben dem Ende an*, ob ſie ſchon nicht alle hierinnen gleich glücklich waren. In den neuern Zei- haben Ray, Derham und einige andere dieſer Bemühung mit vielem Ruhme obgelegen. Andere Weltweiſe haben einen andern Endzweck dabey gehabt, nemlich die ſchon aus andern Gründen erkannten Lehren von Gott, durch das, was in der Natur angemerket wird, als durch klare Proben zu beſtätigen, die Richtigkeit ihrer Begriffe von den göttlichen Eigenſchaften gleichſam durch die Erfahrung darzuthun, und die Art zu zeigen auf welche dieſe Welt ein Spiegel der göttlichen Vollkommenheiten wird, welchen Endzweck auch der vornehmſte unſerer Weltweiſen durch ſeine Unterſuchung der Abſichten der natürlichen Dinge vollkommen erhalten hat.

Indeſſen da wir eine erſtaunenswürdige Mannigfaltigkeit der Geſchöpfe in dieſer Welt finden; da die Natur ein unerſchöpfliches Meer von Veränderungen und vom Ueberfluſſe in ſich begreift: So kann es wohl ſeyn, daß die Weltweiſen, in Betrachtung der Abſichten in der Natur, die Natur noch nicht erſchöpfet haben. Ja es ſind von den natürlichen Dingen noch verſchiedene übrig, deren Abſichten eine beſondre oder doch genauere Un-

---

* Siehe Xenophons Nachrichten von Sokrates 1 Buch, in dem Geſpräche mit dem Ariſtodem, und Cicerons 2 Buch von der Natur der Götter.

Unterſuchung verdienen. Ich weis nicht, ob ich unrecht thue, wenn ich auch die Blumen hierunter rechne. Es haben verſchiedene Naturkündiger die Art ihrer Zuſammenſetzung zu unterſuchen ſich befliſſen: Doch vielleicht haben ſie es nicht nöthig erachtet, bey der Menge anderer Dinge auch die Blumen auf allen Seiten zu betrachten, auf welchen man die natürlichen Dinge anſehen muß, wenn der Verſtand geſättigt und das Herz gerühret werden ſoll. Aber da die Blumen nicht weniger dazu gemacht ſind, daß ſie die Menſchen die göttlichen Vollkommenheiten lehren ſollen, als die größten Geſchöpfe, die wir in dem Himmel, oder auf unſern Erdboden bewundern: So ſcheint es der Mühe werth zu ſeyn, daß wir nicht allein die Entdeckungen der Naturkündiger erklären, ſondern uns auch dieſelben zu Nutzen zu machen ſuchen. Das iſt das Ziel gegenwärtiger Abhandlung, darinnen ich die Abſichten des Schöpfers bey Darſtellung der Blumen, und die damit verknüpften Pflichten vorzuſtellen geſonnen bin.

Ich ſetze zum Voraus, daß der Gott, den wir verehren, der Urheber dieſer Welt, und ein vollkommen vernünftiges und freyes Weſen iſt, welches niemals ohne Abſichten handelt; daß die Hauptabſicht der Erſchaffung dieſer Welt die Offenbarung ſeiner Vollkommenheiten iſt; und daß alles, was aus dem Weſen und der Natur der Geſchöpfe erfolget, unter die Zahl der göttlichen Abſichten in der Natur gehöret. Die beyden erſten Sätze wird jedermann zugeſtehen, wer nur die erſten Gründe der natürlichen oder der geoffenbarten Gottesgelahrtheit gefaſſet hat: Der letzte aber ſcheint einiger Erläuterung zu bedürfen. Weil man weis, daß die Menſchen, die etwas durch die Kunſt hervorbringen, ihre Werke anfangs nur zu einer gewiſſen Abſicht beſtimmet haben, und daß man nach und nach eben dieſelben zu vielen andern Sachen angewendet hat, woran ihre Erfinder niemals gedacht haben: So iſt man geneigt, auch von den Werken der Natur zu urtheilen, daß ſie nur zu einer gewiſſen Abſicht von Gott geſchaffen wären, und daß hernach der Witz der Menſchen ſich derſelben auch zur Erhaltung andrer Abſichten bedienet hätte. Niemand wird leugnen, daß die Abſicht des Schöpfers bey Erſchaffung unſerer Sonne die Erleuchtung und Erhaltung ihrer Planeten, und bey Hervorbringung des Waſſers die Nahrung der Thiere und der Pflanzen ſey: Aber insgemein zweifelt man doch, ob auch die genaue Eintheilung der Zeit, nach der ſcheinbaren Bewegung der Sonne, und die Treibung der Mühlen durch das Waſſer der Flüſſe göttliche Abſichten bey Darſtellung dieſer Geſchöpfe geweſen ſind. Man übereilet ſich ſehr; wenn man auf ſolche Art von den Werken des Menſchen auf die Werke Gottes ſchließen will. Der menſchliche Verſtand iſt von der Vollkommenheit des göttlichen Verſtandes unendlich weit entfernet. Der Verſtand Gottes ſtellet ſich alle Dinge auf einmal in der größten Deutlichkeit vor, und ſieht nicht allein das Weſen eines Dinges, ſondern auch zugleich alles das genau ein, was nur aus dem Weſen deſſelben fließt. Wenn nun dieſer vollkommenſte Geiſt die Hervorbringung einer Sache beſchließt: So muß er auch alles dasjenige wollen, was durch die Natur und das Weſen derſelben erfolgen, und erhalten werden kann. Daher iſt es klar, daß die Folgerungen aus dem Weſen der Geſchöpfe, und ſelbſt der Nutzen der natürlichen Dinge in den Künſten, göttliche Abſichten ſeyn müſſen, und daß Gott ſolche Geſchöpfe als Mittel hervorgebracht hat, dieſe Abſichten zu erreichen. Denn was heißt eine Abſicht anders, als das, was ein vernünftiges und freyes Weſen zu erhalten ſich beſtrebet? Da alſo dieſe Gründe, die ich hier angenommen, ihre Gewißheit haben: So laſſet uns nur die Blumen, dieſe Zierrathen der Natur, etwas genauer betrachten; laſſet uns ihre Verbindung, mit andern Dingen, um deren Willen ſie ſind, unterſuchen; laſſet uns endlich auf die Eigenſchaften ihres anbethenswürdigen Schöpfers, und auf unſre Pflichten, aufmerkſam ſeyn, welche uns dieſe künſtliche Geſchöpfe lehren werden.

Ich rede hier von den Blumen, in ſo weit ſie Theile der Pflanzen ſind. Eine vollkommene Blume, die am meiſten unſre Betrachtung verdienet, hat vier Theile, den Kelch, den Griffel, die Fäden, und die Blätter. Der **Kelch** iſt das unterſte Theil einer Blume; er iſt an dem Stiele der Blüthe befeſtigt; er iſt gleichſam das Band, welches die übrigen Theile der Blume verknüpfet und zuſammen hält, und das Kleid, in welches ſich die ganze Blume verhüllet, ehe ſie noch in dem Stande iſt, ſich vor uns ſehen zu laſſen; er iſt nach Beſchaffenheit verſchiedener Blumen bald zärter, bald ſtärker, und beſteht aus wenigern oder mehrern Blättern, welche bald ſchuppenweiſe, bald kronenweiſe, bald auf andere Art mit einander verbunden ſind.

Der **Griffel** iſt die Verlängerung des Stieles der Blume. In denen Blumen, welche ihren Samen in einem Behältniſſe eingeſchloſſen haben, geht er mitten durch dieſes Behältniß, und ragt oben über daſſelbe hervor. In andern Blumen, welche ihren Samen bloß tragen, ſitzt er mitten unter den Samenkörnern auf dem Stiele der Blume.

Endlich um den Griffel herum ſtehen die **Fäden** und die **Blätter**. Dieſe ſind eben dasjenige, was unſer Auge an den Blumen mit ſo vielem Vergnügen bewundert. Die Zärte der Fäden und ihrer geſchmückten Häuptchen, die verſchiedenen und prächtigen Farben der Blätter machen das meiſte von der unvergleichlichen Schönheit der Blumen aus. Aber ſollte nicht ihre Schönheit mit Nutzen verknüpft ſeyn? Laſſet uns dieſes unterſuchen.

Wenn wir den Blumen in ihrem Urſprunge und in ihrem Fortgange aufmerkſam folgen: So merken wir, daß ſie mit den Samen genau verbunden ſind. Wir wollen zuerſt unſre Augen auf den Kelch einer Blume werfen, und ſie gleichſam in ihrer zarteſten Kindheit betrachten. Da liegen Blätter, Fäden, Griffel und Samen in dem Kelche verſchloſſen und eingewickelt. Sie bleiben ſo lange in dieſem Zuſtande, bis die angenehme Wärme des Frühlings oder des Sommers die Blume aufſchließt. Wenn wir die Blume in dieſem Zuſtande erbrechen: So finden wir einen Samen, der noch ungemein jung und zart iſt, ſo daß wir ihn meiſtens mit bloſſen Augen nicht entdecken können. Wenn dieſer Same anfangs ganz frey der Luft, dem Regen, und den Stralen der Sonne unterworfen wäre; wie bald würde ihn nicht die rauhe oder kalte Luft erſticken, die Näſſe verderben, die Hitze verbrennen? Aber der Same der Pflanzen iſt der Natur viel zu lieb, als daß ſie das ſollte geſchehen laſſen. Deswegen hat ſie dem zärtlichſten unter den Samenkörnern den Kelch, als den ſtärkſten und dichteſten Theil der Blume, und die Blumenblätter, die über dem Samen liegen, zur Bedeckung und zur Beſchützung vor der Gefahr gegeben, welcher ſie in freyer Luſt ausgeſetzt ſeyn würden. Dieſen Nutzen hat nicht der Blumenkelch allein: Sondern wir finden auch bey verſchiedenen Pflanzen, ſonderlich wenn ihre Blumen von Kelchen entblößt ſind, daß die Blumenblätter allein faſt auf gleiche Art die Bedeckung ihres Samens ſeyn müſſen. Der Sonnenſchein und die warme Luſt breiten die Blumen aus*, der Abend und der Regen ſchließen ſie wieder zu. Dieſes geſchieht am meiſten im Anfange der Blühte, da der Same ſolcher Pflanzen noch zu jung und zart iſt, als daß er den Anfall einer rauhen Luſt, die des Morgens zu wehen pfleget, und die überflüſſige Näſſe des Regens vertragen könnte. Warum hat nun der Schöpfer die Blumen ſolcher Pflanzen mit dicken Kelchen umzäunet, oder mit ſolchen Blättern verſehen, welche geſchickt ſind, bey den Veränderungen der Luſt ſich von ſich ſelbſt aufzuthun, oder zu zuſchließen? Dürfen wir lange fragen, warum ſich die Menſchen Häuſer gebauet, und das Vieh Hölen zubereitet; wenn wir ſehen, daß ſie bey entſtandenem Sturm und Wetter, und vor der rauhen Luſt der Nacht, darein ihre Zuflucht nehmen?

Aber wir wollen doch genauer auf die Blätter der Blumen Acht geben: Wir ſehen, daß dieſe Blätter entweder den Samen umgeben, oder das Samenbehältniß einſchließen, oder auf denſelben befeſtiget ſind.

---

* Z. E. in den Tulipanen, in der Jalappa, im Pfaffenkraute, (dens leonis) Gauchheile (anagallis) Wegwarten (cichorium) Windenkraute (convolvulus) u. a. m.

Wir finden in den Blättern der Blumen, wie in andern Blättern eine große Menge einer bläſigen Materie, viele Luftlöcher und viele Faſen, welche geſchickt ſind, von außen Luft, Saft und Feuchtigkeit anzunehmen, und durch die Blätter fortzuleiten. Der Geruch, der Geſchmack, ſelbſt die Farben dieſer Blätter bezeugen genugſam, daß auch in der That ein beſonderer Saft in ihnen fließt, welcher aus verſchiedenen ölichten und ſalzigen Theilchen beſteht. Erforſchen wir die Beſchaffenheit der Samenkörner; ſo finden wir auch in ihnen eben ſolche Theilchen. Was hindert uns alſo zu ſchließen, daß die Blumenblätter dem Samen eben das ſind, was die andern Blätter der Pflanze ſind? Doch wir werden auch durch die Erfahrung in dieſem Schluſſe beſtärket. Die Blumenblätter ſehen wir eine ziemliche Zeit an dem Stiele der Blume ſtehen, ehe ſie abfallen. Sie verwelken nur erſt alsdenn und fallen ab, wenn der Same ſchon eine wirkliche Größe und Feſtigkeit erlanget hat. Wir können alſo nicht zweifeln, daß durch die Blätter der Blumen gewiſſe Säfte in den Samen der Pflanzen geleitet werden, und die Natur dieſe Canäle mit dem Samen zu ſeiner Nahrung ſo lange verbindet, bis er derſelben nicht mehr nöthig hat.

Der Griffel ſteht mitten unter dem Samen, ja in denjenigen Pflanzen, deren Same in beſondere Behältniſſe eingeſchloſſen iſt, finden wir die Samenkörner ganz genau an der Verlängerung des Griffels innerhalb dem Behältniſſe hängen. Da nun auch der Griffel aus vielen Faſern zuſammen geſetzt iſt, die ſich auch bey etlichen Pflanzen in dem Samenbehältniſſe in einen größern Raum ausbreiten; da er von außen viele Löcher zeiget: So fallen wir ungezwungen auf die Gedanken, daß auch der Griffel etwas von außen in den Samen zu leiten diene. Ja wir ſehen, daß dieſer Griffel unter allen Theilen der Blumen das dauerhafteſte Theil iſt, und eine lange Zeit unter oder auf der Frucht ſitzen bleibt. Die Erfahrung hingegen hat auch gelehret, daß die Früchte verſchiedener Pflanzen verdorben ſind, nachdem man ihren Blumengriffel zu zeitig abgebrochen hatte. Hierdurch werden wir noch ferner beſtätigt, daß der Griffel zum Fortkommen des Samens noch mehr als die Blätter nöthig ſey.

Um aber dieſes mit mehrerer Gewißheit zu erkennen: So laſſet uns doch das letzte und zärteſte Theil der Blume, die Fäden meyne ich, mit etwas ſchärfern Augen betrachten. Dieſe Fäden ſtehen auf dem Boden der Blume um den Samen herum. Auf ihren ungemein zarten Spitzen ſehen wir ihre Häuptchen ſtehen. Wenn wir die Beſchaffenheit dieſer Häuptchen erforſchen: So entdecken wir, daß ſie einen ſehr zarten harzichten Staub bey ſich führen, welchen ſie auch zu gewiſſer Zeit von ſich geben. Da dieſes nun alsdenn geſchieht, wenn er eine gewiſſe Reife erlanget hat, und da die Blumenblätter mit den Fäden eine genaue Verbindung zu haben ſcheinen: So iſt es wahrſcheinlich, daß wir hier auch einen neuen Nutzen der Blumenblätter entdecket haben, welcher darinnen beſteht, daß ſie den Staub der Häuptchen zu ſeiner Reife bringen helfen und bey manchen Pflanzen, indem ſie ſich zuſammen ſchließen, verhindern, daß er von jedem Regen nicht weggeſpielet werde. Daß dieſer Staub auf den Boden der Blumen, beſonders aber auf ihren Griffel, falle, wenn die Pflanze vom Winde oder ſonſt erſchüttert wird, das können wir bey vielen Pflanzen mit bloßen Augen wahrnehnehmen. Ja wir beobachten noch mehr, wenn wir verſchiedene Pflanzen mit einander vergleichen. Wie befinden, daß wir unrecht thun würden, wenn wir das Herabfallen dieſes Staubes auf das Haupt und den Körper des Griffels für einen nur ungefähren Zufall halten wollten, dabey die Natur keinen Endzweck hätte. Warum hätte denn die Natur in verſchiedenen Pflanzen die Fäden bald länger, bald kürzer, als den Griffel, gemachet? Warum ragen in allen Tulipanen, welche ihre Blumen gerade gegen den Himmel zu zukehren pflegen, die Fäden beſtändig weit über die Griffel hervor? Warum ſind in allen Lilien, deren Blumen ſehr tief zur Erde geneigt ſind, die Fäden viel kürzer, als die Griffel? Würden wir der Natur etwas falſches andichten, wenn wir ſagen, daß ſie deswegen die Fäden in dieſen nicht länger und in jenen nicht kürzer gemachet hat; weil ſonſt ihre Griffel von dem Staube ihrer Fäden nichts hätten genießen können? Aber wie geſchickt befinden wir nicht auch den Griffel, dieſe Stäubchen aufzufangen, wenn ſie auf ihn fallen? Wir ſehen, daß die gütige Natur ihn gleichſam mit Händen begabt hat, die er begierigſt aufthut, um dieſe Geſchenke von den Häuptchen ſeiner Fäden zu empfangen. Denn ſie hat ihn mit kleinen Spitzen beſetzet, oder mit rauhen Flecken umhenket, und mit einem leimichten Safte von außen überzogen, und auf allen Seiten mit kleinen Oeffnungen durchſtochen. Sollen wir alſo nicht ſagen, daß die Natur etwas umſonſt thut: So können wir nicht anders ſchließen, als daß der Griffel einer Blume durch ſeine inwendigen Hölen und Gänge entweder dieſe Stäubchen ſelbſt, die er ſo begierig auffängt, oder woferne ſie noch zu grob ſind, einen dünnern Saft und Geiſt, der ſich aus ihnen heraus ziehen mag, bis zu dem ihm anvertrauten Samen fortzuleiten dienet.

Was nützet aber dieſer Staub in dem Samen? Vielleicht ſoll er ihm die Fruchtbarkeit geben. Es iſt an dem, daß man in dieſem Stäubchen auch durch die beſten Vergrößerungsgläſer noch nichts entdecket hat, was man als eine Urſache der Fruchtbarkeit des Samens angeben könnte. Man hat noch nichts darinnen gefunden, welches einem ſolchen Keimchen ähnlich geweſen wäre, welches in einem Samenkörnchen verborgen liegen muß, wenn es fruchtbar ſeyn ſoll, und welches ſich durchbricht, wenn ſein Behältniß guter Erde anvertrauet wird. Wer weis aber nicht auch auf der andern Seite, daß die Natur lebendige Geſchöpfe nicht auf einmal darzuſtellen pfleget, ſondern ihre Gliedmaßen nach und nach aus einander wickelt, und viele Verwandlungen mit ihnen vornimmt? Wer findet einen menſchlichen Körper unter dem Vergrößerungsglaſe? Wer ſieht es einer Puppe an, in die ſich ein Seidenwurm verwandelt, wenn er ſich eingeſponnen, daß ſie einen ſchönen Vogel zu ihrer Zeit hervorbringen wird; ja wer findet dieſen Schmetterling unter den Ueberbleibſeln des erſten Thieres, wenn er die aufgeriſſne Puppe auch mit bewaffneten Augen durchſuchet? So wenig nun der Mangel der Erfahrung in dieſem Puncte dieſer Muthmaßung Eintrag thut: So ſehr wird ſie hingegen durch die längſt aus der Erfahrung beſtätigte Anmerkung aller Weltweiſen beſtärket, daß die Natur in ihren Wirkungen immer die Aehnlichkeit liebe. Denn da die Erzeugung aller übrigen lebendigen und mit Gliedmaßen begabten Geſchöpfe aus einem Eye geſchieht, welches von einem männlichen Samen iſt fruchtbar gemachet worden: So müſſen wir deſto geneigter werden, eine ähnliche Erzeugung der Pflanzen zu glauben, und ein jedes Samenkorn als ein Ey, dieſen Staub der Blumen aber als den männlichen Samen der Pflanzen, anzuſehen. Deswegen haben auch ſonſt alle unter den neueſten Naturlehrern dergleichen fruchtbarmachende Kraft dieſes Staubes angenommen, und der Ritter **Morland** hat dieſe Meynung durch ſinnreiche und ſorgfältige Verſuche beſtätiget.* Selbſt die gemeinen Erfahrungen ſtreiten für dieſe Muthmaßung. Wenn im Frühlinge ſtarke Regen fallen, welche die Stäubchen der Fäden verſchwemmen; ſo wird die beſte Hoffnung häufiger Früchte zu Schanden, welche die Menge der Blühten gemacht hatte. Wenn ein Gärtner in der Meynung die fruchtbaren Blühten der Melonen zu befördern, die tauben Blühten, welche dieſe fruchtbarmachenden Stäubchen mitten in ſich halten, aber keine Früchte bringen, zu früh abſchneidt, ehe dieſe Stäubchen reif werden und ſich durch ihre Oeffnung auf die fruchtbaren Blüthen zerſtreuet haben: So wird die Unvorſichtigkeit die Hoffnung des geizigen Gärtners betriegen. Dieſe Umſtände machen, daß wir mit nicht geringer Zuverſicht behaupten können, daß die Natur entweder die Stäubchen der Fäden ſelbſt, oder einen lebendigmachenden Geiſt, den ſie in ſich haben, durch die Canäle des Griffels in den Samen leitet, um ihn fruchtbar und geſchickt zu machen, das Geſchlecht ſeiner Pflanze zu erhalten.

---

* Siehe die Philoſophical Transactions. No. 287. Herrn Wolfs Gedanken von dem Gebrauche der Theile ꝛc. 7. Cap. Jmgleichen das Spectacle de la Nature Tom. 1. Entret. 14.

Da nun Blätter, Griffel und Fäden ſo einen ſtarken Einfluß in die Beſchützung, Nahrung, Fruchtbarmachung des Samens haben: So wird niemand leugnen können; daß die Blumen zum Samen ungemein nöthig ſind. Ja man kann noch mehr davon überzeuget werden, wenn man ſich durch die Erfahrung, die auch ſchon die Alten angemerket haben, * unterrichten läßt, daß man umſonſt Samen erwartet, oder wenigſtens umſonſt auf fruchtbaren Samen hoffet, wenn die Pflanzen ihrer Blumen eher beraubet worden ſind, als ſie ſie entbehren können. Die Blumen ſind alſo um des Samens willen. Das iſt die erſte, ja ich kann ohne Bedenken ſagen, die vornehmſte Abſicht Gottes bey Darſtellung der Blumen.

Ich komme nun auch zu dem mannigfaltigen Nutzen, den die Menſchen von den Blumen haben, und die ich ebenfalls zu den göttlichen Abſichten bey ihrer Darſtellung rechnen muß. Die Blumen erſtrecken die Dienſte, welche ſie uns leiſten, ſo weit, daß wir ſie niemals anders, als mit dankbarem Gemüthe anſchauen ſollten. Erſtlich, wenn wir ihren verſchiedenen Gebrauch unterſuchen werden: So werden wir finden, daß ſie zur Erhaltung und Bequemlichkeit des menſchlichen Lebens nicht wenig beytragen. Woher haben wir das Honig, die ſo angenehme Speiſe, den Zucker der Alten, das wir nicht allein mit Vergnügen genießen, ſondern auch als eine Arzney gebrauchen können? Woher, ſage ich, haben wir dieſes Honig ſonſt, als von den Blumen? Die

Blü-

---

* OVID. L. V. Faſtorum.

Flore ſemel laeſo pereunt viciaeque fabaeque,
Et pereunt lentes, aduena Nile, tuae.

Blühte der Bäume und anderer Pflanzen zieht die Schaaren der arbeitſamen Bienen, oft von weiten Orten herbey. Sie ſammlen aus den Blumen den köſtlichen Saft, den vortrefflichen Sirup, welcher durch keine menſchliche Kunſt zu bereitet werden kann, in ſolcher Menge, daß ſie ſich nicht alleine davon überflüſſig nähren, ſondern auch uns davon zu unſerm Nutzen vieles überlaſſen. Woher nähmen wir das Wachs, das in den Apotheken, in den Werkſtätten der Künſtler, in dem gemeinen Leben zur Verfertigung tauſenderley Dinge faſt täglich gebrauchet wird: Wenn unſre Fluren ohne Blumen wären? Eben die Bienen, dieſe Thierchen, welche die göttliche Güte uns auf eine beſondre Art als Dienerinnen zu gegeben zu haben ſcheint, daß ſie uns das verſchafften, was wir uns ſelbſt auf keine Art verſchaffen können, eben dieſe Bienen ſehen wir mit einer erſtaunenden Arbeitſamkeit und Geſchicklichkeit auf den Blumen beſchäfftiget, wenn die Stäubchen der Fäden auf den Boden der Blumen fallen. Sie nehmen ſolche mit ihren zarten und rauchen Füßen zuſammen, packen ſie ein, und tragen ſie mit ſich in ihre Wohnung fort, wo ſie ihn mit einer bewundernswürdigen Kunſt eine Feſtigkeit, Fähigkeit, und Form zu geben wiſſen, und eine ganz neue Materie daraus bereiten, welche ſie zu dem Baue ihrer Häuſer anwenden können. Dieſe Materie, die ſie uns ſchenken, oder die wir ihnen vielmehr rauben, erlangt unter unſern Händen die neue Geſtalt des Wachſes. Die Blumen ſind alſo der Urſprung dieſer Materie, die zur Erhaltung ſo wohl als zur Bequemlichkeit unſers Lebens ſo nützlich iſt. Noch mehr, aus den Blumen ſelbſt bereiten wir uns vieles, was zu unſrer Geſundheit und Ergötzung, zur Bequemlichkeit und zum

Wohlſtande gehört. Wir machen uns aus ihnen einen Staub, der unſre Zimmer und Schränke mit einem angenehmen Geruche erfüllen kann, wir verfertigen aus ihnen wohlſchmeckende Sirupe und Zuckerwerke. Wir machen aus ihnen Eſſenzen und abgezogne Waſſer, welche theils durch ihren durchdringenden Geruch, die ſtockenden Lebensgeiſter wieder in Bewegung ſetzen; theils der Geſundheit auf andere Art zuträglich ſind. Wir nehmen endlich auch aus ihnen manche Farben, und ſuchen ihnen durch die Kunſt und gleichſam mit Gewalt die Schönheiten abzuzwingen, welche die Natur in ſie ſo reichlich geleget hat.

Ich will hier nichts von dem Nutzen gedenken, den die Blumen zur Nahrung einiger Thiere haben; ſondern dafür noch einen beſondern Nutzen vorſtellen, welchen ſie den Menſchen gewähren, ohne daß es die meiſten ſelbſt wiſſen. Der gütige und weiſe Schöpfer hat die Pflanzen mit ſolchen Eigenſchaften verſehen, daß ſie dem menſchlichen Geſchlechte unumgänglich nöthig geworden ſind. Nicht allein zu unſrer Speiſe ſind ſie geſchickt: Sondern ſie ſind auch vornehmlich zur Erhaltung unſrer Geſundheit und folglich zur Friſtung unſers Lebens ſo gar nöthig. Denn ſie geben uns die bewährteſten Hülfsmittel wider die mannigfaltigen Gefährlichkeiten, denen unſer Leib ausgeſetzt iſt. Deswegen müſſen diejenigen, welche für die Geſundheit der Menſchen Sorge tragen, auch die Kräfte und Eigenſchaften der Pflanzen unterſuchen. Hierzu aber iſt nöthig, daß ſie jede Pflanze kennen und von andern zu unterſcheiden wiſſen. Es würde oft gefährlich ſeyn, wenn man ſich die Aehnlichkeit zweyer Kräuter, die ganz entgegen geſetzte Kräfte haben, verführen laſſen wollte, eines an ſtatt des andern zu gebrauchen; und es iſt bekannt genug, daß es giftige Kräuter giebt, welche mit andern heilſamen Kräutern viele Aehnlichkeit haben. Solche Kennzeichen aber, daraus man die Pflanzen mit Gewißheit von einander unterſcheiden kann, müſſen von den Theilen der Pflanzen ſelbſt genommen werden. So wenig nun ihre Stengel und Blätter geſchickt ſind, dergleichen untrügliche Kennzeichen abzugeben: So nützlich finden wir zu dieſer Abſicht ihre Blumen. Nach ihrem Unterſchiede kann man die Pflanzen mit der größten Gewißheit in ihre Geſchlechter und Arten vertheilen, eine Art von der andern unterſcheiden, und in die Kräuterlehre eine gewiſſe Ordnung einführen, deren Nutzen ſich hernach durch die ganze Arzneykunſt ausbreitet.

Doch es iſt noch ein Nutzen übrig, welchen die Menſchen von den Blumen ziehen; ein Nutzen, der ſo ſinnlich, ſo allgemein iſt, daß man mich vielleicht tadeln wird, daß ich es bisher verſparet habe, ihn zu erwähnen. Wer rechnet nicht unter den Nutzen, den uns die natürlichen Dinge gewähren, auch das Vergnügen, das ſie uns machen? Wem iſt aber nicht bekannt, daß die Schönheit der Blumen und ihr lieblicher Geruch uns im Frühlinge und im Sommer ein beſonderes Vergnügen verſchaffen? Wer hat ſich wohl jemals in wohlangelegten Gärten, oder auf ſchönen Wieſen, wo die Natur ganz allein die Gärtnerinn iſt, befunden, der nicht ſeine Augen an der ſchönen Mannigfaltigkeit der bunten Farben in verſchiedenen Blumen vergnüget und ſich an dem angenehmen Geruche ergötzet hätte, womit die Luft von ihnen ganz erfüllet wird? Die Pflanzen ſind zwar an ſich ſelbſt ſchön und bewundernswürdig: Doch ihre Schönheit wird ungemein vermehret, ſo bald ſie nur anfangen, ihre

Blumen zu zeigen. Ihre Blühte ziehet die Menſchen aus den Häuſern und Städten in die Gärten und Felder. Der Landmann lohnet ſich ſelbſt, nach vergangner Hitze des Tages ſeine ſaure Mühe in der kühlen Abendluſt mitten unter den Blumen. Die durch Arbeit ermüdete Sinnen werden durch die Annehmlichkeit der Blumen gleichſam wieder erquicket. Ihre muntere Farben machen ſelbſt den Geiſt fröhlich und munter. An den fröhlichſten Feſten der Menſchen haben die Blumen ihren Antheil. Die Alten bedienten ſich ihrer als einer Zierrath ihrer Gaſtmahle, und noch heute zu Tage pflegen wir die ermüdete Luſt eines Gaſtmahles durch den letzten Auftrag mit Blumen gezierter Früchte gleichſam wieder zu ermuntern. Selbſt die Schönen trauen ihrer Schönheit nicht ſo viel Reizungen zu, daß ſie nicht einige von den Blumen borgen wollten, deren ſie ſich in ihrem oft koſtbaren Schmucke bedienen. Das Vergnügen, welches unſre Sinnen aus den Blumen ſchöpfen, macht uns ſo begierig nach ihnen, daß wir nicht erwarten können, bis die gelinde Luſt des Frühlings die Blumen aus dem erwärmten Schoße der Erde treibet, ſondern daß wir ihren Wachsthum vor der Zeit durch die Kunſt befördern; ja daß wir uns aus Wachs etwas verfertigen, das ihnen ähnlich iſt, wenn uns die traurige Jahreszeit, der Winter, dieſelben verſaget.

Die Schönheit der Blumen iſt ſo reizend, daß ich die Betrachtung derſelben nicht ſo leicht wieder verlaſſen kann. Sie führet mich auf eine Anmerkung, die mit meinem Vorhaben viel zu genau verbunden iſt, als daß ich ſolche mit Stillſchweigen übergehen ſollte. Zwey Dinge ſind es, die ich nicht genug bewundern kann, wenn ich die Reizungen der Blumen überlege; erſtlich die allgemeine Zuſammenſtimmung aller Menſchen in dem Urtheile von der Schönheit der Blumen; anderntheils das Vorrecht der menſchlichen Seele, von ihrer Schönheit gerühret zu werden. Ich ſehe, daß ſonſt die Menſchen in ihren Urtheilen, welche die Schönheit gewiſſer Dinge betreffen ſo ſehr unterſchieden ſind. Was man nur erſt für ſchön gehalten hat, das ſieht man in kurzem kaltſinnig an, ja endlich bekömmt man gar einen Ekel davor. Wie oft verändern wir nicht dasjenige, was wir in der Sprache, in der Muſik, in unſerer Kleidung, in unſerm Schmucke für ſchön und artig halten? Kaum iſt eine Mode allgemein geworden: So fängt ſie uns ſchon an ekelhaft zu werden. Es wird etwas neues erdacht, und das gefällt ſo gleich beſſer. Dieſes Schöne beſteht wiederum nur kurze Zeit, und etwas Altes, welches vor langer Zeit für häßlich gehalten wurde, welches faſt ganz in die Vergeſſenheit gerathen war, das kömmt wieder auf, das fängt wieder an zu gefallen, das vertreibt dasjenige aus unſerm Wohlgefallen, was erſt vor kurzem mit allgemeinen Beyfalle war aufgenommen worden. Da ein Menſch in der Beurtheilung der Schönheit veränderlich iſt: So iſt leicht zu denken, wie ſehr ſich der Geſchmack der Menſchen durch ganze Jahrhunderte verändern müſſe. Wie lächerlich kömmt uns itzo der Putz und der Aufzug vor, in welchem unſre Vorfahren vor hundert Jahren einander ungemein gefielen? Wie witzig müſſen ſich nicht unſre Alten zu ſeyn gedünket haben, wenn ſie in ihren Gebäuden, die uns aus den letzten Jahrhunderten noch übrig ſind, die Einrichtung, die Zierrathen erfunden haben, die uns itzo ſo ungereimt, ſo abgeſchmackt vorkommen? Ueber dieſes wer weis nicht, wie verſchieden in den meiſten Dingen der

Geſchmack bey verſchiedenen Völkern iſt, auch bey ſolchen, die zu einerley Zeit leben? Wie kömmt es nun, daß bey einer ſolchen Unbeſtändigkeit des Geſchmackes dennoch die Blumen zu allen Zeiten, von allen Völkern für Zierathen der Natur gehalten worden ſind, und daß ſie jedwedem gefallen, dem ſie einmal gefallen? Es ſind keine Moden unter ihnen: Die Natur bringet ſie alle Jahre in einerley Kleidung, mit einerley Putze, unter einerley Geſtalt wieder hervor. Die Roſen haben vor tauſend Jahren nicht anders ausgeſehen, als heuer, und die Lilien haben zu allen Zeiten dieſe Einfalt und dieſe Schönheit mit einander verknüpft gehabt, die wir noch itzo an ihnen bewundern. Gleichwohl haben die Blumen den Morgenländern, und den Europäern, den Griechen, und den Römern allezeit gefallen. Allen Dichtern bey dieſen Völkern, die zu unterſchiedenen Zeiten gelebet, haben die Blumen zu reizenden Beſchreibungen des Schönen und des Angenehmen dienen müſſen. Die Blumen ſind bey ihnen allemal die Zierde ihrer Gaſtmahle, ihrer Tempel, ihrer Altäre, ihrer Opfer geweſen. Und wie allgemein noch heute zu Tage das Vergnügen ihrer Schönheit iſt, wie ſehr wir uns noch immer bemühen, in unſre Kleider, in unſern Schmuck, in unſre Gemälde und Statuen, kurz faſt in alle Werke der Kunſt, die nur gefallen ſollen, Blätter und Blumen zu miſchen, wie ſorgfältig wir unſre Gärten, unſere Tempel, unſre Zimmer, entweder mit lebendigen oder mit künſtlichen Blumen ſchmücken, wie wir uns ihrer noch immer bey den fröhlichſten Begebenheiten zu bedienen pflegen, das iſt eine Sache, die jedermann bekannt iſt. Was iſt nun die Urſache, daß wir, die wir uns in ſo manchen Urtheilen von den Alten trennen, in dieſem ſein Stücke noch nicht von dem Geſchmacke der Alten abgewichen ſind? Wie kömmt es, daß die verſchiedenen Völker, die noch itzo neben uns faſt die halbe Fläche der Erdkugel bewohnen, und die in ihren Sitten, Trachten, Speiſen, Gebäuden ſo einen mannigfaltigen Geſchmack haben, dennoch alle in dem Urtheile von der Schönheit der Blumen mit uns zuſam̃en ſtim̃en? Wer entdeckt mir die Gründe der Eintracht dieſes Geſchmackes bey allen Menſchen und zu allen Zeiten? Hernach, wer ſaget mir, wie es zugeht, daß da die unvernünftigen Thiere uns doch bey manchen Gelegenheiten Zeichen ihres Vergnügens über gewiſſe Dinge geben, nur die menſchlichen Seelen das Vorrecht erlanget haben, daß ſie von der Annehmlichkeit der Blumen gerühret werden? Wir ſehen das Vieh auf der Weide, die mit den ſchönſten Blumen pranget, unter ſo vielen Schönheiten ganz kaltſinnig einher gehen. Sie verſchonen die Blumen ſo wenig, als das Gras, ſie treten mit ihren Füßen beydes zu Boden, und mit ihren Zähnen mähen ſie die Blätter der Kräuter und ihre Blumen gleich gelaſſen ab. Wollte man dieſe Urſache anführen; weil nur die menſchliche Seele das Vermögen hat, die Vollkommenheiten der Dinge durch die Vernunft zu begreifen: Wie geht es aber zu, daß auch ein Kind, bey dem ſich noch faſt nicht der geringſte Gebrauch der Vernunft äußert, durch beſondre Zeichen eines Vergnügens an den Tag leget, daß eine ſchöne Blume, die man ihm vorhält, auch für daſſelbe ſchon ihre Reizungen habe? Entſpringt bey uns das Vergnügen an den Blumen bloß aus dem lebhaften Eindrucke, welchen die Pracht ihrer Farben, und die Proportion ihrer zarten Theile in unſere Sinnen machet: Warum entſteht nicht daraus eine gleiche Wirkung bey den andern Thieren, deren Augen eben ſo, wie unſere gebauet ſind? In dieſer Unwiſſenheit bin ich nichts vermögend einzuſehen: Ich will mich auch nicht bemühen, die verborgne Kraft zu entdecken, wodurch die Blumen in den Herzen aller Menſchen ſolche angenehme Regungen hervorzubringen fähig ſind.

Doch aus aller dieſer Ungewißheit leuchtet mir eine Wahrheit ſo hell in die Augen, daß ich nicht umhin kann, dieſelbe hier anzumerken. Ich weis, daß der groſſe Schöpfer dieſes Ganze als einen Spiegel ſeiner unendlichen Vollkommenheiten hervor gebracht hat. Alles, was ſeine Hände gebauet haben, iſt gut, und vollkommen in ſeiner Art. Aber in dieſen Spiegel zu ſchauen taugeten keine andere Geſchöpfe, als denkende Weſen. Unter der erſtaunenden Menge der Geſchöpfe ſehe ich nur zweyerley Arten von Körpern, die mit denkenden Weſen auf eine unerkannte Weiſe verknüpft ſind, die Körper des Viehes, und die Körper der Menſchen. Jene, da ſie nur deswegen waren hervorgebracht worden; weil es theils nicht gut war, daß ſie nicht wären, theils weil ſie den Menſchen nützlich ſeyn ſollten, bekamen von ihrem Schöpfer nur ſolche Seelen, in denen man keine andern Regungen entdecket, als welche ſie zur Erhaltung ihres Lebens und ihres Geſchlechtes antreiben. Die menſchlichen Körper aber, da ſie an ſich vollkommener waren, als jene, hatten auch den Vorzug, daß ſie mit ſolchen Seelen verknüpft wurden, die der Schöpfer würdig ſchätzete, ihnen die Abbildung ſeiner Vollkommenheiten in der Welt zu zeigen. Dieſe waren mit der Vernunft ausgerüſtet, und in dieſe hatte er über die Regungen, welche ſie mit den Seelen des Viehes gemein haben, noch einen beſondern und unvergleichlich edlern Trieb geleget, das Vergnügen meyne ich, aus den Empfindungen der Ordnung, der Proportion, und der Vollkommenheit der Dinge. Dieſer Trieb ſollte ſie verbinden und bewegen, ihre Vernunft zu Erlangung derjenigen Abſicht zu gebrauchen, in welcher ſie der Schöpfer aus ihrem Nichts hervor gezogen, und mit ſo vollkommenen Körpern verknüpfet hatte. Und weil alle menſchliche Seelen in dieſer Abſicht waren erſchaffen worden: So war auch von dem Schöpfer in gewiſſe natürliche Dinge die verborgene Kraft geleget worden, dadurch ſie vor vielen andern ihre Proportion und Vollkommenheit allen Menſchen empfindlich machen, und auch bey den Einfältigſten ſo wohl, als den Verſtändigſten, den heilſamen Trieb erwecken können, der ihnen allen natürlich iſt. Warum ſind alſo die Blumen, die vornehmlich unter dieſe natürliche Dinge gehören, von denen ich nur erſt geredet habe, warum ſind die Blumen allen Menſchen ſo ſchön, daß uns die meiſten zu keinem andern Ende, als zur Ergötzung unſers Geſichts gemacht zu ſeyn ſcheinen? Will man ſagen, weil ſie nicht anders haben ſeyn können: So weis ich nicht, wie man das beweiſen kann. Wer weis denn, ob durch die Blumen nicht eben die Abſicht hätte in Anſehung des Samens erreichet werden können, die wir oben erkannt haben, wenn ſie gleich andere Figuren, weniger Verzierungen, geringere Schönheit bekommen hätten? Wer weis denn, ob die Blumen nicht noch eben das ſeyn könnten, was ſie itzt ſind, wenn ſie gleich unſer Gemüth weniger rühreten? Aber das erkenne ich mit Gewißheit, daß Gott deswegen den Blumen ſo viele Reizungen für alle Menſchen gegeben hat, damit ſie erſtlich die Augen aller Menſchen auf ſich zögen, und alsdenn in dieſelben einige Stralen ſeiner

Vollkommenheiten zurück wärfen, welche auf ſie, als auf ein ſonderbares Theil dieſes großen Spiegels der göttlichen Herrlichkeit, fallen. Sie ſollen uns erſtlich durch ihre Schönheit an ſich locken, und hernach unſre Lehrerinnen werden, und unſre Vernunft von dem, was wir an ihnen ſehen und bewundern, auf dasjenige führen, was wir nicht ſehen, und was doch unſerer Bewunderung unendlich würdiger iſt. Alle Dinge in der Natur ſind geſchickt, uns zu unterrichten; weil aus allen Ordnung, Abſichten, Weisheit hervorleuchten: Doch einige ſind geſchickter hierzu als andere; weil ſie uns aufmerkſamer und lehrbegieriger zu machen fähig ſind. Dieſe ſcheinen uns gleichſam von freyen Stücken zu ſich zu rufen und uns ihre Lehren auf das freundlichſte anzubiethen. Wenn nur nicht die meiſten Menſchen halb ſchlafende Zuhörer dieſer Lehrerinnen wären! Wenn nur nicht die meiſten bey dem ſinnlichen Vergnügen über natürliche Dinge des hohen Vorrechtes der menſchlichen Seele vergäßen, die allein geſchickt iſt, in den Schönheiten der Natur die Schönheiten des vollkommenſten Weſens zu erblicken! Es iſt gewiß: **Jedwedes Blatt hat einen Mund**, iedwede Blume redet uns an, und ſaget uns etwas. Wie aber? haben wir keine Ohren für die Stimme? ſind wir nicht geſchickt, ihre Sprache zu verſtehen? Ach ja, dieſe Sprache iſt ſo deutlich, daß ſie jedermann verſtehen muß, der ihnen nur aufmerkſam zuhöret. Ich will mich bemühen, ein Ausleger der Worte zu werden, mit welchen uns die Blumen unterrichten.

Ihr betrachtet uns mit vielen Vergnügen, o ihr Menſchen, die ihr ſo viel edlere Geſchöpfe ſeyd, als wir. Eure Aufmerkſamkeit gefällt uns, und verbindet uns, euch alle unſre Vortrefflichkeiten zu zeigen. Sehet zuerſt die künſtliche Zuſammenſetzung aller unſrer Theile. Wie dünne ſind nicht unſre Blätter, die doch ſehr feſt mit einander oder mit unſerm Kelche verknüpft ſind, und, die oft zugleich viele unterſchiedene Materien in ſich haben, welche in euren Augen die Empfindungen von ſo verſchiedenen Farben zugleich erregen? Wie zart ſind nicht unſre Fäden, wie ſchwach ihre Spitzen, die doch ihre Häuptchen tragen? Wie künſtlich ſind nicht in dieſen Häuptchen gewiſſe Kämmerchen zubereitet, in welchen ungemein zarte Stäubchen gebildet werden? und welche ſich aufſchließen, wenn dieſe Stäubchen reif ſind? Mit welcher Kunſt ſind nicht unſre Griffel verfertigt? Sehet nur, wie einige Faſern von unſern Stengeln abgeleitet werden, die mit einander genau verbunden und doch ſo weit von einander abgeſondert ſind, daß zwiſchen ihnen noch die zärteſten Hölen und Canäle bis zu dem Samen fortgehen. Wer iſt unter euch, der den Ruhm des witzigſten und künſtlichſten hat? Laſſet es ihn verſuchen, ob er durch die Kunſt ſolche Dinge hervorbringen kann, die uns ähnlich ſind. Erweget doch, wie viel Mühe die Natur ſich mit uns giebt, ehe ſie uns in den Stand ſetzet, daß wir uns vor euch ſehen laſſen können, welches ſie doch alle Jahre thut. Aber bedenket auch, wie erſtaunend die Mannigfaltigkeit unſrer Geſtalt iſt. Unſre Anzahl iſt unendlich groß: Doch ſind wir unter einander ſo ſehr unterſchieden. Wir theilen uns in faſt unzählige Arten ein, davon eine jede in der Beſchaffenheit der Theile, in ihrer Proportion, in ihrer Zuſammenſetzung, in ihrer Figur, in ihren Farben etwas beſonders hat. Uns alle, die wir ſo künſtlich gebildet ſind, hat unſer Schöpfer in ſo erſtaunender Mannigfaltigkeit hervorgebracht. Bewundert ihr nicht, o ihr Menſchen, in uns, ſo klein wir ſind, die Gröſſe ſeiner Macht? Oder bildet ihr euch wohl ein, daß wir Wirkungen eines ungefähren Zufalles und einer blinden Nothwendigkeit wären. Was unſtreitig wegen eines andern iſt, und was augenſcheinlich auf einen gewiſſen Nutzen zielet, kann das von ungefähr geſchehen, oder muß es mit Fleiß und Ueberlegung gemacht worden ſeyn? Sehet ihr nun aber nicht, daß uns der, der uns im Anfange gemacht hat, zum Nutzen des Samens hervorgebracht hat? Deswegen hat er unſre Blätter aus Röhrchen und Bläschen zuſammen geſetzet, wodurch ſie von außen Luft und Säfte an ſich ziehen und in den Samen fortleiten könnten, damit ſeine Behältniſſe ernähret und erweitert würden. Was hätte aber der Same genützet, wenn er nicht fruchtbar geweſen wäre? darum müſſen unſre Fäden in ihren Häuptchen eine Menge der zärteſten Körnchen tragen, in welchen eine fruchtbarmachende Kraft verſchloſſen iſt. Und was hätten dieſe Körnchen dem Samen geholfen, wenn ſie nicht in ihr hinein gebracht worden wären? Hier ſehet ihr aber unſre Griffel, welche mit ihren Häkchen dieſe Stäubchen, wenn ſie von den Gipfeln der Fäden herunter fallen, oder in die Höhe ſpringen, auffaſſen und vermittelſt des Saftes, womit ſie überzogen ſind, dieſelben genau an ſich leimen, und durch ihre inwendigen Canäle in die Samenkörnchen leiten, die ſo feſt und genau an ihnen liegen; weil ſie von ihnen gleichſam ihr Leben hoffen. Erkennet ihr nicht eine weiſe Ueberlegung, die auf dieſer Einrichtung hervorleuchtet? Ueber dieſes ſcheint euch das nicht den Werke einer Fürſehung ähnlich zu ſeyn, daß die meiſten unter uns, da ihre Theile anfangs allzuzart ſind, die

Kelche gleichſam zu Windeln bekommen haben, worinnen ſie ſo lange eingewickelt liegen, bis ſie einige Feſtigkeit erlanget, und von auſſen eine gelindere Luft empfinden; andere hingegen, die ohne Kelche ſind, mit dichteren und ſtarkeren Blättern verſehen ſind, die noch dazu ſo künſtlich gebildet werden*, daß ſie von der äuſſern Luft aufgethan und zugeſchloſſen werden können, damit der noch junge Same nicht nur genähret, ſondern auch beſchützet werde? Findet ihr nicht die Spuren einer Weisheit, die nichts umſonſt thut, hierinnen, daß diejenigen von unſern Theilen, welche zur Nahrung des Samens und zur Bildung der Stäubchen das Ihrige beygetragen haben, erſterben, und die übrigen noch bleiben, die zum Nutzen des Samens noch länger nöthig ſind? Zudem erweget die Verknüpfung, die wir mit eurem eignen Leben haben. Wir ſind des Samens wegen hervorgebracht: Aber der Same iſt deswegen alle Jahre, ſo lange die Erde ſteht, erneuert worden, damit die Geſchlechter der Pflanzen nicht untergiengen. Nun denket nach, daß ihr alles verlieren würdet, wenn ihr die Pflanzen verlieret. Mit ihnen würdet ihr das entbehren müſſen, was die mannigfaltigen Krankheiten eures Leibes heben kann, was euch bekleidet, was euch vor Wind und Wetter, Froſt und Hitze decket; mit ihnen würde das Geſchlecht der Thiere, ja alle eure Nahrung untergehen. Iſt es nicht augenſcheinlich, daß die Pflanzen deswegen da ſind, damit ihr dieſe Erde bewohnen könnet? Iſt das aber nicht ein unverwerfliches Zeugniß von der

---

* Siehe Herrn Wolfs Gedanken von den Abſichten der natürlichen Dinge. 3. Cap. §. 133.

Weisheit deſſen, der uns die Pflanzen, und euch gemacht hat, daß er zu ſeinen Abſichten ſo vollkommne Mittel wählet, und ſo mannigfaltige Abſichten ſo genau mit einander verknüpfet? Gönnet uns noch einen Augenblick eure Aufmerkſamkeit: So ſollet ihr auch die Güte unſers Schöpfers ſehen, die ſich in uns ſpiegelt. Denn erſtlich wenn ihr dasjenige Weſen für gütig haltet, welches Dinge hervorbringt, die alle Vollkommenheiten beſitzen, welche ſie nur haben können: So nennet uns etwas, das ihr in der Natur vollkommen haltet, dem wir in dieſen Ruhme weichen müßten. Alles was in uns iſt, trägt das Seinige zu dem Endzwecke bey, weswegen wir gemacht ſind. Nichts dürfte in uns fehlen: Sonſt würde das Wachsthum, und die Fruchtbarmachung des Samens nicht erhalten. Keines von unſern Theilen iſt den andern in ihren Wirkungen zuwider; es iſt in uns die ſchönſte Ordnung, die ſchönſte Zuſammenſtimmung. So vollkommen euer Auge, ſo vollkommen euer ganzer Leib gebauet iſt, ſo vollkommen ſind wir auch in unſrer Art. Hernach wenn ihr nur denjenigen für gütig erkennen wollet, der euch ſelbſt Wohlthaten erzeiget: Wieviel Gutes können wir euch nicht erzählen, das euch der Schöpfer durch uns wiederfahren läßt? Sehet ihr nicht, wie viel Gutes ihr von den Pflanzen ziehet, die durch uns erhalten werden? Dienen euch nicht unſre Blätter zu heilſamen Arzneyen. Sind es nicht unſre Säfte, aus welchen euch die Bienen das Honig zur Speiſe und Erquickung zubereiten? Hat uns nicht der gütige Schöpfer mit ganz beſonderer Sorgfalt zu Zierrathen eures Wohnplatzes und zur Luſt eurer Augen gemacht? Daß euch dieſe Luſt überall nachfolgete, wohin ihr nur gehen möchtet: So müſſen wir überall auf den Bergen ſo wohl, als in den Thälern, auf den Auen, mitten in den Feldern, ja auch in den Wäldern und Wüſten zu eurem Vergnügen bereit ſtehen. Damit ihr aber dieſes Vergnügen durch das gröſte Theil des Jahres genießen möchtet: So hat uns die Vorſehung, da ſie wußte, wie kurz unſre Dauer wäre, verbothen, auf einmal zu erſcheinen, und uns beſtändige Geſetze vorgeſchrieben, nach welcher wir uns in unſrer Folge auf einander richten müſſen, bis uns der Winter gänzlich euren Augen entziehet, der euch unſre Schönheit, wenn wir wiederkommen, durch das Verlangen nach uns von neuem deſto angenehmer machen muß. Endlich damit euch unſere Aehnlichkeit keinen Ekel erweckete: So müſſen diejenigen von uns, die zugleich auf den Schauplatz treten, in tauſend unterſchiedenen Geſtalten erſcheinen, und durch ihre mannigfaltigen Farben, die theils einander erheben, theils ſich in einander verlieren, theils gegen einander ſtreiten, euren Augen den allerangenehmſten Anblick verſchaffen. Ueber dieſes alles empfindet ihr noch unſre Geſchicklichkeit, euch auch durch den Geruch zu ergötzen. Aber erweget doch auch dabey, wie gütig Gott hierinnen für euch geſorget hat, daß euch auch dieſes Vergnügen recht empfindlich werden möchte. Denn da die zarten Theilchen, welche aus uns beſtändig ausdünſten, keine Empfindung bey euch verurſachen können, woferne ſie nicht in der Luft enge beyſammen gehalten und bis zu den Gliedmaßen des Geruches getragen werden: So hat er die Natur der Dinge ſo eingerichtet, daß er in den Morgenſtunden und Abendſtunden, in welchen euch aus vielen Urſachen das Spatzierengehen am angenehmſten ſeyn muß, unſre Ausdünſtungen, die ſich des Tages über hin und her zerſtreuen, in der kühlen Luft enger zuſammen gebracht werden, * damit eure Naſen lebhafter von ihnen gerühret, und eure Sinnen des Morgens zur Arbeit geſtärket, des Abends aber nach der Laſt und Mühe des Tages wieder erquicket würden. Könnet ihr nun bey ſo vielem Guten, das ihr durch uns erlanget, bey ſo vielen Ergötzungen, die wir euch machen, uns für etwas anders als für Werkzeuge der Güte eures Schöpfers halten, welcher gewollt haben muß, daß ihr dieſe Erde, darauf ihr herrſchet, glücklich und vergnügt bewohnen ſolltet?

Mit ſo wichtigem Unterrichte laſſen uns die Blumen von ſich. Vortreffliche Lehrerinnen! Wie reichlich belohnet ihr uns die Mühe, die wir angewendet hatten, euch zu betrachten! Ihr erfüllet nicht allein unſern Verſtand mit den angenehmen Vorſtellungen der größten Vollkommenheiten: Sondern eure Lehren laſſen auch in unſern Herzen ſolche Triebe zurück, welche den Grund zu unſrer Glückſeligkeit legen! Wir würden nicht würdig ſeyn, den Namen vernünftiger Seelen zu führen, woferne wir dieſe Triebe in uns erſticken wollten. Es iſt eine nothwendige Verknüpfung der Vollkommenheiten Gottes mit unſern Pflichten, und die heilſamſte Anwendung der Vernunft beſteht in der Bemühung, dieſe Verknüpfung zu entdecken. Dadurch erlangen wir Bewegungsgründe, die uns zur Beſtärkung im Guten dienen, und die Ausübung der Tugend erleichtern, welche der einzige Weg iſt, den uns Gott zu unſrer Wohlfahrt gegeben hat. Mit welchem Rechte könnten wir uns vernünftige

---

* Siehe Herrn Wolfs Gedanken von den Abſichten. 3. Capitel §. 131.

nünftige Schüler der Blumen nennen, wenn wir den wichtigen Nutzen ihres Unterrichts unbedachtſamer weiſe aus den Händen lieſſen, und da ſie uns von einigen Vollkommenheiten Gottes ſo lebhaft überzeuget haben, die Pflichten nicht in Erwegung zögen, die damit verknüpfet ſind?

Es iſt faſt nicht möglich, aus der Schule der Blumen wegzugehen, und nicht in dem Herzen die Regungen der Dankbarkeit und Liebe gegen den Schöpfer mit ſich zu nehmen. Die Regungen der Dankbarkeit, da ſie uns ſo viele Wohlthaten zu Gemüthe führen, womit uns Gott beglücket; die Regungen der Liebe, da ſie uns die lebhafteſten Bilder ſeiner Schönheiten eindrücken. Denn was iſt ſchöner, als die Weisheit? Was iſt herrlicher, als die Macht? Was iſt aber liebenswürdiger, als eine Macht, die zu unſerm Beſten wirket, eine Macht, die nur durch die Güte belebt wird? Da uns nun die Blumen dieſe Vollkommenheiten in Gott mit einander verbunden zeigen: Wie lebhaft erinnern ſie uns nicht unſrer Pflicht, ihn zu lieben? Zudem, da wir an den Blumen ſo viel Schönheiten wahrnehmen, die uns allen ſo reizend vorkommen: Wie billig iſt es nicht, zu ſchlieſſen, daß Gott, deſſen Verſtand die Quelle alles Schönen iſt, unendlich ſchöner ſeyn muß. Ja, preiswürdiger Schöpfer, wir müſſen dich ſchon hier bey der ſchwachen Erkenntniß von deiner Vollkommenheit mehr als alles lieben! Aber, o wie liebenswürdig wirſt du uns erſt werden, wenn unſer Geiſt, der deine Schönheit itzt nur noch als durch Wolken und Nebel ſchauet, dereinſt von den Stralen deines Lichtes umgeben ſich in deiner Erkenntniß ohne Aufhören vollkommner machen wird!

Die zweyte Pflicht, wozu uns der Unterricht der Blumen Bewegungsgründe ertheilet, iſt das Vertrauen auf Gott. Dieſe kann ich hier um ſo viel weniger mit Stillſchweigen übergehen, da der gröſte Lehrer unſrer Pflichten, Chriſtus ſelbſt, dieſe Pflicht als eine Folge aus einer vernünftigen Betrachtung der Blumen angeführet. Denn da er uns zu dem Vertrauen auf Gott ermahnen will: * So befiehlt er uns die Lilien zu betrachten, die mit ſolcher Zierde in ihren Blättern und Blumen prangen, daß auch, nach ſeinem Urtheile, der gröſte unter den morgenländiſchen Königen in ſeinen prächtigſten Kleidern ihre Schönheit nicht erreichet hat. Und in der That hat die Natur in nichts eine kräftigere Ermunterung zu dieſer Tugend geleget, als in die Blumen. Denn was iſt in uns eine gewiſſe und freudige Hoffnung des Guten, des wir von Gott zu erlangen wünſchen, zu erwecken geſchickter, als dasjenige, was uns von ſeiner Weisheit, Güte und Macht zugleich überzeuget? Kennet ſeine Weisheit nicht nur alles, was uns gut iſt, ſondern auch die beſten Mittel, ſolches zu erhalten; machet ihn ſeine Güte willig, uns alles Gute zu verleihen, deſſen wir nur in Anſehung der Umſtände darinnen wir uns befinden, theilhaftig werden können; ſetzet ihn ſeine Macht auch wirklich in den Stand, uns das Gute zu geben, das er uns zu geben geneigt iſt: Was können wir mehr für Gründe zu der Gewißheit dieſer Hoffnung verlangen? Aber mit welchem Rechte können wir zweifeln, ob derjenige, der die Blumem mit vieler Weisheit zur Beförderung, zur Beſchützung, zur Frucht-

---

* Matth. VI. 28. 29. 30.

Fruchtbarmachung des Samens geſchickt gemachet, der zur Erhaltung unſers Lebens ſo vollkommene Mittel erwählet, und mit einander verknüpfet hat, auch das andere verſtehe, was uns gut iſt, und die Mittel kenne, die uns dazu führen, und das Uebel, das uns begegnet, zu guten Abſichten lenken werde? Mit welchem Scheine der Wahrheit können wir uns überreden, daß Gott, der unſern Sinnen an den Blumen ſo viel Vergnügen gegönnet hat, unſerm Geiſte ein wahres und ewiges Vergnügen misgönnen werde; oder da es ſeine Luſt geweſen iſt, das Gras, welches heute blühet, und morgen in den Ofen geworfen wird, ſo prächtig zu zieren; wie können wir uns einbilden, daß es nicht auch ſein ernſter Wille ſey, unſre Seelen, die vollkommenſten Werke ſeiner Hände, mit allen Vollkommenheiten zu zieren, deren ſie fähig ſind, woferne wir uns nur nicht ſelbſt dazu unfähig machen? Und endlich da er uns in den Blumen ſolche Geſchöpfe darſtellet, die keine menſchliche Kunſt nachzumachen vermögend iſt; wie ſollte er nicht auch in andern Dingen, die unſre Wohlfahrt betreffen, eine Macht beſitzen, die alles unendlich übertrifft, was die engen Grenzen unſers Verſtandes uns zu begreifen erlauben?

Die Liebe gegen die Menſchen iſt die dritten Pflicht, die ich hier noch anzeigen muß. Eine vernünftige Betrachtung der Blumen verbindet uns dazu durch die ſtärkſten Bewegungsgründe; indem ſie uns zu der Liebe Gottes ermuntert, und von ſeiner Güte gegen die Menſchen zugleich überzeuget. Man ſetze einen Menſchen, der ſeinen Freund aufrichtig liebet; wird er nicht alle Sorgfalt anwenden, daß er nichts vornehme, was ſeinem Freunde misfallen könnte; wird er nicht alle Gelegenheit ergreifen, ſen, ſich ſeinem Freunde gefällig zu erzeigen? Muß nicht in uns die Liebe gegen Gott gleiche Wirkung haben, wofern ſie nur aufrichtig und wahr iſt? Werden wir nicht durch dieſe heilige Leidenſchaft angetrieben werden, alles zu thun, wovon wir verſichert ſind, daß es dem höchſten Weſen gefällig ſey? Nun iſt die ganze Natur eine Zeuginn der gütigen Neigungen des Schöpfers gegen ſeine vernünftigen Geſchöpfe, und die Blumen insbeſondere verſichern uns auf das deutlichſte, daß ihm das Vergnügen und die Glückſeligkeit der Menſchen gefällig ſey? Wofern wir alſo die wahren Regungen der Liebe gegen Gott bey uns verſpüren: So müſſen wir auch die ſtärkſten Triebe empfinden, ſo viel, als uns möglich iſt, nach der Glückſeligkeit andrer Menſchen zu ſtreben, und dasjenige eifrigſt zu befördern, wofür ſelbſt die Güte Gottes ſo viel Sorge trägt. Ueber dieſe Bewegungsgründe zur Liebe des Menſchen, ſo ſtark ſie auch ſind, finde ich noch eine beſondere Ermunterung dazu, wenn ich den Unterricht der Blumen genauer bey mir überlege. Die Blumen geben mir ein ſo vollſtändiges Bild der göttlichen Güte, daß ich immer mehr darinnen entdecke, je aufmerkſamer ich es betrachte. Gütigſter Schöpfer! war es nicht genug, die Menſchen damit zu verſehen, was die Nothdurft ihres Lebens erfordert? Allerdings war das an ſich ſelbſt genung. Denn die Bedürfniſſe des menſchlichen Lebens ſind faſt unendlich. Gleichwohl überredet mich deine gütige und weiſe Einrichtung der Blumen, daß es dir gefallen hat, noch mehr zu thun. Du wollteſt uns zum Ueberfluſſe auch mit dem beglücken, was zu einem bequemen und vergnügten Leben gehöret. Darum haſt du die Blumen mit ſo reizenden Schönheiten geſchmücket, den ganzen Wohnplatz der

Menſchen mit dieſen Zierrathen aufgeputzet, ſie faſt durch alle Zeiten des Jahres vertheilet, und ihren Ausdünſtungen die Kraft gegeben, uns die angenehmſten Empfindungen und Erquickungen beyzubringen. Was kann ich anders daraus ſchließen, als daß du, gleichwie an den Vollkommenheiten deiner Werke überhaupt, ſo auch ins beſondere an den zufälligen Vollkommenheiten, an der Glückſeligkeit, an dem Vergnügen deiner vernünftigen Geſchöpfe ein wahrhaftiges Vergnügen haben mußt? Richte ich andern theils meine Gedanken auf die Natur der menſchlichen Seele: So finde ich ſie ſo beſchaffen, daß ihre Glückſeligkeit das letzte Ziel ihrer Bemühungen iſt. So uneinig die Menſchen in ihren Neigungen, Begierden, und Wünſchen ſind: So ſehe ich doch, daß ſie alle in dieſem Wunſche zuſammen ſtimmen, daß ſie beſtändig vergnügt leben wollen. Alle ihre Arbeit, alle ihre Mühe richtet ſich endlich gegen dieſen Endzweck. Obgleich die Begriffe, die wir von dem Vergnügen haben, insgemein ſo irrig ſind, daß unſer Herz von ihnen nach ſolchen Dingen getrieben wird, welche nicht vermögend ſind, uns die Ruhe und das Vergnügen zu geben, das wir ſuchen: So bleibt doch die Natur unſers Willens allezeit ſo, daß wir ein wahres und vollkommenes Vergnügen einem eingebildeten und falſchen vorziehen würden, ſo bald wir die Wahrheit und Beſtändigkeit des einen und die Nichtigkeit des andern mit gleicher Gewißheit erkenneten. Es ſcheint alſo, daß uns unſre eigne Natur verbindet, ein ſolches Vergnügen zu ſuchen, welches dem göttlichen Vergnügen ähnlich iſt; denn welches Vergnügen kann edler, unſchuldiger, vollkommener und beſtändiger ſeyn? Wie können wir aber hierzu beſſer gelangen, als wenn wir unſer Herz in eine ſolche

Verfaſſung ſetzen, daß die Glückſeligkeit und das Vergnügen andrer Menſchen unſer eigen Vergnügen wird? Nimmermehr werde ich denjenigen, auch in dem größten Ueberfluſſe der Glücksgüter, glücklich und vergnügt ſchätzen können, der in ſeiner Bruſt ein Herz ohne Liebe, ohne Mitleid, ohne Erbarmen trägt, der bey fremdem Glücke weinet, und bey fremdem Schmerzen lachet, den eine unmenſchliche Begierde alles zu beſitzen beweget, andern Menſchen kaum ſo viel übrig zu laſſen, als die Nothdurft ihres Lebens erfordert. Denn das Elend andrer Menſchen, worein er ſie geſetzet hat, wird ihn zu ſeinem Schaden vergnügen, die Glückſeligkeit derjenigen, die er nicht hat unterdrücken können, wird ſeiner Bruſt zu Dornen werden, und die Unerſättlichkeit ſeiner Begierde wird ihm eine beſtändige Quelle von Martern ſeyn. Hingegen werde ich von demjenigen glauben müſſen, daß er das ſüßeſte und edelſte Vergnügen auf Erden ſchmecket, welcher ſo geſinnet iſt, daß er alle Menſchen glücklich machen wollte, wenn es ihm möglich wäre, welcher ſein Vermögen nicht für ſich allein, ſondern auch für die Dürftigen, beſitzet, welcher das Vergnügen andrer Menſchen nicht nur nicht ſtöret, ſondern auch zu vermehren oder zu verbeſſern befliſſen iſt, und in ſeiner eignen Vollkommenheit deſto mehr zugenommen zu haben glaubet, je vollkommener der Zuſtand andrer Menſchen durch ihn geworden iſt. Gleichwie man ſchon längſt angemerket hat, daß der Menſch durch nichts Gott ähnlicher werden kann, als durch Wohlthun: So kann man auch ſagen, daß das menſchliche Vergnügen durch nichts näher zu dem göttlichen Vergnügen erhoben wird, als durch die Liebe des Nächſten.

Dieſes ſind die drey ſo hohen als ſeltenen Pflichten der Menſchen, die aus der Erwegung der Abſichten Gottes, bey Darſtellung der Blumen, und ſeiner Vollkommenheiten, die ſie uns lehren, ungezwungen zu flieſſen ſcheinen. Ich habe mich nicht einlaſſen wollen, auch der guten Gedanken Erwähnung zu thun, darauf man bey dem Anſchauen der Blumen fallen kann. Es iſt wahr, es kann ſeinen Nutzen zu unſrer Erbauung im Guten haben, wenn wir bey den Blumen uns der Vergänglichkeit des menſchlichen Lebens erinnern, oder die Nichtigkeit des ſinnlichen Vergnügens überlegen, oder den Gedanken des Plinius nachhängen, welcher über die Blumen dieſe Anmerkung machet: Das übrige von den Pflanzen hat die Natur zum Gebrauche und zur Nahrung erzeuget: Darum hat ſie ihm ganze Jahre, ja ganze Jahrhunderte gegeben. Die Blumen aber und ihren Geruch erzeuget ſie nur auf wenige Tage, um dabey, wie man leicht ſehen kann, die Menſchen nachdrücklich zu erinnern, daß das, was am prächtigſten blühet, am geſchwindeſten verwelket. Doch wenn ich dieſes hätte ausführen wollen: So würde ich mich von meinem Vorhaben zu weit entfernet haben. Ich bin zufrieden, wenn man aus dieſer Abhandlung, als aus einer geringen Probe, erkennen kann, daß eine vernünftige Betrachtung der natürlichen Dinge, und der Abſichten, die der Schöpfer damit verknüpfet hat, von dem wichtigſten Nutzen ſey, und ſo wohl zur Erweiterung der Vollkommenheiten unſers Geiſtes, als zur Beförderung unſerer äußerlichen Glückſeligkeit diene. Denn dieſes ſcheinen die wenigſten zu bedenken: Wie könnten ſie ſonſt ſo kaltſinnig bey Betrachtung der natürlichen Dinge ſeyn? Wer nicht gewohnt iſt, mehr zu ſehen, als ihm die Sinnen vorſtellen, die gar bald geſättigt werden, und nur immer nach neuen Empfindungen ſtreben, der hat viel zu wenig Aufmerkſamkeit bey dem Anſchauen der Dinge in der Natur, als daß er dasjenige darinnen entdecken könnte, was dem Verſtande ein wahres Vergnügen, und dem Willen Beſſerung bringt. Wer nicht überleget, worauf man Acht haben muß, woferne die Betrachtung natürlicher Dinge nützlich ſeyn ſoll, dem geht es wie dem Pöbel auf dem Schauplatze, welchen der wahre und verſteckte Endzweck der Schauſpiele unbekannt iſt. Gleichwie die meiſten in ihrem Leben wohl ſelbſt in das Lächerliche verfallen, das ſie auf dem Schauplatze in allem Ernſte mit hatten verſpotten helfen; weil ſie nicht ſich zu beſſern, ſondern nur zu lachen, dahin gegangen waren: So gehen auch viele von dieſer großen Schaubühne ungebeſſert weg; ob ſie gleich alle Tage ihres Lebens die Schauſpiele der Natur mit angeſehen, ja auch wohl oft bewundert haben. Die Natur will bey ihren Wirkungen keine ſchläfrige Zuſchauer haben; denn dieſen zeiget ſie nicht ihre verborgene Schönheiten: Sie verlanget auch keine niederträchtigen Zuſchauer, die ſich nur ein ſinnliches Vergnügen zum Ziele ſetzen; denn der Schöpfer hat mit den natürlichen Dingen weit höhere Abſichten verknüpft. Welche ſich beſtreben, dieſe Abſichten zu erreichen, denen wird die Betrachtung der Natur zu einer reichen Quelle eines beſtändigen Vergnügens, der edelſten Regungen, und des herrlichſten Nutzens, der ſich oft auf das ganze Geſchlecht der Sterblichen erſtrecket.

* * *

Bey der

G. und K. Verbindung,

von

D. H. G. Schellhafer.

In Leipzig klagt man nicht, wie man zu Rom geklagt.
Was ein Horatius von ſeinen Zeiten ſagt:
Man lebt nicht mehr vergnügt und niemand iſt zufrieden,
Weil Ordnung oder Glück ihm eben das beſchieden,
Was er nunmehr beſitzt; ſein Stand wird ihm zur Laſt;
Das fremde wird geſucht, das eigne wird gehaßt:
Das ſchickt ſich nicht auf uns. Zu unſern güldnen Zeiten
Iſt jedermann gefaßt, für ſeinen Stand zu ſtreiten:
In Sachſens Tyrus liegt die allerbeſte Kraft.
Was nimmt die Länder ein? Was iſt das Friede ſchafft?
Was unterhält ein Heer? Was helfen uns die Prahler
Mit Feder und Pappier? Die klugerworbnen Thaler,
Die ſchützen unſer Land; die ſchrecken unſern Feind;
Die machen, daß noch nicht die junge Witwe weint.
So ruft das reiche Heer mit faſt vereinten Stimmen.
Die leichten freuen ſich, indem ſie oben ſchwimmen.
Hier zittert mir der Kiel. Die Weſpe zieht den Gift
Aus reinen Blumen ein. Wie wird es meiner Schrift,
Die itzt die Neſter ſtöhrt; wie wird es mir ergehen?
Sehr gut. Die Wahrheit kann bloß durch ſich ſelbſt beſtehen.
Ein Blatt, das Laſter ſtraft, beſchimpft die Tugend nicht:
Wer nichts von Fehlern weis, den ſchreckt auch kein Gericht,
Der Gute ſucht umſonſt ſein Bild bey meinen Bildern;
Ich will nur bloß den Geiz und Neid und Hochmuth ſchildern.

So führt Mercurius (ſo heißt bey uns kein Mann)
Denn nur, wenn was geſchieht, ſich als den Urſprung an!
Er treibt das ganze Werk; und ruhten ſeine Hände,
So fehlte das Gewicht; es würden alle Stände
In Noth und Kummer ſeyn. Er wird mit recht verehrt;
Weil aller andern Wohl ihm eigen zugehört.
„Wenn wir, ſo klingt ſein Ton, nicht unſre Kaſten füllten;
„Und unſre Töchter euch nicht Durſt und Hunger ſtillten;
„Wo bliebt ihr Armen doch, die ihr mit Weisheit prahlt?
„Mit euren Grillen wird der Becker nicht bezahlt.
„Verſuchts! Kauft euch einmal für eure Tugend Kleider!
„Sucht eure Schätze vor, bezahlt damit den Schneider,
„Seht, was der Schuſter doch von euren Lehren hält!
„Nimmt ſie der Fleiſcher an? Nicht wahr, er fodert Geld?
„Und ſonderlich, mein Herr, ihr naſenweiſer Dichter,
„Ihr Mann von Witz und Kraft, ihr ſtrenger Sittenrichter,
„Nährt euch denn euer Wind? Eßt doch, was ihr gedenkt?
„Stillt ihr den euren Durſt, wenn ihr die Leute kränkt?
„Sind unſre Töchter reich, ſo heißts: der Vogelbauer
„Stellt uns den Ehſtand vor. Ja wohl; die Frucht iſt ſauer,
„Die ihr nicht haben könnt. Denn läßt man euch nur ein:
„So muß der Eheſtand das beſte Leben ſeyn.
„Baut immer euer Korn auf ungedüngten Feldern,
„Der Handel macht uns reich; drum ſoll von unſern Geldern
„Auch einer glücklich ſeyn, der durch Verſtand und Fleiß
„Das zugebrachte Gut noch zu vermehren weis.
Nun iſt die Hoffnung aus! es fehlen uns die Weiber!
Umſonſt hat die Natur die wohlgemäſten Leiber
Uns leider zugetheilt; zum Singen ſind wir alt;
Es ſchickt ſich auch nicht wohl zum Alter und Geſtalt.
Ins Kloſter darf man nicht: Und vor Verdruß zu ſterben,
Verbietet die Vernunft. So viel noch zu erwerben,

Daß man ein Weib ernährt, das geht ſehr ſchwerlich an;
Weil man in unſrer Stadt nicht ſparſam leben kann.
Kein Hauswirth kann bey uns bloß bey zwey Nullen bleiben:
Die Richter unſrer Stadt befehlen drey zu ſchreiben.
Ach! Tyrus, deine Pracht, ach! deine Kinderzucht
Erregt uns manche Noth. Dieß iſt die ſchöne Frucht,
Das iſts, warum man ſtets von böſen Leuten klaget,
Erſt nach der Mitgift forſcht, und denn nach Tugend fraget!
Dieß Blatt faßt nicht den Staat, womit die Thorheit prangt;
Je mehr der Mann verſchafft, je mehr die Frau verlangt.
Doch wer wird dieſen Tand vollkommen zeigen können;
Man braucht ein ganzes Jahr, um alles zu benennen.
Was aber fängt man an? Mein Freund, du biſt gelehrt;
Gut. Wenn du dieſes biſt; ſo haſt du ja gehört,
Was unſre Pflichten ſind. Es muß in allen Stücken
Das Glück ſich nicht in dich, du dich in jenes ſchicken.
Nichts ſtöhrt den weiſen Mann; ihn ſchreckt ſo gar kein Tod,
Bey dem doch jeder lebt; ein Stückchen trocknes Brodt,
Mehrt auch den Nahrungsſaft. Und iſt ſonſt nichts zu haben;
So kann ſich unſer Durſt an ſchlechtem Waſſer laben.
Die Decke für den Leib weiſt uns noch jeder zu:
Iſt auch das Erdreich hart; ſo dient es doch zur Ruh.
Wie mancher ſchläft nicht ſo? Ein wohlgelenkter Wille
Verlangt nur, was er kann; und darum bleibt er ſtille;
Weil er den Zweck erreicht. Dieß iſt das höchſte Gut;
Wovon man Regeln ſchreibt, wornach man ſelten thut.
Dieß, Freund, iſt auch dein Zweck. Du ſollſt dich ſtets bezwingk,
Durch Arbeit und Verſtand in jede Wahrheit dringen;
Vom Pöbel abgetrennt, der Welt ein Muſter ſeyn;
Dir aber fallen ſtets ganz andre Regeln ein.
Stax ſchmauſt; ich ſchmauſe mit: das iſt bey deinen Sätzen
Ein ausgemachter Spruch. Mops legt zu ſeinen Schätzen

Stets alte Thaler bey; da ſpricht dein toller Sinn:
Seht, dieſer iſt ein Mann, nicht anders, als ich bin,
Und willſt, was Mops beſitzt, in gleicher Anzahl haben.
Die Weisheit bläht dich auf; du prahleſt mit den Gaben:
Dein Witz iſt Moſis Stab, der alle Stäbe frißt!
Warum? Weil man von dir in einer Zeitung lieſt:
Lauft zu! hier ſteht der Mann, der kann euch Bücher ſchreiben,
Der wird den Unverſtand aus Deutſchlands Gränzen treiben.
Ich fordre zwar von dir nicht jede Eigenſchaft,
Die uns der Weiſe zeigt: Ich weis, es iſt die Kraft
Der Tugend in uns ſchwach: Doch alles zu verwerfen,
Und andern Leuten nur die Regeln einzuſchärfen,
Wornach man niemals lebt; das geht fürwahr nicht an:
Da man, wenn man nur will, ſich wohl beherrſchen kann.
   In uns liegt ſelbſt der Grund, wenn andre übel denken.
Die Reichen, die den Blick auf unſre Thaler lenken,
Die nur das Aeußre rührt, die nie aufs Innre gehn;
Die können folglich nicht den wahren Grund verſtehn.
Sie müſſen unſer Werk verjährte Grillen nennen;
Indem ſie den Gebrauch nicht an uns ſelbſt erkennen.
Lehrt: aber thut es auch: Uebt die Geſelligkeit.
Sind unſre Gegner ſtolz; ſo ſeyd zu erſt bereit
(Ihr wollt ja klüger ſeyn) beſcheiden nachzugeben;
Und glaubt, wenn das geſchieht, wir werden friedlich leben.
Und mancher, der den Schatz noch izt vor euch verſchließt,
Beſinnt ſich, wenn er merkt, woher ſein Wohl entſprießt.
Undeutlich heißts bey ihm: Wir brauchen alle Stände.
Dann reicht er euch mit Luſt die wohlgefüllten Hände;
Und ihr könnt glücklich ſeyn. Seyd ihr nicht Cröſo gleich,
So iſt, wer ſich vergnügt, begütert, groß und reich.
Empfangt ihr denn ein Amt, den Lohn gezeigter Kräfte,
Mehrt ſich von Tag zu Tag die Menge der Geſchäffte,

Die niemals fruchtlos ſind: Alsdenn faßt den Entſchluß,
Und nehmt euch eine Frau; weil man ſie haben muß.
Wählt euch ein kluges Kind, das harte Thaler zieren,
Der Vater giebt es gern, er kann ja nichts verliehren.
Doch wenn gleich euer Amt euch völlig nicht ernährt:
So weis er, daß ihr doch die Zinſen nur verzehrt,
Man haßt Gelehrte nicht; man flieht die ſtillen Fänger,
Die aufs Vermögen gehn. Man haßt die Müßiggänger.
Doch geht auch das nicht an, ſo nehmt ein armes Kind,
Wo Tugend und Verſtand, an ſtatt der Mitgift, ſind.
Und ſagt ihr zum Voraus, ſie müſſe ſich bequemen,
Euch ſtets getreu zu ſeyn, mit euch vorlieb zu nehmen.
Eſt wenig, liebet mehr: erſpart iſt auch verdient:
Und hofft; wer weis wo euch ein beſſer Glücke grünt.
Bey Arbeit und Gebeth kann niemand Hungers ſterben;
Laßt ihr den Kindern nichts, ſo lehrt ſie, was erwerben.
Geht gleich in dieſer Stadt kein Mädgen dieſes ein:
So merkt, daß in der Welt noch andre Städte ſeyn.
Seht unſern G = = an, er hohlt ſein ſchönes Glücke
So gar aus D = = her. Die K = = deren Blicke
Ihm unvergleichlich ſind, entzücket itzt ſein Herz:
Es labt ihn ſeine Frau durch Klugheit, Treu und Scherz.
Sein Auge zeigt uns ſtets ein inniglich Vergnügen;
Wir alle ſind bereit, viel Wünſche beyzufügen.
Der Höchſte, der dieß Band ſo wunderlich geſtift,
Der ſchütze dieſes Paar, daß es kein Unfall trifft.
Es müſſe fernerhin ein ſtetig Beyſpiel geben;
Wie herrlich, wie vergnügt zwey kluge Leute leben.
Ich führte zwar noch viel von deiner Schönen an;
Allein mein G = = weis, daß ich nicht loben kann.
Zudem ſo hat man dir ſo manches vorgetragen;
Sprich nun das Urtheil ſelbſt; kann ich was neues ſagen?

* * *

Bey dem Geburtstage eines guten Freundes

zeigte

ſeine Zärtlichkeit über den Tod einer von ihm in ihrem Leben verehrten Freundinn.

D. H. G. Schellhaſer.

Wie gerne wünſche ich mir an dieſem Freudentage,
Geehrter Freund, ſo froh wie jeder Freund zu ſeyn;
Doch ach! es iſt umſonſt; das Recht, womit ich klage,
Stößt die gewagte Luſt auf einmal wieder ein.
Ich zwinge mich umſonſt. Das Lächeln meiner Minen,
Verräth nur durch den Zwang der Seelen ſtillen Schmerz.
Wem kann bey wahrer Noth wohl die Verſtellung dienen?
Ein oft erfahrnes Ach entdeckt das bange Herz.
Mein ſtolzer Eigenſinn verhindert zwar die Thränen,
Es wähle mein Selbſtbetrug die Unempfindlichkeit:
Doch kaum entſchließ ich mich, die Freude zu erwähnen:
So ſagt dir jedes Wort: Die Thränen ſind nicht weit.
Die Weisheit will uns nie zu todten Steinen machen;
Sie treibt uns mehr und mehr zu der Empfindung an.

Sie ſchätzt nur Schmerz und Luſt ſtets nach dem Werth der Sachen,
Und fordert nichts von uns, was nie die Menſchheit kann.
Laß werther St = = zu, daß ich aus Freundſchaft weine;
Ich weis doch, daß bey dir nicht die Verſtellung gilt.
Geſetzt, daß ich dabey nicht klug und höflich ſcheine:
So ſieh die Zärtlichkeit, die aus der Freundſchaft quillt.
Auch dieſes iſt ein Dienſt, womit ich dich verehre;
Der dir entdeckte Schmerz zeigt den ergebnen Sinn.
Ich klage dir die Noth, weil ich dir zugehöre;
Da ich ſonſt nie vertraut, als nur bey Freunden, bin.
Dein edles Beyleid ſoll den herben Gram vermindern:
Mein Jammer wird mir leicht, wenn du das mindſte trägſt.
Es iſt genung für mich, den erſten Schmerz zu lindern,
Wenn du von meiner Noth ein wahres Urtheil hegſt.
O widriges Geſchick! Eilf Jahre nährt mein Hoffen
Mit gleicher Luſt den Wunſch, die Freundinn nur zu ſehn.
Und itzo ſprech ich ſchon, es iſt mir eingetroffen;
Und gleichwohl kann es nicht durch ihren Tod geſchehn.
Iſt dieſes nun der Lohn, eilf Jahr erhaltner Triebe?
Iſt das der hohe Preis für die Beſtändigkeit?
Daß mein gebeugter Sinn der allererſten Liebe
Ein jammervolles Lied zum Angedenken weiht?
O Muſe! lege nur den Kiel zum Grabe nieder,
Du haſt mit dieſer Pflicht das ſchönſte Werk gethan.
Doch wenn du ſingen willſt, ſo ſinge Trauerlieder,
Und führe jederzeit die liebſte Doris an.
Ach Doris! die ich ſtets aus reiner Abſicht ehrte,
Die mein noch junges Herz, und auch allein, beſaß;
Ach Doris! die in mir den Trieb zur Tugend mehrte,
Um die ich ſonſt mit Luſt mein Vaterland vergaß;

Dir, Liebſte, ſoll dein Freund nicht mehr ſein Herz entdecken?
Dein Freund, der itzt weit mehr, als ehmals, reden kann?
An ſtatt verhoffter Luſt führ ich mit Furcht und Schrecken
Den überdachten Lauf verſtrichner Zeiten an.
Drey Tage, die ich mir erſt durch drey Jahr erworben,
Die ſollen mir nur bloß die güldne Zeiten ſeyn.
Es geht unmöglich an, du biſt noch nicht geſtorben;
Ach ſeht! die Doris kömmt, ſie ſtellt ſich bey mir ein!
Ach ja, ſie iſt es ſelbſt! die Sittſamkeit der Mienen,
Die ſtille Freundlichkeit ſtellt ſich lebendig dar;
Ich ſehe, was mir einſt verwundernswerth geſchienen;
Ja Doris iſt ſo ſchön, als wie ſie ſonſten war.
O! Freundinn, laß dir doch den Lebenslauf erzählen,
Den ich ſeit dem geführt, da ich dich nicht geſehn.
Du bliebſt zu jederzeit das Labſal meiner Seelen;
Und hab ich ja geliebt ſo iſts um dich geſchehn.
Ein Kind, das mir dein Bild in ihren Zügen zeigte,
Das hab ich ſo, wie dich, und auch um dich verehrt.
Wenn mich die Wolluſt ſonſt zu falſchen Trieben neigte,
So hat doch ſtets dein Bild den falſchen Zug verſtöhrt.
Es hatte dich dein Glück an meinen Freund verbunden:
Drum ſchränkten meinen Trieb der Tugend Regeln ein.
Ich habe deinen Geiſt in Daphnens Bruſt gefunden,
In der will ich mit dir noch einſt verbunden ſeyn.
Für dich bleibt jederzeit die Freundſchaft aufgehoben;
Ein ſolcher reiner Trieb ſteht ſtets der Tugend frey.
Du wirſt die Zärtlichkeit der ächten Freundſchaft loben;
Sprich ſelbſt, ob dieſer Trieb mit Recht zu tadeln ſey?
Doch wie? die Doris ſchweigt; und ach! ihr Bild verſchwindet!
Es hat ein ſüßer Traum den müden Geiſt bethört.
Doch gut, wenn auch ihr Leib ſich nicht bey mir befindet;
Hat doch vielleicht ihr Geiſt mein Reden angehört.

Fahr wohl, geliebter Geiſt! genieße jener Freude;
Doch wenn es möglich iſt, ſo gönne mir dein Ohr;
Hör meinen Seufzern zu, und komme bey dem Leide
Mir, weil du ſonſt nicht kannſt, doch ſtets im Schlafe vor.
Du aber, ſchönſtes Kind, das ihr vortrefflich gleichet:
Du ſollſt für meinen Schatz das Mauſoleum ſeyn.
Hat hier mein reiner Trieb nicht ſeinen Zweck erreichet;
So trifft vielleicht bey dir der Tugend Hoffnung ein.
Nun hab ich ausgeklagt. Das andre will ich denken;
Nun ſprich, geehrter Freund, mir auch ein Troſtwort zu.
Erwege nur bey dir mein ſo gerechtes Kränken;
Vermehre durch dein Wort die zweifelhafte Ruh,
Es iſt ein Troſt für mich, von deinem Glück zu ſchreiben,
Es mindert deine Luſt in mir die Traurigkeit.
Laß mich nur fernerhin dein treuer Diener bleiben;
Verachte nicht den Dienſt, den wahre Freundſchaft weiht.
Erkenne, daß mein Herz ſtets reine Triebe hege;
Es nährt die Redlichkeit für dich auch gleiche Pflicht.
Hier iſt die Neigung ſtark. Sonſt iſt ſie matt und träge;
Und Damon bleibt ein Freund, liebt er gleich weiter nicht.

Die
Glückſeligkeit eines Weiſen,
von
D. Michael Morgenbeſſer.

Haller.

Die Seele macht ihr Glück, ihr ſind die äuſern Sachen,
Zur Luſt und zum Verdruß, nur die Gelegenheit.
Ein wohl geſetzt Gemüth kann Galle ſüſſe machen,
Da ein verwöhnter Sinn auf alles Wermuth ſtreut.

Bethörte Sterbliche! kehrt in euch ſelbſt zurück!
Vergeßt den alten Weg! ihr ſehet euer Glück
Nur nach Gewohnheit an. Ihr meſſet ſeine Gröſſe
Nur nach den Sinnen ab. Die kleinſten Unglücksſtöſſe
Benehmen euch den Muth, und machen euch ſo weich,
Als raubte man euch Luſt, und Welt, und Gott zugleich.
O lernet doch einmal des Schickſals Güte kennen!
O lernt das Glücke ſchlim, das Unglück nöthig nennen!
Wenn jenes lockt, ſo weint. Wenn dieſes ſchreckt, ſo lacht.
Wenn dieſer Wechſel euch nicht mehr bekümmert macht:
Alsdann könnt ihr euch erſt den Glücks- und Unglücksfällen,
Durch dieſen feſten Schild, getroſt entgegen ſtellen.
Doch Menſchen! denket nicht, dieß ſey ſo bald gethan,
Strengt eure Seelen Kraft mit allem Nachdruck an.
Wagt noch einmal ſo viel. Nehmt eure ganze Stärke.
Ihr findet doch in euch die ſtärkſten Gegenwerke.
Der Höf und Städte Pracht nimmt eure Sinnen ein.
Ihr denkt: Wie könnte dieß kein wahres Glücke ſeyn?

Ihr ſeht die Götter ſelbſt der Wolluſt unterliegen.
Ihr ſeht, ein Streiter dringt durch Blut und Tod nach Siegen,
Nur daß er einen Ruhm auf ſpäte Zeit erhält.
Ihr ſeht, der magre Geiz giebt Schlaf und Luſt für Geld.
Ihr ſeht, daß Thorheit itzt mit Gold und Purpur prahlet,
Wenn einem Weiſen kaum ſein Fleiß das Brodt bezahlet.
O! denkt ihr, dumme Welt! Du biſt ja nur ein Spiel
Was uns Vergnügen ſchafft, iſt unſrer Mühe Ziel.
Ein angenehmes Weib, ein Kaſten voll Ducaten,
Ein Stand, der Ehre bringt, die können beſſer rathen,
Als wenn man ſeinen Kopf mit Grillen überhäuft.
Die Weisheit iſt ein Weib, die meiſtens betteln läuft.
Wer ihren Locken folgt, der ſammlet lauter Grillen,
Die zwar den wüſten Kopf, doch nicht den Magen, füllen.
Behaltet euren Wahn. Erwählet dieſen Stand;
Gebt Lüſten aller Art mit Willen eure Hand;
Wachſt bald von Jugend auf an Laſtern wie an Jahren;
Laßt endlich die Vernunft und alle Weisheit fahren,
Und opfert Leib und Geiſt nur den Begierden auf;
Verſchwendet ſo mit Luſt den ganzen Lebenslauf;
Irrt wie der meiſte Theil; bemüht euch nur um Güter.
Erlaubt euch die das Glück: Erhebet die Gemüther,
Thut mit euch ſelber groß, verlacht die ganze Welt;
Setzt den den Thoren bey, dem dieſes nicht gefällt,
Und haltet euren Stand vor vielen andern beſſer.
Nein? Ihr habt ihn kaum; ſo wird er ſchon zum Meſſer
Das, durch den eignen Wanſt, durch Fleiſch und Adern, fährt.
Die Schönheit iſt ein Gut, das niemals lange währt.
Die Wolluſt hält ihr Gift zwar lange Zeit verborgen;
Doch endlich bricht es aus. Da ſtellen ſich die Sorgen
Bey euch mit Haufen ein. Ein innerlicher Schmerz
Zerrüttet euren Leib. Das ſonſt geſunde Herz

Pocht ungewöhnlich ſtark, drauf mindert es die Schläge,
Und endlich ſeht ihr euch an jenem langen Wege,
Der euren Fuß zwar fort, doch nicht zurücke, führt.
O Himmel! wie wird da der ſchwache Geiſt gerührt!
Ihr habet, was ihr wünſcht und nichts kann euch ergötzen.
Stand, Anſehn, Ehre, Ruhm, die Pracht von euren Schätzen,
Der Kinder Munterkeit, ein holdes Ehgemahl,
Der Diener lange Reih, der Freund und Gönner Zahl,
Durch die muß eure Zeit zu güldnen Jahren werden,
Durch die ſtund euer Glück. Schafft itzt euch die Beſchwerden
Durch ihren Beyſtand fort. Wenn ihr durch ſie gewinnt:
So geb ich willig zu, daß ſie euch nützlich ſind.
Doch ach! die Qual nimmt zu. Ihr könnt euch nicht mehr faſſen.
Ihr müßt zu früh davon. Ihr müßt zuviel verlaſſen.
Dieß rührt, dieß quälet euch. Dieß martert euren Sinn.
So fahrt ihr ohne Troſt bey eurem Wohl dahin.
So ängſtlich bringt der Menſch ſich ſelbſt zu ſeinem Grabe,
Wenn ihn des Glückes Gunſt die zugetheilte Gabe
Bis an den Lebensſchluß, ohn allen Abgang, läßt,
Und ihn noch keine Noth die Thränen ausgepreßt!
Allein! entzeucht das Glück die angenehmen Blicke:
Erboßt ſich wider ihn das mächtige Geſchicke;
Verkehrt ſich ſeine Pracht in Mangel und in Noth;
Würzt ihm der Thränen Salz ſein Waſſer und ſein Brodt;
Sind Weib und Kind erblaßt, die ſeine Freunde waren;
Sind keine Gönner da, die ſonſt, bey großen Schaaren,
Sein Wohl, als er noch ſtand, doch nur zum Schein geſucht;
Nimmt, wer ihm ſonſt gedient, nimmt jeder Freund die Flucht;
Wird Haus und Hab und Gut von Flammen aufgerieben;
Wird endlich noch der Reſt von Fluthen weggetrieben;
Nimmt das, was ihm noch blieb, des Räubers wilde Hand;
Wird endlich gar das Kleid, ſo ihn bedeckt, entwandt:

Da iſt er erſt bedrängt; da muß ſein Muth verſchwinden;
Da wird er keinen Troſt als in Verzweifeln finden.
So grauſam ſtürzt der Menſch ſich ſelber in Gefahr!
So martert er ſein Herz, wo es nicht nöthig war!
So leget er ſich ſelbſt die ihm verborgnen Netze!
So mühſam ſucht er Pracht, Luſt, Anſehn, Aemter, Schätze!
Er denket, dieſe ſind die Pfeiler ſeiner Ruh,
Und richtet ſich dadurch doch ſein Verderben zu.
Sie haben keinen Grund. Wie könnten ſie uns ſchützen,
Und unſer Wohlergehn vor einem Falle ſtützen?
Ihr Gut iſt nur ein Glanz, der zwar die Sinnen rührt;
Doch wenn ein Wölkchen kömmt, ſich alſobald verliehrt.
Die alle ſind daher kein wahres Glück zu nennen.
Was recht vergnügen ſoll, muß immer helfen können,
Nicht Wechſeln unterthan, nicht ſelber eitel ſeyn.
Denn, was es nicht beſitzt, das bringt es auch nicht ein.
O ſeliges Geſchlecht der klug und wahren Weiſen!
Ihr könnt des Himmels Gunſt für eure Schätze preiſen.
Ihr ſeyd es, die allein ein ſolcher Stand beglückt.
Ihr bleibet immer groß. Ihr werdet nie berückt.
Der Mangel kann euch nicht aus eurer Ruhe bringen.
Der Reichthum kann euch nicht zu einer Thorheit zwingen.
Ihr bleibt bey Luſt und Schmerz, wie Felſen, unbewegt.
Der ſiegt erſt, der ſein Glück mit gleichen Sinnen trägt.
Ihr könnt durch dieſe Kunſt die ganze Welt verlachen,
Euch Meiſter von euch ſelbſt und den Begierden machen.
Ihr zwinget jeden Feind, der euch entgegen dringt.
Dieß eben iſt der Sieg, der ſo viel Vortheil bringt.
Iſt dieſer nur erlangt; Denn könnt ihr alles wagen;
Denn könnt ihr jeden Fall mit neuem Muthe tragen;
Denn ſeht ihr allererſt des Himmels Fügung ein.
Ihr wißt, was dieſer ſchreibt, das müſſe weiſe ſeyn.

Die Welt hat nicht von ſich ihr Weſen hergenommen;
Ihr Daſeyn iſt alſo von etwas hergekommen
Das höher iſt, als ſie, und deſſen weiſe Macht,
Aus Abſicht, nicht umſonſt, den Bau hervorgebracht.
Die Abſicht muß ſich nun in den Geſchöpfen finden,
Die jene wiederum durch ſolche Mittel gründen,
Die alle nach und nach in einer Ordnung gehn,
Und dann der Menſchen Wohl, des Schöpfers Größ erhebn;
Dieß iſt des Schöpfers Grund. Wer wollte nun nicht ſchlieſſen,
Daß Wechſel aller Art zum Beſten dienen müſſen.
Ihr thuts und ſeht daher nichts für gefährlich an:
Weil auch das Uebel ſelbſt dem Ganzen nützen kann.
Und dieß muß euren Geiſt in allen Plagen tröſten.
Habt ihr das ſchlimmſte Looß: Iſt doch das Wohl am größten.
Es wälzet ſich die Fluth aus tiefen Gründen her,
Sie hebt bey heitrer Luſt das aufgebrachte Meer
In kleinen Wogen auf, es kommen größre Wellen,
Die Fluth fängt endlich an faſt himmelhoch zu ſchwellen,
Die Wolken werden dick, der Tag wird gar zur Nacht,
Man zieht die Seegel ein, der Fleiß des Schiffers macht,
Was immer möglich iſt, ein Unglück abzuwenden,
Der Wind nimmt heftig zu, der Sturm will ſich nicht enden,
Die Fluth raſt immer fort, die Nacht iſt bald vorbey,
Doch bleibt die Noth noch groß und immer einerley;
Ja fängt das Licht gleich an von weiten durchzuſchimmern,
So zeigt ſich wohl ein Fels. Da geht das Schiff zu Drümmern.
Wie kläglich ſieht alsdenn das Volk den Himmel an?
Es ſeufzt, es klagt, es ſchreyt, nun iſts um uns gethan.
Es windet voller Angſt die faſt erſtarrten Hände,
Zerbricht verzweiflungsvoll des eignen Schiffes Wände,
Und ſucht ob noch ein Brett ſein Leben retten kann.
Dieß ſieht es in der Noth für ſeinen Schutzgott an.

Auf dieſem wird ſein Geiſt nichts von ſich ſelber wiſſen,
Der Körper von der Fluth erbärmlich hingeriſſen:
Bis endlich, wenn das Brett den Hafen nicht erreicht,
Der ganz verwirrte Geiſt aus ſeinem Körper weicht.
So ängſtlich, ſo beſtürzt, pflegt auch in andern Fällen
Des Menſchen eitler Sinn ſich immer anzuſtellen;
Er ſchätzt des Goldes Schein, der Ehre Werth zu hoch,
Und überlegt doch nicht, was für ein ſchweres Joch
Dergleichen ſchlechtes Glück auf ſeine Schultern ziehe.
Mit was für Emſigkeit, mit was für ſaurer Mühe
Erhält er, was er ſucht! wie bald iſt es geſchehn;
So muß er ſich allein und in Verzweiflung ſehn!
Ein Weiſer hat dafür ein beſſer Glück in Händen,
Ihn können weder Pracht, noch Stand, noch Reichthum blenden:
Dieß alles ſieht er nur als Nebenſachen an,
Davon ihn nichts erhöhn, auch nichts verringern kann.
Dräut ihm die wilde See: Gut, er kann ihren Wellen
Den ſtets geſetzten Geiſt getroſt entgegen ſtellen.
Iſt ihm das Land verhaßt: Der Himmel liebet ihn.
Kränkt ihn die Vaterſtadt: Er kann ja weiter ziehn.
Liebt ihn der Fürſt nicht mehr: Er kann die Gunſt entbehren.
Wird ihm ſein Glück geraubt: Er kann ſich ſelbſt ernähren.
Verzehrt die Gluth das Haus: Die Welt bleibt dennoch ſtehn.
Verläßt ihn mancher Freund: Er kann zum andern gehn.
Iſt ſeine Tafel ſchlecht: Brodt kann ja Nahrung geben.
Iſt auch kein Brodt mehr da: Sein Geiſt braucht nicht zu leben.
Und muß er nackend gehn: Die Tugend hüllt ihn ein.
Sagt, Menſchen, was kann wohl dem Weiſen ſchädlich ſeyn?
Der Geiſt ermuntert ihn bey Jammer und Beſchwerden.
Sein Gut muß ewig ſeyn. O laßt uns Weiſe werden!

* * *

Daß niemand ſuchen ſolle, klüger zu werden, als ſeines gleichen.

Bey dem Geburtstage

der Hochedelgebohrnen Frauen,
Luiſen Adelgunden Victorien Gottſched, geb. Kulmus,
1737 den 11 Apr. dargethan,
von
M. Johann Joachim Schwaben.

> Si ſaperemus,
> Quis ferret miſerae tot tantaque taedia vitae?
> Triſtitiam, curasque graues ſapientia gignit.
>
> *Palingen. Lib. VII.*

Hochedelgebohrne,
Hochzuehrende Frau Profeſſorinn,

Der gegenwärtige Tag, an dem ſich dieſelben ihrer Aufnahme unter die vernünftigen Einwohner unſerer Erdkugel erinnern, giebt mir das Recht, denenſelben einen ſchriftlichen Aufſatz zu überreichen. Das alte Herkommen erforderte zwar, daß ich dieſem Tage eine gebundene Lobſchrift weihen ſollte. Allein wie Madame ſelbſt die eingeführten Gewohnheiten nicht durchgängig billigen können: So werden es dieſelben auch mir nachſehen, daß ich davon abgegangen bin. Ich ſchicke mich auch nicht zu einem poetiſchen Lobredner für dieſelben. Denn ich habe bereits allen Vorrath, welchen ich zu einem Lobliede gebrauchen könnte, verſchwendet; und es reuet mich bey meiner itzigen reifern Erkenntniß, daß ich einſt dieſe Thorheit begangen und meine Schwäche ſo merklich verrathen habe.

Heute muß ich die Schmeicheley bey Seite ſetzen, und ſo unhöflich werden, daß ich einem Frauenzimmer die Wahrheit ſage. Ein ungewöhnliches Verbrechen bey Leuten von meinem Alter und Stande! welches mich aber in das Anſehen eines aufrichtigen Menſchen bringen wird. Zu dieſem Unternehmen konnte ich nur die ungebundene Schreibart brauchen, damit ich ordentlicher und gründlicher in der Ausführung meiner Abſicht verführe. Ueberdem ſind Madame eine eben ſo große Kennerinn und Liebhaberinn der Beredſamkeit als der Poeſie, und ich hätte mich aus dieſem Grunde keines Unwillens zu befürchten, daß ich mich der erſtern, anſtatt der letztern, bedienet. Der Inhalt meiner Abhandlung nur macht mich etwas ſchüchtern. Ich weis nicht, wie Madame einen ungebethenen Unterricht annehmen werden. Es geſchehe aber gut oder übel; ſo muß ich dennoch den Anforderungen meines Gewiſſens Gehör geben. Ich würde mir einen ewigen Verwurf machen, wenn ich länger ſäumte, Madame, in der Unwiſſenheit einer Sache zu laſſen; wodurch dero Glückſeligkeit Schaden leiden könnte.

Sie werden es nicht läugnen, Madame, daß ſie bedacht geweſen ſind, ihre Kenntniſſe täglich zu erweitern. Sie werden es auch zugeſtehen, daß ſie durch dieſe Bemühung einen beſſern Begriff von vielen Dingen erlangt haben, als der gemeine Haufe davon hat. Sie werden ſich es aber wohl nicht einbilden, daß eben dieſes das Uebel iſt, welches mich oftmals zum Seufzen bewogen hat, und welches dero Wohlfahrt nothwendig über kurz oder lang einen gewaltigen Stoß geben wird. Und doch iſt nichts gewiſſer, als dieſes. Ich werde es ihnen zeigen, Madame, wenn ich ihnen darthue, daß niemand ſuchen ſolle, klüger zu werden, als diejenigen ſind, mit denen er in Geſellſchaft leben muß.

Dieſer Satz wird denſelben vermuthlich neu und ungegründet vorkommen. Sie werden alſo für ſich ſelbſt ſchon begierig genug ſeyn, Achtung zu geben, wie ich ſolchen ausführen könne. Ich habe mir daher von ihnen weiter nichts auszubitten, Madame, als daß ſie nicht ungütig deuten wollen, wenn ihnen irgend der gemeine Vortrag der Sachen und die ſchlechte Einkleidung meiner Gedanken anſtößig ſeyn möchte. Sie können daraus ſicher ſchließen, daß ich von der Wahrheit meines Satzes völlig eingenommen ſeyn müſſe. Denn dieſe ganze Abhandlung wird ihnen einen Beweis geben, daß ich mit aller Sorgfalt vermieden habe, klüger als meines gleichen zu werden, ja, daß ich ihnen nicht einmal habe gleich kommen wollen.

Wie wenig aber Madame dieſer Meynung ſind, das iſt allen offenbar, welche die Ehre haben, dieſelbe zu kennen. Dero ſcharfſinniger Geiſt, dero geübter Verſtand, dero gereinigte Vernunft, dero mit ſo manchen fremden Sprachen angefülltes Gedächtniß, dero gründliche Wiſſenſchaft in den freyen Künſten, dero Fertigkeit, ihre Gedanken lebhaft, richtig und zierlich auszudrücken, dero von aller Eitelkeit entferntes Herz beweiſen ſolches ſattſam. Wie wäre es ſonſt auch möglich geweſen, daß ſich Madame unterwunden hätten, es den größten Meiſtern in der Muſik nicht nur nach, ſondern einſt gar zuvor zuthun; daß ſich dieſelben nicht mit dero wunderſamen Geſchicklichkeit die Saiten zu rühren begnüget, ſondern ſelbſt muſikaliſche Stücke zu ſetzen getrachtet; daß dieſelben den Helikon hinan geklettert, deſſen wahre Spitze ſo leicht nicht zu erreichen iſt, als man ſich es wohl einbildet; daß ſich dieſelben gewaget, den Herodot, Homer, Longin, Plutarch und Lucian zu leſen, Bücher, die auch vielen Studierenden verſchloſſen und manchem ſo genannten Gelehrten kaum dem Titel nach bekannt ſind; daß ſich dieſelben an die Erlernung der gelehrten Sprachen gemacht, und nicht eine flüchtige Kundſchaft davon erworben; daß dero Feder die Ausarbeitung einiger Reden mit ſo gutem Fortgange über ſich genommen; daß dieſelben die Sätze der Weltweiſen unterſucht, und ſich diejenigen zugeeignet, deren Wahrheit ſie am beſten gegründet zu ſeyn befunden. Daß dieſelben ein Belieben gehabt, den tiefen und wahren Grund der Philoſophie, nemlich die Lehren der Mathematik, einzuſehen; kurz, damit ich dieß lange Regiſter dero kühnen Unternehmungen in eins faſſe, und nicht viele davon beſonders erwähnen dürfe, daß dieſelben es für einen Ruhm gehalten, immer vollkommener oder klüger zu werden?

Ich begreife unter dieſe Benennung alle diejenigen Arten der Bemühungen, die ich von Madame angeführet habe; ob ich gleich noch mehrere dergleichen nicht davon ausſchließe. Wer ſeine Einſichten zu verbeſſern, ſeine Wiſſenſchaften zu erweitern, ſeine Geſchicklichkeiten zu vermehren, ſeine Gemüthsgaben zu verſtärken, und es ſey nun, worinn es wolle, weiter zu kommen ſucht, von dem wird alle Welt ſagen, er ſuche klüger zu werden. Ein ſolcher Menſch iſt es auch, den ich ernſtlich warne, von ſeinem Fleiße abzuſtehen.

Ich erlaube es gar gern, daß man ſich ſo weit geſchickt zu machen ſuchet, als die meiſten unter uns ſind. Wer weiter geht, der ſündiget. Ein unverheyrathetes Frauenzimmer mag ſich alſo befleißigen, einen deutſchen Roman leſen zu lernen, ihren Wäſchzettel halbigt in Ordnung zu bringen, ihre Ausgaben auf den Fingern zuſammen zu rechnen, ein Liebesbrieſchen mit zerriſſenen und nicht recht buchſtabirten Worten unleſerlich abzufaſſen, und, wenns hoch kömmt, eine leichte Menuet heraus zu ſtümpern. Eine verheyrathete Dame kann ſich über dieſes noch eine Fertigkeit in Miſchung und Austheilung der Karten, in Beurtheilung der Güte des Caffees, in Erfindung neuer Mittel, Geld von ihrem Eheherrn heraus zu locken, in Erdichtung neuer Muthmaßungen von den Umſtänden ihres Nachbars, und in Hervorbringung vieler Schimpfwörter wider ihr Geſinde, erwerben. Ein junger Kaufmannsſohn darf ſich angewöhnen, Schriften, die er nicht verſteht, dreiſte zu verläſtern, die Schönheiten der neuen Moden zu beſtimmen, den Schuſtern, Schneidern und Perrückenmachern Vorſchriften zu geben, und das erſchundene Geld des Vaters auf eine artige Art zu zerſtreuen. Ein Arzt mag ſich die Geſchicklichkeit erwerben, den Puls zu bekümmern, ſeine Fragen ordentlich hinter einander zu thun, einen länglichten Zettel zu ſchneiden, und ein auswendig gelerntes Recept darauf zu ſchreiben. Ein Hofmann wiſſe nur ein Paar verſtümmelte franzöſiſche Redensarten herzuſagen, die Reſidenzſtädte der Großen zu nennen, mit dem Worte Schulfüchſerey um ſich zu werfen, von dem Geſchmacke eines Weines richtig zu urtheilen, vom Jagen und Palzen zu reden, und zu einer gewiſſen Zeit des Tages der höflichſte Diener, zu einer andern aber der hochmüthigſte Herr zu ſeyn. Ein Sachwalter darf nur eine grobe Feder ſchneiden können, gewiſſe Formeln abzuſchreiben wiſſen, einige Ränke zu erſinnen vermögen, und ſich ſo viel Witz anſchaffen, als zum Aufſchlagen ſeines Volkmanns, Carpzovs und Spathens nöthig iſt. Ein Prediger braucht nichts weiter, als ſeinen Catechiſmus halb zu verſtehen, aus zehn Poſtillen hier und dar einige Sätze zu nehmen, verſchiedene Sprüche und Reime darunter zu miſchen, ſie nach einer unnatürlichen Ordnung ſeinem Gedächtniſſe anzuvertrauen und mit einer ſchleppenden Sprache wieder von ſich zu geben. So viel Wiſſenſchaft iſt einem jeden dienlich. So viel Geſchicklichkeit haben die meiſten noch. Mehr iſt überflüſſig; und niemand, er ſey von was für einem Stande oder Geſchlechte er wolle, darf ſich beſtreben, höher zu fliegen.

Die Natur hat gewollt, daß die Menſchen alle gleich ſeyn ſollen. Sie läßt uns daher auch alle gleich gebohren werden. Wer kann ſich rühmen, daß er mit vier Augen, drey Ohren und fünf Händen von ihr begabet ſey? Fände ſich ja jemand: So würde man ihn für ein Ungeheuer halten müſſen. Fürwahr eine ſchöne Abbildung für euch Ueberkluge, die ihr mehr wiſſen wollt, als andre eures gleichen! Ihr ſeyd ebenfalls Ungeheuer der Natur. Eure Seele muß wohl nothwendig zwiefach ſeyn. Denn wäre ſie ſo einfach, als der andern Menſchen ihre iſt: So ſagt mir doch, was euch für ein unglücklicher Trieb ankömmt, mehr zu faſſen, als ſie? Befürchtet ihr nicht, daß ihr dadurch die allgemeine Gleichheit aufhebt? Wie lieblos müßt ihr doch ſeyn, daß ihr das feſteſte Band der Republiken zerreiſſen wollt! Seht nur an, wodurch ſich der ſpartiſche Staat erhielt. War es nicht durch die Gleichheit, welche Lykurgus unter die Glieder deſſelben eingeführet? Verſchiedene Stände und Ordnungen mögen in einer Bürgerſchaft wohl ſeyn: Aber in den Ordnungen muß keiner ſich mehr hervorthun, als der andre. Man hat die Republiken ſchon vor Alters mit Gärten verglichen; und dieſe Vergleichung iſt ſo uneben nicht. Gleichwie nun in einem Garten wohl Spatziergänge und lebende Wände von unterſchiedener Art ſeyn können, in keinem aber ein Baum vor den andern hervorwachſen darf, ſondern alle gleich gezogen werden: So müſſen auch in den Ständen alle Theile fein unter einer Schnur bleiben. Der kaiſerliche Philoſoph, Antonin, treibt dieſe Gleichheit noch höher. Wir müſſen alle Zweige von einem Baum ſeyn, ſagt er. Iſt das nun wahr, wie denn niemand einen groſſen Herrn wird Lügen ſtrafen können: So folgt ja, daß wir auch alle einerley Gedanken und Verſtand beſitzen, und einerley Urtheile fällen müſſen; wie die Zweige einerley Saft haben, einerley Blätter und Früchte tragen. Gewiß, das Volk hat das Recht zu fordern, das diejenigen, die mit ihm einerley Luft genieſſen, einerley Pflaſter betreten, in einerley Ringmauern eingeſchloſſen ſind, auch einerley Gedanken und Kenntniſſe mit ihnen haben ſollen. Ich lobe hierinn die Athenienſer; weil ſie alle diejenigen verbanneten, welche ſich durch Klugheit, Verſtand, Gerechtigkeit und dergleichen vor andern hervor thaten; wie man an dem Themiſtokles, Ariſtides, Cimon und andern ſiehet. Noch beſſer gefallen mir die Epheſer, welche den Hermodor, einen Mann, der alle andre übertraf, nicht allein ins Elend trieben, ſondern auch eine Verfaſſung machten, daß niemand den andern an Kunſt und Wiſſenſchaft vorgehen ſollte. Heraklitus mag immer glauben, daß ſie dadurch ihre Bosheit und ihren Unverſtand der Nachwelt verrathen haben: Ich glaube hingegen, daß ſie dadurch ihre Einſicht in die tiefſte Staatskunſt an den Tag gelegt haben. Es iſt gar leicht zu beweiſen, daß nichts einem Staate gefährlicher ſey, als Leute, welche mehr verſtehen, als die übrigen Einwohner. Athen hat es an ſeinem Perikles erfahren. Sollten wir nicht ſo redliche Patrioten ſeyn, und unſere unnütze Lehrbegierde zur Erhaltung des Vaterlandes aufopfern, da Heiden gar ihr Leben für daſſelbe in die Schanze geſchlagen?

Wie aber, wird man ſagen, wenn man nun um die Gleichheit in den Ständen nicht zu zernichten, nichts mehr lernen ſoll: So wird man ja die Aufnahme der Wiſſenſchaften nicht befördern können; ſo werden ja keine Muſter da ſeyn, denen man nacheifern kann. Ach wollte der Himmel! daß auch beydes nicht wäre! Der Lauf der Wiſſenſchaften möchte nur gehemmet werden. Was für Unheil iſt nicht durch ſie ſchon erwachſen? Unſere Tage empfinden das Uebel. Man ſeufzet über die vielen Vernünftler, welche von denſelben gebohren worden. Was wird nicht erſt werden, wenn die Wiſſenſchaften weiter um ſich freſſen? Man gedenke an Rom.

Als die freyen Künſte auf den höchſten Grad geſtiegen waren, erhob ſich ein Julius Cäſar, und die Freyheit gieng zu Grunde. Wer weis, was für ein Schwerdt auf unſre Hälſe geſchliffen iſt, da auch Jünglinge klüger ſind, als bärtige Männer? O ein trauriges Zeichen! Was die Nacheiferung betrifft: So darf ich nur anzeigen, daß ſolche aus der Ehrſucht entſpringt. Die Ehrſucht aber iſt ein Laſter; ſoll man nun deren Wirkung ausbreiten helfen? Verdammte Bemühung! Ich will lieber nichts mehr lernen, als ein Werkzeug der Laſter, als ein Beförderer des hereinbrechenden Unglücks, als ein Zerſtörer der allgemeinen Gleichheit werden.

Doch dieſe Vorſtellung rührt noch nicht genug. Ich muß näher treten. Sammlet euch doch, ihr Klüglinge, die ihr es euch ſo ſauer werden laßt, um eure Nachbarn durch euren Klugdünkel zu beſchämen! Saget mir doch, was ſuchet ihr darunter? Iſt es nicht ein gewiſſes Vergnügen? Die Abſicht iſt natürlich. Denn das erſte Grundgeſetz der Natur iſt: Thue alles, was dich glücklich macht; und das heißt ſo viel: Suche dir ein beſtändiges Vergnügen zu erwerben, und alles Misvergnügen von dir abzuwälzen. Wie iſt es aber möglich, daß ihr ſolches bey eurem Unternehmen finden könnt? Wo ich hinſehe, entdecke ich lauter Unluſt dabey. Ich ſehe einen Menſchen von eurer Art in ſeinem Zimmer ganz einſam ſitzen. Er unterſtützet ſein Haupt und ſieht ſtarr vor ſich nieder. Er murmelt, als wenn er Geiſter beſchwören wollte, und redet mit ſich ſelbſt. Itzt lieſet er mit einer ſolchen Mine, woraus ſeine Achtſamkeit hervor blickt. Itzt nimmt er die Feder in die Hand, ſieht in die Höhe, und ſchreibt darauf ein paar Zeilen. Er überſieht ſie, und ſtreicht ſie wieder aus. Jtzt hört er die trockenen und verdrüßlichen Erinnerungen eines Lehres über ſeine Arbeit gelaſſen an. Er verbeſſert ſie. Man bittet ihn zu einem guten Freunde: Er entſchuldigt ſich mit der Menge ſeiner Geſchäffte. Die ganze Stadt bedient ſich der Lieblichkeit eines ſchönen Tages, und thut eine Luſtreiſe, fährt ums Thor oder beſucht die Gärten. Er wird die Heiterkeit des Himmels kaum genug gewahr; ſo ſehr hänget er ſeinen Bemühungen nach. Alle Welt ſchläft bereits. Er hat noch mit ſeinen Uebungen zu thun; und ſelbſt, wenn er ſein Lager betreten, kann er des ſüßen Schlafes nicht genießen, ſondern hat den Kopf voll und fängt erſt recht an nachzuſinnen. Kaum läßt ſich der Tag blicken, da iſt er ſchon munter, und mit ſeinem Vorhaben beſchäfftigt. Und ſo geht es täglich fort. Wie traurig iſt nicht eine ſolche Lebensart? Fallen nicht alle Ergötzungen, alle Luſtbarkeiten gänzlich dabey weg?

Man ſage mir nicht, daß man in einer ſolchen Aufführung ſein Vergnügen finde. Man muß einen wunderlichen Begriff davon haben, wenn man das behauptet. Arbeiten iſt nach dem Urtheile ſo vieler tauſend Leute keine Luſt. Was iſt das angeführte Leben aber anders, als eine ſtetige Arbeit? So habe ich mir auch ſagen laſſen, je mehr man lernete, deſto mehr ſähe man ſeine Unvollkommenheiten ein. Erkenne ich nun dieſelben: So kann ich mir nicht länger gefallen; und alsdenn iſt es mit allem meinen Vergnügen gethan.

Der Umgang und die Geſellſchaft mit andern iſt wohl die ſchönſte Verſüßung unſers mühſeligen Wandels. Was für eine Anmuth ſchmecket unſer Herz nicht, wenn es ſich durch anderer freundlichen Zuſpruch erholen kann? Allein auch dieſer Annehmlichkeit müſſen diejenigen entbehren, die klüger ſind, als ihre Brüder. Unſere Geſellſchaften müſſen ihnen ganz ekelhaft werden. Alles, was wir darinnen vornehmen, muß ihnen unerträglich fallen. Sie haben ihren Verſtand aufgeklärt; ſie wiſſen das Wahre von dem Falſchen zu unterſcheiden; ſie ſind von Vorurtheilen frey; ſie erkennen den innerlichen Werth einer jeden Sache; und verſtehen tauſenderley, daran in unſern Zuſammenkünften nie kann gedacht werden. Wir ſprechen von Kleinigkeiten aus unſerer Haushaltung; wir lachen bey den Erzählungen von der Kurzweil unſers Hündchen mit der Katze; wir reden von der Kleidung, und dem Aufputze, womit ein paar junge Leute Gevatter geſtanden; wir ſagen einander, was in den Häuſern unſrer Nachbarn heimlich vorgeht; wir ſehen die Venus für einen Cometen an, und prophezeyen daraus den Einfall der Türken; wir entdecken, daß ſich die Welt umgekehrt; weil wir einen ſo gelinden Winter gehabt haben: Lauter Unterhaltungen, welche ſie ohne Verdruß nicht anhören können. Müſſen ſie ehrenhalber einmal bey uns ſeyn: So wiſſen weder ſie, noch wir, was anzufangen iſt, damit die Zeit doch hingehe. Sie können ihre Einſichten nicht verleugnen, und wir unſern Verſtand nicht offenbaren. Wir ſprechen mit ihnen von dem fremden Herrn in der Veſte von Drap d'or; und den haben ſie nicht geſehen. Wir erzählen ihnen von dem Frauenzimmer, welches die meiſten Anbether hat; und das kennen ſie nicht. Wir verſichern ſie von der Erſcheinung eines grauen Männchens bey Halle; und das glauben ſie nicht. Wir ſcherzen natürlich und frey; und deſſen ſchämen ſie ſich. Wir ſetzen uns nieder zu ſpielen; und das gefällt ihnen nicht. Wir jagen einander über Tiſche und Bänke; und das wollen ſie nicht. Was für Luſt können ſie nun in Geſellſchaften haben? Wem es alſo in der That ein Ernſt iſt, ein vergnügtes Leben zu führen, der muß ja nicht klüger werden.

Ich ſage noch mehr. Wem ſeine Ehre, ſeine Wohlfahrt, ſein Leben lieb iſt, der unterlaſſe dieſe Bemühung. Man darf es uns nicht verdenken, wenn wir einen Haß auf diejenigen werfen, denen der Maaßſtab unſerer Vernunft zu klein iſt, und unſere Klugheit zu wenig dünkt. Wir ſind uns ſelbſt die nächſten; wir müſſen uns ſelbſt lieben. Wie könnten wir denn wohl geruhig anſehen, daß uns andere übertreffen, und damit gleichſam die Kleinigkeit unſers Geiſtes und die Dürftigkeit unſerer Seele vorrücken ſollen? So viel Niederträchtigkeit muß man von uns nicht erwarten. Das Geſetz der Natur erlaubet uns das Recht der Wiedervergeltung. Wer alſo den Umfang unſerer Wiſſenſchaften verachtet, wer unſere Begriffe verſchmähet; ſollten wir den nicht wieder verſchmähen und verachten? So einfältig ſind doch meine Geſchwiſter noch nicht, daß ſie dergleichen Verſpottung ſo ungeahndet ſollten hingehen laſſen. Welcher Schimpf iſt wohl größer, als der, da man einen für dumm und unvernünftig hält? Und dafür halten doch diejenigen ihre Mitbürger, welche klüger werden wollen, als ſie. Aber man laſſe ſie nur gehen. Es ſind ſchimpfliche Namen genug da, womit man ſie belegen kann. Die Verleumdung hat ſattſame Mittel, ſie zu beſtrafen. Alle Gelage ſind ihre Richtſtühle, und alle Zechen die fürchterlichen Rabenſteine ihrer Ehre. O greuliche Vorſtellung! Wer wollte ſich dadurch nicht abſchrecken laſſen?

Man weis, wozu Neid und Misgunſt fähig ſind; und man weis auch, daß dieſelben durch nichts heftiger erreget werden, als wenn man an andern größere Vollkommenheiten wahrnimmt. Sie ſind die rechten Erhalter der Einfalt. Aus Furcht vor ihrer Strenge bleibt mancher in ſeinen Schranken. Sie haben auch vorlängſt ſchon gezeigt, wie hart ſie den Uebermuth belohnen. Sokrates mag hier ein Exempel werden. Nimmermehr wäre er von dem Ariſtophanes in einem öffentlichen Schauſpiele zum Gelächter gemacht werden; nimmermehr hätte man ihn vor Gerichte gezogen; nimmermehr würde er den Schierlingsſaft verſchlungen haben, wenn er nicht durch ſeinen höhern Verſtand, und durch ſeine größere Weisheit die Feindſchaft, Misgunſt und Verfolgung der Sophiſten über ſich gezogen hätte.

Sichere Faulheit! glückſelige Unwiſſenheit! Ihr Mütter der angenehmſten Vergnügungen, der ſüßeſten Ruhe, der unbeneideten Ehre! Wer ſollte euch nicht lieben? Ihr ſchützt uns, wie eine Henne ihre Küchlein, vor allen Unfällen, denen die unerſättlichen Freunde der Wiſſenſchaften ausgeſetzt ſind.

O! Madame, erkennen ſie doch endlich die Schädlichkeit ihrer Lehrbegierde; erkennen ſie doch meine aufrichtige Sorge für dero Wohlfahrt; erkennen ſie doch meine unumſtößlichen Gründe von der Wahrheit, daß man nicht ſuchen ſolle, klüger zu werden, als andre ſind. Verlaſſen ſie dero edles Herz, wenn ich das anders edel nennen darf, was ſich von den Sitten, auch der vornehmſten unterſcheidet. Denken ſie nur ja nicht, daß man aufgehört habe, diejenigen zu verfolgen, deren Wiſſenſchaft vor andern hervorleuchtet. Haben ſie es noch ſelbſt nicht erfahren, welches mir kaum glaublich vorkömmt: So ſehen ſie nur einmal um ſich. Wie löblich raſet nicht aller Orten der Geiſt der Verfolgung, vom Neide angetrieben, wider diejenigen, deren Erkenntniß ſich von den gemeinen Meynungen erhebt? Denken ſie nicht, daß man ſo höflich ſeyn, und einige Hochachtung für ein Frauenzimmer haben werde. Stellen ſie ſich das jämmerliche Schickſal der Hypathia, des eclectiſchen Philoſophen Iſidors Eheliebſten, vor die Augen. Wie ſcharf wurde ſie nicht beſtraft? Die reinen Tugenden, und die ausnehmende Gelehrſamkeit derſelben in der platoniſchen und ariſtoteliſchen Philoſophie, ihre tiefe Wiſſenſchaft von der Mathematik und ihre durchdringende Beredſamkeit brachten ihr erſtlich den Neid ihres ehrwürdigen Biſchofs, Cyrillus, und dadurch den Haß aller Einwohner in Alexandrien über den Hals. Petrus, ein vermeyntlicher frommer Lector daſelbſt, flammete denſelben noch mehr an. Wer getraut ſich, von ſolchen Männern etwas unrechtes zu vermuthen? Hypathia verachtete ihre Misgunſt. Sie unterbrach ihren Fleiß nicht; aber zu ihrem Untergange. Denn, als ſie einſt durch die Stadt fuhr: So fiel das erhitzte Volk auf ſie los, zog ſie von dem Wagen, ſchleifete ſie in eine Kirche, riß ihr die Kleider vom Leibe, und zerfleiſchte ſie auf das erbärmlichſte mit irdenen Scherben, ſchleppte darauf den zerfleiſchten Körper weiter und verbrannte ihr mit der gröſten Beruhigung. Was kann erſchrecklicher, als ein ſolcher Lohn ſeyn? Allein, was iſt auch gerechter, als derſelbe? Hat man das Herz, einer ganzen Stadt mit der Höhe ſeiner Wiſſenſchaften zu trotzen: So mag man auch die Rache dafür von derſelben empfinden.

Madame dürfen zwar ein ſolches Verfahren von unſern leutſeligen Bürgern nicht befürchten. Sie ſind viel zu menſchlich, ſolche Grauſamkeit auszuüben. Allein ſo wohlgeſittet müſſen ſie ſich auch nicht alle von uns vorſtellen, daß wir unſere Zungen nicht zu zweyſchneidigen Schwerdtern machen, und dero Ruhm auf das läſterlichſte zerreiſſen können. Sie mögen immer ſo viel Großmuth haben, und das Gerede der Stadt, wie ein edles Roß das Bellen der Hunde, verachten. Es wird ihrer Unſchuld doch empfindlich werden, und einige Kränkung verurſachen. Tröſten ſie ſich nicht mit dem unparteyiſchen Urtheile der Nachwelt. Der Troſt iſt ſehr leidig. Sie werden nichts empfinden, ob man dero Namen rühmlich erwähnt oder nicht. Itzt aber können ſie die Süßigkeiten derer Lobſprüche ſchmecken, welche ihnen unſere jungen Kenner der Verdienſte und Vorzüge geben werden; wofern ſie nur ihrer Klugheit abſagen und eben ſo wenig Gehirn, als dieſe Herren, haben wollen. Ohne dieſe Bedingung können Madame denſelben nicht gefallen. Es iſt aber ein Großes, ihren Beyfall zu beſitzen. Denn ſie ſind die Orakel an unſern Caffeetiſchen.

Treffen ſie doch immer den ſo erſeufzten Wechſel, Madame! Unſere Schönen werden ſich dabey mit neuen Thorheiten hervorthun. Unſere Vergnügungen werden ungezwungener, unvernünftiger, jedoch reizender werden. Die Vernunft iſt allemal eine gar zu eigenſinnige Mutter, welcher wenig Ergötzlichkeiten recht ſind

Könnten Madame wohl ſo unbarmherzig ſeyn, und uns an dem Genuſſe eines Gutes verhindern, das uns dieſelben ſo leicht verſchaffen können? Unmöglich. Der Grund ihres Herzens iſt viel zu gut dazu. Wie wünſchte ich doch, daß es dieſelben nur erkennen möchten!

Madame haben die Deshouliers geleſen. Nehmen ſie doch die Vermahnungen derſelben an, welche ſie an ihre gute Freundinn geſchrieben, um ſolche von dem Studiren abzuhalten. Geben ſie doch der Verſtellung eines Frauenzimmers nach: Ich will gern ſchweigen. Dienen Madame lieber der gegenwärtigen, als der zukünftigen Welt, zum Muſter. Was für Verbindlichkeit haben ſie gegen dieſelbe?

O möchte ihnen doch die neue Wohnung, welche ſie heute bezogen; o möchte ihnen doch das neue Lebensjahr, welches ſie heute angefangen, und zu welchen beyden Stücken wir ihnen Glück wünſchen ſollen, o möchte ihnen doch dieſes einen neuen Geſchmack und veränderte Neigungen geben! Würde es nicht ſchön ſeyn, wenn wir künftig von ihnen ſagen würden: es iſt alles neu? Wir haben Oſtern vor der Thüre. Man feget den alten Unrath nunmehr gegen die Feyertage aus unſern Häuſern weg: Und Madame wollten den alten Unrath ihrer Luſt an der Klugheit und Weisheit behalten?

Kömmt doch alles zuſammen, was irgend jemand bewegen kann, ſich zu verändern: Und ſie können unerweicht bleiben, Madame? Sie? deren Herz, deren Seele zur Annehmung ſo vieler Wiſſenſchaften ſo weich geweſen iſt? O welch eine Verſtockung! Ich beſchwöre ſie, Madame, bey denen Pflichten, die ſie dem Vaterlande ſchuldig ſind, bey denen Pflichten, die ſie ihren Nächſten ſchuldig ſind, bey denen Pflichten, die ſie ſich ſelbſt ſchuldig ſind, von nun an von ihrem bisherigen Wandel umzukehren. Das Vaterland hat ſonſt den Verfall ſeiner Ruhe, der Nächſte ſeine Verachtung, und ſie ſelbſt haben Haß und Neid zu befürchten.

Was für eine Länge von Lebensjahren wird man ihnen nicht für dieſe Veränderung gönnen? Ich bin zweifelhaft, ob ich ihnen itzo dergleichen wünſchen ſoll. Doch ja, ich will es thun. Vielleicht leſen Madame meine Vorſtellungen noch einmal; vielleicht haben ſie alsdenn ihre Wirkung; vielleicht ſpüre ich alsdenn das Glück, daß Madame auf den vorgeſchlagenen Weg gerathen. Seyn ſie denn alſo noch lange ein Troſt, ein Labſal ihres Vertrauteſten, ihres liebſten Freundes, meines theuerſten Gönners! Gönnen ſie mir noch lange die Ehre dero Gewogenheit! Werden ſie aber auch eine neue Zierde unſerer Stadt und ein neuer Spiegel unſers ſchönen Geſchlechts!

— — Nunc te melioribus offer. *Hor. Ep. 2. Lib. I.*

Zum Andenken
des
Vergnügens über den Geburtstag
Frauen
Louiſe Gleditſchinn, geb. Langinn,
übergab ihr
nebſt des Horazens Gedichte und der franzöſiſchen
Ueberſetzung des Tartarons
folgende Verſe
M. Johann Friedrich May.

Der treffliche Horaz, der voller Weisheit iſt,
Und dem auch du nunmehr, Hochwerthe, günſtig biſt,
Erſcheint durch mich vor dir und wünſcht bey dir zu bleiben,
Du ſollſt ihn deinem Schatz der Bücher einverleiben.
Er ſollte koſtbarer dazu gekleidet ſeyn:
Denn heute fällt dein Feſt, dein größter Feſttag, ein,
Der manches Herz erfreut, das deinen Werth erkennet,
Und dich aus Schuldigkeit des Glückes würdig nennet.
Er achtete die Pracht ſo wenig, als wie du,
Und ſah der Eitelkeit mit ſtiller Regung zu;

Er war in ſich vergnügt, mit allem ſtets zufrieden,
Was ihm die weiſe Macht auf ſeinen Theil beſchieden.
Er ſorgte für den Geiſt; doch zwang er ſich auch nicht
Nach eines jeden Wort, er ſuchte Kraft und Licht
Da, wo ſich die Vernunft in ihrer Stärke zeigte,
Und ihn durch ihren Zug auf ihre Seite neigte.
Was ihm das Schickſal gab, das wurde durch ihn ſein.
Er ſelber richtete ſein eignes Wohlſeyn ein.
Der gründliche Verſtand und ſeines Herzens Güte
Verſchafften ihm dabey ein ruhiges Gemüthe.
Er war ein harter Feind der niedern Schmeicheley,
Sein Urtheil ohne Gift; jedennoch ſcharf und frey,
Er redlich und gerecht, nicht mürriſch, nicht gezwungen.
Sein Witz, wodurch er ſich ſo hoch empor geſchwungen,
Iſt noch ein Wunderwerk. Verzeih, o Freundinn, mir,
Ich ſtelle dir ſein Bild nur deſſentwegen für;
Weil mich die Aehnlichkeit mit dir darauf geführet,
Weil dieſes Löbliche man auch bey dir verſpüret.
Mein Weidner hat dir viel von ſeinem Sinn erklärt,
Du haſt das übrige zu wiſſen auch begehrt,
Es kömmt mit ihm zugleich ein Freund an ſeiner Seiten,
Der wird dich weiter noch in ſeine Schriften leiten.
Er redet zwar nicht deutſch: Allein dein ſchöner Fleiß
Den Wiſſenſchaft und Kunſt nie zu ermüden weiß,
Verſteht, was dieſer ſpricht. Du kannſt des Franzmanns Weſen,
Wodurch ſein Geiſt ſich zeigt, in ſeiner Sprache leſen.
Der legt dir deutlich aus, was der Poet gedacht,
Wodurch ſich ſeine Schrift zur Sittenlehre macht,
Zum Spiegel unſrer Welt, das Schöne zu bemerken,
Wodurch die Geiſter ſich, wie du, im Guten ſtärken.

O! könnte mir Horatz itzt ſeine Kraft verleihn:
So wollt ich dir ein Lied zu deinem Feſte weihn,
Das aller Welt gefiel, wie mich dein Ruhm ergötzet,
Der dich, geſchickte Frau, weit über andre ſetzet.
Doch weil er mir nicht ſelbſt den Wunſch gewähren kann:
So nimm inzwiſchen doch den neuen Vorſchlag an:
Wenn er die Tugend rühmt, die wir an dir auch lieben,
So denk, er hat allda zugleich dein Lob beſchrieben.
Er ſagt dir nicht zuviel, was nicht zugleich dein Freund,
Wenn er an dich gedenkt, auch in dem Herze meynt,
Der alle Schmeicheley, wie deine Feinde, haſſet,
Und was dich freuen ſoll, in ſeine Wünſche faſſet.
Ich folge dem Horaz, in ſeiner Andacht nach,
Der um zwey Dinge nur die Gottheit einſt anſprach,
Wie ichs für dich itzt thu: Herr, gieb ihr Gut und Leben,
Ein ruhig Herz wirſt du dir durch die Weisheit geben.

* * *

Als er
keine Satiren ſchreiben wollte.
von
D. H. G. Schellhafern.

Schweigt endlich doch einmal von dem Satiren ſchreiben,
Ihr Freunde, laßt mich dumm in meiner Unſchuld bleiben:
Ich will kein Dichter ſeyn. Mein ungekämmtes Haar
Wird durch den Kranz nicht ſchön; ſtellt keinen Phöbus dar.
Ein Verschen, ſo zum Trunk, ein nettes Leberreimchen,
Und wenn ich ernſthaft bin, ein Lied von Hopfenkeimchen,
Und wie der Spargel wächſt; das mach ich noch zur Luſt;
Wie man Satiren ſchreibt, das iſt mir unbewußt.
Und wenn ich auch den Kiel recht ſcharf zu ſchneiden wüßte,
So gar, daß mich dafür zum Lohn Minerva küßte;
Minerva, deren Kuß ſo ſchön, ſo angenehm:
So ſchlag ichs dennoch aus. Es fällt mir unbequem,
Um andre nur den Weg zu ihrem Wohl zu lehren,
Mir ſelbſt die eigne Ruh, mein eignes Glück zu ſtören.
Erſt fang ich bey mir an, und bin mir ſelbſt ein Thor;
Ich halte mir bald das, bald wieder jenes vor:
Und weil ich da genug an mir zu tadeln finde:
So ſorg ich nur für mich, und ſtrafe meine Sünde.
Und wenn mein Bruder fehlt, ſo klag ich ihn nicht an,
Denn mein Gewiſſen ſpricht: Das haſt du auch gethan.

Geſetzt, ich könnte mich wohl nach und nach verbeſſern,
Hab ich deswegen recht, die Fehler zu vergrößern,
Womit mein Nächſter irrt? Verſäumt er ſeine Pflicht:
Bin ich nicht ſchuld daran, und auch ſein Richter nicht.
Was hab ich wohl davon, wenn ich die Laſter ſtrafe;
Und da ich itzt ſo gut, ſo ſanft und ruhig ſchlafe;
Weil mich kein böſer Traum von einem Feinde ſchreckt:
So müßt ich, hätt ich mir erſt andrer Haß erweckt,
Mich auch in meiner Ruh mit böſen Larven kränken,
Wenn ich den ganzen Tag mit ſorgenvollem Denken
Unruhig zugebracht. Man klopft an meine Thür:
Ich mache willig auf. Denn keiner kömmt zu mir,
Der mich um meine Schrift zur Rede ſetzen ſollte,
Und mir durch Wort und Schlag den Schimpf bezahlen wollte.
Mich geht kein Stichelwort von ſtarken Geiſtern an.
Man rede, was man will, ich habe nichts gethan.
Wie aber würd ich mir die ſüße Ruhe ſtören,
Läs man erſt meine Schrift: was müßt ich da nicht hören!
Es würde ja die Stadt von meinem Namen voll,
Und ich ſelbſt vor Verdruß bey ihrem Urtheil toll.
Nein, wer die Ruhe liebt, der muß verborgen bleiben:
Und keine Stachelſchrift, zu ſeinem Schaden, ſchreiben.
Der irrt, wer bey ſich denkt, ich bin allein der Mann,
Ich bin allein der Held, der alle hecheln kann.
Ich glaube, was du kannſt, daß das auch andre können.
Denn wer mit Neſſeln peitſcht, der kann ſich ſelber brennen.
Die Schlangen ſind nicht todt: Sie haben Gift und Blut,
Wenn gleich ihr ſtarrer Balg in kühlem Graſe ruht.
Die Spötter ſchlafen nicht, wenn ſie die Augen ſchließen:
Die Kugel, die nur graſt, die kann uns doch erſchießen,
Kömmt man ihr nur zu nah, nimmt man ſich nicht in Acht.
Das iſt der ſtärkſte Feind, an den man nicht gedacht.

Du ſprichſt, das acht ich nicht, kann ich nur das vollbringen,
Daß man mich fürchten muß: ſo will ich ſie ſchon zwingen.
Vergebens iſt der Haß, wo man ſich fürchten muß:
Wer ſich nur an mich wagt, der darf vor den Verdruß,
Ich gebe Wort und Hand, nicht eine Stunde ſorgen.
Wer heute mich verlacht, der denke, daß er morgen
An meiner Stelle ſteht, da wird er ſo, wie ich,
Wär er auch Sokrates, durch mich doch lächerlich.
Wie artig iſt es nicht, wenn uns ſo manche ſcheuen,
Die ſonſt nicht blöde ſind, bloß weil wir etwan dräuen;
Weil wir im Scherz geſagt, wir hätten was entdeckt,
Das noch zu tadeln ſey. Sie werden gleich erſchreckt;
Sie fürchten uns weit mehr, als wie die eignen Sünden;
Sie meiden jeden Ort, ſo bald ſie nur befinden,
Daß wir zugegen ſind. Es ſchweigt ein jeder ſtill
In unſrer Gegenwart; weil keiner zeigen will,
Wie er beſchaffen ſey. Heißt das denn nicht regieren?
Kann man ein größer Werk zu ſeinem Ruhm vollführen?
Ja, ja vollführ es nur, o du betrogner Thor,
Und ſtelle dir dabey die größte Herrſchaft vor.
Ich bin ein Menſchenfreund, ich muß mit Menſchen leben,
Sie ſollen mir das Herz, ich will es ihnen geben.
Das iſt nun freylich wahr, ich muß es ſelbſt geſtehn,
Es klingt mir angenehm, es klingt vortrefflich ſchön,
Wenn man das Urtheil hört: Daß unſre Schrift faſt allen,
Die ſie nur angeſehn, recht gut und wohl gefallen.
Der Hochmuth kützelt ſich, man bleht ſich ſelber auf,
Und läßt der Tadelſucht nunmehr den freyen Lauf.
Das aber merkt man nicht, daß die, die uns erhoben,
Nur bloß mit uns geſcherzt: Sie wollen uns nicht loben!
Wem iſt es nicht bekannt, daß der Philiſter lacht,
Wenn Simſon, der nicht ſieht, ſo manchen Poſſen macht?

Das ſchickt ſich nicht für mich. Will man die Zeit vertreiben,
Sucht man was Luſtiges, ſo mag man ſelber ſchreiben.
Drum ſprecht nur, was ihr wollt, ich bleibe doch dabey:
Mein Kiel trägt vor der Schrift, die andre tadelt, Scheu.
Allein da ſchärf ich ihn; da brech ich erſt mein Schweigen:
Wenn ich kann meine Pflicht und meine Treue zeigen.

Lob der Weiber.

Erſter Verſuch.

von

D. H. G. Schellhaſern.

Wie fällt mirs doch ſo ſchwer, daß ich nicht läſtern ſoll.
Ich bin der Weiberfreund: Doch der verjährte Groll
Wacht immer wieder auf: Die ſchon gewohnte Sünde
Läßt mir kaum ſo viel Kraft, daß ich mich überwinde.
Nunmehr bedenk ich erſt den ſtrengen Friedensſchluß,
Nachdem ich leider ach! die Weiber loben muß.
Mein Vorzug fällt nun hin, durch den ich ſtark geweſen:
Wer wird nun wohl von mir die trocknen Blätter leſen?
Wer dichtet ferner hin mir Witz und Feuer an,
Da ich nicht mehr, wie ſonſt, natürlich ſchreiben kann?
Doch wo wird auf der Welt ein weiſer Mann gefunden,
Den keine Thorheit je, kein Irrthum überwunden?
Ihr habt einmal das Wort, und das ſoll feſte ſtehn,
Und ſollte gleich dabey mein Dichten untergehn.
Vor dem ließ euch mein Kiel nicht allzu ſicher ſchlafen,
Jetzt aber will ich mich durch euer Lob beſtrafen.

Der Hochmuth, den man euch als eigen zugetheilt,
Stammt nicht aus eurer Bruſt, man hat ſich übereilt;
Und den verhaßten Trieb der Unſchuld zugeſchrieben:
Wir Männer haben Schuld. Nur das verkehrte Lieben,
Das von uns ſelbſt entſpringt, erweckt den falſchen Schein,
Was ihr gezwungen thut, ſoll eure Neigung ſeyn.
Zwingt Daphnis Selanorn, ſich knechtiſch zu geberden?
Nein, ſie muß bloß durch ihn zu einer Göttinn werden.
Wünſcht ſich die Livia die Alabaſterbruſt?
Sie hat, eh Thyrſis kam, noch nichts davon gewußt.
Daß Myrthens Augenlicht wie eine Sonne ſtralet;
Lernt ſie vom Floramor, der ſie ſo abgemalet.
Daß die Natur aus ihr ein Meiſterſtück gemacht,
Das hört ſie erſt von ihm; Sie hat es nie gedacht.
Wer aber wird wohl nicht das, was man wünſchet, glauben,
Und ſich aus Eigenſinn des hohen Ruhms berauben?
Geſetzt, daß ſich dabey zu leicht der Beyfall findt;
So iſt das ein Beweis, daß Weiber Menſchen ſind.
Und gleichwohl findet ſich der Beyfall nicht bey allen:
Sie wenden Glauben vor, um beſſer zu gefallen.
Wird die Gefälligkeit zu Tugenden gezählt?
Warum verhöhnt man die, die dieſen Zweck erwählt?
Geſetzt, daß Ehr und Ruhm der Weiber Herzen lenken;
Darf unſer Eigenſinn ſie wohl darum verdenken?
Wodurch wird manches Werk ſo weislich ausgeführt?
Bloß weil ein edler Trieb die großen Herzen rührt.
Wodurch die Männer ſonſt am allermeiſten gelten:
Das will man ohne Grund an einem Weibe ſchelten.
Man ſpricht: Kein Weib iſt mehr den Männern unterthan.
Das führt man ungeſcheut, ſie zu verhöhnen, an.
Doch wo iſt wohl ein Menſch, der ſich nicht ſelber liebet,
Und gerne das empfängt, was man ihm willig giebet?

Erfordert nicht ein Staat zugleich ein kluges Haupt?
Nun gleicht dem Staat ein Haus: Drum iſt es ja erlaubt.
Noch mehr; es muß ein Weib das ſchwere Ruder faſſen,
Das der erſchrockne Mann aus Trägheit fahren laſſen.
Drum, daß ein Weib regiert, das macht die Herrſchſucht nicht;
Es iſt die Schuldigkeit: weil ſonſt ein Haupt gebricht.
Und da wir andern ſonſt, was ſchwer iſt, überlaſſen:
Warum will man hierbey die tapfern Weiber haſſen?
Hört ferner, was man ſpricht: Der Weiber Ebenbild
Sey ein durchlöchert Faß, das man mit Waſſer füllt,
Das alles zu ſich nimmt, um alles zu verlieren;
Ein laufend Stundenglas; ein Schatzhaus voller Thüren.
O höchſt verkehrter Wahn! der Liſt für Tugend hält,
Der keine Klugheit kennt, wo man ſich nicht verſtellt!
O Sitten! die nunmehr verderblich eingeriſſen,
Da unſer Freund nicht darf das, was wir denken, wiſſen.
Erfordert die Natur nicht die Geſelligkeit?
Iſt nicht ein Menſch ein Freund? Was iſts nun, das verbeut,
Was unſre Herzen drückt, den Freunden frey zu ſagen?
Nur der, der ſchaden will, darf es nicht ſicher wagen,
Zu reden, wie er denkt, zu denken, wie er ſpricht:
Die Menſchenliebe braucht dergleichen Mantel nicht.
Auf! träge Deutſchen, auf! laßt euch einmal ermahnen,
Die Weiber zeigen euch ein Bild von euren Ahnen.
Verſteckte man ſich da? war nicht ein Wort ein Mann?
Und itzo ſeht ihr dieß gar für ein Laſter an?
Wer nicht die Thaten ſcheut, der darf ſich nicht entblöden,
Zu ſagen, was er thut. Drum laßt die Weiber reden.
Wie? ſchüttelt ihr den Kopf? Ich weis ſchon euren Sinn.
Ihr denkt, ein redend Weib wird gleich zur Richterinn.
Ihr fürcht euch; und mit Recht: Denn bey dem Caffetiſche
Fragt man nicht allemal, was koſten Fleiſch und Fiſche?

Es geht auch über euch. Und das iſt ärgerlich.
Ich weis es, wie es kränkt. Sonſt gieng es über mich;
Allein ich hatte Schuld. Seit dem ich mich verglichen;
Hat manchen ſchöner Mund mich auch heraus geſtrichen.
Folgt meiner guten Spur: macht euch nur recht bekannt.
Denn wie man mir geſagt, ſo haben ſie Verſtand.
Wer nun verſtändig iſt, der kann ja Regeln geben;
Weil Menſchen andern auch zu ihrer Beßrung leben.
Und ſuch ich fernerhin die, die ich ſonſt verlacht;
So wird noch wohl aus mir ein kluger Menſch gemacht.
Erkennt ihr, wie ihr irrt? Doch ſind die Tändeleyen
Noch euer Augenmerk, die pflegt ihr auszuſchreyen.
Ihr redet, wie ihr ſprecht, mit wenig Worten viel:
Und bey den Weibern ſey hiervon das Widerſpiel.
Sie reden viel von nichts: Ihr vieles ſagt ſehr wenig;
Der Inhalt des Geſprächs iſt oft ein Kartenkönig,
Den eine falſch geſpielt: Oft eine weiche Hand,
Womit Menalcas prahlt: Oft nur ein ſchlechtes Band,
Das Damon halb entzückt um Daphnis Hände knüpfte:
Oft nur ein kleiner Floh, der übern Buſen hüpfte;
Und denn die Jungemagd; und endlich auch der Knecht.
Doch alles dieſes iſt ja ſinnreich, ſchön und recht.
Von großen Dingen viel, von hohen prächtig denken:
Das kann ein jeder Menſch, der nur die Sinne lenken
Und viel begreifen kann, und alles überlegt;
Es iſt das Hohe ſelbſt den Dingen eingeprägt.
Dann aber zeigt ein Geiſt erſt ſeine rechte Stärke,
Wenn er alleine wirkt; wenn er von ſeinem Werke
Der Grund und Meiſter iſt. Er ändert die Natur
So, wie er ſelber will. Die andern lernen nur.
So iſt der Weiber Art, die Dinge zu verkehren,
Und wenn es möglich wär, ſelbſt die Natur zu lehren.

Zweyter Verſuch.

Ihr Männer, ſchweigt einmal. Laßt doch die Weiber ruhn.
Der Stärkre hat kein Recht, den Schwächern Tort zu thun.
Kehrt nur einmal in euch, ihr eingefleiſchten Engel,
Sagt, ſeyd ihr ganz gerecht, und jene voller Mängel?
Die Einſicht, die ſogleich der Weiber Fehler findt,
Wird, wenn es uns betrifft, durch Eigenliebe blind.
Ihr tadelt gar zu gern, und nennt es große Thaten:
Iſt euch ein Stachelwort auf eine Frau gerathen,
Nicht nur der Caffetiſch iſt, wo man Urtheil ſpricht:
Wenn eure Pfeife raucht, wird eben das verricht.
Sitzt dort der weiſe Rath verſchmitzter Richterinnen:
So ſitzt hier eine Schaar, die mit den erleuchten Sinnen
Der Weiber Fehler merkt, der Jungfern Mängel zählt;
Und ſtets aus ihrem Thun das allerſchlimmſte wählt.
Wer ſie zu ſchützen ſucht, dem wird nicht widerſprochen:
Es heißt, ſie ſind verklagt: Drauf wird der Stab gebrochen.
Erſchreckliches Gericht, vor dem man zittern muß!
Iſt denn, was jeder ſpricht, ein überlegter Schluß?
Muß nicht das Richteramt erſt die Beklagten hören?
Ihr ſeyd gewiß geſchwind, man darf ſich nicht beſchweren,
Als würde nichts vollbracht, als hieltet ihr den Lauf
Von Recht und Billigkeit durch Sportelmachen auf.
Wer aber hat euch wohl hierzu die Macht gegeben?
Sinds denn die Weiber nicht, wodurch wir Männer leben?
Sagt, hätte die Natur nur einen Mann gemacht,
Wer hätte mich und euch auf dieſe Welt gebracht?

Doch dieſes brauch ich nicht. Es ſind noch andre Gründe.
Die Weiber ſind gerecht: Nur, ihr begeht die Sünde.

Ihr tadelt ihre Liſt. Doch denkt nur ſelber nach:
Ihr wißt, was Selanor zu ſeiner Daphnis ſprach.
Er fiel aufs rechte Knie, und faltete die Hände.
Sie war das Sonnenlicht; er ihre Sonnenwende;
Er ſchwur; und ſagte viel, woran er nie gedacht.
Kaum glaubte Daphnis das, ſo wurde ſie verlacht,
Da gieng das Läſtern an. So gehts, die Herzenszwinger
Die nennen jederzeit die Mädgen dumme Dinger,
Die ſie nur angehört. Drum iſt es wohl erlaubt,
Wenn uns das Frauenvolk nicht das geringſte glaubt.
Wir nennen ſie ja dumm, wenn ſie die Kunſt nicht wiſſen,
Wie ſie die Schmeicheley mit Liſt bezahlen müſſen.
Es hat die Schülerinn, was ſie gelernt, gethan,
Ihr habt ſie klug gemacht. Was klagt ihr ſie noch an?

Sie wollen ſchöne ſeyn. Gut, dieſes ſollt ihr loben.
Wird durch das Häßliche wohl die Natur erhoben?
Ihr ſprecht! Sie ſchminken ſich: Auch gut; bedenkt doch nur;
Hilft man nicht durch die Kunſt der wirkenden Natur?
Wer ſchilt der Künſtler Fleiß? Doch das ſind eure Brüder.
An Weibern iſt euch das, was ihr ſonſt lobt, zuwider.
Und was iſt wohl der Zweck, warum ein Weib ſich ziert?
Durch euch, nur bloß durch euch, wird dieſes Volk verführt.
Nicht andern ihrer Art, nur euch will es gefallen.
Ihr zieht die Schönſte vor, und liebt ſie ja vor allen.
Wo bleibt die Dankbarkeit, verdrießliches Geſchlecht?
Man thut, was dir gefällt, und thut dir doch nicht recht.

Die Weiber koſten Geld. Iſt das nicht eine Klage!
Was wiederholt ihr ſie? Ihr mehrt ja nur die Plage.
Die Grillen helfen nichts; die Noth wird nicht geſtillt;
Sucht vielmehr Mittel vor, womit man Beutel füllt.
Iſt es nicht eure Pflicht, die Weiber zu ernähren?
Nur eure Trägheit ſucht die Ordnung umzukehren.
Müßt ihr im Ehſtand ſeyn? Ach nein, es ſteht euch frey,
Daß ihr noch ledig bleibt. Doch denket ihr dabey;
Die Weiber ſind doch gut: So müßt ihr euch bequemen,
Wenn ihr das Gute wollt, das Böſe mit zu nehmen.
Zudem erwegt es ſelbſt: Wer ſchließt wohl einen Stein,
Der nicht das mindſte gilt, in ſichre Kaſten ein?
Was man umſonſt erlangt, pflegt man für nichts zu ſchätzen.
Wir pflegen ja den Werth den Koſten nachzuſetzen.
So wird die Koſtbarkeit der Weiber auch vermehrt:
Wenn Koſt und Tracht und Schmuck den vollen Beutel leert.
Ihr müßt den tollen Wahn, der euch verführt, verbeſſern.
Was ihr zum Tadel braucht, das dient, ſie zu vergrößern.
Ich ſchriebe wohl noch mehr: Wer aber ſieht denn nicht:
Es ſey der Weiber Lob der Männer größte Pflicht.
Die Ordnung der Natur hat uns dazu erkohren:
Wir ſind zu ihrem Ruhm, und nicht zur Schmach, gebohren.

Herbſtgedanken.

von

L. C. F. Drollingern.

Der ſchwüle Sommer iſt verſchwunden,
Die Sonne läuft der kühlen Wage zu!
Die Erde neiget ſich zur Ruh,
Nach ihren arbeitsvollen Stunden,
Ihr bunter Schmuck wird blöd und alt,
Und was ſich nächſt im Flor befunden,
Verändert Farben und Geſtalt.
Der Himmel trübet ſich. Es haucht ein friſcher Duft,
Gleich einer kühlen Abendluft,
Und will des Jahres Abend kühlen.
Der Bäume Zierrath weicht. Die leichten Winde ſpielen
Mit dem entlaubten Schmuck. O welch ein Unbeſtand!
Doch nein! ich kenne deine Hand,
Du großer Schöpfer und Erhalter!
Des Laubes Schirm, die ſchattenvolle Wand,
Die ihrer Früchte zartes Alter
Vor Hitz und Sturm in Sicherheit beſchloß,
Hat nun die treue Hut vollendet,
Da der verwahrte Schatz gezeitigt und geendet.
Drum fällt ſie weg, und ſtellt ihn frey und bloß.
O reicher Schatz, den wir bewundern müſſen!
Schau, wie die ſüße Laſt die ſchwanken Aeſte beugt.
Es ſcheint, als wollen ſie die werthe Mutter küſſen,
Die Mutter, welche ſie gezeugt.

Der Blätter Schmuck, der allgemach verfleugt,
Erſcheinet nun noch einſt ſo prächtig.
Die ſchlanke Rebe ſteht in Frucht und Zierrath trächtig.
Schau, wie ſie ihre grüne Pracht
Mit Gold und Purpur ausgeſticket,
Wie ſich ihr ſterbend Laub zu guter letzt noch ſchmücket,
Und ſeinen Abſchied herrlich macht!
Wie aber, welch betrübtes Bild
Erblick ich voller Scham und Schanden!
Ich Armer ach! Mein Herbſt iſt auch vorhanden,
Mein Sommer iſt bereits erfüllt!
Wie darf ich, Höchſter? vor dir ſtehn,
Und mein beſchämtes Haupt nach deinen Wolken ſtrecken.
Ich bin ein kahler Baum, gleich einer dürren Hecken,
Von keinen Früchten reich, von keiner Zierrath ſchön.
O wehe mir! die Axt die blinket ſchon,
Und dräuet mit verdientem Lohn
Mir ſchnödem Holz, das faul und unnütz bliebe.
Erbarme dich, erwecke deine Kraft!
Du Weſen voller Huld und Liebe!
Und fülle mich mit neuem Saft,
Mit einem gnadenvollen Triebe,
Eh mich dein Grimm zur Straf und Flamme rafft.
Herr! laß mich noch in dieſer Zeit,
Obgleich mit ſpäter Frucht, zu deinem Ruhme dienen;
So werd ich dort in Ewigkeit
Bey dir im Paradieſe grünen.

Mittel zur Glückſeligkeit,

von

M. Johann Joachim Schwaben.

Es ringt zwar aller Müh bloß nach Zufriedenheit.
Wer aber ſucht ſie da, wo ſie ſich ſelber beut,
Und unverborgen wohnt? Die Blindheit unſrer Seelen
Pflegt ſtets aus Vorurtheil ein falſches Gut zu wählen:
Wie oft ein Wandersmann, der Nachts im Walde ſchweift,
Für eines Dorfes Licht, nach einem Irrwiſch läuft.
Ein jeder dünkt ſich klug, wiewohl ihn Irrthum bindet,
Und er den rechten Pfad zu ſeiner Ruh nicht findet.
Kann der zufrieden ſeyn, der an der Erde klebt,
Mit ſteter Aemſigkeit nach ihren Schätzen ſtrebt,
In tiefe Schachten fährt, der Berge Bauch durchwühlet,
Und deren beſtes Mark aus ihren Knochen ſtiehlet;
Der, wenn ers nun erraubt, aus Ehrfurcht nicht genießt,
Voll Sorgen und voll Furcht in Stahl und Eiſen ſchließt,
Sich ſelbſt zur Wache ſtellt, und in vertiefſten Sinnen
Noch manchen Anſchlag macht, was mehrers zu gewinnen!
Kann der zufrieden ſeyn, der nach der Hoheit ringt,
Und ſich, durch andrer Fall, zu Königsthronen dringt,
Das aufgeſchwollne Herz mit hohen Bildern nähret,
Der Großen Sclave wird, durch Misgunſt ſich verzehret;
Der, wenn ihn nun das Glück aus ſeinem Staub erhöht,
Sich einen Adler glaubt, und nach der Sonne geht?
Kann der zufrieden ſeyn, der ſeinen Körper weidet,
Und ihn aus Zärtlichkeit in weiche Seide kleidet,

In Schwanenfedern legt; der Kehle Lüſternheit
Durch weitgehohlte Koſt noch kaum genug erfreut;
Der auf die Reizung ſinnt, die durch die Luſt entſpringet,
Und, niemals daran ſatt, ſich immer neu erzwinget?
 Unmöglich findet ihr, die ihr ſo ängſtlich thut,
Wornach ihr doch verlangt, der Seelen wahres Gut.
Ihr kennt nicht, was ihr ſucht, und ſuchet nur vergebens
Der Menſchen irdiſch Wohl, die Süßigkeit des Lebens.
Es koſtet nicht ſo viel, was uns hier ſelig macht.
Was hilfts, wenn wir die Zeit in Unruh zugebracht,
Und dann am Ende doch nichts mehr dadurch gewonnen,
Als daß die Leidenſchaft ſich mehr und mehr entſponnen
Und nicht geleget hat? Ein ſo beſtürmter Geiſt
Sieht endlich ſelbſt nicht mehr, was ihn dem Glück entreißt,
Das er zu haben denkt, und wirklich nicht beſitzet.
Er folgt dem Triebe nach, der ihn zuerſt erhitzet:
Nicht anders, als ein Schiff auf einem ſtrengen Fluß,
Das, ohne Ruderknecht, dem Strome folgen muß;
Erſt fliegts mit Luſt dahin, wohin es dieſer reiſſet,
Bis daß er es zuletzt auf eine Sandbank ſchmeiſſet.
 O unglückſeligs Volk! geh doch in dich zurück;
Erkenne, was du haſt; es fehlet dir kein Glück.
Laß dich nur der Natur bewährte Vorſchrift leiten,
Und ſuch, aus Eigenſinn, ihr nicht zu widerſtreiten.
Es liegt bloß an dir ſelbſt, ob du willſt ruhig ſeyn.
Es kann dein ſehnend Herz ein wahres Gut erfreun,
Das im Beſitz auch bleibt, nicht wie ein Schatten weichet,
Den, wenn man nach ihm greift, die Hand doch nicht erreichet.
Sey nur der Tugend hold, die iſt es, die vergnügt;
Die iſt es, deren Werth in allen Stürmen ſiegt.
Gebrauche was du haſt, und trage kein Verlangen,
Nach dem, was dir gebricht: So kannſt du Ruh empfangen.

⁂

Fabel.

von

L. C. F. Drollingern.

Die Eule ſaß in einer holen Kluft,
In welcher ſie mit klugem Auge wachte,
Und hörte da, wie in der freyen Luft
Auf einem Baum die Elſter ſie verlachte.
Du Nachtgeſpenſt, ſo ſprach die Plauderinn,
Du Schattenfroh, der keine Sonne kennet!
Wie daß der Menſch dich voller Eigenſinn
Der Weisheit Bild, Minervens Vogel, nennet?
O dummer Wahn, der die für weiſe hält,
Die für und für im dunklen Schatten ſitzen,
Du thörichte! Was nützeſt du der Welt?
Was mag ſie dir in deinem Kerker nützen?
Nein, meinen Leib belebt ein andrer Sinn;
Ich freue mich der Sonnen holder Blicken;
Und weil ich noch bey guten Tagen bin,
So mag ich nicht in einer Gruft erſticken.
So machte ſich die Plaudertaſche groß.
Doch als ihr Lied ſich allzu lang verweilet,
So hatte ſie, mit einem grimmen Stoß,
Der Vögel Prinz, der Adler, ſchnell ereilet.
Er riß ſie weg. Die Eule ruft ihr zu:
Erkennſt du nun, wer beſſer oder ſchlimmer
Von uns gethan: Denn warlich hätteſt du
Wie ich gelebt, ſo lebteſt du noch immer.

Einige Sinngedichte

von

L. C. F. Drollingern.

Auf Rimiſicum.

Rimiſicus will Verſe machen,
Und bringt in alle ſeine Sachen
Faſt nichts, als Sonn und Sternen, ein.
Wie kömmt es, hocherleuchter Dichter!
Dein Werk, das hat ſo viele Lichter,
Und ſiehet doch ſo dunkel drein.

Grabſchrift auf einen guten Mann.

Hier liegt ein Mann, von klugem Rath,
Der zweyerley begangen hat,
Damit er Ruhm erwarb.
Denn erſtlich lebt er manche Stund;
Und da er nicht mehr leben kunnt,
Bedacht er ſich, und ſtarb.

Auf N. N.

A. Ach Nachbarinn! der Kummer bringt mich um,
Denk, was ich heut von Sylvien erfuhre,
Ein Böſewicht, der Henker lohn ihn drum,
Der hieße mich, mit Züchten, eine Hure.
B. Wer war es denn? A. Criſpin, der Lumpenhund!
Ach hätt ich ihn, ich brāch ihm Arm und Knochen.
B. Nein, Freundinn, nein! der hat es nicht geſprochen,
Kein wahres Wort gieng je aus ſeinem Mund.

Auf

Auf Megären.

Ruffine ſprach zur zänkiſchen Megären:
Hör Junge, ſchweig, und laß mich ungeplagt:
Denn ſchweigſt du nicht, ſo ſollt du etwas hören,
Das dir kein Menſch noch jemals nachgeſagt.
Sag immer her, du altes Ungeheuer!
Denn was du ſagſt, iſt doch nur Lug und Trug.
Ey nicht ſo ſchnell, was nützt das viele Feuer?
Ich ſage nur: Dein Thun iſt keuſch und klug.

* * *

Ein Bettelmann warf ſeine Krücke
Voll Unmuth in den tiefen Rhein,
Und ſprach, erzürnt auf ſein Geſchicke,
O Tod, verkürze meine Pein!
Der Tod erſchien ihm, aus Erbarmen.
Ey, ſprach der Bettler, biſt du hier?
Mein Troſt und Stab entfiel mir Armen.
Ach ſchwimm ihm nach, und hol ihn mir.

* * *

Ein Bauer machte ſich vom Fieber
Mit Wein und Pfeffer glücklich frey.
Ein junger Doctor lachte drüber,
Und ſprach, daß das unmöglich ſey.
Ja, ſagte jener, der geneſen,
An dieſem liegt mir nicht ein Haar.
Obs möglich oder nicht geweſen,
Genug für mich: Es iſt doch wahr.

* * *

Der

Deutſchen Geſellſchaft
in Leipzig

Ueberſetzungen.

Dritter Theil.

Abhandlung
von dem rechtſchaffnen Weſen
aus dem Franzöſiſchen
des Herrn Chevalier de Meré
überſetzt
von
Chriſtianen Marianen von Ziegler.

Ich habe dieſen Morgen dem Worte, was das heißt, ein rechtſchaffner Mann, nachgedacht, welches wir aus der lateiniſchen Sprache genommen. Es iſt wahr, daß wir ihm eine neue Bedeutung gegeben, und es in weitläuftigerm Verſtande nehmen. Weder die Lateiner, noch die Griechen, hatten ein eigentliches Wort, dasjenige anzuzeigen, was wir durch das Wort, rechtſchaffner Mann, verſtehen. Die Italiäner haben ſo wenig eins, als die Spanier, Engelländer, und Deutſchen. Ich bilde mir auch ein, ſo viel als ich weis, daß am Hofe des Großſultans, die Sache ſo wenig bekannt, und ſo ſelten mag ausgeübet werden, daß man ſich nicht die Mühe nimmt, es zu ſagen. Dieſer Ausdruck iſt wohl werth, daß man ihn verſtehe, und die Sache iſt ſo ſelten, und ſo ſchön, daß man nicht genug darüber nachdenken kann.

Woher kömmt es doch, daß wir den Vortheil haben, durch ein einiges Wort anzuzeigen, was man in andern Sprachen nur durch eine lange Reihe Worte ausdrücken kann? Was mir am wahrſcheinlichſten davon geſchienen, iſt dieſes, daß ſich, bey nahe an allen Höfen der Welt, ein jeder eine gewiſſe Lebensart erwählt, und daß diejenigen, welche ſich in ein gewiſſes Werk einlaſſen, nicht leichte eine andere Abſicht haben, als darinnen nur fortzukommen. Aber der franzöſiſche Hof iſt unter denen, welche wir kennen, der allergrößte und ſchönſte, und der ſich oftmals ſo ruhig finden läßt, daß die beſten Arbeiter nichts zu thun haben, als nur müßig zu gehen. So hat es allezeit gewiſſe Faullenzer gegeben, welche nichts gekonnt, die aber auch ihren Werth hatten, und auf nichts anders dachten, als wohl zu leben, und ſich auf eine angenehme Art zu zeigen: Dergleichen Leute könnten es wohl ſeyn, von welchen dieſes Wort hergekommen, und das uns nun ſo unentbehrlich iſt. Es ſind gemeiniglich ſanftmüthige Leute, und zärtliche Herzen, ſtolz und höflich, kühn und ſittſam, die weder geldgeizig, noch ehrgeizig ſind, welche ſich nicht darnach drängen, zu regiren, und die erſte Stelle bey dem Könige zu haben. Ihre Abſicht iſt nichts anders, als Vergnügen überall zu verurſachen, und ihre größte Sorge gehet nur dahin, ſich Hochachtung zu erwerben, und ſich beliebt zu machen. Es kömmt mir auch vor, als ob die Damen, um die man ſich am meiſten zu ſeyn wünſchet, faſt eben dergleichen Meynungen und Gedanken hätten. Es iſt alſo kein gewiſſes Handwerk, ein rechtſchaffner Mann zu ſeyn, und wenn mich jemand fragte, worinnen das rechtſchaffne Weſen beſtehe, ſo würde ich ſagen, es beſtehe in nichts anders, als ſich in allem hervor zu thun, was die Annehmlichkeit und den Wohlſtand des Lebens betrifft: Daher rühret auch, wie ich meyne, der vollkommenſte und liebenswürdigſte Umgang von der Welt.

Ich habe einigemal geſehen, daß man darüber geſtritten hat, ob dieſe ſo ſeltne Eigenſchaft, hauptſächlich einer glücklichen Geburt, oder einer trefflichen Auferziehung zuzuſchreiben ſey; und ich glaube, es ſey nöthig, wenn man vollkommen darinnen werden will, daß die Natur das Ihrige dazu beytrage, und daß die Kunſt, wie überall, dasjenige ausführe, was jene angefangen hat. Das Herz muß edel ſeyn, und der Verſtand gelehrig, und ſie hernach auf den rechten Weg bringen. Ich ſehe niemand der ſich angeben ſollte, dieſes Geſchenke des Himmels anzuwenden, und es in dem größten Lichte zu zeigen: Und es kömmt dieſes von der Vortrefflichkeit der Sache her, die ſo herrlich iſt, daß man ſelbſt ſehr von ſich eingenommen ſeyn müſſe, wenn man nur ſagen wollte, man hielt ſich für geſchickt dazu.

Wenn ein junger Menſch ſingen, tanzen, reiten, voltigiren, oder fechten lernen will: So kann er ſolche Meiſter dazu erwählen, die ihre Wiſſenſchaft nicht verhehlen. Wenn ſie ihre Kunſt ſehr wohl verſtehen, ſo können ſie ſich derſelben rühmen, ohne roth zu werden. Mit dieſer an ſich ſelbſt ſo ſeltnen Eigenſchaft iſt es nicht ſo beſchaffen; man muß ſich hüten zu ſagen, daß man ein rechtſchaffner Mann ſey, wenn man es auch nach dem Geſtändniſſe der wunderlichſten Leute wäre. Man würde ſich andern vorzuziehen, und dadurch dem Neide ausgeſetzt ſeyn. Man findet wenig ſolche vortreffliche Meiſter des rechtſchaffnen Weſen, und man ſiehet keinen, welcher ſich rühmte, es zu haben. Man muß es alſo verſuchen, es von ſich ſelbſt zu entdecken, oder durch diejenigen, welche wohl zu urtheilen wiſſen, und ſich nach dem Vollkommenen richten. Denn es wird ſehr ſchwer ſeyn, etwas Gutes hervor zu bringen, es möchte auch ſeyn, was es wollte, wenn man nicht die beſten Muſter vor ſich hat. Allein wenn man denkt, ein rechtſchaffner Mann zu werden, indem man ſich nach einem rechtſchaffnen Manne richtet, ſo muß man nicht auf geringe Sachen Achtung geben, ich will ſagen, ſeine Mine, ſeine Stimme, oder ſeinen Gang annehmen; ſondern man muß dem Vortheile nachahmen, und wenn es möglich iſt, die Vorzüge zu übertreffen ſuchen, die ihn vor andern unterſcheiden. Denn die Hofleute des Alexanders ſollten ſich beſtrebt haben, ſeine außerordentliche Tapferkeit zu erlangen, und noch viel andere Eigenſchaften, welche man an ihm bewunderte, an ſtatt daß ſie nur nachmachten, wie er ſeinen Kopf trug, der mehr auf die eine Seite als auf die andere hieng, und wie er im überflüßigen Trinken eine Luſt fand. Dieſer Prinz hatte darinnen ſeine gröſte Ergötzlichkeit, und hat man nicht geſagt, daß er bey einem Feſte demjenigen einem güldenen Becher verſprochen, welcher am ſtärkſten trinken könnte, worinn vier Maaß Wein giengen, darvon dieſer zwey oder drey Tage hernach ſtarb, und von den andern ſeiner Trinkgeſellen, koſtete es mehr als vierzigen das Leben.

Ich kann mir nichts in der Welt vorſtellen, welches über das rechtſchaffne Weſen gehet. Es iſt ſolches der Kern aller Tugenden, und diejenigen, welche es nicht beſitzen, ſind bey Leuten von gutem Geſchmacke, übel angeſehen. Wenn ſie auch von allerhand Welthändeln reden; ſo geſchieht es gemeiniglich auch auf eine ſchlechte Weiſe, daß man es nicht ausſtehen kann. Dieſe Wiſſenſchaft gehört eigentlich für den Menſchen; weil ſie in der Lebensart beſtehet, und in der Gefälligkeit, auf eine beſcheidene und vernünftige Art mit einander umzugehen. Derjenige, welcher ſie von Natur hat, wie man ſie denn ohne beſonderen Fleiß erhalten kann, wann er auch ſonſt nichts wüßte, als das, ſo wäre er nicht unwiſſend. Doch glaube ich auch, daß man ſich in dieſer Wiſſenſchaft ſonderlich hervorzuthun nicht Erkenntniß genug haben kann, und alles, was man nur ſeltenes und liebenswürdiges lernet, trägt etwas dazu bey: Es giebet aber eine gewiſſe Kunſt, welche die Welt betrifft, und ich ſehe, daß die beſten Köpfe, und die gelehrteſten Leute, wenn ſie nicht drauf Achtung geben nicht leicht fortkommen, ohne einen Fehltritt zu thun.

Man muß ſich alſo, ſo viel man kann, um die Handlungen der Welt bekümmern, und das iſt nicht, was man ſonſt die Sittenlehre und Weltklugheit nennet, zum wenigſten nicht wie man Regeln davon giebet. Denn ich habe Leute geſehen, welche alles wußten, was man davon zeigete, welche aber doch nicht leidlich in Geſellſchaft waren; weil ſie nicht zu leben wußten. Hingegen habe ich andere gekannt, welche nichts gelernet hatten, als die Welt zu kennen, und ſie waren überall gern geſehen. Dieſer Vortheil ſcheinet auf eine angenehme Art die Manieren in Gang zu bringen, die man im Umgange liebet, und ich habe angemerket, daß dergleichen Gaben ſelten ſind, und ſehr geſucht werden müſſen; weil ſie nicht vom Geſchmacke und Meynungen herſtammen; ſondern von dem Witze und der Einſicht. Das iſt eben die Geſchicklichkeit, nach welcher man das Verborgenſte einſiehet, welche durch eine richtige und genaue Unterſcheidung entdeckt, was diejenigen denken, mit welchen man ſich unterhält, und ich bin überzeugt, daß man weder ein rechtſchaffener noch ein in der Geſellſchaft angenehmer Mann ohne dieſe Geſchicklichkeit, etwas bey vieler Gelegenheit errathen zu können, ſeyn kann.

Es iſt wahrſcheinlich, daß dieſes die ſchöne Gabe ſeyn müſſe, welche den tapfern Ulyſſes unter den Helden, und griechiſchen Prinzen, in ſo großes Anſehen brachte. Er kannte die Welt, wie Homerus davon redet; aber ich glaube, daß er wohl wenig geleſen hat. Ich bilde mir noch dazu ein, ſo viel ich aus dem Plato habe merken können, daß dieſes auch des Alcibiades ſein Beſtes war, und welches verurſachte, daß ihn rechtſchaffene Mannsperſonen und ſchöne Frauen gerne bey ſich wünſchten. Meiner Meynung nach muß man ſich um nichts mehr Mühe geben, als um ſolche Sachen, die uns beliebter und angenehmer machen, und weil dieſer Vortheil bloß von einem wohleingerichteten Verſtande herkömmt, ſo möchte ich nicht gerne etwas verſäumen ihn zu erlangen.

Die meiſten glauben ganz gewiß, wenn man ein rechtſchaffner Mann ſeyn wolle, ſo ſey ſchon genug, daß man den Hof ſehe, nur müßte man ſich nicht weit von demſelben entfernen, wegen der Veränderungen der Scenen und ſpielenden Perſonen, und weil die Moden nicht von langer Dauer ſind. Wenn dieſes genug wäre, wie leicht würde es doch ſeyn, eine ſolche ſchöne Wiſſenſchaft zu lernen, und wie wohlfeil würde ſie doch zu ſtehen kommen. Aber der Grieche, welcher nach Africa überſetzte, und eine Reiſe nach Indien that, die geſchickteſten Leute kennen zu lernen, oder die Klügſten dieſes Landes, hatte nicht eine ſolche eingeſchränkte Meynung. Dieſer Mann wurde auf ſeinen langen Reiſen ſo außerordentlich, und alles, was man davon erzählte, ſo wunderbar, daß man glaubte, er wäre ein großer Hexenmeiſter; und vielleicht würde ich ſelbſt den Argwohn haben, wenn er nicht überall Gutes gethan, ich auch nicht alles Gutes von ihm gehört hätte.

Diejenigen, welche die Dinge nicht anders urtheilen, als nach dem, was bey Hofe geſchieht, ſo groß er auch ſey, haben keine Kenntniß weder von allem Guten noch von allem Schlechten, und die Allerverſtändigſten, welche ſich darauf verlaſſen, haben keine große Einſicht davon. Wenn das Glück ſie aus ihrem Lande bringen, und in eine andere Gegend führen ſollte; ſo ſind ſie nicht mehr ſo rechtſchaffene Leute. Alles, was ſie nicht gewohnt ſind zu ſehen, darüber erſtaunen ſie, und das misfällt ihnen. Aber ein rechtſchaffener Mann von großer Einſicht iſt ſo wenig mit Vorurtheilen eingenommen, daß er, wenn ein Indianer von ſeltner Eigenſchaft an den franzöſchen Hof käme, und ſich nur ausdrücken könnte, bey ihm nicht das geringſte von ſeinen Vorurtheilen verlieren würde. Denn ſo bald ſich die Wahrheit zeigt, hat ein vernünftiger Menſch Luſt, ſie zu erkennen, ohne ſich ein Bedenken zu machen.

Ich ſehe gewiſſe Leute, welche in Dingen, die geſchehen ſind, wenig lügen, aus Furcht, wie ich glaube, daß man ſie ertappen möchte: Die aber niemals ſagen, was ſie denken, und nur aus eigennützigen Abſichten reden, ſind mir noch unerträglicher, als diejenigen, welche aus dem Lügen ein Handwerk machen. Indeſſen muß man ſie erdulden, wenn ſie einen nicht ſollen beſchwerlich fallen. Diejenigen, welche dieſen Fehler nicht haben, beſitzen einen andern, und dieſes rühret aus bloßer Unwiſſenheit her: Denn die meiſten Leute ſind ſo wenig erfahren in den guten Wiſſenſchaften, daß einer, der den Werth von allen einſieht, ſich nicht einbilden darf, viel ſchönes anzutreffen, wo er ſich ſolches nicht ſelbſt verſchafft. Wenn wir alſo mit Leuten in guter Geſellſchaft umgehen wollen; ſo muß man durch gute Erfindungen verſuchen, ihnen den Irrthum auf geſchickte Art zu benehmen, und einen rechten Begriff vom Guten und Böſen beyzubringen, und vornehmlich ihren Geſchmack zu verbeſſern, das iſt ſehr ſchwer; weil man viel Mühe hat, das zu verachten, was man ſonſt werth gehalten hat, ob es gleich ſehr verächtlich wäre, nemlich aus Sachen viel zu machen, welche man verachtet hat, wenn ſie auch aller Hochachtung würdig wären.

Das rechtſchaffne Weſen ſich zur Natur zu machen, wollte ich wohl, daß man es in einer Wüſten eben ſo ſehr liebte, als mitten am Hofe, und daß man es unaufhörlich vor Augen hätte. Denn je natürlicher es iſt, deſto mehr gefällt es, und das iſt der Hauptpunct des Wohlſtandes, wenn man dasjenige auf eine angenehme Art zu thun weis, was uns natürlich iſt. Dieſes iſt ſo gewiß, daß, wenn der Geiz was angenehmes in ſich haben kann, es ſicher in dem Verfahren eines Geizigen zu finden iſt; und daß derjenige, welcher es iſt, wenn er in gewiſſen Fällen für freygebig angeſehen ſeyn will, noch weit lächerlicher und verächtlicher wird, als wenn er ſeiner Neigung folgt.

Ich habe auch angemerkt; daß es, wenn man überall gern geſehen zu ſeyn wünſcht, nicht genug iſt, nur mit Mannsperſonen umzugehen, welche die Welt kennen, ſondern daß man den Umgang mit Frauenzimmer noch mehr zu ſuchen habe. Die Mannsperſonen ſind insgemein bey einander eins, ohne viel Umſtände zu machen: Und wenn der eine dem andern gefallen will; ſo geſchieht es nicht anders, als durch eine gründliche Tugend, oder durch einige wirkliche Dienſte. Auch die zärtlichſten Artigkeiten ſind nicht an ihrer rechten Stelle, wenn Mannsperſonen bey Mannsperſonen, und Frauenzimmer bey Frauenzimmer ſind. Sie ſcheinen alle zu gezwungen zu ſeyn.

Alexander las einen Brief, in welchem einigen Sachen enthalten waren, davon er nichts wollte wiſſen laſſen: Und da er gewahr wurde, daß Hephäſtion ihn auch geleſen hatte; ſo drückte er ihm ſein Petſchaft auf den Mund: Und das hieß ihm das Geheimniß auf eine ſehr höfliche Weiſe anbefehlen. Dieſe Höflichkeit gefiele mir ſehr wohl, wenn er ſie bey der Roxane, oder bey der Prinzeſſinn Statira angebracht hätte, und ich gedenke mit Vergnügen, an eine ſchöne, und aufgeweckte Dame, welche ſich die Hände mit Orangen wuſch, und ſie mit den Haaren einer Mannsperſon, weil er ſie liebte, abtrocknete.

Man muß alſo wohl, wie ich meyne, den Umgang rechtſchaffener Leute ſuchen. Die Geſellſchaft der Dames aber, bey deren Höflichkeit man an den Wohlſtand denken muß, iſt noch weit nöthiger, zu der Vollkommenheit im rechtſchaffenen Weſen zu gelangen. Diejenigen, welche ſich nicht nach ihrer zärtlichen und verſchwiegenen Art gewöhnet haben, wiſſen oft nicht, was ſie ſprechen ſollen: Und ob es ihnen gleich ſonſten nicht an guten Eigenſchaften mangelt: So ſind ſie es doch eben nicht, nach welchen die Damen ein ſonderliches Verlangen bezeigten. Hingegen ein artiger Menſch, welcher ſich nach ihrer Art gewöhnet, verlanget ihre Gunſt zu erhalten, und dieſes verurſachet, daß er eine ſchmeichelnde Art an ſich nimmt, und die macht ihn ganz anders. Denn von der Liebe kommen doch die meiſten wahren Annehmlichkeiten her, und eben deswegen wird eine Dame niemals vollkommen liebenswürdig ſeyn; wenn ſie nicht den Vorſatz gehabt hat, einen rechtſchaffenen Mann an ſich zu ziehen.

In der That iſt dieſes Mittel das allerſicherſte, ſich liebenswürdig zu machen, wenn man das thut, was einem wohlgeübten Geiſte gefällt: Und wenn man ein rechtſchaffner Mann werden will, ſo muß man ſich an die beſten Muſter halten. Leute, welche keinen Geſchmack daran finden, wenn ſie auch lange in der großen Welt gelebt haben, ſind doch nicht angenehmer, als wenn ſie ihr Leben in einem kleinen Städtchen zugebracht hätten: Und ich bin der Meynung, daß junge Leute von guter Geburt in einer Wüſten bey einem rechtſchaffenen Manne, oder bey einer rechtſchaffenen Frau, die Lebensart beſſer, als an dem liſtigſten Hofe, lernen können, wo ſie nicht einen verſtändigen Freund haben, welcher ihnen ſo wohl das Gute, als das Schlimme anzeigt.

Ich kann nicht zu viel hiervon erinnern, daß viel daran liegt, die Geiſter zu unterſcheiden, welchen man gefallen will, und daß denjenigen, die vielen Fleiß anwenden, ſich hervor zu thun, nichts ſo ſehr ſchaden kann, als wenn man ſie zu unrechter Zeit lobt, oder zu ungelegner Zeit verdrießlich macht. Man ſiehet auch, daß die Hofleute bey einem Prinzen, welche nichts billigen, als was gut iſt, weit rechtſchaffener Leute ſind, als diejenigen an andern Höfen; weil ſie keine andre Urſache haben, ſeiner Gnade ſich zu nähern, als durch ihr Verdienſt allein, weswegen auch der franzöſiſche Hof der angenehmſte von der Welt ſeyn muß.

Ich erinnere mich deſſen, was Sokrates, oder Plato ſagte: Diejenigen, welche ſich auf eine lange Reiſe zu Schiffe begeben, nehmen nicht ſolche Leute an, die am beſten verſehen ſind, ſie dahin zu führen, ſondern ſie ſehen ſich nach dem erfahrenſten Steuermann um. So würde ich auch ſagen, wenn ſich einer finden ſollte, der es wiſſen wollte, es wäre beſſer, die rechtſchaffenſten Leute zu wählen, als große Herren, wenn junge Prinzen wohl angeführet werden ſollen. Ob man gleich an einer ſo augenſcheinlichen Sache nicht zweifeln kann, ſo richtet man ſich doch nicht leicht darnach, und daher kömmt es auch vielleicht, daß es nicht ſo leicht auszuführen iſt, als man ſich wohl einbilden könnte. Denn wenn ein groſſer Prinz in ſeinem Reiche bekannt machen ließe, daß er ſeine Kinder unter der Anführung eines rechtſchaffenen Mannes ſeiner Unterthanen wollte auferziehen laſſen, und daß er ohne Anſehen des Standes, worein ihn das Schickſal geſetzt, verſichert ſeyn könnte, wohl aufgenommen zu werden, wenn dieſer Prinz über dieſes noch hinzufügte, was man nur verbindliches und rührendes ſagen kann, ſo würde mir dieſe rechtſchaffene Erklärung ſehr beſcheiden vorkommen, und ich würde ganz gerne glauben, daß der allerrechtſchaffenſte Mann dieſes nicht wagen würde.

Die guten Zuhörer machen gute Redner, und ich erinnere mich, daß einer von den beſten Köpfen des Hofes mich verſicherte, er hätte niemals etwas ſo ſehr gewünſchet, als ein rechtſchaffener Mann zu ſeyn; und was ihm am meiſten davon zurück gehalten hätte, wäre bloß die heftige und unmäßige Neigung, allerley Leute zu ergötzen, ſo daß wenn er wieder anfangen ſollte, dieſes nur ſein Endzweck ſeyn würde, Leuten von gutem Geſchmacke angenehm zu ſeyn. Ich würde ſeiner Meynung beytreten, wenn ich die Vollkommenheit erreichen wollte, und ſollte ich darinnen ja nicht weiter fortkommen,

men, ſo würde ich mich doch zum wenigſten bemühen, keinem Menſchen zu misfallen.

Es iſt ſehr nützlich, auch von denen geringſten Sachen Kenntniß zu haben, welche das Leben betreffen, und es ſcheint, als wenn es ſo gar unumgänglich nöthig ſey, es zu verlangen. Doch halte ich es noch für wichtiger, ſich deſſen zu rechter Zeit und bey Gelegenheit zu bedienen: Und obgleich ein vortrefflicher Meiſter ſeinen Lehrling alle ſeine Wiſſenſchaften aufrichtig zeiget; ſo kann es doch gar wohl geſchehen, daß er den Lehrmeiſter nicht gleich kömmt, wenn er nicht auch das Naturell und die Geſchicklichkeit dabey hat. Das rechtſchaffene Weſen, wie ich geſagt habe, iſt die Verherrlichung und die Krone aller Tugenden. Denn es fehlet nicht viel, daß wir nicht unter dieſen Worten die allerſchönſten Eigenſchaften des Herzens und des Verſtandes, ja alles verſtehen ſollten, was man nur zu einem liebenswürdigen Umgange ſo wohl mit Mannsperſonen als Frauenzimmer wünſchen kann. Ein gewiſſer König in Lacedämonien wollte einige Leute auslachen, die den Prinz von Perſien **den großen König** nennten; darum ſagte er zu ihnen, indem er ſich nach ſeiner Art ausdrückte, was meynt ihr wohl? Sollt er größer ſeyn, als ich, wenn er nicht rechtſchaffener iſt, als ich. Wenn der König betrachtet, wie es die verſtändigſten und wunderlichſten Leute zugeben, daß er der rechtſchaffenſte Mann von der Welt ſey, ſo zweifle ich nicht, er werde damit ſehr zufrieden ſeyn; und unter vielen Lobſprüchen, welche man ihm giebt, halte ich die für die rühmlichſten, eine ſo ſeltne Eigenſchaft zu haben, als wenn er mehr Schlachten gewonnen hätte, denn Cäſar, und mehr Reiche erobert, als Alexander.

Es iſt nicht genug, ſich von demjenigen loszumachen, was man übels an ſich hat. Man muß es ſuchen in allen Vortheilen des Herzens und des Verſtandes weit zu bringen, und zwar mehr auf eine thätige und bequeme Weiſe, als nach einer grübelnden und ungeſitteten Weltweisheit. Es ſtehet wohl, tugendhaft zu ſeyn und ſich zu verbergen. Dieſes giebt ſich bald zu erkennen, ohne daß man es darf merken laſſen; und was braucht man nicht dazu ein rechtſchaffener Mann zu ſeyn!

So viel herrliche Eigenſchaften ſchweben mir vor Augen, daß ich nicht weis, wie ich mich erklären ſoll, und ich habe nöthig, daß man mir hilft, und ein wenig räth, das zu verſtehen, was ich ſagen will. Ein Menſch muß, ohne ein Prinz, oder Staatsminiſter, oder General zu ſeyn, ſo edle und ſeltne Eigenſchaften haben, als ein König. Er muß noch weit verſtändiger ſeyn, als derjenige, deſſen große Weisheit die Prinzeſſinn von Mittag, von ſo weiten an ſich zog, und welche machte, daß eine Königinn, die noch feiner, als die angenehme Cleopatra war, ihn allen denjenigen vorziehen konnte, die ſich zu ihm nahen, ohne das diejenigen, welche alles beneiden, etwas darwider zu ſagen finden. Es müſſen alle Perſonen von gutem Geſchmacke ihn weder ſehen, noch ſo gar von ihm können reden hören, daß ſie ihm nicht viel Gutes gönnen, oder ſeine Freundſchaft verlangen ſollten.

Es kann keine Seele ſo wilde ſeyn, ſo wenig ſie auch nur Verſtand und Vernunft hat, die nicht durch eine ſo liebenswürdige Eigenſchaft ſollte können gezähmet werden: Und man weis ja, daß der grauſame Tyrann von Syracus, den Plato, nachdem er ihn hatte reden hören, ſo hoch und werth gehalten, daß er recht von ihm eingenommen wurde: Und wenn er ihn nicht ſah, ſo traurig, ſo betrübt war, als es ein Liebhaber über die Abweſenheit einer Perſon iſt, die ihr am Herzen liegt.

Ich geſtehe es, ich rede aus einem ſehr hohen Tone. Es werden wenig Leute mit mir zufrieden ſeyn können, und mancher wird ſo gar ſagen, daß ich ſolche Abbildungen machte, die man niemals in der That geſehen hätte, dergleichen die Republik des göttlichen Plato und der beredteſte Redner der Römer iſt. Es iſt auch mein Vorſatz nicht, in allen ſo genau und richtig zu folgen. Der Weltbrauch verträgt nicht allezeit eine ſolche Erhebung, und vielleicht würde man auch allzubewundernswürdig ſeyn, wenn man ſo wäre, wie ich verlangte. Es iſt wahr, wir ſehen ſo wenig ſolcher Leute, daß man nicht weis, wie man ſich dabey befinden ſollte: Doch glaube ich, je mehr man ſich dieſem Vorbilde nähern würde; deſto angenehmer u. geſchicklicher würde man ſeyn: Denn das rechtſchaffene Weſen zeigt ſich darinnen in ſeiner Vollkommenheit, daß es die beſten Wege erwählt, glückſelig zu leben, und diejenigen, welche es verdienen, glückſelig macht, und das beruhet ſonderlich darauf, zu wiſſen, was in allen Fällen am beſten ſteht, um es ausüben zu können.

Meines Erachtens ſcheinet mir dieſes rechtſchaffene Weſen in ſeiner Vollkommenheit zu fordern, daß man mit Leuten umgehe, ja ſich ſo gar darein vertiefe; und ich bin überzeugt, daß man einiges Zeichen der Gedanken oder der Regung des Herzens auch in der geringſten Sache, welche ſich ereignet, zeigen muß, ſo weit es der Wohlſtand erlaubt. Das Schläfrige ergötzet nicht, und wenn man durch nichts gerühret wird, ſo iſt es allzeit, als ob man todt wäre, wenn man es auch gleich nicht iſt. Die Annäherung des Winters betrübet uns;

weil er ſo viel angenehme Sachen vertilget, die auf der Erde zu ſehen waren, und die Zurückkunſt des Frühlings, welcher ſie wieder belebt, ſcheinet uns ſelbſt zu erwecken, und reizet alle unſre Sinne. Was thut man nicht, den Winter zu vermeiden, und ihn von unſerm Geſichte zu entfernen. Man verläßt das Land, man begiebt ſich in die Stadt, auf die Bälle, zu den Spielen, und andern Luſtbarkeiten: So daß man gemeiniglich nicht zu munter und lebhaft ſeyn kann, wenn man es nur auf eine angenehme Art iſt, und es iſt auch nächſt dieſem ein gutes Mittel, die Perſon, welche man liebt, zu gewinnen, wenn man alle ihre Luſtbarkeiten mitmacht.

Ich habe Leute gekannt, welche machten, daß gewiſſe Frauenzimmer, die ſehr beſonders thaten, in Anſehn kamen; weil ſie einen ganzen Tag zubrachten, ohne was zu ſagen; es wäre denn, daß ſie eine von ihrer Art angetroffen hätten: Und diejenigen, welche ſie deswegen lobeten, wußten es ihnen großen Dank, daß ſie ſich in ihrer Abweſenheit die Zeit lang werden ließen. Ich wundere mich nicht darüber, und finde nur ſo viel dabey, daß es für ſolche Perſonen, die mit Leuten umgehen ſollen, ſehr übel ſtehet, ſo ſtille zu ſeyn. Dergleichen Menſchen möchten gerne allezeit alleine ſeyn, als ob ſie etwas Geheimes zu ſagen hätten. Man hat mich zuweilen, nebſt einer kleinen auserleſnen Anzahl auf die Seite gezogen, und mirs geklagt, daß man eine halbe Stunde ſehr übel zugebracht hätte. Alleine außer dem, daß ich nicht ſo verdrüßlich ſeyn kann, und mich alſo nach allen richte, habe ich gemeiniglich wahrgenommen, daß diejenigen, welche ich verlaſſen hatte, ſo viel galten, als die andern, die mit ihnen nicht zufrieden waren; und wenn man nur ein wenig beſſer wäre, als andere, (welches man aber nicht leicht glauben ſoll) ſo dünkt mich, daß wenn man eine edlere und angenehmere Aufführung hat, als alle diejenigen, die zugegen ſind, derjenige, welchen man gewinnen will, dieſen Unterſchied niemals ſo lebhaft merkt, als zu der Zeit, wenn er einen von geringerm Werthe ſiehet. Außer dieſem finde ich, daß diejenigen Leute, die man immer ſiehet, unerträglich fallen. Es iſt dieſes eine glückliche Erfindung, wenn man ſich bey dem meiſten Frauenzimmer unerträglich machen will; weil ſie immer gerne die Wahl haben.

Es iſt nichts liebenswürdigers, als dergleichen feines Frauenzimmer, welches die Menge verabſcheuet, und die Wahrheit zu ſagen, ein Frauenzimmer, welches mit einer artigen Mannsperſon umgehen kann, iſt nicht zu entſchuldigen, wenn ſie ſich mit einem ungezogenen ergötzet. Man hat ſo gar eine gewiſſe Art der Höflichkeit, welche nicht eben etwas Sonderbares iſt, und wo ſich weniger Geſchmack als Gewohnheit findet. Ich rede von derjenigen Höflichkeit, welche verurſachet, daß man in einer Geſellſchaft ganz wohl aufgenommen wird, etwas zu rechter Zeit zu ſagen weis, und gewiſſe wohlanſtändige und geringe Höflichkeiten beobachtet, die man bald lernet, ſo wenig man ſich auch Mühe nimmt, auf den Hof Achtung zu geben. Die meiſten bilden ſich ein, dieſe Höflichkeit reiche zu, bey den Leuten wohl aufgenommen zu werden; und viele andere Dinge, welche man ſo neugierig ſucht, gäben mehr Mühe als Vergnügen. Ich bin der Meynung nicht, dieſe Artigkeit kömmt mir ſehr geringe und zuweilen gar lächerlich vor, wenn ſie ganz alleine und von den übrigen entblößet iſt.

Ich will nicht ſagen, daß man dasjenige, woven ich geredet, verabſaumen ſoll; im geringſten nicht. Man ſoll ſich daſſelbe vielmehr auf eine freyere und vollkommnere Art angewöhnen, als diejenigen, welche keine andere Vortheile haben; vor allen Dingen aber ſich in Acht nehmen, unhöflich zu ſeyn. Nichts mehr als dieſes zeigt an, daß wir nicht zu leben wiſſen; doch muß man ſich dabey erinnern, daß es eine große Unhöflichkeit iſt, zur Unzeit höflich zu ſeyn. Die großen Herren wollen nicht, daß gemeine Leute in ihrer Gegenwart einander höflich begegnen. Man hat ſie von ihrer Kindheit an auf die Gedanken gebracht, die Höflichkeiten gehörten nur für ſie, und ſeit der Zeit haben ſie auch nicht mehr daran gezweifelt. So vertragen ſie es auch nicht, daß man in ihrer Gegenwart vertraut thue; auch verliehret man, ſo bald man zu ihnen kömmt, alle ſein Anſehn und alles Recht zu befehlen, ſo gar auch über ſeine Bedienten. Ich rathe hierbey dieſen großen Herren, daß ſie nicht Zeugen von den Verrichtungen und Sachen geringerer Leute ſeyn; weil ſie dadurch verurſachen, daß dieſe ebenfalls nur ſehr wenig durch ihre Sachen gerührt werden. Man braucht alſo Geſchicklichkeit und Verſtand zu rechter Zeit, und auf eine angenehme Weiſe, höflich zu ſeyn. Alexander, welcher ſich bemühete ſo zu ſeyn, traf es zuweilen ſehr ſchlecht. Er dachte, die große Prinzeſſinn aus Perſien zu ehren; indem er ſie ſeine **Mutter** nennte, und ich zweifle ſehr, daß ihr dieſer Name mag angenehm geweſen ſeyn. Denn außer dem, daß dieſe Liebkoſung etwas Vertrautes war, ſo konnte eine Mannsperſon, ob ſie gleich jung, wie dieſer Prinz war, keine Mutter haben, die nicht ſchon viel Jahre hätte, und das Frauenzimmer liebt die Dinge nicht, welche ſie erinnern, daß ſie nicht jung ſind. Was mir hierbey lächerlich vorkömmt, iſt auch ſonderlich dieſes, daß er nach dieſer

Vertraulichkeit, die nur in einem übel angebrachten Namen beſtund, allzeit aufgerichtet ſtehen blieb, wenn er bey dieſer Prinzeſſinn war, wofern ſie nicht darauf drang, daß er ſich niederſetzen ſollte: Weil er gehört hatte, daß die Kinder in dieſem Lande die Ehrerbietung bey Seite ſetzten, wenn ſie in Gegenwart ihrer Mütter einen Stuhl forderten, und das hieße in Wahrheit zu viel Umſtände machen. Ich verwundere mich auch, daß er dieſe Königinn ſo hoch hielt und es niemals zugeben wollte, daß ſie, ihn zu verehren auf das Knie fallen durfte. Dieſes war eine falſche und übel angebrachte Höflichkeit, welche ihm nicht von Herzen gieng. Wenn man als ein artiger Menſch höflich ſeyn will: So muß man es mehr in der That als zum Scheine ſeyn. Da er ſo viel Umſtände mit dieſer perſianiſchen Princeſſinn machte, und von ihrem Unglück ſo ſehr gerühret zu ſeyn bezeigete; hätte er ſie nicht ſollen großmüthig in Freyheit ſetzen, oder ſie zum wenigſten in eine Stadt ſchicken, die ihm unterworfen war? Was konnte ihm verbinden, dergleichen zarte Perſonen auf dem Marſche mit ſich herum zu führen, und zu machen, daß dieſe junge und ſchöne perſianiſche Königinn wegen der vielen Beſchwerlichkeiten und Unruhe ſterben mußte.

Ich finde auch, daß er verliebt thun wollte, ſich aber dabey nicht beſſer aufführte, als bey der Höflichkeit. Er verliebte ſich in ein griechiſch Frauenzimmer, die nicht lange warten durfte, ein ſchön Königreich zu haben. Denn ihr Liebhaber war bey ſeinen andern Fehlern ſehr freygebig. Dieſe ſchöne Königinn war leckerhaft, und weil ſie gern was Gutes eſſen wollte, ſo bildete ſie ſich ein; Alexander hätte auch einen Gefallen daran, deswegen

gen ſchickte ſie ihm, was ſie für ſeine Tafel am rareſten zu ſeyn glaubte. Dieſer Prinz, der die Bemühung, welche ſie ſich gab, etwas zu ſeinem Vergnügen beyzutragen, auf eine artige Manier hätte annehmen ſollen, ließ ihr ganz ernſtlich befehlen, daß ſie ſich deswegen nicht mehr Mühe geben ſollte, und daß ihm ſein Hofmeiſter vor dieſem zu ſeiner Mahlzeit Dinge, von einem beſſern Geſchmacke geſchenkt hätte; indem er ihm gerathen, des Nachts ſo wohl als am Tage zu gehen, und des Morgens wenig zu eſſen, damit er deſto größer Verlangen darnach hätte. Dieſer Hofmeiſter hat ihn nicht gelehrt, mit dem Frauenzimmer ſo artig zu leben, daß er nichts abſchlagen ſollte, was man ihm gäbe, und das hieße, ſich zur Unzeit rühmen, daß er nüchtern und nicht verdrüßlich wäre. Die Dinge, welche zur Unzeit geſchehen, ſind niemals angenehm, und ich ſehe ſo gar, daß es übel läſſt, mehr Tugend zu zeigen, als die Sache oder die Gelegenheit erfordert.

Wollte man gleich anführen, der Wohlſtand ſelbiger Zeiten habe es ſo mit ſich gebracht, ſo heißt das nichts geſagt: Was zu einer Zeit angenehm iſt, das iſt es auch zur andern. Man fand damals bey nahe keinen andern Unterſcheid als heute zu Tage, nemlich daß nur zuweilen etwas mehr, zuweilen etwas weniger geſchah, nach Beſchaffenheit der Höfe und der Perſonen; denn die Welt vergehet nicht, ſie kehrt ſich nur um.

Wenn man mir Dinge erzählt, welche mir an ſolchen großen Leuten misfallen: So bilde ich mir ein, der Fehler könnte wohl an dem Geſchichtſchreiber liegen. Denn die gelehrteſten Bücherſchreiber wiſſen zuweilen ſehr ſchlecht, worinnen der Wohlſtand beſtehet: Und ich ſehe, daß ſie oft, dem Anſehn eines Prinzen ſchaden, wenn ſie ihm ihn durch gewiſſe Umſtände zu ehren gedenken, welche ihnen die ſchönſten von der Welt zu ſeyn ſcheinen.

Damit ſich alſo Cäſar nicht in die Gefahr ſetzte, ſo gab er ſeinem Ruhme einen großen Zuſatz, indem er ſeine große Heldenthaten ſelbſt beſchrieb: Und da man weis, daß unſer großer König nicht weniger tapfer und beredt iſt, als es Cäſar war, ſo bilde ich mir ein, es ſey zu wünſchen; er käme auf den Einfall, ſich zur Vergrößerung ſeines Ruhmes deſſen eben ſo, wie Cäſar, zu bedienen.

Man hat die Beredſamkeit dieſes berühmten Redners allzeit bewundert, ſo wohl was die Stärke ſeiner Gründe als auch die Reinlichkeit ſeiner Sprache anbetrifft. Er ſchrieb in Eil und doch ſehr wohl; es iſt auch nicht ſo wohl an der großen Arbeit eines Verfertigers, als an der großen Wiſſenſchaft gelegen, was ein Werk beliebt macht, dergeſtalt, daß wenn man bey einem Meiſterſtücke wohl zu rechte kommen will, es nicht eben nothwendig iſt, viel Zeit und Mühe darauf zu wenden, die man ſehr ſelten anlegt. Das läßt ſich auch von den ſchönſten Redensarten ſagen, welche mehr merkwürdig, als mittelmäßig ſind, ſo daß man ſie nicht allzuſehr abwechſeln kann. Man muß ſich auch in Acht nehmen, nichts auf eine ungeſchickte Art vorzubringen, und das geſchieht gemeiniglich, wenn man es vermeiden will, ein Wort zu wiederholen, oder eine vortreffliche Periode zu Ende zu bringen. Je beſſer das Gehör hierbey iſt; deſto mehr iſt man dieſem Fehler unterworfen, wenn man nicht recht genau darauf Achtung giebt.

Die Schreibart des Cäſars iſt edel, und dieſe edle Schreibart rührt hauptſächlich daher, daß er von großen Sachen auf eine beſcheidene und gemäßigte Art ſchreibet.

bel. Damit man merken möge, was ich damit ſagen will, ſo will ich dieſes anführen. Seit langer Zeit regierte Arioviſtus, welcher ſich bey ganz Frankreich furchtbar gemachet hatte, über den Rhein. Cäſar ließ ihm ſagen, daß, wenn er mit ſeinen Gewaltthätigkeiten wider die Bundsgenoſſen des römiſchen Volks fortführe, ſo würde er nicht verabſäumen, ihr Beſtes zu beſorgen, und er nahm ſich auch ihrer in der That an. Denn wenig Tage hernach lieferte er dieſem deutſchen Prinzen eine Schlacht, und ſchlug 60000 Mann Fußvolk, und mehr den 10000 Reuter. Diejenigen, welche nicht wohl urtheilen können, möchten vielleicht dasjenige, was Alexander dem Könige in Perſien ſagen ließ, für etwas weit edlers halten, nämlich, daß die Erde ſo wenig zween Herrn vertragen könnte, als der Himmel zwo Sonnen. Allein kann man wohl etwas finden, das ungekünſtelter und edler wäre, als dieſe Worte des Cäſars, wenn ſeine Feinde eine Meuterey machten, ihm die Herrſchaft zu nehmen; weil wenn er nicht genug Ruhm erlangt hatte, ein Kriegesheer anzuführen, er zum wenigſten doch hoffe, ſeine Pflicht ohne Beſchimpfung beobachtet zu haben.

Wie ich von dieſem groſsen Manne rede, ſollte man glauben, daß ich ihn in allem bewunderte, was man von ihm ſagte. Ob ich ihn gleich bewundere; ſo geſchiehts doch nicht in allem, und wenn ich alles anmerken wollte; was mir dabey misfällt; ſo würde ich nicht ſo bald damit fertig werden, und die Wahrheit zu ſagen, es iſt was ſehr ſchweres geweſen, ſich zum gröſsten Officier von der Welt zu machen, und dabey auf alles Achtung zu geben, was man wiſſen muß, vollkommen zu ſchreiben. Mich dünkt, wenn ich damals bey ihm geweſen wäre, als er mit ſeiner Geſchichte beſchäfftiget war; ſo ſollte ſie noch weit edler und angenehmer geworden ſeyn. Denn es iſt beynahe unmöglich, in allen Dingen, und auf alle Art vortrefflich zu ſeyn; und zuweilen kann auch ein mittelmäßiger Arbeiter dem beſten Meiſter viel nutzen. Er hatte zu viel Gefallen daran, ſeine Kriegserfindungen zu beſchreiben, wie auch die kriegeriſchen Werkzeuge, ſo gar, daß er uns die Namen ſagt, welche ihnen ſeine Soldaten gaben, da man dieſer umſtändlichen Beſchreibung gerne wäre überhoben geweſen. Seine Wiederholungen der Wörter und Redensarten kommen ſo oft vor, daß die lateiniſche Sprache, die man für ſo reich hält, ſich in ſeiner Beſchreibung oft ſehr arm zeigt. Er bringt auch gerne einerley Gedanken an, ohne daß ſie zu ſeiner Sache dienen, wie er denn an vier oder fünf Stellen ſagt, **man glaube gerne, was man wünſchte.** Ich weis nicht, ob dieſer Satz gewiß genug iſt, und ich wollte wohl glauben, je mehr man eine Sache verlangt, deſto mehr hat man Mühe derſelben gewiß zu ſeyn. Die Deutſchen, ſagt er, und die Gaulen, weil ſie von einer anſehnlichen Länge ſind, verachten unſere kleine Geſtalt. Der Wohlſtand verſtattete nicht, daß Cäſar ſich unter die Menge der Römer ſtellete, und auf der andern Seite muß auch ein Hiſtorienſchreiber, ſo viel, als ihm möglich iſt, das Anſehn haben, daß er ohne Vaterland, ohne Vortheil, ohne Parteylichkeit, und, ſo zu reden, vom Himmel gefallen ſey.

Was ſeine kriegriſche Werkzeuge anbetrifft, die er weitläuftiger beſchreibt, als man verlangt, ſo darf man hierinnen nichts mehr tadeln, als die gewöhnliche Gefälligkeit, die wir für uns ſelbſt haben. Das iſt die Quelle der meiſten Fehler, welche in dem Umgange mit andern

Leuten ſchadet, und dieſer Fehler kömmt nicht ſo wohl von einer allzugroßen Selbſtliebe, ſondern vielmehr daher, daß man es nicht recht anfängt. Denn wenn man ſich liebt, wie man ſoll; ſo hat man keine größere Luſt, als wenn ein rechtſchaffener Mann leben und ſich angenehm machen kann. Dieſe Gefälligkeit, welche man ſich ſo viel als möglich iſt, abgewöhnen ſoll, iſt oft Urſache, daß, wenn man redet, die Leute, mit welchen man ſpricht, nicht mit Dingen unterhält, die ſie gern hören würden; ſondern mit ſolchen, die man im Herzen hat, dergleichen ſeine Glücksumſtände, ſeine Forderungen bey Hofe, oder diejenigen Dinge ſind, welche bey dem Kriegsheere vorgehen. Solche Geſpräche, worüber andere einſchlafen, verurſachen, daß man ſchließen kann, man ſchicke ſich nicht in Geſellſchaft, man müſſe ſehr ſelten von ſich ſelbſt reden, in ſo weit es der Wohlſtand erlaubt, oder bis man ſich durch eine ſichtliche Nothwendigkeit darzu gezwungen ſieht.

Die meiſten Leute, wenn ſie alt ſind, mögen gerne ſagen, daß ſie zu nichts mehr gut ſind, dadurch anzuzeigen, daß ihre Jugend was Sonderbares geweſen ſey, und wenn man darnach fragt; ſo findet ſichs gemeiniglich, daß ſie junge Thoren geweſen, und itzo alte Narren geworden ſind. Was die wahre Ehre anbetrifft; ſo kann man ſich darinnen niemals zu viel thun. Sie iſt ein wahres Gut, welches man zu ſuchen verbunden iſt; ich möchte aber gerne, daß man die falſche Freude fahren lieſſe, ſich ſehen zu laſſen, und alles, was ſich zeiget, auf ſeine Sache zu ziehen. So wollte ich auch gerne, daß man, um ſich in der Welt beliebt zu machen, nicht ſo viel auf ſein eigenes Vergnügen dächte, als vielmehr auf derjenigen, mit denen man umgeht; es wäre denn, daß man das Vergnügen überall anträfe. Es geſchiehe auch ſehr oft, daß es leichter iſt, andern Leuten, die man liebt, zu gefallen, als ſich ſelbſt.

Das rechtſchaffene Weſen zeiget ſich überall ſo angenehm, daß es wohl verdient geſucht zu werden; und wenn man es findet, und es niemals aus den Augen läßt, ſo wird man es allezeit erreichen können. Wir wollen es alſo ſtets vor Augen haben, und wenn unſre Leidenſchaften uns von dem, was es uns befiehlet, abwenden wollen, dieſelben mit allem Ernſte unterdrücken. Der Zorn treibet uns zur Rache, und das rechtſchaffene Weſen ſetzet ſich dargegen. Wir wollen die Süßigkeit der Rache meiden, und mit einem lächelnden Geſichte und aufrichtigem Herzen verzeihen. Eben dieſem Rathe wollen wir auch in Dingen folgen, die wir auf das zärtlichſte lieben, und dasjenige, was wohl ſtehet, allen unſern Begierden vorziehen. Anfangs wird es uns wohl einigen Zwang koſten, allein er wird nicht lange dauren: Und wenn wir auch unſer empfindlichſtes Vergnügen betrachten; ſo vergeht es ſehr geſchwinde, bey nahe wie ein angenehmer Traum; und von allen vergangnen vergnügten Ergötzlichkeiten wollen wir dasjenige nur ſchmecken, was wir in einem rechtſchaffenen Leben gefunden haben. Es wäre denn vielleicht, daß uns zuweilen die Süßigkeit der Liebe, auf eine angenehme Weiſe, einfiele; woſern man nur noch in eben dieſelbe Perſon verliebt iſt. Denn ſo bald man es nicht mehr iſt, ſo kann man ſich bey nahe kaum einbilden, daß man es bey ihr war, ob man es gleich in der That iſt.

Es fällt mir eine Urſache ein, welche ſcheinet die Eigenſchaft eines rechtſchaffenen Mannes über alles zu ſetzen. Ich ſehe, daß die größten Lobſprüche, welche man den vortrefflichſten Männern geben kann, darinnen beſtehen, daß man ſich von ihnen, ohne zu irren, verſprechen kann, ſie würden bey aller Gelegenheit thun, was das Herze und der Verſtand erfordert, mit Ehren daraus zu kommen; und wer ſollte ſich nicht darauf verlaſſen können, wenn man nur recht davon überführet iſt, daß dieſes rechtſchaffene Leute ſind. Ich ſetze noch hinzu, daß ſich vielerley Arten der Verachtung bey den beſten Werkmeiſtern finden können, wenn ihnen dieſer Vortheil fehlet: Wie zum Exempel bey den beſten Poeten, bey den vortrefflichſten Rednern, bey dem geſchickteſten Staatsmanne, und bey dem tapferſten Ueberwinder, ja ſo gar bey dem Alexander. Ich behaupte, daß es unmöglich iſt, einen rechtſchaffenen Mann mit Rechte zu verachten, wenn er auch mit allem Unglücke ſollte überhäufet werden. Auf dieſer herrlichen Tugend beruhet das angenehmſte des Lebens, und es würde der Welt überaus nützlich ſeyn, wenn man vieles beytrüge, die Leute darinnen rechtſchaffen zu machen. Ich höre, daß einige Leute dieſer Zeit ſagen, man müſſe ſuchen, in der großen Welt für einen rechtſchaffenen Mann angeſehen zu werden. Alleine, an entlegnen Orten, wo niemand iſt, der auf uns Achtung giebt, halten ſie es nicht für gut zu ſeyn, und es koſtete zu viel. Diejenigen, welche dergleichen Meynung haben, beſitzen weder Verſtand noch ein rechtſchaffenes Weſen. Ein guter Muſicus ſingt nicht allezeit, ob man ihn gleich darum bittet, und hört unterdeß doch nicht auf, ein guter Muſicus zu ſeyn. Mit dem rechtſchaffenen Weſen iſt es nicht ſo beſchaffen. Dieſes kann nicht beſtehen, wenn es ſich nicht allemal zeigt, ſo bald es die Schuldigkeit oder der Wohlſtand verlangt; ſo, daß ein rechtſchaffener Mann ſich eben ſo wenig enthalten kann, eine rechtſchaffne That zu thun, als ein Held von ungemeiner Tapferkeit, ſich einer herzhaften That entſchlagen kann, wenn es die Gelegenheit verlangt. Sie haben in dieſer Abſicht keiner den freyen Willen. Denjenigen Leuten, welche nichts als Anſehn und eitlen Ruhm ſuchen, ſage ich hiermit, daß diejenigen Dinge, welche den feinſten und höchſten Ruhm bringen, nicht am Hofe, noch in dem Angeſichte zweyer Kriegsheere zu finden ſind; weil man ſie der Eitelkeit wegen verdächtig hält, ſondern vielmehr in dem, was im Verborgnen geſchieht, und das man ohne eine gewiſſe Art der Offenbarung nicht wiſſen kann.

Mich dünkt, die Neigung zum Ruhme, und der Abſcheu vor dem Schimpfe iſt den Menſchen eben ſo natürlich, als die Vernunft. Das niederträchtigſte, und feigeſte Herz hat allzeit Mühe, ſich zu etwas Schimpflichem zu entſchließen: Und es iſt nicht nur ein Mittel, ſich davor zu bewahren, wenn man ein rechtſchaffener Mann iſt, ſondern auch ein ſicherer Weg, Ehre zu erlangen.

Es iſt ein großer Unterſcheid zwiſchen einem rechtſchaffenen Manne, und einem rechtſchaffenen Weltbezwinger, ob man gleich alles beydes ſeyn kann. Der rechtſchaffene Mann iſt es allezeit, und der rechtſchaffene Weltbezwinger kann es wohl nicht zu ſeyn ſcheinen, wenn er nichts mehr zu befehlen hat. Pompejus war nach dem Urtheile der Römer ein rechtſchaffener Feldherr, wenn er mit ſeinen Eroberungen bis in das Morgenland eindrang, und die Könige im Triumphe einführte. Allein, dieſer Ueberwinder ſo vieler Völker, weil er nur den Schein eines rechtſchaffenen Mannes hatte, fand Gelegenheit ſeine Freude zu mäßigen. Denn nach einer ſo langen Abweſenheit traf er ſeine Frau, in welche er unſterblich verliebt war, ſchwanger an. Dieſes Unglück ſetzte ihn in Verzweiflung, und den Augenblick, als er ſeine hohe Würde nicht hatte, verachtete ihn das römiſche Volk. Es ſagt auch einer, Pompejus wäre ein Werk des Glücks, und Cäſar wäre der Werkmeiſter des Seinigen. Scipio aber, welcher ungemeine Verdienſte hatte, zeigte ſich weder in ſeinen Siegen noch im Triumphe niemals ſo groß, als zu der Zeit, da er er als eine Privatperſon, und als ein Verbrecher, angeklagt wurde. Denn er ſah ſeine Ankläger mit demjenigen edlen Trotze, welchen die Unſchuld des Herzens und die Größe der Seelen giebt, verächtlich an, ohne daß er ſich die Mühe gab, ihnen zu antworten. Er redete nur zu dem Volke von einigen Vortheilen, welche er über die Africaner gehabt hat, und indem er die Papiere zerrieß, welche ihn rechtfertigten, ſagte er, dieß wäre eben ein Tag als derjenige war, woran er Carthago eingenommen, und man ſollte auf das Capitol gehen, den Göttern dafür Dank zu ſagen. Hier ſchien er über das Glück zu ſeyn, und ſeine Feinde wurden zu einem tiefen Stillſchweigen gebracht. Man ſagt auch, der Rath wäre durch eine ſo groſe Tugend überwältiget worden.

Ich habe geſagt, ich wäre mit dem Cäſar nicht recht zufrieden, ich bin es mit dem Scipio noch weniger, ich ſuche es ſehr genau, ich geſtehe es: Allein, ich glaube man kann hierinnen nicht ſcharf genug ſeyn, wenn man von dem Werthe einer jeglichen Sache aufrichtig urtheilen, und doch hierinnen viel nachſehn und die größten Fehler entſchuldigen will. Ich finde, daß der Scipio zu viel Umſtände macht, und alles zu hoch treibt, daß ich ihn nicht für einen Menſchen gehalten hätte, der ſich in gute

Geſellſchaft ſchickte. Es finden ſich wenig Gelegenheiten, wo man ſo viel Tugend braucht, und außer dieſen erſchrecken Leute von einer gelindern Art überall darüber. Ich wollte wohl, daß ein rechtſchaffener Mann mehr gelinde und liebkoſend ſey, als hart und ernſthaft, und ſich lieber auf eine artige und bequeme Weiſe, bey allerhand Leuten angenehm zu machen ſuchte, wie es Sokrates that. Ich erinnere hierbey, daß ſolche ſtrenge Leute, die niemals von ihren Regeln abweichen wollen, ob ſie gleich voller Ehre ſind, oft lächerlich werden, wie es dem Cato von Utica wiederfuhr, welcher der anſehnlichſte und tugendhaffte Mann ſeiner Zeit war.

Die Römer machten ſonſten aus nichts, als aus ihrer Republik etwas, und die meiſten Völker, welche von ihnen Barbaren genennet wurden, waren es nicht ſo ſehr, als ſie. Cäſar ſagt, die Soldaten erdulden bey der Belagerung einer Stadt das größte Elend, und doch hörte man bey allem dieſen Uebel keine Klage, ja nicht ein Wort, welches der Majeſtät des römiſchen Volkes unanſtändig geweſen wäre. Der andere hält es in ſeinem vollkommenen Redner auch für den größten Fehler, welchen man in der Beredſamkeit begehen könnte, woferne man nicht die prächtigſten Wörter, oder die herrlichſten Figuren braucht, wenn man von einer ſo hohen Majeſtät redet. Würde man wohl zu ſcharf tadeln oder zu ſtrenge ſeyn, wenn man dieſe römiſche Majeſtät für einen unerträglichen Hochmuth hielte? Denn ohne Vorurtheil davon zu reden, was war ſie anders, als eine offenbare Ungerechtigkeit, und als ein unerſättlicher Geiz der hochmüthigen Bürger, welche bey einiger Geſchicklichkeit Krieg zu führen, und durch die Zucht ihrer Herrn, alle Völker der Erden beraubten und plünderten?

Bey dieſen groſſen Begebenheiten der Welt ſehe ich faſt allezeit, daß es mehr Geräuſche giebt, als wirkliche That, und daß wir hingegen nicht, wie wir ſollten, weder die Gröſſe des Herzens noch des Verſtandes betrachten; und ich bin verſichert, daß Sokrates, welchen man ſo hoch ſchätzt, noch nicht alle den Ruhm hat, den er verdienet. Wenn man von den Thaten der Ueberwinder recht urtheilen will; ſo muß man nicht ſo wohl den Werth und die Zahl derer Sachen zählen, die ſie gethan haben, ſondern vielmehr mit einem ruhigen und uneigennützigen Urtheile unterſuchen, ob es leicht oder ſchwer war, darinnen fortzukommen; denn auf die Schwierigkeit kömmt es hauptſächlich an, welche die Handlungen unterſcheidet, und zuweilen iſt es weit beſchwerlicher, die Witwe einer Privatperſon zu regieren, als eine regierende Königinn: Und eine kleine Stadt zu erobern, als ein groſſes Reich einzunehmen. Ein macedoniſcher Hauptmann, welcher lange Zeit in Italien ein Kriegsheer angeführet hatte, ſagte, er hätte Männer angetroffen, und Alexander hätte im ganzen Morgenlande nur Weiber gefunden, und wenn man den Auguſt loben hört, daß er im Seetreffen gewonnen hatte, worauf die Herrſchaft der Welt ankam; ſo muß man ſich zugleich erinnern, daß er es nicht ſo wohl war, der ſie gewonnen hatte, als Antonius, der ſie verlohr.

Wenn man es mehr in Privatſachen, als in öffentlichen Handlungen zeigt, daß man ein rechtſchaffener Mann ſey; ſo iſt das ein untrügliches Merkmaal, daß man es nicht mittelmäßiger Weiſe iſt. Gleichwie der Ausputz der größte iſt, welchen man mehr in Dingen ſucht, die kein groſſes Aufſehn machen, als in Dingen, die in das Geſichte fallen; und ich habe gemerkt, daß die Leute, welche nur die Eitelkeit lieben, bey einander beliebt ſind; und daß man nicht verdrießlich wird, man mag ſich von ihnen entfernen, oder ſie verlieren. Es iſt über dieſes ein ſicheres Zeichen einer hohen und groß-müthigen Seelen, wenn man ſich nicht für die Partey erkläret, die das gröſte Anſehn macht, ja in gewiſſen Gelegenheiten nicht einmal für den Gerechteſten, ſondern vielmehr vor denjenigen, der am meiſten verlaſſen iſt. Die Unglückſeligen ſind allemal zu beklagen, und ihre Sache iſt ſehr oft gut: Und wenn ſie es auch nicht wäre; ſo würde man es doch glauben. Die alten Helden durchſtrichen nur die Welt, dem Unterdrückten zu helfen: Und das vollkommne Muſter der ſeltenen Tugenden hatte mit allen Betrübten Mitleiden, und tröſtete ſie in ihrem Elende.

Wenn man das wahre rechtſchaffne Weſen von dem falſchen entdecken will; ſo muß man darinnen gewiß ſeyn, daß es nichts anders als ein wirkliches Gut habe, nichts anders, als was an allen Orten der Welt recht vernünftig iſt. Denn dieſes iſt etwas allgemeines, und ſeine Arten ſind in allen Höfen, von einem Ende der Erden, bis zum andern. Sie gelten nichts mehr bey Hofe, als in der Einöde. Weder die Veränderung der Oerter, noch die Abwechſelung der Zeit, auch nicht der Unterſcheid der Gewohnheit, rauben ihm bey nahe nichts. Es iſt wie das gute Gold, welches allezeit ſeinen Werth gilt, und die Gebräuche ſind in Anſehung der Ehrbarkeit, was das Gepräge auf dem Golde, das iſt, ſehr wenig. Es rühret bloß von dem Herzen, und von dem Verſtande her, der Hauptgrund iſt in dem Herzen, und der Verſtand

ſtand giebt ihr die Annehmlichkeit. Mich dünkt auch, daß unſere Handlungen bloß deswegen angenehm ſind; weil ſie ehrlich ſind: Es wäre denn, daß man es wollte umkehren, welches mir noch gerechter zu ſeyn ſcheinet, nämlich daß ſie nur ſo viel ehrlich ſind, als ſie angenehm ſind; ſo daß die Ehrlichkeit mir allezeit falſch zu ſeyn vorkömmt, wenn ſie denjenigen nicht gefällt, die davon urtheilen können.

Alle verſtändige Leute ſind darinnen eins, daß wir nichts vortheilhafters wünſchen können, als die Hochachtung und Gewogenheit ſolcher Perſonen zu verdienen, welche wiſſen, was Gut und Böſe iſt. Die Schwierigkeit beſtehet nur darinne, zu wiſſen, was wir thun ſollen, uns in dieſen Verdienſten vollkommner zu machen. Es iſt bey nahe unendlich, und ich finde doch, daß es was großes iſt, wenn man entdecken kann, was nach einer aufrichtigen und natürlichen Vernunft am beſten zu ſeyn ſcheinet. Und wenn man ſich deſſen, ſo viel es möglich iſt, bedienet, in ſo weit es die Gewohnheiten zulaſſen. Auch die geſchickteſten Damen **ſagen zuweilen bey ſich ſelbſt, daß misfiele mir nicht, wenn man nichts darwider zu ſagen hätte.** Inzwiſchen da die Verordnungen derjenigen, welche vor uns geweſen ſind, uns wider unſern Willen, etwas vorſchreiben: So muß man dasjenige in Acht nehmen, was man an denen Höfen und in denen Ländern billiget, wo wir unſer Leben zubringen ſollen, und nichts wider die öffentlichen Ehrerbiethungen thun. Damit man aber keinen übeln Geſchmack habe, ſo muß man ſich wohl in Acht nehmen, in ſeinem Herzen ſolche Dinge zu lieben, welche die Vernunft nur deswegen verſtattet, weil ſich die Leute dazu gewöhnet haben.

Viele ausſchweifende Handlungen ſcheinen dem Anſehn nach ganz gut zu ſeyn, ſonderlich denjenigen, die weiter keinen Vortheil dabey haben, als daß ſie zuſehen; und wenn man dasjenige, was man am meiſten liebt, verabſäumen wollte, ſo würde dieſes anzeigen, daß man wenig Verſtand hätte, wenn man auf dergleichen Weiſe gefallen wollte. Zum wenigſten wenn man ſich davon los machen könnte; denn es iſt nichts unanſtändiger als ein Narr zu ſeyn. Ich bemerke, daß man in den Ländern und Gewohnheiten eine gewiſſe Pflicht beobachtet, welche nur gemeinen Leuten gefällt; das iſt ein falſcher Wohlſtand, welchen wir verabſcheuen ſollen. Denn außer dem, daß er uns die rechte Meynung von dem wahren rauben ſollte: So würde er in uns auch alles Licht verlöſchen, welches uns die Natur mittheilt, und uns als Gefangne in einem Winkel der Erden verſchloſſen halten. Das hieße ſich zu ſehr einſchränken laſſen, wenn man nicht über ſein Vaterland hinaus ſehen könnte. Und es iſt ein Zeichen eines vortrefflichen Verſtandes, wenn man von allen ohne Vorurtheile ſeine Meynung hat.

Es iſt nicht lange, da es noch nöthig war, daß ein Menſch in beſondern Umſtänden ſeyn mußte, einen Zweykampf auszuſchlagen, ohne ſich unglücklich zu machen. Unſere Könige erduldeten dieſe Barbarey, und billigten ſie in gewiſſen Fällen als ein öffentliches Schauſpiel. Weis man nicht ſo gar, daß Franciſcus der erſte Carl den fünften heraus fordern ließ, welcher die Tapferkeit dieſes Prinzen zu ſpotten, ihm durch einen Herold ſagen ließ, es wäre nur auf ihn angekommen, einen ſo berühmten Streit unter ſich alleine auszumachen. Dieſe ungezähmte Gewohnheit würde noch immer ihren Weg fortgehen, wenn die Klugheit unſers groſſen Monarchen, welchen alles wohl von ſtatten gehet, ſie nicht aufgehalten hätte. Dieſes führet mich auf die Gedanken, daß nichts ſo wunderbar und unvernünftig iſt, welches nicht durch einen langen Gebrauch könne eingeführet werden.

Cäſar berichtet uns, es hätte ſich, da er in Franken Krieg führte, eine ungemeine Anzahl junger Leute zu den Vornehmſten des Landes gehalten, unter der Bedingung, nicht einen Augenblick länger als ſie zu leben: Und ſie hätten auch alle ihr Wort gehalten. Sieht man nicht auch heute zu Tage in einem großen Reiche junge Prinzeßinnen, welche ſchön und anſehnlich ſind, in einem Aufputze, der ſchöner iſt, als ihr Hochzeitkleid: Sieht man nicht, ſage ich, daß ſie ſich in ein erſchreckliches Feuer ſtürzen, wo die Leichname ihrer Männer verbrannt werden: Und worüber ich mich am meiſten wundere; ſie ſind bloß durch einen falſchen Wohlſtand, welchen ihnen die Gewohnheit eingiebt, dazu verbunden. Doch was ich ſagte, daß der falſche Wohlſtand uns den Geſchmack an dem Wahren benähme, iſt an dieſen armen Weibern klärlich zu erſehen, welche auf eine ſo grauſame Weiſe für ihre Männer ſterben, denen es nichts hilft, und die ſie auch vielleicht niemals geliebt haben, an ſtatt daß ſie ihnen zu Ehren leben ſollten, oder ihren Kindern zum beſten, die ihnen lieb ſind, und welche ſie erziehen könnten. Man weis auch, daß die klügſten Indianer in der feſten Meynung ſind, der rühmlichſte und glücklichſte Tod ſey, im Feuer umzukommen. Auf dieſe Art ſtarb auch derjenige Philoſoph, deſſen ſchrecklichen Vorſatz Alexander bewunderte, und ein anderer, welcher dem

Cäſar lange Zeit nachgefolget war, ließ ſich in Athen verbrennen.

Mich dünkt, die Könige in dieſen Ländern ſollten eine ſolche Grauſamkeit abſchaffen, und die Prinzen, welche die Welt beherrſchen, ſind gewiſſer maßen an alle dem Uebel Schuld, welches unter ihrer Regierung geſchieht; weil ſie es verhüten können. Man könnte nicht zu viel Gefälligkeit haben, ihnen das Leben angenehm zu machen, noch zu viel Eifer, ihnen zu dienen: Was aber ihren Ruhm anbetrifft, ſo iſt es meines Erachtens ein Laſter, wenn man ihnen etwas verbirgt, ſonderlich wenn es ſie nicht mehr koſtet, den rechten Weg zu wählen, als ſich zu verirren. Die Prinzen, welche ſich über andere erheben wollen, folgen nur allzuſelten den beſten Wegen, und diejenigen, welche den aufgeklärten Verſtand haben, und ſie **weiſe Staatsmänner** nennen, ſagen ihnen nicht, es mag nun aus Eigennutz, oder aus Unwiſſenheit geſchehen, daß die Ehrlichkeit allein, ſie mit Ruhm und Vergnügen überhäufen kann.

Wenn man auch unter den Prinzen einen von ſeltnen Verdienſten entdecken ſoll; ſo muß ihn der Himmel unterrichtet haben, oder er muß es von ſich ſelbſt geworden ſeyn, wie derjenige, den wir bewundern, der ſich, ohne jemands Hülfe, zum größten Manne, den die Welt trägt, gemacht hat. Es wäre ſehr unrecht, wenn man nichts ſagen wollte, was einem ſo wunderbaren Monarchen anſtändig wäre. Allein man bemerkt an ihm ſo viel Wundernswürdiges, daß ein jeder nach ſeiner Art ſich unternimmt, ihm einiges Lob zu geben. Ich ſelbſt, der ich nur allzu wohl weis, daß ich bey einem ehrerbiethigen Stillſchweigen bleiben ſoll, laſſe doch ofte etwas von mir hören, ohne daran zu gedenken, und vor kurzen ſagte eine ſehr ſchöne Dame, die einen feinen Geſchmack hat, und nur wenig Sachen nach ihrem Sinne antrifft, zu mir, daß dieſer Prinz das liebenswürdigſte Geſchöpfe wäre.

Noch ein Wort von dieſen Staatsleuten zu ſagen, ſo wiſſen die wenigſten, was die reine und aufrichtige Freundſchaft ſey. Sie haben bloß ihren Eigennutz vor Augen und allemal eine Erfindung ihren Handel zu treiben oder aufzuheben. Wie die guten Eigenſchaften ihn nicht hervor bringen, ſo ſtören ihn auch die böſen nicht. Das Glücke allein iſt der Bewegungsgrund davon, nachdem es ihnen günſtig oder zuwider iſt; und ich ſehe faſt allezeit, daß ſie durch den wahren Ruhm wenig gerühret werden. Ihre Grundregeln, ſagt man, hätten gewollt, daß der junge Pompejus, welcher den Antonius und Auguſtus auf ſeinem Kriegsſchiffe hatte, ſie in das Meer hätte ſtürzen laſſen, damit er ſich zum Herrn des römiſchen Reichs machen könnte. So viel ich an ihnen merke, wäre dieſes kein großer Schade geweſen: Nichts deſto weniger, weil dieſe Handlung ihm für einen ſo bekannten Namen, als der Name Pompejus war, viel zu unanſtändig zu ſeyn ſchien: So verwarf er diejenigen mit allem Ernſte, welche ihm dieſen Rath gaben. Und hätte ſich nicht Franciſcus der erſte an Carl den fünften, als er durch dieſes Reich gieng, wegen der harten und grauſamen Aufführung gegen ihm rächen können? Dieſer Prinz, ob er gleich bey den Beleidigungen ſehr empfindlich war, überwand doch den gerechten Trieb und nahm den Kaiſer auf, als wenn er Urſache gehabt hätte, ſich deswegen zu loben. Wenn auch ein Mann, der die Ehre liebt, etwas berathſchlagt: So erwählt er allzeit den ehrlichſten Weg; und es mag geſchehen, was da will, ſo läßt ſich ein edles Herze daſſelbe nicht gereuen.

Die meiſten Leute urtheilen ſo übel von dem wahren Verdienſte, daß man alle Augenblicke Leute deswegen lobe, wodurch ſie ſich unerträglich machen. Dieſer, ſagt man, weis ſeinen Leib wohl zu tragen: Er will in allen die Oberhand haben, und das iſt doch nichts anders, als ein unmäßiger Ehrgeiz. Wenn man einen auf ſolche Weiſe angenehm machen will: So haſſe ich ihn ohne ihn zu kennen, nur wegen des Lobes, das man ihm giebt. Die wahre Ehrliebe iſt niemals ungerecht; und können wir einen Ruhm erlangen, wenn wir thun, was wir nicht ſollen, und was uns die Vernunft verbiethet? Alle Art der Ungerechtigkeit misfällt mir, und nichts ſcheinet mir unmenſchlicher zu ſeyn, als Böſes zu thun, damit man bloß das Vergnügen habe, es zu thun. Ich geſtehe auch, daß mir die närriſche Gütigkeit ebenfalls zuwider iſt. Wer ſeine Perſon wohl ſpielen will, der muß weder betrügen, noch ſich betrügen laſſen. Und wieder auf die Geſchicklichkeit zu kommen: So iſt das rechte Mittel, dieſelbe zu erhalten, wenn man viel gute Eigenſchaften hat. Man kann deren eine groſe Zahl entdecken, die man zu erlangen verſuchen, und ſie, ſo viel als möglich iſt, ausüben muß, damit ſie recht natürlich werden mögen. Man darf ſich aber nicht einbilden, ſie alle in einem zu finden; weil das vollkommenſte Muſter ſich nicht auf alle erſtreckt. Man muß ſie an unterſchiedenen Orten ſuchen, und ſo gar in den Begriffen der Vollkommenheiten.

Ich kenne ſolche vernünftige Leute, welche die Vernunft niemals verläßt; das iſt ein großer Vortheil, und ich wollte wohl, wenn es möglich wäre, noch etwas höhers erreichen, welches darinnen beſtehet, daß man allezeit in den Schranken des Wohlſtandes verbleibet. Das iſt nicht leicht, weil man ſehr ofte, wenn man mit Verdruß und Traurigkeit überhäuft iſt, noch dazu ſolche Leute antrifft, die ſo verdrießlich und zum Misfallen gebohren ſind, daß es ſehr ſchwer iſt, in ihrer Geſellſchaft nicht in Verwirrung zu gerathen. Sich nun ſo gut, als möglich iſt, davon zu befreyen, muß man ſich darauf vorbereiten, und diejenige Art eines edlen und beſtändigen Verfahrens ſuchen, welches ſich niemals verräth. Die alten Helden, und ſo gar die Ritter der alten Romanen können viel zu dieſem Vorſatze dienen; zum wenigſten wird man faſt allezeit in ihren Unternehmungen Zeichen eines ſonderbaren Heldenmuthes gewahr. Man hat hierbey die Exempel in ſeinem Hauſe nicht zu verſäumen. Ein Vater, eines Vaters Bruder, ein Großvater, der viele Zeichen ſeiner Verwundung an ſich trägt, und niemals von einer niederträchtigen oder einem braven Manne unanſtändigen Handlung kann reden hören, ohne wie ein alter Löwe dabey roth zu werden, giebet einer jungen und zarten Seele ſolche Triebe der Ehre, welche die Zeit nicht vertilgen kann. Dieſe erſte Erziehung ſcheinet mir viel auf ſich zu haben, und ich glaube, daß dieſes die beſte Auferziehung ſey, jungen Leuten, man mag ſie auch zu einer Lebensart beſtimmen, zu welcher man wolle, eine gute Geſchicklichkeit zu geben, wenn man ſie für den Hof, und für den Krieg erzieht. Diejenigen welche darinen nicht unterrichtet ſind, ſo viel Verſtand und Verdienſte man auch bey ihnen findet, zeigen in ihren Geberden und Handlungen, daß ihnen dieſe Nahrung fehlet, und dieſe ſtehet ihnen allezeit übel an.

Die Ehrlichkeit ſcheinet mir die liebenswürdigſte Sache von der Welt zu ſeyn, und verſtändige Leute zweifeln gar nicht daran, daß wir ſie nur deswegen lieben ſollen, weil ſie uns glückſelig macht. Denn die Glückſeligkeit, wie man ſagt, iſt der letzte Zweck der Dinge, die wir unternehmen. Daher iſt alles dasjenige, was hierzu nichts beyträgt, ob man ſich ſchon einen ehrlichen Schein dabey einbildet, allezeit eine falſche Ehrlichkeit, ſie iſt aber noch weit falſcher, wenn man zugleich findet, das ſie beſchwerlich und verdrüßlich iſt. Denn wenn wir auch alle Tugenden wohl unterſuchen: So haben wir uns nur deswegen darnach zu beſtreben, weil ſie zu unſrer Glückſeligkeit dienen können. Die Nüchternheit macht uns geſünder, und erhält uns den Sinn; und wenn wir ſie ausüben, ſo leben wir von wenigen, und können denjenigen, welche es brauchen, von unſern übrigen etwas geben. Die Tapferkeit iſt gut, dem Unterdrückten beyzuſpringen oder Gerechtigkeit zu handhaben, und ſo gar die Gerechtikeit iſt deswegen eine wahre Tugend; weil ſie uns in unſre vernünftige Natur führet, die Böſen vertilget, und überall, wo ſie herrſcht, den Frieden und die Bequemlichkeit des Lebens mit ſich bringet.

Da ſich die wahre Ehrlichkeit in alles menget: So kann man hieraus wohl urtheilen, daß ſich die falſche überaus weit erſtreckt; und ich wollte lieber nichts Ehrliches haben, als eine falſche Ehrlichkeit. Dieſes trifft man in allen Dingen an, welche auf das empfindlichſte ſie rühren. Was kann man ſich wohl für einen üblern Geſchmack einbilden, als die falſche Beredſamkeit von Perſonen, welche eine große Erkenntniß davon haben? Oder was kann man ſich unangenehmer vorſtellen, als die falſchen Annehmlichkeiten? Ich ſehe auch nicht, was mir anſtößiger wäre, oder gemeine Leute ſo leicht betrüget, als gewiſſe verſtellte Tugenden, welche durch die Unwiſſenheit in die Welt eingeführet werden. Man muß ſie mit allem Ernſte verwerfen, zum wenigſten in ſeinem Herzen. Ein Irrthum ziehet viel andre nach ſich, und man hat niemals einen richtigen Verſtand, wenn man ihn nicht von allen falſchen Bildern gereiniget hat.

Sonderlich ſoll man ſich wohl in Acht nehmen, daß man ſich nicht durch dieſe Exempel einnehmen laſſe. Ob gleich der gute Verſtand zuweilen die Mode anfängt und ſie in Gang bringt: So iſt es doch gemeiniglich der Eigenſinn des Glücks, und ich ſehe, daß die meiſten Gebräuche, ſo wohl von einer als der andern Art hätten ſeyn können, und zuweilen beſſer, wenn die Leute nur gewollt hätten. Es giebt auch ſolche erſchreckliche Gewohnheiten, wobey man weder Vernunft noch Menſchlichkeit haben müßte, wenn man ſie nicht verwerfen wollte; und kann man wohl dieſe barbariſche Prinzen erdulden, welche wider den natürlichen Trieb ihre Brüder gefangen halten, und ihnen Gnade zu erweiſen denken, wenn ſie dieſelben nicht tödten laſſen. Die Gewohnheiten lernen ſich leicht. Der erſte, der ſie weis, kann ſie zeigen, und die Schwierigkeit beſtehet nur darinne, ſie mit einer guten Art auszuüben. Man kömmt den Augenblick gut darinne fort, und deßwegen muß man ſich auch hauptſächlich hierinnen um gute Meiſter beſtreben. Man muß ſich zu denjenigen halten, welche die Sachen, welche ſie lehren, am beſten in Uebung bringen, wie zum Exempel an dem Cäſar, wenn man ein großer Kriegsmann werden will. Man muß auch merken, daß dieſes noch nicht alles iſt, wenn man einer Mode folgt, und ſich geſchickt darein zu finden weis. Das Wichtigſte beſtehet darinne, eine unzählige Menge Dinge zu wiſſen, die nichts mit den Moden zu thun haben, das iſt, welche weder von der Mode, noch wider die Mode ſind, damit man aber theils in der Welt fortkommen, theils aber nicht damit fortkommen kann; darinnen beruhet das ganze Geheimniß, recht zu leben, und ſich angenehm zu machen.

Die Erfahrung iſt hierinnen eine gute Meiſterinn; ſie ſcheinet mir aber ſehr langſam zu ſeyn, wo man ſie nicht durch fleißige Ueberlegung treibt, oder die Meynung von einer verſtändigen Perſon annimmt, welche von allen wohl urtheilet.

Ich halte mich nicht gerne bey denjenigen auf, was man Lebensregeln nennet; weil die meiſten dergleichen Dinge, da vieles bey ihnen auf die Zeit und Umſtände ankommt, ſehr ungewiß ſind: Nichts deſto weniger habe ich eine angemerkt, die niemals betrügt, und die man leicht ausübt, welche darinnen beſtehet, daß man ſich wohl in Acht nehmen ſoll, nicht überläſtig zu ſeyn, und ich kann wohl ſagen, daß ich dasjenige, was Cato ſagt, ſehr bewundere. **Es iſt kein Frauenzimmer ſo ehrbar, und ſo ſtrenge, bey welcher ein Liebhaber, welcher ſie unaufhörlich mit ſeinem Liebesanfällen plaget, nicht zu ſeinem Zwecke kommen**

men ſollte. Denn wenn man ſich in der Welt überläſtig macht; ſo misfällt man allezeit, man mag ſo viel Eigenſchaften haben, als man wolle. Darf ich wohl bey Gelegenheit ſagen, daß Gott der einzige iſt, welcher will, daß man ihn mit Ungeſtüm angehen und niemals ermüden ſoll, ihn um Gnade zu bitten. Wir wollen ihn alſo jederzeit bitten, daß er in unſre Herzen komme, damit wir ihn beſtändig lieben und auf ihn alle unſre Hoffnung ſetzen. Dieſes iſt ein gewiſſes und ſichres Mittel, in dieſem und in jenem Leben glückſelig zu ſeyn. Ich ſehe nichts, was deutlicher wäre, als dieſes.

Ich merke auch, daß die Andacht und Ehrlichkeit faſt einerley Wege gehen, und einander helfen. Die Andacht macht die Ehrlichkeit weit gründlicher und zum Vertrauen geſchickter, und die Ehrlichkeit überhäufet die Andacht mit Geſchicklichkeit und Anmuth. Sie vereinigen ſich alſo ſehr wohl mit einander. Denn da Gott lauter gerechte Sachen gebiethet, und nichts verbiethet, was nicht Böſe ſey; ſo werden auch unter allen göttlichen Geboten ſehr wenige ſeyn, welche ein Menſch, wenn er auch dieſe nicht wüßte, nicht von ſich ſelbſt beobachtete. Ueber dieſes bin ich auch überzeuget, daß ein ehrlicher Mann nur ſehr ſelten in Unordnung geräth: Und wenn ihn dieſes Unglück betrifft, ſo braucht es nicht lange Zeit, daſſelbe zu bewundern. Daß alſo das rechtſchaffne Weſen nicht unnützlich zur ewigen Seligkeit iſt, und überaus viel dazu beyträgt, ob gleich die Andacht die vornehmſte Urſache davon iſt. Ich wollte aber doch nicht gerne, daß man im gemeinem Leben in ſeiner Lebensart einen Andächtigen vorſtellen wollte. Der Heiland befiehlet uns, unſere gute Werke zu verbergen; ſonderlich billige ich nicht, daß weltliche Perſonen ſich ins Lehren mengen, das ſteht ihnen nicht wohl an, und hat das Anſehen einer Scheinheiligkeit. Ich rathe dieſes hauptſächlich den frommen Hofdamen; denn was die auf dem Lande anbelangt, ſo deucht mich, daß ſie ſich nur als liebenswürdige Zauberinnen zeigen können: Und da die Zauberinnen gerne andächtig ſeyn wollen, ſo wird man in allen Romanen nicht eine finden, die nicht ein wenig der ſchwarzen Kunſt und Zauberey geneigt ſey. Wenn ich dieſe Stelle, mit einem ernſthaften Tone endigte; ſo könnte ſich einer einbilden, ich übte dasjenige nicht aus, was ich Privatperſonen anrathe, nur in ihren Häuſern gute Vermahnungen zu geben, und an andern Orten die Sorge, und Anführung ſo vielen geſchickten Leuten zu überlaſſen, die dazu beſtimmet ſind.

Die erſte Satire aus dem andern Buche Horatii,

überſetzt

von

M. Johann Joachim Schwaben.

Horaz und Trebaz.

Horaz. Man denkt, ich ſey zu ſcharf in ſtrafenden Satiren,
Und pflege meinen Scherz zu weit und hoch zu führen.
Ein andrer Haufe meynt, mein Vers ſey ohne Kraft:
Man ſchreibe tauſend Stück von ſolcher Eigenſchaft
In einem Tage hin. Trebaz, du magſt mir zeigen:
Was iſt dabey zu thun? **Treb.** Du kannſt nur immer ſchweigen.
Hor. So meynſt du denn, ich ſoll im Dichten nichts mehr thun?
Treb. Ja. **Hor.** Freylich wär es gut; könnt ich des Nachts nur ruhn.
Treb. Wer tiefen Schlaf bedarf, der ſalbe ſeine Glieder,
Und ſchwimme dann dreymal die Tyber auf und nieder;
Der trinke kurz vor Nachts ein gutes Gläschen Wein.
Doch nimmt dich ja ſo ſtark die tolle Schreibſucht ein:
So wag es, Auguſts Ruhm und Thaten zu beſingen;
Das wird dir vielen Lohn für deine Mühe bringen.

Hor. Ach Vater! herzlich gern. Es iſt mir nur zu ſchwer;
Denn nicht ein jeder kann ein wohlgerüſtet Heer,
Das Spieß und Schrecken führt, den Verſen einverleiben,
Noch auch die Gallier und ihren Tod beſchreiben,
Und wie des Parthers Rumpf verwundt vom Pferde fällt.
Treb. Du könnteſt doch auch wohl den unbeſiegten Held
Und ſein gerechtes Thun und tugendhafes Leben,
So wie Lucilius den Scipio, erheben.
Hor. Ich will mir nicht entſtehn, kömmt nur Gelegenheit.
Doch ſoll des Flaccus Lied, zu unbequemer Zeit,
Des Kaiſers achtſam Ohr, aus Frechheit, niemals rühren:
Denn wer ihm ſchmeicheln will, wird ſeinen Zorn verſpüren.
Treb. Das wird weit beſſer ſeyn, als wenn dein traurig Lied
Auf den Pantolabus und Nomentanus ſieht,
Und ihrer Fehler lacht; da ſich ein jeder ſcheuet,
Wenn du ihn gleich nicht triffſt, und dir die Rache dräuet.
Hor.. Was ſoll ich aber thun? ſieh, Milon tanzt und ſpringt,
So bald des Weines Glut ſein ſchwindelnd Haupt durchdringt,
Und er gedoppelt ſieht. Sieh, Caſtor liebt die Pferde,
Sein Bruder Streit und Kampf. So viel man auf der Erde
Nur Menſchen zählen mag, ſo vielfach iſt ihr Sinn.
Mich reißt ein holder Trieb zu ſolcher Schreibart hin,
Wo ich, nach Art Lucils, den ich weit beſſer finde
Als ich und du wohl ſind, die Wörter zähl und binde.
Er hat den Büchern ſonſt, was ſein Geheimniß war,
Wie Freunden, anvertraut. In Unglück und Gefahr,
Und auch in guter Zeit, hat er ſie nicht verlaſſen;
Daher ſie ganz und gar ſein Leben in ſich faſſen,
Gleich einer Schilderey, die man den Göttern bringt.
Dem Greiſe folg ich nach. Doch dieſe Schreibart bringt
Auf keine Seele los, die mir nicht Zorn erwecket.
Sie ſchützt mich, wie ein Schwerdt, das in der Scheide ſtecket.

Was darf ich ſolches ziehn, wo ich von Mördern frey,
Und ſicher leben kann? O Jupiter! verleih,
Daß den verlegten Stahl ein ſcharfer Roſt verzehre,
Kein Menſch mir ſchädlich ſey, weil ich ſonſt nichts begehre,
Als lauter Fried und Ruh. Doch wer mich aufgebracht,
(Wiewohl es beſſer iſt, man nehme ſich in Acht,)
Der ſoll es bald bereun. Ich werd ihn ſo beſchreiben,
Daß noch ganz Rom mit ihm ſoll ſein Geſpötte treiben.
Es drohet Servius, ſo bald ſein Zorn uns trifft,
Mit Richter und Geſetz; Canidia mit Gift,
So bald ſie Feindſchaft hegt; Und dem wirds übel gehen,
Der bey dem Turius muß vor Gerichte ſtehen.
Nun ſchließ, ob jeder nicht dem Feinde damit droht,
Worinn er Kraft beſitzt; ob der Natur Geboth
Nicht dieſes anbefiehlt? Ein frecher Wolf wird beiſſen,
Der Stier gebraucht ſein Horn. Wer hat es ihm geheiſſen!
Nicht wahr, der innre Trieb? Vertrau dem Scäva doch,
Der alles durchgebracht, die alte Mutter noch,
Die ihm zu lange lebt. **Treb.** Er wird nichts böſes wagen,
Noch ſeine fromme Hand ſie mit dem Schwerdt erſchlagen.
Hor. Ey! wie kein Wolf uns ſchlägt, und wie kein Stier uns beißt:
Doch tödtet ſie ſein Gift, das er in Honig geußt.
Drum kurz, ich mag nun einſt ein ruhig Alter ſchmecken;
Es mag ein früher Tod mich heute noch erſchrecken;
Ich ſey nun reich und arm, zu Rom, und auch verbannt,
Wenn dieß mein Schickſal will; ja, was für einen Stand
Mein Leben haben mag: So werd ich dennoch ſchreiben.
Treb. O Sohn, ich fürchte ſehr, du wirſt nicht leben bleiben;
Ein Freund der Großen ſtürzt vielleicht dich vor der Zeit.
Hor. Ey was! da ſich Lucil am erſten nicht geſcheut,

Durch Lieder ſolcher Art die Larve wegzureiſſen,
Worunter viele gehn, die vor den Augen gleiſſen,
Von innen häßlich ſind; ward da wohl Lälius
Und Scipio gekränkt? Empfanden ſie Verdruß,
Wenn ſein geſpitzter Kiel bald den Metell verlachte;
Bald ein beſchrienes Lied des Lupus oft gedachte?
Und gleichwohl griff Lucil des Volkes Häupter an,
Ging alle Zünfte durch, und nahm ſie Mann für Mann,
Wo er der Tugend nur und ihrer Freunde ſchonte.
Noch mehr, wenn Lälius auf ſeinen Gütern wohnte,
Und, nebſt dem Scipio, ſich der Geſchäfft entſchlug:
So pflegten ſie, bis man den Kohl zu Tiſche trug,
Vertraut und frey mit ihm zu ſcherzen und zu ſpaßen.
Nun muß ich dem Lucil zwar einen Vorzug laßen,
An Witz und an Geburt. Doch muß der Neid geſtehn:
Es ſey auch mir vergönnt, mit Großen umzugehn,
Wie ſehr es ihn verdreußt. Er ſuche meine Schwäche,
Damit er ſeinen Zahn auch daran ſelbſt zerbreche.
Verſtändiger Trebaz, ſieh, was mein Vorſatz iſt,
Wofern du irgend nicht noch andrer Meynung biſt.
Treb. Ich kann dir freylich wohl hier weiter nichts verbiethen:
Jedoch vermahn ich dich, du magſt dich immer hüten,
Daß dir nicht das Geſetz, weil du davon nichts weiſt,
Etwas zu ſchaffen macht. Vernimm, wie ſolches heißt:
Wer böſe Verſe ſchreibt, der werde ſcharf gerichtet.
Hor. Gar recht, wer böſe macht: Allein, wer gute dichtet,
Den lobt der Kaiſer ſelbſt. Und greifſt du jemand an,
Der Schande würdig iſt, wenn nichts dich tadeln kann:
So wird die Klageſchrift mit Lachen durchgeriſſen;
Der Richter ſpricht dich los, du gehſt auf freyen Füſſen.

* * *

Des
römiſchen Conſuls M. T. Cicero
älterer Cato
oder
Geſpräche von dem hohen Alter
an den
T. Pomponius Atticus
von
Johann Heinrich Winkler, Prof. Phil.

Die Perſonen, welche dieſes Geſpräche halten,
heißen Scipio, Cato, Lälius.

O! Titus, nehm ich dir in etwas Sorg und Pein,
Die durch dein Herze gehn: Was wird mein Vortheil ſeyn?

Denn dich, mein lieber Atticus, mag ich mit eben den Verſen anreden, mit welchen Ennius,

Der zwar in Worten ſchlecht, jedoch voll Wahrheit iſt,

den Flaminius anredet. Wiewohl ich verſichert bin, daß du, mein lieber Titus, nicht wie Flaminius

So Tag als Nacht mit Reiz und Angſt erfüllet biſt.

Denn ich kenne deine Gelaſſenheit und Gleichmüthigkeit, und weis, daß du nicht den bloßen Zunamen, ſondern Vernunft und Klugheit von Athen mitgebracht haſt. Dennoch aber ſorge ich, daß eben das, was mich ſelber quälet, auch dich zuweilen ziemlich bekümmern und ängſtigen mag. Hier hätten wir viel zu thun, wenn wir uns recht tröſten ſollten. Und die Umſtände ſind ſo beſchaffen, daß wir dieſe Sache auf eine andere Zeit verſchieben müſſen. Jtzo aber habe ich es für gut befunden, von dem hohen Alter etwas an dich zu ſchreiben. Denn von dieſer Laſt, die ich mit dir gemein habe, und die entweder von dem bereits drückenden, oder doch wirklich herannahenden hohen Alter herrühret, möchte ich ſo wohl dich, als mich ſelber entledigen. Jch bin zwar gewiß, daß du dieſelbe, wie alles andere, mit einem gemäßigten und weiſen Gemüthe nicht nur trägeſt, ſondern auch tragen wirſt. Da ich aber von dem hohen Alter etwas ſchreiben wollte: So fand ich, daß du derjenige wäreſt, welchem ich eine Arbeit zu überreichen hätte, die wir beyde gemeinſchaftlich gebrauchen könnten. Was mich betrifft, ſo iſt mir die Verfertigung dieſes Buches ſo angenehm geworden, daß ſie mir nicht nur alle Verdrüßlichkeiten vertrieben, welche von dem hohen Alter verurſachet werden, ſondern mir ſo gar daſſelbe ſanft und angenehm gemachet hat. Man kann alſo die Weltweisheit niemals genug loben: Jndem derjenige, welcher ihr gehorſam iſt, ſeine ganze Lebenszeit ohne Verdruß zubringen kann. Von ihren übrigen Eigenſchaften habe ich bereits vieles geſagt, und werde auch noch öfters vieles davon reden. Dieſes Buch von dem hohen Alter habe ich dir zugeſchickt. Aber ich habe nicht, wie der Ariſto Chius, den Tithonus redend eingeführet. Denn eine Fabel möchte gar wenig ausrichten. Nein, es redet der ältere Marcus Cato, damit die Abhandlung von deſto größerer Wirkung ſeyn möge. Bey dieſem laſſe ich den Lälius und Scipio ſich verwundern, daß dieſer Mann das hohe Alter ſo leicht und gelaſſen erträgt, und ihn auf ihre Rede antworten. Sollte es den Schein haben, als wenn er gelehrter ſpräche, als er ſelbſt in ſeinen Büchern gewohnt geweſen: So mußt du ſolches dem Griechiſchen zuſchreiben, auf welches er, wie bekannt iſt, in ſeinem hohen Alter beſondere Mühe gewendet hat. Jedoch was brauche ich mehr zu ſagen? Itzo ſoll des Cato eigne Rede meine ganze Meynung von dem hohen Alter erklären.

II. **Scipio.** Mein lieber Marcus Cato, ich pflege mich oft mit dieſem Cajus Lälius ſowohl über die vortreffliche und vollkommene Weisheit, die du in andern Stücken beſitzeſt, als auch abſonderlich darüber zu verwundern, daß ich niemals wahrgenommen, daß dir das hohe Alter beſchwerlich fiele, da es doch den meiſten Greiſen dermaßen verhaßt iſt, daß ſie ſprechen, ſie hätten eine Laſt zu tragen, die ſchwerer, als der Aetna, wäre. **Cato.** Mein lieber Scipio und Lälius, es ſcheinet mir, ihr verwundert euch über eine Sache, die in Wahrheit nicht beſchwerlich iſt. Wer die Kräfte zu einem vergnügten und glückſeligen Leben nicht in ſich ſelber hat, demſelben iſt ein jedes Alter beſchwerlich. Wer aber alles, was gut iſt, aus ſeinem eignen Vermögen hernimmt, dem kann nichts, was die Natur nothwendig mit ſich bringet, als böſe vorkommen. Hierunter gehöret vornehmlich das hohe Alter, welches alle Menſchen zu erlangen wünſchen, und dennoch, wenn ſie es erlangt haben, daſſelbe ſchelten und anklagen. So groß iſt die

Unbeſtändigkeit thörichter und verkehrter Gemüther. Sie ſagen, es käme eher daher geſchlichen, als ſie es gemeynet hätten. Erſtlich wer heißt ſie falſch denken? Denn, wie kann das Alter die Jugend eher, als die Jugend die Kindheit, erſchleichen? Zum andern, wie ſollte das hohe Alter ſolchen Leuten weniger beſchwerlich ſeyn, wenn ſie in das achthunderte Jahr giengen, als itzo, da ſie im achzigſten leben? Denn wenn auch die vergangene Zeit noch ſo lange gedauret hätte: So könnte ſie dennoch, wenn ſie verfloſſen wäre, einen thörichten Menſchen in dem hohen Alter mit keinem Troſte erquicken. Wenn ihr alſo meine Weisheit bewundert (ich wünſchte nur, daß ſie eurer Meynung und meinem Zunamen gemäß ſeyn möchte): So ſind wir darinn weiſe, daß wir die Natur für die beſte Führerinn erkennen, und ihr als einem Gotte folgen und gehorchen. Denn es iſt nicht wahrſcheinlich, daß ſie nach Art eines trägen und ermüdeten Poeten, auf die letzte Handlung nicht Fleiß genug ſollte gewendet haben, da die übrigen Theile des Alters ſo wohl geordnet und eingerichtet worden ſind. Es hat aber ein letztes ſeyn müſſen, gleichwie es den Baumfrüchten und Erdgewächſen ergehet, die zur Zeit ihrer Reiſe die Kräfte des Wachsthumes verlieren, und ſich zum Abfalle neigen. Und dieſes muß ein Weiſer gelaſſen ertragen. Denn, nach Art der Rieſen, mit den Göttern kriegen, was iſt das anders, als der Natur widerſtreiten? **Lälius.** Jedoch, mein lieber Cato, weil wir hoffen, zu einem hohen Alter zu gelangen (zum wenigſten wollen wir es): So wirſt du uns, daß ich dich auch von Seiten des Scipio deſſen verſichere, einen höchſt angenehmen Dienſt erweiſen, wenn wir lange zuvor, ehe wir alt werden, von dir lernen werden, wie wir die Beſchwerlichkeiten des zunehmenden Alters am leichteſten dürſten ertragen können. **Cato.** Ja, lieber Lälius, ich will es thun, wenn es nach deiner Verſicherung euch beyden gefallen ſollte. **Lälius.** Allerdings, mein lieber Cato, wenn es dir nicht beſchwerlich fällt: So wollen wir dir folgen, und wenn du gleichſam einen langen Weg, den auch wir betreten müſſen, wirſt zurück gelegt haben, daſelbſt, wohin du gekommen biſt, ſehen, was es damit für eine Beſchaffenheit hat.

III. **Cato.** Lieber Lälius, ich will thun, was mir möglich ſeyn wird. Denn ich bin oft dabey geweſen, wenn diejenigen geklaget haben, die in meinem Alter ſind. Es ſchicket ſich aber, nach dem alten Sprüchworte, gleiches und gleiches am beſten zuſammen. Alſo die Conſulares, Cajus Salinator und Sp. Albinus, die mir an Jahren faſt gleich waren, pflegten darüber zu weinen, daß ſie theils derer Wollüſte ermangeln müßten, ohne welche ſie das Leben für nichts hielten; theils daß ſie nunmehr von denjenigen Menſchen verachtet würden, von welchen ſie ſonſt wären verehret worden. Aber mir kam es vor, als wenn ſie nicht dasjenige anklagten, was eigentlich angeklagt werden ſollte. Denn, wenn das hohe Alter daran ſchuld wäre: So müßte mir und allen übrigen betagten Menſchen eben das wiederfahren. Aber ich habe ihrer viele gekannt, die über ihr hohes Alter keine Klage führten, die ſich nicht wiederſinniſch bezeigten, daß ſie von den Banden der Lüſte frey geworden, und die auch von den ihrigen gar nicht verachtet würden. Nicht das Alter, ſondern vielmehr die Aufführung iſt an allen dieſen Klagen ſchuld. Denn, was geſetzte, beſcheidne und vernünftige Greiſe ſind, denen iſt das hohe Alter gar erträglich. Hingegen ein unbändiges und mürriſches Weſen verurſachet in einem jeden Alter eine Beſchwerlichkeit. **Lälius.** Es iſt wahr, lieber Cato, was du ſprichſt. Aber, es könnte vielleicht jemand ſagen, dir käme das hohe Alter erträglich vor, weil du Reichthum und Vermögen und Ehre genug hätteſt. Hierzu aber könnten wenige gelangen. **Cato.** Lieber Lälius, das iſt zwar etwas, aber es beruhet nicht alles darauf. Als einsmal ein gewiſſer Seriphier zum Themiſtokles geſagt hatte, daß er dergleichen Anſehen und Ehre hätte, das käme nicht von ſeinen Verdienſten her, ſondern von dem Ruhme ſeines Vaterlandes: So ſoll ihm Themiſtokles im Gezänke zur Antwort gegeben haben; weder ich hätte dieſes Anſehen, wenn ich ein Seriphier wäre; noch du würdeſt jemals berühmt geworden ſeyn, wenn du ein Athenienſer wäreſt. Auf eben dieſe Weiſe kann man von dem hohen Alter reden. Denn dieſes kann weder leicht ſeyn, wenn man gleich noch ſo viel Weisheit hat, und dabey blutarm iſt; noch auch erträglich, wenn man in dem größten Ueberfluſſe lebt, aber dabey der Weisheit ermangelt. Lieber Scipio und Lälius, die geſchickteſten Waffen des hohen Alters ſind Künſte und Uebungen in den Tugenden. Wenn man dieſe beſtändig getrieben hat: So belohnet ſie einem, er mag noch ſo lange gelebt haben, die Mühe mit wunderbaren Früchten. Es geſchiehet ſolches nicht nur dadurch, daß ſie einen niemals verlaſſen, (welches das vornehmſte iſt) ſondern auch, weil das Andenken eines wohlgeführten Lebens und vieler wohlvollbrachten Verrichtungen ein überaus groſſes Vergnügen giebet.

IV. Den Quintus Maximus, welcher die Stadt Tarent wieder eingenommen, habe ich in meiner Jugend ſo lieb gehabt, als wenn er in gleichem Alter mit mir wäre, ob er gleich bereits ein Greis war. Denn, das ernſthafte Weſen dieſes Mannes war mit Artigkeit und Freundlichkeit gewürzet, und das hohe Alter hat ſein gutes Naturell in nichts verändert. Er war zwar nicht ſo gar alt, aber doch ſchon bey Jahren, als ich ihn zu lieben und zu verehren anfing. Denn das Jahr nach meiner Geburt, iſt er zum erſtenmale Conſul geweſen. Und da er es zum viertenmale war: So gieng ich als ein junger Soldate mit ihm nach Capua, und im fünften Jahre darauf als Queſtor nach Tarent. Nach dieſen bin ich Aedilis, und vier Jahre hernach Prätor geworden. Damals, als ich dieſes obrigkeitliche Amt verwaltete, waren Tuditanus und Cethegus Conſules, unter welchen ſich jener als ein ſehr alter Mann für das cinciſche Geſetze von den Gaben und Geſchenken erklärte. Maximus führte die Kriege, und zwar ſo munter, als ein junger Menſch, da er doch ſehr betagt war; und machte durch ſeine Geduld den jungen und muthigen Hannibal weich und zahm. Unſer lieber vertrauter Ennius beſchreibet uns ſolches vortrefflich.

„Ein einziger hat uns durch Zaudern und Verziehn
„Die Scharten ausgewetzt. Sein Sorgen und Bemühn
„Gieng nur auf Glück und Heil, und nicht auf Schreyn und Loben;
„Drum wird auch itzt ſein Ruhm noch mehr u. mehr erhoben.

Durch was für Wachſamkeit und durch was für kluge Anſchläge hat er nicht Tarent wieder bekommen? Als damals Salinator nach dem Verluſte der Stadt auf das Schloß geflohen war, und ſich mit den hochmüthigen Worten verlauten ließ; Quintus Fabius, du haſt durch mich Tarent einbekommen: So hörte ich ihn mit lachendem Munde ſagen; es iſt wahr. Denn wenn du die Stadt nicht verlohren hätteſt: So hätte ich ſie niemals wieder eingenommen. Aber ſo rühmlich er ſich im Kriege erwies; ſo trefflich verhielt er ſich auch in Frieden. Denn, da er zum andernmale Conſul geweſen, und ſein College Sp. Carvilius ruhig geſeſſen, und der Tribunus Plebis, Cajus Flaminius, das picertiniſche und galliſche Gebiethe dem Rathe zum Trotze unter einzelne Perſonen vertheilt hat: So hat er ſich denſelben mit allen Kräften widerſetzet. Und da er Vogeldeuter geweſen: So hat er ſich nicht geſcheuet, zu ſagen; dasjenige wäre den Vogeldeutungen am gemäßeſten, was man zum Beſten der Republik vornähme. Was hingegen der Republik zum Nachtheile geſchähe, das wäre auch den Vogeldeutungen zuwider. Ich habe viele herrliche Dinge an dieſem Manne wahrgenommen. Aber nichts iſt mehr zu bewundern, als wie er ſich bey dem Tode ſeines Sohnes Marcus, eines berühmten Mannes und Conſularis, bezeiget hat. Wir haben ſeine Lobrede in Händen. Wenn man ſie lieſet, was ſind die Weltweiſen gegen ihn? Er war aber nicht nur öffentlich, und in den Augen der Bürger groß, ſondern im Verborgenen, und zu Hauſe noch weit vortrefflicher. Wie wußte er zu reden? Was für Lehren gab er? Wie groß war ſein Erkenntniß in den Alterthümern? Welche Wiſſenſchaften hatte er in den Gebräuchen und Rechten? Er beſaß auch viele Gelehrſamkeit, wenn ich darauf ſehe, daß er ein Römer war. Er wußte von allen Kriegen zu erzählen, nicht nur von denen, die von den Römern waren geführet worden, ſondern auch von den Kriegen ausländiſcher Völker. Ich hörte damals ſeinen Reden und Geſprächen mit groſſer Begierde zu, und es war, als wenn es mir gleichſam ahnte, wie es auch wirklich geſchehen iſt, daß nach ſeinem Tode niemand ſeyn würde, von dem ich ſolches würde lernen können.

V. Aber, worzu dient es, daß ich von dem Maximus ſo viel Redens mache? Ihr ſehet augenſcheinlich, daß es unbillig wäre, wenn man ſagen wollte, ein dergleichen Alter wäre elend und mühſelig geweſen. Jedoch, es können nicht alle Menſchen Scipions oder Maximi ſeyn, die an die Eroberungen der Städte, an die gehaltenen Feld- und Seeſchlachten, an ihre geführten Kriege und an die Triumphe zurück denken können. Man hat auch ein ſtilles und friedſames hohes Alter, da man ſich ſeines ruhigen, reinen und ehrbar geführten Wandels erinnert. Wie man von dem Plato weis, der im achzigſten Jahre mitten im Schreiben geſtorben iſt. Und wie von dem Iſokrates bekannt iſt, welcher ſein Buch Panathenaikus im vier und neunzigſten Jahre geſchrieben haben ſoll, und darauf noch fünf Jahre gelebt hat. Sein Lehrmeiſter Leontius Gorgius, hat es auf hundert und ſieben Jahre gebracht, und von ſeiner Arbeit und Bemühung niemals abgelaſſen. Als man ihn fragte, warum er ſo lange leben wollte; ſo ſagte er: Ich habe keine Urſache über das hohe Alter zu klagen. Das war eine vortreffliche Antwort, die ſich für einen gelehrten Mann überaus wohl ſchickte. Denn unweiſe Leute ſchieben ihre Laſter und Verbrechen auf das hohe Alter. Dieſes that der vorgedachte Ennius nicht.

Wie itzt ein muthig Pferd, nachdem es oft geſiegt,
Und ſeine Bahn durchrennt, in grauer Ruhe liegt.

Er vergleichet ſein hohes Alter mit dem hohen Alter eines muthigen Pferdes, das auf der Rennbahn den Sieg erjagt hat. Ihr könnt euch ſeiner gar wohl erinnern. Denn im 19ten Jahre nach ſeinem Tode, wurden Tullius, Flaminius und Marcus, und Marcus Acilius mit einander Conſules. Aber Ennius iſt geſtorben, da Crepio und Philippus, und zwar dieſer zum andernmale Conſules geweſen, als ich im ſechs und ſechzigſten Jahre meines Alters für das voconiſche Geſetze mit ſtarker Stimme und völligen Kräften geſprochen hatte. Als er aber ſiebenzig Jahr alt war (denn ſo lange hat Ennius gelebt,) ſo trug er die beyden Laſten, welche man für die größten hält, die Armuth und das hohe Alter, dergeſtalt, daß es faſt das Anſehen hatte, als wenn er an ihnen ſein Vergnügen fände. Wenn ich die Sache mit meinen Gedanken betrachte: So finde ich vier Urſachen, warum uns das hohe Alter elend und mühſelig vorkömt. Zum erſten hat es dieſen Schein, weil es uns von unſern Verrichtungen abhält; zum andern, weil es den Leib entkräftet; zum dritten, weil es uns bey nahe aller Wollüſte beraubet; zum vierten, weil es vom Tode nicht weit entfernet iſt. Wenn es euch gefället: So wollen wir ſehen, wie groß und richtig jede Urſache insbeſondere ſey.

VI. Das hohe Alter ſoll uns von unſern Verrichtungen abhalten. Von welchen? Etwan von denen, welche man in der Jugend vornimmt, da man noch Kraft und Stärke beſitzt. Giebt es alſo für alte Leute nichts, was auch ſo gar bey einer ſchwachen Leibesbeſchaffenheit dennoch durch die Kräfte des Gemüthes verrichtet werden könnte? That alſo Quintus Maximus nichts? That Lucius Paulus, dein Vater, that Scipio, meines Sohnes, des wackren Mannes Schwiegervater, thaten die übrigen Greiſe, die Fabricii, die Curier, die Coruncani, thäten dieſe Männer nichts, da ſie die Republik durch Rath und Klugheit vertheidigten? Zu dem hohen Alter des Appius Claudius kam noch dieſes, daß er blind war. Aber als man im Rathe auf den Entſchluß fallen wollte, mit dem Pyrrhus den Frieden einzugehen, und ein Bündniß zu machen; ſo trug er dem ungeachtet kein Bedenken zu ſagen, was Ennius in folgenden Verſen ausgedrückt hat:

„Wohin verirrt ihr euch? Wo iſt der rechte Steg,
„Dem ihr vordem gefolgt? Iſt Witz und Klugheit weg?

Seine übrigen Worte ſind alle voll Kraft und Nachdruck. Denn das Gedichte iſt euch bekannt, und wir haben auch die Rede des Appius ſelber. Und dieſe hat er gehalten, nachdem er zum andern male Conſul geweſen, da zwiſchen den zweyen Conſulaten zehn Jahre verſtrichen waren, und er, ehe er zum erſtenmale Conſul geworden, die Cenſur gehabt hatte. Er muß alſo zur Zeit des pyrriſchen Krieges ſehr alt geweſen ſeyn. Und doch haben wir es alſo von unſern Vätern gehöret. Man richtet demnach nichts aus, wenn man vorgiebt, daß man im hohen Alter nichts verrichten könne. Es iſt eben, als wenn man ſagte, daß der Schiffer bey der Schiffahrt nichts thäte; weil ſeine Leute theils auf die Maſtbäume ſtiegen, theils durch die Schiffgänge liefen, theils aus dem Boden das Waſſer ausſchöpften; er aber das Steuerruder hielte, und im Hintertheile des Schiffes in ſtiller Ruhe ſäße. Was junge Leute thun, das thut er freylich nicht. Aber er verrichtet weit größere und beſſere Dinge. Denn wenn Sachen von Wichtigkeit ausgeführet werden ſollen: So iſt es mit Leibesſtärke,

ſtärke, oder Geſchwindigkeit und Eilfertigkeit nicht ausgerichtet; ſondern es gehöret Klugheit, Rath und Vernunft dazu. Und das ſind Sachen, deren das hohe Alter nicht pfleget beraubet zu werden. Es nimmt vielmehr daran zu. Es wäre denn, daß es ſchiene, als wenn ich nach den Jahren, da ich als Soldate, als Tribunus, als Legatus, und als Conſul in verſchiedenen Kriegen geweſen bin, nunmehr nachließe, da ich keinen Krieg mehr führe. Aber ich zeige dem Rathe, was er vornehmen, und wie er die Sachen anſtellen ſoll. Ich kündige der Stadt Carthago, die ſchon längſt nichts gutes im Schilde geführet, den Krieg lange zuvor an. Und ich will nicht eher aufhören, ihrentwegen beſorgt zu ſeyn, als bis ich wiſſen werde, daß ſie zerſtöret worden. Ich wünſche nur, lieber Scipio, daß die unſterblichen Götter dir dieſen Sieg aufbehalten mögen, damit du dasjenige, was dein Großvater übrig gelaſſen hat, vollends ausführen kannſt. Er iſt nunmehr zwey und dreyßig Jahre todt. Aber das Andenken dieſes Mannes wird in alle folgende Zeiten fortdauren. Er ſtarb ein Jahr vor meiner Cenſur, neun Jahre nach meinem Conſulate, als er unter meinem Conſulate zum andern male war zum Conſul gemacht worden. Wenn er nun alſo bis in das hunderſte Jahr gelebt hätte: Sollte es ihn wohl gereuet haben, daß er ſo alt geworden wäre? Freylich würde er weder Ausfälle gethan haben, noch von den Mauren geſprungen ſeyn, noch von ferne mit Wurfſpießen, oder in der Nähe mit Degen geſtritten haben. Aber er würde Klugheit, Vernunft und Ueberlegung gebraucht haben. Wenn man nicht dieſes bey den Alten (ſenibus) anträfe: So hätten unſere Vorfahren die höchſte Rathsverſammlung nicht

nicht den Senat genennet. Bey den Lacedämoniern werden diejenigen Perſonen, welche das höchſte obrigkeitliche Amt führen, Greiſe genennet; und ſind es auch wirklich. Wenn ihr von auswärtigen Sachen leſen und hören wollet: So werdet ihr finden, daß die größten Republiken von jungen Leuten zerrüttet und kraftlos gemacht, von den Alten aber unterſtützt, und wieder in guten Stand geſetzet worden.

„Wie iſt denn eure Republik ſo bald um Stärk und Macht
gekommen?

So fragt man, wie es bey dem Nävius in ſeinem Luſtſpiele heißet. Man antwortet verſchiednes darauf, inſonderheit aber dieſes:

„Es hat ein neu und thöricht Chor beredter Knaben Platz
genommen.

Nemlich das blühende und wachſende Alter iſt raſch und unbedachtſam: Das grauende und abnehmende klug und vorſichtig.

VII. Aber das Gedächtniß wird ſchwach. Ich glaube es, wenn man es nicht übt, oder wenn man von Natur etwas langſam iſt. Themiſtokles hatte ſich die Namen aller ſeiner Bürger gemerket. Meynet ihr wohl, daß er, da er alt geworden, im Grüßen den Ariſtides werde Lyſimachus genennet haben? Was mich betrifft, ſo kenne ich nicht nur diejenigen, die noch am leben ſind, ſondern ich erinnere mich auch ihrer Väter und Großväter. Und wenn ich die Schriften auf ihren Gräbern leſe: So beſorge ich niemals, daß ich, nach der gemeinen Sage das Gedächtniß verliehren werde.

Denn, eben indem ich dieſe Ueberſchriften leſe, ſo bringe ich die Verſtorbnen wieder in das Gedächtniß. Und ich habe nicht gehöret, daß ein Greis den Ort vergeſſen hätte, wo er einen Schatz aufgehoben. Sie denken an alles, was ſie vorhaben, an die angeſetzten Gerichtstage, wer ihnen ſchuldig ſey, und wem ſie ſchuldig ſind. Was ſoll ich von den alten Rechtsgelehrten, den alten oberſten Prieſtern, den alten Vogeldeutern, den alten Weltweiſen ſagen? Wie vieler Sachen erinnern ſie ſich nicht? Die Alten behalten wohl ihren Verſtand, wenn nur Fleiß und Mühe nicht nachläſſet. Und das findet man nicht nur bey Leuten, die in anſehnlichen Ehrenämtern ſitzen; ſondern auch bey denjenigen, die für ſich und in der Stille leben. Sophokles hat bis an die letzte Zeit ſeines hohen Alters Trauerſpiele gemacht. Und als man meynte, daß er aus allzugroßem Fleiße für ſein Hausweſen nicht recht ſorgte: So ward er von ſeinen Söhnen vor Gerichte gefordert. Wie es nun bey uns gebräuchlich iſt, daß man denen Vätern, die übel haushalten, die freye Gewalt über ihr Vermögen benimmt: So wollten auch die Richter den Sophokles, als einen Mann, der ſeinen Verſtand verlohren hätte, ſeiner Güter entſetzen. Da ſoll der Greis die Fabel, welche er damals in Händen hielt, und erſt geſchrieben hatte, den coloniſchen Oedipus, den Richtern vorgeleſen und ſie gefragt haben: Ob man dieſes für ein Gedichte eines Menſchen anſehen könnte, welcher ſeinen Verſtand verlohren hätte? So bald er es abgeleſen: So ward er von den Richtern losgeſprochen. Nehmet alſo dieſen Mann, den Homerus, Heſiodus, Simonides, Steſichorus, und die ich vorher genennt, den Iſokrates und Gorgias; die Fürſten unter den Weltweiſen, den Pythagoras, Demokritus, Plato, Xenokrates; und endlich den Zeno, Kleanthes, oder den ſtoiſchen Diogenes, welchen ihr auch in Rom geſehen habt: Haben dieſe Leute in ihren gelehrten Bemühungen verſtummen müſſen, weil ſie ein hohes Alter gehabt? Sind ſie nicht insgeſammt mit ihren gelehrten Sachen ſo lange beſchäfftiget geweſen, als ihre Lebenszeit gedauret? Jedoch man laſſe dieſe göttliche Bemühungen ſeyn. Ich kann aus dem ſabiniſchen Gebiethe verſchiedene Landleute, die meine Nachbaren und guten Freunde geweſen ſind, namhaft machen, welche ihre Felder ſo wohl beſtellt haben, daß man nach ihrer Abweſenheit niemals größere Arbeit angewendet hat, man mag entweder die Pflanzung, oder den Genuß, oder die Verwahrung der Früchte betrachten. Jedoch man hat ſich hierüber ſo ſehr nicht zu verwundern. Denn niemand iſt ſo betagt, daß er nicht noch ein Jahr zu leben gedächte. Aber, das iſt was wunderbares, daß ein ſolcher alter Mann auf dergleichen Sachen Mühe wendet, von welchen er weis, daß er dafür nichts zu gewarten hat. Denn er

„pflanzt Bäume, die man erſt nach hundert Jahren nützt;

wie unſer Statius in den Ephebis ſpricht. Ja, wenn man einen ſolchen alten Feldmann fragt, für wen er ſäe und pflanze? ſo giebt er wohl gar zur Antwort: Für die unſterblichen Götter, die mir nicht nur das, was ich itzo habe, von meinem Vorfahren haben zukommen laſſen, ſondern die auch haben wollen, daß ich es den Nachkommen überliefern ſoll.

VIII. Auf dieſe Art werden die Alten, welche für das künftige Jahrhundert ſorgen, vom Cäcilius beſſer beſchrieben, wenn er ſagt:

„Und bringt ein graues Haar auch ſonſt nichts ſchlimmes mit:
„So iſt ſchon das genug, daß man die Bahn betrit,
„Da man durch Läng und Zeit viel Widriges erlebet;

und auch vielleicht viel Angenehmes. Auch die Jugend verfällt zum öftern in dergleichen Verdrüßlichkeiten. Eben dieſer Cäcilius machet es noch ſchlimmer, wenn er ſpricht:

„Und was ein graues Haupt am meiſten kränken muß,
„So lebt es jedermann zum Ekel und Verdruß.

Es iſt vielleicht mehr zum Vergnügen als zum Verdruſſe da. Denn, wie verſtändige Greiſe an wohlgearteten jungen Leuten ihre Luſt haben, und ihr hohes Alter dadurch, daß ſie von der Jugend geehret und geliebet werden, eine Erleichterung erhält: Alſo erfreuen ſich junge Leute über die Lehren der Alten, wodurch ſie zu tugendhaften Bemühungen angeführet werden. Und ich merke nicht, daß ihr an mir weniger Anmuth findet, als ich an euch habe Aber, ihr ſehet, wie das hohe Alter nicht nur nicht träge und müßig iſt, ſondern ſich vielmehr geſchäfftig bezeiget, und immer etwas thut und vornimmt: Worauf ſich nemlich ein jeder in ſeinem vorigen Leben geleget hat. Ja alte Leute lernen auch etwas. Wir ſehen ſolches an dem Solon, der ſich in etlichen Verſen rühmt, daß er ein graues Haupt bekomme, indem er täglich etwas lerne. Ich habe es auch ſo gemacht, da ich in meinem hohen Alter die griechiſche Sprache gelernet. Und ich habe ſie ſo begierig gefaſſet, als wenn ich einen lang erlittenen Durſt ſtillen wollte, damit mir die Exempel bekannt werden möchten, die ich itzo anführe. Ja, da ich hörte, daß ſich Sokrates auf dem

Saitenſpiele geübt hätte: So wünſchte ich, daß ich es auch gelernet hätte (denn vor Alters lernte man das Saitenſpiel.) Aber in der Sprache habe ich es wirklich gethan.

IX. So verlange ich auch itzo nicht einmal die Kräfte der Jugend. Denn dieſes war das andere, was man an dem hohen Alter ausſetzt. Ich verlange ſie eben ſo wenig, als ich in meiner Jugend die Stärke eines Stieres oder Elephantens begehrte. Denn man ſoll ſich deſſen bedienen, was man hat, und das, was man thun ſoll, ſo gut machen, als man kann. Milo von Kroton hatte gar ſchlechte Gedanken. Als er alt war, und den Fechtern zuſah, wie ſie ſich auf dem Kampfplatze übten: So ſoll er ſeine Arme angeſehen, und mit Thränen geſagt haben: **Dieſe ſind nunmehr todt.** Nicht die Arme ſind todt, ſondern du biſt todt, du unbedachtſamer Schwätzer; denn nicht du haſt dir jemals einen Ruhm erworben, ſondern deine Seiten und Arme haben es gethan. So bezeigte ſich weder Sextus Aelius, noch der weit ältere T. Coruncanius, noch auch der P. Craſſus. Dieſe haben den Bürgern Geſetze vorgeſchrieben, und ihre Klugheit iſt bis auf den letzten Augenblick gewachſen und geſtiegen. Ein Redner dürfte vielleicht im hohen Alter ſchwach und kraftlos werden. Denn bey demſelben kömmt es nicht bloß auf Witz und Verſtand an, ſondern er muß auch Stärke und Athem haben. Ganz wohl, das Reine und Klingende in der Stimme behält auch in dem Alter, ich weis zwar nicht wie, ſeine Kraft. Ich habe ſie noch nicht verlohren; und ihr ſehet doch, wie alt ich bin. Jedoch ſtehet auch eine gelinde und gedämpfte Stimme einem Greiſe ſehr wohl an. Eine zierliche und gelinde Sprache eines beredten

Greiſes iſt oftmals ſelbſt Urſache, daß man ihm gerne zuhört. Kann man ſelber etwas nicht ausführen: So kann man doch ſolches dem Scipio und Lälius zeigen. Denn, was iſt angenehmer, als ein hohes Alter, da man mit jungen Leuten umgeben iſt, die ſich zu allem willig beweiſen? Sollte das hohe Alter nicht die Kraft haben, junge Leute zu lehren, zu unterweiſen, und zu allerley Aemtern und Verrichtungen geſchickt zu machen? Was kann vortrefflicher, als dieſes ſeyn? Mir kamen die Scipionen, Cneus und Publius, und deine zween Großväter, Lucius Aemilius, und Publius Africanus, glücklich vor, daß ſie von jungen Leuten bedienet und begleitet wurden. Ja, alle Lehrmeiſter guter Künſte ſind für glückſelig zu achten, obgleich ihre Kräfte alt und ſchwach geworden ſind. Dieſe Schwäche und Abnahme der Kräfte rühret öfters mehr von dem üblen Leben in der Jugend, als von dem hohen Alter her. Denn eine wollüſtige und unmäßige Jugend überliefert dem hohen Alter einen entkräfteten Leib. Der alte Cyrus ſagt beym Xenophon in der Rede, die er in ſeinem Sterben gehalten; er habe niemals empfunden, daß er in ſeinem hohen Alter ſchwächer geworden, als er in der Jugend geweſen wäre. Ich beſinne mich, daß ich in meinen ganz jungen Jahren den Lucius Metellus in ſeiner letzten Lebenszeit bey ſo guten Kräften geſehen, daß er nicht jung zu ſeyn verlangte. Und gleichwohl hat er in dem 5ten Jahre nach Verwaltung ſeines zweyten Conſulats dem ihm aufgetragnen hohen Prieſteramte zwey und zwanzig Jahre vorgeſtanden. Es iſt nicht nöthig, daß ich von mir ſelber rede. Jedoch iſt ſolches die Art der Greiſe, und wird unſerm Alter zu gute gehalten.

X. Sehet ihr nicht, wie oft Neſtor bey dem Homerus ſeine tapfre Thaten heraus ſtreicht? Denn er hatte ſchon das dritte Mannsalter erlebt, und durfte nicht beſorgen, daß, indem er die Wahrheit von ſich ſagte, ſolches entweder zu ruhmredig, oder zu plauderhaft heraus kommen würde. Denn die Rede, welche von ſeiner Zunge floß, war, nach dem Zeugniſſe des Homerus, ſüßer als Honig. Und zu dieſer Lieblichkeit hatte er keine Leibesſtärke vonnöthen. Der griechiſche Kriegsheld Agamemnon wünſcht ſich nirgends, zehn Helden zu haben, wie Ajax war; aber wohl zehn Männer, welche dem Neſtor gleich kämen: Und glaubt daher, daß Troja hierdurch in kurzem zu Grunde gehen würde. Aber ich komme wieder auf mich. Ich gehe in das vier und achtzigſte Jahr. Ich wollte, daß ich mich deſſen rühmen könnte, weſſen ſich Cyrus rühmte. Ich habe zwar nicht diejenigen Kräfte, die ich gehabt, da ich entweder im puniſchen Kriege Soldate, oder in eben demſelben Quäſtor, oder in Hiſpanien Conſul geweſen bin, oder da ich vier Jahre hernach, unter dem Conſulate des Manlius Acilius Glabrio, als Tribunus Militum, bey Thermopyle gefochten habe. Aber das kann ich doch ſagen, wie ihr es ſelber ſehet, daß mich das hohe Alter nicht ganz entkräftet, oder darnieder geſchlagen hat. Meine Kräfte vermiſſet niemand, man mag entweder das Rathhaus, oder mein Hausweſen, oder meine Freunde, oder meine Clienten, oder die Fremden fragen. Ich habe niemals dem alten und belobten Sprüchworte beygepflichtet, nach welchem man ſich hüten ſoll, zeitig ein Greis zu werden, wofern man lange einer bleiben wolle. Ich wollte lieber nicht ſo lange ein Greis ſeyn, als einer ſeyn, ehe ich es wäre. Daher hat zur

Zeit niemand zu mir kommen wollen, dem ich nicht hätte dienen können. Es iſt wahr, ich habe weniger Kräfte, als jeglicher von euch hat. Und ihr habt nicht einmal die Kräfte des Hauptmanns Tullius Pontius. Aber iſt derſelbe deswegen vortrefflicher? Ein jeglicher muß nur ſeine Kräfte recht anzuwenden wiſſen, und ſich nichts unterwinden, als was ihm möglich iſt: Er wird gewiß kein ſo großes Verlangen nach Kraft und Stärke haben. Milo ſoll zu Olympia mit einem lebendigen Ochſen auf ſeinen Schultern einen Feldweges weit gegangen ſeyn. Was begehrteſt du wohl lieber, entweder eine dergleichen Leibesſtarke, oder die Gemüthskräfte des Pythagoras? Man gebrauche die Kräfte des Leibes, ſo lange ſie da ſind. Wenn ſie aber nicht mehr vorhanden ſind: So verlange man ſie auch nicht. Es wollten denn Jünglinge wieder Knaben, und Leute, die etwas zu Jahren gekommen, wieder Jünglinge werden. Das Alter hat ſeinen gewiſſen Lauf, und die Natur hat nur einen Weg, auf dem ſie gerade fortgehet, und jeder Abtheilung des Alters iſt ihre gehörige Zeit geſetzt. Die Schwäche der Knaben, das wilde Weſen der Jünglinge, die Ernſthaftigkeit des ſtehenden Alters, und die Reife des hohen haben etwas natürliches, was man zu ſeiner Zeit gewahr werden ſoll. Lieber Scipio, du höreſt wohl, was Maſiniſſa, dein großväterlicher Gaſtfreund, der neunzigjährige Greis anitzo, macht; wie er auf kein Pferd kömmt, wenn er eine Reiſe zu Fuße angetreten hat; wie er den ganzen Weg durch nicht abſteigt, wenn er einmal zu Pferde ſitzet; wie er ſein Haupt niemals bedeckt, es mag noch ſo ſtark regnen, und noch ſo kalt ſeyn; ſo wie ſein Leib ganz dürre und ausgetrocknet iſt; und wie er dem ungeachtet alles ausrichtet, was einem

Könige oblieget. Uebung und Mäßigung können alſo auch dem hohen Alter etwas von der vorigen Stärke aufbehalten.

XI. Man ſpricht, das hohe Alter ſey ohne Kraft und Stärke. Es ſoll aber auch keine haben. Daher iſt unſer Alter, vermöge der Geſetze und Verordnungen, von denen Dienſten frey, die man ohne Kräfte nicht verrichten kann. Alſo wird uns nicht nur nichts aufgedrungen, wozu wir unvermögend ſind, ſondern wir werden nicht einmal dazu angehalten, was wir thun können. Es iſt wahr, viele Greiſe ſind ſo ſchwach, daß ſie zu keiner Bedienung mehr fähig ſind, oder überhaupt zu keiner Verrichtung im menſchlichen Leben können gebraucht werden. Aber das iſt kein eigenthümlicher Fehler des hohen Alters, ſondern ein jedes Alter nimmt Theil daran, wenn die Geſundheit fehlt. Wie ſchwach war des Publius Africanus Sohn, der dich an Kindesſtatt angenommen? Wie ſchlecht war ſeine Geſundheit, oder wie gar ungeſund war er? Wäre er auch nicht ſo ſchwach geweſen: So wäre er das andere Licht unſeres Staats geworden. Denn er beſaß nicht nur die Großmuth ſeines Vaters, ſondern auch eine weit größere Gelehrſamkeit. Was darf man ſich alſo über Greiſe wundern, wenn ſie bisweilen ſchwach ſind, da nicht einmal Jünglinge dieſem Zufalle entgehen können? Mein lieber Lälius und Scipio, man muß dem hohen Alter widerſtehen, und ſeine Mängel durch Fleiß erſetzen. Wie man wider eine Krankheit ſtreitet: Alſo muß man ſich auch wider das hohe Alter ſträuben. Man muß der Geſundheit wahrnehmen. Man muß ſich mäßiger Uebungen bedienen. Man muß ſo viel Speiſe und Trank zu ſich nehmen, daß ſich die Kräfte erholen, nicht aber verlieren. Man muß auch nicht bloß dem Leibe zu Hülfe kommen, ſondern noch weit mehr der Seele und dem Gemüthe. Denn auch dieſe Dinge verlöſchen gleichſam im hohen Alter, wenn man ihnen als einem Lichte kein Oel zugießet. Der Leib wird zwar durch ermüdende Uebungen träge und langſam: Aber die Seele wird dadurch hurtig und leichte. Wenn Cäcilius die alten Leute comiſche Narren nennet: So verſtehet er unter ihnen leichtgläubige, vergeßliche und liederliche Menſchen. Und das ſind nicht Laſter des hohen Alters, wenn man es an und für ſich betrachtet, ſondern eines trägen, faulen und ſchläfrigen. Wie Muthwille und Geilheit mehr bey Jünglingen, als bey Greiſen, und doch nicht bey allen, ſondern nur bey verderbten jungen Leuten gefunden werden: Alſo trifft es nicht bey alten Greiſen ein, daß ſie alte Narren ſind, ſondern nur bey denen, die in ihrem Thun und Laſſen ohne Vernunft und Nachdenken handeln. Appius war alt und blind, und konnte gleichwohl vier ſtarke Söhne, fünf Töchter und ein ſo großes Hausweſen regieren, und für eine ſo große Menge Schutzverwandten ſorgen. Denn ſein Gemüthe war wie ein Bogen geſpannet, und er ließ ſich von ſeinem hohen Alter nicht müde machen und überwältigen. Er ſtund bey den Seinigen nicht nur in großer Hochachtung, ſondern hatte auch Macht und Gewalt über ſie. Seine Knechte fürchteten ſich vor ihm. Seine Kinder ehrten ihn, und alle hielten ihn lieb und werth. Es waltete in ſeinem Hauſe eine rechte väterliche Zucht und Ordnung. Denn da iſt das hohe Alter geehrt, wenn es ſich ſelber bey Kräften erhält, wenn es ſich ſein Recht nicht nehmen läſſet, wenn es niemand unterthan iſt, und wenn es bis auf den letzten

Athem ſeine Macht und Gewalt behauptet. Denn wie ich auf einen Jüngling viel halte, wenn er etwas von dem geſetzten Weſen der Alten an ſich hat: Alſo ſchätze ich auch einen Greis ſehr hoch, wenn er noch von der Jugend etwas an ſich blicken läſſet. Solchergeſtalt kann er dem Leibe nach ein Greis ſeyn; aber ſein Gemüthe kann immer ſtark und munter bleiben. Ich arbeite itzo an dem ſiebenten Buche von den Urſprüngen. Ich ſammle alle Denkwürdigkeiten des Alterthumes. Ich verfertige itzo mit großem Fleiße Reden von denen berühmten Händeln, die ich ehemals vertheidiget habe. Ich unterſuche das Recht der Vogeldeuter, der oberſten Prieſter, der Bürger. Ich ſehe mich in den griechiſchen Schriften um. Ich wiederhole, nach Art der Pythagoräer, des Abends, was ich des Tages über geredet, gehöret und gethan habe, damit mein Gedächtniß immer etwas zu thun haben möge. Das ſind die Uebungen meines Verſtandes, das iſt die Laufbahn meines Gemüthes. Darinn ſchwitze und arbeite ich, und habe kein ſo großes Verlangen nach den Kräften des Leibes. Ich bin meinen Freunden behülflich, ich komme zum öftern in die Rathsverſammlung, und bringe da aus freyer Bewegung meine Gedanken von der und jener Sache vor, die ich in reife Ueberlegung gezogen, und behaupte dieſelben bloß durch die Kräfte meines Gemüthes, ohne daß ich die Kräfte des Leibes dazu nöthig habe. Und wenn ich auch nichts thun könnte: So ſollte mich doch mein Bettchen vergnügen, und ich wollte darauf in Gedanken erwegen, was ich nicht wirklich vornehmen könnte. Aber ich kann noch arbeiten, und das macht mein zurückgelegtes Leben. Denn wer beſtändig in dergleichen Bemühungen und Arbeiten lebt, der merkt es nicht, wenn das hohe Alter daher ſchleicht. Das Alter nimmt alſo allmählich und unvermerkt ab.* Es iſt nicht auf einmal mit ihm aus, ſondern es vergehet und verlöſchet durch die Länge der Zeit.

XII. Das dritte, was man an dem hohen Alter ausſetzt, iſt dieſes, daß es der Wollüſte ermangele. O! das iſt ein herrliches Geſchenke des Alters, wenn es von uns dasjenige wegnimmt, was an der Jugend das laſterhafteſte iſt. Denn, liebſten Jünglinge, leſet nur die alte Rede des Archytas Tarentinus, des groſſen und vortrefflichen Mannes, die ich in meiner Jugend, als ich mit dem Quintus Maximus zu Tarent war, empfangen habe. Er ſagte, die Menſchen hätten von der Natur keine ſchädlichere Seuche, als die Wolluſt des Leibes, bekommen. Denn dadurch würden die darnach begierigen Lüſte dergeſtalt gereizet, daß man ohne Nachdenken handelte, und ſich nichts wehren ließe, derſelben theilhaftig zu werden. Daher kämen die Verräthereyen des Vaterlandes, die Umkehrungen der Republiken, die heimlichen Unterredungen mit den Feinden. Ja es wäre kein Laſter, kein Bubenſtück, zu deſſen Ausübung die wollüſtigen Begierden einen Menſchen nicht reizten und antrieben. Schändungen, Ehebrüche, und alle dergleichen Schandthaten würden durch keine andere Reizungen erwecket, als durch die Wollüſte. Und da der Verſtand das Vornehmſte wäre, was entweder die Natur, oder ein gewiſſer Gott, dem Menſchen gegeben hätte. So wäre dieſem göttlichen Geſchenke nichts mehr zuwider, als die Wolluſt. Denn, wo die Geilheit herrſchet, da hätte keine Mäßigkeit ſtatt, und in dem Reiche der Wolluſt könnte gar keine Tugend beſtehen. Dieſes deſto deutlicher zu machen, ſagte er, man ſollte ſich nur in ſeinen Gedanken einen Menſchen vorſtellen, der von einer ſo großen Wolluſt des Leibes gereizet würde, als man nur empfinden könnte. Niemand würde zweifeln, daß ein ſolcher Menſch, ſo lange er von dieſer Luſt getrieben würde, nichts mit Verſtande, mit Vernunft und Nachdenken würde vornehmen können. Daher wäre nichts ſo abſcheulich und ſchädlich, als die Wolluſt: Indem ſie endlich das ganze Licht der Seele auslöſchte, wenn ſie allzugroß wäre, und zu lange daurete. Dieſes ſoll Archytas mit dem Cajus Ponticus Samnites, dem Vater desjenigen, von welchem die Conſules Speratus Poſthumius und Titus Veturius im caudiſchen Treffen überwunden worden, im Beyſeyn des athenienſiſchen Plato, von dem ich finde, daß er unter dem Conſulate des Lucius Camillus und Appius Claudius nach Tarent gekommen iſt, geredet haben; wie mir Nearchus von Tarent, unſer Wirth und beſtändiger Freund des römiſchen Volkes, ſagte, daß er ſolches von alten Leuten gehöret hätte. Worzu führe ich dieſes an? Ihr ſollet daraus ſehen, wenn nicht Vernunft und Weisheit uns die Wolluſt verächtlich machten: So wären wir dem hohen Alter großen Dank ſchuldig, daß es uns in den Stand ſetzte, da uns nicht nach dem gelüſtete, wornach uns nicht gelüſten ſollte. Denn die Wolluſt hindert die Ueberlegung; ſie iſt eine Feindinn der Vernunft, ſie blendet, ſo zu reden, die Augen des Verſtandes, und hat mit der Tugend nicht die geringſte Gemeinſchaft. Ich habe den Lucius Flaminius, des tapferen Titus Flaminius Bruder, ungern aus dem Rathe geſtoßen, nachdem er ſieben

---

* Cicero ſagt im Lateiniſchen: Senſim ſine ſenſu ſeneſcit, und ſpielt alſo mit den Wörtern ſenſim, ſenſus und ſeneſcere.

Jahre zuvor Conſul geweſen war. Aber die Geilheit mußte geſtraft werden. Denn als er in Gallien Conſul war: So hatte er ſich bey einem Gaſtmahle von ſeiner Hure bewegen laſſen, daß er einen mit den Gefangnen, die eines Hauptverbrechens wegen waren verurtheilet worden, mit dem Beile hingerichtet. Unter der Cenſur ſeines Bruders Titus (der nächſt vor mir geweſen war) kam er davon. Aber ich und Flaminius konnten eine ſo ſchändliche und ſo verruchte Geilheit, die nicht nur ihm zur Schande gereichte, ſondern auch ſein hohes Amt beſchimpfte, unmöglich billigen.

XIII. Wir haben alte Leute aus dem, was ſie, ihrem Geſtändniſſe nach, als Knaben wiederum von den Alten gehöret, oftmals erzählet, wie ſich Cajus Fabricius hätte zu wundern pflegen, daß er in ſeiner Geſandſchaft bey dem Könige Pyrrhus von dem Theſſalier Cynea gehöret hätte, daß jemand zu Athen wäre, der ſich für einen Weiſen ausgäbe, und dabey ſpräche, man müßte in allem, was man thäte, die Wolluſt zur Hauptabſicht haben. Als nun Manlius Curius und Titus Coruncanius von dem Fabricius ſolches gehöret hätten: So wäre ihr Wunſch geweſen, daß doch jemand die Samniter und den Pyrrhus ſelber dieſes bereden möchte. Denn ſo würden ſie deſto leichter überwunden werden, wenn ſie ſich den Wollüſten ergeben würden. Es hatte dieſer Manlius Curius zur Zeit des Publius Decius gelebt, welcher fünf Jahre, ehe jener Conſul geworden, ſich in ſeinem vierten Conſulate für die Republik aufgeopfert. Eben denſelben hatten Fabricius und Coruncanius gekannt. Dieſe urtheilten ſo wohl aus ihrem Leben, als aus der That des gedachten Publius Decius, daß es allerdings etwas für ſich ſchönes und herrliches gäbe, was man freywillig ſuchte, und wornach allemal die beſten Menſchen, mit Verachtung der Wollüſte, gingen. Zu was Ende rede ich ſo viel von der Wolluſt? weil es dem hohen Alter nicht nur keine Schande iſt, ſondern zum gröſten Lobe gereichet, daß es nach keinen Wollüſten ein ſonderliches Verlangen trägt. Man ſpricht, die Alten könnten nicht mehr bey Gaſtereyen ſeyn, wo man wacker äſſe und tränke. Aber ſie werden auch nicht vom Weine trunken, und dürfen nicht über Magendrücken, Unverdaulichkeit und Schlafloſigkeit klagen. Soll man aber ja der Wolluſt etwas verſtatten, indem man freylich ihren Schmeicheleyen nicht ſo leicht widerſtehen kann (denn, nach dem göttlichen Ausſpruche des Plato, iſt die Wolluſt eine Lockſpeiſe zu allem Böſen, indem die Menſchen dadurch, wie die Fiſche mit einem Hamen, gefangen werden): So können ſich doch die Alten bey mäßigen Gaſtmahlen ergetzen, wenn ſie gleich die unmäßigen Schmauſereyen entbehren müſſen. In meiner Jugend ſah ich den alten Cajus Duilius, des Marcus Sohn, der zuerſt die Pöner mit ſeiner Flotte überwunden hatte, öfters mit einer vorgetragenen Fackel und einem vorangehenden Pfeifer von der Abendmahlzeit zurück kommen. Und dieſes hatte er ſich, da er für ſich lebte, heraus genommen, ob er gleich kein Exempel aufweiſen konnte. So viel Freyheit verſtattete ihm ſein erworbener Ruhm. Jedoch was führe ich andere an? Ich will wieder auf mich kommen. Im Anfange habe ich eine Geſellſchaft gehabt. Es wurden aber die Geſellſchaften * unter meiner Quäſtur geſtiftet, da wir das idäiſche

---

* Sodalitates. Bey uns würden wir eine ſolche Geſellſchaft ein Kränzchen nennen. Es wurden aber dergleichen Geſellſchaften zur Ehre einer gewiſſen Gottheit aufgerichtet.

idäiſche Feſt der großen Mutter zu feyern anfingen. Ich aß und trank alſo mit meiner Geſellſchaft, jedoch ganz mäßig. Aber ich hatte damals noch Feuer. Indem nun mein Alter weiter gehet: So läſſet alles von Tage zu Tage nach. Denn das Vergnügen, welches ich auf den Gaſtereyen hatte, beſtund bey mir nicht in den Wollüſten des Leibes, ſondern ich hatte meine Freude an der Verſammlung und an den Geſprächen guter Freunde. Denn unſere Vorfahren haben die Zuſammenkünfte guter Freunde, die mit einander gegeſſen und getrunken, ſehr wohl ein Conuiuium genennet, weil man da mit einander in guter Einigkeit lebet. Sie haben einen beſſern Namen, als die Griechen gemacht, die es eine Zeche genennet, da man mit einander tapfer iſſet und trinket.* Es ſcheint, dieſe Leute achten das für das größte und beſte, was das geringſte dabey iſt.

XIV. Was mich betrifft, ſo habe ich an Gaſtereyen, da man die rechte Zeit beobachtet, deswegen meinen Gefallen, weil ich ein angenehmes Geſpräche dabey führen kann. Und ich freue mich nicht nur, wenn ich mit denjenigen rede, die in gleichem Alter mit mir ſind, (von denen ſind ihrer wenig mehr am Leben), ſondern auch, wenn ich mit euch, und mit Leuten von eurem Alter, ſpreche. Ich weis es dem hohen Alter großen Dank, daß es mir die Begierde zu guten Geſprächen vermehret, und zu Trank und Speiſe genommen hat. Und wenn auch Eſſen und Trinken jemanden ergötzen (denn ich will nicht das Anſehen haben, als wenn ich der Wolluſt den Krieg angekündiget hätte, indem die Natur auch ihr vielleicht beſchieden): So ſehe ich nicht, daß nicht auch das hohe Alter einige Empfindung von dieſen Wollüſten haben ſollte. Mich aber vergnügen theils die von unſern Vorfahren eingeführten Magiſteria; * theils die Geſundheiten, die man nach Art der Alten vom oberſten bis zum unterſten zu trinken pflegt; theils die kleinen Becherchen, aus welchen man nur ein wenig koſtet, wie man ſolches bey dem Gaſtmahle des Xenophon findet; theils die Erfriſchungen im Sommer, und im Gegentheile im Winter die Sonne oder das Feuer. Und ſo mache ich es auch unter meinen Sabinern. Da habe ich alle Tage einen Schmaus mit meinen Nachbaren, da wir in die ſpäte Nacht, ſo viel uns möglich iſt, allerhand mit einander ſchwatzen. Ja, ſpricht man, alten Leuten thun die Wollüſte nicht ſo wohl. Ich glaube es. Aber ſie verlangen es auch nicht. Und es iſt nichts beſchwerlich, wenn man es nicht begehret. Als Sophokles bereits bey Jahren war, und von jemand gefragt wurde: Ob er ſich auch der Venus bediente; ſo ſagte er ſehr wohl: Behüte Gott, ich bin froh, daß ich ihr als einem wilden und wütenden Herrn entflohen bin. Denn wer nach ſolchen Dingen begierig iſt, dem iſt es vielleicht verdrüßlich und beſchwerlich, wenn er derſelben ermangelt. Wer aber damit erfüllet und geſättiget iſt, dem iſt es angenehmer, daß er ſie nicht hat, als daß er ſie genießet.

---

* Hoc idem tum compotationem tum concoenationem vocant.

Jedoch

---

* Bey den Gaſtereyen pflegte jemand gewiſſe Regeln abzuleſen, nach welchen man ſich darauf verhalten ſollte. Derjenige, welcher dieſe Regel verlaß, ward Magiſter genennet. Und die ganze Gewohnheit hieß Magiſterium.

Jedoch man hat keinen Mangel, wenn man nach nichts ein Verlangen trägt. Und dieſes Nichtverlangen halte ich für weit angenehmer. Genießet ja das gute Alter dieſe Wollüſte lieber; ſo genießet es anfangs, wie ich ſagte, nur Kleinigkeiten; hernach aber ſolche Sachen, deren das hohe Alter, wenn es gleich nicht dieſelben im Ueberfluſſe hat, nicht ganz und gar ermangelt. Gleichwie einer an dem Comödianten Turpio Ambivius mehr Vergnügen findet, wenn er auf der Schaubühne vorne anſitzet; ein anderer aber, der zu hinterſt ſitzet, auch ſein Vergnügen findet: Alſo hat die Jugend vielleicht größere Freude, indem ſie die Wollüſte von nahem ſiehet; aber auch das Alter ergetzet ſich, wenn es dieſelben von weitem anſchauet, ſo viel als genug iſt. Aber, wie eine große Sache iſt es, wenn das Gemüthe für ſich iſt, und, wie man ſagt, für ſich lebt, nachdem es der Wolluſt, der Ehrſucht, den Sorgen, den Feindſchaften und allen Begierden gleichſam ausgedient hat. Beſitzet es aber einige Gelehrſamkeit und Wiſſenſchaft, woran es gleichſam ſein Futter findet: So iſt nichts angenehmers, als ein ruhiges hohes Alter. Mein lieber Scipio, ich habe es geſehen. Cajus Galbus, deines Vaters vertrauter Freund, war in der Bemühung, Himmel und Erde auszumeſſen, faſt wie begraben. Wie vielmal hat ihn der Tag übereilet, wenn er des Abends angefangen hatte, etwas zu meſſen und zu zeichnen? Wie vielmal hat ihn die Nacht überfallen, wenn er des Morgens angefangen hatte? Wie vergnügte es ihn, daß er uns die Mond- und Sonnenfinſterniſſe lange vorher verkündigen konnte? Wir wollen die leichten, aber doch ſinnreichen Wiſſenſchaften anſehen. Wie freute ſich Nävius über ſeinen Truculentus und Pſeudolus!

dolus! Ich habe auch den alten Livius geſehen, der bis an die Jahre meiner Jugend gelebet, da er ſechs Jahre vor meiner Geburt, unter dem Conſulate des Centho und Tuditanus, die Regeln der Fabel gelehret hatte. Was hat nicht Publius Licinius Craſſus für Fleiß auf das prieſterliche und bürgerliche Recht gewendet? Wie arbeitſam iſt nicht dieſer P. Scipio, der itzo vor wenigen Tagen zum oberſten Prieſter gemacht worden? Alle dieſe Leute, die ich genennet, habe ich geſehen, daß ſie in ihrem hohen Alter in den angenehmen Wiſſenſchaften voll Feuer geweſen. Ich denke an den Marcus Cethegus, welchen Ennius das Mark der Svada nennet. Wie mühſam bezeigte er ſich im Reden, auch da er ſchon ein alter Mann war! Nennt mir eine Wolluſt bey Gaſtereyen, bey Spielen, bey Huren, welche mit dieſen Wollüſten könnte verglichen werden! Das ſind die gelehrten Bemühungen, welche bey klugen und wohl angeführten Leuten zugleich mit dem Alter wachſen und zunehmen. Solon redet ſehr vernünftig, wie ich bereits gedacht habe, wenn er ſagte, daß er alt würde, indem er täglich viel lernte. Ueber dieſe Gemüthswolluſt kann in Wahrheit keine größer ſeyn.

XV. Ich komme nun auf die Wollüſte des Ackerbaues, an welchen ich mich unglaublich ergötze. An dieſen hindert uns das hohe Alter niemals. Und mich dünkt, ſie kommen dem Leben eines Weiſen am nächſten. Denn bey dieſen Vergnügungen kömmt es auf die Erde an, welche ſich niemals widerſpenſtig bezeiget, und niemals, was ſie empfangen, ohne Wucher wiedergiebt. Und wenn derſelbe auch zuweilen geringer iſt: So iſt er doch meiſtentheils größer. Jedoch mich ergötzet nicht bloß die Frucht, ſondern die Kraft und die Natur der Erde ſelber. Wenn dieſe locker gemacht und wohl umgearbeitet worden iſt, und den ausgeſtreuten Samen in ihren Schooß empfangen hat: So ſchließet ſie anfangs denſelben in ſich, da er unter ihr verborgen worden iſt, wie denn daher das Egen, wodurch er eingeſcharret wird, ſeine Benennung hat.* Wenn er hernach durch ihre Dünſte und ihre Zuſam̄endrückung warm und feuchte gemacht worden: So zerſpaltet ſie ihn, und bringet ein grünendes Kraut hervor, welches ſich auf die Zäſerchen der Wurzel ſtützet, und allmählich aufſchießet und in einen knotichten Stengel wächſet, und in die Schoßbalken eingeſchloſſen wird, in welchen es gleichſam mannbar wird. Wenn es hervor kriecht: So bringt es die Aehre hervor, die auf das ordentlichſte gebauet, und wider den Biß der kleinen Vögel mit Spitzen verwahret und verſchanzet iſt. Ich denke an das Pflanzen, das Hervorkommen und das Wachsthum der Weinſtöcke. Ich kann in meinem Vergnügen nicht ſatt werden. Sehet nur, was ich in meinem hohen Alter für Ruhe und Ergetzlichkeit habe. Ich will nicht an die Kraft aller derjenigen Dinge gedenken, die aus der Erde gezeuget werden. Ich will nicht ſagen, wie dieſe Kraft aus einem ſo kleinen Feigenkörnchen, oder aus dem Kerne einer Weinbeere, oder aus dem kleineſten Samen der übrigen Früchte und Gewächſe, ſo große Stämme und Aeſte hervorbringt. Was haben nicht die Schößlinge, die Zweige, die Reiſer, die lebendigen Wurzeln, die Reben für Kraft und Stärke? Niemand kann es ohne

---

* Quae cum gremio mollito ac ſubacto ſemen ſparſum excepit, primum id occaecatum cohibet, ex quo occatio, quae hoc efficit, nominata eſt.

Verwunderung und Ergötzen betrachten. Der von Natur hinfällige Weinſtock legt ſich auf die Erde, wenn er nicht unterſtützt wird. Hingegen ergreift er gleichſam mit Händen alles, was er erreicht, damit er ſich, durch Hülfe ſeiner Gäbelchen, aufrichten möge. Indem er ſich ausbreitet, und da und dorthin ſchleicht: So muß er von dem Meſſer und der geſchickten Hand des Bauers beſchnitten und eingezäumet werden, damit ſeine Reben nicht zu einem Walde werden, und auf allen Seiten gar zu ſehr auslaufen. Bey angehendem Frühlinge entſpringet an den übrig gelaſſenen Reben, als wie an Gelenken, das ſo genannte Auge. Hierauf zeiget ſich die hervorkommende Traube, welche ſo wohl durch den Saft der Erde, als auch durch die Wärme der Sonne immer größer wird, und anfangs ſehr herbe ſchmeckt, aber hernach, wenn ſie reif geworden, einen ſehr ſüſſen Geſchmack hat. Sie iſt mit Rebenblättern bekleidet, damit ſie nicht an mäßiger Wärme einen Mangel leiden darf, und doch auch wider die allzu große Hitze der Sonne verwahret iſt. Sagt mir, was kann uns mehr als ſie vergnügen, wenn wir ihre Frucht betrachten, und was iſt ſchöner anzuſehen? Und wie gedacht, ich ergötze mich nicht bloß an dem Nutzen, welchen wir von ihr haben, ſondern auch an dem Baue und der Natur ſelber. Ich freue mich über die Ordnung der Rebſtützen, und wenn ich ſehe, wie die Reben angebunden ſind, und fortwachſen, und wie man die Reiſer beſchneidet und abſenket. Erweget nur, wie man das Feld wäſſert, wie man es umgräbt und umhackt, und hierdurch erſt recht fruchtbar macht. Ich geſchweige des Nutzens, welchen die Düngung hat. Ich habe ihn in dem Buche gezeiget, welches ich von dem Feldweſen geſchrieben, und wovon der gelehrte Heſiodus in ſeiner Abhandlung von dem Ackerbaue nicht ein Wort gedacht hat. Aber Homerus, der nach meinem Bedünken viele Jahrhunderte vor ihm gelebet, ſtellt den Laertes als einen Mann vor, der in der Abſicht, ſich in dem Verlangen nach ſeinem Sohne einige Linderung zu ſchaffen, das Feld bauet und dünget. Und man hat in dem Feldweſen nicht nur an Saaten, Wieſen, Weinbergen und Gehölze ſeine Freude, ſondern man vergnügt ſich auch an dem Viehweiden, Bienenſchwärmen und mancherley Arten Blumen. Ja man ergötzet ſich nicht nur, wenn man pflanzt, ſondern auch wenn man pfropft, welches in dem Feldbaue das künſtlichſte und ſinnreicheſte iſt.

XVI. Ich könnte noch ein Langes und ein Breites von den Ergötzlichkeiten des Feldweſens reden. Aber, ich habe mich vielleicht ſchon zu lange aufgehalten. Jedoch ihr werdet mir es nicht übel nehmen. Denn einmal bin ich von der Liebe zum Feldbaue ſo weit getrieben worden; und andern Theils iſt es die Art der Alten, daß ſie gerne ſchwatzen. Denn, ich will das hohe Alter nicht vor allen Fehlern frey ſprechen. In dieſem Leben hat Martius Curius nach ſeinem Triumphe über die Samniter, die Sabiner und den Pyrrhus ſeine letzte Zeit zugebracht. Und wenn ich ſein Landgut betrachte, welches nicht weit von mir iſt: So kann ich weder die Mäßigkeit dieſes Mannes, noch die gute Gewohnheit der damaligen Zeiten genugſam bewundern. Als er bey der Heerde ſaß, und ihm die Samniter eine große Laſt Goldes brachten: So wurden ſie von ihm abgewieſen. Denn er ſagte: Gold haben, hielt er für nichts herrliches; aber über die Beſitzer des Goldes herrſchen, das wäre was vortreffliches. Hätte ein ſo großer Geiſt ſich nicht ſollen das hohe Alter angenehm machen? Jedoch ich komme auf die Ackerleute. Ich will mich nicht gerne vergeſſen. Damals lebten die Rathsherrn, und zwar die Greiſe, auf den Feldern. So wurde dem Lucius Quinctius Cincinnatus, gleich da er pflügte, die Nachricht gebracht, daß er zum Dictator wäre gemacht worden. Das iſt der Dictator, auf deſſen Befehl der Magiſter Equitum C. Servilius Ahala, den Speratus Mälius, als er nach dem Reiche ſtund, überfallen und umgebracht hat. Curius und andere Greiſe ſind von ihren Landgütern in den Rath gezogen worden. Daher haben die Viatores ihren Namen; weil ſie dieſelben geholet. Sollten alſo dieſe Leute in ihrem hohen Alter elend geweſen ſeyn, da ſie ſich mit dem Ackerbaue ſo ergötzet haben? So viel ich verſtehe, ſo weis ich nicht, ob irgend ein Leben glückſeliger ſeyn könne, als dieſes iſt? ich mag nun entweder die uns obliegende Pflicht bedenken, indem der Ackerbau dem ganzen menſchlichen Geſchlechte erſprießlich iſt; oder ich mag das gedachte Vergnügen und den reichen Ueberfluß aller Sachen erwegen, welche zum Leben der Menſchen, und zur Verehrung der Götter nöthig ſind. Denn ich muß mich bey der Wolluſt wieder in Gunſt ſetzen, abſonderlich da einige dieſe Dinge vermiſſen. Denn ein guter und fleißiger Hausvater hat Wein- und Oelkeller immer voll, und ſeine ganze Haushaltung mit allen Sachen wohl verſehen. Er hat einen guten Vorrath an Schweinen, Böcken, Lämmern, Hühnern, Milch, Käſe und Honig. Man bedenke, was ein Garten gutes hat. Selber die Landleute nennen ihn die an-

andere Speckſeite.* Alle dieſe Dinge werden noch angenehmer und gleichſam gewürzt, wenn man bey müßigen Nebenſtunden Vogel fängt, und das Wild jagt. Bedenkt nur die Anmuth der grünen Wieſen, die Ordnungen der Bäume, die Schönheit der Weinberge und Oelgärten. Ich will kurz abbrechen. Wenn wir den Nutzen betrachten; ſo iſt nichts reichers, als ein wohl angebautes Feld: Und wenn wir das Vergnügen der Augen bedenken; ſo iſt nichts ſchöners, als daſſelbe. Und von dem Genuſſe hält uns das hohe Alter gar nicht ab. Es locket und reizet einen vielmehr dazu. Und wo können die Alten ſich entweder beſſer erwärmen, es mag nun entweder an der Sonne, oder an dem Feuer geſchehen; oder im Gegentheile durch Schatten und Waſſer auf eine heilſame Weiſe erfriſchet werden, als auf dem Lande? Die Waffen, die Pferde, die Spieſſe, die Streitkolben, den Ball, das Schwimmen und Rennen, wollen wir den jungen Leuten gerne laſſen. Wir wollen ihnen gerne in vielen Dingen den Vorzug gönnen. Wir Greiſe wollen uns nur das Würfel- und Brettſpiel vorbehalten. Jedoch auch hierbey ſoll es auf unſern Gefallen ankommen. Denn das hohe Alter kann ohne dieſe Dinge glückſelig ſeyn.

XVII. Die Bücher des Xenophon ſind zu vielen Dingen nützlich. Ihr möget fortfahren, ſie immer fleißig zu leſen. Wie trefflich lobt er den Ackerbau in dem Buche, welches von der Haushaltung handelt, und den Titel Oekonomikos hat. Ihr könnt leicht ſchließen, daß ihm nichts ſo königlich vorkömmt, als die liebe und Sorge für den Feldbau. Sokrates redet in demſelben Buche mit dem Kritobulus, und erzählt ihm, was der jüngere Cyrus, der Perſer König, der verſtändige, kluge und berühmte Regente, dem tapfern Lyſander von Lacedämon, da er mit Geſchenken von ſeinen Bundesgenoſſen zu ihm kam, gezeigt hätte. Er wäre überhaupt ungemein freundlich und höflich gegen ihn geweſen, und hätte ihn umzäuntes und mit Fleiß beſetztes und beflanztes Feld gewieſen. Da hätte ſich Lyſander anfangs über die langen und geraden Bäume, über die Ordnungen, da man allemal eine gerade Linie von Bäumen ſah, man mochte ſtehen, wo man wollte, über die ungearbeitete und reine Erde, über den lieblichen Geruch und Hauch der Blumen gewundert, und ſo dann geſaget: Er wunderte ſich nicht nur über den Fleiß, ſondern auch die Geſchicklichkeit des Künſtlers, welcher dieſe Dinge abgemeſſen und eingetheilet hätte. Da hätte Cyrus ihm zur Antwort gegeben: Alles dieſes habe ich abgemeſſen, es ſind meine Ordnungen, es iſt meine Abtheilung, und unter dieſen Bäumen ſind ihrer viele, die ich mit meiner Hand gepflanzt habe. Hierauf hätte Lyſander, bey Betrachtung ſeines Purpurs, und der Schönheit ſeines Körpers, und des mit Gold und Edelſteinen reich beſetzten perſiſchen Schmuckes, geſagt: Cyrus, man hält dich mit Recht für glückſelig; weil Glück und Tugend bey dir mit einander verbunden ſind. Dieſe Glückſeligkeit haben alſo die Greiſe zu genießen. Das Alter hindert uns gar nicht, daß wir uns nicht nur überhaupt um andere Sachen, ſondern auch abſonderlich um den Ackerbau bis an die letzte Zeit des hohen Alters ſollten können Mühe geben. Marcus Valerius Corvinus war ſchon bey Jahren, als er ſich auf das Land begab, und anfing das Feld zu bauen, und ſoll bis in das hunderteſte Jahr gelebt haben. Zwiſchen ſeinem erſten und ſechſten Conſulate ſind ſechs und vierzig Jahre verſtrichen. So lange alſo die Zeit iſt, die unſere Vorfahren dem Alter geſetzet, ehe das hohe ſeinen Anfang nimmt; ſo lange hat dieſer Mann in den hohen Ehrenbedienungen geſtanden. Und das letztere Alter iſt hierinn glückſeliger, als das mittlere; weil es mehr Anſehen und Hochachtung hat, und im Gegentheile weniger arbeiten darf. Dieſe Hochachtung iſt der Gipfel, auf welchen das hohe Alter gelangen kann. Wie hoch iſt nicht Lucius Cäcilius Metellus, wie hoch iſt nicht Atlius Calatinus geachtet worden! der letztere hat den Lobſpruch erhalten: Viele Völker ſind darinnen einſtimmig, daß er ein Mann geweſen, der in der Republik recht viel gegolten. Das Gedichte, welches man auf ſein Grab gehauen, iſt euch bekannt. Das iſt alſo mit Rechte ein anſehnlicher Mann, den alle Menſchen mit einhälliger Stimme loben. Was haben wir nicht an dem letzten oberſten Prieſter, dem Publius Craſſus, und hernach an dem Marcus Lepidus, ſeinem Nachfolger in dem hohen Prieſteramte, für Männer gehabt! Ich erſtaune wenn ich an den Paulus, oder Africanus gedenke, oder mich des gedachten Maximus erinnere. Dieſe Leute durften nur ein Wort ſagen, ja nur einen Wink thun: So war man ihnen gehorſam. Das hohe Alter, ſonderlich bey Männern, die in großen Ehren ſtehen, hat eine ſo große Gewalt, daß man es höher, als alle Wollüſte der Jugend, zu achten hat.

---

* Iam hortum ipſi agricolae ſuccidiam alteram appellant.

XVIII. Aber wenn ich von dem hohen Alter rede: So müßt ihr beſtändig erwegen, daß ich nur dasjenige lobe, wozu man in der Jugend den Grund geleget hat. Es iſt daher ganz richtig, und finde ich bey jedermann Beyfall, daß es ein elender Zuſtand iſt, wenn man ſich im Alter mit ſeinen eignen Worten vertheidigen muß, die grauen Haare und die Runzeln machen es nicht aus, daß man einen hochachtet. Nein, die Jahre, welche man auf eine tugendhafte Weiſe zurück gelegt hat, laſſen einen die letzte Frucht genieſſen. Denn daß man uns grüßt, daß man uns gerne ſieht, daß man uns weicht, daß man uns auf das Rathhaus begleitet, daß man uns zurück begleitet, daß man uns um Rath fraget: Das ſind die Dinge, die man ſich für eine Ehre zu ſchätzen hat, ob ſie gleich etwas ſchlechtes und gemeines zu ſeyn ſcheinen. Hierüber wird ſo wohl bey uns als in andern Städten mit allem Fleiſſe gehalten. Ja je vernünftiger eine Stadt eingerichtet iſt; deſto gewöhnlicher iſt ſolches. Der gedachte lacedämoniſche Lyſander ſoll haben zu ſagen pflegen: Zu Lacedämon wäre die geehrteſte Wohnung des hohen Alters. Denn nirgends wird ſo viel auf das Alter gehalten, nirgends iſt es geehrter, als daſelbſt. Man hat eine artige Erzählung. In den Spielen zu Athen ſoll ein ſehr alter Mann auf die Schaubühne gekommen ſeyn, welchem niemand von ſeinen Bürgern in der groſſen Verſammlung hätte einen Platz geben wollen. Aber als er zu den Lacedämoniern gekommen wäre, die als Abgeordnete an einem gewiſſen Orte beyſammen geſeſſen hätten: So wären ſie alle aufgeſtanden, und hätten den Alten niederſitzen laſſen. Da hätte nun die ganze Verſammlung ihr vielfältiges Frohlocken darüber bezeiget; hingegen hätte einer aus den Lacedämoniern dabey geſagt: Die Athenienſer wüßten, was recht wäre, aber ſie wollten es nicht thun. In unſerm Collegio wird nebſt vielen andern herrlichen

Dingen vornämlich dieſes, wovon ich itzo rede, beobachtet. Derjenige, dem das Alter den Vorzug giebt, muß allemal ſeine Meynung zu erſt ſagen. Die ältern Vogeldeuter werden nicht nur denen vorgezogen, welche ihnen in der Ehre vorgehen, ſondern auch Regimentsperſonen. Nennt mir alſo eine Wolluſt des Leibes, welche mit dem zu vergleichen ſey, was uns Anſehen und Hochachtung geben. Wer ſich dieſes Vorzugs bedienet hat, der hat, nach meinem Urtheile, ſeine Perſon recht geſpielet, und hat nicht, wie ein ungeübter Schauſpieler in der letzten Handlung, Schande eingelegt. Es giebt freylich wunderliche, verdrüßliche und jachzornige Greiſe, denen man nichts zu danke machen kann. Ja man findet ſo gar Geizige unter ihnen. Allein dieſe Fehler muß man der üblen Gewohnheit, und nicht dem hohen Alter zuſchreiben. Jedoch kann man das verdrüßliche Weſen und die gedachten Fehler auf gewiſſe Maaße entſchuldigen. Ganz und gar kann man ſie wohl nicht recht ſprechen. Aber doch muß man es nicht ſo genau nehmen. Die Alten denken, man achte ſie nicht, man mache ſich nichts aus ihnen, man halte ſie für einfältige Leute. Und wenn man einen gebrechlichen Körper hat: So iſt einem alles, was ihm zuſtößet, verdrüßlich. Aber, freylich gehet es ſich mit einem Alten beſſer um, wenn er gute Arten und Sitten an ſich hat. Man kann ſolches ſo wohl im Leben, als auf der Schaubühne, an den Brüdern lernen, die in den Adelphis vorgeſtellet werden. Wie rauh und hart iſt der eine? Wie milde und freundlich der andere? So gehet es. Denn wie nicht jeder Wein durch die Länge der Zeit verſäuret: So wird auch nicht jede Natur durch das lange Alter murriſch. Ein alter Mann mag wohl ernſthaft ſeyn, wenn er nur gehörige Maaße brauchet. Wenn er aber murret und brummet, das kann ich nicht loben. Wenn er ſich nun vollends den Geiz einnehmen läſſet, da weis ich gar nicht, was ihm fehlen muß. Denn kann etwas abgeſchmackters ſeyn, als wenn man mehr Zehrung auf den Weg ſuchet, je kürzer die Zeit iſt, welche man noch zu leben hat?

XIX. Wir haben das vierte Stück noch zu beantworten, was unſer Alter am meiſten zu ängſtigen und zu verunruhigen ſcheinet: Die Annäherung des Todes, welcher ganz gewiß vom hohen Alter nicht weit ſeyn kann. O! der Greis iſt elend, der in einem ſo langen Alter nicht gelernt hat, daß man ſich aus dem Tode nicht ſo viel machen müſſe. Denn, entweder er tödtet die Seele; ſo hat man ihn gar nicht zu achten: Oder er bringt ſie dahin, wo ſie ewig ſeyn wird; ſo hat man ihn zu wünſchen. Ein drittes iſt in Wahrheit nicht zu finden. Was ſoll ich mich alſo fürchten, wenn ich nach dem Tode entweder nicht elend, oder gar glückſelig ſeyn werde? Jedoch, wer wollte ſo thöricht ſeyn, und ſich, wenn er auch noch jung wäre, verſichert halten, daß er bis auf den Abend leben würde. Ja die Jugend iſt weit mehrern Fällen des Todes unterworfen, als unſer Alter. Junge Leute fallen leichter in Krankheiten; ihre Krankheiten ſind gefährlicher, und ſie werden ſchwerer geſund. Daher kommen ihrer wenige zu einem hohen Alter. Und wenn dieſes nicht geſchehe: So würde man beſſer und klüger leben. Denn bey den Greiſen iſt Verſtand, Vernunft und Ueberlegung. Und wären ſie nicht geweſen: So würden nirgends Geſellſchaften und Städte gefunden werden. Aber ich will mich wieder auf den bevorſtehenden Tod wenden. Wie kann man ſeinetwegen dem hohen Alter einen Vorwurf machen, da ihr ſehet, daß es ihn mit der Jugend gemein hat? Lieber Scipio, ich habe es bey meinem lieben Sohne, und bey deinen Brüdern, von welchen wir die gute Hoffnung hatten, daß ſie zu den herrlichſten Bedienungen gelangen würden, ich habe es, ſage ich, bey ihnen erfahren, daß jedes Alter dem Tode unterworfen iſt. Es iſt wohl wahr, ein Jüngling hofft, daß er lange leben werde: Und ein Greis hat dieſe Hoffnung nicht. Aber jener hoffet unweislich. Denn was iſt thörichter, als ungewiſſe Dinge für gewiß, und falſche Sachen für wahr halten? Ein Greis hat freylich nichts, was er hoffen könnte. Aber er iſt deſto beſſerer daran, als ein Jüngling: Indem er das, was dieſer hoffet, bereits erhalten hat. Jener will lange leben: Dieſer hat lange gelebt. Jedoch, ſagt mir, ihr gütigen Götter, was iſt das Lange in menſchlichen Leben? Laßt es ſeyn, einer lebt noch ſo lange; laßt es ſeyn, daß wir die Hoffnung hätten, ſo lange zu leben, als der König der Tarteſſier ſoll gelebt haben. Denn wie ich in den Schriften leſe, ſo iſt zu Gades ein gewiſſer Arganthonius geweſen, welcher achtzig Jahre regieret, und hundert und zwanzig gelebt hat. Allein, das ſcheint mir gar nicht langwierig zu ſeyn, was ein Ende hat. Denn wenn dieſes herbey kömmt: So iſt das Vergangene verfloſſen. Es bleibt nichts weiter zurück, als was man durch Tugend und löbliche Thaten erhalten hat. Stunden, Tage, Monate und Jahre verfliegen, und die vergangene Zeit kehret niemals zurück; man kann auch nicht wiſſen, was künftig folgen wird. Ein jeder ſoll mit der Zeit zufrieden ſeyn, welche ihm zu ſeinem Leben gegeben wird. Wer auf die Schaubühne tritt, der muß eben nicht bis zum Ende des Schauſpieles ſeine Perſon ſpielen, wenn er Ehre und Ruhm einlegen will: Es iſt genug, wenn er das Seinige thut, er mag nun in einer Handlung ſeyn, in welcher er will. Gleichergeſtalt muß auch ein Weiſer nicht ſo lange leben, bis man in die Hände klopft. Denn auch die kurze Zeit des Alters iſt lang genug, wohl und tugendhaft zu leben. Kömmt man aber etwas zu weit: So muß man nicht ärger klagen, als die Ackersleute, daß die Lieblichkeit des Frühlings vergangen iſt, und Sommer und Herbſt gekommen ſind. Denn der Frühling zeiget und weiſet, wie die Jugend, die künftigen Früchte. Die übrigen Zeiten ſind zum Einerndten und zum Genuſſe der Früchte beſtimmt. Aber die Frucht des hohen Alters beſtehet, wie ich geſagt habe, in dem Andenken und dem Vorrathe der zuvor erworbnen Güter. Man hat aber alles darunter zu rechnen, was der Natur gemäß geſchiehet. Aber was iſt den Alten natürlicher, als der Tod? Es ſterben zwar auch junge Leute: Nur iſt ſolches wider ihre Natur. Wenn Jünglinge ſterben: So kömmt es mir vor, als wenn eine ſtarke Flamme mit einer Menge Waſſer ausgegoſſen wird. Aber ein Greis ſtirbt dahin, als wie ein verzehrtes Feuer von ſich ſelbſt, ohne daß man Gewalt braucht, auslöſcht. Und gleichwie die unreifen Aepfel nicht können ohne Gewalt abgeriſſen werden; hingegen die reifen und milden abfallen: Alſo nimmt jungen Leuten die Gewalt, den Alten die Reife, das Leben. Und dieſes kömmt mir ſo angenehm vor, daß, je näher ich dem Tode komme, deſto mehr deucht es mich, als wenn ich das Land ſähe, und, nach einer langen Schifffahrt, nun einmal in den Hafen gelangen würde.

XX. Ein jedes Alter hat ſein geſetztes Ziel: Aber das hohe hat keines; und man lebt wohl in demſelben, ſo lange man ſeine ſchuldige Pflicht beobachten, und dabey den Tod verachten kann. Daher iſt man im hohen Alter auch muthiger und beherzter, als in der Jugend. Das iſt es, was der Tyranne Piſiſtratus vom Solon zur Antwort bekam, da er ihn fragte: Was er denn hoffte, und worauf er ſich verließe, daß er ſo trotzig gegen ihn wäre? Auf das hohe Alter, ſoll Solon geſagt haben. Jedoch das beſte Ende des Lebens iſt dieſes, wenn die Natur ihr Werk, welches ſie zuſammen gefüget, dergeſtalt auflöſet, daß man bey völligem Verſtande und unverrückten Sinnen iſt. Wie derjenige, der ein Schiff oder ein Gebäude zuſammen geſetzet hat, daſſelbe am leichteſten niederreißet: Alſo kann auch diejenige Natur, welche den Menſchen zuſammen geleimet hat, ihn am beſten zertrennen. Was erſt zuſammen geleimet worden, das läſſet ſich nicht ohne große Mühe zerreiſſen. Aber, was lange zuſammen geleimt geweſen, und alt geworden iſt, das läſſet ſich leicht auflöſen. Ein Greis ſoll alſo nach der kurzen Zeit, die er noch zu leben hat, kein ſo großes Verlangen tragen. Er ſoll ſie aber auch nicht ohne Urſache verlaſſen. Ein jeglicher Menſch iſt in ſeinem Leben, wie ein Soldate, an einen gewiſſen Ort geſtellet worden. Von dieſem ſoll er, nach des Pythagoras Ausſpruche, ohne Befehl ſeines Feldherren, das iſt, Gottes, nicht gehen. Der weiſe Solon ſagte: Er wollte nicht gerne ohne Schmerzen und Klagen ſeiner Freunde ſterben. Ich glaube, er wollte von den Seinigen geliebt werden. Ich weis nicht, ob Ennius beſſer redet:

„Mein Grabmaal ſoll kein Menſch mit Klag und Thränen netzen,
„Und um mich ängſtlich thun.

Er hält nicht dafür, daß man des Todes wegen trauren ſoll, da die Unſterblichkeit auf ihn folgt. Im Tode kann man zwar einige Empfindung haben, und zwar auf eine kurze Zeit, abſonderlich wenn man alt iſt. Aber nach dem Tode hat man ſich entweder eine Empfindung zu wünſchen, oder es iſt gar keine. Allein, da ſoll man von Jugend auf ſeine Gedanken darauf gerichtet haben, daß man ſich aus dem Tode nicht viel mache. Denn ohne dieſe Betrachtung kann niemand ein ruhiges Gemüthe haben. Denn ſterben muß man gewiß: Nur das iſt ungewiß, ob es den und den Tag geſchehen wird. Wenn ſich alſo einer vor dem Tode fürchtet, der ihm alle Stunden bevorſtehet: Wie kann ein ſolcher Menſch ein geſetztes Gemüthe haben? Und es iſt gar deutlich, daß man hierzu keine ſo lange Unterſuchung nöthig hat. Ich denke an den Brutus, der um ſein Leben gekommen iſt, da er das Vaterland in Freyheit hat ſetzen wollen; an die beyden Dacier, die ihre Pferde angeſpornet haben, und freywillig in den Tod gegangen ſind; an den Marcus Atilius, der ſein Leben dargebothen, damit er dem Feinde ſein Verſprechen halten möchte; an die zween Scipionen, die ſich den Pönern entgegen geſtellet, und ihnen gleichſam mit ihren Leibern den Weg haben verbauen wollen; an deinen Großvater den Lucius Paulus, der die Schande, welche ſein College durch ſein unbedachtſames Verfahren bey Cannä eingelegt hatte, mit ſeinem Tode gebüßet hat; an den Marcus Marcellus, deſſen Fall nicht einmal der grauſamſte Feind der Ehre des Begräbniſſes hat ermangeln laſſen. Bedenkt endlich nur unſere Legionen, die mit munterm, aufgewecktem und fröhlichem Gemüthe (wie ich ſolches in meinen Urſprüngen beſchrieben) an denjenigen Ort gegangen ſind, aus welchem ſie niemals wieder zu kommen gedachten. Sollten alſo gelehrte Greiſe vor einer Sache erſchrecken, aus welcher ſich junge Leute, welche nicht ſtudieret, und noch darzu auf dem Lande gelebt haben, nichts machen? Mich dünkt, man wird allerdings des Lebens ſatt, wenn man alles zum Ueberfluſſe genoſſen hat. Die Knaben haben ihre gewiſſe Sachen, mit welchen ſie die Zeit zubringen. Aber verlangen die Jünglinge darnach? Die Jugend hat ihre eigne Ergötzlichkeiten. Aber iſt das bereits ſtehende und mittlere Alter darnach begierig? Auch dieſes hat ſein beſtimmtes Vergnügen. Aber auch dieſes wird nicht einmal von dem hohen Alter geſuchet. Dieſes hat gewiſſe Dinge, welche der Menſch zuletzt vornimmt. Wie nun die Bemühungen und Ergötzlichkeiten dem vorigen Alter ihr Ende nehmen: So hören auch die Beſchäfftigungen und Vergnügungen des höhern auf. Und wenn dieſes geſchiehet: So iſt man des Lebens ſatt, und zum Tode reif.

XXI. Jedoch ich dürfte euch auch wohl meine eigne Gedanken vom Tode entdecken. Und mich dünkt, meine Einſicht iſt hierinnen um ſo viel beſſer, da ich von demſelben nicht mehr weit entfernt bin. Lieber Publius Scipio, und du, lieber Cajus Lälius, eure Väter, die berühmten Männer, die meine beſten Freunde geweſen ſind, leben ohne Zweifel, und zwar in einem ſolchen Leben, welches allein für ein Leben zu achten iſt. Denn ſo lange wir in dieſen Banden des Leibes eingeſchloſſen ſind: So ſind wir mit ſchweren Dingen beläſtiget, die uns ſauer ankommen. Denn das himmliſche Weſen, die Seele, iſt von ihrer höchſten Wohnung herab geſtoßen, und auf die Erde gleichſam verſenkt, und an einen Ort gebracht worden, welcher ihrer göttlichen und ewigen Natur zuwider iſt. Jedoch glaube ich, die unſterblichen Götter haben die Seelen deßwegen zerſtreuet, und in die menſchlichen Leiber verſchloſſen, daß ſie das Erdreich bauen und regieren, und, in Betrachtung der Ordnung, welche unter den himmliſchen Körpern gefunden wird, ihr Leben darnach einrichten, und ſich gewöhnen ſollen, in ihren Thaten nach beſtändigen Geſetzen zu handeln. Auf dieſe Meynung bin ich nicht nur durch vernünftiges Nachdenken gebracht worden; ſondern mich haben die gültigſten Ausſprüche der berühmteſten Weltweiſen überzeuget. Ich habe in meiner Jugend gehöret, daß Pythagoras und die Pythagoräer, die faſt unſere Einwohner geweſen, und vor Zeiten die italiäniſchen Weltweiſen genennet worden, niemals gezweifelt hätten, daß unſere Seelen aus dem göttlichen Weſen entſprungen wären. Ueber dieſes wurde mir gezeiget, was Sokrates an letzten Tage ſeines Lebens von der Unſterblichkeit der Seelen geſprochen hätte; der Sokrates, welchen das Orakul des Apollo für den weiſeſten unter allen Menſchen ſoll erkläret haben. Mit einem Worte: Ich bin davon überzeugt, und ſtelle mir die Sache folgender Geſtalt vor: Da die Seelen im Denken ſo geſchwinde ſind; da ſie ein ſo großes Gedächtniß in den vergangnen Dingen, und eine ſo große Klugheit in dem, was zukünftig iſt, ſo viele Künſte, Wiſſenſchaften und Erfindungen beſitzen: So kann dasjenige Weſen, welches dieſe Vollkommenheiten in ſich begreift, unmöglich ſterblich ſeyn. Und da die Seele immer in Bewegung iſt, und doch keine äußerliche Urſache hat, indem ſie ſich ſelber beweget: So kann ich mir nimmermehr einbilden, daß ſie in ihrer Bewegung ein Ende nehmen ſollte; weil ſie ſich doch niemals ſelbſt verlaſſen wird. Ja, da die Seele ein einfaches Weſen iſt, und alſo nicht aus ungleichen und unähnlichen Dingen beſtehet: So kann ſie nicht getheilet werden. Iſt aber dieſes nicht möglich: So kann ſie auch nicht untergehen. Und das ſollte uns zu einem großen Beweiſe dienen, daß die Menſchen das meiſte bereits wüßten, ehe ſie gebohren werden; weil ſie in ihrer Kindheit, da ſie ſchwere Künſte lernen, unzählige Sachen ſo geſchwinde faſſen, daß es ſcheint, als wenn ſie dieſelben da nicht erſt faßten, ſondern ſich ihrer nur erinnerten, und an ſie zurücke dächten. So urtheilet unſer Plato.

XXII. Bey dem Xenophon ſagt der ſterbende ältere Cyrus: Liebſten Söhne, denkt nicht, daß ich, nach meinem Abſchiede von euch, nirgend wo, oder gar nicht ſeyn werde. Habt ihr doch meine Seele nicht geſehen, da ich bey euch geweſen bin. Ihr ſchloſſet nur aus meinen Thaten, daß dieſelbe in meinem Leibe ſeyn müßte. Alſo mögt ihr auch glauben, daß eben dieſelbe noch ſeyn werde, wenn ihr gleich keine ſehen werdet. Die Ehre und Herrlichkeit der berühmten Männer würden nach ihrem Tode keinen Beſtand haben, wenn ihre Seelen nichts thäten, wodurch ſie ihre Andenken erhalten und fortpflanzen könnten. Das hat man mich niemals bereden können, daß die Seelen nur lebten, ſo lange ſie nur in den ſterblichen Leibern wären; und hingegen ſtürben, wenn ſie dieſelben verließen: Noch auch; daß ſie ohne Verſtand ſeyn ſollten, wenn ſie aus dem unverſtändigen Leibe gegangen wären. Das iſt weit gefehlt.

fehlt. Da wird die Seele erſt recht verſtändig, wenn ſie von dem Leibe gänzlich frey iſt, und rein und vollkommen zu ſeyn anfängt. Man weis auch gar wohl, wo die Theile des Menſchen hinkommen, wenn ſein Leib durch den Tod aufgelöſet wird. Sie gehen alle dahin, wo ſie ihren Urſprung her haben. Aber, die Seele allein bleibet unſichtbar, ſie mag nun entweder da ſeyn oder davon gehen. Da ſehet ihr alſo, daß dem Tode nichts ſo ähnlich, als der Schlaf, ſey. Wenn wir aber ſchlafen: So beweiſet die Seele ihre Göttlichkeit auf eine recht beſondre Art; denn indem ſie ruhig und frey ſind: ſo ſehen ſie viele zukünftige Dinge vorher. Hieraus iſt klar, wie ſie einmal beſchaffen ſeyn werden, wenn ſie ſich gänzlich von den Banden des Leibes werden losgemacht haben. Bey ſo geſtalten Sachen ſollt ihr mich als einen Gott verehren. Sollte aber meine Seele zugleich mit dem Leibe untergehen: So werdet ihr doch, aus Ehrfurcht gegen die Götter, welche die ganze Schönheit dieſer Welt erhalten und regieren, mein Andenken ehrerbietig und unverletzt bewahren. Das ſagte Cyrus auf ſeinem Sterbelager.

XXIII. Wenn es euch gefällig iſt, ſo will ich euch meine Gedanken ſagen. Scipio, dein Vater Paulus, deine zween Groſsväter, Paulus und Africanus, des Africanus Vater des Vatern Bruder, und die vielen berühmten Männer, die ich nicht alle zu erzählen nöthig habe, würden nimmermehr ſo große Dinge unternommen haben, wenn ſie nicht in ihren Gedanken geſehen hätten, daß ſie an der Nachkommenſchaft Antheil haben würden. Ich muß mich einmal etwas ſelber rühmen, wie es die Alten zu machen pflegen. Meyneſt du wohl, daß ich bey Tage und bey Nachte, zu Hauſe und im Kriege, ſo große Arbeiten hätte ausſtehen wollen, wann ich wüßte, daß ſich mein Ruhm an eben denjenigen Grenzen endigen ſollte, an welchen ich mein Leben beſchließen werde? Wäre es nicht weit beſſer geweſen, ich hätte müßig und ruhig geſeſſen, und ohne einige Arbeit und Streit mein Leben zugebracht? Aber ich weis nicht, wie es gekommen iſt. Meine Seele richtete ſich auf, und ſahe beſtändig von weiten auf die Nachkommenſchaft, gleich als wenn ſie alsdann erſt leben würde, wenn ſie aus dieſem Leben würde gegangen ſeyn. Und wenn es ſich nicht alſo verhielte, daß die Seelen unſterblich wären: So würden ſich nicht allemal die Seelen der beſten Menſchen am meiſten nach einem unſterblichen Ruhme beſtreben. Ja, warum ſterben allemal die Weiſeſten mit dem gelaſſenſten Gemüthe, hingegen die thörichſten mit dem ungeduldigſten? Meynt ihr nicht, daß diejenige Seele, welche mehr ſiehet, auch weiter hinaus ſiehet, daß ſie eine Reiſe zu beſſern Dingen vorhabe; und im Gegentheile diejenige, welche nicht ſo ſcharf ſiehet, davon nichts ſiehet. Es kömmt mich eine rechte große Begierde an, eure Väter zu ſehen, die ich geehret und geliebet habe. Ich begehre aber nicht nur meine Bekannten, ſondern auch diejenigen zu ſehen, von welchen ich gehöret, und geleſen, und ſelber geſchrieben habe. Wenn ich dahin reiſen werde: So ſoll mich gewiß nicht leicht jemand zurücke ziehen, wenn er mich auch wie den Pelios wieder aufkochte. Und wenn mir ein Gott die Gnade verleihen wollte, daß ich aus dieſem Alter zurück gehen, und wieder ein Knabe werden, und in der Wiege ſchreyen ſollte: So würde ich mich ſehr dafür bedanken. Nachdem ich gleichſam in meinem Laufe an das Ende gekommen: So mag ich nicht wieder an die Schranken zurück gerufen werden, und von neuem anfangen. Denn was hat das Leben für Bequemlichkeiten? Man hat nichts als Arbeit und Mühe. Und es mag noch ſo gut ſeyn: So wird man ſeiner doch ſatt. Es hat ſein beſtimmtes Maaß. Denn ich bin nicht willens, das Leben zu beweinen, wie viele, und ſo gar gelehrte Leute zum öſtern gethan haben. Es gereuet mich nicht, daß ich gelebt habe: Weil ich alſo gelebt, daß ich glaube, ich ſey nicht vergebens gebohren worden. Ich ſcheide dergeſtalt aus dem Leben, nicht, als wenn ich aus einem Hauſe, ſondern nur aus einer Herberge gienge. Denn die Natur hat uns ein Gaſthaus gegeben, in welchem wir nicht wohnen, ſondern uns nur eine Zeitlang darinn aufhalten ſollen. O! herrlicher Tag, da ich zu der göttlichen Verſammlung der Seelen reiſen, und aus dieſem unruhigen Haufen Abſchied nehmen werde! Denn, ich werde nicht nur zu denjenigen Männern kommen, deren ich bereits gedacht habe, ſondern auch zu meinem Cato, dem Manne, außer welchen keiner gebohren worden, der aufrichtiger und ehrlicher geweſen wäre. Ich habe zwar ſeinen Leichnam verbrannt, da er wohl meinen hätte verbrennen ſollen: Aber ſeine Seele, die mich nicht verließ, ſondern auf mich zurück ſah, iſt ganz gewiß dahin gegangen, wo ſie ſahe, daß ich ſelber nachkommen würde. Und mich dünkt, ich habe mich in dieſem traurigen Falle ſtandhaft erwieſen. Es gieng mir wohl nahe. Allein, ich tröſtete mich damit, daß zwiſchen uns kein ſo weiter Weg wäre, und daß wir nicht ſo lange von einander würden geſchieden ſeyn. Scipio, das ſind die Dinge, welche mir mein Alter leichte machen. Denn das kam dir und dem Lälius ſo wunderlich vor. Ja, es iſt mir nicht nur nicht beſchwerlich, ſondern noch dazu angenehm. Woferne ich darinn irre, daß ich glaube, die Seelen der Menſchen wären unſterblich: So irre ich gerne, und ich will mir, ſo lange ich lebe, dieſen angenehmen Irrthum nicht abſtreiten laßen. Sollte ich aber, wie etliche kleine Weltweiſen denken, nach dem Tode ohne Empfindung ſeyn: So beſorge ich doch nicht, daß mich die verſtorbnen Weltweiſen dieſes meines Irrthums wegen auslachen werden. Sollten wir nicht unſterblich ſeyn: So mag ſich ein Menſch doch gar wohl wünſchen, zu gehöriger Zeit zu ſterben. Denn die Natur hat, wie in allen andern Dingen, alſo auch hierinn ihr Maaß und Ziel. Das hohe Alter iſt der Beſchluß des Lebens, welches einem Luſtſpiele ähnlich iſt, in welchem man aufhören ſoll, ehe man matt wird, abſonderlich, wenn man deſſelben ſatt iſt. Dieſes ſind meine Gedanken von dem hohen Alter. Ich wünſche nur, daß ihr zu demſelben kommen möget, damit ihr das, was ihr von mir gehöret, mit eurer Erfahrung beweiſen könnet.

Des
Proteus Rede an deu Ariſtäus,
aus Virgils IV Buche
der Georgicorum überſetzt,
durch
M. George Friedrich Bärmann.

So wiſſe, daß dein Schmerz von einer Gottheit ſtammet.
Dein Laſter iſt nicht klein, das ihren Zorn entflammet.
Des Orpheus herber Gram erregt dir dieſe Pein:
Und dein Verbrechen wird noch mehr beſtrafet ſeyn;
Er wird, wenn ſeine Wuth die Parcen nicht noch ſchwächen,
Euridicens Verluſt an dir aufs ſchärfſte rächen.
Als ſie vor deinem Arm in Angſt und Furcht entwich,
Und mit behender Flucht durch jenes Ufer ſtrich:
Sah ſie die Schlange nicht, die dort vor ihren Füſſen
Im hohen Graſe lag, und ihr mit Gift und Biſſen,
So war des Schickſals Schluß, den ſchnellen Tod gebar.
Das Chor der Dryaden, das immer um ſie war,
Erhub ein Klaggeſchrey, davon der Hämus ſchallte,
Und das vom Rhodope in Thal und Wäldern prallte.
So weit der Hebrus fließt, ward auch ihr Tod bekannt.
Ihr Unglück rührete des Rheſus kriegriſch Land
Die Felder um Athen, der Geten wilde Herzen.
Er ſelbſt ergab ſich nun der kranken Liebe Schmerzen.

Die Leyer in der Hand, die Lindrung ſeiner Qual,
Ging er, und ſang darauf dich, wertheſtes Gemal,
Am Ufer ganz allein, umringt mit Gram und Sorgen,
Dich in der ſpäten Nacht, dich an dem frühen Morgen.
Ja durch des Tänars Kluft, und durch des Pluto Thor
Ging er, und ſtellte ſich dem ſtrengen König vor,
Drang durch den ſchwarzen Hayn, wo Furcht und Nacht regieret,
Zu denen, derer Bruſt kein menſchlich Flehen rühret.
Doch eine ganze Schaar von dünnen Schatten kam
Vom tiefſten Abgrund her, als ſie ſein Lied vernahm,
Und ließ den ſüſſen Klang der Leyer ſich bewegen.
Wie bey der Dämmerung, bey Sturm, und kaltem Regen
Der Vögel Scharen ſich von Bergen niederziehn,
Und bey viel tauſenden in dicke Bäume fliehn;
So zog auch ſein Geſang unzählig viele Schatten.
Da ſah man Weib und Mann, Sohn, Tochter, Ehegatten,
Viel Helden alter Zeit, viel junge Leute gehn,
Wovon die Eltern ſelbſt die Aſche noch geſehn;
Um die der Höllenſtrom ſein neunfach Ufer ſchlinget,
Und des Cocytus Sumpf, durch die kein Schwimmer dringet,
Mit häßlich faulen Schilf die bangen Gränzen zieht.
So weit als Orpheus ging, ging die Erſtaunung mit;
Selbſt die Eumeniden ſahn ſich davon betroffen;
Der Cerber hielt erſtaunt die ſchwarzen Rachen offen;
Und des Ixions Rad blieb in dem Schwunge ſtehn.
So konnt er der Gefahr nun unverletzt entgehn,
Und führt Euridicen mit ſich, doch hinterm Rücken:
Weil ihn Proſerpina verboth nach ihr zu blicken.
Er bringt ſie ganz beglückt ſchon an die Oberwelt:
Als Lieb und Sehnſucht ihn auf einmal überfällt,

Und zu der Thorheit zwingt, die man verzeihen müßte,
Wenn man in Plutus Reich nur vom Verzeihen wüßte.
Er ſteht, und ſieht ſich um beym erſten Blick des Lichts,
Er giebt der Sehnſucht Raum, und denkt an weiter nichts,
Er ſieht Euridicen,; und alles iſt verlohren;
Auf einmal bricht der Bund, den Pluto ihm geſchworen;
Ein dreyfach Krachen giebt der Höllen Schlund von ſich.
Drauf, welche Raſerey, ſprach ſie, ſtürzt dich und mich,
Mich Unglückſelige? Mein grauſames Geſchicke
Ruft mich, mein Orpheus, ach! ſchon wiederum zurücke.
Mein Auge, das vor dir in heiſſen Thränen ſchwimmt,
Schließt nun die Todesnacht, die mich dir wieder nimmt.
Mein Orpheus; welche Kraft läßt mich dich nicht umfaſſen?
Ach! ich bin nicht mehr dein. Leb wohl, ich muß dich laſſen!
So ſprach ſie: Und alsbald verſchwand ſie, wie ein Rauch,
Der in der Luft vergeht. Sie hat ihn nachmals auch
Nie wiederum geſehn. Er griff nach ihrem Schatten;
Weil Herz und Lippen ihr noch viel zu ſagen hatten:
Umſonſt. Und Charons Kahn ward ihm nicht mehr erlaubt.
  So war ihm ſein Gemahl zum zweytenmal geraubt.
Was ſollt er thun? wohin konnt itzt ſein Schmerz ſich kehren?
Kein Flehen konnt ihm nun der Götter Troſt gewähren.
Kein Weinen machte mehr das Herz des Pluto weich.
Sie ſchwamm ſchon durch den Styx erblaßt ins Todtenreich.
Drum ging er wehmuthsvoll bey Strimons ödem Fluſſe
In einer kalten Kluft an eines Felſen Fuſſe.
Daſelbſt hat, wie man ſagt, ſein kläglicher Geſang
Ohn Unterlaß gewährt, und ſieben Monat lang
Die Eichen ſelbſt bewegt, der Tieger Grimm bezwungen.
So weint die Nachtigall um die geliebten Jungen,
Die ſie begierig ſucht, und nicht mehr finden kann:
Weil ungefähr ihr Neſt ein harter Ackersmann

Geſehen und beraubt. Sie ſitzt voll Gram verborgen
Auf einem Pappelaſt bis an den frühen Morgen,
Und ſtimmt ein traurig Lied, und weint, und kluckſt, und ſchlägt,
Daß ihr betrübter Ton das Land umher bewegt.
Kein Trieb der Liebe war ſo ſtark, ſein Herz zu ändern,
Er zog allein herum in den beſchneiten Ländern,
Am Rand der Tanais, und kam in jenes Feld,
Das der Riphäen Eis ſtets unter Waſſer hält,
Und klagte, wo er ging, das ſchmerzliche Geſchicke,
Euridicens Verluſt und ſein zu kurzes Glücke.
Doch dieſes theure Pfand verachtete die Schar
Der Weiber Thraciens, die voll und raſend war,
So daß an einem Feſt, das ſie dem Bacchus weihte,
Sie ſeinen Leib zerriß, und auf die Aecker ſtreute.
Sein Haupt, das ihre Wuth ihm von den Körper ſchlug,
Als es der Hebrus ſchon in ſeinem Strome trug,
Rief noch Euridicen. Die ſtarren Lippen ſprachen;
Ach! ach! Euridice! als Mund und Augen brachen:
Das Ufer ſchallte noch: ach! ach! Euridice.
Hier hörte Proteus auf, und warf ſich in die See.

Abhandlung von der Poeſie
aus
# den Werken des Herrn Temple
überſetzt
von
M. Johann Friedrich May.

Die meiſten Menſchen wenden ihre gröſte Mühe und Sorge gemeiniglich auf dieſe zweene Götzen, den Vortheil und die Luſt: Und da ſie ſich zu einem oder dem andern davon halten; ſo theilet man ſie auch gemeiniglich in zwo Secten ab, davon die eine geſchäfftige Leute, und die andere müßige Leute in ſich faſſet. Man könnte, wie ich meyne, fragen, ob dieſe Worte nur nach einer gewiſſen Erklärung oder in der That unterſchieden wären; weil vielleicht ein Geiziger nicht weniger Vergnügen in dem erhaltenen Vortheile und Gewinnſte findet, als ein Wollüſtiger in ſeiner Wolluſt. Wenn er wirklich nicht ſo viel Vergnügen daran fände; ſo würde er ſich die Mühe nicht geben, die er ſich doch in ſeinen Geſchäfften giebt, und er würde weder ſo viel Verlangen haben, noch ſo viele Anſchläge faſſen, ſein Glücke zu vergröſſern, wenn er ſich nicht vorſtellte, in dem einen oder andern viel Vergnügen anzutreffen; dahero kann man wohl ſagen, daß das Vergnügen der Zweck iſt, welchen er ſich vorſetzet, er mag es nun finden oder nicht. Man hat ſchon ſeit langer Zeit viel in der Welt davon geſprochen, oder wenn ich es mit andern für die Philoſophen anſtändigern Worten ausdrücken ſoll, man hat über dieſe Sache ſchon lange Zeit geſtritten: Meines Erachtens aber ohne ſonderlichen Grund und vielmehr ſeinen Verſtand zu üben, als die Wahrheit zu ſuchen: Und es wäre vielleicht beſſer, daß man alle dergleichen Streitigkeiten, worinnen man nicht eins werden kann, niemals angefangen hätte. Das Beſte iſt, man nehme die Worte nach ihrer Bedeutung und nach ihrem gewöhnlichen Gebrauche und mache es in dieſem Stücke, wie man es mit dem Gelde macht, welches man nach ſeinem gangbaren Werthe nimmt, ohne ſich über das Gewichte und die Materie zu ſtreiten, woferne man nur nicht augenſcheinlich ſieht, daß es falſch oder beſchnitten iſt. Wenig Dinge in der Welt oder vielmehr keine können es leiden, daß man ſie ſehr genau betrachte, und ſo ſehr darüber künſtele. Ein Faden, den man zu klar ſpinnet, zerreißt, und eine Nadelſpitze, wenn ſie zu zart iſt, bricht. Nach dem gewöhnlichen Gebrauche drücken das Wort Vortheil, und das Wort Vergnügen, zwo unterſchiedene Sachen aus; und man nennt nicht nur die geſchäfftigen und müſſigen Leute Perſonen, die zu einem oder dem andern Neigung haben, mit beſondern Namen; ſondern man giebt auch dem Vermögen der Seele, was man dazu braucht, verſchiedene Namen. Denn Weisheit nennet man die fleißige Beſorgung der Geſchäffte: Und das andere drücken wir in unſerer Sprache durch das Wort Wit aus, welches ein ſächſiſches Wort iſt, welches wir gebrauchen, dasjenige dadurch anzuzeigen, was die Spanier und Italiener Ingenio, und die Franzoſen Esprit nennen, zwey Wörter, welche aus dem lateiniſchen gemacht worden ſind. Was das Wort Wit anbelangt, ſo glaube ich, daß es ehedem insbeſondere für poetiſche Stücke beſtimmt geweſen, wie man es in den Anmerkungen ſiehet, welche über die runiſche Sprache gemacht worden. Man iſt gewohnt, unter dem erſten dieſer zwey Wörter, nemlich unter Weisheit (Sageſſe) alle Erfindungen oder alle Stücke der zum Leben nöthigſten Dinge zubringen, wie auch diejenigen, welche entweder für einen jeden, beſonders aber für das gemeine Beſte von großem Nutzen ſind: Und unter dem andern, nemlich unter dem Verſtande (Eſprit) die Schriften oder Unterredungen, welche denjenigen, die ſie leſen oder herſagen hören, überaus angenehm ſind. Die Meynung derjenigen, welche dieſe zwey Dinge mit einander verbinden, iſt dieſe: Wie die Werke der Weiſen, und ſo gar der Geſetzgeber Leuten, welche ihren Werth erkennen, und ſich darum bekümmern, eben ſo angenehm, als nützlich ſind: So iſt es auch wahr, daß die Schriften der Poeten faſt eben ſo viel erbauen und fruchten, als ſie denjenigen gefallen, die darinnen ſehr geübt ſind. Eben dieſe glückliche Miſchung des Nützlichen und Ergötzenden macht die Schönheit und den Werth in dergleichen Schriften aus, und dieſes iſt auch die Urſache geweſen, warum man der heroiſchen Tugend und der Poeſie den Namen göttlich beygelegt hat.

Die Namen, womit die Griechen und Lateiner die Poeten benennt haben, zeigen an, daß ſie eben dieſer Meynung geweſen ſind. Die Griechen haben ſie mit einem Namen belegt, welcher in ihrer Sprache einen Menſchen bedeutet, der etwas hervorbringt oder ſchaffet: Als wollten ſie ſagen, die Poeten wären Leute, welche gewiſſer maßen aus Nichts, die angenehmſten und vortrefflichſten Sachen hervorbrächten, welche die Augen derjenigen, die von ihnen aufgehalten werden, und die Schönheit ganz wohl daran erkennen, auf eine angenehme Weiſe rühren: Und die Lateiner haben ihnen eben den Namen gegeben, womit ſie die Propheten belegt. Da nun die Schöpfung das höchſte Werk der göttlichen Macht iſt; ſo iſt die Prophezeyung ebenfalls ein Ausfluß des Geiſtes Gottes, und das gröſte und wunderſamſte von der Welt. Allein wenn dieſe zwo gelehrten Sprachen den Poeten göttlichen Namen beygelegt; ſo haben auch ihre Bücherſchreiber ſo vortheilhaft von der Poeſie geredet, daß ſie ſelbige einem ganz himmliſchen Urſprunge zugeſchrieben, und geſagt, daß ſie von einem himmliſchen Feuer und einer göttlichen Eingebung herrührte: Und nach der Meynung des gemeinen Mannes, wie verſchiedene Männer ſolches anführen, thut die Poeſie ganz göttliche und übernatürliche Wirkungen, und man eigne ihr die Kraft zu, andere zu reizen und zu bezaubern:

Carmina vel coelo poſſunt deducere lunam,
Carminibus Circe ſocios mutauit Vlyſſis,
Frigidus in pratis cantando rumpitur anguis

Durch Verſe kann man ja den Mond vom Himmel bringen
Und Circ' Ulyſſens Volk in Thiergeſtalten zwingen,
Die kalte Schlang im Gras durch den Geſang zerſpringen.

Ich meines Orts bewundere die Poeſie ſehr, bin aber kein Anbether von ihr. Ich erkenne es ganz leicht, daß man ein ſehr glücklich Naturel und den gröſten und erhabenſten Geiſt, der nur ſeyn kann, haben müſſe, ein groſſer Poet zu ſeyn; ich werde aber in dieſen allen nichts gewahr, was nicht menſchlich ſey, und dem göttlichen nahe komme. Mich dünkt vielmehr, das heiße die Gottheit erniedrigen und verunehren, wenn man ihr etwas beylegen will, es ſey auch, was es wolle, welches mit unſern Handlungen und Begriffen eine Aehnlichkeit haben möchte, wenn es nicht Sachen ſind, welche unmittelbar von ihr ſelbſt herkommen und Eingebungen ihres Geiſtes ſind. Eben dieſes ſage ich auch von den Wirkungen der Poeſie; ſie ſind ſo wenig göttlich als ihre Urſachen, und es iſt bey der ganzen Sache nichts, das nicht bloß natürlich ſey wie die Wirkungen der Muſik oder der natürlichen Zauberey, es mögen auch Leute, welche in der Erkenntniß und Betrachtung der Natur, in dem, was man die verborgnen Eigenſchaften und die Kraft der Zuſammenſtimmung nennet, wenig geübt ſind, hiervon ſagen, was ſie wollen. Denn diejenigen, welche ſich rühmen, daß ſie durch die Gewalt ihrer Verſe oder ihrer Zaubereyen den Mond vom Himmel herab bringen könnten, glauben es entweder ſelbſt nicht, oder ſie glauben allzuleicht, was ihnen andere ſagen. Es iſt ein Irrthum, welcher dem einfältigen und leichtgläubigen Volke durch die Geſchicklichkeit und Spitzfindigkeit eines Poeten kann beygebracht worden ſeyn, welcher die Zeit wußte, in welcher der Mond verfinſtert werden ſollte, und ſich rühmte, er hätte ihn zu der Zeit durch die Zauberey ſeiner Verſe vom Himmel weggebracht, und da der Mond verſchwand, ſo bildete man ſich ein, es geſchähe dieſes durch die Kraft der Verſe, welcher dieſer Poete hergeſagt hatte, der ihn von ſeinem Platze vertrieben.

Wenn ich in dem achten Hirtengedichte des Virgils die angenehme Beſchreibung leſe, die er von allen den unterſchiedenen Arten der Hexereyen oder Zaubereyen giebt, welche durch Verſe, durch Bilder, durch Knoten, durch Zahlen,

len, durch das Feuer, durch Kräuter geſchehen, und die gewöhnliche Hülfe der Eiferſüchtigen und ſterblich Verliebten waren, die ſich in Gunſt ſetzen wollten; ſo kann ich dieſes nicht anders als eine Wirkung des ſtarken und tiefen Eindruckes anſehen, welchen die Fabeln und Gedichte in den Gemüthern ſelbiger Zeit gemacht hatten, und als eine Wirkung der ſtarken Einbildungskraft: Oder ſie aufs höchſte der verborgenen Kraft einiger Kräuter und der Muſik zuſchreiben. Es wäre hierbey zu wünſchen, daß ein geſchickter und gelehrter Mann ſich die Mühe geben wollte, alles zu ſammlen, was man in den Schriften der Alten von der Materie der Zauberey und Hexerey findet, und etwas richtiges davon abzufaſſen, wie Caſaubonus es in Anſehung der Entzückungen gethan hat, wovon er eine ſehr artige und nützliche Schrift aufgeſetzt, in welcher er uns die verborgenen Quellen dieſer Blendwerke und Betrügereyen entdeckt, die in allen Ländern und in allen Religionen der Welt ſo gebräuchlich geweſen, und zu allem Unglücke zu der Zeit, als Caſaubonus dieſe vortreffliche Abhandlung ſchrieb, ſehr gemein geworden waren. Es iſt ein großer Schade, daß er nicht lang genug gelebt hat, ihn vollends zu Ende zu bringen. Er hatte den andern Theil dazu verſprochen, welchen ſeine Freunde herauszugeben verſäumt haben, den ſie aber doch hätten bekannt machen können, wo ſie ihn unter ſeinen Schriften gefunden haben, ob er gleich nicht völlig damit zu Stande gekommen. Ich glaube, wenn man aus natürlichen Urſachen den Grund der Entzückung und der Hexerey deutlich angeben könnte; ſo würde dieſes überhaupt für das gemeine Weſen und insbeſondere für die Gelehrten überaus nützlich ſeyn: Man würde dadurch viel Unordnung in der Welt verhüten, und vielen unſchuldigen Perſonen das Leben retten können, welche man oft als Hexen und Hexenmeiſter hat ums Leben bringen laſſen. Ich habe viel betrübte Exempel von dergleichen zum Tode verdamnten Leuten geſehen, ſonderlich in meiner Jugend: Und ob man gleich ſeit dreyßig oder vierzig Jahren nicht viel dergleichen Urtheile mehr ſpricht, und ſie ſchon lange aus der Welt gebannet hat: So trifft man ſie doch noch allezeit in einigen entlegnen Theilen Deutſchlandes, auch in Schweden, und einigen andern Ländern an.

Aber wiederum auf die Zauberey der Poeſie zu kommen: Wenn in dem Hirtengedichte des Virgils eine von ihrem Liebhaber vergeßne und verlaßne Geliebte bloß die Hoffnung gehabt hätte, daß ſie durch die Macht ihrer Zauberey den Daphnis aus dem Dorfe, wo er ſich in ein neues Liebesverſtändniß eingelaſſen hatte, wieder an ſich ziehen könnte, was würde ſie vorgenommen haben, wenn ſie nur verlangt hätte, ſeine vorige Liebe wieder zu entzünden, oder, die neue auszulöſchen, die ſich in dem Herze des ungetreuen Daphnis entzündet hatte, ſie konnte, wie mich dünkt, mit dergleichen Reizungen zum Zwecke kommen, und brauchte keine andre als natürliche Bezauberung. Denn es iſt kein Zweifel, daß die Poeſie vermögend iſt, die Leidenſchaften zu erregen und ſie zu ſtillen: Freude und Traurigkeit zu mäßigen, Liebe und Furcht zu erwecken, und ſo gar Furcht in Kühnheit, und Liebe in Gleichgültigkeit auch zuweilen in Abſcheu zu verwandeln. Ich glaube ganz gerne, daß die erſchrocknen und verzagten Lacedämonier durch die Lieder des Tyrtäus wiederum Muth bekommen haben; daß die Grauſamkeit des Phalaris durch die Oden des Steſichorus in Mitleiden und Hochachtung für ihn verwanwandelt worden; und daß viele Leute eben ſo ſehr von den Verſen der Sappho, als von der Schönheit der Floren, oder Thais eingenommen worden. Nicht nur die Schönheit erweckt Liebe; ſondern die Liebe theilt auch ihres Orts der Sache, die man liebt, gewiſſermaßen Schönheit mit, und wenn die Leidenſchaft ſtark iſt, ſie mag herkommen, woher ſie will; ſo findet ſie allezeit Schönheit in der Perſon, von welcher ſie ihren Urſprung nimmt. Es iſt auch übrigens ſo was wunderbares nicht, daß die Poeſie ſo viel wirkt; weil ſie in ſich ſelbſt alles dasjenige zuſammen nimmt und vereiniget, was man in der Beredſamkeit, Muſik und Malerey, welche wie jedermann weis, den lebhafteſten Eindruck in der Seele geben, ſchmeichelndes und kräftiges findet. Diejenigen, welche die Kraft entweder aller drey zuſammen oder nur einer derſelben empfunden haben, werden es nicht verlangen, daß man ihnen von dem, was ich geſagt habe, Proben und Zeugniſſe gebe. Die Exempel davon ſind in Griechenland und Italien bekannt genug, wo man geſehen hat, daß gewiſſe Leute aus Liebe zu gewiſſen Bildern, die von der Hand eines geſchickten Malers verfertiget worden, ganz außer ſich gekommen ſind. Die Maler ſelbſt haben ſich zuweilen nicht enthalten können, in die Schönheiten verliebt zu werden, die ſie nach ihrer Phantaſie mit ihrem Pinſel entworfen, ja ſo närriſch, als von einer Liebſte, zu werden. Daher machen die Italiener gemeiniglich einen Unterſchied unter den Bildern, die von einer Hand ſind. Es giebt einige, welche con ſtudio mit einer großen Kunſt verfertiget worden; andere, welche eben der Maler con diligenza mit einer freyen Hand gemacht hat, und noch andere, welche er con amore mit Liebe gemacht hat, in welchen man ſiehet, daß er ſich ſelbſt darinnen gefallen. Und dieſe letztern hat man allezeit für die ſchönſten gehalten. Man darf dieſes zu rechtfertigen nur einige Exempel hier anführen, welche in den Geſchichten ſo bekannt ſind, dergleichen unter andern das von den zwey jungen Leuten iſt, davon der eine mit Lebensgefahr eine ganze Nacht im Tempel zubrachte, eine Bildſäule der Venus daſelbſt zu umarmen, in welche er heftig verliebt war: Und der andere aus Verzweiflung ſtarb, weil man ihn hindern wollte, ſeine Augen beſtändig auf eine Bildſäule in Athen zu richten, ſie zu bewundern, und beſtändig zu umarmen.

Was die Muſik anbetrifft, ſo wird nicht leicht jemand ſeyn, welcher nicht wiſſen ſollte, was für Gewalt ſie über die Seele und den Leib habe; und was für Wirkungen ſie bey den Leidenſchaften und in dem Geblüte hervorzubringen vermögend iſt. Sie erwecket Freude und Traurigkeit, ſie verſchafft Ruhe, und Unruhe, ſie vermindert das Uebel und oft zerſtreut ſie es, ſie heilet die tödtlichen Biſſe der Tarantul, ſie ſetzet die Füſſe in Bewegung, ſo wie ſie das Herze bewegt, ſie ſtillet die Unruhe und Unordnung des Verſtandes, und ſie erweckt und entzündet ſo gar die Andacht und den Eifer. Wir haben nicht nöthig zur Rechtfertigung deſſen, was wir zum Ruhme der Muſik geſagt, uns auf die Fabel des Orpheus und des Amphion und auf die Gewalt zu beruffen, welche ihre ſanfte Zuſammenſtimmung über die Fiſche und die wilden Thiere im Walde gehabt haben: Das iſt ſchon genug, daß wir wiſſen, die Muſik ſey vermögend geweſen, die Schlangen zu bezaubern und Leute von dem böſen Geiſte zubefreyen: oder ihnen einige Linderung zu verſchaffen, welche das Unglück hatten, durch ihn verunruhiget zu werden, wie wir aus den göttlichen Schriften lernen.

In Anſehung der Beredſamkeit, welche ſo oft einen Aufſtand des Volks entweder verurſachet, oder geſtillet, und ſo große und öftere Unruhe in dem Staate zu Athen erregt hat, darf ich nur ihre Gewalt recht zu bemerken, auf den Cäſar, einen der gröſten und geſchickteſten Leute, gehen. Als er einsmals voller Heftigkeit und Zorn wider den Labienus und mit dem Vorſatze wider ihn ein Todesurtheil auszuſprechen, auf den Richterſtuhl geſtiegen war: So hatte die Beredſamkeit des Cicero, welcher es über ſich genommen, ihn zu vertheidigen, ſo viel Gewalt über den Verſtand des Cäſars, daß er ſein Geſichte dabey veränderte, das Feuer, welches vorher daſelbſt erſchien, machte einer ruhigen und natürlichen Farbe Platz, und er wurde dadurch ſo ſehr eingenommen, daß er das Papier, welches er in der Hand hatte, fallen ließ. Die Beredſamkeit des Cicero hatte mehr Unruhe und Bewegung in ſeiner Seele verurſacht, als er bey aller Gefahr, worinn er ſich ſo oft befunden, noch niemals empfunden hatte, und da ſich ſein Zorn in Gnade verwandelte, ſo ſprach er dieſen vornehmen Uebelthäter, an ſtatt ihn zu verdammen, den Augenblick los.

Wenn demnach alles, was die Malerkunſt, Muſik und Beredſamkeit mächtiges und ſtarkes hat, in der Poeſie vereiniget anzutreffen iſt; ſo iſt es kein Wunder, daß ſie die Kraft hat, welche man ihr zuſchreibt, und daß man ihr die Ehre angethan, und von ihr geglaubt hat, ſie ſey eine Eingebung des Himmels, und könne als was göttliches angeſehen werden. Es mag nun ſeyn, wie es will, ſo meyne ich doch nicht, daß jemand leugnen wird, man müſſe zur Poeſie zum wenigſten eben ſo viel Stärke des

Verſtandes, Urtheilungskraft und eben ſo edle und erhabene Gedanken und Ausdrückungen haben, als zur Rednerkunſt. Ich glaube, man wird mir auch zugeſtehen, daß man nicht weniger lebhafte Einbildungskraft brauche, als zur Malerey, noch auch weniger Richtigkeit in dem Wortklange, als man in der Muſik zur Einrichtung und Abpaſſung der Töne braucht. Und über dieſes laſſe ich diejenigen, welche ihre Neigung und ihr Naturell zur Poeſie treibt, und welche große Geſchicklichkeit dazu haben, ſelbſt urtheilen, wie weit ſich die Kraft und Tugend, dieſer drey Dinge zuſammen genommen, erſtrecken kann, und ob die Wirkungen, welche ſie hervorzubringen fähig ſind, nicht zuweilen werden können, ſonderlich bey der erſten Bewunderung, als was übernatürliches, und welches etwas magiſches in ſich hat, angeſehen werden. Ich wundere mich gar nicht, daß der berühmte Doctor Harvey, wenn er den Virgil las, zuweilen über der Tafel aufſtund, und ſagte, Virgil wäre beſeſſen. Es kömmt mir gar nicht fremde vor, daß der gelehrte Caſaubonus ſo viel Vergnügen und Reizungen, wie er ſagt, in dem Lucrez gefunden, und wie er uns verſichert, durch einige Stellen dieſes Poeten ganz entzückt geworden. Ich bin auch nicht erſtaunt, wenn ich geſehen habe, daß man einen großen Lerm angefangen, und viel Leute Thränen vergoſſen haben, wenn ſie gewiſſe Trauerſpiele des Schakeſpear leſen; und daß viel andre einige große Bewegung in ihrem Geblüte und Eingeweide gefühlt, wenn ſie einige ſchöne und ſeltene Stücke der Poeſie entweder ſelber geleſen, oder herſagen hören; noch daß Octavia in Ohnmacht gefallen, da ſie den Virgil das ſechſte Buch ſeiner Aeneis leſen hörte.

Das wird genug ſeyn, die Macht und Stärke der Poeſie zu erweiſen und zu erkennen, aus was für einem Grunde die Alten geglaubt haben, ſie ſey die Wirkung einer göttlichen Eingebung, und warum ſie derſelben eine Zauberey und Hexerey zugeſchrieben. Allein wie die alten Romanen meines Bedünkens die wahre Tapferkeit ihrer Ritter ſehr erniedrigten, wenn ſie dieſelben bey ihren großen Unternehmungen allerhand Zauberſtückchen brauchen ließen: So thut man auch der wahren Größe und dem rechten Werthe der Poeſie mehr Unrecht, als daß man ſie ehren ſollte, wenn man ſolche Zaubereyen erzählt, die man ihr zuſchreibt. Bey den nordiſchen Völkern iſt man von dieſen fabelhaften Erzählungen ſo eingenommen, daß die runiſche Poeſie vor ungefähr fünf oder ſechshundert und zwanzig Jahren in ein allgemeines Geſchrey kam. Man gieng hierinnen ſo weit, daß die alten Buchſtaben, womit dieſe Gedichte geſchrieben waren, durch den Eifer der Biſchöfe, und ſo gar durch die Verordnungen des Staats verdammet und abgeſchaffet wurden: Dieſes iſt zum großen Nachtheile und zu einem unerſetzlichen Verluſte für die Hiſtorie der mitternächtiſchen Länder geſchehen, welche der Sitz unſrer Vorfahren in allen abendländiſchen Theilen von Europa geweſen ſind.

Die wahren Urſachen der Poeſie recht zu erkennen, müſſen wir nur ſehen, durch was für eine Gottheit ſie, wie die Alten ſagen, eingegeben worden. Sie glaubten, es geſchehe durch die Eingebungen des Apollo, welchen ſie für den Gott der Wiſſenſchaften überhaupt und insbeſondre für den Gott der Muſik und der Poeſie anſahen. Da nun in der heidniſchen Gottesgelahrtheit Apollo die Sonne war; ſo war die Abſicht dieſer Fabel, dadurch zu verſtehen zu geben, daß die Poeſie und die Muſik und überhaupt alle Wiſſenſchaften ihren Urſprung von einer gewiſſen, edlen und glückſeligen Hitze hätten, welche ſich in der Blutmiſchung einer Perſon und ſonderlich in dem Gehirne fände. Dieſes verſtunden ſie eben durch dieſes himmliſche Feuer, welches den Geiſt auf eine ſo angenehme Art erweckt und bewegt, daß ſie die Bewunderung demjenigen zuzog, welcher dadurch hitzt und belebt, und wodurch der Geiſt mit unendlich ſchönen und angenehmen Vorſtellungen erfüllet wurde. Durch den Einfluß dieſer Sonne ſind die unerſchöpflichen Fundgruben der Erſindung hervorgebracht worden, welche die Welt mit ſolchen ſeltenen und vortrefflichen Werken, die in allen Ländern eine allgemeine Hochachtung davon getragen, erfüllet haben. Und daher ſchreibt ſich auch der erhabne Geiſt, welchen weder die Kunſt noch der Fleiß jemals geben können, und den man niemals weder durch Regeln noch durch Exempel lernen kann. Daher iſts auch geſchehen, daß jedermann ſagt, er wäre bloß ein Geſchenk des Himmels oder der Natur; und ein Feuer, welches ſich von einigen Funken anzündete, welche dieſe große Geiſter mit ſich auf die Welt brächten, und die in ihrer Empfängniß verborgen geblieben wären.

Jedoch ob gleich die Erſindung die Mutter der Poeſie iſt, ſo wird dieſes Kind doch nackend gebohren, wie alle andre, und es braucht wie ſie mit vieler Sorgfalt genähret und gewartet, mit vieler Vorſicht und Ordnung bedeckt und gekleidet, mit Geſchicklichkeit erzogen, durch die Kunſt ausgeputzt und mit einer großen Aufmerkſamkeit angeführet zu werden. Man hat müſſen etwas ſcharf ſeyn, es zu züchtigen und zu beſſern, und nach vieler Arbeit und Zeit hat es erſt ſeine Vollkommenheit erreicht. Es iſt gewiß, daß unter allen Werken des Verſtandes keines iſt, welches mehr Eigenſchaften, oder ſo vielerley Arten erfordert, als die Poeſie. Man braucht eine groſſe natürliche und viel erworbne Geſchicklichkeit dazu: Ein gewiſſermaßen allgemeines Naturell, einen richtigen und regelmäßigen Verſtand, und zu gleicher Zeit eine erhabne Seele. Man braucht eine feine und reiche Einbildungskraft, welche ſich auf alle Dinge erſtrecken kann, und ihrer Materie gewachſen iſt. Es wird erfordert, daß ſie durch Hülfe eines wahren poetiſchen Feuers, tauſend kleine Dinge entdecket, wenn es nöthig iſt, Gleichniſſe und Bilder davon zu machen, welche die Augen des gemeinen Volks nicht gewahr werden, und wozu nur ſolche Geiſter gehören, die durch eine poetiſche Flamme erleuchtet werden, daß ſie ſelbige anmerken können.

Außer dieſem Feuer der Erfindung, und dieſer Lebhaftigkeit des Geiſtes, muß man viel Kaltſinnigkeit und einen gründlichen Verſtand haben, die Sachen und Gedanken wohl zu unterſcheiden, welche beym erſten Anſehn und beym erſten Augenblicke nicht viel von einander unterſchieden zu ſeyn ſcheinen. Man muß bey der großen Anzahl der Gedanken und Vorſtellungen des Verſtandes oder der Einbildungskraft, zu wählen wiſſen, diejenigen zu behalten, welche verdienen aufbehalten und angebracht zu werden, und andere in ihrer Geburt zu erſticken, welche nicht verdienen, daß man ſich dabey aufhalte. Ohne die Stärke und Erhebung des Verſtandes ſind die poetiſchen Stücke niedrig und kriechend und ohne die Gründlichkeit des Verſtandes nur Unordnung und Ausſchweiſung.

Dasjenige, was eigentlich das wunderſame in der Poeſie ausmacht, beſtehet darinnen, daß ſie die einander entgegen geſetzten Eigenſchaften, als diejenigen ſind, die ſie nothwendig haben muß, mit einander vereinige: Einen lebhaften und durchdringenden Geiſt, und beyde zugleich doch ſehr gründlich; eine groſſe Zärtlichkeit im Ausdrucke, und zu gleicher Zeit eine groſſe Stärke: Daß ſie uns ferner Gedichte verſchaffe, die von einer hohen Art und der größten Richtigkeit ſind, die was unvermuthetes ſagen und gefallen. Der Verſtand muß in einer groſſen Bewegung ſeyn, damit er fähig werde zu erſinden, und in einer groſſen Ruhe, damit er ſein Urtheil abfaſſen und ſeine Gedanken einrichten könne. Sie iſt wie ein Baum, der zu gleicher Zeit Blühten und Früchte trägt: Und wie ein Metall, wo man ſeltene Bilder darein zu ſtechen, ſich des Feuers, des Hammers, der Scheere und der Feile bedienen muß. Kurz man muß eine allgemeine Erkenntniß der Natur, und allerhand Künſte haben, und das wenigſte, das man fordern kann, iſt ein gutes Naturell, ein guter Verſtand und Fleiß. Ohne dieſe letzte Eigenſchaft werden die andern nicht viel nütze ſeyn: Denn ein Menſch, welcher die Poeſie nicht zu ſeiner Hauptſache und zu ſeinem Capital macht, der wird niemals ein groſſer Poet ſeyn.

Wenn ich von der Poeſie rede; ſo verſtehe ich nicht darunter bloß eine Ode, oder eine Elegie, ein Lied oder eine Satire; ich verſtehe auch nicht durch einen Poeten einen Menſchen, der nur eine dergleichen Art Verſe macht, ſondern einen Menſchen, der ein Gedichte verfertiget: Von dieſen habe ich geſagt, man müſſe ſich nicht wundern, daß ihrer ſo wenig ſind, welche man in der Welt für Poeten gehalten, und daß man für diejenigen, welche man wirklich dafür erkannt, ſo viel Hochachtung gehabt, als man ſie gehabt hat, und ſo wohl ihnen ſelbſt, als ihren Werken den Namen göttlich beygelegt.

Allein ob wir gleich nur etwas weniges von den Poeten und ihren Werken wiſſen, die vor Zeiten ſo hoch geſchätzt worden ſind, davon die meiſten verlohren gegangen, und wovon wir kaum den Namen wiſſen: So denke ich zum wenigſten doch, daß unter denen, die vor uns übrig geblieben ſind, niemand ſo ungerecht ſeyn wird, dem Homer und Virgil nicht allein den erſten Platz, ſondern ſo gar eine Art der Herrſchaft in dieſem Staate oder in dieſer Republik der Poeten zu geben: Und daß von ihnen, als ſo vielen Geſetzgebern oder Prinzen, alle die andern ihre Geſetze und ihre Regeln bekommen. Homer iſt ohne Zweifel ein Kopf geweſen, dergleichen niemals in der Welt geweſen, welcher vieles in ſich gefaßt und ſich weit erſtreckt hat; Virgil aber weit vollkommner. Das muß man zugeben, daß der erſte die fruchtbarſte Erfindungskraft und die reichſte Ader, die weitläuftigſte Wiſſenſchaft und den lebhafteſten Ausdruck, der jemals geweſen, gehabt hat. Und daß der andere in der Vortrefflichkeit ſeiner Vorſtellungen, in der Richtigkeit ſeines Entwurfs, der Klugheit und Gründlichkeit ſeiner Ausführung, und in der Wahl ſeiner Worte ſich ſonderlich hervor gethan. Wenn ich meine Meynung mit den Kunſtworten der Malerey ausdrucken ſoll; ſo findet ſich in den Werken des Homers mehr Witz, mehr Stärke, mehr Lebhaftigkeit: Aber bey dem Virgil eine ſchönere Zeichnung, ein beſſer Verhältniß und mehr Annehmlichkeit. Die Colorit iſt bey nahe in einem, wie in dem andern, und in beyden gewiß vortrefflich. Homer hat mehr Feuer und mehr freyes, und Virgil mehr Licht und Sanftes

Oder das poetiſche Feuer war zum wenigſten in einem heftiger, in dem andern aber glänzender: Daher kam es, daß jener mehr angriff und einnahm, und dieſer weit mehr gefiel. Es war ſo zu reden mehr Gold im Homer, im Virgil aber war es feiner und zu einem ſchönen Werke geſchickter. Kurz, ich glaube, man müſſe zugeſtehen, daß Homer unter dieſen zweyen und vielleicht unter allen andern derjenige war, welcher einen weiten, hohen und vortrefflichen Geiſt gehabt, und einen ſo allgemeinen Beyfall und eine allgemeine Hochachtung davon getragen, daß man ihn kein rühmlicher Zeugniß geben konnte, als dieſes, was einige angemerket haben, welches darinnen beſteht, daß nicht nur die gröſten Meiſter in ſeinen Werken die beſten und richtigſten Grundſätze aller Wiſſenſchaften und aller Künſte angetroffen haben, ſondern auch, daß die edelſten Völker in den Werken des Homers den Urſprung ihrer Stammgeſchlechter geſucht haben; wiewohl man noch nicht eins iſt, ob es wirkliche Geſchichte oder Fabeln ſind, was er darinnen erzählt. Kurz, dieſe zween unſterbliche Poeten haben jeder in ſeiner Art ſich ſo ungemein hervorgethan, daß ſie ſich außer aller Vergleichung mit andern geſetzt und allen andern die Hoffnung benommen, es ihnen gleich thun zu können. Ja ſie haben gewiſſer maßen die rechte Poeſie nicht nur in ihre zwo Sprachen, die griechiſche und lateiniſche, ſondern auch in ihre Perſonen eingeſchloſſen. Ich glaube bey nahe, daß in dieſen zween großen Männern ſo viel Geſchicklichkeit zur Poeſie und eine ſo edle Hoheit geweſen, daß ich nicht weis, ob deren jemals in tauſend Jahren ſo viel in der Welt geweſen. Denn an ſtatt eines Mannes, welcher zum Poeten gebohren ſeyn wird, wie Homer oder Virgil, wird man vielleicht tauſend finden, welche mit ſolchen Eigenſchaften werden gebohren ſeyn, ſo große Feldherren oder ſo geſchickte Staatsbediente, als diejenigen, zu ſeyn, welche die berühmteſten in der Hiſtorie geweſen ſind.

Ich bin nicht willens, meine Gedanken über die Poeſie hier weiter zu treiben, es würde eine zu große Arbeit ſeyn; ich habe mir auch nicht vorgeſetzt, Regeln davon zu geben, noch mir hierinnen zu viel zu zutrauen. Man hat auch ſonſt ſchon in dieſer nachgrübelnden und beurtheilenden Zeit ſo viel hiervon geſchrieben, daß ich meinen Leſern nur durch verdrießliche Wiederholungen beſchwerlich fallen müßte. Die muntern Köpfe in Frankreich dieſer Zeit, oder welche nach dieſem Ruhme ſtreben, haben eine große Strenge in ihren Beurtheilungen zu zeigen, und ſehr genaue Regeln vorzuſchreiben geſucht; aber wo ich nicht irre, mit wenig Gründen. Denn ich weis nicht, ob ſie es nicht bey denen hätten können bewenden laſſen, welche Ariſtoteles und Horaz gegeben haben, und ob es nicht beſſer geweſen wäre, daß ſie dieſelben in ihre Sprache überſetzt hätten, als daß ſie Auslegungen darüber gemacht; weil ſie, wie mich dünkt, durch dergleichen Schriften nichts ausgerichtet, ſondern ſich nur groß, aber in nichts vollkommener gemacht haben. Das iſt ganz gewiß, daß in dem Naturelle zur Poeſie viel zu etwas freyes iſt, als daß es ſich durch ſo viel Regeln ſollte zwingen und einſchränken laſſen; ein jeder, welcher ſeine Sache nach der Richtigkeit und Strenge dieſer Regeln ausführen wollte, würde unfehlbar den Geiſt und die Anmuth dabey verliehren, die bloß natürlich ſind, und die man niemals von den beſten Meiſtern lernen kann. Es iſt als wenn man ein gut Honig zu machen, den Bienen die Flügel abreiſſen, und ſie zwingen wollte, in ihrem Stocke zu bleiben oder ſich nur ein wenig davon zu entfernen und man ſetzte Blumen für ſie hin, welche man für die ſüßeſten hielt, damit ſie das Weſen oder die reineſte Kraft daraus zögen, nachdem man ihnen den Stachel benommen und wirkliche Fliegen daraus gemacht. Die Bienen wollen ſo wohl ins Feld als in die Gärten ausſchweifen, und ſelbſt die Blumen wählen, die ihnen gefallen, und die ſie durch ihre Eigenſchaften und durch ihren Geruch zu unterſcheiden wiſſen. Sie wollen lieber in ihren kleinen Häuſern mit einer bewundernswürdigen Geſchicklichkeit arbeiten, ſie ziehen ihr Honig mit einer unabläßigen Arbeit aus, und ſondern es von dem Wachſe durch ſo kleine wohl abgefaßte Unterſcheide ab, daß ſie es allein nur machen und davon urtheilen zu können.

Es würde ein ſehr großer Verdruß für dieſe großen Geſetzgeber der Poeſie, ſo wohl der Franzoſen als der Unſrigen ſeyn, wenn man unterſuchen wollte, was es denn für große und ſchöne Stücke ſind, welche ſie nach denen Regeln, die ſie erfunden haben, verfertiget; was ſie ihnen für Ehre in der Welt zuwege gebracht, und wie die Leute damit zufrieden geweſen. Ich werde ihnen aber zu ihrem Troſte ſagen, daß in Griechenland kein einziger großer Poete geweſen wäre, wenn man nach den Regeln urtheilen ſollte, welche Ariſtoteles von der Poeſie gegeben: Noch auch zu Rom, wenn man ſie nach des Horazes ſeinen richten wollte, und doch hat keiner von den neuern Poeten es beſſer zu machen verlangt. Man wird mir vielleicht den Theokrit und den Lucan entgegen ſetzen. Allein der erſte hat nur einige Bauer- oder Hirtenlieder gemacht. Und der andre, welcher in der That ein ſehr ſchön und glücklich Naturell hat, und zuweilen ſehr hoch flieget, iſt ſo ungleich und ſo unterſchieden von ſich ſelbſt und ſeine Muſe ſo jung geweſen, daß ſeine Fehler zu handgreiflich ſind, nach dieſer Ehre ſtreben zu können. Feliciter audet, er wagt etwas glücklich, das iſt das rechte Merkmaal des Lucans: wie des Ovidius ſeines dieſes iſt, er hat angenehm geſpielt, luſit amabiliter. Nächſt dieſem iſt der größte Vortheil, welchen man von allen dieſen Regeln haben kann, dieſer, daß ſie einen Menſchen hindern, ein ſchlechter Poet zu ſeyn; daß ſie aber einen zu einem großen und vortrefflichen Poeten machen ſollten, das darf niemand verlangen. Zu zeigen, daß dieſes wahr iſt, will ich nichts anders, als dieſe drey Verſe des Horazes, zum Beweiſe anführen:

— Ille mecum qui pectus inaniter angit,
Irritat, mulcet, falſis terroribus implet,
Vt Magus, et modo me *Thebis*, modo ponit *Athenis.*

Derjenige alſo, welcher nicht in ſich ſelbſt die Bewegungen und Leidenſchaften empfindet, welche er in andern vorſtellen will und wovon ihm die Einbildungskraft um ihn herum keine Bilder und Geſichter zeigt, wie man ſagt, daß die Hexen die Geiſter hervorbringen; wer ſich nicht gleichſam an dem Orte und bey den Perſonen befindet, wovon er eine Beſchreibung machen will, den kann man für keinen Poeten halten. Wenn er aber dieſes alles hat; ſo kann man ihm dieſen Namen nicht verſagen, wenn auch ſchon in dem Maaße ſeiner Verſe nicht alle mögliche Richtigkeit wäre; wenn auch das Steigen und Fallen nicht allezeit völlig einerley wäre, und das Ohr nicht alle Annehmlichkeit finden ſollte, die es bey andern finden könnte.

Allein an ſtatt die Poeſie oder die Regel, welche man davon gegeben hat, zu beurtheilen, will ich mich einzig und allein dabey aufhalten, ihre Hiſtorie zu beſchreiben, und ihr Alter, ihren Gebrauch, die Veränderungen, die damit geſchehen, unterſuchen, wie auch endlich den Verfall, darein ſie gerathen iſt.

Darinnen kömmt wohl jedermann überein, daß die erſten Schriften, welche unter den Menſchen herum gegangen, poetiſche Stücke geweſen ſind; und daß man ſich derſelben in einigen Ländern ſchon vor der Erfindung und dem Gebrauche der Schrift bedient hat. Das letztere iſt gewiß, zum wenigſten in Anſehung America, in welchen die erſten Spanier, die daſelbſt ankamen, viel poetiſche Stücke antrafen, davon ſie ſo gar einige in ihre Sprache überſetzten. Nun konnten dieſe Stücke bloß aus einer wahrhaftig poetiſchen Ader gefloſſen ſeyn. Zur Zeit, da die Schrift in dieſen Ländern nicht einmal bekannt war. Es iſt wahrſcheinlich, daß dergleichen auch bey den Scythen, bey den Griechen und unter den Deutſchen geſchehen iſt. Ariſtoteles erzählet von den Scythen, daß Agathyrſis ihnen ſeine Geſetze in Verſen gegeben hätte: Tacitus ſagt von den Deutſchen, daß alle ihre Jahrbücher und Geſchichte in Verſen geweſen: Und was die Griechen anbelangt, ſo waren ihre göttlichen Ausſprüche auch alle in Verſen. Es würde in der That ſchwer ſeyn, die Zeit eigentlich anzugeben, in welcher man angefangen, dieſe Ausſprüche zu geben: Man hat aber viel Urſache zu glauben, daß es geſchehen, ehe ihnen noch die Buchſtaben zum Schreiben aus Phönicien gebracht worden. Plinius erzählt als eine bekannte Sache, daß Pherecides der erſte geweſen wäre, welcher Schriften in ungebundner Schreibart griechiſch verfertiget: Und er merkt an, daß Pherecides ohngefähr um die Zeit des Cyrus gelebt habe: An ſtatt daß Homer und Heſiodus etwa hundert Jahr älter und Orpheus, Linus und Muſäus noch etliche Jahrhundert älter, als dieſe zween geweſen. Was die Sybillen anlangt, ſo ſind einige eher, als alle Poeten, geweſen, und haben zu den Zeiten und an den Orten gelebt, wovon uns in den Geſchichten nichts übrig geblieben. Das wenige, was Solon und Pythagoras geſchrieben, haben ſie uns in Verſen gelaſſen; und ſie haben beyde ein wenig vor dem Cyrus gelebt. Vor ihnen waren Archilochus, Simonides, Tyrtäus, Sappho, Steſichorus und viel andre Poeten, welche zu ihrer Zeit in Anſehen waren. Dergleichen berichtet man uns auch aus Chaldäen, Syrien und China: Und unter den alten abendländiſchen Gothen, welche unſere Vorgänger geweſen, iſt die runiſche Poeſie, wie mich dünkt, ſo alt, als ihre Schrift. Ihre Geſetze, ihre Sittenlehren, ihre Hiſtorie, ihre Kirchengebräuche ſo wohl als ihre Zaubereyen ſind alle in Verſen geſchrieben worden.

Unter den Hebräern und unter den Büchern ſo gar der heil. Schrift, iſt wohl nach dem Urtheile der meiſten Gelehrten das Buch Hiob das älteſte. Man glaubt, es ſey ſchon vor Moſe geweſen, und dieſer Prophet hätte es nur aus dem Chaldäiſchen oder Arabiſchen ins Hebräiſche überſetzen laſſen. Zum wenigſten hat man viel Muthmaßungen, welche auf die Gedanken bringen können, daß Hiob keiner aus dem jüdiſchen Geſchlechte geweſen. Anfangs macht das Land, wo er wohnte, welches auf einer Seite Chaldäen, auf der andern Seite Sabäen und Arabien hatte, und hernach unterſchiedene Stellen dieſes vortrefflichen und gewiß eingegebenen Gedichtes, daß man vermuthen kann, der Verfaſſer müſſe in einigen Ländern nahe bey dem Einfluſſe des Euphrats oder dem perſiſchen Meere gelebt haben, wo er ſeine ſchönen und wichtigen Betrachtungen über die Geheimniſſe und Wunder der Natur anſtellte, die in dieſen Ländern ſehr gemein waren. Dazu kömmt noch, daß man in dem ganzen Buche Hiobs nicht eine Spur der moſaiſchen Gebräuche und Ceremonien antrifft, es mag nun auf den Gottesdienſt, oder auf den Lebenswandel gehn. Denn was die Opfer und Lobgeſänge anbetrifft, ſo iſt dieſes alles nicht nur älter in der Religion, als die Zeit, darinnen Moſes gelebt; ſondern der Glaube einer einzigen Gottheit, welche ohne Bilder und Zeichen angebethet werden ſollte, iſt auch vor Alters von den Perſern, Hetruskern und Chaldäern angenommen und ausgeübt worden. Wenn alſo Hiob ja ein Hebräer wäre, ſo iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß er einer von den Nachkommen Hebers iſt, welcher in Chaldäen gewohnt hat; oder einer von den Nachkommen Abrahams, welcher dieſes Land verlaſſen hatte, den einzigen Gott allein anzubethen: Viel eher als daß man glauben ſollte, er käme von Iſaac oder Jacob her, welche allezeit in dem Lande Canaan gelebt haben. Es mag nun hierinnen ſeyn, wie es will, ſo zweifelt doch niemand, daß das Buch Hiob in Verſen geſchrieben worden, und daß es ein Gedichte ſey, deſſen Grund und Abſicht iſt, die Gerechtigkeit Gottes, ſein Anſehen und ſeine Vorſorge wider die Beſchuldigungen und Verſpottungen der Gottloſen und Gottesleugner zu vertheidigen, welche Gelegenheit nahmen, wider Gott zu ſtreiten; weil es alle Tage geſchieht, daß eine große Anzahl böſer und gottloſer Leute in dieſem Leben glückſelig zu ſeyn und eine große Glückſeligkeit zu genieſſen ſcheinen; da indeſſen rechtſchaffne Leute hingegen ihr Leben oft im Kummer und Elende zubringen. Die Ueberſetzung, welche die Juden zu Ferrara von dieſem

ſem Buche in ſpaniſcher Sprache gemacht, welche, wie ſie ſich rühmen, in ſolchen Worten geſchehen, die dem Hebräiſchen ſehr nahe kommen, daß es beynahe Wort zu Wort iſt, und zu welcher Ueberſetzung bisher die Ueberſetzer der Bibel ihre Zuflucht genommen, giebt uns die erſten zwey Capitel, als wenn ſie in ungebundener Schreibart aufgeſetzt wären, und das letzte vom ſiebenten Vers an, als ob es ſo wohl eine Einleitung zur Hiſtorie dieſes Buches, als auch der Beſchluß des Werkes wäre: Das übrige aber haben ſie überſetzt, als wenn es in Verſen geſchrieben worden; ausgenommen den Zuſammenhang des einen Theiles mit dem andern, oder wenn er die Perſonen miteinander redend in den heiligen Geſprächen, die wir daſelbſt ſehen, einführen will.

Wenn wir die Bücher Moſis für die Aelteſten unter allen hebräiſchen Büchern halten; ſo iſt ſehr glaublich, daß der Lobgeſang Moſis zuerſt geſchrieben worden, und ehe dieſer Prophet noch die Hand angeſetzt hat, das übrige zu ſchreiben: Und daß der Lobgeſang der Debora auch eher, als das Buch der Richter, geſchrieben worden; weil beydes Geſänge ſind, die zum Lobe und zum Ruhme Gottes wegen des herrlichen Fortgangs, und des Sieges, welche er die Iſraeliten davon tragen laſſen, angeſtimmet worden. Ich habe den letztern in der That niemals leſen können, daß ich nicht darinnen die rechten Merkzeichen der Poeſie und Malerey angetroffen hätte, ſo weit ſolche in einer andern Sprache, in welcher es wolle, kann gezeigt werden, ungeachtet ſie etwas von ihrer Schönheit in den Ueberſetzungen können verlohren haben, die in unſerer gemeinen ungebundnen Schreibart, und in Sprachen verfertiget worden, die von der Grundſprache ſehr unterſchieden ſind. Wenn wir der Meynung vieler alten und neuen Gelehrten folgen, welche geglaubt haben, daß Eſdra den erſten Theil der hiſtoriſchen Bücher des alten Teſtaments geſchrieben; oder unter der Regierung und Eingebung des heiligen Geiſtes, wie Moſes und die andern Propheten in einen Band zuſammen geleſen: So werden in dieſem Falle die älteſten unter den hebräiſchen Büchern, die wir haben, die Pſalmen Davids, und das andere das hohe Lied ſeyn, welches vom Salomon geſchrieben worden, da er noch ſehr jung war, wie er hingegen den Prediger in ſeinem Alter geſchrieben. Man mag es nun auf einer Seite anſehen auf welcher man will, und von der heiligen Schrift reden oder von den weltlichen Scribenten handeln; ſo erhellet ganz klar, daß die poetiſchen Werke die erſten Schriften, und bey verſchiedenen Völkern in der Welt am meiſten im Brauche geweſen ſind.

Ich geſtehe ganz gerne, es ſcheint anfangs etwas wunderbar, daß die Art, ſo richtig, und regelmäßig zu ſchreiben, wie in der Poeſie geſchieht, vor der ungebundenen Schreibart, die ſo leicht, und den Regeln wenig unterworfen iſt, ſollte im Brauche geweſen ſeyn: Allein, wenn man darauf nur Achtung giebt, was die erſte Abſicht beym Schreiben geweſen, ſo wird es nicht ſchwerer ſeyn, die Urſache davon, als die Erfahrung, zu entdecken. Der eigentliche Endzweck, welchen man ſich hierinnen überhaupt vorgeſetzt, iſt geweſen, dem Gedächtniſſe zu helfen und zu machen, daß man das Andenken der Worte oder Thaten behalte, welche ſonſt wären verlohren gegangen, und wovon man in der Welt nicht mehr würde geredet haben. Ehe noch gewiſſe Fragen und Streitigkeiten der Philoſophie den witzigen Köpfen in Griechenland etwas zu thun gaben; ſo hatten ſie nichts in ungebundener Schreibart, als ihre Geſetze, einige Sprüche der Weiſen, einige Räthſel und Gleichniſſe oder Fabeln, in welchen die Alten etwas aus der Natur und Sittenlehre auf eine geſchickte Weiſe verſteckt hatten: Alles aber, was ſie außer dieſen Geſchriebnes hatten, waren einige kurze Nachrichten, welche die Perſonen und ihre merkwürdigſte Thaten oder die Zeitrechnung betrafen, und das war alles in Verſen. Dahero iſt es auch itzo ſehr wohl zu begreifen, daß es leichter iſt, das Andenken aller dieſer Dinge in Verſen, als in Proſe, zu behalten: Nicht nur wegen des Vergnügens, das man im Maße der Verſe und ihrer Töne ſindet, welches geſchickt iſt, einen großen Eindruck in das Gedächtniß zu machen; ſondern auch wegen der Zuſammenſtellung der Worte oder Füße; denn das verurſacht einen gewiſſen Takt, welcher ungemein viel dazu beyträgt, daß ſich die Worte leichter eines nach dem andern in das Gedächtniß drücken. Man weis die Zahl der Füße, welche jede Art Verſe haben muß, und dieſes macht, daß man bey Erinnerung einiger Worte urtheilen kann, was vorhergegangen iſt, und was nachfolgen kann.

Dadurch iſt die Poeſie vor der Erfindung der Buchſtaben ſo nöthig geworden und ſo bequem, nachdem man ſie eingeführet hat, und daraus ſieht man, daß das große Anſehen und die große Hochachtung, worinnen ſie jederzeit geſtanden hat, nicht nur aus dem Vergnügen, das man daran gefunden, ſondern auch aus dem Nutzen, den man davon gehabt hat, entſtanden iſt.

Dieſes führet uns natürlicher Weiſe auf die Gelegenheiten, oder die gewöhnlichen Materien der Poeſie. Ueberhaupt waren es Lob- und Lehrgedichte, Hiſtorien, Liebesgeſchichte, Klaglieder, Verweisgedichte. Das Lob iſt die Materie zu den Lobgeſängen und Pſalmen geweſen, die in der heiligen Schrift angeführt werden; und zu den Geſängen des Orpheus, Homers und vieler andern: Wie auch zu den Verſen, welche man in Rom Carmina ſecularia nennte, die zum Ruhme der Götter allein gewidmet waren. Dieſes war auch der Inhalt der Oden des Pindarus, Steſichorus und Tyrtäus, welche Loblieder auf die Tugend und tugendhafte Perſonen ſind. Das Buch Hiob iſt zum Unterrichte gemacht; indem ſein Vorhaben war, uns die Vollkommenheiten Gottes, und die Wunder ſeiner Werke in der Natur bekannt zu machen. Die Poeſie des Simonides, Phocilides, Theognis, und vieler anderer kleinerer griechiſchen Poeten mit dem, was unter dem Namen des Pythagoras in der Welt herum geht, halten Sittenlehren in ſich. Das erſte Buch des Heſiodus und die Georgica des Virgils handeln vom Feldbau; Lucretius hat die ſchwerſten und tiefſten Materien der Naturlehre ausgeführt. Die Hiſtorie iſt eigentlich der Grund der Heldengedichte, wie die Ilias des Homers und die Aeneis des Virgils, welches zwey unvergleichliche Werke ſind. Die Fabel, welche eine Art der Hiſtorie iſt, macht die Materie der ovidianiſchen Verwandlungen aus. Die lyriſche Poeſie iſt eigentlich für die Liebe beſtimmt worden: Zuweilen aber hat man ſie auch zum Lobe gebraucht. Die Liebe hat auch Materie zu Hirtengedichten verſchafft, wie man es beym Theokrit, Virgil und Horaz ſieht, welcher, wie ich denke, der erſte und rechte lyriſche Poet unter den Lateinern geweſen iſt. Die Klagen hat man der Elegie überlaſſen, und das Anklagen und Richten für die Satire aufgehoben. Die dramatiſchen Gedichte ſind aus allen dieſen verſchiededenen Arten der Poeſie zuſammen geſetzt worden; ihr vornehmſter Endzweck aber iſt geweſen, andere unter der Decke und Verkleidung der Fabel, oder durch das Vergnügen und die Ergötzlichkeit der Hiſtorie zu unterrichten. Man hat ſich in dieſen Werken vorgeſetzt, die Schönheit der Tugend kenntlich zu machen und zu zeigen, was ihr Lohn und Glück iſt, wie auch die häßliche Geſtalt des Laſters, nebſt dem Unglücke, das ſie zu begleiten pflegt, vorzuſtellen; und da ſie von beyden Exempeln giebt, die Menſchen dadurch zur Liebe, zur Tugend und zum Haſſe des Laſters zu bewegen. Man hat die üblen Gewohnheiten abſchaffen, die böſen Sitten beſſern, und die Heftigkeit der Leidenſchaften mäßigen wollen. Das ſind überhaupt die Materien der verſchiedenen Stücke für die Schaubühne, das Luſtſpiel und das Trauerſpiel, bloß mit dieſem Unterſchiede, daß das Luſtſpiel ihre Bilder und Vorſtellungen aus dem gemeinſten und gewöhnlichſten Lebenslaufe der Menſchen nimmt: An ſtatt daß das Trauerſpiel dasjenige vorſtellt, worinnen ſich die Leidenſchaften in den menſchlichen Handlungen am heftigſten und gewöhnlichſten zeigt. Wenn ich dieſe Betrachtungen weiter treiben wollte, ſo würde ich mich auf einen Weg begeben, der ſo ſehr ſchon gegangen, und bekannt iſt, daß ich nur die Zeit verlieren und den Leſer vergebens aufhalten würde.

Wieder aber auf die Veränderungen zukommen, welche in der Poeſie vorgegangen ſind; ſo will ich nur eine anmerken, die alt iſt, und einige andere, die neu ſind, die aber bey dem Verfalle des großen Reiches des Verſtandes nur alzu empfindlich ſind. Die erſte Veränderung, welche in der Poeſie geſchehen, iſt daher gekommen, daß man ſie in die Proſe gebracht hat, und ihr die weiten und ſchleppenden Röcke angethan, die gemeinen Decken der Proſe, unter welchen ſie ganz verſtellt geworden, und die ihre vornehmſte Schönheit und ihre regelmäßigſten und artigſten Züge verborgen haben. Aeſopus war der erſte, der es in Griechenland that; doch dieſe Gewohnheit iſt in den Morgenländern noch weit älter, und weit mehr im Gange geweſen, wie man es aus den vielen Gleichniſſen ſo wohl des alten als neuen Teſtaments ſiehet. Man hat auch im Perſiſchen ein Buch Fabeln gehabt, nach Art des Aeſopus ſeinen, von welchen man vorgiebt, daß es aus einem alten indianiſchen Buche überſetzt worden ſey. Allein ob es gleich den Morgenländern natürlich zu ſeyn ſcheinet, ſo glaube ich doch nicht, daß es ſo alt ſey, noch auch, daß darinn ſo viel Verſtand, als in dem Griechiſchen, ſey. Die Poeſie iſt auch noch auf eine andere Weiſe in die Proſe gerathen, nemlich bey denen mileſiſchen Erzählungen, welche eine Art kleiner Hirtenromane waren. Allein ob ſie gleich ſonſten in Griechenland und zu Rom ſehr im Gange waren; ſo weis ich doch nicht, daß wir Exempel davon hätten, es müßten denn die Hirtengedichte des Longus ſeyn, welche uns von der großen Zärtlichkeit und dem Vergnügen, das man in dergleichen Erzählungen antrifft, einen Geſchmack beybringen. Die letztere Art der Poeſie in Proſe iſt die, welche in dieſer letzten Zeit die Welt unter dem Namen der Romane gleichſam überſchwemmt hat: Denn obgleich dieſe Erfindung etwas neues, und das Werk eines gothiſchen Verſtandes zu ſeyn ſcheinen könnte: So iſt ſie doch ſehr alt. Die Ueberbleibſel des Petrons ſcheinen von dieſer Art eben ſo wohl zu ſeyn, als was Lucian eine wahre Hiſtorie nennt. Das älteſte Werk aber, das man für einen Roman hält, iſt wohl des Heliodors ſeines, welches durch den

Vorzug berühmt geworden, den ihm ſein Verfaſſer vor dem Biſthume gab, welches er lieber verlieren, als dieſes Kind ſeines Verſtandes verleugnen wollte. Den Witz und die Schönheit dieſer alten Art der Poeſie aber trifft man wohl am beſten in den Werken des Herrn Chevalier Sidney an, den ich für den größten Poeten und den vortrefflichſten Kopf unter allen denjenigen halte, die nach ihm gekommen ſind, und in unſrer Sprache oder in einer andern von den itzigen Sprachen geſchrieben haben; kurz für einen Mann, der gebohren war, es nicht nur ſo weit zu bringen, daß er was großes und ſchönes entwerfen, ſondern auch andern zum Muſter dienen können, wenn ſein Leben ſo lang geweſen wäre, als ſein Verſtand und ſeine Tugend etwas ſeltnes waren.

Ich will mit ihm dasjenige aufhören, was ich von der alten Poeſie zu ſagen hatte, in der Fortſetzung aber meiner Unterſuchung ihres Verfalls mich zu denen Veränderungen wenden, welche ſeit der Abnahme und dem Verluſte der Poeſie der Alten geſchehen ſind. Denn was wir heute davon ſehen, das iſt als ob uns nach dem Tode der wahren Poeſie nur noch der Schatten übrig geblieben wäre. Der Grund und die Urſache dieſer Veränderungen iſt keine andere, als die bekannte Umkehrung, welche die Geſtalt des römiſchen Reiches verändert, und die Reiche der Gothen, Wenden, und dergleichen andrer barbariſchen Völker, welche alle Provinzen des Reichs in Europa überſchwemmten, auf ſeinen Untergang erbauet hat. Nach den Erorberungen des Cäſars bey den Gaulen, und in demjenigen Theile Deutſchlands, der ganz nahe liegt, und die unter der Regierung des Auguſts und Tiberius, durch ihre Generallieutenants vermehret worden, fanden ſich viel Gauler und Deutſche, die ſich zu der römiſchen Armee, und folglich nach Rom begaben, wo ſie ihre beſtändige Wohnung aufſchlugen, wie viele Spanier, Syrer und Griechen es vor ihnen zu der Zeit gethan hatten, als ihr Land unter die Bothmäßigkeit der Römer gefallen war. Die Vermiſchung aller dieſer Völker verderbte in weniger Zeit die Reinigkeit der lateiniſchen Sprache, daß man in dem Lucan, und noch mehr in dem Seneca die große Veränderung leicht wahrnimmt, welche ſich ſeit der Regierung des Auguſts daſelbſt eingeſchlichen hatte. Nachdem Trajan und Adrian die Deutſchen und Scythen auf beyden Seiten der Donau ſich unterwürfig gemacht hatten; ſo fieng ſichs an, daß dieſe barbariſchen Völker einen großen Verkehr mit den Römern hatten, und ich bilde mir ein, die kleinen Verſe, welche man dem Kaiſer Adrian zuſchreibt, waren eine Nachahmung der runiſchen Poeſie. Das Scythicas pati pruinas des Florus zeigt zur Gnüge an, von was für einem Stamme ſie ſind, und von was für einer Himmelsgegend ſie können gekommen ſeyn: Und die erſten Reime, welche ich im Latein geleſen habe, wobey man mit den Buchſtaben und Sylben ſpielet, finden ſich in den Verſen, welche Adrian machte, als er merkte, daß er dem Tode nahe war

> O Animula, vagula, blandula,
> Quae nunc abibis in loca,
> Pallidula, lurida, timidula,
> Nec vt ſoles dabis ioca.

Man hat Urſache zu glauben, daß ſich der alte Geiſt der Poeſie durch die langen und blutigen Kriege mit den barbariſchen Völkern verlohren, und ein ganz neuer Geiſt angefangen hat, ſeinen Platz einzunehmen; oder daß Adrian, welcher ſo wohl, wie die übrigen, gelehrt thun wollte, und doch nicht fähig war, die alte Ader der Poeſie zu erreichen, ſich zu dieſer neuen wendete, die ihm ſeine großen Feldzüge in dieſe Länder geläufig gemacht hatten; und es iſt wahrſcheinlich, daß es andere nach dem Exempel ihres Kaiſers auch thaten. Zur Zeit des Boetius, welcher unter d[illegible] Regierung des Theodorics zu Rom lebte, finden wir, daß die lateiniſche Poeſie ſehr nach der Nachahmung der gothiſchen ſchmeckte, und man kann wohl ſehen, daß die alte Poeſie daſelbſt nicht mehr ſehr im Gebrauche war.

Seit der Zeit wurden die ſchönen Wiſſenſchaften durch die ſchwarze und dicke Wolke der Unwiſſenheit mehr und mehr verdunkelt, die ſich aus dem Innern der mitternächtiſchen Gegenden erhob, und indem ſie ſich durch einen beſtändigen Fortgang, welchen dieſe barbariſchen Völker gewonnen, vermehrete, endlich über ganz Europa erſtreckte. Die römiſche Sprache fing ſelbſt an abzunehmen und nicht mehr ſo im Gebrauche zuſeyn und aus der Verderbniß, welche dabey geſchah, erwuchſen drey neue Sprachen in Spanien, Italien und Frankreich. Man redete in langer Zeit, an dem Hofe der Fürſten oder Großen dieſer ſieghaften Völker nichts anders, als ihre gothiſche Sprache, oder fränkiſch und ſächſiſch, welche alle mit etwas Deutſchen vermengte Sprachen waren; weil die meiſten von dieſen mitternächtiſchen Völkern lange Zeit in Deutſchland geblieben waren, ehe ſie noch weiter gegen Mittag oder Abend gegangen. Ueberall wo die römiſchen Pflanzſtädte lange Zeit gewohnt hatten, und wo man durchgängig ihre Sprache redete, bediente ſich das gemeine Volk derſelben noch; ſie war aber durch die Landesſprache, die man beſtändig darein mengte, ſehr verderbt worden. Zur Zeit Carls des großen wurde ſie in Frankreich ruſtica romana und in Spanien, ſo lange es unter der Herrſchaft der Gothen war, Romance genennt. In England aber, wohin die römiſchen Kaiſer alle ihre Truppen zur Vertheidigung der Gaulen wider die Einfälle der Barbarn zogen, und von welchen viel Einwohner der Sprache der Römer, mit welchen ſie viel zu thun hatten, ſehr gewohnt waren, hatte ſich dieſe Sprache ſo wohl, als die eigne Sprache der Engländer gegen die Zeit des Kaiſers Valentinianus ganz und gar verlohren, und man hingegen die ſächſiſche Sprache daſelbſt, ohne viele Schwierigkeit eingeführet. Durch dieſe Veränderungen verlohr ſich die alte Poeſie völlig aus dieſen Ländern, und es kam darinnen nach und nach eine neue auf, welche man mit einem neuen Worte durch eine kleine Veränderung des gothiſchen Worts Runes und nicht, wie man es insgemein glaubt, des griechiſchen ϱυϑμος Reime nennte.

Runes war eigentlich der Name der alten gothiſchen Buchſtaben, welche durch Odin entweder erfunden, oder in die Pflanzſtadt der Geten oder Gothen gebracht worden, die er in den mitternächtiſchen Gegenden um das balthiſche Meer herum, wie wir es in der vorhergehenden Abhandlung angemerkt, aufgerichtet hatte. Weil aber alle ihre Schriften viel hundert Jahre lang in Verſen waren; ſo wurde das Wort Runes zu einem allgemeinen Worte für alle ihre Poeſien, und diejenigen, welche ſie ſchreiben, Runers oder Rymers genennt. Sie hatten noch einen andern Namen, welcher dieſen Scribenten oder zum wenigſten einer gewiſſen Gattung unter ihnen ganz eigen war, welches der Name der

Viiſes, oder der Wiſes iſt: Und weil die Weiſen dieſes Volkes ihre Gedanken am beſten ausdrückten und ihr Wiſſen und ihre Geſchicklichkeit, die ſie in dergleichen Dingen hatten, am beſten zu verſtehen gaben; ſo beehrte man diejenigen, welche in dieſen Schriften am beſten fortkamen, und einen großen Ruhm davon trugen, mit dem Titel der Wiſemen der Weiſen: Und man gab ihrem guten Verſtande und ihrer großen Einſicht den Namen der Wiſdom, das iſt, der Weisheit. Alle die Schriften aber, welche nur zum Ergötzen und zum Vergnügen dienten, belegte man mit dem Namen Wit, das iſt, des Witzes: Und dieſer Name wurde auch bey der Poeſie wegen des Vergnügens gebraucht, mit welchem man ſie leſen oder herſagen hört.

Es waren mehr als hundert verſchiedene Arten dieſer Runes, die bey den Gothen im Brauche waren. Einige beſtunden aus langen Verſen, andere aus kurzen: Andere aus gleichen und ungleichen Verſen; und die Tonfälle waren darinnen ſehr unterſchieden, wie auch das Sylbenmaaß und die Füße, welches bey allen einen großen Unterſcheid machte, wenn man ſie herſagen wollte. Bey einigen ſpielte man mit einem Worte auf das andere und man gab ſich Mühe es ſo einzurichten, daß die Sylben der Wörter unter ſich eine Art der Zuſammenſtimmung machten, es mochte nun in einem Verſe ſeyn, oder zwiſchen zween und zween, oder wechſels Weiſe, welches eine Art ihres Tonfalls ausmachte, der den groben Ohren dieſes Volkes gefiel. Weil ihre Sprache eine große Anzahl einſylbiger Wörter hatte, und unter dieſer großen Anzahl viel waren, die in Ausſprechen einerley klingen; ſo hatte man eine andere Art Runes erfunden, wo man es ſo machte, daß allemal bey zween Verſen oder vier gegen vier die letzten Worte alle einerley Klang hatten. Da dieſes nun nicht viel Mühe koſtete; ſo brauchte man auch weder viel Geſchicklichkeit, noch viel Verſtand, es zu machen; weil ein klein Geräuſche dadurch entſtund, welches dasjenige erſetzte, was anderswo mangelte, und die Ohren des gemeinen Volkes ſehr kützelte. Dergleichen Verſe wurden mit der Zeit in allen Pflanzſtädten der Gothen in Europa ſehr gemein, und daher iſt es gekommen, daß die Reime, oder die Runes, die neue Poeſie aller dieſer Länder geworden ſind.

Dieſes iſt aber nicht die Poeſie der neuern Sprachen allein geweſen, ſondern ſie war es auch in den Zeiten der Unwiſſenheit bey der verderbten lateiniſchen Sprache, die ſich noch unter den Mönchen und Prieſtern erhalten hatte, als ein Merkzeichen des Unterſcheids von dem unwiſſenden Pöbel, der ſie, wenn ſie lateiniſch redten, für große Leute hielten. Sie hätten auch geglaubt, ſie machten ſich geringſchätzig, wenn ſie in ihrer eignen Sprache geredt oder geſchrieben hätten. Wenn ich vom Pöbel rede; ſo verſtehe ich dadurch nicht nur die gemeinen Leute: Sondern überhaupt alle Perſonen, auch ſo gar vom Stande, nemlich ihre Barons und ihre Prinzen: Und dieſes gieng ſo fort bis auf die Zeiten, da ſich die ſchönen Wiſſenſchaften in Europa wieder empor zu bringen anfingen, welches über zweyhundert Jahre eben noch nicht iſt.

Die gemeine Art der gothiſchen Runes war, wie die Dithyramben, welche eine gewiſſe Gattung unordentlicher Verſe iſt, wo man dem Maße und den Regeln nicht unterworfen iſt, und die deswegen nicht viel Mühe zu machen koſten. Bey dem allen findet ſich doch etwas in dieſer Poeſie, welches von der poetiſchen Ader zeiget, wie auch von den Bewegungen, die eine Wirkung des poetiſchen Feuers ſind, welches gewiſſen Leuten ſo natürlich und eigen iſt. Jedoch dieſe Poeſie mag an ſich ſelber ſeyn, wie ſie will; ſo gefiel ſie nicht nur dieſen ungezognen und barbariſchen Völkern, bey welchen ſie ſehr im Brauche war, ſondern ſie waren recht von ihr eingenommen, und die Runers waren nicht weniger bey ihnen in Anſehen, auch nicht weniger von den Gothen bewundert, als die beſten Poeten der Alten es unter allen ihren artigen und gelehrten Völkern geweſen ſind: Wie das Sprüchwort ſagt: Wo lauter Blinde ſind, da ſind die einäugigen Könige. Man hielt dieſe Runers eben ſo wohl für Leute, die aus Eingebung redeten, als es die Alten von ihren Poeten geglaubt haben, und man entzog auch ihren runiſchen Poeſien den Namen des Göttlichen oder des Magiſchen nicht, womit man der alten Poeten ihre beehret hatte.

Sie ließen ihre Ader bey verſchiedenen Gelegenheiten fließen, die ſich aber alle auf die allgemeinen Materien bringen laſſen, welche wir erſt berührt haben, da wir von der alten Poeſie redeten. Ihre gewöhnlichſten Gelegenheiten waren inzwiſchen die Erzählungen verwegner und martialiſcher Thaten ihrer Kriegsleute, die Lobſprüche ihrer Unerſchrockenen, welche ſich einer nach dem andern im Streite ſehen laſſen oder getödtet worden, indem ſie tapfer mit einander ſchlugen. Man beſchenkte einander gemeiniglich mit dieſen Liedern, oder mit dieſen Balladen an Feſttagen oder in den Verſammlungen junger Leute, daß man ſie zur Tapferkeit erwecken, und zum Morden und Rauben anfriſchen möchte. Sie ließen in ihre Verſe nicht leicht die ausgekünſtelten Meynungen der Ehre und Liebe kommen: Die ſchickten ſich für ſo wilde Völker und für eine eiſerne und blutige Zeit nicht. Die ganze Ehre beſtund damals im Ueberwinden: Und die Liebe, einen groſſen Raub zu erhalten, und ſeiner Wolluſt ein Gnüge zu thun.

Aber wie bey dem allen das rechte poetiſche Feuer unter ihnen etwas überaus ſeltenes war, und in den meiſten ihrer Poeſien ein ſehr unordentliches Feuer herrſchte, welches nur zu Zeiten praſſelte und diejenigen, welche ſie laſſen oder dieſe Poeſien herſagen hörten, nur in etwas befriedigte die Runers auch ſahen, daß ſie ſich hierdurch nicht in Verwunderung ſetzen könnten; ſo dachten ſie auf ein ander Mittel, welches die Bezauberungen und Hexereyen waren; ſie wußten mit dieſen das Hohe und Wunderbare zu erſetzen, welches ſich in der Poeſie und Proſe der Alten finden ließ, bey ihnen aber mangelte. Damit nun die Runers ihre Reime in Anſehen brächten und ihnen Verwunderung zuzögen; ſo wandten ſie ſich zum Hexen und zum Bezaubern, und rühmten ſich, daß ſie durch dieſes Mittel Sturm und Wetter erregen, das Meer ſtillen, die Feinde in Schrecken ſetzen, ſich in die Luft erheben, die Geiſter beſchweren, die Krankheiten heilen, das Blut in Wunden ſtillen, ſich bey den Weibern beliebt machen und die Menſchen feſte machen könnten: Weswegen der eine von ihren älteſten Runers verſichert, er habe die Probe durch die Kraſt ſeiner Zauberkunſt an ſich ſelbſt gemacht. Da der gewöhnliche Titel dieſer Runers der Titel Viiſes oder Wiles war; ſo machte man hernach Wizards und Witches daraus, welches Hexenmeiſter und Hexen bedeutet, und dieſes legte man allen Männern und allen Weibern bey, welche in dem

Rufe waren, daß ſie dergleichen Wunderdinge und Hexereyen machen könnten.

Aus dieſer Werkſtatt ſcheinen alle Siegeszeichen herzukommen, welche man die Bezauberungen in den alten ſpaniſchen Romanen davon tragen läßt, die bey ihnen die Früchte dieſes alten gothiſchen Geiſtes geweſen ſind, den ſie noch ſeit der Zeit behalten hatten, als die Gothen in ihrem Lande herrſchten. Sie haben ihn auch ſo gar nicht verlohren, nachdem Spanien durch die Saracenen wieder hergeſtellt worden, auch mitten unter den wichtigen und unaufhörlichen Beſchäfftigungen langer Kriege, welche ſie mit dieſen Völkern hatten. Ohne Zweifel entſprangen aus eben dieſer Quelle alle die eingebildeten Arten der Geiſter, Geſpenſter, Erſcheinungen und Blendwerke, womit die Kinderwärterinnen ihre Kinder erſchrecken, und zuweilen einen ſo tiefen Eindruck in ihr Gemüthe machen, daß ſie ſich noch lange Zeit davor fürchten, bis ſie zu einem Alter gekommen, da ſie ihre Vernunft recht brauchen können, und Gott weis, wenn dieſes geſchieht; bey den meiſten geſchieht es zum wenigſten ſehr ſpäte, und bey einigen kömmt dieſe Zeit ſo gar niemals. Kurz, dieſe eitlen Einbildungen waren unter den Gothen und ihren Nachkommen ſo gemein, daß ſie allerhand Arten der Bezauberung nicht nur ihren Runers oder ihren Verſen, ſondern ſo gar denen Buchſtaben und Zeichen, deren ſie ſich zum Schreiben bedienten, zuſchrieben. Das war die Urſache, daß man ſie gegen das eilfte Jahrhundert ganz und gar verboth und den Gebrauch derſelben in Schweden völlig abbrachte, wie man es vorhero in Spanien durch weltliche Geſetze und geiſtliche Verordnungen gethan hatte; und wenn auch nach der Zeit einige Spuren dieſer Wiſſenſchaft in dieſer Sprache ja noch übrig geblieben; ſo iſt es in den äuſſerſten Norden und mitten nach Jsland verwieſen und getrieben worden.

Wenn man ſich die Mühe giebt, über dasjenige nachzudenken, was ſich nur ſeit dreyſig oder vierzig Jahren zugetragen hat: So wird man ſehen, wie leichtgläubig man noch bey den alten Geſpenſterhiſtorien, Erſcheinungen der Geiſter, Hexereyen und Zaubereyen geweſen iſt. Vor nicht langer Zeit hielt das gemeine Volk an einigen Orten in Frankreich es für eine gewiſſe Sache, daß es Lougarous gäbe, das iſt, Menſchen, welche die Geſtalt eines Wolfes annähmen: Und ich erinnere mich, einige Jrrländer geſehen zu haben, die eben das glaubten. Wir finden auch noch in unſerer Sprache Ueberbleibſel von dieſen alten Einbildungen: Denn in dem alten Runiſchen bedeutet das Wort Mara einen Geiſt, der auf die Leute fällt, wenn ſie in ihrem Bette ruhig ſchlafen und ihnen das Reden benimmt und die Kraft ſich zu bewegen. Unſer altes Nicka hieß noch in eben der Sprache ein Geiſt, welcher die Leute erſtickte, die ins Waſſer fielen. Das Wort Bo iſt der Name eines trotzigen Kriegsmanns, welcher ein Sohn des Odins war, und deſſen Namen die Soldaten mit lauter Stimme und wiederholtem Schreyen ausriefen, wenn ſie den Feind angriffen, damit ſie ihm dadurch eine Furcht einjagen möchten. Jch vermuthe, daß es ſich noch eben daher ſchreibt, woher unſer gereimtes Sprichwort köm̃t, Rats to Deuth.

Nach der Zeit, von der ich geredet, ſah man noch einige Spuren der runiſchen Poeſie in Jrrland. Unter denen verſchiedenen Lebensarten, welche die Sieben, die unter ihnen anſehnliche Leute waren, ihre Kinder lernen lieſſen, war nicht nur ein Arzt, ein Jäger und ein Hufſchmid und andere dergleichen Werkleute, ſondern auch ein Poet und Mährchenerzähler. Die Schuldigkeit des Poeten war, die berühmten Thaten der Voreltern des Geſchlechts in Verſe zu bringen, damit man ſie an Feſttagen ſingen und die Geſellſchaft damit erluſtigen könnte. Und der Mährchenerzähler war dazu beſtimmt, daß er durch mancherley Zeitvertreib die Traurigkeit und Schwermüthigkeit derjenigen aus ihrem Geſchlechte linderte, welche nicht einſchlafen konnten. Hierbey erinnere ich mich, daß ich habe ſagen hören, ein braver nordiſcher Edelmann aus Irrland wäre auf die Wolfsjagd in die Berge gegangen, die gemeiniglich drey oder vier Tage dauert, und da er daſelbſt die Nächte ſehr übel zugebracht und kaum einige Stunden ſchlafen können, ſo hätte er einen ſeiner Mährchenerzähler rufen laſſen, welcher ſo bald, als ſich dieſer nieder gelegt hatte, eine gewiſſe Hiſtorie von einem Könige oder von einem Zwerge und einer Jungfer angefangen und andere ſolche Mährchen zum Zeitvertreibe mehr, welches die ganze Nacht in einem Tone ſo fort gewähret, ſo gar daß man ihn noch immer erzählen hören, wenn man aufgewacht. Sie machten aus dem Mittel, die Leute einzuſchläfern, ſo viel, daß ſie glaubten, es wäre kein beſſeres und unſchuldigers Mittel in der Welt, als dieſes den Schlaf zu befördern und Leib und Seel zu tröſten und zu erquicken. Ich erinnere mich auch in meiner Jugend geſehen zu haben, daß viel Leute bey uns ihre Dankſagung und andere gewöhnliche Gebethe in Verſen hergeſagt haben. Es iſt auch gewiß und bekannt, daß man Schuldverſchreibungen aufbehalten und Ausgaben in Verſen gemacht hat, auch nachdem, da dieſes Land iſt eingenommen worden.

Das ſind die elenden Lumpen, womit die Poeſie zu allen Zeiten der Unwiſſenheit iſt bekleidet worden, darinnen ganz Europa im Finſtern lag, nachdem ſo viel ſchöne und vortreffliche Wiſſenſchaften, die es unter dem römiſchen Reiche aufgeklärt hatten, verſchwanden waren: Denn in ſo weit ſich viel neue Regierungen auf den Ueberbleibſeln dieſes großen und blühenden Reiches erhuben und ſich alle dieſe barbariſchen Völker, welche aus Norden gekommen waren, in allen dieſen Landſchaften feſt ſetzten, ſo bekam daſelbſt alles eine andere Geſtalt: Es entſtunden neue Gewohnheiten, neue Kleidertrachten, neue Sprachen und bey nahe eine neue Natur. Nachdem die Morgenröthe eines neuen Tages aufzugehen anfieng und die Wiſſenſchaften gleichſam wieder aufſtunden und mit ihnen die zwo gelehrten Sprachen das Griechiſche und Lateiniſche; ſo hub auch die Poeſie an, ſich wieder zu erholen: Sie war aber von ſich ſelbſt ſehr unterſchieden, und hatte weder die vorigen Züge, noch die vorige Kleidung, noch den vorigen Geiſt, welche ſie ſonſt gehabt hatte; dieſes alles war ungemein verändert. Es waren bloße Reime nach Art der Gothen, und man traf nicht eine einzige neue Sprache an, bey welcher man die Füße und das Maaß der Verſe anbringen konnte, welche man in dem Griechiſchen und Lateiniſchen angebracht hatte. Einige Poeten unterſtunden ſichs zu thun: Allein ſie kamen mit ihrem Vorhaben übel zurechte, und ſahen ſich genöthiget, ſelbiges zu verlaſſen.

Indeſſen hatte die Poeſie unter dieſer neuen Geſtalt doch noch etwas reizendes: Sonderlich fand man einige Annehmlichkeit darinnen, und ſie fieng an, unter der Hand verſchiedener Meiſter dieſer Kunſt, die ſich Mühe gaben, ſie feiner zu machen, ganz artig zu werden. Petrarch, Ronſard und Spencer gaben ſich Mühe mit einem groſſen Beyfalle der Leute verliebte Verſe, Lobeserhebungen, und Klagen zu machen. Arioſt und Taſſo verſuchten heroiſche Gedichte zu verfertigen: Weil aber ihre Flügel nicht ſtark genug waren, ſich von ſelbſt hoch zu erheben, ſo nahmen ſie ihre Zuflucht zu den Alten, und bemühten ſich, ihnen nachzuahmen, ſonderlich dem Virgil, von welchem ſie das Muſter nahmen, ſo weit die Stärke ihres Geiſtes, die Unbequemlichkeit ihrer Sprachen und der Unterſcheid ihrer Arten und Gewohnheiten es ihnen verſtatten konnte. Die heidniſche Religion war gemeiniglich mit der Poeſie der Alten vermiſcht, und wie ſie dadurch ſehr angenehm wurde; ſo wollten die neuern Poeten nach ihrem Exempel die chriſtliche Religion in ihre Verſe bringen und ſie in ihre Gedichte mit einflieſſen laſſen. Allein eine Religion, welche die Wahrheit ſelber iſt, ſchickt ſich nicht zu den Fabeln, wie es wohl bey der falſchen angegangen iſt: Vielmehr geſchah es, daß die Religion dadurch geringſchätzig wurde, an ſtatt die Poeſie zu erheben. Spencer ſuchte dieſes durch die Sittenlehre und durch ſchöne Lebensregeln zu erſetzen, an ſtatt die Hiſtorie auszuführen, welche eigentlich das Werk der Heldengedichte iſt. Er führete ſein Vorhaben auch ſehr wohl aus, nach der Art als er ſichs vorgenommen hatte, und zeigte in ſeinen Verſen eine ſehr ſchöne Einbildungskraft und einen hohen Geiſt: Allein ſeine Sache war allzu arm und ſeine Sittenlehre zu trocken, daß er darinnen hätte recht fortkommen können. Man kann ſagen, es war eine Pille, die man in der That wohl vergoldet hatte, daran aber das Gold ſo dünne war, daß man ſo wohl an der Farbe, als am Geſchmacke, die Materie leicht merken konnte, die darunter verborgen lag.

Ich kenne außer dieſen dreyen keinen neuern Poeten, der in dem Heldengedichte etwas gethan hätte, welches verdienete, daß man davon redete. Die muntern Köpfe unſrer Zeit werden bey denen Schwierigkeiten, die ſich finden, dergleichen Werk zu unternehmen, zu bald verdrüßlich und ſie ſuchen für ihre poetiſche Ader andere Dinge aus, die ſich für ſie beſſer ſchicken. Dahero ſind ſie zufrieden, wenn ſie nur Lieder, Sonnete, Oden, Elegien, Satiren und Lobreden verfertigen und von den Dingen und bey gewiſſen Gelegenheiten, die ſich zeigen, nur das machen können, welches wir Nachbilder nennen. Zu den höhern und vortrefflichern Werken haben ſie weder Geſchicklichkeit noch Fleiß genug; ſie ſind den Malern ähnlich, welche ſich darauf legen, im Kleinen zu malen, wenn ſie nicht fortkommen können, große Bilder zu machen.

Die neuern Poeten machen, dieſer kleinen Münze einen Werth zu geben und ſie in Gang zu bringen, ob ſie gleich von einer weit geringern Materie iſt, als man bey den Alten dazu nahm, hierinnen eine Vermiſchung zweyerley Arten der Poeſie, die zu der Zeit entweder wenig bekannt war, oder wenig geachtet wurde. Es iſt zwar wahr, in dem alten Lande der Poeſie gab es auch gewiſſe kleine Werke, welche man Epigrammata nennte, die zuweilen nur aus zwo Zeilen, zuweilen auch aus vieren oder ſechſen beſtunden; und weil es ſehr kleine Stücke waren, ſo lief es dabey einzig und allein auf eine Gedanke oder einen ſinnreichen Einfall hinaus. Die einzigen Stücke dieſer Art, welche man vorzeiten bey den Lateinern fand, waren die ſo genannten Priapeia, welche kleine inpromtu waren, oder andere dergleichen Verſe, die nicht viel zu machen gekoſtet haben, auf die lächerlichen hölzernen

Bildſäulen des Priapus, die man zu Rom in den Gärten ſahe. Als das Wiſſen, der Verſtand und die lateiniſche Sprache anfingen in Verfall zu gerathen; ſo wendeten ſich Martial, Auſonius und einige andere zu dergleichen kleinen Poeſien, und bedienten ſich derſelben ohne Unterſcheid, bey allerhand Gelegenheit, ob ſie gleich anfangs nur zu einer Materie beſtimmt geweſen waren, und man ſuchte hierinnen mehr Zierlichkeit, als ſie natürlicher Weiſe haben ſollten. Dergleichen Verſe ſchienen gleichſam Stücke und Abſchnitzlinge zu ſeyn, die aus der Poeſie gemacht hatten, da ſie dieſelbe zertheilt hatten, die ſich in ſo großer Menge fanden, daß man ſie in allen Poeſien der neuern Sprachen antraf. Die Italiener, die Franzoſen, die Spanier und wir Engländer ſcheinen in nichts mehr einen Ruhm zu ſuchen, als in einigen ſinnreichen Gedanken, und ſcharfſinnigen Einfällen. Sonſten nahm man dieſes nur in alle Stücke, den Geſchmack ein wenig zu erwecken, der ohne dieſes ſehr ſchlecht, und nicht ſonderlich angenehm war; und als eine lebhafte und helle Farbe, die man mit der blaſſen vermiſchte, dieſelbe dadurch zu erheben. Kurz, wenn ein Stücke weder Verſtand noch Kraft hatte, ſo erſetzte man dieſes durch dergleichen ſcharfſinnige Einfälle, oder durch dergleichen Gedanken, die, ſo zu reden, eine Art Salz waren, damit die Sache länger dauerte. Allein wie die lebendigen Körper zu ihrer Erhaltung deſſen nur wenig oder gar nicht nöthig haben, und nur diejenigen Körper daſſelbe brauchen, die nicht mehr leben: So war es auch bey nahe in Anſehung der Poeſie mit den ſcharfſinnigen Einfällen beſchaffen. Und daß ich noch weiter mit dieſem Bilde des Salzes fortfahre, ſo braucht man es nur bey den Speiſen, die für ſich ſelbſt keinen Geſchmack haben. Denn man kann deſſen bey denjenigen gar leicht entübrigt ſeyn, die von Natur ſehr ſchmackbar ſind. Es mag nun ſeyn, wie es will, ſo überſchwemmte dieſes doch, wie ein Bach, die ganze neuere Poeſie, und man brauchte ſo wenig Verſtand und Nachſinnen dabey, daß man überall, wo man nur zween Verſe antraf, die ſich reimten, auch einen Gedanken oder einen ſcharfſinnigen Einfall daſelbſt haben wollte, in allen Stücken die nur ein wenig lang waren, eben ſo wohl als in den Kurzen, ja in einem ganzen Gedichte, es mochte ſeyn, wie es wollte. Das war eben ſo viel, als wenn man in einem Gebäude lauter Zierrathen haben; oder die ganze Kleidung aus lauter Stickerey und Verbremung beſtehen müſſe: Oder, noch mehr, als wenn man das ganze Geſichte mit Schminkpfläſterchen, und ein Kleid mit Gold und ſilbernen Knopflöchern bedeckte. Außer dieſen hat auch die Burlesque viel zur Verderbniß der Poeſie beygetragen. Es war als wenn nichts gefallen könnte, wenn es nicht zu lachen machte, welches doch von zwo Neigungen unſrer Seele herrührt, die ſehr von einander unterſchieden ſind. Denn natürlicher Weiſe lacht man nicht gerne über Sachen, die gefallen: Und diejenigen gefallen nicht ſonderlich, die zu lachen machen.

Bey dem allen iſt dieſer Fehler ſehr allgemein geworden, und unſere neuern Poeten finden kein beſſer Mittel zu gefallen, als die Burlesque, worinnen ſie nicht leicht ſtecken bleiben. Sie ſind noch mehr dazu getrieben worden, da ſie geſehen haben, daß eben dieſe Art und eben dieſer Witz in dem gewöhnlichen Umgange herrſchte, anſtatt daß man dieſes ſonſt ganz und gar dergleichen geringen Köpfen überließ, die man gemeiniglich für Narren hält, und ſie in groſſe Häuſer kommen läßt, eine Ge-

Geſellſchaft zu ergötzen. In den Verſen des Horazes kann man ſehen, was die Römer von dergleichen Leute urtheilten:

— — Abſentem qui rodit amicum,
Qui non defendit alio culpante, ſolutos
Qui captat riſus hominum, famamque dicacis,
Fingere qui non viſa poteſt, commiſſa tacere
Qui nequit, hic niger eſt, hunc tu Romane caueto.

Es iſt zu beklagen, daß eine ſolche Art des Verſtandes, der zu einer Zeit ſo getadelt und verworfen worden, zur andern Zeit Beyfall findet, und der ſo zu reden, zu einer Zeit ſchwarz, zur andern weiß iſt.

Rabelais iſt, wie mich dünkt, derjenige geweſen, welcher dieſe Schäckereyen und die burlesquiſche Schreibart aufgebracht hat. Dieſer Rabelais war ein Mann von großem Verſtande, und wußte bey nahe alles; und ob es gleich zu ſeiner Zeit am Hofe, in Klöſtern, bey den Prozeſſen, im Kriege, in der Schule, auf dem Lande und in den Romanen der Mährchen, viel Gelegenheit zur Satire gab: So muß man doch geſtehen, daß er das Lächerliche ſo weit getrieben und ſo viel Bosheit, ſo viel Unfläterey, und ſo viel Liederlichkeit darein gemengt hat, daß eine Perſon, die klug, ſchamhaftig, und fromm iſt, ſich nicht dazu bequemen könnte, wenn auch noch ſo wenig darinnen anzutreffen wäre. Es wäre ſehr zu wünſchen, daß diejenigen, welche dieſe Art zu ſchreiben haben nachahmen wollen, nicht ſo viel daraus gemacht hätten; weil ernſthafte und vernünftige Leute nicht gerne alſo reden möchten, zum wenigſten öffentlich; und weil auch außer dem ſo viel Leute dadurch geärgert worden ſind.

Der unvergleichliche Verfaſſer des Don Quiſchottes verdient weit mehr bewundert zu werden; weil er die Kunſt gefunden hat, die Satire mit der Burlesque oder dem Lächerlichen zu verbinden, ohne das geringſte hineinzubringen, was an dem Rabelais ſo ſehr zu tadeln iſt: Daß es alſo das vollkommenſte Werk von der Welt iſt, welches wir bisher geſehen haben, und vielleicht niemals mehr ſehen werden.

Das erſte burlesquiſche Werk, das in Verſen gemacht worden iſt, war ein italieniſches Gedichte, betitelt la Secchia Rapita. Es folgte darauf ein andres im Franzöſiſchen, welches der Virgil traveſti des Scarrons iſt: Und wir haben im Engliſchen den Hudibras und Cotton von dem Chevalier, Iean Mince, welchem es in dieſer Sprache weit beſſer gelungen, als den andern in den ihren. Allein es mögen dergleichen Schriften auch noch ſo einen guten Fortgang gehabt haben; ſo iſt es doch gewiß, daß der Gebrauch, und das Exempel dabey der Poeſie überaus ſchädlich geweſen ſind. Ich will auch ſo gar ſagen, daß es der Tugend und den guten Neigungen der Menſchen zum größten Nachtheile gereichte, wenn ſie ſahen, daß man hierüber ſpottete, und ſie von Poeten lächerlich gemacht wurden, die ſich über das Gute und Böſe, über die Unſchuld und das Laſter aufhielten; ſo daß ſie in dem Beſtreben nach der Weisheit und Tugend, verdrüßlich und zaghaft wurden. Das iſt ein ſehr ſchlechter Verſtand, ob es gleich ſehr gewöhnlich iſt, daß man ſich dadurch zu unterſcheiden und für einen beſondern Menſchen gehalten zu werden verlangt, indem man anderer Leute Fehler bekannt macht. Eine Perſon, die nur mittelmäßigen Verſtand hat, kann für ſinnreich gehalten werden, wenn ſie bey Leuten iſt, die es gar nicht ſind: So wie ein Frauenzim̃er, welche nur eine mittelmäßige Schönheit beſitzet, für ſchön gehalten werden kann, wenn ſie in Geſellſchaft andrer iſt, die nicht wohl ausſehen. Das heißt noch was, wenn man unter den Diamanten glänzt: Wenn man aber nur unter den Kieſelſteinen einen Glanz von ſich wirft, das hat nicht viel zu bedeuten und iſt von geringem Werthe.

Außer den zwo Arten der Schriften, welche man erfunden hat, dasjenige zu erſetzen, was der neuern Poeſie fehlte, hat man ſich ins beſondere viel Mühe gegeben, die Sprache und Schreibart feiner zu machen, ob dieſes gleich aufs höchſte nicht mehr ſeyn kann, als was die Colorit bey der Malerey iſt, welche, ſie mag ſo ſchön ſeyn, als ſie kann, doch niemals ein vortreffliches Gemälde machen wird, wenn kein Verſtand und keine Kraft darinnen iſt. Die franzöſiſche Akademie, welche von dem Cardinal Richelieu aufgerichtet worden, den muntern Köpfen ſeiner Zeit etwas zu thun zu geben und ſie zu hindern, daß ſie nicht ſeine Staatskunſt und Verrichtungen tadeln möchten, hat die große Ausbeſſerung der Sprache in Gang gebracht: Und ſeit der Zeit haben ſich die wichtigſten Köpfe in Frankreich gänzlich auf dieſe Seite gekehrt und ſind auch ſo wohl darinnen fortgekommen, daß es nicht leicht iſt, ihrer feinen Art ſowohl in Verſen als in Proſe was zuzuſetzen. Unſere neuern engliſchen Poeten haben ſich ebenfalls in unſrer Sprache Mühe gegeben: Sie haben aber die Stärke unſrer Poeſie durch ihre Künſteleyen ſo ſehr geſchwächt, daß Leute, welche ſich darauf verſtehen, den Unterſchied gar wohl ſehen können, der ſich unter der heutigen und vorigen findet und wie ſie von der Größe und Stärke gefallen, welche ſie gehabt hat. Doch muß man ſie deswegen nicht verachten, Leute, welche eine große Liebe zur Poeſie haben, werden ſie noch in ihren ſchlechten Kleidern für ſchön halten, wie ſie ſelbige gehalten haben, da ſie noch prächtig gekleidet war.

Bey dieſem großen Verfalle iſt doch noch eine gewiſſe Art der Poeſie, worinnen unſere Poeten itzo beſſer zurechte gekommen ſind, als in einer andern, das ſind die dramatiſchen oder die theatraliſchen Stücke. Die Italiener, die Spanier, die Franzoſen haben alle hierinnen ihren beſondern Ruhm, und ſie haben mit Recht einen allgemeinen Beyfall davon getragen. Ich würde mich aber ſehr irren, wenn unſere Engländer nicht gewiſſermaße die neuern und die alten übertroffen hätten. Man muß dieſes der Stärke ihrer poetiſchen Ader zuſchreiben, die unſerm Lande vielleicht eigen iſt, und welches wir mit einem in unſrer Sprache eignen Worte Humeur nennen, das man ſchwerlich in einer andern ausdrücken kann. Ich weis nicht, ob es unter den Poeten andrer Völker einen gegeben hat, bey welchem man dieſen Humeur oder dieſe poetiſche Ader gefunden, wie beym Moliere, und doch hatte er ſie ein wenig zu ſehr auf das comiſche oder auf das luſtige gelenkt, daß ſie mit der unſrigen nicht ganz und gar einerley ſeyn kann. Shakeſpear iſt der erſte geweſen, welcher dieſe Art der Poeſie auf die Schaubühne gebracht, woran man ſeitdem allezeit ſo viel Vergnügen gefunden, daß ich oft mit Erſtaunen geſehen, warum ſich ſo wenig Leute nicht ſtärker darauf gelegt haben: Um ſo vielmehr, da keine Gelegenheit zu finden, die ſich beſſer für die Poeten ſchickt; weil dasjenige, was wir Humeur nennen, nichts anders, als eine Abbildung oder eine Vorſtellung der Aufführung und Lebensart beſonderer Perſonen iſt, an ſtatt daß die Comödie auf das allgemeine geht. Indeſſen ob man gleich nur in ſolchen Stücken Handlungen und Dinge abgemalt und vorgeſtellt ſieht, welche nur gewiſſen Perſonen eigen ſind; ſo iſt doch alles dabey ſo natürlich, als wären es Dinge, welche jedermann angiengen: Denn es mag auch nur ſo wenig, als es wolle, gezwungen heraus kommen, ſo verliert es alle Annehmlichkeit; das iſt auch ein Fehler einiger unſerer Poeten geweſen, die ſonſt in dieſer Kunſt ſehr hochgehalten worden.

Die alte Comödie hat unter allen auch dieſen Fehler gehabt, daß ſie nicht genug Perſonen dazu genommen, und daß diejenigen, welche ſie auch aufführete, immer einerley waren, ſo daß man bey nahe keine andere ſah, als einen alten Geizigen, einen jungen Verliebten, einen Liederlich der Verſtand hatte, einen verſchlagenen Sclaven, einen prahleriſchen Soldaten. Die Zuſchauer erblickten auf der Schaubühne nichts anders, als was ſie auf der Gaſſe ſahen, und die Dinge, die alle Tage geſchahen. Der ganze Unterſchied der Stücke unter einander beſtund in denen verſchiedenen Begebenheiten, welche nicht gewöhnlich waren: An ſtatt daß das Stücke an ſich ſelbſt viel unterſchiedenes in ſich hält, und das Vergnügen darüber gröſſer iſt, wenn die Gemüthsarten der Perſonen nicht allzugemein und ſehr von einander unterſchieden ſind. Allein da die allgemeinen Gewohnheiten eines Landes gemeiniglich ihren Grund entweder in der Natur der Völker, oder in der Gegend ihrer Wohnung haben; ſo mag es wohl in Anſehung der theatraliſchen Stücke bey uns auch ſeyn, und daß man mehr Mannigfaltigkeit in ihren Vorſtellungen und Abbildungen antrifft; weil ſich mehr Mannigfaltigkeit in unſern Lebensarten findet. Die Urſache davon kömmt vom Ueberfluſſe, der in dieſem Lande gewöhnlich iſt, von den öftern Veränderungen der Himmelsluft und von der Gelindigkeit der Regierung her, die einem jeden die Freyheit der Meynung und Secten läßt. Denn ob gleich in den benachbarten Staaten auch gar wohl eine ſo große Mannigfaltigkeit der Meynung und des Glaubens ſeyn kann; ſo verſtattet man daſelbſt doch nicht das freye Bekenntniß, und deswegen fallen ſie nach und nach, und verliehren ſich mit der Zeit. Der Ueberfluß zeiget die Zärtlichkeit und die Eitelkeit; die Zärtlichkeit geräth auf Erfindungen, und die Eitelkeit macht ſich eine gewiſſe Schande daraus, wenn ſie andern nur folgt und ihnen nachahmet. Die Freyheit macht verwegen, und treibt die Leute an, etwas zu unternehmen, und nichts iſt mehr von der Unterthänigkeit und dem Zwange entfernt, als ein dergleichen Geiſt. Aus dieſem allen folgt, daß wir mehr Originale haben müſſen, als andre Völker: Daß unſere Stücke mehr kenntliche und empfindliche Züge und Zeichen an ſich haben müſſen: Und daß unſere poetiſche Ader ſo wohl fruchtbarer, als freyer ſeyn müſſe; weil ein jeder nach ſeiner Neigung handelt, und ſich ein Vergnügen vielleicht auch gar eine Ehre macht, es ſehen zu laſſen.

Hingegen aber, wenn anderſeits das Volk durchgehends arm und verbunden iſt, für ſeine Erhaltung unaufhörlich zu arbeiten; ſo merkt man auch nothwendiger Weiſe in ſeinen Handlungen, und in ſeiner Aufführung, dieſe elenden Umſtände. Wenn man harte Herren hat, ſo gewöhnt man ſich, ihren Exempeln zu folgen, ſo gar auch ihren Befehlen zu gehorchen, und man ahmet ihnen in Dingen nach, die nicht viel zu bedeuten haben, wie man ihnen in wichtigen gehorcht. So ſieht man gewiſſe Länder, wo die Leute alle über einen Leiſten geſchlagen, und von einem Gepräge ſind, das gemeine Volk nach dem Seinigen, und die Edelleute nach den Ihrigen. Sie ſind alle auf einerley Art gekleidet, ſie leben alle auf einerley Weiſe, alles iſt in ihrer Aufführung einander ſehr ähnlich.

Jedoch außer dieſer großen Mannigfaltigkeit, welche der Ueberfluß und die Freyheit bey unſerm Volke hervor bringt, iſt auch noch eine andere Urſache, die man ſo gar von der Gegend hernehmen kann: Denn wir ſind nicht allein mehr, als die Leute in andern Ländern, die ich kenne, von einander unterſchieden: Sondern wir ſind auch an uns ſelbſt in verſchiedenen Zeiten ſehr unterſchieden, und die Natur unſrer Luft trägt etwas zu den üblen Eigenſchaften, auch zu vielen guten, die wir haben, etwas bey.

Es iſt gewiß, ſeit dem unſer Land im Rufe iſt, daß es überhaupt ein Land der Geſundheit, der Munterkeit und eines langen Lebens ſey; ſo hat man viel Krankheiten aus andern Ländern dahin gebracht. Wir finden in den alten griechiſchen und lateiniſchen Büchern, daß zu derſelben Zeit die Engländer für das Volk gehalten wurden, welches am längſten lebte, und die Aegyptier für das, welches das kürzeſte Leben hatte. Ich glaube auch, es wird niemand ſeyn, der überhaupt davon zu reden, weder unſern Soldaten den Muth und die Herzhaftigkeit noch unſerm Frauenzimmer die Schönheit ſtreitig machen wollte. Das hindert nicht, daß es nicht auch anders wo hier und da eben ſo brave Leute und eben ſo wohl gewachſnes Frauenzimmer geben ſollte, als wir ſie haben: Und was die Krankheiten anbetrifft, wovon ich geſagt habe, ſo kann es wohl ſeyn, daß eine ſolche Krankheit, die in andern Ländern heftig iſt, bey uns eine Landſeuche oder gemeine Krankheit ſeyn würde. Da ich einen großen Theil meines Lebens in fremden Ländern zugebracht, und mir die wichtigen Aemter, welche ich gehabt habe, Gelegenheit gegeben, ihre Naturelle und Gemüthsarten zu prüfen und kennen zu lernen; ſo kann ich wohl aufrichtig und ohne Parteylichkeit ſagen, daß ich nirgends ſo viel natürliche Fähigkeit als unter den Engländern gefunden habe. Ich habe anderswo, nicht ſo viele Einfälle und Scharfſinnigkeit des Verſtandes, kein ſo luſtiges und angenehmes Gemüthe, keine ſo reiche Einbildungskraft und keine Leute angetroffen, die ſo tiefſinnig wären. Ich habe auch nicht mehr Redlichkeit, Gefälligkeit und Offenherzigkeit bey einem Volke gefunden, als man in England hat, noch unter den Seeleuten Männer, die mehr auf Tapferkeit und Ehre hielten, als die unſrigen thun.

Bey dem allen muß man zugeben, daß unſer Land, wie es die fremdem Aerzte nennen, ein Land der Grillenfänger iſt, welches ordentlicher Weiſe von der großen Unbeſtändigkeit, und den geſchwinden Veränderungen der Luſt zu allen Jahrszeiten herkömmt. Es iſt nicht leicht zu begreifen, ſonderlich für Leute, die nicht gewohnt ſind, dergleichen Ueberlegung zu machen, was für einen Einfluß dieſe Veränderungen in das Gehirne und in das Herze, ſonderlich bey zärtlichen Leuten, hat. Deswegen haben wir ein ungleiches Gemüthe, und ſind in unſern Leidenſchaften unbeſtändig, und in unſerm Vornehmen und Verlangen unentſchloſſen. Außer dieſen haben auch die widrigen Meynungen, welche wir bey uns in der Religion haben, und die Parteyen, die daraus entſtanden ſind, in welchen man nun ſeit funfzig Jahren auf beyden Seiten ſehr hitzig auf einander geweſen, nichts anders, als dieſe ſehr ſchlechten Wirkungen in unſern Lebensarten und in unſern Neigungen hervorbringen können. Dieſes hat unter uns mehr Geiz, Ehrgeiz und Verſtellung, nebſt allem, was daraus zu folgen pflegt, eingeführt, dergleichen vorher daſelbſt nicht geſehn worden. Dadurch kann es auch geſchehen ſeyn, daß man kein Land antrifft, wo man, unter ſo verſchiednen Arten der Andacht, ſo viel wahrhaftigen Eifer: Noch unter ſo vielem Scheine und Vorwande ſo viel Heucheley findet. Kein Ort hat ſo viel Leute, die ſich für ſonderlich geſchickt halten, über die Religion zu ſtreiten, ſo viel Leute, die ſich darein mengen, die Regierung zu beurtheilen, ſo viel Leute, die ſich unterfangen über den Staat zu künſteln, ſo viel Neugierige, die in die Geheimniſſe der Dinge dringen wollen, ſo viel Leute, die nach den Würden und Aemtern des Staats begierig ſind, ſo viel Gelehrte und ſo viel Kaufleute. Inzwiſchen iſt auch kein Land, wo mehr Freygeiſter ſind, mehr Leute, die darauf ſinnen, wie ſie das Vergnügen recht auskünſteln möchten, und andere, welche ſich einem liederlichen Leben, das ſehr grob, und ſinnlich iſt, mehr ergeben ſollten, die mehr Vergnügen an verliebten und ſchändlichen Poeſien hätten, und an allen, was in der Staatskunſt, in der Philoſophie und in der Chymie am verwirrteſten iſt. Ich habe viel Bediente gehört, die ſich unterfingen, zu thun, als wären ſie Gottesgelehrte, und andere, die Poeten ſeyn wollten; und im Hauſe eines meiner Freunde habe ich einen Thürhüter gekannt, welcher ſich viel aus den Roſenkreuzern machte, und eine Wäſcherinn, welche den Grundſätzen des Epikurus ſehr ergeben war. Es mag aber nun eine ſolche Zuſammenſetzung, oder ein ſolches Mengſal bey uns in der Lebensart und in der

Regierung gewirkt haben, was es wolle; ſo iſt es doch unſtreitig für unſere Schaubühne gut geweſen, und hat unſern Poeten ſehr viel Materie an die Hand gegeben. Daher o glaube ich nicht, daß weder bey den Alten noch bey den Neuern etwas zu finden ſey, welches unſere Poeſie in dieſem Stücke übertreffe, oder ihr doch nur gleich komme.

Ich muß hierbey zur Ehre unſers Landes erinnern, daß uns die guten Eigenſchaften ſcheinen natürlich zu ſeyn, und die meiſten üblen nur zufällig; ſo ſind ſie auch bey unſrer Nation ſo beſchaffen, daß ſie durch die Exempel der Fürſten und durch die Macht der Geſetze leicht verändert, und erſetzet werden können. Ich rede von den Sitten und der Aufführung, dergleichen ſind die Ausſchweiſungen einzuſchränken, die Leute dahin zu bringen, daß ſie ſich etwas zu thun machen und fleißig ſeyn, die Ausgaben einzurichten, und zu hindern, daß ſie ſich nicht weiter erſtrecken, als ein jeder nach ſeinem Vermögen thun kann, die Tugend zu beſchützen und zu hegen, und es ſo anzuſtellen, daß man für den guten Verſtand, und die Ehrlichkeit, die Hochachtung und Gewogenheit habe, die man haben ſoll.

Zum Beſchluſſe dieſer Abhandlung, welche mir ſchon allzulang geworden iſt, habe ich weiter nichts mehr zu erinnern, als dieſes noch, in was für Hochachtung die Poeſie in der Welt allezeit geweſen iſt, und wie man ſie zu allen Zeiten geſucht hat, nicht nur von China bis Peru und von Scythen bis Arabien, ſondern auch, wie viel ſich vor Zeiten ſo wohl die größten Männer als die geringſten im Volke daraus gemacht haben. Bey den Hebräern ſind David und Salomon, die weiſeſten unter allen Königen, und Hiob und Jeremias, die zweene größten Heiligen, die beſten Poeten ihrer Nation geweſen, und die in dieſer Sprache geſchrieben haben. Bey den Griechen haben Lykurgus und Solon, welche zweene ihrer Weiſen und berühmteſten Geſetzgeber geweſen ſind, auch eine große Liebe für die Poeſie ſpüren zu laſſen. Solon iſt in dem Rufe geſtanden, daß er in dieſer Kunſt vortrefflich ſey: Und was den Lykurgus anbelangt, ſo hat er ſo viel Vergnügen daran gefunden, daß man ſagt, er habe ſich eben die Mühe gegeben, alle Schriften des Homerus zu ſammlen, ſie mit einander zu verbinden, und ſie in die Ordnung zu bringen, worinnen wir ſie heut zu Tage haben. Man ſagt, Alexander ſey niemals gereiſet, daß er nicht das vortreffliche Gedichte dieſes Poeten bey ſich gehabt hätte, und daß er allezeit etwas daraus geleſen, ehe er eingeſchlafen. Phalaris, der ſo grauſam und ſo unerbittlich war, ließ ſich durch die reizenden Verſe des Steſichorus doch bewegen und entwaffnen. Bey den Römern brachte der erſte und große Scipio die angenehmſten Stunden ſeines Lebens in dem Umgange mit dem Terenz zu; und man hat ſo gar geglaubt, daß er dieſem Poeten habe ſeine Comödien verfertigen helfen. Cäſar war ein großer Poete, wie er auch ein großer Redner war, und er machte auf ſeiner Reiſe von Rom nach Spanien ein Gedichte, ſich die vielen Beſchwerlichkeiten ſeines Marſches durch den Zeitvertreib mit ſeiner Muſe zu verringern. Auguſtus war nicht nur der Beſchützer des Virgils und Horazes, ſondern ihr beſondrer Freund, und ſo zu ſagen, ihr Geſellſchafter, welcher durch ihre ſchönen Verſe in Verwunderung geſetzt wurde, und auch ſelbſt Verſe machte, ſo viel ihm die Größe ſeines Naturells und die wichtigen Geſchäffte, womit er unaufhörlich zu thun hatte, erlauben konnten, Fleiß darauf zu wenden. Es iſt wahr, wir haben

ben ſeit der Zeit wenig Exempel großer Fürſten, die ſo viel Neigung zur Poeſie gehabt und den Poeten ſo viel Ehre erwieſen hätten; es ſind aber auch ſeit eben dieſer Zeit ſehr wenig Poeten geweſen, die es verdient hätten. Ich weis nicht, ob ein gewiſſer gothiſcher Stolz; oder die beſtändigen Kriege, womit Europa lange Zeit beunruhiget worden; oder die Vermengung, welche in den neuern Sprachen geſchehen, Urſache an der Abnahme der Poeſie geweſen. Zum wenigſten iſt ſo viel gewiß, daß die Poeſie und Muſik von ihrer Höhe und von ihrem Werthe bey dem Falle des römiſchen Reiches, welcher den Untergang der Künſte und Wiſſenſchaften nach ſich zog, ungemein herunter gefallen: Und es iſt auch gewiß, daß die Malerkunſt und Poeſie ſich ſeit dieſen nicht wieder völlig in die Hochachtung und in den Ruf bringen können, darinnen ſie vor dieſen war. Indeſſen ſind ſie doch alle, ſo gut wir ſie heut zu Tage haben, der angenehmſte, der gemeinſte und der unſchuldigſte Zeitvertreib. Sie finden allezeit an den Höfe der Fürſten und in den Hütten der Schäfer Platz. Sie dienen zur angenehmen Erweckung und Erholung der Geiſter von der Schläfrigkeit, worein ſie ein weibiſches und müßiges Leben gemeiniglich bringt, auch das Unruhige Gemüthe beſchäfftigter und mit Arbeit überhäufter Perſonen zuſtillen: Und alle dieſe Wirkungen müſſen ſehr vortheilhaft ſeyn. Der Geiſt des Menſchen iſt dem Meere ähnlich, welches man an dem Ufer nicht mit Vergnügen ſieht, noch weniger darauf zu reiſen Luſt hat, wenn es gar zu ſtille, noch auch, wenn es in allzugroßer Bewegung iſt. Wenn man ein Vergnügen daſelbſt finden ſoll; ſo muß einige Bewegung in ſeinen Wellen ſeyn. So iſt es auch mit unſerm Geiſte, die Leidenſchaften müſſen ihn aus einer allzugroßen Ruhe heraus ziehen, und ihn etwas in Bewegung ſetzen. Ich weis wohl, daß viel Leute die Weisheit in der Unempfindlichkeit ſuchen, dadurch ſie den Todten gleich werden, und dieſe werden die Poeſie und Muſik nur verachten, und ſie als eine Ergötzlichkeit und als ein Vergnügen anſehen, welches wenig in ſich habe, und ſich für ernſthafte und anſehnliche Leute nicht ſchicke. Allein, die bey dergleichen Reizungen ganz unempfindlich ſind, würden meines Erachtens ſehr wohl thun, es nicht merken zu laſſen, aus Furcht, man möchte meynen, es käme von ihrem wunderlichen Naturelle her, und man möchte ihnen vorwerfen, ſie hätten kein gut Naturell, um nicht zu ſagen, keinen guten Verſtand. Man könnte es auch ſo gar für ein übles Zeichen annehmen, wenn man die Meynung einiger alten Väter hätte, welche ihre Hochachtung und Liebe vor die Muſik ſo hoch getrieben, daß ſie es gewiſſermaßen für ein Zeichen der Gnadenwahl und etwas göttliches gehalten, welches zur Seligkeit in Himmel aufbehalten worden. Ich zweifle nicht, die Muſik und die Poeſie wird, ſo lange die Welt dauret, ſehr hochgeſchätzt und geſucht werden; und diejenigen ſind glücklich, welche ſich an dieſen angenehmen und unſchuldigen Ergötzlichkeiten vergnügen, und ihre Luſt nicht ſuchen, die Welt zu beunruhigen, und andern Mühe zu verurſachen, da ſie nicht ruhig ſeyn können, ob ſie gleich niemand verunruhiget.

Ueber dieſes iſt das angenehmſte und glücklichſte Leben einem kleinen Kinde ähnlich, welches man zu ergötzen ſuchen muß, damit es ſich nicht ärgere, bis es eingeſchlafen iſt, hernach giebt man ſich weiter keine Mühe.

* * *

* *

Der
Gebrauch des Reichthums,
aus dem Engliſchen überſetzt
von
Lic. Carl Friedrich Drollingern.

Der alte Cotta war der Reichſten unſers Landes;
Und doch bey vielem Gut ein Schandfleck ſeines Standes.
Die Küchen hielt er ſtets gleich einer Grotte kalt,
In ihren Grenzen fand kein Bratſpieß Aufenthalt.
Sein Hof an Neſſeln reich, dem Labſal alter Weiſen,
Beglückte ſeinen Tiſch mit ungekauften Speiſen.
Kein Brachmann jener Welt, von ſtetem Hunger bleich,
Kein Biſſen Indiens kam ihm an Faſten gleich.
Er ſprach: Ich wär ein Thor, des Reichen Wanſt zu nehren.
An Armen mag ich nicht des Himmels Sorge ſtören.
Gleich einer Clauſe ſtund ſein ödes Haus verbannt.
Der Einſamkeiten Sitz, des Hungers Vaterland.
Kein Tanz, kein frohes Spiel erſchallt in ſeinem Saale;
Und keine Glocke rief den Freund zum Mittagsmahle.
Sein Pachter ſah betrübt den Schornſtein rauchloß ſtehn,
Und hieß den müden Gaul mit Unluſt abwärts gehn.
Der Wandersmann, verirrt bey Nacht und dunkler Schwärze
Flucht der verſchloßnen Thür und abgelöſchten Kerze.
Dieweil der Kettenhund dem Bettler heulend droht,
Und nach ihm ſelbſten ſchnappt aus Mangel an dem Brodt.

Nicht ſo der edle Sohn! Er ſah des Vaters Schande,
Bald aber ſtrickt er ſich in andre Irrthums Bande.
(Weil doch der Mittelweg dem Menſchen ſtets zu ſchwer)
O welch ein Schlachten fiel in ſeiner Rinder Heer!
Der Wein beſchwemmt ſein Haus, füllt Diener und Gefährten,
Und ſtrömt bis in den Grund des tiefen Gottsgelehrten.
Kein ſchlechter Trieb belebt des Ritters milde Hand.
Wenn ſeine Heerde fällt, ſo fällt ſie vor das Land.
Nur vor den Fürſten leert er ſeiner Schätze Menge.
Der Eifer um den Staat verzehrt ihn in die Länge.
Die Waldung weicht verdünnt zurings um ſeinen Sitz.
Der Förſter weint. Umſonſt! Sie iſt der Flotte nütz.
Bald reiſt die Wolle fort zur Kleidung der Soldaten,
Bis Cotta vor ſein Land ins Falliment gerathen.
Dann kehrt er an den Hof. O ſchlecht belohnte Treu!
Sein Land ſtellt ihn dem Lauf der ſtrengen Rechte frey.

* * *

Der Lehrer der Redner,

aus dem Griechiſchen des Lucianus
überſetzt
von
M. Georg Friedrich Bärmann.

Du fragſt mich, mein Freund, wie du wohl ein Redner werden, und den ſo ehrwürdigen und geprieſnen Namen eines Sophiſten erlangen könnteſt. Du ſprichſt, du würdeſt dein Leben für nichts ſchätzen, woferne du nicht zu einer ſolchen Macht im Reden gelangeteſt, daß du unüberwindlich wäreſt, daß dir niemand widerſtehen könnte, daß jedermann mit Verwunderung auf dich ſähe, und ganz Griechenland dich zu hören die größte Begierde bezeigete. Und darum willſt du auch die Wege kennen lernen, welche dazu führen.

Ich bin in geringſtem nicht neidiſch, mein Freund; zumal wenn ein junger Menſch, der nach dem Beſten ſtrebet, und nicht weis, wie er es erhalten ſoll, zu mir kömmt, und mich, gleichwie du itzo thuſt, um einen guten Rath, der eine heilige Sache iſt, erſuchet. Darum höre meinen Rath, den ich dir, ſo gut ich kann, ertheilen will: Und ſey verſichert, daß du vollkommen geſchickt werden wirſt, alles Nöthige zu verſtehen und auszureden; woferne du nur denjenigen Regeln, die ich dir ſagen werde, beſtändig folgen, und ſie fleißig ausüben,

ben, und auf dieſem Wege unverdroſſen fortgehen wirſt, bis du dein Ziel wirſt erreichet haben. Die Beute, welcher du nachjageſt, iſt nicht gering, und erfordert nicht wenig Mühe: Sondern ſie iſt wohl werth, daß man ſich ihrentwegen keine Arbeit, keine ſchlafloſe Nächte, und keine Beſchwerlichkeiten dauren läßt. Ueberlege alſo, wie viele, die vorher nichts waren, durch die Reden berühmt, reich, ja die vornehmſten Leute geworden ſind. Indeſſen darfſt du dich nicht fürchten, oder über der Größe der Dinge, die du wünſcheſt, kleinmüthig werden. Bilde dir nicht ein, daß ſie nicht anders als nach unendlicher Mühe erlangt werden könnten. Denn wir werden dich keinen rauhen, ſteilen und beſchwerlichen Weg führen, welcher dich ſo müde machete, daß du mitten auf demſelben wieder umkehren müßteſt. Sonſt würden wir es ja nicht beſſer machen, als die andern, die den gewöhnlichen Weg zu führen pflegen, der ſo lang, bergicht, und mühſam iſt, daß die meiſten allen Muth ſinken laſſen, ehe ſie ihn zu Ende bringen. Wir hingegen wollen dir dieſen Rath geben, daß du nach deiner Bequemlichkeit, und nur Schritt vor Schritt, einen Weg geheſt, der zugleich der anmuthigſte und der kürzeſte iſt, einen ebenen Fahrweg, worauf du nicht ohne Vergnügen des Gemüths und der Sinnen durch beblümte Auen in einem ſteten Schatten ohne Schweiß bis zu dem Gipfel kommen, und deinen Raub ohne Mühe erjagen kannſt. Alsdenn wirſt du dich oben in Vergnügen und Wolluſt niederlegen, und und von deiner Höhe in Ruhe, denen unter dir zu ſehen, die den andern Weg genommen haben, wie ſie auf ihrem ſteilen Pfade ſteigen müſſen, wie ſie an den unwegſamen und ſchlüpfrigen Jähen kaum auf allen Vieren fortkriechen können, und zuweilen über Hals und Kopf hinunterrollen, und ſich an den ſcharfen Ecken des Felſen ganz zuſchanden ſchlagen. Du aber wirſt oben lange zuvor die Krone erlanget haben, und wirſt der Glückſeligſte ſeyn: Weil du in kurzem von der Redekunſt alles, was nur gut iſt, faſt ſchlafend empfangen haben wirſt.

Es iſt wahr, dieſes Verſprechen iſt ziemlich groß. Allein, ich bitte dich um Jupiters und der Freundſchaft willen, ſetze ja kein Mistrauen in mich, wenn ich dir ſage, daß ich dir zu dieſem allen auf die leichteſte und angenehmſte Art verhelfen will. Denn ſollte Heſiodus, ſo bald er nur einige Blätter vom Helikon genommen, alsbald aus einem Hirten ein Dichter geworden ſeyn, und ſo gleich die Geſchlechter der Götter und der Helden begriffen haben, da nur der Geiſt der Muſen über ihn gekommen: Und ein Redner, der weit unter dem erhabnen poetiſchen Ausdrucke iſt, in kurzer Zeit zu werden, das ſollte unmöglich ſeyn; zumal, wenn einer den leichteſten und kürzeſten Weg ausgeforſchet hat? Ueberdieſes will ich dir auch erzählen, wie der gute Rath eines gewiſſen ſidoniſchen Kaufmanns vergebens war, und demjenigen, dem er war gegeben worden, nichts helfen konnte, weil man ihm keinen Glauben beymeſſen wollte. Alexander hatte nunmehr auch die Perſer unter ſeine Botmäßigkeit gebracht, nachdem er den Darius in der Schlacht bey Arbela geſchlagen hatte. Es war nöthig, daß er in alle Theile ſeines Reiches Boten abfertigte, welche ſeine Befehle allenthalben herum trugen. Von Perſien aber bis nach Aegypten war ein ſehr langer Weg. Denn erſtlich mußte man um das Gebirge herum, hernach durch Babylonien und Arabien gehen, alsdenn durch eine große Wüſte reiſen, bis man endlich nach Aegypten ſelbſt kam; ſo daß auch der fertigſte Wandersmann dieſen Weg nicht unter zwanzig langen Tagereiſen zurücklegen konnte. Dieſes machte Alexandern nicht wenig bekümmert. Denn er hatte erfahren, daß die Aegyptier einen Aufſtand anſpönnen, und ſah doch keine Möglichkeit vor ſich, den Landvögten ſeine Verordnungen wegen dieſer Sache ſo bald, als es nöthig war, zu zu ſchicken. Da kam der ſidoniſche Kaufmann, und ſprach: Herr, ich verſpreche dir einen Weg von Perſien nach Aegypten zu zeigen, der nicht lang iſt. Denn wenn man über jene Berge reiſen will, welches man in drey Tagen thun kann: So kann man alsbald in Aegypten ſeyn. Es war auch andem: Allein, Alexander glaubte es nicht, ſondern hielt den Kaufmann für einen Betrüger; und andern kam dieſes wunderbare Verſprechen ebenfalls unglaublich vor. Hüte dich nun, daß es dir nicht eben ſo gehe. Denn du wirſt es ſelbſt erfahren, daß dich nichts hindern kann, in einem, ja nicht einmal in einen ganzen Tage ein Redner zu werden, und aus Perſien nach Aegypten über die Berge wegzufliegen.

Vorher aber will ich dir, wie jener Cebes, beyde Wege mit Worten abmalen. Denn es ſind ihrer zween, auf denen man zur Redekunſt kommen kann, in welche du dich nicht wenig verliebt zu haben ſcheinſt. Bilde dir ein, jeben auf dem Gipfel ſäße ſie ſelbſt, von vollkommner Schönheit und Geſtalt, und hielte in ihrer Rechten das Horn der Amalthea, mit mancherley Früchten angefüllet. Zur andern Hand, ſtelle dir vor, ſtünde der Reichthum, ganz von Gold, und höchſt liebenswürdig; daneben ſtünden die Ehre und die Macht, und rings um ſie flögen, und wälzeten ſich die Lobeserhebungen, wie kleine Liebesgötter, überall herum. Haſt du einmal den Nil abgemalet geſehen, wie er ſelbſt auf einem Krokodile, oder, wie ihn die meiſten malen, auf einem Meerpferde ſitzt, um ihn herum aber kleine Knaben ſchwärmen, welche die Aegyptier **Pechets** nennen? Eben ſo ſtelle dir bey der Redekunſt die Lobeserhebungen vor. Tritt alſo herzu, du Verliebter, weil du begierig biſt, ſo bald als möglich auf den Gipfel zu kommen: Damit du dich hernach mit der Redekunſt vermälen mögeſt, und alles übrige mit ihr bekommeſt, den Reichthum, die Ehre, die Lobeserhebungen. Denn nach den Geſetzen bekömmt der Ehemann alles. Wenn du nun nahe an den Berg gekommen ſeyn wirſt: So wird es dir anfangs unmöglich ſcheinen, hinauf zu kommen, und es wird dir dabey ſo zu Muthe werden, wie den Macedoniern bey dem Berge Aornos, als ſie ihn auf allen Seiten ſo rauh und jäh befanden, daß kaum die Vögel darüber kommen konnten, und daß ein Bacchus oder Herkules hätte davorkommen müſſen, wenn er hätte ſollen eingenommen werden. So wird es dir anfangs vorkommen. Bald aber wirſt du zween Wege erblicken: Doch der eine iſt vielmehr ein enger Fußſteig, rauh und voll Dornen, auf welchem man ſich zum voraus nichts anders, als vielen Durſt und Schweiß verſprechen kann. Und dieſen hat Heſiodus ſchon ſo genau beſchrieben, daß ich dir nichts mehr davon ſagen darf. Der andere aber iſt breit, und man trifft darauf die ſchönſten Blumen, und hier und da kleine Bäche an. Kurz, er iſt ſo, wie ich ihn nur vor einer kleinen Weile beſchrieben; und ich will eine Sache nicht vielmal wiederholen, damit ich dich, der du nun ſchon ein Redner ſeyn könnteſt, nicht länger aufhalte. Nur dieſes muß ich wohl noch hinzuſetzen, daß jener rauhe und ſteile Weg wenig Fußtapfen von Reiſenden hat. Sind noch einige zu ſehen: So ſind ſie ſehr alt. Ich bin ſelbſt ſo unglücklich geweſen, daß ich dieſen Weg habe hinaufklettern, und ſo viel darauf ausſtehen müſſen, da ich es doch gar nicht nöthig gehabt hätte. Den andern ebenen und ganz geraden Weg ſah ich zwar von ferne ganz genau, aber ich ließ ihn liegen. Denn, als ein junger Menſch kannte ich damals noch nicht das Beſſere, ſondern ich glaubte, jener Poete hätte wahr geredet, welcher ſpricht, daß Arbeit und Mühe Gutes bringen. Es verhielt ſich aber ganz anders. Ich ſehe nunmehr, daß es viele ohne Arbeit weiter gebracht haben, weil ſie in der Wahl der Reden und der Wege glücklicher geweſen ſind.

Wenn du nun an dem Fuße des Berges ſeyn wirſt: So weis ich, daß du zweifelhaft werden wirſt; ja du biſt ſchon zweifelhaft, wohin du dich wenden ſollſt. Was du aber alsdenn thun mußt, damit du ſo geſchwind, als es möglich iſt, den Gipfel erreicheſt, glücklich werdeſt, Hochzeit halteſt, und von jedermann als ein Wunderwerk angeſehen werdeſt, das will ich dir nun eben ſagen. Denn es iſt genug, daß ich ſelbſt betrogen worden bin, und ſo viele Arbeit habe ausſtehen müſſen: Dir ſoll ohne Säen und ohne Pflügen alles, wie zu den Zeiten des Saturnus, wachſen. Gleich zuerſt wird ein ſtarker und harter Mann auf dich los gehen. Er hat einen männlichen Gang; ſein ganzer Leib iſt von der Sonne verbrannt; er hat ein ernſthaftes Geſicht; er iſt ſehr wachſam; und das iſt der Führer dieſes rauhen Weges. Dieſer tolle Kerl wird dir einen haufen Poſſen vorſchwatzen, um dich zu überreden, daß du ihm nachfolgeſt. Er wird dir vom Demoſthenes, vom Plato, und von einigen andern die Fußtapfen zeigen, die zwar groß, und größer als der itzigen Menſchen ihre, aber ſchon ganz unkenntlich, und wegen der Länge der Zeit meiſtens verloſchen ſind. Er wird ſprechen, du könnteſt nicht anderſt glücklich werden, und die Redekunſt heirathen; als wenn du auf dieſen Fußtapfen, eben wie ein Seiltänzer auf dem Seile, giengeſt: Woferne du aber nur im geringſten ſie überſchritteſt, oder aus der geraden Linie auf eine von beyden Seiten wicheſt; ſo fieleſt du aus dem rechten Wege, welcher zu der Hochzeit führete. Hernach wird er dich, jenen alten Männern nachahmen heißen, und dir einige altväteriſche Muſter von Reden vorlegen, die ſchwer nachzumachen ſind, und ſehr nach dem Fleiße der Alten, eines **Hegeſias**, **Krates** und **Neſiotes** ſchmecken, als welche kurz, nachdenklich, und hart ſchrieben, und ihre Reden genau nach den Zeilen abmaßen. Daß du aber viel arbeiten, und wachen, Waſſer trinken, und dich kümmerlich behelfen müſſeſt, das wird er dir gleich als etwas nothwendiges und unumgängliches zum voraus ankündigen. Denn ſonſt, wird er ſagen, wäre es nicht möglich, dieſen Weg zu Ende zu bringen. Was aber das allerunerträglichſte iſt, ſo wird er dir zu dieſer Reiſe eine ſehr lange Zeit vorſchreiben. Er wird nicht nach einzelnen Tagen, nicht nach etlichen Jahren, ſondern nach ganzen Olympiaden rechnen: So daß du ſchon vom Hören müde werden, allen Muth ſinken laſſen, und dich für die verhoffte Glückſeligkeit gar ſehr bedanken wirſt. Ueber dieſes wird er noch für deine viele Noth und Mühe keinen geringen Lohn von dir fordern, und wird dich nicht eher führen wollen, als bis er Geld von dir genug bekömmt.

Das wird nun ungefähr der Vortrag ſeyn, den dir dieſer alte Praler machen wird. So kann ich ihn in der That nennen. Denn er ſcheint, vor Alter kindiſch geworden zu ſeyn: Da er uns die längſt verſtorbenen Alten zur Nachahmne vorſtellet, und die längſt vergrabenen Reden, als einen großen Schatz, wieder herausgräbt, und den Sohn eines Waffenſchmiedes, ingleichen den Sohn eines trotzigen Schulmeiſters als nachahmungswürdige Muſter anpreiſt; und das zwar alles aus freyen Stücken, ohne Zwang eines Philippus, und ohne Befehl eines Alexanders, zu derer Zeiten die Schriften dieſer Leute noch für ſchön gehalten wurden. Er weis nicht, was man in den neuern Zeiten für einen kurzen Weg gefunden hat, der ohne Mühe gerade zu der Redekunſt führet: Darum folge ihm nicht, und höre ihn nicht einmal an. Denn hat er dich einmal gefangen, ſo bricht er dir entweder den Hals, oder zwingt dich endlich zu einer beſtändigen Arbeit, die dich noch vor deinem Alter grau machen muß. Sondern, wenn du die Redekunſt recht lieb haſt, und ſie eheſtens in deinen Armen ſehen willſt, weil noch die Munterkeit deiner Jugend ſie zur Gegenliebe reizen kann: So nimm nur bald deinen Abſchied von dieſem rauhen und über die Maße männlichen Manne, und ſage ihm, er möchte ſelber ſeinen Weg gehen, und andre, die ſich von ihm betriegen ließen, ſo lange darauf führen, bis er ſie ohne Athem und voller Schweiß mitten auf dem Wege müßte ſitzen laſſen.

Wenn du aber zu dem andern Wege kömmſt: So wirſt du viele, und ganz andre Leute finden; unter andern aber einen ſehr gelehrten und ſehr ſchönen Menſchen. Er geht wie im Drate gezogen, er wirſt den

Kopf auf alle Seiten, er hat ein Geſicht wie ein Frauenzimmer, ſeine Stimme iſt honigſüß, er riecht nach lauter Salben, er jucket ſich mit der Spitze des Fingers auf dem Kopfe, und leget immer die zwar dünnen, doch krauſen und hyacinthinen Haare in Ordnung; kurz, er iſt an Zärtlichkeit ein andrer Sardanapal, oder Kinyras, oder wohl gar der liebenswürdige Dichter der Trauerſpiele Agathon ſelbſt. Das ſage ich dir aber, damit du aus dieſen Merkmaalen ihn erkennen mögeſt, und damit dir dieſes göttliche Bild, dieſer Liebling der Venus und der Gratien, nicht verborgen bleibe. Doch was ſage ich viel? Denn wenn du auch die Augen zu hätteſt, und er käme zu dir, redete dich an, thäte ſeinen hymettiſchen Mund auf, und ließe ſeine gewöhnliche Stimme hören: So müßteſt du gleich merken, daß es niemand unſers gleichen wäre, die wir die Früchte der Erden eſſen, ſondern ein fremdes Wunderbild, welches ſich mit Thaue, oder mit Götterſpeiſe nährete. Wenn du nun zu dieſem dich geſelleſt, und dich ihm übergiebſt: So wirſt du alsbald ein Redner ſeyn, und ohne alle Mühe ein angeſehner Mann, oder, wie er ſelbſt zu ſagen pflegt, ein König in den Reden werden, und auch einen vierſpännigen Wagen der Rede regieren können. Denn er wird dich mit ſich nehmen und dir anfangs die erſten Dinge beybringen. Allein er mag lieber ſelbſt mit dir reden. Denn es wäre lächerlich, wenn ich für einen ſolchen Redner reden wollte; und ich möchte vielleicht eine ſo große und ſo hohe Perſon ſehr ſchlecht vorſtellen, oder ich möchte unverſehens fallen und meinen Helden zerbrechen, den ich aufführen wollte. Nachdem er erſt ſeinen dünnen Reſt von Haren auf die Seite geſtrichen, und dich auf eine liebreiche und zärtliche Art, wie er pflegt, angelachet haben wird: So wird er dich mit einer Stimme anreden, welche der Stimme der comiſchen Thais, oder der Malthace, oder einer Glycera an Lieblichkeit gleich kömmt. Denn eine männlich ſtarke Sprache iſt etwas bäuriſches, und ſchicket ſich nicht für einen zärtlichen und lieblichen Redner. Er wird alſo ſehr beſcheiden von ſich ſelbſt auf folgende Art ſprechen:

Hat dich vielleicht, mein wertheſter Freund, der pythiſche Apollo zu mir geſendet, und mich dir als den beſten unter allen Rednern genennet: Gleichwie er dem Chairephon auf ſein Befragen denjenigen namhaft machete, der unter allen damaligen Menſchen der weiſeſte war? Iſt das nicht; ſondern hat dich der Ruhm hierher gezogen, weil du gehöret haſt, daß mich alle Leute bewundern, und mit Erſtaunung und Ehrfurcht erheben: So ſollſt du alsbald erfahren, zu was für einem göttlichen Manne du gekommen biſt. Erwarte aber nur nicht etwas gemeines, was ſich mit dieſem oder jenem vergleichen ließe: Du wirſt ein Wunder ſehen, welches die andern alle, gleichſam wie ein Tityus, ein Otus, oder ein Ephialtes, an Größe übertrifft. Denn du wirſt erfahren, daß ich die andern eben ſo überſchreie, wie eine Poſaune die Flöten, wie die Heuſchrecken die Bienen, und wie ganze Chöre die Anſtimmenden. Und wenn du auch ſelbſt ein Redner werden willſt: So kann dich niemand leichter dazu machen, als ich. Folge nur, du Herzblatt des Kletius, denn was ich dir ſage, mache alles nach, und beobachte nur auf das genaueſte die Geſetze, die ich dir vorſchreiben werde. Tritt nun immer ohne Verweilen den Weg an, und ſcheue dich nicht, wenn du dich gleich noch nicht zur Redekunſt durch dasjenige zubereitet haſt, wodurch die gewöhnwöhnliche Anführung unverſtändigen und thörichten Köpfen mit vieler Mühe den Weg dazu bahnen will. Denn das alles wirſt du nicht nöthig haben: Du kannſt, wie das Sprichwort ſaget, mit ungewaſchnen Füßen hereintreten. Du wirſt deswegen nicht zu kurz kommen: Und wenn du auch gleich nicht einmal das gemeinſte, nicht einmal ſchreiben könnteſt. Denn zu einem Redner gehören ganz andere Sachen. Ich will dir aber erſtlich ſagen, wie viel du, als ein Zehrgeld, von Hauſe zu dieſer Reiſe mitbringen, auch wie du unterweges deine Koſt einrichten mußt, damit du den Weg, ſo bald, als es möglich iſt, zurück legeſt. Das Uebrige will ich dir theils ſelbſt im Fortgehen zeigen, theils vor der Sonnen Untergang beſonders erinnern. Hernach werde ich aus dir einen Redner gemacht haben, der über alle iſt, wie ich ſelbſt, der ich ohne Widerſpruch unter allen, die ſich auf Reden legen, die oberſte, die mittlere, und die unterſte Stelle innen habe.

So mußt du nun vor allen Dingen die Unwiſſenheit mitbringen, hernach die Unerſchrockenheit, über dieſes die Verwegenheit und die Unverſchämtheit. Hingegen die Scheu, die Billigkeit, die Beſcheidenheit, die Schamhaftigkeit, die laß nur zu Hauſe. Denn hier ſind ſie nichts nütze, ſondern gar hinderlich. Eine recht laute Sprache, ein ungeziemender Geſang, ein Gang wie meiner, das ſind nothwendige Stücke, ja zuweilen ſind ſie allein hinlänglich. Das Kleid muß ſchön, weiß, von einem tarantiniſchen Meiſter verfertigt, und ſo zart ſeyn, daß der bloße Leib dadurch ſchimmert. Du mußt Schuhe nach der atheinenſiſchen Mode, wie ſie das Frauenzimmer trägt, oder ſicyoniſche Stifeln, an den Füßen, hinter dir viele Bedienten, und in der

Hand allezeit ein Buch haben. Das ſind die Stücke, die du mitbringen mußt. Das andere ſollſt du unterweges ſehen und hören.

Denn nun will ich dir die Regeln ſagen, die du beobachten mußt, damit dich die Redekunſt erkenne und vor ſich laſſe, und nicht als einen rohen Menſchen oder als einen Spion ihrer Heimlichkeiten von ſich weiſe und verabſcheue. Zuerſt und vor allen Dingen muß du um deine Geſtalt und um einen hübſchen Anputz bekümmert ſeyn. Hernach muß du dir etwa funfzehn oder aufs höchſte zwanzig attiſche Wörter ausleſen, und dir dieſelben recht bekannt machen *, dieſe mußt du allezeit auf der Zunge haben, und alle deine Reden damit, wie mit einer Würze, beſtreuen. Um die übrigen darfſt du dich nicht bekümmern, ob ſie wohl klingen, und zu dieſen ſich ſchicken, oder nicht. Der Purpur muß ſchön und prächtig ſeyn: Wenn gleich das Kleid aus Pelzflecken zuſammen geſlicket wäre. Ueberdieſes, wenn du dir ungewöhnliche und fremde Wörter, die bey den Alten ſelten vorkommen, geſammlet haſt: So bediene dich ihrer, und ſchieß ſie, als Pfeile, unter diejenigen, mit denen du redeſt. Denn ſo wird dich der gemeine Pöbel anſehen, und bewundern, und über deine ungemeine Gelehrſamkeit erſtaunen. Bisweilen mußt du dir auch ſelbſt neue und ungeheure Wörter machen.* Wenn du aber etwan einen Schnitzer gemachet, oder eine barbariſche Redensart gebrauchet haſt; So ſey die Unverſchämtheit dein einziger Schutz. Nenne alsbald einen

---

* Hier iſt etwas ausgelaſſen, das ſich nicht füglich verdeutſchen läßt.

nen Namen eines Dichters oder eines andern Scribenten, wenn er gleich nirgends iſt, noch jemals geweſen iſt, und beweiſe es, daß man ſo ſagen könne, mit ſeinem Anſehen, als mit dem Anſehen eines gelehrten Mannes, und der die Sprache auf das genaueſte unterſuchet hätte. Ueberdieſes lis nicht etwa das alte Zeug, die Schriften des Schwätzers Iſokrates, oder des von aller Anmuth entblößten Demoſthenes, oder des froſtigen Platons, ſondern die Reden derjenigen, die vor kurzem berühmt geweſen ſind, welche ſie Redübungen genennet haben; damit du dich mit Vorrathe verſehen mögeſt, den du daraus, als aus einer Vorrathskammer, nehmen, und zu ſeiner Zeit brauchen kannſt. Wenn du aber reden ſollſt, und man dir Gelegenheit oder Materien zu Reden aufgiebt: So mußt du alle, ſie mögen ſeyn wie ſie wollen, verdrüßlich nennen, und herunter machen, als ob gar nichts männliches daran wäre. Haſt du dir aber eine Materie erwählet: So rede, ohne große Ueberlegung, was dir in das Maul kömmt. Bekümmere dich nicht darum, ob du in gehöriger Ordnung das, was zuerſt geſagt werden muß, zuerſt, hernach das andere, und nach dieſem das dritte ſageſt: Sondern was dir zuerſt einfällt, das magſt du auch zuerſt ſagen; und wenn es eben ſo zuträffe, ſo könnteſt du den Stiefel auf den Kopf ſetzen, und den Helm an die Füße ziehen. Sonderlich aber rede geſchwind und in einem fort, und ſtocke nur niemals. Redeſt du gleich in Athen von einem, der die Ehe gebrochen, oder einen andern beleidiget hat: So mußt du doch indianiſche und ekbataniſche Händel erzählen. Bey allem aber muß nothwendig Marathon und der Cynägirus ſeyn, und ohne dieſe darf nichts vollbracht werden. Allezeit werde über den Athos geſchiffet, und über den Hellespont gegangen, und die Sonne von den perſiſchen Pfeilen verfinſtert, und Xerxes in die Flucht geſchlagen, und des Othryades Schreiben geleſen. Salamis und Artemiſium, und Platea müſſen allenthalben und häufig vorkommen. Die kleinen Wörtchen aber müſſen auf die ganze Rede geſtreuet werden, und überall wie Blumen oben herum ſchwimmen. Das **Atta** und das **Deputhen** muß in einem fort gehöret werden, wenn gleich keines im geringſten nöthig iſt. Denn ſie ſind doch ſchön, wenn ſie ſchon für die lange Weile und ohne Grund gebrauchet werden. Wenn du aber einmal zum Singen Gelegenheit bekommen zu haben glaubeſt: So mußt du alles ſingen, und aus allen eine Melodie machen. Ja, haſt du keine Materie, die ſich zum Singen ſchicket: So nenne nur die Namen der Richter melodiſch hinter einander, und das kannſt du ſchon für eine Harmonie anſehen. Auch das: Welch ein Unglück! muß öfters wiederholet werden. Ferner mußt du dich oft in die Hüften ſchlagen, aus vollem Halſe ſchreyen, unter den Reden dich reuſpern, auf und ab gehen, und im Gehen die Lenden hin und her bewegen. Wollen dich die Zuhörer nicht loben: So werde böſe, und ſchilt ſie aus. Stehen ſie aber auf, und wollen vor Scham, dich länger zu hören, davon gehen: So befiehl, daß ſie ſich niederſetzen. Ueberhaupt, du mußt thun, wie ein Tyrann. Damit aber auch der Pöbel deine Reden bewundere: So fange von den trojaniſchen Händeln, oder wenn du willſt, lieber gar von der Hochzeit des Deukalions und der Pyrrha an, und führe deine Rede bis auf die gegenwärtigen Umſtände fort. Denn die es verſtehen, ſind wenig, und die werden aus Höflichkeit dazu ſtillſchweigen; ſagen ſie aber etwas, ſo wird man glauben, ſie thun es aus Neide: Hingegen der gemeine Haufen wird die Geſtalt, die Stimme, den Gang, das Herumſpatzieren, das Singen, die Schuhe, und dein Atta bewundern. Ja wenn ſie ſehen, daß du voller Schweiß biſt, und dich ganz aus dem Athem geredet haſt: So werden ſie dich ohne fernern Zweifel für den ſtärkſten Ringer im Reden halten. Zu dem findet auch die Geſchwindigkeit nichtwenig Beyfall und Bewunderung bey dem Pöbel; deswegen hüte dich, daß du ja nichts aufſchreibeſt, oder vorher überlegeſt, wenn du eine Rede halten ſollſt. Denn das iſt augenſcheinlich ſchimpflich. Deine guten Freunde müſſen allezeit, wenn du redeſt, vor Freuden ſpringen, und ſchon das Geld zu einem Schmauſe zuſammen ſchießen, und wenn ſie merken, daß du fallen wirſt, dir die Hände reichen, und deine Rede durch laute Lobeserhebungen unterbrechen, damit du Zeit bekommeſt, dich auf das zu beſinnen, was du reden ſollſt. Ja überdieſes mußt du auch ſorgen, daß du allezeit dein eigen Chor habeſt, welches mit dir ſingen möge.

Das iſt es, was du unter der Rede ſelbſt zu beobachten haſt. Hernach aber, wenn du nach Hauſe gehſt; ſo müſſen dich deine Freunde, wie eine Leibwache, umgeben, und unterweges dasjenige, wovon du geredet haſt, nochmals unter einander wiederholen. Begegnet dir jemand: So ſprich von dir ſelbſt auf das größte, und erhebe dich ſelbſt ſo lange, bis er es nicht mehr ausſtehen kann. Was iſt der Päanius gegen mich? Mit welchem von den Alten ſoll ich um den Vorzug ſtreiten? Dieſe oder dergleichen Lobeserhebungen mache von dir ſelbſt. Aber das größte, und das nothwendigſte, wenn man berühmt werden will, hätte ich bey nahe vergeſſen. Spotte über alle andre Redner. Hat auch einer in der That gut geredet: So muß er mit lauter fremden Gedanken gepralet haben; nichts darf ſein eigen geweſen ſeyn. Hat er aber ſeine Sachen mittelmäßig gemachet: So mußt du alles herunter machen. In die Verſammlungen, wo Reden gehalten werden, mußt du ganz zuletzt kommen. Denn das machet Aufſehen. Und wenn alle ſtillſchweigen; ſo mußt du durch ein fremdes Lob die Ohren der Anweſenden von der Rede abziehen, und ein ſolches Geräuſche erregen, daß alle vor den verdrüßlichen Namen einen Ekel bekommen, und die Ohren zuſtopfen. Die Hand mußt du nicht oft bewegen; denn das iſt etwas ſchlechtes; auch darfſt du nicht öfter als einmal, aufs höchſte zweymal aufſtehen: Allezeit aber mußt du höhniſch lächeln, und zu verſtehen geben, daß dir die Rede nicht gefällt. Wer ſich gewöhnt, von andern übel zu ſprechen, der findt bey allem, was er höret, Materie genug zum Spotten und Tadeln. Uebrigens aber ſey unverzagt. Denn die Kühnheit, die Unverſchämtheit, die Fertigkeit im Lügen, die Menge der Schwüre, die du allezeit auf der Zunge haben mußt, der Neid, der Haß gegen alle, die Läſterungen, die wahrſcheinlichen Verleumdungen, die werden dich in kurzem berühmt und angeſehen machen. Das iſt nun dasjenige, was die äußerlichen und öffentlichen Handlungen betrifft.

Deine Lebensart aber mußt du ſo einrichten, daß du alles mitmacheſt, daß du würfelſt, ſaufſt, hureſt, Ehebruch treibeſt. Und wenn du auch keines davon thäteſt: So mußt du dich doch damit öffentlich gegen alle bemühen, und auch Liebesbriefe aufzeigen, als ob ſie dir vom Frauenzimmer geſchrieben werden. Denn du mußt ſchön ſeyn wollen, und dich bemühen, in dem Ruhme zu ſtehen, daß ſich das ſchöne Geſchlecht dir ſehr gefällig bezeigete. Denn auch dieſes werden viele zur Redekunſt rechnen: Weil auf ſolche Weiſe dein Ruhm auch bis in die Zimmer der Weibsperſonen ausgebreitet wird. Schäme dich auch nicht, in dem Verdachte zu ſtehen, als ob dich die Mannsperſonen etwas andern wegen liebten; wiewohl du ſchon einen Bart haſt, und wahrhaftig auch ſchon gar eine Glatze bekömmſt: Sondern gehe deswegen mit Fleiß mit einigen um; oder findſt du keine Liebhaber, ſo laß dir an deinem Geſinde begnügen. Denn auch hieraus entſpringt viel nützliches zur Redekunſt. Die Unverſchämtheit und Verwegenheit wird dadurch größer. Du ſiehſt das an den Weibern: Wie viel ſchwatzhafter ſind ſie nicht, wie viel beſſer können ſie nicht ſchmähen, als die Männer? Macheſt du dich eben ſo geſchickt: So wirſt du alle übertreffen. Uebrigens mußt du dich ganz glatt machen, wo nicht überall, doch wenigſtens da. Der Mund ſelbſt muß zu allem auf eine angenehme Art aufgethan werden, und die Zunge muß ſo wohl zu den Reden, als zu andern Dingen, dazu ſie ſich ſchicket, dienen. Sie ſchicket ſich aber nicht allein zu Schnitzern, zu leerem Geſchwätze, zu falſchen Schwüren, zum Schmähen, zu Verleumdungen, zu Lügen: Sondern auch zu ſonſt noch etwas des Nachts; zumal wenn du ſelbſt ſo vielen Liebhabern nicht hinlänglich biſt. Denn da muß ſie alles wiſſen, und zu mehrerem nütze ſeyn, und ſich vor nichts ſcheuen.

Wenn du, o Jüngling, dieſes alles recht erlernet haben wirſt (das kannſt du aber wohl, denn es iſt nichts ſchweres): So verſichere ich dich mit der größten Zuverſicht, daß du in kurzem der beſte Redner, und ſo, wie wir ſelbſt, ſeyn wirſt. Was hernach erfolgen wird; wieviel Gutes du in kurzer Zeit von der Redekunſt erlangen wirſt, das brauche ich dir nicht zu ſagen. Siehe mich nur an. Mein Vater war ein ſchlechter Mann; er war nicht einmal recht frey, und war länger als Xois und Thmuis in der Knechtſchaft geweſen. Meine Mutter aber war eine Nähterinn. Anfangs, weil meine Geſtalt nicht häßlich war, hielt ich mich, aus Armuth, zu einem unglücklichen und kargen Liebhaber. Nachdem ich aber dieſen ſo leichten Weg erkannt, und zurück geleget habe, (denn mit dem Zehrgelde, wie ich es vorhin nennete, der Kühnheit, der Unwiſſenheit, der Unverſchämtheit, mit dem allen war ich, ohne Ruhm zu melden, reichlich verſehen): So heiſſe ich nun nicht mehr Potinus, ſondern habe den Namen der Kinder des Jupiters und der Leda erhalten. Ich machete mich hernach an eine alte Frau, von der ich anfangs köſtlich gefüttert wurde. Denn ich ſtellete mich, als ob ich dieſe alte ſiebenzigjährige lieb hätte, die nur noch vier Zähne im Maule hatte, welche noch dazu mit Golde befeſtigt waren. Doch die Armuth erleichterte mir dieſes verdrüßliche Leben, und der Hunger machte mir die kalten Küſſe dieſer alten Hexe zuckerſüſſe. Es hätte nicht viel gefehlet, ſo hätte ſie mich zu ihrem völligen Erben eingeſetzet. Da ihr aber ein verfluchter Knecht angezeigt hatte, daß ich Gift für ſie gekaufet: So wurde ich über Hals und Kopf zum Hauſe hinaus geworfen. Dennoch hat es mir nach der Zeit nicht am Unterhalte gefehlet. Ich bin als ein Redner berühmt, und führe Proceſſe vor Gerichte. Ich verſpreche meinen thörichten Clienten die Gunſt der Richter, und ihre Sache verrathe ich meiſtens der Gegenpartey. Ob ich nun gleich meiſtens verliere: So iſt doch meine Thüre mit gekröneten Palmen geſchmücket. Denn das ſind meine Lockſpeiſen für die, welche das Unglück zu mir führet. Daß ich aber von jedermann gehaſſet werde, daß ich wegen der Schändlichkeit meines Lebens, und noch eher meiner Reden, berufen bin, daß man mit den Fingern auf mich weiſet, und mich den Ausbund aller Bosheit nennet, das ſcheint mir wahrhaftig nichts geringes zu ſeyn. Da haſt du nun meinen guten Rath, einen Rath, den ich mir ſelbſt ſchon längſt gegeben, und womit ich mir auch ſchon nicht wenig Dank verdienet habe.

Mit dieſen Worten wird dieſer edle Mann ſeine Rede beſchließen. Wenn du ihm nun folgeſt: So ſey verſichert, daß du ſchon da biſt, wo du gleich anfangs hin verlangeteſt. Nichts wird dich hindern, wenn du dieſe Geſetze beobachteſt, vor Gerichte zu überwinden, bey dem Pöbel berühmt zu werden, einer Gegenliebe zu genießen, und, nicht eine alte Larve, wie dein Geſetzgeber und Lehrer, ſondern das allerſchönſte Frauenzimmer, die Redekunſt ſelbſt, zu heirathen. Alsdenn wirſt du auf Platons geflügeltem Wagen fahren, und es wird ſich beſſer für dich ſchicken, von dir ſelbſt zu reden, als es ſich für ihn ſchickete, von dem Jupiter zu reden. Ich aber, der ich niederträchtig und furchtſam bin, ich will euch aus dem Wege gehen, und will aufhören, mich bey der Redekunſt aufzuhalten, da es kein Rath für mich iſt, auf eurem Wege zu ihr zu kommen. Ja, was ſage ich, ich habe ſchon aufgehöret. Alſo möget ihr immerhin ohne Staub als Ueberwinder ausgerufen werden, ihr möget immerhin bewundert werden: Erinnert euch aber nur, daß ihr, die ihr viel geſchwinder zu ſeyn ſcheinet, uns nicht durch Geſchwindigkeit überwunden habet, ſondern bloß dadurch, daß ihr den leichteſten und ebenſten Weg gegangen ſeyd.

* * *

Des erſten Buchs erſte Fabel

aus dem Phädrus,

überſetzt.

M. Johann Joachim Schwabe.

Der Wolf und das Schaf.

Es waren Wolf und Schaf, durch heiſſen Durſt getrieben,
Bey einem kühlen Bach einſt ſtille ſtehn geblieben.
Ganz oben ſtund der Wolf, das Schaf weit unterwärts.
Vom Hunger angereizt ſucht drauf das Räuberherz
Gelegenheit zum Zank. Hier! was ſind das für Sachen,
Hieß es, wie darfſt du mir das Waſſer trübe machen?
Ey, lieber Wolf, ſpricht drauf das Schäfchen ganz verzagt,
Wie kann ich doch das thun, worüber du geklagt?
Von dir fließt ja zu mir das Waſſer, das wir lieben.
Nun war er durch die Kraft der Wahrheit eingetrieben,
Und ſprach: Sechs Monat ſinds, als mich dein Fluch betraf.
Da lebt ich ja noch nicht, verſetzte gleich das Schaf.
Hui! ja dein Vater wars, von dem ichs leiden müſſen,
Spricht er, und hat das Schaf ſo ohne Schuld zerriſſen.

Die Fabel iſt auf den mit allem Fleiß gemacht,
Der, wenn er Fromme drückt, den Grund dazu erdacht.

Die

Die andere Fabel.

Die um einen König bittenden Fröſche.

Als gleiches Recht Athen zum höchſten Flor gebracht,
Hat ihrer Freyheit Trotz die Stadt verwirrt gemacht,
Den erſtern Zaum von ſich zu ſchütteln nicht verweilet.
Nachdem die Bürger ſich in Rotten nun zertheilet,
Erobert der Tyrann, Piſiſtratus, das Schloß.
Als um die Dienſtbarkeit Athen in Thränen floß,
(Nicht weil er grauſam war; nein, weil die Laſt uns drücket,
Die man noch nicht verſucht,) und Seufzer abgeſchicket:
So hat Aeſopus gleich, in dem man ſich beklagt,
Dieß Mährchen dazumal den Bürgern vorgeſagt.

Den wilden Fröſchen war ihr freyer Sumpf zu wenig;
Sie bathen Jupitern mit Schreyn um einen König,
Der mit Gewalt und Macht den wüſten Sitten wehrt.
Der Göttervater hat es lachend angehört,
Und ihnen auf ihr Flehn ein Stückchen Holz gegeben.
Es fällt, gleich rauſcht der Sumpf; die bangen Fröſche beben.
Doch als es lange Zeit ein fauler Schlamm bedeckt:
Hat einer ungefähr den Kopf hervor geſteckt,
Den König ſtill beſehn. Da er ihn leblos findet,
Ruft er ſie all hervor. Die erſte Furcht verſchwindet,
Und die verwegne Schaar ſchwimmt um die Wett heran,
Hüpft oben auf das Holz und fängt ihr Spotten an.
Als ſie mit aller Schmach es nun genug geſchändet:
So wird zum andernmal zum Jupiter geſendet,
Und um ein beſſer Haupt, weil dieß nicht taugt, gefleht.
Worauf er ihnen denn die Schlange zugeſteht,
Die mit geſchärftem Zahn ſie nach und nach zerbiſſen.
Sie ſind aus Todesfurcht zwar zaghaft ausgeriſſen:

Allein es iſt umſonſt. Man ſpricht vor Angſt kein Wort.
Mercur muß ingeheim mit neuer Vollmacht fort,
Um Jupiter vielleicht durch Flehn dahin zu bringen,
Den Fröſchen in der Noth mit Hülfe beyzuſpringen.
Wiewohl, Gott machte drauf die Urſach offenbar:
Weil euch ein gnädig Haupt zu dulden ſchimpflich war;
So möget ihr nunmehr den ſtrengen Herrn ertragen.
Ihr Bürger, rief Aeſop, laßt euch deswegen ſagen,
Tragt mit Geduld die Laſt, die euch anitzo drückt,
Eh noch ein größer Weh auf eure Schultern rückt.

Die dritte Fabel.

Die Dohle und der Pfau.

Durch dieſe Fabel hat Aeſopus uns gelehrt,
Daß ſichs, mit fremdem Gut zu pralen, nicht gehört,
Und wir mit unſerm Stand uns fein begnügen ſollen.

Die Dohle voller Stolz und Hochmuth aufgeſchwollen,
Hob alle Federn auf, die nur der Pfau verlohr.
Sie ſchmückt ſich damit aus, und menget ſich ins Chor
Der ſchönen Pfauen ein, verachtet ihre Brüder.
Doch jene nehmen ihr die fremden Federn wieder,
Und beiſſen ſie hinweg. Mit ſolchem ſchlechten Glück
Kehrt ſie zuletzt betrübt zum Ihrigen zurück.
Allein ſie wird auch hier beſtraft hinweg gejaget,
Und eine, die ſie erſt verſchmäht, hat ihr geſaget:
Wofern du nicht geſucht, dich von uns abzuziehn,
Und dich mit dem begnügt, was die Natur verliehn:
So wäre dir dort nicht dergleichen Schmach geſchehen;
Du würdeſt in der Noth dich nicht verſtoßen ſehen.

* * *

Einige Briefe
L. Annäi Senecä an Lucilium

überſetzt

von

M. Johann Friedrich May.

So recht, mein Lucilius: Werde wiederum dein eigener Herr, und halte die Zeit zu rathe, welche dir bishero entweder geraubet, oder entwendet worden, oder von ſich ſelbſt verfloſſen iſt. Glaube, daß es ſo ſey, wie ich dir ſchreibe. Einige Zeit wird uns geraubet, um einige werden wir unvermerkt gebracht, einige verläuft von ſich ſelbſt. Am ſchändlichſten verlieren wir ſie durch unſere Nachläßigkeit: Und wenn du Achtung darauf geben willſt; ſo wirſt du ſehen, daß diejenigen, welche Böſes thun, einen großen Theil, diejenigen, welche nichts thun, den gröſten, und diejenigen, welche thun, was ſie nicht ſollen, die ganze Zeit ihres Lebens verlieren. Sage mir einen, welcher die Zeit zu ſchätzen weis? Welcher einen Tag hoch halte? Welcher erkenne, daß er täglich ſtirbt. Denn dadurch werden wir betrogen, daß wir den Tod noch weit voraus ſehen. Es iſt ſchon ein großer Theil von unſerm Tode vorbey. Die noch rückſtändige Zeit hat der Tod in ſeiner Gewalt. Thue alſo, mein Lucilius, wie du nach deinem Briefe thuſt; nimm alle Stunden wohl in Acht: Auf dieſe Art wird dir an dem morgenden

den Tage nicht ſo viel gelegen ſeyn, wenn du heute Hand anlegeſt. Indem wir unſer Leben aufſchieben, ſo verläuft es. Alles, mein Lucilius, iſt außer unſerer Gewalt; Die Zeit allein iſt unſer. Das iſt die einzige, flüchtige und ſchlüpfrige Sache, in deren Beſitz uns zwar die Natur gebracht hat, daraus uns aber auch ein jeder, der nur will, treiben kann. Die Thorheit der Menſchen aber iſt ſo groß, daß ſie ſich auch die geringſten und ſchlechteſten Sachen, die man gewiß leicht haben kann, zuſchreiben laſſen, ſo bald ſie dieſelben nur überkommen haben. Niemand hält dafür, daß er dadurch ſehr verpflichtet worden ſey, wenn man ihm viel Zeit eingeräumet hat, da doch dieſes das einzige iſt, welches auch der dankbareſte Menſch nicht vergelten kann. Du wirſt vielleicht fragen, was ich thun werde, da ich dir dieſes vorſchreibe? Ich will es aufrichtig geſtehen. Was bey einem Verſchwenderiſchen, der aber auf ſich wohl ſieht, zu geſchehen pflegt: Ich weis, was michs koſtet. Ich kann nicht ſagen, daß ich nichts verliere; aber ich will doch allemal ſagen, was, warum, und wie ichs verliere: Ich will ſagen, wodurch ich ſo arm geworden bin. Es geht mir dabey, wie den meiſten, welche ohne ihr Verſchulden in Mangel gerathen ſind: Ein jeder verzeiht es ihm, aber niemand will helfen. Was iſt zu thun? Ich halte den nicht für arm, welcher an dem, was übrig geblieben iſt, es mag auch ſo wenig ſeyn, als es wolle, genug hat. Doch wollte ich lieber, daß du das Deinige behalten, und dich der guten Zeit zu bedienen anfangen mögeſt. Denn unſere Vorfahren haben geſagt: Wer alsdenn erſt ſparen will, wenn das Faß auf der Neige läuft, der kömmt zu ſpäte: Indem auf dem Boden nicht nur das Geringſte, ſondern auch das Aergſte ſitzen bleibet.

Der

Der II. Brief.

So wohl das, was du mir ſchreibſt; als auch, was ich von dir höre, läßt mich viel Gutes von dir hoffen. Du ſchwärmſt nicht herum, und wirſt auch nicht durch die Veränderung des Ortes beunruhiget. Wer ſich ſo herum wälzt, der iſt gewiß am Gemüthe krank. Ich halte es für das beſte Kennzeichen eines geſetztern Menſchen, wenn er ſtille ſitzen, und bey ſich ſelbſt bleiben kann. Siehe aber wohl zu, daß du in Leſung vieler und mancherley Bücher nichts unbeſtändiges und ausſchweifendes an dir haben mögeſt. Bey gewiſſen Leuten muß man ſich aufhalten, und dabey aufwachſen; wenn man etwas daraus lernen will, das feſte im Kopfe bleiben ſoll. Wer allenthalben iſt, der iſt nirgends zu Hauſe. Wer immer auf der Straſſe iſt, der findet wohl viel Wirthshäuſer, aber keine vertraute Freunde. So muß es auch denjenigen nothwendig gehen, welche ſich auf eines Mannes Arbeit nicht beſonders legen, ſondern nur flüchtig und eilends über alles hinlaufen. Wenn man eine Speiſe ſo geſchwinde von ſich giebt, als man ſie zu ſich genommen hat; ſo nutzt ſie nicht und giebt dem Leibe keine Stärkung. Nichts hindert die Geneſung mehr, als die allzuofte Veränderung der Arzneymittel. Wenn man allzuoft Pflaſter auflegt, ſo heilt die Wunde nicht zu. Eine Pflanze, welche oft verſetzt wird, kömmt nicht fort. Ein zufälliger Nutzen bringt keinen ſonderlichen Vortheil. Viel Bücher zerſtreuen das Gemüthe. Kannſt du alſo nicht ſo viel Bücher leſen, als du wohl haben möchteſt, ſo iſt es genug, wenn du deren ſo viel haſt, als du leſen kannſt.

Doch wollte ich gerne, ſprichſt du, dieſes oder jenes Buch nachſchlagen. Ein verwöhnter Magen hat zu vielem Luſt. Sind es vielerley Dinge und die einander zuwider ſind; ſo verderben ſie ihn und nähren ihn nicht. Ließ allezeit die beſten, und wenn es dir einmal gefällt, was anders zu leſen; ſo nimmt die erſtern wieder vor. Alle Tage merke dir etwas zum Troſt wider das Armuth, und wider den Tod, wie auch nicht weniger wider das übrige Unheil. Und wenn du viel durchgeleſen haſt; ſo lies dir eines aus, das du denſelben Tag verdauen mögeſt. Das thue ich ſelbſt; aus viel Dingen die ich leſe, behalte ich etwas. Das heutige habe ich aus dem Epikur genommen. Denn ich pflege auch in der Feinde Läger überzugehen, doch nicht als ein Ueberläufer, ſondern als ein Kundſchafter. Die vergnügte Armuth, ſagt er, iſt etwas ehrliches. Das iſt aber keine Armuth, wenn ſie vergnügt iſt; denn wer ſich in die Armuth wohl zu ſchicken weis, der iſt reich. Der iſt nicht arm, der wenig hat, ſondern der viel verlangt. Denn, was iſt daran gelegen, wie viel der im Kaſten, wie viel er auf dem Boden habe, wie viel er erwuchern dürfte, wenn er nach fremden Gute trachtete, wenn er nicht dasjenige rechnet, was er erhalten hat, ſondern was er erſt bekommen wird? Willſt du wiſſen, welches das Maaß des Reichthums ſey? Das erſte, daß man habe, was nöthig iſt, das nächſte drauf, daß man genug habe.

◆

Der III. Brief.

Wie du mir ſchreibſt, ſo haſt du deinem Freunde die Briefe an mich zu beſtellen gegeben. Und doch erinnerſt du mich hernach, daß ich ihm nicht alles, was dich angeht, ſagen ſolle; weil du es ſelbſt nicht zu thun gewohnt wäreſt. Alſo haſt du in einem Briefe geſagt, daß er dein Freund ſey, und daß er es auch nicht ſey. Anfangs haſt du demnach das gewöhnliche Wort gebraucht, und ihn alſo einen Freund genennet, wie man ſeine Leute ehrliche Leute zu nennen pfleget; und wie wir zu denjenigen, die uns begegnen, mein Herr, ſagen, wenn uns ihr Name nicht beyfällt. Doch dieſes mag ſeyn. Allein, wenn du einen für deinen Freund hälſt, und ihm nicht ſo viel als dir ſelber zutraueſt; ſo irreſt du ſehr, und verſteheſt das Weſen der wahren Freundſchaft noch nicht recht. In allem aber ziehe deinen Freund zurathe, doch überlege zuvor, ob du ihn dazu erwählen kannſt. Wenn du Freundſchaft gemacht haſt, ſo muß du trauen, ehe du aber Freundſchaft machſt; muß du alles wohl bedenken. Diejenigen aber machen alles verkehrt, welche wider des Theophraſtus Regeln es alsdenn erſt überlegen, wenn ſie ſchon geliebt haben, und nicht lieben, wenn ſie alles überlegt haben. Bedenke dich lange, ob du einen in deine Freundſchaft aufnehmen ſollſt; wenn du einmal Luſt dazu haſt; ſo ſey auch ſein Herzensfreund. Rede ſo frey mit ihm, als mit dir ſelbſt. Lebe aber ſo, daß du nichts thun mögeſt, als was du auch deinem Feinde vertrauen kannſt. Weil es aber einige Dinge giebt, die wir aus Gewohnheit geheim halten; ſo theile alle deine Sorgen und Gedanken mit deinem Freunde. Du wirſt ihn getreu machen, wenn du ihn dafür hältſt. Denn viele haben betrügen gelehrt, da ſie ſich gefürchtet haben, betrogen zu werden, und durch ihren Argwohn andern das Recht zu ſündigen gegeben. Warum ſollte ich ein Wort vor meinem Freunde verſchweigen? Warum ſollte ich nicht meynen, daß ich mit ihm allein ſey? Einige erzählen allen, die ihnen begegnen, was ſie nur ihren Freunden vertrauen ſollten, und ſagen einem jeden, was ihnen auf dem Herzen liegt. Andere hingegen wollen auch ihre liebſten Freunde nichts wiſſen laſſen, und halten alles ſo heimlich, daß ſie ſolches, wenn es möglich wäre, ſich ſelbſt nicht anvertrauten. Man muß keines von beyden thun. Denn beydes iſt ein Fehler ſo wohl wenn man jedem, als auch wenn man keinem trauet; jedoch wollte ich ſagen, jener ſey ein wohlanſtändiger, dieſer aber ein nützlicher Fehler. Man muß alſo beyde tadeln, ſo wohl die, welche allezeit unruhig, als auch die, welche allezeit ruhig ſind. Denn das iſt kein Fleiß, welcher an vielen Lermen Luſt hat, ſondern das Beſtreben eines gequälten Gemüthes: Und das iſt keine Ruhe, welcher jede Bewegung beſchwerlich fällt, ſondern eine Liederlichkeit und Faulheit. Laß dir alſo, was ich bey dem Pomponius geleſen habe, zum ſteten Andenken empfohlen ſeyn. Einige haben ſich deswegen in die Hölen verkrochen; weil ſie meynten, daß alles unruhig ſey, was im Lichte wäre. Man muß eines mit dem andern verbinden; wer ruhen will, muß arbeiten, und wer gearbeitet hat, muß ruhen. Zeuch die Natur zu rathe, die wird dir ſagen, daß ſie Tag und Nacht gemacht habe.

Der IV. Brief.

Fahre fort, wie du angefangen haſt, und eile, ſo viel du kannſt, damit du eines verbeſſerten und geſetzten Gemüthes deſto länger genießen könneſt. Du wirſt zwar ſchon ſelbſt in der Verbeſſerung und Einrichtung deſſelben viel angenehmes finden: Allein es iſt ein ganz anders Vergnügen, welches man bey Betrachtung eines von allen Fehlern bereits geſauberten und herrlichen Gemüthes empfindet. Du weiſt noch wohl, wie freudig du wareſt, als man dir, nach abgelegten Knabenkleidern, den Mannshabit anzog, und dich in die öffentliche Verſammlung führete. Erwarte noch was gröſſres, wenn du das kindiſche Gemüthe wirſt abgeleget, und dich die Philoſophie unter die Zahl der Männer wird eingeſchrieben haben. Bishero ſind wir nicht nur Knaben, ſondern, was noch ſchlimmer iſt, ganz kindiſch geweſen. Und das iſt noch das ärgſte, daß wir das Anſehen alter Männer und die Fehler der Knaben, ja nicht nur der Knaben, ſondern der kleinſten Kinder haben. Jene fürchten ſich vor was geringem, dieſe aber vor dem, was gar nichts iſt, wir vor beyden. Suche nur im guten zuzunehmen; ſo wirſt du erfahren, daß wir einige Dinge deswegen nicht ſehr zu fürchten haben, weil ſie uns eine groſſe Furcht einjagen. Das letzte Uebel iſt kein groß Uebel. Der Tod kömmt zu dir. Du würdeſt dich fürchten müſſen, wenn er bey dir bleiben könnte. Er muß entweder gar nicht kommen; oder er muß vorbey gehen. Ja ſageſt du, es iſt etwas ſchweres, ſein Leben geringe achten. Siehſt du nicht, wie man es ſchlechter Dinge wegen verachtet? Der eine hat

hat ſich vor der Thüre ſeiner Geliebten an einem Stricke erhenkt; ein anderer hat ſich vom Hauſe herabgeſtürzet, nur damit er ſeinen zänkiſchen Herrn nicht länger anhören dürfe; ein anderer hat ſich den Degen in den Leib geſtochen, nur damit man ihn nicht von der Flucht zurücke bringen möchte. Glaubeſt du nicht, daß die Tugend eben das wirken ſollte, was eine allzugroße Furcht gewirckt hat? Wer auf die Verlängerung ſeines Lebens allzuſehr denkt, und es für ein großes Glücke hält, viel Jahre zu zählen, der kann nicht ſicher leben. Dieſes erwege täglich, damit du dein Leben ruhig laſſen könneſt. Wieviel faſſen es nicht, und halten es ſo feſte, wie diejenigen, welche durch eine Waſſerfluth hingeriſſen werden, die Dornhecken und Felſen? Die meiſten werden zwiſchen der Furcht des Todes und dem Elende dieſes Lebens erbärmlich hin und her geworfen; ſie wollen nicht leben, und können auch nicht ſterben: Mache dir alſo ein vergnügtes Leben; indem du alle ängſtliche Sorge für daſſelbe bey Seite ſetzeſt. Keinem hilft das Gute etwas, ſo er hat, wenn er ſich nicht auf deſſen Verluſt gefaßt hält. Ueber den Verluſt einer Sache aber, die ich leicht vergeſſen kann, gebe ich mich gar bald zufrieden. Dahero ermuntere dich, und härte dich ſo aus, daß dir nichts, was auch den mächtigſten Leuten wiederfahren kann, nahe gehe. Ueber den Pompejus ſprach ſein Pflegeſohn und ſein Verſchnittener das Todes-Urtheil: Ueber den Craſſus aber der grauſame und unbeſcheidene Parthus. Cajus Cäſar befahl, daß Lepidus dem Zunftmeiſter Dexter ſeinen Hals darbiethen mußte; er aber reichte ihn ſelbſt dem Cheräa dar. Das Glück hat keinen ſo hoch gebracht, daß es ihm nicht eben ſo vieles drohen ſollte, als es ihm gutes gegönnet hat. Traue dieſer Stille gar nicht, in einem Augenblicke iſt das Meer ganz umgekehrt: Die Schiffe gehen da, wo ſie ſich luſtig gemacht haben, auch an eben dem Tage unter. Bedenke, daß dir ein Räuber und Feind den Degen an die Kehle ſetzen kann; ja das iſt nicht einmal nöthig, dein Leben und Tod ſteht auch ſogar in eines Knechts Hand. Gewiß, wer nur ſein eigenes Leben in die Schanze ſchlagen will, der iſt ein Herr des Deinigen. Erinnere dich derjenigen, welche entweder durch Gewalt oder Liſt heimtückiſcher Weiſe von ihren Hausgenoſſen umgekommen ſind. Du wirſt gewahr werden, daß ihrer mehr, durch den Zorn der Knechte, als der Könige, gefallen ſind. Was gehts dich an, wie mächtig derjenige ſey, vor welchen du dich fürchteſt, wenn das ein jeder thun kann, weswegen du dich fürchteſt? Sollteſt du ja den Feinden von ungefähr in die Hände fallen, ſo wird dich der Ueberwinder dahin führen heißen, wohin du nemlich einmal mußt geführet werden. Was betrügeſt du dich ſelbſt, und verſtehſt das nun erſt, was du ehedem erfuhreſt. Ich will ſo viel ſagen, woher du entſtanden biſt, dahin wirſt du geführet werden. Dieſes und dergleichen muß man bey ſich überlegen, wenn man die letzte Stunde gelaßen erwarten will, die uns, wenn wir uns vor ihr fürchten, alle die übrigen unruhig macht. Doch, damit ich meinen Brief endige, ſo vernimm, was mir heute gefallen hat. Und ich habe es eben wiederum aus einem fremden Garten genommen. Eine nach dem Geſetze der Natur eingerichtete Armuth iſt ein groſzer Reichthum. Du weiſt aber, was uns dieſes Geſetze der Natur vor Schranken geſetzt hat? Nicht zu hungern, nicht zu durſten, nicht zu frieren. Willſt du alſo nur den

Hunger und Durſt vertreiben, ſo haſt du nicht nöthig an vornehmer Leute Thüre zu ſitzen, noch ein ſcheel Geſichte nebſt einer ſpöttiſchen Hoflichkeit zu erdulden. Du brauchſt es nicht, auf die See oder in Krieg zu gehen. Was die Natur haben will, das iſt leicht zu bekommen und zur Hand: Ueberflüſſige Dinge ſucht man mit Mühe. Deswegen zerreiſſen wir unſere Kleider, müſſen in Zelten alt werden und fremdes Ufer ſuchen. Was wir brauchen, das haben wir alles bey der Hand.

Der V. Brief.

Das du eifrigſt ſtudireſt, und alles andere beyſeit geſetzt, einzig dahin trachteſt, wie du dich täglich verbeſſern mögeſt, das lobe ich und das erfreut mich. Ich ermahne dich nicht nur, darinnen fortzufahren, ſondern ich bitte dich auch darum. Vornehmlich wirſt du darauf ſehen, daß du in deiner Kleidung und Lebensart nichts ſonderliches ſucheſt, wie die zu thun pflegen, welche nicht nach der Vollkommenheit ſtreben, ſondern ſich nur wollen ſehen laſſen. Meide alles verdrüßliche in deiner Aufführung; laß dir deine Haare abſcheeren, laß dir keinen groſſen Bart wachſen, ſey dem Gelde nicht ſpinne feind, lege dich nicht auf die Erde, und was ſonſt für Dinge mehr ſind, dadurch man ſich verkehrter Weiſe einen Vorzug zu wege bringen will. Der Name der Philoſophie iſt ſchon an ſich ſelbſt verhaßt genug, wenn man ſich auch noch ſo beſcheiden dabey aufführt. Was würde erſt geſchehen, wenn wir uns nicht mehr nach der Gewohnheit der Leute richten wollten? Von außen müſſen wir wie andere Leute ausſehen, von innen aber muß es ganz anders mit uns beſchaffen ſeyn. Das Kleid muß zwar nicht prächtig, jedoch auch nicht ſchmutzig ſeyn. Haben wir kein mit gediegnem Golde ausgelegtes Silbergeſchirr; ſo dürfen wir doch nicht meynen, als ob es ein Zeichen der Genüglichkeit ſey, kein Gold und Silber haben. Laßt uns darauf ſehen, daß wir ein beſſers, nicht aber ein ganz anders Leben als der Pöbel, führen mögen; ſonſt jagen wir diejenigen von uns, welche wir beſſern wollen, und machen ſie uns abſpenſtig. Ja wir würden machen, daß ſie uns in nichts nachahmen wollten, weil ſie befürchteten, ſie müßten uns alles nachthun. Die Philoſophie ſucht uns vornehmlich verſtändig, höflich und geſellig zu machen. Wie werden wir das zeigen, wenn wir uns ganz widerſinniſch aufführen? Dasjenige, wodurch wir Verwunderung erwecken wollen, muß nicht lächerlich und verhaßt ſeyn. Unſer Vorſatz iſt der Natur gemäß zu leben. Das iſt ja wider die Natur, wenn man ſeinen Leib quälet, nicht reinlich ſeyn will, ob es gleich mit leichter Mühe geſchehen kann, mit Willen ſchmutzig iſt, und ſich nicht nur geringer, ſondern auch garſtiger und abſcheulicher Koſt bedienet. Wie es eine Ueppigkeit iſt, ſich nach Leckerbißchen ſehnen; alſo iſt es eine Thorheit, gewöhnliche und wohlfeile Dinge nicht haben wollen. Die Philoſophie verlangt, man ſoll ſparſam, ſich aber nicht eine Laſt ſeyn: Die Sparſamkeit kann doch reinlich ſeyn. Mir gefällt es auf dieſe Art. Man richte ſeine Lebensart ſo ein, wie es gut und gewöhnlich iſt, damit alle auf unſere Aufführung ſehen, und dieſelbe zu gleich erkennen. Wie nun zu thun? Sollen wir eben das thun, was die andern thun? Soll zwiſchen uns und ihnen kein Unterſcheid ſeyn? Ach ein groſſer Unterſcheid. Daß wir anders als der Pöbel geartet ſind, ſoll derjenige erfahren, welcher uns näher betrachten wird. Wer in unſer Haus kommen wird, ſoll ſich mehr über uns als unſern Hausrath wundern. Der iſt groß, welcher mit ſeinem irdenen Gefäſſe wie mit dem ſilbernen umgehet; und der iſt nicht geringer, welcher das ſilberne wie das irdene gebraucht. Das iſt ein ſchwaches Gemüthe, das den Reichthum nicht ertragen kann. Doch damit ich auch den Gewinnſt des heutigen Tages mit dir theilen möge, ſo wiſſe, daß ich in unſerm Hecaton gefunden habe, das Ende unſerer Begierden könne auch wieder die Furcht Mittel an die Hand geben. Wenn du, ſagt er, wirſt aufgehöret haben zu hoffen, ſo wirſt du auch aufhören, dich zu fürchten. Vielleicht wendeſt du ein; wie können denn dieſe ſo widrige Dinge bey einander ſtehen? Gar wohl, mein Lucilius: Da ſie einander ſcheinen zuwider zu ſeyn, ſind ſie miteinander verbunden. Gleichwie eine Kette den Gefangenen und die Wache umſchließet; alſo trifft man auch dieſe ſo ungleiche Dinge bey einander an. Die Furcht folgt der Hoffnung. Ich wundere mich nicht, daß es alſo zugeht. Wir finden beydes bey einem Gemüthe, das ſich zu nichts entſchließen kann, wir finden beydes bey einem Gemüthe, das in Erwartung des Zukünftigen bekümmert iſt. Beydes aber kömmt hauptſächlich daher; weil wir uns nicht zu dem Gegenwärtigen bequemen, ſondern mit unſern Gedanken auf entfernte Dinge voraus ſehen. Alſo gereichet uns die Vorherſehung des Zukünftigen zum großen Schaden, da ſie doch dem menſchlichen Zuſtande ſehr erſprießlich iſt. Die wilden Thiere fliehen vor der Gefahr, welche ſie ſehen, und wenn ſie entflohen ſind, ſind ſie ſicher. Uns quälet das Zukünftige ſo wohl, als das

Vergangene. Viele von unſern Gütern ſchaden uns auch. Denn wir quälen uns mit lauter Furcht, wenn wir etwas zuvorſehen, und erinnern uns dieſer Quaal wieder, wenn ſie ſchon vorbey iſt. Niemand iſt allein wegen des Gegenwärtigen betrübt.

Der VI. Brief.

Ich merke, Lucilius, daß ich nicht nur gebeſſert, ſondern ein ganz anderer Menſch werde: Doch kann ich itzt nicht gut dafür ſeyn, oder hoffen, daß ich gar nichts mehr an mir zu beſſern finden möchte. Warum ſollte ich auch nicht noch vieles an mir haben, welches nothwendig verbeſſert, ausgemuſtert, und vollkommen gemacht werden muß? Es iſt dieſes ſchon das Zeichen eines auf einen beſſern Weg gebrachten Gemüths, wenn es ſeine Fehler ſiehet, die es zuvor nicht wußte. Es giebt einige Kranke, welchen man Glück wünſchet, ſo bald ſie empfunden haben, daß ſie krank ſind. Ich hätte alſo gerne gewünſcht, meine ſo geſchwinde Veränderung mit dir zu theilen, ich würde alsdenn angefangen haben, gewiſſer auf deine Freundſchaft zu trauen; diejenige wahre Freundſchaft, welche weder Hoffnung noch Furcht noch Eigennutz zertrennet: Diejenige, mit welcher die Menſchen ſterben, und für welche ſie ſterben. Ich will dir ihrer viel herzählen, welche zwar Freunde aber keine Freundſchaft gehabt. Das kann nicht geſchehen, wenn ein gleicher Wille die Gemüther vereiniget, nach dem Guten zu ſtreben. Warum ſollte es auch nicht geſchehen können? Denn ſie wiſſen, daß ſie alles und am meiſten ihr Unglücke mit einander gemein haben.

ben. Du kannſt dirs nicht einbilden, wie ich Tag vor Tag zunehme. Vielleicht ſagſt du: Laß mir doch das auch zukommen, was du ſo kräftig zu ſeyn befunden haſt. Ich wollte, daß ich dirs recht einflößen könnte. Und ich habe auch deswegen eben ſo große Luſt, etwas zu lernen, damit ichs andere wieder lehren könne. Es würde mich auch keine Sache vergnügen, ſie möchte ſo vortrefflich und nützlich ſeyn, als ſie wollte, wenn ich ſie nur für mich allein wiſſen ſollte. Sollte mir die Weisheit mit dieſem Bedinge gegeben werden, daß ich ſie bey mir behalten und nicht davon reden ſollte; ſo möchte ich ſie nicht haben. Kein Gut iſt angenehm, wenn ich es ohne einen Freund beſitze. Ich will dir alſo die Bücher ſelbſt ſchicken, und damit du dir nicht viel Mühe geben darfſt, das Nützliche hie und da zu ſuchen, ſo will ich allenthalben ein Zeichen machen, damit du alsbald finden mögeſt, was ich billige und hochhalte. Jedoch du wirſt mehr aus dem Geſpräche und Umgange als aus dem Briefe lernen. Du mußt ſelber zu mir kommen. Einmal weil die Menſchen mehr den Augen, als den Ohren trauen, hernach, weil der Weg durch Regeln lang, durch Exempel kurz und kräftig iſt. Cleanthes wäre dem Zeno nicht ſo ganz gleich gekommen, wenn er ihn nur gehört hätte. Er lebte bey ihm, ſahe alle Heimlichkeiten und gab Achtung, ob er nach ſeiner Vorſchrift lebte. Plato und Ariſtoteles ſammt allen weiſen Männern, die anderer Meynung ſind, haben mehr aus dem Umgange mit dem Sokrates als aus ſeinem Vortrage gelernet. Metroderus, Hermachus, und Polyänus ſind nicht durch den Unterricht des Epikurs, ſondern dadurch ſo große Männer geworden, weil ſie ſtets um ihn geweſen ſind. Doch laſſe ich dich nicht nur deswegen zu mir kommen, damit du im Guten zunehmen mögeſt, ſondern, daß ich auch einen Vortheil davon habe. Denn wir wollen vieles mit einander unterſuchen. Unterdeſſen, weil ich dir auf heute noch etwas ſchuldig bin, ſo will ich dir ſagen, was mir heute beym Hecaton gefallen hat. Du fragſt, ſpricht er, was ich gelernt habe? Ich habe angefangen, mein eigner Freund zu ſeyn. Er hat gewiß viel Gutes gethan, und wird niemals alleine ſeyn. Denn du ſollt wiſſen, daß derjenige, welcher ſein eigner Freund iſt, auch aller Leute Freund ſey.

Der VII. Brief.

Du fragſt mich, wovor du dich am meiſten zu hüten habeſt. Vor großer Geſellſchaft. Denn du darfſt dich noch nicht ſicher dahin wagen. Ich geſtehe hierinnen gar gerne meine Schwachheit. Ich komme niemals wieder ſo zurücke, wie ich hingegangen bin. Es wird mir allemal etwas in dem, was ich zurechte gebracht habe, verderbt: Es kömmt allemal etwas wieder zurücke, was ich von mir verjagt hatte. Was den Kranken wiederfährt, die eine lange Schwachheit ſo ſehr mitgenommen hat, daß ſie niemals ohne Straucheln ausgehen können; das wiederfährt auch uns, wenn unſere Gemüther nach einer langen Krankheit wiederum geſtärket werden. Der Umgang mit allzuviel Leuten iſt ſchädlich. Man preiſet uns entweder einen Fehler an, oder drückt ihn in unſer Gemüth ein, oder reizet die Unwiſſendes dazu. Ja je größer das Volk iſt, mit welchem wir uns vermengen; deſto mehr iſt dabey zu beſorgen. Doch verderbt man ſein Gemüthe durch nichts ärger, als wenn man in die öffentlichen Spiele geht.

Denn daſelbſt ſchleichen ſich die Fehler durch die Wolluſt ſehr leichte bey uns ein. Weiſt du wohl, was ich hiemit ſagen will? Ich komme allemal geiziger, hochmüthiger, verſchwenderiſcher, ja auch ſo gar grauſamer und unbarmherziger nach Hauſe; weil ich unter den Menſchen geweſen bin. Nachmittage kam ich ungefähr auf den Schauplatz, ich wartete auf allerhand Spiele, Scherzreden, und eine angenehme Veränderung, bey welcher die Augen der Leute von dem blutigen Anblicke ruhen möchten. Allein ich fand ganz was anders. In dem erſten Streite war es ſehr barmherzig zugegangen. Nunmehro ſetzten ſie allen Scherz beyſeite, und es war nur auf das Todtſchlagen angeſehen. Sie bedeckten ſich mit nichts; ſie bothen ihren ganzen Leib dar und führten keinen Streich vergebens. Die meiſten zogen dieſes dem gewöhnlichen gleichen und aufgeforderten Gefechte vor. Warum ſollten ſie es auch nicht vorziehen? Hier wird das Schwerdt weder durch den Helm, noch durch den Schild abgeſchlagen. Worzu wären dieſe Rüſtungen nütze? Was hätte es ihnen geholfen, wenn ſie den Degen noch ſo geſchickt geführt hätten? Das ſind nur Verzögerungen des Todes. Früh morgens werden die Leute den Löwen und Bären und Nachmittags ihren Zuſchauern vorgeworfen. Ein Todtſchläger muß ſich von den andern todtſchlagen laſſen, und ſein Ueberwinder wird auf ein neues Gefechte geſparet, endlich müſſen ſie alle durch Feuer und Schwerdt ſterben. Das geſchieht, wenn der Kampfplatz geöffnet iſt. Allein es hat einer einen Straßenraub begangen: Was verdient er? Er muß gehangen werden. Er hat einen Menſchen erſchlagen. Wer den andern tödtet, der muß wieder dieſes leiden. Du elender Menſch, was verdieneſt du, der du zuſieheſt? Tödte, brenne, ſchlag zu. Warum läuft er ſo furchtſam in das Schwerdt? Warum iſt er nicht verwegener, den andern todt zu ſchlagen? Warum ſtirbt er nicht gerne? Man ſchlägt auf die erſten Wunden und fängt die Streiche wechſelsweiſe mit der entblößten und vorgeworfenen Bruſt auf. Iſt das Schauſpiel zu Ende, ſo bringt man doch noch Menſchen um, damit nur etwas gethan werde. Merket ihr denn dabey nicht, daß diejenigen an den böſen Exempeln Schuld ſind, welche Gelegenheit dazu geben? Saget den unſterblichen Göttern Dank, daß ihr denjenigen lehren wollt, grauſam zu ſeyn, der es doch nicht lernen kann. Man muß ſich das zärtliche Gemüthe, und welches ohne dem über den Guten nicht allzufeſte hält, durch das Volk nicht verderben laſſen. Man folgt gar leichte dem größten Haufen nach. Ich glaube, Sokrates, Cato und Lälius würden ganz anders geworden ſeyn, wenn ſie ſich nach dem Exempel vieler Leute gerichtet hätten, die ganz anders als ſie geſinnet waren. So gar unter uns iſt niemand, der, wenn wir ihm auch den beſten Verſtand zutrauen wollten, den Anfall ſo vieler Laſter aushalten kann. Ein einziges Exempel der Schwelgerey oder des Geizes richtet viel Böſes an: Ein leckerhafter Tiſchgänger verwöhnet uns auch nach und nach: Ein reicher Nachbar erreget unſere Begierden; ein boshafter Gefährte ſteckt den andern, ſo aufrichtig und unſchuldig er iſt, endlich an. Wie wird es um die Sitten ſtehen, die öffentlich angegriffen werden? Entweder mußt du mit machen, oder ſie haſſen. Man muß beydes vermeiden. Man muß nicht den Böſen gleich werden; weil ihrer viel ſind: Noch die Menge haſſen; weil ſie nicht ſo wie wir ſind. Gehe in dich ſelbſt, ſo viel du kannſt; gehe mit denjenigen um, die dich beſſern werden; die du aber beſſern kannſt, denen vergönne einen Zutritt zu dir. Beydes muß geſchehen. Und wir lernen, wenn wir andere lehren. Laß dich alſo den Ruhm, deinen Verſtand ſehen zu laſſen, nicht bewegen vor das Volk zu treten, um demſelben etwas vorzuleſen, oder zu ſtreiten. Wenn du einen Sinn hätteſt, der ſich für daſſelbe Volk ſchickte; ſo möchte es geſchehen. So aber kann dich niemand verſtehen. Vielleicht wirſt du einen und den andern antreffen; den richte ab, und unterweiſe ihn ſo, daß er dich verſtehen kann. Ey, wirſt du ſagen, wozu habe ich alles das gelernt? Fürchte dich nicht, als ob deine Mühe werde vergebens ſeyn, wenn du es für dich gelernt haſt. Doch damit ich heute nicht für mich allein gelernt haben möge, ſo will ich dir ſagen, was für drey vortreffliche Sprüche ich faſt von eben dieſer Meynung angetroffen habe. Mit einem will ich in dieſem Briefe meine Schuld bezahlen, die andern beyden ſollſt du zum voraus bekommen. Demokritus ſagt: Einer gilt bey mir ſo viel als alle, und alle ſo viel als einer. So hat auch jener, er mag geweſen ſeyn, wer er will, (denn der Autor iſt noch ungewiß), als man ihm fragte; warum er ſich wegen einer Kunſt, darum ſich die wenigſten bekümmern würden, ſo viel Mühe gebe, gar wohl geantwortet: Ich bin zufrieden, wenn ſie wenigen gefällt, ich bin zufrieden, wenn ſie einem gefällt, ich bin zufrieden, wenn ſie gar keinem gefällt. Der letzte iſt vortrefflich. Epikurus ſchreibet unter andern an einem ſeiner Anhänger: Das ſchreibe ich nicht für viele, ſonder für dich: Denn wir ſpielen einer für den andern. Dieſes mußt du, mein Lucilius, bey dir wohl verwahren, damit du das ſüße Vergnügen, welches aus dem Beyfalle ſo vieler Leute entſtehet, verachten mögeſt. Es loben dich ihrer viel. Wie kannſt du dir aber ſelbſt gefallen, wenn du derjenige biſt, den viel verſtehen? Laß ſie das Gute deiner Seele betrachten.

Der VIII. Brief.

Du haſt mir befohlen, ſprichſt du, daß ich nicht unter allzuviel Leute gehen, ſondern mich an einen beſondern Ort begeben und damit vergnügt ſeyn ſoll, daß ich weis, was an mir iſt: Wo bleiben da eure Vermahnungen, daß man in der Beſchäfftigung ſterben ſoll? Allein was meyneſt du? Glaubeſt du wohl von mir, daß ich unterdeſſen ganz ſtille ſitze? Ich habe mich zu dem Ende verborgen und verſchloſſen, damit ich ihrer vielen nutzen könne. Ich bringe keinen Tag müßig zu: Ich ſtudiere auch des Nachts: Ich ſchlafe nicht, ſondern werde matt, und ob ich mich gleich ſo lange durchs Wachen ermüdet habe, daß mir die Augen zufallen; ſo ſehe ich doch noch aufs Buch. Ich habe mich nicht nur von den Menſchen, ſondern auch von den Sachen entfernet und zwar von meinen eigenen am erſten. Ich arbeite für die Nachkommen; und ſetze ihnen zu gute etwas auf, woraus ſie ihren Nutzen ſchöpfen können. Ich ſchreibe heilſame Erinnerungen, welche gleichſam Verzeichniſſe der beſten Arzneymittel ſind, und davon ich die Wirkung an meinen eigenen Geſchwüren erfahren habe. Ob ſie gleich noch nicht ganz heil ſind; ſo freſſen ſie doch nicht weiter um ſich. Ich zeige andern den rechten Weg, welchen ich erſt ſelber ſpät erkannt habe; nachdem ich mich auf demſelben ſo oft verirret, daß ich ganz ermüdet worden bin. Ich ſchreye, meidet alles, was dem Pöbel gefällt, was euch ein blinder Zufall bringet: Seyd argwöhniſch und ſchüttern; ſo bald euch von ungefähr etwas Gutes wiederfähret. Das Wild und die Fiſche werden durch eine Lockſpeiſe betrogen. Glaubet ihr, daß es Geſchenke des Glückes ſind? Nachſtellungen ſind es. Wer unter uns ſicher leben will, der muß, ſo viel er kann, dieſe zum Fangen abgerichtete Wohlthaten vermeiden; bey welchen wir dadurch aufs ärgſte hintergangen werden, daß wir meynen, wir haben ſie und ſie haben uns. Dieſer Weg ſtürzet uns ins Verderben: Und der Ausgang eines ſo vortrefflichen Lebens beſteht im Fallen. Alsdann können wir nicht einmal widerſtehen, wenn ſich das Glück umkehret. Entweder bediene dich nur deſſen, was recht iſt, oder deiner ſelbſt. Die ſolches thun, denen kann das Glücke nicht ſchaden, ſondern es fället ſie nur an und führet ſie durch wunderliche Wege herum. Dahero hab Acht, dein Leben ſo vernünftig und heilſam einzurichten, daß du deinem Leibe nur ſo viel zu gute thun mögeſt, als zur Erhaltung einer guten Geſundheit nöthig iſt. Du mußt ihn ein wenig ſcharf halten, damit er deiner Seele nicht widerſpenſtig werde: Die Speiſe ſoll den Hunger ſtillen, der Trank den Durſt löſchen, das Kleid wider die Kälte dienen, das Haus den Leib vor allem Ungemache bewahren. Daran liegt nichts, ob es aus Leim oder aus Marmor und aus andern weit entlegnen Orten her gebrachten Steinen erbauet worden. Der Menſch wird mit einem Strohdache ſo wohl als mit Gold bedeckt. Mache nichts aus dem, was man mit überflüßiger Mühe gleichſam zur Zierde und zum Ausputze auſſetzt. Gedenke nur, daß in dir, außer der

Seele, nichts wunderbares ſey: Gegen welche nichts für was groſſes zu achten iſt. Was hältſt du wohl von mir, wenn ich dieſes mit dir oder mit den Nachkommen rede? Meyneſt du nicht, daß es dir mehr Nutzen ſchaffe, als wenn ich als ein Advocat eine Sache vertheidigen, oder mein Siegel auf ein Teſtament drücken, oder bey der Rathsverſammlung einer gewiſſen Perſon meine Stimme geben würde? Glaube mir, diejenigen, welche nichts zu thun ſcheinen, thun weit gröſſere Dinge, als dieſe, und ſind mit göttlichen und menſchlichen Dingen zugleich beſchäfftiget. Doch ich muß ſchlieſſen, und auch nach meiner Gewohnheit in dieſem Briefe meine Schuld mit etwas abtragen. Es wird nicht von dem Meinigen geſchehen; ich habe noch den Epikurus untern Händen, und ſiehe, heute habe ich dieſe Worte in ihm geleſen. Du mußt der Philoſophie dienen, damit du die wahre Freyheit erlangen mögeſt. Man ſchiebt es nicht auf; wer ſich ihr unterwirſt und übergiebt, der wird nicht aufgehalten. Denn eben das Dienen der Philoſophie iſt die Freyheit ſelber. Du könnteſt fragen, warum ich denn ſo viel ſchöne Sprüche lieber aus dem Epikurus als aus den Schriften der Unſrigen anführete. Warum hältſt du aber dieſe Meynungen des Epikurus für die ſeinigen, und nicht für allgemeine? Wie viel ſchöne Dinge bringen nicht die Poeten hervor, welche entweder von den Philoſophen ſchon geſagt worden ſind, oder geſagt werden ſollten? Ich will von unſern Trauer und Luſtſpielen nichts gedenken. Denn ſie halten etwas ernſthaftes in ſich, und ſind gleichſam das Mittlere zwiſchen den Comödien und Tragödien: Wie viel herrliche Verſe bringen nicht die Gauckler vor? Wie vieles finden wir in des Publius

Comödien, welche vielmehr in einer Tragödie ſollten geſagt werden? Ich will nur einen Vers aus ihm, der zur Philoſophie und Materie, die ich erſt untern Händen gehabt habe, gehört, erzählen, allwo er nicht zugiebt, daß dasjenige, was ſün ungefähr kömmt, für das Unſerige zu halten ſey.

Alienum eſt omne, quicquid optando venit.

Und trifft auch alles ſchon nach Wunſch und Willen ein,
So wird es doch nichts mehr, als etwas Fremdes, ſeyn.

Ich erinnere mich, daß du dieſen Vers eben ſo gut und kurz alſo ausgeſprochen haſt:

Non eſt tuum, fortuna quod fecit tuum.

So vielmal dir, mein Freund, das Glücke was verehrt,
So ſprich im gringſten nicht, daß es dir zugehört.

Ich will auch das nicht vergeſſen, da du noch beſſer geſagt haſt:

Dari bonum quod potuit, auferri poteſt.

Nimmſt du das ſchöne Gut vom Glücke freudig an,
So denke, daß es dirs auch wieder nehmen kann.

Du wirſt dieſes nicht zur Bezahlung annehmen; denn ich habe dirs von dem Deinigen gegeben.

* * *

Der IX. Brief.

Du verlangſt zu wiſſen, ob Epikurus in einem gewiſſen Briefe diejenigen mit Recht eines Fehlers beſchuldige, welche ſagen, daß ein weiſer Mann mit ſich ſelbſt vergnügt ſey und deswegen keines Freundes bedürfe. Epikurus wirft dieſes dem Stilpo und allen denjenigen vor, welche die Unempfindlichkeit für das höchſte Gut zu halten pflegen. Wenn wir das Wort ἀπάθειαν mit einem Worte zierlich ausdrucken und es durch die Unempfindlichkeit geben wollten; ſo müßten wir zweydeutig reden. Denn man könnte etwas anders, als wir dadurch andeuten wollen, darunter verſtehen. Wir wollen denjenigen alſo nennen, welcher die Empfindung des Böſen verwirft. Andere werden es von einem annehmen, der kein Uebel erdulden kann. Siehe alſo, ob es beſſer ſey, daß wir es ein unverletzliches, oder ein ganz ungeduldiges Gemüthe nennen. Der Unterſcheid zwiſchen uns und ihnen beſteht darinnen. Unſer weiſer Mann überwindet zwar alles Ungemach; aber er empfindet es doch. Bey jenem empfindet ers nicht einmal. Darinnen kommen wir mit jenem überein, daß ein weiſer Mann mit ſich ſelbſt vergnügt iſt: Er will aber doch gerne, ob er gleich genug an ſich ſelber findet, einen Freund und Stubengeſellen haben. Siehe nur, wie er mit ſich ſelbſt vergnügt iſt. Sollte er durch eine Krankheit oder durch einen Feind die Hand verlieren; ſo iſt er auch zuweilen mit dem Theile zufrieden. Wenn ihm von ungefähr das Auge ſollte ausgeſchlagen werden; ſo iſt er auch mit dem Ueberreſte vergnügt, und bleibt bey ſeinem verſtümmelten und abgekürztem Leibe eben ſo freudig, als er bey dem ganzen geweſen. Was er nicht hat, das verlangt er nicht mehr; doch will er viel lieber, daß ihm nichts fehlen möge. Ein weiſer Mann iſt alſo mit ſich vergnügt, nicht etwa, daß er ohne Freund leben wolle, ſondern daß er ohne ihn leben könne: Und wenn ich ſage, daß er könne; ſo iſt dieſes ſo zu verſtehen, daß er es mit Gelaſſenheit ertrage, wenn er ihn verlieren ſollte. Er wird niemals ohne einen Freund ſeyn. Denn es ſtehet in ſeiner Macht, wie geſchwinde er ſich dem Verluſt ſelber wieder erſetzen will. So wie Phidias alsbald eine andere Bildſäule machet, wenn er um eine gekommen iſt: Alſo iſt auch dieſer in Aufrichtung der Freundſchaft ein Künſtler. Er wird gleich einen andern an die Stelle des verlohrnen ſetzen. Allein du willſt wiſſen, wie er ſich ſo geſchwinde einen zum Freunde machen könne? Ich will dirs ſagen, wenn wir eins werden können; daß ich dir, was dieſen Brief anlanget, meine Schuld zugleich bezahle und wir miteinander aufheben. Hecaton ſagt: Ich will dir einen Liebestrank vorſchlagen, dazu du weder Arzney, noch Kraut, noch Hexerey braucheſt. Willſt du geliebt werden; ſo liebe. Man findet aber nicht nur in dem Umgange eines alten und geprüften Freundes viel Vergnügen; ſondern auch in dem Anfange und der Aufrichtung einer neuen Freundſchaft. Was vor ein Unterſchied iſt zwiſchen einem Ackermann, welcher erndtet, und einem, welcher ſäet, dergleichen iſt auch zwiſchen denjenigen, welcher ſich ſchon einen Freund gemacht hat, und den, welcher ſich erſt einen machet Der Philoſoph Attalus pflegte zu ſagen: Es ſey angenehmer, ſich einen Freund zu machen, als ihn ſchon zu haben; ſo wie es einem Maler mehr Vergnügen giebt, wenn er malt, als wenn er gemalt hat. Der in der Arbeit beſchäfftigte Fleiß, was rechtes zu machen, findet in der Beſchäfftigung ſelbſt die gröſte Beluſtigung. Wer mit ſeiner Arbeit fertig iſt, ergötzt ſich nicht ſo ſehr daran; er genieſſet die Frucht ſeiner Kunſt; da er aber noch malte, fand er in der Kunſt ſelber ein Vergnügen. Erwachſne Kinder ſind brauchbarer: Kleine Kinder angenehmer. Nunmehro wollen wir wieder zur Sache kommen. Iſt gleich ein weiſer Mann mit ſich ſelbſt vergnügt; ſo will er doch auch einen Freund haben: Zum wenigſten, daß er die Freundſchaft ausübe, damit eine ſo groſſe Tugend nicht liegen bleibe. Nicht deswegen wie Epikurus in eben dieſem Briefe ſagt, daß er jemanden habe, der in ſeiner Krankheit bey ihm wäre, und ihm im Gefängniſſe oder Armuth behülflich ſey, ſondern deswegen, damit er ſelbſt bey einem andern in ſeiner Krankheit ſeyn, und ihn aus der Feinde Gewalt befreyen könne. Wer auf ſich ſieht und deswegen gute Freunde ſucht, hat üble Abſichten: wie er angefangen hat, ſo wird er aufhören. Er hat ſich einen Freund geſucht, der ihm aus dem Gefängniſſe helfen ſoll; ſo bald nur die Kette raſſeln wird, wird er fortgehen. Das ſind Freundſchaften, welche die Leute Zeitfreundſchaften nennen. Wer des Nutzens halber angenommen worden iſt, der wird nur ſo lange angenehm ſeyn, als man ihn brauchen kann. Deswegen. ſind auch die Glücklichen mit einer ſo groſſen Menge Freunde umgeben: Bey den Unglücklichen ſieht es ſehr wüſte aus: und wo ſie als Freunde geprüft werden, da fliehen ſie. Daher haben wir ſo viel abſcheuliche Exempel einiger, die ihre Freunde aus Furcht verlaſſen, und anderer, die ſie aus Furcht verrathen haben. Der Anfang muß wie das Ende ſeyn. Wer nur deswegen ein Freund des andern zu ſeyn angefangen weil es ihm zuträglicher war;

der wird ſichs auch gefallen laſſen, wenn man ihn wider ſeinen Freund dingen will, woferne er glaubt, daß bey der Freundſchaft etwas beſſers, als ſie ſelbſt, gefunden werden kann. Warum ſuche ich einen Freund? Damit ich einen habe, für welchen ich ſterben könne, damit ich einen habe, mit welchem ich mich verweiſen laſſen könne; deſſen Tode ich mich widerſetzen und aufopfern könne. Die Freundſchaft, von welcher du redeſt, iſt ein Handel und keine Freundſchaft; weil ſie ihren Vortheil ſucht, und darauf ſiehet, was man davon haben werde. Wahre Freunde ſind in gewiſſen Stücken den Verliebten ähnlich: Man könnte ihre Liebe eine raſende Freundſchaft nennen. Liebet aber wohl jemand den andern des Gewinnſtes wegen? Liebt er ihn der Ehre und des Ruhms wegen? Die Liebe an, und für ſich ſelbſten bekümmert ſich um alle andere Dinge nicht, ſondern entzündet nur das Gemüthe durch die Geſtalt des andern in Hoffnung der Gegenliebe; Was meyneſt du denn? Sollte aus einer edlen Urſache eine ſchändliche Gemüthsbewegung entſtehen? Davon iſt itzo die Rede nicht, ſprichſt du, ob wir die Freundſchaft um ihrer ſelbſt oder um etwas anders willen ſuchen ſollen. Denn wenn ſie ihrer ſelbſt wegen zu ſuchen iſt; ſo kann ſich auch derjenige, der mit ſich ſelbſt vergnügt iſt, zu ihr nahen. Wie ſoll er ſich aber zu ihr nahen? wie zu der ſchönſten Sache, nicht etwa um des Gewinnſtes willen, auch nicht aus Furcht, worein ihn die Veränderung des Glücks geſetzt hat. Wer deswegen nur Freundſchaft ſucht, damit er ſich in gute Umſtände ſetze, der beraubet die Freundſchaft ihrer gröſten Hoheit. Ein weiſer Mann iſt mit ſich ſelbſt vergnügt. Die meiſten, mein Lucilius, legen dieſes unrecht aus, ſie wollen, daß ein weiſer Mann nirgends ſeyn ſoll, und verſchließen ihn in ſich ſelbſt. Man muß aber hier einen Unterſcheid machen und wiſſen, wie dieſes zu verſtehen, und in wieferne es anzunehmen ſey. Ein weiſer Mann iſt mit ſich ſelbſt vergnügt, nicht daß er nur leben kann, ſondern daß er glücklich leben kann. Denn zu jenen braucht er viel Dinge: Zu dieſem nur eine geſunde Vernunft, ein erhabnes Gemüth, welches ſich aus dem äußerlichen Glücke nichts macht. Ich will dir auch ſagen, was Chryſippus für einen Unterſcheid angiebt. Er ſagt, ein weiſer Mann bedürfe nichts, und doch brauche er viele Sachen, ein Narre hingegen brauche nichts. Denn er wiſſe keine Sache zu gebrauchen, ſondern er bedürfe alles. Ein weiſer Manne braucht Hände, Augen und alles andre, was er den Tag über nöthig hat, er bedarf aber keiner Sache. Denn etwas bedürfen, heiſt etwas nothwendig haben müſſen; ein weiſer Mann aber muß nichts nothwendig haben. Dahero ob er gleich mit ſich ſelbſt vergnügt iſt; ſo braucht er doch die Freunde. Er verlangt ihrer viel zu haben, nicht daß er glückſelig lebe: Denn er wird auch ohne Freunde glückſelig leben. Das höchſte Gut zu ſuchen, hat man nicht äußerlicher Dinge nöthig, man findet es bey ſich zu Hauſe: Es faſſet alles ſelbſten in ſich. Wer einen Theil davon von außen ſucht, der fängt an, ſich dem Glücke zu unterwerfen. Wie wird es aber mit einem weiſen Manne beſchaffen ſeyn, wenn er ſollte ohne Freunde in ein Gefängniß geworfen, oder in der Fremde verlaſſen, oder in einer langen Schifffahrt aufgehalten, oder auf eine wüſte Inſul geſchmiſſen werden, und er hätte keine Freunde, die ihm beyſtünden? Wie bey dem Jupiter, welcher bey dem Untergange der Welt, und bey der Zuſammenſchmelzung der Götter, wenn die Natur ein wenig zu ſeyn aufhören ſollte, in ſich ſelber ruhig iſt, und ſeinen Gedanken nachhänget. Eben dergleichen nimmt auch ein weiſer Mann vor. Er geht in ſich ſelbſt und hat mit ſich ſelber zu thun: So lange er nur alles nach ſeinem Gefallen ordnen mag, iſt er mit ſich ſelbſt vergnügt: Er heyrathet und iſt mit ſich ſelbſt vergnügt: Er erziehet Kinder, und iſt mit ſich ſelbſt vergnügt: Und dennoch würde er nicht leben, wenn er ohne Menſchen leben ſollte. Nicht ſein eigner Nutzen, ſondern eine natürliche Reizung treibt ihn zur Freundſchaft an. Denn wie wir von Natur in andern Dingen, alſo finden wir in der Freundſchaft eine angebohrne Annehmlichkeit. Wie uns die Einſamkeit verhaßt iſt, ſo haben wir eine beſondre Luſt zur Geſellſchaft. Wie die Natur macht, daß ein Menſch dem andern gewogen iſt; alſo finden wir auch in derſelben gewiſſe Reizungen, welche verurſachen, daß wir nach der Freundſchaft ein Verlangen tragen. Doch ſieht er ſich oft vor, ob er gleich die Freunde ſehr liebt, ob er ſich gleich Freunde macht. Er wird alles Gute in ſich ſelbſt ſuchen, und ſagen, was Stilpon geſagt hat, der Stilpon, auf welchen des Epikurs Brief zielet. Denn als dieſer nach Verluſt ſeines Vaterlandes, ſeines Weibes und ſeiner Kinder ganz alleine aus dem öffentlichen Brande und doch glückſelig heraus gieng, und vom Demetrius, welchen man von der Zerſtörung der Stadt den Zunamen Poliorcetes gab, gefraget wurde: Ob er etwas verlohren hätte? So antwortete er: Ich trage alle meine Güter bey mir. Siehe, daß ich ein tapfrer und mannhafter Held, er hat ſo gar ſeinen ſiegenden Feind überwunden. Ich habe, ſpricht er, nichts verlohren: Er machte ihn dadurch zweifelhaft, ob er auch alles überwunden hätte. Ich habe alles bey mir, Gerechtigkeit, Tugend, Mäßigkeit, Klugheit und ſogar das, daß ich nichts für gut halte, was mir entriſſen werden kann. Wir verwundern uns über etliche Thiere, daß ſie mitten durchs Feuer ohne den geringſten Schaden gehen: Wie vielmehr Verwunderung erweckt ein ſolcher Mann welcher bey Schwerdt, Feuer und Verwüſtung unbeſchädigt und ſicher davon kömmt? Siehest du nicht, daß es viel leichter ſey, ein ganzes Volk, als einen Mann, zu überwinden? Hierinnen redet er, wie ein Stoiker; auch er bringt ſeine Güter unberührt durch die brennenden Städte davon. Denn er iſt mit ſich ſelbſt vergnügt, und dadurch zeiget er ſeine Glückſeligkeit an. Glaube nicht, daß wir uns allein mit hohen Worten groß machen wollen: Ja ſelbſt Epikurus, welcher den Stilpon tadelt, hat ſolche Worte von ſich hören laſſen, welches du geneigt aufnehmen wirſt, ob ich ſchon auf heute meine Schuld abgetragen habe. Wenn einer, ſpricht er, nicht meynet, daß er ſehr viel habe, ſo iſt er ein elender Menſch, wenn er auch ein Herr über die ganze Welt ſeyn ſollte. Oder ſo du meynſt, daß ich es auf dieſe Art beſſer geben könnte: Denn man muß hierinnen nicht ſowohl auf die Worte, als auf den Verſtand derſelben ſehen: Der iſt elend, welcher ſich nicht für den allerglückſeligſten hält, wenn er auch die Welt beherrſchen ſollte. Damit du aber wiſſen mögeſt, daß dieſes allgemeine Wahrheiten ſind, welche uns die Vernunft lehret; ſo höre, was ein Comödienſchreiber ſagt:

Non eſt beatus, eſſe ſe qui non putat,

Der iſt nicht glücklich auf der Welt
Der ſich nicht ſelbſten dafür hält.

Was hilft dirs, dein Zuſtand mag ſeyn, wie er will, wenn du ihn ſelber für böſe hältſt? Was wirſt du ſagen, wenn ſich nun ein Geiziger, Reicher und der über viele Herr iſt, dennoch aber der meiſten Knecht iſt, für glückſelig hält: Wird er durch ſeine Meynung gleich glückſelig werden? Es kömmt, mein Freund, darauf nicht an, was er ſaget, ſondern was er denkt: Auch nicht was er einen Tag über, ſondern was er beſtändig denkt. Du darfſt aber nicht ſorgen, daß eine ſo wichtige Sache an einen Unwürdigen kommen werde. Einem jeden, nur einem weiſen Manne nicht, misfällt, was er hat. Ein jeder Narre iſt mit ſich ſelber nicht zufrieden.

Der X. Brief.

Es bleibt dabey. Ich ändre meine Meynung nicht. Gehe nicht mit vielen, gehe nicht mit wenigen, ja gehe auch nicht mit einem um. Ich wüßte dir keinem zu rathen, mit welchem du vertraulich leben könnteſt, und ſieheſt du wohl, was ich damit ſagen will? Ich wage es, dich dir ſelber anzuvertrauen. Crates, ein Schüler eben des Stilpons, deſſen ich im vorigen Briefe gedacht habe, fragte einmal, wie man ſagt, einen jungen Menſchen, den er für ſich alleine ſpatzieren gehen ſahe: Was er hier ganz alleine machte? Dieſer antwortete: Ich rede mit mir ſelber. Ich bitte dich, ſprach Crates zu ihm, nimm dich ja ſehr wohl in Acht, daß du nicht mit einem böſen Menſchen reden mögeſt. Wir pflegen die furchtſamen und bekümmerten Leute nicht allein zu laſſen, aus Beyſorge, daß ſie ſich in der Einſamkeit nicht ſelber ſchaden möchten. Kein Unverſtändiger ſoll alleine gelaſſen werden: Er iſt alsdenn mit allerhand böſen Anſchlägen beſchäfftiget: Er ſinnt alsdenn auf ſolche Dinge, die entweder ihm oder andere in Gefahr bringen werden: Er hängt gottloſen Begierden nach. Was er ſonſten aus Furcht oder Scham verbarg, das kömmt alsdenn zum Vorſchein; alsdenn reizet er ſeine Kühnheit, er erreget ſeine Geilheit, und muntert ſich ſelbſt zur Rache auf. Das einzige, was die Einſamkeit noch Gutes hat, nemlich, daß man einen nichts vertrauen, ſich für keinen Verräther fürchten darf, das verliehrt ſich bey einem Narren; er verräth ſich ſelbſt. Daraus kannſt du erſehen, was ich von dir hoffe, ja was ich mir von dir verſpreche. Die Hoffnung iſt der Name eines ungewiſſen Gutes. Ich finde keinen, mit welchen du lieber umgehen ſollteſt, als mit dir ſelber. Ich gedenke noch oft an deine herrliche Reden, die voller Nachdruck und Großmuth waren. Ich habe mir deswegen ſchon zum Voraus Glück gewünſchet und geſagt: Das iſt nicht ein leeres Gewäſche, dieſe Reden haben Grund. Dieſer Menſch iſt nicht einer, wie ſie gemeiniglich ſind: Er ſiehet auf die wahre Glückſeligkeit. Rede ferner ſo, lebe ſo und ſiehe zu, daß dich nichts darinnen hindere. Du magſt den Göttern wegen deiner vorigen Gelübde Dank ſagen; gelobe ihnen von neuem was an. Bitte ſie um ein redliches Herze, um ein ruhiges Gemüthe, endlich auch um einen geſunden Leib. Warum ſollteſt du dergleichen Gelübde nicht öfters thun? Bitte Gott kühnlich darum, bitteſt du ihn doch um nichts fremdes. Doch ich will dir, meiner Gewohnheit nach, mit dieſem Briefe ein Geſchenke ſchicken. Es iſt wahr, was ich bey dem Athenodor gefunden habe: Alsdenn wiſſe, ſagt er, daß, du von allen eitlen Begierden frey ſeyn wirſt, wenn du es ſo weit gebracht haſt, daß du Gott um nichts mehr bitteſt, um welches du ihn nicht in Gegenwart aller Leute bitten könnteſt. Denn wie närriſch ſind doch die Leute itzund! Sie murmeln, ſo zu reden, den Göttern die ſchändlichſten Gebethe in die Ohren: Wenn jemand hätte zuhören wollen, würden ſie geſchwiegen haben, und was ſie die Menſchen nicht wollen wiſſen laſſen, das erzählen ſie Gott. Siehe alſo, daß man dir dieſe heilſame Vermahnung nicht geben dürfe: Lebe alſo mit den Menſchen, als ob dich Gott ſehe; rede mit Gott, als ob es die Menſchen höreten.

Der XI. Brief.

Dein Freund hat mit mir geſprochen; er iſt von guter Art. Die erſte Unterredung hat mir gezeigt, was er für ein Gemüthe, was er für einen Verſtand hat, wie weit er auch ſchon gekommen iſt; denn er hat uns eine gute Meynung beygebracht, welche er zu erhalten ſuchen wird. Nachdem er ſich ein wenig erholet hatte; ſo konnte er ſich der Schamhaftigkeit kaum erwehren, welches bey einem jungen Menſchen ein gutes Zeichen iſt: So ſehr war er im Geſichte erröthet. Das wird ihm, wie ich vermuthe, auch wenn er ſich im Guten wird befeſtiget und alle Laſter gänzlich abgeleget haben, noch als einem weiſen Manne anhängen. Denn die natürlichen Fehler des Leibes und Gemüthes können durch keine Weisheit gehoben werden. Was bey einem einmal eingewurzelt und ihm angebohren iſt, das wird durch die Kunſt zwar etwas gemindert, aber nicht gänzlich ausgerottet. Einigen, die noch ſo herzhaft ſind, bricht der Schweiß, wenn ſie vor das Volk treten ſollen, nicht anders aus, als es bey abgematteten und erhitzten Perſonen zu geſchehen pfleget; einigen zittern die Knie, wenn ſie reden wollen: einige klappern mit den Zähnen, ſtammeln mit der Zunge und ſtottern mit den Lippen. Das kann man weder durch Anweiſung noch Uebung vertreiben, ſondern die Natur zeiget hierinnen ihre Macht und erinnert auch die Stärkſten ihres Fehlers. Nächſt dieſen weis ich auch, daß ſo gar die anſehnlichſten Männer zuweilen unvermuthet roth werden. Man wird es zwar bey jungen Leuten mehr gewahr, ſie ſind hitziger, und haben eine zärtere Haut: Nichts deſtoweniger widerfährt es auch alten und verſuchten Leuten. Vor einigen hat man ſich niemals mehr zu fürchten, als wenn ſie erröthen: Gleich als hätten ſie alle Scham verlohren. Sulla war zu der Zeit am allergrauſamſten, wenn ihm das Blut ins Geſichte trat. Es war nichs lieblichers zu ſehen, als wenn Pompejus redete: Er wurde in Geſellſchaft öfters roth, auch ſo gar in öffentlichen Verſammlungen. Ich erinnere mich, daß Fabianus erröthet iſt, da er als ein Zeuge in die Rathsverſammlung geführet wurde; und hier ſtund ihm dieſe Schamhaftigkeit überaus wohl an. Es geſchahe nicht aus Zagheit, ſondern weil es ihm etwas ungewöhnliches war, welches ungeübte Leute ſehr bewegt, ob es ſie gleich nicht erſchreckt; weil ihr Körper wegen ſeiner natürlichen Beſchaffenheit darzu geneigt iſt. Denn wie einige ein gut Geblüthe haben, ſo haben andere auch ein ſolches hitziges und flüchtiges, welches geſchwinde ins Geſichte tritt. Das kann, wie ich geſagt habe, keine Weisheit vertreiben, ſonſten wäre ſie Herr über die Natur, wenn ſie alle Fehler austilgte. Was wir in der Erzeugung und durch das Temperament bekommen, das wird uns anhangen, wenn wir auch an unſerm Gemüthe lange und viel gebeſſert haben. Man kann hierinnen nichts verbiethen, ſo wenig als man etwas darzu beytragen kann. Die künſtlichen Comödianten, welche die Gemüthsbewegungen nachmachen, welche Furcht und Zittern ausdrücken, welche die Traurigkeit vorſtellen, ſuchen auf folgende Art die Schamhaftigkeit nachzuahmen: Sie hängen den Kopf, ſie reden ſachte, ſie ſchlagen die Augen nieder und ſehen auf die Erde, die Röthe können ſie doch nicht vorſtellen. Man kann ſie nicht verwehren, man kann ſie ſich auch nicht machen. Darwider verſpricht uns die Weisheit nichts; es geräth ihr auch nicht damit. Sie ſtehet unter keiner Gewalt, ſie kömmt von ſich ſelbſt, ſie gehet auch ungeheiſſen weg. Nun muß ich den Schluß machen. Nimm ihn an und zwar als einen nützlichen und heilſamen, welchen du dir nach meinem Verlangen recht ins Herze drücken ſollſt. Man muß ſich einen gewiſſen rechtſchaffenen Mann ausleſen, und ihn allezeit vor Augen haben, damit man alſo lebe, als wenn er auf uns Achtung gebe, und alles ſo thue, als wenn er uns zuſehe. Das hat, mein Lucilius, Epikurus befohlen: Er hat uns einen Hüter und Anführer geſetzt: Und zwar nicht unbillig. Es würden viel Sünden unterbleiben, wenn die Sünder einen Zuſchauer haben ſollten. Das Gemüthe ſoll einen haben, vor welchem ſichs ſcheuet, deſſen Anſehen auch ſeine verborgnen Oerter zum Heiligthume mache. Glückſeliger Menſch, welcher nicht nur auf was Gutes zu ſehen, ſondern auch was Gutes zu denken trachtet! Glückſeliger, wer ſich alſo vor einem ſcheuen kann, daß er ſich ſchon durch ſein Andenken verbeſſert und einrichtet! Wer ſich vor einem alſo ſcheuet, vor dem wird man ſich bald wieder ſcheuen. Wähle dir alſo den Cato: Iſt dieſer zu ſcharf, ſo wähle dir den Lälius, der gelinder iſt; erwähle den, deſſen Leben und Rede dir gefallen hat; und indem du dir ſein Gemüthe und Geſichte vorſtelleſt, ſo ſiehe ihn auch allezeit als deinen Aufſeher oder als dein Muſter an. Es iſt nöthig, ſage ich, daß man einen hat, nach welchem man ſich in ſeiner Aufführung genau richte. Du wirſt das Böſe nicht ändern, wenn du keine Regel weiſt.

Der XII. Brief.

Wo ich mich hinwende, da ſehe ich Merkmaale meines Alters. Ich kam auf mein Landgut und beklagte mich über die Unkoſten des einfallenden Gebäudes: Der Pachter ſagte, ſeine Nachläßigkeit ſey nicht Schuld daran: Er thäte ſein Mögliches, aber der Hof ſey alt. Dieſer Hof iſt unter meiner Hand aufgewachſen. Was ſoll mir geſchehen, wo die Steine ſchon zu meiner Zeit mürbe werden? Ich war böſe auf ihn und ergriff die erſte Gelegenheit, ihn auszuſchelten. Es ſcheinet, ſagte ich, als ob dieſe Bäume nicht wären in Acht genommen worden, ſie haben ja keine Zweige. Wie ſind die Aeſte ſo knottigt und verdorrt? Wie ſind die Stämme ſo trocken und ſchmutzig? Das würde nicht geſchehen, wenn man ſie umgrübe, wenn man ſie begöſſe. Er ſchwöret bey meinem Geiſte, daß er ſein Mögliches thäte, er ließe es in keinem Stücke an ſeiner Vorſorge fehlen, aber die Bäume wären alt.

Unter uns geredt, ich hatte ſie geſetzt, ich hatte ihre erſten Blätter geſehen. Ich wandte mich nach der Thüre: Wer iſt dieſer alte Kerl, ſprach ich, er verdient, daß er bey der Thüre liegt, denn er ſiehet auf die Gaſſe zu. Wo haſt du ihn her bekommen? Was iſt dir für eine Luſt angekommen, einen fremden Todten aufzuheben? Aber dieſer ſprach, kenneſt du mich nicht? Ich bin Felicio, welchem du ehedem Geſchenke gabeſt: Ich bin des Hofmeiſters, des Philoſitus, Sohn, dein Zeitvertreib. Fürwahr, ſagte ich, der Kerl iſt näriſch. Der kleine Bube iſt mein Vergnügen geworden. Es kann gar wohl ſeyn: Zumal da ihm die Zähne ausfallen. Das habe ich meinem Landgute zu danken, daß es mir, wo ich mich hinwende, mein Alter zu erkennen giebt. Laßt uns daſſelbe mit Vergnügen annehmen und lieben: Es iſt voller Luſt, wenn man es zu gebrauchen weis. Die Aepfel ſind am angenehmſten, wenn ſie abfallen: Die größte Zierde der Kindheit, wenn ſie aufhört: Den Weintrinkern ſchmeckt der letzte Trunk am beſten, der Trunk, da ſie den Boden ſehen, der ſie vollends trunken macht. In jeder Luſt verſchiebt man das Angenehmſte bis aufs letzte. Ein ſchon weit gebrachtes Alter iſt angenehm, wenn es nur nicht allzuhoch iſt: Und ich halte dafür, daß es auch, wenns aufs höchſte gekommen iſt, ſeine Ergötzlichkeiten habe, oder daß dieſes an ſtatt des Vergnügens iſt, daß es keines bedarf. Wie ſüße ſchmeckt es, wenn wir die Begierden abgemattet und verlaſſen haben? Ja wirſt du ſagen, es iſt beſchwerlich, den Tod vor Augen zu ſehen. Fürs erſte ſoll ihn ein junger Menſch ſo wohl als ein alter Mann vor Augen haben: Denn wir werden nicht nach der Ordnung gefordert. Hernach iſt keiner ſo alt, daß er trotziglich auf einen Tag hoffen könne. Ein Tag aber iſt eine Stuffe des Lebens. Das ganze Alter beſteht aus Abtheilungen und aus Zirkeln, da immer ein gröſſerer um den kleinern geführt worden. Einer umfaſſet ſie alle und beſchlieſſet: Dieſer reichet von dem Geburtstage bis zum Sterbenstage. Ein anderer ſchlieſſet die erwachſenen Jahre aus: Noch ein anderer begreift die ganze Kindheit mit ſeinem Umſchweife in ſich. Endlich kömmt ſelbſt das Jahr, welches alle Zeiten in ſich faſſet, aus deren Vermehrung das Leben erwächſet. Der Monat wird in einen engern Kreis geſchloſſen: Der allerengſte iſt für einen Tag beſtimmt; aber auch dieſer fängt an und hört auf, geht vom Ausgange bis zum Untergange. Daher ſagt Herakletus, welcher wegen ſeiner dunklen Reden den Zunamen Scotinon bekommen hat: Ein Tag iſt den andern allen gleich. Dieſes hat ein anderer anders verſtanden: Denn er hat geſagt, er ſey ihnen an Stunden gleich. Er lügt nicht, denn wenn der Tag eine Zeit von vier und zwanzig Stunden iſt; ſo folgt nothwendig, daß alle Tage unter einander gleich ſeyn: Weil es der Nacht zu gute kömmt, was dem Tage abgeht. Ein anderer ſagt: Ein Tag ſey allen gleich, der Aehnlichkeit nach: Denn die längſte Zeit hat nichts vor ſich, was man nicht in einem Tage finden ſollte: Licht und Finſterniß und andere Abwechſelungen der Welt. Ein Tag zeiget uns hiervon mehr, aber nichts anders, anders iſt es in langen, anders in kurzen Tagen. Dahero ſoll man jeden Tag ſo einrichten, als wenn er beſchlieſſen ſollte, und das Leben endigen. Da ſich Pacuvius, der ſich Syrien nach langer Verwaltung unterworfen hatte, beym Weine und Trauermahl die Leichenrede ſelbſt gehalten hatte; wurde er nach der Mahlzeit alſo in ſein Schlafgemach gebracht, daß man unter dem freudigen Zuruffe der Verlebten dieſes zur Muſik ſang: βεβίωται, βεβίωται. Er hat ſich alle Tage begraben. Was dieſer aus böſem Gewiſſen that, das wollen wir aus gutem Gewiſſen thun, und wenn wir ſchlafen gehen werden, freudig und muthig ſagen:

Vixi, & quem dederat curſum fortuna peregi.
So habe ich denn gelebt und meinen Lauf vollbracht.
Den Lauf, zu welchem mir das Glücke Bahn gemacht.

Will uns Gott den morgenden Tag noch zugeben, ſo nehmen wirs freudig an. Der iſt am glückſeligſten und ein ſicherer Beſitzer ſein ſelbſt, welcher den morgenden Tag ohne Bekümmerniß erwartet. Wer geſagt hat: Ich habe gelebt, ſteht täglich mit Gewinnſt auf. Aber ich ſoll den Brief itzt ſchließen. So wird er, wirſt du ſprechen, ohne einige Beylage zu mir kommen? Fürchte dich nur nicht: Er wird etwas mit bringen. Warum habe ich geſagt: Etwas? Viel. Denn was iſt wohl vortrefflichers, als dieſer Spruch, den er dir überbringen ſoll? Es iſt was Uebels gezwungen zu leben; aber nicht anders zu leben, als es ſeyn kann, das iſt kein Zwang. Warum ſollt es auch nicht kein Zwang ſeyn? Wir finden allenthalben viel kurze und leichte Wege zur Freyheit. Laßt uns Gott danken, daß niemand im Leben gehalten werden kann; man mag die Noth mit Füßen treten. Du ſprichſt, Epikurus hat es geſagt: Was geht dich ein anderer an? Was wahr iſt, das iſt meine. Ich werde fortfahren, dir den Epikurus recht einzuflößen: Damit diejenigen, welche auf eines Wort ſchweren, und nicht darauf ſehen was,
ſondern nur von wem es geſagt wird, wiſſen ſollen,
daß alles gemein iſt, was gut iſt.

* * *

Cl. Claudiani überſetztes Sinngedichte:

De ſene Veronenſi, qui ſuburbium nunquam egreſſus.

von

D. Caſpar Gottlieb Lindnern.

O! wie gar beſonders glücklich, wie vergnügt lebt ſo ein Mann,
Welcher, durch ſein ganzes Alter, auf dem Lande leben kann?
Den ſein väterliches Haus ſchon von ſeiner Wiege kennet,
Den es ehmals Knabe hieß, den es itzo Vater nennet;
Der auf eben dieſem Sande, wo ſein Wohngebäude ſtehe,
Den er einſt als Kind bekrochen, itzt als Greis am Stabe geht;
Der zwar nur ein einzig Haus, aber viele Jahre zählet,
Kurz: Dem überhaupt ſonſt nichts, als das Stadtgepränge, fehlet!
Dieſer weis nicht, wie das Glücke voller Liſt und Tücke ſteckt;
Dieſer weis nicht, wie das Waſſer in entlegnen Ländern ſchmeckt;
Dieſer weis nicht, wie das Meer in die Kaufmannsſchiffe dringet,
Wie das Rechtsgeſchrey der Stadt, wie die Feldtrompete klinget.
Fremde Sachen ſind ihm fremde, und er iſt allein vergnügt,
Wenn er, von der Stadt entlegen, unter freyem Himmel liegt.
Rom mag ſeiner Zeiten Lauf nach den Bürgermeiſtern richten;
Seine Jahrszeit rechnet er nach den unterſchiednen Früchten.

Blühn die Bäume; ſo verſteht er, daß der Lenz bereits herbey,
Reiſt da Obſt; ſo ſchließt er weiter, daß der Herbſt gekom̃en ſey.
Diſſeits zieht die Sonne weg, jenſeits köm̃t die Sonne wieder,
Und nach dieſem ſteht er auf, oder legt ſich ruhig nieder;
Alſo trifft bey ihm der Abend, und der Morgen richtig ein,
Und der Umzirk ſeines Ackers kann ihm ſein Kalender ſeyn.
Manchmal ſpricht er: Mich gedenkt, mich gedenkt noch jener Eichen,
Deren Aeſte friſch und froh faſt bis an die Wolken reichen,
Mich gedenkt noch, wie ſie ſproßte, wie ſie noch kein völlig Jahr,
Und wie die geſammte Waldung faſt in meinem Alter war.
Müßt er wider Willen fort; ſollt er zu den ſchwarzen Inden;
So vermeynt er dieſe ſchon in der Nachbarſchaft zu finden;
Sein Verona wär ihm Agra; denn wo hätt er Kundſchaft her?
Und die nachbarliche Gardſee hielt er für das rothe Meer.
Unterdeſſen lebt er froh und in auſerleſnem Stande,
Und iſt Herr der Seinigen, und iſt Herr auf ſeinem Lande;
Da belacht er ſeine Freyheit, und iſt überaus vergnügt,
Wenn ihm ſeines Sohnes Söhnchen in den alten Armen liegt.
Irret, ſpricht er, kreutzt herum, die ihr euch der Welt ergeben,
Euch betrügt ein langer Weg, mich vergnügt ein langes Leben.

* * *

Anmerkungen
über das
Wohlanſtändige in der Beredſamkeit,
aus dem Franzöſiſchen überſetzt
von
M. Johann Friedrich May.

---

§. 1.

Ich bin nicht der Meynung, wie viele, welche glauben, die Redekunſt ſey mit allem Aufzuge ihrer Regeln, wovon ſie voll iſt, ganz und gar unnütze; und der große Mangel, welcher allezeit an vortrefflichen Rednern geweſen, habe Gelegenheit gegeben, zu zweifeln, ob ſie eine rechte Kunſt ſey und ob es gewiſſe Regeln gebe, ſie zu lernen. Ich gebe zu, daß man eine gewiſſe natürliche Beredſamkeit habe, die keiner Regeln bedarf: Allein ich behaupte auch, daß man derſelben nöthig hat, wenn man in ſeinen Gedanken, in ſeinen Worten und der Art des Vortrages keine Fehler begehen will. Die Regeln dieſer Kunſt geben nicht die Geſchicklichkeit dazu, ſondern ſie machen dieſe nur vollkommner: Und der Redner kann große Fehler haben, wenn er auch noch ſo ſehr bewundert wird. Die Kunſt kömmt ihm hierinnen zu Hülfe und giebt der natürlichen Geſchicklichkeit den Trieb zu der Richtigkeit und Vollkommenheit, die nothwendig erfordert wird, wenn ſie ſicher gehen, und ihren Zweck erreichen ſoll.

§. 2. Man kann alſo nicht in Abrede ſeyn, daß die Beredſamkeit eine wirkliche Schönheit hat, wodurch ſie ihre Macht zeigt; indem ſie ihre Kraft merken läßt. Darinnen aber iſt man noch nicht einig, worinnen dieſe Schönheit beſtehe, welche einige in der Richtigkeit der Gedanken; andere in der Stärke und Vortrefflichkeit des Ausdruckes; die meiſten in der lebhaften Vorſtellung der Gemüthsbewegungen und Leidenſchaften ſuchen. Ich halte dafür, daß man ſie in der vollkommenen Erkenntniß des Wohlanſtändigen zu ſuchen habe, welche nichts denken läßt, als was ſich zur Sache ſchickt und nichts ſagen läßt, als was gefallen kann; indem ſie alles unterdrückt, was anſtößig ſeyn kann.

§. 3. Das war es eben, was Sokrates, der, nach Ausſage des Platons, ein ſo großer Meiſter der Beredſamkeit war, an der Rede auszuſetzen fand, welche Lyſias gemacht hatte, ihn vor ſeinen Richtern zu vertheidigen; und daß er hierinnen ſo empfindlich war und ſie nicht wollte halten laſſen, kam bloß von ſeinem unvergleichlichen Geſchmacke her, den er an dem Wohlanſtändigen hatte. Denn er hielt nicht dafür, daß ſie ſich für ihn ſchickte und wollte lieber ohne Vertheidigung ſterben, als nicht anſtändig genug vertheidiget werden.

§. 4. Titus Livius aber gedenkt auch einer Rede, welche Publius Scipio bey der Anklage hielt, die man wider den Scipio, den Africaner, nach der Niederlage des Königes Antiochus anbrachte, welche er ſehr lobt: Weil dieſe Rede von allem dem Wohlanſtändigen voll war, das die Hoheit des ſcipioniſchen Hauſes, das Anſehen der Verklagten und die Größe der Sache fordern konnten.

§. 5. Weil aber die Wiſſenſchaft von dem Wohlanſtändigen ſo wohl in den Geberden, in der Stimme, in den Augen, in dem Geſichte und in der ganzen Stellung der Perſon als auch in der Wahl der Worte und in der ganzen Einrichtung der Rede zu ſehen iſt: So erſtreckt ſie ſich überaus weit, weil ſie nicht nur demjenigen, was man ſagt, ſondern auch den Arten, womit man es ſagt, viel Annehmlichkeit giebt.

§. 6. Ohne dieſe bewunderswürdige Kunſt des Wohlanſtändigen iſt alſo in dem Entwurfe nichts vollkommnes, in der Ordnung nichts regelmäßiges, in den Gedanken nichts richtiges, in den Grundregeln nichts ſchönes, in den Gemüthsbewegungen nichts rührendes, in dem Ausdrucke nichts glückliches und in den andern Theilen der Beredſamkeit nichts vollkommnes. Durch ſie allein gefällt alles in der Rede: Weil alles darinnen in dem richtigen Verhältniſſe iſt, welche die gröſte Vollkommenheit einer ſo bewundernswürdigen Kunſt ausmacht.

§. 7. Ich habe unlängſt einen Redner geſehen, der bey einer ſehr mittelmäßigen Geſchicklichkeit zur hohen Beredſamkeit, welche eine herrſchende Beredſamkeit der Herzen iſt, durch dieſe groſſe Einſicht, welche er von dem Wohlanſtändigen hatte, und ſie beſſer als die andern verſtand, ein Prediger vom erſten Range wurde. Das war beynahe ſeine ganze Geſchicklichkeit, darinnen er ſich durch einen ſehr feinen Witz und durch eine ſchöne und ſich weit erſtreckende Stimme, weswegen man ihn gerne hörte, zu erhalten ſuchte. Und ich habe auch einen andern gekannt, welcher mit aller ſeiner großen Geſchicklichkeit in Worten viel wackere Leute doch nicht rührte; weil er keinen Geſchmack an dem Wohlanſtändigen hatte.

§. 8. Dieſer ſehr feine Witz, welcher darinnen beſtehet, daß man von niedlichen Sachen fein denkt und ſie niedlich ausdrückt, iſt eigentlich nichts anders, als die vollkommne Erkenntniß deſſen, was in dem allgemeinen Vorrathe des Wohlanſtändigen fein und niedlich iſt.

§. 9. Das iſt die Kunſt, welche weis, wie man die Natur, wie ſie iſt, vorſtellen muß; das heißt, mit dem Grunde der Wahrheit, wodurch dasjenige, was man ſagt, gründlich wird, und den Grund, die Stärke und die Kraft bekömmt, daraus die Ueberzeugung entſtehet.

§. 10. Die Haupteigenſchaft, welche in dieſer Kunſt herrſchen ſoll, iſt eine auserleſne Unterſcheidungskraft und ein richtiger und ſcharfer Sinn, welcher ſich wie ein Lichtſtral über alles, was man denkt und ſagt, ausbreiten ſoll. Daraus entſtehet der wahre und gute Geſchmack und der Hauptbegriff von der Vollkommenheit, welchen ſich die außerordentlichen Köpfe machen, die ſich nicht durch den Glanz der beſondern Arten des Geſchmacks verblenden laſſen, wornach die kleinen Geiſter nur durch die falſchen Einſichten der Spitzfündigkeit ſtreben, ein Aufſehen damit zu machen; indem ſie allerhand neue und ungewöhnliche, aber nicht natürliche und ungültige Arten annehmen. Sie laſſen ſich auch nicht die närriſchen Stellungen einnehmen, welche denen, die ihre Luſt daran haben, das unrechte, wunderbare und hohe verſprechen, welches in Anſehung der Worte die ſchlechteſte Eigenſchaft iſt: Indem der wahren Beredſamkeit nichts mehr zuwider iſt, als das gezwungene Weſen und nichts ſo ſehr hindert, beredt zu ſeyn, als die allzugroße Begierde, die man zuweilen hat, dafür angeſehen zu werden.

§. 11. Das gezwungene Weſen alſo, welches gemeiniglich alles verderbt, wo es angetroffen wird, muß an dieſer Beredſamkeit nicht den geringſten Theil haben; die nichts anders ſucht, als ungekünſtelt und natürlich zu ſeyn. So gar die allzugroße Begierde, die man zuweilen hat, alles ſehr genau zu beobachten und nichts nachläßiges darinn zu leiden, iſt gefährlich. Das dachte derjenige Maler, deſſen Plinius gedenket. Und das iſt auch die Meynung des Quintilians, daß die ſchönſten Künſte durch das allzugezwungene Weſen verderbt würden. Und ich glaube, man kann noch dazuſetzen, daß dieſer Kunſt des Wohlanſtändigen, welche wir ſuchen, nichts mehr entgegen geſetzt ſey, als dieſes. Denn alles gezwungene iſt anſtößig, und ſteht niemals wohl.

§. 12. Die Worte, welche Sophokles, Euripides und Demoſthenes ausſuchten, ihre Meynung zu entdecken, hatten etwas ungekünſteltes und natürliches in ſich. Aller Zwang war ihnen unbekannt. Und durch eben dieſes ungekünſtelte Weſen brachten ſie was Edles und Großes in ihre Reden. Es findet ſich auch ohnedem gemeiniglich in dieſer Art zu reden ein gewiſſer Schein der Wahrheit, welcher, ſo einfältig er war, und ohne Kunſt und Schmincke, doch mehr Wirkung in dem Munde dieſer großen Männer und mehr Glanz hatte, als alles Scheinbare dieſer Sophiſten, und alles Hohe ihrer praleriſchen Beredſamkeit, worüber ſich Sokrates aufhielt.

§. 13. Das ſicherſte Mittel, zu dieſer Vollkommenheit zu gelangen, iſt, daß man ſich mit den alten Griechen und Lateinern der zwey Jahrhundert fleißig bekannt mache, wo die Beredſamkeit in der ſchönſten

Blüthe geweſen, nemlich zur Zeit des Alexanders und Auguſtus. Man trifft daſelbſt Muſter von dieſer Vollkommenheit an, die allein fähig ſind, ſie uns einzugeben: Allein die wenige Zeit, welche man darauf wendet, ſie zu leſen, macht, daß dieſe Geſchicklichkeit ſo was ſeltnes iſt: Denn die Wahrheit zu ſagen, wer denkt wohl daran?

§. 14. Außer der natürlichen Geſchicklichkeit, welche der erſte Grund dieſer Kunſt ſeyn muß, giebt es auch verborgene Geheimniſſe, welche ſie zur Vollkommenheit bringen; die muß man durchs Nachdenken zu ergründen ſuchen, ſonderlich wenn man ſich im Reden hervor thun und im Ausdrucke die Vollkommenheit erreichen will, welche die höchſte Staffel der Beredſamkeit ausmacht.

§. 15. Es geſchieht aber oft, daß dieſe Vollkommenheit weder denjenigen bekannt iſt, welche ſie erlangt haben, noch von denjenigen recht gelehrt wird, welche die größten Meiſter darinnen ſind, die keine andre Regel auch keinen andern Anführer haben, als ihre natürliche Geſchicklichkeit, und welche gefallen, ohne zu wiſſen warum: Außer daß ſie einen auserleſnen Geſchmack an allem haben, was wohl ſteht, welchen die andern nicht haben, ob ſie gleich nicht allemal wiſſen, daß ſie durch dieſen Geſchmack gefallen. Man frage z. E. den Cicero, der in dieſer Kunſt ſo geſchickt iſt, was denn das **Wohlanſtändige** ſey, welches er in allen ſeinen Schriften ſo wohl beobachtet hat: Er wird ſagen, es ſey nichts ſchwerers, zu empfinden und zu ſagen, als dieſes. Es iſt eine Geſchicklichkeit, oder vielmehr ein verborgnes und gewiſſermaſſen unbegreifliches Verhältniß aller Zeilen der Rede mit der Sache, welche demjenigen, was wir ſagen, ihren Werth, ihre Annehmlichkeit und ihre

Schönheit giebt und macht, daß man weder etwas denken noch ſagen kann, das nicht ſchön und angenehm ſey.

§. 16. So bald man hiernächſt einige Stralen dieſer verborgnen Schönheit und der unbekannten Kunſt, welche durch das Wohlanſtändige und deſſen Gebrauch zu gefallen weis, hat entdecken können: So würde man in der Beredſamkeit einen ſo gewiſſen Beweis geben können, wie man den Verſtand rühren ſoll, als man ihn in der Muſik geſunden hat, wie man das Ohr durch die geheimen Verhältniſſe dieſer Uebereinſtimmung, die ganz gewiß gefällt, rühren ſoll.

§. 17. Die höchſte Staffel der Beredſamkeit, welche in dem auserleſnen Geſchmacke des Vorhabens und der natürlichen Einrichtung der Rede, in der Wahl, edler und erhabner Sachen, in dem vollkommnen Ausdrucke der Gemüthsbewegungen durch Geberden und Figuren und in allen denen Annehmlichkeiten beſtehet, welche die Schönheit der Ausrede ausmachen, iſt bey dieſem allen nichts anders, als die Wirkung der natürlichen Geſchicklichkeit, welche man hat, das Wohlanſtändige in ſeiner ganzen Vollkommenheit auszudrücken, davon der bloße Schatten fähiger iſt, eine Rede annehmlich zu machen, als alle das Erhabne des Longins, wenn es dieſer Zierde beraubt iſt.

§. 18. Das iſt die Wiſſenſchaft, welche allein weis, wie man die Materien, Figuren, Zierrathen und alle die angenehmen Bilder wählen ſoll, welche nur von der Vernunft und dem guten Verſtande gemerkt werden, und deren Wahl nicht anders, als durch eine genaue Verwerfung alles deſſen geſchehen kann, was der Redner nicht für geſchickt hält, ſeinen Zweck zu erreichen und wovon er glaubt, daß es nicht gefallen werde.

§. 19. Hierdurch allein ſind Thucydides, Demoſthenes, Cicero, Titus Livius, zu der hohen Ehre gelangt, die ſie ſich durch die Beredſamkeit erworben haben. Dieſe Hauptgeſchicklichkeit, welche ſie hatten, einem jeden nach ſeiner Gemüthsart zu gefallen, war im Grunde nichts anders, als die tiefe Erkenntniß, welche ſie von alle dem hatten, was in der Rede wohl ſteht. Und es redete auch bey ihnen das Herze mehr, als der Verſtand. Die Annehmlichkeiten ruheten auf ihren Lippen; und weil die Kunſt des Wohlanſtändigen in das Innerſte ihrer Seelen gegraben war: So ſagten ſie nichts, als was gefallen konnte. Die vollkommne Erkenntniß, welche ſie von der Natur hatten, gab ihnen die Einſicht, welche nöthig iſt, dasjenige zu empfinden, was gut iſt oder nicht. Und da alle Dinge eine gute und ſchlimme Seite haben; ſo hatten ſie einen unvergleichlichen Geſchmack, den Unterſcheid dabey zu machen. Und dieſer Geſchmack war nichts anders, als die Wiſſenſchaft deſſen, was man das Annehmliche nennt und die Kunſt des Wohlanſtändigen, welches dieſe großen Leute ſo wohl verſtunden.

§. 20. Es hat auch kein Menſch jemals allem, was ſie geſagt haben, ſo viel Annehmlichkeit geben können. Alles war in ihrer Rede lebhaft und munter: Und hingegen nichts ſchläfriges, nichts närriſches, nichts mattes darinnen zu finden. Sie konnten durch die bloße Stärke ihres Verſtandes und durch die Größe ihrer natürlichen Geſchicklichkeit mehr als alle die andern bey allem ihren Fleiße und bey aller ihrer Arbeit. Die tiefe Einſicht der Sachen, die ſie ausführen wollten, die Vortrefflichkeit ihres Ausdruckes, die Richtigkeit ihres Verſtandes, die Heftigkeit ihres Vortrags war ſo zu reden der erſte Grund ihrer Beredſamkeit, auf welchen ſich alle Annehmlichkeiten des Wohlanſtändigen mit einem großen Ueberfluſſe und mit einer großen Verſchwendung ausbreiteten, woraus die höchſte Vollkommenheit entſtund, zu welcher ſie gekommen waren.

§. 21. Nichts kann dieſe Kunſt in größeres Anſehen ſetzen, als das Urtheil, welches Cicero über die Rede des Brutus, von der Freyheit des römiſchen Volks nach dem Tode des Cäſars fällete. Dieſer große Republicaner hatte ſein Vaterland durch den Tod des unrechtmäßigen Beſitzers errettet und nachdem er auf das Capitol geſtiegen war, das Volk anzufriſchen, die That, welche er unternommen hatte, zu unterſtützen und es durch ſeinen eignen Vortheil aufzumuntern, daß es ihm beyſtehen ſollte, ſo hielt er eine Anrede von der Freyheit, worinnen, wie Cicero es verlangt, nichts fehlte, als das Rührende, welches die Größe und Wichtigkeit der Sache erforderte, wovon dieſer Redner, ſagt er, nicht voll genug und nicht ſelbſt gerührt genug zu ſeyn ſchien. Alles war ſchön, alles war niedlich, alles war auserleſen in dieſer Rede, es mangelte nichts daran: Nur das Wohlanſtändige in Anſehung der Zeit, der Sache, der Perſon war dabey nicht beobachtet worden, ſagt Cicero, nebſt dem Feuer, dem Eifer und der Bewegung, welche dergleichen Gelegenheit erfordert: Wenn ich, ſaget er zum Atticus, dieſe Sache hätte ausführen ſollen, ſo würde ich hitziger und heftiger dabey geweſen ſeyn. Es war mehr Hitze dazu nöthig, wie es die Perſon desjenigen, der eine ſo große That verrichtet hatte, verlangte.

§. 22. Damit ich aber doch nicht bey einer Sache in Wind rede, woraus ich etwas rechtes machen will, indem

dem ich ſie zu ergründen und aufzuklären ſuche: So will ich den letzten Verſuch thun, und mich bemühen, dasjenige zu erklären worinnen dieſe ſo unauflösliche aber auch ſo nützliche, ſo wichtige und ſo gar ihrem eignen Vermögen nach ſo reiche Kunſt beſteht. Sie iſt nichts anders, als der reinſte Kern der Vernunft, der einzige rechte Verſtand in der Beredſamkeit, der richtigſte Weg zum Herzen und das Auserleſenſte in der Wiſſenſchaft der Worte. Weswegen man nur überhaupt ſagen kann, daß dieſe wunderbare Kunſt des Wohlanſtändigen hauptſächlich darinnen beſtehe, daß man nichts vorbringe, welches nicht mit der Gemüthsart deſſen, der redet, der Sache, von welcher er redet, derjenigen, zu welchen er redet, und der Art, womit er redet, übereinkömmt, wie Quintilian ſagt. Dieſe geheime Uebereinſtimmung und das vollkommne Verhältniß aller dieſer Theile, machen dieſes Wohlanſtändige aus, das wir ſuchen und wovon es zu weitläuftig wäre, ſtückweiſe zu handeln: Und man würde ſich betrügen, wenn man verlangte, daß man dieſe Wiſſenſchaft in Regeln und in eine gewiſſe Lehrart bringen ſollte, wovon man Bücher ſchreiben könnte, wenn man ſie recht begriffen hätte. Allein das iſt überaus ſchwer. Denn was ſich für den einen ſchickt, das ſchickt ſich nicht für den andern und was heute gefiele, das würde morgen anſtößig ſeyn. Kurz nirgends kömmt ſo viel auf die Umſtände der Zeit, des Orts, der Sache, der Perſon an, als hier; hierinnen beſteht alles.

§. 23. Der Wohlſtand, welcher am meiſten in der Beredſamkeit auf dem Predigtſtuhle herrſchen ſoll, beruhet auf der Anſtändigkeit, mit welcher das Wort Gottes abgehandelt werden ſoll, auf dem Anſehen des Predigers, auf die Ehrerbiethung des Gottesdienſtes, auf der

Hoheit des Ortes, auf der Wichtigkeit der Sache. Ohne dieſes iſt der Prediger nichts anders als ein Comödiant und die Predigt iſt eine bloße Uebungsrede. Und man wirft das alles übern Haufen, was man ſagt, ſo bald man etwas wider ſeine Gemüthsart ſagt. Der Wohlſtand, welcher am meiſten in den Richterſtuben herrſchen ſoll, ſagt Quintilian, beſteht darinnen, daß man ſich nach ſeiner Sache einzurichten wiſſe: In Iudiciis rationem dicendi ſecundum conditionem ipſius quae tractabitur rei, accommodandam: Das heißt, man müſſe eine gemeine Sache gemein abhandeln, diejenige erheben, welche es erfordert und ſich nach ſeiner Materie einrichten, wie ſich der Prediger nach ſeinen Zuhörern einrichten ſoll. Das iſt für einen Redner überhaupt etwas geringes wohl zu reden: Noch weniger aber für einen Prediger, welcher ſuchen ſoll ſich auf eine große Art zu erheben und ſonderlich etwas durch das ſogenannte Erhabne, woran es ihm nicht fehlen wird, wenn er die Propheten leſen und ſich mit ihnen bekannt machen will.

§.. 24. Es wäre gut, wenn ich dieſe Materie in ein noch größeres Licht ſetzen ſoll, daß man das Unanſtändige in der Beredſamkeit anmerkte, damit ſich das Wohlanſtändige deſto beſſer erkennen ließe: Man würde aber damit nicht fertig werden, wenn man alles von dieſer Sache ſagen wollte. Das meiſte Unanſtändige findet ſich hieriñen überhaupt in der Ausſprache, die man beynahe gar nicht verſteht, weil man ſich nicht darum bekümmert. Man ſchreyt, wo man nur gleichweg reden ſollte: Man redet heftig, wo man ernſthaft und gelaſſen ſeyn ſollte: Man iſt ſchläfrig, wo man hitzig ſeyn ſollte: Man iſt dreuſte, wo man beſcheiden und furchtſam ſeyn ſollte; und man iſt furchtſam, wo man dreuſte ſeyn ſollte. Zuweilen findet man bey dem Redner eine Dreuſtigkeit, die Sachen abzumalen, welche was großes in ſich hat; es ſcheint, als ob man das ſehe, wovon man redet: Das rührt von einer gewiſſen Erhebung der Seele her, die man nicht empfindet, wenn man furchtſam iſt. Uebrigens haben die Geberden, das Geſichte und der ganze äußerliche Menſch ihr Unanſtändiges: Und man gelangt nicht anders zum Wohlanſtändigen, als wenn man dieſe Fehler bemerkt, welche, wie Quintilian ſagt, von großer Wichtigkeit ſind.

§. 25. Damit ich endlich dieſe kleine Abhandlung beſchlieſſen möge, ſo muß man wohl behalten, daß die verborgenſten Annehmlichkeiten und geheimeſten Schönheiten der Redner aus der guten Zeit, wo die Beredſamkeit am meiſten geherrſcht hat, bloß in dieſem Wohlanſtändigen beſtanden hat; wenn man dieſes nur kennt, ſo kömmt man zu dem guten Geſchmacke, darüber man heute zu Tage ſo viel ſtreitet. Wird man dieſes nur recht lernen; ſo wird man es denjenigen, welche nichts davon wiſſen, zeigen können, was in den guten Büchern ſchönes, und in den angenehmen Wiſſenſchaften, wornach alle brave Leute itzo begierig ſind, auserleſnes zu finden iſt. Kurz es iſt ſo gewiß, daß alle Vollkommenheit der Beredſamkeit, und ſo gar alle ihre Kraft, in dem Wohlanſtändigen beſtehe, als ich mich habe bemüht, es zu erweiſen, daß die geſchickten Liebhaber ſeltner Dinge, die Schönheit bey der Einrichtung eines Gemäldes oder bey den Verhältniſſen einer Bildſäule bloß in dem Wohlanſtändigen erkennen. So iſt es auch mit allen andern Künſten beſchaffen, dergleichen die Baukunſt und alle vortrefflichen Werke ſind, welche man anitzo ſo ſehr bewundert.

* * *

Schreiben
des Ovidius an ſeine Gemahlinn,
als er krank war.

Aus dem dritten Buche der betrübten Schreiben überſetzt
von
M. Johann Friedrich May.

Du wunderſt dich vielleicht, wer dieſen Brief geſchrieben;
Er iſt von fremder Hand, Gemahlinn, ich war krank,
Da, wo des Schickſals Grimm mich weit von dir getrieben,
Wo mich der Zweifel faſt nichts mehr zu hoffen zwang.
Wie meynſt du, daß mir wohl zu Muthe ſey geweſen,
Als ich in harter Luft beyn wilden Geten lag?
Das Waſſer taugt hier nichts, wie kann ich denn geneſen?
Das Land hält nichts in ſich, das mir gefallen mag.
Hier iſt kein tüchtig Haus, nicht Speiſe für die Kranken,
Kein Arzt, durch deſſen Kunſt das Uebel weichen muß,
Und keines Freundes Troſt bey traurigen Gedanken
Vermindert durch Geſpräch den langen Zeitverdruß.
Hier lieg ich matt und ſchwach in dem entfernten Lande,
Mir fällt, was ich nicht ſeh, bey meiner Krankheit ein,
Doch du gehſt allem vor bey meinem Unglücksſtande,
Du biſt und wirſt auch ſtets mein Allerliebſtes ſeyn.

Ich red entfernt mit dir; nur dich pfleg ich zu nennen,
Und ohne dich erſcheint kein Tag und keine Nacht,
Ich ſpräche ſo verwirrt, ſo ſagen, die mich kennen,
Als ob die Thorheit mir dieß Wort in Mund gebracht.
Und bin ich noch ſo ſchwach, die Zunge bleibt mir kleben,
Die kaum ein Tropfen Wein ein wenig ſtärken kann,
Und jemand ſagt, du kämſt, ſo will ich wieder leben,
Die Hoffnung, dich zu ſehn, iſt einzig Schuld daran.
Ich bin hier ſterbenskrank; vielleicht geht dir es beſſer,
Und du bringſt dort die Zeit in lauter Freuden hin.
Doch nein, ich weis es ſchon, dein Schmerz wird täglich größer,
Du klagſt die ganze Zeit, daß ich nicht bey dir bin.
Allein ſind etwa nun die Stunden ſchon verfloſſen,
Und iſt mein Lebensziel mir ja ſo kurz geſtellt,
Warum habt ihr denn nicht, mir zu verzeihn, beſchloſſen,
Ihr Götter, daß den Leib mein Vaterland behält?
O! wär die Strafe doch bis auf den Tod verſchoben!
O! hätte dieſer doch die nahe Flucht geſtört!
So wär ich glücklich todt. Nun bin ich aufgehoben,
Daß mich das Elend hier in meiner Aſch entehrt.
So ſoll ich denn entfernt auf fremder Erde ſterben?
Und noch durch dieſen Ort mein Schickſal traurig ſeyn?
Auf meinem Lager nicht mein matter Leib verderben?
Und ſtellt ſich niemand denn mich zu beklagen ein?
Soll nicht dein Thränenguß noch meinen Mund benetzen?
Und nur auf kurze Zeit den Geiſt zurücke ziehn?
Soll ich in keine Schrift den letzten Willen ſetzen?
Soll das gebrochne Licht nicht deine Hand bemühn?
Soll mich kein Leichengang, kein Merkmal ſonſt beehren,
Und ich hier unbeweint in wilder Erde ruhn?
Und wirſt du meinen Tod nicht mit Beſtürzung hören,
Und mit der treuen Hand dem Herze wehe thun?

Wirſt du die Armen wohl nach dieſer Gegend ſtrecken,
 Wenn dein betrübt Geſchrey den armen Mann noch nennt?
Allein bemühe dich den Jammer zu verdecken,
 Ich werde nicht von dir zum erſtenmal getrennt.
Seit ich mein Vaterland, mußt Du mich auch vermiſſen,
 Das war der erſte Tod, der vielmehr Leid gebracht.
Itzt freu dich, wo du kannſt, ich bin der Quaal entriſſen,
 Du kannſt nicht; weil die Treu dein Herze zärtlich macht.
Verringre durch den Muth, ſo viel du kannſt, die Klagen,
 Du biſt ſeit langer Zeit zum Unglück ſchon gewöhnt.
Ich wünſche, ließ der Geiſt ſich, wie der Leib, zerſchlagen,
 Und fiel er hier in Staub, woraus er ſich ſonſt ſehnt.
Denn ſollt er ohne Tod in leeren Lüften ſchweben,
 So wie Pythagoras, ein weiſer Alter, ſpricht:
So wird ein Römer Geiſt bey den Sarmatern leben,
 Und er verläßt hinfort die wilden Schatten nicht.
Doch laß nur mein Gebein in ein Gefäße bringen:
 So wird der Todte doch nicht ein Vertriebner ſeyn.
Man hindert dich nicht dran. Ließ ſich Antigon' zwingen?
 Auch wider das Verboth grub ſie den Bruder ein.
Du wirſt Amomus Staub und Blätter dazu haben,
 Dann bring ſie in das Grab, das in der Vorſtadt iſt.
Und dieſe Verſe laß ſehr groß in Marmor graben,
 Damit der Wandersmann ſie beym Vorbeygehn liſt:
Hier liegt Ovidius, der Dichter zarter Liebe,
 Mich hat mein eigner Witz zum größten Fall gebracht.
Der du vorüber gehſt und fühlteſt ſonſt die Triebe,
 Sprich, wenn es dir gefällt: Mein Naſo, gute Nacht:
Das iſt zur Grabſchrift gnug; indem in meinen Schriften
 Manch dauerhaftes Maal in größrer Menge ſteht.
Die werden mir noch einſt den beſten Nachruhm ſtiften,
 Ob ihr Verfaſſer gleich itzt dadurch untergeht.

Du aber wirſt nach mir die Trauerfeſte feyern,
Wenn deine treue Hand bethränte Kränze giebt:
Und dieſe deine Pflicht wird meinen Trieb erneuern,
Der dich noch, ſchönſtes Licht, in meiner Aſche liebt:
Ich ſchriebe gerne mehr: Allein ich muß hier ſchweigen,
Die trockne Zunge macht, daß ich nicht reden kann.
Inzwiſchen nimm von mir, die Freundſchaft zu bezeigen,
Zuletzt, ein Lebe wohl, das mir ſelbſt fehlt, noch an.

D. Gottfried Lengnichs
Prof. der Beredſamk. und Poeſie in Danzig
Lobrede
# auf König Auguſt den Andern,
überſetzt
von
M. Johann Joachim Schwaben.

Zueignungsſchrift
an den Rath der Stadt Danzig.

Theureſte Väter,

Dero Ehrfurcht gegen den verſtorbenen Auguſt verdienet auf die Nachwelt gebracht zu werden; damit ſie aus ihrem Beyſpiele, wie viele andere Sachen, alſo auch gute Fürſten, ſelbſt nach dem Tode, zu verehren, erlernen möge. Ich bin der Dollmetſcher ihres Herzens geweſen, und ſie würden eben daſſelbe, wiewohl weit beredter, geſagt haben, wenn es eben ſowohl ihre Sache wäre, zierlich zu reden, als weislich zu regieren. Es iſt ja allen bekannt, wie groß Auguſt der andere in ihren Herzen ſey; ſo daß ſie auch keine Pflichten, welche Ehrerbiethigen zukommen, unterlaſſen; ja vielmehr ihm den größten Dank gewußt haben; da man für deſſen unſterbliche Wohlthaten keinen ſattſamen abſtatten konnte. Und dieſer Dank wird auch deswegen dauren, weil ihn keine Furcht ausgepreſſet, ſondern weil die Liebe ſie dazu überredet hat. Unſer König aber hat ſie nicht allein zur Verehrung veranlaſſet; ſondern ſeine große Tugenden ſind ihnen eine beſtändige Richtſchnur geweſen, wornach ſie das Reglement ihrer Bürgerſchaft eingerichtet haben. Er war der huldreicheſte: Sie weichen keinem Rathe an Liebe gegen das Vaterland. Seine weiſe Vorſorge hat das Reich und die väterlichen Provinzen herrlicher gemacht: Ihre Sorge geht dahin, daß ſie die Stadt, ſelbſt in den ſchwereſten Zeiten, blühender machen mögen. Er hat, was bey einem gar ſelten beyſammen iſt, die Wiſſenſchaften geheget, das Soldatenweſen eingerichtet, die Handlung aufs höchſte gebracht, und hierdurch die Bürger ungemein bereichert: Ihre Sorgfalt iſt ebenfalls, daß die freyen Künſte blühen, die Sicherheit durch den Schutz der Soldaten befeſtigt ſeyn, und die Kaufleute ihres Fleiſſes und ihrer Arbeitſamkeit genieſſen und ſich erfreuen mögen. Sie würden alſo gewiß zu einem herrlichen Beweiſe dienen, ein vortrefflicher Fürſt könne, durch ſein bloßes Beyſpiel, eine gute Obrigkeit machen: Wenn es ihnen nicht von Natur eingepflanzet wäre, das gemeine Weſen allen Bürgern zum Beſten zu beſorgen und zu vergrößern. Ihre Vorfahren haben auch durch keine andere Mittel dieſe Stadt aus einem geringen Anfange zu einem ſo hohen Gipfel erhoben, als Städte, die ſich durch ihre eigene Kräfte aufhelfen, nur immer erlangen, oder hoffen können; ſo daß das einzige Danzig, wenn wir die freyen Künſte, die im Kriege verrichteten Thaten, die eifrigſt vertheidigte Freyheit, und die durch gleichſeitige Zufuhr mit ihr verknüpften entlegenſten Länder betrachten, Athen, Sparta und Tyrus in ſich zu ſchlieſſen ſcheinet. Ihrer Sorgfalt, theureſte Väter, haben wir es nächſt Gott zu danken, daß dieſer Ruhm unter ſo vielen Ungerechtigkeiten unſerer Zeiten ungeſtört beſtanden. Der Allerhöchſte wolle ihnen dieſen gegebenen Sinn gegen das Vaterland erhalten, und dero Bemühung, ſich wohl verdient zu machen, unverrückt ſeyn laſſen, wodurch ſie einer beſtändigen Glückſeligkeit, eines Zufluſſes aller Güter und der Unſterblichkeit ſelbſt höchſt würdig geworden ſind. Nun erlauben ſie mir auch, etwas von mir ſelbſt zu gedenken. Es ſind ſchon viele Jahre, daß ich zu ihrer ſonderbaren Vorſorge gehöre, und ſowohl ihre Gunſt als Freygebigkeit erfahren habe: Und ich könnte nicht nur eine oder die andere Wohlthat, ſondern eine ganze Reihe derſelben erzählen. Was habe ich nun anders von Gott zu erbitten, als daß dieſe ihre Gewogenheit bis an das Ende meines Lebens daure, damit ich vor ihren Augen, indem ich mich noch keines Verbrechens ſchuldig weis, mein Werk beſtändig alſo führen möge, daß die Nachkommenſchaft, an deren Urtheil ich täglich ohne Furcht gedenke, dermaleinſt von mir ſchlieſſe, ich ſey eines ſo großen Raths, ſo großer Patronen nicht ganz unwürdiger Bürger und Client geweſen.

Königlicher Herr Burggraf,

Hochanſehnliche Herren Burgermeiſter und Räthe dieſer Stadt,

Wie auch nach Stand und Würden allerſeits hochgeſchätzte Anweſende,

Nach zurückgelegten fünf und dreyſſig Jahren, die auf einer beſchwerlichen und mühſeligen Poſt hingebracht worden; nach auſſerhalb hergeſtelltem Frieden; nach innerhalb befeſtigter Eintracht; nach beſtätigten Geſetzen; nach Einrichtung der Kriegesheere; nach einer auf den höchſten Gipfel gebrachten allgemeinen Glückſeligkeit: Begiebt ſich Auguſt in die Unſterblichkeit, welche er durch ſeine Tugenden und große Thaten verdienet hat. Das Reich, ſo viele und große mit dem Reiche verknüpfte Provinzen, alle Bürger, welche das weitgeſtreckte Polen in ſich ſchließt, ſind beſtürzt und erſtarret. Sie beklagen mit einem Munde, dafern ſie vor Schrecken die Wunde fühlen können, den allergütigſten König, der ihnen entriſſen, den allgemeinen Vater, den ſie verlohren, und die Verſicherung ihres Heils, welche ihnen entzogen worden. O betrügliche Hoffnung! O vergebliche Wünſche und gänzlich vernichtete Vermuthung! Wir wußten zwar wohl, daß der König ins drey und ſechzigſte Jahr gieng, und daß ſich ſolches zum Ende neigte; uns war nicht unbekannt, daß es wenigen Sterblichen glücket, ein ſolches Alter zu erreichen; von herrſchenden Häuptern aber kaum einem oder dem andern gelinget. Allein, wenn wir den geſetzten und ſtarken Leib unſers Königes; die nach der letzten Krankheit, welche ihm den Tod drohete, wieder erlangten, ja vermehrmehrten Kräfte; eben die vorige Munterkeit des Geiſtes bedachten: So hofften wir ganz erfreut, ſein Ende ſey noch weit hinaus geſtellet. Und warum ſollte derjenige nicht die engen Schranken überſchreiten, worinnen wir Menſchen eingeſchloſſen ſind, welcher die menſchliche Natur an Tugenden, und herrſchende Häupter ſchon lange an Verdienſten überſtiegen hatte? So richteten wir ja auch unſere Wünſche bey des Jahres Anfange auf nichts anders; da das Leben und die Geſundheit Auguſts ihr Hauptinhalt war. Hierum fleheten wir öffentlich und heimlich; dieß erbaten wir uns und den Nachkommen, weil unſer Vater nicht für ein Jahrhundert, ſondern für mehrere gebohren zu ſeyn ſchien; und alſo liebten wir das Vaterland, daß wir ihm eine, wo nicht ewige, weil ſolches unmöglich war, doch langwierige Glückſeligkeit anwünſchten. Es erfolgte auf unſere Wünſche die Abreiſe des Königes aus Sachſen. Bald kam die Poſt: Es eile derſelbige nach Polen; nun ſey er ſchon nahe bey Warſchau; der Reichstag hätte angefangen; der Marſchall wäre erwählet worden, woran man einigemal mit großem Eifer, aber vergebens, gearbeitet hatte; und man könnte in den Reichsgeſchäfften einen glücklichen Ausgang ſchließen. Dieß hofften wir, und ſiehe, es lief die Nachricht ein: Der König hielte ſich in ſeinem Pallaſte bey Warſchau ſtille; er entzöge ſich den öffentlichen Berathſchlagungen; er befände ſich nicht wohl; er wäre bettlägerich; die Krankheit nähme zu, und was unſern Ohren das kläglichſte iſt: Er ſey verſchieden.

Eilteſt du nur deswegen, großer Auguſt, aus deinem Sachſen nach Polen, damit du dem Tode mit geſchwinden Schritten entgegen gehen möchteſt? Entzogeſt du dich darum den Umarmungen deines Sohnes, deiner Schwieger, und deiner Enkel, daß du mit wenigern Thränen entweichen könnteſt, und daß der letzte Anblick von dir dieſe angenehme Pfänder nicht verwirren, und niederſchlagen möchte? Iſt dieſes die Urſache des Reichstages geweſen, daß du in Gegenwart des ganzen Pohlens die Herrſchaft niederlegen könnteſt, welche du ehemals vor ſeinen Augen übernommen hatteſt; daß die Bürger, welche deine andere göttliche Tugenden verehreten, itzo von dir lernen möchten, mit was für einem Muthe man die Welt verlaſſen müſſe; daß ſie öffentlich ſehen könnten, wie deine Hand, welche ſo viele Jahre das Regimentsruder weislich geführet; die Hand, welche ſo oft für die gemeine Wohlfahrt, für des Vaterlandes Freyheit, für aller Wohlſeyn und Glücke das Schwerdt gezogen; die Hand, welche nach keinem vorhergehenden Beyſpiele königliche Schätze freygebig und milde ausgeſchüttet, itzt bey dem letzten Augenblicke Dir ſelbſt die Augen zudrückte; ja daß es endlich bekannt würde, daß Du, wie Du den Reichsſorgen allein gewachſen geweſen, auch ohne fremde Dienſtleiſtung ſterben könnteſt?

Allein, wo würde mich der Schmerz hinreiſſen, wenn ich mich bey dem traurigen Bilde des ſterbenden Königs verweilen wollte; und wie wenig würde ich dasjenige verrichten, was mir durch öffentlichen Befehl zu thun auferlegt iſt! Denn der Rath hat nach der gegen ſeine Könige auch nach ihrem Tode tragenden Ehrfurcht mir anbefohlen, an dieſem Orte nicht zu weinen, ſondern zu reden; mich nicht bey dem Tode, ſondern bey den göttlichen Thaten unſers gütigſten Königes aufzuhalten; nicht mit Thränen, ſondern mit einer gerechten Lobrede Auguſtum zu erheben; nicht den Verluſt ſelbſten, ſondern dasjenige, was wir verlohren haben, zu erzählen, und endlich zu zeigen, was man für einen Nachfolger in der Regierung für die itzt verwäyſte pohlniſche Republik von Gott erbitten ſolle. Ich empfinde dieſe Laſt, und werde bey nahe von ihrer ungeheuren Schwere erdrücket, wenn ich meinen Blick auf den zahlreichen Ruhm des Königes wende. Denn es zeiget ſich mir auſſer den Stats- und Kriegsverrichtungen, deren Menge und Verſchiedenheit man kaum mit den Gedanken faſſen kann, ein uraltes und ſehr hohes Geſchlecht; ein majeſtätiſches mit Leutſeligkeit vermiſchtes Anſehen; ein Gang und eine Leibesgeſtalt, welche überall einen Fürſten verräth; eine unglaubliche Stärke; ein noch ſtärkeres und von keinem Unfalle gebeugtes Gemüthe; eine göttliche Kraft des Geiſtes; eine ſonderbare Gnade; eine mehr als väterliche Huld; eine Kriegeswiſſenſchaft; eine Regierungskunſt; und viele andere Sachen, welche alle zu erzählen weder ein Tag noch eine Rede zureicht, und welche man auch nicht in einer Ordnung hintereinander, ohne daß man abbräche, anhören könnte. Sie werden mir alſo verzeihen, theureſte Väter, wenn ich heute nicht den ganzen Auguſt, ſo groß er in der Sterblichkeit geweſen, vorſtelle, ſondern aus ſeinen unzähligen Tugenden nur eine ausleſe, die aber ſo groß iſt, daß, wenn man ſie bey andern antrifft, ſie allein ſolche vollkommen zu machen vermag. Ich rede hier von der gnädigen Huld unſers Vaters, wodurch er ſich ſo gezeiget hat, daß er alle weit übertraf, da ihn niemand gleich war; wodurch er nicht nur die Herrſchaft von Pohlen und Sachſen, ſondern der ganzen Welt, wenn ſie dermaleinſt einer haben ſollte, verdienet; wodurch er ſeine Gewalt nicht weiter über unſere Leiber als unſere Gemüther erſtrecket; und wodurch er verurſachet, daß wir ihn noch in unſern Herzen, da ſeine Majeſtät ſchon erloſchen, hochhalten und verehren. Ich bitte, und beſchwöre ſie, meine Herren, bey denen Thränen, bey denen Schmerzen, womit ſie den bittern Todesfall des Auguſts begleitet haben, ja bey derjenigen Ehrfurcht, mit welcher ſie ſich vor deſſen geheiligten Andenken beugen, ſie wollen mich gütigſt anhören; und da ich dieſe Geneigtheit gar nicht verdiene, doch dieſe Willfährigkeit der Gelindigkeit unſers Königes gönnen, womit er ihnen begegnet iſt, ihre Stadt gezieret und erhöhet hat. Sie aber, nach Stand und Würden hochgeſchätzte Herren, welche hier zuſammen gekommen, werden dem Beyſpiele des Raths folgen. Es wird ein ſonderbares Kennzeichen der gegen den König habenden Hochachtung ſeyn, wenn ſie einen Mann aufmerkſam anhören, dem ſonſt keine andere Beredſamkeit beywohnet, als daß er, von Auguſto eine Rede zu halten, im Begriffe iſt.

Ich pflege, theureſte Väter, und andere nach Stand und Würden hochgeſchätzte Zuhörer, das menſchliche Schickſal allezeit zu bedauren, wenn ich die Reiche, und die unumſchränkte Gewalt dererjenigen, welche dieſelben beherrſchen, bey mir erwege. Denn ich ſehe, wie ſo viele tauſend der unerſättlichen Begierde eines Einzigen dienen; wie die Glückſeligkeit und das Elend einer unzähligen Menge auf dem Winke eines Einzigen beruhet; wie das Leben, die Ehre, die Familie, die Glücksgüter, dem Gutdünken eines Einzigen unterworfen ſey; wie ganze Kriegesheere aufgerieben, Städte geſchleifet, Länder mit Feuer und Schwerdt verwüſtet, die Einwohner in die äuſſerſte Armuth geſtürzet, die ganze Welt umgekehret werde, damit nur der Einzige dermaleinſt ein

Krieger, ein Held, ein Ueberwinder vieler Völker, der Große heiſſen und dadurch berühmt ſeyn möge. Da ſtelle ich mir nun das ganze menſchliche Geſchlecht, nur einige wenige ausgenommen, gleichſam als ein Sühnopfer vor die Augen, welches nur darum eine Vernunft bekommen, daß es ſeine Unglückſeligkeit deſto mehr fühle, und welches, da es ohne einen Herrn nicht ſeyn kann, unter der Herrſchaft nur elend ſeyn ſoll. Wenn ich aber die zerſtreueten Sinnen wieder ſammle, ſo finde ich, daß man dieſes Unglück nicht von der obern Gewalt, ſondern von denenjenigen, die ſolche haben, nicht von der Herrſchaft, ſondern von denen Herren, die ihre Macht übel gebrauchen, herleiten müſſe. Ich bilde mir alle Geſellſchaften, die unter den Bürgern ſind, als eine weit zerſtreute Familie vor, in welcher der Oberherr einen Vater, ſeine Unterthanen Kinder vorſtellen; daß alſo Fürſten mit den Vätern gleiche Pflichten haben, als die Bürger zu erhalten, zu beſchützen, und ſie glücklich zu machen, ſo viel als möglich iſt. Es wellen auch ſelbſt die Regenten für nichts anders angeſehen ſeyn, und ſie folgen der Natur; indem ſie ehrgeiziger Weiſe fordern, man ſelle ſie für Väter halten. Dieſen Namen ziehen ſie allen andern vor, welche ihnen entweder der Hochmuth oder die Schmeicheley ausgeſonnen hat, und ihre öffentliche Sorgen nennen ſie väterliche Sorgen. Cäſar Octavianus hat niemals ſolche Freude empfunden, auch ſelbſt nicht über den Actiſchen Sieg, der ihm doch den Weg zur Herrſchaft öffnete, als er da empfand, da man ihn einen Vater des Vaterlandes nennete. Die Thränen fielen ihm vor Freuden aus den Augen, und er antwortete denenjenigen, die ihm dieſe Ehrenbenennung überbrachten: Was kann ich nunmehro, ihr Herren des Raths, von den unſterblichen Göttern weiter verlangen, da ich meiner Wünſche theilhaftig geworden; als daß ich bis an mein letztes Ende derjenige ſeyn möge, für welchen ihr mich angeſehen? Die Nachfolger Octavians haben dieſen geheiligten Namen gleichfalls gebrauchet, wiewohl ſie ihn im geringſten nicht verdienet; gleichſam, als ob Wuth und Tyranney mit einem ſcheinbaren Namen könnten bedecket werden, und diejenigen dadurch gleich Väter würden, die in Thaten Schandflecke der Fürſten und eine Seuche des menſchlichen Geſchlechts geweſen ſind. Unter den Franzoſen lebt keiner in ſo hohem Andenken, als Ludewig der XII; und dieſes aus keiner andern Urſache, als weil er ein Vater ſeines Volkes hieß und es auch war. Ihm muß Ludewig der Große mit ſeinen unzähligen Siegen, mit aller Verherrlichung ſeines Namens, welche in der That aufs höchſte gediehen, in den Herzen ſeiner Unterthanen weichen. Von den unſrigen tröſtete ſich Johann Caſimir, nach nunmehro niedergelegter Herrſchaft bey ſeiner Einſamkeit in Frankreich, damit, daß er glaubte, er ſey wirklich vor dieſem der Vater ſeines Volks geweſen. Auguſt dem andern iſt zwar der Name eines Vaters nicht aufgetragen worden, aber er hat ihn verdienet: Er ſelbſt hat nicht ſo wollen benennet werden; er iſt aber ein Vater geweſen: Und da ihn niemand ſo nennete, wurde er von allen dafür gehalten.

Mit welchem Fürſten ſoll ich dich, allergnädigſter König, vergleichen? Diejenigen, welche ehemals ihren Bürgern mit einer väterlichen Neigung zugethan geweſen, waren Fürſten, da ſie anfiengen, Väter zu werden. Du wareſt noch nicht König in Pohlen, und bewieſeſt Dich ſchon durch deine Huld und Gnade als ihren Vater.

ter. Die Republik hatte nach Abſterben Johann des III. ein trauriges Anſehen. Die Stände waren wegen unterſchiedener Neigungen mit einander uneins; der Soldat entzog ſich dem Gehorſame, weil er den Sold von vielen Jahren vergebens gefordert hatte; und es brannte dabey ein heftiger Türkenkrieg. Es fehlete nicht an eigennützigen Leuten, die bey dieſem allgemeinen Jammer ſich nach einem Könige umſahen, der ihnen nur nützlich wäre; ob er gleich, wie es damals das Anſehen hatte, dem Vaterlande nicht geringe Gefahr zuziehen würde; ſo daß es ſchien, Pohlen würde nicht nur wanken, ſondern in kurzem unter ſeinem eigenen Schutte begraben werden. In dieſen Bedrängniſſen nun kameſt du, allerdurchlauchtigſter Auguſt, und unterſtützteſt die ſinkende Republik mit deinen Schultern, da du deine Kriegesheere, deine Schätze, und was mehr iſt, als alles andere, Dich ſelbſt großmüthigſt anbetheſt. Du konnteſt ja in deinem geliebten Sachſen einer ſuſſen Ruhe genieſſen; Du konnteſt die von deinen Vorfahren gehäuſeten Schätze dir zum Beſten erhalten, und vermehren; Du konnteſt mit geringerm Aufwande ohne alle Mühe deine Länder erweitern, und auf die Erben deiner Würde bringen: Allein eine verborgene Liebeskraft hat dich gezwungen, daß Du dich, dein Haus, und andere wichtige Vortheile dem Wohlſeyn eines fremden Volkes, das an Sprache, Sitten und Geſetzen von dir unterſchieden, und nur durch den Ruf bekannt war, zu einem denkwürdigen Beyſpiele nachſetzeteſt, und daſſelbe durch unendliche Wohlthaten verbändeſt, da Du vorher von ihm keine empfangen hatteſt.

Dieſen Nutzen hat uns, meine Herren, der anſcheinende Untergang Pohlens gebracht, daß wir den allergütigſten König erlanget haben, den wir nicht bekommen hätten, wenn die Republik nicht wäre in Gefahr geweſen. Durch dieſe Mittel hat ſich Auguſt die Herrſchaft erworben; durch dieſen Weg, den vor ihm niemand gegangen, hat er den königlichen Sitz beſtiegen. Unruhen haben zwar auch ehemals den Römern einen Trajan gegeben, aber nicht mit Trajans Beſchwerung, noch einiger andern Mühe, als daß er die ihm freywillig aufgetragene Herrſchaft nur angenommen. Wer würde es aber wohl glauben, wenn nicht die Geſchichte der damaligen Zeiten redeten, daß dieſe unvergleichliche Gütigkeit unſers Königes von einigen ſey verachtet und durch Läſterungen in Verdacht und Misgunſt gebracht worden, ja daß nach ſchon geſchehener Erwählung Auguſts, da ihm der gröſte und mächtigſte Theil mit gewöhnlicher Pracht die königlichen Kleinodien übergeben hatte, eine hartnäckige Neigung zum Aufruhre wider die allgemeine Glückſeligkeit des Vaterlandes ſo viel vermocht, daß eine Partey wider ſeine Majeſtät aufſtund, die unter dem ſüßen Namen der Freyheit und Rechte den Unvorſichtigen eine harte Knechtſchaft zuzubereiten ſchien. Kaiſer Titus, die Liebe und das Vergnügen des menſchlichen Geſchlechts, hat einen jeden ihm verdächtigen ungeſäumt unterdrücket: Wie ſehr iſt doch unſre Liebe, unſer Vergnügen, Auguſtus, von ihm unterſchieden! Er unterdrückte diejenigen nicht, die durch ein unſeliges Bündniß auf ſein Verderben zuſammen hielten; ſondern dieß war ſeine einzige Sorge, wie er doch diejenigen, von denen er wußte, daß ſie ſeine Feinde waren, durch Wohlthaten lebend ſich verbinden möchte; vornehmlich, da er gar wohl einſah, daß, wo nicht alle, doch die meiſten von dem Verbrechen frey wären und in einen menſchlichen Fehler verfallen, und, ob ſie gleich ſich widerſpenſtig erzeigten, doch nicht aufhörten, ſeine Kinder zu ſeyn. Ludewig der XI. König in Frankreich bediente ſich der widrig geſinneten Großen zu ſeinem Vortheile, da er mit ihren verkauften Gütern ſeinen Schatz vortrefflich bereicherte. Weit gefehlt, daß Auguſt von dem Vermögen ſeiner Bürger reich werden wollen! Er gab vielmehr reichlich von dem Seinigen, damit er die abgewichenen wieder zurechte brächte. Cäſar Octavian hat zwar auch diejenigen mit Reichthümern und Ehrenſtellen beſchenket, welche auf des Feindes Seite geweſen: Allein alsdann erſt, da die Wildeſten in der Schlacht und durch Verbannung weggeräumet, und die übrigen, die Knechtſchaft aufzunehmen, bereitwillig waren. Unſer Vater hat den Anfang ſeiner Regierung nicht mit Bürgerblute beſudelt; Er hat keinen ins Elend verwieſen, noch die Verächter ſeiner Majeſtät zur Knechtſchaft gelocket, ſondern alle unbeſchädiget erhalten und ſie durch Geld und Ehrenſtellen gereizet, eine rechtmäßige Freyheit einer unbilligen Frechheit vorzuziehen. Auguſt hat die Woywodſchaften, Staroſteyen und andere Würden, nicht nach langen Dienſten, und auf das äußerſte Bitten vergeben, als ob ſie zu verkaufen ſtünden; er hat ſie von freyen Stücken ſeinen Feinden aufgetragen, und dieſes nur zum Beſten des gemeinen Weſens, welches er, nach wiederhergeſtellter Eintracht der Bürger, blühender zu ſehen hoffte.

Allein, Könige führen oftmals nicht mit gleichem Gemüthe das Regiment, mit welchem ſie es angenommen. Die größte Beſcheidenheit pfleget oftmals in eine grauſame Wuth auszugehen: Wie denn ſelbſt Nero, der hernach alle Arten der Grauſamkeit verübt, bey dem

Anfange ſeiner Regierung, als er das Urtheil eines zum Tode verdammten unterſchreiben ſollte, gewünſchet: Wie gerne wollte ich, daß ich nicht ſchreiben könnte! Vielleicht hat ſich die Gelindigkeit Auguſts allmählich verwandelt; vielleicht hat er den Gütern der Bürger nachzuſtellen gelernet; vielleicht iſt er geſtrenger, vielleicht grauſamer geworden! Es könnte dieſe Furcht entſtehen, wenn ſeine Leutſeligkeit nicht angebohren, ſondern nur angenommen, und durch eine lange Uebung beſtätiget geweſen wäre. Allein dieſe unſerer Meynung nach tief gewurzelte Huld und Gnade hat kein grauſamer Krieg, kein unverſöhnlicher Haß der Feinde, keine erneuerte Trennungen der Unterthanen, keine heftige Schmähungen wider die Majeſtät ſo ſehr verrücken können, daß entweder an Rache oder Strafe gedacht worden wäre. Dieß einzige ſchmerzete und kränkete ihn nur in ſeinem ſanftmüthigſten Herzen, daß die Bürger ihr Vaterland verheereten, in ihr eigenes Eingeweyde wüteten, den Fahnen der Feinde folgeten, jener Stärke vermehreten, und wider ihren Fürſten zu Felde lagen. Man unterließ nichts, diejenigen wieder zurück zu bringen, welche ein Wirbelwind hinweg geriſſen hatte. Man gebrauchte oftmals wiederholete väterliche Ermahnungen; man that viel Bitten hinzu; man zeigte die kläglichen Ausgänge eines innerlichen Uebels; man both ihnen die Verzeihung aller vorgegangenen Thaten an: Und die hierdurch nicht beweget wurden, verſuchte man durch Geſchenke, die ſie noch nicht verdienet hatten; und welchen gegenwärtige nicht genug waren, denen verſprach man größere. Aber alles vergebens. Es war eine heftigere Gewalt in ein groß Stück von Pohlen gedrungen, die ſelbiges faſt wider

der ſeinen Willen zum Untergange des Vaterlandes antrieb und fortriß.

Alſo ſchien nun wohl dem allergnädigſten Fürſten das Vermögen, ſeine Bürger zu erhalten, benommen zu ſeyn. Nichts deſtoweniger übte er es doch, ſelbſt in dem erhitzeſten Treffen, in dem Blutbade und der Niederlage der Feinde, damit er die untermiſchten Pohlen erkennen, und wenn er ſie in Pflicht genommen, unbeſchädigt nach ihrer Heimath ſchicken könnte. Julius Cäſar ſagte ſonſt auch zu ſeinen Soldaten: Soldat, ſchone der Bürger; aber eben derſelbe befahl gleichfalls: Soldat, todte die Bürger! Auguſtus hat beſtändig geſchonet und niemals zu tödten befohlen.

Ich komme zur höchſten Staffel ſeines Ruhmes. Das Glück war dem Feinde ſo ſehr gewogen geweſen; ſo ſehr hatten ihm auch diejenigen ſelbſt, die er aufs heftigſte bekriegte, beygeſtanden, daß er nach der gleichſam nach Wunſche verrichteten Sache in Sachſen drang, um auch da Auguſtum zu bekriegen, den er in Pohlen zwar nach oftmaligen Treffen hatte ſchlagen, aber nicht überwinden können. Es hatte der allergnädigſte König ſchon lange den Frieden gewünſchet, und einigemal einen billigen, ſeiner Würde und ſeinem Gemüthe anſtändigen angebothen: Der Feind aber ſchlug alles aus, wofern er nicht der Krone abſagte. Bey dieſem Vorſatze blieb er, und drohete Sachſen das äußerſte, wenn er nicht erhielte, was er bey ſeiner Gewalt abermals forderte. Da entſtund nun in dem Gemüthe unſers Königes ein wichtiger Streit. Majeſtät und Liebe für die Bürger ſtritten mit einander. Die Bürger konnten, wenn die Majeſtät unverletzt bleiben ſollte, nicht erhalten werden; und dieſe eines andern Gefallen zu unterwerfen, ſchien was hartes zu ſeyn. Doch die Liebe ſiegete, da die Majeſtät verlieren wollte, und der allergütigſte König ließ ſich nach ſeiner ungemeinen Huld und Gnade dasjenige Reich entreiſſen, welches er durch die Wahlſtimmen eines freyen Volks, durch ſeine Tugenden, und unter den Wünſchen aller patriotiſchen Herzen angenommen hatte. Großmächtigſter Auguſt, du hatteſt zwar oft groß geſchienen, damals aber wareſt du vollkommen groß, als du dich über die Begierde zu herrſchen, welche Fürſten erſt mit dem Leben ablegen, erhubeſt. Du ſchieneſt nicht eines, ſondern mehrerer Reiche würdig zu ſeyn, als du zu regieren aufhöreteſt. Der Feind hatte dein Glück überwältiget; du den Feind, ja dich ſelbſten. Er war glücklicher; du wareſt tapferer, und wurdeſt auch dafür gehalten. Man glaubte, daß du gezwungen würdeſt; allein du zwangeſt den Ueberwinder aus Sachſen zu gehen, und zu ſeinem Untergange zu eilen. Du floheſt nicht aus Pohlen, als du von dem Reiche wicheſt, ſondern kameſt mit Lorbern bekrönet von Caliſch nach Sachſen, damit du über den Sieg ſelbſt triumphiren möchteſt. Du biſt derohalben allein der Sieger, der Allergrößte, der Vater des Vaterlandes: Weil du die Unterthanen ſo geliebet haſt, daß du Sieg, Würde und alles ihrer Wohlfahrt nachgeſetzet.

Ob nun gleich Auguſt abweſend war: So hatte er doch nicht das Reich verlaſſen; weil er durch ein gar zu genaues Band, und ſelbſt durch die Geſetze, die von keiner Gewalt, von keinem Vertrage konnten zerriſſen werden, damit verbunden war. Auch ſelbſt Pohlen ſah ängſtlich nach Sachſen, und hoffte, und erwartete nur von daher

her das Ende ſeines Jammers und ſeiner kläglichen Zwietracht. Es glaubte, ſeiner Wohlfahrt würde nur durch dieß Mittel gerathen ſeyn, wenn Auguſt der bedrängten und zerrütteten Republik wieder vorſtünde. Auf dieſes Wünſchen der Unterthanen, oder vielmehr auf den Antrieb ſeiner gegen ſie tragenden Liebe überließ ſich der gütigſte König wieder unſern Ländern, und legte die heilſamen Hände wieder an das erledigte Ruder des Reichs. So bald die Nachricht einlief, Auguſt käme, bewegte ſich das ganze frolockende Pohlen, und da er bey Warſchau hielt, lieſen die Stände von allen Orten zuſammen, verehrten den König durch einen Handkuß, beſtärkten ihren Gehorſam mit neuen Satzungen. Der König ließ alle vor ſich, verſicherte alle ſeiner Gnade, ſo, daß der wieder angelangte Auguſt der einſt wider ihn begangenen Verbrechen nicht einmal gedachte. Da verſtunden wir erſt, was uns durch den harten Frieden bey Alt-Ranſtadt für eine Glückſeligkeit erworben ſey; was für eine große Wohlthat Auguſt dem Reiche erwieſen, als er durch ſein Weichen den Weg zur Ruhe gebahnet, welche bey der groſſen Hartnäckigkeit des Feindes nur auf dieſe einzige Weiſe hergeſtellet werden konnte. Wenn auch kein anderes Verdienſt unſers Fürſten da wäre: So hätte er ſich hierdurch allein die Republik unendlich verbunden. Aber, wir haben andere erzählet, und es ſind noch viele übrig, die zwar kleiner, aber doch ſo beſchaffen ſind, daß ſie die ganz ungemeine Huld und Gnade beſtändig anzeigen, und alle in Verwunderung ſetzen, da ſie künftig einmal den Glauben überſteigen werden. Wird es die Nachwelt wohl glauben, es ſey einſt in Pohlen ein König geweſen, der die Kriege durch ſeine Tapferkeit beygeleget, und innerliche Unruhen

hen bloß durch ſeine Gnade gedämpfet habe? Der, da die Unterthanen zu wiederholtenmalen in ihrer Treue gewanket, keinen davon an Ehre, Gütern und Leben geſtrafet; der niemanden, wenn er nur wiederkehren wollen, den Zugang zu ſeiner Gnade verſchloſſen; der die wieder aufgenommenen, ohne des Vergegangenen im geringſten zu gedenken, auf eine erſtaunende Weiſe mit Wohlthaten überhäuft; der, auch bey Beſtrafung der Laſter, Blut zu vergieſſen, ſich aufs äußerſte enthalten hat; der endlich auf der höchſten Ehrenſtufe eine ſolche Leutſeligkeit, eine ſolche Beſcheidenheit, eine ſolche Unſchuld gezeiget, daß, wenn ja etwas hartes wider ſein Wiſſen und Willen vorgegangen wäre, er davon nach dem Urtheile des ganzen menſchlichen Geſchlechts losgeſprochen worden. Wir ſelbſt, die wir an dieſen Dingen Theil gehabt, die wir fleißig davon reden, die wir oft eben das bewundert haben, werden uns nach einigen Jahren kaum überreden können, daß dieß von einem Fürſten verrichtet ſey, oder auch nur irgend von einem einzigen hätte geſchehen können. Sie aber, meine Herren, mögen aus dieſer einzigen Tugend die Größe Auguſts ſchließen, und ſelbſt überlegen, ob eine einzige Rede denſelben ganz faſſen könne, da die bloße Huld und Gnade, wenn man ſie durchgehends loben wollte, die weitläuftigſte Rede erfordern wird.

Ich kann mich aber von dir, göttlicher Auguſt, noch nicht losreiſſen, ob ich gleich, deine Huld und Gnade zu erzählen, ein Ende mache. Ich muß dich noch einmal anreden, ehe ich dieſen Platz verlaſſe; denn ich werde dich, da du in den Himmel aufgenommen biſt, weiter anzureden, wohl keine Gelegenheit haben. Ich habe ehemals zwey Stücke von dem allerhöchſten Gott gebethen, für dich Leben, für mich Muße; daß ich deine hohe Tugenden und unſterbliche Thaten erzählen, und dein nachdrückliches Urtheil darüber hören könnte; und daß du noch ſelbſt bey deinem Leben deines Ruhmes genieſſen könnteſt. Nun iſt mir zwar die Muße verſagt worden, welches ich geduldig ertrug, da ich bey deinem Leben ein freyeres Alter hoffte, und glaubte, es geſchähe ſolches nicht von ungefähr, ſondern durch eine ſonderbare Vorſehung, damit ich nach beſchriebenen Thaten meines Königs mich nicht mit geringern Sachen beſchäfftigen, ſondern nach Endigung eines ſo wichtigen Werks ſo gleich mein Leben beſchlieſſen möchte. Da du aber, allergnädigſter Vater, erblaſſet biſt, ſo iſt alle mein Wünſchen verſchwunden, und mir Unglückſeligen nicht einmal dieſes verſtattet worden, daß mein Werk einſt von dir geleſen würde. Indeſſen will ich doch darum nicht aufhören, deine himmliſchen Tugenden zu betrachten, deine Thaten bey mir zu überlegen, dein Gedächtniß zu verehren und auf die Nachkommenſchaft zu bringen. Ja es ſoll in der heutigen Verſamlung ein öffentliches Denkmaal meiner Ehrfurcht darſtehen; indem ich deinen übrigen Ehrenbenennungen, mit dem Beyfalle des ganzen menſchlichen Geſchlechts, den Beynamen des allergütigſten hinzu thue. Von dieſem Tage an ſollſt du Auguſt, der Allergütigſte, heiſſen, wie du es denn geweſen biſt; mit dieſem Worte ſollſt du unter den pohlniſchen Königen hervorſtralen, welche du alle mit deiner Gnade und Huld weit übertroffen haſt; hiermit wirſt du die Nachfolger beſchweren, die ſich, eben den Namen zu verdienen, äuſſerſt werden beſtreben müſſen. Unter keinem andern ſollſt du den Nachkommen, und welche nach langen Zeiten von ihnen gebohren werden, bekannt ſeyn, damit dein Ruhm, mit welchem du bey deinem Leben die Welt erfüllet haſt, nach dem Tode in alle Ewigkeit wachſe und ausgebreitet werde.

Ich wende mich zu ihnen, theureſte Väter. Ich kenne ihre Thränen über den Tod des Fürſten. Ich kenne ihren großen Schmerz, der die Thränen ſelbſt zurücke hält. Sie haben die gröſſeſte Urſache zu klagen; weil ſie nicht einen König, ſondern einen wahrhaften Vater verlohren. Unter ſeiner Majeſtät hat ihr Anſehen, das ſo oft angefallen wird; und das andre gerne vernichten möchten, ſicher geſtanden. Er hat auch ihre Beſchwerden geduldig angehöret, und ihrem Bitten allergnädigſt gewillfahret. Sollte etwas zum Vortheile der Bürgerſchaft geſchehen, ſo hat er es willig verſtattet, und nichts unterlaſſen, was die Stadt ſicherer und blühender machen könnte; in allem aber hat er eine ſorgfältige Vorſicht gezeiget. Es war einſt eine Zeit, die ſie ſelbſt wohl wiſſen, die aber ihren Vorfahren ſehr ſchwer fiel, wo Uebelgeſinnete aufgehetzet wurden, den Magiſtrat anzuklagen; wo der Zutritt allen denenjenigen leicht offen ſtund, die nicht errötheten, ihn zu beſchuldigen, daß er die gemeinen Gelder entwendet und durchgebracht, das gemeine Weſen ſchlecht verwaltet, und viele andere Verbrechen begangen habe; wo der Rath, der Ankläger mochte ſeyn, wer er wollte, Rechenſchaft zu geben, vorgefordert wurde; wo man ihn bald gegen viele, bald gegen wenige ſtellete; und wo die Streitigkeiten und Gerichtstage nicht eher aufhörten, auſſer wenn es an Klägern mangelte. Hievon hat Auguſts Regierung nichts gewußt. Der allergütigſte König wollte lieber eine einträchtige, als eine durch Streitigkeiten zertheilte Bürgerſchaft haben; Und ſo oft bey ihm Beſchuldigungen angebracht werden, von welcher Seuche ſeine glückliche Zeiten nicht haben frey ſeyn können; ſo hat er erſt ihre Unſchuld gehört, bevor er was wider ſie beſchlöſſe; ja er hat niemals wider ſie etwas beſchloſſen, weil ihre Unſchuld beſtändig offenbar geweſen. Er hat nach den Schätzen der Bürgerſchaft weder getrachtet, noch ſie beneidet: Und ſo oft Geld mußte aufgebracht werden, welches unter ihm ſehr ſelten geſchehen iſt; ſo hat es nicht die Eigenſchaft des Königs, ſondern die Noth der Zeiten gefordert. Doch warum mehre ich ihre Betrübniß, da ich Auguſts väterliches Gemüthe erzähle? Ich ſollte ſie vielmehr hievon zu den Sorgen für die Stadt zurücke rufen. Denn auf ſie allein richtet das Vaterland die Augen, nachdem es fühlet, daß es keinen König habe. Ermuntern ſie ſich alſo, theureſte Väter, und verwalten das gemeine Weſen mit neuem Muthe, und neuer Stärke, da deſſen ganze Wohlſahrt ſich allein auf ihre Schultern ſtützet. Verſchaffen ſie doch durch ihre Wachſamkeit, durch ihren Rath, durch ihre Bemühung, durch ihre Arbeit, daß ſie die Stadt, welche ſie vom Auguſto unverletzt empfangen, welche ſie unter deſſen Aufſicht weislich regieret haben, ſeinem Nachfolger unbeſchädigt erhalten mögen. Ihre Sorgfalt gehe auch auſſerhalb unſern Ringmauren; weil ſie nicht allein den Rath einer Stadt, ſondern auch einen anſehnlichen Theil der preußiſchen Stände ausmachen. Kommen ſie doch der bedrängten und wegen vieler Wunden bekümmerten Provinz zu Hülfe. Es müſſe dieſelbe durch dero Bemühung aus dem Verfalle ihrer Gerechtſamen wieder aufſtehen; und da ſie den alten Glanz nicht hoffen kann, doch die Geſtalt eines von einer langen Krankheit wieder geneſenden Menſchen annehmen. Unter ihren vornehmſten Sorgen ſey auch die Freyheit unſrer Religion. Es iſt ja auf der Welt nichts heiliger, nichts vortrefflicher, und nichts einer menſchlichen Vorſorge würdiger, als dieſe. So haben auch ſchon dero Vorfahren, nach dem Tode Sigismund Auguſts, mit unerſchrocknem Herzen ihre Sache getrieben, und es dahin gebracht, daß es unter die öffentlichen Geſetze geſtellet worden. Erhalten ſie derſelben doch durch ihre Standhaftigkeit und Unerſchrockenheit den Platz, den ſie ehemals eingenommen hat. Es werde durch ſie alles dasjenige ungekränkt auf die ſpäte Nachkommenſchaft gebracht, was mit großer Sorgfalt, und nicht geringern Koſten erlanget, auf ſie gekommen und ihrer Treue anbefohlen worden, damit es andern unverletzt übergeben würde.

Du aber, großer Gott, der du die Republik Pohlen ehedem gegründet; der du dieſelbe unter ſo vielen Spaltungen, Unruhen, Aufläufen, und betrübten Kriegen viele Jahrhunderte hindurch unbeſchädigt erhalten; ja, ſo wenig es ihr andre auch gönnen, mit neuen Ländern vermehret haſt, erbarme dich des verwäyſten Reiches; und da es ihm an einem Könige fehlet, ſo ſey du ſelbſt ſein Schutz und Vertheidiger. Lagere deine Wache umher, daß es von aller äußerlichen Gewalt frey ſey. Verbinde alle Herzen, daß ſie einerley denken, einerley wollen, und daß dieß Einzige die gemeine Wohlfahrt und der gemeine Nutzen ſey. Unſer Preußen kom̃e endlich bey dieſer Zwiſchenregierung zu denen ſo oft erbetenen Hülfsmitteln und Erleichterungen, und erlange ſeine Gerechtſamen wieder, die es durch niemandes Freygebigkeit, ſondern mit ſeinem eigenen Blute erworben hat. Man verfahre mit ihm nicht gewaltthätiger Weiſe, ſondern ſo, wie es unter Volkern, die nach eigenen Geſetzen leben, geſchiehet, und Vernunft und Verträge es erfordern. Man habe auch auf unſere Stadt zugleich nicht geringe Sorgfalt, und vergeſſe itzo nicht, daß in ihr einſt ganz Pohlen ſey erhalten worden. Sie müſſe keines fremden Begierde dienen, da ſie ehemals das Joch einer unbilligen Herrſchaft mit Großmuth abgeſchüttelt. Sie müſſe von keinen Privatperſonen verachtet werden, da ſie erlernet hat, die Gewogenheit der höchſten Prinzen zu verdienen. Ja, daß ich endlich die ganze künftige Glückſeligkeit in einem Worte faſſe: So gieb uns, o Gott, einen Auguſt; und da kein Menſch Auguſto ganz gleich gehen kann, ſo gieb uns einen, der ihm ſo ähnlich ſeyn möge, als es möglich iſt.

Einladungsſchrift
zu Anhörung der Lobrede
auf
Auguſtum den Andern.

Es geht nunmehr ins vierte Jahr, daß ich dem allerdurchlauchtigſten Auguſt öffentlich gewünſchet, es möchte dieſer eines beſtändigen Lebens würdige Prinz eine ſo lange Zeit unſerm Reiche vorſtehen, daß er dereinſt von den Nachkommen, ſeines hohen Alters wegen, der Alte genennet würde. Es ſchien, Gott hätte den für das gemeine Wohl höchſt gerechten Wunſch erhöret; da diejenigen, welche den Fürſten mit ihren Augen geſehen, die bey ſeinen Kriegsanſtalten, bey denen beyden zur Luſt, aber mit großer Pracht angeſtellten Feldlägern geweſen, einſtimmig erzählten, er wäre nicht nur geſund, ſondern verjüngerte ſich, und was nach 60 Jahren etwas ſeltenes wäre, ſein Leib würde von neuem völliger. Da meynten wir, unſere Glückſeligkeit werde noch lange dauren; und weil wir wegen des Künftigen unbeſorgt waren, bedienten wir uns des Gegenwärtigen mit Vergnügen. Es ſetzte zwar das Gerüchte, in Pohlen glimmeten heimliche Spaltungen, die bald öffentlich ausbrechen würden, unſere Gemüther in Bekümmerniß: Und daß ſolches nicht bloß ausgeſprenget ſey, ſchloſſen wir daraus, daß die Reichstäge unverrichteter Sache, mit erbitterten Gemüthern, und unter vielen Drohungen, zerriſſen wurden. Doch der erfreuliche Anfang des letzten Reichstages, da der Landbothenmarſchall glücklich erwählet worden, benahm uns alle Sorge. Allein, es folgte dieſem Bothen bald ein anderer, aber ſehr trauriger, nemlich: Der König wäre den 1 Februar in ſeinem Pallaſte bey Warſchau erblaſſet. Es war der ſechſte Tag deſſelbigen Monats, faſt gegen Abend, als dieſes Gerüchte unſere Stadt durchlief, und ſie gleichſam mit einer Haustrauer erfüllete, ſo daß es ſchien, es würde kein Fürſt, ſondern ein Verwandter und ſehr vertrauter Freund von jedem beſonders beweinet: Ja diejenigen ſelbſt, welche den Verluſt nicht recht verſtunden, klagten dennoch; weil ſie ſonſt von andern vernommen hatten, der Tod des Königes würde dem Frieden, und denen Gütern, die von dem Frieden herkommen, ein Ende machen, und es würde ein unruhiges Interregnum erfolgen.

Die aber den Schmerz nach deſſen Urſache ermaßen, glaubten, der Tod eines ſo großen Königes, und ſo allergnädigſten Herrn könnte nicht genugſam beweinet werden. Denn ſie überdachten alle das Gute, womit Pohlen unter Auguſts Regierung geblühet; den beſtändigen Frieden, wodurch der verderbliche Krieg, welcher mehr von dem Verhängniſſe als menſchlichen Anrathen erreget war, ſich geleget; die durch des Königs Gelindigkeit gleich geſtillten innerlichen Unruhen; das zu ſeinem Glanze ſteigende Reich; die beſſer eingerichtete Republik; Die auf einen gewiſſen Fuß gebrachten Kriegsheere, und den auf geſetzte Tage geordneten Sold. Hierzu ſetzten ſie Auguſts himmliſche Tugenden, ſein im Glück und Unglück ſtandhaftes Gemüth, ſeine Pracht, Freygebigkeit, Gnade, Abſcheu vor Menſchenblute, und viele andere, welche wohl bey andern einzeln, bey keinem aber zuſammen angetroffen werden. Man machte eine Vergleichung zwiſchen denen Zeiten, in welchen er das Regiment angenommen, und niedergelegt hatte. Denn Johann der III. der allerdings unter die lobwürdigſten Könige zu zählen iſt, konnte der Uneinigkeit der Großen weder

der zuvor kommen, noch ſelbige beylegen. Wie ſie nun bey ſeinen Lebzeiten entglommen, ſo ſchlug ſie nach ſeinem Tode in die Flamme eines innerlichen Krieges aus, welche Lithauen mit mehr als einer Noth bedrängete. Der Soldat forderte öfters den ihm einige Jahre vorenthaltenen Sold; und da er durch Bitten nichts erlangete, machete er unter ſich ein Bündniß, und legte der verwayſten Republik eine Schatzung auf. Hierzu kam ein auswärtiger Krieg mit den Türken, der ſchon einige Jahre her gedauret hatte. Dieß war der Zuſtand des Reichs, als Auguſt zur Regierung kam, welches er der Republik bey ſeinem Tode in überall gutem Frieden wiedergiebt, von der er es doch ſo voller Unruhen bekommen hat, daß er auch hierdurch ein ewiges Andenken verdienen würde, wenn er ihr ſonſt keine andere Wohlthat erwieſen hätte, deren doch unzählige ſind. Wie aber auf dem Ocean einer Meerſtille nicht beſtändig zu trauen iſt: Alſo macht eben dieſe gemeine Ruhe patriotiſche Herzen, welche aus dem Vergangenen das Künftige vorherſehen, bekümmert; und ſollte dieſe Ruhe auch gleich bis auf den Nachfolger dauren, ſo werden ſie doch deswegen nicht von der Furcht befreyet; weil ſie voller Zweifel erwarten, wie der künftige Herr ſeyn werde, da ſie den Würdigſten wünſchen.

Durch dieſe Urſachen wurden diejenigen gerühret, welche nicht nach der andern Beyſpiele, ſondern mit Vernunft den Hintritt Auguſts bedaureten, und durch keine andere Urſachen iſt auch der Rath der Stadt beſtürzet worden. Denn da er gleichſam auf einer Warte ſteht, und für unſer Glück wachet: So gehen ihm die öffentlichen Unfälle deſto näher ans Herz. Der Bürgermeiſter konnte den übrigen den Tod unſers Königes nicht ohne Thränen hinterbringen, und die ihn höreten, zeigeten ihre Betrübniß im Geſichte und in Worten. Gleich ward ein Stillſtand der Gerichte angekündigt, welches zwar nach alter Gewohnheit, aber auch ohne Exempel geſchehen wäre, ja das Volk würde ihn, wie ehemals die Römer nach dem Tode des Germanicus, von freyen Stücken genommen haben. Das iſt bekannt, keines Fürſten Tod iſt ſo tief in aller Herzen gedrungen, und keiner iſt jemals mit ſolcher Treue beweinet worden. Damit aber auch das Athenäum bey dieſer allgemeinen Trauer Zeichen ſeines Schmerzens geben möchte: So iſt mir, durch den Befehl des Raths, auferleget worden, den 5 Merz dieſem vortrefflichſten Könige eine Lobrede zu halten. Man hätte dieſes Amt einem beredtern, man hätte es auch einem, der mehr Kunſt hierinn beſäße, auftragen können; keinem aber, der eine größere Ehrfurcht gegen den Verſtorbenen trüge. Erſtlich habe ich vom Auguſto geleſen, hernach habe ich ihn bewundert, darauf verehret, itzt beweine ich ihn und werde ihn allezeit beweinen. Ich habe nicht auf ſeine Majeſtät, nicht auf ſeinen Purpur, ſondern auf ſeine Thaten und ſeine Tugenden geſehen; und ich würde ihn auch als eine Privatperſon hochgehalten haben, wenn er mit eben denen Tugenden begabet geweſen wäre, womit er als ein Fürſt hervor geſtralet hat. Gleichwie aber ein Maler, wenn er alle vom Auguſto verübte Thaten und vortreffliche Verrichtungen auf eine kleine Tafel malen wollte, jedes Stück mit den kleinſten Pünctgen, die man kaum ſehen könnte, bezeichnen müßte: Alſo müßte ich auch, wenn ich den ganzen Auguſt in einer Rede faſſen wollte, alles nur kurz berühren, wofern ich nicht ein dickes Buch abzuleſen Willens wäre. Ich habe mir dahero von allem, wodurch Auguſt berühmt iſt, die einzige Huld und Gnade genommen, von der ich doch nicht ihren ganzen Umgang, der ſich ſehr weit erſtrecket, erzählen werde, ſondern nur dasjenige, was bey dieſer göttlichen Tugend das vornehmſte iſt.

Ich lade alſo einen hochweiſen Rath der Stadt, alle obrigkeitliche Perſonen, alle Gelehrten, und wer noch ſonſt von andern, die auswärtige Würden führen, die Verſammlung anſehnlicher machen will, mit aller geziemenden Hochachtung und Ehrerbietigkeit ein, nicht zwar einen beredten, ſondern einen betrübten Redner, der ſich in die Zeit ſchicket, anzuhören. Es wird eine ſonderbare Regung der gegen den verſtorbenen König tragenden Ehrfurcht ſeyn, wenn ſie darum zuſammen kommen, darum zuhören werden; weil vom Auguſto geredet wird.

Ihr Muſen unſers Athenäi aber, die ich einſt, da ich euch den von dem Plinius beſchriebenen Trajan erklärte, Auguſtum zu verehren, und unſern gütigſten Fürſten Trajano, dem gütigſten, vorzuziehen gelehret habe; denen ich itzo die unter der Regierung Auguſts in Polen vorgefallenen Begebenheiten erkläre, ſtellet euch häufig ein. Eifert euren Lehrern nach, und zeiget im Geſichte und in der Tracht die Traurigkeit eures Herzens. Ihr habt Auguſtum verlohren, desgleichen weder ihr ſehen werdet, noch die Nachwelt jemals ſehen wird. Geſchrieben am Sonntage Reminiſcere im Jahre 1733.

* *

Die achte und neunte Fabel
aus dem erſten Buche
der
Verwandlungen des Ovidius
überſetzt von
Johann Heinrich Winklern.

Kein andres Thier entſtund und ward dermaßen neu.
Die Erde gab von ſelbſt Geſtalt und Lebenskräfte,
Da Sonn und Feuer kam, und durch des Bodens
Säfte,
Durch Schlam̃ und Pfützen drang; da die in Erd und Schooß
Genährte Fruchtbarkeit der Wärme Kraft genoß,
Daß ſich das Wachsthum fand, und daß aus allem Samen
Die Dinge nach und nach zur Reif und Bildung kamen.
Man findet dieſes noch. Der ausgetretne Fluß,
Der ſiebenfache Nil darf den vertheilten Guß
Zurück ins Ufer ziehn; der fette Schlamm der Erden
Darf von der Sonnengluth aufs neu erwärmet werden:
So ſieht der Ackersmann, wenn er das Feld durchpflügt,
Wie hier und dort ein Thier belebt und fertig liegt.
Wie eins den Anfang nimmt; wie ſich eins regt und hebet,
Und noch nicht völlig iſt; wie eine Hälfte lebet,
Und eine Hälfte noch aus Lett und Koth beſtehe.
Denn wenn der Wärme Zug durch Dunſt und Näſſe geht,

Und ſich damit vermiſcht: So wird die Frucht empfangen.
Dieß beydes macht das Seyn, das Pflanz und Thier erlangen.
So ſtark des Feuers Trieb dem Waſſer widerſtrebt:
So wird durch Wärm und Hauch doch jedes Ding belebt,
Und Ein- und Zwietracht kömmt der Zeugung wohl zu ſtatten.
Als demnach Sonn und Stral die größte Wirkung hatten,
Und das verſchlemmte Land erwärmt und hitzig ward:
So wards von Thieren voll, die theils nach alter Art,
Theils abendtheuerlich in ihrer Bildung waren.
Vornemlich mußte da das neue Volk erfahren,
Wie groß und fürchterlich das unbekannte Thier,
Die Schlange Python, war. Jedoch es ward von ihr
Durch Muth und Kunſt befreyt. Der Gott der Bogenſchützen
Ließ Reh und Gemſen gehn, ließ tauſend Pfeile ſpitzen,
Und ſchoß mit Zorn und Grimm, bis daß das Unthier ſank,
Und das geſchwärzte Gift aus tauſend Wunden ſprang.
Er wollte That und Ruf die ſpäte Nachwelt lehren,
Und ſtellt ein Kampfſpiel an, da wir beym Namen hören,
Was er verrichtet hat. Man ſah der Jugend Fleiß,
Sie rang, und lief und fuhr. Der aufgeſetzte Preis,
Des Ueberwinders Schmuck, beſtund in Meſpelzweigen.
Der Lorber ward noch nicht. Und Phöbus wollte zeigen,
Wer Zier und Kranz verdient: So ward von ſeiner Hand
An jedem Baum ein Zweig geſchickt dazu erkannt.
  In ſeiner Bruſt entſtund der erſte Reiz der Liebe
Zur Daphne, Peneus Kind. Jedoch war an dem Triebe
Kein bloßer Glücksfall ſchuld. Nein, des Cupido Wuth
Hat ihn dazu gebracht. Dem Phöbus wuchs der Muth,
Als er das Thier bezwang, und ward dadurch verwogen.
Cupido kam hierauf mit dem geſpannten Bogen.
Apollo ſprach zu ihm: Was fängſt du, geiles Kind,
Mit dieſen Waffen an, die mir nur eigen ſind?

Ich kann durch Pfeil und Schuß ein feindlich Thier verwunden,
Mir iſt dieß ganze Land zur Pflicht und Dank verbunden,
Ich habs von Wuth und Gift auf einmal frey gemacht,
Die große Schlang erlegt, den Python umgebracht.
Du ſollſt nur Lieb und Reiz mit deiner Fackel geben,
Und nicht, wie ich gethan, nach Lob und Ruhme ſtreben.
Dann ſprach der Venus Sohn: Dein Bogen fällt das Wild,
Und meiner zielt auf dich. Sieh, was dein Ruhm da gilt,
Da ich weit mehr vermag, als Thiere zu bezwingen.
Gleich hub Cupido ſich mit ſeiner Flügel Schwingen
Durch die zertheilte Luft, und trat mit Munterkeit
Auf des Parnaſſus Haupt, und war ſo gleich bereit,
Mit zweener Pfeile Flug ſich mächtig zu erweiſen.
Der eine war geſpitzt, aus übergoldtem Eiſen,
Und machte Lieb und Reiz: Der andre war aus Bley,
Und ſtumpf, und brachte nichts, als Haß und Ekel bey.
Den ſchoß der Liebesgott in der Peneis Herze,
Und jener flog und fuhr, und drang mit innerm Schmerze
Durch des Apollo Mark. Der ward mit Lieb erfüllt,
Und jene floh vor ihm, und ſuchte Wald und Wild,
Wie ſonſt die Phöbe thut, die keinen Mann genoſſen.
Ihr Haar ward nur ganz ſchlecht von einer Haub umſchloſſen.
Es freyten viel um ſie, und ſie nahm keinen an.
Sie ſtrich die Wälder durch, und gieng, wo keine Bahn
Für andre Menſchen war. Sie dacht an keine Liebe,
Und lebte ſonder Mann, und ſonder alle Triebe.
Der Vater ſagt ihr oft: Soll niemand für dich ſeyn?
Soll mich kein Schwiegerſohn, kein Kind von dir, erfreun?
Der Röthe Zierlichkeit trat ihr in das Geſichte.
Sie wurde Schrecken voll, wenn man nur von dem Lichte
Der Hochzeitfackeln ſprach. Sie ſchlung gleich Arm und Hand
Um ihres Vaters Hals, und macht ihr Flehn bekannt:

Laß, Vater, laß mich nur Dianens Glück erfreuen,
Und meine Lebenszeit dem Jungfernſtande weyhen.
Der Vater ward bewegt. Allein dein Angeſicht,
Und deiner Schönheit Schmuck erlaubten ſolches nicht.
Der Phöbus liebte ſie, und wollte ſich verbinden.
Er wünſcht, und hofft es auch, und konnte doch nicht finden,
Was ſein Verſtand verſprach. Wie ein erhitzter Brand
In einem Zaun entſteht, wenn eines Wandrers Hand
Die Fackel angelegt; wie leeres Stroh entbrennet:
So ward des Gottes Bruſt von Flam̃ und Gluth durchbrennet,
Da ein gehofftes Nichts der Liebe Nahrung war.
Er ſah ihr hangendes, ihr ganz zerſtreutes Haar,
Und ſprach: Man dürft es nur etwas in Ordnung legen.
Er ſah der Augen Glanz ſich Sternen gleich bewegen.
Er ſah den holden Mund, und ward in ihn verliebt.
Was Hand und Finger ſchmückt, den Achſeln Schönheit giebt,
Das ward von ihm gelobt. Und was verborgen ſteckte,
Da meynt er, daß es wohl noch größre Luſt erweckte.
Die Daphne floh vor ihm weit ſchneller, als die Luft,
Sein Bitten half da nichts. Sie ward umſonſt geruft:
Bleib, Nymphe, bleib, du darfſt nicht Feind u. Mörder ſcheuen.
So flieht das Schaf den Wolf, die Hündinn vor dem Leuen.
So iſt der Tauben Flucht, wenn ſie der Adler ſcheucht.
Die Liebe ſetzt dir nach. Halt inn, du könnteſt leicht
Dir einen Schaden thun, und Fuß und Bein zerſtechen,
Wo Dorn und Hecken ſind. Du ſollſt nicht von mir ſprechen,
Ich wäre Schuld daran. Du eilſt an Stock und Stein.
Geh langſam, ich will ſelbſt im Folgen langſam ſeyn.
Bedenke, wer dich liebt. Ich bin nicht von den Wilden,
Die das Gebirge baun, und die in den Gefilden
Bey Vieh und Heerden gehn. O! Thörinn, daß du fleuchſt!
Und weißt doch nicht, vor wem. Das macht es, daß du weichſt.

Mir dienet Tenedos, das delphiſche Gebiethe,
Und Claros, Patara verehren meine Güte.
Ich bin des Jovis Sohn. Durch mich wird alles klar,
Was gegenwärtig iſt, was ehmals wirklich war,
Und was noch werden ſoll. Durch mich beſteht das Dichten,
Und der geſtimmte Klang. Ich kann den Bogen richten,
Und bin damit gewiß. Jedoch mein leeres Herz
Fühlt einen ſichrern Pfeil. Für meiner Wunden Schmerz
Trifft meine ganze Kunſt, die Arzt und Kranken dienet,
Und alle Pflanzen kennt, ſo weit das Erdreich grünet,
Kein heilſam Kräutchen an. Peneis flohe fort
Voll Furcht und Schüchternheit, und unterbrach ſein Wort.
Auch da gefiel ſie ihm. Ihr wurden von dem Winde
Die Kleider aufgedeckt. Das ohne Schmuck und Binde
Gelaßne Haar zerflog. Der fortgeſetzte Lauf
Gab ihrer Schönheit Kraft. Die Worte hörten auf,
Womit der junge Gott ſein ſchmeichelnd Herz erklärte.
Sein Schritt gieng eilend nach, wie es ſein Trieb begehrte.
So ſchnell ein Jagdhund läuft, der einen Haſen ſieht,
Und durch das Feld verfolgt; ſo hurtig dieſer flieht;
So munter jener ſpringt, und ſeine Schnautz erhebet,
Wenn er ihn faſt erhaſcht; ſo ſtark ſich der beſtrebet,
Dem Rachen zu entgehn: So ſchnell und emſig wich
Die Jungfer in der Furcht; ſo ſtark und heftig ſtrich
Der Gott in Hoffnung nach. Doch ſein Lauf mußte ſiegen,
Der Gott ward gar nicht matt, die Liebe ließ ihn fliegen.
Er kam der Schönen nah, und blies an Hals und Haar.
Sie hatte keine Kraft, ihr Angeſichte war
Durch Flucht und Angſt erblaßt. Sie ſah bey heiſſem Flehen
In den Peneusſtrom, und ſprach: Laß nur geſchehen,
Mein Vater, was ich will, wofern ein Fluß Gewalt
Und Macht gleich Göttern hat. Nimm, Erdreich, die Geſtalt,

Die mich zu ſchön geſchmückt, und mich doch nur geplaget,
Verſchling, verwandle ſie. Sie hat es kaum geſaget:
So ward ſie ſtarr und ſteif. Die Bruſt ward wie ein Baum
Mit Rinde zugedeckt, der Haare ganzer Raum
Erfüllten Zweig und Blatt, die Arme wurden Aeſte,
Der erſt geſchwinde Fuß ward an den Wurzeln feſte,
Und ihr verſtarrter Kopf blieb aufrecht und erhöht,
Wie ſonſt nach ſeiner Art der Bäume Wipfel ſteht.
Ihr bleibt nichts als der Glanz. Jedoch des Phöbus Liebe
War annoch ungeſchwächt. Er legt aus innrem Triebe
Die Hand an ihren Stamm, das Herze war noch warm,
Er fühlte, daß es ſchlug, und ſchlung gleich Hand und Arm
Um den entſtandnen Baum, und wollt ihn zärtlich küſſen.
Allein umſonſt. Er ſprach: Kann ich dich nicht genießen,
Wie Ehegatten thun: So ſoll doch dieſes ſeyn;
Du biſt mein eigner Baum. Du ſollſt mich ſtets erfreun.
Du, Lorber, ſollſt mein Haar nebſt Seit und Köcher zieren,
Du ſollſt den Siegenden in ihrem Triumphiren,
In ihrer Herrlichkeit, wenn ſie das Capitol
In langer Pracht beziehn, und wenn des Volkes Wohl
Den Freudenruf erhebt, um ihre Schläfe grünen,
Und vor der hohen Burg zur treuen Wache dienen,
Und bey der Eiche ſtehn. Und wie mein junges Haupt
Niemals beſchoren wird: So ſollſt du ſtets belaubt
Und reich an Ehren ſeyn. Der Gipfel ſammt den Zweigen
Schien ſich bey Wunſch und Schluß zu regen und zu neigen.

* *

Rede des Marius
an das Volk wider den Adel,
aus dem Salluſtius überſetzt
von
D. H. G. Schellhafern.

Ich weis es, ihr Römer, daß die meiſten nicht mit eben denen Künſten die Regierung bey euch ſuchen, mit welchen ſie ſolche, nachdem ſie dieſelbe erhalten haben, führen. Anfänglich ſind ſie fleißig, demüthig, beſcheiden: Hernachmahls bringen ſie ihr Leben im Müßiggange und Hochmuth hin. Ich aber bin ganz anders geſinnet. Denn je höher das gemeine Weſen, als das Bürgermeiſteramt, oder als das Stadtrichteramt, zu ſchätzen iſt; mit deſto mehrerer Sorgfalt müſſen dieſelben verwaltet, als geſuchet werden. Ich weis es auch gar zu wohl, was für ein großes Geſchäffte ich zugleich mit eurer Wohlfahrt auf mich nehme. Den Krieg führen und zugleich den gemeinen Schatzkaſten verſchonen: Diejenigen, welche man nicht beleidigen will, zu dem Kriegsweſen zwingen: Zu Hauſe und auswärts alles beſorgen, und dieſes bey Neidern, Widerſachern und Gegenparteyen verrichten: Solches iſt ſchwerer, ihr Römer, als man ſichs einbildet. Zudem, wenn andre ſich vergehen, ſo dienet ihnen ihr alter Adel, die tapfern Thaten ihrer Vorfahren, die Reichthümer ihrer Verwandten und Schwäger, die vielen Schutzverwandten; alles dieſes dienet ihnen zur Beſchützung. Meine Hoffnung gründet ſich einzig und allein auf mich: Und dieſe muß ich mit Tugend und Unſchuld beſchützen. Denn andre Mittel ſind unkräftig: Ich weis auch dieſes ſehr wohl, ihr Römer. Aller Augen ſind auf mich gerichtet: Die billigen und rechtſchaffenen Leute ſind mir günſtig: Denn was ich dem gemeinen Weſen zu gute gethan habe, das wird hochgeſchätzt. Der Adel ſucht eine Gelegenheit zum Angriffe: Ich muß mich um ſo viel ſtärker bemühen, damit ihr euch in eurer Hoffnung nicht betrogen ſehet, und jene ſich vergebens bemühen. Von meiner Jugend an, bis zu meinem jetzigen Alter habe ich mich alſo aufgeführet, daß ich aller Arbeit, aller Gefahr gewohnt bin. Was ich, ehe ich eure Wohlthaten empfing, umſonſt gethan habe, dasjenige ſollte ich nun nach empfangener Wohlthat unterlaſſen? Solches iſt nicht rathſam, ihr Römer. Denenjenigen iſt es ſchwerer, ſich bey der Macht zu mäßigen, welche ſich nur wegen ihrer Ehrbegierde in redliche Leute verſtellt haben: Bey mir, der ich mein ganzes Leben mit den beſten Künſten zugebracht habe, ſind die guten Thaten durch die Gewohnheit zur Natur geworden. Ihr habt mir befohlen, mit dem Jugurtha den Krieg zu führen, und dieſe Sache iſt dem Adel beſchwerlich gefallen. Ich bitte euch, überleget es, ob es beſſer ſey, dieſes zu verändern, indem ihr einen aus dieſem Haufen des Adels dieſes oder ein anders dergleichen Geſchäffte auftraget, einem Manne aus alten Stamme, und der viele Bilder ſeiner Vorfahren vorzeigen kann, der aber niemals gedienet hat, und zwar darum, damit er bey einer ſo wichtigen Sache, wovon er nicht das geringſte verſteht, erzittern, ſich übereilen, und ſich jemand aus dem Volke nehmen möge, der ihn bey ſeinem Amte zurechte weiſe. Es pflegt meiſtentheils ſo zuzugehen, daß derjenige, dem ihr die Regierung anbefohlen habt, ſich einen andern Regenten ſucht. Ich kenne ſolche Männer, ihr Römer, welche, nachdem ſie Bürgermeiſter geworden ſind, die Geſchäffte der Verfahren und die Kriegesregeln der Griechen zu leſen angefangen. Sind das nicht verkehrte Leute! Denn freylich müſſen eher Bürgermeiſter ſeyn, als wir uns als ſolche aufführen können; in der That aber und in der Ausübung muß das letztere eher, als das erſtere, geſchehen. Vergleichet mich nun, ihr Römer, mich neuen Menſchen, mit jenen Hochmüthigen? Was jene zu hören und zu leſen gewohnt ſind, das habe ich theils geſehen, theils ſelbſt verrichtet: Was ſie aus den Büchern haben, das habe ich mit dem Degen in der Fauſt erlernet. Erweget nun einmal, ob Thaten oder Worte mehr ſind? Sie verachten meinen neuen Stand: Ich ihre Faulheit. Mir wirft man das Glücke; ihnen Schandthaten vor. Ob ich ſchon dafür halte, daß alle Menſchen einerley und einen allgemeinen Urſprung haben: So iſt doch der aus dem edelſten Geſchlechte entſproſſen, der am tapferſten iſt. Könnten die Vorfahren des Albinus und des Beſtia gefraget werden, ob ſie lieber mich oder jene hätten zeugen wollen; glaubt ihr wohl, daß ſie etwas anders antworten würden, als daß ſie diejenigen zu ihren Kindern haben wollten, welche die beſten wären? Verachten ſie mich mit Recht; ſo thun ſie ja auch ein gleiches an ihren Vorfahren, davon ihr Adel, wie der meinige, mit der Tugend den Anfang genommen hat. Beneiden ſie meine Ehre; nun ſo mögen ſie auch meine Arbeit, meine Unſchuld, imgleichen meine Gefährlichkeiten beneiden: Denn durch dieſe habe ich jene erhalten. Alleine die verderbten Menſchen leben in einem ſolchen Hochmuthe, als wenn ſie eure Ehrenſtellen verachteten; und ſtreben nach denſelbigen, als wenn ſie auf die ehrlichſte Weiſe gelebet hätten. Wie irrig ſind nicht dieſe Leute, welche zu gleicher Zeit ſich ganz widerſprechende Dinge erwarten: Die Annehmlichkeit der Faulheit, und die Belohnung der Tugend. Gleichfalls wenn ſie bey euch, oder in dem Rathe reden, ſo erhebt der gröſte Theil ihrer Rede ihre Vorfahren. Wenn ſie dieſer ihre tapfern Thaten beſchreiben, dünken ſie ſich herrlicher zu ſeyn, da es doch ganz anders iſt. Denn je vortrefflicher jener ihr Leben: Deſto ſchändlicher iſt dieſer ihre Faulheit. Und in der That verhält es ſich alſo. Die Ehre der Vorfahren iſt ein Licht bey den Nachkommen, welches weder die guten noch die böſen Thaten im Verborgenen bleiben läßt. An dieſer Sache leide ich nun einen Mangel, ihr Römer: Allein ich kann, welches noch vortrefflicher iſt, von meinen eigenen Thaten reden. Nun ſehet, wie unbillig ſie ſind. Waß ſie ſich wegen einer fremden Tugend zuſchreiben, das vergönnen ſie mir nicht wegen meiner eigenen, und zwar darum; weil ich keine Bilder der Vorfahren vorzeigen kann; weil mein Adel neu iſt. Da es doch beſſer iſt, den Adel ſelbſt erworben; als denſelben empfangen und verdorben zu haben. Es iſt mir zwar nicht unwiſſend; wenn ſie hierauf antworten wollen, ſo wird ihre Rede ſattſam, weitläuftig und zierlich ſeyn. Alleine bey der gröſten von euch erhaltenen Wohlthat, da ſie an allen Orten mich und euch mit Schimpfreden anfallen, gefällt es mir nicht zu ſchweigen. Es möchte mir jemand meine Beſchaffenheit ſo auslegen,

gen, als wenn ich mir ſolcher Schandthaten bewußt wäre. Denn was mich zwar anbelangt, ſo kann mich nach meiner Meynung keine Rede beleidigen. Iſt ſie wahr, ſo muß ſie mich loben: Iſt ſie falſch, ſo wird ſie von meinem Leben und Sitten widerleget. Alleine da man eure Rathſchlüſſe anklagt, ihr, die ihr mir die größte Ehre und das wichtigſte Geſchäffte aufgetragen habt: So erweget nun wohl, erweget es, ob ihr dieſes bereuen dürfet. Ich kann nicht zu Beſcheinigung meiner Sache, Bilder, Triumphe, Bürgermeiſterwürden meiner Vorfahren, aufweiſen: Aber wenn es die Noth erfordert, wohl Spieße, Fahnen, Pferdezeug und andere Belohnungen der Soldaten, und über dieſes Wunden, die ich an meinem Vorderleibe trage. Das ſind meine Bilder; das iſt mein Adel; welche ich nicht durch Erbſchaft, wie jene die ihrigen, erhalten, ſondern die ich durch viele Arbeit und Gefahr erlangt habe. Meine Worte ſind nicht zierlich. Daraus mache ich mir wenig: Die Tugend zeigt ſich ſelber zur Gnüge. Diejenigen brauchen die Kunſt, welche ihre Schandthaten durch ihre Rede bedecken müſſen. Ich habe mich nicht auf die griechiſche Gelehrſamkeit geleget. Es gefiel mir nicht, dasjenige zu erlernen, was den Lehrern derſelben ſo wenig bey der Tugend geholfen hat. Das aber habe ich gelernet, was dem gemeinen Weſen weit nützlicher iſt, den Feind zu ſchlagen, andern zur Bedeckung zu dienen, nichts zu fürchten, als einen ſchändlichen Ruf, den Winter ſo, wie den Sommer, auszuſtehen, auf der Erde zu ſchlafen, zu gleicher Zeit den Mangel und die Arbeit zu ertragen: Mit dieſen Lehren will ich die Soldaten ermahnen. Ich werde ſie auch nicht harte und mich herrlich halten: Ich werde auch nicht ihre

Arbeit zu meiner Ehre machen. Dieſes iſt eine nützliche, dieſes iſt eine einem Bürger anſtändige Art zu herrſchen. Denn wenn man ſich ſelbſt in lauter Wolluſt befindet, und das Kriegsheer mit Strafe zwingen will; das heißt einen Hausherrn und keinen Feldherrn abgeben. Durch Vollbringung dieſer und dergleichen Thaten haben eure Vorſahren ſich und das gemeine Weſen berühmt gemacht. Auf dieſe Vorſahren ſteiſt ſich der Adel, und da er ihnen an Sitten ungleich iſt: So verachtet er uns, die wir jenen nachahmen, und fordert die Ehrenſtellen von euch; nicht, weil er es verdienet, ſondern als wenn ihr ihm dieſelbigen ſchuldig wäret. Alleine dieſe hochmüthige Leute irren ſich ſehr. Ihre Vorfahren haben ihnen alles, was ſie gekonnt haben, hinterlaſſen, ihre Reichthümer, ihre Bilder, ihr herrliches Andenken: Die Tugend haben ſie ihnen nicht hinterlaſſen, denn ſie haben dieſes nicht gekonnt. Dieſe einzige kann weder als ein Geſchenke gegeben, noch als ein Geſchenke empfangen werden. Mich halten ſie für einen geringen Menſchen, und für einen Mann von ſchlechten Sitten, weil ich kein Gaſtmahl recht geſchickt anzuſtellen weis, weil ich keinen Gaukler habe, und weil mein Koch nicht mehr koſtet, als mein Verwalter auf dem Lande; welches ich herzlich gerne geſtehen will. Dena von meinem Vater und andern tugendhaften Leuten habe ich dieſes vernommen, der Putz gehore für die Weiber, die Arbeit für die Männer: Und den guten Leuten mußte mehr der Ruhm, als die Reichthümer; die Waffen, nicht der Hausrath, zur Zierde dienen. Sie mögen alſo immer nur thun, was ihnen gefällt, was ſie hochſchätzen; ſie mögen lieben, ſie mögen trinken, ſie mögen ihr Alter damit zubrinbringen, womit ihre Jugend beſtändig beſchäfftiget geweſen, nemlich mit ihren Gaſtmahlen, ſie mögen dem Bauche und dem ſchändlichſten Theile des Leibes ergeben ſeyn. Den Schweiß, den Staub, und andre dergleichen Dinge mögen ſie uns überlaſſen, welchen dieſe Sachen angenehmer ſind, als die Schmauſereyen. Doch es bleibt nicht hiebey: Denn nachdem ſich dieſe ſchändlichen Leute mit allen Laſtern beflecket haben, ſuchen ſie, den Guten die Belohnung zu entreiſſen. Alſo ſchaden auf die allerunbilligſte Weiſe die Verſchwendung und die Faulheit, die ſchändlichſten Laſter, denenjenigen, die ſich derſelbigen befliſſen haben, nicht das geringſte: Dem unſchuldigen gemeinen Weſen gereichen ſie zum Verderben. Da ich nunmehro, nicht wie es meine Gewohnheit, ſondern wie es jene ihre Laſterthaten erfordert haben, geantwortet: So will ich noch mit wenigen von dem gemeinen Weſen reden. Vor allen Dingen, ihr Römer, faſſet wegen Numidien einen guten Muth. Denn was bishero den Jugurtha geſchützet hat, iſt von euch weggeräumet worden, der Geiz, die Unerfahrenheit, der Hochmuth. Hiernächſt ſo befindet ſich ein Heer daſelbſt, welches des Landes kundig iſt, welches aber in der That mehr tapfer zu nennen iſt, als daß es ſich ſollte in einem guten Zuſtande befinden. Denn der meiſte Theil iſt durch den Geiz und durch die Verwegenheit der Feldherrn aufgerieben worden. Derohalben ſo beſtrebet euch mit mir, ihr, die das Alter zu dem Kriegesweſen geſchickt macht, und verrichtet, was das gemeine Weſen erfordert. Es laſſe ſich auch niemand durch die Noth der andern, oder durch den Hochmuth der Feldherrn in Furcht ſetzen. Ich ſelber will in dem Zuge und in dem Treffen ſo wohl euer Rathgeber ſeyn, als die Gefahr mit euch theilen. Ich will euch, und ihr ſollt mir in allen Stücken gleich ſeyn: Und in Wahrheit, helfen die Götter, ſo iſt nunmehro alles zu ſeiner Reife gekommen: Der Sieg, die Beute, der Ruhm. Wären auch dieſe Stücke noch zweifelhaft; ſo iſt doch aller rechtſchaffenen Männer Schuldigkeit, dem gemeinen Weſen zu Hülfe zu kommen. Denn durch die Trägheit iſt noch niemand unſterblich geworden. Es hat auch noch niemals ein Vater ſeinen Kindern gewünſcht, daß ſie verewigt werden ſollten; vielmehr aber dieſes, daß ſie als rechtſchaffene und ehrliche Männer ihr Leben zubringen möchten. Ich würde ein mehreres reden, ihr Römer, wenn die Worte den Zaghaften die Tugend einflöſſen könnten: Denn den Tapfern habe ich ſchon zur Gnüge geſagt.

Ueberſetzung
der Verſe des Catullus:
Viuamus, mea Lesbia, atque &c.

von

M. J. F. Mayen.

Komm, Lesbia, komm, komm, mein Leben,
Wir wollen uns der Lieb ergeben,
Und wenig nach den Alten fragen,
Die viel von ſtrengen Sitten ſagen.
Die Sonne geht, ſie kommt doch wieder.
Allein du weiſt, mein Licht, wenn unſrer Augen Lieder
Sich einmal in dem Tode ſchlieſſen,
Daß wir in dieſer Nacht auf ewig ſchlafen müſſen.

So küſſe mich zu tauſendmalen,
Und gieb mir hundert noch dazu.
Verdopple denn die erſten Zahlen,
Das hundert auch zu meiner Ruh.

Hernach wenn wir viel tauſend zählen,
So wollen wir mit Willen fehlen,
Daß von uns beyden keins die Küſſe
Nach ihrer rechten Anzahl wiſſe:
Und daß kein Feind uns dieſe ſüſſe Freude,
Wenn er die Menge hört, aus Eiferſucht beneide.

* * *

Beſchrei-

Beſchreibung
von den alten Sitten der Römer,
wie ſolche
bey dem Salluſtius von der Verſchwörung des
Catilina, in dem ſechſten und folgenden
Hauptſtücke zu finden iſt.

Ueberſetzt von
D. H. G. Schellhaſer.

Die Trojaner haben anſänglich, ſo wie ich ververnommen, die Stadt Rom erbauet und beſeſſen. Dieſe waren Flüchtlinge unter der Anführung des Aeneas, und hatten keinen gewiſſen Sitz. Zu denſelbigen ſchlugen ſich die Eingebohrnen des Landes, eine Art Leute, welche ohne Geſetze, ohne Herrſchaft, ganz frey und ungebunden lebten. Da nun ſolche mit einander in eine Ringmauer zuſammen kamen, ſo waren ſie von verſchiedenem Urſprunge, von ungleicher Sprache, und ein jedes hatte ſeine beſondre Lebensart. Gleichwohl iſt der Bericht kaum glaublich, wie leichte ſie ſich in einander gefunden haben. Nachdem aber ihr gemeines Weſen an Bürgern, Gewohnheiten und Ländereyen wuchs, und es nunmehro hinlänglich glücklich und gnugſam mächtig zu ſeyn ſchien: So gieng es, wie es ſonſt unter den Menſchen zu geben pflegt, daß durch den guten Zuſtand der Neid erwecket wurde. Die benachbarten Könige und Völker verſuchten dahero an ihnen ihr Kriegsglücke. Von ihren

Freunden kamen wenige zu Hülfe: Denn die übrigen furchten ſich und vermieden die Gefahr. Die Römer hingegen waren zu Hauſe und im Kriege emſig, ſie ſäumten nicht, ſie trafen Anſtalten, einer munterte den andern auf, ſie giengen dem Feinde entgegen, und beſchützten mit ihren Waffen Freyheit, Vaterland und Eltern. Hernachmals, wenn ſie durch ihre Tapferkeit die Gewalt abgetrieben hatten; ſo kamen ſie ihren Bundsgenoſſen und Freunden zu Hülfe, und ſchloſſen mehr durch Austheilung, als Erhaltung der Wohlthaten mit andern Freundſchaft. Ihre Regierung war rechtmäßig, und dem Namen nach ein Königreich. Einige auserleſene Männer, deren ihr Körper durch die Jahre entkräftet, ihr Verſtand aber durch die Weisheit geſtärket worden war, dienten dem gemeinen Weſen mit Rathſchlägen. Sie wurden, entweder wegen ihres Alters, oder in Anſehung der Aehnlichkeit ihrer Sorgen, Väter genennet. Nachhero, da die konigliche Regierung, welche anfangs zu Erhaltung der Freyheit und Vermehrung des gemeinen Weſens gedienet hatte, ſich in Hochmuth und unmäßige Herrſchaft verkehrte: So, veränderten ſie den vorigen Gebrauch, errichteten eine jährliche Regierung, und machten zweene Heerführer. Auf dieſe Weiſe, meynten ſie, könnte das menſchliche Gemüthe bey der Freyheit am wenigſten übermüthig werden. Zu dieſer Zeit fieng nun ein jeder an, ſich hervor zu thun, und die Stärke ſeines Geiſtes mehr und mehr ſehen zu laſſen. Denn den Konigen ſind die guten Leute verdächtiger, als die ſchlimmen, und die Tugend, die ein anderer beſitzt, ſetzt ſie allemal in Furcht. Man wird aber kaum der Erzählung Glauben beymeſſen, wie ſehr die Stadt nach erhaltener Freyheit in kurzen gewachſen iſt. So eine große Ehrbegierde hatte die Gemüther eingenommen. Die Jugend war ſchon zu der Arbeit und zu dem Kriege ausgehärtet, und lernete in den Lagern durch die Uebung das Kriegsweſen. Sie hatte ihre Luſt mehr an zierlichen Waffen und zu dem Kriege geſchickten Pferden; als an Huren und Schmauſereyen. Solchen Männern war dahero keine Arbeit ungewohnt, kein Ort zu beſchwerlich, kein Feind jagte ihnen einige Furcht ein; die Tugend hatte alles überwunden. Unter ihnen ſelbſt aber war der gröſte Streit um die Ehre. Ein jeder bemühte ſich, den Feind zu ſchlagen, die Mauren zu erſteigen und geſehen zu werden, wenn er dieſes verrichtete. Dieſes hielten ſie für ihren Reichthum, für ihren guten Ruf, und für den gröſten Adel. Nach dem Lobe waren ſie begierig, und mit dem Gelde freygebig. Sie wollten große Ehre und ehrliche Reichthümer haben. Ich könnte erzählen, an wie viel Orten das römiſche Volk mit einer kleinen Mannſchaft die gröſten Kriegesheere geſchlagen hat; was daſſelbe für Städte, welche die Natur befeſtiget hatte, mit Sturm eingenommen; wenn mich dieſes nicht allzuweit von meinem Vorhaben abbrächte. Allein das Glücke herrſcht in der That in allen Dingen, und daſſelbe erhebt und verdunkelt alle Sachen mehr, wie es ſelber will, als wie es der Wahrheit gemäß iſt. Nach meiner Meynung ſind die Thaten der Athenienſer zwar groß und anſehnlich gnug geweſen: Doch etwas geringer, als ſie von dem Gerüchte ſind ausgebreitet worden. Weil aber ihre Geſchichte von den geſchickteſten Köpfen ſind beſchrieben worden, ſo haben die Thaten der Athenienſer in der ganzen Welt den gröſten Ruhm erhalten. Denn die Tugend derer, die ſie vollbracht haben, wird ſo hoch gehalten, als ſie durch die Worte geſchickter Köpfe hat können erhoben werden. Das römiſche Volk hat niemals eine ſolche Menge an dergleichen Leuten gehabt. Der Klügſte unter ihnen hatte am meiſten mit den Geſchäfften zu thun: Niemand übte den Verſtand ohne den Körper: Der beſte unter ihnen wollte lieber etwas thun, als ſchreiben und ſeine guten Thaten lieber von andern loben laſſen, als die guten Thaten andrer ſelber beſchreiben. So wurden denn zu Hauſe und im Kriege die guten Sitten in Uebung gebracht. Die Eintracht war am gröſten; der Geiz am kleinſten. Recht und Billigkeit blühte nicht ſo wohl durch die Geſetze, als durch die Natur. Streit, Uneinigkeit, Zwiſtigkeit wurden nur an den Feinden ausgeübet. Die Bürger ſtritten mit den Bürgern nur um die Tugend. In den Opfern der Götter zeigten ſie ihre Pracht; zu Hauſe die Sparſamkeit, gegen die Freunde die Treue. Durch dieſe zwey Mittel, durch die Kühnheit im Kriege und durch die Billigkeit nach erlangtem Frieden, erhielten ſie ſich und das gemeine Weſen. Hiervon kann ich dieſes, als die gröſten Beweiſe, anführen. In dem Kriege nemlich ſind diejenigen öfterer beſtraft worden, welche wider Befehl mit dem Feinde geſtritten hatten, und welche nicht ſo gleich aus der Schlacht waren zurück gegangen, ſo bald ſie waren zurück berufen worden; als diejenigen, welche ſich unterſtanden hatten, die Kriegszeichen zu verlaſſen oder von ihrem Orte zu weichen, wenn ſie waren geſchlagen worden. In dem Frieden aber führten ſie die Herrſchaft mehr durch Wohlthaten, als durch Furcht, und wollten das empfangene Unrecht lieber verzeihen, als rächen. Allein, nachdem das gemeine Weſen durch

Arbeit und Gerechtigkeit gewachſen war, nachdem groſe Könige durch den Krieg waren bezwungen worden, nachdem wilde Nationen und groſe Völker mit Gewalt unter den Fuß gebracht waren, nachdem Carthago, welches mit Rom um den Vorzug geſtritten, ſeinen gänzlichen Untergang gefunden hatte, nachdem nunmehro alles zu Waſſer und zu Lande offen ſtunde: So fieng das Glücke an zu wüten, und alles unter einander zu mengen. Dieſen, welche Arbeit, Gefahr, zweifelhafte und ſchwere Fälle, leicht ertragen hatten, gereichten die Ruhe und die Reichthümer, die doch andern zu wünſchen ſind, zur Laſt und zum Elende. Es wuchs nemlich zuerſt die Luſt zu dem Gelde, und hernach die Begierde zu herrſchen. Dieſe waren gleichſam der Grund alles Uebels. Denn der Geiz unterdrückt Treue und Glauben, Ehrlichkeit und andre gute Künſte. An deren ſtatt lehrte er Hochmuth, Grauſamkeit, Verachtung der Götter, und alles um Geld verkaufen. Der Hochmuth zwang viele, falſch zu ſeyn; etwas anders im Munde, etwas anders im Herzen zu haben: Freundſchaft und Feindſchaft nicht nach Beſchaffenheit der Sachen, ſondern nach dem Vortheile zu ſchätzen; und mehr ein ehrliches Geſichte, als ein ehrliches Herze zu haben. Dieſe Dinge fiengen erſtlich an nach und nach zu wachſen: Dann und wann wurden ſie auch beſtraft. Hernach aber, da dieſes Verderben als eine anſteckende Seuche um ſich gegriffen hatte; ſo wurde das ganze gemeine Weſen umgekehrt, und aus der gerechteſten und beſten Regierung die grauſamſte und unerträglichſte. Gleichwohl hat anfänglich mehr der Hochmuth als der Geiz die Gemüther der Menſchen geplagt. Doch dieſes Laſter iſt annoch der Tugend am nächſten. Denn ſo wohl der Fleißige als der Faule ſtrebt nach Ruhm, Ehre und Herrſchaft. Nur geht jener den rechten Weg, dieſer hingegen bemüht ſich durch Liſt und Betrug dahin zu kommen, da ihm die guten Eigenſchaften fehlen. Der Geiz trachtet nach dem Gelde, welches doch kein weiſer Mann begehret. Er führet gleichſam ein gewiſſes Gift bey ſich, welches den Leib und das Gemüthe eines Mannes weibiſch macht. Er iſt allemal unermeßlich, unerſättlich, und nimmt weder durch Ueberfluß noch Mangel ab. Nachdem aber Sulla die Republik durch die Waffen an ſich gebracht hatte, und ſein anfänglich gutes Unternehmen ſo einen böſen Ausgang nahm: So fing alles an zu rauben; man zog alles an ſich, was man konnte. Der eine begehrte Häuſer, der andere Acker, die Sieger ſetzten ſich weder Ziel noch Maaß, und gegen die Bürger übte man die ſchändlichſten und grauſamſten Thaten aus. Hierzu kam noch, daß Sulla das Kriegesheer, welches er nach Aſien geführet, wider die Gewohnheit der Alten allzugut und allzufrey gehalten hatte, damit es ihm deſto ergebner werden möchte. Die angenehmen und wolluſtigen Oerter hatten bey dem Müßiggange die wilden Gemüther der Soldaten ziemlich erweicht. Damals hat das römiſche Kriegesheer zum erſtenmal angefangen zu leben, zu trinken, Bilder, Malereyen, und geſtochene Gefäße zu bewundern, dieſelben ſo wohl für ſich insbeſondre, als für das gemeine Weſen zu rauben, die Tempel zu plündern, und die geiſtlichen Oerter ſo wohl, als die weltlichen zu verwüſten. Dieſe Soldaten haben hernachmals bey erlangtem Siege den Ueberwundenen nichts übrig gelaſſen. Das Glück pflegt ſo gar die Gemüther der Weiſen zu verführen: Wie hätten ſich dieſe bey ihren verderbten Sitten in ihrem Siege mäßigen ſollen? Nachdem nunmehro die Reichthümer zur Ehre gereichten; nachdem denſelbigen Ruhm, Herrſchaft und Macht nachfolgte: So nahm die Tugend ab; die Armuth wurde zur Schande; und die Unſchuld hielt man für einen Eigenſinn. Die Jugend wurde nunmehro bey dem Reichthume wollüſtig, geizig und hochmüthig. Man raubte, man verzehrte alles. Das Seinige hielt man für gering und ſtrebte nach fremden Gütern. Schaam und Zucht giengen verlohren. Man machte unter den göttlichen und menſchlichen Dingen keinen Unterſcheid, und ſetzte ſich in keinem Stücke einiges Ziel noch Maaß. Es verlohnt ſich der Mühe, daß man die Tempel der Götter betrachtet, welche unſre Vorfahren erbauet haben, die doch gewiß der Religion ergeben waren, wenn man vorhero die Häuſer und Luſtſchlöſſer, die den Städten gleich ſind erbauet worden, geſehen hat. Allein unſre Vorfahren zierten die Tempel der Gottheiten mit Gottesfurcht, und ihre Häuſer mit Ehre, und nahmen den Ueberwundenen nichts mehr, als die Gelegenheit, fernerhin Schaden thun zu können. Hingegen dieſe niederträchtigen Menſchen haben die Schandthat begangen, den Bundsgenoſſen dasjenige wegzunehmen, was ihnen doch jene tapfre Männer, auch als Ueberwinder, zurück gelaſſen hatten; gleichſam, als wenn das ſich ſeiner Herrſchaft bedienen heiße, wenn man andern Unrecht thut. Was ſoll ich aber erſtlich das erzählen, welches niemand, als dem, der es geſehen hat, glaublich vorkommen wird, daß nemlich viele, als einzelne Bürger ganze Berge umgeſtürzt und Meere erbauet haben? Es iſt mir vorgekommen, als wenn dieſe Leute nur ihren Spott mit dem Reichthume getrieben hätten; indem ſie bemüht geweſen ſind, dasjenige mit der gröſten Schande zu misbrauchen, was ſie mit Ehre hätten beſitzen können. Nunmehro kamen auch die Hurereyen, die Hurenhäuſer und die übrigen Wollüſte auf. Die Männer ließen ſich zu Weibern machen, und die Weiber bothen ihre Keuſchheit öffentlich feil. Man ſuchte alle Oerter der Erden und des Meeres durch, um eſſen zu können; man ſchlief eher, als einem der Schlaf ankam; man erwartete weder Hunger noch Durſt, noch Kälte, noch Müdigkeit; ſondern die Schwelgerey ſuchte dieſen allen zuvor zu kommen. Dieſe Dinge trieben die Jugend zu allen Schandthaten an, wenn ihr die väterlichen Güter entgangen waren. Ein Gemüthe, das mit ſolchen böſen Eigenſchaften behaftet war, konnte nicht leicht der Wollüſte entbehren, und um ſo vielmehr war es geneigt, auf alle Art und Weiſe ſo wohl etwas zu erwerben, als auch wieder zu verthun.

Ueberſetzung aus dem Catullus:
Viuamus mea Lesbia atque amemus.

von

D. G. H. Schellhaſern.

Laß uns doch der Luſt ergeben,
Laß uns lieben, weil wir leben,
Lesbia, geliebtes Licht.
Für der ſtrengern Alten Sätze
Für ihr mürriſches Geſchwätze
Geb ich auch das mindſte nicht.
Sonnen können untergehen,
Und auch wieder auferſtehen,
Dieſes trifft bey uns nicht ein.
Iſt uns nach den kurzen Stunden
Einmal unſer Licht verſchwunden,
Wird die Nacht beſtändig ſeyn.
Gib mir jetzo hundert Küſſe:
Doch ſie ſchmecken gar zu ſüße,
Gib mir zehnmal dieſe Zahl.
Noch ein tauſend, noch ein hundert,
O! wie werden wir ermuntert;
Küſſe mich noch tauſendmal.
Laß uns in den tauſend irren,
Laß uns ihre Zahl verwirren,
Ja ſie ſey uns unbewußt.
Sollten andre dieſe wiſſen,
Stöhrte bey ſo vielen Küſſen
Ihre Scheelſucht unſre Luſt.

* * *

* *

Timon le Miſanthrope.
d. i.
Timon der Menſchenfeind,
ein Luſtſpiel
aus dem Franzöſiſchen überſetzt
von
M. Johann Friedrich Mayen.

Vorſpiel.

Die Schaubühne ſtellt einen Berg vor, auf welchen ſich Timon begeben hat; dieſer Menſchenfeind hat ſich auf einen Raſen unten an einem Felſen geleget und ſich mit Fellen von wilden Thieren bekleidet, ſein Eſel iſt ihm zur Seite.

Timon.

Womit vertreibeſt du dir die Zeit? Sohn des Saturnus und der Rhea, höre auf, unempfindlich zu ſeyn und betrachte mein Elend, oder vielmehr meine Schande. Siehe den unglückſeligen Timon an, welcher dir ſo viel Opfer brachte; und woferne du nicht ſo laſterhaft als die Menſchen biſt, welche diejenigen verachten, die ihnen nichts geben können: So ſchlage mit deinem Donner auf die Gottloſen zu, welche mir itzo, wie das Glücke, den Rücken zugekehrt, da ſie zuvor tauſend Wohlthaten von mir empfangen haben. Kannſt du wohl ohne Verdruß dieſe nichtswürdigen Leute anſehen, die mich in meinem Wohlſtande anbetheten, mein Lob und meine Tugend unaufhörlich beſungen, ſo lange ſie wußten, daß ſie was gutes bey mir eſſen konnten, mich aber itzo mit Schimpf und Spott belohnen. (**Man höret einen Donnerſchlag.**) Ich höre, daß es donnert. Jupiter ergreift ſeine Waffen. Schlag zu, himmliſcher Vater, ſchlag aber nur auch auf die böſen Buben zu, und nicht auf die unſchuldigen Felſen und Bäume, die dir niemals etwas zuwieder gethan haben.

Anderer Auftritt.

Mercurius, Pluto und Timon.

Timon. Aber was ſeh ich! Ich habe mich auf dieſen Berg begeben, damit ich mit keinem Menſchen mehr umgehen möge, und doch finde ich dergleichen Ungezieſer hier. Ich will nur weiter gehen.

Mercur. Warte Timon, ich bin kein Menſch, ſondern Mercur, der Gott des Reichthums, ich will dich von hier wegbringen. Jupiter erbarmet ſich über dein Unglück und hat dein Gebeth erhöret.

Timon. Hat er meine oder vielmehr ſeine Feinde zerſchmettert? Das iſts eben, was ich ſowohl zu meiner Rache, als zu ſeiner Ehre, von ihm verlange.

Mercur. Die Götter urtheilen von einer Sache ganz anders, als die Menſchen. Sie ſtrafen die Gottloſen dadurch, daß ſie dieſelben leben laſſen, und durch ihre Laſter rächet ſich eben die göttliche Gerechtigkeit an ihnen. Ich will dich von deinem Elende befreyen, und durch neuen Reichthum die Undankbaren beſchimpfen, welche dich ſo häßlich verlaſſen haben.

Timon. Ich verlange keine Schätze, ſie haben mir zu viel Unglück angerichtet, bey meiner Armuth habe ich die Menſchen lernen kennen, und mit mir ſelbſten zufrieden ſeyn. Das iſt eine Wohlthat, welche alles das Blendwerk dieſes Blinden übertrifft, dem ich den Kopf zerſchmeiſſen will, wo er ſich nicht bey Zeiten davon macht.

Pluto. Komm, Mercur, was ſoll ich mit dieſem unverſtändigen Narren anfangen?

Mercur. Ich muß den Befehl des Jupiters vollziehen und ihn reich machen, er mag wollen oder nicht. Timon, du mußt den Göttern gehorchen, und die Güter, welche ſie dir ſchicken, mit Dank annehmen.

Thimon. Ach was ſoll ich in dieſer Einöde damit anfangen. Ich brauche zu meinem Unterhalte nichts, als meine Arme. Das iſt ein gewiſſes Merkmaal, daß mein itziger Zuſtand weit beſſer iſt, als der vorige war, in welchem mich viel tauſend unnütze Dinge gefangen hielten: Der Reichthum iſt nur gut, den Menſchen damit zu dienen: Da ich aber mit ihnen gar nicht mehr umgehen mag, ſo brauche ich der Dinge im geringſten nicht, die mir dazu Gelegenheit geben könnten. Inzwiſchen verachte ich das Geſchenke des Jupiters nicht, und wenn er dich ſchickt, mir etwas angenehmes zu erweiſen, ſo will ich dich doch um etwas bitten.

Mercur. Und was verlangeſt du?

Timon. Daß mein Eſel möge wie ein Menſch reden, damit ich in meiner Einſamkeit mit ihm reden könne. Seine Geſellſchaft allein iſt mir angenehm.

Mercur. Du weiſt wohl nicht was du ſagſt, Timon?

Timon. Ich weis es wohl. Er hat mir in meinem glückſeligen Zuſtande ohne Eigennutz gedienet, er thut es auch noch itzo in meinem Elende. Wie er mir in ſeinem ſchönſten Putze gehorchete, ſo folget er auch noch bis itzo meiner Stimme, und er nimmt itzo eben ſo gerne eine Hand voll Graß von mir, als er ehedem das beſte Futter genommen hat. Er ſchämt ſich meiner Lumpen nicht, er liebt mich und dienet mir, ohne daß er es merken ſollte, daß ſich mein Zuſtand verändert hat. Mit einem Worte, er iſt der einzige aufrichtige Freund, der mir in meinem Unglücke übrig geblieben iſt.

Mercur. Es iſt wahr, wenn die Eſel reden könnten, ſie würden den Menſchen manche gute Lehre geben können. Du ſollſt es haben, warum du mich gebethen haſt. Hat Jupiter angefangen, dich durch dein Unglück klüger zu machen: So kann er es durch deinen Eſel vollenden; es iſt ein herrliches Mittel, welches er wählet, das übrige alles zu erfüllen. Ja, ja, ich will dir die Bitte gewähren, und deinen Eſel den Augenblick in einen Menſchen verwandeln.

Timon. Das will ich nicht haben. Die menſchliche Geſtalt allein würde ſchon machen, daß ich nichts mehr von ihm hielte.

Mercur. Sorge dafür nicht, er wird ſich ſeines vorigen Zuſtandes beſtändig erinnern, und ſeine Einfalt behalten, ich will ihm nur noch alle menſchliche Empfindung und Erkenntniß darzu geben, welche ihm nöthig ſind, dich zu verſtehen, wenn du mit ihm redeſt, damit dir ſein Umgang deſto angenehmer ſeyn möge. Lebe wohl! Pluto, hole meine Schätze, dein Eſel aber wird unter

ter der Geſtalt und dem Namen des Arlequins zu dir kommen.

Timon. Nun habe ich das gröſste Geſchenke, welches mir Jupiter nur hat geben können. Denn mein Eſel wird gewiß ein Ehrenmann ſeyn; er urtheilet ganz richtig, und ſeine Sitten ſind allzu rein, daß ſie nicht dieſen Vortheil auch wider die menſchliche Natur erhalten ſollten.

Pluto. Und ich werde die neuen Schätze herverſuchen, die du gewiß antreffen wirſt, wenn du nach Hauſe kömmſt.

Timon. Hebe ſie doch nur für einen andern auf.

Pluto. Du richteſt nichts damit aus, die Menſchen ſind nicht, wie ſie wollen, glücklich oder unglücklich; ſondern ſie müſſen dasjenige ſeyn, was den Göttern gefällt.

Dritter Auftritt.

Timon u. Arlequin.

Timon. Ich frage viel nach dem Gelde, ich denke mehr an die Verwandlung meines Eſels. Ich mache mehr aus ſeinem Verſtande, als aus dem Verſtande aller klugen Leute: Doch was iſt das für ein beſonderer Menſch? Er iſt es gewiß. Ich muß hören, was er ſagt.

Arlequin. Was zum Henker ſoll dieſe Veränderung bedeuten? Wie ſehe ich denn aus? Wo ſind denn meine ſchönen Ohren hingekommen, der angenehme Kopf, der niedliche Leib, an welchem alle Eſelinnen im ganzen Lande ihre Luſt geſehen. Wo iſt mein Schwanz? Ach mein ſchöner Schwanz! Es thut mir nichts weher, als daß ich den verlohren habe. Ich bin ja ganz eingewickelt. Iſt das nicht eine lächerliche Geſtalt! Vor einem Augenblicke gieng ich noch auf vier Beinen, ich war auf meinen Füßen ſtark. Itzund gehe ich auf zweyen, wie eine Henne, und muß gar befürchten, daß mich der Wind zu Boden ſchmeißt. Ich hatte eine männliche Stimme, itzund klingt ſie ganz weibiſch und verändert ſich durch ſo viel Töne, daß ich ganz matt davon werde. Wozu bin ich denn geworden? Doch wie! Ich merke, daß ich Verſtand habe: Ich bin ein Menſch, ja, ja, ich bin einer: Hier iſt die Naſe, der Mund, da ſind die Augen und mit einem Worte, und ich ſehe aus wie mein Herr, und faſt auch ſo närriſch. Allein, was ſehe ich? Was iſt das für ein Miſchmaſch der Gedanken, die ich niemals gehabt habe? Der menſchliche Verſtand läßt ſich bey mir merken? Ha, ha, ha, was iſt der Verſtand des Menſchen doch für ein wunderlich Ding: Ha,ha,ha,das iſt närriſch Zeug! Ich fürchte zwar ſehr, ich werde in dieſem Falle weit dümmer ſeyn, als ich in dem erſten war: Doch es iſt etwas neues, darum gefällt mirs, und ich bin über dieſe Veränderung gar nicht böſe. Zum wenigſten werde ich nun erkennen können, was mein Herr im Sinne hat, und warum er vielmal ſo dumm Zeug vorgenommen.

Timon. Nun das gehet gut. Mein Eſel iſt, wie ich ſehe, eben ein ſo großer Menſchenfeind als ich es bin. Wer ſeyd ihr, mein Freund?

Arlequin. Ich bin das, was ich vor einem Augenblicke nicht war.

Timon. Er will ſagen, er ſey kein Eſel mehr.

Arlequin. Was ſagſt du? Weiſt du, daß ich es geweſen bin?

Timon. Ja, mein lieber Arlequin, ich bin eben Urſache daran, daß du ein Menſch biſt. Itzund biſt du der König unter den Thieren.

Arlequin. Ich der König unter den Thieren, was ſagſt du?

Timon. Ja, aber du verſteheſt noch nicht, was wir bey dem Worte denken.

Arlequin. Ey, ey, warum nicht? Ich verſtehe alles was du mir ſagſt. Doch ich ſterbe, wenn ich weis, wie es zugeht. Denn ich erinnere mich nicht, daß ich es jemals gelernet hätte.

Timon. Mercur hat es ihm eingegeben, er hat mirs verſprochen.

Arlequin. Weil ich der König unter den Thieren bin, ſo kann ich wohl ohne Furcht in den Wäldern ſchlafen; die Wölfe und die Löwen werden mich nun nicht in der Ruhe ſtören, und ſie werden ohne Zweifel kommen, mir den Eid der Treue zu leiſten. Iſt es nicht wahr?

Timon. Ich wollte dirs nicht rathen; du darfſt dich nicht darauf verlaſſen, ſie werden dich freſſen, gleich als wenn du noch ein Eſel wäreſt.

Arlequin. Das ſind tolle Dinge, und wie ich ſehe, ſo iſt die Herrſchaft der Menſchen über die andern Thiere eben ſo, wie der Eſel, beſchaffen. Ich jage die in Furcht, welche ſchwächer und furchtſamer als ſie ſind, und ſie laufen vor dem, der ſtärker und verwegner iſt, als ſie.

Timon. Mein Eſel iſt mir viel lieber als Solon; er redet weit geſcheuter.

Arlequin. Wenn ich bey meiner Verwandlung nichts mehr als dieſe Herrſchaft gewonnen habe; ſo iſt der Vortheil ſehr ſchlecht.

Timon. Alles, was du itzo ſieheſt, iſt für dich gemacht, anſtatt, daß du vorher des Menſchen wegen gemacht wareſt; du kannſt es an dem Dienſte abnehmen, den du mir gethan haſt.

Arlequin. Ha, ha, ha, ha!

Timon. Worüber lachſt du?

Arlequin. Ueber deine Narrheit; daß du nicht ſieheſt, du ſeyeſt meinetwegen gemacht worden.

Timon. Wer? ich?

Arlequin. Ohne Zweifel. Mußt du denn nicht für meinen Unterhalt ſorgen? Alle Morgen kommen und mich ſtriegeln, mir zu Freſſen geben, mich zur Tränke führen, meinen Stall ausmiſten, die Streu machen u. ſ. f.

Timon. Das iſt wahr. Was folgt daraus?

Arlequin. So viel, daß du mir dieneſt und folglich um meinetwillen gemacht biſt.

Timon. Bey meiner Treu, er hat recht. Ich bin ſein Knecht geweſen, ohne daß ich es gewußt habe.

Arlequin. Wir wollen von etwas anders reden. Sage mir, warum biſt du ſo übel bekleidet, und warum haſt du itzo eine ſo ſchlechte Wohnung? Ich habe es gerne lange wiſſen wollen.

Timon. Ich bin zu arm.

Arlequin. Und warum biſt du denn arm?

Timon. Weil ich ein gar zu guter Narr geweſen bin. Ich habe das Meinige verzehrt, und Undankbaren ein Vergnügen gemacht, die mich ſo gleich verlaſſen haben, da ich nichts mehr zu ſchmauſen hatte.

Arlequin. Das ſind Erzſchelme! Du armer Menſch, es mir recht leid um dich. Wirſt du denn aber beſtändig arm ſeyn?

Timon. Es kömmt auf mich an, ob ich will aufhören arm zu ſeyn. Der Gott des Reichthums biethet mir ſeine Schätze an; aber ich mag ſie nicht haben.

Arlequin. Warum nicht?

Timon. Damit ich niemals im Stande ſeyn möge, jemanden Guts zu thun.

Arlequin. Du haſt recht, daß du den Schelmen, die dich verlaſſen haben, nichts Gutes erweiſen willſt: Aber du ſollteſt ſie doch meinetwegen annehmen. Ich bin dir ja niemals untreu geworden.

Timon. Der Reichthum würde dich verderben, und die Schmeicheley der Menſchen würde dich in deiner Unſchuld bald verführet haben.

Arlequin. Mache dir darum keine Sorgen. Ich muß mich nur ſelber kennen, ſo bin ich ſicher genug.

Timon. Es iſt gut. Aber du weiſt nicht, daß ein Menſch voller Eitelkeit ſteckt.

Arlequin. Wenn ein Menſch ein Eſel geweſen iſt, und er gedenkt daran; ſo iſt er frey davon.

Timon. Es iſt wahr, es würden weniger Narren ſeyn, wenn ein jeder an ſeinen Urſprung gedächte. Allein der Reichthum macht hochmüthig, und da läßt man das bald aus der Acht; ich weis auch zuviel Exempel davon: Darum will ich es nicht mit dir darauf wagen.

Arlequin. Ich finde, wie du ſagſt, allenthalben Narren. Allein wenn ich es frey geſtehen darf, ſo biſt du der größte.

Timon. Warum das?

Arlequin. Weil du nicht glücklich ſeyn magſt, und dich aus einem lächerlichen Eigenſinne durch die Laſter eines andern beſtrafen willſt.

Timon. Der Reichthum macht unſere Glückſeligkeit nicht aus. Man muß ſeine Glückſeligkeit in ſich ſelbſt ſuchen, und man kann dieſes nicht bey dem Ueberfluſſe und der Unruhe der Welt ſuchen.

Arlequin. Höre zu und betrüge dich nicht. Ein Eſel, welcher vor Hunger ſtirbt, hat ſchlechtes Vergnügen von ſich ſelbſt, und er fühlt nur, was ihm zu ſeiner Glückſeligkeit fehlet. Derjenige aber, welcher auf einer guten Weide iſt, genießet des Lebens nur allzuwohl.

Timon. So willſt du, daß ich die Geſchenke des Pluto annehmen ſoll?

Arlequin. Ich dächte wohl, es gereicht ja zu deinem Nutzen.

Timon. Aber es nutzt mir nichts, wenn ich nicht in der Welt bin.

Arlequin. Eben deswegen mußt du wieder in die Welt zurücke kehren.

Timon. Ich würde mich aber vom neuen der Menſchen Untreu unterwerfen müſſen.

Arlequin. Das kann nicht anders ſeyn, auf dieſe Weiſe könnte man doch wohl leben. Die Narrheit der Menſchen muß dich ergetzen, und ihre Laſter dich klüger machen. Wenn du beſſer, als ſie biſt, ſo wirſt du das Vergnügen haben, es zu wiſſen.

Timon. Ich beſorge immer, mein Eſel wird mich noch verführen. Er fängt ſchon an, mich das zu überreden, was ich weder den Göttern noch den Menſchen geglaubt habe.

Arlequin. Höre. Ein Wolf würde unter den andern Wölfen für einen Narren gehalten werden, wenn er nicht die Thiere zerreiſſen, ſondern nur Gras abbeißen und aus demſelben zu ſeiner Nahrung Heu machen wollte, da ſich dieſes ganz und gar für ihn nicht ſchickt: Eben ſo, denke ich, iſt ein Menſch auch ſehr närriſch, wenn er nicht wie die andern leben, und das Gute genießen will, was die Götter für ihn gemacht haben.

Timon. Du haſt recht, und ich will deinem Rathe folgen. Ich gehe und hole den Schatz, den mir Pluto verſprochen hat. Wir wollen darauf nach Athen zurück kehren. Ich werde das größte Vergnügen haben, meinen heishungrigen Landesleuten meinen Reichthum zu zeigen und ſie durch eine vergebne Begierde darnach dabey verſchmachten zu ſehen. Ich will mich recht ergetzen, wenn ich mich über ſie aufhalten und ſehen kann, wie du dich mitten unter ihren Irrthümern aus dem Handel heraus wickeln wirſt.

Arlequin. Fort. Weil ich ein Menſch bin, ſo will ich mir in dieſem meinen Zuſtande alles, ſo viel ich kann, zu Nutze machen, wie ich es in dem erſten gethan habe. Ich will in allen, was ich antreffe, mein Vergnügen ſuchen. Ey wie will ich ſo luſtig ſeyn!

Ende des Vorſpiels.

Das Luſtſpiel ſelbſt.

Spielende Perſonen.

Mercur in der Geſtalt und unter dem Namen Aſpaſiens.
Eucharis, Geliebte des Timons.
Timon, der Menſchenfeind.
Arlequin.
Iphikrat und Eurikles, falſche Freunde.
Sokrates, ein Philoſoph.
Ein Fechtmeiſter.
Ein Singmeiſter.
Ein Tanzmeiſter.
Eine Bande Affecten.
Eine Bande Schmeichler.
Eine Bande Wahrheiten.
Einer von den Schmeichlern.
Mercur in ſeiner ordentlichen Geſtalt.

Erſte Handlung.

Der Schauplatz ſtellt die Stadt Athen vor.

Erſter Auftritt.

Mercur im Weiberhabit unter dem Namen Aſpaſiens.

Wer ſollte unter der Geſtalt, darinnen ich itzo bin, den Mercur erkennen? Ich bin ein Bothe der Götter, und beſtändig verpflichtet, mich zu verwandeln, damit ich ihre Befehle bey den Menſchen ausführen könne. Jupiter hat mir gebothen, unter dem Namen Aſpaſiens bey Eucharis und Arlequin ein zwiefaches Amt zu verwalten, und durch dieſe beyde den Timon ganz umzukehren. Seine allzugroße Gütigkeit war an ſeinem erſten Unglücke Schuld. Die Undankbarkeit der Leute hat ihn in einen andern Fehler geſtürzet, und die Freundlichkeit ſeiner von Natur wohlthätigen Seele in lauter Haß und Rache verwandelt. Die Götter haben an dem, was er in beyden Stücken auf unterſchiedene Art zu viel gethan hat, einen Abſcheu; denn ſie haben die Tugend recht in die Mitte geſetzt. Doch wenn ſie die Laſter beſtrafen, ſo belohnen ſie doch allezeit auch das Gute, welches ſie bey den Menſchen ſehen. Das Herze des Timon iſt ohne Falſch; ſeine Liebe zur Wahrheit hat gemacht, daß er den Umgang mit den Thieren; weil er ohne Liſt und natürlich iſt, dem Umgange mit den Menſchen vorgezogen; er hat verlangt, daß ſein Eſel eine menſchliche Stimme bekommen möchte, und Jupiter will ſich eben dieſer Verwandlung bedienen, um ihn aus ſeinen Irrthümern heraus zu reißen. Ich will anfangen, ſeinen Befehl bey Eucharis auszurichten: Sie liebt den Timon, und ich will ihr die Mittel zeigen, wodurch ſie das Herze dieſes Menſchenfeindes gewinnen kann. Da kömmt ſie. Sie will gewiß an dieſem Orte ihrer neuen Liebe nachdenken.

Anderer Auftritt.

Eucharis.

Ich weis nicht, was ich von der Unruhe, die ich bey mir verſpüre, halten ſoll; Ich habe den Timon beſtändig in Gedanken, die Zeitung von ſeiner Tugend und von ſeinem Unglücke hat mich ganz eingenommen, und ich möchte gerne ſehen, daß ihn die Götter wieder in ſeine erſte Herrlichkeit ſetzten. Jedoch ich könnte vielleicht keinen andern Theil an ſeinem Glücke nehmen, als denjenigen, welche mir die Großmuth dabey geben würde. Inzwiſchen merke ich, daß ich etwas heftigers als eine bloße Hochachtung bey mir empfinde. O Himmel! Sollte wohl die Liebe unter dem Mantel des Haſſes und der Menſchen Feindſchaft verborgen ſeyn, mich zu verführen.

Dritter Auftritt.

Mercur in Geſtalt Aſpaſiens, Eucharis.

Aſpaſia. Guten Tag, meine liebe Eucharis. Woher kommt es, mein ſchönes Kind, daß ihr die Einſamkeit ſo ſuchet? Ach! die Liebe iſt ohne Zweifel mit im Spiele.

Eucharis. Wo mich die Liebe hieher gebracht hat, ſo iſt es gewiß eine ſonderbare Liebe. Ich habe an den Timon gedacht.

Aſpaſia. An den Timon?

Eucharis. Ja an den Timon; ich habe etwas von ihm geſehen, das mir recht wohl gefallen hat. Die Zeitung von den Schätzen, die ihn, wie man ſagt, die Götter haben finden laßen, hat die verhaßte Menge der undankbaren Freunde wieder zu ihm gebracht, welche ſein Unglück von ihm getrieben hatte. Ich habe geſehen, wie eifrig ſie ſich bemühen, ihm das ſchändliche Verfahren aus dem Kopfe zu bringen, womit ſie ihm begegnet ſind. Ach! wie liebenswürdig iſt er mir bey der Kaltſinnigkeit und Aufrichtigkeit vorgekommen, Aſpaſia, womit er ihre niederträchtige Bemühungen abwies.

Aſpaſia. Die Liebe gehet nicht nur durch eine Thüre in unſere Herzen: Eben die Dinge, welche uns bey einigen den Zugang verſchlieſſen, öffnen ihn uns bey andern.

Eucharis. Wenn ich jemanden lieben wollte, ich geſtehe es ganz gerne, ſo ſollte es Timon ſeyn. Die großmüthige Freyheit, mit welcher er ſeine Verachtung gegen die Menſchen an den Tag leget, würde mir eine Probe ſeiner aufrichtigen Zärtlichkeit ſeyn, wenn er ſie nur gegen mich zeigete. Ich will noch mehr ſagen, ich trauete mir wohl zu, ein Herze, welches ſich frey heraus für einen

Feind des menſchlichen Geſchlechts erklärt, zu bezwingen, und auch ſo ſtark zu ſeyn, daß ich es aus der Verirrung wieder zurück führen wollte, in welche, wie ich mit Verdruß ſehe, ein ſonſt ſo liebenswürdiger Mann geräth.

Aſpaſia. Eure Annehmlichkeit wäre eines ſolchen Glückes wohl werth, und ich wollte euch dazu rathen, wenn ich es für möglich hielte.

Eucharis. Meynet ihr nicht, daß ich es ausführen würde, wenn ich es unternehmen wollte?

Aſpaſia. Ihr ſeyd jung, ſchön und geiſtreich: Das ſind ohne Zweifel die größten Vortheile der Natur, und wenn ihr dieſelben bey dem Timon klug anzubringen wiſſet, ſo glaube ich nicht, daß er wird widerſtehen können.

Eucharis. Ich will es bey ihm verſuchen.

Aſpaſia. Es kömmt alles darauf an, wie ihr es anſtellen werdet. Kein Herz iſt unüberwindlich, wenn man es nur auf der ſchwächeſten Seiten anzugreifen weis. Es iſt keines ſo unempfindlich, noch ſo ſchwach, das nicht an gewißen Oertern unüberwindlich ſey: Wenn es ſich nicht ergiebt, ſo liegt die Schuld nicht an dem, der widerſtehet, ſondern an denen, die nicht die Mittel zu ergreifen wiſſen, daſſelbe zu bezwingen.

Eucharis. Ich laſſe gerne in allen, was ich thue, meinem Herzen ſeine Freyheit, wie es die Natur erfordert. Ich habe einen groſſen Abſcheu vor den künſtlichen und ſchändlichen Streichen der Galanterieſchweſtern, und mag mich derſelben bey dem Timon nicht bedienen. Er hat mir wegen ſeiner Aufrichtigkeit gefallen, und ich will mich eben auf dieſe Art bey ihm angenehm zu machen ſuchen.

Aſpaſia. Wie einfältig ſeyd ihr doch, ſchöne Eucharis!

Ihr kennt die Mannsperſonen noch nicht recht: lernet es von mir, mein Kind, daß ſie uns allezeit mit unſerer Ehrlichkeit für Narren halten. Das menſchliche Herze iſt einem erſchrecklichen Eigenſinne unterworfen; es liebt etwas ſchönes nur ſo lange, als es Schwierigkeiten findet, es zu beſitzen. Zu was man allzu wenig Mühe braucht, deſſen wird man leicht überdrüßig. Und deswegen weis auch eine geſchickte Frau ihre Gunſtbezeugungen durch einen gewiſſen zu rechter Zeit angebrachten Eigenſinn ungemein zu verzuckern, damit ſie die Zärtlichkeit ihrer Liebhaber wieder erwecke, die ſich allzugeſchwind verlieren würde, wenn ſie derſelben allzu gewiß verſichert wären. Man kann den Werth einer Sache nicht beſſer erkennen, als wenn man befürchtet, daß man ſie verliehren werde. Dieſe wohl angebrachte Furcht erhält die Liebe. Durch ſie entſtehen die ſorgfältigen und ängſtlichen Bemühungen, und kurz der ganze Zoll der Zärtlichkeit, welchen die Liebhaber an ihre Gebietherinnen beſtändig abtragen. Ich verlange nicht ganz und gar die Aufrichtigkeit in der Liebe zu verwerfen; ich weis mehr, als zu wohl, daß ſie der Grund der Zärtlichkeit ſeyn ſoll: allein die Liſt muß ſolche beſonders auszieren. Ein zärtlicher und artiger Liebhaber kann ſich ſo wenig über die unſchuldige Liſt, als über die Mühe erzürnen, welche ſich ſeine Liebſte giebt, ſich ſchön auszuputzen. Denn ſie ſucht ihm durch beydes zu gefallen, und ihn in ſeiner Liebe zu erhalten. Die geſchickte Liſt in der Liebe iſt eben das, was die Schminkpfläſterchen im Geſichte ſind.

Eucharis. Ihr verſteht es recht gut, Aſpaſia; und ich werde mich durch eure Reden bald verführen laßen.

Aſpaſia. Folget nur meinem Rathe, und ihr werdet euch wohl dabey befinden. Der Haß, welchen Timon gegen

gegen die Menſchen hat, kann bloß durch das Vergnügen, ihnen was übels nachzureden, bey ihm etwas ausrichten. Die Erfahrung, welche er von ihrer Untreue hat, macht ihm alle Freundſchaftsbezeugungen verdächtig, die ſie ihm auf allerhand Art und Weiſe zu geben ſuchen. Er ſieht ſie für Fallſtricke an, die ſie ſeinem Glücke und ſeiner Leichtgläubigkeit legen. Wenn ihr ihm alſo einiger maßen das Herze einnehmen wollt, ſo ſagt ihm lauter widerwärtige Dinge. Das iſt das einzige Mittel, ſich in Anſehen bey ihm zu ſetzen. Dieſes Verfahren ſchickt ſich für ſein Naturell, und iſt ganz anders, als diejenigen zu thun pflegen, die ihm vergeblich zu gefallen ſuchen. Man greift dadurch ſein Herz an dem ſchwächſten Orte an, und das wird ihn nothwendig antreiben, euch ſelbſt zu ſuchen. Alles dieſes müßt ihr anfangs wohl in Acht nehmen, die Liebe und eure Annehmlichkeiten werden hernach ihr Beſtes dabey thun.

Eucharis. Ich ſehe, daß euer Rath wohl gegründet iſt, und ich bin entſchloſſen, ihm zu folgen, je geneigter ich bin, ihm dasjenige gerne zu ſagen, was mir an ihm nicht anſteht.

Aſpaſia. Ihr werdet wohl verdrüßliche Antworten bekommen, aber ihr müßt das nicht achten, und immer nach eurem Zwecke fort eilen, ohne euch an die Dornen zu kehren, welche ihr auf dem Wege finden werdet. Da kommt Timon. Ich höre, daß er ſich zankt. Lebt wohl. Ich verlaße euch, bedienet euch meines Raths.

Eucharis. Ich will ihm hier einen Augenblick zuhören.

Vierter Auftritt.

Timon, Arlequin, eine Menge Athenienſer, welche ihm folgen, Iphikrates, Eurikles.

Timon. Geht, ihr Falſchen, eure Liebkoſungen und Lobſprüche verführen mich nicht; ich kenne euer böſes Herze mehr als zu wohl. Ich kann euch nichts beſſers thun, als daß ich euch einen Baum zeige, daran ſich ihrer viel ſchon gehenkt haben. Ich habe ihn nicht abhauen wollen, damit er noch manchem dazu nütze ſeyn könne.

Arlequin. Geht mit eurer Freundſchaft zum Teufel, wir mögen ſie nicht haben.

Iphikrates. Wie, Timon, kennſt du denn deinen alten Freund nicht, der dir viel Gutes gewünſcht hat? Ich habe wohl geſagt, daß die Götter viel zu gerecht wären, als daß ſie dich nicht ſollten in deine vorige Herrlichkeit wieder ſetzen.

Arlequin. Das iſt doch ein ehrlicher Kerl. Erweiſet ihm eine Höflichkeit.

Timon. Du kennſt ihn noch nicht recht. Wenn du es geglaubet hätteſt, Falſcher, ſo würdeſt du dich gezwungen haben, deines Herzens Meynung in meinem Unglück zu verbergen, damit du noch heute Gelegenheit hätteſt, mich zu betrügen. Biſt du es nicht, Iphikrates, der mich vor Hunger und Durſt halb todt antraf, und mir dennoch ein Glaß Waßer abſchlug, mich auch noch darzu mit vielen Schimpfworten angriff, mir für alles gute zu danken, was du von mir empfangen haſt?

Arlequin. Wie, du Holunke, du haſt meinem armen Herren, als er vor Durſt faſt ſterben wollte, ein Glaß Waſſer verſaget, und unterſteheſt dich noch dich ſeinen

Freund zu nennen; verflucht, daß ich dich nicht todt ſchmeißen ſoll.

Iphikrates. Urtheile nicht nach dem, was du mich zum Scheine haſt thun ſehen. Die Götter ſind Zeugen von meiner Freundſchaft, die ich gegen dich habe, und ich habe ihnen für das, was ſie an dir gethan haben, ein öffentliches Dankopffer beſtimmet.

Timon. Behalt es für dich, du Spitzbube, dein Weihrauch wird ſie nur zorniger gegen mich machen.

Arlequin. Seht mir doch den unverſchämten Kerl an. Er will auf einmal zugleich die Menſchen und die Götter zu Narren haben! Warte, warte, ich will dich dem Teufel opfern, der dich beſitzt. (**Er ſchlägt ihn, Iphikrates läuft davon.**

Eurikles. Du haſt recht, Timon, er iſt ein Verräther, der nicht mehr verdient, daß man ihm gutes thue. Ich komme mit beſſern Rechte zu dir: Hier habe ich eine Ode, welche ich auf den Sieg gemacht habe, den du über deine Feinde davon getragen haſt.

Timon. Was unterſteheſt du dich das zu ſagen, da ich doch niemals im Kriege geweſen bin?

Eurikles. Darauf kommts nicht an. Du würdeſt ihn doch davon getragen haben, wenn du geſtritten hätteſt. Das iſt ſchon genug.

Timon. Biſt du nicht derjenige, welcher mich in meinem Wohlſtande wegen der Tugend lobte, die ich nicht hatte, und der mir in meinem Unglücke ſolche Laſter zuſchrieb, zu welchen ich niemals fähig geweſen war?

Arlequin Höre, haſt du nicht auch eine Ode für mich gemacht.

Eurikles. Und was ſollte ich von dir ſingen?

Arlequin. Einen Sieg, den ich niemals erhalten habe.

Eurikles. Wahrhaftig das wär ein ſchön Stück für den Geſang der Muſen?

Arlequin. Gib acht. Ich liebe die Lügen nicht und ich will, daß man lauter Wahrheit von mir ſinge. Mache mir alſo eine Ode, und beſinge darinnen den Sieg eines ehrlichen Menſchen, welcher einen nichtswürdigen Kerl todt geſchlagen hat.

Eurikles. Iſt euch das wirklich begegnet?

Arlequin. Nein; aber es ſoll den Augenblick geſchehen: Denn ich will dich zum Lohne deiner Verwegenheit todt ſchmeißen. (**Er ſchlägt ihn, Eurikles entſpringt und ſchreyt um Hülfe.**) Verflucht, das ſind Erzſchelme. Ihre Unverſchämtheit hat mich ſo zornig gemacht, daß ich nicht weis, wo ich bin.

Timon. Sieheſt du da die ſchönen Freunde, auf welche ich mich ſonſten verlaſſen habe.

Arlequin. Du biſt wohl dazumal ſehr dumm geweſen.

Fünfter Auftritt.

Eucharis, Timon und Arlequin.

Eucharis. Was ich bey dem Timon ſehe, beſtärket mich darinnen, daß mir Aſpaſia einen guten Rath gegeben habe. Ich will meine Perſon zu ſpielen anfangen. Guten Tag, Timon.

Thimon. Schönen Dank. Was will dieſes Frauenzimmer bey mir. Sie will gewiß auch von meinen Schätzen etwas haben.

Eucharis. Ich erfreue mich, euch hier anzutreffen, und daß ich ein Original finde, davon man noch keine

Copey hat, welche, weil ſie nichts als lauter Narrheiten in der Welt gethan hat, ſich vornimmt, die Schuld auf alle andere Menſchen zu werfen; ich vermuthe, daß mir eine ſo wunderbare Creatur viel Vergnügen geben wird.

Timon. Au weh, ſo hat noch niemand mit mir geredt.

Arlequin. Dieſe mußt du lieben, ſie iſt fein natürlich mit der Sprache heraus, und liebt die Wahrheit; Iſt es nicht ſo?

Timon. Ich geſtehe es gar gerne, daß mich ihre Anrede in Verwundrung geſetzt hat. Ich hätte mich deſſen nicht verſehn. Bey meiner Treu, meine liebe Jungfer, wenn meine Verachtung gegen die Menſchen und beſonders gegen die Weibsperſonen, ſonderlich aber gegen ſolche, wie ihr ſeyd, euch ergetzen kann, ſo bin ich es zufrieden, ergetzt euch daran, wie ihr wollt. Sonſt werdet ihr von mir nichts erhalten können.

Eucharis. Das iſt es auch alles, was ich verlange. Ich verachte alle Menſchen, und ich kann mir kein größer Vergnügen machen, als wenn ich ſie brav über meine Zunge ſpringen laſſe. Doch habe ich noch keine größere Luſt auf der Welt gehabt, als dieſe, daß ich mich nun an ein ſo lächerliches Original, als ihr ſeyd, machen darf.

Timon. Ihr habt recht, es iſt nichts ſüßers, als die Fehler andrer Leute durchzuziehen. In dieſem Stücke findet die Wahrheit noch unter den Menſchen ſtatt. Laßt ſehen, wir wollen einander ſagen, was wir denken!

Eucharis. Ich bin es zufrieden, und es wird mir recht gefallen, wenn ich euch überführen kann, daß ihr der größte Narr auf der Welt ſeyd.

Arlequin. Nun, redet dieſe hier nicht recht. Was ſagſt du dazu?

Timon. Es kann ſeyn: Es iſt mir in der That ſehr lieb, meine liebe Jungfer, daß ich ein ſolch Naturell bey euch finde, und wir werden eine rechte Freude mit einander haben. Ey was hab ich zu lachen, wenn ich die Schminke einer Galanterieſchweſter ſehe, wenn ſie ihr Geſicht in die Falten legt, und die natürlichen Bewegungen in lauter närriſche Zerrgeſichter verändert, Was iſt das nicht vor ein Vergnügen, einem Herzen den Schanddeckel abzureiſſen, welches unter dem betrüglichen Anſtriche die Untreue ſelbſt verborgen hat. Ha! ha! ha!

Arlequin. Ha! ha! ha! das iſt eine Unterredung, die ſich unvergleichlich anfängt.

Eucharis. Ey was giebt es für mich zu lachen, wenn ich einen Mann reden höre, der aus einem Vernünftigen ein Eigenſinniger, aus einem höflichen ein wilder Mann geworden, der allezeit der Vernunft ſchnur ſtracks zuwider gelebt, und ehedem ſeine Güter auf eine närriſche Art verſchwendet hat, und itzo noch ein größerer Narr iſt, daß er das Gute ausſchlägt, was man ihm anbiethet. Ha! ha! ha!

Arlequin. Ha! ha! ha! Was giebt es nicht für einen Eſel zu lachen, wenn er hört, daß die Menſchen einander ſo die Wahrheit ſagen. Ach! ha! ha!

Timon. Das iſt ein verzweifeltes Menſch.

Arlequin. Wie wird es? lache doch, es iſt ja alles gar zu angenehm. Ha! ha! ha!

Timon. Ha! ha! Ja es iſt ganz artlich.

Arlequin. Du lachſt, wie es ſcheint, nicht recht von Herzen.

Timon. Um recht zu wiſſen, wie weit ſich denn der

Ver

Verſtand einer Galanterieſchweſter erſtreckt, wollte ich nichts mehr thun, als das Gehirne eines Papageyens unterſuchen und erkennen, wie groß deſſen Fähigkeit ſey. Ich wollte es hernach gegen das Gehirne eines ſolchen Frauenzimmers halten, und alsdenn die eigentliche Größe ihres Verſtandes auf das genaueſte ausrechnen.

Arlequin. Ha! ha! ha! Das Gehirne eines Papageyes. Ha! ha! ha!

Eucharis. Und ich wollte nichts thun, als einen Eſelskopf und den Eurigen zerlegen, ſo könnte ich auf das richtigſte ſehen, wie hoch ihr euch in eurer Dummheit verſteigen könnt.

Arlequin. Holla, meine Frau, ſpottet der Eſel nur nicht zu unrechter Zeit, ihr ſollt wiſſen, daß ſie verſtändige Leute ſind, und mehr als die Menſchen davon wiſſen. Und damit ich euch deſſen überführen kann, ſo will ich euch ſagen, daß niemals ein Eſel einer Eſelinn ſo ungeſchickt begegnet iſt, als mein Herr euch begegnet. Oh! ho! Sie haben bey meiner Treu was beſſers gelernt, als das.

Eucharis. Antwortet ihm doch, wenn ihr könnt?

Timon. Ich geſtehe es, daß dieſes das ſchönſte Geſpräche iſt, welches ich jemals mit jemand gehabt habe; und die beſondere Art, mit welcher ſich dieſes Frauenzimmer dabey aufführet, gefällt mir: Ich weis nicht, meine liebe Jungfer, wer euch ſo wohl unterrichtet hat. Doch ihr mögt es nun von euch ſelber haben; oder von jemand andern, ſo habt ihr mich doch am ſchwächſten Orte angefaſſet. Glaubet aber nicht, daß ich deswegen ein Narr bin. Mich deucht, ich merke eure Abſicht, und werde dafür auf guter Hut ſeyn. Wenn ihr euch alſo etwan einbilden möchtet, daß ihr durch dieſen Streich mein

Herz verführen und hernach einigen Vortheil von mir ziehen wollt, ſo laſſet die Gedanken nur einmal für allemal fahren; wollt ihr aber eure Hoffnung und euer Vergnügen bloß in dieſe Unterredung einſchränken, darinnen wir einander brav geſchimpft und die Wahrheit geſagt haben, ſo will ich von Herzen gerne noch weiter darinnen mit euch fortfahren.

Eucharis. Das will ich eben haben, und ich verſichere euch, daß ich weiter nichts mehr als dieſes verlange.

Arlequin. Ha! ha! ha! die Leute haben ſich recht zuſammen gefunden, das iſt eine ungemein zärtliche Unterredung.

Timon. Auf dieſe Art werde ich euch mit Vergnügen wieder ſehen.

Eucharis. Und ich auch. Lebt wohl.

Sechſter Auftritt.

Timon u. Arlequin.

Arlequin. Bey meiner Treu, das iſt ein artiches Frauenzimmer.

Timon. Ich muß dirs geſtehen, daß ſie mir gefallen hat, und ich weis nicht, warum ſie mir mehr als alles andre gefällt, das ich bisher geſehen habe.

Arlequin. Ich weis es wohl. Sie iſt ſo unverſchämt, als du biſt.

Timon. Es kann ſeyn. Aber wir wollen von etwas anders reden. Wie gefällt dir dieſe Stadt und dein neuer Stand?

Arlequin. Ich verſichre dich, daß ich dirs ewig danken werde. Es leben die Menſchen! Bey meinem Leben, die Eſel ſind bey ihnen nur Beſtien.

Timon. Warum denkeſt du das?

Arlequin. Darum, daß ihr durch das Geld die Fehler des Verſtandes und Gemüthes erſetzen könnt. Hört mir einmal an. Ich habe Mägdgens gefunden, welche mir geſagt haben, ſie wollten unſterblich in mich verliebt ſeyn, wenn ich ihnen nur wollte Geld geben: Freunde, die mich ihrer Freundſchaft verſicherten, wenn ich ſie ihnen wohl bezahlte: Poeten, die mir haben verſprochen, daß ſie mich durch ihre Verſe verewigen wollten, wenn ſie nur bey mir freſſen und ſaufen könnten: Genealogiſten, die mirs haben angebothen, daß ſie für mein Geld erweiſen wollten, ich ſtammte in gerader Linie vom Jupiter her. O! ſeht doch, ob ihr nicht mit dem Golde Wunder thun könnt. Die Menſchen thun das, was weder die Götter, noch die Vernunft, noch die Natur thun können.

Timon. Ha! ha! ha!

Arlequin. Gib mir geſchwinde dein Geld.

Timon. Was willt du damit machen?

Arlequin. Ich will mir eine Luſt damit machen.

Timon. Der Haß, welchen ich gegen alle Menſchen habe, und die Liebe zu dir hindern mich daran; ich wollte nicht gerne, daß jemand durch deine Verſchwendung reich werden ſollte; noch dir Gelegenheit geben, ihr Narr zu ſeyn und dich durch Schwelgerey zu verführen. Ich bin in dieſem Stücke nur dein allzugroßer Freund.

Arlequin. Du biſt gar zu ſehr mein Freund, da du mir Gelegenheit geben ſollſt, mich luſtig zu machen.

Timon. Und das iſt wahr.

Arlequin. Würde mich denn das verderben, wenn ich mir eine Luſt machte?

Timon. Ganz gewiß.

Arlequin. Höre einmal. Seit dem ich dich verſtehe, wenn du redeſt, ſo habe ich noch nichts anders als lauter ungeſchicktes Zeug von dir gehöret. Ich weis zum Henker nicht, wo du alles herbekömmſt, mich recht tolle zu machen. Endlich werd ich ungeduldig.

Timon. Du weiſt noch nicht, was ſich für dich ſchickt.

Arlequin. Ich kann nicht anders von einer Sache urtheilen, als nach meinem erſten Zuſtande; und ich erinnere mich, daß ich damals noch als eine Beſtie allezeit die Weide ſuchte, du hätteſt mich denn daran verhindert. Denn du haſt dir Zeit Lebens ein verflucht Vergnügen daraus gemacht, mir in allen Stücken zuwider zu ſeyn. Wenn ich Durſt hatte, gieng ich zu dem beſten und helleſten Waſſer und ich hielt mich allemal zu dem, was mir das gröſte Vergnügen gab. Ich dächte, daß wäre ſehr klug, wenn mans auch überall thäte. Nachdem ich alſo ein Menſch geworden bin, verlange ich auch das ſchönſte und bequemſte Haus, das koſtbarſte und das nach der beſten Mode verfertigte Kleid. Ich möchte gern eine artige Frau haben, und das Beſte, das man hat, zu eſſen und zu trinken. Da man nun zu allen dieſen Dingen Geld braucht, ſo gib mir welches und zwar den Augenblick.

Timon. Du betrügſt dich. Ich wollte, daß du ein Menſch wäreſt. Die ſind es eben nicht alle, die eine menſchliche Geſtalt haben. Ich ſchlage dir den Genuß dieſer Dinge, welcher nur die ſinnlichen Lüſte unterhalten, deswegen ab, damit du vollkommen werden mögeſt. Ein Menſch iſt nur in ſo weit ein Menſch, als er dieſe Lüſte zu dämpfen und über ſie zu herrſchen weis.

Arlequin. Haſt du denn aber die Herrſchaft über ſie, da du mich wider meinen Willen und die Vernunft darinnen unterrichten willſt?

Timon. Ja freylich; weil ich den Genuß ſolcher Dinge ausſchlage, die dergleichen Lüſte zu erwecken pflegen.

Arlequin. Sage mir doch, findet man in den Menſchen ſonſten keine andre Begierden, als dieſe, die uns antreiben, Luſt und Vergnügen zu ſuchen?

Timon. O! es giebt ihrer noch vielmehr.

Arl. Der Haß, der Verdruß, die Rache, ſind das auch ſolche böſe Neigungen?

Tim. Freylich, und zwar die allerabſcheulichſten.

Arl. Wenn du ſehen ſollteſt, daß ein Mann zwiſchen zwey Frauenzimmern ſtünde, das eine wäre ſo häßlich, als eine Meerkatze, und das andere ſo ſchön als ein Engel, und er erwählte ſich die häßliche, was würdeſt du dazu ſagen?

Tim. Ein ſolcher Menſch wiſſe nicht, was ſchön ſey.

Arl. Biſt du nicht ein närriſcher Kerl.

Tim. Warum?

Arl. Weil du dir unter ſo vielen liebenswürdigen Neigungen eben die häßlichſten unter allen auslieſeſt, und die betrübte Zufriedenheit beſtändig mit dir ſelbſt und andern zu zürnen, den Annehmlichkeiten dieſes Lebens vorzieheſt.

Tim. Er macht mich durch ſeinen Schluß ganz verwirrt. Du biſt hierinnen noch nicht verſtändig genug, und kannſt nicht urtheilen, wie gründlich meine Gedanken ſind. Ich muß das thun, was du noch nicht begreifeſt und meine Freundſchaft gegen dich hindert mich, dir deine Bitte zu gewähren.

Arl. Willſt du mir alſo doch kein Geld geben?

Tim. Nein.

Arl. So ſetze mich wieder in meinen erſten Stand.

Tim. Weswegen?

Arl. Deswegen; weil ich viel lieber ein Eſel, als ein Menſch ſeyn will, der kein Geld hat.

Tim. Du weiſt nicht, was du ſageſt.

Arl. Ja vielmehr du. Kurz, höre einmal in deinem Leben mit ſolchen Narrenspoſſen auf, und gib mir Geld.

Tim. Du bitteſt vergeblich.

Arl. Hol dich der Henker. Wie ich ſehe, ſo iſt ein Menſch des andern Wolf.

Tim. Du haſt recht, mein Freund.

Arl. He, du Mauskopf, wenn ich recht habe, warum thuſt du denn nicht, was ich ſage?

Tim. Du haſt recht, daß du dich über die Fehler der Menſchen aufhältſt: Du haſt aber unrecht, daß du eben dasjenige wünſcheſt, das dich ſo böſe machen kann, als ſie ſind.

Arl. Daß dich doch der Jupiter mit deiner Freundſchaft zu Boden ſchlüge. Sey mir gram und gib mir nur Geld.

Tim. Ha! ha! ha!

Arl. Nun was iſt es? Ha! ha! ha!

Tim. Ich beluſtige mich an deinem Zorne, und ich wollte nicht gerne, daß er durch mich aufhören ſollte. Lebe wohl. Ha! ha! ha!

(Arlequin betrachtet ihn, da er fortgehet, ohne etwas zu ſagen und machet lauter verächtliche und ſpöttiſche Minen, und ſpricht:)

Da giebt es was zu lachen, wenn man ſo viel Geduld bey einem armen Menſchen haben muß, der mich verhindert eine Luſt zu haben. Ich muß ſuchen, daß ich von ihm loskomme, und mir ohne ſein Geld ein Vergnügen machen kann.

Siebenter Auftritt.

Mercur in der Geſtalt Aſpaſiens, Arlequin.

Aſpaſie. Arlequin iſt auf Timon zornig, ich will mich dieſer Gelegenheit bedienen und das ausführen, was mir Jupiter befohlen hat.

Arlequin. Das iſt eine angenehme Jungfer; ich will ſie doch anreden. Guten Tag, meine Schöne.

Aſpaſ. Kennt ihr mich denn, mein Herr?

Arl. So viel als ich es dabey nöthig habe; ich ſehe, ihr ſeyd recht artig, und das iſt ſchon genug.

Aſpaſ. Wie heißt ihr denn?

Arl. Arlequin.

Aſpaſ. Was? Seyd ihr der liebenswürdige Diener, welchen Timon einzig und allein hoch ſchätzet?

Arl. (er erholt ſich) Ja eben der bin ich.

Aſpaſ. Ach, mein Herr! Es iſt ein groſſes Glücke für euch, daß ich euch angetroffen habe! Ich ſuchte euch mit vielem Verlangen.

Arl. Ich hätte nichts davon gewuſt, und ihr habt wohl daran gethan, daß ihr mirs geſagt habt.

Aſpaſ. Wie unglücklich iſt doch eine Jungfer! Wenn ich eine Mannsperſon wäre, ſo würde ich mich ſchon erklärt haben, ohne darüber roth zu werden; aber ſo hält mich die Schamhaftigkeit davon zurücke.

Arl. Zwinget euch in nichts, ihr könnt ganz frey mit mir reden, ich erlaube es euch.

Aſpaſ. Ihr werdet nichts Gutes von mir denken.

Arl. Umgekehrt, ich werde euch deswegen noch höher ſchätzen: Denn ich kann das Geziere nicht leiden.

Aſpaſ. Wohlan, ich liebe euch von Grund meiner Seele. Dieſes ſo freye Bekenntniß wird euch doch nicht etwan zuwider geweſen ſeyn?

Arl. Was denkt ihr? meynt ihr, daß ich ſo ein Narr bin; es hätte mich verdroſſen, wenn ihr geſagt, daß ihr mir gram wäret.

Aſpaſ. Wie liebenswürdig ſeyd ihr doch, daß ihr ſo denket.

Arl. Und wer kann anders gedenken, er müßte zum wenigſten allen Verſtand verlohren haben, wie Timon, der niemanden liebt, als welcher ihn ſchimpfet. Ihr liebt mich alſo doch?

Aſpaſ. Von Grund meiner Seele, mein Herz.

Arl. Mein Herz! das iſt ein zärtliches Wort, und es geht mir recht zu Herzen.

Aſpaſ. Ihr werdet mich doch auch ein wenig lieben?

Arl. Wie ſagt ihr ein wenig? Ich werde euch eben ſo groß lieben, als ich bin.

Aſpaſ. Wir werden uns doch mit einander verheyrathen.

Arl. Ja, wenn es euch gefällt.

Aſpaſ. Wenn es mir gefällt? Wer ſollte es denn dem Herzblatte des Timons abſchlagen; einem Menſchen, mit welchem er alle ſeine Güter theilet.

Arl. Timon ſagt ihr, dieſer ſollte ſeine Schätze mit mir theilen?

Aſpaſ. Freylich.

Arl. Ihr meynt ohne Zweifel jemand anders. Kennt ihr denn den Mann, von dem ihr redet?

Aſpaſ. Nein. Aber man hat mir geſagt, daß ihr der Herr von ſeinem Glücke wäret; daß ihr mit ſeinem Gelde umgienget, als wäre es das eurige. Er hat großes Vermögen, dafür kann man alles Vergnügen in dieſem Leben haben; er liebt euch ungemein ſehr, und ſo müſſen eure Tage ein rechter Zuſammenfluß alles Vergnügens ſeyn.

Ihr müßt alles haben: Gut Eſſen und Trinken, Kutſch und Pferde, eine koſtbare Wohnung, ſchöne Mägdchens, kurz, alles, was man ſich auf der Welt wünſchen kann.

Arl. Ey, wer ſind die unverſchämten Leute, die dieſes ſagen?

Aſpaſ. Die ganze Stadt redet davon.

Arl. Die ganze Stadt hat daran gelogen. Timon giebt mir nicht einmal ſo viel.

Aſpaſ. Deſto ärger iſt es, wenn das nicht wahr iſt, was man ſagt, Timon liebt euch nicht, er hält euch für einen Narren.

Arl. Ich glaub es.

Aſpaſ. So wird aus unſerer Heyrath nichts. Denn ich ſage euch, daß ich durch meine Heyrath ſuche reich zu werden.

Arl. Das iſt aber lächerlich.

Aſpaſ. Es mag euch ſo lächerlich ſeyn, als es wolle, es iſt doch nicht anders.

Arl. Da aber die Natur den Mann und das Weib gemacht hat, daß ſie ſollen eins ſeyn, hat ſie denn damals auch an die Schätze gedacht?

Aſpaſ. Sie mag gedacht haben, was ſie will, ſie hat ſolche Dinge gemacht, daraus der menſchliche Fleiß Schätze macht; und dieſe ſind nunmehro auch ein Geſchenke der Natur. Man gehorcht alſo ihrem Geſetze, wenn man ſich derſelben zu bedienen ſucht; weil dieſer Gebrauch unſer Leben allein glückſelig machen kann.

Arl. Ich glaube, ihr habt recht, es ſcheint mir alles ganz klar und deutlich zu ſeyn.

Aſpaſ. Es iſt weit klärer, als der helle Mittag.

Arl. Wie mache ich es aber, daß ich reich werde.

Aſpaſ. Wenn ihr mir traut, ſo will ich euch ein Mittel dazu vorſchlagen.

Arl. Sagt mirs geſchwinde, ich bitte euch.

Aſpaſ. Beſtehlt den Timon.

Arl. Pfuy, das wäre nicht hübſch: Man ſagt, das Stehlen ſey was garſtiges.

Aſpaſ. Warum das?

Arl. Das weis ich nicht.

Aſpaſ. Was haben die Thiere bey einer guten Weide zu thun?

Arl. Daß ſie ſolche freſſen.

Aſpaſ. Für wen gehört das, was ſie nicht freſſen kōñen?

Arl. Für die, welche es bedürfen.

Aſpaſ. Der Reichthum iſt das bey den Menſchen, was die Weide bey den Thieren iſt. Was nun alſo Timon für ſich nicht nöthig hat, das gehört ihm nicht zu, und ihr könnt es nehmen.

Arl. Ich verſtehe euch gar wohl. Darüber aber muß ich mich wundern, daß die Eſel das wiſſen, was die Menſchen, wie es ſcheint, nicht wiſſen.

Aſp. Sie mögen es wiſſen oder nicht; wenn ihr es wißt ſo müſſet ihr eure Erkenntniß brauchen, und dem Timon dasjenige nehmen, was er für euch und vor vielen andern unrechtmäßiger Weiſe beſitzet.

Arl. Verflucht, das iſt ja ſo klar wie der Tag; ich kann mir von ſeinem Gelde ſo viel nehmen, als ich brauche, und ihm das übrige laſſe.

Aſpaſ. Ihr müßt ihm alles nehmen.

Arl. Nein, das kann ich nicht thun. Ich würde übel handeln, wenn ich mehr davon nähme als ich brauchte. Er hat nicht unrecht, alles für ſich zu behalten.

Aſpaſ. Wie einfältig ſeyd ihr doch. Sehet ihr nicht, daß, da er ſich ſeiner Güter gar nicht bedienet, ihr ihm nicht das geringſte entwendet; indem ihr ihm ſolche Sachen nehmt, die ihm nichts nütze ſind.

Arl. Bey meiner Treu, ihr habt recht, und nun hält mich weiter nichts, als nur noch eine einzige Sache auf. Er macht ſich eine ſo große Freude daraus, wenn er andern etwas entwendet, und wenn ich es nähme, ſo würde ich ihn dieſes Vergnügens berauben.

Aſpaſ. Dieſes Vergnügen aber iſt ungerecht.

Arl. Es iſt alles wahr. Jedoch ich liebe den Timon, und ungeachtet ſeiner Thorheiten, wollte ich doch nicht gerne etwas thun, das ihn verdrießen könnte.

Aſp. Wenn ihr ihn ſo ſehr liebt, als ihr vorgebt, ſo wird dieſes das größte Kennzeichen ſeyn, das ihr ihm davon geben könnt, wenn ihr ihm alles nehmt, was er hat.

Arl. Wenn ihr mir das beweiſen könnt, ſo habe ich nichts mehr darwider zu ſagen.

Aſpaſ. Das kann ich euch mit leichter Mühe beweiſen. Man erweiſet den Menſchen etwas Gutes, wenn man ihnen dasjenige wegnimmt, was ihnen viel Sorge und Mühe verurſachet, und ihnen die Gelegenheit benimmt, ſich ſelbſt in Schande zu bringen. Timon beſchimpfet ſich ſelbſt, indem er andern nicht damit helfen will; dieß wenige, was er von ſeinem Gelde für ſich ſelbſt braucht, macht ihm viel Verdruß, wenn er es erhalten ſoll, was er hat. Wenn ihr ihm nun ſein Geld wegnehmt, ſo befreyet ihr ihn von unnützen Sorgen, und von den Mitteln, ſich verhaßt und lächerlich zu machen. Ihr werdet denjenigen, welchen er nicht beyſtehen will, den Theil zuſtellen, den ihnen die Natur in ſeinem Schatze aufgehoben, und wie das Gute allemal ſeine Belohnung hat, ſo werdet ihr von jedermann geliebt und hochgeſchätzet werden; und wenn ihr mich alsdenn haben wollt, ſo werdet ihr mich auf dieſe Art bekommen können.

Arlequin. Ich hätte es nimmermehr gedacht, daß es ſo etwas Gutes wäre, ſeinen Herrn zu beſtehlen. Ja ich erkenne es, daß ich in meinen Gewiſſen verbunden bin, dem Timon ſein Geld zu nehmen. Jedoch dem ungeachtet, will ich es doch nicht thun.

Aſpaſia. Warum denn nicht?

Arlequin. Weil ich in mir etwas fühle, das mir ſagt, ich ſollte es nicht thun.

Aſpaſia. Glaubt ihr alſo, daß es nicht wahr ſey, was ich euch geſagt habe?

Arlequin. Es mag wohl recht ſehr wahr ſeyn. Dem ungeachtet aber halte ich dafür, daß dieſes Wahre eine Ungerechtigkeit und Verrätherey ſey.

Aſpaſia. Die noch in ihm ganz einfältige Natur leitet ihn auf den Weg der Wahrheit, ohne daß er ſie ſelbſt kennt; ich muß ihn allen Leidenſchaften überlaſſen, damit ich ihn zu ſeinem und Timons Unterrichte hinführen kann, wohin ich will. Kommt alſo, ihr Leidenſchaften, unter menſchlicher Geſtalt hervor, und verführt ihn durch eure beſte Schmeicheleyen?

Die Leidenſchaften ſtellen ſich, unter Anführung der Wolluſt ein, bemächtigen ſich des Arlequins und ziehen ihn durch ihre Bewegungen in ein figurirtes Ballet; er folgt ihren Zügen, und indem er ſich der Wolluſt in die Arme wirft, ſo geht er mit ihr fort, und iſt entſchloſſen, alles zu thun, was Mercur verlangt.

Ende der erſten Handlung.

Andre Handlung.

Erſter Auftritt.

Timon und Eucharis.

Timon. Ich ſuche Eucharis. Die freye Art, mit welcher ſie mir ihre Meynung geſagt, hat mich recht vergnügt. Es iſt nichts gewöhnlichers, als daß man reichen Leuten und deren man nöthig hat, ſchmeichelt; und nichts ſelteners, als daß ſich die Leute einander ihre Gedanken ſagen. Doch da iſt ſie.

Eucharis. Ich freue mich, euch hier anzutreffen. Ich will euch einen Streich erzählen, der mich ſehr ergetzt hat, und ich glaube, daß er eurer Beurtheilung werth iſt.

Timon. Ich hingegen will euch etwas ſagen, das mich ſehr erſchreckt hat.

Eucharis. Das iſt deſto beſſer. Wir wollen recht unſere Freude darüber haben. Denn die Narrheiten der Menſchen ſind die rechte Speiſe für ſo mürriſche Leute, wie wir ſind, und unſers gleichen, und ein ſolcher Gewinn iſt uns viel herrlicher, als baar Geld.

Timon. Ich habe das auch geglaubt, ehe ich euch gekannt habe. Seit dem ich euch aber geſehen, habe ich meine Meynung geändert. Ich merke, daß das Vergnügen euch zu lieben, weit ſtärker iſt, als alles.

Eucharis. Redet ihr nicht mit mir, Timon?

Tim. Es iſt was anders, wenn Timon bey euch iſt, und ganz was anders, wenn er bey andern Leuten iſt; da bleibt er ein Menſchenfeind, bey euch iſt er der zärtlichſte - -

Eucharis. Denkt ihr nicht an das, was ihr mir ſo oft geſagt habt?

Timon. Mehr als zu wohl. Aber mein Herz ſucht mich zu überreden, daß ich euch unrecht thäte.

Eucharis. Glaubt ihr denn eurem Herze?

Timon. Wenn ich euch meine Gedanken frey entdecken darf, ſo weis ich noch nicht genug, ob ich ihm trauen ſoll. Ihr ſeyd ſo beſchaffen, daß man ſich vor euch fürchten muß. Das weibliche Geſchlecht betrügt und verbirgt unter den Blumen ſpitzige Dörner. Ich weis es wohl: Doch kann ich der Macht eurer Schönheit nicht widerſtehen.

Euch. Wenn ich wüßte, daß ihr kein Narr wäret, ſo dürftet ihr mich faſt durch eure Reden ſo weit bringen, daß ich euch glaubte.

Tim. Ihr habt recht, und ich verwundere mich ſelbſt über mich, daß ich mich ſo weit vergangen habe. Nun merke ich erſt, wie ſehr ich mich betrogen habe. Denn was liebe ich doch wohl an euch? Ich laſſe mich durch den falſchen Schein blenden, womit die blühende aber vergängliche Jugend eure Fehler bedeckt. Ihr werdet dieſe eitlen Vortheile mit der Zeit bald verliehren, und an deren Statt im Alter bey eurem runzlichten Angeſichte lauter Schwachheiten an euch blicken laſſen.

Euch. Dieſe Liebeserklärung iſt vortrefflich zärtlich.

Tim. Sie kömmt vom Timon. Wenn es euch verdrießt, daß ich ſo frey bin, ſo iſt es zum wenigſten doch eine Probe meiner aufrichtigen Liebe gegen euch.

Euch. Ich halte ſie für ſo aufrichtig, als ihr ſaget. Doch ſehe ich ganz deutlich, daß ihr wider euren Willen einer Neigung folget, die euch Gewalt thut. Sie kömmt aus einer blinden Liebe her, und ſo bald dieſe wird geſtillt ſeyn, wird ſie ſich in Haß und Verachtung verwandeln. Wir haben alle unſere Fehler. Ich habe die meinigen auch, wie andere

dere Leute; und ſoll ich ja mein Herze einmal verſchenken, ſo ſoll es keiner bekommen, als derjenige, von welchem ich glaube, daß er mir meine Fehler überſieht.

Tim. Ich denke immer, daß ich ſehr viel bey euch antreffen werde. Deswegen glaube ich aber auch, daß ich ſie euch werde überſehen können.

Euch. Nu, das iſt wohl recht höflich geſagt! Ihr habt mir recht deutlich zu verſtehen gegeben, daß ihr ſelbſt an eurer Höflichkeit zweifelt; kann ich mich darauf verlaſſen?

Tim. Ja, wenn ihr den Grund dazu in meiner Aufrichtigkeit ſuchet, durch welche ich euch in mein Herze ſehen laſſe.

Euch. Damit ich nun Aufrichtigkeit mit Aufrichtigkeit vergelten möge, ſo rathe ich euch, niemals mehr von einiger Zärtlichkeit zu reden; ihr macht mich damit ganz verwirrt, und ich ſage euch, daß mir die anzüglichen Redensarten, die ihr mir ſo oft ſagt, bey allem dem, was ihr mir geſagt, viel Vergnügen machen. Lebt wohl, ihr könnt mir durch nichts, als durch euere ſatiriſchen Einfälle, gefallen.

Tim. Bleibt doch hier, Eucharis, wenn ihr daran einen ſo großen Gefallen habt. Wo könnt ihr mehr Gelegenheit dazu, als an meinen Schwachheiten, finden?

Euch. Ich fürchte, ſie möchten mich anſtecken.

Anderer Auftritt.

Timon.

(Eucharis geht fort.) Warum wollte ich ſie aber aufhalten? Was ſteckt mir denn im Kopfe? Ich verachte ja alles Frauenzimmer. Sollte ich denn ſo verflucht närriſch ſeyn, und bey ihr um Gunſt betteln, da ſie doch einen rechten Abſcheu vor mir hat? Nein, nein, ich danke den Göttern, daß ich ihr einen Ekel vor mir beygebracht habe.

Das iſt auch das einzige geweſen, ſonſt hätte ich Vernunft und Verſtand verlohren. Doch ich fühle was in mir, worüber ich nicht mehr Herr bin. Wo kömmt denn aber das verzweifelte Ding her? Du unglückſeliger Timon! du machſt dir ein Vergnügen daraus, dich ſelbſt zu verführen; und der Abſcheu, wofür du den Göttern gedankt haſt, legt dir itzo eben noch mehr die Ketten an. Aber hier kömmt Arlequin, und gleich zu rechter Zeit. Er mag mir die Grillen vertreiben.

Dritter Auftritt.

Timon, Arlequin.

Arl. Ich habe meinen Herrn beſtohlen, und ich möchte nun gerne ſehen, wie er ſich dazu ſtellen wird. Ich ſuche ihn aller Orten. Doch hier iſt er.

Tim. Komm, komm, mein lieber Arlequin, jedermann iſt mir verdrießlich, und ich mir ſelbſt. Du biſt mein einziger Troſt.

Arl. Das weis ich wohl. Ich bin darzu gemacht, daß ich dir die Grillen vertreiben ſoll.

Tim. Alle Geſchenke der Götter achte ich gegen dich nichts. Du biſt mir von Herzen lieb.

Arl. Glaube ichs doch wohl! Wo wirſt du einen Freund antreffen, der deinetwegen ſo viel thut, als ich; der aus bloſſer Liebe gegen dich dir dasjenige wegnimmt, was dich ſo verachtet und verhaßt bey aller Welt macht.

Tim. Was ſagſt du?

Arl. Itzo bin ich reich und du biſt arm; du ſollſt bald ſehn, daß ich mehr gelte, als du. Da, nimm das Geld und geh, mache dir eine Luſt dafür.

Tim. Was ſoll das ſeyn? Und wo haſt du das Geld genommen?

Arl. Da, wo es war. Geh nur, geh fort, und bekümmere dich weiter nicht darum.

Tim. Haſt du etwan von ungefähr etliche Stücke von meinem Gelde genommen?

Arl. Ich habe nichts von ungefähr gethan, ſondern mit vielem Verſtande und zu meinem größten Ruhme, da ich einmal darnach griff, ſo nahm ich alles weg. Und du hältſt mich doch für einen Narren, für einen dummen Kerl, für einen übeln Freund, der nicht weis, was er thun ſoll.

Tim. Ich verſtehe nicht, was du ſagſt. Rede deutlicher.

Arl. Darüber wundere ich mich gar nicht. Haſt du wohl jemals was kluges verſtanden?

Tim. Mache fort, ſage mir, was das bedeuten ſoll?

Arl. Geh nur nach Hauſe, du wirſt es ſchon erfahren, du wirſt ſehen, daß ich ein gut Stück Arbeit gemacht habe. Geh, geh, und ſieh nur ſelber darnach.

Tim. Das Ding kömmt mir verdächtig vor. Er quälte mich dieſen Morgen ſo, daß ich ihm Geld geben ſollte. Es könnte wohl jemand den einfältigen Menſchen überredet haben, daß er mich beſtehlen ſollte. Ich muß doch gleich gehen, und darnach ſehen.

Vierter Auftritt.

Arlequin.

Er wird ſich recht wundern, wenn er ſein Geld nicht mehr findet. Ha! ha! ha! wie will ich darüber lachen, wenn er ſehen wird, daß ich reich bin, und er arm. Ha! ha! ha! Doch man hat mir geſagt, daß Sokrates hier wohnen ſoll, ich möchte ihn doch gerne, wegen gewiſſer Sachen, die ich mir kaufen will, um Rath fragen. Denn ich will mein Geld recht nutzen.

Fünfter Auftritt.

Arlequin und Sokrates.

Sokrates. Wer iſt da?

Arlequin. Ich.

Sokrates. Was wollt ihr?

Arlequin. Biſt du nicht Sokrates?

Sokrates. Ja.

Arl. Iſt es auch wahr? Man hat mir geſagt, daß du ein geſchickter, verſtändiger Mann ſeyſt? Verhält ſichs auch ſo?

Sokr. Ich habe mirs ſehr angelegen ſeyn laſſen, dergleichen zu werden; aber bey aller meiner Bemühung, und bey allen meinem Fleiſſe habe ich endlich nur ſo viel gelernet, daß ich nichts weis.

Arl. Du hätteſt vielleicht wohl gethan, wenn du das nicht gelernt hätteſt.

Sokr. Ich würde mehr mit mir ſelbſt zufrieden ſeyn; aber ich würde auch mehr durch meine Eigenliebe betrogen werden.

Arl. Iſt es angenehm, von ſeiner Eigenliebe betrogen zu werden?

Sokr. Nicht ſonderlich. Was ihr zuwider iſt, das erniedriget den Menſchen.

Arl. Es iſt mir alſo recht leid, daß du ſo viel ſtudirt haſt, und ich wollte dir rathen, wenn es angeht, alles dasjenige zu vergeſſen, was du gelernt haſt.

Sokr. Warum?

Arl. Weil es nicht ſo gut iſt, das zu wiſſen, was uns wehe thut, als nicht zu wiſſen, was uns vergnügt macht.

Sokr. Der Menſch hat Verſtand.

Arl. Wie ich ſehe, ſo wußten die, welche mir ſagten, daß du mir einen guten Rath geben würdeſt, nicht ſo viel als du.

Sokr. Weswegen?

Arl. Weil es ihnen nicht bekannt war, daß du nichts wüßteſt.

Sokr. Ich dächte doch noch wohl ſo viel zu wiſſen, daß ich deine Hochachtung dadurch verdienen wollte.

Arl. So müßteſt du doch auch wohl ein ſehr geſchickter Mann ſeyn. Doch was liegt mehr daran, du magſt gelten ſo viel als du willſt; ich will mich bey deiner Unwiſſenheit Raths erholen; denn es geht bey dir nicht anders an.

Sokr Das iſt ein ſonderbarer Kerl. Darf ichs wiſſen, mein Herr, wer ihr ſeyd?

Arl. Ich bin Arlequin, ein Freund des Timons.

Sokr. Wie? Seyd ihr Arlequin, von welchem nicht nur die ganze Stadt redet, ſondern auch unglaubliche Dinge von ihm erzählet.

Arl. Eben dieſer bin ich. Aber was erzählt man von mir? Weis man es ſchon, daß ich meinen Herrn beſtohlen habe.

Sokr. Man ſagt, ihr wäret ſonſten ein Eſel geweſen, und nunmehr in einen Menſchen verwandelt worden.

Arl. Es iſt nicht anders.

Sokr. Ich kann es nicht glauben.

Arl. Und doch iſt es wahr.

Sokr. Ich kann mir dergleichen wunderbares Zeug nicht einbilden. Es iſt eine Fabel.

Arl. Wenn du nicht willſt, ſo laß es bleiben, es liegt mir nichts daran; gieb mir nur einen Rath, wozu ich ihn verlange. Ich will dirs mit zwey Worten ſagen, was es iſt. Ich bin reich, und man hat mir geſagt, wer reich ſey, der ſey alles. Wenn man Vermögen hätte, ſo könnte man aus einem Geſchlechte und von einem Helden herſtammen, von welchem man wollte. Man hätte fürs Geld Verſtand, Geſchicklichkeit, Ehre, Vorzüge, Ruhm, und mit einem Worte, alles, was man ſich auf der Welt wünſchen könnte. Nun möchte ich dieſes alles gerne haben, ehe ich mich noch zu Bette lege, es mag koſten, was es will. Aber ich weis nicht, wo man dergleichen verkauft. Ich bin alſo zu dir gekommen, weil du Verſtand haſt, ob du gleich ſo viel ſtudiert haſt, daß du nichts weiſt.

Sokr. Ein vortrefflicher Handel für den Sokrates!

Arl. Höre einmal: Ich will überhaupt mit dir handeln, um alle Kleinigkeiten zu vermeiden: Sage mir, was ich dir dafür zahlen ſoll, und zwar anfangs, was ſoll ich geben, daß ich einen Halbgott zum Vater haben möge, da der meinige nur ein Eſel geweſen iſt.

Sokr. Ich hätte nicht vermeynet, daß ich heute eine Comödie ſpielen ſollte. Ich muß mich der Gelegenheit bedienen. Ihr wollt für ein gewiſſes Geld einen andern Vater haben. Wenn es nun auf euch ankömmt, welchen ihr euch erwählen wollt, ſo ſagt mir, wer es ſeyn ſoll? (vor ſich) Ich muß mir doch mit dem Narren eine Luſt machen.

Arl. Ich verſtehe das nicht, leſet mir nur nach eüren Gutdünken ſelber einen aus.

Sokr. Wollt ihr von dem Theſeus herſtammen?

Arl. Iſt das ein braver Mann?

Sokrates. Freylich, es iſt der gröſte Held der Athenienſer.

Arl. Gut, nehmt dieſen dazu. Aber was ſoll ich dafür zahlen?

Sokr. Wegen des Preiſes müſſet ihr euch bey einem Genealogiſten erkundigen.

Arl. Und wie muß ich es denn bey dem Genealogiſten machen?

Sokr. Ihr müßt anfangs mit einander einig werden, was ihr geben wollt. Hernach wird ers euch ſchon aufſetzen, in was für einer Ordnung ihr von dem Theſeus herſtammt.

Arl. Und alsdenn bin ich nicht mehr meines Vaters ſein Sohn?

Sokrates. Ihr bleibt allezeit, wer ihr ſeyd. Denn weder der Genealogiſt, noch die Götter ſelbſt können machen, daß ihr nicht von eurem wirklichen Vater ſolltet gezeuget ſeyn. Unter den Menſchen werden euch nur einige, welche nichts von eurer Geburt wiſſen, für denjenigen halten, der ihr nicht ſeyd, die andern aber, die es wiſſen, werden euch ins Fäuſtchen auslachen, daß ihr für etwas anders wollt angeſehen ſeyn, als ihr wirklich ſeyd.

Arlequin. Das wäre mir ein ſchöner Streich. Der Genealogiſte nimmt das Geld, und ich werde doch nicht höher von Geburt?

Sokrates. Es iſt nicht anders. Habt ihr denn wirklich geglaubt, daß er euch in der That eine höhere Geburt geben würde?

Arlequin. Allerdings. Ich würde ja ſonſt nicht ſo närriſch geweſen ſeyn, Geld dafür zu geben.

Sokrates. Er kann euch nichts mehr, als einen bloſſen Titel geben, der euch aber ſelbſt im geringſten nicht beſſer macht.

Arlequin. Das iſt ein Spitzbube, und die, welche dergleichen hohe Geburt erhandeln, ſind einfältige Schöpſe.

Sokrates. Ich meyne es ſelber.

Arlequin. Ich dachte, wer weis, was ich erhaſchen würde. Ich mag von dergleichen hohen Geburt nichts mehr hören, und ich will lieber die meinige behalten, wie ſie iſt, als ſie mit einer ſolchen vertauſchen, wodurch ich andere Leute betrüge, vielen aber Gelegenheit gebe, daß ſie mich auslachen.

Sokrates. Ihr Götter! ein Eſel ſieht die Eitelkeit dieſer Dinge ein. Und doch giebt es ſo viel Leute, welche die Ordnung der Natur verachten, und von ſolchen Vorfahren abſtammen wollen, welche ihnen die Natur mit gutem Vorbedachte nicht hat geben wollen.

Arlequin. Weg mit der hohen Geburt; ich mag nichts mehr davon wiſſen.

Sokrates. Ihr habt recht.

Arlequin. Verkauft mir nur etwas Ruhm.

Sokrates. Was wollt ihr für einen Ruhm haben?

Arlequin. Iſt das nicht eine wunderliche Frage? Den beſten.

Sokrates. Man hat zweyerley Ruhm; einer entſteht aus der Tugend, und den kauft man nicht anders als durch die Liebe zur Gerechtigkeit und durch herrliche Thaten: Der andere entſtehet aus unſern Meynungen, und dieſen kann man um Geld haben.

Arlequin. Ich habe nichts als Geld.

Sokrates. Alſo gehört der letztere für euch. Man erhält ihn auf eben ſo viel Art, als es Wege giebt, der Eitelkeit und den menſchlichen Affecten zu ſchmeicheln. Zum Exempel, Alcibiades hat ſich einen großen Ruhm erworworden; weil er durch das Pferderennen in den olympiſchen Spielen den Preis erlanget hat.

Arlequin. Iſt denn Alcibiades hurtiger, als die Pferde, gelaufen?

Sokrates. Er iſt gar nicht gelaufen.

Arlequin. Und wer denn?

Sokrates. Seine Pferde: Dieſe ſind beſſer gelaufen, als anderer Leute ihre, und deswegen hat er den Kranz bekommen.

Arlequin. Wer ſind denn die dummen Kerl, welche dieſen Preis geben?

Sokrates. Es ſind die berühmteſten Leute in Griechenland.

Arlequin. Narren ſind ſie: Denn ſonſten würden ſie ja den Pferden des Alcibiades den Preis gegeben haben, und nicht ihm; weil ſie ihn eben gewonnen haben.

Sokrates. Der Kerl urtheilt klüger, als alle Griechen.

Arlequin. Das iſt nur ein Pferderuhm; den mag ich nicht haben, weil ich ein Menſch bin. Lehre mich etwas anders.

Sokrates. Ihr könnt in Krieg gehen. Wenn ihr die Wahlſtatt mit Leichen bedeckt, wenn ihr Städte einäſchert, wenn ihr die Felder verwüſtet, und durch eure Grauſamkeit ganze Völker ausrottet; ſo werdet ihr euch einen ewigen Namen erwerben, und man wird euch unter die größten Helden zählen.

Arlequin. Pfuy Teufel. Das iſt der Ruhm eines Raſenden; kein Wolf wird dergleichen auf dieſe Art unter ſeines gleichen haben wollen, ſie halten ſich unter einander ſelbſt viel zu hoch. Den Ruhm mag ich auch nicht.

Sokrates. Unterdeſſen iſt dieſes bey uns die Gelegenheit zu dem größten Ruhme.

Arlequin. Ich ſage dirs aber, einmal für allemal, ich mag ihn nicht, ich will ihn nicht.

Sokrates. Auf dieſe Art wird ein Eſel in allem, was den eitlen Menſchen ſo angenehm iſt, etwas verächtliches antreffen. Noch eins: Mache Comödien. Es haben ſich einige Leute dadurch in Athen berühmt gemacht.

Arlequin. Was ſind das, Comödien?

Sokrates. Sie ſind ein Werk des Verſtandes, man hält ſich darinnen öffentlich über die Menſchen auf, und läßt ſie dabey über ihre eigne Thorheit lachen.

Arlequin. Das iſt ein ſchöner Ruhm. Den will ich haben, könnte ich nicht eine Comödie vom Timon machen? Ich möchte gerne, daß er über ſeine eigne Thorheit lachen müßte.

Sokr. Sie könnte von nichts beſſers handeln.

Arlequin. Kann ich mich wohl auch ſelbſt dabey in meiner eignen Verwandlung aufführen?

Sokrates. Warum das nicht? Die Menſchen, welche bey ihren eignen Fehlern blind ſind, und hingegen mit der größten Unbarmherzigkeit andere Leute, wegen ihrer Fehler, durchziehen, verdienen wohl, daß ſie ein Eſel tadelt, und dieſe Art ſie lächerlich zu machen, dürfte wohl ſehr nützlich ſeyn.

Arlequin. Wie fange ich es aber klug an?

Sokrates. Ihr müßt dabey ſuchen, den Leuten zu gefallen.

Arlequin. Und wie kann man ihnen gefallen?

Sokrates. Wenn man vernünſtige Dinge und nützliche Wahrheiten, die viel zur Verbeſſerung der Sitten beytragen, mit einer lebhaften und geiſtreichen Art vorbringt; wohlgeſittete Leute durch eine vernünſtige Spötterey, die natürlich, richtig und angenehm iſt, zum Lachen bewegt, ſonderlich allgemeinen Scherz, einfältige Schnacken, Wortſpiele und andere Freyheiten mehr, wodurch man die Ehrbarkeit und ehrliche Leute beleidiget, ſorgfältig vermeidet. Thut ihr dieſes, was ich euch geſagt habe, ſo werdet ihr ganz gewiß Leuten, die einen guten Verſtand und Geſchmack haben, und welche in dieſer Stadt häufig zu finden ſind, ſehr wohl gefallen.

Arlequin. Dieſe Art zu gefallen ſteht mir trefflich wohl an; habe ich ſonſten weiter nichts als dieſes zu thun, wenn ich jedermann gefallen will?

Sokrates. Nicht jedermann. Ihr dürſt euch dieſes nicht verſprechen, wenn ihr auch ein Meiſterſtücke gemacht hättet: Denn es giebt unter der groſſen Menge gewiſſe neidiſche Leute, welche denken, daß ſie auch dergleichen verfertigen können, die halten nichts für gut, was ſie nicht ſelbſt gemacht haben.

Arlequin. Wenn nun aber mein Stücke gut iſt, was können ſie dazu ſagen?

Sokrates. Damit ihr es recht begreifen könnt, ſo wollen wir ſetzen, ich wäre einer von dergleichen Leuten.

Arlequin. Ganz wohl.

Sokrates. Anfangs würde ich ſagen, die Sache iſt für das Theater gar zu verblümt; es muß alles darauf wahrſcheinlich vorgeſtellt werden.

Arlequin. Was liegt daran, wenn dieſes nur wahr und vernünftig iſt, was ich ſage.

Sokrates. Bringt ihr es zu ſinnreich vor; ſo werde ich ſprechen, lacht ihn aus.

Arlequin. Warum denn?

Sokrates. Weil du ein (Gimpel) biſt, und keinen Verſtand haben ſollſt.

Arlequin. Und wer hat dirs denn geſagt, daß ich niemals Verſtand haben ſoll?

Sokrates. Ich bilde mirs nur ſo ein; und weil ich mirs einbilde, würde ich dich auslachen.

Arlequin. Je, wenn du ſonſt über nichts, als über das böſe wirſt; ſo will ich dir nunmehro gar leicht gefallen; ich will gar nicht mit Verſtande reden.

Sokrates. Da hätte ich nun vollends das Heft in Händen; nunmehro würde ich mit lachen, wenn ſie euch alle auspfiffen, und mit Recht auf euch ungehalten würden, daß ihr euch unterſtanden hättet, ihnen ſo was dummes vorzuſtellen.

Arlequin. Daß dich doch der Henker mit deiner närriſchen Critik hole! Narr, eine Thüre muß ja entweder offen ſtehen, oder zu ſeyn. Sage mir, ohne mich weiter aufzuhalten: Soll ich mit Verſtand oder ohne Verſtand reden?

Sokrates. Ihr mögt reden, wie ihr wollt, ich will allemal etwas daran zu tadeln finden, nicht nur an dem, was ihr ſagen werdet, ſondern auch an dem, was ihr nicht einmal geſagt habt.

Arlequin. Wie? Willſt du auch ſo gar das an mir tadeln, was ich nicht einmal ſagen werde?

Sokrates. Ja freylich. Wenn eure Critik nicht allgemein iſt, wenn ſie nicht eben auf das gerichtet iſt, was mir misfällt, ich will noch mehr ſagen, wenn ihr mir nicht mit den Gedanken zuvor kommt, die ich bey Gelegenheit eures Stückes haben kann, und die ich ohne dieſes niemals würde gehabt haben, wenn ihr mir nicht auf dieſes alles ſchon zum voraus antwortet; ſo werde ich ſagen, euer Stücke ſey unvollkommen, und ihr hättet die Sache nicht recht ausgeführet.

Arlequin. Geh mir vom Leibe.

Sokrates. Warum denn?

Arlequin. Weil du mir verdrießlich biſt.

Sokrates. Es iſt mir leid; denn ich verſichre euch, daß ihr mir gar nicht zuwider geweſen ſeyd.

Arlequin. Geh, und lerne noch weiter, daß du nichts weiſt.

Sokrates. Ha! ha! das war ein auserleſner Zeitvertreib.

Arlequin. Verflucht! der Kerl iſt dumm! Was iſt das für ein verteufelter Miſchmaſch!

Sechſter Auftritt.

Arlequin, ein Singmeiſter, ein Tanzmeiſter und ein Fechtmeiſter.

Der Singmeiſter. Ihr habt recht, mein Herr, mit dieſem Philoſophen müßt ihr euch nicht aufhalten. Dergleichen Leute ſind in der Welt nichts nütze. Mit mir und dieſen Herren hier iſt es ganz anders beſchaffen.

Arlequin. Und wer biſt du denn?

Der Singmeiſter. Ich bin ein Singmeiſter. — Ich zeige eben den Leuten die große Kunſt, durch welche Orpheus die Bäume und Felſen zu ſich lockte, und wodurch Amphion die Mauren zu Thebes bauete.

Arlequin. Und wie hats denn Amphion gemacht?

Der Singmeiſter. Er ſang, und die Steine legten ſich von ſelbſt dahin, wohin ſie durch ſeinen Geſang gerufen wurden.

Arlequin. Das iſt ja eine vortreffliche Kunſt! Ich will ſie lernen, damit ich mir kann einen Pallaſt bauen. Und du, was lernt man bey dir?

Der Tanzmeiſter. Capriolen machen.

Arlequin. Das iſt eine artliche Kunſt; ich will auch lernen Capriolen machen. Und du mit deinem Hute, was lernt man bey dir?

Der Fechtmeiſter. Einen Menſchen mit einer geſchickten Manier todt ſchlagen.

Arlequin. Die Kunſt gilt dem Teufel nichts. Und wenn ich ſie könnte, ſo wollte ich dir noch Geld dazu geben, daß ich ſie nur vergeſſen möchte.

Der Fechtmeiſter. Ich wollte ſo viel ſagen, ich wills euch zeigen, wie ihr euch gegen diejenigen beſchützen ſollt, die euch todt ſchlagen wollen.

Arlequin. Ha, ha! das iſt gut.

Der Fechtmeiſter. Ich mache euch beherzt und geſchickt zugleich; und einige von meinen Schülern ſind ſo weit darinnen gekommen, daß ſich die ganze Stadt vor ihnen fürchtet. Sie würden es mit niemanden annehmen, wenn ſie nicht ſchon wüßten, daß es ohne Gefahr für ſie ablaufen könne.

Arlequin. Ich glaubs ganz gerne. Denn ich möchte mich nicht gerne mit andern herum ſchmeißen, wenn ichs wüßte, daß ich würde todt geſchlagen werden. Fort, lehret mich geſchwinde, was ihr könnt.

Der Singmeiſter. Wer ſoll anfangen?

Arlequin. Alle drey zugleich.

Der Tanzmeiſter. Das geht nicht an.

Arlequin. Ich will es aber ſo haben. Das wäre ſchöne, wenn ein reicher Mann eure Lumpenkünſte nicht auf einmal zugleich lernen könnte. Geſchwinde, geſchwinde. Denn ich kann nicht lange warten, ich muß noch mehr als tauſend Künſte lernen, ehe es Abend wird, und damit wir keine Zeit verlieren, hier habt ihr Geld.

Der Singmeiſter. Der Herr hat recht, ihr müßt anfangs die Noten lernen.

Der Tanzmeiſter. Ihr müßt die Füße recht ſetzen.

Der Fechtmeiſter. Ihr müßt euch in Poſitur ſtellen.

Der Fechtmeiſter und der Tanzmeiſter ſtellen den Arlequin ſo, daß es ſcheint, als wollte er zu gleicher Zeit fechten und tanzen, welches ſo gleich lächerlich ausſieht; hernach läßt ihn der Singmeiſter die Noten ſingen, der Tanzmeiſter macht Capriolen, der Fechtmeiſter ſtößt aus, der Arlequin ſingt, macht Capriolen und ſtößt aus, alles zugleich; die Meiſter wiederholen einerley mit großer Geſchwindigkeit, Arlequin greift ſich ſtark an, es nachzumachen, und kömmt darüber ganz aus dem Athem, ſo, daß er vor Mattigkeit ganz entkräftet niederfällt. Nach dieſem ſagt der Fechtmeiſter zu Arlequin: Fort, mein

Herr, faßt euch nur ein Herze, ihr machts unvergleichſchön.

Arlequin ſteht voller Zorn auf, und prügelt ſie hinweg.

Sind das nicht Schelme, die ſich mit einander beredet haben, mich unter dem Scheine todt zu machen, daß ſie mich ihre Künſte lehren wollten: Geht zum Henker damit, ich will nichts weiter lernen. Ich muß ſehn, wo ich Aſpaſien finde.

Siebenter Auftritt.

Aſpaſie, Arlequin, eine Menge Schmeichler.

Aſpaſie. Damit Arlequin auch einige Zeit der Eitelkeiten des Glückes genießen möge, ſo habe ich eine Menge Schmeichler zuſammengebracht, deren Lobſprüchen ich ihn überlaſſen will, damit er hernach Zeit ſeines Lebens einen Abſcheu dafür haben möge.

Arlequin. Guten Tag, meine liebe Aſpaſia.

Aſpaſie. Schönen Tag, mein lieber Freund. Ich bringe euch hier einen Haufen neue Freunde, die euch das Glücke zuwege gebracht, und welche hieher kommen, euch durch ihre Luſtbarkeiten zu bezeigen, wieviel Theil ſie an eurem Glücke nehmen.

Arlequin. Das ſind doch brave Leute. Laßt ſie hertreten.

Aſpaſie. Kommen ſie her, meine Herren, Herr Arlequin erlaubet es und ich will alles beſorgen.

Dann folgt ein Ballet der Schmeichler, davon einer ſingt.

Arlequin. Das iſt ein rechter Kerl. Komm her, laß dich umarmen.

Aſpaſie. Ihr merkt doch, daß er euch ſchmeichelt.

Arlequin. Freylich ſchmeichelt er mir. Hört doch einmal, ſie liebet mich, und doch iſt ſie über das Gute neidiſch, was man an mir findet. Laßt ſie reden, fahrt fort meine Freunde.

Sie ſingen weiter.

Merkur hat, in der Abſicht den Arlequin durch ſeine eigne Fehler klug zu machen, dieſe Menge Schmeichler zuſammen geſucht, die ihn durch die Lobſprüche verführen werden, welche ſie ihm geben; er glaubt nicht, daß er beſſere Freunde noch angenehmere Leute auf der Welt antreffen könne; er überläßt ſich ihnen, und indem er ſich in ihren Tanz einmengt, geht er mit ihnen fort.

Ende der andern Handlung.

* *

Dritter Handlung

Erſter Auftritt.

Timon.

Nun bin ich ſo arm, als ich vor 24 Stunden war; itzo gerathe ich weder durch meine allzugroſſe Güte, noch durch meine Verſchwendung in dieſen Zuſtand. Der verrätheriſche Arlequin iſt Schuld daran. Kaum hat er angefangen, ein Menſch zu werden, ſo iſt er ſo ſchelmiſch und ſo ungetreu, wie alle andre Menſchen. Wie häßlich ſind doch die Menſchen! Die Götter wollen, daß ich ihre Häßlichkeit auf allen Seiten betrachten ſoll, damit ich aus einem heftigen Abſcheu vor ihrem Umgange fliehen, und meine Tugend vor ihrem Verderbniſſe in einer beſtändigen Einſamkeit bewahren möge. Die Götter bringen mich durch unbekannte Wege in Hafen; und wenn wir uns durch allerhand Irrthümer von ihnen entfernet haben, ſo bringen ſie aus lauter Güte zu rechter Zeit ein Wetter über uns, das uns fort treibt, und uns wieder durch einen glücklichen Schiffbruch dahin zurückeſchlägt. Mich haben ſie nunmehro der Sorge überhoben, meinen Schatz zu bewahren. Ich bin nunmehro wieder mein eigner Herr; ich werde den Schauplatz der Welt nicht mehr betreten, ich werde auch hinführo weder durch die lächerlichen Streiche, die man daſelbſt ſpielet, noch durch die blutigen Trauerſpiele, die man daſelbſt ſiehet, nicht mehr geärgert werden. Ich will die Welt nur überhaupt anſehen. Dieſe Gedanken machen, daß ich dem Arlequin den Fehler verzeihe, womit er ſich an mir vergangen hat. Ich könnte ihn deswegen wohl ſtrafen; allein das Geld, womit er ſich beladen hat, wird ihm ſchon Laſt und Strafe genug ſeyn. Hier kömmt er, er ſieht ſehr aufgeräumt aus; ich will doch ſehen, ob er ſeine Bosheit leugnen wird.

Andrer Auftritt.

Timon, Arlequin.

Arlequin. Sieheſt du mir doch recht verdrüßlich aus.

Timon. Ich bin es auch, Ungetreuer. Biſt du noch nicht zufrieden, daß du mir mein Geld genommen haſt, unterſteheſt du dich noch, mit deinem Laſter groß zu thun?

Arlequin. La, la, la. Sey nur nicht böſe, du ſollſt keine Noth bey mir haben! Wo gehſt du hin?

Timon. Die Lebensart wieder anzufangen, die ich nach deinem unglückſeligen Rathe verlaßen habe.

Arlequin. Was? Willſt du doch noch mit Gewalt unglückſelig ſeyn?

Timon. Ja. Ich will ganz und gar mit den Menſchen, beſonders aber mit dir, nichts mehr zu thun haben; ich bin dir grämer, als allen andern.

Arlequin. Was habe ich aber gethan? ich habe dir nur dein Geld genommen, es war dir ja ohnedem nichts nütze. Ich nahm es, damit ich nur etwas weniges damit anfangen konnte. Etwas iſt doch beſſer, als nichts. Ich habe alſo wohl gethan, daß ichs genommen habe, und du willſt mirs nicht einmal Dank wiſſen?

Timon. Soll ich das leiden, ohne mich an ihm zu rächen? Doch nein, ich habe ihn in dieſen Stand geſetzt, ich habe ihm die Gelegenheit zu allen ſelbſt gegeben, was er gethan hat, die Götter haben ihn mir zur Strafe zu einem Menſchen gemacht. Ich dachte es wohl, daß es nicht gut ablaufen würde, und ich hatte auch Urſache dazu.

Arlequin. Du biſt ein rechter Narr.

Timon. Und du biſt ein Menſch, das iſt ſchon genug geſagt: Ich hätte dich alsbald verlaßen ſollen, da ich ſahe, daß du ein ſolcher Kerl wärſt: Aber es iſt noch Zeit: Bediene dich meines Geldes, ſo viel du kannſt, ich will dirs überlaßen, und mich der Welt auf ewig entziehen.

Arlequin. Wie? Iſts denn wahr? Willſt du denn fortgehen?

Timon. Nicht anders. Mache dich weg von mir, ſonſten ſollſt du meinen Zorn noch recht fühlen.

Arlequin. Ich will dir was ſagen: Mein Vorſatz iſt niemals geweſen, dich unglückſelig zu machen, vielmehr wollte ich dich dahin bringen, deiner Güter recht zu genieſſen, die dir ſonſt nichts nütze waren. Weil ich aber ſehe, daß du darüber zornig biſt; ſo will ich dir alles den Augenblick wieder geben; laß mich nur ein klein wenig davon nehmen.

Timon. Ich gebe dir alles, und ich mag gar nichts davon haben.

Arlequin. Es geht mir recht nahe. Ich bitte dich recht ſehr, ich will dir ja alles wieder geben, was ich dir genommen habe. Bleib doch hier, Timon!

Dritter Auftritt.

Ein Schmeichler, Timon, Arlequin.

Der Schmeichler. Gebt euch keine Mühe, leſet dieſen Brief.

Arlequin. Ach mein lieber Freund, biſt du es, laſt dich umarmen.

Der Schmeichler. Nicht ſo hitzig.

Arlequin. Siehe, das iſt mein beſter Freund. Frage ihn nur ein wenig, was an mir iſt, du wirſt ſehen, ob ich das Glücke nicht beſſer verdiene, als du.

Der Schmeichler. Ihr ſeyd der ſchlechteſte Menſch von der Welt.

Arlequin. Und wie lange iſt das?

Der Schmeichler. Ihr ſeyd es immer geweſen.

Arlequin. Warum habt ihr mich aber nur noch vor einer Stunde ſo ſehr gelobt?

Der Schmeichler. Ich wollte nur ein wenig meine Luſt mich euch haben. Denkt ihr denn, daß alle Lobſprüche wahr ſind? Man pflegt nur den Leuten etwas vorzureden, und ſucht bey ihnen einen gewiſſen Vortheil zu erlangen.

Arlequin. Sind dergleichen Leute, die das thun, nicht recht unverſchämt?

Der Schmeichler. Bey Leibe nicht, ſondern diejenigen, die ſich ſo entſetzlich loben laſſen.

Arlequin. Das verſtehe ich gar nicht. Von wem kömmt der Brief?

Der Schmeichler. Von Aſpaſien.

Arlequin zum Timon. Ha, ha! ließ ihn doch. Denn ich kann nicht leſen.

Timon. Wer iſt dieſe Aſpaſia?

Arlequin. Es iſt ein artiges Mägdchen, ich habe ihr das Geld aufzuheben gegeben.

Timon. Ich will doch ſehen, was ſie ſchreibt.

(Timon lieſt den Brief.)

Da die Götter den Menſchen nichts vergebens ſchenken, Timon aber ſeine Schätze, die ſie ihn haben finden laßen, nicht hat gebrauchen wollen, ſo iſt er derſelben nicht werth.

Arlequin. Sieheſt du alſo, daß ich nicht unrecht gethan, da ich ſie dir genommen habe.

(Timon fährt fort zu leſen.)

Ihr verdienet ſie aber noch weniger, weil ihr eure Pflichten gegen euren ſo gütigen Herrn aus den Augen geſetzt, ihn ſchändlicher Weiſe betrogen, und ihm die Güter geſtohlen habt, welche er zwar von den Göttern, nicht aber zur Belohnung eurer Bosheit, empfangen hat. Es widerfährt beyden recht, ich gehe mit eurem Gelde davon, und ihr ſollt keiner Zeit Lebens nicht einen Pfennig wieder davon ſehen.

Arlequin. Was? Beſtiehlt mich Aſpaſia?

Timon. Du ſiehſt es ja wohl.

Der Schmeichler. Und ſie thut daran ganz recht. Denn womit hättet ihr wohl ein ſolches Glücke verdienet?

Arlequin. Was? Du Spitzbube. So iſt von allen dem nichts wahr geweſen, was du mir ſo oft vorgeſagt haſt?

Der Schmeichler. Ha! ha! ha! Durch dieſe Frage zeigt ihr, daß ihr der gröſte Narr ſeyd. Ha! ha! ha!

Arlequin. Je, daß ich dir nicht den Hals brechen ſoll!

Der Schmeichler. Ich fürchte mich itzo, da du nichts mehr haſt, eben ſo wenig vor deinem Zorne, als ich mir etwas aus dir machte, da ich dich lobte. Das Vergnügen, dir deinen Untergang anzukündigen, bezahlt mir alle die Lügen reichlich genug, welche ich dir in deinem Lobe geſagt habe. Ha! ha! ha! (Er läuft davon.)

Timon. Nu, das war eine vortreffliche Comödie, und ich glaube nicht, daß ich bey allen meinen Schätzen ſo vergnügt hätte ſeyn können.

Arlequin. Bin ich nicht ein dummer Teufel, daß ich dem Schelm jemals etwas geglaubt habe, und daß ich mich Aſpaſien der Spitzbübinn anvertrauet habe?

Timon. Nun biſt du ja auch ſo elend, als ich. Sieheſt du nun wohl, daß es alles wahr iſt, was ich dir von der Bosheit der Menſchen geſagt habe? Da du nur deinen Lüſten und Begierden gefolget, und mit dem nöthigſten nicht vergnügt geweſen biſt; ſo verliereſt du zugleich das nöthige und überflüßige, wornach du ſo geſtrebet haſt, und verfällſt in das größte Unglück.

Arlequin. Ich möchte toll werden. Wenn ich die Spitzbübinn hätte, ich wollte ſie mit den Zähnen zerreißen.

Timon. Ihre Zähne werden itzo was beſſers zu thun haben; denn ſie kann ſich mit dem Gelde, das ſie dir genommen hat, nunmehro was zu gute thun.

Arlequin. Sage mir nur nichts davon. Du machſt, daß ich noch zorniger werde. Es iſt mir ohnedem ſchon, als ob ich ſie auf meine Unkoſten freſſen ſähe. Und was erwecket mir das nicht für einen erſchrecklichen Hunger.

Timon. Das ärgſte iſt, daß du nichts zu deiner Sättigung übrig behalten haſt.

Arlequin. Haſt du denn aber gar nichts mehr?

Timon. Du haſt mir ja alles geſtohlen. Ich habe keinen Biſſen Brodt mehr, ja nicht einmal einen Dreyer, daß ich was kaufen könnte.

Arlequin. Was iſt zu thun?

Timon. Wenn du wieder mit mir auf den Berg zurücke kehren willſt, ſo wollen wir Wurzeln zu unſerer Speiſe ſuchen.

Arlequin. Rede mir nur nicht mehr von dem verfluchten Berge.

Timon. Du kannſt dir aber ja nicht anders helfen, und biſt noch glücklich, daß ich dich mit mir nehmen will. Verdient haſt du es warlich nicht. Du gehſt mir aber nahe, und ich hoffe, daß dich deine Fehler werden klüger gemacht haben. Ich hätte gedacht, die Natur für ſich ſelbſt würde dieſes ſchon bey dir thun. Allein ich betrog mich. Doch nunmehro wird es wohl geſchehen ſeyn.

Arlequin. Du biſt an allem meinem Unglücke ſchuld. Hätteſt du dein Geld ſo gebraucht, wie es dir zukam, ſo hätte ich keine Gelegenheit gehabt, dich zu beſtehlen, und wir hätten es noch. Rede doch, närriſcher Menſch, wirſt du dich wohl jemals bey mir rechtfertigen können?

Timon. Das iſt was anders; du wirſt allezeit ſagen, daß ich Schuld daran bin.

Arlequin. Ja, du biſt es auch.

Timon. Habe ich dir denn dazu gerathen, daß du mich beſtehlen ſollſt?

Arlequin. Freylich haſt du mir dazu gerathen. Deine Aufführung hat mich dazu getrieben, daß ich es that. Iſt es nicht eben ſo viel, als ob du mirs wirklich geſagt hätteſt?

Timon. Die Bosheit deines Herzens hat dir dieſen Anſchlag gegeben.

Arlequin. Die deinige hat es gethan, und nicht die meinige. Meine Abſicht war gut dabey.

Timon. Ich würde dir dieſes glauben, wenn dir dieſer Diebſtahl nur was eingetragen hätte. Du ſiehſt aber wohl, daß die Götter nicht müſſen damit zufrieden geweſen ſeyn. Denn ſie laſſen dir die Vortheile davon nicht zukommen, welche du dabey zu finden gedachteſt.

Arlequin. Vielleicht weil ich mich dabey, wie ein Eſel, aufgeführet habe. Hätte ich mich erinnert, daß ich ein Menſch wäre, ſo würde ich dich nicht beſtohlen haben, andern Leuten auf eine verbothene Weiſe Gutes zu thun, und ich würde keiner Creatur von deiner Art getrauet haben. Wie unglückſelig bin ich doch! Meine eigne Gütigkeit, und mein ehrliches Herze haben mich betrogen. Ha! ha! ha!

Timon. Du rührſt mir wider meinen Willen das Herz, und es thut mir wehe, dieſe Wahrheit zu erkennen.

Arlequin. Unglückſeliger! warum bliebſt du denn nicht bey den Menſchen? Hielteſt du dich etwan für beſſer, als alle andre, weil du viel wilder und viel ungezogener wareſt?

Timon. Aber was wollteſt du denn mit meinem Gelde anfangen?

Arlequin. Ich wollte ſo viel Gutes damit thun, als ich könnte. Anfangs dir, weil ich dich mehr liebe, als andere, und nach dieſem auch andern Leuten.

Timon. Du ſiehſt aber wohl, daß die Menſchen dergleichen Wohlthat nicht verdienen.

Arlequin. Und was geht das mich an? Ich hätte einen Ruhm darinnen geſucht, Gutes zu thun.

Timon. O Himmel! machſt du mich doch recht klug! Woher kömmt dir denn dieſe Weisheit?

Arlequin. Ich habe ſie von mir ſelbſt; Ich habe gefunden, daß dein Zorn wider die gottloſen Schelmen, die dich nach ſo viel erlangter Gutthat verlaſſen hatten, höchſt billig war; ich muß aber auch itzo denjenigen recht geben, welche übels von dir reden; weil ſie Urſache dazu haben. Denn du haſt ihnen in ihrem Elende nicht beygeſtanden, ob du es gleich hätteſt thun können. In deinem erſten Zuſtande konnteſt du dich damit tröſten, daß du beſſer, als deine Feinde, wareſt: Itzo mußt du dich ſchämen, da du ſiehſt, daß ſie beſſer ſind, als du.

Timon. Gerechter Himmel! Was höre ich? Durch dich verliert ſich die Blindheit, welche bis hieher die Wahrheit vor meinen Augen verborgen hat: Da ich aber nunmehro ſehen kan̄; was für Schwachheiten entdecke ich doch an mir? Ich erſtaune! Ich höre auf, ein Menſchenfeind zu ſeyn. Ich ſehe wohl, daß ich es bloß aus einer heftigen Begierde und verdammten Eigenliebe gethan habe. Ich tadelte nur die Fehler und das Lächerliche, was ich nicht ſelbſt an mir zu haben vermeynte. Kaum erkenne ich nunmehro meine Fehler, ſo werde ich furchtſamer und unvermögender, als alle Menſchen. Ihr Götter! was iſt doch der Menſch? Und was iſt ſein Verſtand?

Arlequin. Willſt du mir es noch widerſtreiten, daß ich recht habe?

Timon. Im geringſten nicht, mein lieber Arlequin. Ich habe unrecht, ich rechne dir es nicht zu. Verzeihe mir meine Fehler, und ſiehe dieſe meine Erniedrigung, als ein gewiſſes Zeichen meiner Reue und Aufrichtigkeit, an.

Arlequin. Gieb mir nur zu eſſen, das iſt beſſer; denn mich hungert erſchrecklich.

Timon. Ach! ich habe nichts mehr, du weiſt es ja. Ich wollte dir gerne was geben, wenn ich nur was hätte, ſollte ich auch für mich nichts behalten. Doch ich will darauf ſinnen, wie ich dich zufrieden ſtellen kann. So viel, ſichs wird thun laſſen, will ich dir in deiner Arbeit beyſtehen; und wenn ich dich nicht ganz und gar in Freyheit ſetzen kann, ſo will ich dir es zum wenigſten zeigen, daß ichs doch gerne thun wollte.

Arlequin. Schöner Troſt! Deine Reue hebt mein Unglück nicht auf, worein du mich geſtürzt haſt. Doch es iſt mir gleichwohl auch um dich leid. Es ſey dir alles verziehen. Gehe, wo du hin willſt, ich will dir beſtändig nachfolgen; und an ſtatt, daß du mir in meiner Arbeit eine Erleichterung machen willſt, will ich dir beyſtehen, ſo viel ich werde thun können.

Timon. Er kann unmöglich aus Bosheit geſündiget haben, er hat gar zu ein gutes Herze. Iſt er verführet worden, ſo iſt es aus Einfalt und aus guter Meynung geſchehen, die ſich bey unſern Laſtern und Irrthümern nicht finden.

Vierter Auftritt.

Eucharis, Timon und Arlequin.

Eucharis. Ich komme, euch zu ſagen, daß ich groſſen Theil an eurem Unglücke nehme.

Timon. Thut ihr das noch aus Spötterey? Eucharis. Ich bin nunmehro ganz anders geſinnet.

Eucharis. Nein, ſondern ich thue es aus herzlicher Liebe und Freundſchaft gegen euch.

Timon. Ich muß mich über dieſe Veränderung wundern.

Eucharis. Ihr habt unrecht, wenn ihr glaubt, daß ich verändert wäre. Eben die Liebe und Freundſchaft, welche mich verpflichtet, euch zu der Zeit, da ihr euch in einem klägli chen Irrthum befandet, die Wahrheit zu ſagen, fordert auch itzo von mir, daß ich euch mein herzlich Beyleid zeigen ſoll.

Timon. Ach liebenswürdige Eucharis! Eine ſo ſehnlich gewünſchte und ſo unverhofft erhaltene Gewogenheit macht, daß ich dabey alles vergeſſe, was ich verlohren habe. Was könnte mich mehr erfreuen, als dieſes. Da mein Unglück die ganze Welt von mir treibet, ſo erſchreckt doch ihr nicht davor.

Arlequin. Sage vielmehr, es macht, daß die Leute deswegen zu dir kommen. Denn du haſt ihres Beyſtandes nunmehro nöthig.

Eucharis. Arlequin hat recht.

Timon. Ja, meine Jungfer, er hat recht. Von ihm lerne ich itzund erſt, was ich weder in der guten noch ſchlimmen Zeit aus Erfahrung gelernet habe.

Eucharis. Wenn ihr euren Irrthum erkennet, ſo will ich euch in eurem Unglücke einen Troſt zuſprechen. Und eben deswegen habe ich euch auch nur geſucht. Ich denke, dabey nichts wider den Wohlſtand zu begehen; denn ich thue etwas löbliches. Nehmt alſo hier von meiner Hand dasjenige, wodurch ihr euren Verluſt erſetzen könnt.

Arlequin. Bey meiner Treu, das iſt ein braves Menſch. Und wer ihr gram ſeyn wollte, der müßte unſinnig ſeyn. Kommt, laßt euch umarmen, mein Herzchen, ihr werdet meinen Magen wieder zurechte bringen. Er iſt ziemlich unwillig geweſen, denn er hat nichts gehabt. Und daran iſt entweder mein guter Wille, oder der närriſche Timon, Schuld geweſen.

Timon. Was nehmt ihr vor, Eucharis? Ich kann dieſes unmöglich annehmen?

Arleq. Und warum könnt ihrs denn nicht annehmen?

Timon. Weil ich es nicht verdiene.

Arl.

Arlequin. Ich glaube es ganz gerne. Aber wo ihr klug ſeyd, ſo müſſet ihr thun, als ob ihr das nicht wüßtet. Denn ſo dürfen wir nicht wieder zurücke nach unſerm Berg gehen.

Timon Ich kann und darf es nicht annehmen. Ich habe euch viel zu lieb, als daß ich euch zur Laſt werden ſollte; ich armer Menſch, der ich durch mein Verſchulden ſo elend geworden bin, daß mich weder die Menſchen, noch die Götter haben zurechte bringen können. Lebt wohl!

Fünfter Auftritt.

Mercur, Timon, Eucharis, Arlequin.

Mercur. Verziehe, Timon, die Götter ſind wieder mit dir zufrieden, nachdem du deinen Irrthum erkannt haſt.

Timon. Ich bin nicht mehr, wie ich geweſen bin.

Mercur. Nimm dich ins künftige in Acht, daß du nicht etwan in noch gröſſere Fehler geräthſt.

Timon. Ueberſehet meine Schwachheit, ich fühle ſie itzo ſelber mehr als zu wohl, und will ganz gerne Lehre annehmen.

Mercur. Denke nicht mehr an deine Fehler, oder wenn du dich derſelben ja erinnerſt, ſo diene es dir dazu, daß du dich davor hüten mögeſt. Das iſts alles, was die Götter von dir verlangen. Sie geben dir deine Schätze wieder, und itzo kannſt du ſagen, ich bin reich; weil du nunmehro klug genug biſt, dein Geld wohl anzuwenden: Ueber dieſes aber rechne es dem Arlequin nicht zu, daß er dich beſtohlen hat. Ich habe ihn unter dem Namen und unter der Geſtalt Aſpaſiens dazu verführet.

Arl. Wie? haſt du mir den Streich geſpielt?

Mercur. Ja.

Arl. Aber warum haſt du es gethan?

Mercur. Den Timon klug zu machen.

Arl. Bey meiner Treue, du biſt ein wunderlicher Gott; du machſt mich zum Schelme, daß ich ein ehrlicher Kerl werden kann.

Mercur. Ich habe dich deswegen nicht zum Schelme gemacht. Weil du es ohne Bosheit gethan haſt, ſo habe ich dich nur nebſt dem Timon und allen denen beſſern wollen, welche die Güter misbrauchen, die den Menſchen gegeben worden ſind, in der Geſellſchaft mit einander glücklich zu leben. Timon, es iſt nichts weiter zu thun, als daß du der Eucharis die Hand giebſt; ſie iſt ſchön und klug, und die Götter haben ſie für dich beſtimmt; ſie werden dieſe Verbindung mit Segen überſchütten, welche ſie auf ihren Rath eingegangen iſt; weil ich ſie unter der Geſtalt der Aſpaſie die Mittel, dir zugefallen, gelehret habe.

Tim. Wie kann ich meine Erkenntlichkeit hierüber gnugſam an den Tag legen?

Mercur. Ich bin zufrieden, daß ihr glücklich ſeyd: Genieſſet es lange Zeit! Weil aber eure Irrthümer verſchwunden ſind, ſo iſt es Zeit, daß die Wahrheiten kommen, und die Herrſchaft, welche ſie über euch haben, einnehmen: Kommt, liebenswürdige Wahrheiten, und bemächtiget euch ihrer allezeit.

Die Wahrheiten kommen und bemächtigen ſich des Timons und des Arlequins und nehmen die Herrſchaft über ſie.

Hierauf folgt ein Ballet der Wahrheiten

Tim. Kommt, ſchöne Eucharis, die Wahrheiten begleiten uns, wir wollen den Göttern für ſo viel Gnade danken, und bey ihren Altären einander eine ewige Treue ſchwören.

Ende der dritten und letzten Handlung.

II. 56

DISSERTATIO PHILOSOPHICA
DE
REGNI, EX QVO LITERAE EXVLANT, INFELICITATE,

QVAM
AMPLISSIMI SOPHORVM ORDINIS CONSENSV
SVB
MODERAMINE
VIRI
PRAENOBILISSIMI, AMPLISSIMI, DOCTISSIMI,
IOANNIS CHRISTOPHORI GOTTSCHEDII,
POES. P.P. EXTR. COLL. B.M. VIRG. COLLEG.
ET SOCIETATIS SCIENT. BORVSS. SODALIS,
H. L. Q. C.
PVBLICO PLACIDOQVE ERVDITORVM EXAMINI
SVBMITTIT
AVCTOR,
GODOFREDVS BÜRGEL,
SVIDN. SIL. LL. Cult.

D. XIV. MAII. CIↃIↃCCXXXII.

LIPSIAE
Literis ZEIDLERIANIS

BIBLIOTH. PONICKAV.

CONSPECTVS.

1. *Deſcriptio Literarum.*
2. *Sine quibus nulla felicitas.*
3. *Hanc nemo, niſi ſolus ſapiens, conſequitur.*
4. *Vere ſapiens, ſufficientibus animi viribus inſtructus,*
5. *Non niſi optimum ſemper eligit;*
6. *Quod vero ſine multo labore peragi nequit.*
7. *Eſt ſcil. ante omnia virtus a ſcelere probe dignoſcenda;*
8. *Quod quomodo fieri debeat, ſola docet ſapientia, ſeu Ph*
   phia.
9. *Hujus quippe potiſſimum eſt, quae ſint virtutis, quae ſce*
   natura & proprietates, definire.
10. *Unde emergit neceſſitas officiorum,*
11. *Ad quae Lex naturae nos obſtringit.*
12. *Ad ea vero rite cognoſcenda maxime opus eſt ſubſidiis li*
    rum:
13. *Quippe quae omnes noſtras actiones moderantur;*
14. *Hominis mentem ad judicium prudenter ferendum diſpo*
15. *Adeoque per omne vitae genus maximum uſum praeſtant;*
16. *Praecipue vero in Medicinae,*
17. *Jurisprudentiae,*
18. *Et ipſius SS. Theologiae ſtudio.*

20. *Quarum uſus longe lateque patet.*

21. *Ubi neque praetermittenda ſedulis aliorum inſtitutio,*

22. *Neque ſedula librorum lectio,*

23. *Quippe quibus orbis eruditus multum juvatur.*

24. *Gaudent praeterea Literae maxima tam jucunditate, qu ſecuritate.*

25. *Exinde colligitur, rempubl. bene conſtitutam, [illegible] dem carere poſſe.*

26. *Cui vero optime proſpiciunt, qui alios mentem ſuam, tanquam praecipuam hominis partem, rite colere docent.*

27. *Id quod tam pacis, quam belli tempore maxime neceſſarium eſt.*

28. *Ad utrumque praeparandi ſunt potiſſimum juvenes in ſcholis;*

29. *Iique non niſi bonis, immo optimis, praeceptoribus tradendi.*

30. *Quibus vero praeter alia maxime de ſufficienti honorario proſpiciendum eſt;*

31. *Resque Scholaſtica publica auctoritate magis magisque corrigenda.*

2. *Inde demonſtratur, eſſe propterea Regnum, ex quo Literae exulant, longe infeliciſſimum.*

3. *Probatur ulterius:*

4. *Et Exemplis,*

5. *Hiſtoricorumque monumentis illuſtratur.*

6. *Concluſio cum voto pro Re Literaria in dies magis magisque evehenda.*

DE
REGNI, EX QVO LITERAE EXULANT, INFELICITATE.

§. 1.

PEr *Literas*, latiſſime vocis ſignificatione ſumta, intelligimus omne id, quod vel aliquantum ad eruditionem ſpectat & peculiarem mentis exercitationem requirit, ita, ut hic non ſolum *artes*, jam inde a vetuſtiſſimis temporibus vel *liberales* vocari ſolitas, vel ab *humanitate* dictas, ſed & variarum linguarum ſtudium, quin immo quodcunque tam *Philoſophicarum*, quam, quas Facultates vocant, *ſuperiorum ſcientiarum* genus ſubintelligamus. Quicquid enim harum ſcitur, aut colitur, non niſi multo labore addiſci poteſt, certe varias mentis operationes requirit: ſine quibus eruditio, ſapientia, virtus, felicitas nulla. Haec quippe adeo arcte ſibi invicem juncta ſunt, ut nullo modo a quopiam diſſolvi poſſint. Scilicet abſque *Literis*, non eſt, quod nobis aliquam fingamus eruditionem, abſque eruditione ſapientiam, praeter ſapientiam virtutem, & citra hanc felicitatem ullam. Quod cum negari non poſſit,

20. *Quarum uſus longe lateque patet.*
21. *Ubi neque praetermittenda fidelis aliorum inſtitutio,*
22. *Neque ſedula librorum lectio,*
23. *Quippe quibus orbis eruditus multum juvatur.*
24. *Gaudent praeterea Literae maxima tam jucunditate, quam ſecuritate.*
25. *Exinde colligitur, rempubl. bene conſtitutam, haudquaquam iisdem carere poſſe.*
26. *Cui vero optime proſpiciunt, qui alios mentem ſuam, tanquam praecipuam hominis partem, rite colere docent.*
27. *Id quod tam pacis, quam belli tempore maxime neceſſarium eſt.*
28. *Ad utrumque praeparandi ſunt potiſſimum juvenes in ſcholis;*
29. *Iique non niſi bonis, immo optimis, praeceptoribus tradendi.*
30. *Quibus vero praeter alia maxime de ſufficienti honorario proſpiciendum eſt;*
31. *Resque Scholaſtica publica auctoritate magis magisque corrigenda.*
32. *Inde demonſtratur, eſſe propterea Regnum, ex quo Literae exulant, longe infeliciſſimum.*
33. *Probatur ulterius:*
34. *Et Exemplis,*
35. *Hiſtoricorumque monumentis illuſtratur.*
36. *Concluſio cum voto pro Re Literaria in dies magis magisque evehenda.*

DE
REGNI, EX QVO LITERAE EXULANT, INFELICITATE.

§. 1.

PEr *Literas*, latiſſime vocis ſignificatione ſumta, intelligimus omne id, quod vel aliquantum ad eruditionem ſpectat & peculiarem mentis exercitationem requirit, ita, ut hic non ſolum *artes*, jam inde a vetuſtiſſimis temporibus vel *liberales* vocari ſolitas, vel ab *humanitate* dictas, ſed & variarum linguarum ſtudium, quin immo quodcunque tam *Philoſophicarum*, quam, quas Facultates vocant, *ſuperiorum ſcientiarum* genus ſubintelligamus. Quicquid enim harum ſcitur, aut colitur, non niſi multo labore addiſci poteſt, certe varias mentis operationes requirit; ſine quibus eruditio, ſapientia, virtus, felicitas nulla. Haec quippe adeo arcte ſibi invicem juncta ſunt, ut nullo modo a quopiam diſſolvi poſſint. Scilicet abſque *Literis*, non eſt, quod nobis aliquam fingamus eruditionem, abſque eruditione ſapientiam, praeter ſapientiam virtutem, & citra hanc felicitatem ullam. Quod cum negari non poſſit, neque tamen ubivis rite obſervetur: E re noſtra jamjam fore exiſtimaverim, paucis quidem, luculenter tamen, demonſtrare, quantum *Literae* homini, in quocunque vitae genere conſtituto, commodi praeſtent, quem cumprimis habeant uſum, & quae inde emergat earum maxime colendarum neceſſitas.

§. 2.

Quo vero ordine diſputatio noſtra procedat, aſſertique noſtri veritas multo clarius perſpiciatur: Rem paulo altius repetamus, & ex primis quaſi ſuis fontibus derivemus. Dubio procul inter omnes conſtat, jam inde ab incunabulis cuique hominum inſitum eſſe atque connatum flagrantiſſimum tranquille beateque vivendi deſiderium. Unde ſane ad unum omnes praecipue in id videas eniti, ut nullis cincti difficultatibus periculisve, ſuas res ſtrenue feliciterque peragere poſſint. Verum enim vero quamquam mihi jamjam animus non ſit, tam laudabilem eorum conatum praeter rem flocci facere, aut contemtui exponere: Hoc tamen nullus dubitaverim aſſerere, quod, niſi *Literae* colantur a multis, qui operam ſuam iisdem conſecrent, eum, quem ſibi propoſuerunt, finem nunquam ſint conſecuturi.

§. 3.

Nimirum beate nemo, niſi ſolus ſapiens, vivere poteſt. Sapiens vero ſine *Literis*, ſi quid hic recte ſentio, non-ens eſt. Etenim multo ſane antea opus eſt ſtudio atque labore, inquam mens hominis natura, tot praejudiciis, inſcitiaeque involuta obvolucris, rite inde explicetur, atque poliatur. Ad eam vero, qua fieri poteſt, excolendam plurimum *Literas* conferre, ut opinor, nemo eſt tam ignarus rerum, qui neget, aut ſaltim in dubium vocet. Sunt enim hae ſolae fons atque origo omnis ſcientiae, doctrinae, eruditionis. Neque ſine iisdem patet ad ipſam ſapientiam via, quae in ſolida rerum, cauſarum ac finium cognitione conſiſtit.

ſtit. Quae ipſa, cum non niſi multa variaque mentis exercitatione paretur; haec vero maxime ſtudiis nitatur *Literarum*: Profecto ſine iisdem feliciter nunquam procedet. Id quod ex ſequentibus ſtatim clarius emerget.

§. 4.

Gaudet homo, quod nemo, niſi ſcepticus, neſcio quis, in dubium vocabit, corpore & anima; haec vero rurſus variis, iisque nobiliſſimis facultatibus, appetitiva ſcil. & cognoſcitiva. Iſta movetur ad omne id, quod per hanc cognovit, ſibique conducere judicavit. Nunquam vero fertur mens hominis ad id, quod non antea ſibi crediderit fore bono. Nec mirum. Quicquid enim vel aliquantum ſibi nocere, aut nociturum eſſe cognoſcit, id natura ſua non poteſt non averſari; ſicuti, quicquid arbitratur ſibi emolumento fore, appetat neceſſe eſt. Haec quippe eſt mentis noſtrae natura, ut, quicquid, ſive bonum, ſive malum, per ſenſus ad intellectum feratur, probe ante a ſe invicem diſcernat, quam iſtud praecipue ſibi eligat, quod naturae ſuae maxime putat convenire.

§. 5.

Amor igitur, quo homo *ſibi ipſi* cumprimis tenetur, ſemper eundem non niſi id appetere jubet, quod ſibi proficuum judicaverit; contra vero quam maxime aſpernari, quod ſibi damno aut detrimento eſſe arbitratur. (a) Atque in hoc ſita eſt maxima mentis noſtrae operatio, ut numquam ſemetipſam fallat, aliosve fallere patiatur Etenim nihil ſane eſt facilius, nihil quoque periculoſius, magisque dolendum, quam falſiſſimo aliquo errore in ſuimet ipſius perniciem abripi. Pendet ſcil. inde omnis hominis ſive ſalus ſive miſeria. Illam aſſequitur ſapientia vera; ad hanc abducit falſa, ſeu fucata. Utraque igitur probe dignoſcenda, ne cum maximo noſtro periculo nubem potius, quam Junonem, amplectamur. (*)

(a) *Utilitas juſti prope mater & aequi.* HOR.

§. 6.

Quanta vero exiſtimas opus eſſe induſtria atque labore, priusquam ad verae ſapientiae adyta tibi liceat penetrare? Mea ſententia eſt hoc ſtudium totius vitae; nec unquam plene ediſci poſſunt ejusdem praecepta. Neque tamen propterea eſt ſiſtendus nobis gradus; ſed tanto ſemper alacrius iter coeptum proſequendum, quanto propius ad locum deſtinatum pervenimus. Scilicet ſtrenue perquam in id ſolum oportet enitamur, ut, licet nunquam ſapientiſſimi evadere poſſimus; in dies tamen ſapientiores evadamus. Aliter enim profecto, non eſt, quod ſaltim ſperare poſſimus, ſore, ut vere felices aliquando ſiamus, aut ad tranquillam beatamque vitam pertingamus. (**)

§. 7.

Vita nimirum beata eſt, quod ſuperius jam monui, praecipuus ſapientiae comes, ſeu potius finis, quam conſequi non tantum cupit, ſed &, ut conſequatur, omnem lapidem movet. (***) Illa vero nulla eſt, nec niſi prorſus ce-

rebri-

(*) Rectiſſime hic JUVENALIS Sat. X.

Omnibus in terris, quae ſunt a Gadibus, usque
Auroram & Gangem, pauci dignoſcere poſſunt
Vera bona, atque illis multum diverſa, remota
Erroris nebula. Quid enim ratione timemus
Aut cupimus? Quid tam dextro pede concipis, ut te
Conatus non poeniteat, votique peracti?

(**) Eleganter Horatius Epiſt. II. L. I.

Dimidium facti, qui coepit, habet. Sapere aude!
Incipe!

(***) Hanc in rem *Juven.* in fine Sat. *X.*

Semita certe
Tranquillae per virtutem patet unica vitae.
Nullum numen abeſt, ſi ſit prudentia.

rebrina atque fictitia nonnullorum, neſcio an magis belluis, quam hominibus, quorum tamen formam prae ſe ferunt, ſimilium, quae absque virtute, nec niſi ſcelerum vitiorumque quaſi catervis, ſaltim cujusvis generis voluptatibus ſtipata agitur. Ergo ante omnia neceſſario utriusque tam virtutis, quam ſceleris ſollicite ſcrutanda natura, & quae ſint hujus, quae illius proprietates, quae cauſae, qui fines, quique effectus, bene prius diſpiciendum eſt, quam rite quis ſciat definire, quae ipſi ſint peragenda, quae omittenda, ſi vere tranquillae beataeque vitae ſtudio tangitur & voluptate.

§. 8.

Hanc vero nemo, niſi ſolida eruditione tinctus, niſi ſapiens, nanciſci poteſt: Quod inde patet. Vita beata eſt ſtatus hominis longe feliciſſimus, quo ab omnibus, tam quae corpus, quam mentem, praecipue vero hanc ſpectant, calamitatibus periculisque liber, contra perpetuo gaudio voluptateque nullam pariente dolorem perfuſus vivit. Sive, cum nobis, quoad in terris ſumus, ad ſummam illibatamque felicitatem aditus haud pateat, ſolet inter homines potiſſimum ille vocari felix atque beatus, qui menti, ſaluti ſuae intentae, maximam operam conſecrat, ſuaque ſorte contentus vivit. Ad hanc ergo animi tranquillitatem pertingit nemo, niſi ſolus ſapiens, qui virtutis habitu prorſus carere nequit. Idque hanc maxime ob cauſam, quia ſapientia, ſive, uti veteribus nominari ſolebat, Philoſophia, (*) ſcientia re-

rum

(*) Teſtatur id maxime *Cicero* de Offic. II c. 2. Digna ſunt profecto, quae hic apponantur ejusdem verba: *Quid eſt enim,* inquit, *per deos! optabilius ſapientia? quid praeſtantius? quid homini melius? quid homine dignius? Hanc igitur qui expetunt, Philoſophi nominantur: nec quidquam aliud eſt Philoſophia, ſi interpretari velis, quam ſtudium ſapientiae. Sapientia autem eſt (ut a veteribus Philoſophis definitum eſt) rerum divinarum & humanarum*

caurum eſt, tam divinarum, quam humanarum, vitae magiſtra, & actionum noſtrarum prudentisſima gubernatrix.

§. 9.

Quod ſi igitur divina haec ſapientia non ſolum nomine, verum etiam ipſa re, id, quod hic nobis audit, ſiſtere debet: Maxime ſane eandem exiſtimaverim opus habere ſubſidiis Eruditionis. Hae enim eſt, unde petenda omnis ſcientia rerum, ſolida virtutis ſcelerisque cognitio, officiorum ratio atque modus, & quae ſunt reliquae hujusmodi mentis noſtrae perfectiones. Hujus quippe potiſſimum eſt, ſedulo perquam res contemplari, earumque cauſas atque fines indagare, & quae ſunt reliqua ejusdem generis, diligenter attenteque peragere. Ab hac proficiſcuntur bona pariter, ac mala quaevis; Atque ejus praecipue ſolius eſt judicare, prudentique conſilio decernere, homini quid ſit faciendum, quid omittendum, quid appetendum, quid fugiendum? Illa eſt, quae honeſtum a turpi, juſtum ab injuſto, pium ab impio, & quae ſunt cetera virtutum ſcelerumque genera, ab invicem ſolertiſſime diſcernit.

§. 10.

Quae cum ita ſint; quid, quaeſo, magis inde evinci poteſt, quam, quodſi vitam tranquille beateque transigendam curae cordique habeamus, ante omnia officiorum quaſi index nobis ſemper ob oculos oporteat verſetur? Namque ſine his nulla eſt felicitas, torpet virtus, ſapientia friget, nec quid ſit pium, quid juſtum, quidve honeſtum, patet. Ad

haec

---

cauſarumque, quibus hae res continentur, ſcientia: cujus ſtudium qui vituperat, haud ſane intelligo, quidnam ſit, quod laudandum putet. Conf. Tuſc. IV. 26. V. 3. & alibi. Quibus ex aſſe reſpondent, quae habet *Seneca* Ep. 90. *Philoſophiae*, inquit, *opus unum eſt, de divinis humaniſque verum invenire. Ab hac nunquam recedit juſtitia, pietas, religio & omnis alius comitatus virtutum conſertarum, & inter ſe cohaerentium.*

haec tria quippe recurrit omnis cognitio humana, mentisque noſtrae cultura: Scilicet maxima tenentur mortales obligatione, in naturam atque proprietates praecipue virtutis, tum vero pariter officiorum inde enaſcentium, diligentiſſime inquirendi, hisque demum bene perſpectis, in id cumprimis enitendi, ut ſemper ac ubique boni, i. e. pii, juſti, atque honeſti, habeantur. Haec eſt illa ſapientia divina, quae ad veram felicitatem viam ſternit; quae nunquam ſane feliciter procedit, niſi *Literarum* maxime ſubſidiis nitatur. Namque, quod ipſo ſole meridiano clarius eſſe puto, ſine *Literis* nulla acquiritur eruditio. Sine hac nulla poteſt fingi ſapientia. Absque ſapientia, valde dubito, an, quod nonnulli quidem volunt, virtus conſiſtere posſit. Nec virtus ſine officiis, uti nec ſine illa vita beata. (*) Id quod ſequentia adhuc exponent uberius.

§. II.

Virtus eſt habitus animi practicus Legi Naturali convenienter vivendi, ſive quod idem eſt, ſecundum voluntatem Dei, cordibus hominum inſcriptam, actiones ſuas prudenter inſtituendi. Habitus inquam eſt virtus. Non enim nobiscum naſcitur; ſed asſiduo demum uſu acquiritur. Isque Practicus, quia ſemper aut agit, aut ad agendum impellit, ita tamen, ut non niſi certum, eumque optimum, ſibi praefixum habeat finem. Actiones humanae ſunt officia, ad quae Deus nos per naturam obligavit. Lex naturae eſt ſanctisſima illius voluntas, menti humanae jam inde a teneris impresſa. Haec vero, quod experientia docet, natura maximis obſcuritatis inſcitiaeque involucris, multisque aliis difficultatibus implicita, in animis noſtris latet. Unde in eo cumprimis ſtrenue elaborandum, ut quantocius ejusdem

---

(*) Bene hanc in rem celeberrimus a *Tſchirnhaus* in *Medicina mentis* p. 17. *Haec tria* inquit, *ſapientia, virtus ac animi tranquillitas, perfecte in nullo homine, niſi conjunctim, exiſtunt.*

tenor clarior puriorque nobis innoteſcat. Quod vero maximum ſane laborem, variamque mentis exercitationem requirit.

§. 12.

Scilicet ante omnia diligenter attenteque eſt diſpiciendum, quae ſint pii, quae juſti, quae praecepta honeſti. Hiſce enim omnis continetur lex, tam divina, quam humana. Huc ſpectant officia, virtutes, earumque exercitium atque modus. Hinc maxima eſt opus ſapientia prudentiaque, ne quando id nobis ita interpretemur, quod tamen non ſit, niſi ejusdem fucus tantum, aut ſimulacrum. Illa vero non acquiritur, niſi neceſſaria mentis cultura, aſſiduaque meditatione, quid nempe ſit pium, quid juſtum, quid honeſtum. Inde in tanta rerum humanarum, qua ſunt, corruptione maxima opus eſt ſolida rerum, cauſarum finiumque cognitione, unde eruditio. Quae vero, niſi *Literarum* ſtudiis acquiratur, unde alias parari poſſit, non videb.

§. 13.

Atque haec ſunt principia, hic fons, haec origo, unde petenda omnis actionum noſtrarum ratio atque modus. *Literae* quippe inſtruunt mentem ſufficienti rerum cognitione; ſubſidia, quibus ad eam impetrandam indiget, ſubminiſtrant; & ad veram ſapientiam, eoque ad ipſam demum felicitatem ducunt. (*) Namque cum mens hominis rerum maxime ignara naſcatur, eandem *Literarum* ſtudia fideliter exercita poliunt, exornant, perficiunt, veritatisque cognoſcendae capacem reddunt, &, quae ſint ipſius officia, monſtrant. Nimirum docet haec nos ſola *Philoſophia*,(**) maxime vero *Doctrina Moralis*.

§. 14.

(*) Huc tritum illud pertinet *Poetae*.
Didiciſſe fideliter artes
Emollit mores.

(**) Confirmat noſtram ſententiam *Tullius* de Off. III. c. 2. cujus verba

§. 14.

Quoquo vero modo res ſe habet; hoc tamen negari nequit, eſſe potiſſimum mentis humanae, prudenter definire, quae ſint hominis, in quocunque vitae genere conſtituti, officia.(*) Ut igitur nunquam errore aliquo abrepta judicium ſuum fallat, aut ab aliis imprudentiſſime falli patiatur, exiſtimaverim, eandem ante omnia neceſſariis eſſe rite inſtruendam ſubſidiis. Quae ſunt ſolida rerum, tam divinarum, quam humanarum, cognitio, attenta meditatio, ſufficiens officiorum inde enaſcentium notitia, prudentisſimaque ad eadem rite obſervanda diſpoſitio. Quae vero ſingula tantum ſibi laboris, tantumque temporis vindicant, ut gravisſimo huic ſtudio ne vitae quidem totius humanae ſpatium ſufficiat; ſed novus ſemper dies novas ſecum afferat difficultates, novas obligationes.

§. 15.

Exinde plane non eſt, quod quis dubitet, maximum ſane eſſe *Literarum* commodum atque uſum, quippe ſine quibus nulla acquiri poteſt eruditio, ſapientia nulla, nulla virtus, nulla denique felicitas; adeoque is per omne vitae genus patet. Scilicet ſine *Literis* alget ipſa pietas, juſtitia friget, tam ſummi Numinis Divini, quam generis

---

verba haec ſunt: *Sed cum tota Philoſophia frugifera & fructuoſa, nec ulla pars ejus inculta ac deſerta ſit: tum nullus feracior in ea locus eſt, nec uberior quam de officiis, a quibus conſtanter honeſteque vivendi praecepta ducuntur.* Quo ſpectant quae habet idem *de Off. l. c. 2.* *Nulla*, inquit, *vitae pars, neque publicis, neque privatis, neque forenſibus, neque domeſticis in rebus, neque ſi tecum agas quid, neque ſi cum altero contrahas, vacare officio poteſt; in eoque colendo ſita vitae eſt honeſtas omnis, & in negligendo turpitudo.*

(*) *Qui didicit, patriae quid debeat, & quid amicis,*
Quo ſit amore parens, quo frater amandus & hoſpes;
Quod ſit conſcripti, quod judicis officium; quae
Partes in bellum miſſi ducis &c.

humani, ſuique ipſius amor torpet; ceterae langueſcunt virtutes, &, ut verbo complectar, haud ſatis clare apparet, quae ſint hominis pii, quae juſti quae honeſti officia. Etenim ſive curam corporis, ſive mentis ſpectes, ſive quae ſit LL. Civilium, quae Divinarum ratio, quae auctoritas; ſive quibus, quamque firmis nitatur fundamentis ipſa tua religio, & quicquid praeterea ulteriorem qualemqualem mentis exercitationem requirit, nunquam ſane patet; nec niſi *Literarum* ope a ſe invicem rite diſcerni poteſt.

§. 16.

Pone igitur, ut ſaltim pro ratione noſtri inſtituti ac noſtrorum praecipue temporum atque morum ad Facultates, quas vocant ſuperiores, jamjam reſpiciam, maximo cumprimis aliquem duci deſiderio ſciendi, quae ſit morborum, quam diverſa, quamque gravis aliquando conditio; quid ad ſananda corpora, eorumque curam requiratur, & quae ſunt reliqua Medicorum praecipue ſcholis relinquenda. An haec omnia absque multo, eoque indefeſſo, ſtudio, ſolertia atque labore ab ipſo inveſtigabuntur? Longe enim laxiori eae res continentur ambitu, ac earundem penitus ignaro primo quidem intuitu videtur; adeoque plurimum ſane temporis diligentiaeque ſibi vindicant. Atque quantum, quaeſo, eſt, quod neceſſario aſſiduae attentaeque librorum eo ſpectantium ſit impendendum lectioni, quantum colloquiis virorum, in hocce ſtudiorum genere peritiſſimorum, quantum eorundem obſervationibus rite examinandis? De reliquis non dicam. Nonne haec omnia maximum ſane praeſupponunt, ſibique vindicant ſolidiſſimae eruditionis apparatum? Praecipue cum ipſa id ſatis ſuperque teſtetur tam veterum, quam recentiorum, eorumque longe experientiſſimorum, Medicorum praxis.

§. 17.

Ad ſcientiam vero LL. earumque ſive juſtitiam, ſive inju-
ſticiam

ſtitiam rite exponendam praecipue mentem ſi quis applicuerit: Quantum, quaeſo, vel hic ſibi videt aperiri, in quem longe lateque excurrat, eruditionis, doctrinae, ſcientiae prudentiaeque campum? Fundamenti quippe loco LL divinas ſive naturales, anteponat, oportet, quam rite potuerit definire, quae ſit LL. humanarum, omnem inde ſuam vim atque auctoritatem conſecutarum, firmitas, quae quantaque ſubditorum ad Principum ſuorum placita, ſive ſanctione poenali munita, ſive minus, fideliter ſtrenueque exſequenda obligatio, & quae ſunt reliqua juſti, honeſti, decorique praecepta. Quae ſingula maximam ſane pariter induſtriam atque eruditionem exigunt. Sive enim in ſubortis eapropter litibus decidendis, vel ſolum ſuum potius, quam aliorum, rationis dictamen quis ſequatur, quod nimiae aliquando poterat eſſe indicium arrogantiae; ſive inſimul ad moratiorum gentium exempla praeclareque facta reſpiciat, quod prudentis eſt: Semper tamen haerebit ipſi aqua, niſi elegantioribus antea *Literis* ſcientiisque philoſophicis probe fuerit imbutus. Per haſce nimirum non tantum erudimur, qua potiſſimum methodo ſit utendum, quando ad dictamen rectae rationis, ejusque judicium tam circa facienda, quam omittenda, diſpoſitivum ventum eſt; Sed & quae ſit ratio, quaeque via, cui maxime inſiſtendum, cum de rebus facti lis dirimenda occurrat.

§. 18.

Ecquid vero demum de ipſius SS. Theologiae ſtudio dicam, quippe quod vel ſolum teſtatur, quae ſit mentis colendae doctrinaeque neceſsitas, quis uſus, quique effectus? Etenim firmiſſime mihi perſuaſum habeo, aliter haud quaquam ſanctiſſimam Dei T. O. M. voluntatem, uti ea in S. Codice occurrit, quamque omnis religio, cultusque ſacer reſpicit, cognoſci poſſe, niſi quae inibi ipſius ſummi Numinis Divini juſſu congeſta leguntur, ſaepius ruminentur, pioque animo conſiderentur. Verum hic quoque quam maxime opus cenſeo; praeter lingvas ſacras complures adhuc alias callere ſcientias atque artes, ſi proprium Spiritus Sancti ſenſum ibidem expreſſum ſemper ac ubique penitus introſpicere, quam ab ejusdem intentione recedere malimus. Scilicet praeter alias ſcientias maxime refugiendum eſt Theologo ad Exegeſeos, Critices, Hiſtoriaeque ſtudium: quippe, quae vix dici poteſt, quantum cuivis rebus hiſce occupato, commodi praeſtent, quemque habeant uſum. Praecipue vero maximam ſibi jamjam videt enaſci obligationem, diligentisſime in Pandectis ſacris ſcrutandi, quae ſit vera ſanctaque Dei voluntas, poſtquam tot adverſariorum heterodoxorumque catervae haud ſibi religioni ducunt, contra aeternam immotamque ejusdem veritatem omnibus nervis contendere.

§. 19.

Ex hiſce igitur dictis, ni fallor, ſatis ſuperque patet, non eſſe, cur nobis perſuadeamus, poſſe homines non ſolum *Literarum* ſtudiis peculiarique mentis exercitatione optime carere, verum etiam nihilo minus feliciter beateque vivere. Namque vita beata quae ſit & qualis, plane non video, niſi ſalute tam ſui ipſius, quam univerſae ſocietatis humanae, firmiter nixa. Scilicet illam absque hac conſiſtere neutiquam poſſe, in propatulo eſt. Iuvanda quippe res communis quocunque modo, ut tandem cuique bene ſit, beateque vivere liceat. Conferenda igitur ſunt omnia homini, quae habet, in aliorum commodum atque uſum, niſi ſuo officio, quo erga ſocietatem tenetur, velit turpiter deeſſe. Maxime vero ſunt, ſi qua fieri poteſt, aliorum animi ſive praeceptis, ſive exemplis ad virtutem inſtigandi inque bono confirmandi. Sicque demum, cum hoc egerit aliquis, officio ſuo ſatis ſe feciſſe arbitrari jure poteſt.

§. 20.

Cuicunque ergo ſuperiorum Facultatum operam ſuam maxime quis conſecraverit, nunquam ſane ad finem ſibi praefixum ex voto pertinget, niſi bonis *Literis* bene inſtructus atque rite praeparatus acceſſerit. Gradum quippe ceteroquin celerrimum, niſi penitus eum ſiſtere juſſerint, multum tamen retardabunt Philoſophicarum ſcientiarum ignoratio atque neglectus, & earum latiſſime quidem acceptarum, ut ſcilicet tam linguarum ſtudium, quam *liberales* alias vocatae *artes* pariter, ac *Inſtrumentalis*, *Theoretica* & *Practica* inſimul *Philoſophia* ſubintelligantur. Hae enim ſolae ſunt, quae viam ad altiorem prudentiam ſternunt, nec niſi ſedulo cultae, eruditum ſapientem, felicem quemquam fieri ſinunt. Quin imo earum uſus atque neceſſitas quam latiſſime patet. Enim vero ſive res Eccleſiae, ſive Politicas ſive Oeconomicas, ſ. publicas, ſive privatas ſpectes; hae omnes atque ſingulae non, niſi *Literarum* ſubſidio munitae, diu tuto conſiſtunt. Sapientia quippe longe praeſtantiſſima & exaſciata quaſi prudentia potiſſimum hic opus fuerint, ſi iiſdem rite praeeſſe, & ne qua earundem quid detrimenti capiat, juxta regulas boni curatoris proſpicere velis. Quid? quod ſolae *Literae* quaſi ad oculum demonſtrent, quae ſint homini propriae affectiones, quid tam munera, quam onera civilia ab *ipſo* requirant, quae ſint verae pietatis, &, quod ſane maximum eſt, quae ſint ipſius religionis Chriſtianae capita atque praecepta. Nimirum ſingula haec non, niſi ſedula meditatione frequentique mentis exercitatione, a ſe invicem rite dignoſci poſſunt.

§. 21.

Neque tamen alicui ſine fideli aliorum inſtitutione haec unquam feliciter ceſſiſſe, quis eſt tam ignarus rerum, qui neget, aut ſaltim dubitet? Haudquaquam enim tanto, quantum *Literarum* virtutisque eſt, ſtudio, unius hominis vita ſufficit. Sed multa quidem ex ſedula meditatione, longe plura tamen ex aliorum repetenda ſunt praeceptis. Quantulum enim iſtud eſt, quod homo propriis, iisque ſolis, ſuis meditationibus innixus, ſibi de veritate cognoſcenda acquirit? Quid? quod non niſi tardisſime liceat ipſi eo demum ſcientiae, ſapientiae, virtutis, felicitatisque pervenire, quo longe breviori temporis ſpatio multoque minori labore procedere potuiſſet, niſi fidelem aliorum inſtitutionem neglexiſſet? Quae vero parum intereſt, oretenus, an ſcriptis fiat. Utraque enim ſua habet commoda, ſua incommoda. Certo tamen reſpectu illam hac praeſtare, inde exiſtimaverim, quoniam diſcenti, ſuborto quodam dubio, ſemper integrum eſt, ad praeceptorem ſuum recurrere, ab eoque judicium deciſivum exſpectare: Quod in poſteriori ceſſat.

§. 22.

Verumtamen rectiſſime quamquam ſe iſta habeant; praeterea non eſt, quod ſibi quis perſuadeat, ſine frequenti librorum, ab aliis magna cum cura ſolertiaque conſcriptorum, lectione eo ſcientiae prudentiaeque ſe nihilominus perventurum eſſe, ac ſi eosdem dies noctesque diligenti ſedulaque manu volviſſet. Nulla potius eſt occaſio praetermittenda, qua vel aliquantum profici poteſt. Praecipue cum noſtra cumprimis aetate, uti inter omnes conſtat, libris maxime indigeant tam ipſius SS. Theologiae, Jurisprudentiae, Medicinae, Philoſophiae ſtudia, quam reliquae ſcientiae atque artes (*); nec hodie ſine iisdem multum praeſtari posſit. Unde facile emergit, quid ſit de iis ſentiendum, qui abſque omni aliorum inſtitutione, ſicque autodidactos, eo ſe, ſcientiarum eruditionisque penetraſſe, vane perquam glorientur, quo ſe perveniſſe, imperito vulgo non erubeſcunt per-

ſua

(*) Etenim verisſima profecto ſunt, quae hac de re ſentit *Bartholinus* Diſſ. de *Libris legendis* p. 5 quando inquit: *Sine libris jam ſilet ipſe Deus, juſtitia quieſcit, torpet medicina, philoſophia manca eſt, literae mutae, omnia tenebris involuta* cimmeriis.

ſuadere. Enim vero quanquam hoc facile non ſimus negaturi, potuiſſe & poſſe adhuc unum alterumve, quod ſcil. excellentioribus animi dotibus polleat, longe breviori tempore minorique labore tantum ſibi comparare eruditionis theſaurum, quantum complures alii ne per omne quidem vitae ſuae tempus ſibi acquirunt: Non tamen ea propter eſt, cur etiam hoc nobis aſſerendum ſumamus, poſſe aliquem noſtris praecipue temporibus moribusque eruditum fieri, aut eſſe, niſi perplurima aliorum ſcripta diligenter legat perlegatque. Ea enim invaluit maxime hodie ſtudia tractandi methodus, ut ab erudito tantum non omnia, modo ab homine ſciri, aut inveſtigari poſſint, deſiderentur.

§. 23.

Inſanire profecto inde eum exiſtimaverim, qui aliorum tam libenter ſibi commodata uti opera nollet, eorumque tam prudenter dicta, quam alia feliciter admodum inventa, modo ſua veritate nitantur, in ſuum convertere uſum; ſed potius ad primam generis humani, qua fuit priſcis praeſertim temporibus, ruditatem ſatis inepte redeundum eſſe contendat. Gratiam e contrario certe maximam merentur veteres illi ſapientes, qui haud grave ſibi duxerunt, poſt tot ſeculorum intervalla noſtrum adhuc aevum qualibuscunque ſuis obſervationibus, meditationibus, ratiociniis, ſententiisque juvare. Idque tanto magis, quanto, neſcio, an fallar, aut ſallam, apud eosdem majorem induſtriam *Literarum* ſtudia exigebant, quantoque pluribus implicita erant difficultatibus, ac ea noſtra aetate premuntur; partim propter, quod teſtatur *Seneca*,(e) bonorum praeceptorum inopiam; partim pro-

---

(*) De Tranqu. An. c. 3. Verba ejus haec ſunt: *Non is ſolum reipubl. prodeſt, qui candidatos extrahit, & reos tuetur, & de pace belloque cenſet; ſed qui juventutem exhortatur, qui* in tanta bonorum praeceptorum inopia *virtute inſtruit animos, qui ad pecuniam* pter exiguum librorum numerum. Quarum illis temporibus ſtudia tractanti undequaque obviarum difficultatum alteram ſuſtulit prudentiorum cura ſolertiaque, tam ſuas cujusque proprias cogitationes, ut & obſervationes, quam aliorum, ſcriptis ſuis inſerendi, aliisve modis proponendi; alteram vero artis typographicae, laudibus nunquam ſatis evehendae, feliciſſima inventio.

§ 24.

Quanta porro cum delectatione animi conjunctae ſint *Literae*, nemo melius docere teſtarique poteſt, quam qui ipſe ſatis jam expertus eſt, qualem inde jucunditatem (*) mens hominis percipiat, quando hac ratione non tantum ſemet ipſam in dies magis magisque coli, ſed & omnes, quibus hactenus adeo immerſa fuit, inſcitiae tenebras propulſas videt. Sane nullum puto majus poſſe homini gaudium ſuboriri, quam quod ex ſolida rerum cognitione ſentit. Verum enimvero cum haec ad uniuscujusque propriam maxime ſenſationem ſpectent, non exiſtimo opus eſſe, cur diutius argumento huic probando inhaereamus. Id ſaltim dictis addere placet,

eam

---

luxuriamque curſu ruentes prenſat ac retrahit, &, ſi nihil aliud, certe moratur, in privato publicum negotium agit. An ille plus praeſtat, qui inter peregrinos & cives, aut urbanus praetor, praeeuntibus aſſeſſoribus, tria verba pronunciat, quam qui docet, quid ſit juſtitia, quid pietas, quid ſapientia, quid fortitudo, quid mortis contemtus, quid deorum intellectus, quantum bonum ſit conſcientia? Ergo ſi tempus in ſtudia conferas, quod ſubduxeris officiis, non deſerueris, nec munus detrectaveris, &c.

(*) Adeo, ut putet *Tullius* in Mat. Naj. c. 14. *nihil otioſa ſenectute jucundius, ſi aliquod habet tanquam pabulum ſtudii atque doctrinae*, &, *quod ait c. 9. ſtipata ſit ſtudiis juventutis. Quin imo ib. c. 3. appellat artes exercitationesque virtutum, quae in omni aetate cultae, cum multum diuque vixeris, mirificos afferunt fructus, aptiſſima ſenectutis arma.* Laudat praeterea idem *Cicero* eam praeterea *Literas* praeſtare ſecuritatem (**) ut in tota Hiſtoria non facile occurrat gens, quae non maximum ſemper *Literatis ſapientioribusque* habuerit honorem. Reliqua, quae forte de earundem laude atque utilitate poterant adhuc dici, non dubito, quin jure a me ſilentio praeteriri queant. Scilicet ex hactenus dictis, ni fallor, ſatis abunde patet, quae ſit *Literarum* colendarum neceſſitas, quaeque utilitas.

---

in *Oratione* pro *Archia*, elegantisſima Literarum panegyri, inter alia easdem c. 7. hoc modo: *Haec ſtudia adoleſcentiam alunt, ſenectutem oblectant, ſecundas res ornant, adverſis ſolatium praebent, delectant domi, non impediunt foris &c.* Et in Ep. ad Fam. L. IX. Ep. 2. *Nobis ſtet illud, una vivere in ſtudiis noſtris, a quibus antea delectationem modo petebamus, nunc vero etiam ſalutem: non deeſſe, ſi quis adhibere volet, non modo ut architectos, verum etiam ut fabros, ad aedificandam rempubl. & potius libenter accurrere, ſi nemo utetur opera, tamen & ſcribere, & legere* πολιτείας, *& ſi minus in curia atque in foro; at in Litteris & Libris, ut doctisſimi veteres fecerunt, navare rempubl. & de moribus ac legibus quaerere*

(**) Praeclare hanc in rem *Seneca* Ep. 14. *Haec Literae*, inquit, *non dico apud bonos, ſed apud mediocriter malos, infularum loco ſunt. Non forenſis eloquentia, & quaecunque alia populum movent, adverſarium habent; haec quieta, & ſui negotii, contemni non poteſt, cui ab omnibus artibus etiam apud peſſimos honor eſt. Nunquam in tantum convaleſcet nequitia, nunquam ſic contra virtutes conjurabitur, ut non* Philoſophiae *nomen venerabile & ſacrum maneat.* Cum quibus optime congruunt, quae habet *idem* de Tranqu. An. c. 3. *Si te ad ſtudia revocaveris, omne vitae faſtidium effugeris: nec noctem fieri optabis taedio lucis, nec tibi gravis eris, nec aliis ſupervacuus; multos in amicitiam attrahens, affluetque ad te optimus quisque. Nunquam enim, quamvis obſcura, virtus latet, ſed mittit ſui ſigna. Quisquis dignus fuerit, veſtigiis illam colliget.* Unde optime ſane puto, teſte *Cicerone*, de Nat. Deor. L. I. c. 44. Stoicos cenſuiſſe, *ſapientes ſapientibus, etiam ignotis, eſſe amicos. Nihil eſt*

§. 25.

Exinde igitur quid, quaeſo, magis rectiusve colligi poterit, quam rempublicam bene conſtitutam tanto tamque ſalutari bono, ac *Literarum* ſtudia ſunt, (*) haudquaquam poſſe carere? Alias ſane potius immaniſſimarum quaſi beſtiarum repraeſentatura ea eſt communionem, quam, quod respublica, ſynonimice accepta, ſemper denotat ſocietatem humanam, cujus membra tam ad communem omnium ac ſingulorum, quam cujusque propriam ſalutem rite promovendam omnem ſuam operam conferunt, aut potius conferre debebant. Hic enim finis, hoc conſilium, haec cauſa fuit, cur ubique locorum tot tantasque hominum ſocietates videas coaluiſſe. Scilicet ut in tanta periculorum difficultatumque generi humano ſemper & ubique obviarum frequentia complures in id unum praecipue eniterentur, ut eorum quisque tranquille beateque vivere poſſit, cum per fragilitatem humanam imbecillitatemque ſoli nemini id liceat.

§. 26.

Quae cum ita ſint; nonne maximam a ſocietate humana merentur gratiam potiſſimum ii, qui in hac quaſi majori urbe,(**) ſive republica, cives ſuos quocunque modo ſublevant, prae-

---

enim, inquit, *virtute amabilius. Quam qui adeptus erit, ubicunque erit gentium, a nobis diligetur.*

(*) Sunt nimirum omnino ſecundum mentem *Aeneae Sylvii*, poſtmodum inter Pontifices Romanos *Pii* V. nominati, referente *Saavedra* Symb. IV. p. 29. diſciplinae Sapientiae in hominibus plebejis argentum, in viris nobilibus aurum, in principibus gemmae pretioſae.

(**) Rectiſſime hinc putat *Seneca* de Ira L. II. c. 31. *Nefas eſt nocere patriae: Ergo civi quoque. Nam hic pars patriae eſt. Sanctae partes ſunt, ſi univerſum venerabile eſt: Ergo & homini. Nam hic in majore tibi urbe civis eſt. Quid ſi nocere velint manus pedibus? manibus oculi? Ut omnia inter ſe membra conſentiunt, quia* paercipue vero mentem, qua homini nihil divinius putat ab ipſo DEo eſſe datum *Cicero*, (**) rite prudenterque colere docent? Mea ſententia hoc tantum eſt opus, quo majus nusquam reperitur. Exiſtunt quippe hi aliis duces, & parum abeſt, quin dicam, auctores ſalutis. Certe viam ipſis monſtrant, qua potiſſimum ad tranquillam beatamque vitam pertingant, certiſſimamque ſui ipſius perniciem evitent. Namque ſine juſta *Literarum* notitia atque cognitione non aliter, ac pecudum, immo ſaeviſſimarum beſtiarum more vivitur. Nec mirum. Cum enim homines, effrenibus deperditiſſimisque ſuis affectibus relicti, non niſi mala petant, quaecunque bona contra averſentur; varia demum mentis opus eſt cultura atque exercitatione, priusquam vel aliquantisper dignoſcere valeant, quid ſit virtus, quid bonum, quid pium, quid juſtum, quidve honeſtum, & quae ſunt reliqua ejusmodi bene ponderanda.

§. 27.

ſinguli ſervari, totius intereſt; ita homines ſingulis parcent, quia ad coetum geniti ſumus:) Salva autem eſſe ſocietas, niſi amore & cuſtodia partium, non poteſt Cicero vero ediſſerit haec de Offic, l. c. 7. ſequenti modo: *Sed quoniam (ut praeclare ſcriptum eſt a* Platone*) non nobis ſolum nati ſumus, ſed ortus noſtri partem patria, partem parentes vindicant, partem amici*, addo partem cujusvis generis, aetatis, conditionisve homines. *Atque, (ut placet Stoicis) quae in terris gignuntur, ad uſum hominum omnia creari, homines autem hominum cauſa eſſe generatos, ut ipſi inter ſe aliis alii prodeſſe poſſent: In hoc naturam debemus ducem ſequi, communes utilitates in medium afferre, mutatione officiorum, dando, accipiendo: tum artibus, tum opera, tum facultatibus devincire hominum inter homines ſocietatem. Maxime autem*, ita ſentiente eodem de Offic. l. c. 34. *ineuntis aetatis inſcitia ſenum conſtituenda & regenda eſt prudentia, atque libidinibus arcenda exercendaque in labore, patientiaque & animi & corporis, ut eorum & in bellicis & civilibus officiis vigeat induſtria.*

(*) de offic. III. c. 10.

§. 27.

Atque hoc praecipue tempore pacis ita fieri ſolet. Neque vero tamen tempore belli bonae iſtae *Literae* uſu ſuo gloriaque deſtituuntur. Etenim hoc etiam demonſtrant illae quaſi ad oculum, quae ſit armorum juſtitia, quae injuſtitia. (*) Non iis ſolum juſte, ſed & bene uti docent. Nimirum inde ducuntur, quae ſint agenda imperatori, quae militi gregario. Inde pendent tam praecepta belli bene gerendi, quam bene vincendi, victoriaque non abutendi. Quae ſi ceſſant, crede, homines non aliter, ac feriſſimae beſtiae, in ſuimet ipſius perniciem ruunt, inque ſuum ſangvinem vel graviſſime deſaevire, haud nefas ſibi ducunt. Miſerrimos ergo homines illos merito dicas, qui nunquam *Literarum* ſtudiis tincti, hoc demum vivere putant. Nonne potius miſeris hiſce in id maxime enitendum foret, ut ipſis, tot tantisque praejudiciis ignorantiaeque tenebris pene oppresſis, quantocius clarior aliqua lux veritatis affulgeat? Felices ergo, immo terque quaterque beatos! qui jam inde a teneris meliora edocti, per omne vitae ſuae tempus cujuscunque generis *Literas* proſequuntur.

§. 28.

(*) Ne igitur arma aliquando injuſte ſumantur, ſed ſemper juſtitia aequitasque ea comitetur, maxime ponderanda eſſe putaverim verba *Ciceronis*, quando de offic. I. c 11. *Conſervanda quidem*, inquit, *ſunt in republ. jura belli. Sed cum ſint duo genera decertandi, unum per diſceptationem, alterum per vim, illud vero proprium ſit hominis, hoc beluarum; tum confugiendum eſt* ad poſterius, ſi per* improbitatem malevolorum, pacisque publicae turbatorum violentiam *uti non licet ſuperiore.* Tunc enim omnino praecunte *Ovidio, armaque in armatum ſumere jura ſinunt.* Idque tanto magis, quanto certius inter omnes conſtat, *magnas res*, teſte eodem *Tullio* in Cat. Maj. c. 6. *non viribus, aut velocitatibus, aut celeritate corporum geri, ſed conſiliis, & auctoritate, & ſententia.* Rectiſſime igitur cecinit *Virgilius*: *Nulla ſalus bel-*

§. 28.

Utinam vero, rebus ita conſtitutis, mortalium quique unum maxime hoc agerent, ut etiam ſibi tanquam hominibus, i. e. prudenter beateque vivere liceret. Immo licet, modo mentes ſuas neceſſariis maxime *Literarum* ſtudiis rite in tempore imbui vel curaſſent, vel adhuc curarent. Quod mea ſententia melius faciliusque fieri nequit, quam, data quavis occaſione, maximo ſibi cum ardore pii, juſti, honeſtique praecepta in dies notiora reddendo. Hoc autem potiſſimum in ſcholis quam feliciſſime peragi poſſe, exiſtimaverim, ſi praecipue juventuti, jam inde ab incunabulis, facili dextroque Marte demonſtretur, quae ſint eorum tam adhuc diſcentium, quam quando forte in republica ipſis ſive togatis, ſive ſagatis verſandum fuerit, ſive praeterea imperantium munere fungantur, ſive parentium, & denique quae tanquam Chriſtianorum officia. Alias enim profecto, non eſt, quod meliora ſperemus, quin potius ſemper deteriora ſequantur. Idque tanto magis in tempore, quanto ſunt aptiores eorum mentes quibuscunque praeceptis tam bonis, quam malis, recipiendis.

§. 29.

Hoc autem tunc demum felicisſime proceſſurum eſſe, quis non videt, ſi, ubicunque qualisqualis ſocietas tanquam in unum corpus coaluerit, complures ſcholae aperiantur, publicaque autoritate ejusmodi loca dedicentur, ubi juventus a doctis prudentibusque praeceptoribus elegantioribus *Literis* fideliter inſtruatur? Idque eo citius, quo minus dubitari poteſt, eſſe haec ſola quaſi reipublicae ſeminaria, unde ſuo tempore tam ſacrorum, quam civilium Pandectarum

---

lo. Quo ſpectat etiam notisſimum illud *Ciceronis:* Cedant arma togae.

interpretes, ſalutaris artis peritos, prudentes praeterea cives, & in officiis civilibus, & in bellicis rerum ſuarum ſtrenue ſatagentes, &c, ut verbo complectar, bonos tam imperantes, quam parentes petat. Quo igitur ſingula haec non niſi feliciſſime ſuccedant, ſuoque fini, ob quem praecipue inſtituta ſunt, haud deſtituantur, eligendi ſunt maxime in ſcholis, puerorum animos ad vitae prudenter honeſteque inſtituendae tramitem qui ducant, praeceptores, qui re magis ipſa atque exemplo, quam amplis verborum ambagibus doceant, quid liceat, quid deceat, quid ſit pium, quid juſtum, quid honeſtum, quidve minus. (*) Quod ſi enim forte contingat, ut tales juventuti proficiantur, qui neque bonis *Literis* ſatis tincti, neque morum gravitate, nec vitae integritate alios tanto antecellunt, quanto ejusmodi viros decebat: Quantum, quaeſo, inde enaſcitur reipublicae damnum? Hac ratione quippe tantum abeſt, ut bonos inde aliquando cives ſperet, ut potius tantum non nihil agere diſcant, ſaltim neutiquam, uti res quidem ipſa poſtulabat, ad officia ſua aliquando recte peragenda rite praeparentur.

§. 30.

Nec ſane mirum. Quem enim, quaeſo, latet, quam parce ipſis plerumque ſalaria, pro opera ſua atque labore juventuti *Literis* elegantioribus imbuendae ſive impenſo, ſive impendendo, quotannis exſolvenda decernantur? Ita quidem,

---

(*) Quales potiſſimum ſint in ſcholis publice conſtituendi praeceptores, exponit inter alia *Seneca* Ep. 52. Scilicet *non, qui verba magna celeritate praecipitant & communes locos volvunt, & in privato circulantur; ſed qui vita docent, qui, cum dixerint, quid faciendum ſit, probant faciendo, qui docent, quid vitandum ſit, nec unquam in eo, quod fugiendum dixerint, deprehenduntur. Eum elige adjutorem, quem magis admireris, cum videris, quam cum audieris.*

dem, ut ſaepius vix, ac ne vix quidem ſoli, nedum cum ſuis; decenter honeſteque vitam tolerare poſſint. Inde vero praecipue exiſtimaverim eſſe, cur aliquanto quisque doctior adeo gravibus ſollicitisque curis, ac munera, vel potius onera ſcholaſtica ſecum ferre ſolent, penitus ſe ſubducere potius, quam juvenum, in ſpem patriae meliori quovis modo educandorum, animos fideli dexteraque ſua inſtitutione malit juvare.

§. 31.

Principum igitur eorumque, qui ad imperii gubernacula ſedent, eaque ad totius, cui praeſunt, regni civitatisve dirigunt utilitatem, vel potius dirigere debebant, quam maxima pars curarum eo redit, ut etiam hac ex parte ſuae, quam regunt, provinciae bene proſpiciatur. Scilicet ante omnia eſt habenda ratio praeceptorum, tam quod eorundem doctrinam, ſcientiam, vitam atque mores, quam quod ipſa honoraria ſpectat. Hac enim ratione licet nondum id efficiatur, ut quilibet vel eruditus, vel vere ſapiens evadat, quod equidem maxime optandum foret; nemo tamen ex ſubditis eorum exiſtet, quem turpiter perquam lateat, quae ſit virtutis colendae neceſſitas, quae utilitas, quis fructus, quis uſus, qualis futurus ſucceſſus, quibus gaudeat praeceptis, quas habeat cauſas, quae media, quos fines, quae eam conſequantur praemia, quae contra frivolos ejusdem contemtores maneant exſpectentve poenae, & quae tandem ſunt reliquae hujusce generis homine quovis dignisſimae conſiderationes. Tum vero nonnullorum Principum, ſubditorum ſuorum ſalutem atque commoda, prout ipſa rei, quodque gerunt, muneris gravitas ab ipſis poſtulat, curae cordique habentium exemplo, ingeniorum habendus eſt delectus; nec niſi praeſtantiſſima ad altiora tendere ſunt jubenda, & quovis modo ſublevanda; reliquis vero tardioribus

bus

bus ad interiora Muſarum caſtra aditu interdicendum, ſicque res ſcholaſtica meliori quovis inſtituenda modo, inque dies magis magisque corrigenda eſt. Quae enim alias neceſſario inde conſequantur incommoda, quae difficultates, quae pericula, quae turbae, vel ex eo facillimum eſt collectu, quod nemo ſatis unquam perſpiciat, quibus maxime officiis teneatur, atque vel craſſiſſimo errore ductus ſemper id potiſſimum ſe peregiſſe ſibi ipſi videatur, quod tamen quisque alius ſaniori praeditus mente non niſi fraudibus, maleficiis, ſceleribusque annumeraverit. (*)

§. 32.

Nonne proinde jure meritoque longe infeliciſſimum fuerit reputandum ejusmodi regnum, ſeu quaevis terrae pars, quali ea cunque imperii forma utatur, (**) in qua elegantiores hae

---

(*) Rectiſſime igitur appellat *Cicero* de Offic III. c. 18. *Errorem fontem atque cauſam fraudum, maleficiorum, ſcelerum omnium: Et Seneca,* Ep. 72. *Imperitis,* inquit, *ac rudibus nullus praecipitationis finis eſt.*

(**) Quod ſi enim respubl. bene conſtituta eſſe debet, potiſſimum, ſi quid eſt in me judicii, nitatur oportet fundamentis, quae, referente *Seneca* Ep. 90. *Seculo, quod aureum perhibent, tribuit* Poſidonius. Sive, quod ille putat, *fuit aureo hoc ſeculo regnum penes ſapientes. Hi continebant manus, & infirmiores a validioribus tuebantur: Suadebant, diſſuadebantque, & utilia atque inutilia monſtrabant. Horum prudentia, ne quid deeſſet ſuis, providebat; fortitudo arcebat pericula, beneficentia augebat ornabatque ſubjectos. Officium erat imperare, non regnum. Nemo, quantum poſſet, adverſus eos experiebatur, per quos coeperat poſſe. Nec erat cuiquam aut animus in injuriam, aut cauſa, cum bene imperanti bene pareretur, nihilque rex majus minari male parentibus poſſet, quam ut abirent e regno.* Unde praeclare *Errare mihi videntur,* aſſerit idem *Seneca* Ep. 73, *qui exiſtimant, Philoſophiae* (noſtris moribus *Literis*) *fideliter deditos contumaces eſſe, ac refractarios, & contemtores magiſtratuum, ac regum, eorumve, per* hae *Literae*, quarum colendarum pariter neceſſitatem, atque utilitatem, hucusque demonſtrare conati ſumus, vel prorſus negliguntur, vel ex qua, cum ſuperioribus jamjam annis ibidem receptae fuerint atque cultae, iterum pulſae exulant? Mihi, profiteor, nunquam perſuadebitur, poſſe ſocietatem humanam, qualem eam cunque hic ſubintelligendam velis, absque bonis *Literis* ſalutem ſuam rite promovere, novis, quod debebat, in dies acceſſionibus adaugere, ſtabilemque reddere. Potius id mihi neceſſario quotidie ibi accidere videtur, ubi *Literarum* ſtudia prorſus negliguntur, ut quisque id demum pium, juſtum, honeſtumve appellet, quod vel deperditiſſimo ſuo genio maxime arbitratur convenire.

---

quos publica adminiſtrantur. E contrario enim nulli adverſus illos gratiores ſunt; nec immerito. Nullis enim plus praeſtant, quam quibus frui tranquillo otio licet. Itaque hi, quibus ad propoſitum bene vivendi aditum confert ſecuritas publica, neceſſe eſt, auctorem hujus boni ut parentem colant, multo quidem magis, quam illi inquieti, & in medio poſiti, qui multa Principibus debent, ſed & multa imputant, quibus nunquam tam plene occurrere ulla liberalitas poteſt, ut cupiditates illorum, quae creſcunt, dum implentur, exſatiet. Et paucis interjectis: *At ille vir ſincerus ac purus, qui relinquit & curiam, & forum, & omnem adminiſtrationem reipubl., ut ad ampliora ſecedat, diligit eos, per quos hoc ei facere tuto licet, ſolusque illis gratuitum teſtimonium reddit, & magnam rem neſcientibus debet. Quemadmodum praeceptores ſuos veneratur ac ſuſpicit, quorum beneficio illis ſe vitiis exuit: Sic & hos, ſub quorum tutela poſitus exercet artes bonas.* Quid igitur magis inde patet, quam neminem melius cum imperare, tum parere, quam ſapientem, ſive *Literarum* ſtudiis ſatis ſuperque tinctum? Unde rectiſſime acclamavit olim Imperatori *Tacito*, teſte *Vopiſco* in *Tacito* c. 4. ſenatus Romanus: *Quis melius, quam literatus, imperet?*

§. 33.

Verum enim vero quanta, quamque dolenda haec eſt miſeria, qua nulla ſane major dici, aut reperiri poteſt? Ea quippe rempublicam lubricis ejusmodi fulcris innixam, niſi plane deſtruit, funditusque evertit, maxime tamen commovet, nec ad verae ſummaeque felicitatis culmen unquam pertingere ſinit. Etenim, rebus ita conſtitutis, non ſolum non habet, unde pios Chriſtianos, juſtos bonosque cives, ſolertes patres familias, vigilantioresque rerum ſuarum curatores, &, ut verbo complectar, omnis denique alius vitæ generis ſapientes pariter atque prudentes cultores ſperet, ſed nec vel prima maxime licet neceſſariorum virtutis, pii, juſti, honeſti, decorique praeceptorum rudimenta cuiquam datum eſt deguſtare. Hoc enim opus eſt ſolius Philoſophiae, bonarumque *Literarum.* Scilicet non niſi per eas ad veram ſapientiam, eoque ad ipſam felicitatem via patet, quod jam ſuperius ſatis ſuperque demonſtratum dedimus. Unde ſi quis arroganter eas aſpernari deſpectuique non dubitaverit habere; hunc ſui contemtum neglectumque ſuo tempore affatim ulciſci ſolent. Etenim quam maxima ibi conſequatur atque regnet, neceſſe eſt, barbaries, ubi *Literarum* cultus ſaltim negligitur, ne dicam turpiter reſpuitur. Id quod dubio procul inde patet quoniam ſtudia *Literarum* hominem demum tanquam hominem, ſive prudenter beateque vivere docent; uti contra longe infeliciſſimi ſunt ejusmodi homines, in quorum terris radices agere ipſis nunquam licuit. Hi enim ſane non poſſunt non in ſe ipſos graviter perquam deſaevire, atque deliberato quaſi animo miſerrimam ſuimet ipſius perniciem accelerare.

§. 34.

Deſideras exempla? Adeas, quaeſo, antropophagorum aliorumque Indias praecipue hodienum incolentium barbarorum ſpeluncas. Conſideres paulo attentius eorum mores vivendique modum. Repletne omnia hujuscemodi perquam miſerorum deteſtanda immanitas crudelisſimis magis, quam beluinae ferociae ſignis ſpectaculisque ? Nonne vero haec omnia valentisſimi teſtes ſunt eorum, quae modo aſſerui? Mea ſane ſententia, haudquaquam opus fuerit, ulteriorem hujus argumenti probationem ſuppeditare. Praeſertim cum referti ſint praeterea, quod ſciam, omnis aetatis hiſtoriarum libri plus quam ſexcentis ejusdem generis barbarorum factis. Quin immo neque dulcisſima caruit olim noſtra Germania incolis ejusmodi crudelisſimis aeque, ac longe miſerrimis. Quam tamen homine indignisſimam animi feritatem, licet forte adhuc ſub altera alterave cute lateat, penitus depreſſam radicitusque quaſi videas exſtirpatam, poſtquam per tot jam annorum decurſus elegantioribus *Literis* aliquis locus fuit datus. Quid? quod demum, barbarie, quae ſuperioribus ſeculis iterum iterumque multorum animos occupaverat, a Germaniae noſtrae finibus repulſa atque profligata, debitus iisdem tandem aliquando ſit habitus honor, juſtumque pretium ſtatutum, hodieque ſtatuatur.

§. 35.

Quod ſi vero allata haec argumenta alicui nondum ſufficiant, iſtum ad veterum pariter, atque recentiorum hiſtoricorum monumenta ablegatum velim, ut ex iisdem paulo curatius tantum ſibi notitiae colligat, quantum putaverit eſſe ſatis. Nimirum praeter multos alios, credo, facile ejusdem ſatis ſunt facturi deſiderio *Plutarchus* in vitis ſuis *Sapientum Graeciae*, *STANLEIVS* in *Hiſtoria* totius *Philoſophiae*, celeberrimus *STOLLIVS* in *Hiſtoria Literaria*, aliique. Et ſi quae hi poſteriores ſyſtematice quaſi propoſuerunt, deſiderentur in conſpectu, evolvendus eſt potisſimum *Gerh. Jo. Vosſius de Sectis Philoſophorum.* Quod ſi quis attente prudenterque aggreſſus fuerit, dubio procul ſatis ſuperque ipſe cognoſcet, quae fuerit *Chaldaicae*, *Aegyptiacae*, *Graecae*, *Romanae*, *Germanicae*, &, ut ad longe notiora recentioris, & ipſius praeſertim noſtrae aetatis hiſtoriae capita recurrant, *Ruſſorum*, *Turcarum*, aliarumque Rerumpublicarum facies, cum hae gentes *Literas* adhuc vel penitus neſcirent, vel aliqua ratione colerent, vel iterum negligerent, turpiterque finibus ſuis pellerent.

36.

Quibus bene perſpectis, quid magis, quaeſo, inde patet, quid clarius, quid verius, quam eſſe omnino reipubl. ſeu ſocietatis humanae ſtatum longe miſerrimum infelicisſimumque, ſi tanto bono, quale *Literarum* ſtudia ſunt, careat, neque ullam earundem habeat cognitionem? Enimvero uno quaſi omnium Philoſophorum ore felix respubl. eſſe non poteſt, niſi affluentia cujusvis generis bonorum gaudeat, neque ulla indigentia aut calamitate laboret? Quod ſi igitur, uti nemo negare poteſt, in ea praecipue cujuscunque regni ſit poſita felicitas: Quomodo & qua demum ratione respubl. ſeu quod hic loci nobis idem eſt, ſocietas humana ſalva incolumisque poterit diu conſiſtere, niſi *Literarum* ſtudiis, tanquam optimis maximisque vitae humanae fulcris, fuerit innixa? Profecto hiſce ſubſidiis deſtituta, brevi niſi penitus corruerit, in miſerrimam tamen neceſſario ſemet ipſam detrudet conditionem. Utinam ergo omnes ii, qui Principes audiunt, imperantiumque munere funguntur, ſuis regnis, provinciis, terris atque ſubditis tam neceſſariam verae felicitatis vitaeque beate tranſigendae methodum, vel quibus nondum hactenus ejusdem ſplendor unquam affulſit, quantocius comparare; vel ubi hucusque jamjam ſereno perquam coelo floruit, hodieque viget, impoſterum quoque confirmare, & ſi qua fieri poteſt, perpetuam reddere; vel ex quorum denique finibus bonae iſtae *Literae*, cum ſuperiori jamjam aetate ipſis inibi aliquis exhibitus fuerit cultus, per duriora fata iterum pulſae aliquamdiu exulaverunt, proximo quoque tempore poſtliminio quaſi reſtituere non dedignarentur, ſed omnes maxime eo intenderent nervos. Faxit Deus!

COROLLARIA

Praejudicia magis officiunt veritati, quam ignorantia.

Jn republ. bene conſtituta haud ſunt tolerandi Athei, neque practici, neque theoretici.

Nulla eſt natio, neque abſurdior, neque periculoſior, quam Solipſorum.

VIRI,

GENEROSISSIME,
PLVRIMVM REVERENDE,
CONSVLTISSIME,

PATRONI AETATEM DEVENERANDI.

VT hac mea qualicunque Diſſertatiuncula e longinquo ad Veſtras oras appellam, eamque Veſtris, ob meritorum praeclareque factorum praeſtantiam nunquam interituris NOMINIBVS dedicem, MAECENATES ſummopere colendi, perplures me moverunt cauſae. Inter has certe haud poſtremum ſibi ea vindicat locum, quod jam inde ab ineunte mea aetate, in ſcholis patriis transacta, me praepollenti Veſtro Patrocinio atque favore plane non indignum arbitrati ſitis; ſed, quae maxima Veſtrum PATRONI OPTIMI, benevolentia eſt, non ſolum meorum ſtudiorum ante hac & re & conſilio rationem habueritis, ſed & adhuc, quod ſciam, habeatis. Ne igitur tot tantorumque a VOBIS quam benigniſſime in me collatorum beneficiorum pariter, atque dulciſſimae ipſius meae patriae penitus videar oblitus, cum forte impoſterum, fatis ita volentibus, apud exteros potius, quam pone lares patrios mihi vivendum fuerit. Hanc qualemcunque pietatis, qua tam VOBIS ipſis, PATRONI ad cineres usque maxime colendi, quam lectiſſimae patriae, obſtringor, teſſeram, qua decet, *quaque fas eſt, mente offero. Eam vero quam benignisſime accipiatis, nec ob exiguum, quo illa eſt, pretium ſpernatis, ſed ſaltim aliquo Veſtro Patrocinio, licet non omnino dignam, haud tamen penitus indignam exiſtimetis, obſecro. Offero quippe* VOBIS *jamjam, quidquid quantumque in viribus meis poſitum eſt; firmisſima fretus ſpe, fore, ut mihi aeque inpoſterum, ac hucusque per maximam Veſtram benevolentiam licuit, vel ultimum inter* NOMINVM *Veſtrorum cultores atque clientes eſſe permittatis. Ceterum ſervet non ſolum* VOS*met ipſos & in Eccleſiae, & in Reipubl. utilitatem Deus T.O.M. quam diutisſime ſalvos & incolumes, ſed & longe celebratisſimas Veſtras* GENTES *ad novisſimum usque dierum quam florentisſimas eſſe jubeat, omnigenaque cumulet felicitate. Id quod ardentisſimis precibus a ſummo Numine Divino nunquam non me petiturum eſſe, ſanctisſime polliceor,*

VIRI,
GENEROSISSIME,
PLURIMUM REVERENDE,
CONSULTISSIME,

PATRONI AETATEM DEVENERANDI,
CELEBERRIMORVM VESTRORVM NOMINVM

LIPSIAE
die XIII. Maji.
1738.

humillimus cultor,
GODOFREDVS BURGEL

VIRIS,
GENEROSISSIMO
DOMINO
CONRADO von der Heyde,
EQUITI SILESIO,
DYNASTAE IN HABENDORF, MITTEL-HENNERSDORF, & OBER-SEIFERSDORF, JVDICI
REGIO PROVINCIALI APVD REICHENBACENSES HAEREDITARIO &c.

DOMINO MEO GRATIOSISIMO;

VT ET
PLVRIMVM
REVERENDO, AMPLISSIMO,
DOCTISSIMO,
DOMINO
M. GOTHOFREDO BALTHASARI
SCHARFFIO,
REV. MIN. A. C. APVD SVIDNICENSES SILESIORVM
SENIORI LONGE MERITISSIMO &c.
PARITER
PRAE-NOBILISSIMO, AMPLISSIMO, CONSVLTISSIMO
DOMINO
ERNESTO SIGISMVNDO SCHOBERO,
JCTO,
DNO. HAEREDITARIO IN NIEDER-STONSDORF &c.
DVCATVVM SVIDNICENSIS ET JAVORIENSIS
SILES. ADVOCATO JVRATO, RELIQVA,

PATRONIS MEIS AETATEM COLENDIS:

VIRO
SVMME REVERENDO DOCTISSIMO
ATQVE CLARISSIMO
GODOFREDO BALTHASARI
SCHARFIO. A. M.
MINISTERII EVANGELICI APVD
SWIDNICENSES SENIORI MERITISSIMO
S. P. D.
DISSERTATIONIS HVIVS PRAESES.

Diu eſt, VIR S. R. quod in Boruſſia, patria cariſſima adhuc degenti mihi, ex variis, quae magno religionis ſanctiſſimae emolumento edidiſti, ſcriptis, eloquentiae ſolidaeve doctrinae TVAE magnitudo innotuit. Non parum crevit haec Nominis TVI veneratio, poſtquam in Germaniam delatò, ex propinquiori quaſi ſpecula, TE, TVAque in Muſas vernaculas merita, non ſine multa delectatione contemplari contigit. Defuit interim hactenus commoda ſatis, & quae aſſentantis ſuſpicionem non moveret, occaſio, publice TIBI declarandi quanti TE facerem, & quantopere gratularer iis, quibus propius TE cognoſcere meritaque TVA coram admirari contingit.

Optato tandem accidit, ut Nobiliſſimus diſſertationis Auctor, me accederet, meumque in publice defendendis meditationibus ſuis, praeſidium deſideraret. Noſti VIR S. R. doctiſſimi BVRGELII, qui Civis Veſter eſt, ab ineunte aetate, ingenium; noſti mores ad omnem honeſtatem compoſitos; noſti indolem ingenuae mentis, ad optima quaeque enitentem: ita vt addere de his omnibus aliquid, ſuperfluum valde exiſtimem. Id tamen tacere non poſſum, quod TVI potiſſimum admiratorem ſe gerat, nec unquam Nominis TVI, ſine venerationis eximiae indiciis, mentionem iniici patiatur. Non incongruum igitur fore credidi hac occaſione, meam ipſius elogiis iungere erga TE, V. S. R. reverentiam, ipſique ſimul Diſſertationis Auctori, eruditionis teſtimonium perhibere, quod vel veritas ipſa à me efflagitare videtur.

Et primo quidem in eo maximam meretur laudem, quod non niſi philoſophiae praeceptis probe imbutus, ad Iuris ſcientiam adplicaverit animum; vulgaremque ſic oratorum forenſium morem neglexerit ſpre-

veritque, qui ſapientum doctrinas, adunco naſo ſuſpendentes, ad auream quam vocant praxeos iuridicae artem convolant: nihil praeter formulas ſolemnes edocti; egregiique litium quondam prorogandarum magiſtri futuri. Laude porro dignus eſt BURGELIUS noſter, quod inter noſtri ſaeculi philoſophos nemini quidem adeo nomen dederit, ut omnes reliquos ſapientiae magiſtros flocci faceret; inter primarios tamen, in quorum ſcriptis evoluendis operam ſuam collocavit, Celeberr. WOLFIUM, ingens Sileſiae litteratae, immo Germaniae noſtrae decus, ſibi quam maxime ſequendum eſſe duxerit. Laudem denique & propterea non exiguam ſibi paraſſe cenſendus eſt in eo, quod ſpecimen ſtudiorum editurus, quo ad honores Academicos viam ſibi ſterneret, philoſophicam potius, quam iuridicam ſibi Cathedram elegerit, & argumentum quoddam nobiliſſimum, proprio marte, ſolide, eleganterque elaboratum, Eruditorum examini ſubmittere voluerit.

Ad poſtremum enim horum quod attinet, id profecto veritatis amore ductus aſſeverare poſſum, nullas mihi, in omni ſcripto hocce De Regni, ex quo Litterae exulant, infelicitate, *partes eſſe; nihilque in eo reperiri, niſi quod propria ipſi ſuggeſſit meditatio, lectio, diligentia denique, & in Litteras amor eximius. Licet enim fuiſſent nonnulla, quae in argumento ampliſſimo adiici potuiſſent ex meis lucubrationibus: Malui tamen abſtinere ab additamentis eiuſmodi, quam circulos auctoris turbare, eamque ipſe ex parte praeripere gloriam, quam ex integro opere reportaturum praevidebam.*

Eſt itaque VIR S.R. quod TIBI, eſt quod inclutae Suidnicenſium Civitati, eſt quod Sileſiae Veſtrae, eſt denique quod Academiae noſtrae de Cive hoc gratuler, qui tanto ſucceſſu in Litteris colendis hactenus verſatus, plura inpoſterum promittere videtur. Eſt denique, quod & mihi gratuler ipſi, quem teſtem ſibi potius publicum doctrinae facundiaeque ſuae, quam Praeſidem elegiſſe videtur, quod anſam ita nactus fuerim, Tibi V. S. R. quo erga TE animo ſemper fuerim, publice declarandi. Vale, Vir doctiſſime, meque inter Nominis TVI cultores non infimos numerare, nequaquam dubita.

Dabam Lipſiae D. X. Maii A.C. MDCCXXXI

Joh. Chriſt. Gottſcheds
Prof. der Poeſ. in Leipzig,

Sterbender CATO

ein Trauerſpiel,
nebſt
einer Critiſchen Vorrede,
darinnen
von der Einrichtung deſſelben
Rechenſchaft gegeben wird.

Leipzig,
Zu finden in Teubners Buchladen.
1732.

GROSSHERZOGL. BIBLIOTHEK WEIMAR

G.H. BIBL. Z. WEIMAR

Dem
MAGNIFICO
Hochedelgebohrnen Veſt- u. Hochgelahrten Herrn,
HERRN
D. Gottfried Langen,
JCTO.
Sr. Königl. Majeſtät in Pohlen
und Churfürſtl. Durchl. zu Sachſen hochbeſtallten Hof- und Juſtitz-Rath, des gemeinſchaftl.
Chur- und Fürſtl. Sächſiſchen Ober-Hof-Gerichts
wie auch des geiſtl. Conſiſtorii und Schöppenſtuhls zu Leipzig hochverdienten Aſſeſſorn,

wie auch

der Stadt Leipzig älteſtem und itziger Zeit
regierendem Bürgermeiſter,
meinem inſonders hochgeſchätzten
Gönner.

Magnifice, Hochedelgebohrner,

inſonders hochzuehrender

Herr Hofrath,

MEin ſterbender Cato hat auf mehr als eine Art das Recht, ſich mit einer römiſchen Freyheit zu Eurer Hochedelgebohrnen Magnificenz zu nähern, und ſich einen geneigten Anblick von Denenſelben auszubitten.

Nichts iſt billiger, als daß man gelehrte Werke denen hauptſächlich zueignet, die Verſtand und Fähigkeit genug beſitzen, von ihrem Werthe und Unwerthe ein Urtheil zu fällen. Es iſt weder den Bücherſchreibern noch ihren Schriften zuträglich, wenn ſie in die Hände derjenigen verfallen, die bey aller ihrer Hoheit und Macht in der Welt, dennoch die Einſicht nicht haben, die zu gründlicher Beurtheilung ihrer Bemühungen gehöret. Da nun die Gabe der Unterſcheidung in freyen Künſten ſo gemein nicht iſt, als ſich wohl die meiſten einbilden, die ihren verderbten Geſchmack vor den unbetrüglichen Probierſtein darinnen anſehen: So kan ja ein Scribent nicht getadelt werden, der ſeine Arbeiten Kennern derſelben; ja wo möglich, Meiſtern in der Kunſt vor die Augen bringet.

So wenig ich meinen Urtheilen ſonſt zutraue, ſo feſt bin ich gleichwohl verſichert, daß man mir wenigſtens bey dieſer Zueignungsſchrift, in der Wahl Eurer Hochedelgebohrnen, keinen Fehler vorrücken wird. Mein Cato gehört unter die Zahl poetiſcher Schriften, und ich habe mir zu ſeinem Richter einen Poeten erwehlet, der ſich vorlängſt in öffentlichem Drucke den Beyfall unſers Vaterlandes erworben, und den allergrößten Dichtern deſſelben den Vorzug würde ſtreitig gemacht haben, wenn ihn nicht wichtigere Hofgeſchäfte von dieſer rühmlichen Bahn zeitig zurücke geruffen hätten.

Und was das meiſte iſt, ſo ſind Eure Hochedelgebohrnen faſt der einzige unter den itztlebenden Dichtern in Deutſchland, der ſich die

Tragiſche Poeſie, dieſe faſt ins Vergeſſen gerathene Gattung der hohen Dichtkunſt, hat angelegen ſeyn laſſen. Dero unvergleichliche Uberſetzung des erſten Meiſterſtückes, ſo der Franzöſiſche Sophocles, nunmehro faſt vor hundert Jahren geliefert, hat unſrer Deutſchen Schaubühne zum erſten Muſter gedienet, wie man ein poetiſches Trauerſpiel abzufaſſen habe. Roderich und Chimene hat ſchon unzehlichemal den Beyfall aller Kenner bey uns erhalten, und nicht ein weniges zu Verbeſſerung des Geſchmacks in theatraliſchen Gedichten beygetragen. Und da dieſes Trauerſpiel vor mehr als dreyßig Jahren an dem Hofe eines hocherleuchteten Schutzherrn der Muſen, des Durchlauchtigſten Anton Ulrichs, viele Bewunderer gefunden: So hat michs um ſo viel mehr wunder genommen, daß nach der Zeit ſich faſt niemand in Dero Fußtapfen zu treten unterſtanden; indem die göttliche Melpomene unter uns Deutſchen kaum einen einzigen Verehrer gefunden.

Ich rede hier von einem nicht minder geſchickten Dichter und anſehnlichen Manne, dem trefflichen Herrn von Führer, der itzo ſowohl als eure Hochedelgebohrnen an dem Ruder ſeiner Republik ſitzet, und ſich nicht ſchämet das Nürnbergiſche Stadtpflegeramt und Patriciat mit dem Nahmen eines Poeten vereinbaret zu haben. Sein gleichfalls aus dem großen Corneille überſetzter Cinna iſt ebener maſſen eine Zierde unſrer Schaubühne geworden: Und der Cid Eurer Hochedelgebohrnen hat alſo an demſelben einen würdigen Nachfolger gefunden.

So rühmlich nun durch ein paar ſo groſſe Vorgänger die Bahn geworden, darauf ich mich gewaget habe; So groß iſt gleichwohl die Verwegenheit, daß ich mich denenſelben nachzufolgen unterſtehe. Sollte man ſich nicht ſcheuen, ſich mit dem gröſten Poeten von Frankreich gleichſam in einen Wettſtreit einzulaſſen; deſſen ſcharfſinnige Uberſetzer auch im Deutſchen gewieſen haben, wie hoch es ein erhabener Geiſt in Schauſpielen dieſer Art bringen könne, und wie geſchickt unſre Sprache ſey, die Majeſtät und Schönheit der Franzöſiſchen zu erreichen? Ich geſtehe es, dieſer Einwurf würde mich noch dieſen Augenblick ſchüchtern machen, wenn ich den ſterbenden Cato ganz vor mein eigenes Werk ausgeben wollte. Da ich aber das meiſte darinnen theils von einem Engelländer, theils von einem Franzoſen entlehnet habe: So mögen Addiſon und Des-Champs ſelbſt zuſehen, wie ſie aus dieſem Wettſtreite mit Ehren zurücke kommen wollen.

Ich habe aber noch eine andere Urſache, Eurer Hochedelgebohrnen Magnificenz dieſes mein Trauerſpiel zu wiedmen und zuzueignen. Dieſer Deutſche Cato erkennet das edle Leipzig vor ſeine Vaterſtadt, und würde wohl niemals das Licht erblicket haben, wenn ſein Verfaſſer nicht Gelegenheit gehabt hätte, die hieſige Schaubühne kennen zu lernen. Wie nun E. E. Rath allhier, ſich in allen Stücken rühmlichſt angelegen ſeyn läſſet, nicht nur den wahren Nutzen der Stadt und die Wohlfahrt des gemeinen Weſens, ſondern auch das Vergnügen ſeiner Bürger zu befördern; und alſo dem Exempel unſers unvergleichlichen Auguſts ſo viel möglich nachzufolgen: So hat auch der hieſige Schauplatz faſt jährlich neue Vortheile und mehrere Vergünſtigungen von demſelben erhalten; und wird alſo den Anwachs ſeiner Vollkommenheit faſt lediglich dem Schutze und guten

Geſchmacke einer ſo weiſen Obrigkeit zu danken haben.

Eure Hochedelgebohrnen haben gar zu viel Theil an dieſem allen, als daß man es denenſelben nicht auf eine beſondre Art zuſchreiben könnte: Da Sie nicht nur einen bloſſen Kenner und Liebhaber der theatraliſchen Poeſie, nicht nur einen Meiſter in Trauerſpielen; ſondern auch itzo ein regierendes Oberhaupt der ganzen Stadt abgeben. Wie viel gutes hat ſich die Deutſche Schaubühne unter einer ſolchen Regierung nicht noch zu verſprechen! Sie bedarf den Beyſtand und Schutz ihrer Obern itzo um ſo vielmehr, da ſie kaum aus ihrer Verwirrung hervorzublicken anfängt; und das rohe Weſen ins Vergeſſen gerathen läſſet, darinnen man ſie ohne ihr Verſchulden gelaſſen, und welches ſie bisher ſo verächtlich gemacht hat.

Eure Hochedelgebohrne Magnificenz wiſſen es vor ſich ſchon, wie viel auswärtige berühmte Städte unter andern auch auf eine wohleingerichtete Schaubühne halten: Als wodurch nicht nur viele Fremde dahin gelocket, ſondern die Einwohner ſelbſt auf eine unſchuldige Weiſe vergnüget werden. Denn daß ich Paris und Londen mit Stillſchweigen übergehe; ſo iſt ja bekannt, daß Amſterdam und Haag, Straßburg und Lyon, und andere mehr, Jahr aus Jahr ein dieſer ſinnreichen und nützlichen Zeitkürzung genüſſen, und ſolches mit unter ihre Vorzüge zehlen. Warum ſollte nun Leipzig, welches dieſen allen, ja faſt dem alten Athen an Witz und Artigkeit nichts nachgiebet, dieſer Zierde entbehren? Und warum ſollten nur Thalia und Melpomene unter uns keinen anſtändigen Aufenthalt finden; da alle ihre übrigen Schweſtern ſeit undenklichen Jahren allhier ihren beſtändigen Sitz gehabt?

Nach der Gewohnheit, die in Zueignungsſchriften eingeführet iſt, hätte ich hier die beſte Gelegenheit, Eurer Hochedelgebohrnen eine völlige Lobſchrift zu machen, und ſo viele treffliche Eigenſchaften an Denenſelben zu rühmen; dadurch ſich Dieſelben vorlängſt die Gnade groſſer Miniſter, ja unſers allergnädigſten Königes ſelbſt zuwege gebracht; unſerm werthen Leipzig aber die allererſprießlichſten Dienſte geleiſtet haben. Allein da dero Verdienſte bey Hofe und in der Stadt ſo bekannt ſind, daß ſie ein jeder ohne mich ein ſieht: So darf ich weder Dero Beſcheidenheit dadurch überläſtig werden, noch durch eine ſchwache Erzehlung deſſen, was jedermann in Sachſen weit beſſer ſelbſt ſiehet, meine eigene Unfähigkeit im Loben verrathen.

Erlanget mein Cato das Glück, von Eurer Hochedelgebohrnen ſowohl im Leſen, als in der Vorſtellung ſelbſt eines erwünſchten Beyfalles gewürdiget zu werden: So wird mich die Mühe nicht dauren, ſo ich auf die Ausarbeitung deſſelben gewandt; und ich werde mit aller Hochachtung mich jederzeit nennen

Eurer Hochedelgebohrnen
Magnificenz,
Meines hochzuehrenden Herrn
Hofraths

Leipzig,
den 9. Aug. 1732.

gehorſamſten
und ergebenſten Diener,
Der Verfaſſer.

Vor-

Vorrede.

Ich unterſtehe mich eine Tragödie in Verſen drucken zu laſſen, und zwar zu einer ſolchen Zeit, da dieſe Art von Gedichten in Deutſchland ſeit dreyßig und mehr Jahren ganz ins Vergeſſen gerathen; und nur ſeit kurzem auf unſerer Schaubühne ſich wieder zu zeigen angefangen hat. Dieſe Verwegenheit iſt in der That ſo groß, daß ich mich deßwegen ausführlich entſchuldigen muß. Ich weis zwar, daß ein einziges herrliches Muſter, dieſer in Verfall gerathenen Art der Gedichte, wohl eher ganze Nationen rege gemacht, und ihnen einen Geſchmack davon beygebracht. Der berühmte Cid des Corneille hat dieſes in Frankreich, die Merope des Hrn. Maffei in Italien, und Hn. Adiſſons Cato in Engelland zur Gnüge erwieſen. Allein ich bin auch im Gegentheil verſichert, daß Leute, die einer Sache nicht recht gewachſen ſind, durch übelgerathene Proben alles verderben; und oftmals eine Art von Poeſien in ſolche Verachtung bringen können, daß ſich niemand mehr die Mühe nimmt ſie zu übertreffen, oder dasjenige, was ſie ſchlimm gemacht haben, wieder zu verbeſſern.

Eben deßwegen habe ich mich ſeit drey Jahren, da ich in meiner Critiſchen Dichtkunſt unſre Nation zu Hervorſuchung dieſer Art groſſer Gedichte aufgemuntert, und einige Anleitung dazu gegeben, nicht gewaget, ſelbſt ans Licht zu treten, oder andern mit meinem Exempel vorzugehen. Ich habe gewartet, ob ſich nicht etwa ein geſchickterer Poet unſres Vaterlandes hervorthun, und ein Werk unternehmen würde, welches ihm und Deutſchland Ehre machen könnte. Es fehlt uns in der That an groſſen u. erhabenen Geiſtern nicht, die zur tragiſchen Poeſie gleichſam gebohren zu ſeyn ſcheinen. Es kommt nur auf die Wiſſenſchaft der Regeln an; die aber nicht ohne alle Bemühung und Geduld gefaſſet werden können. Es gehört auch Gelegenheit dazu, die Deutſche Schaubühne nach ihren bisherigen Fehlern und erforderlichen Tugenden kennen zu lernen: Wie denn auch die Kenntniß des Franzöſiſchen, Engliſchen und Italiäniſchen Theaters einiger maſſen hierzu nöthig iſt. Und ohngeachtet ich Urſache habe zu glauben, daß es verſchiedene unter unſern Dichtern gebe, die mit allen dieſen Vortheilen reichlich verſehen ſind; wie ich denn ſelbſt einige davon nennen könnte: So habe ich doch bisher vergeblich auf die Erfüllung meines Wunſches gehoffet.

Ehe ich mich aber erkläre, aus was für Urſachen ich mich endlich entſchloſſen habe, dieſes Trauerſpiel ans Licht zu ſtellen, muß ich mit wenigem melden, wie ich zuerſt auf die Theatraliſche Poeſie gelenket worden, und was mich endlich bewogen, ſelbſt Hand anzulegen, und einen Verſuch darinnen zu thun. Es ſind nunmehro 15. oder 16. Jahre als ich zuerſt **Lohenſteins** Trauerſpiele laſe, und mir daraus einen ſehr wunderlichen Begriff von der Tragödie machte. Ob ich gleich von vielen dieſen Poeten himmelhoch erheben hörte, ſo konnte ich doch die Schönheit ſeiner Werke ſelber nicht finden, oder gewahr werden. Ich ließ alſo dieſe Art der Poeſie in ihren Würden und Unwürden beruhen: Weil ich mich nicht getrauete mein Urtheil davon zu ſagen. Ich laſe auch um eben die Zeit **Opitzens Antigone**, die er aus dem Sophocles verdeutſchet hat. Allein ob mir wohl die andern Gedichte dieſes Vaters unſrer Dichtkunſt ungemein gefielen: So konnte ich doch die rauhen Verſe dieſer etwas gezwungenen Uberſetzung nicht leiden; und daher kam es, daß ich auch an dem Inhalte dieſer Tragödie keinen Geſchmack fand. Ich blieb alſo im Abſehen auf die theatraliſche Poeſie in vollkommener Gleichgültigkeit oder Unwiſſenheit, bis ich etliche Jahre hernach den **Boileau** kennen lernte. Damals ward ich denn, theils durch die an den **Moliere** gerichtete Satire, theils durch den hin und her eingeſtreuten Ruhm und Tadel theatraliſcher Stücke begierig gemacht, ſelbige näher kennen zu lernen.

Obhwol ich nun den Moliere leicht genug zu leſen bekam; ſo war doch in meinem Vaterlande keine

Gelegenheit, eine Comödie oder Tragödie ſpielen zu ſehen: Als wozu mir dieſes Leſen eine ungemeine Luſt erwecket hatte. Ich muſte mir alſo dieſe Luſt vergehen laſſen, bis ich im Jahr 1724. nach Leipzig kam, und daſelbſt Gelegenheit fand, die privilegirten Dreßdeniſchen Hofcomödianten ſpielen zu ſehen. Weil ſich dieſelben nur zur Meßzeit allhier einfanden, ſo verſäumte ich faſt kein einziges Stücke, ſo mir noch neu war. Dergeſtalt ſtillte ich zwar anfänglich mein Verlangen dadurch: Allein ich ward auch die groſſe Verwirrung bald gewahr, darinn dieſe Schaubühne ſteckte. Lauter ſchwülſtige und mit Harlekins Luſtbarkeiten untermengte Haupt- und Staats-Actionen, lauter unnatürliche Romanſtreiche und Liebesverwirrungen, lauter pöbelhafte Fratzen und Zoten waren dasjenige, ſo man daſelbſt zu ſehen bekam. Das einzige gute Stücke ſo man aufführete, war der Streit zwiſchen Ehre und Liebe, oder **Roderich** und **Chimene**; aber nur in ungebundener Rede überſetzt. Dieſes gefiel mir nun, wie leicht zu erachten iſt, vor allen andern, und zeigte mir den groſſen Unterſcheid zwiſchen einem ordentlichen Schauſpiele, und einer regelloſen Vorſtellung der ſeltſamſten Verwirrungen, auf eine ſehr empfindliche Weiſe.

Hier nahm ich nun Gelegenheit, mich mit dem damaligen Principal der Comödie bekannt zu machen, und zuweilen von der beſſern Einrichtung ſeiner Schaubühne mit ihm zu ſprechen. Ich fragte ihn ſonderlich, warum man nicht Andr. Gryphii Trauerſpiele

erſpiele, imgleichen ſeinen Horribilicribrifax u. d. m. aufführete? Die Antwort fiel, daß er die erſtern auch ſonſt vorgeſtellet hätte: Allein itzo lieſſe ſichs nicht mehr thun. Man würde ſolche Stücke in in Verſen nicht mehr ſehen wollen: Zumal ſie gar zu ernſthaft wären, und keine luſtige Perſon in ſich hätten. Ich rieth ihm alſo einmal ein neues Stücke in Verſen zu verſuchen; und verſprach ſelbſten einen Verſuch darinn zu thun. Da ich aber noch keine Regeln der Schauſpiele verſtund, ja nicht einmal wuſte, ob es dergleichen gäbe: So überſetzte ich aus den Fontenelliſchen Schäfergedichten den Endimion, ſo wie ich denſelben bey der erſten Auflage der Geſpräche von mehr als einer Welt habe drucken laſſen; machte aber hier und dar, noch einige Zuſätze von luſtigen Scenen darzwiſchen, welche zuſammen ein Zwiſchenſpiel ausmachten, ſo mit der Haupthandlung gar nicht verbunden war. Ich verſtund nemlich die Schaubühne ſo wenig, als der Principal der Comödie; und ohngeachtet es mich damals verdroß, daß er meine Uberſetzung aufzuführen das Herz nicht hatte: So iſt mirs doch itzo ſehr lieb, daß ſolches nicht geſchehen iſt; zumal da Endimion ſich mehr zu einer Oper, als zu einer Comödie geſchicket hätte.

Indeſſen gaben mir die ſchlechten Stücke, die ich ſpielen ſahe, vielfältige Gelegenheit, auch ohne alle Kenntniß der Regeln, das unnatürliche Weſen derſelben wahrzunehmen: Zugleich aber machte mich dieſes begierig mich um die Regeln der Schaubühne zu bekümmern. Ich konnte mir nemlich leicht einbilden, daß eine ſo weitläuftige Art der Gedichte unmöglich ohne dieſelben beſtehen könnte; da man es den allerkleinſten Poeſien daran nicht hatte fehlen laſſen. In allen unſern Deutſchen Anleitungen zur Poeſie fand ich kein Wort davon; ausgenommen in **Rothens** Deutſcher Poeſie, die 1688. hier in Leipzig herausgekommen. Alle übrige, auch ſogar **Menantes** in ſeinen Theatraliſchen Gedichten, und der von ihm ans Licht geſtellten allerneueſten Art zur galanten Poeſie zu gelangen, hatten nur eine ſeichte Anleitung zur Oper gegeben. Doch da mir auch Rothe noch kein Gnügen that, ob er gleich nicht übel davon gehandelt hat; und ich in ihm des Ariſtoteles Poetik gelobt fand: So ward ich begierig dieſelbe zu leſen; und es fiel mir zu allem Glücke **Daciers** Franzöſiſ. Überſetzung derſelben in die Hände. Dieſe hielte auſſer dem Texte ſehr ausführliche Anmerckungen in ſich, und gab mir alſo den längſtgewünſchten Unterricht in dieſem Stücke. Es kamen mir nachmals **Caſaubonus** de Poeſi Satyrica Graecorum, **Rappolts** Poetica Ariſtotelica, imgleichen **Heinſius** de Tragoediae Conſtitutione, des Abts von **Aubignac** Pratique du Theatre, und andre Schriften mehr in die Hand, die nur beyläufig von dieſen Sachen handelten; dahin ich hauptſächlich den Engliſchen Spectator, und den St. Evremont rechnen muß. Und zu geſchweigen, daß ich mir des Corneille, Racine, la Grange, la Motte, Moliere, Voltaire u. a. Schauſpiele nebſt den ihnen vorgeſetzten

Vorreden und beygefügten critiſchen Abhandlungen bekannt gemachet: So kam endlich auch noch des Abts Brumois Theatre des Grecs, und des Italieners Riccoboni Hiſtoire du Theatre Italien dazu, die mir noch mehr Licht in dieſer Materie verſchaffeten.

Jemehr ich nun durch die Leſung aller dieſer Werke die wohleingerichteten Schaubühnen der Ausländer kennen lernte: Deſtomehr ſchmerzte michs die Deutſche Bühne noch in ſolcher Verwirrung zu ſehen. Indeſſen aber, daß mir das Licht nach und nach aufgieng: So geſchah es, daß die Dreßdeniſchen Hofcomödianten einen andern Principal bekamen; der nebſt ſeiner geſchickten Ehegatttin, die gewiß in der Vorſtellungskunſt keiner Franzöſin oder Engelländerin was nachgiebt, mehr Luſt und Vermögen hatte, das bisherige Chaos abzuſchaffen, und die Deutſche Comödie auf den Fuß der Franzöſiſchen zu ſetzen. Den erſten Vorſchub dazu that ſo zu reden der Hochfürſtl. Braunſchweigiſche Hof, woſelbſt zu des höchſtſeel. Herzogs Anton Ulrichs Zeiten, ſchon längſt ein Verſuch gemacht worden war, die Meiſterſtücke der Franzoſen in Deutſche Verſe zu überſetzen, und wirklich aufzuführen. Man gab ihnen die Abſchriften vieler ſolchen Stücke; und ob ſie gleich mit dem Regulus des Pradons, eines nicht zum beſten berüchtigten Poeten den Anfang machten, den Breſſand an obgedachtem Hofe ſchon vor vielen Jahren in ziemlich rauhe Verſe überſetzt hatte: So gelung ihnen doch dieſes Stücke durch die gute Vorſtelſtellung ſo gut, daß ſie auch den Brutus, imgleichen den Alexander und Porus von eben dieſem Uberſetzer; und bald darauf auch den Cid des Corneille aufführeten, der aber von einem weit geſchicktern Poeten, in viel reinere und angenehmere Verſe überſetzt war, als jene, und alſo auch ungleich mehr Beyfall fand, als alle poetiſche Stücke, die man vorhin geſehen hatte.

Hierauf ſchlug ich, die angefangene Verbeſſerung unſrer Schaubühne, ſo viel mir möglich war, fortzuſetzen, und zu unterſtützen, dem dermahligen Director derſelben, auch den von einem vornehmen Raths-Gliede in Nürnberg überſetzten Cinna vor, der in der Sammlung ſeiner Gedichte, die unter dem Titel der Veſta und Flora herausgekommen, befindlich iſt. Wie nun dieſes Meiſterſtücke des Corneille durchgehends groſſen Beyfall fand: So machte ich ſelbſt endlich mit Uberſetzung der Iphigenia aus dem Racine einen Verſuch, und ſpornte zugleich ein paar gute Freunde, und geſchickte Mitglieder der Deutſchen Geſellſchaft allhier an, dergleichen zu thun; da denn der eine den andern Theil des Cids, oder Chimenens Trauerjahr; der andre aber die Berenice aus dem Racine ins Deutſche brachte. Alle dreye wurden mit ziemlichem Beyfalle aufgeführet, ſo daß man dergeſtalt ſchon acht regelmäßige Tragödien in Verſen auf unſerer Schaubühne ſehen konnte. Ich ſchweige was wir der geſchickten Feder Hrn. Kochs, eines der geſchickteſten Acteurs hierinn zu danken haben, der uns ein paar Stücke von Titus Mannlius ſelbſt geliefert, den verheyratheten Philoſophen aus dem Franzöſiſchen überſetzet; die Sinilde aber aus des Herrn Geh. Secr. Königs Opera, Sancio entlehnet, und mit einiger Veränderung in eine Tragödie verwandelt hat.

Nachdem ich alſo beyläufig eine kurze Hiſtorie von der angefangenen Verbeſſerung der Deutſchen Schaubühne gegeben: So muß ich endlich auch auf meinen Cato kommen, und überhaupt von der Einrichtung dieſes Stückes Red und Antwort geben.

Cato von Utica iſt zu allen Zeiten vor ein ganz beſonderes Muſter der Stoiſchen Standhaftigkeit, und der Patriotiſchen Liebe zur Freyheit gehalten worden. **Poeten, Redner, Geſchichtſcheiber** und **Weltweiſen** haben ihn in ihren Schriften um die Wette bewundert und geprieſen. Sogar unter dem unumſchränkten Regimente der Römiſchen Kayſer, welche alle Cäſars Nachfolger waren, konnten ſich die gröſten Leute in Rom nicht enthalten, dieſen eifrigen Verfechter einer freyen Republik zu loben, der in dem erſten Unterdrücker derſelben alle Fortpflanzer ſeiner Herrſchaft und Regierung vor Tyrannen erkläret hatte. Virgil und Horaz haben dieſes unter Auguſts Regierung, Lucan und Seneca aber unter dem Claudius und Nero gethan. Maternus, ein Poet, der nach dem Berichte des alten Geſpräches von Rednern, oder von den Urſachen der verfallenen Beredſamkeit, eine Tragödie von dem

Cato gemachet, muß auch etwa um dieſe Zeiten gelebet haben: Und ſein Trauerſpiel wird gewiß den Haß gegen das Monarchiſche Regiment nicht undeutlich oder ſchwach ausgedrücket haben, weil ſeine guten Freunde es vor anzüglich und gefährlich hielten; wie aus dem angezogenen Geſpräche gleich im Eingange erhellet.

Cato hat ſich in Utica ſelbſt ermordet. Dieſe auſſerordentliche Todesart hat ſein Ende zu einer Tragödie überaus geſchickt gemacht, und es iſt alſo kein Wunder, daß die Poeten aller Nationen dieſe Begebenheit in ſolcher Abſicht ergriffen, und ſie auf die Schaubühne zu bringen bemüht geweſen. Der obgedachte Maternus iſt wohl der erſte geweſen, der unter Catons Landsleuten ſolches verſuchet hat: Nur iſt es zu bedauren, daß dieſes Trauerſpiel verlohren gegangen. Ohne Zweifel würden wir in demſelben ſtarke Uberreſte einer Römiſchen, das iſt edlē Liebe zur Freyheit, und einen groſſen Haß wieder die Tyrañey angetroffen haben; die durch den nahen Eindruck, den ſo viel ungerechte und grauſame Kayſer erhabnen Gemüthern damals machten, ziemlich lebhaft werden vorgeſtellet worden ſeyn.

Etwa im Jahr 1712. und alſo vor zwanzig Jahren hat ſich Addiſon, ein Engliſcher Staats-Secretar und berühmter Poet, an eben dieſen Helden gemacht, und im Anfange des 1713ten Jahres ſeinen Cato wirklich aufführen laſſen, wie ich aus dem Gardian erſehe. Es iſt unbeſchreiblich, mit was für einer Begierde dieſes Trauerſpiel von jedermann beſuchet, und wie wohl es von allen, die es geſehen, aufgenommen worden. Es kan ſeyn, daß die Neigung der Engliſchen Nation zu ihrer Freyheit, und der ihr gleichſam angebohrne Abſcheu vor einem tyranniſchen Regimente, viel dazu beygetragen, daß die Vorſtellung eines eben ſo geſinnten Römers ihnen ſo wohl gefallen. Allein ſo viel iſt auch gewiß, daß dieſes Trauerſpiel ſehr viele wahrhafte Schönheiten in ſich hält, die nicht nur Engelländern, ſondern allen vernünftigen Zuſchauern von der Welt gefallen müſſen. Die Charactere, Sitten und Gedanken der Perſonen ſind überaus wohl beobachtet: Sonderlich iſt Cato ſelbſt, als der redlichſte Patriot, als der tugendhafteſte Mann und vollkommenſte Bürger einer freyen Republik darinnen vorgeſtellet. Doch dieſes Trauerſpiel bedarf meines Lobes nicht, da es auch in einer ungebundenen Franzöſiſchen Uberſetzung ſchon dieſſeits des Meeres überall Beyfall gefunden hat.

Faſt um eben die Zeit, oder doch nicht viel ſpäter hat ſich auch in Frankreich jemand an dieſe tragiſche Begebenheit gemacht, und ſie auf die Schaubühne geſtellet. Dieſes war Herr Des-Champs, der mir nicht weiter, als aus ſeinem Cato, der im Haag 1715. herausgekommen, bekannt iſt. Es ſcheinet dieſer Poet habe des Hrn. Addiſons Arbeit noch gar nicht geſehen gehabt, oder vielleicht gar nichts davon gewuſt, als er ſein Trauerſpiel unternommen: Denn beyde haben nicht die geringſte Aehnlichkeit miteinander. Man findet eine ganz andre Fabel, andre Perſonen, andre Verwirrungen, und eine andre Auflöſung derſelben darinnen, als in der Engliſchen Tragödie. Nur des Cato ſein Caracter iſt darinn eben ſo fürtrefflich beobachtet, als in Addiſons Cato immermehr geſchehen: Wenn man nur den Tod ſelbſt, ja die ganze letzte Handlung ausnimmt. Denn wie ich bald erinnern will, ſo hat die Engliſche Tragödie hierinn ihren beſondern Vorzug: Da hergegen die Franzöſiſche ihrer regelmaßigen Einrichtung nach, der Engliſchen weit vorzuziehen iſt.

Wer da weis, daß die Africaniſche Königin Sophonisbe auch das Glück gehabt, von vier heutigen Nationen in Trauerſpielen aufgeführet zu werden, nemlich von Italienern, Franzoſen, Engellandern und Deutſchen: Den wird es nicht wunder nehmen, daß Cato auch dieſer Ehre würdig geſchätzet worden. Nur iſt es zu beklagen, daß ſich unter uns Deutſchen keine geſchicktere Feder an dieſe Arbeit gemacht, als eben die meinige. Eben dieſe Erkenntniß meiner Unfähigkeit aber hat auch verurſachet, daß ich mich nicht unterfangen habe, eine ganz neue Fabel zum Tode Catonis auszuſinnen. Zweene von meinen Vorgängern waren mir bekannt, und ich habe mir beyder ihre Stücke zu Nutze gemacht, ſo daß man, wie dort von Terenz geſagt wird, auch von mir ſagen kan:

Quae conuenere in Andriam ex Perinthia,
Fatetur tranſtuliſſe atque vſum pro ſuis.

Mein Troſt aber iſt gleichfalls, daß ich eben ſowohl, als dort an einem andern Orte geſchieht, mit dem Exempel andrer berühmter Poeten entſchuldiget werden kan:

Vorrede.

Habet bonorum exemplum: quo exemplo ſibi
Licere id facere, quod illi fecerunt, putat.

Denn zu geſchweigen, daß Terentius ſelbſt vielmals aus dem Menander ganze Stücke, doch mit einiger Veränderung entlehnet, oder anders zuſammen geſetzet hat; ſo haben ja auch die gröſten Franzöſiſchen Tragödien-Schreiber z. E. Corneille und Racine ſehr oft den Sophocles und Euripides der Griechen dergeſtalt gebraucht, daß ſie ſelbige theils nachgeahmet, theils überſetzet, theils nach ihrem eigenen Kopfe in etlichen Stücken was verändert haben: Wie unter andern aus dem Oedipus und der Iphigenia zu erſehen iſt.

Nun iſt es zwar gewiß, daß man mir anfänglich eine bloſſe Uberſetzung des Engliſchen Cato zugemuthet, wozu ich auch in reimloſen Verſen den Anfang gemachet, wie neulich in den Beyträgen zur Critiſchen Hiſtorie der Deutſchen Sprache eine Probe davon mitgetheilet worden. Allein nachdem ich die ganze Einrichtung deſſelben nach theatraliſchen Regeln unterſuchte, ſo fand ich daß ſelbiger ſo regelmäßig bey weitem nicht war, als die Franzöſiſchen Tragödien zu ſeyn pflegen. Die Engelländer ſind zwar in Gedanken und Ausdrückungen ſehr glücklich; ſie formiren gute Charactere, und wiſſen die Sitten der Menſchen ſehr gut nachzuahmen: Allein was die ordentliche Einrichtung der Fabel anlangt, darinn ſind ſie noch keine Meiſter, wie faſt aus allen ihren Schauſpielen erhellet. Nun wollte ich auf unſrer Deutſchen Schaubühne nicht gern ein neues Muſter aufführen laſſen, ſo den Feinden aller Regeln einen neuen Vorwand geben könnte, zu ſagen, daß ein Stücke auch ohne dieſelben ſchön ſey könne. Daher änderte ich meinen Vorſatz und beſchloß einen ganz andern Cato als den, den Addiſon gemacht hatte, zu verfertigen.

Es kam mir hier ungemein zu ſtatten, daß die Franzöſizöſiſche Arbeit des Hrn. Des Champs weit genauer den Regeln Ariſtotelis und andrer Kunſtrichter gefolget war: Ja die Critiſche Vergleichung ſo am Ende derſelben befindlich iſt, bekräftigte mich in meinen Gedanken von den Fehlern des Engliſchen Cato. Zum 1) hat Addiſon gleichſam drey Fabeln in einer gemacht, davon eine jede vor ſich alleine beſtehen kan, und nichts zu der Haupt-Fabel beyträgt, ja dieſelbe oft dem Zuſchauer oder Leſer aus den Augen bringet. Das Hauptwerk iſt dieſes. **Cato** iſt nebſt wenigen Römern, und einiger Numidiſchen Reuterey, in Utica von Feinden umſchloſſen. Cäſar ſchickt zu ihm, und bietet ihm den Frieden an. Man ſchlägt ihn aus: Cäſar läßt ſeine Armee anrücken; Cato ſieht kein Mittel ihm zu wiederſtehen, und erſticht ſich.

Dieſe Haupthandlung nun zu verlängern ſind zwey Neben-Fabeln mit eingeſchaltet. Die erſte iſt dieſe: Portius und Marcus, Catons Söhne, lieben die Lucia, eines Römiſchen Rathsherrn Tochter. Portius, dem ſein Bruder ſein Geheimniß anvertrauet, verhält ſich als ein rechtſchaffener Menſch, ohne ſeiner eigenen Liebe Eintrag zu thun, oder ſeinen Bruder zu verrathen. Indeſſen wird Marcus ermordet, und Portius bekommt die Lucia.

Die andere iſt folgende: Der junge Prinz Juba liebt Catons Tochter Marcia, die von dem Sempronius einem Römiſchen Rathsherrn auch geliebet wird. Dieſer iſt ein Verräther, und will den Cato ausliefern. Syphax ein Numidier, will ihm darinn behülflich ſeyn; und die Soldaten empören ſich ſchon: Cato beſänftiget ſie aber. Sempron verkleidet ſich in des Juba Kleidung, und will die Marcia entführen. Darüber wird er von dem Juba erſtochen, der endlich die Marcia bekommt.

Dieſe beyde Zwiſchenfabeln haben nun mit der Haupt-

Fa-

Sache, das iſt, dem Tode Catons, keine andre Verknüpfung, als daß ſie zu einer Zeit, und an einem Orte vergeben. Sie gehören alſo gar nicht mit dazu, und ſtreiten wieder die Einheit der Handlung, die in jedem Schauſpiele ſeyn muß: Zu geſchweigen, daß es nicht ſehr wahrſcheinlich iſt, daß man zu einer ſolchen Zeit, da alles in Lebensgefahr ſtund, auf viele Liebes-Verwirrungen werde gedacht haben. Auch die poßirliche Verkleidung des Sempronius ſieht viel zu comiſch vor eine Tragödie aus. Cato ſelbſt kommt in den erſten Handlungen ſelten in ſeiner rechten Gröſſe zum Vorſchein: auſſer da er den Aufruhr ſtillet, und den Tod ſeines Sohnes Marcus beklaget. Die ganze übrige Zeit wird mit fremden Dingen, die ihn nicht viel angehen, zugebracht.

Zum 2) aber hangen auch die Auftritte der Engliſchen Tragödie ſehr ſchlecht an einander; wovon Aubignac in ſeiner Pratique du Theatre kan nachgeſehen werden. Die Perſonen gehen ab und kommen wieder, ohne daß man weis warum, und die Schaubühne bleibt oft leer, wenn gleich noch keine Handlung aus iſt. Endlich ſind auch oft die Scenen gar nicht abgetheilet, wenn gleich neue Perſonen auftreten, oder alte abgehen, welches bey den Franzoſen niemals geſchieht; weil es eine Unordnung in dem äuſſerlichen Anſehen verurſachet.

Endlich zum 3ten gefiel mirs im Engliſchen Trauerſpiele nicht, daß der ſterbende Cato, dieſer ſtrenge Verfechter der Freyheit, der ganz andre Dinge im Kopfe hatte, noch in ſeinem Letzten ein paar Heyrathen beſtätigen muß. Das Hochzeitmachen hat in theatraliſchen Vorſtellungen dergeſtalt überhand genommen, daß ich es längſt überdrüßig geworden bin. Die Alten haben es überaus ſelten angebracht, und ich habe es daher auch hier verſuchen wollen, ob denn ein Trauerſpiel nicht ohne die Vollziehung einer Heyrath Aufmerkſamkeit erlangen könne? Dieſes iſt mir denn eben nicht übel gelungen: Obgleich hier noch nicht halb ſoviel von der Liebe geredet worden, als in des Racine Berenice; wo es gleichfalls zu keiner Vermählung kömmt.

Fragt mich nun jemand: Warum ich nicht den ganzen Franzöſiſchen Cato überſetzt? So ſind dieſes meine Urſachen. So wahrſcheinlich anfänglich die ganze Fabel eingerichtet iſt, und ſo groß Cato in den erſten Handlungen dargeſtellet wird: So ſchlecht kommt mir die letzte Handlung vor. Er läßt dieſen groſſen Mann nicht als einen Weltweiſen, ſondern als einen Verzweifelnden ſterben. Es entſteht ein Tumult in Utica, der von dem Pharnaz herrührt: Und da Cäſar eben daſelbſt zugegen iſt, ſeine Soldaten aber auſſer der Stadt meynen, ihr Haupt ſey in Gefahr; ſo dringen ſie herein, und hauen alles darnieder. Darüber nimmt ſich Cato das Leben. Daß heißt aber gar zu ſehr wieder die Wahrheit der Geſchichte und wieder den philoſophiſchen Character des Cato gehandelt.

Hernach hatte man hier dem Cato gar keinen Sohn gegeben: Gleichwohl waren die Stellen im Engliſchen Trauerſpiele gar zu ſchön, wo er den einen Sohn todt vor ſich ſiehet, und den andern zur Feindſchaft der Tyranney ermahnet, als daß ich ſie hätte weglaſſen ſollen. Ich habe alſo den Portius beybehalten, ob ich ihm gleich ganz andre Scenen gegeben, als in beyden Tragödien geſchehen; den Marcus aber habe ich nur todt vor ihn bringen laſſen, nachdem ihn Pharnaz erleget hatte. Dieſes muſte ich geſchehen laſſen, weil ich keinen Sempronius oder Syphax mehr hatte, der in dem engliſchen Stücke befindlich war. Die letzte Handlung habe ich alſo faſt ganz aus dem Addiſon beybehalten, auſſer daß ich die Perſonen geändert, und die Heyrathen des Portius und des Juba weggelaſſen habe. Den Cato hergegen habe ich ganz was anders aus dem Des Champs davor ſagen laſſen, ehe er ſtirbt.

Ubrigens wird ein jeder wohl ſehen, daß hier ſowohl die Perſon der Arſene, als ihre dem Pharnazes verſprochene Ehe nur erdichtet worden. Herr Deſchamps hat ſich deßwegen in ſeiner Vorrede ſattſam gerechtfertiget: Weil dasjenige, was uns die Geſchichte vom Tode Catons lehren, viel zu kurz geweſen wäre, eine ganze Tragödie auszufüllen. Es iſt aber alles ſehr wahrſcheinlich eingerichtet, ſo daß niemand was wiederſprechendes darinn antreffen wird. Bey dieſer Zwiſchen-Fabel nun, die ſich ſo genau zur ganzen Hauptgeſchichte ſchicket, hat man Gelegenheit eine ſehr laſterhafte Perſon gegen die Tugend des Cato zu ſtellen; um dieſelbe deſto mehr zu erheben: Wie etwa die Mahler durch den Schatten das Licht deſto mehr zu erhöhen wiſſen.

Eben ſo verhält ſichs mit der Perſon Cäſars. In der That iſt ſelbiger nicht nach Utica gekommen; ſondern es iſt abermals nur erdichtet worden, um dieſe zween groſſe Römer gegeneinander zu halten, und den Unterſcheid einer wahren u. tugendhaften Gröſſe, von einer falſchen zu bemerken, die aus einem glücklichen Laſter entſtehet, ſo zuweilen den Schein der Tugend annimmt. Die Auftritte, da Cato und Cäſar miteinander ſprechen, haben daher nicht wenig beygetragen, daß ich die Einrichtung der Franzöſiſchen Fabel der Engliſchen vorgezogen. Der Verfaſſer hat auch die Kunſt gewußt die Gegenwart Cäſars in Utica ſo wahrſcheinlich zu machen, als es möglich geweſen: Indem er gedichtet, daß dieſer Held nicht nur aus Begierde zum Frieden, ſondern auch aus Liebe zu der vermeynten Parthiſchen Königin ſich in dieſe Gefahr gewaget. Was waget nehmlich ein Verliebter nicht, um ſeinen Gegenſtand zu ſprechen! Oder vielmehr, was hatte Cäſar bey einem redlichen Cato vor Gefahr zu befürchten?

Endlich muß niemand denken, als wenn die Abſicht dieſes Trauerſpieles dieſe wäre, den Cato als ein vollkommenes Tugendmuſter anzupreiſen, Nein, den Selbſtmord wollen wir niemals entſchuldigen, geſchweige denn loben. Aber eben dadurch iſt Cato ein regelmäßiger Held zur Tragödie geworden, daß er ſehr tugendhaft geweſen, doch ſo wie es Menſchen zu ſeyn pflegen; daß ſie nemlich noch allezeit gewiſſe Fehler an ſich haben, die ſie unglücklich machen können. So will Ariſtoteles, daß man die tragiſchen Hauptperſonen bilden ſoll. Durch ſeine Tugend erwirbt ſich Cato unter den Zuſchauern Freunde. Man bewundert, man liebet und ehret ihn: Man wünſcht ihm daher auch einen glücklichen Ausgang ſeiner Sachen. Allein er treibet ſeine Liebe zur Freyheit zu hoch, ſo daß ſie ſich in einen Eigenſinn verwandelt. Dazu kommt ſeine Stoiſche Meynung von dem erlaubten Selbſtmorde. Und alſo begeht er einen Fehler, wird unglücklich und ſtirbt: Wodurch er alſo das Mitleiden ſeiner Zuhörer erwecket, ja Schrecken und Erſtaunen zuwege bringet. Man hat ihn ſelbſt zuletzt noch einen Seufzer zu den Göttern thun laſſen, um dieſelben um ihre Barmherzigkeit anzuflehen; im Fall er irgend zuviel gethan hätte. Dieſes kan allerdings auch ein Weltweiſer thun: Wie man denn von dem Ariſtoteles ſchreibt, daß er mit dieſem Seufzer verſchieden ſey: Ens entium miſerere mei!

Wie ich nun in dem allen die Regeln der Alten von Trauerſpielen aufs genaueſte beobachtet zu haben glaube: Alſo habe ich das Vergnügen gehabt, zu ſehen, daß dieſes Stück auch Gelehrten und Ungelehrten in der Aufführung gefallen, und vielen von beyden Gattungen Thränen ausgepreſſet hat. Es iſt wahr, daß die gute Vorſtellung der theatraliſchen Hauptperſonen viel dazu beygetragen; darunter gewiß Cato, Portia und Cäſar die Vornehmſten ſind. Deswegen habe ich auch kein Bedencken getragen, nach dem Exempel der Franzoſen und Engellander, die Nahmen dieſer und aller übrigen geſchickten Perſonen hierbey bekannt zu machen. Ich überlaſſe es alſo verſtändigen Leſern, ob ſie auch ohne die äuſſerliche Vorſtellung, bey eigener Aufmerkſamkeit einige Bewegungen dabey empfinden werden.

Geſchieht dieſes, ſo bin ich zu frieden, daß ich zum wenigſten das Gute der Franzöſiſchen und Engliſchen Stücke nicht verderbet habe. Denn überhaupt bekenne ich, daß alles was an dieſem meinem Cato zu loben ſeyn wird, von dem Addiſon u. Des Champs herrühret; alles ſchlechte aber, mir ſelber und meiner Unfähigkeit in der Tragiſchen Poeſie zuzuſchreiben ſey. Ich erkenne es alſo nunmehro ſelbſt, wiewohl zu ſpät, daß ich lieber einen bloſſen Uberſetzer abgeben; als mich ſelbſt gewiſſer maſſen zu einem tragiſchen Poeten hatte aufwerfen ſollen.

Perſonen
des Trauerſpiels.

Cato,	Hr. Kohlhardt.
Arſene oder Portia,	Fr. Neuberin.
Portius, Catons Sohn,	Hr. Suppich.
Phenice, Arſenens Vertraute,	Jgfr. Buchnerin.
Phocas, Catons Bedienter,	Hr. Gottſchalck.
Pharnaces, Kön. aus Pont.	Hr. Neuber.
Felix, ſein Bedienter,	Hr. Türpe.
Cäſar,	Hr. Koch.
Domitius, ſein Bedienter,	Hr. Jacobi.
Artabanus, ein Parther,	Hr. Schönemannn.
Catons Gefolge.	
Cäſars Gefolge.	

Der Schauplatz iſt in einem Saale, des feſten Schloſſes in Utica, einer wichtigen Stadt in Africa.

Die Geſchicht oder Begebenheit des ganzen Trauerſpiels hebet ſich zu Mittage an, und dauret bis gegen der Sonnen Untergang.

Cato.
Ein Trauerſpiel.

Die erſte Handlung.

Erſter Auftritt.

Arſene. Phenice.

Phenice, komm nur her, hier will ich mich verweilen;
Allhier ſoll Cato mir den beſten Troſt ertheilen.
Von ihm erwart ich ihn, er iſt der groſſe Mann,
Auf den das freye Rom noch einzig bauen kan.
Ich ſelbſt will ihm mein Glück und Leben anvertrauen,
Bey ihm will ich mich frey von ſo viel Wettern ſchauen,
Die mich bisher beſtürmt. Mein Vater, wie man ſpricht,
Arſaces, hat nunmehr das letzte Lebenslicht

Mit Tod und Gruſt vertauſcht. Pharnaces aber lebet!
Und weil er ſich hieher nach Utica erhebet:
So dringt das Unglück itzt gantz häuffig auf mich ein;
So muß ich überall geplagt und troſtlos ſeyn.

Phenice.

Prinzeßin, ſoll der Held, vor dem ſich Pontus beuget,
Der euch ſo zärtlich liebt, euch ſo viel Gunſt bezeuget,
Sagt, ſoll Pharnaces nicht den Wunſch erfüllet ſehn,
Als euer Bräutigam.

Arſene.

Er? Das wird nie geſchehn!

Phenice.

Warum entſetzt ihr euch? Prinzeßin, da die Minen,
Da ſelbſt die Seufzer euch ſchon zu Verräthern dienen.
Umſonſt verſtellt ihr euch. Die Thränen flieſſen zwar:
Allein aus Liebe bloß. Geſtehts nur, iſts nicht wahr?

Arſene.

Ich habe freylich mich bisher vor dir verſtecket,
Und meine Schwachheit noch kein einzigmal entdecket.
Mein Vater lebte noch. Wie hätt ichs wohl gewagt,
Da mir ſein hartes Wort das Lieben unterſagt?
Die Klugheit lehrte mich die Neigung zu verhehlen,
Und aus Verſtellung den, der ihm gefiel, zu wehlen.
Wie theuer kömmt uns doch der hohe Stand zu ſtehn!
Wie grauſam pflegt man nicht mit Fürſten umzugehn!
Man iſt in Wahrheit nicht ſein eigner Herr zu nennen.
Ein Unſchuld-voller Trieb, davon die Herzen brennen,
Muß ein Verbrechen ſeyn. Man opfert uns dem Staat,
Und wer aus Sehnſucht liebt, begeht den Hochverrath.

Doch, endlich hab ich nun als Königin zu ſprechen:
Drum will ich gegen dich mein langes Schweigen brechen.
Ich will die Glut geſtehn, davon mein Herze brennt,
Die noch kein Menſch geſpürt und die noch niemand kennt.
Phenice, kanſt du dich des Römers noch entſinnen,
Den Cäſar einſt geſandt den Vater zu gewinnen?

Phenice.

Sehr wohl! Er zeigte ſich in allem als ein Held.
Die Parther haben oft das Urtheil ſelbſt gefällt:
Es ſey was mehr in ihm, als man geglaubt, verhanden;
Weil ſie bey ihm durchaus was Königliches fanden.

Arſene.

O Himmel! hätt ich es auch damahls wohl gedacht,
Daß nur ein Augenblick, der mich entzückt gemacht,
Mir ſo viel Kümmerniß und Thränen koſten ſollte?
Denn als der Römer da den Einzug halten wollte,
Und an des Vaters Hof ſich würklich ſehen ließ;
Empfand ich, daß er ſtets mein Auge nach ſich riß.
Sein Anſehn, Gang und Blick ſchien ungemein und prächtig,
Und ſeine Majeſtät war meiner Bruſt zu mächtig.
Kurz er bezwang mein Herz, durch einen ſchnellen Sieg;
Weil ihm was Göttliches aus Stirn und Augen ſtieg.
Jetzt trotzt ſein Heldenmuth, in Cäſars Dienſt, dem Glücke.
Und mein verliebtes Herz beweinet mein Geſchicke.

Phenice.

Prinzeßin, kan es ſeyn? Iſts möglich, daß ihr liebt,

Und gleichwohl den nicht kennt, dem ſich das Herz ergiebt?
Wie heißt der Sieger denn?

Arſene.

Ich kan ihn zwar nicht nennen,
Doch gab ſein edles Thun ihn sattſam zu erkennen.
Denn wem das Schickſal ſchon die Krone zugedacht,
Nimmt gleich an andern wahr, was ſie zu Fürſten macht.
Die Ahndung der Natur giebts heimlich zu verſtehen,
Und läßt ſich nicht ſo leicht betrüglich hintergehen.
Doch, Cato kömmt bereits. Phenice, ſiehſt du nicht,
Daß ſeiner Weisheit Strahl durch Schmerz und Kummer bricht.
Bewundre doch den Held! Er hat nicht ſeines gleichen,
Die Götter haben ihn mit vielen Unglücks-Streichen
Bisher umſonſt verſucht. Er ſteht noch immer feſt:
Weil ihn ſein ſtarker Muth nicht einmahl wanken läßt.
Er bleibet gleich geſinnt bey allen ihren Schlägen,
Und ſetzet ihrem Zorn nichts als ſich ſelbſt entgegen.
Ein vielmahl gröſſer Lob!

Der andere Auftritt.

Cato. Arſene. Phenice. Catons Gefolge.

Cato.

Ich höre, Königin,
Ihr ſeyd ſo Kummervoll als Rom, als ich itzt bin.

Das Schickſal drücket euch und uns mit gleichen Händen.
Arſaces iſt nun todt. Wohin wollt ihr euch wenden?
Indeſſen wartet nur auf keinen Troſt von mir!
Ihr ſeyd ſo unverzagt in eurer Noth als wir.
Ihr mögt euch, wie ihr wollt, mit fremder Kleidung decken;
Man ſieht ein Römiſch Hertz in eurem Buſen ſtecken.
Nunmehr erwegt es wohl: Da euer Vater fällt,
Und euch ein ſtolzes Volk die Krone zugeſtellt:
Sagt, ob der theure Bund, den er und wir beſchworen,
Durch ſeinen Tod die Krafft und Gültigkeit verlohren?

Arſene.

Nein, Herr, er ſteht noch feſt. Der unbeſiegte Phrat
Verehrt den Friedensſchluß mit euch und eurer Stadt.
War euch Arſaces treu; ich bins mit ſtärckerm Triebe:
Nur denket mir nicht mehr an des Pharnaces Liebe!

Cato.

Wie? Königin!

Arſene.

So iſts. Denn als vor kurzer Zeit
Ein Krieg der Römer Macht und unſer Reich entzweyt:
So wißt ihr ſelber wohl, wie Craſſus umgekommen;
Als unſrer Parther Schwerdt ihm Volk und Sieg genommen.
Allein ihr wißt wohl nicht was da Pharnaces that?
Mein Bruder, der nach mir das Rund der Welt betrat.
Pacor, der jüngſte Sohn von meines Vaters Ehe,

Um den ich itzo noch in tiefer Trauer ſtehe,
Der unſers Volkes Luſt, der Feinde Schrecken ward,
Den ließ Pharnaces ſelbſt, nach Meuchelmörder Art,
In einer ſtrengen Schlacht durch Hinterliſt ermorden:
Dieweil des Bruders Arm ihm ſelbſt zu ſtark geworden.

Cato.

O welch ein Bubenſtück! ich hab es nicht gewußt:
Doch rührt mich, Königin! der Schmerz in eurer Bruſt.

Arſene.

Ja glaubt nur Cato, glaubt ſein grauſames Verfahren:
Weil Schwerdt und Arme ſtets von Laſtern blutig waren.
Er hatte dieſen Mord bishero ganz verſteckt:
Nur geſtern hat ihn mir der Böſewicht entdeckt,
Der ſelbſten dazumahl das Blut Pacors vergoſſen;
Weil ſein Gewiſſen ihm die Lippen aufgeſchloſſen.
Nun, da der Parther Reich in Fried und Ruhe ſteht,
Soll er der Bräutgam ſeyn, der mir zur Seite geht!
Wer ſchon in Laſtern ſteckt wird insgemein verwegen.
Pharnaces wagte ſich mir Netz und Strick zu legen;
Er kam an unſerm Hof und ſuchte mich zur Braut:
Ich ward ihm ſpinnenfeind, ſo bald ich ihm geſchaut.
Und dennoch ließ ich mich, gleich zahmen Opferthieren,
Geduldig bis nach Rom zur Hochzeitfeyer führen.
Doch hab ich Hymens Joch bisher noch nicht geſehn:
Der Römer Zwietracht machts, daß es noch nicht geſchehn.

Der Krieg, Pompejens Fall, und Cäſars Sieges-Zeichen,
Die lieſſen den Pharnaz aus ſeinem Staat nicht weichen.
Und dieſes zwang auch mich zu euch, mein Herr, zu fliehn;
Nun kömmt er gleichfalls her die Hochzeit zu vollziehn:
Wiewohl, ich wüſte nicht, was ich beginnen ſollte,
Wenn ſeine Raſerey mich irgend zwingen wollte.

Cato.

Prinzeßin, dieſe Stadt kan eure Zuflucht ſeyn,
Selbſt Cato ſchlieſſet ſich in ihre Mauren ein.
Rom ſeufzet, und es ſteht das Capitol in Flammen!
Hier zieht die Freyheit noch die letzte Kraft zuſammen,
Mit der die Republic gewiß zu Grunde geht,
Und wenn ſie einmahl fällt, wohl niemahls auferſteht.
Das beſte Kriegesvolk hat ſich hieher gezogen;
Doch iſt uns ſonderlich die Tugend ſelbſt gewogen:
Sie ſchützet Thurn und Wall, ja ſelbſt die Billigkeit
Scheut hier die Waffen nicht und folgt uns in den Streit.
Hier laß ich unſern Rath noch einſt zuſammen kommen:
An Anzahl hat er zwar ſehr merklich abgenommen:
Doch an der Hoheit nicht, ſo ihm die Tugend giebt,
Die mehr ein redlich Herz als Glanz und Anſehn liebt.
Hier können Könige noch einſt ſo ſicher wohnen;
Als wo man ſie verehrt, als auf den höchſten Thronen.
Das Recht beſchützt euch ſelbſt; drum dämpfet Gram und Pein,

Und bauet nur, wie Rom, hinfort auf mich allein.
Mein Schickſal lenkt mich ſtets die Bosheit zu beſtreiten,
Und ſollt ich mir dadurch mein eigen Grab bereiten!

Arſene.

Nein, Herr, ich bitte, gebt der Ahndung kein Gehör!
Das höchſtbedrängte Rom braucht ſo ein Haupt noch mehr.
Denn zweene können itzt nicht wohl entbehret werden,
Im Himmel Jupiter und Cato hier auf Erden.
Wiewohl es kömmt vielleicht Pharnaz in kurzem her;
Darum entfern ich mich. Sein Anblick fällt mir ſchwer.
(Sie geht ab)

Cato allein.

Ich ſpühre neuen Trieb Arſenen zu beſchützen.
Allein was ſeh ich doch aus ihren Augen blitzen?
Sie gleicht der Portia! Mein Kind lebt faſt in ihr!
Doch, Phocas läſt ſich ſehn; was will er doch bey mir?

Der Dritte Auftritt.

Phocas. Artabanus. Cato.

Phocas.

Herr, dieſer Tag hebt an das Ungemach zu dämpfen.
Ein neuer Beyſtand kömmt und hilft uns künftig kämpfen.
Ihr wißt es ſelber wohl, dafern ihr euch beſinnt.
Als eure Gattin ſtarb, blieb euch ein junges Kind.
Des Craſſus Ehgemahl erzog es bey den Schaaren,

Die wieder den Arſaz mit ihm zu Felde waren,
Im fernen Orient. Und damahls iſts geſchehn.
Daß wir von Parthern uns einmahl umringt geſehn;
Die Feſtung ward beſtürmt, darinn wir uns befanden,
Das Schwerd fraß alles weg: Es war kein Rath vorhanden!
Ich ganz allein entkam dem grimmigen Geſchick,
Und bracht euch Schrecken-voll die böſe Poſt zurück.

Cato.

Warum erneuerſt du ein traurig Angedenken?
Und warum ſoll mich itzt ein alter Kummer kränken?
Weil ich die Portia mein Kind daſelbſt verlohr?

Phocas.

Ich hab es auch geglaubt; und konnte nichts davor;
Allein ſie lebet noch!

Cato.

Wie? Was? Mein Kind am Leben?
Was ſagſt du?

Phocas.

Ja, mein Herr! Ihr ſeht mich ſelber beben;
Ich bin ſowohl erſtaunt, als ihr dabey erſchreckt:
Doch Artaban hat mir die Heimligkeit entdeckt.
Ich hab ihn hergebracht, euch alles zu erklähren:
Was ihr nur wünſchen könnt, das kan er euch gewehren.
Er riß mich dazumahl, als er mein Sieger war,
Mit Großmuth-voller Fauſt aus tödtlicher Gefahr.

Nun hat Arſaces ſelbſt ihn zu euch hergeſchicket,
Und ich erkannt ihn gleich, ſo bald ich ihn erblicket.

Artabanus.

Arſaces hatte nur ein einzig Ehepfand,
Ein wohlgerathnes Kind, an Schönheit und Verſtand.
Das ſtarb in ſeinem Arm. Ich hab es ſelbſt geſehen,
Und alſo war es faſt um Thron und Reich geſchehen.
Ein jeder Prinz und Fürſt, der ſeinen Hof betrat,
Zertheilte ſchon vergnügt der Parther weiten Staat.
Ein unbeerbtes Reich hätt jeder gern gewonnen,
Und zeitig einen Grund zum Aufruhr ausgeſonnen.
Drum machte man den Tod Arſenens nicht bekannt,
Bis bald darauf Arſaz die Römer überwand.
Der Himmel und der Sieg erfüllte ſein Verlangen,
Und ich bekam im Streit die Portia gefangen.
Dieweil ſie nun, mein Herr, an Jugend und Geſtalt
Arſenen ähnlich war; ſo hab ich ſie alsbald
Arſacen überbracht: Der nahm die junge Schöne
Vergnügt zur Tochter auf, und nannte ſie Arſene.
Dieß hat er ſterbend auch im Schreiben kund gethan,
Das euch noch mehr entdeckt, als ich berichten kan.
(Er überreichet dem Cato das Schreiben.)

Cato lieſt.

Arſaces an den Cato.

Es würde grauſam ſeyn, wenn ich erblaſſen ſollte,
Und eure Tochter euch noch länger bergen wollte.
Durch ihre Tugenden iſt ſie der Ehre werth,
So ihr durch eure Huld und Liebe wiederfährt.
Erkennt dann euer Blut und liebt es in Arſenen!
Und will ſie meinen Thron und Purpur nicht verhöhnen,

So nehmt doch ihrer Hand der Parther Zepter nicht:
Indem ihr Regiment der Welt was guts verſpricht.

Artabanus.

Erwegt nunmehro ſelbſt ob ihr es wollt entdecken?
Wo nicht, ſo kan man es noch fernerhin verſtecken.
Befehlt nur, was ihr wollt. Ich bin ſogleich bereit,
Und führe willig aus was Cato mir gebeut.
(Er gehet ab.)

Der vierdte Auftritt.

Cato und Phocas.

Cato.

Wie? ſoll mein eigen Blut mir Bruſt und Herz zerreiſſen?
Was? eine Königin ſoll Catons Tochter heiſſen?
Ihr Götter! ſchützt ihr ſo des Cäſars Tyranney,
Und ſtürzt das arme Rom in ſeine Sclaverey?
Ihr gebt mir zwar mein Kind durch eure Gunſt zurücke,
Allein es iſt dabey ein Scheuſal meiner Blicke.
Ihr Anblick war mir lieb; doch dein zu ſtrenger Schluß,
Verhängniß! Kehrt die Luſt in Jammer und Verdruß.
Wie kan mir Portia im Kronen-Schmuck gefallen?
Mein Blut erlaubt es zwar, doch Rom verbeut es allen!
Ach! Cato, dießmahl kan, zu deiner gröſſen Pein,
Ein zärtlich Vater-Herz kein Römiſch Herze ſeyn.
Nein, nein, ſie ſoll und muß des Thrones ſich entſchlagen!

Nur eilend, bringt ſie her, der Herrſchaft abzuſagen.

Phocas.

Wie das, Herr? Wird denn itzt nicht zu des Reiches Heyl,
Durch des Geſchickes Huld, ihr Zepter uns zu theil?
Ihr ſeht ja, wie es ſteht. Wird uns vor Cäſars Waffen,
Ein Utica mehr Schutz als Africa verſchaffen?
Wird das verjagte Rom in dieſer Mauren Kreis
Vor ihm geſichert ſeyn? Nein, Cato, nein, ich weis,
An Beyſtand fehlt es uns! Sonſt hat der Krieg ein Ende:
Und Rom geräth nebſt uns dem Sieger in die Hände.
Ja glaubt, die Königin, als eure Tochter, ſtellt
Zu unſrer Freyheit Schutz, ein parthiſch Heer ins Feld.
Entdeckt ihr, wer ſie iſt; und lehrt ſie ihr Geſchlechte:
Doch laßt ihr Thron und Reich und bringet Rom zu rechte.
Daß Schickſal war euch hold, drum helft ihm ſelber nun;
Sein Beyſtand machts nicht aus; man muß das ſeine thun!

Cato.

Welch unerhörter Rath! Meynſt du, das Frevelthaten
In einer Tugend Dienſt auch tugendhaft gerathen?
Betrüge dich doch ſelbſt mit leerer Hofnung nicht!
Mit was vor einer Stirn, mit welchem Angeſicht

Würd ich, und Rom dazu, durch ungerechte Waffen,
Des angemaßten Reichs, der Freyheit Hülfe ſchaffen?
Da ſchlüge Jupiter mit Blitz und Donner drein!
Vielmehr ſoll Utica mein Scheiter-Hauffen ſeyn.
Wir würden ſträflicher, als Cäſar, ſelber werden.
Was recht und billig iſt; ſonſt rührt mich nichts auf Erden!
Tyrannen helfen ſich durch Schand und Laſter auf;
Doch wer die Tugend liebt, geht lieber ſelbſt darauf.
Die Götter haben ſelbſt, im Aufruhr jener Rieſen,
Sich zornig und gerecht, nicht laſterhaft erwieſen.
Wir ſind beſtürmt, wie ſie, bedrängt und Kummer-voll;
Was hinderts, daß man nicht der Tugend folgen ſoll?

Phocas.

Sitzt Portia denn nicht mit Recht auf ihrem Throne?
Die Götter fehlen nie; die ſchenkten ihr die Krone!
Bedünkts uns ungerecht? Ach! unſer Augenſchein
Kan hier von ihrem Thun kein rechter Richter ſeyn;
Man unterwerfe ſich nur dem, was ſie befehlen;
Schlagt nie das Mittel aus, ſo ſie uns ſelber wehlen.
Zum mindſten macht uns erſt ein Opfer beym Altar
Des Schickſals letzten Schluß im Eingeweide klar.

Cato.

Wer? ich? ſollt allererſt in todten Opferthieren
Des Gottes, der mich treibt, Befehl und Willen ſpühren?
Der mir doch damahls ſchon, eh ich das Licht erblickt,
Den Trieb zur Billigkeit in Herz und Sinn gedrückt.
Der lenkt ohn Unterlaß mein Tichten u. mein Trachten,

Und treibt mich Lebenslang die Tugend hoch zu achten;
Dem Laſter feind zu ſeyn, ſo mächtig es auch iſt;
Geſetzt, daß ich dabey zu Grunde gehen müßt!
Der lehrt mich, Rom ſey nur zur Freyheit auserkohren,
Und habe die Gewalt der Könige verſchwohren.
Ja der beut uns auch itzt der Parther Zepter an,
Zur Prüfung, ob man ihn beherzt verſchmähen kan?
Drum laßt uns ſtandhaft ſeyn, und ſolchen Beyſtand fliehen!
Die Tugend weis uns ſchon aus der Gefahr zu ziehen.
Man rücke nur getroſt auf den Tyrannen loß,
Und jedes Herze ſey von edler Hofnung groß.
Darf uns nur künftig nichts von unſerm Thun gereuen;
So ſind wir ſtark genug Tyrannen zu zerſtreuen.
Allein Pharnaces kömmt. Geh zu der Tochter hin,
Doch ſag ihr noch kein Wort, daß ich ihr Vater bin;
Auch Artaban ſey ſtill. Ich wills ihr ſelber ſagen,
Und ſehn ob ihr Gemüth auch aus der Art geſchlagen?

Der fünfte Auftritt.

Cato und Pharnaces.

Cato.

Ein andrer würde itzt in tauſend Aengſten ſeyn,
So ſehr ſtimmt das Geſchick mit unſern Feinden ein.
Der junge Scipio und Juba ſind geſchlagen;
Nur Cäſar triumphirt auf ſeinem Siegeswagen.
Bey uns hergegen, Prinz, giebt es mehr Muth als Glück,
Vielleicht hält dieſer noch des Schickſals Haß zurück.

Getroſt und ſtandhaft ſeyn, das ſtärkt und lehrt die Herzen,
Aus Hofnung auf den Sieg, Gefahr und Noth verſchmerzen.

Pharnaces.

Ich war von Jugend auf den Römern zugethan,
Und nahm von ihnen, Herr, ein ſtandhaft Weſen an.
Ihr wißt es, Cäſars Macht beſiegte meine Staaten;
Doch blieb mir noch ein Reſt von Freunden und Soldaten.
Die Flotte, ſo ſie führt, liegt ſchon vor Utica,
Und iſt, dafern ihr wollt, zu eurer Rettung da.

Cato.

Er zieht ſchon auf uns loß; Es wird nicht lange dauren,
So ſieht ihn Utica ganz nah an ſeinen Mauren.
Drum eilet nur, mein Prinz, und kommet ihm zuvor:
Erzwingt mit mir den Sieg, den Rom bisher verlohr.

Pharnaces.

Ich folge gern, mein Herr, die Götter ſollen zeugen,
Daß Cäſar oder ich ein ſterbend Haupt ſoll neigen;
Allein ihr wißt auch wohl, Arſenens Mund und Hand
Verſprach mir ſchon vorlängſt ein feſtes Eheband,
Bevor mich nun die Wuth noch wird zur Rache lenken,
So laßt die Hochzeitluſt.

Cato.

Daran iſt nicht zu denken!

Pharnaces.

Wie das, mein Herr?

Cato.

Ihr meynt ſie ſey die Königin?

Phar.

Pharnaces.

Was denn?

Cato.

Erkennt ſie nur vor eine Römerin;
Und ſagt mir: Kan man wohl nach unſern Grundgeſetzen
Die Eh mit Königen vor recht und billig ſchätzen?

Pharnaces.

Was hör ich? Götter! O! das iſt aus Liſt geſchehn!
Ich hab Arſenen ja im Königsſchmuck geſehn;
So pflegen ſich gewiß die Römer nicht zu zeigen!

Cato.

Ich weis es gantz gewiß; Doch muß ichs noch verſchweigen:
Allein in kurzem wird Arſenens wahrer Stand,
Durch meinen eignen Mund, ganz Utica bekannt.

Pharnaces.

O Cato, ſcheuet euch, was heimlichs zu entdecken,
Es möcht euch ſolches einſt zu ſpäte Reu erwecken.
Ich ſtund auf der Parthey, dabey Pompejus war,
Drauf raubte Cäſar mir mein Erbreich ganz und gar.
Ich muſte meine Macht in wenig Schiffe faſſen,
Und ſo mein ganzes Glück den Wellen überlaſſen,
Die Hofnung wies mir noch Arſenens Heyrath an,
Die mir ein mächtig Land zum Brautſchatz bringen kan.
Iſt dieſe nun umſonſt, ſo war mein Dienſt vergebens,
Ach ſchont doch eures Staats, der Freyheit und des Lebens!

Denn, herrſcht Arſene nicht, ſo flieh ich Utica,
So iſt ſein Untergang und Roms Verderben nah.

Cato.

Zieht hin, mein Prinz, zieht hin. Wer zwingt euch hier zu bleiben?
Wir wollen ſchon allein den Feind zurücke treiben.
Das unbezwungne Rom, ſo itzo durch mich ſpricht,
Erniedrigt ſich vor euch, und eures gleichen nicht.

Der ſechſte Auftritt.

Cato. Pharnaces. Felix.

Felix.

Die Felder werden voll von Cäſars wilden Schaaren,
Und Utica ſoll ſelbſt den erſten Sturm erfahren;
So werdet ihr ſamt uns dem Sieger unterthan.

Cato.

So feure man denn hier auch unſre Römer an!
Ich eile ſelbſt dem Heer ein Herze zuzuſprechen;
Wir wollen Cäſars Macht auch ſonder Beyſtand brechen.
Geht nur, Pharnaces, geht, und ſteht ihm ſelber bey!
Seht, Cato ſchickt euch ſelbſt zur ſiegenden Parthey;
Und fürchtet nicht einmal das Treffen zu verlieren,
Geſezt dort wär ein Feind und König mehr zu ſpühren.

Der ſiebende Auftritt.

Pharnaces. Felix.

Pharnaces.

Wie? ſtraf ich denn den Haß und die Verachtung nicht,
Womit die Eitelkeit der ſtolzen Römer ſpricht?
Nein, meiner Rachgier Lauf ſoll nichts zurücke halten,
Die Gluth, ſo mich entbrannt, ſoll nicht ſo leicht erkaltē!
Was mach ich länger hier? Es koſtet einen Streich;
So hab ich mit Gewalt Arſenens Herz und Reich.
Er ſoll das Opfer ſeyn!

Felix.

Wer?

Pharnaces.

Cato!

Felix.

O ihr Götter!
Herr, euer Bundsgenoß? Beſchützer und Erretter?

Pharnaces.

Mein Haß hat ſich bißher der Freundſchaft gleich geſtellt:
Ich bin den Römern gram. Hier ſiehſt du einen Held,
Den Mithridat erzeugt. Du kenneſt dieſen Nahmen:
Erkenne denn in mir den Reſt von ſeinem Saamen!
Ich habe wieder ihn den Römern zwar gedient,
Weil ihrer Waffen Glück im Orient gegrünt.
Ich ſah mehr als zu wohl an ſeinen grauen Haaren,
Daß ſolche Krieger ihm zu ſtark und mächtig waren.
Verlöhr er nun das Reich, ſo käm ich doch als Sohn,
Weil ich gut Römiſch ſchien, vielleicht noch auf den Thron.

So gieng es auch: Denn Rom gab mir den Zepter wieder;
Nunmehro leg ich denn auch die Verſtellung nieder.
So lange Rom geblüht, ſah ich ſein Wachsthum an,
Als einer, der es haßt, doch ihm nicht ſchaden kan.
Erwege, wie vergnügt ich nachmahls zugeſehen,
Als durch der Zwietracht Wuth die Trennungen geſchehen.
Wenn der Partheyen Schwerdt ſich Wechſelsweiſe ſchlug,
Ein Römer wieder Rom Gewehr und Harniſch trug.
Um meine Rache nun vollkommen auszuüben
Hab ich hernach den Bund Pompejens unterſchrieben.
Ich hoffte dieſer Krieg würd lang und allgemein,
Und beyden Theilen einſt zugleich verderblich ſeyn.
So dacht ich mit der Zeit die Herrſcher zu verbannen,
Und ſelbſt die Häupter Roms noch in mein Joch zu ſpannen.
Doch Felix, der Erfolg zeigt itzt das Gegentheil.
Ich bin den Römern itzt ſelbſt wie ein Opfer feil.
Selbſt Cato that es kund. Jedoch, ich muß nur ſchweigen,
Um dieß Geheimniß noch nicht jedem anzuzeigen.
Geh, Timon und Arbat ſoll augenblicklich gehn,
Und Cäſarn Catons Kopf mit nechſten zugeſtehn:
Doch ſo, daß er davor mir Pontus wieder gebe,
Und auf Arſenens Thron mich ungeſäumt erhebe.
Mein Ruhm erfodert das! Was wagt man um ein Reich:
Ein glücklich Bubenſtück ſieht oft der Tugend gleich.

Felix.

Dergleichen Mord, mein Herr, wird Cäſar nicht verlangen.
Er will nur, wie man ſpürt, mit eignen Thaten prangen,
Es wäre ſelbſt der Sieg bey ihm nicht angenehm;
Im Fall der Lorber-Zweig von fremden Armen käm.
Wohl hundertmahl hat man ſein bloſſes Schwerdt erblicket,
Das auf Pompejens Hals ſein eigner Arm gezücket:
Allein die Strafe fiel auf Ptolomäus Haupt,
Dieweil er Cäſars Fauſt die Frevelthat geraubt.

Pharnaces.

Es war ein andrer Grund warum er umgekommen.
Denn ſeine Tyranney hatt' überhand genommen;
Er hatte Cäſarn ſchon ein gleiches zugedacht,
Drum zog er dazumahl die ganze Krieges-Macht
Bis an den fernen Nil und ſtrafte den am Leben,
Sein eignes nicht ſo bald gewaltſam aufzugeben.
Dergleichen Unglück betrifft mich nicht ſo leicht!
Ich folg, in Cäſars Dienſt, den Göttern, wie mich deucht.
Ich weiche, ſo wie ſie, dem Glücke, ſo ihn ſchützet.
Auf Laſtern liegt ſein Grund, durch Laſter wirds geſtützet.
Der Ehrfurcht opfert er, ganz Rom und alles auf:
Vor Catons Mord erfolgt für mich noch mehr darauf!
Wohlan, nun will ich auch die Unſchuld nicht mehr hören;

Ich muß, wie Cäſar that, die Macht durch Boßheit mehren.
Ein Frevel hilft mir leicht, und ſchafft mir Thron und Ruh,
An ein paar Laſtern liegts; ſo fällt mir alles zu.

(Ende der erſten Handlung.)

Die andere Handlung.

Erſter Auftritt.

Domitius. Phocas.

Domitius.

So kömmt denn Cato her, mein Phocas?

Phocas.

Wie geſagt,
Er ſelbſt verſprach es mir, als ich darnach gefragt.
Allein ich wundre mich, und kans euch nicht verſchweigen,
Schickt Cäſar denn auch her was gutes anzuzeigen?
Will er den ſchweren Krieg, der längſt die Welt gedrückt,
Vielleicht geendigt ſehn? Wohin das Auge blickt,
Da ſieht man auch die Spur der raſenden Soldaten,
In ſo viel rauchenden und ganz verheerten Staaten.

Domitius.

Ich thu es alſobald dem Cato ſelber kund.
Ihr wißt, wer Fürſten dient, hält gerne reinen Mund.
Doch geht indeſſen nur zur Königin, und ſaget:
Daß Pallas ſich mit mir an dieſen Ort gewaget,
Weil er was heimliches ihr hinterbringen ſoll.

Phocas.

Ich gehe. (Phocas geht ab.)

Domitius.

Cäſar iſt zwar Ruhm und Ehren = voll:
Doch liebt ſein tapfres Herz im Kriegen u. im Streiten,
Der Parther Königin, Arſenens Lieblichkeiten.
Doch Cato kömmt bereits. Sein Anblick bringt in mir
Viel Ehrerbietigkeit vor ſo ein Haupt herfür.

Der andere Auftritt.

Cato. Domitius.

Cato.

Wohlan! Damitius, was habt ihr mir zu ſagen?

Domitius.

Ich hab euch auf Befehl des Cäſars vorzutragen = =

Cato.

Wie? Cäſar giebt Befehl, und ihr gehorcht ihm gern?

Domitius.

Ja freylich.

Cato.

Armer Sclav! Leibeigner deines Herrn!
Das heißt der Eltern Grab durch deinen Schimpf entehren;

Die wollten in der Welt von keinen Herren hören!
Iſts möglich, daß in dir des groſſen Brutus Blut,
Von dem du ſtammen willſt, nicht beſſre Regung thut?
Half nicht ſein tapfrer Muth, aus Abſcheu vor Tyranney,
Die Königliche Macht aus Latien verbannen?
Und du, ſein echter Sohn! führſt ſolche wieder ein;
Ja willſt ein Römer bloß zu Roms Verderben ſeyn?

Domitius.

Welch Laſter iſt es denn? Er iſt ja Bürgemeiſter!

Cato.

Ja, ſprich vielmehr, Tyrann und Haupt der Plage-
Geiſter:
Hat ihm wohl Rath u. Volk, wie man vor dem geſchaut,
Das Bürgemeiſter-Amt gutwillig anvertraut?
Verwegenheit und Liſt ſind deines Herren Rechte,
Verheert und plagt er nicht das menſchliche Geſchlechte?
Es iſt ja ſeine Luſt, wenn er nur Thränen ſieht,
Und das ſonſt freye Rom zum Sclaven-Joche zieht.
Ja, wo die Götter uns nicht augenſcheinlich retten,
So legt der Wütrich noch die ganze Welt in Ketten.

Domitius.

Ach gebt dem Neide doch nicht alſofort Gehör!
Sein unverſchämtes Maul verläſtert ihn zu ſehr;
Er ſucht nur überall die Gleichheit einzuführen.
Meynt ihr, ich wollte ſelbſt die Freyheit gern verlieren?
So wahr ich Römiſch bin! Bey aller Götter Macht,
Betheur ichs hier vor euch; daran iſt nie gedacht!
Wenn das die Abſicht wär; ich wollt ihn ſelber fällen,
Ich ſelber würde gleich zum wütenden Rebellen.

Da würde dieſe Fauſt der Freyheit Schutz genannt,
Und Cäſars Freundſchaft ganz aus meiner Bruſt verbannt.
Doch itzt gehorch ich ihm, und thu es ohne Sünde:
Weil ich den Gegenpart weit ungerechter finde.
Denn ſteht ihm Cato bey; das macht: Ein groſſes Herz
Erleichtert immer gern der Unterdrückten Schmerz.

Cato.

Ihr ſchmeichelt mir umſonſt: wer Cäſarn billig nennet,
Der hat mich ſelber ſchon vor ungerecht erkennet.
Glaubt mir, Domitius, ihr kennt noch Cäſarn nicht;
Die Larve deckt noch ſtets ſein falſches Angeſicht.
Beſiegt er mich dereinſt, dann werdet ihr ihn kennen,
Und euch, wiewohl zu ſpät, von ihm betrogen nennen.
Wir haben oftmals ſchon das Laſter erſt erblickt,
Wenn es durch unſre Schuld uns gänzlich unterdrückt.
Den ſtrafet ein Tyrann zu allererſt am Leben,
Der ihm behülflich war, ihn auf den Thron zu heben.
Erzittre! = = Doch genug; nun mache mir bekannt,
Warum man dich hieher nach Utica geſandt?

Domitius.

Herr, Cäſar wollte gern, der Römer Wohlfahrt wegen,
Mit euch allein allhier, was groſſes überlegen.

Cato.

Er komme, wenn er will; ich bin darzu bereit:
Allein, was fordert er zu ſeiner Sicherheit?

Domitius.

Auf eure Tugend, Herr, iſt ſicher gnug zu bauen:
Wiewohl Pharnaz iſt hier; dem iſt nicht wohl zu trauen.

Cato.

In Utica iſt er mir gleichfalls unterthan.
Dieß Schloß, darinn wir ſind, ſtößt an die Mauren an,
Und ſchützt die ganze Stadt. Wir Römer halten Wache,
Daher bedarf es nicht, daß man ſich Sorgen mache.
Pharnaz iſt ohnedem am Ufer bey der See,
Und forſcht wie es allda um ſeine Flotte ſteh.
Sein Volk darf näher nicht nach unſern Thoren dringen,
Man giebt auf alles acht; auf ihn vor allen Dingen.
In dieſem Schloſſe nun kan es gar leicht geſchehn,
Daß Cäſar mit mir ſpricht, eh ihn ein Menſch geſehn.
Entfernen nemlich ſich die nahen Legionen;
So will ich auch das Thor mit der Beſatzung ſchonen:
So iſt vor ihn und mich vollkommne Sicherheit.
Doch in des Herzens Grund dringt Cato jederzeit!
Mein Blick reißt iederman die Larve von den Augen,
Die reine Warheit nur; ſonſt kan vor mir nichts taugt.
Das thut dem Cäſar kund! Des Redens Uberfluß
Verblendet mich nicht ſo, wie den Domitius.
(Er geht ab)

Der dritte Auftritt.

Arſene. Phenice. Domitius.

Arſene.

Domitius, man ſagt, eur Cäſar liebt Arſenen?
Man thu ihn wieder kund, ſie werd ihn nur verhöhnen.
Es iſt mir unbekannt, wo es zuerſt geſchehn,

Daß er mein Angeſicht, ſo ſchlecht es iſt, geſehn?
Mein Reich iſt mit Gewalt und Waffen nicht zu zwingẽ,
Drum will er es mit Liſt zu ſeiner Herrſchaft bringen;
Und hüllt die Kronenſucht, vermuthlich nur zum Schein
In Amors Würkungen, in Lieb und Neigung ein.
Mein Zepter ſteht ihm an!

Domitius.

Er pflegt ſie auszutheilen,
Er ſetzt ja Fürſten ab, und krönt ſie auch zuweilen.
Prinzeßin, iſt ein Held, der alle Welt beſiegt,
Nicht würdig, daß er euch gebückt zu Füſſen liegt?
Ihr ſeht ja, daß ſogar die Götter ihm hiernieden
Ihr halbes Regiment, die halbe Macht beſchieden.
Der Himmel bleibt ihr Sitz, da herrſchen ſie allein,
Der Erdkreis ſoll hinfort nur Cäſarn dienſtbar ſeyn.

Arſene.

Geht, geht, Domitius. Doch welch ein Unglücke!
Pharnaz erſcheinet hier. Verdrießliches Geſchicke!

Der vierdte Auftritt.

Arſene. Phenice. Pharnaces.

Pharnaces.

Vernehmt mich, Königin, und flieht mich nicht ſo ſehr!

Arſene.

Verfolgt ihr mich auch hier? und quählt ihr mich noch mehr?
Erweckt des Bruders Tod und ein gerechtes Sehnen,
Das meine Bruſt erfüllt, mir nicht ſchon tauſend Thränen?

Pharnaces vor ſich.

Du kennſt dich ſelbſt noch nicht, und weiſt nicht wer du biſt,
Ich ſpühre, daß das Glück mir doch noch günſtig iſt.

(Zu ihr.)

Ihr ſeht mich Königin, von Zorn u. Grimm entflam̃et,
Ihr ſeyd in Utica von jedermann verdammet.
Die Römer, Cato ſelbſt, verſchwert ſich wieder euch,
Und raubet euch bereits des Vaters Thron und Reich.
Ich überlaſſe ſie hinfüro Cäſars Ketten;
Was ſoll ich länger noch die Undanckbaren retten?
Kommt, Schönſte, flieht mit mir die Ungerechtigkeit!
Mein Heer erwartet uns, die Flotte ſteht bereit,
Uns bald und ungeſäumt an jenen Strand zu führen,
Wo euer Wort u. Wink ganz unumſchränkt regieren.

Arſene.

Ihr klagt den Cato an? Kan das wohl glaublich ſeyn?
Beſchließt er was von mir? Gut, ich geb alles ein.
Das Laſter zittert nur, wenn uns die Tugend ſchützet.
Ich weis auch ſchon, wer ſich durch Trug und Liſt beſchmitzet.
Ein Maul, das Bosheit liebt, an Tücken fruchtbar iſt,
Und ſonder Büberey faſt nie die Lippen ſchließt,
Will mich ohn alle Pracht aus Utica entführen,
Und nachmals ohne mich der Parther Reich regieren.
Pharnaz was ſtört euch ſo? Was gilts, daß mein Verdacht
Den Kläger furchtſamer, als den Beklagten macht.

Pharnaces.

Getroſt! was zwing ich mich? Was darf ein Weib mich quählen?
Es koſtet nur ein Wort, ich darf ja nur befehlen.

Arſene.

Du gründeſt dich vielleicht auf das verſprochne Band?
Ach! ich verfluchte ſtets dergleichen Eheſtand;
Und wuſte doch noch nicht, daß durch dein kühnes Morden,
Mein eigner Bruder war ins Grab geſtürzet worden.
Vergebens ward von dir die Frevelthat verſteckt,
Die Zeit, ſo alles lehrt, hat ſie auch mir entdeckt.
Ich weis, was du gethan, und muß dich ewig haſſen.
Es mag das Schickſal mich nur ganz und gar verlaſſen.
Ihr Götter! gieſſet nur auf meines Vaters Haus
Und auf mein eigen Haupt den vollen Eyfer aus.
Das alles wird und ſoll mich nicht ſo ſehr betrüben,
Darf ich nur nicht an dir den Bruder-Mörder lieben.
Nein, du wirſt nimmermehr mein Mann und Bräutigam.
Mein Herz iſt voller Haß, und bleibt dir ewig gram,
Und würde doppelt froh vor Glück und Wohlfahrt blühen,
Könnt ich aus eigner Macht nur dich zur Strafe ziehen.

Pharnaces.

Prinzeßin, bändigt doch den allzukühnen Mund,
Sonſt wird euch endlich noch Pharnacens Rache kund.

Der fünfte Auftritt.

Portius. Arſene. Pharnaces. Phenice.

Portius.

Mit was für Heftigkeit hör ich Pharnacen ſprechen?

Arſene.

Kommt, edler Portius, ihr müßt den Frevel rächen.
Pharnaces iſt zu frech. Er iſt noch nicht vergnügt,
Daß meines Bruders Leib vorlängſt im Staube liegt,
Dahin er ihn geſtürzt: Er will auch mich hier zwingen,
Der Parther Erbreich ihm zum Brautſchatz mitzubringen.
Er klagt recht freventlich den groſſen Cato an;
Von dem ich nimmermehr was Böſes glauben kan.
Der, ſpricht er, wolle mich des Thrones unwerth ſchätzen;
Jedoch, das thut er nur, ſich ſelbſt darauf zu ſetzen.
Ich weiß das Cato mir den Beyſtand zugeſagt,
Als ich vor kurzen ihm mein Unglück geklagt.
Drum kommt und rettet mich und eures Vaters Ehre;
Und gebt, mein Portius, der Hinterliſt die Lehre,
Daß Rom die Boßheit nicht in Schutz zu nehmen pflegt,
Und keine Königin in Mörder Arme legt.

Portius.

Pharnaz, was hör ich da? Mein Vater! Ein Betrüger?
Das ſagt auch Cäſar nicht, der ungerechte Sieger.
Die Bosheit lehrt euch das, weil euch bey aller Liſt:
Arſenens Herz und Reich von ihm verſaget iſt.

Prinzeßin, bauet nur auf meines Vaters Worte.
Ihr lebt in Utica, dem wohlbewahrten Orte,
Wo ſonder Catons Wink euch niemand ſchrecken kan.
Pharnaces ſelbſt iſt ihm vollkommen unterthan.

Pharnaces.

Wer? ich? ihm unterhan?

Portius.

In Pontus ſeyd ihr König,
Doch nicht in Africa. Hier gilt ein Prinz ſehr wenig!
Prinzeßin, ſorgt nur nicht vor eure Sicherheit.
Wenn alles euch verläßt iſt Portius bereit,
Und folgt des Vaters Spur, die Unſchuld zu beſchützen.
Befehlt, ſo ſoll mein Stahl vor eure Wohlfahrt blitzen.
(Arſene geht ab)

Der ſechſte Auftritt.

Pharnaces und Portius.

Pharnaces.

Und du verwegner Menſch, erhebſt dich wieder mich,
Und meynſt der Parther Reich ſey noch vielleicht vor dich?
Arſene könnte noch vielleicht dich ſelbſt erhöhen?
Umſonſt! ein Kind kan nicht in Amors Schule gehen.
Geh lern erſt tapfer ſeyn; geh unter Stahl und Gluth!
Und härte dir zuvor den zartgewehnten Muth:
Denn komm und laß dir auch nach Lieb und Kronen dürſten.

Portius.

Pharnaz, ein Römer tauſcht nicht mit den größten Fürſten!
Arſene zwar iſt ſchön, und aller Liebe werth,
Ich hätt ihr, glaub es nur, mein Herze ſchon erklärt;
Entſpröſſe ſie nur nicht aus Königlichem Saamen.
Allein itzt ſchreckt mich auch der bloſſe Königs Nahmen.
Ja, ja, Pharnaz, ihr irrt. Ich ſuche keinen Thron,
Ihr wißt ja wer ich bin. Erkennt hier Catons Sohn,
Der mit der Muttermilch den Königs-Haß geſogen.
Ach wär Arſene nur auch Römiſch auferzogen!

Pharnaces.

Sie iſt es freylich wohl! Denn was verhehl ichs viel?
Seht, euer Vater treibt mit euch und mir ſein Spiel,
Er hat ſie mir verſagt, bloß weil ſie römiſch wäre;
Iſt ſolches nun nicht wahr, wo bleibt den Catons Ehre?

Portius.

Was hör ich? Cato ſprichts, ſie ſey nicht Königin?

Pharnaces.

So iſt es, Cato hieß ſie eine Römerin.

Portius.

Wenn das mein Vater ſpricht, ſo darf ichs ſicher glauben;
Denn Cato lüget nicht! Er ſetzt kein Wort auf Schrauben.
Wohlan! ich ruhe nicht, bis ich es ausgefragt,
Ob mir Pharnazes dieß mit Wahrheit vorgeſagt.
(Er geht ab)

Pharnaces.

Das hab ich wohl gedacht! Er ehrt und liebt Arſenen;
Nun wird die Trotzige mich deſtomehr verhöhnen.
Erfährt ſie nemlich auch, daß ſie nicht parthiſch ſey;
So iſt mein Hoffen aus. Genug! Es bleibt dabey:
Auch Portius ſoll bald ſein junges Leben ſchlieſſen.

Der ſiebende Auftritt.

Felix und Pharnaces.

Pharnaces.

Ach komm, mein Felix, komm! Die Zeit muß nicht verflieſſen,

Felix.

Hier bin ich ſchon, mein Herr, nun kehrt ſich alles um.

Pharnaces.

Wie ſo? rückt Cäſar an? Ich gäbe was darum!

Felix.

Ach nein, die Zwietracht ſcheint aus Africa zu fliehen,
Man ſieht die Römer ſchon den Helm vom Antlitz ziehen.
Sie weinen insgeſamt um ihrer Freunde Tod,
Und ſind den Waffen gram, damit ſie ſonſt gedroht.
Man läufft einander da vergnügt und froh entgegen,
Wo ſonſt die Streitenden erbitzt zu fechten pflegen.
Der Vater zückt nicht mehr das Schwerdt auf ſeinen Sohn;
Auch in den Kindern regt das warme Blut ſich ſchon;
Die Arme ſind nunmehr der ſchweren Waffen müde;
Und kurz: es zeiget ſich ein allgemeiner Friede!

Pharnaces.

Wie? Billigt Cäſar denn was Timon und Arbat
In meinem Nahmen ihm vor einen Vorſchlag that?
Gefällt es ihm ſein Reich auf Catons Kopf zu bauen?
Sind beyde wieder hier? Ich hab ein gut Vertrauen!

Felix.

Nein, Herr, noch ſieht man nichts. Und ich begreife nicht,
Was ihrer Wiederkunft im Lager widerſpricht.

Pharnaces.

Allein die Zeit vergeht. Wir müſſen nichts verſäumen,
Den Schutt von Utica auf ewig aufzuräumen.
Durch Morden, Glut und Stahl verkehrt ſich das Geſchick,
So meinem Haupte droht, in ein erwünſchtes Glück.

Felix.

Allein, wir ſind hier ſtets den Römern im Geſichte?

Pharnaces.

Behutſamkeit und Liſt macht allen Witz zunichte.
Die Argliſt ſieht ſo ſchön als wahre Klugheit aus,
Und ein verſchwiegner Feind führt alles wohl hinaus.
Du wirſt es ſelber ſehn, mein Felix, was ich ſage;
Ich kenne dieſes Schloß an Feſtigkeit und Lage.
Mein Vater that mir einſt viel Unrecht und Gewalt,
Drum floh ich, und fand hier den ſichern Aufenthalt.
Die Felſen ſo die Burg auf einer Seite ſchützen,
Daran die Wellen ſtets mit Wuth und Schäumen ſpritzen,
Sind durch die Fluthen hohl und ganz bequem gemacht,

So daß ich damals ſchon ein Schiff ans Schloß gebracht.
Du weiſt, als dieſe Nacht ein groſſer Sturm entſtanden,
Daß wir uns nicht ſehr weit von Utica befanden.
Gefahr und Noth war groß, die Flotte ward zerſtreut,
Doch manches Schiff fand hier gewünſchte Sicherheit.
Das weis hier noch kein Menſch, und niemand kans ergründen:
So will ich nun den Weg in dieſe Mauren finden.
Ich ſchleiche mich ſehr leicht mit einer Schaar hinein;
Die ſoll das Werkzeug dann in meiner Rache ſeyn.
Die Wachen reib ich auf, und Cato wird erſchlagen,
Die Königin laß ich nach meinem Schiffe tragen;
Hernach ſteck ich zuletzt mit meiner eignen Hand
Dieß Schloß und Utica und Thurn und Wall in Brand.

Felix.

Fürwahr der Vorſatz iſt ſo heimlich als verwegen!
Der Himmel, wie mich dünkt, verſpricht ihm ſelbſt den Seegen.
Es ſcheint das Schickſal iſt auf euren Wink bereit,
Dieweil kein Hinderniß den Eingang hier verbeut.
Die Wache wird durchs Schloß bis in die Stadt geführet;
Man weis nicht wie es kömmt: und Cäſar triumphiret!

Pharnaces.

Gut, Felix, kehre nur bis an die See zurück;
Da wehl ein muthig Heer und komm den Augenblick,
Wenn du die Flamme ſiehſt aus Dach und Thürmen dringen,

Mit unverhoffter Macht mir tapfer beyzuſpringen:
Darauf wird Catons Kopf dem Cäſar überbracht;
Und dir vor andern iſt die Ehre zugedacht.

Felix.

Schlagt ihn nur ab, mein Herr! Ich thu was ihr gebothen,
Und würd ich ſelbſt dabey ein Mitgenoß der Todten.
Ich fürchte mich für nichts als eurem Zorn und Haß.

Pharnaces.

So machts, wer treulich dient. Indeß verſchweige das!
Wer groſſe Dinge wagt, muß heimlich ſeyn und eilen,
Du ſollſt auch Glück und Ruhm mit deinem Herren theilen.

(Ende der andern Handlung.)

Die dritte Handlung.

Erſter Auftritt.

Cäſar. Domitius. Cäſars. Gefolge.

Cäſar.

So läßt, Domitius, der Waffen Stillſtand zu,
Daß ich und Cato hier ſogar vertraulich thu?
In Wahrheit, bloß ſein Wohl, hat mich dazu bewogen,
Sonſt hätte mich wohl nichts an dieſen Ort gezogen.

Doch ſage, geht es an, Arſenen erſt zu ſehn?

Domitius.

Mein Herr, was ihr gewünſcht, wird alſobald geſchehn.
Doch ob ihr ſie gleich ſprecht, ſo wirds euch doch nicht glücken,
Sie wird euch, glaubt mir nur, verächtlich von ſich ſchicken.

Cäſar.

Mein Herz iſt ohne falſch und von Verſtellung frey.
Die Ehre flieht nicht ſtets vor Amors Sclaverey,
Drum kan zuweilen auch ein Heldengeiſt ihm dienen.
Doch, haßt Arſene mich, wie es bisher geſchienen:
So ſiegt die Ehre doch! Denn Cäſar iſt ein Mann,
Der auch ſein eigen Herz zur Noth bezwingen kan.
Nein, Amor ſoll mich nicht ſogar in Feſſel treiben,
Und Cäſar wird auch wohl im Lieben Cäſar bleiben.
Allein Domitius, haſt du der Königin
Auch deutlich vorgeſagt wie groß und wer ich bin?
Und weis Arſene ſchon, daß ſich vor meinem Degen,
Das unbeſiegte Rom ſchon muß zu Boden legen?
Ja daß faſt kein Soldat bey meinen Adlern ficht,
Der nicht von Königen als ſeinen Sclaven ſpricht?

Domitius.

Herr, eurer Thaten Glanz und eures Herzens Triebe,
Das alles lenkt ſie noch zu keiner Gegenliebe.
Wiewohl da euch bisher das Glück im Streit geblüht,
Erſetzet Mars vielleicht was Amor euch entzieht.

Pompejens Uberreſt an Führern und Soldaten,
Wird heute zweifelsfrey in euer Joch gerathen.

Cäſar.

Iſt dieſer Sieg gewiß, ſo wird mein Arm ſchon matt:
Denn wo die Welt für mich mehr Furcht als Liebe hat,
So bin ich misvergnügt. Es iſt zwar ſchön, zu ſiegen;
Weit ſchöner aber iſts, im Siege ſich vergnügen,
Und ſeiner Rachbegier vernünftig Einhalt thun!
Der Römer Ehre muß im Wüten nicht beruhn:
Nein! Rom beherrſcht vielmehr der Uberwundnen Herzen,
Und läßt ſich ſelber wohl die fremden Wunden ſchmerzen.
Auch Cäſar hatte nie am Blutvergieſſen Luſt:
Es klopft ein zartes Herz in ſeiner Vater-Bruſt.
Ihr Götter kennt mich ſchon! Erfüllt denn mein Verlangen,
Laßt mich den Cato hier, und Rom in ihm umfangen!
Das iſt das einzige, darnach ich lüſtern bin.

Domitius.

Mein Herr, wie mich bedünkt, ſo kommt die Königin.

Cäſar.

Geh, warte dort auf mich, bis ich dich ruffen werde.
(Domitius geht ab)
O welch ein edler Gang! Der Zepter dieſer Erde
Wird keinem ſchöner ſtehn, als ihrer zarten Hand.

Der andere Auftritt.

Cäſar und Arſene.

Arſene vor ſich.

Ihr Götter! welch ein Schall! der Ton iſt mir bekannt,
Das muß der Römer ſeyn! ich weis nicht ob ich wache?

Cäſar.

Was für Verwirrungen von Abſcheu, Haß und Rache
Erfüllen eure Bruſt? Bemeiſtert doch den Schmerz!
Hier opfert ſich in mir ein ewig treues Herz.

Arſene.

Mein Herr, ich hab euch ſonſt an unſerm Hof geſehen,
Als Cäſars Antrag einſt durch euren Mund geſchehen:
Ich dacht auch in der That, er wäre ſelber hier?

Cäſar.

Ihr ſeht ihn, in Perſon, o Königin in mir.

Arſene.

Was? Wollt ihrs ſelber ſeyn?
(Beyſeite)
(Ach ja, ich muß es glauben,
Was ſchlechters kõnte mir wohl nie die Freyheit raubẽ.
Es muſte Cäſar ſeyn, wer mir gefallen ſollt.)

Cäſar.

Ja ſchönſte Königin, wenn ihr mich hören wollt;
So hat Seleucia, ſo bald ich euch erblicket,
Durch eurer Schönheit Pracht zuerſt mein Herz beſtricket.
Der Sieg war dazumal mein vorgeſtecktes Ziel,

Wiewohl mein Wachsthum ſchon den Römern nicht gefiel.
Die Neider meines Ruhms verfolgten meine Waffen,
Und ich beſtrebte mich mir ſelber recht zu ſchaffen.
Faſt alles was ich that, hieß Rom ein Bubenſtück;
Die Bürger wünſchten nichts als Cäſars Unglück:
Indeß war ich bemüht ein neues Reich zu gründen,
Und überall die Glut des Krieges anzuzünden.
Die Parther waren mir beſtändig ungeneigt;
Arſazes hat ſich ſtets als meinen Feind bezeigt:
Drum gab ich auch am Phrat mich gar nicht zu erkennen,
Und ließ den ganzen Zorn auf Rom allein entbrennen.
Das Schrecken und die Furcht gieng über Land und Meer,
Wie ſonſt ein Donnerſchlag, vor meinen Waffen her.
Ich ſiegte; doch der Kranz, der meine Scheitel zierte,
War ein verworfner Schmuck, der meine Bruſt nicht rührte.
Die Ehre dämpfte zwar den innerlichen Schmerz;
Allein wie quälte mich mein unruh volles Herz!
Der ſchöne Gegenſtand von meinen zarten Trieben,
Bewog mich auch entfernt ihn unverrückt zu lieben.
Voritzo fühl ich noch ein zwiefach härter Weh,
Indem ich, Königin, vor eurer Schönheit ſteh.
Es ſcheint, ihr haſſet mich! O zorniges Geſchicke!
Giebſt du vor Lieb und Brunſt mir lauter Haß zurücke?

Arſene.

Wie wenig kennt ihr doch den Grund von meiner Pein!
Je mehr ich nach euch ſeh, je ſtärker muß ſie ſeyn:

Und darf ich meinen Sinn ganz kurz und deutlich faſſen;
So nehmt die Antwort an: Ich kan euch gar nicht haſſen!

Cäſar.

Ihr haßt den Sieger nicht, der euch verehrt und liebt?
Welch unverhofftes Wort! nun bin ich nicht betrübt.
Die Welt ſoll bald ihr Glück aus meiner Hand bekommen;
Doch meines hat von euch den Urſprung hergenommen.
Ach ſagts doch noch einmal, dafern ichs würdig bin;
Könnt ihr empfindlich ſeyn? Sprecht, ſchönſte Königin!

Arſene.

Wie? hab ichs ſchon entdeckt, was ich verheelen ſollte?
Wißt ihr die Neigung ſchon, die ich verbergen wollte?
Ach! nun iſts viel zu ſpät, daß ſich mein Herz verſtellt;
Ja Herr, ich lieb euch mehr, als alles in der Welt.
Das Feuer ſo mein Herz in Utica empfindet,
Hat ſich vor langer Zeit bereits am Phrat entzündet;
Da war die zarte Bruſt ſchon an Empfindung reich:
So bald ich euch erblickt, ergab ich mich an euch.
Zwar ſprach man mir bisher umſonſt von Cäſars Liebe,
Denn ich verfluchte gleich die Flammen ſeiner Triebe:
Allein ich wuſte nicht daß Cäſar mir gefiel;
Ein unbekannter Gaſt war meiner Seufzer Ziel.
So war mein ganzer Haß aus Zärtlichkeit entſprungen,
Mein Herz hat euch zu gut auch wieder euch gerungen;
Und kurz, mein Irrthum ſelbſt verführte mich ſo gar,
Zu haſſen, was mir doch am allerliebſten war.

Cäſar.

Welch ein erwünſchtes Glück! Wenn mich Arſene liebet,
So giebt mir Amor mehr als Mars mir ſelber giebet.
Ich habe Rom beſiegt, und ihr beſieget mich;
Warum verknüpft uns denn nicht Hymen ewiglich?
Der Hochzeit Fackeln Glut ſoll unaufhörlich brennen,
Und lauter Lieb und Ruhm an ſtatt der Nahrung keñen.
Mein Sieg hat in der Welt mir ſchon viel Neid erregt,
Erlaubt, daß ſo mein Glück die Götter ſelbſt bewegt.
Kommt, Schönſte, kommt nach Rom! Die ärgſten Königs-Feinde,
Erklären euch nunmehr als treugeſinnte Freunde,
Vor ihre Königin. Die jüngſtbefochtne Schlacht
Hat ihrem Ubermuth den Untergang gebracht.

Arſene.

Es wird noch Trotz genug in Utica geſpüret,
Daher auch itzo noch mein ganzer Kummer rühret;
Pharnaz = = =

Cäſar.

Durch Glimpf und Huld bezwing ich ihn gar bald!

Arſene.

Ach! Cäſar, übt doch ſtets die freundliche Gewalt.
O ließe Cato ſich nur auch ſo leicht bewegen!
Wiewohl ſein harter Sinn iſt gar durch nichts zu regen.
Mein Herz, wie mich bedünkt, zertheilet ſich vor euch,
Es rührt mich Cäſars Ruhm, und Catons Heyl zugleich.
Ein unbekannter Zug bewog mich euch zu lieben;
Indeſſen weis ich nicht, was mich zu ihm getrieben.

Nechſt euch iſt Cato denn mein liebſtes in der Welt.
Ach! endigt nur den Krieg der euch beſchäftigt hält,
Und opfert euren Haß der Wohlfahrt dieſer Erden:
Er kömmt; lebt wohl mein Herr! Doch laßt es Friede werden,
Und zeiget künftig uns, dem Glücke ſelbſt im Schooß,
Ein Cäſar bleibe ſtets in Krieg und Frieden groß!
(Sie geht ab)

Cäſar.

Verlaßt euch nur auf mich; ſo könnt ihr alles hoffen.

Der dritte Auftritt.

Cato und Cäſar.

Cäſar.

Nun Cato, endlich hat der Wunſch mir eingetroffen,
Daß ich einmal mit euch vertraulich ſprechen kan.
Ich biete Welſchland itzt in euch den Frieden an.
Kommt, ſchließt ihn ſelbſt mit mir, und macht der Noth ein Ende!
Das hartbedrängte Rom ſieht bloß auf unſre Hände;
Verſammlet euren Rath, und ſchafft noch dieſen Tag,
Daß iedermann die Frucht der Eintracht erndten mag.
Die ganze Bürgerſchaft verbanne Haß und Rache:
Indem ich euch, nebſt mir, zum Bürgermeiſter mache.

Cato.

Wie frech und unverſchämt trägſt du mir ſolches an,
Da mir nur Volk und Rath die Würde geben kan?

Denkſt du die Tugend denn mit Laſtern zu ermüden?
Wir ſuchen bloß nach Recht und Billigkeit den Frieden!
Regiert ein einzig Haupt das groſſe Rom allein;
So wollen wir mit Luſt daraus verbannet ſeyn.
Ja, Cäſar, weg von hier mit Königen und Ketten!
Der Römer Uberreſt will noch die Freyheit retten;
Und läßt ſich das nicht thun, ſo ſind wir doch nicht dein.
Der Africaner Sand ſoll unſre Freyſtadt ſeyn;
Hier hab ich ſelber ſchon ein Grab für mich erleſen.
Drum Cäſar, laß uns Rom, wie es vorhin geweſen!
Komm ohne Krieges-Volk, komm ohne Waffen hin,
Komm ſo, wie ich mich da zu zeigen Willens bin:
Alsdann ſo wird man ſehn, wer endlich von uns beyden
Noch den Triumph erlangt, und welcher Rom muß meiden.

Cäſar.

Was hab ich denn gethan? Der Deutſchen tapfres Blut,
Verehrt durch meinen Dienſt der Römer Heldenmuth.
Die Meere waren mir kein Hinderniß im Siegen,
Ich bin den Ocean der Britten überſtiegen;
Und doch verſaget mir der ungerechte Rath,
Weil mich Pompejus haßt, ein ſchlechtes Conſulat?
Man will mein tapfres Schwerdt im Frieden kraftloß machen,
Man giebt mir Aufruhr ſchuld, und was mein Schweiß, mein Wachen,
Mein eignes Blut verdient, das Bürgermeiſter-Amt,
Fällt meinen Feinden zu? Das, das hat mich entflammt!

Halb raſend fieng ich an der Römer Feind zu werden,
Vergebens waffnet ſich der ganze Kreis der Erden;
Ich ſchlug ihn doch, und nahm den Reſt zu Gnaden an,
Nachdem ich ihn beſiegt: Was hab ich nun gethan?

Cato.

Aus Rachgier, Cäſar, ward das Schwerdt von dir gezücket,
Da nun Pompejens Fall den Zorn bereits erſticket.
Warum behältſt du noch die oberſte Gewalt?
Daraus erhellt ja klar, daß man dich billig ſchalt.
Tyrannen ſchmücken ſtets ihr Thun mit Liſt und Ränken,
Die Worte ſind oft gut; die That lehrt was ſie denken.
Man gab dir mit Bedacht kein Römiſch Conſulat;
Du wareſt viel zu groß und mächtig vor den Staat.
Und wozu war dir wohl das Vaterland verbunden?
Du hatteſt als ein Held viel Länder überwunden;
Rom hatte triumphirt: Doch das war deine Pflicht.
Ein Bürger dient dem Staat, der Staat dem Bürger nicht.
Die Schuld iſt offenbar; der Vorwand iſt vergebens.
Den Grachus, wie du weiſt, beraubte man des Lebens,
Du haſt noch mehr verwirkt!

Cäſar.

Wo will der Eifer hin?
Vergeßt ihr denn, daß ich ein Uberwinder bin,
Und daß die Römer mich um Gnade bitten müſſen?

Cato.

Wer voller Unſchuld iſt, will nichts von Gnade wiſſen.

Denk, Cäſar, denk einmal an deine Grauſamkeit.
Und wünſche dir vielmehr, daß die Vergeſſenheit
Den unerhörten Stolz, der dich bethört, begrabe.
Auch Sylla, den ich oft darum geprieſen habe,
Entſagte von ſich ſelbſt der Herrſchaft und Gewalt,
Und fand auch in der That der Römer Gnade bald.
Dem Beyſpiel folge nach. So wird dir dein Verbrechen
Vielleicht auch noch geſchenkt. Ich ſelbſt will für dich ſprechen!
Wie nun? Du ſchweigeſt hier? O Rom! O Vaterland!
Haſt du dem Barbar nicht viel gutes zugewandt?
Und er beſtimmt dir ſtets ein gröſſer Unglücke.
Die Götter zeigen uns viel Zorn erfüllte Blicke;
Rom ſtreitet mit ſich ſelbſt: Die Mutter haßt den Sohn
Der Legionen Zahl ſpricht ihren Brüdern Hohn,
Man ſieht der Römer Blut auf Römer Hände ſpritzen,
Die Helden, welche ſonſt Geſetz und Rechte ſchützen,
Erſticken die Natur, und ſchänden ihr Gebot:
Die Väter ſtreben nur nach ihrer Kinder Tod,
Die Kinder ſuchen nichts als ihrer Väter Leichen,
Die Mütter ſind bemüht dem Jammer zu entweichen,
Und ſtürzen ſich zuvor in beyder bloſſes Schwerdt.
Die Herrſchaft, Cäſar, iſts, was deine Bruſt begehrt!

Cäſar.

Und ihr verlanget nichts als Unglück und Verderben!
Ihr wollt entfernt von Rom in Gram und Kummer ſterben,

Nur ſtets geſchlagen ſeyn, und daß ich eifersvoll
Die Hände ſtets im Blut der Römer baden ſoll.
Den Frieden ſchlagt ihr aus, und haſſet doch das Kriegen?
An wem wird wohl die Schuld des ganzen Unglücks liegen?
Iſt euch der Römer Blut ſo werth und hoch geſchätzt;
Warum habt ihr euch ſtets den Göttern wiederſetzt?
Es hat ſich ihre Gunſt vorlängſt für mich erkläret;
Sie haben mir bisher noch ſtets den Sieg gewähret.
Ich mach euch in der That vom Untergange frey;
Und doch bedünkt es euch, daß ich ſehr ſtrafbar ſey.
Ihr wollt dem Siege ſtets Geſetz und Regeln geben:
Ach laßt mich doch nur ſelbſt nach Ruhm und Ehre ſtreben!
Als Sylla Sieger war, und als auf einen Tag,
Der Römer ganze Zahl zu ſeinen Füſſen lag,
Da konnt er ohne Schimpf den Zepter von ſich legen:
Allein ich muß allhier auch meinen Ruhm erwegen.
Daß hieſſe: Cäſars Muth war endlich doch zu klein.
Und kurz: Wo Cäſar herrſcht, wird alles glücklich ſeyn.
Denn warlich, überall wohin mein Schwerdt gekom̃en,
Hat auch der Thränen Zahl ganz merklich abgenommen.
Auch Rom ſieht täglich ſchon ein prächtig Schauſpiel an,
Und meine Hand thut mehr als iemand wünſchen kan.
Ich will ja nichts als Rom und Welſchland glücklich machen!

Cato.

Verführen willſt du ſie! Das zeigt der Lauf der Sachen.
Die Liſt giebt dir das Recht ſo du zur Herrſchaft haſt;
Die Stimmen kaufteſt du, da du der Schulden Laſt,
Die manchē Bürger drückt, verſchwendriſch aufgehobē:
Dem Laſter zum Behuf verübſt du Tugend Proben.
Tyrannen müſſen oft der Tugend Freunde ſeyn:
Die Wuth verſteckt ſich oft in einer Wohlthat Schein.
Auch ihre Gütigkeit iſt billig zu beſtrafen.

Cäſar.

Wie? kan denn Cäſars Zorn bey ſolchem Frevel ſchlafen?
Erwegt es, wenn ich zürn, ſo iſt ein Augenblick
Schon lang und groß genung zu eurem Unglück.

Cato.

Wenn ich nicht hoffen darf die Freyheit zu erwerben,
So bin ich alt genung und will ganz freudig ſterben.

Cäſar.

Ach weichet dem Geſchick!

Cato.

Mein Schickſal heißt: Sey frey!

Cäſar.

Glaubt, daß man auch beglückt am Tyberſtrome ſey.

Cato.

Die Tyber ſoll mich nicht an ihrem Ufer ſehen,
Bevor durch meinen Arm die Rettung Roms geſchehen.

Cäſar.

Erhaltet doch vielmehr nur euer eigen Haupt.

Cato.

Es iſt ein groſſer Schimpf wenn man Tyrannen glaubt;
Und gar von ihrer Hand ſein Leben will erhalten.
Der gröſſe Ruhm iſt der, ſich rächen und erkalten.

Cäſar.

Ihr tretet mir zu nah!

Cato.

Ich diene Rom getreu,
Und ehre doch zugleich der Götter Rath dabey.

Cäſar.

Die Götter haben mir den Beyfall längſt gegeben:
Erkennt nur ihren Wink; hört auf zu wiederſtreben!

Cato.

In meinem Herzen iſt ihr Ausſpruch ſonnenklar:
Und wäre dieſes nicht, ſo würde mich fürwahr
Der Henker in der Bruſt mit ſcharfen Martern plagen;
So aber weis ich nichts von dieſer Quaal zu ſagen.
Wenn ein Tarquin entſpringt, ſind hundert Bruti da,
Die man noch nie gebückt zu deinen Füſſen ſah.
Man ſpricht dereinſt von uns, wie wir von unſern Vätern:
Sie ſtraften Könige, wir thun es an Verräthern.

Cäſar.

Ach Cato, ſchont mich nur mit der Verrätherey;
Und leget ſie vielmehr Pompejens Anhang bey.
Ihr denket zweifels frey: Pharnaces wird uns ſtützen!
Allein es iſt umſonſt. Er will euch gar nicht ſchützen.
Er hat nicht längſt an mich zween Boten abgeſandt,
Die machten mir von ihm den ſchnöden Zweck bekannt:

Er woll euch unvermerkt den Dolch ins Herze drücken,
Und nachmals euren Kopf zu mir ins Lager ſchicken.
Ich nahm ſie beyde feſt; ſie ſind gefeſſelt hier:
Beſtraft ſie ſelbſt, und ſprecht: Was tadelt ihr an mir?

Cato.

Ja, Cäſar, es iſt wahr. Ich muß die Großmuth loben;
Allein dein Stolz taugt nichts: ſonſt ſollteſt du die Probe
Von meiner Ehrfurcht ſehn. Doch ſtellt Pharnaz mir nach,
Und ſucht er meinen Kopf, ſo wie man dir verſprach:
So ſteht der Böſewicht mir zwar nach Leib und Leben;
Doch du biſt grauſamer!

Cäſar.

Wer? ich?

Cato.

Du biſt es eben;
Von dir wird Rom u. mir die Freyheit ſelbſt geraubt.
Gerechte Götter! ach! wer hätte das geglaubt?
Kan ein Tyranniſch Herz noch ſo viel Großmuth hegen?
O wäreſt du geneigt die Waffen abzulegen!
Itzt bin ich voller Scham, ja faſt verzweiflungsvoll;
Daß ich dich ehren muß, da ich dich haßen ſoll.
Laß nach der Grauſamkeit die Güte triumphiren!
Laß Rom in Freyheit ſtehn, und Rath und Volk regieren!
Und mache daß dich einſt das hohe Lob vergnügt;
Seht! Cäſar iſt ein Held, der auch ſich ſelbſt beſiegt.
Er war uns zwar verhaßt: itzt müſſen wir ihn lieben.

Wir ſind durch ſeine Huld vom Joche frey geblieben.
Es drohte ſeine Macht uns lauter Sclaverey,
Und itzo ſind wir bloß durch ſeine Gnade frey.
Wiewohl es iſt umſonſt. Kein Ruhm kan euch bewegk,
Der Laſter ſchnöder Glanz kan euch viel ſtärker regen.
Ihr ſtammt von Göttern her, ſo, wie ihr ſelber ſprecht,
Doch ſeyd ihr, wie man ſieht, der tollen Ehrſucht Knecht!
Wollt ihr euch darum nur zum Götter-Chor erheben,
Um aller Menſchlichkeit gar gute Nacht zu geben?
Seyd ihr der Götter Sohn, ſo zeigt auch, daß ihrs ſeyd:
Nun gleicht man ihnen bloß durch Huld und Gütigkeit!
Allein die Zeit vergeht, ihr bleibt bey euren Sinnen,
Und laßt euch durch Vernunft und Tugend nicht gewinnen.
Ich geh und mache gleich den Römern ſelber kund,
Was euer Vorſchlag iſt. Da mag ihr eigner Mund
Den ganzen Ausſpruch thun. Erwehlt man das Verderben:
So thu mans immer hin! ich will viel lieber ſterben!

(Er geht ab)

Cäſar.

O welch ein edles Herz! Wär ich nicht, was ich bin;
Ich wünſchte mir nichts mehr, als Catons freyen Sinn,
Der keinen König will. Jedoch wer kommt gegangen?
Mich dünkt es iſt Pharnaz. Was wird er doch verlangen?

Der vierdte Auftritt.

Cäſar und Pharnaces.

Pharnaces.

Wie? Cäſar, ſeyd ihr hier? und niemand zeigt mirs an?
Warum verheelt man mir was Cato wiſſen kan?
Von ungefehr hab ich die Stimme wahrgenommen,
Und bin faſt ganz beſtürzt an dieſen Ort gekommen.
Ich warte mit Begier daß Timon und Arbat,
Durch welche Botſchaft ich euch einen Vorſchlag that,
Zurücke kommen ſoll. Drum ſagt vor allen Dingen,
Was wird man mir von euch zur Antwort wiederbringen?
Erwegt es, wie ihr wollt. So glücklich ihr auch ſeyd,
So fehlt es euch dennoch an voller Sicherheit.
Das Glücke wechſelt ſtets! Wie leicht kan es geſchehen,
Wenn eure Römer erſt den harten Cato ſehen,
Der vor die Freyheit kämpft; daß ihr ſo tapfre Muth
Auf ſeine Seite tritt? Bedenket was ihr thut!
Die Liſt iſt ſicherer als offenbare Waffen.
Ich will euch Catons Kopf ohn alle Mühe ſchaffen;
Dann hegt der Erdkreis nichts, was euch die Wage hält,
Denn ſeyd ihr Herr von Rom und Haupt der ganzen Welt.

Cäſar.

Wie frech erkühnſt du dich, durch ſolche Freventhaten
Die Bosheit deiner Bruſt vor Cäſarn zu verrathen?

Pharnaz, du denkſt wohl nicht, daß ich ein Römer bin!
Ich haſſe den Betrug! Kein ſchändlicher Gewinn
Kan mein geſetztes Herz zur Hinterliſt bewegen;
Und ſollt ich heute noch den Zepter niederlegen.
Geh, ſchäme dich ins Herz, daß du ein König biſt,
Und zum Verräther wirſt. Mein Schwerdt braucht keine Liſt!
Die Götter haben mir bisher den Sieg verliehen:
Soll ich vor Utica zuletzt den Kürzern ziehen;
Wohlan, ich bin bereit und weiche dem Geſchick,
Und geb dem Cato ſelbſt die Freyheit Roms zurück!
Du aber ſieh dich für, daß die Verräthereyen,
Womit du ſchwanger gehſt, dir ſelber wohl gedeyhen.
(Er geht ab)

Pharnaces.

Er geht und dankt mir nicht, daß ichs ſo gut gemeynt?
Das iſt der Römer Art! Sie achten keinen Freund.
Wohlan! geht ihr nur hin! der Stolz wird euch gereuen.
Arſenen raub ich doch! Es ſoll mir ſchon gedeyhen!
(Ende der dritten Handlung.)

Die vierdte Handlung.

Erſter Auftritt.

Cato und Portius.

Cato.

Und Cäſar iſt nicht hier? Mein Sohn was meyneſt du?
Was man nicht halten will, das ſage man nicht zu.

Doch ſo entzieht er mir den Anblick der mich kränket,
Mein Herz entſetzet ſich, ſo bald es an ihn denket.
O wären wir nur bald mit Schild und Spieß verſehn;
Da ſollt ihm ſchon ſein Recht durch meine Fauſt geſchehn!

Portius.

Indeſſen hat er doch das Bubenſtück entdecket,
Womit Pharnaces ſich nun abermal beflecket.

Cato.

Vergebens zeigt er mir den Meuchelmörder an,
Da ich ſein eignes Thun ihm nicht verzeihen kan.
Die Bosheit hat ihn ſelbſt zu heftig angeſtecket!
So ſehr hat zwar mein Haß ſein Gutes nicht verdecket,
Daß ich nicht ſehen ſollt, daß er voll Großmuth iſt.
Es ſchreckt ihn in der That kein Drohen, keine Liſt.
Im Felde ſieget er, doch kan er auch verzeihen;
Und wär es Rom erlaubt ein einzig Haupt zu ſcheuen:
Vielleicht würd er allein der Ehre würdig ſeyn!
Jedoch er reißt Geſetz und Recht und Ordnung ein,
Und ſucht das Sclavenjoch auf deren Hals zu dringen,
Die auch wohl Könige vom Thron zu ſteigen zwingen.
An dieſem Triebe nun nach Herrſchaft Macht und Reich
Iſt niemand in der Welt dem ſtolzen Cäſar gleich.
Das machts, daß ich nach ihm mit Zorn und Abſcheu blicke!

Portius.

Allein was giebt man ihm vor Antwort mit zurücke?

Cato.

Man ſchlägt ihm alles ab! O Himmel! Wie geſetzt
War unſrer Römer Muth! Wie hab ich mich ergetzt,

Als alle ganz beherzt dem Frieden wiederſtanden,
Den ſie der Freyheit Roms ſo unanſtändig fanden.
Ihr Herz war unverzagt und voller Rachbegier;
Wie brach der Heldenmuth aus jeder Stirn herfür,
Und was erregte nicht des Vaterlandes Liebe,
In jedes Bürgers Bruſt vor tugendhafte Triebe!

Portius.

Auch ich, mein Vater, bin mit Fauſt und Stahl bereit,
Und lege den Verſuch von meiner Tapferkeit
Vor euren Augen ab, um euch und Rom zu ſchützen.

Cato.

Vor Rom allein, mein Sohn, laß deinen Degen blitzen;
Vor deinen Vater nicht. Und fiel ich ungefehr:
So bleibe du gleichwohl in ſteter Gegenwehr!
Und zeige Cäſarn einſt, daß Cato auch im Grabe,
Vor aller Tyranney den größten Abſcheu habe.
Du weiſt, daß Hannibal, als er ein Knabe war,
Auf ſeines Vaters Wort bey Opfer und Altar,
Den ſchweren Eyd gethan, uns Römer ſtets zu haſſen:
Dich will ich Cäſars Haß und Tod beſchweren laſſen!

Portius.

Ich bin bereit dazu, dieweil ichs ſchuldig bin.
Doch ſagt mir, ſollte wohl der Parther Königin
Aus Rom entſproſſen ſeyn?

Cato.

Wo haſt du das vernommen?
Denn von dir ſelbſt iſt dirs gewiß nicht eingekommen.

Portius.

Pharnaz entdeckte mirs als eine Heimlichkeit;

Und ſagte wie mich dünkt, daß ihr es ſelber ſeyd
Von dem die Nachricht kommt.

Cato.

Was iſt dir dran gelegen?
Erkundigſt du dich auch vielleicht der Liebe wegen?
Haſt du dich auch vergafft? Ach! wiſſe Portius,
Daß man im Kriege nicht ans Lieben denken muß.
Komm, hilf mir erſtlich Rom und ſeine Freyheit retten!
Alsdann erinnre dich der ſanften Liebes-Ketten.
Wiewohl es iſt umſonſt! Ob ſie gleich römiſch iſt,
So geht es doch nicht an, daß du ihr Freyer biſt.
Da kömmt ſie ſelber her, du ſollſt es bald erfahren.

Der andere Auftritt.

Cato. Portius. Arſene. Phenice.

Arſene.

Mein Herr, ich komme her, der Römer Blut zu ſparen.
Ich eile Cäſars Schritt aus Luſt zum Frieden vor;
Drum gönnet meinem Wunſch nur ein geneigtes Ohr.
Mein Unglück wird ſo lang als Roms Verderben währt.
Das Bürger-Blut erweckt mir gar zu viele Zähren.
So bald der Tod den Pfeil auf eure Krieger zückt,
So wird er, wie mich dünkt, in meine Bruſt gedrückt.
Ich muß die Römer mehr als meine Parther lieben.
Vielleicht thu ich zu viel mit den verkehrten Trieben!
Ich bin als Königin den Königs-Feinden hold,
Die ich, nach meiner Pflicht, recht tödtlich haſſen ſollt

Mein Herz empört ſich ſtark u. murrt ſo ſehr darwieder,
Als trät ich die Natur und ihr Geſetz darnieder.

Cato.

O liebten ſich doch auch die guten Römer ſo!
So würden wir nach Schmerz u. Unglück endlich froh.
Ihr habt ein gröſſer Herz als Königinnen haben,
Es liegt was Römiſches in eurer Bruſt begraben.
Arſene, glaubt es nur, ja macht es offenbar,
Der Götter Fügung ſelbſt erklärt es ſchon für wahr.

Portius ſeitwerts.

(Das hab ich nur gewünſcht! Pharnaz hat nicht gelogen!)

Arſene.

Mich dünkt das ganze Heer ergreift ſchon Schwerdt und Bogen.
Der Stillſtand iſt bald aus! drum Herr, verlängert ihn;
Seht, Cäſar, will ſich hier um meine Gunſt bemühn.

Cato.

Prinzeßin, was war das?

Arſene.

Ich will ſein Herze lenken,
Der Himmel ſcheint mir ja ein großes Reich zu ſchenken:
Der größten Ehrbegier genügt an meinem Thron;
Und ſo bezwing ich denn auch Cäſars Herze ſchon!
Alsdann ſoll er nebſt mir der Parther Reich regieren,
Und Rom wird keinen Zwang von ſeinen Zepter ſpüren:
Der Friede ſoll die Frucht von meiner Liebe ſeyn.

Cato.

Was hör ich! Welch ein Schmerz nimmt Geiſt und Glieder ein!
Ihr liebet Cäſarn ſelbſt? O Himmel! Was für Plage,
Soll meine Jugend noch erdulden und ertragen?
Das Glück verſucht an mir faſt alles was es kan,
Weil ihm mein Wiederſtand vielleicht zu Weh gethan.
Ihr Götter! War der Schimpf nicht groß genug zu nennen,
Sie durch die Krone ſchon verunehrt zu erkennen?
Und muß es gar geſchehn, daß des Tyrannen Bild
Durch zarte Liebes-Glut ihr innerſtes erfüllt!

Arſene.

Was macht euch ſo beſtürzt? Was kan euch ſo bewegt?
Kan das, was ich geſagt, ſo viele Wuth erregen?
Was hab ich denn verſehn, daß mich der Zorn betrifft?
Erklärt euch!

Cato.

Nimm und lies; es iſt Arſacens Schrift.

Arſene.

Mit Zittern faß ich hier des Vaters eigne Zeilen:
Es ſcheint ein harter Fall mein Herz zu übereilen.
(Sie öffnet den Brief und lieſt.)
Es würde grauſam ſeyn, wenn ich erblaſſen ſollte,
Und eure Tochter euch noch länger bergen wollte:
Durch ihre Tugenden iſt ſie der Ehre werth,
So ihr durch eure Huld und Liebe wiederfährt.
Erkennt denn euer Blut, und liebt es in Arſenen,
Und will ſie meinen Thron und Purpur nicht verhönen;

So nehmt doch ihrer Hand der Parther Zepter nicht:
Indem ihr Regiment der Welt viel guts verſpricht.

Portius.

Was hör ich? Kan es ſeyn? Die Schweſter Portia,
Die man vor todt geſchätzt, ſteht in Arſenen da?

Portia.

Wer? ich des Cato Kind? welch plötzliches Entſetzen!
Dieß Glück iſt herrlicher als Kron u. Thron zu ſchätzen.
Mein Vater! Süßes Wort! ſo mir viel ſchöner klingt,
Als was ein Königreich vor ſtolze Titel bringt.
Die Regung der Natur bewog mich euch zu lieben,
Ein unbekannter Trieb hat mich hieher getrieben.
Ihr wißt wie deutlich ſich mein Herze ſchon entdeckt,
Obgleich das Schickſal mich in fremden Schmuck verſteckt.
Itzt regt ſich das Geblüt mit freudigem Ergieſſen;
Bezwingt euch denn, mein Herr, mich in den Arm zu ſchlieſſen,
Und ſeht mich doch einmal mit Vater-Augen an!
Verbannt den alten Schmerz! Der Zorn ſey abgethan!
Beſtrafet nicht an mir die Fehler des Geſchickes,
Und würdigt euer Kind doch endlich eines Blickes!

Cato.

Ich hab es wohl geſpürt, daß dich mein Schmerz bewegt.
Es war ein heimlich Band in unſer Blut gelegt:
So heftig regten ſich die eingepflanzten Triebe!
Und kurz, ich fühlte ſelbſt die zärtſte Vater-Liebe.
Allein, ein Königs-Thron iſt viel zu ſchlecht vor dich;

Und Cäſarn hold zu ſeyn, der größte Schimpf für mich.
Auf! edle Römerin, beſiege Lieb und Ehre,
Und zeige daß dein Herz dem Cato angehöre!

Portia.

Ach allzuſchwerer Sieg! Wie hart fällt beydes mir!

Portius.

Was ſäumt denn Portius? dieß Glück gehört auch dir.
Ja, Schweſter, laßt auch mich in eure Arme fallen,
Und ſeht in meiner Bruſt ein Bruder-Herze wallen.
Ich war euch auch geneigt, als einer Königin;
Und wünſchte: Wäre ſie doch eine Römerin!
Nun iſt es zwar entdeckt, doch anders als ich dachte:
Indem ich ſchon auf euch ganz andre Rechnung machte.

Portia.

Ach! Bruder, liebet mich hinführo brüderlich!

Cato.

Was biſt du ſo beſtürzt? Wohlan, entſchlüſſe dich!
Du ſeufzeſt? Schäme dich! Willſt du dein Blut beflecken?
Und deines Vaters Haus in Schimpf und Schande ſtecken?
Ihr Götter! Welch ein Schmerz!

Portia.

Mein Vater, laßt mich doch!

Cato.

Ich bin dein Vater nicht, wo Cäſars Liebe noch
In deiner Seelen brennt. Erſticke ſolche Flammen!

Portia.

Wie konnt ich Cäſars Huld und Liebe doch verdammen?

Ich wuſte ja noch nicht wer mich zur Welt gebracht:
Das Schickſal hat mir ſelbſt dieß Unglück zugedacht!

Cato.

Der Thränen-Strom verräth die Schwäche deiner
Seelen,
O! kanſt du nicht einmahl die Zärtlichkeit verhelen:
So nenne dich hinfort nur meine Tochter nicht;
Und komme mir durchaus nicht mehr fürs Angeſicht!

Portia.

Ach! Herr, kaum hab ich euch als Vater kennen lernen,
Und ihr wollt mich von euch ſchon wiederum entfernen?
Ich Unglückſeelige! Der Götter Grauſamkeit
Hat mich bisher verweyſt; Ihr geht noch eins ſo weit.
Sagt, muß ein Römer denn, um Rom getreu zu ſcheinē,
In ſeiner Seelen gar die Menſchlichkeit verneinen,
Und unempfindlich ſeyn?

Cato.

Was ſagſt du? Rede nun!
Sprich, ſoll denn die Natur der Tugend Eintrag thun?

Portia.

Und muß die Tugend denn Natur und Trieb erſticken?
Wiewohl, es iſt zu hart, euch niemals zu erblicken!
Verbindet, wenn ihr könnt, was Rom, was Vaterland,
Was meine Liebe will, durch ein beglücktes Band!
Wo nicht, ſo will ich doch die ſchnöde Flamme dämpfen,
Ich will mein eigen Herz und Cäſars Glut bekämpfen:
Ihr Götter! hört es an, ich bin ganz eifers-voll,
Zu zeigen wer ich bin, ſo hart mirs gehen ſoll!

Cato. (er umarmet ſie)
Nun nenn ich dich mein Kind. Aus ſolchen Tugend-Proben
Erkenn ich mein Geblüt. Ich will und muß dich loben!

Portius.
Mein Vater, Cäſar kömmt: Ich gehe . . .

Cato.
Bleibe du:
Du gleichfalls Portia; hört unſern Reden zu.

Der dritte Auftritt.

Cäſar. Cato. Portius. Portia. Phenice.

Cäſar.
Nun Cato, ſoll ich itzt die Gnade herrſchen laſſen?
Wie? oder ſoll ich noch das ſcharfe Rachſchwerdt faſſen?
Was wünſcht der Römer Rath?

Cato.
Dir, was du ihm gedroht,
Das iſt, den Untergang; wo nicht, ſich ſelbſt den Tod.
Der Krieg, der Krieg allein ſoll uns den Ausſchlag geben:
Doch niemand will von uns die Freyheit überleben.
Indeſſen glaube nicht, daß dieſer Mauren Kreis,
Daß uns nur Utica ſo kühn zu machen weis;
Daß wir uns ganz verzagt in Thurm und Wall verſchanzen,
Und du ganz Africa mit Adlern magſt bepflanzen.

Nein, wir erwarten dich und deinen Angriff nicht.
Sobald nur morgen früh das erſte Tages-Licht
Die Welt beſtrahlen wird, ſo ſoll durch Glut und Eiſen
Sich lauter Mord und Wuth in deinem Lager weiſen.
Bereite dich dazu!

Cäſar.

Meynt ihr, daß Cäſars Macht
Euch nicht beſtürmen kan, eh ihr vom Schlaf erwacht?
Mein Vorſatz war bisher der Römer Reſt zu ſchonen;
Allein, da Stolz und Grimm ſo reichlich bey euch wohnen,
Als ſchwach die Kräfte ſind: So ſeyd ihr Schuld daran,
Wenn ich die Blitze nicht zurücke halten kan.
Ihr zwingt mich, Utica, und alles zu verſtören!
(Zu Portien)
Prinzeßin, laßt mich nur kein hartes Wort mehr hören!
Man will den Frieden nicht, man ſchlägt mir alles ab;
Was nützt der Vorſchlag nun, den ich aus Großmuth gab?
O Himmel, wenn du doch den Frevel ſtrafen wollteſt!

Portia.

Du trotzeſt einen Feind, den du verehren ſollteſt,
Und kennſt doch weder ihn noch ſeine Kräfte recht:
Doch wiſſe, daß ſein Arm noch deinen Hochmuth ſchwächt.
Es ſteht ihm jemand bey, den du verehren müßteſt,
Ja den du ſcheuen ſollſt, dafern du ihn nur wüßteſt!

Cäſar.

Wer iſt der Gegner denn den Cäſar ſcheuen ſoll?

Portia.

Ich ſelber bins.

Cäſar.

Seyd ihrs?

Portia.

Vernimmus erſtaunensvoll,
In dieſem Cato iſt mein Vater ſelbſt verhanden!

Cäſar.

Ihr ſcherzet, wie mich dünkt; hab ich euch recht verſtanden?
Ihr wollt bald Königin, bald Catons Tochter ſeyn:
Das ungereimte Ding will mir durchaus nicht ein!
Nein, ich begreif es nicht.

Portia.

Es muß dir fremde dünken:
Ich ſelber wußt es nicht und wollt in Ohnmacht ſinken,
So bald ich es erfuhr. So grauſam iſt mein Glück!
Ja, Cäſar, ſo ergrimmt iſt dein und mein Geſchick.
Du liebteſt mich, ich dich. Nunmehr erfolgt die Reue;
Indem ich mich beſchämt vor meinem Siege ſcheue.
Da, wo ich Ruhm geſucht, da find ich lauter Schimpf:
O Schickſal! braucheſt du denn niemals größern Glimpf,
Und muß ich heute denn ſogar an mir erleben,
Daß Lieb und Unſchuld ſtets einander wiederſtreben?

Cäſar. (bald zu Portien, bald zum Cato)

Was? ſieht man unſre Lieb als ein Verbrechen an?
Warum verdammt man ſie, da ſie doch nützen kan?
Der Himmel ſucht dadurch die Römer zu verbinden;
Drum

Drum ſolltet ihr die Glut noch mehr und mehr entzünden.
Warum zertrennt ihr doch, was ſelbſt der Himmel paart?
Es ſcheint der Friedensſchluß iſt bloß für uns geſpart.

Cato.

Viellieber wollt ich ſie nicht vor mein Kind mehr achten,
Und ſie, ja mich zugleich als Opferthiere ſchlachten.
Nein, Cäſar, glaube nicht, daß mich dein Vorſchlag trügt,
Weil mir Pompejens Fall noch ſtets im Sinne liegt.
Der ward dein Tochtermañ, doch dieß vermeynte Glücke
War ſeines Unfalls Grund: Die Eh ward ihm zum Stricke.
Geſetzt alſo, daß ich den Beyfall geben wollt,
Daß Cäſar Portien zur Gattin haben ſollt:
So würde doch dein Herz ganz unerſättlich bleiben,
Und ſeine Kronenſucht aufs allerhöchſte treiben;
Mich aber hätte dann die Schandthat ſehr befleckt.

Der vierdte Auftritt.

Cato. Cäſar. Portia. Portius. Phenice und **Domitius.**

Ein unverhoffter Fall hat Burg und Volk erſchreckt.
Pharnaces brach ins Schloß mit Waffen und Soldatẽ,
Sein Herz und Antlitz brennt nach lauter Frevelthaten:
Ich hab ihn ſelbſt geſehn; er war ſchon vor der Thür,

Allein es ſtörten ihn drey Römer oder vier:
Man ſah mit gleichem Muth Arſenens Diener ſtreiten:
Wiewohl ihr Widerſtand hat wenig zu bedeuten.

Portius.

Ich will der erſte ſeyn der den Verräther ſchlägt,
Und wenn er nicht entläuft ihn kalt darnieder legt,

Cato.

Ich eile ſelber hin, und ſchone nicht des Lebens.

Domitius.

Es hat nicht mehr Gefahr, drum eilet ihr vergebens.
Pharnaz iſt ſchon erlegt und ſeine Schaaren fliehn:
Nur Marcus, euer Sohn!

Cato.

Wie? Warum nennſt du ihn?
Hat er mein Haus befleckt? Iſt er verzagt gewichen?
Hat er aus Blödigkeit ſich furchtſam weggeſchlichen?
O Himmel! welch ein Schimpf!

Domitius.

Nein! Herr, ſein Heldenmuth
Erwies ein römiſch Herz und Catons tapfres Blut.
Er kam erhitzt darzu als ſchon die andern fochten.
Und hat ſich ſelbſt dabey den ſchönſten Kranz geflochten.
Pharnazes drang auf ihn mit bloſſem Säbel ein;
Doch alle ſeine Wuth ſchien ganz umſonſt zu ſeyn:
Weil ihm kein Hieb, kein Stoß nach Herzens-Wunſch gelungen,
Bis eures Sohnes Schwerdt ihm durch die Bruſt gedrungen.

Cato.

Den Göttern ſey gedankt! Allein was ſäumt er nun,
Mir den befochtnen Sieg auch ſelber kund zu thun?

Domitius.

Vernehmt nur den Verlauf: O dörft ich es nicht ſagen!
Indem Pharnazes fällt, will er das letzte wagen,
Und ſtößt, da Marcus ſchon mit neuen Feinden ficht,
Von hinten nach ihm zu.

Portia.

Verdammter Böſewicht!
So muſt du doch bey mir zum Bruder-Mörder werden!

Cato.

Vollführe den Bericht.

Domitius.

Drauf ſank er todt zur Erden;
Und ſtarb mit ihm zugleich. Doch ſtarb er als ein Held,
Indem Pharnaces ſich Verrähtern beygeſellt.
Mich dünkt, man bringt euch ſchon den Leichnam hergetragen.

Cäſar.

Pharnaces hat ſich ſelbſt durch Trug und Liſt geſchlagē:
Denn die Verrätherey beſtraft ſich allezeit.
So macht es Cäſar nicht. Nein, Treu und Redlichkeit
Soll in dem Treffen ſelbſt den Uberwinder ſchmücken.
Nun Cato, es iſt Zeit vor Utica zu rücken.
Ihr ſchlagt den Frieden aus; drum rüſtet euch zur Schlacht:
Die Götter haben mir die Lorbern zugedacht!

Ihr, Portia, lebt wohl! doch werd ich heute ſiegen;
So ſoll mein Degen gleich zu euren Füſſen liegen.

Portia.

Geh, Unmenſch! geh Tyrann? du biſt ein Wüterich!
(Cäſar und Domitius gehen ab.
Portia folgt mit Phenicen doch an der andern Seite.

Der fünfte Auftritt.

Cato. Portius. Phocas. Artabanus. Die Bedienten ſo den todten Leichnam getragen bringen.

Cato.

Ihr Freunde, legt nur hier den Cörper recht für mich,
Damit ich ſehen kan wie er im Blute lieget;
Und aus der Wunden Zahl, wodurch man ihn beſieget,
Sein Lob erhellen mag. Willkommen, liebſter Sohn!
Nun ſpricht dein Vater auch durch dich den Feinden Hohn.
Komm her, mein Portius, wie ſchön iſt es zu ſterben,
Wenn wir durch Tugenden uns Tod und Grab erwerben!
Wer ſtürbe nicht gleich ihm vor unſer Vaterland!
Begrabe mich dereinſt zu ſeiner rechten Hand,
Daß unſrer Aſche Reſt beyſammen kan verweſen.
Ihr Freunde, welch ein Schmerz iſt hier bey euch zu leſen?
Wie kömmt es? trauret ihr, da meines Hauſes Pracht
Aufs allerhöchſte ſteigt? Das hätt ich nicht gedacht!

Es wär ein Schimpf für mich, wenn in den letzten Zügē,
Darinn die Freyheit liegt, mein Haus allein geſtiegen,
Mein Glück gewachſen wär.

Artabanus.

O welch ein großer Mann!
Desgleichen wohl die Welt nicht viele zehlen kan.

Cato.

Es ſcheint, ihr könnet euch der Thränen nicht erwehren,
Da nur ein Jüngling fällt. Rom, Rom erfodert Zährē!
Der Götter Meiſterſtück, der Helden Vaterland,
Die Herrſcherin der Welt, die mit gerechter Hand
Tyrannen niederſchlug, und den geplagten Landen
Die Freyheit wiedergab, Rom iſt nicht mehr verhandē!
O Freyheit! O Verluſt! O edle Vaterſtadt!

Artabanus.

Welch eine Redlichkeit, die ihn erfüllet hat!
Den Sohn beweint er nicht; um Rom vergießt er Thränen!

Cato.

Die ganze Welt muß ſich an Cäſars Joch gewehnen
Wo Mond und Sonne ſcheint, was wir bisher bezähmt,
Das alles hat ſich ſchon zur Sclaverey bequemt,
Und will vor Cäſars Ruhm ſein eigen Blut nicht ſchonen.
Die tapfern Fabier, die großen Scipionen,
Ja ſelbſt Pompejus focht vor Cäſars Ruhm allein.
Kurz, alles, alles muß des Räubers Beute ſeyn!
O wundergroſſes Rom, wie ſehr biſt du verfallen!

Phocas.

Mein Herr, itzt rettet nur euch ſelber, ſamt uns allen,
Es iſt ſchon hohe Zeit!

Cato.

An mich gedenkt nur nicht:
Ich bin nicht in Gefahr, ob alles fällt und bricht.
Der Himmel läßt mich nicht in Cäſars Hand gerathen,
Es ſey der Wüterich ein Herr von hundert Staaten;
Doch ſoll es nicht geſchehn, daß er ſich rühmen darf,
Daß er auch mich beſiegt. Nichts ängſtet mich ſo ſcharf,
Als euer aller Heyl, ihr werthgeſchätzten Freunde!
Wie ſchütz ich immermehr euch alle vor dem Feinde?

Phocas.

Vielleicht verzeiht er uns, wenn wir um Gnade flehn!

Cato.

Ganz recht; drum thut es nur, und ſagt ihm: Was geſchehn,
Das komme bloß von mir. Sagt auch, ich ließ ihn bitten
Auf eure Tugend ja den Grimm nicht auszuſchütten.
(Zum Artaban)
Um euch mein Artaban, und um der Parther Reich
Iſt mirs von Herzen leid! Was rath, was helf ich euch?

Artabanus.

So lange Cato lebt, ſo will ich mit ihm leiden.

Cato.

Kommt her, umarmet mich, bevor wir uns noch ſcheiden;
Und wird gleich Portia nicht eure Königin,
Dieweil ſie römiſch iſt, und ich ihr Vater bin:
So unterwerft den Staat nur billigen Geſetzen,
Und laßt durch keine Macht des Landes Wohl verletzen.
(Zu ſeinem Sohne)
Tritt näher Portius, du haſt es ſelbſt erblickt,
Wie Ehrſucht, Liſt und Trotz mir oft das Ziel verrückt,

Und wie ich wiederſtrebt. Itzt ſiehſt du mich auch weichen,
Da keine Hoffnung iſt den Endzweck zu erreichen.
Geh hin, verbirg dich nur auf das Sabiner Feld,
In deinen Vaterſitz; wo mancher große Held,
Wo unſer Anherr ſelbſt, nachdem er oft geſieget,
Nach alter Römer Art ſein eignes Land gepflüget.
Da lebe tugendhaft, verborgen, ſchlecht und recht;
Sey fromm, den Göttern treu, doch keines Menſchen Knecht:
Denn wo das Laſter herrſcht, da ſind die höchſten Würden,
Die man bey ihnen trägt, die ärgſten Sclaven-Bürden.

Portius.

Ihr rathet mir fürwahr ein ſolches Leben an,
Das ich von ſelbſten ſchon unmöglich haſſen kan.

Cato zu allen.

Ihr Freunde, lebet wohl! wollt ihr nicht alle trauen,
Könnt ihr nicht ſchlechterdings auf Cäſars Gnade bauen:
So wißt, daß allbereit die Schiffe fertig ſtehn.
Ihr könnt, ſo bald ihr wollt damit zu Seegel gehn.
Mehr kan ich itzt nicht thun, euch insgeſammt zu retten;
Eilt, denn der Sieger kommt und droht euch ſchon die Ketten!
Lebt wohl, zum letztenmal! Wenn wir uns wiederſehn,
So wird es zweifels-frey an einem Ort geſchehn,
Wo uns kein Cäſar wird in unſrer Ruhe ſtören;
Und wo wir nichts von Macht und von Tyrannen hören.

(Er kehrt ſich nach dem Todten)
Daſelbſt geneuſt mein Sohn, der für die Freyheit ſtarb,
Der Tugend Liebe Lohn; den er ſich hier erwarb.
Da trägt er nun den Kranz, der ſeine Schläfe zieret!
Da ſtimmen alle die, ſo hier die Welt regieret,
Den Menſchen wohlgethan, der feſten Wahrheit bey:
Daß ihr Bemühen nicht umſonſt geweſen ſey!

(Ende der vierdten Handlung.)

Die fünfte Handlung.

Erſter Auftritt.

Cato allein, in tiefen Gedanken ſitzend und ein Buch in Händen habend. Es liegt neben ihm ein bloßer Degen auf dem Tiſche; und an der Seite ſteht ein Ruh-Bette.

Cato.

Ja, Plato, du haſt recht! dein Schluß hat groſſen Schein!
Wahrhaftig! unſer Geiſt muß doch unſterblich ſeyn.
Woher entſtünde ſonſt das Hoffen und Verlangen,
Ein unaufhörlich Glück und Leben zu empfangen?
Wo köm̄t das Schrecken her, das uns ſo zaghaft macht?
Woher die kalte Furcht vor jener Grabes-Nacht?
Erbebt die Seele nicht vor ihrem Untergange?
Und was macht ihr ſo ſehr als Gruft und Moder bange?
Ja, ja, es wohnt in uns ein göttlich-hoher Trieb:

Der Himmel macht uns ſelbſt die ſtete Dauer lieb,
Und führt uns aus der Welt in ungleich größre Schranken.
O Ewigkeit! Du Quell entzückender Gedanken!
Durch was Veränderung, Bemühung, Noth u. Pein,
Und Wechſel dringet man zu deinen Thoren ein!
Dein Anblick liegt uns zwar ganz offen im Geſichte,
Man ſieht zwar weit hinaus; allein bey ſchwachem Lichte:
Denn Schatten, Dampf und Nacht verhindern ſtets den Blick,
Und ziehn der Augen-Stral allmählich gar zurück.
Hier will ich ſtille ſtehn. Giebt es ein höchſtes Weſen;
Jedoch Natur und Welt läßt tauſend Proben leſen,
Und ruft: Es iſt ein Gott! So folgt auch zweifels frey
Daß Gott der Tugend auch geneigt und gnädig ſey.
Wem er nun gnädig iſt, der muß auch glücklich werden.
Doch wenn geſchiehts? und wo? Gewiß nicht hier auf Erden;
Die fällt ja Cäſarn zu, und iſt vor ihn gemacht.
Wo denn? = = Das weis ich nicht; ſo ſehr ich nachgedacht.
Dieß Eiſen ſoll mir bald den langen Zweifel heben:
Nun bin ich doppelt ſtark; mein Sterben und mein Leben,
Mein Gift und Gegengift liegt beydes da vor mir.
Das eine reißet mich im Augenblick von hier,
Das andre lehret mich, ich könne niemals ſterben.
Die Seele bleibt getroſt und ſcheuet kein Verderben;
Sie lacht bey dieſem Schwerdt und höhnt den ſpitzen Stahl.

Die Sonne ſelbſt wird alt, ſo wie der Sterne Zahl
Allmählich ſchwächer ſcheint. Natur und Welt geht unter,
Nur du allein, mein Geiſt, bleibſt ewig jung und munter:
Du lebſt, wenn ſich der Krieg der Elemente regt,
Und aller Cörper Bau in Stück und Trümmer ſchlägt.
Welch eine Mattigkeit will meinen Geiſt befallen!
Ich fühle ſchon den Schlaf durch alle Glieder wallen.
Mein ſchweres Aug u. Haupt iſt von den Sorgen matt,
Und ſehnt ſich nach der Ruh. Wohlan, ich geb ihr ſtatt.
Ich überlaſſe mich dem Schlummer, den ich merke:
Daß mein erwachter Geiſt hernach mit voller Stärke
Die Flucht ergreifen kan, und denn an Kräften neu,
Dem Himmel, den er ehrt, ein würdig Opfer ſey.
Wen ſein Gewiſſen plagt, dem ſtört die Angſt den Schlummer:
Davon weis Cato nichts. Kein Laſter macht mir Kummer!
Drum gilt auch in der That mir Schlaf und Tod gleichviel:
Denn beydes labet mich und ſetzt dem Gram ein Ziel.
(Er legt ſich auf den Arm um zu ſchlafen.)

Der andere Auftritt.

Cato und Portius.

Cato.

Wer kömmt? wie das mein Sohn? du dringſt dich ſo herein;

Hab ich dirs nicht geſagt, ich wollt alleine ſeyn?
Gehorchſt du mir alſo?

Portius ergreift den Degen.

Ach! was ſoll dieſer Degen?
Mein Vater! laßt mir zu das Mordſchwerdt wegzulegen!

Cato will ihn behalten.

Was unterſtehſt du dich? verwegner Jüngling, halt!

Portius.

Ach! liebſter Vater, thut euch ſelber nicht Gewalt!
Laßt euch der Freunde Heil, Gefahr und Thränen rühren.

Cato.

Willſt du mich ſelber denn in Cäſars Lager führen?
Soll ich ſein Sclave ſeyn? Verräthſt du ſelber mich?
O Sohn, gehorche mir, weich und entferne dich!

Portius läßt den Degen los.

Seht mich ſo hart nicht an; ich will viel lieber ſterben,
Als ungehorſam ſeyn, und euren Zorn erwerben:

Cato.

So recht, nun bin ich doch von neuem wieder frey!
Nun Cäſar komm, und zeuch mit deiner Macht herbey,
Und ſperre Thor und Paß; verſchleuß durch deine Flotten
Das Meer und jeden Port: Ich will dich doch verſpotten.
Ein Cato öffnet ſich den Weg und Ausgang ſchon!

Portius.

Mein Vater und mein Herr! vergebt doch eurem Sohn;
Ein Kummer drückt mich ſehr: Vielleicht wirds gar geſchehen,

Daß ich euch dießmahl hier zum letztenmal geſehen?
Ach ſtraft doch itzo mich und meine Thränen nicht,
Dieweil ihr heiſſer Strom aus banger Seelen bricht.
Verlaßt doch, bitt ich euch, was ihr euch vorgenommen!

Cato umarmet ihn.

Du biſt ſtets deiner Pflicht gebührend nachgekommen:
Drum weine nicht, mein Sohn: Es wird noch alles gut!
Die Götter geben mir von neuem guten Muth:
Und ſchützen voller Huld auch künftig meine Kinder.

Portius.

Durch dieſen Zuſpruch wird mein herber Gram gelinder.

Cato.

Du kanſt, mein Portius, nun ganz auf mir beruhn:
Was ſich vor mich nicht ſchickt, das werd ich auch nicht thun.
Doch geh, mein Sohn, und ſieh, ob deines Vaters Freunde
Schon in den Schiffen ſind, zur Flucht vor unſerm Feinde?
Sieh, ob ſich Wind und See bequem zur Reiſe zeigt?
Denn komm und ſage mirs. Indeß bin ich geneigt,
Mich einen Augenblick im Schlummer zu erquicken.

Portius.

Nun bin ich wieder froh! ich hoff es wird uns glücken!

(Cato legt ſich auf das Bette um zu ſchlafen,
und der innere Vorhang fällt zu.)

Der dritte Auftritt.

Portius und Portia.

Portius.

Ach Schweſter Portia, ich hoffe noch zur Zeit!
Der Vater lebet noch, der unſrer Sicherheit
Und Rom ſo nöthig iſt; er will noch ferner leben!
Er hat den Augenblick ſich nur zur Ruh begeben,
Und hat noch, wie mich dünkt, zum Friedens-Schluße Luſt.
Er hat mich angereizt, daß ich mit ſtarker Bruſt
Die Großmuth üben ſoll; und mir Befehl ertheilet,
Zu ſehn, ob allbereit die Freunde fortgeeilet:
Weil längſt vor ſie ein Schiff im Hafen fertig lag.
Macht hier nun kein Geräuſch, damit er ſchlafen mag!

Portia. (Er geht ab)

O ihr Unſterblichen! die ihr das Recht beſchützet,
Bewacht ſein Lager doch, und gebt ihm was ihm nützet.
Verbannt der Sorgen Heer und gebet keinem Traum,
Der ihm die Ruhe ſtört, in ſeiner Seelen Raum.
Erinnert euch, was er vor gutes ausgeübet,
Und zeigt uns Sterblichen, daß ihr die Tugend liebet!

Der vierdte Auftritt.

Portia und Phenice.

Phenice.

Wo iſt denn Cato itzt? Eur Vater, Portia.

Portia.

Phenice, nicht ſo laut! wir ſind ihm gar zu nah.

Er ſchläft ein wenig; ſtill! wir möchten ihn ſonſt ſtörẽ.
Indeſſen will ſich ſchon die Hoffnung wieder mehren,
Daß uns des Himmels Huld bald Glück und Ruhe ſchenkt.

Phenice.

Mein ſchwaches Herze klopft, wenn es an ihn gedenkt,
Ich beb und zittre gar, ſo bald ich ihn erblicke.
Er iſt ſo ſtreng und hart und weicht dem Unglücke,
So wenig als ein Gott! Kein Mitleid nimmt ihn ein,
Denn weil er ſelbſt nicht fehlt, ſo will er nie verzeyhn.

Portia.

Ganz recht, den Feinden Roms iſt Cato ſtreng u. wilde;
Doch ſeinen Freunden bleibt ſein Herze weich u. milde.
Da iſt er voller Güt und ſanfter Zärtlichkeit;
Kurz der gelindſte Mann! Noch hab ich allezeit,
Seit dem das Schickſal mich an dieſen Ort geführet,
Das zärtſte Vaterherz in ſeiner Bruſt geſpüret.

Phenice.

O gieng er itzo nur den Vorſchlag Cäſars ein!
So könnt auch ich nebſt euch vollkommen glücklich ſeyn.
Der Parther Thron und Reich iſt ſchon vor euch verlohren;
Wer weis, was Cäſar uns vor Unglück zugeſchworen!
Zumahl, wenn er zwar ſiegt, doch euch, als Catons Kind,
Das ihn nicht lieben kan, nicht auch zugleich gewinnt.

Portia.

Der Himmel ſelber mag vor unſer Glücke wachen,
Darauf verlaß ich mich! (Sie weinet)

Phenice.

Doch was wird Cato machen?
Wer weis, wes er beſchließt! Wer weis, was Portius
Auf väterlichen Wink noch unternehmen muß!
Wer weis, obs auch gelingt!

Portia.

Ach blieb er nur am Leben!
Das andre wollt ich gern den Göttern übergeben.
(Sie weint.)

Der fünfte Auftritt.

Phocas Portia. Phenice.

Phocas.

Wie ſanft, wie ſüße ſchläft ein tugendhafter Mann,
Den ſein Gewißen nicht im Schlummer ſtören kan!
Ich kam und habe ſelbſt den Cato liegen ſehen,
Es iſt ihm zweifelsfrey ein harter Fall geſchehen,
Da er den Sohn verlohr; doch bleibt er tugendhaft!
Vermuthlich ſtärket ihn der Götter eigne Kraft,
Daß er nicht zaghaft wird, und gleiche Größe zeiget:
Obgleich die ganze Welt ſich ſchon vor Cäſarn beuget.
Ich ſah ihn, Portia, gemächlich hingeſtreckt,
Und da die Phantaſey ihm einen Traum erweckt,
Rief er mit Lächeln aus: Es ſoll dir nicht gelingen!
Nein, Cäſar, nein! du ſollſt, du kanſt mich nicht bezwingen!

Portia.

Es liegt ihm ganz gewiß ſein Kummer noch im Sinn!

Phenice.

Wo will denn, Portia, das ſtete Grämen hin!
Was weint ihr allezeit? Wir dürfen gar nicht ſorgen,
Wenn Cato nur noch lebt, ſo ſind wir ſchon geborgen.

Der ſechſte Auftritt.

Artabanus. Phocas. Portius. Portia.

Artabanus.

Die Reuter ſind zurück, und haben ausgeſpürt,
Wie ſtark das Kriegs-Heer iſt, ſo Cäſar bey ſich führt.
Und wie entfernt ſie ſind. Man ſieht ſie deutlich liegen,
Wenn man auf einen Thurm, nach Oſten zu, geſtiegen.
Die Sonne, die bereits allmählich untergeht,
Macht daß ein Wiederſchein von Schild und Helm entſteht,
Der faſt das ganze Feld mit Gold und Glanz bedecket.
Indeſſen hat der Feind ein Lager abgeſtecket;
Und Cäſar wartet noch, weil er den Frieden liebt,
Was Cato ihm zuletzt vor einen Ausſchlag giebt.

Phocas.

Wir werden alſo wohl den Vater wecken müſſen!
Was dünkt euch Portia? Hier muß er ſich entſchlüßen.

Der ſiebende Auftritt.

Portius. Artaban. Phocas. Portia. Phenice.

Phocas.

Dein Anblick, Portius, erſchreckt mich ungemein,
Die Zeitung, die du bringſt, muß groß und wichtig ſeyn:

Dein Auge will mir ſchon was unverhofftes ſagen?

Portius.

Ich eilte zu dem Port wo unſre Freunde lagen,
Die voller Ungedult auf den erwünſchten Wind,
Bis dieſe Stunde noch nicht abgeſeegelt ſind.
Da lief ein Segel ein von des Pompejus Sohne,
Das brachte Zeitung mit, daß er kein Sorgen ſchone,
Die Völker Spaniens um Beyſtand anzuflehn,
Daß er des Vaters Tod gerochen könne ſehn.
Stünd hier ein Cato nur an dieſes Heeres Spitze;
Da wär es uns und Rom, vielleicht was mehrers nütze!
(Man höret einen Tumult drinnen)
Doch halt! welch ein Tumult! Ach laßt mich eilend gehn,
Dein Vater ſelbſt vielleicht in etwas beyzuſtehn:
(Portius läuft hinein)

Phocas.

Er denkt gewiß an Rom auch mitten in dem Schlum̃er,
Und bey dem Ungeſtüm von dem empfundnen Kummer,
Erzürnt er ſich vielleicht daß Rom ſich ſelbſt verſtört:
(Der Tiſch fällt drinnen um)
Allein das Poltern wird zum andernmal gehört!
Ihr Götter! ſteht uns bey!

Portia.

Ach hier iſt nicht zu ſäumen!
So ächzt, ſo ſtehnt kein Menſch im Schlafen oder Träumen!
Er liegt in Todes Angſt! den Ton erweckt der Tod!

Portius kommt eilend wieder.

Ach Schweſter Portia! O Anblick voller Noth!
Was wir bisher beſorgt, das iſt nunmehr geſchehen!
Er hat ſich ſelbſt entleibt!

(Sie fällt in Ohnmacht, und Phenice hält ſie.)

Phocas.

Kommt, laßt uns ſelber ſehen,
Denn Worte taugen nichts, wo man nichts weiter thut.

Portius mit bebender Stimme.

Umſonſt! ihr kommt zu ſpät: Er lag ſchon voller Blut,
Als ich ins Zimmer kam. Ich hub ihn von der Erden,
Und ſatzt ihn in den Stuhl. Er ſchien ſchon blaß zu werden,
Als er ganz matt und kalt die Augen nach mir ſchlug,
Und ſeine Freunde noch zu ſehn Verlangen trug:
Die Diener bringen ihn zu euch hieher getragen!
Und weinen insgeſammt, den Unfall zu beklagen.

Portia.

O Himmel! ſteh mir doch in dieſer Stunde bey,
Daß ich ihm wenigſtens im Tode dienſtbar ſey.

Der achte und letzte Auftritt.

Cato, Portius, Phocas, Portia, Phenice, Artaban.

Das iſt nun dein Triumph! So Cäſar, kanſt du ſiegen!

Phocas.

Nun iſt es aus mit Rom, ſo hoch es auch geſtiegen.

Portius.

Mein Vater! ſterbt doch nicht.

Cato, den man getragen bringt.

So weit, hier ſetzt mich her.
Getroſt, mein Sohn, getroſt! Das Reden fällt mir ſchwer.
Tritt näher Portius. Wie ſtehts mit unſern Freunden?
Sind ſie ſchon eingeſchifft? Entkom̃en ſie den Feinden?
Sprich, ob ich ihnen ſonſt noch irgend dienen kan?
Du aber, rufe nie den Feind um Gnade an.
Verſäume niemals was, die Freyheit Roms zu retten;
Itzt folgt ſie mir ins Grab! Ich ſterbe ſonder Ketten,
Und bin recht ſehr erfreut, daß, da ich frey gelebt,
Ich noch ein Römer bin, indem man mich begräbt.
Dem Beyſpiel folge nach! Du ſtammſt aus meinem Saamen,
Befleiſſe dich denn auch dem Cato nachzuahmen!

(Er umarmt ihn)

Gehab dich wohl mein Sohn! Du aber, Portia,
Die ich vorlängſt verlohr, itzt wenig Stunden ſah,
Und wiederum verliehr. Gedenke meiner Liebe,
Und folg in allem Thun dem Tugendhaften Triebe,
Der dich bereits erfüllt. Beweine nicht mein Grab;
Rom, Rom, dein Vaterland dringt dir die Thränen ab!
Verdamme Cäſars Glut, die dich zur Sclavin machet,
Und weil was römiſches in deiner Bruſt erwachet,
So wehle künftig mir den Held zum Tochtermann,
Der den Tyrannen ſtraft und Rom befreyen kan.

Umarme mich, mein Kind! Ihr Freunde, ſeht mich ſterben!
Ihr ſeufzet? thut es nicht! Beweinet Roms Verderben!
Lebt wohl und Rom getreu. Ihr Götter! hab ich hier
Vielleicht zu viel gethan: Ach! ſo vergebt es mir!
Ihr kennt ja unſer Herz, und prüfet die Gedanken!
Der Beſte kan ja leicht vom Tugend-Pfade wanken.
Doch ihr ſeyd voller Huld. Erbarmt euch! = = Ha!

Artabanus.

Er ſtirbt!

Phocas.

O Schmerz! O harter Fall! Der größte Mann verdirbt,
Den jemahls Rom geſehn! Das Ebenbild der Götter,
Und hätten ſie gewollt, des Vaterlandes Retter.

Portius.

Kommt, tragt den todten Leib vor Cäſars Angeſicht,
Wer weis, ob ihm nicht noch ſein hartes Herze bricht;
Wenn er den Helden ſieht in ſeinem Blute liegen.

Artabanus.

O Rom! Das iſt die Frucht von deinen Bürgerkriegs!

Des Erzbiſchofs von Cambray, De la Motte Fenelon, Gedanken von der Tragödie.

Zuförderſt muß man die Tragödie von der Comödie unterſcheiden. Jene ſtellt die groſſen Begebenheiten vor, welche die heftigen Gemüthsbewegungen erregen. Dieſe iſt zufrieden, daß ſie die Sitten der gemeinen Leute vorſtellet.

Was die Tragödie anlanget, ſo muß ich gleich anfangs erinnern, daß ich die Verbeſſerung derjenigen Schauſpiele nicht wünſche, wo man die verderbten Neigungen nur darum vorſtellet, um ſie zu entzünden. Wir wiſſen, daß Plato und die weiſeſten Geſetzgeber der Heyden, aus jeder wohleingerichteten Republik, die Fabeln und muſicaliſchen Inſtrumente verbannet, die durch Erregung der Wolluſt ein Volk verzärteln konnten. Wie ſtrenge ſollten denn nicht die Chriſtlichen Völker wieder die anſteckenden Schauſpiele ſeyn? Weit gefehlt, daß ich dergleichen Schauſpiele verbeſſert und vollkommener gemacht zu ſehen wünſchen ſollte: So ſpüre ich vielmehr eine warhafte Freude bey mir, daß ſie in ihrer Art ſehr unvollkommen bey uns ſind. Unſere Poeten haben ſie ſehr matt, abgeſchmackt und ſo verliebt gemacht, als die Romane. Man redet von nichts darinnen, als von Flammen, von Ketten, und von Martern. Man will darinn bey geſundem Leibe ſterben. Eine ſehr unvollkommene Perſon wird eine Sonne, oder zum wenigſten eine Aurora genennet. Ihre Augen ſind zween Sterne. Alle Ausdrückungen ſind zu hoch getrieben, und nichts zeiget einen wahrhaften Affect. Aber deſto beſſer iſt es! Je ſchwächer das Gift iſt, deſto weniger ſchadet es. Indeſſen dünkt mich, daß man den Trauerſpielen einen wunderwürdigen Nachdruck geben könnte, wenn man den ſehr philoſophiſchen Begriffen des Alterthums folgen wollte, ohne die ſo flatterhafte und unordentliche Liebe mit einzumengen, die ſo viel Unheil anrichtet.

Bey den Griechen war die Tragödie von der ſchändlichen Liebe ganz frey. Der Oedipus des Sophocles z. E. hat nicht die geringſte Vermiſchung dieſes Affects, als der zur Hauptſache gar nicht gehöret. Die andern Trauerſpiele dieſes groſſen Mannes ſind eben ſo. Corneille hat die Handlung nur geſchwächet, indem er ſie zwiefach gemachet, und den Zuſchauer ſeines Oedipus durch die Zwiſchenfabel von der froſtigen Liebe des Theſeus

ſeus gegen die Dirce zerſtreuet hat. Racine iſt in eben den Fehler verfallen, als er ſeine Phädra gemacht hat. Er hat ein zwiefaches Schauſpiel gemacht, indem er zu der raſenden Phädra einen, wieder ſeinen Character ſeufzenden Hippolytus gepaaret. Er hätte die Phädra allein ſollen raſen laſſen. Die Handlung wäre dadurch einfach und kurz, lebhaft und ſchleunig geworden. Allein unſre beyde tragiſche Poeten, die ſonſt das gröſte Lob verdienen, ſind von dem Strome hingeriſſen worden. Sie haben ſich dem Romanen-Geſchmacke bequemet, der die Oberhand bekommen hatte. Die Mode der aufgeräumten Köpfe mengete überall die Liebe mit ein. Man bildete ſich ein, es wäre unmöglich ohne eine verliebte Verwirrung, zwey Stunden lang dem Eckel und Uberdruſſe zu entgehen. Man glaubte, es wäre billig, bey der allerwichtigſten und beweglichſten Vorſtellung ungeduldig zu werden, wo nicht ein ſchmachtender Held dieſelbe unterbrechen käme. Und gleichwol muſten noch alle ſeine Seufzer mit Spitzfündigkeiten ausgeputzet ſeyn: Ja ſeine Verzweiflung muſte ſich mit epigrammatiſcher Scharfſinnigkeit ausdrücken. Da ſieht man, was die Begierde zu gefallen, den gröſten Scribenten auch wieder die Regeln abdringet. Daher kommt dieſe ſo gekünſtelte Leidenſchaft:

Impitoyable ſoif de gloire,
Dont l'aveugle & noble tranſport
Me fait précipiter ma mort,
Pour faire vivre ma memoire.
Arrête pour quelques moments
Les impetueux ſentiments
De cette inexorable envie,
Et ſouffre qu'en ce triſte jour,
Avant que de donner ma vie,
Je donne un ſoupir à l'Amour.

Man hatte nicht das Herz zu ſterben, ohne ein paar ſinnreiche Einfälle und Gedankenſpiele in ſeinem letzten zu ſagen. Daher kommt dieſe ſo ſchwülſtige und gezierte Verzweifelung:

Percé juſques au fonds du cœur
D'une atteinte imprévuë auſſi-bien que mortelle;
Miſerable vengeur d'une juſte querelle,
Et malheureux objet d'une injuſte rigueur.

Niemals hat ein ernſtlicher Schmerz eine ſo prächtige und gezwungene Sprache geredet. Mich dünkt auch, daß man die ſchwülſtige Hoheit aus der Tragödie verbannen müſte, die wieder alle Wahrſcheinlichkeit läuft. Zum Exempel, dieſe Verſe haben, ich weis nicht was hochtrabendes.

Impatients deſirs d'une illuſtre vengeance,
A qui la mort d'un pere a donné la naiſſance,

Enfans impétueuz de mon reſſentiment,
Que ma douleur ſéduite embraſſe aveuglément,
Vous regnez ſur mon ame avecque trop d'empire,
Durant quelques momens ſouffrez que je reſpire,
Et que je conſidere en l' état ou je ſuis,
Et ce que je hazarde & ce que je pourſuis.

Corn. Cinna Act. 1. ſc. 1.

Boileau fand in dieſen Worten ein Geſchlechtregiſter, des **ungedultigen Verlangens nach einer anſehnlichen Rache**, welches das **ungeſtüme Kind** einer edlen **Empfindlichkeit** war und von einem **verführten Schmerze umarmet worden.** Anſehnliche Leute, welche mit einer Gemüthsbewegung auf der Schaubühne reden, müſſen zwar edel und lebhaft reden. Allein man redet doch natürlich, und ohne dieſe geſuchten Umſchweife, wenn die Leidenſchaft redet.

Racine war von dieſem Fehler nicht befreyet, den die Gewohnheit faſt nothwendig gemacht hatte. Nichts iſt unnatürlicher, als die Erzehlung vom Tode des Hippolytus, wie ſie am Ende der Phädra vorkommt; welches Trauerſpiel doch ſeine groſſen Schönheiten hat. Theramenes, der dem Theſeus den traurigen Tod ſeines Sohnes erzehlen kommt, ſollte ihm nur zwey Worte und die zwar noch ganz entkräftet und abgebrochen ſagen: **Hippolytus iſt todt! Ein Ungeheuer hat ihn umgebracht, ſo durch den Zorn der Götter aus dem Meere geſandt worden.**

Ich hab es ſelbſt geſehen! Ein ſolch erſchrockener, aus ſich ſelbſt geſetzter, und faſt athemloſer Menſch kan ſich unmöglich die Zeit nehmen, die allerprächtigſte und zierlichſte Beſchreibung von dem Drachen zu machen.

Le œil morne maintenant & la téte baiſſée
Sembloient ſe conformer à ſa triſte penſée, &c.
La terre s'en émeut, l'air en eſt infecté,
Le flot qui l'apporta, recule épouvanté.
Racine, Phed. Act. v. Sc. vj. &c.

Sophocles iſt ſehr weit von dieſer übelangebrachten und unwahrſcheinlichen Zierlichkeit entfernet. Er läßt den Oedipus nichts als gebrochene Worte ſagen. Alles iſt lauter Traurigkeit. ἰὼ, ἰοὺ: αἶ αἶ αἶ αἶ: Φεῦ, Φεῦ. Es iſt vielmehr ein Seufzen, oder ein Geſchrey als eine Rede. „Ach, „ach, rufft er; Es iſt alles am Tage! O Sonnenlicht, itzt ſehe ich dich zum letztenmale . . . „Ach! Ach! Wehe mir! Wo bin ich unſeeliger? „Wie kömmt es, daß mir die Stimme auf einmal „gebricht? O Glücke, wo biſt du geblieben? . . . „Ich Unglückſeeliger! Ich Unglückſeeliger fühle eine grauſame Raſerey, nebſt der Erinnerung meines Elendes in mir. . . . O ihr Freunde, was „habe ich noch mit Vergnügen zu ſehen, zu lieben, „zu ſprechen, zu hören? Verbannet doch von euch, „ihr Freunde, je eher, je lieber einen Böſewicht, „einen verfluchten Menſchen, das Scheuſal der

„Götter und Menſchen. . . . Wehe dem, der mich in der Wildniß, wohin ich geworfen war, von meinen Stricken loß gemacht, und mir das Leben gerettet hat. O grauſame Hülfleiſtung! Ich würde mit viel geringerm Schmerze vor mich und die Meinigen geſtorben ſeyn. . . . Ich würde weder ein Vatermörder, noch der Mann meiner Mutter geworden ſeyn; itzo aber bin ich vollkommen unglücklich. Ich Armſeeliger habe meine Eltern geſchändet, und von derjenigen Kinder gezeuget, die mich zur Welt gebohren hat.

So redet die Natur, wenn ſie dem Schmerze nachgeben muß. Was iſt aber jemals von den Spitzfindigkeiten ſinnreicher Einfälle weiter entfernet geweſen? Mit eben dem lebhaften und ungekünſtelten Schmerze reden auch Herkules und Philoctetes bey dem Sophocles.

Racine, der die groſſen Muſter des Alterthums ſehr ſtudiret hatte, hatte ſich einen Entwurf zu einer Franzöſiſchen Tragödie vom Oedipus, nach dem Geſchmacke Sophoclis und nach der Griechiſchen Einfalt gemacht, ohne die geringſte Liebes-Geſchichte mit einzuflechten. Ein ſolches Schauſpiel würde ſehr ſehenswürdig, lebhaft, ſchleunig, und einnehmend geweſen ſeyn. Es würde nicht ein Händeklatſchen erwecken; aber es würde auſſer ſich ſelbſt ſetzen. Es würde Thränen abnöthigen; es würde nicht Athem holen laſſen; es würde die Liebe zur Tugend und den Haß gegen die Laſter wirken; Es würde die Abſichten der beſten Geſetze mit groſſem Vortheile befördern. Die allerreinſte Religion ſelbſt würde dadurch nicht beunruhiget werden. Man würde nur die falſchen Zierathe davon abſchneiden dörfen, die ohnedem wieder die Regeln ſind.

Unſere gar zu gezwungene Verskunſt, zwinget oft die beſten tragiſchen Poeten, Verſe die mit Beywörtern überhäuft ſind, zu machen, um nur einen Reim zu erhaſchen. Um einen guten Vers zu haben, muß man ihm einen ſchwachen zupaaren, der ihn verderbet. Zum Exempel ich ergetze mich wenn ich dieſe Worte leſe

- - - qu'il mourut.
Corneille in den Horatiern.

Allein den Vers kan ich nicht leiden, der um des Reimes willen gleich darauf folget:

Ou qu'un beau deſeſpoir alors le ſecourut.

Die hochgetriebenen Umſchreibungen unſrer Verſe haben nichts natürliches. Sie ſtellen nicht Menſchen vor, die in einem ernſtlichen, edlen und heftigen Geſpräche begriffen ſind. Man raubet dem Zuſchauer das gröſte Vergnügen im Schauſpiele, wenn man ihm die Wahrſcheinlichkeit raubet. Ich geſtehe es, daß die Alten der Tragödie eine gewiſſe erhabene Schreibart zugeſtanden.

Aut tragica deſaeuit & ampullatur in Arte,
Hor. Epiſt. I. 1. ep. 3.

Allein dieſes Erhabene muß nicht die Nachahmung der wahren Natur verderben. Es kan dieſelbe nur etwas ſchöner und gröſſer abſchildern. Aber ein jeder Menſch muß allezeit menſchlich reden.

Nichts iſt lächerlicher vor einen Held, als wenn er in den wichtigſten Handlungen ſeines Lebens mit dem Adel und Nachdrucke ſeiner Worte nicht die Einfalt verbindet, die allem Schwulſte zuwieder iſt.

Proiicit ampullas & ſeſquipedalia verba.
Horat. Art. poet.

Man darf nur den Agememnon ſtolz, den Achilles hitzig, den Ulyſſes klüglich, die Medea raſend reden laſſen. Allein die aufgeblaſene und ausſchweifende Schreibart verderbt alles. Je mehr man groſſe Charactere oder Gemüthsarten, und ſtarke Leidenſchaften vorſtellet, deſto mehr edle und gewaltige Einfalt muß man hinein bringen.

Mich dünkt ſogar, daß man auch den Römern einen gar zu prahleriſchen Ausdruck gegeben hat. Sie dachten freylich ſehr hoch hinaus; aber ſie redten doch beſcheiden. Sie waren ein herrſchendes Volk, Populum late regem, wie Virgil ſagt; Aber dieſes Volk war in der Art des Ausdrucks im Umgange ſo gelinde, als eifrig es war, die Völker zu überwinden, die ihm ſeine Macht misgönneten.

Parcere ſubiectis & debellare ſuperbos.
Virg. Aneid. VI.

Horaz hat eben dieſe Abbilderung mit andern Worten gegeben.

Imperet bellante prior, jacentem
lenis in hoſtem.
Carm. Saecul.

Es ſcheinet kein rechtes Verhältniß zwiſchen dem Nachdrucke zu ſeyn, womit Auguſtus in dem Trauerſpiele Cinna redet, und zwiſchen der beſcheidenen Einfalt, worunter ihn Svetonius in allen ſeinen Sitten abſchildert. Er ließ noch in Rom einen ſo groſſen Schein von der alten Freyheit der Republik, daß er nicht einmal Herr geheiſſen ſeyn wollte. Manu, vultuque indecoras adulationes repreſſit, & in ſequenti die graviſſimo corripuit edicto, Dominumque ſe poſthac appellari ne a liberis quidem aut nepotibus, vel ſerio, vel joco paſſus eſt . . . . In conſulatu pedibus fere, extra conſulatum ſaepe adoperta ſella per publicum inceſſit. Promiſcuis ſalutationibus admittebat & plebem . . . . Quoties magiſtratuum comitiis intereſſet, tribus cum candidatis ſuis circuibat, ſupplicabatque more ſolemni. Ferebat & ipſe ſuffragium in tribu, vt vnus e populo . . . . Filiam & neptes ita inſtituit, vt etiam lanificio aſſuefaceret . . . . Habitauit in aedibus modicis Hortenſianis, neque laxitate, neque cultu conſpicuis, ut in quibus porticus breves eſſent . . . . & ſine marmore vllo, aut inſigni pauimento conſpicuae, ac per annos amplius XL. eod. cubiculo hieme & aeſtate manſit . . . . Inſtrumenti eius & ſuppellectilis parſimonia apparet etiam nunc reſiduis lectis atque menſis, quorum pleraque vix privatae elegantiae ſunt . . . . Coenam trinis ferculis, aut, cum abundantiſſime, ſenis, praebebat, vt non nimio ſumtu, ita ſumma comitate . . . . veſte non temere alia quam domeſtica vſus eſt, ab vxore & ſorore & filia, neptibuſque confecta . . . . cibi minimi erat atque vulgaris ſere, &c.

Die Pracht und das hochtrabende Weſen ſchicket ſich viel weniger zu der Römiſchen Höflichkeit, als zu dem Ubermuthe eines Perſiſchen Königes. Ungeachtet der Strengigkeit des Tiberius, und der Knechtiſchen Schmeicheley, darinn die Römer zu ſeiner und ſeiner Nachfolger Zeit verfielen: So lernen wir doch vom Plinius, daß Trajanus noch als ein guter und geſelliger Bürger in einer lieblichen Gemeinſchaft mit den Geringſten gelebet habe. Die

Antwortſchreiben dieſes Kayſers ſind kurz, ſchlechtweg, deutlich, und ferne von allem ſchwülſtigen Weſen. Die halberhobenen Figuren an ſeiner Seule ſtellen ihn allezeit in der beſcheidenſten Stellung vor, ſogar wenn er ſeinen Legionen Befehl giebt. Alles was wir im Livius, im Plutarch, im Cicero, und Sveton leſen, ſtellet uns die Römer als Leute dar, die in Gedanken ſtolz, aber in Worten ungekünſtelt, natürlich und beſcheiden waren. Sie haben nicht die geringſte Aehnlichkeit mit unſern aufgeblaſenen und ſtrotzenden Romanhelden gehabt. Ein groſſer Mann ſchreyet nicht wie ein Comödiant: Er redet in ſeinen Geſprächen mit nachdrücklichen und wohl gefaßten Worten. Er ſagt nichts niederträchtiges; aber auch nichts gezierte̊s oder hochtrabendes.

Ne quicunque Deus, quicunque adhibebitur Heros
Regali conſpectus in auro nuper & oſtro
Migret in obſcuras humili ſermone tabernas,
Aut dum vitat humum, nubes & inania captet.
Hor. Art. Poet.

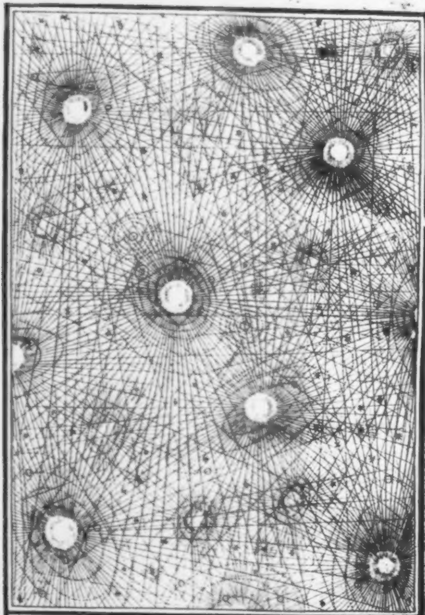
Die edle Art des tragiſchen Ausdruckes muß auch nicht hindern, daß die Helden ſelbſt nicht nach der Natur der Sachen wovon ſie reden, mit einer anſtändigen Einfalt ſprechen ſollten.

Et Tragicus plerumque dolet ſermone pedeſtr.
Horat. ibidem.

E N D E.

Druckfehler.

P. 7. v. 21. **einſt**, lies eins. p. 10. v. 19. **auch**, lies euch. p. 20. v. 19. **Ehrfurcht**, lies Ehrſucht. p. 21. v. 7. **denn auch**, lies euch denn. p. 22. v. 11. **Damitius**, hier und im folgenden überall lies Domitius. p. 24. v. 6. **den unterdrückten**, lies der Unterdrückten. p. 25. v. 3. **ſtürze**, lies ſchützt. v. 20. **ihn**, lies ihm. p. 29. v. 12. **kurzen**, lies kurzem. p. 31. v. 13. **den**, lies denn. p. 51. v. 13. **tapfre**, lies tapfrer. ibid. v. 18. **denn**, lies dann. p. 56. v. 18. **ſeinen**, lies ſeinem. p. 75. zwiſchen dem 9ten und 10ten Verſe fehlt in etlichen Exemplaren das Wort Cato.



Hier ſtarret Sinn und Witz. der Geiſt verliert ſich gantz
In aller Welten-Heer Pracht Ordnung Lauf und Glantz
O! was iſt hier der Menſch? Er wäre nichts zu nennen
Könnt er am Wercke nicht des Meiſters Größe kennen.

Erſte Gründe

Der

Geſamten

Weltweisheit,

Darinn
alle Philoſophiſche Wiſſenſchaften
in ihrer natürlichen Verknüpfung
abgehandelt werden,

Zum
Gebrauch Academiſcher Lectionen
entworfen
von

Johann Chriſtoph Gottſcheden,
P. P. Extr. und Collegiaten zu Leipzig,
der Kön. Pr. Soc. der Wiſſ. Mitgliede.

Erſter, Theoretiſcher Theil.

Mit Kupfern.

Leipzig, 1733.
Verlegts Bernhard Chriſtoph Breitkopfen.

BIBL. UNIVERS. LIPS.
[illegible] 4294–14

Dem
Hochwohlgebohrnen Herrn,
HERRN
Gottlob Hieronymus
von Leipziger,
Erbherrn auf Heyda, ꝛc.
Sr. Königl. Hoheit und Churfl.
Durchl. zu Sachſen Hochbetrauten
Geheimten Rathe und Hochanſehnlichen
Cammer-Herrn,

Des Königlichen Däniſchen Dannebrogs-
Ordens Rittern, ꝛc.

Meinem inſonders gnädigen
Herrn.

Hochwohlgebohrner Herr,

Gnädiger Herr,

Eurer Hochwohlgebohrnen Excellenz bey ſo vielen Staatsgeſchäften, mit einem Buche, und was noch viel ärger iſt, mit einem Philoſophiſchen Buche aufzuwarten, das iſt vielleicht eine Verwegenheit, die nur einem Academiſchen Gelehrten in den Sinn kommen kan; der ſich bey ſeiner täglichen Arbeit durch die eitele Einbildung ſchmeichelt: Daß auch die Groſſen der Welt auf ſeine

Bemühungen einen ſo begierigen Blick werfen würden, als womit er ſelbſt die Früchte ſeines Verſtandes anzuſehen gewohnt iſt. Allein ſo ſehr ich dieſen gemeinen Betrug der Selbſtliebe einſehe, und ſo ſorgfältig ich denſelben in mir zu unterdrucken bemühet geweſen bin: So wenig habe ich doch Gründe genug ausſinnen können, mir ſelbſt dieſes, allem Anſehen nach ſträfliche Unterfangen, mit Nachdruck zu wiederrathen.

Ich ſtellete mir das groſſe Vertrauen vor, womit Se. Königl. Hoheit und Churfl. Durchl. Eure Excellenz ſchon ſo viele Jahre her begnadiget: Und welches gewiß mehr als einerley wichtige Hofgeſchäfte nach ſich ziehen muß. Ich zog die gegenwärtigen Zeiten in Erwegung, da die neuangetretene Regierung unſers Durchlauchtigſten Landesherrn allen Dero Miniſtern mehr als gewöhnliche Beſchäftigungen auferleget.

leget. Ich betrachtete endlich auch die Beſchaffenheit des gegenwärtigen Buches, welches allerdings nicht einmal geſchickt iſt, die von Arbeit und Sorgfalt vor das gemeine Beſte, befreyten Nebenſtunden Eurer Excellenz auf eine angenehme Art zu kurzen.

Allein alles war vergebens, den Trieb in mir zu dämpfen, der mich immer auf Eure Hochwohlgebohrne Excellenz führete, wenn ich mich ſelbſt befragte: Wem ich denn meine Erſten Gründe der Weltweisheit zu überreichen gedächte? Unſre Neigungen geben den Vorſchriften der Vernunft nicht allezeit Gehör, und ich erfuhr es hier an meinem eigenen Exempel: Indem Eure Excellenz mir allezeit zuerſt einfielen, wenn ich mir einen Beſchützer meines Philoſophiſchen Handbuches erwehlen wollte; obgleich mich die wichtigſten Urſachen davon hätten abhalten ſollen.

Indeſſen fehlte es doch dieſem Triebe ſogar an allen Gründen nicht, womit er ſich bey mir zu rechtfertigen ſuchte. Bald ſtellte mir ſelbiger die beſondre Gnade und Leutſeeligkeit vor, womit Eure Excellenz ſchon vor etlichen Jahren ein aus dem Franzöſiſchen überſetztes Werkchen aufgenommen, welches Denenſelben zu überreichen ich die Ehre gehabt. Bald hieß es, Eure Hochwohlgebohrne Excellenz wären überhaupt ein ſolcher Gönner der Gelehrſamkeit, daß es Denenſelben angenehm wäre, alle Wiſſenſchaften, und alſo auch die Weltweisheit, im Flore zu ſehen. Bald war ich verbunden, nach ſo vielen Jahren Eurer Excellenz wiederum Rechenſchaft zu geben, wie ich bisher meine Academiſchen Arbeiten eingerichtet; als welche doch mehrentheils aus Philoſophiſchen Lectionen beſtanden haben.

Unter dem allen aber war immer noch eine andre Neigung geſchäftig, die ich beſſer empfinden als erklären konnte, welche auch allen dieſen Gründen ein ſolches Gewichte gab, daß ſie endlich die Oberhand behielten; und ſich dadurch meiner Vernunft ſo gar bemeiſterten, daß ſelbige ſich auch vor die Parthey erklärete, die jene einmal ergriffen hatte. So gar itzo, da ich mir dieſes alles nochmals deutlich vorgeſtellet habe, ſcheinet mir mein Verfahren in dieſer Zueignungsſchrift ſo billig, daß ich es faſt vor eine Nothwendigkeit halte, ſonſt niemanden als Eurer Hochwohlgebohrnen Excellenz, dieſe geringe Blätter zuzueignen.

Was ſoll ich noch mehr ſagen? Ganz Sachſen, ja auch ſo viel fremde Höfe in und auſſer Deutſchland kennen die groſſen Eigenſchaften und ſeltenen Verdienſte Eurer Hochwohlgebohrnen Excellenz beſſer, als ich es dieſelben lehren könnte. Mein Buch wird auch ſchwerlich in die Hände dererjenigen kommen, deren Hochachtung und Verehrung Eurer Excellenz vortheilhaft ſeyn kan. Es würde alſo eine Thorheit ſeyn, wenn ich mir durch eine ausführliche Lobſchrift Dieſelben verbindlich zu machen gedächte: Gerade als ob eine Zueignungsſchrift eine Wohlthat, nicht aber ein Mittel wäre, ſich den Schutz und die Gnade vornehmer Mecänaten zu erbitten.

Nein, gnädiger Herr, ich weis es nur gar zu wohl, daß die Gelehrten mehr der Gnade gröſſer Miniſter, als dieſe der Lobſprüche ihrer Clienten bedürfen: Und ich ſcheue mich nicht dasjenige hiermit frey heraus zu ſagen, was man ſonſt in Zueignungsſchriften aufs ſorgfältigſte zu verbergen pflegt. Was ſoll ich eine Abſicht verhelen, die Eurer Excellenz durchdringender Verſtand, doch bey der künſtlichſten Einkleidung entdecken würde? Ich bedarf den Schutz erleuchteter Staatsmänner ſo ſehr als jemand, der mir an Lebensart und Abſichten ähnlich iſt; und habe kein ander Mittel mir Beförderer meines Glückes zu erwerben, als daß ich mich ihnen darſtelle, und ihnen immer neue Proben meines Fleiſſes zeige, womit ich der ſtudirenden Jugend, zum Aufnehmen der hieſigen hohen Schule, ſchon eine geraume Zeit her gedienet habe, und ferner eifrigſt zu dienen entſchloſſen bin.

Kan dieſe freymüthige Offenherherzigkeit Eurer Excellenz ohnedem zur alleredelſten Großmuth geneigtes Gemüthe nicht zu einiger Aufmerkſamkeit bewegen: So muß ich daraus ſchlieſſen, daß mir das Schickſal alles verſaget habe, womit ich mich beliebt und gefällig machen kan. Ich werde aber um deßwillen niemals aufhören, mit der alleraufrichtigſten Hochachtung Eurer Excellenz hohe Perſon und Verdienſte zu verehren, und Denenſelben ſowohl, als Dero vornehmem Hauſe und Geſchlechte alle nur erſinnliche Glückſeeligkeit von Gott anzuwünſchen.

Ich habe die Ehre mich mit der tiefſten Ehrerbietung zu nennen

Ew. Hochwohlgeb. Excellenz,

Meines gnädigen Herrn

Leipzig den 1ſten May
1733.

unterthänigen und gehorſamſten Diener,

Joh. Chriſt. Gottſched.

Mein Leſer.

Obwohl an Philoſophiſchen Handbüchern auch ſogar in unſrer Mutterſprache kein Mangel iſt: So haben wir uns doch noch eben über keinen Ueberfluß zu beſchweren. Viele von dem alten Schrot und Korne ſind nach dem gemeinen Schickſale aller Dinge ſo gar ſelten anzutreffen, daß man ſie faſt nicht mehr unter die vorhandenen rechnen kan. Andre ſind zwar noch in allen Buchläden zu finden, haben aber das Glück nicht gehabt ſehr gemein zu werden, und können alſo keinen groſſen Nutzen ſchaffen. Noch andre ſind zwar nicht nur ſehr beliebt, auch durch viele wiederholte Auflagen in jedermanns Hände gebracht worden; ſondern auch von ſo augenſcheinlichem Nutzen, daß man ſie allem Anſehen nach bis auf ſpäte Zeiten im Werthe halten wird.

Allein ſie ſind dabey ſo weitläuftig, daß man ſich ihrer in den gemeinen Academiſchen Lectionen unmöglich bedienen kan.

Ein jeder wird ſich bey dieſer letztern Claſſe gar leicht auf des groſſen Weltweiſen unſrer Zeiten, des Hrn. Hofrath Wolfs berühmte Deutſche Werke beſinnen, worinn er nach ſeiner fürtrefflichen Einſicht, alle Philoſophiſche Wiſſenſchaften deutlich und gründlich vorgetragen hat. Es iſt aber weit gefehlt, wenn man ſich einbildet, als wollte ich durch dieſe meine erſten Gründe der Weltweisheit, dieſes hochberühmten Mannes Werke in Verachtung bringen. So neidiſch bin ich nicht, daß ich andern diejenigen Quellen verſtopfen ſollte, daraus ich ſelbſt ſehr viel, wo nicht das meiſte geſchöpfet habe. Ich behaupte nur, daß dieſer Inbegriff aller Theile der Weltweisheit viel zu weitläuftig ſey, als daß man auf Univerſitäten darüber leſen könnte.

Wer des gegenwärtigen Zuſtandes unſrer hohen Schulen ein wenig kundig iſt, der wird ſchon wiſſen, wie ungeduldig die ſtudirende Jugend durch die Philoſophie durchzulaufen, ja ich mag faſt ſagen durchzufliegen pflegt. Man eilet gemeiniglich mit ſo heftiger Begierde zu den höhern Facultäten, daß man ſich nicht enthalten kan, gleich in dem erſten halben Jahre ſeines Academiſchen Lebens zur Gottesgelahrtheit, Rechtsgelehrſamkeit, und Arzneykunſt zu ſchreiten, und ſich zwo bis drey, ja wohl mehr Stunden des Tages damit zu beſetzen. So wenig ſolches rathſam iſt, ſo gemein iſt es dennoch: Aber eben ſo ſchwer iſt es auch abzubringen; ſolange die Lehrer der höhern Facultäten lieber Zuhörer von wüſten und rohen Köpfen, als wohl vorbereitete Schüler in ihren Hörſälen ſehen werden. Man ſaget dieſes nicht von allen, indem es allerdings wackere Männer giebt, die es jungen Leuten vernünftig anrathen, ſich vorher in der Weltweisheit etwas feſte zuſetzen, ehe ſie ihr eigentliches Hauptwerk angreifen. Allein die meiſten thun dieſes in der That nicht, und glauben vielleicht, daß ihren Einkünften dadurch was entgehen würde, wenn ihre Lehrlinge zuvor einem Philoſophiſchen Lehrer etliche Thaler zuwenden ſollten. Sie geben es alſo vor einen Zeitverluſt aus, ſich ein Jahr mit der Weltweisheit aufzuhalten. Man müſſe zum Zwecke eilen, und auf das Hauptwerk gehen. Wenn man damit fertig wäre, und irgend noch Zeit, Geld und Luſt hätte länger auf Univerſitäten zu bleiben, alsdann ſey es Zeit genug, etwa das letzte halbe Jahr, noch ein Collegium Philoſophicum mit anzuhören.

Was von einer ſo verkehrten Art zu ſtudiren vor Früchte zu hoffen ſeyn, das zeiget die tägliche Erfahrung. Denn woher kommt es ſonſt, daß man in allen Ständen ſo viele antrifft, die, ob ſie wohl auf Univerſitäten geweſen, und ſich daher unter die Gelehrten rechnen, dennoch ſo ſehr an Vorurtheilen kleben, und ihre ganze Gelehrſamkeit in demjenigen ſuchen, was ſie vormals auswendig gelernet haben? Woher kommt es, daß ſo viel ſogenannte Studirte, nicht nur in dem pöbelhafteſten Aberglauben ſtecken, ſondern auch in den meiſten Stücken die lächerlichſten Meynungen von der Natur Gottes, der Welt und der Geiſter hegen? Die Weltweisheit allein räumet jungen Leuten den Kopf auf, lehrt den Verſtand brauchen, befreyet ſie vom Aberglauben und blindem Beyfalle gegen die Ausſprüche ihrer Lehrer, und zeiget ihnen, daß die Wiſſenſchaft, nicht in einem auswendig gelernten Weſen, ſondern in einer Einſicht in gründlich erwieſene Wahrheiten beſtehe. Je weiter man es alſo darinn gebracht hat, deſto geſchickter iſt man die übrigen Facultäten mit Nutzen zu ſtudiren, und deſto gründlicher wird man die Lehren derſelben faſſen. Je weniger man hergegen philoſophiren gelernet; deſto ungeſchickter iſt man den Vortrag ſeiner mündlichen und ſchriftlichen Vorgänger zu prüfen, die Wahrheit vom Irrthume und die guten Beweisgründe von den Scheingründen zu unterſcheiden.

Nun wäre es dieſemnach zwar ſehr gut, wenn alle Studirende es in der Philoſophie recht weit bringen möchten. Doch weil dieſes nicht allezeit angehet, und es gleichwohl beſſer iſt etwas, als gar nichts in der Weltweisheit gethan zu haben: So muß man ſich auch auf hohen Schulen ſchon ſoviel möglich iſt, nach der Zeit und dem Vermögen der meiſten Studirenden richten, und ihnen die Philoſophie ſo kurz machen, als ſichs immermehr will thun laſſen. Ich habe mir dieſes die acht bis neun Jahre her, da ich allhier die Philoſophie geleſen habe, allezeit zur Regel dienen laſſen, und mehrentheils in einem einzigen Jahre ein ſolches Philoſophiſches Handbuch mit meinen Zuhörern zum Ende gebracht. Ich habe nemlich theils denen, die nur etwas weniges von der Weltweisheit zu wiſſen verlanget, ihren Wunſch erfüllet; theils denen, die etwas weiter darinn zu gehen Luſt gehabt, einen zulänglichen Vorſchmack gegeben, der ſie in den Stand geſetzt nunmehro vor ſich allein, und ohne fernere Handleitung fortzukommen. Bisher habe ich mich in dieſen meinen Lectionen allezeit des ſeel. Hrn. Prof. Thümmigs ſeiner Inſtitutionum Philoſophiae Wolfianae bedienet, die ihrer Kürze wegen gerade zu einer ſolchen kurzen Einleitung zu allen Philoſophiſchen Wiſſenſchaften dienen konnten. Ich würde auch ferner dieſes Handbuch zum Grunde meiner Erklärungen geleget haben, wenn es meinen Zuhörern ſo bequem, als mir ſelbſt, und der Philoſophie ſo vortheilhaft geweſen wäre, als man wünſchen könnte.

Allein, was das erſte betrifft, ſo habe ich es vielfältig wahrgenommen, daß die in etwas undeutliche und an vielen Orten ſehr verworrene Lateiniſche Schreibart, deren ſich der Verfaſſer darinn bedienet hat, den Anfängern mehr Schwierigkeiten verurſachet hat, als die Wahrheiten ſelbſt, ſo er vorgetragen. In der That habe ich es nicht allemal in Abrede ſeyn können, daß mein Handbuch zu dunkel und ſchwer zu verſtehen ſey; und zwar bloß wegen des unförmlichen und oftmals ganz unperiodiſchen Vortrages, oder Ausdruckes, der allerleichteſten und deutlichſten Sachen. Eben dadurch nun, hat dieſes ſonſt gute und brauchbare Buch, der neuern Philoſophie diejenigen Vortheile nicht zu wege gebracht, die wohl ſonſt von einem dergleichen Handbuche wären zu vermuthen geweſen. Es hat viele Lehrer und Zuhörer durch ſeine fürchterliche Rauhigkeit eher abgeſchrecket, als angelocket, ſich mit der Weltweisheit näher bekannt zu machen. Denn die meiſten ſind doch ſo geſinnet, daß die erſten Empfindungen den ſtärkſten Eindruck bey ihnen machen, und daß auch der bloſſe Schein einer Schwierigkeit ihnen allen Muth benimmt, ſich weiter damit einzulaſſen, was ihnen gleich Anfangs ſehr fürchterlich vorgekommen.

Dieſes einzige hätte mich nun ſchon ſattſam bewegen können auf ein bequemeres Handbuch zu denken, deſſen ich mich in meinen Lectionen über die ganze Philoſophie ohne Anſtoß bedienen könnte. Allein es kamen noch andre Bewegungsgründe hinzu, die mich dazu aufmunterten. Es wurde mir bereits vor drey oder vier Jahren, von einem groſſen Liebhaber der neuern Weltweisheit, der in Schleſien an einem berühmten Gymnaſio Profeſſor iſt, zugemuthet, einen Auszug aus den Philoſophiſchen Wiſſenſchaften zum Gebrauch der Anfänger auf Gymnaſien, als denen doch Herrn Hofrath Wolfs Bücher noch zu ſchwer wären, abzufaſſen, und durch den Druck gemein zu machen. Es meynte nemlich itztgedachter gelehrter Mann, der ſich ſelbſt durch verſchiedene Schriften der Welt gewieſen, daß er in meiner geringen Schreibart einige Deutlichkeit und ſonſt manche Eigenſchaft gefunden hätte, dadurch ich, wie er glaubte, auch eine etwas ſchwerere Sache leichter und beliebter machen würde. Dieſes Anſinnen deſſelben wurde ſo vielfältig wiederholet und ſo ernſtlich vorgebracht, daß ich endlich mein Wort geben muſte, auf einen ſolchen kurzen Begriff von der Weltweisheit zu denken. Und in der That habe ich nachmals bey dem wirklichen Abdrucke, die einzelnen Bogen, ſo wie ſie allmählich aus der Preſſe gekommen, dieſem Gönner meiner Arbeiten überſchicket, der auch ſogleich bey der ihm anvertrauten Jugend darüber zu leſen angefangen, noch ehe der ganze erſte Theil fertig geweſen. Ich könnte noch einen andern wackern Lehrer auf einem benachbarten Academiſchen Gymnaſio nahmhaft machen, der ſich gleichfalls meiner einzelnen Bogen bereits in ſeinen privat-Lectionen bedienet, wenn ich nicht einer Ruhmredigkeit dadurch verdächtig zu werden beſorgen müſte. Allein genug, daß ich zulängliche Veranlaſſungen gehabt, auf dieſe Arbeit zu gerathen, und theils meinen Zuhörern, theils andern dadurch zu dienen geſuchet.

Ich rühme mich hierbey keiner neu entdeckten Wahrheiten und groſſen Erfindungen. Ich habe kein neues Gebäude der Weltweisheit aufführen, auch kein altes übern Haufen werfen wollen. Ich habe nur die gründlichſte Art zu philoſophiren, darauf wir durch den unſterblichen Herrn von Leibnitz, dieſe unvergleichliche Zierde unſres Deutſchlandes, zuerſt geführet worden, durch einen veränderten Vortrag etwas beliebter und gemeiner zu machen geſucht. Ich habe eine Einleitung und Vorbereitung zu des hochberühmten Herrn Wolfs Schriften abfaſſen, u. meinen Zuhörern Luſt machen wollen, ſich nach dieſem geringen Vorſchmacke, daſelbſt als an einer vollen Taſel zu ſättigen. Habe ich hierinn mit Herrn Thümmig einerley Abſichten gehabt, ſo gereicht dieſes weder ihm noch mir zur Schande. Bin ich auch in vielen Stücken, der von ihm beliebten Lehrart gefolget: So kan dieſes mir gleichfalls nicht übel gedeutet werden. Was hat man es Urſache von der Methode eines Vorgängers abzuweichen, wenn ſie gut iſt, und man ſich keine beſſere anzubringen getrauet? Wie viele Mathematici haben nicht in der Meßkunſt den Euclides beſtändig vor Augen und zur Hand gehabt, wenn ſie die meiſten Lehrſätze in ihren Auszügen, und kurzen Begriffen erweiſen wollen? Weil Euclides dieſelben recht erwieſen hatte, ſo hat man ſie gelobet, daß ſie nicht unnöthige Neuerungen geſuchet, wo das alte unverwerflich war. Ja wenn zweene oder mehrere Verfaſſer ſolcher Auszüge in vielen Stücken übereingekommen: So hat man doch deßwegen keinen einer gelehrten Dieberey beſchuldiget.

Die Wahrheit nemlich iſt keinem Schriftſteller eigen. Sie gehört allen Geiſtern, die ſie einſehen, gleich eigenthümlich zu. Der ganze Unterſcheid iſt dieſer, daß ſie der eine etwa eher eingeſehen, oder auch wohl nur eher in Schriften vorgetragen, oder auch nur ordentlicher mit andern verknüpfet und aus ihren Gründen deutlicher hergeleitet. Obwohl man nun denen, die ſich dergeſtalt das menſchl. Geſchlecht auf eine ſo edle Art verbindlich machen, ihre gebührende Ehre nicht entzieht, ſondern ſie wohl gar die Erfinder dieſer Wahrheiten nennet: So erlangen ſie doch dadurch kein Recht ſelbige andern zu verbieten. Der Eigennutz und Eigenruhm iſt niemanden ſo unanſtändig als einem Weltweiſen. Wenn nur die Wahrheit erkannt, ausgebreitet und von den Menſchen zu Beförderung ihrer Glückſeeligkeit genutzet wird, ſo muß es ihm gleich viel gelten, durch wen und auf was Weiſe ſolches geſchieht. Genug, daß er das ſtille Vergnügen und das Zeugniß der Verſtändigen dabey hat, daß durch ſeinen Dienſt hauptſächlich, ſo viel Gutes in der Welt entſtanden, und er alſo als ein nützliches Werkzeug der göttlichen Weisheit, an der allgemeinen Wohlfahrt gearbeitet habe.

Eben ſo wenig wird man mir es verargen können, daß ich vielleicht in einem oder dem andern Stücke von meinen Vorgängern abgegangen bin. Auch hierinnen habe ich diejenigen zu Beyſpielen, die den Euclides ins Kurze gebracht. Der eine hat viele, der andre wenige von deſſen Lehrſätzen beybehalten; der eine hat ſie ſo, der andre anders zu erweiſen geſucht: Nachdem er ſolches vor leichter, deutlicher, oder in ſeiner Lehrart bequemer gefunden. Keiner aber hat auf alle ſeine Worte geſchworen; ob er ſie gleich auch nicht vor falſch gehalten, oder wiederleget hat. In der Weltweisheit ſind wir an keine Glaubensformeln und gewiſſe Ausdrückungen gebunden. Ein jeder philoſophiret nach ſeinen Kräften, nach ſeiner Einſicht und Uebung; und bindet ſich dabey an niemandes Vorſchrift. Die Gaben ſind mancherley, auch die Art und Weiſe, wie man zur Erkenntniß Philoſophiſcher Wahrheiten gekommen, iſt ſehr unterſchieden. Dieſes beydes aber machet, daß man eine Sache von dieſer oder jener Seite anſieht, ſo oder anders befindet. Wer ſein Lebenlang nur eines einzigen Weltweiſen Bücher mit Fleiß geleſen hat, oder doch gleich Anfangs auf deſſen Schriften verfallen iſt, der kan allerdings ein ſtrenger Nachfolger deſſelben werden. Er wird nur nach ſeines Lehrers Art denken, nur mit deſſen Worten reden, nur für deſſen Sätze eifern; und weil er keine andre Meynungen mit ihren oft ſehr wahrſcheinlichen Beweiſen geleſen oder gehöret: So müſſen ihm freylich viele unzulänglich erwieſene Sachen oftmals als unumſtößliche Wahrheiten vorkommen. Die Peripatetiſche und Carteſianiſche Schule hat uns viele ſolche Exempel gegeben, und auch die neuern Zeiten zeigen, daß es nicht unmöglich ſey, wieder in eine ſectiriſche Philoſophie zu verfallen, daraus uns doch die gröſten Männer mit ſo vieler Mühe zu reiſſen befliſſen geweſen.

Mich hat in meinen Academiſchen Jahren, die groſſe Freyheit zu philoſophiren, die auf der

Königsbergiſchen Univerſität damals herrſchete, vor einer ſo ſclaviſchen Art zu denken und zu lehren, in Sicherheit geſetzet. Nachdem ich im Jahre 1714 und 1715 die Ariſtoteliſche Philoſophie nach allen ihren Theilen durchgehöret hatte, fieng ich die Carteſianiſche an zu hören, und die Mathematic damit zu verbinden. Dieſe gab mir nun, ſonderlich in der Phyſick, anfänglich ein völliges Vergnügen, und ich dachte Wunder wieviel ich von der Natur wüſte: bis ich aus des P. Daniels Voyage du Monde de Deſcartes, und aus Clerici Philoſophiſchen Werken unzehliche Schwierigkeiten einſehen lernte, die man aus dieſes Weltweiſen Grundſätzen nicht auflöſen konnte. Ich ſuchte darauf in Sturms und Scheuchzers Schriften Troſt zu finden; ſahe aber, daß ich nirgends ſattſame Gewißheit fand. Dabey lernte ich unzehliche Schriften berühmter Weltweiſen aus Frankreich, Holland und Engelland kennen, die mir meine peripatetiſche u. Carteſianiſche Lehrer niemals genennet hatten. Ich gerieht auch über Lockes Werk vom menſchlichen Verſtande, nach der Lateiniſchen Ueberſetzung, und ſetzte nachmals in der practiſchen Philoſophie mein Vertrauen auf die Thomaſiſchen Schriften, darüber ich gröſtentheils ordentliche Collegia gehöret. Daß ich auch auſſer denen, Puffendorfs, Grotii, Geulings, Philarets und andre dahin gehörige Sachen geleſen, will ich nicht einmal gedenken. Und bey aller dieſer Vermengung ſo verſchiedener Ideen und Grundſätze wuſte ich endlich ſelbſt nicht wohin ich gehörte, konnte mich auch vielmals nicht entſchlieſſen mit weſſen Meynungen ich es halten ſollte.

Endlich bekam ich durch des ſeel. Prof. Raſten in Königsberg Explicationem Leibnitianam mutationum Barometri in tempeſtatibus pluviis, contra Desagulieri dubitationes aſſertam, welche Diſſertation ich 1719. vertheidigen half, eine unverhofte Gelegenheit auf dieſes groſſen Mannes Schriften zu gerathen. Ich las deſſen Theodicee mit unbeſchreiblichem Vergnügen, weil ich hundert Scrupel darinn aufgelöſet fand, die mich in allerley Materien beunruhiget hatten. Ich lernte aber zu gleicher Zeit auch Herrn Hofrath Wolfs Gedanken von Gott, der Welt und der Seele des Menſchen kennen. Hier gieng mirs nun wie einem, der aus einem wilden Meere wiederwärtiger Meynungen in einen ſichern Hafen einläuft und nach vielem Wallen und Schweben, endlich auf ein feſtes Land zu ſtehen kommt. Hier fand ich diejenige Gewißheit, ſo ich vorhin allenthalben vergeblich geſucht hatte. Und ungeachtet ich niemanden hatte, der mir darüber geleſen hätte: ſo begriff ich doch durch meinen Fleiß und eigenes Nachſinnen ſehr wohl, wie groſſe Vorzüge dieſe Art die

Weltweisheit abzuhandeln vor allen andern hätte, die mir bis dahin bekannt geworden. Ich habe auch nach der Zeit nicht Urſache gefunden, dieſes Urtheil zu wiederruffen, ungeachtet ich nicht nachgelaſſen, auch die Schriften andrer Philoſophen, die ſich in der Welt einen Nahmen erworben, nachzuleſen. Nirgends habe ich diejenige Ordnung und Gründlichkeit gefunden, und nirgends habe ich mich mehr befriedigen können, als in Herrn Wolfs Schriften: Ungeachtet freylich hier und da einige Puncte übrig geblieben, darinn ich noch nicht völlig ſeiner Meynung habe beypflichten können.

Doch dieſes wird nach dem Ruhme den ich dieſem groſſen Manne beylegen müſſen, ſeiner Ehre vielmehr zuträglich als verkleinerlich ſeyn. Iſt es nicht rühmlicher den Beyfall derjenigen, in dem Hauptwerke ſelbſt zu haben, die auch in einigen Nebendingen andrer Meynung ſind, und alſo zeigen, daß ſie kein Vorurtheil des menſchlichen Anſehens blendet: Als ſolche Nachfolger zu haben, die alle unſre Worte anbeten, entweder, weil ſie uns ſchmeicheln wollen, daß wir untrüglich wären; oder weil ſie in der That niemals was anders geleſen, als was ſie von uns gelernet. Meine oberwehnte Art zu ſtudiren hat mich von der letztern; meine Gemüthsart aber, die aller Sclaverey feind iſt, von der erſtern Zahl ausgenommen. Und ſo wenig ich durch dieſes mein Handbuch eine neue Secte zu machen ſuche, welches allerdinges lächerlich zu gedenken wäre: So wenig werde ich es jemanden, ſelbſt unter meinen Zuhörern verdenken, wenn er nicht in allen Stücken meiner Meynung iſt. Die Freyheit zu philoſophiren iſt ein ſo herrliches Vorrecht unſrer Zeiten, daß man ſich ſelbiges auf alle mögliche Weiſe muß unverletzt zu erhalten ſuchen. Der Wahrheit Platz zu geben, iſt freylich keine Sclaverey, ſondern die wahre Freyheit: Allein, wo es auf Meynungen ankommt, die oft gleich wahrſcheinliche Gründe vor ſich, und gleich wichtige Schwierigkeiten wieder ſich haben; da muß man niemanden, als ſeinem eigenen Urtheile trauen. Wer hier mit fremden Augen lieber, als mit ſeinen eigenen ſehen will, der geräth durch das Vorurtheil des Anſehens endlich in einen blinden Köhlerglauben, der in Wiſſenſchaften noch weit lächerlicher iſt, als in der Religion.

Dieſes wird verhoffentlich genug ſeyn, mein Unternehmen, und die dabey gebrauchte Freyheit wieder allerley Einwürfe zu rechtfertigen. Noch eins aber muß ich, wegen der Einleitung zur Weltweisheit überhaupt, erinnern. Ich bin in derſelben, von der Erklärung abgegangen, die Herr Hofrath Wolf von der Philoſophie gegeben hat. Ob nun wohl die Nahmen-Erklärungen allezeit willkührlich ſind, und es mir alſo überhaupt nicht verarget werden kan, wenn ich mich der einem jeden zuſtehenden Freyheit auch bediene: So habe ich doch ſolches nicht ohne zulängliche Urſache gethan. Es iſt nemlich bekannt, was Hrn. Hofrath Wolfs Erklärung in den wieder ihn erregten Streitigkeiten vor vielfältigen Wiederſpruch gefunden. Nun halte ich zwar nicht davor, daß man ſelbige einer Ungereimtheit überführet, oder ſogar wiederleget hätte, daß man ſie nicht mehr behaupten könnte: Dennoch iſt mirs vorgekommen, daß die Wiſſenſchaft aller möglichen Dinge, wie und warum ſie möglich ſind, dem erſten Anſehen nach, einen viel zu ſpeculativen und bloß theoretiſchen Begriff, von der Weltweisheit gebe. Soll ich denn bloß von der Möglichkeit der Dinge (denken die meiſten, die denſelben hören oder leſen) ſubtile Vernünfteleyen in der Philoſophie antreffen? Soll ich nur Hirngeſpinſte machen, und Luftſchlöſſer bauen lernen? Was wird mir eine ſolche Philoſophie in der Welt, in den Geſchäften, im gemeinen Leben nützen? Man braucht ſeine Zeit nöthiger, und kan ſie nützlicher anwenden, wenn man ſich mit allen dieſen Spitzfindigkeiten zufrieden giebt, u. davor was brauchbares lernet. So denken, ſage ich, die meiſten, wenn ſie im Anfange der Wolfiſchen Logic die obige Erklärung leſen. Es iſt wahr, man kan vernünftigen Leuten alle dieſe Scrupel benehmen. Man kan ihnen zeigen, daß dieſe Erklärung beſſer ſey als tauſend andre. Allein, wie viel Mühe hat man damit? und bey wie vielen will alles was man ihnen ſagt, den Ekel vor einer gar zu ſpeculativen Erkenntniß nicht dämpfen? Man thut alſo meines Erachtens beſſer, wenn man ſich, zumal in einem ſolchen Handbuche, als dieſes iſt, nach dem Zuſtande ſeiner Zuhörer richtet, allen allerley, wird, und auch dadurch etliche zu gewinnen trachtet. Die Begierde glücklich zu werden, iſt allen Menſchen angebohren. Die Weisheit hat uns Herr von Leibnitz, nach dem Exempel vieler Alten, als eine Wiſſenſchaft der Glückſeeligkeit beſchrieben. Was wir itzo die Philoſophie nennen, hieß vor Zeiten ſchlechtweg die Weisheit; bis die Beſcheidenheit des Pythagoras einen neuen Nahmen einführte. Das deutſche Wort Weltweisheit gab mir über dieß ein völliges Recht dieſen Pythagoriſchen Begriff zu erneuern, und ſie nach den Umſtänden dieſes Lebens eine unvollkommene Wiſſenſchaft der Glückſeeligkeit zu nennen. Daraus floß nun alles übrige ganz leicht, und ich hoffe, daß ein Unpartheyiſcher, wo nicht den Vorzug meiner Erklärung vor der Wolfiſchen; doch wenigſtens ihre Nutzbarkeit mit weniger Mühe einſehen wird. Ich laſſe indeſſen die andre in ihrem völligen Werthe, und rathe es allen die acroamatiſch philoſophiren wollen, dabey zu bleiben: Ob ich gleich für die exoteriſchen Schüler der Weltweisheit, die meinige für brauchbarer halte.

Was wegen andrer Puncte hier noch erinnert werden könnte, übergehe ich mit Fleiß. Ein jeder, der dieſes Buch leſen will, wird ſchon ſehen, wo und warum ich von meinen Vorgängern abgewichen bin. Ich habe mich in dem ganzen Werke der reinen Deutſchen Sprache befliſſen, um diejenigen nicht von der Weltweisheit abzuſchrecken, die ſich vor den Lateiniſchen und Griechiſchen Kunſtwörtern fürchten. Was zum Nutzen des menſchlichen Geſchlechts abgezielet iſt, muß man auch denen nicht unbrauchbar machen, die kein Latein gelernet haben. Malebranſche hat mit ſeinen Schriften von Unterſuchung der Wahrheit unzehlichemal mehr Nutzen geſchaffet, da er ſie in einer reinen und leichtflieſſenden Franzöſiſchen Schreibart abgefaſſet, als wenn er ſie entweder ganz oder halb Lateiniſch geſchrieben hätte. Herr Hofrath Wolf hat uns einmal in den Stand geſetzt, ganz Deutſch zu philoſophiren, und wir haben weiter nichts zu thun, als die von ihm ſo glücklich erſonnenen Kunſtwörter gemein zu machen. Die meiſten darunter ſind ohnedem ſchon ihren Sylben und Theilen nach verſtändlich, und brauchen alſo keiner groſſen Erklärungen. Denen zum beſten aber, die als Gelehrte die Philoſophie faſſen wollen, habe ich am Rande auch die Lateiniſchen Redensarten beygefüget, dadurch man unter den Weltweiſen eben die Begriffe auszudrücken pfleget. So wird man ſich verhoffentlich auch darüber nicht beſchweren dörfen, daß die Deutſchen Philoſophien die Jugend unfähig machten im diſputiren, oder ſonſt wo man Latein redet, ihre Gedanken von ſich zu geben. Lebe wohl! geneigter Leſer, und erwarte, wo Gott will, nechſtens den andern practiſchen Theil.

Erſte Gründe
der
Weltweisheit,
Erſter,
Theoretiſcher Theil.

Einleitung
zu
der Weltweisheit
überhaupt.

§. 1.

Die Weisheit überhaupt iſt eine Wiſſenſchaft der Glückſeeligkeit; wie Leibnitz dieſelbe zuerſt beſchrieben hat. Sapientia. Wer dieſe Weisheit unter uns Menſchen beſitzet, ſo daß er ſich nicht nur glücklich zu machen weis, ſondern es auch wirklich thut, heiſſet ein weiſer Mann. Sapiens. Ein ſolcher muß alſo nicht nur gründlich einſehen, worinn die wahre Glückſeeligkeit beſtehe; ſondern auch die beſten Mittel anwenden, dadurch dieſelbe erlanget werden kan.

§. 2. Die Glückſeeligkeit iſt der Zuſtand eines beſtändigen Vergnügens. Felicitas. Im Abſehen auf uns Menſchen iſt ſie entweder zeitlich oder ewig: Denn wir können theils in dieſem Leben, theils aber auch nach dem Tode in den Zuſtand eines beſtändigen Vergnügens gelangen. Ein vollkommen weiſer Mann würde ſich beyde Arten derſelben zu wege bringen können: wenn dergleichen Leute in der Welt anzutreffen wären.

Philoſophia.

Philoſophus.

§. 3. Die **Weltweisheit** nenne ich die Wiſſenſchaft von der Glückſeeligkeit des Menſchen; in ſo weit wir ſie nach dem Maaſſe unſrer Unvollkommenheit erlangen und ausüben können. Sie iſt alſo nichts anders als eine unvollkommene Weisheit; welches auch die Meynung des Pythagoras war, als er kein Weiſer, ſondern aus Beſcheidenheit ein Philoſoph, das iſt ein Liebhaber der Weisheit, oder nach unſrer Art ein **Weltweiſer** heiſſen wollte. Dieſer iſt alſo ein Menſch der die Wiſſenſchaft der Glückſeeligkeit, ſoviel ihm immer möglich iſt zu erlangen und auszuüben bemühet iſt.

Scientia.

§. 4. Die **Wiſſenſchaft** iſt ein gründliches Erkenntniß eines Dinges; oder die Fertigkeit des Verſtandes, alles was man behauptet unwiderſprechlich darzuthun. Ein Weltweiſer iſt alſo nicht mit einer bloſſen Wahrſcheinlichkeit ſeiner Lehren zufrieden; ſondern ſtrebet allezeit nach dem gröſten Grade der Gewißheit. Daher gründet man auch die Weltweisheit nicht auf die Meynungen neuer oder alter Weltweiſen; ſondern auf die gründlichſten Vernunftſchlüſſe und auf ungezweifelte Erfahrungen, daraus man ihre Lehren ganz augenſcheinlich erweiſen kan.

Voluptas.

§. 5. **Das Vergnügen** entſteht aus dem Anſchauen oder Genuſſe der Vollkommenheiten. Nun kan man weder zum Anſchauen fremder, noch zum Beſitze eigener Vollkommenheiten ohne alle Bemühung gelangen. Daher kan auch die Glückſeeligkeit nicht durch ein müſſiges Erkenntniß und bloſſes nachgrübeln erlanget werden. Die Weltweisheit dringet alſo billig auf die Anwendung der Mittel, wodurch man ſich glücklich machen kan; das iſt auf gute Handlungen. Deswegen iſt ſie denn, wie in ihrer Erklärung gedacht worden, eine ganz geſchäfftige und thätige Wiſſenſchaft.

Perfectio vera vel apparens.

§. 6. Die Vollkommenheiten, daran wir uns vergnügen, geben uns entweder ein beſtändiges oder nur ein kurzes und vergängliches Vergnügen. Die erſtern nennet man wahre, dieſe letztern aber nur eingebildete Vollkommenheiten. Soll uns nun die Weltweisheit zu einer wahren Glückſeeligkeit führen: So muß ſie uns die wahren Vollkommenheiten der Dinge kennen, und von den vermeynten unterſcheiden lehren; damit wir uns nicht in unſern Urtheilen betrügen und folglich an ſtatt eines dauerhaften und wahren Vergnügens kein kurzes und vergängliches ergreifen mögen. Dieſes iſt überhaupt der Inhalt ihres theoretiſchen Theiles.

Sectio Theoretica

§. 7. Diejenige Kraft unſrer Seelen womit wir alle Vollkommenheiten betrachten, ja die Weltweisheit ſelbſt faſſen müſſen, heiſſet

Intellectus. Logica.

der **Verſtand.** Dieſer iſt nun zwar dem Menſchen angebohren: doch bringen wir ſonſt nichts, als die bloſſe Fähigkeit verſtändig zu werden, mit uns auf die Welt. Zu was für Vollkommenheiten aber derſelbe geſchickt ſey, und wie wir uns deſſelben zu Beförderung unſrer Glückſeeligkeit bedienen ſollen, das zeiget uns die **Vernunftlehre**, als der erſte Theil der theoretiſchen Weltweisheit.

Ontologia.

§. 8. Wenn wir unſern Verſtand recht brauchen wollen, die Vollkommenheiten aller Dinge zu erkennen; ſo müſſen wir uns die erſten Gründe alles unſeres Erkenntniſſes wohl bekannt machen: Damit wir in unſern Urtheilen und Vernunftſchlüſſen recht ſicher werden, und nicht in den thörichten Wahn der Zweifler gerathen mögen: daß nichts gewiß ſey. Dieſe Gründe unſres Erkenntniſſes handelt man in der ſogenannten **Grundlehre** ab, und dieſe iſt alſo der andere Theil der theoretiſchen Weltweisheit.

Mundus.

§. 9. Dasjenige, womit unſer Verſtand am meiſten beſchäfftiget iſt, weil es faſt alle Augenblicke unſere Sinne rühret, nennen wir die cörperlichen Dinge; und ihren ganzen Zuſammenhang das **Weltgebäude.** Da nun daſſelbe durch die Ordnung und Verknüpfung unzehlich vieler Theile, daraus es beſtehet, eine groſſe Vollkommenheit in ſich hat; deren deutliches Erkenntniß nicht wenig zu unſerer Glückſeeligkeit beytragen kan: So handelt der dritte

Theil der theoretiſchen Weltweisheit von der **Welt überhaupt.** Coſmologia.

§. 10. In der Welt ſind nicht nur Cörper, ſondern auch Seelen oder Geiſter, die ihre Wirklichkeit durchs Denken und Wollen an den Tag legen: Dergleichen wir theils bey den Thieren, theils aber auch in uns ſelbſt wahrnehmen. Wie uns nun die Vollkommenheiten dieſer Art von Dingen ſehr nahe angehen, indem wir ſelbſt ſie zu erlangen fähig ſind: So müſſen wir dieſelben mit Fleiß kennen lernen. Die **Geiſterlehre** iſt alſo der vierte Theil der theoretiſchen Weltweisheit. Pneumatologia.

§. 11. Die Vollkommenheiten der Welt ſind gar nicht nothwendig; ſondern zufällig: Das heißt ſie könnten auch anders ſeyn, als ſie ſind. Daher erfordern ſie einen Urheber, in welchem der Grund anzutreffen iſt, warum ſie vielmehr ſo, als anders ſind. Dieſes muß ein Weſen von unbegreiflicher Weisheit und Macht ſeyn, dadurch es dieſelben hervorzubringen vermögend geweſen, an ſich ſelbſt aber keines Urhebers bedurft hat. Dieſes ewige und nothwendige Weſen nennen wir GOTT, und von ihm handelt der fünfte Theil der theoretiſchen Weltweisheit. Theologia naturalis.

§. 12. Das Weltgebäude iſt nicht nur überhaupt und im Ganzen, von groſſer Vollkommenheit; ſondern alle ihre Theile zeigen uns

uns wiederum unzehlige Gattungen derſelben. Da ſie nun vermöge der Bewegungen in einander wirken, unſer Leib aber mit unter ihre Anzahl gehöret, und alſo eines vielfältigen Einfluſſes von denſelben fähig iſt: So müſſen wir uns theils um die Kräfte derſelben, theils um den künſtlichen Bau unſers Cörpers bekümmern, auf deſſen Erhaltung ein ſehr groſſer Theil unſerer Glückſeeligkeit beruhet. Dieſes iſt der ſechſte Theil der theoretiſchen Weltweisheit, oder die **Naturlehre.** Physica.

§. 13. Wer in Erkenntniß der Cörper und ihrer Vollkommenheiten weiter gehen will, der wird finden, daß es darinn hauptſächlich auf die Gröſſe und Verhältniß ihrer Theile, ſowohl der Zeit, als dem Raume nach, ankommet. Da nun dieſes eine genaue Wiſſenſchaft von den Gröſſen überhaupt zum voraus ſetzet, die theils durch Zahlen, theils durch Linien vorgeſtellet werden: So muß ein Naturkündiger die Rechen- und Meß-Kunſt verſtehen, und vermöge derſelben die cörperlichen Vollkommenheiten mathematiſch einſehen lernen. Die **Mathematick** iſt alſo der achte und letzte Theil der theoretiſchen Weltweisheit; ſie pflegt aber, ihrer Weitläuftigkeit halber, insbeſondre abgehandelt zu werden.

§. 14. Die bloſſe Erkenntniß der Vollkommenheiten, ſo wohl derer die auſſer uns verhanden ſind; als derer die wir ſelbſt erlangen können, macht uns noch nicht glückſeelig. Der wirkliche Beſitz derſelben und folglich der Genuß unzehlicher Vergnügungen entſpringet aus unſerm Thun und laſſen, dadurch wir uns und andre vollkommener zu machen ſuchen. Wer alſo mit Ernſt nach ſeiner Glückſeeligkeit ſtrebet, muß dieſelbe durch ſeine Handlungen befördern: und dieſe Wiſſenſchaft freyer Handlungen macht den practiſchen Theil der Weltweisheit aus. Dieſe begreift wiederum verſchiedene kleinere Theile in ſich, die an ihrem Orte erzehlet werden ſollen.

Philoſophia practica.

§. 15. Aus dem allen erhellet zur Gnüge, was für eine nöthige und nützliche Wiſſenſchaft die Weltweisheit ſey. Sie hält die erſten Grundſätze aller übrigen Künſte und Wiſſenſchaften in ſich, ſonderlich aber der ſo genannten höhern Facultäten. Daher kommen denn ihre Liebhaber in allen Theilen der Gelehrſamkeit weiter, als ihre Verächter; die ſich mehrentheils mit auswendig gelernten Meynungen ihrer Lehrer behelſen und von keinem Dinge zureichenden Grund angeben können. Sie gewehnet nemlich unſern Verſtand zu deutlichen Begriffen und gründlichen Beweiſen: Weswegen man ſie denn vorher, nicht aber nach andern Wiſſenſchaften lernen ſollte.

Principia Scientiarum & Artium.

§. 16. Ja geſetzt, daß man kein Gelehrter werden wollte: So iſt doch die Weltweisheit auch alsdann einem jeden Menſchen ſowohl angenehm als nützlich. Man hat von Natur eine unbeſchreibliche Begierde viel zu wiſſen; und dieſe ſtillet die Weltweisheit in den meiſten Stücken. Ein jeder ſpüret ferner ein heftiges Verlangen bey ſich, glücklich zu werden: Welches uns zu unſerm Beſten von GOtt eingepflanzet worden, und die Treibfeder alles Guten iſt. Hierzu weiſet ſie gleichfalls einen unbetrüglichen Weg an, und zwar einen ſolchen, der mit dem Lichte der Offenbahrung vollkommen übereinſtimmet. Ein jeder ſollte alſo ſein ganzes Leben billig eine beſtändige Ubung in der Weltweisheit ſeyn laſſen.

Der
Weltweisheit
Erſter Theil.
Die
Vernunftlehre.

Einleitung
zur
Vernunftlehre.

§. 17.

Die **Vernunftlehre** iſt eine Wiſſenſchaft die Kräfte ſeines Verſtandes in Unterſuchung und Beurtheilung der Wahrheit recht zu gebrauchen. Der **Verſtand** iſt die Kraft unſerer Seele, ſich ein Ding deutlich vorzuſtellen. Derſelbe hat wiederum drey beſondre Kräfte, nachdem er ſich entweder einzelne Begriffe, oder Sätze, oder Schlüſſe deutlich vorſtellet. Dieſe letztere Kraft wird insbeſondere die Vernunft genennet, vermöge welcher wir den Zuſammenhang der Wahrheiten einſehen. Weil nun dieſes die Hauptkraft unſres Verſtandes iſt, dadurch wir von allen übrigen Thieren unterſchieden werden: So hat man dieſer Wiſſenſchaft von ihr allein den Nahmen der Vernunftlehre gegeben.

Logica.

Intellectus.

§. 18. Nun haben zwar alle Menſchen von Natur Verſtand und Vernunft; ja ſie ſind auch durch die Auferziehung und den Umgang mit Leuten zu einiger Fertigkeit im Gebrauche derſelben gelanget. Im gemeinen Leben kommen ſie noch ſo ziemlich damit aus, und werden oft für ſehr verſtändige Leute, für Leute von **geſunder Vernunft** gehalten. Allein dieſe natürliche Geſchicklichkeit im urtheilen und ſchlüſſen iſt bey dem allen noch ſehr unvollkommen: ſo viel ſich auch mancher darauf einzubilden pflegt. Sana Ratio.

§. 19. Gleichwohl beobachtet auch dieſe ſich ſelbſt gelaſſene natürliche Vernunft in ihren Urtheilen und Schlüſſen gewiſſe Regeln, die ein Scharfſinniger auch in den Reden der allereinfältigſten wahrnimmt. Alle dieſe Regeln zuſammen genommen, können wir die **natürliche Vernunftlehre** nennen; Die aber denen, ſo ſich darnach richten, nur ganz undeutlich vor Augen ſchweben. Ja weil ſie dieſelbe nur aus der Nachahmung gelernet haben: ſo wiſſen ſie gar keine Rechenſchaft davon zu geben, wenn man ſie darum befraget. Daher kommt es denn, daß ſie bey dem beſten Mutterwitze, deſſen ſie ſich rühmen, gar leicht wider die wahren Regeln der Vernunftſchlüſſe verſtoſſen können. Logica naturalis.

§. 20. Weil nun die natürliche Vernunftlehre uns vor Irrthümern nicht ſicher genug macht, ſo muß man ſich ihre Regeln deutlicher vorſtellen lernen, damit man ſie deſto beſſer beobachten könne. Der Inbegriff derſelben

ſelben heiſſet nachmals die **künſtliche Vernunftlehre**, und man ſiehet leichtlich, daß dieſelbe allen Gelehrten unentbehrlich iſt. Denn da die Irrthümer derſelben viel gefährlichere Folgen nach ſich ziehen, als andrer Leute Fehltritte; ſo haben ſie Urſache ſich deſto mehr dafür in acht zu nehmen.

Logica artificialis.

§. 21. Man kan dieſes mit dem Gleichniſſe von der Singekunſt erläutern. Auch diejenigen ſo ohne Unterricht ſingen oder ſpielen gelernet, beobachten gewiſſe Regeln der Tonkunſt; die ſie aber nur undeutlich erkennen. Weil ſie alſo, wie man zu ſagen pflegt, nur nach dem Gehöre ſpielen oder ſingen, und niemals einen Grund anzugeben wiſſen warum ſie es ſo und nicht anders machen: So können ſie auch leicht dawieder verſtoſſen. Wer aber ein Virtuoſe werden will, kan ſich nicht mit dem bloſſen Naturelle und der Uebung allein behelfen: ſondern er muß die Regeln der Kunſt ordentlich faſſen und deutlich einſehen, damit er ſich vor allen Fehlern hüten lerne.

§. 22. Man macht hier den Einwurf, daß auch die Gelehrten, bey allem ihrem künſtlichen Schulwitze, zu fehlen pflegten. Ich antworte aber erſtlich: Nicht alle, die wir Gelehrte nennen, haben ſich in der Weltweisheit, und ſonderlich in der Vernunftlehre, ſattſam geübet. Wenn ſie alſo fehlen, ſo hat nicht ihr Schulwitz, ſondern der Mangel deſſelben

Schuld daran. Zum andern, wenn ja auch ſolche Gelehrte fehlen, die wohl ſelber die Vernunftlehre treiben; ſo fehlen ſie abermal nicht in ſo weit ſie die Regeln der künſtlichen Vernunftlehre beobachten: ſondern in ſoweit ſie dieſelben aus den Augen ſetzen, und ſich bloß mit der natürlichen behelfen wollen. Denn hätten ſie alle ihre Sätze und Schlüſſe nach der Fürſchrift der künſtlichen Vernunftlehre geprüfet und eingerichtet: So könnten ſie unmöglich irren. Allein wenn ſie nach Art der Ungelehrten ſo obenhin urtheilen, und auf ein Gerathewohl ſchlüſſen: ſo fehlen ſie freylich in ihrer Sicherheit öfter als ſie denken.

§. 23. Die Vernunftlehre hat einen vierfachen Nutzen. Vors erſte lehret ſie uns Wahrheiten erfinden; und zwar entweder aus der Erfahrung, oder durch lauter Vernunft-Schlüſſe. Zum andern lehret ſie uns die bereits erfundenen Wahrheiten, imgleichen die zur Entdeckung und Erkenntniß derſelben gehörigen Kräfte prüfen und beurtheilen. Zum dritten lehret ſie uns mit Nutzen Bücher leſen und von der Lehrart lebendiger Lehrer vernünftige Urtheile fällen. Endlich zum vierten, lehrt ſie uns andre von Wahrheiten überzeugen, ihre Irrthümer wiederlegen, und mit unſern Gegnern ordentlich diſputiren: weswegen ſie allen Lehrern überhaupt unentbehrlich iſt.

a poſteriori.
a priori.

Der

Der
Vernunftlehre
Erſter Theil.
Von den dreyen Kräften des menſchlichen Verſtandes.

Das I. Hauptſtück
von der
Empfindungskraft.

§. 24.

Empfinden heißt ſich eine Sache in Gedanken vorſtellen, oder abbilden. Daß wir ein ſolches Vermögen zu empfinden in unſrer Seele haben, lehret uns die Erfahrung. Man unterſcheidet aber in den Empfindungen die empfundenen Sachen von den Vorſtellungen derſelben, oder von den Abbildungen, ſo ſich der Verſtand davon machet. Dieſe letztern ſind allemal in der Seele, und werden **Begriffe** genennet: Jene aber ſind gemeiniglich auſſer uns. Zum Exempel, wenn wir einen Thurm ſehen, ſo iſt die Vorſtellung davon, oder der Begriff von einem Thurme, in uns; der Thurm ſelbſt aber auſſer uns.

Percipere.

Repraeſentationes.

Notiones ſeu Ideae.

Notio clara.

§. 25. Die Begriffe ſind entweder klar oder dunkel. **Ein klarer Begriff** iſt ſo beſchaffen, daß man ihn gleich erkennen und nennen kan; ſo bald er uns vorkommet. Z. E. kan ein Berg dienen; den man ſogleich erkennet und mit ſeinem Nahmen zu benennen weis, ſobald man ihn ſiehet.

Notio obſcura.

Ein dunkler Begriff hergegen iſt nicht gleich zu erkennen, ſo bald man ihn gewahr wird. Z. E. Wenn man in dunkeln was weiſſes ſieht: ſo kan man nicht gleich ſagen, ob es ein Menſch, ein Thier, ein Tuch oder ein Stein ſey.

Notiones ſunt vel magis vel minus obſcurae.

§. 26. Nicht alle **dunkle Begriffe** ſind gleich dunkel. Zuweilen erinnern wir uns keines Merkmales, daran man ein Ding von andern unterſcheidet: und alsdann iſt die Dunkelheit vollkommen. Bisweilen beſinnen wir uns auf etwas von einer Sache, welches aber noch nicht zulänglich iſt, dieſelbe zu erkennen: als wenn wir eine ausländiſche Pflanze ſehen, die wir ſonſt ſchon irgendwo angetroffen haben. In dieſem Falle iſt die Dunckelheit ſchon geringer. Nimmt nun die Anzahl der Merkmale, derer wir uns erinnern, allmählig zu; ſo nimmt die Dunkelheit mehr und mehr ab, bis wir endlich völlig im Stande ſind, der Sache ohne alle Mühe ihren rechten Nahmen zu geben; und der Begriff alſo ganz klar wird.

Notiones diſtinctae.

§. 27. Die **klaren Begriffe** werden deutlich genennet, wenn man ihre Merkmale mit

Worten erzehlen kan. Z. E. Wenn ich ſagen kan: Ein Haus ſey ein Gebäude, darinn Menſchen bequem wohnen können; Ein Wald ſey ein Platz, der mit vielen wilden Bäumen bewachſen iſt: So habe ich einen deutlichen Begriff vom Walde, und von einem Hauſe. Kan ich aber die Merkmale nicht angeben, woran ich eine Sache von der andern unterſcheide: So iſt mein **Begriff** davon **verwirrt**. Z. E. Der Geruch von einer Roſe iſt zwar von dem Geruche einer Nelke unterſchieden: Ich kans aber nicht ſagen, woran ich ſie unterſcheide.

Notiones confuſae.

§. 28. Daher kommt es nun, daß man andern ſeine deutliche Begriffe mit bloſſen Worten beybringen kan: Undeutliche oder verwirrte hingegen keinem mitzutheilen vermag, wenn man ihm die Sachen nicht ſelbſt empfinden läßt. Z. E. Wenn ich einem erklären will, was ein Thal ſey: So darf ich ihm nur ſagen: Es ſey eine niedrige Gegend zwiſchen etlichen Bergen. Aber, wenn ich einem, der von Jugend auf blind geweſen wäre, ganze Stunden von der rothen Farbe vorredete; ſo würde er ſich doch keinen Begriff davon machen können.

Quomodo tradantur aliis.

§. 29. Die deutlichen Begriffe ſind entweder **ausführlich** oder **mangelhaft**. **Ausführlich** ſind dieſelben, wenn die Merkmale, die wir erzehlen, zureichen, die Sache zu aller Zeit und in allerley Umſtänden von allen andern zu unterſcheiden. Z. E. Eine Kirche iſt

Notiones completae.

incompletae.

ein Gebäude, darinn man ſich verſammlet, den öffentlichen GOttesdienſt abzuwarten. Ein **mangelhafter Begriff** aber iſt ein ſolcher, der nicht zulänglich iſt, ein Ding von allen übrigen zu unterſcheiden. Z. E. Wenn ich ſagte: Ein Stern ſey ein leuchtender Cörper.

Deſcriptiones.

§. 30. Zuweilen ſind die mangelhaften Begriffe ſo beſchaffen, daß ſie zu gewiſſer Zeit, und in gewiſſen Umſtänden wohl zulangen, eine Sache von andern zu unterſcheiden: Und alsdann nennet man ſie **Beſchreibungen.** Z. E. Wenn ich zur Zeit des Vollmondes jemanden den Mond beſchriebe: Es ſey derjenige groſſe himmliſche Cörper, der beym Untergange der Sonnen aufgienge: So wäre dieſes eine Beſchreibung, die nur zwey oder drey Tage lang brauchbar wäre; Uberhaupt aber nicht zulangen würde. So pflegt der gemeine Mann ſeine beſten Begriffe andern mitzutheilen.

Notiones adaequatae.

§. 31. Endlich ſind die Begriffe entweder **vollſtändig** oder **unvollſtändig.** **Vollſtändig** ſind ſie, wenn wir auch von den Merkmalen eines Dinges wieder deutliche Begriffe haben. Z. E. Wenn ich bey dem Begriffe von einer Kirche ſagen könnte, was ein Gebäude ſey, was verſammlen bedeute, was der Gottesdienſt heiſſe? **Unvollſtändig** hergegen iſt ein Begriff, wenn ich von den Merkmalen eines deutlichen Begriffes nicht wieder deutliche Begriffe machen kan. Z. E. Wenn ich

Notiones inadaequatae.

ich wohl ſagen könnte, daß die Sonne ein himmliſcher Cörper wäre, der uns erleuchtet und erwärmet: dabey aber nicht ſagen könnte, was himmliſch, was ein Cörper, was erleuchten und was erwärmen heiſſe?

Non dantur prorſus adaequatae.

§. 32. Die vollſtändigen Begriffe ſind alſo zwar die beſten die man haben kan; und werden nur bey wenigen angetroffen: Gleichwohl aber kan man es mit denſelben zu keiner Vollkommenheit bringen. Denn auch in den deutlichen Begriffen der Merkmale aus dem Hauptbegriffe, kommen wieder andre Merkmale vor, davon man wieder deutliche Begriffe fordern kan, u. ſ. w. Man bleibt aber in dieſer Arbeit alsdann ſtehen, wenn man entweder im Erklären oder im Beweiſen ſeinen Zweck erreichet hat: Wiedrigenfalls würde man niemals zum Ende kommen.

Oblivionis effectus.

§. 33. Nichts iſt den Begriffen aller Gattungen mehr zuwieder, als die Vergeſſenheit. Dadurch verleſchen ſich die Bilder in unſrer Seele allmählig, bis ſie endlich gar verſchwinden. Die vollſtändigen Begriffe werden unvollſtändig, die deutlichen undeutlich, die klaren dunkel, und endlich werden ſie uns ganz unkenntlich. Dieſe Verſchlimmerung derſelben zu vermeiden, muß man nicht gar zu viele Begriffe auf einmal faſſen wollen; diejenigen, ſo man wohl gefaſſet hat, fleißig wiederholen, auch wohl gar aufſchreiben, daß man ſie zu rechter Zeit wieder haben könne.

remedia.

Singularia vel Individua.

Principium individuationis.

§. 34. Alle Dinge, die wirklich verhanden ſind, ſind **einzelne Dinge**, das iſt ſolche, an welchen alles und jedes auf eine gewiſſe Art beſtimmet iſt. Z. E. Man nehme einen Menſchen, als z. E. Leibnitzen; ſo iſt an ihm ſein Vaterland, ſein Geſchlecht, ſeine Lebensart, ſein Alter, ſein Aufenthalt, ſeine Gedanken u. ſ. w. zu einer gewiſſen gegebenen Zeit vollkommen beſtimmet, ſo, daß nichts unbeſtimmtes übrig bleibet: Und alſo iſt Herr von Leibnitz ein einzelner Menſch. Daher iſt der **Grund der Einzelnheit** die durchgängige Beſtimmung alles deſſen, ſo einem Dinge zukom̃en kan.

Similitudo

Species.

§. 35. Wenn man viele einzelne Dinge gegen einander hält, ſo nimmt man wahr, daß etliches an ihnen auf einerley Art, etliches aber auf verſchiedene Art beſtimmet iſt. Z. E. Zwey Häuſer können an Gröſſe, an Schönheit, an Koſtbarkeit u. ſ. f. übereinkommen; ob ſie gleich an Alter, an Lage, an inwendiger Eintheilung der Zimmer, und an äuſſerlicher Verzierung ſehr unterſchieden ſind. In ſoweit ſie nun mit einander übereinkommen, oder in gewiſſen Stücken auf einerley Art beſtimmet ſind: ſo ſind ſie einander ähnlich. Dieſe **Aehnlichkeit** einzelner Dinge nun, iſt dasjenige, was man die **Art** nennet. Z. E. Ein Bürgerhaus, ein Bauerhaus, ein Rathhaus überhaupt.

§. 36. Wenn man weiter geht, und an verſchiedenen Arten der Dinge wiederum bemerket,

merket, daß ſelbige in gewiſſen Stücken einander ähnlich ſind; wie z. E. Wohnhäuſer, Rathhäuſer, Gotteshäuſer darinn übereinkommen, daß ſie aus Wänden und Dächern beſtehen, Thüren und Fenſter haben, aus Holz, Stein und Kalk gebauet ſind, u. ſ. w. So macht die Aehnlichkeit dieſer Arten den Begriff einer **Gattung** aus. So gehören alle obige Arten der Häuſer zu der Gattung von Dingen, die wir **Gebäude** nennen, und die noch viele andre ſolche Arten unter ſich begreiſt. Genus.

§. 37. Auch die Gattungen der Dinge ſind einander vielmals in gewiſſen Stücken ähnlich. Z. E. Die Gattung von Thieren, die wir Vögel nennen, kommt mit einer andern, die wir Fiſche heiſſen, darinn überein, daß ſie lebet, ſich beweget, ihr Geſchlecht fortpflanzet, empfindet, u. ſ. w. Daher kan man dieſe Aehnlichkeit der **untern Gattungen**, wieder als eine **höhere und weitläuftigere Gattung** anſehen; die wir Thiere nennen. Und dieſe Erweiterung läßt ſich ſo lange fortſetzen, als es noch andre Gattungen von Dingen giebt, die mit der vorhabenden einigermaſſen überein kommen. Genera inferiora. Genera ſuperiora.

§. 38. Alle dieſe Begriffe, die wir uns von ganzen Arten und Gattungen der Dinge machen, nennen wir **allgemeine Begriffe**: weil ſie im erſten Falle allen einzelnen Dingen ei- Notiones univerſales.

ner Art; in dem andern aber, allen Arten von einer Gattung zukommen. Z. E. Der Begriff von einem Storche iſt ein allgemeiner Begriff, weil er allen einzelnen Störchen gemein iſt: Der Begriff von einem Vogel aber deßwegen, weil er den Arten der Störche, der Tauben, der Schwalben, der Pfauen u. ſ. w. zukommt.

Judicia universalia.

§. 39. Die allgemeinen Begriffe unterſcheiden nicht nur uns Menſchen von den Thieren: ſondern ſie legen auch den Grund zu den allgemeinen Urtheilen; und folglich zur Vernunft. Sie haben alſo einen groſſen Nutzen, indem ſie das Erkenntniß ſehr erweitern. Es iſt nemlich ein weit geringeres Erkenntniß, wenn ich weis, daß der Mond kein eigen Licht habe; als wenn ich ſagen kan, daß alle Planeten dunkle Cörper ſind. Jenes hat auch der gemeine Mann: Dieſes aber wiſſen nur die Gelehrten.

Abſtractio.

Notiones abſtractae.

§. 40. Ein jeder ſieht wohl ſelbſt, daß die allgemeinen Begriffe bey uns entſtehen, wenn man die Aehnlichkeit gewiſſer einzelnen Dinge von dem abſondert, was ſie unähnliches an ſich haben. Die Abſonderung iſt alſo ein zur menſchlichen Vernunft unentbehrliches Stücke, deſſen auch die Ungelehrten nicht entrathen können; weil faſt alle Wörter einer jeden Sprache allgemeine Begriffe bedeuten. Und eben daher kan man von den Begriffen, die durch dieſe Abſonderung entſtanden ſind, gar wohl verſichert ſeyn: weil man ſie nemlich von wirklich vorhandenen Dingen hergenommen hat.

Notiones arbitrariae.

§. 41. Hergegen giebt es Begriffe, die man nach eigener Willkühr erdenket, aus alten Theilen neu zuſammen ſetzet, oder auf eine andere Art beſtimmet, als man ſie angetroffen hat. Z. E. Ein geflügeltes Pferd, eine Chimäre, ein geradlinichter Zirkel ꝛc. Von dieſer Art Begriffen kan man nicht eher verſichert ſeyn, ob ſie was mögliches ſind; bis man entweder aus Vernunftſchlüſſen, oder aus der Erfahrung dargethan, das ſelbige nichts wiederſprechendes in ſich begreifen.

Das II. Hauptſtück
von den Erklärungen.

§. 42.

Definitio.

Weñ ein Begriff deutlich (§.27.) u. ausführlich (§.29.) iſt, ſo heißt er eine **Erklärung**. Z. E. Wenn ich ſagen kan, die Sonne ſey ein groſſer himmliſcher Cörper, der uns bey Tage beſtrahlet und erwärmet. Die Alten forderten zu einer Erklärung allezeit den allgemeinen Begriff der Gattung eines Dinges, und den Unterſcheid deſſel-

Genus & Differentiam ſpecificam.

ben von andern Arten. Allein es iſt nicht allemal nöthig, daß man es ſo genau nehme: genug, daß man Merkmale angiebt, die zulänglich ſind, eine Sache von allen andern allezeit zu unterſcheiden.

Regulae definitionum generales.

§. 43. Hieraus flüſſen folgende Regeln guter Erklärungen I.) Eine Erklärung muß ſich auf kein andres Ding ſchicken, als auf das, ſo man erkläret. II.) Die Merkmale, ſo man darinn angiebt, müſſen demjenigen ſchon bekannt ſeyn, dem man die Erklärung giebt. III.) In Wiſſenſchaften muß man ſich im erklären aller **Kunſtwörter** enthalten, die nicht vorhin ſchon erkläret worden; oder als bekannt angenommen werden können; Wie z. E. Die Philoſophiſchen Kunſtwörter in der Gottesgelahrtheit. IV.) Man muß ſich aller uneigentlichen Redensarten enthalten, wenn man Erklärungen macht: wo man nicht ſchon vorhin ihre Abweichung von der eigentlichen Bedeutung angezeiget hat.

Termini technici.

Definitiones nominales.

§. 44. Die Erklärungen ſind entweder gut, die Bedeutungen der Wörter anzuzeigen und zu beſtimmen, und dieſe heiſſen **Worterklärungen**. Z. E. Wenn ich ſage: Ein Geſetz iſt eine Regel, wornach jemand ſeine freye Handlungen einzurichten verbunden iſt. Oder ſie zeigen mir die Art und Weiſe, wie ein Ding möglich iſt, oder wie es entſtehen kan, und das ſind **Sacherklärungen**. Z. E.

reales.

Ich ſage: Wenn man ſiehet, daß eine gewiſſe freye Handlung einem vernünftigen Weſen zum Beſten oder zum Schaden gereichen werde; und alsdann dieſelbe deswegen entweder befiehlt oder verbietet: So entſtehet daraus ein Geſetze.

Requiſita Definitionum realium.

§. 45. Zu einer guten Sacherklärung gehören zwey Stücke: Erſtlich muß ich wiſſen, was zu einem Dinge, deſſen Möglichkeit ich zeigen will, erfordert wird. Hernach muß ich wiſſen, was ein jedes vor ſich eigentlich dazu beyträgt, daß das verlangte daraus entſtehen kan. Z. E. Zu einem Gebäude gehören Holz, Steine, Ziegel und Kalk. Das Holz dient zu den Wänden, Balken und Sparren; die Steine zum Grunde und den Einfaſſungen der Fenſter und Thüren; die Ziegel zu den Mauren und zum Dache; der Kalk aber zur Verbindung der Steine und Ziegel.

Difficultas & Uſus earum.

§. 46. So ſchwer es bey vielen Dingen fällt, Sacherklärungen davon zu geben; indem entweder die Zahl der dazu erforderten Stücke zu groß iſt, oder ſolche unmerkliche Dinge dazu erfordert werden, daß ſehr viel Scharfſinnigkeit dazu gehört, dieſelben wahrzunehmen: So iſt es doch gewiß, daß man ſich ſowohl in natürlichen, als in künſtlichen Dingen darnach beſtreben muß. Denn ihr Nutzen iſt ſehr groß; und wer ſie einmal gefunden hat, verſteht das Weſen eines Dinges. Wer aber dieſes inne hat, der kan von allen übrigen Eigenſchaften deſſelben Grund anzeigen.

Requiſita Definitionum nominalium.

§. 47. Zu einer guten Worterklärung gehören folgende Stücke: 1.) muß nichts darinn vorkommen, das nicht beſtändig bey der erklärten Sache anzutreffen wäre. 2.) Muß ſie nicht aus gleichgültigen Redensarten beſtehen, als wenn ich ſagen wollte, ein Gotteshaus wäre eine Kirche. 3.) Muß man keine Wiederkehr in Erklärungen machen. Z. E. Wenn ich geſagt hätte: Ein Fixſtern wäre eine weitentfernte Sonne: und man fragte mich, was denn die Sonne ſey? So müſte ich durchaus nicht antworten: Sie ſey ein ſehr nahe bey uns ſtehender Fixſtern.

Circulus in definiendo.

Uſus Definitionum nominalium.

§. 48. Es haben dieſe Worterklärungen einen zweyfachen Nutzen. Erſtlich dienen ſie einem jeden Worte ſeine eigene, wahre, eingeſchränkte und feſtgeſtellte Bedeutung zu geben. Dieſes hilft unzehligen Zänkereyen ab, die unter den Gelehrten oftmals entſtehen; und verhütet alle Undeutlichkeit und Verwirrung. Hernach aber dienen ſie auch zu Gründen der Vernunftſchlüſſe, womit man die wichtigſten Wahrheiten beweiſet. Denn daß die mathematiſchen Lehren ſo gewiß und unſtreitig ſind, rührt groſſentheils von den richtigen Erklärungen ihrer Kunſtwörter her, darinn alle ihre Lehrer übereinſtimmen.

Verba quid ſint!

§. 49. Da die Wörter eigentlich nichts anders als Zeichen unſrer Gedancken ſind: ſo verſtehen ihrer zween einander, wenn ſie allezeit mit einerley Worten auch einerley Begriffe verknüpfen. Gedenket aber der eine bey dem Worte was anders, als der andere; ſo entſteht ein **Wortſtreit**. Dieſen zu vermeiden, muß man die zweifelhaften Wörter nicht ohne Erklärung annehmen, und ſie allezeit in der einmal beſtimmten Bedeutung gebrauchen: damit kein Mißverſtand entſtehe.

Logomachia.

Significatio vocum uſitata praeferenda.

§. 50. Obwohl die Bedeutung der Wörter willkührlich iſt; ſo iſt es doch beſſer bey dem im gemeinen Leben üblichen Verſtande derſelben zu bleiben, als ihnen einen andern Sinn zu geben. Um aber zu finden, in welcher Bedeutung man ſie zu nehmen pflegt, muß man erſtlich auf beſondre Fälle acht haben, darinn man ſich derſelben bedienet; hernach aber unterſuchen, um welcher Urſache halber man dieſelben in ſolchen Fällen brauchet. So kan man die Bedeutung des Wortes Haus finden, wenn man auf die Wohnhäuſer, Rathhäuſer, Zuchthäuſer u. ſ. w. acht hat: und ſich fragt, warum man ſie alle Häuſer nennt?

Nugae canorae.

§. 51. Es pflegt insgemein zu geſchehen, daß wir bey den Worten nicht allezeit an die Begriffe gedenken, ſo dazu gehören: indem wir zu frieden ſind, daß wir ſolche ſonſt klar oder deutlich gewußt. Daher kommt es auch, daß wir uns zuweilen dünken laſſen, wir verſtünden eine Rede oder Schrift ſehr wohl, davon uns alle Wörter bekannt ſind; da ſie doch in der Verknüpfung nichts bedeuten. Z. E. Wenn ich ſagte: Ein viereckichter Zirkel hat fünf Seiten. Dergleichen Miſchmaſch pflegt vielen Gelehrten, ſonderlich hochtrabenden Rednern und ſchwülſtigen Poeten, ingleichen myſtiſchen Gottesgelehrten oft zu entwiſchen.

Modus eas evitandi.

§. 52. Wer ſich vor dieſem Fehler hüten will, muß Sachen von Worten unterſcheiden lernen; und keinen Begriff vor bekannt annehmen, ehe und bevor er die Möglichkeit deſſelben eingeſehen. Doch muß man deßwegen nicht alles vor ſinnlos ausgeben, was man ſelbſt nicht verſtehet, oder womit wir keinen klaren Begriff verknüpfen können. Denn es geſchieht oft, daß gewiſſe Wörter ihre gute Bedeutungen haben, auch von andern ſehr wohl verſtanden werden: ohngeachtet wir nicht im Stande ſind, das geringſte dabey zu gedenken. Z. E. Die Kunſtwörter aller Künſte und Wiſſenſchaften: die Nahmen der Menſchen, Oerter und Thiere, u. ſ. w.

Deſcriptiones.

§. 53 Auſſer den zwoen Arten der Erklärungen giebt es noch eine Art, die man insbeſondre **Beſchreibungen** nennet, und deren ſchon oben gedacht worden. Dieſe erzehlen uns die Merkmale einzelner Dinge; ſo wie jene uns von allgemeinen Begriffen einen Verſtand beybringen.

bringen. Z. E. Vom Ariſtoteles kan ich wohl eine Beſchreibung geben, wenn ich etliche Stücke erzehle, daran ich ihn von andern Menſchen unterſcheide: Allein eine Erklärung kan ich von ihm nicht machen, die doch von einem Weltweiſen überhaupt, gar wohl möglich iſt.

Non ſemper ſufficiunt.

§. 54. Die Beſchreibungen erwecken auch keine ſo ausführliche Begriffe, daß man dadurch in allen Fällen geſchickt wäre, die beſchriebene Sache von allen andern zu unterſcheiden. Genug, daß ſie in gewiſſen Umſtänden zulänglich ſind, ein Ding daran zu erkennen. Z. E. Wenn ich ſagte, eine Kirche wäre ein groſſes Haus mit einem Thurme: So könnte dieſes zur Noth auf einem Dorfe zureichen, die Kirche von andern Gebäuden zu unterſcheiden; aber in einer Stadt könnte man leicht das Rathhaus damit verwechſeln. Der gemeine Mann pflegt ſich ſolcher Beſchreibungen anſtatt der Erklärungen zu bedienen: Und viele Gelehrte machen es nicht beſſer, wenn ſie zwar deutliche, aber nicht ausführliche Begriffe, haben.

* * *

Das III. Hauptſtück
von der Urtheilskraft.

§. 55.

Quid ſit judicare.

Judicium.

Wenn wir an einem Dinge mancherley Sachen wahrnehmen, die wir uns zwar als etwas davon unterſchiedenes, doch aber dazu gehöriges oder nicht gehöriges vorſtellen, alsdann urtheilen wir davon. Z. E. Wenn ich einen grünen Baum ſehe, und mir ſeine Blätter vorſtelle, als etwas ſo von dem Stamme und den Aeſten unterſchieden iſt, doch aber zu demſelben gehöret; ſo urtheile ich: Der Baum ſey grün, oder er habe Blätter. Ein **Urtheil** iſt alſo die Verbindung oder Trennung zweener oder mehrerer Begriffe, in Gedanken.

Propoſitio.

Subjectum.

Praedicatum.

Copula.

§. 56. Wenn ein Urtheil mit Worten ausgedrücket wird, nennet man es einen **Satz**. Dieſer iſt alſo eine Rede, wodurch man andeutet, daß einem Dinge etwas zukomme oder nicht. Ein ſolches Urtheil beſteht aus dreyen Theilen. Der erſte iſt das **Subject**, oder die Hauptſache davon die Rede iſt; das andre iſt das **Prädicat**, oder diejenige Eigenſchaft, die einem beygeleget wird oder nicht; der dritte aber das Verknüpfungswort iſt, welches entweder allein oder mit der Verneinung nicht begleitet ſteht. Z. E. Der Schnee iſt weiß; der Schnee iſt nicht warm.

§. 57. Es muß aber das Wörtchen iſt nicht eben ausdrücklich da ſtehen, ſondern es kan nach Art jeder Sprache, auch verſteckt zugegen ſeyn. Z. E. Ich ſchreibe, iſt ein völliger Satz; denn es heißt ſo viel, als: **Ich bin ein Schreibender.** Eben ſo kan auch das Subject und Prädicat unter vielen andern Zuſätzen zuweilen ſo verſteckt liegen, daß man ſie kaum erkennen kan, als: **Kömmt Zeit, kömmt Rath:** welches eben ſo viel iſt, als: der gute Rath, wird ſich ſchon endlich finden. Oder: **Je länger hier, je ſpäter dort:** Das heißt: Wer ſich hier zu lange aufhält, der wird dort ſpät ankommen. Propoſitiones crypticae.

§. Die Sätze verbinden entweder das Prädicat mit dem Subjecte, und alsdann ſind es **bejahende Sätze**; Als Z. E. Der Mond iſt bewohnt: Oder ſie trennen eins von dem andern, vermöge des Wörtchens nicht; und alsdann heiſſen ſie **verneinende**, als wenn ich ſage: **Die Erde ſteht nicht ſtille.** Hieraus ſieht man, daß die Verneinung in einem Satze die Kraft des Verbindungswortes iſt, aufheben und vernichten muß. Und alſo ſind nicht alle Sätze verneinend, darinn ein **Nicht** vorkommt. Wenn nemlich daſſelbe zum Subjecte oder Prädicate gehöret; ſo bleibt der Satz bejahend: Z. E. Der Geiſt des Men- Propoſitio affirmativa. Negativa. Propoſitio infinita.

ſchen iſt nicht ſterblich; das heißt: Die Seele **iſt ein Weſen, ſo nicht ſterben kan.**

Ratio ſufficiens.

§. 59. Weil nichts ohne **zulänglichen Grund** geſchiehet: ſo muß es auch eine Urſache haben, warum ein Prädicat dem Subjecte zukommt oder nicht. Iſt dieſer Grund in dem Subject oder in der Hauptſache ſelbſt: ſo wird das Prädicat allen Dingen von der Art allezeit zukommen. Z. E. Der Zirkel iſt rund. Die Urſache, warum das Runde von dem Zirkel gilt, iſt in dem Weſen des Zirkels ſelbſt enthalten: Daher kan ich ſolches von allen Zirkeln ſagen. Ein ſolcher Satz nun, als dieſer iſt: **Alle Zirkel ſind rund:** iſt ein **allgemeiner Satz.**

Propoſitio Univerſalis.

§. 60. Wenn aber der Grund, warum das Prädicat dem Subjecte zukommt oder nicht, in etwas andern enthalten iſt; ſo gilt die angegebene Eigenſchaft nicht von allen Dingen von derſelben Art. Z. E. Wenn ich im Sommer ſage: Die Luft iſt heiß: ſo iſt der Grund von der Hitze nicht in der Luft, ſondern in dem Sonnenſcheine zu finden, der ſie warm gemacht hat. Alſo kan ich denn nicht ſagen: alle Luft iſt heiß; ſondern es muß nur heiſſen: **Etliche Gegenden der Luft ſind heiß.** Und dieß iſt ein **beſondrer Satz.**

Propoſitio particularis.

Reductio particulari-

§. 61. Es laſſen ſich aber dieſe beſondre Sätze in allgemeine verwandeln, wenn man die

Bedingung, darunter das Prädicat dem Subjecte zukommt, mit zum Subjecte nimmt: als, im vorigen Falle nehme ich den langen Sonnenschein im Sommer, mit zu dem Begriffe der Luft; Und alsdann kan ich ſagen: Alle vom Sonnenſcheine im Sommer lange beſtrahlte Luft iſt heiß. Denn hier iſt es nun eben ſo viel, als wenn der Grund des Prädicats im Weſen des Subjects ſelber enthalten wäre.

um ad universales.

Signa Propositionum.

§. 62. Das Zeichen eines allgemeinen bejahenden Satzes iſt das Wort: **Alles**; eines beſondern bejahenden aber, das Wort: **Etliches.** Eben ſo iſt auch bey den allgemeinen verneinenden Sätzen, das Wort: **Keiner**, und bey den beſonders verneinenden das: **Etliche nicht**, mehrentheils zu finden. Ich ſage nur mehrentheils: denn es giebt auch Sätze von allen dieſen Arten, die kein ausdrückliches Zeichen haben, und gleichwohl ihre Natur behalten: als Z. E. Wir Menſchen ſind ſterblich, d. i. alle Menſchen. Oder ſo: Die Franzoſen ſind ſcharfſinnig: das iſt, etliche unter ihnen.

Propositio indefinita.

Contradictio.

§. 63. Ein Wiederſpruch iſt die Bejahung und Verneinung deſſelben Prädicats von demſelben Subjecte, und zwar in einerley Umſtänden betrachtet. Daher ſind die Sätze: Die Seele kan ſterben, und, die Seele kan nicht ſterben, wiederſprechende Sätze. Zuweilen aber iſt das Prädicat ſchon an ſich

Propositiones contradictoriae.

ſelbſt dem Subjecte ſo zu wieder, daß in einem einzigen Satze ein Widerſpruch ſtecket: Als z. E. Das Holz iſt von Eiſen; der Zirkel iſt viereckigt. Hier bejahet ebenfalls das Prädicat etwas, ſo im Subjecte ſchon verneinet ward.

Concipere propoſitionem; non concipere eam.

§. 64. Wer die Verknüpfung des Subjects mit dem Prädicate deutlich einſiehet, der begreifet den Satz. Wer die Verknüpfung derſelben nicht einſiehet, der kan ihn nicht begreifen. Z. E. Wenn ich ſage: GOTT iſt dreyeinig. Daraus aber folget noch gar nicht, daß ſich ein ſolcher Satz, den ich nicht begreifen kan, gar nicht begreifen laſſe: Denn vielleicht hat ein vollkommnerer Verſtand, als der Meinige iſt, eine beſſere Einſicht. Ein Satz iſt alſo dann allererſt ganz unbegreiflich, wenn ich den Widerſpruch des Subjects und Prädicats deutlich einſehe. Z. E. Zweymal zwey iſt fünfe.

Propoſitio incomprehenſibilis.

§. 65. Wenn der Zuſammenhang des Subjects und Prädicats entweder ſo deutlich iſt, daß er von ſich ſelbſt ins Auge fället; oder ſich doch von mir oder einem andern Verſtande deutlich begreifen läßt: Dann iſt ein bejahender Satz wahr. Wann aber der Widerſpruch zwiſchen beyden ſich entweder ſelbſt zeiget, oder irgend von einem Verſtande erwieſen werden kan: Alsdann iſt er falſch. Bey den verneinenden Sätzen verhält ſichs mit der Trennung der Begriffe eben ſo.

Propoſitio vera.

falſa.

§. 66.

§. 66. Hieraus folget nun, daß ein jeder Satz entweder wahr oder falſch ſeyn müſſe: Weil nur eins von beyden möglich iſt. Da wir aber die Verknüpfung des Subjects und Prädicats zuweilen nur unvollkommen einſehen; und alſo von des Satzes Wahrheit nicht völlig verſichert ſind: So entſtehet daraus **ein wahrſcheinlicher Satz. Unwahrſcheinlich** wird er, wenn wir den Widerſpruch zweyer Begriffe einigermaſſen einzuſehen meynen; aber gleichwohl nicht völlig davon verſichert ſind. Die bloſſe Wahrſcheinlichkeit iſt alſo ein Zeichen unſrer Unvollkommenheit.

Propoſitio probabilis; improbabilis.

§. 67. Wenn es Sätze giebt, die uns weder wahr, noch falſch, noch auch wahrſcheinlich zu ſeyn bedünken; als wenn ich ſage: Sempronius reitet auf die Jagd: So nennt man es einen **möglichen Satz**. Allein dieſe Art der Sätze iſt ebenfalls wahr oder falſch, wenn nur das Subject ſattſam beſtimmet wird. Denn man darf mir nur den Sempron recht kennen lehren, und mich von allen ſeinen itzigen Umſtänden unterrichten: ſo werde ich bald ſehen, ob er auf die Jagd reitet oder nicht.

Propoſititio poſſibilis.

§. 68. Die Sätze bleiben entweder in der bloſſen Betrachtung ſtehen, oder ſie gehen aufs Thun: Jene werden Erwegungsſätze, dieſe aber Uebungsſätze, genennet. Z. E. GOTT iſt unendlich; iſt ein Erwegungsſatz. Man ſoll GOTT verehren; iſt ein Uebungsſatz. Die Er-

Propoſitiones theoreticae & practicae.

Erwegungsſätze ſind entweder ſolche, die von allen Dingen einer Art handeln; oder ſie reden nur von einem einzelnen Dinge. Jene nennet man **Dogmatiſch**; dieſe aber **Hiſtoriſch**: Scholia. Sie pflegen oft mitten unter jenen als **Anmerkungen** mit eingeſtreuet zu werden.

§. 69. Die Dogmatiſchen Erwegungsſätze ſind zweyerley. Einige ſind ſo augenſcheinlich wahr, daß man ſie zugeben muß, ſo bald man von dem Subjecte und Prädicate einen deutlichen Begriff hat. Z. E. Das Ganze iſt gröſſer als eins ſeiner Theile. Dieſe nennet Axiomata man **Grundſätze**. Zu dieſen Grundſätzen rechnet man auch identiſche oder leere Sätze, Propoſitio identica. worinn das Subject und Prädicat einerley iſt; als: ein Menſch iſt ein Menſch. Dergleichen identiſche Sätze ſind alle Worterklärungen. Und daher kommt es eben, daß die Erklärungen der Wörter willkührlich ſind, und an ſich keines Beweiſes bedürfen.

§. 70. Wenn aber ein dogmatiſcher Erwegungsſatz nicht ſo augenſcheinlich iſt, ſondern einen Beweis erfordert, daß man ſeine Wahrheit einſehen könne; als wenn ich ſagte: die Erdkugel iſt ein Planet: So heiſſet dieſes ein Theorema. **Lehrſatz**. Doch wenn der Beweis eines ſolchen Lehrſatzes, unmittelbar aus einem vorhergehenden Satze, und zwar durch einen einzigen Schluß flüſſet: So pflegt man ihn auch Corollarium. auch wohl eine **Zugabe** zu nennen. Als wenn ich erwieſen hätte, die Erde ſey ein Planet;

und daraus folgerte: Daher muß denn die Erde ſo gut als der Mond glänzen: So wäre dieſes eine Zugabe.

§. 71. Die Uebungsſätze ſind ebenfalls zweyerley. Denn einiger ihre Wahrheit erhellet aus den deutlichen Begriffen des Subjects und Prädicats, und ſie brauchen alſo keines Beweiſes: Als z. E. Ein König muß regieren. Wer hier nur die Wörter verſteht, von dem kan ichs fordern, daß er mir dieſen Satz ohne Beweis zugeben ſoll: und darum heißt er eine Forderung. Viele pflegen die zweifelhafteſten Dinge vor ſolche Forderungen auszugeben, und hernach, wer weis was daraus zu ſchlüſſen. Allein, das heißt Luftſchlöſſer bauen, denen es am Grunde fehlt.

Poſtulatum.

§. 72. Andre Uebungsſätze ſind nicht ſo augenſcheinlich wahr, daß man ſie ohne Beweis annehmen, oder von einem andern fordern könnte, ſie zuzugeben. Z. E. Wenn ich ſagte: Man ſoll in jemand eine allgemeine Menſchen-Liebe erwecken; und die Mittel zeigte, wie man einen zu dieſer allgemeinen Menſchen-Liebe bringen könnte: So müſte ich allererſt erweiſen, daß durch Anwendung ſolcher Mittel die verlangte Liebe gegen alle Menſchen in jemanden entſtehen könne. Ein ſolcher Satz heißet eine Aufgabe, und brauchet nechſt der Auflöſung einen Beweis.

Problema.

§. 73. Zuweilen nimmt man einen Satz, ohne Beweis, als wahr an, der aber in einer andern Wiſſenſchaft ſchon erwieſen worden. Z. E. In der geoffenbarten Gottesgelahrtheit, ſetzet man mit Recht zum voraus, daß ein GOTT ſey: weil ſolches in der natürlichen Theologie ſchon erwieſen worden, die von rechtswegen ihre Schüler vorher inne haben ſollen. Ein ſolcher Satz heißt alsdann ein **Lehnſatz**, weil man ihn entlehnet: es iſt aber gut, daß man allezeit ein Buch oder gar die Stelle deſſelben anzeiget, wo ein ſolcher Satz zulänglich erwieſen worden.

Lemma.

Uſus hujus diſtinctionis.

§. 74. Dieſer Unterſcheid der Sätze hat in allen Künſten und Wiſſenſchaften ſtatt; doch pflegt er von niemanden fleißiger beobachtet zu werden, als von den Mathematicis: Daher es denn kommt, daß ihre Lehrart ſo deutlich und überzeugend iſt. Wer alſo die andern Wahrheiten auch zu dem Grade der Gewißheit bringen will, muß ſich dieſe Gattungen der Sätze wohl bekannt machen, und alles, was er ſchreibet oder lieſet, nach ihren Regeln aufs ſorgfältigſte prüfen. In der Weltweisheit hat uns der Hr. Hofrath Wolf ſo glücklich den Weg gebahnet, daß es nunmehro leicht iſt, demſelben darinne zu folgen.

◆ ◆ ◆

Das IV. Hauptſtück

von der Kraft zu ſchlüſſen und den Schlußreden.

§. 75.

Definitio. Definitum.

Wenn man an einem Dinge gewiſſe Merkmale wahrnimmt, die in der Erklärung eines ſonſt bekannten allgemeinen Begriffes, deſſen Nahmen wir wiſſen, vorkommen; ſo ſchlüſſen wir daher, daß dem gedachten Dinge, dieſer Nahme auch zukommen müſſe. Z. E. Wenn ich an einer Fledermaus wahrnehme, daß ſie ſich vermittelſt gewiſſer Flügel in der Luft hin und her ſchwingen kan; und mich dabey erinnere, daß dieſe willkührliche Bewegung in freyer Luft, in der Erklärung eines Vogels, vorkommt: So mache ich daraus den Schluß, daß eine Fledermaus ein Vogel ſey.

Species vel Genus.

§. 76. Imgleichen, wenn ich an einem Dinge wahrnehme, daß es zu einer gewiſſen Art oder Gattung von Dingen gehöre; und mich dabey erinnere, daß dieſe Art oder Gattung von Dingen eine gewiſſe Eigenſchaft habe: So ſchlüſſe ich, daß obgedachtem Dinge, dieſe Eigenſchaft auch zukommen werde. Z. E. Wenn ich ſehe, daß der

Abendſtern wegen ſeines veränderlichen Platzes am Himmel, unter die Irrſterne oder Planeten gehöret; und mich beſinne, daß die Planeten dunkle Weltkörper ſind, die nur ein entlehntes Licht haben: So mache ich den Schluß, daß der Abendſtern auch ein dunkler Weltkörper ſey.

Tertia mentis operatio.

§. 77. Dieſes iſt nun die dritte **Kraft des menſchlichen Verſtandes**, die aus zweyen Urtheilen das dritte herleitet, und ins beſondre die **Vernunft** genennet wird. Dieſe Wirkung ſelbſt, worinn ſie ſolches thut, heißt daher ein **Vernunftſchluß**; und wir ſehen aus dem obigen, daß es zweyerley Arten bejahender Vernunftſchlüſſe gebe, die ſich auf ſoviel allgemeine bejahende Sätze gründen. Der erſte davon iſt dieſer: **Wem die Eigenſchaften eines gewiſſen Dinges zukommen, dem kommt auch der Nahme dieſes Dinges zu**; Der andre dieſer: **Was allen Dingen einer Art oder Gattung zukommt, daß muß auch dieſem oder jenem zukommen, ſo unter derſelben Art oder Gattung begriffen iſt.**

Ratiocinium.

Dictum de omni.

Attributa ſ. propria. Affectiones.

§. 78. Von den Eigenſchaften der Dinge iſt hier zu merken, daß wir nur diejenigen **Beſchaffenheiten** derſelben dadurch verſtehen, die ihnen allezeit zukommen, und alſo mit zu Merkmalen in den Erklärungen gebraucht werden können. Die andern, ſo ihnen nicht allezeit zukommen, und alſo nicht aus ihrem Weſen flüſſen, nennen wir nur zufällige Beſchaffenheiten, oder ſchlechtweg **Zufälligkeiten**. Und dieſe kommen niemals in Erklärungen für; können alſo auch keinen Grund zu Schlüſſen abgeben, wenn man ſie ſo ſchlechterdings hinſetzen wollte.

Accidentia ſ. modi.

§. 79. Doch, da auch dieſe Zufälligkeiten einen Grund haben müſſen, warum ſie einem Dinge zuweilen zukommen, ob er gleich auſſer dem Weſen deſſelben zu ſuchen iſt; und da die **Verknüpfung** des Grundes mit dem ſo daher flieſſet, allezeit **nothwendig** iſt: So kan auch aus Zufälligkeiten was geſchloſſen werden, wenn man die Bedingungen hinzuſetzen will, unter welchen ſie einem Dinge zukommen. Z. E. Ich ſehe, daß das Wachs weich iſt, wenn es in der Wärme geweſen iſt; und erinnere mich, daß weiche Sachen leicht ihre Figur ändern laſſen: Daher ſchlüſſe ich, daß ſich auch die Figur des weichen Wachſes leicht werde ändern laſſen.

Nexus neceſſarius.

§. 80. Auf eben die obige Weiſe laſſen ſich auch **verneinende Vernunftſchlüſſe** machen. Wenn ich nemlich gewiſſe Merkmale an einem Dinge nicht wahrnehme, und mich gleichwohl beſinne, daß ſelbige in die Erklärung eines gewiſſen andern Dinges gehöre, deſſen Nahmen ich weis: So ſchlüſſe ich, daß obigem Dinge dieſer Nahme nicht zukomme. Z. E. Wenn

Ratiocinia negativa.

ich bey jemanden keine Wiſſenſchaft wahrnehme, die doch zum deutlichen Begriffe eines Gelehrten gehöret: So ſchlüſſe ich, daß ſelbiger kein Gelehrter ſey, oder heiſſen könne.

Species vel Genus.

§. 81. Jmgleichen, wenn wir ſehen, daß ein Ding zu einer gewiſſen Art oder Gattung gehöret; von der wir uns aber erinnern, daß ihr eine gewiſſe Eigenſchaft nicht zukommt: So ſchlüſſen wir daraus, daß auch gedachtem Dinge dieſe Eigenſchaft nicht zukommen könne. Z. E. Jch weis, daß der Börnſtein zur Gattung der Steine gehöre; nun erinnere ich mich aber, daß man die Steine nicht ſchmelzen könne: Daher ſchlüſſe ich denn, daß ſich auch der Börnſtein nicht werde ſchmelzen laſſen.

Dictum de Nullo.

§. 82. Dieſe zwo Arten verneinender Vernunftſchlüſſe, ſind wiederum in zweenen allgemein verneinenden Sätzen gegründet; die man überhaupt für wahr erkennet. Der erſte heißt: **Wem nicht die weſentlichen Eigenſchaften eines Dinges zukommen, dem kommt auch der Nahme eines ſolchen Dinges nicht zu.** Der andre aber klingt ſo: **Was man von der ganzen Art oder Gattung gewiſſer Dinge verneinet, das muß auch von allen einzelnen Dingen, oder Arten derſelben, gelten, die unter jenen Arten oder Gattungen begriffen ſind.**

§. 83. Ein ſolcher Vernunftſchluß kan nun entweder gedacht, oder durch Worte deutlich ausgedrücket werden. Geſchieht dieſes letztere, ſo nennt man ihn eine Schlußrede; welche Syllogismus. alſo nichts anders iſt, als: **Ein deutlicher Vortrag eines Vernunftſchluſſes.** Daher giebt es nun vermöge der oberwehnten allgemeinen Sätze, folgende vier Gattungen der Schlußreden:

I. Was die weſentlichen Eigenſchaften eines gewiſſen Dinges hat, dem kommt auch der Nahme deſſelben zu.
Nun hat auch das Ding A, die weſentlichen Eigenſchaften deſſelbigen Dinges.
Daher kommt auch dem Dinge A der Nahme deſſelben zu.

II. Was mit unter A begriffen iſt, dem kommt auch das C zu.
Nun iſt B mit unter A begriffen;
Daher kommt dieſem B auch, das C zu.

III. Was nicht die weſentlichen Eigenſchaften eines Dinges hat, dem kommt auch ſein Nahme nicht zu.
Nun iſt das A ein Ding', was dieſe weſentlichen Eigenſchaften nicht hat.
Daher kommt auch dem A der Nahme eines ſolchen Dinges nicht zu.

IV. Was unter A begriffen iſt, dem kommt das C nicht zu.
Nun iſt aber B unter A mit begriffen.
Deßwegen kommt dem B auch das C nicht zu.

Syllogismus non niſi tribus conſtat, propoſitiobus.

§. 84. Aus dieſen Muſtern ſieht man wohl, daß alle Schlußreden eigentlich drey Sätze haben, wovon wir den dritten um der beyden erſten wegen zugeben: Weil er nemlich daraus herflüßt, und alſo unmöglich falſch ſeyn kan, wenn die erſtern beyden wahr ſind. Man nennet die beyden erſtern Sätze, die **Förderſätze**, den erſten den **Oberſatz**, den andern den **Unterſatz**; den letzten aber den **Nachſatz**, oder **Schlußſatz**. Und man ſieht daher gar deutlich, daß Schlußreden von vier oder mehr Sätzen entweder falſch ſeyn, oder aus zwey Vernunftſchlüſſen beſtehen müſſen.

Praemiſſae.
Major.
Minor.
Concluſio.

Termini.
Terminus medius.
Terminus major.
Terminus minor.

§. 85. Man ſieht hieraus ferner, daß jede Schlußrede in den dreyen Sätzen drey **Hauptwörter** nöthig habe, daraus ſie beſtehet; davon aber jedes zweymal vorkommt. Dasjenige Hauptwort, welches in den Förderſätzen zwey mal ſtehet, in dem Schlußſatze aber gar nicht erſcheinet, heiſſet das **Mittelwort**. Das Prädicat des Schlußſatzes heißt das **gröſſere Hauptwort**, und wird in dem Oberſatze mit dem Mittelworte verknüpfet. Das Subject des Schlußſatzes hergegen heißt das **kleinere Hauptwort**, und wird in dem Unterſatze mit dem Mittelworte verknüpfet.

§. 86. Wegen dieſer Hauptwörter aber iſt hier zu merken, daß nicht allezeit nur ein einziges Wort, in grammatiſchem Verſtande, dazu gebraucht werde; ſondern daß auch zuweilen ein ſehr **zuſammengeſetzter Begriff**, der auf allerley Art eingeſchränket oder beſtimmet wird: und daher mit ſehr vielen Worten ausgedrückt werden muß, ein ſolches Hauptwort ausmachen. Z. E. Ein im Feuer glüend gemachtes Eiſen; Ein auf einen Fels gegründetes Haus; Ein Verſtand der durch Unterricht und eigenes Nachſinnen aufgekläret worden, ꝛc.

Idea complexa.

§. 87. Ferner muß man merken, daß dieſe Hauptwörter nicht ohne Urſache dieſe Nahmen bekommen haben, ſo man ihnen giebt. Das Prädicat des Schlußſatzes heißt deßwegen das gröſſere Hauptwort, weil es allezeit **einen allgemeinern Begriff** bedeutet, als das Subject deſſelben, und alſo von gröſſerm Umfange iſt, als das kleinere Hauptwort. Von dieſem verſteht ſichs nun von ſich ſelbſt. Das Mittelwort aber heißt deswegen ſo, weil es zu Verbindung der beyden andern dienet, und gleichſam einen Mittler abgiebt.

Idea maioris extenſionis.

§. 88. Hieraus flüſſen nun etliche Regeln, die in allen Schlußreden zu beobachten ſind. Die erſte heißt: **Eine Schlußrede kan nicht mehr als drey Hauptwörter haben.** Denn ſie beſteht, wie die obigen Muſter zeigen, allezeit nur aus dreyen Sätzen; jeder Satz kan nicht mehr als ein Subject und Prädicat,

Syllogismus non plures quam tres habet terminos.

das iſt zwey Hauptwörter in ſich halten. Der Schlußſatz hält dergeſtalt, das gröſſere und kleinere Hauptwort in ſich: und deren Verbindung zu zeigen, muß das Mittelwort in den Förderſätzen, mit einem jeden derſelben vereinbaret werden. So kommt denn aus dieſen dreyen Hauptwörtern die ganze Schlußrede heraus, und das vierte würde nirgends einen Platz finden.

Medius terminus non ingreditur concluſionem.

§. 89. Zum andern fließt aus dem obigen auch dieſe Regel: **Das Mittelwort kan niemals in den Schlußſatz kommen.** Der Schlußſatz muß das gröſſere und kleinere Hauptwort in ſich halten, und alſo hat er ſchon ein Subject und Prädicat; Das iſt, beyde Haupttheile oder weſentliche Glieder eines ordentlichen Satzes. Das Mittelwort alſo, welches die Verbindung dieſer beyden Theile zeigen ſoll, muß in die Förderſätze gerücket werden, wo es alsdann zweymal hinter einander vorkommt; und kan daher in dem Schlußſatze unmöglich Platz finden.

Ex meris particularibus nihil ſequitur.

§. 90. Die dritte Regel iſt folgende: **Aus lauter beſondern Sätzen kan keine Schlußrede beſtehen.** Denn wie wir oben geſehen haben, ſo gründen ſich die bejahenden Schlüſſe auf einen allgemeinen bejahenden Satz; Die verneinenden aber auf einen allgemeinen verneinenden Satz. Folglich iſt denn in beyden Fällen allemal zum wenigſten einer von den Förderſätzen allgemein; und in Ermangelung

gelung deſſen, würde aus beyden nichts ſicheres gefolgert werden könne.

§. 91. Die vierte Regel endlich lautet ſo: **Aus lauter verneinenden Sätzen kan keine Schlußrede beſtehen.** Aus den obigen Muſtern der Vernunftſchlüſſe iſt bekannt, daß in den bejahenden Schlüſſen allemal ein bejahender allgemeiner Satz zum Grunde lieget: Daher iſt in dieſer Abſicht die Regel ſchon gewiß. In den verneinenden Vernunftſchlüſſen liegt zwar ein verneinender Oberſatz zum Grunde: Allein der Unterſatz muß doch bejahen, daß ein Ding zu einer Art oder Gattung gehöre. Alſo iſt denn auch allhier die gegebene Regel richtig.

Ex meris negativis nihil ſequitur.

§. 92. Ungeachtet das Mittelwort in den Förderſätzen auf viererley Art verſetzet werden kan: So iſt doch diejenige die allernatürlichſte, wenn man es im Oberſatze zum Subjecte, und im Unterſatze zum Prädicate machet. So waren alle obige Muſter der Schlußreden von ungefehr gerathen. **Eine jede ſolche mögliche Art der Verſetzung des Mittelworts in einer Schlußrede nennt man eine Figur in Schlüſſen:** Und die itztgenannte Art, die ſo natürlich iſt, nennt man die erſte **Figur der Schlüſſe.**

Figura Syllogiſtica.

§. 93. Wenn wir alſo die obigen Muſter der Schlußreden in der erſten Figur etwas genauer anſehen, ſo merken wir noch folgende Regeln für dieſelben an: **Vors erſte muß der Oberſatz darinn allezeit ein allgemei-**

Major ſemper univerſalis.

ner Satz ſeyn. Denn ſowohl die bejahenden als verneinenden Vernunftſchlüſſe gründen ſich auf einen allgemeinen, entweder bejahenden oder verneinenden Satz. (§. 77. 82.) Derſelbe vertritt aber allezeit die Stelle des Oberſatzes: und daher kan dieſer niemals ein beſondrer Satz ſeyn.

Minor ſemper affirmativa.

§. 94. Die andre Regel iſt dieſe: **Der Unterſatz muß in der erſten Figur der Schlußreden allezeit ein bejahender Satz ſeyn.** Der Schlußſatz bejahet oder verneinet allezeit deßwegen etwas von ſeinem Subjecte, entweder, weil von der ganzen Art oder Gattung gewiſſer Dinge ſolches bejahet oder verneinet wird; oder weil von allem, was gewiſſe weſentliche Eigenſchaften hat, ſolches bejahet oder verneinet wird. Weil nun das Subject des Schlußſatzes entweder zu der Art oder Gattung der Dinge, davon die Rede iſt, gehören; oder die weſentlichen Eigenſchaften der Dinge haben muß: ſo ſiehet man, daß der Unterſatz allezeit bejahend ſeyn müſſe.

Propoſitio minor apparenter negativa.

§. 95. Hierbey iſt zu merken, daß zuweilen ein Unterſatz etwas zu verneinen ſcheinet, der doch wirklich bejahend iſt. (§. 58.) Z. E.

Wer nicht ſtudirt hat, der iſt nicht gelehrt:
Davus hat nicht ſtudirt;
Darum iſt Davus nicht gelehrt.

Und alſo ſchiene hier aus lauter verneinenden Sätzen was zu folgen; welches der obigen Regel zuwider wäre. Allein es iſt zu merken, daß der Unterſatz wirklich etwas bejahet, ob es gleich das Anſehen nicht hat; weil das mittlere Wörtchen nicht zum Prädicate gehöret, bey welchem es ſchon im Oberſatze befindlich war. Es iſt hier nemlich eben ſoviel, als wenn ich geſagt hätte:

Kein unſtudirter Menſch iſt gelehrt:
Davus iſt ein unſtudirter Menſch,
Darum iſt Davus nicht gelehrt.

Concluſio ſequitur quantitatem minoris.

§. 96. Die dritte Regel, die wir machen müſſen, iſt dieſe: **Wenn der Unterſatz allgemein iſt, ſo iſt auch der Schlußſatz allgemein; und wenn der Unterſatz ein beſondrer Satz iſt, ſo iſt auch der Schluß ein beſondrer Satz.** Aus zween allgemeinen Förderſätzen kan in dieſer Figur nichts anders, als ein allgemeiner Schlußſatz folgen. Nun iſt aber der Oberſatz hier allezeit allgemein; (§. 93) daher muß ſich der Schlußſatz allezeit nach dem Unterſatze richten, es mag derſelbe nun allgemein, oder insbeſondre was bejahen.

Concluſio ſequitur qualitatem majoris.

§. 97. Endlich iſt folgende die vierte Regel: **Wenn der Oberſatz etwas bejahet, ſo iſt auch der Schlußſatz bejahend, wenn jener aber etwas verneinet, ſo iſt auch dieſer verneinend.** Aus zween bejahenden Sätzen muß in dieſer Figur nothwendig wieder ein bejahender Satz flüſſen. Da nun der Unterſatz allezeit bejahend ſeyn muß: (§. 94.) ſo kömt es bloß auf die Beſchaffenheit des Oberſatzes an; und der Schlußſatz wird ſich hierinn ſchlechterdings nach demſelben richten müſſen.

Quatuor modi in prima figura.

§. 98. Aus allen dieſen Regeln erhellet, daß es nicht mehr als viererley Arten der Schlüſſe in der erſten Figur geben könne. Denn entweder 1) ſind beyde Förderſätze allgemein und bejahend; oder 2) der Oberſatz verneinet allgemein, und der Unterſatz bejahet allgemein; oder 3) der Oberſatz bejahet allgemein; und der Unterſatz bejahet insbeſondre was; oder 4) der Oberſatz verneinet allgemein, und der Unterſatz bejahet insbeſondre was. Alle andre Arten, die man verſuchen möchte, würden wieder die obigen Regeln laufen.

Verſus memoriales ſymbolici.

§. 99. Dieſes dem Gedächtniße tief einzuprägen, hat man gewiſſe dreyſylbigte Wörter erdacht, darinn die lauten Buchſtaben allemal die Beſchaffenheit der drey Sätze anzeigen. Das A bedeutet einen allgemeinen bejahenden, das E einen allgemeinen verneinenden, das I einen beſonders bejahenden, und das O einen beſonders verneinenden Satz. Die Wörter heißen **Barbara, Celarent, Darii, Ferio**; Und ihre Bedeutung zu behalten, merke man folgende lateiniſche oder Deutſche Verſe:

Aſſerit A, negat E, ſed univerſaliter ambae;
Aſſerit I, negat O, ſed particulariter ambae.

D. i.

Das A bejahet allgemein,
Das E ſpricht auch von allen nein!
Das I ſpricht ja, doch nicht von allen,
Und ſo läßt O das Nein auch ſchallen.

§. 100.

Exempla quatuor modorum.

§. 100. Die Exempel zu dieſen Regeln und Formeln der Schlußreden ſind folgende:

I.

Bar Alle Steine ſind hart,
ba Alle Diamanten ſind Steine,
ra Darum ſind alle Diamanten hart.

II.

Ce Kein Menſch kan fliegen,
la Alle Mohren ſind Menſchen;
rent Daher kan kein Mohr fliegen.

III.

Da Alle Geiſter ſind unſterblich,
ri Etlicher Thiere Seelen ſind Geiſter;
i Daher ſind etlicher Thiere Seelen unſterblich.

IV.

Fe Kein Blinder kan ſehen,
ri Etliche Menſchen ſind blind,
o Daher können etliche Menſchen nicht ſehen.

Prima Figura ſufficientiſſima.

§. 101. Dieſe vier Arten der Schlußreden nach der erſten Figur ſind zulänglich, alle Arten der Wahrheiten zu erweiſen. Denn wir haben nicht mehr als viererley Sätze, davon man einen Beweis fordern kan; Das iſt 1) allgemein bejahende, 2) allgemein verneinende, 3) beſonders bejahende, und 4) beſonders verneinende. Alle dieſe aber können

nen durch obige Arten erwieſen werden, wie die Schlußſätze ſattſam ausweiſen: Folglich iſt die erſte Figur allein zulänglich, allerley Sätze zu erweiſen, und man kan die übrigen drey vollkommen entbehren.

Quid ſint Enthymemata.

§. 102. Es giebt aber auſſer dieſen Arten vollſtändiger Schlußreden, auch unvollſtändige, die nur aus zweyen Sätzen beſtehen, und die man ſchlechtweg Schlüſſe nennet. Z. E.

Wem es wohl geht, der lebt vergnügt.
Darum lebt ein Weiſer vergnügt.

Doch weit gefehlt, daß dieſes eine neue Art von Vernunftſchlüſſen wäre, es iſt hier bloß der Unterſatz ausgelaſſen, nemlich: **daß es einem Weiſen ſtets wohlgehe.** Und ſo hätte man auch den Oberſatz weglaſſen können: Z. E.

Einem Weiſen geht es allezeit wohl;
Darum lebt ein Weiſer allezeit vergnügt.

Syllogiſmi hypothetici, ſ. conditionales.

§. 103. Man macht auch zuweilen Schlußreden mit Bedingungen: und zwar auf zweyerley Art. Denn zuweilen heißt es ſo:

Dafern es Tag iſt, ſo muß auch die Sonne ſcheinen;
Nun iſt es aber jetzo Tag,
Daher muß auch jetzo die Sonne ſcheinen.

Zuweilen aber ſchließt man verneinend alſo:

Dafern die Sonne ſcheinet, ſo iſt es nicht Nacht;

Nun ſcheinet aber itzo die Sonne,
Daher iſt es itzo nicht Nacht.

Allein ein jeder ſieht wohl, daß dieſe Schlußreden ebenfalls nach den Regeln der erſten Figur gehen.

§. 104. Noch eine Art von Schlüſſen macht man durch eine **Trennung** zweyer ſchnurſtracks entgegen geſetzten Dinge.

Syllogiſmi Disjunctivi.

Entweder die Seele iſt ein Geiſt, oder ſie iſt
ein Cörper:
Nun iſt ſie aber ein Geiſt;
Daher iſt ſie kein Cörper.

Oder ſolchergeſtalt.

Entweder die Seele iſt ein Geiſt, oder ſie iſt
ein Cörper:
Nun iſt ſie aber kein Cörper;
Daher iſt ſie ein Geiſt.

Wiewohl, ein jeder ſieht gleich, daß auch dieſe Schlüſſe ſich leicht in ordentliche Schlußreden der erſten Figur verwandeln laſſen.

§. 105. Endlich ſo giebt es auch Schlüſſe, die wieder die Regeln der Schlußreden zu verſtoſſen ſcheinen, und gleichwohl richtig ſind. Einige davon ſind **abgekürzt**. Z. E.

Syllogiſmi contracti.

Der Menſch hat Luſt zum Böſen,
Denn er hält es vor was Gutes.

Andre hergegen ſind nur mit gleichgültigen Redensarten ausgedrücket, ſo daß es das Anſehen

Syllogiſmi cryptici.

ſehen hat, als ob ſie vier oder mehr Hauptwörter hätten. Z. E.

> Wer die Tugend nicht kennet, der kan ſie nicht lieben;
> Nun aber verſtehen die wenigſten, was die Tugend iſt;
> Daher hat ſie auch ſo wenig Freunde.

Dieſes ſind nun die allergemeinſten Arten der Schlußreden, deren man ſich im gemeinen Leben ſo wohl, als in Büchern, zu bedienen pflegt; wiewohl ſich auch vielmal Irrthümer mit einzuſchleichen pflegen.

Das V. Hauptſtücke

von den Beweiſen und ihren mancherley Arten.

§. 106.

Quid ſit Probatio? Weil alles, was wahr iſt, einen Grund haben muß, warum es vielmehr wahr als falſch iſt, (§.59.) ſo läßt ſich alles, was wahr iſt, erweiſen; das iſt, durch die Anzeigung eines Grundes rechtfertigen, daß es wahr ſeyn müſſe. Da nun eine jede Wahrheit ein Satz iſt, (§. 65.) ein jeder Satz aber mit ſeinem Grunde zuſammen genommen, einen Vernunftſchluß abgiebt, der ſich durch eine Schlußrede ausdrücken läßt: (§.83.)

So folget, daß man alle **Wahrheiten überhaupt mit förmlichen Schlußreden beweiſen könne.**

§. 107. Nur eine einzige Art von Sätzen iſt hiervon ausgenommen, nemlich die identiſchen Sätze. (§. 69.) Ein identiſcher Satz aber iſt ein ſolcher, deſſen Subject und Prädicat einerley iſt: Z.E. **Ein Menſch iſt ein Menſch.** Dieſe Sätze ſind nicht unnütze, ſondern geben vielmehr den Grund ab, warum alle übrige Sätze wahr ſind. Denn die allererſte Grundwahrheit ſelbſt: **Ein Ding kan nicht zugleich ſeyn und nicht ſeyn:** iſt eigentlich nichts anders als ein ſolcher identiſcher Satz: **Ein Ding iſt ein Ding; oder, ein Ding iſt kein Unding.**

Propoſitiones identicae.

§. 108. Ferner erlangen auch alle Nahmen-Erklärungen aus dieſen identiſchen Sätzen ihre Gewißheit. Denn das Subject jeder Erklärung iſt der Nahme des Dinges, wovon man die Erklärung giebt, bey welchem man an das Ding ſelbſt gedenken kan und muß: das Prädicat aber beſteht aus den Merkmalen, und weſentlichen Eigenſchaften, die zu dem deutlichen Begriffe eines Dinges gehören. So iſt es dergeſtalt in einer ſolchen Erklärung eben ſoviel, als wenn ich den Begriff oder das Ding von ihm ſelbſt bejahet hätte. Und daher kommt es auch, daß man die Nahmen-Erklärungen willkührlich machen kan; und ſie nicht einmal beweiſen darf.

Definitiones nominales aequipollent propoſitionibus identicis.

Probatio Senſualis.

§. 109. Nun möchte vielleicht jemand ſagen, daß auch die Empfindungen, oder Erfahrungen ſolche Wahrheiten wären, die man nicht beweiſen könne; ſondern ohne Vernunftſchluß annehmen müſſe. Allein wenn man durch die Erfahrungen Sätze verſtehet, die man im Anſchauen ſinnlicher Dinge abfaſſet: So pflegt man doch einen heimlichen Schluß dabey zu machen. Denn wenn ich einem ſagen ſollte, warum ich dieſes gefällte Urtheil, *die Wand iſt weiß*, für wahr halte? So würde ich antworten, weil ich es geſehen hätte: Welches ein offenbarer, obwohl verſtümmelter Schluß iſt.

Propoſitiones intuitivae.

Sceptici & Idealiſtae difficulter convincuntur per ſenſuales probationes.

§. 110. Der Oberſatz dieſer Schlußrede heißt alſo: *Was ich vermittelſt meiner Sinnen empfinde, das iſt wahr*: Der Unterſatz aber ſo: *Dieſes oder jenes empfinde ich durch die Sinne.* Beyde müſſen wahr und feſt ſeyn, wenn der Schlußſatz nicht zweifelhaft ſeyn ſoll. So ſchwer es aber iſt, einen ſowohl als den andern zu der Gewißheit zu bringen, daß ſowohl ein *Zweifler* als ein *Idealiſt* ſie zugeben müſſe: So ſicher verläßt ſich doch faſt das ganze menſchliche Geſchlecht auf dieſelben; indem es ſie beyde ohne Beweis annimmt, und ſich doch ſelten dabey betrogen findet.

Philoſophorum conatus.

§. 111. Die Weltweiſen indeſſen haben ſich bemühet, die Gewißheit beyder Sätze, ſoviel als möglich iſt, ins Licht zu ſetzen. Carteſius hat den Oberſatz aus der Güte GOttes hergeleitet, die uns nimmermehr in ſolche Irrthümer durch unſre Empfindungen ſtürzen würde, daraus wir uns nicht würden helfen können. Den Unterſatz aber hat Malebranſche ſonderlich dadurch feſt zu ſetzen geſucht, daß er uns die Sorgfalt und Aufmerkſamkeit nebſt andern Regeln mehr bey unſern Empfindungen anbefohlen: die denn allerdings nicht zu verachten ſind.

Probatio per teſtes.

§. 112. Wenn alſo die eigenen Empfindungen nicht einmal einen ganz ungezweifelten Beweis abgeben: So wird man ſich von den Zeugniſſen der andern auch nicht mehr als einen hohen Grad der Wahrſcheinlichkeit verſprechen können. Denn was ein andrer empfunden zu haben vorgiebt, das iſt mir nur darum glaublich, weil ich folgenden Vernunftſchluß bey mir ſelbſt abfaſſe: **Was dieſer oder jener bezeuget, das iſt wahr: Nun bezeugt er dieſes oder jenes geſehen oder gehört zu haben: daher muß es wohl wahr ſeyn.**

Fides Hiſtorica.

§. 113. Ein jeder ſieht wohl, daß ſich der ganze **hiſtoriſche Glaube** auf dieſen Beweis gründet; als welcher nichts anders iſt, als **der Beyfall, den man einer Begebenheit um gewiſſer Zeugniſſe willen giebt.** Es kommt aber bey den Förderſätzen hauptſächlich auf die Glaubwürdigkeit der Zeugen an, die uns ihre Nachrichten mittheilen. Worinn dieſelbe beſtehe, das wird weiter unten vorkommen.

men. Indeſſen iſt es gewiß, daß es auch in der Hiſtorie ſolche Beweiſe geben könne, daran man mit keinem Scheine der Wahrheit zweifeln kan.

Probatio per rationes probabiles.

§. 114. Die dritte Art der Beweiſe geſchieht durch Vernunftſchlüſſe, ſo ſich auf Sätze von groſſer Wahrſcheinlichkeit gründen, die auch bey vielen Beyfall finden, ohne daß man ſie prüfet. Sie ſind auch wohl zuweilen in der That wahr: aber von dem, der ſie vorbringet, können ſie nicht erwieſen werden. Z. E. **Was kleiner iſt als die Sonne, das iſt geſchickter zur Bewegung als dieſelbe. Die Erde iſt kleiner als die Sonne: Daher iſt auch die Erde geſchickter zur Bewegung als die Sonne.**

Inſufficientia probationis opiniones tantum gignit.

§. 115. Hier kan es ſich zutragen, daß derjenige, der ſich eines ſolchen Beweiſes bedienet, den Copernicaniſchen Weltbau zu behaupten, weder den Oberſatz, noch den Unterſatz weiter zu beweiſen, im Stande iſt; und gleichwohl ſeinen Satz für ganz richtig erwieſen anſieht. Allein er hat alsdann auch bey ſeiner an ſich ſelbſt wahren Meynung, keine gröſſere Gewißheit als ſein Gegner, der etwa den Stillſtand der Erden mit folgendem Schluſſe behaupten könnte: **Was leichteres iſt geſchickter zur Bewegung, als was ſchwereres. Die Sonne, als ein Feuer, iſt viel leichter als die Erdkugel: Daher iſt die Sonne viel geſchickter zur Bewegung als die Erde.**

§. 116. Zuweilen geht man noch weiter, und bemüht ſich auch den Ober- und Unterſatz mit Anführung neuer Beweisgründe zu behaupten, die ſich auch zur Noth in ordentliche Schlußreden bringen laſſen. Allein die Förderſätze dieſer neuen Schlußreden ſind alsdann auf eine bloſſe Wahrſcheinlichkeit gegründet, und laſſen ſich weder unmittelbar vor wahr erkennen, noch durch gründliche Schlüſſe erweiſen. Ja wenn dieſes ja irgend noch zum andern mal angienge: ſo würde man doch endlich ſtecken bleiben.

Probatio continuata per proſyllogiſmos.

§. 117. Mit Beweiſen von dieſer Art pflegen nun die allermeiſten Gelehrten vorlieb zu nehmen, theils, wenn ſie ſelbſt etwas behaupten, theils, wenn ſie von andern Beweiſe fordern. Und dieſes iſt die hochgeprieſene **Wahrſcheinlichkeit**, welche vorzeiten die Academiſchen Weltweiſen in ſtetem Zweifel ließ, und ihnen die Freyheit verſtattete, einen jeden Satz zu bejahen und zu verneinen, nachdem es ihnen in den Sinn kam. Geſetzt aber, daß die meiſten Menſchen in ihren Handlungen mit dieſer Wahrſcheinlichkeit zufrieden ſind: So ſollen doch die Gelehrten, zum wenigſten die Weltweiſen, einen höhern Grad der Gewißheit in ihrem Erkenntniſſe zu erreichen ſuchen.

Academicae Scholae Idolum Probabilitas.

§. 118. Anſtatt dieſer unzulänglichen Beweiſe pflegen die Mathematici ſich der **Demonſtrationen** zu bedienen, welches Beweiſe von

Demonſtratio mathematica.

der gröſten Schärfe ſind, die man nur wünſchen kan. Man nennet dieſelben daher mathematiſche Beweiſe oder Demonſtrationen; nicht als ob ſie allein in der Mathematik ſtatt fänden: Sondern weil ſie bisher faſt von den Lehrern derſelben allein gebraucht worden ſind. Von rechtswegen ſollte man ſie **logiſche Beweiſe** heiſſen, weil die Vernunftlehre uns die Regeln davon beobachten lehret: indem ſchon Ariſtoteles in ſeiner ganzen Analytik von der Demonſtration gehandelt hat.

Catena ratiociniorum, ad prima principia usque pertingens.

§. 119. Es iſt aber eine ſolche Demonſtration **ein aus zuſammen gekettelten Schlußreden beſtehender Beweis, deſſen erſte Förderſätze aus lauter identiſchen Sätzen, Erklärungen, Grundſätzen, und klaren ungezweifelten Erfahrungen beſtehen.** Dieſe Arten der Sätze kan niemand in Zweifel ziehen, vielweniger umſtoſſen, ſobald er ſie nur verſtehet; und alſo geben ſie unumſtößliche Gründe ab. Wenn man nun aus denſelben durch ordentliche Schlüſſe den behaupteten Satz herleitet: So wird derſelbe unwiderſprechlich dargethan, das iſt demonſtriret.

Convictio plenaria.

§. 120. Eine ſolche Demonſtration giebt nun allererſt dem Verſtande eine **völlige Ueberführung**, die allen Zweifel ausſchlüßt, und es wäre zu wünſchen, daß man in allen Künſten und Wiſſenſchaften, alle Lehrſätze durch ſolche ſcharfe Beweiſe darthun könnte. Allein die wenigſten Gelehrten treiben die Vernunftlehre ſo fleißig, daß ſie eine Demonſtration daraus machen lernten; geſchweige denn, daß ſie durch die mathematiſchen Wiſſenſchaften ſich eine Fertigkeit darinn zuwege bringen ſollten. Da auch wohl gar diejenigen, ſo der Gewißheit unſers Erkenntniſſes aufzuhelfen bemüht ſeyn ſollten, ſelbſt das Demonſtriren lächerlich zu machen ſuchen: So iſt es vollends kein Wunder, daß es noch ſo wenig demonſtrirte Wahrheiten giebt, und daß auſſer den mathematiſchen und etlichen philoſophiſchen Wiſſenſchaften faſt alles noch unzulänglich erwieſen wird.

Demonſtrandi Methodus pſeudo mathematica.

§. 121. Nun haben ſich zwar auch andre gefunden, die ſich in das Wort Demonſtration verliebet haben, ob ſie gleich keinen rechten Begriff davon gehabt. Dieſe haben ſich denn bemühet in allerley Materien, die Lehrart der Mathematik nachzuäffen: geſetzt, daß es auch nur in der äuſſerlichen Form und Ueberſchrift der einzelnen Sätze geſchehen wäre. Allein da ihre Proben gewieſen, daß ſie keinen einzigen recht ſcharfen Beweis bis auf die erſten Gründe hinaus zu führen gewußt: So haben ſie die hohe Majeſtät dieſes Wortes ſchändlich entweyhet, indem ſie ihre Träume vor Demonſtrationen ausgegeben haben.

Nichts ärgers kan dieſen Leuten wiederfahren, als wenn man ihre vermeynten demonſtrirten Wahrheiten prüfet, und die Unzulänglichkeit ihrer Beweiſe entblöſſet.

Uſus Syllogismorum incomparabilis.

§. 122. Aus dieſem allen aber ſieht man wohl, in wie groſſem Werthe die Lehre von den Schlußreden zu halten ſey. Sie hilft unſre Vernunft in den rechten Schranken erhalten; Sie lehret uns neue Wahrheiten dadurch erfinden; Sie bewahret uns vor allen, auch den unmerklichſten Irrthümern; Sie hilft uns den höchſten Grad der Gewißheit in unſerm Erkenntniſſe erlangen, der bisher allein in der Mathematik ſtatt gefunden; Sie lehrt uns endlich auch unſern Wiederſachern nachdrücklich das Maul ſtopfen, wie ſich im andern Theile deutlich zeigen wird. Dieſes iſt wieder die Verächter der förmlichen Vernunftſchlüſſe, z. E. Thomaſen in ſeiner Vernunftlehre, zu merken.

Ende des Erſtern Theils der Vernunftlehre.

* * *

Der Vernunftlehre Zweyter Theil.

Von dem Nutzen derſelben.

Das I. Hauptſtücke

von dem

Nutzen der Vernunftlehre in Erfindung unbekannter Wahrheiten.

§. 123.

Die Wahrheiten, ſo man zu erfinden hat, ſind nur von zwoen Gattungen. Denn es ſind entweder bloſſe Begriffe von einzelnen Dingen, die wir entweder gar nicht, oder doch nicht klar und deutlich erkannt haben: Oder es ſind Sätze, die allemal gewiſſe Urtheile von Dingen in ſich faſſen. Z. E. Wenn jemand nicht weis, was in der Baukunſt die Corinthiſche Seulen-Ordnung iſt: So fehlt es ihm nur an einem Begriffe von derſelben. Wenn aber jemand nicht wüſte, daß ſich die Erdkugel beweget: So wäre ihm ein Satz aus der Naturlehre unbekannt.

Notiones

Propoſitiones.

Tertia mentis operatio.

§. 124. Nun möchte man zwar denken, daß auch die **dritte Kraft des Verſtandes**, die ſich in Vernunftſchlüſſen äuſſert, eine neue Art unbekannter Wahrheiten an die Hand geben würde, die man zu erfinden hätte. Allein da alle Vernunftſchlüſſe aus dreyen Urtheilen beſtehen, die in den förmlichen Schlußreden durch eben ſoviel Sätze ausgedrückt werden: So ſieht ein jeder, daß man hier allezeit nur einzelne Sätze zu erfinden hat; Ich mag nun entweder aus den Förderſätzen den Schlußſatz, oder aus dieſem und einem Förderſatze den andern erfinden wollen.

A poſteriori

Experientia quid?

§. 125. Nun können aber beyde obgedachte Gattungen der Wahrheiten zuförderſt aus der **Erfahrung** gelernet, oder erfunden werden. Die **Erfahrung** nennet man dasjenige Erkenntniß, was wir durch die Aufmerkſamkeit auf unſre Empfindungen erlangen. Durch dieſelbe legen wir in unſrer erſten Kindheit den Grund zu allem übrigen Erkenntniſſe, ja die meiſten Menſchen behelfen ſich ihr lebenlang damit. Die Gelehrten ſelbſt, z. E. die Arzney-Verſtändigen, können der Erfahrung unmöglich entrathen, müſſen ſich aber auch viel ſorgfältiger dabey bezeugen, als man insgemein zu thun pflegt.

Experientiae vulgares,

rariores.

§. 126. Die Sachen, ſo man erfahren kan, ſind entweder ſo **gemein**, daß ſie täglich oder ſtündlich vorkommen, und alſo von einem jeden können erfunden werden: oder ſie ſind etwas **ſeltſames**, ſo daß nicht ein jeder ſie empfunden oder wahrgenommen hat. Z. E. Daß die Sonne warm, und der Regen naß mache; iſt eine gemeine Erfahrung, die allen bekannt iſt. Daß aber das Scheidewaſſer zu ſieden anfängt, wenn man Feilſtaub hinein wirft; oder daß aus zweyen klaren Waſſern, in deren einem man Vitriol aufgelöſet, in dem andern aber zerſtoſſene Galläpfel ausgewäſſert, durch die Vermiſchung eine pechſchwarze Dinte entſtehe: Das hat nicht ein jeder geſehen.

Provocatio ad caſus ſpeciales neceſſaria.

§. 127. Wer ſich alſo auf Erfahrungen von dieſer letztern Art beruffet, der muß einen beſondern Fall anführen, und alles dabey aufs ſorgfältigſte beſchreiben: Damit man wiſſen köñe, ob er auch bey ſeinen Erfindungen aufmerkſam geweſen, und in was für Umſtänden die Erfahrung ſtatt finde. So machen es die neuern Naturforſcher, wenn ſie ihre Experimente beſchreiben. So machen es auch die Sternſeher, wenn ſie die Sonn- und Mondfinſterniſſe und andre ſeltene Himmels-Begebheiten erzehlen: Und dadurch erwerben ſie ſich auch bey denen Beyfall, die ihre Erfahrungen ſelbſt niemals gehabt.

Regulae in formandis notionibus diſt. obſervandae.

§. 128. Wer ſich alſo aus der Erfahrung deutliche Begriffe zuwege bringen will, der gebe 1.) nicht nur auf das Ganze, ſo er empfindet überhaupt, ſondern auf alle Theile deſſelben nach und nach genau Achtung. Er halte ferner 2.) alle dieſelben ſorgfältig gegeneinander, damit er die Ordnung, darinnen ſie beyeinander ſind, oder auf einander folgen, gewahr werde. Endlich beobachte er 3.) auch den Zuſammenhang und die Art der Verbindung in allen dieſen Theilen aufs genaueſte: Dergeſtalt wird man ſich z. E. von einem Gebäude, von einer Muſik, von einem Garten, von einem Bilde, von einem Gedichte u. a. m. die deutlichſten Begriffe machen können.

Caſus difficiliores.

§. 129. Oftmals pflegen die Dinge, davon man ſich dergeſtalt deutliche Begriffe machen will, entweder aus gar zu vielen, oder aus gar zu kleinen, oder auch ſehr entlegenen Theilen zu beſtehen. Da muß man im erſten Falle, die einzelnen Theile ſchon als Ganze betrachten, und ſich davon nach und nach deutliche Begriffe machen: Damit endlich der **Begriff** des Ganzen **vollſtändig** werden möge. Z. E. Wenn man ſich von einer groſſen Stadt, oder einem ganzen Lande einen Grundriß oder eine Charte macht. Im andern Falle helfen dem Geſichte die Vergröſſerungs- und Ferngläſer ſehr viel; kleine Dinge gröſſer, und die entfernten näher vorzuſtellen.

Inventio propoſitionum a poſteriori.

Judicium intuitivum.

§. 130. Die Erfahrung lehrt uns aber, wie (§. 125.) gedacht worden, auch Sätze erfinden: Und das zwar folgendermaſſen. Weñ wir dasjenige, was wir in der Empfindung an einem Dinge wahrnehmen, in Gedanken davon abſondern, und an ſich ſelbſt als was beſondres betrachten; Gleichwohl aber daſſelbe an dem empfundnen Dinge als etwas dazu gehöriges oder daran befindliches anſehen: So fällen wir ein anſchauendes **Urtheil**. (§. 109.) Z. E. Ich ſehe die Soñe untergehen, und bemerke ihre Figur, die ich mir in Gedanken als was abſonderliches vorſtelle, und doch an der Sonne wahrnehme: Alsdann urtheile ich nach dieſer Erfahrung: Die Sonne iſt rund.

§. 131. Alle Dinge, die wir empfindē, ſind einzelne Dinge: (§. 34.) Daher ſieht wohl ein jeder, daß auch die anſchauenden Urtheile, oder die Sätze, ſo aus der Erfahrung flüſſen, nur einzelne Wahrheiten in ſich enthalten können. Die allgemeinen Sätze hergegen können niemals aus der Erfahrung allein flüſſen. Z. E. Wenn jemand ſagt: Alle Menſchen müſſen ſterben; ſo hat er dieſen Satz nicht aus der bloſſen Erfahrung: Weil er weder alle Menſchen gekannt hat, noch ſie alle ſterben geſehen. Dieſes dient diejenigen abzufertigen, die uns Sätze als Erfahrungen aufbürden wollen, die ſie doch durch ihre, oftmals ſehr unrichtige Schlüſſe, heraus gebracht haben.

Experientia non eſt niſi ſingularium.

§. 132. Indeſſen geht es doch an, auch aus den Erfahrungen allgemeine Sätze zu ziehen, wenn man die rechte Behutſamkeit anwenden will. Denn alles, was einem einzelnen Dinge zukommt, das kommt ihm unter gewiſſen Umſtändē und aus gewiſſen Urſachen zu. (§. 61.) Da nun einerley Umſtände und Urſachen in einerley Dingen auch einerley Wirkungen hervorbringen: So kan ich den einzelnen Erfahrnngsſatz in einen allgemeinen verwandeln; wenn ich zu dem Subjecte die nöthigen Bedingungen und Einſchränkungen hinzuſetze. Z. E. Titius iſt erſoffen: und zwar deswegen, weil er in ein tiefes Waſ-

Quomodo univerſales propoſitiones ſuppeditet.

Waſſer gefallen, nicht ſchwimmen gekonnt, und von niemand gerettet worden. Daher ſchlüſſt man: daß alle Menſchen, ſo ſich in dergleichen Umſtänden befinden werden, auch ertrinken werden.

Alius modus univerſales ex judiciis intuitivis deducendi.

§. 133. Zuweilen iſt der Grund deſſen, was einem Dinge zukommt, gar in dem Dinge ſelbſt, oder in ſeinem eigenen Weſen anzutreffen: Und dergeſtalt iſt zwiſchen der Eigenſchaft und dem Dinge eine nothwendige Verknüpfung. Weil man nun in ſolchen Fällen allemal von dem einen ſicher auf das andre ſchüſſen kan: So iſt es klar, daß allen den Dingen, die einerley Weſen haben, auch einerley Eigenſchaft zukommen müſſe. (§. 69.) Z. E. In einem Dreyecke finde ich, daß zwey Linien zuſammen genom̃en, länger ſind, als die Dritte. Weil nun dieſes dem Dreyecke um ſeines Weſen halber zukommt: So muß es allen Dreyecken überhaupt zukommen.

VitiumSubreptionis quomodo committatur.

§. 134. Manchmal wiederfährt es denen, ſo auf die Erfahrung acht geben, daß ſie gewiſſe vorgefaßte Meynungen mit dazu bringen, und entweder aus Unachtſamkeit oder aus Vorſatz dieſelben unter ihre anſchauende Urtheile mengen: Hernach aber ſich auf die Erfahrung beruffen. Z. E. Wer ein Nordlicht ſiehet, und ſonſt in den Gedanken ſteht, daß die himmliſchen Zeichen und ungewöhnlichen Erſcheinungen was künftiges bedeuten; der wird in dem Nordlichte lauter Spieſſe, Schwerdter, kämpfende Heere und Blutſtröme ſehen; davon ein andrer, der von gedachtem Vorurtheile frey iſt, nichts wahrnimmt.

nimmt. Dieſes Verſehen wird der Fehler des Erſchleichens genennet.

Inventio notionum a priori. I. Univerſalium ex ſingularibus.

§. 135. Wenn man viele Begriffe von einzelnen Dingen zuſammen nimmt, und das ähnliche darinn von dem unähnlichen abſondert, ſo erfindet man durch dieſe Abſonderung einen allgemeinen Begriff von einer ganzen Art der Dinge. (§. 40.) Z. E. Weñ man etliche Zirkel gegeneinander hält, und ihre Aehnlichkeit darinn wahrnimmt, daß alle Puncte ihres Umfanges von dem Mittelpuncte gleichweit entfernet ſind; der hat den allgemeinen Begriff eines Zirkels erfunden. Wer nun etliche andre Arten der Figuren gegeneinander hält, und abermal die Aehnlichkeit derſelben abſondert, erfindet noch einen allgemeinern Begriff von der Figur überhaupt u. ſ. w.

II. Specialium ex generalioribus.

§. 136. Wie man im vorigen durch das Weglaſſen des Unähnlichen neue Begriffe erfand: So kan man auch durch das Hinzuſetzen neuer Beſtimmungen, aus allgemeinern Begriffen neue beſondre oder einzelne hervorbringen. Z. E. Wenn ich wüſte, die Tugend ſey eine Fertigkeit nach dem Geſetze der Natur zu handeln; und ich ſollte den Begriff von einer gewiſſen beſondern Tugend daraus erfinden: So darf ich nur eine Sache beſtimmen, worinn der Tugendhafte das Geſetz der Natur beobachten ſoll. Thut ers in Speiſe und Trank, ſo entſteht der Begriff der Mäſſigkeit und Nüchterkeit; denn dieſe ſind Fertigkeiten im Eſſen und Trinken nach dem Geſetz der Natur zu handeln.

III. Specialium ex Specialibus.

§. 137. Jngleichen kan man aus einem Begriffe die ihm eigenthümliche Beſtimmung gegen eine andre verwechſeln, und dergeſtalt den Begriff eines neuen Dinges erfinden. Z. E. Wenn ich weis, ein Vogel ſey ein Thier, ſo ſich in der Luft beweget; ſo kan ich leicht finden, was ein Fiſch ſey: Wenn ich nemlich die Beſtimmung von der Luft, in eine andre verwandle, ſo ſich vor die Fiſche ſchicket. Auf die Art kan ich aus dem Begriffe eines Deutſchen, durch eine kleine Veränderung die Begriffe eines Welſchen, Franzoſen, Spaniers ꝛc. finden: Wenn ich die Beſtimmungen des Landes da ſie gebohren ſind, und der Sprache, ſo ſie zuerſt gelernet, verändre.

Cautio adhibenda.

§. 138. Man muß ſich aber nicht gleich einbilden, daß die Begriffe, ſo auf dieſe beyde letztere Arten erfunden worden, gleich ſicher und gegründet ſind. (§.41.) Denn weil man hier etwas nach Gutdünken zu einem Begriffe hinzuſetzt, oder darinn verändert; unſere Willkühr aber nichts möglich, geſchweige denn wirklich machen kan: So folgt es deßwegen noch nicht, daß die dergeſtalt erfundenen Begriffe mögliche oder wirkliche Dinge zum Gegenſtande haben. Z.E. ich könnte mir wohl aus dem Begriffe eines Fahrzeuges überhaupt, oder eines Waſſer-Schiffes den Begriff von einem Luftſchiffe machen; aber dieſes wäre darum noch nicht möglich; vielweniger wirklich verhanden.

Inventio propoſitionum a priori.

§. 139. Wie man nun aus der Erfahrung neue Urtheile abfaſſen und Sätze erfinden kan: So kan man es auch durch Vernunftſchlüſſe thun. Dieſes haben viele geleugnet, weil ſie ſich eingebildet, daß man den Schlußſatz allezeit eher haben müſte, als man den Beweis deſſelben in die Förderſätze bringen könnte. Allein ſie hatten ſich geirret, und auf die Erfahrung nicht acht gehabt, wo uns unzehliche mal die Förderſätze eher in die Gedanken kommen, als die **Folgerungen**, ſo daher flüſſen. Eben ſo erfinden die Mathematici ihre neuen Wahrheiten, nur daß gemeiniglich der Unterſatz den Anfang macht, der ihnen den Oberſatz in die Gedanken bringet.

Conſequentiae.

§. 140. Es gehören aber zu dieſer Art der Erfindung allemal gute Erklärungen und Grundſätze, imgleichen andre allgemeine Sätze, deren Wahrheit uns ſchon ſonſt bekannt iſt. Wer davon eine gute Anzahl im Vorrathe hat, und ſonſt im Schlüſſen geübt iſt, der kan ſolchergeſtalt leicht was neues entdecken. Z. E. Wenn man aus der Sternwiſſenſchaft lernet, daß der Mond eine **Dunſtkugel** um ſich hat, wie die Erde: ſo fällt uns der allgemeine Satz ein, daß nichts in der Natur vergeblich ſey; und daraus folgt der Schluß, daß auch die Dunſtkugel des Mondes ihren Nutzen haben werde; nemlich: den Boden mit Thau zu befeuchten, oder zum Athmen gewiſſer Thiere ꝛc.

Difficultas inventionis a priori.

Athmoſphaera.

§. 141. Man kan aber in dieſer Art nicht allezeit mit einem einzigen Schluſſe zufrieden ſeyn; ſondern man muß öfters viele hinter einander machen, ehe die neue Wahrheit heraus kommt. Als in dem vorigen Exempel iſt das letzte noch

Longa ratiociniorum ſerie ſaepe opus eſt.

nicht ſowohl erfunden als vielmehr gemuthmaſſet. Wenn ich aber die Schlüſſe weiter fortſetzen will: ſo wird ſich mehr Wahrſcheinlichkeit dabey finden laſſen. Da fällt mir nun bey dem Schluſſe ein, daß ein Ding nur dazu nützen kan, wozu es geſchickt iſt; und daraus ſchlüſſe ich, daß auch die Dunſtkugel des Mondes nur dazu nützen werde, wozu ſie ihrer Natur nach geſchickt iſt.

Continuatio.

§ 142. Hier beſinne ich mich nun auf die Erklärung der Dunſtkugel, daß ſie nemlich eine mit feuchten Ausdünſtungen und trockenen Dämpfen angefüllete Luft ſey, die einen planetiſchen Weltkörper umgiebet, und nach Beſchaffenheit der Umſtände bald dicker bald dünner wird. Und daraus ſchlüſſe ich nun, daß eine ſolche Dunſtkugel zum befeuchten geſchickt ſey, wenn ſie ihre Dünſte fallen läßt und ſich reiniget; daß ſie Winde machen könne, wenn das Gleichgewicht ihrer verſchiedenen Theile aufgehoben wird; daß ſie ſich erwärmen laſſe, wenn die Sonne ſcheinet; daß ſie zum Athemholen geſchickt ſey, und was ſonſt mehr von unſrer Luft bekannt iſt.

Experientia non penitus hic excluditur.

§. 143. Auf dieſe Weiſe könnte ich noch weiter fortfahren, und immer mehr neue Sätze daraus herleiten, wenn es nicht zu weitläuftig fiele. Man merke nur an, daß auch mitten in dieſer Erfindungsart die Erfahrungen nicht unbrauchbar ſind. Denn es geſchieht ſehr oft, daß man die Unterſätze daher nimmt, und dadurch auf allgemeine Oberſätze gebracht wird, die alsdann einen Schluß veranlaſſen. Dieſer Kunſtgriffe nun bedienen ſich auch die Unſtudirten in allen ihren Künſten und Handthierungen, wenn ſie durchs Nachſinnen was neues erfinden; ob ſie gleich ſelbſt die Regeln nicht wiſſen, wornach ſie ſich richten.

Das II. Hauptſtücke von dem Nutzen der Vernunftlehre in dem guten Vortrage der erfundenen Wahrheiten.

§. 144.

Wenn man die Wahrheit ſelbſt erfunden hat, ſo muß man ſie auch ſo vorzutragen wiſſen, damit ſie von andern davor erkannt und angenommen werde. Ein Vortrag von ſolcher Beſchaffenheit heißt die **Lehrart**. Da ſich nun die Gelehrten bemühet haben, allerley Gattungen der Lehrart auszuſinnen; davon die eine immer beſſere Wirkung thut, als die andre: So fragt ſichs, welches die beſte darunter ſey? und die Vernunftlehre muß dieſe Frage entſcheiden.

Methodus.

§. 145. Mit dem bloſſen Gedächtniſſe kan man auch dunkle, falſche und unordentliche Sätze faſſen. Wenn alſo eine Lehrart nur vor das Gedächtniß gut iſt, ſo kan ſie auch bey Irrthümern und unverſtändlichem Zeuge gebraucht werden: und ſie trägt folglich die Wahrheit nicht als Wahrheit vor. Daher folget, daß die

Intellectui non memoriae tradenda eſt veritas.

gute Lehrart die erfundenen Wahrheiten dem Verſtande deutlich, gründlich und ordentlich vortragen müſſe: * oder daß ſie im Erklären und Beweiſen die Regeln der Vernunftlehre beobachten; durch die Ordnung aber alles, ſoviel möglich iſt, zu erleichtern ſuchen müſſe.

Regula methodi prima.

§. 146. Die gute Lehrart muß alſo alles dunkle erklären, das iſt ſowohl von Worten als von Sachen deutliche Begriffe machen, ehe man zum Beweiſe der Sätze ſchreitet. Wer die Wörter nicht nach ihren Bedeutungen genau einſchränket, und ſie nicht allezeit in einerley Verſtande braucht, der wird vielmals unrecht, oder auch wohl gar nicht verſtanden. Wer aber die Sachen nicht erkläret, oder ihren weſentlichen Begriff nicht anzeiget, der kan auch von den Eigenſchaften derſelben nichts gründliches ſagen. Die gute Lehrart fängt alſo jederzeit von Erklärungen an.

Regula methodi ſecunda.

§. 147. Wenn man mit der Erklärung fertig iſt, ſo muß die gute Lehrart auch gründlich erweiſen. Der Beweis zeigt den Zuſammenhang eines Satzes mit andern Wahrheiten; und dieſer Zuſammenhang macht eben, daß man ihn gleichfalls vor wahr erkennet. Der Beweis beſteht aus lauter Vernunftſchlüſſen, die an einander hängen, und ſich in den erſten Grundwahrheiten gründen, die man ohne Beweis annimmt. Doch dörfen hier nicht allemal förmliche Schlußreden mit drey ausdrücklichen Sätzen vorkommen: genug, daß ſie der Kraft nach darinn verhanden ſind.

Regula methodi tertia.

§. 148. Die dritte Eigenſchaft der guten Lehrart iſt die Ordnung, dadurch ſie ihren Inhalt erleichtert. Die Hauptregel derſelben iſt: Setze das leichtere vor dem ſchwerern, oder das bekanntere vor dem was unbekannter iſt und ſich aus dem bekanntern herleiten, oder begreifen läßt. Wenn man dergeſtalt die Wahrheit vorträgt, ſo wird der Verſtand deſſen, der ſie faſſen ſoll, nicht übereilet, oder überhäufet: Sondern er gelanget allmählich und gleichſam ſtuffenweiſe von der einen Wahrheit zu der andern. Und weil er das, was vorher gieng, zugeben muſte; ſo kan er auch die Folgerungen nicht leugnen.

Methodus haec quare mathematica audiat?

§. 149. Dieſer Lehrart haben ſich bisher die Mathematici faſt ganz allein bedienet; da ſich hergegen die übrigen Gelehrten eine ganz andre Schulmethode gemacht, die ſich mehr vor das Gedächtniß als vor den Verſtand ſchicket. Daher hat ſie denn den Nahmen der mathematiſchen Methode bekommen: Nicht als ob ſie den mathematiſchen Wiſſenſchaften eigen bleiben müſte; ſondern weil man ſie aus Unfähigkeit in andern Wiſſenſchaften noch nicht gebrauchet hat. Denn eigentlich iſt ſie die wahre philoſophiſche Methode, ſo uns die Vernunftlehre vorſchreibet.

Forma methodi externa.

§. 150. Es iſt wahr, daß ſich die mathematiſchen Schriften äuſſerlich auch durch die Nahmen, ſo man über alle Sätze ſchreibet, von andern Büchern unterſcheiden. Aber ungeachtet dieſes eine gute Gewohnheit iſt, die den Leſer gleich erinnert, was er in dem folgenden Satze zu vermuthen hat: So macht doch dieſes hinzuſchreiben an ſich die Methode nicht aus. Euclides hätte alle Nahmen ſeiner Sätze weglaſſen können; und ſeine Bücher wären doch in mathematiſcher Lehrart geſchrieben. Viele neuere hergegen haben fleißig die Nahmen über ihre Sätze geſchrieben, und die gedachte Lehrart doch nicht beobachtet.

Quomodo addiscatur bona methodus?

§. 151. Wer ſich alſo in dieſer Lehrart feſt ſetzen will, der muß erſtlich die Vernunftlehre, ſo wie wir dieſelbe abgehandelt haben, wohl faſſen, auch Hrn. Wolfs Unterricht von der mathematiſchen Methode mit Fleiß durchgehen. Hernach muß er in den mathematiſchen Wiſſenſchaften ſelbſt, oder doch in der Weltweisheit, ſo wie dieſelbe von Hrn. Wolfen oder Hanſchen nach ihm vorgetragen worden, üben, und alles was darinn vorkommt, nach den Regeln der Vernunftlehre prüfen. Dieſes wird die beſte Vorbereitung abgeben, ſelbſt in einer ſo gründlichen Lehrart etwas vortragen zu lernen.

Exercitia methodi?

§. 152. Hernach nehme man einen Satz, den man ausführen, oder in einer guten Lehrart vortragen will, um ihn andern als eine Wahrheit beyzubringen. Man beweiſe ihn durch eine ordentliche Schlußrede, und beyde Förderſätze wiederum durch neue Schlußreden. Dieſes ſetze man auch mit den neuen Förderſätzen ſo lange fort, bis man lauter Erfahrungen, Erklärungen oder Grundſätze und andre ſonſt ſchon erwieſene Wahrheiten antrifft. Dieſes giebt den Entwurf zur ganzen Ausführung ab, und lehret, ob man auch Fähigkeit genug habe, ſein Vorhaben wohl auszuführen.

§. 153. Z. E. Ich wollte ausführen, daß man Satiren und Comödien im gemeinen Weſen nicht hindern müſſe: So würde ich folgende Vernunftſchlüſſe machen.

Exemplum demonſtrationis analyticae.

I.

A Was viele von laſterhaften Thaten abhält, das muß man in der Republik nicht hindern.

B Die Satiren und Comödien halten viele von laſterhaften Thaten ab.

Darum muß man ſie in der Republik nicht hindern.

Der Satz A iſt ein Lehnſatz aus der Politik, allwo derſelbe ausführlich erwieſen wird. Hier kan man ihn alſo entlehnen, und vor wahr annehmen, ohne den Beweis anzuführen; den man allenfalls in einem politiſchen Buche nachſchlagen kan. Der Satz B wird durch folgende Schlußrede erwieſen.

II.

C Was die Laſter als lächerlich vorſtellet, das hält viele von laſterhaften Thaten ab.

D Die Satire und Comödie ſtellt einige Laſter als lächerlich vor,

B Daher hält die Satire und Comödie viele von laſterhaften Thaten ab.

Der Satz C wird folgendergeſtalt erwieſen:

E Was

III.

E Was die Laſter als ungereimt und verächtlich vorſtellt, das hält viele von laſterhaften Thaten ab.

F Was aber die Laſter als lächerlich vorſtellt, das ſtellt ſie als ungereimt und verächtlich vor.

C Was alſo die Laſter als lächerlich vorſtellet, das hält viele von laſterhaften Thaten ab.

Der Satz E könnte hier wohl noch weiter erwieſen werden, wenn man nach der Schärfe verfahren wollte. Allein man kan ihn als einen Lehnſatz aus der Sittenlehre vor bekannt annehmen, und aus der Erfahrung ſelbſt geſchloſſen haben. Der Satz F iſt ein Grundſatz der aus der Erklärung des lächerlichen oder auslachenswürdigen flieſſet. Alſo bleibt nur der Satz D aus dem II. Vernunftſchluſſe zu beweiſen übrig. Dieſes geſchieht folgendermaſſen:

IV.

G Was die Laſter als ungereimt vorſtellt, in ſo weit ſie keinen Schmerz oder ein gänzliches Verderben bey ſich führen, das ſtellt ſie lächerlich vor.

H Die Satire und Comödie ſtellt einige Laſter ſo ungereimt vor.

D Darum ſtellt die Satire und Comödie einige Laſter lächerlich vor.

In dieſem Schluſſe iſt der Oberſatz G abermal ein Grundſatz, der aus der Erklärung des Auslachenswürdigen flüſſet. Es darf alſo nur der Satz H erwieſen werden.

I Was

J Was die Laſter ſo vorſtellet, wie ſie ſind, daß ſtellt einige davon als ungereimt vor.

K Die wahre Satire und gute Comödie ſtellt die Laſter ſo vor, wie ſie ſind.

L Darum ſtellt die wahre Satire und gute Comödie einige Laſter als ungereimt vor.

Der Satz J iſt hier abermal ein moraliſcher Lehnſatz, den man hier nicht beweiſen darf, und aus der Erfahrung vor bekannt annehmen kan: Der Satz K aber iſt ein poetiſcher Grundſatz der aus der Erklärung der guten Satire und Comödie fließet. Und folglich habe ich meinen Beweis durch Vernunftſchlüſſe zum Ende gebracht: Obwohl man allerdings noch weiter gehen könnte, wenn jemand auf die gröſte Schärfe bringen wollte.

Quomodo in Syntheticam convertatur.

§. 154. Will ich nun dieſen Beweis in der oben angerühmten Lehrart vertragen: So muß ich das unterſte zu oberſt ſetzen, von den Erklärungen, Erfahrungen, Grundſätzen und **Lehn**ſätzen anfangen, und hernach die Lehrſätze bis auf den allerletzten Hauptſatz daraus herleiten. Dabey aber ſteht mirs frey noch hier und dar allerley Anmerkungen und Zuſätze mit einzuſtreuen, die der Materie ein Licht geben, und zu deſto gröſſerer Uberzeugung dienen können. Ich ſehe hier, daß ich von der Erklärung des Lachens werde anfangen müſſen, und dazu muß ich mit einer Erfahrung den Grund legen:

Erfahrung.

1. Wenn man in der Fabel lieſet, daß ſich der Froſch vor Stolz aufbläſt, um ſo groß zu werden als ein Ochſe; oder daß der Hund im Waſſer nach dem Bilde des Fleiſches ſchnappet, ſo er im Maule trägt, und das wahre Fleiſch darüber verlieret: So lachet man darüber.

Anmerkung.

2. Wenn man irgend nicht hierüber lachte, ſo wird es daher kommen, weil man es ſchon längſt gewußt hat, und es einem ſchon was altes iſt. Wer es aber zum erſtenmal höret, der wird ſchon lachen müſſen. Folgendes Exempel kan denen zur Probe dienen, die es noch nicht gewußt haben. Ein alter Poet läßt den König Xerxes mit einer Armee von 40000. Mann auf einen güldenen Berg ziehen: um daſelbſt mit recht Königlicher Pracht ſeine Nothdurft zu thun.

Zuſatz.

3. Wenn man hier unterſuchet, was uns das Gelächter in dergleichen Fällen erwecket: So findet man, daß es das ungereimte Weſen iſt, ſo in dergleichen Dingen, Thaten oder Worten ſtecket. Doch bemerket man, daß, wenn das ungereimte zum Verderben eines Dinges gereichet, bey dem wirs antreffen, oder ihm doch ſehr ſchmerzlich fällt: So hört das Lachen auf. Z. E. Wenn man von dem obigen Froſche höret, daß er gar zerborſten ſey.

I. Erklärung.

4. Das Lachen iſt im Abſehen auf die Seele, ein hoher Grad des Vergnügens über eine ſeltſame doch unſchädliche Ungereimtheit, die wir an etwas wahrzunehmen vermeynen.

Anmerkung.

5. Ariſtoteles hat mir zu dieſer Erklärung in ſeiner Poetik den Weg gebahnet, da er in ſeinem 5ten Capitel von der Comödie handelt, und zeigen will,

was vor Fehler der Menſchen darinnen das Gelächter erwecken. Es wird weiter unten vorkommen.

1. Zuſatz.

6. Weil kein Vergnügen in uns entſteht, ehe und bevor wir geurtheilet haben, daß eine Sache ſo oder ſo beſchaffen ſey: So kommt es bey dem Lachen auf die Urtheile an, die man von den Dingen bey ſich ſelbſt abfaſſet.

2. Zuſatz.

7. Da ſich unſre Urtheile nach der Fähigkeit unſeres Verſtandes richten, der entweder viel oder wenig Einſicht hat, und ſich entweder viel oder wenig Zeit und Mühe genommen, die Sache zu erwegen: So iſt es kein Wunder, daß ſelbige auch im Lachen zuweilen wahr, zuweilen falſch ſeyn werden; nachdem wir die Sache verſtehen, und uns im beurtheilen übereilet haben oder nicht.

3. Zuſatz.

8. Hieraus folget, daß nicht alles, worüber man lachet, nothwendig ungereimt ſeyn müſſe. Denn es kommt auf die Wahrheit des Urtheils an, ſo der Lachende gefället hat. Stimmt daſſelbe mit der Sache nicht überein: So iſt ſie nicht ungereimt; geſetzt, daß er ſich zu Tode lachete.

4. Zuſatz.

9. Jmgleichen ſieht man leicht, daß manches Ding ſehr ungereimt ſeyn kan, und doch vielen kein Lachen erwecket, weil ſie die Ungereimtheit deſſelben nicht einſehen. Kunſtverſtändige lachen oft ein Stück Arbeit aus, ſo ein Stümper verfertiget hat, ob es gleich Unverſtändigen ſehr gefällt.

I. Lehnſatz.

10. Falſche Urtheile entſtehen theils aus dunkeln unausführlichen und unvollſtändigen Begriffen, theils aus unrichtigen Vernunftſchlüſſen.

Anmerkung.

11. Dieſer Satz wird aus der Vernunftlehre erborget, allwo er gründlich erwieſen wird.

1. Zuſatz.

12. Daher folgt, daß die Sinne und die Einbildungskraft mehr Theil an den falſchen Sätzen haben, als die Vernunft; und daß das Vergnügen, ſo wir zuweilen darüber haben, nur ein ſinnliches Vergnügen ſey.

2. Zuſatz.

13. Da auch die wahren Urtheile im Lachen ſehr geſchwinde gefället werden, und alſo mehr aus klaren als aus deutlichen Begriffen von dem Ungereimten entſtehen, die nur von ungefehr zutreffen: So iſt auch die dabey entſtehende Vergnügung nur eine ſinnliche Vergnügung.

II. Erklärung.

14. Ein Affect iſt ein hoher Grad der ſinnlichen Luſt, oder des ſinnlichen Abſcheues.

I. Lehrſatz.

15. Das Lachen iſt ein Affect.

Beweis.

Das Lachen iſt ein hoher Grad des Vergnügens oder der Luſt. (§. 4.) Dieſes Vergnügen iſt ein ſinnliches Vergnügen, ſowohl wenn es aus falſchen Urtheilen entſtehet, (§. 12.) als wenn es aus wahren Urtheilen entſpringet. (§. 13.) Nun heißt aber ein hoher Grad der ſinnlichen Luſt ein Affect. (§. 14.) Daher iſt das Lachen ein Affect. W. Z. E. W.

1. Zuſatz.

16. Da die Affecten, ſo aus der ſinnlichen Luſt entſtehen, angenehm ſind: ſo erhellt daraus, warum man ſo gerne lachet, und warum man diejenigen gern um ſich hat, die ein Gelächter zu erwecken wiſſen.

2. Zuſatz.

17. Imgleichen erhellet hieraus, daß Leute, die ſehr ſinnlich ſind, am ſtärkſten und am liebſten lachen werden. Je ſtärker alſo die Vernunft bey jemanden iſt, je weniger lachet er.

III. Erklärung.

18. Das Auslachenswürdige iſt eine Ungereimtheit an einem Dinge, welche nicht zu ſeinem Verderben oder ſonderlichen Schaden gereichet.

Anmerkung.

19. Ariſteteles ſchreibt: Το γαρ γελοιον ἐςι ἁμαρτημα τι, και αἰσχος ἀνωδυνον, και οὐ φθαρτικον.

Zuſatz.

20. Dasjenige alſo, was nicht eine wirkliche Ungereimtheit an ſich hat, ſondern nur einem Unverſtändigen ungereimt vorkommt, iſt nicht auslachenswürdig.

2. Zuſatz.

21. Wenn ferner ein Ding zwar ungereimt wäre, aber ſchädliche Folgen nach ſich zöge: So wäre es eher bedaurenswürdig, oder abſcheulich, als auslachenswürdig zu nennen.

Anmerkung.

22. Die obigen Exempel dienen, das wahre auslachenswürdige zu erläutern. Wenn aber jemand Zoten redet; ſo kan zwar theils in den Ausdrückungen, theils darinn was ungereimtes ſtecken, daß etwa dergleichen Perſon, in ſolchen Umſtänden der Zeit und des Orts u. d. g. ſie vorgebracht. Allein weil dieſe Unfläthereyen theils dem der ſie ſaget, theils denen, die ſie hören, ſchändlich und ſchädlich ſind: So ſind ſie mehr vor abſcheulich als vor auslachenswürdig zu halten.

II. Lehnſatz.

23. Wenn ein Affect mit der Vernunſt übereinſtimmet, ſo iſt er untadelich, und kan nach Gelegenheit gar nützlich werden.

Anmerkung.

24. Dieſer Satz iſt aus der Sittenlehre hergenommen, und darf hier nicht erwieſen werden. Es ſtimmet aber alsdann ein Affect mit der Vernunſt überein, wenn er einen Sporn abgiebt, eben das zu thun und zu laſſen, was die Vernunſt zu thun und zu laſſen anbefiehlt. Das kan aber ein Affect alsdann thun, wenn bey der Tugend auch eine ſinnliche Luſt, bey dem Laſter aber auch ein ſinnlicher Verdruß ſtatt findet. In ſolchen Fällen treiben die Affecten oft ſtärker zum Guten, als die Vernunſt ſelbſt.

II. Lehrſatz.

25. Es iſt erlaubt über das Auslachenswürdige zu lachen.

Beweis.

Das Lachen iſt ein Affect. (§. 15.) Ein Affect iſt untadelich, wenn er mit der Vernunft übereinſtimmet. (§. 23.) Das Auslachenswürdige iſt eine wahre Ungereimtheit, die doch unſchädlich iſt. (§. 18.) Wer dieſes alſo belachet, der urtheilet richtig, und ſein Affect iſt der Vernunft gemäß; (§. 24.) Daher iſt es erlaubt über das Auslachenswürdige zu lachen. W. Z. E. W.

1. Zuſatz.

26. Auf eben die Art erhellet, daß es nicht erlaubet ſey über alle Dinge zu lachen, die entweder nicht wirklich ungereimt, oder doch ſehr verderblich ſind.

2. Zuſatz.

27. Es wird alſo auch erlaubt ſeyn, ungereimte Dinge, die nur nicht ſehr verderblich ſind, andern

zum Gelächter darzuſtellen; oder ſolche Sachen lächerlich zu machen, die es verdienen.

IV. Erklärung.

28. Das Laſter iſt eine Fertigkeit, wieder das Geſetz der Natur zu handeln.

Anmerkung.

29. Das Geſetz der Natur gebeut uns nach Vollkommenheit zu ſtreben, und uns alſo glücklich zu machen. Alle Menſchen haben einen Trieb bey ſich glücklich zu werden: Nur ſie fehlen in Erwehlung der Mittel, und handeln ſo, als ob ſie ſich unglücklich zu machen wünſchten.

V. Erklärung.

30. Ungereimt iſt, was ſich ſelbſt wiederſpricht, und ſich alſo nicht zuſammen reimet.

Zuſatz.

31. Da ſich nun die Laſterhaften zu eben der Zeit, da ſie ſich glücklich zu machen wünſchen, unglücklich machen, (§. 29.) ſo handeln ſie ungereimt; und in den Laſtern ſteckt alſo jederzeit was ungereimtes. (§ 30.)

2. Zuſatz.

32. Da aber nicht alle Laſter zum gänzlichen Verderben des Menſchen gereichen, oder ſehr ſchmerzlich fallen: So erhellet, daß viele Laſter ſehr auslachenswürdig ſind, wenn man auf ihre Ungereimtheit acht hat.

VI. Erklärung.

33. Wer das Auslachenswürdige in den Handlungen der Menſchen in lebhaften Beſchreibungen oder Fabeln ſehr ſinnreich machen kan, wird ein Satirenſchreiber geheiſſen.

Zuſatz.

34. Da die Poeſie eine Nachahmung der Natur in einer harmoniſchen Rede iſt; Die Satirenſchreiber aber die Natur der auslachenswürdigen Handlungen in ihren Schriften abſchildern: So ſind ihre Schriften Gedichte, ſie ſelbſt aber Poeten.

VII. Erklärung.

35. Eine Satire iſt ein Gedichte, welches das Auslachenswürdige menſchlicher Handlungen bebeſchreibet.

VIII. Erklärung.

36. Eine Eſopiſche Fabel iſt ein Gedichte, welches das Auslachenswürdige menſchlicher Handlungen in einer Erzehlung vorſtellet.

IX. Erklärung.

37. Eine Comödie iſt ein Gedichte, welches das Auslachenswürdige der menſchlichen Handlungen in einer ſolchen Fabel vorſtellet, die von lebendigen Perſonen geſpielt werden kan.

III. Lehnſatz.

38. Was von laſterhaften Thaten abhalten kan, das muß man in dem gemeinen Weſen nicht hindern.

Anmerkung.

39. Dieſes iſt ein politiſcher Lehrſatz, den man hier ohne Beweis annehmen kan.

Zuſatz.

40. Weil ſich niemand gerne auslachen läßt, ſo giebt die Vorſtellung des Auslachenswürdigen, denen die dadurch ausgelachet werden einen Bewegungsgrund ab, ſich von den Laſtern, die ſo auslachenswürdig ſind, zu enthalten.

III. Lehr-

III. Lehrſatz.

40. **Man ſoll die guten Satiren, Fabeln und Comödien im gemeinen Weſen nicht hindern.**

Beweis.

Da alles Ungereimte ſo nicht ſehr ſchädlich iſt, auslachenswürdig iſt, (§. 18.) die Laſter aber allezeit ungereimt (§. 31.) und zuweilen nicht gar zu verderblich ſind, folglich auch ausgelacht zu werden verdienen, (§. 32.) da ferner die gute Satire, Fabel und Comödie dieſes auslachenswürdige Weſen der Laſter ſo wie es iſt, vorſtellet. (§. 35. 36. 37.) Dieſe Vorſtellung aber vielen einen Bewegungs-Grund zur Tugend abgeben kan (§. 40.); Welcher Art Dinge man im gemeinen Weſen nicht hindern muß (§. 38.): So muß man auch die guten Satiren, Fabeln und Comödien im gemeinen Weſen nicht hindern. W. Z. E. W.

§. 155. Ich habe hier mit Bedacht ein Exempel erwehlet, welches in keine Gattung der mathematiſchen Wiſſenſchaften, ja auch nicht einmal in die Naturlehre läuft; damit ich denen deſto beſſer begegnen könne, die davor halten, dieſe ſynthetiſche, oder mathematiſche Lehrart beſtehe im rechnen oder abmeſſen. So lächerlich dieſer Irrthum iſt, ſo deutlich ſieht man aus dem bisherigen, daß ſich dieſe Methode überall anwenden läßt, wo man deutliche Begriffe von Wörtern und Sachen und viele andre ſichere Grundwahrheiten im Vorrathe hat, die zum Beweiſe des Hauptſatzes gehören. Mehr Exempel dieſer Lehrart ſehe man in Hanſchens Principiis Philoſophiae Leibnitianae, und Wolfs Philoſophiſchen Schriften.

Ubi huic methodo locus ſit.

Das III. Hauptſtücke
von dem
Nutzen der Vernunftlehre in Beurtheilung der erfundenen Wahrheit und der Schriften, darinn ſie vorgetragen wird.

§. 156.

Quid ſit verum, qvid ſit falſum?

Unſere Erkenntniß iſt entweder mit den Dingen ſelbſt einſtimmig, oder nicht. Im erſten Falle wird es wahr, im andern aber falſch genennet. Die Wahrheit iſt alſo nichts anders, als die Ubereinſtimmung unſrer Erkenntniß mit den Dingen ſelbſt; Die Falſchheit aber iſt der Mangel einer ſolchen Ubereinſtimmung. Z. E. Ein wahres Bild eines Menſchen, iſt ein ſolches Gemählde, welches mit der Geſtalt deſſelben Menſchen übereinkommt; und ihm alſo ähnlich iſt; Ein falſches Bild hergegen iſt ein ſolches, wo wenig oder nichts mit dem Geſichte ſelbſt übereinkommt; und welches ihm alſo unähnlich iſt.

Criterium veritatis in ideis.

§. 157. Nun giebt es, wie ſchon oben gedacht worden, zweyerley Erkenntniß, nemlicht Begriffe und Sätze. In jenen iſt Wahrheit, wenn ſie, wie itzt von Bildern gezeiget worden, ihren Originalen ähnlich ſind: Denn alle Begriffe ſind Vorſtellungen oder Bilder der Dinge.

In Judiciis.

In dieſer Gattung aber beſteht die Wahrheit darinne, daß die Begriffe, ſo unter den Worten liegen, eben ſo zuſammen gehören oder nicht, wie die Worte des Satzes ſolches andeuten. Z. E. Wenn ich mir die Tugend, als eine Fertigkeit nach dem Geſetze der Natur zu handeln, vorſtellte, und von ihr ſagte, daß ſie glücklich macht.

Quid ſit Scientia?

§. 158. Wer einen Satz demonſtriren, oder aus unleugbaren Gründen, das iſt Erklärungen, Grundſätzen, und klaren Erfahrungen, durch eine Reihe richtiger Vernunftſchlüſſe erweiſen kan; der hat eine Wiſſenſchaft von demſelbē. (§. 119) Es iſt alſo die **Wiſſenſchaft** eigentlich die Fertigkeit zu demonſtriren. Insgemein braucht man dieſes Wort in gar zu weitläufigem Verſtande, wo man nur das Wort **Erkenntniß**, oder **Nachricht**, oder **Glauben**, oder **Meynung** brauchen ſollte. Die Gewohnheit des Pöbels aber, muß die Gelehrten nicht abhalten, ihren Wörtern gewiſſe und beſtimmte Bedeutungen zu geben. (§. 48. 49.)

Qvid ſit Opinio?

159. Wenn jemand ſeinen Satz zwar erweiſen, aber die Förderſätze ſeiner Schlußreden nicht ferner durch ſolche Vernunftſchlüſſe darthun kan, die aus ungezweifelten Gründen herflüſſen: So hat er nur eine **Meynung** (§. 114.) So iſt die Lehre vom Stillſtande der Sonne, ſowohl bey denen, ſo ſie behaupten, als bey denen, die ſie verneinen, nur eine Meynung: Weil noch zur Zeit weder eins noch das andre demonſtrirt werden kan. Es kan aber eine ſolche Meynung, zuweilen wahr, zuweilen falſch ſeyn: Imgleichen kan eine viel wahrſcheinlicher ſeyn als die

andre; nachdem ſie auf ſtarken oder ſchwachen Beweiſen beruhet. (§. 116.)

Conſectaria. §. 160. Hieraus erhellen drey Wahrheiten: 1) Daß der eine von einem gewiſſen Satze eine Wiſſenſchaft haben kan, davon der andre nur eine Meynung hat. 2) Daß die Meynungen eines Menſchen ſich ändern laſſen, da die Wiſſenſchaft hergegen beſtändig bleibt. Endlich 3) daß derjenige, ſo nur eine Meynung hat, nicht ganz ſicher in ſeinem Beyfalle ſeyn könne; ſondern allezeit beſorgen müſſe, es möchte etwa das Gegentheil beſſer gegründet ſeyn, als das, was er vor wahr hält. Woraus der groſſe Vorzug der Wiſſenſchaft vor bloſſen Meynungen ſattſam abzunehmen iſt. Formido oppoſiti.

Unde error naſcatur? §. 161. Bisweilen nimmt ſich jemand vor, ſeinen Satz nicht nur zu erweiſen, ſondern wohl gar zu demonſtriren; legt aber gewiſſe Erklärungen und Erfahrungen zum Grunde, die entweder wiederſprechend, und alſo unmöglich oder ſonſt falſch ſind. (§. 121.) Alsdann verfällt man auch durch die richtigſten Folgerungen und Vernunftſchlüſſe in einen Irrthum. So ſind die Alten in den Irrthum gefallen, daß die Sonne ein Planet ſey: da ſie eine falſche Erfahrung zum Grunde legten, daß ſich nemlich die Sonne durch den Thierkreis bewege. Auf eben dergleichen falſche Erfahrungen gründete ſich der Einfluß der Geſtirne auf die irrdiſchen Dinge.

Alia erroris origo. §. 162. Zuweilen legt man zwar lauter Wahrheiten zum Grunde, aber im Schlüſſen begeht man Fehler wieder die Regeln der Schlußreden; und daher geſchiehts, daß auch in dieſem Falle Irrthümer oder falſche Sätze herauskommen. Dergleichen begegnet dem gemeinen Manne ſowohl, als den Gelehrten in ihren Schriften täglich, wenn ſie durch viele weitläuftige Reden, darinn lauter verſtümmelte Schlußreden, auch wohl Sprünge im Schlüſſen vorkom̃en, ſich verirren. (§. 122.) Eben ſo geht es ihnen, wenn ſie durch die bloſſe Aehnlichkeit der Wörter ſchlüſſen, ohne an die Begriffe, ſo darunter liegen, zu gedenken.

Quomodo ab erroribus caveatur.

§. 163. Wer ſich alſo vor allen Irrthümern hüten will, der ſtelle ſich alle ſeine Beweiſe in förmlichen Schlußreden vor. Er überlege dabey erſtlich die Form an ſich ſelbſt, nach den Regeln der Vernunftlehre; Hernach unterſuche er die Wahrheit der Förderſätze. Sind dieſe anſchauende Urtheile, ſo gebe man auf die Erfahrungen acht, daraus ſie flüſſen. Sind es Grundſätze, ſo ſehe man, ob die Erklärungen, darauf ſie ſich gründen, nach logiſchen Regeln gemacht ſind. Sind es endlich Lehrſätze, ſo prüfe man von neuem ihre Beweiſe, indem man ſie in Schlußreden bringt, und eben ſo, wie den erſten Vernunftſchluß, unterſuchet.

Quid ſit Fides.

§. 164. Wenn man einem Satze Beyfall giebt, der ſich bloß auf die Auſſage eines andern gründet: So heißt dieſer Beyfall Glaube. Es ſieht aber ein jeder ſelbſt, daß dieſer Glaube eigentlich nur in Geſchichten, oder Begebenheiten ſtatt findet, wo ſich keine Demonſtration geben läßt. (§. 113) Deñ da muß man es freylich auf Zeugen und ihre Ausſage ankommen laſſen. Ueberall aber, wo nicht die Frage iſt, ob etwas geſchehen ſey? da gehört der Glaube nicht hin: weil der Beyfall in dogmatiſchen Dingen, der ſich nur auf ein Pythagoriſches: **Er hats ſelbſt geſagt:** gründet, ein **Vorurtheil des Anſehens** hervorbringen würde.

Praejudicium auctoritatis.

Qvid ad teſtem fide dignum requiratur 1) ratione notitiae.

§. 165. Der Glaube kan leicht zu einer Leichtgläubigkeit werden, wenn man die Glaubwürdigkeit der Zeugniſſe nicht unterſucht. Es gehört aber I. zu einem glaubwürdigen Zeugen, daß er ſelbſt von der Begebenheit wohl unterrichtet und verſichert ſey. Zu dem Ende muß er 1) mit einem guten Verſtande begabet; 2) bey der Sache mit Aufmerkſamkeit zugegen gegen geweſen ſeyn; 3) Den völligen Gebrauch aller ſeiner Sinne, ſo dazu gehören, gehabt haben, 4) nicht durch einen liſtigen Betrug hintergangen ſeyn. Kan man aber einen ſolchen Zeugen nicht haben, ſo muß ers wenigſtens von einem ſolchen ſelbſt gehöret haben.

2) ratione ſinceritatis.

§. 166. Zum II. muß man auch auf die Beſchaffenheit des Willens, bey einem Zeugen, ſehen: Denn es iſt nicht genug, daß er die Sache ſelbſt wiſſe; ſondern er muß ſie auch aufrichtig ausſagen wollen. Man urtheilt aber von der Aufrichtigkeit eines Zeugen, wenn man keinen Grund ſiehet, warum er nicht die Wahrheit ausſagen ſollte. Da nun die Affecten, imgleichen beſondre Abſichten vielmals verurſachen, daß eine Begebenheit anders erzehlt wird, als ſie iſt:

So muß man ſehen, ob ein Zeuge durch Furcht, Hoffnung, Haß, Eigennutz, Ehrgeiz, Partheylichkeit, Freundſchaft oder Dankbarkeit ſey getrieben worden, anders zu ſchreiben, als er gedacht; oder ob er ſonſt Abſichten dabey gehabt habe.

§. 167. Nunmehro haben wir die nöthigen Gründe, auch von Büchern, darinn die Wahrheiten vorgetragen werden, zu urtheilen. Es ſind aber dieſelben von dreyerley Gattung nach Beſchaffenheit ihres Inhalts. Einige ſind **Hiſtoriſch**, die nemlich einzelne Begebenheiten erzehlen, die ſich in der Welt eräuget haben ſollen. (§. 68) Andre ſind **Dogmatiſch**, dariñē lauter allgemeine Wahrheiten und Lehren vorgetragen werden. Noch andre ſind **gemiſcht**, darinnen etwas von beyden anzutreffen iſt. Von allen dieſen Gattungen ſoll uns die Vernunftlehre urtheilen lehren.

Libri ſunt vel hiſtorici vel dogmatici vel mixti.

§. 168. In den hiſtoriſchen Schriften überhaupt muß man zuförderſt auf die **Wahrheit** ſehen, die man nach den Regeln der Glaubwürdigkeit zu unterſuchen hat. Zweytens muß man auf die **Ordnung** acht haben, darinn ſolche Bücher abgefaſſet worden; die ſich hauptſächlich nach der Zeit richten muß. Drittens fragt ſichs, ob ſie **vollſtändig** ſind: welches aus den Abſichten des Scribenten zu beurtheilen iſt. Auf dieſe Art kan man von dem Curtius urtheilen, ob er ein glaubwürdiges und gutes hiſtoriſches Buch von Alexanders Thaten geſchrie-

Requiſita Librorum Hiſtoricorum.

geſchrieben habe; wie Clericus in ſeiner Arte Crit. gethan.

Hiſtoriarum genera.

§. 169. Die Hiſtorie aber zertheilet ſich wiederum in allerley beſondre Gattungen. Z. E. In die **natürliche, künſtliche, politiſche, gelehrte und Kirchenhiſtorie.**

I. Naturalis.

In der natürlichen beſchreibt man die Sachen, ſo in der Natur vorkommen, entweder bloß in der Abſicht, dem Leſer deutliche Begriffe von gewiſſen ihm vorhin unbekannten Dingen beyzubringen. Dergleichen ſind Plinius, und ſoviele andre, die von Thieren, Kräutern, Vögeln, Fiſchen, Muſcheln ꝛc. geſchrieben: Ja auch die Reiſebeſchreibungen ſind groſſentheils hieher zuziehen. Oder man will durch die Beſchreibung ſolcher natürlichen Dinge den Grund zu einer gründlichen Naturkunde legen.

II. Hiſtoria artificialis.

§. 170. In der **künſtlichen Hiſtorie** erzehlet man die Erfindungen der Menſchen, die ſie durch ihren Witz und Verſtand herausgebracht, und allmählich verbeſſert haben. Hier ſieht man auf die Erfinder, und bemerkt dasjenige, was ſie veranlaſſet, auf die Erfindungen zu kommen. Man bemerket ferner den allmählichen Fortgang der Kunſt zu verſchiedenen Zeiten; und erwehnet diejenigen, ſo durch merkliche Zuſätze dieſelbe erweitert, bis auf die Zeiten, darinn man ſchreibet. So könnte z.E. die Hiſtorie der Schiffbaukunſt, der Gärtnerey, der Buchdruckerkunſt, ja der Dichtkunſt und Beredſamkeit geſchrieben werden.

III. Hiſtoria Litteraria.

§. 171. In der gelehrten Hiſtorie kommt es auf den Urſprung der Wiſſenſchaften, und ihren verſchiedenen Zuſtand in allen Zeiten und Ländern an. Es müſſen alſo ebenfalls die erſten Erfinder derſelben angemerket; ferner das Wachsthum, und der Verfall gewiſſer Theile der Gelehrſamkeit, nebſt ihren Urſachen; die wichtigen Aenderungen, ſo darinn vorgefallen; die merkwürdigſten neuen Lehrſätze, ſo darinn erfunden worden, und endlich der Grad der Vollkommenheit, den ſie ſchon erlanget, nebſt den beſten Büchern, ſo davon geſchrieben worden, ausführlich erzehlet werden. So könnte man eine Hiſtorie der Meßkunſt, oder Sternwiſſenſchaft, u. ſ. w. ſchreiben.

IV. Hiſtoria Politica ſeu civilis.

§. 172. In der politiſchen Hiſtorie wird die bürgerliche Verfaſſung der menſchlichen Geſellſchaft, in verſchiedenen Ländern und Zeiten erzehlet. Man unterſuchet alſo zuerſt die erſten Stifter der Republiken, Erbauer und Erweiterer der Städte, Geſetzgeber und Regenten, Beſchützer und Zerſtörer derſelben. Man erwehnet die verſchiedene Zunahme und Abnahme der Reiche, ihres Reichthums, ihrer Macht und Herrſchaft, nebſt den Urſachen eines jeden. Man merket endlich die Spuren der Göttlichen Verſehung in dem Verfalle und Aufkommen der größten und kleinſten Policeyen an, nachdem Tugend oder Laſter bey ihnen im Schwange gegangen.

V. Hiſtoria Eccleſiaſtica.

§. 173. Endlich in der Kirchenhiſtorie erzehlt man den älteſten Zuſtand der wahren

Kirche, die Spaltungen und Abweichungen von der Wahrheit, ſo darinnen vorgefallen, nebſt den Urſachen und Veranlaſſungen derſelben. Ferner bemerket man die allmählich zunehmende Deutlichkeit des Erkenntniſſes, nebſt der zuweilen einreiſſenden Unwiſſenheit, ihren Urſachen und Folgerungen. Man ſieht auch auf den Anwachs äuſſerlicher Ceremonien, die Kirchenzucht, und die Veränderung derſelben: Endlich aber auch auf das Regiment der Kirchen und auf die Göttliche Vorſehung, ſo ſich in ihrer Erhaltung ſonderlich geäuſſert hat.

Requiſita librorum dogmaticorum.

I. Perſpicuitas.

§. 174. **In dogmatiſchen Schriften** ſieht man hauptſächlich, ob ſie deutlich, ordentlich, gründlich und vollſtändig geſchrieben ſind. Was die **Deutlichkeit** anlanget, ſo müſſen gute dogmatiſche Schriften die Wörter und Sachen richtig erklären, ſich in den Erklärungen derſelben keiner dunkeln, zweydeutigen oder verblümten Redensarten bedienen; ſondern lauter ſolche Wörter brauchen, die ſie vorher ſchon erkläret, oder die doch aus dem täglichen Gebrauche ſchon bekannt ſind, und klar verſtanden werden.

II. Ordo.

§. 175. Die **Ordnung** eines Buches kan ſich zwar nach verſchiedenen Regeln richten, die der Abſicht des Verfaſſers und Beſchaffenheit der Materien gemäß iſt. Allein die allgemeinſte Regel derſelben iſt wohl dieſe, daß allemal das Leichtere voran, und das Schwerere hinten nach geſetzet werde. Man nennet das aber leicht, was ohne Beyhülfe des folgenden verſtanden werden kan; Schwer hingegen, was nicht ohne

Beyhülfe vieler andern Wahrheiten begriffen werden mag. Dergeſtalt müſſen denn allezeit die Erklärungen, Grundſätze und Erfahrungen vor den Lehrſätzen, Aufgaben und Zuſätzen ſtehen, die aus jenen erwieſen werden.

III. Soliditas.

§. 176. Die **Gründlichkeit** dogmatiſcher Bücher entſteht aus den guten Beweiſen, die ein Buch von allen den Wahrheiten angiebt, die es vorträgt. Da nun dieſe entweder zulänglich, oder unzulänglich ſind, ſich entweder auf die Erfahrung oder auf Vernunftſchlüſſe, oder auf beydes zugleich gründen können; entweder bis auf die erſten Gründe der Wahrheiten, das iſt Erklärungen, Grundſätze oder Erfahrungen hinauslaufen, oder in der Helfte ſtehen bleiben; entweder richtige oder unrichtige Schlüſſe machen: So müſſen alle dieſe Stücke nach den Regeln der Vernunftlehre geprüfet und beurtheilet werden; wie im erſten Theile gewieſen worden.

Sufficientia

§. 177. Die **Vollſtändigkeit** eines Buches entſteht aus der Anzahl der Materien, die es vorträgt. Sind derſelben nun weder mehr noch weniger angebracht, als zur Abſicht des Verfaſſers gehören: So iſt es vollſtändig zu nennen. Hält es mehrere in ſich, als zur Erreichung ſeines Zweckes nöthig waren, ſo iſt es zu weitläuftig gerathen. Fehlt es aber gar an nothwendigen Stücken, ſo iſt es unvollſtändig und mangelhaft geſchrieben. Die Abſichen eines Schriftſtellers kan man theils aus dem Titel und der Vorrede, theils aus der Natur der Sache ſelbſt erkennen: Man muß aber allemal auf die Zeit ſehen, da derſelbe geſchrieben hat.

Requiſita Librorum generis mixti.

§. 178. Zu den vermiſchten Büchern rechnet man hauptſächlich die Reden und Gedichte, darinn hiſtoriſche und dogmatiſche Wahrheiten untereinander vorkommen. Nun behalten zwar dieſe beyde Gattungen überhaupt die Regeln, ſo ihnen bisher vorgeſchrieben worden: Doch fordert man in dieſer Vermiſchung nicht allemal die gröſte Schärfe. Gemeiniglich iſt es genug, daß die Begriffe darinnen klar, die Sätze der Wahrheit gemäß, die Begebenheiten bekannt, oder doch wahrſcheinlich, und die Beweiſe leidlich ſind. Die Schreibart hergegen, oder der Ausdruck, muß in denſelben deutlich, ſinnreich, lebhaft und beweglich ſeyn.

Orationes.

§. 179. In Reden hat man einen hauptſächlichen Satz zum Grunde, und alle Theile derſelben müſſen etwas dazu beytragen, die Zuhörer von der Wahrheit deſſelben zu überreden. Es muß alſo ein ſolcher Satz erſtlich ſattſam erkläret, hernach zulänglich erwieſen, wieder alle falſche Einwürfe gerettet, und zum Nutzen der Zuhörer angewandt werden. Hier und dar müſſen Gleichniſſe, Exempel, Zeugniſſe u. d. g. als Zierrathe angebracht, und ſo vorgetragen werden, daß ſie theils den Zuhörer aufmerkſam machen, theils zur Uberredung was beytragen.

Poemata.

§. 180. In Gedichten braucht man mehrentheils nur ſolche Begebenheiten, die zwar möglich und wahrſcheinlich, aber nicht allemal wahr ſind; und zwar in der Abſicht, gewiſſe nützliche

Wahrheiten darunter ſinnlich zu machen. Die poetiſchen Fabeln müſſen alſo wahrſcheinlich ſeyn, daß iſt, der Natur aufs genaueſte nachahmen: weil ſie ſonſt zur Abſicht des Poeten ungeſchickt ſeyn würden. Die Hauptwahrheiten aber nebſt denen, die nur darneben mit eingeſtreuet werden, müſſen ſonſt gegründet, und dem Menſchen nützlich ſeyn. Wie in meiner Critiſchen Dichtkunſt weitläuftiger zu erſehen iſt.

Das IV. Hauptſtücke

von dem

Nutzen der Vernunftlehre im Bücherleſen, und in der Wahl guter Lehrer in Künſten und Wiſſenſchaften.

§. 181.

Libri ſunt legendi.

Wer die Wahrheit will erkennen lernen, kan ſie nicht allezeit erfinden: theils weil er noch nicht in den Regeln geübt iſt, darnach ſie erfunden wird; theils weil es ihm an den Erfahrungen fehlt, dadurch die Erfindungen veranlaſſet werden; theils weil er noch nicht alte Wahrheiten genug im Vorrathe hat, daraus die neuen hergeleitet werden müſten. Man muß ſich alſo fremder Beyhülfe bedienen, und theils todte, theils lebendige Lehrer erwehlen: Das heißt, man muß Bücher leſen, und den Unterricht geſchickter Leute ſuchen, von denen man die verlangten Wahrheiten erlernen und faſſen kan.

Qui & quales ſint legendi.

§. 182. Wer ſich im Stande befindet, Bücher zu leſen, kan ſie gleichwohl alle, weder haben, noch durchgehen: weil die Zahl derſelben in allen Wiſſenſchaften und Theilen der Gelehrſamkeit, faſt unendlich iſt. Man muß alſo eine vernünftige Wahl treffen, und nur die beſten darunter wehlen. Nun ſind aber die beſten, diejenigen, ſo nach den oberwehnten Regeln des IV. Hauptſtückes geſchriebēn ſind. Daher muß man entweder ſelbſt geſchickt ſeyn, die dazu gehörigen Urtheile davon zu fällen; oder ſich ſo lange auf ihren öffentlichen Ruhm, und das Urtheil andrer verlaſſen; bis man ſelbſt die nöthige Fähigkeit, ſie zu prüfen, erlanget hat.

Quomodo ſint legendi.

§. 183. Wer Bücher lieſet, der thut es in der Abſicht, daß er ſich entweder ein neues Erkenntniß in gewiſſen Dingen zuwege bringe, oder dasjenige, ſo er bereits hat, verbeſſere und erweitere. Denn diejenigen, ſo bloß zum Zeitvertreibe und zur Beluſtigung leſen, kommen hier in keine Betrachtung. Wer alſo Vortheil von ſeinem Leſen haben will, der muß gewiſſe Regeln dabey beobachten, die ihm von der Beſchaffenheit der Bücher, die er lieſet, und der Fähigkeit des Verſtandes, womit er verſehen iſt, vorgeſchrieben werden. Es iſt alſo nicht gleichviel, wie man lieſet.

I. Hiſtorici quomodo legendi.

§. 184. Wer Hiſtoriſche Bücher lieſet, darf zwar ſeine Gemüthskräfte nicht ſehr anſtrengen, weil ſie leicht zu verſtehen ſind. Allein, wo man die Geſchichte, ſo darinn vorkommen, behalten will: ſo muß man doch aufmerkſam, und nicht gar zu geſchwinde leſen; auch wohl zuweilen inne halten, und das geleſene überdenken. Will man gar die Nahmen und Jahrzahlen auswendig behalten, ſo muß man ein Buch wohl etliche mal leſen, oder doch die Nahmen und Zahlen fleißig wiederholen, damit ſie ſich deſto tiefer ins Gedächtniß prägen.

Critica Hiſtoriarum Lectio.

§. 185. Will man aber gar als ein Criticus oder Kunſtrichter die Geſchichte leſen, und die Wahrſcheinlichkeit derſelben beurtheilen: So gehört noch mehr dazu. Denn da muß man nicht nur dasjenige, was oben von dem Glauben und der Glaubwürdigkeit der Zeugen geſagt worden, wiſſen; ſondern auch eine gute Einſicht in der Moral und Politik, in den Alterthümern und andern Wiſſenſchaften beſitzen. Ja man muß ſich fürnemlich die Zeit und den Ort, da der Geſchichtſchreiber gelebt, und ſeine übrigen Umſtände bekannt machen: um daraus zu ſchlüſſen, ob er die Wahrheit recht wiſſen können, und ſo wie er ſie gewuſt, habe mittheilen wollen.

II. Dogmatici quomodo legendi.

§. 186. Wer dogmatiſche Bücher mit Nutzen leſen will, muß ſich zuförderſt aus dem Titel und der Vorrede, die Abſicht des Verfaſſers, bekannt machen: damit er wiſſe, was er ſich eigentlich darinn zu verſprechen habe. Hernach muß man in allen Abſätzen des Buches ſich ſelbſt fragen, was man darinnen geleſen, ob es eine Erklärung, ein Grundſatz, eine Forderung ein Lehrſatz, eine Aufgabe, ein Zuſatz, oder eine Anmerkung geweſen ſey? Dieſe Unterſcheidung der Wahrheiten in ihre Claßen hat einen beſondern Nutzen.

Disquiſitio logica inſtituenda.

§. 187. Doch iſt ſie allein noch nicht zulänglich. Man muß nunmehro auch eine jede ſolche Wahrheit nach den Regeln der Vernunftlehre unterſuchen, ob ſie ſo beſchaffen ſey, wie ſie von rechtswegen ſeyn müſte: Nemlich ob die Erklärungen deutliche und ausführliche Begriffe in ſich halten? Ob die Lehrſätze gründlich erwieſen worden, u. ſ. w. Da aber viele Wörter ohne Erklärungen pflegen gebraucht zu werden, ſo muß man genau acht geben, in was vor einem Verſtande der Scribent ſie genommen, und ob er auch klare und beſtändige Begriffe damit verbunden habe.

Auxilio Doctoris utendum.

§. 188. Dieſe Mühe kan Anfängern ſehr erleichtert werden, wenn ſie ſich nebſt einem wohlgeſchriebenen Buche auch eines lebendigen Lehrers bedienen. Denn da man zu einem ſo bedachtſamen Bücherleſen ſchon eine groſſe Fertigkeit in der Vernunftlehre nöthig hat; da auch eine groſſe Gedult und Aufmerkſamkeit dazu gehöret: So kan freylich ein geübterer Verſtand dem ungeübtern einen Wegweiſer abgeben, damit ihn die vorkommenden Schwierigkeiten nicht etwan abſchrecken mögen. Doch iſt dieſes ordentlich keine Arbeit die in gemeinen Academiſchen Lectionen ſtatt haben kan: Sondern ſie erfordert ganz beſondre Stunden.

Qualis Doctor ſit eligendus.

§. 189. Man ſieht aber ſelbſt wohl, daß man ſich hier einen Lehrer erwehlen müſſe, der nicht allein die Wiſſenſchaft, davon ein ſolch Buch handelt, verſtehet: Sondern der auch die Vernunftlehre inne hat. Dieſes aber iſt keine ſo gemeine Sache, wenn man ein gründliches Erkenntniß derſelben von ihm verlanget. Ja überhaupt iſt dieſes die Haupteigenſchaft aller guten Lehrer, darauf man bey ihrer Wahl fürnemlich zu ſehen hat. Man kan aber davon urtheilen, entweder, wenn man ihre Schriften lieſet, oder wenn man ſie ſelbſt etliche Stunden leſen höret.

Donum docendi neceſſarium.

§. 190. Es muß aber auch ſonſt ein Lehrer, eine gute Gabe im Vortrage beſitzen; das iſt eine deutliche, laute und fertige Sprache, eine Lebhaftigkeit des Geiſtes, und einen Reichthum an Gedanken und Ausdrückungen beſitzen. Denn wie dieſes letztere dazu dienet, daß er ſich deutlich erklären könne, und ſich durch allerley veränderte Redensarten ſeinen Zuhörern verſtändlich mache: Alſo iſt das erſtere dazu nöthig, daß man ihn ohne Verdruß, ja mit Luſt höre, und weder in fremde Gedanken gerathe, noch gar über ſeinem Vortrage einſchlafe.

Soliditas praecipua Doctoris virtus.

§. 191. Gleichwohl iſt die Fertigkeit im Reden, und ein Strom von Worten, der mit einem groſſen Geſchrey vorgebracht wird, kein untrügliches Zeichen eines guten Lehrers. Wenn in den Sachen, die ein ſolcher vorbringet, keine Deutlichkeit, Ordnung und Gründlichkeit iſt: So iſt es eine bloſſe Windmacherey. Luſtige

Hiſtörchen, abgeſchmackter Scherz und andre Fratzen beluſtigen zwar die unerfahrne Jugend; rauben aber nur die Zeit zu dem Hauptwerke. Auſſer der Lebhaftigkeit muß der gute Vortrag eines Lehrers alle Eigenſchaften eines wohlgeſchriebenen Buches haben.

Doctor Oratoris munere fungitur.

§. 192. Hieraus erhellet, daß gute Lehrer von rechtswegen Redner ſeyn, und ſich des mündlichen Vortrages ſo geſchickt ſollten zu bedienen wiſſen, als es durch die Kunſtregeln und eine vielfältige Ubung nur möglich iſt. Dieſes iſt um deſto nöthiger, wenn ſie viele Zuhörer zugleich vor ſich haben, und ſo lehren wollen, daß ſie von allen verſtanden werden, und alle von der Wahrheit ihrer Sätze überführen mögen. Doch iſt einiger Unterſcheid im Abſehen auf die Zuhörer nöthig. Denn wo man das gemeine Volk lehren ſoll, braucht man nicht ſoviel Gründlichkeit, als wo man lauter Studirende vor ſich hat.

Doctoris boni requiſita ſpeciatim.

§. 193. Uberhaupt kommt die Pflicht eines Lehrers auf folgende vier Hauptſtücke an. Erſtlich muß er ſeinen Satz deutlich **erklären**, damit man wiſſen könne, wovon die Rede ſey. Zum andern muß er die Zuhörer von der Wahrheit ſeines Satzes **überführen** können. Zum dritten muß er die Gegenſätze ſeiner Wiederſacher zu **wiederlegen** wiſſen; Endlich und zum vierten muß er auch ihre Einwürfe zu beantworten wiſſen. Alles dieſes muß ein Redner auch thun: Wie ich in meiner Redekunſt erwieſen habe. Wir wollen aber von jeglichem ins beſondre handeln.

Das V. Hauptſtücke

von dem

Nutzen der Vernunftlehre im Erklären, Uberführen, Wiederlegen und Diſputiren.

§. 194.

Explicatio quomodo fiat.

Wer etwas erklären will, der bemühet ſich, andern das dunkle klärer zu machen. Da nun theils Worte, theils auch Sachen dunkel ſeyn können: So giebt es auch zweyerley Erklärungen, wie wir oben ſchon gewieſen haben. Das dunkle wird uns aber nicht anders als durch dasjenige klar, was wir ſchon veſtehen. Alſo muß eine Worterklärung, ſich ſolcher Worte, und eine Sacherklärung ſolcher Sachen bedienen, die dem andern vorhin ſchon klar und bekannt ſind: wie gleichfalls im 1. Theile im II. Capitel ſchon gelehret worden.

Definitiones nominales quomodo adhibeantur.

§. 195. Es iſt aber bey Worterklärungen nicht genug, daß man nur deutliche Bigriffe von einigen Worten beybringet. Denn weil man den Zuhörer oder Leſer von einer Wahrheit zu überführen willens iſt; dieſes aber aus einer einzigen Erklärung ſich nicht allezeit thun läßt: So muß man auch die mit der Hauptſache einigermaſſen verwandten Dinge mit dazunehmen. Dieſes geſchieht, wenn man ſich von den Merkmalen der Erklärungen wieder deutliche Begriffe macht, und alſo den Hauptbegriff immer vollſtändiger darſtellet.

Reales quomodo adhibeantur.

§. 196. Die Sacherklärungen gerathen zuweilen ſehr weitläuftig, wenn man nemlich ausführlich zeigen will, wie eine Sache entſtehen könne oder möglich ſey. Denn da zuweilen zu einem Dinge viele andre nöthig ſind, ehe es zur Wirklichkeit gedeyhet; dieſe aber theils Zuhörern oder Leſern auch unbekannt ſeyn können: So muß man oft ſehr von vorne anfangen, um ihnen nichts dunkles übrig zu laſſen. Daher verwandeln ſich die Sacherklärungen oft in weitläuftige Erzehlungen, die man ſo ordentlich und ausführlich machen muß, als möglich iſt.

Convictio quid ſit.

§. 197. Uberführet ſind wir alsdann von einer Wahrheit, wenn wir derſelben genugſamer Gründe halben, Beyfall geben. Es gehört alſo zur Uberführung erſtlich, daß man den andern erſt verſtehe, wie wir bereits gewieſen: Hernach aber, daß wir auch die Beweiſe, darauf ſie ſich ſtützet, zulänglich eingeſehen. Da es nun allerley Arten der Beweiſe giebt, wie im IV. Capitel des I. Theil gewieſen worden: ſo wird auch der Beyfall unterſchiedene Grade der Gewißheit erhalten, nach dem die Materien es zulaſſen, oder die Fähigkeit deſſen, der ſie vorträgt, gröſſer oder kleiner iſt.

Demonſtratio quando adhibeatur.

§. 198. Der Höchſte Grad der Gewißheit unſers Beyfalles, oder die Uberführung, entſtehet, wenn wir eine Demonſtration von einer Wahrheit haben. Wer alſo jemand überführen will, muß ihm entweder in analytiſcher Ordnung lauter Schlußreden vorlegen, und deren Förderſätze wieder mit neuen Schlußreden beweiſen

weiſen, bis man nicht weiter zu gehen Urſache hat, weil alles augenſcheinlich klar iſt: Oder er muß ſich der ſynthetiſchen, das iſt der oben erklärten mathematiſchen Lehrart bedienen, und von den erſten Gründen bis auf die Schlußſätze herunter ſteigen.

Perſuaſio minor certitudinis gradus.

§. 199. Der andre Grad der Gewißheit unſers Beyfalles wird die **Uberredung** genennet. Dieſe entſtehet auch zwar aus einer Reihe von Vernunftſchlüſſen, davon aber die Förderſätze nicht bis auf die erſten Gründe hinaus laufen. Dieſe Art läßt ſich in mehrern Fällen und gegen mehrere Zuhörer brauchen als die erſtere: Weil man theils nicht im Stande iſt, alle Wahrheiten zu demonſtriren; theils auch nicht jederman geſchickt iſt, eine Demonſtration in ihrer völligen Stärke einzuſehen und zu prüfen. Daher pflegen ſich die Redner auch mit der Uberredung zu behelfen.

Fidei certitudo qualis.

§. 200. Der dritte Grad der Gewißheit des Beyfalles iſt die **Uberzeugung**. Sie entſtehet, wenn man ſeinen Satz durch die Ausſage glaubwürdiger Zeugen beſtärket. Dieſe Art hat mehrentheils in hiſtoriſchen Sachen ſtatt, wo man keine andre Beweiſe geben kan, daß ſich dieſes oder jenes zu getragen habe. Da muß man ſich alſo nach den Regeln richten, die oben vom Glauben gegeben worden; und erſt die Glaubwürdigkeit der Zeugen durch gute Beweiſe darthun, ehe man ihre Zeugniſſe ſelbſt anführet. Man muß aber auch den Verſtand ihrer Worte recht einſehen.

Mundus regitur opinionibus.

§. 201. So behutſam man aber bey dieſen beyden letztern verfähret, ſo leicht kan es doch kommen, daß man in Irrthümer dadurch verleitet wird: weil immer gewiſſe Sätze zu Gründen einer Wahrheit angenommen werden, die nicht ſattſam erwieſen werden. Gleichwohl behilft ſich der gröſte Theil des menſchlichen Geſchlechts damit, und befindet ſich zuweilen nicht im Stande völlige Gewißheit zu gelangen. Ja da man aus der Erfahrung wahrnimmt, daß es meiſtentheils zutrifft, was man dergeſtalt erkannt: So hält man ſich dabey oft ſo ſicher, als wenn man lauter demonſtrirte Wahrheiten hätte.

Refutatio quomodo instituatur.

§. 202. Wer einen andern wiederlegen will, der will ihn eines Irrthums überführen. Es können und müſſen alſo hier eben die Regeln gebraucht werden, die von der Uberführung gegeben worden: Nur daß der Schlußſatz aller meiner Beweiſe eben den Satz verneinen muß, den der andre behauptet. Man kan ſich dabey gleichfalls entweder der analytiſchen oder der ſynthetiſchen Ordnung im Vortrage ſeiner Schlüſſe bedienen; auch wohl gar durch Fragen von dem andern ſolche Sätze heraus locken, daraus ſich die Falſchheit ſeines Satzes erweiſen läßt: Wie Socrates zu thun pflegte.

Disputare quid ſit.

§. 203. **Diſputiren** heißt ſeinen Satz gegen einen Wiederſacher mündlich vertheidigen. Es gehört alſo dazu erſtlich einer, der einen Satz vor wahr hält, u. den andern davon zu überführen wünſchet. Zum andern, einer, der dieſen Satz anſicht, und jenen zu wiederlegen denket. Jener heißt der **Verfechter**, dieſer aber wird ſein **Gegner** genennet. Derjenigé, ſo dem Verfechter eines Satzes in Vertheidigung deſſelben zu Hülfe kommt, wenn er ſich etwa nicht ſattſam zu verantworten wüſte: Heißet der **Beyſtand** deſſelben.

Reſpondens
Opponens.
Praeſes.

§. 204. Ein jeder begreift alſo, daß die Diſputirenden einander in etwas zuwieder ſeyn müſſen. Was der eine bejahet, vor gewiß, vor wahrſcheinlich, oder vor falſch ausgiebt; das muß der andre verneinen, vor ungewiß, unwahrſcheinlich, oder wahr ausgeben. Damit man nun gewiß verſichert werde, ob auch ein wahrer **Wiederſpruch** unter ihnen verhanden iſt, oder ob es nur ein **Wortſtreit** ſey: So müſſen ſich beyde erſt recht verſtehen; welches durch gute Erklärungen der Wörter leicht zu erhalten iſt.

Status controverſiae formandus.
Contradictio vera.
Logomachia.

§. 205. Verſteht man einander, ſo muß der **Gegner** den Anfang machen den Satz zu wiederlegen. Dieſes geſchieht am beſten durch eine förmliche Schlußrede, deren Schlußſatz, dem Satze, darüber diſputiret wird, **ſchlechterdings** zuwieder ſeyn muß. Die Förderſätze dieſer Schlußrede, ſo ihm der Verfechter, oder ſein Beyſtand etwa in Zweifel ziehet oder verwirſt, muß er mit neuen Schlußreden, ſo lange zu beſtärken wiſſen, bis man ihm an ſeinem Beweiſe nichts mehr ausſetzen kan; und alſo ſeinen Satz vor falſch erkennen muß.

Officium Opponentis.

§. 206. Der Verfechter muß die Schlußrede ſeines Gegners deutlich wiederholen, und alſo zeigen, daß er ihn recht gefaſſet habe. Er

Officium Reſpondentis.

muß zugleich auf die Form des Schluſſes Achtung geben, und ihn nach den Regeln der Vernunftlehre prüfen: Iſt er richtig darinnen, ſo muß entweder der Oberſatz, oder der Unterſatz; bisweilen auch wohl alle beyde geleugnet werden. Bringt der Gegner eine neue Schlußrede vor, ſelbige zu erweiſen, ſo macht ers damit eben ſo, wie vorhin. Kan ein Satz nur gewiſſer maſſen zugegeben werden, ſo muß man eine Einſchränkung deſſelben hinzu thun.

Officium Praeſidis.

§. 207. Der Beyſtand des Verfechters iſt nicht ein Richter, der in dem Streite den Ausſchlag geben ſoll: ſondern ein Gehülfe deſſelben. Er hat alſo einerley Pflichten mit demſelben zu beobachten. Zuweilen muß er auch wohl gewiſſe Dunkelheiten erklären, verfallende Schwierigkeiten heben, ungeſchickte Schlußreden des Gegners in Ordnung bringen, und kurz zu ſagen: den Verfechter ſeines Hauptſatzes, ſoviel die Wahrheit zuläſſet, ſchützen und unterſtützen; damit er, oder vielmehr die Wahrheit ſelbſt, den Sieg davon trage.

Monitum generale.

§. 208. Man weis aus der Erfahrung, daß die Affecten den Verſtand in Erkenntniß der Wahrheit hindern. Man muß alſo im Erklären, Uberführen, Wiederlegen und Vertheidigen, niemals ſeinen Zuhörer oder Gegner verachten oder zum Zorn reizen: ſondern ihm mit aller Hochachtung und Sanftmuth begegnen. Wer dieſes nicht thut, giebt zu verſtehen, daß es ihm nicht um die Wahrheit, ſondern um eine eitele Ehre zu thun ſey: welches ſich aber vor keinen Weltweiſen, ja vor keinen Liebhaber der Wahrheit ſchicket.

Ende der Vernunftlehre

Der

Theoretiſchen

Weltweisheit,

Andrer Theil.

Die

Grundlehre.

Einleitung
zur
Grundlehre.

§. 209.

Die Grundlehre iſt eine Wiſſenſchaft von den erſten Gründen unſeres Erkenntniſſes. Denn unſer Erkenntniß iſt entweder wahr oder falſch (§.156.). Die Wahrheit der Urtheile und Begriffe aber kommt auf gewiſſe Gründe an, die ohne Beweis vor wahr erkannt werden können (§.118.119.). Dieſe ſind aber identiſche Sätze, Erklärungen und Grundſätze: (§.107.108.) Daher folget nun, daß die Grundlehre uns die allererſten Wahrheiten lehren muß, die ohne zuthun der andern erkannt werden können, und in allem übrigen menſchlichen Erkenntniſſe zum Grunde geleget werden.

Philoſophia prima ſeu Ontologia.

§. 210. Alle Menſchen pflegen in ihren Vernunftſchlüſſen dieſe allgemeinen Wahrheiten eben ſowohl als die Gelehrten zum voraus zu ſetzen; und ſich auf dieſelben zu beruffen, wenn man ihnen ſonſt einen Satz in Zweifel zieht. Z.E. Wenn ich ein Kind fragte, ob nicht ein Apfel

Ejus notitia eſt univerſalis.

eine Birn wäre? So wird es mit Nein antworten: und wenn ich nach der Urſache frage; ſo wird es ſagen, daß es deßwegen keine Birn ſeyn könne, weil es ein Apfel ſey. Hier ſieht man augenſcheinlich, daß der allgemeine Satz zum Grunde gelegt wird: Ein Ding kan nicht zugleich ſeyn und nicht ſeyn; ob wohl ihn das Kind nicht ſo allgemein auszuſprechen weis.

Ontologia naturalis.

§. 112 Hieraus erhellet nun, daß es auch eine natürliche Grundlehre giebt, deren ſich alle Menſchen im gemeinen Leben bedienen. Sie haben dieſelbe aus dem anſchauenden Erkenntniſſe der Dinge, das iſt aus klaren Erfahrungen gelernet: und durch die Ubung in Vernunftſchlüſſen mehr und mehr beſtärket. Denn je öfters ſie geſehen, daß die Wahrheiten, ſo ſie daraus gefolgert, eingetroffen haben: deſto ſicherer ſind ſie von der Wahrheit der Grundſätze geworden. Aber da ſie ſich dieſelben nur allezeit klar, und faſt niemals deutlich vorgeſtellet haben: So iſt auch ihre Grundlehre ſehr unvollkommen.

Ontologia artificialis philoſophica.

§ 112. In der künſtlichen Grundlehre der Weltweiſen werden eben die allgemein bekannten Wahrheiten, die der menſchlichen Vernunft eigen ſind, deutlicher auseinander geſetzt recht eingeſchränkt, und in einem ordentlichen Zuſammenhange vorgetragen. Dieſes giebt hernach allen Theilen der Weltweisheit, und vermittelſt denſelben allen andern Künſten und Wiſſenſchaften ein groſſes Licht, und einen Grad der Gewißheit, deſſen ſie ſonſt nicht fähig wären. Woraus denn der groſſe Nutzen derſelben in der Gelehrſamkeit zur Gnüge erhellet. Das

Das I. Hauptſtücke
von den beyden
Hauptgründen der Vernunft.

§. 213.

Numerus Principiorum rationis.

Die menſchliche Vernunft hat zwar eine Menge von Grundſätzen, die ſie aus den deutlichen Begriffen der Dinge zieht (§. 69.): Allein der Hauptgründe giebt es eigentlich nicht mehr als zweene. Dieſe nennet man den **Satz des Wiederſpruches**, und den **Satz des zureichenden Grundes**. Jenen hat ſchon Ariſtoteles vor die erſte Grund-Wahrheit erkannt; dieſen letztern aber hat **Leibnitz** zuerſt unter die Zahl dieſer allgemeinen Gründe geſetzet; ohngeachtet ſeine Wahrheit ſo alt als die Vernunft ſelber iſt.

Principium contradictionis.

§. 214. Der Satz des Wiederſpruches iſt dieſer: **Ein Ding kan nicht zugleich ſeyn und nicht ſeyn.** Dieſe Wahrheit iſt allen Menſchen ſo natürlich, daß man ſie in beſonderen Fällen unmöglich in Zweifel ziehen kan. Z. E. Wer zweifelt wohl daran, ob eine Kugel auch ein Würfel; oder ob das Geld auch Eiſen ſeyn könne? Ein jeder hält ohne Beweis davor, daß eine Kugel keine Kugel ſeyn würde, wenn ſie ein Würfel wäre; und das Geld nicht Geld ſeyn könnte, wenn es Eiſen wäre. Kurz: **Ein Ding iſt das, was es iſt, und ſonſt nichts; A iſt A, und kein B.**

Contradictio quid? §. 215. Hieraus ſiehet man, was eigentlich **ein Wiederſpruch** ſey, nemlich eine zugleich geſchehene Bejahung und Verneinung eines und deſſelben Dinges (63.). Z. E. Wenn ich erſt ſagte: Ein Zirkel iſt rund; und gleich hinzuſetzte: Ein Zirkel wäre nicht rund, oder hätte Ecken: So wäre es ein Wiederſpruch. Man muß hier nur allezeit die Begriffe aufs genaueſte beſtimmen, und ſie ſowohl im Bejahen als Verneinen auf einerley Art beybehalten: ſonſt würde kein wahrer Wiederſpruch daraus entſtehen. Z. E. Der Menſch iſt ſterblich; und der Menſch iſt unſterblich: Hier iſt beydes wahr; eins im Abſehen auf den Leib, das andre im Abſehen auf die Seele.

Principium rationis ſufficientis. §. 216. Der Satz des zureichenden Grundes iſt dieſer: **Alles was iſt, hat einen zureichenden Grund, warum es vielmehr iſt, als nicht iſt.** Dieſe Wahrheit wird ebenfalls von allen Menſchen vor bekannt angenommen; wie man aus den Fragen: Warum iſt das ſo? Woher kommt das? Wie geht das zu? u. d. g. abnehmen kan, die man faſt alle Augenblicke machen höret. Denn glaubte man, daß etwas ohne einen zureichenden Grund ſeyn könnte, ſo wäre es ja überflüſſig und thöricht nach dem Grunde zu fragen, warum ein Ding ſo und nicht anders ſey? Es bedarf alſo dieſer Satz ebenfalls keines Beweiſes.

Ratio quid? §. 217. **Ein Grund** heißt dasjenige, woraus man begreifen kan, warum etwas iſt. Z. E. Wenn das Wachs ſchmelzet, ſo iſt der Grund davon die Wärme, darinn es lieget. Dasjenige aber, ſo den Grund in ſich hält, heißt **die Urſache**: Z. E. Das Feuer, die Sonnenſtrahlen, die Luft, können die **Urſachen** des ſchmelzens ſeyn, weil ſie die Wärme als den **Grund** des ſchmelzens in ſich halten. Daher pflegt man auch zu ſagen: daß alles ſeine Urſache haben müſſe: Und das heißt eben ſoviel, als: **Aus nichts wird nichts.**

Cauſa.

§. 218. Will man indeſſen zur Erläuterung etwas haben, dieſes deſto beſſer einzuſehen: ſo bemerke man, daß man die Wahrheit von einem Traume nicht würde unterſcheiden können, wenn dieſer Satz des zureichenden Grundes nicht zum Probierſtein angenommen würde. Im **Traume** geſchieht faſt alles ohne zureichenden Grund. Man iſt bald hier, bald da; und man weis nicht warum? wie man hin, oder weggekommen? Im **Wachen** aber, oder in der **Wahrheit**, hat alles ſeine Urſachen. Wer da kommt, weis, warum er kommt; und ſo weiter. Dieſer Satz kan alſo ein ſicheres Merkmal der Wahrheit abgeben.

Confirmatur per indirectum

Somnium.

Veritas.

* * *

Das II. Hauptſtücke
von
# einem Dinge überhaupt, von ſeinem Weſen und Daſeyn.

§. 219.

Quid ſit Ens. Ein **Ding** nennet man alles, was nur ſeyn kan, oder ſich gedenken läßt; es mag nun entweder wirklich vorhanden ſeyn, oder nicht. Z. E. Ein Haus iſt ein Ding, es mag mir entweder vor Augen ſtehen, oder nur in Gedanken als was mögliches vorgeſtellet werden. *Nonens.* Ein **Unding** hergegen iſt dasjenige, was gar nicht ſeyn oder gedacht werden kan. Z. E. Ein viereckigter Zirkel. Man pflegt dieſe Undinge auch unmögliche Dinge, *Impoſſibilia.* oder auch wohl ſchlechtweg **Unmöglichkeiten** zunennen.

Impoſſibile quid? §. 220. **Unmöglich** nennet man, was einen Wiederſpruch (§. 215.) in ſich begreift, als Z. E. eiſern Holz, ein Berg ohne Thal, ein gemahlter Schall. Dergleichen Worte haben in ihrem Zuſammenhange keinen Begriff hinter ſich, der ſich gedenken lieſſe; und folglich heiſſen *Poſſibile.* ſie nichts. **Möglich** hergegen nennet man, was keinen Wiederſpruch in ſich hat, und ſich alſo gedenken läßt. Z. E. Ein ſteinernes Haus; ein dreyeckigtes Holz; ein warmes Waſſer. Man muß hier nur nicht bloß ſeine eigene Gedanken zum Maaßſtabe nehmen, ſondern die Gedanken aller denkenden Weſen dazu ziehen.

§. 221. Nicht alle mögliche Dinge ſind wirklich verhanden, wie die Erfahrung zeiget. Es gehört noch was mehr dazu, wenn das mögliche erfüllet werden und zu Stande kommen ſoll. Hergegen wenn ein Ding wirklich verhanden iſt; ſo muß es wohl möglich ſeyn: Weil es widrigenfalls nicht einmal gedacht werden, geſchweige denn entſtanden ſeyn könnte. Die **Wirklichkeit** alſo, oder das **Daſeyn** eines Dinges iſt die Erfüllung ſeiner Möglichkeit.

Exiſtentia quid ſit.

Actualitas.

§. 222. Hieraus flieſſen zwey Grundſätze. Der erſte iſt: **Daß man aus der Möglichkeit auf die Wirklichkeit nicht ſchlüſſen könne**; der andere aber: **Daß man von der Wirklichkeit gar wohl auf die Möglichkeit eines Dinges den Schluß machen könne.** Z. E. Cajus iſt fähig, gelehrt zu werden: Daraus folgt noch nicht, daß ers ſchon ſey. Wäre er aber ſchon gelehrt; ſo müſte er unfehlbar die Fähigkeit dazu gehabt haben: Oder es müſte überhaupt möglich ſeyn, gelehrt zu werden.

A poſſe ad eſſe non valet; ab eſſe ad poſſe valet conſequentia.

§. 223. Ein Ding, welches nicht verhanden iſt, aber welches man erdichtet, als ob es verhanden wäre, heißt ein **Hirngeſpinſte**. Z. E. Ein Pferd mit Flügeln, wie der Pegaſus, ein Centaurus, ein Sphynx, ein Cerberus. Indem wir ein Hirngeſpinſte ein Ding nennen, geben wir zu, daß es möglich ſey; aber oft unter ganz andern Bedingungen, als die man zum voraus ſetzet. Sind aber diejenigen, unter wel-

Ens rationis quid.

chen man es vor möglich hält, nicht zulänglich, ſo wird es auch wohl unmöglich, und man hat Schlöſſer in die Luft gebauet.

In quovis ente primum eſt aliquid, unde cetera pendent.

§. 224. An einem Dinge wird viel verſchiedenes wahrgenommen. Etliches davon iſt ſo beſchaffen, daß von ſeiner Beſtimmung auch das übrige ſeine Beſtimmung erhält, was dem Dinge beſtändig zukommt. Z. E. An einem Buche bemerke ich ein vieles; unter andern aber auch, daß man darinnen leſen kan. Von der Beſtimmung dieſes Umſtandes hängt nun das meiſte ab, was einem Buche zukommt; als die Gröſſe der Schrift, und der Blätter, die Materie derſelben, die Farbe der Buchſtaben, u. ſ. w. So kan man es an einem Hauſe, Zimmer, Tiſche, Stuhle u. d. g. auch verſuchen.

Eſſentia quid ſit?

§. 225. Weil nun an einem jeden Dinge eines, ſeiner Natur nach, eher als alles andre gedacht werden kan: ſo iſt etwas darinn verhanden, was den Grund des übrigen in ſich enthält. Dieſes nennet man das **Weſen** eines Dinges. Wer alſo das Weſen eines Dinges verſteht, der kan von allem übrigen, ſo ihm zukommt, Grund anzeigen. Z. E. Wer die Abwartung des öffentlichen Gottesdienſtes, als das weſentliche an einer Kirche wahrnimmt, und weis, was dazu gehört; der kan von allen Theilen der Kirche Grund anzeigen.

Eſſentia Entis eſt poſſibilitas eius.

§. 226. Hieraus erhellet ferner: daß die **innere Möglichkeit** jedes Dinges ſein We-

Weſen ausmachet. Denn es läßt ſich nichts eher von einem Dinge gedenken, als wie ſelbiges möglich iſt, oder wie es entſtehen kan. Wer alſo weis wie ein Ding entſteht, oder gemacht wird, der kan von allem, ſo demſelben eigenthümlich iſt, oder ihm beſtändig zukommt, Red und Antwort geben; das iſt: den Grund anzeigen, warum es vielmehr ſo, als anders iſt. Z. E. kan das Schieß-Pulver dienen, deſſen Zubereitung ſeine Wirkungen begreiflich macht.

Eſſentiae immutabiles ſunt.

§. 127. Was möglich iſt, kan nicht zugleich unmöglich ſeyn (§. 214.), und bleibt alſo immer möglich. Was aber immer ſo bleibt, wie es iſt, das iſt **unveränderlich**: daher ſind die Weſen der Dinge (§. 225.) unveränderlich. Ferner kan auch das Weſen eines Dinges keinem andern mitgetheilet werden. Denn würde z. E. dem Zirkel das Weſen eines Dreyeckes mitgetheilet: So müſte ja das Weſen eines Zirkels verändert werden; welches aber vermöge des obigen nicht angeht. Es kan alſo dem Holze das Weſen des Eiſens, dem Körper das Weſen des Geiſtes nicht verliehen werden.

& incommunicabiles.

Das III. Hauptſtücke
von den
# allgemeinen Beſchaffenheiten eines Dinges.

§. 128.

Entis affectiones.

Die Beſchaffenheiten eines Dinges nennet man alles, was demſelbigen zukommt, oder von ihm mit Grunde geſagt werden kan. Sie ſind aber von zweyerley Gattung. Einige haben ihren Grund ganz allein in dem Weſen des Dinges, dem ſie zukommen, und dieſe heißen ſeine **Eigenſchaften**. Z. E. Die Rundigkeit an einem Zirkel; die Vernunft an einem Menſchen. Andre haben ihren Grund auch zum Theil auſſer dem Weſen des Dinges in etwas anderm, und heiſſen **Zufälligkeiten**. Z. E. Die Wärme an einem Steine, die Gelehrſamkeit an einem Menſchen.

Attributa ſ. propria.

Accidentia ſ. modi.

Diſpoſitio naturalis.

§. 229. Bey dieſem letztern iſt zu merken, daß allezeit eine gewiſſe **natürliche Geſchicklichkeit** in dem Dinge zum voraus geſetzet wird, dadurch es fähig wird, eine ſolche Zufälligkeit an ſich zu nehmen. Z. E. Wenn ein Stein warm iſt, ſo iſt er vorher geſchickt, warm zu werden: welche Geſchicklichkeit ein Schneeball ſchon nicht hat. Imgleichen wenn ein Menſch gelehrt iſt, ſo muß er auch vorher eine Geſchicklichkeit gehabt haben, gelehrt zu werden;

den; welche man bey unvernünftigen Thieren ſchon nicht antrifft.

§. 229. **Einerley** nennet man diejenigen Dinge, deren eines an die Stelle des andern geſetzt werden kan, ohne den geringſten Unterſcheid darnach zu ſpüren. Z. E. Zween Ducaten von einem Schlage und Gewichte. **Verſchieden** aber nennet man diejenigen Dinge, da man nicht eins an die Stelle des andern ſetzen kan, ohne einen merklichen Unterſcheid wahrzunehmen. Z. E. Zwey Bücher von verſchiedenen Auflagen oder Materien. Es können aber gewiſſe Dinge, in Abſicht auf etliche Stücke, einerley ſeyn, die doch ſonſt ſehr unterſchieden ſind. Z. E. Ein Thaler kan mit dem andern am Werthe einerley ſeyn, ob er gleich in verſchiedenen Münzarten ausgezahlet wird. Eadem. Diuerſa.

§. 230. Wenn dasjenige, wodurch Dinge von einander unterſchieden werden, einerley iſt: So nennet man die Dinge **ähnlich**. Die **Aehnlichkeit** iſt alſo die Ubereinſtimmung der Eigenſchaften und Zufälligkeiten; die **Unähnlichkeit** hergegen die Verſchiedenheit derſelben. Z. E. Zwo Taſchen-Uhren von einem Meiſter, können einander ſo ähnlich ſeyn, daß man ſie nicht von einander unterſcheiden kan, bis man ſie gegen einander hält; oder doch vermittelſt eines dritten, mit einander vergleichet. Similitudo quid? Diſſimilitudo.

§. 231 **Ein einzelnes Ding** iſt ein ſolches, was durchgehends beſtimmet iſt; ſo, daß nichts daran übrig geblieben, was noch beſtimmet werden könnte (§. 34). Z E. Der Bucephalus, Ens ſingulare.

phalus, an welchem die Geſtalt, die Eigenſchaften, ſein Herr, die Zeit, wenn er gelebt, und die Todesart, u. ſ. w. beſtimmet iſt.

Univerſale.

Ein allgemeines Ding hergegen iſt nur in etlichen Stücken beſtimmet; in andern aber nicht (§. 38). Z. E. Ein Pferd überhaupt iſt zwar in ſo weit beſtimmet, daß es ein laſtbares Thier ſeyn, vier Füſſe haben, wiehern können muß, u. d. g. Allein in allen übrigen Stücken iſt es unausgemacht, wie es beſchaffen ſeyn müſſe.

Quid ſit Haecceitas.

§. 232. Der Grund der **Einzelnheit**, welche bey den Schulweiſen die **Dießheit** hieß, iſt alſo die durchgängige Beſtimmung alles Zufälligen an einem Dinge (§. 34). Die Aehnlichkeit der Beſtimmungen in einzelnen Dingen macht den Begriff einer **Art** aus (§. 35).

Species.

Die Aehnlichkeit verſchiedener Arten von Dingen giebt eine **Gattung** ab (§. 36), und die Aehnlichkeit etlicher unteren Gattungen veranlaſſet die Begriffe von den höhern Gattungen (§. 37.); darunter der höchſte Gipfel ein **Ding überhaupt** iſt.

Genus.

Ens in genere.

Neceſſarium quid?

§. 233. **Nothwendig** iſt alles dasjenige, deſſen Gegentheil einen Wiederſpruch in ſich hält (§. 215.). Z. E. Es iſt nothwendig, daß der geſtrige Tag vorbey ſeyn muß: denn wenn er morgen erſt zukünftig wäre, ſo wäre es der geſtrige Tag nicht.

Contingens.

Zufällig hergegen iſt alles, deſſen Gegentheil auch möglich iſt (§. 220.). Z. E. Daß ich itzt ſchreibe, das iſt zufällig, denn ich könnte auch nicht ſchreiben, d. i. leſen, oder zuhören, oder ſprechen ꝛc.

§. 234.

Necesſitas geometrica.

§. 234. Dieſe Art der Nothwendigkeit hat in der Meß- und Rechenkunſt ſtatt, und wird daher insgemein die geometriſche oder mathematiſche Nothwendigkeit genennet. Weil aber auch hier in der Grundlehre, die ſonſt zur Metaphyſik gehöret, davon gehandelt wird, ſo heißt ſie auch die **metaphyſiſche und unumgängliche Nothwendigkeit**. Sie entſteht eigentlich daher, wenn ein Ding nur auf einerley Art möglich iſt; und ſich nicht auf mancherley Weiſe beſtimmen läßt.

Item metaphyſica & abſoluta Neceſſitas.

Axiomata & Corollaria quaedam.

§. 235. Hieraus flieſſen folgende Grundſätze. **Was unumgänglich nothwendig iſt, das kan nicht anders ſeyn als es iſt:** Was aber zufällig iſt, das kan auch anders ſeyn als es iſt. Daher iſt denn jenes unveränderlich, dieſes aber veränderlich. Was aber unveränderlich iſt, das iſt auch ewig; weil ſo wohl Anfang als Ende eine Veränderung erfordern würden. **Alles nothwendige iſt alſo ewig.**

Eſſentiae rerum ſunt aeternae & immutabiles.

§. 236. Hieraus folget nun, daß auch das Weſen aller Dinge nothwendig und ewig ſey. Das Weſen eines Dinges iſt ſeine Möglichkeit (§. 226.). Was möglich iſt, kan nicht unmöglich werden (§. 214.); daher iſt es erſtlich nothwendig (§. 233.). Was aber nothwendig iſt, das iſt ewig (§. 235.); daher iſt nun das Weſen aller Dinge auch ewig: Das iſt, es iſt keine Zeit geweſen, da ein Ding angefangen hätte möglich zu ſeyn; wird auch keine kommen, da es aufhören ſollte möglich zu ſeyn.

§. 237.

Necessitas hypothetica quid ſit?

§. 237. Es giebt noch eine andre Art der **Nothwendigkeit**, die man eine **bedingte** nennet. Man ſetzt nemlich eine gewiſſe Bedingung zum voraus, unter welcher ein gewiſſes Ding ganz unausbleiblich erfolget. Z. E. Es iſt eine nothwendige Sache, daß das Wachs ſchmelzen muß, wenn es lange in der Hitze lieget. Doch weil hier ein **Wenn** ſteht: So iſt es nur eine bedingte Nothwendigkeit; und es geht alſo ſehr wohl an, daß auch ein zufälliges Ding auf dieſe Art nothwendig ſey.

Attributa entis ſunt neceſſaria.

§. 238. Weil die **Eigenſchaften** eines Dinges von dem Weſen deſſelben herrühren, und von demſelben nicht zu trennen ſind (§. 228.), das Weſen der Dinge aber nothwendig iſt (§. 236.): So müſſen auch die Eigenſchaften der Dinge nothwendig ſeyn. Z. E. Die Härtigkeit eines Marmorſteines iſt ſeine Eigenſchaft. Weil nun das Weſen des Marmors, oder die Art und Weiſe, wie er entſtanden, möglich iſt; das mögliche aber durchaus nicht unmöglich ſeyn kan (§. 214.), und alſo nothwendig iſt (§. 235.): So muß auch der Marmor nothwendig hart ſeyn.

Modi entis non ſunt neceſſarii.

§. 239. Die **Zufälligkeiten** hergegen ſind nicht bloß in dem Weſen der Dinge, ſondern auch in etwas, das auſſer demſelben iſt gegründet (§. 228.). Sie hängen alſo mit dem Weſen nicht unzertrennlich zuſammen: ſondern es gehört noch was äuſſerliches dazu, ſo nicht allemal dabey angetroffen wird. Daher ſind denn die Zufälligkeiten nicht nothwendig. Z. E. Das

Schmelzen des Schnees iſt eine ſolche Zufälligkeit, ſo auf die Wärme ankommt. Daher iſt es eben nicht nothwendig, daß der Schnee ſchmelze: wie auf hohen Bergen und in den Gegenden um den Nordpol erhellet.

Unitas.

§. 240. Der Zuſammenhang alles deſſen, was zum Weſen eines Dinges gehöret, machet die **Einheit** eines Dinges aus. Weil nun dieſer Zuſammenhang bey jedem Dinge ſtatt findet, ſo **kan man jedes Ding als Eins** betrachten. Gehören viele beſondre Dinge gewiſſermaſſen zuſammen, um Eins auszumachen: So wird dieſes ein **Ganzes** genennet, und jene, daraus es beſteht, heiſſen **Theile.** Z. E. Wurzeln, Stamm und Aeſte machen einen Baum aus; daher iſt der Baum ein Ganzes, ſie aber ſind ſeine Theile.

Omne ens eſt unum.

Totum.

Partes.

§. 241. Die Menge der Theile macht die **Gröſſe** eines Dinges aus: ſo wie die Menge der Einheiten eine **Zahl** hervorbringet. Man ſtellet ſich daher alle Zahlen als Gröſſen vor, weil man alle ihre Einheiten als Theile anſehen kan, daraus ſie beſtehet. Man kan aber nur ſolche Einheiten zuſammen zehlen, die von einer Art oder Gattung ſind. Z. E. Peter, Paul und Jacob können eine Zahl ausmachen, denn ſie ſind alle drey Menſchen. Aber ein Dreyeck, ein Baum und ein Stern laſſen ſich nicht zuſammen zehlen.

Magnitudo.

Numerus.

§. 242. Die **Gleichheit** entſteht, wenn zwey Dinge einerley Gröſſe haben; und alſo derſelben ohne Schaden mit einander verwechſelt

Aequalitas quid?

Differt a Similitudine.

werden können. Z. E. Ein harter Thaler iſt zween Gulden gleich; ein Gulden iſt ſechszehn Groſchen gleich, wenn man auf die bloſſe Gröſſe des Werthes ſiehet. Denn die übrige Aehnlichkeit gehört zur Gleichheit gar nicht; ſo wie die Gröſſe zur Aehnlichkeit nicht gehöret. Ein Sohn kan ſeinem Vater, oder ein jüngerer Bruder dem ältern ganz ähnlich ſeyn, ob er gleich lange nicht ſo groß iſt.

Totum aequale partibus ſuis aequalibus.

§. 243. Alle Theile zuſammen genommen ſind das Ganze (§. 240.). Da nun ein jedes Ding ſich ſelber gleich ſeyn muß (§. 214.): So ſind auch alle Theile zuſammen genommen, ſo groß als das Ganze; und umgekehrt. Man muß nur allhier durch die Theile des Ganzen bloß wirkliche Theile deſſelben verſtehen, in welche es in der That eingetheilet iſt: nicht aber bloß mögliche, in welche es nach und nach eingetheilet werden könnte. Z. E. Ein harter Thaler hat zu ſeinen Theilen 2. Gulden, dieſes ſind wirkliche Theile. Es könnte aber derſelbe auch in vier halbe Gulden getheilet werden. Da iſt nun der harte Thaler zwar einem von beyden, aber nicht beyden zugleich genommen, gleich.

Minus

Majus.

§. 244. Was einem Theile eines andern Dinges gleich iſt, das iſt kleiner, als daſſelbe: Welches Dinges Theil aber einem andern Ganzen gleich iſt, das iſt gröſſer als daſſelbe. So iſt ein Haus kleiner, als eine Stadt; Eine Landſchaft gröſſer als ein Rittergut. Hieraus flieſſen folgende zween Grundſätze: I. Das Ganze iſt gröſſer als einer oder etliche ſeiner

Theile. II. Jeder Theil iſt kleiner als ſein Ganzes.

§. 245. Etliche Dinge haben alles, was zu ihrem Weſen gehöret, auf einmal: und das ſind **beſtändige Dinge**. Z. E. Ein Fels hat alles, was zu einem Felſen gehört, zu gleicher Zeit, darum iſt er ein beſtändiges Ding. Andre Dinge hingegen haben nicht alles, was zu ihrem Weſen gehöret, auf einmal, ſondern ihre Theile kommen nach und nach erſt zum Vorſcheine. Z. E. Ein Tag bedarf zu ſeinem Weſen 24. Stunden; dieſe aber kommen eine nach der andern erſt hervor: Ja es ſind nicht zwo Minuten oder Augenblicke zugleich verhanden.

Entia permanentia.

Succeſſiva.

§. 246. Die Aehnlichkeit in der Art und Weiſe wie die Dinge neben einander ſind und auf einander folgen, heißt die **Ordnung**. Z. E. In einem Bücherſaale iſt Ordnung, wenn die Bücher etwa ſo ſtehen, daß in der unterſten Reihe die Folianten, in der andern die Qvartbände, ſodann die Octavbände, und hernach die Duodezbände kommen. Hier iſt eine Aehnlichkeit zwiſchen dem, was neben einander iſt. Denn wie unten auf die gröſte Reihe, eine kleinere folgte, ſo folgt auf dieſe abermal eine kleinere, u. ſ. w.

Ordo quid ſit.

§. 247. Dieſe Aehnlichkeit entſteht aus der Gleichförmigkeit der Beſtimmungen, darnach eine Zahl von Dingen eingerichtet wird. Jede Beſtimmung aber giebt eine Regel ab; und daher hat eine jede **Ordnung** ihre Regel. Z. E. Die Regel, die ein ordentlich geſchriebe-

Ordo unde oriatur.

nes Buch beobachten muß, iſt dieſe: Daß das leichtere allezeit vorhergehe, das ſchwerere aber nachfolge. Man nennt hier aber leicht, was man ohne das andre verſtehen, und als wahr erkennen kan; ſchwer aber, was nicht ohne das andre verſtanden und erwieſen werden mag.

Omne ens eſt verum.

Veritas metaphyſica quid.

§. 248. Alles, was einem Dinge zukommt, hat ſeinen Grund; denn die Eigenſchaften deſſelben ſind in ſeinem Weſen: Alles übrige zufällige aber iſt doch auſſer ihm gegründet. Ja weil auch oft eine Eigenſchaft aus der andern, und eine Zufälligkeit aus der andern herflieſſet: So entſteht eine gewiſſe Aehnlichkeit in dem verſchiedenen, was bey jedem Dinge anzutreffen iſt; das iſt eine Ordnung. Da nun aber die Dinge deßwegen wahr ſind, weil ſie einen zureichenden Grund haben (§. 218.): **So iſt ein jedes Ding wahr**, und die **Wahrheit** der Dinge iſt nichts anders, als die Ordnung deſſen, was ihnen zukommt, oder an ihnen befindlich iſt.

Perfectio quid?

Conſenſus in varietate

Pulcritudo.

§. 249. Wenn vieles an einem Dinge wohl übereinſtimmet, ſo daß es nach einerley allgemeinen Regeln eingerichtet worden: So nennt man ſolch ein Ding vollkommen. Die **Vollkommenheit** iſt alſo die Ubereinſtimmung des mannigfaltigen. Z. E. Eine Uhr hat viele Räder und andre Theile: Aber dieſe alle ſtimmen darinn überein, daß ſie durch die Umdrehung des Zeigers und den Glockenſchlag die Zeit abtheilen und andeuten. Daher hat die Uhr eine Vollkommenheit. Wenn eine ſolche Vollkommenmenheit in die Sinne fällt, und ohne deutlich eingeſehen zu werden, klar empfunden wird: ſo heißt ſie eine **Schönheit.**

Perfectio ſimplex,

Compoſita.

§. 250. Wenn nur eine einzige allgemeine Hauptregel beobachtet werden; ſo iſt die Vollkommenheit nur **einfach**: Wenn aber mehrere beobachtet werden; ſo iſt ſie **zuſammengeſetzt.** Z. E. Wer einen Garten nur zur Luſt anlegt, der hat nur eine Hauptregel: Wer ihn aber zur Luſt und zum Nutzen zugleich anlegen will, der hat zwey Hauptregeln in acht zu nehmen. Eben dieſes hat auch von der Schönheit ſtatt.

Unde oriantur Defectus.

§. 251. Was nun nach dieſen Regeln geht, gereichet zur Vollkommenheit und Schönheit des Ganzen: hergegen was davon abweichet, das iſt ein **Fehler.** Da alſo die Schönheit und Vollkommenheit aus Beobachtung der Regeln der Ubereinſtimmung entſteht; dieſe aber von ſehr wenigen eingeſehen werden: So geſchieht es, daß man ſonderlich in ſinnlichen Dingen nach undeutlich oder dunkel erkannten Regeln von dem, was ſchön oder vollkommen iſt, ſehr unrichtig urtheilet.

Regulae Perfectionum contrariae.

§. 252. In zuſammengeſetzten Vollkommenheiten flieſſen die Regeln aus verſchiedenen Gründen, und können daher leicht zuweilen wiedereinander laufen. Z. E. Die Schönheit eines Gebäudes kan leicht etwas erfordern, was der Nutzbarkeit deſſelben zuwieder iſt; und umgekehrt. Es iſt alſo eine **Ausnahme** alsdan̄ unentbehrlich, und man muß daher an einem

Exceptio

Dinge, um der Vollkommenheit des Ganzen willen, zuweilen etwas Unvollkommenes in den Theilen dulden: Wenn nur die Ausnahme da gemacht worden, wo es am wenigſten zu bedeuten hat.

Quaenam regula potior ſit?

§. 253. Dieſes in beſondern Fällen richtig zu beurtheilen, muß man auf den Hauptzweck des Urhebers eines ſolchen Werkes ſehen. Dieſer giebt die wichtigſte Regel, und von dieſer muß am wenigſten eine Ausnahme gemacht werden. Die geringern Regeln hergegen, die in andern Nebenabſichten ihren Grund haben, müſſen auf bedörfenden Fall weichen. Und wenn das geſchieht, ſo kan man an einem ſolchen Werke nichts ausſetzen: Geſetzt, daß es in etlichen Stücken unvollkommen zu ſeyn ſcheinen ſollte.

Perfectionis gradus.

§. 254. **Die Vollkommenheit der Dinge iſt alſo nicht von einerley Gröſſe.** Die Anzahl der übereinſtimmenden Dinge iſt bald gröſſer bald kleiner; Der Regeln der Uebereinſtimmung ſind bald mehr bald weniger; und die Ausnahmen ſind endlich auch bald geſchickter, bald ungeſchickter gemacht. Daher veranlaſſet denn ein vollkommneres Ding mehrere allgemeine Anmerkungen und Betrachtungen als ein Unvollkommneres: Welches denn hernach der Grund iſt, warum man im Anblicke deſſelben auch mehr Vergnügen empfindet.

Bonum metaphyſicum quid.

§. 255. Ein jedes Ding hat Ordnung, und folglich Wahrheit in ſich (§. 248.). Da nun jede Ordnung eine Aehnlichkeit iſt (§. 246.), und folglich was übereinſtimmendes in ſich hat:

So iſt ein jedes Ding mit einer gewiſſen Vollkommenheit begabet (§. 249.): Geſetzt, daß es nur eine einfache wäre. Im metaphyſiſchen Verſtande nennt man alles Vollkommene Gut. Daher iſt denn ein jedes Ding an ſich, metaphyſiſch zu reden, gut: Doch ſo, daß immer eins beſſer iſt, als das andre. Omne ens eſt bonum.

§. 256. Was wir uns als etwas von uns unterſchiedenes vorſtellen, das ſetzen wir auſſer uns: So ſtelle ich mir den Himmel, die Erde, das Wohnhaus darinn ich bin, mein Zimmer und mein Kleid, als auſſer mir vor. Ja in ſo weit ich mich als ein denkendes Weſen anſehe, ſehe ich auch meine Hände und Füſſe, ja den ganzen Leib, als etwas von mir unterſchiedenes, an, und ſetze es folglich auſſer mir. Eben ſo iſt es mit andern Dingen, die man ſich als etwas unterſchiedenes (§. 229) vorſtellet. Quid ſit extra nos poſitum?

§. 257. Sobald wir uns viele auſſer uns, und auſſer einander verhandene Dinge zugleich vorſtellen; ſobald entſtehet in uns der Begriff von dem Raume. Es iſt alſo der Raum weiter nichts, als die Ordnung zugleich verhandener Dinge, vermöge welcher eins immer auſſer dem andern iſt, und auf daſſelbe folget. Der Ort eines Dinges hergegen iſt die beſondere Art, wie ſelbiges mitten unter den andern Dingen befindlich iſt. Dergeſtalt kan auch ein mathematiſcher Punct in einem Orte ſeyn, der doch keinen Raum erfüllen kan. Spatii idea, quomodo oriatur. Locus.

§. 258. Auſſer dieſem wahrhaften Begriffe vom Raume pflegt man ſich auch einen eingebil- Spatium imaginarium.

bildeten Raum vorzuſtellen; der von allen vor ſich beſtehenden Dingen leer ſeyn, und doch vor ſich ſelbſt beſtehen, untheilbar, ewig und unendlich groß ſeyn ſoll. Allein dieſes iſt ein bloſſer Betrug der Einbildungskraft, die durch die Abſonderung von dem wirklich erfüllten Raume ſich dieſen Begriff gemacht hat. Einige neuere ſind gar auf die Thorheit gerathen, dieſen eingebildeten Raum für die Unermeßlichkeit GOttes zu halten.

Temporis idea, quomodo oritur.

Praeſens.

Praeteritum,

Futurum.

§. 259. In den Dingen, die auf einander folgen, hat ebenfalls eine gewiſſe Ordnung ſtatt. Einiges iſt itzo verhanden; einiges iſt bereits vorbey; und einiges ſoll noch kommen. Jenes heißt das **gegenwärtige** und iſt wirklich da. Das andre iſt wirklich da geweſen, aber wieder in den Zuſtand der bloſſen Möglichkeit gerathen, und heißt das **vergangene**. Dieſes letztere aber iſt nur bloß möglich, und ſoll noch zur Wirklichkeit gelangen; und heißt das **zukünftige**. Dieſe Ordnung der Dinge, ſo auf einander folgen, iſt die Zeit.

Tempus imaginarium.

§. 260. Es giebt aber bey der Zeit eben ſo wohl als oben bey dem Raume etwas eingebildetes. Man meynet nemlich, daß auch auſſer der Folge veränderlicher Dinge, eine Reihe auf einander folgender Augenblicke ſeyn würde; welche man die Ewigkeit nennet, und gleichſam vor ein Behältniß der auf einander folgenden Dinge anſiehet. Allein es iſt dieſes ebenfalls ein Betrug der Einbildungskraft, die von der wirklichen Veränderung verhandener Dinge einen ſolchen wiederſinniſchen Begriff der Zeit abgeſondert hat.

Das

Das IV. Hauptſtücke
von den
Zuſammengeſetzten Dingen.

§. 261.

Quid ſit ens compoſitum.

Was aus vielen von einander unterſchiedenen Theilen beſtehet, wird ein **zuſammengeſetztes Ding** genennet. Z. E. Ein Wald, der aus vielen einzelnen Bäumen, ein Bienſchwarm, der aus vielen einzelnen Bienen, ein Teich, der aus viel einzelnen Fiſchen und Waſſertropfen beſtehet. Es dörfen alſo die Theile eines zuſammengeſetzten Dinges einander nicht eben berühren, vielweniger von einerley Art ſeyn. Es iſt genug, daß ſie auf einige Weiſe zuſam̃en gehören; ſo, daß man das daraus entſtehende Ding vor **Eins** anſehen kan (§. 240.).

Compoſita ſpatium replent.

§. 262. **Zuſammengeſetzte Dinge erfüllen einen Raum.** Denn jeder Theil eines zuſammengeſetzten Dinges iſt von dem andern unterſchieden (§ 229.). Daher iſt er auch auſſer allen andern (§. 256.), und hat ſeinen eigenen Ort inne (§. 257.), und das zuſammengeſetzte muß alſo einen Raum erfüllen. Daher kan nun der Raum, den ein zuſammengeſetztes Ding einnimmt, mit dem Raume eines andern in Vergleichung geſtellet werden; und man kan alsdann beſtimmen, wie ſich der eine gegen den andern verhalte. Z. E. Ob ſie einander gleich, gröſſer, oder kleiner ſind.

Commenſurabilia ſunt

Menſurare quid ſit? §. 263. Dieſe Beſtimmung des Verhältniſſes zwiſchen zweyen Gröſſen von einer Art, nennet man das **Meſſen.** Eine davon wird als bekannt angenommen, und als Eins angeſehen; die andre aber, die noch unbekannt iſt, wird damit verglichen, bis man ſieht, wie vielmal jene in ihr enthalten iſt. Die Bekannte heißt Menſura. das **Maaß.** Man nennt aber Gröſſen einer Art diejenigen, deren die eine etlichemal genommen, die andre ausmacht.

Imaginarium in quantitate. §. 264. Es hat aber eine jede Gröſſe, die gemeſſen werden ſoll, im Abſehen auf unſre Gedanken was eingebildetes an ſich. Denn man ſtellet ſich dieſelbe vor, als wenn ſie aus einerley, das iſt aus vollkommen ähnlichen Theilen beſtünde; die auch in einem Stücke ſortgiengen: Da doch dieſes alles in der That nicht ſo iſt. Man muß ſich vielmehr alle zuſammengeſetzte Dinge, wie einen Teich voller Waſſer und Fiſche; wie einen Wald voller Bäume und Thiere; wie ein Feld voller Getreyde und Kräuter, oder als eine Wieſe voller Gras und Blumen vorſtellen.

Compoſitum majus & minus fieri poteſt. §. 265. **Ein zuſammengeſetztes Ding kan gröſſer und kleiner werden als es iſt.** Denn da die Gröſſe aus der Anzahl der Theile erwächſt (§. 241.), ein zuſammengeſetztes Ding aber Theile hat (§. 261), ſo darf man nur noch etliche darzuthun, um es gröſſer, und etliche davonthun, um es kleiner zu machen. Eine andre Art der Vergröſſerung oder Verkleinerung iſt nicht möglich. Denn auch in der Ausdehnung und Zuſammenziehung z.E. eines Schwammes werden mehr Luft oder Waſſertheile in die zwiſchen Räumlein entweder eingelaſſen oder herausdrücket.

Extenſio qu.d.

§. 266. Wenn man ſich vieles in einem zugleich vorſtellet, ſo entſteht der Begriff einer **Ausdehnung** in uns. Die Zuſammengeſetzten Dinge werden alſo nothwendig ausgedehnt ſeyn müſſen: und alles was ausgedehnt iſt, wird nothwendig aus Theilen zuſammengeſetzt ſeyn müſſen. Die Ausdehnung aber wird auf dreyerley Art angeſehen, nemlich nach der Länge, Breite und Dicke. Die erſte allein wird eine Linie genennet; die andre dazu genommen heißt eine Fläche; und wenn man auf alle Dreye zugleich ſieht, heißt ſie ein Körper in geometriſchem Verſtande.

Longum latum & profundum,

Extenſum vel eſt continuum vel interruptum.

§. 267. Die Ausdehnung beſteht entweder aus ſolchen Theilen, zwiſchen welche man keine andre in andrer Ordnung ſetzen kan: oder man kan zwiſchen dieſelbe noch andre Dinge ſtellen. Im erſten Falle ſagt man, ſie ſey aus einem Stücke, oder ſie gehe in einem fort; wie z. E. ein glatter Marmorſtein. Im andern Falle nennet man es eine unterbrochene Ausdehnung, oder Fläche, wie z. E. das Pflaſter auf den Straſſen iſt. Man bemerket aber, daß uns die Vergröſſerungsgläſer auch dasjenige als unterbrochen vorſtellen, was uns mit bloſſen Augen in einem Stücke zu ſeyn ſcheinet.

In compoſito non niſi partes actuales admittendae ſunt.

§. 268. Wenn man alſo ein zuſammengeſetztes Ding, ſo in einem fortzugehen ſcheinet, eintheilen ſoll: So muß man ſich keine andre Theile darinn einbilden, als die wirklich darinn verhan-

den

Notio abſtracta.

den ſind, und ſich theils dem Raume, theils der Zeit nach, darinn äuſſern. Einige Weltweiſen, als die Carteſianer und heutigen Engländer haben davor den abgeſonderten Begriff des geometriſchen Körpers angenommen, und ſind dadurch in ganz unauflösliche Schwierigkeiten verfallen; wenn ſie von der Zertheilung und Zuſammenſetzung der Körper gehandelt haben.

Microſcopiorum uſus.

§. 269. Nichts iſt zu deutlichen Begriffen von den Theilen des wirklich erfülleten Raumes zu gelangen, zuträglicher, als der Gebrauch der Vergröſſerungsgläſer. Dieſe ſetzen dasjenige auseinander, was den Augen ganz verwirrt und in einem Klump vorkam. Ja ſo gar die Theile der Zeit laſſen ſich durch dieſelbe weit genauer bemerken. Denn wenn z. E. ein kleines Thierchen, ſo man mit bloſſen Augen gar nicht ſiehet, ſeine 12. bis 24. Füſſe in der Zeit eines Augenblickes, und zwar nacheinander aufhebet und niederſetzet: So kan ein Augenblick zum wenigſten in 24. kleinere Theile getheilet werden.

Figura quid.

§. 270. Die Schranken der Ausdehnung nennet man die **Figur**. Wenn alſo ein ausgedehntes, oder zuſammengeſetztes Ding, Schranken hat; ſo, daß es nicht unendlich weit fortgehet: ſo muß es eine Figur haben. Die Figur iſt alſo mit einer beſtimmten Gröſſe genau verbunden: Und man ſieht daher, wie vergeblich man ſich um die Figur des ganzen Weltgebäudes bekümmert, da man noch nicht weis, ob daſſelbe irgendwo Schranken ſeiner Ausdehnung habe.

Motus quid.

§. 271. Die Veränderung des Orts (§.257.) nennet man die **Bewegung.** Den Ort ſtellet man ſich als einen Theil des eingebildeten und unbeweglichen Raumes vor; an welchen das Ding ſo ihn einnimmt, gar nicht gebunden iſt. Wenn nun dieſes denſelben verläßt, und in dem wahren Raume, nach und nach in einer andern Ordnung zu ſtehen kommt; ſo, daß die Oerter, die es nach und nach einnimmt, eine eingebildete Linie beſchreiben: So entſteht die Bewegung, und man ſieht, daß dieſelbe an ſich möglich ſey.

Omne compoſitum eſt diviſibile.

§. 272. **Alles zuſammengeſetzte iſt theilbar.** Denn weil es ausgedehnt iſt, und einen Raum einnimmt; ſo hat es Theile. Dieſe Theile aber ſind von einander unterſchieden (§ 229.), und müſſen nicht eben ſo nothwendig an einem gewiſſen Orte ſeyn (§ 271.). Daher können ſie durch die Bewegung von einander abgeſondert werden. Dieſe Abſonderung der Theile nun nennet man eine Theilung, und ein Ding wo ſich dieſelbe vornehmen läßt, theilbar; Daher iſt nun alles zuſammengeſetzte theilbar: wenn gleich die Theilung weder mit der Hand, noch mit allen unſern Werkzeugen wirklich geſchehen könnte.

Diviſio quid?

Ratio compoſitionis eſt eſſentia compoſitorum.

§. 273. **Eines zuſammengeſetzten Dinges Weſen beſteht in der Art und Weiſe ſeiner Zuſammenſetzung.** Denn alle zuſammengeſetzte Dinge entſtehen, wenn man viel beſondre Dinge ſo zuſammenſetzet, daß ſie gewiſſermaſſen eins ausmachen (§. 261). Ein jedes zuſammengeſetztes Ding aber, das dem andern ähnlich iſt, muß auf eine ähnliche Art, und aus ähnlichen Theilen entſtanden ſeyn; ſo wie unähnliche, aus unähnlichen Theilē, durch eine unähnliche Art der Zuſammenſetzung entſtanden ſeyn müſſen. Die Art und Weiſe aber wie ein Ding entſteht oder möglich iſt, macht ſein Weſen aus (§. 226), und daher erhellet die Wahrheit des obigen Satzes.

Ens compoſitum oriri poteſt & interire.

§. 274. **Ein zuſammengeſetztes Ding kan entſtehen und aufhören zu ſeyn.** Deñ ſeine Theile ſind nicht nothwendig bey einander; und können entweder zertheilet, oder verſetzt, werden (§. 272). Aus dieſem letztern entſteht eine neue Art der Zuſammenſetzung, und die alte höret durch beydes auf. Z. E. kan eine Uhr dienen, welche entſteht, wenn ihre Räder vereiniget werden; und aufhört eine Uhr zu ſeyn, wenn man ſie auseinander nimmt.

Entis compoſiti Figura mutabilis.

§. 275. **Die Figur zuſammengeſetzter Dinge kan verändert werden.** Denn ſie iſt nichts anders, als die Einſchränkung der Ausdehnung (§. 270). Dieſe aber wird verändert, ſo oft man die Theile eines zuſammengeſetzten Dinges entweder verſetzt, oder einige dazu thut, oder einige davon wegnimmt. Daher kan denn die Figur ſolcher Dinge auch geändert werden. Wenn man aber im Zuſetzen oder Abnehmen immer eine ähnliche Art der Theile an der ganzen Oberfläche des zuſammengeſetzten Dinges zugleich hinzuſetzte oder abnähme: ſo würde dadurch die alte Figur deſſelben nicht verändert werden.

§. 276.

§. 276. In Zertheilung der zuſammengeſetzten Dinge, und in Erklärung derſelben, darf man nicht allezeit bis auf die kleinſten Theile deſſelben gehen. Es iſt genug daß man die merklichſten Theile andeutet, aus welchen das ganze entſteht: Und man kan dieſe Theile alsdann anſehen als ob ſie aus einem Stücke wären. Z. E. Wenn man die Theile einer Uhr betrachtet. Ein anders wäre es, wenn man die Theile des menſchlichen Körpers, als etwa das Auge von neuem zergliederte.

Quousque in diviſione corporum progrediendum ſit?

§. 277. **Nicht alle Veränderungen in einem zuſammengeſetzten Dinge heben ihr Weſen auf.** Denn wenn die Theile deſſelben nicht ganz von einander abgeſondert, und nicht ſo verſetzt, vermehrt oder vermindert werden, daß die ganze vorige Art ſeiner Zuſammenſetzung dadurch aufhört: So bleibt es noch, was es war; und behält alſo ſein altes Weſen. Z. E. Eine Uhr kan durch ihre innerliche Bewegungen bald dieſe, bald jene Stellung der Räder haben, und doch dieſelbe Uhr bleiben. Imgleichen die Körper der Pflanzen und Thiere können wachſen und allerley Bewegungen haben, ohne ihr Weſen zu verlieren.

Non omnis mutatio compoſiti eſſentiam tollit.

§. 278. Wenn wir alles, was bisher geſagt worden, zuſammen nehmen, ſo kan einem zuſammengeſetzten Dinge keine andere Veränderung wiederfahren, als im Abſehen auf die Gröſſe (§ .265.), Figur (§. 275.), Lage der Theile (§.274.), innerliche Bewegung (§. 277.), und den Ort des ganzen (§. 271). Von mehrern Arten der

Qualium mutationum compoſitum capax ſit?

Veränderungen, die ſich aus dem allgemeinen Begriffe zuſammengeſetzter Dinge erkennen lieſſen, wiſſen wir noch nichts; diejenigen aber, die wir an beſondern Arten zuſammengeſetzter Dinge wahrnehmen, müſſen ſich aus den erwehnten erklären laſſen.

Uſus hujus doctrinae.

§. 279. Damit man dieſes ganze Capitel nicht vor unnütze halte; ſo merke man nur, daß alle Körper zuſammengeſetzte Dinge ſind. Da nun die ganze Welt nach ihren meiſten Theilen faſt mit lauter Körpern angefüllet iſt; deren Natur, Weſen und Vollkommenheiten wir kennen ſollen: So wird uns dieſer Unterricht von den zuſammengeſetzten Dingen überhaupt, nicht nur in der Weltbetrachtung ſondern in der Naturlehre ſonderlich, ſehr zu ſtatten kommen, und einen vielfältigen Nutzen ſchaffen.

Das V. Hauptſtücke
von den
Einfachen Dingen.

§. 181.

Simplex quid ſit.

Einfach, wird in Anſehung des zuſammengeſetzten alles dasjenige genannt, was gar keine Theile hat; und folglich weder in der That, noch in Gedanken zertheilet werden kan. Man pflegt freylich auch ſolche Dinge zuweilen einfach zu nennen, die nur im

Abſehen auf etwas anders dieſen Nahmen führen können: weil ſie weniger zuſammengeſetzt ſind; wie z. E. ein Rad in einer Uhr. Allein hier in der Grundlehre muß man den vollkommenſten Begriff dieſes Wortes der unbeſtimmten Bedeutung vorziehen.

Axioma.

§. 281. Hieraus erhellet nun, **daß alles, was einem zuſammengeſetzten Dinge, in ſo weit es zuſammengeſetzt iſt, zukommt, dem einfachen Dinge nicht zukommen köñe.** Es kan nemlich weder eine Gröſſe (§. 241.), noch eine Ausdehnung (§. 266.), noch eine Figur (§. 270.), noch eine innerliche Bewegung (§. 277.) haben, noch auch einen Raum erfüllen (§. 262.). Folglich iſt es in ſoweit von einem zuſammengeſetzten ganz und gar unterſchieden. Wir unterſuchen hier nur den bloſſen Begriff, und laßen es noch ausgeſetzt, ob es ſolche einfache Dinge wirklich gebe.

Ens ſimplex ſive monas.

Quomodo monades oriantur.

§. 282. Wenn indeſſen ein ſolch einfaches Ding verhanden ſeyn ſollte: ſo müſte es entweder entſtanden ſeyn, wie wir oben von den zuſammengeſetzten erwieſen haben; oder allezeit, das iſt von Ewigkeit, geweſen ſeyn. Sollte es entſtanden ſeyn: So müſte es entweder aus einem zuſammengeſetzten, oder aus einem einfachen Dinge ſeinen Urſprung haben. Sollte es aus dem zuſammengeſetzten herrühren: So müſte es entweder durch die Zertheilung des Ganzen, oder durch die Verſetzung der Theile, oder durch eine ganz neue Zuſammenſetzung geſchehen ſeyn.

Non ex entibus compoſitis.

§. 283. Allein keins von dieſen dreyen geht an. Denn in der Zertheilung eines Dinges entſteht kein neuer Theil, ſondern die bereits verhandenen werden nur von einander abgeſondert. In der Verſetzung der Theile geſchieht ſolches noch weniger: Denn es bleibt nach wie vor ein zuſammengeſetztes Ding, das Theile hat, und folglich nicht einfach iſt. Durch die neue Zuſammenſetzung endlich kan vollends nichts einfaches herauskommen, wie leichtlich zu denken iſt. Alſo kan denn aus dem Zuſammengeſetzten unmöglich was Einfaches entſtehen.

Nec ex alia monade quadam.

§. 284. Aus dem Einfachen aber geht ſolches auch nicht an. Denn weil ſelbiges untheilbar iſt, ſo kan es nichts von dem Seinigen abgeben, etwas neues daraus zu machen. Sein Weſen iſt unzertrennlich, und läßt ſich alſo in keine Stücke zerreiſſen, um etwas anders daraus hervorzubringen. Wir werden nachmals ſehen, wie man hieraus diejenigen wiederlegen könne, ſo die Seelen, auch wohl überhaupt alle Dinge, für Theilchen, oder doch Ausflüſſe des Göttlichen Weſens halten: Wenn wir erſt werden erwieſen haben, daß ſelbiges einfach ſey.

Monas aut eſt ex nihilo producta, aut ab aeterno fuit.

§. 285. Derowegen muß nun ein einfaches Ding, wenn dergleichen verhanden iſt, entweder aus nichts, durch die Kraft eines andern bereits verhandenen Dinges, hervorgebracht; oder von aller Ewigkeit her, nothwendiger Weiſe da geweſen ſeyn. An dem gehörigen Orte ſoll gründlich erwieſen werden, daß das erſtere wirklich ſtatt finde; das letztere aber nur im Abſehen auf das allervollkom̃enſte Weſē, ſo wir Gott nennen, zuzugeben ſey: Durch deſſen Kraft die Elemēte, Seelē u. Geiſter hervorgebracht worden.

Origo entis ſimplicis explicari nequit.

§. 286. **Der Urſprung eines einfachen Dinges aus Nichts, läſt ſich nicht begreifen, oder deutlich erklären.** Denn was einfach iſt, entſtehet nicht nach und nach, ſondern iſt auf einmal ganz verhanden. In einem ſo untheilbaren Augenblicke läßt ſich nun nichts unterſcheiden, was vorhergienge oder nachfolgte: Wie man bey zuſam̃engeſetzten Dingen gewohnt iſt, weñ ſie entſtehen. Daher kan man auch den Urſprung einfacher Dinge niemanden erzehlen noch erklären: und er muß unſerm Verſtande nothwendig unbegreiflich bleiben.

Interitus entis ſimplicis, qualis concipi debeat.

§ 287. **Ein einfaches Ding kan nicht auf die Art untergehen, als ein zuſammengeſetztes.** Denn es hat keine Theile, und darf alſo keine Trennung oder Verſetzung derſelben beſorgen. Verwandelt werden kan es auch nicht: Denn entweder würde das neue Weſen in dem Alten ſeinen Grund haben, oder nicht. Wäre jenes, ſo wäre es nur eine bloſſe Veränderung ſeines Zuſtandes, und es bliebe noch eben daſſelbe Ding. Hätte das neue aber nicht ſeinen Grund im vorigen, ſo wäre dieſes keine Verwandelung geweſen; ſondern das alte wäre ganz vernichtet, und an ſeiner Stelle ein neues hervorgebracht. Wenn es alſo untergehen ſoll, ſo muß es gänzlich vernichtet werden.

Mutatio quid?

§. 288. Die Veränderung eines Dinges iſt die Abwechſelung ſeiner Zufälligkeiten (§.228.).

Modificatio entis.

Status entis.

Denn die Eigenſchaften eines Dinges flieſſen aus ſeinem Weſen (§. 228.), und ſind daher ſo wenig dem Wechſel unterworfen, daß ſie vielmehr nothwendig und ewig ſind (§. 238.). Dieſer Wechſel der Zufälligkeiten bringt die **Einrichtung** eines Dinges hervor, und da ſich dieſelbe nach und nach ändern kan, und nicht immer dieſelbe bleibt; ſo nennt man eine jede beſtimmte Einrichtung deſſelben, ſeinen **Zuſtand**. Man kan ſelbigen auch die Beſtimmung des veränderlichen nennen.

Ens modis deſtitutum immutabile eſt.

§. 289. **Hieraus folgt nun, daß ein Ding, ſo keine Zufälligkeiten hat, zu aller Veränderung ungeſchickt iſt.** Das Weſen ſamt ſeinen Eigenſchaften iſt gar zu beſtändig, als daß es einiger Abwechſelung fähig wäre. Soll alſo ein Einfaches Ding veränderlich ſeyn, ſo muß es was zufälliges an ſich haben, dadurch es nach und nach in einen neuen Zuſtand gerathen kan. Soll es aber unveränderlich ſeyn: So muß es nichts zufälliges haben, ſondern alles muß in ihm weſentlich, das iſt nothwendig und ewig ſeyn (§. 236.). Wir werden hernach zeigen, daß es einfache Dinge beyder Arten gebe.

Ens ſimplex aliquid conſtans in ſe habet.

§. 290. **Ein einfaches Ding muß nothwendig etwas beſtändiges und fortdaurendes an ſich haben.** Denn entweder es iſt unveränderlich: Und ſo bleibt ſein Weſen nebſt den Eigenſchaften allezeit wie es iſt. Oder es iſt veränderlich: So bleiben zwar die Zufälligkeiten deſſelben nicht, und ſein Zuſtand iſt in beſtändigem Wechſel. Allein dieſe Zufälligkeiten müſſen doch ein Subject haben, dem ſie zukommen können, und welches auch bey aller ihrer Aenderung daſſelbe bleibt. Z. E. Die Veränderung der Figur erfordert einen Körper, darinn ſie vorgehen kan.

Essentialia entis.

§. 291. Alles, was einem Dinge beſtändig zugehört und unveränderlich iſt, wollen wir das **Weſentliche** deſſelben neñen (§.236). Was ſich aber an demſelben ändern läßt und abwechſeln kan, das wollen wir die **Schranken** deſſelben nennen. Daher wird nun ein unveränderliches Ding (§.289.) keine Schranken haben: Ein veränderliches hergegen wird eingeſchränkt ſeyn. Und umgekehrt: Was nicht eingeſchränkt, oder **unendlich** iſt, das iſt auch unveränderlich; was aber eingeſchränkt oder **endlich** iſt, das iſt auch veränderlich.

Limites ejus.

Ens infinitum.

Ens finitum.

§. 292. Die Veränderung des Zuſtandes in einem endlichen Dinge hat entweder ihren Grund in ihm ſelbſt, oder außer ihm, in einem andern Dinge. Iſt das erſte, ſo heiſt ſie eine **Wirkung**; iſt aber das andre, ſo heißt ſie eine **Leidenſchaft**. Z. E. Einer Taſchenuhr innerliche Theile bewegen ſich. Die Feder dehnt ſich alle Augenblicke weiter aus, aber dieſe Veränderung hat ihren Grund in ihr ſelbſt, darum iſt es eine Wirkung. Die andern Theile hergegen haben den Grund ihrer Veränderungen in der Feder, und alſo ſind dieſelben eine Leidenſchaft zu nennen.

Quid sit actio & passio.

§. 293. Das bloſſe Vermögen zu wirken, heiſſet die **Macht**. Die wirkliche Bemühung

Potentia quid?

Virtus ſive vis activa.

aber, eine Wirkung hervorzubringen, heiſſet eine **Kraft**. Z. E. Ein ungeſpannter Bogen hat wohl ein Vermögen, den Pfeil abzuſchieſſen; allein er thut es nicht wirklich; und das heißt ſeine Macht. Hergegen, wenn er geſpannt iſt, ſo iſt er in ſteter Bemühung ſolches zu thun; thut es auch wirklich, wenn man das Hinderniß hebt: Darum hat er in dieſem Zuſtande eine wirkende Kraft. Das bloſſe Vermögen etwas zu leiden, kan man eine **Fähigkeit** nennen.

Potentia paſſiva.

Axiomata quaedam.

§. 294. Aus der wirkenden Kraft erfolget alſo die Wirkung, ſobald nur die Hinderniſſe gehoben werden. Aus der bloſſen Macht zu wirken hergegen erfolget noch nichts, weil ſelbige noch nicht ſattſam beſtimmet iſt. Jmgleichen erhellet hieraus, daß eine Kraft keine eigentliche Theile, ſondern nur gewiſſe Grade ihrer Heftigkeit und Stärke haben kan. Z. E. Ein Bogen, der mehr oder weniger geſpannet worden, hat auch mehr oder weniger Grade der Kraft dadurch erlanget. Allein aus Theilen beſteht dieſelbe nicht, weil der Bogen ſelbſt überall gleich groß geblieben.

Corollarium.

Virium limites.

§. 295. Da alſo die Kraft eines Dinges veränderlich ſeyn kan, das veränderliche aber die Schranken eines Dinges ausmachet (§. 291.): So hat auch oft die Kraft eines Dinges ihre **Schranken**; nemlich die **Grade ihrer Heftigkeit**. Wenn aber eine Kraft ganz unveränderlich wäre, und folglich keine Schranken hätte, ſo würde dieſelbe eine **unendliche Kraft** ſeyn: So wie im Gegentheil diejenige **endlich** heißt,

Sunt gradus intenſionis.

Vis infinita, finita.

die da Schranken hat, und bald ſtärker bald ſchwächer wirket. Hieraus folgt alſo noch nicht, daß die Kraft aller Dinge veränderlich ſey.

Status entis praeſens in antecedente fundatus.

§. 296. **Der gegenwärtige Zuſtand eines jeden Dinges muß in ſeinem vorhergehenden Zuſtande gegründet ſeyn.** Der Zuſtand entſteht aus der Beſtimmung des Veränderlichen. Alles was geſchieht, muß ſeinen Grund haben (§. 216.), und alſo haben auch die Veränderungen eines Dinges ihren Grund. Die Wirkungen haben ihren Grund in dem Dinge ſelbſt, daraus ſie entſtehen, und alſo in ſeinem vorhergehenden Zuſtande; die Leidenſchaften aber ſetzen zum wenigſten eine Fähigkeit in demſelben zum Grunde. Und alſo ſind auch dieſe in dem vorigen Zuſtande deſſelben, ob wohl nicht ganz allein, gegründet.

Ens ſimplex figura deſtituitur.

§. 297. **Ein einfaches Ding kan nicht ſolche Schranken haben, die wir die Figur eines Dinges nennen.** Denn es hat keine Theile, und folglich keine Ausdehnung. Die Figur aber erfordert dieſes letztere (§. 270.). Da nun aber die veränderlichen einfachen Dinge Schranken haben müſſen (§. 291.). So werden dieſelben keine andre ſeyn können, als die Grade einer gewiſſen Heftigkeit, welche eine wirkende Kraft einſchränken (§. 295.). Und daher erhellet auch, daß die einfachen Dinge, die veränderlich ſind, eine wirkende Kraft haben müſſen.

Corollarium.

Corollarium.

Ens ſimplex infinitum vim infinitam poſſidet.

§. 298. **Es muß aber auch ein unendliches einfaches Ding eine Kraft haben.** Denn ob es gleich keine Schranken hat: So iſt doch was beſtändiges und immerwährendes in ihm; nemlich ſein Weſen und ſeine Eigenſchaften. Und ob ſich alſo gleich keine eingeſchränkte oder veränderliche Kraft vor daſſelbe ſchicket: So ſchicket ſich doch eine unendliche Kraft gar wohl dazu (§. 295.), die allezeit mit einer völlig angeſtrengten Macht in einerley Heftigkeit, ohne alle Hinderniſſe fortwirket. Wir werden hernach zeigen, daß GOTT eine ſolche Kraft habe.

Subſtantia quid ſit?

§. 299. **Durch eine Subſtanz verſteht man ein Ding, welches eine wirkende Kraft beſitzet;** ſie ſey von welcher Art ſie wolle; ſie mag auch entweder in ſich ſelbſt, oder auſſer ſich Veränderungen hervorbringen. Dieſen Begriff hat Leibnitz zuerſt von einem vor ſich beſtehenden Dinge gegeben: Weil nun die Nahmen-Erklärungen willkührlich ſind, dieſe aber ſehr fruchtbar an Wahrheiten iſt; ſo thut man wohl, daß man dabey bleibet. Deutſch nennt man es: **Ein vor ſich ſelbſt beſtehendes Ding;** davor wir aber der Kürze halber, lieber Subſtanz ſagen wollen.

Entia ſimplicia ſunt ſubſtantiae.

§. 300. **Alle einfache Dinge ſind Subſtanzen.** Denn ſowohl die eingeſchränkten als das uneingeſchränkte, haben eine Kraft zu wirken (§. 295. 297.), jene zwar eine veränderliche deren Grade der Heftigkeit immer abwechſeln: Dieſes aber eine unveränderliche, darinn kein Wechſel der Stärke und Schwachheit ſtatt findet. Was aber eine Kraft hat, iſt eine Subſtanz (§. 299.). Weiter unter werden wir zeigen, daß die zuſammengeſetzten Dinge eigentlich keine Subſtanzen ſind, weil ſie alle ihre Kraft nur von den einfachen Dingen herhaben, daraus ſie beſtehen. Daher denn Leibnitz die Körper nur Phänomena, oder Erſcheinungen genennet.

Monades finitae.
Monas infinita.

§. 301. Wir werden im folgenden darthun, daß die Geiſter und Seelen, ja auch die Elemente der Cörper, eingeſchränkte einfache Subſtanzen ſind; GOTT aber eine unendliche einfache Subſtanz ſeyn müſſe. Was alſo bißher von den einfachen Dingen überhaupt abgehandelt worden, wird alsdann ſeinen Nutzen deutlich zeigen, und man hat es alſo nicht eher vor unnütze Grübeleyen anzuſehen; bis man erweiſen kan, daß es im folgenden zu nichts gebrauchet werden könne. Man muß daher die Weltbetrachtung, Geiſterlehre, und natürliche Gottesgelahrtheit erſt durchgehen, ehe man davon urtheilen kan.

* * *

Das VI. Hauptſtücke

von den

Verhältniſſen der Dinge gegen einander.

§. 302.

Principium eſſendi.

Principium cognoſcendi.

Die Dinge, ſo die Gründe von etwas anderm, in ſich halten, ſind zweyerley. Denn entweder kan man daraus ſehen, warum ein Ding iſt; oder man ſieht nur daraus, warum daſſelbe erkannt wird. Im erſten Falle wird eine ſolche Urſache, die **Qvelle des Weſens**; Im andern Falle aber die **Qvelle des Wiſſens** genennet. Z. E. Der Uhrmacher hält den Grund in ſich, warum die Uhr verhanden iſt; daher iſt er die Qvelle ihres Weſens. Die Uhr aber hält den Grund in ſich, die Kunſt ihres Meiſters daraus zu erkennen: Daher iſt ſie in dieſer Abſicht eine Qvelle unſers Wiſſens.

Principiatum.

Cauſa efficiens.

§. 303. Was aus einer ſolchen Qvelle ſeinen Urſprung nimmt, heißt in Anſehung des Grundes der darinn befindlich iſt, **gegründet**. Die Qvelle des Weſens insbeſondre heißt eine **Urſache**. Giebt dieſe vermöge ihrer Wirkung den Grund zu etwas: So heißt ſie eine **wirkende Urſache**; dasjenige aber, ſo in ihr gegrüngründet iſt, heißt **das gewirkte**, oder auch wohl das Werk. Iſt eine einzige Urſache zu Hervorbringung deſſelben zulänglich: So heißt ſie **eine alleinige**; gehören aber etliche dazu: So werden ſie **gemeinſchaftliche Urſachen** genennet. Die Exempel hiezu ſind leichtlich zu finden.

Effectus
Cauſſa ſolitaria
Cauſſae Sociae.

§. 304. Die Urſache wirket entweder durch ihre eigene Kraft, oder durch eine fremde. Im erſten Falle heißt ſie die Haupturſache, im andern Falle aber nur ein **Werkzeug**. Denn in den Werkzeugen iſt nur eine bloße Macht, oder ein Vermögen zu wirken: Durch den Einfluß der Haupturſache aber verwandelt ſich dieſelbe in eine thätige Kraft. Z. E. Die Axt iſt das Werkzeug eines Zimmermannes, deſſen er ſich bedient ſein Werk zu verfertigen; ob ſie gleich durch ſeine Kraft wirkſam wird.

Cauſſa principalis.

Inſtrumentum.

§. 305. Sobald die wirkende Urſache völlig verhanden iſt, ſobald geht auch die Wirkung vor ſich, und das Werk entſteht. Denn die wirkende Urſache wirket vermöge ihrer Kraft (§. 304.). Die Kraft aber iſt eine ſtete Bemühung etwas hervorzubringen, erhält auch ihren Zweck unfehlbar, wenn ſie nicht gehindert wird (§. 293.). Wenn alſo die Urſache völlig iſt, das iſt, wenn es ihr an nichts fehlet, was zu Hervorbringung des Werkes nöthig iſt: So muß daſſelbe unfehlbar entſtehen. Z. E. Wenn die Sonne verhanden iſt; ſo muß es noth-

Poſita cauſſa ponitur effectus.

nothwendig Licht und Strahlen geben: Wo Feuer iſt, da muß Wärme entſtehen.

Quid ſit Finis?

§. 306. Dasjenige, um weswillen eine Urſache wirket, wird die **Abſicht** genennet. Z. E. Die Verfertigung eines Buches iſt die Abſicht, warum ich ſchreibe; Denn darum eben ſchreibe ich itzo, daß ein Buch daraus werden ſoll. Hieraus erhellet, daß die Abſicht mit zu den Urſachen gehöret, die ein Ding hervorbringen; indem ſie die wirkende Urſache beſtimmet, oder antreibet daran zu wirken. Man darf aber mit dieſer Abſicht die Bewegungsgründe nicht vermengen, die auch oft in die Wirkung einen Einfluß haben.

Finis praeſupponit ens intelligens.

§. 307. **Die Abſicht kan nur bey einem verſtändigen Weſen ſtatt finden.** Denn ehe die Wirkung geſchieht, iſt die Abſicht noch nicht erreichet, ſondern nur möglich. Soll nun das mögliche einigen Einfluß ins wirkliche haben: ſo muß es vermöge eines Weſens geſchehen, ſo ſich das mögliche zum voraus vorſtellen kan, ehe es noch wirklich wird. Da nun dieſes Verſtand erfordert (§. 17.), ſo ſieht man, daß nur ein verſtändiges Weſen nach Abſichten wirken könne. Es iſt lächerlich, wenn die Scholaſtiker zuweilen auch lebloſen Dingen Abſichten zugeſchrieben haben.

Quid ſit Medium?

§. 308. Was den Grund in ſich hält, warum die Abſicht erreichet wird, das heißt ein

Mittel. Z. E. Wenn man eine Reiſe thut, in der Abſicht an einen entlegenen Ort zu kommen: So iſt die Reiſe das Mittel dazu. Es kan aber dergeſtalt die Abſicht ſelbſt ein Mittel werden, noch eine fernere Abſicht zu erlangen; und ſo weiter, biß man die letzte Abſicht erlanget, die der **Endzweck** genennet wird. Z. E. Ich ſchreibe zwar, um ein Buch zu verfertigen, dieſes thue ich aber die Weltweisheit verſtändlicher und beliebter zu machen: Und dieſes letztere thue ich die Glückſeeligkeit des menſchlichen Geſchlechts nach meinem geringen Vermögen zu befördern.

Finis intermedius.

Scopus.

§. 309. Zuweilen hat eine wirkende Urſache nur eine einzige Abſicht; zuweilen aber hat ſie mehrere zugleich. Diejenige nun, die ihn zum Wirken treiben würde, wenn gleich keine andre mehr verhanden wäre, heißt die **Hauptabſicht**; die andern aber, um derenthalben ſie nicht wirken würde, heiſſen die **Nebenabſichten**. Z. E. Es thut jemand eine Reiſe um ſeine Eltern zu beſuchen, das iſt die Hauptabſicht: Aber er hat auch die Nebenabſichten um ein Amt anzuhalten, gewiſſe Bekanntſchaften mit Leuten zu machen, von denen er viel gutes gehöret: u. d. g.

Finis principalis & minus principalis.

§. 310. Alles was einem Dinge beſtändig zukommt, das iſt ſein Weſen und die daraus flieſſenden Eigenſchaften, pflegt man die Forme

Forma entis.

Forme deſſelben zu nennen. Man ſieht leicht, daß dieſes nicht von der äuſſerlichen Geſtalt, ſondern von der innern Beſchaffenheit der Dinge zu verſtehen ſey. Z. E. Eine vernünftige Seele mit einem organiſchen Cörper vereiniget, machet die Forme eines Menſchen aus. Daher pflegt man denn zu ſagen: Die Forme giebt dem Dinge ſein Weſen. Und dieſe Form pflegen die Scholaſtiker auch unter die Urſachen eines Dinges zu zehlen.

Forma dat eſſe rei.

Materia quid ſit.

§. 311. Dasjenige, was an zuſammengeſetzten Dingen einer vielfältigen Beſtimmung fähig iſt, nennet man die **Materie**. Z. E. Die Materie eines Geſchirres iſt das Metall oder Holz, daraus es beſteht, und welches auf allerley Art eingerichtet werden kan. Einige haben dieſes Wort auch auf die einfachen Dinge erſtrecken wollen, und dasjenige, was wir Subſtanz genennet, Materie heiſſen wollen. Allein ſie haben hier ohne Noth die gemeine Bedeutung des Wortes verlaſſen (§. 299.) und Gelegenheit gegeben ihnen vorzurücken, als ob ſie Materialiſten wären, die auch GOTT und die Seelen zu Körpern machen.

Subjectum & Adjunctum.

§. 312. Wenn ich ein Ding als etwas anſehe, das ſein Weſen hat, auſſer demſelben aber auch noch andere Eigenſchaften und Zufälligkeiten hat oder haben kan: So nenne ich es ein **Subject**, und das andre, ſo ihm zukommt, ein **Adjunct**. Z. E. An einer hölzernen Kugel ſehe ich das Holz als ein Subject, die runde Figur aber als ein Adjunct an. An einem Gelehrten ſehe ich die Erkenntniß vieler Dinge als ein Subject an; die Gründlichkeit aber, die ich daran wahrnehme, und die ſein Erkenntniß zu einer Wiſſenſchaft macht, nenne ich ein Adjunct derſelben. Ja die Gelehrſamkeit ſelbſt iſt im Abſehen auf den Menſchen nur ein Adjunct zu nennen.

Objectum quid ſit.

§. 313. Eine jede wirkende Urſache muß etwas vor ſich haben, darein ſie wirket, und worinn ſich ihre Wirkung endiget: Dieſes nennet man das Object oder den Gegenſtand. Z. E. Das Object eines Zimmermannes iſt das Holz, ſo er behauet, mein Gegenſtand iſt itzo die Ontologie, oder die Grundlehre, imgleichen das Papier, darauf ich ſchreibe. Ein ſolches Object nun beſtimmet auch die Wirkungen der Urſache gewiſſer maſſen; und macht, daß ſie ſo, und nicht anders wirken muß. Z. E. Wer eine hölzerne Seule ſchnitzen will, muß es anders machen, als wenn er eine ſteinerne oder metallene machen wollte.

Signum & Signatum.

§. 314. Wenn man aus dem einen Dinge auf das andre den Schluß machen kan; ſo wird das erſte ein Zeichen, das andre aber das Bezeichnete genennet. Es ſind aber die Zeichen dreyerley. Einige verkündigen was vorher, wie die Abendröthe ſchön Wetter: Andre zeigen die Gegenwart eines Dinges an, wie der Rauch das Feuer. Und endlich erinnern uns einige des

Prognoſtica

demonſtrativa,

Verememorativa. Vergangenen; wie die Fußtapfen eines Menſchen, der da gegangen iſt. Man kan ſie **Vorbedeutungen, Wahrzeichen** und **Denkmäler** nennen.

§. 315. Gewiſſe Zeichen haben einen natürlichen Zuſammenhang mit dem Bezeichneten, wie die obigen Exempel anzeigen, und dieſe nennet man natürliche Zeichen. Es iſt nemlich ein Ding entweder die Urſache, oder eine Wirkung, oder eine unzertrennliche Eigenſchaft des andern. Z. E. Ein Buch iſt ein Zeichen von der Gelehrſamkeit ſeines Verfaſſers; weil dieſes die Urſache von jenem iſt. Die Wärme zeiget von dem Feuer ſo verhanden ſeyn muß: weil es eine weſentliche Eigenſchaft deſſelben iſt. Und die ausſchlagenden Knoſpen ſind Zeichen des Frühlinges, deſſen Wirkung ſie ſind.

§. 316. Auſſer dieſen Zeichen giebt es noch andre, die man **Künſtliche** nennet, weil ſie nur von der bloſſen Willkühr der Menſchen herrühren, und keine natürliche Verknüpfung mit dem Bezeichneten haben. Z. E. Die Zeichen der Häuſer, wo man Wein und Bier verkaufet; imgleichen die Wörter die Zeichen unſrer Gedanken ſind, und ihre Bedeutung meiſtentheils von dem Gutachten der Menſchen haben: etliche wenige ausgenom̃en, die im Tone ſelbſt eine Aehnlichkeit mit der bedeuteten Sache haben.

Ende der Grundlehre.

Der
Theoretiſchen
Weltweisheit,
Dritter Theil.
Die
Weltbetrachtung.

Einleitung
zur
Weltbetrachtung.

§. 317.

Cosmologia quid ſit?

Die Weltbetrachtung iſt eine Wiſſenſchaft* von der Welt überhaupt. Sie iſt alſo von der Naturlehre ganz unterſchieden, welche von dieſem gegenwärtigen Weltgebäude insbeſondre handelt, und ſelbiges ſowohl im ganzen Zuſammenhange, als nach ſeinen vornehmſten Theilen vorſtellet. Hier hergegen wird von einer Welt insgemein gehandelt, und alſo zu der Naturlehre ſelbſt ein guter Grund geleget.

Uſus ejus in Pneumatologia.

§. 318. Es hat aber dieſe Weltbetrachtung auch in Erkenntniß unſrer Seele keinen geringen Nutzen. Denn da dieſelbe einen kurzen Begriff dieſes Weltgebäudes in ihren Begriffen bey ſich hegt; ja ein Spiegel der Welt zu nennen iſt: So wird es uns zu beſſerer Einſicht ihrer Natur nicht wenig vorbereiten, wenn wir erſt eine Welt überhaupt etwas näher kennen lernen. Hernach kan man gewiſſer maſſen ſagen, daß die Seelen ſowohl als andre einfache Subſtanzen Theile der Welt ſind: Und auch in dieſer Abſicht iſt es nützlich, wenn man das Ganze zuvor kennen lernet, damit man von den Theilen deſto gründlicher urtheilen könne.

Item in Theologia naturali.

§. 319. Endlich nützt uns die Weltbetrachtung auch in der natürlichen Gottesgelahrtheit. Denn aus dem Daſeyn der Welt muß man erweiſen, daß ein GOTT ſey; und aus der innern Beſchaffenheit, Einrichtung und Vollkommenheit derſelben, muß man die Eigenſchaften und Vollkommenheiten GOTTES herleiten und darthun: Nicht anders, wie man aus einem menſchlichen Werke oder Meiſterſtücke, die Geſchicklichkeit des Urhebers oder Künſtlers abnehmen und erweiſen kan.

Ratio ordinis redditur.

§. 320. Daher erkennet man nun leicht, warum dieſe Wiſſenſchaft vor den übrigen Theilen der theoretiſchen Weltweisheit muß abgehandelt werden. Sie muß aber allererſt nach der Grundlehre folgen; weil ſie ſich auf die allgemeinen Wahrheiten gründet, ſo in derſelben bereits abgehandelt worden, wie aus dem Fortgange erhellen wird. Herr Hofrath Wolf iſt der erſte, der die Weltweisheit, mit dieſer ſo nöthigen und nützlichen Wiſſenſchaft vermehret hat.

Das I. Hauptſtücke

von dem

Weſen einer Welt und ihren vornehmſten Eigenſchaften.

§. 321.

Definitio mundi, quomodo indagetur.

Eine Welt iſt ein allgemeiner Begriff, dergleichen wir bey allen Nahmen der Dinge zu haben pflegen (§. 40.). Weil man ſich nun aus den einzelnen Dingen, die wirklich vorhanden ſind, durch die Abſonderung allgemeine Begriffe machen kan (§. 35.): So werden wir uns auch von einer Welt überhaupt gar leicht einen Begriff machen können, wenn wir dieſes wirklich vorhandene Weltgebäude betrachten, und dasjenige davon weglaſſen wollen, was es zu einem einzelnen Dinge macht (§. 34.).

Mundus ex partibus conſtat.

§. 322. Nun finden wir aber bey genauer Erwegung, daß dieſes Weltgebäude aus verſchiedenen und faſt unzehlichen gröſſern Theilen beſteht, die wir Weltkörper nennen: als da ſind, die Sonne, die Planeten, die Sterne und die Cometen. Hernach bemerken wir, daß in allen dieſen groſſen Welttheilen ſowohl, als in den kleinern auf der Erde, vielerley Veränderungen vorgehen; indem faſt nichts ſo bleibt, wie es iſt, ſondern allmählich ein andres Anſehen bekommt, oder doch ſeinen Ort verläßt.

Partes mundi inter ſe cohaerent.

§. 323. Endlich beobachtet man, daß dieſe Theile der ſichtbaren Welt, theils zugleich bey einander ſind; theils allmählich auf einander folgen; alleſamt aber einen gewiſſen Zuſammenhang haben, dadurch ſie Eins ausmachen, und ein Ganzes vorſtellen können. Denn wir nennen diejenigen Dinge miteinander verknüpft, deren eins ohne das andre nicht entſtehen, oder beſtehen könnte. So iſt z. E. die Sonne mit allem, was auf dem Erdboden lebet, verknüpfet, weil ohne ihre Wärme alles verderben würde.

Definitio mundi in genere.

§. 324. Nunmehro können wir aus dem allen einen allgemeinen Begriff von der Welt überhaupt geben. Es iſt nemlich dieſelbe ein Inbegriff vieler veränderlichen Subſtanzen, die dem Raume und der Zeit nach mit einander verknüpft ſind, aber zuſammen genommen keines andern Dinges Theil abgeben. Dieſes letztere iſt nöthig hinzuzuſetzen, damit man keine Uhr, Mühle, oder ſonſt ein Gebäude eine Welt nenne; als welche insgeſamt nur vor Theile der Erdkugel anzuſehen ſind.

Mundus eſt ens compoſitum.

§. 325. Hieraus folgen nun folgende Sätze: 1) **Eine Welt iſt ein zuſammengeſetztes Ding.** Denn ſie beſteht aus vielen andern Dingen zuſammen genommen (§.322.). Daher muß ſie denn ausgedehnt ſeyn, einen Raum einnehmen, eine Gröſſe haben, die ſich ausmeſſen läßt, und endlich eine Figur haben; dafern ihre Ausdehnung nur Schranken hat, oder endlich iſt. Ferner erhellet hieraus, daß das Weſen der Welt in der Art der Zuſammenſetzung ihrer Theile beſtehe (§. 273.).

§. 326. Zum 2) iſt die Welt auch ein Ganzes; welches wegen des Zuſammenhanges ſeiner Theile ſtatt findet (§. 240.). Daher folget nun auch, daß ſie Eins ſey; Weil nemlich in einem jeden Ganzen, viele Dinge zuſammengenommen, Eins ausmachen. Und weil wegen der Verknüpfung der Theile, eins immer ſeinen Grund im andern hat: So iſt auch Wahrheit in der Welt: Nemlich eine ſolche, die aus dem Satze des zureichenden Grundes entſtehet, und dieſelbe von dem erdichteten Schlaraffenlande unterſcheidet (§. 248.).

Mundus eſt Totum aliquod.

§. 327. Es iſt aber nöthig, daß man ſich dieſe Verknüpfung aller Dinge in der Welt in ihrer rechten Gröſſe vorſtelle. Denn da nichts ohne zureichenden Grund ſeyn kan, (§. 216.), ſo kan auch in der Welt nicht die aller geringſte Kleinigkeit verhanden ſeyn oder vorgehen, die nicht in ihren Urſachen gegründet iſt, und alſo mit ihnen zuſammen hängt. Da trägt nun oft gegenwärtiges, abweſendes und vergangenes etwas zu einem Dinge bey: Und ein Scharfſinniger wird finden, daß faſt nichts ſo entfernt von einander iſt, ſo nicht mit einander verknüpft wäre.

Nexus rerum quantus ſit in mundo.

§. 328. Insbeſondre aber erfordert ein jedes Ding in der Welt, der Zeit nach, eine Reihe von wirkenden Urſachen, die ſo alt iſt, als die Welt ſelbſt. Denn da nicht allein jedes Ding an ſich ſeinen Grund in einem andern haben muß, welches

Nexus rerum quoad tempus.

ſeine werkende Urſache abgiebt; ſondern auch dieſe Urſache wieder ihren Grund in einer andern wirkenden Urſache haben muß, u. ſ. w. So ſieht man wohl, daß dieſes immer weiter zurücke geht, bis auf den Urſprung der ganzen Welt. Z. E. Das Ey kommt von der Henne, die Henne aus einem Ey; dieſes wieder von einer Henne, u. ſ. w. bis auf die erſte Henne, die nicht mehr natürlicher Weiſe entſtanden iſt.

Quoad ſpatium.

§. 329. So wie nun dergeſtalt ein Ding mit allen vorhergehenden Zeiten verknüpft iſt: **So iſt es auch mit allem, ſo mit ihm zugleich den Weltraum erfüllet, verbunden.** Denn es iſt kein einziges verhanden, ſo ſchlechterdings ohne fremde Hülfe beſtehen könnte. Z. E. Ein Menſch braucht zu ſeinem Leben Luft und Waſſer, Holz und Eiſen, Flachs und Wolle, allerley Thiere und Gewächſe, die Beyhülfe unzehliger Menſchen, die ihm auch ohne ihr Wiſſen in den entfernteſten Ländern dienen: Endlich wegen der Wärme und Abtheilung der Zeit, bedarf er auch Sonne, Mond und Sterne; ſo unbegreiflich weit auch dieſelben von ihm entfernet ſind.

Euentus in mundo determinatam veritatem habent.

§. 330. Hieraus erhellet alſo, daß ein jedes Ding mittelbar mit der ganzen Welt, ſo alt und groß dieſelbe auch iſt, verknüpfet ſey; und daß alſo kein einziger Theil der Welt ohne alle die übrigen, die dazu gehören, hätte entſtehen, und beſtehen können. **Was derowegen in der Welt zum Vorſcheine kommet, das hat ſeine beſtimmte Wahrheit, auch ehe es noch kommt.** Denn die Urſachen, ſo es hervorbringen ſollten, waren lange zuvor in der Reihe aller Dinge verhanden; und dieſe konnten nicht ermangeln ſelbiges hervorzubringen, ſobald ſie alle zuſammentrafen.

Nihil in mundo fortuitum eſt.

§. 331. Was durch ſeine Urſachen beſtimmet iſt, das kommt nicht von ungefehr, oder von einem blinden Zufalle her. **Daher geſchieht denn auch in der Welt nichts von ungefehr:** Wie ſich Democritus und Epicurus träumen laſſen. Wo aber nichts von ungefehr kommt, da iſt alles gewiß, bevor es noch geſchieht: Denn derjenige, dem die Urſachen vollkommen bekannt wären, würde auch alle Wirkungen derſelben unbetrüglich vorherſehen können. In der natürlichen Gottesgelahrtheit, wird die Göttliche Vorſehung daraus hergeleitet werden.

Eventus mundani ſt. hypothetice neceſſarii.

§. 332. **Ferner ſind alle Begebenheiten in der Welt hypothetiſch, daß iſt unter gewiſſen Bedingungen nothwendig.** Denn eine jede Urſache bringt ihre Wirkungen unfehlbar hervor, wenn ſie nur nicht gehindert wird (§. 305.). Setzet man nun zum voraus, daß dieſe Urſache verhanden geweſen, und durch nichts gehindert worden: So iſt es nothwendig, daß ihre Wirkung entſtanden ſeyn müſſe. Dieſe Art der bedingten Nothwendigkeit nennet man die phyſicaliſche, oder natürliche Nothwendigkeit: Weil ſie nemlich in natürlichen Dingen ſtatt findet.

Nihilominus tamen contingentes.

§. 333. **Gleichwohl hören bey dieſer Gewißheit und bedingten Nothwendigkeit**

keit die Dinge nicht auf zufällig zu ſeyn. Denn da unter gewiſſen andern Umſtänden und Bedingungen auch das Gegentheil deſſen, was itzo geſchieht, oder verhanden iſt, möglich wäre: So iſt in der Verknüpfung und Reihe der verhandenen Dinge keine unbedingte geometriſche oder metaphyſiſche Nothwendigkeit (§. 234.). Wo aber dieſe nicht iſt, da hat die Zufälligkeit noch ſtatt. Z. E. Wenn itzo wegen eines kühlen und trockenen Nordoſt-Windes ſchön Wetter iſt: So könnte es auch wohl regnen; wenn nur ein feuchter Weſtwind Wolken hergetrieben hätte.

Refelluntur Fataliſtae.

§. 334. Es iſt alſo falſch, was Spinoſa und andre Fataliſten vorgeben, als ob nur bloß dasjenige möglich wäre, was wirklich verhanden iſt, oder geſchieht; alles übrige aber, was noch nicht geſchehen iſt, auch in dieſer Welt nicht geſchehen wird, ſchlechterdings unmöglich ſey. Denn entweder reden dieſe Leute **von der innerlichen Möglichkeit eines Dinges**: So müſſen ſie beweiſen, daß dasjenige, was nicht geſchieht, einen Wiederſpruch in ſich halte. Z. E. Daß das Regenwetter einen Wiederſpruch in ſich halte: Welches doch ungereimt zu ſagen wäre; weil es zu andern Zeiten unzehliche mal geregnet hat, auch vielleicht itzo an andern Orten regnet.

Tum quoad poſſibilitatem intrinſecam

Tum quoad. poſſibilitatem extrinſecam.

§. 335. Oder ſie müſten behaupten, daß dieſe innerliche und an ſich ſelbſt mögliche Sache, nur aus Mangel der dazu erforderten Urſachen nicht **äuſſerlich möglich werden**, oder zum

Stande kommen könnte. Allein auch dieſes läßt ſich nicht mit Grunde ſagen. Denn ich kan ja Urſachen genug erdenken, daraus ein Regenwetter entſtehen kan. Z. E. Eine Menge von Dünſten, die in dem Abendländiſchen Meere aufgeſtiegen; einen Wind, der ſie hergetrieben; eine leichtere Luft, die ſelbige nicht ertragen können und alſo fallen laſſen ꝛc. Alle dieſe Dinge ſind zulänglich genug ein Regenwetter zu verurſachen.

§. 336. Wollte man mir die Möglichkeit dieſer angegebenen Urſachen in Zweifel ziehen: So würde ich ſie auf eben die Art beweiſen. Ich werde zeigen, daß Dünſte aufſteigen können, wenn die Sonne auf das Waſſer ſcheinet, oder ſonſt die Luft warm iſt. Ich werde zeigen, daß Winde entſtehen können, wenn das Gleichgewichte der elaſtiſchen Luft aufgehoben worden. Ich werde ferner zeigen, daß die Luft über dem trockenen und von der Sonne erwärmten Lande, allezeit leichter zu ſeyn pflegt, als wo ſie voller Dünſte und kalt iſt. Und ſo würde ich immer weiter gehen, und eine lange Reihe von möglichen Urſachen angeben, die ein Regenwetter verurſachen können.

Cauſſarum ſeries ulterior poſſibilis eſt.

§. 337. Da nun alles, was ſich ohne Widerſpruch gedenken läſſet, möglich iſt; ſich aber eine ganze Reihe von Urſachen, die itzo ein Regenwetter hervorbringen könnten, gar wohl gedenken läßt: So folget auch, daß diejenige Witterung, ſo wir itzo nicht haben, dennoch möglich ſey; und daß folglich die gegenwärtige kei-

Eventus in mundo non ſunt abſolute neceſſarii.

ne unbedingte Nothwendigkeit habe. Eben das gilt nun von allen übrigen Begebenheiten, die in der Welt geſchehen. Sie hätten auch wegbleiben können, wenn ihre Urſachen nicht da geweſen wären: Und es hätten an ihrer ſtatt ganz andre Dinge kommen können; wenn andre Urſachen verhanden geweſen wären.

Plures mundi poſſibiles ſunt.

§. 338. **Es iſt derowegen mehr als eine Welt möglich.** Es laſſen ſich zu einer jeden an ſich möglichen Sache eben ſo viel mögliche Reihen von Urſachen gedenken, die ſie hervorzubringen vermögend ſind (§. 337.). Da nun alles der Zeit und dem Raume nach mit einander verknüpft iſt (§. 328. 329.), und alſo mit der ganzen Welt, davon es ein Theil iſt, zuſammenhänget (§. 330.). So kan man leicht ſehen, daß ſoviel Weltē möglich ſind, als ſich mögliche Reihen von Urſachen zu natürlichen Begebenheiten gedenken laſſen. Und daraus erhellet, **daß dieſe Welt kein nothwendiges, ſondern ein zufälliges Ding ſey** (§. 334.).

Mundus eſt ens contingens.

Quid ſit machina.

§. 339. Eine Maſchine nennet man ein zuſammengeſetztes Ding, deſſen Veränderungen nach Beſchaffenheit ſeiner Zuſammenfügung, und nach den Geſetzen der Bewegung erfolgen. Z. E. Eine Mühle iſt aus allerley Theilen zuſammengeſetzt. Ihre Veränderungen erfolgen, nachdem ſie innerlich gebauet iſt: Die eine ſchneidet, die andre ſtampfet, die dritte ſchleifet, die vierte mahlet. Alles dieſes aber geſchieht nach den Regeln der Bewegung, die in der Mechanik erkläret und bewieſen werden. Daher iſt eine Mühle eine Maſchine.

Mundus eſt Machina.

§. 340. **Die Welt iſt gleichfalls eine ſolche Maſchine.** Denn ſie iſt ein zuſammengeſetztes Ding (§. 325.). Die Veränderungen zuſammengeſetzter Dinge erfolgen alle miteinander durch die Bewegung (§. 271.). Die Bewegung aber hat ihre beſtändige Geſetze, wie wir bald hören werden. Und die Veränderungen in der Welt richten ſich auch nach der Art ihrer innerlichen Zuſammenfügung, die faſt in allen ihren Theilen anders iſt. Daher iſt denn die Welt eine Maſchine. Wir reden hier nur von der materialiſchen Welt: Denn von den Geiſtern und Seelen wird unten erwieſen werden, daß ſie keine Maſchinen ſind.

Quid ſit mechanice philoſophari.

§. 341. Wer nun die Welt als eine ſolche Maſchine anſieht, und alle Begebenheiten und Theile derſelben aus der Art ihrer Zuſammenſetzung und nach den Geſetzen der Bewegung zu erklären ſucht; **der philoſophirt mechaniſch.** Man ſieht daher was zu einem mechaniſchen Weltweiſen in der Naturlehre gehöret; und wie viele ſich vergebens dieſen Titel anmaſſen, wenn ſie die natürlichen Dinge, aus lauter verborgenen Kräften der Geiſter, oder gar von einem allgemeinen Weltgeiſte herleiten wollen.

Comparatio Mundi cum Horologio.

§. 342. Weil die Welt eine Maſchine iſt; ſo hat ſie in ſoweit mit einer Uhr eine Aehnlichkeit: Und wir können uns daher zur Erläuterung hier im kleinen dasjenige deutlicher vorſtellen, was dort im groſſen ſtatt findet. Die Räder der Uhr ſtellen die Theile der Welt vor, die Bewegungen des Zeigers aber die Begebenheiten und Veränderungen in der Welt. Wie nun in der Uhr alle Stellungen der Räder und des Zeigers von der innern Einrichtung, Figur, Grösse und Zuſammenſetzung aller ihrer Theile nach den Regeln der Bewegung erfolgen: So tragen ſich auch in der Welt alle Begebenheiten zu.

Continuatio quoad Certitudinem eventuum.

§. 343. Wie ferner in einer richtig gehenden Uhr, alle künftige Veränderungen ihrer Räder, und alle Stellungen ihres Zeigers, noch ehe ſie kommen, ihre Gewißheit und Wahrheit haben; weil nemlich alles durch die vergangenen und gegenwärtigen Veränderungen beſtimmet wird; ſo daß es möglich iſt alle Veränderungen derſelben auf alle Augenblicke vorherzuſagen: Eben ſo haben auch alle Begebenheiten in der Welt ihre beſtimmte Wahrheit und Gewißheit, ehe ſie noch geſchehen, und derjenige, der ihren Bau vollkommen einſieht, kan aus ihrer vergangenen und gegenwärtigen Einrichtung alles künftige vorherſehen.

Continuatio quoad contingentiam.

§. 344. Wie aber in einer Uhr gleichwohl keine unbedingte Nothwendigkeit ihrer Veränderungen iſt; und daher leicht von einer äuſſerlichen Urſache etwas in ihren Theilen oder Bewegungen geändert werden kan, als wenn z. E. der Uhrmacher ſie anders ſtellen will: So iſt auch in den Begebenheiten der Welt keine geometriſche Nothwendigkeit; ſondern es iſt möglich, daß eine Kraft, die auſſer ihr verhanden iſt, dergleichen die Göttliche Allmacht iſt, wie an ſeinem Orte erwieſen werden ſoll, auch eine Veränderung darinnen vornehme, die aus ihrer eigenen Einrichtung nimmermehr erfolget wäre.

Continuatio quoad mutationes extraordinarias.

§. 345. Wie ferner in einer Uhr, daran von einer äuſſerlichen Urſache was verändert worden, nach der Zeit alle ihre künftige Stellungen des Zeigers, oder alle Glockenſchläge anders erfolgen, als ſonſt geſchehen ſeyn würde; indem ſie z. E. entweder geſchwinder oder langſamer geht als vorhin, ehe die Aenderung in ihr vorgegangen war: Alſo muß auch die Welt, wenn irgend von der Göttlichen Allmacht etwas in ihr verändert würde, in allen folgenden Zeiten anders beſchaffen ſeyn, als ſie ſonſt geweſen ſeyn würde; ſo klein auch die Spuren davon ſeyn ſollten.

Continuatio quoad ſtatus priſtini reſtitutionem.

§. 346. Wie aber endlich in einer Uhr die dergeſtalt von einer äuſſerlichen Urſache hervorgebrachte Aenderung wieder aufgehoben werden kan, wenn etwa die Hand eines ſolchen Uhrmachers alles wieder in vorigen Stand ſetzte; ſo daß keine Spur von der geſchehenen auſſerordentlichen Bewegung in derſelben übrig bliebe: Alſo kan man ſich auch von der Welt leicht eben das vorſtellen; wenn es der Göttlichen Allmacht gefallen ſollte, die Folgen ſeiner unmittelbaren Wirkungen darinnen gänzlich aufzuheben, und alles wieder in den alten Zuſtand zu ſetzen.

Das II. Hauptſtücke
von dem
Weſen und der Natur der Körper.

§. 347.

Corpus quid ſit.

Einen Körper nennet man ein jedes zuſammengeſetztes Ding, aus welchem nebſt andern dergleichen Dingen die Welt beſtehet. Da nun die Welt ein Ganzes iſt (§. 326.), ſo ſind die Körper als ihre Theile anzuſehen. Und da alles, was ausgedehnt iſt, zuſammengeſetzt iſt und Theile hat (§. 266), ſo muß auch die Luft, und was noch vor ein dünneres Weſen, ſo nur lang, breit und dicke iſt, gedacht werden kan, ein Körper ſeyn. Ja ſelbſt des Epicurs Sonnenſtäubchen ſind nicht davon ausgenommen.

Corpori competunt compoſitorum attributa.

§. 348. Weil die Körper zuſammengeſetzte Dinge ſind: So müſſen ihnen alle die Eigenſchaften zukommen, die wir oben an einem zuſammengeſetzten Dinge überhaupt wahrgenommen haben. Nemlich ſie ſind ausgedehnt (§. 266.), haben eine beſtimmte Gröſſe, und erfüllen einen Raum (§. 262.), haben eine gewiſſe Figur (§. 270.), ſind theilbar (§. 272.), können ohne Schöpfung entſtehen, und ohne Zernichtung aufhören (§. 274.) ihren Ort verwechſeln, und die iñerliche Lage ihrer Theile verändern laſſen, ohne dadurch beſchädiget zu werden (§. 277.)

§. 349.

§. 349. Ferner wird das Weſen eines Körpers in der Art ſeiner Zuſammenſetzung in gröſſern und kleinern Theilen beſtehen müſſen (§. 273.). Sind nemlich die Körper organiſch: ſo kommt ihr Weſen theils auf die Feſtigkeit, Figur und Gröſſe, theils auf die Verbindung ihrer Theile an. Sind ſie aber nicht organiſch: So kommt es nur auf die Vermiſchung verſchiedener Arten von flüßigen oder feſten Theilen an, die von gewiſſer Art, Gröſſe, Dichtigkeit oder Figur ſind. Von den erſtern können uns die Körper der Thiere und Pflanzen, von den andern aber Steine und Metalle zu Exempeln dienen.

Corporis eſſentia eſt compoſitionis ratio.

§. 350. Endlich wird auch in einem Körper, als in einem zuſammengeſetzten Dinge keine andre Veränderung vorgehen können, als 1) im Abſehen auf die Figur des Ganzen oder der Theile (§. 275.), 2) im Abſehen auf die Gröſſe, die entweder vermehret oder vermindert werden kan (§. 265.). 3) Im Abſehen auf die Lage der Theile, ſo aus deren Verſetzung entſteht (§. 277.). 4) Endlich im Abſehen auf den Ort, den das Ganze zwiſchen andern Dingen einnimmt, worauf denn auch die Erfüllung eines gewiſſen Raumes ankommt (§. 262.).

Quales in Corpore mutationes locum habeant.

§. 351. Wer aber auf alle dieſe Veränderungen acht hat, der wird wahrnehmen, daß keine einzige darunter ohne die Bewegung, entweder des Ganzen, oder ſeiner Theile vorgehen kan. Denn man ſetze einmal, daß alles an einem Körper ruhig ſey und bleibe, und ſich kein

Nulla ſine motu in corpore mutatio.

Sonnenſtäubchen daran, vielweniger was gröſſers bewege: So wird derſelbe weder ſeine Figur noch ſeine Gröſſe, noch die Lage der Theile, noch den Ort des Ganzen, noch auch den Raum, den es erfüllet, ändern. Mit einem Worte, er würde aufs genaueſte in eben dem Zuſtande bleiben, darinn er wäre, und keiner Veränderung unterworfen ſeyn.

Motus quid ſit.

§. 352. Man könnte daher die Worterklärung von der Bewegung geben, daß ſie die **Qvelle der Veränderungen in den Körpern ſey.** Denn in der That würde die ganze Welt ohne die Bewegung ein wüſter unförmlicher Klump ſeyn, der ohne Leben und Kraft auf einem Haufen übereinander läge, und weder Ordnung noch Vollkommenheit und Schönheit in ſich hätte. Allein nunmehro fragt es ſich: Woher denn dieſelbe in die Körper komme; ob ſie ihnen eigenthümlich ſey, oder von auſſen hineingebracht werde?

Corpora gaudent vi inertiae.

§. 353. Die Erfahrung lehrt uns, daß ein Körper der Bewegung wiederſteht. Z. E. Ein Stein den man von der Stelle wälzen will, macht uns viel Mühe. Die Wand wiederſteht dem Balle, der hinangeworfen wird, und läßt ihn nicht durch. Ja ſo gar die Luft wiederſteht unſrer Bewegung, wenn wir ſchnell reiten oder lauſen wollen; oder auch mit der Hand eine geſchwinde Bewegung durch dieſelbe machen. Dieſe wiederſtehende Kraft der Körper nennt man ihre Trägheit.

§. 354.

Vis inertiae extenſione corporis antiquior eſt.

§. 354. Ferner lehrt die Erfahrung, daß dieſe Trägheit nicht in allen Körpern gleich ſey. Z. E. Ein mäßiges Stücke Bley wiederſteht meinem Finger, der es fortſtoſſen will, weit mehr, als ein ungleich gröſſeres Stücke Bimſtein oder Sandelholz. Es kommt alſo auf die ſcheinbare Gröſſe oder Ausdehnung eines Körpers hiebey gar nicht an: Sondern es muß vielmehr dieſe wiederſtehende Kraft ſchon in den einzelnen Theilen der Körper befindlich ſeyn, noch ehe ſie durch die Zuſammenſetzung zu einem ausgedehnten Dinge geworden.

Quid ſit materia corporis.

§. 355. Eine mit dieſer Trägheit verſehene Ausdehnung oder ein zuſammengeſetztes Ding, ſo eine wiederſtehende Kraft hat, nennet man die Materie eines Körpers. Ein Körper wiederſteht alſo der Bewegung nur vermöge ſeiner Materie; und zwar entweder ſtärker oder ſchwächer, nachdem er mehr oder weniger Materie hat. Z. E. Ein hundertpfündiger Stein wiederſteht der Bewegung meiner Hände doppelt ſo ſtark als ein funfzigpfündiger, und vier mal ſo ſtark als ein fünf und zwanzig pfündiger Stein.

Corpus in motu vi agendi gaudet.

§. 356. Wenn ein Körper von einem andern, der in Bewegung iſt, fortgeſtoſſen wird: So bemerket man eine Veränderung. Denn da er bisher ſtille lag, ſo hebt er itzo an ſich zu bewegen; und der vorhin in Bewegung war, hat ihn in dieſe Bewegung geſetzet. Der erſte hat alſo den Grund ſeiner Veränderung in dem andern; folglich leidet er in dieſer Abſicht (§. 292.): Und der andre wirket in ihm; Weil der Grund der geſchehenen Veränderung in ihm ſelber war. Alſo hat jeder in Bewegung ſtehender Körper eine wirkende Kraft.

Alio experimento confirmatur.

§. 357. Man bemerket ferner in einem andern Falle, wenn zweene Körper, die beyderſeits in entgegen geſetzter Bewegung ſtehen, wiedereinander ſtoſſen, daß ſie gleichſam ihre Richtungen und Bewegungen vertauſchen. Deñ der von der Rechten kommt, ſtößt den, der ihm von der Linken entgegen kommt, rückwerts: Er ſelbſt aber kehrt, nachdem er von ſeinem Gegner einen Stoß bekommen, auch wieder zurücke. Daraus erhellet nun, daß beyde Körper ſich zugleich leidend und wirkend verhalten: Nachdem der Grund ihrer Veränderung in oder auſſer ihnen iſt.

Vis motrix requirit celeritatem & directionem certam.

§. 358. Da nun alſo die wirkende Kraft der Körper mit der Bewegung ſo genau verbunden iſt; die Bewegung aber eine gewiſſe Richtung, und einen beſtimmten Grad der Geſchwindigkeit erfordert: So muß auch die wirkende Kraft beydes haben. Nemlich ſie erfordert eine gewiſſe Linie, dahin ihre Wirkung gerichtet iſt; und einen gewiſſen Grad der Heftigkeit, womit ſie wirket, der mit der Geſchwindigkeit übereinkommt. Z. E. Kan eine Kugel dienen, die nach einem Ziele abgeſchoſſen worden; imgleichen die Kraft des Pulvers, ſo ſelbige in Bewegung ſetzet.

Vis activa limitatur per celeritatem.

§. 259. Weil alſo der Grad der wirkenden Kraft ſich nach der Geſchwindigkeit der Bewegung richtet: So wird die Wirkungskraft durch die Geſchwindigkeit eingeſchränket. Und man kan alſo die Geſchwindigkeit mit der Figur vergleichen, wodurch die Ausdehnung ihre Schranken erhält. Wie nun eine jede Veränderung in der Abwechſelung der Schranken beſteht (§. 291): Alſo muß auch die Zunahme oder Abnahme der wirkenden Kraft in der ſteigenden oder nachlaſſenden Geſchwindigkeit geſuchet werden.

§. 360. Wo etwas vermehret oder vermindert werden kan, da muß auch etwas beſtändiges und fortdaurendes verhanden ſeyn. Nun läßt ſich aber die wirkende Kraft der Körper durch die Geſchwindigkeit, ſo man ihnen in der Bewegung giebt, vermehren; und in der Hemmung derſelben vermindern: Daher muß auch in den Körpern eine beſtändig verhandene wirkende Kraft verhanden ſeyn. Ob man aber daraus ſchlüſſen könne, daß deßwegen alle Theile der Materie in beſtändiger Bewegung ſeyn, läßt ſich hier noch nicht ausmachen.

Datur vis conſtans in corpore.

§. 361. Eine wirkende Kraft nennet man lebendig, wenn ſie in der That wirket: Z. E. Die Kraft des Schießpulvers iſt alsdann lebendig, wenn das Pulver entzündet iſt, und wirklich auseinander ſchlägt. Hergegen wird eine Kraft todt genennet, wenn ſie durch gewiſſe Hinderniſſe gehemmet wird, ſo daß ihre Bemühung noch nicht ausbrechen kan. Z. E. Wenn ein geſpannter Bogen mit ſteifer Sehne da lie-

Quid ſit vis viva,

mortua.

get: oder auch wenn das Schießpulver noch nicht entzündet iſt, da doch alle die ſalpetriſchen Theile ſchon in ihm verhanden ſind.

Corpora quiescentia vim mortuam habent.

§. 362. Da die Körper, auch wenn ſie ganz ruhig zu ſeyn ſcheinen, eine fortdaurende Kraft haben (§. 360.): ſo muß dieſes nur eine todte Kraft genennet werden, die nicht eher lebendig wird, bis ihre Hinderniſſe gehoben werden (§. 361.). Dieſes zeiget ſich auch an der wiederſtehenden Kraft. Denn wenn ich einen Ball wieder die Wand werfe, ſo entſteht eine Veränderung in dem Balle, indem er zurücke ſpringet. Die Urſache derſelben iſt in der ſtillſtehenden Wand; folglich hat auch die ſtillſtehende Wand eine wirkende Kraft (§. 293.); welche aber erſt bey dem Anſchlage des Balles lebendig gemacht wird.

Quid ſint Leges motus.

§. 363. Die wirkende und wiederſtehende Kraft der Körper bringet in einerley Umſtänden allezeit einerley Veränderungen hervor. Daher hat man gewiſſe Regeln angemerket, wornach ſich die Körper in ihrer Bewegung richten; und man nennet dieſelben die Geſetze der Bewegung. In der Mechanik werden ſie ſchon aus der Naturlehre angenommen; dieſe aber muß ihren Grund in der allgemeinen Weltbetrachtung haben: Daher wollen wir die vornehmſten davon hier vortragen.

Lex prima motus.

§. 364. Das erſte Geſetz der Bewegung heißt: **Ein jeder Körper bleibt in dem Zuſtande, darinn er ſich befindet, bis er von einer ſtärkern Kraft genöthiget wird,**

wird, denſelben zu ändern. Dieſes Geſetze gilt erſtlich von den ruhenden Körpern. Denn da dieſe wegen ihrer Materie der Bewegung wiederſtehen (§. 353.), und ſonſt ohne einen zulänglichen Grund nichts geſchieht (§. 216): So fangen ſie nicht eher an ſich zu bewegen, bis ſie von einer auf ſie wirkenden ſtärkern Kraft aus ihrer Ruhe gebracht werden.

1) quoad quiescentia.

§. 365. Es gilt aber auch zum andern von denen in Bewegung begriffenen Körpern. Denn dieſe ſind in wirklicher Bemühung ihren Ort zu ändern (§. 271.). Da nun eine jede Kraft ihre Wirkung hervorbringt, wenn ſie nicht gehindert wird (§. 294.): So wird auch ein jeder bewegter Körper ſo lange fortfahren, ſich in gewiſſer Geſchwindigkeit zu bewegen, bis ihm ein Hinderniß aufſtöſſet, ſo ſeine Bewegung entweder ganz oder doch zum Theil zu hindern vermögend iſt: Wie die Erfahrung ſolches zur Gnüge beſtätiget.

2) quoad motum ejusque celeritatem.

§. 366. Zum dritten gilt dieſes auch von der Richtungslinie der bewegten Körper. Denn geſetzt, daß eine Kugel nach dem Ziele abgeſchoſſen worden: ſo wird ſelbige ihre Richtung, die in gerader Linie nach dem Zwecke geht, ſo lange behalten müſſen, bis ſie durch den Anſtoß eines andern Körpers anders wohin gelenket wird. Denn ohne zureichenden Grund kan ſie ihren einmal genommenen Weg nicht verlaſſen: Und daher kommt es, daß alle Bewegungen in freyer Luft natürlicher Weiſe gerade zu gehen.

3) quoad lineam directionis.

Secunda lex motus.

§. 367. Das andre Geſetze der Bewegung heißt: **Der Wiederſtand eines Körpers iſt allemal ſo groß als die Wirkung des andern, der auf ihn zuſtößt.** Denn die Erfahrung lehret, daß auch die ruhigen Körper denen auf ſie anlaufenden wiederſtehen. Man hänge z. E. eine hölzerne Kugel an einem Faden auf, und laſſe ſie ganz ſtille ſtehen. Man hänge ferner eine andre, die aus weichem Thone beſteht, an einem andern Faden in gleicher Höhe auf. Man ſetze dieſe letztere in eine ſolche Bewegung, daß ſie wie ein Perpendikel nach der erſtern zufähret und ſie anſtößt: So wird man finden, daß ſie nach geſchehenem Anſtoß eine Beule bekommen hat; welches von dem Wiederſtande der ruhigen Kugel zeuget.

Demonſtratio quoad corpora mollia.

§. 368. Man bemerket aber ferner, daß die Beule deſto tiefer wird, je höher die bewegte Kugel herunter gefallen, und je ſtärker ſie folglich an die andre angeſtoſſen. Imgleichen wenn eine kleine und eine gröſſere Thonkugel, aus gleicher Höhe auf die ruhige hölzerne zufället: So wird ſich die gröſſere allezeit eine tiefere Beule eindrücken, als die kleinere. Nun giebt die Geſchwindigkeit, und Gröſſe eines Körpers ihm eine gröſſere Kraft. Je ſtärker alſo dieſe in der Thonkugel war, deſto ſtärker wiederſtund die hölzerne ihrer Bewegung. Daher erhellet nun die Wahrheit des obigen Geſetzes der Bewegung, daß der Wiederſtand allezeit der wirkenden Kraft gleich ſey.

Item quoad corpora elaſtica.

§. 369. In den elaſtiſchen Körpern, die ſich nach geſchehener Eindrückung im Anſtoſſe gleich wieder in ihre vorige Figur herſtellē, findet dieſes eben ſtatt. Denn ein Ball wird von der Wand, daran man ihn wirft, um deſto ſtärker zurücke geworfen, je ſtärker man ihn dahin geſchmiſſen: Folglich iſt auch hier der Wiederſtand der Wand der wirkenden Kraft des in Bewegung ſtehenden Balles gleich. Aus dieſen allgemeinen Geſetzen der Bewegung nun, und vielen andern Erfahrungen können noch viele beſondre Geſetze hergeleitet und erwieſen werden. Nach unſrer Abſicht aber iſt es ſchon an dieſen genug: Wem es gefällt, kan Hrn. Wolfs lateiniſche Coſmologie nachſchlagen.

vis activa extenſione corporis eſt antiquior.

§. 370. Da die wirkende Kraft ſowohl als die wiederſtehende in etwas geſuchet werden muß, ſo dem Körper oder der Materie beſtändig zukommt; die Gröſſe aber, die Figur, die räumliche Bewegung und die beſtimmten Grade der Geſchwindigkeit ihr nicht allezeit zukommen: So bleibt nichts übrig, worinn man die Quelle der wirkenden Kraft ſuchen kȫnte, als die kleinſtē und einfachen Theile, daraus die Materie entſtehet. Dergeſtalt iſt nun die wirkende Kraft eben ſowohl als die wiederſtehende älter als die Ausdehnung.

Natura corporis eſt vis entis.

§. 371. Die wirkende Kraft in den Körpern nennen wir die Natur derſelben; als welches Wort auch bey den Alten allezeit ein wirkſames und geſchäftiges Weſen angezeiget hat. Und dadurch ſind die natürlichen Dinge von den künſtlichen unterſchieden, daß jene allezeit eine wirkende und thätige Kraft beſitzen ; dieſe aber bloß leidend ſind, wo nicht ihr Meiſter aus der Anzahl natürlicher Körper eine Kraft entlehnet hat : Als wenn z. E. ein Uhrmacher ſich einer ſtählernen Feder bedienet.

Ex natura & eſſentia entis omnia explicari debent.

§. 372. Alles, was einem Dinge zukommt, muß in ſeinem Weſen gegründet ſeyn (§. 225.). Nun iſt aber die Welt ſamt allen ihren körperlichen Theilen eine Maſchine; deren Weſen in der Art ihrer Zuſammenſetzung beſteht (§. 273.). Da nun ferner alle Veränderungen, ſo in zuſammengeſetzten Dingen vorgehen können, aus der Bewegung herkommen (§. 351.); dieſe aber ihren Urſprung aus der wirkenden Kraft oder der Natur der Körper her hat: So muß ſich alles, was in der Welt vorgeht, aus ihrem Weſen und aus ihrer Natur erklären laſſen.

Quid ſit natura rerum univerſa.

§. 373. Weil ſowohl die wirklich in Bewegung ſtehenden Körper, als die ruhigſcheinenden (§. 362) eine Kraft bey ſich haben, die bald ſtärker bald ſchwächer wirket, nachdem ſie durch den Stoß erreget, gehemmet, oder anders beſtimmet wird: So iſt die wirkende Kraft in der ganzen Welt ausgebreitet. Dieſe ganze Kraft nun zuſammen genommen, nennet man ſchlechtweg die Natur, auch wohl die ganze Natur, imgleichen die Natur aller Dinge. Und hieraus ſieht man, daß die Alten zwar nicht einen deutlichen Begriff von dieſem Worte gehabt; gleichwohl aber auch keinen ſinnloſen Schall daran erdacht haben.

Das III. Hauptſtücke
von den
Elementen der Körper.

§. 374.

Elementa crux Philoſophorum.

So ſehr ſich die Weltweiſen aller Zeiten bemühet haben die Elemente der Dinge kennen zu lernen: So unmöglich läßt ſich ſolches vermittelſt der Sinne ausmachen. Denn da ohne Zweifel durch die Elemente die erſten Anfänge der materialiſchen Dinge verſtanden werden, durch deren Vermiſchung und Verbindung die Körper entſtehen: So hat man theils um die Natur, theils um die Anzahl der Elemente, nach Veranlaſſung der Sinne vergebens geſtritten. Nur einige wenige haben die Vernunft zur Führerinn erwehlet, und ſind daher der Sache viel näher gekommen.

Per ſenſus non cognoſcuntur.

§. 375. Die Welt beſteht aus Körpern, das iſt aus zuſammengeſetzten Dingen. Nun zertheile man dieſelben ſo lange man will, ſo werden noch allezeit gewiſſe Stäubchen übrig bleiben, die eine Figur haben; folglich lang, breit und dicke ſind, und alſo wieder aus Theilen beſtehen. Nimmt man die Vergröſſerungsgläſer zuhülfe: So erſcheinen auch die faſt unſichtbaren Theilchen dem Auge ſo groß, daß man noch unzehliche verſchiedene Theile darinn wahrnehmen kan; und alſo die Elemente ſelbſt zu erblicken, keine Hoffnung mehr übrig ſieht.

Quid Ratio de iisdem doceat.

§. 376. Wir wiſſen, daß nichts ohne zureichenden Grund geſchieht. Wenn alſo die kleinſten Stäubchen der Körper, die noch in die Sinne fallen, gleichwohl noch ausgedehnt ſind, und alſo Theile haben müſſen: So muß doch endlich ein Grund verhanden ſeyn, woher auch das kleinſte Theilchen zuſammengeſetzt iſt. Denn da die unendliche Fortſetzung der Zertheilung wiederſinniſch wäre, und uns doch keinen zureichenden Grund der Ausdehnung angeben würde: So muß es in dem zuſammengeſetzten nothwendig vollkommen einfache Theile geben.

Sunt entia ſimpliciſſima.

§. 377. Dergeſtalt hat uns nun die Vernunft weiter geführet als die Sinne: Denn dieſe einfachen Dinge, daraus die kleinſten Theile der Körper entſtehen, ſind eben die wahren Elemente der körperlichen Dinge und der ganzen Welt. Nunmehro aber wiſſen wir auch ſchon ein vieles von ihnen zu ſagen. Denn alles was wir (§. 281.) von einfachen Dingen überhaupt in der Grundlehre ausgemacht haben, das muß auch dieſen Elementen zukommen. Und diejenigen werden alſo ſehr irren, die denſelben die Eigenſchaften der zuſammengeſetzten Dinge beylegen.

Attributa Elementorum negativa.

§. 378. Sollen alſo die Elemente einfach ſeyn, das iſt keine Theile haben: So können ſie auch weder eine Gröſſe noch eine Ausdehnung, noch eine Figur haben: Sondern man kan ſich dieſelbē, nach ihren äuſſerlichen Umſtänden, nicht anders als mathematiſche Puncte vorſtellen.

Ferner können ſie auch keiner innerlichen Bewegung fähig ſeyn, und keinen Raum erfüllen: Welches letztere aber nur von einzeln Elementen oder Monaden, wie ſie der Hr. von Leibnitz nennet, zu verſtehen iſt. Denn daß viele zuſammengenommen, einen Raum anfüllen können, wird ſich hernach zeigen.

Monades non ſunt perfecte ſimiles.

§. 379. Ohngeachtet nun alle dieſe Monaden einander inſoweit ähnlich ſind: **So iſt doch ihre Aehnlichkeit nicht vollkommen**, ſondern ſie müſſen alle voneinahder unterſchieden ſeyn. Denn geſetzt, daß ſie einander vollkommen ähnlich wären; ſo würde in ihrer Zuſammenſetzung kein Grund verhanden ſeyn, warum ſie vielmehr in dieſer als in einer andern Ordnung zu ſtehen kämen: Ja man würde ſie alle mit einander verſetzen können, und der Körper würde doch eben derſelbe bleiben. Da nun ohne zureichenden Grund nichts ſeyn kan: So müſſen auch alle Monaden voneinander unterſchieden ſeyn.

Non dantur compoſita, perfecte ſimilia.

§. 380. Auch unter zuſammengeſetzten Dingen können nicht zwey vollkommen ähnliche Dinge gefunden werden. Denn ein jedes Ding bedarf zu ſeiner Wirklichkeit eine ganze Reihe wirkender, Urſachen, die ſo alt iſt als die Welt (§. 328.): Und iſt auch dem Raume nach mit der ganzen Welt verknüpfet (§. 329.). Sollten nun zwey vollkommen ähnliche Dinge verhanden ſeyn; ſo müſten zwo vollkommen ähnliche Reihen von Urſachen verhanden ſeyn, dieſelbigen hervorzubringen. Und alles was mit ihnen zugleich wäre, müſte auf beyden Theilen auch einerley ſeyn. Das heißt, es müſten zwey vollkommen ähnliche Welten verhanden ſeyn.

Principium indiſcernibilium.

§. 381. Hierauf gründet ſich nun der allgemeine Satz, von dem Unterſchiede aller Dinge, die wirklich verhanden ſind: Deſſen ſich der Herr von Leibnitz in ſeinen Streitſchriften mit dem Engelländer Clarke bedienet hat. Man kan ihn aus der Erfahrung beſtätigen, wenn man zeiget, daß es nicht zwey ganz ähnliche Grashälmer oder Sandkörner gebe, wenn man zumal ein Vergröſſerungsglas zuhülfe nimmt. Es verſteht ſich aber von ſich ſelbſt, daß hier von einer vollkommenen Aehnlichkeit die Rede ſey.

Differentia monadum eſt interna.

§. 382. Weil die Monaden oder Elemente von einander unterſchieden ſind; dieſer Unterſcheid aber nicht im äuſſerlichen an ihnen zu finden iſt: **So müſſen ſie nach ihrer innern Beſchaffenheit unterſchieden ſeyn.** Und aus dieſem ihrem innern Unterſchiede muß man auch den Unterſcheid aller Körper herleiten. Denn wären die Elemente alle vollkommen einerley: So könnte unmöglich eine ſo groſſe Mannigfaltigkeit der Körper daraus entſtanden ſeyn, als wir in der Welt finden. Woraus denn die ſüſſen Träume vieler Weltweiſen von der erſten Materie aller Dinge gänzlich wegfallen.

Hic mundus haec elementa poſtulat, alius alia.

§. 383. Hieraus erhellet ferner, daß aus dieſen itzo wirklich verhandenen Elementen keine andre als dieſe Körper, und folglich auch keine andre als dieſe Welt hätte beſtehen können. Zu einer andern Welt hergegen wären auch ganz andre

andre Elemente oder Monaden erfordert worden: Weil ſich dieſe wirklich verhandenen zu keinen andern Körpern geſchickt hätten. Denn ungeachtet wir ſehen, daß aus der Vermiſchung oder neuen Zuſammenſetzung gewiſſer materialiſchen Theilchen allerley Körper entſtehen: So muß doch dieſe Vermiſchung oder neue Zuſammenſetzung allezeit in den Elementen der Theile gegründet ſeyn.

Elementa ſunt Subſtantiae

§. 384. Die Körper haben eine wirkende Kraſt (§. 360.): Daher ſind ſie Subſtanzen (§. 299.). Da nun die Körper auch in ihren kleinſten Theilen, nicht ohne Kraft ſind: Ja da die Kraft derſelben noch älter iſt als die Ausdehnung derſelben, und alſo in den kleinſten und einfachen Theilen geſuchet werden muß (§. 370.): So haben alle Monaden, als Elemente der Körper, eine wirkende Kraft. Nun ſind aber Dinge von der Art Subſtanzen (§. 300.). Daher **ſind denn auch die Elemente oder Monaden Subſtanzen.** Alſo haben wir denn nunmehro ſchon eine wirkliche Eigenſchaft dieſer Monaden entdecket; da die obigen nur verneinend waren, und alſo auch dem mathematiſchen Puncte zukommen konnten.

Elementa ſunt entia finita.

§. 385. **Die Elemente ſind aber nur endliche Subſtanzen.** Denn die Kraft der Körper hat ihre Schranken in der Geſchwindigkeit; was aber Schranken hat, iſt ein endliches Ding (§. 291.). Daher ſind denn die Körper an ſich ſelbſt endliche Subſtanzen. Nun haben aber die Körper alle ihre Kraft aus den Elementen (§. 370.). Und da dieſe ſich zu dem Körper als Theile zum Ganzen verhalten (§. 240.): So kan auch die Kraft der Elemente nicht gröſſer ſeyn, als die Kraft des ganzen Körpers (§. 244.): **Folglich iſt dieſelbe auch endlich, und ſie ſelbſt ſind endliche Subſtanzen.**

Vis Elementorum eſt vis motrix.

§. 386. Nun fragt es ſich nur, was dieſe innerliche Kraft der Elementen vor eine Kraft ſey? Da die Körper, wenn ſie in Bewegung ſind, eine bewegende Kraft haben (§. 356.). Alle Kraft derſelben aber aus den Elementen kommen muß, daraus ſie beſtehen (§. 770). So iſt leicht zu ſchlüſſen, **daß auch die Elemente eine bewegende Kraft haben müſſen.** Nun hat aber die Materie des Körpers eine wiederſtehende Kraft; und da dieſe Trägheit auch aus den Elementen herrühren muß: So ſcheint es, als ob die Elemente zwo wiedrige Kräfte haben müſten.

Vis inertiae eſt eadem vis motrix.

§. 387. Allein es ſcheint nur ſo: **Denn in der That iſt die wiederſtehende Kraft auch nichts anders, als eine bewegende Kraft,** welche in entgegengeſetzter Richtungslinie ihre Bemühung äuſſert, und auf den anlaufenden Körper wirket (§. 362) Eine jede wirkende Kraft hat nemlich ihren Grad der Heſtigkeit und ihre Richtung (§. 358.). Stimmen nun die Richtungen der elementariſchen Kräfte in einem Körper gröſtentheils oder ganz und gar überein: So entſteht die Bewegung des ganzen Körpers nach einer gewiſſen Gegend zu.

§. 368.

§. 388. Stimmen ſie aber nicht überein: So drücken ſie von allen entgegengeſetzten Seiten wieder einander, und es entſteht ein Gleichgewichte in dem Körper, den wir ſeine Ruhe nennen. Dieſe uneinige Bemühung der Elemente ſich nach tauſend verſchiedenen Richtungen zu bewegen, verurſacht durch die gegenſeitige Druckung vors erſte den Zuſammenhang der kleinſten Theile des Körpers; vors andre aber auch die wiederſtehende Kraft der Körper: Weil jeder anlaufender Körper eine Menge ihm entgegen geſetzter Bemühungen darinnen antrifft.

Demonſtratio ulterior.

§. 389. Iſt nun die Kraft des anlaufenden Körpers denen in wiedriger Richtung auf ihn zurückeſtoſſenden Kräften des ruhigen Körpers überlegen: So müſſen dieſe weichen und die Richtung der gewaltigern Kraft annehmen. Doch bekom̃t auch in dieſer ſtärkern Menge von Elementen ein guter Theil von denen vorhin einſtimmigen Kräften, durch den geſchehenen Wiederſtand des ruhigen Körpers, eine ganz entgegengeſetzte Richtung: Daher denn die Geſchwindigkeit des Ganzen wenigſtens geſchwächet, und ſeine Kraft alſo gemindert wird; wie die Erfahrung ſolches beſtätiget.

Continuatio ad caſus alios.

§. 390. Auf eben dieſe Art laſſen ſich die andern Geſetze der Bewegung aus dieſer bewegenden Kraft der Elemente deutlich begreifen. Und da wir dieſelben aus klaren Erfahrungen durch richtige Vernunftſchlüſſe heraus gebracht: So muß wohl die Sache ihre Richtigkeit haben; ob-

Quomodo motus ex ſimplici derivetur in compoſitum.

gleich bisher ſich noch niemand zu zeigen getrauet, wie aus dem einfachen die Bewegung ins zuſammengeſetzte komme. Indeſſen hat Herr von Leibnitz den Monaden oder Elementen der Dinge eine ganz andre Kraft beygeleget, die wir hier noch anführen müſſen: Weil alles, was von dieſem groſſen Manne kommt, überlegungswürdig iſt.

Leibnitii de viribus monadum ſententia.

§. 391 Er nennet alle Monaden oder einfache Subſtanzen Spiegel der Welt, und legt ihnen überhaupt eine vorſtellende Kraft bey. Dieſe ſoll in Geiſtern, Seelen und Elementen, als den dreyen Hauptgattungen nur dem Grade der Klarheit und Deutlichkeit nach, unterſchieden ſeyn: So daß ſich unter allen Dingen eine gewiſſe Aehnlichkeit findet. Die Elemente ſollen nur eine ſehr dunkle Vorſtellungskraft alles deſſen, was auſſer ihnen iſt, beſitzen, dergleichen unſre Seelen etwa im allertiefſten Schlafe haben. Daher nennt er denn dieſelben ſchlafende Monaden, die in einer immerwährenden Betäubung liegen.

Non penitus rejicienda.

§. 392. So wunderbar dieſe Meynung, dem erſten Anſehen nach, klinget: So wenig kan man ſie ſo ſchlechterdings verwerfen; wie denn auch Herr Wolf dieſes nicht gethan, ſondern ſie zu weiterer Unterſuchung ausgeſtellet hat. Soviel iſt gewiß, daß in dem ganzen Weltgebäude eine erſtaunenswürdige Harmonie, Uebereinſtimmung, Verknüpfung und Aehnlichkeit aller Theile daraus entſtehet. Wer ſeine Monadologie, entweder im Deutſchen nach Hrn. Köhlers Ueberſetzung, oder wie Herr Hanſch dieſelbe heraus gegeben, mit Bedacht lieſet, wird dieſes ſelbſt mit Verwunderung wahrnehmen.

§. 393. Weil ſich indeſſen dieſe Meynung noch nicht aus den bisherigen Gründen erweiſen läßt; ſo können wir ſie nicht vor gewiß ausgeben. Gleichwohl ſollte ſich wohl mit der Zeit zeigen laſſen, daß auch dieſe vorſtellende Kraft der Elemente, wenn ſie nemlich dieſelbe hätten, von der bewegenden Kraft ſo ſehr nicht unterſchieden ſey, als es ſcheinet: Und daß ſich vielmehr die letztere aus der erſtern ganz beqvem würde herleiten laſſen. Wir können uns aber hier nicht damit einlaſſen, und werden in der Geiſterlehre etwas beſſer davon handeln können; wenn wir die Natur der Seele kennen werden.

Non tamen pro demonſtrata haberi poteſt.

§. 394. Es mögen aber die Elemente dieſe oder jene Kraft haben: So ſind ſie doch von einander unterſchieden (§. 379.). Und da ſich ihr innerer Zuſtand verändert (§. 382.): So muß in demſelben allemal der Grund anzutreffen ſeyn, warum ein jedes hier und nicht anderwerts befindlich iſt; warum es dieſem und keinem andern Körper zugehöret (§. 216.). Daraus entſteht nun eine groſſe Verknüpfung unter allen Elementen (§. 323.). Und da ſie vermittelſt derſelben eine Aehnlichkeit erhalten, in der Art und Weiſe wie ſie beyeinander ſind; ſo ſind ſie alle in einer beſtändigen Ordnung (§. 246.).

Datur in Elementis Ordo.

Hinc perfectio Univerſi oritur.

§. 395. Weil jede Ordnung ihre Regel hat (§. 247.); die Verſchiedenheit der Körper aber ſattſam zeiget, daß auch die Ordnung ihrer Elemente verſchieden ſeyn müſſe: So ſind viele Regeln derſelben verhanden, darnach ihre Ordnung ſich richtet. Und da dieſe beſondre Regeln in allgemeinern übereinſtimmen; wie abermal an den Körpern der Augenſchein lehret: **So iſt auch eine Vollkommenheit in dem ganzen Weltgebäude**, die aus der Uebereinſtimmung unendlich vieler Dinge entſtehet, und alſo von einer unbegreiflichen Gröſſe iſt (§. 249).

Quomodo imaginationi hic ſatisfiat.

§. 396. Nur die Einbildungskraft findet hier noch eine Schwierigkeit, indem ſie ſichs nicht vorſtellen kan, wie aus lauter einfachen Subſtanzen, die weder lang, breit, noch dicke ſind, ein Körper entſtehen könne. Dieſer Einwurf würde Grund haben, wenn die Elemente nichts mehr als mathematiſche Puncte wären, wie Zeno geglaubet hat; und Herr Werenfels in einer eigenen Schrift erweiſen wollen. Allein da dieſe Puncte nichts vor ſich ſelbſt beſtehendes ſind, ſondern nur in Gedanken mit lauter verneinenden Eigenſchaften vorgeſtellet werden, und einander alſo vollkommen ähnlich ſind: So kan freylich aus ihnen kein Körper entſtehen.

Quomodo ex ſimplicibus componantur Corpora.

§. 397. Allein unſre Elemente haben auch etwas wirkliches, nemlich eine Kraft, an ſich, und ſind folglich Subſtanzen, die von einander unterſchieden ſind, und auf eine gewiſſe Art verknüpfet werden können; ohne daß ſie wie mathematiſche Puncte in eins zuſammen flieſſen, und alſo gleichſam verſchwinden dörfen. Denn weil ſie bewegende und wiederſtehende Kräfte haben, ſo durchdringet eins das andre nicht: Sondern ein jedes bleibet auſſer dem andern. Daher erfüllen viele, die neben einander ſind, einen Raum, und ihre Zuſammenſetzung macht einen Körper aus.

In Phyſicis ad elementa usque non fit progreſſus.

§. 398. Gleichwohl darf man in der Naturlehre nicht bis auf die Elemente der Dinge zurücke gehen: Weil es unmöglich iſt, durch die Sinne die Beſchaffenheit derſelben zu erkennen; wie aus ihrer Untheilbarkeit ſattſam erhellet. Man bleibt daſelbſt bey dem, was in die Sinne fällt, ſtehen, und was ſich aus den kleinſten Theilen der Körper, ihrer Zuſammenſetzung und Vermiſchung, imgleichen aus den flüßigen Materien, die alles durchdringen und beleben, erklären läßt. Denn man iſt zufrieden, daß man die näheſten Urſachen der natürlichen Begebenheiten einſieht.

In Coſmologia tractatio haec neceſſaria eſt.

§. 399. In dieſer allgemeinen Weltbetrachtung hergegen war es nöthig, von der Natur und dem Weſen der Elemente in ſoweit zu handeln; als es dienlich war, die wunderlichen Meynungen alter und neuer Weltweiſen hiervon zu verbannen, und ihren Ungrund zu zeigen: Die bald lauter zuſammengeſetzte Dinge ſtatt der Elemente angenommen; bald gar mathematiſche Puncte daraus gemacht, wie auch ein gewiſſer Engeländer, Stair, in ſeiner Phyſica veteri & vera, gethan hat.

Das IV. Hauptſtücke

von dem

Natürlichen und Uebernatürlichen.

§. 400.

Quid in mundo ſit naturale.

Natürlich nennet man in der Welt alles das, was in dem Weſen und in der Natur derſelben ſeinen Grund hat. Nun beſteht das Weſen der Welt in der Art ihrer Zuſammenſetzung oder Vermiſchung ihrer Theile (§. 325.), und die Natur derſelben in der wirkenden Kraft, die aus den Elementen und andern einfachen Subſtanzen, ſo darinn verhanden ſind, ihren Urſprung hat (§. 370.). Was ſich alſo aus dieſen beyden Qvellen herleiten, das iſt erklären und beweiſen läßt, ſo daß man begreifen kan, wie es damit zugehe, das iſt eine natürliche Sache oder Begebenheit in der Welt.

Difficulter a nobis dijudicatur.

§. 401. Da wir nicht aller beſondern Körper Weſen vollkommen einſehen, am wenigſten aber alle verborgene Kräfte der Welt erkennen können: So ſieht man leicht, daß man nicht unſre Einſicht und Erkenntniß zum Maaſſe deſſen, was natürlich iſt, annehmen müſſe. Die Welt und Natur iſt lange genug ein Räthſel vor den Augen der Menſchen geweſen, darinn ſie nichts deutlich zu erklären gewußt. Auch heute zu Tage erkennet man noch bey weitem nicht die Gründe alles deſſen, was in der Welt verhanden iſt. Gleichwohl macht unſre Unwiſſenheit nicht, daß ſolches aufhöre natürlich zu ſeyn.

Super naturale quid ſit.

§. 402. **Uebernatürlich** nennen wir alles, was aus dem Weſen und der Natur des ganzen Weltgebäudes nicht erkläret werden kan. Man muß hier abermal nicht die Natur der Körper, ſondern auch der Seelen und Geiſter, die in der Welt verhanden ſind, verſtehen, von deren Kräften wir in dem folgenden handeln werden. Deñ was dieſe in der Welt hervorbringen, wird deßwegen nicht übernatürlich; weil es nicht aus den Kräften der Körper erkläret werden kan. Die **Natur** nemlich begreift alle endliche Kräfte der Dinge zuſammen genommen in ſich (§. 373.).

Dilucidatio ulterior.

§. 403. Dergeſtalt wird denn nur eine ſolche Begebenheit übernatürlich ſeyn, die ihren Grund in einem Weſen hat, ſo nicht mit unter die Theile der Welt gehöret, und alſo auſſer der Welt iſt (§. 344.), weil es von ihr unterſchieden iſt. Man nennet eine ſolche Begebenheit ein **Wunderwerk**; und das von der Welt unterſchiedene Weſen werden wir hernach GOTT nennen. Daher erfordern denn die Wunderwerke eine unmittelbare Wirkung der Göttlichen Kraft; und kein Geſchöpfe wird eigentlich ſo genannte Wunderwerke zu thun vermögend ſeyn.

Miraculum quid.

Miraculum fieri poteſt ſ. poſſibile eſt.

§. 404. **Daß aber ein Wunderwerk geſchehen könne**, kan leicht erwieſen werden. Die Begebenheiten in der Welt ſind zwar hypothetiſch,

thetiſch, aber nicht ſchlechterdings nothwendig (§. 333.): Daher iſt das Gegentheil derſelben auch eben ſo wohl möglich. Da es nun an ſich ſelbſt kein Wiederſpruch iſt, daß Dinge geſchehen können, die in dieſer Welt nicht gegründet ſind; und auſſerhalb derſelben noch ein Weſen von unendlicher Kraft verhanden iſt, wie wir nachmals erweiſen werden: So können dieſelben auch zur Wirklichkeit gelangen, wie und wenn es demſelben beliebt.

Et hic caute verſandum eſt.

§. 405. Wir müſſen uns nur auch bey dem übernatürlichen nicht übereilen, und alles, deſſen Grund und Urſache wir nicht einſehen vor ein Wunderwerk ausgeben. Es kan oft eine Sache ſehr natürlich zugehen, die doch von dem Pöbel vor eine unmittelbare Wirkung GOttes angeſehen wird: Wie man vorzeiten von Sonnenfinſterniſſen, Cometen, Mißgeburten, Nordlichtern, und andern ungewöhnlichen Begebenheiten der Natur geglaubet hat. Ja auch die Kräfte der Geiſter muß man nicht ohne Noth zuhülfe nehmen, wenn in dem Weſen und in der Natur der Körper noch ein Grund zu vermuthen iſt.

Nec cum Spinoſa poſſibilitas eorum neganda eſt.

§. 406. Gleichwohl darf man auch ſo verwegen nicht ſeyn, und mit dem Spinoſa durchaus die Möglichkeit der Wunderwerke leugnen. Es folget nemlich nicht: Etliche oder viele Dinge, die man vor Wunderwerke gehalten, waren Wirkungen der vorborgenen Kräfte der Natur; Daher ſind alle auſſerordentliche Begebenheiten

ten aus keiner höhern Urſache herzuleiten. Ein Gottesleugner, der kein andres ewiges Weſen, als die Welt zugiebt, kan freylich aus ſeiner falſchen Meynung nichts anders folgern als Spinoſa. Aber er muß uns erſtlich recht erweiſen; daß ſeine Grundſätze richtig ſind.

An ab aliis etiam in dubium vocari queat miraculorum exiſtentia.

§. 407. Indeſſen kan auch ein Weltweiſer die Wunderwerke in Zweifel ziehen; ob er gleich von der Wirklichkeit GOTTES vollkommen überführt iſt. Er könnte nemlich davor halten: GOTT hätte keinen Gefallen an ſolchen auſſerordentlichen Begebenheiten in der Welt, welche nur die Ordnung und Schönheit des Ganzen unterbrächen; und zwar von ſeiner Macht, aber nicht von ſeiner Weisheit zeugeten. Daher laſſe er alles vielmehr in der einmal beliebten Verknüpfung erfolgen, welche alle ſeine Abſichten auszuführen, zulänglich ſey.

Item an poſſibilitas eorundem negari poſſit ab aliis.

§. 408. Ja es könnte auch jemand davor halten, die Welt ſey ein nothwendig von GOtt hervorgebrachtes Weſen, weil etwa keine andre Ordnung der Dinge möglich geweſen: Und alsdann würden gleichfalls keine Wunderwerke ſtatt finden können. Man ſieht hieraus, daß verſchiedene Leute aus verſchiedenen Gründen einerley Folgerungen ziehen können; und daß alſo dieſe nicht allemal gleich gefährlich ſind. Man würde alſo unrecht thun, wenn man einen, der die Wunderwerke leugnet, ſogleich vor einen Spinoſiſten erklären wollte. Zuweilen keñt ein ſolcher Weltweiſer GOtt beſſer, als ſeine Gegner.

Illuſtratur exemplo Horologii.

§. 409. Will man ſich ein Wunderwerk in einem Gleichniſſe vorſtellen, ſo darf man nur eine Uhr anſehen, in welcher von auſſen etwas geändert wird. Denn jede Bewegung des Zeigers, die nicht durch die innere Kraft der Feder, vermittelſt der dazu beſtimmten Räder geſchieht, iſt in ihr was übernatürliches, und alſo ein Wunderwerk zu nennen. Wie aber niemand ohne die erheblichſten Urſachen den Zeiger ſeiner Uhr verrücket: So iſt auch zu vermuthen, daß GOTT nicht ohne die wichtigſten Gründe ein Wunder thun werde.

Quanti ſit momenti miraculum.

§. 410. Denn ein ſolch Wunder hat mehr zu bedeuten, als viele denken. Alles iſt in in der Welt verknüpfet (§. 327.). Eine jede Wirkung, wird wieder eine Urſache einer andern Wirkung; dieſe wirket wieder was anders, und ſo weiter, ohne aufhören. Wenn alſo durch ein Wunderwerk das geringſte in der Welt verändert wird, ſo wird dadurch eine lange Reihe neuer Begebenheiten in die Welt mit eingeflochten, die ſonſt nimmermehr darinn entſtanden wäre. Mit einem Worte, die Welt wird in allen künftigen Augenblicken ihrer Dauer, anders, als ſie ſonſt geweſen ſeyn würde.

Novo opus eſt miraculo ad priſtinum ordinem reſtituendum.

§. 411. Soll alſo die verrückte Maſchine wieder in den vorigen Stand kommen: ſo muß entweder die Wirkung des erſten Wunders, oder die Wirkung dieſer Wirkung durch ein neues Wunderwerk aufgehoben werden; damit keine fernere Folgerungen daraus entſtehen können.

nen. Ja damit die Wiederherſtellung vollkommen ſey, ſo muß auch das Andenken eines ſolchen Wunders, ja alle Merkmale, daß ſolches geſchehen ſey, vertilget werden, damit nicht die geringſte Spur davon übrig ſey.

Illuſtratur Exemplo Horologii

§. 412. Man kan dieſes abermal mit dem Exempel von der Uhr erläutern. Wenn jemand den Zeiger nur auf eine Minute verrücket hätte: So würde die Uhr in allen folgenden Augenblicken, eine Minute früher oder ſpäter gehen, als vorhin; ſo lange man ſie ſo gehen lieſſe. Wollte man ihr aber den vorigen Lauf wiedergeben: So müſte man von neuem den Zeiger ſoweit zurücke ſchieben, als er von ſich ſelbſt gelaufen ſeyn würde, wenn man ihn niemals verrücket hätte. Und alsdañ würde man keine Spur mehr an ihr finden, daß jemals was in ihr verändert worden wäre.

In miraculis nulla contradictio locum habet.

§. 413. Aus dem allen, was bisher geſagt worden, erhellet nun zur Gnüge, daß auch in den Wundern ſelbſt kein Wiederſpruch ſtatt finde. Denn wenn gleich durch eine übernatürliche Kraft das Waſſer in Wein verwandelt wird: So iſt doch dem Weſen des Waſſers nicht das Weſen des Weines mitgetheilet worden, ſo daß es zugleich Waſſer und Wein wäre. Sondern diejenige Materie, die erſtlich die Eigenſchaften des Waſſers hatte, hat ſelbige verlohren, und an ihrer Stelle, Geſchmack, Farbe, Geruch und Kraft des Weines bekommen. Dieſes aber iſt ja kein Wiederſpruch zu nennen (§. 215.).

§. 414.

Nec contra principium rationis ſufficientis impingitur.

§. 414. Gleichergeſtalt geſchieht auch in den Wunderwerken nichs ohne zulänglichen Grund. Denn die Wirkungen, die nicht aus natürlichen Kräften entſtehen, kommen doch aus einer übernatürlichen Kraft her (§. 403.). Und dieſe wirkt gleichfalls kein Wunderwerk ohne die erheblichſten Urſachen (§. 409.). Folglich laufen denn ſogar die Wunderwerke niemals wieder die nothwendigen Wahrheiten und erſten Hauptgründe der Vernunft. Die Geſetze der Bewegung in den Körpern ſind von ganz anderer Beſchaffenheit; weil ſie nur zufällig ſind, und ihr Gegentheil alſo auch möglich iſt.

Das V. Hauptſtücke

von der

Vollkommenheit der Welt und dem Laufe der Natur.

§. 415.

Mundus perfectione gaudet,

Die Vollkommenheit beſteht in der Ubereinſtimmung des Mannigfaltigen nach einerley allgemeinen Regeln (§. 249.). Nun iſt in der Welt viel Mannigfaltiges (§. 322.); welches ſeiner groſſen Verknüpfung halber der allgemeinen Regel folget, daß immer eins um des andern willen kommt, oder da iſt (§. 326.). Daher ſtimmet alles bis auf die Elemente überein (§. 394.). Und folglich iſt die Welt mit einer groſſen Vollkommenheit verſehen.

§. 416. Die Anzahl der Dinge, die in der Welt übereinſtimmen, oder ihrer Theile, iſt ungemein groß. Denn ſowohl der ganzen Weltkörper, als der kleinern Theile, daraus dieſelben beſtehen, iſt vor uns eine unzehlbare Menge. Die Zahl der Elemente aber, daraus alle insgeſamt beſtehen, iſt faſt unendlich. Daher iſt es uns denn unmöglich die Vollkommenheit der Welt in genugſamer Deutlichkeit zu erkeñen, geſchweige denn vollſtändig einzuſehen (§. 32.).

Perfectio haec captum noſtrum excedit.

§. 217. Man muß alſo in Beurtheilung der Welt niemals von der Unvollkommenheit einzelner Dinge auf die Unvollkommenheit der ganzen Welt einen Schluß machen (§. 253.). Denn wir wiſſen bereits, daß alle Dinge in der Welt zuſammenhangen, und daß alſo eins um des andern willen da iſt, entſtehen oder geſchehen muß (§. 327.). Und dergeſtalt kan oft die Unvollkommenheit eines Theiles etwas zur gröſſern Vollkommenheit des andern oder des Ganzen überhaupt beytragen (§. 252.).

Ab imperfectione partium ad totius imperfect. non valet conſequentia.

§. 418. Will man dieſes in Exempeln ſehen: So dienen unter vielen andern die Ueberſchwemmungen des Nilſtroms zur Fruchtbarkeit der Aecker; die Sturmwinde zur Reinigung der Luft; das Ungeziefer zur Speiſe anderer Thiere; der Miswachs zur

Illuſtratur exemplis.

Ruhe und Erholung der Felder, die hernach um deſto reichlicher tragen; die Ungewitter zu Verzehrung der ſchwefelichten Dünſte; ja auch das Gift ſelbſt iſt, wie bekannt, nicht ohne allen Nutzen.

Applicatio ad ſtatum hominis.

§. 419. Eben ſo muß man im Abſehen auf ſeinen eigenen Zuſtand urtheilen. Denn das iſt ein falſcher Schluß: Es geht mir heute nicht nach Wunſche; darum iſt mein ganzes Leben unglückſeelig; darum iſt dieſe ganze Welt nicht vollkommen. Man muß den Zuſammenhang aller ſeiner Umſtände betrachten: So wird man finden, daß auch die Wiederwärtigkeiten was gutes nach ſich ziehen; indem z. E. mancher nicht glücklich, reich und groß geworden wäre, wenn er nicht erſt arm, krank, oder unglücklich geweſen wäre.

Regulae perfectionis in mundo obviae.

§. 420. Die Regeln der Vollkommenheit in dieſer Welt ſind zwar eines theils die Geſetze der Bewegung, davon wir oben gehandelt haben (§. 363.). Doch giebt es deren noch mehrere. Z. E. Dieſe: 1) *Die Natur geht allezeit den kürzeſten Weg*: das iſt, ſie bedient ſich keiner überflüßigen Mittel, und unnöthigen Umſchweiſe in ihren Werken. 2) *In der Natur geſchieht nichts durch einen Sprung*: Das iſt, alles was entſteht oder geſchieht, das geſchieht und entſteht nicht auf einmal; ſondern nach und nach, ſo daß man aus den Urſachen die Wirkungen begreifen kan, u. a. m.

Exceptiones in mundo admittendae.

§. 421. Weil nun dieſe und unzehliche andre beſondre Regeln der Vollkommenheit in einer ſo vielfältigen Zuſammenſetzung unzehlicher Dinge einander oftmals zuwiederlaufen, ſo daß eine Ausnahme von dieſer oder jener geſchehen muß (§. 252.): So entſtehen auch in der Welt oftmals Dinge, die von der gemeinen Regel abweichen; als da ſind Mißgeburten, ungewöhnliche und ſchädliche Witterungen, anſteckende Seuchen, Erdbeben u. d. g. Aber alles dieſes mindert die Vollkommenheit der Welt nicht, wenn dieſe Ausnahmen nur am rechten Orte gemacht worden, und nicht zu oft kommen (§. 253.).

Mundi gradu perfectionis differunt.

§. 422. **Die Welten können nicht alle gleich vollkommen ſeyn.** Denn die Anzahl der darinn übereinſtimmenden Dinge wird entweder gröſſer oder kleiner ſeyn; oder die Uebereinſtimmung ſelbſt, wird in der einen gröſſer ſeyn als in der andern: Ferner werden in der einen mehr Ausnahmen ſeyn als in der andern; oder doch geſchickter angebracht ſeyn, als in der andern. Und da dieſes alles auf unendlich viel mögliche Arten verändert werden kan: So wird es auch unendlich viel Grade der Vollkommenheit, in ſoviel verſchiedenen Welten geben können (§. 254.)

Mundus perfectiſſimus quinam ſit.

§. 423. Die allervollkommenſte Welt wird alſo diejenige ſeyn, wo die allergröſte Anzahl von Dingen in die allerbeſte Uebereinſtimmung gebracht iſt, eine einzige allgemeine Hauptabſicht zu erreichen; dabey entweder gar keine, oder doch ſehr wenige Ausnahmen, und zwar allezeit an den beqvemſten Orten gemacht worden. An einer ſolchen Welt, würde derjenige, der ſich dieſelbe vollkommen deutlich vorſtellen könnte, nichts auszuſetzen finden. Wir werden nach dieſem erweiſen, daß die itztverhandene Welt ſo beſchaffen ſey; und folglich ganz untadelich ſey.

Datur Ordo in mundo.

§. 424. Wo Vollkommenheit iſt, da ſind Regeln (§. 249.), die Regeln aber entſtehen aus den gleichförmigen Beſtimmungen der Dinge, welche ſich auf die Aehnlichkeit gründen (§ 247.). Wo aber Aehnlichkeit unter demjenigen iſt, was vorhergeht und nachfolget, oder neben einander iſt, da iſt Ordnung (§. 262.) **Daher iſt in der Welt Ordnung zu finden.** Oder auch ſo: Ein jedes Ding iſt wahr (§. 248.)

da nun die Welt ein Ding iſt, die Wahrheit der Dinge aber aus der Ordnung deſſen, was an ihnen befindlich iſt, entſteht: So muß die Welt auch Ordnung in ſich haben.

Curſus Naturae quid ſit.

(§. 425.) Es kommt alſo die Ordnung der Welt auf die oberwehnten Geſetze der Bewegung, und andre ſolche Regeln an, die man in derſelbē wahrniṁt. Alle nach ihrer Vorſchrift erfolgenden Begebenheiten aber nennt man den **Lauf der Natur**. Die Naturforſcher und Sternſeher bemühen ſich noch täglich dieſe Geſetze der himmliſchen und irrdiſchen Körper zu erkennen und zu erklären: Und alſo erlangen ſie von Tage zu Tage eine beſſere Einſicht in den Lauf der Natur; und die Weisheit ihres Urhebers wird dadurch mehr und mehr ins Licht geſetzet.

Mundus hic eſt optimus.

§. 426. Wer mit genugſamer Scharfſinnigkeit und Aufmerkſamkeit, alles was in der Welt geſchieht, und ihm ſelbſt begegnet, beobachten will, der wird finden, daß alles darinnen ſehr ordentlich eingerichtet ſey, und durchgehends zu einer gröſſern Vollkommenheit der Theile oder doch des Ganzen abziele. Da nun das Vollkommene methaphyſiſch gut genennet wird (§. 255.); So iſt auch die Welt, und alles was darinnen iſt, ſehr gut: Ja wenn ſie die Vollkommenſte von allen möglichen Welten iſt (§. 426.), ſo wird ſie auch vor die **allerbeſte Welt** zu halten ſeyn.

Ende der Weltbetrachtung.

Der
Theoretiſchen
Weltweisheit
Vierter Theil.
Die
Geiſterlehre.

⁂

Einleitung
zur
Geiſterlehre.

§. 427.

Nexus Pneumatologiae.

Nachdem wir nunmehro die Welt überhaupt, und ihre körperlichen Theile einigermaſſen, haben kennen lernen: So müſſen wir auch auf die unkörperlichen, und unmaterialiſchen Theile derſelben kommen. Wir rechnen darunter nicht nur die Seelen aller unvernünftigen Thiere, ſondern auch die Seelen der Menſchen u. aller noch vollkommnern Geſchöpfe, die es irgend in der Welt geben mag. Weil nun die vollkommenſten darunter der Vernunft halber, ſo ſie beſitzen, Geiſter genennet werden: So hat dieſer Theil der Weltweisheit den Nahmen der Geiſterlehre bekommen.

Ratio denominationis.

Pneumatologiae definitio.

§. 428. Es iſt alſo die Geiſterlehre eine Wiſſenſchaft von den unmaterialiſchen Subſtanzen in der Welt, die unter dem Nahmen der Seelen und Geiſter begriffen werden. Sie muß alſo nicht nur von den Kräften und Vollkommenheiten dieſer Subſtanzen handeln; ſondern auch das Weſen und die Natur derſelben unterſuchen, und jene insgeſamt daraus herleiten, oder

Partes ejus.

auf eine begreifliche Weiſe erklären. Daher hat ſie denn zwey Abſchnitte, deren der erſte von den Kräften und Vollkommenheiten der Seelen und Geiſter handelt; der andre aber ihr Weſen und ihre Natur erklätet.

Pars empyrica nititur experientia ſola.

§. 429. Der erſte Abſchnitt gründet ſich ganz und gar auf die Erfahrung. Denn wir können es theils an uns ſelbſt wahrnehmen, was unſre Seelen vor Kräfte und Vollkommenheiten beſitzen; wenn wir nur auf unſre Empfindungen etwas genauer Achtung geben wollen. Was wir alſo in dieſem Stücke vortragen werden, das wird uns von niemanden in Zweifel gezogen werden mögen: Und wir werden uns alſo im folgenden überall ganz ſicher darauf gründen können; um die moraliſchen Wahrheiten daraus herzuleiten.

Pars fundamentalis rationes illius inueſtigat.

§. 430. Der andre Abſchnitt hergegen, der die Gründe alles deſſen, ſo durch die Erfahrung angemerket worden, in dem Weſen und der Natur der Seelen oder Geiſter anzuzeigen bemühet iſt; muß durch die Vernunftſchlüſſe ausgemachet werden. Geſetzt alſo, daß man hierinn ein Verſehen begienge, ſo werden deßwegen die Erfahrungen nicht Noth leiden, oder wahr zu ſeyn aufhören, darauf ſich die moraliſchen Wahrheiten gründen. Es wird alſo in der Sittenlehre alles ungekränkt bleiben, wenn wir gleich in der Lehre von dem Weſen und der Natur der Geiſter irgend des rechten Zweckes verfehlen ſollten.

Der Erſte Abſchnitt
von den
Kräften der Geiſter und Seelen.

Das I. Hauptſtücke
von dem
wirklichen Daſeyn unſrer Seelen.

§. 431.

An dentur animae?

Vor allen Dingen müſſen wir hier erſt ausmachen, ob es auch Seelen in der Welt gebe; oder ob in uns ſelbſt ein ſolches Ding verhanden ſey, was wir eine Seele nennen? Uns ſelbſt kennen wir beſſer als andre Dinge, die auſſer uns ſind, daher machen wir von dieſem letztern den Anfang. Hernach wird ſichs auch von andern Thieren beweiſen laſſen, daß ſie Seelen haben, ob wohl Carteſius ſolches geleugnet: Indem er dieſelben vor bloſſe Maſchinen ausgegeben hat.

Experientia nos cogitare docet.

§. 432. Wir fangen hier aber von der Erfahrung an. Wenn wir nemlich auf uns ſelbſt acht haben, ſo werden wir gewahr, daß wir theils an uns ſelbſt, theils an andre Dinge, die auſſer uns ſind, gedenken. Dieſes kan uns niemand leugnen oder in Zweifel ziehen. Denn geſetzt, er leugnete es, oder zweifelte daran, daß wir gedächten: So würde ja eben dieſes leugnen, oder ſein Zweifel ſelbſt, ein Gedanke ſeyn. Folglich wird dieſe Wahrheit auch von denen beſtätigt, ſo ſie umſtoſſen wollen.

Cogitatio quid ſit?

§. 433. Durch das Denken verſtehen wir nichts anders, als ſich eines Dinges bewußt ſeyn. Das Object des Denkens iſt alſo ſo weitläuftig, als der Begriff eines Dinges überhaupt, und die Gedanken können ſich daher mit möglichen und wirklichen, mit gegenwärtigen und abweſenden, mit nothwendigen und zufälligen Dingen u. ſ. w. beſchäftigen. Nur gehört das Bewußtſeyn dazu, welches eigentlich die Vorſtellung eines Dinges zu einem Gedanken macht.

Apperceptio.

Quidquid cogitat illud exiſtit.

§. 434. Das Bewußtſeyn iſt zweifelsfrey eine ſolche Veränderung in uns, die ihren Grund in uns ſelber hat: Folglich iſt es eine Wirkung (§. 292.). Was nun aber wirket, das muß zu der Zeit, da es wirket, wohl verhanden ſeyn. Denn da die Wirkung verhanden iſt, ſo muß auch dasjenige, darinn ſie ihren Grund hat, verhanden ſeyn; maſſen ohne zureichenden Grund nichts entſtehen kan (§. 217.). Weil nun das Bewußtſeyn, und alſo auch das Denken unter die Zahl der Wirkungen gehöret: So können wir den allgemeinen Satz daher folgern: **Alles was gedenket, das iſt wirklich verhanden.**

Demonſtratio Exiſtentiae noſtrae.

§. 435. Nunmehro haben wir beyde Förderſätze zu einer förmlichen Schlußrede; davon der Oberſatz ein erwieſener Lehrſatz (§. 434.), der Unterſatz aber eine ungezweifelte Erfahrung iſt (§. 432.). Es heißt derſelbe ſo: Alles was gedenket, das iſt wirklich verhanden (§ 434.). Nun aber gedenken wir wirklich, theils an uns, theils an andre Dinge (§432.) Daher ſind wir deñ wirklich verhanden. Ein ſolcher Beweis, als dieſer iſt, wird nach den Regeln der Vernunftlehre eine Demonſtration genennet (§. 119.), folglich haben wir unſer wirkliches Daſeyn demonſtriret.

Anima noſtra exiſtit, & Subſtantia eſt.

§. 436. Wir nennen aber dasjenige Weſen, ſo in uns denket, und ſich ſeiner ſelbſt bewußt iſt, die Seele. Da nun ein ſolch denkendes Weſen wirklich verhanden iſt, wie aus dem vorigen §. erhellet: So iſt auch unſre Seele wirklich verhanden. Und da ferner jede Wirkung eine Kraft zum voraus ſetzet (§. 293.): So muß auch die Seele, welche Gedanken wirket, eine denkende Kraft haben. Was aber eine denkende Kraft hat, iſt eine Subſtanz (§. 299.): Und alſo iſt unſre Seele eine Subſtanz.

Carteſii ſententia exponitur.

§. 437. Zu dieſem ganzen Beweiſe hat Carteſius uns zuerſt Anlaß gegeben, wenn er unter allen Wahrheiten, die er in Zweifel zog, dieſe einzige nicht in Zweifel ziehen konnte, daß er ſelbſt verhanden ſey. Denn er ſchloß ſo: Ich gedenke, darum bin ich verhanden. Nun hat er zwar gemeynet, daß dieſes den erſten Grund aller übrigen Wahrheiten abgeben könne. Allein da wir dieſe Ehre bereits dem Satze des Widerſpruches eingeräumet; dieſes Daſeyn unſrer ſelbſt aber, oder unſrer Seele, daher demonſtriret haben: So ſieht man wohl, daß ſolches nicht angehe.

Anima corpore noſtro notior eſt. §. 438. Wir haben alſo das Daſeyn unſrer Seele erweiſen können, ohne unſres Leibes mit einem Worte zu gedenken; vielweniger ſein Daſeyn zum Grunde zu ſetzen. Es iſt alſo gewiß, daß unſre Seele uns leichter bekannt wird, als der Leib; daher es denn auch kommt, daß die Idealiſten zwar Seelen, aber keine Körper zugeben. Von jenen ſind ſie nemlich durch eine Demonſtration überführet; von dem Verhandenſeyn der Körper aber hat ſich noch niemand unterſtanden, eine Demonſtration zu geben.

* * *

Das II. Hauptſtücke
von der
Empfindungskraft.

§. 439.

Quid ſit perceptio. So oft unſre Seele ſich etwas vorſtellet, es mag nun daſſelbe entweder auſſer ihr, oder in ihr ſeyn; ſo oft empfindet ſie. Wenn ſie aber auch dieſe in ihr vorgehende Empfindung gleichſam fühlet oder davon verſichert iſt: Apperceptio. So iſt ſie ſich ihrer ſelbſt bewußt. Wenn endlich beydes zuſammentrifft, daß nemlich dieſe Empfindung mit einem Bewußtſeyn verbunden iſt: So ſagt man, daß man denket, Cogitatio. wie wir bereits oben erkläret haben. Den Gegenſtand oder das Object der Gedanken nennen Ideae. wir die Begriffe.

Perceptionum differentia materialis.

§. 440. Die Empfindungen können entweder im Abſehen auf die empfundenen Dinge angeſehen, und von einander unterſchieden werden; als wenn ich ſie z. E. in Begriffe gegenwärtiger oder abweſender, zuſammengeſezter oder einfacher Dinge abtheile. Oder man kan ſie in Anſehung ihrer ſelbſt, nach dem Grade der Vollkommenheit betrachten, den ſie als Abbildungen der Dinge an ſich haben. In dieſer leztern Abſicht werden ſie in klare und dunkle Empfindungen, die klaren aber wiederum in deutliche und verwirrte unterſchieden.

Perceptio clara & confuſa.

§. 441. Die Empfindungen ſind **klar**, wenn wir die empfundene Sache von andern unterſcheiden können; **dunkel** hergegen, wenn wir dieſes zu thun nicht im Stande ſind. Daher entſteht nun die Klarheit von dem beobachteten Unterſchiede des Mannigfaltigen; die Dunkelheit hergegen von dem Mangel dieſer Beobachtung. Es kan uns alſo eine dunkle Empfindung klärer werden, wenn wir nach und nach ein mehreres an einem Dinge beobachten, dadurch es von andern unterſchieden wird. Z. E. Wenn es des Morgens allmählich licht wird, ſo fängt man die dunklen Sachen immer klärer an zu empfinden; jemehr die Sonne empor ſteiget.

Perceptio diſtincta.

§. 442. Wenn wir das verſchiedene, ſo wir an einem Dinge wahrnehmen, auch angeben können, oder eine Beſchreibung davon zu machen vermögend ſind: So iſt unſre Empfindung **deutlich**. Sind wir aber nicht vermögend

Confuſa.

zu ſagen, woran wir ein Ding von andern unterſcheiden, ſo iſt ſie verwirrt oder undeutlich. Es entſteht alſo eine deutliche Empfindung aus der Klarheit der Empfindungen, womit man ſich die Theile des Ganzen vorgeſtellet hat. Die Deutlichkeit des Begriffs von der Sonne z. E. entſteht aus dem klaren Begriffe von der gelben Farbe, der Rundung, des Lichts und der Wärme, u. ſ. w.

Status perceptionum diſtinctarum & obſcurarum quid ſit ?

§. 443. Wir ſind alſo im Zuſtande deutlicher Empfindungen, wenn die einzeln Empfindungen der zugleich vorgeſtellten Dinge an ſich nur klar ſind, die ganze Empfindung hergegen deutlich iſt. Wir ſind aber im Gegentheile im Zuſtande verwirrter Empfindungen, wenn die einzeln Empfindungen, die wir zugleich haben, alle dunkel ſind: Denn in dieſem Falle wird auch die ganze Empfindung keine Klarheit haben. Z. E. Wir gerathen aus dem erſtern Zuſtande in den letztern, wenn wir einſchlafen: wo ſich die Deutlichkeit der ganzen Empfindung mit der Klarheit ihrer Theile allmählich verlieret.

Inferior Facultas cognoſcitiva.

Superior.

§. 444. Den untern Grad der erkennenden Kraft nennen wir denjenigen, da ſich ein empfindendes Weſen die Dinge nur klar und verwirrt vorſtellt und abbildet. Dieſer, wie wir hernach hören werden, kommt auch den Thieren zu. Der obere Grad dieſer Kraft aber heißt derjenige, da man ſich die Dinge deutlich vorzuſtellen vermögend iſt. Dieſer kommt unſern menſchlichen Seelen zu, wie auch allen denjenigen

gen Weſen, die wir Geiſter nennen: Wie nach dieſem erwieſen werden ſoll.

§. 445. Was nun den Unterſcheid der Empfindungen im Abſehen auf die empfundenen Sachen betrifft; ſo kom̃t es hier hauptſächlich darauf an, ob dieſelben abweſend oder gegenwärtig ſind. Wir neñen aber diejenigē Dinge gegenwärtig, deren Empfindungen in den Gliedmaſſen unſrer Sinne ihren Grund haben. Zum Unterſchiede der andern, nennt man dieſelben **ſinnliche Empfindungen**, ja man ſchreibt: die Sinne mehr der Seele, als dem Leibe zu; als welcher nur die **Werkzeuge der Sinne** herleihet.

Perceptionum differentia materialis.

Praeſentia quae ſint?

Senſationes.

Organa ſenſoria.

§. 446. Man kan alſo die ſo genannten fünf Sinne deutlich erklären, wenn man ſie als Kräfte der Seelen beſchreibet, ſich dieſe oder jene Art der Dinge vermittelſt der Augen, der Ohren, der Zunge u. ſ. w. klar vorzuſtellen oder zu empfinden. Die Seele nemlich ſieht, höret, ſchmecket, riechet und fühlet; nicht aber das Auge, das Ohr, die Zunge, die Naſe, oder die Hand: Weil zu dem Empfinden ein Bewußtſeyn gehöret, wozu dieſe Gliedmaſſen ganz unfähig ſind.

Definitiones ſenſuum.

§. 447. Man bemerket aber, daß die ſinnlichen Empfindungen von unterſchiedener Klarheit ſind; und daß die klärern diejenigen, ſo nicht ſo klar ſind, zuweilen ganz unterdrücken: ſogar, daß man ſich derſelben nicht mehr bewußt iſt. Z. E. Die Empfindung von einer Trummel oder Trompete ſchwächet den Klang einer Laute oder Flöte dergeſtalt, daß man ſie faſt gar

Claritatis gradus in ſenſationibus diverſus.

nicht empfindet; So wie auch das Sonnenlicht den Glanz einer brennenden Lampe ganz unmerklich, die übrigen Sterne aber auch bey klarem Himmel ganz unſichtbar machet.

Nullum menti in ſenſationes imperium eſt.

§. 448. Ferner nimmt man wahr, daß die Seele keine Gewalt über ihre Empfindungen hat. Denn, wenn ich etwas empfinde, ſo kom̃t es nicht auf mich an, wie ich es empfinden wolle. Z. E. Ich ſehe die Sonne als was rundes an, ich höre den Flötenklang als was ſanftes, und ſchmecke den Zucker als was ſüſſes. Hier beruht es nicht bey mir, ob ich mir die Sonne als viereckigt, den Flötenton als rauhe, den Zucker aber als ſauer will vorkommen laſſen. Ich ſehe mich vielmehr gewiſſer maſſen gezwungen, ein jedes Ding mir ſo vorzuſtellen, wie ich es empfinde.

Nec ſenſationes impedire poteſt abſolute.

§. 449. Eben ſo wenig ſteht es in meiner Gewalt, ob ich etwas empfinden will, oder nicht: Wenn nemlich die Gliedmaſſen der Sinnen offen ſtehen, und von den ſinnlichen Dingen nach ihrer Art gerühret werden. Wer offene Augen hat, der muß nothwendig des Lichtes der Sonnen gewahr werden; und wer ſeine Ohren nicht verſtopfet, muß nothwendig den Knall eines Geſchützes hören: Sobald nur die ſinnlichen Dinge in die Werkzeuge des Geſichts, Gehörs, u. ſ. w. wirken können.

Qua demum ratione id fieri queat.

§. 4 0. Gleichwohl hat die Seele noch ein einziges Mittel ihre Empfindungen zu verwehren, inſoweit ſie nemlich über die Gliedmaſſen ihrer Sinne einige Gewalt hat. Sie ſchlieſſet die Augenlieder, oder hindert ſonſt den Einfall der Strahlen ins Auge, wenn ſie etwas nicht ſehen will. Sie verſtopfet das Ohr, und hält ſich die Naſe zu, damit weder der Schall in jene, noch die ausdüſtenden Theilchen der Körper in dieſe eindringen können, u. ſ. w. Und ſoviel von Empfindungen.

Das III. Hauptſtücke

von der

Einbildungskraft und dem Gedächtniſſe.

§. 451.

Quid ſit Imaginatio?

Wir nehmen es an uns ſelber wahr, daß wir uns die Begriffe der Dinge, die wir empfunden haben, auch alsdañ, wenn ſie nicht mehr zugegen ſind, wieder vorſtellen können. Es iſt alſo in uns, oder in unſern Seelen eine Kraft, ſich auch die Bilder abweſender Dinge vorzuſtellen: Dieſe Kraft nennet man die Einbildungskraft, oder die Phantaſie. Z. E. Ich habe die Stadt Hamburg, oder Breßlau geſehen, und kan mirs itzo noch einbilden, wie es daſelbſt ausſieht. Das thut meine Einbildungskraft.

Gradus claritatis in imaginationibus unde?

§. 452. Wir bemerken es, daß wir uns diejenigen Dinge viel leichter einbilden können, die wir ſehr klar oder deutlich empfunden haben;

als die wir nur dunkel und verwirrt empfunden haben. Je ſtärker alſo ein Ding unſre Sinne gerühret hat, deſto lebhafter kan man ſich hernach daſſelbe vorſtellen: Ja man ſagt zuweilen, es ſey uns nicht anders, als ob es uns noch vor Augen ſtünde. Daher kommt es eben, daß auch alles, was ſichtbar iſt, als Figuren, Größen und Farben, ſich viel lebhafter wieder darſtellet, als was wir durch andre Sinne empfunden haben.

Senſationes ſemper clariores ſunt imaginationibus.

§. 453. Gleichwohl beobachten wir allezeit einen groſſen Unterſcheid in den Vorſtellungen, die wir uns durch die Sinne und Einbildungskraft machen. Die erſtern ſind allezeit weit klärer und deutlicher als die letztern: Ja je mehr Zeit nach geſchehener Empfindung verfloſſen iſt, deſto verwirrter und dunkler wird der Begriff. Dadurch ſind wir nun im Stande die Vorſtellungen der gegenwärtigen Dinge von den Vorſtellungen der abweſenden zu unterſcheiden: Welches ſchwer ſeyn würde, wenn beyde gleichviel Klarheit haben ſollten.

Imaginatio clarior evadit ceſſantibus ſenſationibus.

§. 454. Wie aber eine ſchwächere Empfindung uns klärer vorkommt, wenn keine ſtärkere zugegen iſt, die ihr überlegen wäre: So iſt es auch mit den Einbildungen. Wenn die ſinnlichen Vorſtellungen aufhören; ſo dünken uns die Vorſtellungen der Einbildungskraft weit lebhafter zu ſeyn: Weswegen wir denn die Augen zumachen, wenn wir an was abweſendes gedenken wollen. Ja im Traume werden dieſe Bilder oft ſo klar und deutlich, daß wir, ſo lange wir träumen, ſie oft vor Empfindungen halten; bis wir endlich erwachen, und die ungleich gröſſere Klarheit der ſinnlichen Vorſtellungen wieder empfinden.

Redeunte idea partiali, redit & totalis.

§. 455. Man nimmt ferner wahr, daß ſich die Einbildungskraft allezeit die ganze vormalige Empfindung wieder vorſtellet, ſo oft ihr entweder durch die Sinne, oder ſonſt, nur ein Theil davon hervorgebracht wird. Ja die allergeringſte Aehnlichkeit einer gegenwärtigen Sache mit einer abweſenden iſt oft zulänglich, dieſe in der Einbildungskraft wieder hervor zu bringen. Z. E. Es begegnet mir ein Menſch, den ich vor einiger Zeit an einem entlegenen Orte geſehen habe: Sogleich fällt mir nicht nur der Ort, ſondern auch die Geſellſchaft ein, wo ich ihn geſprochen.

Regula Imaginationis.

§. 456. Nach dieſer beobachteten u. allezeit beſtändigen Art zu wirken, hat man denn eine Regel abgefaſſet, die man die Regel der Einbildungskraft nennet. Vermöge derſelben muß uns bey einem ähnlichen Dinge das andre, und bey einem Theile einer vormaligen Empfindung die ganze damalige Vorſtellung einfallen. Und auf dieſe Regel gründen ſich hauptſächlich die Träume, die von irgend einer Empfindung im Schlafe den Anfang nehmen, und nach dieſer Regel fortgeſetzet werden; bis man entweder erwachet, oder noch feſter einſchläfet.

Imaginatio combinatoria.

§. 457. Die Erfahrung lehrt uns aber ferner, daß unſre Einbildungskraft ſich nicht bloß mit vergangenē Dingē beſchäftiget; ſondern ſich auch auf andre Vorſtellungen erſtrecket, die man niemals empfunden hat. Denn ſie ſetzet zuweilen aus vorhin bekannten Theilen was neues zuſammen: Es mag nun dieſe Verbindung einen zulänglichen Grund haben, oder nicht. Z. E. Man bildet ſich einen Menſchen mit Bocksfüſſen; eine Sanduhr mit Flügeln; den Riß zu einem neuen Gebäude; oder das Bildniß einer vollkommen ſchönen Liebes-Göttin ein.

Fictiones abſurdae unde?

§. 458. Die eine Art ſich etwas ohne Beobachtung eines zureichenden Grundes einzubilden, heißt eigentlich träumen, oder phantaſiren: Weil man im Schlafe oder hitzigen Fieber dergleichen Einfälle zu haben pflegt. Gleichwohl bedienen ſich ungeſchickte Mahler, Poeten und Componiſten vielmals dieſer Kraft, und bringen dadurch lauter Misgeburten zur Welt, die man Träume der Wachenden nennen könnte, Die Grotesken der erſten, und ungereimten Fabeln der andern können hiervon zu Exempeln dienen.

Fictiones egregiae quomodo fiant?

§. 459. Ganz anders verhält ſichs, wo man nach dem Satze des zureichenden Grundes in ſeinen Einbildungen verfährt: Woraus nemlich eine vernünftige Dicht- und Erfindungskunſt entſtehet. So pflegen geſchickte Poeten die wahrſcheinlichſten Fabeln, nach dem Muſter der Natur; die Mahler gleichfalls die anmuthigſten Schildereyen, darinn alles zu leben ſcheinet; und die Baumeiſter die ſchönſten Riſſe zu neuen Gebäuden, aus allerley bekannten Gebäuden oder Riſſen, nach den Regeln der Baukunſt zu erfinden.

Compoſitiones rhapſodicæ generis medii.

§. 460. Nun pflegen zwar auch die Schüler in der Poeſie und Beredſamkeit, aus vielen geſammleten Blümchen groſſer Poeten und Redner, nach gewiſſen Regeln ihre Schriften zuſammen zuſtoppeln. Jmgleichen pflegen viele in ihren Predigten allerhand Stellen aus Poſtillen, Sprüche und Verſe der Lieder, nach gewiſſer Ordnung untereinander zu mengen. Ja andere bedienen ſich wohl gar im Bücherſchreiben dieſes Kunſtgriffes. Allein es geſchieht ſelten auf die Art, daß man die Schwäche ihrer Verfaſſer nicht wahrnehmen ſollte.

Memoria quid ſit.

§. 461. Weiter haben wir auch ein Vermögen in uns die wiederhervorgebrachten Begriffe zu erkennen, und uns zu verſichern, daß es dieſelben ſind, die wir ſonſt empfunden haben. Wenn man z. E. auf einer Bibliothek ein ſeltnes Buch ſieht, ſo man ſonſt ſchon geſehen hat: So erkennet man es gleich, daß es daſſelbe ſey. Dieſes Vermögen unſrer Seele nennen wir das Gedächtniß. Hier darf nemlich das Gedächtniß den Begriff des Buches ſelbſt nicht hervorbringen; denn das thun die Sinne ſchon: Sondern uns nur verſichern, daß wir es ſonſt ſchon geſehen haben.

Qua ratione poſſibilis ſit memoria.

§. 462. Der Grund aber warum es uns einfällt, daß wir einen ſolchen Begriff ſchon einmal ge-

gehabt, iſt in der Einbildungskraft zu ſuchen. Denn weil dieſelbe bey dem Theile einer vormaligen Empfindung, ſich gleich auf die ganze Vorſtellung, ſo man damals gehabt, beſinnet: (§. 456.) So fällt uns auch bey dem gegenwärtigen Buche ein, mit was vor Nebenumſtänden ſolches uns ſonſt vorgekommen. Da nun ſelbige bey der itzigen Empfindung nicht zugegen ſind: So werden wir verſichert, wenn und wo wir es ſonſt geſehen haben.

Idea vulgaris memoriae reiicitur.

§. 463. Hieraus erkennet man zur Gnüge, wie falſch man ſich das Gedächtniß als ein Behältniß alter Begriffe, und vormaliger Empfindungen vorſtellet: Und wie wenig man das Gedächtniß von der Einbildungskraft unterſcheidet, wenn man es eine Kraft nennet, die vergangenen Gedanken wieder hervorzubringen. Man muß nemlich jedem Worte ſeine Bedeutung laſſen. Da nun die Einbildungskraft ſchon bey Gelegenheit gegenwärtiger Dinge die vergangenen hervor bringt: So bleibt dem Gedächtniſſe nur die Verſicherung übrig, daß es dieſelben ſind.

Definitio noſtra vſui loquendi conformis eſt.

§. 464. Dieſes iſt aber der gemeinen Art zu reden, ganz gemäß. Denn wenn uns z. E. etwas einfällt, ſo wir ſchon ſonſt gehört oder geleſen, oder geſehen haben; wir uns aber nicht beſinnen daß wir es ſonſt einmal empfunden: So ſagen wir nicht, daß wir ein gutes Gedächtniß haben. Ja wenn wir von einem andern deſſen erinnert werden: So ſagen wir, wir hättens vergeſſen gehabt; ob uns gleich die Vorſtellung von der Sache gar nicht gefehlet.

§. 465. Was man entweder ſehr lange, oder ſehr oft, oder ſehr begierig empfindet und betrachtet: Das behält man ſehr wohl im Gedächtniſſe. Was man aber ſehr ſehr ſelten oder ſehr kurze Zeit, oder ſehr nachläßig empfindet und betrachtet, das vergißt man leicht. Die Vergeſſenheit iſt alſo ein Unvermögen ſeine Begriffe wieder zu erkennen, wenn ſie wieder in uns hervor gebracht worden. Es gilt hier eben das, was wir von dem Gedächtniſſe ſchon erinnert haben.

Quomodo comparetur memoria.

§. 466. Es kommt aber der Mangel des Gedächtniſſes oder die Vergeſſenheit von einer ſchwachen Einbildungskraft her. Denn wenn dieſelbe bey der gegenwärtigen Vorſtellung, die vormalige ganze Empfindung, davon ſie ein Theil geweſen, nicht klar genug wieder hervor bringet: So kan man ſich auf die Umſtände nicht beſinnen, wo man den verhandenen Begriff ſonſt ſchon gehabt. Und alsdann ſagt man, man könne ſich deſſen nicht erinnern.

Unde Oblivio oriatur.

§. 467. Geſchieht es aber, daß man uns auf einige Umſtände hilft, die mit der vormaligen Empfindung verknüpfet geweſen, deren wir uns etwas beſſer erinnern können; weil ſie etwa damals einen tiefern Eindruck in uns gemacht: So fällt uns denn auch wohl die ganze ehmalige Vorſtellung ein. Und das heißt die Erin-

Reminiſcentia quomodo fiat.

nerung, welche nichts anders iſt, als eine mittelbare Hervorbringung alter Empfindungen, die mit dem Gedächtniſſe zugleich verbunden iſt.

Imaginatio & memoria gradus capacitatis diuerſos habent.

§. 468. Sowohl das Gedächtniß als die Einbildungskraft können verſchiedene Grade haben. Wer nemlich entweder vieles auf einmal, oder in ſehr kurzer Zeit behalten, und ſich deſſen auch nach langer Friſt deutlich erinnern kan, der hat ein ſtarkes Gedächtniß, und eine lebhafte Einbildungskraft. Man kan ſich aber beydes durch die Ubung ſtärken, wenn man oft was auswendig zu behalten bemühet iſt, und es fleißig wiederholet.

Das IV. Hauptſtücke

von dem

Verſtande, und der Beurtheilungskraft.

§. 468.

Progreſſus a cognitione confuſa ad diſtinctam.

Wie in der Natur nichts durch einen Sprung, ſondern alles nach und nach, auf eine begreifliche Weiſe entſtehet: So kan auch bey uns aus dem undeutlichen Erkenntniſſe, nicht gleich auf einmal ein deutliches entſtehen. Die Seele muß gleichſam

ſam Stuffenweiſe von dem unterſten Grade zu den Obern hinauf ſteigen. Und dieſen allmähligen Fortgang müſſen wir hier erklären.

§. 469. Vors erſte finden wir ein Vermögen in uns, den einen Theil einer zuſammengeſetzten Vorſtellung klärer zu machen als die andern: oder wenn wir viele Empfindungen zugleich haben, auf die eine mehr achtung zu geben, als auf die andern. Z. E. Wer einen Baum voller Früchte ſieht, kan eine beſondere Frucht deſſelben ſich vor allen andern zum Augenmerke nehmen, und ſich dieſelbe klärer als die andern vorſtellen. Jngleichen, wenn wir eine Muſik von vielen Jnſtrumenten hören, ſo kan man mehr auf das eine als die andern ſeine Gedanken richten: Und dieſe Kraft der Seelen heißt die Aufmerkſamkeit.

Attentio quid ſit.

§. 470. Dieſe Aufmerkſamkeit iſt nicht bey allen gleich ſtark, indem ſich einige leichter in ihren Empfindungen ſtören laſſen, als andre. Man kan ſich aber durch die Uebung dieſelbe verſtärken, wenn man ſich anſtrenget einer gewiſſen Vorſtellung, mit Ausſchlieſſung aller andern, allein nachzuhengen. Und da bringen es gewiſſe Leute ſo weit, daß ſie weder ſehen noch hören, wenn ſie in Betrachtung eines gewiſſen Gegenſtandes begriffen ſind. Sonderlich iſt dieſes einem Studirenden vortheilhaft, wenn er bey groſſem Geräuſche und andern Hinderniſſen dennoch arbeiten will.

Attentionis gradus diuerſi.

Attentionis impedimenta.

§. 471. Es hat aber gemeiniglich die Aufmerkſamkeit hauptſächlich zweyerley Hinderniſſe. Erſtlich iſt es ein gar zu ſtarker Eindruck der ſinnlichen Empfindungen. Z. E. Ein ſtarker Blitz bey Nachte, oder ein gewaltiger Donnerſchlag können den Aufmerkſamſten in ſeinen Gedanken ſtören. Zweytens iſt es die Einbildungskraft, denn wenn wir auf eine Sache denken, die ſonſt mit andern Empfindungen oder Vorſtellungen verknüpfet geweſen: So fallen uns dieſelben vermöge der Regel der Einbildungskraft wieder ein. Und alſo verlieren wir unvermerkt die Aufmerkſamkeit auf das vorige.

Quid ſit Reflexio.

§. 472. Wenn wir nun dieſe Aufmerkſamkeit nach und nach, von dem einen Theile einer gegenwärtigen Empfindung, auf den andern richten; und entweder ihre Aehnlichkeit, oder Unähnlichkeit, oder Verbindung wahrnehmen: So heißt dieſes das **Ueberdenken**. Z. E. Ich werde einen Menſchen gewahr, und betrachte erſt ſein Geſichte, dann ſeine Kleidung, Hut, Strümpfe, Hände und Füſſe: So habe ich alles an ihm überdacht, um zu ſehen ob er mir bekannt ſey oder nicht. Eben ſo machen wirs wenn wir einen Anſchlag oder ein gewiſſes Vorhaben überdenken wollen, ſo wir entweder ſelbſt faſſen, oder bey einem andern finden.

Quid ſit acumen?

§. 473. Dieſes Uberdenken hat auch ſeine verſchiedene Grade der Vollkommenheit, in Anſehung der Zeit, in welcher es vorgeht. Denn der eine braucht viel Zeit zu ſeinen Betrachtungen, der andre wenige Augenblicke; wie die Erfahrung lehret. Wer ſich nun in ſehr kurzer Zeit ein vieles, ja faſt alles an einer Sache vorſtellen, und wahrnehmen kan, der iſt ſcharfſinnig. Die Scharfſinnigkeit iſt alſo eine Kraft der Seelen viel an einem Dinge wahrzunehmen, oder ein Ding ſehr geſchwinde zu überdenken. Die Poeten und Redner müſſen ſonderlich mit dieſer Kraft begabt ſeyn.

§. 474. Indeſſen iſt dieſe Scharfſinnigkeit ſehr zuträglich, ſich bald und leicht deutliche Begriffe von einem Dinge zu machen. Denn wer leicht ein vieles an einem Dinge gewahr wird, der faſſet auch die Merkmahle bald, daran man ein Ding von allen andern unterſcheidet. Aus dieſen Merkmahlen aber entſtehen die deutlichen Begriffe (§. 27.) Und daher ſehen wir, daß die ſcharfſinnigen Köpfe nicht nur zur Beredſamkeit und Poeſie, ſondern auch zur Weltweisheit und andern Wiſſenſchaften geſchickt ſind: Als woſelbſt doch alles auf deutliche Begriffe ankommt.

Acumine ad notiones diſtinctas formandas opus eſt.

§. 475. Ja es entſtehen daher auch die allgemeinen Begriffe, wenn wir nur die Einbildungskraft mit dazu nehmen. Denn indem man eines Dinges Merkmale ſich vermöge einer ſcharfſinnigen Betrachtung ſo klar vorſtellet, ſo bringt die Einbildungskraft vermöge ihrer Regel (§. 416.) uns auch die vormaligen Empfindungen von ähnlichen Dingen wiederum her-

Notiones vniuerſales quomodo oriantur?

vor. Indem wir nun auf die Aehnlichkeit der vergangenen und gegenwärtigen Begriffe insbeſondere ſehen, ſo ſondern wir dieſelben von dem unähnlichen ab; und ſo entſteht ein allgemeiner Begriff, von einer Art oder Gattung.

Exemplum notionis abſtractae.

§. 476. Z. E. Ich komme an einen unbekannten Ort und ſehe daſelbſt ein groſſes Gebäude mit einem Thurme; ich höre die Glocken darauf läuten, und ſehe viele Leute hinein gehen; man hebt an zu ſingen, man prediget und betet darinnen u. ſ. w. Hierbey bringt mir die Einbildungskraft in den Sinn, daß ich ſonſt ſchon dergleichen Häuſer geſehen, die auch in etlichen andern Stücken dem gegenwärtigen ähnlich geweſen. Es fällt mir auch ein, daß man ein ſolches Gebäude eine Kirche geheiſſen; und dergeſtalt habe ich den abgeſonderten Begriff von einer Kirche bekommen.

Quid ſit ingenium?

§. 477. Das Vermögen die Aehnlichkeiten der Dinge leicht wahrzunehmen, welches ſich in der Einbildungskraft auch äuſſert, nennen wir den **Witz**: Und ein witziger Kopf muß alſo derjenige heiſſen, der leicht ſehen kan; was mit einander übereinkommt oder nicht. Man ſieht alſo daß ein ſolcher Kopf auch ſcharfſinnig ſeyn müſſe. Denn die Scharfſinnigkeit nimmt leicht ein vieles an den Dingen wahr; unter vielem aber, ſo man wahrnimmt, findet ſich eher was ähnliches, als unter wenigem. Und daher erhellet denn, daß Redner und Poeten imgleiche Mahler und Bildhauer viel Witz nöthig haben.

Quid ſit intellectus.

§. 478. Die Kraft unſrer Seelen ſich etwas deutlich vorzuſtellen, nennen wir **Verſtand**. Es iſt nemlich diejenige Vorſtellung deutlich, wo ich im Stande bin, die Merkmale anzugeben, daran ich die empfundene Sache von andern unterſcheide. Und dieſes iſt ohne Zweifel ein höherer Grad der erkennenden Kraft unſrer Seelen, als wenn wir uns die Dinge nur klar vorſtellen könnten. Dieſes geſchieht auch durch die Sinne und Einbildungskraft; zu jenem aber gehört auch Aufmerkſamkeit, Scharfſinnigkeit und Witz; obgleich nicht allemal in ſehr hohem Grade.

Diſtinctae Cognitionis gradus.

§. 479. Die Deutlichkeit unſers Erkenntniſſes hat ihre Stuffen. Denn wir bleiben entweder bey den erſten Merkmalen einer Sache ſtehen; oder wir wiſſen auch noch die Merkmale dieſer Merkmale anzugeben, oder die zuſammengeſetzten Begriffe in noch einfachere zu zergliedern. Dieſe **Zergliederung deutlicher Begriffe** kan niemals ganz zum Ende gebracht werden, weil wir allezeit Worte dabey nöthig haben, die ſich wiederum mit andern Worten erklären laſſen. Man bleibt alſo bey gewiſſen Worten endlich ſtehen, davon man nur klare Begriffe hat.

Quid ſit Profunditas.

§. 480. In dieſer Abſicht nun kommt unſerm Verſtande eine **Tiefſinnigkeit** zu; und dieſelbe iſt nichts anders als eine Fertigkeit die zuſammengeſetzten Begriffe in einfachere zu zergliedern, und ſie alſo immer deutlicher und vollſtändiger zu machen. (§. 31. 32.) Man ſieht daher leichtlich, daß die Tiefſinnigkeit ihre Grade habe, nachdem der eine dieſe Zergliederung weiter fortſetzen kan oder nicht. Es iſt alſo ein groſſer Misbrauch dieſes Wortes, wenn man diejenigen Leute tiefſinnig nennet, die ſich nicht zu erklären wiſſen, und ſo dunkel und verwirrt ſchreiben oder reden, daß man ſie nicht verſteht.

Quid intellectus purus?

§. 481. Wenn ſich in das deutliche Erkenntniß unſers Verſtandes nichts undeutliches mehr einmiſchet, dann heißt dieſes ein **reiner Verſtand**. Da nun die Sinne bey aller Klarheit ihrer Vorſtellungen uns allezeit viel undeutliche und verwirrte Begriffe beybringen: So ſehen wir daß der reine Verſtand von ſinnlichen Vorſtellungen frey ſeyn müſſe. Eben ſo iſt es mit der Einbildungskraft beſchaffen. Es erhellet aber daraus, daß bey uns der Verſtand faſt niemals ganz rein ſey; indem alle unſer Erkenntniß von den Sinnen den Anfang nimmt. GOtt allein hat einen ganz reinen Verſtand.

Quid ſit abſtractio.

§. 482. Wenn wir das verſchiedene, ſo wir an einem Dinge gewahr werden, gleichſam von der Sache ſelbſt trennen, und vermöge der Aufmerkſamkeit, allein betrachten; ſo nennt man dieſes eine **Abſonderung**. Unſre Seele hat alſo auch eine Abſonderungskraft, vermöge welcher ſie das ähnliche der einzelnen Dinge, ſo ſie vermöge des Witzes wahrgenommen, von dem unähnlichen trennet, und in den Begriff einer Art verwandelt. Von der Aehnlichkeit der

Arten macht ſie auf eben die Weiſe die Begriffe der Gattungen. Und dergeſtalt kommt der Verſtand zu einem allgemeinen Erkenntniſſe vieler Dinge.

Quem in finem voces adhibeantur.

§. 483. Doch begreift hier ein jeder von ſich ſelbſt, daß unſer Verſtand dieſe Abſonderung nicht in der That; ſondern bloß durch die Aufmerkſamkeit vornehmen kan, die er auf eins oder etliches an einem Dinge ins beſondere richtet. Da ſich nun dem ungeachtet das ganze Ding zugleich auch in ihm vorſtellet: So würde er ſich gewiß verwirren, wenn er nicht jedem verſchiedenen einen beſondern Namen beylegte, daran er, als an einem Zeichen die Dinge von einander unterſcheiden kan. Z. E. An der Sonne ſehe ich das Licht, und den Mangel der Ecken. Jenes nenne ich Glanz, dieß Rundigkeit; damit ich mir jedes ohne die Sonne vorſtellen könne.

Cognitio intuitiva & ſymbolica

§. 484. Hieraus entſpringet nun ein doppeltes Erkenntniß. Erſtlich ein anſchauendes, wenn wir die Begriffe oder Abbildungen der Dinge ſelbſt uns vorſtellen: Es geſchehe nun ſolches durch die Empfindung, oder durch die Einbildungskraft, oder durch den Verſtand. Hernach auch ein ſymboliſches, wenn wir uns anſtatt der Dinge nur ihre Zeichen, z. E. die Worte, womit man ſie benennet, vorſtellet. Wer z. E. die Sonne entweder ſieht, oder ſich dieſelbe als einen hellen runden Körper einbildet, der hat ein anſchauendes Erkenntniß. Wer aber anſtatt deſſen nur an das Wort Sonne denket, der hat ein ſymboliſches.

Num alia adhuc dentur ſigna idearum.

§. 485. Daß es aber auſſer den Wörtern noch mehrere Zeichen gebe, vermittelſt welcher ſich unſer Verſtand die Dinge vorſtellet, kan niemanden unbekannt ſeyn. Wer kennet nicht die Ziffern, die muſicaliſchen Zeichen, die Chymiſchen Charactere, die Zeichen der Kalendermacher, die algebraiſchen und hieroglyphiſchen Figuren u. ſ. w. Ja daß man noch immer mehr ſolche Zeichen erfinden könne, zeiget die Tanzkunſt, als für welche Feuillet, ein Franzoſe, dergleichen erfunden, dadurch man ganze Tänze aufs Papier mahlen kan. Und wo bleiben noch die Züge ſo vieler verborgenen Alphabete, die Wapen, die Zeichen der Häuſer, u. dergl.?

Ars Characteriſtica.

§. 486. Es wäre daher kein Wunder, wenn man von dem rechten Gebrauche und Unterſchiede der Zeichen eine eigene Wiſſenſchaft machen möchte, die man die Zeichenkunſt nennen könnte. Leibnitz hat zuerſt einen Begriff davon gehabt, und wäre am geſchickteſten geweſen eine Probe davon zu geben. Ja es iſt kein Zweifel, daß nicht anſtatt unſerer Wörter und Redensarten noch bequemere Zeichen ausgedacht werden könnten, durch deren Verbindung und Trennung dann alle unſre Urtheile und Vernunftſchlüſſe in eine gewiſſe Rechenkunſt verwandelt werden würden.

Quomodo Judicia oriantur.

§. 487. Wenn wir an einem Dinge, dasjenige was ihm zukommt, zwar von ihm ſelbſt unterſcheiden, doch aber als dazu gehörig, oder daran befindlich anſehen, ſo urtheilen wir. Z. E.

Wenn ich den Glanz von der Sonne zwar unterſcheide, doch daran wahrnehme: So urtheile ich: Die Sonne glänzet. Eben das geſchieht, wenn ich was unterſchiedenes an einem Dinge nicht wahrnehme, oder als nicht dazu gehörig anſehe. Z. E. Wenn ich die Rundigkeit an einem Würfel nicht finde, oder ſie als was nicht dazugehöriges erkenne: So urtheile ich, der Würfel ſey nicht rund, oder könne nicht rund ſeyn.

Judicia intuitiva.

§. 488. Was wir durch die Aufmerkſamkeit auf unſre ſinnlichen Empfindungen erkennen, das nennen wir die **Erfahrung**. Nun können wir dergeſtalt nicht nur Begriffe, ſondern auch Urtheile erfahren, wie die obigen Exempel lehren. Dieſe **Erfahrungsurtheile** nun gehören zum anſchauenden Erkenntniſſe, und werden daher auch Anſchauungsurtheile genennet. Man ſieht aber leicht, daß dieſe Urtheile den Grund zu allen übrigen legen, und daß wir alſo den Empfindungen, und der Erfahrung alle unſer Erkenntniß zu danken haben.

Vitium Subreptionis hic vitandum.

§. 489. Man muß ſich daher bey dieſen Anſchauungsurtheilen, deſto ſorgfältiger bezeugen, jemehr auf ſie ankommt: Das iſt, man muß genau auf ſeine Empfindungen acht haben, damit man nicht etwas an einem Dinge wahrzunehmen vermeyne, was doch nicht daran anzutreffen iſt. Wer das thut, der wird ein wahres Urtheil von der Sache fällen; wer ſich aber nicht in acht nimmt, der kan ſich leicht vergehen, und ganz falſche Erfahrungsurtheile abfaſſen, die ihn hernach in viele Irrthümer ſtürzen können: Daraus er ſich um deſto ſchwerer wird bringen laſſen, je gewiſſer er glaubet, daß ſie aus der Erfahrung flieſſen.

Judicia ſymbolica.

§. 490. Sobald wir uns die verſchiedenen Begriffe, die wir im urtheilen verbinden oder trennen unter gewiſſen Zeichen, z. E. mit Worten vorſtellen, ſobald entſtehen **ſymboliſche Urtheile.** Dieſe tragen ſehr viel zur Deutlichkeit derſelben bey, und befördern dadurch auch den Gebrauch der Vernunft, wie wir hernach ſehen werden. Daher kömmt es, daß Leute die von Kindheit an taub, und folglich ſtumm geweſen, einen weit unvollkommenern Verſtand haben; weil es ihnen nemlich an Worten fehlt, ihre Begriffe damit zu bezeichnen. Denn ob ſie ſich gleich durch Geberden oder Minen zu verſtehen geben: So iſt doch dieſes alles weit unzulänglicher.

Semper fere vocabula cogitamus.

§. 491. Insbeſondere merket man an, daß wir uns auch im ſtillen Nachdenken allezeit der Worte bedienen, deren wir im Reden gewohnt ſind. Dieſes iſt auch in der That viel bequemer zur Geſchwindigkeit unſers Nachſinnens, als wenn wir uns die Begriffe ſelbſt allezeit vorſtellen ſollten. Nur dieſe Unbequemlichkeit entſteht dadurch, daß wir uns zuweilen einbilden, wir verſtünden eine Sache, da uns doch nur die Worte davon bekannt ſind, welches denn zu vielem Selbſtbetruge im Erkenntniſſe Anlaß giebt.

§. 492. Wenn man in zuſammengeſetzten Begriffen viel übereinſtimmendes wahrzunehmen vermeynet; ſelbiges aber nicht deutlich auseinander ſetzen, oder die Regeln der Vollkommenheit ſo darinn befindlich ſind, erklären kan: So urtheilet man ein Ding ſey ſchön (§. 250.); wie wir im Gegentheil daſſelbe vor heßlich halten. Dieſe Kraft der Seelen von einer klar empfundenen Vollkommenheit oder Unvollkommenheit zu urtheilen, heißt der Geſchmack; welcher gut genennet wird, wenn er richtig, übel aber, wenn er unrichtig urtheilet. Z. E. kan eine Muſik, ein Gemählde oder Gedichte dienen.

Quid ſit guſtus.

Das V. Hauptſtücke

von der

Vernunft und der Erfindungskraft.

§. 493.

DAsjenige, was einem Dinge zukommt, pflegt ihm gemeiniglich nur in gewiſſen Umſtänden zuzukommen. Weil nun dieſe den Grund in ſich halten, warum ſelbiges ihm zukommt: So vermuthet man gemeiniglich,

Ratiocinii confuſi origo.

niglich, daß in gleichen Umſtänden demſelben immer einerley zukommen werde. Z. E. wenn man ſieht, daß in einer kalten Nacht das Waſſer ſich in Eis verwandelt habe: So vermuthet man, daß zu einer andern Zeit, wenn es eben ſo kalt iſt, eben das geſchehen werde.

Exſpectatio caſuum ſimilium.

§ 494. Da wir nun in den meiſten Dingen uns auf die Erfahrung verlaſſen, und aus klaren Empfindungen vermittelſt der Einbildungskraft und des Witzes, auf die Aehnlichkeit der Fälle, und deſſen was darinne zu geſchehen pflegt, ſchlieſſen: So erweiſen wir uns mehrentheils empiriſch; nicht aber ganz vernünftig. Denn wir ſtellen uns doch die Sache nebſt ihren Umſtänden, und was damit verknüpfet zu ſeyn pflegt, nur klar, nicht aber ſo deutlich vor, daß es ein Vernunftſchluß genennet zu werden verdienet. Man nennt es alſo nur die **Vermuthung ähnlicher Fälle**; und nimmt ſie auch bey allen unvernünftigen Thieren wahr.

Contineet analogon rationis.

§. 495. Gleichwohl iſt in dieſer Vermuthung ähnlicher Fälle, etwas verhanden, ſo einem Vernunftſchluſſe ähnlich ſiehet. Denn wir fällen aus der Empfindung eines gegenwärtigen Dinges dieſes anſchauende Urtheil: Dieſe Sache iſt in dieſen Umſtänden befindlich; und dieſes iſt der Unterſatz. Hierbey fällt uns vermöge der Einbildungskraft ein, daß dergleichen Sache, in dergleichen Umſtänden, noch mit etwas anderm verknüpfet geweſen: Und da uns der Witz von der Aehnlichkeit beyder Fälle verſichert, ſo faſſen wir gleichſam den allgemeinen Satz ab: Was ſich in ähnlichen Umſtänden befindet, das iſt auch ähnlichen Veränderungen unterworfen; und dieſes giebt den Oberſatz ab, woraus alsdann der Schlußſatz erfolget.

Caſus primus in denominatione rerum.

§. 496. Dergleichen nun geſchiehet erſtlich in uns, wenn wir einem vorkommenden Dinge nur ſeinen Nahmen beylegen. Die Empfindung ſtellt uns das Ding mit ſeinen Merkmahlen vor, und alſo fällen wir das anſchauende Urtheil: Dieß oder jenes habe dieſe Merkmahle an ſich. Hierbey bringt uns die Einbildungskraft in den Sinn, daß wir ſchon ſonſt dergleichen Dinge empfunden, und daß dieſelben mit dieſem oder jenem Nahmen beleget worden. Dieſe hält nun auf eine undeutliche Art den Oberſatz in ſich; woraus denn nebſt dem vorigen Unterſatze der Schluß erfolget, daß auch das gegenwärtige Ding ſo heiſſen müſſe.

Vnde Dictum de Omni euoluitur.

§. 497. Wird nun dieſes undeutliche Erkenntniß in ein deutliches verwandelt: So kommt dieſe Art zu ſchlüſſen auf den allgemeinen Satz an: **Wenn einem Dinge die Merkmahle einer gewiſſen Sache zukommen, ſo kommt ihm auch der Nahme derſelben zu.** Da nun die rechten beſtändigen Merkmahle aus den weſentlichen Eigenſchaften eines Dinges beſtehen müſſen, und alſo ſeine Erklärung abgeben können (§. 77.) So pflegt man auch ſchlechterdings von den Erklärungen, die gewiſſen Dingen zukommen, auf die Benennungen derſelben den Schluß zu machen.

Dieſes war in der Vernunftlehre der erſte allgemeine Satz und Hauptgrund der bejahenden Schlußreden.

Caſus ſecundus in affectionibus tribuendis.

§. 498. Zum andern ſehen wir aus der Empfindung eines Dinges mit ſeinen Merkmahlen, vermöge des Witzes und der Einbildungskraft, daß es gewiſſen andern Dingen ähnlich ſey, und alſo zu einerley Art oder Gattung mit denſelben gehöre. Wenn uns nun von ſolchen Arten oder Gattungen der Dinge irgend eine Eigenſchaft, Wirkung oder Veränderung bekannt iſt, und vermittelſt der Einbildungskraft und des Gedächtniſſes einfällt: So folgern wir abermal auf eine undeutliche Art den Schluß, daß auch dem gegenwärtigen Dinge dieſe Eigenſchaft, Wirkung oder Veränderung zukommen werde.

Vnde altera pars Dicti de omni deriuatur.

§. 499. Bringt man nun auch dieſe Gedanken zur Deutlichkeit, ſo entſtehet der andre allgemeine Satz daraus, der abermal den Grund zu einer ganzen Art bejahender Schlüſſe leget. Er heißt ſo: **Was einer ganzen Gattung oder Art von Dingen zukommt, das muß auch allen Arten und einzelnen Dingen zukommen, die unter jenen Gattungen oder Arten begriffen ſind.** Wir haben ebenfals in der Vernunftlehre ſchon davon gehandelt (§. 77.) darum dörfen wir uns dabey nicht aufhalten. Mit den verneinenden Schlüſſen, die daſelbſt auch vorkommen, geht es in unſem Verſtande eben ſo zu.

Judicium

§. 500. Dergleichen Urtheile nun, die aus zweyen vorhergehenden Urtheilen zuſammen genommen, herflüſſen, werden zum Unterſchiede der Erfahrungs-Urtheile (§. 488.) **Folgerungs-Urtheile** genennet. Die ganze Wirkung der Seelen aber, dadurch ſie dergleichen aus andern bekanntern Wahrheiten herausbringet, heißt ein **Vernunftſchluß**; ſo wie der deutliche Ausdruck und Vortrag deſſelben eine **Schlußrede** genennet wird. Von dieſem allen iſt ſchon in der Vernunftlehre gehandelt worden: wir haben hier nur erklären müſſen, wie ſolches in der Seele entſtehe, und aus ihren Kräften zu begreifen ſey.

diſcurſivum, Ratiocinium & Syllogismus.

§. 501. Die Schlußreden ſind aber von ungemeinem Nutzen, wenn man erklären will, wie aus einer gegenwärtigen Empfindung eine lange Reihe von Gedanken in unſerer Seele entſtehen kan. Nemlich die Empfindung giebt uns ein Erfahrungs-Urtheil, und dieſes iſt der Unterſatz. Die Einbildungskraft bringt uns wegen einer Aehnlichkeit damit, ein ſonſt bekanntes allgemeines Urtheil, als den Oberſatz in den Sinn: Und daraus entſtehet durch eine Folgerung der Schluß. Bey dieſem Schluſſe fällt uns abermal ein demſelben in etwas ähnlicher Satz ein: Und daraus entſteht durch eine neue Folgerung wieder ein neuer Schluß, u. ſ. w. bis etwa eine neue Empfindung dieſe Reyhe der Gedanken unterbricht.

Vſus ratiociniorum in cogitationum ſerie explicanda.

§. 502. Da nun dieſes die allernatürlichſte Art zu denken iſt, die allen Menſchen, auch den allereinfältigſten gemein iſt: So ſieht man

Communis haec cogitandi methodus vulgo, cum geometris.

wohl, daß die Lehrer der Meßkunſt in ihren Demonſtrationen ſich ihres Verſtandes auf die allernatürlichſte und gemeinſte Art bedienen. Denn alle ihre Beweiſe, und alle ihr Nachſinnen hebt von den Empfindungen an; dabey fallen ihnen andre Wahrheiten ein, aus welchen ſie denn neue Sätze herleiten u. ſ. w. Nur dieſer Unterſcheid iſt zwiſchen ihnen und dem gemeinen Manne, daß ſie mit allgemeinen Wahrheiten umgehen; die andern Leute aber mehrentheils mit einzelnen oder beſondern Sätzen beſchäftiget ſind.

Triplex ſtatus mentis in ratiociniis.

§. 503. Es erhellet aber hieraus auch, daß jedes Urtheil einen beſondern Zuſtand der Seele (§.288) darſtellet: Ein Erfahrungs-Urtheil den gegenwärtigen; das allgemeine ſo uns dabey einfällt, den vergangenen Zuſtand unſrer Seele, und endlich das Folgerungs-Urtheil, ſo daraus entſtehet, den folgenden Zuſtand derſelben. Und daher begreifet man, wie in der Seele das vergangene, gegenwärtige und künftige verknüpft ſey: indem aus dem gegenwärtigen Zuſtande, vermöge des vergangenen der künftige Zuſtand heraus kommt.

Quid huic facultati mentis obeſſe ſoleat.

§. 504. Man ſiehet ferner daraus, daß die Studierenden ihren natürlichen Verſtand ſich nur verderben, wenn ſie das, was ſie lernen wollen, ſich nur ſchlechterdings ins Gedächtniß prägen, oder das was ſie von erwieſenen Wahrheiten faſſen, nicht in der gehörigen Ordnung faſſen, ſo daß eins aus dem andern nach und nach hergeleitet wird. Die Mathematik hilft zur

Verbeſſerung des Verſtandes nur bloß durch die gute Ordnung, darinn ſie ihre Wahrheiten vorträgt: Und alle diejenigen, ſo junge Leute davon abrathen, oder ein Gedächtnißwerk daraus machen, hindern eben dadurch den rechten Gebrauch ihres Verſtandes.

Quid ſit ſcientia & ratio.

§. 505. Wenn wir eine Fertigkeit im Demonſtriren erlanget haben, ſo beſitzen wir eine **Wiſſenſchafft** derjenigen Wahrheiten, die wir dergeſtalt zu erweiſen vermögen. (§.120) Da nun in einer ſolchen Demonſtration die Wahrheiten zuſammenhangen, und derjenige der die Wiſſenſchaft derſelben beſitzt, dieſen Zuſammenhang der Wahrheiten einſehen muß: So ſehen wir, daß unſre Seele ein Vermögen habe, den Zuſammenhang allgemeiner Wahrheiten einzuſehen. Dieſes Vermögen nennen wir **die Vernunft**. Und alſo iſt es klar, daß unſre Seele auch eine Vernunft habe; und daß dieſelbe eigentlich nichts anders ſey, als die dritte Kraft unſers Verſtandes. (§. 77. 478.)

Cognitio duplex, a priori & a poſteriori.

§. 506. Man ſetzet alſo der Vernunft mit recht die Erfahrung entgegen, die zum anſchauenden Erkenntniſſe gehöret, und uns die Verknüpfung deſſen, was wir empfinden, mit den allgemeinen Wahrheiten nicht zeiget. Und hierauf gründet ſich die zwiefache Art eine Sache zu erkennen. Was wir aus ſeinen erſten Gründen durch Vernunftſchlüſſe herleiten, heißt ein **gründliches** Erkenntniß. Was wir aber ohne die Einſicht in die erſten Gründe, und bloß aus der Erfahrung haben; das heißt ein ſinnliches Erkenntniß. Dieſes zeigt nur daß eine Sache ſey: Jenes aber lehrt warum ſie ſey; und giebt alſo dem Verſtande weit mehr Vergnügen.

Quid ſit ratio pura & mixta.

§. 507. Die Vernunft wird alsdann **lauter** und rein genennet, wenn ſich in unſre Vernunftſchlüſſe keine Erfahrungsſätze mit einmengen; davon in der reinen Mathematik, die von abgeſonderten Gröſſen handelt, Exempel vorkommen. Gemiſcht nennet man hergegen dieſelbe, wenn unſer Erkenntniß zum Theil aus der Erfahrung herflieſſet. Exempel davon kommen überall, auch ſo gar in den übrigen Mathematiſchen Wiſſenſchaften vor; wo man von ſinnlichen Dingen handelt, als z. E. in der Mechanik, Optik, Aſtronomie, u. ſ. w.

Quid rationi conforme vel contrarium ſit.

§. 508. Dasjenige wird **der Vernunft gemäß** genennet, was mit den bereits bekannten allgemeinen Wahrheiten zuſammenhanget, oder daraus durch richtige Folgerungen hergeleitet werden kan. Hergegen iſt das **der Vernunft zuwieder**, was ſich mit den bereits bekannten allgemeinen Wahrheiten nicht zuſammen reimet, oder denſelben wiederſpricht. Doch giebt es auch zuweilen Sätze, von welchen man keins von beyden zeigen kan: Daher man denn weder ſagen muß, daß ſie vernunftmäſſig ſind, noch behaupten darf, daß ſie der Vernunft zuwieder laufen.

Ars inueniendi ex ratione oritur.

§. 509. Wie nun die Vernunft zum gründlichen Erkenntniſſe der bereits erfundenen Wahrheiten unentbehrlich iſt: Alſo iſt ſie auch ſehr be-

behülflich zu Erfindung neuer Wahrheiten, die uns oder andern bis dahin noch nicht bekannt geweſen. Denn indem wir durch die Sinne etwas empfinden, und mit Beyhülfe eines allgemeinen Satzes, eine Folgerung herausziehen: So iſt dieſer Schluß ſehr oft eine neue Wahrheit, die wir vorher noch nicht gewußt. Wer nun eine Fertigkeit beſitzt, dergeſtalt aus bekannten Wahrheiten neue herzuleiten, der beſitzt die **Erfindungskunſt**.

§. 510. Dergleichen Erfindungskunſt iſt nicht nur die Rechenkunſt, die aus einigen gegebenen Zahlen andre erfinden lehret: Sondern es beſitzen dieſelbe alle Menſchen gewiſſer maſſen, weñ ſie in ihren täglichen Geſchäften, imgleichen in ihren Künſten und Handwerken, immer auf neue Anſchläge, Entſchlüſſungen, Kunſtgriffe und beſſere Erfindungen gerathen. Sie thun nemlich alles dieſes durch den Gebrauch ihrer Vernunft, ob gleich die Erfahrungen auch viel dazu helfen; indem oft ein Zufall zu neuen Erfindungen unverhofft Anlaß giebt.

Ubi ea occurrat.

§. 511. Weil alſo die unbekannten Wahrheiten allezeit aus den bekannten ihren Urſprung haben müſſen: So iſt es kein Wunder, daß auch die allerſchwerſten Mathematiſchen Lehrſätze ſich auf die allergemeinſten Dinge gründen, die dem Pöbel ſelbſt ganz bekannt ſind. Daher iſt der Anfang der meiſten Mathematiſchen Wiſſenſchaften, wenn ſie recht abgehandelt werden, ſo ſpottleichte, daß ein Kind denſelben faſſen kan. Die Schwierigkeit wächſt mit dem Fortgange

Ex vulgaribus veritatibus aliae ſublimiores deriuantur.

erſt an; wenn man auf die abgeſonderten Begriffe und allgemeinen Wahrheiten kommt; deren man nicht ſo ſehr gewohnt iſt.

Alia artis inveniendi artificia. 1. Reductio.

§. 512. Doch giebt es in der Erfindungskunſt, noch andere Kunſtſtücke, die nicht bloß auf die Vernunft ankommen. Z. E. (I.) Die **Verwandelung** einer ſchweren Sache in eine leichtere. Als wenn man in Politik fraget, was ein Staat dem andern vor Pflichten ſchuldig ſey? So verwandelt man die Staaten in einzelne Perſonen, deren Pflichten gegen einander leichter auszumachen ſind. (II.) Die **Zergliederung** einer zuſammengeſetzten Frage, in ihre Theile. Z.E. Wenn es ſich fragt, was ein Hausvater zu thun habe: So zeigt man, was er als Mann, Vater und Herr vor Pflichten zu leiſten verbunden ſey. (III.) Die **Erdichtung**. Als z. E. wann ſichs fragt, wie man die Verlaſſenſchaft eines Vaters eintheilen ſolle, der eine ſchwangere Frau und etliche Kinder hinterläßt. Hier darf man nur dichten, als ob die Frau ſchon gebohren hätte.

2. Diuiſio.

3. Fictio.

Ingenio hic maxime opus eſt.

§. 513. Hieraus erhellet aber, daß hiebey auch der Witz nöthig ſey, damit man die Aehnlichkeiten der Fälle und Fragen einſehen könne. Es müſſen alſo alle Erfinder witzige und folglich auch ſcharfſinnige Köpfe haben (§. 477): Es wäre denn, daß man nur anderer Leute Kunſtgriffe in ähnlichen Fällen nachahmen wollte. Doch gehört auch hierzu Witz, indem man theils die Aehnlichkeit der Fälle; theils auch die Aehnlichkeit des Muſters mit unſerer Nachahmung einſehen muß: Wie die Exempel der Mahler, Bildhauer, Baumeiſter, Poeten, Redner und Comödianten ſolches erweiſen.

* * *

Das VI. Hauptſtücke

von der

Sinnlichen Begierde und den Affecten.

§. 514.

Wenn wir die Vollkommenheit eines Dinges, obgleich nur verwirrt, wahrnehmen; ſo daß wir es ſchön oder doch gut nennen (§. 492): ſo haben wir eine Luſt, oder ein Vergnügen daran. Carteſius hat alſo das Vergnügen recht beſchrieben, wenn er in ſeinen Briefen geſagt: Sie ſey ein Anſchauen oder eine Empfindung der Vollkommenheit. Z. E. Man ſieht ein wohlgebautes Haus nicht ohne Vergnügen an, wenn alle Theile deſſelben nach den Regeln der Baukunſt übereinſtimmen: Obgleich derjenige, der ſich an deſſen Betrachtung beluſtiget, dieſe Regeln gar nicht verſtehet. Mit einer Muſik iſt es eben ſo.

Quomodo voluntas oriatur.

§. 515. Es iſt aber hier wohl zu merken, daß die Vollkommenheiten, daran man ſich vergnüget, entweder wahre, oder vermeynte Vollkommenheiten ſeyn können. In jenen iſt

Perfectio eſt vel vera, vel apparens.

eine wirkliche Ubereinſtimmung des Mannigfaltigen, die ihre wohlgegründete Regeln hat: In dieſen hergegen ſcheinet nur dergleichen vorhanden zu ſeyn; ſo lange man nach den undeutlichen Vorſtellungen der Sinne und der Einbildungskraft urtheilet. Z. E. Ein ſchönes Gemählde, ſo nach den Regeln der Kunſt die Natur ſehr wohl nachahmet, hat eine wahre Vollkommenheit in ſich: Ein Bild aber, ſo nur mit bunten Farben pranget, aber weder eine gute Zeichnung, noch die rechte Haltung in Licht und Schatten hat, beſitzt nur eine ſcheinbare Vollkommenheit.

Illa conſtantem haec mutabilem parit voluptatem.

§. 516. Ob nun wohl beyde Gattungen der Vollkommenheiten gewiſſen Leuten, die ſie empfinden, ein Vergnügen erwecken: So bemerkt man doch, daß die wahren ein beſtändiges, die vermeynten aber nur ein veränderliches Vergnügen geben. Denn je mehr man eine wahre Vollkommenheit prüfen und kennen lernet: deſtomehr ſieht man ein, daß man Grund habe ſich daran zu vergnügen. Hergegen verſchwindet alle unſere Luſt, wenn wir die Fehler einer vermeynten Schönheit einſehen lernen. Z. E. kan ein Antlitz dienen, ſo in der Ferne ſchön läßt, in der Nähe aber voller Flecken und Narben iſt.

Vnde maior vel minor nobis oriatur voluptas.

§. 517. Da man nicht überall einerley Grad des Vergnügens empfindet, auch wohl zweyerley Perſonen bey einerley Gegenſtand eine ungleiche Beluſtigung genieſſen: So muß dieſes theils von der Gröſſe der Vollkommenheiten an ſich ſelbſt, theils von der Art des Erkenntniſſes, womit man ſich ſelbige vorſtellet, herrühren. Eine gröſſere Vollkommenheit giebt mehr Luſt als eine kleinere: Und wer ſich dieſelbe klärer und deutlicher vorſtellet, der vergnügt ſich ohne Zweifel mehr daran, als ein andrer, der ſich dieſelbe undeutlicher oder dunkler vorgeſtellet hat.

Voluptas ex ſolida rerum cognitione orta.

§. 518. Hieraus erhellet, woher es komme, daß ein gründliches Erkenntniß der Dinge die Gelehrten ſo vergnüget: Jmgleichen warum Kenner an wohlgerathenen Kunſtſtücken allezeit mehr Vergnügen haben, als andre Leute, die es nicht verſtehen. Denn ſie ſehen nicht nur die Vollkommenheiten gründlicher Schriften und guter Meiſterſtücke deutlich ein: Sondern empfinden auch durch ihr innerliches Bewuſtſeyn ihre eigene Vollkommenheit; vermöge welcher ſie geſchickt ſind, dieſe Sachen recht zu beurtheilen. Je ſeltner nun eine ſolche Geſchicklichkeit iſt; je mehr Mühe uns dieſelbe gekoſtet, oder je leichter ſie uns geworden: Deſto gröſſer iſt unſer Vergnügen.

Quid ſit Taedium.

§. 519. Aus der Empfindung der Unvollkommenheit, die wir nach klaren Begriffen auch was heßliches, was ſchlechtes und ungereimtes nennen; entſteht **das Misfallen.** Es heiſſet auch wohl das Misvergnügen, und wenn uns was in einem hohen Grade misfällt, der **Verdruß.** Hiervon gilt nun nach ſeiner Art eben das, was wir von dem Vergnügen ſchon geſagt haben. Es iſt nemlich bald beſtändig bald veränderlich, nachdem die Unvollkommenheiten der Dinge beſchaffen ſind. Es kan auch dem Grade nach unterſchieden ſeyn, nachdem man den Mangel der Ubereinſtimmung mehr oder weniger einſiehet.

Indifferentia quid?

§. 520. Man muß dieſes Misvergnügen nur nicht mit dem Mangel des Vergnügens vermiſchen, der gleichſam einen mittlern Zuſtand unſrer Seelen ausmacht, und **die Gleichgültigkeit** heißt. Dieſe empfinden wir, wenn uns weder die Vollkommenheiten noch Unvollkommenheiten eines Dinges empfindlich genug ſind. Es kommt ſolches ebenfalls entweder auf die Beſchaffenheit der Sachen an, oder auf die Art des Erkenntniſſes. Denn das Vollkommene und Unvollkommene hält in vielen Dingen einander die Wage: Viemals aber iſt man nicht ſcharfſinnig genug ſelbiges wahrzunehmen.

Bonum phyſicum quid ſit.

§. 521. Was uns oder unſern Zuſtand vollkommener macht, das nennen wir **phyſicaliſch gut**: Was aber uns oder unſern Zuſtand unvollkommener macht, das nennen wir böſe. Z. E. Speiſe und Kleidung halten wir vor was gutes, denn ſie machen unſern Leib vollkommener, oder erhalten ihm wenigſtens diejenigen Vollkommenheiten, ſo er ſchon hat. Das Erkenntniß und äuſſerliche Vermögen iſt gleichfalls in dieſem Verſtande gut: denn jenes macht die Seele, dieß aber unſern äuſſerlichen Zuſtand vollkommener. Weil nun jedes Anſchauen der Vollkommenheit Luſt bringet, ſo muß freylich alles was gut iſt, ein Vergnügen erwecken.

§. 522. Doch da auch die ſcheinbare und bloß vermeynte Vollkommenheit, ſo lange ſie nach undeutlichen Begriffen beurtheilet wird, eine Zeit lang einiges Vergnügen erwecket: So iſt das Vergnügen ſo ſchlechterdings kein ſicheres Merkmahl des wahren Guten. Denn wenn das Vergnügen bloß ſinnlich iſt, ſo iſt immer zu beſorgen, es möchte nur eine vermeynte Vollkommenheit darunter ſtecken. Gleichwohl pflegen ſich die meiſten Menſchen, zu ihrem eigenen Schaden, in Beurtheilung des Guten und Böſen, bloß nach ihren ſinnlichen Empfindungen der Luſt und Unluſt zu richten.

Non ex ſenſuum indicio aeſtimandum.

§. 523. Aus der undeutlichen Vorſtellung des Guten entſtehet alſo in uns die **ſinnliche Begierde**: und aus der undeutlichen Vorſtellung des Böſen **der ſinnliche Abſcheu**. Jene iſt derowegen nichts anders als die Bemühung der Seelen nach einem Dinge, inſoweit ſie ſich daſſelbe undeutlich als was gutes vorgeſtellet hat. Dieſer aber iſt eine Entziehung der Seele von einem Dinge, inſoweit ſie ſich daſſelbe undeutlich als was böſes, vorgeſtellet hat. Es giebt aber auch hier einen mittlern Zuſtand der Seelen, da ſie weder Begierde noch Abſcheu empfindet, und alſo ruhig bleibt. Man nennt ihn die Gleichmüthigkeit.

Appetitus ſenſitiuus & Auerſatio ſenſitiua.

§. 524. Man bemerket aber, daß ſowohl zur Begierde, als zum Abſcheue, nicht nur die gegenwärtigen Empfindungen eines Dinges, ſon-

Imaginationis ad vtrumque concurſus.

ſondern auch die Vorſtellungen der Einbildungskraft vom vergangenen und künftigen, ſehr viel beytragen. Das undeutliche Erkenntniß nemlich miſchet alles durch einander, und ſieht oft das zufällige vor weſentlich, das unmögliche vor möglich, ja das mögliche ſchon vor wirklich an. Und daher kommt es denn auch, daß zweene, die einerley Empfindungen z. E. von einem Glaſe Wein haben, indem ſie es entweder ſehen, riechen oder koſten; dennoch einen ungleichen Grad der Begierde oder des Abſcheues dabey ſpüren können.

Quid ſit Affectus.

§. 525. Einen heftigen Grad der ſinnlichen Begierde und des ſinnlichen Abſcheues, nennen wir einen Affect, oder eine Gemüthsbewegung. Man nennt ſie nach Art der Lateiner auch Leidenſchaften: Weil das Gemüthe gleichſam von den Affecten beſtürmet und beunruhiget wird; dabey es ſich dann faſt nur leidend verhält. Eigentlich aber iſt die Seele niemals thätiger und geſchäftiger, als wenn ſie im Affecte ſteht: Indem ſie alsdann entweder mit der größten Heftigkeit nach einem Dinge ſtrebet, oder davor fliehet. Es pflegen aber auch unſere Körper, und ſonderlich die flüßigen Theile, zu ſolcher Zeit in ſtarke Bewegungen zu gerathen.

Duo affectuum genera.

§. 526. Es laſſen ſich alſo die Affecten in zwo Hauptgattungen eintheilen, nemlich in angenehme und verdrüßliche. Die angenehmen ſind allezeit mit einer ſinnlichen Luſt verbunden; Die verdrüßlichen aber mit einem ſinnlichen Abſcheue. Luſt und Verdruß ſind alſo eigentlich keine Affecten, ſondern allgemeine Begriffe, darunter die übrigen Gemüthsbewegungen ſtehen: Weil in jedem Affecte entweder eins oder das andre von dieſen beyden, nur allezeit auf eine andere Art angetroffen wird.

Quid ſit gaudium, quid triſtitia.

§. 527. Ein ſehr hoher Grad des ſinnlichen Vergnügens über ein gegenwärtiges vermeyntes Gut, heißt die **Freude**. Hergegen einen ſehr hohen Grad des ſinnlichen Misvergnügens oder Verdrußes über ein vermeyntes gegenwärtiges Ubel heißt die **Traurigkeit**. Wir ſetzen mit Bedacht ein vermeyntes Gut oder Ubel: Denn man freuet ſich oft über etwas, welches kein wahres Gut iſt, ſondern nur ſo zu ſeyn ſcheinet; als wenn zuweilen jemand bey übermäſſigem Trunke luſtig wird. Bey der Traurigkeit iſt es eben ſo.

Quid Amor & Odium?

§. 528. Die Bereitwilligkeit ſich an eines andern Glücke zu vergnügen heißt die **Liebe**; ſo wie im Gegentheil die Bereitwilligkeit ſich an jemands Unglücke zu vergnügen der **Haß** genennet wird. Dieß ſind Worterklärungen: Es entſteht aber die Liebe, wenn wir an einem andern etwas, ſo uns ein Vergnügen giebt, wahrnehmen, welches wir denn nach dem Urtheile der Sinne vor gut halten. Der Haß hergegen entſteht, wenn wir was verdrüßliches an einem Dinge wahrgenommen, und es alſo vor böſe erkläret haben. Man kan alſo auch lebloſe Dinge lieben oder haſſen.

Quid ſit invidia, irriſio & miſericordia.

§. 529. **Der Neid** iſt ein Misvergnügen über des andern Glück, und iſt alſo oft mit dem Haſſe verbunden. Es entſteht aber aus demſelben auch die **Verſpottung**, welches eine Freude über des andern Unglück iſt. Hingegen iſt das **Mitleiden** ein Misvergnügen über des andern Unglück, den wir eines beſſern Glückes würdig achten. Folglich entſteht das Mitleiden aus der Liebe; und iſt allemal deſto gröſſer, je mehr wir den Unglücklichen vorhin geliebet, oder itzo vor liebenswürdig erkennen.

Acquieſcentia & pudor quid?

§. 530. †**Die Zufriedenheit** mit ſich ſelbſt iſt ein Vergnügen über dasjenige Gute, ſo wir ausgeübet zu haben vermeynen. +**Die Reue** hergegen iſt eine Traurigkeit, oder nur ein Misvergnügen über das Böſe, ſo wir gethan zu haben glauben. Es darf hier in beyden Fällen nicht allemal ein wahres Urtheil zum Grunde liegen: Weil man nach den ſinnlichen Empfindungen nur aus der Luſt oder Unluſt urtheilet, ſo uns aus unſern Handlungen entſtanden iſt; in welchen Fällen man aber leicht irren kan.

Quid gloriae cupido, & pudor.

§. 531. **Die Ehrliebe** iſt ein Vergnügen über das Gute, ſo wir gethan haben, inſoweit andre Leute davon gut urtheilen werden. **Die Scham** hergegen iſt ein Misvergnügen oder ein Verdruß über etwas ſo wir gethan oder thun ſollen; inſoweit wir glauben, daß man übel davon urtheilen werde. Beyde Affecten ſind ein Sporn zu vielem Guten, und halten von vielem Böſen ab, wenn derjenigen Urtheil in Betrachtrachtung gezogen wird, die vernünftig von unſern Handlungen zu urtheilen wiſſen.

§. 532. Die **Dankbarkeit** iſt eine Liebe desjenigen, der uns gutes gethan, oder doch hat thun wollen; inſoweit wir davon überredet ſind, oder es glauben. Denn auch hierinn kan ſich das Urtheil der Sinne betrügen. Die **Gunſt** hergegen, oder die Gewogenheit iſt die Liebe einer Perſon wegen ihrer angenehmen Sitten; die wir alſo nach dem Ausſpruche der Sinne vor gut halten. Denn auch hier kommt es nur auf eine Meynung an, die ſo wohl wahr als falſch befunden werden kan.

Gratitudo Favor, quid ſint?

§. 533. Die **Hoffnung** iſt ein Vergnügen über ein unſrer Meynung nach uns bevorſtehendes Gut. Sie iſt alſo ſtärker oder ſchwächer nach dem Grade der Gewißheit, den wir davon zu haben vermeynen: Und ein ſehr hoher Grad derſelben bringt daher die **Zuverſicht** hervor. Die **Furcht** hergegen iſt ein Misvergnügen über ein vermeyntlich bevorſtehendes Ubel. Iſt dieſes Misvergnügen ſehr ſtark, ſo daß es uns unerträglich zu ſeyn ſcheinet, ſo entſteht die **Verzweifelung**: Kommt es aber plötzlich; ſo heißt es ein **Schrecken**.

Spes, Fiducia, Metus, Deſperatio, Terror.

§. 534. Der **Zweifelmuth** iſt ein Wechſel der Freude und Traurigkeit über etwas gutes, davon man noch nicht verſichert iſt, ob man es erhalten werde oder nicht. Man vergnüget ſich nemlich in Betrachtung des Guten, und bekümmert ſich über die Schwierigkeit ſelbiges zu erlangen: So daß Furcht und Hoffnung mit ein-

Quid ſit vacillatio, puſillanimitas & deſiderium.

ander ſtreiten. Die **Kleinmüthigkeit** aber iſt ein Misvergnügen über dieſer Schwierigkeit in Erlangung eines vermeynten Gutes. So wie das **Verlangen** ein Verdruß über das lange Ausbleiben deſſelben bedeutet.

Quid tandem ſit ira.

§. 535. Endlich iſt der **Zorn** ein ſehr heftiger Verdruß über ein Unrecht, ſo man uns oder den Unſrigen anthut, mit einem Haſſe des Beleidigers verbunden. Dieſer Affect pflegt der allergewaltſamſte zu werden, wenn ſich noch verſchiedene andere Gemüthsbewegungen damit vermiſchen; z. E. wenn Ehrliebe und Scham, Reue, Furcht, Schrecken, Hoffnung oder Verzweiſelung zugleich damit verbunden ſind. Daher iſt es denn kein Wunder, daß ein Zörniger zu ſo vielen Ausſchweifungen fähig iſt.

In Affectibus etiam multae ſunt imaginationis vires.

§. 536. Wie aber bey der ſinnlichen Begierde und bey dem ſinnlichen Abſcheue ſchon die Einbildungskraft viel Theil hatte: Alſo iſt es auch bey den Affecten beſchaffen. Das Vergangene und Zukünftige kan in unſre Gemüthsbewegungen ſehr ſtarken Einfluß haben, wenn es uns wegen der Aehnlichkeit mit dem Gegenwärtigen in den Sinn kommt. Ja wenn wir öfters durch viele kleine Umſtände ſchon zu einem Vergnügen oder Verdruſſe vorbereitet ſind, ſo kan uns hernach das geringſte in völligen Affect ſetzen.

Quid ſit ſervitus affectuum.

§. 537. Wie uns endlich der Affect durch die Menge der Vorſtellungen, die alsdann zugleich in unſern Verſtand wirken, gar zu ſehr damit überhäufet; ſo daß man keins recht erkennen oder beurtheilen kan: Alſo werden wir dadurch oft zu ſolchen Handlungen getrieben, die wir hernach bereuen. Und daher ſagt man mit recht, daß ein Menſch, der nach dem Affecte handelt, ein Sclave ſeiner Begierden ſey: Indem er nicht thun kan, was er doch thun würde, wenn er ſich ſelbſt gelaſſen wäre, und alles wohl überlegen könnte.

⁂

Das VII. Hauptſtücke

von dem

Willen und der Freyheit.

§. 538.

So wie die ſinnliche Begierde aus dem undeutlichen Erkenntniſſe des Guten ihren Urſprung hatte: So entſteht **der Wille** hergegen aus dem deutlichen. Es iſt alſo derſelbe nichts anders als eine Bemühung der Seele nach einem Dinge, inſoweit ſie ſelbiges deutlich vor was gutes zu erkennen vermeynet. Und man kan alſo den Willen eine vernünftige Begierde nach einer gutſcheinenden Sache nennen. Es darf aber des deutlichen Erkenntniſſes ungeachtet, eine ſolche Sache nicht allemal warhaftig gut ſeyn: Sondern es iſt genug, daß derjenige, der ſie vor gut anſieht, ſolches deutlich erkannt zu haben glaubet. Voluntas quid ſit.

Noluntas quid?

§. 539. Der vernünftige Abſcheu hergegen oder das **Nichtwollen**, iſt eine Entziehung der Seele von einem Dinge, welches ſie als was böſes deutlich erkannt zu haben glaubet. Ein jeder ſieht wohl, daß dieſes ganz etwas anders ſey, als eine bloſſe Gleichmüthigkeit, da man weder etwas will, noch einen Abſcheu davor hat. Aber auch hier darf das Böſe nicht allemal ein wahrhaftes Ubel ſeyn; ſondern es iſt genug, daß derjenige, ſo es verabſcheuet, ſolches deutlich erkannt zu haben vermeynet. Daher kommt es eben, daß man ſo oft auch wahrhaftig gute Sachen nicht will, weil man ſie irrig vor böſe anſieht.

Iudicium intellectus praecedit vtrumque.

§. 540. Es erhellet aber hieraus offenbar, daß alles Wollen und Nichtwollen auf das Urtheil des Verſtandes ankommt, ſo man zuvor davon gefället hat: Es mag nun daſſelbe wahr ſeyn oder nicht. Wäre nun unſer Verſtand keines Irrthumes oder falſchen Urtheiles fähig, ſo würde auch unſer Wille niemals fehlen, oder das Böſe vor das Gute begehren. Eigentlich liegt es auch nicht ſowohl an unſerm Willen, wenn er unrecht wählet; als am Verſtande, welcher falſch urtheilet. Ein ganz unbetrüglicher Verſtand könnte alſo unmöglich mit unordentlichen Begierden verbunden ſeyn.

Non appetimus niſi ſub ratione boni, non auerſamur, niſi ſub ratione mali.

§. 541. Da nun alſo kein Menſch in der Welt, weder durch die ſinnliche noch durch die vernünftige Begierde, was Böſes verlanget, in ſo weit es böſe iſt; ſondern in ſo weit es ihm gut zu ſeyn bedünket: Da ferner kein einziger weder durch den ſinnlichen, noch durch den vernünftigen Abſcheu, vor etwas Gutem, in ſo weit es was Gutes iſt, fliehet: So erhellet daraus die Wahrheit folgender Regel, die ſchon von den Alten eingeſehen worden: **Alles, wornach wir uns ſehnen, darnach ſehnen wir uns, als nach was Gutem; und alles, was wir verabſcheuen, das verabſcheuen wir als was Böſes.** Wir wollen dieſelbe die **Regel der Sehnſucht** nennen.

Motiua voluntatis.

§. 542. Dieſe Vorſtellungen des Böſen und Guten nennet man die **Bewegungsgründe** des Willens. Und da überhaupt nichts ohne zureichenden Grund geſchehen kan: So ſieht man auch bey dem Willen des Menſchen, daß er ohne gewiſſe Bewegungsgründe, weder etwas begehren, noch verabſcheuen könne. Es iſt alſo ganz falſch, was einige davor halten, daß man jemanden lieben oder haſſen, imgleichen etwas wollen oder nicht wollen köñe, ohne zu wiſſen, warum. Doch geſetzt, daß es jemand nicht wüſte, warum er etwas verlanget oder nicht: So folgt nur ſo viel daraus, daß er ſolches nicht recht zu ſagen vermag. In der That aber wird es ihm doch gefallen, oder nicht; welches zum wenigſten eine undeutliche Vorſtellung des Guten oder Böſen in ſich begreift.

Quomodo & malum appeti poſſit.

§. 543. Weil nun zur Begierde nach einem Dinge, und zum Abſcheue vor demſelben, eben kein wahres Urtheil des Verſtandes gehöret: So läßt es ſich begreifen, wie es möglich ſey, daß die Menſchen zuweilen das Böſe wollen, das

Gute aber vermeiden: Weil ſie nemlich jenes vor gut und dieſes vor böſe anſehen. Ja zuweilen will man auch was böſes, ob man gleich weis, daß es böſe iſt; nicht aber in ſoweit es was böſes iſt, ſondern in ſoweit es ein Mittel abgiebt, ein gröſſeres Ubel zu vermeiden. Als wenn z. E. ein Seefahrender in der Gefahr alle Waaren aus dem Schiffe wirft, um nur das Schiff und ſein Leben zu retten.

Appetitui rationali ſemper ſenſitiuus admixtus eſt.

§. 544. Ungeachtet wir aber die ſinnliche Begierde von der vernünftigen ſorgfältig unterſchieden haben: So iſt doch bey uns Menſchen dieſe faſt niemals ohne die erſtere anzutreffen. Es miſchen ſich nemlich in alle unſer Erkenntniß die undeutlichen Vorſtellungen der Sinne immer mit ein. Wie nun dieſes in Beurtheilung des Guten und Böſen beſchaffen iſt: So iſt auch die daraus entſtehende Begierde beſchaffen; nemlich aus der ſinnlichen und vernünftigen gemiſcht, ſo daß bald die eine bald die andere die Oberhand behält.

Conſenſus vtriusque fortiorem eum reddit.

§. 545. Man bemerkt aber daß auf den Fall, wenn beyde übereinſtimmen, die eine vermittelſt der andern ſehr verſtärket werden kan. Die ſinnliche Begierde nimmt an Heftigkeit zu, wenn ſie durch allerley deutliche Vorſtellungen des Guten unterſtützet wird: Und die vernünftige wird gleichfalls eifriger, wenn dasjenige, ſo dem Verſtande als gut vorkommt, auch von den Sinnen davor erkläret wird. Dieſes iſt der Grund zu Lenkung der Gemüther, deſſen ſich ſonderlich geſchickte Redner bedienen, wenn ſie ihre Zuhörer bereden wollen etwas zu thun oder zu laſſen.

Pugna inter vtrumque

§. 546. Wenn aber zwiſchen beyden Arten der Begierde, oder des Abſcheues ein Streit entſtehet: So kan gleichfalls bald dieſes, bald jenes in der Seele die Oberhand behalten. Iſt die ſinnliche Vorſtellung des Scheingutes ſehr klar, und lebhaft; die vernünftige Vorſtellung des Böſen aber an demſelben Dinge etwa nicht deutlich, vollſtändig, oder gewiß genug: So hat jene gewonnen. Iſt aber die vernünftige Vorſtellung ſehr deutlich und voller Gewißheit in ihren Urtheilen; die ſinnliche hergegen nicht gar zu lebhaft: So wird die erſtere ſiegen. Auf eben den Schlag muß man auch in zuſammengeſetzten Fällen urtheilen.

Voluntatis motiua completa & incompleta.

§. 547. Die Bewegungs-Gründe zum Wollen und Nichtwollen ſind nicht allemal **vollſtändig**. Denn wenn wir in unſerer Betrachtung noch nicht alles Gute oder Böſe, ſo an einem Dinge befindlich iſt, überleget haben: So ſind unſre Bewegungs-Gründe **unvollſtändig**. Haben wir aber alles miteinander aufs ſorgfältigſte in Betrachtung gezogen, ehe wir etwas wollen, oder nicht wollen: So ſind alsdann unſre Bewegungs-Gründe vollſtändig. Da nun unſer Verſtand ſelten ein Ding mit allen ſeinen Umſtänden ſich vollkommen deutlich vorſtellen kan: So werden auch unſre Bewegungs-Gründe ſelten recht vollſtändig ſeyn.

Voluntas antecedens & conſequens.

§. 548. Derjenige Wille, ſo aus unvollſtändigen Bewegungs-Gründen entſtehet, heißt der **vorhergehende Wille.** Z. E. Wenn jemand, aus bloſſer Betrachtung der Schönheit, Luſt bekäme eine Perſon zu heyrathen. Derjenige Wille aber, der aus vollſtändigen Bewegungs-Gründen ſich zu etwas entſchlüſſet, heißt der **nachfolgende Wille**: Und dieſer kan dem vorigen ſehr oft zuwieder laufen. Als wenn im obigen Falle, der in die ſchöne Perſon verliebte Freyer, irgend die böſe Lebensart derſelben erführe, oder ihr böſes Gemüthe kennen lernte; und daher ſeinen Schluß änderte.

Conſuetudo quomodo oriatur.

§. 549. Wenn wir nach einem Dinge oft geſtrebet, oder ſelbiges ſchon oft verabſcheuet haben: So pflegen wir eine ſolche Fertigkeit darinn zu beſitzen, daß wir uns die Bewegungs-Gründe der Begierde oder des Abſcheues faſt gar nicht mehr vorſtellen dörfen. Bey dem erſten Anblicke deſſelben entſteht ſo gleich entweder eins oder das andre: Weil wir uns, obwohl ſehr dunkel, des Guten oder Böſen erinnern, ſo daran vorkommt. Z. E. wer oft eine gewiſſe Speiſe gegeſſen, die ihm wohlgeſchmecket, oder oft eine unangenehme Arzney eingenommen, der bekommt eine Luſt zur erſten, und einen Eckel vor der andern, ſo bald er ſie wahrnimmt. Dieſe Fertigkeit nach alten Bewegungs-Gründen zu handeln, heiſt die **Gewohnheit.**

Ad quid in eius explica-

§. 550. Wer alſo die wahre Natur und Beſchaffenheit einer Handlung erkennen will, die man aus Gewohnheit thut, der muß darauf ſehen, warum man ſie zum erſten mal gethan hat. Denn damals wird man ſich den Bewegungs-Grund derſelben entweder klar oder deutlich vorgeſtellt haben. Z.E. wer aus Gewohnheit fluchet und ſchweret, der muß ſich beſinnen, warum er es zum erſten mal gethan: ſo wird er den Bewegungs-Grund davon entdecken, und die Wichtigkeit deſſelben prüfen können.

tione adtendendum veniat.

Motiva non neceſſitant voluntatem.

§. 551. Obwohl nun die Seele ohne Bewegungs-Grund weder etwas begehret, noch verabſcheuet: ſo handelt ſie doch darum nicht aus einer Nothwendigkeit. Denn obwohl die Bewegungs-Gründe es machen, daß man will, oder nicht will: So zwingen ſie doch niemanden zum Wollen oder Nichtwollen. Wir finden vielmehr, daß wir auch zu der Zeit, da wir ſchon im Begriffe ſind etwas zu thun, uns gleich anders entſchlüſſen, und das Gegentheil thun können. Wo aber auch das Gegentheil möglich iſt, da iſt keine Nothwendigkeit vorhanden, ſondern es bleibt alles zufällig.

Anima ſeipſam determinat.

§. 552. Dergeſtalt entſchlüſſet ſich denn die Seele ſelbſt zu ihrem Wollen und Nichtwollen: Doch allezeit nachdem ihr eine Sache gefällt oder misfällt. Denn wie ohne zureichenden Grund nichts geſchehen kan, ſo kan ſie freylich auch ohne einen Bewegungs-Grund weder etwas begehren, noch verabſcheuen: Sondern ſie würde in dem Stande einer völligen Gleichgültigkeit bleiben. Ja ſo gar wenn ſie mitten in einer Handlung ihren Willen ändert, ſo thut ſie ſolches nicht ohne einen Bewegungs-Grund, der ihr irgend einfällt, da ſie ihn vorher nicht recht überleget hatte, oder wohl gar nicht darauf gekommen war.

Hinc ut obiecta praecognoſcat neceſſe eſt.

§. 553. Aus dem allen erhellet zur Gnüge, daß die Seele dasjenige, was ſie entweder begehren oder verabſcheuen ſoll, vorher einiger maſſen erkennen müſſe. Zwar iſt hierzu nicht allemal ein deutliches Erkenntniß vonnöthen, vielweniger ein vollſtändiges; Aber eine klare Vorſtellung des Guten oder Böſen an einem Dinge iſt unentbehrlich. Denn geſetzt daß wir gar nichts von einer Sache wüſten, das uns einen Bewegungs-Grund zum Wollen oder Nichtwollen abgeben könnte: So würde ja ohne einen zureichenden Grund weder eine Begierde noch ein Abſcheu in uns entſtehen; ſondern die Seele würde in vollkommener Gleichmüthigkeit bleiben.

Spontaneitas quid.

§. 554. Nun finden wir ferner aus der Erfahrung, daß wir auch unter zweyen oder mehrern Dingen, die wir vor uns ſehen, dasjenige wählen können, was uns am beſten gefällt. Daher erhellet denn wiederum, daß unſre Seele nicht durch die innere Nothwendigkeit ihrer Natur getrieben oder gezwungen werde, eins oder das andere zu nehmen. Es kommt vielmehr auf ihr Belieben und Gutachten an, ob ſie eins davon erwehlen will oder nicht; imgleichen ob ſie dieſes oder jenes den übrigen vorziehen wolle. Dieſes Vermögen, ſich ſelbſt wozu zu entſchlüſſen, ohne allen äuſſerlichen oder innerlichen Zwang, nennen wir **die Willkühr.**

Indifferentia exercitii.

§. 555. Und im Abſehen auf dieſe Willkühr kommt der Seelen eine gewiſſe Gleichgültigkeit in ihren Handlungen zu; die ſich nicht allein vor geſchehener Wahl, ſondern auch mitten in der Handlung ſelbſt noch äuſſert. Vorher nemlich iſt es uns ſowohl eins als das andre zu wählen möglich: hernach aber, wenn wir ſchon im Begriffe ſind, den gefaßten Schluß auszuführen, können wir uns gleichfalls noch beſinnen und unſern Vorſatz wegen gewiſſer Umſtände ändern. Daher iſt uns denn allezeit auch das Gegentheil deſſen was wir thun, noch möglich ins Werk zu richten; welches ein offenbarer Beweis der Zufälligkeit iſt.

Indifferentia aequilibrii.

§. 556. Gleichwohl muß und kan man in unſern Handlungen keine **Gleichgültigkeit des Gleichgewichts** zugeben. Man verſteht dadurch eine Wahl unter zweyen uns nicht nur gleich möglichen, ſondern auch gleich angenehmen Dingen. Denn gleichwie an einer Wage, deren beyde Schalen im Gleichgewichte ſtehen, unmöglich die eine tiefer herunter ſinken, oder einen Ausſchlag geben kan, wenn ſie nicht noch durch ein neues Gewichte beſchweret wird: So kan auch unſer Wille unter zweyen Dingen, die vollkommen gleichgültig wären, oder uns doch ſo vorkämen, unmöglich eine Wahl treffen.

Obiectionum ſolutio.

§. 557. Die Einwürfe, ſo man hier macht, beziehen ſich auf gewiſſe Exempel. Z.E. Wenn ich aufſtehe, iſt mirs gleichviel, ob ich den rechten oder linken Fuß voran ſetze; gleichwohl geſchieht nur eins davon. Jngleichen wenn ich von zweyen Ducaten eines Schlages, die vor mir liegen, einen nehmen ſoll, ſo ſind ſie beyde gleichgültig, und gleichwohl nehme ich einen. Allein im erſten Falle denke ich im Aufſtehen nicht daran, welchen Fuß ich voran ſetzen will; der Leib thut ſelbſt dasjenige, was ſeiner Stellung und Sicherheit am gemäſſeſten iſt: Alſo iſt hier keine Wahl vorgegangen. Hernach iſt es auch nicht allerdings gleichviel, welchen Fuß man voran ſetzet; denn eins kan bequemer ſeyn als das andre. Bey dem andern Falle, werde ich den Ducaten nehmen, der mir am beſten zur Hand liegt.

Perfecta caſuum ſimilitudo falſo ſupponitur.

§. 558. Uberhaupt aber iſt es gewiß, daß es nicht zwey vollkommen ähnliche Dinge in der Welt gebe. Es wird immer das eine uns in gewiſſer Abſicht beſſer anſtehen, bequemer, nützlicher, rühmlicher, leichter, oder anmuthiger vorkommen als das andre. Es iſt alſo umſonſt, daß man dieſe Gleichgültigkeit zu behaupten, die ungereimte Folgerung aus unſerm Satze zieht, daß ein Menſch, der eben ſo hungrig als durſtig wäre, zwiſchen einem guten Schinken, und einer Flaſche Wein, die er beyde haben könnte, Hungers ſterben würde: Weil er ſich nicht würde entſchlieſſen können, ob er zuerſt eſſen oder trinken ſolle. Denn ein ſolcher Fall, als den man hier erdichtet, iſt ganz und gar nicht möglich.

Quid ſit libertas.

§. 559. Nunmehro erhellet aus dem allen, daß der Menſch auch ein Vermögen habe zu thun was er will, oder aus zweyen möglichen Dingen zu wählen, was ihm am beſten gefällt. Dieſes Vermögen nennen wir die **Freyheit**. Es iſt alſo ein unnöthiger Streit, wenn man fragt, ob die Freyheit zum Verſtande, oder zum Willen gehöre, oder eine eigene Kraft der Seelen ſey. Unſere Handlungen ſind frey, wenn wir ſie mit Wiſſen und Willen thun, oder wenn wir ſie deswegen thun, weil es uns ſo beliebt; welches aber allemal ein gewiſſes Erkenntniß und Urtheil des Verſtandes zum voraus ſetzet.

* * *

Das VIII. Hauptſtücke

von der

Herrſchaft der Seele über den Leib und ihrer Verknüpfung mit demſelben.

§. 560.

Motus corporis voluntarios experimur.

Wir bemerken an uns, daß der Leib durch ſeine Bewegungen dasjenige ausführet, was die Seele freywillig beſchloſſen hat. Z. E. Meine Hand ſchreibet itzo alle die Wörter auf, die zur Erklärung meiner Gedanken gehören: Und das geſchieht nach dem Willen und Befehl meiner Seelen. Denn wollte ich nicht ſchreiben; ſo würde ſie es auch nicht thun. So iſt es mit vielen andern Gliedmaſſen. Meine Zunge redet, wenn ich reden will, und das was ich reden will. Meine Augen öffnen und ſchlüſſen ſich, wenn ich will; Meine Füſſe gehen, mein Kopf drehet, und mein ganzer Leib beweget ſich, wenn und wie ich will. Alſo nennen wir die **Herrſchaft der Seele über den Leib**, das Vermögen, derſelben freywillige Bewegungen in unſerm Leibe hervor zu bringen.

Item ſanguinis motum vehementiorem in affectibus.

§. 561. Ferner werden wir gewahr, daß auch die Bewegungen der flüſſigen Theile einiger maſſen von der Seele herrühren. Denn wenn z. E. die Seele in einer heftigen Gemüthsbewegung iſt: So geräth auch das Blut in eine ſtarke Wallung. Das Herz klopfet geſchwinder, das Blut tritt uns entweder ins Geſichte, oder wir werden blaß; der Schweiß bricht uns aus, oder wir zittern am ganzen Leibe: Welches alles von der ſchnellen Bewegung der flüſſigen Theile des Leibes herkommt. Ohngeachtet nun dieſes nicht eigentlich von dem Willen der Seele herrühret, ſondern öfters auch wieder ihren Willen geſchiehet, wenn ſie ihren Affect nicht gern verrathen wollte: So ſteht es doch in ſo genauer Verbindung mit der Seele überhaupt, daß es nicht eher geſchieht, als bis in der Seele die Gemüthsbewegungen rege werden.

Hinc animae actio, corpori paſſio tribuitur.

§. 562. In ſo weit nun die Veränderungen des Körpers in der Seele ihren Grund haben, ſo ſagen wir, daß die Seele dieſelben wirket, der Leib aber, im Abſehen auf dieſe Wirkung, ſich leidend verhalte. Es iſt wahr, daß die Seele keinen klaren, geſchweige denn einen deutlichen Begriff von ihrer wirkenden Kraft in dieſen Fällen hat, indem wir es weder empfinden noch ſagen können, wie wir unſre Gliedmaſſen bewegen. Allein daraus folget noch nicht, daß ſie dieſelbe gar nicht beſitze. Es ſind in unſrer Seele ſelbſt ſehr viele Wirkungen verhanden, die wir auch nicht ſo klar empfinden, daß wir uns ihrer bewußt wären: Gleichwohl dörfen wir aus andern Urſachen ihr ſolche nicht abſprechen.

§. 563. Bey dem allen aber iſt doch die Herrſchaft der Seele über den Körper nicht allgemein, oder ununſchränkt. Denn zu geſchweigen, daß wir über die innerlichen Theile unſers Leibes, als das Herz, die Lunge, die Leber, den Magen u. ſ. w. keine Gewalt haben, nach unſerm Willen etwas darinn zu ändern: S[illegible] muß ſich auch dieſelbe in Bewegung der übrigen Gliedmaſſen, nach den Geſetzen der Bewegung, und dem Baue derſelben, ingleichen nach ihrer verſchiedenen Fähigkeit und Stärke richten. Gleichwohl aber kan ſie durch lange Ubung und anhaltende Bemühung vieles in dem letztern möglich machen, was ſonſt unmöglich zu ſeyn geſchienen.

Regimen animae in corpus non abſolutum.

§. 564. Imgleichen merket man an, daß die Bewegung in unſern Gliedmaſſen nicht erfolge, wenn in denſelben irgend etwas verletzet oder beſchädiget worden. Z. E. Wenn einem vom Schlage die Hand gelähmet worden, ſo kan er dieſelbe nicht rühren: Oder wenn eine zur Bewe-

Nec niſi in membra bene conſtituta exerceri poteſt.

wegung eines Fingers nöthige Sehne abgeſchnitten worden: So erfolgt ſelbige nicht mehr wie vorhin. Hieraus erhellet dann, daß die Herrſchaft der Seelen über die Gliedmaſſen nicht unmittelbar, ſondern durch die Sehnen und die daranhangenden Mäuslein ausgeübet werde, welche aber vermittelſt ſubtiler Nerven mit dem Gehirne in genauer Verknüpfung ſtehen.

Animae in cerebro ſedes, unde Motus muſculorum oritur.

§. 565. Deñ die Zergliederungskunſt lehret, daß der Urſprung aller Nerven, die zur Bewegung der Mäuslein und Sehnen dienen, im Gehirne ſey; imgleichen, daß alle Nerven hohle Röhrchen ſind, die inwendig mit einer ſubtilen flüßigẽ Feuchtigkeit angefüllet ſind, dergleichen man im Gehirne in groſſer Menge bey einander antrifft. Ferner lehret ſie, daß auch die gröſſern Nerven, die von allen Gliedmaſſen der Sinne kommen, bis ins Gehirne fortgeſetzt werden, woſelbſt ſie ſich denn endigen. Alles dieſes nun bringet uns auf den Schluß, daß die Seele ihre obgedachte Herrſchaft über den Leib in dem Gehirne verwalte, und von da aus in allen Gliedmaſſen die ihr vermittelſt der Nerven unterworfen ſind, ihre Befehle oder Entſchlüſſungen ausführe.

Anima in ſenſationibus a corpore pendet.

§. 566. So wie ſich nun in dem bisher angemerkten die Seele in dem Leibe wirkſam erweiſet: So verhält ſie ſich doch in andern Fällen gewiſſer maſſen nur leidend; und dieſes erſtlich in ihren ſinnlichen Empfindungen. Denn wenn z. E. ein ſichtbarer Gegenſtand vor unſern Augen ſtehet, und vermöge der Lichtſtrahlen ſein Bild in dieſelben wirft: So entſteht in der Seele die Vorſtellung des auſſer ihr vorhandenen Dinges. Eben ſo verhält ſichs mit dem Gehöre, und den andern Sinnen, deren Gliedmaſſen gerühret werden. Und da haben wir ſchon oben bemerket, daß die Seele faſt gezwungen ſey, dasjenige zu empfinden, was in die Gliedmaſſen der Sinne ſtark genug wirken kan. (§. 448.)

§. 567. Ferner empfindet die Seele die Schmertzen und Schwachheiten, ja ſo gar die Mattigkeit des Körpers. Sie iſt munter, wenn ſich der Leib wohl befindet, und ungeſchickt zu ihren Verrichtungen, wenn derſelbe krank iſt. Sonderlich gehen ihr die Zufälle des Hauptes ſehr nahe; deſſen Verletzung ſie vielmals gar um den Gebrauch der Vernunft bringet, oder doch auf eine Zeit lang daran hindert: Wie bey den hitzigen Fiebern und in andern Raſereyen zu geſchehen pflegt. Imgleichen wenn das Gehirn bey alten Leuten gar zu ſehr austrocknet oder allmählich verhärtet wird, ſo vergehen ihnen auch gewiſſe Gemüthskräfte, die ſie ſonſt in ſehr hohem Grade beſeſſen haben.

Item in aliis maximi momenti mutationibus.

§. 568. Indem wir nun ſehen, daß hier der Grund von gewiſſen Veränderungen der Seele in dem Leibe zu ſuchen iſt: So können wir abermal ſagen, daß der Leib gewiſſer maſſen in die Seele wirke, die Seele aber in Anſehung deſſen ſich bloß leidend verhalte. Nun iſt es zwar freylich gewiß, daß wir auch von der Art und Weiſe, wie dieſe Wirkung des Leibes in die Seele geſchehe, keinen klaren, vielweniger deutlichen

Hinc paſſiue ſe gerit, corporisque actionem ſentit.

Begriff haben: Gleichwohl haben wir noch keinen zulänglichen Grund dieſelbe zu leugnen. Denn auch der Körper verrichtet vermöge ſeiner Kräfte und der überaus künſtlichen Einrichtung ſeiner kleineſten Theile ſehr viele Dinge, die wir noch gar nicht erklären können, und die wir ihm dennoch nicht abſprechen dörfen.

Actio haec in animam mediante cerebro fit.

§. 569. Wenn alſo dergeſtalt der Leib durch die ſinnlichen Gliedmaſſen und ſonſt in die Seele wirken ſoll: So wird ſolches abermal nicht anders als durch die Nerven, und das darinn befindliche flüßige Weſen geſchehen können. Denn dieſes ſetzet die Eindrückungen ſo von auſſen in die Sinne geſchehen, bis in das Gehirne fort: Und die Seele, die vermöge des obigen ihre Herrſchaft daſelbſt ausübet, wird auch daſelbſt die ſinnlichen Empfindungen wahrnehmen müſſen. Gleichwohl ſind auch dieſe ihre Empfindungen eingeſchränket, indem ſie ſich bloß nach dem Eindrucke, den die Nerven im Gehirne machen, in ihren Vorſtellungen richtet, von allem übrigen aber, ſo im Leibe vorgehet, keinen Begriff hat.

Hinc vnio animae & corporis enaſcitur.

§. 570. Inſoweit nun viele Veränderungen des Körpers in der Seele, viele Veränderungen der Seele hergegen im Körper ihren Grund haben: In ſoweit ſagt man, daß Leib und Seele mit einander verbunden ſind, oder zuſammengehören. Denn die Verknüpfung dieſer beyden Dinge iſt keine andre, als die wir ſchon oben (§. 323.) überhaupt beſchrieben haben. Nun haben wir zwar hier noch nicht erkläret, wie eigentlich dieſelbe möglich ſey, oder ſich deutlich begreifen laſſe: Doch dieſes gehöret in den folgenden Abſchnitt der Geiſterlehre. Hier haben wir nur dasjenige anmerken müſſen, was eine ſorgfältige Erfahrung uns von dieſer Vereinigung der Seelen und des Leibes an die Hand giebet.

* * *

Der Andre Abſchnitt

von den

Gründen alles deſſen, was den Seelen und Geiſtern zukommt.

Das I. Hauptſtücke

von dem

Weſen und der Natur der Seelen.

§. 571.

Ratio methodi redditur.

Wenn wir die Natur und das Weſen unſrer Seelen wollen kennen lernen: So müſſen wir uns kürzlich dasjenige von ihr wieder vorſtellen, was wir ſchon von ihr wiſſen; und hernach unterſuchen, ob ſich ihre Eigenſchaften und Wirkungen beſſer zu einem zuſammengeſetzten, oder einfachen Dinge reimen. Denn da die Seele eine

Subſtanz iſt; die Subſtanzen aber entweder einfach oder zuſammengeſetzt ſind: So muß auch die Seele zu einer von dieſen beyden Gattungen der Subſtanzen gehören, von welchen wir ſchon in der Grundlehre gehandelt haben.

Quid de anima nobis conſtet.

§. 572. Nun wiſſen wir aber von unſrer Seele, daß ſie denket, das iſt, gegenwärtiges empfindet, (§. 445.) ſich abweſendes einbildet, (§. 451.) verſtehet, (§. 478.) urtheilet, (§. 478.) ſchlüſſet, (§. 500.) erfindet, (§. 509.) begehret und verabſcheuet, (§. 523.) will (§. 538.) und nicht will, (§. 539.) ja endlich eine Willkühr, (§. 554.) und Freyheit beſitzet (§. 559.). Alle dieſe Veränderungen gehen nun in der Seele ſo vor, daß ſie ſich derſelben bewußt iſt. (§. 433.) Denn das Bewußtſeyn macht das Weſen aller ihrer Gedanken aus. Wir müſſen daher dieſes Bewußtſeyn, uns aufs deutlichſte vorſtellen, und es hernach mit den deutlichen Begriffen der zuſammengeſetzten und einfachen Subſtanzen gegeneinander halten, um zu ſehen, wohin es ſich am beſten ſchicke.

Quid ſit illud conſcium ſibi eſſe.

§. 573. Wenn wir uns unſrer ſelbſt bewußt ſind, ſo ſtellen wir uns nicht nur unſre Empfindungen, ſondern auch uns ſelbſt zugleich vor: Das heißt, wir unterſcheiden unſre Wirkung von uns ſelbſt, durch eine Abſonderung. Und da wir uns vermöge der Einbildungskraft auch andrer vergangenen Empfindungen erinnern; vermöge des Gedächtniſſes aber uns verſichern, daß wir noch eben dieſelben ſind, die wir dazumal in andern Umſtänden geweſen: So faſſen wir

wir gleichſam dieſes ſtille Urtheil ab: Ich weis, daß ich ſonſt viel andre Empfindungen gehabt, voritzo aber dieſe vor andern habe, und alſo noch daſſelbe Weſen bin.

Conſcientia multos actus complectitur.

§. 574. Es gehöret alſo zum Bewußtſeyn in unſrer Seele ſehr viel: Anfänglich eine Empfindung, eine Aufmerkſamkeit und ein Uberdenken; hernach die Abſonderung, die Einbildungskraft und das Gedächtniß. Alles dieſes muß in uns zum wenigſten klar vorgehen, wenn wir deutlich an uns ſelbſt denken wollen. Und wenn nur eins daran fehlte, ſo würden wir uns nicht bewußt ſeyn. Alle unſre Gedanken erfordern alſo eine gewiſſe Zeit: Ob ſie wohl ſehr geſchwinde hinter einander folgen; ſo daß wir zuweilen in einem Augenblicke an hundert verſchiedene Dinge gedenken können.

An in corpore etiam ſimile quid inueniatur.

§. 575. Erinnern wir uns nun deſſen, was wir von dem Körper, als einem zuſammengeſetzten Dinge wiſſen: So bemerken wir, daß nichts in demſelben ohne die Bewegung, entweder des Ganzen, oder der Theile, geſchehen kan. Alle ſeine Veränderungen erfordern dieſelbe, und ohne ſie, würde der Körper ganz und gar nichts wirken können. Nun iſt aber zwiſchen den obigen Veränderungen und Wirkungen der Seelen, und der Bewegung gar keine Gemeinſchaft, oder Ubereinſtimmung. Was hat das Empfinden, Urtheilen oder Schlüſſen mit der Veränderung des Ortes zu thun? Oder aus was vor einer Bewegung körperlicher

Theile getrauet man ſich nur das bloſſe Bewußtſeyn heraus zu bringen?

Repraeſentationes in compoſito factae: non ſunt cogitationes.

§. 576. Hernach wiſſen wir, daß wir in unſern Gedanken, uns die Dinge zwar in uns, aber doch allezeit, als auſſer uns vorſtellen. Dieſes aber iſt bey allen Körpern was unmögliches. Denn geſetzt, ein zuſammengeſetztes Ding ſtellte entweder auf ſeiner Fläche, oder nach Bildhauer-Art die Geſtalt eines andern Dinges vor: Wird es wohl dieſe Vorſtellung des Dinges von ſich ſelbſt, darinn ſie geſchieht, unterſcheiden, und das vorgeſtellte Ding alſo auſſer ſich ſetzen können? Wird es wohl die vergangenen Vorſtellungen auch bey unzehlichen neuen, die immer hinzu kommen, noch beybehalten, mit den neuen vergleichen, ihren Unterſcheid und ihre Aehnlichkeit wahrnehmen, davon urtheilen, und Schlüſſe machen können?

Anima eſt ſubſtantia ſimplex a corpore diuerſa.

§. 577. Weil nun alſo dem bißherigen zu folge, ein zuſammengeſetztes Ding unmöglich denken kan; unſre Seele aber unſtreitig denket: So kan unſre Seele unmöglich ein zuſammengeſetztes Ding ſeyn. Hieraus folget denn ferner, daß ſie auch keine Eigenſchaft zuſammengeſetzter Dinge habe, und weder einer Gröſſe und Figur, noch einiger Ausdehnung und Theile oder innerlichen Bewegung derſelben fähig ſey. Vielmehr muß ſelbige unter die Zahl der einfachen Dinge gehören: Und weil ſie wegen ihrer wirkenden Kraft eine Subſtanz iſt; ſo muß ſie (§. 436.) auch vor ſich ſelbſt und ohne den Körper beſtehen können.

§. 578.

Obiectio Lockiana ſoluitur.

§. 578. Nun möchte man irgend mit dem berühmten Locke den Einwurf machen: GOtt könnte vielleicht dem Körper die Kraft zu denken verliehen haben! Allein wir wiſſen ſchon, daß die Eigenſchaften eines Dinges aus ſeinem Weſen flüſſen, und daß alſo die Eigenſchaften des einen Dinges dem andern nicht ohne das Weſen des erſtern mitgetheilet werden könnten. Die Mittheilung des Weſens aber iſt unmöglich, (§. 127.) und das Denken iſt eine Eigenſchaft einfacher Dinge. Sollte nun ſelbiges dem Körper zukommen; ſo müßte das Weſen einfacher Dinge, den zuſammengeſetzten Dingen mitgetheilet werden: Welches eben ſo viel iſt, als wenn das Weſen eines Viereckes dem Zirkel gegeben würde.

Anima non niſi vnica vi gaudet.

§. 579. Da alſo die Seele ein einfaches Ding iſt, in dem einfachen aber nicht viele verſchiedene Kräfte ſtatt finden können: So muß auch die Seele nicht mehr, als eine einzige Kraft beſitzen. Nun haben wir zwar oben, dem erſten Anſehen nach, von ſehr vielen Kräften der Seelen geredet, als von der Empfindungs- und Einbildungs-Kraft, von der Kraft zu urtheilen und zu ſchlüſſen, von der Kraft zu wollen und zu verabſcheuen u. ſ. w. Allein wir wiſſen ſchon, daß alle dieſe verſchiedene Kräfte in der einzigen Kraft zu denken begriffen ſind, und nur der Deutlichkeit halber ſo von einander abgeſondert werden.

Habet anima vim re-

§. 580. Wir müſſen alſo unterſuchen, was dieſe denkende Kraft überhaupt eigentlich ſey, praeſentativam.

und wie aus derſelben alles übrige entſtehen könne. Nun ſehen wir zum wenigſten in unſern ſinnlichen Empfindungen, daß die Seele ſich diejenigen Körper, ſo in ihre Gliedmaſſen der Sinnen wirken, innerlich vorſtellet. Geſetzt nun, daß vermittelſt der Nerven der äuſſerliche Eindruck derſelben bis ins Gehirn fortgepflanzet wird, ſo können doch daſelbſt weiter nichts als einige ſubtile Bewegungen entſtehen, die mit den Dingen ſelbſt keine Aehnlichkeit haben. Die Seele aber ſtellet ſich nicht dieſe Bewegungen, ſondern die Dinge ſelber vor, die ſolche Bewegungen in ihrem Leibe verurſachet haben. Folglich muß ſie eine Kraft haben, ſich die auſſer ihr befindlichen Dinge vorzuſtellen.

Et quidem Vniuerſi per ſitum corporis limitatam.

§. 581. Nun ſind aber die Dinge, die unſre Sinne rühren, Körper, und dieſe insgeſamt ſind Theile der Welt. Folglich ſtellet ſich unſre Seele in allen ihren Empfindungen die Welt vor, in ſoweit die Theile derſelben in ihre Gliedmaſſen der Sinne wirken können. Dieſes aber richtet ſich allezeit nach der Stellung unſers Leibes, und nach der Beſchaffenheit ſeiner ſinnlichen Gliedmaſſen: Denn daher kommt es, daß wir uns dieſes und nichts anders, und zwar ſo klar, oder ſo dunkel vorſtellen, als es geſchieht. Es iſt alſo die vorſtellende Kraft der Seelen nicht allgemein und uneingeſchränkt: Sondern ſie richtet ſich immer nach dem Stande ihres Leibes, und nach der Beſchaffenheit ihrer ſinnlichen Gliedmaſſen.

§. 582. Da wir alſo vermöge der deutlichen Erfahrung gewiß wiſſen, daß die Seele eine ſolche Vorſtellungs-Kraft beſitzt; und als ein einfaches Ding nicht mehr als eine einzige Kraft haben kan: So muß auch durch dieſe vorſtellende Kraft alles übrige, was der Seele zukommt, erkläret werden können. Es wird auch dieſes um deſto leichter angehen, da wir wiſſen, daß in allen Wirkungen unſrer Seele der Anfang von den Empfindungen gemacht wird. Denn wie daraus allmählich alles übrige entſtehet: So wird ſich auch aus der vorſtellenden Kraft alles, was nur die Seele wirken kan, herleiten laſſen. Und alſo muß die vorſtellende Kraft das Weſen der Seele ausmachen (§. 225.)

Eſt haec vis vnica animae eiusque eſſentiam abſoluit.

§. 583. Da nun in den zuſammengeſetzten Dingen das Weſen von der Natur deßwegen unterſchieden iſt, weil ſie auſſer einer wirkenden Kraft, auch die Art und Weiſe der Zuſammenſetzung zum Grunde ihrer Eigenſchaften legen: So iſt hergegen hier bey den Seelen, als einfachen Dingen, die Natur mit dem Weſen derſelben einerley. Denn eben die vorſtellende Kraft der Seelen, die ihr Weſen ausmachet; iſt auch zugleich die Quelle ihrer Veränderungen und Wirkungen, und folglich die Natur derſelben: Weil alle ihre Thätigkeit oder Wirkſamkeit aus den unabläßigen Bemühungen dieſer Kraft entſteht, die ſich Tag und Nacht unaufhörlich geſchäftig erweiſet, bald dieſe bald jene Art der Vorſtellungen hervor zu bringen.

Eadem naturam animae efficit.

Quid naturale ſit in anima, quid ſupernaturale.

§. 584. Was alſo aus dieſer angegebenen Natur der Seelen erkläret werden kan, das iſt in derſelben **natürlich** zu nennen: So wie im Gegentheile dasjenige **übernatürlich** heiſſen muß, was ſich nicht daher leiten, oder deutlich daraus begreifen läßt. Denn wie es Wunderwerke in den Körpern geben kan: So iſt es auch in den Seelen nicht unmöglich, daß dergleichen geſchehen können: Wenn ein mächtiges Weſen die natürliche Reihe der Vorſtellungen oder Gedanken unterbrechen ſollte. Alsdann nemlich würden in einer Seele ſolche Gedanken entſtehen, die mit ihren vorhergehenden Empfindungen gar keinen Zuſammenhang hätten.

Dicendorum ſumma.

§. 585. Alles was wir alſo zu thun haben, iſt dieſes, daß wir deutlich zeigen müſſen, wie die oberklärten Wirkungen und Eigenſchaften der Seelen, aus dieſer vorſtellenden Kraft ihren Urſprung nehmen, und auf eine begreifliche Art erkläret werden können. Wir werden ſolches theils im Abſehen auf die erkennende; theils auch im Abſehen auf die wollende Kraft thun müſſen. Hernach werden wir noch einige Hauptſtücke von Geiſtern überhaupt und von den Seelen der Thiere, imgleichen von der Unſterblichkeit der menſchlichen Seele anhängen.

Das II. Hauptſtücke

von der

Empfindungs- und Einbildungs-Kraft.

§. 586.

So wohl in den Empfindungen als in den Einbildungen ſtellt ſich die Seele nichts anders als Körper vor. Da ſie nun ein einfaches Ding iſt, alle Körper aber zuſammengeſetzte Dinge ſind: So ſind alle ihre Empfindungen und Einbildungen nichts anders, als Abbildungen des Zuſammengeſetzten im Einfachen. Es ſind alſo dieſe Abbildungen in der Seelen von allen Mahlereyen und geſchnitzten Figuren ſehr weit unterſchieden; indem dieſe das Zuſammengeſetzte wiederum im Zuſammengeſetzten vorſtellen: Nemlich die Bilder nur auf einer Fläche, die Schnitzwerke der Bild- und Steinhauer aber in dichten Körpern.

Perceptiones ſint repraeſentationes compoſiti in ſimplici.

§. 587. Die Vorſtellungen der Dinge in unſrer Seele müſſen den Dingen ſelbſt, die dadurch vorgeſtellet werden, ähnlich ſeyn. Denn geſetzt, daß ſie denſelben unähnlich wären, ſo würden wir uns nicht dieſe, ſondern eine ganz andre Welt vorſtellen. Da nun mehr als eine Welt möglich iſt: So würde kein zureichender Grund ſeyn, warum wir uns vielmehr eine als die andre von dieſen möglichen Welten vorſtellen

Ideae rebus perceptis ſimiles ſint.

len ſollten. Hernach werden ja die Vorſtellungen unſrer Seele von den Wirkungen der Körper in ihre ſinnliche Werkzeuge veranlaſſet. Da wäre nun abermal kein Grund vorhanden, warum z. E. der Eindruck, den ein Dreyeck in meinen Augen, und vermittelſt derſelben im Gehirne machet, mir die Abbildung eines Viereckes oder Zirkels erwecken ſollte.

Nec confuſae quidem hic excipiuntur.

§. 588. Nur wegen der verwirrten Begriffe ſcheinet es einige Schwierigkeit zu haben. Denn wenn wir uns z. E. den Schall, den Geſchmack, und die Farben vorſtellen: So iſt es gewiß, daß in den Körpern nichts als einige Figuren, Gröſſen und Bewegungen gewiſſer Theilchen vorhanden ſeyn; welches alles mit dem was wir empfinden, nichts ähnliches zu haben ſcheinet. Allein wenn wir nur vermittelſt der Vergröſſerungs-Gläſer alles, was unſern Augen zu klein iſt, aus einander ſetzen; ſo daß die Verwirrung ſich in Deutlichkeit verwandelt: So verwandeln ſich auch unſere Empfindungen, indem wir anſtatt der Farben z. E. nichts als Figuren, Gröſſen und Bewegungen wahrnehmen.

Senſationes in mente eodem tempore accidunt quo organa ſenſoria percelluntur.

§. 589. Und da ſich die Seele die Welt nur in ſoweit vorſtellet, als die Wirkungen ihrer Theile in unſern ſinnlichen Werkzeugen geſpüret werden: So ſtimmet auch die Ordnung ihrer Empfindungen mit der Ordnung der in den Gliedmaſſen der Sinne geſchehenen Eindrückungen völlig überein. Und alſo kan die Seele ſich weder früher noch ſpäter etwas vorſtellen, als ſelbiges in ihre Sinne wirket: Sondern ſie denket zu eben der Zeit daran, wenn in ihrem Gehirne, die davon herrührenden Veränderungen vorgehen. Es mögen nun dieſelben entweder ein Vermögen haben in die Seele zu wirken; oder nur auf einige Weiſe zu veranlaſſen, und ihre Kraft zu beſtimmen, daß ſie ſich dieſe und keine andre Sache vorſtelle.

Ideae materiales in cerebro.

§. 590. Gleichwohl müſſen bey einer jeden Empfindung in dem Gehirne gewiſſe **materialiſche Abbildungen** von der empfundenen Sache eingedrücket werden; die entweder eine lange Zeit ihre Spuren nach ſich laſſen, oder doch bey Gelegenheit wieder erneuert werden. Denn die äuſſerliche Wirkung der Körper wird durch die ſinnlichen Werkzeuge vermittelſt der Nerven bis ins Gehirne fortgepflanzet: Und da die Wirkungen allemal verſchieden ſind, ſo müſſen auch die daſelbſt geſchehenden Eindrückungen verſchieden ſeyn. Sind ſie nun gleich den auſſer uns befindlichen Dingen nicht ähnlich: So ſind ſie doch Wirkungen derſelben, und können alſo vor Zeichen und Bilder derſelben angeſehen werden.

Hinc anima in ideis ſuis tota pendet.

§. 591. Weil nun alſo unſere Seele nach Veranlaſſung dieſer materialiſchen Abbildungen der Dinge, ſich die Welt vorſtellet: So iſt es kein Wunder, daß ſie die Begriffe von denjenigen Dingen nicht mehr bekommt, davon ſich im Gehirne die materialiſchen Bilder verlieren, wie in gewiſſen Krankheiten zu geſchehen pfleget. Ja wenn z. E. jemand von Jugend auf blind oder taub geweſen wäre, ſo daß kein materialiſcher Eindruck, von Licht, Farben oder Tönen ins Gehirn geſchehen wäre: So könnte auch die Seele ſich von allen dergleichen Dingen keine Vorſtellungen machen. Ja wenn im hitzigen Fieber im Gehirne alles in Verwirrung kommt: So muß auch die Seele ihren Zuſtand nach dieſer Unordnung der materialiſchen Bilder richten.

Conſectaria quoad fallacias ſenſuum & ſomnium.

§. 592. Hieraus folgt ferner, daß auch einerley Vorſtellungen in der Seele entſtehen müſſen, wenn im Gehirne von unähnlichen Dingen einerley Wirkungen geſchehen. Z.E. Ein viereckichter Thurm in der Ferne, drückt eben ſo ein Bild in mein Auge, als ein runder in der Nähe: Oder ein entfernter Goliath macht eben ſo ein klein Bild im Auge, als ein viel näherer David: Daher dünkt auch der Seele eines ſo rund und ſo groß zu ſeyn als das andre. Ja wenn die materialiſchen Bilder im Gehirne aufhören; indem wir z. E. einſchlafen: So hören auch die klaren und deutlichen Vorſtellungen in der Seelen auf.

Anima eſt ens finitum.

§. 593. Nunmehr erhellet denn, daß unſre Seele eine eingeſchränkte, oder endliche Subſtanz ſey. Denn ihre Kraft ſich etwas vorzuſtellen iſt eingeſchränkt: Sie muß ſich nemlich nicht nur dieſe Welt und keine andre vorſtellen; ſondern ſich auch nach dem Stande ihres Körpers, nach den Gliedmaſſen ihrer Sinnen, und den materialiſchen Abbildungen der Dinge im Gehirne richten. So kan ſie denn nicht alles auf einmal haben, wozu ſie fähig iſt, ſondern nach und nach: welches ſie zu einem endlichen Weſen macht. (§. 300.)

§. 594. Die Einbildungs-Kraft bringt uns lauter Begriffe von vormaligen Empfindungen hervor: Und weil dieſe nichts anders als Vorſtellungen von der Welt waren, ſo iſt nichts deutlicher, als daß auch die Einbildungs-Kraft aus der vorſtellenden Kraft der Welt herflieſſe. Nur das iſt der Unterſcheid, daß ſich die Seele in ihren Einbildungen den vergangenen Zuſtand der Welt vorſtellet; oder auch wohl den künftigen und bloß möglichen, in ſoweit er aus Zuſammenſetzung alter Theile erwachſen kan. Doch, da die Kraft der Seelen eingeſchränkt iſt, ſo bringt ſie auch von ihren vormaligen Empfindungen nur diejenigen hervor, die mit dem Gegenwärtigen was gemein haben; wie die Regel der Einbildungs-Kraft ſolches zeiget. (§. 456.)

Imaginatio quomodo ex vi repræſentatiua oriatur.

§. 595. Da wir wiſſen, daß die Seele ſich die Welt nach Beſchaffenheit der materialiſchen Abbildungen der Dinge in ihrem Gehirne vorſtellet: So kan es uns nicht wunder nehmen, wenn auch die Einbildungs-Kraft ſich darnach richtet, und in Unordnung geräth, wenn bey heftiger Verletzung des Gehirns auch die materialiſchen Bilder in demſelben in Verwirrung gerathen ſind. Ja eben daher darf man ſich auch nicht wundern, wenn auch das Gedächtniß ſich nach dem Gehirne richtet: Indem man Exempel hat, daß Leute durch Krankheiten ſo gar ihren Nahmen vergeſſen haben. Denn

Nexus imaginationis cum cerebro.

wenn alle materialiſche Bilder im Gehirne erloſchen oder vertilget worden, ſo kan die Seele ſich auch die damit verbundenen Vorſtellungen nicht mehr machen.

Somnus quomodo fiat ex quiete imaginationis.

§. 596. Gleichergeſtalt erhellet hieraus, daß zu der Zeit, wenn alle ſinnlichen Empfindungen aufhören, auch die Wirkungen der Einbildungs-Kraft ruhen müſſen. Denn weil die vergangenen Empfindungen durch Veranlaſſung der gegenwärtigen rege gemacht werden müſſen: So kan in Ermangelung der materialiſchen Bilder im Gehirne auch die Einbildungs-Kraft in der Seele nichts vergangenes vorſtellen. Und dieſen Zuſtand nennen wir den Schlaf, welcher nichts anders iſt, als ein Zuſtand der Seelen, darinn ſie ſowohl von allen klaren Empfindungen, als von den Vorſtellungen der Einbildungs-Kraft leer iſt; weil durch die Werkzeuge der Sinne in dem Gehirne kein merklicher Eindruck geſchiehet.

Inſomniorum ratio diuerſa.

§. 597. Ganz anders verhält ſichs in den Träumen. Darinn iſt nemlich die Einbildungs-Kraft geſchäftig nach ihrer Regel allerley abweſende und vormals empfundene Dinge vorzuſtellen. Und folglich muß ihr denn durch eine ſinnliche Empfindung von etwas gegenwärtigem Anlaß dazu gegeben ſeyn. Im Gehirne muß gleichfalls zu der Zeit durch die Gliedmaſſen der Siñe ein empfindlicher Eindruck geſchehen ſeyn, durch welchen andre damit verknüpfte materialiſche Bilder rege gemacht worden. So lange nun dieſe in einer Reyhe fortgehen,

gehen, iſt es ein einfacher Traum. Sobald aber dieſe Ordnung durch eine neue Empfindung unterbrochen wird, ſo entſteht ein zuſammengeſetzter.

§. 598. Wenn nun ein Traum auf dieſe Art in uns entſtehet und fortgeſetzet wird: So iſt es ein natürlicher Traum, der ſich aus dem Weſen und der Natur unſrer Seele erklären läßt. Entſtünde aber ein Traum entweder nicht aus einer ſinnlichen Empfindung, oder würde er anders als nach der Regel der Einbildungs-Kraft fortgeſetzt; oder beſtünde er nur zum Theil aus ſolchen Vorſtellungen, die nicht vormalige Empfindungen und Gedanken der Seele wären: So wäre es ein übernatürlicher Traum; und folglich ein Wunderwerk in der Seelen zu nennen.

Somnium naturale & ſupernaturale quid?

§. 599. Es iſt alſo ein Traum ein mittlerer Zuſtand zwiſchen dem Schlafen und Wachen. Denn da wir im Wachen in einem Zuſtande deutlicher und ordentlicher Empfindungen ſind, weil alle unſre Empfindungen in einander gegründet ſind; im Schlafe hergegen auch ſogar die klaren Vorſtellungen unſrer Seele aufhören: So iſt ein Traum eine Reyhe von klaren aber unordentlichen Vorſtellungen, die nicht anders als nach der Regel der Einbildungs-Kraft an einander hangen. Weil aber gleichwohl die Theile eines Traumes klar ſind, und der ganze Traum alſo deutlich wird: So iſt es kein Wunder, daß wir uns auch im Traume unſer ſelbſt bewußt ſind.

Somnium eſt ſtatus inter ſomnum & vigilias medius.

Diverſus in ideis perfectionis gradus.

§ 600. Unſre Vorſtellungen und Begriffe ſind von unterſchiedener Vollkommenheit. Denn ſie ſind Abbildungen der Dinge, die entweder alles was an denſelben verſchiedenes vorkommt, oder das meiſte, oder doch etwas davon deutlich vorſtellen. Wie nun in Gemählden die erſte Art der Vorſtellung der andern, die andre der dritten mit Grunde vorgezogen wird, weil ſie mehr Ubereinſtimmung in ſich hat: Alſo iſt es auch in unſern Begriffen. Die ausführlichen Begriffe ſind alſo beſſer als die unausführlichen, die deutlichen beßer als die undeutlichen, die klaren beßer als die dunkeln: Denn ungeachtet es auch dieſen letztern nicht an Aehnlichkeit fehlet; ſo iſt es doch eben ſoviel, als wenn ſie nicht vorhanden wäre, weil ſie nicht erkannt wird.

Poſſibiles ſunt ſubſtantiae repraeſentativae diverſorum generum.

§. 601. Hieraus erhellet nun, daß das Geſichte, und nechſt demſelben das Gehör die vollkommenſten unſrer Sinne ſind, der Geruch u. Geſchmack aber noch viel unvollkom̃ener ſey, als das Gefühl ſelber in gewiſſen Fällen iſt. Ja daher erhellet, daß diejenigen Subſtanzen, ſo ſich dieſelben vorſtellen, von verſchiedenem Grade der Vollkommenheit ſeyn können, nachdem ſie ſich entweder viele Theile derſelben, oder nur wenige, und zwar entweder in einem hohen Grade der Deutlichkeit oder ſehr undeutlich oder dunkel vorſtellen. Die Erfahrung beſtätiget dieſes an verſchiedenen Thieren, deren einige nur das bloſſe Gefühl, andre aber zwey, drey, vier, oder gar wie wir ſelbſt, fünf Werkzeuge der Sinne haben.

Das III. Hauptſtücke

von dem

Verſtande und der Vernunft.

§. 602.

Quid hic fieri debeat.

Der Verſtand, wie wir wiſſen, hat drey Kräfte, nachdem er ſich entweder einzelne Begriffe, oder Urtheile, oder Schlüſſe deutlich vorſtellet. Daher müſſen wir im Abſehen auf alle dreye hier erklären, wie ſie aus der vorſtellenden Kraft der Welt ihren Urſprung nehmen können: Und was zu gleicher Zeit im Leibe, ſonderlich aber im Gehirne vorgehe, durch deſſen materialiſche Bilder die Seele veranlaſſet wird, vielmehr dieſes als jenes zu gedenken. Es kommt hier nemlich die ganze Sache auf das allgemeine Erkenntniß an, welches durch die Abſonderung entſtehet; und wovon es ſchwer zu ſeyn ſcheinet, zu zeigen, wie es in uns möglich ſey.

Univerſales notiones quomodo oriantur.

§. 603. Allein es ſcheinet nur ſo ſchwer zu ſeyn. Wir wiſſen nemlich, daß die Dinge, ſo wir empfinden, einander in vielem ähnlich ſind, und daher zu einerley Arten oder Gattungen gerechnet werden köñen. (§. 482.) Weñ uns nun bey einem gegenwärtigen die Einbildungskraft und der Witz viele andre ähnliche Vorſtellungen wieder erneuern; und wir unſre Aufmerkſamkeit auf die Aehnlichkeit derſelben mehr, als auf das übrige, ſo wir daran wahrnehmen, richten: So entſteht in uns ein allgemeiner Begriff von einer Art oder Gattung, darunter viele einzelne Dinge, oder Arten gehören. Es iſt alſo der vorſtellenden Kraft nicht unmöglich, ſich auch allgmeine Begriffe vorzuſtellen.

In compoſito hoc fieri nequit.

§. 604. Hieraus erhellet auf eine neue Art, daß unſre Seele nicht materialiſch ſeyn könne: Weil ſie nemlich allgemeine Begriffe hat. Denn ungeachtet ſich in unſerm Gehirne, vermittelſt der ſinnlichen Empfindungen allerley materialiſche Bilder eindrücken, welche auch durch die Einbildungskraft wieder erneuret werden können: So ſind doch dieſes alles lauter Begriffe von einzelnen Dingen. Die Wahrnehmung des ähnlichen und unähnlichen, die Abſonderung des einen vom andern, und die daraus entſtehenden allgemeinen Begriffe überſteigen die Kraft eines zuſammengeſetzten Dinges: Weil das Bewußtſeyn dazugehöret, wozu ein Körper nicht fähig iſt.

Quid in cerebro accidat.

§. 605. Doch iſt es deßwegen nicht zu leugnen, daß auch bey unſern allgemeinen Begriffen etwas in unſerm Gehirne vorgehet. Denn auſſer, daß ſich die materialiſchen Bilder von gegenwärtigen und abweſenden einzeln Dingen einer Art oder Gattung darinn befinden: So kan auch der Nahme, oder ſonſt ein andres Zeichen des allgemeinen Begriffes, als ein ſinnliches Ding darinnen vorgeſtellet werden. Dieſes Zeichen vertritt nun die Stelle der allgemeinen Vorſtellung, wie ſelbſt in den Gedanken oft die Wörter die Stelle der Sachen vertreten, wenn wir geſchwinde daran denken wollen. Und eben das geſchieht auch im urtheilen: Daher denn dieſe ſowohl als allgemeine Begriffe im Gehirn vorgeſtellet werden können.

§. 606. Die anſchauenden Urtheile anlangend, die unſer Verſtand abfaſſet; ſo gehöret dazu erſtlich die Empfindung, die nichts als eine vorſtellende Kraft iſt. (§. 580.) Hernach die Einbildungskraft die uns die Nahmen der Dinge, wegen der Aehnlichkeit, ſo ſie mit andern vormals empfundenen haben, in den Sinn bringet. Und hierzu iſt auch die vorſtellende Kraft des vergangenen Zuſtandes der Welt zulänglich (§. 594.). Der Witz und das Gedächtniß, ſo mit dabey vorkommen, ſind gleichfalls, vermöge des obigen, nichts neues und beſonders: Folglich begreifen denn die anſchauenden Urtheile nichts anders in ſich, als eine Vorſtellung der Welt, von ziemlicher Klarheit und Deutlichkeit, die mit Aufmerkſamkeit und Scharfſinnigkeit verbunden iſt.

Judicia intuitiva quomodo oriantur.

§. 607. Die Folgerungs-Urtheile entſtehen aus Vernunftſchlüſſen, deren Unterſatz gemeiniglich ein anſchauendes Urtheil iſt, und alſo aus der vorſtellenden Kraft entſtehen kan. Bey demſelben nun fällt uns vermöge der Einbildungskraft und des Gedächtniſſes ein allgemeiner Oberſatz ein, den wir ſonſt ſchon gewußt, wenn wir von einem allgemeinen Be-

Nec non Judicia discurſiva.

griffe geurtheilet (§. 501). Dieſes übertrifft nun wiederum die vorſtellende Kraft der Seelen nicht. Aus dieſen beyden Sätzen nun folget der Schlußſatz, der nur aus den zweyen Hauptwörtern, des Ober und Unterſatzes, mit Auslaſſung des Mittelwortes, zuſammengeſetzt wird; Und alſo nur eine Wiederholung deſſen iſt, was wir uns vorhin ſchon vorgeſtellet haben. Folglich iſt denn auch ein Vernunftſchluß vermöge der vorſtellenden Kraft unſrer Seele möglich.

An in cerebro quoque ratiocinia repraeſententur.

§. 608. Nun fragt es ſich, ob auch im Gehirne ein Vernunftſchluß auf eine materialiſche Art abgebildet werden könne? Und dieſes geht allerdings an, wenn wir denſelben mit Worten gedenken, und uns alſo die Zeichen allgemeiner Begriffe vorſtellen. Denn da vermöge dieſer Zeichen einzelne allgemeine Sätze im Gehirne vorgeſtellet werdē köñen; ein jeder Vernunftſchluß aber aus dreyen Sätzen beſteht: So ſehen wir, daß auch ganze Schlußreden materialiſch abgebildet werden können. Doch darf man nicht denken, daß alſo das Gehirn Schlüſſe machen und Vernunft beſitzen könne. Denn daſſelbe denket bey dieſen materialiſchen Vorſtellungen der Vernunftſchlüſſe eben ſo wenig, als dieſes Blatt die Wahrheiten weis, die auf demſelben mit Buchſtaben und Wörtern angedeutet werden.

Qualium limitationum intellectus capax ſit.

§. 609. Da unſer Verſtand eine Kraft iſt, ſich das mögliche deutlich vorzuſtellen: So kan ſelbiger auf zweyerley Art eingeſchränket werden.

den. Zum erſten geſchieht ſolches im Abſehen auf die Anzahl der erkannten Dinge; zum andern im Abſehen auf den Grad der Deutlichkeit, womit er ſich dieſelben vorſtellet. Derjenige Verſtand iſt alſo gröſſer, der viele Dinge deutlich vorſtellet. Und derjenige iſt auch vollkommener, der ſich die Dinge in einem höhern Grade der Deutlichkeit, das iſt ausführlich und vollſtändig vorſtellen kan. Der allervollkommenſte und gröſte Verſtand würde der ſeyn, der ſich alles, was möglich iſt, in dem gröſten Grade der Deutlichkeit vorſtellen könnte.

Soliditas quid & quanta ſit?

§. 610. So wie aber der Verſtand, im Abſehen auf ſeine erſte Kraft einer Scharſſinnigkeit und Tiefſinnigkeit fähig iſt: Alſo iſt derſelbe im Abſehen auf die dritte Kraft zu einer Gründlichkeit geſchickt. Es iſt dieſelbe nichts anders als eine Fertigkeit deutliche Vernunftſchlüſſe zu machen, und ſelbige an einander zu hängen, ſo daß eine Demonſtration gewiſſer Sätze daraus erwächſt. (§. 505) Es hat daher auch dieſe Gründlichkeit ihre Stuffen, denn derjenige Verſtand iſt ohne Zweifel gründlicher, der ſich mit ſeinen Vernunftſchlüſſen mehr den erſten Gründen nähern kan: Als ein andrer, der gleich bey dem andern oder dritten Vernunftſchluſſe ſtecken bleibt. Denn bisweilen gehört eine ſehr lange Reihe von Schlüſſen zur Demonſtration.

Ratio an ex vi repraeſentativa fluat?

§. 611. Durch die Vernunftſchlüſſe ſieht man den Zuſammenhang allgemeiner Wahrheiten ein, welches das Amt der Vernunft iſt.

Da nun die menſchliche Seele vermöge ihrer vorſtellenden Kraft zu dem erſtern fähig iſt, ſo kan man ihr auch das andre nicht abſprechen. Es hat aber auch die Vernunft ihre Grade, nachdem ſie ſich den Zuſammenhang vieler oder weniger Wahrheiten vorzuſtellen, oder denſelben einzuſehen vermögend iſt. Und diejenige Vernunft würde die vollkommenſte ſeyn, die den Zuſammenhang aller allgemeinen Wahrheiten vollkommen deutlich und auf einmal einſehen könnte. Wir werden ſolches nachmals von GOTT darthun, und zeigen, daß er ſowohl den allergrößten Verſtand, als auch die allergrößte Vernunft beſitzen müſſe.

Num Facultas inveniendi inde derivari poſſit.

§. 612. Wir wiſſen, daß die Erfindungskraft der Seele nur der Vernunft halber zukom̃t. (§.509.). Da ſich nun dieſe aus der vorſtellenden Kraft der Seele hat erklären laſſen: So darf man auch wegen der Erfindungskraft nicht zweifeln. Sie nimmt nemlich von Empfindungen gegenwärtiger Dinge Gelegenheit, an vergangene Vorſtellungen zu gedenken, und daraus neue Folgerungen zu ziehen: Das iſt, ſie ſtellt ſich den gegenwärtigen, vergangenen und folgenden Zuſtand der Welt vor. Im Gehirne wird dieſes alles durch die materialiſchen Bilder der ſiñlichen Zeichen von unſern Begriffen vorgeſtellet: So daß auch dieſes nicht müſſig iſt, wenn die Erfindungskraft in der Seele ausgeübet wird.

Item artificia inventorum ingenioſa.

§. 613. Was die übrigen Kunſtgriffe im Erfinden anbetrifft; ſo läßt ſich von denſelben gleichfalls erweiſen, daß ſie aus der vorſtellenden Kraft der Seele herflieſſen können. Denn ſie geſchehen vermöge des Witzes, der die Aehnlichkeiten der Dinge wahrnimmt: Dieſer aber entſteht aus der Klarheit und Deutlichkeit der Empfindungen, der Scharfſinnigkeit und dem Gedächtniſſe; deren ein jedes ſich aus der vorſtellenden Kraft hat erklären laſſen. Im Gehirne gehört zu einer klärern Vorſtellung nichts als eine ſtärkere Bewegung, die von einem heftigen Eindrucke in die Gliedmaſſen der Sinne, von der guten Beſchaffenheit der ſinnlichen Werkzeuge, und von zärtlichen Nerven im Gehirne entſtehet.

* * *

Das IV. Hauptſtücke

von den

Begierden und dem Willen.

§. 614.

Animae vivacitas ſ. percepturitio.

Unſere Empfindungen und Gedanken, werden zwar von dem äußerlichen Eindrucke der Körper in die Sinne veranlaſſet (§. 580.) aber doch von der Seele ſelbſt hervorgebracht. Folglich ſind ſie Wirkungen der Seele, und dieſelbe muß alſo eine wirkende Kraft haben (§. 436). Eine Kraft iſt in ſteter Bemühung ihre Wirkung hervorzubringen (§. 293.): Nun ſind aber die Wirkungen der Seele die Empfindungen: Und ſo iſt in derſelben eine beſtändige Bemühung neue Empfindungen hervorzubringen. Dieſe **lebhafte Geſchäftigkeit** der Seelen unterſcheidet ſie von einem todten Spiegel. Sie wird auch durch die Erfahrung beſtätiget: Weil die beſten und munterſten Köpfe allezeit die neugierigſten ſind.

Quomodo appetitum ſenſitivum producat.

§. 615. Nun kan ſich die Kraft unſrer Seelen, die zu unzehlichen Vorſtellungen fähig und geſchickt iſt, nicht ohne Urſache zu dieſer oder jener Empfindung neigen. Sie muß einen zulänglichen Grund haben, warum ſie vielmehr dieſen als jenen Gedanken hervorzubringen bemüht iſt. Dieſen giebt nun die Einbildungskraft an die Hand, die durch das mit der Vorſtellung eines Dinges verknüpfte angenehme oder gute, die geſchäftige Kraft der Seelen beſtimmet und lenket, vielmehr dieſen als jenen Begriff zu wirken. Dieſes Beſtreben nach der Empfindung einer Sache, wegen eines an derſelben klar vorhergeſehenen Guten, iſt eigentlich dasjenige, was wir die ſinnliche Begierde nennen. (§. 523.)

Quomodo averſationem ſenſitivam producat.

§. 616. In dem ſinnlichen Abſcheue iſt gerade das Gegentheil anzumerken. Wenn wir nemlich eine gewiſſe Empfindung einmal mit einigem Verdruſſe begleitet befunden, und uns die Einbildungskraft ſolches bey Gelegenheit wieder vorſtellet: So wird die Kraft der Seele dadurch gelenket, ſich dieſer verdrüßlichen Empfindung zu überheben; und alle ihre Bemühung anzuwenden, damit ſelbige nicht in uns entſtehe. Dieſes iſt nun eigentlich der ſinnliche Abſcheu: Und daher erhellet denn abermal, wie derſelbe ſo wohl als die ſinnliche Begierde, aus der einzigen vorſtellenden Kraft der Seele entſtehen könne.

Quomodo motus corporis inde ſequatur in appetitu.

§. 617. Nun wiſſen wir, daß die ſinnlichen Empfindungen nicht ohne den Leib und die Gliedmaſſen der Sinne in uns entſtehen köñen (§.445.). Sollen nun die angenehmen Empfindungen nach dem Verlangen der Seelen hervorgebracht werden: So muß unſer Leib diejenige Stellung in der Welt bekommen, darinn die gewünſchten Dinge in die ſinnlichen Werkzeuge wirken können. Weil aber dieſes nicht ohne die Annäherung unſers Leibes, zu denſelben geſchehen kan: So ſtrebet dieſelbe Kraft unſer Seele, die nach den Empfindungen begierig iſt, auch nach den Bewegungen ihres Körpers die zu Hervorbringung ſolcher Begriffe gehören.

Item in averſatione ſenſitiva

§. 618. Eben ſo geht es mit den verdrüßlichen Empfindungen, die aus den Sinnen entſtehen. Denn weil auch hier von der Seele bekannt iſt, daß dieſelben von der Wirkung gewiſſer Dinge in ihre ſinnliche Gliedmaſſen entſtehen; ſolches aber wiederum auf die Lage und Stellung ihres Leibes in der Welt ankom̃t: So ſtrebet ſie mit eben der Kraft, welche die verdrüßlichen Begriffe zu verhindern bemühet iſt, nach denjenigen Bewegungen ihres Körpers und ſeiner Gliedmaſſen, welche die Wirkung der verhaßten Dinge in ihre Sinne verhüten, ja unmöglich machen können. Und hieraus ſehen wir, wie die freywilligen Bewegungen unſers Leibes ihren Grund in der Seele haben. (§. 562.)

Affectus qua ratione explicari debeant.

§. 619. Die Affecten ſind, wie wir wiſſen, nur ein heftiger Grad der ſinnlichen Begierde und des ſinnlichen Abſcheues, und entſtehen aus der verwirrten Vorſtellung vieles guten oder böſen an einem Dinge. Da nun aus einer jeden Vorſtellung des Guten und Böſen eine gewiſſe Bemühung in der Seele entſteht, deſſelben entweder theilhaftig oder überhoben zu werden: So ſind in den Affecten auch ſehr viele verwirrte Triebe entweder gewiſſe Empfindungen hervorzubringen, oder zu verhindern; welche man ihrer Menge und Dunkelheit wegē ſelbſt nicht auseinander ſetzen, oder unterſcheiden kan, folglich ſelbſt in eine groſſe Verwirrung geräth.

Motus corporis extraordinarii in affectibus.

§. 620. Weil nun mit allen ſolchen Bemühungen gewiſſe Empfindungen entweder hervorzubringen oder zu verhindern, auch die Beſtrebung nach gewiſſen Bewegungen des Leibes und ſeiner Gliedmaſſen verbunden iſt: So entſtehen auch in dem Leibe ſehr heftige Wallungen der flüßigen Theile, die entweder übereinſtimmen, oder einander hinderlich fallen; in beyden Fällen aber die ſeltſamſten Veränderunrungen darinn zuwegebringen. Daher erhellet denn abermal, wie auch der Körper in den Affecten durch die Kraft der Seele in Bewegungen gerathen könne, die ſie oft ſelbſt zu verhindern wünſchte, wenn ſie ihre innerliche Unruhe lieber verhelen wollte (§. 561.).

Voluntas quomodo oriatur.

§. 621. Der freye Wille iſt von der ſinnlichen Begierde nur dadurch unterſchieden, daß er aus der deutlichen Vorſtellung des guten, wie dieſer aus der undeutlichen Verſtellung deſſelben entſtehet. Iſt alſo die ſinnliche Begierde in der Seele nichts anders, als eine Bemühung eine gewiſſe Empfindung, wegen des mit ihr verbundenen Vergnügens hervorzubringen, wozu ſie durch eine klare Vorſtellung des guten gelenket wurde: So kan der freye Wille auch nichts anders ſeyn, als eine Bemühung der Seele nach einer gewiſſen Empfindung, davon ſie deutlich was Gutes vorher zu ſehen vermeynet.

Nec non aversatio rationalis.

§. 622. Eben ſo iſt der vernünftige Abſcheu nicht anders von dem ſinnlichen unterſchieden, als durch das deutliche Erkenntniß des Böſen an einem Dinge, dadurch er bewogen wird, etwas zu verabſcheuen. Wie nun dergeſtalt der ſinnliche Abſcheu eine Bemühung der Seele war, eine unangenehme Empfindung wegen des undeutlich daran vorhergeſehenen Böſen zu verhindern: Alſo kan auch der vernünftige Abſcheu nichts anders ſeyn, als eine Bemühung eine verdrüßliche Empfindung zu vermeiden, daran wir deutlich was Böſes vorhergeſehen haben, oder doch vorhergeſehen zu haben glauben.

Vnde patet vtrumque ex vi repraeſentativa fluere.

§. 623. Weil nun das freye Wollen und Nichtwollen aus den deutlichen Begriffen von dem Guten und Böſen erwächſt; dieſe aber aus anſchauenden Urtheilen und Vernunftſchlüſſen, das iſt aus der vorſtellenden Kraft der Welt, ihren Urſprung haben: So ſehen wir auch hier augenſcheinlich, daß auch der Wille des Menſchen aus der einzigen Kraft der Seele, womit ſie ſich die Welt vorſtellet, entſtehen könne. Wir brauchen alſo weiter keinen andern Grund denſelben daraus herzuleiten: Weil die allezeit wirkſame und geſchäftige Natur unſerer Seele allein dazu vermögend genug iſt. (§. 614.)

Eſſentiam animae eſſe vim repraeſentativam.

§. 624. Dergeſtalt haben wir nun nach und nach ausführlich erwieſen, daß das Weſen der Seele in der vorſtellenden Kraft der Welt beſtehe. Denn da dasjenige das Weſen eines Dinges iſt, woraus ſich alles übrige, ſo demſelben zukommt, erklären und begreiflich herleiten läßt; wir aber ſowohl die erkennende als wollende Kraft unſrer Seelen, ja ſo gar ihre Herrſchaft über den Leib nach allen ihren Arten aus der Vorſtellung der Welt erkläret und hergeleitet: So iſt kein Zweifel mehr übrig, daß nicht auch dieſe Vorſtellungskraft das Weſen derſelben ſey. Und dieſe Entdeckung haben wir dem Hrn. von Leibnitz hauptſächlich zu danken.

Leges mentis logico-morales.

§. 625. Wie man aber in Erklärung der körperlichen Dinge, nicht nur auf die Art ihrer Zuſammenſetzung und Vermiſchung, ſondern auch auf die Geſetze der Bewegung zu ſehen hat: So muß man auch in der Seelen auſſer ihrem bisher erklärten Weſen, noch auf die logiſch-moraliſchen Geſetze ſehen. Denn wie die erkennende Kraft ſich nach der Vernunftlehre richtet: So folget die wollende Kraft den Regeln der Sittenlehre. Es iſt alſo kein Wunder, daß viele, die hierauf nicht acht gehabt, ſich in vieles, ſo in der Seele vergeht, nicht zu finden gewußt, noch ſolches aus einer einzigen Kraft zu erklären vermochte.

Quibus nulla cum legibus motus cognatio eſt.

§. 626. Wenn man dieſe logiſch-moraliſchen Geſetze, darnach ſich unſre Seele richtet, in genauere Betrachtung zieht: So wird man nicht die geringſte Aehnlichkeit mit den Geſetzen der Bewegung an ihnen wahrnehmen, darnach ſich die Körper richten. Es erhellet alſo hieraus auf eine neue Art, daß Leib und Seele zwo ganz verſchiedene Subſtanzen, von verſchiedener Natur und verſchiedenem Weſen ſeyn müſſen. Denn wenn ſie etwa einerley Natur und Weſen hätten, wie wäre es möglich, daß ſie nach ſo verſchiedenen Geſetzen wirken könnten?

Libertatis cum ratione nexus.

§. 627. Wer das gute, ſo er begehrt, zuvor deutlich erkennet, der muß durch Vernunftſchlüſſe vorher ausgemacht haben, daß es ihn und ſeinen äuſſerlichen Zuſtand vollkommener mache. Dergeſtalt hat der Wille des Menſchen allezeit in der Vernunft ſeinen Grund. Da nun dem Willen allein die Freyheit zukommt, oder das Vermögen dasjeinge von zweyen möglichen Dingen zu wehlen, was uns am beſten gefällt: So ſehen wir, daß unſrer Seele die Freyheit nur um der Vernunft halber zukomme: Und daß folglich dieſelbe von der Vernunft nicht getrennet werden könne.

* * *

Das V. Hauptſtücke

von der

Vereinigung der Seele und des Leibes.

§. 628.

Da die Vereinigung des Leibes mit der Seelen, vermöge des obigen, (§.570.) eine ausgemachte Sache iſt: So hat man unter den Weltweiſen ſchon ſeit langer Zeit unterſuchet, wie es doch mit dieſer Vereinigung zugehe? Denn ſo bald man erkannt hat, daß die Seele ein unkörperliches, der Leib aber ein materialiſches Weſen ſey: So bald hat man nicht ohne Urſache die Frage aufgeworfen, wie von ſo verſchiedenen Subſtanzen die eine in die andre wirken könne? Nachdem nun die Art der Weltweisheit war, der ein jeder folgte; darnach waren auch die Erklärungen dieſes Geheimniſſes der Natur beſchaffen.

§. 629. Ariſtoteles und ſeine Anhänger, welche ſehr lange in den Schulen geherrſchet, waren es nicht gewohnt, ſich ſehr deutliche Begriffe von Dingen zu machen. Sie wußten weder von der Seele noch von dem Körper eine rechte Erklärung zu geben: Daher fanden ſie keine groſſe Schwierigkeit in der ganzen Sache. Sie ſchrieben ohne viele Umſtände der Seelen eine Kraft zu, den Körper zu bewegen, und dem Körper hergegen ein Vermögen, in der Seele Gedanken hervorzubringen, zum wenigſten in den ſinnlichen Empfindungen. Und weil ſie keinen Wiederſpruch fanden: So gaben ſie ſich keine fernere Mühe dabey.

Peripateticorum ſententia explicatur.

§. 630. Dieſe Art die Vereinigung des Leibes und der Seelen zu erklären, nennet man heute zu tage den phyſicaliſchen Einfluß. Denn weil die Seele ſowohl als der Leib, vermöge ihrer Natur, die Kraft haben ſollen, in einander zu wirken: So iſt hier ein Wunderwerk oder was übernatürliches ſo wenig nöthig, als wenn ein Körper in den andern wirken ſoll. Das Wort Einfluß iſt zwar in metaphoriſchem oder verblümtem Verſtande genommen: Allein es verſteht ſich leicht, daß nur die aus einem Weſen in das andre übergehenden Wirkungen dadurch verſtanden werden.

Syſtema Influxus phyſici.

§. 631. Carteſius fieng an aus deutlichen Begriffen zu philoſophiren, und meynte da

Carteſii recentior opinio vnde enata ſit.

durch die Weltweisheit auf den Fuß der mathematiſchen Wiſſenſchaften zu ſetzen. Daher gab er denn auch von dem Körper keine andre Erklärung, als die von den Erdmeſſern gegeben zu werden pflegt: Daß er nemlich eine Ausdehnung in die Länge, Breite und Dicke ſey. Von der Seele gab er gleichfalls einen ſolchen unausführlichen Begriff; wenn er ſagte: Sie ſey ein denkendes Weſen. Ich ſage mit Fleiß einen unausführlichen; denn im erſten Falle kan der Körper nicht von dem eingebildeten Raume unterſchieden werden: Im andern Falle aber kommt es der Seele nicht immer zu, daß ſie wirklich denket.

Quare influxum reiecerit.

§. 632. Da er nun vermöge dieſer Begriffe auch die Frage von Vereinigung der Seelen und des Leibes entſcheiden wollte: Da ſahe er freylich kein Mittel, die alte Lehre vom natürlichen Einfluſſe zu behaupten. Die Seele konnte nur denken, und der Körper nur bewegen: Beydes aber hatte keine Aehnlichkeit oder Gemeinſchaft mit einander. Alle unſre Gedanken könnens nicht machen, daß ſich ein Stäubchen beweget; und alle Bewegungen können nicht den geringſten Gedanken hervorbringen. Daher verwarf er denn den Scholaſtiſchen Einfluß der Seele in den Leib, und des Leibes in die Seele.

Provocavit ad voluntatem creatoris, legemque ab ipſo latam.

§. 633. An deſſen Stelle berief er ſich auf die Macht und den Willen GOttes, der gleich im Anfange der Schöpfung der Seelen und dem Leibe das Geſetze vorgeſchrieben; daß bey gewiſſen Bewegungen des einen, in dem andern gewiſſe Gedanken, und bey gewiſſen Gedanken des einen, gewiſſe Bewegungen in dem andern entſtehen ſollten. Wenn es nun bey den Geſchöpfen, und zumal bey lebloſen, bloß auf einen Befehl oder Willen des Schöpfers ankäme, was ſie thun ſollten; ohne daß ihre Natur und ihr Weſen in Betrachtung gezogen werden dörfte: So würde freylich dieſe Meynung die ganze Schwierigkeit heben.

§. 634. Allein da es der Göttlichen Weisheit zuwieder läuft, etwas von ſeinen Geſchöpfen zu fordern, welches ihnen unmöglich iſt; als wenn z. E. GOTT den Kugeln befehlen wollte auf einer abhängenden Fläche nicht herunter zu laufen; oder dem Schnee, daß er in der Wärme nicht ſchmelzen ſolle: So konnte auch ein ſolches Geſetz wohl erdichtet, aber nicht erkläret werden. Denn es fragte ſich noch immer, wie denn der Leib eben zu der Zeit ſeine Bewegungen hervorbrächte, wenn die Seele es haben wollte? und wie doch die Seele ihre Empfindungen eben zu der Zeit haben könnte, wenn in den ſinnlichen Gliedmaſſen ein Eindruck geſchehen wäre?

Hoc vero eſt diſſecare nodum, non ſoluere.

§. 635. Dieſem Einwurfe auszuweichen, räumte er der Seele ein Vermögen ein, den flüßigen ſubtilſten Nervenſaft im Gehirne zu lenken, wohin ſie wolle; und ihn bald in dieſe bald in jene Mäuslein des Körpers zu ſchicken. Dem Körper aber räumte er auch nur ein Vermögen ein, vermittelſt des durch die ſinnlichen

Hinc animae vim determinandi ſpiritus animales tribuit.

Gliedmaſſen im Gehirne erregten Nervenſafts, die Seele zu dieſen oder jenen Gedanken zu lenken, oder zu veranlaſſen. Hierbey aber war er wieder nicht im Stande zu zeigen, ob eine ſolche Lenkung und Veranlaſſung beyden Theilen leichter oder möglicher wäre, als die Wirkung ſelbſt.

Malebranchii Syſtema aſſiſtentiae perpetuae.

§. 636. Einige ſeiner Nachfolger, ſonderlich Malebranſche, haben dieſe Schwierigkeiten wohl geſehen, und ſind daher auf die Meynung gerathen, daß nicht die Seele den Leib, und dieſer die Seele gedachter maſſen lenke und beſtimme: Sondern daß GOTT ſelbſt dieſes unmittelbar thue. Dergeſtalt aber ward die Vereinigung der Seelen mit dem Leibe in eine Reihe von unendlichen Wunderwerken verwandelt, und den Geſchöpfen faſt alle Kraft zu wirken benommen. Ja der Weisheit GOttes war eine ſolche Meynung überaus verkleinerlich, indem dadurch das ganze menſchliche Geſchlecht in ein Marionettenſpiel verwandelt wurde.

Leibnitius quare ab illo diſceſſerit.

§. 637. Hierauf kam nun der Herr von Leibnitz, der dasjenige, was Carteſius unvollkommen gelaſſen hatte, ausbeſſern und ergänzen wollte. Die unaufhörlichen Wunderwerke ſtunden ihm nicht an; darum wollte er es auf eine natürliche Art erklären, wie es ohne einen phyſicaliſchen Einfluß möglich ſey: Daß die Gedanken der Seele mit den Bewegungen des Leibes, und dieſe mit jenen, ſo genau übereinſtimmen könnten. Die genauere Kenntniß beyder

Theile, und tiefere Einſicht in den Zuſammenhang der Gedanken in der Seele, und der Bewegungen im Leibe, gab ihm dazu Gelegenheit: So daß er endlich eine ganz neue Meynung erfand.

§. 638. Man nennt ſelbige die **vorherbeſtimmte Harmonie**, und ſie beſteht kürzlich in folgendem. Alle Gedanken unſrer Seele werden von ihr ſelbſt in einer gewiſſen Ordnung hervorgebracht, und gleichſam aus ihrem innern Weſen ausgewickelt. Die folgenden entſtehen immer aus den vorhergehenden, die deutlichen oftmals aus den dunkeln und verwirrten, und umgekehrt; ohne daß ſie von auſſen her im geringſten dadurch geſtöret, und in ihrer Reihe unterbrochen werden. In dem Leibe gehet es, nach dieſer Meynung, eben ſo zu. Alle ſeine Bewegungen entſtehen aus den Kräften der Körper, die in ihn wirken, oder die in ihm ſelbſt befindlich ſind; ohne daß ſie von der Seele geändert werden ſollten.

Harmonia praeſtabilita explicatur.

§. 639. GOTT hat aber vermöge ſeiner Weisheit eben ſolche Seelen mit gewiſſen Leibern zuſammen gepaaret, deren Gedanken ſich mit den Bewegungen der leztern vollkommen zuſammen reimten. Und weil in beyden alles ordentlich zugehen muß, ſo können auch die zuſammengehörigen Veränderungen nicht anders als zu einer Zeit erfolgen: Nicht anders, als zwey gleichgeſtellte Uhren immer zu einer Zeit gleichviel zeigen und ſchlagen können; ohne daß die eine das geringſte in der andern wirket. Dieſe

Continuatio explicationis.

Art die Vereinigung des Leibes und der Seelen zu erklären, hält nichts unmögliches in ſich, und erhebet die Weisheit und Macht GOttes ſehr.

Judicium de tribus hisce Syſtematibus.

§. 640. Dieſes ſind nun die drey berühmten Meynungen der Weltweiſen, davon ſeit zehen bis zwanzig Jahren ſoviel Streitens unter den Gelehrten geweſen. Keine derſelben iſt vollkommen erkläret oder demonſtriret. Eine jede davon hat noch ihre Schwierigkeiten: Es kan ſich alſo ein jeder an diejenige halten, die ihm am beſten gefällt. Mir iſt es indeſſen allezeit vorgekommen, daß man nicht eher Urſache habe, die allerälteſte und gemeineſte Meynung vom natürlichen Einfluſſe zu verwerfen, bis man ſie vollkommen wiederleget, und ihre Unmöglichkeit erwieſen haben wird: Welches aber noch zur Zeit nicht geſchehen iſt.

Quare influxus phyſicus nondum prorſus reiici debeat.

§. 641. Denn geſetzt, daß man nach den dunkeln und unausführlichen Begriffen von Leib und Seele, die Ariſtoteles und Carteſius gehabt, die Möglichkeit ihrer natürlichen Wirkungen in einander nicht erklären kan: Folget es denn daher, daß man auch bey deutlicherm u. vollſtändigerm Erkenntniſſe beyder Subſtanzen ſolches niemals werde zeigen können? Oder iſt man berechtiget eine Sache zu leugnen, weil man ſie nicht begreiflich erklären kan? So würde man auch das Anziehen des Magnets, ja die Schwere der Körper leugnen müſſen. Und endlich ſo geben uns ſelbſt die Leibnitziſchen Begriffe von Seele und Leib einige Muthmaſſungen, daß die Wirkung des einen ins andre ſo unmöglich nicht ſey, als es vielen ſcheinet.

Annon anima vi motrice gaudere poſſit.

§. 642. Denn da die einfachen Subſtanzen, woraus die Materie der Körper beſteht, ein bewegende Kraft beſitzen (§. 386.), und gleichwohl, nach Leibnitzens Meynung, auch eine Kraft haben, ſich die Welt vorzuſtellen: So könnte ja auch eine Seele, als eine weit vollkommnere einfache Subſtanz, auch eine bewegende Kraft, oder Bemühung ihren Ort zu ändern haben, die ihrer übrigen vorſtellenden Kraft gemäß, das iſt viel ſtärker wäre, als eines einzelnen Elementes der Körper. Ja wir ſind auch oben (§. 617.) ſchon auf die Spur gekommen, daß mit allen Begierden der Seele ein Beſtreben verbunden ſey, die dazu gehörigen Bewegungen des Leibes hervorzubringen.

Non propterea vires ejus multiplicantur.

§. 643. Man darf auch nicht beſorgen, daß dergeſtalt zwo verſchiedene Kräfte in das einfache Weſen der Seele gebracht werden würden. Denn ſo gut man Verſtand und Willen aus der einzigen vorſtellenden Kraft der Seele herleiten kan, ſo leicht wird ſich auch die bewegende Kraft daraus begreifen laſſen. Die Seele hat nemlich eine Bemühung neue Empfindungẽ hervorzubringen (§. 614.). Dieſe kan ſie nicht haben, wenn ihr Körper nicht eine ſolche Lage und Stellung in der Welt hat, daß vermittelſt der ſinnlichen Gliedmaſſen, die materialiſchen Bilder im Gehirne erwecket werden können. Alſo ſtrebt ſie denn zu gleicher Zeit nach dieſer veränderten Stellung oder Lage des Körpers.

Ad difficultates quasdam respondetur.

§. 644. Es darf ja auch die Seele nicht die ganze Kraft, womit der Körper bewegt wird, allein beſitzen. Es ſind ſchon in den flüßigen Theilen des Leibes ſo viele Kräfte verhanden, daß ſelbige gleichſam nur einer Aufweckung und Beſtimmung bedörfen, wenn ſie wirken ſollen. Können wir es aber noch nicht erklären, wie es damit zugeht, daß die Seele irgend den Nervenſaft in Bewegung bringet: So können wir ja auch in den Körpern es noch nicht völlig begreifen, wie eine an die andere ſtoſſende Kugel dieſelbe in Bewegung ſetzet. Denn da in allen Puncten, wo ſich dieſelben berühren, Monaden oder Elemente verhanden ſind: So müſſen dieſe in einander die Bewegung wirken können, ob wir gleich nicht wiſſen wie?

An idem de corporis in animam influxu valeat.

§. 645. Mit der Wirkung des Leibes in die Seele iſt es eben ſo. Begreift man ſie noch nicht: So iſt ſie doch noch nicht wiederleget. Der Leib, und zumal das Gehirne, iſt nicht umſonſt ſo künſtlich gebauet. Könnte aber die Seele alle Empfindungen auch ohne denſelben haben: Wozu wäre ihr ein Leib nütze? Ein Idealiſt hätte ſodann eine weit beſſere Meynung, weil er durch das leugnen der Körper unzehlicher Schwierigkeiten überhoben wird. Doch ich gebe dieſes alles nur vor bloſſe Muthmaſſungen aus, und laſſe es dahin geſtellt ſeyn, welche Meynung bey einem reifern Erkenntniſſe der Seele und des Leibes mit der Zeit die Oberhand behalten wird.

Das VI. Hauptſtücke

von der

Unſterblichkeit der Seelen, dem Weſen eines Geiſtes und den Seelen der Thiere.

§. 646.

Unſere Seele iſt ein einfaches Weſen, daher kan ſie natürlicher Weiſe weder entſtehen noch untergehen, wie die zuſammengeſetzten Dinge zu entſtehen oder unterzugehen pflegen(§.285). Soll ſie alſo entſtanden ſeyn, ſo muß ſie auf einmal u. in einem Augenblicke entſtanden ſeyn: Und ſoll ſie untergehen, ſo muß ſie gleichfalls auf einmal ganz und gar zu nichts werden. Da nun durch die Kräfte der Natur ſolches nicht geſchehen kan, ſo müſte ſie durch eine höhere Kraft GOttes, und alſo übernatürlicher Weiſe geſchaffen und vernichtet werden. Daher iſt denn die Seele ihrer Natur nach unverweslich, und kan im Tode des Körpers nicht zugleich mit demſelben verfaulen, oder zunichte werden.

Anima noſtra eſt indeſtructibilis.

§. 647. Doch dieſe Verweslichkeit iſt noch keine Unſterblichkeit. Denn auch die materialiſchen Theile eines Körpers, alle ſeine Stäubchen und Elemente ſind unverweslich; können aber deswegen nicht unſterblich genennet werden.

Quid ad immortalitatem requiratur.

den. Zur Unſterblichkeit gehört auch das Bewußtſeyn ſeiner ſelbſt und die Erinnerung ſeines vorigen Zuſtandes; welches uns eigentlich zu Perſonen macht. Denn geſetzt, daß unſre Seele nach dem Tode noch verhanden bliebe, aber entweder in einem ewigen Schlafe begraben läge, und ſich alſo ihrer ſelbſt nicht bewußt wäre; oder ſich doch nicht erinnern könnte, daß ſie jemals hier gelebet hatte: So würde man nicht ſagen, daß ſie dieſelbe Perſon wäre, oder unſterblich ſey.

Unde anima ortum traxerit.

§. 648. Wenn wir nach den neueſten Entdeckungen der Naturkündiger urtheilen ſollen: So iſt es nicht wahrſcheinlich, daß unſre Seele allererſt in unſrer Geburt oder Erzeugung entſtanden ſey. Die Naturlehre zeiget, daß alle vollkommnere groſſe Thiere aus kleinen und den bloſſen Augen unſichtbaren Samenthierchen entſtehen, die ſchon vorhin, wer weis wie lange, gelebet, und nur in der Zeugung in eine vollkommenere Art von Thieren verwandelt werden. Wie nun der Körper eines ſolchen Samenthierchens an Vollkommenheit zunimmt: Alſo wächſt auch die vorſtellende Kraft ſeiner Seele, und die vorigen dunkeln Empfindungen verwandeln ſich in klare und deutliche.

Quid in morte corporis probabiliter ipſi accidere queat.

§. 649. Das iſt nun eine groſſe Veränderung die mit uns vorgegangen iſt; und in welcher unſre Seele nichts verlohren, aber wohl viel gewonnen hat. Der Tod unſers Körpers iſt die andre merkwürdige Veränderung, die mit uns vorgehen kan, und da iſt es nicht wahrſcheinlich, daß unſre Seele alles, was ſie bereits erlangt hat, verlieren, und wieder in einen ewigwährenden Zuſtand dunkler Vorſtellungen gerathen ſollte. Ihre Fähigkeiten ſind ohnedem in dieſem Leben nicht erſchöpft, ſondern fangen ſich vielmals erſt recht an zu zeigen, weñ ſie davon muß: So hätte ſie ja dieſelben vergeblich beſeſſen. Vermuthlich wird alſo unſre Seele nach dem Tode, im Abſehen auf die Deutlichkeit ihrer Gedanken, in einen beſſern Zuſtand gerathen; Doch ſo, daß ſelbiger in dem gegenwärtigen ſeinen Grund haben wird.

Anima poſt mortem perſonalitatem ſervat.

§. 650. Behält ſie aber deutliche Vorſtellungen: So behält ſie auch ihr Bewuſtſeyn, ihre Einbildungskraft und ihr Gedächtniß. Folglich bleibt ſie denn auch dieſelbe Perſon, die ſie in dieſem Leben geweſen, und iſt ſowohl fähig geſtrafet, als belohnt zu werden. Wir können es aber hier nicht ganz gewiß ausmachen, ob ſie dieſer Unſterblichkeit ganz ohne Körper theilhaftig werden könne; imgleichen, ob dieſelbe gleich in dem Augenblicke des Todes, oder erſt nach einer kurzen Betäubung ihren Anfang nehme? Herr von Leibnitz hat mit groſſer Wahrſcheinlichkeit davor gehalten, daß kein endlicher Geiſt ohne allen materialiſchen Aufenthalt beſtehe, und daß folglich auch unſre Seele, wenn ſie den groben Körper verläßt, noch einen ſubtilen Körper behalte.

Annon alia adhuc immortalitatis argu-

§. 651. Es iſt nicht zu leugnen, daß die Vernunft noch andre und vielleicht ſtärkere Beweiſe von dieſer Wahrheit an die Hand gebe.

Doch

menta dentur?

Doch weil ſie ſich theils auf die Lehre von den Göttlichen Vollkommenheiten, theils auf die Sittenlehre gründen: So können wir dieſelben hier noch nicht anführen. Sie ſollen aber an ihrem Orte folgen. Es wächſt indeſſen dieſer Wahrſcheinlichkeit ein groſſes Gewicht zu, wenn man die faſt allgemeine Uebereinſtimmung der alten Weltweiſen, ja faſt aller Völker in der Welt, daß die Seelen unſterblich ſind, in Betrachtung ziehet. Zum wenigſten haben die edelſten Gemüther allezeit ein Verlangen nach der Unſterblichkeit bey ſich geſpüret. Die Offenbarung aber hebt hierbey völlig allen Zweifel auf.

Quid ſit ſpiritus in genere.

§. 652. Was nun von Geiſtern überhaupt zu halten ſey, kan aus dem obigen leicht abgenommen werden. Man verſteht durch einen Geiſt gemeiniglich ein Weſen, welches Verſtand und einen freyen Willen hat. Und in dieſem Verſtande iſt unſere Seele auch ein Geiſt. Ob es aber auſſer unſern Seelen noch andere Geiſter gebe, das iſt ſo leicht weder zu bejahen noch zu verneinen: Wenn man der Vernunft allein folgen will. Denn was von Erſcheinungen der Geiſter u. Beſeſſenen gemeiniglich erzehlet wird, iſt auf ſo verdächtige Zeugniſſe gegründet, daß ein Weltweiſer darauf nicht bauen kan.

Non improbabile eſt plures dari ſpiritus praeter noſtrum.

§. 653. Indeſſen iſt es weder unmöglich noch unwahrſcheinlich, daß es noch andre Geiſter mehr in der Welt gebe. In der Naturlehre wird erwieſen, daß die planetiſchen Körper allem Anſehen nach mit Einwohnern beſetzt ſind. Gehen wir nun auf die Aehnlichkeit: So müſſen darunter auch vernünftige Geſchöpfe verhanden ſeyn, die ſich die Welt deutlich vorſtellen, und alſo Verſtand und Willen haben. Ja da einige dieſer planetiſchen Kugeln theils weit gröſſer, theils der Sonne weit näher ſind, ſo können noch wohl weit edlere Geſchöpfe darauf wohnen, als wir ſind; die alſo weit vollkommnere Geiſter zu Seelen haben.

Diverſi perfectionis gradus in ſpiritibus.

§. 654. Die Vollkommenheit der Geiſter kommt aber auf die Vollkommenheit ihres Verſtandes an, und der allervollkommenſte würde alſo den vollkommenſten Verſtand beſitzen (§. 609.), d. i. ſich alles mögliche in vollkommenſter Deutlichkeit zugleich vorſtellen. Weil auch die Vollkommenheit des Willens auf die Vollkommenheit des Verſtandes ankommt, der von dem guten und böſen entweder richtig oder übel urtheilet: So folget auch, daß der beſte Wille auch mit dem beſten Verſtande verbunden ſeyn werde. Der allervollkommenſte Geiſt wird alſo auch den allervollkommenſten Willen haben: Das iſt, er wird allezeit das wahre Gute, und unter vielen wahren Gütern, die er nicht zugleich wollen kan, das allerbeſte wehlen

Spiritus ratione & ſapientia gaudent.

§. 655. Weil die Vernunft nur die dritte Kraft des Verſtandes iſt: So muß auch ein jeder Geiſt eine Vernunft, der allervollkommenſte aber auch die gröſte Vernunft beſitzen (§. 611.), d. i. den Zuſammenhang aller allgemeinen und beſondern Wahrheiten zugleich einſehen. Nun iſt die Weisheit eine Fertigkeit ſeine Handlungen zu Mitteln gewiſſer Abſichten zu machen, und alle die nähern Abſichten wieder als Mittel zum letzten Hauptzwecke zu gebrauchen. Ohne Vernunft iſt niemand hierzu fähig: Aber daher ſind eben alle Geiſter geſchickt nach dem Grade ihrer Vernunft weiſe zu werden. Und der allervollkommenſte Geiſt, der die allervollkommenſte Vernunft beſitzet, muß auch die allergröſte Weisheit haben.

Spiritus perfectiſſimus quomodo agat.

§. 656. Da nun dergeſtalt der vollkommenſte Geiſt alle ſeine Thaten als Mittel zu ſeinen Abſichten brauchet, und alle nähere Abſichten zu Mitteln ſeinen letzten Zweck zu erhalten brauchen kan: So wird er ſich vermöge der vollkommenſten Vernunft auch die beqvemſte Art zu ſeinem Zwecke zu gelangen, deutlich vorſtellen, und vermöge des vollkommenſten Willens denſelben erwehlen. Das allerweiſeſte Weſen kan alſo nichts vergebliches thun; das iſt, keine unnöthige Mittel zu ſeinen Abſichten anwenden; auch keine Umſchweiſe machen, wo man etwas näher haben kan.

Stultitia quid ſit & unde agnoſcatur.

§. 657. Im Gegentheile ſieht man leicht, was die Thorheit eigentlich ſey, die gewiſſen Geiſtern anklebet. Nemlich eine Unfähigkeit geſchickte Mittel zu ſeinen Abſichten zu erfinden, und alle ſeine Handlungen mit dem letzten Zwecke zu verknüpfen. Ein Thor hindert alſo gemeiniglich ſein eigen Vorhaben, aus Mangel der Einſicht. Er thut vieles ohne an ſeinen Zweck zu gedenken, Er wehlt Umwege, wo er näher kommen könnte. Und alſo fehlt es ihm nicht nur an Weisheit, ſondern wohl gar an Vernunft und Verſtand.

Animae brutorum dantur.

§. 658. Nichts iſt übrig, als noch von den unvernünftigen Thieren und ihren Seelen zu handeln. Daß ſie Seelen haben, ſchlieſſen wir aus der Aehnlichkeit ihrer Leiber und Wirkungen mit den unſrigen. Denn ſie haben nicht nur von auſſen eben ſolche Gliedmaſſen der Sinne, ſondern auch inwendig eben ein ſolches Gehirn, eben ſolche Nerven; dadurch denn auch eben ſolche Eindrückungen von auſſen in ſie geſchehen. Daher ſchlieſſe ich denn von ihnen mit eben der Gewißheit, daß ſie Seelen haben, als ich es von andern Menſchen aus ihrer Aehnlichkeit mit mir ſchlieſſe.

Bruta ſibi magis minusve conſcia ſunt.

§. 659. Weil zum Bewußtſeyn die Klarheit der Theile in dem Empfundenen gehöret; ihre Siñe aber nicht durchgehends eben ſo vollkommen ſind als die unſrigen, auch die Aufmerkſamkeit und das Ueberdenken, nebſt dem Abſondern des Aehnlichen, bey ihnen ſo leicht nicht iſt als bey uns: So ſind ſich auch nicht alle Thiere ſo klar oder ſo deutlich ihrer ſelbſt bewußt. Und über das iſt ihnen der Gebrauch der Wörter nicht möglich ſo beyzubringen, daß ſie gewiſſe Begriffe damit verknüpfen, und dadurch zum allgemeinen Erkenntniſſe gelangen könnten. Weil aber dieſes zur Vernunft ganz unentbehrlich iſt: Alſo ſind die Thiere keiner Vernunft fähig, und heiſſen alſo mit Recht unvernünftige Thiere.

§. 660.

Analogon rationis habent.

§. 660. Gleichwohl ſieht man an etlichen Thieren gewiſſe Handlungen die nichts anders, als aus einer Art unvollkommener Vernunftſchlüſſe entſtehen, wovon Rorarius ein ganzes Buch geſchrieben hat. Dieſes nannten die Alten das **Vernunftähnliche**, und wir haben es oben bereits erkläret (§.495.). Denn bey Gelegenheit einer Empfindung bringt die Phantaſie etwas, ſo damit einige Verbindung gehabt, wieder hervor, und daher entſteht die Muthmaſſung, daß es wohl wieder erfolgen möchte: Wie an einem Hunde zu ſehen iſt, der bey aufgehobenem Stocke ſich ſchon fürchtet. Hierzu ſind die Sinne, die Einbildungskraft, das Gedächtniß und einiger Witz ſchon zulänglich; und hierauf gründet ſich die Gelehrigkeit gewiſſer Thiere in Erlernung der Künſte.

Appetitu ſenſitivo & affectibus aguntur.

§. 661. Aus eben dieſen Seelen = Kräften entſtehen in ihnen auch die undeutlichen Vorſtellungen des Guten und Böſen, nebſt dem ſinnlichen Abſcheue und der ſinnlichen Begierde und den Affecten. Zu allen dieſen Dingen ſind alſo die Thiere fähig, nachdem ſie beſſere Gliedmaſſen der Sinne haben; oder nachdem ihre Seelen klärere Empfindungen bekommen. Wir ſehen dieſes auch aus der Erfahrung, indem einige faſt keinen, andre ſehr ſtarken Affecten unterworfen ſind. Weil ſie nun nach dieſen allein handeln, und niemals deutlich vom Guten und Böſen urtheilen, ſo ſind ſie beſtändig im Stande der Sclaverey; können auch nicht durch Geſetze, ſondern bleß durch Zwang und lange Gewohnheit regieret werden.

Ende der Geiſterlehre.

Der
Theoretiſchen
Weltweisheit
Fünfter Theil.
Die
Naturlehre.

Einleitung
zur
Naturlehre.

§. 662.

Die Naturlehre iſt eine Wiſſenſchaft von den materialiſchen Subſtanzen oder Körpern, daraus dieſe ganze Welt beſtehet. Weil nun die Körper zuſammengeſetzte Dinge ſind, die auſſer ihrem Weſen (§. 349.) auch eine Natur (§. 371.) beſitzen: So muß die Naturlehre zeigen, was vor Vollkommenheiten dieſelben nach dem erſten beſitzen, und zu was vor Wirkungen ſie vermöge des andern vermögend ſind. Es iſt alſo die Naturlehre von der Weltbetrachtung ſattſam unterſchieden. Denn da wir dort von einer Welt überhaupt handelten: So wird hier insbeſondere von dieſer Welt, und zwar nach allen ihren uns bekannten Theilen gehandelt werden.

Phyſica quid ſit.

§. 663. Die Körper in der Welt ſind entweder organiſch, das iſt aus künſtlich geſtalteten und wohl verbundenen Theilen zuſammengeſetzt: Oder ſie ſind vermiſcht, das iſt, aus Vermengung allerley kleiner Theile von verſchiedener Figur und Gröſſe entſtanden. In beyden müſſen alle Veränderungen durch die

Corpora ſunt vel organica vel mixta.

Bewegung erfolgen, die aber ihren natürlichen Geſetzen folget (§. 363.), und ſich nach der Art der Zuſammenſetzung eines jeden beſondern Körpers richtet. Wenn wir alſo von allen Veränderungen der Körper einen zulänglichen Grund anzeigen wollen: So werden wir in Erklärung derſelben mechaniſch verfahren müſſen. (§. 341.)

Cognitio naturae perfecta num detur?

§. 664. Da aber die Theile der Welt unſern Sinnen bald zu weit entfernet, bald zu groß und bald zu klein ſind: So iſt es nicht möglich von ihnen allen ein vollkommenes Erkenntniß zu erlangen, oder ihr Weſen deutlich einzuſehen. Ja weil auch die Kräfte derſelben aus den Elementen ihren Urſprung haben, dieſe aber gar nicht in die Sinne fallen können (§. 398): So können wir auch die Natur aller Körper nicht völlig erklären, oder von allen Wirkungen derſelben vollſtändige Gründe anzeigen. Wir müſſen uns alſo genügen laſſen, daß wir ſo weit gehen, als uns die bisherigen Entdeckungen der Naturforſcher führen können; das übrige aber unſern Nachkommen überlaſſen.

Uſus ſcientiae naturalis quis?

§. 665. So unvollkommen indeſſen unſere Naturlehre noch iſt, ſo nützlich iſt dieſelbe doch. Vors erſte lehrt ſie uns unſern eigenen Körper kennen, und legt dadurch den Grund zur Arzneykunſt. Vors andre befreyet ſie uns von vieler unnöthigen Furcht, womit ſich die Abergläubiſchen plagen, wenn ſie die Urſachen natürlicher Begebenheiten nicht wiſſen. Endlich lehret ſie uns auch durch die Erklärung der groſſen

ſen Schönheit und Vollkommenheit aller Theile der Welt, ſo wohl ins beſondere, als im Zuſammenhange, wie viel Weisheit und Güte dasjenige Weſen beſitzen müſſe, von welchem die ganze Natur ihren Urſprung hat.

* * *

Der Erſte Abſchnitt

von den

Körpern überhaupt.

Das I. Hauptſtücke

von den

allgemeinen Eigenſchaften der Körper.

§. 666.

Differentia doctrinae huius a Cosmologica.

Ungeachtet wir ſchon in der Weltbetrachtung von dem Körper überhaupt gehandelt: So müſſen wir doch itzo noch einmal davon handeln. Dort war unſere Abſicht metaphyſiſch zu unterſuchen, wie derſelbe aus Elementen zuſammen geſetzt ſey, worinn ſein Weſen und ſeine Natur beſtehe: Hier aber müſſen wir als Naturforſcher nicht ſowohl aus allgemeinen Begriffen Schlüſſe machen; als vielmehr aus der Erfahrung herleiten, was den Körpern zukomme oder nicht. Gleichwohl aber wird ſich dieſes alles auf die oben feſtgeſetzten Gründe beziehen müſſen.

Materiae diuiſibilitas indefinita.

§. 667. Wir wiſſen daß ein Körper theilbar iſt (§. 348). Dieſe Theilbarkeit deſſelben läſſet ſich bis auf unbegreiflich kleine Theile fortſetzen. Ein Tropfen gelber Farbe machet ein groſſes Gefäſſe reines Waſſers trübe, ſo daß in ſo unendlich vielen Puncten, als man in demſelben unterſcheiden kan, überall etwas von der gelben Farbe zu ſehen iſt. Stark riechende Sachen füllen ganze Zimmer und Häuſer viele Tage und Monden lang mit ihren ausdüſtenden Theilchen an, ohne das geringſte von ihrer Schwere zu verlieren. Euſtachius Divinus hat durch ſein Vergröſſerungsglas, welches einen Cörper 294207. mal vergröſſerte, ein kleines Thierchen geſehen, welches ihm wie das allerkleinſte Sandkorn, ſo man mit bloſſen Augen ſehen kan, vorkam; und folglich faſt dreymal hundert tauſendmal kleiner als ein ſolches Sandkorn geweſen ſeyn muſt.

Corporum ſenſibilium ex particulis inſenſibilibus origo.

§. 668. Da dieſe Eintheilung der Körper die ſichtbaren Dinge in unſichtbare verwandeln kan: So iſt es kein Wunder, daß aus Zuſammenſetzung vieler unſichtbaren Theilchen die ſichtbaren entſtehen können. Sonderlich entſtehen die vermiſchten Körper, als die Metalle, Mineralien, Steine und flüſſige Sachen aus der Vermengung ſolcher kleinen Theilchen von unterſchiedenen Gattungen. Die Kunſt, welche in dieſem Stücke der Natur nachahmet, kan uns in Zubereitung der Getränke, der Arzneyen, imgleichen des Glaſes, Porcellans und der Ziegelſteine, aufs deutlichſte davon überführen.

§. 669. Die Erfahrung zeiget aber, daß die vermiſchten Körper ſehr von einander unterſchieden ſind. Weil nun dieſer Unterſcheid ſeinen Grund haben muß, ſo müſſen nothwendig die Theilchen, ſo mit einander vermiſchet worden, von unterſchiedener Art geweſen ſeyn (§. 383). Wenn man derowegen die Körper zertheilen will, ſo muß man ſie in eben die Theile wieder zerlegen, daraus ſie entſtanden ſind, z. E. das Holz in ſeine Splitter, den Stein in ſeine Sandkörner, das Waſſer in ſeine Tröpfchen u. ſ. w. Nicht aber in eingebildete Theile von einerley Figur und Gröſſe, wie die Phantaſie ſich dieſelben vorzuſtellen pfleget. (§. 264)

Particulae mixtorum minimae inter ſe differunt.

§. 670. Da nun die unendliche Menge kleiner Theile, daraus ein jeder Körper zuſammen geſetzt iſt, unmöglich einerley Figur und Gröſſe haben kan: So iſt leicht zu denken, daß in Vermiſchung derſelben nothwendig viel kleine Räumchen oder Löchlein übrig bleiben müſſen, die nicht von den vermiſchten Materien angefüllet werden. An einigen Körpern ſind dieſelben ſichtbar, wie z. E. im Bimsſteine und Schwamme, imgleichen in gewiſſem Holze u. d. gl. Anderwerts kan man es ſchlieſſen. Z. E. im Glaſe, wo das Licht durchfället, im dickſten Leder, wo das Qveckſilber auf der Luftpumpe durchläuft; Ja in den dichteſten Metallen, wo die magnetiſche Materie ungehindert durchflieſſet.

Corpora ſunt poroſa

§. 671. Ob aber dieſe rückſtändige Räum-

An detur vacuum.

diſſeminatum.

lein in den Körpern ganz leer ſeyn, oder nicht, das iſt eine ſchwere Frage. Lucretius will es aus der ungleichen Schwere der Körper behaupten, und die heutigen Engelländer pflichten ihm bey. Sie ſetzen es aber unerwieſen zum voraus, daß alle Materie ſchwer ſey; wovon wir hernach handeln wollen. Dahingegen ſehen wir es in den meiſten durchlöcherten Körpern, daß ihre Räumlein theils mit Waſſer, theils mit Luft, theils mit dem Lichte, theils mit der Wärme, theils mit der magnetiſchen Materie angefüllet ſind. Und es iſt alſo zu vermuthen, daß vielleicht kein Pünctchen in der Welt ganz und gar leer ſeyn werde.

Materia propria corporis & aliena.

§. 672. Man muß daher in einem jeden Körper, die in demſelben eigenthümliche Materie von der fremden unterſcheiden, die ſich nur in ſeinen Zwiſchen-Räumlein aufhält, und ſich vielfältig ändern kan. Z. E. ein Schwamm hat erſtlich ſeine eigene Theile, daraus er beſteht; hernach aber auch fremde Theile, der Luft oder des Waſſers, die ſich in ſeinen Löchern abwechſeln können. Dieſe fremde Materie nun kan ſich entweder mit der eigenthümlichen ſo genau vereinigen, daß der Körper davon ſchwerer wird, und in der Bewegung deſto mehr Gewalt hat; oder nur ſo frey durchflieſſen, daß der Körper nicht davon beſchweret wird: Wie die Luft im Schwamme, oder das Waſſer in einem Netze thut.

Materia aliena interlabens.

§. 673. Hienge nun alle fremde Materie mit der eigenthümlichen ſo genau zuſammen:

So müſten alle Körper von einer Gröſſe auch gleich ſchwer ſeyn; wenn nemlich kein leeres Räumchen darinn anzutreffen wäre. Da aber dieſes nicht iſt; ſo ſchlieſſen wir, daß die meiſten Arten der fremden Materie, ſo die Zwiſchenräumlein aller Körper erfüllen, nur durchflieſſen müſſen. Und weil vermöge des obigen die Zwiſchenräumlein der meiſten Körper ſehr klein ſind: So muß nothwendig auch die durchflieſſende Materie aus unbegreiflich kleinen Theilchen beſtehen. Doch ſind ſie auch nicht alle gleich ſubtil: Denn da z. E. das Glas den Geruch des Ungariſchen Waſſers, oder die Kräfte der Arzneyen nicht durchläſſet: So kan es doch die Wärme, die magnetiſche Materie, und das Licht gar nicht aufhalten.

Mutationes corporum quomodo explicandae.

§. 674. Wenn alſo Veränderungen in einem Körper vorgehen, ſo müſſen ſie ſich entweder in der eigenthümlichen Materie deſſelben zutragen, und dann ſind ſie weſentlich: Als wenn z. E. ein Stein zermalmet, oder das Holz verbrannt wird. Oder ſie ereignen ſich nur in der fremden Materie; als wenn z. E. das Waſſer gefärbt, oder ſchmackhaft gemachet wird, und dieſe ſind zufällige Veränderungen. Wer alſo von den Veränderungen der Körper Grund anzeigen will, der muß denſelben entweder in der eigenthümlichen, oder in der fremden Materie derſelben ſuchen: Es mag nun dieſe letzte entweder mit ihm zuſammenhangen oder nur durchflieſſen.

Magna ma-

§. 675. Wie aber in gröſſern Körpern vielteriae pars in plures formas variabilis est.

mal aus einerley Materie durch die verſchiedene Figur und Gröſſe, auch Verbindung und Bewegung der Theile, vielerley Arten der Dinge entſtehen: Alſo iſt ſolches auch in kleinern gar wohl möglich. Eben diejenigen Theilchen, die heute noch Gras ſind, können morgen Milch, hernach Käſe und Butter, hernach Blut, hernach Fleiſch und Bein, hernach wieder Staub und Aſche werden. Und dergeſtalt giebt es in der Welt einen groſſen Theil wandelbarer Materie, die ſich in tauſend Geſtalten verwandeln läßt; an ſich ſelbſt aber immer dieſelbe bleibt. Die Verwandelungen, die mit Flachs, Wolle und Seide vorgehen, können hier zum Exempel dienen.

Incrementa & Decrementa corporum unde?

§. 676. Das Wachsthum und die Abnahme der Körper kommt bloß auf die Vermehrung und die Verminderung ihrer Theile an, es mögen nun dieſelben zur eigenthümlichen, oder zur fremden Materie gehören. Z.E. die Bäume wachſen dicker und länger, weil durch die Wurzeln mehr Saft hinein dringet, der ſich in Holz und Rinde verwandelt: Das feuchte Holz aber ſchwindet wenn es trocken wird; weil die wäſſerichten Theile des Saftes als Dünſte davon fliegen. Dodart ein Franzöſiſcher Arzt faſtete 1677, nach Art der Römiſch-Catholiſchen. Vor der Faſten war er 116. Pfunde ſchwer; in 46 Tagen aber hatte er ſechs Pfunde und 12 Unzen weniger im Gewichte; die er aber vom Fleiſcheſſen in 9 Tagen wieder erhielte.

Quid in mixtione

§. 677. In der vorhergehenden Veränderung ſahen wir nicht auf die Miſchung: Sieht man aber auch darauf, ſo kan ein Körper auch bey dem Wachsthume oder in der Annahme ſonſt verändert werden. Denn kommen lauter Theile von eben der Art dazu, ſo bleibt er zwar eben ſo wie er war: Allein wenn Theile von einer andern Gattung hinzu gethan werden; ſo ändert ſich auch die Beſchaffenheit des Körpers. Z. E. wenn ich zu einem Faſſe gutes Weines nach und nach ſchlechtern füllen wollte: Oder wenn ich einen Spaniſchen Weinſtock auf einen ſchlechten deutſchen Boden pflanzen möchte; ſo würden die Trauben ſo gut nicht mehr werden.

obſeruandum ſit.

Quid materiae interlabenti tribuendum ſit.

§. 678. Die durchflieſſende Materie ändert auch ſehr viel in den Körpern; ſonderlich die wärmende, und die magnetiſche. Die erſtere z.E. macht, daß die Früchte ihren herben und ſauren Geſchmack in einen ſüſſen verwandeln; daß Schnee und Eis, ja ſo gar die Metalle ſchmelzen; daß harte Speiſen im ſieden oder braten mürbe werden: Welches alles durch die Bewegung geſchieht, die entweder die kleinen Theilchen ihren Figuren nach ändert, oder ihren Zuſammenhang trennet. Die andre aber, nemlich die magnetiſche machet, daß ein Eiſen ſich nicht nur nach Norden wendet, ſondern auch die Kraft bekommt ein andres Eiſen an ſich zu ziehen: Wovon an ſeinem Orte ein mehreres folget.

Numerus materiarum ſimplicium indeterminabilis.

§. 679. Die Naturforſcher haben vielerley Meynungen von der Anzahl der einfachen Materien erdacht, daraus alle Körper entſtehen können. Einige haben Feuer, Luft, Waſſer und Erde dazu genommen; andre, wie Carteſius, nur drey, als die Materie der feurigen himmliſchen Körper, die reinſte Himmelluft, und und das gröbere Zeug daraus die Planetiſchen Körper beſtehen. Die Chymiſten pflegen Salz, Schwefel und Mercur davor anzunehmen. Die Gaſſendiſten und Neutonianer aber nur einerley, nemlich lauter kleine untheilbare Stäubchen von allerley Figuren. Aber alles dieſes ſind ungewiſſe Muthmaſſungen, die ſich nicht erweiſen laſſen.

Quousque in analyſi corporum progrediendum ſit.

§. 680. Wir werden es alſo nicht wagen, die Zahl der Elementariſchen Materien zu beſtimmen. Denn da uns die beſten Vergröſſerungs-Gläſer die einfachen Materien nicht zeigen können, woraus z. E. die Metalle vermiſcht ſind; andre aber noch viel ſubtiler ſind, als die Materie des Lichtes, der Wärme, des Magnets, u. ſ. w: So können wir aus der Erfahrung nichts ſicheres davon ſagen. Erdichtungen aber gehören in die Naturwiſſenſchaft nicht. Wir werden uns daher genügen laſſen, daß wir von den natürlichen Begebenheiten aus den nechſten Urſachen Rechenſchaft geben, ob wir gleich die mechaniſchen Gründe derſelben zur Zeit noch nicht einſehen können.

Das II. Hauptſtücke

von dem

Unterſchiede der Körper in Anſehung ihrer eigenthümlichen Materie.

§. 681.

Da ſo wohl die gemiſchten als die organiſchen Körper ihrer eigenthümlichen Materie nach unterſchieden ſind: So müſſen wir von beyden hier handeln. Was die erſten betrifft, ſo müſſen ſie vor der Vermiſchung nicht nur aufs kleinſte zertheilt geweſen ſeyn; ſondern ſich auch ihrer Natur nach zuſammen ſchicken. Das eine lehrt uns die Zubereitung des Schießpulvers, durch die Kunſt: Das andre ſieht man in Vermiſchung gewiſſer flüſſigen Materien, die ſich nicht vermiſchen laſſen, wie z. E. Oele und Waſſer; oder Feilſtaub mit Scheidewaſſer.

Diuiſio in minutiſſimas partes ante mixtionem neceſſaria.

§. 682. Soll man aber einen vermiſchten Körper auflöſen, ſo iſt es nicht allemal nöthig bis auf die einfacheſten Materien zurücke zu gehen. Z. E. wenn man das Blut im menſchlichen Leibe unterſuchet, ſo darf man nur bis auf das wäſſerigte Weſen deſſelben, und die rothen Kügelchen, ſo darinn ſchwimmen, achtung geben. Oder wer den rothen Wein durch ein Leſchpapier, oder durch zarten Sand durchſeiget, findet ebenfalls, daß die rothen Theilchen des Wei-

An in analyſi ad ſimpliciſſima deſcendendum ſit?

nes Fäſerchen der Trauben, und das andre ein wäſſeriges Weſen ſey, ſo wenig Geiſter und Geſchmack hat.

Nonnumquam in particulis minimis ſubſiſtendum.

§. 683. Können wir es auch ſo weit nicht bringen, wie etwa in den Metallen geſchieht, wo man die einfachen Materien nicht ergründen kan, daraus ſie vermiſcht worden: So müſſen wir mit den Theilchen zufrieden ſeyn, ſo uns entweder die Augen oder die Vergröſſerungs-Gläſer zeigen. Aus dieſen müſſen wir nach ihren verſchiedenen Figuren, Gröſſen und Bewegungen die daher rührenden Eigenſchaften zu erklären ſuchen, weil wir doch in Auflöſung der Körper weiter nicht gehen können, als uns die Sinne führen: Wozu dann auch die Chymie vielfältigen Vorſchub zu thun pflegt.

Corpora ſunt vel denſa vel poroſa.

§. 684. Wenn nun dergleichen Theile mit einander verbunden werden, ſo paſſen entweder alle ihre Flächen auf einander, oder nicht. Wäre das erſtere, ſo würde daraus ein vollkommen dichter Körper entſtehen, der keine Zwiſchenräumlein hätte, und in einem fortgienge. Weil aber, wegen der vielfältig veränderten Figuren in den kleinſten Theilchen, ſolches nicht möglich iſt, ſo bleiben in der Zuſammenfügung, oder Vermiſchung aller körperlichen Theile, noch Zwiſchenräumlein genug übrig, davon die gröſſern vor die fremde anklebende Materie, die kleineren aber vor die durchflieſſende zum Aufenthalte dienen.

Nullum corpus per-

§. 685. Obwohl nun dergeſtalt kein Körper vollkommen dicht iſt, ſo ſind dieſelben doch am

Grade der Dichtigkeit unterſchieden, nachdem ſie groſſe oder kleine Löchlein haben. Sind dieſelben ſichtbar, ſo nennet man ſie **locker**, wie das Brodt, Sandelholz, oder ein Schwamm. Das Holz übertrifft dieſes alles an Dichtigkeit, wiewohl es auch darunter viele Grade derſelben giebt. Dann folgen die Steine, die noch dichter ſind, und endlich die Metalle, davon Bley und Gold die allerdichteſten ſind, doch ſo, daß das Qveckſilber das Mittel zwiſchen beyden hält. Das Gold wird von keinem einzigen Körper, den wir auf der Erdenfläche kennen, an Dichtigkeit übertroffen.

ſecte denſum eſt: Quid ſit rarum?

§. 686. Wenn ein Körper zwar ſeiner eigenthümlichen Materie nach dicht zu ſeyn ſcheinet, aber ziemlich weite Oeffnungen zwiſchen ſeinen Theilen übrig läßt, wie z. E. im Bimſteine: So nennet man ihn ſchwammigt, oder durchlöchert. Und ob man wohl mit bloſſen Augen nicht überall dieſe Löchlein unterſcheiden kan: ſo zeigen uns doch die Vergröſſerungsgläſer dieſelben im Holze und in der Rinde deſſelben ſehr deutlich. Imgleichen kan man dieſelben auf unſrer Haut wahrnehmen; ſonderlich wenn uns etwa die Hände ſchwitzen. Und dieſer Zwiſchenräumlein giebt es in den meiſten Körpern ſo viel, daß ſie die eigentliche Materie des Körpers an Menge weit übertreffen.

Etiam ea quae denſa videntur rara ſunt.

§. 687. Wenn man die Theilchen eines Körpers näher an einander dränget, ſo daß ſeine Ausdehnung geringer wird und weniger Raum einnimmt: So wird aus einem lockern Körper

Corpora ſolida ex rarorum compreſſione fiunt.

ein dichter. Zuweilen werden auch wohl die Zwiſchenräumlein mit einer fremden, aber anklebenden Materie erfüllet, daß alſo gleichfalls die Lockerkeit deſſelben aufhöret. Wenn aber hingegen die nahe an einander liegenden Theile eines Körpers ſo von einander getrieben werden, daß ſie gleichwohl noch in einigen kleinen Flächen einander berühren: So werden die dichten in lockere verwandelt.

Corpora dura & mollia quid.

§. 688. Wenn die Theile eines Körpers ſo feſt an einander hangen, daß ſie ſich ſchwerlich von einander trennen laſſen, oder im Angriffe und Stoſſe gar nicht, oder doch ſehr wenig nachgeben: So nennet man ſie hart, und im Gegenfalle weich. Es entſteht aber dieſer Zuſammenhang in den gröſten Theilen eines Körpers von den Figuren derſelben, die ſich genau in einander fugen; wie z. E. zwey glatte Marmorſteine ohne weitere Verbindung auf einander kleben. In den kleinern Theilen hergegen muß man auch auf die gegeneinander druckende Kraft der erſten Elemente ſehen, dadurch ſie ſich einander zu nähern bemühet ſind. (§.388)

An cohaeſio a vi attractiua pendeat.

§. 689. Die heutigen Engelländer halten davor, daß dieſes von einer magnetiſchen, oder anziehenden Kraft aller Theile der Materie herrühre, davon wir auch an etlichen gröſſern Körpern die Proben ſehen. Z. E. der Agtſtein ziehet Spreu und Papierſpäne; eine Meſſerſpitze, wenn ſie ein wenig gerieben worden, ein freyhangendes Haar an ſich. Allein da ſich hievon aus der durchflieſſenden Materie bey gedachten bachten Körpern begreifliche Urſachen geben laſſen, die bey den elementariſchen Theilchen nicht ſtatt finden: So iſt es nicht rathſam eine unbegreifliche Anziehung in denſelben zuzugeben, ſo lange wir eine begreiflichere Urſache angeben können.

§. 690. Wenn ein Körper härter und feſter iſt als der andre, ſo kommt dieſes von der verſchiedenen Menge und Gröſſe der Flächen her, wodurch ihre Theile einander berühren. Imgleichen kommt es viel auf die Figuren der Theile, und die Ordnung, in welcher ſie bald nach der Länge an einander liegen, bald verwirrt untereinander geworfen ſind, bald in einander geflochten werden. Denn daher kommt es eben, daß ſich einige Körper zerreiben, andre zerſpalten, andre zerbrechen, noch andre biegen und hammern laſſen; viele endlich geſchmolzen, verbrannt oder erweichet werden können.

Duritiei gradus diverſi unde.

§. 691. Beſteht ein Körper aus ſo groſſen Theilen, daß ſie in die Sinne fallen: ſo nennet man ihn grob; wie z. E. ein Kieſelſtein, oder ein gemeines Holz, darinn man alle Sandkörner und Fäſerchen ſehen kan. Iſt er aber aus ſo kleinen Theilchen zuſammen geſetzt, die man mit bloſſen Augen nicht mehr unterſcheiden kan: So nennet man denſelben zart: Wie z. E. die Edelſteine und Metalle, das ausländiſche Holz zum Theil, oder die zarte Haut eines Menſchen. Daher iſt es denn kein Wunder, daß durch die Vergröſſerungsgläſer auch die zarten Körper zuweilen ganz grob ausſehen; als z. E.

Corpora craſſa & tenuia, quid?

die Marmorſteine, oder auch die Haut eines Menſchen.

Corpora aſpera & laevia quomodo oriantur.

§. 692. Endlich nennet man einen Körper rauhe, wenn etliche Theile deſſelben über die andern hervorragen, und ſich mit ihren Spitzen über die, ſo neben ihnen liegen, erheben: Wie z. E. die Fläche eines zerſchlagenen Kieſelſteines. Scheinen aber die Theilchen eines Körpers auf ſeiner Fläche alle gleich hoch zu ſtehen, oder ſich doch ſo unvermerkt zu ſenken oder zu heben, daß man es nicht gewahr wird: So nennet man ſie glatt; wie z. E. ein ſtillſtehendes Waſſer, ein reines Eis, oder das inwendige einer Muſchel. Daher wird durch die Kunſt ein Köper glatt, wenn man die erhabenen Theile entweder abreibet, oder niederdrücket, oder die Hölen, ſo darzwiſchen ſind, ausfüllet.

* * *

Das III. Hauptſtücke

von dem

Unterſchiede der Körper, der von fremder Materie herrühret.

§. 693.

Quomodo a materia aliena diverſitas oriatur.

Weil die Körper, ihrer unzehlichen Zwiſchenräumlein wegen, alle gewiſſer maſſen locker ſind: So iſt die fremde gröbere Materie, die mit ihm eine zeitlang zuſammen hanget, in denſelben enthalten. Weil aber einige Löchlein der Körper vor dieſelbe viel zu klein ſind; ja dieſe Materie auch ſelbſt noch unzehliche Zwiſchenräumlein in ſich hat: So erfüllet die ſubtilere durchfließende Materie alle dieſe noch übrige Plätzchen in den Körpern. Alle Veränderungen alſo, die aus der fremden Materie der Körper herrühren, müſſen entweder von ihrer Art, oder von ihrer Vermehrung, Verminderung und Bewegung entſtehen.

§. 694. Wenn die Menge der fremden Materie von beyden Gattungen wächſt oder zunimmt; ſo daß ſie in den vorigen Zwiſchenräumlein nicht mehr Raum hat: So dränget dieſelbe die Theile des Körpers weiter auseinander, und machet alſo, daß derſelbe ſchwillet oder gröſſer wird. Z. E. wenn der Sauerteig und eine mäſſige Wärme den Teig in die Höhe treibet; oder bey Verletzung einiger Gefäſſe unſers Leibes ein gewiſſer Theil deſſelben von dem darinn ſteckenden Blute und andern Feuchtigkeiten ſchwillet; Oder auch ein Apfel, den man braten will, von der Wärme aufqvillet und zerſpringet.

Quomodo corpus intumeſcat.

§. 695. Wird die Menge dieſer fremden Materie ſo groß, daß alle Theilchen eines Körpers von einander getrennet werden, und einander faſt gar nicht mehr berühren können; ſo wird der Körper flüſſig: Wie es mit dem Wachſe und den Metallen in der Wärme, mit dem Zucker und Salze aber in der Feuchtigkeit gehet. Ja ſelbſt die Flüſſigkeit des Oels und Waſſers, kommt ſo wohl, als die Flüſſigkeit ge-

Quomodo corpus fiat fluidum.

ſchmolzener Metalle von der Wärme her: Indem beydes in der Kälte hart wird, und ſeine Flüſſigkeit verlieret, Daher hängen denn die Theile der flüßigen Körper gar nicht zuſammen, ſondern ſind wirklich durch eine beſtändige Bewegung der durchflieſſenden Materien von einander getrennet.

Quomodo molleſcant corpora.

§. 696. Die Erfahrung lehret auch, daß Körper erſt weich werden, ehe ſie ſchmelzen und in einen Fluß gerathen. Dieſes zeiget das Wachs, das Bley, das Glas, ja das Eiſen ſelbſt. Daraus erhellet, daß ein Körper alsdenn weich ſey, wenn die Menge der fremden Materie in ſeinen Zwiſchenräumlein noch nicht ſo groß iſt, daß ſie alle Theile voneinander trennen, und zertrennt in Bewegung erhalten kan, ob ſie ſich gleich ſchon zwiſchen die aneinander liegenden Flächen derſelben gedrungen hat. So ſieht man zum Exempel bey dem Thone, daß er durch das untermiſchte Waſſer deſto weicher wird, je mehr man davon zwiſchen die Theilchen des Thones bringen kan.

Quomodo indureſcant, mollia.

§. 697. Die weichen Körper können auch der Erfahrung gemäß harte werden, wie an dem Wachſe, Thon ꝛc. zu ſehen. Dieſes geſchieht nun, wenn die fremde Materie zwiſchen den auf einander liegenden Flächen der kleinen Theilchen heraus getrieben wird: Denn dadurch gerathen ſelbige unmittelbar zuſammen, und berühren einander. Aus dem weichen Wachſe darf nur die Wärme getrieben werden, und aus dem Thone darf man nur die wäſſerichten Theilchen vertreiben: So wird jenes hart, und dieſes ein Ziegelſtein.

Alius modus indureſcentiae.

§. 698. Es iſt noch eine andere Art, wie weiche Körper harte werden können: Nemlich wenn man mehr feſte Theile dazu thut. Z. E. Wenn man eingerührten Gyps durch mehr und mehr hinzu geworfenen trockenen Gyps immer ſteifer und dicker macht. Denn weil die Weichigkeit auf einen gewiſſen Grad der fremden flüſſigen Materie ankommt: So iſt leicht zu denken, daß wenn dieſelbe nicht vermehret wird; die eigenthümliche hergegen zunimmt, der Körper nothwendig feſter und härter werden müſſe.

Calorificae materiae ſubtilitas.

§. 699. Wenn man ein Wetterglas unter die Luftpumpe ſtellet, und alle Luft rings um dieſelbe wegpumpet; aber mit einem Kohlfeuer an die gläſerne Glocke kommt: So ſteiget die eingeſchloſſene Feuchtigkeit. Es giebt alſo in dem Feuer ſubtilere Theile als die Luft hat, weil ſie durch das Glas dringen, und auch da wirken, wo keine Luft mehr iſt. Dieſe Theilchen nennen wir die Wärme, und ſie durchdringet alle unſere Körper. Iſt ſie nun häufig in den Löchlein derſelben anzutreffen, ſo iſt er heiß oder ſehr warm, u. ſ. w.

Calor in motu conſiſtit.

§. 700. Wenn man zween Körper aneinander reibet, ſo entſtehet eine Wärme, ja wohl gar ein Feuer. Nun iſt die Wärme eine durchflieſſende Materie (§. 699.) die ſich in den Zwiſchenräumlein der Körper aufhält, und durch das Reiben oder aneinanderſchlagen nur in Bewegung geſetzet werden kan. Da man alſo vorher keine Wärme ſpürte; nach dem Reiben aber ſie gleich wahrnimmt: So ſieht man, daß dieſe ſubtile Materie nicht allezeit eine empfindliche Wärme in ſich habe; ſondern nur durch eine heftige Bewegung darzu gelange.

Quomodo frigeſcant calida.

§. 701. Die warmen Körper werden wieder kalt, wenn man ſie entweder vom Feuer nimmt, oder ſie nach dem Reiben wieder ſtille liegen läßt. Da nun hier weiter nichts dazu kommt, als daß die bewegte durchflieſſende Materie des Körpers entweder allmählich ausduftet, oder aus dem warmen Körper in andere kältere dringet; und ſich alſo in demſelben vermindert: So kan ein Körper von ſich ſelbſt erkalten. Jenes geſchieht, wenn die Körper ſehr locker ſind, und alſo der Wärme leicht den Ausgang verſtatten: Dieſes hergegen wenn kältere Körper den warmen unmittelbar berühren.

Quare corpus calidum intumeſcat & contra.

§. 702. Man ſieht daher leichtlich, wie es komme, daß ein kalter Körper gemeiniglich etwas kleiner wird, als er in der Hitze war, wie an dem glüenden Eiſen, oder an unſern Händen, wenn ſie erkalten, erhellet. Denn weil die wärmende Materie in den Zwiſchenräumlein befindlich war, und viele Theile des Körpers aus einander trieb, und abgeſondert erhielte: So muſte die Ausdehnung des Ganzen ſich in der Wärme vermehren. Hergegen wenn dieſe Materie wieder ausduftet, ſo daß die abgeſonderten Flächen der kleinen Theilchen wieder zuſammen ſtießen: So muß die Ausdehnung des Ganzen wieder kleiner werden.

§. 703.

Calor & frigus gradus admittunt.

§. 703. Wir ſehen, daß eine Wärme, die Wachs ſchmelzet, noch kein Bley flüßig machet; imgleichen daß dieſe noch kein Glas oder Eiſen ſchmelzen kan. Alſo giebt es denn verſchiedene Grade der Hitze. Dieſes kommt auf die verſchiedene Menge der wärmenden Materie und die Geſchwindigkeit ihrer bewegten Theilchen an. Eben ſo iſt es mit der Kälte. Denn eine Kälte, darinn das Metall hart wird, iſt bey weitem ſo groß nicht, als wo Wachs und Fett gerinnet; dieſe iſt viel geringer, als wo das Waſſer gefrieret; und dieſe endlich ſo groß nicht, als wo auch Wein und Brandtwein zu Eis wird. Hier kommt es auf die abnehmende Menge und Bewegung der wärmenden Materie an.

Grauitas non eſt qualitas intrinſeca.

§. 704. Man nennet diejenigen Körper ſchwer, die, wenn ſie nicht von andern unterſtützet werden, ſich nach dem Mittelpuncte der Erden zu ſenken: oder die auch im Gegenfalle eine beſtändige Bemühung äuſſern, herunterwerts zu ſinken. Die Urſache dieſer Schwere kan nicht in dem Körper ſelbſt ſeyn. Denn ein fallender Körper iſt, ſo lange er gehalten wird, im Stande der Ruhe. Nun aber bleibt ein jeder Körper in dem Zuſtande, darinn er iſt, bis er von einer äuſſerlichen Urſache darinn geſtöret wird (§. 364). Daher müſte ein ſo ruhiger Körper auch ſtille in freyer Luft hangen bleiben, wenn man gleich ſeine Stütze unter ihm wegzöge; daferne er nicht von auſſen zum Sinken getrieben würde.

Non ab aëre pendet.

§. 705. Die Luft kan man aber vor die Urſache der Schwere nicht angeben. Denn zu geſchweigen, daß ſie ſelber ſchwer iſt, und die Geſchwindigkeit der fallenden Körper wohl gar noch hindert; wie man an einer fallenden Feder ſieht, die in einem luftleeren Raume weit ſchneller ſinket: So ſieht man auch unter der ausgepumpten Glocke, das Gewichte der Körper gar nicht abnehmen; ungeachtet keine Luft daſelbſt verhanden iſt, ſo dieſelben niederdrücken könnte. Es muß alſo eine ganz andre Materie verhanden ſeyn, die ſelbſt die Luft niederdrücket, und ihr alſo eine Schwere giebt, ſelbſt aber nicht ſchwer iſt.

Graue deſcendens plus ſimplici vice deorſum truditur.

§. 706. Es muß aber ein fallender Körper mehr als einen Druck oder Stoß von dieſer Materie bekommen, indem er fällt. Denn bekäme er nur einen Stoß: So würde er zwar fallen, aber ſeine Geſchwindigkeit würde ſich, wegen des Wiederſtandes der Luft, den er in jedem Puncte ſeines Falles antrifft, vermindern, und endlich gar aufhören; ehe er noch die Erde erreichet hätte: Zum wenigſten wenn er etwas hoch herunter fiele. (§. 367.) Dieſes geſchieht aber nicht, ſondern vielmehr fällt ein Körper im Niederſinken erſt langſam, hernach immer geſchwinder, und endlich mit einer faſt unbegreiflichen Geſchwindigkeit: Die ſich aber noch immer verſtärket, je länger der Fall dauret.

Materia gravifica in quolibet puncto novo impetu agit.

§. 707. Da nun auch die Geſchwindigkeit ein Zuſtand des Körpers iſt, der nicht ohne eine äuſſerliche Urſache vermehret werden kan; hier aber dieſelbe in allen Puncten des fallenden Körpers vermehret wird: So muß ein fallender Körper in allen Puncten ſeines Falles einen neuen Druck oder Stoß bekommen; der nicht nur den Wiederſtand der Luft zu überwinden, ſondern auch die Bewegung des Körpers zu verſtärken, kräftig genug iſt. Die ſchwermachende Materie muß alſo von unglaublicher Geſchwindigkeit ſeyn, da ſie auch denjenigen Körpern, die am geſchwindeſten fallen, immer neue Stöſſe geben kan, ihren Fall zu beſchleunigen.

Materia gravifica eſt materia interlabens.

§. 708. Geſchähe nun der Druck dieſer Materie nur auf die äuſſerſte und oberſte Fläche der Körper: So würde ſich die Schwere des Körper nach der Gröſſe ſeiner oberſten Fläche richten, und ein Bogen Papier z. E. müſte ſo ſchwer ſeyn als ein dickes Buch, von gleicher Länge und Breite. Allein, da nicht nur die Länge und Breite, ſondern auch die Dicke einen Körper ſchwerer macht: So muß ſich der Druck oder Stoß der ſchwermachenden Materie auf die innerſten und kleinſten Theilchen des Körpers erſtrecken, und folglich iſt dieſelbe unter die durchflieſſenden Materien zu zehlen.

Materiae grauificae motus qualis ſit.

§. 709. Da die Körper auf der ganzen Erdenfläche, ja auch in derſelben ſchwer ſind, ſo muß auch dieſe Materie die ganze Erdkugel umgeben, ja alle ihr innerſtes durchdringen, und viel ſubtiler ſeyn als die Luft und die Wärme. Ihre Bewegung muß überaus geſchwinde ſeyn, und in die Runde um dieſelbe herumflieſſen. Denn ungeachtet ſie die Körper in geraden Linien nach dem Mittelpuncte der Erden ſtößt: So kan ſie doch ſelbſt nicht in geraden Linien dahin flieſſen. Sie würde ſich ſonſt ſelbſt hindern, oder wo ſie ja durch die Erdkugel ungehindert durchflöſſe, doch auf der entgegen geſetzten Halbkugel die Schwere der Körper wieder aufheben.

Directionis linea non unica tantum ſed multiplex.

§. 710. Wenn man nun dieſer umflieſſenden Materie nur eine einzige Richtungslinie geben wollte, z. E. daß ſie von Abend gegen Morgen mit dem Aequator parallel flöſſe: So würden die ſchweren Körper nicht nach dem Mittelpuncte, ſondern nach allen Puncten der Erden-Achſe ſinken; Welches doch der Erfahrung zuwieder iſt. Es muß alſo dieſe ſchwermachende Materie in allen möglichen Richtungs-Linien zugleich um die Erde flieſſen, und ſich alſo tauſendfältig durchkreuzen und begegnen, ohne ſich gleichwohl ſelbſt zu hindern oder aufzuhalten. Dieſes iſt zwar ſchwer zu begreifen, doch haben, nach Hugens Exempel, ſich die gröſten Naturkündiger bemühet dieſe Schwierigkeiten zu heben. Man ſehe die Schriften der Petersburgiſchen Academie der Wiſſenſchaften.

Vis elaſtica etiam a materia interbente pendet.

§. 711. Endlich bemerken wir, daß auch die ausdehnende Kraft in gewiſſen Körpern befindlich iſt. Z. E. ein gekrümmter Degen ſpringt zurücke und wird gerade, ſo bald der Wiederſtand gehoben wird. Vermöge eines Geſetzes der Natur, (§. 364.) ſolte derſelbe in ſeiner Krümmung bleiben, wenn er von keiner äuſſerlichen Urſache wieder gerade zu werden genöthiget würde. Er wird aber gerade, wenn man ihn los läßt, alſo muß eine Urſache auſſer ihm verhanden ſeyn, die ihn gerade macht. Wir können aber auch dieſe nirgends anders ſuchen, als in einer ſubtilen durchflieſſenden Materie, die ſolche Ausdehnung wirket.

Sed ſimul ab eſſentia corporum intrinſeca.

§. 712. Da aber nicht alle Körper elaſtiſch ſind; ſondern nur die harten: So ſieht man wohl, daß es auch auf die Beſchaffenheit der kleinen Theilchen, und der Zwiſchenräumlein in den Körpern ankommen müſſe, wenn ein Körper elaſtiſch iſt. Wenn nemlich in der Zuſammendrückung eines lockern Körpers die Löchlein deſſelben enger werden als vorhin: So kan die durchflieſſende Materie nicht mehr ſo ungehindert ihren Lauf hindurch nehmen, als ſie ſonſt thut. Da ſie nun in beſtändiger Bewegung iſt und bleibet; ſo ſtößt ſie unabläſſig an die innern Wände ſolcher zuſammengedrückten Löchlein.

Elaſticitatis explicatio.

§. 713. Wenn nun ein Körper aus lauter weichen Theilchen, oder doch ſolchen beſteht, die leicht nachgeben, wie im Bley, Thon oder Wachſe: So eröffnet ſich dieſe durchflieſſende Materie leicht neue Gänge zu ihrem Laufe. Wenn aber die Theilchen hart ſind, und alſo ſchwerlich nachgeben: So iſt ſolches nicht möglich. Es dringet alſo die durchflieſſende Materie in die halb oder ganz verſchloſſenen alten Löchlein des Körpers mit Gewalt hinein, und treibet dieſelben, nach Art eines Keiles, auseinander; dadurch denn der ganze Körper in ſeine vorige Figur wieder hergeſtellet wird, und den Nahmen eines elaſtiſchen Körpers bekommt.

Magnetica materia & luminoſa.

§. 714. Man könnte hier auch noch von der magnetiſchen Materie, und von dem Lichte handeln, welches vielleicht auch unter die durchflieſſenden Materien zu zehlen iſt. Allein davon wird ſich in dem folgenden an gehörigem Orte beſſer reden laſſen. Genug, daß wir von den bekannteſten Veränderungen der Körper, die von der fremden Materie ihren Urſprung nehmen, allhier das nöthige abgehandelt haben.

Das IV. Hauptſtücke

von der

Bewegung der feſten und flüſſigen Körper.

§. 715.

Motus conſideratio generalis neceſſaria.

Wir haben in dem vorhergehenden zur Gnüge wahrgenommen, daß alle Veränderungen der Körper von der Bewegung herrühren. Wollen wir nun dieſelben nebſt vielen andern recht einſehen lernen: So müſſen wir uns genauer um dieſe bekümmern, und die Geſetze unterſuchen, nach welchen ſich ſelbige richtet. Nun äuſſert ſie ſich aber in feſten Körpern ganz anders als in flüſſigen; und weil auch die feſten Körper theils weich, theils hart und elaſtiſch ſind: So wird auch hier ein groſſer Unterſcheid angemerket. Von dem allen wollen wir hier das nöthigſte anführen.

§. 716. Was die beyden letztern anlanget, ſo haben Hugenius und Mariotte ſich eifrigſt angelegen ſeyn laſſen, die wahren Geſetze der Bewegung zu entdecken. Sie haben ſich in Unterſuchung derſelben kleiner Kugeln bedienet, die ſie in freyer Luft an Fäden aufgehangen, und an einander ſchlagen laſſen. Die weichen Körper vorzuſtellen haben ſie naſſe Thonkugeln gebrauchet: Die harten oder elaſtiſchen aber anzudeuten haben ſie Elfenbeinerne genommen. Was ſie nun an denſelben wahrgenommen, daraus haben ſie allgemeine Regeln gemacht, und ſie Geſetze der Bewegung genennet.

Leges motus quæ in ſolidis corporibus obtinent.

§. 717. Nun läſt es zwar unſer Vorhaben nicht zu, dieſelben ſo ausführlich zu erweiſen, als ſie vor uns gethan haben, vielweniger alle die Schärfe zu beobachten, die Neuton und Keil dabey fordern. Indeſſen iſt nicht undienlich, wenigſtens die Geſetze, ſo ſie heraus gebracht, hieher zu ſetzen, und dadurch denen einen Vorſchmack zu geben, die zu dieſer Art von Betrachtungen Luſt haben. Wer weiter zu gehen gedenket, muß ohnedem in der Mathematik ſchon geübet ſeyn: Widrigenfalls würde er die Demonſtrationen dieſer Lehrſätze nicht einmal verſtehen.

Earum Demonſtrationes difficiliores ſunt.

§. 18. Es ſind aber die Geſetze der Bewegung bey den weichen Körpern folgende:

Leges pro corporibus non elaſticis.

1. Wenn zween Körper von gleicher Schwere in entgegen geſetzten Richtungen mit gleicher Geſchwindigkeit wieder einander ſtoſſen: So ruhen ſie nach geſchehenem Anſtoß beyde.

2. Wenn ein weicher Körper auf einen ruhigen gerade zuſtößt, und ſeine Bewegung dadurch nicht verſchwindet: So laufen ſie nach dem Anſtoße beyde mit gleicher Geſchwindigkeit; und einerley Richtung fort.

3. Wenn ein bewegter Körper auf einen ruhigen gerade zuſtößt, ſo verhält ſich beyder Geſchwindigkeit nach dem Anſtoße, zu der Geſchwindigkeit vor demſelben, wie die Schwere des einen, zu der Schwere beyder Körper zuſammen genommen.

4. Wenn ein geſchwinde bewegter Körper auf einen langſamen in einerley Richtung zuſtößt: So iſt die Geſchwindigkeit nach dem Anſtoſſe ſo groß, als die Summe der Heftigkeit von beyden, durch die Summe der beyderſeitigen Schwere dividiret.

5. Wenn zwey gleich ſchwere nicht elaſtiſche Körper mit ungleicher Geſchwindigkeit einander gerades Weges entgegen laufen: So werden ſie nach dem Anſtoſſe ſich mit der halben Differenz ihrer vorigen Geſchwindigkeit bewegen.

6. Wenn ſich zwey ungleich ſchwere Körper mit ſolcher Geſchwindigkeit einander entgegen laufen, die ſich wechſelsweiſe, wie ihrer beyder Schwere verhält: So werden ſie nach dem Anſtoſſe ſtille ſtehen bleiben.

7. Wenn zwey ungleiche nicht elaſtiſche

Körper einander mit gleicher Geſchwindigkeit entgegen laufen: So muß ſich ihre Geſchwindigkeit nach dem Anſtoße zu der vorigen verhalten, wie die Differenz ihrer Schwere ſich zu der Summe derſelben verhält.

8. Wenn zwey nicht elaſtiſche Körper mit einer jeden Geſchwindigkeit auf einander gerade zu treffen: So wird ihre Geſchwindigkeit nach dem Anſtoße ſo groß ſeyn, als die durch die Summe ihrer Schweren divitirte Differenz ihrer Heftigkeit.

Cautio hic adhibenda.

§. 719. Man merke hierbey wohl an, daß alle dieſe Geſetze nur in ſolchen Körpern anzutreffen ſind, die entweder gar keine, oder doch keine merkliche elaſtiſche Kraft haben; wie z. E. weiche Thonkugeln. Es giebt aber wenige Körper von der Art, indem ſie faſt alle einen gewiſſen Grad der elaſtiſchen Kraft haben, wie das Holz, die weichern Metalle insgeſamt, ja ſo gar die trockenen oder gebrannten Thonkugeln. Wenn man alſo von denſelben urtheilen will: So muß man von ihnen halb nach den vorigen, halb aber nach den Geſetzen ſprechen, die wir itzo von den vollkommenen elaſtiſchen Körpern geben wollen.

Leges motus corporum elaſticorum.

§. 720. Man kan unter dieſelben nebſt dem Helfenbeine, alle Steine, das Glas und den Porcellan, imgleichen unter den Metallen ſonderlich das Eiſen, Silber und Stahl rechnen. Die Geſetze aber, ſo man bey dieſen und dergleichen

chen Körpern angemerket hat, ſind folgende:

1. Wenn ein elaſtiſcher Körper auf einen Gegenſtand, der ihm nicht weichen kan, gerade zu anläuft, ſo muß er in eben der Linie und mit gleicher Geſchwindigkeit zurücke ſpringen, als er angekommen war.
2. Wenn ein elaſtiſcher Körper auf einen ruhigen, der aber weichen kan, anläuft, ſo wird er nach dem Anſtoße ſtille ſtehn, der andre aber wird mit eben der Geſchwindigkeit fortlaufen, womit der erſte ſich vorhin bewegte.
3. Wenn zwey gleich ſchwere elaſtiſche Körper mit gleicher Geſchwindigkeit und entgegen geſetzter Richtung an einander ſtoſſen: So ſpringen beyde mit eben der Geſchwindigkeit und verwechſelten Richtungen wieder zurücke.
4. Wenn zwey gleich ſchwere elaſtiſche Körper mit ungleichen Geſchwindigkeiten einander gerade entgegen ſtoſſen: So werden ſie beyde mit verwechſelten Geſchwindigkeiten und Richtungen zurücke ſpringen.
5. Wenn ein elaſtiſcher Körper auf einen, der ſich langſamer beweget, in einerley Richtungslinie anläuft: So werden nach dem Anſtoße ſich beyde zwar in einerley Richtung aber mit verwechſelten Geſchwindigkeiten bewegen.
6. Wenn zwey elaſtiſche Körper einander gerade entgegen laufen, ſo daß ihre Geſchwin-

ſchwindigkeit ihrer Schweren wechſelsweiſe proportioniret ſeyn: So werden ſie nach dem Anſtoſſe mit gleicher Geſchwindigkeit zurücke ſpringen.

7. Wenn ein elaſtiſcher Körper auf einen ruhigen gerade zu anläuft, ſo wird ſich ſeine Geſchwindigkeit nach dem Anſtoße, zu ſeiner vorigen Geſchwindigkeit verhalten, wie der **Unterſchied der Schweren** zu ihrer **Summe**: Die er aber dem andern mittheilet, verhält ſich zu ſeiner vorigen Geſchwindigkeit, wie ſeine **doppelte Schwere** zu der **Summe beyder Schweren**.

Quid hic notandum ſit.

§. 721. Bey dieſen Geſetzen iſt faſt eben dieſes zu merken, was bey den vorigen erinnert worden, daß ſie nemlich nur bey vollkommen elaſtiſchen Körpern eintreffen. Wenn alſo dieſe Eigenſchaft in geringerm Grade bey einem Körper anzutreffen iſt: So muß man ſich vermiſchte Regeln der Bewegung einbilden; weil ſelbiger gleichſam aus weichen und elaſtiſchen Theilen zuſammengeſetzt iſt. Nun ſind aber ſehr wenige Körper vollkommen elaſtiſch, und es ſteht noch dahin, ob ſelbſt Elfenbein, Marmor, Glas und Stahl nach der gröſten Schärfe dieſen Nahmen verdienen.

Lex Aequilibrii in corporibus.

§. 722. Wenn man die Schwere der Körper betrachtet, ſo merket man noch einige andre Regeln an, die von den obigen unterſchieden ſind. Sie betreffen mehrentheils das Gleichgewichte derſelben, und die daher rührenden Bewegungen. So wohl die flüßigen als die feſten ſind denſelben unterworfen, wiewohl auf verſchiedene Weiſe. Sie gründen ſich aber auf den allgemeinen Begriff von der Schwere, den wir ſchon oben ausgemachet; daß nemlich alle kleine Theile eines Körpers mit gleicher Gewalt nach dem Mittelpuncte der Erden getrieben werden. (§. 708)

Experimentum circa ſolida, vid. Fig. 1.

§. 723. Dieſes in feſten Körpern ſichtbar zu machen, nehme man einen hölzernen viereckichten Stab, A B der überall von gleicher Dicke und Breite iſt. Dieſen ſchiebe man auf der Schärfe eines dreyeckichten Stabes, oder einer Meſſerſchneide ſo lange hin und her, bis er mit keinem Ende mehr ſinket, ſondern ganz allein auf der Schärfe ruhet. Dieſer Zuſtand heißet nun das Gleichgewichte, und die untergelegte Schärfe geht durch den Mittelpunct ſeiner Schwere, C. den man der Kürze halber den Schwerpunct nennet. Weil nun die Unterſtützung dieſes Punctes machet, daß der ganze Körper nicht ſinket: So kan man ſich vorſtellen, als ob die Schwere deſſelben im Schwerpuncte allein beyſammen wäre.

Huius phaenomeni ratio redditur.

§. 724. Die Gründe dieſer Erfahrung ſind leicht zu ſehen. Denn da das Holz aus Theilen von einer Art beſtehet, die alle mit gleicher Kraft nach dem Mittelpuncte der Erden ſinken, ſo müßte das ganze Holz fallen, wenn es gar nicht unterſtützet würde. Weil es nun unterſtützet wird, aber nur in einer Linie: So würde ſich der Stab in zwey Theile ſchneiden, wenn die Theile deſſelben nicht feſter zuſammen hiengen, als die ſchwermachende Materie darauf drücket. Allein das Holz iſt viel zu feſt dazu: Daher bemühen ſich zwar beyde Theile herab zu ſinken; doch behält der die Oberhand, der die meiſten Theilchen der Materie auf ſeiner Seite hat. Wenn aber auf beyden Seiten gleich viele kommen: So ſinken ſie auch mit gleicher Kraft herunter, und daher entſteht das Gleichgewichte.

Librae inde vſus pendet.

§. 725 Auf dieſen Gründen beruhet die Wage, ſo mit gleichlangen Wagebalken verſehen iſt. Denn man muß allezeit ein gleich ſchweres Gewichte dagegen legen, wenn man die Schwere eines Körpers abwägen will. Das Zünglein zeiget nur, wenn der Wagebalken recht horizontal ſteht, und alſo das Gleichgewichte vollkommen iſt. Es muß aber derſelbe nicht nur gleich eingetheilet, und an ſich ſelbſt auf beyden Seiten gleich ſchwer ſeyn; ſondern auch in dem mittelſten Ruhepuncte ganz glatt, und alſo leicht beweglich gemacht werden: Wo anders das Abwägen recht genau von ſtatten gehen ſoll.

Experimentum aliud. Fig. 2.

§. 726. Ferner nehme man einen eben ſolchen Stab A B als oben gedacht worden, und theile ihn in drey gleiche Theile, die man mit zarten Linien darauf bemerken kan. Dieſen lege man bey der einen Theilungs-Linie auf die Schärfe des dreyeckichten Stabes, C. ſo wird der eine Theil zweymal länger und viel ſchwerer ſeyn, als der andre. Will man nun machen, daß das kurze C.B dem langen die Wage halten ſoll: So wird man noch drey andre kleinere Stäbe darüber legen müſſen, deren jeder ſo lang, breit und dick iſt, als der dritte Theil des langen Stabes.

Pondera aequalia ſunt in ratione diſtantiarum ab hypomochlio, Fig. 2.

§. 727. Hieraus erhellet, daß die Entfernung eines Körpers von ſeinem Ruhepuncte ihn weit ſchwerer mache, als er nahe bey demſelben ſeyn würde: Wovon in der Mechanik die Urſachen gegeben werden. Denn man ſieht augenſcheinlich, daß die zwey langgeſtreckten Theile des Stabes zu heben, vier andre von gleicher Größe und Schwere, die aber dem Ruhepuncte gleich nahe liegen, gehören. Wenn man nun in Gedanken an ſtatt dieſer beyden Stäbe ihre Schwerpuncte D und E annimmt, ſo wird man finden, daß ein Pfund D. in doppelter Entfernung, ſo ſchwer wiege, als zwey Pfunde E. in einfacher Entfernung von dem Ruhepuncte C.

Experimentum aliud cum conſectario. Fig. 3.

§. 728. Auf eben die Art wird man finden, daß, wenn der lange Theil des Stabes dreymal länger iſt als der kurze, man neun andre kurze Stäbe auf dieſe legen müſſe, um dem langen AC. das Gewichte zu halten. Folglich kan ein Pfund D in einer dreyfachen Entfernung dreyen Pfunden E in einfacher Entfernung vom Ruhepuncte C die Wage halten. Und hierauf gründen ſich die verſchiedenen Arten der Schnellwagen, da man entweder das Gewichte nach Belieben verſchieben, oder den Ruhepunct ändern kan: So daß das Abzuwägende näher oder weiter davon hängen kan.

Aequilibrii fluidorum

§. 729. In den flüßigen Körpern hat gleichergeſtalt ein gewiſſes Gleichgewichte ſtatt.

Man nehme z. E. eine krumgebogene Röhre, deren beyde Oefnungen ſenkrecht oder ſchief in die Höhe gehen, und gieſſe in die eine Waſſer, oder ſonſt einen flüßigen Körper: So wird ſelbiges auf der andern Seite C eben ſo hoch ſteigen, als es in D, wo man es hinein gegoſſen hat, ſteht. Dieſes geſchieht nun, es mögen entweder die beyden Ende der Röhre gleich weit ſeyn oder nicht; wovon in der Hydroſtatik der Grund angegeben wird; und daher kommt es, daß die oberſten Flächen der ſtill ſtehenden flüßigen Körper allemal horizontal ſind.

experimentum. Fig. 4, & 5.

§. 730. Hiervon kommen nun vors erſte die Waſſerleitungen her, die man unter der Erden, wer weis wie weit, durch vielerley Krümmen und Umwege führet, und endlich heraus laufen läſſet wo man will. Denn wenn das Waſſer von einer gewiſſen Höhe in Röhren herunter fällt, ſo muß es überall wieder bis auf eben die Höhe ſteigen, davon es herunter gekommen iſt: Es mögen die Leitungen ſo krumm und weit gehen als ſie wollen. Nur müſſen ſelbige ſo dicht ſeyn, als möglich iſt, damit nicht das Waſſer vor der Zeit einen Ausgang finde, und alſo im Steigen gehindert werde.

Unde fontium artificialium & aquae ductuum ratio patet.

§. 731. Auf eben die Weiſe entſtehen die Waſſerkünſte, die man zur Luſt ſpringen läſſet. Denn auch hier entſtehet die leichteſte Art derſelben von dem Falle des Waſſers von einer Höhe A. Wenn nemlich die andre Oefnung der Röhre etwas kurz, aber deſto enger im Ausgange B gemacht wird: So muß das darinn enthaltene

Aquae ſalientes quomodo fiant. Fig. 6.

Waſſer nicht nur heraus laufen, ſondern mit Gewalt hervor ſprudeln, ja faſt eben ſo hoch in die Höhe ſpritzen, als es auf der andern Seite herunter gefallen war. Doch bemerkt man, daß ſelbiges höher ſpringet, wenn man die Röhre etwas ſchief nach dem Horizonte bieget, als wenn man ſie ganz ſenkrecht ſtellet.

Aqua ſaliens per foramen tubi determinatur.

§. 732. Der Strahl des herausſpringenden Waſſers richtet ſich aber allemal nach den Beſtimmungen, ſo ihm die Richtung und Figur der Mündung in der Röhre giebt. Iſt ſelbige enge und glatt, ſo ſteigt es höher, als wenn ſie weit und rauhe iſt: Ein ſchwererer flüßiger Körper aber, z. E. das Queckſilber, erfordert noch eine viel engere Oefnung, wenn er ſpringen ſoll, als das Waſſer. Wenn ſich aber der Strahl des aufſpringenden Waſſers C in Tröpfchen zertheilet und aus einander ſpritzet; ſo kommt dieſes von der Luft her, durch welche ſelbiger dringen muß.

Aquae cadentis major eſt vis quam ſolius gravitatis. Fig. 7.

§. 733. Wie aber ein Körper im Fallen noch immer eine neue Geſchwindigkeit erlanget: So geſchiehts auch im ſinkenden Waſſer. Es drücket nemlich ſolches in ſeinem Fallen nicht nach der bloſſen Schwere allein, ſondern auch mit einer andern Kraft, die es nur im Fallen bekommt. Wenn man ein Gefäße A mit einem Loch im Boden B nimmt, und einen hölzernen Teller C darein leget, oben aber Waſſer darauf gieſſet: So wird dieſer Teller nicht in die Höhe kommen, ſo lange das Waſſer unten her-

aus

auslaufen kan; welches doch geſchiehet, ſo bald man das Loch unten zuſtopfet.

Aer quid in hoc paſſu efficiat Fig. 8.

§. 734. Auch die Luft hat einen beſondern Einfluß in die Bewegung der gröbern flüſſigen Körper: Dieſes zeigen erſtlich die Heber. Denn wenn ich eine gekrümmte Röhre mit einem Ende A ins Waſſer ſtecke, an dem andern B aber mit dem Munde die Luft an mich ziehe; ſo daß ſie dünner werden muß, als ſie vorhin war: So drückt die über der Fläche des Waſſers C ſtehende Luft ſtärker auf daſſelbe, als die in dem Heber verdünnerte wiederſtehen kan. Folglich ſtößt ſie das Waſſer in demſelben in die Höhe, bis es den ganzen Heber erfüllet hat, und alsdann vermöge ſeiner Schwere heraus läuft.

Siphonum explicatio inde pendet. Fig. 9.

§. 735. Hierauf gründet ſich die Erklärung einer Sprütze A B. Denn auch in dieſer geſchieht nichts anders, als daß die in einer Röhre befindliche Luft, durch den ausgezogenen, und inwendig genau anſchlieſſenden Stöpſel verdünnert wird. Wenn alſo das Waſſer D darinn ſteiget, ſo geſchieht es nicht aus Furcht für einem leeren Raume; wie die Alten glaubten: Sondern die Luft drücket auf die offene Fläche des Waſſers C, und zwinget alſo ſelbiges da zu ſteigen, wo ſie dieſe Druckung nicht ausüben kan; das iſt, wo der dicht einpaſſende Stöpſel ſie daran hindert. Je beſſer alſo derſelbe an die innere Fläche der Röhre ſchlieſſet; deſto beſſer iſt die Sprütze.

Altitudo ſiphorum quanta eſſe poſſit.

§. 736. Ferner nimmt man aus der Erfahrung wahr, daß ſich das Waſſer durch eine und dieſelbe Spritze nicht höher heben läßt als etwa 30 bis 31 Schuh; das Queckſilber aber nur 28 bis 29 Zoll hoch. Wäre nun die Furcht vor dem leeren Raume Schuld daran: So ſähe man keine Urſache, warum dieſelbe in ſolcher Höhe aufhören ſollte. Man hat alſo mit weit beſſerm Rechte geſchloſſen, daß die Schwere der Luft alsdann mit einer ſolchen Röhre voll Waſſer oder Mercur im Gleichgewichte ſtehe. Und weil ſie keine gröſſere Laſt als dieſe erhalten kan, ſo ſteiget auch dieſelbe nicht höher hinauf; wo man ſie nicht erſt in ein Behältniß faſſet, und mit einer neuen Spritze zu heben anfängt.

Alia fontium ſalientium genera ab aere pendentia.

§. 737. Es können noch mit einer durch die Wärme verdünnerten Luft, ingleichen durch die Zuſammendrückung derſelben Springbrunnen gemacht werden. Doch weil ſich dieſes ſehr auf die Kenntniß derſelben gründet, davon wir noch nichts ſagen können; auch ſonſt mehr zur Luſt als zur Erklärung der Natur brauchen läſt: So übergehen wir dieſes mit Fleiß. Man kan indeſſen in Herrn Hofrath Wolfs Hydroſtatic und Hydraulic ein mehrers davon antreffen.

Der andere Abſchnitt
von dem
Ganzen Welt-Gebäude.

Das I. Hauptſtücke
von den
Welt-Körpern überhaupt.

§. 638.

Judicio ſenſuum quomodo diſtribuatur mundus.

Wer die ganze Welt bloß nach dem erſten Anblicke der Sinne beurtheilet, der kan ſich dieſelbe nicht anders als ſo vorſtellen, wie ſich die alten Schäfer in Chaldea und Egypten ſelbige eingebildet. Sie ſahen nemlich die Erdkugel vor das Hauptwerk an; um derentwillen alles übrige vorhanden wäre. Hierauf war die Sonne der merkwürdigſte Weltkörper, von der alle unſer Licht und Leben abhanget. So dann folget der Mond, der wenigſtens ſeiner monatlichen Abwechſelung wegen merkwürdig iſt. Und endlich kommen die übrigen Sterne.

Stellarum fixarum & erraticarum differentia.

§. 739. Wiewohl man nun anfänglich die Sterne alle in einen Haufen wirft, ſo äuſſert ſich doch ein Unterſcheid, wann man etwas genauer auf ſie acht hat. Einige nemlich behalten allezeit dieſelbe Stellung gegen einander, ſo daß ſie in einerley Lage und Entfernung unter ſich ſelbſt bleiben, ob ſie wohl von Zeit zu Zeit ihren Lauf im Auf- und Untergange ändern. Andre hergegen verändern auch im Abſehen auf die übrigen umſtehenden Sterne ihren Platz, und rücken allmählich von Abend gegen Morgen fort. Jene nennt man **Fixſterne**, und dieſe heiſſen **Planeten**.

Planetarum numerus & reuolutiones.

§. 740. Die Alten zehlten ſieben Planeten, nemlich den Saturn, Jupiter und Mars, die Sonne, den Mercur, die Venus und den Mond. Und in der That ſind dieſe ſieben, der obigen Beſchreibung nach, und wie es den Sinnen dünkt, ſo zu nennen. Allein man hat bey den neuern die Sonne und den Mond aus dieſer Zahl ausgeſchloſſen; und an ſtatt der erſtern die Erde darunter gerechnet. Saturn braucht faſt 30, Jupiter faſt 12, Mars faſt nur zwey Jahre ſeinen Lauf um den ganzen Himmel zu vollenden. Mercur und Venus aber kommen wie die Sonne in einem Jahre damit zum Ende.

Satellites Jouis per teleſcopia inuenti.

§. 741. Seit dem man die Ferngläſer erfunden, und zu ſo groſſer Vollkommenheit gebracht, hat Simon Marius, der Marggrafen zu Brandenburg, im Frankenlande Mathematicus, um den Jupiter vier kleinere Planeten entdecket, die in verſchiedener Weite von demſelben abſtehen, und immer um ihn herum laufen. Dieſes geſchah 1609, und weil ſie dem Jupiter in ſeinem Laufe beſtändig folgten, hat er ſie deſſen Trabanten genennet. Galiläus hat ſie das Jahr darauf in Italien auch geſehen, und in ſeinem Nuncio Sidereo, oder Himmelsboten zuerſt Meldung davon gethan.

§. 742.

Orbitae circum iouialium quantae ſint.

§. 742. Dieſe Trabanten des Jupiters laufen um ihren Haupt-Planeten wie der Mond um die Erde, wiewohl mit ungleicher Geſchwindigkeit, nachdem ſie weit oder nahe bey demſelben ſtehen. Der erſte läuſt in 1. Tage, 18. Stunden, 28 Minuten und 36 Secunden; der andre in 3 Tagen, 13 Stunden, 13 Minuten und 52 Secunden; der dritte in 7 Tagen, 3 Stunden, 59 Minuten und 40 Secunden; der vierdte in 16 Tagen, 18 Stunden, 5 Minuten und 6 Secunden völlig ſeinen Kreis herum. Ubrigens werfen ſie ganz ſichtbarlich einen Schatten als einen runden Fleck auf den Körper Jupiters, und werden verfinſtert, wenn ſie in ſeinen Schatten gerathen. Siehe die 10 Figur.

Satellites Saturni quinque.

§. 743. Als man die Ferngläſer ſchon auf einen höhern Grad der Vollkommenheit gebracht hatte: So hat Hugenius 1655. auch um den Saturn einen Trabanten entdecket, und Caſſini nach ihm, noch vier andre hinzugeſetzet, wie jener in ſeinem Coſmotheoros ſelbſt meldet. Auch in dieſem Jahrhunderte hat Jacob Pound in Engelland, mit einem von Hugens eigner Hand verfertigten Sehrohre, von 125 Schuhen, ſie abermahl geſehen: Als man ſchon an der Richtigkeit der Caſſiniſchen Beobachtung zu zweifeln anfieng. Um den Mars hat man alles angewendeten Fleiſſes ungeachtet noch keine Trabanten entdecken können.

Orbitae Saturninarum quantae ſint.

§. 744. Bey dem Saturn hat man noch einen Ring entdeckt, der überall von dem Planeten abſtehet, und eben ſolcher Natur iſt, als ſein

Körper ſelbſt. Es wirft derſelbe nemlich ſowohl ſein Licht als ſeinen Schatten auf den Saturn, verdeckt ihm auch zuweilen ſeine Monden. Der innerſte derſelben läuft nach Hugenii Rechnung in 1 Tage, 21 Stunden, 18 Minuten und 31 Secunden; der andere in 2 Tagen, 17 Stunden, 41 Minuten und 27 Secunden; der dritte in 4 Tagen, 13 Stunden, 47 Minuten und 16 Secunden; der vierdte in 15 Tagen, 22 Stunden, 41 Minuten und 11 Secunden; der fünfte in 79 Tagen, 7 Stunden, 53 Minuten und 57 Secunden um den Hauptplaneten; und Hugenius muthmaſſet, daß gar leicht noch ein oder der andre Mond um den Saturn ſeyn könne, den man noch nicht entdecket hat. Siehe die 11 Figur.

Corporum Planeticorum Summa nobis nota.

§. 745. Wenn man alſo die Planetiſchen Körper, die wir heutiges Tages kennen, zuſammen zählet: So haben wir mit der Erde, die, wie hernach folgen wird, mit dazu gehöret, ſechs Haupt-Planeten, und zehn Neben-Planeten, d. i. Trabanten oder Monden; nemlich einen um die Erde, vier um den Jupiter, und fünf um den Saturn. Die Sonne, wie ſchon oben gedacht werden, wird nicht mit dazu gerechnet: Weil ſelbige kein dunkler, ſondern ein heller Körper iſt, der eher unter die Zahl der Fixſterne gehöret; als welche auch von feurigre Natur ſind. Von ihr wird auch im folgenden Hauptſtücke ins beſondere gehandelt werden.

Fixarum numerus ingens.

§. 746. Die Zahl der Fixſterne iſt zwar den bloſſen Augen nach ſehr unzählich: Doch haben ſich drey Leute in der Welt die Mühe genommen, die gröſten davon nach ihrer Stellung und Lage abzumeſſen, und auf Charten und Kugeln in Ordnung zu bringen. Der erſte war Ptolomäus, der uns ein Regiſter von 1026 Sternen nachgelaſſen. Der andre war Hevelius, ein Rathsherr in Danzig, der 1888 gemeſſen, und alſo 862 zu den vorigen hinzugeſetzet. Der dritte iſt Flammſteed in Engelland geweſen, der dieſe Zahl bis auf 2604 erhöhet, und alſo 716 neue hinzugethan hat. Allein dieſes iſt noch nichts gegen die Menge der Sterne, ſo man mit den Ferngläſern erblicket. Da z. E. im Krebſe 36, im Siebengeſtirne 40, und in einem Theile Orions bis 500 Sterne gezehlet werden.

§. 747. Daß nicht alle Sterne gleich groß erſcheinen, lehren uns die bloſſen Augen, und daß es auch vorzeiten ſo geweſen, bezeigt Ptolemäus im Almag. 7. B. 5. Cap. Man hat ſelbige daher in ſechs verſchiedene Claſſen, der erſten, andern, dritten Gröſſe u. ſ. f. eingetheilet. Die neuern haben noch die ſiebende hinzugethan, und die übrigen neblichte Sterne genennet. Hevelius (in Prodromo Aſtron. c. 8.) hält davor, daß ſich die Gröſſe der Fixſterne ſeit Ptolemäi Zeiten geändert haben müſſe. Hugenius aber zeigt in ſeinem Coſmotheoros daß auch die gröſten Fixſterne z. E. der Hundeſtern durch ein Fernglas, ohne alle Länge und Breite, nur wie ein heller Punct erſcheinen.

Stellarum magnitudo inaequalis.

§. 748. Obgleich die Alten geglaubt, daß der Himmel unveränderlich ſey: So hat man doch

Stellae novae & variabiles.

doch in neuern Zeiten bemerket, daß nicht nur alte Sterne verſchwunden, ſondern auch neue erſchienen. Ja einige davon kommen wieder, und verſchwinden zu gewiſſen Zeiten, dergleichen Kirch am Halſe des Schwanes einen bemerket, der in 404½ Tagen ſeine Abwechſelung vollbringet. Das merkwürdigſte iſt, daß dieſe Sterne nicht auf einmal verſchwinden und wiederkommen, ſondern erſt allmählich abnehmen, und immer dunkler werden, hernach aber wenn ſie wiederkommen, auch allmählich zunehmen, und immer heller werden. Man kan hiervon die Engliſchen Transactiones, die Berliniſchen Miſcellanea, ingleichen Heveln in ſeinen Schriften nachſchlagen. Siehe auch Wolfs lat. Aſtronomie p. 594.

Das II. Hauptſtücke

von

der Sonne.

§. 749.

Solis naturam igneam experimenta probant.

Die Erfahrung lehret uns, daß die Sonne nicht nur leuchtet, ſondern auch erwärmet. Da nun dieſes die Haupt-Eigenſchaften des Feuers ſind, ſo könnte man daraus ſchon ſchlieſſen, daß ſie gleichfalls ein feuriger Körper ſeyn müſſe. Doch erweiſen dieſes die Brenngläſer und groſſen Brennſpiegel noch viel deutlicher. Denn da dieſe weiter nichts thun, als daß ſie die zerſtreueten Sonnenſtrahlen ſammlen, und nahe zuſammen bringen: So entſteht gleichwohl eine ſo gewaltige Hitze daraus, daß alle verbrennliche Körper dadurch entzündet, die Metalle geſchmolzen, und die Steine entweder in Kalk, oder gar endlich in Glas dadurch verwandelt werden.

Fig. 12.

Idem ratiocinia evincunt.

§. 750. Die Sonnenſtrahlen kan man ſich mit Recht als gerade Linien vorſtellen, die aus einem Mittelpuncte laufen, und immer weiter auseinander gehen. Weil alſo die durch die Brenngläſer nur dichter zuſammengebrachten Sonnenſtrahlen die Wirkungen des Feuers thun: So kan man leicht denken, daß ſelbige in einer gewiſſen Entfernung von der Sonne, wo ſie eben ſo dichte bey einander ſind, auch ohne die Brunngläſer dergleichen Kraft haben werden, und ſie alſo ein wirkliches Feuer ſeyn müſſen. Und in der That dörfte die Erdkugel der Sonne nur ſo nahe ſeyn als Venus, ſo würden alle unſre Wälder Feuer faſſen, und alles eingeäſchert werden.

Maculae Solares quid ſint.

Fig. 13.

§. 751. Die Alten haben das Weſen der Sonne vor ſehr rein gehalten: Seit dem man ſie aber mit Ferngläſern betrachtet, hat man Flecken in derſelben wahrgenommen. Johann Fabricius hat dieſelben im Anfange des 1611ten Jahres zuerſt, hernach im Maymonate auch Chriſtoph Scheiner, und folgendes Jahr auch Galiläus geſehen. Nach vielen Betrachtungen hat man befunden, daß dieſelben eine Bewegung quer durch den Sonnen-Körper haben, und eine Art von Wolken oder Ausdämpfungen aus dem Sonnenfeuer ſeyn müſſen: Weil ſie bald entſtehen, bald wieder verſchwinden; ſich zuweilen in Stücke zertheilen, zuweilen auch wohl mit andern vereinigen.

Circumgyratio Solis ex motu macularum cognita.

§. 752. Weil nun dieſe Sonnenflecken an den beyden Rändern langſamer, in der Mitte des Sonnen-Körpers aber geſchwinder laufen. Ja weil ſie auch zuweilen, nachdem ſie an dem einen Rande verſchwunden, am andern Rande in gewiſſer Zeit wiederkommen: So hat man geſchloſſen, daß die Sonne nicht nur Kugelrund ſey, ſondern ſich auch um ihre Axe drehe. Dieſe Umdrehung geſchieht allemal in 27 Tagen, wie man aus der Wiederkunft derſelben Flecken hat ſchlieſſen können. Denn wenn man dieſelben diſſeits der Sonne 13 Tage geſehen hat, ſo bleiben ſie 15 Tage jenſeit derſelben unſichtbar; daraus man denn ihre Erhöhung über die Fläche des Sonnenkörpers, imgleichen die Dunſt-Kugel, ſo ſelbigen umgiebet, geſchloſſen hat.

Solis a tellure Diſtantia & magnitudo.

§. 753. Die Gröſſe der Sonnenkugel kan nicht eher beſtimmet werden, bis man ihre Entfernung von der Erden ausgemachet hat. Dieſe aber iſt nach Hugenii Rechnungen zehn bis zwölftauſend Durchmeſſer der Erdkugel, jeden Durchmeſſer zu 1720 Deutſchen Meilen gerechnet: So daß eine Stückkugel, wenn ſie nach der Sonne abgeſchoſſen würde, und immer gleich geſchwinde liefe, in fünf und zwanzig Jahren allererſt daſelbſt ankommen würde. Solchem nach verhält ſich denn der Durchmeſſer der Erden, oder ihre Dicke, zu dem Durchmeſſer der Sonne, wie 1. zu 111. Und der ganze Körper der Sonnen iſt 1000000, oder eine Million mahl gröſſer als die Erdkugel, wie die 13 Figur ausweiſet.

Solis materia qualis ſit?

§. 754. Aus was für einer Materie nun die Sonne beſtehe, ob ſie nemlich hart oder flüßig ſey, das iſt ſchwer auszumachen. Einige haben ſie vor das allerſubtilcſte Feuer, andere vor einen Klump geſchmolzenes Metalles, noch andere vor einen wüſten und ſchwefelichten Fels voll Feuerſpeyender Berge und flammender Klüfte angeſehen. Ein jeder kan es hier halten mit wem er will: Doch ſcheinet wegen der obenbeſchriebenen Sonnenwolken dieſe letztere Meynung die wahrſcheinlichſte zu ſeyn. Denn da dieſe Wolken ſo groß ſind, daß ſie bey uns in ſolcher Weite geſehen werden können, und gleichwohl in ſo groſſer Anzahl erzeuget werden: So muß es ſehr viel grobe Materie in dem Sonnenkörper geben.

Luminis celeritas magna.

§. 755. Da die Sonne die Quelle unſeres Lichtes iſt; ſo müſſen wir die Natur deſſelben in etwas erklären. Vors erſte hat man bemerket, daß die Fortpflanzung der Lichtſtrahlen mit einer unbegreiflichen Geſchwindigkeit geſchehe. Dieſes bemerket man in den Mondfinſterniſſen, wenn der völlig verdunkelte Mond aus dem Erdſchatten tritt. Denn ſo bald dieſes geſchieht, und die Sonnenſtralen alſo wieder auf den Rand des Mondes fallen können: So bald ſind auch die zurückprallenden Stralen ſchon in unſerm Auge. Und da ſie alſo einen Weg von mehr als 50000 Meilen in einem Augenblicke zurücke legen: So hat Carteſius davor gehalten, daß das Licht zu ſeiner Fortpflanzung gar keine Zeit brauche.

Non tamen inſtantanea eſt.

§. 756. Doch Römer und Hugenius (in Tract. de Lum. c. 1. p. 7.) haben das Gegentheil dargethan. Denn ſie haben in Beobachtung der Finſterniſſe, bey den Trabanten des Jupiters, wahrgenommen, daß das Licht derſelben um 22 Secunden ſpäter bey uns geſehen werde, wenn wir um 22000 Durchmeſſer der Erdkugel, das iſt ſieben und dreyßig Millionen 840000 deutſche Meilen weiter von dem Jupiter ſind, als wenn wir ihm ſo viel näher ſtehen. Hieraus folget nun, daß das Licht in der zeit eines einzigen Pulsſchlages 1000 Durchmeſſer der Erden, jeden zu 1720 deutſchen Meilen gerechnet, das iſt, 1720000 Meilen weit fortgepflanzet werde.

Maior propagationis eius rapiditas apud Newtonum.

§. 757. Obwohl nun dieſe Geſchwindigkeit groß genug zu ſeyn ſcheinet: So hat doch Newton in ſeiner Optic gewieſen, daß die 22 Secunden des Hugenii vielmehr in 7 oder 8 Secunden verwandelt werden müſſen. Dadurch wird nun die Geſchwindigkeit des Lichtes dreymal gröſſer. Ja Caſſini hat (in den Memoir. de l'Acad. des Sciences 1717.) gewieſen, daß es noch viel geſchwinder ſeyn müſſe, indem die Entfernung der Fixſterne, die doch 97400 gröſſer iſt als die Entfernung der Sonne, gleichwohl

wohl das Licht derſelben nicht hindere, gleich nach ihrem Ausgange am Horizonte bey uns anzulangen.

Eſſentia Lucis quaenam ſit; ex Mente Carteſii Fig. 14.

§. 758. Ob nun das Weſen des Lichts ein wirklicher Ausfluß der allerſubtilſten Materie aus den leuchtenden Körpern ſey, oder ob die Fortpflanzung deſſelben nur durch eine Drückung der Himmelluft geſchehe; das iſt ſchwer zu beſtimmen. Carteſius hat es mit dieſer letztern Meynung gehalten, und ſich vorgeſtellet, daß die ganze Himmelluft aus lauter kleinen Kügelchen beſtünde, die einander unmittelbar berühreten. Wie nun in einer langen Reihe von Kugeln A. B. die auf allen Seiten eingeſchloſſen iſt, ſo daß keine davon ſeitwerts ausweichen kan, der geringſte Druck, der in A geſchiehet, ſich in einem und demſelben Augenblicke, in B empfinden läßt: So, meynte er, könnte auch ein Licht Stral aus der gröſten Ferne in einem Augenblicke fortgepflanzet werden.

Fig. 14.

Quis huius opinionis vſus ſit.

§. 759. Nun iſt zwar dieſe Erklärung des Lichtes nicht ſo gar ungeſchickt von verſchiedenen Erfahrungen Rechenſchaft zu geben. Denn es läßt ſich z. E. ſehr gut daraus begreifen, wie ſich ſo viele Lichtſtralen in freyer Himmelluft durchkreuzen können, ohne einander zu hindern, ſich zu vermiſchen, oder in Verwirrung zu gerathen. Denn wenn eine Kugel E, die zu zweyen oder mehrern Reihen von Kugeln zugleich gehöret, von verſchiedenen Seiten, als von A. und von C her zugleich gedrucket wird: So kan ſie beyderley Druck nach B und D zu-

Fig. 15.

gleich fortpflanzen. Und daher würde ſichs wohl begreifen laſſen, warum durch ein kleines Loch in einer dunkeln Kammer von verſchiedenen Augen, auch die Stralen verſchiedener Sterne ohne Vermiſchung geſehen werden können. Fig. 16.

Quare eadem non aſſumatur.

§. 760. Allein vors erſte kan mans nicht erweiſen, daß alle kleine Theilchen der ſubtilſten Himmelluft eben lauter kleine Kügelchen ſind. Denn ob ſich ſolches gleich in der Carteſianiſchen Erdichtung vom Urſprunge des Weltgebäudes ſo befindet: So iſt es deswegen nicht gleich erwieſen, daß es in der Natur wirklich ſo ſey. Vors andre aber ſind noch viel mehr Dinge im Lichte zu erklären, die ſich aus dem bloſſen Druck der kleinen Kügelchen, ohne eine wirkliche Bewegung nicht begreifen laſſen: Als z. E. die Farben und die Wärme der Sonnenſtrahlen. Folglich ſcheint denn wohl die andre Meynung von dem wirklichen Ausfluſſe der leuchtenden Materie, die wahrſcheinlichſte zu ſeyn.

Objectio contra luminis emanationem ſoluitur.

§. 761. Nun ſcheinet zwar daraus zu flieſſen, als ob alſo die leuchtenden Körper, z. E. die Sonne endlich abnehmen, und ſich alſo verzehren würde. Allein wenn man erweget, daß die Materie ſich ſo unbegreiflich klein eintheilen laſſe, als wir bereits oben erwieſen haben: So könnte eine ſolche Abnahme des ungeheuren Sonnenkörpers in vielen tauſend Jahren gar nicht merklich ſeyn. Hernach kan man nicht wiſſen, auf was für eine Art dieſer Abgang der leuchtenden Materie den Sternen wieder erſetzet würde: Wie Carteſius ſchon dergleichen Muthmaſſungen gehabt. Und wenn gleich der Herr von Leibnitz wieder den Engliſchen Clarke behauptet, daß die Welt in keinem Stücke abnehme: So kan dieſes wohl im Abſehen auf das Ganze, nicht aber bey allen einzeln Körpern behauptet werden.

Colorum origo ex radiis ſolaribus.

§. 762. Wenn man ein Spitzglas mit Wein oder Waſſer in die Sonne ſetzet, und die durchſcheinenden Stralen mit einem weiſſen Papiere oder Tuche auffängt, ſo wird man allerley Farben auf demſelben wahrnehmen, die doch weder im Glaſe, noch in dem flüßigen Körper befindlich ſind. Dieſes geſchieht auch bey eckigten und geſchliffenen Stücken Glas, die etwas dicker ſind; ſonderlich bey wohlgeſchliffenen Diamanten, die faſt alle Farben ſpielen, nachdem man ſie gegen das Licht hält. Daraus hätte man denn ſchon einiger maſſen ſchlieſſen können, daß in dem Sonnenlichte Stralen von allerley Farben vermiſchet wären; wenn man recht genau darauf hätte achtung geben wollen.

Experimentum Newtonianum.

Fig. 17.

§. 763. Noch viel deutlicher erhellet dieſes, wenn man ein dreyeckigtes gläſernes Prisma gegen die Sonne hält, und die dadurch gebrochenen Stralen mit einem Papiere auffängt. Newton hat es am richtigſten ſo gemacht. Durch ein enges Löchlein in einer finſtern Kammer, F, hat er in dieſelbe einen Sonnenſtral fallen laſſen, und in der Weite von 10 oder 12 Schuhen ein Brennglas vorgehalten, ſo auf den Seiten erhaben geſchliffen war. Dieſes hat die zerſtreueten Strahlen M. N aufgefangen, und wieder in I auf einem weiſſen Papiere zuſammen gebracht, ſo daß ſie ein kleines Bild von der Sonnen daſelbſt vorgeſtellet.

Continuatio eiusdem.

§. 764. So bald dieſes geſchehen, hat er gleich hinter dem Glaſe ein gläſernes Dreyeck A. B. C. geſtellet, dadurch ſich denn bey P. Q. die Regenbogenfarben vorgeſtellet. Wenn man hierauf auch dieſelben mit weiſſem Papier auffänget, und ſelbiges hin und herſchiebet, ſo verwandelt ſich in der rechten Entfernung jeder farbigte Stral in einen kleinen Zirkel, der eben ſo groß iſt als das Loch in F: So daß man augenſcheinlich ſieht, daß der einzige lichte Sonnenſtral in ſo viel verſchiedene farbigte Stralen zerſpalten worden. Nur muß der Winkel C. in dem gläſernen Dreyecke ohngefehr 70 Grad haben, und die Figur des Brennglaſes auf beyden Seiten recht Kugelartig geſchliffen ſeyn.

Conclusio pro natura Luminis.

§. 765. Da nun der oberſte kleine Zirkel a allezeit roth die folgenden unterwerts allezeit in derſelben Ordnung, gelb, grün und blau erſcheinen: So erhellet, daß ſich eine Art der Stralen mehr breche als die andere. Wenn man die geſpaltenen Stralen wieder mit einem Brennglaſe vereiniget, ſo entſteht wieder ein lichter Stral daraus. Hergegen wenn man einen abgeſonderten Stral mit einem andern Dreyecke zum andern male auffänget, und ihn von neuem durchfallen läſſet: So ändert er ſeine Farben nicht mehr, läßt ſich auch in keine neue Stralen mehr zerſpalten.

Colores in ſuperficie corporum unde?

§. 766. Wenn man nun auch auf den Flächen dunkler Körper Farben erblicket: So ſieht man aus dem obigen ſchon, daß ſelbige mehr von den Sonnenſtralen, als von ihren Körpern ſelbſt herrühre. Dieſes iſt nun deſto deutlicher, da ohne Licht keine Farben geſehen werden, auch Abends bey ſchwachem Lichte alle Farben anders erſcheinen. Doch kan man deswegen nicht leugnen, daß die Beſchaffenheit der kleinſten Theile in den Körpern, ſonderlich auf ihren Ober-Flächen, nicht viel dazu beytragen ſollten, daß ein Körper dieſe oder jene Farbe zeiget. Denn da die kleinſten Stäubchen faſt in allen Körpern durchſichtig ſind, wie die Vergröſſerungs-Gläſer zeigen: So ſind ſie gleichſam alle vor kleine vieleckigte oder geſchliffene Gläſer anzuſehen, wodurch die Sonnenſtralen bald ſo bald anders gebrochen, verſchlucket, oder zurücke geſchicket werden.

Experimentis confirmatur.

§. 767. Daß dem alſo ſey, bezeugen verſchiedene Körper, die verſchiedene Farben zeigen, nachdem ſie ſo oder anders gegen das Licht gehalten werden. Die Federn einiger Vögel; gewiſſe Seidenwaaren u. a. m. ſind hiervon bekannt: Das Braſilien-Holz aber zeiget dieſes noch deutlicher. Denn wenn man ſelbiges im Waſſer ausweichen läßt, und dieſes alsdann gegen das Licht hält, ſieht es ganz blau aus; da es doch ganz roth zu ſeyn ſcheinet, wenn es zwiſchen das Auge und das Licht geſtellet wird. Tröpfelt man aber etwas Vitriol-Geiſt oder Scheidewaſſer hinein: So verſchwindet alle Farbe, und die ganze Tinctur wird durchſichtig; wie im Gegentheil die blaue Farbe wiederkommt, wenn man ein wenig Oleum Tartari per deliquium hinzu thut.

Prioris ratio redditur.

§. 768. Das erſtere von dieſem zeiget zur Gnüge, daß gewiſſe Stralen einen freyen Durchgang durch einige Körper finden, andre hergegen von denſelben aufgehalten und zurücke geſchicket werden. Was nun dieſe letztere vor eine Farbe haben, die eignet man dem Körper zu. Schicket er wegen der glatten Oberflächen aller Theilchen faſt alles empfangene Licht zurücke, ſo iſt er weiß, wie wir dieſes an dem Schaume und zerſtoſſenen Glaſe ſehen. Verſchlucket hergegen ein Körper in ſeinen kleinen Theilchen faſt alles empfangene Licht: So wird er ſchwarz genennet. Und daher kömmt es eben, daß die ſchwarzen Dinge im Sonnenſcheine viel eher heiß werden, als andre von lichtern Farben.

Ratio poſterioris.

§. 769. Das letztere hergegen, da die Vermiſchung andrer Säfte die Farben ändert, kommt ohne Zweifel von der freſſenden Materie her, die in denſelben verhanden iſt. Denn wenn dadurch die kleineſten Theilchen des aufgelöſeten Braſilienholzes, entweder ihrer Figur und Gröſſe nach verändert, oder in eine andre Lage zwiſchen den Waſſertheilchen gebracht werden: So iſt es kein Wunder, daß ſie alsdann die Sonnenſtralen ganz anders auffangen, oder durchlaſſen. Ein gleiches wird bey Vermiſchung des Waſſers von ausgeweichten Galläpfeln und aufgelöſetem Vitriol geſpüret. Denn jedes vor ſich iſt nichts weniger als ſchwarz: Beyde zuſammen gegoſſen aber machen die ſchwärzeſte Dinte: Worauf ſich auch die ſo ſo genanten Sympathetiſchen Schriften gründen.

Calorem quomodo Sol producat.

§. 770. Nichts iſt übrig zu erklären, als wie das Licht der Sonnen zugleich die Wärme verurſachen könne? Wir wiſſen ſchon aus dem obigen (§. 699.) daß die Wärme in der Bewegung einer ſubtilen durchflieſſenden Materie beſteht, die in den Räumlein aller Körper befindlich iſt, und nur durch etwas rege gemacht werden darf. Wenn nun die Lichtſtralen ſo häufig in die Räumlein der Körper eindringen, und groſſentheils nicht wieder heraus fahren: So wird davon die darinn verhandene ſubtile Materie der Wärme in Bewegung geſetzet, und in eine wirkliche Hitze verwandelt. Dieſes iſt eben die Urſache, warum die Körper von dunkeln Farben leichter warm, und von Brenngläſern entzündet werden, als die heller gefärbten oder weiſſen. (§. 768.)

Das III. Hauptſtücke

von dem

Monde und den Planeten.

§. 771.

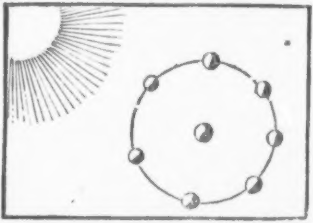
Luna eſt corpus opacum.

Fig. 18.

Der Mond iſt ein dichter und dunkler, nicht aber ein durchſichtiger, vielweniger leuchtender Körper. Dieſes ſieht man in den Finſterniſſen. Denn dieſe geſchehen, wenn der Mond zwiſchen uns und der Sonne zu ſtehen kommt, ſo daß der Schatten des Mondes einen Theil der Erdkugel E bedecket, und die Einwohner deſſelben hindert, die Sonne eine zeitlang zu ſehen. Wäre nun der Mond durchſichtig, ſo würde man durchweg ſehen, und die Sonne doch erblicken. Wäre er aber ſelbſt ein leuchtender Körper, ſo würde er nicht ſo ſchwarz ausſehen, ſondern alsdann ſein Licht deſto beſſer zeigen.

Lumen ſuum a Sole mutuatur.

§. 772. Dergeſtalt hat denn der Mond alle ſein Licht von der Sonnen, deren Stralen er auffänget, und gleich einer weiſſen Wand zurücke wirft. Dieſes erhellet aus dem Ab- und Zunehmen deſſelben: Allwo wir immer diejenige Seite ſeiner Kugel erleuchtet finden, die zur Sonne gekehret iſt, wie folgende Figur zeiget. Die mittelſte Kugel bedeutet darinnen die Erde, die andre aber den Mond an verſchiedenen Stellen ſeines Kreiſes.



Eben dieſes erweiſen auch die Mondenfinſterniſſe, wo der Mond alle ſeines Lichtes beraubet wird, wenn er in den Schatten der Erde fällt, wie die 19 Figur zeiget.

§. 773. Nun fällt zwar das Sonnenlicht auf alle Theile des Mondes gleich ſtark; und alſo ſollten ſie alle gleich helle ausſehen. Allein da ſolches nicht iſt, und wir ſo viele Flecken darauf wahrnehmen, ſo muß wohl die Oberfläche deſſelben nicht aus einerley Materie beſtehen. Denn die Verſchiedenheit der Theile, ſo mehr oder weniger Licht zurücke werfen, macht auch, daß auf unſrer Erdenfläche nicht alles gleich helle ausſieht, wenn man bey Sonnenſcheine von einem hohen Thurme auf die umliegenden Gegenden ſieht. Wälder, ſchwarze Aecker und das Waſſer ſehen dunkel aus: Sand hergegen, Felſen und reife Saaten ſehen weis und helle. Maculae Lunares vnde oriantur.

§. 774. Wenn man den ab- und zunehmenden Mond durch ein Fernglas betrachtet: So Montes in ſuperficie lunari.

wird

Fig. 20.

wird man den inneren Durchſchnitt, der Licht und Dunkel unterſcheidet, nicht ſo glatt und ſcharf als den äuſſern Rand deſſelben; ſondern ganz rauhe und höckericht finden, wie die 20 Figur ausweiſet. Ja in dem dunkeln Theile wird man ſchon etliche helle Pünctlein oder glänzende Flächen antreffen; die alſo gewiß über die umliegenden dunkeln Theile hervorragen müſſen, weil ſie ſonſt unmöglich eher als dieſelben von den Sonnenſtralen erleuchtet werden könnten. Ragen ſie nun hervor, ſo ſind ſie auch Berge, und die umliegenden Gegenden ſind niedrige Thäler. Folglich giebt es beydes im Monden.

Maria & Lacus in Luna dari.

§. 775. Die dunkeln Flecken im Monden ſind nicht erhabene, ſondern ſehr niedrige Gegenden. Nun erſcheinen aber die meiſten derſelben, wo ſie an das Licht ſtoſſen, mit Zirkelförmigen Linien rund abgeſchnitten: Von auſſen aber iſt gleichwohl das Lichte zackigt und ungleich; wenn man gute Ferngläſer dazu brauchet. Es müſſen alſo die Flecken ganz glatte Oberflächen haben, die das Licht der Sonnen in ſich verſchlucken, und nicht ſehr häuſig zurücke ſchicken. Dieſes nebſt der Beſchaffenheit der Gränzen, würde die Eigenſchaft unſers Waſſers auch ſeyn, wenn wir ſelbiges ſo aus der Ferne ſehen ſollten. Folglich giebt es im Monden auch Seen und Meere.

Atmoſphaera Lunaris datur.

§. 776. In völligen Sonnenfinſterniſſen haben Kepler, Wolf und Halley einen hellen ſilberfarbigten Ring rund um den ſchwarzen Mond geſehen, wie aus ihren Beſchreibungen erhellet. Nun kan dieſes ſilberfarbigte Licht nicht das Sonnenlicht ſelbſt geweſen ſeyn, als welches viel heller und goldgelb ſeyn müſte. Folglich iſt um den Mond ein flüßiger doch dickerer Körper als die übrige Himmelluft, befindlich, der die Sonnenſtralen brechen, und zu uns bringen kan; auch wenn ſie ſelbſt verdeckt iſt. Dergleichen Körper nun heiſt bey uns die Luft oder unſere Dunſtkugel: Und alſo muß auch um die Kugel des Mondes dergleichen Dunſtkugel, oder dickere Luft anzutreffen ſeyn, darinn von der Sonnenhitze allerley Dünſte aufſteigen.

Obſervationibus aliis probatur.

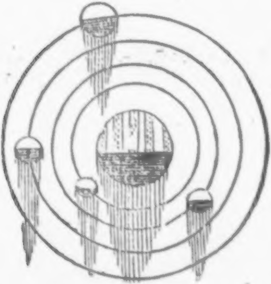
§. 777. Eben dieſes beſtätigen die Erfahrungen Hevelii, der bey gleich hellem Himel, mit einerley Ferngläſern, in gleicher Entfernung des Mondes von der Erden, die Flecken deſſelben, bald deutlicher bald undeutlicher wahrgenommen. Ja auch Scheiner hat nebſt ihm angemerket, daß das Sonnenlicht im Anfange der Verfinſterung am Rande des Mondes zu zittern angefangen; welches 1706 auch der Herr von Tſchirnhauſen beobachtet hat. Andre haben bey Verdeckung eines Planeten z. E. des Jupiters von dem Monden, bemerket, daß derſelbe am Rande des Mondes ovalförmig erſchienen, wie der Mond bey uns im Auf- und Untergange durch die dicke Dunſtkugel geſehen wird. Halley und Louville habens 17 5 auf der finſtern Seite des Monden gar blitzen geſehen.

Reliqui Planetae etiam ſunt corpora opaca.

§. 778. Mercurius und Venus ſind eben ſo wohl dunkle Körper als der Mond: Denn mit den Ferngläſern ſieht man ſie eben ſo wohl als

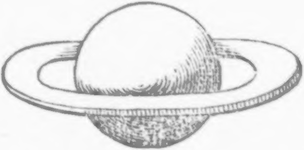
den.

denſelben ab und zunehmen, ſo daß ihre helle Seite immer nach der Sonne gekehret iſt. Ja wenn beyde zwiſchen uns und der Sonne durchgegangen, ſo hat man ſie als runde ſchwarze Flecken in der Sonne geſehen. Von dem Saturn und Jupiter iſt hierinn gleichfalls kein Zweifel; denn ihre Monden oder Trabanten verlieren ihr Licht, wenn ſie hinter denſelben zu ſtehen kommen. Folglich werfen dieſe Planeten einen Schatten, und ſind alſo dunkle Körper. Ihre Trabanten thun eben das, weil man die runden Flecken auf den Haupt-Planeten davon wahrnimmt, wie man in folgender Figur ſich leicht vorſtellen kan.



Annulum Saturni eſſe opacum.

§. 779. Daß auch des Saturns Ring ein dunkler Körper ſey, könnte man ſchon daraus abnehmen, weil er zuweilen mit den beſten Ferngläſern nicht geſehen wird, wenn er ſich nemlich mit ſeiner Schärfe nach uns gekehret hat, wie man ſich beygeſetzte Figur leicht in Gedanken



verdrehen kan. Dieſe Schärfe iſt nach Hugenii Anmerckung um ein merkliches dunkler, als die breite Seite; ja der Schatten, der vom Ringe zuweilen qver über den Planeten fällt, zeiget ſolches auch zur Gnüge. Selbſt die Monden müſſen alſo hinter demſelben oft verfinſtert werden; ja auch ſelbſt ihre Schatten zuweilen an denſelben werfen.

Montes in Venere viſi nec non maculae variabiles.

§. 780. Philippus de la Hire hat 1700 in der Venus weit gröſſere Berge wahrgenommen, als man im Monden findet. Da man nun in dem Mars und Jupiter zum wenigſten viele Flecken wahrnimmt: So ſchlieſſet man denn nach der Aehnlichkeit, daß nicht nur dieſe, ſondern auch Mercur und Saturn keine ganz ebene Oberfläche haben, ſondern bergigt ſeyn werden. Da es aber auch nach Römers, Caſſini und Maraldi Erfahrungen unbeſtändige und veränderliche Flecken in der Venus, dem Mars und Jupiter giebt: So ſchließt man daraus, daß es auch um dieſe Planeten eine dicke Luſt, und eine wölkichte Dunſtkugel geben müſſe. Sonderlich muß Jupiter groſſen Veränderungen auf ſeiner Oberfläche unterworfen ſeyn, weil man ſolche ungeheure Flecken als breite Binden um denſelben wahrgenommen. Siehe die Figur (§. 778.)

Fig. 21.

Dierum noctiumque viciſſitudo in Planetis.

§. 781. Aus der Umdrehung der beſtändigen Flecken des Mars hat man geſchloſſen, daß ſich dieſer Planet innerhalb 24 Stunden um ſeine Axe drehe. Aus den Flecken Jupiters und ihrer Wiederkehr hat man gefunden, daß ſich ſelbiger in 9 bis 10 Stunden um ſeine Axe drehe. Eben das ſchließt Hugenius aus der Geſchwindigkeit des innerſten Trabanten, auch vom Saturn: Und es iſt alſo kein Zweifel, daß auch Venus und Mercur ſich um ihre Axen drehen werden. Dadurch entſtehen nun auf allen dieſen Weltkörpern dergleichen Abwechſelungen von Licht und Finſterniß, als wir bey uns haben, das iſt Tag und Nacht, nur daß ſie im Jupiter und Saturn weit geſchwinder abwechſeln, als bey uns: Doch ſo, daß ſie im Jupiter allezeit von gleicher Länge, im Saturn aber wegen groſſer Beugung ſeiner Axe gegen die Fläche ſeines Kreiſes viel ungleicher ſeyn müſſen.

Planetas inhabitari veroſimile eſt.

§. 782. Wer nun dieſes alles in Betrachtung ziehet, der wird ſich nicht enthalten können, die groſſe Aehnlichkeit der Planetiſchen Körper mit unſrer Erdkugel gewahr zu werden. Sie ſind alle dunkel, (§. 778.) haben Berge und Thäler, (§. 774.) Meere und Seen, (§. 775.) eine Dunſtkugel und Wolken (§. 776), Tag und Nacht (§. 781); Ja zum Theil auch Mond- und Sonnenſinſterniſſe. Sollte man nun nicht aus dem allen ſchlieſſen, daß ſie ſo wohl als unſre Erde von gewiſſen lebendigen, auch wohl vernünftigen Geſchöpfen bewohnt wären? Dieſes iſt von dem Jupiter und Saturn um deſto wahrſcheinlicher, da ſie die Erde nicht nur an Gröſſe weit übertreffen; ſondern auch mit einer viel gröſſern Anzahl von Monden verſehen ſind, welches gewiß nicht einem wüſten Lande zu gefallen geſchehen zu ſeyn ſcheinet.

§. 783. Zwar was die Monden betrifft, ſowol den unſrigen, als die um den Jupiter uñ Saturn laufen: So haben einige zweifeln wollen, ob dieſelben auch bewohnt wären, weil ſie vielleicht als Trabanten oder Neben-Planeten nur zur Erleuchtung ihrer Haupt-Planeten beſtimmet ſeyn könnten. Allein da dieſe eben ſo wohl leuchten, als jene, und gleichwohl nicht ledig ſtehen: So ſieht man keine Urſache, warum bey der übrigen Aehnlichkeit nicht auch die Monden bewohnt ſeyn ſollten. Denn obwohl unſer Mond keine Umdrehung um ſeine Achſe hat; indem er uns immer dieſelbe Halbkugel zeiget: So wird er doch in Monatsfriſt ringsum erleuchtet, ſo daß ſich Tag und Nacht in ſieben und zwanzig Tagen einmal auf demſelben abwechſelt.

De Lunis ſeu Satellititus obiectio ſolvitur.

Obiectio generalis Scripturaria remouetur.

§. 784. Die meiſten Einwürfe, ſo man hierwieder machet, kommen mehrentheils aus der Einbildung her, als ob die Einwohner andrer Welten Menſchen ſeyn müſten; und als ob von ihnen alles dasjenige gelten müſte, was bey uns von den Nachkommen Adams gilt. Allein dieſes iſt unſere Meynung gar nicht. Denn obwohl Hugenius in ſeinem Cosmotheoros muthmaſſet, daß die Einwohner der Planetiſchen Kugeln uns Menſchen in vielem ſehr ähnlich ſeyn müſten: So folgt doch daher noch nicht, daß ſie uns in allem ähnlich ſeyn können. Die Natur verändert ihre Werke tauſendfältig, wie ſolches auf verſchiedenen Theilen des Erdbodens zu ſehen iſt: Sie wird alſo auf ganz verſchiedenen Weltkugeln auch ganz andre Einwohner hervor gebracht haben.

Obiectio ex ſenſuum auctoritate deſumta refellitur.

§. 785. Hernach machen uns die Sinne einen Einwurf, wenn ſie uns jene himmliſche Körper allemal als leuchtende Sterne; unſre Erde aber als ſchwarz und finſter vorſtellen. Allein die Vernunft zeiget zur Gnüge, daß jene eben ſo wohl finſter ſind als die Erde, wenn ſie von der Sonne nicht erleuchtet werden: Und daß die Erde gleichfalls glänzen müſſe, wenn ſie von ferne auf ihrer erleuchteten Helfte geſehen wird. Wir ſehen dieſes an dem Monden ſelbſt, wenn er etliche Tage nach dem Neumonde nur eine Sichel vorſtellet. Denn der übrige Theil ſeiner dunkeln Kugel zeiget ein blaſſes milchfarbigtes Licht, welches nothwendig ein von der Erde zurückgeworfenes Licht ſeyn muß: Weil er ſelber keins hat, die Erde aber alsdann in ihrem vollen Lichte ſiehet.

§. 786. Noch einen Einwurf giebt das gemeine Vorurtheil ab, als ob die Erde mitten in der Welt ſtünde, alle übrige Geſtirne aber nur ihrenthalben herum laufen müſten. Allein daß dieſes eine ungegründete Meynung ſey, wird ſich hernach zeigen, wenn wir von dem Weltbaue handeln, und den Copernicaniſchen allen übrigen vorziehen werden. Denn woferne es nicht wahr iſt, daß die Erde allein ſtille ſteht; ſondern eben ſo wohl als alle übrige Planeten um die Sonne läuft: So hat es mit der Bewohnung der andern Weltkugeln gar keine Schwierigkeit mehr. Man leſe hiervon die Fontenelliſchen Geſpräche von mehr als einer Welt nach, die ich deutſch überſetzt, und mit Anmerkungen erläutert ans Licht geſtellet habe.

Obiectio e praeiudicio de Quiete telluris occupatur.

* * *

Das IV. Hauptſtücke
von dem
Planetiſchen Weltbaue.

§. 787.

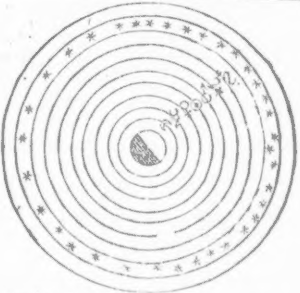
Die Alten, die mit dem gemeinen Manne gar zu ſehr an den Sinnen klebten, haben ſich die Welt ganz enge und verkehrt vorgeſtellet. Weil ihnen die Erde im Abſehen auf die himmliſchen Körper ſo groß vorkam: So haben ſie dieſelbe vor das Hauptwerk

Vetus Syſtema planetarium quodnam fuerit.

in der Welt angeſehen, und ſie folglich in den Mittelpunct des ganzen Weltgebäudes geſtellet. Die Sinne ſelber lehrten ſie nachmals, daß der Mond nicht gar zu weit von der Erden ſeyn könne. Darum lieſſen ſie denſelben den kleinſten Kreis um uns beſchreiben. Mercur und Venus ſchienen ſchon weiter von uns abzuſtehen, daher gab man ihnen ein paar gröſſere Kreiſe durchzulaufen. Hierauf muſte die Sonne folgen, ungeachtet Mars zuweilen näher bey uns iſt, als dieſelbe. Endlich kamen Jupiter und Saturnus in noch gröſſern Kreiſen.

Vlterior eius explicatio.

§. 788. Alle dieſe Körper lieſſen ſie erſtlich innerhalb 24 Stunden einmal um die Erde laufen, und das hieß die gemeine Bewegung. Hernach ließ man einem jeden Planeten auch noch ſeine eigene Bewegung, von Abend gegen Morgen; dadurch dieſelben, wiewohl in ungleichen Zeiten den Thierkreis durchlaufen muſten. Und wie ſie vorhin einem jeden eine Cryſtallene Sphäre zugeeignet hatten, von welcher er getragen werden ſollte: So gaben ſie über den ſieben Planetiſchen Sphären allen Fixſternen zuſammen eine ſolche Sphäre, und vor die beyden obgedachten Bewegungen gleichfalls ein paar Sphären, deren eine ſich von Morgen gegen Abend, die andere aber von Abend gegen Morgen bewegen muſte, wie ſolches alles die folgende Figur vorſtellet.



§. 789. Es wäre noch ein vieles von dieſem Weltbaue zu ſagen, wenn es der Mühe werth wäre, eine falſche Meynung ausführlich zu erklären. Allein, weil ſie theils aus ſchlechten Betrachtungen des Himmels, theils aus ungegründeten Einbildungen, theils aus offenbaren Erdichtungen zuſammen geſetzet iſt: So hat ſie keiner groſſen Wiederlegung nöthig. Indeſſen muß man doch geſtehen, daß die meiſten unter den alten Weltweiſen dieſelbe vor wahr gehalten; auch ſo gar Ptolomäus, ein groſſer Sternſeher in Egypten, von welchem ſie denn auch den Nahmen der Ptolomäiſchen Welt-Ordnung bekommen hat. Sie hat alſo in der ganzen Welt Beyfall gefunden, bis Nicolaus Copernicus, ein Domherr zu Frauenburg in Preuſſen, etwa um die Zeiten der Reformation uns eine beſſere gelehret hat.

Quare non vlterius explicetur.

Mercurius & Venus circa Solem mouentur.

§. 790. Doch wir nehmen dieſen Weltbau nicht um ſeines Anſehens halber, ſondern der Gründe wegen an, darauf er ſich ſtützet. Man hat nemlich bemerket, daß die beyden Planeten Mercurius und Venus ſich allezeit bey der Sonne halten, und niemals derſelben, den Himmelsgegenden nach, entgegengeſetzt ſind. Man hat ferner wahrgenommen, daß ſie bald weiter von uns ſtehen als die Sonne, bald näher ſind als dieſelbe, indem dieſe Planeten mit vollem Lichte glänzen, wenn ſie am weiteſten von uns abſtehen, aber mit halber oder ſichelförmiger Geſtalt erſcheinen, wenn ſie näher bey uns ſind. Alles dieſes hat zur Gnüge gewieſen, daß ſie um die Sonne laufen, aber unſre Erdkugel nicht mit in ihren Kreiß ſchlieſſen.

Mars, Jupiter & Saturnus circa Solem & Terram ſimul.

§. 791. Vom dem Mars hat Kepler angemerket, daß er 1590 den 3 Oct. von der Venus, und 1599 den 8 Jan. von dem Mercur bedecket worden: und daß er hergegen 1591 den 9 Jan. den Jupiter bedecket habe. Hieraus erhellet nun zur Gnüge, daß Mars zum wenigſten damals näher bey uns als Jupiter, und weiter von uns als Venus und Mercur geſtanden habe. Eben dieſer Sternkündige hat uns aufgezeichnet, daß 1563 Jupiter den Saturn bedecket habe. Folglich, muß dieſer auch dazumal weiter von uns geſtanden haben als jener. Da nun dieſe drey Planeten zuweilen um Mitternacht über unſerm Scheitelpuncte ſtehen: So müſſen wohl ihre Kreiſe auch die Erde einſchlieſſen.

§. 792. Daraus folget aber noch nicht, daß die Erde der Mittelpunct derſelben ſey. Denn vors erſte, ſo ſieht man ſie zuweilen auch neben der Sonne und zwar allezeit mit vollem Lichte glänzen: Zum deutlichen Beweiſe, daß ſie jenſeit derſelben ſtehen, und ſie alſo auch in ihren Kreis einſchlieſſen. Hernach aber nimmt man auch wahr, daß ſie im Gegenſcheine mit der Sonne, viel näher bey uns ſind, als wenn ſie in ihrer Nachbarſchaft ſtehen: Wie denn Mars z. E. uns alsdann achtmahl näher ſteht. Hieraus iſt nun leicht abzunehmen, daß auch dieſe drey Planeten den Mittelpunct ihres Laufkreiſes in der Sonne haben.

Sed centrum eorum non in Terra ſed in Sole quaerendum.

§. 793. Der Mond bedecket uns nicht nur in den Sonnenfinſterniſſen die Sonne; ſondern hat uns auch oft alle übrige Planeten verdecket: Er ſelbſt hergegen iſt niemals von einigem andern verdecket worden. Folglich ſteht er denn am allerniedrigſten und näheſten bey uns. Da er nun im vollem Lichte allezeit der Sonnen entgegen geſetzt iſt; in ſeiner Annäherung gegen dieſelbe aber immer abnimmt, und nahe bey ihr gar kein Licht zeiget: So muß ſein Laufkreis wohl um die Erde, aber nicht um die Sonne gehen. Dieſer iſt uns alſo ganz allein getreu geblieben, da die übrigen fünf Hauptplaneten alle um die Sonne laufen, ſo daß die Erde zwiſchen den Kreiſen der Venus und des Mars zu ſtehen kömmt.

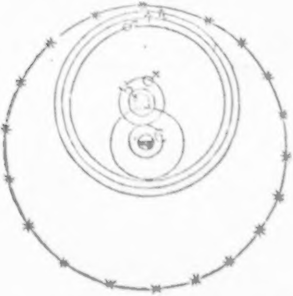
Luna circa Terram ſolam movetur.

§. 794. Will man nun den vorgefaßten Meynungen des gemeinen Mannes, und den

Syſtema Tychonis Brahe.

quodnam ſit.

ſinnlichen Einbildungen, noch Raum geben, und davor halten daß die Erde ſtille ſtehe: So wird man des Tycho Brahe ſeinen Weltbau annehmen müſſen. Dieſer giebt zwar nach dem obigen zu, daß die Sonne der Mittelpunct von den Laufkreiſen der übrigen Planeten ſey: Aber gleichwohl behauptet er, daß ſelbige alle 24 Stunden um die Erde laufe, und ihr ganzes Gefolge von Planeten, die ſie als ihre Trabanten begleiten, allezeit mit ſich ſchleppe. Dergeſtalt gehen denn eigentlich nur zwey Kreiſe um die Erde, nehmlich des Mondes und der Sonne, alle übrige fünf aber um dieſe letztere, wie folgende Figur zeiget.



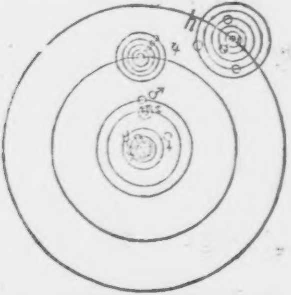
Quid in eo deſiderari poſſit.

§. 795. Allein wer erſtlich die Gröſſe des Sonnenkörpers gegen die Erde (§. 753.) hernach

nach auch die wunderlichen Bewegungen der Planeten erweget, die in dieſem Weltbaue nothwendig ſind: Wer ferner die unglaubliche Geſchwindigkeit in Betrachtung ziehet, mit welcher alle himmliſche Körper um die Erde würden laufen müſſen, wenn dieſe ganz ſtille ſtünde: Wer endlich die Aehnlichkeit unſerer Erdkugel mit allen übrigen Hauptplaneten, zumal mit dem Jupiter und Saturn, als die auch ihre Monden haben, erweget: Dem wird es nicht wahrſcheinlich vorkommen, daß die Sonne um ein ſo kleines Kügelchen herum laufen ſolle; da doch ſoviel andre weit prächtigere Weltkörper um die Sonne herum laufen müſſen.

Copernicani Syſtematis Summa exponitur.

§. 796. Nichts iſt alſo wahrſcheinlicher, als die Copernicaniſche Lehre, daß nemlich die Erdkugel, nach Art andrer Planeten, ſich in 24 Stunden um ihre Axe drehe, und dadurch allen himmliſchen Körpern einen unbegreiflich geſchwinden Umlauf um dieſelbe erſpare. Ferner, daß ſie auch in einem ganzen Jahre eben den Kreis einmal um die Sonne laufe, den die Sonne ſonſt alle Tage einmal durchlaufen müſſen. Daß ſie endlich auf dieſer ihrer jährlichen Reiſe von dem Monden eben ſo wohl, als Saturn und Jupiter von ihren Trabanten begleitet werde. Daß folglich dieſer ſehr ordentliche Weltbau der wahre ſey, weil er auf eine natürliche Art alle dunkle Körper um einen hellen, und alle kleinere um gröſſere herum laufen läſſet.



Quibus argumentis veritas motus diurni conſtet.

§. 797. Es ſind aber auch Spuren genug in der Natur verhanden, daraus die Richtigkeit dieſes Entwurfes erhellet. Denn daß ſich die Erde um ihre Axe drehet, erhellet nicht nur aus dem beſtändigen Morgenwinde, der unter der Linie überall wehet, als wo die entgegen geſetzte Bewegung der Erden am merklichſten ſeyn muß: Sondern es zeiget dieſes auch die abnehmende Schwere der Körper unter der Linie. Ein Perpendickel z. E. welches zu Paris in einer Secunde einmal hin und her ſchläget, ſchwinget ſich unter der Linie langſamer, und iſt alſo daſelbſt leichter als in Paris. Dieſes kan aber nirgend anders, als von der Umdrehung der Erdkugel herkommen, die unter der Linie den Körpern eine gröſſere Bemühung giebt, ſich von dem Mittelpuncte zu entfernen.

Argumenta motus annui unde fluant.

§. 798. Daß ſich aber die Erde auch jährlich um die Sonne bewege, erweiſen die wunderbaren Stellungen der übrigen Planeten am Himmel, da ſie bald vor bald hinterwerts zu laufen, bald gar ſtille zu ſtehen ſcheinen. Dieſes alles kan nicht beſſer erkläret werden, als wenn man die Bewegung der Erdkugel zum Voraus ſetzet. Denn ſelbſt Ricciolus, der dem Pabſte zu gefallen die Copernicaniſche Lehre verwerfen muſte; nachdem Galiläus dieſelbe vor einer Congregation von Cardinälen, nach einem langen Gefängniſſe, hatte abſchweren müſſen; hat ſich doch in Erklärung des Laufes der übrigen Planeten nicht enthalten können, die Copernicaniſche Meynung, zum wenigſten als eine beqveme Hypotheſin, anzunehmen.

Systematis Planetarii pulcritudo & ordo.

§. 799. Dergeſtalt ſieht nun die Welt weit ordentlicher aus, als da man die Sonne unter die Planeten mengete. Dieſer majeſtätiſche Weltkörper dreht ſich auf einer Stelle in 27 oder 28 Tagen einmal um ſeine Axe. Um ihn lauft erſt Mercur in 87 Tagen, die Venus in 224 Tagen, die Erde in 365 Tagen, oder in einem Jahre, hernach Mars in einem Jahre und 321 Tagen, Jupiter in 11 Jahren und 317 Tagen, Saturn aber endlich in 29 Jahren und 174 Tagen um ſie herum. Alle dieſe Weltkugeln empfangen ihr Licht und Leben von derſelben, und zwar nach dem Maſſe ihrer Entfernung; welche aber allem Anſehen nach ſo eingerichtet iſt, daß ein jeder Planet ſo viel Wärme von ihr bekommt, als er bedarf und ertragen kan.

Quinam ex veteribus eum iam agnoverint.

§. 800. Dieſen Weltbau nun haben ſchon lange vor Copernico einige alte Sternſeher vermuthet. Nicätas, ein Syracuſer, hat zuerſt die Umdrehung der Erdkugel, Philolaus den jährlichen Umlauf um die Sonne geglaubet, wie Cicero und Plutarchus berichten. Hernach hat Ariſtarchus, der Samier, dieſes noch deutlicher vorgetragen, wie Archimedes in ſeiner Sandrechnung meldet: Daher ihn ein gewiſſer Cleanthes angeklaget, daß er die Göttin Veſta verunehre. Selbſt Pythagoras ſoll dieſer Meynung ſchon beygepflichtet haben. Allein ſeitdem Copernicus ſie vor ein paar hundert Jahren wieder auferwecket, und ihren groſſen Nutzen gewieſen: So ſind ihm Kepler, Galileus, Carteſius, Caſſini, Hevelius, Hugenius, Neuton und alle groſſe Sternverſtändige hauſenweiſe nachgefolget.

Objectioni Scripturariae occurritur.

§. 801. Der gewöhnlichſte Einwurf, den man hier machet, wird gemeiniglich von der Schrift hergenommen, welche der Sonne überall ein Laufen, und der Erde ein Stilleſtehen zueignet. Allein zugeſchweigen, daß es die Abſicht der bibliſchen Scribenten niemals geweſen, die Natur-Wiſſenſchaft zu lehren, ſondern die Leute zur Seeligkeit zu führen: So pfleget ſich auch die Schrift in vielen Dingen, nach dem Augenſcheine, und den gemeinen Meynungen der Menſchen zu richten. Wer weis nicht, daß ſie z. E. GOtt die menſchlichen Gliedmaſſen und

Gemüths-Bewegungen beylegt? Wer wollte aber daraus ſchlieſſen, GOtt habe dergleichen? Man kan hiervon mit Nutzen ein kleines Werkchen nachleſen, welches vor kurzem in Jena mit Herrn Profeſſor Stollens Vorrede wieder aufgeleget werden.

§. 802. Wer im Gegentheil dieſen Weltbau mit unpartheyiſchen Augen anſieht, der wird darinn eine der höchſten Weisheit anſtändige Ordnung antreffen, die allemal den kürzeſten Weg geht (§.656.) und keine unnöthige Umſchweiſe in ihren Werken macht. Ferner wird die Welt dadurch reichlicher mit Einwohnern beſetzt: Da nemlich hier ſtatt eines einzigen Erdkügelchens ſechszehn Planetiſche Kugeln, deren etliche viele hundert mal gröſſer ſind als die unſrige, bewohnt werden können. Ja da auch alle übrige Fixſterne nichts anders als Sonnen ſind, die nicht ungeſchickter ſind eine Anzahl von dunklen Weltkugeln zu erleuchten und zu erwärmen: So iſt es wahrſcheinlich genug, daß ſie gleichfalls mit Planeten umgeben ſind, und daß alſo die Welt noch unendlich viel Einwohner habe.

Quantum ad ſapientiae & potentiae divinae gloriam conferat Syſt. Coper.

* * *

Das V. Hauptſtücke
von den
Cometen und Fixſternen.

§. 803.

Man hat zu gewiſſen Zeiten ganz neue und ungewöhnliche Körper an dem Himmel wahrgenommen,

Cometae quid ſint vel exiſtimentur.

die bald einen hellen Glanz um ſich gehabt, bald einen langen Schweif nach ſich gezogen; eine zeitlang geſchienen, allmählich aber wieder verſchwunden ſind. Dieſe hat man Cometen [illegible]heiſſen; und ſie vor traurige Vorbeten vieles Unglücks in der Welt angeſehen. Etliche unter denſelben ſind klein, etliche groß geweſen, etliche haben lange, etliche kurz geſchienen; und ihrer Figur nach hat man ſie bald vor Schwerdter, bald vor Ruthen angeſehen, nachdem ihr Schwanz ſpitz zugelaufen, oder weiter auseinander gegangen. Daher ſind denn die verſchiedenen Deutungen gekommen, daß ſie Krieg, Peſt und theure Zeit vorher verkündigen müſten.

Cometas eſſe corpora mundana probatur ex altitudine.

§. 804. Ariſtoteles und andre Alten haben ſie vor feurige oder doch bloß leuchtende Lufterſcheinungen gehalten, die aus den aufgeſtiegenen Dünſten entſtünden, und wiederum vergiengen. Allein nachdem man ſie ſonderlich in neuern Zeiten genauer angeſehen, und mit Hülffe der Ferngläſer betrachtet: So hat man ganz das Gegentheil befunden, und ſie vor beſtändige Weltkörper zu halten angefangen. Denn vors erſte hat man befunden, daß ſie weit höher ſtehen, als unſre Dunſtkugel geht. Denn da im Jahr 1652 ein ſolcher Comet von Hevelio zu Danzig, und von Bullialdo zu Paris zugleich geſehen worden, und ihnen beyden an einem und demſelben Orte des Himmels, nemlich am Fuße des Perſeus, zu ſtehen geſchienen: So iſt es gewiß, daß er viel weiter als der Mond von der Erden geſtanden.

§. 805.

Nec non ex motu regulari.

§. 805. Ferner haben die Cometen auch ihre ordentliche Bewegung am Himmel. Dörfel, ein Deutſcher, hat dieſes zuerſt von dem Cometen, der 1680 erſchienen, gezeiget, und Newton hat ſolches hernach deutlicher erwieſen; indem er dargethan, daß ſich dieſer Comete nach eben den Geſetzen um die Sonne bewege, die Kepler von den Planeten erfunden, und Caſſini durch die Trabanten Jupiters und Saturns beſtätiget hat. Halley hat dieſes auch von den übrigen Cometen erwieſen, und daher geht es unmöglich länger an, ſie mit Keplern und Heveln vor Wolken des Himmels zu halten, die aus den Ausdünſtungen der Planeten daſelbſt entſtünden.

Non tamen lumine proprio fulgent.

§. 806. Gleichwohl haben Hevel, Weigel und Flamſteed mit den beſten Ferngläſern die Cometen ſehr blaß befunden; indem ſie nicht anders ausgeſehen, als ein von der Sonne beſtrahltes Wölkchen. Ja je beſſer die Ferngläſer geweſen, deſto blaſſer haben ſie ausgeſehen. Dieſes wird nun bey den Planeten auch bemerket, und wie man daher mit recht ſchlieſſet, daß ſie kein eignes Licht haben: Alſo iſt es auch von den Cometen gewiß, daß ſie von der Sonne erleuchtet werden. Es iſt daher kein Wunder, wenn Georg Phranza erzehlt, daß im Jahr 1450 ein Comet den vollen Mond mit ſeinem Schatten verdunkelt habe. Doch hat man auch ein neueres Exempel von dem Cometen, den Herr Kirch in Berlin 1723 geſehen, und deſſen Körper oder Kopf wie ein Fixſtern gefunkelt hat.

Rationes ex principiis Newtonianis petendae.

§. 807. Da nun dieſes zur Gnüge angezeiget, daß die Cometen nicht alle von einerley Gattung ſind: ſondern einige dunkler, andre aber auch feuriger Natur ſeyn können: So muß man bemühet ſeyn, dieſen Unterſchied aus wahren Gründen zu erklären, und ſo viel möglich, die Urſachen davon zu entdecken. Die neuen Aſtronomiſchen Lehren Newtons von dem Laufe der Planeten haben einem andern Engelländer, Whiſton gedienet, vieles, ſo hieher gehöret, in ſeiner Erdbetrachtung ans Licht zu bringen. Da wir nun in dem folgenden verſchiedenes davon brauchen werden, ſo wollen wir uns hier einiger maſſen darzu vorbereiten, und von dem Laufe der Cometen eins und das andre anführen.

Planetae in Ellipſibus moventur.

§. 808. Vors erſte iſt es gewiß, daß nach Keplers Erfindung alle Planeten nicht in vollkommen runden, ſondern in länglichten Kreiſen um die Sonne laufen. Man nennet dieſelben Elliptiſch, und eine ſolche Ellipſis hat zwey Brennpuncte, die entweder weit voneinander, oder nahe beyſammen ſtehen, nachdem die Figur ſehr oder wenig länglich werden ſoll. In der 21 Figur z. E. ſind drey ſolche Elliptiſche Kreiſe zu ſehen. Der erſte A.B.C. hat ſeine beyde Brennpuncte in S. und O. der andre D.E.C. hat ſie in S und P: der dritte G.H.J.K. endlich in S. und Q. Alle drey aber ſind krumme Linien von einer Art, die einerley Eigenſchaften haben, wie in der Mathematic erwieſen wird.

Fig. 21.

§. 809. Nun iſt ferner ausgemacht, daß die Sonne nicht in dem wahren Mittelpuncte aller ſolchen elliptiſchen Kreiſe der Planeten, ſondern in dem einen Brennpuncte derſelben ſtehe. Z. E. wenn die Linie A B C der jährliche Kreis unſerer Erdkugel wäre, den ſie um die Sonne läuft: So würde die Sonne in S ſtehen. Dieſem zu folge geht es denn an, daß ein Körper den Mittelpunct ſeiner Bewegung in der Sonne haben kan, ob er gleich einmal ſehr nahe an dieſelbe kommt, und hernach ſehr weit von derſelben weggehet. Denn geſetzt unſere Erde, oder ſonſt ein Planet lieſe in dem längſten Kreiſe G H I K ſo würde doch die Sonne in dem Brennpuncte S. der Mittelpunct ſeines Laufes ſeyn.

Sol in altero earum foco quieſcit.

Fig. 21.

§ 810. Dieſes iſt nun gerade der Fall, in welchem ſich die Cometen befinden. Derjenige groſſe Comet, der 1680 erſchienen iſt, hat eine ſolche Bahn in ſeinem Laufe gehabt, als die 22 Figur vorſtellet, wie auch Whiſton in ſeiner neuen Erdbetrachtung ſie entworfen hat. Nachdem er nemlich etwa anderthalb Monat lang war geſehen worden, ſo hat er die jährliche Laufbahn der Erde etwa bey D. durchſchnitten, und ſich immer mehr der Sonne genähert. Hernach hat man ihn etwa den 20 Tag des dritten Monden in ihren Stralen verlohren, und iſt er auf der andern Seiten derſelben in eben einer ſolchen Linie, von ihr weggelaufen, als in welcher er ſich ihr genähert hatte: So daß er wiederum in

Eadem Cometarum ratio eſt.

Fig. 22.

etlichen und dreyſſig Tagen die Laufbahn der Erdkugel in E. durchſchnitten.

Cometae ſtato tempore redeunt.

§. 811. Will man nun dieſen Weg eines Cometen in Gedanken weiter verfolgen, ſo muß er ſeinen Lauf durch alle Planetiſche Kreiſe, weit über den Saturn hinaus nach den Fixſternen zu genommen haben. Weil aber dasjenige Stücke ſeiner Bahn, ſo von den Sternſehern aufs genaueſte beobachtet worden, ein Stücke einer Ellipſis geweſen, davon der eine Brennpunct in der Sonne war: So ſchließt man mit Recht daraus, daß auch der unſichtbare Theil ſeines Laufes eine Elliptiſche Figur habe, wie ſolches die 23 Figur vorbildet. Hieraus folget nun ferner, daß ein Comet in gewiſſer Zeit wieder kommen müſſe, wiewohl ſelbige wegen Mangel genugſamer Erfahrungen noch nicht vorher verkündiget werden kan.

Fig. 23.

Quaenam ſit natura Cometarum.

§. 812. Nunmehro können wir von den Cometen etwas mehr ſagen, als vorhin. Es ſind nemlich dieſelben an ſich ſelbſt finſtre Körper, die aber aus vielerley Arten grober Materie beſtehen; die alſo von der Sonnenhitze auf verſchiedene Art in Bewegung geſetzet werden. Die flüßigen darunter laſſen ſich in Dünſte verwandeln, und umgeben den Kern des Cometen als dicke Nebel oder Wolken; als denen ein Comet durch die Ferngläſer ſo ähnlich ſieht. Die ſubtilern Dünſte ſteigen noch höher von demſelben auf, und machen den Schwanz deſſelben aus, der alſo immer gröſſer wird, je näher ein Comet nach der Sonne kömmt, am gröſten aber, wenn er dicht um dieſelbe herum gelaufen: weil er alsdann einen entſetzlich groſſen Grad der Hitze hat empfinden müſſen.

Unde ſcintillatio & caudae directio.

§. 813. Dergeſtalt iſt es denn nicht unmöglich, daß ein Comet ſich auch gar entzünde, eine zeitlang in Flammen ſtehe, und alſo wie ein Fixſtern mit eigenem Lichte funkle, dergleichen von Herrn Kirchen 1723 beobachtet worden. Da aber gleichwohl die aufgelöſeten Feuchtigkeiten des Cometen denſelben noch als Dünſte und Nebel umgeben, ſo kan er doch ſo helle nicht ſeyn als ein Fixſtern. Und weil das Sonnenlicht durch ſeine Wärme die Dünſte eines Cometen immer weiter verdünnert, und gleichſam vertreibet: So ſieht man auch, daß ſich der Schwanz des Cometen allezeit von der Sonnen abwendet, und ſich gleichſam hinter dem Körper des Cometen vor ihren Stralen verbergen will; gleichwohl aber davon erleuchtet wird.

Non omnes Cometae circa Solem mouentur.

§. 814. Doch muß man nicht glauben, als wenn alle Cometen nothwendig um unſre Sonne laufen müſten: Sie können eben ſo wohl um einen von den andern Fixſternen ihre Bahn haben, als um dieſelbe. Dieſes zeigen die vielfältigen Beobachtungen der Sternſeher, die faſt alle Jahre Cometen am Himmel entdecken, ob man ſie gleich mit bloſſen Augen nicht gewahr wird. Denn die wenigſten derſelben nähern ſich unſerm Planetiſchen Weltbaue ſo ſehr, daß ſie uns zu Geſichte kämen, geſchweige denn, daß ſie ſich an den Mittelpunct deſſelben bis zur Sonne ſenken ſollten. Wir ſehen ſie alſo nur denn, wenn ſie von dem Mittelpuncte ihrer Bewegung am weiteſten ausſchweifen, und an die Gränzen unſers Sonnen-Himmels gelangen. Siehe die 25 Figur.

Non omnes Cometas Solares videre licet.

§. 815. Gleichwohl können viele Cometen auch zu unſrer Sonne gehören, ſich auch zuweilen derſelben nähern, ohne daß wir derſelben gewahr werden. Denn wenn dieſelben ſich etwa zu der Zeit herunter ſenken, wenn die Erde auf dem entgegengeſetzten Theile ihres jährlichen Kreiſes ſteht, wie in der 23 Figur: So ſehen wir des Tages zwar die Sonne über unſern Häuptern; aber ihr ſtarkes Licht hindert uns den Cometen neben ihr wahrzunehmen. Denn da ſchon Mercur ſo ſchwer zu beobachten iſt, weil er allezeit ſo nahe bey der Sonne ſtehet: So kan man leicht denken, daß auch die Cometen uns leichtlich entwiſchen werden, als welche noch viel dichter an derſelben herum laufen.

Fig. 23.

Vis Magnetica corporum cœleſtium.

§. 816. Newton hat erwieſen, daß alle Weltkörper gegeneinander eine magnetiſche Kraft haben, obwohl man die Urſachen davon nicht anzugeben weis. Ein jeder Planet wird alſo von der Sonne angezogen, damit er nicht aus ſeiner runden Bahn in einer geraden Linie davon fliege. Ein Hauptplanet zieht ſeine Trabanten oder Monden eben ſo an ſich, und überhaupt zieht auch ein Planet den andern, doch ſtärker oder ſchwächer, nachdem er näher oder weiter von ihm ſteht, gröſſer oder kleiner iſt.

Dieſem zu folge ziehen denn auch die Cometen, als groſſe Weltkörper diejenigen Planeten nach ſich, denen ſie in ihrem Laufe nahe kommen. Ja ſie könnten ſehr wichtige Veränderungen darauf verurſachen, wenn ſie ihm gar zu nahe kämen.

Cometarum vſus vel finis.

§. 817. Wozu die Cometen in der Welt dienen, oder ob ſie bewohnt ſind, kan man ſo gewiß nicht wiſſen. Vielleicht ſind es unreife Weltkugeln, daraus nach vielen Jahrhunderten neue Erdkugeln entſtehen ſollen. Vielleicht ſind es auch vormals bewohnt geweſene Planeten; die aber aus wichtigen Urſachen aus ihrem alten Laufkreiſe getrieben, und in dieſen ungewöhnlichen Lauf gebracht worden. Sollte es denkende Weſen auf ſolchen Weltkörpern geben: So wird gewiß ihr Aufenthalt ſehr unangenehm ſeyn, weil ſie bald von der allerunerträglichſten Sonnenhitze gebrannt, bald in die grauſamſte Kälte verſetzet werden; allezeit aber mit Dampf, Nebel und Wolken umgeben ſind, daß ſie ſich gar keinen Begriff von der Welt machen können, darinn ſie herum ſchwermen.

Fixarum diſtantia immenſa.

§. 818. Die Fixſterne ſind viel weiter von uns entfernet, als die Planeten. Denn Saturnus der äuſſerſte derſelben hat 1679 den 17 Jan. denjenigen Stern im ſüdlichen Horne des Stieres bedecket, den Bayer ο nennet. Dieſes erhellet auch daraus, daß alle unſere Ferngläſer nicht vermögend ſind dieſelben nur in etwas zu vergröſſern. Denn da ſich alle Planeten und Cometen durch dieſelben überaus groß darſtellen: So verlieren die Fixſterne hergegen auch ihre ſcheinbare Stralen, womit ſie uns in die Augen funkeln, und ſehen als helle Puncte aus, die weder eine Länge noch Breite zu haben ſchienen. Hugenius hat ausgerechnet, daß der Hundsſtern z. E. 27664. mal weiter von uns ſtehen müſſe als die Sonne.

Proprio Lumine fulgent fixae.

§. 819. Da nun gleichwohl die Sterne in ſo groſſer Entfernung von der Sonne gleichwohl ein ſo ſchimmerndes und lebhaftes Licht haben: So können ſie daſſelbe unmöglich von der Sonne borgen, ſondern müſſen vor ſich ſelbſt von leuchtender und feuriger Natur ſeyn. Nennet man nun einen leuchtenden und feurigen Weltkörper eine Sonne: So ſind alle Fixſterne vor ſo viel Sonnen zu halten. Hierzu kommt noch, daß ſie in dem Copernicaniſchen Weltbaue eben ſo wohl als die Sonne ſtille ſtehen bleiben: Auſſer daß ſie ſich vielleicht, wie dieſelbe, um ihre eigene Achſen drehen. Und wenn gleich die Sternſeher von dem Fortrücken der Geſtirne im Thierkreiſe reden: So iſt doch dieſes nur ſcheinbar, und von dem Umlaufe der Erde herzu leiten.

Magnitudo Fixarum diverſa.

§. 820. Nun giebt es die Vernunft und der Augenſchein ſelbſt, daß nicht alle Fixſterne gleich weit von uns entfernet ſeyn können. Allem Anſehen nach werden die von der erſten Gröſſe näher an unſerer Planeten-Welt angränzen, als die von der andern Gröſſe, u. ſ. w. Folglich bekommt denn der ganze Raum des Himmels eine unermeßliche Tiefe und Ausdehnung. Man ſieht auch keinen Grund, warum eben unſre Sonne der allergröſte Stern ſeyn müſte: Und es iſt alſo zu vermuthen, daß zum wenigſten viele Fixſterne ihr gleich, ja manche noch wohl gröſſer ſeyn mögen. Diejenigen aber, die in der Milchſtraſſe ſo häufig und ſo dichte beyſammen ſtehen, ſcheinen allerdings wohl viel kleiner zu ſeyn, als die andern, ſo weitläuftiger von einander ſtehen.

§. 821. Sind nun die Sterne gröſtentheils unſrer Sonne ſo gleich und ähnlich: So iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß ſie auch zu eben den Wirkungen beſtimmet ſeyn werden, wozu die Sonne beſtimmet iſt; nemlich dunkle Weltkörper zu erleuchten, und zu erwärmen. Denn warum ſollte unſre Sonne allein den Vorzug haben, ſechszehn Planeten zu beſtralen und zu beleben, wenn die andern gar keine hätten; ohngeachtet ſie eben ſo geſchickt dazu wären? Von den Cometen wiſſen wir es ohnedem ſchon, daß auch viele davon um die benachbarten Fixſterne laufen. Warum ſollen wir dieſes nicht auch von Planeten glauben? Zum wenigſten können die Fixſterne nicht alle unſernthalben am Himmel ſtehen, da wir die wenigſten davon ſehen können.

Planetis ſuis gaudere Stellas fixas.

§. 822. Hieraus kan man nun leicht denken, daß es eine merkwürdigere Weltbegebenheit ſey, als man meynen ſollte, wenn etwa ein Stern am Himmel verſchwindet. Dieſes iſt eine Sonne, die ihren Glanz verlieret; dabey alſo ihren Planeten nicht wohl zumuthe ſeyn kan. Geſchieht dieſes nur auf eine zeitlang, ſo mö-

Quid de interitu fixarum ſtatuendum ſit.

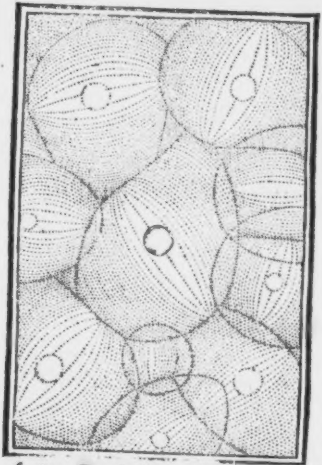
gen ſich etwa ſolche dicke Flecken um einen ſolchen Körper ſammlen, daß die Stralen deſſelben nicht mehr durchdringen können. Verlöſchet er aber ganz und gar, ſo muß ſonſt eine wichtige Veränderung mit einem ſolchen Sterne vorgehen, die aber zugleich allen ſeinen Weltkugeln den Untergang bringet.

Quomodo nouae oriri poſſint.

§. 823. Wenn alſo hier ganze Welten untergehen, ſo iſt es hingegen wahrſcheinlich, daß da neue entſtehen, wo zuweilen neue Sterne entſtehen. Doch wenn dieſe nicht länger dauren, als derjenige, den Tycho zu ſeiner Zeit in der Caſſiopea geſehen, welcher nemlich nur von 1572. bis 1574 geſchienen hat: So würden auch wohl die Welten von ſchlechter Dauer ſeyn. Vielleicht aber mögen dergleichen Sterne wohl nur zuweilen einen ſtärkern Anwachs des Lichtes oder Feuers gehabt haben als ſonſt, daß ſie in ſolcher Weite haben geſehen werden können: Welches auch von denen wahrſcheinlich iſt, die wechſelsweiſe bald erſcheinen, bald verſchwinden.

Vnde Planetarum gyratio circa Solem.

§. 824. Wenn man fragt, wie es doch komme, daß die Planeten ſo beſtändig um die Sonne laufen, ohne zu ermüden: So ſagt Carteſius zwar, daß um jeden Fixſtern, und alſo auch um unſre Sonne ein groſſer Kugelförmiger Theil von Himmelluft, als ein ſtarker Wirbelwind herum laufe, der denn die in ihm ſchwimmenden Planeten mit ſich forttrage. Er ſtellet uns alſo die Welt in folgender Figur vor. Allein es hat nicht nur der P. Daniel, in ſeiner Reiſe in die Carteſianiſche Welt, dieſe Wirbel ganz umgeſtoſſen: Sondern es wiederlegen ſelbige auch die Cometen. Denn dieſe laufen mitten durch unſern Wirbel durch, und zwar nach allen Seiten, ohne von dieſem ſo ſtarken Strome dahin geriſſen zu werden.



§. 825. Da aber doch alle Planeten einerley Richtung in ihrem Laufe um die Sonne haben, nemlich von Abend gegen Morgen; Da

Mechanicae cauſſae neceſſitas, unde pateat.

ferner die Sonne ſelbſt ſich in eben dieſer Richtung um ihre Axe drehet, und zwar ſo, daß ſich die Planeten wo nicht über ihrem Aeqvator, doch zwiſchen ihren Wendezirkeln halten: So ſcheinet doch ein gewiſſer mechaniſcher Zuſammenhang dieſer ſo einhelligen Bewegungen in der Natur verhanden zu ſeyn. Denn daß dieſe Bewegung von dem allererſten Stoſſe, der in der Schöpfung dieſen Körpern gegeben worden, herzuleiten ſey, iſt darum nicht wahrſcheinlich; weil ſonſt der Raum, darinn ſie laufen, ganz leer ſeyn müſte, damit ſein Wiederſtand ihre Bewegung nicht ſchwächen könnte.

* * *

Der dritte Abſchnitt

von der Erdkugel, ihren Theilen und Veränderungen.

Das I. Hauptſtücke

von

Der Erdkugel überhaupt.

§. 826.

Telluris figura rotunda eſt.

Wir haben zwar von der Erdkugel ſchon in dem vorhergehenden beyläufig etwas gehandelt, in ſo weit ſie ein Weltkörper iſt: Allein ihre beſondere Beſchafſenheit haben wir noch nicht unterſuchet. In der Geographie wird erwieſen, daß die Erde nicht flach ſey, ſondern rund; ohngeachtet ſie mit Hügeln und Bergen reichlich verſehen iſt. Denn da die allerhöchſten Gebürge, deren es doch ſehr wenige giebet, noch keine deutſche Meile von der Fläche des Meeres erhaben ſind; die Erde aber 5400 Meilen im Umkreiſe, und 1720 Meilen in der Dicke hat: So ſieht man leicht, daß dieſes ſehr wenig betrage. Man erweiſet aber die Rundung der Erden hauptſächlich aus ihrem Schatten in den Mondfinſterniſſen; welcher nemlich einen runden Umfang hat, der Mond mag hinein gerathen wo er will. Fig. 25.

Sphaeroidica tamen & unde hoc.

§. 827. Gleichwohl haben Hugenius und Newton erwieſen, daß die Erdkugel nicht ganz rund, ſondern an beyden Polen gleichſam zuſammengedruckt, und um die Linie überall etwas erhabener oder dicker ſey. Doch da der Unterſcheid dieſer zweyen Durchmeſſer nicht ſehr groß iſt; indem ſich der kürzere zu dem längern nach dem erſtern wie 577. zu 578. nach dem andern aber wie 229. zu 230. verhält: So beträgt der ganze Unterſcheid der Erdendicke nicht mehr als anderthalb deutſche Meilen. Die Urſache dieſer Figur muß in der täglichen Umdrehung der Erdkugel geſuchet werden. Denn wenn man eine weiche Thonkugel ſchnell um ihre Achſe drehet, ſo ändert der Schwung ihre runde Figur in eine ſolche ſphäroidiſche als die Erde hat.

Terra quondam fluida fuit.

§. 828. Hieraus erhellet nun, daß die Erdkugel einmal, zum wenigſten auf ihrer oberſten Rinvel mollis tamen.

Rinde flüſſig oder weich geweſen ſeyn müſſe. Denn wäre ſie allezeit feſt geweſen, wie eine harte Kugel von Thon: So würde ſie bey aller Umdrehung keine ſolche Figur bekommen haben. Zwar was das Waſſer anlanget, ſo würde ſelbiges als ein flüſſiger Körper dieſelbe gleich bey der erſten Umdrehung angenommen haben. Allein, wenn das Land dabey ganz feſt und unbiegſam geweſen wäre, ſo würde alles Waſſer von den Polen nach der Linie geſchoſſen ſeyn, und zwiſchen den Wendezirkeln alles überſchwemmet haben. Weil dieſes aber nicht geſchehen iſt: So muß ſich das Land daſelbſt eben ſo wohl, als das Waſſer erhoben haben, und folglich weich oder flüßig geweſen ſeyn.

Idem rotunditas ſvadet.

§. 829. Eben das bezeuget auch die runde Figur der Erden. Denn wenn man ſie gleich von der Schwere der Körper, die ſich von allen Seiten mit gleicher Kraft nach dem Mittelpuncte der Erden geſenket, herleiten wollte: So würde doch auch dieſes nicht ſtatt finden, wenn dieſelbe niemals flüßig geweſen wäre; ſo daß ſich ein jedes ſeiner Natur nach hätte mehr oder weniger ſenken können. Nun könnte man zwar muthmaſſen, daß die groſſe Waſſerfluth ſolches verurſachet habe, davon wir in allen Theilen der Welt die Spuren finden, und die bis über die höchſten Alpiſchen Gebirge gegangen, wie Scheuchzer aus den daſelbſt gefundenen verſteinerten Muſcheln, Fiſchen und Seekräutern recht geſchloſſen hat. Allein die Figur der Erden muß ja ſchon vor der Sündfluth rund und ſphäroidiſch geweſen ſeyn.

Origo figurae terreſtris ex origine telluris repetenda.

§. 830. Wir werden alſo den Urſprung dieſer Figur wohl bey dem erſten Urſprunge der Welt ſuchen müſſen, darinn ohne Zweifel der Grund verhanden ſeyn muß, warum dieſelbe ſo und nicht anders geworden. Carteſius, Burnet und Whiſton haben ſich angelegen ſeyn laſſen uns denſelben zu erklären, ſonderlich hat der letzte in ſeiner neuen Erdbetrachtung das gute, ſo er bey den erſten beyden gefunden, ſo ins Licht geſetzet, verbeſſert, und mit der moſaiſchen Erzehlung vom Urſprunge der Welt in eine Ubereinſtimmung gebracht, daß man es vor die wahrſcheinlichſte von allen ſolchen Muthmaſſungen halten kan. Wir können nemlich in Sachen, die ſo ſchwer zu ergründen ſind, nichts vor ungezweifelt ausgeben, ſondern überlaſſen einem jeden ſein freyes Urtheil davon.

Calor terrae inteſtinus unde.

§. 831. Die Erdkugel hat eine innerliche Hitze, wie aus den warmen Bädern, Feuerſpeyenden Bergen, und ſelbſt aus den Bergwerken erhellet. Dieſe Hitze muß aus dem Mittelpuncte der Erden herrühren, von da ſie ſich nach allen Seiten gleich vertheilet, und die Fruchtbarkeit auf der Oberfläche der Erden befördert. Ein wirklich flammendes Feuer mit Carteſio darinn zu ſetzen, geht nicht wohl an; weil ſolches gar zu ſehr eingeſchloſſen wäre. Aber einen feſten ſehr erhitzten Kern im Mittelpuncte der Erden zu ſetzen, der aus einer ſehr dichten Materie beſteht, und alſo ſeine einmal bekom̃ene Hitze lange erhalten kan, das geht ſehr wohl an. Und dieſe Meynung hat Whiſton und Burnet erwehlet.

Cometas intenſiſſimo caloris gradu gaudere.

§. 832. Nun hat man an den Cometen wahrgenommen, daß ſie auch in der Mitte ihrer Dampfkugel einen dichten und dunkeln Kern haben. Ferner hat Newton erwieſen, daß der Comete vom Jahr 1680 in ſeiner Annäherung an die Sonne, einen ſolchen Grad von Hitze bekommen, der 9000 mal gröſſer geweſen als die Hitze des glüenden Eiſens. Hieraus hat er die Folgerung gezogen, daß ein ſolcher erhitzter Körper, in einer ſolchen Luft als die unſrige iſt, viele tauſend Jahre Zeit haben müſte, ehe er völlig kalt werden könnte. Und man kan ſich leicht einbilden, daß durch eine ſolche Hitze alles, was auf dergleichen Körpern verbrennlich geweſen, müſſe aufgelöſet, und in Rauch, Dunſt und Flammen verwandelt worden ſeyn.

Tellurem ex Cometa tamquam ex Chao originem ducere.

§. 833. Wie nun dergeſtalt ein ſolcher ausgebrannter Comete mit ſeiner groſſen Dunſtkugel ein rechtes Chaos vorſtellet: Alſo hält Whiſton davor, daß aus einem ſolchen Chaos unſre Erdkugel erſchaffen worden. Er macht daher eine ſehr beqveme Auslegung des erſten Verſes im 1. B. Moſis, und meynet, daß nachdem GOtt im Anfange, das iſt lange zuvor, eher unſre Erde geſchaffen worden, Himmel und Erde, das iſt das ganze Weltgebäude geſchaffen gehabt; er endlich auch die Erde ihrer itzigen Form nach hervorgebracht habe. Es ſey alſo dieſelbe am erſten Tage ſchon wüſte und leer geweſen, weil alle Materien dieſer Cometiſchen Kugel, als ein rechtes Chaos untereinander gemenget geweſen. Siehe die 26ſte Figur.

Primi diei opus, quomodo factum.

§. 834. Hierauf habe GOtt geſprochen: Es werde Licht! Und ſogleich hätten ſich die gröbſten Theile dieſer Dunſtkugel nach dem Kerne des Cometen herunter geſenket, und denſelben mit einem ſehr ſchweren flüſſigen Weſen umgeben. Dadurch wäre nun die vorhin ſo grobe und ganz undurchſichtige Dunſtkugel etwas heller geworden, ſo daß zwar die Sonne noch nicht zum Vorſchein gekommen, doch aber einiges Licht, wie bey neblichtem und dick bewölktem Himmel, auf die Fläche der Kugel durchdringen, und durch ſeine Abwechſelung Tag und Nacht zuwege bringen können. Hierdurch fallen nun alle die Zweifel weg, die ſonſt von dieſem erſten Lichte bey Gelegenheit der Worte Moſis aufgeworfen worden. Siehe die 27ſte Figur.

Secundae diei opus explicatum.

§. 835. Den andern Tag hätte GOtt nach Moſis Erzehlung die Luft oder die Veſte zwiſchen dem obern und untern Waſſer geſchaffen. Das iſt, es hätten ſich immer mehr herum fliegende feſte Theilchen aus dieſem Chaos herunter geſenket, und daher wäre auf der Kugel ringsum eine feſte doch durchwäſſerte Rinde entſtanden. Eben dadurch aber wäre die Luft viel reiner und heller geworden, doch ſo, daß noch unzehliche wäſſerichte Dünſte und Nebel in derſelben geblieben, welche den Himmel und das Geſtirne verhüllet hätten. Dieſes wäre nun das ſo berühmte Waſſer über der Feſten, wovon gleichfalls bey den Auslegern der Schöpfungs-Geſchicht ſo viel Streitens geweſen; welches aber ſo ganz natürlich erkläret werden könne, Siehe die 28ſte Figur.

Tertiae diei opus quodnam fuerit.

§. 836. Am dritten Tage hätte ſich das Waſſer unter dem Himmel in beſondere Oerter ſammlen müſſen, damit das Trockne hervorragen und Gras und Kraut hervorbringen können. Das heiſt: Es wäre das auf der feuchten Erden-Rinde, welche freylich ſo ganz eben nicht überall werden können, befindliche übrige Waſſer in die niedrigſten Gegenden gefloſſen. Die Luft hätte auch noch mehr und mehr Dünſte fallen laſſen, und daher wären viel kleine Seen und Pfützen, aber keine groſſe Weltmeere entſtanden; als welche allererſt in der Sündfluth ihren Urſprung genommen. Und da alſo die Sonne durch die gereinigte Luft immer mehr zu wirken vermocht, ſo habe die Erde auch Gras und Kraut hervorgetrieben. Siehe die 29ſte Figur.

Quartae diei opus quomodo factum ſit.

§. 837. Am vierten Tage hat GOtt, nach Moſaiſchem Berichte, Sonne, Mond und Sterne ans Firmament geſetzet. Das heißt nach Whiſtons Meynung, damals wäre die Luft endlich von ihren Dünſten und Nebeln ſo ausgekläret worden, daß einer, der auf der Erde geſtanden hätte, den Himmel mit allem ſeinem Geſtirne zuerſt geſehen haben würde. Siehe die 30ſte Figur. Und ſo weit geht dasjenige, was aus der Moſaiſchen Hiſtorie hieher gehöret. Denn das fünfte und ſechſte Tagewerk geht nicht ſo wohl die Erdkugel, als die Schöpfung ihrer Einwohner an, die ſich aus keinen ſolchen

Urſachen erklären oder begreiflich machen läßt, und alſo eine unendliche Macht und Weisheit noch auf beſondere Art zeiget.

Dies creationis annos fuiſſe.

§. 838. Von allen dieſen Schöpfungstagen aber ſteht Whiſton in den Gedanken, daß ſie zwar einzelne Tage, aber zugleich ganze Jahre geweſen. Denn die Erdkugel habe dazumal ihre tägliche Umdrehung um ihre Achſe noch nicht gehabt, ſondern es ſey nur durch ihren Umlauf um die Sonne Tag und Nacht verurſachet worden. Dieſes hält er zu Hervorbringung ſo groſſer Veränderungen auf der Erde vor nöthig, ungeachtet eine göttliche Kraft bey allem mitgewirket. Er beſtätiget dieſes durch den Gebrauch der Schrift nach Jahrwochen zu rechnen, wo immer ein Tag ſo viel als ein Jahr bedeutet. Er führt auch verſchiedene Zeugniſſe der Alten an, die ſolches bekräftigen, wenn es z. E. heißt, daß ſich der Himmel vorzeiten von Abend gegen Morgen beweget habe.

Figurae Telluris ex dictis derivatio.

§. 839. So wie ſichs nun aus dem bisherigen wohl begreifen läßt, wie die Erde zu einer kugelrunden Figur gekommen; weil ſie nemlich im Anfange ganz locker, weich und flüſſig geweſen: Alſo fährt er auch fort zu zeigen, woher ſie die ſphäroidiſche Figur bekommen habe. Als nemlich der Menſch geſündiget hatte, und und alſo des glückſeeligen Zuſtandes, in welchem ſeine Wohnung dazumal war, nicht mehr werth war, hätte GOtt dieſem neugeſchaffenen Planeten auch die Umdrehung um ſeine Achſe gegeben, welches gleich eine entſetzliche Veränderung darinn hervorgebracht. Denn durch dieſen ſchnellen Umlauf hätte ſich die äuſſere kugelförmige Rinde der Erden in eine ſphäroidiſche verwandeln müſſen, welche aber dadurch hier und da viele Riſſe bekommen.

Effectus ulterior gyrationis.

§. 840. Dadurch wären nun zwar die Gegenden um die Pole näher, alle übrige aber rings um die Erde, weiter von der centraliſchen Wärme entfernet worden, welches denn ihre vorige Fruchtbarkeit ſehr gemindert hätte. Die nunmehrigen geſchwinden Abwechſelungen von Tag und Nacht, von Wärme und Kälte, hätten auch nebſt der Veränderung der Pole viel beygetragen, die Gegend des Paradieſes, die durch das letztere nordlicher geworden, unfruchtbarer zu machen. Gleichwohl wäre die Luft dazumal noch ganz ſubtiler Art geweſen, ſo daß die den Tag über aufgeſtiegenen Dünſte ſich nicht in dicke Wolken und ungeſunde Nebel, ſondern allemal Abends in einen ſanften Thau verwandelt, und alſo die Erde befeuchtet hätten.

Conſenſus eorum cum Scriptura S.

§. 841. Wie nun das letztere mit der moſaiſchen Erzehlung ſehr übereinſtimmet, als wo zwar eines Thaues, aber vor der Sündfluth keines Regens gedacht wird: Alſo wird es auch durch die erſte Erſcheinung des Regenbogens beſtätiget, der allem Anſehen nach vor der Sündfluth nicht muß geſehen worden ſeyn. Denn hätte es vorhin geregnet, ſo würde man auch zuweilen den Regenbogen haben ſehen müſſen. Weil nun dergeſtalt in dieſem erſten Weltalter immer ein heller Himmel und eine geſunde Luft, ohne Stürme, Wolken und Ungewitter, ſamt einer ſehr ordentlichen Witterung der Jahreszeiten geweſen: So, ſagt Whiſton, ſey es leicht zu begreifen, warum die Leute damals ſo lange gelebet hätten, als die Schrift uns erzehlet.

Annus & menſis antediluvianus quantus fuerit?

§. 842. Bey dem allen erweiſet derſelbe faſt auf eine mathematiſche Art, daß das Jahr vor der Sündfluth gerade 360 Tage, und ein Monat gerade dreyſſig Tage gehabt. Er führet dieſes aus den älteſten Scribenten her, die alle einhellig bezeugen, daß die Egypter, Babylonier, Perſer, Griechen und Römer in den erſten Jahrhunderten nach der Sündfluth, ehe ſie ſich auf die Aſtronomie gelegt, ihre Jahre und Monden ſo gerechnet. Ja ſelbſt aus der Moſaiſchen Hiſtorie der Sündfluth erhellet es, daß Noah ſo gerechnet habe: Und bey den Mexicanern in America hat man es eben ſo befunden. Dieſes zeiget uns zur Gnüge, daß vor der Sündfluth ein ſo ordentliches Jahr geweſen ſeyn müſſe.

Cauſſa diluvii Cometa fuit.

§. 843. Nun fragt es ſich nur, wie denn die Sündfluth alle dieſe Veränderungen habe zuwege bringen können? Und hier hat Whiſton eine ſo glückliche Muthmaſſung als noch niemand vor ihm gehabt. Er hält nemlich davor, daß ſolches durch einen Cometen geſchehen ſey, der unſrer Erde in ſeinem Laufe nach der Sonne gar zu nahe gekommen, ſo daß ſie durch ſeine dicke Dunſtkugel, und durch ſeinen Schweif durchlaufen müſſen. Denn wie dadurch vors erſte eine Menge unreiner Dämpfe und feuchter Dünſte gleichſam mit Ungeſtüm auf die Erde niedergeſunken, und den 40 tägigen Regen verurſachet: Alſo hätte auch der Comete durch ſeine magnetiſche Kraft den nördlichen Theil der Erdkugel, darauf wir wohnen, ſo ſtark an ſich gezogen, daß die obere Rinde derſelben zerberſten müſſen. Siehe die 31ſte Figur.

Confirmatio huius hypotheſeos.

§. 844. So neu und fremde einem dieſe Meynung vorkommt, ſo wahrſcheinlich wird ſie, wenn man die Ausführung ihres Erfinders in ihrer Weitläuftigkeit dazu nimmt. Er zeigt nemlich aus den älteſten Geſchichtſchreibern, daß vor der Sündfluth, oder um die Zeit derſelben, ein Comete erſchienen ſey. Er zeigt ferner aus Newtons und Halleys Aſtronomiſchen Rechnungen, daß der Comete von 1681. ſeinen elliptiſchen Lauf in 575½ Jahren zum Ende bringe. Denn wenn wir dieſe Zahl von jener abziehen, ſo kommt das Jahr 1106 heraus; in welchem bey dem Tode Käyſer Heinrichs IV. von allen Geſchichtſchreibern von eines entſetzlichen Cometen Erſcheinung gemeldet wird. Weiter zurücke findet man im Jahr 531 oder 532 zu Käyſer Juſtiniani Zeiten; und noch 575½ Jahre zurücke, gleich nach Julius Cäſars Tode, eben das aufgezeichnet.

Continuatio probationis.

§. 855. Dieſe letzte Erſcheinung geſchah 44 Jahre vor Chriſti Geburt, und wenn man ſieben ſolche Perioden deſſelben zurücke zehlet, ſo wird man finden, daß ſie 4028 Jahre ausmachen, und daß alſo die Erſcheinung dieſes Cometen gerad auf das Jahr einfällt, darinnen die Sündfluth gekommen iſt. Da nun dieſes ſo genau in der Zeitrechnung eintrifft, und der Lauf des Cometen auch ſonſt ſo wohl mit der damaligen Stellung der Erdkugel, die aus der Moſaiſchen Beſchreibung des Monats und Tages der angehenden Sündfluth erhellet, übereinſtimmet: So iſt die Wahrſcheinlichkeit überaus groß, daß eben dieſer Comete die Sündfluth verurſachet habe, der 1680. nach Halleys Rechnung uns ſo nahe als der Mond ſteht, vorbey gelaufen; damals aber noch viel näher gekommen ſeyn kan.

Poſſibilitas eorum omnium ex natura Cometae.

§. 840. Denn da man durch gute Rechnungen ausgemacht hat, daß ſelbiger 15 mal gröſſer als der Mond, und alſo nur 4 mal kleiner als die Erdkugel geweſen; So kan ſeine magnetiſche Kraft, die er mit allen himmliſchen Körpern gemein hat, ſtark genug geweſen ſeyn, in einer gehörigen Annäherung bey der Erdkugel, die ganze Figur derſelben zu ändern, ihre äuſſerſte Rinde zu zerbrechen, und dem darunter befindlichen Waſſer ſeinen Ausbruch zu befördern; welches Moſes das Aufthun der Brunnen des Abgrundes nennet. Wenn man nun das Aufthun der Fenſter des Himmels, nemlich den 40tägigen, vorhin unerhörten Regen, dazu nimmt: So ſieht man wohl, daß es an Waſſer nicht wird fehlen können, die ganze Erdkugel zu überſchwemmen, welches Whiſton noch viel genauer ausrechnet.

Mutatio motus an-

§. 847. Ferner läßt ſich aus dieſem Cometen begreifen, wie die Zahl der Tage im Jahre nui & menſtrui vnde.

und Monate nach der Sündfluth geändert worden. Denn eben durch die anziehende Kraft deſſelben iſt die Umdrehung nach der Seite zu, wo er am nächſten vorbey gelaufen, beſchleuniget worden, ſo daß dieſelbe, in eben der Zeit ihres jährlichen Kreislaufs um die Sonne, ſich fünfmal mehr um ihre Achſe gedrehet als vorhin, und alſo 365 Tage im Jahre bekommen hat. Der Mond iſt ebenfalls von dem Cometen, vielleicht aber auch von der geſchwindern Umdrehung der Erdkugel, in ſeinem monatlichen Kreiſe, zu einer ſchnellern Bewegung genöthiget worden, ſo daß er nunmehro nur 27 Tage zu ſeinem Umlaufe nöthig hat.

Diluuii effectus vlteriores.

§. 848. Nicht minder merkwürdig ſind die übrigen Folgerungen der Sündfluth geweſen. Die Erdkugel iſt in zwey groſſe Welthelften, nemlich die alte und neue Welt, durch die zwiſchen beyden eingeſunkenen Länder, und hervorgeqvollenen Waſſer eingetheilet worden. Unſre Luft iſt von der Cometiſchen Dunſtkugel unreiner und dicker geworden, ſo daß ſie zu Wolken, Nebeln, Sturmwinden und allerhand ungeſunden Witterungen geſchickt iſt. Die Erdenfläche iſt mit dem fremden Schlamme, der ſich aus den Cometiſchen Feuchtigkeiten geſetzet, überſchwemmet, und verderbet worden. Die Fruchtbarkeit der Erdkugel hat abgenommen, das menſchliche Leben iſt verkürzet, und kurz zu ſagen, die ganze Erdkugel eine viel unangenehmere Wohnung geworden, als ſie vorher geweſen.

§. 849. Ich übergehe hier vieles, was der Erfinder dieſer Meynung zum Beweiſe ſeiner Lehrſätze ſehr gelehrt angeführet hat, und was zu Erläuterung der alten Geſchichte viel dienen kan. Nur das muß ich noch gedenken, daß er ſich auch wieder den Einwurf gerechfertiget hat, den man ihm machen könnte, daß folglich die Sündfluth eine ganz natürliche Sache, und kein Werk des göttlichen Zorns ſeyn würde. Denn er zeiget ſehr wohl, daß GOtt ſich auch der natürlichſten Dinge zu ſeinen Abſichten bediene, ja vielmehr die Natur ſo eingerichtet habe, daß ſie ihm zu rechter Zeit auch Werkzeuge ſeiner Rache darbietet: Welches allerdings ſeiner Weisheit und Macht zu deſto gröſſerm Ruhme gereichet; und alſo nicht zu verwerfen iſt.

Obiectionis ſolutio Whiſtoniana.

§. 850. Alles dieſes und noch vielmehr iſt in dem angezogenen Buche (A new Theory of the Earth. &c. Lond. 1725.) ausführlicher beſchrieben und ausgeführet zu leſen. Unſer Vorhaben leidet es nicht, ſolches weitläuftiger hieher zu ſetzen. Wir nehmen auch ſeine Muthmaſſungen nicht vor ausgemachte Wahrheiten an, ſondern unterwerfen ſie der fernern Unterſuchung der Verſtändigen. Zum wenigſten iſt die Abſicht des Verfaſſers nicht zu tadeln, die er in dem ganzen Buche gehabt, nemlich den Religions-Spöttern zu zeigen, daß die Lehre der Schrift vom Urſprunge der Welt, der Sündfluth und der letzten Verbrennung der Erdkugel der Vernunft, Weltweisheit und neuern Aſtronomie ganz gemäß ſey.

Concluſio.

Das II. Hauptſtücke

von den

Vier Jahreszeiten und ihren Witterungen.

§. 851.

Situs Telluris qualis non ſit.

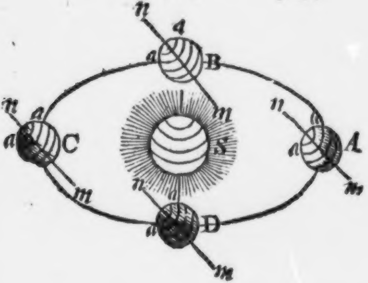
Wenn die Achſe der Erden mit der Sonnen-Achſe parallel wäre, und wenn ſie ihren jährlichen Kreislauf gerade um den Gürtelſtrich (Aequator) der Sonnen vollzöge: So würden wir von keiner Abwechſelung der Jahreszeiten was wiſſen. In allen Theilen der Welt würde beſtändig Tag und Nacht gleich ſeyn. Der heiſſe Weltſtrich zwiſchen den beyden Wendezirkeln würde allezeit Sommer; die beyden gemäſſigten Weltſtriche einen unaufhörlichen Frühling, und die nach den Polen zu gelegenen Länder einen beſtändigen Winter haben. Folglich würde in ſolchem Falle die Erdkugel bey weitem nicht ſo bewohnt ſeyn können, als ſie itzo iſt.

Poli Telluris non cum polis Eclipticae coincidunt.

§. 852. Nun hat aber die Erden-Achſe eine ziemliche Beugung gegen die Achſe der Sonnen; und ungeachtet ſie in dem Thierkreiſe ihren jährlichen Lauf um die Sonne nimmt: So richten ſich doch ihre Pole nicht nach den Polen derſelben, ſondern nach ganz andern Puncten des Himmels. Dieſe Richtung behält ſie nun Jahr aus Jahr ein, und indem ſie alſo in ihrer Umwälzung bald ihre ſüdliche, bald ihre nordliche Halbkugel gegen die Sonne kehret: So genieſſet auch bald die eine, bald die andere ihrer Wärme. Denn nachdem die Stralen derſelben entweder ſenkrecht oder ſchief auf ihre Fläche fallen, entweder lange oder kurz eine Gegend beſcheinen können: Nachdem muß auch die Hitze und Kälte darauf abwechſeln.

§.853. Man kan ſich dieſes in folgender Figur vorſtellen. Steht die Erdkugel in dem Theile ihres jährlichen Kreiſes wo A ſteht, ſo wird diejenige Gegend auf ihrer Fläche, wo wir wohnen b a, nemlich der nordliche Theil derſelben faſt von ſenkrechten Stralen beſchienen; und diejenigen, ſo um den Nordpol liegen, habē gar keine Nacht. Daher iſt es denn bey uns Sommer. Rückt nun die Erde in drey Monaten allmählich bis in B; ſo fallen die Sonnenſtralen ſchon viel ſchiefer auf unſre nordliche Länder, indem ſie alsdann unter der Linie ſenkrecht auf die Erde ſcheinet, und alſo Tag und Nacht gleich machet. Dieſes verurſachet dann bey uns den Herbſt.

Explicatio aeſtatis & autumni inde pendens.



Item hiemis atque veris.

§. 854. Läuft nun die Erde in dreyen Monaten bis C zu, ſo kehret ſich unſre nordiſche Halbkugel der Erde vollends gar von der Sonne ab, und ihre Stralen treffen ſo ſchräge auf unſre Länder, ſcheinen uns auch nur ſo wenige Stunden, daß ſie faſt gar keine Wärme zuwege bringen. Dieſes nennen wir nun den Winter. Kommt endlich die Erde in einem viertel Jahre bis D, ſo hat ſich die nordliche Gegend wieder merklich nach der Sonne gekehret; unſre Tage ſind ſchon wieder der Nacht gleich, und die Stralen der Sonne treffen uns ſchon weit beſſer. Folglich nimmt in den folgenden Monaten die Wärme mehr und mehr zu, und dieſes heiſſet der Frühling.

Aſtronomica tempeſtatum deſcriptio.

§. 855. Aſtronomiſch von der Sache zu reden, gehet Frühling, Sommer, Herbſt und Winter an, wenn die Sonne, dem Anſehen nach, in den Stier, den Krebs, die Wage und den Steinbock tritt: Oder wenn vielmehr die Erde in die Wage, den Steinbock, den Stier und den Krebs tritt. Es fängt alſo der Sommer mit dem längſten Tage, der Winter aber mit dem kürzeſten an: Und beyde dauren, bis Tag und Nacht gleich lang iſt; da ſich Herbſt und Frühling anfangen. Es iſt alſo kein Wunder, daß das Ende des Frühlings bisweilen ſo heiß als der Sommer, u. ſ. w. zu werden pfleget: Weil der Unterſchied der Tageslänge alsdann ſehr geringe, ja faſt unmerklich iſt.

Quare aeſtas in Solſtitio

§. 856. Gleichwohl hat man Urſache gehabt, den Sommer z. E. erſtlich am längſten Tage andemum initium capiat.

zufangen. Im Frühlinge nemlich iſt von dem vorhergehenden Froſte das Erdreich noch ganz kalt. Die Luft iſt voller Dünſte und Wolken, und alſo kan die Sonne auch bey ihrer ziemlich anwachſenden Höhe noch nicht viel wirken. Mit dem Ende des Maymonats, wenn ſchon die Tage ſehr lang ſind, bekommt ſie erſt die Oberhand, und alsdann erfolgen im Brachmonate etliche recht warme Tage. Wenn aber dergeſtalt die Länge derſelben im Heumonate noch nicht merklich abnimmt, ſo erfolget dann allererſt die rechte Hitze in demſelben, zumal ſie in den kurzen Nächten ſich niemals recht abkühlen können.

Item quare autumnus in æquinoctio demum?

§. 857. Der Monat Auguſt hat noch längere Tage als Nächte, daher kan die einmal entſtandene Wärme der Luft und des Erdbodens ſo gleich nicht wieder abnehmen; ſondern es fähret dieſelbe zuweilen bis in den September fort. Wenn aber in demſelben die Sonne nun merklich niedriger ſtehet, und folglich weit ſchwächere Stralen hat; auch die Nächte länger zu werden beginnen, als die Tage: So kan ſich allererſt die vorige Sommerhitze verlieren, und die Erdkugel allmählich kalt werden. Daher fangen denn im October und November die Nachtfröſte an, und der December ſtellet ſich wol gar mit ſcharfer Kälte ein.

Quare Hiems in ſolſtitio hiberno.

§. 858. Bey dem kürzeſten Tage iſt alſo die Erdkugel erſt völlig erkaltet, und alſo fängt hier billig der Winter an. Die kurzen Nächte dauren faſt den ganzen Jenner durch, und daher fängt es in dieſem Monat allererſt recht ſtark an zu frieren; weil nemlich die Sonne ſehr niedrig ſteht, und alſo ſehr wenige Stunden über dem Horizonte bleibet. Im Hornung aber ſteigt dieſelbe ſchon etwas merklicher in die Höhe, und gewinnet alſo im Anfange des Merzen ſchon wieder einige Kräfte, den Schnee und das Eis zu ſchmelzen, ſo daß auch die Kälte allmählich nachläßt, und der Winter ein Ende nimmt.

Quare radii ſolares obliqui minus calefaciant.

§. 859. Daß aber die ſenkrecht auf eine Fläche fallenden Sonnenſtralen mehr Wärme verurſachen, als diejenigen, ſo ſchief darauf ſchieſſen, kommt daher, weil ſie dort weit dichter fallen, als hier, und alſo auch weit mehr wirken können. Daher kommt es eben, daß auch im Jenner, bey dem gröſten Froſte, die Sonne, auf einem gegen Mittag gekehrten Dache, den Schnee ſchmelzet; auf flacher Erde hergegen gar nichts wirket. Denn das Dach, als eine ſchiefliegende Fläche, fänget die Stralen derſelben ganz ſenkrecht, und alſo in weit gröſſerer Menge auf, als der horizontal gelegene Boden, wo ſich dieſelben weiter ausbreiten und zerſtreuen.

Aliae rationes Tempeſtatum variabilium.

§. 860. Doch iſt es kein Zweifel, daß unſre Jahreszeiten weit ordentlicher in ihren Witterungen ſeyn würden, wenn bloß die Sonne mit ihren Stralen dieſelben verurſachen möchte. Allein Winde und Wolken thun ſehr viel dazu, daß ihre Kraft bald vermehret bald vermindert wird. Denn die längſten Sommertage werden

den zuweilen kalt, wenn der Himmel lange mit Wolken überzogen iſt, und wir alſo in beſtändigen Schatten ſitzen müſſen: Oder wenn rauhe Nordwinde wehen, die uns eine ſehr kalte Luft herführen, die warme aber von uns wegtreiben. Wenn dieſe hergegen aus ſüdlichen Gegenden zu uns herblaſen, und alſo eine weit wärmere Luft mit ſich bringen: So wird es auch im Winter zuweilen nicht kalt.

§. 861. Wer alſo von beſondern Witterungen der Jahreszeiten, auſſerordentlicher Hitze des Sommers, und ungewöhnlicher Kälte des Winters die Urſache entdecken will, der muß alle dieſe Umſtände fleißig anmerken. Die vorhergehenden Witterungen halten allemal die Urſachen der künftigen in ſich; ja vermittelſt der Winde haben auch die benachbarten, und oft auch die entlegenſten Länder einen Einfluß in das unſrige. Könnte man nun die ganze Fläche der Erdkugel auf einmal überſehen, ſo würde man vieles deutlich einſehen, davon man itzo ſchwerlich die Urſachen geben kan. Indeſſen wäre es beſſer, wenn man die Veränderungen des Wetters fleiſſig aufſchriebe, als daß man ſelbige vorher verkündigen will.

Ad quid in explicatione tempeſt. extraordin. adtendendum ſit.

§. 862. Da aber die Sonne auch bey der gröſten Hitze nicht über ein paar Fuß tief in die Erde dringet, auch ſelbſt die Kälte nur die oberſte Fläche der Erden und des Waſſers verhärtet: So muß wohl nicht alle Wärme der Erdkugel von der Sonne kommen. Denn wäre dieſes, und die Erde hergegen wäre von

Non omnis calor Telluris a Sole oritur.

innen ihrer Natur nach eiskalt, ſo müſte das Waſſer in den Strömen von unten anfangen, zu gefrieren, und das Erdreich ſelbſt müſte inwendig allezeit gefroren ſeyn. Das erſte aber geſchieht nicht, und das letzte iſt auch aus den Bergwerken, und wo man ſonſt, auch mitten im Winter, tief gräbet, leicht zu wiederlegen.

Quare regiones quaedam frigidiores ſint aliis.

§. 863. Weil alſo die Erde eine innerliche und ihre eigene Wärme haben muß, die nach dem obigen ſich aus ihrem Mittelpuncte ausbreitet: So läßt ſichs auch leicht erklären, warum einige Länder einen wärmern Boden haben als andre, die mit ihnen gleichwohl unter einerley Himmelsgegend liegen. Denn da iſt es klar, daß z. E. die bergigten Landſchaften weniger von dieſer Central-Wärme bekommen können; als die niedrig gelegenen Gegenden. Jene nemlich ſind mehr von dem Mittelpuncte entfernet als dieſe: Zu geſchweigen, daß die verſchiedene Art des Erdreichs auch dieſe Wärme leichter oder ſchwerer anzunehmen geſchickt ſeyn kan.

* * *

Das III. Hauptſtücke

von der

Luft und von den Winden.

§. 864.

Aer quid ſit: ejusque attributa vulgaria.

Durch die Luft verſteht man dasjenige flüßige Weſen, darinn wir leben, und welches wir im Athmen in uns ziehen.

hen. Man trifft dieſelbe rings um die Erde überall an. Sie iſt in hohen und niedrigen, in kalten und warmen Gegenden anzutreffen; denn man kan allezeit und allenthalben athem holen: Nur auf den höchſten Bergen ſoll dieſes etwas beſchwerlicher werden, als anderwerts. Da ſie an ſich ganz unſichtbar iſt, ſo läßt ſie ſich doch durch das Gefühl empfinden. Dadurch wiſſen wirs nemlich, daß ſie kalt und warm, feucht und trocken ſeyn kan, daß ſie unſrer Bewegung zuwieder ſeyn und dieſelbe befördern kan.

Grauitas aeris probatur.

§. 865. Daß die Luft ſchwer ſey, haben wir ſchon (oben §. 734. 735. 736.) beyläufig gewieſen: Man kan es aber auch auf der Wageſchale erweiſen. Denn wenn man eine Kugel auspumpet, und ſelbige, ſo leer als ſie iſt, genau abwieget, hernach aber die Röhre derſelben wieder öffnet, daß die Luft von auſſen hineinfahren kan: So wird die Kugel davon ſchwerer und ſinket zu Boden. Weil nun zu der ausgepumpten Kugel weiter nichts hinzukommt, als was man mit ziſchen hineinſchieſſen höret, ſobald die Röhre geöffnet wird: So muß die Luft ſelbige, und alſo auch die Wageſchale niederdrücken, und folglich ſchwer ſeyn.

Conſectaria inde fluentia.

§. 866. Hieraus erhellet, daß die Luft nicht überall gleich grob oder dicht ſeyn könne, ſondern daß die obern Gegenden derſelben auf die untern drücken, ja ſelbige auch wirklich zuſammen drücken: Wie etwa ein Hauſe von Pflaumfedern thun würde, der übereinander geſchüttet wäre. Hieraus erhellet aber auch ferner, daß die Luft nicht den ganzen Raum des Himmels erfülle, ſondern nur einen ſchmalen Kreis rings um die Erde ausmache; der deſto dünner wird, jemehr er ſich von der Erde entfernet, und ſich endlich gar verlieret. Man kan dieſes auch aus der Farbe der Morgenröthe, und mit den Wettergläſern erweiſen; in welchen der Mercur auf den Bergen ſehr zu fallen pflegt.

Quantum ſit columnae aereae pondus nobis incumbens.

§. 867. Da aber die flüßigen Körper nach ihrer Höhe drücken, ſo drücket eine Luftſeule, ſo hoch ſie über unſern Häuptern hinauf gehet, nicht ſtärker, als eine Waſſerſeule von 31 bis 32 Schuhen hoch: Denn ſo hoch läßt ſich das Waſſer in Spritzen heben (§. 736). Daß wir aber ein ſolches Gewichte über uns nicht fühlen, das kommt von dem Wiederſtande der in unſerm Leibe ſelbſt befindlichen Luft her. Ja die Theile unſers Körpers, ſonderlich das Herz und die Blutgefäſſe haben eine ſolche Kraft zu wiederſtehen, die dieſem äuſſerlichen Drucke der Luft gerade gewachſen iſt: Wiedrigenfalls uns derſelbe ganz zuſammen drücken würde.

Vis elaſtica aeris probatur.

§. 868. Ferner hat die Luft auch eine ausdehnende, oder elaſtiſche Kraft. Dieſes zeigen die Windröhre. Denn wenn man darinne ſo viel Luft zuſammen gepfropfet hat, als möglich iſt, hernach aber derſelben den Ausgang erlaubet: So ſtößt ſie einen Pfeil mit ſehr groſſer Geſchwindigkeit heraus; welches ohne eine ausdehnende Kraft nicht geſchehen könnte. Da wir nun wiſſen, daß man auch mit ſtählernen Federn ſolche kleine Büchſen vor die Kinder machen kan: So kan man ſich die Theilchen der Luft, als lauter kleine Federn vorſtellen, die ſich nach ihrer Zuſammendrückung ſtark bemühen, ihren vorigen Raum wieder einzunehmen.

Calore intendatur vis elaſtica.

§. 869 Es dehnet ſich aber die Luft ſonderlich in der Wärme aus. Denn wenn man eine Blaſe in kalter Luft nur auf den ſechſten oder vierdten Theil mit Luft erfüllet, feſt zubindet, und ins Warme bringet: So wird in kurzem die Blaſe ganz voll und glatt erſcheinen; welches nothwendig von der eingeſchloſſenen Luft herrühren muß. Denn ſobald man dieſe volle Blaſe von dem Ofen, dem Kohlfeuer, oder Sonnenſcheine wieder wegbringet: So fällt ſie auch wieder zuſammen, und wird ſo ſchlaff als ſie vorhin geweſen war. Die Luft wird alſo in der Wärme verdünnert, und im Kalten verdickert.

Diverſae aëris regiones in aequilibrio poſitae.

§. 870. Aus dieſer Erfahrung ſieht man nun, daß die Luft in verſchiedenen Gegenden einander das Gleichgewichte halte. Denn da die Blaſe in der Kälte von einer dicken Luft ſtärker zuſammengedrücket wird, ſo muß die eingeſchloſſene Luft der auswendigen eben ſo ſtark wiederſtehen: Da ſich aber in der durch die Wärme verdünnerten Luft, auch die äuſſerliche Druckung mindert; ſo wiederſtehet auch die eingeſchloſſene Luft derſelben mit leichterer Mühe. Es iſt alſo auch leicht zu begreifen, warum

rum die Luft durch einen Ritz aus dem Kalten ſo ſtark in ein warmes Zimmer dringet: Weil nemlich ihre ausdehnende Kraft drauſſen ſtärker iſt.

Venti frigidioris origo.

§. 871. Dieſes giebt uns die Erklärung der kalten Winde auf eine ſehr begreifliche Art an die Hand. Denn es iſt dazu weiter nichts nöthig, als zweene Gegenden von Luft, davon eine merklich kälter iſt, als die andere. Da wo dieſelben an einander gränzen, drucket die eine gegen die andere; und weil die kalte dichter iſt, und alſo mehr ausdehnende Kraft hat, ſo muß die wärmere weichen. Folglich ſtreichet denn die kalte Luft ſo lange nach der wärmern Gegend zu, bis ein Gleichgewichte ihrer druckenden Kräfte entſtehet, und alſo der Wind nachläßt. Iſt die Ungleichheit der Druckung ſehr groß: So entſtehen heftige Sturmwinde.

Vnde diuerſus in aere caloris gradus.

§. 872. Es kan aber eine ungleiche Wärme in verſchiednen Luftgegenden entſtehen, wenn entweder das eine Land mit dicken Wolken verdecket, oder mit vielem Regen befeuchtet worden: Das andere angränzende aber von langer Sonnenhitze erwärmet worden. Dort wird alſo die Luft ſich verdicket, hier aber verdünnert haben. Oder es kan die eine Luftgegend über einem mit Schnee und Eis bedeckten Lande oder Gebirge ſtehen, die andere hergegen über einem groſſen Waſſer, welches nicht gefrieret, oder nur über einem unbeſchneyten Lande. Daher kömt es nun eben, daß bey uns die Nordwinde allezeit, die Oſtwinde aber im Winter kalt zu ſeyn pflegen.

Aer in globo calefactus halitum producit calidum.

§. 873. Wenn man eine etwas groſſe Kugel, die man mit enger Oefnung verſehen hat, in kalter Luft öffnet, hernach zuſchlieſſet, und ſie auf ein Kohlfeuer leget: So wird bey geſchehener Oefnung die eingeſchloſſene Luft ſtark heraus blaſen, und ſelbſt unſerm Gefühle nach, einen warmen Hauch verurſachen. Denn die Wärme des Kohlfeuers dringet in die Kugel, und die innere Luft dehnet ſich davon aus, ſo daß ihr der vorige Platz zu enge wird. Sie ſuchet alſo den Ausgang, und die äuſſere Luft kan ihr denſelben nicht wehren, weil dieſelbe nicht ſo ſehr erhitzet iſt, und folglich auch nicht ſo heftig wiederſtehen kan.

Venti calidi origo unde.

§. 874. Hieraus verſteht ſich der Urſprung warmer Winde. Denn wenn z.E. die Sonnenſtralen eine Gegend der Luft lange beſcheinen, und dieſelbe alſo ſehr erhitzen, ſo dehnet ſich dieſelbe rings umher aus, und ſtreichet nach den Gegenden zu, wo ſie weniger Wiederſtand findet. Nun ſind aber die mittäglichen Länder dem Sonnenſcheine immer mehr unterworfen als die nordlichen: Daher iſt es kein Wunder, daß alle Südwinde warm ſind; es wäre denn, daß auch zuweilen der ſüdliche Theil von Deutſchland mit vielem Schnee bedeckt wäre. Ja daher kommts auch, daß alle Weſtwinde im Winter warm ſind, weil nemlich die See nicht zufrieret.

Ventus ſe.

§. 875. Die Luft und die Winde werden

cus & humidus unde oriatur.

auch zuweilen feuchte und trocken genennet: Wie denn der Oſtwind allezeit trocken, der Weſtwind aber bey uns allezeit feucht iſt. Allein dieſes kommt nicht eigentlich von der Luft ſelbſt, ſondern von den Dünſten her, die aus dem Waſſer, vermittelſt der Wärme, aufſteigen: Davon werden wir aber im folgenden Capitel erſt handeln können. Man merke hier nur ſo viel, daß alle diejenigen Winde, die über die See her zu uns blaſen, von feuchter; die aber von vielen Ländern her wehen, von trockener Natur ſind. Die Alten haben nemlich ſehr irrig davor gehalten, daß ſich die Luft in Waſſer, dieſes aber in Luft verwandeln laſſe. Die Luft iſt an ſich allezeit trocken.

Colores aeris vnde oriantur?

§. 876. Die Luft ſieht bey heitern Tagen blau, beym Auf- und Untergange der Sonnen roth, und in heitern Nächten ohne Mondenſchein, ſchwarz aus. Nun wiſſen wir, daß die Farben aus den auf verſchiedene Art gebrochenen und abgeſonderten Lichtſtralen entſtehen (§. 764). Es müſſen alſo die kleinſten Theilchen der Luft ſo durchſichtig ſeyn, daß ſie das Licht brechen: Oder es müſſen die in ihr befindlichen wäſſerichten Dünſte ſolches verurſachen. Dieſes letztere befindet ſich auch in der That alſo: Denn nachdem viel oder wenig ſolche Dünſte in der Luft vorhanden ſind, nachdem ſcheinet dieſelbe trüber und dunkler oder heitrer zu ſeyn.

Crepuſculorum explicatio.

§. 877. Indeſſen macht dieſe mit Dünſten angefüllete Luft, daß auch nach der Sonnen Untergang noch ein ſtarkes Licht am Himmel übrig bleibet, und ſchon lange vor Sonnen Aufgange, ein heller Glanz hervor bricht. Jenes nennet man die Abendröthe, dieſes die Morgenröthe, beydes die Demmerung. Denn die in der Luft ſchwebenden Waſſertheilchen fangen eine Menge von Sonnenſtralen auf, und werfen ſelbige zu uns zurücke, wenn die Sonne ſelbſt ſchon unter dem Horizonte iſt. Ja im Sommer, wenn ſelbige ſich nicht gar zu tief unter der Erden verbirget: So haben wir auch die ganze Nacht durch ein Schimmerlicht.

Atmoſphaerae altitudo

§. 878. Die mit Dünſten angefüllte Luft, ſo die Erde ringsumher umgiebet, nennen wir die Dunſtkugel: Und es fragt ſich, wie hoch dieſelbe gehe. Gienge ſie bis an den Mond, ſo würden wir des Nachts den ganzen Himmel ſo erleuchtet ſehen, als er in der Abendröthe zu ſeyn ſcheinet; ausgenommen, wo der Erdſchatten eine Kegelförmige Dunkelheit verurſachen müſte. Da wir aber den Himmel in hellen Nächten ganz ſchwarz ſehen, und alle Sterne ſehen können: So muß wohl die Dunſtkugel ſich nicht ſo hoch von der Erde erſtrecken; und Weigel hat in Euclidis Sphärik erwieſen, daß die Höhe der Demmerungen, u. folglich der Dunſtkugel, ſich kaum auf vier deutſche Meilen erhebe.

Solis imago ante ortum & occaſum eius videtur.

§. 879. Die Sonnenſtralen bilden die Sonne ſelber ab, wenn ſie gehörig aufgefangen werden (§. 763). Weil nun die Dunſtkugel macht, daß dieſe Stralen frühe eher, und Abends ſpäter zu unſern Augen gelangen können, als die Sonne ſelbſt über dem Horizonte ſteht; Indem nemlich die in der Luft ſchwebenden Dünſte, als ſo viel kleine Spiegel ſie zurücke werfen: So folget auch, daß man die Sonne frühe eher, und Abends ſpäter ſiehet, als ſie wirklich auf oder untergegangen. Ja daher kommt es auch, daß die Sterne uns immer an einem andern Orte zu ſtehen ſcheinen, als ſie wirklich ſtehen würden, wenn keine Dunſtkugel die Erde umgäbe.

Solis Figura elliptica in ortu & occaſu, unde ſit?

§. 880. Wenn man bey hellem Himmel die Sonne auf oder untergehen ſieht, ſo wird uns dieſelbe, ganz dicht an dem Horizonte, ganz länglich-rund vorkommen, als wenn ſie von oben zu breit gedrückt werde. Ein gleiches bemerket man an dem Monden: Wenn ſie aber allmählich in die Höhe ſteigen, ſo verliehrt ſich dieſe Figur unvermerkt in eine vollkommen runde. Die Urſache davon iſt gleichfalls in der dunſtigen Luft zu ſuchen. Denn weil in einer dickern Luft die Stralen ſtärker als in der dünnern gebrochen werden: So muß der untere Rand der Sonnen ſich mehr erheben, als der obere, und folglich das Bild der Sonnen länglich ſcheinen.

Sol & Luna maiores in ortu & occaſu videntur.

§. 881. Endlich kommt es auch von der Dunſtkugel her, daß Sonne und Mond im Auf- und Untergange gröſſer zu ſeyn ſcheinen, als wenn ſie höher ſtehen. Man weis aus der Optik, daß ein Körper durch ein erhaben-rund geſchliffenes Glas, wie ein Brennglas, gröſſer ausſieht. Nun hat die Dunſtkugel auf ihrer äuſſerſten Fläche eine ſolche erhaben-runde Fläche gegen die Sonne gekehret. Wenn wir dieſe alſo durch eine dicke Luft nahe am Horizonte ſehen: So iſt es, als ob wir dieſelbe durch ein dickes Vergröſſerungsglas ſähen; welches aber weit dünner wird, wenn dieſelbe höher ſteiget, und ihre Stralen alſo bey weitem ſo ſtark nicht mehr gebrochen werden.

Sonus aere mediante oritur.

§. 882. Das wunderbarſte, ſo vermittelſt der Luft an ſich ſelbſt geſchieht, iſt wohl der Schall oder Klang. Daß ohne dieſelbe kein Schall entſtehen könne, zeiget eine Schlaguhr unter der Glocke auf der Luftpumpe. Denn wenn man dieſe ſattſam von Luft ausgeleeret hat, ſo giebt jene keinen Laut mehr, wenn gleich der Hammer noch ſo ſtark an ſein Glöcklein ſchläget. Läßt man ein wenig Luft hinzu; ſo höret man auch ſchon einen ſchwachen Schlag: Und ſo nimmt der Schall immer zu, wenn die Luft zunimmt; bis ſich der völlige Klang endlich hören läßt. Hieraus iſt nun offenbar, das die Luft das einige Werkzeug des Schalles ſey.

Soni celeritas quanta ſit?

§. 883. Der Schall wird in ziemlicher Geſchwindigkeit fortgepflanzet. Neuton, Flamſteed und Halley haben befunden, daß er in einer Secunde 1142 Engliſche Schuh weit geht; und vor ihnen hatte Boyle 1200 angegeben. Die Florentiniſche Acadmie hat 1148, die Franzöſiſche aber 1172 heraus gebracht; wie Derham dieſe Vergleichung in den Transact. Ang. N. 313 in einerley Maaß ausgedrücket. Merſennus muß alſo wohl geirret haben, wenn er 1474 ſolche Fuß befunden haben will. Man hat aber angemerkt, daß alle Gattungen des Schalles gleich geſchwinde gehen, obwohl ſie nicht gleich weit langen: Weil oftmals auch der Wind ſeinen Fortgang hindert.

Sonus quomodo oriatur.

§. 884. Wenn man eine Blaſe voller Luft feſt zubindet, und ſo lange über die Kohlen hält, bis ſie von der eingeſchloſſenen Luft und ihrer Ausdehnung zerplatzet: ſo giebt ſolches einen ſtarken Knall. Jmgleichen wenn man kleine gläſerne Kügelchen voller Luft ins Kohlfeuer wirft: So zerſpringen ſie auch mit einem Knalle, und die Stücke davon fliegen rings umher. Eben ſo verhält es ſich mit den Bomben und Granaten, ja allem Geſchütze, ſo mit dem gemeinen Schießpulver geladen iſt, und gelöſet wird. Ja man hat auch ein gewiſſes Knallpulver erfunden, welches in einem eiſernen Löffel über dem Kohlfeuer einen eben ſo ſtarken Knall, als ein Piſtol von ſich giebt.

Ratio eorum omnium quaenam ſit?

§. 885. Die Urſache des Knalles iſt hier überall in der ausdehnenden Kraft der Luft, des Schieß- und Knallpulvers zu ſuchen, die durch die Hitze des Feuers ſo ſehr verſtärket wird. Von der Luft wiſſen wir ſolches ſchon aus dem obigen, von den beyden andern aber ſieht man es aus den Wirkungen, indem ſie auch feſte Körper zerſprengen und nach allen Seiten zu ſtoſſen. Denn wenn dergeſtalt die Luft nach allen Seiten auseinander getrieben wird, ſich zuſammen drücken läßt, und ſogleich wieder in ihren vorigen Stand ſetzet: So entſtehet daraus eine ſolche Wellenförmige Bewegung in der Luft, als wenn man einen Stein in ein ſtillſtehendes Waſſer wirſt; und dieſe heißt der Schall.

Alii modi Sonum producendi.

§. 886. Der Schlag eines Hammers auf einen feſten Körper, das Anſchlagen an eine Glocke oder ſonſt einen holen Körper, zumal wenn er elaſtiſch iſt; imgleichen das Rühren der Seyten, und das Blaſen in hole Pfeifen, bringt gleichfalls einen Schall hervor. Dieſes geſchiehet nun ebenfalls durch die Erſchütterung der feſten Körper, dadurch denn auch die Luft in eine ſo zitternde Bewegung geſetzet wird. Sonderlich ſieht man es an den ſchlaffen Seyten ſehr deutlich, daß bloß ihre hin und herſchwingende Bewegung einen gewiſſen Ton giebt; der aber deſto höher und zärter wird, je ſchärfer man die Seyte ſpannet; als wovon ihre Schwingungen ſchneller werden.

Sonus quomodo augeatur?

§. 887. Je ſtärker alſo die Luft in Bewegung geſetzet worden, oder jemehr man ihre Bewegung zuſammen halten kan, deſto ſtärker wird der Schall. Man ſiehet dieſes in Gewölbern und langen verſchloſſenen Gängen. Ja auch die Sprachröhre und Trompeten zeigen ſolches: Denn in jenen wird die Stimme, ſo ſich ſonſt nach allen Seiten ausbreiten würde, zuſammen gehalten, nach einer Gegend zugeleitet, und durch Hülfe eines ſolchen Rohres, welches dadurch auch erſchüttert wird, merklich verſtärket. In dieſen aber wird die mit Gewalt geſtoſſene Luft ſo lange krumm herum geführet, bis die ganze metallene Röhre dadurch in ein Zittern geräth, und ſolches der Luft mittheilet.

Das IV. Hauptſtücke

von dem

Waſſer in Meeren und Flüſſen.

§. 888.

Aqua quid ſit, eiusque poroſitas.

Das Waſſer iſt ein ſchwerer flüßiger Körper, der ſich zu der Schwere des Qveckſilbers wie 1 zu 14 verhält: Es hat alſo das Qveckſilber vierzehn mal mehr eigenthümliche Materie in einem gleichen Raume, als das Waſſer: Und hieraus erhellet, daß dieſes überaus locker oder ſchwam̃igt ſeyn müſſe. In der That hält ſelbiges überaus viel Luft in ſich, wie man auf der Luftpumpe ſieht. Denn wenn die auswendige Luft weggepumpet wird, ſo fahren unzehliche Blaſen aus dem Waſſer in die Höhe, die man vorhin nicht geſehen hatte: Weil die in den Zwiſchenräumlein des Waſſers befindliche Luft von der äuſſerlichen nicht mehr zuſammen gedruckt wird, und ſich alſo frey ausdehnen kan.

Evaporatio aquae quomodo fiat.

§. 889. Das Waſſer dampfet in der Hitze aus, indem es als ein ſichtbarer Dunſt in die Höhe fähret; ſich aber gleich wieder in Tropfen verwandelt, wenn es oben von einem kältern Körper aufgehalten wird. Ja auch in einer ſehr mäſſigen Wärme ſteigen unvermerkt die kleinſten Theilchen des Waſſers in die Höhe, die man, ſo lange ſie zerſtreuet in der Luft herum fliegen, die Dünſte nennet. Man ſiehet dieſes aus den gemeinſten Erfahrungen; denn ein Glas Waſſer, ſo man in freyer Luft, oder offen ſtehen läſſet, trocknet endlich ganz aus, ohne daß man ſieht, wo daſſelbe hingekommen. Jngleichen werden naſſe Körper in der Luft allmählich ganz trocken.

§. 890. Daß aber dieſes ausgetrocknete Waſſer noch in der Luft verhanden ſey, erhellet aus ſolchen Zimmern, wo mit vielen feuchten Sachen umgegangen wird. Denn man merket es nicht nur, daß die Luft darinnen ganz feucht wird: Sondern es ſchlagen auch dieſe Feuchtigkeiten, zumal wenn es drauſſen kalt iſt, an die Fenſter; ſo daß zuweilen eine groſſe Menge Waſſers daran herunter läuft. Die aufgeſtiegenen Dünſte behalten alſo die Natur des Waſſers, auch wenn ſie in der Luft herum fliegen; und ſchweben nur wegen ihrer Kleinigkeit eine Weile darinn herum. Denn es iſt bekannt, daß auch die ſchwerſten Körper, wenn ſie in den ſubtilſten Staub verwandelt worden, in flüßigen Körpern ſchwimmen.

Aqua in vapores acta non perit.

§. 891. Die gröſte Menge des Waſſers finden wir in der See oder dem groſſen Weltmeere beyſammen. Woher es dahin komme, iſt leicht zu ſehen. Denn da der Boden der Seen niedriger liegt als die umliegenden Länder: So hat ſich das Waſſer, als ein ſchwerer und flüſſiger Körper, dahin begeben müſſen. Es laufen auch alle Ströme von den Ländern herunter in die Meere, und wenn dieſes davon nicht voller wird, ſo kommt es bloß daher, daß auf ſeiner ſo groſſen

Oceanus, Aquae receptaculum, quare non creſcat.

Oberfläche unaufhorlich ſo viel Dünſte aufſteigen, die von den Winden wieder über die Länder getrieben werden, und daſelbſt Regen und Schnee verurſachen: Wie in dem folgenden Hauptſtücke gezeiget werden ſoll.

Origo fluuiorum ex riuulis minoribus.

§. 892. Fraget man, woher denn die Ströme ihr Waſſer haben? So iſt es bekannt, daß die gröſſern Ströme aus kleinern Flüſſen, dieſe aus noch kleinern Bächen, und entweder aus beſtändigen Qvellen, oder aus dem Zufluſſe von geſchmolzenem Schnee und Regenwaſſer entſtehen. Weil das Waſſer immer abwerts läuft, ſo werden wir alſo den erſten Urſprung der Flüſſe nothwendig auf den Bergen ſuchen müſſen. Denn wenn gleich zuweilen die Bäche aus ſtehenden Seen entſpringen, die zwiſchen den Bergen, und alſo in einem Thale gelegen ſind, auch keinen ſichtbaren Zufluß haben: So ziehet ſich doch ringsum von den Hügeln das Thau- und Regenwaſſer darinn zuſammen.

Fontium perpetuorum origo.

§. 893. Bey dem fleißigſten Nachforſchen hat man gefunden, daß auch die beſtändigen Qvellen der Flüſſe auf eben die Art entſtehen. Man trifft ſie niemals auf den höchſten Spitzen der Gebirge an, ſondern an Orten, wo es noch höhere Berge giebt, von welchen entweder der geſchmolzene Schnee oder das Regenwaſſer, oder der des Nachts gefallene Thau ſich unvermerkt herunter zieht, und endlich an einem dazu beqvemen Orte hervor qvillet, wo er ſich nicht weiter in der Erde verziehen kan. Denn weil es auf den Spitzen der Berge kälter iſt, als im

Thälern, ſo ſchlägt auch daſelbſt, ſonderlich bey Nacht, die gröſte Menge von Dünſten an; wie Halley ſolches (in Act. Erud. 1692) aus eigener Erfahrung angemerket hat.

Carteſii Sententia refellitur.

§. 894. Dieſe Meynung vom Urſprunge der Flüſſe, die ſchon Peireſcius und Iſaak Voſſius, und von den neuern auch Vallisnieri behauptet haben, iſt weit wahrſcheinlicher und leichter zu bgreifen als Carteſii ſeine. Derſelbe hielte nemlich davor, daß durch unterirdiſche Röhren das Seewaſſer bis unter die Berge geführet, da durch das unterirdiſche Feuer in Dünſte verwandelt, aufſtiege, und oben an den holen Felſen wie in einem Brennkolben anſchlüge, und durch gewiſſe Ritze heraus flöſſe. Allein die unterirdiſchen Röhren würden ſich in ſo viel tauſend Jahren ſchon alle mit dem Zurückgebliebenen Salze verſtopfet haben, und alſo unbrauchbar worden ſeyn: Zugeſchweigen, daß ſonſt gar zu viel Erdichtetes zu dieſer Meynung gehöret.

Salſa maris aqua vnde ſit.

§. 895. Daß indeſſen das Seewaſſer geſalzen iſt, kommt zum Theil daher, weil alle Ströme ſo viel ſalzigte Theile aus dem Erdreiche, dadurch ſie flieſſen, mit ſich hineinführen. Hernach dünſtet das ſalzigte aus dem Seewaſſer nicht ſo wie die Feuchtigkeit deſſelben in die Höhe, indem alles Regen- und Schneewaſſer ungeſalzen iſt: So daß die See alle ihr Salz behält. Endlich kan es ja auf dem Boden der See groſſe Salz-Felſen geben, oder vormals gegeben haben; welche im Waſſer geſchmolzen ſind.

Denn da man an vielen Orten das Salz aus der Erde gräbet; auch hier und da ſalzigtes Waſſer aus gewiſſen Brunnen qvillet: So ſieht man wohl, daß ſolches nicht unmöglich ſey.

Fluviorum celeritas diverſa.

§. 896. Daß einige Ströme ſchneller flieſſen als andere, kommt hauptſächlich von der Abſchüſſigkeit des Bodens her, die nicht überall gleich iſt. Denn das Waſſer, ſo von einem Berge fällt, läuft allemal ſchneller als ein ſanfter Bach, der zwiſchen ebenen Wieſen hinſchleichet. Allein auch die Tiefe der Ströme trägt zu der Geſchwindigkeit ihres Laufes bey: Denn wir wiſſen, daß die flüſſigen Körper nach ihren Höhen unterwerts drücken. Wenn alſo ein Strom ſehr tief iſt, ſo drücket das obere Waſſer auf das untere, und befördert alſo deſſelben Geſchwindigkeit; ſo daß ein ſolcher Strom auf dem Boden, wenn er nur glatt iſt, viel ſchneller läuft als oben auf.

Maria ſeſe exonerantia unde?

§. 897. Es giebt kleine Meere, in welche mehr Ströme flieſſen als Dünſte daraus in die Höhe ſteigen können. Daher würden ſie in ihren Ufern aufſchwellen, wenn ſie keinen Ausgang in ein gröſſeres Meer fänden. Von der Art iſt der Euxiniſche See, der ſich ohne Unterlaß ins Mittelländiſche Meer ergieſſet. Imgleichen iſt das Mittelmeer ſelbſt, ſo wohl als die Oſtſee von der Gattung. Denn jenes läuft in der Straſſe bey Gibraltar unaufhörlich ins Atlantiſche, dieſes aber im Sunde bey Dennemark allezeit in die Nordſee. In dem Welt-Meere aber, deſſen Fläche ſich zwiſchen Africa und America bis in die heißen Gürtelſtriche erſtrecket, ſteigen hernach deſto mehr Dünſte in die Höhe.

Thermae & aquae ſalubres vnde.

§. 898. Unter die ſonderbaren Waſſerquellen gehören auch die warmen Bäder und mineraliſchen Geſundbrunnen, die man ſonderlich an bergigten Orten antrifft. Jene entſtehen an den Orten, wo ein unterirdiſches Feuer, oder doch eine ſolche Hitze anzutreffen iſt. Wir wiſſen, daß gefeilt Eiſen in Scheidewaſſer geworfſen eine ſiedende Hitze verurſachet: So kan ja auch in der Erden aus Vermiſchung ſolcher Materien eine Hitze entſtehen, und das verbey flieſſende Waſſer erwärmen. In den Sauerbrunnen aber ſind allerhand mineraliſche Körper aufgelöſet, daher ſie ihren Geſchmack und ihre Heilungskräfte haben; wie ſolches die Chymiſten ſattſam erweiſen können.

Fontes prodigioſi quales?

§. 899. Endlich giebt es Wunderbrunnen, die entweder das Holz in Stein verwandeln, oder mit einer ſteinern Rinde überziehen: Imgleichen ſolche, die das Eiſen in Kupfer verkehren, oder doch rings um daſſelbe Kupfer anſetzen. Jenes geſchieht vermittelſt der ſteinigten Theile, die ſich als kleine Keile in die Zwiſchenräumlein des Holzes eindringen; oder ſich doch rings um anhängen, und alſo daſſelbe verhärten. Dieſes aber geſchiehet ſo, daß ein freſſendes mineraliſches Weſen, dergleichen das Scheidewaſſer in ſich hegt, erſtlich das Eiſen verzehret, hernach an deſſen Stelle Kupfer anſetzet; oder doch dieſes letztere allein thut, wenn die Materie des Waſſers nicht ſo freſſend iſt, aber doch metalliſche Theilchen bey ſich führet.

Aestus maris quid ſit.

§. 900. In dem groſſen Weltmeere und einigen kleinern, die mit demſelben frey zuſammen flieſſen, als der Nordſee ſpüret man ein ordentliches Aufſchwellen und Niederſinken des Waſſers, welches ſonderlich an den Ufern und in den Strömen, ſo da hinein laufen, ſehr merklich iſt. Man nennet dieſes Fallen und Steigen des Waſſers die Ebbe und Fluth. Es wechſelt ſolches ohngefehr alle ſechs Stunden ab, ſo daß innerhalb 24 Stunden zweymal Ebbe und zweymal Fluth kommt: Doch mit dem Umſtande, daß ſolches täglich eine Stunde ſpäter geſchieht. Man bemerket auch, daß die Fluthen ſtärker ſind, wenn Tag und Nacht gleich ſind, als wenn der kürzeſte Tag und die kürzeſte Nacht einfällt.

Eius cum Lunae motu harmonia.

§. 901. Bey dieſem allen haben ſchon die Alten eine groſſe Ubereinſtimmung der See mit dem Monden wahrgenommen. Denn es geht nicht nur der Mond in ſeiner wahren Bewegung täglich etwas Oſtwärts, daß er faſt eine Stunde ſpäter in den Mittagskreis kommt: Sondern es iſt auch Ebbe und Fluth im vollen und neuen Lichte allezeit ſtärker als in den Viertelſcheinen. Ja Caſſini hat befunden, daß auch dann Ebbe und Fluth ſtärker ſind, wenn der Mond am nächſten bey der Erde ſteht, und viel ſchwächer, wenn er am weiteſten von derſelben iſt. Dieſes alles hat nun die Weltweiſen veranlaſſet zu glauben, daß der Mond die Urſache der Ebbe und Fluth ſeyn müſſe.

§. 902. Carteſius hält davor, daß er ſolches durch eine Druckung verurſache. Denn wie eine Kugel, ſpricht er, die man in ein Gefäße mit Waſſer eintauchet, daſſelbe an dem Rande des Gefäſſes zum Steigen nöthiget: So müſſe auch die See an ihren Ufern aufſchwellen, wenn der Mond oben über dem Meere ſtehe, und vermöge ſeiner Schwere durch die Himmelluſt auf die Fläche des Waſſers drücke. Oder vielmehr drücke der Strom der himmliſchen Materie in dem Wirbel der Erdkugel, alsdann ſo ſtark auf die Fläche der See, wenn er zwiſchen der Erden und dem Monden, gleichſam als durch ein engeres Ufer durchſchöſſe, und alſo eine ſchnellere Bewegung bekäme.

Ratio a Carteſio ſuppeditata.

§. 903. Allein dieſe Carteſianiſche Erklärung kan nicht ſtatt finden: Denn es iſt falſch befunden worden, daß die See ſenkrecht unter dem Monden ſinke, oder eingedrucket werde: Vielmehr hat man wahrgenommen, daß das Meer, da wo es ſenkrecht unter dem Monden lieget, aufſchwelle, und ſich gleichſam als ein Hügel gegen den Mond erhebe. Dieſes ſtimmet nun mit demjenigen vollkommen überein, was Kepler und die neuern Sternſeher von der anziehenden oder magnetiſchen Kraft aller himmliſchen Körper lehren. Der Mond zieht nemlich zwar die ganze Erdkugel nach ſich: Allein das Waſſer, als ein flüſſiger Körper, empfindet dieſen Zug ſtärker als das Land.

Quare eadem locum non habeat.

§. 904. Indem ſich der Mond in 27 Tagen um die Erde ſchwinget; ſo würde derſelbe in ei-

Vera ratio ex attractione repetenda.

ner ſo ſchnellen Bewegung, nach Art aller Körper, in gerader Linie von dem Mittelpuncte ſeines Kreiſes weglaufen: Wenn er nicht durch eine ſolche magnetiſche Kraft der Erdkugel zurücke gezogen würde. Dieſe macht es nun, daß der Mond in ſeinem Kreiſe bleibt; und der Mond zieht eben ſo wohl die Erde an ſich. Dieſer gegenſeitige Zug äuſſert ſich nun durch eben ſolche Wirkungen, als wenn ein ſchwerer Körper ſich nach ſeinem Mittelpuncte ſenket. Daher iſt es eben ſo viel, als wenn der Mond auf die Erde, und dieſe nach dem Monden zu ſinken wollte.

Maior eſt attractio in vicinia maiori.

Fig. 33.

§. 905. Nun kan man ſich leicht vorſtellen, daß dieſe Schwere, oder dieſes Anziehen ſich da ſtärker äuſſern müſſe, wo die beyden Körper näher an einander ſind. Wenn nun in der 33 Figur die Erde in E, der Mond aber in M ſtehet; ſo begreift ein jeder, daß der Punct Z näher an dem Monden ſtehe, als H und R. und daß folglich die Anziehung oder Senkung des Theiles Z. nach dem Monden die ſtärkſte ſeyn müſſe. Iſt dieſes nun auf der Erdkugel eine See, ſo wird dieſelbe da aufſchwellen, und das Waſſer wird von den Seiten rings umher dahinwerts zufließen, welches an den Ufern eine Ebbe verurſachen muß.

Detumeſcentia maris ex gyratione Terrae oritur.

§. 906. Kömmt nun der Mond bey der Umdrehung der Erdkugel über dem Puncte H zu ſtehen: So ſieht man wohl, daß das Waſſer aus eben der Urſache in Z ſinken, in und H aufſchwellen wird. Daher wird an den Ufern, wo vorhin die Ebbe war, eine Fluth entſtehen, und zwar innerhalb 6 Stunden, als dem vierten Theile der täglichen Umdrehung der Erden. Kömmt der Mond über dem Puncte N zu ſtehen, ſo ändert ſichs wieder auf eben die Art, welches auch in R endlich geſchehen muß. Weil aber nach Verlauf der 24 Stunden der Mond nicht mehr gerade über Z ſteht, ſondern ein wenig fortgerücket iſt: So kömmt auch die Ebbe und Fluth täglich faſt eine Stunde ſpäter.

In parte averſa quare intumeſcat mare.

§. 907. Nun iſt aber der Punct N zu der Zeit, wenn der Mond überm Z ſteht, um eine ganze Erdendicke $\frac{1}{30}$ weiter von dem Monden entfernet: Folglich kan das daſelbſt befindliche Waſſer nicht mit einer gleich ſtarken Kraft von demſelben angezogen werden. Daher bleibt es denn in etwas zurücke, und da indeſſen das Waſſer von H und R nach Z zuflieſſet, ſo entſteht auch in N. ein ſolches aufſchwellen, wo doch der Mond nicht vorhanden iſt; und die Fluth kommt alſo nicht nur alle 24 Stunden, ſondern alle 12 Stunden wieder. Beſtünde nun die Erde aus lauter Waſſer, ſo würde dieſes Anziehen derſelben allezeit eine Oval-Figur zuwege bringen, deren eine Spitze beſtändig nach dem Monden gienge.

Quare in perigae maior ſit aeſtus, quam in apogaeis.

§. 908. Weil der Mond nicht allezeit gleich weit von der Erden ſteht, ſondern in A weiter als in M. von derſelben abweichet: So muß auch die anziehende Kraft in den gröſſern Entfernungen ſchwächer, und in den kleinern ſtärker werden. Daher wird nun auch die Ebbe und Fluth zu dieſen Zeiten ſtärker oder ſchwächer. Und weil die Sonne, als ein gleichfalls magnetiſcher Körper, wiewohl nach Beſchaffenheit ihrer Weite, eben dergleichen Wirkungen hat: So muß auch die Ebbe und Fluth im Voll- und Neu-Monde gröſſer werden, als ſonſt. Denn wie ſich hier beyder Kräfte vereinigen: Alſo ſtöret in den Viertelſcheinen eine Kraft die andre.

Rationes mutationum irregularium.

§. 909. Was noch ſonſt vor Unordnungen bey der Ebbe und Fluth an verſchiedenen Orten vorkommen; die müſſen aus der beſondern Lage der Länder und Seen, wie auch aus den Winden, erkläret werden. Diejenigen, ſo nicht unter der Straſſe des Mondes liegen, können auch ſeinen Zug nicht ſo ſehr empfinden: Zumal wenn ſie ſehr wenig Zuſammenhang mit dem groſſen Weltmeere haben. Daher iſt denn im Mittelländiſchen Meere faſt gar keine; in der Oſtſee aber nicht die geringſte Spur davon anzutreffen. Wenn im Herbſte und Frühlinge Tag und Nacht gleich iſt, ſo ſoll gleichfalls die Ebbe und Fluth am ſtärkſten ſeyn, welches aber gleichfalls von der vereinbarten Kraft der Sonnen und des Mondes herrühret.

Das V. Hauptſtücke

von den

Wäſſerichten Luftbegebenheiten.

§. 910.

Wir verſtehen durch die Luftbegebenheiten alle diejenigen Veränderungen unſrer Dunſtkugel, die in die Sinne fallen. Durch die wäſſerichten aber ins beſondre meynet man dieſe, ſo aus den feuchten Dünſten entſtehen, die aus dem Waſſer aufſteigen. Es ſind dieſelben, wie bekannt, Thau, Nebel, Wolken, Regen, Reif, Schnee, Schloſſen und Hagel. Alle dieſe Dinge befeuchten entweder an ſich ſchon, oder zerflieſſen doch in Waſſer, wenn die geringſte Wärme dazu kommt: Folglich haben ſie auch ihren Urſprung aus dem Waſſer genommen, welches in geſtalt der Dünſte in die Luft geſtiegen.

Quid ſint meteora aquea.

§. 911. Hier fragt es ſich, wie dieſes letztere möglich ſey, da das Waſſer von weit ſchwererer Natur iſt, als die Luft. Einige Naturlehrer meynen, das Waſſer werde durch die in ihm befindliche, und von auſſen erwärmte Luft in ganz kleine Bläschen verwandelt, und ſteige alſo ſeiner Leichtigkeit halber von ſich ſelbſt in die Höhe. Allein dieſe Erklärung läßt ſich nicht behaupten. Denn wenn gleich die Luft im Waſſer viel wärmer würde, als auſſer demſelben, und alſo im Waſſer aufſtiege, auch mit einem Häutchen von

Quare vapores aquei aſcendant.

Waſſer umgeben wäre, und ſich von der Fläche deſſelben los reiſſen wollte, ſo würde doch ſolches nicht angehen: Sondern das Dunſtbläschen würde nach Art groſſer Blaſen zerſpringen.

Impoſſibilitas bullularum leuitate aerem ſuperantium.

§. 912. Geſetzt aber, es erhübe ſich auch ein ſolches Bläschen von der Fläche des Waſſers: So könnte es doch nicht höher aufſteigen. Denn die eingeſchloſſene Luft würde mit der äuſſerlichen gleich ins Gleichgewichte geſetzet, und eben ſo dicht zuſammen gedruckt werden, als dieſelbe wäre: Maſſen das flüſſige Bläschen dem Drucke derſelben nicht wiederſtehen könnte. Wäre ſie aber gleich dichte; ſo würde ſie auch gleich ſchwer ſeyn, und das Bläschen könnte alſo unmöglich aufſteigen: Zumal es noch mit einer kleinen Laſt des wäſſerichten Häutchens beſchweret wäre. Man ſieht es auch an den Seifenblaſen der Kinder wohl, daß ſie allezeit ſinken, wenn man ſie nicht in die Höhe bläſet.

Alius Aſcenſionis modus experientiae innixus.

§. 913. Es braucht auch ſolcher künſtlichen Dunſttheilchen gar nicht, da wohl ſchwerere Körper nach einer ſubtilen Auflöſung in weit leichtern flüßigen ſchwimmen können. Das Salz z. E. iſt ſchwerer als Waſſer; gleichwohl können die geſchmolzenen Theilchen deſſelben bis an die Oberfläche des Waſſers ſteigen, darinn es aufgelöſet worden. Die Metalle ſind noch viel ſchwerer: Und doch ſchwimmen ihre kleinſten Theilchen in dem Scheidewaſſer, ſo ſie zerfreſſen hat. Die Sonnenſtäubchen, die doch ſo groß ſind, daß man ſie ſehen kan, ſchwimmen in der Luft, ohne daß ſie hohle Bläschen ſeyn dörfen. Warum ſollten alſo die kleinſten Theilchen des Waſſers nicht ohne dieſe Figur darinn ſchwimmen können?

Calor ſeparationis & elevationis cauſſa eſt.

§. 914. Es geſchieht aber die Abſonderung und Erhebung derſelben von dem übrigen Waſſer bloß vermittelſt der Wärme, die in und auſſer demſelben befindlich iſt. Dieſe nemlich ſetzet die Luft- und Waſſertheilchen in ſolche Bewegung, daß ſich die kleinſten hievon losreiſſen, und durch die erſtern davon geführet werden. Man ſieht dieſes bey heiſſem Waſſer augenſcheinlich, wenn der Dampf in die Höhe fähret. Denn je kälter es wird, deſto weniger Dünſte ſteigen auf, obwohl auch in der mäſſigſten Wärme, ſo lange das Waſſer nur nicht Eis iſt, dieſelben nicht ganz aufhören. Iſt nun die Wärme der äuſſern Luft ſehr ſtark, und folglich ihre Bewegung groß: So werden die Dünſte immer höher geführet.

Roris explicatio ex frigore nocturno.

§. 915. So bald aber die Luft kalt wird, und in ihren Theilen die Bewegung abnimmt: So bald fangen auch die Dünſte wieder an zu ſinken und herunter zu fallen. Dieſes geſchieht im Sommer gemeiniglich gegen Abend, bey und nach Soñen Untergang, auch die Nacht hindurch bis dieſelbe wieder aufgeht. Denn die aufgeſtiegenen Dünſte können ſich bey der kühlen Abendluft nicht in der Höhe erhalten, und indem etliche zu ſinken anfangen, ſtoſſen ſie im Fallen auf andre ihres gleichen, wodurch ſie noch ſchwerer werden, und alſo zur Erden ſinken. Dieſes nennet man nun den Thau, und er fällt bisweilen ſo ſtark, daß man ihn wie eine weiſſe Wolke auf den Wieſen liegen ſiehet.

Nebulae origo ſimilis.

§. 916. Dieſes thun die Dünſte, die noch nicht ſehr erhaben waren. Sind ſie aber ſchon etwas höher, und in gröſſerer Menge verhanden, auch von ſo ſchwerer Art, daß die Luft ſie nicht gar zu hoch erheben kan: So entſteht ein Nebel. Dieſer beſteht zuweilen ſchon aus ganz ſichtbaren Waſſertröpfchen, die wie Sonnenſtäubchen in der Luft getrieben werden. Bisweilen fallen ſie, wenn die Luft mehr und mehr ihre Bewegung verliert: Und alsdann wird ſchön Wetter. Bisweilen aber ſteigen ſie: Wenn die Luft nemlich mehr Wärme bekommt, und ſie erheben und zerſtreuen kan. Und alsdann pflegen gern Wolken und Regen daraus zu entſtehen.

Nubium geneſis, ſublimiores nebulas eas eſſe docet.

§. 917. Es ſind aber die Wolken auch nichts anders als ein in ziemlicher Höhe ſchwebender, und von dem Winde getriebener Nebel. Diejenigen, ſo auf hohen Bergen gegangen, haben nichts als eine neblichte Luft wahrgenommen, wenn es unten geſchienen, daß ſie von einer Wolke verdeckt worden. Und ich ſelber habe am Ufer des friſchen Haſes in Preuſſen, imgleichen beym Ausfluſſe der Weichſel an der Oſtſee, oft geſehen, daß der Wind von der Fläche des Waſſers einen dicken Nebel über das Ufer getrieben, der aber über dem Lande, wo es etwas wärmer war, in die Höhe geflogen, und in eine Wolke verwandelt worden.

Nubium al-

§. 918. Die Wolken ſtehen auch dem bloſſen titudo diverſa.

ſen Geſichte nach nicht alle gleich hoch; denn eine läuft oft unter der andern weg, und im Sommer ſieht man die weiſſen und dünnen Wölkchen ſehr hoch ſtille ſtehen, wenn die ſchwarzen und dicken Regenwolken faſt an die Thurnſpitzen rühren. Die Urſache iſt in der verſchiedenen Art der Dünſte zu ſuchen, die entweder gröber oder ſubtiler ſind. Daß aber die groben Dünſte nicht gleich herunter fallen, machen die Winde; als welche zuweilen wohl ſchwerere Körper in der Luft erhalten können: Zumal wenn ſie von ungewöhnlicher Heftigkeit ſind.

Colores nubium unde ſint.

§. 919. Die Wolken haben allerley Farben, zumal wenn die Sonne daran ſcheinet. Auch hier kommt viel auf die verſchiedene Dichtigkeit oder Lockerheit der Dünſte an, daraus ſie beſtehen. Denn dieſe ſind gleichſam ſo viel kleine geſchliffene Gläſer, darinn die Sonnenſtralen auf verſchiedene Art gebrochen, zertheilet, und zurück geworfen werden, ſo daß nothwendig allerley Farben daraus entſtehen müſſen. Es kommt aber auch viel auf die Stellung der Wolken gegen die Sonne, und auf die Beſchaffenheit ihrer Oberflächen an: Als welche bald dieſe bald eine andre Farbe hervorzubringen geſchickt ſind.

Pluviae geneſis ex ceſſante aeris motu.

§ 920. Wenn die Luft, darinn die Wolken ſchweben, kälter wird, als ſie war: ſo daß ihre Bewegung die Dünſte nicht mehr erhalten kan: So fangen etliche davon an zu ſinken, und flieſſen im Fallen auf andre ihres gleichen, die ſich mit ihnen vereinigen, und erſtlich kleine, hernach aber allmählich gröſſere Tropfen ausmachen. Fallen dieſelben nur ſparſam und ſubtil herunter, ſo iſt es ein Staubregen: Fallen ſie aber dichte und mit gröbern Tropfen; ſo iſt es ein ſtarker Regen: Kommen endlich von einer plötzlichen Veränderung der Luft überaus groſſe Tropfen mit Ungeſtüm herab; ſo heißt es ein Platzregen, auch wohl ein Wolkenbruch.

Item ex ſubita rarefactione aeris.

§. 921. Es können aber auch die Winde zuweilen Regen verurſachen, wenn ſie nemlich die Dünſte in den Wolken ſo nahe zuſammen treiben, daß ſie aneinander ſtoſſen, und ſich in Tropfen verwandeln. Jmgleichen kan die Luft durch eine ſtarke Verdünnerung ungeſchickt werden, die Dünſte, ſo in ihr ſchweben, länger zu ertragen. Denn wenn ſich von einer plötzlich entſtehenden Wärme die Luft ausdehnet, die Dünſte aber nicht zugleich in noch kleinere Theilchen aufgelöſet werden: So müſſen ſie anfangen zu ſinken, und in Tropfen zuſammen flieſſen. Dieſes iſt insgemein die Urſache der warmen Frühlings-Regen.

Barometri mutationes vnde oriantur?

§. 922. So lange die Dünſte noch zerſtreuet in der Luft ſchweben, und noch immer mehrere aufſteigen, ſo wird die Luft davon ſchwerer. So bald ſich aber dieſelben in Wolken und endlich gar in Tropfen verwandeln, die nicht mehr von ihr getragen werden: So bald wird dieſelbe leichter. Daher kommt es nun, daß das Queckſilber im Wetterglaſe ſteigt, wenn es heiter wird; und fällt, wenn es ſich zum Regen anläßt: Wie Herr von Leibnitz gewieſen hat. Denn ein

Körper, der in einem flüßigen Weſen fällt, oder ſonſt eine eigene Bewegung in demſelben hat, beſchwert denſelben nicht mehr. Siehe Ephemer. Barometricas Ramazzini & Schellhammeri. Patav. 1710. p. 196. und Raſtii Expl. Leibnit. Mutat. Barom. in tempeſt. pluuiis. Regiom. 1719.

Venti a vaporibus orti.

§. 923. Aus eben dieſer Urſache können von den Dünſten auch die feuchten Winde entſtehen, davon wir oben zu handeln verſprochen haben. Denn wenn z. E. über der See viele Dünſte aufgeſtiegen ſind, und die Luft daſelbſt ſehr beſchweret haben; auf den benachbarten Ländern aber dieſelbe nicht ſo ſchwer iſt; So drucket die ſchwerere unten an der Erdenfläche gegen die leichtere. Da nun dieſe nicht genugſam wiederſtehen kan, ſo weichet ſie, und alſo entſtehet ein Wind. Solch ein Wind dauret nun ſo lange, bis das Gleichgewichte in der Luft wieder hergeſtellet wird. Und weil er von Dünſten entſtanden iſt, ſo iſt er von feuchter Natur, wie alle Weſtwinde bey uns zu ſeyn pflegen.

Pruinae geneſis quaenam ſit?

§. 924. Wenn der Thau in ſolchen Jahreszeiten fällt, da in der Erde ſchon viel Kälte iſt: So entſtehet auf den Flächen der Felder und Wieſen, imgleichen der Dächer und Bäume der Reif. Denn obwohl die kleinen Dunſttheilchen in der Luft noch nicht gefroren ſind: So fangen ſie doch ſo gleich an ſtarr zu werden, wenn ſie die kalten Körper berühren. Kommen nun immer mehrere nach, ſo frieren ſie gleichfalls an die vorigen an; und weil endlich unzehliche ganz ſichtbare Eiszäckchen daraus werden, die eine ſehr glatte Fläche haben, und alſo ſehr viel Lichtſtralen zurücke werfen: So ſieht der Reif weiß aus. Bisweilen macht auch bloß die kalte Luft, daß z. E. in ſtrenger Kälte die Pferde von ihrem eigenen Athem bereiſen.

Niuium generatio in nubibus.

§. 925. Wenn die Kälte ſich bis in die Gegend der Wolken erſtrecket: So verwandeln ſich ſchon die kleinen Dunſttheilchen in kleine Eiszäckchen, die von dem Anſtoß vieler andern anwachſen, und zuſammen kleben. Daraus entſtehen nun erſtlich kleinere, ſo dann gröſſere Schneeflocken; die ſich endlich nicht mehr in der Luft erhalten können. Viele darunter, zumal wenn es ſehr kalt iſt, ſehen aus wie kleine vier, fünf und ſechseckigte Sternchen: Dieſes kan ſo entſtehen: Wenn nemlich etliche ſpitze Eiszäckchen mit einer von ihren Spitzen in ein noch ungefrornes Tröpſchen ſtoſſen: So gefrieret daſſelbe von der entſtehenden Kälte, und ſo bekommt es gleichſam Strahlen, an welche ſich hernach immer mehr ſolche Theilchen anhängen.

Nix grandinoſa ſolidior & rotundior.

§. 926. Die Schneeflocken ſind ſehr locker, indem die zackichten Eistheilchen ſich nicht in groſſen Flächen berühren. Allein die Schloſſen, oder die runden weiſſen Körner, ſo in Gröſſe der Linſen oder Erbſen zuweilen fallen, ſind weit dichter und härter. Es entſtehen aber dieſelben irgend folgender geſtalt. Wenn in einer höhern Wolke ungefrorne Dünſte zu ſinken anfangen, und die daraus entſtehenden

Tropfen etwas tiefer in eine gefrorne Wolke fallen: So hängen ſich unzehliche Eistheilchen an denſelben, und erkälten ihn ſo ſehr, daß er endlich auch gefriert, und wegen ſeiner vorigen Flüſſigkeit zwar rund bleibt, aber doch von den vielen Zuſätzen weis ausſieht.

Grando glacialis & nivoſa.

§. 927. Der Hagel hergegen fällt mehrentheils im Sommer, und ſieht wie ein durchſichtiges Eis aus, doch ſo, daß er zuweilen einen weiſſen Kern hat. Die obere Gegend der Luft iſt auch im Sommer kalt, wie der Schnee auf hohen Bergſpitzen zeiget. Wenn nun der Regen aus einer hohen Wolke in eine ſo kalte Luftgegend kommt: So gefrieren die fallenden Tropfen, und werden zu Hagelkörnern. Wäre es aber eine Schneewolke: So könnten die herabfallenden Flocken erſt in einer etwas wärmern Luftgegend zu ſchmelzen anfangen, und ringsum mit Waſſer umflieſſen: Hernach aber von einem kalten Winde abermal gefrieren, und alſo etwas Schnee in der Mitte behalten.

Grandinis magnitudo & effectus.

§. 928. Die Hagelkörner fallen zuweilen in Erſtaunungswürdiger Gröſſe, und beſchädigen nicht nur die Feld-Früchte und Fenſter, ſondern wohl gar Dächer, Menſchen und Thiere. Das erſte geſchieht, wenn viele Schichten Wolken übereinander ſtehen, und die Hagelkörner, die aus der oberſten herab kommen, durch alle übrige durchfallen müſſen. Denn da bekommen ſie unterwegens immer einen neuen Zuwachs von wäſſerichten Dünſten, die eine neue Schale von Eis um die Körner verurſachen. Sind ſie nun ſehr groß geworden, ſo thun ſie durch ihr Gewichte ſchon Schaden. Doch auch ihr Fall, und der Wind, der ſie begleitet, giebt ihnen zuweilen eine noch ſtärkere Gewalt.

Feneſtrarum ſudor fluidus & concreſcens.

§. 929. Unter die obige Anzahl wäſſerichter Luftbegebenheiten muß man noch das Beſchlagen und Befrieren der Fenſter, ſo im Winter geſchieht, rechnen: Denn dieſes iſt eine Art des Thaues und Reifes im kleinen. Wenn nemlich ein Zimmer voller Dünſte iſt, die Luft aber drauſſen kälter wird als drinnen: So werden durch die Bewegung der inwendigen warmen Luft viele Dunſttheilchen an die Fenſter getrieben. Weil es nun daran kalt iſt: So verlieren ſie ihre Bewegung und bleiben daran kleben. Kommen nun immer mehrere hinzu, ſo entſtehen rechte Tropfen an den Fenſtern. Iſt es aber ſehr kalt drauſſen; ſo frieren die Dünſte gar an dem Glaſe in allerley Blumenſtauden und Figuren.

Murorum poſt frigus ingens pruina niuoſa.

§. 930. Wenn es ſehr gefroren hat, und plötzlich ein Dauwetter einfällt: So befrieren die Fenſter ungeheizter Kammern von auſſen. Denn weil die eingeſchloſſene Luft alsdann nicht ſo gleich warm werden kan; die äuſſerliche aber viel Dünſte bey ſich führet, ſo muß hier gerade das Gegentheil geſchehen. Eben daher kommt es, daß auch dicke Mauren zur Zeit eines ſolchen Dauwetters mit Reif überzogen werden. Denn dieſelben ſind bey dem Froſte ſo ſehr erkältet worden, daß ſie die einfallende Wärme in etlichen Tagen noch nicht annehmen können.

Daher bleiben denn die in der Luft ſchwebenden Dünſte an ihnen kleben, und werden gar allmählich in kleine Schneeflocken verwandelt.

Das VI. Hauptſtücke

von den

Glänzenden und feurigen Luft-Begebenheiten.

§. 931.

Iris in guttis pluvialibus videtur.

Wir machen hier von den glänzenden Luftbegebenheiten den Anfang, weil dieſe mehrentheils in den wäſſerichten Dunſttheilchen ihren Grund haben, davon im vorigen Hauptſtücke geredet worden. Dahin gehöret nun zuförderſt der Regenbogen, der gar in den fallenden Regentropfen erſcheinet. Daß dem alſo ſey, bezeigen die Springbrunnen zur Gnüge. Denn wenn dieſelben das Waſſer in unzehliche Tropfen aus einander ſprengen, und man beym Untergange der Sonnen, zwiſchen ihr und jenem künſtlichen Regen ſteht: So ſieht man ganz deutlich ein Stücke des Regenbogens darinnen.

§. 932. Kepler hat ſchon im Jahr 1605 in einem Briefe an Berneggern, imgleichen an Hariotten und Remum erkannt, daß die Farben des Regenbogens von einer doppelten Brechung, und einfachen Zurückprallung der Stralen herrühren: Worinn ihm hernach Carteſius nebſt andern gefolget iſt. Denn wenn man eine gläſerne Kugel voller Waſſer gegen über der Sonne ſo aufhänget, bis man die rothe Farbe darinn erblicket: So wird man ſehen, daß der Sonnenſtral S A erſtlich beym Eingange in die Kugel A gebrochen wird, hernach bey G zurücke prallet, und beym Ausgange in B wiederum gebrochen nach dem Auge O fähret; ſo daß die gerade Linie H. I. die durch das Auge O. mit dem Sonnenſtral A. S. parallel läufet, mit dem gebrochenen Stral B. O. einen Winkel von 42 Graden machet.

maior minorue eleuatio alios colores gignit.

§. 933. Wie nun in dieſer Stellung die Kugel eben geſchickt iſt, einen rothen Sonnenſtral zum Auge zu bringen: So kan ſie auch andere Farben in daſſelbe leiten, wenn ſie oder das Auge entweder ein wenig erhöhet oder erniedriget wird. Denn die Sonnenſtralen brechen ſich nicht alle in gleich ſcharfen Winkeln, ſondern nach Beſchaffenheit ihrer Farben mehr oder weniger. Doch muß das Auge nicht gar zu weit von dieſer Linie B. O. abweichen: Denn ſonſt würde man gar keine Farben mehr in der Kugel erblicken; weil ſie nemlich entweder über oder unter demſelben in die freye Luft hinfahren würden.

Guttarum aquearum eadem ratio eſt.

§. 934. Nun muß man ſich jeden Waſſertropfen, der in dem Regen herunter fällt, als eine ſolche Kugel vorſtellen. Denn hangen gleich dieſelben nicht unbeweglich ſtille: So kommen doch an die Stelle der ſinkenden Tropfen immer neue, die ihre Stelle vertreten. Aus jedem Tropfen aber, der die gehörige Stellung hat, fället ein ſolcher Stral ins Auge, und alſo muß eine groſſe Menge rother, purpurfarbener, blauer, grüner und gelber Stralen entſtehen, nachdem dieſelben etwas höher oder niedriger ſtehen. Die Farben werden auch deſto lebhafter geſehen, je dunkler die Wolke iſt, ſo hinter demſelben den Himmel bedecket; und je dichter die Tropfen herunter fallen.

Experimentum aliud coloribus inuerſis.

§. 935. Wenn man die gläſerne Waſſerkugel etwas merklicher erhöhet, ſo wird man abermal Farben darinn erblicken, aber weit ſchwächere, und in umgekehrter Ordnung. Dieſes kommt daher, daß der einfallende Sonnenſtral alsdann nicht nur eine doppelte Brechung, ſondern auch eine zwiefache Zurückprallung ausſtehen muß, ehe er ins Auge kommt. In der 35ſten Figur ſchießt der Stral bey A in die Kugel, und bricht ſich daſelbſt. Von da fähret er an G. und prallt zurücke nach D; von hier pralle er abermal zurücke bis B, wo er zum andern mal gebrochen wird, und bis ins Auge fähret: So daß er mit der durchs Auge gehenden Linie O. H. einen Winkel von 52 Graden machet.

Applicatio ad guttas pluuiales.

Fig. 36.

§. 936. Man kan ſich beydes in der folgenden Figur vorſtellen. Die Pünctchen in den beyden Regenbogen bedeuten lauter ſolche Kügelchen, als oben in B b, E e ſtehen. Das Auge des Zuſchauers hat die Sonne hinter ſich, und es geht eine Linie aus ihr durch daſſelbe in den Mittelpunct des Regenbogens S. C. Die oderſten Stralen A a, D d kommen auch aus der Sonnen, und gehen bis ins Auge, nachdem ſie gehörig gebrochen worden, und zurücke geprallet. Weil nun alle die Tropfen, ſo rings um von dem Mittelpuncte des Regenbogens C. eben ſo weit als die oberſten B b, E e, abſtehen, ihre Stralen auf gleiche Art ins Auge werfen müſſen: So muß auch der Regenbogen rund erſcheinen.

Quare duplex iris videatur.

§. 937. Hieraus erhellet nun, warum der Regenbogen, wenn er recht vollſtändig geſehen wird, doppelt erſcheinet; doch ſo, daß in dem obern, welchen man die Waſſergalle nennet, die Farben verkehrt ſtehen. Imgleichen ſieht man, warum der Regenbogen nicht mehr als einen halben Zirkel, aber wohl weniger betragen kan. Denn wenn die Sonne kurz vor ihrem Untergange nahe am Horizonte ſteht, ſo gehet die Axe des Regenbogens S. C. horizontal, und alsdann kömmt der Mittelpunct C. auf die Erdfläche zu liegen, und ſein Bogen iſt ein halber Zirkel. Iſt aber die Sonne noch etwas höher, wie z. E. in der 36 Figur, ſo muß weniger als ein halber Zirkel erſcheinen.

Eadem iris non niſi ab vno videtur oculo.

§. 938. Dieſelben Tropfen, die ihre Stralen in das Auge eines Zuſchauers werfen, können ſie unmöglich in eines andern Auge bringen: Denn ſie haben diejenige Stellung nicht, ſo dazu gehöret. Folglich wird denn ein jeder, der einen Regenbogen ſiehet, ſeinen eigenen, und einen ganz andern ſehen, als alle die um ihn ſtehen: Ja noch genauer zu reden, ſo ſieht man mit dem rechten Auge ſchon einen andern, als mit dem linken. Und weil die Tropfen beſtändig fallen: So ſieht man auch alle Augenblicke einen neuen. Es wäre alſo vergeblich, wenn man ſich bemühen wollte dahin zu kommen, wo der Regenbogen auf die Erde zu ſtoſſen ſcheinet: Weil er ſich bey jedem Schritte ändern, und gleichſam vor uns fliehen würde.

Halones Solares & Lunares.

§. 939. Die andre glänzende Luftbegebenheit iſt der Hof oder Ring um die Sonne, und um den Mond, der bisweilen Farben hat wie ein Regenbogen, bisweilen aber nur weislich ausſieht. Hugenius, der dieſes (in der Diſſ. de Coronis & Parheliis) am beſten erkläret hat, hält davor, daß dieſer Hof von einem kleinen Hagel, der in der Luft ſchwebt, und einen ſchneichten Kern hat, herrühre. Er beweiſt ſolches mit einer gläſernen Kugel voller Waſſer, die in ihrem Mittelpuncte eine bleyerne undurchſichtige Kugel hat; als worinn ſich ein farbiges Bild der Sonne zeiget, wenn man ſie recht aufhänget. Doch es fällt uns zu weitläuftig ſolches hier völlig zu erklären.

Parheliorum & paraſelenarum phaenomenon.

§. 940. Man ſieht auch zuweilen Neben-Sonnen am Himmel, doch allezeit mit gewiſſen Zirkeln, theils um, theils durch die Sonne: Wie die 37ſte Figur nach Hevelii Beſchreibung eine dergleichen vollſtändige Erſcheinung vorſtellet. Um die Sonne A gehen zwey Kreiſe B I C G und Z H Y, die mit Regenbogenfarben prangen. Durch die Sonne geht ein groſſer Horizontal-Kreis B. E. F. D. C, der durch einen andern ob wohl unterbrochenen HEDP durchſchnitten wird. Die gefärbten Kreiſe berühren bey G und H noch ein paar bunte Bogen THS, und QGR. Uberall nun, wo ſich die Kreiſe durchſchneiden, als in BCDE, imgleichen wo der innere Hof von dem kleinen Bogen berühret wird in G; und endlich gegen über der Sonnen in F, da werden die Nebenſonnen geſehen.

Ratio eius ex cylindrico grandine petenda.

§. 941. Die Erklärung dieſer Luftbegebenheit hat auch niemand beſſer als Hugenius in der ſchon angeführten Schrift gegeben. Er nimmt hier dasjenige aus der Erfahrung an, was Carteſius in ſeinem Tractat von Meteoren angemerket hat, daß es nemlich zuweilen Cylindriſche Hagelkörner gebe. Nun ſetzet er, daß daß dieſe Hagelkörner auch einen Cylindriſchen Kern von Schnee haben ſollen: Und zeiget vermittelſt eines Cylindriſchen Glaſes voll Waſſer, in deſſen Axe ein hölzerner Cylinder geſtellet iſt, wie eine ſolche Stralenbrechung, als zu der obigen Erſcheinung gehöret, entſtehen könne. Man muß aber auch dieſes bey ihm ſelber nachleſen: Weil mehr optiſche Wahrheiten dazu gehören, als wir von einem jeden zum voraus ſetzen können.

Aurorae borealis deſcriptio.

§. 942. Noch weit wunderbarer und ſchrecklicher ſieht diejenige Luftbegebenheit zuweilen aus, die wir ein Nordlicht nennen. In der 38. Figur wird ſolches ſo vorgeſtellt, wie es im Jahr 1716. im Merz-Monat zu Königsberg in Preuſſen geſehen worden, und wie es Herr D. Langhanſen in ſ. Diſſ. de Aurora boreali, abgebildet hat. Nach Sonnen-Untergang erſchien gegen Nordweſt am Horizonte eine Dunkelheit, dadurch man zuweilen die Sterne ſahe, und darüber ein lichter Bogen gekrümmet war. Aus dieſem ſchoſſen ganz langſame Pyramidaliſche Stralen in die Höhe, die ſich zuweilen bis ans Zenith erſtreckten; und zwiſchen ſich einen ſo flatternden Glanz zeigeten, der einer ſehr blaſſen Flamme ähnlich ſahe, und wechſelsweiſe ſehr plötzlich entſtund und verſchwand.

Inter meteora emphatica referenda.

§. 943. Obwohl man nun damals dieſes Nordlicht, nebſt andern ſeines gleichen, vor eine feurige Luftbegebenheit halten wollen: So hat ſichs doch aus vielen andern Erſcheinungen deſſelben, die nach der Zeit fleiſſiger als vormals beobachtet worden, gewieſen, daß es nur unter die Zahl der glänzenden gehöre. Man ſehe hiervon, was Herr D. Kulmus in Danzig vor eine Beſchreibung davon heraus gegeben, und was in den gelehrten Zeitungen vor vielfältige Nachrichten davon ſtehen. Denn der vielfarbigte Glanz, der ſich in den Wolken vielmals zeiget, und die Regenbogenfarben, die in dem hellen Bogen oft geſehen worden, nebſt dem langſamen Aufſteigen der Lichtſtralen zeigen, daß hier kein wirkliches Feuer, ſondern nur ein gebrochenes und zurückgeworfenes Licht verhanden ſeyn müſſe.

A Sole per reflectionem crepusculi oritur.

§. 944. Wo dieſes nun gegen Norden herkomme, war nicht ſo leicht zu ſagen, da der Mond bisweilen ganz ſüdlich geſtanden, und von dem Nordlichte weit übertroffen worden; die Sonne aber allezeit tief unter dem Horizonte geweſen. Doch da man wahrgenommen, daß ſich das Nordlicht bald nach Sonnen Untergang in Nordweſt, um Mitternacht in Norden, und gegen den Morgen in Nordoſt ſehen laſſen: So iſt man auf die Muthmaſſung gekommen, es müſte dieſes Nordlicht von den Sonnenſtralen herrühren. Und endlich hat man es mit groſſer Wahrſcheinlichkeit vor eine zwiefache Demmerung, oder eine im nordiſchen Lufttheile ſich ſpiegelnde Abendröthe und Morgenröthe zu halten angefangen, die ihre Stralen bis über unſern Horizont werfen müſte.

Hypotheſeos explicatio vberior.

§. 945. Man ſtelle ſich alſo vor, daß über dem Nordpol, wo wegen der Kälte eine ſehr dichte Luft iſt, eine groſſe ſchwere Wolke hänge, die wegen ihrer Eistheilchen, daraus ſie beſteht, viel Licht zurücke werfen kan. Wenn nun die Sonne untergeht, ſo brechen ſich ohnedem in der dicken Dunſtkugel viele Stralen, ſo daß auch die Abendröthe faſt den halben Himmel erfüllet. Dieſe Nordwerts geworfene Abendröthe ſchlägt nun auf die obige Eiswolke, als auf einen Spiegel, und von da prallen die Stralen in eben dem Einfallswinkel wieder zu uns zurücke: Zumal wenn unſre Luft auch voller Dünſte iſt, die ſich von dem nordlichen Lichte erleuchten laſſen.

Phaenomenorum explicatio inde petita.

§. 946. Wäre der lichte Bogen ein wirkliches Feuer, ſo würde er nicht in freyer Luft ſo ſtille ſtehen, und mit fortwährender Nacht ſo ordentlich gegen Oſten fortrücken. Es iſt alſo nur ein in der Dunſtkugel gebrochenes Licht, welches

ches auch die Figur derſelben annimmt, und zuweilen gar Farben zeiget. Die auffahrenden Stralen ſind nur erleuchtete Dünſte, die von dem Nordwinde, der alsdann allezeit ein wenig wehet, in die Höhe getrieben werden; daher ſie viel langſamer fahren, als der Blitz fahren würde. Sie ſteigen aber mehr oder weniger über unſre Köpfe, nachdem entweder die Dünſte ſtehen, oder das Licht, wegen der Krümme der Erdfläche ſie beſtralen kan. Der andere flatternde wellenförmige Glanz entſteht in einer höhern Luftgegend, durch die abwechſelnde Erleuchtung ungleich zerſtreuter ſubtilerer Dünſte, die oft kleinen Wölkchen ähnlich ſehen.

Vlterior confirmatio eius.

§. 947. Dieſes wird auch dadurch ferner beſtätiget, daß man dieſes Nordlicht oft in halb Europa zugleich ſieht, welches bey einem wirklichen Feuer nicht möglich wäre. Aber wenn es ein bloſſer Glanz iſt, ſo kan aus gleicher Beſchaffenheit der Luft, auch eben dergleichen Stralenbrechung und Erleuchtung der Dünſte geſchehen. Man ſieht daher, wie bey dem Regenbogen und andern dergleichen Luftbegebenheiten, überall ein anderes Nordlicht; welches auch nach Beſchaffenheit der Dünſte in der Luft ſich auf allerley Art zeiget. So könnte man auch alles übrige, was dabey vorkommt, erklären, wenn es uns nicht zu weitläuftig fiele. Genug daß wir zu dieſer neuen Erklärung den Weg gebahnet haben.

Fulminis & Fulguris natura ignea eſt.

§. 948. Wir kommen nun auf die feurigen Luftbegebenheiten, darunter der Blitz wohl oben an ſtehet. Es iſt nemlich bekannt, daß der Wetterſtral die verbrennlichen Körper, ſo er trifft, mehrentheils anzündet, oder verſenget; die Metalle aber oft ſchmelzet. Folglich hat er neben dem hellen Glanze auch die Hitze des Feuers. Da auch dieſes Feuer an den angezündeten oder bloß beſengten Sachen einen ſchwefelichten Geruch zurücke läſſet: So erhellet daraus, daß es aus ſchwefelichten Dämpfen ſeinen Urſprung habe, die bey heiſſer Witterung, nebſt andern ſolchen Ausdämpfungen in die Höhe ſteigen. Denn ſelbſt zum Blitze gehören noch mehr andere mineraliſche Materien.

Accenſio eius non a Sole eſt, ſed phoſphoro ſimilis.

§. 949. Die Sonne kan nicht die Urſache ſeyn, daß ſich der Blitz entzündet, denn die ſtärkſten Ungewitter pflegen oft bey ſpäter Nacht zu kommen, wenn ſie längſt unter dem Horizonte iſt. Daher muß eine andre Art von Entzündung möglich ſeyn, die keines äuſſerlichen Feuers bedarf. Man hat durch die Kunſt eine Materie erfunden, die man den Phosphorus nennet, welche nicht nur leuchtet, ſondern auch in der Vermiſchung mit andern Körpern eine Hitze und Entzündung verurſachet: Beſiehe Act. Erud. von 1682. Bl. 282, und von 1684. Bl. 457. Lemery, ein Franzoſe, hat noch eine andre Art davon erfunden, die in den Memoir. de l'Acad. Roy. des Scienc. 1711. p. 307. und 1715. p. 30. der Holländiſchen Auflage nachzuſehen iſt.

Aliud accenſionis ſpontaneae exemplum.

§. 950. Bey dieſer Gelegenheit hat man auch ein andres Feuer faſſendes Pulver erfunden, welches ſich in der freyen Luft ſelbſt entzündet, und alſo immer eingeſchloſſen werden muß. Wenn man auch ein gleiches Gewichte von gefeiltem Eiſen und geſtoſſenem Schwefel oder Schwefelblumen vermiſchet, und mit Waſſer befeuchtet: So wird ſich dieſer Teig in einer gelinden Wärme, innerhalb drey Stunden, von ſelbſt ſo erhitzen, daß ein heiſſer Dampf davon aufſteigen wird. Ja wenn man dergleichen Materie in einen Topf thut, und einen Schuh tief im Sommer unter die Erde vergräbt; ſo wird innerhalb acht bis neun Stunden die Erde Ritze bekommen, der Dampf wird hervor brechen, ja ſich endlich gar entzünden.

Item Elaſticae flammae & fragorem edentis.

§. 951 Wenn man in einem Glaſe mit engem Halſe drey Unzen Vitriol-Oel mit 12 Unzen Waſſer vermiſchet, und hernach allmählich ein wenig Feilſtaub hinein wirft, und ihn auflöſen läßt: So ſteiget ein Dampf in die Höhe, der ſich an einem nahen Wachslichte entzündet, mit einem Geräuſche ins Glas fähret, und ſelbiges zuweilen in Stücke zerſchläget. Hält man das Mundloch des Glaſes ein wenig mit dem Finger zu, ſo ſammlen ſich neue Dämpfe, welche ſich wiederum entzünden. Man wird auch dabey fühlen, daß der eingeſchloſſene Dampf wieder den Finger drücket, womit man das Glas zuhält; und alſo eine elaſtiſche Kraft hat.

Applicatio horum ad Fulminis naturam explicandam.

§. 952. Nunmehro haben wir alles, was zur Entzündung des Blitzes in der Luft, und zur Hervorbringung des Knalles, den wir den Donner nennen, gehöret. Daß nemlich im Sommer bey groſſer Hitze, ſchwefelichte, vitrioliſche und ſalpetriſche Dämpfe aus der Erden in die Höhe ſteigen können, iſt gar kein Zweifel. Wenn nun dieſelben theils unter ſich, theils mit den feuchten Dünſten in den Wolken auf gewiſſe Art vermiſchet werden: So kan gar leicht in der hohen Luft eben das erfolgen, was hier in der niedrigen geſchieht. Die Natur weis nemlich durch die Wärme und Bewegung nicht nur alle dieſe Körper in ſubtilere Theilchen aufzulöſen, ſondern auch dieſelben beſſer zu vermiſchen, als wir.

Definitio Fulminis cum Tonitru conjuncti.

§. 953. Es iſt alſo das Weſen des Blitzes nichts anders, als ein aus verſchiedenen trockenen Ausdämpfungen zuſammẽ geſetzter Dampf, der ſich in den feuchten Wolken entzündet, und durch das elaſtiſche Feuer einen Knall verurſachet; dergleichen auch oben (§. 884.) das Knallpulver in freyer Luft hervorbrachte. Sind nun viele ſolche abgeſonderte hin und her zerſtreuete Dämpfe in der Luft anzutreffen, ſo entſtehen auch viele Blitze und Donnerſchläge. Iſt die Materie auf einem Klumpe beyſammen: So iſt der Knall einfach wie ein Büchſenſchuß. Iſt die Materie aber in die Länge ausgedehnet; So fähret auch der Donner längſt derſelben mit der Entzündung ſelber dahin, bis ſie ganz verzehret worden.

Quare fragor ſerius audiatur fulgure viſo.

§. 954. Da das Licht in unglaublicher Geſchwindigkeit fortgepflanzet wird (§. 755.) der Schall aber in einer Secunde noch nicht 1250 Schuh weit, das iſt in 21 Secunden, erſt eine deutſche Meile fort geht: So iſt es kein Wunder,

der, daß man den Blitz zwar gleich ſieht, den Schlag aber deſto ſpäter hernach höret; je weiter die Wolke von uns iſt, darinn es geblitzet. Wenn alſo Schlag und Blitz faſt in einem Augenblicke empfunden werden: So iſt es ein Zeichen von ungemeiner Nähe deſſelben, und es kan leicht ein Schade geſchehen ſeyn. Der Donnerkeil aber, davon man insgemein erzehlet, iſt ein bloſſes Gedichte, indem niemals an denen vom Wetter gerührten Menſchen oder Thieren dergleichen Steine, oder nur die Spuren davon gefunden worden.

Effectuum fulguris ſtupendorum ratio varia.

§. 955. Die wunderbaren Wirkungen des Wetterſtrales müſſen alle theils von der Hitze der Flamme, daraus er beſteht, theils von der Geſchwindigkeit, womit ſie ſchieſſet; theils aber auch von der Verdünnerung und Bewegung der Luft, die von beyden verurſachet wird, hergeleitet werden. Von dem erſten entſtehet das Anzünden, Verbrennen und Sengen, desgleichen das Schmelzen feſter Körper. Von dem andern das Zerſchmettern der Bäume und Mauern, das Zerſplittern des Holzes, und Zerſpalten der Felſen und Steine; von dem letztern aber die Erſtickung der Menſchen und Thiere, die oft todt gefunden werden, ob ſie gleich der Stral ſelbſt nicht getroffen hatte, und was ſonſt an Gebäuden vielmals durch die bloſſe Erſchütterung beſchädiget wird.

Globi ignei & fulgurationes veſpertinae.

§. 956. Man hat zuweilen feurige Kugeln durch die Luft fahren ſehen, die endlich mit Krachen zerſprungen ſind. Dieſe ſind nichts anders, als eine Art des Wetterſtrals geweſen, darinn nur das Feuer aus einer dichter vereinigten Materie beſtanden. Jmgleichen ſieht man es im Sommer des Abends vielmals Wetterleuchten, ohne daß ein Donner gehöret wird, oder ein wirklich Ungewitter dabey geſpüret würde. Hier müſſen wohl die Dünſte nur aus bloß ſchwefelichten Theilen, nicht aber aus ſalpetriſchen beſtehen, als welche durch ihre elaſtiſche Kraft einen Knall hervor bringen würden. Sonſt abrfahren auch nicht alle Blitze nach der Erden, ſondern viele ſchieſſen ſeitwerts, viele auch gar in die Höhe, wie man auf hohen Bergen oft geſehen hat.

Ignes fatui lucentes non ardentes.

§. 957. Die Jrrlichter, ſo an ſumpfigten Orten, imgleichen da entſtehen, wo viele Körper der Menſchen und Thiere verfaulet ſind; ſehen aus als brennende Fackeln, und ſchweben ganz niedrig in der Luft, werden auch von derſelben hin und her getrieben, ſo daß ſie oft zu hüpfen ſcheinen. Es ſind aber die Dämpfe, daraus ſie entſtehen, nur bloß leuchtende, nicht aber brennende, weil man kein Exempel hat, daß ſie etwas angezündet hätten. Die Materie muß indeſſen dicht und zähe ſeyn, weil ſie zuweilen ziemlich lange dauren. Auch muß kein Wind ſeyn, wenn ſie erſcheinen ſollen; ſondern nach einem warmen Tage, daran viele Dämpfe aufgeſtiegen, ein kühler Abend folgen, der dieſelben in die Enge treibet, und zum Glänzen geſchickt machet.

Caſtor & Pollux nau-

§. 958. Dieſer Gattung ſind auch diejenigen Feuer, ſo von den Schiffern nach dem Unge-

witter

tarum phaenomenon.

witter auf der See an den Maſtbäumen und Schiffſeilen geſehen worden; und die man Caſtor und Pollux nennet, wenn zwey zugleich erſcheinen. Sie thun gleichfalls keinen Schaden, und ſind alſo nur ein leuchtendes und nicht ein brennendes Weſen. Sie entſtehen von den ſchwefelichten und fetten Ausdämpfungen eines gepichten Schiffes, und ſo vieler Leute, die darauf beyſammen ſind; Die man aus dem Geruche leicht abnehmen kan. Ja zuweilen hat man auch um die Köpfe der Menſchen und Thiere dergleichen Glanz geſehen; welcher von dem Schweiſſe derſelben, der von ſehr fetter Art iſt, entſtanden ſeyn muß.

Draco volans & Stellae cadentes.

§. 959. Endlich ſieht man zuweilen den ſogenannte Drachen fliegen, zuweilen auch die ſogenannten fallenden Sterne: Welche beyde wohl feurige Luftbegebenheiten ſeyn müſſen. Die fallenden Sterne anlangend, ſo ſind dieſelben nur ein länglicht ausgedehnter Dampf, der ſich an einem Ende entzündet, und ſo bis zum andern Ende wegbrennet: Wie man mit einem ausgeleſchten Lichte, deſſen Dampf in eines brennenden Flamme ſtreichet, ſolches nachmachen kan. Die Drachen aber ſind eben ſolche Ausdämpfungen, die in Geſtalt eines langen Balkens in der Luft ſchweben, und von derſelben fortgetrieben werden, ziehen ſie ſich zuweilen nach rauchenden Feuereſſen: So kommt dieſes theils von Bewegung der Luft, theils von der Verwandſchaft der Materien und dem harzigten Rauche her.

Das VII. Hauptſtücke
von der
Erde, den Mineralien und Steinen.

§. 960.

Strata diverſa in terra ſuperiore obuia.

Wenn man einen Brunnen gräbet, oder ſonſt tiefe Gruben machet, ſo bemerket man, daß es unterſchiedene Schichten des Erdreiches giebet: Nemlich es lieget unter dem obern Sande oft eine Schichte ſchwarze Erde, dann kommt Leem, denn Grieß, denn rothe Erde, denn wieder was anders, wie Varenius ſolches in ſeiner Geographie im III. Theile im II. Abſchnitte ausführlich beſchreibet. Dieſes beweiſet ganz deutlich, daß das Erdreich, ſo wir bewohnen, ſehr vielen Uberſchwemmungen unterworfen geweſen ſeyn müſſe, ehe es in dieſen gegenwärtigen Zuſtand gekommen. Eben dieſes erhellet auch aus den vielen Muſcheln, Fiſchen und Kräutern, die man in der Schweiz und in Schweden auf den höchſten Bergſpitzen gefunden hat.

Salis quid, & ſalis communis geneſis.

§. 961. Unter dem, was man aus der Erde gräbet, ſind erſtlich allerley ſolche Körper merkwürdig, die im Waſſer ſchmelzen, und mit einem gemeinen Nahmen Salze genennet werden. Dahin gehört nun erſtlich das gemeine Salz, hernach der Salpeter, der Vitriol und Alaun. Man theilet dieſelben ab in ſaure und alcaliniſche Salze, daraus das gemeine Küchenſalz zuſamſammengeſetzet iſt. Denn wenn man ein Glas voll geſalzen Waſſer ausdunſten läſſet, ſo wird das erſte Salz, ſo ſich auf dem Boden ſetzet, mit dem Oleo Tartari per deliquium, welches alcaliſch iſt, nicht in ein Gähren gerathen: Aber wohl das letztere, ſo darinn übrig bleiben wird. Daraus erhellet denn, daß das erſtere auch alcaliſches, das letztere aber ſaures Salz ſeyn müſſe.

Nitri ſeu Salis petrae natura & geneſis.

§. 962. Der Salpeter hält auch viel gemeines Salz in ſich, wie auf eben die Art zu erweiſen ſteht, wenn man es im Waſſer aufgelöſet hat. Denn das erſte, ſo ſich zu Boden ſenket, und gleichſam in Cryſtalle verwandelt, iſt reiner Salpeter; das letzte aber brauchbares Küchenſalz. Man erzeuget aber den Salpeter folgender geſtalt: Man vermiſchet nemlich Kalk, der viel alcaliſche Theile in ſich hat, mit Thon oder Erde, und thut es in die freye Luft. Daraus zieht es nun das ſaure Salz an ſich, zumal wo es an einem Orte liegt, wo viel unſaubere Ausdämpfungen entſtehen; und ſo ſetzet ſich der Salpeter über dem Kalke oder an alten Mauren, in geſtalt eines Reifes, an.

Vitrioli & aluminis proprietates.

§. 963. Der Vitriol oder das Kupferwaſſer enthält ſehr viel wäſſerichte Theile, welche in einer geringen Wärme davon fliegen. Hernach iſt auch ein ſaures Salz, und eine metalliſche Erde darinnen anzutreffen. Denn wenn man das geiſtige Weſen ausdampfen läſſet, u. es von den wäſſerichten Theilen befreyet: So kan das übrige in Eiſen oder Kupfer zuſammengeſchmolſchmolzen werden. Faſt von eben der Natur iſt der Alaun. Denn auch dieſer iſt dem Geſchmacke nach ſauer, verſchwindet in der Wärme faſt ganz, welches ſeine wäſſerigte Natur anzeiget, und kan in Chymiſchen Sachen, an ſtatt des Vitriols, gebrauchet werden.

Sulphuris natura oleoſa & ſalina.

§. 964. Auch der Schwefel wird aus der Erde gegraben, doch iſt er von ganz andrer Natur: Weil er ſich nicht im Waſſer auflöſen, wohl aber im Feuer ſchmelzen und anzünden läſſet. Er muß alſo aus einer ölichten Materie beſtehen, die ſich durch die Hitze verzehren läſſet. Daß er aber gleichwohl ſo hart wird, das kommt von dem ſauren Salze her, ſo in ihm befindlich iſt. Denn die Chymie erweiſet, daß die Oele von einem ſauren Salzgeiſte zur Feſtigkeit gelangen können. Ja noch deutlicher erhellet dieſes aus der künſtlichen Verfertigung des Schwefels, die Glauber erfunden, und Hoffmann (in Obſ. Phyſ. Chymicis Part. I. c. 19.) beſchrieben hat.

Succini phaenomena & origo diuerſa.

§. 965. Der Bernſtein kommt mit dem Schwefel wohl darinn überein, daß er brennet, wovon er auch den Namen zu haben ſcheinet; da nur ein Buchſtabe verſetzet worden, und die Engelländer noch itzo das Wort brennen burn ausſprechen. Allein darinn iſt er von ihm unterſchieden, daß er ſich nicht ſchmelzen läßt. Daß er aber einmal flüßig geweſen ſeyn müſſe, bezeugen ſo viel kleine Ungezieſer, die man in demſelben ganz eingeſchloſſen findet. Es ſcheint alſo derſelbe ein flüſſiges und klebrichtes Harz geweſen zu ſeyn, ehe er verhärtet worden; nachmals aber von einem eindringenden Salze beſtanden zu ſeyn: So daß es theils ſeine Durchſichtigkeit behalten, theils aber dieſelbe verlohren, und eine weißlichte Farbe bekommen.

An in terra primo generetur.

§. 966. Nun gräbt man ſelbigen zwar in meinem Vaterlande an einigen Orten aus der Erde: Allein nur von ohngefehr hie oder da ein Stücke, und zwar nicht weit vom Ufer der Oſtſee. Weil es alſo nicht ordentliche Brüche davon giebt, wie bey andern Steinen; die See auch an dem weſtlichen und nordlichen Ufer der Provinz von Samland mit dem Weſt- und Nordwinde ungleich mehr auswirft, als jemals in der Erde gefunden worden: So ſcheinet er wohl nicht in der Erde, ſondern vielmehr in der See zu entſtehen. Man hat alſo nicht ohne Wahrſcheinlichkeit gemuthmaſſet, es könnten wohl auf dem Boden oder irgend am Ufer der See ſolche Harzbäume wachſen, die den Bernſtein ausſchwitzeten.

Metallorum natura qualis ſit.

§. 967. Mit dem Schwefel kommen die Metalle darinn überein, daß ſie ſich ſchmelzen laſſen, ob ſie wohl von beyden vorigen darinn unterſchieden ſind, daß ſie kein Feuer faſſen oder verbrennen können. Sie ſind faſt allen übrigen Körpern an Schwere überlegen, indem ſie Holz, Erde und Steine daran übertreffen. Doch ſind ſie nicht alle gleich dichter Natur, indem z. E. das Bley alle übrige Metalle, nur bloß das Gold ausgenommen, an Schwere übertrifft. Man hat nemlich befunden, daß wenn das Gold iſt wie 100, ſo verhält ſich das

Qveckſilber dagegen wie 71$\frac{3}{4}$, das Bley wie 60$\frac{10}{19}$, das Zinn wie 54$\frac{44}{55}$, das Kupfer wie 47$\frac{1}{19}$, das Eiſen wie 42$\frac{2}{3}$, das Silber wie 38$\frac{12}{15}$, das Waſſer endlich wie 5$\frac{1}{9}$.

Oriuntur eadem in montibus.

§. 968. Es iſt bekannt, daß die Metalle aus den Bergwerken gegraben, und aus den ſo genannten Erzſtuffen, durch die Gewalt des Feuers von den Schlacken abgeſondert werden. Man weis auch, daß nicht alle Bergwerke einerley Metalle geben, indem zum Exempel in Schweden nur Eiſen und Kupfer, in Engelland Zinn und Bley, in dem Harzgebirge und in Meiſſen Silber, und in Ungarn Gold gefunden wird. Dieſes muß ohne Zweifel von der verſchiedenen Art der unterirrdiſchen Materien; aber auch zugleich von der verſchiedenen Lage der Länder im Abſehen auf die Sonnenwärme herrühren.

Differentia eorum quoad proprietates.

§. 969. Die Metalle ſind auch in ihren andern Eigenſchaften ſehr voneinander unterſchieden, und ſelbſt ihre Farben zeigen, daß ſie nicht aus einerley Arten von kleinen Theilen zuſammen geſetzt ſind. Einige ſind hart und brüchig, wie Eiſen und Zinn; andre ſtarr und elaſtiſch, wie Stahl und Silber; andre weich und biegſam, wie Kupfer, Bley und Gold. Sonderlich hat man es von dieſem letztern befunden, daß es ſich auf eine unglaubliche Weiſe verdünnern und ausbreiten läßt. Dieſes zeiget nun nicht nur von dem genauen Zuſammenhange, ſondern auch von der faſt unendlichen Kleinigkeit der Theile deſſelben, die man mit keinen Vergröſſerungs-Gläſern entdecken kan.

§. 970.

§. 970. Ungeachtet ſich nun die geringen Metalle durch das Scheidewaſſer, das Gold aber durch eine andre mineraliſche Mixtur, die man Aquam regis nennet, ſo gar auflöſen laſſen, daß ſie in unſichtbare Theilchen verwandelt werden: So haben doch die Naturforſcher auch dadurch noch nicht die Art der Vermiſchung entdecken können, daraus ſie entſtehen. Auch die Schmelz-Tiegel der Chymiſten haben es nicht viel weiter gebracht, und alle ihre Bemühungen, die Anfänge der Metalle zu entdecken, ſind bisher noch vergebens geweſen. So lange ſie aber dieſelben nicht wiſſen, wird es auch mit dem Steine der Weiſen, oder dem Geheimniſſe der Goldmacherkunſt nichts zu bedeuten haben.

Mixtio ſive geneſis metallorum imperveſtigabilis.

§. 971. In der Erden findet man ferner auch die Steine, die man in die gemeinen und koſtbaren einzutheilen pflegt. Unter denen erſtern findet man auch ſolche, die entweder inwendig, oder auch von auſſen allerley Figuren zeigen. Dergleichen unter andern Helving in ſeiner Lithographia Boruſſica viele beſchrieben hat. Es ſtellen aber dieſe Figuren bald Fiſche, bald Schnecken und Muſcheln, bald Blätter von Pflanzen, bald Knochen ausländiſcher Thiere vor: Die aber den wahrhaftigen ſo ähnlich ind, daß man ſie vergeblich vor bloſſe Spiele er Natur anſehen würde. Ja viele von dieen Dingen ſind ſelbſt in Stein verwandelt, und önnen aus den Steinen, darinn ſie ſtecken, ganz eraus geſchlagen werden.

Lapides vulgares figurati.

§. 972. Hieraus erhellet nun zur Gnüge, aß die Steine nicht gleich im Anfange der

Hinc lapides ſubinde generari conſtat.

Schöpfung hervor gebracht worden, ſondern nach und nach entſtehen können. Wie dieſes zugehe, lehret uns die Kunſt in Verfertigung der Ziegel und Töpfe. Denn die Verhärtung des weichen Thones geſchieht hier bloß durch die Wärme, dadurch alle Feuchtigkeiten als Dünſte heraus getrieben, die irrdiſchen Theilchen aber deſto dichter zuſammen gedrungen werden. Es kan auch wohl das Waſſer ſelbſt an gewiſſen Orten, zumal unter der Erden, mit gewiſſen entweder klebrichten, oder gar ſteinigten Theilen erfüllet ſeyn, wodurch es entweder die Sandkörner zuſammen leimet, oder andre lockere Körper, in welche es eindringet, verhärtet.

Quare petrefacta marina in montibus reperiantur.

§. 973. Da aber dieſe verſteinerten Dinge, die mehrentheils aus der See her ſind, an ſolchen Orten gefunden werden, die ſehr weit davon liegen, ja wohl gar auf hohen Bergen: So fragt es ſich, wie ſie dahin gekommen ſeyn mögen? Scheuchzer weis dieſes nicht anders, als durch die Sündfluth zu erklären, und viele andere ſtimmen mit ihm überein: Zumal, da auch die Lagen des Erdreichs von Uberſchwemmungen zeigen. Allein Swedenborg (in Prodr. Princip. natur.) hält davor, daß dasjenige, was den Uberſchwemmungen zugeſchrieben werden müſte, nicht in einem Jahre entſtanden ſeyn kan: Angeſehen man auch unter der Erden und in Bergen zuweilen Holz und Eiſen von Schiffen anträfe.

Swedenborgii ſententia non improbabilis.

§. 974. Dieſer glaubt alſo, daß die Erde allmählich ihre äuſſerliche Geſtalt verändere, indem die See an etlichen Orten immer mehr Er-

Erde von den Ufern abreiſſet, anderwerts aber wieder anſetzet. Er erweiſet dieſes mit einer Erfahrung aus Schweden, wo das Meer an der weſtlichen Küſte jährlich mehr zurücke weichet. Es könnte alſo wohl derjenige Ort, wo man Stücke von Schiffen gefunden, vorzeiten ein Hafen geweſen ſeyn. Dieſer Meynung ſind auch ſchon andre beygefallen, und Juſſieu hat ſie mit verſchiedenen andern Beobachtungen der Natur beſtätiget, wie Herr Fontenelle in der Hiſtoire de l'Acad. Royale des Sciences 1720, 21. 22. berichtet hat.

Gemmarum ſpecies & attributa.

§. 975. Was die Edelgeſteine anlanget, ſo ſind dieſelben auch mancherley Arten. Einige ſind ganz durchſichtig und helle, wie der Demant und Bergcriſtall; andre ſind farbigt wie die Rubinen, Schmaragden u. ſ. w. Alle insgeſamt ſind ſo beſchaffen, daß ſie nicht zerſchmolzen werden können: Doch iſt der Demant der allerhärteſte, daher denn zum Theil auch ſein hoher Werth kommt; daß indeſſen dieſe Edelſteine einmal weich oder flüßig geweſen, zeigen die ſteinernen Behältniſſe, darinn man ſie findet, als deren Figur ſie aufs genaueſte angenommen haben. Ihre Farben aber haben ſie ohne Zweifel von gewiſſen mineraliſchen Dämpfen, als womit man auch durch die Kunſt Gläſer durch und durch färben kan.

Magnetis natura mirabilis, & vis attractiva.

§. 976. Der wunderbarſte unter allen Steinen iſt endlich wohl der Magnet, ein Stein, der in den nordiſchen Eiſenbergwerken gefunden wird. Seine vornehmſte Kraft iſt diejenige, womit er das Eiſen an ſich ziehet, und dieſe iſt auch den Alten ſchon bekannt geweſen. Denn wenn man eine Nadel an einem Faden aufhänget, und dem Magneten ein wenig nähert, ſo läuft ſie von ſich ſelbſt zu ihm hin, und bleibt entweder an ihm ſelbſt, oder an dem Eiſen, womit er eingefaſſet wird, ſo feſt hängen, daß man einigen Wiederſtand fühlet, wenn man dieſelbe losreiſſen will. Ja nach Beſchaffenheit trägt dieſe Kraft des Magneten eiſerne Schlüſſel von ziemlicher Schwere, ja zuweilen etliche Pfunde.

Armatura ferrea vim eius auget.

§. 977. Man hat aber längſt angemerket, daß der Magnet ſehr verſtärket wird, wenn man ihn an den beyden Enden, die man Pole nennet, und wo ſich ſeine Kraft hauptſächlich äuſſert, mit Eiſen einfaſſet, ſo daß unten ein paar viereckigte und platte Spitzen P P, in der 39 Figur hervorragen. Denn wenn man ein längliches prismatiſches Eiſen A. B. C. D. ſo in der Mitte mit einem Hacken verſehen iſt, dieſen beyden Spitzen nähert, ſo wird ſelbiges mit ſolcher Gewalt von denſelben angezogen, daß man ein ziemlich ſchweres Gewicht anhängen kan. So hat nemlich Merſennus befunden, daß ein Magnet, der ohne die Einfaſſung nur eine halbe Unze an ſich zog, vermittelſt derſelben bis zehen Pfunde tragen konnte.

Inveſtigatio Polorum magneticorum & vis directiva.

§. 978. Wenn man dieſe Pole eines rohen Magneten finden will, darf man ihn nur in Feilſtaub wälzen: Denn da werden ſich an zweyen entgegengeſetzten Enden gleichſam ein paar Bärte anhängen. Von dieſen beyden Enden nun hat man auch angemerket, daß ſie ſich, wenn man den Magneten an einem Faden frey aufhänhänget, nach den Polen der Erdkugel wenden, daher ſie denn auch den Namen bekommen haben. Man nennet alſo den einen ebenfalls den Nordpol, und den andern den Südpol, und dieſe Wendung des Magneten zeiget uns ſeine Richtungskraft: Die aber nicht allezeit ganz genau nach dem Erdpole zielet, ſondern nach Verſchiedenheit der Zeiten und Oerter etwas davon abweichet.

Amicitia & inimicitia Polorum.

§. 979. Es iſt auch merckwürdig, daß in zwyen Magneten die beyden Pole gleiches Namens einander nicht leiden können, diejenigen aber, ſo ungleiche Namen führen, einander anziehen. Man pflegt daher jene die feindlichen, dieſe aber die freundſchaftlichen Pole zu nennen. Man ſieht dieſes am deutlichſten, wenn man an den Nordpol des einen eine Nadel anſetzet, ſo daß die eine Spitze ſenkrecht herab hänget, alsdann aber dem Nordpol eines andern Magneten dieſelbe nähert. Denn hier wird die unterſte Spitze der hängenden Nadel vor demſelben fliehen. Hergegen geht ſie dem andern Magneten entgegen, und hänget ſich gar an ihn, wenn ſein Südpol ſich ihr zu nähern beginnet.

Materiae magneticae exiſtentia.

§. 980. Wir wiſſen, daß ſich kein Körper von ſich ſelbſt beweget, ſondern allemal von auſſen durch den Anſtoß eines andern in Bewegung geſetzet wird (§.364.) Folglich kan ſich auch die hängende Nadel nicht von ſich ſelbſt nach, oder von dem Magneten bewegen. Der Magnet ſelbſt berühret ſie nicht, indem ſolches geſchiehet, ſondern iſt von ihr entfernet: Daher muß eine andre ſubtilere Materie als ein kleiner

Strom auf der einen Seite in den Magneten hinein, auf der andern aber aus demſelben heraus ſchieſſen. Denn wenn man einen hölzernen Stab an einem Faden halb in einen Strom hänget, ſo wird derſelbe eben ſo von dem Waſſer fortgebogen werden, als hier mit der Nadel geſchieht.

Eiusdem circa Magnetem gyrus.

§. 981. Dieſe ſubtile Materie nun nennen wir die magnetiſche Materie, und können zeigen, daß dieſelbe nicht nur nach der Länge von einem Pole des Magneten zum andern durchhin flieſſe: Sondern auch ober und unter demſelben in die Runde herum laufe. Denn wenn man mitten auf den Magneten eine Nadel in die Qvere legt, ſo daß ſie die Axe deſſelben rechtwinkelicht ſchneidet: So wird ſich dieſelbe von ſich ſelbſt umdrehen, und ihre Spitzen nach den Polen des Magneten richten. Es muß alſo ein Strom der magnetiſchen Materie um den Körper des Magneten herum flieſſen, und zu dem andern Pole deſſelben wieder hinein flieſſen, wie die 40ſte Figur zeiget.

Vis Magnetis communicativa.

§. 982. Die dritte Kraft des Magneten iſt die mittheilende, da er ſowohl dem Eiſen, ſo ihn oder ſeine eiſerne Einfaſſung berühret, eine anziehende Kraft giebet, als auch einer Nadel, die mit ihren Enden an ſeine Pole geſtrichen worden, die Richtung nach den Weltpolen verleihet. Daher ſieht man denn, daß eine Meſſerſpitze, die an den Magneten geſtrichen worden, ſogleich Feilſtaub und eiſerne Nadeln an ſich zieht; imgleichen daß eine Nadelſpitze die andere feſt hält, ſo daß zuweilen fünf, ſechs ja mehrere wie eine Kette zuſammen hangen. Ja daher hat man endlich die Magnet-Nadel erfunden, die in der Mitte auf einem Stifte lieget, ſo daß ſie ſich ungehindert nach dem Weltpole kehren kan.

Cautelae hic adtendendae.

§. 983. Man muß aber denjenigen Theil der Magnetnadel, der ſich nach Norden richten ſoll, an dem Südpole des Magneten, den andern aber an dem nordlichen ſtreichen. Denn ſo bald man dieſe Nadel frey laſſen wird, ſo bald wird ſie die gehörige Stellung annehmen: Wenn man ihr aber mit einem Magneten zu nahe kommt, wird ſie ſich augenblicklich umkehren; und ihren Nordpol nach dem Südpole deſſelben drehen. Man muß ſich auch vorſehen, daß man nicht die Kraft, die man ihr mit einem nordwerts geſchehenen Striche gegeben, durch einen, der ſüdwerts gehet, wiewieder vernichte, oder gar in eine entgegen geſetzte Richtung verwandle.

Sphaera activitatis magneticae.

§. 984. Was oben von der Freundſchaft und Feindſchaft gleicher oder ungleicher Pole geſaget worden, das gilt auch zwiſchen der Magnetnadel und dem Magneten ſelbſt: Denn auch hier kan der Südpol den Nordpol wohl leiden, aber nicht einen andern Südpol. Doch bemerket man, daß ſowohl die freundſchaftliche als die feindliche Wirkung des Magneten ſich nur auf eine gewiſſe Weite erſtrecke, auſſer welcher ihre Kraft gar nicht mehr geſpüret wird. In der Nähe hergegen läßt ſie ſich durch keines andern Körpers Zwiſchenſtand hindern, ſo dicht ſelbiger auch ſeyn möchte: Zu einem deutlichen Beweiſe, daß die magnetiſche Materie durch Holz, Glas und andere Metalle ungehindert durchflieſſe.

Declinatio & Inclinatio acus magneticae.

§. 985. Wenn man die Magnetnadel über eine richtige Mittags-Linie ſetzet, ſo wird man finden, daß ſie nicht ganz genau nach Norden zielet, ſondern Oſt- oder Weſtwerts davon abweichet. Dieſe Abweichung iſt nach Veränderung der Zeiten und Oerter unterſchiedlich, wie man aus der Erfahrung befunden hat. Ingleichen verliert eine Magnetnadel durch das Beſtreichen ihr Gleichgewichte, welches ſie vorhin auf ihren beyden Enden hatte; indem der eine Theil davon ſich niedergedrücket. Doch iſt auch dieſes an allen Orten nicht gleich, indem die Schiffer es angemerket, daß bald die nordliche, bald die ſüdliche Spitze ſich geſenket, bisweilen auch wohl beyde horizontal geſtanden.

Ratio horum phaenomenorum.

§. 986. Um nun von allen dieſen Eigenſchaften einigen Grund anzugeben, haben die gröſten Weltweiſen es ſchon erkannt, daß die ganze Erdkugel vor einen groſſen Magnet zu halten ſey; um u. durch welchen eben ſo ein Wirbel magnetiſcher Materie flieſſet, als um einen kleinen Magneten. Hernach läſſet ſichs einiger maſſen begreiſen, warum ſich der Magnet in freyer Luft gegen die Weltpole kehrt, denn es geſchicht dieſes aus eben der Urſache, warum ſich eine Nadel nach den Magnetiſchen Polen drehete. Ja da die Schwere aller Körper nach der Erden nichts als eine anziehende Kraft derſelben iſt: So könnte dieſer Wirbel magnetiſcher Materie vielleicht die obengedachte ſchwermachende Materie ſeyn.

Declinationis magneticae ratio.

§. 987. Um die Abweichung der Magnetnadel zu erklären hat Halley davor gehalten, daß in dem Mittelpuncte der Erden eine groſſe aber bewegliche magnetiſche Kugel ſey, die mit der äuſſerlichen Rinde, darauf wir wohnen, nicht einerley Axe in ihrer täglichen und jährlichen Umdrehung habe. Dieſes zum voraus geſetzt, zeiget er, daß ſich die Magneten nach dem Pole dieſes Erdkerns, nicht aber ſeiner äuſſerlichen Schale richte. So beqvem dieſe Meynung iſt ſolches zu erklären: So ſchön ſtimmt ſie mit der Whiſtoniſchen Meynung vom Urſprunge der Erdkugel überein, die wir oben im I. Hauptſtück des III. Abſchnitts zulänglich erkläret haben. Ja Whiſton ſelbſt hat einen Beweis ſeiner Meynung daher genommen.

Communicationis
cum ferro
ratio.

§. 988. Daß aber der Magnet dem Eiſen vor andern Metallen ſeine Kraſt mittheilet, kommt ohne Zweifel von der groſſen Verwandſchaft her, die unter dieſen beyden Körpern iſt: Sintemal der Magnet in dem Eiſenbergwerke gefunden wird. Man hat auch befunden, daß eiſerne Stangen, die viele Jahre nach den Polen der Erdkugel beſeſtiget geſtanden, wie die Kreuzer auf den Thurmſpitzen endlich ganz magnetiſch geworden: Weil der Strom dieſer Materie, der um die Erdkugel geht, ſich die Gänge darinn zu öffnen Zeit bekommen. . Denn daß es dergleichen auch in dem Magneten gebe, ſieht man daher, weil derſelbe ſeine ganze Kraſt verlieret, wenn er in Staub verwandelt, oder im Feuer ausgeglüet worden.

Particulae
materiae
magneticae
ignotae.

§. 989. Von was für Beſchaffenheit die Theilchen der magnetiſchen Materie ſeyn mögen, kan man noch nicht ſo genau wiſſen. Einige haben ſich dieſelben wie kleine Federn vorgeſtellet, wie die 41 Figur in A. zeiget. Carteſius hat dieſelben gar zu Schrauben von zweyerley Art machen wollen, davon die eine Art von Norden nach Süden, die andre umgekehrt ihren Gang durch die Erde und den Magneten hätte. Allein es iſt beſſer ſeine Unwiſſenheit zu geſtehen, als ſich durch ſolche Erdichtungen zu befriedigen.

* * *

Das VIII. Hauptſtücke

Von dem gemeinen und unterirrdiſchen Feuer.

§. 990.

Ignis quomodo oriatur.

Noch ein einziges iſt übrig, ſo wir in dieſem Abſchnitte abhandeln müſſen, nemlich das Feuer. Daß die Sonnenſtralen nicht nur erwärmē, ſondern auch anzünden können, wenn ſie durch Brenngläſer und Brennſpiegel vereiniget werden, iſt aus dem obigen ſchon bekannt. Daß der Blitz anzünde, haben wir auch ſchon gehöret, wie auch daß die Vermiſchung verſchiedener mineraliſcher und andrer Materien ſich erhitze ja gar entzünde. Sonſt aber entſteht das Feuer auch durch das an einander reiben feſter Körper, als wenn man den Staal und Feuerſtein, oder auch nur ein paar Steine aneinander ſchlägt, ſo fahren die Funken heraus. Ingleichen, wenn man einen Strick um ein Holz windet, und denſelben heftig hin und her ziehet.

Natura & eſſentia caloris.

§. 991. Sollen wir nun hieraus die Natur des Feuers erklären, ſo müſſen wir uns erinnern, daß die Wärme eine von den ſubtilſten durchflieſſenden Materien iſt, die aller Körper Zwiſchenräumlein durchdringet, und ſich darinn beſtändig aufhält. Wenn nun dieſelbe entweder von den Sonnenſtralen, oder von dem reiben zweyer Körper ſtarck in Bewegung geſetzt wird: So entſteht eine empfindliche Wärme daraus. Man darf auch nur die Flächen ſeiner Hände an einander reiben, oder ein Meſſer auf einem mit Sande beſtreutem Holtze ſtreichen, ſo wird ſich dieſes zeigen. Die Hitze iſt alſo nichts, als eine ſchnelle Bewegung der durchflieſſenden Materie in den Zwiſchenräumlein der Körper.

Flammae eſſentia & attributa.

§. 992. Wird nun dieſe Bewegung ſehr heftig, alsdann trennet ſie entweder den Zuſammenhang der feſten Theile eines Körpers, daß ſie zerfallen, wie in den Steinen geſchieht: Oder ſie bringt ſelbige in einen Fluß, wie es bey dem Fette, Wachſe, Harze und den Metallen bekant iſt; oder ſie verwandelt die losgeriſſenen ſubtilen Theile gewiſſer Körper, die viel ſchwefelichtes oder öhlichtes in ſich haben, in eine Flamme. Dieſe iſt alſo nichts anders als ein mit ſchnellerer Bewegung der kleinſten Theile auffahrender Dampf, der durch die zuflieſſende Luft unterhalten, und von den ſchweflichten Theilchen der Körper ernähret wird: Ob wohl auch die wäſſerigten und andere gröbere Theile als Dunſt und Rauch davon weggeführet werden.

Experimento hoc confirmatur.

§. 993. Wenn man vor einen groſſen Hohlſpiegel, deſſen Höle von einem Zirkel iſt, der ſechs Fuß im Diameter hat, ein Kohlfeuer dergeſtalt ſetzet, daß die von demſelben ſich ausbreitende Wärme von dem Hohlſpiegel in lauter parallelrallellinien zurücke prallet: So darf man in einer mäßigen Weite von 20. bis 24. Schuhen dieſelben nur mit einem kleinern Hohlſpiegel von einer dreyſchuhigten Kugel auffangen, und in einen Brennpunct vereinigen, und da wird man finden, daß ſie Zunder und Schwefelfäden anzünden werden. Hieraus erhellet nun augenſcheinlich, daß die Flamme des Feuers nichts anders ſey, als eine heftigere Hitze, die aus Vereigung der ſich ſonſt zerſtreuenden Theilchen der Wärme entſtehet.

Ratio ſpeculorum cauſticorum & ſimilium.

§. 994. Hieraus erhellet nnn, warum nicht nur die Brenngläſer u. Brennſpiegel, ſondern auch gläſerne mit Waſſer angefüllte Kugeln, ja ſo gar Stücke Eis, die man nach Art der Brenngläſer erhaben rund geſchabet und glatt geſchmolzen, die Sonnenſtralen in eine merkliche Hitze verwandeln, ja gar eine Flamme hervor bringen können. Denn die Stralen ſind eine zerſtreuete Wärme, die vermittelſt aller dieſer Körper von runder Oberfläche vereiniget werden. Dieſe Vereinigung nun iſt ſchon zulänglich, eine Hitze, und nach Beſchaffenheit der Gröſſe der Spiegel und Gläſer auch eine Flamme hervor zu bringen. Denn je mehr Stralen ſie auffangen, deſto dichter werden ſie im Brennpuncte vereiniget, und deſto ſtärcker brennen ſie.

Tſchirnhauſianorum ſpeculorum effectus.

§. 995. Niemand hat es in Verfertigung der Brennſpiegel höher gebracht, als der Herr von Tſchirnhaus, ein deutſcher Edelmann, deſſen Meiſterſtücke noch in Dreßden gewieſen werden. Vermöge derſelben er das härteſte Holz, wenn es gleich ganz durchwäſſert war, im Augenblick angezündet; das Waſſer in einem kleinen Gefäſſe plötzlich zum ſieden gebracht, Metalle geſchmolzen, Ziegelſteine, Porcellan und Asbeſt in Glas verwandelt, Schwefel, Calfunie, Pech u. d. g. unter dem Waſſer zuſammen geſchmolzen, das weiche Holz unterm

Waſſer zu Kohlen verbrannt, die Aſche von Holz und Kräutern in Glas verwandelt, die Edelgeſteine aber ihrer Farben beraubet. Man ſehe davon die Act. Erud. 1687. p. 53. imgleichen 1697. p. 414.

Aer ad ignem requiritur.

§. 996. Man weis zwar ohnedem ſchon, daß das Feuer nicht ohne die Luft brennen könne: Allein die Luftpumpe zeigt es noch klärer. Denn ein Kohlfeuer unter der gläſernen Glocke geſtellet, verlöſchet viel geſchwinder, wenn man ihm die Luft wegpumpet, als wenn man ihm dieſelbe läſt. Und ein angezündetes Licht verliert darunter nicht nur die ſpitze Figur ſeiner Flamme, als welche bey dem auspumpen ganz rund wird: Sondern ſie entfernet ſich auch mehr von dem Wachſe nach der Spitze des Tochtes, und wird immer kleiner, je mehr Luft man davon heraus ziehet. Hieraus erhellet denn nun, warum unter der Glocke beym Anſchlagen des Stahls an den Feuerſtein keine Funcken fallen, auch kein Schießpulver ſich entzünden kan.

Colorata cur ſit flamma.

§. 997. Die Flamme des Feuers hat nicht einerley Farbe, ſondern nach Verſchiedenheit der brennenden Körper iſt ſie bald blaulicht, wie beym Brandtewein und Schwefel, bald gelblicht, bald roth, bald weis, wie in der Feuerwerckerkunſt gewieſen wird, dergleichen farbichte Feuer zu machen. Es kommt aber hier alles auf die Grade der Hitze, oder der geſchwinden Bewegung an, die ſich darinn äuſſern. Denn ein blaues Feuer iſt das gelindeſte, wie die Erfahrung lehret, wenn wir die Hand in die Flamme des angezündeten Brandteweins halten. Das weiſſe hergegen iſt das hefftigſte, wie die Glashütten und metalliſchen Schmeltzwerke genugſam lehren.

Ignes ſubterraneos dari ex terrae motibus patet

§. 998. Daß es in der Erde Feuer gebe, zeigen nicht nur die warmen Bäder, ſondern auch die an einigen Orten ſo gewöhnlichen Erdbeben. In Italien haben wir noch vor kurtzem am Ende des 1732 Jahres ein merckwürdiges Exempel davon gehabt, indem Neapel und viele herum liegende Oerter unausſprechlich viel davon gelitten, und viele 1000 Perſonen dabey ums Leben gekommen. Vor etlichen Jahren hat Palermo in Sicilien noch ein grauſameres Schickſal erlebet, da der vierte Theil der Stadt davon zu Grunde gegangen. Es erſchüttert nemlich ein ſolches Erdbeben nicht nur die Erde, ſondern es eröffnet auch zuweilen dieſelbe, ſo daß die Flamme heraus fähret, und der Boden mit allem, was darauf ſteht, verſinken muß.

Ratio accenſionis & concuſſionis.

§. 999. Die Urſache davon giebt ſich alſo ſattſam zu erkennen: nur fragt es ſich, wie ſelbiges entzündet werde? daß es ſchwefelichte und andre verbrennliche Materien unter der Erde gebe, iſt allen zur Gnüge bekannt. Daß es auch hohle Klüfte darunter geben könne, wird niemand in Zweifel ziehen. Wenn nun in ſolchen Höhlen ſich nach und nach viele ſolche Dämpfe geſammlet haben: So kan es leicht geſchehen, daß ſie ſich nach Art des Blitzes entzünden. Wenn nnn die Flamme elaſtiſch iſt, ſo ſuchet ſie einen Ausgang aus ihrem Kerker, und wenn die obere Erde zu dicke iſt, daß ſie nicht berſten kan, ſo entſtehet nur eine Erſchütterung, dergleichen bey dem ſprengen gar zu ſchwach geladener Pulverminen auch geſpüret wird.

Ratio eruptionis & montium igniuomorum.

§. 1000. Findet aber dieſe Flamme nicht Widerſtand genug, ſo bricht ſie durch, und öffnet alſo einen abſcheulichen Abgrund, darinn halbe Städte und Dörfer mit unzehlichen Menſchen und Thieren verſinken und verſchüttet werden. Man hat auch bemerket, daß die Feuerſpeyenden Berge an denjenigen Orten gefunden werden, wo das Erdbeben am häufigſten geſpüret wird. Die Urſache iſt leicht zu begreifen: Denn ſie haben beyde einerley Urſprung. Ja daher kommt es auch, daß das Erdbeben nachläßt, ſo bald die Berge Feuer auszuwerfen anfangen. Denn ſo bald die entzündete Flamme einen Ausgang dadurch findet, ſo wendet ſie ihre Gewalt nicht mehr an, neue Ausgänge zu ſuchen.

Der vierte Abſchnitt

von den

Lebendigen Körpern, als Pflanzen und Thieren.

Das I. Hauptſtücke

Von den Pflanzen.

§. 1001.

Per plantas quid intelligatur.

Wir kommen von den lebloſen Dingen zu denen, die ein Leben haben, und eben deswegen aus einer viel künſtlichern Zuſammenfügung ihrer Theile beſtehen. Die erſte Gattung derſelben nennen wir die Pflanzen, und begreifen unter dieſem Namen Gras, Kräuter, Stauden und Bäume, das iſt alle Gewächſe, die aus der Erde vermittelſt der Wärme und des Waſſers hervor wachſen. Um nun die wahre Natur dieſer Körper zu ergründen, muß man um den Bau ihrer innern Theile ſich etwas genauer bekümmern, darinn uns Malpighi, ein Italiäner, und Leeuwenhoeck ein Holländer, ſehr viel entdecket haben.

Partes plantarum externae & internae.

§. 1002. Die äuſſerlichen Theile einer vollkommenen Pflanze ſind die Wurzel, der Stamm, die Aeſte, die Knoſpen, Blätter, Blühten und Früchte. So verſchieden dieſe alle ins Auge fallen, ſo beſtehen ſie doch aus einerley innerlichen Theilen, die nur immer etwas anders zuſammengeſetzet ſind. Es ſind aber dieſe innerlichen Theile Saftröhren, Luftröhren, Bläschen und Häutchen. Man kan dieſes aus der 9ten Tafel ſehen, wo die Hölzer und Rinden von verſchiedenen Bäumen ſo entworfen ſind, wie ſie ſich durch die Verglöſſerungsgläſer zeigen. Die 42ſte Figur ſtellet das Holz einer Bachweide, die 43ſte ihre Rinde, die 44ſte das Holz einer Eiche, die 44ſte aber die Rinde einer Pappel vor.

Fibrae ligneae quid ſint.

§. 1003. Daß die Holzfäſerchen nichts anders ſeyn als Saftröhrchen, das läßt ſich aus der Erfahrung leicht darthun. Denn der Saft ſteiget ja aus den Wurzeln bis in die Knoſpen und Blätter, ja auch abgebrochene und ins Waſſer geſetzte Stauden von grünen Bäumen bekommen einen Zufluß aus demſelben: Welches ja nicht anders, als vermittelſt ſolche hohler Röhrchen, geſchehen kan. In gewiſſen Kräutern, die einen Milchfarbigten Saft haben, ſieht man es auch mit bloſſen Augen, daß ihr Stamm aus lauter Röhren beſtehe. Denn wenn man oben ein Stücke abbricht, ſo qvillet der Saft von unten her in die Höhe, ſo daß man die Löcher, daraus er kommt, deutlich unterſcheiden kan. Ein gleiches zeigen die gefrornen Kürbisſtengel im Winter.

Trachearum exiſtentia probatur, item utriculorum.

§. 1004. An den Luftröhren haben zwar einige zweifeln wollen, allein ſie können eben ſo augenſcheinlich erwieſen werden. An dem Weinſtocke und Maulbeerholze ſieht man ſie mit gemeinen Vergröſſerungsgläſern; durch beſſere aber werden ſie auch an dem Kirſchholze und andern Hölzern wahrgenommen; allwo dieſelben kleiner fallen. Herr Wolf hat auch vermittelſt der Luftpumpe deutlich erwieſen, daß es dergleichen Luftröhren in den Pflanzen allerdings geben müſſe. Daß es aber auch Bläschen voller Saft in den Pflanzen gebe, zeigen ebenfalls die Vergröſſerungsgläſer; ſonderlich ſind in der Rinde und in dem Marke der Bäume eine groſſe Menge derſelben anzutreffen.

§. 1005. Die Wurzel, als der unterſte Theil einer Pflanze, iſt mit dem Stamme und den Aeſten aus einerley Theilen zuſammen geſetzt. Sie beſteht ebenfalls aus einer Rinde, aus hölzernen Fäſerchen und dem Marke, und dieſe hergegen ſind aus Röhrchen und Bläschen zuſammen gefüget. Es ſteiget auch der Saft ſo wohl von der Wurzel nach oben zu, als von oben nach der Wurzel. Denn wenn man ein kleines Bäumchen verkehrt pflanzet, die Aeſte in die Erde ſcharret, und die Wurzel in die Luft kehret: So wächſt daſſelbe eben ſo wohl; indem die Aeſte Wurzeln treiben, die Wurzeln aber Knoſpen und Blätter bekommen. Eben das wird man an Weidenreiſern und Roſenſtöcken gewahr, die man verkehrt in die Erde ſtecket.

Radix in omnibus cauli ſimilis.

§. 1006. Die Rinde beſteht aus etlichen gröbern und dünnern Häuten, die aber ſehr groſſe Löchlein haben, dadurch ſie nicht nur die Luft, ſondern auch Feuchtigkeiten an ſich ziehen. Man ſieht dieſes unter der Glocke auf der Luftpumpe in einem Glaſe mit Waſſer, ſo bereits von der

Corticis natura qualis ſit.

Luft gereiniget worden: Wo bey dem Auspumpen der äuſſerlichen Luft, unzehliche Blaſen aus einem Stücke ſolcher Rinde heraus fahren. Es beſteht aber dieſelbe dabey auch aus vielen Saftröhren und Bläschen, durch welche letztere ſie denn ganz ſchwammigt und locker gemacht wird: Indem die Rinde aller Pflanzen weicher iſt, als das Holz ihres Stammes ſelbſt.

Ligni eſſentia & medullae.

§. 1007. Das Holz beſteht aus deſto mehrern Fäſerchen und Röhren, davon die gröſte Menge längſt den Stamm hinauf geht. Doch gehen auch andre aus dem Marke des Baumes horizontal nach dem Umfange des Stammes bis an die Rinde, wie in einigen Hölzern mit bloſſen Augen zu ſehen iſt. Es beſteht aber das Mark aus lauter Bläschen voller Saft, der ihnen von den umſtehenden Röhrchen zugeführet wird. Nach allen Knoſpen, Blättern und Reiſern zu, gehen aus dem Holze des Stammes ſolche Röhrchen und Holzfäſerchen, mit einem Marke von Bläschen verſehen, dadurch ihnen ihre Nahrung zugeführet wird; und die aus der Wurzel her in einem fortgehen.

Foliorum & fructuum ſtructura.

§. 1008. In jedem Blatte zertheilen ſich die Röhrchen aus dem Stengel als kleine Aeſte nach beyden Seiten; die ſich aber wieder in kleinere und noch kleinere Fäſerchen ſpalten, ſolange, bis ſie gleichſam ein zartes Netze weben, deſſen Zwiſchenräumlein mit lauter Saftbläschen ausgefüllet werden. Die Früchte, z. E. Kirſchen und Aepfel, ſind eben ſo beſchaffen. Denn der Stengel zertheilet ſich in etliche groſſe

Saftadern, die rings um den Kern laufen, und ſich in unendlich viel kleinere Fäſerchen zertheilen, die den Saft in unzehliche Bläschen gieſſen, darinn er dann ſtehen bleibt. Bey den Blättern iſt noch merkwürdig, daß ſie auf der obern glatten Seite mit wenigern Löchlein verſehen ſind, als auf der unterſten rauhen.

§. 1009. Die Knoſpen halten im kleinen ſchon ein ganzes Reis mit ſeinen Blättern und Blühten in ſich; welches ſich nur durch den zuflieſſenden Saft mehr ausdehnet und vergröſſert: Worauf ſich denn das Pfropfen und Oculiren gründet. Eben ſo halten die Saamkörner in ihrer äuſſerſten Schale und Haut eine kleine Pflanze in ſich, die ein Wurzelchen mit ſeinem Stamme, ein paar Blätterchen und eine Knoſpe darzwiſchen zeiget, wenn man ſie durch Vergröſſerungsgläſer betrachtet. Die harte Schale iſt ſehr ſchwammigt und durchlöchert, wie die Luftpumpe auf obenbeſchriebene Weiſe lehret. Daher kan denn die Feuchtigkeit unter der Erde leicht bis zum Kerne dringen, und denſelben ſo lange vergröſſern, bis die Schale berſten muß.

Gemmarum & ſeminum natura.

§. 1010. Da nun alſo das Waſſer zu dem Keimen des Saamens, und überhaupt zum Wachſen der Pflanzen nöthig iſt; indem ja bey groſſer Dürre alle Gewächſe verdorren: So fragt ſichs, ob die Feuchtigkeit allein die Pflanzen nähre; oder ob auch andre irrdiſche Theilchen dazu gehören. Helmontius und Robert Boyle haben durch eine Erfahrung er-

Aqua quid ad nutrimentum faciat plantarum.

wieſen, daß die Erde zur Nahrung einer Pflanze nichts beyträgt. Denn ein Weidenſtock, den man in ein Gefäß voll Erde geſtecket hatte, war in etlichen Jahren zu einem ſtarken Baume geworden: Und gleichwohl hatte die Erde, darinn er ſtund, nichts von ihrem Gewichte verlohren, als man ſie recht austrocknen ließ, und auf der Wage abwog; ſo wie man auch vor dem Pflanzen der Weide gethan hatte.

Particulae terreſtres in aqua obviae.

§. 1011. Nun iſt es aber gewiß, daß das Waſſer gewiſſe irrdiſche Theilchen bey ſich führet, die ſich, wenn es zu faulen anfängt, zu Boden ſenken, und ganz grün ausſehen. Eben dergleichen Stäubchen nun hat man mit den Vergröſſerungsgläſern in den Bläschen der Pflanzen gefunden. Woodward hat daher einen Verſuch angeſtellet, zu ſehen, ob nicht dieſe Stäubchen zur Nahrung der Pflanzen dienen möchten. Er nahm etliche Gläſer mit einerley Waſſer angefüllet; deren etliche er zumachte und ſtehen ließ, bis das Waſſer faul wurde; in die andern aber that er Pflanzen, die ihre Nahrung daraus an ſich zogen. Hier fand er nun, daß in dieſen letztern ſich bey weitem nicht ſo viel grüne Stäubchen auf den Boden ſetzten, als in jenen geſchahe.

Non tamen aqua cum ſale & ſulphure excluditur.

§. 1012. Obwohl nun alſo dieſe irrdiſchen Theilchen des Waſſers allerdings zur Nahrung der Pflanzen das ihrige beytragen, ſo wollen wir doch dadurch nicht behaupten, als wenn das Waſſer an ſich keinen Theil daran hätte. Erweiſen doch die Chymiſten, daß das Waſſer in

dem

den Metallen ſelbſt etwas zu ihrem Weſen beytrage: Warum ſollte es nicht zu den Kräutern und Bäumen etwas von ſeiner Materie hergeben können. Gleichwohl gehöret zur Nahrung der Pflanzen auch noch ein ſalzichtes und ſchwefelichtes Weſen. Denn die Gärtner und Ackersleute wiſſens aus der Erfahrung, daß man den Acker düngen müſſe. Dieſes geſchieht nun vermittelſt des Miſtes, der dergleichen Theile bey ſich führet. Ja zuweilen wird auch Aſche und wirkliches Salz zu Düngung der Aecker gebrauchet.

§. 1013. Nun ſollte man zwar denken, daß das Thau- und Regenwaſſer ganz rein wäre. Allein wer ſich beſinnet, daß von verfaulten Pflanzen und Thieren ſehr viel kleine Theilchen in die Luft fliegen, und ſich mit den wäſſerigten Dünſten vermiſchen, der wird ſich leicht einbilden, daß ſelbige auch wieder mit ihnen herunter fallen können. Dieſe Feuchtigkeiten nun nähren alle Pflanzen ohne Unterſcheid; doch bemerket man, daß das unreinere Waſſer beſſer dazu iſt als das reinere; indem das ſumpfigte, ja gar das Miſtpfützenwaſſer, viel ſchwefelichte und ſalzigte Theile bey ſich führt, die zur Nahrung der Pflanzen viel beytragen.

Ros & pluvia aquam non penitus puram habent.

§. 1014. Ohngeachtet nun die Wurzeln aus der befeuchteten Erde den Nahrungsſaft in ihre ſchwammigte Rinde ziehen: So ziehen doch auch die Blätter und die obere Rinde des Stammes und der Aeſte viele Feuchtigkeiten aus der Luft an ſich. Denn man ſieht, daß im

Unde nutrimentum attrahatur.

Sommer, wenn es in der Erden ganz trocken iſt, auch der bloſſe Thau, oder ein kleiner Staubregen die Pflanzen erqvicket. Ja es giebt gar Indianiſche Pflanzen, die ihre Wurzeln in die freye Luft ſchlagen, und ihren Nahrungsſaft daraus an ſich ziehen. Ein gleiches ſieht man an den Bäumchen, die oft zwiſchen alten Mauren auf den bloſſen Ziegeln ſtehen, und faſt gar keine Erde zur Bedeckung ihrer Wurzeln haben.

Mutatio Succi nutritii, ubi fiat.

§. 1015. Da alſo der Nahrungsſaft aller Pflanzen einerley iſt; und gleichwohl die Blätter und Früchte der Kräuter alle anders ſchmecken, riechen und ausſehen: So muß wohl derſelbe in den Pflanzen ſelbſt viele Veränderungen ausſtehen. In den Röhren kan ſolches nicht wohl geſchehen, als welche den Saft nur von einem Orte zum andern führen. So muß denn dieſe Zubereitung wohl in den Bläschen geſchehen, darinn der Saft eine zeitlang ſtocket, und alſo von der Wärme recht ausgekochet werden kan. Dieſe ſind nun nicht nur in der Wurzel, ſondern auch im Stamme in der Rinde, und in den Blättern häufig anzutreffen.

Aſcenſio Succi quomodo fieri poſſit?

§. 1016. Der Nahrungsſaft ſteiget in den Röhren der Bäume zuweilen mehr als hundert Schuhe hoch; und da dieſes in den Spritzen durch die Druckung der Luft unmöglich iſt: So fragt ſichs, wie es denn ſonſt angehe? Nun könnte man wohl ſagen, daß zwar in einer Röhre, die in einem fortgehet, das Waſſer nicht viel über dreyſſig Schuhe hoch ſtiege, (§. 736) allein,

lein, wenn verſchiedene Röhren übereinander ſtünden, ſo daß die andere das Waſſer aus dem Behältniſſe hübe, in welches daſſelbe durch die erſte gebracht worden, u. ſ. w. So gienge es gar wohl an auch in den Pflanzen das Aufſteigen des Saftes zu erklären; indem ja darinn viele Bläschen zu Behältniſſen des Saftes dienen, daraus ſelbiger durch neue Röhren höher geführet werden kan.

Experimentum de tubis capillaribus.

§. 1017. Doch es iſt noch eine andere Erfahrung vorhanden, daraus ſich ſolches begreifen läßt. Man findet, daß das Waſſer in ſubtilen Glasröhren, die man deswegen Haarröhren nennet; von ſich ſelbſt aufſteiget, ohne daß die oberſte Oefnung einer ſolchen Röhre luftleer ſeyn darf, wie in einer Spritze. Was die Urſache davon ſey, iſt noch zur Zeit ſo ausgemacht nicht: Indeſſen kan dieſes doch zu unſerm Vorhaben dienen. Denn die kleinen Röhrchen in den Pflanzen ſind in der That ſolche Haarröhrchen, die alſo das feuchte in ſich ſaugen, und nach und nach ſehr hoch führen können.

Succi deſcenſus & circulatio probatur.

§. 1018. Es ſteiget aber der Saft nicht nur aufwerts in die Pflanzen, ſondern auch in gewiſſen dazu beſtimmten Gängen wieder unterwerts. Major in Kiel, und Perrault haben dieſes zuerſt angemerkt, und die Erfahrung beſtätiget es bey den Birken, daraus man im Frühlinge das ſogenannte Birkenwaſſer in groſſer Menge zapfen kan, wenn man ein Loch in die Rinde des Stammes machet. Thümmig hat auch angemerket, daß es in dem Stengel der

Blätter zweyerley Röhren gebe, deren einige einen grünern Saft in ſich führen, als die andern? Ohne Zweifel, weil dieſe letztern den Saft, der die grünen Theilchen zur Nahrung des Blattes verwandt, wieder zurücke führen.

Gemmarum geneſis & incrementa ligni.

§. 1019. Die Knoſpen ſowohl als die jungen Wurzeln ſchieſſen aus dem Marke der Aeſte, und ältern Wurzeln heraus, wie Herr Wolf in ſeinen Abſichten erwieſen hat. Man ſieht dieſes auch vielmals mit bloſſen Augen, wenn man die Aeſte bey den Knoſpen qver oder horizontal durchſchneidet. Allein das Mark iſt nicht allezeit bloß in der Mitte des Stammes; ſondern auch wohl zwiſchen den Holzfäſerchen giebt es in dickern Bäumen ſolche Bläschen, als im Marke zu finden ſind. Denn da die Bäume jährlich dicker werden: So leget ſich allezeit eine neue Schichte von Röhrchen unter der Rinde an das Holz an, die zwar anfangs zart und weich ſind, aber ſich allmählich in Holzfäſerchen verhärten, und eine Menge von Bläschen einſchlieſſen: Daher man die Jahre der Bäume an den Zirkeln ihres Holzes zehlen kan.

Succus uberior ubi adſcendat.

§. 1020. Ungeachtet nun aber die Holzfäſerchen lauter hohle Röhrchen ſind, auch eine Feuchtigkeit in ſich halten: So ſteiget doch der allermeiſte Saft in den jungen Fäſerchen zwiſchen dem Holze und der Rinde in die Höhe. Man ſieht dieſes nicht nur bey dem Abſchelen junger Reiſer, ſonderlich im Frühlinge: Sondern auch bey alten Weiden und andern Bäumen, die oft inwendig ganz ausgefaulet ſind, und nur auf einer Seite noch ein ſchmales Stücke friſcher Rinde haben, gleichwohl oben ſtarcke Aeſte treiben, ja wohl Blüten und Früchte tragen. Hergegen verdorret ein Baum ganz und gar, wenn man ringsum die Rinde abſchelet, und wenn es nur eines halben Fingers breit wäre.

§. 1021. Woodward und de la Hire habens durch Erfahrungen ausgemacht, daß die Pflanzen auch ausduften: Das iſt durch ihre Löchlein auf der Rinde und den Blättern die überflüſſigen Feuchtigkeiten ausſchwitzen und in die Luft fliegen laſſen. Daher kommt es, daß die Blätter in gar zu groſſer Hitze welk werden, ja wohl gar verdorren, dafern ſie kein ſattſamer Zufluß des Nahrungsſaftes unterhält. Auf vielen Blättern ſieht man auch zuweilen einen klebrichten ſüſſen Saft, den man einen Honigthau nennet. Allein da nicht alle Bäume, die neben einander ſtehen, zugleich mit dieſem klebrichten Weſen bedecket ſind; ſondern z. E. nur die Linden: So muß dieſes ein Saft ſeyn, den die Blätter ſelbſt ausſchwitzen.

Tranſpiratio plantarum.

§. 1022. Man ſagt, daß die Pflanzen leben, ſo lange ſie ihren Nahrungsſaft an ſich ziehen, denſelben gehörig auskochen, wachſen, grünen, blühen und Früchte tragen: Doch ſo, daß das grünen auch ganz allein einen zulänglichen Beweis ihres Lebens abgiebt. Hergegen ſtirbt eine Pflanze, wann etwa theils ihre organiſche Beſchaffenheit gänzlich verderbet, oder ihnen der Nahrungsſaft entzogen, oder die Fäſerchen gar zu ſehr verhärtet worden. Es kan alſo theils

Vita & mors plantarum.

eine ſtarke Kälte, theils eine groſſe Dürre; theils das Ater ſelbſt eine Pflanze tödten. Denn wenn der Saft in den Gefäſſen gefrieret. So zerberſten ſie davon, und werden zu weitern Verrichtungen ungeſchickt. Das letzte verſteht ſich ſelbſt.

Generatio plantarum varia.

§. 1023. Wie die Pflanzen aus den Saamkörnern erzeuget werden, haben wir oben ſchon gehöret. Allein man pflegt auch Reiſer von alten Stämmen abzuſchneiden, und ſie in die Erde zu ſtecken, wie Weiden, Roſenſtöcke und der Johansbeerſtrauch ꝛc. fortgepflanzet werden. Bey fruchtbaren Bäumen pfropfet man entweder ein jähriges Reis in die Spalten eines wilden Stammes, oder man nimmt nur ein Auge eines guten Stammes, und ſpündet es in die Rinde eines wilden. Denn wenn dieſes recht gemacht wird, ſo trifft der Saft aus dem unterſten Stamme in die Röhrchen der eingeſetzten Reiſer oder Knoſpen, und giebt ihnen Nahrung, daß ſie nicht verwelken, ſondern gar zuſammen wachſen.

Origo plantularum in ſeminibus & gemmis.

§. 1024. Da nun ſo wohl in den Saamkörnern als in den Knoſpen ſchon eine kleine Pflanze ſteckt, die nur gröſſer wachſen darf: So fragt es ſich, wo dieſe Pflänzchen denn eigentlich ihren Anfang nehmen? Einem jeden Baume und Kraute mit den peripatetiſchē Schullehrern eine eigene Seele zuzueignen, die dieſe kleine Pflänzchen ſelber bilde und vorbereite, das hieſſe in Erdichtungen eine Zuflucht ſeiner Unwiſſenheit ſuchen. Denn wer kan uns hernach ſagen, was dieſe Seele ſey, wie ſie wirke, und welcher Werkzeuge ſie ſich bediene? Denn da die Pflanzen in ihrem Baue weit künſtlicher zuſammen gefüget ſind, als alles was die Menſchen jemals künſtliches erdacht haben: So müſten ja dieſe Seelen derſelben weit mehr Verſtand haben, als die berühmteſten Künſtler unter uns.

Syſtema evolutionis Malebranchii.

§. 1025. Malebranſche hat daher eine andre Meynung von der Auswickelung der kleinen Pflanzen aus ihren verborgenen Behältniſſen ausgedacht; in welcher ſie ſchon ganz fertig von Anbeginn der Welt gelegen haben ſollen. Allerdings ſtecket in den verächtlichſten Grashälmern ſo viele Weisheit, daß man dem Urheber der Welt nichts unanſtändiges beyleget, wenn man ihm die vorläufige Bildung aller Pflanzen überhaupt zuſchriebe. Nur der Einbildungskraft will es nicht ein, daß immer eine Pflanze in der andern, und dieſe wieder in den Knoſpen oder dem Saamkorne einer andern geſtecket haben ſoll. Zum wenigſten aber iſt dieſe Meynung noch wahrſcheinlicher als die vorige.

Syſtema praeformationis externae.

§. 1026. Wollte man ſagen, daß GOtt lauter einzelne Pflänzchen in der Luft, in dem Waſſer, oder in der Erde hervorgebracht, die nachmals mit dem Nahrungsſafte in die gröſſern geführet würden: So würde es ſchwer ſeyn zu begreifen, warum denn nicht eine Vermiſchung dieſer Pflanzen entſtünde. Denn die kleinen Pflänzchen z. E. von einem Feigenbaume könnten ja eben ſo leicht in die Wurzeln eines Maulbeerbaums gerathen, und alsdann würde dieſer durch ſeine Knoſpen zweyerley Blätter hervortreiben. Ja alsdann würde man auch nicht zeigen können, wie das Pfropfen ſtatt fände. Denn die Wurzel eines gepfropften Holzapfelbaums würde noch eben ſolche Pflänzchen an ſich ziehen, als da er noch wilde war. Man muß alſo in dieſem Stücke lieber noch ſeine Unwiſſenheit geſtehen.

* * *

Das II. Hauptſtücke

von

Den Thieren überhaupt.

§. 1027.

Animalia quid ſint.

Durch die Thiere verſtehen wir hier die Art lebendiger Geſchöpfe, die mit Empfindung begabt iſt, und ſich willkührlich bewegen kan. Es ſind dieſelben von vielerley Gattungen. Einige davon haben nicht viel mehr Leben als die Pflanzen, indem ſie beſtändig an einem Orte bleiben, wo ſie entſtanden ſind, als die Auſtern und Muſcheln; und dieſe ſcheinen von allen Sinnen nichts als das bloſſe Gefühl zu beſitzen. Ihre Bewegungen aber gehen nicht weiter als auf die Eröffnung und Schlieſſung ihrer Schalen. Andre können ſich ſchon von der Stelle bewegen, ob ſie gleich an gewiſſe Schalen angewachſen ſind, wie die Schnecken und Schildkröten. Und dieſe ſcheinen ſchon einen Sinn mehr zu haben, u.ſ.w.

§. 1028. Insgemein theilet man die Thiere in vier Claſſen. Die erſte begreift alles Ungeziefer, welches theils kriechet, theils ſchwimmet, theils flieget. Die andre enthält alle Fiſche, das iſt Thiere die im Waſſer leben, und theils mit Schalen überzogen ſind, wie Krebſe, Auſtern, Muſcheln, Meerſterne u. ſ. w. theils Häute haben, wie Aale, Seehunde, ꝛc. theils mit Schuppen verſehen ſind, wie Hechte, Karpen, ꝛc. Die dritte begreift alle Vögel in ſich, die ſich mit ihren Flügeln in der Luft bewegen können; und entweder mehr zum Fliegen, oder auch zum Schwimmen, oder endlich auch auf der Erde zu gehen geſchickt und geneigt ſind. Endlich die vierte enthält die vollkommenen irrdiſchen Thiere in ſich.

Quatuor eorum in genera.

§. 1029. Die Anzahl aller Arten dieſer Thiere iſt unausſprechlich. Johann Ray, ein Engländer, zehlt von irrdiſchen Thieren, davon man ſchon Beſchreibungen hat, 150; von Vögeln, die uns ſchon bekannt ſind, irgend 500, von Fiſchen aber mehr als ſechs mal ſo viel Arten: Ungeachtet es ſehr wahrſcheinlich iſt, daß uns noch viele derſelben unbekannt ſeyn müſſen. Von Ungeziefern hat er nur von denen, die kein Blut haben, einen Uberſchlag auf 3000 Arten gemacht. Von Fliegen allein rechnet er auf 200 Arten, die er in einem Sommer ſelbſt in einer Gegend von ein paar Meilen geſammlet hat. Der Schmetterlinge Anzahl aber beläuft ſich, ſeinem Vermuthen nach, in England allein auf 300 Gattungen. S. The Wisdom of God in the Creation. p. 21. ſq.

Ingens animalium numerus.

§. 1029.

Inſectorum quantus ſit in orbe terrarum numerus.

§. 1030. Nun macht er den Uberſchlag, daß da es in England allein auf 2000 Arten des Ungeziefers giebt, es auf der ganzen Erdkugel zum wenigſten zehnmal ſo viel geben müſſe. Dieſe Vermuthung iſt eher zu klein als zu groß gerathen, wenn man erweget, was Aſien und Africa vor groſſe Welttheile ſind, und wie viel America allein ſie wiederum übertreffe. Gleichwohl hat er oben bey den irrdiſchen Thieren alle Hunde zu einer Art von Thieren gemacht, ohngeachtet ſie ſo vielerley beſondre Arten unter ſich haben, daß man ſie gar nicht beſtimmen kan. Wo bleiben nun noch die kleinen Thierchen, die man mit bloſſen Augen gar nicht ſieht, oder die in der Erde leben?

Generatio ex putredine reiicitur.

§. 1031. Von dem Ungeziefer haben die Alten lange geglaubet, daß es aus der bloſſen Fäulniß entſtehe: Weil ſie bemerketen, daß in dem faulenden Fleiſche und Käſe Maden entſtünden. Aber aus verſchiedenen Verſuchen, ſo man in neuern Zeiten angeſtellet hat, iſt dieſes falſch befunden worden. Wenn man ein Stücke Fleiſch in ein Glas leget, und wohl zumachet, ſo wird es im Sommer, und in der Sonnenhitze ſtehend, zwar faulen, aber nicht den geringſten Wurm hervorbringen: Da es doch in einem offenen Glaſe ganz davon wimmeln wird. Das macht nemlich, daß unzehlich viele Fliegen hinzukommen, und ihren Saamen dahinein legen, der ſich allmählich ausbrütet, und erſt in geſtalt der Maden zeiget, denn in Eyer, und endlich in allerley Fliegen verwandelt. S. Franc. Redum de gener. Inſect.

§. 1031,

§. 1032. Mit dem Käſe, den Blättern und Früchten der Bäume, dem Kürbis u. d. g. hat itzt belobter **Redus**, ein Italiener, eben das verſuchet, aber niemals was anders befunden, als daß die Würmer von den Fliegen entſtehen, und ſich zuletzt auch in Fliegen verwandeln. Denn **Malpighius** hat gleichfalls in ſeiner Anatomie der Pflanzen beobachtet, daß in den Blättern der Bäume, oder in den Früchten ſelbſt, bloß von den eingegrabenen Eyern des Ungeziefers ſolche Würmer entſtehen. Es haben nemlich die Fliegen einen holen Stachel, durch welchen ſie ihren Saamen von ſich legen, nachdem ſie eben damit an einem bequemen Orte ein Loch gebohret haben: Wie dieſes alles durch die genaueſte Beobachtung angemerket worden. S. Jo. Clerici Phyſ. L. IV. c. III.

Continuatio in caſibus aliis.

§. 1033. Weil nun alſo in den geringſten Thieren nicht einmal eins ohne Eltern entſteht: So haben die neuen Naturforſcher den Satz feſt geſtellet, daß alle Arten derſelben aus gewiſſen Eyern erzeuget werden. Bey den Ungeziefern, Vögeln und Fiſchen iſt dieſes leicht zu begreifen. Bey den Thieren aber, die lebendige Jungen zur Welt bringen, ſcheinet es zweifelhaft zu ſeyn. Allein auch da iſt es gewiß, daß die Frucht in Mutterleibe aus einem Eye ihre Urſprung nehme; wie die Anatomie gelehret hat. Eben daher kommt es nun, daß die alten Arten der Thiere immer erhalten werden, und keine neue entſtehen, die man ſonſt noch nirgends geſehen hatte.

Omnis igitur generatio fit ex ovo.

An foetus ex ovulis femellarum oriantur.

§. 1034. Nun fragt ſichs nur, ob denn die Thiere ganz allein aus den Eyern der Weiblein entſtehen? Daß dieſes nicht möglich ſey, zeiget die gemeine Erfahrung mit den Hühner-Eyern, aus welchen niemals ein Hühnchen ausgebrütet wird, wenn nicht die Henne zuvor von dem Hahne getreten worden. Da es ſich nun bey allen Thieren ſo verhält, ſo fraget ſichs, was denn der männliche Saame eigentlich zur Befruchtung der weiblichen Eyerchen beytrage? Man hat anfänglich befunde, daß durch denſelben das Ey von ſeinem Stocke losgemacht, und durch die dazu gehörigen Gänge in die Mutter gebracht werde, woſelbſt hernach von dem zuflieſſenden Geblüte die Frucht ernehret und vergröſſert wird.

Tubarum Fallopianorum vſus.

§. 1035. Es ſind aber die Gänge von der Mutter zum Eyerſtocke, die von ihrem Erfinder Fallopius, die Fallopianiſchen genennet werden; zwar an der erſtern, aber nicht an dem letztern befeſtiget. Wenn alſo der männliche Saame aus der Mutter zum Eyerſtocke kommen ſoll: So muß er ſich in einen Dampf verwandeln, die beyden Röhren, die wie Trompeten ausſehen, ausdehnen, und alſo durch die Höle derſelben bis dahin dringen. Daher iſt es denn geſchehen, daß man auch zuweilen die Frucht auſſerhalb der Mutter in dem holen Bauche der Thiere gefunden hat; weil irgend das losgewordene Ey nicht den rechten Gang durch die Fallopiſchen Trompeten getroffen, ſondern vorbey gefallen. Siehe die 46 Figur.

§. 1036. Wenn alſo aus dieſen beſaamten Eyern eine lebendige Frucht entſtehen ſoll: So muß entweder in den Eyern bereits ein dazu beſtimmter, und im kleinen organiſirter Körper vorhanden ſeyn, wie in den Knoſpen und Saamkörnern der Pflanzen: Oder es muß in dem männlichen Saamen kleine Thierchen geben, welche ihre Nahrung in denſelben finden, und durch eine neue Verwandlung in einen vollkommenern Zuſtand gebracht werden. Denn daß aus einer ganz unförmlichen Materie, durch die bloſſe Wärme, ſolche künſtliche organiſche Körper entſtehen ſollten, als die Thiere haben, läßt ſich nicht begreifen: Weil eine ſo unbeſtimmte und unordentliche Bewegung als die Wärme verurſachet, entweder gar nichts förmliches, oder doch allezeit neue Arten der Thiere hervor bringen würde.

Non ex materia informi per calorem formari corpora organica.

§. 1037. Um nun hinter die Wahrheit der Sache zu kommen, hat Malpigius die Eyer unter einer Henne, die Zeit der Ausbrütung über, nach und nach aufgeſchlagen, und die allmählichen Veränderungen darinn beobachtet. Er hat aber nichts anders gefunden, als daß ein kleines darinn befindliches Thierchen, ſich erſtlich von dem weiſſen, hernach aber auch von dem gelben oder Dotter ernähre, und ſich in ein gröſſeres Thier von einer andern Art verwandele. Eben ſo hat Nuckius einer Hündin nach der Beywohnung den Bauch aufgeſchnitten, und die Fallopiſchen Gänge, darinn er ein paar vom Eyerſtocke abgelöſte Eyer fand, gegen die

Obſervationes Malpighii & Nuckii circa ova.

Mutter zu, verbunden: Nach 20 Tagen aber ein paar kleine Früchte darinn gefunden.

Leeuwenhoekli animalcula ſpermatica.

§. 1038. Mit gleicher Neugierigkeit hat Leeuwenhoeck den männlichen Saamen verſchiedener Thiere durch Vergröſſerungsgläſer betrachtet; und überall eine unzehliche Menge kleiner Thierchen wahrgenommen, die als kleine Fiſche in demſelben geſchwommen. In dem Saamen der Vögel haben dieſelben ganz anders ausgeſehen, als in dem Saamen der vollkommenen Thiere; doch überall ſind ſie ſehr munter und lebhaft geweſen. Dieſe Thierchen nun hat Verheyn in der Mutter einer Kuh 16 Stunden nach der Beywohnung, Leeuwenhoeck in einem Kaninchen, Ruyſch aber bey einer im Ehebruche ermordeten Frau ebenfalls angetroffen. Daher haben nun die meiſten Naturkündiger den ganzen Urſprung der Thiere aus dem männlichen Saamen herzuleiten angefangen.

Ex hiſce generatio fit per euolutionem ſeu transformationem.

§. 1039. Man hält nemlich davor, daß eines von dieſen Saamenthierchen in ein von dem Eyerſtocke abgelöſetes Ey gerathe, darinn ſeine erſte Nahrung finde, auch zugleich mit demſelben in die Mutter gebracht werde. Daſelbſt wachſe es nun von der überflüſſigen Nahrung, ſo ihm da zuflieſſet, und das Ey verwandle ſich in die Häute, damit jede Frucht umgeben iſt. Alsdann verwandle ſich das Saamenthierchen aus einem kleinen Fiſche in ein vollkommenes Thier, wie etwa aus den Raupen ein Schmetterling, oder aus den jungen Fröſchen, die noch keine

Füſſe haben, die rechten Fröſche entſtehen. Die Erfahrung beſtätiget dieſes auch in ſo weit, als die Früchte der Thiere, gleich in den erſten Monaten ihre vollkommen gebildete Gliedmaſſen haben.

§. 1040. Aus dieſer Art die Erzeugung der Thiere zu erklären, laſſen ſich verſchiedene Fragen auflöſen, die man hier machen kan. Wenn nemlich Zwillinge oder mehr Junge auf einmal gebohren werden, ſo ſind zwey oder mehr Eyer auf einmal mit ſolchen Saamthierchē befruchtet worden. Wenn Misgeburten entſtehen: So ſind etwa zwey Saamenthierchen zugleich in ein und daſſelbe Ey gekommen, und daſelbſt zuſammen gewachſen. Oder es iſt durch einen Zufall ein gewiſſes Gliedmaß gehindert worden, die gehörige Nahrung anzunehmen, daß es ſich nicht auswickeln oder vergröſſern können. Oder da es noch zart war, iſt irgend ein Theil ſeines Körpers auf die unrechte Stelle gedrücket, und alſo ſeine Geſtalt verſtümmelt worden.

Hinc quaeſtiones quaedam facile ſolvuntur.

§. 1041. Der wichtigſte Einwurf, den man hier machet, iſt dieſer, daß gleichwohl von ſo unzehlichen Saamenthierchen nur ſo wenige in vollkommene Thiere verwandelt würden; und daß alſo alle übrige vergebens wären. Allein wenn man bedenket, daß die Schwierigkeit bis zum Eyerſtocke zu gelangen, und daſelbſt in die enge Oeffnung eines Eyes zu treffen ſo groß ſey: So wird man wohl begreifen, daß bey einer geringern Zahl der Saamenthierchen die Erzeugung groſſer Thiere faſt unmöglich geworden

Obiectio quaedam eiusque ſolutio.

ſeyn würde. Zudem ſieht man ja, daß auch ſo viel tauſend Saamkörner der Pflanzen niemals zu wirklichen Pflanzen werden: Und gleichwohl kan man es nicht leugnen, daß ſie nicht ſchon wirklich organiſirte Pflänzchen in ſich halten ſollten.

Imaginationis effectus in gravidis.

§. 1042. So lange die Frucht in der Mutter iſt, hängt ſie durch die Nabelſchnur mit derſelben zuſammen, und das Blut der Mutter hat ſeinen Kreislauf auch durch die Frucht. Daher nimmt denn dieſe an allem dem Theil, was jener in währender Schwangerſchaft begegnet, in ſo weit ſolches durch das Geblüte fortgepflanzet werden kan. Daher werden denn auch die Erbkrankheiten, den Kindern mitgetheilet, ja alles, was man der Einbildungskraft ſchwangerer Mütter vor Wirkungen zuſchreibet, das muß auf dieſe Weiſe erkläret werden. So ſchwer dieſes in vielen Fällen noch iſt, ſo gewiß iſt es auch, daß viel fabelhaftes davon erzehlet wird, welches bey genauer Unterſuchung noch nicht Stich halten würde.

Partus quomodo fiat.

§. 1043. Wenn die Frucht zu ihrer Vollkommenheit gediehen iſt, welches bey verſchiedenen Thieren zu verſchiedener Zeit geſchieht: So bricht ſie entweder das Ey, oder ſucht ihren Ausgang aus der Mutter. Es zerreiſſet dieſelbe in dieſem Falle die Häute, darein ſie gewickelt iſt, und die Feuchtigkeiten laufen durch die Oeffnung der Mutterſcheide heraus. Dieſe läßt ſich ſehr ausdehnen, und alſo dringet ſich die Frucht theils durch ihre eigene Bemühung, theils durch die Zuſammenziehung der Mäuslein über dem Leibe der Mutter hindurch. Ja auch durch den Athem kan die Lunge das Zwerchfell zwiſchen der Bruſt und dem Bauche ſo herunter drängen, daß die Geburt dadurch befördert und beſchleuniget wird.

Nutritio foetus in lucem editi.

§. 1044. Bey den vollkommenen Thieren nähren die Mütter ihre Jungen an den Brüſten durch ihre Milch, welche eine aus ihrem Geblüte zubereitete ſüſſe Feuchtigkeit von weiſſer Farbe iſt. Die jungen Thiere waren es in Mutterleibe ſchon gewohnt, durch den Mund ihre Nahrung einzuſchlucken, daher iſt es denn kein Wunder, daß ſie gleich nach der Geburt zu ſaugen wiſſen, ſo bald ihnen was in den Mund gegeben wird. Die Vögel und Fiſche aber, imgleichen die Ungeziefer, haben keine ſolche Nahrung ihrer Mütter nöthig, ſondern können theils ſelbſt ihre Nahrung finden, theils werden auch von ihren Eltern auf eine mühſame Art gefüttert, wie von den Vögeln bekannt genug iſt.

Vita animalium quid ſit.

§. 1045. Die Thiere leben, ſo lange ſie ſich willkührlich bewegen und empfinden können. Dieſes Leben wird durch die einem jeden gehörige Nahrung erhalten, die ſehr vielerley iſt. Uberall wird ſelbige durch die Verdauung in einen mehrentheils rothen Saft verwandelt, den wir das Blut nennen, und davon in den folgenden Hauptſtücken mehr folgen wird. Dieſes Blut hat ſeinen Umlauf im ganzen Leibe der Thiere, und ſo lange derſelbe dauret, ſo lange iſt auch das Thier noch lebendig. Man ſpüret aber die

Merkmahle davon auch äuſſerlich an dem Herzklopfen und Pulsſchlage: Deren gänzliches Aufhören den Tod des Thieres anzeiget. Es kommt alſo das Leben der Thiere gänzlich auf den Kreislauf des Geblütes an.

Succus nerveus ſ. ſpiritus animales.

§. 1046. Auſſer dem Geblüte giebt es noch viel andre Säfte in dem Leibe der Thiere, ſonderlich den Nervenſaft, der in den Mäuslein ihres Fleiſches die Bewegungen hervor bringet. Dieſer wird in dem Gehirne von dem Blute abgeſondert, und durch das Mark im Rückgrade, vermittelſt unzehlicher Nerven, die aus demſelben gehen, in den ganzen Leib vertheilet. So lange nun ein Thier an dieſem Nervenſafte einen Überfluß hat, ſo lange iſt es ſtark, munter und bey Kräften. Weil ſich aber durch langanhaltende Bewegungen dieſer Nervenſaft vermindert; indem er durch die Schweißlöcher der Haut ausduſtet: So muß dieſer Abgang durch die Nahrung des Thieres, die Verdauung derſelben, und durch die Ruhe im Schlafe erſetzet werden.

Sanitas animalium & morbi quid ſint.

§. 1047. So lange ein Thier alle ſeine innerliche und äuſſerliche Gliedmaſſen brauchen kan, und keine Schmerzen daran empfindet: So iſt es geſund. Hergegen nennt man es krank, wenn es an einem oder dem andern Gliede einen Schmerzen hat, oder ſelbige nicht zu ihrem natürlichen Gebrauche tauglich ſind. Es entſtehen die Krankheiten entweder von Verletzung, Verrenkung oder Zerbrechung äuſſerlicher Gliedmaſſen: Oder von der übeln Beſchaffenheit der Säfte, die ſich im Leibe befinden, oder von Verſtopfung derſelben in den Gefäſſen, darinn ſie laufen; als woraus eine Fäulniß entſtehet. Die Geſundheit wird alſo erhalten, wenn ein Thier die ihm gehörige Nahrung in gehöriger Maaſſe genieſſet, und ſich durch mäſſige, doch nicht gewaltſame Bewegungen übet.

Mors animalium vnde eveniat.

§. 1048. Wenn aber die äuſſerlichen oder innerlichen Krankheiten ſo ſtark werden, daß der Kreislauf des Geblütes entweder gar gehemmet; oder die dazu gehörigen Haupttheile unbrauchbar gemacht; oder die Werkſtatt des Nervenſafts, das Gehirne zerſtöret wird: So erfolget der Tod deſſelben. Es iſt alſo derſelbe ein Aufhören der thieriſchen Empfindungen und Bewegungen, und kan aus unzehlichen Urſachen herrühren. Auſſer den gewaltſamen aber iſt die natürliche Art des Todes diejenige, wenn ſie vor Alter ſterben; welches aber bey allen ſehr verſchieden iſt. Dadurch verhärten ſich nemlich die feſten Theile zu ſehr, die flüſſigen vertrocknen, und die Verdauung erſetzet nicht allen Abgang der Kräfte, bis endlich der ganze Umlauf des Geblütes aufhöret.

Das III. Hauptſtücke

von den

Bewegungen und ſinnlichen Werkzeugen der Thiere.

§. 1049.

Oſſa non movent ſed moventur a tendinibus.

Der Körper der Thiere beſteht auſſer der Haut aus Fleiſch, Adern, Sehnen und Beinen. Die Beine geben allen Gliedmaſſen ihre Feſtigkeit, und ob ſie gleich ſo wohl als die übrigen Theile ihre Nahrung aus dem Blute bekommen, ſo ſind ſie doch an ſich ſelbſt gefühllos, und ohne Nerven, ſo daß ſie ſich nicht ohne die Vermittelung der Sehnen, die an ihnen befeſtiget ſind, bewegen laſſen. Denn wenn eine Sehne z. E. am Beine in der Kniekehle zerſchnitten würde: So könnte man hernach den Fuß nicht mehr auf die Art regen als vorhin; das iſt, er würde ſteif oder lahm werden. Folglich ſind denn die Sehnen, die man auch Spannadern nennet, das rechte Werkzeug der thieriſchen Bewegungen.

Muſculi carnoſi ad motum conferunt.

§. 1050. Die Adern führen bloß den Nahrungsſaft aus dem Herzen nach allen Theilen des Leibes, und von da wieder zurücke zum Herzen: Sie thun alſo unmittelbar zur Bewegung nichts. Das Fleiſch hergegen hat mehr dabey zu ſagen. Es zertheilet ſich nemlich ſelbiges in der Zergliederung in längliche Stücken, die in der Mitte dicker ſind, gegen die Ende aber ſpitz zu laufen, und ſich in Sehnen verwandeln, wie die 47 Figur zeiget. Man nennt dieſelben von dieſer äuſſerlichen Geſtalt die Mäuſe oder Mäuslein, und wir finden, daß allemal diejenigen Theile der Thiere zu den ſtärkſten Bewegungen geſchickt ſind, welche mit den ſtärkſten Mäuslein verſehen ſind. Als z. E. die Lenden der Pferde, die Flügel derjenigen Vögel, die eine ſehr fleiſchichte Bruſt haben, ꝛc. u. d. g.

§. 1051. Nun beſteht das innere Weſen des Fleiſches und ſeiner Mäuslein, ſo wohl dem bloſſen Augenſcheine nach, als durch die Vergröſſerungsgläſer betrachtet, aus einem dichten Gewebe von zarten Fäſerchen, die faſt nach der Länge an einander liegen. Dieſe ſind nun alle hol, und nehmen ihren Anfang an dem obern Theile des Mäusleins, den man den Kopf nennet, endigen ſich hergegen in der unterſten Sehne am Ende deſſelben, die man den Schwanz heiſſet: allwo ſich dieſelben dichter vereinigen, und die Sehne ſelbſt ausmachen. Inwendig führen ſie eine zarte Feuchtigkeit, die nicht roth iſt, wie das Blut, als welches in ſeinen eigenen Gefäſſen läuft, wie wir vorhin gemeldet haben. Siehe die 48 Figur.

Structura Muſculorum interior.

§. 1052. Nun fragt es ſich, wie vermittelſt dieſer Mäuslein die Bewegungen der Gliedmaſſen geſchehen können? Denn auch da gilt es, wie oben bey den Sehnen, daß keine Bewegung in den Gliedmaſſen erfolget, wenn das dazu gehörige Mäuslein ganz abgeſchnitten worden. Nun bemerket man in der Zergliede-

Qua ratione a muſculis motus proficiſcatur.

rungskunſt, daß z. E. an dem Arme eines Menſchen in der 49 Figur an dem obern Theile deſſelben A. F. der aus einer einzigen beinernen Röhre B beſtehet, der Länge nach ein ſchmales Mäuslein herunter geht, und inwendig an dem unterſten Theil des Armes F D, der aus zweyen Beinen beſteht, ſo befeſtiget iſt, daß dieſer ſich heben muß, nachdem das obere Mäuslein mehr oder weniger angezogen wird.

Muſculi in conatu motrici turgeſcunt.

§. 1053. Wie dieſes nach mechaniſchen Grundſätzen aus der Natur eines Hebels erkläret werden müſſe, fällt uns itzo zu weitläuftig zu erklären: Es hat aber Borellus in einem groſſen Werke ſolches ſehr gründlich gethan. Nun fragt ſichs nur, wie dieſes Mäuslein von dem lebendigen Thiere ſo gezucket werden könne, daß es den Knochen, daran es befeſtiget iſt, in die Höhe hebe? Da hat man bemerket, daß ein Mäuslein, wenn es in wirklicher Bemühung iſt, die Bewegung eines Gliedes zu wirken, dicker und härter wird, als ſonſt: Wie man an den Mäuslein der Waden merken kan, wenn man den Fuß hinterwärts ſcharf anzieht. Man hat alſo geſchloſſen, daß die Mäuslein von einem einflieſſenden Safte aufgeblaſen würden.

Et per inflationem inſtar veſicae breviores fiunt.

§. 1054. Man weis nemlich aus der Erfahrung, daß eine Blaſe, die leer iſt, ſich mehr in die Länge dehnen läßt, als wenn ſie voll geblaſen wird. Z. E. in der 50 Figur, iſt an die Blaſe A B unten die Kugel C. gehangen. So lange ſie nun ſchlaff bleibet, hänget die Kugel tief. So bald aber oben jemand Luft einblaſen wird, ſo wird die Blaſe ſich nach den Seiten ausdehnen, und alſo durch die Vermehrung ihrer Breite kürzer werden; die Kugel aber mit ſich aufheben bis in E. Nun ſind die Mäuslein durch die Hölen unzehlicher Fäſerchen, daraus ſie beſtehen, der Blaſe ähnlich. Es darf alſo in das Mäuslein C. in der vorigen Figur nur eine gröſſere Menge des Nervenſafts flieſſen: So wird es ſich verkürzen, und den Untertheil des Armes erheben.

Muſculorum textura varia, & vſus contrarius.

§. 1055. Nun machet zwar die Beſchaffenheit der Gebeine in verſchiedenen Gliedern des Leibes, imgleichen die verſchiedene Art des Gewebes in den Fäſerchen verſchiedener Mäuslein eine unzehliche Veränderung in ihren Wirkungen. Allein genug, daß wir das allgemeine gefunden haben, ſo bey allen ſtatt findet, nemlich, daß der Einfluß des Nervenſafts die Mäuslein aufblaſe, verkürze, und dadurch vermittelſt der Sehnen die Knochen nach ſich ziehe. Das iſt nur zu merken, daß ein jedes Mäuslein ſeinen Gegner hat, der das zuſammengebogene Glied wieder gerade machet. Die Finger des Menſchen z. E. haben nicht nur in der Hand ihre Mäuslein, von welchen ſie gekrümmet, ſondern auch auſſer derſelben ſolche, dadurch ſie ausgeſtrecket werden.

Succi nervei intra nervos fluentis celeritas.

§. 1056. Der Nervenſaft hat ſeinen Urſprung aus dem Gehirne, woſelbſt er aus dem häufig dahin getriebenen Blute abgeſondert und aufbehalten wird. Wie ſich derſelbe vermittelſt der Nerven in dem ganzen Leibe ausbreite und vertheile, iſt oben ſchon gedacht worden. Es geſchieht aber dieſe Bewegung bis in die äuſſerſten Theile der Gliedmaſſen faſt im Augenblicke. Man kan ſich die Möglichkeit deſſen an geſpannten Fäden vorſtellen, deren äuſſerſtes Ende ſo gleich erſchüttert wird, wenn an dem andern gezogen wird, es mag dieſes noch ſo weit davon entfernet ſeyn. Denn obgleich die Nerven nicht in gerader Linie fortgehen: So ſind ſie doch auch in ihrer Krümme geſpannet, wenn ihre Hölen voller Saft ſind, der ſie ausdehnet.

Motus in cerebro vnde neruis imprimatur.

§. 1057. Weil nun alſo die Bewegung der Gliedmaſſen urſprünglich aus dem Gehirne kommt: So müſſen wir auch unterſuchen, woher der Nervenſaft daſelbſt ſeine Bewegung erhalte? Dieſes geſchieht nun wohl durch die Eindrückungen der äuſſerlichen Sinne. Denn wenn ein Hund z. E. ſeinen Herrn ſieht oder höret: So entſteht die Bewegung der Mäuslein in ſeinen Füſſen, aus dem Nervenſaft im Gehirne, und dieſer aus dem Eindrucke, den die Augen und Ohren darinn gemacht haben. Weil nun die Werkzeuge der Sinne ſehr verſchieden ſind, insgeſamt aber eine ſehr künſtliche Zuſammenſetzung der Theile haben: So müſſen wir uns dieſelben in ſoweit bekannt machen, als dieſes zum Verſtande des obigen nöthig iſt.

Oculi ſtructura externa eiusque tunicae.

§. 1058. Das Auge, wie bekannt iſt, beſtehet aus dem Augapfel, und dem Sterne, den der farbigte Kreis umgiebet. In dem Mittelpuncte deſſelben fallen die Lichtſtralen, ſo von den Körper zurücke fallen, hinein, und mahlen im Kleinen ein Bild davon ab, welches man auch von auſſen ſieht. Inwendig aber ſtellet uns die 51. Figur das Auge vor, wie es ſich in einem Durchſchnitte zeiget. Forne iſt zwiſchen a a. der etwas runder erhabne Theil, den das durchſichtige Hornhäutlein bedecket. Hierunter lieget das Traubenförmige Häutlein, welches rings um den regenbogenfarbigten Zirkel hat, in der Mitte aber durchlöchert iſt, welche Oeffnung man den Stern im Auge nennet. p p. Nunmehro kommt der ganze Augapfel, der verſchiedene Feuchtigkeiten ſich hält.

Humores, tunica retina & nervus acuſticus.

§. 1059. Die wäſſerichte Feuchtigkeit iſt ganz ferne im Auge. Gleich hinter derſelben folgt die Criſtallene Feuchtigkeit, die ſieht ihrer Figur nach wie ein erhaben geſchliffenes Brennglas aus C C. doch daß die hinterſte Seite mehr erhaben iſt als die forderſte. Das hinterſte Theil des Augapfels erfüllet die glasförmige Feuchtigkeit, die mit der wäſſerichten etwa von gleicher Dichtigkeit, aber nicht ſo flüſſig iſt als dieſelbe. Den hinterſten Boden des Auges umſpannet ein Netzförmiges Häutlein, darein ſich die Geſichtsnerven N N. ausbreiten. Auf dieſem Häutlein nun werden alle die Körper, deren Stralen ins Auge fallen, mit lebendigen Farben abgeſchildert: Und die davon entſtandene Bewegung wird von den Geſichtsnerven bis ins Gehirne fortgeſetzet.

Senſationis effectus in cerebro ignotus.

§. 1060. Was nun daſelbſt nach Verſchiedenheit der Bilder vor unterſchiedliche Bewegungen entſtehen mögen, und wie dieſe vermittelſt des Nervenſafts hernach in die andern Gliedmaſſen des Leibes wirken, das können wir weder wiſſen noch erklären. So viel aber iſt gewiß, daß das Auge nicht allein durch ſechs Mäuslein, die daran ringsum befeſtiget ſind, nach allen Seiten gedrehet werden kan: Sondern ſich auch, nach Beſchaffenheit des ſtärkern oder ſchwächern einfallenden Lichtes, entweder zuſammen ziehet, oder mehr öffnet. Eben dergleichen Veränderung geſchieht auch im Abſehen auf die Entfernung der ſichtbaren Dinge, indem ſich der Grund des Auges der fördern Oeffnung entweder mehr oder weniger nähert, und alſo die Figur der Feuchtigkeiten ändert.

Auris partes internae.

§. 1061. Das Hören geſchieht vermittelſt der Ohren, deren äuſſerliche Geſtalt bekannt iſt. Der innere Theil derſelben aber iſt erſtlich der Gehörgang, oder eine ſchlangenförmige krumme, theils knorplichte, theils beinerne Röhre. Hierinn iſt anfänglich das ſo genannte Bienenhäuslein, darinn das Ohrenſchmalz befindlich iſt; hernach die Trummel, oder das Trummelfell, ein Häutchen, ſo über einen länglichrunden holen beinernen Grund geſpannet iſt. Dazu gehören nun vier kleine Gehörknochen; der Hammer, der Ambos, der Stegreif und das runde Beinchen. Siehe die 52 Figur. Hierauf folget der Irrgang, oder die innerſte gekrümmte Höle im felſigten Beine, darinnen der Schneckenförmige Gang zu merken iſt, hinter welchem endlich der Gehörnerve nach dem Gehirne zu läuft.

Senſatio quomodo fiat in auribus.

§. 1062. Wenn nun durch den Schall von auſſen die Luft in eine wellenförmige Bewegung geſetzet wird, ſo dringt dieſelbe auch bis in das Ohr, und ſchlägt an das Trummelfell deſſelben. Dieſes erſchüttert davon, und ſetzt dadurch die kleinen Beinchen in Bewegung, die hinter demſelben liegen, ſo daß ſie aneinander ſchlagen, und die Bewegung in der Schneckenförmigen Höle fortſetzen. Dadurch wird nun der Gehör-Nerven erſchüttert, und dieſer ſetzet ſeinen empfangenen Eindruck bis ins Gehirne fort. Es iſt abermal auch hier ſchwer zu zeigen, wie ſo verſchiedene Arten des Schalles, ſonderlich die Ausſprache der Wörter ſich durch ſo vielerley Werkzeuge ſo klar und ohne Verwirrung fortpflanzen. Indeſſen lehrt die Erfahrung, daß ſolches gleichwohl geſchehe.

Naſi partes internae.

§. 1063. Die Naſe, die zum Geruche dienet, beſteht nicht aus weniger künſtlichen Werkzeugen. Die äuſſern Theile ſind bekannt, und an verſchiedenen Thieren mancherley. Die innerlichen ſind theils verſchiedene Knochen, als die Naſenbeine, die Thränenbeine, die ſchwammigten Beine, das Siebbein mit ſeiner Scheidewand, u. ſ. w. Theils ſind es Knorpel z. E. in der Scheidewand der Naſe, die aber nach hinten zu beinern wird. Theils ſind es Hölen, als die am Stirnbeine, am Siebbeine, im Backenbeine, die Thränenhöle, ꝛc. Endlich aber auch und zwar hauptſächlich das Schleimhäutchen, welches inwendig die ganze Naſe umgiebt. Dieſes iſt voller Adern und Nerven, die ſehr empfindlich ſind, auch durch gewiſſe Drüſen die Feuchtigkeiten abſondern.

Olfactus qua ratione fiat.

§. 1064. Wenn nun die riechbaren Ausdämpfungen der Körper im Athemholen mit der Luft in die Naſe gezogen werden: So ſchlagen dieſelben an dieſes itztgedachte nervigte Häutchen, und verurſachen durch ihre eckigte Figuren auf demſelben eine verſchiedene Kützelung, die entweder ſanft und gelinde, oder ſtark und heftig iſt, nachdem die Theilchen ſehr ſpitzig ſind oder nicht. Dieſe Bewegungen nun pflanzen ſich durch die Nerven bis ins Gehirne fort, und erwecken auch da einen Eindruck, der dem Dufte, davon er herrührte, gemäß iſt. Auch dieſer iſt auf ſo unendliche Art unterſchieden, daß allerdings ſehr ſubtile Werkzeuge dazu gehören, dergleichen zarte Wirkungen ohne Verwirrung fortzuſetzen.

Guſtus organon eiusque ſtructura.

1065. Das Werkzeug des Geſchmacks iſt die Zunge, deren äuſſerliche Figur bekannt genug iſt. Hinten gegen den Schlund zu iſt ihr Grund an der Luftröhre und am Zungenbeine befeſtiget, und zwar durch ein häutenes Band. An dem Zungenbeine ſind alſo alle die Mäuslein befeſtiget, daraus die Zunge beſteht, die an der Zahl acht ſind, und zu den ſo vielfältigen Bewegungen der Zunge dienen. Unter der Zunge iſt noch das Zungenband, welches dieſelbe mit dem Kinne verbindet. Von auſſen aber iſt ſie mit dreyen Häuten bedeckt, davon die unterſte mit den ſpitzigen Wärzchen verſehen iſt, die hauptſächlich zum Geſchmacke dienen.

nen. Endlich ſind noch auf, neben und unter der Zunge, viele Drüſen und Gänge, die den Speichel ausführen.

Senſatio ſaporum quomodo fiat.

§. 1066. Der Geſchmack ſelber geſchieht folgender geſtalt. Wenn eine ſchmackhafte Speiſe, in dem Munde die Zunge berühret, von den Zähnen zermalmet, mit dem Speichel zum theil vermenget und aufgelöſet wird: So dringen die zärtſten Theilchen davon, durch die obern ſchwammigten Häute der Zunge bis auf die inwendige, die mit ihren Wärzchen verſehen iſt. Aus der dadurch entſtehenden verſchiedenen Kützelung derſelben, gehet die Bewegung, vermittelſt der darinn häufig befindlichen Nerven, bis nach dem Gehirne, und machet daſelbſt ſolche Eindrückungen, die ihren wirkenden Urſachen gemäß ſind. Mehr kan man von dieſem ſinnlichen Werkzeuge nicht ſagen.

Organon tactus quodnam ſit.

§. 1067. Das Gefühl iſt zwar eigentlich in der Hand am empfindlichſten; Gleichwohl iſt die ganze Haut des Menſchen empfindlich, ja auch die inwendigen Theile deſſelben ſind nicht gefühllos. Nun iſt die ganze Haut, oder der lederne Uberzug des ganzen Leibes, aus lauter flächſigten und nervigten Fäſerchen auch vielen Blutgefäſſen zuſammen geſetzt. Sie iſt überall mit unzehlichen Schweißlöchern verſehen, dadurch die in den darunter liegenden Drüſen abgeſonderten Feuchtigkeiten ausſchwitzen. Es ragen aber auch auf derſelben viel kleine ſpitze Warzen hervor, die wegen der zarten Nerven, damit ſie verſehen ſind, ſehr empfindlich ſind. Wo nun dieſe am häufigſten ſind, wie auf den innern Spitzen der Finger, da iſt das Gefühle am zärteſten.

Das IV. Hauptſtücke

von

Dem menſchlichen Körper.

§. 1068.

Ratio tractationis.

Obwohl dasjenige, was bisher von den Thieren überhaupt geſaget worden, ſich auch ſchon auf den Menſchen ſchickt: So wollen wir doch das übrige, was, obwohl mit einiger Veränderung, auch von andern Thieren gilt, lieber an dem Menſchen ins beſondere beſehen. Die Erkenntniß unſers eigenen Leibes iſt ohnedem das nützlichſte, ſo wir in der Naturlehre faſſen können. Und obwohl die ausführliche Abhandlung eine eigene Wiſſenſchaft ausmachet, nemlich die Anatomie, oder Zergliederungskunſt: Davon wir im Deutſchen Verheyns, und Heiſters Schriften, vor andern aber des Hrn D. Kulmus anatomiſche Tabellen haben: So müſſen wir doch auch hier mit wenigem etwas davon ſagen.

Cavitas I. cerebrum eiusque partes externae.

§. 1069. Man theilet aber den Leib in drey groſſe Hölen, deren die erſte der Kopf, die andre die Bruſt, die dritte der Bauch iſt. Unter den Haaren, und dem Oberhäutlein, womit das Gehirne bedecket iſt, kommt die gemeine Haut, und ſodann das obere Hirnhäutchen, ſo zwiefach und ſehr empfindlich iſt, und die Hirnſchale unmittelbar bedecket. Die Hirnſchale ſelbſt (ſiehe die 53 Figur) beſteht von auſſen erſtlich aus dem Stirnbeine A. hernach aus den beyden Seitenbeinen, B. B. und aus dem Hinterbeine C. hierzu kommen noch zwey Schlafbeine D. darunter die Gehörgänge gehen. Inwendig aber iſt noch das Keilbein und das Siebbein, welches zum Geruche dienet.

Interna cerebri ſubſtantia.

§. 1070. Wenn man die Hirnſchale öffnet, ſo findet man unter derſelben das Gehirne ſelbſt, ſo aber mit verſchiedenen Häutchen umgeben und bedecket iſt. Das erſte iſt das feſte Hirnhäutchen, ſo an den Näten der Hirnſchale befeſtiget iſt. Unter dieſem liegt das zarte Hirnhäutchen, welches voll kleiner Adern iſt, und zwiſchen dieſen beyden iſt ein noch zärteres Spinneweben-Häutchen anzutreffen, ſo an dem Hintertheile des Hauptes, und nach dem Rückgrade zu am deutlichſten erſcheinet. Das Gehirne ſelbſt theilet ſich durch die Sichelader in zwo Halbkugeln, D. D. darinn ſelbiges viele Wendungen macht. Im Hintertheile aber iſt noch das kleine Gehirnchen E. E. welches ſich durch den Rückgrad als ein Wurm fortſetzet: Siehe die 54 Figur

Interior Medullae differentia & ſtructura.

§. 1071. In dem Gehirne ſieht man theils ein aſchfarbigtes graues Mark a. a. nach der 55 Figur, theils das weiſſe Mark b b. hernach ſieht man die geſtreiften Körper c c. davon hier der eine aufgeſchnitten iſt. Zwiſchen dieſen liegen die ſogenannten Füſſe des verlängerten Markes, d d. darinn die Geſichtsnerven entſpringen. Nach forne zu iſt die Scheidewand c. hinten aber bey f. die Zirbeldrüſe darinn Carteſius der Seele den Sitz angewieſen hat. Gleich darneben ſind die zween Ballen g g. imgleichen das runde Loch h. vieler andern kleinen Theile zugeſchweigen. In dem kleinen Gehirnlein, welches ſich auch in zwo Helften theilet, ſieht man erſtlich die Wurzeln deſſelben, i i. hernach aber die Brücke Varolii k. zwiſchen beyden.

Nervorum paria decem ex medulla oblongata orta.

§. 1072. Nun hat man in dem Gehirne hauptſächlich auf den Urſprung der Nerven zu ſehen, davon wir ſchon oben gedacht haben. In der 54ſten Figur ſieht man bey F. das verlängerte Mark, aus welchem allein 10 Paar Nerven abſtammen. Das erſte Paar ſind ganz oben bey 1. 1. die Geruchnerven, das andre Paar ſind die Geſichtsnerven, 2. 2. die aus den obgedachten Füſſen des verlängerten Markes entſpringen. Das dritte Paar dient zu Bewegung der Augen 3. 3. und ſo weiter die übrigen, darunter das fünfte ſich in drey Aeſte zertheilet. Das ſiebende iſt zum Gehör, das achte zum Herzen, das neunte zum Geſchmack in der Zunge, und das zehnte durch die Mäuslein des Hinterhauptes zur Bewegung des Halſes beſtimmet.

Nervorum paria 30 ex medulla ſpi-

§. 1073. Ferner ſtammen aus der Fortſetzung des Gehirnes oder Markes im Rückgrade noch nali derivantur.

noch dreyßig andre Paare von Nerven her. Sieben Paare entſtehen im Halſe, dadurch das Zwerchfell unter der Bruſt, und die Arme mit Nerven verſorget werden. Zwölf Paare entſtehen im Rücken und umgeben die Bruſt und alle ihre Mäuslein mit ihren Zweigen; Fünf Paare hinten über den Lenden, und dieſe gehen nach den Mäuslein und Bedeckungen des Unterleibes, dem Darmfelle, u. ſ. w. Endlich noch ſechs Paare entſpringen in dem heiligen Beine, und gehen nach den Geburtsgliedern, der Blaſe und angränzenden Theilen; machen auch mit den zween Lendennerven die gröſten im ganzen Körper aus, die ſich durch die Füſſe bis in die Zehe erſtrecken.

Cavitas Corporis humani ſecunda, Thorax.

§. 1074. Die andere Höle des menſchlichen Körpers heißt der Oberleib, und wird ringsum von den Ribben, dem Bruſtbeine und den Wirbeln des Rückgrads eingeſchloſſen. Inwendig iſt dieſelbe noch von einer doppelten Haut, die voller Adern iſt, und das Rückenhäutchen heiſſet ausgekleidet. Nach unten zu iſt ſie durch das Zwerchfell A.A. in der 56 Figur von dem Unterleibe unterſchieden, in der Mitte aber nach der Länge durch das Mittelfell ſo auch ein doppeltes Häutchen iſt, in zwo gleiche Seiten getheilet. Was man nun hierinn ferner antrifft, das iſt die Lunge B B zu beyden Seiten, das Herz C. in der Mitten, die Milchbruſtader D. zur Linken; und endlich der Schlund E. hinter der Luftröhre.

Pulmonis ſubſtantia & ſtructura ſpongioſa.

§. 1075. Die Lunge ins beſondre iſt an ſich ſelbſt ſehr locker u. kan durch die Gurgel F. daran ſie hänget ſehr aufgeblaſen werden. Sie theilet ſich in zwey groſſe Lappen, den rechten und linken, die wieder ihre kleine Lappen haben. Unten iſt dieſelbe ganz los, oben aber hänget ſie auch noch vermittelſt der Lungenader, mit dem Herzen, und vermöge des Mittelfelles mit dem Bruſtbeine und Rückgrade zuſammen. Sie beſteht eigentlich aus einem ſchwammigten Weſen, welches viel kleine Bläschen hat. Es zertheilet ſich in demſelben die Lungenpulsader, die das Blut aus dem Herzen bringet; dieſes ſammlet ſich aus den kleinſten Gefäſſen wieder in die Lungenblutader, die es wieder zum Herzen führet, nachdem es darinn verdünnet und gereiniget worden.

Arteria aſpera, Larynx, Truncus & Bronchiae.

§. 1076. Die Luftröhre geht aus der Bruſt durch den Hals bis in den Schlund, wo die Zunge anfängt, und beſteht oben aus dem Kopfe, und weiter hinab aus dem Stamme; ganz in der Lunge aber aus ihren Aeſten. Der Kopf dient zur Formirung der Sprache und beſteht deswegen aus vielerley Knorpeln und hat ſieben Paar eigene Mäuslein, die Stimme zu verändern. Der Stamm derſelben iſt eine lange Röhre, die von forne zu, etwa aus zwanzig knorpligten halben Zirkeln, von hinten aber aus einer ſehnigten und nervigten Haut beſteht. Die Aeſte der Luftröhre endlich laufen durch die ganze Lunge, zwiſchen den gemeinen Lungenadern, und es hangen überall kleine Bläschen daran.

Cor, pericardium, auriculae, camerae, ſeptum.

§. 1077. Das Herz iſt ein fleiſchigtes Weſen, inwendig hohl, wie ein zwieſacher Beutel, welcher zwiſchen der Lunge hängt, und zur Bewegung des Blutes beſtimmet iſt. Seine Geſtalt iſt Kegelförmig, doch hängt es mit der ſpitzen Seite unterwerts, und wird von dem Herzbeutel und der darinn enthaltenen Feuchtigkeit ringsumher umgeben. (ſ. die 56 Fig.) Es beſteht an ſich aus einem feſten Fleiſche, daran merket man erſtlich das rechte und linke Ohrläppchen, hernach die rechte und linke Herzkammer, die von einer Scheidewand abgeſondert werden; und endlich die ſchneckenförmig gewundenen Faſern des Herzens, nebſt den eigenen Kranzadern deſſelben. Vieler kleiner Theile zugeſchweigen. Siehe die 57 Figur.

Vena cava, arteria pulmonalis, vena pulmonalis & arteria magna.

§. 1078. Oben in die Kammern des Herzens gehen vier ſtarke Röhren, die das Blut ab und zuführen. Nemlich in die rechte Herzkammer geht die groſſe Blutader, C. welche ihr das Blut aus dem ganzen Leibe zuführet: Es wird aber ſelbiges vermittelſt der Zuſammenziehung des Herzens durch die Lungenpulsader D. wieder mit Gewalt herausgetrieben, und in die Lunge geſpritzet. Aus der Lunge kommt das Geblüte durch die Lungenblutader E. wieder zurücke in die linke Herzkammer, und wird aus derſelben durch die groſſe Pulsader F. und ihre unzehliche Aeſte wieder in den ganzen Leib vertheilet. Von hier geht es durch die kleinſten Blutadern wieder in die groſſen, und alſo abermal ins Herz: So daß der Kreislauf des Geblütes alsdann ganz zum Ende kommt.

Circulatio ſanguinis a pulſu cordis oritur.

§. 1079. Dieſer ganze Kreislauf des Geblütes wird bloß durch das Schlagen des Herzens in Bewegung erhalten, als wodurch ſich ſelbiges Wechſelsweiſe zuſammen ziehet und ausdehnet. In der Zuſammenziehung ſpritzet ſelbiges das in ſeinen Kammern enthaltene Blut, durch beyde Pulsadern, mit groſſer Gewalt heraus, und verurſacht dadurch im ganzen Leibe den Pulsſchlag. Im Ausdehnen aber ſchlucket es durch beyde Blutadern das aus allen Theilen zurückkommende Geblüte wiederum in ſich. Damit aber nicht in der Zuſammenziehung das Blut durch eben die Wege wieder zurücke gehe, durch welche es gekommen: ſo ſind inwendig vor den Blutadern ſolche Fallthüren, die ihm den Rückweg verſchlieſſen. Eben das iſt bey der Ausdehnung des Herzens, in den Pulsadern durch eine andre Art von Fallen verhütet.

Tertia corporis humani cavitas, abdomen.

§. 1080. Wir kommen auf den Unterleib als die dritte Höle des menſchlichen Körpers, welche ſich von den Ribben bis an die obern Lenden erſtrecket. Von auſſen zeiget ſich der Nabel, oder die Narbe von der vormals abgeſchnittenen Nabelſchnur der Kinder. Unter der gemeinen Haut liegen hier erſt fünf paar Mäuslein, die den ganzen Bauch bedecken. Unter dieſen aber folget das umgeſpannte Darmfell, ein dünnes doch gedoppeltes, aber ſehr glattes Häutchen, welches alle inwendige Theile umſchlieſſet. Unter dieſen ſind die vornehmſten der Magen oben in der Mitten, die Leber zur

Rechten, die Milz zur Lincken, das Gekröſe in der Mitten, das Gedärme in dem gröſten Theile des Bauches, die Nieren hinten, die Harnblaſe vorn ganz unten an den Geburtsgliedern.

Stomachus, oeſophagus, fundus, ſuccus. Gaſtricus & Pycorus.

§. 1081. Der Magen hanget oben an dem Schlunde der aus dem Halſe durch das Zwerchfell herunter kommt, und die Speiſen in denſelben bringet. Er beſteht aus einer vierfachen Haut und ſieht aus als eine längliche ſpitzzulaufende Blaſe. Siehe die 58 Fig. Oben iſt bey H. der linke Magenmund, bey I der Boden des Magens, wo ſich aus gewiſſen Drüſen der ſcharfe Saft abſondert, der die Verdauung befördert; bey K. der Pförtner oder die Oeffnung, wo die verdaute Speiſe wieder herausgeht. Hier heben ſich nun die Gedärme an, die durch allerhand krumme Gänge in einem fortgehen, bis ſie zum Maſtdarme hinausgehen. Dieſe lange Röhre iſt ſechsmal länger als der ganze Menſch, und beſteht aus dem Zwölffingerdarm, dem leeren Darme, dem Krummdarme, dem Blinddarme, dem Grimmdarme und Maſtdarme.

Duodenum, Iejunum, Ileum, Coecum, Colon & rectum.

§. 1082. Der Zwölffingerdarm M. iſt ſo viel qver Finger lang, hebet bey dem Magen an, und geht hinterwerts nach den Nieren zu: Es ergeußt ſich aber erſt bey der Leber die Galle in denſelben. Der leere Darm N. iſt faſt allezeit ledig von den Speiſen, liegt um den Nabel, und iſt 15 Spannen lang. Der Krummdarm liegt unten im Schmeerbauche, und iſt 20 Spannen lang. Dieſer läuft in das dicke Ge-

Gedärme, davon der Blinddarm P. nur vier Querfinger lang iſt, und keinen Ausgang hat. Der Grimmdarm Q. aber ſteigt an der rechten Seite hinauf, geht unter dem Magen vorbey, und biegt ſich wieder herunter. Er iſt viel weiter als die übrigen Gedärme und ſechs Spannen lang. Endlich läuft er nach einer doppelten Krümmung in den Maſtdarm, R. der zwey Querhände lang iſt, und durch drey Mäuslein geſchloſſen und geöfnet werden kan.

Meſenterium cum vaſibus lacteis chylum ſecernit ex viſceribus.

§. 1083. Nun wird zwar die Verdauung der Speiſen hauptſächlich im Magen vollzogen: Allein die Abſonderung des Nahrungsſaftes, von dem unnützen Auswurfe, geſchieht allererſt in den Gedärmen, vermittelſt des Gekröſes. Dieſes iſt eine breite runde Haut, die im Umkreiſe etwa 4 Ellen hat, von den drey obern Lendenwirbeln entſteht und bis an die Gedärme geht, daran ſie verknüpfet iſt. Sie beſteht aus einem doppelten und fetten Häutchen worinn ſehr viele Drüſen ſind. Sie hat aber auſſer ihren Blutgefäſſen, die durch die Pfortader nach der Leber gehen, hauptſächlich die Milchadern, dadurch der Saft aus den verdaueten Speiſen in den Gedärmen abgeſondert wird. Denn wenn die Gedärme durch ihre Bewegung ſich drücken, ſo dränget ſich der Saft durch die kleinen Gänge in dieſe Milchgefäſſe, die wie zarte weiſſe Zwirnsfäden ausſehen.

Receptaculum chyli &

§. 1084. Dieſe Milchadern vereinigen ſich nun iemehr und mehr, und laufen zuletzt bis in den Sammelkaſten des Milchſaftes. Dieſes iſt eine erweiterte Höle vieler zuſammenkommenden Milchadern, neben der linken Niere, darein nicht allein dieſer Nahrungsſaft, ſondern auch von vielen Waſſergefäſſen das ſogenannte Fließwaſſer, aus den Gedärmen und dem Gekröſe geführet wird. Hieraus entſteht nun die Milchbruſtader, eine lange Röhre, die nach dem Oberleibe zuläuft, und den Milchſaft bis in die linke Schlüſſelblutader führet. Sie iſt nicht allein ſelbſt inwendig mit Fallen verſehen, daß der Nahrungsſaft nicht wieder zurücke laufen kan: Sondern auch die Oeffnung zur Schlüſſelblutader iſt damit verſorget, daß kein Blut daraus in den Milchſaft treten kan.

lymphae. Ductus thoracicus.

§. 1085. Sobald der Milchſaft ins Blut gekommen, ſo vermiſcht er ſich damit, läuft ins Herz, und ſo weiter in die Lunge, ja in den ganzen Leib, und wird dadurch ſelber zu Blut. Nun fragt ſichs nur, wo der Urin abgeſondert werde. Dieſes geſchieht in den Nieren, die an den unterſten Ribben hinten am Rückgrade liegen, und aus der groſſen Pulsader ein paar Aeſte voller Blut bekommen. Sie ſind inwendig voll zarter Gänge, und Blutgefäſſe, dadurch das Geblüte eine ſalzigte Feuchtigkeit, als durch ein Sieb von ſich abſondert, und durch die Nierenader wieder zurücke zum Herzen zuläuft. Das abgeſonderte aber läuft aus dem Becken, darinn es ſich geſammlet, durch die Harngänge nach der Blaſe zu, die den unterſten und forderſten Theil des Schmeerbauches einnimmt, und ihren bekannten Ausgang hat.

Renum vſus, vretheres & veſica.

§. 1086.

Hepar cum vesica fellis & splene.

§. 1084. Die Leber iſt ein großes röthliches Eingeweide, gleich unter dem Zwerchfelle, an der rechten Seite des Magens. Sie hält die Gallenblaſe in ſich, und umgiebt eines theils den Magen. Sie bekommt ihr Blut aus der Pfortader, und ſondert in ihrem innern Weſen die Galle ab, die hernach aus ihrer Blaſe, die wie eine Birn ausſieht, in den Zwölffingerdarm läuft, um die Verdauung der Speiſen zu vollführen. Der Milz liegt auf der linken Seite des Magens, an den falſchen Ribben; ſieht der Zunge des Thieres ähnlich, dem er gehöret, und iſt bey dem Menſchen ſechs Zolle lang, und drey Zolle breit. Er hat ſeine Puls- und Blutadern, und ſein inneres beſteht aus lauter kleinen durch einander gewirrten Aederchen und Faſern, darinn das Geblüte verdünnet, und der Leber zu gut vorbereitet wird.

Genitalia virilia, vaſa ſpermatica, Teſtes, Paraſtatae.

§. 1087. Nichts iſt übrig als die Geburtsglieder, beyderley Geſchlechts, davon wir uns ſo viel kürzer handeln werden, da wir ſchon im vorigen Hauptſtücke verſchiedenes davon beygebracht haben. Die männlichen anlangend, ſo beſtehen ſelbige hauptſächlich in den Theilen, darinn der Saame zubereitet wird. Da ſind nun erſtlich die Blutgefäſſe zu merken, die theils das Blut aus der groſſen Pulsader herab, theils wieder zurücke führen. Ferner kommen die Hoden, die aus ſehr kleinen Adern beſtehen, vermittelſt welcher der Saame aus dem Geblüte abgeſondert und zubereitet wird; und dieſe ſind mit dreyerley Häutchen umgeben. Gleich über denſelben liegen die Beyſtände, die gleichfalls aus holen Röhrchen von äuſſerſter Kleinigkeit beſtehen, und zu gleichem Zwecke dienen.

Vaſa deferentia, Veſiculae ſeminales, Proſtatae, Penis.

§. 1088. Wenn nun durch dieſe Gefäſſe der Saame zu bereitet worden, ſo führen ihn die zuführenden Gefäſſe nach den ſogenannten Saamenbläschen, die am Halſe der Harnröhre liegen. Der Ausgang derſelbigen der in die Harnröhre führet, wird der Hahnenkopf genennet. An demſelben liegen die ſogenannten Vorſteher, das iſt lockere Drüſen, die wie ein Herz ausſehen, und eine andere Feuchtigkeit abſondern, die den Auswurf des Saamens befördert. Dieſer geſchieht durch die männliche Ruthe, darinn die Harnröhre geht. Man unterſcheidet an ſelbiger die ſchwammigten langrunden Körper, die Eichel mit der Vorhaut, ſo ſie bedecket, und die Mäuslein, die theils zu Erhebung der Ruthe theils zur Erweiterung der Harnröhre dienen.

Genitalia muliebria. Clytoris, labia vulvae, Nymphae, & Hymen.

§. 1089. Bey den weiblichen Geburtsgliedern haben wir oben ſchon von dem Eyerſtocke, der Mutter, mit ihren Fallopiſchen Gängen und der Mutterſcheide gehandelt. Es liegt aber die Mutter ſo, daß hinter ihr der Maſtdarm, und vor ihr die Harnblaſe iſt. Unten am Ausgange der Mutterſcheide iſt oben zu merken die weibliche Ruthe, die der männlichen in allem ähnlich iſt, nur daß ſie viel kleiner iſt, und keine Oeffnung hat. Zu beyden Seiten ſind die Schaamleſzen, und die ſogenannten Nymphen, das iſt ein paar Lappen an der Harnröhre. In der Oeffnung der Mutterſcheide iſt bey jungen Weibsperſonen das Jungfernhäutchen, bisweilen ganz rund, bisweilen wie ein halber Mond geſtalt, daraus, wenn es zerriſſen worden, die Myrthenförmigen Warzen entſtehen.

Concluſio. §. 1690. Ich habe mich in dieſem und dem vorigen Hauptſtücke der anatomiſchen Tabellen, des oben gerühmten Hrn. D. Kulmus bedienet, und ſo viel zu meiner Abſicht dienete, daraus entlehnet: Weil ſelbiger alle dieſe Theile mit ſo beqvemen deutſchen Kunſtwörtern beſchrieben hatte, als man es wünſchen konnte. Wer aber von allem ausführlicher belehret ſeyn will, muß ſein Werkchen ſelbſt nachſehen, ſonderlich, wie er es in der neuen lateiniſchen Auflage, die in Holland herausgekommen verbeſſert hat. Indeſſen wird man auch aus dem wenigen, ſo ich beygebracht ſattſam abnehmen können, mit wie erſtaunender Weisheit der ganze menſchliche Körper erbauet ſey, und daß derſelbe ſo zureden vor das gröſte Wunder der Natur könne angeſehen werden.

Ende der Naturlehre.

Der
Theoretiſchen
Weltweisheit
Sechſter Theil.
Die
Natürliche
Gottesgelahrtheit.

Einleitung
zur
Gottesgelahrtheit.

§. 1091.

Definitio Theologiae naturalis.

Die Gottesgelahrtheit, ſo wir hier abhandeln wollen, iſt eine Wiſſenſchaft von GOtt, ſeinem Weſen, Eigenſchaften und Wirkungen. Da eine Wiſſenſchaft eine Fertigkeit zu demonſtriren iſt, das iſt aus den erſten Gründen unleugbar etwas zu erweiſen; nicht aber auf eines andern Ausſage etwas vor wahr zu halten, oder zu glauben: So wird auch unſre Gottesgelahrtheit nicht aus der Offenbarung, ſondern aus der Vernunft und Natur hergenommen werden. Eben deswegen pflegt man dieſelbe, in ſo weit ſie einen Theil der Weltweisheit ausmachet, die natürliche Gottesgelahrtheit zu nennen.

Deus eſt ens, in quo ratio mundi continetur.

§. 1092. Wir verſtehen durch GOtt dasjenige Weſen, darinn die Welt ihren Grund hat; oder aus welchem es ſich begreifen und zeigen läßt, warum eine Welt vorhanden iſt, imgleichen, warum vielmehr dieſe, als eine andre Welt zur Wirklichkeit gekommen. Wir ſelbſt aber gehören auch mit zu der Welt, als Theile zu einem Ganzen: Und folglich muß auch der

Grund unſers Daſeyns in eben demjenigen Weſen ſeyn, welches den Grund der Welt in ſich hält. Hieraus erhellet, daß ſo wohl die Erkenntniß der Welt, als unſer ſelbſt, ein Mittel abgeben könne, GOtt nach ſeinem Weſen und Eigenſchaften kennen zu lernen.

Ratio ordinis.

§. 1093. Eben deswegen haben wir ſowohl die Weltbetrachtung, als die Geiſterlehre und Naturlehre, vor der Gottesgelahrtheit abgehandelt, daß wir darinnen den Grund zu der Erkenntniß GOttes legen könnten. Denn wie ſchon die Alten geſagt haben, ſo iſt das Geſchöpfe gleichſam eine Leiter, darauf man zu dem Schöpfer hinauf ſteiget. Und wie, der obigen Erklärung nach, GOtt die Qvelle des Weſens aller Dinge iſt: Alſo iſt die Welt ſamt allem was darinnen iſt, die Qvelle unſers Wiſſens von GOtt zu nennen. Denn da das Weſen GOttes nicht unmittelbar empfunden werden kan: So könnten wir nichts davon wiſſen, wenn keine Creaturen verhanden wären.

Vſus Theologiae naturalis.

§. 1094. Es hat aber die Gottesgelahrtheit ihren beſondern Einfluß in das Recht der Natur, als woſelbſt die Pflichten gegen GOtt uns vorgeſchrieben werden. Sodann giebt ſie auch in der Sittenlehre viel neue Bewegungsgründe guter Handlungen, wodurch man zu einem höhern Grade der Tugend geſchickt wird, den man die philoſophiſche Gottesfurcht nennet. Endlich hat ſie auch in die Staatskunſt oder Politick ihren beſondern Einfluß, weil z. E. ohne die Erkenntniß GOttes und ſeiner

Eigenſchaften die Verbindlichkeit, und folglich der Gebrauch der Eyde gänzlich wegfallen würde.

* * *

Das I. Hauptſtücke

Beweis

Daß ein GOtt ſeyn müſſe.

§. 1095.

Praemonitum generale.

Wenn wir hier einen Beweis geben wollen, daß ein GOtt ſey: So muß derſelbe ein allgemeiner Beweis ſeyn, der alle, die ihre Vernunft brauchen können und wollen, überzeugen kan. Es muß ſich alſo unſer Beweis auch vor Idealiſten und Egoiſten ſchicken: Wenn ſie nur in den Regeln der Vernunftlehre nicht unerfahren, oder ungeübt ſind. Ja die Zweifler ſelbſt würden hier nicht ausgenommen ſeyn, wenn ſie nur nichts ohne zureichenden Grund in Zweifel ziehen wollten. Wenn ſie aber dieſes thun, ſo gehören ſie unter die Zahl derer, die ihre Vernunft nicht brauchen können, oder nicht brauchen wollen, und wir haben alſo nichts mit ihnen zu thun.

Quid ad demonſtrationem hanc capiendam requiratur.

§. 1096. Es muß aber niemand die Kraft dieſes unſres Beweiſes in Zweifel ziehen; weil er irgend nicht ſo gleich einen jeden, der ihn entweder nicht recht faſſen kan, oder Luſt zu zanken hat, damit überzeugen kan. Wir wiſſen, daß zu einer Demonſtration viel gehöret: Denn man muß nicht nur die Gründe derſelben vorher wohl eingeſehen haben, ſondern auch die Regeln der Schlüſſe wiſſen, und einige Fertigkeit ſich darnach zu richten beſitzen. Ja man muß auch eine gewiſſe ernſthafte Aufmerkſamkeit und Ruhe des Gemüths dazu mitbringen, wenn man von einer Wahrheit überzeuget werden will.

Principia demonſtrationis aliunde iam nota.

§. 1097. Der erſte Grund, den wir hier als vorhin bekannt und ausgemacht annehmen, iſt dieſer: **Wir ſind.** Dieſen Lehrſatz haben wir oben (§. 435.) ſchon in aller Schärfe erwieſen, und er iſt ſo augenſcheinlich wahr, daß ihn auch kein Zweifler umſtoſſen kan. (§. 432). Idealiſten und Egoiſten leugnen ihn ohnedem ſo wenig als die Materialiſten, und alſo iſt dieſer Grund wohl unumſtößlich. Der andre Satz, den wir zum voraus ſetzen, iſt der Satz des zureichenden Grundes: **Alles was da iſt, muß einen zulänglichen Grund haben, warum es vielmehr iſt, als nicht iſt.** Auch dieſen Satz haben wir oben ſo ins Licht geſetzet, (§. 216) daß wir ihn itzo nicht allererſt beweiſen dörfen.

Datur ens aliquod a ſe.

§. 1098. Nunmehro ſchlieſſen wir ſo: Weil wir doch wirklich da ſind: So muß auch ein Grund verhanden ſeyn, warum wir ſind. Dieſer Grund aber muß entweder in uns ſelber ſeyn, oder auſſer uns, in einem andern Dinge angetroffen werden. Wäre er in uns ſelbſt zu finden: So würden wir ein ſelbſtändiges Ding ſeyn. Denn wir nennen ein ſelbſtändiges Ding ein ſolches, das den Grund ſeines Daſeyns in ſich ſelber hat. Wäre aber das letztere, ſo muß doch auſſer uns ein ſolches ſelbſtändiges Weſen irgendwo vorhanden ſeyn, in welchem unſer Daſeyn entweder unmittelbar, oder doch mittelbar gegründet iſt.

Illuſtratio huius veritatis vberior.

§. 1099. Dieſer Schluß lautet mit gemeinen Worten ausgedrücket, etwas verſtändlicher: Es iſt itzo etwas: Daher muß allezeit, oder von Ewigkeit her, etwas geweſen ſeyn. Denn wäre iemals ein Augenblick geweſen, da nichts war; So wäre gar nicht zu begreifen, warum denn itzo etwas wäre: Denn aus nichts kan nichts kommen, und nichts kan ſich ſelber machen; weil es alsdann ſeyn müßte ehe es iſt, welches ein offenbarer Wiederſpruch iſt. Dieſes ewige Weſen nun, welches allezeit geweſen, müſſen wir entweder ſelbſt ſeyn, oder es muß auſſer uns ein andres geben. Dieſes zu entſcheiden müſſen wir uns etwas genauer um die wahre Beſchaffenheit eines ſelbſtändigen Dinges bekümmern.

Ens a ſe eſt independens.

§. 1100. Weil ein ſelbſtändiges Ding den Grund ſeines Daſeyns in ſich ſelbſt hat(§.1098): So bedarf es keines fremden Beyſtandes zu ſeiner Wirklichkeit; ſondern es beſteht durch ſeine eigene Kraft. Es würde alſo ſeyn, wenn gleich ſonſt weiter nichts vorhanden wäre: Ja es würde auch alle ſeine Eigenſchaften haben, wenn gleich auſſer ihm gar nichts wäre. Denn die Eigenſchaften flieſſen nothwendig aus dem

Weſen eines Dinges, und wo dieſes alſo iſt, da müſſen jene auch ſeyn. Das ſelbſtändige Ding hänget alſo in keinem Stücke, weder im Daſeyn, noch im Weſen, noch in ſeinen Eigenſchaften von einem andern ab: Sondern es iſt vollkommen **ununterwürfig** und alles andern unbedürftig.

Ens a se est necessarium & aeternum.

§. 1101. Das ſelbſtändige Ding hat den Grund ſeines Daſeyns in ſich ſelbſt. Das Ding ſelber aber, iſt ſein Weſen; folglich muß das Weſen des ſelbſtändigen Dinges, den Grund ſeiner Wirklichkeit in ſich halten. Was nun in dem Weſen eines Dinges gegründet iſt, das iſt eben ſo nothwendig als das Weſen ſelbſt (§. 236. §. 238): Folglich iſt denn auch das Daſeyn eines ſelbſtändigen Dinges **nothwendig**; daß heißt, es muß ſelbiges nothwendig verhanden ſeyn. Alles nothwendige iſt aber ewig (§.235): So iſt denn auch das ſelbſtändige Ding **ewig**. Und man kan von ihm ſagen, daß es das erſte und letzte ſey; vor und nach welchem nichts ſeyn kan, und welches weder entſtanden iſt, noch aufhören wird.

Ens a se non est compositum sed ens simplex.

§. 1102. Nunmehro haben wir einen Grund etwas nähers von dem ſelbſtändigen Dinge zu ſagen: Denn wir können aus dem bisherigen ſchon ſchlieſſen, daß es weder ein Körper noch ſonſt ein zuſammengeſetztes, ſondern ein einfaches Ding ſeyn müſſe. Denn ein Körper kan entſtehen und aufhören, bloß weil er aus Theilen zuſammengeſetzt iſt, die ſich zertrennen und abſondern laſſen (§. 274). Das ſelbſtändige

Ding aber kan nicht entſtehen und aufhören, weil es nothwendig und ewig iſt. (§. 1101.) Daher muß es ein einfaches Ding ſeyn. Eben ſo erhellet nun, daß auch dieſes ganze Weltgebäude nicht das ſelbſtändige Ding ſeyn könne. Denn dieſes iſt ja ein zuſammengeſetztes Ding, welches veränderlich und zufällig iſt. (§. 325. 338.)

Elementa non ſunt entia a ſe.

§. 1103. Nun fragt ſichs nur, ob denn unter der Zahl der auſſer uns befindlichen Dinge nicht etwa die Elemente der Welt, als einfache Dinge, ſelbſtändig ſeyn könnten? Allein wir wiſſen ſchon, daß zu dieſer Welt eben dieſe, zu einer andern Welt aber auch andre Elemente nöthig geweſen (§.383). Iſt nun dieſe ganze Welt ein zufälliges Ding, ſo ſind auch ihre Elemente zufällig, und können alſo nicht ein ſelbſtändiges Ding ſeyn. Vielmehr zeigen ſie ſelbſt, daß es auſſer ihnen ein andres ſelbſtändiges Weſen geben müſſe, worinn der Grund ihres Daſeyns anzutreffen iſt: indem ſie eben ſo wohl nicht da ſeyn könnten, als ſie itzo da ſind; und alſo ein Grund ſeyn muß, warum ſie vielmehr ſind, als nicht ſind.

Nec mens noſtra eſt ens a ſe.

§. 1104. Unſre Seele endlich kan das ſelbſtändige Ding auch nicht ſeyn, ob ſie gleich ein einfaches Ding iſt. Denn ſie richtet ſich mit allen ihren Vorſtellungen nach dem Stande ihres Körpers in der Welt; und nach der Beſchaffenheit ihrer ſinnlichen Gliedmaſſen, ſonderlich der materialiſchen Abbildungen im Gehirne (§. 581. §. 593). Iſt aber dieſes, ſo iſt die Seele ihrem Leibe unterwürfig, und ſeiner bedürftig. Ja mittelbar iſt ſie dergeſtalt auch der Welt unterworfen. Nun muß aber das ſelbſtändige Weſen ganz ununterwürfig ſeyn, (§. 1100). Folglich kan unſre Seele unmöglich ein ſelbſtändiges Ding ſeyn. Wenn es noch andre Geiſter giebt, die mit ihren Gedanken an dieſe Welt gebunden ſind: So wird von ihnen eben das gelten.

Datur Deus.

§. 1105. Da nun alſo weder die Körper, noch ihre Elemente, noch unſre Seelen, noch andre Geiſter die ihr ähnlich ſind, ſelbſtändige Dinge ſind; gleichwohl aber ein ſolches vorhanden ſeyn muß (§. 1098): So iſt es offenbar, daß man ſelbiges in einem ganz andern Weſen ſuchen muß, welches von der Welt unterſchieden iſt, und den Grund ſeiner Wirklichkeit in keinem andern hat. Wir nennen aber ein ſolches Weſen, darinn der Grund von dem wirklichen Daſeyn der Welt und unſrer Seelen befindlich iſt, GOtt: Und folglich haben wir erwieſen, daß ein GOtt ſeyn müſſe. Wir ſehen auch zugleich, daß GOtt ein nothwendiges, ewiges, unveränderliches, einfaches, ununterwürfiges, oder unbedürftiges Weſen ſey: Und zwar eben deswegen, weil er ein ſelbſtändiges Weſen iſt.

Demonſtrationis huius prae aliis.

§. 1106. Dieſer Beweis iſt nicht nur gründlicher, ſondern auch um ein vieles leichter, als die andern Beweiſe, daß ein GOtt ſey. Er gründet ſich auf den deutlichen Begriff von einem ſelbſtändigen Weſen, auf den Satz des zureichenden Grundes und auf die Zufälligkeit unſerer Welt. Es haben ihn auch ſchon die tiefſinnigſten unter den Schullehrern faſt auf eben die Art vortragen. Der Carteſianiſche hergegen, den auch Fenelon in einem eigenen Tractate davon vorgetragen hat, iſt faſt überall mangelhaft, wenn man ihn genau prüfet. Die andern gemeinen Beweiſe aber thun einem ſpitzfündigen Gottesleugner nicht eher eine Gnüge, als bis man ihm die Zufälligkeit der Dinge in der Welt dargethan hat.

Das II. Hauptſtücke

von den

Göttlichen Eigenſchaften überhaupt.

§. 1107.

Ratio methodi.

Obwohl das Weſen eines Dinges ſeiner Natur nach eher gedacht werden kan, als ſeine Eigenſchaften (§. 225.) ſo können wir doch von dem Weſen GOttes noch nichts wiſſen oder ſagen, bis wir von ſeinen Eigenſchaften werden unterrichtet ſeyn. Dieſe aber müſſen wir aus Betrachtung der Welt herausbringen, welche uns in die Sinne fällt, und alſo bekannter iſt. Denn weil die Welt den Grund ihres wirklichen Daſeyns in GOtt hat: So muß man GOtt ſolche Eigenſchaften beylegen, daraus es ſich begreiffen und erklären läßt, warum die Welt vielmehr ſo, als anders iſt. Man kan nemlich aus dem Werke eines unbekannten Künſtlers ſehr wohl auf die Kunſt und Geſchicklichkeit deſſelben einen Schluß machen.

Deus eſt vnus.

§. 1108. Alles was wir vor Augen ſehen und ſonſt empfinden können, gehöret mit zur Welt, und iſt ſo mit einander verknüpft, daß es eins ausmacht (§. 326). Wir wiſſen alſo von keiner andern Welt was, als von dieſer, deren Einwohner wir ſind. Denn ſind gleich andre Welten möglich, ſo ſind ſie doch darum nicht wirklich verhanden. Eine einzige Welt, die in allen ihren Theilen der Zeit und dem Raume nach ſo verknüpfet iſt (§. 328. 329.) bedarf auch nicht mehr als eine wirkende Urſache. Denn da wir ohne zureichenden Grund nichts annehmen müſſen: So dörfen wir auch nicht zwey oder mehr ſelbſtändige Dinge ſetzen, ſo lange in einem einzigen der Grund von der Welt gefunden werden kan.

Pluralitas Deorum apud veteres temere aſſerta fuit.

§. 1109. Zwar wenn die Heyden viele Götter geglaubet haben, ſo haben ſie zum voraus geſetzt, ein ieder Theil der Welt bedörfe einen eigenen Regenten, z.E. der Himmel den Jupiter, die See den Neptun, die Hölle den Pluto, u. ſ. w. Allein dieſes war dem Mangel ihrer Einſicht in die Verknüpfung aller Dinge zuzuſchreiben. Daß es ihnen hieran gefehlet, zeigen die Fabeln von der Wiederwärtigkeit und Uneinigkeit ihrer Götter. Gleichwohl unterwarfen ſie doch mehrentheils alles dem Jupiter, oder einem allgemeinen Schickſale; welches denn nur was einzelnes war und nichts zum Gehülfen neben ſich hatte. Die Weltweiſen als Plato, Cicero, Seneca, u.a.m. haben ohne dem nur eine einzige Gottheit geglaubet.

Deus intellectu gaudet.

§. 1110. In der Welt iſt alles und iedes der Zeit und dem Raume nach verknüpfet, ſo daß eins immer um des andern willen iſt. (§. 327). Wo man aber wahrnimmt, daß eins um des andern willen geſchieht, ſo daß das letztere nicht geſchehen würde, wenn das erſtere nicht vorhergegangen wäre, da findet man Mittel und Abſichten (§. 306. §. 308). Weil nun Abſichten und Mittel nur bey einem verſtändigen Weſen ſtatt finden können (§. 307): So muß auch das ſelbſtändige Weſen, oder GOtt, einen Verſtand haben. Der Verſtand iſt die Fertigkeit ſich die Dinge deutlich vorzuſtellen. GOtt muß alſo einen ſehr groſſen Verſtand beſitzen, womit er ſich dieſes ganze Weltgebäude, welches aus einer ſo unendlichen Menge von Körpern, Geiſtern und Elementen beſteht, deutlich vorgeſtellet hat.

Deus ratione praeditus eſt.

§. 1111. Derjenige, der die Verknüpfung der Wahrheiten deutlich einſieht, der hat Vernunft (§. 505). Nun hat aber GOtt die Verknüpfung der Dinge in der Welt mit ſeinem groſſen Verſtande deutlich eingeſehen, (§. 1110.) und eins um des andern willen vor wahr erkannt (§. 248). Daher muß GOtt auch eine ſehr groſſe Vernunft beſitzen. Man kan die

Gröſſe derſelben ebenfalls nach der Menge der Dinge, und ihrem ſo vielfältigen Zuſammenhange überſchlagen, den wir in der Welt antreffen. Es iſt nemlich nichts in derſelben zu finden, das nicht mit allem übrigen zuſammen hienge. Wie nun ein Uhrmacher z. E. die ganze Verknüpfung aller Theile ſeiner Uhr, und die Gründe aller ihrer Gröſſen, Verhältniſſe und Bewegungen einſieht: So muß auch GOtt alles dieſes in der Welt einſehen.

Deus ſapientia gaudet.

§. 1112. Wer ſich geſchickte Mittel erſinnen kan, gewiſſe Abſichten auszuführen und die dadurch erhaltenen Abſichten wiederum zu Mitteln fernerer Abſichten zu brauchen weis, bis er zuletzt ſeinen Hauptzweck erreichet: der iſt weiſe (§. 655). Nun hat in der Welt immer ein Ding um des andern willen ſeyn ſollen, und es iſt alſo eine faſt unendliche Kette von Mitteln und Abſichten zuſammen verbunden. Dieſes muß aber ſo wohl als alles übrige ſeinen Grund in GOtt haben. Folglich beſitzt GOtt eine überaus groſſe Weisheit. Wie groß dieſelbe ſey, kan man auch aus der bloſſen Zergliederung des menſchlichen Körpers auf eine erſtaunende Weiſe wahrnehmen: Da doch der Menſch gegen die ganze Welt nur ein Punct zu nennen iſt.

Deus ſibi plures mundos poſſibiles repraeſentat.

§. 1113. Wir Menſchen können uns bey einzelnen Begebenheiten in der Welt, viel neue Verbindungen der Dinge, und alſo ganze Reihen möglicher Dinge erdenken, die in dieſer Welt niemals wirklich werden (§. 338). GOtt er-

erkennet mit ſeinem Verſtande die ganze Welt viel deutlicher, als wir ihre geringſten Theile einſehen (§. 1111). Er muß alſo auch viel deutlichere Vorſtellungen von andern möglichen Welten haben als wir, ja ſich eine unendlich gröſſere Anzahl derſelben, durch allerley neue Verbindungen der möglichen Dinge vorſtellen können. Dieſes iſt nicht nur eine Muthmaſſung: Sondern eine nothwendige Folge. Wir räumen hier nemlich GOtt nichts mehr ein, als wozu uns die vollkommen deutliche Vorſtellung von dieſer Welt, und die Kenntniß unſrer Gemüthskräfte ein Recht giebt.

§. 1114. Hat aber GOtt viel mögliche Welten ſich deutlich vorgeſtellet, und gleichwohl dieſe wirklich verhandene den übrigen vorgezogen: So muß doch ein Grund vorhanden ſeyn, warum ſolches geſchehen iſt. Nun wiſſen wir ſchon, daß verſchiedene Welten, als zuſammengeſetzte Dinge verſchiedene Grade der Vollkommenheit haben (§. 422). Das Anſchauen der Vollkommenheit aber erwecket Luſt (§. 514.) welche deſto gröſſer iſt, je gröſſer die Ubereinſtimmung des mannigfaltigen iſt, und je deutlicher ſie erkannt wird. GOtt muß alſo auch an dieſen verſchiedenen Welten ein verſchiedenes Wohlgefallen gehabt haben; und hierdurch hat alſo eine Welt vor der andern, die unſrige aber, vor allen übrigen, die mit ihr verglichen worden, den Vorzug erhalten.

Deus non ſine ratione hunc mundum reliquis praetulit.

§. 1115. Wer eine Sache deswegen erwehlt, weil ſie ihm beſſer gefällt, das iſt, nach einem

Deus voluntate libera praeditus eſt.

deutlichen Erkenntniſſe vor vollkommner erkläret wird, als andre; der hat einen freyen Willen (§. 559. 627). Nun hat aber GOtt dieſe Welt, um dieſer Urſache halber, andern möglichen Welten vorgezogen, wie wir aus ihrem wirklichen Daſeyn ſchlieſſen können. Alſo hat GOtt auch einen freyen Willen. Es geht aber dieſer Wille GOttes nur auf das Vollkommene überhaupt, nicht aber auf das Gute, wie es bey uns vor das nützliche genommen wird. Denn weil GOtt vor ſich aller Dinge unbedürftig iſt, und zur Erhaltung ſeines Weſens nichts brauchet: So darf er keine eigennützige Wahl treffen, ſondern kan das Vollkommene überhaupt wehlen.

Deus potentia & vi activa gaudet. §. 1116. Wer ein Vermögen hat etwas zu wirken, der beſitzet eine Macht (§. 293). GOtt hat ein ſolches Vermögen eine von den Welten, die er ſich als möglich vorgeſtellet, zur Wirklichkeit zu bringen: denn wir ſehen daß es in der That geſchehen ſey (§. 1114). Dieſes aber iſt eine Veränderung, deren Grund in GOtt vorhanden war, und folglich ſeine Wirkung (§. 282). Dergeſtalt beſitzt denn GOtt eine Macht. Allein er hat auch zugleich eine Kraft gehabt. Denn, wo eine Bemühung iſt, eine Wirkung hervor zubringen, da iſt eine Kraft (§. 283). Wo aber die Wirkung in der That erfolget, da muß eine Bemühung ſeyn, dieſelbe hervorzubringen: Folglich, hat denn GOtt auch eine wirkſame Kraft, das mögliche wirklich zu machen, das iſt etwas zu erſchaffen.

Creationis modus inexplicabilis.

§. 1117. Nun iſt es uns zwar nicht möglich einen deutlichen Begriff, von der Schöpfung ſelbſt zu geben, und zu erklären, wie denn eigentlich eine bloß mögliche Welt wirklich geworden ſey. Denn ſie beſteht aus lauter einfachen Dingen, als Elementen, Seelen und Geiſtern. Wenn dieſe aber entſtehen, ſo entſtehen ſie auf einmal (§. 286.) ſo, daß nichts vorhergeht oder hernach folget, ſo ſich nach und nach anmerken lieſſe. Dem ungeachtet aber darf man dieſe Schöpfungskraft bey GOtt nicht in Zweifel ziehen, weil keine andre Art möglich iſt, wie einfache Dinge entſtehen könnten, als durch eine ſolche Kraft (§. 285): Woferne ſie nemlich nicht nothwendig vorhanden ſind; welches aber nicht behauptet werden kan. (§. 1103.)

Deus eſt mundi cauſa ſolitaria.

§. 1118. Da ſich alſo alles wirklich vorhandene in den Schöpfer, und in die Geſchöpfe abtheilen läſſet: So können wir leicht die Frage entſcheiden: Ob GOtt in Erſchaffung der Welt einen oder mehr Gehülfen gehabt habe? Wir antworten nemlich ſicher mit Nein! Denn weil alles erſchaffene mit zur Welt gehöret: ſo war ja nichts davon eher vorhanden, als die Welt ſelbſt hervor gebracht wurde. So bald alſo ein ſolcher vermeynter Gehülfe wirklich da war, ſo war auch die Schöpfung der Welt ſchon geſchehen, und GOtt brauchte alſo ſeiner Hülfe nicht mehr. GOtt iſt alſo die allein wirkende Urſache der ganzen Welt, und es fallen alſo die Meynungen der alten Platoniker ganz weg, die gewiſſe untergeordnete Gottheiten zu Gehülfen der Schöpfung gemachet haben.

Nec a malo principio impeditus eſt.

§. 1119. Als GOtt die Welt ſchuff war er noch ganz allein verhanden: Folglich war niemand der ihn hindern oder darinn ſtören konnte. Es hat ihm alſo kein böſes Weſen den gemachten Entwurf zu dieſer Welt, vor ſeiner Ausführung verrücken können. Es hat ſolches aber auch nach der Schöpfung eben ſo wenig geſchehen mögen. Denn alles was GOtt ſchuff, gehörte mit zur Welt, und war mit allen übrigen darinn befindlichen Dingen verknüpft. Nun ſchuff GOtt dieſe Welt, weil ſie ihm gefiel: u. ſie gefiel ihm wegen ihrer Vollkommenheit, die in der Ubereinſtimmung des Mannigfaltigen beſteht. Hat nun in der Welt alles übereingeſtimmet, ſo koñte nichts darinn vorhanden ſeyn, ſo die Welt verderbet hätten, wie Manes und Marcion behauptet haben.

Quando mundus ſit conditus.

§. 1120. Die Frage: wenn GOtt die Welt geſchaffen habe? kan nicht anders beantwortet werden, als: Im Anfange aller Dinge, das iſt mit der Zeit. Denn da die Zeit nichts anders iſt, als die Ordnung der Dinge die auf einander folgen (§. 259). So kan vor der Welt keine Zeit geweſen ſeyn, darinn ſich ein gewiſſer Augenblick feſt ſetzen lieſſe. Daher hat der Herr von Leibnitz Clarkens Frage verworfen, ob GOtt die Welt eher hätte erſchaffen können? Genung, daß wir ſagen können, GOtt habe die Welt geſchaffen, ſo bald er ſie hat ſchaffen wollen. Denn da er die alleinige Urſache der Welt iſt, (§. 1118.) und alſo auf keinen Gehülfen hat warten dörfen; auch von niemanden in ſeinem Werke gehindert oder geſtöret werden können, weil neben ihm noch niemand verhanden war: So hat er zu Hervorbringung der Welt weiter nichts, als ſeinen Willen und ſeine Kraft, nöthig gehabt.

Deus eſt bonus.

§. 1121. Das vollkommene wird metaphyſiſch gut genennet (§. 255). Daher iſt derjenige, der das vollkommnere dem unvollkommnern vorzieht, gütig zu heiſſen. Böſe hergegen wäre ein Weſen zu nennen, wenn es an der Unvollkommenheit, das iſt, an dem Ubel, ſeine Luſt hätte, und das ärgere dem beſſern vorzöge. Nun haben wir oben gehört, daß GOtt unter den vielen möglichen Welten, dieſe ihrer gröſſern Vollkommenheit halber erwehlet habe. Daher iſt denn GOtt auch gütig zu nennen. Vermöge dieſer Güte nun hat GOtt an allem dem ein Wohlgefallen, was zum Beſten der ganzen Welt und ihrer Theile gereichet: Obgleich wegen der ſtreitenden Regeln der Vollkommenheit, zuweilen im Abſehen auf die Theile, eine Ausnahme ſtatt findet.

Deus eſt iuſtus.

§. 1122. GOtt theilet nach ſeiner Güte, zwar alles Gute unter ſeine Geſchöpfe aus, ſie ſeiner Abſicht nach vollkommener zu machen: Doch thut er ſolches nicht blindlings, ſondern nach ſeiner Weisheit. Dieſe ſieht nun in jedem Falle, was für Mittel zu Erlangung der Abſichten und des Hauptzweckes ſich ſchicken. Nun giebt auch die Entziehung gewiſſer Güter zuweilen ein Mittel ab, die vernünftigen Geſchöpfe zu etwas zu lenken: Und GOtt bedient ſich zuweilen dieſes Mittels dieſelben vollkommener zu machen, oder doch mit einem geringern Ubel ein gröſſeres zu verhüten. GOttes Weisheit ſchränket dergeſtalt ſeine Güte ein, und da wir eine von der Weisheit eingeſchränkte Güte, die Gerechtigkeit nennen: So iſt es auch offenbar, daß GOtt gerecht ſey.

Iuſtitiae definitio vindicatur.

§. 1123. Nun ſcheint zwar dieſer Begriff von der Gerechtigkeit vielen unrichtig, weil ſie ſich einbilden ein gerechter Richter z. E. könne auch an ſcharfen Strafen ſeine Luſt haben. Sie wäre alſo der Güte ganz entgegen geſetzt, als die an lauter Wohlthun ihre Luſt hätte. Allein man erweget nicht, daß eine Strafe, in ſoweit ſie ein Ubel iſt, keinem weiſen Manne gefallen kan; ſondern nur in ſoweit ſie ein Mittel iſt, entweder den Geſtraften zu beſſern, oder was ärgers zu verhüten. (§. 543.) Ein gerechter Mann ſtrafet alſo nicht mit Vergnügen, ſondern voll Mitleidens gegen den Verbrecher, der ſich durch gelindere Mittel nicht zu ſeiner Pflicht will lenken laſſen. Nur ein Tyrann und Wüterich hat an Plagen und Martern ſeine Luſt.

Et vberius declaratur.

§. 1124. Die Gerechtigkeit GOttes entzieht alſo nur gewiſſen Geſchöpfen einige Güter, deren ſie ſich zu ihrem und andrer Verderben misbrauchen würden. Sie befördert nemlich durch ſcharfe Mittel ihre allgemeine Abſichten, wenn ſich ſelbige nicht durch gelindere ausführen laſſen. Sie theilet aber auch das Gute reichlich aus, wenn ſie ſiehet, daß ſolches ein Mittel werden kan, ihre Abſichten zu erreichen. Nun giebt aber Gutes und Böſes einer vernünftigen Creatur einen Bewegungsgrund ab, warum ſie etwas will oder nicht will, thut oder läßt. Folglich ſucht die Gerechtigkeit GOttes auf beyderley Weiſe, das allgemeine Beſte der Welt zu befördern.

§. 1125. Wer ſich an der Vollkommenheit eines Weſens beluſtiget, der iſt auch bereit ſich an dem Wachsthume derſelben zu vergnügen. Dieſe Bereitſchaft aber iſt nichts anders als die Liebe. Nun vergnüget ſich GOtt an der Vollkommenheit der Welt überhaupt, und aller darinn enthaltenen Geſchöpfe; ja kan auch dieſer letztern zunehmende Glückſeeligkeit nicht ohne Vergnügen anſehen, als welche aus der Zunahme ihrer Vollkommenheiten entſteht. Alſo liebt denn GOtt die Welt, und alle ihre Theile nach dem Maaſſe ihrer Vollkommenheit. Und ob dieſelbe ſchon ſehr ungleich iſt: So hat doch ein jedes Ding etwas Gutes an ſich (§. 255). Und GOtt haſſet alſo nichts von dem, ſo er geſchaffen hat.

Deus eſt creaturarum ſuarum amantiſſimus.

§. 1126. Nun haben wir zwar ſonſt die Liebe unter die Affecten gerechnet, die aus einer ſinnlichen Begierde ihren Urſprung haben, und alſo aus einem undeutlichen Erkenntniſſe der Sinne entſtehen. Allein es kan auch eine reinere Liebe geben, die ſich auf ein deutliches Erkenntniß des Guten an einem Dinge gründet. Denn dieſes beluſtiget nicht weniger, wenn man

Non tamen amor hic ex affectuum eſt numero.

es deutlich einſieht (§. 518), und erwecket alſo eine ähnliche aber vollkommnere Bereitſchaft, ſich an dem Zuwachſe deſſelben zu vergnügen. Nur dieſe reine Liebe, und keine andre, eignen wir GOtt zu, davon auch wir Menſchen zuweilen kleine Proben ablegen. Dieſes iſt wegen des folgenden zu merken, wo wir zeigen werden, daß in GOtt keine Affecten ſtatt finden können.

Idem de miſericordia tenendum.

§. 1127. Ein gleiches läßt ſich von dem Mitleiden oder von der Barmherzigkeit ſagen. Denn da dieſes nichts anders iſt, als die Liebe eines Elenden: So kan GOtt gar wohl auf eine ihm anſtändige Art barmherzig genennet werden. Denn er erkennet den elenden Zuſtand vieler vernünftigen Geſchöpfe. Er liebet ſelbige nach dem Maaſſe des Guten, ſo ſie an ſich haben. Folglich hat er eine Bereitwilligkeit ſich an ihrem verbeſſerten Zuſtande zu vergnügen, und ihnen ſo viel als möglich iſt, Gutes wiederfahren zu laſſen. Nur die unruhige Traurigkeit, die vielmals bey dem menſchlichen Mitleiden iſt, findet bey GOtt nicht ſtatt, wie aus dem folgenden erhellen wird.

Nec odio vel ira flagrare poteſt Deus.

§. 1128. Eben ſo findet bey GOtt kein Haß oder Zorn ſtatt. Denn ungeachtet ihm das Böſe nicht gefällt: So iſt doch in der Welt nichts ganz böſe; ſonder jedes Ding iſt in ſeiner Maaſſe noch gut. Es dient wenigſtens in ſeiner Verbindung in etwas zur Vollkommenheit der Welt, und GOtt ſieht alſo gar wohl ein, daß es nicht ſchlechterdings zu haſſen ſey. Der Zorn entſteht gleichfalls aus einer Ohnmacht, das Böſe, ſo man uns zufügen will, hindern zu können. Bey GOtt aber findet dieſes nicht ſtatt, indem ſeine Geſchöpfe ihn nicht beſchädigen mögen, und weiter nichts thun können, als was er ihnen zulaſſen will. Was er aber zuläſſet, das iſt ſeinen allgemeinen Abſichten nicht zuwieder, und alſo kan er nicht darüber zürnen.

Das III. Hauptſtücke

von dem

Weſen GOttes und deſſen Unendlichkeit.

§. 1129.

Nachdem wir bisher die fürnehmſten Eigenſchaften GOttes aus der Nahmen-Erklärung deſſelben, und aus Betrachtung der Welt herausgebracht: So müſſen wir uns auch um das Weſen deſſelben bekümmern. So viel können wir nun aus dem vorhergehenden ſchon ſchlieſſen, daß ſelbiges nicht in der Art der Zuſammenſetzung beſtehen könne. Denn GOtt iſt ein einfaches Ding; nicht aber ein zuſammengeſetztes (§. 1102). Folglich hat er dann keine Theile, wie die Körper, oder wie die ganze Welt. Und ſein Weſen muß alſo in was anderm geſuchet werden, was ſich vor ein einfaches Ding beſſer ſchicket.

Eſſentia Dei non eſt ratio compoſitionis.

Deus eſt Subſtantia Spiritualis.

§. 1130. Nun wiſſen wir aber daß GOtt eine wirkende Kraft hat (§. 1116). Da nun ein Ding ſo damit begabet iſt, eine Subſtanz iſt; ſo iſt GOtt auch eine einfache Subſtanz (§. 300). Ferner hat GOtt nicht nur Verſtand, Vernunft und Weisheit, ſondern auch einen freyen Willen (§ 1110. 1111. 1112. 1115). Was aber mit dieſen Eigenſchaften begabet iſt, das iſt ein Geiſt (§. 652). Folglich iſt dann GOtt ein Geiſt. Das Weſen GOttes iſt alſo ein geiſtliches Weſen, und von allem dem, was wir Materie nennen, weit unterſchieden; ſo ſubtil man ſich dieſelbe auch immermehr einbilden wollte: welches wieder die Epicurer und andre grobe oder ſubtilere Materialiſten zu merken iſt.

Deus eſt Spiritus maxime perfectus.

§. 1131. Die Geiſter ſind nicht alle von gleicher Vollkommenheit, ſondern nach Beſchaffenheit ihres Verſtandes, unterſchieden (§. 674). Von GOtt wiſſen wir, daß er ſich dieſe ganze Welt deutlich vorzuſtellen vermögend geweſen, wozu ein ſehr groſſer Verſtand gehöret (§. 1110). Daher iſt denn GOtt ein überaus vollkommener Geiſt, der in Vergleichung mit unſrer Seele, deren Verſtand ſo enge Schranken hat, unbegreifliche Vorzüge beſitzet. In der Naturlehre haben wir geſehen, wie wenig wir von der Welt wiſſen, und wie unmöglich es uns ſey, nur in den gemeinſten Begebenheiten bis auf die erſten Anfänge der Körper zu gehen, und ihre Grundurſachen in den Elementen zu finden. Wie groß muß denn die Fähigkeit desjenigen Geiſtes ſeyn, der dieſe ganze Welt deutlich einzuſehen vermocht.

§. 1132.

Quod vlterius confirmatur.

§. 1132. Erwegen wir nun, daß GOtt auch die andern möglichen Welten ſich eben ſo deutlich vorgeſtellet, ehe er die wirklich verhandene gewehlet (§. 1113), und daß die Anzahl dieſer möglichen Welten, unendlich groß iſt, indem die geringſte Begebenheit, die man annimmt, und die von dem was in unſrer Welt geſchieht, abgeht, eine neue Reihe von Urſachen, oder eine neue Welt zu ihrer Wirklichkeit erfordert (§. 338): So ſieht man hieraus noch mehr die erſtaunende Gröſſe des Göttlichen Verſtandes, darinn ſich alle unſer menſchliches Nachſinnen verlieret. Gleichwohl ſagen wir hier noch nicht, daß er ganz unendlich ſey; weil wir dieſes aus dem bisherigen noch nicht ſchlieſſen können, aber wohl in dem folgenden erweiſen wollen.

Deus omnes mundos poſſibiles ſibi repraeſentavit.

§. 1133. Weil eine jede Begebenheit in der Welt nur um der Urſachen halber, die ſie hervorbringen, wirklich entſteht: So iſt auch ein jedes mögliches Ding, ſo in der Welt nicht entſteht, nur um einer Reihe von Urſachen halber möglich, die zu deſſen Hervorbringung gehören würden, wenn es wirklich entſtehen ſollte. Wer ſich alſo ein mögliches Ding ganz deutlich vorſtellt, der ſtellt ſich zugleich eine ganze Welt vor, darinn ſelbiges wirklich hervorkommen könnte. Wer ſich aber zu jeder Begebenheit, die in der Welt nicht geſchieht eine neue Welt denken kan, der kan ſich in allen möglichen Reyhen zuſammenhangender Dinge, alle mögliche Dinge vorſtellen. Da nun GOtt das erſtere vermag (§. 1131.) ſo kan er auch das letztere.

Deus eſt Spiritus perfectiſſimus.

§. 1134. Wer ſich alles, was möglich iſt, in völliger Deutlichkeit vorſtellen kan, der hat den allervollkommenſten und gröſten Verſtand (§. 609). Wie ſich neimlich kein gröſſerer erdenken läßt, als ein ſolcher: So hat derſelbe auch keine Schranken ſeines Erkenntniſſes, oder ſeiner Vorſtellungskraft, und iſt alſo uneingeſchränkt, oder unendlich (§. 295). Weil nun vermöge des vorigen, GOtt einen ſolchen unendlichen Verſtand haben muß, der allezeit mit einer gleich angeſtrengten Kraft fortwirket (§. 298): So muß auch GOtt der allervollkommenſte Geiſt ſeyn. Denn die vorſtellende Kraft macht das Weſen eines Geiſtes aus, und wo dieſe alſo die gröſte Vollkommenheit hat, da iſt auch der vollkommenſte Geiſt zu finden. (§.654.)

Dei intellectus infallibilis prorſus eſt.

§. 1135. Die Deutlichkeit des Erkenntniſſes nennen wir das Licht im Verſtande, davon die Klarheit ein geringer Grad, die Dunkelheit aber das Gegentheil iſt. Da nun im göttlichen Verſtande lauter deutliche Vorſtellungen ſind: So iſt auch lauter Licht in ſeinem Verſtande. Entſtehen nun die falſchen Urtheile bey uns aus den dunkeln und verwirrten, oder undeutlichen Begriffen, die wir durch die Sinne bekommen haben: So iſt es offenbar, daß der göttliche Verſtand davon frey ſeyn muß. Sein Urtheil trüget ihn niemals, ſondern iſt allezeit richtig und ohne Tadel. GOtt kan auch nicht irren, oder ſich anders beſinnen, und das vorige Urtheil wiederruffen: Und ſein Verſtand iſt das Vaterland aller Wahrheiten.

Deus ratione abſolute ſumma gaudet.

§. 1136. Weil die Vernunft nur die dritte Wirkung des Verſtandes iſt, ſo muß GOtt bey dem allervollkommenſten Verſtande auch die vollkommenſte Vernunft beſitzen (§. 655). GOtt ſieht alſo den Zuſammenhang aller Wahrheiten ein, und zwar auf einmal, ſo daß er nicht erſt durch langwierige Schlüſſe, allmählich von einer auf die andre kommen darf. Der vollkommenſte Geiſt nemlich hat keine Schranken; ſondern iſt unendlich, und hat alles, wozu er fähig iſt, auf einmal. Folglich ſieht er auch alle Verknüpfungen der Wahrheiten zugleich ein: Ob er gleich auch in dieſem Zuſammenhange die mittelbar verknüpften von den unmittelbar zuſammenhangenden ſehr wohl zu unterſcheiden weis.

Deus eſt ſapientia ſumma praeditꝰ.

§. 1137. Wer den Zuſammenhang aller Wahrheiten vollkommen einſieht, der erkennet auch deutlich, was für Mittel mit der Abſicht, die man erreichen will, am beſten zuſammen hangen. Der vollkommenſte Geiſt oder GOtt muß alſo auch die vollkommenſte Weisheit beſitzen (§. 655). Da nun die beſten Mittel allemal diejenigen ſind, die am leichteſten, kürzeſten und ſicherſten zu der Abſicht führen: So wird GOtt vermöge ſeiner Weisheit keine unnöthige Umſchweife machen, und nichts vergebliches thun. Iſt nun dieſes, ſo wird auch in der ganzen Welt nichts umſonſt ſeyn, ſondern entweder unmittelbar, oder mittelbar etwas zur Ausführung der göttlichen Abſichten beytragen: wenn wir es gleich nicht allemal einſehen.

Deus voluntate perfectiſſima gaudet.

§. 1138. Wer alle Dinge mit dem allervollkommenſten Verſtande ganz deutlich einſieht, der erkennet auch an einem jeden den rechten Grad der Vollkommenheit, oder des metaphyſiſchen Guten, ſo es an ſich hat, in der gröſten Deutlichkeit. Da nun die Erkenntniß des Guten Luſt giebt; das gröſte Gut aber die allergröſte Vergnügung erwecket, wenn es nur recht erkannt wird: So hat GOtt auch an der Beſten unter allen möglichen Welten den gröſten Gefallen gehabt. Nun iſt der vollkommenſte Wille derjenige, der das allerbeſte wehlet (§. 654): GOtt aber hat nach ſeinem unendlichen Verſtande an der beſten Welt das gröſte Belieben gefunden: So hat er auch ohne Zweifel die beſte Welt hervorgebracht, und hat alſo den vollkommenſten Willen.

Objectio ſoluitur.

§. 1139. Wollte jemand ſagen, derjenige Wille würde noch vollkommener ſeyn, der alles Gute zugleich wollte; und alſo wäre der göttliche Wille nicht unendlich, weil man ſich noch einen gröſſern vorſtellen könnte: So werden wir ihm zugeben, daß freylich GOtt an allem Guten überhaupt einen Gefallen habe, und es durch den vorhergehenden Willen wolle. Allein da ſich nicht alle gute Dinge in einen Zuſammenhang bringen laſſen, der der göttlichen Weisheit anſtändig iſt: So wählt der nachfolgende Wille GOttes billig dasjenige, was unter allen möglichen Verknüpfungen der Dinge das Beſte iſt, und ſich zu Erlangung ſeines Hauptzweckes am beqvemſten brauchen läßt. Die Weisheit ſchränket alſo den Willen ein: Ohne ſie aber würde der Wille eines andern blindlings wehlen.

Bonitas Dei est absolute summa.

§. 1140. Die Vollkommenheit dieſer Welt iſt eine ſehr zuſammengeſetzte Vollkommenheit, und die Vollkommenheit der Theile trägt allerdings das meiſte dazu bey. GOtt beluſtiget ſich alſo auch an dieſer ins beſondre, und hat daher den einzelnen Geſchöpfen ſoviel davon ertheilet, als ſich in der beſten Reihe der Dinge hat thun laſſen. Mehr konnte man aber von ihm nicht fordern: Derowegen hat er alles Gute in dieſe Welt, auch unter die vernünftigen Geſchöpfe gebracht, was ihnen zu ertheilen möglich geweſen. Eine gröſſere Güte aber können wir uns nicht ausſinnen: Folglich iſt denn auch die Güte GOttes unendlich, und die allervollkommenſte deren ein Geiſt fähig iſt.

Omni potentia diuina.

§. 1141. Wer alles was möglich iſt zur Wirklichkeit zu bringen vermag, der hat die gröſte Macht, die ſich erdenken läßt, denn das unmögliche möglich zu machen, würde wieder den Satz des Widerſpruches laufen, und iſt alſo kein Object der Macht. Nun hat zwar GOtt, vermöge ſeiner Schöpfungskraft, nur eine von allen möglichen Welten hervorgebracht: Doch war dieſe die Vollkommenſte und Beſte, darinn die gröſte Anzahl der Dinge auf die beſte Art zuſammenſtimmte (§. 423). Hat

GOtt alſo vermöge ſeiner Macht dieſe Wirkung hervorbringen können, ſo iſt kein Zweifel, daß er auch die unvollkommnern Welten hätte ſchaffen können. Alle zuſammen aber halten alle mögliche Dinge in ſich. Folglich kan GOtt alles Mögliche wirklich machen, das iſt, ſeine Macht iſt unendlich groß.

Infinitudo eſſentiae divinae quaenam ſit ſtatuenda.

§. 1142. Da ſich nun von der Liebe und Gerechtigkeit GOttes, vermöge des obigen leicht eben das erweiſen läßt: So ſehen wir nunmehro, worinn die Unendlichkeit ſeines Weſens und ſeiner Eigenſchaften eigentlich beſtehe. Nemlich nicht in der Ausdehnung ſeiner Subſtanz in die Länge, Breite und Dicke, welche ſich vor einen Geiſt gar nicht ſchicket: Sondern in der unumſchränkten Erkenntniß, Einſicht, Weisheit, Güte und Gerechtigkeit, welche er in ſo hohem Grade beſitzt, als es ſie zu beſitzen immermehr möglich iſt. Dieſe Unendlichkeit iſt nun ein weit gröſſerer Vorzug vor allen erſchaffenen Dingen, als wenn GOtt an materialiſcher Gröſſe alle Körper, und das Weltgebäude ſelbſt unzehliche mal überträfe: Welches einige, die von ihrer Einbildungskraft betrogen worden, vor die Unendlichkeit GOttes gehalten haben.

Omni praeſentia hinc deducitur, ex omni ſcientia,

§. 1143. Auf die Unendlichkeit GOttes gründet ſich in dem gemeinen Verſtande auch ſeine Allgegenwart, die ebenfalls von vielen unrecht verſtanden wird. GOtt iſt nemlich ein Geiſt, und muß auf eine geiſtliche, nicht aber auf eine körperliche Weiſe zugegen ſeyn. Es iſt aber die Allgegenwart eine zuſammengeſetzte Eigenſchaft

ſchaft GOttes, die aus der Allwiſſenheit und Allmacht entſteht. Alles was ſich ein Geiſt vollkommen deutlich vorſtellen kan, das iſt ihm zugegen. Nun ſtellet ſich der Verſtand GOttes alle Theile und Elemente der Welt vollkommen deutlich vor, ſie aber ſind ganz bloß und entdeckt vor ſeinen Augen: Alſo iſt er ihnen allen gegenwärtig. Wir Menſchen ſelbſt halten im Traume, oder in hitzigen Krankheiten alles das für gegenwärtig, was uns die Einbildungskraft ſehr klar und lebhaft vorſtellet.

§. 1144. Doch gehört zu der Allwiſſenheit auch noch die Allmacht GOttes. Denn wenn auch ein erſchaffener Geiſt ſich einen Ort eine Perſon oder Sache noch ſo deutlich vorſtellete, und gleichwohl in dieſelbe nicht wirken könnte, ſo würde er daraus ſeine Entlegenheit oder Abweſenheit ſchlieſſen. GOtt aber kan in alle ſeine Geſchöpfe wirken, wenn und wie es ihm beliebt. Er hat ſie alle hervorgebracht, und ſie beſtehen noch in allen Augenblicken durch ſeine Kraft. Er iſt alſo in allen wirklich vorhandenen Dingen geſchäftig, und dieſes zeuget ſattſam, daß er nicht fern von einem jeglichen unter ihnen ſey. Man kan auch nicht ſagen, daß GOtt nicht nur nach ſeinen Wirkungen und Eigenſchaften, ſondern weſentlich, zugegen ſeyn müſſe. Denn in GOtt iſt alles weſentlich, u. nichts zufällig (§. 1101). Sein Verſtand und ſeine Macht ſind ſein eigentliches Weſen.

Et omnipotentia compoſita.

§. 1145. Zu den übrigen Eigenſchaften GOttes können wir auch noch ſeine Unverän-

Immutabilitas diuina.

der.

derlichkeit zehlen. Dieſe flieſſet gleichfalls aus der Unendlichkeit ſeines Weſens. Denn wir wiſſen, daß die Veränderungen der Dinge nur Abwechſelungen ihrer Schranken ſind, und alſo nur bey eingeſchränkten oder endlichen Dingen ſtatt finden können (§. 295). Da nun GOtt ein unumſchränktes Weſen iſt, ſo iſt er auch keiner Abwechſelung ſeiner Schranken fähig, und alſo vollkommen unveränderlich. Dieſes verſteht ſich nun ſo wohl von ſeinen Eigenſchaften, als welche weder zunehmen noch abnehmen können, als im Abſehen auf ſeinen Willen, da ihn nichts von dem gereuen kan, was er einmal gewehlet hat: Weil ihn nemlich ſein Verſtand durch kein falſches Urtheil verleiten kan.

Deus ſenſibus caret omnibus.

§. 1146. Ferner folget auch aus dem bisherigen, daß GOtt eigentlich weder ſehe noch höre, noch fühle, noch einigen andern Sinn habe. Denn unſre Sinne ſtellen uns alles nur klar verwirrt vor: GOtt aber erkennet alles deutlich. Sein Erkenntniß geſchieht alſo mit einem vollkommen reinen Verſtande, darinn ſich nichts ſinnliches menget (§. 481.). Unſre ſinnliche Begriffe, als z. E. Farben und Töne, ſtellen ſich alſo im göttlichen Verſtande ganz anders vor, als in dem unſrigen. Doch weil ſich GOtt auch unſre Gedanken vollkommen deutlich vorſtellet: So ſieht er auch, wie in demſelben ſich dieſe ſinnliche Dinge in ihrer Dunkelheit, Verwirrung und Klarheit abbilden.

§. 1147.

Das IV. Hauptſtücke
von
Den Werken GOttes.

§. 1147.

Die Qvelle des Weſens nennen wir eine Urſache, und wenn dieſe vermittelſt einer Wirkung den Grund zu einem Dinge giebt: So heißt ſie eine wirkende Urſache (§. 303). GOtt iſt alſo die wirkende Urſache der Welt geweſen, weil er den Grund ihres Weſens in ſich hat, und auch durch ſeine wirkende Kraft ihr Daſeyn (§. 1116) verurſachet hat. In dieſer Abſicht nun heißt auch die Welt ein Werk GOttes, und da wir nur von einer einzigen Welt wiſſen, ſo hat eigentlich GOtt auch nur ein einziges Hauptwerk hervorgebracht. Doch da die Welt gar zu vieles in ſich faſſet, davon wir nicht auf einmal deutlich urtheilen können: So pflegen wir uns auch dieſes einzige Werk GOttes ſtückweiſe, als viel unterſchiedene Werke vorzuſtellen.

Deus vnius operis cauſſa efficiens eſt.

§. 1148. Wenn ein verſtändiges Weſen wirket, ſo wirket es mit Wiſſen und Willen: Wer aber wirken will, der hat es durch eine vorhergehende Uberlegung gut befunden, zu wirken. Nun nennen wir das letzte Urtheil des Verſtandes von dem was man thun oder laſſen will, einen Entſchluß, oder wenn es was wichtiges betrifft, einen Rathſchluß. GOtt muß alſo auch

Vnicum Dei decretum, de mundo hoc condendo.

vor Erſchaffung der Welt, die er mit Wiſſen und Willen unternahm, einen Rathſchluß abgefaſſet haben, daß er dieſelbe durch ſeine wirkende Kraft ſchaffen wolle. Da nun zu der Hervorbringung eines einzigen Werkes auch nur ein einziger Rathſchluß nöthig iſt: So ſiehe man leicht, daß auch GOtt nur einen Rathſchluß abgefaſſet, der aber nach unſerm ſchwachen Begriffe abermal viel beſondre Schlüſſe in ſich zu halten ſcheinet.

Ordo in decretis diuinis fruſtra fingitur.

§. 1149. Hieraus folget nun, daß man ſehr oft vergeblich über die Ordnung der göttlichen Rathſchlüſſe ſtreitet, indem GOtt nicht nach und nach ſeine Schlüſſe abfaſſet, wie wir Menſchen, ſondern alles auf einmal überſieht und beſchließt. Wir Menſchen bilden uns ein, GOtt müſſe auch einen vorhergehenden und nachfolgenden Willen haben, wie wir: Da doch der erſte eine Unvollkommenheit in dem Erkenntniſſe der Bewegungsgründe zum voraus ſetzet, (§. 548) und ſich alſo vor GOtt nicht ſchicket. Ja wir bilden uns auch fälſchlich ein, GOtt habe es lange überleget, welche von allen möglichen Welten er ſchaffen wolle: Da er doch in keiner Zeit lebet, auch bey ſeinem vollkommenen Verſtande derſelben zu ſeinem Erkenntniſſe nicht bedarf.

Creatio, an mundo vim per ſe ſubſiſtendi dederit?

§. 1150. Das erſte Werk, was wir uns von GOtt vorſtellen, iſt alſo die Schöpfung der Welt, davon wir oben ſchon zur Gnüge gehandelt haben. Da dieſe nun das Daſeyn der Welt, durch eine göttliche Kraft gewirket hat:

So fragt ſichs, ob nunmehro die Welt, nachdem ſie einmal hervorgebracht worden, vor ſich beſtehen könne? Ein Weſen, ſo vor ſich ohne Beyhülfe eines andern beſtehen kan, heißt ein ſelbſtändiges Weſen. Die Welt iſt aber kein ſolches, wie wir im erſten Hauptſtücke erwieſen, alſo kan ſie auch nach geſchehener Schöpfung nicht vor ſich beſtehen, ſondern durch die Kraft deſſelben Weſens, der ſie zuerſt hervorgebracht hat.

§. 1151. Dieſe fortgeſetzte Wirkung der göttlichen Kraft, dadurch die Welt beſtehet, nennet man die **Erhaltung**. Ob ſie wohl eine und eben dieſelbe Kraft iſt, die wir uns in der Schöpfung vorſtellen müſſen: So ſtellen wir uns dieſelbe doch nach unſerm Verſtande, als ein beſondres Werk GOttes für. Es erſtrecket ſich aber dieſe Erhaltung GOttes auf alles was in der Welt eine Subſtanz iſt, auf alles was eine Vollkommenheit, oder was Gutes an den Geſchöpfen iſt. Denn wie GOtt alles dieſes erſchaffen hat, ſo muß er auch alles dieſes erhalten. Nur fragt es ſich von dem Böſen, ſo in der Welt iſt, ob GOtt auch dieſes erhalten müſſe? Und ob er, wenn er ſolches thäte, nicht die Urſache des Böſen zu nennen ſey?

Conſervatio eſt continuata creatio.

§. 1152. Wir haben ſchon oben gezeiget, daß ein jedes Geſchöpfe an ſich einige Vollkommenheit habe, und alſo metaphyſiſch gut ſey; ob wohl eines immer beſſer iſt, als das andre. Dieſes Gute nun hat bey allen endlichen Dingen ſeine Schranken, und dieſe Einſchränkung der

An malum quoque conſervetur, & primo quidem metaphyſicum.

Dinge, nennen wir die Unvollkommenheit oder das metaphyſiſche Böſe. Wenn es ſich nun fragt, wo dieſe Art des Böſen ihren Urſprung herhabe, und ob es GOtt erhalte? So dienet zur Antwort, daß es aus der nothwendigen und weſentlichen Beſchaffenheit der Creaturen ſeinen Urſprung habe, als welche durchaus Schranken haben müſſen; Und daß es folglich eben ſo wenig eines Erhalters bedörfe, als es eines Schöpfers vonnöthen gehabt.

Illuſtratur Exemplo Intellectus humani.

§. 1153. Dieſes mit einem Exempel zu erläutern, ſehe man nur auf den menſchlichen Verſtand. Daß dieſer eine Kraft iſt, ſich das mögliche deutlich vorzuſtellen, und ſich in der That einiges ſo verſtellet, iſt eine wahre Vollkommenheit, die ihm von GOtt gegeben worden, und erhalten wird. Daß er ſich aber ſo wenige Dinge deutlich vorſtellen kan, die meiſten aber verwirrt, dunkel, oder gar nicht vorſtellet; das ſind die Schranken ſeiner Kraft, oder ſeine weſentliche Unvollkommenheit, die ihn zu einem endlichen Geiſte machet. Dieſe Schranken brauchen nun keiner beſondern Erhaltung GOttes. Wenn GOtt ſeine Vollkommenheiten erhält: So ſind die Unvollkommenheiten, als ein metaphyſiſches Ubel, von ſich ſelber da.

An malum morale conſervatore indigeat?

§. 1154. Die andre Gattung des Ubels iſt, das moraliſche, nemlich die böſen Handlungen, die wieder das Geſetz der Natur laufen. Und dieſes flieſſet aus dem vorhergehenden. Denn daß der Menſch Böſes thut, kommt daher, weil er es vor gut anſieht. Daß er ſo falſch davon urtheilet, kommt von der ſchlechten Einſicht in die Natur des Guten und Böſen her; da ihn nemlich ein undeutliches Erkenntniß betrüget. Alſo kommt ja das moraliſche Ubel aus dem metaphyſiſchen, die Ubertretung aus der Unvollkommenheit des Verſtandes her. Hatte nun dieſe keines Urhebers und Erhalters vonnöthen, ſo hat auch das, ſo daraus folget, keinen Schöpfer und Erhalter nöthig, und man kan alſo nicht ſagen, daß GOtt an den böſen Handlungen Theil nehme.

Objectio: Deum plus perfectionis creaturis largiri potuiſſe.

§. 1155. Man kan hierwieder nur den einzigen Einwurf machen: daß GOtt das moraliſche Ubel hätte verhindern können; indem er nur den Geſchöpfen mehrere Vollkommenheiten hätte geben dörfen. Allein man ſetzet hier was zum Grunde, ſo nicht möglich iſt. Die Weſen der Dinge ſind ganz unveränderlich. Es iſt alſo eben ſo unmöglich, einem Geſchöpfe mehr Vollkommenheiten zu geben, als einem Dreyecke vier Seiten, oder einer Schnecke die Geſchwindigkeit eines Hirſches zu geben. Zu dem hat GOtt nicht einzelne Geſchöpfe hervorbringen können, ſondern einen groſſen Zuſammenhang derſelben, eine ganze Welt. Darinn muſte nun eine groſſe Mannigfaltigkeit derſelben ſeyn: Und es war genug, daß im Ganzen ſo viel Schönheit und Vollkommenheit angebracht wurde, als ſich in die Verknüpfung aller Dinge ſchicken wollte.

Obj. alia.

§. 1156. Wollte man behaupten, daß GOtt

Deum alium potius mundum producere debuiſſe.

lieber eine gänz andre Welt, nicht aber eine ſolche hätte ſchaffen ſollen, darinn das Böſe ganz unausbleiblich war: So ſetzet man etwas zum voraus, ſo man nicht erweiſen kan. Denn woher weis mans, daß eine Welt ohne alles Übel möglich geweſen ſey? Wir können aber wohl zeigen, daß ſolche unmöglich geweſen. Jedes endliche Weſen hat nicht alle, ſondern nur gewiſſe Vollkommenheiten, und viele Unvollkommenheiten dabey. Dieſes metaphyſiſche Übel, bringt bey verſtändigen Geſchöpfen das moraliſche hervor. Alſo wird in jeder Welt ein moraliſches Übel verhanden ſeyn. Und es iſt alſo nicht möglich eine Welt ohne alles Böſe zu ſchaffen.

Reſponſio generalis ad vtramque objectionem.

§. 1157. Auſſer dem aber haben wirs oben ſchon erwieſen, daß GOtt die Beſte unter allen möglichen Welten erwehlet habe. Wenn alſo in dieſer Welt noch was Böſes iſt; So iſt kein Zweifel, daß nicht in einer andern Welt noch viel mehr Böſes geweſen ſeyn würde. Wer alſo dieſe Welt des Böſen halber tadelt, der beſchuldiget GOtt einer übeln Wahl, das iſt, eines ſchlechten Verſtandes, in Beurtheilung der möglichen Welten: Oder doch einer Ohnmacht, da er entweder eine beſſere mögliche Welt nicht zu ſchaffen vermochte, oder doch diejenige, die er erſchaffen, vor der Verſchlimmerung nicht zu bewahren gewuſt. Beyden aber läuft wieder das, was wir oben ſchon von den göttlichen Eigenſchaften erwieſen haben.

§. 1158.

§. 1158. Wer etwas zwar ſelber nicht wirket, aber doch auch nicht verhindert, weil er ſeine Urſachen dazu hat, von dem ſagt man daß ers zulaſſe. In dieſen Umſtänden nun befindet ſich GOtt im Abſehen auf das Böſe. Er wirket es nicht, wie wir erwieſen haben: aber er hindert es auch nicht, wie er wohl vielleicht thun könnte, wenn er wollte: weil es gleichwohl erfolget, wie die Erfahrung lehret. Er hat auch ſeine wichtige Urſachen dazu, weil nemlich das Böſe mit in den Zuſammenhang der beſten Welt gehörete, und damit unzertrennlich verknüpfet war. Folglich läßt denn GOtt das Böſe zu. GOtt hat alſo an dem Böſen ſelbſt keinen Gefallen, aber er darf es nicht hemmen, weil er ſonſt das Gute zugleich hemmen würde, ſo damit verbunden iſt.

Permiſſio mali opus Dei tertium.

§. 1159. Es kan alſo GOtt auch wegen der Zulaſſung des Böſen nicht getadelt werden; Und der Einwurf gilt nichts, wenn man ſagt: GOtt kan es entweder nicht hindern, oder er will es nicht thun; oder er kan und will nicht. Denn es iſt noch ein viertes übrig, welches ſtatt findet, wenn er gleich kan und will. Es iſt nemlich leicht zu zeigen, daß ein Weiſer zwar manches wollte und könnte, aber nicht thun darf, wenn er ſeiner Weisheit folgen will. Und ſo iſt es mit GOtt beſchaffen. Er könnte manches Böſe durch Wunderwerke hemmen: Er wollte es auch wohl thun, in ſo weit ihm das Böſe an ſich nicht gefällt. Aber ſeine Weisheit hindert ihn, die Schönheit der vollkommenſten

Objectio contra permiſſionem mali ſoluitur.

Welt nicht zu ſtören, oder gar eine ſchlechtere Welt zu ſchaffen, welches weit was ärgers wäre, als alles Böſe, was in der Welt geſchieht.

Deus mala in bonos fines dirigit.

§. 1160. Indeſſen ſehen wir aus der Erfahrung, daß auch das Böſe in der Welt faſt allezeit was Gutes nach ſich ziehe: Als wenn z. E. die Verfolgungen der wahren Religion zu deſto gröſſerer Ausbreitung derſelben gedienet haben. Wir würden ſelbiges auch noch viel öfter wahrnehmen, wenn man in den Geſchichtbüchern allezeit angemerket hätte, was aus dieſem oder jenem Laſter eines ganzen Volkes, oder groſſer Herren erfolget iſt. Ja wir können dieſes an unſern eigenen Exempeln finden, wenn wir auf alles was uns begegnet iſt, acht haben wollen (§. 41:). Und aus dem allen ſchlieſſen wir nun, daß GOtt auch das Böſe in der Welt zu einem guten Zwecke zu lenken pfleget.

Prouidentia Diuina opus quartum.

§. 1161. In ſo weit alle Begebenheiten der Welt, noch ehe ſie geſchehen, in dem göttlichen Verſtande deutlich vorgeſtellet worden, und durch ſeine Weisheit und Güte zum allgemeinen Beſten der Welt überhaupt, und jeder Creatur ins beſondre, ſo viel ſich ſolches hat thun laſſen, eingerichtet worden: In ſo weit eignet man GOtt eine Vorſehung zu. Keins von allen dieſen Stücken kan man GOtt abſprechen, wenn man das obige wohl eingeſehen hat; Folglich kan man denn auch mit den Epicureern die Vorſehung nicht leugnen. Es erſtrecket ſich aber dieſelbe auf alles. Die allergeringſten Begebenheiten ſind davon nicht ausgeſchloſſen; ja im Abſehen auf GOtt iſt nichts vor eine Kleinigkeit anzuſehen, weil alles miteinander zuſammenhängt, und oft, das Kleinſte zu dem allergröſten das ſeine mit beyträgt.

Objectio Epicureorum ſoluitur.

§. 1162. Man darf auch nicht denken, daß eine ſo weitläuftige Sorgfalt vor unendlich viel Geſchöpfe, GOtt gar zu mühſam oder beſchwerlich ſeyn, und alſo ſeine Glückſeeligkeit und Ruhe ſtören würde. Ein unendlicher Verſtand ſieht nemlich alles auf einmal; Sein Rathſchluß beſchließt alles zugleich, und ſeine Macht ſchaffet und erhält alles zugleich. Dieſe einzige Wirkung alſo, kan GOtt nicht ſo viel Unruhe machen, als uns Menſchen ein weitkleineres Werk machet, welches wir nicht auf einmal überſehen können, vielweniger zugleich auszuführen vermögend ſind. Epicurus hat ſich ſeine Götter ſehr kindiſch eingebildet, und ſie unvollkommener, als manche Menſchen von einiger Fähigkeit, gemacht.

* * *

Das V. Hauptſtücke
von der
Stadt GOttes, oder Republik der Geiſter.

§. 1163.

Numerus Spirituum eximius in vniuerſo.

Unter den Geſchöpfen GOttes ſind gewiß diejenigen Seelen, die auch Geiſter ſind, ihrer herrlichen Eigenſchaften und Kräfte wegen, die vornehmſten.

Von ihnen allein kan man recht ſagen, daß ſie leben, indem ſie ſolches wiſſen, und über das die vernünftigen Einwohner der Welt abgeben. Es ſind aber derſelben nicht nur auf unſrer Erdkugel eine groſſe Menge, ſondern auf allen Planetiſchen Körpern giebt es nach Anleitung der Naturlehre eben dergleichen (§. 653), zu geſchweigen, daß auch die reineſte Himmelluft zwiſchen allen Sonnen und Weltkugeln wohl ein Aufenthalt vollkommnerer Geiſter ſeyn kan. Wenn wir dieſes alles in Erwegung ziehen, ſo werden wir finden, daß es dieſer Geſchöpfe unzehlich viele gebe, und das die Welt eine faſt unendliche Menge vernünftige Einwohner habe.

Deus in administratione vniuerſi ad eos potiſſimum reſpicit.

§. 1164. Alle dieſe Geiſter ſind einander darinn ähnlich, daß ſie Verſtand, Vernunft und einen freyen Willen haben; als welches die weſentlichen Eigenſchaften eines Geiſtes ſind. Sie richten ſich auch mit dieſen ihren Kräften nach einerley Geſetzen, nemlich nach den logiſchen und moraliſchen; deren jene dem Verſtande, dieſe aber dem Willen durch die Natur ſelbſt vorgeſchrieben ſind (§. 625). Nun ſorget aber GOtt für alle ſeine Geſchöpfe, und ſeine Vorſehung erſtrecket ſich alſo auch auf dieſe vernünftigen Einwohner der Welt (§. 1160). Ja da dieſe vor andern fähig ſind, ſeine Güte zu genieſſen, und ſeine Gerechtigkeit in Belohnungen und Strafen zu empfinden und zu erkennen: ſo kan man leicht denken, daß GOtt auch auf ſie insbeſondre acht habe.

Deus eum

§. 1165. Die Abſicht, die GOtt nach ſeiner Güte in der Welt hat, und nach ſeiner Weisheit auszuführen weis, iſt, die Vollkommenheit der Geſchöpfe und der ganzen Welt überhaupt zu befördern. Aus der Vollkommenheit entſteht bey vernünftigen Geſchöpfen Luſt u. Vergnügen, und ein beſtändiges Vergnügen macht ihre Glückſeeligkeit aus. GOtt will alſo die vernünftigen Geſchöpfe glücklich machen, und richtet alles, ſo viel ſich thun läßt, ſo in der Welt ein, daß ſolches geſchieht. Nun hat ein jeder Geiſt ſelbſt einen natürlichen Trieb glücklich zu werden, und ſuchet gleichfalls nach ſeinen Kräften ſolches zu befördern. Folglich ſtimmen die Abſichten GOttes und der vernünftigen Geſchöpfe überein.

iisdem in finibus conſentit.

§. 1166. Wo zwey oder mehrere verſtändige Weſen eins worden, eine gemeinſchaftliche Abſicht zu befördern, da iſt eine Geſellſchaft unter ihnen. Da nun GOtt mit ſeinen vernünftigen Geſchöpfen, nach dem bisher erwieſenen, in ihren Abſichten eins ſind: So kan man auch ſagen, daß der Schöpfer mit ſeinem Geſchöpfe in einer Geſellſchaft ſtehe. Eine Geſellſchaft aber, darinn einer vor das gemeine Beſte aller übrigen ſorget, nennen wir eine Republic oder ein gemeines Weſen; in dieſem Falle aber insbeſondre, eine Monarchie. Folglich giebt es denn in der Welt eine Republic der Geiſter, darinn GOtt der Monarch iſt, die ſämtlichen vernünftigen Geſchöpfe aber die Stadt GOttes ausmachen.

Datur Societas inter Deum & Spiritus creatos i. e. Respublica Spirituum.

§. 1167. Die Stadt GOttes iſt alſo erſtlich von ſehr groſſem Umfange, denn ſie erſtrecket

Conſtitutionis eius vberior declaratio.

ſich auf alle vernünftige Geſchöpfe in der Welt, welche man in dieſer Abſicht, daß ſie Mitglieder derſelben ſind, ihre Bürger nennen kan. Sie hat ferner zwar nur einen einzigen, aber den allervollkommenſten Regenten, deſſen Weisheit, Güte und Gerechtigkeit unendlich ſind. Sie wird durch die Vorſehung dieſes Monarchen regieret, welche ſich auf alles erſtrecket; und wie ſie durch ſeine Allmacht hervorgebracht worden, alſo wird ſie auch durch eben dieſe Kraft, die ſie erſchaffen hat, alle Augenblicke erhalten. Und obgleich GOtt manches Böſe in derſelben duldet, ſo wendet er doch ſolches allemal zum gemeinen Beſten.

Leges fundamentales civitatis Dei.

§. 1168. Wie aber ein jeder Staat ſeine Grundgeſetze hat, ſo hat auch die Stadt GOttes ihre Grundgeſetze, darnach das Oberhaupt ſie regieret. Das erſte iſt dieſes, daß alles auf die gemeine Wohlfahrt aller ſeiner Bürger abzielen müſſe. Dieſes flieſſet aus der Güte und Weisheit GOttes, die oben ſattſam erwieſen worden. Daraus folget nun das andre, vermöge deſſen kein redlicher Bürger elend, und kein boshafter glücklich gemacht werden ſoll. Dieſes flieſſet aus dem Begriffe der Gerechtigkeit, die das Gute und Böſe ſo austheilet, wie es die Weisheit gut findet. Endlich das dritte iſt dieſes: Daß man das Böſe zulaſſen müſſe, wenn durch die Hinderung deſſelben ein gröſſeres Gut gehindert werden würde.

Officium principale

§. 1169. Aus der erſten Grundregel wird man leicht ſchlieſſen können, daß auch allen Bür-

gern

cinium qua talium.

gern der Stadt GOttes die Pflicht obliegen werde, das gemeine Beſte nach ihrem Vermögen zu befördern. Denn wie alle Republiken ihre Geſetze haben, ſo muß auch die Republik der Geiſter damit verſehen ſeyn. Nun ſind zwar ſchon die logiſch-moraliſchen Geſetze ſolche Regeln, darnach ſie ſich in Anwendung ihrer natürlichen Hauptkräfte richten müſſen: Doch iſt die obgedachte Regel noch hinzuzufügen. Jene verbinden einen jeden Geiſt auch an ſich ſelbſt ſchon die Wahrheit zu erkennen, und das Gute zu lieben: Dieſe aber von Beförderung des gemeinen Beſten, lieget ihm als einem Bürger der Stadt GOttes ob.

Deus hoc reſpectu legislator dicitur.

§. 1170. Die Qvelle dieſes Geſetzes aber iſt der Wille des Monarchen dieſer Republik, der in Anſehung deſſen ein Geſetzgeber genennet wird. Wir haben aber dieſes Geſetze aus der bloſſen Betrachtung der Natur GOttes und der Welt herausgebracht, und alſo iſt es in ſo weit ein natürliches Geſetz. Der höchſte Geſetzgeber richtet ſich in ſeinen Regeln nach der Natur der Dinge, indem er z. E. den Körpern mechaniſche, dem Verſtande logiſche, dem Willen vernünftiger Geiſter moraliſche, den Bürgern ſeiner geiſtl. Republic bürgerliche Geſetze vorſchreibt. Weil aber alle dieſe Regeln nicht bloß willkührlich ſind, ſondern ſich auf das eigene Wohl ſeiner Geſchöpfe gründen: So iſt er auch kein tyranniſcher, ſondern ein gütiger Geſetzgeber zu nennen.

Modus vo-

§. 1171. Wir haben alſo ein Mittel gefunden, den Willen GOttes zu entdecken, nemlich

die

luntatem Diuinam cognoſcendi naturalis.

die Betrachtung der Natur aller Dinge. GOtt will nemlich alles, was der Natur aller Dinge gemäß iſt, das iſt, was ſie erhält und zu gröſſerer Vollkommenheit bringet. Dieſes wird uns nachmals die Qvelle aller beſondern natürlichen Geſetze abgeben. Hernach will GOtt alles das, was wirklich in der Welt geſchieht. Denn ohne ſeinen Willen, zum wenigſten ohne ſeine Zulaſſung, könnte es nicht geſchehen. Ob nun wohl dieſes letztere viel zur Befriedigung der Gemüther in Wiederwärtigkeiten beytragen kan: So hat man ſich doch in der Frage: Was wir ſelbſt zu thun haben? immer nach dem erſtern zu richten; indem nicht alles, was GOtt aus gewiſſen Urſachen zuläßt, zur Richtſchnur unſrer Handlungen dienen kan.

An alia adhuc via detur per reuelationem.

§. 1172. Nun fragt es ſich, ob auſſer der natürlichen Art ſeinen Willen zu offenbaren, noch eine andere Art ſey, wodurch GOtt ſeinen vernünftigen Geſchöpfen denſelben kund thut? Wir haben oben die Möglichkeit der Wunderwerke dargethan, und alſo iſt es GOtt nicht unmöglich auch noch über natürlicher Weiſe ſeinen Willen zu offenbaren. Es wird nemlich jede ſolche Offenbarung ein Wunderwerk in der Seele deſſen erfodern, dem ſie zuerſt geſchiehet. Obwohl die Fortpflanzung der geoffenbarten Warheit hernach, durch natürliche Mittel, als einen ſchriftlichen und mündlichen Unterricht geſchehen kan. Weil aber ein jedes Wunderwerk viel in der Welt zu ſagen hat: So muß man nicht jede vorgegebene Offenbarung vor eine rechte annehmen.

Criteria revelationis genuinae.

§. 1173. Es muß nemlich die wahre Offenbarung ſich durch gewiſſe Merkmale von den falſchen unterſcheiden. (I) Muß ſie ſolche Stücke des göttl. Willens kund thun, die man durch den Gebrauch der geſunden Vernunft unmögl. hätte erſinnen können. Denn weil GOtt nichts umſonſt thut, ſo wird er auch vielweniger ein vergebliches Wunder thun, wo etwas auch natürlicher Weiſe geſchehen kan. (II) Muß der geoffenbarte Wille GOttes, dem durch die Natur ſchon bekannten Willen GOttes nicht zu wiederlaufen. Denn GOtt kan ſich ja ſelbſt nicht zu wieder ſeyn, und die Offenbarung muß alſo weder der Vernunft, noch der Moral, in den unumſtößlichen und nothwendigen Wahrheiten wiederſprechen. (III) Muß auch die Offenbarung wichtige Dinge, nicht aber Kleinigkeiten betreffen. Denn ein weiſes Weſen ſtöret die Ordnung der Natur nicht, ohne die erheblichſten Urſachen, durch ein Wunderwerk.

Civitas Dei eſt respublica perfectiſſima.

§. 1174. Wie nun GOtt in ſeiner geiſtl. Republic, als der allervollkom̃enſte Regent, gleichſam einen Spiegel ſeiner Vollkom̃enheiten vor ſich ſieht: So vergnügt er ſich in dem Anſchauen derſelben im allerhöchſten Grade. Die Welt, darinn die Stadt GOttes begriffen iſt, iſt die Allerbeſte, die ſich hat erdenken laſſen: Folglich iſt auch dieſe Stadt GOttes ſelbſt die allervollkommenſte Republic, die nach den vollkommenſten Geſetz regieret wird, und die wenigſten Hinderniſſe, in Erreichung ihres Hauptzweckes hat. Und ob es gleich ſcheint, daß unter dem menſchlichen Geſchlechte gar zu viel Unvollkommenheit, Bosheit und Elend herrſchete: So iſt doch dieſes nur ein kleiner Theil der Stadt GOttes, von deſſen Unvollkommenheit man auf die Unvollkom̃enheit des Ganzen nicht ſchlieſſen kan.

Mala metaphyſica & moralia

§. 1175. Es verſchwindet aber die Gröſſe des metaphyſiſchen Ubels unter den Menſchen ſehr, wenn man ſeine Gedanken auf das unzehliche Gute richtet, was der menſchl. Verſtand ſchon hervorgebracht, und davon

der

quomodo conſideranda.

der hunderttauſenſte Theil alles das übertrifft, was alle andre Gattungen der Thiere zuſammen genommen, leiſten konnen. Das moraliſche Ubel iſt nur eine nothwendige Folgerung des vorigen, aber ebenfalls ſo groß nicht als die ſcharfen Moraliſten es abzubilden pflegen. Sind gleich ſehr wenige recht tugendhaft: So ſind auch eben ſo wenige recht im höchſten Grade boshaft. Die meiſten Menſchen halten ein gewiſſes Mittel, und ſündigen mehr aus Verſehen und Unverſtand, als aus Bosheit. Die Vernunft aber hat durch Einführung der Geſetze und Obrigkeiten die Ausübung des Böſen ſo zu hemmen gewuſt, daß man ganz ruhig und friedlich in der Welt leben kan.

Mala phyſica minora ſunt opinione vulgari.

§. 1176. Was endlich noch das phyſicaliſche Ubel, oder das Elend u. Leiden unter den Menſchen anlanget; ſo iſt ſelbiges gleichfalls ſo groß nicht, als man vielmals vorgiebt. Es giebt überhaupt mehr Geſunde als Kranke, mehr Wohlverſorgte, als Bettler, mehr vergnügte als verdrüßliche Stunden in der Welt. Das Gute hat alſo augenſcheinlich die Uberhand: Das Böſe aber iſt oftmals eine natürl. Strafe böſer Handlungen, und begegnet uns alſo durch unſre eigene Schuld. Oft iſt es ein Mittel zu einer gröſſern Vollkommenheit; wie z. E. eine ſaure Arbeit reich, geehrt und glücklich machen kan. Oft iſt es auch bey weitem ſo groß nicht, als man ſichs aus übriger Zärtlichkeit einbildet. Endlich ſind die heftigen Schmerzen gemeiniglich von ſehr kurzer Dauer, die langwierigen aber nicht ſehr heftig.

Ciuis boni criterium, acquieſcentia in regimine Monarchae perfectiſſimi.

§. 1177. Aus dem allen folget, daß man allezeit Urſache habe, als ein rechtſchaffener Bürger in der Stadt GOttes, mit dem Regimente des allervollkommenſten Monarchen zufrieden zu ſeyn. Unter dem gütigſten Regenten kan niemand unglücklich ſeyn, als der es verdienet, und ſich ſelbſt elend machet. Je mehr man alſo Luſt hat ſeine Pflichten zu beobachten, je weniger wird man zur Zahl der Rebellen und Misvergnügten treten, die wieder GOtt murren. Geſetzt aber, daß nicht ein jeder die Belohnungen aller ſeiner Tugend in der Welt empfienge, wo es ſich vielleicht andrer Urſachen halber nicht thun läſt: So können wir zu dem gerechteſten Monarchen das Vertrauen haben, daß er uns auch in einem andern Zuſtande nach dem Tode alles reichlich erſetzen werde.

Ende des erſten Theils.

Anhang
zur natürlichen Gottesgelahrheit.

Philoſophiſches Geſpräche,
über die Frage:

Ob mehr als ein unendliches Weſen ſeyn könne?

G. So haſt du noch nicht aus deinen metaphyſiſchen Zweifeln, in dieſer Materie, heraus kommen können?

S. Ich kan mich ſolches nicht rühmen, und muß geſtehen, daß mich dieſe Ungewißheit in einer ſo wichtigen Wahrheit, nicht allein ſehr beunruhiget, ſondern auch überaus gedemüthiget hat. Wie unvollkommen iſt doch unſer Verſtand! Auch da, wo man die gröſte Gewißheit vermuthen ſollte, iſt nichts als Zweifel und Ungewißheit zu finden.

G. Du redeſt ja nicht anders, als wenn du ein Scepticus werden wollteſt: Und das nimmt mich von dir deſtomehr Wunder, da du ſonſt ein ſo guter Metaphyſicus biſt. Dieſe Wiſſenſchaft iſt ja die einzige, dadurch man dieſer Secte der Zweifler das Maul ſtopfen kan.

S. Warum hilft ſie mir aber in einer ſo wichtigen Sache nicht zur Gewißheit? Wir haben es nun ſchon auf ſo mancherley Weiſe angegriffen, zu erweiſen, daß nur ein einziges unendliches Weſen ſeyn könne. Allein, hat uns wohl ein einziger Beweis ein Gnügen gethan? Es hat immer was daran gefehlet. Ich geſtehe es, die Metaphyſik hat ſeit der Zeit viel von ihrer Hochachtung bey mir verlohren.

G. Ey! die Metaphyſik hat keine Schuld daran. Und wenn es ja noch nicht angegangen iſt, dieſe ſo wichtige Wahrheit gründlich und unumſtößlich zu erweiſen, ſo iſt es nur unſre Schuld, daß wir die Sache nicht recht angegriffen haben. Man muß nicht vor der Zeit verzagen.

S. Du redeſt, als ob du dir noch ſelbſt getraueteſt, einen gründlichern Beweis dieſes Satzes zu erfinden. Ich wollte, daß es angienge: Aber ich ſehe gar keine Möglichkeit.

G. Wie aber, wenn ich ihn ſchon gefunden hätte? Und zwar einen ſolchen, der alle Zweifel in der Sache ganz aufhebt.

S. Ich geſtehe es, niemand würde vergnügter darüber ſeyn, als ich: Aber es iſt ſoweit gefehlt, daß ich mir einige Hoffnung darauf machen könnte; daß ich mir vielmehr getraue, das Gegentheil zu demonſtriren.

G. Zu demonſtriren? Du erſchreckeſt mich faſt. Denn ich weis, daß du die hohe Majeſtät, und die wahre Bedeutung dieſes Wortes vollkommen einſiehſt, und es nicht in dem gemeinen Verſtande der Halbgelehrten zu nehmen pflegſt, die jeden elenden Beweis eine Demonſtration nennen.

S. Allerdings nehme ich es in ſeiner logiſchen Schärfe, vor einen aus den erſten Gründen, durch richtige Schlußfolgen hergeleiteten Beweis. Urtheile nun ſelbſt, was ich mir von dir verſprechen kan. Zwey wiederſprechende Sätze laſſen ſich nicht demonſtriren.

G. Es iſt wahr, wenn deine Demonſtration gut iſt: So muß die meinige falſch ſeyn. Aber ich bin begierig ſie zu hören. Du wirſt mir dieſelbe wohl mit kurzen Worten ſagen können.

S. Es ſoll mir nichts lieber ſeyn. Ich ſetze in meiner Demonſtration nichts zum voraus, als die allerbekannteſten Ontologiſchen Erklärungen, und andre Wahrheiten, die ſchon erwieſen ſind, und die du mir ſelbſt zugeben wirſt: Und aus dieſen will ich beweiſen, daß nicht nur viele unendliche Weſen möglich ſind; ſondern daß ſelbige auch nothwendig verhanden ſeyn müſſen.

G. Wo wirſt du nun in deinem Beweiſe anfangen?

S. Von der Exiſtenz, oder dem wirklichen Daſeyn, desjenigen unendlichen Weſens, darinn dieſes Weltgebäude ſeinen Grund hat. Giebſt du mir zu, daß ſelbiges Weſen vorhanden ſey: So will ich dir beweiſen, daß noch andre dergleichen unendliche Weſen vorhanden ſeyn müſſen. Jenes will ich A. nennen; Dieſe aber, wie man in der Mathematik die un-

unbekannten Gröſſen zu nennen pflegt, X. Y. Z.

G. Was du zum voraus ſetzeſt, iſt längſt erwieſen: Folglich wird es dir, zum wenigſten von mir, nicht geleugnet werden. Was verſteheſt du aber durch dein X. Y. Z.? Denn ohne Namenerklärung nehme ich nichts an, wo man was demonſtriren will.

S. Ganz recht. Ich verſtehe durch X. Y. Z. eben ſolche vollkommene, unendliche, nothwendige Weſen, als das Weſen A. iſt, in welchem dieſe Welt ihren Grund hat. Mit einem Worte, ſolche Weſen, die dem Weſen A. vollkommen ähnlich ſind.

G. Die Namenerklärung iſt gut: Denn daraus ſehe ich, daß du nicht zwey wiederwärtige Götter, wie die Manichäer, auch nicht untergeordnete Gottheiten behaupten willſt, wie dieſes von den Platonikern und andern vormals behauptet worden. Wie ſchlieſſeſt du nun weiter?

S. Ich ſchlieſſe ſo. Iſt das Weſen A. welches du mir, als ein wirklich verhandenes, zugeſtanden haſt, möglich: So ſind auch die Weſen X. Y. Z. möglich. Denn da ſie dem erſtern in allen Stücken vollkommen ähnlich ſind, wie ich zum voraus geſetzet habe: So können ſie eben ſo wenig einen Wiederſpruch in ſich halten, als das Weſen A. Das iſt das erſte, was ich beweiſen wollte. Nun iſt es aber aus der natürlichen Gottesgelahrheit auch ausgemacht, daß ein nothwendiges Ding den Grund ſeiner Wirklichkeit in ſeinem Weſen hat; oder, daß es eben deßwegen verhanden ſeyn muß, weil es möglich iſt: Weil nemlich die Möglichkeit eines Dinges ſein Weſen ausmachet. Waren alſo die unendlichen und nothwendigen Dinge X. Y. Z. nach dem, was ich vorhin erwieſen habe, eben ſowohl möglich, als das Weſen A: So müſſen ſie auch eben ſowohl als daſſelbe, das iſt, nothwendiger Weiſe vorhanden ſeyn. Das iſt das andre, was ich beweiſen wollte. Wie gefällt dir nun meine Demonſtration?

G. Ich muß es geſtehen, dein Beweis hat einen ſehr groſſen Schein der Gründlichkeit. Du haſt ihn auch ſehr kurz gefaſſet. Und ich kan ihn doch ſehr wohl verſtehen. Doch wenn dirs nicht zuwieder iſt, ſo wollte ich ihn gern in förmliche Schlüſſe zergliedert hören, damit man deſto beſſer ſeine Stärke und Schwäche einſehen könnte.

S. Ich bin bereit auch dieſes zu thun, und hoffe, daß meine Demonſtration die Probe aushalten ſoll. Die erſte Schlußrede heißt ſo:

1. Wenn ein unendliches Ding möglich iſt: So muß es auch wirklich da ſeyn.
2. Die unendlichen Dinge X. Y. Z. ſind möglich.
3. Alſo müſſen die unendlichen Dinge X. Y. Z. auch wirklich da ſeyn.

Was haſt du an dieſem Schluſſe auszuſetzen? Seine Folgerung iſt richtig, denn er iſt in Barbara.

G. Ich ſehe dieſes ganz wohl, aber ich leugne den Oberſatz: Beweiſe ihn mit einer neuen Schlußrede.

S. Sehr gerne. Ich ſchlüſſe ſo:

4. Was den Grund ſeiner Wirklichkeit in ſeinem Weſen hat, das muß, wenn es möglich iſt, auch wirklich da ſeyn.
5. Nun hat ein unendliches Ding den Grund ſeiner Wirklichkeit in ſeinem Weſen.
1. Folglich, wenn ein unendlich Ding möglich iſt, ſo muß es auch wirklich da ſeyn.

G. Ich ſehe ſchon, daß ich die Forderſätze dieſes Schluſſes nicht leugnen kan. Denn der Beweis, daß das nothwendige Ding A. verhanden ſey, gründet ſich darauf. Ich will dir alſo den erſten Oberſatz zugeben, und leugne den erſten Unterſatz, daß die unendlichen Dinge X. Y. Z. möglich ſind.

S. Den will ich eben ſo leicht beweiſen.

6. Was keinen Wiederſpruch in ſich hält, das iſt möglich.
7. Die unendlichen Dinge X. Y. Z. halten keinen Wiederſpruch in ſich.
2. Darum ſind die unendlichen Dinge X. Y. Z. möglich.

Was iſt bey dieſer Schlußrede zu erinnern?

G. Den Oberſatz gebe ich zu; denn er iſt ein Grundſatz, der aus der Erklärung der Möglichkeit flieſſet. Die Folgerung iſt auch richtig. Nur den Unterſatz muſt du mir noch beweiſen.

S. Warum das nicht? So heißt mein Schluß.

8. Wenn das Weſen A. keinen Widerſpruch in ſich hält: So halten auch die Weſen X. Y. Z. keinen in ſich.

9. Nun hält das Weſen A. keinen Widerſpruch in ſich.

7. Folglich halten auch die Weſen X. Y. Z. keinen in ſich.

Hier iſt mein Oberſatz daher klar, weil, nach meiner oben angegebenen Erklärung, die Weſen X. Y. Z. dem Weſen A. vollkommen ähnlich ſind, und es ſonſt ein ausgemachter Satz iſt: Was von einem unter etlichen vollkommen gleichen Dingen gilt, das gilt auch von allen übrigen. Mein Unterſatz aber, kan auch nicht geleugnet werden. Denn hielte das unendliche Weſen A. einen Widerſpruch in ſich: So könnte es ja nicht vorhanden ſeyn, und das wäre ungereimt, weil ſonſt keine Welt ſeyn würde. Folglich iſt mein Beweis richtig und feſt.

G. Nun ſehe ich erſt, worinn ich es vorhin verſehen habe. Es iſt eine Regel in der Vernunftlehre, daß ich keine Namenerklärung zugeben ſoll, deren Möglichkeit nicht vorher erwieſen worden. Du haſt mir aber von deiner Erklärung, was X. Y. Z. vor Dinge wären, noch keinen Beweis gegeben. Deine Erklärung ſetzte zum voraus, es könnten viel vollkommen ähnliche, und doch verſchiedene Sachen gedacht werden. Denn, wenn X. Y. Z. dem Weſen A. vollkommen ähnlich ſeyn, und doch nicht ſelbſt das Weſen A. ſeyn ſollen: So müſſen ſie von demſelben unterſchieden ſeyn. Das geht aber nicht an, und das muſt du mir erſt erweiſen.

S. Warum ſollte ich nicht mehr, als ein unendliches Ding gedenken können?

G. Sind deine mehrern unendlichen Dinge einander in etwas unähnlich: So gebe ich dirs zu. Sind ſie aber einander vollkommen ähnlich: So gebe ich dirs nicht zu.

S. Sie ſind einander vollkommen ähnlich. Denn eins ſoll nicht beſſer und nicht ſchlechter ſeyn, als das andre. Sie ſind gleich ewig, nothwendig, mächtig, weiſe und gütig.

G. So gebe ich dirs nicht zu, daß du mehrere gedenken kanſt, als eins. Denn, ſo oft du dir ein ſolches Weſen vorſtelleſt, ſo ſtelleſt du dir allezeit eben-daſſelbe vor.

S. Kan ich mir denn nicht hundert vollkommen ähnliche Flinten- oder Canonkugeln vorſtellen? Sehe ich ſie nicht wirklich in einem Zeughauſe liegen? Sind ſie nicht alle von Bley, oder Eiſen; alle rund, alle gleich groß, gleich ſchwer, von gleicher Farbe? Das Bild in meiner Seele iſt von allen Kugeln einerley. Der Kugeln aber ſind doch viele. Eben ſo wird es auch in unſerm Falle ſeyn.

G. Du betrügeſt dich. Die Kugeln ſind nicht vollkommen ähnlich, und wer ſie genau beſieht, wird den Unterſcheid leicht finden. Es können ja nicht zwey vollkommen ähnliche Dinge in der Welt ſeyn. Deine Begriffe ſind einander zwar vollkommen ähnlich: Aber ſie halten nicht alles in ſich, was die einzelnen Dinge, die da vor dir liegen, an ſich haben, und dadurch ſie von einander unterſchieden ſind.

S. Wir wollen alſo lieber geradlinichte, gleichſeitige Dreyecke nehmen. Sage mir, kan ich mir nicht mehr als eins davon vorſtellen?

G. Sollen ihre Seiten gleich lang ſeyn, oder nicht?

S. Sie ſollen gleich lang ſeyn. Z. E. alle nicht länger, als eines geometriſchen Schuhes.

G. So ſage ich, du kanſt dir nicht mehrere, als ein einziges gleichſeitiges Dreyeck, deſſen Seiten einen Schuh lang ſind, gedenken.

S. Wohlan! ich denke mir eins auf dem Tiſche, eins auf jener Wand, eins auf dieſer, eins an dem Boden, eins am Himmel, u. ſ. w.

G. Du irreſt dich abermal. Alle dieſe Dreyecke ſind entweder wirklich dahin gemalt, wo du ſie denkeſt; oder du trägſt ein und daſſelbe Dreyecke, in Gedanken, an alle dieſe Stellen mit herum. Es ändert wohl ſeinen Ort; es bleibt aber allezeit daſſelbe.

S. Ich ſehe wo du hinaus willſt. Du leugneſt, daß ich es vielmal denken könne, weil es gar nicht von dem andern unterſchieden iſt. Ich behaupte aber, daß es wenigſtens Numero, der Zahl nach, unterſchieden ſey. Den einen Triangel will ich 1. den andern 2. 3. 4. u. ſ. w. nennen.

G. Dein Unterſcheid, der bloſſen Zahl nach, gilt nur bey wirklich vorhandenen Dingen, die ſo beſchaffen ſind, wie oben die Kugeln waren. Aber zween abgeſonderte Begriffe vom Dreyecke ſind nicht zween Begriffe; ſondern nur ein einziger Begriff des gleichſeitigen Dreyeckes. Man ſagt zwey Dinge ſind der Zahl nach unterſchieden, wenn zum wenigſten ein zufälliger Unterſcheid wirklich verhanden iſt. Aber hier iſt gar kein Unterſcheid wahrzunehmen: Und darum iſt hier kein wahrer Unterſcheid, auch nicht einmal der Zahl nach. Es iſt immer derſelbe Triangel, den du erſt 1. hernach 2. hernach 3. nenneſt u. ſ. w. Und eben ſo iſt es mit den vielen unendlichen Dingen. Du denkeſt immer an daſſelbe unendliche Ding; ob du es gleich einmal A. und hernach X. Y. Z. nenneſt. Folglich kanſt du nicht mehrere gedenken als eins.

Quid ſit numero diuerſum.

S. Du macheſt mich faſt irre. Aber ich gebe dir noch nicht gewonnen. So will ich denn meine Triangel unterſcheiden; aber nur dem Orte nach: Denn ſonſt ſollen ſie in allem vollkommen ähnlich ſeyn. Denn den einen denke ich oben, den andern unten, den dritten zur rechten, den vierten zur linken. Da habe ich nun vier verſchiedene, und doch vollkommen ähnliche Dreyecke. Eben ſo kan ich mir auch die vollkommenen unendlichen Weſen dem Orte nach verſchieden vorſtellen. Loco diuerſa.

G. Du redeſt von deinen Triangeln, als ob ſie nicht nur in den Ideen deines Verſtandes, ſondern auſſer dir wirklich wären. Sind ſie auſſer dir auf wirkliche Flächen gemalt, ſo gebe ichs zu, daß ſie verſchieden ſind; und zwar nicht nur dem Orte nach, ſondern auch ſonſt, wie alle einzelne wirklich verhandene Indiuidua. Dinge nothwendig ſeyn müſſen. Sind ſie aber nur in deinem Verſtande: So leugne ich, daß du ſie wirklich unterſcheideſt, ſo wenig als du dir den leeren Raum in der That vorſtelleſt. Dieſes iſt nur ein Betrug der Einbildungskraft; und folglich iſt alles, was du dir in dieſem Raume einbildeſt, auch nichts beſſers. Du denkeſt immer denſelben Triangel: Du verſetzeſt ihn nur von einer eingebildeten Stelle deines eingebildeten Raumes auf die andre. Ich dächte du ſollteſt behutſamer in dieſem Stücke ſeyn.

S. Es iſt wahr, meine Triangel ſind nur abgeſonderte allgemeine Begriffe, die in meinem Verſtande allein ſind; und ſo bald ſie zur Wirklichkeit gelangen, werden gleich allerley neue Beſtimmungen dazu kommen, daraus ihre Verſchiedenheit kommt, die ſie zu beſondern Triangeln macht: Aber iſt es denn mit den unendlichen Dingen auch ſo? Wenn ich nun zehn ſolche vollkommene Weſen, als wirklich verhanden denke: Was hindert mich da, ſie allein dem bloſſen Orte nach zu unterſcheiden?

G. Denkeſt du dieſe viele Weſen nicht wiederum, als wenn ſie in einem eingebildeten Raume aus einander zerſtreuet wären? Oder ſetzeſt du ſie dichte neben einander?

S. Es gilt mir beydes gleich: Denn mir iſt genug, daß eins auſſer dem andern iſt, damit ſie verſchieden ſeyn können.

G. Eben recht. Aber wie beweiſeſt du, daß ſie auſſer einander ſind? Was nennet man auſſer einander?

S. Was von einander unterſchieden iſt; ich nehme es nicht anders, als man ſonſt pflegt.

G. Nun habe ich dich gefangen; oder vielmehr du haſt dich ſelbſt geſchlagen. Du ſucheſt deine viele Götter durch den bloſſen Ort zu unterſcheiden. Dazu gehört, daß ſie auſſer einander ſeyn müſſen; einer hier, der andre da. Auſſer einander ſeyn aber, heißt ſoviel, als unterſchieden ſeyn, wie du ſelbſt geſtehſt. Folglich ſtöſſeſt du ſelbſt deinen erſten Satz um, daß die vielen unendlichen Weſen vollkommen gleich und einerley ſeyn ſollen. Denn ſind ſie ſo einerley: So ſind ſie nicht unterſchieden. Sind ſie nicht unterſchieden: So ſind ſie nicht auſſer einander. Sind ſie nicht auſſer einander: So können ſie auch dem Orte nach nicht unterſchieden werden. Folglich kan man denn viele unendliche Weſen gar nicht gedenken: Welches ich dir habe beweiſen wollen.

S. Du haſt vorhin recht geſagt, du hätteſt mich gefangen; denn allerdings ſehe ich wohl, daß ich weder vor, noch hinterwerts kan. Aber ich beſorge, du haſt mich durch eine Liſt übermocht. Denn ich ſpüre wohl, du haſt die Socratiſche Diſputirkunſt gut inne.

G. Weit gefehlt. Es iſt die lautere Wahrheit, die dich überwunden hat. Und da dich mein bisheriges noch nicht völlig von der Richtigkeit meiner Vernunftſchlüſſe zu überführen vermocht: So will ich nunmehro auch meinen Beweis zu führen anfangen.

S. Ich zweifle, ob du ihn wirſt ausführen können. Doch bin ich begierig ihn zu hören. Denke aber nur nicht, daß ich dir etwas einräumen werde, was nicht ganz ſonnenklar iſt. Ich will dich ſo wohlfeil nicht davon kommen laſſen.

G. Mache es ſo ſcharf, als du willſt. Ich werde nichts, als die bekannteſten Erklärungen der Grundlehre von dir fordern. Vors erſte frage ich dich alſo, was **einerley** iſt?

Eadem ſunt, quae ſibi invicem ſubſtitui poſſunt.

S. Dieſes iſt leicht: Was man nemlich mit einander vertauſchen, oder verwechſeln kan, ohne daß mans hernach gewahr werden könnte: Das nennet man einerley.

G. Muß man denn die Verwechſelung ganz und gar nicht wahrnehmen können, wenn man ſagen ſoll, das iſt einerley? Oder iſt es genug, daß man ſie in gewiſſer Abſicht nicht wahrnehmen kan?

S. Ich weis wohl, daß man es ſo genau nicht zu nehmen pflegt. Z. E. Man ſagt von den obigen Flintenkugeln, es iſt einerley, welche davon ich in die Flinte lade. Und hier ſind die Kugeln gleichwohl der Zahl nach (Numero) unterſchieden.

Genere, Specie, Numero.

G. Du haſt dieſes ſehr wohl angemerket. Denn ich wollte dir eben ſagen, daß gewiſſe Dinge, der **Gattung**, andre der **Art**, und andre der **Zahl** nach einerley ſind. Z. E. Ein Menſch, iſt mit dem andern der **Gattung** nach einerley: Weil einerley weſentlicher Begriff in dem einen und andern iſt.

S. Es iſt wahr, wenn ich bloß an einen Menſchen denke: So iſt es gleich viel, ob ich einen Mann oder ein Weib nehme. Denn beyde de ſind doch Menſchen. Aber ſie ſind doch der Art nach unterſchieden.

G. Ganz recht, das wollte ich eben noch hinzuſetzen; daß Dinge, die **der Gattung** nach einerley ſind, dennoch **der Art** nach, unterſchieden ſeyn können. Eben ſo iſt es mit denen, die **der Art** nach einerley ſind. Z. E. Semiramis u. Cleopatra, ſind der Art nach einerley, nemlich Weibsbilder; aber **der Zahl** nach ſind ſie unterſchieden. Iſt dieſes nicht ſo?

Genere eadem ſpecie diuerſa eſſe poſſunt.
&
Specie eadem numero diuerſa eſſe poſſunt.

S. Allerdings. Denn ob ſie gleich auch beyde Königinnen ſind, und alſo noch in einer **niedrigern** Art der Dinge übereinkommen: So ſind ſie es doch in verſchiedenen Ländern, zu verſchiedenen Zeiten geweſen, ſie haben verſchiedene Männer, Schickſale u. ſ. w. gehabt.

Species inferior.

G. Iſt es nicht wahr, daß von allen dieſen itzterzehlten Umſtänden ihr Unterſcheid **der Zahl nach** herrühret? Ich will ſagen, wenn dieſe beyde Königinnen in einem Lande geherrſchet, zu einer Zeit gelebet, einerley Männer und Kinder und Schickſale gehabt: So würden ſie auch der Zahl nach nicht von einander unterſchieden geweſen ſeyn. Es wäre nemlich alsdann nur eine Königin Cleopatra, oder Semiramis geweſen: Denn ſie müſten alsdann auch nur einerley Namen gehabt haben.

Differentia numerica ex determinationibus indiuidualibus oritur.

Principium indiſcernibilium.

S. Ich ſehe ſchon, wo du hinaus willſt. Aber gleichwohl kan ichs nicht leugnen. Denn es können nach dem Satze des nicht zu unterſcheidenden, nicht zwey vollkommen ähnliche Dinge in der Welt ſeyn.

Numero eadem quaenam dicantur?

G. Merke nur, daß **vollkommen ähnlich** hier ſo viel heißt, als **der Zahl nach einerley**: Denn **der Art** oder **Gattung** nach einerley ſeyn, daß heißt nicht vollkommen ähnlich ſeyn, ſondern nur gewiſſen weſentlichen Begriffen nach, die man ſich durch die Abſonderung von einem Dinge machet.

Tres diuerſorum ſpecies dantur; nempe Genere, Specie & numero diuerſa.

S. Ich ſehe es ganz deutlich. Und alſo ſind denn auch dreyerley Arten des Unterſchiedenen. Denn entweder iſt ein Ding von dem andern **der Gattung nach** unterſchieden, wie ein Baum und ein Menſch; oder **der Art nach**, wie ein Mann und ein Weib; oder **der Zahl nach**, wie Cleopatra und Semiramis.

G. Du haſt recht geſagt, denn mehrere Gattungen des Unterſcheides kan es nicht geben. Wir wollen nur ſehen, woraus ſie entſtehen. Iſt nicht in dem Unterſcheide der Gattungen, ſelbſt das Weſen der Dinge, in den allgemeinen Begriffen zweyerley?

Diuerſitas eſſentiae diuerſitatem generum efficit.

S. Allerdings. Denn der Baum hat ein ganz ander Weſen als ein Menſch, oder ein Stein. Der Unterſcheid des Weſens macht alſo den Unterſcheid der Gattung aus.

G. Würden denn wohl die vielen Götter davon wir ſtreiten, A. X. Y. Z. auf dieſe Art unterſchieden ſeyn können?

S. Durchaus nicht: Denn ſie müſſen ja alle mit einander Götter, das iſt, unendliche vollkommene Geiſter ſeyn, und alſo zu einer und derſelben Gattung der Dinge gehören.

G. Das will ich auch nur haben. Woher kommt aber der Unterſcheid der Dinge, die der Art nach unterſchieden ſind? Iſt da auch das Weſen unterſchieden? Z. E. der Mann von einem Weibe, oder der Apfelbaum von einem Birnbaume?

S. Nachdem man es nimmt. Das Weſen des Menſchen bleibet in dem erſten, und das Weſen des Baumes in dem andern Exempel einerley. Aber das Weſen einer Manns und Weibsperſon, imgleichen eines Birn- und Apfelbaums iſt doch von einander unterſchieden.

G. Du haſt ganz recht geantwortet. Die Weſen der Arten ſind nur mehr beſtimmet, als vorhin: Und ungeachtet dieſe Beſtimmungen in Anſehung der Gattungen, eines Menſchen oder Baumes, zufällig waren: So ſind ſie doch in Anſehung der Arten, als des männlichen und weiblichen Geſchlechts, oder des Birn- und Apfelbaums weſentlich und nothwendig. Können aber die Götter

Diuerſitas ſpecierum etiam ex diuerſitate eſſentiarum magis determinatarum oritur.

A. X. Y. Z. der Art nach, von einander unterſchieden ſeyn? Was dünket dich?

S. Das habe ich niemals geſagt: Und itzo ſehe ich es noch weniger als vorhin. Die Manichäer müßten dieß behaupten, oder diejenigen, ſo untergeordnete Gottheiten glauben. Meine Götter ſind alle von einer und derſelben Art. Sie ſind gar nicht dem Weſen nach unterſchieden.

Dii diverſi [illegible] dantur ſolo numero diverſi eſſe poſſunt.

G. Ich ſehe es ſelbſt nicht anders, und alſo bleibt nichts übrig, als daß ſie der Zahl nach unterſchieden ſeyn müſſen, wie du vorhin ſchon behauptet haſt.

S. Freylich iſt es ſo. Ich ſehe aber nicht, was du noch zur Zeit wider mich gewonnen haſt.

Diverſitas ſingularium entium ab accidentalibus determinationibus oritur.

G. Du wirſt es ſchon ſehen. Laßt uns nur den Begriff dieſes letzten Unterſchiedes noch zur Deutlichkeit bringen. Iſt es nicht wahr, daß der Unterſchied der Gattungen und Arten von dem Unterſchiede der Weſen herrührete; und daß der Unterſchied der **einzeln** Dinge, die der bloſſen Zahl nach unterſchieden ſind, von lauter **zufälligen** Dingen herrühren muß? Z. E. bey der Semiramis und Cleopatra, kommt das menſchliche Weſen ſowohl, als das weibliche vollkommen überein. Nur in allerley **zufälligen** Umſtänden, der Zeiten, Oerter, Männer, Kinder, Thaten und Glücksfälle ſind ſie unterſchieden?

S. Es iſt freylich wohl nichts anders. Denn wenn ich gleich ſagen wollte, daß der Cleopatra ihre beſondre Umſtände zu einer Cleopatra weſentlich waren: So würden ſie nichts deſto weniger einer Weibsperſon, und einem Menſchen nur zufällig ſeyn. Mit zweenen Birnbäumen einer Art, iſt es eben ſo. Sie ſind nur durch zufällige Dinge unterſchieden. Aber was folgt hieraus?

H. Daß ich gewonnen habe, und daß alſo nicht mehr, als ein einziges unendliches Weſen ſeyn kan?

S. Nur nicht ſo geſchwinde! Ich gebe es noch nicht zu: Denn ich begreiſe die Folge noch nicht.

H. Ich will dirs bald zeigen. Sage mir was iſt zufällig? Das **Weſen** eines Dinges, oder ſeine **Schranken**?

S. Das Weſen iſt nothwendig, das wiſſen wir aus der der Ontologie. Nur die **Schranken** der Dinge ſind veränderlich, und folglich zufällig. Z. E. das Weſen meiner Seele iſt nothwendig: Aber die beſondere Beſtimmung meiner Gedanken, auf dieſe oder jene Sache, iſt ihr zufällig. Eben dieſe macht aber ihre Schranken aus.

Non niſi limites entis variari poſſunt & accidentales eſſe.

H. Du redeſt ſehr wohl und gründlich. Es bleibt alſo dabey, nur die Schranken der Dinge ſind veränderlich und zufällig: Und nur die eingeſchränkten oder endlichen Dinge ſind alſo einer zufälligen Beſtimmung fähig.

S. Ich kan es nicht leugnen: Wenn ich nicht alle meine Ontologie verleugnen will.

Ens infinitum modorum accidentalium capax non eſt.

G. Ferner folget, daß kein uneingeſchränktes oder unendliches Ding, zufälliger Beſtimmungen fähig ſeyn kan. Denn es iſt keiner Schranken fähig, welche doch der eigentliche Sitz des Zufälligen ſind. Iſt dieſes nicht recht geſchloſſen?

S. Ich muß es freylich zugeben.

G. Hierdurch aber iſt es ausgemacht, daß auch die unendlichen Dinge A. X. Y. Z. nicht einmal der Zahl nach unterſchieden ſeyn können. Denn dieſer Unterſcheid, wie wir oben ausgemacht haben, entſteht aus lauter zufälligen Beſtimmungen, deren ein unendliches Ding nicht fähig iſt. Folglich, ſind denn dieſe Namen, A. X. Y. Z. nur Namen eines und deſſelben Dinges, nicht aber verſchiedener unendlicher Dinge.

S. Ich ſehe mich nunmehro völlig überwunden. Denn ob ich mich gleich noch auf den Unterſcheid des Ortes beruffen wollte: So ſchwebet mir doch deine obige Antwort auf dieſe Ausflucht noch ganz klar vor Augen. Denn ich begieng freylich einen logiſchen Fehler im Schlüſſen, den man Circulum, oder die Wiederkehr nennet. Alſo gebe ich dir denn völlig gewonnen, und bin froh, daß ich in dieſer wichtigen Wahrheit zur Gewißheit gekommen bin.

G. Du giebſt mir gar zu zeitig gewonnen; denn wie mich dünkt, ſollteſt du mir noch Einwürfe machen. Ich mag nicht aus bloſſer Höflichkeit recht behalten. Haſt du denn gar nichts mehr zu erinnern?

S. Ich wüſte nicht, was ich noch von dir fordern ſollte, als daß du, wie ich vorhin thun muſte, mir deinen Beweis in Schlußreden bringen möchteſt.

G. Von Herzen gern. Das wird ſich mit kurzen Worten thun laſſen. Ich ſchlieſſe ſo:

Welche Dinge weder der Zahl noch dem Orte nach unterſchieden ſind, deren können unmöglich viele ſeyn.

Nun können die unendlichen Dinge weder der Zahl noch dem Orte nach unterſchieden ſeyn.

Alſo können der unendlichen Dinge unmöglich viele ſeyn.

Der Oberſatz hat ſeine Richtigkeit, aus dem angegebenen dreyfachen Unterſchiede aller Dinge, deren zweene ſchon von den unendlichen Dingen nicht geſagt werden konnten. Wenn der dritte innerliche, und der äuſſerliche, dem Orte nach, auch wegfällt: So fällt aller Unterſcheid weg, und man hat keinen Grund der Vielheit mehr übrig. Der Unterſatz hat zwey Glieder. Das erſte beweiſe ich ſo.

> Was keine Zufälligkeiten hat, kan nicht der Zahl nach unterſchieden ſeyn.
>
> Unendliche Dinge haben keine Zufälligkeiten.
>
> Alſo können ſie der Zahl nach nicht unterſchieden ſeyn.

Den Oberſatz beweiſe ich aus der Erklärung des Unterſchiedes der Zahl nach, und ſo iſt er ein Grundſatz. Den Unterſatz beweiſe ich ſo:

> Was keine Schranken hat, das hat auch keine Zufälligkeiten.
>
> Unendliche Dinge haben keine Schranken.
>
> Daher haben auch unendliche Dinge keine Zufälligkeiten.

Der Oberſatz iſt hier aus der Erklärung des Zufälligen klar, welches veränderlich ſeyn muß. Veränderungen aber ſind Abwechſelungen der Schranken. Was alſo keine Schranken hat, das iſt keiner Veränderung, und folglich keiner Zufälligkeiten fähig. Der Unterſatz iſt die Erklärung des Unendlichen ſelbſt, oder ein identiſcher Satz. Und ſo iſt das erſte Glied erwieſen. Das andre Glied erweiſe ich ſo.

> Was nicht auſſer einander ſeyn kan, das kan nicht dem Orte nach unterſchieden ſeyn.
>
> Vollkommen ähnliche Dinge können nicht auſſer einander ſeyn.
>
> Folglich können ſie nicht dem Orte nach unterſchieden ſeyn.

Der Oberſatz iſt aus der Erklärung des Ortes klar. Der Unterſatz aber aus der Erklärung deſſen, was auſſer einander iſt, wozu ein Unterſcheid der Dinge erfordert wird; der aber bey vollkommen gleichen Dingen ganz wegfällt. Habe ich nun alles recht gemacht? Was dünket dich?

S. Ich bin vollkommen mit deinem Beweiſe zu frieden: Denn er hat mich itzo noch mehr als vorhin überzeuget. Ich ſchäme mich recht, daß ich ihn nicht ſelbſt habe ausſinnen können: So natürlich und leicht kömmt er mir vor.

G. Wenn dem alſo iſt, ſo bitte ich nur künftig nicht mehr, bey der geringſten Schwierigkeit, auf die Metaphyſik zu ſchmählen. Sie läßt uns in keiner Ungewißheit ſtecken, wenn wir nur ihre Lehren recht anzuwenden wiſſen.

Beſchluß.

Dieſer Beweis iſt auf Veranlaſſung einer gelehrten Schrift aufgeſetzet worden, darinn die meiſten bisherigen Beweisthümer der Einigkeit Gottes waren unterſuchet, und vor unzulänglich erkläret worden. Etliche gute Freunde des Herrn Verfaſſers derſelben gaben ſich Mühe, Demonſtrationen dieſer Wahrheit zu erfinden, die gründlicher ſeyn möchten. Nach genauer Unterſuchung aber, der ſie in einer philoſophiſchen Geſellſchaft nach und nach unterworfen wurden, blieben noch immer gewiſſe Schwierigkeiten übrig; die alle Beweiſe entkräfteten. Dieſes Geſpräche war der fünfte Verſuch, der in dieſer Materie geſchah, und weil er in obiger Geſellſchaft die Probe zu halten ſchien: So habe ich ihn hier, als an einem beqvemen Orte anhängen wollen, um den Nutzen und die Allgemeinheit unſrer metaphyſiſchen Lehren dadurch auf eine neue Art zu beweiſen. Indeſſen unterwerfe ich denſelben der fernern Prüfung der Verſtändigen, inſonderheit des gelehrten Mannes, der die andern Beweiſe ſo gründlich unterſuchet hat. Geſchrieben an Oſtern 1734.

Erſte Gründe
Der
Geſamten
Weltweisheit,

Darinn
alle Philoſophiſche Wiſſenſchaften
in ihrer natürlichen Verknüpfung
abgehandelt werden,
Zum
Gebrauche academiſcher Lectionen
entworfen
von
Johann Chriſtoph Gottſcheden,
Log. & Met. P. P. O. der Poeſ. Extr. zu Leipzig,
Der Kön. Preuß. Soc. der Wiſſ. Mitgliede.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Andrer Practiſcher Theil.
Mit einem Regiſter über beyde Theile.

Leipzig, 1734.
Verlegts Bernhard Chriſtoph Breitkopf.

M1429x

Dem
Hochwohlgebohrnen Herrn,
HERRN
Anton Ferdinand
von Zettwitz,
Erb-Herrn auf Bohnau und Holſteitz.
Seiner Hochfürſtl. Durchl. des
regierenden Herzogs zu Sachſen-Weiſſenfels und Querfurth, hochbeſtallten Ober-Jägermeiſtern, und Ober-Forſtmeiſtern,

Meinem inſonders gnädigen
Herrn.

Hochwohlgebohrner Herr,

Mein inſonders Gnädiger Herr,

Zu keiner einzigen Zueignungsſchrift habe ich meines Erachtens wichtigere Urſachen gehabt, als eben zu dieſer, dadurch ich mir die Ehre nehme, Eurer Hochwohlgebohrnen Excellenz, den andern Theil meines philoſophiſchen Handbuches, mit aller Ehrerbiethung zu widmen: Und niemals habe ich mit freudigerm Gemüthe die Feder angeſetzet, als da ich einem ſo großmüthigen Gönner und Patron denjenigen Dank öffentlich abſtatten will, den ich um ſo guter Urſachen halber insgeheim nicht ſattſam zu erkennen geben kan.

Wenn alſo das Vermögen meiner Hand den Ernſt und Eifer meines Gemüthes erreichen könnte: So würde dieſe meine Zueignungsſchrift viel nachdrücklicher werden, als alle die ich jemals aufgeſetzet, und als die meiſten ſind, die von andern geſchrieben worden. Das macht, Eure Hochwohlgebohrne Excellenz übertreffen an großmüthiger Menſchenliebe und redlicher Abſicht das gemeine Beſte zu befördern, die allermeiſten von denen, welchen man Bücher zuzueignen pflegt. Ich ſchreibe hier aus der Erfahrung, und kan alle Schmeicheley verbannen, die ſonſt ſo nöthig iſt, eine Lobſchrift der Groſſen dieſer Welt ein wenig ſcheinbar zu machen. Eure Excellenz haben mich zu einer Zeit Dero mächtigen Schutzes gewürdiget, da ich bey keinem andern von meinen Gönnern einigen Beyſtand hoffen konnte, und gleichwohl Dero Gnade und Zuneigung noch durch nichts verdienet hatte. Je ſeltner nun dieſe Großmuth iſt, deſto begieriger bin ich, durch die lebhafteſte Empfindung derſelben, gemacht worden, auch wieder die Gewohnheit der meiſten Clienten, meine Zueignungsſchrift mit einer ungekünſtelten, aber deſto herzlichern Dankſagung vor alle die unverdiente Gnade anzufangen, womit Eure Hochwohlgebohrne Excellenz mich zu Dero ewigem Schuldner gemachet haben.

Indem ich alſo das ſonſt ſo gewöhnliche Bitten in ein Dankſagen verwandelt habe: So darf ich gleichwohl meine Zuſchrift noch nicht ſchlüſſen, ehe und bevor ich die andern Urſachen angeführet, die mich hätten bewegen können, Eurer Excellenz gegenwärtiges Buch zu überreichen, wenn es mir gleich an jenem Bewegungsgrunde gefehlet hätte. Es enthält ſelbiges die Lehren der Weisheit, die ſeit der Zeit, daß Menſchen in der Welt geweſen, ihre Schüler und Anhänger glücklich gemachet haben. Die Lehre guter Sitten macht tugendhafte Leute, wenn ſie ein wohlgeartetes Gemüthe antrifft, das die Schönheit ihrer Regeln einſiehet, und den hohen Werth der Weisheit und Tugend erkennen kan. Die gröſten Männer aller Zeiten, haben, wenn ſie wahrhaftig groß geweſen, ihre ganze Ehre in der Menſchenliebe, Sanftmuth, Großmuth, Freundſchaft, Aufrichtigkeit, Leutſeligkeit, Gerechtigkeit und Redlichkeit geſuchet. Dieſe Tugenden, die ſie gegen andre ausübeten, gaben denen, ſo ſie gegen ſich ſelbſt beobachteten, allererſt den rechten Glanz. Denn ſo groß auch das Lob iſt, welches das Selbſterkenntniß, und die Mäßigkeit, die Sorgfalt für ſeinen Leib, und die Keuſchheit, Fleiß, Sparſamkeit und

Freygebigkeit, Beſcheidenheit, Demuth und Edelmuth, ja Standhaftigkeit, Unerſchrockenheit, und die Mäßigung im Glücke verdienen: So wenig würden doch dieſelben zum gemeinen Beſten beytragen, wenn ſie nicht mit den andern vergeſellſchaftet würden; ſo wie ſie ihrer Natur nach alle mit einander verſchwiſtert ſind.

Wem könnte ich nun ein Buch, darinn alle dieſe Tugenden groſſer Leute aus ihren erſten Qvellen hergeleitet, und in ihren herrlichen Folgen abgeſchildert werden, mit beſſerm Rechte zueignen, als Eurer Hochwohlgebohrnen Excellenz; Deren edles und erhabnes Herz Sie gleichſam von Natur ſchon zu allen dieſen Vollkommenheiten des Willens fähig und geneigt gemacht hat. Wie glückſelig, ſind doch diejenigen, die ſchon ein gutes Naturel mit lauter löblichen Neigungen ausrüſtet! Aber wie ſehr ſind auch diejenigen zu preiſen, die ſolchen ihren edlen Trieben, auch in denjenigen Umſtänden unverrückt folgen, ſo ſonſt der Tugend am gefährlichſten ſind! So elend iſt die Welt gottlob! nicht, daß nicht jährlich Seelen von der beſten Art gebohren würden: Aber wie ſelten iſt es, daß ſolche wohlgebohrne Seelen nicht aus der Art ſchlagen, wenn ſie auf den groſſen Schauplätzen der Erden, ich meyne an den Höfen der Prinzen auftreten, und daſelbſt ihre Perſon viele Jahre nach einander ſpielen ſollen. Und um deſto höher ſind die

Verdienſte Eurer Hochwohlgebohrnen Excellenz zu ſchätzen, da Dieſelben von der erſten Jugend an keine andre Schule, als den Hof und die Welt gehabt; die zwar unzählige zum Böſen zu reizen, Eure Excellenz aber niemals von dem Wege der wahren Tugend abzuziehen vermögend geweſen.

Wie ſchwer iſt es nicht, die Gnade der Groſſen dieſer Welt viele Jahre nach einander zu erhalten, und dem unbeſtändigen Hof-Glücke, ſo zu reden, die Flügel zu binden! Gleichwohl haben Eure Hochwohlgebohrne Excellenz in mehr als dreyßig Jahren nicht den geringſten Wechſel hierinn erfahren. Ein ſo erleuchteter Herzog, als derjenige iſt, dem Dieſelben von Jugend auf Dero Dienſte gewidmet, hat die ausnehmende Treue eines Miniſters gar wohl zu unterſcheiden, und nicht beſſer, als durch eine ununterbrochene Gnade zu belohnen gewuſt. So kan ich denn durch das Beyſpiel Eurer Hochwohlgebohrnen Excellenz die wichtigſte Lehre dieſes Buches darthun: Daß die wahre Tugend ihre Freunde unfehlbar glücklich mache; zumal wenn noch eine ſo ungeheuchelte Frömmigkeit und Gottſeligkeit dazu kömmt, als Dero Beyſpiel einem jeden, der Sie näher zu kennen das Glück hat, darſtellet.

Nun könnte ich noch auf die groſſe Erfahrenheit Eurer Excellenz in den Geheimniſſen der Natur, zu deren

Erkenntniß die edle Jäger-Kunſt den trefflichſten Vorſchub thut, zu rühmen ſuchen. Und was würde ich nicht davon ſagen können, da Dieſelben es in dieſer Adelichen Ubung zu einer ſolchen Vollkommenheit gebracht, daß Sie faſt allein ein Meiſter darinn genennet zu werden verdienen. Wo findet man das faſt verlohren gehende Deutſche Jagen, zu Beſchämung aller derer, die ſich nur in alles Ausländiſche verlieben, in gröſſerer Vollkommenheit, als unter der Aufſicht Eurer Excellenz? Und da dieſes vorzeiten die Übung der gröſten Helden geweſen iſt, wodurch ſie ſich zu dem Schütze ihres Vaterlandes abgehärtet, und geſchickt gemacht: So ſieht man ohne Mühe, wie leicht es Eurer Excellenz geworden ſeyn würde, auch im Felde der Ehren ſich Lorberzweige zu erkämpfen; wenn nicht ein Durchlauchtiger Herzog Dero Dienſte auf eine andre Art nöthig gehabt hätte.

Doch haben Dieſelben in Ihrer Jugend ſo manche Probe von Dero Unerſchrockenheit in den gröſten Gefahren abgeleget, als Sie in den damaligen Franzöſiſchen Kriegen einen ſtürmenden Angriff vor Landau gewaget, und von einer ſpringenden Mine ſchon halb mit Graus und Erde verſchüttet geweſen.

Allein ich ſehe mich genöthiget, ſo wohl dieſes als Dero übrige Verdienſte mit einem ehrerbiethigen Stillſchweigen zu übergehen. Ich muß auch aus Ehrfurcht die Hochachtung verſchweigen, die Eurer Excellenz unvergleichliche Frau Gemahlin, von allen Verſtändigen, und wahren Kennern groſſer Eigenſchaften verdienet: Ob ich gleich mit Wahrheit ſagen kan, daß ich keine Dame ihres Standes geſehen, die leutſeliger und großmüthiger, vernünftiger und von geſetzterm Geiſte geweſen wäre, als eben Dieſelbe. Ich verſpare vielmehr das

Lob der Gnadenbezeugungen, ſo ich auch von Derſelben im Uberfluſſe genoſſen, bis zu einer andern Gelegenheit, und preiſe Eure Excellenz hier nur glücklich, daß Sie mit einer Gemahlin von dem Himmel beſeliget worden, die allein würdig war, die ewige Geſellin und zärtlichſte Freundin eines ſo vortrefflichen Gemahls zu ſeyn. —

Gott erhalte nur Dieſelbe ſo wohl, als Eure Hochwohlgebohrne Excellenz, zur Zierde Dero beyderſeitigen vornehmen Geſchlechter, noch auf ſpäte Jahre! Er laſſe Sie Beyde in einem glückſeligen Alter das Wachsthum Ihres Hauſes in der ſo liebenswürdigen Familie ſehen. Die trefflichſte Blüthe derſelben verſpricht der Welt dermaleins die allerköſtlichſten Früchte; und da ſich einige derſelben den Muſen theils ſchon gewidmet, theils noch widmen werden: So wird mir nichts eine gröſſere

Freude machen, als wenn ich hierbey durch einige Dienſte werde darthun können, mit wie unverſtellter Erkenntlichkeit und Ergebenheit ich Lebenslang ſeyn werde

Eurer Hochwohlgebohrnen
Excellenz,

Meines Gnädigen Herrn

unterthäniger und gehorſamſter Diener

Joh. Chriſt. Gottſched.

Mein Leſer!

Ich liefere dir hiermit, meinem Verſprechen gemäß, den andern practiſchen Theil meines philoſophiſchen Handbuches, welcher die übrigen Wiſſenſchaften in ſich hält, die zu den erſten Gründen der Weltweisheit gehören. Von der Eintheilung deſſelben darf ich hier keine Nachricht geben: Theils, weil ſelbige nicht neu iſt, ſondern ſchon von andern auf eben die Art gemachet worden; theils weil ſie in der Einleitung ſchon ausführlich genug enthalten iſt. Von meinen Lehren darf ich auch ihrer Neuigkeit wegen keine Red und Antwort geben. Nichts iſt ſo alt, als die Wahrheiten, ſo die Lehre guter Sitten in ſich faſſet. Alle Schriften der Griechiſchen und Römiſchen Weltweiſen ſind voll davon, und ſo ſehr ich dieſelben allezeit geliebet, wovon man die Spuren in dieſem Buche an unzähligen Orten finden wird: So vortrefflich haben mir allezeit die moraliſchen Bücher des Herrn Regierungsraths Wolfs gefallen, der alles dasjenige, was die Alten von der Tugendlehre zerſtreut und ohne Ordnung vorgetragen hatten, in ein recht ſyſtematiſches Werk zuſammen gefaſſet und mit einander verknüpfet hat, ſo daß man in dieſem Stücke nichts beſſers wünſchen kan. Man wird alſo in dieſem practiſchen Theile der Weltweisheit einen Auszug aus den beſten Sittenlehrern der Alten, von allerley Secten finden, in ſoweit ſich dieſelben in ein ordentlich verknüpftes Lehrbuch haben bringen laſſen. Die Socratiſchen Lehren ſind hier mit den Ariſtoteliſchen und Stoiſchen Grundſätzen, und wenn ich es ohne Gefahr ſagen kan, dieſe alle mit den Epicureiſchen in eine gewiſſe Harmonie gebracht. Denn ſo übel dieſer Weltweiſe, wegen ſeiner ſchädlichen Morale, ſonſt beruffen iſt, und ſo groß auch ſeine Unwiſſenheit in den theoretiſchen Wiſſenſchaften geweſen ſeyn mag: So gewiß iſt es doch, daß ſeine Sittenlehre von der Stoiſchen ſo weit nicht unterſchieden geweſen, als manche ſich wohl einbilden. Wer die Alten aus ihren eigenen Schriften, und nicht nur von Hörenſagen kennet; der wird wohl wiſſen, wie hoch Seneca, Antoninus, und andre, die doch der Stoiſchen Secte anhiengen, die Bücher des Epicurus und ſeine Sprüche gehalten. Wie wäre das aber möglich geweſen, wenn die Wolluſt, ſo Epicurus vor das höchſte Gut gehalten, eine bloß fleiſchliche oder ſinnliche, und folglich verderbliche und laſterhafte Wolluſt geweſen wäre; wie Cicero uns in dem Buche de finibus überreden will. Nehmen wir aber eine unſchuldige Vergnügung der Seelen vor dieſe

Wolluſt des Epicurus, wie er ſie allerdings muß genommen haben: So werden wir finden, daß ſelbige allerdings aus der wahren Gemüthsruhe, dieſe aber nur aus einer rechtſchaffenen Tugend entſteht. Nach unſern heutigen viel deutlichern Begriffen können wirs noch viel beſſer zeigen, daß nichts als die Tugend ein wahres und dauerhaftes Vergnügen geben könne, und daß hergegen nur die Laſter eine dauerhafte Unluſt wirken, ob ſie gleich anfänglich ſich unter dem Scheine der Luſt und Ergetzlichkeit einſchmeicheln.

Doch was iſt es nöthig, hier das Anſehen der alten Weltweiſen zu retten oder zu vertheidigen? Die Wahrheit ihrer Lehren kan ſich ſelbſt rechtfertigen, geſetzt, daß man an ihren Urhebern eins oder das andre mit Recht auszuſetzen hätte. Ich komme daher auf die Art des Vortrages, der ich mich in dieſem Buche bedienet habe; und darinn ich mich befliſſen habe, nach dem Exempel der Arzneyverſtändigen, die bitterſten Arzneyen zu übergülden, das iſt die ſtrengeſten Tugendlehren auf eine angenehme Art einzuflöſſen. Ich habe alſo zwar die ſynthetiſche Lehrart der Weltweiſen in der Ordnung der Materien beobachtet, und alle Lehrſätze aus ihren Gründen hergeleitet und erwieſen: Damit der Verſtand von ihrer Wahrheit auf eine kräftige Art überführet werden möchte. Allein ich habe mich mit Bedacht vor der Trockenheit und Magerkeit in der Schreibart gehütet, die ſich beſſer zu theoretiſchen als zu practiſchen Wahrheiten ſchicket. Die Ariſtoteliſche Sittenlehre iſt zu unſrer Väter Zeiten nur deswegen in ſolche Verachtung gekommen; weil ihre Meiſter nichts als ein Gerippe ohne Fleiſch und Haut daraus machten, indem ſie ein bloſſes Regiſter der Tugenden und Laſter mittheileten, und ſich in gewiſſe tieſſinnige Grübeleyen verſteckten, die in der Ausübung keinen Nutzen hatten. Es iſt in der Sittenlehre nicht nur um eine lange Speculation, ſondern um ein lebendiges Erkenntniß zu thun, welches in den Willen und in die Handlungen der Menſchen einen Einfluß hat. Das Gedächtniß iſt gewiß der Sitz der Tugend nicht. Eine Morale alſo, die nur ſubtilerwieſene Lehrſätze, oder ſcharſſinnige Sprüche in ſich enthält, die das Ohr kützeln und höchſtens die Einbildungskraft ein wenig rühren, iſt von ſehr ſchlechtem Nutzen. Man muß alſo ein wenig freyer im Vortrage ſittlicher Wahrheiten verfahren, wenn ſie nicht nur ins Gehirn, ſondern auch ins Hertz dringen ſollen. Und ich halte es für eine Thorheit, wenn man moraliſche Bücher ſchreiben wollte, ſeine Leſer nur gelehrt; nicht aber tugendhaft und fromm zu machen.

Daher wird es nun kommen, daß ich mich zuweilen einiger Umſchreibungen und Wiederholungen gewiſſer Wahrheiten, wiewohl mit andern Worten bedienet habe. Daher wird es kommen, daß ich zuweilen auch in den Erklärungen und Lehrſätzen die Redensarten geändert, um wo nicht durch die einen, doch gewiß durch die andern meine Leſer zu rühren: Ob ich gleich wohl wuſte, daß ſcharfe Methodiſten dieſes vor einen Fehler halten könnten. Daher kommt es endlich,

lich, daß ich zuweilen Anmerkungen, ja Zeugniſſe und Exempel mit eingemiſchet, auch wohl andre Schriften von allerley Art zum Nachleſen vorgeſchlagen und angeprieſen habe. Wer meine Abſicht einſieht, der wird verhoffentlich die Mittel nicht tadeln, die ich dazu angewandt habe: Wer aber darinn mit mir nicht eins wäre, bey dem würde ich mich vergeblich zu rechtfertigen ſuchen.

In dem Rechte der Natur, war ich anfangs willens, die von den Rechtsgelehrten ſogenannten vollkommenen Pflichten von den unvollkommenen abzuſondern; wie dieſes bereits von einigen gelehrten Männern unſrer Zeit in dieſer Wiſſenſchaft geſchehen iſt, und von einigen, die ſich den bürgerlichen Rechten wiedmen, vielmals gewünſchet wird. Allein nach genauerer Uberlegung befand ich ſolches nicht für rathſam. Die Verbindlichkeit des Rechtes der Natur iſt allgemein und bey allen Pflichten einerley. Ich mag alſo handeln wieder welche ich will, ſo folgen mir die natürlichen Strafen auf dem Fuſſe nach. Ich bin alſo allemal ein Ubertreter des Geſetzes, und in der Natur der Handlung ſelbſt wird dadurch nichts geändert, ob mich ein andrer darüber zur Rede ſetzen, verklagen und beſtrafen kan, oder nicht. Daher bin ich denn bey der Art dieſe Pflichten abzuhandeln geblieben, die ſchon Herr Wolf mit ſo vielem Grunde beliebet hat; laſſe aber deswegen einem jeden ſeine Lehrart ungetadelt, weil eine jede in gewiſſen Abſichten ihren Nutzen haben kan. Ja wenn auch jemand nach Thomaſiſcher Art die Pflichten der Gerechtigkeit, Ehrbarkeit, und des Wohlſtandes unterſcheiden wollte; ſo könnte ich ihm ſeinen Sinn laſſen: Ob ich gleich ſelbigen vor ganz ungegründet hälte.

Nunmehro komme ich auf diejenigen Gönner und Freunde, die mir ihren geneigten Beyfall, wegen des erſten Theiles, theils öffentlich in gedruckten Zeugniſſen, theils insbeſondere durch ihre Briefe bezeuget haben. Ich kan verſichern, daß mich dieſes noch eifriger gemacht hat, in dieſem practiſchen Theile allen möglichen Fleiß anzuwenden; und wie ich durch dero Gutachten vergewiſſert worden, daß ich dort nicht vergeblich an Beförderung eines deutlichen Erkenntniſſes der Wahrheit gearbeitet habe: Alſo werde ich mir die gröſte Freude machen, wenn ich vernehmen werde, daß ich auch in der Ausbreitung und Fortpflanzung der Tugend ein nützliches Werkzeug der Vorſehung geweſen. Denn worinn kan man ein unſchuldigeres Vergnügen, und eine reinere Ehre finden, als wenn man verſichert wird, daß man nach dem geringen Maaſſe ſeiner Kräfte, auch etwas zum gemeinen Beſten, und zur Glückſeligkeit des menſchlichen Geſchlechts beygetragen habe?

Hierbey danke ich auch demjenigen gelehrten

Liebhaber der Weltweisheit, der ſich die Mühe genommen, mir verſchiedene von ſeinen philoſophiſchen Gedanken, als neue Erklärungen von vielerley Sachen, und Abtheilungen zuſammengeſetzter Begriffe, zu verſchiedenen malen zuzuſchicken. Es würden vielleicht dieſelben vielen von meinen Leſern nicht unangenehm geweſen ſeyn, wenn es die Regeln der ſyſtematiſchen Lehrart erlaubet hätten, allerley Erklärungen durcheinander zu mengen. Allein es hat ſich nicht thun laſſen, etwas in meine Sittenlehre einzumiſchen, das ſich mit der Kette unſrer Lehren nicht wollte verknüpfen laſſen. Vielleicht würden die mir überſchickten Gedanken, in einem eigenen, nach dem Sinne des Herrn Verfaſſers eingerichteten Tractate, ein beſſeres Anſehen bekommen; und ich wünſche daß es demſelben gefallen möge, dergleichen nach ſeiner Gelegenheit der Welt mitzutheilen. Nur ich habe ſelbige nicht brauchen können: Ohngeachtet ich es für eine beſondere Freygebigkeit erkenne, daß man mir den Gebrauch ſeiner Erfindungen ſo großmüthig angebothen. Hier in der Vorrede aber dieſelbe zu beurtheilen, läſt auch meine Art nicht zu; weil ich lieber dasjenige, was ich für wahr halte, andern vortragen, als das was andre glauben, wiederlegen oder verwerfen mag.

Endlich muß ich auch denen noch antworten, die mir durch meinen Verleger ihr Verlangen kund thun laſſen, ich möchte doch auch einen kurzen Begriff von der philoſophiſchen Hiſtorie abfaſſen, und ſolchen in einem beſondern Bande oder Anhange dieſem Werke beyfügen. Dieſes Anſinnen halte ich für ganz wohlgegründet, und es ſoll an mir nicht liegen, daß ich ſelbigem nicht mit der Zeit ein Gnügen thue: Nur ſo gleich kan ich mich dazu nicht anheiſchig machen. Hernach möchte ich auch mein philoſophiſches Handbuch nicht gern gar zu theuer werden laſſen, und alſo würde ich lieber ein beſondres Werk, als einen dritten Theil dieſer Weltweisheit, daraus machen. Voritzo werde ich zu allererſt, der mir unlängſt aufgetragenen Profeßion zu Folge, und meinem deshalben gethanen Verſprechen gemäß, des berühmten Herrn von Tſchirnhaus vortreffliches Werk vom Menſchlichen Verſtande, zu überſetzen, und mit einigen Anmerkungen zu erläutern, befliſſen ſeyn; um unſern Landesleuten ein Buch bekannter zu machen, welches Deutſchland ſo viel Ehre gemachet hat. Lebe wohl, geneigter Leſer, und bleibe ferner meinen Bemühungen gewogen. Geſchrieben an der Oſter-Meſſe des 1734ſten Jahres.

* * *

Der

Erſte Gründe
der
Weltweisheit,
Anderer,
Practiſcher Theil.

Einleitung
zur
Practiſchen Weltweisheit
überhaupt.

§. 1.

Philoſophia practica quid ſit?

Die Weltweisheit haben wir oben als eine obwohl unvollkommene Wiſſenſchaft der Glückſeeligkeit beſchrieben. (§. 3. I. Th.) Wir haben auch daſelbſt (§. 5.) ſchon gewieſen, daß die guten Handlungen hauptſächlich diejenigen Mittel wären, wodurch wir zum Genuß und Beſitze wahrer Vollkommenheiten gelangen könnten, die uns ein beſtändiges Vergnügen zu geben, und uns alſo glücklich zu machen, vermögend ſind. War nun die theoretiſche Weltweisheit eine Wiſſenſchaft der Vollkommenheiten, deren Erkenntniß zur Glückſeeligkeit nöthig iſt (§. 6): So iſt die practiſche Weltweisheit, die wir hier abhandeln wollen, nichts anders, als eine Wiſſenſchaft von dem Thun und Laſſen der Menſchen, dadurch ſie ſich glücklich machen können (§. 14).

Methodus ſcientifica obſeruanda.

§. 2. Eine Wiſſenſchaft nennen wir die Fertigkeit, ſeine Sätze aus unleugbaren Gründen durch eine Reihe richtiger Vernunftſchlüſſe zu erweiſen. Soll alſo unſre practiſche Philoſophie eine Wiſſenſchaft werden: So werden wir auch alle ihre Lehren auf unumſtößliche Gründe bauen, das iſt aus den unleugbarſten Wahrheiten durch die deutlichſten Folgerungen herleiten müſſen. Dieſe Art dieſelbe vorzutragen, iſt ein Vorzug neuerer Zeiten: Denn obwohl, ſeit dem Socrates die Sittenlehre zuerſt in den Schwang gebracht, ſonderlich von den Stoickern ſehr viel davon geſchrieben worden: So hat man ſie doch mehrentheils in einzelnen Sätzen, klugen Sprüchen, und kurzen Abhandlungen beſondrer Materien; nicht aber ſyſtematiſch vorgetragen.

Philoſophia practica ſupponit theoreticam.

§. 3. Diejenigen Gründe, deren wir in dieſer Wiſſenſchaft nöthig haben werden, ſind die deutlichen Begriffe vom Guten und Böſen, von den Gemüths und Leibeskräften des Menſchen, und den göttlichen Eigenſchaften, die wir bereits im erſten Theile abgehandelt haben. Man kan alſo die practiſche Philoſophie nicht gründlich verſtehen lernen, wenn man nicht vorher die Grundlehre, die Geiſterlehre, die Naturlehre, und natürliche Gottesgelahrheit wohl innen hat. Wir werden uns nemlich auf ſehr viele Er-

Erklärungen, Erfahrungen und Lehrſätze beruffen, und ſie als bekannt annehmen, die wir in dieſen Theilen der theoretiſchen Philoſophie ſchon abgehandelt haben. Der erſte Theil unſrer Weltweisheit iſt eigentlich nur eine Vorbereitung zum andern zu nennen.

Actiones liberae hominum.

§. 4. Durch das Thun und Laſſen der Menſchen, verſtehen wir alle freye Handlungen derſelben, die ſie mit Wiſſen und Willen unternehmen. Denn dieſe allein ſtehen in dem Vermögen des Menſchen, und können alſo durch Geſetze eingeſchränket, und nach ihrer Vorſchrift eingerichtet werden. Alle übrige Handlungen aber, die aus einer natürlichen Nothwendigkeit herflieſſen, und alſo nicht auf unſer Belieben ankommen, gehören nicht in dieſe Wiſſenſchaft: Ob ſie wohl auch in die Glückſeeligkeit des Menſchen ihren Einfluß haben. Weil nun die unvernünftigen Thiere keine freye Handlungen ausüben können: So gehöret auch die Sittenlehre mit allen ihren Theilen nicht vor ſie.

Diuiſio Philoſophiae practicae.

§. 5. Um aber dieſe ſo weitläuftige Lehre von dem Thun und Laſſen der Menſchen deſto ordentlicher abzuhandeln, müſſen wir dieſelbe, ſo wohl als die theoretiſche Weltweisheit, in gewiſſe Theile abſondern. Vors erſte müſſen wir eine gewiſſe moraliſche Grundlehre abfaſſen, darinn ſich die erſten Gründe alles ſittlichen Erkenntniſſes abhandeln laſſen. Dieſe muß von den Handlungen der Menſchen überhaupt, vom Geſetze und der Verbindlichkeit, den Straſen und Belohnungen, der Glückſeeligkeit u.ſ.f. einige allgemeine Lehren vortragen. Dieſen vorläufigen Theil der practiſchen Weltweisheit nennen wir die **allgemeine Sittenlehre.**

I. Pars, Ethica vniuerſalis.

II. Pars, Jus naturale.

§. 6. Ferner müſſen wir uns etwas genauer um die Richtſchnur der freyen Handlungen, das iſt, um das Geſetze bekümmern. Denn da die Handlungen entweder gut oder böſe ſind, und nicht ein jeder vermögend iſt dieſen Unterſcheid ſelbſt wahrzunehmen: So muß man hier nicht nur mit einer allgemeinen Vorſchrift zufrieden ſeyn, daß man das Gute thun, und das Böſe laſſen müſſe; ſondern vor jede Art der Handlungen beſondre Regeln anzeigen. Alle dieſelbe werden, vermittelſt der geſunden Vernunft, aus Betrachtung der Natur hergeleitet: Folglich nennt man die ganze Wiſſenſchaft der natürlichen Geſetze: **das Recht der Natur.**

Sola ſcientia Juris naturalis felicem reddit neminem.

§. 7. Das Recht der Natur, ſchreibet uns zweyerley Pflichten vor: die wir theils als bloſſe Menſchen in dem Zuſtande der natürlichen Freyheit und Gleichheit zu beobachten haben; theils aber als Bürger in einer geſellſchaftlichen Lebensart zu leiſten ſchuldig ſind. Beyde nun ausüben zu lernen, iſt es noch nicht genug, daß man die natürlichen Geſetze wiſſe. Denn viele Leute erkennen gar wohl was ſie thun oder laſſen ſollten: Allein ihr Erkenntniß wirket nicht in den Willen, und iſt alſo nicht lebendig. Wo aber dieſes nicht iſt, da erfolgen auch die guten Handlungen nicht, und folglich erlangt man durch die bloſſe Wiſſenſchaft des Rechtes der Natur die Glückſeeligkeit nicht.

III. Pars, Ethica ſtricte ſic dicta.

§. 8. Zu dem Ende iſt es denn nöthig, daß wir unſer Erkenntniß auch in die Ubung bringen, und die natürlichen Geſetze beobachten lernen. Den Willen zu lenken, gehören kräftige Bewegungsgründe, die denſelben zum Thun und Laſſen antreiben. Es gehören beqveme Vorſchläge dazu, durch was für Mittel man am leichteſten die Ausübung der Tugend in eine Fertigkeit verwandeln, und alle Hinderniſſe derſelben aus dem Wege räumen könne. Alle dieſe Dinge erfordern einen neuen Theil der practiſchen Weltweisheit. Wir nennen ihn die **Tugendlehre**, oder die Sittenlehre in engerm Verſtande; das iſt eine Wiſſenſchaft von Erlangung der Tugend, in Ausübung menſchlicher und bürgerlicher Pflichten.

IV. Pars, Politica ſeu philoſophia ciuilis.

§. 9. Die Geſellſchaften, darein ſich die Menſchen begeben haben, kommen zwar in ihren Abſichten alle überein; nemlich, daß ſie die gemeinſchaftliche Glückſeeligkeit befördern ſollen. Allein ihren Einrichtungen nach, ſind ſie in verſchiedenen Ländern ſehr unterſchieden. Denn, wie es überhaupt nicht zwey vollkommen ähnliche Dinge in der Welt giebt, alſo giebt es auch nicht zwey gleiche Republiken, die einerley Verfaſſungen und Regierungsart hätten. Da nun jede Regimentsform ihre Beqvemlichkeiten, und ihre Fehler hat, dadurch die menſchliche Glückſeeligkeit entweder befördert oder gehindert wird: So muß die practiſche Weltweisheit auch einen Theil haben, der von guter Einrichtung der kleinern und gröſſern Geſellſchaften handelt. Dieſe nennen wir die Staatslehre, oder Politic.

Vſus philoſophiae practicae ſingularis.

§. 10. Aus dem allen erhellet zur Gnüge, daß die practiſche Weltweisheit eine ſehr nöthige und nützliche Wiſſenſchaft ſey. Denn der Rechtsgelehrte muß das Recht der Natur, der künftige Hofmann die Staatslehre, und der Gottesgelehrte die Tugendlehre wohl inne haben, wenn er in ſeiner beſondern Wiſſenſchaft gründlich werden, und wohl fortkommen will. Die bürgerlichen Rechte ſind doch nur Folgerungen aus dem natürlichen, und können nicht anders als daher erwieſen werden. Die Chriſtliche Morale ſetzet die natürliche zum Grunde, und bedienet ſich mit Vortheil aller Hülfsmittel, die die Vernunft zu Verbeſſerung der Sitten vorſchlägt. Und von der Staatskunſt iſt es ein alter Spruch: Daß diejenige Republik die glücklichſte ſeyn würde, wo entweder die Weltweiſen regieren, oder die Regenten philoſophiren würden.

Der
Practiſchen
Weltweisheit
Erſter Theil.
Die
Allgemeine Sittenlehre.

Einleitung
zur
Allgemeinen Sittenlehre.

§. 11.

Die allgemeine Sittenlehre iſt eine Wiſſenſchaft von den allgemeinſten Regeln menſchlicher Handlungen. Dieſes zeiget die Benennung ſelber ſchon. Denn die Sitten bedeuten gemeiniglich eine Art der Handlungen, darinn man es durch Ubung und Gewohnheit zu einiger Fertigkeit gebracht hat. Wie aber dieß Wort ſowohl in gutem als in böſem Verſtande; ſowohl von einem tugendhaften Wohlverhalten, als von einer laſterhaften Aufführung gebrauchet wird: So zeigt das Wort Lehre deutlich genug, daß man es von guten, und nicht von böſen Sitten, verſtanden haben wolle. Denn wer würde ſich die Mühe geben, ein Buch von Erlernung böſer Sitten zu ſchreiben?

Philoſophia practica vniuerſalis quid ſit?

§. 12. Wir nennen dieſe Sittenlehre aber eine allgemeine, weil ihre Lehren ſich in allen Altern, Geſchlechtern, Ständen und Lebensarten der Menſchen ohne Unterſcheid brauchen laſſen. Ja da man die Pflichten der Menſchen nachmals in menſchliche, und bürgerliche Pflichten un-

Quare vniverſalis audiat.

unterſcheiden wird: So ſehen wir auf dieſen Unterſcheid hier auch noch nicht. Dieſe Allgemeinheit nun machet, daß dieſe Wiſſenſchaft den Grund zu allen übrigen Theilen der practiſchen Philoſophie in ſich hält. Herr Hofrath Wolf hat die Nothwendigkeit derſelben zu allererſt eingeſehen, und ſelbſt 1703. in einer beſondern Diſſertation hier in Leipzig den erſten Entwurf davon gemacht.

Vtilitas eius inſignis.

§. 13. Die Nutzbarkeit dieſer Wiſſenſchaft erhellet daraus, daß wir ſie täglich in Erfindung neuer moraliſcher Wahrheiten brauchen können. Denn da wir faſt alle Augenblicke unſers Lebens in neue Umſtände kommen, darinn es ſich fraget, was zu thun, oder zu laſſen ſey: So lehret uns dieſe allgemeine Sittenlehre gute Anſchläge erfinden, und heilſame Entſchlüſſungen faſſen. Denn eigentlich muß ein Menſch, der vernünftig leben, und in allem ſeinem Thun bedachtſam handeln will, bey jeder beſondern Handlung ſich auch eine beſondre Regel ausfindig machen, nach welcher er ſein Vorhaben ausführet. Die Kunſtgriffe nun, die dazu gehören, ſind in dieſer Wiſſenſchaft enthalten,

Das I. Hauptſtücke

von

Den Handlungen der Menſchen und ihrem Unterſcheide.

§. 14.

Wenn wir von Handlungen der Menſchen reden, ſo verſtehen wir hier zuförderſt die freywilligen Wirkungen unſrer Seele, ſie mögen nun bloß in derſelben vorgehen, oder aber auch durch Vermittelung des Leibes ſich äuſſern. Denn diejenigen Wirkungen, die durch eine natürliche Nothwendigkeit von unſern Gemüthskräften entſtehen, und daran unſer Wille keinen Theil hat, gehören hieher nicht. Z.E. wenn mir bey einer gewiſſen Empfindung gegenwärtiger Dinge, nach der Regel der Einbildungskraft etwas anders einfällt, ſo damit einige Verwandſchaft hat (§. 456). Oder wenn ich aus zween Förderſätzen eine Folgerung mache, die den Regeln der Vernunftſchlüſſe gemäß iſt. Oder wenn ich des Nachts träume u. ſ. w. Alle dieſe Wirkungen der Seele ſind nicht freywillige, ſondern nothwendige Dinge, die wir nicht zu hindern vermögend ſind. Und die Sittenlehre hat damit nichts zu thun.

Actiones humanae ſunt vel liberae vel naturales.

§. 15. Zu einer freywilligen Handlung gehöret, daß wir ſie mit Wiſſen und Willen thun, (§. 559. I. Th.) oder daß wir von zweyen möglichen

Quid ad actionem liberam requiratur.

lichen Dingen, die wir kennen, dasjenige wählen, was uns am beſten gefällt. Der Verſtand muß ſich alſo bey einer freyen Handlung allezeit zum voraus was gutes vorſtellen, ehe der Wille ſie wählet; oder als was böſes, ehe dieſer ſie verwirft. Denn ſonſt wäre kein zureichender Grund verhanden, warum er eins oder das andre vornähme (§. 552. I. Th.). Jemehr alſo der Verſtand bey einer Handlung zu rathe gezogen worden, das iſt, je deutlicher man ſich dieſelbe vorgeſtellet hat, deſto freyer iſt nachmals dieſelbe. Je weniger aber der Verſtand Theil daran hat, deſtomehr nähert ſie ſich der Sclaverey (§. 537. I. Th.). Doch weil der Menſch auch mitten in den heftigſten Affecten noch ſeinen Verſtand in etwas brauchet: So pflegt man die Handlungen, ſo er darinnen vornimmt noch unter die freyen Handlungen zu rechnen.

Quaenam pro liberis non habeantur.

§. 16. Hergegen iſt aus der Zahl freyer Handlungen völlig ausgenommen, was Kinder und raſende Leute thun; deren jene den Gebrauch ihres Verſtandes noch nicht erlanget, dieſe aber verlohren haben. In wieweit dieſes aber von ihnen geſagt werden könne, muß man aus ihrem Alter, und aus den andern Verrichtungen ſchlieſſen, die ſie vornehmen. Denn hätten ſie ſonſt ziemliche Proben einer zulänglichen Uberlegung gegeben: So würde man ihnen auch in den übrigen Fällen freye Handlungen zutrauen, und ſie alſo nach der Sittenlehre beurtheilen. Eben ſo iſt es mit der Trunkenheit be-

beſchaffen, die einen Menſchen eine zeitlang des Verſtandes beraubet. In dem höchſten Grade derſelben kan er alſo unmöglich freye Handlungen unternehmen. Aber in vielen mittlern Stuffen derſelben würde man ſchon ſo viel Überlegung bey einem Trunkenen finden, als dazu gehöret, daß er mit Wiſſen und Willen etwas thun könnte.

Imputationis notio quid inuoluat.

§. 17. Hieraus erhellet nun der Begriff von der **Zurechnung**. Man rechnet nemlich jemanden eine Handlung zu, wenn man ſie für eine freye Handlung hält, die er mit Wiſſen und Willen gethan hat. Man rechnet ſie ihm hergegen nicht zu, wenn er ſie ohne ſein Wiſſen und Willen gethan. z. E. Es fällt jemand zum Fenſter hinaus, und erſchlägt auf der Gaſſe einen ungefehr vorbey gehenden Menſchen. Hier iſt der Fall nicht mit Willen geſchehen; vielweniger hat der Fallende gewuſt, daß der Vorbeygehende eben getroffen werden würde. Und alſo hat hier keine Zurechnung ſtatt, denn dieſer Todſchlag iſt keine freye Handlung. Ein anders wäre es, wenn jemand einen Stein zum Fenſter hinauswürfe, und einen ungefehr Vorbeygehenden träfe. Denn ob er hier wohl nicht gewiß gewuſt, daß jemand vorbey gienge, auch ſelbigen nicht Willens geweſen zu treffen: So hat er doch den Stein hinauswerfen wollen; ja er hat es auch wiſſen können, daß zuweilen Leute vorbey gehen.

Imputatio iuſta & iniuſta.

§. 18. Die Zurechnung iſt alſo gegründet, wenn man denjenigen vor die wirkende Urſache einer Handlung erkläret, der ſie mit Wiſſen und

Willen hervorgebracht: Ungegründet aber iſt ſie, wenn man einen Unſchuldigen davor ausgiebt, der entweder nichts darum gewuſt, oder doch ſelbige nicht unterlaſſen können. Von jener giebt ein Kriegsoberſter ein Exempel, der ſeinen Soldaten befiehlt ein Dorf in Brand zu ſtecken. Von dem andern aber giebt der ein Beyſpiel, den man die Treppe hinunter ſtößt, so, daß er einen andern der ihm entgegen kommt, zu Boden ſchlägt. Der ganze Zweifel, der dabey vorfällt, iſt dieſer; ob man es auch dem Soldaten z. E. mit Grunde zurechnen könne, der auf Befehl ſeines Oberſten ein Dorf anzündet? Doch dieſes läßt ſich hier noch nicht ausmachen, und wird weiter unten vorkommen.

Actiones liberae ſunt vel bonae, vel malae.

§. 19. Die freyen Handlungen ſind von zween Gattungen. Denn etliche gereichen zur Erhaltung oder Vermehrung unſrer Vollkommenheiten; etliche aber befördern und vergröſſern die Unvollkommenheiten eines Menſchen. Z. E. Wer da ſtudiret, befördert die Vollkommenheit ſeines Verſtandes; wer Leibesübungen treibet, befördert die Vollkommenheiten ſeines Leibes; wer fleiſſig arbeitet, erwirbt ſich ein Vermögen, und befördert die Vollkommenheit ſeines äuſſerlichen Zuſtandes. Hergegen, wer phantaſtiſche Bücher lieſt, der verrückt ſich den Kopf und verderbt ſich die Vernunft; wer unmäßig ißt und trinkt, ſchwächet ſich die Geſundheit des Leibes; wer ein böſes Leben führt, ſtürzt ſich in Schimpf und Schande. Jene Art der Handlungen nennt man gut, dieſe aber böſe.

An dentur actiones indifferentes.

§. 20. Nun möchte man wohl einwenden, daß es noch eine mittlere Art der freyen Handlungen gähe, die weder gut noch böſe wäre. Allein man betrüget ſich in der That. Alles was wir thun und laſſen, dienet doch zu etwas, ſo uns entweder nützlich oder ſchädlich, rühmlich, oder ſchimpflich, angenehm oder verdrüßlich iſt. Und wäre es ja nicht ſogleich und unmittelbar wahrzunehmen, ob dieſe oder jene Handlung gut oder böſe ſey: So darf man nur auf die ferneren Folgerungen derſelben acht haben, die daraus entſtehen können. Da wird ſichs bald zeigen, ob ſie gutes oder böſes nach ſich zieht, ob ſie uns vollkommener oder unvollkommener macht. Und ſo wird man völlig überführet werden, daß nichts ſo geringſchätzig und klein in unſern freyen Handlungen ſey, ſo nicht einen Einfluß in unſere Glückſeeligkeit haben ſollte.

Moralitas actionum eſt intrinſeca.

§. 21. Die Handlungen bringen alſo die Vollkommenheit und Unvollkommenheit durch ihre natürliche Folgerungen hervor, und halten den Grund derſelben in ſich (§. 19. 20.) Weil nun Wirkungen und Urſachen durch eine gewiſſe phyſicaliſche Nothwendigkeit mit einander verknüpſt ſind: (§. 305.) So ſind auch die Handlungen an ſich ſelbſt, und ihrer innern Natur nach entweder gut oder böſe; und werden alſo nicht erſt durch das Geſetze darzu gemacht. Z. E. Wer Gift iſſet, der thut etwas, ſo ihm ſchädlich iſt: Folglich iſt das Giftеſſen eine böſe Handlung an und vor ſich, ohne Abſicht auf ein Geſetze, ſo davon gegeben werden können. Ja wenn jemand ein Geſetze machen wollte: Man ſolle Gift eſſen: So würde nichts deſto weniger dieſe Handlung eine böſe Handlung bleiben und niemals gut werden können.

Demonſtratio alia, ex immutabilitate naturae rerum.

§. 22. Die Urſache deſſen iſt die unveränderliche Natur der Dinge, darnach ſich alle ihre Wirkungen richten. Kein endlicher Geſetzgeber kan durch ſeinen Willen die Kräfte und Verhältniſſe der Körper und Geiſter gegen einander aufheben oder umkehren: Sonſt würde er ein Wunder thun und die Ordnung der Natur ſtören (§. 410.) der unendliche Geiſt aber, der Wunder thun kan, hat die Naturen der Dinge ſelbſt erſchaffen und ſo eingerichtet, wie wir ſie finden, und wird alſo durch ſeine Geſetze dieſelben nicht wieder umſtoſſen wollen. Vielmehr haben wir ſchon erwieſen, daß er ſich in den Geſetzen ſeiner geiſtlichen Monarchie nach der Natur der Unterthanen richte, und ihnen nichts vorſchreibe, als was derſelben gemäß iſt. (§. 1170.) Folglich ſind denn alle freye Handlungen ſchon an ſich ſelbſt gut oder böſe, noch ehe ſie äuſſerlich befohlen oder verboten werden.

Actiones bonae per ſe eligibiles malae per ſe averſabiles.

§. 23. Iſt nun jede Handlung an ſich entweder gut oder böſe, ſo iſt ſie auch vor ſich ſelbſt ſchon vermögend, den Willen eines verſtändigen Weſens zum Wollen oder Nichtwollen zu beſtimmen. Denn wir wiſſen, daß nichts als das Gute und Böſe, in ſoweit es von dem Verſtande deutlich erkannt worden, einen kräftigen Bewegungs-Grund den Willen zu lenken, abgeben kan. (§. 542.) Es iſt alſo nicht möglich eine Handlung ſchlechterdings als gut zu erkennen, und ſie doch zu verabſcheuen: oder eine andere, vor durchaus böſe zu halten; und ſie doch zu wollen. Vielmehr muß ſolches, wenn es zu geſchehen ſcheinet, an dem unvollkommenen Erkenntniſſe des Verſtandes liegen; der ſich das Gute und Böſe an einer Handlung nicht recht deutlich vorſtellet; wie wir unten deutlicher zeigen werden.

§. 24. Hergegen kan es ſehr wohl geſchehen, daß man mit der ſinnlichen Begierde nach einer an ſich böſen Handlung ſtrebe; und vermittelſt des ſinnlichen Abſcheues vor einer an ſich guten Handlung einen Eckel habe. Denn weil beyde aus dem verwirrten Erkenntniſſe des Guten und Böſen entſtehen, ſo ſich nach dem Urtheile der Sinnen von dem was angenehm, oder unangenehm iſt, richtet: So können ſich ſehr leicht Irrthümer einſchleichen (§. 522.) vermöge welcher man das Böſe vor gut, und das Gute vor böſe hält. Es iſt alſo leicht möglich, durch die ſinnliche Begierde und den ſinnlichen Abſcheu, imgleichen durch die Affecten (§. 537.) das Gute zu fliehen und das Böſe zu lieben: doch ſo, daß es allemal an dem Mangel eines guten Erkenntniſſes von beydem lieget.

Poſſunt tamen & malae appetibiles, bonae averſabiles videri.

§. 25. Wer aber von den Handlungen, und ihrer innern ſittlichen Beſchaffenheit recht urtheilen will: Der muß nach dem bisherigen auf ihre nothwendige Folgerungen ſehen. Zie-

Criterium primum actionis bonae vel malae.

hen ſie was nach ſich, ſo uns und unſern Zuſtand nur einiger maſſen verbeſſert, oder vollkommener machet: So ſind ſie gut. Bringen ſie aber etwas hervor, was uns und unſern Zuſtand, das iſt Seele und Leib, Ehre, Vermögen und Bequemlichkeiten des Lebens unvollkommener machet: So ſind ſie an ſich ſchon böſe. Man muß hier nur nicht bey den erſten und näheſten Wirkungen derſelben ſtehen bleiben, ſondern ſo weit als möglich iſt, auf das Künftige hinaus ſehen. Denn oft betrüget uns der erſte Augenſchein! und es zeiget der Erfolg mit unſerm Schaden, daß dasjenige böſe geweſen, was wir anfangs vor gut gehalten.

Criterium II. perfectio vel imperfectio aliorum promota.

§. 26. Wir wiſſen aus dem, was am Ende der natürlichen Gottesgelahrheit erwieſen worden, daß wir als Bürger in der Stadt GOttes, auch das allgemeine Beſte dieſer geiſtlichen Republik zu beſördern verbunden ſind. Dieſes geſchieht wenn wir nicht nur auf unſre eigene, ſondern auch auf anderer Menſchen Vollkommenheit unſre Abſicht richten. Uberhaupt ſind auch alle Menſchen von eben der Natur als wir, uñ was uns gut oder ſchädlich iſt, bringet bey ihnen gleiche Wirkungen hervor. Unſre Handlungen können alſo auch im Abſehen auf andre Leute gut oder böſe werden, inſoweit ſie deren Vollkommenheiten entweder beſördern oder vermindern. Und man muß alſo in Beurtheilung ſeiner Handlungen auch darauf ſehen, was im Abſehen auf andre daraus erfolgen werde.

§. 27. Man kan auch noch ein andres Merkmal haben, ob eine freye Handlung gut oder böſe ſey. Man darf nemlich nur achtung geben, ob ſie mit den natürlichen Abſichten übereinſtimme, die aus der ordentlichen Einrichtung unſers Körpers und anderer Dinge erhellen. Z. E. Der Schlaf erſetzet die durch allerley Geſchäfte und Bewegungen geſchwächten Leibes-Kräfte. Wenn ich nun nicht eher zu Bette gehe, als bis ich müde oder ſchläfrig bin, und nicht länger ſchlafe, als zur Erqvickung der Leibes-Kräfte nöthig iſt: So ſtimmet mein Schlafengehen und Aufſtehen, in ſoweit es eine freye Handlung iſt, mit den Abſichten der Natur überein, und folglich iſt es gut. Gienge ich aber aus Faulheit zu Bette, und bliebe viele Stunden, nachdem ich ausgeſchlafen hätte, darinnen liegen: So ſtimmte ſolches nicht mit der natürlichen Abſicht des Schlafes überein; und folglich wäre es böſe.

Criterium III. conſenſus cum finibus naturalibus.

§. 28. Endlich iſt auch dieſes ein Merkmal guter und böſer Handlungen, wenn ſie unter einander ſelbſt übereinſtimmen oder nicht. Z. E. Ich hätte mir heute durch eine gewiſſe Gefälligkeit jemanden zum Freunde gemacht; morgen aber fienge ich an übels von ihm zu ſprechen, und zwar ſo, daß er es leicht erfahren könnte. Hier ſieht man wohl, daß dieſe üble Nachrede mir denjenigen, welchen ich mir vorhin zum Freunde gemacht hatte, leicht zum Feinde machen könnte. Und alſo hätte ich mit der einen Hand dasjenige wieder umgeriſſen, was ich

Criterium IV. conſenſus mutuus in actionibus liberis.

mit der andern gebauet hatte. Weil nun dieſes nicht zu einer allgemeinen Abſicht übereinſtimmet, ſo iſt die eine von den mishelligen Handlungen böſe geweſen.

Das II. Hauptſtücke

von

Dem Geſetze der Natur und der Verbindlichkeit deſſelben.

§. 29.

Quid ſit obligatio, & quid officium?

WEr mit einer gewiſſen freyen Handlung einen Bewegungs-Grund verknüpfet, der den andern antreiben kan, ſie zu thun oder zu laſſen; von dem ſagt man, er verbinde oder verpflichte denſelben dazu. Z. E. Wenn man den Todſchlag zu verhindern, mit einer geſchehenen Mordthat die Enthauptung verknüpfet! So giebt dieſes letztere einen Bewegungsgrund ab, das erſtere zu unterlaſſen. Die Verbindung iſt alſo eine Verknüpfung eines Bewegungsgrundes mit einer Handlung. Die Handlung ſelbſt, dazu man durch einen ſolchen Bewegungsgrund getrieben wird, heißt alsdann eine **Pflicht**; und man kan ſie daher erklären, als eine freye Handlung, dazu man verbunden iſt.

An dentur officia hominum naturalia?

§. 30. Nun fragt es ſich: Ob denn dem Menſchen dergleichen Pflichten obliegen? Wir wiſſen, daß es bloß auf Bewegungsgründe des Thuns und Laſſens dabey ankommt, die uns zu gewiſſen Handlungen kräftig genug antreiben können. Hieran fehlt es aber ganz und gar nicht, nachdem wir im vorigen Hauptſtücke geſehen haben, daß allerdings in der Natur ſelbſt die Gründe verborgen liegen, warum wir etwas thun oder laſſen ſollen. Denn eine jede Handlung iſt an ſich entweder gut oder böſe. Das Gute weis ſich bey allen, die es deutlich einſehen, beliebt; das Böſe aber verhaßt zu machen: Daher ſind uns denn durch die Natur ſelbſt unzehliche Pflichten auferleget, zu welchen wir durch die guten und böſen Folgerungen unſrer Handlungen verbunden ſind.

§. 31. Dieſe Art der Verbindlichkeit, die in unſern Handlungen ſelbſt ſchon verborgen liegt, nennen wir die **natürliche Verbindlichkeit**: Weil ſie aus der Natur ſelbſt entſteht und erkannt wird. Da nun aber alle die Handlungen gut ſind, die zu Beförderung unſerer Vollkommenheit etwas beytragen; alle diejenigen aber böſe, die zu unſrer oder eines andern Unvollkommenheit etwas beytragen: So ſehen wir wohl, wozu uns die natürliche Verbindlichkeit verpflichte: Nemlich alles zu thun, was zur Vollkommenheit überhaupt gereichet, und alles zu unterlaſſen, was zur Unvollkommenheit des menſchlichen Geſchlechts gereichen könnte.

Obligatio naturalis ad perfectionem promovendam; imperfectionem vero fugiendam.

§. 32. **Ein Geſetze** nennen wir eine Regel, nach welcher wir unſre freye Handlungen einzurichten verbunden ſind. Nun ſteckt aber in

Lex quid ſit, & lex naturalis quaenam?

der (§. 30.) gedachten natürlichen Pflicht eine Regel unſrer freyen Handlungen; und die natürliche Verbindlichkeit, die dabey verhanden iſt, (§. 31.) verbindet uns ſattſam, ſie zu beobachten. Folglich liegt denn in dieſer Pflicht ein natürliches Geſetz. Der Inhalt deſſelben iſt folgender: **Thue alles das, was die Vollkommenheit bey dir und bey andern befördert; und unterlaß hingegen alles dasjenige, was dir oder andern zur Unvollkommenheit gereichet.** Dieſe Regel nennet man auch ſchlecht hin, das Geſetz der Natur.

Lex naturae eſt immutabilis & aeterna.

§. 33. Es iſt aber dieſes Geſetz der Natur ein **unveränderliches Geſetz**, ſo bey allen Menſchen und zu allen Zeiten unverbrüchlich bleibet; und von welchem kein Geſetzgeber im geringſten abgehen kan oder ſoll. Denn es gebeut ſolches die an ſich ſelbſt ſchon guten Handlungen zu thun, die an ſich ſelbſt böſen aber zu meiden. Was an ſich ſelbſt böſe oder gut iſt, das iſt vermöge ſeines Weſens gut oder böſe. Das Weſen der Dinge aber iſt unveränderlich und ewig. (§. 127.) Kan nun eine böſe Handlung dergeſtalt niemals gut, und eine gute niemals böſe werden: So wird auch das Geſetz der Natur jene niemals anbefehlen, und dieſe niemals verbieten können; das heißt: das Geſetze der Natur wird unveränderlich und ewig ſeyn.

Lex Naturae eſt adaequata.

§. 34. Ferner iſt das Geſetz der Natur auch ein **vollkommenes oder vollſtändiges Geſetz.**

Denn da alle freye Handlungen des Menſchen, entweder zur Vollkommenheit oder Unvollkommenheit gereichen; und keine Mittelgattung derſelben verhanden iſt, die dem Gutachten eines jeden überlaſſen wäre: Das Geſetz der Natur aber alle gute gebietet, und alle böſe verbietet (§. 23.): So erhellet ja, daß es ſich auf alle menſchliche Handlungen erſtrecke, und keine einzige der bloſſen Willkühr eines Menſchen überlaſſe. Was ſich aber auf alle nur mögliche freye Handlungen der Menſchen erſtrecket, das iſt ein vollſtändiges Geſetze, und das Geſetz der Natur kan alſo dieſen Nahmen mit Recht führen.

Lex Naturae eſt dictamen rationis.

§. 35. Das Geſetz der Natur iſt endlich auch einerley mit demjenigen, was einem die geſunde Vernunft giebt, oder lehret; wie man zu reden pflegt. Denn vermittelſt der Vernunft muß man ja die Beſchaffenheit aller Handlungen einſehen, und aus ihren Folgerungen ſchlieſſen, ob ſie gut oder böſe ſeyn. Denn wie dieſelbe eine Einſicht in den Zuſammenhang der Warheit iſt: Alſo gehöret allerdings dergleichen Einſicht dazu, wenn man urtheilen will, ob eine Handlung gut oder böſe iſt. Denn aus dem erſten Anblicke derſelben, oder der klaren Vorſtellung davon, ſieht mans noch nicht, ob etwas böſe oder gut ſey: Man muß ſehen was es nach ſich zieht; wobey allerdings ein vielfältiger Zuſammenhang der Dinge vorkommt.

Athei quoque Legi naturali

§. 36. Aus dieſem allen erhellet nun, daß auch die GOttes-Leugner ſelbſt ein Geſetz der Naſubiiciuntur.

Natur erkennen müſſen, dafern ſie nicht ganz blind ſeyn wollen. Denn es kömmt hierbey gar nicht auf die Frage an, ob ein GOtt ſey? die Natur der Handlungen bleibt doch allemal eben dieſelbe, und unſer Thun und Laſſen ziehet gewiſſe Folgerungen nach ſich, die entweder die Vollkommenheit oder die Unvollkommenheit befördern. Daher ſind ſie denn auch gut oder böſe, es mag nun ein GOtt ſeyn, oder nicht ſeyn; wie ſie irriger Weiſe davor halten. Genug, daß die Natur des Menſchen und aller Dinge einmal ſo iſt und bleibet, wie wir ſie finden: So bleibet das Geſetze der Natur bey ſeiner völligen Kraft und Gültigkeit. Die Unwiſſenheit, oder der Irrthum eines Menſchen kan doch die Sachen ſelbſt nicht ändern.

Obiectio eorum ſolvitur.

§. 37. Man darf auch nicht ſagen, daß da, wo kein Geſetzgebet ſey, auch kein Geſetze erkannt werden dörfe. Und daß folglich ein Atheiſt, der keinen GOtt glaubet, auch kein Geſetze der Natur erkennen dörfe. Denn vors erſte haben wir die Verbindlichkeit des Geſetzes der Natur nicht von dem Urheber deſſelben, ſondern aus der Natur der Dinge hergeleitet, und daher mit Bedacht in der Erklärung deſſelben nicht mit einer Sylbe an den Geſetzgeber gedacht. Zweytens mag ein Atheiſt dieſem ſeinem Wahne folgen, wie er will: So wird die Erfahrung ſelbſt ihn ſchon empfinden laſſen, daß ein Geſetz der Natur verhanden ſey. Will er das aber kein Geſetze nennen, wo er keinen Geſetzgeber ſieht: So mag ers eine Pflicht nennen, oder wie er ſonſt will: Genug, daß er verbunden iſt, das Gute zu thun, und das Böſe zu laſſen.

Datur Legislator legis naturae Deus.

§. 38. Es iſt aber falſch, daß das Geſetz der Natur keinen Urheber haben, und ohne einen Geſetzgeber entſtanden ſeyn ſollte. Die ganze Natur, oder dieſes Weltgebäude, hat einen Schöpfer haben müſſen, weil es von ſich ſelbſt weder entſtehen noch bis auf dieſe Stunde beſtehen konnte. (§. 1102.) Derjenige nun, der der Urheber und Werckmeiſter der ganzen Natur iſt; Weſſen Verſtand nicht nur die Weſen aller Dinge hervorgebracht, ſondern ſie auch in einem ordentlichen Zuſammenhange verknüpfet hat; Weſſen Wille und Macht ſie endlich zur Wirklichkeit gebracht und erſchaffen hat: der iſt auch der Urheber des Geſetzes der Natur.

Lex Naturae lex divina eſt.

§. 39. Daher flieſſet denn ganz augenſcheinlich, daß das Geſetze der Natur ein göttliches Geſetze ſey. Denn ein göttliches Geſetz iſt ein ſolches, was ſeine Verbindlichkeit von GOtt hat. Nun iſt aber die Verbindlichkeit des natürlichen Geſetzes eine in der Natur gegründete Verbindlichkeit. Die Natur aber iſt von GOtt mit Bedacht ſo eingerichtet worden, daß gewiſſe Handlungen gute, andere hergegen böſe Folgerungen nach ſich ziehen ſollten. Folglich kommt auch die natürliche Verbindlichkeit von GOtt. Man darf alſo die göttlichen Geſetze dem natürlichen niemals entgegen ſetzen, ſondern man muß ſie ſo lange vor einerley halten, als es gewiß bleiben wird, daß GOtt ſich ſelbſt nicht widerſprechen kan.

Deus vult ut Legem naturae ſequamur.

§. 40. Sollte aber ja noch iemand zweifeln, ob GOtt es haben wollte, daß wir dem Geſetze der Natur gemäß leben ſollen: Der erwege nur, daß GOtt als der Weiſeſte, nichts vergebens thut, und durch ſeine Mittel in der Welt allezeit gewiſſe Abſichten zu erlangen weis. Nun iſt aber die Abſicht GOttes die Vollkommenheit ſeiner Geſchöpfe, und ſonderlich die Glückſeeligkeit ſeiner vernünftigen Creaturen zu befördern. (§. 1171.) Dieſe Abſicht nun auszuführen hat er das Geſetze der Natur in die Natur der Dinge geleget, und uns daſſelbe zu erkennen fähig gemacht. Nun kan man nicht zugleich ein Ding wollen und nicht wollen: Folglich iſt es denn auch der Wille GOttes, daß wir dieſem natürlichen Geſetze nachleben ſollen.

Obligatio arbitraria Dei.

§. 41. Es giebt aber noch eine andere Art der Verbindlichkeit, die wir die willkührliche, und daher in beſonderm Verſtande eine göttliche nennen können. Denn wir ſehen es aus der Erfahrung, daß oftmals die Glücks und Unglücksfälle, die gar keine natürliche Folgerungen der freyen Handlungen ſind, dennoch in der Welt diejenigen treffen, welche ſich durch gute und böſe Sitten derſelben würdig gemacht haben. Nun geſchieht in der Welt nichts, als was GOttes Rathſchluß vorher beſtimmet hat (§. 1148.) Alſo hat es denn GOtt gewollt, daß den Frommen ein Glück, den Gottloſen aber ein Unglück treffen ſolle. Und wer alſo darauf acht hat, der kan ſich einen Bewegungsgrund zu guten Handlungen daher nehmen. Folglich iſt man, auch durch dieſe willkührliche Verbindlichkeit, das Geſetz der Natur zu beobachten verbunden.

Cur malis nonnunquam fata proſpera eveniant.

§. 42. Nun geſtehen wir zwar, daß auch zuweilen den Böſen in der Welt ein Glück begegne, die Frommen aber auch oft ein Unglück betreffe. Allein daraus folget noch nicht, daß die obige Verbindlichkeit deswegen wegfallen müſſe. Denn vors erſte iſt das nicht allemal ein Glück, was man davor anſieht; zumal wenn es einem Menſchen zu theil wird, der ſich deſſen nicht zu bedienen weis. Es iſt vielmals der Reichthum oder die Ehre der Ruchloſen ihnen ein Fallſtrick, und eine Stuffe zum Verderben. Denn ie höher ſie in ihrer Bosheit geſtiegen ſind, deſto tiefer können ſie fallen; Je tiefer ſie aber fallen, deſto ſchmerzlicher wird ihnen ein ſolcher Fall. Oft will aber auch GOTT durch ſolche unverdiente Glücksfälle, die Böſen aufmerkſam machen, daß ſie ſeine Güte erkennen und ſich daher zu beſſern Anlaß nehmen ſollen.

Cur bonis adverſa accidant.

§. 43. Was die Unglücksfälle der Frommen betrifft: So iſt es hier eben ſo beſchaffen. Es iſt nicht alles ein wahres Unglück was man insgemein davor anſieht. Armuth, Krankheit, Todesfälle, Verluſt gewiſſer vermeynten Güter, ziehen oft beſſere Folgerungen nach ſich, als das Gegentheil davon. Mancher wäre niemals ein rechtſchaffener Mann geworden, wenn er nicht arm, ungeſund und verlaſſen geweſen wäre. Der frühe Verluſt der Eltern iſt vielen vortheilhaft: weil ſie dadurch eine beſſere Auferziehung bekommen, als ſie von ihren eigenen Vätern und Müttern hätten erwarten können. u. ſ. w. Geſetzt aber, man verlöhre ein wahres Gut: So dienet auch dieſes oft dazu, daß man ſein Herz nicht gar zu ſehr daran hänge, und erkennen lerne, wie vergänglich alle Güter der Welt ſeyn, und wie man mit Standhaftigkeit alles überwinden könne.

Deus parentem non Tyrannum agit.

§. 44. Aus dem allen erhellet nun zur Gnüge, daß man aus allen und jeden Glücks- und Unglücks-Fällen ſich Bewegungsgründe zu guten Handlungen nehmen könne; und ſolches mit Recht thue, weil nichts in der Welt von ungefehr geſchieht, ſondern von einem weiſen und gütigen Weſen ſo verordnet worden. (§. 1161.) Eben dadurch aber, daß uns GOtt nicht nur durch die natürliche, ſondern über das durch eine willkührliche Verbindlichkeit unſre eigne Vollkommenheit zu befördern antreiben wollen; erweiſet er ſich als einen gütigen Vater der Menſchen, der ſie nur von dem, was ihnen ſchädlich iſt, abhälten, und nur zu dem, was ihnen nützlich iſt, hat anreizen wollen. Man thut alſo ſehr übel, wenn man ihn als einen eigenſinnigen Tyrannen abſchildert, der ſich eine Luſt daraus machet, vermöge der Gewalt, die er über ſeine

Geſchöpfe hat, ihnen ganz unerträgliche Geſetze vorzuſchreiben, und ſie bey der geringſten Abweichung davon ewig unglücklich zu machen.

§. 45. Eine **Belohnung** nennen wir dasjenige Gute, ſo der Geſetzgeber mit einer guten Handlung deswegen verknüpfet, damit es zum Bewegungsgrunde, dieſelbe zu thun, dienen ſolle. **Eine Strafe** hergegen nennen wir dasjenige Ubel, ſo von dem Geſetzgeber mit einer böſen Handlung in der Abſicht verknüpfet wird, daß man ſie laſſen ſolle. Hieraus iſt klar, daß die Verbindlichkeit durch Strafen und Belohnungen entſtehe; und wieder wegfalle, ſo bald dieſe nachbleiben. Zu den Begriffen von Strafen und Belohnungen gehöret alſo auch der Begriff von einem Geſetzgeber, und folglich könnte man gegen einen Gottesleugner von den natürlichen Strafen und Belohnungen nicht reden. Doch genug, daß er unter andern Nahmen eben die Sachen zu erkennen und zuzugeben genöthiget iſt, die er gern durch die Verwerfung der Worte aus der Welt verbannen wollte.

Quid ſit praemium, quid poena?

§. 46. Nun wollen zwar viele dasjenige, was natürlicher Weiſe aus einer Handlung erfolget, weder vor eine Strafe noch für eine Belohnung anſehen: Weil ſie meynen, daß ſolches von ſich ſelbſt komme, nicht aber von dem Geſetzgeber herrühre. Allein dieſes kommt bloß daher, daß ſie ſich den Begriff der Stra-

Conſequentiae neceſſariae actionum an ſint poenae & praemia.

ſen und Belohnungen nach dem bloß willkührlichen Strafen und Belohnungen der weltlichen Richter gemacht. Wenn ſie aber erwegen wollen, daß auch die natürlichſten und nothwendigſten Folgerungen der Handlungen, ſo wohl als der Zuſam̃enhang aller Dinge in der Welt, Gott zum Urheber habe, und daß er ſich derſelben bediene, ſeine Abſichten damit auszuführen; Gleichwohl aber das natürlich aus unſern Handlungen flieſſende Böſe und Gute zu einem Bewegungs-Grunde des Thuns und Laſſens dienen kan, und wirklich dienet, wenn man ſolches recht einſieht: So werden ſie kein Bedenken mehr tragen, ſolches auch für Strafen und Belohnungen zu halten.

Caſus fortuiti an ſint poenae vel praemia?

§. 47. Eben ſo geht es vielen ſchwer ein, daß bloſſe Glücks- und Unglücks-Fälle Strafen und Belohnungen seyn ſollten. Allein es köm̃t hier bloß darauf an, ob ſie eine göttliche Vorſehung zugeben, die ſich auf alles in der Welt erſtrecket? Können ſie dieſes nicht umſtoſſen, wie es denn unmöglich iſt ſelbige zu leugnen, wenn man nicht GOtt ſelbſt leugnen will: So kan man auch nicht zweifeln, ob die Glücks- und Unglücks-Fälle von GOtt zu Bewegungsgründen unſers Thuns und Laſſens in der Welt beſtimmet werden. Die Zweifel, die dabey vorkommen könnten, ſind oben (§. 42. §. 43.) ſchon gehoben worden. Wenn aber jemand einen Gottesleugner davon überreden wollte, ſo müſte er denſelben erſt überführen, daß ein GOtt ſey. Denn ſonſt wird er freylich alle

Glücks- und Unglücksfälle entweder vor einen blinden Zufall, oder vor eine nothwendige Ordnung der Natur halten.

Poenae ſunt vel naturales, vel poſitivae.

§. 48. Wie aber die Verbindlichkeit oben von zweyerley Gattungen war, entweder eine natürliche oder eine willkühyrliche: So ſind auch die Strafen und Belohnungen zweyerley. Iſt nemlich das Böſe oder Gute, ſo auf eine Handlung erfolget, mit derſelben natürlicher Weiſe verbunden; ſo iſt es eine natürliche Strafe oder Belohnung. Und dieſe erfolgen auf eine jede Handlung ganz unausbleiblich: dafern ſie nicht durch widrige Handlungen irgend gehemmet werden, welches gleichwohl nicht allezeit angehet. Erfolget aber etwas böſes oder gutes auf eine Handlung nur auf die freye Veranſtaltung eines Geſetzgebers: So iſt dieſes eine willkührliche Strafe oder Belohnung. Und dieſe können nach dem Gutachten des Geſetzgebers auch ausbleiben.

An poenas poſitivas naturalibus ſuperaddere iuſtum ſit?

§. 49. Nun fragt ſichs, ob es der Gerechtigkeit gemäß ſey, auſſer den natürlichen Strafen auch noch willkührliche zu verordnen, indem ja die Wirkungen, ſo jede Handlung nach ſich ziehen kan, ſchon groß genug ſeyn können, ſie nach dem Maaſſe ihrer Abſcheuligkeit zu vergelten. Allein es iſt ja bekannt, daß die natürlichen Strafen vieler Frevelthaten nicht ſo gleich, ſondern oft ſehr ſpät erfolgen. Es gehören oft viele Jahre dazu, ehe eine Bosheit recht reif wird und ihren Vollbringer nach Verdienſte belohnet. Um nun dieſelbe nicht ganz überhand nehmen und herrſchen zu laſſen: So hemmet die höchſte Weisheit ſelbige oft durch willkührliche Strafen, und verhindert alſo dadurch das Böſe, ehe es zu weit um ſich greifet.

Das III. Hauptſtücke

von

der Tugend und von dem Laſter.

§. 50.

Virtutis Definitio.

Die Tugend iſt eine Fertigkeit ſeine Handlungen nach dem Geſetze der Natur einzurichten. Nun gebeut uns das Geſetz der Natur nach der Vollkommenheit überhaupt zu ſtreben, dieſelbe auch bey andern zu befördern, und in allen ſeinen Handlungen eine Ubereinſtimmung zu beobachten. Ein Tugendhafter muß alſo in dieſem allen eine Fertigkeit beſitzen, und ohne alle Mühe lauter ſolche Handlungen ausüben, die ihn ſelbſt und andere vollkommener machen, und in dieſer Abſicht völlig mit einander übereinſtimmen. Dieſes iſt nun zwar der vollkommenſte Begriff von der Tugend, und wenn man ganz ſtrenge nach demſelben verfährt, ſo wird man vielleicht keinen einzigen Menſchen finden, der recht tugendhaft wäre. Daher pflegt man denn auch einigen geringern Graden der Tugend, ſchon dieſen Nahmen zu geben.

Non omnis actio legi

§. 51. Gleichwohl würde man in der Gelindigkeit zu weit gehen, wenn man auch einzelne Handconformis pro virtute habenda eſt.

Handlungen, die dem Geſetze der Natur, auch ohne ihres Urhebers Abſicht, gemäß wären, vor Tugenden ausgeben wollte. Eine Handlung, die gleichſam von ungefehr geſetzmäſſig geräth, iſt zwar an ſich ſelbſt nicht böſe; denn ſie zieht keine natürliche Strafe nach ſich, ja ſie iſt gar gut, weil ſie gewiß ihre natürliche Belohnungen erhalten muß: Allein deswegen kan man noch nicht ſagen, daß derjenige, ſo ſie ausgeübet, tugendhaft ſey. Er hat vielleicht dieſelbe nur nach dem Urtheil der Sinne vor bequem gehalten, ſeine ſinnliche Begierde zu vergnügen; und würde ſie unterlaſſen haben, wenn ſie nicht eine gewiſſe ſinnliche Luſt bey ſich geführet hätte. Zum wenigſten gehört zu einem Tugendhaften der feſte Vorſatz, nach dem Geſetze der Natur zu handeln, und die Erinnerung deſſelben bey jeder Gelegenheit, wo es ſich fragt, was zu thun ſey.

Virtuoſus cum voluptate quadam legi conformis agit.

§. 52. Wir wiſſen, daß das natürliche Geſetz ſich auf die natürliche Verbindlichkeit gründet (§. 31.): dieſe aber entſteht aus der innern Beſchaffenheit der Handlungen, als die ſchon, ihrem Weſen nach, entweder erbar oder ſchändlich ſind (§. 21.). Wer alſo tugendhaft iſt, der thut das Gute wegen der innerlichen Erbarkeit deſſelben, und meidet das böſe, um der ihm eigenthümlichen Schändlichkeit willen. Hierzu gehört weiter nichts, als die zulängliche Einſicht in die Natur der Handlungen, und ihrer Folgerungen. Denn weil die guten Handlungen die Vollkommenheit überhaupt und ins beſondere befördern: So muß er ja in Betrachtung deſſen, ein Vergnügen dabey empfinden. Und weil die Böſen im Gegentheil die Unvollkommenheit befördern: So müſſen ſie ihm nothwendig misfallen. Folglich thut er denn jene mit Luſt, und meidet hergegen dieſe gleichfalls mit Vergnügen.

Immo gaudet dum virtutem exercere datur.

§. 53. Ja wir können noch weiter gehen und behaupten, daß ein Tugendhafter mit Freuden dem Geſetz der Natur nachlebe. Denn die Freude entſtehet aus einem hohen Grade der Luſt über viel Gutes, ſo ſich dem Gemüthe zugleich klar vorſtellet. Dieſes geſchieht aber in einem Tugendhaften faſt bey jeder guten Handlung, die er ausübet. Denn vors erſte empfindet er ſchon zum voraus alle die Vollkommenheit, ſo ihm aus ſeinem Thun erwachſen wird, und ſeine Einbildungskraft erinnert ihn alles deſſen, ſo er ſonſt ſchon davon genoſſen: Wovon er denn allerdings ſehr lebhaft gerühret wird. Hernach aber empfindet er auch den eigenen Grad der Vollkommenheit, in der Fertigkeit, womit er eine ſolche gute Handlung ausübet; die einem andern viel ſchwerer, oder gar unmöglich gefallen ſeyn würde. Dieſes erhöhet nun den Grad ſeiner Luſt um ein merkliches, und ſo entſteht in ihm, bey jeder Gelegenheit Gutes zu thun, eine empfindliche Freude.

Nec propterea poenis aut praemiis externis indiget.

§. 54. Hieraus erhellet nun, daß ein Tugendhafter keiner äuſſerlichen Zwangsmittel zum Guten brauche. Denn er erkennet die innerliche Schönheit der Handlungen ſo gut und lebhaft, daß er ſich nicht enthalten kan, dieſelben zu lieben, und alſo mit Vergnügen auszuüben. Der Zwang gehört nur für die niederträchtigen Seelen, die nicht fähig ſind die eigene Schätzbarkeit der Tugend einzuſehen, und ſichs als eine ſchwere Laſt einbilden, wenn ſie nicht ihren ſinnlichen Lüſten folgen ſollen. Denn weil es ihnen an einem deutlichen Erkenntniſſe des wahren Guten fehlet, ſo beurtheilen ſie alles nach der erſten Empfindung der Sinne. Und weil dieſe gemeiniglich bey den Laſtern eher ihre Vergnügung findet, als bey der Tugend: So müſſen dieſe Sclaven ihrer Begierden durch Androhung weit gröſſerer Strafübel vom Böſen abgehalten werden.

§. 55. Es iſt aber leicht zu ſchlieſſen, daß dergleichen durch Zwang und Furcht der Strafe abgenöthigte Handlungen keine Tugenden ſeyn: imgleichen daß diejenigen nicht Tugendhaft heiſſen können, die bloß um Bürgerlicher Strafen halber das Böſe unterlaſſen. Dergleichen Leute ſind von ſich ſelbſt zum guten nicht geneigt, weil ſie die Fürtrefflichkeit deſſelben nicht recht kennen: Folglich thun ſie dergleichen Handlungen nur mit Wiederwillen, die ein Tugendhafter mit Luſt thut; und würden ſie gar nachlaſſen, wenn keine Strafe darauf geſetzet wäre. Hier iſt nun noch nicht einmal ein freywilliger Fürſatz das Gute zu thun: Geſchweige denn eine Fertigkeit in Ausübung derſelben, die doch zur Tugend unumgänglich vonnöthen iſt.

Actio metu poenae vel ſpe praemii commiſſa virtus non eſt.

Vitium quid ſit?

§. 56. Das Laſter iſt eine Fertigkeit dem Geſetze der Natur zuwieder zu handeln. Ein Laſterhafter iſt alſo ein Menſch, der durch ſein Thun und Laſſen ſeine eigene, und anderer Leute Unvollkommenheit befördert: deſſen freye Handlungen weder mit den Abſichten der Natur, noch mit ſich ſelbſt übereinſtimmen, ſondern einander faſt alle Augenblick wiederſprechen. Wir merken hier abermal, wie oben bey der Tugend an, daß dieſes der vollkommenſte Begriff von dem Läſter iſt, der in ſo hohem Grade faſt nirgends unter den Menſchen angetroffen wird. Denn kein einziger handelt in allen Stücken dem Geſetze der Natur zuwieder: Sondern übet zum wenigſten diejenigen guten Handlungen noch zuweilen aus, die ſelbſt nach dem Urtheile der Sinnen gut ſind, und alſo auch der ſinnlichen Begierde als angenehm vorgeſtellet werden.

Qua ratione malum a vitioſo appeti poſſit.

§. 57. Da das Anſchauen der Unvollkommenheit Unluſt erwecket, und alſo niemand das Böſe, in ſoweit es böſe iſt, wollen kan: So muß es einem Laſterhaften auch nicht zugeeignet werden, daß er an dem Böſen eben darum ſeine Luſt habe, weil es böſe iſt. Vielmehr muß ers entweder gar nicht, oder doch nicht ſattſam einſehen, daß die Handlungen ſo er thut, zu ſeiner Unvollkommenheit gereichen werden. Denn ſähe er dieſes ein, wie könnte er ſich ſelbſt ſo gar haſſen, daß er ſich mit Wiſſen und Willen zu Grunde richten wollte? Vielmehr hat der gröſte Theil böſer Handlungen einen Schein des Guten, der die Laſterhaften deſto eher blendet, weil ſie nur nach der ſinnlichen Luſt oder Unluſt, ſo ihnen daher erwächſt, dieſelben beurtheilen. Hierinnen aber ſind die tugendhaften Handlungen den laſterhaften ſelten zu vergleichen.

§. 58. Weil alſo ein Laſterhafter die Schönheit erbarer Handlungen nicht einſiehet, auch in denſelben keine ſinnliche Luſt, zum wenigſten keine ſo empfindliche, als in den Laſtern, antreffen kan: So kan er keine tugendhafte Handlung mit Vergnügen ausüben, ſondern wenn er ja noch gutes thut, ſo thut ers mit Wiederwillen. Folglich muß man denn dergleichen Gemüther durch Strafen und Belohnungen zum Guten antreiben, und ſie dadurch nöthigen das Böſe zu unterlaſſen, welches ſie ſonſt gerne thun würden. Dieſer äuſſerliche Zwang machet es nun, daß alle ihre Handlungen, auch die unſträflichſten, doch darum keine Tugenden werden. Denn wer nicht aus einem freywilligen Triebe, das iſt aus Liebe zum Guten und aus Haß des Böſen, etwas thut oder läßt, der iſt nicht tugendhaft (§. 52.).

Poenis & praemiis opus eſt, vt vitioſus a malo abſtineat.

§. 59. Gleichwohl muß man auch nicht alsbald diejenigen fur laſterhaft erklären, die ſich irgend einmal zu einer böſen Handlung verleiten laſſen. Denn das Laſter iſt eine Fertigkeit im Böſen: Wo aber nur erſt eine Handlung ausgeübet worden, da iſt noch keine Fertigkeit. Vielmehr kan es geſchehen, daß auch die eifrigſten Liebhaber der Tugend in gewiſſen Fällen von der rechten Bahn abweichen. Vielmal geſchieht es daher, weil es ihnen in den Um-

Non omnis actio legi difformis, pro vitio habenda.

ſtänden, darinn ſie ſich befinden, unmöglich iſt, die Folgerungen ihrer Handlungen einzuſehen. Oft können ſie durch eine heftige Leidenſchaft gehindert werden, ihre Handlungen recht zu überlegen; Und gleichwohl ſind ſie durch tauſend unvermeidliche Umſtände in ſelbige geſetzet worden. Dieſes alles nun machet, daß ſie ihre Handlung ſelbſt bereuen und verdammen, ſo bald ſie geſchehen iſt, ja wohl gar mitten in der That einen Verdruß darüber empfinden.

Infirmitas humana quid ſit.

§. 60. Das natürliche Unvermögen der Menſchen, dem Geſetze der Natur eine völlige Gnüge zu leiſten, nennen wir die **menſchliche Schwachheit**. Wir ſehen aber aus dem vorigen (§. 59.) ſchon, woher das Unvermögen komme: Nemlich theils aus der Unmöglichkeit alles künftige vorher zu ſehen; theils aus der Unmöglichkeit ſich vor allen Ubereilungen der Leidenſchaften in acht zu nehmen. Dieſen beyden aber ſind auch die allertugendhafteſten noch unterworfen, ſo lange ſie Menſchen ſind: Und alſo können ſich dieſelben mit der menſchlichen Schwachheit entſchuldigen, wenn ſie irgend einen Fehltritt begehen. Hergegen höret dieſe Entſchuldigung auf, wenn ein Menſch einem Laſter nicht ein oder zweymal, ſondern ſo oft unterlieget, daß es bey ihm zu einer Fertigkeit und Gewohnheit wird. Denn in dieſem Falle heißt es ein herrſchendes Laſter.

Virtus haec eſt mere philoſophica ſeu naturalis.

§. 61. Diejenige Tugend, ſo ſich auf die innere Erbarkeit und Schändlichkeit der Handlungen gründet, und daher die Bewegungsgrüngründe ihres Thuns und Laſſens nimmt, nennen wir eine **philoſophiſche Tugend.** Derſelben nun ſollen und können alle Menſchen in der Welt ſich befleißigen, und darinn haben es die alten Weltweiſen, und andere groſſe Männer des Alterthums ſehr hoch gebracht. Das macht ſie bedarf keiner übernatürlichen Kräfte zur Ausübung ihrer Handlungen, ſondern bedienet ſich bloß des Lichtes der Vernunft, zu erkennen was gut oder böſe ſey. Sonderlich hat Socrates unter den Griechen, und Marcus Aurelius unter den Römern es ſehr hoch darinn gebracht; wie von jenem Xenophon in den Merkwürdigkeiten Socratis, die Thomaſius deutſch heraus gegeben; von dieſem aber Joh. Adolph Hofmann in dem Leben deſſelben, vor ſeinen Betrachtungen über ſich ſelbſt, nachzuſehen iſt.

Virtutes naturales Deo placent.

§. 62. Ob nun wohl dieſe Tugend noch nicht an die Vollkommenheit der Chriſtlichen langet, die vermittelſt der offenbahrten Religion in den Menſchen gewirket werden kan: So erhellet doch aus allem, daß ſie durchaus nicht zu verwerfen ſey. Denn das Geſetz der Natur iſt ja ein göttliches Geſetz (§. 39.) und ſtimmt ſelbſt mit dem Moſaiſchen überein: Ihr ſollt mir vollkommen ſeyn, denn ich der HErr euer GOtt bin vollkommen. Wer alſo auch aus natürlichen Kräften, ſo viel als ihm bey der menſchlichen Schwachheit möglich iſt, demſelben nachkommt, der übet ſolche Handlungen aus, die GOtt allerdings gefallen müſſen; ja die er auch mit natürlichen und willkührlichen Belohnungen vergilt (§. 41.). Folglich hat denn Auguſtinus ſeinen Eifer zu hoch getrieben, wenn er alle Tugenden der Heyden prächtige oder gleiſſende Laſter genennet.

Remiſſio ſeu venia actionis malae an ſperari poſſit?

§. 63. Einem etwas vergeben heißt demſelben die willkührliche Strafe einer böſen Handlung erlaſſen, und ſich ſo gegen ihn bezeigen, als ob er niemals geſündiget hätte. Fragt man nun, ob ein Laſterhafter aus dem Lichte der Natur auch eine Vergebung ſeiner böſen Handlung hoffen könne? So muß man die Frage mit Unterſcheid beantworten. Die natürlichen Strafen erfolgen durch eine natürliche Nothwendigkeit auf das Böſe, und können nach geſchehener That ſo wenig ausbleiben, als die natürlichen Belohnungen guter Handlungen: Wofern nicht GOtt durch ein Wunderwerk dieſelben aufhebet. Es lehret es auch die Erfahrung, daß Leute, die gewiſſen Laſtern, z. E. der Unmäßigkeit ergeben geweſen, die Krankheiten, ſo darauf erfolgen, bis in ihr Grab tragen müſſen, wenn ſie gleich dem Laſter ſelbſt entſaget, und wohl gar die entgegengeſetzte Tugend angenommen. Es iſt alſo wegen der natürlichen Strafen keine andere Vergebung zu hoffen, als in ſo weit man durch wiedrige gute Handlungen die Folgerungen der Böſen mildern oder gar hemmen kan.

Circa poenas arbitrarias potiſſimum obtinet venia.

§. 64. Doch da es auch willkührliche Strafen in der Welt giebt, die der Urheber des natürlichen Geſetzes nach ſeiner Gerechtigkeit den Böſen wiederfahren läßt: So können wir allerdings auch aus dem Lichte der Natur eine Erlaſſung derſelben, oder eine Vergebung ſolcher Ubertretungen erkennen. Denn da Gott gerecht iſt, (§.1122.) und alſo das Gute und Böſe in der Welt nach dem Maaſſe der Würdigkeit ausgetheilet hat, die er an ſeinen Geſchöpfen gefunden, oder vorher geſehen: So iſt kein Zweifel, daß er nicht auch die Glücks- und Unglücksfälle ſollte ſo weislich beſtimmet haben. Nun wäre es aber unbillig, denjenigen, der ein Laſter bereits fahren laſſen, und ſich der Tugend mit Ernſt befleißiget, noch ſo anzuſehen, als ob er demſelben ergeben wäre. Folglich ſtreitet dieſes mit der Gerechtigkeit Gottes, und wir ſind alſo verſichert, daß Gott die willkührlichen Strafen der Laſter, im Falle der Beſſerung, wohl gar in willkührliche Belohnungen verwandeln werde.

Immo & in factis ex infirmitate humana, circa poenas naturales.

§. 65. Da aber auch in der Gerechtigkeit Gottes lauter Güte und Weisheit herrſchet: So kan ſich ein Tugendhafter von demſelben, auch im Abſehen auf die natürlichen Strafen, noch eine Linderung verſprechen. Denn da die menſchliche Schwachheit, die uns immer anklebet, und uns das Böſe oftmals ganz unvermeidlich machet, (§.60.) ihm nicht unbekannt iſt; Er aber, vermöge ſeiner Güte, gern alle ſeine Geſchöpfe glücklich machen will (§.1125.): So kan er auch in dieſem Falle keine Luſt an den Strafen haben, die einen Tugendhaften, nach geſchehener Beſſerung, ſeines Wandels betreffen. (§.1123.) Nun können aber auch durch natürliche Wege vielmals die Folgerungen unſrer Handlungen gemildert und aufgehoben werden: Folglich iſt daraus zu ſchlieſſen, GOtt werde auch in dieſem Stücke den Zuſammenhang aller Dinge, denen zu gut, die ſich beſſern, ſo eingerichtet haben, daß ſie nicht alle natürliche Strafen ihrer Schwachheit-Fehler empfinden dörfen.

Das IV. Hauptſtücke

von der

Menſchlichen Glückſeeligkeit, und den Mitteln dazu zu gelangen.

§. 66.

Felicitas hominis ſcopus eius vltimus.

Wir haben ſchon in der natürlichen Gottesgelahrtheit gewieſen, daß GOtt die Menſchen, als Bürger der geiſtlichen Republik, glücklich zu machen ſuche (§.1168). Eben dieſer Trieb iſt auch allen Menſchen angebohren; folglich iſt ohne Zweifel die Glückſeeligkeit der letzte Zweck aller Menſchen. Nun dünkt es zwar vielen, als ob die Ehre Gottes vielmehr der letzte Endzweck des Menſchen ſeyn müſte. Allein dieſe beyden Dinge wiederſprechen einander nicht, ſondern ſind mit einander ganz leicht zu vergleichen. Die Ehre Gottes muß aus der Vollkommenheit ſeiner Werke entſpringen, darinn er ſeine

Vollkommenheiten offenbaret hat. Denn das Urtheil von jemandes Vollkommenheiten heiſſen wir die Ehre. Wenn nun GOtt ſolche Geſchöpfe hervor gebracht, die ſich glückſeelig zu machen wiſſen, und ſolches wirklich thun: So hat er Ehre davon. Folglich befördert man auch die Ehre Gottes, wenn man ſich glücklich zu machen beſtrebet.

Quidnam ſit felicitas humana?

§. 67. Die Alten nannten dieſen letzten Zweck aller Menſchen das höchſte Gut; und waren ſehr uneins, worinn daſſelbe zu ſuchen ſey. Epicurus ſuchte es in der Beluſtigung des Gemüths, die Stoicker in der Erbarkeit, Ariſtoteles in der Ausübung der Tugend bey dem Uberfluſſe aller zeitlichen Güter, in einer vollkommenen Republik. Man kan noch mehrere Meynungen davon im Plutarchus nachleſen, und ſonderlich den Cicero (de finibus bonorum & malorum,) oder vom höchſten Gute u. höchſten Ubel dazu nehmen. Wenn man aber die Meynungen aller dieſer Weltweiſen recht einſieht, ſo wird man finden, daß ſie in dem Begriffe von der Glückſeeligkeit ſelbſt ſo uneins nicht geweſen, als es wohl nach den Worten geſchienen. Denn ſie haben ſo wohl als das übrige menſchliche Geſchlecht, wie es immer Nahmen hat, den Zuſtand eines beſtändigen Vergnügens darunter verſtanden: Woher nun ſelbiges auch entſtehen, oder woraus es immermehr entſpringen möchte.

Non contrariatur hic ſcopus

§. 68. Nun haben wir zwar oben gewieſen, die Regel des Geſetzes der Natur heiſſe ſo:

Thue

legi naturae.

Thue alles das was dich und andre vollkommener macht. Und alſo ſcheinet ja die Vollkommenheit, nicht aber die Glückſeeligkeit der Endzweck der menſchlichen Handlungen zu ſeyn. Allein auch dieſes hebet einander nicht auf. Denn die Handlungen, die unſre Vollkommenheiten befördern, wirken uns ja täglich ein neues Vergnügen: Indem dieſes bloß aus dem Anſchauen der Vollkommenheit entſteht (§. 514.). Ein Vergnügen aber, ſo aus wahren Vollkommenheiten beſteht, iſt ein beſtändiges Vergnügen, und alſo verſchaffet derjenige, der ſich immer vollkommener zu machen bemühet iſt, ſich immer ein neues Vergnügen. Ein ſolcher Zuſtand aber iſt ja dasjenige, was wir die Glückſeeligkeit nennen (§. 67.), daher ſtimmet denn die Beförderung unſrer Vollkommenheiten mit der Bemühung glücklich zu werden vollkommen überein.

Quodnam ſit ſummum hominis in hac vita bonum?

§. 69. Eine in allen Stücken vollkommene Glückſeeligkeit iſt in dieſen Umſtänden, darinn wir uns befinden, zu erhalten nicht möglich. Denn die menſchliche Schwachheit, die uns allen anklebet, und davon wir uns bis ins Grab nicht befreyen können, hindert uns alle die Vollkommenheiten zu erlangen, die unſer Vergnügen auf den höchſten Grad bringen und ununterbrochen fortſetzen könnten. Folglich kan denn das höchſte Gut eines Menſchen, welches in der Welt zu erhalten möglich iſt, nicht in einer unumſchränkten Vollkommenheit beſtehen. Aber das iſt hingegen gewiß, daß man ſein ganzes Lebenlang an Vollkommenheiten wachſen und zunehmen kan. Da nun jede neue Zunahme in irgend einem Guten eine Luſt wirket; dieſe Luſt aber bey Erlangung wahrer Vollkommenheiten beſtändig iſt, und lebenslang dauren kan: So können wir das höchſte Gut eines Menſchen, das **ungehinderte Wachsthum in der Vollkommenheit** nennen.

Quodnam ſit ſummum hominis malum?

§. 70. Eben auf die Art iſt klar, daß auch kein Menſch die vollkommenſten Stuffen der Unglückſeeligkeit erreichen kan. Denn ſo viel laſterhafte Thaten er auch begehen möchte, daraus ihm Verdruß und Schmerz genug erwachſen könnte: So wird er doch noch allezeit gewiſſe Vollkommenheiten der Seelen, des Leibes oder des äuſſerlichen Zuſtandes behalten, deren Beſitz ihm noch einiges Vergnügen erwecken kan, wenn er darauf Achtung geben will. Allein das geht wohl an, daß auf viele hintereinander folgende laſterhafte Thaten auch allmählich eine Unvollkommenheit nach der andern erfolgen, und alſo eine Unluſt und Verdrüßlichkeit nach der andern zuwege bringen kan. Folglich kan man denn auch hier mit gutem Grunde ſagen, das höchſte Ubel eines Menſchen, darein er in der Welt wirklich gerathen kan, ſey das **beſtändige Wachsthum in der Unvollkommenheit.**

Summum bonum per virtutem, malum per vitium acquiritur.

§. 71. Aus dieſem allen aber erhellet, daß das höchſte Gut des Menſchen nicht anders, als vermittelſt der Tugend erlanget werden könne: Und daß das höchſte Ubel im Gegentheil bloß durch die Laſter jemanden zu Theil werde. Denn die Tugend iſt die Fertigkeit nach dem Geſetze der Natur zu handeln; dieſes aber gebietet nach der Vollkommenheit zu ſtreben: Das Laſter hingegen iſt eine Fertigkeit wieder das Geſetz der Natur zu handeln; und daraus entſteht lauter Unvollkommenheit. Man begreift alſo, wie verkehrt ſich die Laſterhaften gemeiniglich einbilden, in dem Böſen ſelbſt ihre Glückſeeligkeit zu finden. Dem Scheine nach iſt ſelbiges möglich, indem es eine zeitlang die Sinne beluſtiget: In der That aber iſt es, vermöge des innern Weſens böſer Handlungen, ganz unmöglich.

Felicitas in hac vita acquiri & obtineri potest.

§. 72. Wir ſehen ferner hieraus, daß es möglich ſey, in der Welt beſtändig vergnügt, oder mit einem Worte glückſeelig zu werden. Denn wer ſich durch die Beobachtung des Geſetzes der Natur eine Fertigkeit erworben hat, ſeine Vollkommenheiten zu befördern, und ſolches wirklich thut; der nimmt täglich ja ſtündlich daran zu. Wer aber immer vollkommener wird, der kan ſolches nicht ohne ein empfindliches Vergnügen wahrnehmen. Und weil man lebenlang im Guten wachſen und immer vollkommener werden kan; ſo iſt dieſes Vergnügen auch unaufhörlich: Folglich kan man in einen Zuſtand eines beſtändigen Vergnügens gelangen, das iſt, glückſeelig werden. Dieſer Art der Glückſeeligkeit nun ſind alle Menſchen fähig, ſo verſchieden auch ſonſt ihre übrigen Umſtände immermehr ſeyn können.

Denn je weniger Vollkommenheiten jemand beſitzet, deſtomehr kan er noch zunehmen: Ja deſto empfindlicher wird ihn ſein Wachsthum vergnügen.

§. 73. Nun möchte man zwar einwenden, daß unſre Glückſeligkeit nicht allein durch unſre eigene, ſondern auch durch andrer Leute böſe Handlungen geſtöret werden könne, wenn ſie unſre Vollkommenheiten zu hindern ſuchen. Allein vors erſte giebt ein tugendhafter andern keine Gelegenheit oder Urſache ihn zu beleidigen, indem er ſich mit allem Fleiſſe bemühet, **aller Menſchen Beſtes zu befördern**, und ſie alſo glückſeelig zu machen. Ferner, wenn er ja von einem Raſenden, ohne ſeine Schuld leiden müſte; ſo ſieht er es vor ſo ein Unglück an, als ob ihn ein toller Hund gebiſſen hätte, und weis daß ihm die Verſehung ſolches zu ſeinem künftigen gröſſern Glücke verhänget habe. Denn auch die Böſen ſind nur Werkzeuge, wodurch dieſe ihre Abſichten ausführet. Weiter kan man ſich alle Unfälle zu Nutze machen, wenn man Verſtand und Tugend genug beſitzet: Und eine Arzney bleibet doch was Gutes, ob ſie gleich bitter ſchmeckt. Endlich vergnüget einen Unſchuldigen auch im Leiden das Mitleiden der Klugen, welche bey der Bosheit eines ſolchen Beleidigers deſto eifriger ſeine Parthey nehmen.

Obiectio: Aliorum laeſionibus noſtram felicitatem turbari poſſe.

§. 74. So beſtehet denn nach dem vorhergehenden die Glückſeligkeit in dem Zuſtan-

Felicitas eſt ſtatus laetitiae durabilis.

de eines beſtändigen oder dauerhaften Vergnügens. Denn daß man ein ununterbrochenes Vergnügen haben könne, ſtehet nach dem obigen nicht bey uns: Wiewohl wir uns den empfundenen Verdruß ſehr erleichtern und aus dem Sinne ſchlagen können. Allein dauerhaft kan unſer Vergnügen wohl ſeyn, wenn es aus wahren Vollkommenheiten, die wir durch unſre Handlungen befördert haben, entſtehet. Denn wie die Vollkommenheit nicht zur Unvollkomenheit werden kan, (I. §. 127.) ſo kan auch unſre Luſt, ſo wir in dem Anſchauen derſelben genieſſen, nicht zur Unluſt werden. Das heißt ein ſo wohlgegründetes Vergnügen kan kein Misvergnügen nach ſich ziehen: Und alſo iſt es ein dauerhaftes Vergnügen. Ganz anders würde es beſchaffen ſeyn, wenn unſre Beluſtigung nur aus ſcheinbaren Vollkommenheiten entſtanden wäre. Denn da man die Nichtigkeit derſelben entweder einſehen lernen, oder gar aus der Erfahrung mit der Zeit wahrnehmen kan: So kan ſich die daher genoſſene Vergnügung leicht in ein Misvergnügen verwandeln (I. §. 516).

Felicitas virtutis praemium naturale eſt.

§. 75. Wir ſehen aber aus dem allen, daß die wahre Glückſeligkeit nicht anders als aus dem ungehinderten Wachsthume in der Vollkommenheit, oder aus dem Beſitze des höchſten Gutes entſtehe; dieſes aber nicht anders als durch die Beobachtung des Geſetzes der Natur erlanget werde. Nun heißt die Fertigkeit das Geſetz der Natur zu beobachten, die Tugend:

gend: Und alſo iſt die Glückſeligkeit eine unausbleibliche Belohnung der Tugend. Ein Tugendhafter muß alſo nothwendig glücklich werden: weil ihm die natürlichen Folgerungen ſeiner Handlungen lauter Vollkommenheit, lauter Vergnügen, lauter Gutes zuwege bringen. Und im Gegentheil iſt es nicht möglich, daß ein ſolcher wahrhaftig unglücklich ſeyn könnte: Da ihm aus allen ſeinen Handlungen nichts Böſes erwachſen kan. Diejenigen ſehen alſo die Vorzüge der Tugend ſchlecht ein, die ſie vor ein gewiſſes Mittel, ſich in der Welt unglücklich zu machen, ausgeben: Zugeſchweigen, daß ſie dadurch unzehliche Leute von der Liebe der Tugend abſchrecken.

Obiectio a felicitate malorum & infelicitate bonorum, ſoluitur.

§. 76. Es iſt wahr, daß die Tugend nicht allemal die reichſten, geehrteſten und vornehmſten Leute machet. Dieſes ſind Dinge die auch den Laſterhaften aus vielerley Urſachen zu theil werden. Allein vors erſte, macht zum wenigſten die Tugend keinen arm, verachtet und elend. Denn in ſo weit dieſe Dinge wahre Ubel ſind, können ſie aus den guten Handlungen des Tugendhaften unmöglich erfolgen. Vielmehr ſehen wir auch aus der Erfahrung, daß auch Ehre, Stand und Reichthum ihnen oft zu theil wird: Weil ſie durch ihre gute Handlungen auch nach ſolchen Gütern ſtreben; in ſo weit ſie eine gröſſere Vollkommenheit ihres äuſſerlichen Zuſtandes abgeben, und ſie in den Stand ſetzen, auch andere deſto glücklicher zu machen. Hernach, ſind aber dieſe äuſſerliche Dinge nicht allemal wahre Vollkommenheiten; ſondern bloſſe Scheingüter, in welchen keine rechte Glückſeligkeit zu finden iſt. Wer ein groſſes Geſchlecht oder hohe Titel hat, beſitzt nicht allezeit die wahre Ehre: Und wer viel Vermögen beſitzt, iſt nicht allemal reich.

Bona vera & apparentis quomodo differant.

§. 77. Wir nennen hier aber ein wahres Gut dasjenige, was ein dauerhaftes Vergnügen giebt; ein Scheingut hergegen iſt ein ſolches, das nur ein kurzes Vergnügen giebt, hernach aber viel Misvergnügen nach ſich zieht. Wie nun der Beſitz der erſtern allerdings die Glückſeligkeit eines Menſchen befördern und vergröſſern kan: So vermögen die letztern gar nichts zu derſelben beyzutragen. Denn ſie verſalzen eine kurze Beluſtigung der Sinnen mit einem langwierigen Verdruſſe, und ſtören alſo die wahre Glückſeligkeit mehr, als ſie dieſelbe befördern können. Wenn alſo ein Laſterhafter, in dem Überfluſſe ſolcher Scheingüter, gleich eine Zeitlang noch ſo glückſelig zu ſeyn ſcheinet: So iſt doch dieſes kein Zuſtand, den man ſich zu wünſchen Urſache hat. Denn es kan dieſes Blendwerk nicht lange währen. Eine jede beſondre Luſt die er genieſſet, wird zu ihrer Zeit eine gröſſere und längere Unluſt nach ſich ziehen; und die Unglückſeligkeit deſſelben wird hernach deſto gröſſer werden, je gröſſer ſeine vermeynte Glückſeligkeit zu ſeyn geſchienen.

Infelicitas eſt ſtatus

§. 78. Die Unglückſeligkeit iſt nemlich ein

Zutaedii durabilis.

ſtand eines dauerhaften Misvergnügens. Man kan hieraus leicht ſchlieſſen, daß ſelbige mit dem höchſten Ubel des Menſchen, das iſt, mit dem beſtändigen Wachsthume in der Unvollkommenheit genau verbunden ſeyn werde. Eben ſo deutlich erhellet, daß ſie aus der Ubertretung des Geſetzes der Natur entſtehen müſſe, und alſo für eine unausbleibliche Strafe der Laſter zu halten ſey. Gleichergeſtalt begreifet ein jeder, daß kein Laſterhafter glückſelig ſeyn kan: So vortheilhaft und erwünſcht ſeine äuſſerlichen Umſtände zuweilen auch zu ſeyn ſcheinen. Es iſt nemlich eine vermeynte Glückſeligkeit, die aus lauter Scheingütern beſtehet, die nur eine kurze Luſt, aber deſto längere Unluſt verurſachen können. Vielmehr muß ein Laſterhafter nothwendig unglückſelig werden; weil ſeine Handlungen ihm lauter wahrhafte Ubel zuziehen.

Malum verum & apparens quomodo differat.

§. 79. Man kan hier leicht abnehmen, was ein wahrhaftes Ubel ſey, und wie es von einem Scheinübel unterſchieden ſey. Nemlich was eine beſtändige und dauerhafte Unluſt nach ſich ziehet, geſetzt, daß es anfänglich einiges kurzes Vergnügen zu wirken geſchienen, das iſt ein wahres Ubel. Was hergegen anfangs zwar ein kurzes Misvergnügen wirket, nachmals aber lauter beſtändige und dauerhafte Luſt nach ſich zieht, das iſt ein Scheinübel. Solche Scheinübel kan nun die Tugend ſelbſt zuweilen veranlaſſen, wenn gewiſſe Handlungen den Sinnen nicht allerdings angenehm fallen.

Aber ſie geben eben deswegen keinen ſattſamen Bewegungsgrund ab, dieſelben zu unterlaſſen, weil der Verſtand auf die daraus erfolgenden wahren Güter ſieht. Z. E. kan die Arbeit, und der Müſſiggang dienen. Jene iſt ein Scheinübel, denn ſie iſt anfänglich den Sinnen beſchwerlich, trägt aber ſüſſe Früchte: Dieſer aber iſt ein wahres Ubel; denn ſo angenehm er anfangs in die Sinne fällt, ſo viel verderbliche Folgerungen zieht er nach ſich.

Modus perveniendi ad veram felicitatem.

§. 80. Da nun die wahre Glückſeligkeit etwas iſt, ſo ſich ein jeder wünſchet: So fragt ſichs, wie man denn am beſten dazu gelangen könne? Wir haben ſchon erwieſen, daß bloß die Beobachtung des Geſetzes der Natur (§. 71.) dazu verhelfen könne, indem ſie eine natürliche Belohnung der Tugend iſt (§. 75). Nun befiehlt aber das Geſetz der Natur, daß wir nach der Vollkommenheit überhaupt ſtreben ſollen (§. 32). Folglich muß denn derjenige, der da glückſelig werden will, ſich in allem ſeinem Thun und Laſſen die Beförderung der Vollkommenheit zum letzten Endzwecke ſetzen, und ſeine Handlungen als Mittel gebrauchen, denſelben zu erlangen. Wenn er das thut, ſo wird er weislich handeln, weil ein Weiſer die geſchickteſten Mittel zu ſeinen Abſichten zu erwehlen und anzuwenden weis (I. §. 66). Ja er wird alsdann auch ordentlich wandeln: Weil alle ſein Vornehmen dadurch eine Aehnlichkeit erhalten wird (I. §. 246).

Vita ſapiens & ordinata

§. 81. Wie man nun hieraus ſieht, theils, was ein weiſer und ordentlicher Wandel ſey; theils, daß man weislich und ordentlich wandeln müſſe, wenn man glücklich werden will: Alſo erhellet auch was ein unweiſer oder thörichter, und unordentlicher Wandel ſey. Nemlich er iſt eine ſolche Einrichtung ſeiner Handlungen, die, ohne Abſicht auf die Beförderung der Vollkommenheit, nur nach der ſinnlichen Beluſtigung trachtet, und gleichwohl mit ſich ſelbſt nicht übereinſtimmet, indem die eine Handlung dasjenige wieder zernichtet, was noch die andre Gutes gewirket hatte. Denn wie ſich das erſte zum Begriffe von der Thorheit (I. §. 657.) ſehr wohl ſchicket, alſo iſt das letztere eine offenbare Unordnung, weil eine Unähnlichkeit unter dem was vorhergehet und nachfolget darinn lieget. Und dieſer Wandel iſt das ſicherſte Mittel zur Unglückſeligkeit.

item inſipiens & inordinata, quid?

§. 82. Wer alſo einen weiſen und ordentlichen Wandel führen will, der muß bey jeder Handlung die er vornimmt, auf ihre Verknüpfung mit dem letzten Endzwecke denken. Wozu aber nicht allein viel Scharfſinnigkeit, ſondern auch viel Vernunft gehöret. Um nun zu einiger Fertigkeit in der Anwendung ſolcher Gemüthskräfte zu gelangen, bemühe man ſich erſt überhaupt, die Handlungen in ihre Gattungen und Arten einzutheilen, nachdem ſie entweder zur Vollkommenheit der Seelen, des Leibes, oder des äuſſerlichen Zuſtandes etwas beytragen. Zweytens unterſcheide man dasjenige, was uns ſelbſt, oder andern ins beſondere, oder

Media vitam ſapientem & ordinatam promouentia dem gemeinen Weſen, oder dem ganzen menſchlichen Geſchlechte zum Beſten gereichet. Zu dem Ende muß man ſich das Recht der Natur, ſo wie es ausführlich von uns wird abgehandelt werden, wohl bekannt machen, und alle dieſe allgemeine Regeln ſich ſo feſt ins Gedächtniß prägen, daß ſie einem allezeit einfallen, ſobald eine ſolche Handlung auszuüben vorfällt.

Media ad fines ſuos obtinendos facientia.

§. 83. Wer weislich wandelt, der thut nichts ohne Abſicht und Endzweck, richtet auch alle ſeine Mittel ſo ein, daß jedes davon zu Erlangung derſelben was beyträget (§. 80.). Um nun zu dieſer Geſchicklichkeit zu gelangen, welches durch viel wiederholte Handlungen dieſer Art geſchieht, muß man erſt in einzelnen Fällen ſeine Abſichten zu erreichen trachten. Zu dem Ende unterſcheide man 1) bey jeder vorfallenden Handlung die verſchiedenen Arten, wie ſelbige ausgeführet werden kan. 2) Uberlege man die Mittel, die bey jeder Art der Ausführung nöthig ſind. 3) Unterſuche man alle Hinderniſſe, die ſich in jedem Falle in den Weg legen können. Und 4) ſinne man den Gegenmitteln nach, womit man dieſe Hinderniſſe aus dem Wege räumen könne. Endlich 5) erwehle man diejenige Art zu handeln, die ſich am leichteſten ausführen läßt; dazu wir alles nöthige in unſrer Gewalt haben; wo ſich die wenigſten Hinderniſſe finden, und welchen wir zu begegnen im Stande ſind.

Variatio caſuum infinita unde?

§. 84. Die Umſtände, die bey den meiſten Handlungen vorfallen, ändern gemeiniglich die ganze Sache, und verurſachen, daß ſelbige entweder gelinget oder nicht. Man muß alſo bey der Beſtimmung aller verſchiedenen Fälle, die in Ausführung gewiſſer Abſichten möglich ſind, auch auf den Unterſcheid der Zeiten, der Oerter, der Haupt- und Nebenperſonen, ihrer Gemüthsbeſchaffenheiten und beſondern zufälligen Umſtände genau acht haben. Ein jeder begreift, daß dieſes alles ſehr viel Scharfſinnigkeit und Aufmerkſamkeit erfordert; und daß die Mannigfaltigkeit der möglichen Fälle in Ausführung ſeiner Abſichten zuweilen unzehlbar werde. Aber eben daher erhellet auch, warum es ſo ſchwer iſt, in allem ſeinem Vornehmen glücklich zu ſeyn. Denn die wenigſten beſitzen alle dazu gehörigen Gemüthskräfte, oder wenden ſie doch nicht gehörig an, alles zu überlegen. Vielmal aber iſt es ganz unmöglich, gewiſſe Umſtände vorher zu ſehen, oder diejenigen zu hindern, die alle unſre Anſchläge zu ſchanden machen.

Media variationem caſuum reſpicientia.

§. 85. Doch iſt zu dieſem Ende ſehr dienlich, daß man ſich erſtlich übe, den Zuſammenhang der menſchlichen Handlungen wohl einzuſehen: Denn es ziehet immer eine die andre nach ſich, dieſe wieder eine andre u. ſ. w. ſo, daß oft aus Kleinigkeiten die wichtigſten Dinge erfolgen können. Wer nun darauf im gemeinen Leben fleiſſig acht hat, der wird ſich unzehliche Anmerkungen machen können, die zu weiſer Einrichtung ſeiner eigenen Handlungen dienen können. Hernach muß man auch auf dasjenige

nige ſehen, was den erwünſchten Erfolg menſchlicher Handlungen zu verhindern pfleget. Hierzu iſt abermal die Erfahrung ſehr behülflich, wenn man aufmerkſam genug iſt, darauf Achtung zu geben. Was ziemlich andern wiederfährt, kan uns auch wiederfahren! Und man würde an tauſend Hinderniſſe ſeiner Abſichten oft nimmermehr gedacht haben, wenn man nicht bey andern ihre Möglichkeit ſchon geſehen hätte.

Regulae ad ardorem vitae honeſtae excitandum obſervandae.

§. 86. Weil nun derjenige, der ſo glücklich werden will, als es einem Menſchen möglich iſt, nicht das allergeringſte vornehmen ſoll, was der Vollkommenheit zuwieder läuft; auch nicht unterlaſſen muß, was dieſelbe zu befördern dienet, und in ſeinen Kräften ſtehet: So muß er eine heftige Begierde in ſich erwecken, nichts zu thun, als was ſeiner Abſicht gemäß iſt. Zu dem Ende muß er ſich theils durch fleißiges Nachſinnen der Beweisgründe, theils durch Exempel, mehr und mehr zu überzeugen ſuchen, was für Verdruß, Unruhe, Schmerz, Schaden und Schande aus den böſen Handlungen erfolgen kan, und wirklich zu erfolgen pfleget. Ferner muß er überlegen, wie betrüglich die allerangenehmſten Scheingüter ſind; indem ſie eine kurze Luſt mit tauſendfacher Unluſt vergällen. Hingegen muß er auch bedenken, was für Vergnügen, Zufriedenheit, Beluſtigung, Nutzen und Ehre aus den tugendhaften Handlungen entſtehe; und wie betrüglich das erſte Anſehen eines Scheinübels ſey, welches nennemlich nach einer kurzen Unluſt ſehr viel Gutes nach ſich ziehet.

Quid ſit cognitio viua, quid mortua?

§. 87. Wenn wir hier der Exempel gedenken, ſo thun wir es deßwegen, weil ſie ein anſchauendes Erkenntniß geben, welches bey den meiſten Menſchen einen tiefern Eindruck machet, als die beſten Vernunftſchlüſſe. Denn da ſie ſich ſo gar von dem Guten und Böſen, bloß nach dem verkehrten Urtheile der Sinne richten: So iſt es ſehr ſchwer, ihnen die dergeſtalt erhaltenen lebhaften Eindrückungen, anders als durch entgegen geſetzte ſinnliche Vorſtellungen, davon ſie ebe[illegible] lebhaft gerühret werden, zu vertilgen. Dieſes aus der Erfahrung flieſſende Erkenntniß nemlich, wirket in den Willen, und wird daher **lebendig** genennet, weil es ſeine Thätigkeit und Kraft erweiſet. Denn **ein lebendiges Erkenntniß** nennen wir dasjenige, ſo einen kräftigen Bewegungsgrund im Willen abgiebt. Hergegen würde ein Erkenntniß, ſo aus lauter Vernunftſchlüſſen beſtünde, die ſich auf keine Erfahrung gründeten, bey den meiſten unkräftig, oder todt ſeyn. Denn ein **todtes Erkenntniß** nennen wir dasjenige, welches keinen Bewegungsgrund des Willens abgiebt.

Media pro habitu, in attentione ad finem, conſequendo.

§. 88. Wer niemals wieder ſeine Hauptabſicht handeln will, der muß bey jeder Gelegenheit die ihm vorfällt, etwas zu thun oder zu laſſen, an dieſelbe gedenken, und die Verknüpfung ſeiner Handlung mit derſelben überlegen. Man muß ſich alſo durch Ubung und Gewohnheit

heit eine Fertigkeit darinn zu erwerben bemühet ſeyn. Dieſes läßt ſich am beſten des Morgens und Abends thun, wenn man von allen andern Geſchäften frey iſt. Daher überlege man denn I. frühe, alles dasjenige, ſo uns den Tag über zu thun und zu laſſen obliegen wird, nebſt allen Umſtänden die dabey vorfallen können. II. Erwege man, was jede Handlung zu Erreichung ſeines Endzweckes, oder zu Beförderung der Glückſeligkeit beytragen könne. III. Wiederhole man Abends, was man den Tag über gethan, und forſche, ob man ſeiner Pflicht gebührend nachgekommen. Endlich IV. ſetze man ſich feſt für, dasjenige, wo man etwas verſehen, oder verſäumet hat, künftig zu ändern.

Quod Signa rememorativa, & ceremoniae conducant.

§ 89. Um aber dieſen guten Vorſatz den ganzen Tag über nicht zu vergeſſen, wie mitten unter andern Geſchäften wohl zu geſchehen pflegt: So muß man ſich zur Erinnerung deſſelben gewiſſe ſinnliche Zeichen ſetzen. Z. E. Man könnte ſichs angewöhnen, ſo oft man die Glocke ſchlagen höret, oder ſo oft man ein gewiſſes Gemählde, oder eine Schrift, die man zu dem Ende in ſeinem Zimmer machen laſſen, anſiehet, daran zu gedenken. Dieſes iſt nun die Quelle aller Ceremonien. Denn eine Ceremonie iſt nichts anders als ein ſinnliches Zeichen von einer Sache, daran wir bey gewiſſen Gelegenheiten gedenken ſollen. Wer dieſes einſieht, wird im Stande ſeyn, von allerley Ceremonien zu urtheilen. Denn ſind ſie geſchickt uns auf gewiſſe Gedanken zu bringen, ſo ſind ſie gut: Sind ſie aber zu keinem ſolchen Endzwecke beförderlich: So ſind ſie überflüſſig und unnütze. Dieſes erſtrecket ſich auf geiſtliche und weltliche Ceremonien.

Senſus & imaginatio impediunt exercitium virtutis.

§. 90. Nichts fällt uns in Ausübung des Guten und Unterlaſſung des Böſen ſo hinderlich, als die Sinne und die Einbildungskraft. Denn jene verleiten uns gemeiniglich zu verkehrten Urtheilen vom Guten und Böſen, indem ſie uns die Scheingüter und Scheinübel, als wahre vorſtellen. Hernach ſtören ſie uns in der Aufmerkſamkeit in unſerm Thun und Laſſen; und machen alſo, daß wir uns unſres Vorſatzes nicht bey aller Gelegenheit erinnern, den Eifer tugendhaft zu wandeln erkalten laſſen, und die Verknüpfung unſers Thuns mit dem letzten Endzwecke nicht überlegen können. Dieſe aber erinnert uns bey gegenwärtigen Dingen gar zu ſehr derjenigen ſinnlichen Luſt, ſo wir ſonſt davon genoſſen haben, und erſticket alſo ebenfalls in uns die vernünftigen Betrachtungen, ſo wir ſonſt darüber anſtellen würden. Kurz, ſie thut eben den Schaden, den die Sinne anrichten.

Hinc dominium in utrumque acquirendum eſt.

§. 91. Ein Menſch alſo, dem es mit der Tugend ein Ernſt iſt, muß die Herrſchaft über ſeine Sinne und Affecten zu erlangen ſuchen, ohne welche er unmöglich ſeinen Vorſatz ausführen wird. Zu dem Ende muß er ſeinen Verſtand zu der Vollkommenheit bringen, daß er durch allen betrüglichen Schein der Dinge bis in ihr innerſtes Weſen eindringe, und ohne Abſicht auf die ſinnliche Luſt und Unluſt urtheilen könne, ob ſie gut oder böſe ſeyn. Hernach iſt ſehr dienlich, daß man ſich in gewiſſen Dingen gewehne, auch wieder das Urtheil ſeiner Sinne zu handeln, damit man ſich durch ſolche wiedrige Übung von ihrer Sclaverey deſto freyer mache. Z. E. Man übe ſich, eine Speiſe, die uns nicht ſchmecket, aber ſonſt geſund iſt, ſo zu eſſen, als ob ſie uns wohlſchmeckte: Eine andre hergegen die uns wohl ſchmecket, zu ſehen, zu koſten, und doch nicht davon zu eſſen; oder doch aufzuhören, wenn ſie am beſten ſchmeckt. So pflegte Socrates in dem gröſten Durſte, das erſte Waſſer ſo er zu Stillung deſſelben ſchöpfte, wieder wegzugieſſen, und ſich dadurch zu längerer Erdulbung dieſer Beſchwerde zu gewehnen.

Motiuum ad ſubigendas ſenſuum illecebras.

§. 92. Eben dazu iſt dienlich zu erwegen, daß man ein Menſch und kein Vieh ſey. Dieſes hat keine ſo edle Seele empfangen, die mit Vernunft begabet wäre, den Zuſammenhang ſeines Thuns und Laſſens mit der letzten Hauptabſicht einzuſehen. Es muß ſich alſo bloß mit dem ſinnlichen Erkenntniſſe behelfen; und daher lebt ein Menſch viehiſch, wenn er ſich hierinn nicht von den unvernünftigen Beſtien unterſcheidet. Hierzu kommt noch, daß die Sinne bey den meiſten Thieren ſo verderbt nicht ſind, als bey den Menſchen. Denn jene bleiben bey dem natürlichen Gebrauch derſelben, der durch keine weitgeſuchte Künſte verſchlimmert ſpiert wird. Die Menſchen aber haben ſo viel Dinge erfunden, ſich zu den ſinnlichen Dingen hoch auf auſſerordentliche Weiſe zu reizen: Wie die tauſendfältigen Veränderungen in Speiſe und Trank zeigen, die zum Eſſen und Trinken anlocken, wenn man weder hungrig noch durſtig iſt. So iſt denn ein Menſch, der bloß dieſen ſinnlichen Lüſten folget, noch ein ärgerer Sclave ſeiner Sinne, das iſt viehiſcher, als das Vieh ſelbſt.

Summa regularum in ſtudio felicitatis obſervandarum.

§. 93. Aus dieſem allen erhellet alſo, was man zu thun habe, wenn man ſich in der Welt glücklich machen will. Man muß nemlich dem Geſetze der Natur gemäß, das iſt tugendhaft leben, und die Vollkommenheit überall nach ſeinem Vermögen befördern. Damit man den ernſtlichen Vorſatz dieſes zu thun in ſich erwecke, muß man in ſich den Eifer zu einem rechtſchaffenen Wandel auf oben vorgeſchriebene Art entzünden. Damit man dieſen Vorſatz ausführen könne, muß man ſeinen Verſtand zu dem Grade der Scharfſinnigkeit und Einſicht erheben, daß er von allen vorkommenden Dingen recht urtheile. Damit man endlich in Ausübung des Guten nicht gehindert werde, muß man ſich auch die Herrſchaft über ſeine Sinne und Einbildungskraft zuwege bringen. Dieſe drey Hauptpflichten aber zu beobachten, dazu gehöret viel Fleiß, Verſtand, Ernſt und eine lange Ubung.

An felicitas aliqua poſt

§. 94. Da die Seelen der Menſchen mit dem Tode weder aufhören (I §.646.) noch ſterblich ſpectanda ſit.

lich ſind. (I. §. 650.) und alſo auch nach dem Tode einer Glückſeeligkeit fähig ſind: So fragt ſichs, worinn dieſelbe beſtehen werde? Wir antworten hierauf daß auch dieſe Glückſeligkeit ein Zuſtand eines beſtändigen Vergnügens ſeyn müſſe, weil ſie ſonſt keine Glückſeligkeit ſeyn würde. Da nun alles Vergnügen aus dem Anſchauen der Vollkommenheit erwächſt; ſo müſſen auch die Verſtorbenen, entweder über ihre eigene, oder über andere Vollkommenheiten, die auſſer ihnen ſind, eine beſtändige Luſt empfinden. Zu dem erſtern haben wir einigen Grund, da wir wahrſcheinlich gezeiget, daß die Deutlichkeit unſers Erkenntniſſes, nach dem Tode dieſes Leibes zunehmen werde (I. §. 649). da nun von der Vollkommenheit des Verſtandes alles übrige in der Seelen herrühret: So kan ſie ein groſſes Vergnügen über ihre eigene Vollkommenheiten empfinden. Da aber ein ſolcher Verſtand, auch die Vollkommenheiten anderer Dinge, als der Welt, und ſelbſt Gottes, beſſer erkennen muß: So wird auch dieſes Erkenntniß viel zu unſrer Glückſeligkeit nach dem Tode beytragen.

Quibus ea mediis ac quiri poſſit.

§. 95. Ferner fragt ſichs: Wie man zu dieſer künftigen Glückſeligkeit gelangen könne? Allein auch hier antworten wir, wie oben: Durch die Beobachtung des Geſetzes der Natur; zum wenigſten weis die Vernunft kein ander Mittel an die Hand zu geben. Denn da ſelbiges ein Göttliches Geſetz iſt, und derjenige, ſo ihm nachkommt, ſich als einen guten Bürger in der Stadt Gottes verhält (I §. 169): So kan ein Tugendhafter verſichert ſeyn, daß es ihm der allervollkommenſte Monarch, auch nach dem Tode, nicht an dem Lohne guter Handlungen werde fehlen laſſen. Seine Güte und Gerechtigkeit höret ja nicht auf, und das Geſetz der Natur iſt ein unveränderlich Geſetz: welches alſo auch nach dieſem Leben noch gelten muß. Folglich iſt es denn gewiß, daß eben die Tugend, die uns in dieſem Leben einen gewiſſen Grad der Glückſeligkeit zuwege bringen kan, uns auch nach dem Tode nicht unglücklich machen werde. Dieſes iſt die Lehre aller Weltweiſen geweſen, die eine Unſterblichkeit der Seelen erkannt haben; wie man aus dem Plato, Cicero, Seneca, und Käyſer Marcus Aurelius erſehen kan.

Das V. Hauptſtücke

von

Dem Gewiſſen und der Beobachtung deſſelben.

§. 93.

Man eignet dem Menſchen insgemein ein Gewiſſen zu, und hält dafür, daß ſelbiges einen groſſen Einfluß in die Handlungen eines jeden habe.

Quid ſit Conſcientia in genere, item theoretica & practica.

Wir müſſen alſo unterſuchen, was eigentlich das Gewiſſen ſey, und wie es zu einem tugendhaften Wandel was beytragen könne. Nun geben es aber alle Redensarten, die davon im Schwange gehen, ſattſam zu verſtehen, daß das Gewiſſen eine Fertigkeit des Verſtandes ſey, von unſern Handlungen zu urtheilen, ob ſie gut oder böſe ſind, ob man ſie thun oder laſſen ſolle. Das Urtheil kan nemlich von zweyerley Art ſeyn. Entweder es bleibt in der bloſſen Betrachtung ſtehen, und alsdann heißt es ein theoretiſches Gewiſſen, womit man die bloſſe Sittlichkeit der Handlungen entſcheidet. Oder es beurtheilet auch die Frage von der vorfallenden Ausübung des Guten und Unterlaſſung des Böſen: Und alsdann iſt es ein practiſches Gewiſſen.

Conſcientia eſt vel recta vel erronea.

§. 96. Wie es aber mit der menſchlichen Urtheilskraft überhaupt gehet, daß nemlich dieſelbe leicht irren kan (I. §. [illegible]). Alſo geht es ſonderlich in ſittlichen Dingen nicht beſſer. Auch hier verſieht es der Verſtand oft in Beurtheilung des Guten und Böſen, und daher ſind ſeine Urtheile von den freyen Handlungen bald wahr, bald falſch, nachdem ſie mit der innerſten Natur derſelben übereinkommen (I. §. 156). Weil nun das Gewiſſen ſolche Urtheile von den Handlungen fället, die der Einſicht des Verſtandes gemäß ſind, die wir zu der Zeit beſitzen: So ſieht man wohl, daß man bald ein richtiges, bald aber auch ein irriges Gewiſſen haben kan. Z. E. wer da urtheilet, daß man ſich allenthalben Freunde zu machen bedacht ſeyn müſſe, der hat ein richtiges Gewiſſen. Wer aber glaubt, daß man ſich an ſeinem Feinde rächen müſſe, der hat ein irriges.

Conſcientia certa & probabilis quid?

§. 97. Nun ſind aber auch unſre richtigſten Urtheile nicht allemal gewiß. Denn wir wiſſen, daß wir nur durch die Demonſtration zu einer ſolchen Gewißheit des Erkenntniſſes gelangen können, die allen Zweifel ausſchlieſſet. (I. §. 120): Und daß es eine groſſe Menge von wahrſcheinlichen Urtheilen oder Sätzen giebt, dabey noch immer zu beſorgen iſt, daß vielleicht auch das Gegentheil wahr ſeyn möchte (I. §.160). Wenn in dem Erkenntniſſe des Guten und Böſen, oder in Beurtheilung unſrer Handlungen das erſte ſtatt findet, ſo daß wir völlig verſichert ſind, unſer Vorhaben ſey gut oder böſe, alsdann haben wir ein **gewiſſes Gewiſſen.** Im Gegentheil aber, wenn wir noch einige Urſachen zum Zweifel haben: So haben wir nur ein **wahrſcheinliches Gewiſſen.** Die Einwürfe, ſo uns zweifelhaft machen, nennet man **Gewiſſensſcrupel.**

Conſcientia antecedens & conſequens, quid?

§. 98. Zuweilen beurtheilen wir unſre Handlungen, noch ehe wir die Handlung unternehmen, und alsdann nennen wir es ein **vorhergehendes Gewiſſen.** Als wenn z. E. Brutus fraget: Iſt es recht den Cäſar zu ermorden, oder unrecht? Soll ich es thun, oder nicht? Zuweilen aber hat man die Handlung ſchon vollführet, wenn man das Urtheil davon fället:

let: Als wenn z. E. eben der Brutus bey ſeiner Flucht aus Rom, von ſeiner Mordthat den Ausſpruch thut, ob er wohl oder übel daran gethan habe? Dieſes nennet man das nachfolgende Gewiſſen. Stimmen nun die beyden Urtheile überein, ſo ſagt man das Gewiſſen entſchuldige uns und unſre Handlung: Und alsdann gereuet uns dasjenige nicht, ſo wir gethan haben, ja wir würden es noch thun, wenn es nicht bereits geſchehen wäre. Sind aber ſelbige einander zuwieder: So klaget uns das Gewiſſen an.

Conſcientia docens & ſuadens ; & haec vel incompleta vel completa.

§. 99. Bisweilen fället man zwar von einer Handlung mit dem vorhergehenden practiſchen Gewiſſen das Urtheil, daß man dieſelbe thun ſolle oder nicht: Man hat aber noch nicht auf die beſondern Umſtände geſehen, die bey derſelben vorfallen werden. Dieſes kan man ein **lehrendes** Gewiſſen nennen. Siehet man aber auch auf die beſondern Umſtände der vorhabenden Handlung: So haben wir in Beurtheilung derſelben ein **rathendes** Gewiſſen. Doch kan auch dieſes letztere noch zweyerley ſeyn. Denn zuweilen haben wir nur etliche wenige Umſtände in Betrachtung gezogen; und alsdann iſt das rathende Gewiſſen **unvollſtändig.** Zuweilen aber haben wir alles mit einander erwogen, was dabey vorkommt; und alsdann iſt das rathende Gewiſſen **vollſtändig** zu nennen. Man kan hier leicht ſchlieſſen, daß die meiſten Menſchen vor der That, nur ein unvollſtändiges Gewiſſen haben werden.

§. 100. Noch ein einziger Unterſcheid des Gewiſſens iſt übrig: Denn bisweilen urtheilen wir von unſern Handlungen bey ungeſtörtem Gemüthe, mit einem durch keine Affecten beunruhigten Verſtande; ſo daß wir alles in reife Uberlegung ziehen können, und von keiner Begierde übereilet werden. In dieſem Falle iſt unſer Gewiſſen ein **freyes Gewiſſen**. Zuweilen aber geſchieht es, daß wir durch gar zu viel undeutliche Vorſtellungen der Sinne und Einbildungskraft in einen Affect geſetzet werden, welcher uns heftig antreibet, etwas zu thun, oder zu laſſen; ehe wir noch mit dem Verſtande alles deutlich erwogen haben. Freylich fällen wir auch alsdann in der Geſchwindigkeit ein Urtheil, ob die Handlung gut oder böſe, zu thun oder zu laſſen ſey. Allein, weil der Verſtand von der ſinnlichen Luſt oder Unluſt dahin geriſſen wird: So entſtehet daraus ein **ſclaviſches Gewiſſen** (§. 537).

Conſcientia libera & ſerua quid?

§. 101. Bey dem allen können wir noch anmerken, daß das Gewiſſen überhaupt allemal einen völligen Vernunftſchluß in ſich halte, davon der Oberſatz das Geſetz, der Unterſatz die vorhabende Handlung, und der Schlußſatz das Urtheil iſt, ſo wir davon fällen. Denn ein jeder ſieht wohl, daß die Urtheile des Gewiſſens keine anſchauende, oder Erfahrungsurtheile, ſondern Folgerungsurtheile ſind (I. §. 488. 500). Z. E. des Brutus obiger Schluß würde ſo heiſſen: Was meines Vaterlandes Beſtes befördert, das iſt gut. Nun befördert der Mord

Conſcientia ſemper ratiocinium inuoluit.

Cäſars das Beſte meines Vaterlandes. Daher iſt der Mord Cäſars was Gutes. Dieſes war das theoretiſche Gewiſſen. Das practiſche ſo darauf folget, ſchlieſſet ſo: Was gut iſt und in meinem Vermögen ſteht, das bin ich verbunden zu thun. Der Mord Cäſars iſt gut, und ſteht in meinem Vermögen. Daher bin ich verbunden denſelben zu vollführen.

An contra Conſcientiam agere poſſumus?

§. 102. Nunmehro fragt es ſich: ob und wie ein Menſch wieder ſein Gewiſſen handeln könne? Viele haben die erſte Frage bejahet, andre aber verneinet; und ſich alſo bloß deswegen wiederſprochen, weil ſie die verſchiedenen Arten des Gewiſſens nicht unterſchieden hatten. Wir antworten alſo, daß man wieder ein vollſtändiges rathendes Gewiſſen, zumal, wenn es ein freyes, richtiges und gewiſſes Gewiſſen iſt, unmöglich handeln könne. Denn der menſchliche Wille thut nichts ohne Bewegungsgründe, und wo dieſe etwas zu thun, einmal ſtark genug ſind, da kan er auch, ohne neue ſich ereignende noch ſtärkere Gründe, die Handlung nicht unterlaſſen. Hergegen aber geht es gar wohl an, daß man wieder das theoretiſche, lehrende, unvollſtändige, wahrſcheinliche und freye Gewiſſen handeln kan, wenn gewiſſe Umſtände die Urtheile deſſelben umſtoſſen.

Meliora noſſe, videre & probare, deteriora ſequi poſſimus?

§. 103. Ingleichen kan aus dieſem Grunde beurtheilet werden, ob es möglich ſey das beſſere zu wiſſen, zu billigen, und doch das böſe oder ſchlimmere wirklich zu thun. Es geht nemlich

---

lich an
wiſſen
dem p
ſondre
Umſtä
jemand
achtun
tenen
ſelbſt n
hält, ſ
könnte
freye G
kläret
ſämtlich
in eine
einem
ausübe
§. (
wiſſen
hener
Gewi
weil ſie
Gemü
ſtehen
den un
Schluſ
auch w
unmitte
hergehe
vollzog
beſſerer
folgend

n, wenn man nach dem theoretiſchen Ge-
eine Sache zwar loben muß; aber nach
practiſchen und rathenden, ſie wegen be-
r Urſachen doch vor ſich in gewiſſen
änden nicht ausüben will. Z. E. wenn
d zwar überhaupt die großmüthige Ver-
ng ſeines Feindes, und der von ihm erlit-
Beleidigungen vor was gutes hält; aber
in gewiſſen Umſtänden es für rathſamer
ich an demſelben zu rächen. Oder es
e auch kommen, daß man zwar durch das
Gewiſſen eine Sache für verwerflich er-
hätte; unverhofft aber durch vielerley
che Vorſtellungen des Guten und Böſen
en Affect geſetzt würde; und alſo nach
ſclaviſchen Gewiſſen daſſelbige dennoch
rete.

Morſus conſcientiae quid ſint?

104. Wer auf dieſe Art wieder ſein Ge-
gehandelt hat, der empfindet nach geſche-
Thar, es ſey über kurz oder über lange,
iſſensbiſſe. Man nennt dieſelben ſo,
e ſo eine ſchmerzliche Empfindung in dem
üthe verurſachen: In der That aber ent-
ſie aus der Uneinigkeit des vorhergehen-
d nachfolgenden Gewiſſens. Der letzte
iſt nemlich, des irrigen, wahrſcheinlichen,
wohl ſclaviſchen Gewiſſens, nach welchem
telbar die That erfolgte, iſt hier das vor-
hende Gewiſſen: Dasjenige aber, ſo nach
gener Handlung bey kaltem Geblüte und
r Einſicht gefället wird, heißt das nach-
de. Dieſes letztere pflegt mehrentheils

richtiger, gewiſſer und freyer von dem geſchehenen zu urtheilen, und durch die Vorſtellung der übeln Folgerungen, die aus unſern Handlungen flieſſen, das Gemüthe zu beunruhigen.

Taedium aliaque comites eorundem inseparabiles.

§. 105. Bey dergleichen Gewiſſensbiſſen nun, iſt anfangs ein heftiger Verdruß, der aus der Empfindung der eignen Unvollkommenheit entſteht, die wir in der begangenen That erwieſen haben. Hernach begleitet ſie eine Scham und Reue, ſo daß man gern viel darum geben wollte, daß das geſchehene nicht geſchehen wäre. Ferner miſchet ſich oft die Furcht mit unter, wenn man ſich das viele Böſe mit vorſtellet, ſo einem aus der vollzogenen Handlung künftig erwachſen kan. Wird dieſelbe ſehr groß, und iſt ſie mit einem groſſen Grade der Gewißheit verknüpfet: So entſteht zuweilen gar eine Verzweifelung daraus. Oft kan zum wenigſten ein heftiges Schrecken über ein unvermuthetes Ubel, ſo uns daher entſtehet, hinzukommen: Bey andren Gelegenheiten aber kan auch der Zorn uns beſtürmen, wenn irgend ſonſt jemand an unſerer Handlung Schuld gehabt.

Excusatio Conscientiae & voluptas cum ea connexa.

§. 106. Hergegen, wenn das nachfolgende Gewiſſen das vorhergehende entſchuldiget, und alſo damit übereinſtimmet: So erfolget ein ſehr groſſes Vergnügen darauf. Denn erſtlich entſteht eine ſüſſe Zufriedenheit mit ſich ſelbſt, da man ſich aus der vollführten That einer gewiſſen Vollkommenheit bewuſt iſt. Weiter beluſtiget uns die Vorſtellung

der

Ehre, die wir durch unſre Handlung uns
rben werden, ſo bald ſie zu anderer Leute
ſenſchaft kommen wird. Denken wir an
guten Folgerungen, ſo ſonſt für uns dar-
zu gewarten ſind: So entſteht eine Hoff-
g, die zuweilen wegen ihrer groſſen Ge-
heit, eine Zuverſicht wird. Vielmal ſieht
s vorher, daß man ſich dadurch auch an-
Leute Gunſt und Gewogenheit unfehlbar
rben werde, und das erwecket alsdann auch
wohlgegründete Beluſtigung. Kurz, al-
ieſes zuſammen genommen, wirket in uns
ie empfindlichſte Freude, und alſo macht
lich entſchuldigendes Gewiſſen einen ziem-
n Theil unſrer Glückſeligkeit aus.

17. Wenn ein Menſch ſo in den Tag
n lebet, daß er weder vor, noch nach voll-
ter Handlung, dieſelbe nach dem Geſetze
Natur beurtheilet; und alſo weder ein
rgehendes noch nachfolgendes Gewiſſen
So ſagt man, daß ſein Gewiſſen ſchlafe.
tſteht aber dieſer Schlaf des Gewiſ-
theils durch die ſinnlichen Eindrückun-
heils von der Einbildungskraft, die mit
gar zu lebhaften Vorſtellungen den Ver-
hindern, ſein Thun und Laſſen recht zu
n. Denn da urtheilet er bloß nach den
glichen Empfindungen des angenehmen
unangenehmen. Wenn aber hernach
en vollbrachten Handlungen irgend ein
cher Verdruß entſteht, der uns auch
Willen nöthiget, von unſerm Thun und

Somnus &
Vigilanda
Conſcien-
tia.

laſſen zu urtheilen: Alsdann ſagt man, daß das Gewiſſen wieder aufwache.

Conſcientia tranquilla & inquieta.

§. 108. Wer nach vollführter That keinen Verdruß davon empfindet, weil er bey genauer Beurtheilung derſelben ſich kein Verſehen vorzurücken weis; der hat ein ruhiges, oder gutes Gewiſſen. Dieſes geſchieht aber, wenn das nachfolgende Gewiſſen mit dem vorhergehenden übereinſtimmet, und alſo zeiget, daß ſelbiges richtig, gewiß, vollſtändig und frey geweſen ſey. Ein ſolches Gewiſſen iſt nun ein groſſes Gut, und wie das Sprichwort ſagt, eine eherne Mauer. Hergegen wer Gewiſſensbiſſe empfindet, der hat ein unruhiges und böſes Gewiſſen. Es entſteht ſelbiges aus dem Mangel der Ubereinſtimmung des nachfolgenden mit dem vorhergehenden. (§. 104.) und macht wegen des vielfältigen Verdruſſes, der damit verknüpfet iſt (§. 105.) einen ſehr groſſen Theil der Unglückſeligkeit eines Menſchen aus.

Conſcientia actor, teſtis, iudex & carnifex dici poteſt.

§. 109. Aus dieſem allen erhellet denn nunmehro, was aus den gemeinen Redensarten zu halten ſey, da man das Gewiſſen bald einen Kläger, bald einen Zeugen, bald einen Richter, bald auch einen Henker zu nennen pfleget. Denn da ſelbiges aus einem Vernunftſchluſſe beſteht, deſſen Oberſatz das Geſetze in ſich hält, ſo wird eine böſe That vermittelſt deſſelben gleichſam angeklaget. Der Unterſatz beſteht aus der beſondern Handlung, die jemand begangen hat, und alſo legt er gleich-

m ein ungezweifeltes Zeugniß ab, daß
eklagte allerdings ſchuldig ſey. Der
ß faſſet das Urtheil ab, daß der Verbre-
beſtrafen ſey, und thut alſo einen rich-
n Ausſpruch. Kommen nun endlich
wiſſensbiſſe noch hinzu; ſo ſieht ein jeder,
Martern derſelben den Foltern eines
s verglichen werden können: Die auch
ſchmerzlicher ſind, je weniger ein Menſch
n los werden kan; da ihn ſein böſes
en überall unaufhörlich begleitet und
et.

10. Man pfleget auch von einem Geſe-
Gewiſſens zu reden, davon wir uns nun
leicht einen Begriff machen können.
nemlich ſelbiges kein andres, als eben das
der Natur, nach welchem das Gewiſſen
ndlungen des Menſchen beurtheilet.
weil daſſelbe zu dieſen Geſetzen noch
ne Verbindlichkeit ſetzet, die aus dem
ügen und Verdruſſe entſpringet, ſo die
nd böſen Handlungen, vermittelſt der
uldigung des guten, und der Anklage
en Gewiſſens, nach ſich ziehen: So kan
entlich dieſelben in ſolcher Abſicht, auch
des Gewiſſens nennen. Eigentlich aber
h nur die Fürſchriften des richtigen, ge-
und freyen Gewiſſens für echte Geſetze
ür zu halten: Die Regeln des irrigen,
eanlichen und ſclaviſchen Gewiſſens
ch nicht dafür zu erkennen, ſo bald man
ſolchen Nahmen kennen lernet.

Lex Conſci-
entiae quae-
nam ſit?

§. 111.

An contra Conſcientiam agere liceat.

§. 111. Hierbey aber fragt ſichs nun, ob man wohl wieder ſein Gewiſſen zuweilen handeln dörfe? Die Antwort iſt hier leicht zu geben, wenn man nur die Arten des Gewiſſens unterſcheidet. Wieder das richtige und gewiſſe, imgleichen wieder das freye zu handeln, wäre nach dem vorigen §. eben ſo viel als wieder das Geſetz der Natur ſelbſt zu handeln. Wieder das irrige zu handeln, wäre es zwar erlaubt, wenn man zu der Zeit, da man ein ſolches hat, glaubte, daß es irrig wäre. Weil man es aber alsdann noch für richtig hält; ſo darf man auch deſſen Fürſchrift nicht übertreten. Wieder das wahrſcheinliche dörfte man alsdañ auch nicht handeln, wenn das Gegentheil nicht ſo wahrſcheinlich wäre: Sonſt aber würde man lieber, wieder das wahrſcheinliche, als wieder das gewiſſe Gewiſſen handeln dörfen. Wieder das ſclaviſche zu handeln, wäre es wohl erlaubt; wenn es nur in währender Sclaverey möglich wäre, ſich der Gewalt der Sinne und Begierden zu entreiſſen.

Ad Cuſtodiam conſcientiae obligamur.

§. 112. Sein Gewiſſen beobachten heißt Sorge tragen, daß unſer Gewiſſen allezeit richtig und gewiß ſeyn möge. Daß nun die Beobachtung unſers Gewiſſens uns als eine Pflicht obliege, kan leicht erwieſen werden. Durch die Beobachtung des Geſetzes der Natur machen wir uns glücklich (§. 75). Nun iſt aber das Geſetz des Gewiſſens, mit dem Geſetze der Natur einerley (§. 110). Folglich müſſen wir auch daſſelbe beobachten. Dieſes kan aber nicht anders geſchehen, als wenn das Ge-

Gewiſſen richtig und gewiß iſt; weil bey allen übrigen Gattungen leicht ein Verſehen mit unterlaufen kan. Hernach wiſſen wir, daß auf die Verletzung des Gewiſſens, die Anklage deſſelben und die Gewiſſensbiſſe mit ihren vielfältigen Martern zu erfolgen pflegen. Dieſe bringen einen Zuſtand eines beſtändigen Misvergnügens zuwege, den wir zu vermeiden verbunden ſind (§. 30). Wir können aber ſolches nicht anders thun, als wenn wir unſer nachfolgendes Gewiſſen mit dem vorhergehenden einſtimmig machen (§. 106). Alſo müſſen wir nach einem richtigen und gewiſſen Gewiſſen ſtreben.

Qua ratione conſcientia certa acquiri poſſit.

§. 113. Damit man ſich aber ein richtiges und ungezweifeltes Gewiſſen zuwege bringe: So muß man zuförderſt ſeinen Verſtand in Erkenntniß des Guten und Böſen beſſern. Wo dieſer noch nicht zu dem Grade der Vollkommenheit gekommen iſt, daß er es deutlich einſehen, und ohne Abſicht auf die ſinnlichen Vorſtellungen beurtheilen kan, da wird das Gewiſſen unmöglich richtig werden können. Weil aber ſelbiges Folgerungsurtheile fället, und dieſe aus Schlüſſen entſtehen, deren Förderſätze auf die ſicherſte Art der Gründe gebauet ſeyn müſſen, wenn ſie richtig ſeyn ſollen: So ſieht man leicht, daß man ſich auch in ſittlichen Dingen um die Fertigkeit zu demonſtriren bekümmern müſſe. Dieſe allein bringet das Gemüthe zu einer völligen Sicherheit in ſeinen Handlungen, und iſt das ſicherſte Mittel alle Gewiſſensſcrupel aufzuheben. Die bloſſe Wahrſcheinlichkeit kan ſelbige wohl eine zeitlang erſticken, aber nicht ganz und gar vernichten.

Neceſſitas demonſtrationum in moralibus.

§. 114. Die Nothwendigkeit ſolcher ſittlichen Demonſtrationen von unſern Handlungen, erhellet auch daher, weil es bey der Ungewißheit des Gewiſſens, wornach wir handeln, leicht kommen kan, daß uns nach geſchehener That daſſelbe anklaget. Da erfolgen dann die allerſchmerzlichſten Gewiſſensbiſſe, weil das nachfolgende Urtheil mit dem vorhergehenden nicht übereinſtimmet. Wer nun dieſelben vermeiden will, der muß ſich angelegen ſeyn laſſen, vor der That ſchon ein demonſtratives Urtheil von ſeinem Vorhaben zu fällen. Denn was wir einmal demonſtriren können, das kan auch das andremal nicht falſch erfunden werden. Hieraus folgt nun auch, daß man mit zweifelhaftem Gewiſſen nichts thun dörfe. Denn wer da zweifelt, der iſt nicht gewiß, daß dasjenige gut ſey, was er thut. Es könnte alſo wohl böſe befunden werden, wenn man es mit dem nachfolgenden Gewiſſen beurtheilen ſollte. Folglich muß man ſich nicht in die Gefahr geben, Böſes zu thun.

Somnus conſcientiae quomodo impediatur.

§. 115. Der Schlaf des Gewiſſens iſt ein ſicheres Mittel zur Unglückſeligkeit (§. 107). Daher muß man denſelben auch zu vermeiden bedacht ſeyn. Dazu iſt nun nichts ſo dienlich, als wenn man ſich einen Eifer tugendhaft zu wandeln erwecket, und alsdann fleißig an ſeinen Endzweck gedenkt, dazu alle ſeine Handlunlungen die Mittel abgeben müſſen. Denn dadurch wird man es gewohnt werden, fleißig auf ſeiner Hut zu ſtehen, und von allem ſeinem Vorhaben bedächtig zu urtheilen. Ja man wird auch nach geſchehener Handlung deſto leichter Prüfungen anſtellen, ob ſie ſo gerathen, daß man ſich nichts dabey vorzuwerfen habe, oder ob man Urſache habe, künftig auf eine Beſſerung bedacht zu ſeyn. Eben dazu wird auch die Unterſuchung ſeines Thuns und Laſſens viel beytragen, die wir morgends und abends vorzunehmen vorgeſchlagen haben, und die wir niemals zu unterlaſſen anrathen.

Quomodo morſibus conſcientiae medendum ſit?

§. 116. Wenn es ſich indeſſen fragt, was zu thun ſey, wenn man endlich zu ſpät mit dem aufwachenden Gewiſſen gewahr wird, daß man bis dahin nicht allerdings ſo gewandelt, wie man wohl hätte wandeln ſollen: Und wenn die Gewiſſensbiſſe ſich einſtellen, die oft mit einer entſetzlichen Unruhe verbunden ſind? So antworten wir: Man überlege I. daß dasjenige ſo geſchehen iſt, unmöglich zu ändern ſey; und daß es thöricht ſey, ſich über etwas vergangenes durch ſeinen Gram noch mehr zu quälen. II. Erwege man, daß alles was uns wiederfähret, uns durch eigene Schuld getroffen, und eine Strafe unſerer Thorheit und Sicherheit ſey, die nicht anders hat erfolgen können. III. Sinne man auf die Mittel, wie man ſich den Verdruß vermindern, und die Unruhe des Gemüths aus dem Sinne ſchlagen wolle; welches durch beſtändige Beſchäftigung mit andern Dingen angeht. IV. Endlich denke man auf neue Handlungen von beſſerer Art, die alle böſe Folgerungen der vorigen, wo nicht ganz vernichten, doch zum Theil aufheben können.

Das VI. Hauptſtücke

von der

Bekehrung eines Laſterhaften, oder der philoſophiſchen Buſſe.

§. 117.

Conversio hominis a vitio ad virtutem possibilis est.

Die tägliche Erfahrung lehret es, daß nicht alle Menſchen tugendhaft ſind; indem viele ſich durch eigene Handlungen unvollkommener machen, und ſich alſo mit dem höchſten Ubel endlich die Unglückſeligkeit zuwege bringen. Nun iſt es aber nicht unmöglich, ein Laſter fahren zu laſſen, und ſich der entgegen geſetzten Tugend zu ergeben: Wie ſolches gleichfalls die Erfahrung in vielen Exempeln gewieſen hat. Denn bey vielen ſind dieſelben noch nicht zu einem ſo hohen Grade der Fertigkeit gediehen, daß ſie nicht wieder ausgerottet werden könnten. Ja auch die noch ſo tief eingewurzelten Gewohnheiten ſind wohl zuweilen, durch einen ernſtlichen Vorſatz ſich zu beſſern, überwältiget worden. Wenn dieſes ge-

geſchehen iſt, ſo ſagt man, der Laſterhafte habe ſich bekehret; das iſt, ſein Leben geändert, und tugendhaft zu werden angefangen.

Conversio, quid sit & quomodo fiat?

§. 118. Die Bekehrung des Menſchen iſt alſo eine Veränderung ſeines laſterhaften Wandels in einen tugendhaften; und aus dem vorhergehenden ſehen wir, daß ſelbige möglich ſey. Es fragt ſich nur, wie es damit eigentlich zugehe, und durch was für Mittel man dieſe philoſophiſche Bekehrung, in ſoweit es aus natürlichen Kräften möglich iſt, befördern könne? Der Wandel des Menſchen beſtehet nicht aus wenigen, ſondern aus allen ſeinen Handlungen zuſammen genommen (§. 81. 82.). Da aber kein einziger Menſch lauter laſterhafte Thaten vornimmt (§. 56.), ſo darf er auch niemals ſeinen ganzen Lebens-Wandel ändern; ſondern nur denjenigen Theil deſſelben, der nicht mit dem Geſetze der Natur übereinſtimmt. Doch da auch diejenigen Thaten eines Laſterhaften, die an ſich unſträflich und gut ſind, dennoch bey ihm keine Tugenden ſind: ſo muß er auch im Abſehen auf dieſe, zum wenigſten die Bewegungsgründe ändern.

Conversio incipit a cognitione boni & mali

§. 119. Wer einen tugendhaften Wandel anfangen ſoll, der muß die Regeln des Geſetzes der Natur kennen, nach welchen er ſeine Handlungen einzurichten hat. Wüßte er dieſe nicht, ſo wäre auch ſein allerbeſter Vorſatz, tugendhaft zu werden, umſonſt. Es muß alſo ein Laſterhafter, noch ehe er tugendhaft werden kan, das Böſe von dem Guten unterſcheiden lernen. Nun ſind zwar viele unter ihnen vorhin ſchon mit einiger Erkenntniß davon verſehen, die man ihnen, entweder in ihren Kindheit beygebracht, oder die ſie in erwachſenen Jahren, entweder aus der Erfahrung, oder vom Hören-ſagen, gefaſſet. Allein, weil dieſes ein bloſſes Gedächtnißwerk zu ſeyn pflegt, welches nicht in den Willen wirkt; auch meiſtentheils, im Abſehen auf verſchiedene Pflichten, ſehr mangelhaft iſt: So muß man ſich bemühen, daſſelbe lebendig zu machen, und in ein vollſtändigeres zu verwandeln.

Ab intellectu itaque incipit conversio.

§. 120. Es hebet ſich alſo die Bekehrung eines Menſchen von dem Verſtande, und nicht von dem Willen, an. Wir wiſſen nemlich, daß der Wille nichts ohne Bewegungsgründe wollen oder verabſcheuen kan, und daß dieſe allezeit die vorhergehenden Vorſtellungen des Guten und des Böſen ſind (I. §. 542.). Nun ſoll der Wille eines Menſchen, der ſich bekehret, anfangen etwas zu wollen, ſo er vorhin nicht gewollt; nemlich, tugendhaft zu wandeln, welches er vorhin nicht gethan (§. 118.): Folglich muß er Bewegungsgründe dazu haben, und ſich den tugendhaften Wandel, als etwas Gutes; den laſterhaften aber, als etwas Böſes, vorſtellen. Dieſes geſchieht aber vermöge des Verſtandes; und weil alſo dieſes zu der Bekehrung den Anfang macht: So fängt dieſelbe auch im Verſtande und nicht im Willen an.

§. 121. Hieraus können wir erklären, warum ſich nicht alle Laſterhafte bekehren; oder warum ſie nicht einen guten Willen haben: Denn es fehlt ihnen bloß an einem Verſtande, der von den Vorzügen des tugendhaften Wandels ſattſam überzeuget iſt. Ich ſage, ſattſam überzeuget iſt: Denn es gehört allerdings ein lebendiges Erkenntniß dazu, wenn es einen Einfluß in die Bekehrung haben ſoll. Viele Laſterhafte habens freylich wohl oftmals ſagen hören, daß es beſſer ſey, tugendhaft als laſterhaft zu wandeln. Allein, weil es bey dem bloſſen Sagen geblieben, und der Unterricht, den man ihnen davon gegeben, noch nicht überzeugend gnug geweſen; Ja, weil auch die lebhafte Luſt, ſo ſie von manchen Laſtern eine zeitlang genoſſen, einen gar zu ſtarken Eindruck bey ihnen gemachet: So hat die Bekehrung noch im geringſten nicht erfolgen können.

Cur non omnes vitioſi convertantur.

§. 122. Nun möchte man zwar denken, daß man den Willen des Menſchen auch mit Drohungen und Verheiſſungen lenken könne, ſich zu ändern, und daß es alſo gar wohl angehe, den Entſchluß zu faſſen: Ich will mich bekehren: Ehe man noch den Verſtand von den Vorzügen der Tugend recht unterrichtet hätte. Allein, dieſes wird unmöglich eine wahre Bekehrung zuwege bringen. Denn wir wiſſen ſchon, daß die Furcht für der Strafe, und die Begierde nach einer willkührlichen Belohnung niemanden tugendhaft

An per minas & promiſſa ad converſionem allici poſſint?

macht (§. 55.). Dieſe Bewegungsgründe wirken nur einen äuſſerlichen Zwang; aber kein innerliches Belieben an einer Handlung: Und ſobald dieſe Furcht und Hoffnung wegfällt, oder abnimmt; ſobald fällt ein ſolcher, dem Scheine nach Bekehrter oder Tugendhafter, widerum in ſeine vormalige Laſter. Denn er haßt das Laſter ſo wenig um ſein ſelbſt willen, als er die Tugend um ihrer innern Fürtrefflichkeit halber liebet: Folglich iſt kein ander Mittel, eine rechtſchaffene Bekehrung zu wirken, als durch das lebendige Erkenntniß des Verſtandes.

Converſio non eſt inſtantanea ſed ſucceſſiva.

§. 123. Die Uberzeugung eines Menſchen von den Vorzügen eines tugendhaften Wandels, vor einem laſterhaften, erfordert nicht nur einen nachdrücklichen, und lebhaften, ſondern auch einen ausführlichen Unterricht von allem, was in die Aenderung ſeines Willens einen Einfluß haben kan. Oft hat man einen ſchon von einer und mehreren Wahrheiten überführet; es fehlet ihm aber noch an vielen andern, ehe er gewonnen werden kan. Daher muß man fortfahren, ihn immer weiter und weiter führen, und alſo endlich die völlige Aenderung des Willens zuwege bringen. Die Bekehrung eines Menſchen iſt daher kein plötzliches Werk, ſondern oft eine ſehr langwierige Sache. Die meiſten brauchen ſehr viele Jahre dazu, ehe ſie alle das Erkenntniß erlangen, ſo ihre böſe Fertigkeiten im Laſter überwiegen kan. Und wenn gleich andre, nach Beſchaffenheit ihrer vortheilhaftern Umſtände, geſchwinder dazu kommen: So thut doch auch hier die Natur keinen Sprung; und es iſt alſo unmöglich, den Augenblick zu beſtimmen, wenn die Bekehrung ſich angefangen habe.

Modus converſionem aliorum ſuique promovendi. Reg. I.

§. 124. Will man nun einen Menſchen allmählich zur Bekehrung vorbereiten: So mache man den Anfang mit einem Unterrichte von dem Unterſcheide der guten und böſen Handlungen. Man zeige ihm die verſchiedenen Folgerungen derſelben, damit er begreifen lerne, daß ihm jene ein dauerhaftes, dieſe aber ein kurzes Vergnügen bringen. Um dieſes Erkenntniß lebendig zu machen; ſo zeige man ihm dieſes an ſeinem eigenen Exempel, und benehme ihm alle Einwürfe, die er etwa machen könnte. Man zeige ihm auch an andern Beyſpielen, wie unglücklich das Laſter ſeine Sclaven mache, und wie glücklich hergegen die Tugendhaften werden können. Hierbey iſt es ſehr dienlich, wenn man ſehr lebhafte Beſchreibungen von dem Verdruſſe, Schmerz und Kummer machet, den ein unweiſer Wandel gemeiniglich zum Gefehrten hat, oder doch nach ſich ziehet: Imgleichen wenn man die Ruhe, Zufriedenheit, und Freude recht ſinnlich abſchildert, die einen weiſen und ordentlichen Wandel begleiten.

Regula II. Converſionem promovendi.

§. 125. Wenn nun durch dergleichen Vorſtellungen einige Uberzeugung von der innern Schändlichkeit und Schädlichkeit der Laſter, wie auch von der innerlichen Fürtrefflichkeit und Nutzbarkeit der Tugend erwecket worden: Alsdann bemühe man ſich, einen ſolchen Menſchen von der Pflicht, die ihm, als einem Bürger der Stadt GOttes, oblieget, zu überführen (I. §. 1169.). Zu dem Ende bringe man ihm erſt einen deutlichen Begriff von GOtt und ſeinen Eigenſchaften bey, und überzeuge ihn auch aus der Erfahrung, daß er durch ſeine Vorſehung, Weisheit, Güte und Gerechtigkeit die Welt regiere. Man lehre ihn durch Exempel, wie GOtt auch durch Glücks- und Unglücksfälle die Böſen zu beſtrafen, und die Guten zu belohnen pflege; Und wie ſeine ganze Abſicht bey den vernünftigen Geſchöpfen keine andre ſey, als dieſelben glücklich zu machen. Man zeige ihm auch, daß bloß die Laſter daran Schuld haben, daß GOtt ſeinen Zweck nicht durchgehends erreichet, und daß man verbunden ſey, ſoviel als möglich, zu Beförderung deſſelben beyzutragen.

Motivum ad bonum publicum lubentius promovendum.

§. 126 Um aber das gemeine Beſte, oder die Vollkommenheit aller Menſchen überhaupt, deſto williger zu befördern, wird es ſehr dienlich ſeyn, wenn man einem ſolchen Tugendſchüler zeiget, daß dieſe Beförderung des gemeinen Beſten mit ſeiner eigenen Wohlfahrt genau verbunden ſey. Denn wer andrer Leute Vollkommenheiten gern und willig befördert, der beweget ſie, ein gleiches gegen ihn zu thun. Da wir nun ohne fremde Beyhülfe unſre Glückſeligkeit nicht hoch bringen können: So werden wir deſto leichter darinn von einer Stuffe zur andern fortſchreiten, je mehrere wir uns durch Beförderung ihrer Wohlfahrt verbindlich gemacht haben. Es kan alſo einem Tugendhaften an vielen Freunden nicht fehlen, die recht begierig ſind, ihm in Beförderung ſeiner beſondern Glückſeligkeit behülflich zu ſeyn. Hierzu kommt noch die Zufriedenheit des Gemüths, die in ihm entſteht, wenn er ein gutes Gewiſſen hat; als welches alle ſeine Unternehmungen billiget und entſchuldiget: So, daß er von keinem Gewiſſensbiſſe beunruhiget wird.

Converſio imperfecta quomodo continuetur. Reg. III.

§. 127. Nachdem nun die Uberzeugung von allen dieſen Wahrheiten bey jemand ſtark und lebhaft wird, nachdem wird auch die Bekehrung, entweder einen ſchwachen Anfang nehmen, oder einen merklichen Fortgang haben. Iſt ſie noch ſchwach, ſo muß der neue Tugendſchüler, ſoviel als möglich, bey ſolchen Betrachtungen erhalten werden, die ſein Erkenntniß gewiſſer und lebendiger machen können. Es hilft auch viel dazu, wenn man ihm alle Gelegenheiten zum Böſen benimmt; dadurch er leicht wieder auf die alte Art zu handeln gezogen werden könnte. Und da die Geſellſchaft der Laſterhaften ſehr verführend iſt, ſo muß er ſelbige, entweder freywillig meiden, oder mit guter Art davon abgehalten werden: bis er ſeine Aenderung völlig zu Stande gebracht hat, und alſo ſolchen Verſuchungen zu wiederſtehen vermögend iſt.

An poſt converſionem actiones malæ committi poſſint.

§. 128. Gleichwohl wird auch, bey dem beſten Fortgange der Bekehrung eines Laſterhaften, dieſelbe nicht ſobald vollkommen werden. Böſe Gewohnheiten ſind ſogleich nicht abgelegt, ſondern wollen faſt nicht geſchwinder verlernet werden, als man ſie angenommen hat. Daher übereilet ſich ein ſolcher Neubekehrter noch wohl zuweilen; indem er unverſehens eine ſolche böſe Handlung thut. Doch wenn es ihm mit der Tugend ein Ernſt iſt: So wird er ſich bald ſeines Fehltritts beſinnen, denſelben bereuen, und deſto ſorgfältiger ſeyn, denſelben künftig zu vermeiden. Hier geſchieht es nun, daß es oft einen heftigen Kampf nach dem andern koſtet: Die ſinnliche Begierde will noch nach alter Gewohnheit handeln: Die vernünftige Tugendliebe aber wiederſpricht derſelben. Nachdem nun dieſe oder jene ſieget; nachdem iſt der Bekehrte ſtark oder ſchwach von Kräften.

Converſio incrementi capax eſt, & quomodo creſcat?

§. 129. Weil nun dergeſtalt die Bekehrung nicht ſogleich ganz vollkommen iſt; ſo muß ſie nach und nach fortgeſetzet werden, und immer zunehmen: Dergeſtalt, daß bey der menſchlichen Schwachheit, die uns allen anklebet, das ganze Leben eines Tugendhaften eine fortdaurende Bekehrung zu nennen iſt. Jemehr das Erkenntniß des Guten und Böſen wächſet, deſtomehr lernet man das erkennen, was man noch in ſeinem Wandel zu ändern habe. Und weil nicht leicht ein Tag vorbey geht, daran man nicht auf eine oder andere Art neue Einſicht in ſeine Handlungen und Pflichten erlangen ſollte: So kan man ſagen, daß ein Tugendhafter eine tägliche Buſſe nöthig habe. Wir haben oben (§. 88.) eine tägliche Prüfung der den Tag über vollſtreckten Handlungen vorgeſchrieben: Dieſes iſt eben das, was wir hier die tägliche Buſſe der Tugendhaften nennen können.

Relapſus converſi an poſſibilis ſit?

§. 130. Wenn es ſich fragt, ob ein Bekehrter wieder zurücke fallen und laſterhaft werden könne? So antworten wir: Allerdings. Wie leicht kan es nicht kommen, daß entweder das gute Erkenntniß im Verſtande allmählich undeutlicher, ja endlich ſo dunkel wird, daß es keine Kraft mehr hat, den Willen zum Guten zu lenken, und vom Böſen abzuziehen? Wenn man an gewiſſe Wahrheiten nicht oft gedenket, ſo verlieren wir ſie endlich gar aus dem Gedächtniſſe (§. 33.), welches in practiſchen Dingen noch weit gefährlicher iſt, als in theoretiſchen. Wie leicht kan es auch kommen, daß man zu gewiſſer Zeit von ſo vielen Reizungen zum Böſen, ſo ſtark beſtürmet wird, daß man ſich auf keine Weiſe derſelben erwehren kan? Die Eindrückungen der Sinne ſind oft ſo heftig, und die Vorſtellungen der Einbildungskraft ſo lebhaft, daß ſie dem Verſtande nicht Zeit laſſen, ſich mit ſeinem deutlichen Erkenntniſſe zum Kampfe zu waffnen.

Quænam relapſus ſpeci-

§. 131. In beyden Fällen fällt der Menſch aus der Tugend ins Laſter zurücke. Doch es ſit magis periculoſa.

iſt der erſtere Fall weit gefährlicher, als der letzte. Denn jener entſtund aus dem erloſchenen Erkenntniſſe des Verſtandes: Einer Urſache, die einen ſehr langwierigen Rückfall wirken kan; ja, die künftige Buſſe von neuem wieder eben ſo ſchwer machen wird, als die erſtere geweſen war. Denn ein ſolcher abgefallener wird alle Wahrheiten, die er aus der Acht gelaſſen, von neuem wieder erlernen müſſen, die zu ſeiner Beſſerung nöthig ſind: Worzu allerdings wieder Zeit und Mühe gehören wird. In dem letztern Rückfalle aber, der nur aus Übereilung der Leidenſchaften entſtund, konnte der Verſtand zwar auf eine kurze Zeit umnebelt; aber nicht ganz ſeines Erkenntniſſes beraubet werden. Vielmehr erholet ſich derſelbe bey aufwachendem Gewiſſen ſehr leicht wieder, und die neue Bekehrung iſt darauf ſoviel eher möglich.

Num unica actio prava vitioſum reddat hominem cum totali virtutis jactura.

§. 132. Ferner fragt es ſich, ob eine einzige böſe Handlung einen Menſchen aus einem tugendhaften, ſogleich zum laſterhaften, machen, und ihn auf einmahl in den Zuſtand der völlig Unbekehrten ſtürzen könne? Hierauf antworten wir mit Nein. Denn die Tugend iſt eine durch viele wiederholte Handlungen erworbene Fertigkeit (§. 50.). Dergleichen Fertigkeit aber, kan durch eine einzige Gegenhandlung nicht ganz vertilget werden; ob ſie wohl ein wenig geſchwächet wird. Imgleichen iſt auch das Laſter eine Fertigkeit im Böſen (§. 56.), die gleichfalls durch eine einzige böſe Handlung nicht erlanget wird. Einen Anfang zu der Fertigkeit kan ſie wohl machen; allein, es müſten noch viele andere Handlungen dazu kommen, ehe ſie zur Reife gedeyhen könnte. Folglich ſtürzt denn eine einzige böſe Handlung noch niemanden in das höchſte Ubel, und in die Unglückſeligkeit der Laſterhaften.

An propterea periculo careat actus vitioſus unicus?

§. 133. Bey dem allen iſt es indeſſen für nichts geringes zu halten, auch nur ein einzigmal von der Tugend abzuweichen, und es hat es niemand darauf zu wagen, daß eine böſe Handlung noch keinen ganz laſterhaft mache. Dieſes würde eine ſchlechte Einſicht in die Natur der böſen Handlungen anzeigen, und keinen eifrigen Vorſatz darthun, alles was uns unvollkommener macht, zu meiden. Denn auch eine einzige Handlung zieht ſchon ſchädliche Folgerungen nach ſich, die derjenige ſich nicht wünſchen wird, der ſie vorher ſieht; ob ſie gleich noch nicht das höchſte Ubel mit ſich führen. Hernach iſt auch der völlige Rückfall ins Laſter, nach einer böſen That, ſchon etwas leichter, als vorher. Man iſt gleichſam ſchon einen Schritt aus den Schranken der Tugend gewichen, und wer ſich hat entſchlieſſen können, dieſes mit Bedacht zu thun, der wird ſich auch nicht ſehr weigern, den andern und dritten zu thun, u. ſ. w.

Das VII. Hauptſtücke
von der
Kunſt, ſich ſelbſt und andere zu prüfen, ob man tugendhaft oder laſterhaft ſey?

§. 134.

Scrutinium ſui ipſius neceſſarium.

Wem es ein Ernſt iſt, des höchſten Gutes theilhaftig, und glückſelig zu werden, und wer aus dem obigen unterwieſen worden, daß dieſes nicht anders als vermittelſt der Tugend geſchehen könne: Der muß ohne Zweifel Luſt bekommen, zu wiſſen, ob er denn ſchon tugendhaft ſey, oder ob er es noch allererſt werden müſſe. Denn in beſtändiger Ungewißheit wegen ſo wichtiger Dinge zu ſtehen, würde weder angenehm noch rathſam ſeyn. Es kan ja einem vernünftigen Menſchen unmöglich was gleichgültiges ſeyn, ob er ſich täglich ſeinem Verderben, oder ſeiner Glückſeligkeit nähert: Die Gefahr bey dem erſten iſt zu groß, als daß man bey ſeiner Unwiſſenheit in dem Stücke ruhig ſeyn könnte. Man muß alſo auf eine Prüfung und Unterſuchung ſeines Zuſtandes bedacht ſeyn, um ſich ſelbſt zu verſichern, ob man ſchon einen weiſen und ordentlichen Wandel führe, oder ob man noch einer Bekehrung nöthig habe.

§. 135. Nun kan man zwar von ſich ſelbſt viel leichter ein Urtheil fällen, als von andern Menſchen. Man darf nemlich nur auf alle ſeine öffentliche und heimliche Handlungen Achtung geben, deren einem jeden keine einzige unbekannt ſeyn kan. Dieſe darf man nur ihren Folgerungen nach überlegen, und ſehen, ob ſie Gutes oder Böſes nach ſich ziehen; ob ſie einem kurze oder beſtändige Vergnügungen wirken. Sind dieſelben nun einſtimmig, uns entweder glücklich, oder unglücklich zu machen, ſo iſt es leicht zu ſehen, ob wir tugendhaft ſind, oder nicht. Allein, dieſes geſchiehe ſo leicht nicht; ſondern man findet mehrentheils Handlungen von beyden Arten in ſeinem Wandel, deren einige dem Geſetze der Natur gemäß ſind, andere hingegen nicht. Und hier iſt die ganze Schwierigkeit, ein richtiges Urtheil abzufaſſen, ob die Tugend, oder das Laſter bey uns die Oberhand habe?

Cognitio ſui ex actionibus propriis facilior eſt quam aliorum.

§. 136. Wir haben oben (§. 51.) ſchon gewieſen, daß es gewiſſe gute Handlungen giebt, die aber deswegen noch keine Tugenden ſind; imgleichen, daß es auch böſe Handlungen gebe, die doch nicht den Nahmen der Laſter verdienen (§. 89.). Daher kommt es nun, daß ſich viele in Beurtheilung ihrer Tugend betrügen, indem ſie ſich aus ſolchen unzulänglichen Gründen für tugendhaft oder laſterhaft halten. Viele haben für gewiſſen Laſtern, ihrem Naturelle nach, einen Abſcheu; viele ſind durch ihre Auferziehung vor manchem Laſter geſi-

Unde multi in cognitione ſua fallantur.

chert worden. Andre können wegen andrer Urſachen in mancher böſen Handlung kein Vergnügen finden: Daher halten ſie denn dafür, ſie wären nicht laſterhaft. Allein, in allen dieſen Fällen müſſen ſie auf die Bewegungsgründe ſehen, warum ſie dieſen Laſtern nicht ergeben ſind. Iſt nun derſelbe ein andrer, als die innerliche Schändlichkeit und Schädlichkeit derſelben: So dörfen ſie ſich noch nicht ſchmeicheln, daß ſie auch nur philoſophiſch tugendhaft wären.

Criterium hominis virtuoſi genuinum.

§. 137. Wer aber bey ſich ſelbſt findet, daß er ſeine Handlung aus aufrichtiger Liebe zur Vollkommenheit überhaupt, und zu Beförderung der gemeinſchaftlichen und eigenen Wohlfahrt unternimmt; Wer ſichs bewuſt iſt, daß er die Laſter aus bloſſem Haſſe der Unvollkommenheit, die ſie nach ſich ziehen, unterläßt, ob ſie gleich ſonſt mit einer gewiſſen ſinnlichen Luſt ſchmeicheln: Der kan ſich mit gutem Grunde vor tugendhaft halten, obgleich er ſich noch nicht für vollkommen halten darf. Denn geſetzt, daß ein groſſer Theil ſeiner Handlungen auf obengedachte Art beſchaffen wäre: So werden ſich doch noch immer einige andre finden, die nicht allezeit aus ſo reinen Quellen herflieſſen. Hier muß man ſich nun nicht ſelber heucheln, ſondern die ſchärfſte Unterſuchung ſeiner wahren Bewegungsgründe anſtellen. Denn, was hätte man von einem ſolchen Selbſtbetruge? Nichts, als daß man ſich in dem Laſter beſtärkte, und ſelbſt unglücklich machte?

Aliorum Scrutinium quomodo inſtituatur.

§. 138. So, wie man es in ſeiner eigenen Prüfung macht; ſo macht man es auch mit der Prüfung andrer Leute. Man muß ebenfalls aus ihren Handlungen auf die Gemüthsbeſchaffenheit derſelben den Schluß machen. Denn wir wiſſen, daß niemand etwas thut, ohne es zu wollen; und daß niemand etwas will, ohne ſich daſſelbe, als was Gutes, vorzuſtellen (I. §. 541.). Wenn wir alſo gewahr werden, von was für einer Beſchaffenheit eine von jemand verübte Handlung iſt, ob ſie nemlich zu Stillung einer ſinnlichen Luſt, oder zu Beförderung einer wahren Vollkommenheit geſchickt iſt: So können wir gleich urtheilen, wie das Gemüthe des Menſchen beſchaffen ſey. Denn iſt die Handlung von der erſten Art, ſo iſt er eben noch nicht tugendhaft: Iſt ſie hergegen von der andern Art, ſo kan ich ihn eben nicht für laſterhaft anſehen.

Syllogiſmus practicus in actionibus cujus major eſt axioma, detegendum.

§. 139. Man merke es nemlich, daß bey jeder Handlung eines Menſchen, noch ehe er ſie thut, eine vollſtändige Schlußrede abgefaßt wird: So, wie wirs bereits im vorigen Hauptſtücke angemerket haben. Sie heißt ſo: Eine Handlung von dieſer oder jener Beſchaffenheit iſt gut, und muß gethan werden. Dieſe vorhabende Handlung iſt von eben ſolcher Beſchaffenheit: Darum muß ſie auch gut ſeyn, und ausgeübet werden. Will ich nun das Gemüthe eines dergeſtalt ſchlieſſenden Menſchen prüfen; ſo iſt es eben ſoviel, als wenn ich den Oberſatz dieſer Schlußrede erfinden wollte. Den Schlußſatz zeiget mir die Handlung ſelbſt; den Unterſatz ſehe ich aus der Art und Beſchaffenheit der Handlung: Aus dieſen beyden aber, iſt ſehr leicht der Oberſatz oder die allgemeine Richtſchnur deſſen heraus gebracht, der ſo gehandelt hat.

Specialia vitioſorum axiomata quomodo detegantur.

§. 140. Wie man nun dergeſtalt überhaupt erforſchen kan, ob ein Menſch ſeine Handlungen nach dem Geſetz der Natur einzurichten gewohnt iſt; oder ob er ſich von der ſinnlichen Luſt regieren laſſe: So kan man auch bey dem letzten noch ins beſondere erfahren, zu welcher Art ſinnlicher Lüſte er vor andern geneigt iſt. Denn die Laſter ſind nicht alle von einer Gattung. Einige entſpringen aus der Wolluſt im Eſſen und Trincken; andre aus der Wolluſt im Umgange; andre aus Uppigkeit; andre aus Geiz; andre aus Ehrſucht; andre aus Faulheit und Bequemlichkeit. So viele verſchiedene Hauptregeln laſſen ſich nun bey den Laſterhaften entdecken: Denn obgleich ein jeder zuweilen nach allen dieſen Maximen handeln kan: So hat er doch insgemein eine, oder ein Paar, vor allen andern zur Richtſchnur ſeiner meiſten Handlungen erwehlet.

Cautela hic adhibenda, ne in judicio noſtro fallamur.

§. 141. Man muß ſich bey dieſer zwiefachen Prüfung nur vorſehen, daß man nicht ein gar zu übereiltes Urtheil fälle, und ſich alſo entweder betrüge, oder dem andern Unrecht thue. Eine einzige Handlung eines Menſchen iſt ſelten zulänglich, ſeine wahre Gemüthsbeſchaffenheit daraus kennen zu lernen. Vielmals kan eine That auf zwey, drey, auch wohl mehrerley Art angeſehen, und aus allerley beſondern Bewegungsgründen unternommen werden. Wenn ſie der eine nur zur Luſt thut, ſo thut ſie der andre zum Staate, der dritte zur Erſpahrung gewiſſer Koſten, der vierte aus Faulheit, der fünfte aus Nothwendigkeit, u.ſ.w. Hernach iſt es auch möglich, daß man in gewiſſen Fällen, auf eine uns ſonſt ungewöhnliche Weiſe handeln kan. Wer nun aus einer ſolchen Handlung unſre Hauptneigung beurtheilen wollte, der würde ſehr unrichtig ſchlüſſen.

Primus caſus, ubi haec methodus fallere queat.

§. 142. Der erſte Fall, darinn das geſchieht, iſt, wenn jemand durch einen Affect übereilet wird: Denn da kan es kommen, daß der Menſch auch wieder die ſonſt gewöhnlichen Regeln handelt, die er ſich vom Guten und Böſen gemacht hat. Das deutliche Erkenntniß nemlich wird im Verſtande durch allerley ſinnliche Eindrückungen verdunkelt, wie ein ſtarkes Licht das ſchwächere dämpfet. Die Einbildungskraft kommt auch dazu, und macht eine Menge vormaliger Empfindungen wieder lebendig, die das Gemüthe ganz einnehmen, und den Verſtand nöthigen, wieder ſeine Gewohnheit ein Scheingut zu billigen, oder ein bloſſes Scheinübel vor böſe zu erklären. In dieſem Falle nun handelt der Menſch nach einer Regel, die er nach geſchehener That ſelbſt verwirft: Und man würde ihn nicht recht beurtheilen, wenn man ſelbige für ſeine Haupt-Maxime halten wollte.

Modus ſibi ab errore cavendi.

§. 143. Will man ſich nun vor dergleichen falſchen Urtheilen hüten, ſo warte man die Zeit ab, da man denſelben, auſſer dem Affecte, von derſelben Art der Handlungen urtheilen hören kan. Man gebe acht, wie er von ſeiner eignen Handlung redet, ob er ſie billiget oder verwirft; oder wohl gar das Gegentheil thut, die böſen Folgen derſelben wieder aufzuheben. Geſchieht dieſes, ſo iſt es ein ſicheres Zeichen, daß die vorige Handlung nicht aus ſeiner wahren Hauptmaxime gefloſſen, ſondern aus Ubereilung der ſinnlichen Begierden entſprungen ſey. Billigte jemand aber die That auch nachmals, ja, ſähe man auch in neuen Gelegenheiten denſelben Menſchen wieder eben ſo handeln, und wenn es gleich wieder im Affecte wäre: So könnte man ſicher ſchlieſſen, daß dieſes ſeine wahrhafte Maxime wäre, darnach er ſeine Handlungen einzurichten pfleget.

Alter caſus, Simulatio; quæ poſſibilis eſt.

§. 144. Der andre Fall, darinne das Urtheil aus einer einzigen, ja wohl gar aus mehrern Handlungen eines Menſchen, trügen kan, iſt dieſer: wenn ſich jemand verſtellet, und mit Fleiß wieder ſeine ſonſt gewöhnliche Maxime handelt. Daß dergleichen Verſtellungen möglich ſind, lehrt die tägliche Erfahrung: Es fragt ſich nur, wie es damit zugehe? Wir wiſſen, daß man nichts ohne Bewegungsgrund wollen kan, und daß derſelbe bey einer Handlung allezeit das Gute und Böſe ſey, ſo man ſich davon vorſtellet. Wenn man nun in einer Verſtellung wieder ſeine wahre Maxime handelt: So ſcheint man das zu laſſen, was man für gut hält, und hergegen das zu thun, was man für böſe anſieht. Allein, es ſcheint auch in der That nur ſo; indem man, um gewiſſer Umſtände halber, auch das, was man ſonſt vor Böſe gehalten, vor gut erklären, und es alsdann, nach der natürlichen Art des Willens, gar wohl ausüben kan.

Modus Simulationem detegendi. Regula I.

§. 145. Die ganze Kunſt kommt alſo darauf an, daß man die Verſtellung eines Menſchen gewahr werde, und auch mitten in derſelben die wahren Maximen deſſelben entdecke. Dieſes zu bewerkſtelligen, muß man auf die Umſtände ſehen, in welchen der Handelnde ſich befindet. Sind dieſelben ſo beſchaffen, daß ſie ihm gar wohl Bewegungsgründe geben könnten, wieder ſeine Gewohnheit zu handeln: z. E. Wenn einer in Gegenwart vornehmer Leute mäßig wäre, oder ſich des Spielens enthielte, oder ſeine Rachgier verſteckte; u. ſ. w: So kan man ſtark vermuthen, daß dieſes noch eben nicht ſeine natürlichſte Art zu handeln ſey. Man muß alſo auf Gelegenheiten warten, da dieſe Umſtände, als die Urſachen der Verſtellung, wegfallen. Denn, da wird auch die Verſtellung ſelbſt aufhören, dafern es eine geweſen iſt. Oder, man wird bekräftiget werden, daß dieſes die wahre Maxime des Menſchen geweſen, nach welcher er gehandelt hat.

Regula II, ad Simulationem detegendam.

§. 146. Hernach gebe man auf alle Geberden, Worte und Geſichtszüge deſſen, der uns der Verſtellung wegen verdächtig iſt, genau acht: So wird man bald wahrnehmen, ob was gezwungenes daraus hervorleuchtet, oder nicht. Denn, da Leib und Seele in einer ſehr genauen Vereinigung ſtehen (I. §. 570.), ſo werden ſich auch im äuſſerlichen ſehr viele Merkmale der innerlichen Gemüthsbeſchaffenheit wahrnehmen laſſen. Ein Menſch nemlich, der ernſtlich redet oder handelt, der thut es allezeit mit einer gewiſſen natürlichen Freyheit, die aus der Fertigkeit ſo zu reden, oder ſo zu handeln, entſtanden iſt. Wer ſich aber verſtellet, der muß ſich zwingen, anders zu reden und zu handeln, als es ihm ums Herz iſt: Und folglich iſt keine ſolche Freyheit in den Bewegungen ſeines Leibes; Er müſte ſich denn auch ſchon lange in der Verſtellungskunſt geübet haben.

Regula III. Simulationem detegendi.

§. 147. Zuweilen bringe man einen ſolchen Verſtellten in einen Affect, der ſich zu der Gattung der Handlungen ſchicket, darinn er ſich verſtellet. Dieſe Probe wird es bald entdecken, ob es ihm ein Ernſt iſt. Z. E. einen Geizigen, der ſich freygebig anſtellet, bringe man zu einer Furcht, das Seine zu verlieren; oder, man mache ihm Hoffnung zu einem merklichen Gewinſte. Einem Rachgierigen, der ſich großmüthig ſtellet, ſage man von neuen Beleidigungen desjenigen vor, der ihn ſchon beleidiget hat; oder, man thue ihm kund, daß es ſeinem Feinde ſchon vergolten worden. u. d. m. So wird in allen dieſen und dergleichen Fällen die wahre Maxime deſſelben ſich leicht verrathen. Denn, da er dergleichen Nachrichten nicht vorher geſehen, ſo hat er ſich darauf nicht gefaßt gemacht, wie er ihr mit einer neuen Verſtellung begegnen wolle. Dergeſtalt wird ſeine Kunſt von der Natur überrumpelt; und er zeigt ſein Gemüthe in ſeiner wahren Geſtalt.

Regula IV. Simulationem detegendi.

§. 148. Endlich iſt zuweilen noch der Trunk ein gutes Mittel, die wahren Maximen der Verſtellten zu entdecken, wenn es die Umſtände geben, daß man ſie dabey auf die Probe ſtellen kan. So lange nemlich die Vernunft auf ihrer Hut ſtehen kan: So lange kan die Verſtellung fortgeſetzet werden. Sobald aber dieſelbe, von denen im Gehirne aufſteigenden Dünſten, in der Aufmerkſamkeit gehindert, und durch die erregte Einbildungskraft von unzehlichen andern Begriffen überhäuſet wird: So vergißt ſie ihrer Behutſamkeit allmählich, und fängt an aufrichtiger zu reden und zu handeln. Ja, es entſteht auch beym Trunke mehrentheils eine gewiſſe Vertraulichkeit unter Leuten, die das heimlichſte zu verrathen geſchickt iſt: Daſern ein Menſch nicht eine beſondre Gewalt über ſich ſelbſt hat. Eben dergleichen gar zu groſſe Gemeinſchaft im täglichen Umgange erwecket endlich auch einen Uberdruß in der Verſtellung: Denn es fällt einem beſchwerlich, wenn man ſich ſehr lange, oder ſehr oft verſtellen ſoll.

Simulatio nonnunquam eſt neceſſaria.

§. 149. Wie es nun bisweilen, zu Beförderung unſrer Glückſeligkeit, ſehr nöthig iſt, die wahre Gemüthsart andrer Leute zu prüfen, und alſo ihre Verſtellungen zu entdecken: Alſo iſt es auch bisweilen nöthig, ſich ſelbſten mit ſeinen Maximen zu verbergen. Es kan leicht kommen, daß uns ein andrer ſchadet, wenn er die wahren Regeln unſrer Handlungen entdecket hat. Und ungeachtet wir es niemanden erlauben, vielweniger rathen können, ſich eine andre Richtſchnur des Guten und Böſen zu nehmen, als die dem Geſetze der Natur gemäß iſt: So iſt es doch nicht allemahl rathſam, ſeine Abſichten einem jeden zu offenbaren. Daher hüte man ſich I.) für allen gezwungenen Minen und Geberden; II.) für den Wiederſprechungen in Worten und Thaten; III.) für allen Affecten; V.) für dem überflüßigen Trunke, ja, für den Gelegenheiten dazu, und endlich V.) für einer gar zu groſſen Gemeinſchaft und Vertraulichkeit im Umgange.

Quid de doctrina Temperamentorum vulgari ſentiendum ſit.

§. 150. Dieſes iſt nun das fürnehmſte, was von eigner Prüfung, und von Erkenntniß der menſchlichen Gemüther überhaupt, zu ſagen nützlich und nöthig iſt. Viele haben ganze

Bücher davon geſchrieben, und unnöthige Weitläuftigkeiten darüber gemacht. Sie haben die Lehre von den Temperamenten des menſchlichen Leibes aus der Arzneykunſt, oder Phyſiologie, in die Sittenlehre gemenget: Gerade, als ob die moraliſchen Handlungen aus dem Geblüte, nicht aber aus der Seele, ihren Urſprung hätten. Sie haben endlich die Geſichtsbildung des Menſchen, ſeine Farbe und andre natürliche Eigenſchaften unſrer Leiber, zu untrüglichen Kennzeichen der innerlichen Neigungen gemacht. Allein, die Erfahrung lehret überall, daß dieſes alles faſt täglich fehl ſchläget. Denn die Auferziehung, Lebensart, Gewohnheit und Nachahmung, imgleichen der Umgang mit gewiſſen Leuten, der Stand, das Vermögen, Geſchlecht und Alter, haben einen ſo merklichen Einfluß in die Gemüther der Menſchen, daß ſich ſelbige oft ganz ändern: Da hergegen ihre Leiber ihr altes Temperament, Anſehen und Weſen, ſo leicht nicht verlieren.

Non tamen omnia ſigna externa animi humani rejicimus.

§. 151. Gleichwohl wollen wir hiedurch nicht alles dasjenige im äuſſerlichen verwerfen, was als eine Wirkung der Seele anzuſehen iſt. Zum Exempel, die Geſchwindigkeit und Langſamkeit in der Sprache, der Gang, die Stellung und Tracht des Menſchen; mit einem Worte: Alles, was auf der freywilligen Einrichtung ſeiner Seele beruhet. Denn, wie ſie ſich durch dergleichen Kleinigkeiten unvermerkt abſchildert, und ihre unſichtbare Fä-

Fähigkeiten, Kräfte und Neigungen, ſichtbar macht: Alſo kan man wegen des natürlichen Zuſammenhanges die Wirkungen ſehr wohl vor Zeichen ihrer Urſachen anſehen (I. §. 315.). Allein, dergeſtalt gehören dieſe äuſſerlichen Dinge mit unter die freyen Handlungen, daraus wir oben ſchon die moraliſchen Maximen der Leute erkennen gelernet. Die Verſchiedenheit der menſchlichen Geſichter ſcheint zwar nicht vergeblich zu ſeyn; und einigermaſſen zum Spiegel der Gemüther dienen zu können. Allein, da man die wahren Regeln ihrer Ubereinſtimmung noch nicht entdecket hat: So kan man ſich auf die bisherigen Grillen der Phyſiognomiſten gar nicht verlaſſen.

Das VIII. Hauptſtücke

von der

Beſtändigkeit im Guten, und dem Wachsthum in der Tugend.

§. 152.

Conſtantia in virtute quare neceſſaria ſit.

Wir ſetzen hier zum voraus, daß man nach einer genauen Prüfung ſeiner ſelbſt befunden habe: Man ſey in der That bekehret, und habe angefangen auf dem Wege der Tugend zu wandeln.

Hat es nun damit ſeine Richtigkeit: So iſt nichts ſo nöthig, als die Beſtändigkeit im Guten. Wir verſtehen dadurch die Fortſetzung eines weiſen und ordentlichen Wandels, nach dem Geſetze der Natur (§. 80.81.). Daß ſelbige nöthig ſey, erhellet daraus, daß es uns nichts helfen würde, daß wir einmal das Laſter verlaſſen, ſelbiges bereuet, unſere Lebensart geändert, und mit vieler Mühe die Tugend auszuüben angefangen hätten: Dafern wir nicht fortfahren, ſondern uns wieder von der vorigen Unordnung der ſinnlichen Begierden wollten dahin reiſſen laſſen. Denn dieſes würde uns unfehlbar wieder in das höchſte Ubel ſtürtzen (§.70.71.).

§. 153. Nun iſt aber die angefangene Tugend eines Bekehrten noch nicht vollkommen (§.129.), ſondern ſie fängt von einem geringern Grade an, äuſſert ſich auch wohl anfänglich nur in wenigen Pflichten (§.127.). Die vollkommene Tugend aber erfordert den höchſten Grad der Ubereinſtimmung mit dem Geſetze der Natur, in allen möglichen freyen Handlungen (§.50.). Folglich iſt es klar, daß das Wachsthum im Guten möglich ſey. Man kan ſich auch auf eine andere Art davon überzeugen: Wenn man aus den Geſchichten und aus der Erfahrung die Beyſpiele kluger und tugendhafter Leute anſiehet, ſo wird man befinden, daß ſie es nicht nur viel weiter, als wir, in der Tugend gebracht; ſondern auch untereinander verſchiedene Grade derſel-

Hinc incrementi perpetui necessitas fluit.

den erreichet haben. Gleichwohl iſt es gewiß, daß ſie allerſeits noch nicht den höchſten Gipfel darinne erreichet gehabt, und es noch viel weiter hätten bringen können, wenn ſie alle ihre Kräfte recht eifrig hätten anſtrengen wollen.

Motivum ad augmenta virtutis quærenda.

§. 154. Es erfordert es aber unſer eigener Vortheil, daß wir nach einem Wachsthume im Guten ſtreben. Denn ſelbſt die Beſtändigkeit darinnen wird überaus ſchwer, ja faſt unmöglich werden, dafern man mit einem ſchwachen Anfange zufrieden ſeyn will. Es gehören allerdings viel Kräfte des Verſtandes viel Erkenntniß des Guten und Böſen, eine gewaltige Herrſchaft der Vernunft über Sinnen und Einbildungskraft, und eine groſſe Fertigkeit im Guten dazu: Wenn man allen Reizungen zum Böſen wiederſtehen will. Wer nun immer ein ſchwacher Anfänger in der Tugend bleiben wollte, der würde ſich in Gefahr geben, alle Augenblicks wieder von den Laſtern überwunden zu werden. Ja, er würde wirklich kaum einen Tag im Stande ſeyn, allen Verſuchungen und böſen Lüſten ſeiner ſinnlichen Begierde mit Nachdruck zu wiederſtehen.

Aliud Motivum, ab utili exinde ſperando.

§. 155. Hernach ſind ja von dem Wachsthume in der Tugend die allermerklichſten Vortheile zu hoffen. Jemehr man nach dem Geſetze der Natur handelt, deſto gröſſer wird unſre Fertigkeit darinnen, und deſto leichter kommt es uns an, Gutes zu thun. Jede

Handlung aber, die dem Geſetze gemäß iſt, befördert eine gewiſſe Vollkommenheit, und alſo muß aus ſo vielen, die ein Tugendhafter ausübet, ohne Zweifel, theils vor ihn, theils vor andre, ſehr viel Gutes erwachſen. Es kan ihm alſo an einer vielfältigen Vergnügung und wahren Glückſeligkeit dabey unmöglich fehlen, wie wir oben gewieſen haben: Ja, mit dem Grade, zu welchem die Tugend allmählich anwächſet, wächſet auch die Glückſeligkeit ſelbſt an. Zu der empfindlichen Luſt, die damit unzertrennlich verknüpfet iſt, kommet alsdann noch das gute Gewiſſen, welches noch auf eine andre Art lauter Zufriedenheit mit ſich ſelbſt, Vergnügen und Freude erwecket (§.106.).

§. 156. Die Einwürfe, ſo man hier machen kan, ſeine Nachläßigkeit zu beſcheinigen, ſind von keiner Erheblichkeit. Man ſpricht: Es ſey doch nicht möglich, ganz vollkommen zu werden: Alſo ſey es genug, daß man nach dem Maaße der menſchlichen Schwachheit ſo mittelmäßig tugendhaft lebe. Allein, wer ſo ſpricht, der verräth ſich, daß er noch gar nicht angefangen habe, tugendhaft zu ſeyn. Denn, wäre ers auch nur im geringſten Grade, ſo würde er den Werth und die Schönheit der Tugend ſchon ziemlich erkannt haben; und dieſes würde ihn eifrig machen, immer näher mit derſelben bekannt zu werden. Hernach folgt es nicht: Ich kan den höchſten Gipfel nicht erreichen, alſo will ich ganz ſtille ſtehen.

Objectio I ſolvitur.

So ſchließt kein Menſch in andern Dingen. Man ſtrebe nur, ſoviel als möglich iſt, nach gröſſern Vollkommenheiten: Daß man es nicht zu den gröſten bringen wird, das wird ſich von ſich ſelbſt ſchon geben.

Objectio II ſolvitur.

§. 157. Der andre Einwurf, der hier gemacht werden kan, iſt nicht wichtiger. Man möchte nemlich ſagen: Bey der menſchlichen Schwachheit wäre auch ein guter Wille ſchon genug; und der geringſte Grad der Tugend könne doch nicht unbelohnet bleiben. Folglich ſey es eben nicht nöthig, nach einem höhern zu ſtreben. Allein, es iſt die Lehre von der menſchlichen Schwachheit nicht zum Deckmantel der Trägheit im Guten oben ausgeführt worden. Es iſt auch ein anders, ſeine [illegible] Schwachheit beklagen, und dieſelbe zum Vorwande ſeiner Nachläßigkeit anführen. Dieſes ſchicket ſich für keinen Tugendhaften. Wäre es endlich nicht thöricht, eine gröſſere Vergeltung zu verſäumen, die doch in unſrer Gewalt ſtünde; und mit einer ſehr kleinen zufrieden ſeyn wollen? Der gute Wille wird zwar auch gelobt; aber nur denn, wenn er ſich ernſtlich und in Thaten geſchäftig erweiſet.

Regula I ad incrementum virtutis promovendum.

§. 158. Wer nun feſt entſchloſſen iſt, in der Tugend täglich vollkommener zu werden, der verſichere ſich erſtlich, ob er auch in der That ſchon zur Zahl der Tugendſchüler gehöre? Dieſes geſchieht vermittelſt der Prüfung, die im vorigen Hauptſtücke vorgeſchlagen worden. Wir rathen dieſes nochmals an, weil es ſo gemein iſt, daß man ſich aus Selbſtliebe darinn ſchmeichelt, und alſo manches Laſter noch wohl ſorgfältiger auszuüben anfängt; an ſtatt, daß man es ablegen ſollte. Der eine hält ſeinen Menſchenhaß für einen Haß der Laſter; der andre, ſeinen Neid für einen Eifer vor die Tugend; der dritte, ſeinen Eigenſinn für eine Standhaftigkeit; der vierte, ſein zaghaftes Weſen für eine Behutſamkeit, u. ſ. w. Auf dieſe Art aber wächſt er nicht nur nicht im Guten; ſondern befeſtiget ſich auch noch im Böſen: Welches allerdings gefährlich iſt.

§. 159. Ferner muß man ſich wohl fürſehen, daß dasjenige, ſo man als eine neue Tugend auszuüben anfängt, auch in der That eine Tugend ſey. Viele haben ſich darinn betrogen, und aus guter Meynung ſich ein unnöthiges Joch auferleget, deſſen ſie hätten überhoben ſeyn können. Manche haben in gewiſſen äuſſerlichen Dingen eine Tugend auszuüben gemeynet; und doch ihre Abſichten innerlich nicht geläutert. Sie haben den Schein der Tugend, ohne ihr innerliches Weſen, angenommen; und theils andre, theils ſich ſelbſt, damit betrogen. Auch hier erhellet, wie ſehr ein wohlunterrichteter Verſtand zu der Aenderung des Wandels nöthig ſey, und wie unentbehrlich einem Menſchen, der tugendhaft werden will, die wahre Einſicht in die Natur des Guten und Böſen ſey. Regula II.

§. 160. Man muß weiter, bey dieſer Bemühung zu wachſen, nicht allein auf ſich ſelbſt und ſeine eigne Vollkommenheit, ſondern auch auf die Vollkommenheit und Glückſeligkeit aller Regula III.

ler Menſchen ſehen. Wir ſind Theile eines ganzen Leibes; Bürger einer geiſtlichen Republik; Unterthanen des vollkommenſten Monarchen, deſſen Beyſpiel uns zum Muſter dienen muß. Wie nun derſelbe ohne Eigennuß auf das gemeine Beſte ſieht, und für alle zugleich ſorget: So ſollen wir auch, ſoweit es uns möglich iſt, alle unſre Mitbürger glückſelig zu machen, bemüht ſeyn. Doch haben hier ohne Zweifel diejenigen den Vorzug, die in beſondern Abſichten genauer mit uns verbunden ſind, als andre. Es iſt genug, wenn wir dabey nichts verſäumen, wodurch auch den übrigen Mitgliedern der Stadt GOttes einiger Vortheil zuwachſen kan.

Regulæ reliquæ. §. 161. Man kan noch andre nützliche Regeln in Menge vorſchlagen, die ihren unfehlbaren Nutzen in der Ausübung haben. I.) Befleiſſe man ſich hauptſächlich der Tugend, die dem Laſter entgegen geſetzt iſt, dazu wir am meiſten geneigt ſind. II.) Meide man inſonderheit die Fehler, die zu vielen andern verleiten. III.) Bemühe man ſich vor andern nach derjenigen Tugend, die viele neue veranlaſſet. IV.) Strebe man ſonderlich dem Guten nach, dazu wir, unſerm Stande, Alter und natürlichen Vermögen nach, die meiſte Fähigkeit und Gelegenheit haben. Man trachte endlich V.) mit gröſſerm Eifer, was Böſes zu vermeiden, als etwas Gutes zu thun, ſo irgend mit demſelben verknüpft ſeyn könnte. Denn es iſt noch erträglicher, den Vortheil zu entbehren, der von einer guten Handlung er-

erwachſen kan; als den Schaden zu empfinden, ſo aus dem damit verbundnen Böſen entſpringen wird.

Media ad incrementa virtutis. I. Lectio Scriptorum ethicorum.

§. 162. Um nun alle dieſe Fürſchriften deſto beſſer zu beobachten, werden folgende Mittel gute Dienſte thun. Erſtlich bemühe man ſich täglich, ſeinen Verſtand mehr und mehr auszuklären, und zu dem Ende leſe man fleißig die Schriften der alten und neuen Sittenlehrer. Vor andern aber wird man viel Vortheil aus demjenigen ziehen können, was Xenophon und Plato von dem Socrates, was Cicero von den Pflichten eines Menſchen, von dem höchſten Gute und höchſten Ubel (de finibus) und in ſeinen Tuſculaniſchen Unterredungen von allerhand Materien geſchrieben. Man nehme hiernechſt den Seneca mit allen ſeinen Schriften, den Epictetus, nebſt der Tafel des Cebes, verſchiedenes vom Plutarchus, und ſonderlich des Käyſers Marcus Aurelius Betrachtungen dazu. Endlich ſetze man von den Alten noch den Boethius vom Troſte der Weisheit hinzu.

II. Medium Exemplorum illuſtrium diligens meditatio & imitatio.

§. 163. Hiernächſt iſt zum andern ſehr dienlich, daß man ſich die Exempel groſſer Leute zu Muſtern vorſtelle; Zumahl derer, die aus bloß natürlichen Kräften einen hohen Grad der Tugend beſeſſen. Man ſtelle ſich alſo einen Solon und Lycurgus, einen gerechten Ariſtides; Einen Freund ſeines Vaterlandes, Themiſtocles; einen patriotiſchen Demoſthenes; einen weiſen Socrates, nebſt einigen andern berühmten Griechen, vor, die

Rollin in ſeinem Werke, wie man die Hiſtorie ſtudiren ſoll, vorgeſchlagen hat. Unter den Römern nehme man ſich einen alten und neuen Brutus, einen Regulus, den ältern und jüngern Cato, einen Atticus und Cicero, den Seneca und jüngern Plinius, nebſt vielen Exempeln, deren er in ſeinen Briefen gedenket; endlich den Käyſer Marcus Aurelius, und Bürgermeiſter Boethius, zu Muſtern.

III. Poematum & fabularum moralium uſus eximius.

§. 164. Ja ſelbſt die Schriften der beſten Poeten ſind hier nicht allerdings ohne Nutzen, ob ſie wohl mehrentheils die wahren Begebenheiten mit fabelhaften Umſtänden ausſchmücken. Sonderlich ſind Heldengedichte und Trauerſpiele diejenigen Stücke der Dichtkunſt, darinn die meiſten Bilder groſſer Männer, mit ſo lebhaften Farben abgeſchildert werden, als ob man ſie vor Augen ſähe: Andrer Tugendlehren und Sittenſprüche zu geſchweigen, davon ſie überall voll ſind. Unter den neuern ſind die franzöſiſchen und engliſchen Tragödien ſonderlich zu loben; von gröſſern epiſchen Fabeln aber iſt Fenelons Telemach, Ramſays reiſender Cyrus, und der Prinz Sethos, mit den reinſten Begriffen der Tugend angefüllet. Bey uns Deutſchen haben wir in vielen Opitziſchen Gedichten z. E. von Ruhe des Gemüths, Troſt in Wiederwärtigkeit des Krieges und vielen andern, ſolche Stücke, die den alten an Schönheit nichts nachgeben.

Concluſio totius Ethicæ univerſalis.

§. 165. Schließlich mercken wir hier noch an, daß alle bisher gegebene Lehren, und vorgeſchlagene Mittel, tugendhaft zu werden, noch weiter zu nichts, als zu einer philoſophiſchen Tugend, verhelfen werden; die aber, in Anſehung der Chriſtlichen, noch allezeit unvollkommen bleibt. Die Abſicht der philoſophiſchen Sittenlehre iſt nur, durch den natürlichen Gebrauch der Vernunft die vernünftigen Einwohner der Welt zu rechten Menſchen zu machen. Sie bedienet ſich alſo zu dieſem Endzwecke auch bloß derjenigen Regeln und Mittel, die uns die Natur, und die dem Menſchen von ihr verliehenen Kräfte an die Hand geben Und obgleich ein Chriſtlicher Weltweiſer die Offenbarung und ihren groſſen Werth ſehr wohl kennet: So hütet er ſich doch billig vor der Vermengung zweyer unterſchiedener Lichter, und überläßt die höhern Tugendlehren denen, die aus der Heil. Schrift ſelbige zu lehren beruffen ſind.

Ende der allgemeinen Sittenlehre.

Der
Practiſchen
Weltweisheit
Andrer Theil.
Das
Recht der Natur.

Einleitung
zum
Rechte der Natur.

§. 166.

Durch das Rechte der Natur verſtehen wir hier die Wiſſenſchaft aller natürlichen Geſetze, nach welchen wir alle unſre freye Handlungen einzurichten verbunden ſind. Was ein Geſetze überhaupt, und das natürliche ins beſondre ſey, haben wir oben bereits (§. 32.) ausgeführet, und können es alſo hier, als bekannt, annehmen. Gleichfalls haben wir den Grund deſſelben in der innern Natur der Handlungen gewieſen (§. 21.), vermöge welcher ſie uns, entweder vollkommener, oder unvollkommener machten (§. 25.), das gemeine Beſte entweder beförderten oder ſtörten (§. 26.), und theils mit den natürlichen Abſichten, theils untereinander übereinſtimmten oder nicht (§. 27. 28.). Folglich liegt denn unſre Verbindlichkeit zu Beobachtung deſſelben in der Natur ſelbſt (§. 31.).

Quid ſit Jus naturale?

Officia juris naturalis duplicia, hominis nempe & civis.

§. 167. Eine Pflicht iſt eine Handlung, wozu wir verbunden ſind (§. 29.). Da wir nun die Menſchen, entweder in dem Zuſtande ihrer natürlichen Gleichheit, oder in gewiſſen Geſellſchaften, darein ſie getreten ſind, in einiger Ungleichheit betrachten können: So entſtehen daher auch zweyerley Pflichten. Die erſten nennen wir **menſchliche Pflichten**, und dieſe ſind Handlungen, wozu wir, als bloſſe Menſchen, ſchon verbunden ſeyn würden, wenn gleich niemals eine Republik mit beſondern bürgerlichen Verfaſſungen entſtanden wäre. Die andern aber heiſſen **bürgerliche Pflichten**, und ſind Handlungen, dazu wir nur um des gemeinen Beſtens halber, durch die Vorſchrift einer obern Gewalt verbunden ſind; die unſre natürliche Freyheit in etwas einſchränket.

Jus naturæ theoriam Ethicæ & Politicæ abſolvit.

§. 168. Das Recht der Natur kan alſo ganz bequem in zwey Hauptſtücke abgetheilet werden, davon der erſte die **Pflichten eines tugendhaften Menſchen**, der andre aber die **Pflichten eines rechtſchaffenen Bürgers**, abhandelt. Weil das Recht der Natur nun bloß eine Wiſſenſchaft der Geſetze (§. 166.) und alſo eine ganz theoretiſche Abhandlung iſt: So ſieht man leicht, daß die Lehre von Ausübung dieſer Geſetze in ſoviel andre Wiſſenſchaften gehören wird. Nemlich von dem erſten Theile des Rechtes der Natur wird die Tugendlehre ins beſondre Anleitung geben, wie man die Regeln deſſelben in Ubung bringen könne. Von dem andern aber wird die Staatslehre zur Anweiſung dienen, wie man denſelben in der That ſelbſt nutzen und anwenden ſolle.

Der erſte Abſchnitt

von den

Pflichten eines Menſchen im Zuſtande der natürlichen Gleichheit.

Das I. Hauptſtücke

von den

Pflichten gegen GOTT.

§. 169.

Officia erga Deum quid ſint?

GOtt iſt ein ununterwürfiges und unbedürftiges Weſen (§. 1100.), welches den höchſten Grad aller Vollkommenheiten, und die höchſte Glückſeligkeit, von ſich ſelbſt beſitzet. Zu gleicher Zeit iſt ſein Weſen, mit allen Eigenſchaften, nothwendig: Folglich iſt denn auch beydes unveränderlich und ewig (I. §. 1101.). Hieraus flieſſet nun, daß die Vollkommenheit und Glückſeligkeit GOttes von auſſen weder gemehret, noch gemindert werden kan. Kein einziges Geſchöpfe vermag ihm alſo ſein Weſen und ſeinen Zuſtand zu beſſern oder ſchlechter zu machen; und alle menſchliche Handlungen ſind eben ſo ohnmächtig. Folglich ſind denn die Pflichten gegen GOtt nur ſolche Handlungen, wozu wir durch die Erkenntniß der Göttlichen Vollkommenheiten oder Eigenſchaften verbunden ſind.

Abſolvimur promotione gloriæ diuinæ. Unde Lex I. Nat.

§. 170. Handlungen, dazu man die Göttlichen Eigenſchaften, als Bewegungsgründe, braucht, geben andern Gelegenheit, an dieſelbigen zu gedenken, und alſo GOtt zu ehren (§. 66.): Daher kan man ſagen, die Pflichten gegen GOtt beſtünden hauptſächlich in der Beförderung der Ehre GOttes. Nun haben wir oben ſchon (§. 66.) gewieſen, daß durch die Beförderung unſerer eignen Glückſeligkeit die Ehre GOttes auch befördert werde. Und, da wir zu jener verbunden ſind; ſo ſind wir auch zu dieſer verbunden. Ferner treibt uns dieſe Art der Pflichten, unſer Beſtes noch auf eine beſondere Art zu befördern, und alſo ſind wir dazu um ſoviel mehr verbunden: Jemehr überhaupt die Ausübung der Tugend dadurch erleichtert und befördert wird; als wodurch wir zum Beſitze des höchſten Gutes deſto eher gelangen werden (§. 71.).

Officium II. Cognitio Numinis acquirenda eſt.

§. 171. Sind wir alſo nach dieſem erſten Geſetze der Natur vebunden, GOttes Ehre zu befördern: So ſind wir auch ſchuldig, GOtt und ſeine Eigenſchaften zu erkennen. Denn jenes geſchieht, wenn wir uns die Göttlichen Eigenſchaften zu Bewegungsgründen unſrer Handlungen nehmen. Dieſes kan aber nicht geſchehen, dafern wir dieſelben nicht erſt erkennen. Folglich iſt es denn eine natürliche Pflicht, nach einem rechten Erkenntniſſe GOttes zu ſtreben. Dieſe Pflicht wird von allen denenjenigen verabſäumet, die weder ihren Verſtand geſchickt machen, aus den Werken der Natur die Vollkommenheiten GOttes, darinn ſie ihren Grund haben, zu erkennen: Noch auch die Gelegenheiten begierig ergreifen, ſich in der natürlichen Gottesgelahrheit recht feſt zu ſetzen.

§. 172. Wir haben oben gewieſen, daß das Geſetz der Natur ein Göttliches Geſetz ſey (§. 39.), und daß es GOttes Wille ſey, daß wir demſelben nachleben ſollen (§. 40.). Ja, wir haben auch geſehen, daß GOtt uns noch durch beſondre willkührliche Strafen und Belohnungen dazu verbindet (§. 41.). Nun gehört der Wille GOttes auch mit unter die Göttlichen Eigenſchaften (I. §. 1115.); Folglich ſind wir denn verbunden, uns denſelben in unſerm Thun und Laſſen zum Bewegungsgrunde dienen zu laſſen; und dadurch in allen guten Handlungen GOtt zu verehren. Wer das thut, und nicht nur um ſeiner eigenen Vollkommenheit halber, ſondern auch deswegen das Gute ausübet, weil es GOtt haben will; der führet ein gottſelig Leben: Und es iſt alſo

Officium III. pie i. e. ex voluntate Dei vivendum eſt.

unſre Pflicht, ein gottſelig Leben zu führen.

Officium IV. Deus eſt ſuper omnia amandus.

§. 173. Das Anſchauen der Vollkommenheit bringt Luſt (I. §. 404.). Nun beſitzt aber GOtt unzehliche Vollkommenheiten in ſeinen Eigenſchafften; und wer dieſe erkennet, der muß nothwendig auch jene ſich vorſtellen. Folglich entſtehet aus dem Anſchauen derſelben eine Beluſtigung des Gemüthes. Nun ſind aber die Göttlichen Vollkommenheiten unendlich groß (I. §. 1042.), und folglich muß derjenige, der ſie ſich recht deutlich vorſtellen kan, auch den höchſten Grad der Beluſtigung empfinden (I. §. 517.). Entſtehet aber die Liebe, wenn wir an einem Dinge etwas wahrnehmen, ſo uns ein Vergnügen giebt (I. §. 528.); So ſehen wir, daß wir auch GOtt zu lieben fähig und verbunden ſind. Ja, da ſeine Vollkommenheiten das allergröſte Vergnügen geben können: So iſt es auch unſre Pflicht, GOtt über alles zu lieben.

Officium V. Deus nunquam ſtudio offendendus eſt.

§. 174. Wer einen liebet, der iſt bereit aus ſeiner Glückſeligkeit ein Vergnügen zu ſchöpfen (I. §. 528.). Wer aber ſo geſinnet iſt, der hütet ſich aufs ſorgfältigſte vor allem, was der geliebten Perſon ein Mißfallen erwecken kan: Weil dieſes ihre Glückſeligkeit entweder ſtören oder gewiſſer maſſen vermindern würde. Nun kan bey GOtt ein ſolches Mißfallen über uns entſtehen, wenn wir durch unſre Handlungen uns und andre unvollkommener und unglückſeliger machen: Als an welchen beyden Dingen er kein Wohlgefallen haben kan; da er gerade das Gegentheil haben will (§. 40.). Wer ſich alſo ſcheuet, auf dieſe Art GOtt misfällig zu werden, der hat eine kindliche Furcht, die ihn antreibet, alles zu meiden, was dem Willen GOttes zuwieder iſt. Und daraus erhellet nun, daß es unſre Pflicht ſey, GOtt auf eine kindliche Art zu fürchten.

Officium VI. Deus metu ſervili quoque a quibusdam eſt timendus.

§. 175. Da nicht alle Menſchen GOtt lieben, ſo ſind ſie auch nicht alle zu dieſer kindlichen Furcht fähig. Allein, die ſind wenigſtens zu einer knechtiſchen Furcht geſchickt und verbunden. Denn da dieſe nichts anders iſt, als eine Unluſt über ein bevorſtehendes Ubel, welches man vorherſieht (I. §. 523.), die alsdann auch einen Bewegungsgrund zum Thun und Laſſen abgeben kan, wenn man dadurch dem beſorgten Ubel zu entgehen hoffet: So kan man allerdings GOtt auch auf dieſe Art fürchten. Denn wir wiſſen, daß er uns nicht nur durch natürliche, ſondern auch durch willkührliche Strafen, zu Beobachtung des natürlichen Geſetzes, verbindet (§. 48.). Iſt nun eine jede Strafe ein Ubel (§. 45.): So kan und ſoll man ſie fürchten. Und folglich iſt es eine Pflicht derer, die GOtt nicht kindlich ſcheuen, ihn knechtiſch zu fürchten.

Officium VII. Deus eſt honorandus ſuper omnia.

§. 176. Die Ehre iſt das Urtheil von der Vollkommenheit eines andern (§. 66.). Nun hat GOtt, als der vollkommenſte Geiſt, die allergröſten Vollkommenheiten, die ſich erdenken laſſen; nemlich einen unendlichen Verſtand (I. §. 1133.), die vollkommenſte Vernunft (I. §. 1136.), die vollkommenſte Weisheit (I. §. 1137.), den vollkommenſten Willen (I. §. 1138.), die vollkommenſte Güte (I. §. 114[illegible]), und eine unendliche Macht (I. §. 1141.). Ja, über das alles iſt er nothwendig, ewig, unveränderlich, ununterwürfig und unbedürftig (I. §. 1105.). Er iſt auch gerecht, liebreich, und barmherzig gegen ſeine Geſchöpfe (I. §. 1123. 1125. 1127.). Endlich hat er nicht nur die Welt und uns geſchaffen, ſondern erhält ſie auch (I. §. 1151.), und regieret alles durch ſeine Vorſehung (I. §. 1161.), ſo, daß er auch das Böſe zum guten Zwecke zu richten weis (I. §. 116[illegible].). Weil wir nun, dieſes alles zu erkennen, verbunden ſind (§. 170.); So liegt uns auch die Pflicht ob, GOtt über alles zu verehren.

Obſ. VIII. In Deo fiducia summa est collocanda.

§. 177. Wer von der Güte GOttes gegen ſeine Geſchöpfe (I. §. 1121.), ferner von ſeiner Liebe gegen dieſelben (I. §. 1125.), imgleichen von ſeiner Barmherzigkeit gegen die Elenden, feſt verſichert iſt (I. §. 1127.): Der kan ſich von GOtt nichts Böſes verſehen, wenn er nicht durch ſeine eigene Schuld macht, daß ihm die Göttliche Gerechtigkeit gewiſſe Güter entziehen muß, die er nicht werth iſt (I. §. 1122.). Doch, da auch dieſe Entziehung, als ein Mittel dienet, ein vernünftiges Geſchöpfe vollkommener zu machen, oder ihm ein gröſſeres Ubel zu verhüten (I. §. 1123. 1124.); Folglich dem Geſtrafſtrafen ſelbſt zum Beſten gereichet, wenn er ſich dadurch zum Guten lenken läßt: So kan man auch in dieſer Abſicht ſich nichts ſchlimmes von GOtt befahren. Weil aber endlich GOtt, vermöge ſeiner Vorſehung (I. §. 1161.), und als der vollkommenſte Monarche, aufs herrlichſte für uns ſorget (I. §. 1165. 1168.); So folget ganz offenbar, daß wir, die wir dieſes alles zu erkennen verbunden ſind, auch verpflichtet ſeyn, GOtt über alles zu vertrauen.

§. 179. Wenn man erweget, daß ſich die Göttliche Vorſehung auch auf alle Kleinigkeiten erſtrecket (I. §. 1162.), und daß nichts Böſes ohne Göttliche Zulaſſung geſchehen könne (I. §. 1158.); ja, daß endlich auch dieſes zugelaſſene Übel allezeit was Gutes nach ſich ziehen muß, weil es von GOtt zum Beſten der ganzen Welt, und der vernünftigen Geſchöpfe ins beſondere gelenket wird (I. §. 1163. 1164.): So begreift man, daß man keine Urſache habe über das, was in der Welt geſchieht, unruhig zu ſeyn. Alles, was geſchieht, das geſchieht nach dem Willen GOttes (I. §. 1171.): Dieſer aber will nichts, als das Beſte (I. §. 1138.), und dieſe Welt hält die allervollkommenſte Republik in ſich (I. §. 1174.), die nach den allervollkommenſten Grundgeſetzen regieret wird (I. §. 1168.). Folglich lieget uns, die wir dieſes alles zu erkennen verbunden ſind, eine neue Pflicht ob, mit dem Göttlichen Willen in allem zufrieden zu ſeyn.

Officium IX. acquiescentia in voluntate Dei.

§. 180.

Officium X. Gratus erga Deum animus.

§. 179. Wer überführet iſt, daß GOtt, nach ſeiner allervollkommenſten Güte, allen ſeinen Geſchöpfen, und folglich auch ihm ſelbſt, ſoviel Gutes ertheilet, als nur möglich geweſen; und daß er folglich nichts davon beſitze, als was ihm von GOtt ertheilet worden (I. §. 1140.): Der muß GOtt, als ſeinen Wohlthäter, anſehen. Nun ſind wir nicht allein, nach dem obigen (§. 173.) verbunden, GOtt um ſeiner Vollkommenheiten willen mit einer reinen Liebe zu lieben: Sondern, die Betrachtung aller ſolcher Wohlthaten, die wir von ihm genieſſen, verbindet uns noch auf eine neue Art dazu. Die Liebe gegen einen Wohlthäter aber nennen wir eine Dankbarkeit (I. §. 532.). Folglich iſt ein jeder, der GOtt zu erkennen ſchuldig iſt, auch verpflichtet, dankbar gegen GOtt zu ſeyn.

Officium XI. Gratiarum actio Deo præſtanda.

§. 180. Die Dankſagung nennen wir eine Rede, wodurch wir unſre Dankbarkeit zu verſtehen geben. Da nun in den Handlungen eines Tugendhaften alles übereinſtimmen ſoll (§. 27. 28.): So muß auch Mund und Herz, das innerliche mit dem äuſſerlichen, übereinſtimmen; und wir ſind alſo verbunden, dasjenige, was wir von den Göttlichen Wohlthaten denken, auch durch Worte an den Tag zu legen. Nun bedarf zwar GOtt, bey ſeinem vollkommenen Verſtande, dieſer ausdrücklichen Erklärung nicht; indem er mit ſeinem vollkommen deutlichen Erkenntniſſe auch unſre verborgenſten Gedanken weis (I. §. 1110.). Allein, da wir auch GOttes Ehre zu befördern verbunden ſind; dieſe aber bey andern befördert wird, wenn wir ihnen die Dankbarkeit, ſo wir GOtt ſchuldig ſind, zu verſtehen geben: **So iſt es auch unſre Pflicht, ihm vor ſeine Wohlthaten Dank zu ſagen.**

Officium XII Laus & Celebratio Dei.

§. 181. Wer des andern Vollkommenheiten, gute Eigenſchaften und löbliche Thaten erzehlet, der lobet oder preiſet ihn. Und weil ein ſolches Lob vermögend iſt, die Vollkommenheiten deſſelben andern bekannt zu machen, und das Erkenntniß derſelben auszubreiten: So iſt es ein bequemes Mittel, jemandes Ehre zu befördern (§. 66.). Nun ſind wir verbunden, die Ehre GOttes zu befördern (§. 170.); Seine Vollkommenheiten zu erkennen, ſind wir gleichfalls verbunden (§. 171.): Daher iſt es denn auch unſre Pflicht, davon gegen andre zu reden, das iſt, **GOtt mit Worten gegen andre zu loben und zu preiſen.**

Offic. XIII. Invocatio Dei mentalis.

§. 182. Wer da überführet iſt, daß alles Gute, ſo er beſitzt, von GOtt kommt (§. 180.), ja, überdieſes weis, daß GOtt auch noch ferner geneigt ſey, ihm Gutes wiederfahren zu laſſen (I. §. 1121. 1125. 1127.): Der kan nicht anders, als ſich, in Betrachtung der ihm noch bevorſtehenden Güter, vergnügen. Ein jedes Gut nemlich erwecket Luſt, wenn es erkannt wird; und wie ein künftiges, davon man verſichert iſt, daß man es erhalten werde, die Hoffnung erwecket: (§. 533.) Alſo wirket es auch eine Begierde in uns, deſſelben bald theilhaftig zu werden. Dieſe innerliche Begierde, de, oder der Wunſch künftiger Güter, die wir, aus Betrachtung der Göttlichen Güte, zu erlangen hoffen; nennen wir die Anruffung GOttes. **Folglich ſind wir denn verbunden, GOtt anzuruffen.**

Offic. XIV. Invocatio oralis, ſive preces.

§. 183. Wer die innerliche Anruffung GOttes mit Worten ausdrücket, der bethet; und die Rede, womit er ſolches thut, heißt ein Gebethe. Nun ſoll aber das äuſſerliche bey uns mit dem innern übereinſtimmen (§. 181.), folglich ſoll man auch bethen, und ſeine innerliche Anruffung GOttes dadurch zu verſtehen geben. Ein jeder ſieht hier abermal, daß das Gebet nicht im Abſehen auf GOtt ſelbſt nöthig ſey, als welcher ohnedem die verborgenſten Bewegungen unſres Herzens kennet. Allein, im Abſehen auf andre Menſchen, iſt es nöthig. Denn da wir die Ehre GOttes zu befördern verbunden ſind, das Gebet aber bey andern geſchickt iſt, gute Gedanken von GOtt und ſeinen Vollkommenheiten zu erwecken: **So iſt es auch unſre Pflicht, in dieſer Abſicht laut zu bethen.**

Objectio circa preces ſolvitur.

§. 184. Weil vielen das Gebeth, als was überflüßiges, vorkommt, ſo wollen wir ihre Einwürfe mit wenigem beantworten. Sie ſagen nemlich: Das Gebeth helfe ja nichts, nachdem GOtt einmal von Anbeginn alle Dinge in der Welt geordnet, und einem jeden dasjenige beſtimmet, was er ihm geben wolle: Daher ſey es denn unnöthig zu beten. Allein, erſtlich haben wir ja das Gebeth nicht, als ein Mittel die Begebenheiten in der Welt zu än-

ändern, vorgeſchlagen, ſondern als eine Pflicht, wodurch die Ehre GOttes befördert wird. Hernach iſt es falſch, daß das Gebeth gar nichts helfen könne. Denn GOtt, der die Begebenheiten in der Welt nach ſeiner Weisheit vorhergeordnet hat, hat ja auch das Gebeth der vernünftigen Geſchöpfe vorhergeſehen, und ihnen zum Beſten dieſe oder jene Verordnung machen können: So, daß ein ſolch Gebeth erhöret wird, ohne daß GOtt die Ordnung der Welt durch ein Wunderwerk ſtören darf.

Continuatio ſolutionis.

§. 185. Hernach iſt das Gebeth in vielen andern Abſichten einem Menſchen vortheilhaftig. Vors erſte dient es zu deſto mehrerer Erweckung der Andacht in der Anruffung GOttes, wenn man laut dasjenige ausſpricht, was man denket. Denn die Einbildungskraft wird dadurch erreget, und bringt deſto lebhaftere Vorſtellungen von der Göttlichen Güte und Liebe, wie auch von den künftigen Gütern, die man ſich wünſchet, hervor. Man wird auch ſo leicht nicht in der Aufmerkſamkeit geſtöret, wenn man ſeine Gedanken mit Worten ausdrücket, als wenn man ſie nur ſtille bey ſich überleget. Ja, da wir faſt allezeit, wenn wir denken, Worte gedenken (I. §. 491.), und alſo auch in der Anruffung die Bewegungen im Gehirne übereinſtimmen: So iſt es ſehr natürlich, daß bey einigem Eifer der Andacht, auch die dazu gehörigen Bewegungen des Mundes entſtehen müſſen.

Offic. XV. Canticis laudatoriis &c.

§. 186. Die poetiſche Schreibart iſt durch ihren lebhaften Ausdruck, der aus den ver-

blüm-

* urendum eſt.

blümten Redensarten und Figuren entſtehet, ſehr geſchickt, die Phantaſie der Menſchen rege zu machen, ſie durch edle Bilder zu erheben, und durch ſinnliche Beſchreibungen ganz auſſer ſich zu ſetzen. Da es nun gut iſt, die Gemüthskräfte ſämtlich zu beſchäfftigen, wenn man was wichtiges vorhat; zumal wenn ſie die Aufmerkſamkeit leicht hindern könnten, wenn man ſie mit nichts unterhalten wollte: So iſt es auch gut, das Lob GOttes, die Dankſagung und das Gebethe in Gedichte und Lieder zu bringen, und dadurch die Andacht brünſtiger zu machen. Und weil ſolche Gedichte durch die Muſik noch lebendiger und kräftiger werden: **So iſt es auch unſre Pflicht, Lob- Dank- und Bethlieder zu ſingen.**

Objectio ejusque Solutio.

§. 187. Viele haben ſich ohne Noth an dem Singen geſtoſſen, und wer weis, was für Ungereimtheiten darinnen finden wollen; daß man nach gewiſſen Melodien dasjenige GOtt vorſinget, was man doch nur denken, oder zum höchſten ſagen dörfte. Allein, wir rathen freylich das Singen nicht an, als wenn unſre Gedanken dadurch GOtt angenehmer würden: Sondern, weil es zu Aufmunterung unſrer Andacht, und Erweckung derer, die uns ſingen hören, was beytragen kan. Die Lieder haben auch den Vortheil, daß man dasjenige, was man ſinget, oder oft ſingen höret, deſto beſſer behält. Und da es überhaupt nicht ungereimt iſt, die andern Gemüthsbewegungen, als Freude oder Traurigkeit ſingend an den Tag zu legen: Warum ſollte dieſes in den Pflichten gegen GOtt, zu deren Beförderung es doch ſehr dienlich ſeyn kan, ungereimt werden?

Das II. Hauptſtücke

von den

Pflichten des Menſchen gegen ſich ſelbſt.

§. 188.

Officia erga ſeipſum quaenam & quotuplicia ſint?

Durch die Pflichten die ein Menſch gegen ſich ſelbſt zu beobachten hat, verſtehen wir ſolche Handlungen, die ein ieder in Anſehung ſeiner ſelbſt, auszuüben verbunden iſt. Nun wiſſen wir aus dem obigen (§. 32.) daß das Geſetz der Natur uns befiehlt alle Vollkommenheiten zu befördern. Da ſich nun ein ieder ohnedem aus einem innerlichen Triebe lauter Gutes gönnet, oder vollkommener zu werden trachtet: So iſt es klar, daß ein ieder ſchuldig ſey die Pflichten gegen ſich ſelbſt zu beobachten. Es beſtehe aber der Menſch aus einer Seele und aus einem Leibe, deren iedes beſondrer Vollkommenheiten fähig iſt. Ja auſſer dieſem kan man, auch ſeinem äuſſerlichen Zuſtande nach, immer vollkommener werden. Daher ſind denn die Vollkommenheiten, darnach wir zu ſtreben verbunden ſind, von dreyerley Art.

Officium I. Cognitio ſui ipſius.

§. 189. Da es überall wahre und ſcheinbare Vollkommenheiten giebt, die nicht allemal ſo leicht zu unterſcheiden ſind: So giebt es deren auch an dem Menſchen ſelbſt. Weil nun bloß die erſtern und nicht die letztern uns eine beſtändige Luſt gewehren, und alſo unſre Glückſeligkeit befördern können: So erhellet daß ein ieder Tugendhafter den Unterſcheid derſelben zu beurtheilen im Stande ſeyn muß; damit er ſich nicht ſelbſt betrüge. Nun iſt es aber nicht möglich, dergleichen Urtheile von den wahren und ſcheinbaren Vollkommenheiten eines Menſchen richtig abzufaſſen; ohne ein zulängliches Erkenntniß ſeiner Gemüths- und Leibeskräfte, auch der Beſchaffenheit ſeiner äuſſerlichen Umſtände zu haben. Daher iſt hier **die erſte Pflicht eines Menſchen die Selbſterkenntniß.**

Quid in poteſtate noſtra ſitum ſit, quid non?

§. 190. Die tägliche Erfahrung lehret, daß gewiſſe Dinge in unſrer Gewalt ſtehen, andere aber nicht. Was nemlich die Kräfte unſrer Seelen, unſres Leibes und unſres äuſſerlichen Vermögens überſteiget, das ſteht nicht in unſrer Gewalt: Z. E. in der Gewalt eines Menſchen, der die Sternwiſſenſchaft nicht verſteht, ſteht es nicht, eine Sonnenfinſterniß vorher auszurechnen. In der Gewalt eines Knaben ſteht es nicht, einen Mühlſtein von der Stelle zu welzen. In der Gewalt eines Armen ſteht es nicht, ein prächtig Haus bauen zu laſſen. Alles hingegen was wir durch unſre Gemüths- Leibes- und äuſſerliche Kräfte auszurichten vermögen; das ſteht in unſrer Gewalt. Zu dieſen letztern Kräften rechnet man insgemein nicht nur den Reichthum, ſondern auch gute Freunde und deren Hülfe und Beyſtand.

Nemo ad id tenetur

§. 191. Nunmehro wird ſich leicht zeigen laſſen, daß kein Menſch zu etwas verpflichtet werden könne, was nicht in ſeiner Gewalt ſteht. Eine Pflicht nemlich iſt eine freye Handlung wozu wir verbunden ſind (§. 29.). Zu einer freyen Handlung aber gehört daß wir von zweyen möglichen Dingen die wir kennen, dasjenige wehlen, was uns gefällt. (§. 15.) Nun iſt uns aber eine Handlung, die nicht in unſrer Gewalt ſteht, nicht möglich auszuüben: denn ſie überſteigt unſre Kräfte (§. 190.). Folglich kan denn keiner zu etwas verpflichtet werden, was nicht in ſeiner Gewalt ſteht. Zur Erläuterung deſſen können die obigen Exempel dienen; und man ſieht hieraus, daß in gewiſſen Fällen die allgemeinen Pflichten des menſchlichen Geſchlechts, bey vielen einzelnen Perſonen eine Ausnahme leiden werden.

quod in poteſtate non eſt.

§. 192. Wer da verbunden iſt ſich ſelbſt zu erkennen, der muß auch die gehörigen Mittel anwenden, zu ſolchem Selbſterkenntniſſe zu gelangen. Nun ſind aber hier nur zwey hauptſächliche möglich, nemlich das eigene Nachdenken, und die fleißige Erforſchung ſeiner Natur und ſeines Weſens; hernach aber der Unterricht der Weltweiſen, deſſen man ſich bedienet. Nun iſt aber das erſte Mittel nicht in aller Menſchen Gewalt. Es hat nicht ein jeder die gehörigen Gemüthskräfte, die Zeit, die Gelegenheit dazu, ſolche langweilige Unterſuchungen über die Natur des Menſchen anzuſtellen. Folglich fällt bey den meiſten daſſelbe ganz weg, und es bleibt nur das andre übrig: Nemlich: Man iſt verpflichtet ſich um einen

Officium II. Inſtructio in cognitione ſuiipſius quaerenda.

nen gründlichen und zulänglichen Unterricht in der Selbſterkenntniß mit Fleiß zu bewerben.

Officium III. Promouenda eſt cognitio ab iis, in quorum poteſtate eſt.

§. 193. Auf eben die Art kan man erweiſen, daß diejenigen, ſo eine Fähigkeit beſitzen, tiefſinnige Unterſuchungen anzuſtellen, und durch ihr eigenes Nachſinnen die Erkenntniß des Menſchen zu erleichtern und auszubreiten, auch verbunden ſind ſolches zu thun, wenn ſie anders Zeit und Gelegenheit dazu haben. Denn da es ſolchergeſtalt in ihrer Gewalt ſteht, und durch ihre Kräfte möglich iſt; an ſich aber zu Beförderung der Vollkommenheit überhaupt viel beytragen kan: So ſind ſie durch das Geſetz der Natur dazu verpflichtet. Und weil ihre Unterſuchungen andern nichts helfen würden, wenn ſie nicht ſchriftlich oder mündlich vorgetragen würden: So iſt es auch ſolcher Weltweiſen ihre Pflicht, die zu Beförderung dieſes Selbſterkenntniſſes dienlichen Wahrheiten bekannt zu machen, und ſo viel möglich, auszubreiten.

Officium IV. Intellectus perfectio promouenda eſt.

§. 194. Der Verſtand iſt eine Kraft ſich das mögliche deutlich vorzuſtellen (I. §. 478.). Es iſt aber derſelbe verſchiedener Grade der Vollkommenheit fähig, nachdem er ſich entweder viele Dinge deutlich vorzuſtellen, oder einen hohen Grad der Deutlichkeit zu erreichen vermögend iſt (I. §. 609.). Nun ſoll man aber nach der Vollkommenheit überhaupt ſtreben. Alſo iſt es denn auch die Pflicht eines jeden, die Vollkommenheit ſeines Verſtandes ſo viel als möglich iſt, zu befördern. Man ſoll alſo nach allem Erkenntniſſe ſtreben, welches zu erlangen in ſeinen Kräften ſteht: Ja man ſoll in iedem Falle den höchſten Grad der Deutlichkeit und Vollſtändigkeit zu erreichen trachten. Doch iſt es billig, diejenige Art des Erkenntniſſes allen übrigen vorzuziehen, der wir in unſern Umſtänden am wenigſten entbehren können.

Officium V. Speciatim Cognitio boni & mali acquirenda.

§. 195. Kein Erkenntniß iſt von allgemeinerm Nutzen und folglich von allen Menſchen weniger zu entbehren, als das Erkenntniß des Guten und Böſen. **Denn wer ſolches nicht einmal kennet, der wird auch weder jenes thun,** noch dieſes laſſen können; folglich auch nicht zur Glückſeligkeit gelangen. Daher erhellet nun, daß man hauptſächlich nach der **Wiſſenſchaft** deſſen, was gut oder böſe iſt, zu trachten verbunden ſey. Die Unwiſſenheit darinnen iſt zweyerley. Die eine iſt **unvermeidlich**, wenn es gar nicht in dem Vermögen eines Menſchen geſtanden, zu einem gewiſſen Erkenntniſſe zu gelangen. Und dieſe kan zu einer gültigen Entſchuldigung dienen, wenn man was verſehen hat. Die andre aber iſt **vermeidlich**; Und dieſe dienet keinem zur Entſchuldigung, wenn er irgend wieder eine Pflicht gehandelt hätte.

Ignorantia invincibilis.

vincibilis.

Officium circa perfectionem intellectus.

§. 196. Weil wir unſern Verſtand zu einem höhern Grade der Vollkommenheit zu bringen verbunden ſind. (§. 1[illegible].) So ſind wir auch alle ſeine Kräfte auszuüben, und deren Fähigkeiten in Fertigkeiten zu verwandeln verpflichtet. Nun iſt aber unſer Verſtand nach ſeiner erſten Wirkung zur Aufmerkſamkeit (I.§.469.), zum Uberdenken (I.§.472.), zur Scharſſinnigkeit (I.§.474), zum Witze (I.§.477.) und zur Tiefſinnigkeit (I.§.480.) fähig. Nach der andern Wirkung deſſelben ſind wir vermögend, von einzelnen Dingen Erfahrungs-Urtheile abzufaſſen (I.§.488), ſelbige durch Zeichen deutlicher zu machen, und in ſymboliſche zu verwandeln (I.§.490.) ja auch von allgemeinen Begriffen Folgerungsurtheile zu fällen (I.§.500.). Endlich nach der dritten Wirkung des Verſtandes ſind wir auch zur Vernunft und Wiſſenſchaft (I.§.505.), zur Erfindungskunſt, (I.§ 509.) und zur Gründlichkeit fähig (I.§ 610.). **Folglich iſt es denn unſre Pflicht, nach allen dieſen Vollkommenheiten zu ſtreben.**

Officium circa emendationem voluntatis.

§. 197. Der Wille des Menſchen iſt zwar überhaupt zum Guten geneigt, (I.§.538.) doch nur in ſoweit ſolches der Verſtand ſattſam erkennet (I.§.540.). Nun kan aber derſelbe ſolchergeſtalt ohne zulängliche Bewegungsgründe nichts wollen (I.§.542.). Und alſo wird derjenige Wille vollkommener ſeyn, als ein anderer, der aus beſſern Bewegungsgründen handelt; das iſt, der nach deutlich erkannten wahren Gütern ſtrebet, und von vielen dergleichen immer die beſſern wehlet. Da wir nun zu Beförderung unſerer Vollkommenheit überhaupt verbunden ſind: So iſt es auch unſre Pflicht, nach der Verbeſſerung unſers Willens zu ſtreben. Da aber das deutliche Erkenntniß und die richtige Beurtheilung der Güter, das iſt, die rechte Wahl derſelben auf den Verſtand ankommet: So ſehen wir hier auf eine neue Art, wie ſehr wir verbunden ſind, unſerm Verſtande ein rechtes Erkenntniß des Guten und Böſen zuwege zu bringen.

Officium circa appetitum ſenſitivum & affectus.

§. 198. Die ſinnliche Begierde und die Affecten entſtehen nur aus klaren Vorſtellungen des Guten und Böſen, und folglich ſtreben ſie nicht allemal nach wahren Gütern, ſondern nach bloſſen Scheingütern. (I. §. 522.) Weil nun dieſes zu vielen böſen Handlungen treibet, ja uns in eine Sclaverey ſtürzet (I. §. 537.): So iſt derjenige Menſch vollkommener an Gemüthskräften, der ſich zum Herrn über ſeine Begierden und Affecten gemachet, daß ſie ihn nicht wieder ſeinen Willen zum Böſen hinreiſſen können (§. 90. 91.). Nun ſind wir aber nach der Vollkommenheit überhaupt zu ſtreben verbunden: Folglich ſind wir denn auch verpflichtet unſre ſinnliche Begierde nebſt den Affecten zu dämpfen, ſo oft ſie mit der Vernunft und dem freyen Willen ſtreiten. Dieſes geſchieht aber, wenn ſie uns nicht zu eben den wahren Gütern treiben, die uns von der Vernunft angeprieſen worden; oder wenn ſie uns nicht von eben den wahren Übeln abſchrecken, dafür uns die Vernunft ſchon gewarnet.

Officium circa conſervationem corporis.

§. 199. Der Leib des Menſchen iſt vermöge ſeines künſtlichen Baues von Natur ſo eingerichtet, daß alle ſeine Theile zur Vollkommenheit und Erhaltung des Ganzen etwas beytragen (I. §.1068-1096.). Nun ſollen überhaupt alle unſre freye Handlungen mit den weiſen Abſichten der Natur übereinſtimmen (§. 27.), folglich müſſen auch alle unſre Bemühungen dahin gehen, daß wir unſern Leib unbeſchädigt und geſund erhalten; Das heißt: **Es iſt unſre Pflicht, alles dasjenige zu meiden, was unſrer Geſundheit ſchaden oder gar unſer Leben verkürzen kan.** Man iſt alſo verbunden theils in Speiſe und Trank ſich für allem, was ſchädlich ſeyn kan, zu hüten, theils auch die äuſſerlichen Gliedmaſſen vor aller Verletzung zu bewahren; hauptſächlich aber die Gliedmaſſen der Sinne vor aller Beſchädigung und Verſchlimmerung in acht zu nehmen.

Officium circa exercitia corporis externa.

§. 200. Unſer Leib iſt zu verſchiedenen Bewegungen geſchickt, die ihm theils zu Erhaltung der Geſundheit dienlich ſind, theils ihm im äuſſerlichen ein beſſeres Anſehen und eine anmuthigere Geſtalt geben. z. E. Das Lauffen, Springen, Tanzen und Reiten. Da nun dieſes auch mit zur Vollkommenheit des Menſchen gehöret; alles dasjenige aber gut iſt, was dieſelbe nur einigermaſſen befördert (§.25.): **So ſind wir auch verbunden dergleichen Leibesübungen zu treiben, dadurch unſer Leib ſolche Geſchicklichkeiten er-**

langen kan. Ja da einige darunter, zum Exempel, das Ringen, Fechten und Schwimmen, gar zuweilen zu Erhaltung unſres Lebens dienen können, wozu wir, vermöge des Obigen verbunden ſind (§. 198.): So ſind wir noch auf eine neue Art zu dieſen letztern verbunden.

Officium circa vitandam autochiriam.

§. 201. Wer da verbunden iſt ſeinen Leib zu erhalten, ſo lange als möglich iſt; ſich vor allen innerlichen Krankheiten und äuſſerlichen Verletzungen aufs ſorgfältigſte zu hüten; ja auch ſogar die Leibesübungen zu treiben, die im Falle der Noth zu Erhaltung ſeines Lebens nützlich ſeyn können: Der iſt auch verpflichtet ſich ſelbſt nicht ums Leben zu bringen. Nun iſt aber ein ieder Menſch, vermöge der vorigen §§. zu dem allen verbunden. **Folglich iſt es auch die Pflicht eines ieden, nicht an ſeinem eigenen Leibe zum Mörder zu werden.** Man kan dieſes noch anders zeigen. Alle unſre Vollkommenheiten, dazu wir in der Welt gelangen, und alle Glückſeligkeit, der wir daher theilhaftig werden können, ſetzen das Leben zum voraus: Und wer ſich alſo des Lebens beraubet, der hindert zugleich ſeine ganze Glückſeligkeit. Nun ſoll man aber dieſe nicht hindern, ſondern befördern: Daher ſoll man denn auch keinen Selbſtmord begehen.

Objectio eiusque ſolutio.

§. 202. Nun pflegt man zwar hierwieder einzuwenden, daß der Tod zuweilen ein geringeres Ubel ſey, als das, ſo mancher in dieſem

Leben dulden ſoll: Und daß es billig ſey, aus zweyen Übeln das geringere zu wählen. Allein, man ſetzet hier was zum voraus, ſo noch nicht erwieſen iſt. Denn ein iedes Übel, ſo den Menſchen noch am Leben läßt, iſt noch nicht auf den höchſten Grad geſtiegen: Weil ein ieder Lebendiger noch einige Güter behält, die ihm der Tod auch entziehet; daher denn dieſer unſtreitig ein gröſſeres Übel iſt. Hernach kan man es wohl zugeben, daß manches Übel, ſo man lebend empfindet, ſchmerzlicher ſeyn könne, als der Tod: Aber deßwegen iſt es noch nicht gröſſer. Denn die ſinnliche Empfindung iſt nicht der gebührende Richter von dem, was gut und böſe iſt (I. §. 522.). Und ein ieder Lebendiger hat noch eine Beſſerung ſeines Zuſtandes zu hoffen. Geſetzt aber, er könnte ſie auch nicht hoffen: So ſind doch noch andre Mittel, die Gröſſe des Leidens zu mildern verhanden, als der Selbſtmord; nemlich die Geduld und Standhaftigkeit.

Officium circa cibum & potum capiendum.

§. 203. Zu Erhaltung des Lebens iſt nichts ſo unentbehrlich, als Speiſe und Trank. Nun iſt aber nicht iede Gattung deſſelben einem ieden gleich geſund; ja auch die geſundeſten Arten davon können ſchädlich werden, wenn man ſie in gar zu groſſem Maaſſe zu ſich nimmt. Folglich iſt es denn unſre Pflicht, uns theils ſolcher Speiſe und ſolches Getränkes zu bedienen, die uns wohl bekommen; theils in dem Genuſſe derſelben nicht das gehörige Maaß zu überſchreiten. Und da zu ſolcher Unmäßigkeit nichts ſo ſehr Anlaß giebet, als die ſinnliche Luſt, ſo aus dem Geſchmacke ſolcher ſchädlichen Nahrung empfunden wird: So muß man ſich zum Herrn über ſeine Sinne machen, und ſich dergleichen ungeſunde Dinge entweder gar abgewöhnen; bey den geſunden aber aufhören, wenn ſie am beſten ſchmecken (§. 91.).

Officium circa ciborum qualitatem & quantitatem.

§. 204. Bey einem Tugendhaften ſoll alles übereinſtimmen, (§. 28.) folglich muß auch die Gattung der Speiſen und des Getränkes mit dem Stande und Vermögen eines Menſchen übereinſtimmen. Nun giebt es allerdings Speiſen, die ſo ſelten zu finden, oder ſo theuer ſind, daß ein gemeiner oder armer Menſch ſie weder haben noch bezahlen kan. Es iſt alſo eine Pflicht der Vornehmern und Reichern ſich dieſelben auf ihre Tafeln zu verſchaffen, und ſich alſo auch dadurch ihrem Stande gemäß zu bezeigen. Eben das iſt von der Anzahl der Speiſen und des Getränkes zu ſagen. Geringere und Arme ſollen ſich mit wenigem behelfen: Vornehmere und wohlhabende Leute aber ſollen auch einen gröſſern Überfluß darinn zeigen; zumal ſie dadurch ihr Geld dem Armen, der ihnen dienet, in die Hände bringen.

Officium circa veſtitum & habitaculum.

§. 205. Die Kleidung und Behauſung eines Menſchen ſind auch höchſtnöthige Mittel zur Erhaltung unſres Leibes und ſeiner Geſundheit: Weil wir uns dadurch für den unbequemen Witterungen und Veränderungen der

Luft beſchützen können. Daher iſt es denn unſre Pflicht, uns damit nach Nothdurft zu verſorgen, und unſre Geſundheit dadurch unverletzt zu erhalten. Nun zeigen aber gewiſſe Gattungen der Trachten und Wohnungen auch von den übrigen Umſtänden eines Menſchen, als von ſeinem Stande und Vermögen. Und da alſo auch hier eine Übereinſtimmung in den freyen Handlungen eines Tugendhaften Pflicht iſt: So erhellet zur Gnüge, daß man auch verbunden ſey, ſich ſowohl nach ſeinem Stande und Vermögen zu kleiden; als eine Wohnung darnach zu erwehlen.

Officium circa ſomnum & vigilias.

§. 206. Der Schlaf iſt von Natur zu Erholung der täglich abgehenden Kräfte geordnet, und alſo der natürlichen Abſicht nach, zur Erhaltung der Geſundheit nöthig. Da nun die freyen Handlungen mit den Abſichten der Natur übereinſtimmen ſollen: **So ſind wir auch zum Schlafe verbunden, in ſo weit ſelbiger zu der nothwendigen Ergänzung der Leibeskräfte erfordert wird.** Das gar zu viele Wachen hergegen ſchwächet die Geſundheit, und entkräftet den Leib: Daher ſind wir verbunden ſelbiges zu meiden. Das gar zu lange Schlafen hergegen verderbet nicht nur viele Zeit die man beſſer anwenden könnte; ſondern macht endlich träge und ſchläfrig zu allen Verrichtungen. Folglich muß man auch in dieſem Falle, nach Beſchaffenheit des Alters und andrer Umſtände ein gehöriges Maaß halten.

§. 207.

Officium circa laborem & otium.

§. 207. Die Arbeit dienet nicht nur zum Erwerbe der Lebensmittel, ſondern auch zu nöthiger Beſchäftigung der Gemüths- und Leibeskräfte, und folglich zu Erhaltung der Geſundheit. Weil nun ſo wohl das erſte als das andre zu Beförderung der menſchlichen Vollkommenheit dienlich iſt: **So iſt es auch unſre Pflicht zu arbeiten.** Wir nennen nemlich Arbeit, alle diejenigen Beſchäftigungen, womit man etwas zu erwerben denket. Wer nicht genug, oder gar nicht arbeitet, der geht müßig: Und da die Arbeit uns oblieget; ſo **ſind wir den Müßiggang zu meiden verbunden.** Nur iſt hierbey auch ein Maaß zu beobachten. Denn da eine übermäßige Arbeit auch die Kräfte des Leibes und Gemüths ſchwächet; dieſes aber wieder die obigen Pflichten von Erhaltung der Geſundheit ſtreitet: **So muß man auch in der Arbeit nicht zu viel thun.**

Objectio ejusque Solutio.

§. 208. Hier möchte man einwenden, daß wohlhabende oder vermögende Leute es nicht nöthig hätten zu arbeiten, weil ſie an Lebensmitteln eher einen Uberfluß als Mangel hätten; Und alſo würde es ihnen frey ſtehen ſich dem Müßiggange zu ergeben. Allein wir antworten: I) Können ſie die Arbeit auch zur mäßigen Ubung ihrer Kräfte, und zur Erhaltung ihrer Geſundheit nutzen. II) Können ſie es nicht wiſſen, wie ſie unverſehens um ihr Vermögen kommen können: Daher es denn gut iſt, wenn ſie allezeit in der Gewohnheit bleiben ſich mit einiger Arbeit zu beſchäftigen. III) Wird ihnen ſelbſt die gute Verwaltung ihres Vermögens ſchon was zu thun geben, wenn ſie ſolches nicht täglich vermindern wollen: Und zwar um deſto mehr, ie gröſſer es iſt. IV) Endlich kan ja ein jeder von dem Uberfluſſe den er erwerben möchte, auch andern Nothleidenden Gutes thun.

Objectio alia eiusque Solutio.

§. 209. Auch von der Beſchaffenheit des Standes pflegt man einen Einwurf herzunehmen, um den Müßiggang der fürnehmern Perſonen zu beſcheinigen. Allein auch dieſes iſt umſonſt. Denn ob wir wohl freylich nicht fordern, daß Leute von Stande ſich mit einer niederträchtigen Handarbeit beſchäftigen ſollen: So ſind doch noch andre Arten der Verrichtungen üblich, die eben ſo viel Nutzen ſchaffen, und noch einträglicher ſind als jene. Z. E. **Der Handel, die Erlernung und Ausbreitung der freyen Künſte und Wiſſenſchaften durch Schriften; Die Verwaltung öffentlicher Aemter im gemeinen Weſen u. ſ. w.** Denn da alles bey einem Tugendhaften übereinſtimmen ſoll: So muß er ſich freylich auch eine Art der Arbeit erwehlen, die ſeinen innerlichen Gemüthskräften und ſeinem äuſſerlichen Stande gemäß iſt: Und es iſt eine Pflicht keine verächtliche zu thun, wenn man zu einer edlern Fähigkeit und Gelegenheit hat.

Officium circa opes acquirendas.

§. 210. Das Vermögen nennen wir diejenigen äuſſerlichen Dinge, deren man zur Nothdurft, zum Wohlſtande und zur Ergetzlichkeit bedarf. Nun wiſſen wir ſchon aus dem obigen, daß wir unſern Leib theils mit Speiſe und Trank, theils mit Kleidung und Wohnung, und zwar nach Verſchiedenheit unſers Standes zu verſorgen verbunden ſind. Dieſes kan aber ohne ein gewiſſes Vermögen unmöglich geſchehen: Folglich ſind wir denn auch verpflichtet nach einigem Vermögen zu ſtreben. Doch ſieht hier ein ieder, daß hier der Erwerb der Nothdurft voran ſtehen müſſe, weil ſelbige unmittelbar zur Erhaltung des Lebens gereichet. Wenn es damit ſeine Richtigkeit hat, ſo folget erſtlich der Wohlſtand; und was nach dieſem übrig bleibet, das kan allererſt zur Ergetzlichkeit oder Beluſtigung angewandt werden.

Officium circa caſus futuros fortunae aduerſae.

§. 211. Wie nun die Alten das erſtere den Zehrpfennig, die beyden letztern aber den Ehrenpfennig nannten: Alſo ſetzten ſie auch mit gutem Grunde noch den Nothpfennig hinzu, der zum Vermögen eines Menſchen gehören müſte. Weil man nemlich nicht wiſſen kan, was für Zufälle uns künftig begegnen möchten, da man entweder das Seinige verlieren, oder untüchtig werden könnte, was zu erwerben: So iſt es unſre Pflicht auch auf ſolche Fälle bedacht zu ſeyn, und etwas von dem gegenwärtigen Erwerb zu erſparen, damit man im Nothfalle nicht darben dörfe. Wer in dieſer Begierde zu erwerben oder zu ſammlen zuviel thut, ſo daß er ſeine andre Pflichten darüber verſäumet, der iſt geizig.

Und folglich erhellet, daß man auch bey der Bemühung mehr zu erwerben als wir gegenwärtig bedörfen, nicht geizig werden dörfe.

Officium circa divitias acquirendas.

§. 212. Das Vermögen iſt dem bisherigen zufolge, nichts als ein Mittel, unſern Unterhalt und Wohlſtand zu befördern. Was aber nur ein Mittel zu etwas anderm iſt, das muß man nicht um ſein ſelbſt willen hochſchätzen: Denn ohne Abſicht auf den Zweck wozu es dienet, würde es an ſich von geringem oder gar keinem Werthe ſeyn. Folglich ſind wir denn verbunden, auch **das Vermögen nicht anders zu ſuchen, als in ſo weit es zu unſrer Erhaltung und Bequemlichkeit Mittel darbietet.** Derjenige handelt alſo übel, der ſeinen Reichthum um ſein ſelbſt willen liebet, und ihn weder ſich ſelbſt noch andern zu Nutze macht. Da nun ein Karger und Filziger dieſes zu thun pflegt: So ſind wir verbunden weder karg noch filzig zu werden.

Officium circa parſimoniam in expenſis.

§. 213. Das geſammlete und erſparte Vermögen vermindert ſich durch groſſe Ausgaben, die unſern Erwerb überſteigen. Da nun ſelbige, durch einen unnöthigen Aufwand in Speiſe, in Kleidungen, in Hausrath u. d. gl. veranlaſſet werden; Dieſes aber die Verſchwendung genennet wird: **So erhellet, daß man mit ſeinem Vermögen nicht verſchwenderiſch umgehen ſolle.** Der Aufwand iſt aber unnöthig, wenn er weder zur Nothdurft, noch zum Wohlſtande ſo groß ſeyn darf, und wieder die Pflicht von Erſparung eines Nothpfenniges läuft. Weil nun die übrigen Ausgaben groſſentheils erſparet werden, wenn man ſeine Kleidung und ſeinen Hausrath wohl in acht nimmt, und vor aller Beſchädigung, ſoviel möglich, bewahret: So ſind wir auch verbunden, alle unſre Eigenthümer, ſoviel möglich, zu ſchonen und vor Schaden zu behüten.

Officia circa honorem acquirendum.

§. 214. Wir ſind verbunden, nach den Vollkommenheiten der Seelen, des Leibes und äuſſerlichen Zuſtandes, zu ſtreben: Und folglich alles zu vermeiden, was denſelben zuwiederläuft: Wie bisher zulänglich erwieſen worden. Wer nun ſeinen Pflichten gebührend nachkommet, der erlanget wirklich ſolche Vollkommenheiten, die nicht ein jeder beſitzet, und die auch andern Leuten in die Augen fallen. Das Urtheil andrer Leute von unſrer Vollkommenheit nennen wir aber Ehre, ſo, wie das Urheil derſelben von unſrer Unvollkommenheit die Schande heiſſet. Iſt nun ihr Urtheil richtig und wohl gegründet, ſo iſt auch die Ehre und Schande eine wahre Ehre und Schande. Folglich ſind wir denn verbunden, uns der wahren Ehre würdig zu machen, und zur wahren Schande, ſoviel als möglich iſt, keinen Anlaß zu geben.

Conſectaria inde fluentia.

§. 215. Nun ſtehen aber die Urtheile andrer Leute nicht in unſrer Gewalt, ſondern ein jeder urtheilet von uns und andern Dingen nach ſeiner Einſicht von der Vollkommenheit, oder nach der Kenntniß, die er von uns hat. **Folglich ſollen wir auch die Ehre von niemand erzwingen, vielweniger müſſen wir uns erzürnen, wenn uns jemand nicht recht zu ehren weis.** Es iſt oft nicht möglich, daß ein andrer uns ehren kan, da er, weder die Vollkommenheit überhaupt, noch uns ſelbſt ins beſondre kennet. Alles, was man in dieſem Falle thun kan, iſt dieſes, daß man Proben von ſeiner Vollkommenheit ableget, und, wo möglich, den andern geſchickt machet, davon recht zu urtheilen. Ja, weil endlich das unrichtige Urtheil von unſrer Vollkommenheit keine wahre Ehre bringet (§. 214.): So iſt es thöricht, ſeine Ehre bey den Unverſtändigen zu ſuchen.

Officium circa ignominiam vitandam.

§. 216. Da aber gleichwohl das Urtheil der Unverſtändigen von uns zuweilen einen groſſen Einfluß in unſre Glückſeligkeit haben kan: So ſind wir verbunden, auch die Schande, ſoviel in unſern Kräften ſteht, zu vermeiden, und unſre Ehre zu vertheidigen. Ein falſches Urtheil von unſrer Unvollkommenheit heißt eine Läſterung: Und ungeachtet alſo eine ſolche Läſterung uns keine wahre Schande bringet: **So müſſen wir doch auch dagegen unſern guten Namen ſchützen, und den Ungrund derſelben kund machen.** Doch, dafern die Läſterer unſers guten Namens von ſo bekannter Bosheit und Unvernunft ſind, daß auf ihr

Wort niemand trauet: So thut man auch hier vielmals beſſer, wenn man ſie mit Großmuth verachtet, und ſie mehr mit der That, als mit Worten wiederleget. Hieher gehört das Sprüchwort: Hüte dich für der That, der Lügen wird ſchon Rath.

§. 217. Die Ehrenbezeigungen ſind äuſſerliche Handlungen, wodurch man einem andern ſeine Hochachtung zu erkennen giebt. Z. E. Das Grüſſen, die Einräumung der Oberſtelle, u. d. gl. Wenn nun ſolche Ehrenbezeigungen von jemant kommen, der Einſicht genug hat, unſre Vollkommenheiten zu beurtheilen, und ſie in der That erkennet: So ſind ſie zwar nichts Böſes, ſondern vielmehr was Gutes, indem ſie andern, die uns nicht ſo gut kennen, unſern Werth bekannt machen. Allein, weil man den Leuten nicht ins Herz ſehen kan, ob ſie es bey ihren Ehrenbezeigungen ſo meynen, wie ſie ſich äuſſerlich ſtellen: So kan man ſie überhaupt nicht für was Gutes halten, ſondern ſie ſind nur für Scheingüter zu achten. Und weil man nach keinen Scheingütern ſtreben ſoll: So iſt auch ein jeder verbunden, nach ſolchen Ehrenbezeugungen nicht begierig zu ſeyn; ſondern ſie vielmehr mit Beſcheidenheit von ſich abzulehnen

Officium circa ſigna honoris expetenda.

§. 218. Das Glück iſt ein Zuſammenfluß vieler Umſtände und Urſachen, die ohne unſer Zuthun uns entweder mit vielen äuſſerlichen Gütern überhäuſen; oder auch wohl derſelben

Officium circa fortunam ſecundam & adverſam berauben. In dieſem Falle nennt man es auch das Unglück. Wir ſchlieſſen alſo von dem Glücke die natürlichen Strafen und Belohnungen unſrer Handlungen ganz aus, als welche uns nach Verdienſt wiederfahren, indem ſie die Früchte unſers Verhaltens ſind. Daraus erhellet nun, daß das Glück und Unglück nicht in unſrer Gewalt ſtehe: Und die Erfahrung lehret es, daß man ſelbiges ſo wenig zu erhalten, als ſich zuwege zu bringen, vermögend ſey; indem es uns eben ſo unverhofft zu verlaſſen, als zu betreffen pflegt. Da ſich nun ein Tugendhafter auf kein unbeſtändiges Gut oder Ubel vor glückſelig oder unglückſelig hält (§. 77.); **So iſt es auch ſeine Pflicht, weder im Glücke ſtolz, noch im Unglücke kleinmüthig und verzagt zu werden.**

Das III. Hauptſtücke

von den

Pflichten gegen andre Menſchen überhaupt.

§. 219.

Officium circa perfectionem aliorum generatim.

Wir wiſſen aus dem obigen, daß ein Menſch die Vollkommenheit überhaupt, und alſo auch bey andern zu befördern, verbunden iſt (§. 31.). Wir können dieſes aber noch auf dieſe Art erweiſen. Die Vollkommenheit bringt uns Luſt, ſobald wir ſie gewahr werden (I. §. 514.); und wenn wir alſo dieſelbe befördern, ſo befördern wir unſer eigenes Vergnügen. Da nun alles Vergnügen, ſo aus einer wahren Vollkommenheit entſteht, ein dauerhaftes Vergnügen iſt, und uns glücklich machen kan (§. 74.): So ſind wir auch verbunden, andre Menſchen vollkommener zu machen. Noch anders kan man dieſes ſo erweiſen. Wer andre vollkommener macht, der befördert ihre Glückſeligkeit. Wer aber andrer Glückſeligkeit befördert, der iſt ihr Wohlthäter, und verbindet ſie zur Dankbarkeit (I. §. 532.). Nun iſt die Dankbarkeit eine Liebe des Wohlthäters, vermöge welcher der Dankbare bereit iſt, aus der Glückſeligkeit des Wohlthäters ein Vergnügen zu ſchöpfen, und, ſoviel er kan, dieſelbe zu befördern. Unſre eigne Glückſeligkeit aber ſind wir auf alle mögliche Weiſe zu befördern verbunden. **Folglich ſind wir auch verbunden, andrer Leute Glückſeligkeit zu befördern.**

§. 220. Was das nun insgeſamt vor Pflichten ſeyn, die wir, im Abſehen auf andre, zu beobachten haben, können wir gleichfalls aus dem obigen ſchon wiſſen. Andre Menſchen ſind nemlich eben der Vollkommenheiten fähig, als wir; und alſo theilen ſich dieſelben in drey Gattungen ein, nemlich

Officia ſpecialia in generali contenta.

en Vollkommenheiten der Seelen, des Leibes, und des äuſſerlichen Zuſtandes. Da wir nun, ihre Vollkommenheiten überhaupt zu befördern verbunden ſind (§. 219.), ſo ſind wir auch, alle dieſe Gattungen, und die darunter begriffenen beſonderen Arten derſelben zu befördern, verbunden. Es ſind derowegen die Pflichten gegen uns ſelbſt der untrügliche Maaßſtab der Pflichten gegen andre: Und wir haben daher eine Verbindlichkeit 1) andrer Leute Verſtand und Willen, 2) ihre Geſundheit, Geſchicklichkeit des Leibes, und Erhaltung des Lebens, 3) auch ihr Vermögen und ihre Ehre, ſoviel an uns iſt, zu befördern, und alles, was dieſem allen zuwiederläuft, zu verhüten.

Limitationes officii hujus.

§. 221. Man kan aber leicht denken, daß dieſe Pflicht nicht ſo ſchlechterdings, ohne alle Einſchränkungen, uns obliegen werde. Denn fürs erſte wiſſen wir ſchon, daß wir zu nichts verbunden ſind, als was in unſrer Gewalt ſteht (§.101.): Folglich dörfen wir auch die Vollkommenheit eines andern in den Stücken nicht befördern, wo es uns unmöglich fallen würde. Hernach lehrt auch die uns allen von Natur eingepflanzte Selbſtliebe, einen jeden vor allen Dingen nach ſeiner eigenen Glückſeligkeit ſtreben. Es iſt alſo auch billig, daß ein jeder erſt für ſeine, alsdann aber erſt für andrer Leute Vollkommenheit ſorge. Denn, wie das Sprüchwort ſagt, ſo fängt die Liebe von ſich ſelber an. Da ferner

ner ein jeder eben ſowohl, als ich, verpflichtet iſt, mit allem Eifer nach ſeiner Vollkommenheit zu ſtreben: So hat er kein Recht, von mir etwas zu fordern, was er doch durch ſeine eigne Kräfte erlangen kan. Und ich darf alſo keinem dasjenige leiſten, was er ſich ſelbſt zu verſchaffen im Stande iſt.

Officium circa amorem hominum univerſalem.

§. 222. Die Bereitſchaft aus des andern Glückſeligkeit ein Vergnügen zu ſchöpfen, iſt die Liebe, und, wo dieſe iſt, da erfolget auch die würkliche Bemühung, dieſelbe zu befördern. Nun entſtehet aber die Glückſeligkeit der Menſchen aus ihrer Vollkommenheit, und wer alſo dieſe befördert, der befördert auch jene. Da wir aber, vermöge des obigen, verbunden ſind, andrer Menſchen Vollkommenheit eben ſowohl zu befördern, als die unſrige; So ſind wir auch verpflichtet, aus ihrer Glückſeligkeit ſoviel Vergnügen zu ſchöpfen, als aus unſrer eigenen, das iſt, ſie ſo wie uns ſelbſt, zu lieben. Wir haben ſo keinen Grund gefunden, die allergeringſte Ausnahme unter den Menſchen zu machen, daher trifft uns auch dieſe Pflicht im Abſehen auf alle und jede Menſchen. Und dieſe Liebe wird alſo mit Recht die allgemeine Menſchenliebe genennet, vermöge welcher ein Tugendhafter aller Welt Gutes gönnet, und, ſo oft er Gelegenheit dazu findet, aller Menſchen Beſtes befördert.

Officium circa amicitiam omnibus præſtandam

§. 223. Die Perſon, welche uns liebet, nennen wir unſern Freund; Eine andre aber, die uns haſſet, heiſſet ein Feind. Weil wir nun verbunden ſind, alle andre Menſchen, wie uns ſelbſt, zu lieben, und folglich keinen zu haſſen: So iſt es auch unſere Pflicht, **jedermanns Freund und niemandes Feind zu ſeyn.** Doch verſteht ſich dieſes nur von der innerlichen Bereitſchaft des Gemüthes; Denn in der That ſelbſt allen Menſchen Freundſchaft zu erweiſen, das ſteht nicht in unſerm Vermögen: Weil wir, weder alle Menſchen kennen lernen, noch einem jeden unter ihnen dienen können, noch auch, wenn wir fähig dazu wären, ſolches, mit Hindanſetzung unſerer Wohlfahrt zu thun, verbunden ſeyn würden. Sonſt aber iſt keinem dieſe Freundſchaft zu verſagen, der nur einigermaſſen dieſelbe von uns fordert oder bedarf, und wozu wir die geringſte Gelegenheit und Fähigkeit haben.

Officium circa perfectiones intellectus aliorum promovendas.

§. 224. **Wir ſind verbunden, die Vollkommenheit des Verſtandes bey andern zu befördern** (§.220.), dieſe aber beſtehet in einer deutlichen Erkenntniß der Wahrheit, in Vollſtändigkeit der Begriffe, Richtigkeit der Urtheile, und Gründlichkeit der Vernunftſchlüſſe. Folglich ſind wir denn verbunden, andern, ſoviel uns möglich iſt, die Erkenntniß zu erweitern und zu verbeſſern, ihnen die Wahrheit beyzubringen, und die Irrthümer zu benehmen; ſie von Vorurtheilen zu befreyen, und zur Wiſſenſchaft anzuführen. Es verſteht ſich dieſes abermal mit dem Bedinge, daß wir Fähigkeit,

keit, Zeit und Gelegenheit dazu haben: Denn ſonſt würden wir nicht dazu verbunden ſeyn. Hingegen iſt es auch unſre Pflicht, niemanden vorſetzlich in Irrthum zu ſtürzen, keinem durch Vorurtheile den Verſtand zu umnebeln, oder ihn ſonſt an deutlicher Erkenntniß zu hindern, oder von der Einſicht in den Zuſammenhang der Wahrheiten abzuhalten.

§. 225. Wir ſind ferner verbunden, die Vollkommenheit des Willens bey andern zu befördern (§. 220.). Dieſes geſchieht, wenn wir ihnen, ſoviel möglich iſt, eine Fertigkeit in Erwählung des Guten und Verwerfung des Böſen beybringen. Da nun das Gute nicht erwählet, und das Böſe nicht verworfen werden kan, wenn man es nicht vorher recht eingeſehen: So ſind wir dadurch verpflichtet, andern hauptſächlich zu einem richtigen Erkenntniſſe des Guten und Böſen behülflich zu ſeyn, ihnen den Unterſcheid des wahren und des Scheingutes, ingleichen des wahren und Scheinübels, zu zeigen; ja, ihnen ſelbſt mit gutem Exempel vorzugehen. Auch dieſe Pflichten treffen hauptſächlich nur diejenigen, in deren Gewalt ſie ſtehen: Die übrigen ſind nur verbunden, niemanden mit Worten, oder Werken, zum Böſen zu reizen, oder durch ihr böſes Exempel Unſchuldige zu ärgern, andre aber noch mehr in Laſtern zu beſtärken.

Officium circa perfectiones voluntatis aliorum.

§. 226. Wir ſind auch verbunden, die Vollkommenheiten des Leibes bey andern zu beför-

Officium circa perfectiones corporis.

dern (§. 220.). Nun geſchicht dieſes, wenn wir denſelben **geſund** zu erhalten, in allerley Ubungen geſchickter zu machen, und ſein Leben **auf alle Weiſe zu verlängern**, bemühet ſind. Folglich ſind wir denn **verbunden**, dieſes **alles** zu thun, und hingegen **alles** zu unterlaſſen, was dem zuwider laufen möchte. Dahin gehöret nun, daß wir niemanden zu überflüßiger oder ungeſunder Speiſe nöthigen; niemanden zur **Trunkenheit oder Uppigkeit** reizen; niemanden von **Leibesübungen abhalten**, vielweniger ihn an ſeinen Gliedmaaſſen verletzen, oder verſtümmeln: Am allerwenigſten aber ihm nach dem Leben ſtehen ſollen. Dieſe letztern **Pflichten kan** nun ein jeder beobachten; jene erſtern aber liegen allemal nur denen ob, in deren Gewalt ſie ſtehen.

Officium circa facultates aliorum.

§. 227. Wir ſind endlich auch verbunden, **den äuſſerlichen Zuſtand andrer Leute vollkommener zu machen** (§. 220.), **und** zwar erſtlich im Abſehen auf ihr Vermögen. Dieſes aber beſteht in allem demjenigen, was ſie eigentlich beſitzen, es ſey nun ſolches ein bewegliches oder unbewegliches Gut. Folglich ſind wir verpflichtet, unſerm **Vermögen nach zu trachten**, damit die Güter **andrer Leute vermehret und verbeſſert**, nicht aber vermindert **und verſchlimmert** werden **mögen**. Wir müſſen **alſo vor die Erhaltung derſelben mit Sorge tragen**, ſie vor Schaden und Verluſt warnen, die Sicherheit derſelben beförden, und alle, die ſie derſelben berauben, oder deren einige beſchädigen wollen, davon abhalten helfen: So viel in unſern Kräften ſtehet. Ja, im Falle jemand an dem Nothwendigen Mangel litte, wir aber ihm damit aushelfen könnten, ſo ſind wir auch verbunden, ihm hülfreiche Hand zu leiſten.

§. 228. Zum andern äuſſert dieſe Pflicht ſich im Abſehen auf die Ehre; denn auch dieſe gehöret zum äuſſerlichen Zuſtande des Menſchen, und dieſe zu befördern, ſind wir auch verbunden. Beſtehet nun die Ehre in dem Urtheile von der Vollkommenheit eines andern, ſo ſind wir verbunden, das Gute, ſo wir von andern wiſſen, bekannt zu machen und auszubreiten, die Fehler, ſo ſie noch an ſich haben, zu entſchuldigen, und ſie, bey übler Nachrede, zu vertheidigen. Und da man die innerliche Ehre durch äuſſerliche Handlungen an den Tag legen kan; ſo ſind wir auch verbunden, durch Ehrenbezeugungen andern zu verſtehen zu geben, wie hoch wir ſie halten. Im Gegentheile müſſen wir alles unterlaſſen, was den guten Nahmen andrer Leute ſchwächen, oder ſie in Schimpf und Schande ſetzen kan; auch das Böſe, ſo andre von ihnen ſagen, nicht einmal fortpflanzen oder mehr ausbreiten.

Officium circa honorem aliorum promovendum.

§. 229. Wer etwas thut, ſo zu des andern Unvollkommenheit gereichet, der beleidiget den andern: Und man ſiehet daher, daß man niemanden, und zwar auf keinerley Weiſe, beleidigen ſolle. Es ſind aber dergeſtalt die Beleidigungen vielerley, und von verſchiedener

Officium circa læſiones aliorum vitandas.

Wichtigkeit, nachdem ſie die Unvollkommenheiten der Seele, des Leibes, oder des äuſſerlichen Zuſtandes, befördern. Denn ein jeglicher begreift leicht, daß, einen an ſeinem Leibe verwunden, eine gröſſere Beleidigung ſey, als ihm etwas von ſeinem Vermögen nehmen, oder übels von ihm reden. Auf eben die Weiſe iſt es eine wichtigere Beleidigung, wenn man einem die Güter der Seele, als Verſtand und Tugend, ſchwächet oder verhindert: Ob dieſes gleich von den meiſten aus Unverſtand nicht für ſo wichtig gehalten wird. Niemand beleidiget einen Menſchen mehr, als der ihm Irrthümer beybringet, die in ſeine Handlungen einen Einfluß haben, oder ſonſt ſeinen Verſtand an dem Erkenntniſſe nützlicher Wahrheiten hindert.

Officium circa damna illata reſarcienda.

§. 230. **Dasjenige** Ubel, was aus der Beleidigung entſteht, nennen wir den Schaden: Und da wir, niemanden zu beleidigen, verbunden ſind; ſo ſollen wir auch keinem einigen Schaden zufügen. Geſchähe es aber unverſehens, daß wir einen andern in Schaden gebracht hätten, ſo ſind wir verbunden, ihm denſelben zu erſetzen, ſo, daß er eben in den Zuſtand komme, darinn er geweſen ſeyn würde, wenn der Schade nicht geſchehen wäre. Wäre der Schade aber uns wiederfahren, und wir wollten nach unſerm Rechte die Wiedererſtattung deſſelben von unſerm Beleidiger fordern, ſo müſte man wohl zuſehen, ob er dieſelbe zu leiſten vermögend wäre oder nicht. Denn wäre dieſes, ſo müſten wir entweder mit der halben Erſetzung zufrieden ſeyn, oder ihm dieſelbige gar ſchenken. Z. E. Wenn jemand dadurch an den Bettelſtab gerathen müſte, wenn er mir ſeine ganze Schuld bezahlte: So müſte ich ihm noch ſein Kleid und den nothdürftigen Unterhalt laſſen; weil ich doch nach einer obigen Pflicht, den Nackenden zu kleiden, verbunden bin.

Officium circa amorem amicorum.

§. 231. Ein Freund heiſſt eine Perſon, die uns liebet, und uns folglich bey gegebener Gelegenheit vollkommener und glücklicher machet. Solche Leute nun, die uns wohlthun, oder gethan haben, nennen wir unſre Wohlthäter (§.219.). Sind wir nun, alle Menſchen überhaupt zu lieben, verbunden, ſo werden wir dieſe Pflicht unſern Freunden noch vielmehr ſchuldig ſeyn. Denn auſſer der allgemeinen Menſchenliebe werden wir ihnen noch die Liebe gegen unſre Wohlthäter, oder die Dankbarkeit erweiſen müſſen. Ja geſetzt, daß unſere Freunde nicht allezeit in den Umſtänden wären, darinn ſie uns Gutes thun könnten: So müſten wir auch mit ihrem ernſtlichen Willen vorlieb nehmen; indem doch kein Menſch alles vermag, und niemand zu etwas verbunden iſt, was nicht in ſeiner Gewalt ſteht.

Officium de non iraſcendo amicis.

§. 232. Wir müſſen aber unſern Freunden auch nicht alle Kleinigkeiten alsbald übel aufnehmen, wenn ſie irgend aus Verſehen etwas begangen hätten, ſo uns zuwieder wäre. Denn, wer uns liebet, der vergnüget ſich an unſrer Glückſeligkeit, und folglich iſt er nicht geſonnen, dieſelbe durch ſeine Handlungen zu ſtören. Ein Freund iſt aber eine Perſon, die uns liebet (§. 223.); Deswegen können wir verſichert ſeyn, daß er uns nicht mit Vorſatz habe Verdruß erwecken wollen. Es kan nemlich zuweilen kommen, daß man aus Unachtſamkeit etwas verſiehet, auch wohl zuweilen gar aus guter Abſicht etwas ſaget oder thut, ſo dem andern nicht gefällt. Wenn nun ein Freund darüber ſogleich zürnen, und die Freundſchaft aufheben wollte: So würde er ſehr übel thun.

Officium de non lædendis amicis.

§. 233. Wer ſeinen Freund vorſetzlich beleidiget, der giebt zu verſtehen, daß er deſſen Freundſchaft nichts achte, und ſeiner gleichſam überdrüßig ſey. Dergleichen Bezeigen nun trennet die Gemüther, und hebt die Freundſchaft des andern gegen uns gleichfalls auf. Ja, wenn derjenige, deſſen Freundſchaft wir auf die Art verſcherzen, nicht ſehr tugendhaft iſt, ſo wird er wohl gar unſer Feind, und ſuchet uns nachmals zu ſchaden. Denn ein Feind haſſet uns; wer uns aber haſſet, der iſt bereit, ſich an unſerm Unglücke zu vergnügen: Wer nun in dieſer Gemüthsbeſchaffenheit ſtehet, der ergreift auch die Gelegenheit, uns zu ſchaden, ſobald ſie ſich darbietet. Und ein beleidigter Freund iſt oft am heftigſten in ſeinem Haſſe; ja, weil er uns genauer kennet, auch gemeiniglich mehr im Stande uns zu ſchaden, als ein anderer.

Officium de non offendendis inimicis.

§. 234. Eben ſo wenig wird es rathſam ſeyn, einen Feind zu beleidigen. Denn ein ſolcher haſſet uns ohnedem ſchon, und iſt bereit uns zu ſchaden. Beleidigen wir ihn nun noch mehr, ſo mehret ſich ſein Haß gegen uns, und er wird noch begieriger, ſeine Rachgier gegen uns blicken zu laſſen. Dergeſtalt haben wir uns aus einem kleinen Feinde einen gröſſern gemacht, und uns ſelbſt ein ſtärkeres Hinderniß unſrer Glückſeligkeit in den Weg gelegt. Soviel Feinde man nemlich hat, ſoviel Hinderniſſe der Wohlfahrt ſiehet man vor ſich, die ſich zu ihrer Zeit kräftig erweiſen werden. Weil nun ein jeder verbunden iſt, ſich glücklich zu machen; und ſich ſelbſt in dieſer Abſicht nicht zu hindern: **So iſt auch ein jeder verbunden, ſeinen Feind nicht zu beleidigen.**

Officium de odio non proſequendis iisdem & ignoſcendis eorum injuriis.

§. 235. Hieraus kan man nun leicht ſchlieſſen, daß man ſeinen Feind nicht einmal haſſen, ſondern ihm das begangene vergeben müſſe. Denn, wer den andern haſſet, der vergnüget ſich, wenn demſelben ein Verdruß wiederfährt, und wird ſich nicht enthalten können, ſolches mit Worten und Werken zu verrathen. Dieſes aber erbittert den Feind, wie oben geſagt worden: **Folglich iſt es unſre Pflicht, allen Haß gegen ihn fahren zu laſſen.** Wer dieſes nun thun will, der muß die Urſachen des Haſſes aus dem

Sinne ſchlagen; und die geſchehene Beleidigung ſo anſehen, als ob ſie nicht geſchehen wäre. Wer das thut, und den Verdruß darüber bey ſich dämpfet, der vergiebt dem andern die Beleidigung. Folglich ſind wir denn verbunden, unſern **Feinden ihre Beleidigungen zu vergeben.**

Officium de amandis inimicis.

§. 236. Wer ſeinen Feind ſo anſieht, als ob ihn derſelbe nicht beleidiget hätte, der hat keinen Grund, ihn aus der Zahl andrer Menſchen auszunehmen, die er zu lieben verbunden iſt (§. 222.), und folglich muß er denſelben auch lieben. Nun ſollen wir aber unſre Feinde ſo anſehen, indem wir ihnen vergeben: **Folglich müſſen wir unſre Feinde ſowohl als andre Menſchen, lieben.** Wir wiſſens wohl, daß dieſes eine von den allerſchwerſten Pflichten iſt, welche das Recht der Natur vorſchreibet: Ja, viele haben gar geglaubet, daß man ſelbige aus der Vernunft nicht herleiten könne. Allein, es iſt dieſelbe nicht nur von den alten Griechiſchen und Römiſchen Weltweiſen, als dem Pythagoras, dem Socrates, beym Plato, in dem Geſpräche Crito, dem Epictetus, beym Gellius, dem Seneca im Buche von der Gnade, u. a. m. erkannt; ſondern auch von vielen durch die bloſſen Kräfte der Natur ausgeübet worden, wie Plutarchus vom Ariſtides, und Cicero vom Socrates, berichten: vieler andern zu geſchweigen.

§. 237.

Officium circa amotionem damni violentam.

§. 237. Ein jeder iſt verbunden nach ſeiner Vollkommenheit zu ſtreben, und allen Schaden, den man ihm am Leibe (§. 190.) an ſeinem Vermögen (213.) und an ſeiner Ehre (§. 216.) anthun könnte, zu verhüten. Nun iſt aber ein Feind ein ſolcher, der uns haſſet, und alſo aus unſrer Unvollkommenheit ein Vergnügen ſchöpfet, und uns folglich Schaden zu thun bereit iſt (223): Folglich ſind wir denn verbunden, uns auch für allen Verletzungen unſrer Feinde zu hüten. Nun ſind oft zu Verhütung ſolcher Verletzungen gar keine andre, als harte Mittel vorhanden, die denjenigen, wieder welchen ſie gebraucht werden, auch verletzen: Folglich ſind wir verbunden, uns auch dergleichen harter Mittel zu Abwendung des Schadens gegen einen Feind zu bedienen. Man ſieht aber hieraus von ſich ſelbſt, daß man nur in dem einzigen Falle, wenn keine gelindere Mittel vorhanden ſind, zu den härtern greifen müſſe.

Officium circa ius inculpatae tutelae.

§. 238. Die Erhaltung unſers Lebens liegt uns ſonderlich, als eine der allerwichtigſten Pflichten, ob (§. 199.): Ja wir ſind auch verbunden, diejenigen Leibesübungen zu treiben, die zu Erhaltung deſſelben im Nothfalle dienen können (200). Wenn uns nun irgend ein Feind nach dem Leben ſtünde, ſo erhellet aus dem vorigen §, daß wir auch, mit Ergreifung harter Mittel, denſelben abzuhalten verbunden ſind, wenn keine gelindere zureichend wären. Nun iſt es aber zuweilen nicht möglich, einen

Feind, der uns des Lebens zu berauben trachtet, anders los zu werden, als wenn man ihn ſelbſt aus dem Wege räumet. **Daher ſind wir in dieſem Falle verbunden, unſern Feind, der uns ermorden will, ſelbſt zu erlegen. Man nennet dieſe Pflicht die unſträfliche Nothwehr.** Allein man ſiehet leicht, daß dieſelbe nur da ſtatt haben könne, wo man ſich weder mit der Flucht, noch durch Herbeyrufſung andrer Leute, zu retten im Stande iſt.

Exceſſus in moderamine inculpatae tutelae excuſandi.

§. 239. Wer ſich gegen den andern mit Gewalt ſchützen muß, ſoll dann allererſt nach den härtern Mitteln greifen, wenn die gelindern nichts verfangen wollen (§. 237). Folglich ſollte man auch in der Nothwehr allezeit erſt verſuchen, ob man ſeinen Feind irgend durch einen geſchickten Kunſtgriff entwaffnen, oder ihm eine geringe Wunde beybringen könnte, die ihn untüchtig machte, uns ferner zu ſchaden. Allein da man in dergleichen Fällen, wo man gewaltthätiger Weiſe angegriffen wird, gemeiniglich, durch Furcht, Schrecken, Zorn und andre Gemüths-Bewegungen beſtürmet wird: So iſt man nicht allemal vermögend, alle gehörige Behutſamkeit in acht zu nehmen. Weil nun niemand dazu verbunden iſt, was nicht in ſeinen Kräften ſteht: **So kan man auch in der Nothwehr, die ganz genaue Beobachtung ſolcher Stuffen, bey Anwendung harter Mittel, nicht wohl fordern.**

Officium circa praedones vita priuandos.

§. 240. Es giebt auch im natürlichen Zuſtande der Freyheit bisweilen Leute, die ſich vom

Raube nähren, und für denen man nicht ſicher ſeyn kan, ſo lange ſie noch leben. In dieſem Falle iſt es recht und billig, ſolche Räuber vor Vogelfrey zu achten, und ſie aus dem Wege zu räumen, wo und wie man kan. Denn, ungeachtet ſie nicht eigentlich damit umgehen, wie ſie andre des Lebens berauben wollen: So würden ſie es doch thun, daſern ſie auf dem Diebſtahl ertappet würden, und dadurch entweder zu entkommen, oder ihre That zu verhelen hoffen könnten. Da man nun dergeſtalt nicht wiſſen kan, ob man nicht unverhofft in dieſe Umſtände gerathen, und alſo in Gefahr ſeines Lebens kommen kan: So iſt man verbunden, zu Erhaltung ſeiner und andrer Leute Sicherheit, auch ſolchen Stöhrern der gemeinen Ruhe das Leben zu nehmen.

Officium circa famae laesiones ab inimicis vindicandas.

§. 241. Ein Läſterer taſtet unſre Ehre an, und iſt alſo willens, uns, durch Verletzung unſers guten Namens, zu ſchaden: Und wir ſind verbunden, auch dieſe Art des Schadens, durch alle mögliche Mittel, von uns abzuwenden. (§. 237.) Weil nun der Ungrund der Läſterungen nicht leichter erkannt wird, als wenn man die Unvernunft und Bosheit ihres Urhebers an den Tag bringet: So muß man ſich auch dieſes harten Mittels bedienen, wenn gelindere nicht vorhanden ſind, unſere Ehre zu retten. Wir ſind alſo verbunden, in ſolchen Fällen, da wir unſre Unſchuld nicht anders ans Licht bringen können, unſres Feindes Dummheit und Thorheit, es ſey nun mündlich oder ſchriftlich bekannt zu machen; auch die Bosheit ſeines Gemüthes, und die niederträchtigen Affecten, die ihn zu ſolchen Läſterungen getrieben, öffentlich zu entdecken. Denn wie dieſes mit vor eine Art der Nothwehr zu halten iſt, ſo gilt hiervon eben das, was im vorigen davon erwieſen worden.

Das IV. Hauptſtücke

von

Den Pflichten in Worten und Verträgen.

§. 242.

Officium circa falſiloquia vitanda, dicendaque.

Wer anders redet als er denket, oder als ſich die Sache verhält, oder ſaget die Unwahrheit: So wie man im Gegenfalle die Wahrheit ſagt. Nun ſind dieſe Unwahrheiten zweyerley. Denn zuweilen ſchaden ſie niemanden, ja können auch wohl gar uns und andern nützlich ſeyn. Nun ſind wir verbunden, unſer eignes und andrer Leute Beſtes auf alle Weiſe zu befördern. Folglich ſind wir auch verbunden, in gewiſſen Fällen die Unwahrheit zu ſagen. Da wir aber wiſſen, daß bey einem Tugendhaften alles übereinſtimmen muß, und alſo auch Worte und Gedanken von rechtswegen beſtändig überein kommen ſollen: So muß auch derſelbe be die Unwahrheit nicht anders, als im Nothfalle brauchen, entweder ſein und andrer Beſtes dadurch zu befördern, oder doch einen ſonſt unvermeidlichen Schaden von ſich und andern abzuwenden.

Officium circa mendacia qualiacunque vitanda.

§. 243. Wenn eine Unwahrheit uns oder andern ſchädlich iſt, alsdann heißt ſie eine Lügen. Nun ſind wir aber verbunden, weder uns noch andern zu ſchaden; folglich ſind wir auch verpflichtet, ſolches in Worten nicht zu thun: D. i. wir ſind verbunden gantz und gar nicht, und in keinem einzigen Falle zu lügen. Es iſt alſo der groſſe Unterſcheid einer Unwahrheit und einer Lügen zur Gnüge abzunehmen. Jmgleichen ſiehet man hieraus, daß man in gewiſſen Fällen lieber das Stillſchweigen zu erwählen, als ſich mit Unwahrheiten oder Lügen zu behelfen habe. Denn weil dieſe allezeit ſchädlich ſind; jene aber auch nur im äuſſerſten Nothfalle gebrauchet werden dörfen: So iſt es am ſicherſten, in bedencklichen Angelegenheiten gar zu ſchweigen. Hingegen iſt auch leicht zu erachten, wenn das Stillſchweigen verwerflich werden kan, nemlich wenn ſelbiges uns oder andern Schaden zuziehen könnte.

Officium circa amphibolias in ſermone vitandas.

§. 244. Es iſt noch ein Fall übrig, dadurch man ſeine wahre Meynung verbergen kan, nemlich die Zweydeutigkeit der Antworten: Und es fragt ſich, was davon zu halten ſey? Iſt die Zweydeutigkeit unſrer Worte ſo offenbar, daß derjenige, ſo ſie höret, es gewahr wird: So wird er damit nicht zufrieden ſeyn, ſondern nähere Erklärungen darüber fordern. In dieſem Falle ſind die zweydeutigen Antworten von keinem Nutzen. Wäre aber die Zweydeutigkeit ſo verſteckt, daß man ſie anfangs gar nicht gewahr würde; ſondern auf einen falſchen Verſtand der Worte geriethe: So würde dergleichen Rede unter die obigen Claſſen der Unwahrheiten oder Lügen gehören, und alſo leicht nach den angegebenen Gründen zu beurtheilen ſeyn. Es erhellet alſo, daß dieſer Art Reden von gar keinem Nutzen ſeyn, und wir ſind alſo verbunden, uns in ernſthaften Sachen aller Zweydeutigkeiten zu enthalten.

Officium circa conteſtationes inutiles vitandas.

§. 245. Wenn jemand unſern Worten nicht Glauben beymeſſen will, ſo pflegt man ſich gewiſſer Redensarten und Ausdrückungen zu bedienen, um denſelben unſrer Aufrichtigkeit zu verſichern. Solche Worte und Redensarten nun nennet man Betheurungen: Und es fragt ſich, ob man ſich derſelben bedienen ſolle? Wer ſich allezeit der Wahrheit befleiſſet, und ſich in das Anſehen geſetzt hat, daß er keine Unwahrheiten zu ſagen pflegt: der bedarf ſolcher Betheurungen gar nicht; zum wenigſten wenn er mit Bekannten redet, die ſeine Gewohnheit wiſſen. Da man nun ohne Urſache nichts thun ſoll: So ſoll man ſich auch nicht unnöthiger Betheurungen bedienen. Wäre aber unſre Liebe der Wahrheit jemanden noch nicht ſo ſehr bekannt, oder die Sache wäre ſonſt zweifelhaft: So wären wir auch verbunden, unſre Worte zu betheuren; doch ſo, daß wir von geringern Betheurungen allererſt zu gröſſern hinauf ſtiegen.

Officium circa iusiurandum praeſtandum.

§. 246. Eine Betheurung, dabey man GOtt zum Rächer anrufft, im Falle man nicht die Wahrheit geſagt hätte; nennen wir einen **Eid**. Ein Eid kan alſo nur da ſtatt finden, wo derjenige, der ihn ſchwören ſoll, einen Gott glaubet, und von deſſen Vorſehung verſichert iſt. Ein Gottesleugner und ein Epicurer kan alſo keinen Eid thun; weil jener gar keinen Gott zugiebt, dieſer aber ſeine Vorſehung, und die davon abhangende Strafe der Gottloſen leugnet. Hergegen erhellet daraus, daß man ſich bey den übrigen Menſchen, doch nur in wichtigen Fällen, des Eides gar wohl bedienen könne, diejenigen, zu Entdeckung der Wahrheit zu verbinden, ſo die Unwahrheit oder Lügen zu reden ſich nicht ſcheuen würden. **Wir ſind alſo verbunden, auf Erfordern derer, denen es daran gelegen iſt, in wichtigen Fällen, unſre Ausſage auch eidlich zu beſtärken.**

Officium circa periurii vitationem.

§. 247. Wer zu Beſtätigung einer Unwahrheit GOtt zum Zeugen anruffet, der begeht einen **Meyneid**. Wer nun das thut, der lügt nicht nur ſchlechterdings, und zwar mit einer Betheurung (§. 245): Sondern er verunehret auch GOtt dadurch. Denn indem er ſich nicht ſcheuet, GOtt zum Rächer über eine Ausſage anzuruffen, die er nicht vor wahr hält: So giebt er zu verſtehen, daß er entweder keinen GOtt glaube, oder ſeine Vorſehung und Gerechtigkeit nicht zugebe; oder ſonſt ſchlecht von ſeinen Eigenſchaften unterrichtet ſey. Dieſes aber läuft theils wieder die Pflicht, daß wir GOtt erkennen, (§. 171.) theils aber wieder die, daß wir ihn verehren, und ſeine Ehre befördern ſollen (§. 170). Folglich ſündigt ein Meyneidiger ſehr vielfältig; zumal wenn dadurch andern auch ein Schade zuwächſt: **Und ſo ſind wir denn verbunden, uns für allem Meyneide zu hüten.**

Officium de vitandis reſervationibus mentalibus.

§. 248. Es iſt bey einigen neuern Moraliſten, die ſich eine Sittenlehre, zu Beſcheinigung der laſterhafteſten Handlungen, ausgedacht, auch ein Kunſtgriff, die Eide unnütze zu machen, erdacht worden, den man einen **tückiſchen Hinterhalt** nennen möchte. Vermöge deſſelben lehren ſie, man könnte gar wohl auch eine ſolche Auſſage beſchwören, die in ihrem gemeinſten und deutlichſten Verſtande falſch wäre; dafern, ſich die Worte derſelben nur irgend auf eine andre Weiſe verſtehen ließen. Dieſe andre und heimliche Bedeutung deſſelben müſte man im Sinne haben, wenn man ſchwöret: Und wenn dieſe nur wahr wäre, ſo hätte man keinen Meyneid begangen. Allein, es iſt leicht zu zeigen, wie gottlos dieſe Lehre ſey. Denn da wir nicht einmal zweydeutige Worte in unſern ernſthaften Reden zu brauchen berechtiget ſind (§. 244.): **So werden wir vielmehr in Eidſchwüren ſolch einen Hinterhalt zu vermeiden verbunden ſeyn:** Zumal da hier noch zugleich wieder die Pflichten gegen GOtt, durch die frevelhafte Anruffung ſeiner Rache gehandelt wird.

Officium de vitandis maledictis.

§. 249. Wer mit Worten zu verſtehen giebt, daß er dem andern übel wolle, der fluchet demſelben. Nun ſind wir aber verbunden, alle Menſchen, (§. 222.) ja auch ſo gar unſre Feinde zu lieben (§. 236.): Folglich ſollen wir allen Leuten gutes, nicht aber übels gönnen. **Und dergeſtalt ſind wir verbunden, niemanden, auch nicht einmal unſern Feinden zu fluchen.** Es giebt auch noch eine vermiſchte Art der Reden, die aus dem Fluchen und Schwören zuſammen geſetzt zu ſeyn ſcheinet, wenn man ſich nemlich Böſes anwünſchet, dafern dieſes oder jenes nicht wahr, oder falſch wäre. Was nun davon zu halten ſey, kan man leichtlich aus dem obigen ſchlieſſen. Denn da man weder unnöthige Betheurungen brauchen, noch ſich ſelbſt übels gönnen ſoll: So wird man auch verbunden ſeyn, dergleichen Flüche zu vermeiden: zumal, da man denen am wenigſten Glauben beyzumeſſen gewohnet iſt, die ſie am häufigſten brauchen.

Officium de promiſſis ſervandis.

§. 250. Eine Rede, dadurch wir uns anheiſchig machen, einem andern zum Beſten etwas zu thun, oder zu laſſen, nennen wir ein **Verſprechen**. Weil man nun verbunden iſt, alle Unwahrheit, die unnöthig iſt, vielmehr aber noch die Lügen zu meiden: **So muß man auch ſein Verſprechen halten.** Nun ſind wir aber auch verpflichtet, niemanden zu beleidigen. (§. 229.) Folglich müſſen wir auch niemanden ein Verſprechen thun, ſo auf eine Beleidigung abzielet, und ohne eine Ubertretung unſrer übrigen Pflichten nicht vollzogen werden kan. Geſetzt aber, wir hätten bereits aus Ubereilung oder Unwiſſenheit etwas verſprochen, ſo zu jemands Schaden ausſchlagen könnte: So ſind wir nicht verbunden ſolches zu halten. Denn da hier zwey Geſetze der Natur miteinander ſtreiten, ſo muß man von demjenigen abweichen, von deſſen Ubertretung der wenigſte Schade entſtehen kan (I. §. 252).

Officium de pactis illicitis reſcindendis.

§. 251. **Ein Vertrag** iſt ein gegenſeitiges Verſprechen, daß man einander gewiſſe Dinge leiſten wolle. Wir wiſſen aus dem vorigen §. daß man keinem etwas verſprechen ſoll, was auf eine Beleidigung des andern hinaus läuft, und ohne Verletzung der übrigen Pflichten nicht gehalten werden kan. Folglich darf man auch über keine Sache einen Vertrag mit dem andern eingehen, die uns oder andern zum Schaden gereichen könnte. Geſetzt aber, man hätte aus Unwiſſenheit, Ubereilung, oder andern Urſachen dergleichen ſchon gethan, und ſich von einer, oder von beyden Seiten zu ſolchen verbothenen Dingen anheiſchig gemacht: So iſt ein ſolcher Vertrag durchaus nichtig, und man iſt nicht verbunden denſelben zu halten. Denn da das Geſetze der Natur unveränderlich iſt (§. 33.) und ſeine Verbindlichkeit in den Folgen der Handlungen ſelbſt liegt (§. 31.): So kan daſſelbe durch keinen Vertrag von der Welt aufgehoben werden.

§. 252

Officium de pactis licitis ſervandis.

§. 252. Es ſollen alſo die Verträge bloß von ſolchen Dingen geſchloſſen werden, die dem Geſetze der Natur, und denen uns ſonſt ſchon obliegenden Pflichten gemäß ſind. Und da man ein Verſprechen, ſo man von dergleichen Dingen jemanden gethan, zu halten verbunden iſt (§. 250.): So iſt man auch einen ſolchen Vertrag zu halten allerdings verbunden. Denn man iſt durch die Geſetze der Natur ohnedem ſchon verpflichtet eines jeden Beſtes zu befördern, noch ehe man ſolches jemanden ausdrücklich verſpricht. Das Verſprechen giebt uns nur, vermöge des Gegenverſprechens, eine genauere Beſtimmung an die Hand, wem wir, von ſo viel tauſend Menſchen, denen wir doch nicht zugleich dienen können, dieſe oder jene Pflicht zu leiſten willens ſind. Und dadurch kommt zu der alten allgemeinen Verbindlichkeit, noch eine neue hinzu; ſo daß wir hernach doppelt dazu verbunden ſind.

Ad Pacta de rebus impoſſibilibus ſervanda nemo obligatur.

§. 253. Wir wiſſen daß niemand zu etwas verbunden iſt, was nicht in ſeiner Gewalt ſtehet (§. 191.). Wenn es ſich alſo zutrüge, daß jemand dem andern aus Verſehen, oder aus gar zu groſſer Einbildung auf ſeine Kräfte, etwas verſprochen hätte, ſo ihm hernach zu erfüllen unmöglich fiele, auch einen Vertrag darüber eingegangen wäre: So iſt derſelbe ein ſolches Verſprechen zu halten nicht ſchuldig; und der Vertrag iſt durchaus nichtig. Iſt aber der Vertrag in dieſem Falle nichtig, ſo iſt auch des andern geleiſtetes Gegenverſprechen vergeblich geweſen, und darf nicht gehalten werden. Denn da die Verſprechungen in den Verträgen unter der Bedingung geſchehen, daß der andre ſein Gegenverſprechen halten und erfüllen ſoll (§. 251.): So fällt auch die beſondre Verbindlichkeit des erſten weg, wenn der andre ſein Verſprechen nicht halten kan.

Pacta omnia ſunt conditionata et reciproca.

§. 254. Denn das iſt wohl zu merken, daß alle Verſprechungen in den Verträgen nicht unbedingte, ſondern bedingte Verheiſſungen ſind. Ungeachtet man nemlich durch die allgemeine Verbindlichkeit des Geſetzes der Natur ſchon ſchuldig iſt, anderer Menſchen Beſtes zu befördern: So iſt doch, bey unſerm Unvermögen allen Menſchen auf einmal zu dienen, unſre Pflicht noch nicht ſattſam beſtimmet; gegen wen wir dieſelbe insbeſondere ausüben ſollen? Nun wird aber in Verträgen, dieſelbe, durch das Anerbiethen eines andern, unſre Vollkommenheit in gewiſſen Stücken zu befördern, beſtimmet; ſo daß wir nun auch ſchlüßig werden, ein Gegenverſprechen zu thun, wozu wir bloß durch das Verſprechen des andern bewogen werden. Und daraus erhellet denn deutlich, das alle Verträge gegenſeitig ſeyn, und daß ihre ganze Verbindlichkeit von der beyderſeitigen Genehmhaltung und freywilligen Einſtimmung derer, die ſie ſchlieſſen, herrühre.

Pacta vi extorta ſervanda non ſunt.

§. 255. Hieraus laſſen ſich nun verſchiedene Fragen entſcheiden, als z. E. ob man verbunden ſey, einen Vertrag zu halten, dazu man durch Furcht genöthiget worden? Denn wir ſehen hier leicht, daß die Gemüthsbewegung den Willen des Menſchen nicht frey läßt, ſondern ihn nöthiget etwas zu verſprechen, was er doch nicht Willens iſt zu thun (I. §. 537.). Hier iſt alſo keine freywillige Einſtimmung und Genehmhaltung verhanden, daraus doch die Verbindlichkeit der Verträge entſteht. Folglich iſt auch kein wirklicher Vertrag daraus entſtanden, den man zu halten verbunden wäre. Das erzwungene Verſprechen nemlich iſt ſo gut als kein Verſprechen; weil derjenige ſo gezwungen wird, davor hält, daß es ſeinem eigenen Beſten zuwiederlaufe ein ſolches zu erfüllen. Da man nun wieder ſeine eigene Vollkommenheit zu handeln nicht verbunden iſt (§. 188.). So hat man auch keine Verbindlichlichkeit, einen erzwungenen Vertrag zu halten.

Pacta doloſe extorta ſervanda minime ſunt.

§. 256. Eben die Bewandniß hat es mit den Verträgen, die durch ein betrügliches Vorgeben hinterliſtiger Weiſe erſchlichen worden. Denn wer einen Vertrag eingeht, der willigt nur unter der Bedingung darein, daß der andre ſeines theils dasjenige wirklich und wahrhaftig erfüllen ſoll (§. 254.), wozu er ſich verſtellter weiſe anheiſchig macht: Ja er würde von ſeiner Seite gewiß nichts verſprochen haben, wenn er den Betrug vorher geſehen hätte. Da nun der Betrüger ſein Gegenverſprechen in der That ſo nicht erfüllet, wie es der andre angenommen und erfüllt zu ſehen gehoffet: So iſt auch der andre nicht verbunden das Seinige zu halten. Und ſolche Verträge ſind alſo im

Stande der natürlichen Gleichheit aller Menſchen nichtig, und von gar keiner Verbindlichkeit. Zum Exempel kan ein Vertrag dienen, da man einem etwas zu Gefallen zu thun verſprochen hätte, wenn er uns ſein Pferd liehe, eine Reiſe damit zu thun: Das Pferd aber wäre hernach ſo ſchwach oder ſo lahm, daß man nicht aus der Stelle damit kommen könnte.

Exceptio a regula, ſi erroris cauſſa ſit ipſe laeſus.

§. 257. Nun kan es aber kommen, daß mancher durch ſeine eigene Schuld in Irrthum geräth, indem er ſich nicht ſattſam vorſieht, ehe er den Vertrag ſchlieſſet. Wenn nun der andre dergeſtalt gar keine Schuld hat, auch ſeinerſeits alles ohne Hinterliſt leiſtet, wozu er ſich anheiſchig gemacht: So muß der Vertrag gelten, und der Unachtſame muß ſein Verſprechen auch erfüllen. Denn geſetzt daß er dadurch in einigen Schaden geriethe; ſo hat er ja denſelben ſonſt niemanden, als ſich ſelbſt zuzuſchreiben. Der andre aber könnte durch die Brechung des geſchehenen Vertrages gleichfalls zu Schaden kommen; und zwar durch die Schuld des Unachtſamen. Da man nun niemanden zu Schaden bringen ſoll (§. 229): So iſt man auch nicht befugt durch die Zurückziehung ſeines gegebenen Wortes den andern zu verletzen. Ein Exempel könnte der Kauf eines baufälligen Hauſes abgeben, welches der Käufer nicht recht beſehen hätte, ob er wohl darinnen herumgeführet worden.

Pactum per mutuum

§. 258. Ein Vertrag kan durch die Einwilligung beyder Parteyen die ihn geſchloſſen haben aufgehoben oder getrennet werden. Denn ſeine Verbindlichkeit iſt durch beyderſeitige Einſtimmung entſtanden (§. 254). Wie nun auſſer derſelben keiner von beyden Theilen zu demjenigen würde verpflichtet geweſen ſeyn, was er dem andern verſprochen: Alſo iſt er bey der erfolgenden Aufhebung des Vertrages, durch beyderſeitige Bewilligung, auch nicht mehr dazu ſchuldig. Denn es iſt der Vertrag nunmehro anzuſehen, als wenn er nicht geſchloſſen geweſen wäre. Man kan dieſes auch ſo erweiſen. Wenn beyde Parteyen ihren Vertrag aufzulöſen übereinſtimmen, ſo thun ſie dieſes ohne Zweifel aus der Urſache, weil ſie es für ſich beyderſeits zuträglich befinden. Weil nun ein jeder verbunden iſt ſein Beſtes zu befördern, zumal wenn er niemanden dadurch ſchadet: So iſt man auch berechtiget einen Vertrag durch beyderſeitige Bewilligung aufzuheben.

consenſum diſſolvitur.

§. 259. Wieder den Willen der einen Partey kan die andre niemals den Vertrag trennen oder aufheben. Denn wie zu der Schlieſſung deſſelben eine beyderſeitige Einſtimmung nöthig war; alſo wird zur Aufhebung deſſelben eben das erfodert. Ja da wir ſchon erwieſen, daß es nicht einmal in dem Falle, da der eine Theil durch ſeine eigene Schuld dadurch in Schaden gekommen, frey ſtehe von dem Vertrage abzuweichen (§. 257.): So iſt es noch viel weniger erlaubt, aus einiger andern Urſache davon abzutreten. Wenn alſo der eine Theil vorher ſieht, daß

Pactum altero tantum diſſentiente non diſſolvitur.

daß der andre vielleicht den Vertrag bereuen, und ſein Verſprechen alſo nicht erfüllen würde, wenn man ihm das ſeinige vorher erfüllet hätte. So kan man denſelben anhalten, daß er zu Erfüllung des Verſprochenen den Anfang machen müſſe; damit man ſich alſo vor beſorglichem Schaden in Sicherheit ſetze.

Damnum ex Pacto ſive rato, ſiue diſſoluto, ortum parti noxiae debetur.

§. 260. Es kan Fälle geben, da aus einem Vertrage ein merklicher Schaden erwächſt; Es ſey nun, daß man ihn halten oder zertrennen will. Denn in jenem Falle würde der eine, in dieſem aber der andre zu kurz dabey kommen. In dieſen Umſtänden muß man unterſuchen wer Schuld daran habe, und alsdann diejenige Partey ergreifen, daß der Schuldige den Schaden leiden müſſe, der Unſchuldige aber frey ausgehe. Denn es iſt billig, daß die natürliche Strafe denjenigen treffe, der zu dem Schaden Anlaß gegeben; nicht aber denjenigen der keine Schuld daran hat. Zum Exempel könnte ein Handel dienen, da der eine mit Unwillen des andern, der mit ihm in Geſellſchaft ſteht, eine Anzahl Waaren erkaufet, oder verſchicket hätte, daraus hernach ein Schade erwüchſe.

Pacta adimpletis conditionibus diſſoluuntur.

§. 261. Die Verträge erreichen ihre Endſchaft, wenn von beyden Theilen das verſprochene erfüllet und geleiſtet worden. Denn da die Abſicht des Vertrages alsdann erreichet iſt, ſo höret auch die Verbindlichkeit nunmehro auf, die durch beyderſeitige Bewilligung entſtanden war: Es wäre denn daß beyde Parteyen von neuen eins würden, den Vertrag zu erneuern. Hätte aber nur der eine Theil ſein Verſprechen gehalten, der andre aber nicht; ſo käme es darauf an, daß jener dieſem die Erfüllung deſſelben erlieſſe: Denn ſo wäre es eben ſoviel, als ob er es wirklich geleiſtet hätte, und der Vertrag wäre zum Ende. Denn da man leicht etwas fahren läßt, daraus einem ein merklicher Schade erwächſt: So iſt es zu vermuthen, daß derjenige, der den andern ſeiner Pflicht erläßt, dadurch nicht beſchädiget werde.

Interpretatio pactorum quomodo inſtituenda ſit.

§. 270. Wenn man ſchriftliche Verträge erklären ſoll, ſo muß man die Wörter im gemeinen Verſtande nehmen, und nicht verſtatten, daß dem einen durch einen künſtlich-erzwungenen Verſtand zuviel geſchehe. Sind aber die Worte zweydeutig: So muß man ſie aus den vorhergehenden und nachfolgenden ſo erklären, daß kein Wiederſpruch daraus entſtehe. Denn es iſt nicht zu vermuthen, daß ein vernünftiger Menſch ſich ſelbſt wiederſpreche. Da auch die Abſichten des ganzen Vertrages, mit den übrigen Umſtänden der Zeit und des Ortes, oftmals ein ſattſames Licht geben, welches der wahre Verſtand beyder Theile geweſen ſey: So hat man ſie gleichfalls nicht aus der Acht zu laſſen. Ubrigens hat man ſich überhaupt bey Schlieſſung eines ſolchen Vertrages wohl fürzuſehen, daß man ſich nicht aus Ubereilung und Unachtſamkeit in Schaden ſtürze.

Das V. Hauptſtücke
von den
Pflichten im Abſehen auf das Eigenthum.

§. 271.

Communio bonorum ſubſiſtere nequit.

Wenn alle Menſchen einander liebten, ſo wie ſie durch das Geſetz der Natur verbunden ſind (§. 222.); auch ſonſt alle die Pflichten erfülleten, die im Abſehen auf die Arbeit, und auf die Sparſamkeit (§. [illegible]7. 213.) ihnen obliegen: So würde man keiner Eigenthümer in der Welt bedörfen. Alles würde allen zugehören, und ſo bald es dem einen woran fehlen ſollte; würde ſogleich jemand da ſeyn, der ihm daſſelbe freywillig darbieten würde. Mit einem Worte, es würde eine Gemeinſchaft aller Güter unter den Menſchen im Schwange gehen. Allein, da nicht alle Menſchen den obgedachten Pflichten gegen ſich ſelbſt, und gegen andre Menſchen nachkommen: **So kan dieſe Gemeinſchaft der Güter auch unmöglich in der Welt beſtehen.** Denn die Mächtigen würden bald alles an ſich reiſſen, die Faulen von andrer Leute Schweiß und Arbeit leben, und die Verſchwender mehr aufwenden wollen, als ohne den Mangel der andern möglich wäre.

§. 272.

Proprietas et dominium igitur introducendum tur.

§. 272. Nun kan gleichwohl der Menſch unzehlicher Dinge, die er zu ſeinem Unterhalte bedarf, nicht entbehren: Ja es gehören auch viele andre zum Wohlſtande und zur Bequemlichkeit dieſes Lebens, wenn wir es mit Vergnügen hinbringen wollen. Steht es nun nicht frey, ſich aller Güter ohne Unterſcheid zu bedienen; da zu erndten, wo man nicht geſäet hat, u. ſ. w. **So muß man auf eigene Güter denken, deren man ſich zu ſeiner Nothdurft und Bequemlichkeit nach Gefallen bedienen kan.** Das heißt man muß das Eigenthum und die **Herrſchaft** einführen. Durch jenes verſtehen wir alſo ſolche äuſſerliche Dinge, die wir nach eigenem Wohlgefallen nutzen können, und deren ſich kein andrer auf eben die Art anmaſſen darf. Dieſes aber heißt ein Recht ſich gewiſſer Güter nach ſeinem Gutachten zu bedienen, und alle andre von dem Gebrauch derſelben auszuſchlieſſen.

Communio vbi adhuc remanserit.

§. 273. **Doch iſt durch die Einführung der Eigenthümer nicht die Gemeinſchaft aller Dinge aufgehoben worden.** Denn da es ſolche Güter in der Natur giebt, die zwar zu unſrer Nothdurft unentbehrlich, aber doch ſo häufig überall zu haben ſind, daß ſie durch keinen Gebrauch erſchöpfet werden mögen: So hat man keine Urſache gehabt, warum man hierinnen ein Eigenthum hätte einführen ſollen. Die Luft, das Sonnenlicht, und das Waſſer, wo nemlich dieſes letztere ſo häufig zu haben iſt, wäre es aber, wie in den heiſſen mittäglichen

Ländern, was ſeltenes einen Brunn zu haben: So würde auch die Gemeinſchaft aufhören. Eben ſo kan man zeigen, daß z. E. das Holz und Wild, imgleichen die Vögel und Fiſche an einigen Orten, wo ſie häufig ſind, in der Gemeinſchaft bleiben: Ob ſie wohl anderwerts zu Eigenthümern gemachet worden ſind; weil man den Mangel derſelben beſorgen können.

Dominia quomodo oriantur in ſtatu naturali.

§. 274. Es entſtehen aber anfangs in der natürlichen Freyheit der Menſchen ihre Eigenthümer durch die bloſſe Bemächtigung einer Sache, deren ſich vorhin noch niemand angemaſſet hatte. Z. E. Wer einen Vogel fänget, der vorher keinem zugehörte, der macht denſelben dadurch zu ſeinem Eigenthume. Wer in einem unbewohnten Lande zuerſt ein Stücke Feldes einnimmt, beſäet und anbauet; der eignet ſich ſelbiges mit gutem Rechte zu. Nur iſt hierbey eine Regel der Billigkeit zu beobachten. Denn weil wir nur in ſo weit verbunden ſind, nach Gütern zu ſtreben, als dieſelben Mittel zu unſrer Erhaltung abgeben (§. 212.); auch ſonſt unſers Nechſten Glückſeligkeit nicht zu hindern, ſondern vielmehr zu befördern ſchuldig ſind (§. 219.): **So ſollen wir uns niemals mehrerer Dinge bemächtigen, als wir zu unſrer Nothdurft brauchen, und ohne unſrer Nachbarn Schaden und Mangel uns anmaſſen und zueignen können.**

Officia tanquam conſe-

§. 275. Hieraus flieſſen nun unterſchiedliche Folgerungen, davon ſich der Beweis leicht begreicluſa inde fluentia.

greifen läßt. (I.) Daß es frey ſtehe ſich ſolcher Dinge zu bemächtigen, die noch keinem zugehören, und doch zu unſrer Vollkommenheit etwas beytragen können. (II.) Daß man ſich auch derjenigen Dinge bemächtigen dörfe, die von einem andern, der ſie vorhin beſeſſen, verlaſſen worden: Es wäre denn daß er ſie nur verlohren hätte; da man denn verbunden wäre, ſie demſelben wieder zu geben. (III.) Daß man ſein Eigenthum zwar zu vermehren verbunden ſey, aber nicht mit des andern Schaden. (IV.) Daß man ſich wieder Wiſſen und Willen des Herrn ſeiner Güter nicht zu bedienen, vielweniger ſich zuzueignen berechtiget ſey. (V.) Daß man auch niemanden hindern dörfe ſich ſeiner Eigenthümer nach eigenem Gefallen zu bedienen. (VI.) Endlich, daß auch die Vortheile, ſo aus gewiſſen Gütern erwachſen, als Einkünfte derſelben, nur ihrem rechtmäßigen Herrn eigen ſeyn können.

Proprietatum uſus, non abuſus domini conuenit.

§. 376. Der Endzweck aller Eigenthümer iſt, daß es uns nicht an Mitteln fehlen möge unſre eigne und andrer Leute Wohlfahrt zu befördern. Wenn wir alſo dieſelben zu dieſen Abſichten anwenden, ſo brauchen wir ſie recht: Wenn wir ſie hergegen uns oder andern zum Schaden anwenden, ſo iſt es ein Misbrauch derſelben. Wir erkennen alſo hieraus, daß man ſeine Eigenthümer zwar zu brauchen, aber nicht zu misbrauchen verbunden ſey. Denn weil alle Handlungen eines Tugendhaften übereinſtimmen müſſen (§. 28.):

ſo muß auch die Anwendung unſrer Güter nicht die übrigen Vollkommenheiten bey uns und bey andern hindern oder vermindern. Und daraus erhellet, daß die Herrſchaft eines jeden Menſchen über ſeine Eigenthümer nicht uneingeſchrankt ſey, ſondern durch die übrigen Pflichten gegen ſich ſelbſt und gegen andre ihr gewiſſes Maaß und Ziel erhalten habe, welches niemand zu überſchreiten hat.

Abutens facultatibus suis monendus et impediendus eſt.

§. 277. Wenn es ſich alſo zutrüge, daß ein andrer ſich ſeiner Herrſchaft über ſeine Eigenthümer misbrauchte, und ſich ſelbſt dadurch entweder unwiſſend oder muthwilliger weiſe ſchadete: So iſt es unſre Pflicht denſelben zu erinnern, daß er eine ſolche Beleidigung ſeiner ſelbſt unterlaſſen ſolle. Doch mit Gewalt ihn davon abzuhalten, haben wir kein Recht; weil ihn der darauf erfolgende Schaden, als eine natürliche Strafe, ſchon treffen wird. Allein wenn ein andrer ſich ſeines Vermögens zu unſrem Schaden misbrauchen wollte; oder wohl ſchon gemisbrauchet hätte: So ſind wir theils verbunden, uns davor auf alle Weiſe zu hüten, ja uns auch harter Mittel zu bedienen, wenn gelindere nichts verfangen wollen; theils aber auch berechtiget, auf die Wiedererſtattung des zugefügten Schadens zu dringen, und uns ſo viel möglich für künftigen Beleidigungen in Sicherheit zu ſetzen.

Origo translationis dominiorum, ejusque aequitas

§. 278. Es iſt unmöglich die in der Welt verhandenen und zum menſchlichen Leben unentbehrlichen Güter ſo gleich einzutheilen, daß niemand zu viel oder zu wenig habe. Ja da man ſo vielerley Dinge bedarf, ſo kan auch derjenige, der an einigen einen Ueberfluß hat, an andern einen Mangel haben. Heraus erhellet nun, daß man auf Mittel denken müſſe, alle mit dem benöthigten zu verſorgen: Und daher iſt die **Veräuſſerung** der Güter und Eigenthümer entſtanden. Es iſt aber dieſelbe überhaupt eine freywillige Uebergabe ſeines Eigenthums, und der einem darüber zuſtehenden Herrſchaft an einen andern, der deſſen bedarf, und ſelbiges entweder mit, oder ohne Bedingungen annehmen will. Man kan alſo leicht ſehen, daß eine ſolche Veräuſſerung ſeiner Güter an ſich ſelbſt erlaubt, ja nothwendig ſey, wenn ſie zu Beförderung unſrer und fremder Vollkommenheiten etwas beyträgt.

§. 279. Wenn jemand an gewiſſen Gütern einen Ueberfluß, aber an andern eben keinen Mangel hätte: So ſoll er von dem erſtern etwas an diejenigen abtreten, die einen Mangel daran haben, aber ſonſt eben keinen Uberfluß beſitzen, davon ſie ihm hinwiederum etwas überlaſſen könnten. Eine ſolche Art der Veräuſſerung nennet man **das Schenken**: Und es iſt leicht zu zeigen, daß man dazu verbunden iſt, wenn man ſich in oberwehnten Umſtänden befindet. Denn ein jeder iſt verbunden des andern Beſtes überhaupt zu befördern, ihn im Abſehen auf ſeinen äuſſerlichen Zuſtand vollkommener zu machen, und ſonderlich demjenigen

Donationis acquiſitio et natura.

gen, der an dem nothwendigen Mangel leidet, zu Hülſe zu kommen (§. 227.). Nun treffen dieſe Pflichten hauptſächlich diejenigen, in deren Gewalt ſie ſtehen; das iſt, die es ohne ihren Schaden thun können (§. 221.). Da nun diejenigen, die einen Uberfluß beſitzen, und ſelbſt nichts bedörfen, in dieſe Anzahl gehören: So ſind ſie auch verbunden, den Nothleidenden durch Geſchenke und Allmoſen etwas von dem ihrigen mitzutheilen.

y Per mutationis aequitas et definitio.

§. 280. Nun ſind wir aber nicht verbunden andern mit Hindanſetzung unſrer eigenen Vollkommenheit zu dienen, oder ihnen dasjenige zu leiſten, was ſie ſich ſelbſt zu verſchaffen im Stande ſind. (§. 221.) Folglich ſind wir auch nicht verpflichtet von unſerm Uberfluſſe was wegzuſchenken, wenn wir in gewiſſen Stücken noch einen Mangel ſpüren, dem wir vermittelſt der Vertauſchung abhelfen können, oder denen etwas zu ſchenken, die zwar an dieſen Dingen Mangel haben, an andern aber einen Uberfluß, dadurch ſie ſich das, was ihnen fehlet, eintauſchen können. Daher ſieht man nun, daß es der Billigkeit gemäß ſey die Eigenthümer zu vertauſchen: das iſt, die Herrſchaft über gewiſſe Güter, die man entbehren kan, gegen andre die man bedarf, einem andern abzutreten, der der unſrigen vonnöthen hat. Kurz, der Tauſch iſt eine von beyden Theilen freywillig beliebte Verwechſelung der Eigenthümer.

§. 281. Wie nun dieſes die allerälteſte Art der Veräuſſerung geweſen; alſo hat ſie noch bis auf dieſen Tag in Handel und Wandel ſtatt: Wenn die Kaufleute ihre Waaren gegen einander umſetzen. Doch hat man, zu deſtobeſſerer Beobachtung der Billigkeit, denen im Handel vorkommenden Sachen einen gewiſſen Werth ſetzen müſſen, damit niemand durch ein ſolches Vertauſchen zu kurz käme. Z. E. Wenn man ein Rind gegen ein Schaaf; einen Scheffel Weizen gegen einen Scheffel Gerſten vertauſchen wollte: So würde der eine dadurch ſehr viel einbüſſen. Man hat es alſo nach Gutdünken feſtſetzen müſſen, daß man vor ein Rind vier, fünf, ſechs auch wohl mehr Schaafe geben ſolle; daß man vor einen Scheffel Weizen zwey auch wohl drey Scheffel Gerſten fordern könne. Doch hat dieſer Werth nicht ſo gar feſtgeſetzt werden mögen, daß er an allen Orten und zu allen Zeiten einerley geblieben wäre.

Rebus in permutatione pretium eſt ſtatuendum.

§. 282. Gleichergeſtalt, wie man den Sachen einen gewiſſen Werth beygeleget, hat man auch der Arbeit und den Dienſten, die einer dem andern leiſten kan, dergleichen Preis geſetzet. Denn da es Leute gegeben, die an keinem Dinge einen Uberfluß, und an allem einen Mangel verſpüret haben; und gleichwohl auch für ihren Unterhalt ſorgen müſſen: So haben dieſe den Reichen ihre Dienſte angebothen, und ſich davor theils ihre Nahrung, theils auch die nöthige Kleidung reichen laſſen. Die Ar-

Item operis et laboribus pauperiorum.

heit dieſer Leute iſt hier durch eine Verwandlung (§. 512.) vor ihr Eigenthum anzuſehen, deſſen Beſitz ſie dem andern abtreten, und davor ſie ſich andere Dinge von ihm geben laſſen, deren ſie bedürfen. Folglich muß man denn auch ihrer Arbeit einen Preis ſetzen, und nach Beſchaffenheit derſelben bald mehr bald weniger davor zugeſtehen.

Aequitas in permutatione rerum et operarum obſeruanda.

§. 283. Wenn man alſo der allgemeinen Menſchenliebe gemäß, den Werth, oder Preis der Dinge nach der Billigkeit beſtimmen will: So muß man denſelben ſo einrichten, daß ein jeder, der mit Ernſt das ſeine thun will, ſeinen Unterhalt finden, das iſt die Nothdurft, den Wohlſtand und die Vergnügungen dieſes Lebens nach ſeiner Art erwerben könne. Denn wir wiſſen, daß alle Menſchen von Natur gleich ſind, ein gleiches Recht an die Güter dieſer Welt haben, und zu einerley Pflichten verbunden ſind. Da man nun keinen beleidigen darf (§. 229.): So muß man auch niemanden hindern, diejenigen Güter in der Welt zu genieſſen, und die Vollkommenheiten zu erlangen, die zu Erlangung der Glückſeligkeit unentbehrlich ſind: Folglich muß man in Vertauſchung der Dinge, und Vergeltung der Arbeit eine gewiſſe Gleichheit und Billigkeit beobachten.

Merces nemini retinenda vel diu differenda.

§. 284. Dasjenige, was man einem Arbeiter für ſeine Dienſte zugeſtehet, nennen wir den **Lohn**. Da nun niemand verbunden iſt, uns umſonſt zu arbeiten, ſondern bloß durch einen

Vertrag um unſers Gegenverſprechens halber: So folget daraus, daß ein jeder Arbeiter ſeines Lohnes werth ſey. Nun arbeiten aber ſonderlich diejenigen insgemein für andre, die an dem nöthigen Unterhalte ihres Lebens einen Mangel haben; und ſich dadurch die Nothdurft erwerben wollen. Folglich iſt man auch verbunden, ihnen den verdienten Lohn nicht zu vorenthalten, oder in langer Zeit erſt zu reichen: Sondern denſelben ſogleich nach verrichteter Arbeit zu entrichten. Nur der eine Fall iſt hier ausgenommen, wenn die Arbeiter ſelbſt es verlangen, daß man ihnen nicht täglich, oder ſtückweiſe; ſondern wöchentlich, monathlich oder jährlich erſt ihren verdienten Lohn zahlen ſolle.

§. 285. So lange es noch wenige Menſchen bey einander gab, die in kleinen Geſellſchaften lebten, war es möglich in Handel und Wandel mit dem bloſſen Tauſchen auszukommen. Denn man brauchte, bey der einfältigen Lebensart der alten Welt, wenige Dinge zu ſeinem Unterhalte und Wohlſtande. Und wie man alſo alles, was man bedorfte, in der Nähe bey ſeinen Nachbarn fand, die wieder unſrer Hülfe nöthig hatten: Alſo war auch der Betrug leicht zu vermeiden, weil einer unter ſo wenigen Leuten bald wiederkommen und alſo beſorgen muſte, daß man ihn die Würkungen ſeiner Hinterliſt wieder würde empfinden laſſen. Allein nachdem die Geſellſchaften der Menſchen gröſſer geworden, auch die Menge der Dinge, die man zum ehrlichen Leben bedarf, ſehr angewachſen, ſo hat man

Permutatio in ſocietatibus maioribus minime ſufficiens eſt ad transferenda dominia.

man ſich endlich nicht mehr mit dem bloſſen Tauſchen behelfen können.

Emtio et venditio quomodo introducta fuerit.

§ 286. Man hat alſo ein gemeines Maaß des Werthes aller Dinge, deren man bedarf, erfinden müſſen, nach welchem ſich der Preis eines jeden genau beſtimmen lieſſe. Man hat dazu die Metalle für bequem geachtet, die theils ihrer Dauerhaftigkeit, theils ihrer Seltenheit wegen, ſich wohl dazu ſchickten, daß man auf ein kleines Stücke derſelben einen groſſen Werth ſetzen, und deſto bequemer im Handel und Wandel damit fortkommen könnte. Man hat alſo an ſtatt andrer Dinge, deren man benöthiget war, bloß Gold und Silber zu geben angefangen, wovor der andre wiederum dasjenige was er bedorfte, erhandeln konnte. Denjenigen der ſich vor Gold oder Silber das Eigenthum einer andern Sache zuwege brachte, hat man den **Käufer**; den andern den **Verkäufer**, und dieſe Art der Veräuſſerung **Kauf und Verkauf** genennet.

Monetae uſus & natura.

§ 287. Nun hätte man ſich mit dem Gewichte dieſer Metalle behelfen können, ſo wie es auch in den älteſten Zeiten geſchahe: Allein da es theils unbequem war, allezeit, zumal bey Kleinigkeiten, eine Wage zu brauchen; theils auch zu geſchehen pflegte, daß die Metalle durch einen ſchlechtern Zuſatz verfälſchet wurden; So hat man auf Mittel gedacht, ſolchen Unbequemlichkeiten zuvor zukommen. Das erſte zu heben, hat man ſchon ſolche kleine Stücke obiger Metalle von allerley erforderlicher

cher Gröſſe wohl abgewogen und häufig unter die Leute gebracht, deren ſich alſo ein jeder nach Erforderung bedienen kan. Das andere aber zu verhüten hat man dieſe Stücken mit beſondern dazu gemachten Stempeln bedrucket, die nicht ein jeder nachmachen kan, und dadurch man von der Güte des Goldes und Silbers, ingleichen von ſeiner gehörigen Schwere verſichert wird. Mit einem Worte man hat Geld gemünzet.

Officium circa monetae acquiſitionem.

§. 288. Wie nun aus dem allen erhellet, daß das Geld nichts anders ſey, als das Maaß des Werthes von denjenigen Dingen, die wir zu unſerm Leben brauchen: Alſo ſieht man wohl, daß es nicht an ſich ſelbſt das Vermögen eines Menſchen ausmache; ſondern nur in ſoweit es ein Mittel abgiebt, allerley andrer Güter Eigenthum zu erlangen. Wendet man es dazu wirklich an, ſo iſt es ſelbſt unter die Güter zu rechnen: Läßt man es aber müßig liegen, als einen zuſammengeſcharreten Schatz: So dient es weder dem Beſitzer, noch ſonſt jemanden, und iſt ein todter Klump, deſſen Beſitz keinen wahrhaftig glücklich macht. Hieraus erhellet nun, daß man verbunden ſey, nicht anders nach Gold und Silber zu ſtreben, als nach einem Mittel, ſich andre Nothwendigkeiten zu verſchaffen.

Das VI. Hauptſtücke

von den

Vergleichen oder Contracten.

§. 289.

Contractus quid ſit, et quaenam eius adtributa.

Ein Vergleich iſt ein Vertrag, wodurch die Herrſchaft, der Beſitz, oder Gebrauch gewiſſer Eigenthümer von einem auf den andern gebracht wird. Indem wir ſagen, daß ein Contract ein Vertrag ſey, ſo muß von demſelben alles das gelten, was wir oben von Verträgen erwieſen haben. Nemlich es muß ein Vergleich von einer ſonſt billigen Sache handeln, und keinem zum Schaden gereichen; wiedrigenfalls, müßte er nicht gehalten werden (§. 251.). Im Gegentheil muß er gehalten werden, wenn er von erlaubten Sachen geſchloſſen worden (§. 252.). Ein Contract, darinn man etwas unmögliches verſprochen hat, darf von keiner Partey gehalten werden (§. 253.). Die Vergleiche erhalten ihre Verbindlichkeit aus beyderſeitiger Genehmhaltung (§. 254.); Folglich darf man ſie nicht halten, wenn man durch Furcht oder Betrug dazu gebracht worden (§. 255. 256.).

Emtio et venditio quid in eadem obſervandum ſit.

§. 290. Der gemeinſte unter allen Contracten iſt wohl Kauf und Verkauf, darinnen man vor eine von beyden Theilen bewilligte

Geldſumme ſich die Herrſchaft über ein Eigenthum zuwegs bringet. Weil alle Verbindlichkeit eines Vergleiches aus dem Gegenverſprechen und der Erfüllung deſſelben entſteht, (§. 234.): So iſt auch der Verkäuſer nicht eher verbunden, dem Käuſer das erkaufte Gut eigenthümlich zu übergeben; als bis derſelbe das dafür bewilligte Geld wirklich gezahlet. Denn weil er bey Auslieferung der Sachen leicht Gefahr laufen könnte, die Bezahlung entweder ſpät, und mit vieler Mühe, oder wohl gar nicht zu bekommen; Das Verkaufte aber ſodann auch nicht wiederhaben könnte, oder mögte: So iſt er verbunden ſich in dieſem Falle für Schaden zu hüten (§. 213), und auf alle mögliche Weiſe für ſeine Sicherheit zu ſorgen. Sobald aber im Gegentheile die Zahlung geſchehen, ſo muß auch die Auslieferung erfolgen.

§. 291. Wenn der Verkäuſer ſicher genug zu ſeyn meynet, daß ihn der andre wohl bezahlen werde: So kan er ihm das Verkaufte zwar ausliefern; es iſt aber alsdann anzuſehen, als ob er dem Käuſer das davor bewilligte Geld wieder zurücke geborget hätte. Hätte er nun dem Käuſer eine gewiſſe Zeit beſtimmet, in welcher er ihm die Bezahlung abtragen ſollte; und dieſer hätte ſich ſolches gefallen laſſen: So wäre dieſer verbunden ſein Wort zu halten; der Verkäuſer aber könnte dieſelbe auch vor der Zeit nicht fordern. Geſchähe aber die Zahlung doch nicht zu geſetzter Zeit, und es entſtünde dem andern daraus ein Schaden: So könnte

Solutio ſi non extemplo fiat, pro mutuo data habetur.

er entweder ſein Gut an einen andern überlaſſen, im Falle ers noch in Händen hätte; oder der Käufer wäre verbunden ihm den verurſachten Schaden zu erſetzen (§. 290.).

Rei venditae damnum cui debeatur.

§. 292. Wenn eine gekaufte Sache vor der Auslieferung irgend Schaden nimmt; ſo fragt ſichs, wer denſelben tragen ſolle. Wir ſetzen nemlich zum Voraus, daß der Vergleich durch beyderſeitige Genehmhaltung völlig geſchloſſen worden. Hier wird nun entweder der Käufer oder Verkäufer Schuld haben, daß die Auslieferung nicht eher geſchehen iſt, als der Schade geſchehen: Und es iſt alſo billig, daß der Urheber der Verzögerung denſelben tragen müſſe. Denn weil kein Grund iſt, warum ihn der andre tragen ſollte: So muß ja nothwendig derjenige ihn dulden, der die Säumniß verurſachet hat Hätten ſie aber beyde gleichen Theil daran gehabt: So würden ſie ſich in den Schaden theilen müſſen. Ja, wenn es auch nach Erfüllung des Contracts ſich fände, daß der eine Theil von dem andern beleidiget worden: So wäre der Schuldige gehalten den Schaden zu erſetzen.

Emtio et venditio quando vel ceſſet vel reſcindatur.

§. 293. Weil alle Verträge alsdann ein Ende nehmen, wenn von beyden Theilen dasjenige geleiſtet worden, wozu ſich dieſelben anheiſchig gemacht hatten: So muß es auch mit dem Vergleiche des Kaufes und Verkaufes ſo gehen. Sobald nemlich die Bezahlung und Auslieferung erfolget iſt; ſo hat die Unterhandlung und ganze Verbindlichkeit ein Ende: Es wäre denn, daß noch beſondre Bedingungen in den Contract wären gerücket worden. Wäre dieſes, ſo müſten auch dieſe von beyden Seiten aufs genaueſte erfüllet werden. Eben ſo könnte ein ſolcher Kaufvergleich aufgehoben werden, wenn beyde Parteyen noch vor der Bezahlung und Auslieferung andres Sinnes würden. Denn wie beyder Bewilligung den Contract ſtiftet: So kan ſie denſelben auch wieder vernichten. Eine Partey aber vor ſich kan von dem Vergleiche nicht abgehen: Wie wir ſchon überhaupt von Verträgen erwieſen haben.

Commodatio quomodo fiat & quid ſit.

§. 294. Wir wiſſen, daß wir andern eben die Pflichten ſchuldig ſind, die wir gegen uns zu beobachten haben (§. 22.). Da wir nun durch den unſchädlichen Gebrauch unſrer Güter, die wir andern auf eine Zeitlang verſtatten, nichts verlieren, ihnen aber dadurch helfen können: So ſind wir verbunden ihnen denſelben zu verſtatten. Man ſieht hier wohl unter was für Umſtänden dieſer Vergleich von Verſtattung des Gebrauchs, die wir das Leihen nennen, uns obliege. Nemlich wir müſſen erſtlich die Sache ſelbſt auf eine Zeitlang entbehren können: Denn ſonſt geſchähe ſolches nicht ohne unſern Schaden. Wir müſſen aber auch verſichert ſeyn, daß wir das Geliehene von dem, der es entlehnet hat, unverſchlimmert und zu rechter Zeit wieder bekommen werden. Nun iſt die Zeit zuweilen beſtimmt, zuweilen nicht. Iſt jenes, ſo darf der Eigenthümer die Sache nicht eher von demſelben wieder fordern, und der Entlehner ſie nicht länger behalten, als es verſprochen worden.

Commodatum ſine deterioratione reſtituendum eſt.

§. 295. Da demjenigen, der etwas entlehnet hat, nur der unſchädliche Gebrauch einer Sache verſtattet worden: So, darf er fürs erſte dieſelbe nicht verſchlimmern oder beſchädigen. Dafern ers aber thäte, oder doch durch ſein Verſchulden Gelegenheit dazu gegeben hätte: So iſt er verbunden dem Leiher den Schaden zu erſetzen. Eben hieraus folget, daß er verbunden ſey, eben dasjenige, was er entlehnet hat, nicht aber ein anderes Ding an deſſen Stelle, wieder zu geben. Denn es iſt ſehr oft dem andern daran gelegen, daß ihm ſein Eigenthum nicht verwechſelt oder ausgetauſchet werde: Und alſo würde er dieſen Tauſch für eine Verſchlimmerung anſehen können. Wäre aber der Schade an dem Entlehnten, ohne des Lehners Schuld, zufälliger Weiſe geſchehen: So wäre dieſes ein Unglück, welches nicht zu vermeiden geſtanden: Und folglich wäre es in dieſem Falle billig, daß Leiher und Lehner den Schaden mit einander theilen ſollten.

Commodatum non denuo in alterum transferri poteſt.

§. 296. Weil ferner dem Lehner der Gebrauch eines entlehnten Gutes nur auf einige Zeit zugeſtanden worden: So darf dieſer daſſelbe nicht wiederum einem andern zum Gebrauche verſtatten. Denn er kan nicht wiſſen, ob ihm dieſer das Entlehnte auch zu rechter

ter Zeit wieder geben dörfte, und alsdann wäre er ſelbſt nicht im Stande ſein Wort zu halten. Ja er kan auch nicht verſichert ſeyn, ob ihm der andre das Entlehnte unbeſchädigt wieder zuſtellen wird. Geſchähe dieſes aber nicht, ſo würde er ſelbſt nur Verdruß davon haben, wenn die Erſetzung des Schadens von ihm gefordert würde. Doch würde dieſes alles wegfallen, wenn die fernere Verleihung mit Vorwiſſen und Genehmhaltung des Eigenthümers geſchehen wäre. Denn hier wäre es nicht anders, als wenn man das Entlehnte ſeinem Herrn wieder gegeben; dieſer aber daſſelbe von neuem an den andern verliehen hätte.

Nec alia ratione alienari poteſt.

§. 297. Was von dem fernern Verleihen des Entlehnten geſagt worden, das gilt auch von andern Gattungen der Veräuſſerung, z. E. dem vertauſchen, verkaufen, verſchenken, u. ſ. w. Denn der Leiher hat dem andern weiter nichts als den Gebrauch überlaſſen, das Eigenthum aber ſich ſelbſt vorbehalten. Weil nun im Tauſchen, Verkaufen und Verſchenken das Eigenthum einer Sache einem andern überlaſſen werden ſoll: So ſieht man wohl, daß der Beſitzer einer entlehnten Sache daſſelbe nicht thun kan, weil er es ſelber nicht hat. Folglich ſind alle ſolche Handlungen in dieſem Falle ungültig, und der wahre Eigenthümer kan ſich ſeiner Güter überall wieder bemächtigen, wo er ſie findet: Derjenige aber, der ſie ſolchergeſtalt mit Unrecht, ob wohl ohne ſeine Schuld beſeſſen, muß ſich an den halten, von welchem er ſie empfangen hat.

A Commodato Mutuum quomodo differat eiusque aequitas naturalis.

§. 298. Von dem Leihen iſt das **Borgen** dadurch unterſchieden, daß dieſes in ſolchen Fällen geſchieht, wo das Geborgte durch den Gebrauch verzehret wird, und alſo nicht an und vor ſich ſelbſt, ſondern durch etwas gleichgültiges wieder gegeben werden kan. Z. E. wenn man jemanden Getreyde, Holz, Geld, ꝛc. vorſtrecket, und der andere ſolches verbrauchet. Daß es billig und unſre Pflicht ſey, dergeſtalt andern aus der Noth zu helfen, kan leicht erwieſen werden. Wenn wir nemlich an gewiſſen Dingen einen Uberfluß, oder doch einen ſolchen Vorrath haben, daß wir ſelbigen ſogleich nicht brauchen: So können wir ohne unſern Schaden etwas davon entbehren; wenn wir nur verſichert ſind, daß wir ſelbiges wieder bekommen, wenn wirs brauchen. Mit dieſer Bedingung aber ſind wir verbunden andern Leuten zu dienen: Folglich ſind wir auch verbunden andern etwas vorzuſtrecken, oder zu borgen.

Mutuum quid ſit & unde caſus ſpeciales pendeant.

§. 299. Es iſt alſo das **Borgen** ein Vergleich, dadurch man dem andern einen Theil ſeiner Güter mit dem Bedinge vorſchieſſet, daß er uns eben ſoviel von derſelben Art der Dinge zu beſtimmter Zeit wieder geben ſoll. Weil nun alle Vergleiche auf die beyderſeitige Einwilligung ankommen, daraus alle ihre Verbindlichkeit entſteht: So muß man in Beurtheilung beſonderer Fälle und Umſtände, genaue Acht haben, was von beyden Theilen bey dem Borgen verabredet worden. Ja auch andre Umſtände müſſen hier oft in Erwegung gezogen werden. Z. E. wenn jemand bey theurer-Zeit Getreyde von dem andern borgte, da er es theuer hätte verkaufen können; der muß ihm nachmals bey wohlfeiler Zeit ſo viel wieder geben, als der Werth des damals geborgten austrägt, z. E. vor zwey Scheffel Weizen, wohl drey, oder gar viere. Eben ſo würde es mit dem geſtiegenen oder gefallenen Gelde ſeyn.

Vſura quid ſit, & quando ſit licita.

§. 300. Durch die **Nutzung** verſtehen wir einen Theil des Vortheils, den jemand durch den Gebrauch des erborgten Geldes ſich zuwege bringet, und dem Eigenthümer deſſelben zu beſtimmter Zeit davon abträgt. Aus dieſer Erklärung aber flieſſet nun die Billigkeit der Nutzungen in vielen Fällen. Denn, wenn derjenige, ſo Geld borget, merklichen Vortheil davon hat, den der andere hätte genieſſen können, wenn er ſein Geld ſelbſt gegebrauchet hätte: So muß der Borger ihn in den Stand ſetzen, daß er bey ſeiner Willfährigkeit zu borgen nichts einbüſſe; das iſt, er muß ihm Nutzungen davon entrichten. Eben dieſes würde billig ſeyn, wenn zwar der andre durch mein geborgtes Geld gar nicht reicher würde, ich aber gleichwohl die Nutzungen des Meinigen nicht entbehren könnte, weil ich davon leben müſte. Doch würde es in dem Falle beſſer ſeyn, daß ich mein Geld anderwerts ausborgete.

Quo in caſu pecunia ſine Vſura credi poſſit & debeat.

§. 301. Wenn aber jemand ſein Geld eben nicht ſelber zu nutzen, und damit zu gewinnen wüſte, ſondern einen Theil davon, auf künftige Fälle bey ſich liegen hätte: So wäre er allerdings verbunden, demjenigen, der zu Erleichterung ſeiner Northdurft etwas von ihm borgen wollte, auch ohne Nutzungen damit zu dienen. Ich ſage mit Bedacht, nur zu Erleichterung ſeiner Nothdurft: Denn wäre es z. E. ein Kaufmann, der ein anſehnliches Gewerbe damit anfangen könnte; ſo fiele ſolches weg. Doch müſte man im vorigen Falle auch auf ſeine Sicherheit ſehen. Denn ob man wohl andern mit ſeinem Vermögen zu dienen verbunden iſt: So darf man doch ſolches nicht mit ſeinem Schaden thun. Wäre aber doch die erborgte Summe ſo klein, daß man ſie ohne groſſen Schaden entbehren könnte; dem andern aber merklich damit geholfen würde: So wäre ſie als ein Geſchenke anzuſehen, im Falle man ſie nicht wieder bekäme.

Debitor ad vſuras ſolvendas in tempore compellendus eſt.

§. 302. Wenn man die Nutzungen in langer Zeit nicht abträgt, ſo häufen ſich dieſelben, ſo daß endlich die Bezahlung derſelben dem Schuldner unmöglich wird. Wenn alſo der Gläubiger ſolches vorher ſieht, ſo muß er den Schuldner fleißig erinnern, daß er die Nutzungen jährlich entrichte, damit ſie ihm nicht mit der Zeit zu ſchwer fallen mögen. Thäte aber der Schuldner ſolches gleichwohl nicht, und der Gläubiger lieſe alſo Gefahr, daß bey jährlich anwachſender Schuld derſelbe endlich an den Bettelſtab gerathen, und alſo ganz unfähig werden würde, ihm das ſeinige zu entrichten: So muß er ihm den Stamm beyzeiten aufkündigen, damit beyden gerathen werde. Ja er hätte in dieſem Falle das Recht, auch harte Mittel anzuwenden, um den Schuldner zum Abtrage der Schuld zu zwingen, wenn er ſolches in der Güte nicht thun wollte.

§. 303. Eine übermäſſige Nutzung nennet man den **Wucher**. Man nennet aber diejenige Nutzung übermäſſig, die da den Schuldner zum Schaden gereichet, und ihn aus dem Stande ſetzet, ſich jemals zu erholen. Dieſes geſchieht nun ſonderlich, wenn er mit dem erborgten Gelde unmöglich ſoviel gewinnen kan, als er dem Gläubiger zahlen muß: Denn dergeſtalt muß er nothwendig von Tage zu Tage ärmer werden, und endlich gar zu Grunde gehen. Da man nun niemanden an ſeinem Vermögen zu ſchwächen verbunden iſt, ſo iſt man auch verbunden nicht Wucher zu treiben. Derowegen hat man denn nach Verſchiedenheit der Oerter zu ſehen, wie hoch man etwa ein Capital nutzen kan, wenn man es in dieſes oder jenem Gewerbe wohl anzuwenden weis. Denn was bey dem einen zu viel gefordert hieſſe, das würde der andre ohne Mühe davon entrichten können, und doch noch einen guten Uberſchuß für ſich behalten.

Fœnus quid ſit & cur non licitum ſit.

Locatio Conductio quid ſit,

§. 304. Wenn man jemanden ſein Eigenthum, oder ſeine Arbeit, vor ein gewiſſes Geld zum Gebrauch überläßt, ſo nennt man dergleichen Vergleich das Miethen und Vermiethen. Daß ein ſolcher Vergleich der Billigkeit gemäß ſey, erhellet daraus, daß von beyden Theilen nichts verſprochen wird, was nicht den Pflichten gegen ſich ſelbſt und gegen andre gemäß wäre. Z. E. wenn der Eigenthümer eines Hauſes dem andern einige Zimmer zum Gebrauche überläßt, dieſer ihm aber einen gewiſſen Zins bezahlet; oder ein Dienſtbothe bey einen Herrn ſich vor einen gewiſſen Lohn vermiethet. Wenn aber ein dem andern vermiethetes Gut von demſelben bearbeitet werden muß, damit es ſeine Nutzung trage; als wenn man einen Garten, ein Landgut, eine Mühle, ein Brauhaus, u. ſ. w. vermiethet: So wird der Vergleich mit einem beſondern Nahmen ein Pachte genennet.

Conductori praeter vſum innocuum nihil licet.

§. 305. Da im Vermiethen nur der bloſſe Gebrauch der Dinge verſtattet wird: So erhellet, daß die Herrſchaft oder das völlige Eigenthum nicht zugleich dem andern abgetreten worden. Es muß alſo der Miether ſich nach den Bedingungen richten, darüber er mit dem Vermiether eins geworden, überhaupt aber das Vermiethete in keinem Stücke beſchädigen, als worinn es durch den nothwendigen Gebrauch abgenutzet, oder verſchlimmert wird. Vielweniger, wie man leicht denken kan, wird es ihm frey ſtehen ſelbiges ohne des Eigenthümers Genehmhaltung weiter zu vermiethen, zu verſchenken, oder gar zu verkaufen Denn alle dieſe Arten der Veräuſſerung, ſtehen nur dem Herrn eines Dinges frey. Wäre aber die vermiethete Sache auſſer ihrem rechten Gebrauche beſchädiget worden: So iſt der Miether verbunden, dem Eigenthümer den Schaden zu erſetzen; Es wäre denn, daß es ein Unglücksfall wäre, daran er keine Schuld hätte. Z. E. wenn der Donner in ein Haus ſchlüge und ſelbiges wegbrennete.

Locator rem locatam vſui idoneam praeſtare tenetur.

§. 306. Weil dem Miether der Gebrauch einer Sache zugeſtanden worden: So muß der Eigenthümer ſie nicht nur demſelben in ſolchem Stande liefern, daß ſie brauchbar iſt, ſondern auch auf ſeine Koſten darinn erhalten. Denn unter dieſer Bedingung hat der andre den Zins oder Pacht davor zu entrichten, verſprochen. Z. E. wenn ein Haus baufällig, das Dach, die Fenſter oder Thüren ſchadhaft würden: So müſte der Herr des Hauſes dieſes alles wieder ausbeſſern laſſen. Wäre aber aus Unachtſamkeit, oder Schuld des Miethmannes dergleichen was beſchädiget oder unbrauchbar geworden; als wenn irgend ein offen gelaſſenes Fenſter vom Winde zerbrochen worden: So müſte es allerdings der Miethmann ſelbſt wieder ergänzen laſſen; um bey ſeinem Auszuge alles in dem Stande wieder zu überliefern, darinn er ſelbſt es vorhin empfangen.

Pecuniam alteri credens pigno

§. 307. Wer dem andern Geld borget, der läuft oft Gefahr ſelbiges zu verlieren, wenn ſelbire vel hypotheca ſibi proſpiciat.

ſelbiger etwa unglücklich oder boshaft genug wäre. Nun iſt aber ein jeder verbunden, das ſeinige zu erhalten (§. 213): Folglich muß man auch ſein Geld niemanden ausborgen, wo man nicht ſicher genug iſt, ſelbiges einmal wieder zu bekommen. Weil nun auf das bloſſe Verſprechen, ja wohl gar auf Brief und Siegel nicht allemal wohl zu trauen iſt, ſo muß man ſich entweder ein bewegliches, oder unbewegliches Gut desjenigen, der von uns borget, zur Sicherheit geben oder einräumen laſſen, daran man ſich auf den Fall verweigerter Bezahlung halten, und ſeines Schadens erholen könne. Ein bewegliches Gut nennet man alsdann ein **Pfand**; ein unbewegliches aber, ſo auch in ſolcher Abſicht verpfändet wird, eine **Hypotheck**.

Pignus pecuniam creditam pretio ſuperare debet.

§. 308. Was zum Pfande gegeben wird, das muß am Werthe ſich höher belaufen, als die Geldſumme, die darauf erborget wird. Denn wäre dieſes nicht, ſo möchten ſich die jährlichen Nutzungen, die ſich allmählig häufen könnten, endlich ſo hoch belaufen, daß das Pfand ſo viel nicht betrüge, als die Schuld; und der Gläubiger käme alſo zu kurz, wenn ihm der Schuldner das Pfand gar auf dem Halſe lieſſe. Hernach will ja auch der Gläubiger dem andern ſein verpfändetes Gut nicht abkaufen; ſondern nur durch den Beſitz deſſelben in Sicherheit ſeyn, und ein Mittel in Händen haben, ihn zu Abtragung der Schuld zu nöthigen. Dieſes aber würde wegfallen, wenn das Pfand nicht mehr werth wäre, als er darauf geborget. Denn wenn er es dem Gläubiger gleich zu eigen überlaſſen wollte: So würde ihm mehrentheils damit nicht viel gedienet ſeyn.

Pignus illibatum ſeruari conuenit.

§. 309. Weil ein Pfand nur bloß zur Sicherheit gegeben wird: So kommt dem Beſitzer deſſelben kein Gebrauch deſſelben zu, dafern ihm der Eigenthümer ſolchen nicht verſtattet: Vielweniger wird er das Pfand durch den Gebrauch verſchlimmern dörfen. Hingegen iſt er verbunden ſolches mit aller Sorgfalt zu bewahren, damit es durch ſeine Schuld oder Nachläſſigkeit keinen Schaden nehme. Wäre aber dieſes gleichwohl ſchon geſchehen, ſo müſte er ſich gefallen laſſen, ſolchen dem Eigenthümer zu erſetzen. Ganz anders verhält es ſich, mit einem Schaden, der ohne die Schuld des Beſitzers, durch einen Unglücksfall ſich zutrüge: Als wenn zum Exempel jemand beſtohlen würde, und nebſt ſeinem eigenen Vermögen auch um das Pfand käme. Denn hier würde der Eigenthümer den Schaden zu tragen gehalten ſeyn; weil kein Grund vorhanden iſt, warum die Sorgfalt vor ſein Pfand ihm zur Laſt werden ſoll.

Pignus quando vendi poſſit, & quomodo?

§. 310. Wenn ſichs zutrüge, daß der Gläubiger ſein Geld ſelbſt nöthig hätte, und der Schuldner gleichwohl nicht im Stande wäre ſelbiges zu bezahlen; oder der Werth des Pfandes keinen längern Verſchub der Zahlung litte: So muß zum Verkaufe des

Pfandes geſchritten werden. Wegert ſich der Schuldner ſolches zu thun: So muß es dem Gläubiger ſelbſt frey ſtehen, doch ſo daß er es im Zuſtande der natürlichen Freyheit, in Gegenwart rechtſchaffener Männer thue, die als Schiedsleute acht haben, daß jenem kein Unrecht geſchehe. Der Uberſchuß des Geldes, wird nach Abtrag des Geborgten und der Nutzungen, dem Schuldner zugeſtellet. Wäre aber das Pfand noch von genugſamem Werthe, ſo daß in kurzem noch keine Gefahr dabey zu beſorgen wäre; und der Gläubiger brauchte ſein Geld ſo nöthig nicht: So wäre es auch unbillig, den Schuldner zu Verſtoſſung ſeines Pfandes zu zwingen. Mit den Hypotheken verhält ſich es eben ſo.

Fideiuſſor, aliud ſecuritatis medium eiusque aequitas.

§. 311. Wer ſeinem Gläubiger wegen des Erborgten keine Pfänder und Hypotheken zur Sicherheit ſchaffen kan, der muß ſolches durch einen Bürgen thun. Es iſt aber ein Bürge derjenige, welcher an des Schuldners Stelle zu haften, und für ihn zu bezahlen verſpricht, im Falle er ſelbſt zu beſtimmter Zeit nicht bezahlen wollte, oder könnte. Daß es recht ſey einen Bürgen zu fordern und anzunehmen, erhellet daher, weil man das Seinige zu erhalten, und alſo ſelbiges nicht ohne ſattſame Sicherheit wegzugeben befugt und verbunden iſt. Wenn nun dieſelbe auf andre Weiſe nicht zu erhalten iſt, und man gleichwohl dem andern dienen kan und will; ſo muß man auf einen Bürgen ſehen. Aus eben dem Grunde aber erhellet auch, daß man für niemanden gut zu ſeyn, oder Bürge zu werden, verbunden ſey, als der im Stande iſt, ſelbſt für ſich die Schuld zu bezahlen.

§. 312. Der Bürge macht ſich nur anheiſchig, erſt alsdann zu bezahlen, wenn der rechte Schuldner nicht kan oder nicht will: Daher darf man denn denſelben nicht eher angreifen, bis man dieſen erſt mit Ernſt zur Zahlung angehalten, und ſie gleichwohl nicht erlanget hat. Doch könnte es ſeyn, daß der Gläubiger gleich anfangs ſich ausgedungen hätte, dieſer Weitläuftigkeiten überhoben zu ſeyn. Alsdann würde auch der Bürge verbunden ſeyn, den Schuldner zu beſtimmter Zeit, entweder ſelbſt zur Zahlung zu nöthigen, oder ſelbſt vor ihn zu zahlen: Denn in dem Falle, wäre es nicht anders, als ob der Bürge ſelbſt das Geld von dem Gläubiger erborget, und ſogleich dem Schuldner vorgeſchoſſen hätte. Litte er nun dergeſtalt auf einige Weiſe Schaden: So hätte er ſich ſolches ſelbſt zuzuſchreiben.

Fideiuſſor gaudet beneficio excuſſionis, niſi eidem renunciauerit.

§. 313. Bisweilen will ein einziger Bürge es nicht wagen, für die ganze Schuld zu ſtehen, und alsdann muß der Schuldner noch einen oder mehrere ſuchen, die zugleich davor haften wollen. Hierbey kommt es nun

Fideiuſſio eſt vel partialis vel totalis ex conditionibus contractui adiectis.

auf den Vergleich an, den ſie unter einander aufrichten. Wer nur für einen Theil der Schuld ſtehen wollen, von dem kan auch der Gläubiger hernach nicht mehr fordern, wenn etwa nachmals die andern Bürgen auch nicht bezahlen könnten. Hätten ſie ſich aber alleſamt anheiſchig gemacht, alle für einen, und einer für alle zu ſtehen: So wäre ſolches deſto beſſer für den Gläubiger; wenn nur auch der übrig gebliebene Bürge der ganzen Schuld für ſich allein gewachſen wäre. Uberhaupt aber hat derſelbe ſich vorzuſehen, daß ſeine Bürgen ihm nicht unſicherer als der Schuldner ſelbſt ſeyn mögen.

Depoſitorum natura & ea cuſtodiendi obligatio.

§. 314. Wir ſind verbunden aller Menſchen Beſtes, auch im Abſehen auf ihr Vermögen, zu befördern: Folglich ſollen wir ihnen auch behülflich ſeyn, daſſelbe zu erhalten, und bewahren zu helfen, wenn es in unſerm Vermögen ſteht, und ohne unſern Schaden geſchehen kan. Nun können wir aber ſolches zuweilen thun, wenn wir etwas von den Gütern andrer, die ſie uns Sicherheit halber anvertrauen, aufheben. Alſo ſind wir denn ſchuldig ſolches zu thun. Z. E. wenn jemand eine Reiſe vorhätte, und ſeine Kleinodien und andre Koſtbarkeiten ſeinem Geſinde nicht zu Hauſe anvertrauen könnte: So wären wir ſchuldig dieſelben in unſere Verwahrung zu nehmen. Weil aber hier der Vergleich von der bloſſen Verwahrung handelt, ſo ſteht auch dem Inhaber ſolcher Güter, ohne des Herrn Willen, weiter kein Gebrauch des Anvertrauten, vielweniger eine Veräuſſerung oder Verleihung frey.

§. 315. Wer ſich zur Bewahrung ſolcher Güter anheiſchig gemacht, der iſt dadurch ſchuldig mit aller möglichen Sorgfalt dafür zu ſorgen, und ſie für aller Beſchädigung zu bewahren. Wäre aber das Anvertraute durch unſre Schuld verſchlimmert, oder gar entwendet worden: So müſten wirs uns gefallen laſſen, dem Eigenthümer allen Schaden zu erſetzen; indem er ja bloß der Sicherheit halber ſeine Zuflucht zu uns genommen, und wir uns dafür zu ſorgen anheiſchig gemacht. Wäre aber der Schade ohne unſre Schuld, und durch einen bloſſen Unglücksfall entſtanden: So würde uns auch die Verantwortung nicht treffen, und der Eigenthümer müſte ſichs gefallen laſſen; indem ihm ſolches auch in ſeinem eigenen Hauſe hätte begegnen können.

Cuſtodia depoſiti & damni reſtitutio in eodem facti.

§. 316. Weil der Gebrauch des Anvertrauten dem Inhaber nicht frey ſteht, ſo darf derſelbe auch die verſchloſſenen Behältniſſe deſſelben nicht eröffnen. Fiele auch die Bewahrung ſolcher Güter ſehr beſchwerlich, indem ſie entweder einen groſſen Raum, oder eine beſondre Aufſicht bedörften: So wäre man auch nicht verbunden, ſolche umſonſt in ſeine Verwahrung zu nehmen. Und da es

Reliqua officia huc pertinentia.

Fälle geben kan, da man nicht im Stande iſt, ein ſolch anvertrautes Gut ſicher genug aufzuheben: So ſteht es allerdings frey, unſre Zuflucht wieder zu einem andern zu nehmen, wo es noch ſichrer ſeyn kan. Denn da es dem Eigenthümer nur um die Sicherheit zu thun iſt: So kan es ihm gleichviel gelten, bey wem es ſteht; wir müſſen ihm aber auf allen Fall für den Schaden ſtehen.

§. 317. Wir haben oben erwieſen, daß die Wohlhabenden verbunden ſind, nach ihrem Vermögen Geſchenke zu geben und Almoſen auszutheilen (§. 276). Da fragt ſichs nun, wer denn eigentlich berechtiget ſey, ſolche Almoſen zu nehmen, und darum zu bitten? Denjenigen, der ſolches thut, nennet man einen Bettler, und es läßt ſich leicht zeigen, daß ſonſt niemand betteln dörfe, als der an dem nothwendigen Unterhalte ſeines Lebens Mangel leidet, und ſich denſelben zu erwerben nicht im Stande iſt. Denn wir wiſſen, daß niemand befugt iſt dasjenige von uns zu fordern, was er ſich ſelbſt verſchaffen kan (§. 221). Da nun geſunde und ſtarke Leute ſich auf allerley Art forthelfen, und ſich ihren Unterhalt verdienen können, wenn ſie nur arbeiten wollen: So ſind ſie auch nicht berechtiget Almoſen zu fordern; wir aber ſind auch nicht verbunden ihnen dergleichen zu geben. Geſchenke aber kan man theils aus Danckbarkeit, theils aus Gunſt, theils in der Abſicht geben, ſich jemanden dadurch zum Freunde zu machen.

Der andre Abſchnitt,

von den

Pflichten eines rechtſchaffenen Bürgers.

Das I. Hauptſtücke

von

Der Geſellſchaft überhaupt.

§. 318.

Der Menſch darf und ſoll nach den Pflichten des Rechtes der Natur nicht als ein Einſiedler in einer Einöde leben. Denn er iſt erſtlich verbunden, ſich ſelbſt ſo vollkommen und ſo glücklich zu machen, als möglich iſt (§. 32). Dieſes kan nun ohne die Beyhülfe andrer Menſchen unmöglich geſchehen: Da wir in unzehligen Bedürfniſſen dieſes Lebens, den Beyſtand andrer Leute nöthig haben; der Beqvemlichkeiten voritzo zu geſchweigen. Ferner ſind wir auch verpflichtet, andrer Menſchen Vollkommenheit und Beſtes zu befördern. Dazu machen wir uns aber unfähig, wenn wir ihren Umgang fliehen, und als Wilde in entfernten Wüſteneyen leben wollen. Folglich müſſen wir denn aus einem doppelten Grunde mit andern

Eremitarum vita ſolitaria legi naturae adverſa eſt.

zuſammen treten; und uns mit vereinigten Kräften glücklich zu machen bemühet ſeyn.

Societatis definitio & naturalis aequitas.

§. 319. Wenn mehrere mit einander über etwas eins werden, indem ſie etwas zu thun oder zu laſſen verſprechen; ſo heißt dieſes ein Vertrag (§. 251): Folglich iſt zwiſchen Leuten, die dergeſtalt beyſammen wohnen, ſtillſchweigend ein ſolcher Vertrag geſchloſſen worden; daß ſie einander zu Beförderung ihrer Glückſeligkeit behülflich ſeyn wollten. Ein ſolcher Vertrag nun, das gemeine Beſte mit vereinigten Kräften zu befördern, wird eine Geſellſchaft genennet. Hieraus erhellet denn, worinn die Wohlfahrt einer Geſellſchaft beſtehe, nemlich in der ungehinderten Beförderung des gemeinen Beſten; und dieſe Wohlfahrt iſt der Endzweck aller Geſellſchaften. Dieſer Endzweck aber iſt dem Geſetze der Natur (§. 32.) ganz gemäß: Und weil alle Verträge, die ſo beſchaffen ſind, gehalten werden müſſen (§. 252): So iſt es auch gewiß, daß man in dergleichen Geſellſchaften zu bleiben verbunden ſey.

Societates legi naturae aduerſae non ineundae.

§. 320. Da man keinen Vertrag zu ſchließen oder zu halten verbunden iſt, der dem Geſetze der Natur zuwieder läuft (§. 251): So müßte man auch in keine Geſellſchaft treten, die ſo beſchaffen wäre; und wenn man ſich ſchon darinn befände, nicht darinn verbleiben. Z. E. wenn man in eine Geſellſchaft von Räubern zu treten genöthiget würde; oder ſchon darinn wäre, und die unbilligen Abſichten derſelben einſehen lernte. Eben das würde zu thun billig ſeyn, wenn man durch Liſt oder Gewalt zu einer Geſellſchaft gebracht wäre; weil nemlich kein Vertrag gültig iſt, der uns dadurch abgenöthiget worden (§. 255. 256). Denn man ſetzet zum voraus, daß eine ſolche Geſellſchaft, entweder uns oder andern nachtheilig ſeyn, und alſo dem Geſetze der Natur zuwieder laufen würde.

Nec ſi initae fuerint forte, in iisdem permanendum eſt.

§. 321. Wäre ich aber aus Irrthum, und eigenem Verſehen in eine Geſellſchaft getreten, die zwar an ſich ſelbſt erlaubt und billig wäre, mir aber mit der Zeit nicht mehr anſtünde: So müßte ich doch darinn verharren, dafern die andern einen Schaden von meinem Austritte hätten. Denn das erfordert die Natur der Verträge, daß ſie nicht ohne beyderſeitige Genehmhaltung gebrochen werden können (§. 257. 259). Und da man andern den durch unſre Schuld verurſachten Schaden zu erſetzen verbunden iſt (§. 230): So würde man auch der Geſellſchaft die man durch ſeinen Austritt dergeſtalt beleidiget hätte, den Schaden gut zu thun ſchuldig ſeyn. Im Gegentheile iſt leicht zu denken, daß auf den Fall, daß der Geſellſchaft kein Schade durch unſern Abtritt erwüchſe, ja uns wohl gar das verbleiben ſchädlich wäre, ein ſolcher Abtritt erlaubt und billig ſeyn würde.

Officia ſociorum ſingulorum & civium.

§. 322. Die Abſicht jeder Geſellſchaft iſt die Beförderung der gemeinen Wohlfahrt: Daher ſoll ein jedes Mitglied derſelben, ſoviel in ſeinem Vermögen ſteht, dazu beyzutragen ſuchen. Und weil es allen übrigen daran gelegen iſt, daß ein jeder dieſer ſeiner Pflicht eifrig nachkomme: So ſollen ſie es nicht leiden, daß man ſie verſäume, oder wohl gar darwieder handle. Wäre ſolches irgend ſchon zum Schaden der Geſellſchaft geſchehen? So müſte man den Ubertreter ſeiner Pflicht zu Erſetzung des Schadens anhalten. Sähe man es aber vorher, ſo müſte man nach aller Möglichkeit den Schaden zu verhüten, und das unartige Mitglied zu verbeſſern ſuchen. Ja da zu Verhütung des Schadens auch harte Mittel erlaubt ſind, wenn gelindere nichts verfangen wollen: So muß die Geſellſchaft ein ſo ſchädliches Glied entweder ganz ausſchlieſſen, oder ſelbiges doch in einen Zuſtand ſetzen, darinn es dem gemeinen Beſten nicht mehr ſchaden kan.

Lex fundamentalis omnium Societatum, Salus publica.

§. 323. Aus demjenigen, was bisher geſagt worden, erhellet, daß das Grundgeſetze aller Geſellſchaften dieſes ſey: **Thue alles das, was die Wohlfahrt der ganzen Geſellſchaft, oder das gemeine Beſte befördert; und unterlaß alles, was dieſelbige auf gewiſſe Weiſe ſtöret und hindert.** Hierüber ſind alle Glieder derſelben entweder ausdrücklich oder ſtillſchweigend eins geworden: Und da es an ſich was billiges war, ſo ſind ſie verbunden, ſolches zu beobachten. Da es nun kommen kan, daß die Wohlfahrt der ganzen Geſellſchaft bisweilen der Wohlfahrt eines einzelnen Mitgliedes derſelben zuwieder läuft? So muß man jene dieſer billig vorziehen. Denn das ganze iſt wichtiger als ein Theil deſſelben; und wir wiſſen, wenn verſchiedene Regeln der Vollkommenheit mit einander ſtreiten: So muß man die Ausnahme von der geringen Regel machen (I. §. 253).

§. 324. Eine ganze Geſellſchaft kan man ſich als eine einzelne Perſon vorſtellen, und daraus verſchiedene Fragen entſcheiden, die hierbey vorfallen können (I. §. 512). Vors erſte muß man ein Mitglied der Geſellſchaft, darinn man ſelber iſt, allen Auswärtigen vorziehen: Denn ein jeder iſt ſich ſelbſt der nächſte, und alſo auch eine jede Geſellſchaft allen ihren Gliedern; ſo, daß ſie keinem andern diejenige Hülfe oder den Vortheil zuwenden kan, den ſie jenen entziehen müſte. Eben das kan aus der gegenſeitigen Erkenntlichkeit erwieſen werden, ſo die Glieder einer Geſellſchaft einander ſchuldig ſind. Deñ da ein jeder von dem andern gewiſſe Vortheile genieſſet, die der gemeinen Wohlfahrt, durch ſeinen Dienſt zuwachſen: So iſt man demſelben auch in Anſehung deſſen, mehr Freundſchaft ſchuldig als einem Fremden, von dem man niemals dergleichen genoſſen hat.

Societatis membra exteris praeferenda ſunt.

§. 325. Ferner kan man aus dieſem Grunde entſcheiden, was eine Geſellſchaft überhaupt der andern ſchuldig ſey: Nemlich eben das, was einzelne Perſonen, nach dem Rechte der Natur, in ihrer natürlichen Freyheit, einander zu leiſten verbunden ſind. Wir haben dieſelben in dem obigen in verſchiedenen Hauptſtücken ſo ausführlich abgehandelt, daß wir ſie hier nicht weit-

Societates inter ſe quid ſibi inuicem praeſtare teneantur.

läuftig erzehlen dörfen. Ubrigens werden die Geſellſchaften in einfache und zuſammengeſetzte eingetheilet. Jene beſtehen nur aus einzelnen Perſonen, dieſe aber aus andern kleinern Geſellſchaften zuſammen genommen, die alsdann wiederum als einzelne Perſonen anzuſehen ſind. Von beyden muß nunmehr insonderheit gehandelt werden.

Das II. Hauptſtücke

Von der ehelichen Geſellſchaft.

§. 326.

Societas coniugalis quid ſit & quaenam eius obligatio.

Die eheliche Geſellſchaft oder der Eheſtand, iſt eine einfache Geſellſchaft zwiſchen Mann und Weib, die zu Erzeugung und Erziehung der Kinder und Beförderung der gemeinſchaftlichen Glückſeligkeit geſchloſſen wird. Der Mann wird alsdann der Ehemann, das Weib ein Eheweib oder eine Ehefrau; beyde zuſammen aber die Ehegatten genennet: Wiewohl man auch der Kürze halber nur ſchlechtweg Mann, Weib, Frau und Gatte zu ſagen pflegt. Da alle Geſellſchaften Verträge ſind (§. 319): So iſt auch der Eheſtand nur ein Vertrag, und folglich muß von ihm alles dasjenige gelten, was oben von den Verträgen überhaupt, und von Geſellſchaften ins beſondre erwieſen worden. Sie müſſen nemlich mit Einwilligung beyder Theile geſchloſſen, und wenn nichts unerlaubtes dabey verſprochen worden, unverbrüchlich gehalten werden.

Quinam ad Coniugium potiſſimum apti ſint & obligati.

§. 327. Da die Hauptabſicht des Eheſtandes die Erzeugung der Kinder und Erziehung derſelben iſt: So ſieht man wohl, daß alle diejenigen Perſonen dazu verbunden ſind, die beydes zu leiſten fähig ſind; weil man alles Gute zu thun ſchuldig iſt, was in ſeinem Vermögen ſteht. Hergegen erhellet hieraus auch, wer ſich vom Eheſtande zu enthalten habe, nemlich, wer entweder keine Kinder zu zeugen, oder doch dieſelben gehörig zu erziehen und zu verſorgen, nicht im Stande iſt. Hierdurch werden nicht nur alle gar zu junge, gar zu alte, und von Natur unvermögende Perſonen, ſondern auch alle diejenigen vom Eheſtande ausgeſchloſſen, die ſo arm ſind, daß ſie nach ihrem Stande ihre Kinder nicht erziehen könnten. Doch wird den Alten zu Beförderung ihres gemeinſchaftlichen Beſten, als des andern Endzwecks halber, der Eheſtand zuweilen auch noch zugelaſſen.

Concubitus alius voluptatis cauſſa celebratus illicitus.

§. 328. Wir wiſſen, daß die freyen Handlungen eines Tugendhaften mit den Abſichten der Natur übereinſtimmen ſollen (§. 27). Nun iſt ohne Zweifel die Abſicht des Schöpfers in Bildung zweyer Geſchlechter unter Menſchen und Thieren, und ihres Triebes zur Beywohnung, die Fortpflanzung der Arten geweſen: Wie wir dieſes bey den Thieren am allerdeutlichſten ſehen; als welche nur zu der ihnen beſtimmten Zeit dazu geneigt ſind. Folglich ſoll auch der Beyſchlaf unter den Menſchen, wenn er als eine freywillige Handlung angeſehen wird, nur in dieſer Abſicht geſchehen. Es ſind alſo aus dieſem Grunde alle Arten der fleiſchlichen Vermiſchung verwerflich, die aus bloſſer Uppigkeit und Wolluſt, und auſſer der Abſicht Kinder zu zeugen geſchehen: So lange bis man einen andern zureichenden Grund wird angeben können, dieſelben entweder alle, oder doch einige davon zu rechtfertigen.

Scortatio primum impuritatis genus.

§. 329. Aller Beyſchlaf, der auſſer der obgedachten Abſicht geſchieht, wird die **Unzucht** genennet, und folglich iſt alle Unzucht verbothen. Wird dieſelbe von ledigen Perſonen getrieben, ſo heiſſt ſie mit einem beſondern Namen die **Hurerey**. Da nun, auch wieder die Abſicht der Unzüchtigen, aus ſolchem verbothenen Beyſchlafe oft Kinder erzeuget werden; dieſe aber ſich ſelbſt nicht erziehen oder verſorgen können, und gleichwohl ohne einen Todſchlag zu begehen nicht verſäumet oder verlaſſen werden können: So müſſen nothwendig die Eltern derſelben auch für die Erziehung und Verpflegung ſorgen. Denn ungeachtet ſie nicht als ordentliche Eheleute deswegen mit einander eins worden, daß ſie Kinder zeugen und auferziehen wollten: So würden ſie doch viele andre Pflichten übertreten, wenn ſie es unterlieſſen. Zum wenigſten iſt kein Grund vorhanden, warum ſolches von andern geſchehen ſollte.

§. 330.

Liberos ex concubitu promiſcuo ſuſcipere non expedit.

§. 330. Nun könnten zwar üppige Leute hierbey einwenden: Weil doch auch auſſer dem ordentlichen Eheſtande Kinder erzeuget würden, und alſo das menſchliche Geſchlecht fortgepflanzet werden könnte: So brauche es keiner ordentlichen Ehe, und die Hurerey ſey alſo nicht wieder das Geſetze der Natur. Allein hierauf dient erſtlich zur Antwort; daß bey ſo unordentlicher Vermiſchung unehelicher Perſonen endlich niemand wiſſen würde, wem die Kinder zugehöreten, und wer ſie folglich ernähren ſollte. Dieſes aber würde entweder die gänzliche Verwarloſung derſelben, und die Verzweifelung vieler Mütter; oder doch unter den Männern ſelbſt unzehlige Händel verurſachen. Hernach aber iſt es auch falſch, daß bey ſolcher regelloſen Vermiſchung, die Fruchtbarkeit der Weiber eben dieſelbe bleiben würde: Indem unzüchtige Perſonen gemeiniglich nicht zur Schwangerſchaft kommen.

Polygamia quare iuri naturae repugnet.

§. 331. Da nun ein einziger Mann ſchon vermögend iſt, einer Frau ſo oft beyzuwohnen, als es die Abſicht des Eheſtandes erfordert: So erhellet daraus auch, daß eine Frau nicht mehr als einen Mann haben dörfe. Weil aber mit der Erzeugung der Kinder auch die Erziehung und Verpflegung derſelben verbunden iſt; und kein Mann vorher wiſſen kan, ob er nicht von einer einzigen Ehegattin ſchon ſoviel Kinder erzeugen wird, die ihm Mühe genug machen werden, wenn er ſie anſtändig verſorgen will: So ſoll auch ein jeder Mann mit einer einzigen

Frau zu frieden ſeyn. Nun ſcheinet es zwar bey Königen und Fürſten, imgleichen bey reichen Leuten anders zu ſeyn, weil ſie nicht beſorgen dörfen, mehr Kinder zu bekommen, als ſie ernähren können. Allein es ſind noch andre politiſche Urſachen verhanden, warum auch hier die Vielweiberey, ſelbſt nach dem Rechte der Natur nicht rathſam zu ſeyn ſcheinet.

Matrimonii duratio ad vitae finem extenditur.

§. 332. Weil kein Vertrag eher zum Ende geht, bis der Zweck deſſelben vollkommen erreichet iſt (§. 261); alle Geſellſchaften aber Verträge ſind: So geht auch der Eheſtand nicht eher zum Ende, bis die Abſichten deſſelben völlig erlanget worden. Nun ſind dieſelben nicht nur die Erzeugung, ſondern auch die Erziehung der Kinder, welche bisweilen bey etlichen nach und nach gebohrnen Kindern, dreyſſig, vierzig auch wohl mehr Jahren erfordert, ja deren Ende von vielen Eltern nicht erlebet wird. Alſo iſt es denn billig, daß der Eheſtand auch bis ans Ende des Lebens daure, und gleich Anfangs auf Lebenslang geſchloſſen werde. Ein anders wäre es, wenn einer von beyden Ehegatten zum Eheſtande ungeſchickt und zu Erfüllung ſeiner Abſichten untüchtig wäre. Denn hier wäre die Trennung billig, weil derſelbe die Bedingungen in dem Vertrage ſeines theils nicht erfüllen könnte (§. 153.)

Adulterium illicitum eſt & matrimonium ſoluit.

§. 333. Die Unzucht verehlichter Perſonen mit andern, wird ein Ehebruch genennet. Nun haben Ehegatten einander verſprochen, ſich zuſammen zu halten, und ein ander getreu zu ſeyn. Folglich läuft der Ehebruch wieder ihren Vertrag, und iſt alſo dem Rechte der Natur zuwieder. Nun haben wir oben erwieſen, daß in Verträgen niemand gehalten iſt, ſein Verſprechen zu erfüllen, dafern der andre das ſeinige nicht hält (§. 284). Wenn alſo der eine Ehegatte dem andern untreu wird, ſo hat auch der andre das Recht, ſich demſelben zu entziehen, und die Ehe gar aufzuheben. Daher iſt denn der Ehebruch die andre rechtmäßige Urſache der Eheſcheidung. Hätte aber der beleidigte Theil ſeinem ungetreuen Gatten auch nach vollbrachtem Ehebruche, den er wohl gewuſt wieder beygewohnet: So wäre es eben ſoviel, als ob er den Eheſtand wieder erneuert hätte.

Sponſalia quid & quare diſſolui poſſint.

§. 335. Die ernſtliche Erklärung des Vorſatzes einander zu heyrathen, wird das **Verlöbniß** genennet. Da nun ein Vertrag durch beyderſeitige Genehmhaltung vollkommen wird, und ſeine Gültigkeit erlanget: So muß auch der Eheſtand, nach gehaltenem Verlöbniſſe, ſo bald möglich iſt, vollzogen werden; Es wäre denn daß beyde zugleich wieder anders Sinnes würden (§. 258). Da aber Verträge die einem durch Liſt und Gewalt abgedrungen worden, nicht gehalten werden dörfen (§. 253. 256): So dörfte auch der Eheſtand getrennet werden, wenn dergleichen Betrug oder Furcht das Jawort zuwege gebracht hätten. Doch kan dieſes nur ſo lange gelten, als es bey der bloſſen Verlobung geblieben, die Hochzeit aber noch nicht vollzogen worden: Weil in dieſem Falle die Trennung aus andern Urſachen nicht rathſam ſeyn würde.

Mutuum adjutorium finis ſecundarius matrimonii.

§. 335. Beyde Ehegatten ſind vermöge ihres Vertrages ſchuldig, ihre und ihrer Kinder gemeine Wohlfahrt auf alle mögliche Weiſe zu befördern (§. 326). Dieſe Pflicht nennt man die gegenſeitige Hülfleiſtung, und ſelbige gehört allerdings mit zu den Abſichten des Eheſtandes (I. §. 309). Daraus flieſſet nun die Schuldigkeit beyder Ehegatten, einander nicht nur durch einen gefälligen Umgang die Beſchwerlichkeiten des ehelichen Lebens zu erleichtern: ſondern auch ihr Vermögen, deſſen ſie zur Nothdurft, zum Wohlſtande, und zur Bequemlichkeit bedürfen, nach Möglichkeit zu rathe zu halten und zu vermehren. Dieſe Pflicht iſt nun ſoviel nöthiger, je fruchtbarer ihr Eheſtand iſt: Indem ſie alsdann nicht nur für ſich, ſondern auch für die Erziehung und Verpflegung der ihrigen zu ſorgen haben. Aus eben der Urſache iſt es denn billig, daß eine Frau, die nichts zu erwerben geſchickt iſt, einen gewiſſen Brautſchatz mitbringe, die Koſten der Auferziehung und Haushaltung mit beſtreiten zu helfen.

Dos Uxoris marito non niſi adminiſtranda traditur.

§. 336. Weil aber das Eingebrachte der Frauen, nur mit ſeinen Nutzungen die Stelle des jährlichen Erwerbes der Frauen vertreten ſoll: So kommt dem Manne darüber weiter keine Herrſchaft zu; ſondern er hat ſich nichts mehr als die Verwaltung deſſelben zum gemeinen Beſten anzumaſſen. Das Capital muß der Frauen Eigenthum bleiben, und entweder von des Mannes Gütern abgeſondert ſtehen, oder, dafern es mit ihrer Verwilligung in die Haushaltung verwandt würde, ihr nach ſeinem Tode wieder erſtattet werden. Ja wenn der Mann Schulden halber in Noth geriethe: So müſte doch die Frau den erſten Anſpruch auf ſeine Güter behalten, damit ſie nicht ſelbſt zu Erfüllung ihrer Pflichten gegen ſich und ihre Kinder, durch eine fremde Schuld, untüchtig würde. Das Gegentheil aber würde geſchehen, wenn die Frau mit an des Mannes Schulden Theil genommen, und ihre Bewilligung dazu gegeben hätte.

Marito imperium [illegible] debeatur in uxorem.

§. 337. Weil beyde Ehegatten mit zuſammengeſetzten Kräften das gemeine Beſte befördern ſollen: So muß deſſen Anſchlag allezeit die Oberhand behalten, der dazu am verträglichſten iſt. Doch weil hier zwiſchen eigenſinnigen Leuten ein ewiger Streit entſtehen würde: So iſt es billig, daß der Mann, der gemeiniglich der ſtärkeſte, älteſte und erfahrenſte iſt, die Herrſchaft habe, und den Ausſchlag gebe, was geſchehen ſoll. Die Frau hergegen iſt verbunden demſelben willig zu folgen, und wenn ſie ja was darwieder einzuwenden hätte, ſolches mit aller Gelaſſenheit und Sanftmuth vorzuſtellen. Wäre indeſſen ein ſolcher Rath vernünftig und möglich ins Werk zu richten: So müſte auch der Mann demſelben Gehör geben, und ſie mehr mit Liebe als mit Gewalt zu lenken ſuchen. Sie iſt als ſeine Rathgeberin, nicht aber als eine Dienſtmagd anzuſehen.

Marito ius etiam medio duriore contrariantem bono communi coercet.

§. 338. Da der Eheſtand eine Geſellſchaft iſt, die auf das gemeine Beſte abzielet, und beyde Ehegatten zu Beförderung deſſelben verbunden ſind: So muß auch in demſelben alles recht ſeyn, was zu dieſer Abſicht dienlich iſt. Wie es nun in andern Geſellſchafften kommen kan, daß ein Glied derſelben die gemeine Wohlfahrt hindert: So kan es ſich auch im Eheſtande zutragen, daß z. E. die Frau durch Verſchwendung, oder ſonſt, das gemeine Beſte ſtöret. Nun ſteht es aber ſonſt den übrigen Gliedern der Geſellſchaft zu, das unartige Mitglied auch durch harte Mittel zu Beobachtung ſeiner Pflicht zu nöthigen, wenn gelindere nichts verfangen wollen (§. 322): Daher muß es auch einem Manne frey ſtehen, eine unartige und wiederſpenſtige Frau auf ſolche Art im Zaume zu halten, und wo nicht zu beſſern, doch wenigſtens im Böſen zu hindern. Doch gehört auch hierzu allezeit viel Klugheit und Vorſicht.

Amor conjugum poſt fata etiam protenditur.

§. 339. Eheleute ſollen einander lieben. Denn wer des andern Beſtes zu befördern ſuchet, der vergnüget ſich an der Glückſeligkeit deſſelben. Wer aber dieſes zu thun bereit iſt, der liebet den andern (I. §. 528). Da nun Ehegatten um der gemeinen Wohlfahrt willen mit einander zuſammen getreten ſind, und alſo einander glücklich zu machen ſuchen ſollen (§. 326): So ſind ſie auch verbunden einander zu lieben. Dieſe Liebe nun erſtrecket ſich nicht nur auf dieſe Zeit, da ſie beyde bey einander am Leben ſind: Sondern auch auf die Zeit, da der eine den andern überlebet. Ein ſterbender Ehegatte ſoll alſo dem Hinterbleibenden einen Theil ſeines Vermögens, gleichſam zur Dankbarkeit für die von ihm genoſſene Liebe, hinterlaſſen: Der Lebendige aber dem Verſtorbenen durch Trauren, Ehrengedächtniſſe, u. ſ. w. ſein liebreiches Andenken und ſeine Erkenntlichkeit zu verſtehen geben.

✡✡✡✡✡✡✡✡✡✡✡✡✡✡✡

Das III. Hauptſtücke

von

Der väterlichen Geſellſchaft.

§. 340.

Societas paterna quid ſit?

Die väterliche Geſellſchaft, iſt eine einfache Geſellſchaft, zwiſchen Eltern und Kindern der gemeinſchaftlichen Wohlfahrt wegen. Da eine jede Geſellſchaft ein Vertrag iſt, ein jeder Vertrag aber die Einwilligung beyder Parteyen erfordert: So fragt ſichs, ob man dieſes von Kindern ſagen könne, welche bey ihrer Geburt noch keinen Gebrauch der Vernunft haben, und alſo nichts verſprechen oder bewilligen können. Allein es gehört zu einer Geſellſchaft nicht allemal ein ausdrückliches Verſprechen: Sondern man vermuthet oftmals eine Bewilligung, wenn man genugſame Urſache dazu hat. Eine ſolche ſtillſchweigende Bewilligung iſt nun auch von kleinen Kindern zu vermuthen, da der ganze Vertrag hauptſächlich ihnen zum Beſten gereichet. Denn es iſt leicht zu denken, daß ſie nach Art aller Menſchen nach ihrer Glückſeligkeit ſtreben würden, wenn ſie ſchon ſoviel Verſtand hätten, als dazu nöthig iſt.

Obligatio Parentum ad liberorum educationem.

§. 341. Weil alſo die Kinder im Anfange ihres Lebens noch nicht vermögend ſind ihre Wohlfahrt ſelbſt zu beſorgen: So müſſen die Eltern ſolches thun. Hierzu gehört erſtlich, die Verpflegung derſelben durch Nahrung und Kleider; als ohne welche ſie elender Weiſe umkommen würden. Ferner die Sorge für ihre Seele, da ſie durch einen guten Unterricht, theils ihren Verſtand, theils ihren Willen zu beſſern, und ſie zu vernünftigen und tugendhaften Menſchen zu machen verbunden ſind. Endlich gehört dazu auch die Ausführung zu einer gewiſſen Lebensart, dadurch ſie in anwachſenden Jahren, ſich ſelbſt auf eine anſtändige Weiſe fortzubringen geſchickt werden, und nützliche Mitglieder des gemeinen Weſens abgeben können. Alle dieſe Pflichten werden unter dem Namen der Auferziehung begriffen, und es iſt leicht zu begreifen, daß die Eltern dazu verbunden ſind.

Obligatio liberorum ad obedientiam ipſis præſtandam.

§. 342. Alle Sorgfalt der Eltern würde vergeblich ſeyn, wenn die Kinder durch Ungehorſam und Wiederſpenſtigkeit ihre Anſtalten

und

Befehlen wiederſtreben wollten. Da nun alſo der Gehorſam eine Sache iſt, ohne welche der Endzweck der väterlichen Geſellſchaft nicht erhalten werden kan; beyde Theile aber dazu ſo viel beyzutragen verbunden ſind, als ſie können (§. 34.): So erhellet daraus, daß die Kinder ihren Eltern in allen dahin gehörigen billigen Stücken zu gehorchen verbunden ſind. Ich ſage mit Fleiß, billigen Stücken. Denn wenn ſich irgend unverſtändige oder boshafte Eltern [illegible] unterfingen, daß ſie ihren Kindern Dinge anbefählen, die dem Rechte der Natur zuwieder lieſen: So müßten verſtändige Kinder ihnen darinnen nicht gehorchen; weil man ſich zu verbothenen Dingen durch keinen Vertrag anheiſchig machen kan oder ſoll (§. 251.).

Patria poteſtas quid ſit, item minorennitas & maiorennitas.

§. 341. Weil alſo die Eltern verbunden ſind, die Wohlfahrt ihrer Kinder zu beſorgen, die Kinder aber ſchuldig ſind, den Befehlen ihrer Eltern zu gehorſamen: So entſtehet daraus die Väterliche Gewalt. Man verſtehet dadurch nichts anders, als ein Recht der Eltern die Handlungen ihrer Kinder nach ihrem Gutachten zu lenken, und zu Beförderung ihrer Wohlfahrt einzurichten. Dieſes letztere ſchränket die Gewalt der Eltern, nach dem Geſetze der Natur, ein: Denn ſonſt könnten ſich auch Eltern leichtlich ihrer Macht misbrauchen. So lange nun die Kinder noch einer fremden Anleitung in ihrem Thun und Laſſen nöthig haben, und ſich ſelbſt nicht verſorgen können, ſo werden ſie minderjährig genennet. So bald ſie aber ſich ſelbſt zu verſorgen und zu regieren wiſſen, nennet man ſie **mündig**. Jene ſtehen unter der väterlichen Gewalt, dieſe aber nicht mehr.

Quis nam ſit minorennitatis terminus.

§. 345. Wenn es ſich fragt, in welchem Jahre die Minderjährigkeit der Kinder aufhöre: So läßt ſich dieſes ſo überhaupt nicht ſagen; indem einige früher, andre ſpäter zu dem gehörigen Verſtande gelangen. Doch da das Wachsthum des menſchlichen Leibes allererſt im fünf und zwanzigſten Jahre völlig [illegible] Ende geht: So wäre es nicht unbillig, wenn man auch hiervon die Hauptregel der Minderjährigkeit machte; welches auch in vielen bürgerlichen Rechten, zumal wegen der Wechſel, beobachtet werden. Weil nun ein Minderjähriger, noch unter väterlicher Gewalt iſt, und alſo nicht in dem Anſehen ſteht, daß er ſeine Wohlfahrt recht zu beſorgen wiſſen: So kan er auch keine gültige Verträge ſchlüſſen; dafern ſeine Eltern nicht entweder ausdrücklich, oder vermuthlich mit einſtimmen.

Liberi tenentur ad gratitudinem & amorem erga parentes.

§. 346. Eltern, die ihre Kinder wohl erziehen, erweiſen ihnen viel Gutes, und ſind als ihre Wohlthäter anzuſehen. Da man nun gegen ſeine Wohlthäter dankbar ſeyn muß (I. §. 258): So ſind auch Kinder verbunden, gegen ihre Eltern dankbar zu ſeyn. Nun iſt aber die Dankbarkeit eine Liebe der Wohlthäter: Folglich müſſen auch Kinder ihre Eltern lieben. Iſt aber dieſe eine Bereitſchaft ſich an dem Glücke des andern zu vergnügen, und

ein

und eine herzliche Begierde dazu ſo viel beyzutragen, als es einem möglich iſt (I. §. 256): So ſind auch Kinder verbunden, ſich über den Wohlſtand ihrer Eltern zu vergnügen, und denſelben aus allen Kräften zu befördern. Sie müſſen daher keine Gelegenheit vorbey laſſen, darinn ſie die Wohlfahrt und Glückſeligkeit ihrer Eltern vermehren könnten: Zumal, wenn dieſelben alt oder krank würden, und alſo des Beyſtandes ihrer Kinder nöthig hätten.

Timor filialis erga parentes & reverentia ipſis debita.

§. 347. Wer den andern liebet, der vermeidet gern alles, was demſelben Verdruß machet, und alſo deſſen Glückſeligkeit ſtöhret. Er ſcheuet ſich alſo auch etwas zuthun oder zu laſſen, das dem andern zuwieder ſeyn, oder misfallen kan. Da nun Kinder ihre Eltern zu lieben verbunden ſind (§. 346): So müſſen ſich dieſelben auch ſcheuen, das iſt, ſich für allen Beleidigungen derſelben ſorgfältig hüten. Dieſe aus Liebe entſprungene Sorgfalt und Behutſamkeit nennet man die **kindliche Furcht**: Folglich ſind denn die Kinder zu der kindlichen Furcht verbunden. Hierzu kommt nun noch die Ehrerbietung. Denn da die Eltern an Jahren, an Erfahrung, an Verſtande, Vermögen, und vielen andern guten Eigenſchaften den Kindern vorgehen, auch das Recht haben den Kindern zu befehlen: So ſind dieſe verbunden ſie zu verehren und hochzuſchätzen.

Quam diu haec officia durare debeant.

§. 348. Da die Wohlthaten der Eltern die wichtigſten ſind, ſo jemanden erwieſen werden können: So muß auch die Dankbarkeit, Liebe, kindliche Furcht und Hochachtung gegen dieſelben von rechtswegen lebenslang dauren. Hergegen mit dem Gehorſame iſt es ein anders, denn dieſer höret mit der väterlichen Gewalt auf: Weil es unbillig ſeyn würde, erwachſene und verſtändige Leute, die ſich ſelbſt zu verſorgen, und ihr Beſtes zu befördern geſchickt ſind, als minderjährige Kinder zu beherrſchen. Gleichwohl ſollen auch mündige Perſonen dem wohlgemeynten Rathe ihrer Eltern Gehör geben; auch nach Beſchaffenheit der Umſtände, Folge leiſten. Die lange Erfahrung nemlich hat ihnen gewiſſe Vorzüge des Verſtandes, und eine Einſicht in den Erfolg der Sachen gegeben, die nicht ganz zu verachten iſt.

Officium parentum de proſpiciendis poſt mortem liberorum neceſſitatibus.

§. 349. Da Eltern nicht wiſſen können, wie lange ſie leben werden, und ob es ihnen möglich ſeyn wird, die Auferziehung ihrer Kinder ganz zu vollenden: So ſollen ſie auf ein Vermögen bedacht ſeyn, davon allenfalls dieſelbe beſtritten werden könnte. Denn ungeachtet niemand zu etwas unmöglichem verbunden iſt, und alſo auch todte Eltern ihre Kinder ſelbſt zu erziehen nicht ſchuldig ſind: So ſollen ſie doch zum voraus ſchon auf dergleichen Fälle denken, und gehörige Anſtalten dargegen machen; als welches gar wohl möglich iſt. Dahin gehört denn auch, daß ſie vor ihre unerzogene Kinder rechtſchaffene Männer ausſuchen, die Vaterſtelle bey ihnen vertreten können. Man nennt dieſelben **Vormünder**, die Kinder aber, die noch minderjährig ſind, **Unmündige**.

§. 350.

Officia Tutorum & pupillorum.

§. 350. Weil alſo Vormünder an der Väter Stelle treten: So müſſen ſie in allen Stücken die Pflichten derſelben erfüllen, und die Rechte derſelben genieſſen. Sie müſſen nemlich zuförderſt das hinterlaſſene Vermögen der Unmündigen wohl verwalten, und es zum Beſten derſelben wohl gar zu vergröſſern ſuchen. Hernach müſſen ſie auf die Handlungen derſelben ein wachſames Auge haben, und bey ihrer Auferziehung nichts verſäumen. Sie genieſſen dabey aber auch alle Rechte der väterlichen Gewalt, und können Gehorſam, Dankbarkeit, Liebe, kindliche Furcht und Ehrerbietung von ihren Unmündigen fordern; ſo lange ſie in der Minderjährigkeit ſtehen. Dieſe hergegen ſind auch verpflichtet, ſie als ihre andre Väter anzuſehen, und ihnen allen Gehorſam, alle Dankbarkeit, Liebe, kindliche Furcht und Ehrerbietung zu erzeigen.

Tutoribus in bona pupilli praeter adminiſtrationem nihil licet.

§. 351. Weil die Vormünder nur die Verwaltung des Vermögens der Unmündigen bekommen haben: So kommt ihnen auch ſonſt kein Recht darauf zu. Sie können alſo dieſelben für ihren Kopf nicht vertauſchen, verkaufen, vielweniger verſchenken: Sondern müſſen bey Niederlegung ihrer Vormundſchaft, den mündig gewordenen Erben, alles ſo ausliefern, wie es ihnen überantwortet worden. Wäre es aber ja zum Beſten des Unmündigen, zuweilen rathſam, z. E. ein baufälliges Haus lieber zu verkaufen, als vollends eingehen, oder mit vielen Koſten ausbeſſern zu laſſen: So müſten ſie ſolches nicht ohne Vorwiſſen und Beyfall der nächſten Blutsverwandten unternehmen; welchen ſie auch, im Stande der natürlichen Freyheit die jährliche Rechnung von dem verwalteten Vermögen würden abzulegen haben.

Pupilli ſine Tutoribus valide contrahere nequeunt.

§. 352. Gleichwie minderjährige Kinder, ohne ihrer Eltern Vorwiſſen und Einwilligung nicht befugt ſind, einigen wichtigen Vergleich zu ſchlüſſen: Alſo können auch Unmündige nichts gültiges vor ſich, und ohne ihrer Vormünder Willen vornehmen. Denn eben darum hat man ihnen Vormünder geſetzt, weil mans ihnen nicht zutrauete, daß ſie ſelbſt in ſolchen Fällen behutſam genug ſeyn würden, ihr Beſtes zu beobachten. Wollte aber zuweilen ein Vormund aus Eigenſinn, oder Eigennutz in einen vortheilhaften Vergleich ſeines Unmündigen nicht willigen: So müſte er von den nächſten Blutsverwandten dazu genöthiget werden. Eben dieſe ſind verbunden die Aufſicht über ihn zu haben, ihn zu Ablegung der Rechnung anzuhalten, und zu Erſetzung, des durch ſeine Schuld erfolgten Schadens zu zwingen.

Pupilli Tutoribus gratos ſe praebeant ſi poſſunt.

§. 353. Da Vormünder mit ihren Unmündigen ſehr viele Mühe haben, zumal, wenn ihr Vermögen groß iſt, und viele Sorgfalt erfordert, wenn es gut verwaltet werden ſoll: So iſt es auch billig, daß ihnen ihr Fleiß einigermaaßen vergolten werde. Denn da niemand ein Recht hat, dasjenige umſonſt von einem andern zu fordern, was er ihm bezahlen, oder ſonſt vergelten kan (§. 322): So kan auch kein Unmündiger begehren, daß ihm ſein Vormund umſonſt dienen ſolle. Sie ſollen alſo demſelben bey Niederlegung der Vormundſchaft, nach Beſchaffenheit ihres Vermögens, und der dabey gehabten Mühe eine Erkenntlichkeit blicken laſſen. Ein anders wäre es, wenn der Unmündige kaum ſo viel ererbet hätte, daß die nöthigen Koſten der Auferziehung davon genommen werden könnten.

Caſus reliqui circa educationem orphanorum.

§. 354. Wenn irgend die Verlaſſenſchaft des Vaters nicht zulangen ſollte, die Unmündigen gehörigermaaßen zu erziehen: So iſt die Mutter verbunden, das übrige dazu herzugeben; indem ſie gleiche Pflichten hat, das Beſte derſelben zu befördern. Wäre aber dieſe zu erſt geſtorben, und ihre Güter langten zu, durch die bloſſen Nutzungen die Kinder zu erziehen: So ſoll der Vater das Capital unverſehrt vor ſie erhalten. Eben ſo müſte es mit denen Gütern gehalten werden, die den Kindern auf andre Art irgend zufallen könnten. Stürben endlich alle beyde, und verlieſſen gleichwohl ihren unmündigen Kindern nichts, wovon ihre Auferziehung vollzogen werden könnte: So würden ſich die nächſten Blutsfreunde und vermögenden Anverwandten in die Verſorgung und Erziehung der Weyſen theilen müſſen.

Das IV. Hauptſtücke von der herrſchaftlichen Geſellſchaft.

§. 355.

Societas herilis quomodo oriatur & quid ſit?

Die Erfahrung lehret, daß es vielen an dem nöthigen Unterhalte fehlet, die ſich nicht anders zu helfen wiſſen, als wenn ſie ihre Dienſte andern darbieten, und ſich davor Nahrung und einen gewiſſen Lohn reichen laſſen (§. 282). Den Vertrag alſo, den ein armer mit einem reichern in der Abſicht ſchlüſſet, daß jener dieſem gewiſſe Dienſte thun, dieſer ihm aber davor einen Lohn geben ſoll, nennen wir hier die herrſchaftliche Geſellſchaft Die Perſon, ſo der andern dienet, wird ein Diener, ein Knecht, eine Magd, ein Bedienter, oder überhaupt das Geſinde genennet: Derjenige aber, der ihnen den Lohn oder Unterhalt dafür reichet, wird der Herr, die Frau, oder überhaupt die Herrſchaft genennet. Es iſt alſo die herrſchaftliche Geſellſchaft, eine einfache Geſellſchaft, zwiſchen Herrſchaften und Bedienten, zu Beförderung des gemeinen Beſtens.

Aequitas ſocietatis herilis & officia partis vtriusque.

§. 356. Da alle rechtmäßige Verträge gehalten werden müſſen (§. 252): So muß auch die herrſchaftliche Geſellſchaft gehalten werden, denn ſie gehört in die Zahl ſolcher Verträge, die dem Geſetze der Natur gemäß ſind; indem beyde Perſonen das gemeine Beſte zu befördern ſuchen (§ 255). Folglich muß denn der Bediente dasjenige, dazu er ſich anheiſchig gemacht hat, treulich verrichten, und den Befehlen ſeiner Herrſchaft, die dem Geſetze der Natur gemäß ſind, willig gehorſamen. Da aber alle Verträge gegenſeitig ſind, (§. 354.) und der Bediente ſich nicht umſonſt zu dienen verpflichtet hat: So muß ihm auch die Herrſchaft ihrerſeits das verſprochene halten, ihm geſunde und ſattſame Nahrung, nöthige Kleidung und den gehörigen Lohn reichen. Ja niemand darf, vor der verabredeten Zeit, ohne des andern Willen ihm den Dienſt aufſagen.

Seruus non ſua ſed domini negotia curare tenetur.

§. 357. Weil der Bediente ſeine Dienſte der Herrſchaft vermiethet hat, ſo, daß ſie dieſelbe zu ihrem Nutzen brauchen mag: So ſoll jener nicht die Zeit in Beſtellung ſeiner eigenen Geſchäfte zu bringen, und die Arbeit der Herrſchaft darüber verſäumen. Wenn aber des Herrn Geſchäfte ihm noch müßige Stunden übrig lieſſen, oder es ihm ausdrücklich erlaubet worden wäre: Alsdann ſtünde es ihm allerdings frey, auch das Seinige zu beſorgen. Ungeachtet nun die Herrſchaft ihren Bedienten nur ihrer eigenen Arbeit halber miethet: So iſt es doch billig, daß man ihm, als einem Menſchen, der auch ſein eignes Wohl zu befördern verbunden iſt, ſo viel Zeit verſtattet, daß er dieſen Pflichten gebührend nachkommen könne. Man muß nemlich niemanden hindern, das Geſetz der Natur zu erfüllen ; und die allgemeine Menſchenliebe auch ſeinen Bedienten nicht entziehen (§. 222).

Domino ius iubendi & obligandi ſeruum competit.

§. 358. Weil der Bediente verbunden iſt, der Herrſchaft zu gehorchen, ſo lange ſie ihm was billiges anbefiehlt : So iſt die Herrſchaft berechtiget ihm zu befehlen, was er thun ſoll. Und weil dieſes Recht vergeblich ſeyn würde, wenn auf den Fall des Ungehorſams, der Herr keine Macht und Gewalt hätte, denſelben dazu anzuhalten : So muß allerdings der Herrſchaft auch dieſe Macht zuſtehen, ihr ungehorſames Geſinde zu zwingen. Doch da die Bedienten von unterſchiedener Art ſind, ſo daß ſich gegen einige keine äuſſerliche Gewalt brauchen läßt : So bleibt der Herrſchaft nichts mehr übrig, als daß ſie ſolche wiederſpenſtige Leute aus ihrem Dienſten ſchaffe. Denn da man nicht länger gehalten iſt, bey einem Vertrage zu bleiben, als der andere ſein Verſprechen hält (§. 245) : So erhellet, daß auch ein Herr ſeinen unartigen Bedienten ſein Verſprechen nicht halten dörfe.

Amor mutuus inter Dominos & ſeruos obtinere debet.

§. 359. So wie die Herrſchaften verbunden ſind, ihre Bedienten mit der allgemeinen Menſchenliebe zu lieben (§. 253) : So ſind auch die Bedienten von ihrer Seiten dazu ſchuldig. Aber die beſondre Verknüpfung, darinn ſie auſſer den allgemeinen Pflichten noch ſtehen, ſchreibet ihnen noch eine beſondre Liebe vor. Denn da ſowohl die Bedienten den Herrſchaften, als dieſe jenen zu Beförderung der Glückſeligſeligkeit mehr, als ſonſt jemand, behülflich ſind: So wird auch ihre Menſchenliebe dadurch näher beſtimmet, einander mehr Gutes zu gönnen als andern; und wenn es die Gelegenheit giebt, auch auſſer denen, im Vertrage ausdrücklich verabredeten Stücken, einander glücklich zu machen. Da nun dieſes auch die oben erwieſene Pflicht aller Geſellſchaften, gegen ihre Glieder zeiget (§. 324): So iſt es wohl ausgemacht, daß dieſes auch in der herrſchaftlichen ſtatt finden müſſe.

§. 360. Wir haben oben von Kindern erwieſen, daß ſie ihre Eltern auch kindlich fürchten, und aufrichtig verehren ſollen (§. 347): Aus eben dieſen Gründen, läßt ſich ſolches von Dienſtbothen erweiſen, da ihre Herrſchaften ſoviele Vorzüge vor ihnen beſitzen. Hingegen müſſen auch dieſe mit jenen nicht nach aller Strenge verfahren, wenn ſie gleich dieß oder jenes verſehen hätten. Denn obwohl Bediente, nach ihrer allgemeinen und beſondern Pflicht, ihren Herrſchaften in keinem Dinge einigen Schaden oder Verluſt zufügen dörfen, auch wenn ſie ſolches ungefehr gethan hätten, ſolchen zu erſetzen verbunden ſind: So müſſen doch auch die Herrſchaften dabey erwegen, was oben bey der Wiedererſtattung, Reichern gegen Aermere für Pflichten fürgeſchrieben worden. Die Gelindigkeit und Erbarmung thut bey Schwachheitsfehlern, weit beſſere Wirkungen als die Schärfe.

Metus filialis & reuerentia ſeruos, indulgentia dominos decet.

Mancipium quid ſit quidque reſpectu eius juſtum ſit?

§. 361. Ein Sclave iſt ein Knecht, der ſeinem Herrn eigenthümlich zugehöret, ſo, daß er denſelben auf alle beliebige Weiſe brauchen kan, indem kein Vertrag unter ihnen iſt, dadurch ſeine Dienſte auf einige Zeit eingeſchränket würden. Ein ſolcher Leibeigener muß alſo allen Befehlen ſeines Herrn nach Vermögen nachkommen; wenn ſie nur dem Geſetze der Natur nicht zuwieder ſind. Denn, da er gleichwohl ein Menſch iſt, ſo bleibt die allgemeine Verbindlichkeit aller Menſchen auch bey ihm feſt, und kan durch keine neue Pflicht überwogen, oder aufgehoben werden. Und da ſein Herr ihn eigenthümlich beſitzet: So dauret ſeine Knechtſchaft Lebenslang, dafern ihm ſein Herr nicht die Freyheit wieder ſchenket, oder wo er nicht von jemanden durch eine Ranzion erkaufet, und aus der Sclaverey erlöſet wird.

Dominium Domini in mancipium transferri poteſt in alios.

§. 362. Denn da ein Leibeigner mit unter die Eigenthümer eines Herrn gehöret, ſo wird alles von ihm gelten, was oben davon erwieſen worden (Cap. V. p. 178). Ein Herr kan alſo ſeinen Sclaven vertauſchen, verſchenken, verleihen, verkaufen, u. ſ. w. Das iſt das Eigenthum, oder den Gebrauch deſſelben, an andre abtreten; nach dem es ihm beliebig iſt. Ja wie man ein Eigenthum auch gar von ſich thun, und ſich der Herrſchaft darüber begeben kan, ohne ſie jemand andern zu übertragen: So kan auch einem Knechte, der ſich etwa dieſer Wohlthat würdig gemacht hat, die Freyheit gegeben werden; ſo, daß er künftig niemanden mehr zugehöre, ſondern ſein eigener Herr ſey. So bald dieſes geſchieht, wird aus dem Leibeigenen ein Freygelaſſener; geſetzt, daß er auch ſeine Freyheit hätte erkaufen müſſen.

§. 363. Doch auch die Macht eines Herren über ſein Eigenthum, iſt durch die Pflichten gegen ſich ſelbſt eingeſchränkt. Denn er ſoll wenigſtens ſein Vermögen nicht ohne Noth misbrauchen, oder daſſelbe muthwillig vermindern oder verſchlimmern (§. 213). Folglich würde denn ein Herr unvernünftig handeln, wenn er ſeinen Leibeigenen entweder krumm und lahm prügeln, oder ihn verhungern laſſen, oder ſonſt zu ſeinen Dienſten untüchtig machen wollte. Daher iſt er denn verbunden, auch ſeinen Sclaven, mit nöthiger Kleidung und geſunder Speiſe zu verſehen, ihm eine zulängliche Ruhe zu gönnen, keine übermäßige Arbeit aufzulegen, und wenn er krank würde, ihn wieder zu rechte zu bringen. Eben dieſes würde aus den Pflichten der allgemeinen Menſchenliebe flüſſen, die gewiß bey der Sclaverey ſelbſt nicht aufhören.

Attamen per officia in ſe ipſum limitatum eſt.

§. 363. Wenn aber ein Leibeigener aus Bosheit oder Halsſtarrigkeit nicht thun wollte, was ihm befohlen wird: So ſteht es dem Herrn frey ſich aller erſinnlichen Mittel zu bedienen, um denſelben zu ſeiner Pflicht anzuhalten. Nur die Grauſamkeit und Tyranney muß er auch hier vermeiden, damit er ſich nicht ſelber ſchade: Zumal da auch gelinde Mittel

Reluctans mancipium coercendum eſt quibuslibet mediis.

oftmals mehr, als die harten zu helfen pflegen. Man ſieht aber aus dem allen wohl, wie gefährlich der Zuſtand eines Leibeigenen iſt, und wie leicht er in die Hände eines unvernünftigen Herrn gerathen kan, der die Pflichten der Menſchlichkeit aus den Augen ſetzet, und ſich ſeiner Gewalt misbrauchet. Daher iſt denn auch bey den meiſten geſitteten Völkern dieſelbe abgeſchaffet, und eine freyere Art von Leuten hat die Dienſte derſelben auf andre weit beſſere Bedingungen über ſich genommen.

An in ſeruitutem redigendi ſint, homines & quare.

§. 365. Indeſſen, wenn es gleichwohl zuweilen im gemeinen Weſen auch eine Art ſo boshafter Leute giebt, die ſich durch keine gelinde Mittel zu einer ordentlichen Lebensart wollen lenken laſſen, und wohl gar aufs rauben und ſtehlen gerathen, wenn ſie durch Betteln ihren Unterhalt ſo reichlich nicht haben können, als ſie wohl wünſchen: So iſt es allerdings billig, auch zu Verhütung vieles Unheils dieſelben auf eine Zeitlang, oder auch wohl auf Lebenslang zu Sclaven zu machen. Dieſes geſchieht nun in Zucht- und Arbeithäuſern, imgleichen in Veſtungen, wo ſie zum Bau aufs härteſte angeſtrenget werden. Dieſe ſind aber alsdann nicht Sclaven einzelner Herren, ſondern des ganzen gemeinen Weſens, und werden alſo keinen Misbrauch der herrſchaftlichen Gewalt zu beſorgen haben.

Das

Das V. Hauptſtücke

von dem

Hausweſen, oder einer Familie.

§. 366.

Wenn von den obigen kleinern und einfachen Geſellſchaften zwoe oder alle dreye zuſammen kommen, und in einem Hauſe von denſelben Perſonen vereiniget werden: So entſteht daraus ein Hausweſen, oder eine Familie. Es iſt alſo ein Hausweſen eine zuſammengeſetzte Geſellſchaft, die aus zwoen oder dreyen einfachen, zu Beförderung der gemeinen Wohlfahrt geſchloſſen worden. Es iſt alſo das Hausweſen, entweder ein vollkommenes, oder ein unvollkommenes. Jenes entſteht, wenn die eheliche, väterliche und herrſchaftliche Geſellſchaft zugleich vereiniget worden. Dieſes aber iſt dreyerley, nach dem ſich entweder die eheliche mit der väterlichen, oder mit der herrſchaftlichen allein, oder dieſe mit der väterlichen allein verbunden hat.

Quid ſit Familia & quotuplex.

§. 367. Eben die Perſon, die in der ehelichen Geſellſchaft der Ehemann heißt, in der väterlichen der Vater, und in der herrſchaftlichen der Herr genennet wird, bekommt in dem Hausweſen den Namen eines Hausvaters. Auf eben dieſe Art bekommt auch die Ehegattin,

Patrifamililias & matrifamilias regimen in domo competit.

tin, Mutter und Frau hier den neuen Namen einer Hausmutter; und alle übrige Perſonen werden nur ſchlechterdings Hausgenoſſen genennet. Aus allen obigen Hauptſtücken erhellet nun, daß der Hausvater in ſeinem Hauſe das Haupt ſey, und ſowohl über ſeine Ehegattin, als über Kinder und Geſinde das Regiment führe. Die Hausmutter ebenfalls, hat über ihre Kinder als Mutter, und über ihr Geſinde, als eine Frau zu gebiethen; Und da ſie ſo gar eine Mitgeberin ihres Ehegatten iſt; ſo ſieht man, daß auch ſie in dem Regimente des Hausweſens ein ziemliches Anſehen habe.

In Familia omnes ſocietates ſimplices conſpirare debent. ad ſal. comm.

§. 368. Das Hausweſen wird nach Art aller Geſellſchaften zur Beförderung der gemeinen Wohlfahrt angeſtellet. Daher müſſen denn alle die kleinern Geſellſchaften, daraus es beſteht, einander in dieſer Abſicht nicht hinderlich fallen. Es iſt alſo die Pflicht eines rechtſchaffenen Hausvaters hauptſächlich auch dafür zu ſorgen, daß die allgemeine Glückſeligkeit von allen Mitgliedern des Hauſes täglich befördert werde. Ja ſollte es ſich zutragen, daß die eine Geſellſchaft, wegen gewiſſer Mängel der andern zuwieder liefe; als wenn z. E. ein böſes Geſinde die Eheleute uneins machte, oder die gute Kinderzucht hinderte: So müſte er darauf bedacht ſeyn, wie ein ſolch Hinderniß aus dem Wege geſchaffet werden könnte: Geſetzt, daß ein ſolcher Dienſtbothe abgeſchaffet werden müſte.

Salus domeſtici praefertur ſaluti exterorum.

§. 369. Perſonen, die in einer Geſellſchaft ſtehen, können als Glieder eines Körpers angeſehen werden, weil man die ganze Geſellſchaft im Abſehen auf andere, als einzelne Perſonen anſehen kan (§. 324). Da nun in allen Fällen, wo das eigene Wohl mit der Wohlfahrt eines andern ſtreitet, ein jeder ſich ſelbſt der Nächſte iſt (§. 221): So muß auch eine jede Geſellſchaft ihre Mitgenoſſen allen auswärtigen vorziehen, wenn beyden zugleich nicht geholfen werden kan. Hieraus folgt nun, daß auch ein Hausvater lieber einem Hausgenoſſen, als einem Fremden eine Gefälligkeit erweiſen, oder ſeine Glückſeligkeit befördern ſoll. Eben das gilt von den übrigen Hausgenoſſen unter einander. Doch gilt dieſes nur ausdrücklich auf den Fall, daß beyden auf einmal zu dienen nicht möglich iſt.

Familiae nouae quomodo oriantur.

§. 370. Da eine Familie mit der Zeit an Kindern und Geſi[illegible]unehmen, und alſo an Perſonen ſtark werden kan: So iſt es auch möglich, daß noch mehr kleinere einfache Geſellſchaften darinn entſtehen können. Z. E. Wenn ein Sohn in dem Hauſe ſeines Vaters heyrathete, oder der Vater einem wohlgearteten Bedienten ſeine Tochter gäbe; oder auch die Dienſtbothen unter einander mit Einwilligung des Hausvaters heyratheten. Dadurch aber kan eine Familie noch weit ſtärker anwachſen, und aus einer einfachen eine zuſammengeſetzte werden; wie die Familien der alten Patriarchen Exempel davon geben.

So lange nun alles friedlich darinnen zugeht, und die gemeine Wohlfahrt erhalten wird, kan ſie ſo bleiben: Wo nicht, ſo muß ſie ſich trennen; und alsdann entſtehen neue Familien daraus.

Pagorum vicorum & vrbium origines.

§. 371. Aus vielen neben einander wohnenden Familien auf dem Lande entſtehet ein Dorf. Dieſes iſt ſo lange unvollkommen, als es noch keine ordentliche Verfaſſungen, wegen der innerlichen Ruhe und äuſſerlichen Sicherheit hat; das iſt, ſo lange es noch ohne Richter, Schulzen, oder Schöppen iſt, die auf das gemeine Beſte zu ſehen beſtellet, und mit einem gewiſſen Anſehen dazu gevollmächtiget ſind. Doch da auch dergeſtalt ein vollkommenes Dorf an Häuſern und Einwohnern, und folglich auch an Uberfluß alles Nothwendigen, und vielen Beqvemlichkeiten des Lebens zunehmen kan: So wird es auch dadurch noch immer vollkommener. Würde endlich ein groſſer Flecken ſo vermögend, daß er auf gemeine Koſten ſich mit Wällen oder Mauren umgeben, öffentliche Gebäude aufführen, und andre Anſtalten mehr machen könnte: So würde er den Namen einer Stadt bekommen.

Das VI. Hauptſtücke

von dem

gemeinen Weſen, und deſſen Einrichtung überhaupt.

§. 372.

Obligatio hominum ad ſocietates maiores ineundas.

Wer da erwegt, daß der Menſch ſich glücklich zu machen verbunden iſt, (§. 66.) und ſich gleichwohl allein nicht glücklich machen kan (§. 318); indem man unzehlige Dinge bedarf, ſowohl die Seele als den Leib vollkommener zu machen, der andern Beqvemlichkeiten zu geſchweigen: Der wird leicht begreifen, daß man in einer kleinen Geſellſchaft, dergleichen eine Familie iſt, nicht alle mögliche Glückſeligkeit erhalten kan. Ja ſelbſt ein Dorf und ein Flecken iſt dazu nicht hinlänglich. Wie viel Dinge fehlen nicht darinnen, die man ſich wünſchet, und ohne welche man ſich nicht behelfen kan: Bloß, weil nicht Hände genug vorhanden ſind, uns allerley Arten der Nothwendigkeiten und Beqvemlichkeiten des menſchlichen Lebens zu verfertigen. Es iſt alſo nöthig, daß ſich weit zahlreichere Geſellſchaften der Menſchen freundlich zuſammen thun, um die gemeine Glückſeligkeit deſto beſſer zu befördern.

Idem ex alio fundamento deducitur.

§. 373. Sehen wir auf die äuſſerliche Sicherheit: So erhellet ein gleiches. Alle Menſchen ſind niemals aus einem innerlichen Triebe tugendhaft. Daher finden ſich immer welche, die nach fremden Gütern ſtreben, und in dieſer Abſicht auch uns mit ihren Beleidigungen nicht ſchonen würden, wenn wir allein wären, oder nur in kleinen Dörfern uns ſchützen wollten. Man würde uns mit Liſt oder Gewalt überrumpeln, und alſo unſere Ruhe alle Augenblicke ſtören. Folglich iſt es denn auch in ſolcher Abſicht rathſamer, mit vielen Menſchen in ein Bündniß zu treten, und durch Verträge ſolche groſſe Geſellſchaften zu ſchlieſſen, die ſich wieder die Anfälle der gewaltigſten Feinde ſchützen, und vor ihren Beleidigungen in Sicherheit ſetzen können.

Respublica quid ſit & Lex eius fundamentalis.

§. 374. Da man nun eine groſſe Menge von Leuten, die zu Beförderung der gemeinen Wohlfahrt und Sicherheit in eine Geſellſchaft getreten, eine **Republik**, einen **Staat** oder ein **gemeines Weſen** zu nennen pflegt: So iſt es gewiß, daß die Republiken dem menſchlichen Geſchlechte unentbehrlich ſind. Ferner erhellet hieraus, was der Endzweck aller Republiken ſey; nemlich die gemeine Wohlfahrt und Sicherheit. Daraus folget nun, daß man in Republiken nicht mehr ſowohl auf einzelne Menſchen, und auf ihren beſondern Vortheil; als vielmehr auf das ganze gemeine Weſen, und deſſen Beſtes überhaupt zu ſehen habe. Das höchſte Grundgeſetze aller Republiken heißt derowegen: **Thue alles, was die Wohlfahrt und Ruhe des gemei-**

nen Weſens befördert, und unterlaß alles, was ſolche hindert oder ſtöret. (§. 323.)

Libertas naturalis in republica limitatur.

§. 375. Solchergeſtalt iſt nun leicht zu bebegreifen, wie es kommet, daß manches, ſo im Stande der natürlichen Gleichheit und Freyheit gar wohl erlaubet war, in der Republik verbothen werden kan und muß. Denn ein jeder der um gewiſſer wichtiger Vortheile halber in ſelbige getreten, hat in Anſehung derſelben gewiſſe Rechte fahren laſſen, die er ſonſt hatte, oder ſich ihres Gebrauches begeben. Wollte ſich irgend jemand dieſes nicht weiſen laſſen, und Dinge vornehmen, die zum Schaden und Verderben der Republik gereicheten: So müſte man ſolches nicht dulden; ja ihn auch wohl mit ſcharfen Mitteln davon abzuhalten ſuchen. Wäre es aber bereits geſchehen, ſo müſte man ihn entweder durch Strafen zu beſſern ſuchen; oder ihn gar in den Stand ſetzen, daß er dem gemeinen Weſen nicht mehr ſchaden könnte (§. 322). Die Glückſeligkeit des ganzen Staats muß allezeit dem Wohl eines einzigen vorgezogen werden.

Conſtitutio Reipublicae qua ratione fieri debeat.

§. 376. Alle Geſellſchaften, und folglich auch die Republiken, werden zu Beförderung der menſchlichen Glückſeligkeit geſtiftet (§. 319). Folglich müſſen dieſelben auch ſo eingerichtet werden, daß dieſelbe erhalten werden könne. Nun entſteht aber die menſchliche Glückſeligkeit, aus der Beobachtung des Geſetzes der Natur, (§. 75.) und das höchſte Gut kan nicht anders als durch die Tugend erlanget werden (§. 71). Soll alſo ein Staat recht glücklich werden: So muß man in Einrichtung und Regierung deſſelben darauf ſehen, daß die Tugend der Bürger in demſelben befördert, und das Laſter ſo viel möglich gehindert werde. Dieſes geſchieht aber, wenn diejenigen, ſo zu Beobachtung des Geſetzes der Natur geneigt ſind, dazu noch mehr aufgemuntert, und dabey geſchützet; die Boshaften aber, von Ausübung ihrer Laſter möglichſt abgehalten werden; damit zum wenigſten ihre äuſſerliche Handlungen nicht wieder das Geſetz laufen mögen.

Quales eſſe deberent magiſtratus vel imperantes.

§. 377. Wie nun hieraus erhellet, daß in der Staatskunſt oder Politik das Recht der Natur, und die Sittenlehre überhaupt unentbehrlich ſind: Alſo wird man die Einrichtung und Verwaltung des gemeinen Weſens ſolchen verſtändigen und tugendhaften Männern auftragen müſſen, die nicht allein wiſſen, wie die gemeine Glückſeligkeit erhalten werden kan; ſondern auch ſelbige zu befördern willig und geneigt ſind. Wenn nun dieſe dergleichen Sorgfalt vor die Wohlfahrt eines Staats übernehmen, ſo müſſen auch die übrigen Mitglieder des Staats einhellig verſprechen, alles das zu thun, was dieſelben zu ſolcher Abſicht dienliches verordnen und verfügen werden. Jene erſtern werden daher die Regenten und Obrigkeiten, dieſe aber Unterthanen oder Bürger einer Republik genennet.

Omne imperium ex pacto naturaliter oritur; quod iuri naturae conuenit.

§. 378. Wie nun hieraus der natürlichſte Urſprung aller obrigkeitlichen Macht und Hoheit erhellet, alſo ſiehet auch ein jeder, daß zwiſchen Regenten und Unterthanen ein förmlicher Vertrag geſchloſſen worden. Denn beyde Theile haben einander etwas verſprochen; jene zwar vor das gemeine Weſen, und die Wohlfahrt deſſelben Sorge zu tragen; dieſe aber ihren Verordnungen, die dahin abzielen, willig zu gehorſamen. Und da ein ſolcher Vertrag an ſich dem Rechte der Natur ganz gemäß, und alſo billig iſt (§. 352): So ſind auch beyde Theile verbunden denſelben zu halten. Niemand darf alſo ohne des andern Einwilligung aus der Republik abtreten. Wenn aber der eine Theil ſein Verſprechen nicht erfüllet, ſo iſt auch der andre nicht gehalten das Seinige zu beobachten, ſondern kan gleichfalls davon abgehen.

Officium Imperantium, promouere ſalutem ciuium.

§. 379. Die vornehmſte Pflicht aller Regenten läuft alſo, vermöge des obigen, dahinaus, daß ſie die Beobachtung der natürlichen Geſetze in dem ihnen anvertrauten gemeinen Weſen in den Schwang bringen, und darinn erhalten müſſen; als wodurch einzig und allein die Glückſeligkeit der Unterthanen befördert, und das höchſte Gut erhalten werden kan. Und da ihr eigenes Exempel ohne Zweifel einen groſſen Eindruck in die Gemüther ihrer Bürger hat: So ſollen ſie zuförderſt auch darauf bedacht ſeyn, daß alles in ihrem Wandel mit ſolcher Abſicht übereinſtimme. Ja damit ſie ſich deſto eifriger zu Erfüllung ihrer Schuldigkeit machen mögen: So müſſen ſie auch ihre Unterthanen lieben. Denn wen man liebet, aus deſſen Glückſeligkeit iſt man bereit ein Vergnügen zu ſchöpfen, und folglich wird dieſe Liebe ſie geneigt machen, das gemeine Wohl nach Vermögen zu befördern.

Parentum vices imperantes agunt ſubditi liberorum.

§. 380. Wir haben oben von Eltern erwieſen, daß ſie die Wohlfahrt ihrer Kinder beſorgen (§. 341.) und vermöge der väterlichen Gewalt, die Handlungen derſelben ſo regieren ſollen, daß ſelbige dem Geſetze der Natur gemäß werden (§. 344). Da nun nach dem bisherigen, Regenten und Obrigkeiten eben das zu thun verbunden ſind; ſo kan man ſie gar wohl Väter ihres Volks nennen. Denn wenn ſie ihren Pflichten recht nachkommen, ſo thun ſie in der That nichts anders, als was Väter ihren Kindern thun würden. Sie wachen für ihr Beſtes, das iſt, ſie ſchützen ſie für fremder Gewalt, erhalten ſie bey innerlicher Ruhe, verſorgen ſie mit allen Nothwendigkeiten, und verſchaffen ihnen auch alle zuläſſige Vergnügungen. Gleichergeſtalt ſind die Unterhanen als Kinder ihrer Regenten anzuſehen, und ſollen alſo denſelben alle Liebe, Ehrfurcht und Hochachtung erzeigen.

Vindicatio militudinis uius ab obiectione.

§. 381. Nun bilden ſich zwar viele das Gegentheil ein, indem ſie davor halten, der Begriff eines Geſetzgebers, der Obrigkeiten zukommt, ſchicke ſich mit dem Begriffe, den wir von einem Vater haben, gar nicht zuſammen.

men. Allein dieſes iſt nur ein eingebildeter Wiederſpruch. Denn da Eltern die Handlungen ihrer Kinder nach dem Geſetze der Natur einrichten müſſen, welches ohne Fürſchriften und Befehle nicht geſchehen kan: So geben ſie ja auch Geſetze, haben auch das Recht ihre Kinder dazu zu verbinden. Geſetzt nun, daß dieſe Geſetze eines Vaters nur in ſeiner Familie gelten; ſo hört doch dadurch die Aehnlichkeit eines Vaters mit einem Regenten, nicht auf. Denn auch dieſer ihre Befehle und Verordnungen gelten nur in den Staaten darüber ſie geſetzt ſind. Man macht ſich nur von einem Geſetzgeber gemeiniglich gar zu ſeltſame Begriffe: Wovon bald ein mehreres folget.

✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡

Das VII. Hauptſtücke

von

Stiftung eines Staats oder gemeinen Weſens.

§. 382.

Numerus ciuium in republica condenda ſufficiens eſſe debet.

Wir haben oben erwieſen, daß man in groſſen Geſellſchaften, die ſich mit einander verbunden haben, die gemeinſchaftliche Wohlfahrt zu befördern, leichter ſeine Glückſeligkeit erlanget, als in kleinern. Wenn alſo ein neuer Staat geſtiftet werden ſoll: So iſt zuförderſt nöthig, daß man eine zulängliche Anzahl von Menſchen verſammle und vereinige, die nicht allein vermögend iſt, ſich innerlich mit allen Nothwendigkeiten und Beqvemlichkeiten zu verſehen, ſondern ſich auch allenfalls wieder äuſſerliche Anfälle zu ſchützen. Doch muß gleichwohl dieſe Menge auch nicht gar zu groß ſeyn, weil ſonſt der Mangel der Lebensmittel eine gar zu groſſe Theurung verurſachen würde: Anderer Unbeqvemlichkeiten zu geſchweigen, die aus dem Überfluſſe der Einwohner in einer Stadt entſtehen können.

Nemini ex republica ſine conſenſu eius diſcedere licet.

§. 383. In einem Staate muß alles zum gemeinen Beſten abzielen, wie gleichfalls oben erwieſen worden: Und man muß ebenfalls hindern, was demſelben zuwieder läuft. Nun kan aber der Abgang vieler Mitbürger einem gemeinen Weſen ſehr ſchädlich ſeyn, wenn ſie demſelben theils ihre Perſonen, theils ihre ganze Familien, theils aber auch ihr Vermögen entziehen. Folglich ſoll man es nicht verſtatten, daß ein ieder nach Belieben mit dem Schaden der Bürgerlichen Geſellſchaft, davon ziehe. Wollte aber jemand durchaus ſeinen Aufenthalt ändern, und die Republik entſchlöſſe ſich ihn ziehen zu laſſen: So müſte er derſelben den durch ſeinen Abzug entſtehenden Schaden erſetzen; wie die Pflicht von Wiedererſtattung des verurſachten Schadens ſolches mitbringet. Daher rühren nun die faſt überall eingeführten Abzugsgelder.

§. 384. Der Menſch iſt überhaupt verbunden für ſeinen Unterhalt zu ſorgen, der gröſtentheils aus Nahrung, Wohnung, und Kleidern beſteht; ſonſt aber auſſer dem auch das, was zum Wohlſtande und zum Vergnügen gereicht, unter ſich begreiſet. Nun ſoll aber im gemeinen Weſen, die Beobachtung des natürlichen Geſetzes ſo viel möglich befördert und erleichtert werden. Folglich müſſen Regenten auch in dieſem Sücke, ihren Bürgern zu gut alle mögliche Sorgſalt anwenden. Dieſes wird geſchehen, wenn ſie denenſelben zum Bau der Häuſer und zu Kleidungen alle nöthige Materialiē herbey ſchaffen, daraus ſie ſich durch ihren Fleiß und Verſtand alles nöthige verfertigen können. Und wenn ihnen ja ihr Boden nicht alles nöthige hervorbrächte: ſo müſſen ſie nur den Uberfluß ihres Landes durch die Kunſt ſo anwenden, daß ſie ſich durch den Handel mit ihren Nachbarn den Mangel erſetzen können.

Magiſtratus curam gerat ne deſint ad aedes & veſtitum neceſſaria.

§. 385. Wir wiſſen daß niemand berechtiget iſt, ſeinen Unterhalt von andern zu fordern, der ſich ſelbigen, durch ſeine Arbeit erwerben kan (§. 221). Ja es ſind auch alle ohne Unterſchied verbunden zu arbeiten, ſo reich ſie auch ſeyn möchten. (§. 207. 208.) Es iſt alſo eine neue Pflicht der Regenten, den Bürgern des gemeinen Weſens die gern arbeiten wollen, genugſame Arbeit zu verſchaffen, und der Arbeit einen ſolchen Preis zu ſetzen, daß ein jeder dadurch ſeinen Unterhalt ſin-

Magiſtratus ad laborem adſtringere tenetur cives.

finden könne. Ferner muß auch die Obrigkeit nicht leiden, daß Leute die arbeiten könnten, aber nicht wollen, in beſtändigem Müſſiggange leben, und alſo böſes thun lernen mögen. Vielmehr muß ſie dieſelben anhalten, daß ſie auch zum gemeinen Beſten etwas beytragen mögen.

Magiſtratus cognitione varia imbuere tenetur cives.

§. 386. Das Geſetze der Natur verbindet einen jeden, Gott zu kennen (§. 171). Ferner ſollen wir auch uns ſelbſt und unſere Pflichten (§. 189.) ſonderlich aber das gute und böſe kennen lernen (§. 195). Da nun alle Menſchen dazu von ſich ſelbſt nicht gelangen können: So muß die Obrigkeit auch davor ſorgen, und den Bürgern ihres Staats Gelegenheit verſchaffen, alles das, nebſt allem übrigen zu faſſen, was zur Glückſeligkeit des Menſchen etwas beytragen kan. Dahero ſollen ſie denn ſorgen, damit alle Bürger von Gott und ſeinem Dienſte, und unzähligen anderen Wahrheiten unterrichtet werden mögen. Und weil nicht ein jeder fähig iſt, einen Lehrer der andern abzugeben: So müſſen weiſe Regenten die trefflichſten Köpfe, auch durch einigen Zuſchub und andre Gnadenbezeigungen zu Künſten und Wiſſenſchaften aufmuntern.

Porro ſcholas publicas inſtituere decet in republica.

§. 387. Die Bürger eines gemeinen Weſens gehen allmählich ab, und der ganze Staat ſtirbt aus, dafern der Abgang nicht durch neuen Zuwachs der Jugend erſetzet wird. Damit nun dieſe gute Bürger werden mögen, die allen Pflichten gegen Gott, ſich ſelbſt, und andere ein Gnügen thun: So muß ein Regent auch auf die Kinderzucht in ſeinem Staate ein wachſames Auge haben. Denn wo es an dieſer fehlet, da iſt es kein Wunder, wenn dem gemeinen Weſen endlich tüchtige Mitglieder gebrechen. Weil nun zur guten Kinderzucht ſonderlich der Unterricht in allerley nützlichen Sprachen und freyen Künſten, auch ſelbſt in dem Erkentniße Gottes und den natürlichen Pflichten eines Menſchen gehöret: So muß die Obrigkeit Anſtalt machen, daß es nicht an Schulen und tüchigen Lehrern fehlen möge, darzu auch arme Leute ohne groſſe Koſten gelangen können.

Doctores virtutis publicos quoque in gratiam adultorum.

§. 388. Die Tugend der Bürger iſt die Qvelle von der Glückſeligkeit eines Staats (§. 376) Nun ſind aber nicht alle von ſich ſelbſt zur Tugend geneigt, indem die Sinne und Affecten manchen zu Laſtern reizen und oft mehr Gehör finden, als die Vernunft. Die bürgerlichen Geſetze gehen auch mit ihren Strafen nur auf äuſſerliche Handlungen, und beſſern das Herz der Bürger nicht. Folglich muß eine weiſe Obrigkeit auch für die Erwachſenen, Lehrer beſtellen, die nicht ablaſſen ihre Pflichten auf eine vernunftmäſſige und rührende Art zuerklären; ſie von den Laſtern durch gründliche Vorſtellungen abzumahnen, und ihnē durch gute Bewegungsgründe die Tugend angenehm zu machen. Das Erkenntniß der Erwachſenen nemlich muß in allen Stücken vollkommener und ausführlicher werden, als dasjenige, ſo man Kindern in Schulen hat beybringen können.

§. 389.

Tranquillitatis publicae ergo Leges de laeſionibus ferendae & poenis muniendae ſunt.

§. 389. Die Erfahrung lehrt indeſſen, daß alles Lehrens und Ermahnens ungeachtet; dennoch viele ihren Begierden nicht Wiederſtand thun, ſondern wirkliche Bosheiten ausüben, die alle innerliche Ruhe und Sicherheit ihrer Mitbürger ſtören würden. Daher muß die Obrigkeit dieſem Unheile auch durch harte Mittel Einhalt zu thun bedacht ſeyn, und alle Beleidigungen am Leibe, Vermögen und guten Namen des andern aufs ſchärfſte verbiethen, auch durch Androhung wirklicher Strafen die Böſen davon abzuſchrecken ſuchen. Denn wen die natürlichen Strafen der Laſter nicht rühren, und zum Abſcheu davor bewegen, dem muß ein weiſer Regent mit bürgerlichen Strafen nachdrücklichere Bewegungsgründe geben, vom Böſen abzuſtehen. Die gemeine Wohlfahrt nemlich muß dem Muthwillen der Boshaften nicht Preis gegeben werden.

Magiſtratibus cura contractuum etiam incurabit.

§. 390. Nun pflegen auch in den Vergleichen, die täglich, auf mancherley Weiſe, unter den Mitgliedern eines gemeinen Weſens vorkommen, unzählige Arten der Beleidigungen vorzufallen. Dieſe nun ſind deſto ſchädlicher, da ſie nicht mit offenbarer Gewalt, ſondern groſſentheils durch Liſt und Betrug, Verzögerung, oder auf andere gelinde Art ausgeführet werden. Daher iſt es denn die Pflicht der Obrigkeiten, auch über die Schlieſſung und Beobachtung der Vergleiche, ein wachſames Auge zu haben: So daß weder unrechtmäſſige geſchloſſen, noch wenn ſie geſchloſſen worden

den, gehalten werden dörfen; noch auch die rechtmäßig geſchloſſenen, nach eines jeden Eigenſinne gebrochen werden dörfen, daſern ſich der eine Theil dadurch beleidiget finden ſollte

Sanitatis & vitae ciuium conſeruandae curam quoque gerat.

§. 391. Da der Republik an Erhaltung ihrer Bürger und Mitglieder gelegen iſt; und ſowohl die Geſundheit als das Leben der Menſchen durch ungeſunde Speiſen, anſteckende Luft, böſe Straſſen, gefährliche Päſſe, ſonderlich beym Waſſer, u. ſ. w. Gefahr laufen kan: So müſſen weiſe Regenten auch auf alle dieſe Dinge acht haben. Zu dem Ende müſſen ſie keine ungeſunde Speiſen zu Markte bringen laſſen, auf die gute Zubereitung des Getränkes ſehen, den Handel mit verdächtigen Waaren, die aus angeſteckten Oertern kommen, verbiethen, die Wege beſſern, die Waſſer mit Brücken und Geländern verſehen, die Straſſen in Städten rein halten, und überhaupt vor alles ſorgen, was zu Erhaltung der Geſundheit und des Lebens der Bürger einiger maſſen dienlich ſeyn kan.

Ebrietatem, luxuriam, autochiriam & homicidium impe-

§. 392. Ein jeder Menſch iſt verbunden, ſein eigenes Leben, und ſeine Geſundheit zu erhalten, auch andern daran keinen Abbruch zu thun. Da nun gewiſſe Laſter, als z. E. die Trunkenheit und Unzucht, dahin führen, daß man entweder ſich ſelbſt oder andern das Leben damit kürzet, oder doch oft in Gefahr ſtürzet: So muß die Obrigkeit, die überhaupt auf die Beobachtung des Geſetzes der Natur zu ſehen hat, auch dieſe Arten der Laſter ernſtlich

lich verbiethen, und mit harten Strafen belegen. Ja wenn auch jemand gefunden würde, der ſich durch übermäßige Arbeit die Kräfte ſchwächete oder das Leben kürzete: So würde auch ein ſolcher nachdrücklich davon abzuhalten ſeyn. Ein gleiches iſt von den Schimpfworten und Schlägen zu verſtehen, als wovon oft Mord und Todtſchlag entſtehen kan. Vielweniger wird ſelbige einen Selbſtmord, oder gar den Todtſchlag an einem andern verſtatten, oder ungeſtraft können hingehen laſſen.

Conſeruatio bonorum in ciuibus curae magiſtratuum ſubiacet.

§. 393. Der Reichthum der Bürger im gemeinen Weſen iſt vor einen Reichthum der ganzen Republik anzuſehen: So daß dieſer wächſt oder fällt, nachdem jener zu, oder abnimmt. Folglich iſt denn dem Staate daran gelegen, daß ſeine Mitglieder ſich nicht liederlicher Weiſe um ihr Vermögen bringen, und an den Bettelſtab gerathen. Da nun dieſes durch Pracht, Uppigkeit und Verſchwendung zu geſchehen pflegt; So muß ſie gleichfalls dieſen ſchädlichen Laſtern ſteuren. Ja da man auch im Leihen und Borgen, durch ungerechte Wucherer und böſe Schuldner, um das Seinige kommen kan: So hat die Obrigkeit auf die Sicherheit derer, die Geld ausleihen, mit zu ſehen, dem übermäßigen Wucher zu wehren, und die ſchlimmen Schuldner auch durch harte Mittel zur Bezahlung anhalten zu helfen.

Ad Laborem adſtringendi

§. 394. Wir wiſſen, daß im gemeinen Weſen ein jeder ſein Brodt durch Arbeit erwerden ſoll. Folglich muß die Obrigkeit keine Müßiggänger dulden, die ſich von dem Bettelbrodte nähren wollen, wenn ſie ſonſt zu gewiſſer Arbeit fähig ſind. Sie muß alſo zu dem Ende Arbeit und Zuchthäuſer anſtellen, darinn man alle ſolch loſes Geſindle zum ehrlichen Erwerb ſeines Unterhalts anweiſen, auch wohl nach Befinden züchtigen kan. Wenn es aber auch alte, kranke und unvermögende Leute giebt, die wenig oder nichts erwerben können: So müſſen ſie theils auf eine öffentliche Allmoſen-Caſſe, theils auf Lazarethe und Hoſpitäler denken, darinn dieſelben verpfleget werden. Im Abſehen auf unerzogene Kinder armer Leute, die vor der Zeit zu Wäyſen werden, müſſen auch Wäyſenhäuſer aufgerichtet werden.

ſunt robuſtiores mendici reliqui autem nutriendi.

§. 395. Doch nicht allein dieſe, ſondern auch die geſunden Bürger brauchen Wohnungen, ihr Vermögen zu bewahren, ſich vor den Witterungen zu ſchützen, ihre Verrichtungen darinn vorzunehmen, u. d. gl. Da nun die zu dem Ende aufzuführenden Gebäude, entweder dauerhaft, oder hinfällig, ſchön oder heßlich, und die daraus erwachſenden Straſſen und Gaſſen einer Stadt entweder ordentlich, oder ſchief und krumm werden können: So muß die Obrigkeit auch hierauf die Aufſicht haben, und von dem allen das Beſte einzuführen ſuchen. Denn ob es gleich zuweilen wider das beſondre Beſte dieſes oder jenes Privatmannes läuft, ſo dauerhaft, ſchön und ordentlich zu

Cura magiſtratuum circa aedificia civium bauen, als es die Obrigkeit haben wollte: So dient es doch zum gemeinen Beſten der ganzen Republik, wenn ſie aus lauter ſchönen, feſten, und regelmäßigen Gebäuden beſtehet: Welches letztere allerdings vorzuziehen iſt (§. 323).

Quare decoris quoque in aedibus ratio habenda ſit?

§. 396. Daß man aber im Bauen auch auf die Schönheit und Ordnung der Häuſer zu ſehen habe, kan leicht erwieſen werden. Denn (1) koſtet ein regelmäßig erbautes Haus oft nicht mehr als ein ſchlechtes; und alſo iſt es vernünftig, daß man es dieſem vorziehe. Vors (2) bringt ein ſchönes Haus allen Nachbarn und Vorübergehenden ein unſchuldiges Vergnügen; welches zwar nur ein ſinnliches iſt, doch aber nichts böſes nach ſich zieht, und alſo zur Glückſeligkeit der Bürger eines Ortes etwas beyträgt. (3) Giebt ein ſchönes und anſehnliches Haus ſeinem Beſitzer allezeit ein gewiſſes Anſehen, welches er in einem ſchlechtern nicht haben würde. (4) Erlanget eine Stadt und ein Land keinen geringen Ruhm dadurch, wenn ſie voller wohlgebauten Häuſer ſind; die Fremden beſuchen es gern und häufig. Endlich werden dadurch auch ſehr viele Leute ernähret.

Alia ratio aedium magnifice ſtruendorum.

§. 397. Denn das iſt wohl zu merken, daß an einem Ort, wo viele und ſchöne Häuſer erbauet werden, auch unzählige Hände in Bewegung geſetzet, und faſt alle Künſtler und Handwerker mit Arbeit verſorget werden. Nicht nur Mäurer und Zimmerleute; ſondern auch Töpfer, Gläſer, Tiſchler, Schlöſſer, Gy-

pſer,

pfer, Steinmetzen, Bildhauer und Mahler, u. a. m. werden dabey gebrauchet. Allen dieſen Leuten iſt eine weiſe Obrigkeit verbunden Arbeit zu ſchaffen (§. 385): Folglich muß ſie denn das Bauen befördern, ſo viel als möglich iſt; geſetzt, daß ſolches durch gewiſſe Befreyungen von Auflagen, oder gar durch einen wirklichen Zuſchub an Baumaterialien, oder baarem Gelde geſchehen müſte. Gleichwohl würde es unbillig ſeyn, wenn eine Obrigkeit alle ihre Bürger, ohne Unterſcheid ihres Vermögens, zum Bauen zwingen, und ſie dergeſtalt an den Bettelſtab bringen wollte.

Delectationis & recreationis quoque ratio habenda eſt magiſtratibus.

§. 398. Die Mitglieder eines Staats ſollen in demſelben, ſo viel als möglich iſt, glücklich gemacht werden (§. 372). Die Glückſeligkeit iſt aber ein Zuſtand eines beſtändigen Vergnügens (§. 67): Folglich muß denn die Obrigkeit auch das Vergnügen ihrer Bürger nach Vermögen befördern. Es verſteht ſich hier bloß ein Vergnügen, welches kein Misvergnügen nach ſich zieht, wenn es vernünftig gebraucht wird: Und dahin gehören Gärten, Spaziergänge, Luſtwälder, Muſiken, Schauſpiele u. d. gl. Alle dieſe Dinge ſind Zierrathen wohlbeſtallter Republiken, und geben nicht nur Einheimiſchen Gelegenheit zu einer unſchuldigen Luſt: Sondern ſie locken auch Reiſende an, ſich lieber an Oerter, wo man ſich dergeſtalt vergnügen kan, aufzuhalten, als anderwärts. Es muß alſo die Obrigkeit dieſe und dergleichen Luſtbarkeiten nicht nur dulden, ſondern auch wohl auf gemeine Koſten ſelbſt veranſtalten und im Schwange erhalten.

Securitas externa & interna maxime promouenda eſt.

§. 399. Die innerliche Ruhe und äuſſerliche Sicherheit iſt eine der Hauptabſichten geweſen, warum Staaten geſtiftet worden. Daher muß eine weiſe Obrigkeit auf die Erhaltung derſelben ſehen. Daß man nun von auſſen ſicher werde, dazu dient eine gute Ringmauer, Graben und andere Veſtungswerke, gute Thore und Wachten, die auf alles, was herein kom̃t, und hinausgeht, Achtung geben. Zur innerlichen Ruhe aber gehören Nachtwächter, Laternen, und ſcharfe Geſetze wieder die Stöhrer der öffentlichen Ruhe. Ja da auch wegen der Beſchimpfungen vielfältig die Selbſtrache zu erfolgen pflegt, daraus viele Unordnungen entſtehen: So muß die Obrigkeit keins von allen dulden; ſondern einem jeden ſelbſt ſeinen ehrlichen Namen ſchützen; alle Ubertreter aber zur gebührenden Strafe ziehen.

Magiſtratuum cura circa victum ciuium.

§. 400. Die Bürger einer Republik müſſen auch an Lebensmitteln keinen Mangel leiden, weil ſonſt alles bald ein Ende nehmen würde. Da nun unſre Speiſen theils aus Getreyde, Früchten, Kräutern und Wurzeln; theils aus dem Fleiſche der Thiere, Vögel oder Fiſche; theils aus Milch, Käſe und Butter beſtehen: So ſieht man wohl, daß die Stadt nicht ohne das Land, und der Bürger nicht ohne den Bauer, Gärtner, Jäger u. Fiſcher ſich behelfen könne. Allen Obrigkeiten aber, liegt die Sorgfalt vor das gemeine Beſte ob: Folglich iſt es auch ihre Pflicht den Acker- und Gartenbau, die Viehzucht, die Jägerey und Fiſcherey in Aufnahme zu bringen, und alles dahin gehörige zu veranſtalten. Haben nun die Bürger einer Stadt ſelbſt keine Felder und Meyerhöfe, Jagden und Fiſchteiche: So muß eine Obrigkeit die umliegenden Landleute auf ihre Märkte locken, und ihnen die Eßwaaren wohlbezahlen laſſen, damit ſie wiederkommen.

Officium magiſtratus in conferendis honoribus.

§. 401. Unter die Güter eines Menſchen gehört auch die Ehre. Und ein jeder, der ſich derſelben würdig macht, ſoll dieſelbe von rechtswegen erlangen (§. 214). Nun ſind nur die Verſtändigen vermögend einen recht zu ehren, weil nicht ein jeder die Vollkommenheiten eines Menſchen einſehen kan. Weil aber die Obrigkeit, oder die Regenten, die Beobachtung des Geſetzes der Natur befördern ſollen: So ſind auch dieſelben verbunden, ihren Bürgern darinn mit ihrer Einſicht zu ſtatten zu kommen, und wohlverdienten Leuten gewiſſe Ehrenbezeugungen zu erweiſen, darnach ſich die andern hernachmals richten können. Sie ſollen alſo den Rang der Leute nach ihrer bekanntgemachten und durch Proben erwieſenen Geſchicklichkeit beſtimmen; auch wohl mit gewiſſen beſchwerlichen Aemtern, gewiſſe Vorzüge der Ehren verknüpfen, damit es weder denen, ſo ſie verwalten an Lohn, noch andern an einen Sporne fehlen möge, ſich auch dazu geſchickt zu machen.

Et in meris honorum titulis tribuendis.

§. 402. Nun können aber wohl in einem gemeinen Weſen mehr geſchickte Leute gefunden werden, als man zu öffentlichen Aemtern brauchet: Und gleichwohl ſind alle Verdienſte ihrer Ehre werth. Daher iſt es nicht unbillig, daß Obrigkeiten auch Titel erdenken und einführen, die denen, ſo ſie verdienen zu Ehren gereichen: Indem ſie zu einem Merkmaale dienen, daß die Obrigkeit ſolche Leute der Ehre würdig befunden habe. Dieſen Endzweck wird ſie auch leicht erreichen, wenn ſie damit nicht verſchwenderiſch umgeht, und ſie nur den Würdigen giebt; nicht aber vor Geld verkauft. Übrigens aber muß auch ein Regent den guten Namen ſeiner Bürger ſchützen, damit niemand genöthiget werde zur Selbſtrache zu greifen. Daher iſt es denn billig, die ſo von andern beleidiget worden, auf ihre bloße Anzeige, und ohne ihre Unkoſten zu vertheidigen, und ihre Läſterer zur Strafe zu ziehen.

* * *

Das VIII. Hauptſtücke
von
Den bürgerlichen Geſetzen.

§. 403.

Obligatio nova legibus naturalibus superaddenda est in republica.

Wir haben erwieſen, daß die Obrigkeit diejenigen, die nach der natürlichen Verbindlichkeit zum Guten nichts fragen, auch mit Gewalt zu Beobachachtung ihrer Pflichten anhalten, oder wenigſtens von Ausübung der Bosheit abhalten müſſe. Nun ſind die natürlichen Strafen mehrentheils deswegen nicht kräftig genug den Laſterhaften einen Bewegungsgrund zum Thun und Laſſen abzugeben: Weil ſie nicht gleich ſo merklich ſind, und einer jeden böſen Handlung nicht ſtracks auf dem Fuſſe nachfolgen. Sollen alſo dieſe Leute vom Böſen abgehalten werden: So wird man ihnen ſtärkere Bewegungsgründe dazu an die Hand geben müſſen: Und da ſie ſich nur durch ziemliche handgreifliche und empfindliche Ubel rühren laſſen; ſo wird es die Pflicht der Obrigkeit ſeyn, dergleichen mit den laſterhaften Handlungen zu verknüpfen, und ſie alſo auf eine neue Art dazu zu verbinden.

§. 404. Ein phyſicaliſches Ubel, das mit einer moraliſch böſen Handlung verbunden wird, damit man ſelbige unterlaſſen möge, wird eine Strafe genennet (§. 45). Und da dieſelben entweder natürliche, oder willkührliche Strafen ſind (§. 48): So ſieht man wohl, daß dieſe von der bürgerlichen Obrigkeit geſetzte Strafen, unter die Zahl der willkührlichen gehören. Es werden aber dieſelben nach Beſchaffenheit der dreyerley äuſſerlichen Güter des Menſchen, auch dreyerley ſeyn, nachdem ſie entweder den Leib, das Vermögen, oder die Ehre eines Menſchen betreffen. Die erſten heiſſen Leibesſtrafen, die andern Geldſtrafen, und die letzten rauben den ehrlichen Namen, entweder

Lex civilis quomodo oriatur in republica ganz, oder zum theil. Die aus dieſen Strafen entſtehende Verbindlichkeit wird die **bürgerliche Verbindlichkeit** genennet, und ein **bürgerlich Geſetze** iſt alſo eine Regel, wornach ein Unterthan ſeine Handlungen einzurichten, durch eine bürgerliche Verbindlichkeit verpflichtet wird.

Leges ciuiles quando & cur deflectant a naturalibus.

§. 405. Hieraus erhellet nun, daß ſich ein jedes natürliches Geſetze in ein bürgerliches verwandeln läßt, ſo bald die Obrigkeit durch neue Strafen oder Belohnungen eine neue Verbindlichkeit hinzuthut. Allein bisweilen gehen auch die bürgerlichen Geſetze von den natürlichen einigermaßen ab; und zwar mit gutem Grunde. Denn gewiſſe Handlungen werden zwar durch das Recht der Natur in einzelnen Fällen entweder gebothen oder verbothen: Allein wegen Vielfältigkeit der dabey möglichen Umſtände, giebt ſelbiges keine allgemeine Regel. Weil nun dieſe im gemeinen Weſen bequemer und nützlicher iſt: So müſſen die bürgerlichen Geſetze dasjenige allgemein verbiethen, was gleichwohl das Recht der Natur in gewiſſen Fällen erlauben würde. Und daher kommt es auch, daß ſich die Richter bisweilen genöthiget ſehen, ihre bürgerlichen Geſetze nach der natürlichen Billigkeit zu lindern.

Alia ratio legum ſcriptarum in republica introducendarum.

§. 406. Hernach giebt es auch Fälle, darinn das Geſetz der Natur den untern Richtern, die gemeiniglich nicht alle gehörige Einſicht zu haben pflegen, auch wohl nicht alle nöthige Redlichkeit und Liebe zur Gerechtigkeit beſitzen, gar zu viel Freyheit geben würde, nach ihren Affecten zu handeln, und ungerechte Urtheile zu fällen. Denn ein jeder würde leicht einen Scheingrund erſinnen können, warum ihm dieſes oder jenes billig zu ſeyn ſchiene, wenn er ſich durch Geſchenke, Freundſchaft oder Feindſchaft hätte bewegen laſſen, ſo, und nicht anders zu ſprechen. Dieſer Gottloſigkeit nun Einhalt zu thun, muß die Obrigkeit geſchriebene Geſetze einführen, und ſie den Richtern zur Regel ihrer Urtheile vorlegen; und ihnen dadurch die Mühe erleichtern, die ſie ſonſt in Unterſuchung deſſen, was billig oder unbillig wäre, haben würden.

Qua ratione aequitas naturalis in republica nihilo ſecius obſeruari poſſit.

§. 407. Ob nun wohl dergeſtalt die bürgerlichen Geſetze zuweilen von der natürlichen Billigkeit abweichen: So ſoll man doch im gemeinen Weſen dadurch niemanden zwingen, wieder das Geſetz der Natur zu handeln. Zu dem Ende müſſen die Richter in ſolchen Fällen, wo ihre Unbilligkeit gar zu klar ins Auge fällt, ſich bey der höchſten Obrigkeit Raths erholen, ob man nicht eine Ausnahme von demſelben zu machen habe? Und dieſe muß ſelbige allerdings verſtatten. Ja wenn der untere Richter ſein Urtheil ſchon nach den Geſetzen geſprochen hätte: So muß es dem, der darunter leiden würde, noch allemal frey ſtehen, ſich auf die Regenten oder höhern Obrigkeiten zu beruffen, und dieſelben um Linderung der bürgerlichen Geſetze anzuflehen. Zu eben dem Ende iſt es auch gut, daß man vor der rechtlichen Entſcheidung einer Streitſache, beyde Partheyen erſtlich zu einem gütlichen Vergleich ermahne.

Non niſi imperantibus Jus leges ferendi competit.

§. 408. Nun giebt das, was itzo geſagt worden, zwar ſchon zur Gnüge zu verſtehen, daß ſonſt niemand als die höchſte Obrigkeit, oder der Regent eines gemeinen Weſens befugt ſey, Geſetze zu geben. Es flieſſet aber ſolches auch aus dem Urſprunge des ganzen gemeinen Weſens. Denn da iſt von demſelben einer Obrigkeit im Namen aller Bürger, und Glieder des Staats, die Sorgfalt für das gemeine Beſte aufgetragen worden. Kraft dieſer muß ſie nun alle zu Beförderung deſſelben nöthigen Anſtalten und Verfügungen machen, darunter auch allerdings die Geſetze gehören. Doch da es oft nicht möglich iſt, daß ein Regente ſelbſt alle, in ſo vielerley Dingen nöthige Einſicht haben kan, daß er im Stande wäre, alles was zum Beſten der Republik gereichen kan, gründlich zu beurtheilen: So muß er der Sachen kundige Räthe um ſich haben, die ihm mit ihrer Erkenntniß an die Hand gehen. Doch giebt ſein Anſehen und Wille ihren Ausſprüchen erſt die Kraft der Geſetze.

Statuta opificum & artificum in republica ab imperante confirmanda ſunt.

§. 409. Da in dem gemeinen Weſen ſehr viele kleinere Geſellſchaften von gewiſſen Arten der Bürger entſtehen können, die wegen ihrer gewiſſen Lebensart und Profeßion mit einander in näherer Vereinigung ſtehen: So müſſen dieſelben auch unter ſich gewiſſe Ordnungen haben. Man nennet dergleichen Geſellſchaften der Bürger, Innungen, oder Zünfte und Gewerke; die bisweilen aus einer geſchloſſenen Anzahl der Glieder beſtehen, bisweilen ganz frey ſind.

Da nun eine jede ſolche Zunft ſelbſt am beſten weis, was zu ihrem Beſten dienlich iſt, und was für Ordnungen zu ihrem Aufnehmen nöthig ſind: So muß ſie zwar ſelbſt diejenigen Statuten, oder Zunftſatzungen entwerfen, darzu ſie ihre Mitglieder verbinden will; Allein es können dieſelben gleichfalls nicht eher die Kraft der Geſetze erlangen, als bis ſie von dem oberſten Regenten unterſuchet, gut befunden, und durch ſein Anſehen beſtätiget worden.

§. 410. Die Geſetze müſſen den Unterthanen eines Staats öffentlich bekannt gemacht, und zu jedermanns Wiſſenſchaft gebracht werden. Denn weil niemand ſeine Handlungen nach einer Regel einrichten kan, die er nicht weis; und die bürgerlichen Geſetze von einem, der die ganze Verfaſſung des Staats nicht einſieht, von ſich ſelbſt nicht erkannt werden können: So muß allerdings ein neues bürgerliches Geſetze auf gehörige Art bekannt gemacht werden. Dieſe Bekanntmachung aber iſt nur im Abſehen auf diejenige Art von Leuten nöthig, denen das Geſetz ins beſondre angehet: Folglich dörfen nur die allgemeinen Landesgeſetze überall ausgeſchrieben werden: Und dieſe Bekanntmachung iſt zu dem Weſen eines bürgerlichen Geſetzes ganz unumgänglich vonnöthen; weil ohne ſelbige der Wille eines Regenten gar keine Verbindlichkeit hätte; ſo ernſtlich er auch immermehr ſeyn könnte.

Leges ſine publicatione non obligant ſubditos.

§. 411. Es ſind aber die Qvellen zu neuen bürgerlichen Geſetzen ganz unerſchöpflich. Denn

Fontes legum ciuilium quinam

in republica.

Denn da täglich neue Fälle vorkommen, die nach dem alten Geſetze, noch nicht entſchieden werden können; die untern Richter aber keine Freyheit haben, dieſelben nach eigenem Gutachten zu entſcheiden: So hat die höchſte Obrigkeit hier allemal Gelegenheit neue Geſetze zu geben. Ferner da in einer weitläuftigen Republik, bald im Abſehen auf die Bürger in Städten, bald bey den Landleuten, im Handel, in Handthierungen, in Künſten, im Ackerbau, in der Viehzucht, im Jagen und Fiſchen, in Wäldern und Bergwerken, im Gottesdienſte, in hohen und niedern Schulen u. ſ. w. tauſenderley Dinge vorfallen, die dem Staate nützlich oder ſchädlich ſeyn können: So muß ein Regent in allen dieſen Stücken ſeine Sorgfalt vor das gemeine Beſte in neuen Verordnungen und Geſetzen an den Tag legen.

* * *

Das IX. Hauptſtücke

von

der höchſten Macht und Gewalt der Regenten.

§. 412.

Quid ſit poteſtas ſumma imperantium.

Durch die Macht der Regenten verſtehen wir das Recht und Vermögen, Geſetze zu geben, und dadurch die gemeimeine Wohlfahrt zu befördern. Nun beſitzen aber die Regenten, oder höchſten Obrigkeiten eines Staats ein ſolches Recht; indem ihnen ſelbiges durch einen Vertrag aufgetragen werden (§. 408). Sie können und ſollen nemlich die Beobachtung des Geſetzes der Natur im gemeinen Weſen befördern, und die Stöhrer der gemeinen Ruhe auch durch willkührlichen Strafen davon abzuſtehen, verbinden (§. 403). Ja ſie ſollen auch in allen vorkommenden Fällen ihren Unterthanen neue Verordnungen geben, die zu Beförderung des gemeinen Beſten gereichen (§. 411): Folglich kommt denn einem Regenten, oder der höchſten Obrigkeit einer Republik auch die höchſte Macht zu. Weil aber dieſelbe niemanden zwingen darf, wieder das Geſetz der Natur zu handeln (§. 407): So iſt auch die höchſte Macht eines Regenten keine unumſchränkte, ſondern durch das Geſetz der Natur gemäßigte Macht.

Poteſtas ſumma non ſemper eſt abſoluta.

§. 413. Doch auch die höchſten Obrigkeiten ſind Menſchen, und können alſo oftmals durch ihre wenige Einſicht, oder durch Affecten und böſe Gewohnheiten dahin geriſſen werden, theils ſelbſt wieder das Geſetz der Natur zu handeln, theils die Ubertreter deſſelben zu ſchützen, oder wohl gar Geſetze zu geben, die zum Verderben des gemeinen Weſens gereichen. Folglich iſt es nicht unbillig geweſen, daß die meiſten Republiken auch durch eigene Grundgeſetze ihre Regenten noch mehr einzuſchränken geſuchet. Dahin gehört nun unter andern auch die Verordordnung, daß alle neue Geſetze, die ein Regent geben will, vorher der Unterſuchung eines gewiſſen groſſen Raths, oder gar den Verſammlungen des ganzen Volkes unterworfen werden müſſen; ehe ſie die gehörige Kraft und Verbindlichkeit bekommen. Wo alſo dieſes eingeführet iſt, da kan auch ohne den Beyfall derer, die dazu beſtellet ſind, kein neues Geſetz gegeben und eingeführet werden.

Imperans poteſtate abſoluta gaudens Lege naturali limitatur.

§. 414. Ein Regent, der durch nichts anders, als durch das natürliche Geſetze eingeſchränket iſt, wird ein unumſchränkter Oberherr, und ſeine Regierung deſpotiſch genennet. Hieraus erhellet, daß auch ein ſolcher deſpotiſcher Regent, nicht alles Macht habe, was er will, ſondern nur was dem Geſetze der Natur gemäß, und der Wohlfahrt des Staats erſprießlich iſt. Uberſchritte er dieſes, ſo misbrauchte er ſich der ihm von dem Unterthänen gegebenen Macht, und folglich dürfte man ihm nicht gehorchen: Weil in Geſellſchaften niemand dazu genöthiget werden kan, wozu er ſich nicht anheiſchig gemacht. Geſetzt alſo, daß ſich ein Staat einem unumſchränkten Herrn unterworfen hätte: So wäre er gleichwohl nicht gehalten, denſelben länger vor ſein Oberhaupt zu erkennen, als derſelbe ſeiner Pflicht nachkäme, und das natürliche Grundgeſetze aller Republiken vor Augen hätte (§. 374).

Imperans illimitatus poenas irro-

§. 415. Wenn aber ein ſolcher unumſchränkter Herr das Seinige thut: So hat er allerdings die Macht ſeine Unterthanen zu gewiſgarc, etiam capitales poteſt.

wiſſen Handlungen zu verbinden, und folglich Strafen auf die Ubertretung ſeiner Geſetze zu ſtellen (§. 45). Die Strafen müſſen nun nach Verſchiedenheit der Verbrechen auch verſchiedener Art ſeyn, und bey anwachſender Bosheit, auch erhöhet werden. Man beurtheilt aber die Gröſſe eines Verbrechens nach der Gröſſe des Schadens, den ſelbiges im gemeinen Weſen nach ſich ziehen würde, wenn man es überhand nehmen lieſſe. Da nun zu Beförderung des gemeinen Beſten auch die härteſten Mittel erlaubt ſeyn müſſen, wenn es anders nicht erhalten werden kan: So iſt leicht zu ſchlüſſen, daß ſich ein Regent zu weilen auch der Lebensſtrafen bedienen könne, die Böſen von den Laſtern abzuſchrecken. Folglich hat ein Oberherr oder Regent, auch das Recht über Leben und Tod; doch bloß zu Erhaltung der gemeinen Ruhe und Wohlfahrt.

Imperantibus competit ius onera publica imponendi ciuibus.

§. 416. Die Beſorgung der gemeinen Wohlfahrt und Ruhe, kan nicht ohne Unkoſten geſchehen. Denn öffentliche Gebäude, Bedienten, Soldaten und unzehlige Dinge mehr, erfordern viel Ausgaben und Aufwand: Dazu aber das Vermögen eines Privatmannes, ſo reich er auch wäre, nicht zu reichen würde. Da aber die ſämmtlichen Bürger des gemeinen Weſens den Vortheil von allen guten Anſtalten in einem Staate genieſſen: So iſt es auch billig, daß ſelbige von ihrem Vermögen etwas dazu beytragen, und ihren Regenten in den Stand ſetzen, das nöthige davor zu beſorgen. Und da die Nothdurft des ganzen Staats niemanden ſo bekannt ſeyn kan, als dem Regenten ſelbſt: So muß man es auch ihm überlaſſen, wie viel jeder Bürger an Auflagen geben ſolle. Ja damit ſich niemand wegern möge, das ſeine beyzutragen, muß man ihm auch das Recht einräumen, die Wiederſpenſtigen mit Gewalt dazu zu nöthigen.

Imperantibus competit ius conuocandi ſtatus imperii.

§. 417. Wäre aber die Macht der höchſten Obrigkeit nicht unumſchränkt, ſo, daß er weder vor ſich neue Geſetze geben, noch nach eigenem Gutdünken dem Volke Schoß und Zölle aufzulegen, befugt wäre: So muß beydes von dem groſſen Rathe, den Ständen, oder denen, die man den Regenten hierinn an die Seite geſetzet hat, geſchehen. Doch bleibt dem Oberherrn hier das Recht übrig, dieſelben zuſammen zu beruffen, und ihren Verſammlungen die Angelegenheiten des Staats und Nothdurft der Republik vorzutragen. Und weil die Wiederſpenſtigkeit derſelben, ſich dieſem Beruffe gemäß einzufinden, leicht zum Schaden der ganzen Republik ausſchlagen könnte: So muß dem Regenten abermal das Recht gegeben werden, die Ungehorſamen zu ihrer Pflicht zu nöthigen; ſo groß und mächtig auch dieſelben irgend ſeyn könnten.

§. 418. Damit nun nicht alle die Macht, die wir bisher einem Regenten eingeräumet haben, vergeblich ſeyn möge; damit ein Oberherr ſeine Unterthanen zu Beobachtung der Geſetze anhalten, die Ubertreter zur Strafe ziehen,

hen, die Auflagen eintreiben, und wohl gar die Widerſpenſtigkeit der Groſſen im Lande im Zaume halten könne, muß man ihm auch eine gewiſſe Gewalt zugeſtehen. Wir verſtehen dadurch das Vermögen, alles dasjenige auszuführen, was zur Ruhe und Wohlfahrt des gemeinen Weſens gehöret; und ein jeder begreift wohl, daß die obige Macht ohne eine ſolche Gewalt ganz umſonſt und unkräftig ſeyn würde. Da nun Geld und Volk einen Regenten in den Stand ſetzen, ſeine Abſichten auszuführen; da auch das Recht Unterobrigkeiten ein- und abzuſetzen, ingleichen Ehrentitel, Aemter und Würden zu verleihen, ihn dazu fähig macht: So muß dieſes alles einem Regenten eingeräumet werden.

Potentia imperantium limitanda eſt, ſi poteſtas limitata eſt.

§. 419. Hätte man aber einem Regenten keine unumſchränkte Macht im gemeinen Weſen eingeräumet (§. 413.): So muß man auch demſelben keine unumſchränkte Gewalt geben. Denn jenes würde ohne dieſes ganz vergeblich ſeyn, und die höchſte Obrigkeit würde ſich leicht alle mögliche Macht anmaſſen, wenn ſie alles Vermögen in Händen hätte, die Beobachtung ſeiner Befehle von jederman zu erzwingen. Will alſo eine Republik keinen unumſchränkten Befehlshaber zum Regenten haben: So muß ſie demſelben auch, ſo zu reden, die beyden Arme ihrer Gewalt binden, das iſt, ihm nicht viel Geld und Volk anvertrauen. Zu dem Ende muß man ſolchen Oberherrn kein Recht geben, Auflagen nach Gutdünken auszuſchreiben, viel weniger nach eigenem Belieben Soldaten z werben. Denn dadurch würde er ſich leich der unumſchränkten Herrſchaft bemächtigen.

Potentia tamen in qualibet republica eſt ſumma & illimitata.

§. 420. Ob nun wohl dergeſtalt nicht in allen Staaten, ein Regent von unumſchränkte Macht und Gewalt herrſchet: So hat doch ein jedes gemeines Weſen an ſich ſelbſt dieſe Macht und Gewalt im höchſten Grade. Denn jede bürgerliche Geſellſchaft muß ihre Wohlfahrt auf alle mögliche Weiſe befördern (§. 374). Dieſes aber kan ohne die höchſte Macht und Gewalt nicht geſchehen (§. 412. §. 418.). Folglich muß jedes gemeine Weſen dieſelben ganz vollkommen beſitzen. Geſetzt nun, daß nicht ein einziger Regent dieſelben auszuüben befugt iſt: So iſt ſie doch bey dem groſſen Rathe, oder dem ganzen Volke, wirklich verhanden, welche ſie auch nach eigenem Gutachten anwenden und ausüben können. Es kömmt alſo keiner auswärtigen Republik zu, die Macht und Gewalt eines benachbarten Staats einzuſchränken: Es wäre denn, daß dieſes das einzige Mittel wäre, einen groſſen Schaden abzuwenden. (§. 237.)

Maieſtas quid ſit & cui competat.

§. 421. Die höchſte Macht und Gewalt zuſammen genommen, nennen wir die Majeſtät. Folglich erhellet denn, daß jeder freye Staat vor ſich, ſo klein er auch iſt, eine völlige Majeſtät beſitzet: Es mag nun dieſelbe in einer, oder in mehrern Perſonen beſtehen. Wer nun wider dieſe Macht und Gewalt eines Staats etwas unternimmt, der wird ein **Feind des Va**

ter

terlandes genennet. Wer aber gar die Regenten, welche die Majeſtät eines ganzen gemeinen Weſens rechtmäßiger Weiſe tragen, und ſich derſelben nicht misbrauchen, ihrer höchſten Macht und Gewalt zu berauben ſuchet, der begeht das Laſter der beleidigten Majeſtät. Ein jeder kan leicht ſehen, daß auf dieſes Laſter eine ſehr groſſe Strafe geſetzt werden müſſe, damit ſich niemand dergleichen unterſtehen möge. Doch, wie es verſchiedene Grade deſſelben geben kan: So müſſen auch nicht alle Verbrecher gleich hart beſtrafet werden.

Populus maieſtatem principi rurſus auferre poteſt.

§. 422. Wie man aber, dem bisherigen zu Folge, nicht alle Ubertreter der Geſetze, oder ungehorſame Bürger, vor Feinde des Vaterlandes erklären kan: So darf man es auch kein Laſter der beleidigten Majeſtät nennen, wenn ein ganzes Volk, diejenige Macht und Gewalt, die es einem Regenten gegeben, bey verſpürtem Misbrauch derſelben, wieder zurücke nimmt. Denn da ein Regent durch einen Vertrag die Oberherrſchaft bekommen: So höret ſelbiger alſofort auf, das zu ſeyn, was er war, wenn er die Bedingungen ſeiner ſeits nicht getreulich erfüllet; das iſt, wenn er die gemeine Wohlfahrt aus den Augen ſetzet. So haben z. E. die Deutſchen Churfürſten Kayſer Wenzeln die Majeſtät wieder genommen, die ſie ihm gegeben hatten, ohne ein Laſter der beleidigten Majeſtät zu begehen; der alten Römiſchen und Engliſchen Könige zu geſchweigen, die man der Regierung, ja wohl gar des Lebens beraubet hat.

In ſtatibus liberis crimen laeſae maieſtatis contra populum quoque committi poteſt a principe.

§. 423. Wenn das gemeine Weſen dem Regenten nicht alle Macht und Gewalt übergeben, ſondern denſelben an gewiſſe Grundgeſetze gebunden hat: So hat auch ſelbiger nicht die ganze Majeſtät; ſondern das Volk hat ſie ſich ſelbſt, oder einem groſſen Rathe vorbehalten. Folglich kan in ſolchen Umſtänden auch der Regent ſelbſt ein Verbrechen der beleidigten Majeſtät begehen, wenn er in die Rechte des Volkes Eingriffe thut, und ſie des Theiles ihrer Macht und Gewalt berauben will, den ſie ſich vorbehalten hatten. So gieng es in Rom mit den zehn Männern und Dictatoren, welche zu ſcharſer Strafe gezogen wurden, wenn ſie zu weit gegangen waren. Ja auch die Griechiſchen Republiken beſtraften ihre Feldherrn, Könige und Regenten, mit der Verbannung, dem Gefängniſſe, auch wohl gar mit dem Tode, wenn ſie was wider die Freyheit des Volkes, und Wohlfahrt des gemeinen Weſens unternommen hatten.

* * *

Das X. Hauptſtücke

von

Verwaltung des gemeinen Weſens.

§. 424.

Quid ſit regimen bonum & malum.

Die Verwaltung des gemeinen Weſens wird gemeiniglich das Regiment genennet; und das Regiment beſteht alſo in dem Gebrauche der höchſten Macht und Gewalt, zu Beförderung der gemeinen Wohlfahrt. Wer nun das Regiment ſo führet, daß er lauter heilſame Geſetze giebt, alles dämpfet und hindert, was dem gemeinen Beſten zuwider läuft, und hergegen alles befördert, was dem Staate vortheilhaft iſt; der regieret wohl: So wie derjenige übel regieret, der das Gegentheil thut. Es muß alſo ein guter Regent ſo oft neue Geſetze geben, als er wahrnimmt, daß die natürliche Verbindlichkeit nicht zulänglich iſt, die Bürger des Staats von gewiſſen Laſtern abzuhalten, oder zu gewiſſen Tugenden zu treiben: Zumal, wenn jene die öffentliche Ruhe ſtören würden, wenn man ſie wollte überhand nehmen laſſen.

Exercitium poteſtatis legislatori aliquando ſit neceſſarium.

§. 425. Die bürgerlichen Geſetze ſind allezeit unvollkommen, und geſetzt, daß ſie es nicht wären, ſo würden ſie doch bey allmählicher Veränderung des gemeinen Weſens, mit der Zeit einer Veränderung bedürfen. So bald derowegen ein Regent ihre Fehler wahrnimmt: So bald muß er ſie verbeſſern. Zuweilen geſchieht es auch, daß die Strafen, ſo vormals auf ein Verbrechen geſetzt worden, nicht zulangen wollen, daſſelbe den Bürgern verhaßt zu machen. Alsdann muß die höchſte Obrigkeit wenigſtens die Strafen erhöhen, um die Übertreter deſtomehr abzuſchrecken. Ja, da täglich neue Fälle vorkommen können, die in den alten Geſetzen noch nicht entſchieden worden: So muß ein guter Regent dieſelben nach der

Billigkeit des natürlichen Geſetzes beurtheilen, und ganz neue Verordnungen deswegen ergehen laſſen, darnach man ſich in ähnlichen Fällen wird zu achten haben.

Magiſtratuum inferiorum conſtitutio neceſſaria.

§. 426. Nun kan aber ein Regent, ſonderlich in weitläuftigen Staaten, unmöglich allen Unterthanen ſelbſt recht ſprechen: Die Zahl der Klagen kan darinn ſo groß werden, und die Unterſuchung der Streitigkeiten ſo beſchwerlich ſeyn, daß ſeine Zeit, und ſeine Kräfte, ſolches unmöglich zulaſſen würden. Daher muß ſich derſelbe rechtſchaffene und verſtändige Männer zu Richtern erwehlen, ihnen die Macht geben, die vorkommenden Streitfragen nach den alten Geſetzen zu beurtheilen, und die Strafen an den Verbrechern zuzuſprechen. Damit nun dieſes nicht eine vergebliche Macht ſey, und dieſe Richter auch ihre Urtheile mögen vollſtrecken können: So muß ein Regent ihnen auch eine Gewalt dazu geben, und ſie mit Einkünften und Gerichtsdienern zulänglich verſorgen. Folglich regieren denn die Richter im Namen und an ſtatt der Regenten.

Quales eſſe deceat magiſtratus vel iudices inferiores.

§. 427. Hieraus laſſen ſich nun die Eigenſchaften guter Richter herleiten. Weil ſie erſtlich zweifelhafte Rechtsſachen nach den Geſetzen entſcheiden ſollen: So müſſen ſie der Geſetze kundig, und mit allen den Wiſſenſchaften verſehen ſeyn, die zum Verſtande, und zu guter Anwendung derſelben gehören. Hernach ſollen ſie die gefällten Urtheile an den Verbrechern auch vollſtrecken: Folglich müſſen ſie auch rechtſchaffene unpartheyiſche Männer ſeyn, die das Recht, weder um Geſchenke, noch Vorbitte, Freundſchaft oder Feindſchaft willen, beugen. Kurz, kein Anſehen der Perſon muß bey einem Richter gelten. Und weil man kein rechtes Urtheil fällen kan, wenn man die Sache nicht wohl eingeſehen hat: So muß drittens ein Richter ſehr ſorgfältig und aufmerkſam in Unterſuchung der Dinge, und ſehr leutſelig im Anhören beyder Partheyen ſeyn.

§. 428. Wir ſind verbunden alle Menſchen, ſo wie uns ſelbſt, zu lieben (§. 222). Folglich darf auch ein Richter den Verbrecher wegen ſeiner Laſter nicht haſſen, oder ſich über ihn erzürnen. Das Laſter muß er verabſcheuen, die Perſon aber beklagen, auch wenn er ſie ſtrafen muß, ſolches nur zu Verhütung eines gröſſern Ubels, und entweder zu ihrem, oder zu des gemeinen Weſens Beſten thun. Damit er nun mit deſto gröſſerm Anſehen Recht ſprechen, und das Böſe beſtrafen könne: So muß er ſelbſt von unſträflichem Wandel ſeyn, und ſich in den Ruff geſetzet haben, daß er ein ſtrenger Freund der Billigkeit ſey, und lieber ſelbſt leiden, als von den Geſetzen abgehen wolle. Doch muß er auch den Beklagten, Gefangenen und Verurtheilten, ihren Zuſtand nicht ohne Noth beſchwerlicher machen; ſondern ſo gelinde mit ihnen verfahren, als es, den Geſetzen unbeſchadet, nur immer möglich iſt.

Iudex delinquentes amet, vitia tantum odio proſequatur.

§. 429. Wir wiſſen, daß man der höchſten Obrigkeit Gehorſam und Ehrerbietung ſchul-

Magiſtratibus & iudicibus obedientia & honor debetur.

dig iſt (§. 380). Nun vertreten aber die Unterrichter ihre Stelle, indem ſie die Gerechtigtigkeit in ihrem Namen, nach den Geſetzen handhaben, und die gemeine Ruhe befördern (§. 426). Folglich muß ſich denn erſtlich niemand ihrer Macht entziehen, oder ihrer Gewalt wiederſetzen. Und da wir ferner einem jeden diejenige Ehre erweiſen ſollen, die er verdienet (§. 228); Die Obrigkeit aber, wenn ſie ihrem Amte wohl vorſtehet, allerdings vieler Ehre würdig iſt, weil ſie viel Verſtand und Tugend dazu beſitzen muß: So ſind wir auch verbunden, ſie zu ehren, das iſt, ihre gute Eigenſchaften zu erkennen, bekannt zu machen, und durch äuſſerliche Handlungen unſere Ehrerbietung zu verſtehen zu geben. Zum wenigſten verdienen ſie wegen des Theiles der höchſten Macht und Gewalt, der ihnen verliehen worden, einige Hochachtung.

Quibus officium iudicis potiſſimum demandandum ſit.

§. 430. Laſterhafte und unwiſſende Leute, die viel Macht und Gewalt gehabt, haben ſich derſelben oft zum Schaden, ja wohl gar zum gänzlichen Ruin des gemeinen Weſens gemisbrauchet. Damit nun dieſes nicht von allen Unterobrigkeiten und Richtern geſchehen möge; So muß die höchſte Obrigkeit darauf ſehen, daß ſolche Stellen nicht gar zu jungen, unverſtändigen oder boshaften Leuten gegeben werden mögen. Denn die Jugend iſt unerfahren und leichtſinnig, zumal, wenn ſie nicht einmal durch ſattſames Studiren der natürlichen und bürgerlichen Geſetze und der Staatslehre den Verſtand

ſtand genugſam aufgeklåret håtte. Wie will ſie nun das gemeine Beſte befördern, davon ſie keine zulängliche Einſicht hat. Die Bosheit des Willens iſt allemal um deſto gefährlicher, je verſchlagener und argliſtiger diejenigen ſind, die Macht und Gewalt in Händen haben, ihren Begierden ein Gnügen zu thun.

§. 431. Das baare Geld iſt der anſehnlichſte Theil der Gewalt, die eine Republik vor der andern beſitzet: Denn da man vor Geld leicht Volk werben kan, ſo wird der Staat allezeit vor mächtiger gehalten, der reicher iſt als ein andrer. Daher folgt nun, daß die höchſte Obrigkeit auch für die Erhaltung des baaren Geldes im gemeinen Weſen ſorgen müſſe. Dieſes geſchieht, wenn man die Waaren, ſo aus fremden Ländern gebracht werden, nicht mit baarem Gelde bezahlet, ſondern mit andern Waaren gleichſam vertauſchet; und hergegen von ſeinen Nachbarn, vor dasjenige, ſo man ihnen zuführet, baar Geld bekommt. Imgleichen, wenn man nicht viel junge Leute in fremde Länder gehen läßt, oder doch wenigſtens ihr Geld ihnen nur durch Wechſel übermachet, daß ſie das Gold und Silber nicht aus dem Lande führen. Endlich wenn man dem Wucher der Kaufleute ſteuret, die gemeiniglich die guten Geldſorten einwechſeln, und in groſſen Summen an fremde Oerter ſchicken.

Pecunia in republica quantum fieri poteſt conſeruanda eſt.

§. 432. Man hat es aus der Erfahrung, daß die überhand nehmende Armuth des Pöbels, und der groſſe Reichthum einiger Bürger,

Paupertati ciuium proſpiciendum

eſt, ne turbas plebs excitare cogatur.

Aufruhr und andre Unruhen zuwege bringen kan. Folglich muß eine Obrigkeit darauf ſehen, damit keine gar zu groſſe Ungleichheit in dem Vermögen der Bürger entſtehe, ſondern das Geld einen ordentlichen Umlauf durch aller Einwohner Hände haben möge. Dieſes zu bewerkſtelligen, muß dem Armen ſeine Arbeit gut bezahlet, der Handel und Wandel in Flor gebracht, der Wucher hart beſtrafet, der ungerechte Reiche nie geſchützet, und ein Überfluß von Lebensmitteln herbey geſchaffet werden; damit ſich niemand aus Noth und Hunger genöthiget ſehen möge, auf unruhige Gedanken zu gerathen. Denn da des gemeinen Volkes allezeit die gröſte Menge iſt: So iſt es ſchwer der Empörung deſſelben zu ſteuren, wenn ſie einmal rege geworden, und ihre Kräfte zu merken angefangen hat.

Conſilio intelligentium vtantur imperantes, in negotiis gerendis.

§. 433. Es iſt unmöglich, daß ein Regent alles allein einſehen, und alles ſelbſt verſtehen kan, was zur Wohlfahrt und Ruhe des gemeinen Weſens nützlich und nöthig iſt. Ja wenn er gleich alles einzuſehen vermögend wäre, ſo hätte er doch unmöglich ſo viel Zeit, alles gehörig zu überlegen, und nach Erfordern der Umſtände allenthalben ſelbſt zugegen zu ſeyn. Dieſem Mangel abzuhelfen, muß er ſich des Raths verſtändiger und erfahrner Männer bedienen. Er muß die Kaufleute im Handel, die Künſtler in ihren Gewerben, die Landleute im Ackerbau, die Gelehrten in Einrichtung hoher und niedriger Schulen, die Rechtslehrer in

Verwaltung der Gerechtigkeit, die Staatskündigen in Abfaſſung neuer Geſetze, die Gottesgelehrten in Religionsſachen zu Hülfe nehmen: Damit nicht irgendwo aus Unwiſſenheit und Übereilung ein Fehler begangen werde, daraus dem gemeinen Weſen ein Schade erwachſen kan.

Das XI. Hauptſtücke
vom
Rechte des Krieges und Friedens.

§. 434.

Securitatis publicae cura bellorum neceſſitatem oſtendit.

Da es die Abſicht aller Staaten mit ſich bringet, auch die gemeine Sicherheit vor äuſſerlichen Feinden zu befördern: So ſieht man leicht, daß die Regenten, auch ihre Republiken zu ſchützen, verbunden ſind. Denn die Republiken können als einzelne Perſonen angeſehen werden (§. 324). Nun ſteht es einem jeden natürlicher Weiſe zu, ſich für aller Gewalt ſeiner Feinde zu ſchützen, und allen Schaden abzuwenden (§. 237). Folglich ſteht ſolches auch ganzen Staaten gegen einander frey. Ferner ſteht es auch frey, oder ein jeder iſt vielmehr verbunden, die Erſetzung des Schadens, den uns ein ander ſchon zugefüget hat, auch mit Gewalt zu ſuchen. Daher müſſen denn auch die Staaten, ſo von andern beleidiget worden, auf die Erſtattung des erlittenen Schadens mit Gewalt dringen.

Bellum quid ſit & quotuplex?

§. 435. Der **Krieg** iſt ein Zuſtand des gemeinen Weſens, darinnen eine Republik die andre mit Gewalt zu etwas zu nöthigen ſuchet. Der **Friede** hergegen iſt ein Zuſtand, der von aller äuſſerlichen Gewalt frey iſt. Hieraus kan man nun beurtheilen, wenn ein Krieg erlaubt ſey, oder nicht. Nemlich, wenn dasjenige, ſo ein Staat von dem andern begehret, recht und billig iſt: So iſt auch der Krieg, wodurch er ſolches zu erzwingen ſuchet, recht und billig. Iſt aber im Gegentheil die Forderung an ſich unbillig: So iſt auch der Krieg ſelbſt ungerecht. Der Krieg aber wird entweder zum **Angriffe**, oder zur **Vertheidigung** unternommen. Jener dient entweder, das bevorſtehende Unrecht, ſo man uns thun will, abzuwenden; oder die Erſtattung des bereits zugefügten Schadens zu erzwingen. Dieſer aber dient entweder den bereits geſchehenen Angriff zurücke zu treiben, oder den angedrohten abzuwenden.

Bella offenſiua & defenſiua quando licita ſint.

§. 436 Es kan alſo ſowohl der Angriff, als die Vertheidigung, im Kriege gerecht werden? Und beydes kan hergegen auch ungerecht ſeyn; doch nicht zu gleicher Zeit. Denn, wenn der Angriff gerecht iſt; ſo iſt die Gegenwehr ungerecht: Weil man einer billigen Forderung eines benachbarten Staats, lieber ohne Krieg Gehör geben ſollte. Wenn aber der Angriff ungerecht iſt, ſo iſt die Gegenwehr deſto billiger:

ger: Weil man ſich vor aller unbilligen Gewalt zu ſchützen verbunden iſt. Hier übet ein ganzes gemeines Weſen das Recht der unſträflichen Nothwehr aus, welches im Stande der natürlichen Freyheit auch einzelnen Perſonen zukommt (§. 238). Wäre aber ein Staat allein nicht vermögend, den Anfall eines ſtärkern Feindes abzuhalten: So muß er auch den Beyſtand ſeiner Bundsgenoſſen zu Hülfe nehmen, und ſich dadurch in Sicherheit zu ſetzen ſuchen.

§. 437. Auch der glücklichſte und billigſte Krieg, bringet viel Unruhe ins gemeine Weſen, und verurſachet unzehliche Koſten, die den Bürgern endlich zur Laſt werden. Nun ſollen die Regenten die Wohlfahrt des gemeinen Weſens auf alle mögliche Weiſe zu befördern ſuchen: Folglich müſſen ſie auch den Krieg auf alle mögliche Weiſe zu verhüten bemühet ſeyn. Oft kan durch gelinde Vorſtellungen, durch Tractaten und Bündniſſe ein groſſes Feuer in der Aſche erſticket werden. Oft kan man durch Weichen und Nachgeben mehr erhalten, als mit Gewalt. Ja niemals ſind auch die Vortheile des allerglücklichſten Krieges ſo groß nicht, als der Schade iſt, den die Republik in währender Zeit des Krieges leidet. Regenten haben ſich alſo wohl vorzuſehen, ehe ſie zu den Waffen greifen: Weil man wohl den Anfang, aber nicht leicht das Ende des Krieges überſehen kan.

Bella, quantum fieri poteſt, evitanda ſunt.

§. 438. Um alſo einen bevorſtehenden Krieg zu vermeiden, muß ein Regent vorher alle gelinde

Quibus me dii bella

euitari poſſint.

linde Mittel anwenden. Er muß durch Geſandſchaften Erinnerungen geben laſſen, und dadurch die Abſtellung ſeiner Beſchwerden ſuchen. Er muß die Erſetzung des bisher erlittenen Schadens in der Güte fordern; auch wohl Drohungen hinzu thun, ſeine Beleidiger künftig davon abzuſchrecken. Wenn dieſes nicht helfen will, muß er gleiches mit gleichem vergelten, oder Repreſſalien brauchen. Endlich kan man noch durch andre benachbarte Staaten, als durch Schiedsrichter, die Sache friedlich beyzulegen ſuchen. Wenn aber dieſes alles bey einem hartnäckigten Feinde nichts verfangen ſollte: Alsdenn iſt es erſt Zeit Gewalt zu brauchen, und ſie ſo lange fortzuſetzen, bis man die Erſtattung des erlittenen Schadens erhält, und vor künftigen Beleidigungen zu genugſamer Sicherheit gelanget.

Quid in bello liceat vel minus.

§. 439. Wenn es ſich fragt, was im Kriege recht und billig ſey: So können wir dieſes aus der Pflicht einzelner Menſchen gegen ihre Feinde herleiten (§. 234. u. ſ. w.). Denn ob wir gleich auch ſie nicht beleidigen oder haſſen; ſondern ihnen vergeben und ſie lieben ſollen (§. 236.): So müſſen wir uns doch vor ihren Verletzungen aufs äuſſerſte hüten, und zu Abwendung derſelben alle erſinnliche Mittel anwenden (§. 237. 238). Daher ſteht uns denn gegen unſern öffentlichen Feind alles frey, ohne welches wir nicht zu unſerm Rechte gelangen könnten; geſetzt, daß es mit ſeinem gröſten Schaden und Verderben verbunden wäre.

Doch muß man auch zufrieden ſeyn, wenn man zu ſeinem Zwecke gelanget iſt, und wegen des Zukünftigen genugſame Sicherheit hat: Damit nicht aus einem rechtmäßigen Kriege ein grauſames Wüten, und eine raſende Rachgier werden möge.

Reſtitutio ſumtuum ab hoſte poſcenda eſt.

§. 440. Weil die Kriege viel Geld koſten, und ein Staat aller ſolcher Koſten überhoben geweſen ſeyn würde, wenn ihm der andre kein Unrecht zugefüget hätte: So hat er bey dem erfolgenden Friedensſchluſſe auch das Recht, die Erſtattung der Kriegs-Unkoſten zu fordern. Dieſe kan er ſich entweder an baarem Gelde zahlen, oder an ſtatt deſſen ſich ein Stück Landes einräumen laſſen; welches entweder zum Unterpfande dienet, und von ſeinen Einkünften die Zinſen des Geldes abträgt; oder wohl gar als eigen abgetreten wird. Wie es aber bey einzelnen Perſonen nicht erlaubt iſt, die Erſtattung des Schadens zu fordern, wenn man ſie ganz dadurch zu Grunde richten würde: So iſt es auch bey ganzen Republiken nicht erlaubt. Wenn aber jemand ſo grauſam mit ſeinem Feinde verfahren wollte: So müſten ſich andre Staaten des Unterdrückten annehmen, und ihm diejenige Hülfe leiſten, die er ſich ſelbſt nicht geben könnte.

Tempore pacis bellici apparatus fieri debent.

§. 441. Um nun auch vor unvermutheten Anfällen der Feinde ſicher zu ſeyn, muß ein Regent auch mitten im Frieden auf den Krieg denken. Dieſes geſchieht, wenn er die Gränzplätze wohl befeſtiget, die Bürger und Einwohner des Landes entweder ſelbſt in Waffen übet, oder doch eine Anzahl junger Mannſchaft in beſtändigem Solde erhält, dieſelbigen zu beſetzen. Es iſt wahr, daß die Unkoſten ſolcher Anſtalten ſich ſehr hoch belaufen, und dem Lande vielmal beſchwerlich fallen: Allein, ſie gereichen gleichwohl dem ganzen Lande zum Beſten; und die Bürger können mit deſto gröſſerer Sicherheit ihr Gewerbe treiben. Hingegen iſt es weit gefährlicher, wenn ihr Land jedem Feinde offen ſteht, und dem Muthwillen ungerechter Nachbarn ausgeſetzet iſt: Da öfters alle ihr Vermögen ein Raub wird, und ihr Leben ſelbſt in Gefahr geräth.

Ius gentium a iure non differt.

§. 442. Dieſes ſind nun die Hauptregeln des natürlichen Rechts, die in tauſend beſondern Fällen mit Nutzen angewendet werden können. Es pflegen zwar viele auſſer dieſem noch von einem beſondern Völkerrechte zu reden: Allein ohne Noth. Denn entweder hält ihr ſogenanntes Völkerrecht eben dieſelben, oder ganz unterſchiedene Geſetze in ſich. Iſt jenes, ſo iſt es nur dem Namen nach, und nicht in der That davon unterſchieden. Iſt dieſes, ſo ſind die verſchiedenen Geſetze entweder mit den bisherigen einſtimmig; und alsdann können ſie, als Folgerungen, daraus hergeleitet werden: Oder ſie ſind ihnen zuwider, und alsdann würden ſie nur Ausnahmen von den allgemeinen Regeln ſeyn, die aber, in beſondern Fällen, auch von dem Rechte der Natur gebilliget werden. Kurz, was die Bewilligung aller Völker eingeführet hat, daß muß wohl zur Wohlfahrt der Staaten zuträglich geweſen ſeyn. Was aber ſo beſchaffen iſt, das iſt auch durch das Recht der Natur ſchon gebothen.

Ende des Rechts der Natur.

Der
Practiſchen
Weltweisheit
Dritter Theil.
Die
Tugendlehre.

Einleitung
zur
Tugendlehre.

§. 443.

Ethica ſtricte ſic dicta, quid ſit?

Die Tugendlehre iſt eine Wiſſenſchaft von Erlangung der Tugend, in Ausübung menſchlicher und bürgerlicher Pflichten (§. 8). Wir wiſſen, daß die Tugend eine Fertigkeit iſt, nach dem Geſetze der Natur zu handeln (§. 50). Soll alſo die Tugendlehre eine Wiſſenſchaft ſeyn, wie man zur Tugend gelangen könne: So muß ſie uns zu der Fertigkeit in Beobachtung des Geſetzes der Natur verhelfen. Was das Geſetz der Natur einem Menſchen und Bürger für Pflichten auferlege, das haben wir bisher ausführlich abgehandelt. Allein die Wiſſenſchaft dieſer Pflichten und Lebensregeln macht noch keinen tugendhaft, wenn nicht die Ausübung derſelben dazu kommt (§.7). Da nun die Ausübung gewiſſer Handlungen aus dem Willen kommt, dieſer aber durch gewiſſe Bewegungsgründe gelenket werden muß (I.§.542): So wird auch die Tugendlehre hauptſächlich die Bewegungsgründe zum tugendhaften Leben in ſich halten müſſen.

Complectitur etiam doctrinam decori.

§. 444. Das Recht der Natur erfordert eine Ubereinſtimmung aller freyen Handlungen eines tugendhaften Menſchen (§. 28). Folglich muß denn ein Tugendhafter auch in allen ſeinen äuſſerlichen Geberden, Kleidern und Worten bezeigen, daß er tugendhaft ſey. Dieſe gute Einrichtung alles äuſſerlichen Bezeigens, nennet man, nach der Vorſchrift des natürlichen Geſetzes, die **Wohlanſtändigkeit**, auch wohl den **Wohlſtand**; und das Gegentheil davon, in ungeſchickten Geberden, Worten und Kleidungen, die ein laſterhaftes Gemüthe anzeigen, den **Ubelſtand**. Ein Tugendlehrer muß alſo auch zeigen, wie man ſich eine Fertigkeit, dem Wohlſtande gemäß zu leben, und allen Ubelſtand zu vermeiden, zuwege bringen könne. Viele haben daraus, ohne Noth, eine beſondre Wiſſenſchaft machen, und die Regeln des Wohlſtandes aus ganz andern Qvellen herleiten wollen.

Porro a vitiorum labe abducit & fugam eorum ſuadet.

§. 445. Es kan niemand tugendhaft werden, wo er nicht dem Laſter abſaget, und ſich alſo bekehret (§. 118). Denn das Laſter iſt eine Fertigkeit, wider das Geſetze der Natur zu handeln (§. 56). Dieſe beyde entgegen geſetzte Fertigkeiten können aber nicht beyſammen ſtehen, ſondern wo die eine noch herrſchet, da kan die andre nicht ſtatt finden. Soll uns nun die Tugendlehre die Fertigkeit im Guten zuwege bringen: So muß ſie uns erſt die Hinderniſſe derſelben aus dem Wege räumen; das iſt, das Böſe abgewehnen. Sie muß uns alſo die Mittel lehren, wie man einen Laſterhaften von den böſen Gewohnheiten, die er an ſich hat, allmählich abziehen könne, und ihm die Bewegungsgründe, ſolches zu thun, an die Hand geben. Ja, weil auch die Tugendhaften zuweilen auf Abwege gerathen können: So muß ſie endlich auch zeigen, wie man ſich für allen Laſtern am beſten hüten könne

Vtilitas Ethicae inſignis in felicitate conſequenda.

§. 446. Die Ausübung der Tugend verſetzet einen Menſchen aus einer Vollkommenheit in die andere, und das beſtändige Wachsthum in der Vollkommenheit iſt das höchſte Gut, ſo ein Menſch in der Welt erlangen kan (§. 66). Dieſes bringet nemlich denen, die es beſitzen, ein beſtändiges Vergnügen, welcher Zuſtand denn die Glückſeligkeit genennet wird. Da nun die Tugendlehre einem Menſchen die Ausübung der Tugend lehret, und ihn aufs kräftigſte dazu antreibet: So macht ſie ihn auch des höchſten Gutes theilhaftig, und befördert alſo ſeine Glückſeligkeit. Wie ſie nun auch im Gegentheil vor dem Laſter warnet, und davon abziehet; auch dergeſtalt den Menſchen von dem höchſten Ubel und der Unglückſeligkeit befreyet (§. 71): So erhellet zur Gnüge, was für eine nützliche Wiſſenſchaft dieſe Tugendlehre vor alle Menſchen ſey.

* * *

Der I. Abſchnitt
von den
Vorbereitungen zur Tugend.

Das I. Hauptſtücke
von der
Luſt und Liebe zur Tugend.

§. 447.

Virtus felices reddit cultores ſuos.

Die Tugend iſt eine Fertigkeit nach dem Geſetze der Natur zu handeln (§. 50). Weil nun das Geſetz der Natur uns überhaupt gebeut, unſre und andrer Menſchen Vollkommenheiten zu befördern (§. 32): So muß ein Tugendhafter eine Fertigkeit beſitzen, ſolches zu thun. Wer ſeine eigene, und andrer Menſchen Vollkommenheit befördert, der befördert zugleich die Ehre Gottes (§. 66). Folglich hat ein Tugendhafter auch in Ausbreitung der göttlichen Ehre eine Fertigkeit. Ein Tugendhafter erleichtert alſo die Pflichten eines guten Bürgers in der Stadt Gottes, der das gemeine Beſte zu befördern (I. §. 1169), und alſo den Willen ſeines Monarchen, als des vollkommenſten und gütigſten Geſetzgebers erfüllet (I. §. 1170). Da nun kein redlicher Bürger in der Stadt Gottes elend ſeyn kan (I. §. 1168): So geht es einem Tugendhaften gewiß wohl, er erlanget nemlich das höchſte Gut, und wird glückſelig (§. 75).

Hinc amari meretur ab omnibus, qui ſibi bene cupiunt.

§. 448. Iſt nun die Tugend eine ſo vortheilhafte Sache, ſo iſt es kein Wunder, daß alle diejenigen, die ſolches erkennen, und davon lebhaft gerühret ſind, eine Luſt und Liebe zu derſelben blicken laſſen. Denn wer wollte nicht gern glücklich werden? Wer will ſich gern unglücklich und elend machen? Ein Zuſtand eines beſtändigen Vergnügens iſt allen Menſchen angenehm. Ein jeder wünſchet ſich denſelben. Nun entſteht aber derſelbe aus dem ungehinderten Wachsthume in allerley Vollkommenheiten, als deren Anblick lauter Luſt und Vergnügen erwecket. Iſt aber die Tugend das einzige Mittel, ſich dieſes zu erwerben: So muß man ſie ja mit beyden Händen ergreifen, und ſich recht eifrig beſtreben, ſo tugendhaft zu werden, als es nach eines jeden Kräften und Umſtänden möglich iſt. Zum wenigſten würde es thöricht ſeyn, den Zweck zu begehren, und die Mittel dazu zu verabſäumen (I. §. 657).

Ratio prima, quare non ametur virtus, ignorantia eius.

§. 449. Indeſſen lehrt die Erfahrung, daß ſehr wenige Menſchen ſich tugendhaft zu werden bemühen. Dieſer Mangel der Tugendliebe nun, kan nur aus zweyerley Urſachen herkommen. Davon die erſte, der Mangel eines lebendigen Erkenntniſſes von der wahren Natur und den vortheilhaften Wirkungen der Tugend iſt. Wir wiſſen nemlich, daß der Wille vom Verſtande gelenket wird (I. §. 540). Was dieſer ihm als gut anpreiſet, das liebet er; und was dieſer ihm, als was böſes, beſchwerliches, oder unnützes vorſtellet, das verabſcheuet er (I. §. 541). Die Unwiſſenheit iſt alſo die erſte Urſache, warum ſo wenige Luſt zur Tugend haben. Ja wenn gleich manche etwas von der Tugend ſagen gehöret, oder gar auswendig gelernet haben: So iſt doch ſolches nur ein todtes Erkenntniß, welches unkräftig iſt, und nicht in den Willen wirket.

Ratio ſecunda; violentia appetitus ſenſitivi & affectuum.

§. 450. Das andre Hinderniß iſt die Gewalt der ſinnlichen Begierden und Affecten, welche mit der Vernunft allezeit ſtreiten, und mehrentheils die Oberhand behalten (I. §. 546). Die Sinne ſtellen nach den Empfindungen gemeiniglich die Laſter als ſüſſe und angenehm vor; Daher gewinnet die Begierde nach denſelben die Oberhand, ehe der Verſtand den Betrug ſolcher Vorſtellungen hat wahrnehmen können. Ja nähme er ihn gleich zuweilen einiger maßen wahr: So laſſen ihm die Affecten nicht Zeit genug, dieſe heilſame Betrachtung lange genug fortzuſetzen. Daher verfällt er denn in eine Sclaverey, indem er thun muß was er nicht will, und hernach oft bedauret: Ob er gleich bey der erſten Gelegenheit es wiederum nicht beſſer macht (I. §. 537). Endlich entſteht eine Gewohnheit im Böſen daraus, und dieſe läßt vollends der Tugendliebe keinen Platz mehr übrig (I. §. 546).

Media amorem virtutis pro-

§. 451. Will man nun die Tugendliebe, dieſer Hinderniſſe ungeachtet, in jemanden erwecken, ſo thut man vors erſte wohl, wenn man in zarter Jugend, ja ſchon in der Kindheit, den Anfang dazu machet. Zwar iſt alsdenn der Verſtand noch ſo reif nicht, daß er alle zu deutlicher Erkenntniß der Tugend nöthige Einſicht, gleich faſſen könnte: Allein er iſt doch alsdann am fähigſten, das Gute ohne Wiederſpenſtigkeit anzunehmen, weil er noch mit keinen wiedrigen Vorurtheilen eingenommen iſt. Man beobachte alsdann einen jungen Menſchen, daß er keine Irrthümer einfange, zumal ſolche, die in practiſche Dinge, oder in die Handlungen einen Einfluß haben. Man bringe ihm aber hergegen viel wahre Urtheile vom Guten und Böſen bey, und lehre ihn ſelbiges, nach den rechten Merckmalen, auch von ſich ſelbſt unterſcheiden (§. 25. 26. 27. 28).

mouendi a teneris incipienda.

§. 452. Dieſes Erkenntniß nun recht lebendig zu machen, führe man ſeine Tugendſchüler auf die Erfahrung; denn das anſchauende Erkenntniß hat durch die Lebhaftigkeit der ſinnlichen Empfindungen vielmehr Eindruck bey ihnen, als das ſymboliſche. Kan es ohne ihren Schaden geſchehen, ſo laſſe man ſie ſelbſt fühlen, was für böſe Folgerungen aus gewiſſen Handlungen entſtehen; und was für Gutes aus tugendhaften Thaten erfolge. Geht ſolches aber nicht an, ſo zeige man es ihnen an fremden Exempeln, die ihnen ins Auge fallen; wie die Römer es mit ihren beſoffenen Knechten machten. Hat man auch dazu keine Gelegenheit, ſo muß man zu den Geſchichten ſeine Zuflucht nehmen, und die lehrreicheſten Bey-

Cognitio viua per experientiam comparanda eſt: item, per hiſtorias & fabulas.

ſpiele daraus wählen; ja wohl gar die beſten Fabeln der Poeten zu Hülfe ruffen, um die Tugend recht beliebt zu machen.

Habitus in actionibus bonis ipſis per conſuetudinem acquirendus eſt.

§. 453. Ferner iſt es dienlich jungen Leuten, auch ehe ſie noch zu dem deutlichen Erkenntniſſe der Tugend fähig ſind, durch Gewohnheit und Ubung eine Fertigkeit im Guten beyzubringen. Man halte ſie alſo, ſo viel als möglich, vom Böſen ab, und benehme ihnen alle Gelegenheiten dazu. Man mache es ihnen, durch gewiſſe damit verknüpfte Strafen, verhaßt, und dagegen das Gute durch Belohnungen angenehm. Man bezeige auch eine Verachtung gegen ſie, wenn ſie zum Böſen Luſt haben, und lobe ſie hergegen, wenn ſie nach dem Guten ſtreben. Nun wird zwar durch dieſe Mittel noch keine wahrhafte Tugend in ihnen gewürket; als welche nicht aus Furcht der Strafe, und Hoffnung der Belohnungen entſteht (§. 55): Allein man erlanget zum wenigſten ſo viel dadurch, daß ſie im Guten eine Fertigkeit bekommen, die hernach durch das deutliche Erkenntniß leicht zur Tugend werden kan.

Non tamen hac ratione voluntas emendatur.

§. 454. Ein Tugendhafter thut dasjenige mit Luſt, was das Geſetz der Natur gebeut; wegen der innerlichen Ehrbarkeit deſſelben, und der herzlichen Luſt, die er an aller Vollkommenheit, und dem, was ſie befördert, empfindet (§. 52). Er handelt alſo aus einem verbeſſerten Willen, der freywillig, und ohne äuſſerlichen Zwang das Gute liebet, und das Böſe haſſet. Will man alſo jemanden die Tugendliebe beybringen, ſo muß man ihm den Willen verbeſſern: Denn dergeſtalt werden ſeine guten Handlungen allererſt rechte Tugenden werden. Da nun der Wille allezeit aus Bewegungsgründen etwas will, und nachdem dieſelben entweder gültig oder ungültig ſind, verbeſſert, oder verderbt iſt: So muß man junge Tugendſchüler aus den rechten Bewegungsgründen handeln lehren.

§. 455. Die Bewegungsgründe des Willens ſind die Vorſtellungen des Guten und Böſen an dem Gegenſtande, der die Handlung veranlaſſet (I. §. 542). Dieſes Gute und Böſe nun iſt entweder ein wahres Gut und Ubel, oder nur ein Scheingut, und ein Scheinübel. Der verbeſſerte Wille ſtrebet nur nach wahren Gütern, und verabſcheuet das wahre Ubel: Denn nach Scheingütern zu ſtreben, und ein Scheinübel zu verabſcheuen, das gehört vor die ſinnliche Begierde (I. §. 522) und die Affecten (I. §. 525). In beyden Fällen aber geht vor dem Wollen und Nichtwollen ein Urtheil des Verſtandes vorher, welches den Willen beſtimmet und lenket (I. §. 540). Denn weil der Wille ſelbſt nicht urtheilen kan wie die Dinge beſchaffen ſind: So muß er mit den Augen des Verſtandes ſehen, und ſich auf deſſen Urtheil verlaſſen: Es mag nun daſſelbe entweder richtig oder nicht richtig ſeyn.

Motiua voluntatis bona ſint oportet vera, & vera mala.

§. 456. Es wird alſo der verbeſſerte Wille allezeit einen verbeſſerten Verſtand zum voraus ſetzen, der die wahren Güter von den Scheingütern,

Hinc emendatio intellectus praedere debet emendationem voluntatis.

gütern, und die wahren Ubel von den Scheinübeln genau unterſcheiden kan. An dem Verſtande, nemlich, liegt es, wenn man unrecht wählet, und ein unbetrüglicher vollkommener Verſtand würde unmöglich einen böſen Willen haben können (I. §. 654.). Dieſes zeiget nun ganz unwiederſprechlich, daß man die Verbeſſerung des Willens durch den Verſtand zu befördern habe; und von Verbeſſerung der Kräfte deſſelben den Anfang machen müſſe. Daher ſoll denn dieſes in dieſem erſten Abſchnitte unſerer Tugendlehre, unſer Vorhaben ſeyn. Wir wollen zeigen, wie man alle Gemüthskräfte, die einigen Einfluß in den Willen haben können, verbeſſern könne, und die nöthigen Bewegungsgründe dazu an die Hand geben.

Alia ratio de emendatione intellectus agendi.

§. 457. Wir haben auch um ſo viel mehr Urſache dazu, da dieſes einen groſſen Theil der Pflichten ausmacht, die uns das Recht der Natur vorſchreibet. Denn wir ſollen nach allen Vollkommenheiten ſtreben, deren ein Menſch nur fähig iſt. Ein Tugendhafter aber muß die Fertigkeit beſitzen, dem Geſetze der Natur in allen Stücken ein Gnügen zu thun, und folglich auch die Vollkommenheiten ſeiner Gemüthskräfte zu befördern. Es ſind uns ferner die Kräfte des Verſtandes auch ſehr nöthig, ein rechtes Vergnügen aus allen den Gütern zu empfinden, deren wir in der Welt theilhaftig werden können. Ein Menſch von ſchlechtem Verſtande genieſſet das Seinige kaum halb. Sein undeutliches und dunkeles Erkenntniß erwecket ihm lange die Luſt nicht, als ein deutliches, welches ihm die ganze Vollkommenheit der Dinge vollſtändig darſtellet (I. §. 518).

Tandem media affectus compescendi praescribenda ſunt.

§. 458. Das andre Hinderniß der ernſtlichen und unverrückten Tugendliebe, waren die ſinnlichen Begierden und Affecten (§. 450). Dieſes nun aus dem Wege zu räumen, muß man ſich eine Herrſchaft über ſeine Sinne zuwege bringen, und die Affecten ſo regieren lernen, daß ſie mit dem freyen Willen, und alſo auch mit den Ausſprüchen der geſunden Vernunft übereinſtimmen. Die Nothwendigkeit dieſer Pflicht überhaupt, haben wir ſchon oben (§. 90, 91, 92) erwieſen, und einige Vorſchläge dazu gethan. Hier iſt noch übrig alle Affecten ins beſondere durchzugehen, und die Art und Weiſe zu zeigen, wie ein jeder gedämpfet, oder doch gemäßiget, oder mit der Vernunft vereiniget werden könne. Dieſes wird alſo den Beſchluß des erſten Theiles von den Vorbereitungen zur Tugendliebe ausmachen.

Das II. Hauptſtücke
von
Verbeſſerung der erſten Kraft des Verſtandes, und Erlangung der Scharfſinnigkeit und Tiefſinnigkeit.

§. 459.

Ab intellectu perficiendo initium fieri debet.

Wer die Vollkommenheit ſeiner Gemüthskräfte befördern will, der muß unſtreitig von dem Verſtande den Anfang machen. Denn obwohl die Sinne zu demſelben den erſten Grund legen: So haben wir dieſelben doch ſchon von Natur, und können dabey nichts mehr thun, als daß wir ihre Kräfte durch einen unmäßigen oder unrechten Gebrauch nicht ſchwächen: Und dazu wird uns in der Zahl der Tugenden die Sorgfalt für den Leib das nöthige vorſchreiben. Nun hat aber der Verſtand des Menſchen drey Kräfte, nach der Zahl ſeiner Hauptwirkungen, da er entweder empfindet, oder urtheilet, oder ſchlieſſet. Alle drey müſſen wir bey uns vollkommener zu machen ſuchen, und das geſchieht nun zwar nach den Regeln der Vernunftlehre, die wir bereits im erſten Theile abgehandelt haben. Doch müſſen wir hier ins beſondre die Bewegungsgründe angeben, die uns dazu eine Luſt machen können.

Prima mentis operatio,

§. 460. Die erſte Kraft des Verſtandes geht eiusque perfectio quomodo promoueatur.

geht mit Begriffen um, welche von verſchiedener Art ſind. Die klaren darunter ſind beſſer als die dunkeln, die deutlichen beſſer als die undeutlichen, die ausführlichen beſſer als die unausführlichen, und die vollſtändigen beſſer als die unvollſtändigen. Nun iſt aber der Verſtand allemal vollkommener, der von vielen Dingen Begriffe hat, als der nur von wenigen ſich Vorſtellungen machen kan (I. §. 609). Folglich iſt man verbunden, die Zahl ſeiner Begriffe zu vermehren, ſo viel es einem möglich iſt (§. 194). Hernach iſt auch der höhere Grad der Deutlichkeit allemal eine gröſſere Vollkommenheit des Verſtandes: Folglich muß man ſich auch bemühen, ſeine Begriffe, und alle ſeine Erkenntniß ſo deutlich zu machen, als es möglich iſt; ja man hat auch nach der Ausführlichkeit und Vollſtändigkeit der deutlichen Begriffe zu ſtreben.

Motiua cognitionem variam promouendi.

§. 461. Hierzu geneigt zu werden, darf man nur denken, daß ein vielfältiges und weitläuftiges Erkenntniß keinem Menſchen ſchadet; aber wohl einem jeden nutzen kan, der es beſitzet. Denn man kan nicht wiſſen, wo es einem in gewiſſen Umſtänden Vortheil verſchaffen kan, daß man dieſes oder jenes in ſeiner Jugend, auch wohl in reifern Jahren, gelernet hat, was nicht ein jeder kan. Viele haben ihr Glück in der Welt durch Nebendinge gemacht, die man eben nicht bey ihnen hätte ſuchen ſollen: Andre aber ſind verdorben, weil ſie auſſer ihrer Hauptwiſſenſchaft weiter nichts gewuſt, womit ſie ſich hätten beliebt machen und forthelfen können. Zudem iſt es ſehr angenehm, wenn man von vielen Dingen eine Einſicht hat. Man entfernet ſich um deſto mehr von dem rohen unwiſſenden Haufen, und erwirbt ſich die Hochachtung aller Verſtändigen, die oft unſre Fähigkeit und unſern Fleiß in Erlernung ſo vieler Dinge bewundern müſſen.

Obiectio duplex ſoluitur.

§. 462. Nun iſt es zwar gewiß, daß nicht ein jeder gleich viel natürliche Fähigkeit und Gemüthskräfte beſitzet, etwas leicht zu faſſen, und in kurzem allerley Dinge zu lernen. Auch weis man, daß nicht alle Menſchen ſo viel Zeit und gute Gelegenheit haben, ſich in nützlichen Erkenntniſſe zu üben. Zu geſchweigen, daß viele das Hauptwerk ſelbſt verſäumen würden, wenn ſie ſich zugleich auf viel verſchiedene Nebendinge legen wollten. Dieſes letzte behält freylich ſeine Richtigkeit: Denn das Hauptwerk muß allezeit den Vorzug behalten. Allein was das erſte anlanget: So wiſſen wir, daß niemand zu etwas unmöglichem verbunden iſt, ſondern nur dazu, was in ſeinen Kräften ſteht. Die Verbindlichkeit hört alſo auf, ſo bald die Unmöglichkeit ihr nachzukommen erwieſen werden kan: Wiewohl ſie viel mahl ſo groß nicht iſt, daß nicht die vorfallende Schwierigkeit durch Fleiß und Gedult überwunden werden könnte.

Continuatio ſolutionis cum motiuis.

§. 463. Wer ſich nicht viel Fähigkeit zutrauet, der bedenke, daß man durch Eifer und Emſigkeit den Mangel natürlicher Gaben oft glücklich erſetzet hat. Die ſchwächſten Köpfe habens zuweilen durch anhaltende Bemühungen weiter gebracht, als die Witzigſten, die ſich auf ihr gutes Naturell verlieſſen, und dabey nachläßig wurden. Wer ſich mit ſeiner Armuth entſchuldiget, der bedenke, daß der Reichthum eben ſo viel Hinderniſſe der Wiſſenſchaft als Hülfsmittel dazu an die Hand gebe; und daß die Lehrbegier eines Armen bey vernünftigen Leuten angenehmer ſey, als das gröſte Lehrgeld unfleißiger Reichen. Wer über Mangel der Zeit klaget, der ſtelle ſich den Epictet zum Muſter vor, der als ein Sclave die Nacht zu Hülfe nahm, und auf ſeiner Handmühle ſo viel erwarb, als er zu ſeinem Studiren nöthig hatte: Und gleichwohl dabey einer der berühmteſten Weltweiſen unter den Stoickern geworden.

§. 464. So nützlich aber ein vielfältiges Erkenntniß einem jeden ſeyn kan, ſo iſt doch das Erkenntniß des Guten und Böſen allen Menſchen am nothwendigſten. Dieſes hat unmittelbar einen Einfluß in die Handlungen; und folglich in die Glückſeligkeit eines Menſchen: da jenes nur mittelbar etwas dazu beytragen kan. Man muß alſo darnach aufs eifrigſte ſtreben; und ſich dazu durch die Betrachtung aufmuntern, daß die Unwiſſenheit in dieſem Stücke unzehliche ins Verderben geſtürzet. Auch die Irrthümer ſind hier überaus ſchädlich, weil man dadurch, auch bey dem beſten Vorſatze, ſich unglücklich macht.

Cognitio boni & mali maxime neceſſaria.

Denn geſetzt, daß Unwiſſenheit und Irrthum bey uns unvermeidlich wären, ſo daß wir uns damit aufs gültigſte entſchuldigen könnten: So wird doch die daraus entſtehende Handlung ihre Natur nicht ändern; ſondern immer böſe ſeyn.

Conſcientia motiuum ad eam acquirendam maximum.

§. 465. Den beſten Bewegungsgrund zu dieſer Bemühung giebt uns das Gewiſſen: welches nach geſchehener Handlung dieſelbe entweder gut heiſſet, oder verwirft. Wie ſüß iſt es da nicht, wenn man im Ausgange aus dem Erfolg einer That ſieht, man habe ſie auch vorher ſchon recht eingeſehen, und vernünftig beurtheilet. Man würde alsdann nicht ein vieles darum nehmen, um ſolches nicht erkannt zu haben. Wie verdrüßlich hergegen iſt es nicht, wenn man nach vollbrachter That, ſich ſelbſt anklagen muß, daß man ſich um das Erkenntniß des Guten und Böſen an derſelben vorher nicht ſattſam bekümmert. Wie wünſchet man nicht, daß man klüger geweſen ſeyn möchte, den erlittenen Verluſt oder Schaden zu vermeiden. Alles dieſes kan uns zum Erkenntniſſe des Guten und Böſen Luſt machen.

Motiuum & modus ad acumen perueniendi.

§. 466. Ein Scharfſinniger gelanget leichter zum deutlichen Erkenntniſſe eines Dinges als ein andrer: Denn er beſitzt eine Fertigkeit, in der Geſchwindigkeit viel an einem Dinge wahrzunehmen. (I. §. 474). Eben dieſe Fertigkeit verhilft auch zu allgemeinen Begriffen, wenn der Witz noch dazu kömmt. (I. §.

(I. §. 475). Es iſt alſo dieſe Scharfſinnigkeit eine Vollkommenheit des Verſtandes, und wir ſind darnach zu ſtreben verbunden. Dieſes geſchieht nun ie eher ie beſſer, und es iſt daher rathſam, ſchon in früher Jugend den Anfang zu machen. Man übe alſo Kinder ſchon auf alles, was an einer Sache iſt, acht zu geben, und ſolches mit deutlichen Worten herzuſagen. Man laſſe ſie Beſchreibungen von Dingen machen, die ſie geſehen oder gehöret haben. Man laſſe ſie auch zeichnen lernen, als wodurch ſie fähig werden, auf alle Kleinigkeiten bey einer Sache acht zu haben.

Attentionem & reflexionem promouendi media.

§. 467. Da nun dergeſtalt die Scharfſinnigkeit die Aufmerkſamkeit zum Grunde ſetzet: So ſieht man wohl, daß man auch auf die Beförderung dieſer Vollkommenheit des Verſtandes zu denken habe. Man lehre alſo junge Kinder rechnen: Denn wenn man daſelbſt in den Zahlen nichts verſehen will, ſo muß man ſehr aufmerkſam ſeyn. Man fängt auch daſelbſt von kleinen und leichten Exempeln an, bis man allmählich zu langwierigern und ſchwerern geſchickt wird. Man lehre auch ferner die Knaben allerley geometriſche Figuren kennen, und nach ihrer eigenen Empfindung beſchreiben. Man locke ihnen durch Fragen alles nöthige dabey heraus, damit ſie es endlich auch ungefragt antreffen, und wahrnehmen mögen. Man lehre ſie endlich auch das weſentliche von dem zufälligen unterſcheiden, damit ſie weder zu viel noch zu wenig in ihre Begriffe bringen mögen.

Idem qua ratione in boni & mali notitia fieri poſſit.

§. 468. Eben dergleichen Aufmerkſamkeit und Scharfſinnigkeit muß man jungen Leuten auch im Abſehen auf das Gute und Böſe beybringen. Zu dem Ende iſt nichts dienlicher, als daß man ſie bey beſondern Handlungen durch Fragen angewöhnet, auf alles achtung zu geben: Z. E. Wer etwas thut, was, wie, wenn und wo, warum, und in welcher Abſicht er es thue? Man kan ſich auch der Eſopiſchen Fabeln dazu bedienen, und ſelbige durch ſolche Fragen zergliedern, daß die Kinder dabey Gelegenheit bekommen, ihren Verſtand zum Uberdenken und Nachſinnen anzugewöhnen. Sonderlich muß man ſie auf die Folgen der guten und böſen Handlungen merken lehren, und ihnen in der Erfahrung alles zur Warnung machen, was in verſchiedenen Fällen verdrüßliches oder angenehmes aus ihrem Thun und Laſſen erwächſt; auch ihnen das Gewiſſen alsdann rege machen.

Fructus ex inde ſperandi motiua praebent.

§. 469. Wer nun auf dieſe Art in beſondern Fällen von den guten und böſen Handlungen rechte Begriffe hat, der wird ſich im Urtheile von dem, was er thun oder laſſen ſoll, nicht übereilen, oder verſehen: Wenn anders kein Affect dazu kommt. Eine ſolche Fertigkeit iſt alſo ſehr gut, ſich für allen böſen Handlungen leicht in acht zu nehmen: Welches uns denn bewegen ſoll, ſelbſt deſto mehr darnach zu ſtreben. Hernach wird man auch, bey ſo deutlichem Erkenntniſſe des Guten und Böſen, von den Handlungen andrer Leute nicht leicht falſch urtheilen. Vors erſte wird man alſo andern nicht unrecht thun, indem man etwas vor böſe hält, welches doch gut iſt; auch ſie nicht vor tugendhafter anſehen als ſie ſind, welches oft ſehr ſchädlich zu ſeyn pflegt. Vors andre wird man ſich auch ſelbſt nicht durch eine unzeitige Nachahmung ihrer Exempel betrügen laſſen.

Exercitia haec per totam vitam continuanda ſunt.

§. 470. Es iſt aber dieſe Scharfſinnigkeit kein Werk von wenigen Jahren, ſondern man kan ſie ſein Leben lang nicht völlig auslernen. Denn wenn man weiter gehen und von einzelnen Fällen auf die allgemeinen Begriffe der Arten und Gattungen fortſchreiten will: So muß man ſich mehr Zeit dazu nehmen. Man muß die ähnlichen Fälle vermöge des Witzes vergleichen, das Unähnliche davon abſondern, und alſo den Begriff der ganzen Art heraus bringen. u. ſ. w. Allgemeine Begriffe ſind nun weit nützlicher und in mehrern Fällen zu gebrauchen, als beſondre, und die Zahl derer, die man erlangen kan, iſt unendlich. Daher muß man ſich keine Zeit und Mühe dauren laſſen, darinn immer weiter zu kommen. Und weil man zu deutlichen Begriffen nicht ohne die Wörter, als Namen, oder Merkmaale von den Dingen gelangen kan: So muß man ſich auch um die Sprache bekümmern, und die eigentlichen Bedeutungen der Wörter zu beſtimmen ſuchen.

Profunditatis conſequendae motiua.

§. 471. Wer ſich von den Merkmaalen der Dinge wiederum deutliche Begriffe macht, ſo, daß der Hauptbegriff dadurch vollſtändig wird: Der hat den Anfang zur Tiefſinnigkeit gemacht. (I. §. 480). Nun iſt dieſe Tiefſinnigkeit eine Vollkommenheit des Verſtandes, zumal wenn ſie einen höhern Grad erreichet; und wir ſind alſo überhaupt ſchon dazu verbunden. Es kan ſelbige aber auch in dem Erkenntniſſe des Guten und Böſen ſehr gute Dienſte thun. Denn es iſt allerdings zuweilen ſehr nöthig, ſich von den Handlungen nicht nur deutliche, ſondern auch vollſtändige Begriffe zu machen, um recht davon zu urtheilen, ob ſie gut oder böſe ſind. Man hat alſo dieſe Tiefſinnigkeit in ſittlichen Dingen, nicht nur da wo ſie iſt, hochzuſchätzen; ſondern auch mit Eifer darnach zu ſtreben, und alle die Uebungen fleißig zu treiben, die dazu verhelfen können.

Media ad profunditatem promouendam.

§. 472. Dazu iſt nun nichts zuträglicher, als daß man die Mathematik und alle diejenigen Schriften, die nach der mathematiſchen Lehrart abgefaſſet ſind, ſich in der gehörigen Ordnung bekannt mache. Denn hier werden alle nöthige Begriffe erkläret, und zwar ſo, daß die leichteſten im Anfange vorkommen, diejenigen aber, ſo ſchon mehr zuſammen geſetzt ſind, erſt im folgenden erſcheinen. Es ſind alſo in den mathemathiſchen Erklärungen alle Wörter ſchon im vorhergehenden u. ſ. w. bis auf die allereinfacheſten Begriffe, die nur möglich ſind, erkläret. Durch dergleichen mit Aufmerkſamkeit geleſene Schriften, erhält man ſelbſt eine Fertigkeit ſeine Begriffe ſo aufzulöſen. Man muß aber auch die logiſchen Regeln ſich bekannt machen, und eine wohlgeſchriebene Weltweisheit zu Hülfe nehmen, darinnen eben die Ordnung beobachtet worden.

Das III. Hauptſtücke

von der

Einſicht, Wiſſenſchaft, und Gründlichkeit.

§. 473.

Wir kommen auf die Vollkommenheiten des Verſtandes die von den vorigen abhangen, oder entſtehen; und dahin gehört erſtlich die **Einſicht**. Wir verſtehen dadurch die Fertigkeit in den erſten Gründen des Erkenntniſſes. Nun ſind die erſten Gründe alles deſſen, was wir gründlich einſehen, die Erklärungen der Wörter und Sachen; weil man eher nichts von einem Dinge ſagen kan, bis man weis was es iſt. Ferner ſind auch die anſchauenden

Intelligentia quid ſit, ſcil. Habitus principiorum.

den Urtheile, daraus zuweilen gar die Erklärungen gemacht werden müſſen, unter dieſe Gründe zu zehlen (I. §. 130). Die Grundſätze ſind auch zwar ſonſt unter die Gründe zu zehlen: Doch weil ſie nicht eher vor wahr erkannt werden, als bis man die Erklärungen weis, daraus ſie flieſſen (I. §. 69): So ſind ſie nicht die allererſten Gründe. Ganz anders verhält ſichs mit den identiſchen Sätzen, aus welchen ſo gar die Erklärungen ſelbſt ihre Gewißheit haben (I. § 107. 108).

Acquiritur per acumen, definitiones, & ideas claras.

§ 474. Nun wiſſen wir, daß Erklärungen nichts anders ſind, als deutliche und ausführliche Begriffe (I. §. 42) und daß derjenige, der dergleichen machen will, der Scharfſinnigkeit nicht entbehren kan (I. §. 474). Folglich iſt es auch nöthig, daß derjenige, der ſich eine gute Einſicht in gewiſſen Materien erwerben will, ſich vorher eine Scharfſinnigkeit zuwege bringen müſſe. Doch da es nicht möglich iſt von allen Sachen und Wörtern Erklärungen zu geben, deren man in ſeinem Erkenntniſſe nöthig hat; und auch die klaren Begriffe vielmals zulänglich ſind, eine Erklärung von andern zu machen, ein anſchauendes Urtheil zu fällen, oder die wahre Bedeutung der Wörter zu finden: So muß man ſich auch um viele klare Begriffe bemühen, und ſich alſo in den Stand ſetzen die Dinge zu erkennen, ſo oft ſie uns vorkommen.

Media & methodus

§. 475. Man bekümmere ſich alſo bey allen vorfallenden Dingen zuförderſt um den

Namen derſelben, und merke ſich ſolche, als ein Zeichen der Sache, die man empfindet: damit das anſchauende Erkenntniß auch ſymboliſch werde (I. §. 404). Damit man aber nicht ein bloſſes Wort ins Gedächtniß faſſe, davon man entweder gar keinen, oder doch einen ſehr dunkeln Begriff hat, ſo ſtelle man ſich nicht nur das ganze auf einmal und verwirrt, ſondern nach und nach alle Theile deſſelben vor; man erkundige ſich um alle Namen derſelben, und um alle Eigenſchaften und Zufälligkeiten: So wird der Begriff von der Sache deutlich werden. Wer dieſe Regeln nicht beobachtet, der lernt Wörter ohne die Sachen zu kennen, und macht ſich oft falſche Begriffe, die, ſonderlich in ſittlichen Dingen, in gefährliche Irrthümer ſtürzen.

ad intelligentiam perueniendi.

§. 476. Die anſchauenden Urtheile ſind Erfahrungsurtheile (I. §. 488): Und wer ſich alſo in dieſer Art von Gründen eine gute Einſicht zuwege bringen will; der muß ſich nicht nur eine ſtarke Aufmerkſamkeit auf alles vorkommende erwerben, damit er nichts überſehe, was zu einem richtigen Urtheile nöthig iſt: Sondern ſich auch für dem ſo gemeinen Fehler des Erſchleichens hüten (I. §. 489). Denn vermöge deſſen meynet man mehr wahrgenommen zu haben, als in der That geſchehen; und urtheilet alſo ganz falſch von den Dingen. Weil ſich nun ein ſo falſches Erfahrungsurtheil hernach zum Grunde vieler

Media vlteriora ad eandem.

Schlüſſe brauchen läßt; und oft ſehr fruchtbar an Irrthümern wird: So giebt uns dieſes einen Bewegungsgrund ab, uns deſto ſorgfältiger bey den Erfahrungen und anſchauenden Urtheilen zu verhalten; zumal in ſittlichen Dingen, wo ein Irrthum am ſchädlichſten iſt.

Motiuum, quia ad ſcientiam ducit.

§. 477. Der beſte Bewegungsgrund aber, ſich um eine Einſicht in allen Dingen zu beſtreben, iſt wohl dieſer, daß man ohne dieſelbe zu keiner Wiſſenſchaft gelangen kan; daran doch allen, zum wenigſten im moraliſchen Erkenntniſſe, ſo viel gelegen iſt. Es iſt aber die **Wiſſenſchaft** eine Fertigkeit, das was man behauptet, aus den erſten Gründen darzuthun oder zu demonſtriren (I. §. 505). Wer alſo keine Einſicht in die erſten Gründe hat, der kan auch unmöglich eine Wiſſenſchaft beſitzen; ſondern wird ſich nur mit Meynungen, Glauben, und Zweifeln helfen müſſen. Will man alſo, zumal in moraliſchen Dingen, darinn die Ungewißheit von ſehr ſchädlichen Folgen iſt, nicht immer wanken und gleiten: So muß man ſich auf die Wiſſenſchaft legen; und folglich vorher auch die Einſicht der erſten Gründe ſich zu erwerben ſuchen.

Criteria Scientiae quam poſſidemus.

§. 478. Ob man die Wiſſenſchaft ſelbſt ſchon beſitze, oder ob ſie bey einem andern anzutreffen ſey, kan man leicht erkennen. Man darf ſich nemlich ſelbſt nur unterſuchen, ob man den Satz den man für wahr hält, auch durch einen Vernunftſchluß erweiſen könne, oder ob der andre ſolches zu thun im Stande ſey. Kan man dieſes, ſo muß man ſich ſelbſt fragen, ob man den Ober- und Unterſatz ſeiner Schlußrede noch weiter durch förmliche Schlüſſe darthun könne, und dieſes ſo lange fortſetzen, bis man auf die erſten Gründe gekommen. Kan man dieſe in ſeinen Beweiſen nicht erreichen: So hat man auch noch keine Wiſſenſchaft von dem Satze. Doch kan es wohl kommen, daß man in vielen Wahrheiten ſchon eine Wiſſenſchaft beſitzet; ob man es gleich nicht in allen Stücken bis zu dieſem Grade der Vollkommenheit gebracht hat. Man darf alſo weder ſich ſelbſt, noch andern, alle Wiſſenſchaft abſprechen, ob man ſie gleich nicht überall beſitzet.

Motiua ad ſcientiam & obiectionum ſolutio.

§. 479. Nun ſind wir ſchon zur Wiſſenſchaft verbunden, in ſo weit ſie eine Vollkommenheit des Verſtandes iſt, und einen hohen Grad der Vernunft zeiget. Uberdieſes giebt auch das gründliche Erkenntniß einem Menſchen ein groſſes Vergnügen (I. §. 506), weil es allen Zweifel ausſchlüſſet, und das Gemüthe ganz ſicher macht. Und obwohl es nicht möglich iſt, daß man in allen Gattungen des Erkenntniſſes zur Wiſſenſchaft gelange: So kan doch ein ieder in demjenigen, was ihm zu verſtehen am nöthigſten iſt, ſich darnach beſtreben, und dazu gelangen. Es iſt nemlich nicht bloß die Mathematik eine Wiſſenſchaft; ſondern auch in andern Gattungen gemeiner Wahrheiten giebt es Gewißheit;

wenn man ſich nach logiſchen Regeln darinn bemühen will. Alle Theile der Weltweisheit ſind auch dazu fähig, und vermittelſt derſelben, können auch die freyen Künſte, und die höhern Facultäten allmählich dazu gelangen.

Neceſſitas demonſtrationum in moralibus.

§. 480. Sonderlich aber iſt die Wiſſenſchaft und das demonſtriren in moraliſchen Dingen nöthig. Denn nichts iſt gefährlicher, als wenn man auf ein ungewiſſes in den Tag hinein lebt, ohne zu wiſſen, ob das gut oder böſe iſt, was man thut? Wer ſo auf ein bloſſes Gerathewohl handelt, der hat entweder ein ſchlafendes, oder ein zweifelhaftes, oder nur ein wahrſcheinliches Gewiſſen. Jenes kan aber endlich aufwachen, und dieſe beyde Arten deſſelben können leicht irren, ſo daß das nachfolgende mit dem vorhergehenden hernach nicht übereinſtimmet. In allen dieſen Fällen aber entſtehen Gewiſſensbiſſe, als eine wohlverdiente Strafe der verſäumten Wiſſenſchaft im Guten und Böſen. Es iſt alſo höchſtnöthig, daß man ſeine Maximen und Lebensregeln demonſtrire, welches um deſto leichter angeht, da die Demonſtration nach der natürlichſten Art zu denken verfähret (I. §. 502).

Modus ad ſcientiam perueniendi.

§. 481. Nun wird eine jede Fertigkeit, und folglich auch die Wiſſenſchaft, nicht anders, als durch eine anhaltende Ubung erlanget. Da man aber nicht gleich anfangs ſelbſt lauter neue Demonſtrationen zu machen, oder zu denken geſchickt iſt, ſo muß man ſich um ſolche Lehrer und Bücher bemühen, die uns eine gute Anzahl demonſtrirter Sätze vorlegen, und uns gleichſam bey der Hand leiten, bis wir ſelbſt Kräfte genug haben, weiter zu gehen. Man treibe alſo fleißig die Mathematik, und in Abgang der dazu nöthigen Zeit und Anführung, die Weltweisheit, ſo wie ſie nach Hrn. Wolfs Art vorgetragen wird. Man gebe aber auf alle Sätze darinn acht, und prüfe ſie nach logiſchen Regeln, damit man den Grund von ſeiner Uberzeugung allemal anzugeben wiſſe. Man übe ſich hernach auch ſelbſt nach ſolchen Muſtern eins und das andre zu demonſtriren: So wird man es allmählich zu einiger Fertigkeit darinnen bringen.

Scientiae fructus ſingulares.

§. 482. Wer die Wiſſenſchaft beſitzt, der hat verſchiedene Vortheile davon. Vors erſte iſt er in ſeinen Sätzen ſicher und läßt ſich von keinem Wiederſpruche der Gegner irre machen. Ferner iſt er auch im Stande die Einwürfe der Wiederſprecher zu heben: Denn wer die Gründe einer Wahrheit einſieht, der wird auch den Ungrund des Irrthums leicht zeigen können. Weiter wird ein ſolcher mit Wiſſenſchaft begabter ſich nicht leicht über eine Sache verwundern; wie die Unwiſſenden zu thun pflegen: Daher das Sprüchwort kommt, daß die Verwunderung eine Tochter der Unwiſſenheit iſt. Wiewohl es hier doch wohl kommen könnte, daß auch ein Verſtändiger ſich darüber wunderte, daß etwas von dieſem oder dem hätte geſchehen können, dem man ſolches, oder in ſo kurzer Zeit niemals zugetrauet hätte.

Amor ſcientiae quibus indiciis ſe prodat.

§. 483. Wer die Wiſſenſchaft beſitzet, der liebet dieſelbe, und da ſich dieſe Liebe nicht leicht bergen läßt, ſo kan man auch dieſe Liebhaber der Wiſſenſchaft leicht erkennen. Vors erſte reden dergleichen Leute gerne von Dingen, die zur Wiſſenſchaft gehören: Sie hören auch gern andre davon reden. Sie erkundigen ſich ferner nach denen ſo ſie beſitzen, und ſuchen durch allerley Fragen etwas von ihnen zu faſſen, ſo zu ihrer Art der Erkenntniß nützen kan. Sie lieben die Schriften, darinn demonſtrirt wird, und ſchreiben wohl ſelbſt gern in dieſer Lehrart. Sie freuen ſich über neue Erfindungen; und wünſchen daß man immer weiter darinn kommen möge. Ja ſie ſuchen endlich auch die Wiſſenſchaft auszubreiten und ſo viel an ihnen iſt, überall bekannt zu machen; nicht aber nach Art neidiſcher Handwerker zu verhelen.

Soliditas quid ſit, & ad eam colendam obligatio.

§. 484. Aus der Wiſſenſchaft entſpringet die Gründlichkeit, eine neue Vollkommenheit des Verſtandes. Es iſt dieſelbe eine Fertigkeit die Gründe eines Satzes in deutlichen und aneinander hangenden Vernunftſchlüſſen anzuzeigen. Wer damit die Einſicht verknüpfet, ſo daß er bis auf die allererſten Gründe zurücke gehen kan, der hat den höchſten Grad der Gründlichkeit erreichet. Weil nun dieſes allerdings eine groſſe Fähigkeit der Gemüthsmüthskräfte, ſonderlich der Vernunft erfordert; und folglich eine Vollkommenheit der Seelen iſt: So ſind wir verbunden darnach zu ſtreben. Es iſt ferner die Gründlichkeit ein hoher Grad der Wiſſenſchaft: Nun ſind wir aber zu dieſer verbunden: Folglich ſind wir auch verpflichtet uns auf jene zu befleißigen. Ariſtoteles hat dieſe Gründlichkeit gar mit der Wiſſenſchaft vermenget.

Soliditatis indicia & criteria.

§. 485. Es zeiget ſich aber die Gründlichkeit durch verſchiedene Merkmaale. Wer gründlich zu beweiſen gewohnt iſt, der pflegt auch von ſolchen Sätzen Beweiſe zu fodern, die andere ohne Beweis vor bekannt annehmen. Er pflegt auch ſelber ſolche Wahrheiten aus den erſten Gründen herzuleiten, die von andern vor Grundſätze angenommen werden. Ferner bemerkt man daß gründliche Leute ſehr lange Reihen von Vernunftſchlüſſen, ohne alle Mühe überdenken können, und im Beweiſe eines Satzes ganz von vorne anzufangen pflegen: Da ſich andre an der bloſſen Erfahrung begnügen, die doch nur zeiget, daß eine Sache ſey, nicht aber warum ſie ſey, oder ſo und nicht anders ſey (I. §. 506). Hierzu kömmt endlich noch das Vergnügen, ſo ſie über alles gründliche Erkenntniß bezeigen, und die Gedult ſo ſie haben, lange und ſchwere Beweiſe zu überdenken.

Media ad ſolicitatem perueniendi.

§. 486. Wer alſo zu der Gründlichkeit gelangen will, der ſtrebe nach Einſicht in die erſten Gründe, wie oben gelehret worden.

Hernach übe er ſich in der Wiſſenſchaft; denn wenn er darinn einen hohen Grad erreichet hat, ſo gelanget er zur Gründlichkeit. Ferner traue er keinem unerwieſenen Satze, bis er ſich den Grund davon deutlich vorſtellen, das iſt, denſelben demonſtriren kan. Viele betrügen ſich durch eine Wahrſcheinlichkeit, die doch bey genauer Unterſuchung keinen Grund hat. Man nehme alſo keinen Ausſpruch der Alten oder Weiſen vor einen Grundſatz an, bis man ihn aus einer deutlichen und richtigen Erklärung herleiten, oder aus etlichen Erklärungen ſeiner Hauptbegriffe erweiſen kan. Wäre es aber ein anſchauender Erfahrungsſatz; ſo muß man ihn abermal nach den Regeln der Vernunftlehre unterſuchen, ob auch alles richtig dabey zugegangen.

Quibus ante alios neceſſaria ſit ſoliditas.

§. 487. Dieſes iſt der Zweifel, oder vielmehr die Sorgfalt, die uns Carteſius in Unterſuchung der Wahrheit vorgeſchrieben. Es iſt aber ſelbige zuförderſt denen nöthig, die das Wachsthum der Wiſſenſchaft befördern, und alſo entweder mit Bücherſchreiben oder ſonſt mit mündlichen Lehren andern Unterricht geben wollen. Hernach haben nach Gründlichkeit im moraliſchen Erkentniſſe alle die zu ſtreben Urſache, die ſich ein gewiſſes Gewiſſen zuwege bringen wollen. Es iſt aber dieſes durch eben die Mittel zu erlangen möglich, wodurch die Wiſſenſchaft in ſittlichen Dingen erlanget werden kan. Und die Vortheile davon ſind ſo groß in ſicherer Vermeidung böſer Handlungen und eines unruhigen Gewiſſens; daß man weiter keine Bewegungsgründe dazu brauchet.

* * *

Das IV. Hauptſtücke

von dem

Witze, der Kunſt, und Geſchicklichkeit im Erfinden.

§. 488.

Ingenium, tanquam perfectionem mentis, acquirere tenemur.

Was der Witz ſey, haben wir ſonſt ſchon erkläret; nemlich eine Fertigkeit des Verſtandes, die Aehnlichkeiten der Dinge wahrzunehmen. Nun haben zwar alle Menſchen, ob wohl in verſchiedenem Grade eine ſolche Fähigkeit, was einander ähnlich iſt, zu bemerken: Doch kan dieſelbe durch die Ubung um ein vieles verſtärket werden. Und weil ein Verſtand, der damit in einem hohen Grade begabt iſt, ohne Zweifel vollkommener iſt als ein anderer: So iſt der Witz eine Vollkommenheit des Verſtandes; nach welcher wir folglich zu ſtreben verbunden ſind. Man darf auch nicht denken, daß man des Witzes nur in gewiſſen Künſten und Profeßionen nöthig habe, und daß alſo dieſe Pflicht keine allgemeine Verbindlichkeit habe. Es iſt ein witziger Kopf in allen Ständen und Lebensarten ſehr zu brauchen, ob er wohl freylich bey einigen mehr in die Augen fällt: Folglich ſollen ſich alle darnach beſtreben.

Motivum generale ab actionibus empyricis petitum.

§. 489. Der ſtärkſte Bewegungsgrund dazu iſt wohl dieſer, daß die Menſchen faſt in allen ihren Handlungen empyriſch verfahren. Sie ſchlieſſen nicht aus dem erſten Grunde was man thun oder laſſen ſolle; was geſchehen werde, oder nicht: Sondern ſie behelfen ſich mit der Erfahrung. Da kommt es nun hauptſächlich auf die Aehnlichkeit der Fälle an: Denn wenn dieſe nicht richtig iſt, ſo fehlen auch alle Schlüſſe und Folgerungen, die man daraus zieht. Weil man nun auch, in den wichtigſten Dingen, die Vermuthung ähnlicher Fälle vielfältig an ſtatt der Vernunft zu brauchen pflegt: Als iſt es ſehr nöthig, daß ein jeder einen Grad des Witzes zu erlangen ſuche, der ihn von der Aehnlichkeit der Fälle und Sachen recht überzeuge. Denn wer dieſelbe entweder gar nicht ſieht, oder eine zu finden meynt wo keine iſt, der ſtürzet ſich ſelbſt in die gefährlichſten Irrthümer.

Aliud motivum ſpecialius ab ideis vniuerſalibus petitum.

§. 490. Ferner iſt der Witz auch zu Erlangung deutlicher allgemeiner Begriffe nothwendig. Denn die Begriffe der Arten heraus zu bringen, muß man die Aehnlichkeiten der einzelnen Dinge wahrnehmen, und die Begriffe der Gattungen zu erfinden, muß man die Aehnlichkeiten der Arten beobachten. Nun ſind aber die allgemeinen Begriffe zur Einſicht, Wiſſenſchaft und Gründlichkeit, unentbehrlich. Denn ohne Erklärungen kan ſich keines von allen behelfen, und dieſe kan man nur von allgemeinen Begriffen machen (I. §. 53). Folglich muß man ſich um den Witz bemühen. Wir übergehen hier die beſondern Urſachen, die Redner, Poeten, Mahler und Bildhauer, auch Muſicanten und Comödianten haben, den Witz zu üben; wenn ſie ihre Kunſtwerke der Natur ähnlich, das iſt, natürlich ſchön machen wollen. Endlich haben alle Erfinder neuer Dinge viel Witz nöthig.

Media ingenium excolendi.

§. 491. Wenn man ſich nun dieſen Witz zuwege bringen will, ſo übe man ſich, bey allen vorkommenden Sachen eine Aehnlichkeit mit gewiſſen andern zu ſuchen: Denn durch die Ubung entſteht die Fertigkeit. Dieſes deſto leichter zu thun bediene man ſich der Scharfſinnigkeit, oder in Ermangelung derſelben der Aufmerkſamkeit und Uberlegung: Denn unter vielem was einem Dinge zukommt, läßt ſich eher was ähnliches finden, als unter wenigem. Man leſe auch viel Bücher, darinn der Witz hervor leuchtet, als poetiſche und oratoriſche; doch ſolche, wo der Witz ſich in Sachen und nicht in Worten zeiget; denn dieſe letztere Gattung giebt nur läppiſche Spiele, und kindiſche ungereimte Einfälle. Endlich überdenke man auch die Erfindung groſſer Meiſter in allerley Künſten, und ſinne dem Witze nach, womit ſie dieſelben ausgeſonnen und zu Stande gebracht haben.

Criteria ingenioſorum & ſtupidorum

§. 492. Ob ein Menſch mit vielem Witze begabt iſt, läßt ſich aus allerley Merkmaalen ſchlieſſen. Kinder zeigen denſelben bald, wenn ſie alles nachmachen was ſie von andern ſehen, auch wohl ihre Sprache und Geberden nachzuahmen wiſſen. Ferner wenn ſie im Zeichnen, in der Muſic, oder in der Poeſie, eine gute Geſchicklichkeit ohne viele Mühe erlangen. Weiter, wenn ſie allerley unvermuthete und neue Einfälle haben, ſowohl in ſcherzhaften Reden, als in ernſtlichen Sachen. Es zeiget ſich auch der Witz in allerley Erfindungen, die oft von Leuten ans Licht gebracht werden, von denen man dergleichen gar nicht vermuthet, oder gefordert hätte. Hergegen der Mangel des Witzes verräth ſich auch durch den Mangel des Gedächtniſſes und der Einbildungskraft, als welche ſehr durch den Witz befördert werden.

Ars quid ſit, & ad eandem nos obligari.

§. 493. Durch die Kunſt verſtehen wir die Fertigkeit, gewiſſe mögliche Dinge zur Wirklichkeit zu bringen. Z. E. die Redekunſt, die Dichtkunſt, die Mahler oder Uhrmacherkunſt. Denn wer dieſelben beſitzet, der muß eine Fertigkeit haben, Reden, Gedichte, Bilder oder Uhren zu machen; und wird alsdann von derſelben ein Redner, Dichter, Mahler oder Uhrmacher genennet. Nun iſt eine jede ſolche Fertigkeit zwar eine Vollkommenheit, theils der Seelen, theils des Leibes; und alſo wäre ſchon ein jeder verbunden darnach zu ſtreben. Allein weil der Künſte ſehr viele ſind, das Leben des Menſchen aber kurz iſt: So muß man eben nicht alle Künſte, auch nicht viele auf einmal mahl lernen wollen. Es iſt genung daß man eine oder die andre darunter wähle, und ſelbige in einem rechten Grade der Vollkommenheit zu faſſen ſuche; die übrigen aber nur einiger maſſen kenne.

Modus artes addiſcendi.

§. 494. Wenn man alſo eine Kunſt lernen will, ſo bediene man ſich entweder eines lebendigen oder todten Lehrers; oder man ahme bloß groſſen Meiſtern nach: oder man erfinde ſie ſelbſt von neuem: Welche letztere Arten wenigen gegeben ſind, auch niemals ſo gelingen, daß man nicht den Abgang des Unterrichts wahrnehmen ſollte. Doch machens freylich in einer Kunſt die Regeln nicht aus; wenn nicht eine fleißige Ubung dazu kommt. Denn weil alle Künſte Fertigkeiten ſind; dieſe aber aus oft wiederholten Handlungen allererſt entſtehen: So kan auch niemanden eine Kunſt auf einmal eingeflöſſet werden. Wer ein Redner werden will, der muß oft Reden machen und halten; wer ein Dichter werden will, der muß oft Gedichte verfertigen. Und wenn es nicht ſogleich gut gerathen will, ſo muß man es ſo lange ſchlecht machen, bis man es entweder nach geſchriebenen oder mündlichen Regeln beſſer lernt.

Deſideratum pro artibus promouendis.

§. 495. Dieſemnach wäre es ſehr dienlich, daß man von allen Künſten, auch von denen, die nicht zu den freyen Künſten gerechnet werden, zulängliche Beſchreibungen im Drucke hätte: So wie wir Zeidlers Buchbinderkunſt haben. Dieſes würde unzehlichen Lehrlingen die Mühe erleichtern, und ſie in kürzerer Zeit dazu verhelfen, als wenn ſie aus der bloſſen Ubung und den Regeln verdrüßlicher Meiſter allein klug werden ſollen. Hernach würden auch viele die Wiſſenſchaft von der Kunſt erlangen, die doch die Kunſt ſelbſt nicht lernen wollen. Dieſes wäre aber gut, daß man ein Stück Arbeit deſto beſſer beurtheilen, und in der Wahl der Meiſter die beſten treffen lernte. Es müſten aber ſolche Künſte von gelehrten Weltweiſen, die auch zugleich dieſelbe Kunſt verſtünden, beſchrieben werden. So einer war gedachter Zeidler.

Motiua ad artem colendam impellentia.

§. 496. Bewegungsgründe nach der Kunſt zu ſtreben, geben uns erſtlich die innerliche Schönheit der wohlgemachten Kunſtwerke an die Hand. Je vollkommener dieſe gerathen, je mehr Vergnügen bringen ſie ihrem Verfaſſer. Hernach erlangt ein guter Künſtler weit und breit viel Ruhm und Ehre. Seine Meiſterſtücke werden von allen Kennern hoch geſchätzet, andern zu Muſtern gegeben, gelobet, nachgeahmet, ſorgfältig aufgehoben u. ſ. w. Endlich bringt eine jede Kunſt, ſie ſey ſo ſchlecht wie ſie wolle, demjenigen, der ſie recht kan, ihre Früchte. Die Kunſt hat einen güldenen Boden; ſagt das Sprüchwort. Groſſe Herrn belohnen auch vielmals die Meiſter ſehr reichlich; oder bezahlen zum wenigſten die von ihnen verfertigten Stücke ſehr theuer. Es ſind aber dieſe leicht von den Stümpern zu unterſcheiden,

ſcheiden, indem das Werk allezeit den Meiſter lobt; wenn nur rechte Kenner darüber kommen.

Ars inueniendi quid & cur ad eam obligemur.

§. 497. Wir haben der neuen Erfindungen zu unterſchiedenen malen denken müſſen, und da eine beſondere Geſchicklichkeit dazu gehört, die unſtreitig eine Vollkommenheit des Verſtandes iſt: So iſt man allerdings verbunden, auch nach derſelben zu ſtreben. Es darf aber hier niemand denken, daß ſehr wenigen dieſe Pflicht auferleget werden könne: Weil itzo ſchon alles nöthige und nützliche erfunden worden, was der Menſch zu ſeiner Nothdurft und Beqvemlichkeit braucht. Denn zu geſchweigen, daß in den Wiſſenſchaften noch manche wichtige Wahrheit zu entdecken iſt: So ſehen wir ja in allen Künſten und Handwerkern, faſt täglich neue Kunſtgriffe, Vortheile und Meiſterſtücke zum Vorſchein kommen, welche von gutem Nutzen ſind. Ja alle Menſchen brauchen in ihrem Thun und Laſſen alle Augenblicke neue Anſchläge und Regeln, die ſie alle zu erfinden wiſſen müſſen.

Speciale motiuum eorum qui maiori pollent ingenio.

§. 498. Indeſſen iſt es wahr, daß dieſe Pflicht denenjenigen ins beſondere oblieget, die vor andern mit groſſen Gemüthsgaben verſehen ſind, und Gelegenheit gehabt haben, alles was zu Erfindung neuer Wahrheiten dienet, zu faſſen. Es haben freylich nicht alle Menſchen gleiche Fähigkeiten, nicht alle werden von Jugend auf zur Unterſuchung der Wahrheit zubereitet und geſchickt gemacht. Denn es gehöret

höret zu Erfindung neuer Wahrheiten nicht nur das Erkenntniß vieler alten, ſondern auch eine gewiſſe Anleitung und Ubung ordentlich zu denken, und eins aus dem andern durch Schlüſſe herzuleiten. Wer nun mit dieſen Vorzügen verſehen iſt, der thut wohl, daß er nicht nur beſondere Sätze zu ſeinem eigenen Beſten entdecket, ſondern er muß auch auf den gemeinen Nutz des menſchlichen Geſchlechtes denken, und ihn durch ſeine Erfindungen ſo viel möglich zu befördern ſuchen.

Modus & media veritates nouas inueniendi.

§. 499. Die Wahrheit kan aber auf zweyerley Art entdecket werden; nemlich entweder aus der Erfahrung, oder aus der Vernunft (I. §.130. 139. 506). Das erſte geſchieht vermittelſt der genauen Beobachtung natürlicher Begebenheiten, wie theils die Sternſeher, theils die Naturkündiger, theils auch wohl Jäger, Fiſcher, Gärtner und Ackersleute manches zu entdecken pflegen. Doch gehöret zu dieſer Art der Empfindung auſſer der Aufmerkſamkeit und Scharfſinnigkeit auch noch allemal ein richtigdenkender Verſtand, ein guter Witz und viel andre Wiſſenſchaft. Die andre Art aber hebt aus den Erklärungen und Grundſätzen an, und leitet daraus andre Lehrſätze durch unſtreitige Folgerungen her. Daher gehört hierzu viel Einſicht, Fertigkeit im ſchlüſſen und Gründlichkeit; damit alles aus deutlichen Begriffen, durch richtige Schlußreden hergeleitet werde.

Artis obſer-

§. 500. Wer ſich in der Erfahrungskunſt üben uandi media.

üben und feſtſetzen will, der überlege fleißig diejenigen Beobachtungen, die ſchon von andern geſchehen, und mit Fleiß angeſtellet worden. Man unterſuche ihr Verfahren dabey, und merke wie ſie auf dieſes oder jenes gekommen ſind, was ſie wahrgenommen zu haben vorgeben. Man gebe auch acht in wie fern ſie die Regeln von deutlichen Begriffen und richtigen Urtheilen beobachtet. Man prüfe ſich ferner hierbey, ob man auch ſelber wohl auf alles vorfallende aufmerkſam genug geweſen ſeyn würde. Findet man ſolches nicht, ſo muß man nach dem Grunde dieſer Unachtſamkeit forſchen. Endlich übe man ſich auch ſelbſt, allerley ſelten vorkommende Dinge mit Fleiß zu beobachten, und ordentlich zu beſchreiben. Sonderlich laſſe man ſich in dem allen die aſtronomiſchen Himmelsbetrachtungen, und die phyſicaliſchen Erfahrungen und Verſuche zu Muſtern dienen.

Vſus experimentorum & obſeruationum.

§. 501. Wer ſich mit ſo weitläuftigen Anſtalten aber nicht behelfen, oder auch nicht alles Zubehör, als Ferngläſer, Luftpumpen und Vergröſſerungsgläſer, ſamt ſo viel andern Werkzeugen anſchaffen kan, der begnüge ſich an den Erfahrungen und Verſuchen andrer; und lege ſich mit deſto gröſſerm Fleiße auf die Anwendung derſelben, durch die Vernunft. Er unterſuche die gemachten Verſuche nach logiſchen Regeln, und beurtheile dieſelben, ob ſie mit gehöriger Sorgfalt gemachet worden. Er prüfe auch die Lehrſätze, die man ſchon daraus gefolgert, und beſtärke ſie entweder durch neue Anmerkungen, oder zeige ihre Schwäche und Unrichtigkeit. Endlich müſſen ſie ſich bemühen, aus den ſicherſten Erfahrungen allmählich eine Wiſſenſchaft in völligem Zuſammenhange zu bauen, oder zum wenigſten einige Theile derſelben mehr ins Licht zu ſetzen.

Ars inueniendi a priori quibus comparetur mediis.

§. 502. Wer ſich endlich die eigentlich ſogenannte Erfindungskunſt zuwege bringen will; der gebe anfänglich auf die Exempel anderer Erfinder acht, damit er ihnen ihre Kunſtgriffe ablerne. Damit dieſes nicht blindlings nachgeahmet heiſſe, mache er ſich einige allgemeine Erfindungsregeln bekannt, nach welchen ſich jene Erfinder haben richten müſſen. Hierzu nehme man denn die mathematiſchen Wiſſenſchaften, ſonderlich die Arithmetic, die Trigonometrie, die Algebra und die Analyſin. Denn weil dieſes die beſten Proben ſind, wie weit es der menſchliche Verſtand im Erfinden bringen könne: So kan man aus dieſen Exempeln die Hauptregeln der Erfindungskunſt abſondern, wenn man Scharfſinnigkeit und Witz genug mit ſich bringet. Man ſehe Wolfs lateiniſche Arithmetic.

Praeſuppoſitum generale.

§. 503. Wer neue Erfindungen in Wiſſenſchaften ans Licht bringen will, der muß ſie aus alten Wahrheiten herleiten (I. §. 139). Folglich muß ſich denn ein Liebhaber der Erfindungskunſt nicht zu zeitig daran wagen, ſondern vorher einen guten Grund dazu legen. Man lerne alſo erſt eine Menge von Wahrheiten,

heiten, die ſchon von andern erfunden worden; man mache ſich die logiſchen Regeln bekannt, und prüfe dieſelben darnach. Wenn er nun an Exempeln und Regeln dieſer Kunſt einen guten Vorrath geſammlet: Alsdann mache er erſtlich ſelbſt einige Proben. Er unterwerfe dieſelben dem Urtheile geübterer Erfinder, welche ihm dann entweder ſeine Fehler zeigen, oder kürzere Wege anweiſen werden, ſeine Erfindung zu Stande zu bringen. Tſchirnhauſen ſagt, wer die Erfindungskunſt beſitze, der habe zugleich alle andere Wiſſenſchaften in ſeiner Gewalt.

Quomodo de inuentis nouis iudicandum ſit.

§. 504. Ob einer ein Erfinder ſey oder nicht, das müſſen die Proben ausweiſen, die er davon abgeleget hat. Wenn man aber dieſelben recht beurtheilen will, muß man nicht allemal auf den Nutzen, ſondern bloß auf die Richtigkeit des Erfundenen ſehen, und auf die Schwierigkeit die dabey geweſen, imgleichen auf die Geſchicklichkeit, die er dabey gewieſen hat. Denn vors erſte iſt keine Wahrheit ſo gar ohne Nutzen, daß ſie nicht zu etwas, entweder itzt oder ins künftige gut ſeyn ſollte. Und geſetzt daß ſie auch unmittelbar zu nichts dienete: So kan ſie doch mittelbar zu einer Erfindung verhelfen, die keinen geringen Nutzen haben wird. Hernach kan es ja leicht kommen, und iſt allerdings zu hoffen, daß derjenige, der etwas erfunden hat, ſo nicht eben ſeinen Nutzen zeiget, auch bald etwas nützlichers entdecken werde. Man muß ihn alſo durch die Verachtung ſeiner Bemühungen nicht von mehrerm Fleiſſe abſchrecken.

Faſtus eorum quomodo reprimatur, qui ſe ſolos omnia ſua inueniſſe iactant.

§. 505. Wer ſich rühmet, als ob er alle ſeine Erkenntniß ſelbſt erfunden, und nichts von andern gelernet habe, der kennt gewiß die engen Schranken des menſchlichen Verſtandes nicht; und muß ſich einbilden, daß auch andre dieſelben nicht kennen. Man weis wohl daß alles ſtuffenweiſe geht. Die erſten Erfinder brechen nur ihren Nachfolgern die Bahn, dieſe gehen weiter, und ſetzen wieder was hinzu. Wer alſo noch weiter kommen will, kan die Anleitung ſeiner Vorgänger nicht entbehren; ſonſt würde er es ebenfalls nicht weiter bringen, als dieſelben gekommen ſind. Man kan aber ſolche Leute gemeiniglich leicht überführen, daß ſie ſich fremder Erfindungen bedienet, wenn man auf die beſondern Umſtände achtung giebt: So hat man dem Carteſius gar leicht zeigen können, daß er ein vieles aus den Alten erborget, die er in ſeiner Jugend fleißig geleſen hatte.

Das V. Hauptſtücke
von der
Weisheit und Klugheit.

§. 506.

Sapientia quid ſit? Leibnitii

Die Weisheit iſt, nach des Herrn von Leibnitz Erklärung, eine Wiſſenſchaft der Glückſeligkeit. Was dieſer Begriff vor einen Vorzug vor allen andern habe, iſt in der Einleitung zum erſten Theile unſrer Weltweisheit ſattſam gewieſen worden. Es gehört alſo zu der Weisheit erſtlich die Abſicht entweder ſelbſt glücklich zu werden, oder andre glückſelig zu machen; und zum andern die Wiſſenſchaft derjenigen Mittel, wodurch dieſe Abſicht erlanget werden kan. Nun ſind aber die Mittel der Glückſeligkeit diejenigen Handlungen, wodurch man zu dem Beſitze und Genuße der Vollkommenheiten gelanget, als aus welchen der Zuſtand eines beſtändigen Vergnügens erwachſen muß. Weil aber nicht alle Handlungen unmittelbar einen Einfluß in den letzten Hauptzweck haben, ſondern erſt vermittelſt andrer denſelben befördern: So muß ein Weiſer eine Fertigkeit beſitzen, ſeine Handlungen ſo zu ordnen, daß eine ein Mittel zur andern werde, und alle zur Glückſeligkeit etwas beytragen mögen.

Wolfique definitiones conciliantur.

§. 507. Wer alle ſeine Handlungen ſo einrichten ſoll, daß ſie als Mittel etwas zu ſeiner Glückſeligkeit beytragen ſollen: Der muß weiſe ſeyn (§. 506). Nun ſind zu jenem alle Menſchen verbunden. Folglich iſt es denn eine allgemeine Pflicht, nach der Weisheit zu ſtreben. Hierzu kommt nun noch, daß die Weisheit unſtreitig die höchſte unter allen Vollkommenheiten des Verſtandes iſt. Nun ſoll man ſich aber nach allen Vollkommenheiten bemühen: Alſo kan abermal die Weisheit am wenigſten ausgeſchloſſen werden. Und da alſo einem

Motiva ad ſapientiam comparandam.

Menſchen nichts rühmlicher, nichts vortheilhafter iſt, als weiſe zu ſeyn; nichts ſchändlicher und ſchädlicher, als thöricht zu ſeyn: So haben wir Bewegungsgründe genug, nach der Weisheit zu ſtreben. Ohne dieſelbe kan niemand glücklich werden: Und ob gleich kein Sterblicher ſie vollkommen erlangen kan; ſo muß man deswegen nicht ablaſſen, nach derſelben zu ſtreben.

Sapientiae ſtudioſo ſcientia boni atque mali opus eſt.

§. 508. Wer von einzelnen Handlungen recht urtheilen will, ob ſie auch Mittel zur Glückſeligkeit abgeben können, der muß allgemeine Maximen zum Grunde legen, daraus er ſolches folgern kan: Und wenn er nicht irren will, müſſen dieſelben ſo wohl, als ſeine Schlüſſe richtig ſeyn; das iſt, er muß demonſtriren können, daß ſeine Handlung gut ſey. Wer demonſtriren kan, der beſitzt Wiſſenſchaft. Wer alſo weiſe werden will, der muß Wiſſenſchaft beſitzen. Es iſt hier leicht zu ſehen, daß hier hauptſächlich von der Wiſſenſchaft des Guten und Böſen die Rede ſey. Alles andere theoretiſche Erkenntniß, ſo demonſtrativ es immermehr ſeyn mag, hilft zur Weisheit nichts. Die Wiſſenſchaft eines Weiſen muß ganz practiſch ſeyn, und die Natur der Handlungen nach ihrer innern Ehrbarkeit und Schändlichkeit beurtheilen können.

Arte inueniendi opus habet ſapiens futurus.

§. 509. Der Weiſe ſoll geſchickte Mittel anwenden, ſich oder andere glücklich zu machen (§. 509). Folglich muß derſelbe zum erfinden geſchickt ſeyn, und alſo ſoll er die Erfindungskunſt

kunſt auch beſitzen. Es verſteht ſich hier abermal hauptſächlich die practiſche Erfindungskunſt, vermöge welcher man gute Anſchläge, Entſchlüſſungen und Handlungen erfindet, ſeinen Zweck zu erlangen. Denn die ganze Algebra mit allen ihren Kunſtgriffen im Erfinden hilft hier in practiſchen Dingen nichts, dafern man nicht das Gute und Böſe wohl eingeſehen hat. Da ſich nun aus nichts gar nichts erfinden läſſet, ſo muß man erſt einen Vorrath moraliſcher Wahrheiten, die ſchon von andern erfunden worden, ſammlen, um daraus durch Vernunftſchlüſſe neue Regeln zu ziehen. Es iſt alſo einem, der weiſe werden will, ſehr nöthig, die allgemeine Sittenlehre und das Recht der Natur zu ſtudiren.

Obſeruationes morales inſtituere iuuat in ſuos & aliorum vſus.

§. 510. Zu dieſem Ende iſt es auch ſehr dienlich, daß man ſich in der Welt umſehe, und alle Handlungen der Menſchen, die entweder wohl oder übel ausſchlagen, anmerke. Man erwege bey denſelben, woher eins oder das andre gekommen? was man für Abſichten gehabt? was man für Mittel gebraucht? was dabey unnöthig, was wohl gar ſchädlich geweſen? So wird man aus fremdem Schaden allmählich weiſe werden. Nun haben aber nicht alle Menſchen ſo viel Scharfſinnigkeit und Nachſinnen in ihrer Gewalt. Daher iſt es die Pflicht derer, die eine Gabe beſitzen, ſolche Betrachtungen anzuſtellen, und andern dazu mündlich und ſchriftlich Anleitung zu geben: Wie in England der Spectator, in

Deutſchland aber die Mahler, der Patriot, der Biedermann, u. die Tadlerinnen gethan haben.

Etiam vitioſorum ſagaciores aliquando imitandi ſunt.

§. 511. Nun giebt es auch oft unter den Laſterhaften ſolche verſchmitzte Köpfe, die ihre Abſichten auszuführen ſehr geſchickte Mittel ausfindig machen, und dieſelben ins Werk zu richten wiſſen. Sind dabey gleich ihre Abſichten an ſich ſelbſt nicht die beſten, als wodurch ſie oft andern und ſich ſelbſt ſchaden: So ſind doch die Kunſtgriffe in Ausführung derſelben vielmal nicht zu verachten. Wer alſo Witz beſitzt, wird ſich leicht Regeln daraus machen können, wie er ſich in ähnlichen Fällen, auch auf ähnliche Art betragen wolle, und dasjenige nur im Guten thun, was er dort im Böſen wahrgenommen. Es gehören nemlich zu einem weiſen Manne auch unſträfliche Abſichten. Wem es daran fehlet, der wird bey allem ſeinem Witze und verſchlagenen Kopfe doch noch ein Thor ſeyn können: So liſtig er auch ſeine Streiche ausführen könnte.

Notae quibus ſapientes ab inſipientibus diſtingui poſſunt.

§. 512. Nicht alle Mittel ſind bey Ausführung eines Vorhabens von gleichem Werthe: Denn einige führen gerade zu, andre durch Umwege; einige ſind unfehlbar, andre betrüglich. Da nun ein Weiſer den kürzeſten und ſicherſten Weg wehlt: So kan man hieraus leicht die Merkmaale eines Weiſen ſchlüſſen, wenn man auf die Handlungen der Leute achtung giebt. Die Lebensart zeiget es ſattſam, wie weit es der Menſch in der Weisheit gebracht habe, wenn er nemlich nichts unternimmt, was ſeinen Abſichten zuwieder iſt, keine Umſchweiſe macht, wo ers näher haben kan, u. ſ. w. Ja man kan auch daran ein Kennzeichen der Weisheit haben, wenn jemand keine einzige Handlung ſo blindlings unternehmen will, ſondern erſt allemal fraget, warum und in was Abſicht er ſolches unternehmen ſolle; auch wohl eine Zeit zur Uberlegung fordert, wenn die Sache wichtig iſt, und leicht böſe Folgerungen nach ſich ziehen könnte.

§. 513. Man muß aber durchaus nicht aus dem Erfolge der Anſchläge bey jemanden auf die dabey bezeugte Weisheit einen Schluß machen. Oft gelingt auch einem Unweiſen ein ſehr thöricht angefangenes Werk; wegen verſchiedener andern von ungefehr zuſammentreffenden Urſachen. Da würde man nun dem Menſchen ohne ſein Verdienſt das Lob der Weisheit beylegen. Oft ſchlägt aber auch der allerweiſeſte Anſchlag fehl, weil ſich nemlich ſolche Hinderniſſe bey Ausführung deſſelben zeigen, die man entweder nicht vorher ſehen, oder doch nicht aus dem Wege räumen können. Hier würde man abermal ſehr übel thun, wenn man einen ſolchen Menſchen deswegen für thöricht halten wollte. Man muß einzig und allein auf die Anſtalten und Mittel ſehen, die jemand bey ſeinen Unternehmungen gewehlet hat.

Non ex ſucceſſu negotiorum de ſapientia iudicandum.

§. 514. Eben dieſer Hinderniſſe wegen, die ſich bey vielen Geſchäften äuſſern, iſt die Weisheit allein nicht zulänglich, einen Menſchen

Prude-
quid ſi
eius ne
tas.

glücklich zu machen. Denn die beſten Abſichten werden auch durch die aufs weislichſte ausgeſonnenen Mittel nicht erreichet; dafern man nicht klüglich die Hinderniſſe zu vermeiden, oder unkräftig zu machen weis. Es muß alſo ein Tugendhafter neben der Weisheit auch die Klugheit beſitzen, das iſt, eine Fertigkeit dasjenige glücklich ins Werk zu richten, was man weislich vorher bedacht und beſchloſſen hat. Man ſieht hieraus leicht die Nothwendigkeit dieſer Gemüthseigenſchaft; und die allgemeine Verbindlichkeit zu derſelben. Man ſieht aber auch ferner, daß wir dieſer Klugheit nur wegen der Unvollkommenheit unſrer Weisheit nöthig haben.

Prudentiae vberior declaratio & vſus inſignis.

§. 515. Das eigentliche Werk der Klugheit iſt alſo in der Ausführung ſeiner Abſichten, und Anwendung der dazu dienlichen Mittel, alle ſich ereignende Schwierigkeiten zu überwinden, und ſich durch keine Hinderniſſe in der Vollziehung ſeines Vorhabens ſtören zu laſſen. Ein weiſer Mann iſt darum nicht allwiſſend. Er ſieht niemals alle die Zufälle vorher, die bey der Sache möglich ſind. Daher kan er denn auch zum voraus noch nicht auf die Mittel denken, wie er ihnen begegnen will. Er muß alſo nachmals oft im Augenblicke ſeine Anſchläge etwas ändern, ſeine Mittel zuweilen mit andern vertauſchen, und in der Geſchwindigkeit andere Entſchlüſſungen faſſen. Wer hier keine Klugheit beſäſſe, würde ſich in ſolche unvermuthete

Umſtände nicht zu ſchicken wiſſen: Wer ſie aber beſitzet, der ergreifet auch dergleichen Zufälligkeiten oftmals zu ſeinem Vortheile, die einen andern würden irre gemacht haben.

Prudentia per experientiam acquiritur.

§. 516. Man ſieht hieraus, daß die Klugheit eigentlich nicht durch bloſſes Nachſinnen, oder aus Büchern erlernet werde; ſondern daß man die Erfahrung zur Lehrmeiſterin nehmen müſſe. Denn die Menge möglicher Zufälle iſt unendlich, und kein Menſch kan ſie zum voraus überſehen. Oft begiebt ſich auch etwas, ſo kein Menſch hätte vorher ſehen können. Wer alſo die Zufälle des menſchlichen Lebens noch gar nicht kennet, dem mislingen oft die beſten Anſchläge, wie es unvorſichtigen jungen Leuten zu gehen pflegt, die die Welt noch nicht kennen. Hergegen wer unter vielen Geſchäften ſein Leben zubringet, viel mit Leuten zu thun hat, viel ſieht und höret, und ſelbſt erfähret; der erwirbt ſich dadurch endlich eine Klugheit, die in alle Sättel gerecht iſt, vor keinen Zufall erſchrickt, und auch das Wiederwärtigſte zu ihrem Vortheil anzuwenden weis. Alte Leute können alſo leicht den jungen an Klugheit überlegen ſeyn.

Hiſtoriarum lectio experientiae defectum ſupplet.

§. 517. Doch giebt es noch Mittel, den Mangel der Erfahrung auch bey jungen Leuten einigermaſſen zu erſetzen. Sie müſſen ſich nemlich die Erfahrungen anderer Leute zu Nutze machen, und durch die Vermuthung ähnlicher Fälle ſich ſo lange helfen, bis ſie ſich ſelbſt Regeln der Klugheit auf alle vorkommende Fälle machen können. Nun enthält die Hiſtorie faſt lauter ſolche Erzehlungen, daraus man ſehen kan, wie ſich dieſer oder jener in allerley Umſtänden klug oder unklug aufgeführet. Man muß alſo die Geſchichtbücher nicht nur in der Abſicht ſchreiben, daß ſie ihren Leſern zu einer Schule der Klugheit dienen können: ſondern man muß auch ſelbige in der Abſicht leſen, daß man klüger werde, und die Fehler anderer Leute vermeiden lerne. Es könnte daher nicht ſchaden, daß man auch von allerley Privatleuten, die beſondre Zufälle gehabt, Lebensbeſchreibungen machte; als deren Begebenheiten mehrern nützlich ſeyn würden, als die Thaten groſſer Herren.

Notae prudentiam indicantes.

§. 518. Ob jemand die Klugheit beſitze, das kan man in allem Thun und Laſſen eines Menſchen wahrnehmen: Denn ſie erſtreckt ſich auf alle Handlungen eines Menſchen. Wer nemlich durch unvermuthete Umſtände und Zufälle in ſeinen Geſchäften nicht geſtöret, oder verwirrt gemacht wird, der muß ſchon einen guten Grad der Klugheit beſitzen. Wer ſich ſo gar der wiedrigen Dinge zu ſeinem Vortheile geſchickt zu bedienen weis, der beſitzt ſelbige noch in höherm Grade. Wer ſich im Umgange mit andern, zumal unbekannten Leuten, ſorgfältig in acht nimmt, und auf alle Umſtände Achtung giebt; imgleichen Sachen, die Heimlichkeit erfordern, lange verſchweigen kan; der giebt dadurch gleichfalls Proben der Klugheit. Doch muß man nicht aus einzelnen Verſehen wieder die Regeln der Klugheit, ſo gleich den Schluß machen, daß jemand ganz und gar keine Klugheit beſitze. Denn es kan dem Beſten und Klügſten zuweilen fehlen.

* * *

Das VI. Hauptſtücke

von

Beherrſchung der Gemüthsbewegungen.

§. 519.

Wir haben oben gehört (§. 450.) daß die Tugendliebe auch durch die Affecten oder Leidenſchaften bey vielen gehemmet und gehindert werde. Daher haben wir geſchloſſen, daß man ſich eine Herrſchaft über die Sinne und Affecten zuwege bringen müſſe. (§. 458.) Wir ſagen mit Bedacht eine Herrſchaft; denn ganz können ſie nicht ausgerottet, oder abgeleget werden. Affecten entſtehen aus der ſinnlichen Begierde und dem ſinnlichen Abſcheue. Dieſe aber nehmen aus dem undeutlichen Erkenntniſſe des Böſen und Guten ihren Urſprung. Weil nun dieſes aus den ſinnlichen Empfindungen herkommt, deren wir Zeit Lebens nicht los werden, die wir auch nicht entbehren können: So ſehen wir wohl, daß wir auch, ſo lange wir

Adfectus exſtirpari penitus nequeunt, & quare?

wir Menſchen ſind, die Affecten nicht werden ganz ausrotten können. Es iſt alſo genug, daß wir dieſelben unter den Gehorſam der Vernunft bringen lernen.

Medium generale affectus ſubigendi.

§. 520. Dieſes wäre nun wohl das allerbeſte und rathſamſte; allein auch das geht nicht allezeit an. Denn das deutliche Erkenntniß von Dingen iſt nicht allemal in unſrer Gewalt; hat auch nicht jederzeit ſo viel Kräfte, daß es die klaren und lebhaften Vorſtellungen der Sinne überwältigen könnte. Daher muß man denn zuweilen auch eine ſinnliche Begierde durch die andre, einen Abſcheu durch die Luſt, und eine Luſt durch den Abſcheu dämpfen und unterdrücken. Denn es iſt nicht möglich, daß man zwey wiedrige Gemüthsbewegungen zugleich haben kan. Daher vertreibet z. E. die Furcht die Hoffnung. Die Freude die Traurigkeit; der Haß die Liebe; das Mitleiden den Neid, u. ſ. w. oder auch umgekehrt. Dieſes dient zum wenigſten dazu, daß der eine Affect keinen ſchädlichen Ausbruch habe, und auf eine zeitlang gehemmet werde. Dieſes Kunſtſtückes wiſſen ſich gute Redner wohl zu bedienen.

Alia regula generalior compeſcendis affectibus.

§. 521. Uberhaupt kan man aber ſagen, daß angenehme Affecten, die wir oben (I. §. 527. 534) erkläret haben, als Freude, Liebe, Zufriedenheit, Ehrliebe, Dankbarkeit, Gunſt, Hoffnung und Zuverſicht, durch die Traurigkeit, die ihnen insgeſamt entgegen geſetzt iſt, gedämpfet werden können. Im Gegentheile können auch alle unangenehme Affecten als Traurigkeit Haß, Neid, Verſpottung, Mitleiden, Reue, Scham, Furcht, Schrecken, Verzweifelung, Zweifelmuth, Kleinmüthigkeit, Verlangen und Zorn, durch die Freude, die gleichfalls ihnen allen entgegen geſetzt iſt, gehemmet werden. Kurz ein jeder angenehmer Affect, vertreibet, oder vermindert wenigſtens, den unangenehmen. Man darf ſich nur die deutlichen Begriffe von ihnen allen, aus dem angezogenen Orte unſrer Geiſterlehre, recht bekannt und geläufig machen: So wird ſich ſolches von ſich ſelbſt zeigen.

Noua regula a diſtincta boni malique cognitione.

§. 522. Wir wiſſen daß alle Affecten, als höhere Stuffen der ſinnlichen Luſt und des ſinnlichen Abſcheues aus den undeutlichen Vorſtellungen des Guten und Böſen entſtehen. (I. §. 325.) Folglich wird ein jeder Affect ververſchwinden, oder ſich doch um ein vieles legen, wenn man das Erkenntniß des Guten und Böſen, daraus ſelbiger entſtanden iſt, zur Deutlichkeit bringet, und es gleichſam zergliedert und ſtückweiſe betrachtet. Denn da befindet der Verſtand, daß die Urſachen zum Haß oder zur Liebe, zur Freude oder zur Traurigkeit, eben ſo wichtig nicht ſind; und alſo legt ſich die Gemüthsbewegung. Um dieſes auf bedürfenden Fall gleich thun zu können, muß man ſich allezeit nach jeder Leidenſchaft ſelber fragen, was uns denn ſo ſehr aufgebracht. Da wird man nun finden, daß es gemeiniglich die Einbildungskraft mit ihren verwirrten Vorſtellungen den meiſten Theil daran gehabt. (I. §. 524.)

Non niſi per intellectum emendari ſolide poſſe voluntatem.

§. 523. Hieraus erhellet nun abermal, daß die Verbeſſerung des menſchlichen Willens nicht ohne den Verſtand und deſſen vorhergängige Verbeſſerung zu hoffen ſtehe. Denn wo derſelbe die Scheingüter von den wahren Gütern nicht zu unterſcheiden, und ſeine Begierden darnach zu mäßigen weis, da wird es vergeblich ſeyn, daß er an der Beherrſchung ſeiner Affecten arbeite: Weil dieſes das einzige Mittel iſt, eine gründliche Beſſerung derſelben zu wirken. Allein freylich geht es damit ſchwer her. Der Affect hört nicht eher auf, bis das irrige Erkenntniß im Verſtande aufgehöret, und der Menſch ſeinen Irrthum eingeſehen. Im Affecte aber iſt ein Menſch ſchwerlich zur Aufmerkſamkeit zu bringen: Daher gehören ganz beſondre Kunſtgriffe dazu, einen, der im Affecte ſteht, ſo zu gewinnen, daß er uns Gehör giebt. Doch haben einige groſſe Redner hierinnen oft rechte Meiſterſtücke abgelegt.

Artificium oratorum in compeſcendis affectibus.

§. 524. Der vornehmſte Vortheil, deſſen ſie ſich dabey mit gutem Erfolge bedienet haben, iſt dieſer geweſen, daß ſie ſich anfänglich geſtellet, als ob ſie den Affect ihrer Zuhörer billigen wollten; ja denſelben wohl gar ſelbſt zum Schein angenommen. Wenn ſie ſich nun ein gutes Vertrauen zuwege gebracht, ſo haben ſie ſelbſt aus den eigenen Bewegungsgründen des Zuhörers, ſo unrichtig ſie auch geweſen, dennoch Schlüſſe gezogen, die zu Dämpfung der Leidenſchaften gedienet. Zum wenigſten haben ſie alſo eine Verzögerung der unternommenen Handlungen, oder eine mehrere Ueberlegung und Behutſamkeit dabey erlanget: Aber eben dadurch hat ſich der Affect ganz und gar geleget, ſo daß ſie ihn darauf durch wichtigere Gründe vollends zu dämpfen vermocht. Cicerons Reden, imgleichen Demoſthenis ſind voll von Exempeln hierzu.

Syllogismus practicus affectuum quomodo refellatur.

§. 525. Die ganze Kunſt in Dämpfung eines Affectes kommt auf die Wiederlegung einer Schlußrede an, die derjenige bey ſich ſelbſt machet, der in der Leidenſchaft ſteht. Es heißt dieſelbe ſo:

Was ſich ſo oder ſo verhält, das iſt gut oder böſe:
Nun verhält ſich dieſes oder jenes ſo;
Daher iſt es auch gut oder böſe.

Nun wird zwar ein ſolcher Vernunftſchluß in dem Affecte nicht ganz deutlich vorgeſtellt: doch ſind der Kraft nach alle dieſe Sätze verwirrt in einem Verſtande zugegen: Denn wenn es an einem davon fehlen ſollte, ſo würde der Affect nicht entſtehen. Will man alſo dieſen dämpfen, ſo muß man entweder den Begriff von dem Guten und Böſen im Oberſatze antaſten und wiederlegen; oder den Unterſatz umſtoſſen, und zeigen, daß die vorhabende Sache nicht von der Beſchaffenheit ſey, darunter er ſich dieſelbe vorgeſtellet.

Specialiter de laetitia & triſtitia.

§. 526. Nun wird es leicht ſeyn, auch von allen Leidenſchaften insbeſondre Regeln zu geben; wenn wir uns nur auf ihre Erklärungen beſinnen wollen. Die Freude entſteht, wenn man ſich einbildet, ein gegenwärtiges groſſes Gut erlanget zu haben. (I. §. 527.) Will man ſie alſo dämpfen, ſo darf man nur entweder zeigen, daß dasjenige, ſo der Freudige vor ein Gut hält, entweder kein Gut, oder doch kein ſo groſſes, oder auch kein gegenwärtig vorhandenes; ſondern ein ſehr ungewiſſes Gut ſey. Mit der Traurigkeit verhält ſichs eben ſo. Denn entſteht ſie aus der vermeynten Gegenwart eines ſcheinbaren Ubels: So darf man einem Traurigen nur zeigen, daß das verhandene Ubel, entweder nicht ſo groß ſey, als man denkt; oder gar kein Ubel, ſondern vielmehr was gutes ſey; oder endlich doch nicht vorhanden ſey, ſondern noch wohl abgewandt, und vermindert werden könne.

Amor & odium quomodo pelli poſſint.

§. 527. Die **Liebe** entſteht aus dem vielen Guten, ſo man an irgend einer Perſon oder Sache wahrgenommen zu haben vermeynet. (I. §. 528.) Will man alſo dieſelbe ſtören, ſo muß man dem Liebhaber entweder zeigen, daß das Geliebte die guten Eigenſchaften nicht beſitze, die man an ihm bemerket haben will; oder daß doch dieſelben, wenn er ſie beſitzet, keiner Liebe würdig ſind; weil ſie kein dauerhaftes Vergnügen geben können. Ja man kan wohl gar den Haß gegen das Geliebte erregen, wenn mancher zumal nicht recht weis, warum er etwas

was liebet. Der **Haß** entſteht, wenn man was verdrüßliches an einer Perſon oder Sache bemerket zu haben glaubet. Folglich wird ſelbiger gedämpfet, wenn man entweder zeiget, das Gehaſſete hätte die Eigenſchaften nicht an ſich, die man haſſet; oder wenn es ſelbige hat, daß ſie nicht gehaſſet zu werden verdieneten, weil ſie nicht ſo böſe wären, als ſie ſchienen.

Inuidia & Irriſio quomodo compeſcantur.

§. 528. Der **Neid** entſteht aus dem Misvergnügen über jemandes Glück (I. §. 529.) Daher wird er gedämpfet, wenn man dem Neidiſchen zeiget, dasjenige ſey demſelbigen nicht wiederfahren, oder er beſitze das nicht, worüber man ihn beneidet. Oder wenn er es ja beſäſſe: So wäre es doch ſo ein Glück nicht, darüber man ihn zu beneiden hätte; ſondern wohl gar was Böſes, oder doch mit vieler Beſchwerde verbunden. Die **Verſpottung** iſt eine Freude über das Unglück eines andern. Folglich kan man ſie dämpfen, wenn man entweder zeigt, dasjenige, darüber man ſpottet, ſey dem andern gar nicht begegnet, und man hätte alſo nicht Urſache zu ſpotten. Oder man muß darthun, daß ſelbiges eben kein ſolch Unglück ſey, darüber man ſich beluſtigen könne. Weil aber beyde Affecten aus dem Haſſe entſtehen, ſo kan man ſie nicht eher und beſſer dämpfen, als wenn man erſt den Haß ausgerottet, oder doch gemindert hat.

Miſericordia, acquieſcentia & Poenitentia

§. 529. Das **Mitleiden** iſt eine Unluſt über des andern Unglück. Folglich dämpfet man ſelbiges, wenn man entweder zeiget, daß den quomodo ſedari queant.

den andern dasjenige nicht betroffen, darüber man ihn bedauret; oder, daß es ſo was groſſes nicht ſey, als man wohl denken ſollte. Man kan auch dem Mitleidigen die Liebe gegen den Elenden dämpfen, als von welcher das Mitleiden herrühret. Die **Zufriedenheit** entſteht aus dem Bewuſtſeyn eines rühmlichen Verhaltens. Man muß alſo, ſelbiges zu dämpfen, entweder zeigen, daß man dasjenige noch nicht gethan, was man gethan zu haben glaubet; oder es ſey wenigſtens ſo was löbliches nicht, als man denket. Die **Reue** iſt ein Verdruß über was böſes, ſo man gethan zu haben glaubet: Und da muß man abermal, entweder die That leugnen, oder zeigen, daß ſie ſo böſe nicht ſey, als es ſcheint.

Gloria & Pudor, qua ratione ſedari debeant.

§. 530. Die **Ehrliebe** entſteht aus den Urtheilen andrer Leute von dem Guten, ſo wir gethan haben. Man ſtöret alſo dieſelbe, wenn man entweder zeiget, daß die That ſo gut nicht ſey, als ihr Urheber ſich einbildet; oder doch daß die Leute ganz anders davon urtheilen würden. Doch da die Ehrliebe eine ſehr nützliche Leidenſchaft iſt, die zu vielem Guten antreibet, und viele Schwierigkeiten glücklich überwinden hilft: So iſt es nicht nöthig ſie ganz zu dämpfen, ſondern man muß ſie nur zu mäßigen und recht zu lenken wiſſen, damit ſie ihren Ruhm nur bey den Verſtändigen ſuche. Die **Schamhaftigkeit** iſt die Unluſt über das Urtheil anderer, von dem Böſen ſo wir gethan haben. Sie wird alſo wegfallen, wenn man entweder die That, oder ihre Sträflichkeit leugnen, oder zeigen kan, daß man von derſelben entweder nichts erfahren, oder nicht übel davon urtheilen werde. Man kan aber auch die Schamhaftigkeit zum Guten brauchen.

Gratitudo & fauor quomodo pellantur

§. 531. Die **Dankbarkeit** entſteht, wenn man die Wohlthaten eines andern erkennet. Man ſtöret ſie alſo, wenn man zeigen kan, daß der andre uns entweder nichts gutes, ſondern wohl gar was böſes erwieſen, indem uns mit der Zeit viel Verdruß aus der vermeynten Wohlthat erwachſen; oder daß er es uns zum wenigſten nicht aus guter Meynung erwieſen habe. Ja wenn er uns wohl gar nach der Zeit aufs ärgſte beleidiget hätte; ſo würde die Dankbarkeit deſto leichter gedämpfet werden. Die **Gunſt** entſteht, aus Vorſtellung der angenehmen Sitten und des guten Verhaltens an jemanden. Will man dieſe alſo dämpfen, ſo muß man ihm zeigen, daß er unrecht von dem Menſchen geurtheilet habe; daß derſelbe entweder das Gute gar nicht, oder doch in ſehr geringem Grade, oder auch vielmehr böſes zugleich an ſich habe; welches er aber ſehr meiſterlich zu verhelen wiſſe.

Spes, Fiducia, metus, deſperatio & Terror, quomodo minuantur

§. 532. Die **Hoffnung** entſteht, aus der Vorſtellung eines bevorſtehenden Gutes. Sie verſchwindet alſo, wenn man dem Hoffenden zeiget, daß ihm entweder keine ſolche Begebenheit bevorſtehe, oder daß ſie ſehr ungewiß ſey; oder endlich, wenn ſie ja käme, doch nichts ſonderlich gutes, ja wohl gar was böſes bey ſich führen würde. Eben dieſes gilt auch, wenn man die **Zuverſicht** ſchwächen will; die ſonderlich aus der vermeynten Gewißheit des bevorſtehenden Gutes, entſteht. Die **Furcht** entſteht aus der Vorſtellung eines bevorſtehenden Ubels. Man darf alſo ſelbiges Ubel entweder nur als ſehr ungewiß, oder als ſehr klein, oder gar als was gutes darſtellen: So wird die Furcht leicht verſchwinden. Eben das geſchieht bey der **Verzweifelung**, die nur ein hoher Grad der Furcht iſt. Das **Schrecken** aber, weil es ganz unverhofft kommt, kan nicht zum voraus geſtöret werden: Es wäre denn durch die tägliche Vorſtellung möglicher Unglücksfälle.

Vacillatio, Puſillanimitas & deſiderium, quomodo ſubigantur.

§. 533. Die **Wankelmuth** entſteht aus Vermiſchung der Furcht und Hoffnung. Man muß alſo entweder dem Wankelmüthigen zeigen, daß das Gute ſo ihm ſo ungewiß iſt, nichts ſonderbar Gutes, oder wohl gar was Böſes ſey; oder daß es ihm gar nicht bevorſtehe. Oder man ſtärke ihm gar die Hoffnung, durch die Vergröſſerung der Gewißheit in der Erlangung deſſelben. Die **Kleinmüthigkeit** entſteht aus der Schwierigkeit etwas Gutes zu erhalten. Will man ſie alſo ſtören, ſo zeige man nur, daß das Gute, ſo man ſich wünſchet, ſo groß nicht ſey, daß man ſich über deſſen Verluſt ſo ſehr zu bekümmern hätte: Oder daß ſelbiges ſo ſchwer eben nicht zu erlangen ſeyn werde, als man ſich einbildet. Das **Verlangen** endlich entſteht aus dem Verzuge einer gewünſchten Sache. Hier zeige man alſo, daß an der Gegenwart derſelben eben nicht ſo viel gelegen ſey; oder daß ſelbige noch nicht eben ſo lange ausgeblieben ſey.

Ira tandem quomodo ſedari & praecaueri queat.

§. 534. Endlich entſteht der Zorn aus der Vorſtellung des Unrechts, ſo uns jemand angethan hat. Will man denſelben dämpfen, ſo ſo muß man dem zürnenden zeigen, daß derjenige, den er für ſeinen Beleidiger hält, das Böſe nicht gethan habe; oder daß es in der That nichts Böſes ſey worüber man zürnet; oder daß die böſe Abſicht des Wiederſachers durch andre Anſtalten ganz ohnmächtig werden könne, und man alſo denſelben mehr auszulachen als über ihn zu zürnen habe. Damit man ſich aber beyzeiten für dem Zorne hüten lerne, ſo muß man ſich zum voraus die Urtheile von den Beleidigungen abfaſſen, die uns wiederfahren können. Denn es iſt nichts gemeiner, als daß man ſich durch unſchädliche Kleinigkeiten in Harniſch bringen läßt. Man muß auch bedenken, daß man durch ſeinen Zorn ſich ſelber gemeiniglich mehr ſchade als ſeinem Gegner; und daß man ihn nicht beſſer qväle, als wenn man ihn des Zornes nicht einmal werth achtet.

Monitum generale circa concordiam affectuum cum ratione.

§. 535. Nun wiſſen wir aber aus dem obigen, daß wir die Affecten nicht ganz und gar auszurotten vermögend ſind, ſo lange wir Sinne und Einbildungskraft haben. Folglich iſt es denn rathſam, daß man die Gemüthsbewegungen mit der Vernunft in eine Ubereinſtimmung bringe. Dieſes kan nun geſchehen, wenn man dasjenige, was die Vernunſt als etwas Gutes anräth, oder als was Böſes verwirft, auch den Sinnen als angenehm oder unangenehm darſtellet; ſo daß auch die Begierden jenes begehren, und dieſes verabſcheuen müſſen. Was für ein Affect aber in jedem Falle nöthig ſey, das zeiget die Beſchaffenheit der Sachen, und die Erklärung der Affecten: woraus man leicht ſehen kan, ob es ein angenehmer oder verdrüßlicher Affect ſeyn müſſe; ob er über ein vergangenes, gegenwärtiges oder künftiges Gut oder Ubel entſtehen ſolle. Dieſes iſt eine Hauptregel für die Redner, die ihren Zweck in Bewegung der Gemüther erlangen wollen.

Regula ſpecialis ad dirigendas per affectus actiones hominum.

§. 536. Man kan ſich auch der Affecten ſehr wohl bedienen; gewiſſe Leute zu lenken, daß ſie etwas thun oder laſſen müſſen, wenn man weis, zu was für Leidenſchaften ſie durch Gewohnheit, Auferziehung oder natürliche Neigung ſonderlich geſchickt ſind. Denn darinn ſind die Menſchen ſehr von einander unterſchieden. Z. E. wenn einer die Ehre ſonderlich liebt: So zeige man ihm, daß er dieſelbe durch eine gewiſſe an ſich gute That unfehlbar erhalten werde; hergegen daß ihm aus etwas anderm nichts als Schande erwachſen werde. Liebt jemand die ſtille Gemüthsruhe: So zeige man ihm, daß er ſich durch dieſes oder jenes viel Unruhe zuziehen; durch etwas anders aber zu einer ſüſſen Zufriedenheit mit ſich ſelbſt gelangen werde. Hierzu hat niemand beſſere Anleitung gegeben als Ariſtoteles in ſeiner Redekunſt.

Der

Der II. Abſchnitt.
von
Erlangung der ſittlichen Tugend.

✡✡✡✡✡✡✡✡✡✡✡✡✡✡✡✡✡✡✡✡✡✡✡

Das I. Hauptſtücke
von der
Sittlichen Tugend überhaupt, und dem Erkenntniße ſeiner ſelbſt?

§. 537.

Die ſittlichen Tugenden ſind ſolche Fertigkeiten des Willens, die dem Geſetze der Natur gemäß ſind. Man verſteht aber auch durch das bloſſe Wort Tugend, ohne den Zuſatz des ſittlichen, im gemeinen Leben ſchon dergleichen Fertigkeiten: Nur in metaphoriſchem Verſtande, nennt man auch zuweilen andre gute Eigenſchaften, oder metaphyſiſche Vollkommenheiten der Menſchen und Sachen eben ſo. Ohngeachtet wir nun oben nur von einer einzigen Tugend, als einer Fertigkeit nach dem Geſetze der Natur zu handeln, geredet haben: So äuſſert ſie ſich

Quid ſint virtutes morales, & quaenam ſit regula earum.

doch, bey verſchiedenen Arten der Gegenſtände, allemal auf verſchiedene Weiſe. Nach dieſer Verſchiedenheit nun, bekommt ſie auch verſchiedene Namen, und daher haben wir von ſehr vielen Tugenden zu handeln. Doch iſt das Geſetze der Natur die Richtſchnur von allen, und wer dieſes alſo verſteht, der kan auch in jedem Falle entſcheiden, was tugendhaft ſey oder nicht?

Vitia moralia quid ſint & vnde diiudicentur.

§. 538. Die ſittlichen Laſter ſind alſo das Wiederſpiel dieſer Tugend, und bedeuten Fertigkeiten des Willens, die dem Rechte der Natur zuwieder laufen. Eben dieſes haben wir oben ſchon verſtanden, wenn wir ſchlechtweg von dem Laſter geredet haben. Nun ſind auch die Laſter vielerley, nachdem die Gelegenheiten verſchieden ſind, da die ſinnliche Begierde, oder der ſinnliche Abſcheu, auf dieſe oder jene Art gereizet wird. Und auf jeden ſolchen Fall bekommt ein ſolches Laſter ſeinen eigenen Namen, damit man deſto deutlicher davon reden und handeln könne. Gleichwohl bleibt ihre Natur allezeit dieſelbe, indem ſie ſämtlich dem Geſetze der Natur zuwieder laufen. Wer alſo weis, was demſelben zuwieder iſt, der wird auch in jedem Falle zu ſagen wiſſen, was laſterhaft ſey, oder nicht.

An ad virtutes omnes ſimul obligetur quilibet.

§. 539. Nun fragt es ſich, ob denn ein jeder Menſch zu allen Tugenden zugleich verbunden ſey? Oder ob er etwa nur diejenigen auszuüben ſchuldig ſey, dazu er einige natürliche Neigung bey ſich ſpüret. Wir können aber leicht zeigen, daß ein jeder zu allen verbunden ſey. Es ſind nemlich alle Tugenden dem Geſetze der Natur gemäß (§. 537). Das Geſetze der Natur aber iſt unveränderlich und ewig, (§. 33.) ja Gott will, daß wir daſſelbe beobachten ſollen (§. 40). Folglich iſt denn ein jeder verbunden allen und jeden Tugenden nachzuſtreben. Man kan ſolches auch folgendergeſtalt erweiſen. Eine jede Tugend verhilft uns zu gewiſſen Vollkommenheiten; und trägt alſo das ihrige zu dem höchſten Gute des Menſchen bey, deſſen Beſitz ihn glückſelig machen kan. Jedes Laſter aber bringt gewiſſe Unvollkommenheiten hervor, die zu dem höchſten Ubel des Menſchen gehören, und ihn unglückſelig machen. Nun will aber ein jeder glückſelig werden, und niemand wünſchet ſich auch in einem einzigen Stücke unglückſelig zu ſeyn. Folglich muß man ſich auf alle Tugenden ohne Ausnahme befleißigen.

§. 540. Da nun die Vollkommenheiten des Menſchen dreyerley ſind, nemlich der Seelen, des Leibes, und des äuſſerlichen Zuſtandes: So ſieht man wohl, daß es unſre Pflicht ſey, nach allen Gattungen derſelben zu ſtreben, ſoviel als in unſerm Vermögen ſteht, und keine einzige derſelben geringe zu ſchätzen. Es verſehen es alſo diejenigen ſehr, die nur ihren Verſtand durch Wiſſenſchaften und Gelehrſamkeit zu beſſern ſuchen, aber an ihren Willen nicht gedenken. Es fehlen auch die, ſo zwar für ihren Leib ſorgen, aber auf die Vollkommenheiten

Conſe
eius
tis i
vir

ihrer Gemüther keinen Fleiß wenden. Es fehlen auch die, ſo zwar für ihre Seele, aber mit Hindanſetzung ihres Leibes ſorgen. Es ſündigen ferner auch die, ſo zwar für Seele und Leib, aber nicht für ihren äuſſerlichen Zuſtand, an Ehre und Vermögen, Sorge tragen. Am ärgſten aber fehlen diejenigen, die nur auf dieſes Letztere denken, aber auf die wahren Vollkommenheiten der Seelen und des Leibes, nicht die geringſte Sorgfalt und Bemühung wenden.

uare a plu-
bus hic de-
nqui ſole-
t, & qua ra-
one corri-
i poſſint.

§. 541. Die meiſten, die es in einem von dieſen Stücken verſehen, die fehlen aus Unwiſſenheit; indem ſie es nicht erwegen, daß die wahre Glückſeligkeit nicht erlanget werden könne, wenn man eine ſolche Hauptgattung der Vollkommenheiten ganz aus den Augen ſetzet. Man muß ſie alſo eines beſſern belehren, und ihnen zeigen, daß das eine, gemeiniglich ſehr wenig ohne das andre hilft; indem man z. E. durch den guten Verſtand allein nicht glücklich wird, wenn man boshaft im Willen, ungeſund am Leibe, und arm iſt, und in ſchlechter Hochachtung bey andern ſteht. Eine Tugend bietet alſo der andern die Hand, und man muß ſie alle zuſammen nehmen, um ſich vollkommen glücklich zu machen. Man darf auch nur unterſuchen, warum jemand nach der einen Art der Vollkommenheiten ſtrebt; und ihn hernach überzeugen, daß eben der Bewegungsgrund ihn auch zu den übrigen treiben könne: Es wäre denn, daß ſeine Abſichten dem Geſetze der Natur zuwieder liefen.

§. 542.

Motivum novum, ad vniverſale virtutis ſtudium excitans.

§. 542. Hierzu iſt auch ſehr dienlich, daß man durch bekannte Exempel darthue, wie mancher ſchon, der es in gewiſſen Arten der Vollkommenheiten ſehr hochgebracht, gleichwohl nicht glücklich geworden, weil es ihm an den andern Arten derſelben gefehlet. Wie mancher iſt bey ſeinem groſſen Reichthume, oder bey allen Ehrentiteln, dennoch bey allen Verſtändigen verachtet und lächerlich; in betrübten Zufällen troſtlos und ohne Rath; im Unglücke verzagt; am Leibe vor Zärtlichkeit oder Unmäſſigkeit krank; im Zorne ohnmächtig; in der Wolluſt unerſättlich; im Erkenntniſſe der Wahrheit einfältig und unwiſſend: So daß er faſt keine vergnügte Stunde in der Welt hat, die nicht mit vielfältigem Kummer und Verdruſſe verſalzen wäre? Iſt nun dem alſo, wie nöthig iſt es denn, nach allen Tugenden zugleich zu ſtreben, und ſich ſo vielerley Vollkommenheiten, als möglich iſt, auf einmal zu wege zu bringen.

Media ad notitiam ſui acquirendam.

§. 543. Wenn wir alſo hauptſächlich nach den Vollkommenheiten der Seele und des Leibes zu ſtreben verbunden ſind; und das Recht der Natur uns alſo zu erſt vorſchreibet, daß wir uns ſelbſt ſollen kennen lernen (§. 189). So iſt die Selbſterkenntniß die allererſte ſittliche Tugend. Um nun dieſelbe zu erlangen: So gebe man fleiſſig auf ſich ſelbſt und auf andre Achtung. Man beobachte nicht nur alle Handlungen, ſondern auch alle Worte und Geberden, das Angeſicht und deſſen Minen, ja wohl gar ſeine heimlichſten Gedanken. Man mache ſich von dieſem allen ſoviel möglich iſt, deutliche Begriffe, und urtheile hernach davon, ob ſolches alles gut oder böſe ſey. So wird man es inne werden, ob man viel Gutes oder Böſes an ſich habe. Ein ſolches Erkenntniß ſeiner ſelbſt iſt nun gar nicht zweifelhaft, ſondern ganz gewiß, und ungezweifelt. Denn was man aus der Aufmerkſamkeit auf ſeine Empfindungen, oder aus der Erfahrung hat, das giebt ein lebendiges Erkenntniß, und wirkt auch in den Willen.

Aliorum exempla, quare contemplari expediat.

§. 544. Da wir nun dergeſtalt auch an anderer Leute Exempeln, das Gute und Böſe wahrnehmen ſollen, um jenes zu thun, und dieſes zu meiden; ſolches aber nicht ohne den Umgang mit Leuten geſchehen kan: So ſind wir verbunden, die Geſellſchaft der Menſchen zu ſuchen. Diejenigen rathen ſich alſo ſehr übel, die allen Umgang mit Leuten fliehen. Sie könnten oft den Ubelſtand an andern viel leichter wahrnehmen, als an ſich ſelbſt. Sie würden eine Nacheiferung bey ſich entzünden, wenn ſie was Gutes an jemanden fänden, welches ihnen noch fehlete. Sie würden auch die ſchädlichen Folgen der Laſter, beſſer aus fremdem Schaden, als aus ihrem eigenen lernen. Ja endlich würde ihnen auch manches Mittel bekannt werden, wodurch andre ihre Glückſeligkeit wohl oder ſchlecht befördert; ihr Unglück befördert oder vermindert haben. Aller dieſer Vortheile begeben ſich die Einſiedler, die unter dem Vorwande den Umgang der Thoren zu meiden, ſich unzehliger Mittel zur Glückſeligkeit berauben.

Cognitio mentis ſuae quomodo acquiratur.

§. 545. Inſonderheit aber muß man ſich um das Erkenntniß ſeiner Seele, und den Zuſtand ſeiner Gemüthskräfte bekümmern. Zu dieſem Ende muß man auf die Wirkungen ſeines Verſtandes Achtung geben, und ſich die logiſchen Begriffe von denſelben bekannt und geläufig machen. Wie weit man durch den rechten Gebrauch derſelben zu kommen geſchickt ſey, das muß man durch den Fleiß in freyen Künſten und Wiſſenſchaften erforſchen; aber ſich ja nicht dabey betrügen: wie mancher ſonſt entweder den Mangel des Fleiſſes, als eine natürliche Unfähigkeit, oder die Leichtigkeit gewiſſer Arten des Erkenntniſſes, als ein Merkmal ſeiner groſſen Fähigkeit anſieht. Was den Willen betrifft; ſo lerne man die ſinnlichen Begierden von der wahren Freyheit, die aus dem deutlich erkannten Guten entſtehet, unterſcheiden, und ſeine Tugenden und Laſter darnach prüfen. Zu dieſem Ende kan man auch die Geſchichte zu Hülfe nehmen, um deſto unpartheyiſchere Urtheile zu fällen.

Corporis cognitio quibus mediis acquiratur.

§. 546. Seinen Leib muß man durch die Zergliederungskunſt und Phyſiologie kennen lernen. Die erſtere treibe man alſo, um den wunderbaren Bau ſeines Körpers, nach allen deſſen äuſſerlichen und innerlichen Theilen, ſo viel ſich thun läßt, einzuſehen; und dieſe, daraus zu begreifen, was für Zufällen er unterworfen ſeyn könne, und wie man denſelben für Schaden und Krankheiten bewahren könne. Hernach gebe man auch fleiſſig auf alle die auſſerordentlichen Veränderungen acht, die in ſeinem Leibe vorgehen. Man bemerke die Speiſen und das Getränke, ſo einem wohl oder übel bekommen; den Einfluß der Witterungen und Jahreszeiten in ſeine Geſundheit und Krankheit; was für Bewegung und Ruhe endlich ſeinem Körper ordentlich, nöthig und zuträglich ſey. Durch dieſe Aufmerkſamkeit erwirbt man ſich die Geſchicklichkeit, ſein eigener Arzt zu ſeyn.

Status externi cognitio quomodo comparetur.

§. 547. Was den äuſſerlichen Zuſtand des Menſchen anlangt: So erwege man fleiſſig, theils ſein Vermögen, ſowohl an Einnahme, als an Ausgaben; und vergleiche ſich fleiſſig mit andern, die entweder mehr oder weniger haben, entweder beſſer oder ſchlechter haushälten. Man überlege ſeinen Stand, theils von Geburt, theils den man ſich durch Verdienſte erworben hat, und noch erwerben kan. Man vergleiche ihn auch mit andern, doch ohne jemanden zu verachten, oder ſich für ſehr unglücklich über einigen Abgang des Glückes zu ſchätzen. Endlich betrachte man auch die Zufälle ſeines Lebens, die einem entweder ſchon begegnet ſind, oder noch begegnen können. Die erſtern überlege man nicht nur an ſich ſelbſt, ſondern auch nach ihren Folgerungen, ſo gut und übel ſie ausgeſchlagen: Die andern aber, um ſich auf ſolche Fälle geſchickt zu machen, die andern begegnet ſind.

§. 548.

§. 548. Wer nun nach dieſer Anleitung bedenket, wie viel dazu gehöret, daß ein Menſch ſich ſelbſt kennen lerne, den wird es nicht Wunder nehmen, daß ſich ſoviele Menſchen in ihrer eiteln Einbildung, aus thörichter Selbſtliebe betrügen; indem ſie ſich ſchmeicheln, ſehr weit in der Vollkommenheit gelanget zu ſeyn, da ſie doch oft noch auf den unterſten Stuffen derſelben ſtehen. Man kan aber auch Kinder ſchon zu dieſer ſchweren Tugend anführen, wenn man ihnen an andern dasjenige begreiflich und ſinnlich macht, was ſie entweder ſelbſt thun, oder doch thun ſollten. Bey erwachſenen Jahren muß man auch die Gründe dazu thun, damit ſie nichts ohne Urſache nachahmen mögen. Indeſſen iſt es nicht undienlich, jedem Kinde in der Lebensart, die es erwehlen ſoll, ein gewiſſes vortreffliches Muſter zum Augenmerk vorzuſtellen.

Difficultas negotii hujus ab incunabulis facilitanda.

Das II. Hauptſtücke

von der

Mäſſigkeit im Eſſen u. Trinken.

§. 549.

Die Mäſſigkeit iſt eine Fertigkeit, im Eſſen und Trinken nach dem Geſetze der Natur zu verfahren; oder eine Tugend, die im Eſſen und Trinken Maaß halten lehret. Nun wiſſen wir, daß das Recht der

Temperantia quid & temperantiae regula.

Natur die Ubereinſtimmung der freywilligen Handlungen mit den natürlichen Abſichten fordert (§. 27). Eſſen und Trinken aber iſt von Natur zur Erhaltung des Leibes und zu Ergänzung der ihm ſtündlich, ja augenblicklich entgehenden Kräfte beſtimmet. Folglich ſoll denn ein Mäſſiger bloß und hauptſächlich in dieſer Abſicht eſſen und trinken. Was derowegen ſeiner Geſundheit ſchädlich iſt, oder ihm wenigſtens nicht wohl bekommt, das vermeidet er: Sowohl, wenn die bloſſe Beſchaffenheit der Nahrung ſchuld hätte, als wenn der Uberfluß des Genoſſenen ſolches verurſachet hätte; wie bey den geſundeſten Speiſen leicht geſchehen kan.

Quantitas ciborum quomodo diiudicetur.

§. 550. Was die Menge der Speiſen anlanget, ſo kan man darinnen allen nicht einerley Maaß beſtimmen; indem dem einen etwas zu viel iſt, was dem andern noch nicht zulänglich ſeyn würde. Ein jeder muß alſo ſeine Maaß ſelber wiſſen, und ein andrer kan nicht ſogleich urtheilen, ob er zu viel oder zu wenig davon genieſſe. Es kan aber ein jeder es ſpüren, ob er mäſſig, oder zu viel gegeſſen habe. Denn, wenn er nach vollbrachter Mittagsmalzeit nicht matt iſt; wenn ihm der Kopf nicht ſchwer, und der Leib nicht ſchläfrig wird: So hat er mäſſig gegeſſen. Wenn er nach der Abendmalzeit einen ſanften ruhigen Schlaf verſpüret, wenig träumet, und frühe ganz friſch und munter iſt: So hat er abermal nicht zu viel gegeſſen. Wenn man zu viel genoſſen habe, läßt ſich hieraus leicht abnehmen: Doch können die Beſchwerlichkeiten auch zuweilen von der Art der Speiſen herrühren.

Qualitas ciborum vnde dignoſci debeat.

§. 551. Ob einem eine Speiſe wohl bekomme oder nicht, kan man von gewöhnlichen Speiſen die man ſchon oft gegeſſen, aus der Erfahrung wiſſen: Von einer beſondern aber muß man Achtung geben, wenn man ſie zum erſten male genieſſet. Denn, wenn ſie uns nicht aufſtöſſet, den Magen nicht drücket oder beſchweret, und ſonſt keine Schmerzen im Leibe verurſachet: So hält man ſie billig für geſund. Man ſetzt aber zum voraus, daß man ſonſt nicht ungeſund ſey, oder einen verdorbenen Magen habe. Dieſe Regeln, ſo ſich auf eines jeden Erfahrung gründen, ſind ſicherer, als die Fürſchriften der Aerzte, die gewiß aus unzulänglichen Anmerkungen ihre Sätze zu ſchlüſſen pflegen. Gemeiniglich ſind ihre Diäten auch zu allgemein, und nicht nach den beſondern Naturen der Menſchen eingerichtet. Uberhaupt iſt bey geſunden Leuten eine gar zu ängſtliche Diät eher ſchädlich als nützlich, wie Tſchirnhaus in ſeinem trefflichen Werke ſehr wohl erinnert hat.

Intemperantia quid ſit & vnde oriatur.

§. 552. Der Mäſſigkeit wird die Unmäſſigkeit entgegen geſetzt, und dieſe iſt ein Laſter, in Speiſe und Trank, zum Schaden der Geſundheit, kein Maaß zu beobachten. Ein Unmäſſiger ißt und trinkt alſo, entweder ſolche Dinge, die ihm an ſich ſelbſt ungeſund ſind; oder er nimmt die gute Nahrung in gar zu groſſem Maaſſe zu ſich. Weil nun niemand etwas ohne Grund will (I. §. 542); die Krankheit aber, als ein Ubel, an ſich ſelbſt keinen Bewegungsgrund zur Unmäſſigkeit abgeben kan (I. §. 541): So muß wohl ohne Zweifel der Geſchmack, und die dadurch empfundene Luſt im Eſſen und Trinken, den Unmäſſigen dazu gereizet haben (I. §. 522). Er handelt alſo nur nach dem Urtheile der Sinne, und nach dem Triebe ſinnlicher Begierden; darinn er ſich durch lange Ubung zuweilen ſo verſtärket, daß eine ſolche Sclaverey daraus entſteht, darein die Affecten zu ſtürzen pflegen (I. §. 537).

Motiva ad vitandam intemperantiam. I. Morborum moleſtia.

§. 553. Will man alſo einen Unmäſſigen zur Mäſſigkeit bewegen, ſo zeige man ihm erſtlich, welch ein herrliches Gut die Geſundheit iſt. Auf ſie kommt ja alle das Vergnügen an, deſſen wir in der Welt fähig ſind; der Erwerb, die Ehre, der Umgang mit Leuten, die Geſellſchaften, das Spiel, die Gaſtereyen, ja das Eſſen und Trinken ſelbſt, darinn doch ein Unmäſſiger ſeine ganze Vergnügung ſuchet. Hier muß man in beſondern Fällen auf alle Umſtände des Unmäſſigen kommen, darinn er ſeine Ergetzung zu ſuchen pflegt. Hernach beſchreibe man ihm die Beſchwerlichkeiten und Schmerzen, denen ein Kranker unterworfen iſt; nebſt allen andern Unbeqvemlichkeiten die ſich dabey einfinden. Z. E. Die Verminderung des Vermögens, die Verſäumung der Aemter, Abgang der Nahrung und der Einnahnahme; Beraubung der Geſellſchaften und des Umganges u. ſ. w. Endlich ſtelle man ihm noch die Qvaal vor, die ihm ſein böſes Gewiſſen, durch die Reue verurſachen wird: Wenn es ihn ſelbſt als die Urſache alles des Böſen anklagen wird.

Quos intemperantia gignit.

§. 554. Zum andern überführe man ihn, daß ſeine Unmäſſigkeit ihn gewiß, es ſey über kurz oder lange in dergleichen üble Umſtände ſtürzen werde. Dieſes iſt nun deſto nöthiger, je mehr es gemeiniglich von den Unmäſſigen in Zweifel gezogen wird; als welche ſich immer einbilden: Sie könnten ſchon ſoviel vertragen, weil ſie eine gute Natur hätten. Man muß ihnen daher theils aus den Zeugniſſen der Aerzte, theils aus Exempeln, theils aus eigener Erfahrung zeigen, wie ſchädlich es ſey unmäſſig zu ſeyn. Und geſetzt, daß ſie bis dahin nur ſelten und ganz geringe Beſchwerden davon empfunden: So muß man ihnen doch zeigen, daß endlich das Ende die Laſt tragen werde. Man muß ihnen dieſes durch Exempel ſolcher Leute darthun, die es auch im Anfange nicht geglaubet hätten, daß dieſes oder jenes auf ihre Unmäſſigkeit erfolgen würde; die es aber hernach mit ihrem Schaden, wiewohl zu ſpät erfahren haben. Die Aerzte würden indeſſen wohl thun, wenn ſie die ſchädlichen Wirkungen der Unmäſſigkeit mehr ins Licht zu ſetzen bedacht ſeyn wollten.

II. Vitae iactura per in-

§. 555. Weil manche Leute in dem Vorurtheile ſtecken, als ob die Unmäſſigkeit zwar auf

etli=

temperantiam acceleratur.

etliche Jahre das Leben verkürze, aber doch die Lebenszeit deſto angenehmer mache: So denken ſie, ein kurzes, aber recht vergnügtes Leben, ſey beſſer, als ein langes, aber ohne empfindliche Luſt. Dieſen muß man zeigen; daß die Unmäſſigkeit nicht nur ſo gleich einen plötzlichen Tod, ohne vorhergehende Krankheiten; ſondern einen ſiechen Leib, vieljährige Schmerzen und Schwachheiten nach ſich ziehe. Hernach muß man ſie belehren, daß man ſich den Tod in der Nähe viel häßlicher vorſtelle, als in der Ferne; indem er auch einem, der noch ſo luſtig gelebt hat, noch allezeit zu früh zu kommen ſcheinet. Hernach zeige man ihm, daß es ja beſſer ſey, eine mäſſige Luſt ſiebenzig ja achtzig Jahre genieſſen, als eine unmäſſige kaum zwanzig oder dreyßig Jahre zu empfinden. Zu geſchweigen was die beſondern Umſtände noch für Folgerungen aus einem zeitigen Tode, an die Hand geben.

Obiectio a longaeuis intemperantibus ſoluitur.

§. 556. Viele beruffen ſich hier auf die Exempel etlicher Unmäſſigen, die gleichwohl ihr Leben hoch hinaufgebracht, und nicht eben von ſonderlichen Krankheiten gewußt; da hergegen andre bey aller Mäſſigkeit ſchwach und krank geweſen, und ſehr bald geſtorben. Hierauf muß man ihnen zeigen, daß freylich die Naturen unterſchieden ſeyn: Allein, daß gleichwohl der kränkliche noch viel zeitiger geſtorben, und noch viel mehr ausgeſtanden haben würde, wenn er nicht mäſſig geweſen wäre; der Unmäſſige aber noch weit länger gelebt haben würde, wenn er mäſſig gelebt hätte. Hernach helfen ja ſolche Exempel nichts, wenn man nicht weis, daß man eben ſo eine dauerhafte Natur habe, als diejenigen gehabt, auf welcher Unmäſſigkeit man ſich beruffet. Man weis auch nicht allemal, was dieſelben vor Beſchwerden von ihrer Unmäſſigkeit bereits ausgeſtanden, oder auszuſtehen haben werden. Hier ſollten die Aerzte fleiſſig die Exempel alter Leute, und die von ihnen beobachtete Diät anmerken.

Circumſtantiae ſingulares qualia motiua praebeant.

§. 557. Auſſer dieſen allgemeinen Vorſtellungen, kan man auch in beſondern Fällen, von den eigenen Umſtänden der Unmäſſigen ſolche Gründe hernehmen, die nicht geringen Nachdruck haben werden. Z. E. Iſt jemand nicht gar zu reich: So ſtelle man ihm die Armuth vor, die auf ſeine Schwelgerey unfehlbar folgen wird. Muß er auf den Erwerb ſeines Unterhalts ſinnen: So führe man ihn auf die Verſäumniß ſeines Beruffs; der ihn gleichwohl ernähren muß. Hat jemand eine Frau und Kinder: So zeige man ihm, wie er ſich derſelben vor der Zeit berauben, ſie aber zu frühen Wittwen und Weyſen machen werde, die wohl gar an dem nothwendigen Mangel leiden werden, wenn ihr Verſorger todt ſeyn wird. Hat jemand Feinde, ſo zeige man ihm, wie dieſelben nichts mehr wünſchen, als ſeinen Untergang; und daß er ihnen alſo die Freude nicht machen müſſe, ſich zu Grunde zu richten. Hat er aber

Freunde, die ſeines Raths und Beyſtandes bedörfen; ſo muß er ſich auch ihnen zu gut erhalten.

Voluptas intemperantiae cauſſa quomodo profligetur.

§. 558. Iſt die bloſſe Wolluſt Urſache an der Unmäſſigkeit, ſo wird man mit allen dieſen Vorſtellungen nicht eher was ausrichten, bis man dieſelbe gedämpfet hat. Die Wollüſtigen ſind gemeiniglich ſehr empfindlich bey den geringſten Schmerzen: Daher jage man ſolchen Leuten eine Furcht für allerley ſchmerzlichen Krankheiten ein. Weil die Armuth ihnen den Verluſt aller Luſt drohet; ſo zeige man ihnen, daß dieſelbe gewiß bevorſtehe, wenn ſie ſo fortführen. Da würde es nun ſehr ſchmerzlich ſeyn, diejenigen herrlich und in Freuden lebend zu ſehen, die itzo nicht viel zum Beſten gehabt, aber mäſſig dabey gelebet: Ja wohl gar den Spott derer zu ertragen, die ſie als armſelige Leute verachteten. Endlich zeige man ihnen, daß eine jede ſinnliche Luſt deſto empfindlicher ſey, ie ſeltener man ſie genieſſet. Dieſes kan ein jeder aus eigener Erfahrung wiſſen, wenn er ſich erinnern will, wie ſüſſe ihm etwas geſchmecket, als er es zum erſtenmale genoſſen, das aber nachmals alle Annehmlichkeit verlohren.

Ebrietas quid ſit, & ebrii ſtatus qualis.

§. 559. Die Unmäſſigkeit im Trunke ins beſondere, wird die Trunkenheit genennet, und ein ſolcher Unmäſſiger, ein Trunkenbold. Wenn die Trunkenheit aufs höchſte getrieben wird, ſo verliert der Trunkene erſtlich den Gebrauch ſeiner Vernunft, hernach der Sinne, und endlich hören auch ſo gar alle thieriſche Verrichtungen ſeiner Gliedmaaßen auf. Daraus kan man ſich nun eine Vorſtellung, von dem abſcheulichen Zuſtande eines Trunkenboldes, machen. So bald die Vernunft bey ihm aufhöret, ſo handelt er bloß nach der Phantaſie, oder Einbildungskraft, nach der ſinnlichen Begierde und den Affecten. Alsdann wird ein ſolcher Menſch erſtlich kindiſch, indem er alles ausplaudert, was er beſſer verſchwiegen hätte, und thut, was ihn nachmals gereuet. Hernach wird er gar einem raſenden, ja einem wilden Thiere gleich; und läßt allen ſeinen Affecten den Zügel ſchieſſen, die ihn zu allen Ausſchweifungen und Thorheiten dahin reiſſen.

Rationes ſpeciales ebrietatem vitandi pro genere vitae diverſo.

§. 560. Wer alſo Geheimniſſe zu verſchweigen hat, wer ſich ſelbſt zu verſtellen, und ſich nicht bloß zu geben Urſache hat; wer Feinde hat, die auf ihn Achtung geben; wer ſich in einem gewiſſen Anſehen erhalten will; oder, wer gewiſſen Leidenſchaften ergeben iſt, die er kaum nüchtern im Zaume halten kan: Der hat die gröſte Urſache von der Welt, die Trunkenheit zu meiden. Daher müſſen ſich Eltern, in Gegenwart ihrer Kinder; Staatsleute, an Höfen fremder Herren; Herren, bey ihren Bedienten; alle geiſtliche und obrigkeitliche Perſonen, vor allen andern, von der Trunkenheit enthalten. Denn überhaupt iſt dieſes Laſter einem weiſen Wandel ſchnurſtracks zuwieder, die Handlungen eines Trunkenen nemlich, hängen mit den übrigen ſehr ſchlecht zuſammen, ja reiſſen viel Gutes übern Hauſen, ſo ein Nüchterner mit vieler Mühe gebauet hatte, andrer unzählicher Dinge zugeſchweigen.

Occaſio ebrietatis ſtudioſe vitanda eſt.

§. 561. Wenn man einem Trunkenbolde dieſes alles vorhält, und überdas noch den Verdruß zu bedenken giebt, der ihn des folgenden Tages qvälet; wenn er alles das bereuet, was er im Rauſche geredet oder gethan, ſich ſeiner Thorheiten ſchämet, die böſen Folgerungen derſelben fürchtet, und auf ſich ſelbſt zürnet: So entſchließt er ſich endlich wohl den Trunk fahren zu laſſen, und nüchtern zu leben. Allein bey der erſten Gelegenheit, wo ſtark getrunken wird, iſt alles wieder vergeſſen. Ja, wenn er gleich ſich ſeines Vorſatzes erinnert: So denket er doch, er wollte es bey einem oder dem andern Glaſe, ſo ihm zugebracht wird, bewenden laſſen. Sobald er nun damit fertig iſt, ſo iſt ſeine ſinnliche Begierde ſchon wieder durch den Geſchmack rege geworden: Und er iſt alſo ſeiner ſelbſt nicht mehr mächtig. Es muß alſo ein Trunkenbold der ſich beſſern will, alle Gelegenheiten zum Trunke meiden.

Medium ad facilius vitandas occaſiones ebrietatis.

§. 562. Wenn ſich alſo eine Gelegenheit äuſſert, die einen zum Rauſche reizen könnte: So erwege nur derjenige, der ſich derſelben entziehen will, wie wohl es ihm itzo zu Muthe ſey, da er keinen ſchweren Kopf, keinen rauhen Hals, keinen verdorbenen Magen, keine ſtammlende Zunge, keine geſtörte Vernunft, keine geſchwächte Sinne, keine unvermögende Beine, u. ſ. w. empfindet. Er bedenke, wie ſchön es ſey, wenn man nichts geſtriges zu bereuen hat; nichts böſes von ſeiner ungeſchickten Aufführung zu beſorgen, keine begange- Thorheit zu entſchuldigen, oder zu verſöhnen hat. Man überlege ferner, wie vergänglich die ganze Luſt im Trunke ſey; indem es des folgenden Tages eben ſoviel iſt, als ob man ſie nicht genoſſen hätte, dafern nicht ihre böſe Wirkungen uns ihr Andenken erneuern. Alles dieſes kan man auch mit Betrachtung fremder Exempel deutlicher und lebhafter machen.

Sobrietas quid? & motiva ad eandem.

§. 563. Die der Trunkenheit entgegen geſetzte Tugend, wird die Nüchterkeit genennet; und dieſe iſt eine Tugend, ſich im Trunke dem Geſetze der Natur gemäß zu verhalten. Eben die Bewegungsgründe, ſo wir zur Mäſſigkeit überhaupt angegeben haben, finden auch bey der Nüchterkeit ins beſondre ſtatt (§. 555. 556. 557. 558). Es folget aber einem Nüchternen die natürliche Belohnung der Tugend überhaupt. Er hat aus ſeinem guten Gewiſſen die vergnügte Verſicherung, daß er gleichwohl die Gewalt über ſeine Zunge gehabt, die tauſende nicht beſitzen, oder wenigſtens nicht ausüben. Indem er ſich alſo über ſeine Vollkommenheit in dieſem Stücke freuet: So betrübt er ſich über andre Trunkenbolde, die ſich den Schlund unaufhörlich anfüllen; ja zuweilen erzürnet er ſich gar über dieſelben; weil ſie keine Warnung und Ermahnung hören wollen, oder doch ſelbiger nicht folgen.

Fons decori in cibo & potu capiendo.

§. 564. Die Handlungen eines tugendhaften, ſollen allezeit übereinſtimmen (§. 28). Nun kan man auch im Eſſen und Trinken, durch ſein äuſſerliches Bezeigen zu verſtehen geben, wie man innerlich geneigt iſt. Z. E. ein Unmäſſiger wird der erſte in der Schüſſel ſeyn; die beſten Biſſen für ſich ausſuchen; ſie begierigſt hineinſchlucken; auch wohl darüber ſich und andern die Kleider beſchmutzen. Bey dem Getränke ebenfalls kan das äuſſerliche Bezeigen die groſſe Begierde zu trinken verrathen, wenn man ſich gar zu voll einſchenket, groſſe Gläſer ganz austrinket, ſich die Gläſer auf den Leib ſchüttet, nach dem Trunke keichet, u. d. gl. Weil nun alle dieſe und andre ſolche Dinge nicht mehr mit der Mäſſigkeit und Nüchterkeit übereinſtimmen: So muß ſich ein Tugendhafter davor aufs ſorgfältigſte in Acht nehmen; und ſich auch äuſſerlich als einen mäſſigen und nüchternen Menſchen bezeigen. Hieraus flieſſen nun unzähliche Regeln die zum Wohlſtande im Eſſen und Trinken gehören (§. 444).

Alius fons decori ex comitate & modeſtia petitus.

§. 565. Nun ſind aber der Pflichten eines Tugendhaften ſonſt noch ſehr viele, die er theils gegen Gott, theils gegen andre, theils gegen ſich ſelbſt zu beobachten hat. Allen dieſen muß das Bezeigen eines Mäſſigen nicht wiederſprechen, ſondern damit genau übereinſtimmen. Z. E. Man ſoll Gott anruffen, und ihm für ſeine Wohlthaten danken, ſo oft man Gelegenheit dazu hat. Daher ſoll man auch vor Tiſche beten, und nach Tiſche danken. Ferner ſoll man andern ſeine Hochachtung bey aller Gelegenheit bezeugen, die entweder ihrem Stande, Geſchlechte oder Alter nach ſolche verdienen. Daher ſoll man ſich nicht zu erſt zu Tiſche ſetzen, wenn ältere oder vornehmere zugegen ſind ; nicht zu erſt zulangen, ſondern wohl gar dasjenige, was uns vorgelegt wird, andern anbiethen ; auch wohl die beſten Biſſen, ſo uns oft durch das Glück ſcheinen beſtimmet zu ſeyn, dem andern überlaſſen. Dieſes iſt abermal eine Qvelle zu ſehr vielen Regeln des Wohlſtandes.

* * *

Das III. Hauptſtücke

Von der Sorgfalt für ſeinen Leib, und der Keuſchheit.

§. 566.

Quid ſit cura corporis & eius oppoſitum vitium.

Die Mäſſigkeit und Nüchterkeit hat zwar die Erhaltung der Geſundheit und des Lebens zur Abſicht, und gehört alſo mit zu den Pflichten gegen unſern Leib. Allein ſie begreift noch lange nicht alles in ſich, was dem Rechte der Natur in dieſer Abſicht gemäß iſt. Alle die übrigen Pflichten nun, die wir in Anſehung unſers Leibes zu beobachten ſchuldig ſind, verſtehen wir unter der **Sorgfalt für unſern Leib.** Z. E. Die Erwerbung gewiſſer Geſchicklichkeiten, die Bedeckung des Leibes durch Kleidungen, die Behutſamkeit für Verletzungen, die Vertheidigung ſeines Lebens, gegen einen Feind, u. ſ. w. Das Gegentheil davon nennen wir die **Sorgloſigkeit**, im Abſehen auf ſeinen Leib. Es kan aber auch die gar zu groſſe Vorſorge, und ängſtliche Zärtlichkeit im Abſehen auf denſelben, ein Laſter ſeyn, ſo dieſer Tugend entgegen geſetzt iſt: Denn es giebt allerdings ſowohl Leute, die darinnen zuviel, als ſolche die zu wenig thun.

Qui vitam contemnunt quomodo corrigendi.

§. 567. Niemand treibt das Laſter der Sorgloſigkeit ſo hoch, als ein Wagehals, der ſein Leben nichts achtet, und ſich unnöthiger Weiſe in allerley Gefahr giebt, darinn er leicht umkommen könnte. Solchen Verwegenen muß man vorſtellen, welch ein groſſes Gut das Leben eines Menſchen ſey. Ohne daſſelbe kan man keines andern Gutes in der Welt genieſſen, die Seinigen nicht verſorgen, ſeinem Vaterlande nicht dienen, ja dem ganzen menſchlichen Geſchlechte mit nichts mehr an die Hand gehen, wozu wir doch verbunden ſind. Es iſt auch ein unwiederbringliches Gut, wenn es einmal verlohren worden: Denn man kan mit aller Welt Schätzen ſein Leben nicht wieder erkaufen. Die Menſchen leben auch nicht ihnen ſelbſt, ſondern ihrem Schöpfer zu Ehren, der ſie als Mittel zu ſeinen Abſichten zu gelangen, in die Welt geſetzet hat. Wir haben alſo ſo wenig ein Recht uns das Leben zu verkürzen, als wir uns daſſelbe zu geben im Stande geweſen.

Amor vitae excitandus.

§. 568. Damit aber jemand ſein Leben zu erhalten befliſſen ſeyn möge, ſo muß er ſein Leben lieben. Denn wer eine Sache liebet, der ſchöpfet ein Vergnügen aus ihrem Wohlſeyn (I. §. 528): Wer aber ſo geſinnet iſt, der ſuchet das Geliebte auf alle mögliche Weiſe zu erhalten. Will man alſo einem Sorgloſen eine Liebe ſeines Lebens beybringen, ſo muß man ihm ſelbiges, als was ſchönes und vollkommenes vor Augen mahlen. Man muß ihm zeigen, daß ſeine künftige Jahre ihm allererſt die Belohnungen ſeines bis dahin wohlgeführten Lebens bringen werden, welcher er ſich beraubet, dafern er ſich die Tage verkürzet. Man zeige ihm ferner, daß man ſich auf die göttliche Gerechtigkeit, Güte und Vorſorge gar wohl verlaſſen könne, wenn man ſoviel möglich iſt, das ſeine gethan: Ja daß ihm Gott auch alle Schwachheiten nicht einmal zurechnen werde, die er etwa noch an ſich haben möchte.

Adverſitates quos cruciant quomodo conuincendi ſint.

§. 569. Viele Leute werden um der Widerwärtigkeiten halber, denen ſie unterworfen ſind, ihres Lebens ſatt, ſo, daß ſie den Tod recht zu ſuchen ſcheinen. Dieſe muß man überzeugen, daß ihr Unglück in der That ſo groß nicht ſey, als es zu ſeyn ſcheint. Man muß ihre Zufälle mit dem Unglücke andrer Leute vergleichen, welche wohl noch zehnmal mehr dabey ausſtehen, und doch nicht verzweifeln; ja ſich wohl gar glücklich ſchätzen würden, wenn ſie in ihrer Stelle ſeyn ſollten. Hernach zeige man ihnen, wie es nur auf ihre Klugheit ankäme, ſo könnten ſie ſich ſelbſt aus ihrem Unglücke ein Glück bereiten: Denn nichts wäre ſo böſe, daraus ſich ein Weiſer nicht einigen Vortheil ziehen könnte. Endlich überzeuge man ſie recht lebhaft von der Güte Gottes, die alles zum Guten lenket, und benehme ihnen die Zweifel, ſo ſie darwieder machen könnten (I. §. 1140. 1176).

Qui ſanitatem negligunt quomodo corrigantur.

§. 570. Die andre Art der ſorgloſen Leute iſt hier diejenige, ſo nur für ihre Geſundheit nicht Sorge trägt. Dieſen muß man eine Liebe zu derſelben beybringen: Denn dergeſtalt werden ſie nach der Erhaltung derſelben ſtreben. Man lehre ſie alſo die Vortheile der Geſundheit begreifen, durch welche gewiß ein Menſch unzählicher Vergnügungen, Ehre und Beqvemlichkeiten fähig wird. Man überlege die Beſchwerlichkeiten der Krankheiten, die nach ihren verſchiedenen Gattungen auch verſchiedene Schmerzen mit ſich führen: Wie wir oben ſchon bey der Mäſſigkeit ausführlicher dargethan haben. Man zeige ihnen auch, daß die Mittel für die Krankheiten, ſo leicht nicht zu finden wären, als ſich wohl viele einbilden. Die Arzneykunſt ſey noch ſo un-

unvollkommen, daß es in der Aerzte ihrer Gewalt gar nicht ſtünde, ſich ſelbſt, geſchweige denn andern zu helfen.

Officium medicorum hac in parte.

§. 571. Nun iſt es zwar gewiß, daß die Unmäſſigkeit eine fruchtbare Mutter der Krankheiten zu ſeyn pflegt: Allein gleichwohl ſind noch viel andre Urſachen derſelben bekannt, z. E. gar zu vieles Arbeiten, Entziehung des Schlafes, Verkältung, Beſchädigung der äuſſerlichen Glieder, Verderbung der ſinnlichen Werkzeuge, u. ſ. f. Alle dieſe muß nun ein Tugendhafter vermeiden, und zu dem Ende ſich um die Urſachen aller Krankheiten bekümmern, davon er nur höret: So wie die Arzneyverſtändigen verbunden ſind, ſelbige zum gemeinen Nutz aufs deutlichſte bekannt zu machen. Wer dergleichen Anmerkungen nun machen will, der muß ſelbſt ſehr mäßig leben, und viel Aufmerkſamkeit und Scharfſinnigkeit dabey brauchen. So lange man indeſſen ſolcher Hülfe noch entbehren muß, ſo iſt ein jeder verbunden, auf ſich ſelbſt und andre Acht zu geben; damit er endlich lerne, was der Geſundheit zuträglich oder ſchädlich ſey.

Media corrigendi eos qui ex avaritia & ambitione nimis operoſi ſunt.

§. 572. Wer ſich durch gar zu viele Arbeit die Geſundheit ſchwächet, der thut es entweder aus Geiz, oder aus Ehrgeiz, oder aus Armuth. Wer aus Geiz gar zu ſtark arbeitet, dem ſtelle man vor, daß er ſeines Gewinſtes nicht lange genieſſen, auch denſelben nicht lange wird fortſetzen können, wenn er ſich das

Leben verkürzet; imgleichen, daß man in vielen Jahren bey mäſſiger Arbeit eben ſo viel gewinnen könne, als in wenigen bey unmäßiger; und daß in dieſem Falle die Krankheit wieder ſehr viel von dem Erworbenen verzehren werde, welches man ſonſt hätte erſparen können. Am beſten iſt es aber, wenn man ſolchen Leuten den Geiz dämpfet, wozu wir im folgenden Anleitung geben werden. Die Ehrgeizigen wollen gemeiniglich durch beſondre Gaben des Verſtandes, Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit berühmt werden. Und dieſen kan man faſt eben dergleichen Vorſtellungen machen, bis man ihnen endlich den Hochmuth dämpfet.

Media corrigendi eos, qui ex paupertate nimis laborioſi ſunt.

§. 573. Wer endlich aus Armuth gar zu viel arbeitet, der hat entweder ſich allein, oder auch die Seinigen zu verſorgen: Aber dabey keine ſo einträgliche Art der Handthierung, daß er ohne den gröſten Fleiß ſeinen Unterhalt erwerben könnte. Dieſem ſtelle man vor, daß er in beyden Fällen, lieber eine andre Art des Erwerbs erwehlen ſolle, die mehr abwirft; oder wenn dieſes nicht angeht, daß er lieber ſeine Ausgaben vermindern ſolle, als in welchem Falle er auch mit weniger Arbeit ſoviel als nöthig wäre, erwerben würde. Imgleichen ſtelle man ihm vor, daß er ſich die Kräfte vor der Zeit ſchwächen, und alſo ſein Leben verkürzen würde; welches ſonderlich in dem andern Falle, da er eine Familie zu verſorgen hat, dieſelbe in noch gröſſeres Elend ſtürzen würde. Denn muß ſelbige ſchon Noth leiden, weil ihr Erwerber noch lebt, was würde nicht geſchehen, wenn er gar todt wäre?

Laeſio membrorum & organ. ſenſ. quomodo vitanda.

§. 574. Was die Beſchädigung der äuſſerlichen Gliedmaaßen, ſonderlich der ſinnlichen Werkzeuge anlanget; ſo muß man in allen ſeinen Geſchäften und Bewegungen überhaupt den Schaden fleiſſig erwegen, der einem Unvorſichtigen begegnen kan. Auch hier würde es gut ſeyn, aus der Erfahrung viele Fälle zuſammen zu tragen, die andern zur Warnung dienen könnten. Die Schärfe der Sinne wird geſchwächet, wenn man ſie unmäſſig brauchet. Z. E. Die Augen verderben ſich, wenn man entweder immer in die Ferne nach lauter groſſen Dingen, oder immer in die Nähe nach lauter kleinen ſieht. Denn das Auge gewöhnet ſich daran, ſo, daß es endlich gar nichts anders, als in einer gewiſſen Weite ſehen kan. Man muß ſich auch nicht zwingen gar zu kleine Schrift bey ſehr ſchwachem Lichte zu leſen; oder den Kopf gar zu ſehr auf das Buch zu hängen, angewöhnen. Die Ohren aber muß man vor dem gar zu nahen Klange der Glocken, oder Knalle des Geſchützes inacht nehmen.

Domicilii & veſtitus cura quomodo promoueatur

§. 575. Was die Wohnung und Kleidung anlangt, ſo gehört ſelbige allerdings mit zu der Sorgfalt für den Leib. Auch hierinnen muß ein Tugendhafter die Ubereinſtimmung aller ſeiner freyen Handlungen, theils unter einander, theils mit den innerlichen Vollkommenheiten ſeiner Seele, theils endlich auch mit den äuſſerlichen Umſtänden ſeines Glückes beobachten. Zum Bewegungsgrunde dazu kan ihm dienen, daß viele, ja die meiſten aus den Federn von dem Vogel zu urtheilen gewohnt ſind. Denn das äuſſerliche fällt allen in die Sinne, da von dem innerlichen wenige zu urtheilen geſchickt ſind. Wer alſo gar zu ſchmutzig und nachläſſig in Kleidern, gar zu unordentlich in ſeinem Hausweſen iſt; der hindert ſich oft ſelbſt an ſeinem Glücke, oder er ſetzt ſich zum wenigſten in Verachtung. Es iſt alſo gut, auch auf alle Kleinigkeiten Achtung zu geben; damit man eine Fertigkeit erlange, auch in gröſſern und wichtigern Dingen aufmerkſam zu ſeyn.

Exercitia & Habitus corporis quare acquirendi.

§. 576. Endlich kommen wir auch auf die Leibesübungen, die gewiß zur Geſundheit, Geſchicklichkeit und Stärke deſſelben viel beytragen. Es iſt alſo ſehr dienlich, daß man junge Leute im Laufen, Springen, Tanzen, Schwimmen, Ringen, Fechten, Reiten, Ballſpiel und Kegelſpiele übe, um ihnen dadurch, nach Art der Alten, einen deſto dauerhaftern Leib zu verſchaffen. Ja auch Erwachſene thun wohl, daß ſie ſich gewiſſe mäſſige Bewegungen, nach Beſchaffenheit ihrer Umſtände machen, ihrem Leibe eine nöthige Ubung ſeiner Kräfte zu verſchaffen. Zum Bewegungsgrunde dazu dienet nicht nur die Betrachtung, daß man geſchickte Leute werth zu halten pfleget; und daß man in gewiſſen Ständen einige ſolche Ubungen nicht entrathen kan: Sondern auch, daß man ſeine eigene Geſundheit dadurch erhält, ja oft ſein Leben durch einige davon ſchützen und aus Gefahr erretten kan.

Caſtitas quare huc referri mereatur.

§. 577. Wir rechnen zu dieſer Sorgfalt für den Leib, auch letzlich noch die Keuſchheit; die gewiß nicht wenig dazu beyträgt, daß der Menſch einen geſunden, ſtarken und ſchönen Leib behalte. Ariſtoteles hat dieſelbe mit unter der Mäßigkeit begriffen, welches aber die Art unſerer Mutterſprache nicht zuläßt. Wir verſtehen aber durch die **Keuſchheit** eine Tugend, in fleiſchlicher Vermiſchung, oder im Beyſchlafe, das Geſetz der Natur zu beobachten. Das Gegentheil davon, oder die Unkeuſchheit iſt ein Laſter, durch einen wollüſtigen Gebrauch des Beyſchlafes, dem Geſetze der Natur zuwieder zu handeln. Beyde können ſowohl im ledigen, als im ehelichen Stande ausgeübet werden, und alſo müſſen wir hier in der Tugendlehre davon handeln, ungeachtet Herr Wolf nur in ſeiner Politik, bey Gelegenheit des Eheſtandes davon gehandelt hat.

Officia Caſti ſecundum leges naturae.

§. 578. Das Geſetz der Natur lehrt uns die Abſichten der freyen Handlungen mit den natürlichen Abſichten, in eine Ubeinſtimmung zu bringen. Nun iſt die Abſicht der Natur in dem Beyſchlafe, ohne Zweifel, die Fortpflanzung der Geſchlechter, und die Erhaltung aller Arten der Thiere geweſen. Die unvernünftigen Thiere lehren uns ſolches, als welche allemal ihre gewiſſe Zeit in der Brunſt halten, wenn die Weiblein zu empfangen im Stande ſind. Folglich ſoll denn ein Tugendhafter die Beywohnung nur als ein Mittel zum Kinderzeugen anſehen, und alſo müſſen ſich alle dazu untüchtige Perſonen, oder die ſolche Abſicht nicht haben, des Beyſchlafes gänzlich enthalten. Jmgleichen, da auch die Auferziehung den Eltern obliegt: So muß ſich ein Tugendhafter die Luſt dazu vergehen laſſen, wenn er noch keine Familie zu erhalten im Stande iſt, wie dieſes ſchon im Rechte der Natur erwieſen worden.

Scortatio & Adulterium quid, & motiuum abſtinendi ab vtroque.

§. 579. Ein Beyſchlaf, der von zwoen ledigen Perſonen um der bloſſen Wolluſt halber unternommen wird, heißt die **Hurerey**; der aber von einer oder zwoen Verehlichten auſſer der Ehe geſchieht, ein **Ehebruch**. Beyde ſind alſo Laſter, und ein Tugendhafter kan keinem von beyden ergeben ſeyn. Denn vors erſte erfordert ſolches die Sorgfalt für ſeinen Leib, dazu er verbunden iſt. Wer aus bloſſer Wolluſt den Beyſchlaf ſuchet, der kan ſchwerlich ein Maaß darinn halten, und treibet ſolchen ſo lange, bis er entweder ſeine Kräfte ſchwächet, die Geſundheit, und wohl gar den Gebrauch der Sinne einbüſſet; oder endlich die abſcheulichſten Ubel an den Hals bekommt, die faſt unheilbar ſind, und die empfindlichſten Schmerzen verurſachen, ja vielmals den Unkeuſchen das Leben koſten. Man bedenke hierbey die Exempel ſolcher Leute, die an ſolchen ſchändlichen

lichen Krankheiten niederliegen, oder die Denkmaale davon beſtändig an ſich herumtragen.

§. 580. Ferner bedenke ein Unkeuſcher nur den Verluſt ſeiner Ehre, und ſeines Vermögens, der mit ſeinem Laſter verbunden iſt. Viele haben ſich um ihr gutes Gerüchte, ja um alles Anſehen durch ihre Ausſchweifungen gebracht, indem bey allen geſitteten Völkern Schimpf und Schande mit der Unzucht verknüpfet iſt. Nun komt aber auf das gute Gerüchte ſehr viel in der Welt an; ja des Menſchen ganzes Glück hanget, zumal in gewiſſen Ständen, und bey dem weiblichen Geſchlechte, davon ab. Was das Vermögen betrifft, ſo ſehe man nur auf die Exempel derer, die ſich durch die Wolluſt zu tauſend unnöthigen Ausgaben, Geſchenken, Gaſtereyen und andern koſtbaren Thorheiten haben verleiten laſſen, und dadurch wohl gar an den Bettelſtab gerathen ſind. Ich ſchweige noch der Unkoſten, die oftmals auch die Auferziehung der unehlichen Kinder zu verurſachen pflegt.

Motiua alia caſtitatem ſuadentia.

§. 581. Wer alſo aus dieſen und andern beſondern Urſachen, die eines jeden Umſtände am beſten an die Hand geben können, die Keuſchheit auszuüben Willens iſt, der hüte ſich für allem dem, was zur Wolluſt reizen kan. Er meide anfangs den Umgang mit unzüchtigen Perſonen, beyderley Geſchlechts, die ſich bald durch ihre Sprache, Kleidung, und übrige Aufführung zu verrathen pflegen. Er vermeide ferner die Oerter, wo man zur Wolluſt gereizet wer-

Media caſtitatem promouentia.

wird, als Opernbühnen und unehrbare Comödien, darinnen verliebte Romanſtreiche, Zoten und Narrentheidungen der beſte Zierrath ſind. Man leſe keine Liebesgeſchichte, und andre unzüchtige Schriften der Poeten, die ein beſondres Gift einzuflöſſen pflegen. Man gebe endlich auch ſelbſt durch ſeine Kleidung, Worte und Geberden, dem andern Geſchlechte nicht zur Unkeuſchheit Anlaß, oder Gelegenheit zu denken, daß man unkeuſch wäre.

Media vlteriora huc facientia.

§. 582. Nun iſt es freylich gewiß, daß der natürliche Trieb zum Beyſchlafe viel ſchwerer, als irgend eine andre böſe Luſt bezwungen wird. Allein man muß ſich deſto heftiger vor demſelben ſcheuen, je leichter er einen Unachtſamen zu überwältigen pflegt. Man bedenke alſo, daß es in der That ein ſehr kurzes und nichtiges Vergnügen um den Beyſchlaf ſey, der gleichwohl ſoviel langwierige und verdrüßliche Folgerungen nach ſich zieht. Man erwege auch die eitele Einbildung, ſo die Verliebten gemeiniglich zu qvälen pflegt, als die in Dingen ihr Vergnügen ſuchen, die ſie ſelbſt nach einigem Genuſſe verabſcheuen. Man bedenke auch die Unruhe, womit die Wolluſt einen Unkeuſchen unaufhörlich plaget; die Verſäumniß ſeiner Pflichten und Geſchäfte, die damit verbunden iſt; die Zänkereyen, die daraus entſtehen; ja die abſcheulichſten Ubelthaten, die im Abſehen auf die erzeugte Frucht, zuweilen ausgeübet werden.

§. 582.

Media reliqua & Salacitatis definitio.

§. 583. Ferner iſt es ein ſicheres Mittel wider die Unkeuſchheit, wenn man mäßig im Eſſen und Trinken iſt, den Müßiggang meidet, der nur böſe Gedanken eingiebet, und Gelegenheit zur Uppigkeit darbiethet; ſich auch allezeit mit ernſtlichen Geſchäften zu thun machet, dabey die Wolluſt keinen Platz finden kan. Weil aber gleichwohl durch alle dieſe Mittel die Unkeuſchheit ſchwerlich ausgerottet wird, wo ſie einmal überhand genommen hat: So iſt es deſtomehr zu rathen, daß man junge Leute für dieſem Laſter inacht nehme, damit ſie nicht unvorſichtiger Weiſe daſſelbe Wurzeln ſchlagen laſſen. Ubrigens nennet man einen Uppigen, der in der Wolluſt ſehr erſoffen iſt, einen **Geilen**, und ſein Laſter die **Geilheit**. Von den andern Gattungen der Unkeuſchheit, die man ſtumme und ſodomitiſche Sünden zu nennen pfleget, iſt es beſſer zu ſchweigen, als ihre Erklärungen zu geben: Indem ſie ſo ſehr wieder alle Natur laufen, daß ſie auch von unvernünftigen Thieren verabſcheuet werden.

Das IV. Hauptſtücke

von dem Fleiſſe, der Sparſamkeit und Freygebigkeit.

§. 584.

Diligentia quid ſit? quæ diligentis officia?

Der Fleiß iſt eine Tugend, im Erwerbe ſeines Vermögens, durch Arbeit und Bemühung, dem Geſetze der Natur gemäß zu handeln. Es gehört alſo der Fleiß zu den Pflichten des Menſchen, im Abſehen auf ſeinen äuſſerlichen Zuſtand; als wo wir verbunden ſind nach einem Vermögen zu ſtreben (§. 210); wodurch wir in den Stand kommen, unſern Leib mit Speiſe und Trank, Kleidung und Wohnung, und andern Beqvemlichkeiten zu verſorgen. Ein Fleißiger wird alſo in ſeiner Arbeit alle Mühe anwenden, damit er ſo viel erwerbe, als er zu Erfüllung aller dieſer Pflichten nöthig hat. Doch da alle Handlungen eines Tugendhaften übereinſtimmen müſſen, ſo wird ein Fleißiger auch nicht mehr Arbeit über ſich nehmen, als er ohne Schaden ſeiner Geſundheit und Kräfte thun kan; auch keine Gattung des Gewerbs erwählen, die ſich mit ſeinen übrigen Umſtänden, als ſeinem Stande, und andern Fähigkeiten und Vollkommenheiten nicht zuſammen ſchicket.

Vitia diligentiae opposita vnde oriantur.

§. 585. Wer alſo mehr arbeitet, als ohne Schaden ſeiner Geſundheit geſchehen kan, oder ohne Noth ſolche Geſchäfte über ſich nimmt, die ihm verkleinerlich ſind: Der überſchreitet das Geſetz der Natur, und ſein Fleiß iſt übermäßig. Dieſer **übermäßige Fleiß** iſt alſo ein Laſter, und wer ihn ausübet, iſt laſterhaft. Im Gegentheil, wer weniger arbeitet, als er könnte und ſollte, um ſich alles nöthige, und was zum Wohlſtande gehört, zu erwerben, der handelt wieder das Geſetz der Natur, und wird ein **Fauler** genennet. Die **Faulheit** iſt alſo ein Laſter, im Abſehen auf die Arbeit weniger zu thun, als das Geſetze der Natur fordert. Wie nun der übermäßige Fleiß entweder aus Geiz, oder Ehrgeiz, oder Armuth zu entſtehen pflegt (§. 572): Alſo entſteht die Faulheit gemeiniglich aus der Wolluſt, als welche im Müßiggange ihr Vergnügen ſuchet.

Pigri ex voluptate quomodo corrigantur.

§. 586. Ein Wollüſtiger urtheilet von dem Guten und Böſen nach der ſinnlichen Luſt, die er an einem Dinge empfindet oder vermuthet. Daher wird er zwar nicht alle, doch gewiß diejenige Arbeit verabſcheuen, die ihm Unluſt erwecket, oder ihn wenigſtens einer gröſſern Beluſtigung, die er indeſſen haben könnte, beraubet. Es iſt alſo eben nicht nothwendig, daß ein Wollüſtiger ganz und gar ein Müßiggänger, oder Faulenzer ſeyn muß: Vielmehr pflegt er in gewiſſen Arten der Beſchäftigungen, die ihm Luſt bringen, z. E. in der Muſic und Poeſie, im Leſen hiſtoriſcher Bücher, im Gartenbaue, auf der Jagd u. ſ. w. auch wohl fleißig zu ſeyn. Will man alſo einen Wollüſtigen fleißig machen: So muß man ihm die Arbeit, ſo viel als möglich iſt, erleichtern, den Verdruß der dabey iſt vermindern, und wohl gar machen, daß er eine Luſt daraus empfinde. So pflegt man es mit kleinen Kindern zu machen, denen man verguldete Bücher mit Bildern vorlegt.

Reliqui ad pigritiam proni, qua ratione retinendi ſint?

§. 587. Doch werden auch zuweilen Leute faul, die ſonſt aus Geiz oder Ehrgeiz faſt gar zu arbeitſam waren. Denn wenn ſie ſehen, daß ſie den gewünſchten Zweck ihrer Bemühungen, als Reichthum und Ehre nicht erhalten:

ten: So werden ſie matt und nachläßig; weil der Bewegungsgrund ihres Fleiſſes wegfällt. Dieſen muß man nun zeigen, daß die Arbeitſamkeit, noch andre Vortheile bringe, als Geld und Ruhm; daß ſie den Leib geſund erhalte, vor Laſtern und Ausſchweifungen bewahre, ja einen unſträflichen Zeitvertreib abgebe, der doch entweder über kurz oder lange, Nutzen und Ehre bringt. Denn obwohl, was dieſes letzte betrifft, die Ehre nicht in unſrer Gewalt ſteht: ſo kan man doch feſt verſichert ſeyn, daß die Vollkommenheit unſers Werkes von einem Kenner Lobſprüche erhalten muß; ſo bald ſie ihm zu Geſichte kommt. Endlich iſt ja auch das gute Gewiſſen und die Zufriedenheit mit ſich ſelbſt noch übrig, die einem fleißigen Arbeiter niemals ausbleibt.

A labore nimio quomodo retrahendi nimis laborioſi.

§. 588. Indeſſen kan man ſich auch bemühen, bey beyden Gattungen der Leute, den Geiz und Ehrgeiz zu dämpfen, wozu in dem folgenden die Mittel angegeben werden ſollen. Eben dieſes muß man thun, wenn die Leute durch dieſe beyde Laſter getrieben, gar zu viel arbeiten. Die andern Vorſtellungen wieder das gar zu viele Arbeiten haben wir ſchon im vorigen Hauptſtücke an die Hand gegeben. Hier kan man noch die Eitelkeit der Einbildung hinzuſetzen, vermöge welcher man in dem Beſitze eines Vermögens, ſo man nicht genieſſet, oder in dem Beyfalle der Unverſtändigen und Schmeichler, eine beſondre Glückſeligkeit zu finden meynet. Wer endlich aus Armuth zu viel arbeitet, der muß durch die Vorſtellungen, die wir oben (§. 573) an die Hand gegeben haben, zurecht gebracht werden.

Quid ſit Parſimonia, & quodnam parci officium.

§. 589. Durch die **Sparſamkeit** verſteht man eine Tugend, die erworbenen Güter zu erhalten, und dem Geſetze der Natur gemäß zu verwalten: und wer dieſe Tugend beſitzt, der heißt ein Sparſamer. Nun ſchreibt das Geſetz der Natur uns für, nicht nur auf den Zehrpfennig, ſondern auch auf einen Ehrenpfennig und Nothpfennig zu ſinnen (§. 211), und das Vermögen alſo nicht anders, als ein Mittel zu Beförderung unſers Unterhaltes und Wohlſtandes anzuſehen, und zu gebrauchen. Folglich thut ſolches ein Sparſamer, und entfernet ſich alſo ſowohl von der **Verſchwendung**, als von der **Kargheit**. Denn jene iſt eine Fertigkeit, mehr auszugeben, als der Unterhalt und Wohlſtand erfordert, und alſo ein Laſter; Dieſe aber eine Begierde, mehr zu ſammlen, als man ohne Abbruch ſeines Unterhalts oder des Wohlſtandes erübern oder beylegen kan. Folglich iſt auch dieſe dem Geſetze der Natur zuwieder, und alſo ein Laſter, ſo der Sparſamkeit zuwieder läuft.

Avaritiei & ſorditiei diſcrimen; vulgo male negligitur.

§. 590. Man pflegt insgemein den **Geiz** mit der **Kargheit** zu vermengen, ob ſie gleich nicht allezeit bey einander ſind, und alſo unterſchieden werden müſſen. Denn den Geiz haben wir oben (§. 211) ſchon beſchrieben, als eine Begierde mehr zu erwerben, als ohne Verſäumung ſeiner übrigen Pflichten gegen ſich und

und andre möglich iſt. Der Geiz iſt alſo ein Laſter, ſo in der Einnahme ſeinen Sitz hat: Die Kargheit aber iſt ein Laſter, ſo ſich in der Ausgabe zeiget. Nun lehret aber der Augenſchein, daß nicht alle Geizige karg ſind. Denn mancher geizet aus Wolluſt, weil er nemlich zu Stillung ſeiner Begierden viel Geld brauchet, und in ſolchen Begebenheiten pflegt er wohl gar verſchwenderiſch zu ſeyn. Mancher geizet auch aus Ehrſucht; weil er zu ſeinem Prachte viel Aufwand haben muß: worinn er aber auch bis zur Verſchwendung gehen kan.

Quomodo se gerat parſimoniae cultor.

§. 591. Ein Sparſamer entzieht ſich alſo zwar nichts von dem was zur Nothdurft, und zum Wohlſtande gehöret: Aber er verthut auch ſein Vermögen nicht liederlicher Weiſe; ſondern ſparet das übrige auf den künftigen Nothfall, den man nicht allemal vorher ſehen kan, aber doch vermuthen muß. Zu dem Ende hütet er ſich für allen unnöthigen Ausgaben, und den Gelegenheiten dazu. Und da der Hausrath, die Kleidung, und andere dergleichen Dinge, als z. E. die Bücher eines Gelehrten, das Handwerkszeug eines Künſtlers u. ſ. w. Geld koſten, wenn ſie neu angeſchaffet werden müſſen: So hütet ſich ein Sparſamer, daß er diejenigen, ſo er ſchon hat, nicht vor der Zeit verderbe. Er iſt derowegen ſehr ſorgfältig in Erhaltung des Seinigen: Denn je länger daſſelbe dauret und unbeſchädigt erhalten wird, deſto weniger Ausgaben hat er.

Doch weis er ſich auch zu rechter Zeit ein unſchädliches Vergnügen von dem Seinigen zu machen (§. 213).

Motiua ad parſimoniam, in gratiam prodigalium.

§. 592. Will man nun die Verſchwender zu dieſer Sparſamkeit bringen: So muß man ſie vors erſte auf ihre groſſe Ausgaben aufmerkſam machen. Man wird nemlich befinden, daß ſie ſelten wiſſen, wie hoch ſich ihr jährlicher Aufwand beläuft, und, daß ihnen nichts verdrüßlicher iſt, als Rechnungen zu führen. Hat man ihnen nun einigermaßen einen Uberſchlag deſſen gemacht, ſo ſie verzehren, verſpielen, verſchenken; oder darum ſie ſonſt durch ihre Unachtſamkeit, durch böſe Schuldner, oder untreue Bediente kommen: So werden ſie vielleicht ſelbſt ſchon darüber erſtaunen. Alsdann fahre man fort, und überſchlage auch ihre jährlichen Einkünfte, und zeige, um wie viel kleiner dieſelben ſind, als die Ausgaben. Man überſchlage ferner die anwachſenden Schulden, und zeige, wie dieſelben bald ſo groß, ja noch gröſſer als die Capitalien werden würden.

Motiua alia ad parſimoniam.

§. 593. Hierauf ſtelle man ihnen die bevorſtehende Armuth, nebſt der damit verknüpften Schande, Noth und Verachtung, lebhaft vor Augen. Man zeige ihnen, wie wohl reichere Leute als ſie, ſparſamer lebten; und andre, die itzo arm zu ſeyn ſchienen, in kurzem durch ihre gute Haushaltung reich ſeyn würden. Man ſtelle ihnen vor, wie ihre Feinde und Neider über ſie triumphiren würden, wenn ſie ſo fortführen, und ſich gänzlich zu Grunde richteten; und wie ſchmerzlich es ihnen mit der Zeit ſeyn würde, wenn ihr Gewiſſen ſie anklagen ſollte, daß ſie ſelbſt an ihrem Verderben Schuld hätten. Endlich, weil doch die Wolluſt mehrentheils an der Verſchwendung Schuld hat: So bemühe man ſich, ſelbige auszurotten. Wäre aber der Ehrgeiz Schuld daran: So muß man auch dieſen zu dämpfen ſuchen.

Obiectionum ſolutio, quibus prodigalitas defendi ſolet.

§. 594. Weil aber ein Verſchwender auch immer Scheingründe hat, ſeine Lebensart zu rechtfertigen: So muß man ihm die Nichtigkeit derſelben zeigen. Spricht mancher: Sein Stand erfordere dergleichen Aufwand: So zeige man ihm, daß er auch ſeinen Stand, durch eine gänzliche Armuth, nicht beſchimpfen müſſe. Spricht ein andrer: Es würde ihm übel genommen werden, wenn er itzo kärglicher zu leben anfienge, als er bisher gelebt: So zeige man ihm, daß die Urtheile der Unverſtändigen leichter zu ertragen ſind, als der Mangel, der ihm bevorſtünde, und in welchem ihm kein Menſch etwas geben würde. Spricht man endlich: Ich habe noch hier oder dort eine reiche Erbſchaft, ein Vermächtniß, u. ſ. w. zu hoffen; So zeige man, wie ungewiß ſolche Hoffnung ſey; und wie oft der eingebildete Erbe den Tod ſeiner Blutsfreunde nicht erlebet; oder doch das Vermächtniß verzehret habe, ehe es ihm noch zugefallen.

Sordidus quomodo

§. 595. Wenn man einen Geizigen, der zugleich karg wäre, zur Sparſamkeit anmah-

nen

dignoſcatur a parco.

nen wollte: So würde ſelbiger ohne Zweifel denken, daß er es nicht erſt werden dörfe, ſondern dieſe Tugend ſchon in hohem Grade beſitze. Daher iſt es ſehr nöthig, einen Sparſamen von einem Kargen unterſcheiden zu lernen. Da jener mit ſeinem Glücke zufrieden iſt, und ſich nicht mehr wünſchet, als er haben kan: So klagt der Karge jederzeit, über ſchlechte Nahrung, groſſe Ausgaben, böſe Zeiten, und beſondere Unglücksfälle, die ihm begegnet ſeyn ſollen. Da jener einem jeden das Seinige gönnet: So iſt der Karge neidiſch, und betrübt ſich, wenn er von eines andern Glücke höret. Ja, da der Sparſame ſich auch ſelbſt nichts fehlen läßt: So ißt ſich ein Karger faſt niemals ſatt, wo nicht an einem fremden Tiſche; geht in lumpichten Kleidern einher, und wohnt ſchlechter als ſein Stand es erfordert.

Ad liberalitatem hortandi ſunt ſordidi.

§. 596. Man könnte noch andre Kennzeichen der Kargheit geben, als eine unmäßige Freude über einen kleinen Gewinſt, eine groſſe Traurigkeit über einen geringen Verluſt, und ein heftiger Zorn gegen diejenigen, ſo ſelbigen verurſachet haben. Allein ſo genau andere daran einen Kargen unterſcheiden lernen: So ſchwer iſt es ihn ſelbſt dadurch zu überführen, daß er, mehr als billig iſt, ſparſam ſey. Man muß alſo dieſe Art von Leuten zu einer entgegen geſetzten Tugend, das iſt, zur **Freygebigkeit** zu bringen ſuchen. Dadurch verſtehen wir eine Fertigkeit, im Ausgeben des Geldes, dem Geſetze der Natur ein

Gnügen zu thun. Die Freygebigkeit iſt alſo eine Tugend, die mit der Sparſamkeit ſehr wohl beſtehen kan. Hergegen die Kargheit und die Verſchwendung ſind ihr ſowohl als dieſer letztern entgegen geſetzet; weil ſie theils zu wenig theils zuviel darinn thun.

Liberalis qua ratione ſe gerat in expenſis.

§. 597. Nun gebeut aber das Geſetze der Natur, erſtlich das Vermögen nur als ein Mittel zu ſeiner Erhaltung und Beqvemlichkeit zu ſuchen: und folglich daſſelbe auszugeben, wenn es zu ſolchen Abſichten dienen kan. (§. 212.) Folglich liebt ein Freygebiger das Geld an ſich ſelbſt nicht, ſondern er giebt es gern aus, wenn es die Umſtände erfordern. Er läſt ſich alſo nach Beſchaffenheit ſeines Standes und Vermögens, an Speiſe und Trank, an Kleidung und Wohnung, an Hausrath und Bedienung und andern Beqvemlichkeiten des Lebens nichts abgehen. Hernach befiehlt das Geſetz der Natur auch den äuſſerlichen Zuſtand anderer Leute zuweilen vollkommener zu machen, das iſt, ihnen etwas von ſeinem Uberfluſſe zu geben, oder ihnen ſonſt in Erhaltung und Vermehrung ihres Vermögens an die Hand zu gehen, ſo viel uns möglich iſt (§. 227). Folglich giebt ein Freygebiger nicht nur Geſchenke und Allmoſen, ſondern iſt auch ſonſt dienſtfertig.

Dona quid ſint, & motiua ad eadem largienda.

§. 598. Durch Geſchenke verſtehen wir ſolche Gaben, die man von ſeinem Vermögen einem andern umſonſt giebt, der deſſelben eben nicht zu ſeiner Nothdurft benöthiget iſt.

Die Bewegungsgründe zu denſelben ſind folgende. Erſtlich kan man ſich dadurch gewiſſe Leute zu Freunden machen. Nun iſt es aber gut, viel Freunde zu haben: Folglich iſt es gut in ſolchen Fällen freygebig zu ſeyn. Ferner muß man auch gegen gewiſſe Leute, die uns Gefälligkeiten erzeigen, und ſolche nicht bezahlet nehmen, dankbar ſeyn. Alſo iſt es denn gut, ihnen Geſchenke zu geben; als wodurch man ſeine Erkenntlichkeit bezeigen kan. Endlich kan man auch durch gewiſſe Arten der Geſchenke manchen zum Guten aufmuntern, und ihn eifriger darinn machen, wenn er ſiehet, daß ſein Wohlverhalten Beyfall und Gönner findet. Folglich ſind wir auch in dieſem Falle dazu ſchuldig.

Eleemoſynae quid ſint, & motiua ad easdem.

§. 599. Ein Allmoſen iſt eine Gabe an einen Nothdürftigen. Dergleichen zu geben [illegible]t man nicht weniger gute Urſachen. Doch weil ſich ſelbige faſt alle auf die allgemeine Menſchen-Liebe gründen, davon wir noch nicht gehandelt haben, ſo können wir ſie nicht in voller Stärke vortragen. Es iſt nemlich einem Tugendhaften unmöglich anzuſehen, daß ehrliche Leute, die eines beſſern Glückes werth ſind, im Elende faſt umkommen, und an der täglichen Nothdurft Mangel leiden: Da er indeſſen nicht allein ſein reichliches Auskommen hat, ſondern wohl gar ſo manches übrige beylegen kan. Er denkt alſo nach, wie es ihm zu Muthe ſeyn würde, wenn er an des Armen Stelle ſeyn ſollte; und wie freudig er ein Allmoſen annehmen würde; ja wie erkenntlich er gegen ſeinen Wohlthäter ſeyn wollte, der ihm aus Noth geholfen, ihn geſpeiſet und gekleidet hätte. Eben das kan er ſich von denen verſprechen, denen er Allmoſen giebt: Denn man kan nicht wiſſen, wo einem der Geringſte einmal dienen kan.

Motiva contra ſordes ad liberalius vitae genus.

§. 600. Zu der erſten Pflicht der Freygebigen, daß ſie ſich nemlich ſelbſt nichts entziehen ſollen, dörfte man allem Anſehen nach keine Bewegungsgründe geben: Wenn ſich nicht ſolche Karge fänden, die ſich kaum ſatt äſſen, ja bey dem gröſten Reichthume ſo elend einher zögen, als ob ſie Bettler wären. Daher gebe man dieſen unzeitigen Sparern zu bedenken, daß ſie für lachende Erben Schätze sammlen; daß das ergeizte Gut in kurzem wieder von denen werde zerſtreuet werden, denen es zu erwerben nicht ſauer angekommen; daß [illegible] nichts als Hüter, und nicht Herrn ihres Vermögens wären, wenn ſie es nicht genieſſen wollten; und daß ſie endlich von allen Verſtändigen für Thoren gehalten würden, die ſich ihrer Vortheile nicht zu bedienen wüſten; ſondern nur machten, daß ihnen alle Ihrige den Tod anwünſchen müſten.

Magnificentia quid ſit & oppoſitum ei vitium luxus.

§. 601. Wenn die Freygebigkeit von den Groſſen dieſer Welt, in groſſen Dingen; als in Erbauung ganzer Städte, in Beſchenkung groſſer Völker, in Erlaſſung gewiſſer Auflagen, in ausnehmenden koſtbaren Geſchenken an andre Groſſe, u. ſ. w. ausgeübt wird, denn bekommt

kommt ſie den Nahmen der Gnade, und **Magnificenz**; welches Wort wir in Ermangelung eines Deutſchen behalten müſſen. Wenn aber ein Privatmann einen prächtigern Staat führen, und mehr verſchenken will, als ſein Vermögen erlaubet: So nennet man es den **Pracht** und **Ubermuth**; und dieſe Laſter ſind alſo mit der Verſchwendung genau verknüpfet. Man kan ſie daher daher dämpfen, wenn man ihnen die Gründe der Sparſamkeit einſchärfet, und die Thorheit ihrer Verſchwendung lebhaft vorſtellet; oder ihnen auch den Stolz dämpfet, daraus der Ubermuth zu entſtehen pflegt.

Exceſſus in ſordibus, quomodo agnoſcatur.

§. 602. Wer in ſeinen Ausgaben in einem ſehr hohen Grade karg iſt, den nennet man einen **Filzigen**; auch wohl insgemein nur einen Geizhals. Dieſes Laſter iſt deſto ſchändlicher, je vermögender diejenigen ſind, denen es anklebt. Sind es aber gar Fürſten und Könige, ſo iſt es unerträglich, indem dieſe am wenigſten Urſache haben, den künftigen Mangel zu beſorgen. Es ſind aber die Filzigen nicht nur gegen andre, ſondern auch gegen ſich ſelber hart. Sie verſagen ſich alles Vergnügen; ſie entziehen ſich das Nothwendige; ſie eſſen nur ſtinkend Fleiſch und ſchimmlicht Brodt, und trinken nur verſauertes Getränke; wollen auch ihren Hausgenoſſen nichts anders geben, damit nicht zuviel aufgehe. Dieſes Laſter iſt nun ſehr lächerlich, und dieſes muß man dergleichen Leute empfinden laſſen, wenn man ſie beſſern will.

Quomodo corrigi debeant.

§. 603. Leute, die ſo filzig ſind, haben gemeiniglich ihr Brodt von Jugend auf ſehr ſchwer erwerben müſſen; und weil ſie im Anfange ſehr knapp leben muſten: So wurden ſie dieſer Lebensart ſo gewohnt, daß ſie auch bey ziemlichem Anwachs ihres Vermögens noch dabey beharren. Darum muß man ihnen zeigen, es ſey unvernünftig, allezeit einerley Lebensart beyzubehalten, wenn ſich die Umſtände ſo merklich verändert haben. Sie ſollten nur ihre damaligen Einkünfte und Capitalien überſchlagen, und ihre jetzigen dargegen halten: So würde ſichs zeigen, daß ſie nicht Urſache hätten, noch immer ſo ängſtlich zu thun. Zudem hätten ſie nun ſchon die meiſten Jahre ihres Lebens zurücke gelegt, und dörften alſo nicht ſo ſehr wegen des künftigen beſorgt ſeyn. Endlich muß man ihnen auch ein Vertrauen auf Gottes Güte und Vorſehung beybringen.

Vnde prodigalitas & luxus oriantur & modus ſpecialis ea vitia tollendi.

§ 604. Die Verſchwender und Ubermüthigen ſind gemeiniglich reicher Leute Kinder, und von Jugend auf gewohnt, viel aufgehen zu laſſen, ohne zu fragen, wo es herkömmt. Wenn ſie nun ihre eigene Herren werden: So wollen ſie nicht nur bey ihrer vorigen Lebensart bleiben, ſondern auch wohl eine herrlichere anfangen; zumal wenn ihre Eltern, ihrer Meynung nach, karg geweſen. Das Arbeiten ſind ſie nicht gewohnt, und das Rechnen iſt ihnen zu verdrüßlich; der Müßiggang aber iſt ihnen zu angenehm. Daher werden ſie aus Wolluſt Verſchwender, und aus Stolz übermüthig.

müthig. Auſſer den obigen Vorſtellungen muß man dieſen ins beſondre vorhalten, daß ihre Verſorger nunmehro todt ſind; daß ihre Capitale ſich wohl vermindern, aber nicht vermehren können, weil ſie ihre Ausgaben immer vergröſſern, ohne das geringſte zu erwerben; und daß die Armuth, ſo ihnen bevorſtünde, um deſto bittrer für ſie ſeyn würde, je weniger ſie es gewohnt wären, Mangel zu leiden.

Modus praecauendi prodigalitatem a teneris.

§. 605. Am beſten aber wäre es, wenn die Eltern in früher Kindheit ſchon bey den Ihrigen vorzubauen wüſten, daß ſie nicht [illegible] dergleichen Laſter gerathen könnten. Zu dem Ende iſt es gut, jungen Leuten nicht eben alles im Uberfluſſe herzugeben, zumal was nur zur Luſt, zum Zierrathe und zur Beqvemlichkeit dient: damit ſie es begreifen lernen, wie ſchwer der Erwerb des Geldes die Eltern ankomme. Man muß ſie auch lehren ſelbſt mit dem Gelde umgehen, und zu dem Ende ihnen auf gewiſſe Verrichtungen, oder auf ihren Fleiß einen Lohn ſetzen, auch wohl bey ihrem beſondern Wohlverhalten kleine Geſchenke geben. Dieſes Geldes Verwaltung muß man ihnen nun überlaſſen, doch ſo, daß ſie allemal den Eltern Rechnung davon ablegen. Haben ſie nun zu verſchwenderiſch damit hausgehalten: So muß man ſie den Mangel eine Zeit lang empfinden laſſen, damit ſie ein andermal ſparſamer werden mögen.

Animus ſorte ſua contentus

§. 606. Wer in der Sparſamkeit und Freygebigkeit das rechte Mittel zu halten weis, der wird quomodo oriatur, & quid ſit.

wird leicht die Zufriedenheit oder Genügſamkeit erlangen. Denn weil er das Seine zu rathe hält, und ſich doch nichts fehlen läßt, was zur Nothdurft und zum Wohlſtande gehöret: So hat er nicht nur ſein Auskommen, ſondern auch manche Beqvemlichkeit und Ergeẞlichkeit zu genieſſen. Es iſt aber die Genügſamkeit eine Tugend, ſich nichts mehr zu wünſchen, als man haben kan, und deſſen was man hat, mit Vergnügen zu genieſſen. Sie iſt alſo dem Geize ganz entgegen geſeẞt, welcher immer mehr verlanget, als er haben kan. Es iſt aber dieſelbe auch von der Sorgloſigkeit der Verſchwender entfernet, indem ſie das Ihrige nicht blindlings verthut; ſondern ſich nicht weiter im Ausgeben vertiefet, als ſie auszuführen zu können verſichert iſt.

Motiua ad animum ita comparatum.

§. 607. Damit nun ein jeder Luſt bekommt, nach dieſer Tugend zu ſtreben: So erwege man nur den vergnügten Zuſtand eines Genügſamen. Er hat ein Gemüthe, das von keinen unruhigen Begierden beſtürmet wird. Er iſt weder karg noch geizig, und ſchicket ſich in ſeine Umſtände; die ihm allemal noch erwünſchter zu gerathen dünken, als er ſich eingebildet hätte. Denn weil er wenig wünſchet, ſo bekommt er leichtlich mehr, als er gehoffet hätte, und ſo hat er oft Gelegenheit zu empfindlicher Freude. Wenn ſich ein Geiziger oft über die verſäumte Gelegenheit, etwas zu erwerben anklaget: So ſchlägt ein Genügſamer dieſen Kummer aus dem Sinne und erwartet gelaſſen eine andre. Er ſieht es mit Vergnügen, wenn ſeine Mühe nicht vergebens iſt; und ſo oft es ihm mit ſeiner Arbeit gelinget, ſeinen Zweck zu erlangen: wobey ihn ſein Gewiſſen noch von allen Fehlern frey ſpricht.

§. 608. Weil aber auch die Zufriedenen zu weilen kleinlaut werden, und zu murren anfangen, wenn ihnen irgend etwas mislinget; oder andre von ihrer Lebensart glücklicher zu ſeyn ſcheinen, als ſie; ob ſie gleich n[illegible] halb ſoviel Fleiß anwenden: So muß man ſie nicht nur auf die Glücklichern, ſondern auch auf die Unglücklichern ſehen lehren, als ſie ſelber ſind. Dieſe würden gerne mit ihnen tauſchen. Die aber glücklich zu ſeyn ſcheinen, ſind es nicht allemal, wenn ſie nicht zufrieden ſeyn können. Oft ſind auch verborgene Ubel mit ihrer ſcheinbaren Glückſeligkeit verbunden, die ſich niemand wünſchen würde. Endlich lehre man ſie auf die Vorſehung Gottes trauen, und überzeuge ſie, daß ſelbige einem jeden ſo viel gebe, als ihm dienlich iſt. Man zeige ihnen auch durch Exempel, daß vielen ihr Uberfluß ſchädlich und verderblich geweſen iſt.

Scrupuli eam turbantes quomodo eximi poſſint.

Das V. Hauptſtücke
von der
Beſcheidenheit, Demuth und dem Edelmuthe.

§. 609.

Modeſtia quid ſit?

Die Beſcheidenheit iſt eine Tugend, im Abſehen auf die Ehre, dem Geſetze der Natur gemäß zu handeln. Nun hat uns aber das Geſetz der Natur im obigen vorgeſchrieben, uns der wahren Ehre würdig zu machen, zur wahren Schande aber keinen Anlaß zu geben (§. 214); ferner auch, die Ehre von niemand zu erzwingen, vielweniger zu zürnen, wenn man uns nicht recht zu ehren weis (§. 215); gleichwohl unſern guten Namen zu ſchützen, und den Ungrund der Läſterungen kund machen (§. 216); endlich auch nach äuſſerlichen Ehrenbezeigungen nicht begierig zu ſeyn, ſondern ſie vielmehr mit guter Art abzulehnen (§. 217). Folglich ſuchet ſich denn ein Tugendhafter in Beobachtung aller dieſer Pflichten eine Fertigkeit zu erwerben. Er beſtrebet ſich aber zuförderſt mehr nach den Vollkommenheiten, die ihn der Ehre würdig machen; als nach der Ehre ſelbſt: Ob er gleich von ſeinen guten Eigenſchaften bey aller Gelegenheit Proben ableget.

Ambitio & abiectus animus, vitia eidem oppoſita.

§. 610. Dieſer Tugend iſt nun zuförderſt der **Ehrgeiz**, hernach auch die **Niederträchtigkeit** entgegen geſetzt. Jenes iſt eine heftige Begierde nach gröſſerer Ehre, als die Vollkommenheiten eines ſolchen Menſchen verdienen, und nach ſeinen Umſtänden ihm wiederfahren kan. Es iſt alſo dieſer Ehrgeiz dem Geſetze der Natur zuwieder, und folglich ein Laſter. Die Niederträchtigkeit hingegen, iſt eine im Abſehen auf Ehre und Schande ganz unempfindliche Gemüthsart. Und alſo iſt auch dieſe dem Geſetze der Natur zuwieder und laſterhaft. Die Kennzeichen dieſer beyden Laſter geben ſich von ſich ſelbſt zu erkennen. Ein Ehrgeiziger nemlich, verräth ſich durch Geberden, Worte und Werke. Er will überall der allererſte, der vornehmſte, gelehrteſte und angeſehenſte ſeyn; und zürnt über die geringſten Kleinigkeiten, die er ſich vor ſchimpflich hält. Ein Niederträchtiger aber fragt nach dem allen nichts: Und es gilt ihm gleichviel, ob man ihn ſchilt oder lobet.

Modeſti quomodo ſe gerant.

§. 611. Wer alſo beſcheiden iſt, der muß eben nicht niederträchtig ſeyn, oder alle Ehre verachten und fliehen. Nein, ſondern er weis, daß die wahre Ehre nur aus wahren Vollkommenheiten, die er nach dem Urtheile der Verſtändigen an ſich hat, entſtehet. So iſt es ihm freylich ein empfindliches Vergnügen, wenn er ſieht, daß ſeine gute Eigenſchaften von andern wackeren Leuten erkannt werden, und alſo ſeine dabey angewandte Mühe nicht vergeblich geweſen. Freylich macht er ſich aus dem Beyfalle oder Lobe der Unverſtändigen nichts; als bey welchen er ſeine Ehre nicht ſuchet; Auch weis er ſich gar nichts groſſes damit, wenn man ihn um ſeiner Geburt, um ſeines Reichthums, um ſeiner Aemter halber nur ehret. Aber deſto mehr ſpornet ihn das Lob der Unpartheyiſchen, die nur ſeine perſönlichen Vollkommenheiten hochſchätzen, zu mehrern lobwürdigen Unternehmungen. Man braucht alſo bey ſolchen Gemüthern keine Gewalt, womit man die Niederträchtigen zu ihrer Pflicht treiben muß.

Modeſtus gloria ducitur, quare amor eius non exſtirpandus eſt.

§. 12. Die Beluſtigung an der wahren Ehre, und das Verlangen nach derſelben, nennet man die **Ehrliebe**; und alſo erhellet aus dem obigen, daß ein Beſcheidner dennoch ehrliebend ſeyn könne und müſſe. Diejenigen handeln alſo ſehr übel, die alle Ehrliebe für einen Ehrgeiz halten, und ſie alſo bey der Jugend, und bey Erwachſenen auszurotten ſuchen. Dieſe Leute bedenken nicht, daß ſie durch die Dämpfung einer ſo tugendhaften Ehrliebe, die Niederträchtigkeit pflanzen, die weit ſchädlichere Folgen nach ſich zieht; denn ein Niederträchtiger thut nichts ohne Belohnung oder Zwang, folglich, wenn er gleich was Gutes unternimmt: So iſt er doch entweder ein Tagelöhner, oder ein Sclave; wovon weder die Tugend noch das gemeine Weſen Vortheil hat. Hergegen, wenn man die Jugend nur auf den Beyfall der Verſtändigen verweiſet, und ſie begierig macht, denſelben zu verdienen: So fangen ſie an, ohne Eigennutz und Furcht der Strafe, Gutes zu thun; werden auch ſo leichtlich nicht müde.

Media ambitionem impediendi & minuendi.

§. 613. Gleichwohl muß man wohl zuſehen, daß nicht etwa unter dem Scheine der Ehrliebe, ſich ein Ehrgeiz mit einſchleiche. Daher unterrichte man junge Leute von der Natur der wahren Ehre. Man zeige ihnen, daß ſelbige nicht in der Gewalt deſſen ſtehe, der geehret zu werden wünſchet; ſondern deſſen, der uns ehret. Man lehre ſie auch, daß nur die Verſtändigen einen wahrhaftig zu ehren im Stande ſeyn, alles übrige aber nur eine Eitelkeit ſey. Will man aber diejenigen, ſo ſchon ehrgeizig ſind, beſſern: So zeige man ihnen, was für Unruhe ihnen ihr Ehrgeiz verurſache. Sie zürnen auf alle, die ihnen nicht ehrerbietig genug begegnen; ſie bereuen es, wenn ſie etwas wieder ihren einmal erlangten guten Namen gethan, oder denſelben auf eine unbeqveme Art zu vergröſſern geſucht haben. Bald befürchten ſie nicht alle gewünſchte Ehre zu erhalten, oder die ſchon erworbne zu verlieren; bald beneiden ſie andre, die mehr als ſie verehret werden.

Motiva ulteriora ambitionem fugiendi.

§. 614. Man lehre auch ferner einen Ehrgeizigen, die Eitelkeit aller Titel und Lobſprüche begreifen, die jemanden beygeleget werden. Denn was die erſten betrifft: So ſind dieſelben wohl ein Blendwerk für den Pöbel, der ſeine Ehrenbezeigungen, auch wohl ſeine Hochachtung darnach einrichtet. Aber die Verſtändigen kehren ſich daran nicht, was jemand für einen Titel führet; ſondern ſehen bloß auf die Verdienſte, dadurch ſich jemand ſolche Beynamen erworben. Finden ſie dieſe bey einem Menſchen, ſo achten ſie ihn höher, als denjenigen, der den Titel zwar führet, aber deſſelben unwürdig iſt. Eben ſo iſt es mit den Lobeserhebungen. Die meiſten davon ſind entweder Schmeicheleyen, oder ein leerer Schall eines ohne Verſtand nachruffenden Wiederhalls. Denn der Pöbel iſt nur ein Affe derer, die er für klüger hält, als ſich ſelbſt. Folglich würde es thöricht ſeyn, ſich auf ſolche Lobſprüche was einzubilden. Ein Kluger kan beſſer loben, als eine ganze Stadt voller Thoren.

Damnum ex immodicis laudibus & titulis reſultans.

§. 615. Man kan hier noch hinzuſetzen, daß oft die übermäßigen Lobeserhebungen einem Menſchen ſchädlich geweſen. Denn wenn man ſo viel Weſens von jemand machen höret, ſo machet man ſich die vollkommenſte Abbildung in Gedanken von ihm. Wenn man ihn aber in Perſon kennen lernet; So findet man wenig oder gar nichts an demſelben, was einer beſondern Aufmerkſamkeit werth wäre; und ſo wirken jene Lobſprüche nichts als Verachtung. Eben ſo geht es mit den Titeln im gemeinen Weſen. Wenn man die Leute ſelbſt noch nicht kennet, die groſſe Titel führen; ſo ſtellet man ſich ſchon alle die Eigenſchaften vor, die dazu gehören, daß jemand ſein Amt wohl führe. Findet man aber ſelbige nachmals nicht: So verwandelt ſich die vorige Ehrfurcht in Spott und Verachtung. Ein Beſcheidner wünſchet ſich alſo kein Lob und keine Ehrentitel, als die er verdienet.

Ambitio ex diuitiis orta, quomodo fugetur.

§. 616. Eben ſo iſt es mit der Ehre, die aus dem Vermögen erwächſt, ſo jemand beſitzt; dadurch viele ihren Ehrgeiz zu ſtillen pflegen. Denn weil ſie ſehen, daß der Pöbel, und alle die ihm an Verſtande nicht überlegen ſind, vor das Geld, ſo jemand hat, eine beſondre Hochachtung bezeugen: So ſtreben ſie nur nach Reichthum, in Hoffnung geehrte und anſehnliche Leute dadurch zu werden. Allein wie eitel und thöricht dieſes ſey, iſt ganz offenbar. Denn wer ſein Geld nur ererbet, oder erheyrathet, oder ſonſt durch Glücksfälle erlanget hat; der hat keine Urſache ſich darauf was einzubilden. Nur denen macht ihr Vermögen Ehre, die durch ihre Verdienſte ſelbiges erlanget; weil es ein Zeichen von ihrer Tugend und Geſchicklichkeit abgiebt. Des Pöbels Urtheil iſt kein Orakel. Ja oft iſt die Armuth ein Lob, wenn man dem ungeachtet ſich durch Verſtand und Tugend empor ſchwinget: Als welches, bey dem Mangel der Glücksgüter ſehr ſchwer zu ſeyn pflegt.

Paupertas & diuitiae quando honorem merentur.

§. 617. Noch rühmlicher iſt die Armuth, wenn es bekannt wird, daß jemand nur deswegen arm ſey, weil er ſich auf keine ungerechte oder niederträchtige Art zu bereichern geſucht, auch wohl gewiſſe ſchändliche Arten reich zu werden, groſmüthig ausgeſchlagen. Doch iſt es nicht zu leugnen, daß auch der Reichthum zuweilen zu einem wahren Lobe Anlaß giebt, wenn nemlich ein Reicher, aller Hinderniſſe ungeachtet, die ihm ſein Vermögen in den Weg leget, dennoch wahre Verdienſte beſitzet, und bloß durch dieſelbe groß zu werden ſuchet, auch ſich um ſeines Vermögens halber, nicht vor beſſer hält, als andre, die das Glück nicht gehabt, von reichen Eltern gebohren zu werden. Man ſieht aus dem allen, wie behutſam man in Austheilung der Lobſprüche zu verfahren habe. Zu dieſer Behutſamkeit aber gelanget man, wenn man allezeit den deutlichen Begriff von der wahren Ehre vor Augen hat.

Ambitio in externis ſe prodens quomodo reprimenda ſit.

§. 618. Wer ſeine Ehre in ſchönen und koſtbaren Kleidungen, in einem prächtigen Aufzuge mit Kutſchen und Bedienten, in überflüſſigen Speiſen und Gaſtereyen ſuchet, und dadurch nicht nur ſeinen Ehrgeiz verräth, ſondern auch wohl den Stolz zu erkennen giebt, indem er andre neben ſich verachtet, die es ihm nicht gleich thun können: Dem muß man die Eitelkeit aller dieſer Dinge begreiflich machen. Man zeige ihm alſo, daß es keine Kunſt ſey, auch keine beſondre Verdienſte eines Menſchen anzeige, wenn er viel darauf gehen läßt: Daß er deswegen von niemanden hochgeſchätzet würde, als von Krämern und Handwerkern, denen er ſo viel zu verdienen giebt: Daß ſich wohl gar ſeine Schmarutzer und Bedienten nicht enthielten ſeiner zu ſpotten, weil er ſie nur zum Müſſiggange gemiethet hätte, und frey unterhielte: Daß endlich kein Verſtändiger darum mehr aus ihm machen würde, weil ſein Kleid noch einmal ſo viel koſtete, als eines andern ſeins: und daß es alſo ſchimpflich ſey, ſich für ſein Geld bey klugen Leuten lächerlich zu machen.

Ignominia quid ſit, & quod ex ſolo vitio oriatur.

§. 619. Der Ehre wird die **Schande** entgegen geſetzt, und dieſe iſt alſo nichts anders, als ein Urtheil der Verſtändigen, von unſrer Unvollkommenheit, in ſoweit wir daran Schuld haben. Einen ſchänden oder ſchimpfen heißt daher, die Unvollkommenheiten eines Menſchen erzehlen, oder ſein Urtheil davon durch Handlungen zu verſtehen geben. Iſt alſo ein Tugendhafter der Ehre werth, in ſoweit er ſich vollkommener zu machen bemüht iſt, und dem Geſetze der Natur gemäß handelt: So iſt im Gegentheil nur ein Laſterhafter der Schande würdig, in ſoweit er dem Geſetze der Natur zu wieder handelt, und weder ſeine, noch andrer Menſchen Vollkommenheiten befördert. Wer alſo das Wort Schande in einer andern Bedeutung nimmt, und ſich auf das Urtheil der Unverſtändigen beruffet, der irret, und kan ſich durch dieſen unrichtigen Begriff in moraliſchen Dingen ſehr viel Schaden zuziehen.

Calumnia quid ſit & quod ignominiam veram minime pariat.

§. 620. Wer einem andern Unvollkommenheiten Schuld giebt, denen er nicht unterworfen iſt, der läſtert ihn. Die Läſterungen ſind alſo an ſich ſelbſt keine wahre Schande, weil ſie ſich auf ein falſches Urtheil von den Unvollkommenheiten eines Menſchen gründen: Und es iſt hier gleichviel, ob der Läſterer aus Einfalt, oder aus Bosheit das böſe von jemanden ſaget; wiewohl das letztere ſeinen Fehler vergröſſert. Nun haben wir aber oben gelehret, daß nur diejenigen Unvollkommenheiten einem zur Schande gereichen, daran man ſelber Schuld hat. Folglich ſchimpfen einen auch diejenigen Läſterungen gar nicht, die ihm etwas vorrücken, dafür er gar nicht kan. Z.E. Wenn man jemanden natürliche Gebrechen des Leibes, ſeine ſchlechte Geburt und Herkunſt, ſeine Armuth und ſchwache Leibesbeſchaffenheit, in ſoweit er nicht ſelbſt Urſache hievon iſt, zum Schimpfe vorrücken, oder nachſagen wollte. Ganz anders wäre es, wenn etwa dieſes aus den Laſtern eines Menſchen ſeinen Urſprung hätte.

Ignominia modeſto vitanda eſt, & calumnia ſi opus eſt refellenda.

§. 621. Wie nun daraus ſattſam erhellet, wie behutſam man in der Beurtheilung fremder Unvollkommenheiten zu verfahren habe: Alſo ſieht man auch leicht, daß ein Beſcheidner Urſache habe, die wahre Schande, ſo viel ihm möglich iſt, zu meiden. Er thut ſolches durch eine unermüdete Beſtrebung, nach allen Gattungen der Vollkommenheiten, und durch die Proben, ſo er bey allen Gelegenheiten davon ableget. Ja ob es gleich die Läſterungen der unverſtändigen, neidiſchen und boshaften zu vermeiden, nicht allemal in ſeiner Gewalt ſteht; So hütet er ſich doch dafür, daß er keine Gelegengenheit dazu gebe; weil auch die ungegründeten Beſchimpfungen zuweilen Glauben finden, und ihm ſchaden können. Weil er aber auch verbunden iſt, ſeinen guten Namen zu ſchützen: So bemühet ſich ein Beſcheidner auch den Ungrund der Läſterungen, wo es nöthig und möglich iſt, ans Licht zu bringen. Es iſt aber ſolches nicht nöthig, wenn die Unſchuld des geläſterten an ſich ſchon bekannt iſt, oder ſein Läſterer von der Beſchaffenheit iſt, daß auf ſein Wort kein Vernünftiger etwas glauben wird.

Media calumnias refellendi.

§. 622. Die allerbeſte Art Läſterungen zu wiederlegen, iſt, gerade das Gegentheil von den Beſchuldigungen an ſich zu zeigen, und Proben von denjenigen Vollkommenheiten abzulegen, die uns ein Läſtermaul abgeſprochen. Es iſt wahr, daß man hierzu nicht ſogleich Gelegenheiten hat, und daß die Handlungen, die man in ſolcher Abſicht thun könnte, nicht ſtracks offenbar werden. Allein, wer ein gut Gewiſſen hat, der erwartet die Zeit ſeiner Entſchuldigung mit Gelaſſenheit, und iſt verſichert, daß ſeine Ehre mit deſto gröſſerm Glanze hervorbrechen werde, wenn die Umſtände ſolches zulaſſen werden. Zuweilen ſieht er ſich freylich auch genöthiget, die Bosheit ſeiner Läſterer ans Licht zu bringen; und zu zeigen, daß ſie diejenigen Leute gar nicht ſind, deren Urtheil jemanden ſchimpfen könne: Weil ſie weder Verſtand noch Tugend beſitzen; ja uns bey weitem ſo gut nicht kennen, daß ſie ein Zeugniß von unſern Unvollkommenheiten ablegen könnten; indem ſie nur einem bloſſen Hörenſagen getrauet, und wohl ſelbſt alles durch ihre Zuſätze vergröſſert hätten.

Arrogantia quid ſit & Humilitas quomodo comparetur.

§. 623. Der Stolz iſt ein Laſter, wodurch ſich jemand gewiſſer Gemüths- oder Leibesgaben, oder auch wohl der Glücksgüter wegen, über andre erhebet, und ſie gegen ſich verächtlich hält. Die Tugend, ſo dieſem Laſter entgegen geſetzt iſt, heiſſet die **Demuth**, wodurch ſich ein Tugendhafter ſeiner Gaben und Güter wegen über niemand erhebet, und keinen neben ſich geringſchätzig hält. Wie alſo ein Stolzer mehr aus ſich macht als er ſollte: So iſt ein Demüthiger ein billiger Richter ſeiner und fremder Vollkommenheiten. Will man alſo einen Stolzen demüthig machen: So bringe man ihn zur Selbſterkenntniß. Man zeige ihm, daß ſeine Vollkommenheiten, ſo groß nicht ſind, als er denket; daß er die wenigſten Gaben und Güter ſich ſelbſt zuzuſchreiben habe; daß andre Leute noch keine Proben ſeiner Geſchicklichkeit geſehen; daß viele weit beſſere Gaben beſitzen, als er, oder ſie doch ihrem eigenen Fleiſſe und Wohlverhalten zu danken haben; ja, daß ſie endlich auch ſchon mehrere Proben davon abgeleget.

Media vlteriora arrogantes compeſcendi.

§. 624. Geſetzt aber ein Stolzer fände in der That manches wahre Gute an ſich ſelbſt, darinn er auch vielen andern wirklich überlegen wäre: So hätte er doch nicht Urſache, deßwegen hoch über andre herzufahren. Denn was er in einem Stücke vor Vollkommenheiten beſitzt,

ſitzt, das beſitzt ein andrer in andern Stücken, die oft noch mehr zum gemeinen Beſten beytragen, als die Seinigen. Hernach muß mans nicht glauben, daß man andrer Leute Geſchicklichkeit eben ſo leicht ſchätzen und beurtheilen könne, als ſeine eigene. Oft beſitzt mancher Vollkommenheiten genug, und zwar in einem ziemlich groſſen Grade; nur er hat noch nicht Gelegenheit gefunden, Proben davon abzulegen. Man muß alſo niemanden geringſchätzig halten, ſo lange man nicht weis, was in ihm ſtecken mag. Ferner iſt auch oft das Gute, ſo ein Stolzer an ſich findet, von vielen Laſtern oder Unvollkommenheiten begleitet, davon ein andrer frey iſt. Hier iſt es nun abermal billig, ſie zum wenigſten in dieſer Abſicht zu ſchonen.

Humilis an honoris negligens & contumeliae patiens eſſe debeat.

§. 625. Ein Demüthiger urtheilet nach der Billigkeit, von ſich und von andern: Folglich iſt er eben nicht niederträchtig, ſondern weis ſeinen guten Namen zu ſchützen, und ſeine Läſterer zu wiederlegen. Denn, daß man ihn ehren ſolle, kan er zwar von niemanden erzwingen; aber daß man ihn nicht ſchimpfen oder läſtern ſolle, daß kan er auch der Demuth unbeſchadet fordern. Folglich iſt es denn der Demuth nicht zu wieder, wenn man gleich zu Rettung ſeiner Ehre, zuweilen die Bosheit und den Unverſtand, auch wohl die andern Laſter ſeines Läſterers an den Tag bringet. Denn wie man in Gefahr ſeines Lebens, das Recht einer unſträflichen Nothwehr brauchen kan:

So iſt es auch in der Gefahr des guten Namens erlaubt, die Schande eines andern zu entdecken, wenn man ſich ſelbſt nicht anders zu helfen weis. Ja es iſt auch der Demuth nicht zuwieder, durch lobwürdige Thaten nach Ehre zu ſtreben.

Virtus heroica, quid ſit, & oppoſita ei vitia.

§. 626. **Der Edelmuth**, iſt die Neigung zu lauter groſſen Dingen, die viel Ruhm und Ehre zu bringen pflegen. Dieſe Gemüthsart iſt dem Geſetze der Natur gemäß, wenn ſie ſich auf wirkliche groſſe Fähigkeiten der Gemüths- und Leibeskräfte gründet, und nach wahren Vollkommenheiten ſtrebet. Der Edelmuth iſt alſo die Tugend der Helden, in allen Gattungen der Lebensarten; das iſt aller auſſerordentlichen Leute, die neue, ſchwere, und ungewöhnliche Dinge unternehmen, und mehrentheils glücklich hinausführen. Es wird dieſer Heldentugend die **Kleinmüthigkeit oder Blödigkeit** entgegen geſetzt, die aus unnöthiger Zaghaftigkeit nichts unternimmt, weil ſie ihren Kräften gar nichts zutrauet. Auf der andern Seite aber ſteht ihr die **Unbeſonnenheit** entgegen, die ohne vorhergehende Prüfung ihrer Kräfte unmögliche Dinge ausführen will. Wieder beyde Laſter iſt die Selbſterkenntniß das beſte Mittel: Denn wie ſie dem Kleinmüthigen einigermaßen Muth machen wird; alſo wird ſie dem andern ſeine Frechheit zu dämpfen vermögend ſeyn.

Quosnam ad heroicum

§. 627. Nun kan man zwar zum Edelmuthe nicht einen jeden ohne Unterſcheid anreizen, in-

indem nicht alle, ſondern ſehr wenige die natürlichen Gaben beſitzen, die zu groſſen Unternehmungen gehören. Doch kan man ſich auch nicht auf aller dazu geſchickten Leute eigene innerliche Triebe ſo ſicher verlaſſen, als dort Sophroniſcus auf ſeines Sohnes Socrates inwendigen Lehrmeiſter. Wenn man alſo Leute findet, die zu gewiſſen Dingen Fähigkeit genug beſitzen, und nur nicht Muth genug haben, dieſelben anzugreifen: So muß man ſie dazu aufmuntern, und ihnen ihre eigene Kräfte bebekannt machen; wie Staupitz es mit D. Luthern gemachet. Dieſes Zureden ſchaffet nirgends mehr Nutzen, als bey ſolchen Gemüthern: Denn da beginnen ſie ſich zu fühlen, und ihr verborgener Trieb zu groſſen Dingen wird allmählig rege. Viele wichtige Dinge würden in der Welt unterblieben ſeyn, wenn es nicht dergleichen Aufmunterer groſſer Geiſter gegeben hätte.

animum ſtimulare conueniat.

§. 628. Es kan aber in allen Lebensarten der Menſchen, ſolche edelmüthige Seelen geben, die Herz und Kräfte beſitzen, was auſſerordentliches zu wagen. Die Kriegshelden machen zwar insgemein das gröſte Aufſehen; es giebt aber auch im Frieden und in den ruhigſten Geſchäften zuweilen Geiſter, die ihnen an Gröſſe nichts nachgeben. Sonderlich kan es unter den Gelehrten auch Köpfe geben, die ihren Edelmuth in neuen und ſonderbaren Unternehmungen zeigen. Des Columbus neuerfundne Welt; des Copernicus neues Syſtema;

Vbinam hiſce heroibus locus ſit?

ma; des Carteſius verbeſſerte Weltweisheit; Leibnitzens neue Rechnungsarten, und ſonderbare philoſophiſche Erfindungen, können zu Exempeln hierinn dienen. Ja auch unſer deutſcher Opitz, und andre, die in freyen Künſten einen guten Geſchmack einführen, ſind ihrer Ehre nicht ganz zu berauben. Man muß nur ſolche Leute gleich in der Jugend zum Guten zu lenken wiſſen; weil ſie ſonſt Luſt bekommen möchten, wie ein Demetrius, durch unerhörte Ubelthaten ſich einen Namen zu machen.

Das IV. Hauptſtücke

von der

Standhaftigkeit, Unerſchrockenheit und Mäſſigung im Glücke.

§. 629.

Ratio tractationis & Conſtantia quid ſit?

Wir haben von den Pflichten gegen ſich ſelbſt noch diejenigen übrig, die im Abſehen auf Glücks und Unglücksfälle ausgeübet werden ſollen: Und daraus entſtehen die drey obenbenannten Tugenden. Was wir durch das Glück und Unglück verſtehen, iſt oben (§. 218.) erkläret worden. Wir können alſo ſagen, die Standhaftigkeit ſey eine Tugend, im Unglücke dem Geſetze der Natur gemäß zu handeln. Man nennet ſie ſonſt auch die Gedult. Nun war es nach dem angeführten die Pflicht eines Tugendhaften im Unglücke nicht verzagt oder kleinmüthig zu werden: Denn die Zufälle deſſelben ſtehen nicht in ſeiner Gewalt, und pflegen ſich bald zu ändern. Folglich iſt denn ein Standhafter auch mitten in ſeinen Wiederwärtigkeiten getroſt. Er bekümmert ſich nicht ſehr über das gegenwärtige Ubel, ſondern ſuchet ſich daſſelbe auf eine vernünftige Weiſe zu lindern: Er hoffet aber auch mit geſetztem Gemüthe das künftige Gute.

§. 630. Die natürlichen Folgen unſrer Handlungen, gehören nicht eigentlich zu dem ſogenannten Glücke oder Unglücke (§. 218). Daher wird auch ein Standhafter am allerwenigſten über diejenigen Ubel murren oder klagen, die er ſich durch ſeine Laſter oder Schwachheitsfehler ſelbſt zugezogen. Denn weil er gar wohl einſieht, warum ihn dieſes oder jenes verdrüßliche betrifft; ſo findet er die Qvellen ſeines Leidens in ſeiner eigenen Bosheit, oder Thorheit und Unwiſſenheit. Er nimmt ſich daher bey dieſer Einſicht feſt vor, künftig klüger zu handeln: Und ob er gleich das bereits verhandene Ubel gelaſſen erduldet; ſo bemüht er ſich doch daſſelbe zu erleichtern, und durch wiedrige Handlungen gar aufzuheben. Denn weil ſolches das einzige Mittel iſt, der natürl. Strafen los zu werden (§.116): So ergreift er ſelbiges mit Eifer; indem er doch wieder ſich

Quomodo ſe gerat conſtans in malis quorum cauſſa ipſe eſt.

ſelbſt murren müſte, wenn er ja murren wollte.

Vitia huic conſtantiae oppoſita.

§. 631. Der Standhaftigkeit wird anfängl. die Zaghaftigkeit, nachmals aber auch die Verwegenheit im Unglücke, entgegen geſetzt. Wir verſtehen dadurch diejenigen Laſter, ſo im Unglücke weniger oder mehr thun, als dem Geſetze der Natur gemäß iſt. Ein Zaghafter murret alſo heftig, über ſeinen elenden Zuſtand, den er bald dieſem, bald jenem Schuld giebt, ja wohl gar auf ein blindes Glück ſchiebt. In dem er ſich alſo mit Ungeduld und Wehklagen beunruhiget und abmattet: So verſäumet er die Mittel zu Stillung ſeiner Schmerzen; und wird alſo ſeines Ubels nicht los. Ein Verwegener hergegen, trauet ſich und ſeinen Kräften gar zu viel zu. Er ſcheuet kein Ubel, ſo ihn betreffen kan, und will auch wohl der Unmöglichkeit ſelbſt trotzen, in Meynung, daß ſich das Unglück für ihm fürchten werde. Aber eben in dieſen Umſtänden verſäumet er auch die Mittel, wodurch er ſelbiges verhüten, mildern oder gar heben könnte.

Motiva puſillanimium ad conſtantiam.

§. 632. Will man einen Zaghaften und Ungeduldigen alſo ſtandhaft und geſetzt machen: So lehre man ihn erſtlich begreifen, daß das geſchehene nicht mehr zu ändern iſt, und daß es folglich umſonſt ſey, ſich über etwas zu tode zu grämen. Ferner lehre man ihn, daß die Bekümmerniß und ängſtliche Ungeduld nur noch das Leiden vergröſſere; die Kräfte aber, womit er ſelbiges ertragen ſollte, ganz und gar verzehre. Dann zeige man ihm die Veränderungen des Glückes in Exempeln. Denn wie es keine Folge iſt, daß jemand immer glücklich ſeyn werde, weil ers heute iſt: So habe er gleichfalls noch eine Beſſerung ſeines Zuſtandes zu hoffen. Endlich verweiſe man ihn auf die Verſehung und gütige Verſorge Gottes, und überführe ihn, daß rechtſchaffenen Leuten auch das Unglück zum Beſten diene.

§. 633. Wie es alſo ferner gut iſt, daß man bey jedem vorfallenden Unglücke ſo gleich denke, wozu ſelbiges etwa gut ſeyn, oder was für einen Vortheil es nach ſich ziehen könne: Alſo iſt es übrigens nicht rathſam, ſich gar zu ſcharfſinnig auf die Betrachtung ſeiner Zufälle zu legen. Denn die Aufmerkſamkeit vergröſſert uns die Einbildung davon. Ferner iſt es ſehr dienlich, daß man ſich mit andern Unglücklichen in Vergleichung ſtelle; die wohl noch ärgere Fälle erlebet, und doch glücklich überſtanden haben. Ja endlich bereite man ſich ſchon in guten Tagen zu allerley Unglücksfällen, und mache ſich gefaßt ſie mit Standhaftigkeit zu erdulden. Denn ſo wird man nicht unvermuthet von ſolchen Fällen übereilet werden. Man leſe auch fleiſſig was Seneca von dieſer Tugend, und von der göttlichen Vorſehung geſchrieben: Zumal wie wir es von Herrn Mayen deutſch überſetzt finden.

Media dolores leniendi.

§. 634. Wenn man alle dieſe Mittel fleiſſig anwendet: So gelanget ein Standhafter

Fortitudo quid ſit & Timiditas

eidem contraria.

auch zur **Unerſchrockenheit** einer neuen Tugend, die in groſſen Gefahren, nach der Vorſchrift des Rechts der Natur handelt. Nun pflegt in der Gefahr, wegen des nahe bevorſtehenden Ubels die Furcht zu entſtehen: Folglich iſt die Unerſchrockenheit beſchäftiget, die **Furchtſamkeit** eines Tugendhaften zu mäſſigen, und im Zaume zu halten. Es iſt aber die gröſte Gefahr, die einen Menſchen betreffen kan, die Lebensgefahr. Weil nun ſonderlich Kriegsleute, zumal, wenn ſie zu Felde liegen, dieſelbe ſtündlich vor Augen ſehen: So pflegt die Unerſchrockenheit ſonderlich als eine ihnen eigene Tugend, die **Tapferkeit** genennet zu werden. Doch haben wir, in Anſehung andrer Leute, lieber den allgemeinen Namen beybehalten wollen.

Officium viri fortis, eiusque oppositum vitium, Audacia.

§. 635. Nun hat uns das Geſetz der Natur vorgeſchrieben, daß wir nicht allein für unſer Vermögen, und für unſre Ehre ſorgen, und beydes für allem Schaden zu behüten trachten ſollen: Sondern es gebeut auch ſonderlich für die Erhaltung unſrer Gliedmaſſen, ihre Geſundheit, und für allen Dingen für unſer Leben zu wachen, (§. 199.) ja auch die Leibesübungen zu lernen, dadurch wir unſer Leben beſchützen können (§. 200). Folglich wird ſich auch ein Unerſchrockener nicht ohne Noth in Gefahr wagen, darinn er auf eine oder die andre Art zu Schaden kommen, oder gar verderben könnte. Es iſt alſo auch dieſer Unerſchrockenheit oder Tapferkeit ein Laſter entgegen geſetzt,

ſetzt, welches wir die **Tollkühnheit** zu nennen pflegen, und wobey ſich ein Menſch ohne alle Noth, ganz unbeſonnen in Gefahr giebt. Die Verwegenheit, davon wir kurz zuvor geredet haben, iſt ſehr genau damit verbunden; und ſo zu reden eine Mutter deſſelben.

Timiditatis pellendae media.

§. 636. Will man nun die **Furchtſamkeit** bey jemanden dämpfen, und ihn herzhaft in Gefahr machen: So zeige man ihm erſtlich, daß es ſeine Pflicht erfordre, ſich in dieſe oder jene Gefahr zu wagen, weil er ſonſt ſeine Schuldigkeit, entweder gegen ſich ſelbſt, oder gegen andre verſäumen würde. Hernach lehre man ihn, daß die Gefahr eben ſo groß nicht ſey, als ſie zu ſeyn ſcheinet; und daß ſie wohl ſchon eher von weit geringern Leuten überſtanden worden. Man zeige ihm ferner, daß die Gefahr noch immer gröſſer werden könnte, wenn man ſich derſelben nicht beyzeiten entgegen ſtellen wollte; und daß eine herzhafte Wiederſetzung oft den Feind zaghaft gemacht habe. Man lehre ihn endlich auch aus Exempeln, wie mancher durch ſeine Furchtſamkeit ſein Glück verſäumet habe. Endlich, überzeuge man ihn, daß GOtt denen, die ihre Pflicht beobachten, auch einen guten Ausgang zu verleyhen pflege.

Audaciae reprimendae media.

§. 637. Wer aber gar zu verwegen und tollkühn iſt, den lehre man erſtlich ſeine Pflicht in Erhaltung ſeiner ſelbſt, und alles deſſen, ſo er unbeſonnener Weiſe auf das Spiel ſetzet. Hernach zeige man ihm die Gröſſe der

Gefahr, und die Schwäche ſeiner Kräfte. Man verweiſe ihn auf Exempel ſolcher Waghälſe, die auch alle Welt zu freſſen gemeynet, aber hernach elendiglich umgekommen. Man führe ihn auch auf ſeine eigene Erfahrung zurücke, wo er oft einen Feind, den er für ſehr geringe gehalten, nachmals viel ſtärker befunden, als er gedacht hätte. Hernach gebe man ihm zu bedenken, wie groß das Ubel ſey, das aus dieſer Gefahr entſtehen könnte; wie ſehr es ihm nachmals gereuen würde, daß er nicht gutem Rathe gefolget; und wie ihn ſein Gewiſſen alsdann ängſten würde, weil er ſich ganz muthwillig ins Unglück geſtürzet.

Moderatio animi quid ſit, & vbi locum habeat.

§. 638. Wie aber das Unglück und die Gefahr zu verſchiedenen Tugenden Anlaß giebt: So iſt es auch mit dem Glücke beſchaffen. Dieſes iſt ein Zuſammenfluß vieler erwünſchten und vortheilhaften Umſtände, die einen mit allerley Gütern überhäufen, die er ſich ſelbſt nicht zu verſchaffen vermocht (§. 218). Und in ſolchen Umſtänden hat die **Mäſſigung** oder Beſcheidenheit ſtatt. Es iſt alſo dieſelbe eine Tugend ſich im guten Glücke dem Geſetze der Natur gemäß zu verhalten. Nun gebeut aber ſelbiges im angezogenen §. nicht ſtolz zu werden, wenn es uns wohl geht; weil das Glück unbeſtändig iſt, und einen ſo leicht verlaſſen kan, als es ihn betroffen hat; imgleichen, weil man ſelbſt wenig oder nichts dazu beygetragen hat, daß man ſo glücklich geworden. Folglich erhebt ſich denn ein Tugendhafhafter in ſeinem Glücke nicht; ſondern bleibet allezeit beſcheiden, als einer, der vielleicht in kurzem auch unglücklich werden könnte.

Inſolentia quid ſit & quomodo eradicetur.

§. 639. Wer ſich ſeines Glückes erhebt, wird übermüthig genennet: Folglich iſt der **Ubermuth** ein Laſter, im guten Glücke dem Geſetze der Natur zu wieder zu handeln. Ein Ubermüthiger, wird nemlich aufgeblaſen und trotzig: Denn indem er denkt, daß es ihm unmöglich fehlen könne; ſo begegnet er andern die unglücklich ſind, ſehr frech und unbeſcheiden. Dieſes Laſter nun zu dämpfen, und die Ubermüthigen beſcheiden zu machen, muß man ihnen zu bedenken geben: Ob denn ihr Glück ihnen ſo gewiß wäre, daß ſie keine Veränderung deſſelben zu beſorgen hätten? Man muß ſie fragen: Ob ſie ſich denn alle Welt zu Feinden machen wollten? Ob ſie nicht glaubten, daß ein jeder ihnen eben ſo trotzig begegnen würde, wenn es ihnen einmal unglücklich gehen ſollte? Ob ſie nicht Exempel geſehen und gehöret hätten, daß das Glücke ſehr unbeſtändig wäre? Und ob man wohl Urſache hätte, auf etwas ſtolz zu ſeyn, das man ſich doch nicht ſelbſt zuzuſchreiben, ſondern oft ganz andern Perſonen zu danken hätte?

Motiua ad moderationem animi.

§. 640. Wenn ſie alſo hierdurch die Thorheit und Eitelkeit ihres Ubermuths einigermaſſen eingeſehen haben: So zeige man ihnen, was für Vortheile ſie von der Beſcheidenheit und Mäſſigung im Glücke haben würden. Man wird ſie nicht nur ihres tugendhaften Ge-

Gemüthes, ihrer Leutſeligkeit und Demuth halber loben und lieben: Sondern man wird ihnen noch mehr Gutes gönnen, anwünſchen, und zu verſchaffen geneigt ſeyn; weil man weis, daß ſie ſich deſſelben nicht zu misbrauchen pflegen. Und ſollte es ihnen einmal wiederwärtig gehen, daß ſich ihr bisheriges Glück in Unglück verwandelte: So würden ſich doch alsdann unzählige Freunde finden, die Mitleiden mit ihnen haben, und ihnen mit allem möglichen an die Hand gehen würden. Ja geſetzt, daß ſie dieſes letztere gar nicht zu beſorgen hätte: So wäre es doch allezeit beſſer viel Freunde, als viele Neider zu haben.

Das VII. Hauptſtücke

von der

Menſchenliebe, Sanftmuth und Freundſchaft.

§. 641.

Amor vniuerſalis omnium hominum quid ſit?

Wir kommen nunmehro auf die Pflichten gegen andre Menſchen und die Tugenden, ſo man gegen ſie ausüben kan. Darunter ſteht nun die allgemeine **Menſchenliebe** billig oben an. Wir verſtehen dadurch eine Fertigkeit dem Geſetze der Natur im Abſehen auf das ganze menſchliche Geſchlecht ein Gnügen zu thun. Nun befiehlt aber das Geſetz der Natur, (§. 222.) daß wir alle Menſchen, wie uns ſelbſt lieben ſollen: Folglich, ſuchet ein Tugendhafter ſich in dieſer Pflicht eine Fertigkeit zu erwerben. Er beluſtiget ſich alſo an dem gemeinen Beſten des ganzen menſchlichen Geſchlechts. Er erfreuet ſich, wenn Verſtand und Tugend unter allen Völkern zunimmt. Er vergnüget ſich, wenn Ruhe und Friede überall herrſchet, wenn die Gerechtigkeit allenthalben im Schwange geht, und alſo die gemeinſchaftliche Glückſeligkeit aller Länder und Städte täglich gröſſer wird. Dieſes alles faſſet die Menſchenliebe in ſich.

Quomodo Virtuoſus eundem exerceat.

§. 642. Es iſt aber einem Tugendhaften nicht genug, daß er ſich über dieſe allgemeine Glückſeligkeit der Menſchen freuet: Sondern weil dieſe Bereitſchaft, aus der Wohlfahrt des menſchlichen Geſchlechts ein Vergnügen zu ſchöpfen, ihm ein Ernſt iſt; ſo trägt er auch ſoviel ihm möglich iſt, dazu bey. Entſteht nun die Glückſeligkeit aus dem Anwachs der Vollkommenheiten: So ſucht er alle dieſelben ſoviel ihm möglich iſt, zu befördern. Man nennet dieſe Bereitſchaft andern zu dienen, die **Dienſtfertigkeit** und Willfährigkeit, auch wohl die Bereitwilligkeit gegen jedermann; denn dieſes ſind lauter Tugenden, die ſich gegen alle Menſchen ausüben laſſen. Und da hier das Geſetz der Natur keine Ausnahme macht: So ſieht folglich ein Tugendhafter auch auf keine beſondre Umſtände, die ihn etwa abhalten könnten, jemanden die allgemeine Menſchenliebe zu entziehen: Sondern Ausländer und Einheimiſche, allerley Religionsverwandte, jung und alt, Mann und Weib, Freund und Feind, alle ſind ihm einerley.

Motiuum ad amorem vniuerſalem.

§. 643. Um ſich zu dieſer Tugend aufzumuntern, erwege man nur, was für ein glückſeliger Zuſtand in der Welt ſeyn würde, wenn alle Menſchen in dieſem Stücke das ihrige thäten. Wenn ein jeder alle andre als ſich ſelbſt liebete: So würde er nichts mehr wünſchen, als dieſelben glücklich zu ſehen. Weil dieſes nun ſein wahrer Ernſt ſeyn würde, ſo würde er auch wirklich alle ſeine Kräfte anwenden, einen jeden der ſeiner Hülfe bedürfte, glücklich zu machen. Man würde einander nicht nur mit Rath und That, willig und aufrichtig an die Hand gehen: Sondern ſich wohl eine Freude daraus machen, einem jeden mit Gefälligkeiten und Dienſtleiſtungen zuvor zu kommen. So bald es jemanden an etwas fehlete, würden zehn andre da ſeyn, die ihm ſeinen Mangel zu erſetzen erböthig wären: Dieſer aber, würde aus Liebe zu denen, die ſich wohl ſelbſt wehe thun würden, ihm zu helfen, oft ihre Anerbiethungen ausſchlagen. Und ſo würde allenthalben der Uberfluß und die Glückſeligkeit herrſchen.

Obiectio & nouum motiuum a conſcientia petitum.

§. 644. Nun iſt eine ſolche Beſchreibung der Menſchen freylich ein ſüſſer Traum, u. eine poetiſche Abbildung des güldenen Alters der Welt. Es iſt auch ſchwerlich zu hoffen, daß das menſchliche Geſchlecht es jemals ſo weit in der Tugend bringen werde: Allein, darum hat man nicht Urſache, ſelbſt in Ausübung ſeiner Pflicht ſaumſelig zu ſeyn, und zu warten, bis alle andre uns darinn zuvor gekommen. Denn auch unſer Exempel kan viel Gutes wirken. Wer weis, ob nicht viele daraus die Schönheit dieſer Tugend abnehmen, und uns nachzufolgen, eifrig werden möchten? Und wie ſüß iſt es nicht, wenn man bey ſich ſelbſt verſichert iſt, daß man an dem Unheil und Elende, ſo noch unter den Menſchen befindlich iſt, gar keine Schuld habe; daß niemand uns mit Grunde beſchuldigen könne, wir hätten ihn unglücklich gemacht; ja, daß viele uns wohl einen anſehnlichen Theil ihres Glücks zu danken hätten. In Wahrheit ein ſo gutes Gewiſſen iſt allein Bewegungsgrundes genug, nach dieſer Tugend zu ſtreben.

Medium ad amorem vniuerſalem promouendum.

§. 645. Weil nun die Liebe aus der Beluſtigung entſteht, die man an den Vollkommenheiten eines Dinges empfindet: So muß man ſich bemühen, an allen Menſchen auf das Gute acht zu geben, ſo ſie an ſich haben. Da iſt nun kein einziger ſo ſchlecht, daß er nicht entweder an der Seele, oder am Leibe, oder in ſeinen äuſſerlichen Beſchaffenheiten, etwas Gutes und liebenswürdiges an ſich haben ſollte. Hierauf muß man nun ins beſondre ſeine Aufmerkſamkeit richten, und bey den Fehlern, die man an ihnen irgend auch findet, gedenken, daß die meiſten menſchl. Schwachheiten ſind, denen wir ebenfalls, wo nicht ſo, doch auf eine andre Art unterworfen ſind. An vielen Gebrechen haben auch die Leute, denen ſie ankleben, ſelbſt nicht Schuld; indem ſie von ihrer ſchlechten Auferziehung, den böſen Exempeln, die ſie geſehen, und dadurch ſie verführet worden, und andern Umſtänden, in denen ſie ſich befunden, herrühren. Daher verdienen ſie denn eher ein Mitleiden, als eine Entziehung der Liebe.

Obſtaculum ambitionis quomodo remoueatur.

§. 646. Nichts iſt dieſer Tugend mehr zuwieder als der Ehrgeiz. Denn wenn ein Ehrgeiziger ſieht, daß andre irgend mehr Anſehen oder Ruhm erlangen, als ſie ihm zu verdienen ſcheinen, oder als er ſelbſt erlangen kan: So empfindet er Unluſt, daraus nichts als Neid und Haß entſteht. Bey dieſen Leuten muß man nun für allen Dingen den Ehrgeiz dämpfen, wie wir oben gelehret haben. Man muß ſie auch nach dem vorigen (§. 645.) von andern billiger urtheilen lehren; und ihnen zeigen, daß deßwegen ein andrer unſern Haß nicht verdiene, weil er von jemanden hochgeſchätzet wird. Man lehre ſie begreifen, daß der andre ſie weder ſonſt beleidiget habe, noch Urſache ſey, daß man ihnen nicht Ehre genug erweiſe. Endlich zeige man ihnen, daß ja derjenige, den ſie beneiden, ſich ſeiner Ehre nicht überhübe, ſondern doch beſcheiden und demüthig wäre; und daß es alſo eine Schande ſeyn würde, ihn ohne die geringſte gegebene Urſache zu haſſen und anzufeinden.

Obſtaculum II. inuidia, qua ratione ſuperetur.

§. 647. Das andre Hinderniß der Menſchenliebe iſt, wenn gewiſſe Leute auch ſonſt wahrnehmen, daß andre in etlichen Stücken, mehr Vermögen, Beqvemlichkeiten und Vergnügungen haben, als ſie beſitzen. Denn weil ſie ſich eben dergleichen wünſchen, und nicht ſogleich haben können: So beneiden ſie auch deßwegen dieſelben. Auch bey dieſen Leuten muß man den Neid auf die oben vorgeſchriebene Weiſe dämpfen, und ihnen hauptſächlich zeigen, daß die andern nichts davor könnten, daß ſie nicht auch an allen den gewünſchten Dingen einen Uberfluß hätten. Jene hätten ihnen nichts von demjenigen entzogen, was ihnen gebräche; auch das ihrige entweder durch ihren Fleiß und Verſtand erworben, oder ſonſt durch glückliche Umſtände erlanget, die ihnen von der Vorſehung beſtimmet worden. Endlich zeige man ihnen, daß auch der Beſitz aller der Dinge zur wahren Glückſeligkeit ſo nöthig nicht ſey, als ſie wohl dächten, u. daß man auch ohne dieſelben gar wohl vergnügt ſeyn könne.

Obiectio tertia ſoluitur. Regula generalis.

§. 648. Manche Leute bilden ſich ein, was andern durch ihre Dienſtfertigkeit und Willfährigkeit zuwüchſe, das gienge ihnen ſelber ab: daher wollen ſie ſich ihrer Vorzüge nicht berauben, als in welchen ſie ihr ganzes Vergnügen ſuchen. Wieder dieſe hat man zwey Mittel. Vors erſte zeige man ihnen, daß aus einem eingebildeten Vorzuge, keine wahre Glückſeligkeit entſtehen könne. Hergegen könnten ſie zweytens ihre Wohlfahrt mehr vergröſſern, wenn ſie etwas zu eines andern Glückſeligkeit beytrügen, und ſich alſo denſelben zum Freunde machten; als wenn ſie vor ſich leben, und ſich alſo ohne alle fremde Hülfe glücklich machen wollten. Uberhaupt aber iſt bey dieſer allgemeinen Menſchenliebe keine ſchönere Regel als dieſe: Was du willſt, daß mans dir thun ſolle, das thue du andern auch: Und was du willſt, daß mans dir nicht thun ſolle, das thue du auch niemanden.

Irae moderatio vocatur manſuetudo.

§. 649. Bey dieſer ganzen Tugend iſt nichts ſchwerer auszuüben, aber auch nichts edlers, als die Liebe gegen ſeine Feinde. Denn da ein Feind eine Perſon iſt, die uns haſſet, und wohl ſchon wirklich geſchadet hat: So wird dadurch der Zorn rege gemacht, welcher mit der Liebe gar zu ſehr ſtreitet, und gleichwohl ſo ſchwer zu dämpfen iſt. Man nennet alſo diejenige Tugend, die den Zorn gegen unſre Feinde dem Geſetze der Natur gemäß dämpfet, die **Sanftmuth**. Folglich wird denn ein Sanftmüthiger um des Unrechts halber, ſo ihm angethan worden, ſeinen Feind nicht wieder beleidigen, (§. 215.) den Haß gegen ihn fahren laſſen, (§. 225.) ihm ſeine Beleidigungen gern vergeben, ja denſelben gar lieben (§. 236). Er wird alſo ſeinem Feinde nicht eher wehe thun, als wenn er ſolches zu nöthiger Abwendung des Schadens thun muß; und auch hierinn die Stuffen beobachten, ſo, daß er von kleinern allmählich zu höhern hinauf ſteige.

§. 650

Implacabilitas, vindicta eiuſque cupido & crudelitas quid ſint.

§. 650. Das Wiederſpiel der Sanftmuth iſt die Unverſohnlichkeit oder **Rachgier**, welche nichts anders iſt, als eine anhaltende Begierde ſeinem Feinde gleiches mit gleichem zu vergelten. Denn die **Rache** iſt dasjenige Ubel, welches man einem um des Böſen halber, ſo er gethan hat, empfinden läſt. Wer in dieſer Rache unerſättlich iſt, ſo, daß er zu weit darinn gehet, und ſeinen Zorn gar nicht fahren läßt, der wird **grauſam** genennet. Ein grauſamer bedient ſich alſo ohne Noth der härteſten Mittel wieder ſeinen Feind: Ja er thut es auch da, wo er nichts mehr von ihm zu beſorgen hat, und vor ihm ganz ſicher ſeyn würde; als z. E. wenn er ſchon todt iſt. Denn da tobt er noch wieder den Leib, das Grab, oder die Anverwandten und Nachkommen deſſelben. Es hat auch keine Barmherzigkeit bey ihm ſtatt; weil dieſe eine Liebe zum vorausſetzet; und er bleibt alſo ganz unverſöhnlich.

Motiua ad placabilitatem & manſuetudinem.

§. 651. Damit man nun zur **Verſöhnlichkeit** geneigt ſey, einer Tugend, die mit der Sanftmuth aufs genaueſte verſchwiſtert iſt, und eine Bereitſchaft zur Vergebung des erlittenen Unrechts anzeiget: So erwege man nur, daß man ſelbſt andern Leuten ſehr oft, entweder aus Unachtſamkeit, oder Ubereilung zu nahe tritt. Wie es uns nun da ſehr angenehm iſt, wenn ſie es ſo genau nicht nehmen, und nicht eben jedes Verſehen ſo hoch ahnden: So müſſen wir es gleichfalls gegen ſie machen; wie die obige Regel ſolches erforderte (§. 648).

Zu dem Ende bedenke man oft, wie ſehr uns die Verſöhnlichkeit andrer Leute zu ſtatten gekommen, und wie übel wir daran ſeyn würden, wenn ſie uns alle Fehltritte hätten vergelten wollen. Man ſetze ſichs auch auſſer dem Zorne ſchon vor, wie man dem erſten, der uns irgend zu nahe treten möchte, mit lauter Sanftmuth begegnen wolle.

Magnanimitas est amor inimicorum.

§. 652. Wer ſeinem Feinde nicht nur ſeinen Fehler verzeihet, ſondern ihm noch wohl gar Gutes thut, und ihre Glückſeligkeit zu befördern ſuchet, den nennet man **Großmüthig**. Die Großmuth iſt alſo eine Fertigkeit in der Liebe ſeiner Feinde. Nun ſind wir verbunden alle Menſchen zu lieben, (§. 640.) und die Sanftmuth will, daß wir unſern Zorn gegen ſie mäſſigen, ihnen ihre Fehler vergeben, und ſie ſo anſehen ſollen, als ob ſie uns nie beleidiget hätten: Folglich muß man ſie auch lieben. Und da die Liebe eine Bereitſchaft iſt, aus dem Glücke des andern ein Vergnügen zu ſchöpfen: So muß ein Sanftmüthiger auch die Glückſeligkeit ſeiner Feinde befördern, und ihnen Gutes thun, wenn er Kräfte und Anlaß dazu hat; das heißt er muß großmüthig ſeyn. Dieſe Großmuth iſt unter der Zahl der Tugenden eben das, was unter den Laſtern die Grauſamkeit war.

Motiva ad magnanimitatem.

§. 653. Damit man nun zu dieſer Tugend Luſt bekomme: So erwege man, daß die Rachgier und Unverſöhnlichkeit nichts Gutes, ſondern lauter Böſes nach ſich ziehe. Denn derjenige, den wir die Rache empfinden laſſen, oder dem wir ſie doch androhen, wird uns ohne Zweifel gehäſſig ſeyn, und alle Gelegenheiten ſuchen uns wieder zu ſchaden. Wir erbittern alſo unſern Feind noch deſtomehr, und ſtürzen uns ſelbſt dadurch in deſto gröſſere Gefahr und Unruhe. Hergegen, wer ſanftmüthig und verſöhnlich iſt; ja wohl gar Großmuth gegen ſeinen Feind übet: Der ſchlägt ihm ſo zu reden die Waffen aus den Händen, und machet, daß er ſich ſchämen muß, uns ferner anzufeinden; ja daß er endlich unſre Großmuth ſelbſt bewundern, und zuletzt wohl gar unſer Freund werden muß. Zum wenigſten werden andre, die unſre Aufführung wahrnehmen, alsdann ein Mitleiden mit uns tragen, und ſich wohl gar auf unſre Parthey ſchlagen.

Obiectionis ſolutio.

§. 654. Wer ſich einbildet, durch ein ſo ſanftmüthiges und großmüthiges Verfahren würde man ſeinen Feind nur noch trotziger machen, als vorhin, und zu mehrern Beleidigungen gegen uns anfriſchen: Der bedenke nur, daß die wenigſten Menſchen ſo gar boshaft ſind, daß ſie demjenigen Ubels thun könnten, der ihnen Gutes thut. Und geſetzt, ſie thäten es einmal; ſo werden ſie es doch zum andernmal nicht thun, wenn wir fortfahren ihnen Gutes zu erweiſen. Hernach aber, erwege man auch, daß wir eben nicht die Abwendung des Schadens misbilligen, den uns ein Feind zufügen will, oder einem Großmüthigen das Recht abſprechen wollen, auf die Wiedererſtattung deſſelben zu dringen; ja ſich bey dem allen auch harter Mittel zu bedienen, wenn gelindere nichts verfangen wollen. Dieſes alles aber kan ohne Rachgier und Grauſamkeit geſchehen; und iſt alſo der Sanftmuth und Großmuth nicht zu wieder.

Irriſio an manſuetum deceat & motivum generale.

§. 655. Mancher bildet ſich ein, er ſey ſchon großmüthig, wenn er nur, etwa aus Unvermögen, oder aus Furcht, ſeine Rache an jemanden nicht ſelbſt ausübet; aber doch andre unter der Hand anreizet ſolches zu thun, oder wenigſtens über ſeines Feindes Unglück frohlocket. Allein dieſem muß man zeigen, daß ein ſolches Hohngelächter bey unſerm Feinde oft eben ſoviel Erbitterung wirke, als eine wirkliche Beleidigung, und alſo eben ſo viel Schaden nach ſich ziehen könne, auch mit der Liebe derſelben gar nicht beyſammen ſtehe. Uberhaupt aber erwege man, daß die Großmuth eine Tugend der alleredelſten und erhabenſten Gemüther ſey; und daß es eine niederträchtige Seele anzeige, ſehr rachgierig und unverſöhnlich zu ſeyn. Dieſes recht lebhaft zu machen, muß man ſich aus den Geſchichten die ſchönſten Exempel der Großmuth anmerken, dergleichen im Buche des Seneca von der Gnade, verſchiedene vorkommen.

Amicitia quid ſit & quotuplex ?

§. 656. Die **Freundſchaft** iſt eine gegenſeitige Liebe zwoer Perſonen gegen einander, die ſich durch allerley Gefälligkeiten zu verſtehen gegeben. Nun wiſſen wir, daß die Liebe entſteht, wenn wir an dem andern etwas annehmliches und gefälliges finden, welches uns ein Vergnügen verurſachet. Wenn nun ſolches dem Geſetze der Natur gemäß iſt, das iſt, zu Beförderung der Vollkommenheit und beyderſeitigen Wohlfahrt gereichet: So iſt dieſe Freundſchaft eine Tugend. Zielte aber dieſe Gemeinſchaft auf was verbothenes, oder zum Schaden des gemeinen Beſten ab: So könnte die Freundſchaft auch ein Laſter ſeyn, und ſtrafbar werden; wie z. E. die Geſellſchaften der Diebe und Räuber zu ſeyn pflegen. Hieraus erhellet auch, daß die Gefälligkeiten und Pflichten der Freunde unter einander dem Geſetze der Natur gemäß ſeyn müſſen, als welches unveränderlich iſt, und durch nichts aufgehoben werden kan.

Amicitiae inconſtantia vnde oriatur.

§. 657. Dem ungeachtet ſind doch auch die Freundſchaften, ſo dem Geſetze der Natur nicht zuwieder ſind, nicht allemal beſtändig. Denn wie leicht kan es kommen, daß auch Perſonen, die anfangs ſehr viel gefälliges an einander fanden, nachmals, wenn ſie näher bekannt geworden, viel mehr misfälliges an einander wahrnehmen? Da vermindert ſich denn die Zuneigung, ja zuweilen hört ſie wohl gar auf. In gewiſſen Fällen kan man auch mit gutem Gewiſſen die Freundſchaft nicht unterhalten, ſondern man ſieht ſich verbunden, ſelbige fahren zu laſſen. Denn es kan kommen, daß unſer Freund Dinge von uns fordert, die dem Geſetze der Natur zu wieder ſind. Nun iſt die Verbindlichkeit die wir zu demſelben haben, weit ſtärker, als alle Pflichten der Freundſchaft. Folglich müſſen wir einem ſolchen Freunde, dafern er nicht zu beſſern iſt, die Freundſchaft aufſagen.

Cautela hoc reſpectu obſeruanda.

§. 658. Damit man alſo, in dem Falle der aufhörenden Freundſchaft, nicht beſorgen dörfe, daß etwa der zum Feinde gewordene Freund uns ſchaden könne: So muß man auch in der vertraulichſten Freundſchaft allezeit behutſam umgehen. Zu dem Ende bedenke man allezeit, daß der Freund etwa einmal zum Feinde werden möchte. Man überlege alle ſeine Worte und Handlungen, und forſche, ob ſie auch irgend einmal eine Gelegenheit uns zu ſchaden darbiethen können? Dieſe Behutſamkeit iſt freylich vielen beſchwerlich, die mit ihren Vertrauten ſo umgehen, als ob ſie nimmermehr was von ihnen zu beſorgen hätten. Allein ſie erwegen auch nicht, wie ſchädlich manchem ſolche Sicherheit geweſen, wenn die vermeynte ewige Freundſchaft unverhofft ein Ende genommen. Die Pflichten der Freundſchaft bleiben deßwegen doch unverletzt, weil wir doch ohne dem zu nichts verbunden ſind, als was dem Geſetze der Natur gemäß iſt.

Scrutinium amicitiae quomodo inſtituatur.

§. 659. Damit man alſo der Freundſchaft eines Menſchen nicht gar zu viel zutraue, ſo muß man die Art derſelben prüfen lernen, damit man von ihrer Beſtändigkeit deſto ſicherer urtheilen könne. Man forſche alſo nach dem Grunde der Freundſchaft, die uns jemand gönnet, und ſehe, ob derſelbe von dauerhafter, oder veränderlicher Natur ſey. Z. E. wenn jemand fände, daß man ihn nur wegen ſeiner Schönheit und Jugend, oder wegen ſeines Geldes, oder ſeines ihm allezeit offenen Tiſches, oder des Spieles und andrer Gattungen des Zeitvertreibes wegen, hochſchätzete und werthhielte: So könnte er ſich leicht daraus die Rechnung machen, wie lange eine ſolche Freundſchaft dauren würde. Wollte man ſich aber ſolche Freunde beſtändig machen: So müſte man den Grund derſelben ändern, und ſeinem Freunde durch dauerhaftere Dinge gefällig zu werden ſuchen.

Motiua & media amicitias ſibi comparandi & conſeruandi.

§. 660. Damit man ſich aber viele Freunde zu machen Luſt bekomme, und wenn man ſie hat, ſelbige zu erhalten ſuche: So erwege man nur, daß ein Freund eine Perſon iſt, die uns glücklich zu machen ſuchet. Solcher Perſonen aber kan der niemals zu viel haben, der mit Ernſt nach ſeiner Glückſeligkeit ſtrebet. Denn theils helfen ſie uns ſelbſt unſre Wohlfahrt befördern, theils aber hindern ſie, daß uns andre dieſelbe nicht ſtören können, indem ſie unſre Parthey nehmen, und dadurch verurſachen, daß man ſich ſcheuen muß uns zu beleidigen. Das beſte Mittel aber ſich Freunde zu machen, iſt *(1) ſich ſelbſt viele Vollkommenheiten zu erwerben, die vernünftigen Leuten leicht in die Augen fallen, und einen alſo beliebt machen; (2) ſelbſt den Anfang zu machen, und denen, die unſrer Freundſchaft werth ſind, wirkliche Gefälligkeiten zu erweiſen. Denn es iſt nicht möglich, daß man einen haſſen kan, der un-

unſre Freundſchaft eifrig ſuchet, und nur halbigt etwas Gutes an ſich hat.

Amicus verus, quantum ſit bonum.

§. 661. Man muß daher einen wahren **Freund** für ein groſſes Gut, und einen wichtigen Theil ſeiner Glückſeligkeit anſehen, und ihn auf alle mögliche Weiſe zu erhalten ſuchen. Man muß ihm alſo alle die Gefälligkeiten erweiſen, die man in ſeiner Gewalt hat, und die dem Rechte der Natur nicht zuwieder laufen: Hingegen auch nichts von ihm fordern, was ihm entweder unmöglich iſt, oder doch laſterhaft wäre. Nur zweene Tugendhafte können wahre Freunde ſeyn. Man leſe hiervon das Ciceroniſche Tractätchen von der Freundſchaft nach, welches ſonſt **Lälius** genennet wird. Die alten Poeten haben unter dem Exempel des Pylades und Oreſtes eine ſchöne Abbildung von der Freundſchaft gemachet.

Das VIII. Hauptſtücke

von der

Von der Aufrichtigkeit, Verſchwiegenheit u. Geſprächſamkeit.

§. 662.

Sinceritas ſiue veracitas quid ſit & inuoluat.

Die Aufrichtigkeit iſt eine Tugend, im Reden dem Geſetze der Natur ein Gnügen zu thun. Nun iſt es zwar gewiß, daß man der Gewohnheit nach auch von den Gemüthern zu ſagen pflegt, daß ſie aufrichtig wären oder nicht. Allein das iſt kein Wunder, da doch auch die Worte aus dem Herzen kommen, und nur Zeugen desjenigen ſind, was innerlich vorgeht. Man ſchreibt auch den Handlungen zuweilen eine Aufrichtigkeit zu: Allein, es iſt dieſes eine Unbeſtändigkeit des gemeinen Mannes, die ſehr gewöhnlich iſt; denn dazu haben wir das Wort redlich ſchon gewidmet, davon hernach etwas kommen wird. Nun befiehlt das Geſetz der Natur nicht nur die Lügen, ſondern auch alle unnöthige und unnütze Unwahrheiten zu meiden, ſich in ernſthaften Dingen keiner Zweydeutigkeiten zu bedienen, und ſein Verſprechen zu halten. (§. 242. 243. 244. 250). Folglich thut ein Aufrichtiger ſolches alles, und befleiſſiget ſich in allen ſeinen Worten der Wahrheit.

Fraudulentia vitium Sinceritati oppoſitum & motiva contra eandem.

§. 663. Das Gegentheil dieſer Tugend, iſt der **Betrug** und die Falſchheit: dadurch wir ein Laſter verſtehen, in Worten dem Geſetze der Natur zuwieder zu handeln. Ein **Betrüger**, macht ſich alſo kein Bedenken Unwahrheiten ohne Noth und Nutzen zu reden, zu lügen, zweydeutig und räthſelhaft zu ſprechen, und ſein gegebenes Wort nicht zu halten. Man nennet ſolche Leute auch nur ſchlechtweg Lügner und Falſche, und der Credit darinn ſie ſtehen, könnte ſchon ganz allein einen Abſcheu für ihnen erwecken. Allein, man erwege ferner, daß ein Liebhaber der Unwahrheit oder ein Falſcher, allen Glauben verliert.

liert. Nun iſt aber im gemeinen Leben, ſo mancher Vortheil damit verbunden, wenn man bloß auf unſer Wort bau[illegible], ſo daß wir keines Bürgen bedörfen. Hergegen mit einem Lügner will niemand gern zu thun haben; ja, wenn er gar von Leuten falſche Dinge und Lügen ausbringet: So wird ihm ein jeder gehäſſig, und endlich gar feind.

Turpitudo huius vitii & cautela circa idem neceſſaria.

§. 664. Die Schändlichkeit dieſes Laſters erhellet aber noch beſſer, wenn man bedenkt, daß ein muthwilliger Lügner ein ganz gewiſſenloſer Menſch ſey. Denn er macht ſich ja kein Bedenken, wieder ſein beſſer Wiſſen, die Unwahrheit zu ſagen, ja wohl durch vorſetzliche Lügen andern zu ſchaden. Wer alſo ein rechtſchaffenes Weſen nur einigermaſſen liebt, der wird ſich davor mit allem Ernſte hüten. Weil es aber dem ungeachtet viele Leute von der Art giebt, die ſich der Aufrichtigkeit in Worten gar nicht befleiſſigen, ſondern mehr falſches als wahres reden, und ſonderlich von andern mehr Böſes als Gutes ſagen: So hüte man ſich auch für der Leichtgläubigkeit, und ſuche alles Böſe, ſo man höret aufs Beſte auszulegen, als wodurch man ſich viel Freunde macht. Doch kan es nicht ſchaden, wenn man ſich ſelbſt aus allem, was man höret, Regeln der Klugheit und Behutſamkeit ziehet.

Reliquus Sinceri hominis cha-

§. 665. Weil nun ein Aufrichtiger gar bald als ein Liebhaber der Wahrheit bekannt wird, dem alle Lügen und Falſchheit verhaßt

haßt iſt: So braucht er auch in ſeinen Worten, Verheiſſungen, Verträgen und Erzehlungen keiner Betheurungen. Denn er iſt ein Sclave ſeiner Worte, und es heißt bey ihm nach dem Sprüchworte: Ein Wort ein Wort, ein Mann ein Mann. Ein jeder dem er was verſpricht, verläßt ſich ſo ſicher auf ſeinen Handſchlag, als wenn er von einem andern Brief und Siegel hätte. Vielweniger wird ein Aufrichtiger vieler Eidſchwüre nöthig haben. Wenn er aber von dringenden Umſtänden dazu genöthiget wird: So wird er auch keinen Meyneid begehen; weil beydes dem Geſetze der Natur zuwieder läuft (§. 245.246. und 247). Ja auch den tückiſchen Hinterhalt vermeidet ein Aufrichtiger, weil dieſer alle Eide unnütze machen würde (§. 248).

racter, iuri nat. conformis.

§. 666. Noch zwo Pflichten ſchreibt uns das Geſetz der Natur, im Abſehen auf die Worte vor, nemlich die Vermeidung der Zweydeutigkeit, (§. 244.) und des Fluchens (§. 249). Folglich bemüht ſich denn ein Aufrichtiger, auch beyden vollig nachzuleben. Das erſte betreffend, ſetzet er ſeine Worte niemals auf Schrauben, weil er weis, daß eine merkliche Ungewißheit des Verſtandes ſeiner Worte unnütze; eine unmerkliche aber eine Art des Betruges ſeyn würde, davor er den gröſten Abſcheu hat. Er ſchweiget alſo lieber, wenn die Sache nicht bekannt werden ſoll, wie ſie iſt. Der einzige Fall iſt hier nur ausgenommen,

Amphibolias tandem & imprecationes fugi Sincerus.

wenn nemlich Reden und Schweigen gefährlich und ſchädlich ſeyn würde; die Zweydeutigkeit aber, ein Mittel iſt, beydes zu vermeiden. Das Fluchen anlangend; ſo ſtimmet daſſelbe mit der allgemeinen Menſchenliebe nicht überein. Und da alſo ein Tugendhafter niemanden Böſes gönnet: So wünſchet er ſolches der Aufrichtigkeit nach, auch mit dem Munde niemanden.

Taciturnitas & oppoſita eidem Garrulitas.

§. 667. Die **Verſchwiegenheit** iſt eine Tugend, im Schweigen dem Geſetze der Natur ein Gnügen zu thun. Nun gebeut das natürliche Geſetze, durch ſein Reden weder andern, noch ſich ſelbſt zu ſchaden (§. 243): Folglich wird ein Verſchwiegener alles dasjenige verſchweigen, was entweder ihm ſelbſt oder andern ſchädlich ſeyn würde, wenn es unbedachtſamer Weiſe ausgeſchwatzet würde. Das Wiederſpiel dieſer Tugend iſt die **Schwatzhaftigkeit**, denn dieſe iſt ein Laſter dem Geſetze der Natur im Plaudern zuwieder zu handeln. Ein Plauderer oder Schwätzer redet alſo unbedachtſam in den Tag hinein, ohne zu erwegen, was ihm ſelbſt, oder andern für Nachtheil daraus erwachſen kan. Gleichwohl giebt es auch auf der andern Seite gewiſſe Perſonen, die aus allen Kleinigkeiten Geheimniſſe machen, und wenn ſie ja etwas ſagen, gleichſam lauter Räthſel und Orakelſprüche vorbringen. Man kan dieſes lächerliche Laſter die **Heimlichkeit** nennen.

§. 668.

Medium ad Taciturnitatem ſibi comparandam.

§. 668. Um nun zu der Verſchwiegenheit geſchickt zu werden, iſt die **Bedachtſamkeit** das ſicherſte Mittel. Wir verſtehen dadurch die Fertigkeit des Verſtandes, alles was man ſagen will, vorher wohl zu uberlegen, und ſonderlich ſcharfſinnig wahrzunehmen, ob es auch irgend ſchädliche Folgen nach ſich ziehen möchte. Das Gegentheil davon iſt die Leichtſinnigkeit, oder die Fertigkeit zu reden, ehe man gedacht hat. Ein jeder ſieht wohl, daß zu jener viel Witz, Aufmerkſamkeit, Uberlegung, Scharfſinnigkeit, und Vernunft gehöret: Woraus denn aufs neue die Nothwendigkeit erhellet, die Kräfte ſeines Gemüthes zur Vollkommenheit zu bringen, wenn man recht tugendhaft werden will. Daher iſt die Schwierigkeit freylich nicht geringe, im täglichen Umgange, wo man allezeit eine Geſellſchaft mit Geſprächen unterhalten ſoll, ſattſamen Vorrath zu Unterredungen zu haben, und doch nicht in die Schwatzhaftigkeit zu verfallen.

Motiua ad Taciturnitatem colendam.

§. 669. Damit man nun zu der ſo ſchweren Tugend der Verſchwiegenheit einen Trieb bekomme: So erwege man, daß ſie einem viel Freunde und keine Feinde macht. Denn einen verſchwiegenen Freund will ein jeder gern haben, dem er ſein ganzes Herz ohne Furcht entdecken kan. Hergegen mit einem Verräther aller Geheimniſſe mag niemand gern zu ſchaffen haben. Seine Freunde macht ſich ſelbiger abtrünnig, ſeine Feinde aber erbittert er noch mehr. Hernach giebt es im gemeinen Weſen viele Aemter, die viel Verſchwiegenheit erfordern, wozu alſo ein Schwatzhafter nicht tauget, oder, worinn er ſich unglücklich macht. Hernach lehrt es ja die tägliche Erfahrung, wieviel Verdruß das Plaudern von andern Leuten in Geſellſchaften nach ſich ziehet, wenn ſie es wieder erfahren: Desjenigen Schadens zu geſchweigen, den ſich ſolche Schwätzer dadurch zuziehen, wenn ſie ihre eigene Heimlichkeiten unbedachtſamer Weiſe verrathen.

Moroſitas quid. & facundiae ipſi oppoſitae media.

§. 670. Damit man aber auch nicht in das entgegen geſetzte Laſter des **ſtöckiſchen Stillſchweigens** verfalle, ſo muß man ſich der **Geſprächſamkeit** befleiſſigen, einer Tugend im täglichen Umgange, ſich durch annmuthige Unterredungen beliebt zu machen. In dieſer Abſicht bedenke man, daß Leute, die kein Wort reden, in Geſellſchaften vor tückiſche Behorcher andrer Leute angeſehen werden, und daß man ſie daher fliehet, weil ſich ein jeder vor ihrem heimlichen Weſen fürchtet. Um ſich aber einen Vorrath zu annmuthigen Geſprächen im täglichen Umgange zu wege zu bringen, ohne daß man Leute durchziehen, und das Böſe, ſo man von ihnen höret, nachſagen darf; iſt kein beqvemer Mittel, als fleiſſig Bücher zu leſen, und ſich in Künſten und Wiſſenſchaften umzuſehen. Denn wer darinn geübt iſt, dem wird es an nützlichen Materien zu ſeinen Unterredungen nicht fehlen. Ja ſelbſt die Lebensart eines jeden, und die

Zeitungen geben oft Geſpräche, die nutzbar und unſchuldig ſind, an die Hand.

Obligatio eruditorum quorundam ad libellos huic fini idoneos conſcribendos.

§. 671. Wie nun ein jeder verbunden iſt, das Vergnügen und die Glückſeligkeit aller andern zu befördern, wenn ſolches in ſeinen Kräften ſteht: So ſind auch gewiſſe Arten der Gelehrten verbunden, ſolche Bücher zu verfertigen, die den Umgang angenehm machen können. Dahin gehören nun Samlungen allerley anmuthiger Hiſtorien, denkwürdiger Sprüche, ſinnreicher Reden, nützlicher Fabeln, auch wohl nachdenklicher Räthſel, die nicht nur den Verſtand üben, und das Gemüthe beluſtigen; ſondern auch ſonſt der Tugend gute Dienſte thun, wenn ſie lehrreich ſind. Ein jeder ſieht wohl, daß hier ſonderlich Moraliſten, Geſchichtſchreiber, Redner und Poeten verſtanden werden, die auf dieſe Art dem gemeinen Weſen dienen können. Am angenehmſten werden dieſer Art Schriften, wenn alle die oberzehlten Dinge auf eine angenehme Art unter einander gemiſcht werden: Wie hierinn der Spectator und ſeine deutſche Nachfolger zu Muſtern dienen können.

Cautelae circa confabulationes obſcoenas vitandas.

§. 672. Wie aber die Beluſtigungen nicht ſchädlich ſeyn müſſen: So muß auch der Zeitvertreib durch anmuthige Geſpräche nicht auf unanſtändige Poſſen und Narrentheidungen hinauslaufen. Man könnte dieſes Laſter gewiſſer Luſtigmacher die **Unfläterey** nennen, weil ſie gemeiniglich ſolche garſtige Fratzen vorbringen, davor ſich wohlgeſittete Leute die

Ohren verſtopfen möchten. Die Ehrbarkeit muß nemlich hier überall zur Regel dienen, und es muß nichts vorkommen, was ſchwachen Gemüthern ein Aergerniß geben, oder die Verderbung der Sitten befördern könnte. Daher ſollten denn auch ſolche Bücher nicht geleſen werden, darinn dergleichen Unflätereyen vorkommen: Ja die obgedachten Scribenten ſolcher anmuthigen Bücher, ſollten ſich ſchämen, ihre Werke mit ſolchen Thorheiten zu beſudeln, und ſich ſelbſt dergeſtalt zu entehren.

Scurrilitas quid ſit & quare vitanda ſit.

§. 673. Endlich iſt noch ein Laſter im Umgange anzumerken, nemlich das anzügliche Sticheln auf andre Leute, welches man die Spötterey nennen könnte. Viele bilden ſich nemlich ein, ſie müſten dadurch ihren ſcharfſinnigen und witzigen Kopf zeigen, und daher befleißigen ſie ſich auf allerley ſpitzfindige Reden, womit ſie andre durchziehen, und ſie ihrer Fehler, Worte und Thaten halber lächerlich machen. Wieder dieſes Laſter kan nicht genug geſtritten werden, weil es faſt zu einer Seuche geworden, die immermehr um ſich greift, und wo ſie einen angeſtecket hat, ihn ſchwerlich wieder verläßt. Man erwege aber nur, daß man ſich durch dergleichen Spöttereyen unzählige Feinde macht; daß ein jeder den Umgang ſolcher Spötter meidet; daß auch diejenigen ihn fliehen, denen er noch niemals beſchwerlich gefallen; und daß es endlich eine ſchlechte Scharfſinnigkeit iſt, andrer Leute Fehler zu ſehen, ſo lange man ſelbſt noch nicht von allen Fehlern und Gebrechen frey iſt.

Comitas quid? & oppoſita eidem ruſticitas & adulandi habitus.

§. 674. Dieſem Laſter deſto beſſer zu wiederſtehen, befleiſſige man ſich der **Höflichkeit**, das iſt einer Tugend, andern diejenige Ehre in Worten zu bezeigen, die man ihnen nach dem Geſetze der Natur ſchuldig iſt. Es bekemmt dieſelbe allerley Namen, nachdem ſie gegen höhere, gleiche, oder geringere Perſonen ausgeübet wird. Im erſten Falle heißt ſie die **Ehrerbiethung**, im andern die **Gefälligkeit**, im dritten aber die **Leutſeligkeit**. Alle drey aber ſind gewiſſe Mittel, ſich im Umgange beliebt zu machen, und ſich alſo viel Freunde zu erwerben. Das Wiederſpiel davon iſt die **Grobheit**, und ein ungezogenes Weſen, welches keinem ſeine gebührende Ehre erweiſet: Imgleichen die **Schmeicheley**; die auf eine abgeſchmackte Weiſe die niederträchtigſten Lobſprüche auf einen jeden verſchwendet; er mag ſie nun verdienen oder nicht.

Motiua comitatem colendi & vitia oppoſita fugiendi.

§. 675. Zu Bewegungsgründen, dieſe beyde Laſter zu fliehen, kan theils der Nutzen der ihnen entgegengeſetzten Tugend, theils aber, die ihnen ganz eigene Schändlichkeit dienen. Denn ein Grober verräth durch ſeine plumpe Reden, entweder ſeine ſchlechte Auferziehung, oder ſeine Dummheit, oder ſeine Bosheit. Er macht ſich allenthalben verhaßt; indem ſich kein Menſch gern grob begegnen läßt, und zieht ſich gar Feindſchaften auf den Hals. Ein Schmeichler aber macht ſich bey allen ſo eine wahre Ehre kennen, verächtlich. Denn entweder hat er ſo wenig Verſtand, daß er wahre Verdienſte, nicht von dem falſchen Scheine unterſcheiden kan: Oder es iſt ein boshafter Spötter, der andre in ſeinen Lobſprüchen zum Beſten hat, und ſie für ſo einfältig anſieht, als ob ſie es nicht merken würden. Beydes aber macht ihn verächtlich und verhaßt. Man muß alſo auch im Lobe der Würdigen das rechte Maaß zu halten wiſſen.

Das IX. Hauptſtücke

von der

Gerechtigkeit und Redlichkeit.

§. 676.

Iuſtitia quid ſit, in ſenſu morali.

Die Gerechtigkeit in metaphyſiſchem Verſtande, haben wir (I §.1122.) beſchrieben, als eine durch die Weisheit gemäſſigte Güte. Damals redeten wir, nemlich von Gottes Gerechtigkeit, der wir kein Recht der Natur zur Richtſchnur ſetzen konnten. Hier aber, da wir von ihr, als von einer menſchlichen Tugend handeln ſollen: So müſſen wir ſie anders beſchreiben. Nun könnten wir zwar auch ſagen, ſie ſey eine Tugend, wodurch ein Menſch die Liebe gegen ſich und gegen andre Menſchen, nach der Weisheit einſchränket. Allein, da Gerechtigkeit und Billigkeit in moraliſchem Verſtande einerley iſt; und wir ſonſt gewohnt ſind, alles dasjenige recht und billig zu nennen, was dem Geſetze der Natur gemäß iſt: So müſſen wir auch hier die **Gerechtigkeit** als eine Fertigkeit beſchreiben, alle ſeine Handlungen, nach dem Geſetze der Natur einzurichten. Ariſtoteles hat ſeine **allgemeine Gerechtigkeit** ſchon eben ſo erkläret.

Iuſtitia vniuerſalis.

Iuſtus quomodo ſe gerat ex praeſcripto legis naturae.

§. 677. Nun gebeut aber das Geſetz der Natur, durch alle unſre freye Handlungen uns ſelbſt, und andre vollkommener zu machen, und dadurch Gottes Ehre zu befördern. Folglich muß denn derjenige, ſo in allem ſeinem Thun gerecht handeln will, nichts unterlaſſen, was ihm nach dem ganzen Inhalte des Geſetzes der Natur vor Pflichten obliegen. Es iſt alſo die Gerechtigkeit gleichſam ein Inbegriff aller übrigen Tugenden, davon wir ſchon gehandelt haben. Ein Gerechter ſucht alſo die Ausübung aller natürlichen Pflichten in eine Ubereinſtimmung zu bringen. Er liebet ſich ſelbſt, ohne dadurch andern die allgemeine und beſondre Liebe zu verſagen. Er liebet auch die andern, ohne ſich ſelbſt die gehörigen Güter zu entziehen. Und wenn dieſe beyden Regeln zuweilen mit einander ſtreiten: So macht er da die Ausnahme, wo der geringſte Schade entſteht; wie abermal die Vorſchrift der natürlichen Geſetze ſolches erfordert.

Iuſtitia ſtricte ſic dicta, ſiue ciuilis.

§. 678. Im bürgerlichen Verſtande bedeutet die Gerechtigkeit zwar auch eine Fertigalias diſtributiua.

tigkeit, nach den bürgerlichen Geſetzen zu handeln. Allein, weil dieſe mehrentheils nur von den Pflichten gegen andre, und zwar hauptſächlich das Mein und Dein betreffend, handeln: So hat ſie auch in dieſer Abſicht eine weit eingeſchränktere Bedeutung. Gleichwohl ſchreibt das Recht der Natur uns auch die Beobachtung der Verträge, als eine Pflicht vor (§. 252): Es lehret, daß man niemanden mit Liſt oder Gewalt zu einem Verſprechen nöthigen, (§.256.257.) niemanden verletzen, oder ſeinen Vortheil mit andrer Leute Schaden ſuchen, und wenn man ihm geſchadet, ſolches wiederum erſetzē ſolle (§.260). Folglich gehört dieſes alles mit zur Gerechtigkeit, auch in unſerm moraliſchen Verſtande; und ein Gerechter muß eine Fertigkeit beſitzen, dieſes alles zu beobachten.

Vitium Iuſtitiae oppoſitum, ſeu Iniuſtitia, quid ſit.

§. 679. Das Laſter, ſo dieſer Gerechtigkeit zuwieder läuft, wird die **Ungerechtigkeit** genennet, und dieſe iſt alſo eine Fertigkeit dem Geſetze der Natur, ſonderlich im Abſehen auf die Pflichten gegen andre, zuwieder zu handeln. Ein Ungerechter ſucht alſo gemeiniglich ſeinen Vortheil mit andrer Leute Schaden. Er hält ſeine Verträge nicht, und verletzet dadurch andre. Er entzieht ihnen, was er ihnen ſchuldig iſt, und erſtattet den Schaden nicht, den er ihnen zugefüget hat. Ja oft thut ein Ungerechter, auch in der Liebe gegen einen andern ſo viel, daß er gegen den dritten, oder gar gegen ſich ſelbſt, unbillig handelt.

Z. E. wenn ein Geiziger ſchindet und ſchabet, und wuchert, ja ſelbſt darbet und Mangel leidet; um ſeinen Kindern ein groſſes Vermögen zu laſſen, oder ſie groß und anſehnlich in der Welt zu machen. Denn hier ſtimmen die Handlungen nicht nach dem Geſetze der Natur überein (§. 28).

Motiua ad iuſtitiam colendam.

§. 680. Bewegungsgründe, von der Ungerechtigkeit abzuſtehen, und ſich der Gerechtigkeit zu befleiſſigen, darf man nicht weit ſuchen. Man kan nemlich leicht begreifen, daß ein Laſter von ſo weitem Umfange, ſehr ſchädlich, ſchändlich und abſcheulich; hergegen eine Tugend von ſo groſſer Weite auch überaus nützlich, rühmlich und vortrefflich ſeyn müſſe. Die tägliche Erfahrung lehrt es nemlich, daß es den Ungerechten, gemeiniglich ſo wenig gelingt reich und glücklich zu werden, ſo begierig ſie darnach ſind. Denn weil ſie niemanden das ſeine geben oder leiſten wollen: So wird ihnen ein jeder gehäſſig, der einmal mit ihnen zu thun gehabt. Weil ſie betrüglich und gewaltſam mit andern verfahren, um ihren Vortheil zu befördern: So fürchtet ſich auch jedermann für ihnen. Ja ſie gerathen an Leute, die ſich oft kein Bedenken machen, ſie wiederum zu übervortheilen, und alſo ihre Unbilligkeit mit gleicher Münze zu bezahlen.

Motiua vlteriora.

§. 681. Wie nun dergeſtalt ein Ungerechter, ein Abſcheu aller ſeiner Mitbürger wird: So iſt im Gegentheil ein Gerechter und Liebhaber der Billigkeit allenhalben beliebt. Ein jeder hat gerne mit ihm in Handel und Wandel zu ſchaffen: Denn weil noch niemand von ihm betrogen oder beleidiget worden; ſo braucht man ſo groſſer Behutſamkeit nicht, wenn man mit ihm zu thun hat. Man wählt ihn in vielen Händeln zum Schiedsmanne, und folgt ſeinen Ausſprüchen als untrüglichen Orakeln. Dieſes bringt ihm nun nicht nur ein groſſes Anſehen; ſondern auch viel andre Vortheile. Denn wenn ihm irgend von einem mächtigern Ungerechten zu viel geſchähe: So würden alle ſeine Freunde, deren er allemal viele hat, ſeine Parthey nehmen, und ihn entweder ſchützen, oder ihm doch das erlittene Unrecht durch Rath und That erträglicher zu machen ſuchen.

Media iniuſtos corrigendi.

§. 682. Die Mittel einen Ungerechten gerecht zu machen, ſind hauptſächlich, ihm die Natur der wahren Tugend und des Laſters überhaupt zu erklären; und ihm begreiflich zu machen, daß jene allein glücklich, dieſes aber unglücklich mache. Hernach, weil doch die meiſte Ungerechtigkeit aus Geiz und Ehrgeiz entſteht: So muß man dieſe beyde auf oben beſchriebene Weiſe zu dämpfen ſuchen. Endlich, wenn der Ungerechte etwa denkt: Die Feindſchaft andrer Leute, denen er zu viel gethan, könne ihm nicht ſchaden, wenn er nur viel Geld, Macht und Anſehen hätte: So muß man ihm zeigen, daß oft die allerſchlechteſten Leute, den allerreicheſten und mächtigſten ſchaden; oder ihnen doch einen empfindlichen Verdruß nach dem andern erwecken könnten.

Denn weil doch die Groſſen nicht, ohne die Dienſte der Geringern, leben können: So haben dieſe allemal Gelegenheit in Händen, ſich an jenen zu rächen.

Probitas quid ſit, motiva ad eandem, eidemque oppoſita malitia & ſimplicitas.

§. 683. Mit dieſer bisher erklärten Tugend iſt auch die **Redlichkeit** ſehr genau verbunden. Denn wie ſie ſich mehr in Thaten als in Worten äuſſert, ſo iſt ſie auch faſt aus einerley Gemüthsbeſchaffenheit herzuleiten. Wir verſtehen alſo dadurch die Tugend, in ſeinen Handlungen gegen andre, rechtſchaffen und ehrlich zu verfahren, und ihm durch keine heimliche Tücke zu ſchaden. Es wird ihr die **Bosheit** oder Hinterliſt entgegen geſetzet, welche ein Laſter iſt, in ſeinen Handlungen gegen andre Leute argliſtig und heimtückiſch zu verfahren. Man kan ihr aber auch die **Einfalt** entgegen ſetzen, welche ein Laſter iſt, durch ſeine Gutherzigkeit gegen andre, ſich ſelbſt zu ſchaden. Eben die obigen Bewegungsgründe können uns auch zur Redlichkeit antreiben: Und zur Aufmunterung kan uns der Ruhm unſrer Vorfahren dienen, als denen zu Ehren man ſie die **alte deutſche Redlichkeit** zu nennen pflegt. Der Kayſer M. Aurelius ſchreibt B. IV. c. 55. Gehe allezeit den kürzeſten Weg: Dieſes iſt der Weg der Natur. Derſelbe iſt, in allen Dingen reden was vernünftig, und thun was recht iſt. Ein ſolcher Vorſatz wird dir tauſend Mühe u. Verdruß ſparen; denn er iſt ohne Bekümmerniß, ohne Streit, ohne Unruhe, ohne Hochmuth, ohne Verſtellung.

Der III. Abſchnitt.

von

Der philoſophiſchen Frömmigkeit.

§. 484.

Pietas philoſophica quid ſit?

Die philoſophiſche Frömmigkeit, iſt eine Tugend, die menſchlichen Handlungen nach den göttlichen Eigenſchaften einzurichten. Nun wiſſen wir, daß man die göttlichen Eigenſchaften zu Bewegungsgründen ſeiner Handlungen brauchen kan, wie im I. Hauptſt. des Rechts der Natur, erwieſen worden: Und das hieß daſelbſt ſeine Pflichten gegen Gott beobachten. Folglich, thut dieſes ein frommer Menſch, und befördert eben dadurch die Ehre Gottes. Denn, wenn andre es wahrnehmen, daß er vielerley Handlungen um der göttlichen Eigenſchaften wegen vornimmt: So nehmen ſie Gelegenheit, auch an dieſelben zu gedenken, und ſich die Vollkommenheiten des höchſten Weſens von neuem vorzuſtellen. Z. E. wenn man die Schönheit des Frühlings, die Fruchtbarkeit des Sommers, die Süſſigkeit der Herbſtfrüchte, Gott, als dem Urheber alles Guten zuſchreibet, und mit Vergnügen alles deſſen genieſſet; ſo, daß andre die Qvelle unſrer Freude wahrnehmen.

§. 685. Nun wiſſen wir aber auch, daß das natürliche Geſetz ein göttliches Geſetz iſt, und daß es Gottes Wille iſt, daß wir ihm nachleben ſollen: Sintemal er auf die freyen Handlungen nicht nur natürliche Strafen und Belohnungen; ſondern auch Glücks und Unglücksfälle, als willkührliche Belohnungen und Strafen verordnet hat (§. 41). Weil wir alſo dieſes wiſſen, und der Wille Gottes ohne Zweifel auch zu ſeinen Eigenſchaften gehöret: So läßt ſich ein Frommer hauptſächlich auch dieſen Willen Gottes zum Bewegungsgrunde dienen, alle übrige Pflichten gegen ſich ſelbſt, und gegen andre zu beobachten. Es kommt alſo zu den andern Treibfedern eines Tugendhaften Gutes zu thun, noch eine neue hinzu, die ihn deſto eifriger macht, ſeine Pflichten zu beobachten. Die philoſophiſche Frömmigkeit, macht alſo einen höhern Grad der Tugend aus, als die gemeine iſt.

Eſt haec pietas gradus virtutis ſublimior.

§. 686. Es giebt alſo einen dreyfachen Grad der Tugend in der Welt. Der erſte iſt der bisher erklärte, da ein Menſch aus bloſſer Betrachtung der innern Schädlichkeit und Schändlichkeit der Laſter das Böſe meidet; u. aus Erkenntniß, der innern Vortrefflichkeit und Schönheit der Tugend das Gute thut. Und zu dieſer Art iſt auch ein Gottesleugner ſelbſt fähig. Der andre Grad iſt die philoſophiſche Frömigkeit, davon wir itzo handeln werden; wo ſich ein Tugendhafter auch noch die göttlichen Vollkommenheiten zu Bewegungs-

Triplex virtutis perfectio, in Atheo, Philoſopho & Chriſtiano.

gungsgründen dienen läßt. Und dieſen Grad kan nur ein wahrer Weltweiſer erreichen. Endlich kommt die Chriſtliche Tugend, die ſich auch der aus der göttlichen Offenbahrung hergenommenen Bewegungsgründe bedienet, ihren Trieb zum Guten zu ſtärken. Und dieſer Grad iſt nur bey wahren Chriſten anzutreffen.

Cognitio Dei ad pietatem colendam neceſſaria.

§. 687. Weil es nicht möglich iſt, fromm zu ſeyn, ohne Gott recht zu kennen, und von der Wahrheit ſeines Erkenntniſſes überführet zu ſeyn: So muß man ſich nicht nur um ein zulängliches Erkenntniß deſſelben bemühen; ſondern auch daſſelbe von Tage zu Tage vollſtändiger und gewiſſer zu machen bemühet ſeyn. Dieſes letztere iſt deßwegen ſonderlich nöthig, weil ſonſt das bloß auswendig gelernte und ungewiſſe Erkenntniß nicht in den Willen wirken würde. Damit man nun nach dieſem Grade der Vollſtändigkeit und Gewißheit begierig werde: So erwecke man ſich nur einen Eifer recht tugendhaft zu werden; welches durch die Mittel geſchieht, die wir in der allgemeinen Sittenlehre vorgeſchlagen haben. Hernach betrachte man, wie viel höher man es in Ausübung des Guten bringen könne, wenn man der natürlichen Tugend noch die philoſophiſche Frömmigkeit an die Seite ſetzet; wozu das Erkenntniß Gottes ſo nöthig iſt.

Modus ad cognitio-

§. 688. Wer nun dergeſtalt Gott recht kennen zu lernen begierig geworden, der muß die natürliche Gottesgelahrtheit zu Hülfe nehmen, mek, und ſich daraus theils von der Exiſtenz, theils von den Eigenſchaften, dem Weſen, und den Werken Gottes unterrichten. Weil aber dieſe Wiſſenſchaft die ganze Grundlehre, Weltbetrachtung und Geiſterlehre voraus ſetzet, daher die Gründe ihrer Beweiſe genommen werden müſſen: So muß man ſich vorher dieſe alle bekannt machen; auch wohl die Naturlehre noch mit dazu nehmen, als wo man auch durch den Augenſchein und die Erfahrung, von der Weisheit, Macht und Güte Gottes verſichert wird. Nun muß man freylich geſtehen, dieſer Weg, ſich von der göttlichen Erkenntniß feſt zuſetzen, ſey nicht für einen jeden: Indem kaum alle Studirenden dazu fähig ſind. Allein, wenn man nur die philoſophiſchen Bücher, auch in unſrer, und zwar unvermengten Mutterſprache, gemeiner machen wird: So wird es auch da mit der Zeit ſchon angehen, wo man ſichs nicht eingebildet hätte.

nem Dei pervenien-di.

§. 689. Doch ſind die Weltweiſen auch verbunden, denen, die ſo viel Einſicht und Wiſſenſchaft nicht erlangen können, durch andre Arten des Unterrichts zu ſtatten zu kommen, die leichter zu verſtehen ſind; ob ſie wohl nicht den höchſten Grad der Gründlichkeit beobachten. Denn bey Unſtudirten, und mittelmäſſigen Köpfen iſt es ſchon genug, wenn ſie nur durch wahrſcheinliche Beweiſe davon überredet werden, was die Weltweiſen ganz überführend darthun. Das hat ohne Zwei-

Obligatio philoſophorum ſpecialis reſpectu illiteratorum.

ſel Fenelon eingeſehen, der ſein Buch von der Exiſtenz Gottes in zween Theilen abgefaſſet, deren einer vor alle Leſer, der andre aber nur vor die Carteſianiſchen Weltweiſen beqvem iſt. Hieher könnte man auch des Hrn. Wolfs Buch von den Abſichten in der Natur rechnen, in welcher Arbrit er den berühmten Boyle, (of final cauſes) und unter den Alten den Galenus, von dem Gebrauche aller Theile im menſchlichen Leibe, zu Vorgängern gehabt hat.

Impietas quid ſit, & quare fugienda.

§. 690. Wer Gott entweder ſchlecht oder gar nicht kennet, oder grobe Irrthümer von ihm heget, wie die meiſten Heyden, auch wohl viele unter den Chriſten gethan haben: Der kan ſich auch durch ſeine Eigenſchaften nicht zum Guten antreiben laſſen. Und da ihm alſo das rechte Mittel zur philoſophiſchen Frömmigkeit fehlet, ſo wird er gottlos genennet, und dieſe Art des laſterhaften Lebens die Gottloſigkeit. Die Heyden z. E. beſchönigten die meiſten Laſter mit den Exempeln ihrer Götter, und folgten alſo denſelben ungeſcheut. Viele unter den Chriſten bilden ſich auch Gott als ein grauſames und tyranniſches Weſen ein: Darum ahmen ſie ſeinem Beyſpiele nach, und verfolgen alles, was nicht ihrer Meynung beypflichtet. Die Irrthümer von Gott ſind alſo der Tugend ſehr nachtheilig. Nur muß man eben zu den Heyden die Weltweiſen nicht zählen, die nicht dem Aberglauben des Pöbels angehangen haben. Philoſophen haben gemeimöglich an den Irthümern der herrſchenden Religion keinen Theil, wie die Exempel des Socrates, Cicero, Seneca und Plinius, zeugen.

Amoris diuini media.

§. 691. Aus der Erkenntniß Gottes flieſt die Liebe deſſelben, und wir habens erwieſen, daß man Gott über alles lieben ſolle (§. 137). Um nun zu dieſer Pflicht eines Frommen zu gelangen, iſt es nothwendig ſich um ein lebendiges Erkenntniß der göttlichen Vollkommenheiten zu bemühen. Wie man dazu gelange, haben wir ſchon gewieſen. Hier ſetzen wir nur hinzu, daß man auch aus der Erfahrung allezeit Anlaß nehmen könne, ſich in dem Erkenntniſſe der Weisheit und Güte Gottes zu ſtärken. In ſolcher Abſicht iſt es dienlich, bey aller Gelegenheit ſeine Gedanken von dem Geſchöpfe zu dem Schöpfer zu erheben, und bey der ſchönen Einrichtung des ganzen Weltgebäudes, und aller ſeiner Theile, an die unendliche Weisheit; bey den unzähligen Gütern aber, womit uns Gott ohn Unterlaß verſorget, ja überhäufet, an ſeine unermüdete Güte und Liebe gegen uns zu gedenken. Wer ſich darinn eine Fertigkeit zuwege bringet, der wird ſpüren, daß ſeine Liebe gegen Gott täglich wachſen wird.

Quinam per eadem aſſiciantur maxime.

§. 692. Weil nun dieſe letztere Art ſich in der Erkenntniß Gottes feſt zu ſetzen, nach der Fähigkeit aller Menſchen eingerichtet iſt: So iſt es gar wohl möglich, daß oft der gemeine Mann, der gar nicht gelehrt iſt, einen ſtärkern Grad der Liebe gegen Gott bey ſich erwecken und empfinden kan, als der gröſte Weltweiſe, der zwar alle göttliche Eigenſchaften zu demonſtriren weis; aber ſie niemals aus der Erfahrung anzumerken bemühet geweſen. Daraus folget aber gar nicht, daß man alſo lieber die Leute von der Verbeſſerung ihres Verſtandes abhalten ſollte. Denn wir ſind ja verbunden, die Gemüthskräfte ſowohl, als alles übrige zur Vollkommenheit zu bringen. Hernach iſt das demonſtrative Erkenntniß der Tugend an ſich nicht zu wieder: Sondern es geſchieht nur zufälliger Weiſe, daß mancher Weltweiſe, dasjenige was er weis, nicht ausübet; weil er nicht alle Bewegungsgründe zum Guten zuſammen nimmt.

Quid proſit cognitio ſolida a priori ad amorem Dei.

§. 693. Um aber zu zeigen, daß die philoſophiſche Gründlichkeit des Erkenntniſſes allerdings einen groſſen Einfluß in die Liebe Gottes haben könne: So erwege man, daß ein Weltweiſer unzählige Dinge der Güte Gottes zu ſchreibet, darauf der gemeine Mann nicht Achtung giebt. Er allein ſieht es ein, wie er ſein ganzes Weſen dem göttlichen Verſtande, und ſein Daſeyn dem göttlichen Willen zu danken habe. Er erkennet, daß alles, was er zu ſeiner Erhaltung von Jugend auf nöthig gehabt, was er noch beſitzt, und bedarf, ihm von der Vorſehung Gottes vorher beſtimmet worden. Er erkennet, daß alle ſeine Beluſtigungen und Ergetzlichkeiten, nichts anders, als Wirkungen der göttlichen Liebe gegen die Menſchen ſind; daß Gott alle Begebenheiten in der Welt zu Beförderung ſeiner Wohlfahrt eingerichtet habe, und auch das Böſe zum Guten zu lenken wiſſe. Wenn er nun dieſes alles beſſer einſieht, als andre, die es nur glauben müſſen: So kan er unſtreitig Gott auch deſto brünſtiger lieben.

Amor Dei purus quid ſit, & an Amor gratitudinis improbari poſſit.

§. 694. Nun haben zwar einige ſtrenge Moraliſten dieſe Liebe Gottes, die aus Betrachtung ſeiner Güte, und ſeiner Wohlthaten entſteht, vor eine unreine und eigennützige Liebe ausgeſchrieen, und gefordert, man ſolle Gott nur mit einer reinen Liebe lieben, ohne alle Abſicht auf das Gute, ſo er uns entweder gethan hat, oder noch thun könnte. Allein ſie ſind ohne Zweifel zu weit darinnen gegangen. Denn ob wir wohl die reine Liebe nicht tadeln oder verwerfen: So iſt ſie doch vor die meiſten Menſchen, die noch keine ſo deutliche Vorſtellungen von den Vollkommenheiten Gottes haben, oder erlangen können, als dazu nöthig iſt, viel zu ſchwer. Hergegen diejenige Art der Liebe, da man Gott um ſeiner Güte willen, als ſeinen Wohlthäter liebet, iſt nicht nur dem einfältigſten Menſchen möglich, ſondern auch ſehr leicht und natürlich. Denn wie kan man ſich enthalten, ſeine Wohlthäter zu lieben; zumal ſolche, die uns ohn allen Eigennutz Gutes thun, und uns alſo bloß um unſernthalben lieben?

Amor Dei decreſcens quomodo conſeruandus ſit.

§. 695. Bey vielen Leuten wird die Liebe Gottes kalt, wenn ſie bedenken, daß Gott ihnen, ſo ein ſchweres Geſetz auferlegt, welches faſt unmöglich zu erfüllen iſt: Zumal, wenn ſie hören, daß Gott nach ſeiner Gerechtigkeit, keine Ubertretung deſſelben ungeſtraft hingehen laſſe. Allein dieſen muß man zeigen, daß Gott auch dann, wenn er einen Geſetzgeber abgiebt, doch ein Vater ſey und bleibe, der ſeinen Kindern lauter heilſame Regeln giebt, und ſie nur vor ihrem Verderben warnet. Man lehre ſie, daß Gott durch alle ſeine Geſetze nichts für ſich ſelbſt, ſondern alles für ſeine Geſchöpfe zu erhaltē geſucht: Man zeige ihnen endlich, daß er auch im Strafen keine Luſt empfinde, wie ein Tyrann; ſondern ungern, aber zum Beſten der Ubertreter, nach der Ruthe greife, um ſie nemlich, durch ſolche Züchtigung von künftigen Ubelthaten abzuſchrecken.

Timor filialis quomodo ſe gerat & quid proſit.

§. 696. Wir haben oben (§. 174.) gewieſen, daß aus der Liebe Gottes, die kindliche Furcht flieſſe, wozu ein Tugendhafter verbunden iſt. Weil nun dieſe beyde Pflichten ſo genau verknüpfet ſind: So wird ein Frommer, der Gott liebet, auch gottesfürchtig ſeyn; und man wird aus der Gottesfurcht eines Menſchen gleich ſchlieſſen können, daß er Gott lieben müſſe. Wer alſo gottesfürchtig iſt, der beſorget allezeit, er möchte irgend etwas begehen, was Gottes Willen zuwieder liefe, und ihm dadurch misfällig werden. Daher giebt ſich ein Gottesfürchtiger nicht eher zu frieden, bis er weis, ob dasjenige, was er thun ſoll oder will, dem Willen Gottes gemäß iſt.

Dergeſtalt treibet denn die Gottesfurcht einen Tugendhaften nicht nur an, ſich unaufhörlich auf die Erkenntniß des Guten und Böſen zu befleiſſigen; ſondern ſie machet ihn auch recht eifrig ein ehrbares und unſträfliches Leben zu führen. Auf ſolche Weiſe kömt es einem Gottesfürchtigen viel leichter an, tugendhaft zu ſeyn, als einem andern.

Media Timorem Dei ingenerandi.

§. 697. Das ſicherſte Mittel einen gottesfürchtig zu machen, iſt, wenn man in ihm eine rechte Liebe gegen Gott erwecket. Dazu aber haben wir bereits alles nöthige an die Hand gegegeben. Man hat aber ein ſicheres Merkmal der Gottesfurcht, wenn jemand ſeine Handlungen ſogleich mit dem Willen Gottes zuſammen hält, und ſie bloß darnach beurtheilet. Nun iſt das Geſetz der Natur ein göttliches Geſetz, und es iſt der Wille Gottes, daß wir demſelben gemäß leben ſollen (§. 40): Folglich, muß ein Gottesfürchtiger ſich allezeit auf die Vorſchriften deſſelben beziehen. Weil er aber alsdann dasjenige mit Eifer ausführet, was er demſelben gemäß zu ſeyn erachtet: So iſt leicht zu denken, wie gefährlich in dieſem Falle die Irrthümer gottesfürchtiger Leute ſind; und wie hohe Urſache ſie haben, ſich um das rechte Erkenntniß des göttlichen Willens zu bemühen.

Timor ſervilis quomodo in filialem mutetur.

§. 698. Die knechtiſche Furcht, gehört nicht mit zu der wahren Gottesfurcht; denn ſie ſieht nur auf die willkührlichen Straſen ihrer böſen Handlungen, die ſie von Gott zu beſorſorgen hat (§. 175). Ob nun wohl dieſelbe in Ermangelung der kindlichen Furcht, auch bey vielen gute Wirkungen nach ſich zieht: So iſt ſie doch nicht tugendhaft. Man muß ſich alſo bemühen, ſie da, wo man ſie findet, in eine kindliche zu verwandeln. Dieſes geſchieht, wenn man denen, die Gott ſo knechtiſch fürchten, die Lehre einſchärfet: Daß Gott nicht ein tyranniſcher Richter, ſondern ein liebreicher Vater ſey; daß er nicht nur zu ſtrafen, ſondern auch zu belohnen wiſſe, und dieſes gemeiniglich lieber thue, als jenes; daß er allen Menſchen, auch ſo gar den Gottloſen, viel Gutes erweiſe; und daß endlich ſelbſt die Strafen zu ihrem Beſten abgezielet wären. Man ſehe hiervon was wir in der natürlichen Gottesgelahrtheit §. 1125. bis zum Ende des Cap. auch §. 1140. und §. 1170. erwieſen haben.

Timor ſervilis quomodo incutiatur impiis.

§. 699. Doch wer auch noch nicht einmal knechtiſcher Weiſe Gott fürchtet, und alſo ungeſcheut die ärgſten Ubelthaten begehet, weil er die natürlichen Strafen, die darauf folgen werden, entweder noch nicht empfindet, oder zu vermeiden hoffet: Dem muß man allerdings auch eine knechtiſche Furcht vor den willkührlichen Strafen Gottes beybringen. Daher überführe man ihn von der Allwiſſenheit Gottes (I. §. 1134). Man unterrichte ihn auch von ſeiner Gerechtigkeit, dadurch er die Strafen und Belohnungen in der Welt eintheilet (I. §. 1122). Man lehre ihn auch, daß es ein Grundgeſetze in der Stadt Gottes ſey, keinen boshaften glücklich werden zu laſſen (I §. 1168). Endlich überführe man ihn noch, daß es auſſer den natürlichen Strafen auch willkührliche in der Welt gebe (§. 48.) und zeige ihm in Exempeln, wie ſchrecklich Gott dieſelbe an vielen ausgeübet habe; benehme ihnen auch die Einwürfe, die dargegen gemacht werden können, (§. 47. §. 76.) und beſtätige dieſes zu letzt mit ſeiner eigenen Erfahrung.

Obiectio impiorum duplex & ſolutio.

§. 700. Es giebt noch Leute unter dieſen Ruchloſen, die ſich einbilden, Gott bekümmere ſich nicht um die Handlungen der Menſchen, indem er mit ungleich wichtigern Dingen beſchäftiget wäre, als daß er auf alle Kleinigkeiten acht geben könnte. Dieſen Epicuriſchen Einwurf zu heben, zeige man ihnen aus (I. §. 1162.) daß die Verſehung Gottes ihm keine Mühe mache: Weil ein unendlicher Verſtand alles auf einmal überſieht. Andre bilden ſich ein, der Lauf der Natur wäre nun einmal ſo oder ſo eingerichtet, folglich, würde Gott ihrer Handlungen halber, keine neue Glücks oder Unglücksfälle verordnen. Oder wenn ja dergleichen ihnen begegneten: So würden ſie ihnen doch begegnet ſeyn, wenn ſie gleich dieſes oder jenes nicht begangen hätten. Dieſen zeige man, daß Gott vermöge ſeiner Allwiſſenheit alles vorher geſehen, und nach ſeiner Weisheit, auch die Glücks und Unglücksfälle aufs beſte ausgetheilet habe.

Reuerentia quomodo oriatur & agnoſcatur.

§. 701. Die Ehrfurcht gegen Gott entſtehet aus der Betrachtung ſeiner Vollkommenheiten, und unendlich groſſen Eigenſchaften (§. 176). Ein Frommer wird alſo gegen Gott auch die vollkommenſte Ehrfurcht hegen. Will man alſo in jemanden dieſe Tugend erwecken, ſo lehre man ihn die Gröſſe der göttlichen Eigenſchaften, nach Anleitung der natürlichen Gottesgelahrtheit erkennen. Man beſtätige auch die Lehren derſelben aus der Erfahrung, durch die genauere Unterſuchung der Werke der Natur, als welche alle insgeſomt von den göttlichen Vollkommenheiten ein Zeugniß ablegen. Dieſe Mittel ſind nun deſto ſicherer, da die bloſſe Unwiſſenheit den Mangel der Ehrfurcht zuwege bringet. Es zeiget ſich aber die Ehrfurcht ſonderlich darinn, wenn jemand es nicht leiden kan, daß von Gott und ſeinen Werken verächtlich geſprochen wird; imgleichen, wenn ſich jemand bey aller Gelegenheit von den Geſchöpfen zum Schöpfer erhebet.

Bonitas Dei, fiduciam erga eum gignit.

§. 702. Wer von der Güte Gottes recht unterrichtet und überführet iſt, daß ſelbige allen Geſchöpfen ſo viel Gutes ertheile, als nur immer möglich iſt (I. §. 1140): Der ſetzt ſein Vertrauen auf Gott (§. 177). Damit alſo jemand ſein Vertrauen auf Gott ſetzen lerne, ſo überführe man ihn, daß Gott ſich nicht an der Unglückſeligkeit, ſondern an der Glückſeligkeit ſeiner Geſchöpfe beluſtige; u. daher ſer geneigt ſey, dieſelbe ſoviel ſich thun läßt, zu befördern: Daß alſo Gott ſeine Geſchöpfe nach dem Maaſſe der Vollkommenheit, ſo ſie an ſich haben, liebe, (I. §. 1125.) auch mit ihrer Schwachheit und Elende ein Mitleiden trage, in ſoweit dieſes keine Unvollkommenheit iſt (I. §. 1127); ja auch alles Böſe zum Beſten lenke (I. §. 1160). Endlich zeige man ihm dieſes aus der täglichen Erfahrung, und ſoviel möglich iſt an ſeinem eigenen Exempel. Denn ſo wird ſein Erkenntniß von dieſen Wahrheiten lebendig werden, und das Vertrauen auf Gottes Vorſorge wirken.

Obiectio quorundam qui iuſtitiam Dei timent.

§. 703. Viele ſetzten zwar gern ihr Vertrauen auf Gott, allein ſie fürchten ſich für ſeiner Gerechtigkeit: Weil ſie ſich nemlich vieles Böſen bewußt ſind, welches Gott nicht ungeſtraft laſſen kan. Dieſen zeige man denn, daß Gott auch denen, die von ihren Laſtern ablaſſen, die willkührlichen Strafen ſchenken, oder erlaſſen könne (§. 64); Die Schwachheitſünden aber auch nicht nach aller Schärfe zu ahnden pflege (§. 65.): Weil er wohl einſieht, daß einem Menſchen in den Umſtänden, darinn er ſich oft befindet, das Böſe faſt unvermeidlich wird. Ferner lehre man, daß auch die natürlichen Folgen der der Handlungen ſich vielmals, durch entgegengeſetzte gute Handlungen wieder verhüten, oder doch lindern lieſſen: Wenn man nur geſonnen wäre, ſich zu beſſern und tugendhaft zu wandeln. Ubrigens lehre man ihn begreifen, daß auch die Strafen ſelbſt, die ganz unvermeidlich blieben, dennoch ihnen zum Beſten dienen könnten, wenn ſie nur recht genutzet würden.

Obiectio aliorum ex aduerſitatibus petita.

§. 704. Andre zweifeln an der Güte Gottes deswegen, weil ihnen alles wiederwärtig geht, wie ſie ſichs einbilden. Dieſe nun lehre man begreifen, wie leicht man ſich in dem Urtheile von ſeinen eigenen Zufällen betrüge; indem man von einem kleinem Theile ſeines Lebens, oder Glückes, auf das ganze zu ſchlüſſen pflegt. Hernach bedenke man, daß dasjenige, was man ſich gewünſchet, und uns nicht gelungen, uns gewiß nicht gut geweſen ſeyn würde; und hergegen das was uns begegnet iſt, weit beſſer geweſen; zumal wenn man aufs künftige dabey ſieht. Sonderlich lehre man ſie bey allen Unfällen nachdenken, wie ſie ſich ſelbige zu nutze machen wollten; da denn nichts ſo böſe ſeyn wird, ſo nicht zu etwas gut ſeyn ſollte. Endlich bedenke man nur ob uns Gott nicht aus Güte dergleichen Wiederwärtigkeit zugeſandt, damit er unſer Gemüthe zur Tugend lenken möchte. Wer dieſes alles in acht nimmt, der wird aus der Erfahrung ſelbſt von der Güte Gottes ſattſam überſühret werden.

Teſtimonium M. Aurelii Antonini de bonitate Dei.

§. 705. Der Kayſer Marcus Aurelius iſt von dieſer Güte Gottes ſehr wohl unterrichtet geweſen, wenn er in ſeinem IV. Buche im 44. Cap. ſo ſchreibet: Haben die Götter einen Rathſchluß gemacht, was mir wiederfahren ſoll: So bin ich verſichert, ſie haben mein Beſtes beſchloſſen. Einen Gott aber ohne Rathſchluß kan man ſich nicht verſtellen. Warum ſollten mir aber die Götter Böſes thun? Und was würde es ihnen helfen? oder der ganzen Welt, für welche ſie ſorgen? Haben ſie aber nichts über mich inſonderheit beſchloſſen: So haben ſie doch das gemeine Beſte beſorget. Mit dieſem hängt das Meine zuſammen: So daß ich alles mit Freuden annehmen muß, was mir begegnet. Und B. VII. c. 41. ſchreibt er: Wenn die Götter weder für mich, noch für meine Kinder Sorge tragen: So geſchieht auch ſolches nicht ohne Urſache. Endlich im VIII. B. c. 47. heißt es: Hebe mich auf, und wirf mich, wohin du willſt! So wird doch mein Gemüth allenthalben gelaſſen ſeyn. Ich meyne, es wird zu frieden ſeyn, dafern es ſich ſeiner eigenen Natur und Pflicht gemäß betragen kan.

Acquieſcentia in voluntate Dei quomodo ſe gerat.

§. 706. Hieraus fließt alſo die Gelaſſenheit in den göttlichen Willen, und die Zufriedenheit mit ſeiner Regierung, dazu ein Tugendhafter auch verbunden iſt (§. 179). Denn

Denn indem er nach dem obigen von der Güte Gottes ſattſam überführet iſt: So läßt er ſich alles gefallen, was in der Welt geſchieht, und iſt verſichert, daß es nicht beſſer darinnen gehen könnte, als es der weiſeſte Monarch ſelbſt geordnet hat, und regieret. Er hoffet das Gute, auch wenn ers nicht ſiehet, und verzaget nicht, wenn es noch ſo übel gienge. Dieſer Tugend iſt unter andern auch die Ungedult entgegen geſetzt, die oft in ein Murren wieder Gott ausbricht, weil ſie von ſeiner Güte und weiſen Vorſehung, über alle Begebenheiten in der Welt, nicht ſattſam unterrichtet iſt. Um ſie alſo zu dämpfen, muß man ſie dem bisherigen zu Folge davon unterweiſen und überführen.

Teſtimonia & Exempla veterum.

§. 707. In dieſer Tugend können uns auch die Lehren und Exempel derjenigen Weltweiſen beſtätigen, die wir ſonſt Heyden zu nennen pflegen. Z. E. Epictet in ſeinem Handbuche ſagt, im 77. Cap. In einem jeden Fürnehmen ſoll man dieſes wünſchen: Führe mich, o Jupiter, und du Naturordnung, wohin ich von euch beſtimmet bin. Ich will unverdroſſen folgen: Wenn ich aber nicht wollte, würde ich nichts deſtoweniger folgen müſſen. Und im 79. führt er das Exempel des Socrates an, der, da er zum Tode verdamet war, im Gefängniſſe zu ſeinem

nem Freunde ſagt: O Crito, gefällt es Gott alſo wohl, ſo geſchehe es alſo. Mich kan Anytus und Melitus zwar tödten, aber nicht beleidigen. Der Kayſer, Marcus Aurelius aber ſchreibt B. IX. c. 6. alſo. Es iſt genug, uns in der Welt geruhig zu machen, wenn wir von allem, ſo uns begegnet, eine rechte Meynung faſſen; wenn wir das Gegenwärtige recht brauchen; wenn wir alle Zufälle mit Vergnügen annehmen, weil ſie von der allgemeinen Urſache aller Dinge herſtammen.

§. 708. Ein Zufriedener iſt vollkommen überzeuget, daß alles was in der Welt geſchieht, ſehr gut ſey, und wo nicht jedem ins beſondre nütze, dennoch unfehlbar zum gemeinen Beſten des menſchlichen Geſchlechts, und der Stadt Gottes überhaupt gereiche (I. §. 11): Ja, wenn es ihm gleich ſelbſt beſchwerlich fiele: So weis er doch, daß es nur eine bittere Arzney ſey, die deſto ſchönere Wirkungen nach ſich zieht, je herber ſie ſchmeckt. Daher iſt er allezeit vergnügt und frölich, ſein Gemüthe weis von keinem Kummer oder Gram; bey allem was vorfällt, ſtellt er ſich ſchon das Gute vor, ſo entweder bald, oder doch mit der Zeit daraus entſtehen wird: Und alſo bringt er ſein Leben in ungeſtörtem Vergnügen zu. Wo man dieſes Merkmal findet, da kan man ſchlüſſen,

Character animi voluntati diuinae relicti; vnde felicitas eius.

daß die Zufriedenheit mit dem Willen Gottes, und das Vertrauen auf denſelben auch verhanden ſey. Denn beyde hängen unzertrennt zuſammen.

Continuatio quoad connexas virtutes quae tranquillitatem promouent.

§. 709. Ferner iſt mit der Zufriedenheit auch die Genügſamkeit und Beſcheidenheit verbunden. Denn ein Zufriedner wünſchet ſich weder mehr Reichthum und Vermögen, als er nach ſeinen Umſtänden haben kan; noch auch mehr Hoheit und Anſehen in der Welt, als ihm nach ſeinem Stande wiederfahren kan. Denn er weis, daß nicht alles mögliche in dieſem Zuſammenhange aller Dinge zur Wirklichkeit gelangen kan, weil ſehr viele Urſachen dazu würden gehöret haben, die mit andern Begebenheiten in dieſer Welt geſtritten hätten. Was nun gewiſſer maſſen, das iſt unter gewiſſen Bedingungen unmöglich iſt, das wünſcht ſich kein Verſtändiger: So wie ſich niemand Flügel wünſcht. Folglich wünſcht ſich denn auch kein Zufriedener mehr Geld und Ehre als er hat; ſondern es wiederfährt ihm allezeit noch mehr als er wünſchet; welches denn ſeine Glückſeligkeit um ein merkliches vergröſſert.

Continuatio vlterior quoad inuidiam & triſtitiam fugandam.

§. 710. Wer in der bisher beſchriebenen Gemüthsverfaſſung iſt, der misgönnet auch niemanden ſein Glücke, oder ſeinen Stand. Denn er weis, daß es die Ordnung aller

Dinge ſo mit ſich gebracht, daß dieſer reich, und jener arm, der groß, und jener klein hat ſeyn ſollen. Er ſieht alſo, daß er die Vorſehung ſelbſt anklagen würde, wenn er andern dasjenige beneiden wollte, was ihnen von derſelben beſtimmet worden. Folglich iſt denn ein Zufriedener auch von aller der Unruhe, Qvaal und Bekümmerniß frey, die den Neid gemeiniglich zu begleiten pflegen. Endlich klagt er auch nicht über ſchwere Zeiten, oder ſchlechte Nahrkung und andre ſolche Zufälle, womit ſich die Misvergnügten zu plagen pflegen. Denn er weis, daß die Zeiten nicht beſſer haben ſeyn können, wenn das gemeine Beſte der Welt erhalten werden ſollen, und daß ſich wohl ein Menſch in den Lauf der Welt ſchicke, nicht aber der ganze Lauf der Welt nach einem einzigen Menſchen richten könne.

§. 711. Weil aber ein Zufriedner auch wohl weis, daß Gott keine Wunderwerke in der Welt ohne die allererheblichſten Urſachen thut: So macht er ſich auch die Hoffnung nicht, daß ihm alles was er nöthig hat, gleichſam ſchlafend wiederfahren werde. Er legt alſo die Hände nicht in den Schooß, ſondern thut das Seinige mit allem erſinnlichen Fleiſſe. Denn es iſt unmöglich den Endzweck ohne die Mittel zu erlangen; oder Vermögen und Ehre, ohne Fleiß und löbliche Thaten zu erhalten. Geſetzt aber, daß ihm nicht alle ſei-

Non tamen officia ſua negligit animus voluntati diuinae relictus.

ne Bemühungen nach Wunſche von ſtatten giengen: So verzaget er deßwegen noch nicht gleich. Er fährt vielmehr eifrig fort, in der feſten Verſicherung, die rechte Zeit ſey noch nicht da geweſen; werde ſich aber unverhofft einſtellen, wenn er nur nicht müde würde das Seine zu thun, und den Muth nicht ſinken lieſſe. Hier ſind dergleichen Exempel aus der Erfahrung anzumerken.

Inuocatio numinis, quid eam apud pium promoueat.

§. 712. Wir haben oben (§. 182. 183.) erwieſen, daß man Gott nicht nur innerlich, durch die Erhebung des Gemüthes anruffen; ſondern auch äuſſerlich mit dem Munde bethen ſollen. Wer alſo nicht nur tugendhaft, ſondern auch fromm ſeyn will, der muß dieſe Pflichten beobachten. Nun entſteht aber die Anruffung Gottes hauptſächlich aus der Uberzeugung von der Güte Gottes, wie daſelbſt gewieſen worden. Folglich muß ein Frommer dieſelbe täglich, ja ſtündlich in Betrachtung ziehen. Zu dem Ende bedenke er fleiſſig, wie viel Gutes ihm einen ganzen Tag durch wiederfahren; von wie manchem Ubel er frey geblieben, welches wohl andre betroffen, und wie er dieſes alles, der weiſen und gütigen Regierung Gottes zuzuſchreiben habe. Eben ſo überlege er, was für Gutes ihm wohl die folgende Nacht, oder nechſten Tag bevorſtehen, oder was für ein Ubel ihn irgend betreffen könnte: So wird die Anruffung Gottes um die Verleihung des erſten

ſten und Abwendung des letzten von ſich ſelbſt entſtehen.

Ad preces externas quid requiratur.

§. 713. Weil dieſes innerliche Anruffen auch in dem äuſſerlichen Gebethe zum Grunde liegen muß: So ſieht man leicht, daß ein bloſſes herſagen oder herleſen, gewiſſer Gebethsformulare nicht ein Gebeth heiſſen kan. Denn wenn derjenige, ſo ſolches thut, die Gedanken nicht dabey hat, oder das Formular nicht einmal verſteht: So iſt es ein bloſſes Gewäſche und ein leeres Geplauder. Daher iſt es 1) nöthig, daß ſolche Gebethsformeln in einer dem Bethenden geläufigen Sprache, und in verſtändlichen Worten und Redensarten abgefaſſet ſeyn müſſen. Ferner müſſen ſie ſo beſchaffen ſeyn, daß ſie viel Geiſt und Nachdruck haben, um die Aufmerkſamkeit des Bethenden zu erwecken, und das Feuer der Andacht bey ihm, theils zu entzünden, theils zu erhalten. Es ſollen alſo dergleichen Formulare nur von ſolchen Männern verfertiget werden, die eine groſſe Erkenntniß göttlicher Dinge, viel Beredſamkeit und Geiſt beſitzen.

Formulae precum quales eſſe & quomodo adhiberi debeant.

§. 714. Wenn nun eine Gebethsformel ſo beſchaffen iſt, daß ſie einen Bethenden erſtlich derjenigen Dinge erinnert, an welche er gedenken ſoll, wenn er bethet; das iſt, demſelben die göttlichen Eigenſchaften und Wohlthaten, und ſeinen eigenen Zuſtand in Anſehung derſelben zu Gemüthe führet; wenn ſie ferner deutliche und doch geiſtreiche Ausdrückungen in ſich hält, dadurch nicht nur der Verſtand, ſondern auch die Inbrunſt des Herzens gerühret wird: So ſind ſie allerdings nützlich, und ſehr wohl zu gebrauchen. Doch muß auch der Bethende ſeine Pflicht nicht vergeſſen, und theils mit einem von fremden Gedanken befreyten Gemüthe dazu ſchreiten, theils langſam und mit Nachdenken bethen, damit er aller Worte Kraft und Nachdruck einzuſehen, und auf ſeinen Zuſtand zu deuten, Zeit habe. Man ſieht aber auch, daß ein Verfertiger ſolcher Gebethsformeln, die Lehre von Erregung der Affecten, und die Regeln der Redner von der pathetiſchen Schreibart in ſeiner Gewalt haben müſſe.

Motiuum ad preces, ex vario earum vſu in pietate promouenda.

§. 715. Wenn nun die Anruffung Gottes dergeſtalt geſchieht, ſo iſt ſie nicht nur mit der Liebe und Furcht Gottes verbunden, ſondern ſie ſetzet auch das Vertrauen gegen ihn, und die Zufriedenheit mit ſeinem Willen zum voraus. Ja ſie verſtärket auch alle dieſe Tugenden um ein vieles, ſo daß ein fleiſſiger und andächtiger Bether dadurch noch immer frömmer wird. Weil nun die Frömmigkeit die Tugend zu einem höhern Grade der Vollkommenheit erhebt; das Gebeth aber die Frömmigkeit befördert: So erhellet die Nutzbarkeit deſſelben hier auf eine neue Art; und kan alſo einen kräftigen Bewegungsgrund dazu abgeben. Es erlangt

nem·

nemlich ein Bethender eine gewiſſe Herrſchaft über ſeine Sinne, Einbildungskraft und Affecten. Ja er erneuert auch ſeinen Vorſatz im Guten fortzufahren, und ſich künftig noch mehr und mehr dem göttlichen Willen zu überlaſſen.

Motiuum & medium ad gratiarum actionem.

§. 716. Endlich weil bey dem Gebethe auch die Betrachtung der göttlichen Vollkommenheiten, und der uns von Gott erzeigten Wohlthaten vorkommt: So beluſtiget ſolche auch das Gemüthe eines Bethenden; und er geräth dadurch oft in eine empfindliche Freude. Hieraus erwächſt denn alſo die Dankbarkeit, die auch von der Anruffung Gottes faſt nicht zu trennen iſt. Denn die Liebe gegen einen ſo wohlthätigen Gott iſt das, was wir die Dankbarkeit nennen, und die Erzehlung ſeiner Wohlthaten iſt es, was wir die Danſagung heiſſen (§. 186). Da nun die poetiſchen Ausdrückungen, lebhaften Beſchreibungen, und ſtarken Figuren in der Schreibart viel zu Erhebung und Ermunterung der Gemüther beytragen; die Muſik aber auch eine Kraft hat, die Herzen zu rühren: So bedient ſich ein Frommer auch mit Recht der Lobgeſänge oder Danklieder, ſeine Dankſagung deſto feuriger und brünſtiger zu machen.

Cultus Dei internus & externus.

§. 717. **Der Gottesdienſt**, beſteht in Ausübung derjenigen Handlungen, wozu die göttlichen Eigenſchaften Bewegungsgründe ab-

abgeben, und wer denſelben ausübet, wird **Gottſelig** genennet. Sind nun dieſe Handlungen innerliche, wie z. E. die Liebe, Furcht und Anruffung Gottes: So nennet man dieſes einen **innerlichen** Gottesdienſt. Sind es aber äuſſerliche Handlungen, die auch andern in die Sinne fallen: So heiſſen ſie der **äuſſerliche** Gottesdienſt; als zum Exempel das Gebeth, das Lobſingen, u.d.gl. Man ſieht aber aus dieſer Erklärung leicht, daß alle und jede Handlungen, die aus der Frömmigkeit ihren Urſprung haben, ein wahrhafter Gottesdienſt ſind; ſie mögen nun gegen uns ſelbſt, oder gegen andre ausgeübet werden. Ein Frommer dient nemlich Gott ohn Unterlaß, und in allem was er thut oder vornimmt. Denn alle ſeine Handlungen befördern die Ehre Gottes, indem ſie die Vollkommenheit und Glückſeligkeit aller Menſchen befördern.

Quid ad cultum externum potiſſimum referatur.

§. 718. Doch pflegt man ins beſondre diejenigen Handlungen den **äuſſerlichen Gottesdienſt** zu nennen, die man zu Beförderung des Erkenntniſſes Gottes und ſeiner Wohlthaten, und zu Fortpflanzung der Tugend und Frömmigkeit vorzunehmen pflegt. Dahin gehört nun auſſer dem obgedachten Bethen und Singen, die Anhörung und Mittheilung des Unterrichts von Gott und unſern Pflichten; auch das eigene Nachleſen ſolcher Bücher, die zur Erbauung abzielen.

len. Ferner muß man diejenigen Ceremonien hieher rechnen, die uns unſeres Verſatzes, oder unſrer Pflicht zu erinnern geſchickt ſind; als z. E. die Muſiken, um an gewiſſen Feſttagen entweder die Freude, oder die Traurigkeit zu befördern. Weil nun hierbey alles ordentlicher zugeht, wenn man gewiſſe Tage, und gewiſſe Oerter beſtimmet, wenn und wo man ſich verſammlen will, ſolche Handlungen vorzunehmen: So iſt auch die Beſuchung ſolcher Verſammlungen zum äuſſerlichen Gottesdienſte zu zählen.

Cultus publicus quare neceſſarius ſit.

§. 719. In dieſer Abſicht pflegt man denn dieſes den **öffentlichen Gottesdienſt** zu nennen; weil nemlich alle die Handlungen vor den Augen ganzer Gemeinen vorgenommen werden. Weil nun dieſer öffentliche Gottesdienſt eine Folge des innerlichen iſt, und davon ein Zeugniß ablegt, auch andern eine Aufmunterung zum Guten geben, und alſo die Ehre Gottes befördern kan: So enthält ſich kein Frommer dieſer Zuſammenkünſte, die dazu beſtimmet ſind. Er wohnet ihnen aber auch mit aller Ehrerbiethung bey, die er Gott, und den wichtigen Ubungen, die daſelbſt vorgenommen werden, ſchuldig iſt. Er bethet und ſinget nicht nur mit dem Munde, ſondern mit dem Herzen (§. 1134.) zugleich: Er höret den öffentlichen Unterricht aufmerſam an: Er beobachtet auch die eingeführten Ceremonien zur Erweckung, oder

Erhaltung ſeiner Andacht; und wiederholt auch wohl zu Hauſe, was er Gutes gemerket hat.

Motiua ad cultum externum & publicum.

§. 720. Zu Bewegungsgründen zu dem allen kan verſchiedenes dienen. Anfänglich kan man ſeine eigene Frömmigkeit durch die Exempel andrer Gottſeligen ſtärken, und ſeinen Eifer im Guten, der ohnedem leicht matt zu werden pflegt, merklich anfeuren. Hernach kan man aus dem öffentlichen Unterrichte gelehrter und beredter Männer, manche erbauliche Lehre faſſen, oder ſich doch mancher nützl. Wahrheit erinnern, die man zwar ſchon gewußt hat, oder daran man doch nicht oft gedenket. Endlich kan man ſelbſt andern ein gutes Exempel geben, und ſie zu gleichem Eifer in der Gottſeligkeit aufmuntern. Ich übergehe hier noch den Vortheil, den man auch davon hat, wenn man von andern vor einen frommen und gottſeligen Menſchen gehalten wird; und den Schaden, der uns erwächſt, wenn man uns vor Verächter der Gottſeligkeit anſieht; als in welchem Falle der innerliche Gottesdienſt allein nicht zureichet.

Ende der Tugendlehre.

Der

Der
Practiſchen
Weltweisheit
Vierter Theil.
Die
Staatslehre.

Einleitung
zur
Staatslehre.

§. 721.

Quid ſit Politica?

Die **Staatslehre** oder die Politik iſt eine Wiſſenſchaft, die Wohlfahrt des gemeinen Weſens zu befördern. Das gemeine Weſen nennt man auch eine **Republik** im weiterm Verſtande, da es überhaupt eine groſſe Anzahl von Leuten bedeutet, die in eine Geſellſchaft getreten ſind, ſich vor feindlichen Anfällen zu ſchützen, und das gemeine Beſte zu befördern. Die Wohlfahrt der Republiken kommt alſo theils auf die äuſſerliche Sicherheit vor Feinden, theils auf die innerliche Ruhe und Glückſeligkeit der Bürger an. Und da die Staatslehre eine Wiſſenſchaft von Beförderung dieſer Wohlfahrt ſeyn ſoll: So muß ſie auch zeigen, wie das gemeine Weſen von auſſen ſicher, von innen ruhig und glücklich gemachet werden könne.

Origo rerum publicarum & diuiſio operis inde fluens.

§. 722. Als die erſten Republiken entſtunden, traten nicht nur einzelne Perſonen, ſondern auch einfache und zuſammengeſetzte Geſellſchaften zuſammen, um das gemeine in Oeconomicam & ciuilem doctrinam.

Beſte zu befördern. Der eine hatte eine Frau, der andere einen Bedienten, der dritte beydes, der vierte auch wohl Kinder und mancherley andre Hausgenoſſen. Dieſer Art hatten ſich wohl ſchon verſchiedene zuſammen gefunden, und nahe bey einander gewohnt; die hernach als ein Dorf ſich mit vielen andern dergleichen Dörfern, Flecken, und kleinen Städten vereinigten, um einen Staat oder ein gemeines Weſen auszumachen. Wir werden alſo in unſrer Politik auch von den einfachen Geſellſchaften, oder vom Hausweſen handeln müſſen, und dieſe Haushaltungskunſt wird der erſte Theil unſrer Staatslehre ſeyn; Die Regierungskunſt aber den andern ausmachen.

Contenta Politicae.

§. 723. In den Republiken giebt es nachmals zweyerley Gattungen der Perſonen: Einige darunter regieren, andre gehorchen ihnen: beyde aber haben gewiſſe Pflichten zu beobachten, auf deren Erfüllung die Wohlfahrt eines Staates ankommt. Die einzelnen Geſellſchaften beſtehen wiederum aus allerley Perſonen, die gleichfalls allerley Pflichten in acht nehmen müſſen, wenn das Hausweſen in gutem Stande ſeyn ſoll. Die Politik muß alſo lehren, was für Tugenden theils im Hausſtande, theils im Regentenſtande herrſchen ſollen, damit die gemeine Wohlfahrt erhalten werden könne. Imgleichen muß die letztere lehren, wie die Republik einzurichten, zu verwalten, und zu vertheidigen ſey: Woraus denn die Nutzbarkeit derſelben ſattſam erhellet.

Der

Der I. Abſchnitt
von der
Haushaltungskunſt.

Das I. Hauptſtücke
von der
Wohlfahrt des Eheſtandes.

§. 724.

Qualis conjux eligi debeat.

Da die Abſicht des Eheſtandes vornehmlich die Erzeugung und Auferziehung der Kinder; ſodann aber auch die gemeinſchaftliche Beförderung der Glückſeeligkeit iſt: So iſt wohl die erſte Folgerung aus dieſer oben (§. 326.) gegebenen Lehre, daß man ſich zur Ehe eine Perſon zu erwählen habe, durch welche beydes ſo gut als möglich iſt, erhalten werden kan. Zur Erzeugung der Kinder gehören geſunde, und von Natur dazu tüchtige Leute, die auch weder zu jung, noch zu alt ſind. Zur guten Erziehung, gehören theils verſtändige und tugendhafte Perſonen, theils ſolche, die allen dazu nöthigen Vorſchub thun können. Zur gemeinſchaftlichen Glückſeligkeit aber gehören Leute, die einander lieben, und zu einer wahren und beſtändigen Freundſchaft geſchickt ſind. Ein jeder ſieht hieraus, was er ſich für eine Gattin, oder für einen Gatten zu erwählen habe.

Motiua ad electionem prudentem coniugis.

§. 725. Damit man ſich in dieſer Wahl eines Ehegatten deſto behutſamer verhälte, muß man ſich die vielen übeln Ehen fleißig vorſtellen, dadurch ſich ſo viele unglücklich machen. Denn viele denken nicht an die Helfte von denen zu einer glücklichen Ehe erforderten Eigenſchaften eines guten Ehegatten. Sie ſehen entweder nur auf Familien, oder auf Schönheit, oder auf das bloſſe Vermögen, oder auf den Stand und Rang der Perſonen, die ſie heyrathen wollen. Was Wunder iſt es denn, daß die wenigſten Ehen wohl gerathen? Wer alſo glücklich freyen will, muß ſich nicht übereilen, auch nicht auf die Vorſchläge eigennütziger Mittelsperſonen trauen; ſondern diejenige Perſon ſelbſt durch einen langen Umgang, dem Gemüthe nach kennen, die er zu heyrathen gedencket; auch von ihrer tugendhaften Gegenliebe ſelbſt überzeuget ſeyn, nicht aber durch Zwang der Eltern das Jawort bekommen.

Caſtitas in coniugio & ab adulterio abſtinentia.

§. 726. Weil nun der Beyſchlaf nur um des Kinderzeugens halber geſchehen ſoll, wie das Recht der Natur (§. 328) befiehlt: So ſollen auch verehlichte Perſonen ihre Wolluſt mäßigen, und ſelbſt im Eheſtande keuſch ſeyn. Hieraus flieſſet denn, daß ſie ſich auch aller unzüchtigen Worte, Geberden, und Kleidungen zu enthalten haben, wodurch die böſe Luſt gereizet

reizet und aufgebracht werden kan. Vielweniger wird es einem Tugendhaften anſtehen, einen Ehebruch zu begehen, als welcher ganz wieder den Ehelichen Vertrag, und die Abſicht des Eheſtandes läuft (§. 333). Denn da die Kinder ſo auſſer dem Ehebette von dem Manne erzeuget würden, nicht mit zur Familie gehören, oder nur den rechtmäßigen Erben die Liebe und das Vermögen zur Auferziehung entziehen würden: So hat ſich derſelbe billig aller Ausſchweifungen zu enthalten.

Motiua ad fidelitatem ſeruandam.

§. 727. Von Seiten der Weiber iſt die Unbilligkeit noch faſt gröſſer. Denn ſie würden dadurch dem Manne die Laſt aufbürden, fremde Kinder zu ernähren, und alſo ſeinen eigenen und rechtmäßigen manches zu entziehen. Ja ſich ſelber thäte eine ſolche Frau unrecht. Denn ſie bedächte ihre Ehre nicht, die gewiß mit ſolcher Lebensart ſo wenig, als eine ordentliche Haushaltung beſtehen kan. Sie würde ſich den traurigen Wirkungen der Eiferſucht bloß geben, und täglich in Lebensgefahr ſchweben. Sie würde ihren Mann bewegen, ihr auch untreu zu werden, und alſo müſte das Hausweſen den Krebsgang gehen. Wäre indeſſen einer von beyden Ehegatten zu den Abſichten des Eheſtandes ganz untüchtig, ſo daß keine Hoffnung mehr da wäre: So wäre es doch nicht erlaubt Ehebruch zu treiben. Denn da müſte gehörigen Ortes die Eheſcheidung geſuchet werden, als die in ſolchen Fällen geſchehen muß, wo die Untüchtigkeit erwieſen werden kan.

Amor coniugum qualis eſſe debeat & motiua ad eundem.

§. 728. Die gemeinſchaftliche Beförderung der Glückſeligkeit iſt der andre Endzweck des Eheſtandes; und dieſen zu erhalten, müſſen die Ehegatten einander herzlich lieben: Nicht nur mit einer allgemeinen Menſchenliebe, ſondern mit einer ganz beſondern Freundſchaftsliebe, dadurch ſie einander von allen übrigen Menſchen in der Welt unterſcheiden. Daraus folget, daß ein Ehegatte die Wohlfahrt des andern, der Wohlfahrt aller andern Perſonen, wer ſie auch ſeyn möchten, vorziehen muß. Auſſer dem beyderſeitigen Vergnügen, welches aus einer ſo brünſtigen Zuneigung, die ſich durch tägliche, ja ſtündliche Proben zu verſtehen giebt, entſtehet; kan auch das einen Bewegungsgrund dazu abgeben, daß die Kinder aus ſolchem Exempel der Eltern friedlich und liebreich miteinander werden umgehen lernen. Denn was man in ſo zarten Jahren von andern ſieht, das macht einen ſehr tiefen Eindruck in die Gemüther.

Media ad amorem mutuum augendum & conſeruandum.

§. 729. Um dieſe Liebe unter Ehegatten zu erwecken, und beſtändig zu unterhalten, iſt ſehr dienlich I.) auf alle die guten Eigenſchaften des Gemüthes, Leibes, und äuſſerlichen Weſens, ſeine Gedanken zu richten, die dem Ehegatten vor tauſend andern Perſonen eigen ſind. II.) Seinen Eheſtand mit dem Eheſtande andrer Leute zu vergleichen, die bey weitem ſo glücklich nicht gewählet, und ſolche Ehegatten am Halſe haben, die ihnen eine tägliche Hölle verurſachen. III.) Selbſt zur

Zärtlichkeit den Anfang zu machen, und mit neuen Gefälligkeiten ſeinem Gatten beſtändig zuvorzukommen, und ihm alſo ſeine Liebe gleichſam abzunöthigen. IV.) Endlich ſeinem Ehegatten zu Liebe gewiſſe Dinge zu unterlaſſen, die deſſen Herz von uns abwenden könnten, auch gewiſſe Fehler abzulegen, die demſelben an uns misfallen möchten. Wenn dieſes von beyden Theilen zugleich geſchähe, ſo würde es gar keine unglückliche Ehen in der Welt geben.

Amor mutuus quare neceſſarius & quomodo explorandus.

§. 730. Wie es nun nicht möglich iſt, gegen alle Perſonen in der Welt ſo viel Zärtlichkeit und Gefälligkeit zu haben: So erhellet, wie nöthig eine kluge Wahl hier ſey, daß man eine Perſon finde, die nicht nur unſrer Liebe werth, ſondern auch eben ſo geneigt ſey, uns wieder zu lieben. Denn iſt dieſes nicht: So iſt gewiß ein unglücklicher Eheſtand zu vermuthen. Wie ſchwer aber dergleichen Perſonen einander, ohne eine lange vorhergehende Bekanntſchaft, antreffen, kan man aus der eingeführten Verſtellung ſchlieſſen, die beyderley Geſchlechtern faſt zur andern Natur geworden. Wer ſich alſo nicht ſelbſt hintergehen will, der wird ſich der Perſon, die er liebet, nicht anders zu zeigen ſuchen, als er wahrhaftig iſt; ſich nicht vor reicher, vornehmer, geſchickter, luſtiger, oder angenehmer ausgeben, als er iſt: Damit nicht die Gegenliebe bey erfolgter Entdeckung des Betruges, ganz und gar aufhöre.

Conſectaria amoris in vita & morte.

§. 731. Weil beyde Ehegatten einander zu lieben, und ihre Glückſeligkeit zu befördern verbunden ſind: So müſſen ſie auch beyderſeits ihr Vermögen zu erhalten, und zu vermehren befliſſen ſeyn. Daher liegt es nicht nur dem Manne ob, das Eingebrachte ſeiner Gattin wohl zu verwalten, und ihr ſelbiges, auf den Fall ſeines frühern Hintritts, ungemindert zu erhalten; ſondern ihr auch wohl von dem Seinigen etwas, als eine Erkenntlichkeit vor genoſſene Treue und Liebe, zu hinterlaſſen. Hingegen iſt es auch die Pflicht einer Frau, das Vermögen, und den Erwerb ihres Mannes in der Haushaltung mit Sparſamkeit zu verwalten, ſo daß der Noth- und Ehrenpfennig nicht mit in dem Zehrpfennige darauf gehe. Ja auch dieſe kan bey ihrem Ableben zu einer Vergeltung der genoſſenen Zärtlichkeit und Freundſchaft, ihrem Gatten einen Theil ihres Vermögens nachlaſſen.

Das II. Hauptſtücke
von der
Kinderzucht.

§. 732.

Parentum requiſita generalia ad

Die Wohlfahrt einer Geſellſchaft beſteht in der ungehinderten Beförderung des gemeinen Beſten, welches mit zuſameducationem liberorum.

zuſammengeſetzten Kräften erhalten werden kan. Nun iſt zwiſchen Eltern und Kindern eine ſolche Geſellſchaft (§. 340) deren Wohlfahrt befördert werden ſoll. Folglich müſſen die Eltern zuförderſt zuſehen, daß es ihnen nicht an den nöthigen Mitteln und Kräften dazu fehlen möge; hernach aber auch die Hinderniſſe der guten Auferziehung aus dem Wege räumen. Das heißt, Eltern müſſen auf ein Vermögen denken, davon ſie die Unkoſten der Kinderzucht beſtreiten können, und ſelbſt ſo viel Verſtand und Tugend haben, daß ſie durch gute Regeln und Exempel zarte Gemüther zum Guten anzuführen vermögend ſeyn mögen. Hieraus erhellet, daß man im Heyrathen allerdings auch auf den Verdienſt oder das Vermögen derjenigen Perſonen zu ſehen habe, die man erwählen will; damit die Laſt der Auferziehung nicht einem allein auf den Hals falle, ſondern wie billig iſt, von allen beyden getragen werde.

Media educationis communia in educandis quibuscunque liberis.

§. 733. Die Kinder ſollen zu rechtſchaffenen Leuten und tugendhaften Bürgern des gemeinen Weſens gemachet werden. Folglich muß man dieſelben zu den dreyfachen Pflichten gegen GOtt, ſich ſelbſt, und andre, beyzeiten anführen; und ihnen in zarter Kindheit ſchon eine Fertigkeit im Guten beybringen. Nun gründen ſich die freyen Handlungen alle auf den Verſtand, und das Erkenntniß, ſo derſelbe vom Böſen und Guten hat. Alſo müſſen denn die Eltern von dem

Unterrichte den Anfang machen, und ihnen nicht nur allerley gute Begriffe von practiſchen Dingen; ſondern auch Regeln der Handlungen beybringen, und ſie nach dem Begriffe derſelben mit Gründen unterſtützen. Sonderlich iſt hierzu nöthig, daß man ſie zum Leſen, Schreiben und Rechnen anführe, wodurch die Gemüths-Kräfte ſehr geübet, und zu vielen andern Dingen geſchickter gemacht werden. Auch fremde Sprachen, ſonderlich die Franzöſiſche, und etwas von der Lateiniſchen ſind im gemeinen Leben ſehr nützlich, und müſſen alſo in früher Jugend ſchon erlernet werden.

Media ſpecialia circa emendationem intellectus eiusque primam operationem.

§. 734. Wo die Auferziehung mit mehrerer Sorgfalt geſchehen ſoll, da müſſen verſtändige Lehrmeiſter auf alle Gemüthskräfte der Kinder ins beſondre acht haben. Bey der erſten, oder der Empfindungskraft, müſſen ſie erſt auf viele klare Begriffe denken, und zu dem Ende die Kinder viel ſehen und empfinden laſſen, und ihnen die dazu gehörigen Wörter vorſagen, ſie aber nachſprechen und behalten laſſen. Nachmals muß man ihnen die klaren Begriffe zur Deutlichkeit bringen helfen, und ihnen zu dem Ende die Aufmerkſamkeit auf die Theile zuſammengeſetzter Dinge, oder auf die Merkmaale der andern erwecken. Zu dem Ende ſind die geometriſchen Figuren ſehr beqvem, ihren Verſtand daran zu üben. Wie ſich nun dadurch erſtlich die Scharfſinnigkeit allmählich einſtellet: So wird auch der Witz allmählich geübet, wenn man ſie im Zeichnen übet; als wo ſie die Aehnlichkeiten der Dinge wahrnehmen, und alſo die einzelnen unter ihre Arten und Gattungen bringen lernen.

Media quoad ſecundam operationem.

§. 735. Bey der andern Kraft des Verſtandes, und zwar erſtlich bey den anſchauenden Urtheilen, muß man ſie zu der nöthigen Behutſamkeit in den Erfahrungen gewöhnen. Man muß ſie vor der Ubereilung und dem Fehler des Erſchleichens warnen, und zwar in Gelegenheiten, da ſie von ihnen ſelbſt begangen worden; oder in andern Fällen, daran ſie gleichwohl theil gehabt. Bey den Folgerungs-Urtheilen muß man ſie warnen, daß ſie nicht ohne zureichende Gründe etwas für wahr annehmen, oder auf eines andern Auſſage ſchlechterdings trauen ſollen. Man muß ſie alſo bey allem was ſie hören, angewöhnen zu fragen: Warum das ſo ſey, oder ſeyn müſſe? Woher das komme? Und warum man es nicht anders machen könne? Denn ſo werden ſie das Vorurtheil des Anſehens vermeiden lernen, und allmählich zur dritten Kraft des Verſtandes angeführet werden.

Media quoad tertiam operationem.

§. 736. Um ſie ferner zu den Vernunft-Schlüſſen anzuführen, muß man ihnen in leichten Exempeln zeigen, daß allemal drey Sätze zu einer Schlußrede gehören, und ſie anführen, aus jedem Schlußſatze und dem davon angegebenen Beweisgrunde einen förmlichen Schluß zu machen. Wenn ſie dieſes fertig thun können, muß man ſie die Wahrheit der Förderſätze unterſuchen und von neuem darthun lehren, welches leicht angeht, wenn man ihnen dieſelben in Zweifel zieht, und ſie fragt, warum ſelbige wahr ſind? Auf die Weiſe bekommen ſie nun eine Einſicht in den Zuſammenhang der Wahrheiten, ſo weit es ihre Jahre verſtatten. Kommen ſie nun damit allmählich fort, ſo kan man auch wohl eine kleine Vernunftlehre zur Hand nehmen, die aber in ihrer Mutterſprache ſeyn muß, damit ſie nicht zweyerley auf einmal lernen dörfen. Auch iſt es ſehr dienlich, die leichteſten Demonſtrationen der geometriſchen Lehrſätze ihnen begreiflich zu machen.

Media corrigendae voluntatis

§. 737. Nun muß man neben den Ubungen des Verſtandes auch die Beſſerung des Willens vor die Hand nehmen, und ſie lehren, bey alle ihrem Thun und Laſſen zu bedenken, ob es auch zu ihrem und anderer Leute Beſtem, und zur Ehre GOttes gereiche oder nicht? So lange ſie dieſes noch nicht ſelbſt beurtheilen können, muß man es ihnen ſagen, auch wohl in leichten Exempeln zeigen, wie dieſes oder jenes entweder ihnen ſelbſt, oder andern ſchädlich ſey. Sind die Folgen gewiſſer böſen und guten Handlungen nicht ſo gleich da: So muß man ihnen durch willkührliche Strafen und Belohnungen

gen Bewegungsgründe geben, jenes zu laſſen, und dieſes zu thun: bis ſie mit der Zeit weiter hinaus denken, und auch auf das künftige ſehen lernen. Man benehme ihnen auch die Gelegenheit, böſe Exempel zu ſehen, oder mache ihnen gleich durch den Tadel, oder die Anmerkung der darinn liegenden Schändlichkeit einen Abſcheu davor. Hergegen gebe man ihnen ſelbſt ein beſſer Exempel, und verweiſe ſie auf die Nachahmung deſſelben.

Directio ludorum ad vſum corporis et animae.

§. 738. Weil doch die Kinder zum Zeitvertreibe Spiele nöthig haben, ſo gewöhne man ſie zu ſolchen, die ihnen nützlich oder wenigſtens nicht ſchädlich ſeyn können. Dahin gehören diejenigen; die eine Bewegung des Leibes, oder eine Ubung des Verſtandes erfordern. Denn durch die erſtern wird die Geſundheit und Stärke der Gliedmaſſen deſto dauerhafter; durch dieſe aber werden die Gemüthskräfte zur Fertigkeit gebracht. Man laſſe ſie aber z. E. im Laufen, Ballſpiel, Kegelſpiel und allen andern Spielen immer nur um die bloſſe Ehre, und um das Lob der Zuſchauer zu erhalten, kämpfen, nicht aber um Geld oder andre Näſchereyen; damit ſie ehrliebend, nicht aber geizig, oder wollüſtig werden mögen. Doch lehre man ſie auch durch ihren Fleiß in der Arbeit Geld verdienen, und ſelbiges auch verwalten; damit ſie lernen mögen, wie ſauer es erwerben werde, und wie man darben müſſe, wenn es unbedachtſam verſchwendet worden.

Modeſtia infantibus ingeneranda.

§. 739. So wie man nun die Kinder bey zeiten zu einer tugendhaften Ehrliebe anzugewöhnen hat: So muß man ſie gleichwohl auch zur Beſcheidenheit anführen. Zu dem Ende muß man ſie lehren, daß ſie die Ehre von andern nicht fordern, ſondern erſt verdienen, und alsdann geduldig erwarten müſſen. Man lehre ſie auch andre Leute höher als ſich ſelbſt ſchätzen, zumal alle die älter ſind, als ſie. Zu dem Ende mache man ſie auf alle die guten Eigenſchaften andrer Leute aufmerkſam, und rede mit einiger Hochachtung in ihrer Gegenwart davon; zeige ihnen auch wohl, daß ſie darnach ſtreben müſſen. Ja man lehre ſie aus Exempeln, daß auch Leute von ſchlechterm Stande manches an ſich hätten, das ſie nachahmen müſten, damit ſie niemanden geringe ſchätzen, ſondern jeden nach ſeinen Verdienſten hochachten lernen. Es müſſen ihnen aber die Eltern in dem allen mit gutem Exempel vorgehen.

Sinceritas taciturnitas & comitas quoque docenda eſt.

§. 740. Ferner muß man die Kinder zur Aufrichtigkeit und Verſchwiegenheit angewöhnen, und zu dem Ende die Lügen und das Ausplaudern an ihnen ſehr beſtrafen; ihnen auch wohl die Strafe zuweilen ſchenken, wenn ſie nur aufrichtig geſtehen, was ſie oder andere gethan haben. Wenn Kinder einander etwas verſprochen haben, ſo muß man ſie anhalten, ihr Wort zu halten, damit ſie, wenn es ihnen etwa ſauer ankäme ſolches zu thun, künftig nicht ſo leichtſinnig im Verſprechen, und deſto ehrlicher im Halten ſeyn mögen. Man übe ſie auch in der Verſchwiegenheit, indem man ſie niemals fraget, was ſie bey andern geſehen oder gehöret, und ihnen verbiethet anderwerts zu erzählen, was ſie zu Hauſe gegeſſen oder getrunken, wer ſie beſuchet, und was man vorgenommen habe. Endlich gewöhne man ſie auch zur Höflichkeit in Worten und Geberden, und lehre ſie einem jeden auf ſeine Frage Red und Antwort geben.

Pietati qua ratione adſueſieri poſſint.

§. 742. Damit aber auch die Kinder zur Frömmigkeit geſchickt werden mögen, ſo muß man ihnen beyzeiten, das Erkenntniß GOttes beybringen, und zwar ſo viel möglich iſt, ein lebendiges. Dieſes geſchieht, wenn man ihnen bey allen Geſchöpfen, die ihre Sinne ſtark rühren, Gelegenheit giebt, an den Schöpfer zu denken: Z. E. wenn ſie bey Tage die Sonne, bey Nacht den Mond und den geſtirnten Himmel ſehen; wenn ſie den Donner und Blitz, ſtarke Platzregen und Sturmwinde empfinden, oder ſchöne Gegenden von Wäldern, Bergen und Feldern, ingleichen Seen und Meere ſehen. Denn da muß man ihnen ſagen, daß GOtt alles dieſes gemacht habe, regiere und erhalte. Ja man muß ſie auch auf die Wohlthaten, die GOtt ihnen erzeiget, aufmerkſam machen, und ſie dadurch zur Liebe, Furcht und

Ehre GOttes, imgleichen zum Vertrauen gegen ihn aufmuntern; ja auch GOtt anzuruffen und ihm zu danken, angewöhnen.

Media obedientiam amorem & reverentiam erga parentes liberis ingenerandi.

§. 743. Endlich müſſen Kinder auch zum Gehorſam gegen ihre Eltern, zur Liebe gegen dieſelben, und zur Ehrfurcht angeführet werden; als ohne welche Stücke die Einrichtung ihrer Handlungen nicht füglich von jenen geſchehen kan. In dieſer Abſicht muß man ſie angewöhnen, nichts ohne ihrer Eltern Wiſſen und Willen zu thun, wieder ihren Befehl aber gar nichts zu unternehmen. Hierbey thun die Eltern denn wohl, daß ſie ihre Jugend zu einer gänzlichen Uberlaſſung anführen; indem ſie ihnen beyzeiten ihren Willen brechen, und ſich durch kein Weinen oder Schreyen bewegen laſſen, ihnen das zu geben, was man ihnen abgeſchlagen. Sie müſſen ihnen aber auch vielmals ungefordert was angenehmes geben, damit ſie eine Liebe zu ihnen bekommen mögen. Zu dem Ende aber iſt es gut, wann die Lehrmeiſter oder Wärterinnen die Kinder auf die Wohlthaten der Eltern, imgleichen auf ihre guten Eigenſchaften aufmerkſam machen, damit Liebe und Ehrfurcht in ihnen entſtehen möge.

Gratitudo quomodo promoveatur & motiva ad praecedentia omnia.

§. 744. Wenn Kinder auf dieſe Art erzogen werden: So iſt kein Zweifel, daß ſie nicht mit der Zeit erkenntlich und dankbar gegen ihre Eltern werden ſollten. Denn wenn ſonderlich die Eltern mit ihnen in anwachſenden Jahren, als mit vernünftigen leuten umzugehen anfangen, ja ſie wohl als Freunde in allerley Dingen oder Geſchäften zu Rathe ziehen: So gewinnen dieſe ein beſondres Vertrauen zu ihnen, welches denn ihre Liebe um ein vieles verſtärket. Noch mehr Bewegungsgründe zur ſorgfältigen Auferziehung giebt die Freude über wohlgerathene Kinder, nebſt dem Herzenleide über die übelgerathenen, an die Hand; davon man die Exempel überall antrifft, und davon der Grund immer in ihrer Auferziehung zu ſuchen iſt. Mehr beſondre Regeln davon findet man in Lockes Buche von Erziehung der Knaben, und Fenelons Tractate von Erziehung der Töchter.

Das III. Hauptſtücke

von

Regierung des Hausgeſindes und ganzen Hauſes.

§. 745.

Alle Geſellſchaften haben die Gemeinſchaftliche Wohlfahrt zum Zwecke (§. 319). Da nun die herrſchaftliche Geſellſchaft eben dieſe Abſicht hat (§. 355.) und dieſelbe nicht erhalten kan, wo nicht Herr und Knecht alles was in ihren Kräften ſteht, zu Beförderung des gemeinen Beſten beytragen (§. 356): So muß ein Hausherr allen

Qua ratione salus societatis herilis promoveatur.

Fleiß anwenden, damit dieſen Pflichten des Geſetzes der Natur in ſeinem Hauſe ein Gnügen geſchehe. Dieſe Sorgfalt und ihre beſtändige Ausübung verſtehen wir durch die **Regierung des Geſindes**. Man ſieht aber leicht, daß auch die Herrſchaften ſelbſt verbunden ſind ihre Pflicht zu beobachten, und ihre mit dem Geſinde gemachten Verträge zu halten. Denn thäten ſie dieſes nicht, ſo würde es ihnen theils an gehorſamen und wohlgearteten Dienſtbothen fehlen; theils würden ſie ſich einen übeln Namen dadurch erwerben, wenn ſie um aller Kleinigkeiten willen ihr Verſprechen nicht halten wollten.

Motiua ſeruorum ad officia ſua praeſtanda.

§. 746 Damit aber die Bedienten, von was Art ſie auch ſie auch ſeyn möchten, ihrer Pflicht gebührend nachkommen mögen: So müſſen ſie fleißig erwegen, was für Vortheile ihnen daraus zuwachſen. Denn vors erſte erwerben ſie ſich dergeſtalt ihren Unterhalt, daran ſie ſonſt Mängel leiden würden; und alſo iſt es billig denen rechtſchaffen zu dienen, die ihnen ſelbige darreichen. Hernach wird ihnen ihre Arbeit deſto leichter, je williger und fleißiger ſie dieſelbe abwarten. Ferner dörfen ſie den Zorn und Unwillen ihrer Herrſchaft nicht beſorgen, wenn ſie das ihre thun; ja ſie haben vielmehr deren beſondre Gewogenheit und Wohlthätigkeit zu hoffen, die ſich zuweilen auf ihre ganze Lebenszeit erſtrecket. Geſetzt aber, daß ſie auch unbillige harte Herrſchaften hätten:

So wird ihnen ſolcher Dienſt zu deſto gröſſerm Ruhme gereichen, wenn ſie ſich auch in die wunderlichen Köpfe zu ſchicken gewuſt, und dem ungeachtet ihre Zeit redlich ausgedienet.

Motiua dominorum ad blandum imperium.

§. 747. Nichts iſt einer Herrſchaft anſtändiger und rühmlicher, als wenn ſie ihr Geſinde mit lauter Güte und Freundlichkeit regieret, ſie auch bey vorgefallenen Verſehen mit Gelindigkeit zurechte weiſet. Dieſes flieſſet aus der obigen Regel: Was du willſt daß mans dir thue ꝛc. Man richtet auch vielmehr damit aus, als mit unaufhörlichem Schelten und Poltern; als wodurch die beſten Gemüther nur aufſätzig gemachet werden. Eben dahin gehört einige Nachſicht, wenn das Geſinde zu ſeinen Geſchäften, auch wohl Beluſtigungen ſich eine Zeit ausbittet. Denn wie dergleichen Vergünſtigung ſelbiges hernach zu ſeiner Arbeit deſto williger und hurtiger machet, alſo werden Dienſtbothen mehrentheils mürriſch und verdroſſen, wenn man ſie zu hart hält. Aus eben der Urſache muß man auch nicht mehr von ihnen fordern, als ſie zu thun ſchuldig ſind; ja auch nicht zugeben, daß ohne Noth der eine Dienſtbothe des andern Arbeit verrichte.

Motiua dominorum ad aequitatem in laboribus exigendis

§. 748. Damit aber die Herrſchaft ihrem Geſinde auch nicht gar zu viel, oder gar zu ſchwere Arbeit auflege: So iſt es dienlich, fleiſſig an den Vertrag zu denken, den ſie mit demſelben gemacht haben, und der dem Geſetze der Natur gemäß ſeyn muſte, woſern er eine Gültigkeit und Verbindlichkeit bekommen ſollte. Nun würde, es aber demſelben zuwieder ſeyn, wenn man, ſeine Dieſtbothen muthwillig ungeſund oder elend machen, und ſie alſo in den Pflichten gegen ſich ſelbſt hindern wollte; die ihnen als Menſchen gleichwohl obliegen. Eben das gilt von der Speiſe, die man ihnen giebet: Denn da kan man gleichfalls ihrer Geſundheit, ja wohl gar ihrem Leben ſchaden, wenn ſie nicht von gehöriger Art, oder gar zu karg eingetheilet iſt. Nun kommt aber des Menſchen ganze Glückſeligkeit auf ſeine Geſundheit und die Munterkeit ſeines Leibes an. Da nun die herrſchaftliche Geſellſchaft zu Beförderung der beyderſeitigen Glückſeligkeit abgezielet iſt: So muß auch die Herrſchaft der Geſundheit ihrer Dienſtbothen gar nicht ſchaden.

Motiua ad amorem mutuum inter dominos & ſeruos.

§. 749. Nun ſind aber auch Dienſtbothen und Herrſchaften verbunden einander zu lieben (§. 359): Folglich müſſen beyde Theile darauf denken, wie ſie dem andern darinn zuvor kommen wollen, um ihre Glückſeligkeit deſto leichter zu befördern. Da nun die Liebe aus dem Gefälligen entſteht, das ein Menſch an ſich hat: So müſſen ſowohl Herrſchaften als Geſinde, ſich ſo viel möglich, Mühe geben, recht liebenswürdig zu werden, und an einander das Gute wahrzunehmen. Es bedenke alſo der Herr den

Fleiß, Gehorſam und Eifer ſeines Dienſtbothen, womit er ihm dienet, und worinn er es unzähligen andern zuvor thut. Es erwege auch der Bediente die Gelindigkeit, Sorgfalt und Wohlthätigkeit ſeines Herrn, die er bey tauſend Herrſchaften ſo gut nicht finden würde. So wird bey beyden eine ſo herzliche Liebe gegen einander entſtehen, daß ſie ſich täglich verſtärken, ja von beyden Theilen ſtündlich ein neues Vergnügen wirken wird.

Media ad officium Patrisfamilias recte gerendum.

§. 750. Wenn nun dieſe Geſellſchaft zwiſchen Herrſchaft und Geſinde mit den beyden obigen zuſammen geſetzt wird, ſo entſteht daraus ein Hausweſen oder eine Familie (§. 366.). Und da auch dieſer Geſellſchaft ihre Wohlfahrt in der ungehinderten Beförderung der gemeinſchaftlichen Wohlfahrt beſteht; die aus Ubereinſtimmung der kleinern einfachen Geſellſchaften ihren Urſprung hat: So haben wir oben ſchon (§. 368.) erwieſen, daß ein Hausvater hauptſächlich davor zu ſorgen habe, daß die gemeine Wohlfahrt von allen Mitgliedern des Hauſes täglich befördert werde. Dieſe Sorgfalt eines Hausvaters und ihre Ausübung nun verſtehen wir durch die **Regierung des Hausweſens**: Und wir ſehen daraus wohl, daß dieſe einem jeden Hausvater obliege. Ein ſo ſorgfältiges Oberhaupt ſeiner Familie giebt alſo nicht nur fleißig acht, daß keine von den einzeln Geſellſchaften die

Wohlfahrt der andern ſtöre; und daß ein jeder ſeine Pflicht darinnen beobachte: Sondern er richtet auch alles dergeſtalt ein, daß eine jede Geſellſchaft das ihrige zur gemeinſchaftlichen Glückſeligkeit beytragen muß.

Qua ratione uxor in id influere poſſit.

§. 751. Die Hauptperſon, nechſt dem Hausherrn, iſt die Ehegattin deſſelben, oder die Hausfrau. Dieſe muß alſo das Anſehen ihres Mannes bey Kindern und Geſinde, ſo viel als möglich, zu erhalten ſuchen, und ſich daher ſehr inachtnehmen, daß ſie nicht ſelbſt ein böſes Exempel des Ungehorſams gebe. Vielmehr muß ſie ſo wohl mit Worten als Geberden allezeit eine gewiſſe Ehrfurcht und Hochachtung bezeugen, und ihm auch im geringſten nicht in Gegenwart derſelben wiederſprechen. Und geſetzt, daß ſie mit ſeinen Anſtalten nicht in allem zufrieden wäre, ſo kan ſie zwar, als eine Rathgeberin ihres Mannes, ihm insgeheim ihre Gedanken davon eröffnen: Allein vor andern muß ſie allezeit mit ſolcher Ehrerbietung davon reden, als ob ſie es vollkommen gebilliget hätte. Die Vortheile, ſo ſie ſelbſt davon hat, können ſie ſattſam dazu antreiben. Denn ſie kan alsdann mit dem Anſehen ihres Ehegatten die ſämmtlichen Hausgenoſſen bedrohen, und ſie, ohne ſich ſelbſt verhaßt zu machen im Zaume halten.

Media pro auctoritate mariti & uxoris conſeruanda.

§. 752. Gleichwohl muß ſich auch eine Hausfrau nicht, dem Anſehen des Mannes zum Nachtheil, die Liebe der Kinder und des

Geſindes auf eine ſchädliche Art zuwege zu bringen ſuchen. Dieſes würde geſchehen, wenn ſie dem rechtmäßig zürnenden Hausherrn mit Entſchuldigungen des Geſindes oder der Kinder ins Wort fallen, und ſeinen Eifer dadurch unkräftig machen wollte. Doch da auch die Liebe zuweilen bey den Hausgenoſſen gute Früchte nach ſich zieht: So iſt es allerdings nicht zu misbilligen, wenn eine Hausfrau bey Schwachheitsfehlern derſelben eine Vorbitte vor ſie einleget, und ihnen die Schenkung oder doch die Linderung der Strafe zuwege bringet. Hingegen muß aber auch der Mann das Anſehen ſeiner Gattin auf alle Weiſe zu erhalten ſuchen, damit auch ſie bey Kindern und Geſinde nicht verächtlich werde. Mit einem Worte, beyde Ehegatten müſſen als Mitregenten ihres Hauſes durch ihre Einigkeit und Liebe alles übrige in Ehrfurcht und Gehorſam erhalten.

Media liberos bene educandi

§. 753. Im Abſehen auf die Kinderzucht müſſen die Eltern wohl achtung geben daß die böſen oder gar zu pöbelhaften Sitten der Dienſtbothen zarten Gemüthern nicht ſchaden mögen. Zu dem Ende müſſen ſie die Kinder, ſo viel als möglich iſt, von dem Umgange mit dem Geſinde entfernen; damit ſie nichts ſehen oder hören mögen, das guten Sitten zuwieder wäre. Dahin gehört auch, daß das Geſinde die Fehler der Kinder nicht vor den Eltern verbergen helfe, ſo daß ſie der verdienten Strafe dadurch entgehen.

Doch müſſen die Hausherrn und Eltern auch nicht leiden, daß das Geſinde die Kinder nach eigenem Gutdünken ſtrafe; als welches bloß den Eltern zugehört, und der Ehrfurcht, ſo ihnen das Geſinde ſchuldig iſt, zuwieder läuft. Folglich müſſen denn die Eltern ihre Kinder die meiſte Zeit ſelbſt um ſich haben, oder ſie ſolchen verſtändigen und wohlgeſitteten Perſonen anvertrauen, auf die ſie ſich verlaſſen können.

Media liberos humilitati & comitati adſueſaciendi.

§. 754. Hingegen muß auch den Kindern ſelbſt über das Geſinde keine Herrſchaft eingeräumet, vielweniger ſonſt aller Muthwillen gegen die Dienſtbothen verſtattet werden. Denn vors erſte zieht dieſes bey zarten Gemüthern üble Folgen nach ſich, indem ſie übermüthig werden und geringern Leuten trotzig begegnen lernen, die doch oft beſſere Eigenſchaften haben als ſie ſelbſt. Hernach aber wird auch das Geſinde dergeſtalt ſeiner Dienſte bald überdrüßig, wenn es mehr von den Kindern als von der Herrſchaft zu leiden und zu dulden hat. In dieſem Stücke muß man auch nicht einmal Kleinigkeiten überſehen, wie gar zu gelinde Eltern, aus thörichter Affenliebe, vielmals zu thun pflegen. Das Nachſehen der geringſten Fehler zieht immer gröſſere nach ſich, bis endlich der Schade in den Folgen einer böſen Auferziehung unerſetzlich iſt; und eine gar zu ſpäte Klage über ungerathene Kinder nachfolget.

§. 755. Hieher gehört ſonderlich die kluge Verſorgung der Kinder mit geſchickten, vernünftigen und redlichen Lehrmeiſtern, darinn es die meiſten Eltern verſehen. Manche nehmen dergleichen Privatlehrer aus unzeitigem Hochmuthe nur zum Staate an; achten ſie aber alsdann nicht viel beſſer, als Lackeyen ihrer Söhne: Wie denn auch der Sold vielmal nicht gröſſer iſt, als ihres Kutſchers Lohn. Andre fordern zwar ſehr viel, aber mehrentheils unnütze Nebendinge von ihren Lehrmeiſtern: Das Hauptwerk aber, die Klugheit und Gedult zarte Gemüther zum Guten zu lenken, und mit Vernunft vom Böſen abzuziehen, vergeſſen ſie, aus Unwiſſenheit. Andern gelingt es zwar, rechtſchaffene Leute von ohngefehr zu bekommen: Aber ſie binden ihnen aus Unverſtand die Hände zu ſehr, und ſonderlich ſtören die gar zu zärtlichen Mütter alles Gute, das ſolche wackere Leute mit ihren Kindern vorhaben.

Cura educationis per alios praeceptores quomodo fieri ſoleat.

§. 756. Alle dieſe Fehler zu vermeiden, muß ein Hausvater entweder ſelbſt Verſtand haben, ſeinen Kindern Lehrer zu ſuchen; oder ſich auf die Wahl der verſtändigſten Leute verlaſſen; oder ſeine Kinder in die öffentlichen Schulen ſchicken. Hernach muß er ſich entweder ſelbſt die Aufſicht darüber vorbehalten, und ſich fleißig um alle Umſtände bekümmern; oder von andern verſtändigen Aufſehern fleißig Unterſuchungen anſtellen laſſen, wie ſeine Kinder angeführt werden.

Qua ratione euitari poſſint defectus eiusmodi.

Endlich müſſen ſie ſichs nicht verdrüſſen laſſen, wenn die Zucht zuweilen nach Befinden etwas ſchärfer ſeyn muß. Die Schärfe ſchadet allezeit weniger, als die unzeitige Gelindigkeit. Zur Aufmunterung kan ihnen hier das Exempel jener vornehmen Athenienſer dienen, die nach dem Bericht des Plato, den Socrates über die Auferziehung ihrer Kinder zu Rathe zogen, aber ihrer Unwiſſenheit wegen ſehr beſchämet wurden.

Legislatorem quomodo agere debeat paterfamilias.

§. 757. Schlüßlich muß ein Hausvater ſeinem ganzen Hauſe gewiſſe Ordnungen und Geſetze vorſchreiben, und über die Beobachtung derſelben eifrigſt halten. Dazu dienet, daß er nicht oft, und ohne dringende Noth Aenderungen darinne mache, was er einmal befohlen hat: Hernach, daß er keinen Ubertreter ſeiner Befehle ungeſtraft laſſe. Denn durch jenes würde er ſich in den Credit eines Leichtſinnigen ſetzen, der ſelbſt nicht wüſte, was er wollte; durch dieſes aber, wurde ein verſchonter Ubertreter alle übrige zu gleicher Verachtung ſeines Willens reizen. Daher muß er denn nicht nur ſelbſt, ſondern auch durch andre Hausgenoſſen, über alles ein wachſames Auge haben. Ihm muß nichts Böſes in ſeinem Hauſe verborgen bleiben: Doch muß er denjenigen, der es ihm gemeldet, klüglich verſchweigen.

Der II. Abſchnitt.

Von der Herrſchenskunſt.

Das I. Hauptſtücke

von kluger Einrichtung des gemeinen Weſens überhaupt.

§. 758.

Origo rerum publicarum, & generum fundamenta.

Wenn Leute genug beyſammen ſind, die mit einander eine Republik aufrichten: So iſt die erſte Frage unter ihnen: Was für eine Regimentsform ſie einführen wollen? Nun ſtrebet zwar jeder Menſch von Natur nach ſeiner Freyheit, und alſo würden vielleicht alle ein gleiches Recht im Herrſchen verlangen. Allein da ſolches theils zu unordentlich hergehen, theils viele in ihrer Nahrung ſtören würde: So hat man faſt überall die Sorgfalt für das gemeine Beſte, entweder vielen oder Einem aufgetragen, und beydes entweder ohne Bedingung und Einſchränkung; oder mit gewiſſen Bedingungen und Schranken ihrer Macht. Und dergeſtalt entſteht ordentlicher Weiſe eine Republik, unter Leuten die ſich glücklich zu machen ſuchen. Ganz ein anders wäre es, wenn ſich jemand durch Liſt und Gewalt zum Herrn eines Volkes machte.

§. 759.

Quare expediat haec etiam poſt reſpublicas conſtitutas docere.

§. 759. Damit nun niemand dieſe Erklärung itzo vor unnöthig halte, nachdem ſchon alle Völker ihre Regimentsform eingerichtet haben: So merke man, daß es allemal gut ſey, Sacherklärungen von Dingen zu haben, die uns zeigen, wie ein Ding möglich iſt. Denn wer dadurch von dem Weſen deſſelben einen deutlichen Begriff bekommen hat, der kan hernach deſto beſſer von allen ſeinen Eigenſchaften urtheilen. Ferner verändern ſich auch oftmals die Regimentsarten der heutigen Republiken: Wie wir zu unſrer Zeit an dem Königreiche Schweden ein Exempel geſehen, und wie die Niederlande, nebſt der Schweiz in vorigen Zeiten darthun können. Ehe nun die Veränderungen völlig zu Stande kamen, da waren dieſe Völker in ſolchen Umſtänden, daß ſie ſich ſelbſt eine Regimentsart erwählen konnten, ſo wie ſie ihnen am beqvemſten zu ſeyn ſchien.

Quot ſint ſpecies reipublicae ſimplicis bene conſtitutae?

§. 760. Ob nun wohl die Abſicht eines jeden Volkes iſt, durch die Einführung einer gewiſſen Regierungsform die allgemeine Glückſeligkeit zu befördern: So mislingt es ihm doch oftmals, auf welche Art es dieſelbe auch eingerichtet hätte. Ja die allerbeſte Regimentsart verſchlimmert ſich allmählich und weichet von ihrer erſten Einrichtung ab. Daher giebt es denn dreyerley gute, und dreyerley ſchlimme Regierungsformen. In der erſten hat ſich das ganze Volk die höchſte Macht und Gewalt vorbehalten; und dieſes heißt eine **Politie**, oder ein **Bürgerregiment**: In der andern hat man die höchſte Macht und Gewalt den vornehmſten der Republik aufgetragen, und das iſt eine **Ariſtocratie**, das Regiment der Edlen; dergleichen heute zu Tage Venedig iſt. Die dritte Art iſt, wo man das Regiment einem einzigen anvertrauet hat, und das heißt eine **Monarchie**, oder ein Königreich.

Quot ſint ſpecies reipublicae degenerantis, & mixtae.

§. 761. Weichet nun in der erſten Regimentsform das Volk von der Beförderung des gemeinen Beſten ab, ſo daß der dümmſte Pöbel, der nur auf ſeinen Eigennutz ſieht, ſich der höchſten Gewalt misbrauchet: So entſteht eine **Democratie**, oder ein **Pöbelregiment**. Weicht die andre von Beförderung der allgemeinen Wohlfahrt ab: So entſteht eine **Oligarchie**, darinn etliche wenige zu ihrem und der ihrigen Beſten, die höchſte Gewalt misbrauchen. Weicht endlich die Monarchie von ihrer guten Art ab, ſo daß der Monarch das ganze Volk und die gemeine Wohlfahrt ſeinen Privataffecten aufopfert: So entſteht eine **Tyranney**, und der Monarch wird ein Tyrann genennet. Ein jeder ſieht leicht, daß ſowohl die guten, als die böſen Regierungsarten vielfältig vermiſchet werden können, daraus noch allerley **vermiſchte Regimentsformen** entſtehen: Wie die Engliſche, Schwediſche, Holländiſche und Pohlniſche Republik zeiget.

Quaenam reipublicae

§. 762. Wenn ſichs nun fraget, welche

forma ſit eligenda?

von dieſen allen den übrigen vorzuziehen ſey? So kan man ſagen, daß ſie alle gleich gut ſind, wenn lauter rechtſchaffene und tugendhafte Leute das Regiment führen, ſo daß das gemeine Beſte ihr einziger Zweck iſt. Doch begreift man leicht, daß da, wo die Abweichung von dieſer Grundregel eines Staates am leichteſten geſchehen kan, auch die gröſte Gefahr ſey. Nun iſt es in einer Monarchie, wo ein unumſchränkter Herr allein die höchſte Macht und Gewalt hat, ſehr leicht, daß allmählich eine Tyranney daraus erwächſt. Mit dem Regimente der Edlen iſt es nicht viel ſicherer; obwohl da noch immer etliche verhanden ſeyn werden, die ſich den böſen Abſichten einiger übelgeſinnten Regenten mit Nachdruck widerſetzen können. Es iſt alſo am beſten, wo eine ſolche Vermiſchung herrſchet, daß das Volk oder die Edlen nichts ohne den König, und dieſer nichts erhebliches ohne jene unternehmen kan.

Quales eſſe deceat imperantes in quacunque reipublicae forma?

§. 763. Uberhaupt aber müſſen alle Regenten nicht nur redliche und patriotiſche Gemüther haben, ſondern auch Einſicht und Wiſſenſchaft, Weisheit und Klugheit beſitzen. Ja auch alle ſittliche Tugenden ſind ihnen nöthig, wenn ſie ſich bey der ganzen Republik in gutem Anſehen erhalten, und ihre Bürger glücklich machen wollen. Solche Leute waren Lycurgus, Solon und Numa, deren Verſtande und Tugend man ſo viel zutrauete, daß ſie ganz neue Einrichtungen und Geſetze in ſehr zerrütteten, oder doch unvollkommenen Republiken machen würden. Solche Leute waren auch Socrates und Ariſtides, deren jener, als er Archon war, ſich dem ganzen Athenienſiſchen Volke, dieſer aber dem Themiſtocles in einem ungerechten Vorhaben zu wiederſetzen das Herz hatte; als das ganze Volk ihm das Urtheil über einen geheimen Anſchlag anheimſtellete.

Qualibet reipublicae forma incommoda ſua habet.

§. 764. Indeſſen muß man geſtehen, daß alle Regierungsformen, bey der itzigen Beſchaffenheit des menſchlichen Geſchlechts, ihre Unbeqvemlichkeiten mit ſich führen. In dem Bürgerregimente, werden zwar die alten Geſetze und Gebräuche gemeiniglich ſehr ſtrenge beybehalten: Allein mit neuen Schlüſſen und Anſchlägen geht es überaus langſam her, zumal wenn etwa in Kriegszeiten die Auflagen und Armeen vergröſſert werden ſollen. Nicht viel beſſer geht es in Ariſtocratien, wo gleichfalls auch im Nothfalle immer wiedrige Partheyen ſind, die ſich auch den heilſamſten Anſchlägen, aus Privatabſichten, oder andern Scheingründen wiederſetzen. In einer Monarchie hergegen gehen alle ſolche Dinge, die Verſchwiegenheit und Geſchwindigkeit erfordern am beſten von ſtatten: Daher denn auch die Römer in ſolchen Fällen einen Dictator erwählten; die freyen Deutſchen aber ſich im Kriege auch einem Feldherrn zu unterwerfen pflegten.

Neceſſitas & modus

§. 765. In einem Staate kommt es, theils augendi numerum civium.

der äuſſerlichen Sicherheit, theils der innerlichen Beqvemlichkeit wegen, ſehr viel auf die Anzahl der Bürger an, daraus die Republik beſteht: Denn viele können ſich beſſer vertheidigen, als wenige; und unter vielen kan man viel eher alle Künſte, Profeßionen und Handwerker antreffen, deren man benöthiget iſt, als unter wenigen. Folglich muß denn ein Regent dahin trachten, daß ſeine Republik, wenn ſie noch ſchwach iſt, ſich verſtärken möge. Zu dem Ende muß er das Heyrathen junger Leute, ſo viel möglich iſt, befördern; und da auch die Auferziehung eine Pflicht der Eltern iſt: So muß er machen, daß die Leute leicht in den Stand kommen können, Weib und Kind zu ernähren. Dieſes geſchieht wenn man denen, die da bald heyrathen, gewiſſe Befreyungen und Vortheile zugeſteht, Manufacturen anlegt, u. ſ. w. diejenigen aber, die ſpät oder gar nicht heyrathen, gewiſſer Vortheile verluſtig erkläret.

Media alliciendi exteros in rempublicam.

§. 766. Hernach muß man auch Fremde in ſeine Republik zu locken wiſſen, zumal geſchickte Künſtler und Handwerker, auch ſonſt reiche Leute, die nur vergnügt und ruhig zu leben wünſchen. Dieſes geſchieht gleichfalls durch gewiſſe Freyheiten, die man allen Fremden und Ankömmlingen verſtattet; inſonderheit aber durch ein gelindes Regiment und ein von groſſen Auflagen befreytes Leben, welches man den Bürgern eines Staates verſtattet; endlich durch eine geſchwinde Handhabung der

Gerechtigkeit, die einen jeden bey dem ruhigen Beſitze des Seinigen ſchützet. Ferner thut es hierzu viel, wenn man ſorget, daß ein Überfluß von allerley Lebensmitteln und Ergetzlichkeiten vorhanden ſeyn möge, und wenn man dem Handel groſſe Freyheiten ertheilet, damit ein jeder, der fleißig ſeyn will, leicht was erwerben könne. Ein jeder begreiſt, daß die Monopolien dieſen Abſichten ſchnurſtracks zuwieder laufen.

Media conſeruandi numerum ciuium.

§. 757. Damit aber die Zahl der Bürger auch nicht abnehme: So muß ein Regente vors erſte ſo viel möglich herrſchende Krankheiten zu verhüten ſuchen; hernach auch gute Aerzte und Wundärzte erziehen laſſen, nicht aber einem jeden verſtatten, die Qvackſalberey zu üben. Ferner muß er ſeine Unterthanen nicht durch gar zu ſchwere Auflagen drücken, oder ſie durch gewaltſame Werbungen aus dem Lande jagen. Endlich, damit die Reichen nicht aus dem Lande ziehen und ihre Güter mitnehmen mögen, muß er gewiſſe Abzugsgelder von ihrem Vermögen inne behalten, damit ſie alſo ohne einen merklichen Verluſt ihren Aufenthalt nicht ändern können. Daß dieſes der Billigkeit gemäß ſey, erhellet aus dem, was wir (§. 383) und (§. 319) erwieſen haben. Sollte es aber ja kommen, daß eine Stadt auch mit gar zu vielen Leuten überhäuſet würde: So muß man nach Art der alten Römer, Colonien dahin ſchicken, wo das Land noch nicht ſattſam bevölkert iſt.

Das II. Hauptſtücke
von der
Sorgfalt der Regenten vor ihrer Bürger Verſtand und Erkenntniß.

§. 768.

Scholarum cura imperantibus incumbit.

Wir haben ſchon erwieſen, daß die Obrigkeit im gemeinen Weſen den Verſtand und das Erkenntniß (§. 386) ihrer Bürger befördern ſolle. Weil aber der beſte Grund dazu in der Jugend gelegt werden muß: So haben wir auch gezeiget, daß die Schulen ſehr nöthig in einem Staate wären (§. 387), damit die Kinderzucht, der nicht alle Eltern ſelbſt gewachſen ſind, dennoch nicht verſäumet würde. Nun ſind die Schulen dreyerley. Erſtlich giebt es gemeine Schulen, darinn nur das Leſen und Schreiben, imgleichen das Rechnen und die Grundlehren des Erkenntniſſes Gottes und unſrer Pflichten gelehret werden: Und zu dieſen müſſen alle Kinder ohn Unterſcheid gehalten werden. Die andre Claſſe macht diejenige Art der Schulen, darinn man ſchon die lateiniſche und griechiſche Sprache nebſt den freyen Künſten lernen kan: Und zu dieſen ſoll man nur die fähigſten Köpfe und die Kinder der Reichern und Vornehmern anhalten. Endlich kommen die hohen Schulen, darauf alle Wiſſenſchaften gelehret werden.

Cura praecipua ad doctores egregios conſtituendos

§. 769. Wenn nun eine Obrigkeit in dieſem Stücke ihrer Pflicht nachkommen will: So muß ſie hauptſächlich vor gute Lehrer ſorgen, die ſolchen Schulen mit Nutzen verſehen können. Dieſe müſſen nun in der Sprache, Kunſt oder Wiſſenſchaft, darinn ſie andere unterrichten ſollen, vortrefflich ſeyn: Sie müſſen die Gabe zu lehren in einem hohen Grade beſitzen, und von aller Nachläßigkeit weit entfernet ſeyn. Wenn ein Regent in dieſen Stücken nachſieht: So zieht es mehr Schaden nach ſich, als man glauben ſollte. Das Schulweſen hat einen gröſſern Einfluß in die Verwaltung des Staats, als man denket. Denn wenn junge Leute auf niedrigen und hohen Schulen nichts gelernet: So kommen auch bey Hofe und in Gerichtsſtuben ſchlechte Leute zu Aemtern; davon die ganze Republik hernach leiden muß. Zu dem Ende müſſen die Regenten den Lehrern, zumal auf hohen Schulen, ihren Fleiß nicht nur mit guten Beſoldungen, ſondern auch mit einem anſehnlichen Range belohnen: So daß ſich auch die gelehrteſten und berühmteſten Leute ſolcher Aemter nicht ſchämen dörfen.

Quomodo dignoſcendi & praeparandi ſint doctores academici.

§. 770. Damit man aber ſolche geſchickte Lehrer auf hohe Schulen bekommen möge, ſo muß man nur ſolche Leute dazu beruffen, die ſchon durch viele Proben der Welt bekannt geworden. Denn dadurch werden alle muntre Köpfe angeſpornet, alle ihr mögliches zu thun, um auch dergeſtalt hervorgezogen und belohnet zu werden. Und damit man rechtſchaffene Leute, die ſich gern hervorthun wollen, in ihren Bemühungen nicht hindern könne, muß man ihnen gewiſſe Freyheiten erlauben, und nicht verſtatten, daß ſie von einer pedantiſchen Tyranney unterdrücket, oder ſonſt von unverſchämten Feinden beunruhiget werden. Doch muß man weder ſolchen Anfängern, noch den Lehrern einer hohen Schule unter einander verſtatten, ihre Gehülfen oder Vorgeſetzten mit anzüglichen Schriften, oder ſonſt bey der ſtudirenden Jugend verächtlich zu machen: Ob es gleich einem jeden die Wahrheit nach ſeiner Einſicht zu unterſuchen und zu lehren frey ſtehen muß.

Quomodo doctores futuri ſenſim educandi ſint.

§. 771. Damit aber die hohen Schulen an anwachſenden Lehrern keinen Mangel haben mögen, die Stellen der abgehenden zu erſetzen: So müſſen weiſe Stifter derſelben darauf denken, daß auch denen, die genugſame Geſchicklichkeit und viel Fleiß erwieſen haben, einige kleine Beſoldungen jährlich gereichet werden mögen; dadurch ihnen gleichſam eine Anwartung zu wirklichen Lehrämtern gemachet werde. Hierinn muß aber, wie in den Lehrämtern ſelbſt, auf die bloſſen Verdienſte, nicht aber auf Landeskinder oder Familien geſehen werden; als welches in der Gelehrſamkeit weit ſchädlicher iſt, als in andern Fällen. Es muß auch keine gar zu groſſe Ungleichheit in Einkünſten auf hohen Schulen ſeyn, damit nicht ein Neid entſtehe, und die geringer Beſoldeten nach reichlichern Aemtern ſtreben mögen; darüber ſie denn diejenigen Wiſſenſchaften, dazu ſie am geſchickteſten wären, verlaſſen, und andre zu lehren anfangen, dazu ſie nichts taugen.

Quomodo ſtudioſorum diligentia & ſtudia dirigantur.

§. 772. Damit auch die Studirenden deſto ungehinderter in ihrem Fleiſſe fortfahren können, müſſen die Lehrer der hohen Schulen ſelbſt ſie nicht durch ihre Beqvemlichkeit aufhalten, ſondern in geſetzter Zeit eine Arbeit vollenden. Auf ſolche Weiſe wird auch das Vertrauen und die Ehrfurcht gegen die Lehrer deſto beſſer bey jenen erhalten. Eben dahin gehört auch die Einrichtung der Studien. Denn da wäre es jungen Leuten ſehr vortheilhaft, zumal denen, die erſt von niedrigen Schulen kommen, wenn ſie ſich einen unter den Lehrern der hohen Schulen zum Aufſeher wählen müſten, der ihnen vorſchriebe, was vor Dinge, und in welcher Ordnung ſie ſolche zu lernen hätten. Auch ſollten die Lehrer der höhern Facultäten alle mit einander verpflichtet werden, niemanden in ihre Stunde zu laſſen, der nicht mit guten Zeugniſſen von den Lehrern der Weltweisheit und freyen Künſte verſehen wäre, damit niemand mit ungewaſchenen Händen dazu ſchreiten könnte.

Quales ſe gerere oporteat doctores academicos.

§. 773. Was die Lehrer ſelbſt betrifft: So müſſen ſie ſelber ſich auch durch gute Sitten bey der ſtudirenden Jugend in Anſehen ſetzen, nicht aber durch eine ſchlechte Aufführung verächtlich oder lächerlich machen. Denn auch die Hochachtung und Liebe hilſt viel dazu, daß man ſeinen Lehrern gern zuhöret, und ihren Vortrag wohl merket. Doch wollen wir deswegen nicht, daß die Lehrer auf Univerſitäten das Luſtigmacherhandwerk treiben, und ſich durch ſolche niederträchtige Künſte beliebt machen ſollen. Die Leutſeligkeit und Willfährigkeit zu guten Anſchlägen, und zu Auflöſung der etwa entſtandenen Zweifel iſt ein weit anſtändiger Mittel, ſich die Gewogenheit der Studirenden zu erwerben. Zu eben dem Ende iſt es auch gut, wenn die Lehrer, mit denen die was gründliches lernen wollen, eigene Unterſuchungsſtunden und Diſputirübungen anſtellen.

Quinam in numerum ſtudioſorum recipiendi ſint.

§. 774. Die Erfahrung lehrt, daß viele auf hohe Schulen ziehen, die weder Mittel ihre Abſichten zu erreichen, und auf eigene Koſten daſelbſt zu leben; noch ſonderbare Fähigkeit zu den Wiſſenſchaften beſitzen. Daher wäre es ſehr dienlich, wenn man nicht alle ohn Unterſcheid in die Zahl der Studirenden aufnehmen möchte; ſondern nur diejenigen, die nicht von allen Mitteln dazu entblöſſet ſind; hernach diejenigen von den Dürftigen, die mit beſondrer Fähigkeit verſehen ſind. Dieſe letztern wären alsdann mit Stipendien und freyen Tiſchen zu verſehen, auch unter deſto genauerer Aufſicht zu halten, damit der Zuſchub des gemeinen Weſens ihnen nicht vergeblich gereichet würde. So würde man nicht ſo viel verdorbene Studirende überall finden, die entweder aus Mangel der Mittel nichts haben lernen können, oder die kein Geſchicke gehabt was zu faſſen: oder denen von andern weit ungeſchicktern die Stipendien und Tiſche gleichſam geraubet werden.

§. 775. Weil nun aber junge Leute doch nicht allzeit ſtudiren können, ſo daß man ihnen freylich auch einige Ergetzungen erlauben muß: So muß die Obrigkeit auf hohen Schulen dieſelben nur in gewiſſe Gränzen einſchlieſſen, damit ſie nicht Ausſchweifungen begehen, die ihnen ſo wohl, als dem gemeinen Weſen ſchädlich ſeyn können. Und da die Vergehungen junger Leute nicht allemal aus groſſer Bosheit, ſondern mehrentheils aus unmäßiger Luſtigkeit und Unbedachtſamkeit zu entſtehen pflegen: So iſt es auch billig, daß ſie nicht ſo hart, als andre Verbrecher geſtrafet werden. Eben deswegen hat man die Gerichtsbarkeit über die Studirenden, nicht der ordentlichen Obrigkeit zu überlaſſen, ſondern ihnen, ſelbſt aus den Lehrern der hohen Schule, Richter zu ſetzen, die als Väter mit ihnen umzugehen wiſſen werden.

Quid circa delectationes ſtudioſorum fieri deceat & exceſſus.

§. 776. Damit aber die Wiſſenſchaften nicht nur in dem Zuſtande, darinn ſie ſchon ſind, mögen gelehret und erhalten, ſondern auch erweitert und vollkommener gemachet werden: So müſſen auch Obrigkeiten auf Stiftung ſolcher Geſellſchaften bedacht ſeyn, dadurch die philoſophiſchen und mathematiſchen

Societates ſcientiarum & artium quomodo promouendae ſint.

ſchen Wiſſenſchaften, die Arzneykunſt, die Geſchichte und Alterthümer, die Bau- und Mahlerkunſt, imgleichen die Sprach- Dicht- und Redekunſt eines Volkes in mehrere Aufnahme gebracht werden können. Denn alle ſolche Dinge zieren ein ganzes Land, ziehen viele Ausländer dahin, und machen die hohen Schulen und Reſidenzſtädte ſehr berühmt: Andrer Vortheile zu geſchweigen, ſo den Einwohnern davon zuwachſen. Denn wie viele Handwerker, Künſtler und Profeßionen werden nicht dadurch ernähret, die theils den Geſellſchaften oder kleinen Academien bedient ſind, theils durch deren Vorſchub und Beyhülfe geſchickter in ihrer Arbeit werden.

Cura ſocietatum quo modo inſtituatur.

§. 777. Zu dem Ende müſſen ſorgfältige Regenten nicht nur ſolche Academien, die ſich von ſelbſt hervorthun, Freyheiten und Beſtätigungen verſtatten; ſondern ihnen wohl gar einen Beytrag thun, die zu ihren Abſichten nöthigen Unkoſten zu beſtreiten. Man muß den Mitgliedern ſolcher Geſellſchaften auch gewiſſe Titel und Vorzüge verleihen, um durch die Ehrliebe auch andre dazu aufzumuntern. Man muß ihre Verfaſſungen und Grundregeln unterſuchen und beſtätigen, ihren Präſidenten aber, wozu billig die geſchickteſten und berühmteſten Leute jeder Art zu nehmen ſind, Beſoldungen und anſtändige Ehrenſtellen geben. Die Exempel der Londonſchen, Pariſiſchen, Berliniſchen und

Petersburgiſchen Academien, ſowohl der Wiſſenſchaften, als anderer freyen Künſte und ſelbſt der Sprachen, wie die Academie françoiſe zeiget, können allen andern Regenten zur Aufmunterung darzu dienen: als welche ihren Stiftern und Erhaltern ein ewiges Andenken zuwege gebracht haben.

* * *

Das III. Hauptſtücke

von der Sorgfalt der Regenten vor die Tugend und Frömmigkeit ihrer Bürger.

§. 778.

Obligatio ad virtutes morales civium promovendas.

Wir haben oben (§. 376.) erwieſen, eine Republik müſſe ſo eingerichtet werden, daß die Tugend der Bürger befördert, und das Laſter, ſo viel möglich gehindert werde. Weil nun dieſes theils durch eine gute Kinderzucht, und ſolche Schulen, darinn die Jugend in dem Erkenntniſſe Gottes und ihrer Pflichten unterrichtet wird (§. 387.) theils auch durch öffentliche Lehrer der Erwachſenen geſchehen kan (§. 388.): So haben wir beydes einem Regenten als ein natürliches Geſetze vorgeſchrieben. Will er nun ſeiner Pflicht recht nachkommen: So muß er nicht nur in den niedrigen Schulen die erſten Gründe der guten Sitten, das iſt, das Erkenntniß des Guten und Böſen, imgleichen Gottes und ſeiner Eigenſchaften, wohl vortragen laſſen; ſondern auch auf den hohen Schulen beſondre Lehrer der Sittenlehre und natürlichen Gottesgelahrheit beſtellen, die einen gründlichern Unterricht vor Erwachſene geben können.

Adultorum Scholae publicae inſtituendae.

§. 779. Doch da nicht alle Bürger desgemeinen Weſens die hohen Schulen etliche Jahre lang beſuchen können; und doch dem Staate daran gelegen iſt, daß es keinem an Tugend und Erkenntniß fehlen möge: So müſſen auch, auſſer den academiſchen Lehrern, noch andere öffentliche Lehrer der Unſtudirten geſetzet werden. Dazu gehören nun Leute, die ein ſattſames Erkenntniß von Gott, und eine gründliche Einſicht in die Natur der menſchlichen Handlungen beſitzen; die aber neben einer guten Gabe im Vortrage, auch Erfahrung und Anſehen haben, und ein unſträfliches Leben führen. Dieſe und dergleichen Leute ſollen nun nicht nur mündlich lehren, ſondern auch ſchriftlich die ihnen anvertrauten Gemeinen durch nützliche Bücher zu erbauen ſuchen. Davor aber muß man ſie auch mit zulänglichen Beſoldungen verſehen, damit ſie ſich nicht bey ihren Zuhörern des Geizes wegen verdächtig machen dörfen.

Medium paucis id ſumtibus faciendi.

§. 780. Damit man aber mit wenigen Lehrern viel ausrichten könne, und das Amt ihnen nicht zu beſchwerlich werde: Müſſen nach Beſchaffenheit der Dörfer, Flecken oder Städte, eins, zwey oder mehr Gotteshäuſer an jedem Orte aufgerichtet werden, darinn ſich die Gemeine verſammlen könne, den Vortrag erbaulicher Wahrheiten anzuhören. Eben zu dem Ende müſſen auch ordentliche und auſſerordentliche Feſttage angeordnet werden, damit man zu gewiſſer Zeit zuſammen kommen könne: Weil ſonſt einer den andern nur verhindern würde. Da nun dieſe Verſammlungen zum öffentlichen Gottesdienſte gehören, ſo muß dabey alles beobachtet werden, was wir oben (§. 718.) von dem Gebethe, dem Singen und Loben, imgleichen von andern Ceremonien gedacht haben: Nemlich alles mit einer gewiſſen Ehrbarkeit und Andacht, die von der Wichtigkeit des Gottesdienſtes ein Zeugniß ableget.

§. 781. Die alten Griechen und Römer hatten keine andere öffentlichen Lehrer des Volks, als die Poeten, welche ſich angelegen ſeyn lieſſen, den nützlichſten Unterricht von Gott und der Tugend in ihren Gedichten unter die Leute zu bringen. Sie gaben alſo die Gottesgelehrten unter ihnen ab, und aus ihren Schriften erwies man alles, was der Pöbel von ſolchen Dingen gläubte. Sonderlich waren aber die öffentlichen Schauſpiele das beqvemſte Mittel, dem Volke ganzer Städte, die Sittenlehren der Weltweiſen, ſelbſt durch die Beluſtigung, auf eine ſinnliche Art einzuprägen. Nun haben wir zwar itzo

Theatra ludorum ſcenicorum aliud virtutis propagandae medium.

andere Anſtalten genug, den gemeinen Mann auch öffentlich zu lehren und zu erbauen. Doch da man der Mittel zu dieſem Endzwecke nicht zu viele haben kan: So iſt auch der Gebrauch der Schauſpiele im gemeinen Weſen nicht undienlich, ſondern ſehr zuträglich. Man muß nur die Schaubühne von allen unehrbaren und laſterhaften Vorſtellungen ſaubern, und keine Stücke aufführen laſſen, die nicht mit den ſtrengſten Regeln der Sittenlehre übereinſtimmen. Man ſehe hiervon des P. Poree Rede von Schauſpielen, ſo wie ſie deutſch heraus iſt.

Obiectio, eiusque ſolutio.

§. 782. Nun könnte man zwar ſagen, die Schaubühne gienge nur auf den äuſſerlichen Schein, nicht aber auf das wahre innere Weſen der Tugenden. Allein wir antworten erſtlich, daß dieſes nicht aus ihrer, ſondern der ungeſchickten Dichter Schuld ſo geſchienen, die ſich bisher ohne einige Kenntniß der Sittenlehre gewaget haben, Stücke zu verfertigen. Wer aber die herrlichen Lehren erweget, die in den alten Griechiſchen Trauerſpielen vorkommen, und alle auf die wahre Beſſerung des Herzens gehen: Der wird wohl ſehen, daß ein Poet ein wahrer Moraliſt ſeyn könne und ſeyn ſollte. Hernach aber leugnet man nicht, daß nicht z. E. die Luſtſpiele auch auf allerley lächerliche Fehler der Menſchen giengen, die im äuſſerlichen vorkommen. Doch auch die äuſſerliche Ehrbarkeit der Bürger muß ein Regent zu befördern

fördern ſuchen, wie wir gleich erweiſen wollen.

Honeſtas externa quomodo promoueatur.

§. 783. Denn da es freylich in der Macht eines Regenten nicht ſteht, alle ſeine Bürger wirklich tugendhaft zu machen: So iſt es in der Republik gleichwohl ſehr zuträglich, wenn man auch nur äuſſerlich einen ehrbaren Wandel führet. Zum wenigſten ſchlieſſet dieſe äuſſerliche Ehrbarkeit unzählige Laſter aus, die viel Unheils im gemeinen Weſen verurſachen würden. Wir verſtehen nemlich durch dieſe **Ehrbarkeit** nichts anders, als die Ubereinſtimmung der äuſſerlichen Handlungen eines Menſchen mit dem Geſetze der Natur. Nun ſchaden die heimlichen böſen Lüſte der Republik nicht anders, als durch ihren Ausbruch in äuſſerlichen Thaten. Bleiben dieſe nur nach, ſo kan die innerliche Ruhe ſchon ſo ziemlich erhalten werden. Es iſt alſo nothwendig, daß weiſe Obrigkeiten auch vor die Ehrbarkeit ihrer Bürger ſorgen müſſen. Da nun der Menſch ohne Bewegungsgründe nichts will, vielweniger thut: So muß ihm auch zu der Ehrbarkeit durch bürgerliche Strafen und Belohnungen ein Antrieb gegeben werden.

Poenae quales infligendae veniant.

§. 784. Da nun die Strafen ein Ubel ſind, welches mit einer böſen Handlung verknüpfet wird: So ſieht man wohl, daß es hauptſächlich dreyerley bürgerliche Strafen geben wird. Die erſten ſind Geldſtrafen, dadurch der Verbrecher eines Theiles von ſeinem Vermögen beraubet wird. Die andern ſind Arten der Unehre oder Schande, dadurch der gute Name eines Bürgers verlohren geht; als wenn man einen zum Schelme macht, ſein Bild, oder ſeinen Namen an den Galgen hängt. Endlich die dritten ſind Leibesſtrafen, darunter die Lebensſtrafe der höchſte Grad iſt; das Gefängniß aber den erſten außmacht. Alle dieſe Strafen muß eine Obrigkeit nach Erfordern und Wichtigkeit der Verbrecher auszutheilen wiſſen, und zum wenigſten die äuſſerlichen Ubelthaten ihrer Bürger dadurch zu verhindern ſuchen; wodurch ſie entweder einzelne Mitbürger, oder das ganze gemeine Weſen beleidigen.

An idem delictum eadem ſemper poena afficiendum ſit.

§. 785. Doch darf ein gewiſſes Laſter nicht eben in allen Republiken, oder an allen Verbrechern, auf eben dieſelbe Art beſtrafet werden. Denn weil dieſe Strafen willkührlich ſind: So muß die Obrigkeit darinn auf die Beſchaffenheit der Umſtände ſehen. Wo ein Laſter ſehr einreiſſet, da muß man härtere Strafen darauf ſetzen. Wer aus Schwachheit zum erſtenmal verbricht, darf nicht ſo hart angeſehen werden; als ein geübter, vieljähriger und recht boshafter Miſſethäter. Doch da die bürgerlichen Geſetze ſich unmöglich auf alle ſolche Fälle erſtrecken können: So iſt es beſſer, daß die darinn ausgedrückten Strafen etwas groß angeſetzet werden; dabey aber die höchſte Obrigkeit, auf Vorſtellung der Unterrichter, allemal das Recht behält

hält dieſelbe zu mindern, oder den Verbrecher wohl gar zu begnadigen. Gleichwohl muß ſelbige auch zuweilen in aller Schärfe vollzogen werden.

Poenae capitales an licitae ſint, anne corrigant?

§. 786. Weil die Strafen Bewegungsgründe ſeyn ſollen das Böſe zu laſſen (§.404.): So fragt ſichs, ob man auch Lebensſtrafen im gemeinen Weſen einführen ſolle; da gleichwohl ſelbige den Geſtraften nicht beſſern? Wir antworten darauf, daß freylich nur die gelindern Strafen den Ubertreter ſelbſt beſſern könnten: Allein den übrigen Mitbürgern des gemeinen Weſens dienen auch die Lebensſtrafen zum Bewegungsgrunde, das Verbrechen zu fliehen, darüber ſie einen ſterben ſehen. Dergeſtalt bleibt doch die Strafe bloß ein Hinderniß des künftigen Böſen, nicht aber eine Belohnung des vergangenen: Wie man insgemein, aber fälſchlich glaubet. Hernach befreyet die Lebensſtrafe oft die Republik von ſolchen Böſewichtern, von denen keine Beſſerung zu hoffen iſt, und befördert alſo die gemeine Ruhe. Endlich iſt oft auch die allerſchärfſte Leibesſtrafe nicht vermögend durchtriebenen Gemüthern ein Schrecken einzujagen; ſo daß man zur Lebensſtrafe greifen muß.

Poenae capitales qua ratione infligendae ſint.

§. 787. Da nun die Lebensſtrafen erwieſenermaſſen zum Exempel dienen und andere von gleichen Ubelthaten abſchrecken ſollen: So muß man ſelbige öffentlich vollenziehen, den Verbrecher nochmals in Gegenwart des

Volks ſeine Ubelthat geſtehen laſſen, und ihm das Todesurtheil vorleſen. Man muß gewiſſe Ceremonien, als die Zerbrechung des Stabes, das Zetergeſchrey, die Uberantwortung an den Nachrichter und dergleichen hinzu thun, um deſtomehr Eindruck bey den Zuſchauern zu machen. Man muß ihn einen langen Weg bis zur Stadt hinaus führen, damit er von vielen geſehen werde. Die Gerichtsſtäte muß auf dem Schindanger ſeyn, damit ſie deſto verächtlicher ſey; und an der Landſtraſſe liegen, damit ſie von allen Reiſenden geſehen werde. Wenn die Körper der Entleibten nicht etwa im Galgen hangen, oder auf dem Rade liegen bleiben, ſo müſſen ſie doch unter dem Aaſe des todten Viehes begraben werden, als die keines ehrlichern Platzes werth ſind.

Praemia virtutum quid prodeſſe poſſent.

§. 788. Was die Belohnungen der guten Thaten anbetrifft: So ſind dieſelben ein Gut, ſo mit einer löblichen Handlung, als ein Bewegungsgrund, ſelbige zu haſſen, verknüpfet wird. Und wir wiſſen ſchon, daß es ſowohl willkührliche oder bürgerliche Belohnungen, als Strafen dieſer Art geben könne. Daß dieſelben ſehr nützlich ſeyn würden, iſt kein Zweifel, weil doch die Menſchen auch aus Begierde nach etwas Gutem viel zu thun pflegen. Daher ſollte denn wohl ein guter Regent in ſeiner Republik auch darauf bedacht ſeyn, daß er das gute Verhalten ſeiner Bürger, auch durch Ehre, Geld und andere

Ergetzlichkeiten belohnen könnte. Allein es iſt ein gemeiner Fehler der meiſten Staaten, daß daran nicht gedacht wird. Daher hat ein ſinnreicher Engelländer gedichtet, daß die Gerechtigkeit in einem gewiſſen fabelhaften Lande mit einem Beutel in der Hand gemahlt würde, das Schwerdt aber an ihrer Seite in der Scheide ſtecken hätte: Um zu zeigen, daß ſie geneigter zum belohnen als zum ſtrafen ſeyn ſollte.

Cura Imperantis circa religionem.

§. 789. Doch indem wir bisher die Mittel abgehandelt, dadurch im gemeinen Weſen die äuſſerliche Ehrbarkeit befördert werden kan: So wollen wir darum der Tugend nicht vergeſſen, vielmehr muß ſich ein weiſer Regent bemühen, ſelbige ſo gemein unter ſeinen Bürgern zu machen, als es ihm möglich iſt. Nun wiſſen wir, daß die philoſophiſche Frömmigkeit neue Bewegungsgründe zum Guten an die Hand giebt: Folglich muß eine Obrigkeit auch dieſelbe zu Hülfe nehmen, die Tugend zu einem höhern Grade zu erheben. Es kan aber die Frömmigkeit befördert werden, wenn man dem Volke rechte Begriffe von Gott und ſeinen Eigenſchaften beybringet, dadurch man ſie denn zu dem innerlichen und äuſſerlichen Gottesdienſte bewegen kan. Da wir nun eine gewiſſe Art des Gottesdienſtes eine **Religion** nennen: So ſieht man wohl, daß die Obrigkeit auch für die Religion ihrer Bürger ſorgen ſolle.

Religio naturalis est vera religio.

§. 790. Iſt die Art des Gottesdienſtes dem göttlichen Willen und ſeinen Eigenſchaften gemäß, auch dem Menſchen zu Beförderung ſeiner Tugend und Frömmigkeit dienlich: So iſt es eine **wahre Religion**; ſo wie im Gegenfalle eine **falſche**. Nun war aber die oben von uns vorgeſchriebene Art des Gottesdienſtes, durch einen frommen Wandel in allem Thun und Laſſen, durch das Loben und Anruffen Gottes, durch Beten und Singen, durch Anhörung des öffentlichen Unterrichts, und Leſung erbaulicher Schriften: dieſe, ſage ich, war den Eigenſchaften Gottes gemäß, als woraus ſie ganz herfloß; auch mit ſeinem Willen einſtimmig, weil ſie die Beobachtung des Geſetzes der Natur befördert, welches Gott beobachtet haben will. Folglich war dieſer Gottesdienſt eine wahre Religion. Wir nennen aber dieſelbe, in ſoweit ſie aus den bloſſen Kräften der Natur erkannt wird, die **natürliche Religion**: Folglich iſt die natürliche Religion die wahre Religion.

Religionis reuelatae character.

§. 791. Weil nun das Wahre nicht falſch werden kan: So kan auch keine geoffenbarte Religion die natürliche abſchaffen oder umſtoſſen. Wir verſtehen durch eine **geoffenbarte Religion** eine Art des Gottesdienſtes, die man aus den bloſſen Kräften der Natur, durch den rechten Gebrauch der Vernunft nicht hätte erſinnen können. Hieraus erhellet denn, daß die natürliche Religion ein Probierſtein der geoffenbarten ſey. Denn woſern in der geoffenbarten nicht die natürliche ganz unverletzt bleibt, und alles was ſie noch hinzuſetzt, mit derſelben wohl übereinſtimmet: So iſt es ein Zeichen, daß ſie falſch ſey, oder doch zum Theil verderbet, und von ihrer vorigen Reinigkeit abgewichen ſey. Daraus folget denn ferner, daß wie nur eine natürliche Religion iſt, die ſich nemlich auf die unveränderliche Natur Gottes und des Menſchen gründet: Alſo auch nur eine geoffenbarte die wahre ſey, die nemlich am vollkommenſten damit übereinſtimmet. (I. §. 1173.)

An religiones falſae in republica tolerandae.

§. 792. Nun giebt es die Erfahrung, daß allerley Arten des Gottesdienſtes unter den Menſchen im Schwange gehen, die ſich gleichwohl alle rühmen, daß ihre Religion eine von Gott geoffenbarte ſey. Da fragt ſichs, ob ein Regent befugt ſey, alle die Religionen zu dulden; oder ob er alle ſeine Bürger zu derjenigen zwingen müſſe, die er vor die wahre hält? Wir antworten hierauf, daß die wenigſten Regenten ſelbſt recht überführet zu ſeyn pflegen, daß ihre Religion die einzige wahre ſey. Hernach weis man, daß Meynungen und Lehren, zumal von Religions-Sachen, durch Gewalt und Zwang nicht fortgepflanzet werden können. Wollte alſo ja ein Regent die wahre Religion ausbreiten, ſo müſte er ſie bloß mit Lehren und Erklären mit Beweiſen und Wiederlegen anzupreiſen ſuchen. Im übrigen iſt es genug, daß auch die falſchen Religionen, die durch ihre Zuſätze die natürliche nicht umſtoſſen, und nur der gemeinen Ruhe nicht ſchädlich ſind. Man ſehe Lockes Buch von der Toleranz.

Religio Reipublicae multum prodeſt.

§. 793. Daß aber die Religion einem Staate ſehr zuträglich ſey, erhellet leichtlich daraus, daß die Frömmigkeit und Gottſeligkeit eines Menſchen weit mehr böſes hindert, und weit mehr gutes wirket, als alle bürgerliche Strafen und Belohnungen. Denn es giebt viele Laſter, die heimlich begangen werden können, und alſo der bürgerlichen Strafe entgehen. Wenn aber der Menſch Gott liebet, fürchtet und ehret; ſo wird er auch heimlich nichts Böſes thun. Ja geſetzt, er fürchtete Gott nur auf eine knechtiſche Art, ſo wird er ſchon ſeinen Willen nicht ohne Wiederſpruch ſeines Gewiſſens aus den Augen ſetzen. Eben das erhellet aus der Verbindlichkeit der Eide, die bey jeder Religion noch ſtehen bleibt, ohne Religion aber wegfallen würde. Denn ohne Eide kan man vor Gericht vielmal nicht hinter die Wahrheit kommen, auch Treu und Glaube würde vielmals nicht ſicher ohne ſie ſeyn. Folglich iſt denn die Religion einem Staate ſehr vortheilhaft und nützlich.

Media pietatem civium promovendi.

§. 794. Damit nun die Bürger einer Republik deſto frömmer werden mögen, muß man ihnen nicht nur die gelehrteſten beredteſten und anſehnlichſten Männer zu Lehrern in der Religion ſetzen; ſondern dieſelben auch in Ehren halten, wenn ſie zumal ein unſträfliches Leben führen. Das Exempel der Obrigkeiten thut hier ſehr viel, daher müſſen ſie den Geiſtlichen allezeit mit einer gewiſſen Ehrerbiethung begegnen, und mit Ehrfurcht und Andacht dem öffentlichen Gottesdienſte beywohnen. Um deſtoweniger müſſen ſie es von andern dulden, daß ſie in den öffentlichen Verſammlungen ſich ungebührlich verhalten, die Andacht der andern muthwillig ſtören, oder ſonſt Unordnung anrichten mögen. Wenn ſich auch jemand der Gotteshäuſer und aller öffentlichen Religionsübungen ganz enthielte: So wäre es nicht unbillig, denſelben, als einen Menſchen ohne Religion, zu gewiſſen Aemtern oder Vortheilen in der Republik untüchtig zu erklären.

Athei non ſunt in republica tolerandi.

§. 795. Noch weniger würde man einen Menſchen im gemeinen Weſen dulden müſſen, der gar keinen Gott glaubte, wenn er ſolches öffentlich geſtünde, und wohl gar ſeinen Irrthum fortzupflanzen ſuchte. Denn obwohl auch bey einem Gottesleugner das natürliche Recht noch ſeine Verbindlichkeit behält, auch die äuſſerliche Ehrbarkeit ſeiner Handlungen durch bürgerliche Strafen noch erzwungen werden kan: So fällt doch alle Frömmigkeit und Gottſeligkeit bey ihm weg; ſo daß er insgeheim Laſter begehen wird, und zu einem Eide untüchtig iſt. Solche Leute aber ſind der Republik ſchädlich: Und weil man die Wohlfahrt derſelben zum Grundgeſetze aller Staaten angenommen hat: So muß nichts, was derſelben zuwieder läuft, geduldet werden. Doch hat man auch mit dieſer Beſchuldigung behutſam zu verfahren, und nicht einen jeden, der irgend eine andre Meynung von Gott und göttlichen Dingen hat, als wir, zum Gottesleugner zu machen.

Cautela in hoc vitio imputando neceſſaria.

§. 796. Am allerwenigſten muß man Leute dieſes Irrthums beſchuldigen, die in dem Anſehen ſtehen, daß ſie mehr Einſicht und gründliches Erkenntniß beſitzen, als andre. Denn da der Pöbel viel auf das Vorurtheil des Anſehens bauet: So würde er leicht auf die Gedanken gerathen: Es müſſe doch wohl mit der Religion ſo richtig nicht ſeyn, weil doch ſolche gelehrte Männer daran zweifelten. Man ſchadet auch dem Fortgange der Wiſſenſchaften dadurch, wenn man zugiebt, daß eine beſondre Vollkommenheit in denſelben von GOtt abführe. Es iſt nemlich dieſer Satz gantz falſch. Je höher man es in gründlicher Erkenntniß der Wahrheiten bringet, deſtoweniger iſt es möglich, ein Gottesleugner zu werden. Folglich muß ein Regent nicht verſtatten, daß tiefſinnige Weltweiſen aus ungegründetem Verdachte gewiſſer Religiosseiferer in ein böſes Geſchrey gebracht werden mögen.

Das

Das IV. Hauptſtücke

von der

Sorgfalt eines Regenten für das Leben, Vergnügen und die Ehre ſeiner Bürger.

§. 797.

Die Wohlfahrt der Bürger kan ohne die äuſſerlichen Dinge nicht erhalten werden. Dahin gehöret erſtlich alles was zur Nahrung und Bedeckung des Leibes dienet; hernach was ihnen einiges Vergnügen verurſachet; und endlich was ihnen Ehre bringet. Was das erſte anlanget, ſo ſieht ein jeder, daß Ackerbau und Viehzucht, das Fiſchen und Jagen dazu unentbehrlich iſt. Denn alles was man in Städten ißt und trinket, ja Flachs und Wolle, womit man ſich kleidet, das alles kommt vom Lande. Soll nun ein Regent das gemeine Beſte beſorgen: So muß er hauptſächlich ein wachſames Auge auf den Ackerbau und alles übrige haben, was zur Erhaltung und Kleidung dienet. Weil aber nicht alle Materialien, die ein Land hervorbringet, gleich brauchbar ſind; ſondern erſt durch den Fleiß der Handwerksleute und Künſtler zubereitet werden müſſen: So muß ein Regent auch vor die Werkſtäten ſorgen.

Cura imperantium generalis circa victum & amictum.

§. 798. Wenn ein Land von fleiſſigen Einwohnern angebauet wird: So kan es leicht

Cura imperantium cir-

ea commercia promouenda.

mehr tragen, als die Einwohner deſſelben brauchen. Jmgleichen wenn man alles, was die Natur an Holz, Metallen, Steinen, Flachs und Wolle, u. ſ. w. hervorbringet, durch die Kunſt zum Gebrauche beqvem machet: So entſtehen auch mehr Sachen daraus, als die Bürger eines Staats brauchen. Folglich muß denn ein Regent darauf bedacht ſeyn, daß er durch den Handel die überflüßigen Dinge aus dem Lande ſchaffe. Denn das müſſiggehen iſt niemanden erlaubt (§. 207. 208). Der Uberfluß der Natur und der Kunſtwerke muß alſo andern überlaſſen werden; und daraus entſteht der Handel. Es dient aber hierzu zum Bewegungsgrunde, der groſſe Vortheil, den ein Staat davon hat. Denn es mag nun entweder Geld davor ins Land gezogen, oder eine andre Art der Waaren eingetauſchet werden: So iſt doch beydes den Einwohnern überaus zuträglich.

Medium commerciorum promouendorum, libertas in negotio.

§. 799. Soll nun Handel und Wandel recht im Flore ſeyn: So muß den Kaufleuten alle mögliche Freyheit gelaſſen werden. Man muß ihnen keine Waaren verbiethen, keine Monopolia einführen, und ſo viel ſich thun läßt, geringe Zölle und Acciſen auf die Einfuhr der Güter legen: Und zwar ſo, daß die ausländiſchen Waaren mehr, als die einheimiſchen bezahlen müſſen; damit die Manufacturen des Landes deſto beſſer verthan werden mögen. Auf die Ausfuhr inländiſcher Sachen muß man gar nicht Auflagen ſetzen, damit die Ausländer ſie deſto wohlfeiler bekommen, und deſto häufiger abnehmen mögen. Man muß auch den Kaufleuten keine Preiſe vorſchreiben, indem man nicht wiſſen kan, was einem jeden ſeine Waare mit allen Unkoſten zu ſtehen kommt. Wer ſie am wohlfeilſten giebt, wird allemal den meiſten Zulauf haben, und die theurern zwingen, auch etwas fallen zu laſſen.

Medium aliud, commerciorum florem promouens.

§. 800. Weil nun diejenigen Dinge, die zur Pracht in Kleidungen und im Hausrathe gehören, die meiſten Arten der Waaren ausmachen: So müſſen auch keine Kleiderordnungen in einem Staate eingeführet werden; ſondern es muß einem jeden ſo viel zu kaufen und zu tragen erlaubt ſeyn, als er bezahlen kan. Man ſieht die Nothwendigkeit dieſer Regel aus der Erfahrung. Der Handel blüht allezeit in denen Ländern mehr, wo der Pracht herrſchet; hergegen liegt alle Nahrung, und die Armuth nimmt überhand, wo alles gar zu ſehr eingeſchränkt iſt, und ſich niemand nach ſeinem Sinne aufführen kan. Der Einwurf gilt nichts, wenn man ſagt, daß ſich viele durch den Pracht an den Bettelſtab bringen. Denn geſetzt daß der eine ſein Vermögen verſchwendet: So haben es hundert andre von ihm gewonnen, die allmählich reich werden. Die thörichte Verſchwendung hat ihre natürliche Strafe: Und es wird auch da, wo der Pracht herrſchet, niemals an Leuten fehlen, die da ſparen und reich werden.

§. 801.

Motivum ab abundantia hominum petitum.

§. 801. Zum Bewegungsgrunde dazu kan auch dieſes dienen, daß der Pracht den Gebrauch vieler Dinge eingeführet hat, davon ganze Profeßionen, die aus vielen hundert, ja tauſend Menſchen beſtehen, ihre Nahrung haben. Wollte man nun alles, was nicht zum menſchlichen Leben nothwendig iſt, aus der Republik verbannen: So müſten die Helfte der Menſchen in einem Staate betteln gehen, oder gar verhungern. Es iſt alſo immer gut, daß man einem jeden erlaube, aus Noth ſinnreich zu ſeyn, und etwas zu erfinden, womit er dem Reichen ſein Geld auf eine ehrliche Weiſe abverdiene. Und wo würden die freyen Künſte bleiben, als die Muſik, die Mahler, Bildhauer, und Kupferſtecherkunſt? Ohne alle dieſe könnte man wohl leben: Allein ſie tragen ſehr viel zur Zierde eines Staates bey. Damit es nun auch rechte Meiſter darunter geben könne: So müſſen ſich viele darauf legen, die aber von den Reichen ihre Nahrung erwerben müſſen.

Pauperum cura qua ratione gerenda ſit.

§. 802. Weil aber dem ungeachtet allezeit Arme in einem gemeinen Weſen ſeyn werden: So muß es eine Obrigkeit erſtlich nicht dulden, daß ſie auf den Gaſſen herumlaufen, ihr Allmoſen zu ſuchen, welches einer Republik zu keiner Ehre gereichet. Es muß alſo an deſſen ſtatt ein Allmoſenamt aufgerichtet, und aus einer gemeinen Caſſe das Armuth einer Stadt verſorget werden. Damit nun die Zahl der Armen einem Orte nicht zu groß werde, muß man alle auswärtige Bettler und Landſtreicher davon abſondern, und ſie an ihre Vaterſtadt zurücke weiſen, wo mans am beſten wiſſen wird, ob ſie ein Mitleiden verdienen. Hernach muß man alle ſtarke junge und geſunde Leute, die nur aus Faulheit betteln, abſondern, und ſelbige in Arbeithäuſer thun, woſelbſt ſie ihr Brodt verdienen können. Die Kinder muß man in Weyſenhäuſer thun, die Kranken aber in Hoſpitälern und Lazarethen verſorgen.

§. 803. Es müſſen noch vielerley andre Anſtalten im gemeinen Weſen gemachet werden, um der Nothdurft der Bürger zuſtatten zu kommen. Z. E. Wegen der Wohnungen und Häuſer muß eine beſondre Bauordnung gemacht werden, damit nicht ein jeder nach ſeinem eigenen Kopfe, ſondern zur Zierde einer ganzen Stadt baue. Wegen der Feuersgefahr, die oft entſtehen kan, muß eine Verfaſſung und Anſtalt zum Löſchen gemacht werden; damit nicht gar zuviel auf einmal wegbrenne. Es muß auch eine Brandcaſſe ſeyn, daraus man den Verunglückten ihren Schaden erſetzet, damit ſie nicht gar an den Bettelſtab gerathen mögen. Es gehört endlich auch eine öffentliche Bank vor eine Republik, darein reiche Leute ihr Geld mit völliger Sicherheit legen, und ſelbiges ſo lange ſie wollen, nutzen können.

Curae complures aliae in republica neceſſariae.

§. 804. Weil in volkreichen Städten auch oftmals Krankheiten einreiſſen: So muß eine

Cura circa morbos auertendos.

eine weiſe Obrigkeit ihre Sorgfalt auch darauf richten. Denn da die Wohlfahrt eines Staates auch auf die Anzahl der Bürger ankommt: So muß man auch die Verminderung derſelben auf alle mögliche Weiſe zu verhüten ſuchen. Nun ſchwächen viele Leute ihre Geſundheit durch übermäßige Arbeit, die ſie aus Geiz oder Ehrgeiz übernehmen. Folglich muß man niemanden im gemeinen Weſen zwey Aemter zugleich anvertrauen; aber einem jeden ſo viel Beſoldung geben, daß er dabey auskommen könne. Hernach müſſen die Gaſſen einer Stadt rein gehalten werden, damit ſich nicht von dem Unflathe die Luft anſtecke, und Krankheiten verurſache. Man muß geſunde Quellen und Flüſſe in die Städte leiten, und auf die Zufuhr der Speiſen acht haben, damit nichts ungeſundes zur Stadt gebracht werde. Man muß auch gewiſſe Früchte zur Sommerszeit verbiethen, welche die rothe Ruhr, und andre Krankheiten verurſachen könten.

Cura circa medicos & chirurgos neceſſaria.

§. 805. Weil es nun aller dieſer Sorgfalt ungeachtet dennoch geſchieht, daß Leute krank werden, auch wohl viele an äuſſerlichen Gliedmaaſſen beſchädiget werden können: So muß die Obrigkeit auch auf geſchickte Aerzte und Wundärzte denken; auch über die Apotheken Aufſeher beſtellen. Dieſes recht zu bewerkſtelligen, muß man den Doctortitel niemanden geben laſſen, als der eine ſattſame Wiſſenſchaft in der Arzneykunſt, und denen dazu gehörigen

Wiſſenſchaften erlanget hat; allen übrigen Aerzten aber das Handwerk legen. Den Armen zu gut muß auch ein Arzt beſoldet werden, der ſie ohne ihre Unkoſten beſuche, und ihnen die Arzneyen gleichfalls ohne Entgeld reiche. Ja damit die Wundärzte ſowohl als die Schüler der Arzneykunſt eine zulängliche Kenntniß des menſchlichen Leibes bekommen mögen: So müſſen auch anatomiſche Ubungen angeſtellet werden, wozu die Cörper der Ubelthäter, oder der in Lazarethen verſtorbenen, gegeben werden können.

Cura circa morbos contagioſos

§. 806. Das gefährlichſte in einem Staate iſt die Peſt, das iſt eine anſteckende Seuche, die in kurzer Zeit viele tauſend hinraffet. Dieſe zu verhüten muß nun eine kluge Obrigkeit alle mögliche Sorgfalt anwenden. Dahin gehört erſtlich, daß man von den Reiſenden Päſſe fordert, damit ſie nicht aus Orten, wo eine Seuche wütet, mit angeſtecktem Geräthe auch die Peſt ins Land bringen mögen. Ferner muß man die Einfuhr von verdächtigen Oertern kommender Waaren verhindern, oder ſie doch erſt an den Gränzen in freyer Luft hangen, auch wohl räuchern laſſen. Endlich wenn die Seuche ſich dem ungeachtet zu zeigen anfienge, muß man ſofort alle Kranke von den Geſunden abſondern, und zu dem Ende eigene Peſthäuſer, Peſtärzte und Wundärzte beſtellen. In den Häuſern der Reichen müſte man zum wenigſten eigene Krankenzimmer beſtellen, denen ſich die Geſunden funden nicht nähern müſten. Die Körper der Todten aber müſten auſſer der Stadt in tiefe Gruben verſcharret werden, damit die Ausdämpfungen nicht mehrere anſtecken könnten.

Iucunditas vitae, & quidem per delectationem oculorum, ciuibus procuranda eſt.

§. 807. Doch die Nothwendigkeiten des Lebens allein machen noch allein keinen Staat glücklich: Die Bürger deſſelben müſſen auch allerley Ergetzlichkeiten darinnen genieſſen; aber ſolche, die unſchuldig ſind, und nichts verdrüßliches nach ſich ziehen. Was nun die Beluſtigungen der Augen anlanget: So gehören hieher die Schnitzbilder, und Gedächtnißmäler; imgleichen ſchöne Gemählde, die zur Erinnerung denkwürdiger Perſonen und Thaten, und zu Beförderung der Tugend dienen können. Ferner gehören dahin öffentliche Luſtgärten, mit Springbrunnen, Canälen und Waſſerfällen; Grotten und Waſſerkünſte, Spaziergänge und Luſtwälder, Thiergärten und Feuerwerke, Thurniere und Ringelrennen, ſchöne Gebäude und allerley Gauckelbühnen von Seiltänzern und Luſtſpringern. Vor allen andern aber ſind die nützlichſten Beluſtigungen, die ordentlichen tragiſchen und comiſchen Schauſpiele; wenn ſie nemlich von allen ſchandbaren Poſſen gereiniget ſind.

Delectatio aurium quomodo dirigenda ſit.

§. 808. Die Ohren der Leute zu beluſtigen, dienet hauptſächlich die Muſik, ſowohl der Stimmen, als Inſtrumenten: Doch müſſen beyde der Tugend nicht hinderlich, ſondern beförderlich ſeyn. Daher flieſſet nun, daß die Opern ſo wie ſie itzo überall ſind, und zu allen Zeiten geweſen, in einer wohlbeſtellten Republik nicht zu dulden ſind: weil ſie nur zu Erregung der Wolluſt und Uppigkeit dienen, und deſto gefährlicher ſind, jemehr ſie die Leute bezaubern und einnehmen. Man ſehe davon abermal des obgedachten P. Poree Rede von Schauſpielen nach. Weil es nun hier bloß auf die Poeten ankommt, was ſie den Muſicanten vor Texte zu ſingen geben: So muß man es nicht dulden, daß dieſelben wollüſtige Lieder, Cantaten oder Singſpiele verfertigen; weil ſie ſonſt als ſchädliche Leute an Verderbung der Sitten arbeiten würden. Vielmehr ſollten ſie ſich ſelbſt beſtreben, durch ihre Gedichte den Gemüthern der Menſchen die Tugend einzuflöſſen.

Delectatio per odoratum, quomodo obtinetur.

§. 809. Was die Beluſtigungen des Geruches anlanget, ſo muß vors erſte eine Stadt von allem Unflathe rein gehalten werden, und man muß auch die heimlichen Gemächer durch ſolche verborgene Schleuſen abzuführen wiſſen, daß ſie keinen Geſtank in Häuſern oder auf den Gaſſen verurſachen. Ferner muß man alle Profeßionen, die mit übelriechenden Sachen umgehen, als die Fleiſcher und Gerber, oder die viel Rauch und Dampf verurſachen, als die Bötticher ſo gepichte Fäſſer machen, die Schmiede u. d. gl. an die äuſſerſten Ende der Stadt verweiſen. Man muß ferner keine Viehzucht und Pferdeſtälle in der Stadt dulden, ſondern ſie auf die Vorſtädte verlegen. Hergegen muß man es an wohlriechenden Blumengärten und kleinen Orangerien bey den Häuſern, auf den Gaſſen aber an Bäumen, die wenn ſie blühen wohlriechen, wie z. E. die Linden, nicht fehlen laſſen. Eben dahin gehören auch die wohlriechenden Sachen, die man in Apotheken zu verkaufen pflegt.

Guſtus cura quoque habenda, reliquorumue, quae iucunditatem creant.

§. 810. Auch der Geſchmack iſt vieler Beluſtigungen fähig: Daher muß eine Obrigkeit auch in Speiſen und im Getränke darauf ſehen, daß z. E. hübſche Gartenfrüchte gezogen oder herbey geſchaffet, wohlſchmeckende Biere gebrauet, und gute Weine verkaufet werden mögen. Endlich ſind noch die Spiele übrig, darinnen ſo viele ihre Ergetzlichkeit zu finden wiſſen. Hier muß nun die Obrigkeit nur die gewinnſüchtigen und betrüglichen Spiele, als das Baſſette, Pharao u. d. gl. imgleichen die blinden Glücksſpiele, als das Würfeln u. a. m. verbiethen: Hergegen alle diejenigen erlauben, die um der bloſſen Ehre wegen, oder zu Übung des Witzes und Nachſinnens geſchehen, als z. E. das Schacht- und Damenſpiel, auch wohl einige Arten des Kartenſpieles: Wenn man nur um keine groſſen Summen ſpielet, ſo daß ſich keine Gewinnſucht mit untermenget. Bey jungen Leuten ſind die Tänze von allerley Arten weit nützlicher zur Bewegung des Leibes, als alle übrige Spiele.

Honoris civium quoque ratio habenda eſt.

§. 811. Endlich müſſen ſorgfältige Regenten auch für die Ehre ihrer Bürger Sorge tragen. Da nun die Ehre auf den Vollkommenheiten eines Menſchen beruhet; dieſe aber nicht von einem jeden erkannt werden können: So hat die Obrigkeit darauf zu ſehen, und denen, die ſelbige beſitzen, gewiſſe Vorzüge und äuſſerliche Merkmale zu geben, daran es der Pöbel merken kan, was für Ehre man ihnen ſchuldig iſt. Nun iſt zwar eine jede Tugend der Ehre werth; doch unterſcheidet man im gemeinen Weſen diejenige billig mehr von den andern, die zum gemeinen Beſten etwas beyträgt. Wer alſo öffentliche Aemter verwaltet, und ſich dabey geſchickt und fleißig bezeiget, der iſt beſondrer Ehre werth. Daher hat man denn billig den Obrigkeitlichen Perſonen, und allen Bedienten des gemeinen Weſens gewiſſe Titel und Oberſtellen gegeben. Nur muß eine weiſe Obrigkeit wohl zuſehen, daß man zu ſolchen Aemtern nur die wohlverdienten und rechtſchaffenen Leute ziehe: Denn ſonſt würden die Ehrenſtellen ſelbſt verächtlich werden.

Tituli honorum quomodo conferendi ſint?

§. 812. Doch da es in einem gemeinen Weſen gar leicht mehr geſchickte und wohlverdiente Leute geben kan, als man zu öffentlichen Aemtern brauchet: So iſt es auch billig, dieſelben nicht ungeehrt zu laſſen. Man muß ihnen alſo ſolche Titularwürden geben, die da vermögend ſind, dem gemeinen Manne anzuzeigen, was für Arten der Vollkommenheiten ſie beſitzen, u. was für Ehrerbietung ſie verdienen. Dahin gehören nicht nur die academiſchen Magiſter und Doctortitel, ſondern auch die Titularbedienungen bey Hofe. Nichts iſt aber ſchändlicher hierbey, als wenn man die Titel um das bloſſe Geld feil bietet, und ſie alſo zum Geſpötte der Klugen macht: Weil es ein Glück, aber keine Verdienſte anzeiget, daß jemand etliche hundert oder tauſend Thaler mehr beſitzet, als er nöthig hat. Ja vielmal iſt die Titelſucht ſolcher Reichen eine ſchädliche Thorheit. Denn um ihren neuen Stand zu behaupten, führen ſie einen groſſen Staat, und erziehen die Ihrigen in allen Wollüſten, bis dieſelben, oder wohl gar ſie ſelbſt ſchon in Schulden gerathen.

Iniuriis libellisque famoſis nullus relinquendus eſt locus.

§. 813. Weil nun der Ehre die Schande, und den Ehrentiteln die Schimpf- und Schmähworte entgegen geſetzt werden; dadurch auch die wackerſten Leute im gemeinen Weſen oft gekränket werden: So muß die Obrigkeit ſolche gar nicht dulden. Man muß alſo aus dem gemeinen Weſen den Gebrauch aller ſolcher Schmähworte und Beſchimpfungen ganz verbannen, und diejenigen beſtrafen, die andern damit beſchwerlich fallen. Vielweniger muß es erlaubt ſeyn in Schriften, Liedern, oder Bildern andre zu beſchimpfen, das iſt, ihnen Unvollkommenheiten oder Laſter vorzurücken. Denn dieſe Beſchuldigungen mögen wahr, oder falſch ſeyn, ſo ziehen

hen ſie im gemeinen Leben viel Böſes nach ſich. Iſt dieſes, ſo greifen ſie den guten Namen eines Mitbürgers an, und reizen ihn zur Rachgier: Iſt aber jenes, ſo fallen ja dieſe Privatleute der Obrigkeit ins Amt, als welche zu Beſtrafung der Laſter, ihrer Hülfe nicht brauchet. Es muß alſo eine groſſe Strafe auf ſolche Pasqville geſetzet werden; worunter doch Satiren über allgemeine herrſchende Laſter nicht zu rechnen ſind. (I. §. 153.)

✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡

Das V. Hauptſtücke

von

Handhabung der Gerechtigkeit im gemeinen Weſen.

§. 814.

Iuſtitiae Cura quid inuoluat.

Die Gerechtigkeit im engern Verſtande betraf, wie wir oben (§. 678.) gelehret haben, mehrentheils die Pflichten gegen andre, und hauptſächlich das Mein und Dein: Und ihre Hauptregel kan alſo heiſſen: **Einem jeden das Seine.** Die Verletzung dieſer Regel zieht im gemeinen Weſen unzähliche Unruhen nach ſich; ſo, daß man endlich nicht nur ſeiner Güter, ſondern auch ſeines Lebens nicht ſicher ſeyn würde, wenn man ſie ungeſtraft laſſen wollte. Nun ſoll aber eine gute Obrigkeit die innerliche Ruhe der Bürger, auf alle mögliche Weiſe zu befördern ſuchen; als ohne welche die gemeine Wohlfahrt nicht erhalten werden kan. Folglich muß auch dieſelbe auf die Handhabung der Gerechtigkeit ein wachſames Auge haben; das iſt, ſie muß aller Ungerechtigkeit ſteuren, einen jeden in dem ruhigen Beſitze des Seinigen ſchützen; Diebe, Räuber und Betrüger ſtrafen; auf die Erfüllung billiger Vergleiche dringen, die unbilligen aber trennen u. ſ. w.

Conſtitutio iudicum inferiorum quare & quomodo fieri debeat.

§. 815. Weil nun ein Regent für ſo vielerley Dinge ſorgen ſoll, welche ihm allein zu beſtreiten unmöglich fallen würden: So muß er nothwendig Unterrichter ſetzen (§. 426.), deren Eigenſchaften wir auch ſchon oben (§. 247. 428.) beſchrieben haben. Die hauptſächlichſten aber ſind I) daß ſie eine genungſame Erkenntniß der Geſetze haben, und ſelbige der Billigkeit gemäß auf die vorkommenden Fälle zu deuten wiſſen: II) Daß ſie rechtſchaffene und gerechte Männer ſeyn; damit ſie nicht wieder beſſer Wiſſen und Gewiſſen den Gerechten verdammen, und den Gottloſen freyſprechen mögen. Wenn ſie nun dieſe Eigenſchaften beſitzen, ſo ertheilet ihnen denn der Regent, oder die höchſte Obrigkeit des gemeinen Weſens, einen Theil ihrer Macht und Gewalt: Damit ſie nicht nur ihr Urtheil recht mit Nachdruck ſprechen, ſondern auch an den Verbrechern vollſtrecken können; als ohne welches letztere das erſte auch vergeblich ſeyn würde.

Executio Sententiarum qua ratione fieri poſſit.

§. 816. Die gewaltſame Vollſtreckung, oder Execution der Urtheile hat aber alsdann erſt ſtatt; wenn jemand dem gefällten Richterſpruche in beſtimmter Zeit nicht ein Gnügen thut; und ſich alſo dem richterlichen Urtheile mit gute nicht unterwerfen will. Sie geſchiehet entweder auf die Güter der Verurtheilten, darüber der Streit geweſen; oder wenn kein ſolcher Gegenſtand des Streites geweſen: So wird die Perſon des Verurtheilten gefangen geſetzet, oder mit einer Wache bewahret, bis dem richterlichen Ausſpruche entweder mit Gelde oder ſonſt durch ſeinen Gehorſam ein Gnügen geſchehen. Die Gerichtsbedienten, die ſolche Vollſtreckung auszuführen haben, brauchen dazu vielmals auch etliche Mann von der gemeinen Stadtwache, oder ordentliche Soldaten. Und weil dieſe nicht umſonſt ſolche Dienſte zu thun verbunden ſind, dazu ſie ſich insbeſondre nicht anheiſchig gemacht haben; der widerſpenſtige Ubertreter aber Schuld daran hat: So muß er auch die Wache und andere Gebühren bezahlen.

Cura iudicis circa emtionem & venditionem.

§. 817. Im Kaufen und Verkaufen pflegt ſehr leicht ein Betrug vorzufallen. daher muß auch die Obrigkeit hier eine Aufſicht haben, wo bey gewiſſen Waaren ein Argwohn ſtatt findet. Daher muß man die Sachen, ſo zu Markte gebracht, oder feil gebothen werden, beſichtigen, prüfen, und in Gegenwart verſtändiger Männer abwägen laſſen; damit niemand zu kurz komme. Dahin gehört auch die Aufſicht über Münze, Maaß und Gewichte. Denn wenn die Waaren an ſich gleich gut ſind; ſo kan den Käufer doch durch Maaß und Gewichte; der Verkäufer aber durch böſes Geld zu kurz kommen. Es muß alſo nicht nur eine harte Strafe auf gar zu kleine Pfunde, Steine, Ellen, Kannen, Scheffel, Klafter, u. ſ. w. ſondern auch auf die Verfälſcher und Einführer falſcher Geldſorten geſetzet, und ſtrenge vollzogen werden. Ja zu dem Ende müſſen fleißige Unterſuchungen in allen Kramläden und Gewölbern der Kaufleute angeſtellet werden.

Cura magiſtratuum circa permutationem, commodatum & mutuum.

§. 818. Das Tauſchen iſt auch eine Art der Verträge, die unter Kaufleuten häufig vorkommt; wiewohl ſie es ein Umſetzen oder changiren nennen. Bey dergleichen Waarenwechſel nun kan gleichfalls viel Ungerechtigkeit vorgehen; und wenn gleich die Obrigkeit nicht allenthalben dabey ſeyn kan: So iſt es doch nöthig, daß ſie demjenigen, der ſich über ein ihm geſchehenes Unrecht beſchweret, zu Hülfe kommt, und ihm zu ſeinem Rechte, oder zu Erſtattung des Schadens verhelfe. Eben das iſt bey dem Leihen und Borgen zu beobachten. Denn bey jenem muß das Entlehnte niemanden zu beſtimmter Zeit wieder ſeinen Willen vorenthalten,

halten, ſondern unbeſchädigt ausgeliefert werden: Bey dieſem aber muß auch die Nutzung von dem Erborgten, gemäßiget, und nebſt dem Stamme richtig abgetragen werden. Durch das erſte wird dem Wucher, durch dieſes aber dem Verfalle des Creditweſens geſteuret. Die Geldſtrafen thun hier den Verbrechern am meiſten wehe, weil die Wucherer alle geizig ſind.

Cura iudicis circa hypothecas conſtituendas.

§. 819. Damit niemand ohne gnugſame Sicherheit ſein Geld andern borge, ſo muß man auf die Hypotheken ein wachſames Auge haben, dadurch liegende Gründe den Gläubigern verpfändet werden. Denn weil mancher ſein Haus bey verſchiedenen Schulden wohl zehnfach verſchreiben könnte: So muß ſolches nicht ohne Vorbewuſt der Obrigkeit geſchehen. Dieſe muß alsdann ein ſolches Grundſtücke beſichtigen und durch verſtändige und verpflichtete Leute ſchätzen laſſen. Alsdann kan ſie ihre Bewilligung zu dem darauf erborgten Gelde geben, auch ſolches in das dazu beſtimmte Schuldbuch der Bürgerſchaft eintragen laſſen; damit man bey künftig ſich ereignendem Falle wiſſen könne, ob und wie viel Schulden jemand ſchon auf dem Seinigen habe. Wären aber die Schulden eines Mannes ſo angewachſen, daß bey entſtandenem Concurs der Gläubiger, nicht ſo viel da wäre: So müſten diejenigen den andern vorgehen, die mit Bewilliwilligung der Obrigkeit, und zwar zuerſt, ihr Geld geborget.

Cura iudicis circa fideiuſſiones.

§. 820. Eben das iſt von den Bürgen zu beobachten, daß man ſie nemlich nicht ohne Einwilligung der Gerichte annehme. Die Obrigkeit aber muß ihren Beyfall alsdann verſagen, wenn ſie weis, daß ein ſolcher Bürge nicht im Stande iſt, allenfalls die ganze Schuld zu entrichten; oder doch, wenn er dazu angehalten würde, ſich ſelbſt und die Seinigen an den Bettelſtab bringen würde. Wäre aber die Bürgſchaft wirklich geſchehen, und vor gültig erkannt worden: So müſten die Gerichte auch demjenigen, der bey dem Hauptſchuldner zu kurz käme, nunmehr wieder den Bürgen ſtreiten helfen; und denſelben zu Bezahlung der Schuld anhalten. Doch kan ſolches nicht anders als auf die Bedingungen geſchehen, unter welchen er ſich dazu verbunden hat. Folglich wird man erſt den Hauptſchuldner ausklagen müſſen, ehe man den Bürgen angreift; es wäre denn, daß er ſich dieſes Rechtes gleich anfangs begeben hätte.

Cura iudicis circa pignora.

§. 821. Bey der Verpfändung bedarf es auch der Aufſicht des Richters. Denn wenn da der Schuldner das Verpfändete einzulöſen nicht im Stande iſt; der Gläubiger aber ſein Geld nicht länger entbehren will oder kan: So muß das Pfand durch einen öffentlichen Anſchlag ausgebothen, und an den Meiſtbiethenden verkauft werden. Weil nun vielmals

mals Bedingungen bey der Verpfändung eingerücket werden, z. E. daß das Pfand verfallen ſeyn ſolle, dafern es nicht zu geſetzter Zeit eingelöſet würde; dadurch denn ein Wucher entſteht: So muß man es nicht zulaſſen, daß dergleichen ſtatt finden mögen. Sondern der Gläubiger muß zufrieden ſeyn, daß er die gewöhnlichen feſtgeſetzten Nutzungen von ſeinem Gelde bekommt, und daß er indeſſen eine zulängliche Sicherheit gehabt; als wozu die Pfänder eigentlich nur gegeben werden.

Cura iudicis circa iniurias vleiſcendas.

§. 822. Uberhaupt gehören aber auch die ſogenannten Injurien-Proceſſe hieher. Es iſt aber eine Injurie, oder Beſchimpfung eine jede Handlung oder Rede, womit einer den andern wiſſentlich und mit Vorſatz beleidiget. Nun ſoll aber die Obrigkeit, zu Erhaltung der innerlichen Ruhe, es nicht dulden, daß einer den andern entweder an ſeinem Leibe oder an ſeinen Ehren ſchade: Folglich müſſen denn alle Arten der Injurien ſcharf verbothen werden, und die Obrigkeit muß ſehr harte Strafen auf dieſelben ſetzen, den Unterrichtern aber die Vollſtreckung derſelben an den Verbrechern ſcharf anbefehlen. Dieſe Handlung eines Richters, wodurch er die Injurien ſtrafet, und den Beleidiger zur Erſtattung des dem andern zugefügten Schadens, oder zur Ehrenerklärung zwinget, heiſſet die **Rache.** Weil nun dergeſtalt die Rache im gemeinen Weſen der Obrigkeit oder dem Richter zuſteht: So iſt alle Selbſtrache zu verbiethen, und aufs ſchärfſte zu beſtrafen.

Duella & eorum cauſæ ſerio prohibendæ.

§. 823. Iſt nun die Selbſtrache nicht erlaubt: So muß auch der Zweykampf in der Republik nicht verſtattet werden, dadurch man vor die erlittenen Beſchimpfungen ſich ſelbſt Rache zu nehmen denket. Denn dergleichen Duelle entſtehen oft über nichtswürdige Kleinigkeiten, und ſtürzen doch das Leben zweener Bürger in Gefahr; an deren Erhaltung einem Staate gelegen iſt. Man muß alſo den Zweykampf bey harter Strafe verbiethen, und ſowohl an demjenigen, der den andern dazu aufgefodert, als an dem, der ihm gefolget iſt; ja auch an denjenigen, ſo ſie vielleicht dazu gereizet, und ihnen nachmals Beyſtand geleiſtet, wirklich vollziehen. Hierzu aber iſt auch ſehr dienlich, daß man die Urſachen des **Zweykampfes**, das iſt alle Schimpfworte, und Schläge mit Fäuſten und Stöcken, ſchon aufs ſchärfſte verbiethe. Doch ſieht ein jeder, daß das Recht der unſträflichen Nothwehr nicht zur Zahl der Duelle gehöret, und alſo einem jeden ungekränkt bleiben muß.

Homicidium eſt vel apertum vel doloſum vel caſuale vel culpoſum.

§. 824. Der höchſte Grad der Beleidigungen iſt die Beraubung des Lebens, die man den **Todtſchlag** nennet. Geſchieht ſolches mit offenbarer Gewalt: So iſt es ein **Mord**. Geſchieht es hinterliſtiger Weiſe: So heißt es ein **Meuchelmord**. Kommt es aber von ungefehr, ohne die geringſte Abſicht des Mörders: So heißt es ein unverſehener Todtſchlag. Iſt endlich eine kleine Schuld dabey: So heißt es ein **halbſchuldiger Mord.** Der unverſehene Todtſchlag gehört nicht unter die Handlungen, ſo man einem zurechnen kan (§. 17): Folglich kan man ihn nicht ſtrafen. Der Meuchelmord verdient allerdings die Lebensſtrafe. Der offenbare Mord, der mit Gewalt verübet wird, wenn es nicht in dem Falle der Nothwehr iſt; verdient gleichfalls den Tod. Aber der Halbſchuldige; Z. E. als wenn jemand nach einem Wilde ſchieſſet, und einen Jäger trifft; muß auch in verſchiedenen Umſtänden mit einer geringern Strafe angeſehen werden. Bisweilen aber kan es gar bey einer guten Verwarnung ſein Bewenden haben.

Provocatio ad iudices ſuperiores quando locum habeat.

§. 825. Wenn nun der untere Richter ſein Urtheil in einer Rechtsſache geſprochen, und der eine Theil will damit nicht zufrieden ſeyn: So muß noch ein höheres Gerichte angeordnet werden, vor welches die Sache von neuem gebracht werden kan. Iſt man auch mit deſſen Urtheile hernach nicht zufrieden: So muß man in wichtigen Sachen die Freyheit haben, ſich auf den Landesherrn ſelbſt zu beruffen, oder die höchſte Obrigkeit ſelbſt zu ſeinem Richter zu wählen. Dergleichen Beruffung auf den oberſten Richter heißt die Appellation, und die Räthe, ſo ſich Regenten in dieſem Falle an die Seite ſetzen, die Appellationsräthe. Damit nun die Zahl der Appellirenden nicht ohne Noth zu groß werde:

So müſſen nicht alle Sachen ohne Unterſcheid, ſondern nur die wichtigſten dahin zu bringen erlaubt werden, ja der Appellirende muß einen Eid thun, daß er feſt davor halte, ihm ſey zu viel geſchehen; auch eine gewiſſe Summe Geldes erlegen, deren er verluſtig ſeyn will, dafern er verlieren ſollte.

Cauſae criminales quomodo iudicari debeant.

§. 826. Auſſer dieſen bürgerlichen Streitſachen giebt es auch Criminalſachen, davor die andern Verbrechen der Ubelthäter gehören, als Diebſtahl, Mord, Straſſenraub, Kirchenraub ꝛc. Wie nun auch hierinn die Untergerichte die erſten Urtheile fällen, alſo muß gleichwohl die Sache noch vor ein höheres Criminal-, oder Hofhalsgerichte gebracht werden; damit nicht irgend aus Verſehen, oder allzugroſſer Strenge, einem Unſchuldigen der Kopf abgeſprochen werde. Wie nun auch hier der Regent oder die höchſte Obrigkeit die Präſidentenſtelle vertritt; Alſo muß ohne deſſen Beſtätigung kein Bluturtheil vollſtrecket werden. Dergleichen Aufſicht eines Appellations- und Hofhalsgerichts über alle Untergerichte eines gemeinen Weſens, macht nun alle dieſelbe deſto ſorgfältiger in Verwaltung ihres Amtes, und in Unterſuchung der Sachen deſto behutſamer.

Proceſſus in foris quantum fieri poteſt praecipitandus.

§. 827. Weil lange Rechtsproceſſe viel Geld koſten, und ſonſt den Partheyen viel Reiſen, Sorgen und Unruhen verurſachen, auch ihre Gemüther wieder einander immer mehr erbittern: So ſoll man eine Proceßordnung einführen, dadurch alles, ſo viel möglich iſt, abgekürzet werde. Weil nun die meiſten Proceſſe durch die Sachwalter verzögert, und ins weite Feld hinaus geſpielet werden, als wovon ſie ihren Vortheil haben; dahingegen beyde Partheyen am Ende nichts als ein Pack Acten, und die Einbildung eines gewonnenen Proceſſes davon tragen: So muß man die Zahl derſelben nicht zu ſehr anwachſen laſſen. Ein jedes Gerichte muß nur etliche wenige Rechtsbeyſtände haben, damit ſie es nicht nöthig haben alle faule Sachen anzunehmen; oder aus Noth nichtswürdige Kleinigkeiten zu verzögern, die ſich auf einmal hätten einſehen und entſcheiden laſſen.

Conuictio maleficorum quomodo fiat & confeſſio quomodo eliciatur.

§. 828. In Criminalſachen muß man den Ubelthäter vor allen Dingen ſeines Verbrechens zu überzeugen ſuchen; welches durch eidlich verpflichtete Zeugen, und andre Umſtände der Zeiten und Oerter geſchehen kan. Will er es aber noch nicht geſtehen: So muß man ihm ſelbſt die Zeugen darſtellen, und ihm ihre einhellige Ausſage unter die Augen ſagen laſſen; welches die **Confrontation** heiſſet. Bleibt er noch bey einem halsſtarrigen Leugnen, oder antwortet er zweifelhaft, wiederſpricht ſich auch wohl in etlichen Stücken, und es will gleichwohl kein Zureden noch Vorſtellen etwas verfangen: So muß er auf die peinliche Frage gebracht werden. Nun könnte man zwar ſagen, die Furcht vor der Folterbank könnte auch wohl einem Unſchuldigen ein

Bekenntniß abzwingen. Allein wenn man auch auf die bloſſe Ausſage der Zeugen allein, ohne das Geſtändniß des Verbrechers, denſelben zur Strafe ziehen wollte: So könnte bisweilen ein Unſchuldiger umkommen. Doch hat die peinliche Frage nur in Halsſachen ſtatt.

In caſu fugae quid faciendum.

§. 829. Hat ſich der Ubelthäter mit der Flucht davon gemacht: So muß man vor allen Dingen ſeiner Perſon habhaft werden. Zu dem Ende muß man allen benachbarten Gerichten Nachricht davon geben, und ihn zu ergreifen bitten: Welches durch Steckbriefe zu geſchehen pflegt. Iſt er irgendwo ertappet worden: So muß man ihn ſo lange im Gefängniß behalten, bis er der gehörigen Obrigkeit ausgeliefert werden kan. Hätte er ſich aber durch ein Schreiben gemeldet, daß er bereit ſey ſich vor Gerichte zu ſtellen, und ſich zu verantworten, wenn er nur des Gefängniſſes entübriget ſeyn könnte: So muß ihm allerdings ein ſicher Geleite gegeben werden. Damit aber das Gerichte auch Sicherheit habe, muß er entweder mit baarem Gelde, oder durch einen Bürgen Caution ſtellen, daß er ſich nicht allein ſo oft als nöthig vor Gerichte ſtellen, ſondern ſich auch der Strafe unterwerfen wolle.

Regula ſententiarum quae, & applicatio

§. 830. In Criminalſachen ſowohl, als in andern bürgerlichen Streitfragen müſſen die Untergerichte nicht anders, als nach den geſchriebenen Geſetzen eines jeden Staats zu ſprechen befugt ſeyn. Kämen aber ja Fälle vor, die in ihren Provinzial oder Landrechten noch nicht entſchieden wären: So müſſen ſie zum Rechte der Natur ihre Zuflucht nehmen, als aus welchem doch ohnedem alle bürgerliche Geſetze ihren Urſprung haben. An vielen Orten nimmt man die alten Römiſchen Rechte zur Hand, wenn die andern Geſetze ſchweigen: Und das iſt ſo unrecht nicht, weil ſie gemeiniglich ſehr billig ſind; wenn man nur auf die unterſchiedene Einrichtung der alten römiſchen und heutigen Republiken acht hat. Sonſt aber begreift ein jeder, daß bey jedem Urtheile der Richter verbunden ſey, einen Schluß von dem Geſetze, und der That, auf die Strafe zu machen: Wer dieſes oder das gethan hat, der hat dieſe Strafe verdienet. Cajus hat dieſes oder das gethan; Alſo hat er auch dieſe Strafe verdienet.

quomodo fiat.

Das VI. Hauptſtücke
von
guter Regierung des gemeinen Weſens.

§. 831.

Wir haben ſchon (§. 424) erkläret, was das Regiment ſey, nemlich der Gebrauch der höchſten Macht und Gewalt, zu Beförderung der gemeinen

Regiminis boni motiva.

Wohlfahrt. Wer alſo gut regieret, der liebet ſeine Bürger, und ſuchet nichts als ihre Ruhe, Sicherheit und Glückſeligkeit zu befördern. Damit nun ein Regent dazu geneigt werde: So muß er ſich fleißig vorſtellen, was einen Fürſten bey Auswärtigen anſehnlich und furchtbar machet. Nemlich ein zahlreiches, wohlgeſittetes, reiches, und muthiges Volk, welches ſeinen Landesherrn ſo ſehr, als ſeine eigene Glückſeligkeit liebet, die es demſelben zu danken hat. Wer ſolche Unterthanen oder Bürger hat, der hat alles, was einem Regenten eine wahre Ehre machet. Es fehlt ihm weder an Gehorſam, noch an Einkünften, weil er nichts befiehlt, als was billig, und nichts fordert, als was nöthig iſt. Er iſt reich, ſo lange ſeine Bürger reich ſind. Und es kan ihm auch an Soldaten nicht fehlen, weil im Falle der Noth gern ein jeder Unterthan zu Felde ziehen wird.

Modus perveniendi ad regimen reipublicae

§. 832. Ein ſolcher Fürſt gelanget nun zur Regierung, entweder durch eine freye Wahl, des ganzen Volks, oder der Vornehmſten eines Landes; oder durch die Nachfolge; oder durch die Beſtimmung des regierenden Landesherrn, der ſich ſelbſt einen Nachfolger wählt. Von allen dieſen Arten haben wir Exempel in Europa; von dem erſten in Pohlen und Deutſchland; von dem andern faſt überall; und von dem dritten an Peter dem erſten, Rußiſchen Kayſer, der ſeine Gemahlin zu ſeiner Nachfolgerin ernannte. Iſt nun ein ſolch erwählter Landesherr ein unumſchränkter Monarch: So iſt bey Ubergebung der höchſten Macht und Gewalt weiter nichts zu beobachten. Denn die Einſchränkung des natürlichen Geſetzes hat doch ihre Richtigkeit, und verſteht ſich von ſelbſt ſchon. Iſt es aber eine vermiſchte Art des Regiments: So müſſen freylich von demſelben die Grundgeſetze des Staats erſt beſchworen werden.

Principem decet eſſe pium Deique timentem.

§. 833. Soll ein ſolcher Eid eines Fürſten eine Gültigkeit und Verbindlichkeit haben, ſo muß der Fürſt fromm ſeyn, und Gott fürchten. Dieſes aber ſetzet ein gutes Erkenntniß Gottes zum Grunde, ohne welches alſo kein löblicher Fürſt ſeyn kan. Es iſt dahero viel daran gelegen, daß man junge Prinzen von Jugend auf in der Religion wohl unterrichte, und ihnen eine Liebe und Ehrfurcht gegen Gott ins Herz präge, als ohne welches ſie ſchlimme Regenten werden können. Ja auch regierende Herren müſſen einen anſehnlichen Mann zum Oberhofprediger haben, deſſen Ermahnungen ſie zu Beobachtung ihres Gewiſſens und ihrer Pflichten bewegen können. Allein ein Fürſt, der ſeinen Unterthanen den Eid nicht hält, verliert auch bey allen ſeinen Nachbarn Treue und Glauben, welches allerdings kein Vortheil für ihn iſt. Ja ſelbſt in ſeinem Lande ſchadet er ſich; denn alle Bürger werden ihm gehäßig; alles Vertrauen fällt weg, und im Falle der Noth kan er ſich auf ihren Beyſtand ſehr ſchlecht verlaſſen.

Limitatio potentiae quomodo fieri debeat.

§. 834. Am allerbeſten iſt es, wenn man es bey Ubergebung der höchſten Macht und Gewalt nicht auf den bloſſen Eid ankommen läßt; ſondern entweder einem Fürſten einen groſſen Rath an die Seite ſetzet, wie die Spartaniſchen Könige ihre Ephoros hatten, ohne deren Bewilligung ſie nichts thun konnten; Oder dem Landesherrn nicht alle Gewalt an Volk und Geld in die Hände giebet. So haben es die geſcheidteſten Völker in der Welt gehalten, und ſonderlich die Deutſchen, Engländer, und itzo auch die Schweden: Weil ſie es aus der Erfahrung wuſten, wie leicht eine unumſchränkte Monarchie zu einer Tyranney werden könne. Man muß alſo zwar den Fürſten nicht zu einer bloſſen Staatspuppe machen, wie die Venetianer es mit ihrem Doge halten; aber ihm auch nicht alles einräumen: Sondern entweder auf den Land- und Reichstagen ihm erſt die Einkünfte zugeſtehen, oder ihm einen Kronſchatzmeiſter an die Seite ſetzen.

Alia potentiam principis limitandi ratio.

§. 835. Ferner wird die Gewalt eines Regenten eingeſchränket, wenn man ihm nicht die Freyheit läßt eine Armee anzuwerben, zu vergröſſern, oder zu brauchen, ohne Bewilligung des Volks; oder eines gewiſſen Kronfeldherrn; auf welche Art ſelbſt der Türkiſche Kayſer durch den Groſsvezier gewiſſermaaſſen eingeſchränkt iſt. Daß eine ſolche Einſchränkung von Wichtigkeit iſt, erhellet daraus, daß ein Regent alles von ſeinen Bürgern erzwingen kan, wenn er ſich nach Belieben ein Kriegesheer anwerben darf. Eben dahin gehört die Erſetzung der Aemter und obrigkeitlichen Stellen. Denn auch hier muß es nicht ſchlechterdings auf den Regenten ankommen, weil ſich ſonſt ſeine Parthey gar zu ſehr verſtärken würde: Sondern die Städte und Collegia müſſen ſich das Recht vorzuſchlagen vorbehalten, damit ſie theils von der Geſchicklichkeit, theils von dem patriotiſchen Weſen ihrer künftigen Beamten und Collegen zum voraus verſichert ſeyn können.

Obiectio ſoluitur.

§. 836. Ein Regent aber, der dergeſtalt in ſeiner Gewalt eingeſchränket iſt, verliert dadurch nichts von ſeiner Hoheit. Denn da er ohnedem durch das Recht der Natur ſchon eingeſchränkt iſt, ſo daß er in allem die Wohlfahrt ſeiner Bürger ſuchen muß: So wird er, wenn er billig regieren will, eben das thun, was das Volk durch die Fundamentalgeſetze von ihm fordert. Ja er hat weniger Haß von ſeinen Unterthanen zu beſorgen, wenn er von vielen Dingen, darinn er nicht eine volle Gewalt hat, auch nicht einmal zur Rede geſetzt werden kan. Und da die Regierungskunſt ſehr ſchwer iſt, wenn jemand ſeiner Pflicht gewiſſenhaft nachkommen will: So erleichtern ja ſolche Grundgeſetze dem Regenten ſeine Laſt, und es herrſchet in demſelben die Weisheit aller ſeiner Vorfahren, und der Klugen im Volke, die ſolche eingeführet habrn. Ein weiſer Regent würde ſich alſo ſelbſt Grundgeſetze ſeiner Regierung vorſchreiben, wenn er gleich von dem Staate zu keinen wäre verpflichtet worden.

Ex parte ſubditorum homagium praeſtandum eſt.

§. 837. Damit aber auch die Unterthanen dem Landesherrn in die ihm einmal zugeſtandenen Rechte keine Eingriffe thun, oder ihm in billigen Geſetzen ihren Gehorſam nicht entziehen mögen: So muß man ſie gleichfalls demſelben einen Eid der Treue ſchweren laſſen. Dieſes zeigt abermal die Nothwendigkeit der Religion in einem Staate, weil ohne ſie kein Eid eine Verbindlichkeit bey ſich führen würde. Setzte ſich aber doch jemand in billigen Dingen wieder ſeinen Landesherrn: So müſſen bürgerliche Strafen vorhanden ſeyn, denſelben zu beſtrafen. Denn es iſt ſo viel, als ob er ſich dem ganzen gemeinen Weſen, davon er ein Mitglied iſt, wiederſetzet hätte; als von welchem dem Landesherrn die Macht zu befehlen, zur Wohlfahrt der Republik, zugeſtanden worden. Wieder ein ſo unartiges Glied einer Geſellſchaft ſteht es auch frey, harte Mittel zu brauchen, um es zu ſeiner Pflicht zu nöthigen.

Imperans vicarios & gubernatores in prouincias mittere debet.

§. 838. Weil doch ein Landesherr nicht in allen Provinzen und Städten ſeines Landes ſelbſt zugegen ſeyn, oder alle und jede Sachen ſelbſt entſcheiden kan: So muß er überall, wo es nöthig iſt, ſeine Statthalter haben, die ſeine Stelle vertreten. Denn in groſſen Reichen häufet ſich auch die Zahl der wichtigen Sachen bisweilen ſo an, daß er ihnen unmöglich gewachſen ſeyn würde. Dieſe Stellen nun vergiebt der Regent ſelbſt, nach eigenem Gutachten: Die kleinern Bedienungen aber überläßt er billig den Unterobrigkeiten jedes Orts, es wäre denn, daß er ſich zuweilen auch da ſeines Rechtes bedienen wollte. Was aber die wichtigern obrigkeitlichen und richterlichen Aemter anlanget: So müſſen dazu von den Räthen und Gerichten der Städte, ſelbſt aus der Bürgerſchaft jedes Ortes die geſchickteſten gewählet, oder doch dem Landesherrn vorgeſchlagen werden.

Potentia reipublicae quomodo augeatur.

§. 839. Eine Republik wird vor mächtig gehalten, wenn ſie an Volk und Geld reich iſt. Weil nun die äuſſerliche Sicherheit vor Feinden und das ganze Anſehen eines Staats ſich dergeſtalt auf den Reichthum deſſelben gründet: So muß ein Regent ſeine Republik ſo reich zu machen ſuchen, als es möglich iſt. Zu dem Ende muß vors erſte ſeine Sorge dahin gehen, daß nicht viel Geld aus dem Lande geführet werde. Da nun dieſes mit dem Handel zu geſchehen pflegt, wo man vor baar Geld Waaren kommen läßt: So muß ein Landesherr machen, daß man andre Waaren dargegen austauſche, oder ſich gar ohne dieſelbe behelfen lerne. Man muß aber auch ſehen, ob nicht vielleicht die fremden Waaren nur durch das Land durchgehen, und doch dem Bürger einen Vortheil bringen: Denn in ſolchem Falle ſchadet auch dieſes nicht. Eben ſo iſt es, wenn die fremde Waare Käufer zu den unſrigen in die Städte locket. Kurz, dem Handel muß man um andrer Vortheile wegen, die er bringet, viel nachſehen.

Media pecunias in imperio conſeruandi.

§. 840 Es pflegt auch ſehr viel Geld von jungen Leuten, die in fremde Länder reiſen, aus dem Lande geſchleppt zu werden. Daher muß ein Regent ſorgen, daß dieſe Reiſen nicht gar zu ſehr einreiſſen mögen, und daß man nicht gar zu junge Leute, die noch nicht mit dem Gelde umzugehen wiſſen, in die Fremde ſchicke. Ja man kan es auch ſo machen, daß eben dieſe Reiſende nichts als Wechſelbriefe bey ſich führen, und alſo das Geld nicht wirklich über die Grenzen komme: Dergeſtalt kan man doch junge Leute Studirens oder der fremden Sprachen halber reiſen laſſen. Ferner laſſe man keine Gaukler, Seiltänzer, Spieler und Comödianten mit allem erworbenen aus dem Lande ziehen; ſondern nöthige ſie, daſſelbe im Lande zu verzehren. Endlich laſſe man auch keine reiche Leute mit alle ihrem Vermögen aus dem Lande ziehen. Wie dieſes zu verhindern ſey, haben wir oben ſchon gewieſen, nemlich durch die Einführung der Abzugs-Gelder.

Vlteriora media pecunias conſeruandi.

§. 841. Damit man nicht Vieh und Getreide aus fremden Ländern holen dörfe, als wovor auch viel baares Geld aus dem Lande geht: So muß man den Ackerbau und die Viehzucht in guten Stand ſetzen, auch in fruchtbaren Jahren Kornhäuſer anlegen, damit man im Fall der Noth dazu greifen könne. Ferner muß man die Bergwerke, die etwa ein Land hat, nicht wüſte liegen, ſondern fleißig anbauen laſſen. Und geſetzt, daß ſie anfänglich kaum ſo viel brächten, als die Leute, ſo daran arbeiten, koſteten: So mehret ſich doch die Anzahl der Metalle, davon allerley nützliche Dinge verfertiget werden können. Denn das Gold und Silber muß alsbald gemünzet, aus dem Kupfer und Eiſen aber ſollen allerley Dinge geſchmiedet werden; damit man auch das Arbeitslohn von den Fremden ins Land ziehe. Bey dem Gelde aber muß man ſcharf verbiethen, daß es nicht von den Kaufleuten in fremde Länder übermachet werde.

Extranei quomodo alliciantur.

§. 842. Um aber fremde Leute ins Land zu locken, muß man nur ein ſanftes Regiment führen, und die Bürger nicht mit gar zu vielen Auflagen drücken. Reiſende an ſich zu ziehen, und zu machen, daß ſie ſich länger im Lande bey uns verweilen, muß man auf die Gaſthäuſer ſehen, damit nicht die Fremden gar zu ſehr darinn übertheuret werden. Hernach muß man die Städte mit ſchönen und beqvemen Gebäuden zieren, Palläſte bauen, Luſtſchlöſſer und Gärten anlegen, viel ſehenswürdige Luſtbarkeiten anſtellen, einen anſtändigen Staat bey Hofe führen, und die Fremden durch Höflichkeit zu gewinnen ſuchen. Ja auch berühmte Lehrer auf hohen Schulen locken viel Fremde Studirens halber ins Land. Folglich muß ein guter Regent beſondere Acht auf dergleichen gelehrte Leute haben, und ſie mit groſſen Titeln und Beſoldungen dahin beruffen.

Fides publica ab imperantibus conſeruanda.

§. 843. Weil aber der Handel mehr Geld als dieſes alles, ins Land ziehet; dieſer aber ohne das Creditweſen nicht beſtehen kan: So müſſen kluge Regenten ſonderlich auch darauf denken, daß Treu und Glaube auch unter den Bürgern erhalten werde. Dazu dienet, daß man ein ſcharfes Wechſelrecht einführe, und im Schwange erhalte; die böſen Schuldner mit harten Mitteln zum Zahlen zwinge; die Banqverouttirer nicht ſchone, ſondern überall verfolge, ja lebenslang bey Brod und Waſſer ſitzen laſſe, u. ſ. w. Am zuträglichſten aber iſt einem gemeinen Weſen, eine öffentliche Bank, darinn ein jeder ohne Furcht ſein Capital mit voller Sicherheit legen kan; wiewohl um geringere Zinſen; und daraus hernach allen Kaufleuten Vorſchuß geſchehen kan, die etwas nöthig haben. Denn die ganze Republik kan ſolches leichter wieder eintreiben, als ein Privatmann.

Reditus publici quomodo diſtribuendi.

§. 844. Weil endlich zu ſo vielerley öffentlichen Ausgaben auch viel Einkünfte im gemeinen Weſen erfordert werden: So müſſen freylich auch Auflagen auf die Bürger geſchehen. Nur muß ein Regent ſehen, daß dieſes auf die allerbeqvemſte Art eingerichtet werde. Auf die Häupter der Unterthanen einen Schoß zu legen, iſt zwar eine leichte Rechnung; allein ſie drücket mehr die Armen, als die Reichen. Auf das Vieh und den Acker iſt es freylich beqvemer, denn wer viel beſitzt, giebt alsdann auch mehr. Aber die von Zinſen leben, geben alsdann faſt gar nichts. Folglich muß man in Städten auf das Getränke, zumal auf die ausländiſchen Weine, auf Zucker, Thee, Caffee, und alle die Waaren, ſo nur von den Reichen gebrauchet werden, die gröſten Auflagen legen. Doch iſt freylich auch die Conſumtionsacciſe ein ſehr beqvemes Mittel, die Auflagen ſo einzutheilen, daß derjenige, ſo viel übrig hat, auch viel hergeben muß.

Bona Camerae & culinae principalis aliaque redituum genera.

§. 845. Damit aber der Landesherr nicht gänzlich ſeiner Bürger Gnade leben dürfe, ſo muß er allerdings gewiſſe Tafel- und Kammergüter haben, davon ihm die Einkünfte unmittelbar zufallen. Von den Bergwerken muß ihm der zehnte Pfennig gegeben werden, von den Brückenzöllen und Fehren, nimmt er gleichfals den Uberſchuß. Zu Geſandſchaften und andern ordentlichen Ausgaben, muß ihm von den Ständen auch was auſſerordentliches bewilliget werden. Es trägt aber nicht wenig zu Erleichterung aller der Auflagen bey, wenn der Landesherr alles, was er einnimmt, wieder in ſeinem Lande ausgiebt. Er muß alſo einen anſehnlichen Staat führen, fleißig bauen, und andere Gattungen der Ausgaben machen, ſo, daß das Geld immer wieder den Bürgern und Handwerkern in die Hände komme: Die Fremden aber, die ſich nicht im Lande niederlaſſen, ſo wenig als möglich iſt, davon genieſſen mögen.

Pacis ſtudium imperanti conuenit.

§. 846. Endlich und zuletzt gehört zu dem guten Regimente eines Landesherrn, auch die Erhaltung des Friedens. Denn der Krieg zieht lauter Unheil ins Land, und ſtöret faſt alle Stände und Lebensarten in ihrer Glückſeligkeit. Doch da man nicht länger Friede halten kan, als ſein Nachbar will: So muß man ſich auch im Frieden ſchon auf den Krieg gefaßt machen. Zu dieſer Sorgfalt gehören denn die Bündniſſe mit den benachbarten, auch wohl entfernten Staaten; die Gränzfeſtungen und andere Kriegsrüſtungen, dadurch man ſich ſeinen Feinden furchtbar machen kan. Indeſſen muß doch ein Regent nicht ſo gleich bey den geringſten Beleidigungen zu den härteſten Mitteln greifen; ſondern erſt durch Geſandſchaften und gute Vermittelung andrer Prinzen die Urſachen des Krieges beyſeite zu ſchaffen ſuchen. Will dieſes alles nichts verfangen, ſo müſſen freylich die Waffen ergriffen werden.

§. 847. Weil aber Kriege viel Geld koſten, ſo muß theils ein kluger Fürſt ſchon im Frieden Geld zum Kriege ſammlen, damit er nicht dann allererſt von den Unterthanen ſchwere Auflagen fordern dörfe. Theils aber müſſen ſich auch dieſe nicht weigern etwas auſſerordentliches beyzutragen, wenn Gefahr vorhanden iſt. Denn der Vortheil und Schade iſt doch ihre, wenn ſie entweder ſiegen, oder überwunden werden. Was das Kriegsheer anlanget: So muß freylich zwar ſchon in Friedenszeiten eine kleine Armee unterhalten werden. Doch da dieſe im Kriege nicht zulangen will: So muß man theils von ſeinen Bundsgenoſſen Hülfsvölker begehren, theils aber auch in der Geſchwindigkeit neue Werbungen anſtellen. Doch iſt es nicht rathſam viele fremde Soldaten zu nehmen, oder Landeskinder mit Gewalt zu nehmen. Es iſt viel beſſer durch den Trummelſchlag die Freywilligen zuſammen zu locken, weil dieſe mehr thun, als alle, die gezwungener weiſe dienen.

Sumtus ad bellum gerendum vnde petendi ſint.

§. 848. Wenn man ſieht, daß der Feind im Anzuge iſt, oder doch ſonſt ſchon Anſtalten macht, ſo iſt es am rathſamſten, ihm zuvor zu kommen, und nicht ſeinen Angriff zu erwarten. Denn ein feindliches Heer in ſeinen Gränzen zu haben, iſt allen Einwohnern ſehr verderblich. Man muß alſo lieber den Feind in dieſe Nothwendigkeit ſetzen, daß er unſre Armee erſt aus dem Lande ſchlagen muß; ehe er unſre Land-

Hoſtem praeuenire decet non ab eo praeueniri.

Landſchaften angreifen kan. Dieſes ſind Sätze die ſich auf die traurige Erfahrung der Deutſchen in den Franzöſiſchen Kriegen gründen: Denn da haben die Reichsvölker allemal viel Mühe gehabt, den Feind aus den eroberten Provinzen zu vertreiben; bloß weil man anfangs ſo ſaumſelig geweſen, dem Feinde zuvorzukommen. Ein Landesherr iſt ja ſeinen Unterthanen den Schutz ſchuldig: Wie erlangen ſie aber denſelben, wenn man den Feind bis ins Herz des Reiches dringen läßt?

Pacis conſectaria quaenam eſſe debeant.

§. 849. Wenn der Krieg durch einen Friedensſchluß ein Ende nimmt: So muß man auch vor die künftige Sicherheit ſorgen, und ſich von dem Feinde die verurſachten Kriegskoſten wieder erſtatten laſſen. Die Bürger aber, die durch viele Beſchwerden gedrücket worden, müſſen alsdann wiederum eine Erleichterung empfinden, und die ſüſſen Früchte des Friedens ſchmecken. Zu dem Ende iſt es auch gut, öffentliche Freudenbezeugungen anzuſtellen, und in den Kirchen Dankfeſte zu halten, die Stücke zu löſen, und was ſonſt die Freude bezeigen kan, zu veranſtalten. Alsdann aber muß ein Fürſt Sorge tragen, daß das ganze gemeine Weſen wiederum in den Flor komme, der durch die Kriegsunruhe eine Zeitlang unterbrochen worden.

Neceſſitas Conſiliariorum vnde fluat.

§. 850. An allem demjenigen nun, was bisher von einem löblichen Regimente eines guten Landesherrn geſagt worden, hat es ſich ſattſam gewieſen, was für einen groſſen Geiſt, durchdringenden Verſtand, unermüdeten Fleiß und redlichen Eifer für das gemeine Beſte ein ſolches Haupt eines Volkes beſitzen müſſe. Nun giebt es allerdings zuweilen groſſe Regenten, die in allen dieſen Stücken zugleich vortrefflich ſind. Allein da dergleichen Helden doch ſehr ſelten in der Welt erſcheinen, ſo iſt es freylich eines jeden Prinzen Werk nicht allein, ein groſſes Volk zu regieren. Nichts iſt alſo nöthiger, als daß ſie ſich nach erfahrnen Miniſtern und Räthen umſehen, oder ſich doch die fähigſten und gelehrteſten unter ihren Hofleuten, allmählich dazu anführen, daß ſie ihnen in Staatsgeſchäften mit Rath und That an die Hand gehen können.

§. 851. Nun glauben zwar viele, die Welt werde durch eine geringe Weisheit regieret, und es ſey keine groſſe Kunſt ein König zu ſeyn. Allein die ſo reden, bedenken nicht, daß die Klugheit und Erfahrung vieler Jahrhunderte an den Verfaſſungen gearbeitet hat, die itzo einen Staat glücklich machen. Freylich wenn ſchon heilſame Geſetze, tauſend gute Anſtalten, und vielerley herrliche Einrichtungen von unſern Vorfahren da ſind, und im Schwange gehen, denn iſt es ſo ſchwer nicht mehr, ein Regent zu ſeyn, als wenn dieſes alles erſt eingeführt werden ſoll.

Obiectio eiusque solutio.

Allein dem ungeachtet iſt es auch oft eine Kunſt, das alte vor dem Untergange zu bewahren und zu erhalten; ja bey Gelegenheit auch neue Verordnungen zu machen. Dazu bedarf nun ein Fürſt unſtreitig des Beyſtandes weiſer Räthe, die nach Verſchiedenheit der Sachen auch verſchiedene Einſicht haben müſſen.

Quales eſſe debeant conſiliarii principum.

§. 852. Ein jeder begreiſt, daß dazu anſehnliche, verſtändige, erfahrene und patriotiſch-geſinnte Männer gehören. Die ſich ſchon in andern Aemtern von geringerer Wichtigkeit klug, treu, redlich und verſchwiegen erwieſen haben. Dieſen muß man alsdann auch das Recht geben, ihre Gedanken frey und ohne Heucheley zu entdecken. Ihre Mühe und Sorgfalt vor das gemeine Beſte muß ihnen reichlich belohnet, und ſie müſſen den nechſten Rang nach dem Regenten ſelbſt haben. Damit es aber auch den folgenden Zeiten nicht an einem weiſen Landesherrn fehlen möge, ſo muß ein Fürſt ſeinen eigenen Erbprinzen mit in die Berathſchlagungen vor das gemeine Wohl ziehen, und ihm alſo beyzeiten die Klugheit zu herrſchen einflößen, ehe er noch ſelbſt das Ruder der Republik führen darf. Man leſe übrigens hiervon das ſchöne Werk Johann Adolph Hoffmanns nach, welches er: Gedanken von der wahren und falſchen Staatskunſt, genennet hat.

E N D E.

Regiſter

Regiſter
der in beyden Theilen vorkommenden Sachen.

A.

Abbildung, materialiſche, im Gehirne I. 285. darnach ſtellt ſich die Seele die Welt vor ibid.

Abſcheu, ſinnlicher, was er ſey I. 253. dazu trägt die Einbildungskraft viel bey I. 254. haben wir gegen eine Sache, als was ſchlimmes I. 261
vernünftige, wie er von dem ſinnlichen unterſchieden iſt I. 301. was er iſt ib. fließt aus der vorſtellenden Kraft der Seelen I. 302

Abſicht, was ſie iſt I. 156. erfordert ein verſtändiges Weſen I. 156. kan ein Mittel werden I. 157

Abſonderung, was ſie iſt I. 24. 234. iſt ein unentbehrliches Stück zur Vernunft I. 24. dazu muß man ſich der Wörter bedienen I. 235. daraus entſpringt ein doppeltes Erkenntniß ib.

Adjunct, was es iſt I. 158

Aehnlichkeit, was ſie iſt I. 125. der einzelnen Dinge macht eine Art I. 22. der verſchiedenen Arten macht eine Gattung I. 23. zwey ganz ähnliche Dinge giebt es nicht I. 189

Affect, was er iſt I. 254. hat zwo Hauptgattungen ib. bey ihm wirkt die Einbildungskraft I. 258. woher die Affecten Leidenſchaften heiſſen I. 254. in ihnen iſt die Seele am thätigſten ib. bewegen unſern Körper ib. angenehme, was ſie ſind ib. verdrüßliche, was ſie ſind ib. wer ein Sclave derſelben iſt I. 258 wie man ſie aus einander ſetzen ſolle I. 300. darinnen ſind auſſerordentliche Bewegungen des Leibes ib. darinn kan der Menſch wider ſein deutliches Erkenntniß des Guten und Böſen handeln II. 97. warum ſie nicht gänzlich können vertilget werden II. 341. wie man ſie unterdrücken kan II. 342. ſeqq. Kunſtgriff

der Redner, in Unterdrückung derſelben II. 344. haben einen gewiſſen practiſchen Vernunftſchluß II. 345 wie man ſolchen heben könne ib. wie man ſie mit der Vernunft in eine Ubereinſtimmung bringen könne II. 351. man kan ſich derſelben bedienen, gewiſſe Leute zu lenken II. 352
Alaun, deſſen Natur I. 480
Allgegenwart, was ſie iſt I. 574
Allmacht, was ſie iſt I. 575
Allmoſen, wir ſind verbunden, den Nothleidenden ſolche zu ertheilen II. 184. wer eigentlich darum bitten darf II. 208. warum man ſolche ertheilen ſoll II. 395
Arbeit andrer Leute für uns muß einen gewiſſen Preis haben II. 185. muß man nach der Billigkeit vergelten II. 186. wie man einen von gar zu vieler Arbeit abziehen könne II. 388
Arbeiten, dazu ſind wir verbunden II. 141. müſſen darinn Maaß halten ib. keine verächtliche thun, wenn wir zu edlern geſchickt ſind II. 142. wie man diejenigen beſſern ſoll die gar zu viel arbeiten II. 377. ſeq.
Arme, wie man vor deren Unterhalt im gemeinen Weſen ſorgen ſolle II. 541
Armuth, wenn ſie Ehre verdienet II. 407
Art, was ſie iſt I. 22. 126
Arzt, die Obrigkeit muß Sorge tragen, daß ihre Unterthanen mit tüchtigen Aerzten verſehen werden II. 542
Auferziehung, wie man ſolche einrichten ſoll II. 491
Aufgabe, was ſie vor ein Satz iſt I. 39
Aufmerkſamkeit, was ſie iſt I. 229. hat verſchiedene Grade ibid. ihre Hinderniſſe I. 230. wie man junge Kinder dazu angewöhnen könne II. 307
Aufrichtigkeit, was ſie iſt II. 438. Eigenſchaften eines Aufrichtigen II. 440
Auge, woraus es beſteht I. 526. kan ſich zuſammen ziehen und öffnen I. 527
Ausdehnung, was ſie iſt I. 139. wornach ſie betrachtet wird ib. geht entweder in eins fort, oder iſt unterbrochen ib.
Auſſer uns, was das ſey I. 135

B.

Bäder, wärme, woher ſie entſtehen I. 447
Bauch, deſſen Beſchaffenheit I. 538
Bauen, warum man darinn auf die Schönheit und Ordnung zu ſehen habe II. 258
Bedienter darf nicht ſeine, ſondern muß ſeines Herren Dienſte verrichten II 233. muß ſeinem Herrn gehorchen II. 234. ihn lieben ib. warum er ſeiner Pflicht gebührend nachkommen ſoll II. 500
Begierde, wie man ſolche zu etwas Böſen haben könne I. 261
  ſinnliche, was ſie iſt I. 253. dazu trägt die Einbildungskraft viel bey ib. ſeq. wir ſind verbunden, ſolche zu dämpfen II. 135
  vernünftige, iſt faſt niemals ohne die ſinnliche I. 262
  Streit zwiſchen der ſinnlichen und vernünftigen I. 263
Begriffe, was ſo genennet wird I. 17. was ſie ſind I. 216 muß man ſich ſo deutlich zu machen ſuchen, als es möglich iſt II 393
  abgeſonderte ſind gewiß I. 24
  allgemeine, wie ſie entſtehen I. 291. 24. haben einen groſſen Nutzen I. 24. wie ſie im Gehirne können vorgeſtellet werden I. 292. aus einzelnen Dingen I. 71
  einzelne aus allgemeinen I. 71. aus einzelnen I. 72
  was hiebey für Behutſamkeit zu gebrauchen iſt ib.
  deutliche können andern beygebracht werden I. 19
  ſind entweder ausführlich oder mangelhaft ib.
  dunkle, ſind nicht gleiche dunkel I. 18
  klare, wenn ehr ſie deutliche heiſſen I. 18
  verwirrte, was ſie ſind I. 19
  vollſtändige oder unvollſtändige I. 20. können nicht ganz und gar zur Vollkommenheit kommen I. 21
  willkührliche, deren Gewißheit muß dargethan werden I. 25
  zuſammengeſetzte machen zuweilen ein Hauptwort aus I. 47
Bekehrter, ob er wieder zurück fallen und laſterhaft werden könne II. 89 welches ſein gefährlichſter Rückfall iſt ib.
Bekehrung von den Laſtern zur Tugend iſt möglich II. 80 was ſie iſt, und wie ſie geſchiehet II. 81. fängt von der

Erkenntniß des Guten und Böſen an ib. fängt von dem Verſtande, und nicht von dem Willen zuerſt an II. 82. ob es eine wahre ſey, die durch Drohungen oder Verheiſſungen geſchieht 83. geſchieht nach und nach 84. wie man ſie befördern kan 85. wie man ſie fortſetzen kan 87. ob man nach derſelben noch wohl was Böſes thun könne 88. wie ſie zunehmen könne ib.

Beleidigung, wir ſind verbunden niemanden zu beleidigen II. 155

Belohnung, was ſie iſt II. 31. was ſie den Tugenden nutzen könne II. 32

Beluſtigung, eine Obrigkeit muß ſorgen, daß ihre Bürger allerhand Arten derſelben genieſſen mögen II. 544. ſeqq.

Berge, feuerſpeyende, woher I. 496

Bernſtein, was er iſt I. 480. wo er herkommt I. 481

Beſchaffenheiten eines Dinges, was ſie ſind I. 124

Beſcheidenheit, was ſie iſt II. 402. wie ſich ein Beſcheidener aufführet II. 403. muß die wahre Schande meiden II. 410. muß den Ungrund der Läſterungen zu entdecken ſuchen II. 411

Beſchreibungen, was ſie ſind I. 30. ſind nicht bey allen zulänglich I. 31

Beſte, gemeine, warum man es zu befördern ſuchen müſſe II. 86

Betheurungen, unnöthiger, ſoll man ſich niemals bedienen II. 166

Bettler, wer einer ſeyn dürfe II. 208

Betrug, was er iſt, und warum man ihn meiden ſolle II. 439

Bewegung, was ſie iſt I. 141. 178. und wie ſie entſteht I. 141. ihre Geſetze I. 182. ſeqq. Hugenius und Mariotte haben ſich ſolche zu entdecken bemühet I. 349 der weichen Körper ihre Geſetze der Bewegung ib. der vollkommen elaſtiſchen Körper I. 351. zu der Thiere ihrer gehören Muſculn I. 522

Beweiſe, durch Zeugniſſe I. 59. durch wahrſcheinliche Vernunftſchlüſſe I. 60. ſind nicht gründlich genug ibid. Fortſetzung derſelben durch neue Schlüſſe I. 61 ſinnliche ſind ſchwer zur Gewißheit zu bringen I. 58

Bewuſt

Bewuſt ſeyn, was es iſt I. 214. 216. 276. dazu gehört ſehr viel I. 277. ein Körper hat davon nichts gleiches ib.
Beyſchlaf, zur Stillung der Wolluſt, iſt nicht erlaubt II. 216
Beyſtand, deſſen Pflicht I. 112
Bezeichnete, was es iſt I. 159
Blatt, woraus es beſteht I. 500
Bliz, was er iſt I. 412. woher er ſich entzündet ibid. deſſen Weſen I. 474. woher man ihn eher ſiehet, als man den Schlag höret ib. deſſen wunderbare Wirkungen, woher ſie kommen I. 475
Blödigkeit, was ſie iſt II. 414
Blut, deſſen Kreislauf, woher ſolcher entſteht I. 538
Böſe, ob ſolches erhalten werde I. 579. ſeq. läßt Gott zu I. 583. ſolches wendet Gott zum Guten I. 584
Böſen, die, warum ihnen zuweilen ein Glück begegne II. 29
Borgen, was es iſt II. 196
Brenngläſer und Brennſpiegel, woher ſie eine Flamme hervorbringen können I. 494. des Herrn von Tſchirnhauſen ſeine haben eine ſtarke Wirkung ib.
Bücher, muß man leſen I. 101. was für welche man leſen müſſe I. 102. wie man ſie leſen müſſe ib. ſind von dreyerley Gattung I. 95
  dogmatiſche, was dazu gehört I. 98. wie man ſie leſen müſſe I. 103
  hiſtoriſche, was dazu gehört I. 95. wie man ſie leſen müſſe I. 102. wie ein Criticus ſolche leſen müſſe I. 103
  vermiſchte, was dazu gehört I. 100
Bürge, was er iſt II. 204. ob ich einen ſolchen fordern darf ib. wenn ein ſolcher bezahlen muß II. 205

C.

Carteſius, wie er den ſinnlichen Beweis hat gewiß machen wollen I. 58. deſſen Saz, ich gedenke, darum bin ich vorhanden I. 215
Caſtor und Pollux, bey den Schiffleuten, was es iſt I. 476
Ceremonien, was ſie ſind II. 60
Cometen, wofür man ſie ſonſt gehalten I. 397. was ſie ſind 398. haben kein eigen Licht ibid. ihr Lauf iſt

elliptiſch 400. gehen um die Sonne 401. kommen zu gewiſſen Zeiten wieder 402 was ſie vor Natur haben ib. woher ihre Entzündung und Schwanz komme 403. nicht alle gehen um die Sonne herum ib. wozu ſie dienen ib. haben in ihrer Mitten eine dichte Feuerkugel. 414. ein Comet hat die Sündfluth verurſacht 419 daß ſolches möglich iſt, wird bewieſen 421. Einwürfe dawider aufgelöſet 423

Comödien müſſen im gemeinen Weſen nicht gehindert werden I. 791 ſeqq.

Cosmologie, was darinn abgehandelt wird I. 6. ſiehe Weltbetrachtung.

Criminalſachen, wie ſie ſollen beurtheilt werden II. 558

D.

Dankbarkeit, was ſie iſt I. 257. wie man ſie ſtören könne II. 349

Daſeyn eines Dinges, was es iſt I. 121. unſer Daſeyn wird demonſtriret I. 214

Demmerung, wie ſie entſteht I. 436

Demonſtration, was ſie iſt I. 42. warum ſie ein mathematiſcher Beweis heiſſet ib. ſoll ein logiſcher Beweis heiſſen ib. iſt unumſtößlich ib. giebet eine völlige Überführung ib. wie ſie gemißbraucht werde 63 wie eine analytiſche in eine ſynthetiſche zu verwandeln iſt 81. iſt in moraliſchen Dingen nöthig II. 316

Demüth, wie man ſie zuwege bringen könne II. 414. daß ein Demüthiger die Ehre verachten und die Läſterungen ertragen müſſe II. 413

Denken, was es iſt I. 214 was gedenket iſt verhanden ib.

Deutlichkeit eines Buchs, wie ſie ſeyn muß I. 93

Dienſtfertigkeit, was ſie iſt II. 425

Dießheit, was ſie iſt I. 126

Ding, was ſo heißt I. 120. alle ſind einzelne I. 22 ein jedes iſt wahr I. 132. iſt gut 135. an einem jeden iſt etwas, wovon das andere meiſt abhängt. 122. Einrichtung deſſelben I. 148. ſein Zuſtand

was

was er iſt ib. ein Ding, das keine Zufälle hat, iſt unveränderlich ib.
allgemeines, was es iſt I. 126
beſtändige I. 131
einzelnes, was es iſt I. 125
zuſammengeſetztes I. 137 erfüllet einen Raum ib. kan gröſſer und kleiner werden 138. darinn muß man ſich wirkliche Theile einbilden 139
Diſputiren, was es iſt I. 110.
Diſputirende müſſen einander recht verſtehen I. 111. müſſen ſich nicht von Zorn einnehmen laſſen I. 112
Dörfer, woher ſie entſtanden ſind II. 242
Donner, woher er kommt I. 474
Drache, fliegende, was es iſt I. 477
Dünſte, davon können Winde entſtehen I. 459
Dunſtkugel, um die Erde ihre Höhe I. 437

E.

Ebb und Fluth, woher ſie entſteht I. 448 ſeqq. Carteſii Meynung davon wird wiederlegt I. 449
Edelgeſteine, ihre Eigenſchaften I. 485
Edelmuth, was es iſt II. 414. wen man dazu anreizen ſoll ib. wo ſie ſeyn kan II. 415
Ehebruch iſt wieder das Recht der Natur II. 218 muß man vermeiden II. 486. davon hat die Frau den gröſten Schimpf 481. warum man ihn meiden ſolle II. 382
Ehegatten müſſen einander hülfliche Hand leiſten II. 220. ihre Liebe muß ſich auch noch nach dem Tode erſtrecken 223. müſſen einander herzlich lieben II. 488 wie man ſolche Liebe könne zuwege bringen ib. warum ſie nöthig iſt 489. müſſen ihr Vermögen zuſammen zu erhalten ſuchen 490
Ehgemal, was man ſich vor eins wehlen ſolle II. 485 warum man ſich ein kluges wehlen ſolle 486
Ehmann, woher ihm die Herrſchaft gehört II. 221 darf eine böſe Frau auch durch harte Mittel zwingen 222
Eheſtand was er iſt II. 214. wer dazu verbunden iſt. II. 215 darinn muß man keuſch ſeyn II. 486.

dauret bis an das Ende des Lebens II. 218
wird durch den Ehbruch getrennet ib.
Ehre, wir ſind verbunden, uns ſolcher würdig zu machen II. 145. müſſen wir von niemanden erzwingen ib. wir ſind verbunden, andrer Leute ihre zu befördern II. 155 Obrigkeit muß für die Ehre ihrer Bürger Sorge tragen II. 547
Ehrenbezeigungen, darnach müſſen wir nicht gar zu begierig ſeyn II. 147
Ehrentittel, wie man ſolche vergeben ſolle II. 547
Ehrfurcht gegen Gott, wie ſie entſtehe II. 466
Ehrgeiz, was er iſt II. 403. wie man ihn verhindern ſoll 405 warum man ihn meiden ſoll ib. der aus Gelde entſteht, wie man ihn meiden ſoll 407 im äuſſerlichen Aufzuge, wie er zu unterdrücken iſt 408
Ehrliebe, was ſie iſt I. 256 wie man ſie dämpfen könne II. 348. warum man ſie nicht dämpfen ſoll II. 404.
Eigenſchaften der Dinge ſind nothwendig I. 128. was darunter zu verſtehen iſt I. 42
Eigenthum, was es iſt II. 179. wie es entſtehe 180 dürfen wir nicht mißbrauchen [illegible] kan man veräuſſern 183
Einbildungskraft, was ſie iſt I. 221 woher der Grad der Klarheit in ſelbiger entſteht I. 221. iſt nicht ſo deutlich und klar, als die ſinnlichen Empfindungen I. 222. wird ſtärker, wenn die ſinnlichen Empfindungen aufhören ib. ſtellt ſich die ganze vormalige Empfindung vor, ſo oft nur ein Theil derſelben hervorgebracht wird I. 223. ihre Regel, wornach ſie wirket ib. ſetzet aus bekannten Theilen etwas neues zuſammen 224. wie ſie aus der vorſtellenden Kraft der Seelen herflüſſe I. 287. hat eine Verbindung mit dem Gehirne ib. iſt im Traume geſchäftig I. 288. ihre Wirkung bey ſchwangern Frauen, wie ſie zu erklären iſt I. 518. verhindert die Ubung der Tugend II. 61
Einerley, was man ſo nennt I. 125
Einfach, was es ſey I. 144. iſt von dem zuſammengeſetzten
ganz

ganz unterſchieden I. 145. wie es entſteht ib. ſein Urſprung läßt ſich nicht erklären I. 147 kan nicht wie ein zuſammengeſetztes untergehen ib. muß was beſtändiges haben I. 148. einfaches Ding hat keine Figur I. 151. ein unendlich einfaches Ding muß eine Kraft haben I. 152. alle einfache Dinge ſind Subſtanzen I. 152

Einfluß, phyſicaliſcher, was er iſt I. 305. warum Carteſius denſelben verworfen hat I. 306. iſt nicht gänzlich zu verwerfen I. 310

Einheit, was ſolche ausmacht I. 129

Einſicht, was ſie iſt II. 311. wodurch ſie erlangt wird 312. warum man ſich darnach beſtreben ſoll II. 314

Einſiedler, darf niemand nach dem Rechte der Natur ſeyn II. 309

Einzelnheit, Grund derſelben I. 22

Elemente, was darunter verſtanden wird I. 187. können nicht durch die Sinne erkannt werden ib. ſind einfache Dinge 188. müſſen andere ſeyn in einer andern Welt I. 190. ſind Subſtanzen 191. aber nur endliche ib. haben eine bewegende Kraft 192. aus ihrer bewegenden Kraft laſſen ſich die Geſetze der Bewegung herleiten 193. Leibnitzens Meynung von ihren Kräften 194. ſind alle in einer beſtändigen Dichtung 195. wie daraus ein Körper entſtehen könne 196 in der Naturlehre darf man nicht bis auf ſie zurück gehen 197

Eltern ſind verpflichtet ihre Kinder zu erziehen II. 224. 490. müſſen auch nach dem Tode für ſolche ſorgen 228

Empfinden, was es heiſſe I. 17. was es iſt I. 216

Empfindungen können auch bewieſen werden I. 58. ſinnliche 219. wie ſie können unterſchieden werden I. 217 klare ib. dunkle ib. deutliche ib. verwirrte 218. darüber hat die Seele keine Gewalt; 220 wie ſie ſolche einigermaſſen hindern könne ib.

Endzweck, was er iſt I. 157. wie man ſeinen erlangen könne II. 56. wie man eine Fertigkeit erlange, niemals wieder ſeinen Endzweck zu handeln II. 59

Erde, trägt zur Nahrung einer Pflanze nichts bey I. 502

Erde glänzt I. 386 drehet ſich täglich um ihre Achſe 394. und jährlich um die Sonne 395. ihre Wärme kommt nicht bloß von der Sonne I. 429. wie ſie eine runde u. ſphäroidiſche Figur bekommen 417. iſt rund I. 410. oder ſphäroidiſch 411. iſt ehmals flüßig oder weich geweſen 412. wo der Urſprung ihrer Figur zu ſuchen iſt 413. von ihrem Urſprunge hat Whiſton die wahrſcheinlichſte Muthmaſſung ib. woher ihre innerliche Hitze herrühret ib. iſt aus dem Chaos eines Cometen erſchaffen 414

Erdreich hat unterſchiedene Schichten I. 478

Ehrbarkeit äuſſerliche, warum ſie zu erhalten iſt II. 527

Erdichtungen, ungereimte, was ſie ſind I. 224. vernünftige ib.

Erfahrung, was ſo heißt I. 66. 237. können bewieſen werden I. 58 gemeine 66. ſeltſame 66. wie man ſich zu verhalten hat, wenn man ſich auf ſolche ſeltſame beruſet 67. was man zu beobachten hat, wenn man ſich deutliche Begriffe daraus machen will 67. wie man ſich bey ſchweren aufzuführen 68. wie ſie Sätze erfinden lehret 68. aus ihr können nur einzelne Wahrheiten kommen I. 69. wie allgemeine Sätze aus ihr kommen können I. 69. wie man ſich darinn üben kan II. 329. Nutzen derſelben ib.

Erfahrungsurtheile I. 237. dabey muß man den Fehler des Erſchleichens meiden ib.

Erfindung, wie man von neuen urtheilen ſoll II. 331

Erfindungskraft, wie ſie aus der vorſtellenden Kraft der Seelen flüſſet I. 296

Erfindungskunſt entſpringt aus der Vernunft I. 246 wo ſie vorkommt I. 247. Kunſtſtücke darinnen I. 248. dazu iſt Witz nöthig I. 248. warum man darnach ſtreben müſſe II. 327 wer ſich vornemlich darum bemühen ſoll ib. wie man ſich ſolche zuwege bringe II. 330.

Erhaltung der Welt, was ſie iſt I. 579

Erinnerung, was ſie iſt I. 227

Erkenntniß des guten und böſen, darnach müſſen wir trachten II. 193. Unwiſſenheit, welche zu entſchuldigen ib.

wie man Kinder darinn aufmerkſam machen ſolle II. 308. iſt allen Menſchen am nothwendigſten II. 305 warum man ſich um ſelbiges bekümmern ſolle II. 306
Erkenntniß, anſchauendes I. 238
gründliches I. 245
lebendiges, was es ſey II. 59
ſinnliches I. 245
ſymboliſches I. 215
todtes, was es iſt II. 59
feiner Seelen, wie man ſolches erlangen könne II. 359
feines Leibes, wie man dieſes erlangen könne II. 359
ein vielfältiges und weitläuftiges ſchadet keinem II. 303 darum ſoll ſich ein jeder nach ſeinen Kräften bewerben II. 304
Erklärung, was ſie iſt I. 25. Regeln dazu ibid. wie ſie geſchieht I. 107
Erwegungsſatz, was er iſt I. 37. dogmatiſcher iſt zweyerley I. 38
Erweiſen, was es heiſſe I. 56
Erzeugung, wie ſie geſchieht I. 515. ſeqq.
Eſſen und Trinken, wie ſich ein Tugendhafter äuſſerlich darinn bezeigen müſſe II. 178
Exempel tugendhafter Leute dienen zum Wachsthume im Guten II. 111
Eid können wir in wichtigen Fällen wohl ablegen II. 167 darinn müſſen wir den tückiſchen Hinterhalt meiden II. 168

F.

Fähigkeit, was ſie iſt I. 150
Falſchheit, was ſie iſt I. 90
Farben entſpringen aus den Sonnenſtralen I. 373. 375 wird mit Newtons Verſuche bewieſen I. 373. ſeq.
Fataliſten, werden wiederlegt I. 170
Faulheit, was ſie iſt II. 386. wie man einen davon abhalten könne II. 381
Fehler, was er iſt I. 133
des Erſchleichens, wie er begangen wird I. 70
Feind, wir ſind verbunden, ihn nicht zu beleidigen II. 159 ihn nicht zu haſſen ib. müſſen ihn lieben 160. in wie

wie weit wir wieder ihn harte Mittel brauchen dürfen 161. wir dürfen ihn tödten, wenn er uns ermorden will ib.

Fenſter, wie ſie befrieren I. 462. woher ſie von auſſen befrieren ib.

Feuer, wie es entſteht I. 492. dazu gehöret Luft 495 woraus es erhellet, daß unter der Erden Feuer ſey ib. wie ſolches entzündet werde 496

Flamme, was ſie iſt I. 493. woher ſie verſchiedene Farben hat I. 495

Flamſtede hat die Anzahl der Fixſterne ausgerechnet I. 365

Fleiß, was er iſt II. 385. Pflichten eines Fleißigen 386 was ihm vor Laſter entgegen geſetzt ſind ib.

Fluchen dürfen wir niemanden II. 169

Flüſſe, ſiehe Ströme.

Figur, was ſie iſt I. 140. in Schlüſſen, was ſie iſt 49 wie viel derſelben möglich ſind ib. erſte, wie vielerley Arten der Schlüſſe es darinn geben könne 52. iſt alles zu erweiſen zulänglich 53

Filziger, wer einer iſt, und woran man ihn erkennt II. 379 wie man ihn beſſern könne 398

Fixſterne, welche man ſo nennt I. 362. ihre Anzahl haben Ptolomäus, Hevelius und Flamſtede ausgerechnet I. 365. ihre Weite von der Erden kan nicht beſtimmt werden 405. haben ihr eigen Licht 406. ſind von unterſchiedener Gröſſe ib. haben ihre Planeten 407 was von ihrem Untergange zu halten iſt ib. wie neue entſtehen können 408

Förderſätze, welche ſo heiſſen I. 46

Folgerungsurtheil I. 243. wie es entſteht I. 293

Forderung, was ſo heiſt I. 39

Forme, was es iſt I. 158. giebt einem Dinge ſein Weſen ib.

Frauen, ihr Eingebrachtes hat der Mann nur zu verwalten II. 220

Fremde, wie man ſie ins Land ziehen kan II. 569

Freude, was ſie iſt I. 255
wie man ſie dämpfen könne II. 346

Freund, wir ſind verbunden, aller Menſchen ihr Freund zu ſeyn II. 151. ihn ſind wir am meiſten zu lieben ſchuldig

dig 157. wir müſſen nicht ſogleich mit ihm zürnen 158. ihn nicht vorſetzlich beleidigen ib.
rechtſchaffner, was er für ein Gut ſey II. 438
Freundſchaft, was ſie iſt II 434. woher die Unbeſtändigkeit in ſolcher entſteht 435. wie man ſie prüfen ſolle 436 wie man ſich Freunde machen ſolle und warum 437
Freygebiger, wie er ſich in Ausgaben aufführet II. 394
Freyheit, was ſie iſt I 269. kommt der Seele nur um der Vernunft halber zu I. 304
Friede, was er iſt II. 284
Frömmigkeit, philoſophiſche, was ſie iſt II. 454. iſt ein höherer Grad der Tugend 455. dazu gehört das Erkenntniß von Gott 456
Fromme, warum ihnen oft ein Unglück zuſtoſſe II. 29. müſſen Gott anrufen 474. warum 476. müſſen Gott danken 477
Früchte, deren Beſchaffenheit I. 500
Frühling, deſſen Erklärung I. 426. warum er anfängt, wenn Tag und Nacht gleich ſind 428
Fürſt ſoll gottesfürchtig ſeyn II. 563. wie ſeine Macht könne eingeſchränket werden 564. Siehe Regent.
Furcht, was ſie iſt I. 257. wie man ſie vertreiben könne II. 350
kindliche, was ſie nützet II. 462. wie man dazu kommen kan 463. wie die knechtiſche darinn könne verwandelt werden ib.
knechtiſche, haben die Gottloſen II. 464
Furchtſamkeit, wie man ſie vertreiben könne II. 421

G.

Gallenblaſe, ihre Beſchaffenheit I. 542
Ganze, iſt gröſſer als ſeine Theile I. 130
Gattung, was ſo heißt I. 23. 126. der Dinge ſind einander etwas ähnlich 23. wird in zwo Claſſen eingetheilet ib.
Gebäude, wie ein Regent für nöthige ſorgen ſolle II. 541
Gebeine bewegen ſich nicht ohne Vermittelung der Sehnen I 522
Geberden geben einigermaſſen die Neigungen der Seelen zu erkennen II. 103

Gebeth iſt nichts überflüßiges II. 125. ſeq. dazu ſind wir verbunden ib. was zu dem äuſſerlichen erfodert werde 475. wie die Formeln deſſelben müſſen beſchaffen ſeyn ib. warum man bethen müſſe 476

Geburt, wie ſie geſchieht I. 518. wie ſie ernähret wird, wenn ſie auf die Welt gekommen iſt 519

Geburtsglieder, männliche, ihre Beſchaffenheit I. 542
weibliche I. 543

Gedächtniß, was es iſt I. 225. wie es möglich iſt ib. kan nicht von der Einbildungskraft getrennet werden 226 hat verſchiedene Grade 228. wie man es erlanget 227

Gedärme, deren Beſchaffenheit I. 539

Gedanken, daß wir ſolche haben, lehret uns die Erfahrung I. 213

Gedicht, was darinn vorkommt I. 100

Gefühl, was dazu gehört I. 531

Gegenwärtig, was es iſt I. 219

Gegner, ſeine Pflicht I. 111

Gehirn, deſſen Beſchaffenheit I. 533. daraus entſpringen die Nerven 534. erſtrecket ſich den Rückgrad hinunter ib.

Gehör, wie es damit zugeht I. 529. iſt nebſt dem Geſichte der vollkommenſte Sinn I. 290

Geilheit, was ſie iſt II. 385

Geiſt, was er iſt I. 316. es können auſſer unſerer Seele noch andere ſeyn ib. Geiſter ihre Grade der Vollkommenheit I. 317. müſſen Vernunft haben ibid. wie auch Weisheit 318. ihre Anzahl iſt faſt unendlich 586. darauf hat Gott ins beſondere acht ibid. mit ihren Abſichten ſtimmt die Abſicht Gottes überein 587. unter ihnen iſt eine Geſellſchaft ib. der vollkommenſte, wie er handele 318

Geiſterlehre, was ſie iſt I. 211. was ſie vorträgt I. 7

Geiz, wird gemeiniglich mit der Kargheit vermengt II. 389

Gekröſe, deſſen Beſchaffenheit I. 540

Gelaſſenheit in den göttlichen Willen, wie ſich ſolche äuſſert II. 469. Eigenſchaften eines Menſchen, der ſie beſitzt 471. ſeqq.

Geld, deſſen Gebrauch und Eigenſchaft II. 189. was man bey deſſen Erwerb zu beobachten hat ib. muß in einer Republik, ſo viel als möglich iſt, erhalten werden 281 Mittel, ſolches darinn zu erhalten 568
Gemeinſchaft der Güter kan unmöglich in der Welt beſtehen II. 178. wo ſie ſich noch findet 179
Gemüthsbewegungen, was ſie ſind I. 254
Genügſamkeit, was ſie iſt II. 400. warum man ſie ausüben ſolle ib.
Geometrä bedienen ſich ihres Verſtandes auf die gemeinſte Art I. 244
Gerechtigkeit in Gott, was ſie iſt I. 564. im moraliſchen Verſtande was ſie iſt II. 448. was ſie im bürgerlichen Verſtande bedeutet II. 449. muß im gemeinen Weſen gehandhabet werden II. 549. Gerechter, wie er ſich bezeuget II. 449. warum man die Gerechtigkeit ausüben ſolle II. 451
Geruch, was dabey vorgeht I. 536
Geſchenke, warum man ſolche ertheilen ſoll II. 394
Geſchmack, was dabey vorgeht I. 531. was dazu vor Werkzeuge nöthig ſind I. 530. guter, was er iſt I. 239
Geſellſchaft, was ſie iſt II. 210. wenn ſie dem Geſetze der Natur zuwieder iſt, muß man ſie nicht eingehen ib. man muß nicht mit dem Schaden der andern daraus treten II. 211. was ein jedes Mitglied derſelben zu thun habe ib. welches das Grundgeſetz aller Geſellſchaften iſt II. 212. was eine der andern ſchuldig iſt II. 213
gelehrte, wie man ſolche aufrichten ſolle II. 421. wie man für ſie ſorgen ſolle II. 522
väterliche, was ſie iſt II. 223
Geſetz, was es iſt II. 23
natürliche, welches es iſt II. 24 iſt unveränderlich ib. vollſtändig 25. iſt einerley mit dem, was die geſunde Vernunft ſagt 16. verbindet auch die Gottesläugner ib. iſt nicht ohne Geſetzgeber entſtanden 27. iſt ein göttliches ib. ihm ſollen wir nach dem Willen

Gottes

Gottes gehörchen 28. woher die Wiſſenſchaft derſelbigen das Recht der Natur heißt II. 6
bürgerlich; was es iſt II. 264. wie es von dem natürlichen abgeht ib. warum man geſchriebene Geſetze einführen müſſen II. 265. auf was Weiſe die natürliche Billigkeit dabey könne beobachtet werden ib. müſſen öffentlich bekannt gemacht werden II. 267. woher ein Fürſt immer neue machen könne ib.
Geſicht, was dabey vorkommt I. 526. iſt nebſt dem Gehöre der vollkommenſte Sinn I. 290
Geſprächſamkeit, was ſie iſt II. 444. warum man ſich ſolcher befleißigen ſolle ib.
Geſundbrunnen, woher ſie entſtehen I. 447
Geſundheit, der Thiere, was ſie iſt I. 520. wie man diejenigen beſſern könne, welche die Geſundheit verachten II. 376
Gewalt höchſte, iſt in jeder Republik unumſchränkt II. 274.
väterliche, was ſie iſt II. 225
Gewiſſen, was es iſt II. 65. hält allezeit einen völligen Vernunftſchluß in ſich II. 69. ob und wie man darwieder handeln könne II. 70. deſſen verſchiedene Arten II. 66 bis 69. woher der Schlaf deſſelben komme II. 73. ruhiges und gutes II. 74. wie es könne ein Kläger, ein Zeuge, ein Richter, ein Henker genennt werden ib. was deſſen Geſetz ſey 75. [illegible] dürfe II. 76. wir müſſen es beobachten ib. wie man ſich ein richtiges zuwege bringen könne II. 77. wie man den Gewiſſensſchlaf vermeiden könne II. 78
Gewiſſensſpiegel, was er iſt II. 67
Gewohnheit, wie ſie entſteht I. 264. worauf man acht haben muß, wenn man ſie prüfen will I. 265
Glaube, was er iſt I. 93. wo er ſeyn muß ib. ſeq. wie er zur Leichtgläubigkeit wird I. 94
hiſtoriſcher, worauf er ſich gründet und was er iſt I. 59
Gleichheit, was ſie iſt I. 129. zu ihr gehört eben nicht die Aehnlichkeit I. 130
Gleichgewicht, deſſelben Geſetz in den Körpern I. 353. was man ſo nennt I. 354. woher es entſteht ib. 355. daher rührt der Nutzen der Wageſchalen ib.
Hat auch in den flüßigen Körpern ſtatt I. 356. davon kommen die Waſſerleitungen I. 357. wie auch die Waſſerkünſte ib.

Regiſter.

Gleichgültigkeit, was ſie iſt I. 252
des Gleichgewichtes I. 267
Gleichmüthigkeit, was ſie iſt I. 253
Gliedmaſſen, wie man ſich vor deren Beſchädigung hüten ſoll II. 379
Glück, darinn müſſen wir nicht ſtolz ſeyn II. 147
Glückſeligkeit, was ſie iſt I. 3. II. 45. iſt zweyerley I. 3. wird nicht durch ein bloſſes Nachgrübeln erlangt I. 5. iſt der letzte Zweck aller Menſchen II. 44. dieſer Zweck iſt dem Geſetze der Natur nicht zuwieder II. 46. kan in dieſem Leben erlangt werden II. 48. ob ſie durch anderer Leute böſe Handlungen könne geſtöret werden II. 49. worinn ſie beſteht ib. iſt die natürliche Belohnung der Tugend II. 50. wie man dazu gelanget II. 54. was man zu thun habe, daß man ſie erlanget II. 63. wir müſſen andere Leute ihre befördern II. 148
nach dem Tode, was ſie iſt II. 64. wie man dazu gelangen könne ib.
Gott, was man darunter verſteht I. 547. der Beweis, daß einer iſt, muß ganz allgemein ſeyn I. 549. es muß einer ſeyn I. 554. woraus man ſeine Eigenſchaften lernen muß I. 555. iſt nur einer I. 556. Vielheit der Götter bey den Heyden ib.
Hat einen Verſtand I. 557. Vernunft ib. Weisheit I. 558. einen freyen Willen I. 560. Macht ib. und eine Kraft ib. iſt gütig und gerecht I. 563. liebt die Geſchöpfe I. 565. deſſen Liebe iſt kein Affect ib. wie er könne barmherzig ſeyn I. 566. kan nicht haſſen noch zornig ſeyn ib. iſt eine geiſtliche Subſtanz I. 568. iſt der vollkommenſte Geiſt I. 570. deſſen Verſtand iſt unfehlbar I. 570. ſeine Vernunft die allervollkommenſte I. 571. hat die vollkommenſte Weisheit ib. und den vollkommenſten Willen I. 572. deſſen Güte iſt unendlich I. 573. ſolche erweckt ein Vertrauen gegen ihn II. 466. er hat die allervollkommenſte Macht I. 573
deſſen Weſen beſteht nicht in der Zuſammenſetzung I. 567. worinn die Unendlichkeit ſeines Weſens beſtehe I. 574
Hat ſich alle mögliche Welten vorgeſtellet I. 558. 559. iſt die einzige Urſache der Welt I. 561. wurde bey deren Schöpfung von keinem böſen Weſen geſtöret I. 562. hat nicht ohne Urſache dieſe Welt den andern vorgezogen I. 559

Gott, ſeine Unveränderlichkeit I. 576. hat keine Sinne ib. hat nur ein einzig Hauptwerk hervor gebracht I. 577 hat nur einen einzigen Rathſchluß abgefaſſet ib. bey ihm iſt keine Ordnung der Rathſchlüſſe I. 578 kan wegen Zulaſſung des Böſen nicht getadelt werden I. 583. wie er könne ein Geſetzgeber genennet werden I. 589. wie man könne ſeinen Willen entdecken I. 590. wie man ihn recht erkennen lernt II. 456. wir ſind verbunden nach einer rechten Erkenntniß deſſelben zu ſtreben II. 119. giebt einen Vater, keinen Tyrannen ab II. 90. ob er ſich nicht um die Handlungen der Menſchen bekümmere II. 465
ihn müſſen wir lieben II. 120. auf eine kindliche Art fürchten II. 121. über alles ehren ib über alles vertrauen II. 122. mit ſeinem Willen in allem zufrieden ſeyn II. 123. gegen ihn dankbar ſeyn II. 124. ihn loben und preiſen II. 125. ihn anrufen II. 126
Gottesdienſt, worinn er beſteht II. 477
äuſſerlicher, was dazu erfordert wird II. 478. warum er nöthig iſt II. 479. warum man ihn ausüben ſolle II. 480
Gottesgelahrtheit, natürliche, was ſie iſt I. 547. ihr Nutzen I. 548. handelt von Gott I. 7
Gotteshäuſer, warum ſie müſſen erbauet werden II. 525
Gottesleugner ſoll man im gem. Weſen nicht dulden II. 534
man muß keinen ſo leicht davor ausgeben II. 535
Gottloſigkeit, was ſie iſt, und warum man ſie meiden ſoll II. 458
Grobheit, warum man ſie meiden ſoll II. 447
Gröſſe I. 129. die gemeſſen werden ſoll, hat was eingebildetes an ſich I. 138
Großmuth, was ſie iſt II. 432. warum man ſie ausüben ſoll ib. wer recht großmüthig iſt II. 434
Gründlichkeit, was ſie iſt I. 295. II. 318. wir ſind verbunden darnach zu ſtreben II. 319. wie ſie ſich zu erkennen giebt ib. wie man dazu kommen kan ib. wem ſie vor andern nöthig iſt II. 320. eines Buches ſeine, woraus ſie kommt I. 99
Grund, was er iſt I. 118
Grundlehre, was ſie iſt I. 115. was ſie abhandelt I. 6. lehret uns die allerersten Wahrheiten I. 115. ihr Kentniß iſt allgemein ib. es giebt eine natürliche I. 116. künſtliche giebt allen Theilen der Weltweisheit viel Licht ib.
Grundſatz, welches ſo heiſſt I. 38. des zureichenden Grun-

des hat Leibnitz zuerſt unter die Grundwahrheiten gerechnet I. 117. gilt bey allen Menſchen I. 118. kan ein ſicheres Merkmahl der Wahrheit abgeben I. 119
Güte Gottes erweckt ein Vertrauen gegen Gott II. 406
  ob man daran zweifeln dürfe II. 467. Kayſers Antonini Zeugniſſe davon II. 469
Gunſt, was ſie iſt I. 257. wie man ſie heben könne II. 349
Gut, anvertrautes, wie ich damit umgehen muß II. 207
  ob ich verbunden bin ſolches in Verwahrung zu nehmen II. 206
  entlehntes, muß ich ohne Schaden wieder geben II. 194
  darf ich nicht weiter verleihen ib. noch ſonſt veräuſſern 195
  das höchſte eines Menſchen auf dieſer Welt, was es iſt II. 46. wodurch man es erlange II. 47
  phyſicaliſches, was es iſt I. 252. muß man nicht nach den ſinnlichen Empfindungen beurtheilen I. 253
  wahres, was es iſt II. 52
Güter, deren Gemeinſchaft kan nicht beſtehen II. 178. man muß ſich eigene erwerben II. 179. deren Veräuſſerung iſt erlaubt II. 183. deren Vertauſchung iſt billig II. 184 woher man ihnen einen gewiſſen Werth geſetzt II. 185

H.

Hagel, wie er entſteht I. 461. woher er zuweilen ſo groß fällt ib.
Handlungen der Menſchen, was man darunter verſteht II. 13 was zu einer freywilligen gehört ib. ob es gleichgültige giebt II. 17. ſind ihrer innern Natur noch gut oder böſe ib. dürfen nicht erſtlich verbothen oder befohlen werden II. 18. lenken vor ſich ſelbſt den Willen ib. woran man die guten und böſen erkennen kan II. 19 in deren Beurtheilung muß man auch mit auf andere Leute ſehen II. 20. müſſen mit den natürlichen Abſichten übereinſtimmen II. 21. müſſen unter einander ſelbſt übereinſtimmen ib. ob ihre natürliche Folgen Strafen oder Belohnungen ſind II. 31. nicht alle dem Geſetze der Natur gemäße ſind Tugend II. 34. nicht alle wieder das Geſetz der Natur ſind Laſter II. 39 werden durch die Umſtände verändert II. 57. ehe man ſie thut macht man eine völlige Schlußrede II. 93 darinnen iſt keine Gleichgültigkeit des Gleichgewichts zuzugeben I. 257
  böſe, wie man ſie liebe und die guten verabſcheue II. 19

Handlungen, freye, der Menſchen gehören nur in die practiſche Weltweisheit II. 5. was keine ſind II. 14
Handlung, wie man ſie könne in Aufnehmen bringen II. 538 ſeq. warum man ſie in Flor bringen ſolle II. 540
Harmonie, vorher beſtimmte I. 309
Haß, was er iſt und woher er entſteht I. 255. wie man ihn dämpfen könne II. 347
Hauptabſicht, was ſo heiſt I. 157
Hauptwort, gröſſeres I. 46. warum es ſo heiſt I. 47
kleinere I. 46
iſt zuweilen ein zuſammengeſetzter Begriff I. 47
Haupturſache I. 155
Hausvater, wie er einen Geſetzgeber abgeben ſolle II. 508
Hausweſen, was es iſt II. 239. das Haupt darinn iſt der Hausvater II. 240. darinn muß alles auf die Beförderung der gemeinen Wohlfahrt bedacht ſeyn ib. wie neue daraus entſtehen können II. 241. wie man ſolches wohl regieren könne II. 503. wie die Hausfrau damit zu thun habe II. 504. wie darinn das Anſehn des Hausvaters und der Hausmutter könne erhalten werden ib.
Herbſt, deſſen Erklärung I. 425. warum er anfängt, wenn Tag und Nacht gleich ſind I. 427
Herr, darf ſeinen Bedienten befehlen II. 234. muß ihn lieben ib. warum er ihn lieben müſſe II. 502. muß ihm etwas nachſehen II. 235. warum er liederlich und billig mit ihm verfahren ſoll II. 508
Herrſchaft, was ſie iſt, und woher ſie entſtanden II. 238
Herz, deſſen Beſchaffenheit I. 537. wie das Blut durch daſſelbe geht ib.
Hevelius hat die Anzahl der Fixſterne ausgerechnet I. 365
Hinterliſt, was ſie iſt II. 451
Hirngeſpinſte, was es iſt I. 121
Hiſtorie gelehrte, was darinn vorkommt I. 97
Kirchenhiſtorie was man aus ihr lernt I. 97
künſtliche, was ſie lehret I. 96
natürliche, was ſie vorträgt I. 96
politiſche, was ſie enthält I. 97
Hitze, was ſie iſt I. 493. hat verſchiedene Grade I. 343
Hoden, deren Beſchaffenheit I. 542
Höflichkeit, was ſie iſt II. 447. warum man ſich derſelbigen befleiſſigen ſolle ib.
Hoffnung, was ſie iſt I. 257. wie man ſie vertreiben könne II. 349
Holz, woraus es beſteht I. 500. deſſen Mark woraus es beſteht ib. wie es wächſt I. 506

Holzkäferchen, was ſie ſind I. 498
Hugenius hat ſich bemüht, die wahren Geſetze der Bewegung zu entdecken I. 349
Hurerey, ob ſie wieder das Recht der Natur iſt II. 216. ſeq. warum man ſie meiden ſoll II. 382
Hypothek darf ich nur zu meiner Sicherheit bey dem Geldausborgen verſchreiben laſſen II. 208

J.

Jahr, wie lang es vor der Sündflut geweſen iſt I. 419
Idealiſt giebt keinen ſinnlichen Beweis zu I. 58
Irrlichter, was ſie ſind I. 475
Irrthum, wie er auch aus richtigen Vernunftſchlüſſen entſteht I. 92. wie er ſonſt entſteht I. 93. wie man ſich davor hüten könne ib. II. 98
Jupiter iſt ein dunkler Körper I. 382. hat Flecken I. 383 bewegt ſich um die Sonne und um die Erde I. 390. ob ſein Mittelpunct die Erde iſt I. 391

K.

Kälte hat verſchiedene Grade I. 343
Karger, wie er von einem Sparſamen zu unterſcheiden II. 392. ihn muß man zur Freygebigkeit ermahnen II. 393. 396
Kargheit, was ſie iſt II. 389
Kauf und Verkauf, wie es entſtanden iſt II. 188. was dabey zu beobachten iſt II. 190. ſeqq.
Keuſchheit, was ſie iſt II. 381. was man für eine Pflicht dazu hat ib. wie man ſolche ausüben könne II. 383
Kinder, ſind verpflichtet den Eltern zu gehorchen II. 224 und wie lange II. 228. danckbar gegen ſie zu ſeyn II. 226. müſſen der Eltern ihre Wohlfahrt befördern II. 227. ihnen Ehrerbietung erweiſen ib.
  Wie man in ihrer Auferziehung ihre Gemüthskräfte ziehen ſoll II. 494. ſqq. wie man ihren Willen beſſern ſoll II. 494. wie man ihre Spiele einrichten ſoll II. 495 man muß ſie zur Beſcheidenheit und Höflichkeit anführen II. 496. wie man ſie dazu gewöhnen könne II. 506 man muß ſie zur Aufrichtigkeit und Verſchwiegenheit gewöhnen II. 496. wie auch zur Frömmigkeit II. 497. auch zum Gehorſam 498. und Danckbarkeit ibid.
Kinderzucht, Mittel zu einer guten II. 505. was dabey zu beobachten iſt II. 490. ſeqq. wie ſie von den Lehrmeiſtern zu geſchehen pflegt II. 507

Kleidung, wir ſind verbunden uns unſerm Stande gemäß zu kleiden II. 139

Kleinmüthigkeit, was ſie iſt I. 258. wie man ſie heben könne II. 350

Klugheit, was ſie iſt II. 338. iſt nöthig ib. wird durch die Erfahrung erlangt II. 339. oder durch Leſung der Geſchichte II. 340. ihre Merkmahle ib.

Knall, wie er entſteht I. 440. deſſen Urſachen ib.

Knoſpen, wo ſie heraus kommen I. 506

Körper, was einer iſt I. 176. ihm kommen die Eigenſchaften des Zuſammengeſetzten zu ib. worinn ſein Weſen beſteht I. 177. was darinn vor Veränderungen vorgehen können ib. darinn geſchicht keine Veränderung ohne Bewegung ib. hat in der Bewegung eine wirkende Kraft I. 180. hat eine wiederſtehende Kraft I. 178 dieſe iſt nicht in allen gleich I. 179. darinn iſt eine beſtändig wirkende Kraft verhanden I. 181. woher deſſen Wachsthum und Abnahme kommt I. 330. wie man deſſen Veränderung erklären kan I. 329. wie er aufſchwelle I. 339. wie er flüſſig werde ib. wie er weich werde I. 340. hat nicht die Urſach ſeiner Schwere 343

Materie deſſelben, was ſie iſt I. 179. iſt eigenthümlich oder fremd I. 328. deſſen fremde Materie flüßt durch I. 329. wie von dieſer deſſen Unterſchied herrühre I. 338

Natur deſſelben iſt die wirkende Kraft in ihm I. 185. können wir nicht vollkommen erklären, noch einſehen I. 324

Theilbarkeit deſſelben kan bis auf unbegreifliche kleine Theilchen fortgeſetzt werden I. 326. wie weit man in dieſer Auflöſung fortzugehen habe I. 332

Dichter I. 334. keiner iſt vollkommen dichte ib. wie aus einem lockeren ein dichter werden könne I. 335

Elaſtiſcher, wie er ſolches iſt I. 347. gewiſſe haben eine ausdehnende Kraft I. 346

Gemiſchte I. 323. müſſen vor der Vermiſchung aufs kleinſte zertheilt geweſen ſeyn I. 323

Glatte, was ſie ſind I. 338

Grobe, was ſie ſind I. 337

Harte, was ſie ſind I. 336. woher ihre verſchiedene Grade der Härte und Feſtigkeit herkommen I. 337. ob die Zuſammenhängung derſelben von einer Anziehung herrühre I. 336. wie ein weicher hart werde I. 340

Körper, lockerer, was er iſt I. 335. wie aus ihm ein dichter werden könne ib.
  Löcherichter I. 327. 334
  Organiſcher I. 323
  Rauher, was er iſt I. 338
  Ruhiger hat eine todte Kraft I. 182. bleibt in dem Zuſtande, darinn er iſt, bis er von einer ſtärkern Kraft daraus gebracht wird I. 182. ſein Wiederſtand iſt ſo groß als die Wirkung des auf ihn ſtoßenden I. 184
  Sichtbarer kan aus unſichtbaren kleinen Theilchen entſtehen I. 326. deſſen Theilchen ſind unterſchieden I. 327
  Warmer, warum er aufſchwelle I. 342. wie er kan kalt werden ib.
  Weicher, was er iſt I. 336. wie er hart wird I. 340
  Zarter, was er iſt I. 337
Kraft, was ſie iſt I. 150. hat gewiſſe Grade ib.
  Ausdehnende kömmt von einer durchflüſſenden Materie I. 347
  Bewegende erfordert eine Geſchwindigkeit und gewiſſe Richtung I. 180. wird durch die Geſchwindigkeit eingeſchränkt I. 181. iſt in den Elementen I. 192
  Endliche I. 156
  Erkennende, ihr unterer Grad I. 218. ihr oberer Grad ibid.
  Lebendige, was ſie iſt I. 181
  Todte, was ſie iſt I. 181. findet ſich in ruhigen Körpern I. 182
  Unendliche I. 156
  Wiederſtehende iſt nichts anders als die bewegende Kraft I. 192
  Wirkende iſt älter als die Ausdehnung des Körpers I. 185 iſt die Natur des Körpers ib.
Krankheit, wie die Obrigkeit für deren Abwendung ſorgen müſſe II. 541
Krieg, was er iſt II. 284. iſt zur Sicherheit eines Staats oft nöthig II. 283. wenn der Angriff und die Vertheidigung darinnen erlaubt iſt II. 284. ihn muß man vermeiden, ſo viel als möglich iſt II. 285. was für Mittel man zu deſſen Vermeidung gebrauchen muß ib. was darinn erlaubt iſt oder nicht II. 286. Unkoſten deſſelben darf man von den Feinden fordern II. 287. zu Friedenszeiten muß man ſchon auf den Krieg ſinnen ib. woher ein Fürſt die Unkoſten zur Beſtreitung deſſelben nehmen ſolle II. 573

Kugeln, feurige in der Luft, was ſie ſind I. 475
Kunſt, was ſie iſt II. 324. wir ſind verbunden darnach zu ſtreben ib. wie man ſolche erlernen kan II. 325. warum man darnach ſtreben ſolle II. 326

L.

Land, woher einige Länder kälter ſind als die andern I. 430
Laſter, was es iſt II. 38. ſittliche, was ſie ſind II. 354
Laſterhafter, wie er das Böſe begehren könne II. 38. muß durch Strafen und Belohnungen zum Guten angetrieben werden II. 39. kan nicht glücklich ſeyn II. 53 warum ſich nicht alle bekehren II. 83 wie man entdecken kan, welches Laſter er beſonders liebt II. 96.
Läſterungen dürfen wir nicht ungerochen hingehen laſſen II. 163. bringen keine wahre Schande II. 409. Mittel ſie zu wiederlegen II. 411
Lauf der Natur, was er ſey I. 208
Leben der Thiere, was es iſt I. 519. wie man die Überdrüſſigen des Lebens beſſern könne II. 375
  gottſeliges, müſſen wir unſrer Pflicht gemäß führen II. 119
Lebensgeiſter, was ſie ſind I. 520
Leber, deren Beſchaffenheit I. 542
Lehnſatz, was es ſey I. 40
Lehrart, muß nicht vor das Gedächtniß ſeyn I. 75
  gute, iſt für den Verſtand I. 76. was dazu gehört ib. 77 woher ſie die mathematiſche heißt I. 77. wie ſie zu erlernen I. 78
  mathemathiſche, die äuſerliche Geſtalt macht ſie nicht aus I. 78. iſt in allen Wiſſenſchaften zu gebrauchen I. 89
Lehrer, Anfänger müſſen ſich eines Lehrers bedienen I. 104. was man ſich für einen erwehlen müſſe I. 105 was zu einem guten gehöret ib. ſeq.
  auf hohen Schulen, wie man ſolche ausſuchen müſſe II. 517. wie man künftige verſorgen ſoll II. 518. wie ſie der Studierenden Fleiß befördern ſollen II. 519. wie ſie ſich aufführen ſollen ib.
Lehrſatz, was ſo heißt I. 38
Leib führt dasjenige aus, was die Seele will I. 269. wirkt gewiſſer maſſen in die Seele I. 273. iſt mit der Seele verknüpft I. 274. man theilt ihn in drey Hölen I. 532 Sorgfalt für ſolchen II. 373. wir ſind verbunden ihn geſund zu erhalten II. 136. ihn geſchickt zu machen ib. die Vollkommenheiten deſſelben auch bey andern zu befördern II. 153
Leibesübungen, warum man ſie treiben ſoll II. 380

Leidenſchaften, was ſie ſind I. 149. ſiehe Affecten.
Leihen, was es iſt und wie es geſchieht II. 193
Licht, die Fortpflanzung ſeiner Stralen geſchieht mit groſſer Geſchwindigkeit I. 369. Carteſii Meynung von deſſen Geſchwindigkeit I. 370. Römers, Hugenii und Newton ihre ib. deſſen Weſen nach Carteſio, was es iſt I. 371. warum man dieſe Meynung verwirft I. 372. was deſſen Weſen eigentlich iſt ib.
Liebe, was ſie iſt I. 255. wie man ſie dämpfen könne II. 346. wir ſind verbunden alle Menſchen ſo zu lieben, wie uns ſelbſt II. 151
 gegen GOtt, Mittel dazu II. 459. wer dazu fähig iſt ib. was die Gründlichkeit des Erkenntniſſes von Gott dazu beytrage II. 460. die reine, was ſie iſt II. 461. wie man ſie nicht ſoll erkalten laſſen ib.
Lied, wir ſind verbunden Lob- Dank- und Bethlieder zu ſingen II. 128
Lobeserhebungen, unmäſſige ſind ſchädlich II. 406
Locks Meynung, daß GOtt dem Körper eine Kraft zu denken hätte geben können, wird wiederlegt I. 279
Lohn, muß man niemanden vorenthalten II. 186
Luft, was ſie iſt I. 430. iſt ſchwer I. 431. iſt nicht überall gleich, grob oder dicht ib. wie ſtark ſie drückt I. 432 hat eine ausdehnende Kraft ibid. ſonderlich in der Wärme I. 433. hält in verſchiedenen Gegenden einander das Gleichgewicht ib. woher ihre ungleiche Wärme kommt I. 434. woher ihre Farbe kommt I. 436. durch ſie geſchiehet der Schall I. 439. hat einen Einfluß in die Bewegung der gröbern flüſſigen Körper I. 359
Luftbegebenheiten, wäſſerichte, was ſie ſind I. 453. feurige und glänzende I. 463
Luftröhre, ihre Beſchaffenheit I. 536
Lügen müſſen wir niemals reden II. 165
Lunge, ihre Beſchaffenheit I. 536
Luſt iſt kein Affect I. 255
Luſtbarkeiten, die Obrigkeit muß dafür ſorgen, daß ſie ſolche ihren Bürgern verſchaffe II. 544

M.

Macht, was ſie iſt I. 149
Mäßigung im Glücke, was ſie iſt II. 422. warum man ſie ausüben ſoll II. 423
Mäßigkeit, was ſie iſt II. 361

Magen, deſſen Beſchaffenheit I. 539

Magnificenz, was ſie iſt II. 396

Magnet, deſſen anziehende Kraft I. 485. ſolche wird durch eine eiſerne Einfaſſung verſtärkt I. 486. hat zwey Pole ib. deſſen Materie I. 484. dadurch ziehet er an I. 487 kan ſeine Kraft mittheilen I. 488. deſſen Abweichung I. 490. warum er ſeine Kraft vor andern dem Eiſen mittheilt I. 491. die Theilgen ſeiner Materie ſind unbekannt ib.

Majeſtät, was ſie iſt und wem ſie zuſteht II 274. kan dem Fürſten wieder von dem Volke genommen werden II. 275. das Verbrechen der beleidigten Majeſtät kan auch ein Regiment an dem Volke begehen II. 276

Malebranſche, wie er die Empfindung der Sinnen hat beweiſen wollen I. 59

Mariotte hat ſich bemüht, die Geſetze der Bewegung zu entdecken I. 349

Mark des Holzes, woraus es beſteht I. 506

Mars, darinn ſind Flecken I. 383. bewegt ſich um die Sonne und Erde I. 390. ob ſein Mittelpunct die Erde iſt I. 391

Maaß, was es iſt I. 138

Maſchine, was es iſt I. 172

Materie, was ſie iſt I. 158. ein groſſer Theil derſelben iſt wandelbar [illegible] I. 330

  Durchflüſſende ändert vieles in [illegible] I. 331

  Einfache von der Anzahl derſelben ſind vielerley Meynungen I. 331

  Schwermachende giebt den fallenden Körpern mehr als einen Stoß I. 344. iſt eine durchflüſſende Materie I. 345. ihre Bewegung iſt ſehr geſchwind ib. hat mehr als eine Richtungslinie I. 346

Mathematik gehört mit zur Philoſophie I. 8. wie ſie zur Verbeſſerung des Verſtandes hilft I. 144

Mauren, woher ſie bey einem Dauwetter ausſchlagen I. 468

Mäuslein, ſiehe Muſculn.

Meer, warum es von dem Zufluſſe des vielen Waſſers nicht gröſſer wird I. 443. woher deſſen Waſſer ſalzigt iſt I. 445

Meineid dürfen wir niemals begehn II. 167

Meynung, was ſie iſt I. 91

Menſchenliebe, was ſie iſt II. 424. wie ein Tugendhafter ſie ausübet II. 425. warum man ſie ausüben ſoll II. 428.

II. 426. wie man ſie ausüben kan 427. wie man ihre Hinderniß den Ehrgeitz hebe II. 428. wie auch den Neid II. 429

Mercurius iſt ein dunkler Körper I. 381. bewegt ſich um die Sonne I. 390

Meſſen, was es iſt I. 138

Metalle, was ſie für Natur haben I. 481 wo ſie entſpringen 482. haben verſchiedne Eigenſchaften ib. ihre Vermiſchung kan man nicht ergründen II. 483

Miethen und Vermiethen, was es iſt II. 200

Miether hat nur den bloſſen Gebrauch des Gemietheten II. 200

Milchadern, ihre Beſchaffenheit I. 540

Milz, ihre Beſchaffenheit I. 542

Minderjährig, was es iſt II. 225. wie weit die Minderjährigkeit geht II. 226

Misfallen, was es iſt I. 251

Misgeburten, wie ſie werden können I. 517

Mittel, was es iſt I. 156

Mittelwort, was ſo heißt, I. 46. warum es ſo heißt I. 47. kan nicht in den Schlußſatz kommen I 48

Mitleiden, was es iſt I. 256 wie man es ſtillen könne II. 347

Möglich, was ſo heißt I. 120

Möglichkeit von ihr kan man nicht auf die Wirklichkeit ſchlüſſen I. 121. innere macht das Weſen eines Dinges aus 122

Monaden ſind nicht einander vollkommen ähnlich I. 189 ihr Unterſchied iſt innerlich I. 190

Monat, wie lang er vor der Sündfluth geweſen iſt I. 419

Mond iſt ein dunkler Körper I. 378 hat ſein Licht von der Sonnen ib. ſeine Flecken 379 in ihm ſind Berge und Thäler I. 380 wie auch Meere und Seen ib. hat eine Dunſtkugel I. 381. bewegt ſich um die Erde I. 391. deſſen Hof I. 467

Monden, ob ſie bewohnt ſind I. 385. ſeq.

Mündig, was es iſt II. 225

Muſculn dienen zur Bewegung der Thiere I. 522 woraus ſie beſtehn I. 523. wie ſie zur Bewegung dienen

nen ib. wie ſie ſolche ausrichten I. 524. ihr verſchiedener Gebrauch I. 525

N.

Nahrungsſaft der Pflanzen, wo er am meiſten aufſteigt I. 506. wo ſeine Veränderungen geſchehen I. 504. wie er aufſteigen könne ib. ſteigt auch wieder unterwerts I. 505
Naſe, woraus ſie beſteht I. 529
Natur, was ſie iſt I. 188
Natürliche, was man in der Welt ſo nennt II. 198 muß nicht nach dem Maaſſe unſerer Einſichte abgemeſſen werden ib.
Naturlehre, was ſie iſt I. 523. was ſie nützt I. 524. was darinn vorkommt I. 8.
Nebel, woher er kommt I. 456
Nebenabſicht, was ſo heißt I. 157
Nebenſonnen, woher ſie entſtehen I. 467
Neid, was er iſt I. 256 wie man ihn dämpfen könne II. 347
Nerven entſpringen aus dem Gehirne I. 534
Nervenſaft, was er iſt I. 520. bewegt ſich ſehr geſchwind I. 525. wie ihm die Bewegung im Gehirne eingedrückt wird I. 526
Newtons Verſuch von dem Urſprunge der Farben I. 473
Niederträchtigkeit, was ſie iſt II. 403
Nieren, deren Beſchaffenheit I. 541
Nicht wollen, was es iſt I. 260. kommt auf das Urtheil des Verſtandes an ib.
Nordlicht, deſſen Beſchreibung I. 468. wo es herkommt 469
Nothwehr, dazu ſind wir verbunden II. 161. wie weit man darinn gehen dürfe II. 162
Nothwendig, was ſo iſt I. 126. alles nothwendige iſt ewig I. 127
Nothwendigkeit, bedingte, was ſie iſt I. 128. geometriſche heißt auch die metaphyſiſche I. 127
unumgängliche, woher ſie entſtehe I. 127

Nüchterkeit, was ſie iſt II. 371. warum man ſie beobachten ſolle ib.

Nutzung, was ſie iſt, und wem ſie erlaubet iſt II. 197 in welchem Falle man Geld ohne Nutzung verleihen ſolle II. 198. muß man zu rechter Zeit abtragen ib.

O.

Oberſatz, wer ſo heißt I. 46. in der erſten Figur muß ein allgemeiner Satz ſeyn I. 49. nach ihm muß ſich der Schlußſatz in der erſten Figur im Bejahen oder Verneinen richten I. 51

Object, was es iſt I. 159

Obrigkeit, wie ſie müſſe beſchaffen ſeyn II. 246. ihre Macht und Hoheit entſteht aus einem Vertrage II. 247. muß die Wohlfahrt der Unterthanen befördern ib. für den Zubehör zum Bau der Häuſer und zur Kleidung ſorgen II. 251. die Bürger zur Arbeit anhalten ib. ſie in verſchiedenen Wiſſenſchaften unterrichten laſſen II. 252. öffentliche Schulen anlegen ib. auch für die Erwachſenen Lehrer der Tugend beſtellen 253. muß die Böſen ſtrafen 254. 262. muß auf die Beobachtung der Verträge ſehen 254. wie auch auf die Geſundheit der Bürger 255 muß die Bürger zur Erhaltung ihres Vermögens anhalten 256 muß keine Müßiggänger dulden 257. muß auch das Vergnügen ihrer Bürger befördern 259. muß auf die Erhaltung der Ruhe ſehen 260 muß für genugſame Lebensmittel beſorgt ſeyn ib. muß wohlverdienten Leuten Ehrenbezeigungen wiederfahren laſſen 261. muß für die Bürgſchaften Sorge tragen II. 554. auch für die Pfänder ib. muß die Beſchimpfungen rächen 555. auf den Kauf und Verkauf der Bürger ſehen II. 552. auch auf das Umſetzen der Kaufleute ib. und auf die Hypothecken 553.

Obrigkeit, Unter- iſt nöthig II. 278. wie ſie müſſe beſchaffen ſeyn ib. ihr iſt man Ehrerbietung und Gehorſam ſchuldig 279. was für Leute man dazu beſtellen ſoll 280

Offenbahrung des Willens Gottes iſt nicht unmöglich I. 590

- was für Merkmahle zu einer wahren Offenbahrung gehören I. 591

Ohr, woraus es beſtehe I. 328

Ordnung, was ſie iſt I. 131. eine jede hat ihre Regel ib.
- eines Buches, wie ſie muß beſchaffen ſeyn I. 98

Ort, was er iſt I. 135

P.

Pacht, was es iſt II. 200

Peſt, für deren Abwendung muß die Obrigkeit ſorgen II. 543

Pfand muß man unbeſchädigt erhalten II. 203. wenn und wie es verkauft werden kan ib. darf ich bey Geldausleihungen zu meiner Sicherheit nehmen 201
- muß mehr werth ſeyn als das Verborgte 202

Pflanzen, was man darunter verſteht I. 497. darinn ſind Luftröhren 498. ihre Wurzeln 499. was das Waſſer zu ihrem Wachsthume thue 501. zu ihrer Nahrung trägt die Erde nichts bey 502. dazu iſt das unreine Waſſer das beſte 503. woher ſie mehr Nahrung an ſich ziehen ib. duſten aus 507. ihr Leben und Tod 507. ihre verſchiedene Erzeugungen 508. daß die kleinen Pflänzchen ihren Anfang nehmen ib. Malebranſchens Meynung davon und 509

Pflichten, was ſie ſind II. 22. ob es natürliche gebe ib.
- menſchliche, was ſie ſind II. 116
- bürgerliche, was ſie ſind II. 116
- gegen Gott, was ſie ſind II. 117. worinn ſie beſtehen II. 118
- des Menſchen gegen ſich ſelbſt II. 129
- gegen andere Menſchen II. 149. ſind nicht ohne Einſchränkungen II. 150

Philoſophiren, mechaniſch I. 173

Phänomena, woher Leibnitz die Körper ſo genennet I. 153

Planeten, welche man ſo nennet I. 362. wie viel derer ſind 362. 364. ihr Umlauf 362. haben Tag und Nacht 384. es iſt wahrſcheinlich, daß ſie bewohnet ſind 385. wie ſie beſtändig um die Sonne laufen können [illegible]

Poeten,

Poeten, ihre Schriften dienen zum Wachsthume im Guten II. 112
Pole der Erden richten ſich nicht nach den Polen der Sonnen I. 424
Politic, woher ſie nöthig iſt I. 8. Siehe Staatslehre.
Polygamie, woher ſie wieder das Recht der Natur iſt II 217
Prädicat was es iſt I. 32. kan verſtecket ſeyn 33
Ptolomäus hat die Anzahl der Firſterne ausgerechnet I. 365

Q.

Quellen, ihr Urſprung I. 444. Carteſii Meynung davon wird wiederlegt 443

R.

Rache, was ſie iſt II. 431
Rachgier, was ſie iſt II. 431
Räthe muß ein Fürſt nothwendig haben II. 282. 574. wie ſie müſſen beſchaffen ſeyn 576
Räuber iſt man verbunden zu tödten II. 163
Raum, wie der Begriff davon entſteht I. 135. eingebildeter iſt ein bloſſer Betrug der Einbildungskraft 136 leerer, ob ſolcher in den Körpern iſt 327
Recht der Natur was es iſt II. 115. die bloſſe Wiſſenſchaft deſſelben macht niemanden glückſelig 116
Rechtsproceſſe ſollen, ſo viel möglich iſt, beſchleuniget werden II. 558
Reden, was darinn zu beobachten I. 100
Redlichkeit, was ſie iſt II. 453. warum man ſie ausüben ſolle. ib.
Regen, wie er entſteht I. 457. ſeq. ſoll vor der Sündflut nicht geweſen ſeyn 418
Regenbogen, woher er entſteht I. 463. ſeqq. woher man ihn doppelt ſieht 466. iſt in jedem Augenblicke ein neuer ib.
Regent, darf allein Geſetze geben II. 266. muß die Ordnungen der kleinern Geſellſchaften bekräftigen ibid. was ſeine höchſte Macht iſt 268. iſt nicht allezeit uneingeſchränkt 269. darf Auflagen machen 271 hat das Recht, die Landſtände zuſammen zu berufen 272

272. muß eine gewiſſe Gewalt haben ib. wie ſolche beſchaffen ſeyn müſſe II. 273
Regent wie er müſſe beſchaffen ſeyn II. 511. muß ſeinen Staat zu bevölkern ſuchen 514. wie er könne Fremde in ſein Land ziehen ib. die Zahl ſeiner Bürger erhalten 515. muß ſorgen, daß die Bürger tugendhafter werden 523. muß den Erwachſenen Tugendlehrer beſtellen 524. muß für die Lebensmittel ſeiner Bürger Sorge tragen 537. muß die Handlung im guten Stande erhalten 538. muß Treu und Glauben unter den Bürgern zu erhalten ſuchen 576
warum er löblich regieren ſoll II. 561. wie ſeine Macht könne eingeſchränkt werden 564. ob er dadurch was von ſeiner Hoheit verliert 565. muß ſeine Statthalter haben 566. muß vernünftige Räthe haben 282 woher er nothwendig ſolche haben müſſe 574. wie er die Auflagen einrichten ſoll 570. deſſen Tafelgüter 571 muß den Frieden zu erhalten ſuchen 572. woher er die Kriegsunkoſten nehmen ſolle 573. muß den Feinden zuvor zu kommen ſuchen ib. muß viele Weisheit beſitzen 575
uneingeſchränkter, muß das Recht der Natur beobachten II. 270. kan ſeine Unterthanen zu gewiſſen Handlungen auch durch Strafen verbinden 271
Regierung, auf wie viel Arten man dazu gelangt II. 562
Regimentsarten, derer Verſchiedenheit II. 510. welche man erwählen ſoll 512. eine jede hat ihre Unbequemlichkeiten 513
Regiment, was ein gutes und böſes iſt II. 276
Reif, wie er entſteht I. 459
Reichthum, wen ſolcher Ehre verdienet II. 408
Religion, wie ein Regent dafür zu ſorgen habe II. 530 welches eine wahre iſt 531. Eigenſchaften der groſſen Wahrheiten ib. ob falſche in der Republik zu leiden 532. nützt einem Staate 533. wie man die Unterthanen darinn erhalten ſoll ib.
Republik, Verbindlichkeit der Menſchen zu ſolcher II. 243 was eine iſt 244. deren Grundgeſetze ib. darinn
iſt

iſt die natürliche Freyheit eingeſchränkt 245. wie ſie müſſen eingerichtet werden ib. zu deren Aufrichtung muß eine genugſame Anzahl Bürger vorhanden ſeyn 249. daraus darf niemand ohne Erlaubniß wegziehen 250. darinn muß keine gar zu groſſe Armuth einiger Bürger ſeyn 282. verſchiedene Einrichtungen derſelben 509. wie ihre Macht vermehret wird 567
Reue, was ſie iſt I. 256. erfordert allezeit ein wahres Ubel zum Grunde ib. wie man ſie ſtillen könne II. 348
Richter, muß die Verbrecher nicht haſſen II. 279
Rinde, woraus ſie beſteht I. 499
Ruhepunct I. 354. die Entfernung des Körpers davon macht den Körper ſchwerer 356

S.

Sachen, müſſen von Wörtern unterſchieden werden I. 30
Sacherklärungen, was ſie ſind I. 26. was ſie vor Eigenſchaften haben müſſen I. 27. ſolche zu geben, fällt bey vielen Sachen ſchwer ib. wie ſie gebrauchet werden 108
Salpeter, wie er erzeugt wird I. 479
Salz, was es iſt I. 478
Saame, männlicher, darinn ſind kleine Thierchen I. 516 was er zur Erzeugung beyträgt 514. wie daraus ein vollkommnes Thier wird ib. wozu ſo vieler nöthig iſt 517
Saamenkörper, wie daraus eine Pflanze wird I. 501
Sanftmuth, was ſie iſt II. 430
Saturn, ſein Ring I. 363. iſt ein dunkler Körper 383 bewegt ſich um die Sonne und die Erde 390. ob ſein Mittelpunct die Erde iſt 391
Satyren ſoll man im gemeinen Weſen nicht hindern I. 79 ſq.
Satz, was er iſt I. 32. woraus er beſteht ib. Nutzen von der Unterſcheidung derſelben 40
 allgemeiner, was er iſt I. 34. allgemein bejahenden Satzes ſein Zeichen I. 35. des allgemein verneinenden ſeines ib.
 beſondrer, was er iſt I. 34. läßt ſich in einen allgemeinen verwandeln ib. aus lauter beſondern Sätzen kan keine Schlußrede beſtehen 48

Satz, bejahender, was er iſt I. 33
einzelne darf man nur erfinden I. 66
falſcher, was er iſt I. 36
identiſcher oder leerer, wer ſo heißt I. 38. kan nicht bewieſen werden 57. iſt nicht unnütze ib. ein ſolcher
iſt die erſte Grundwahrheit ib. daraus erlangen die
Namenerklärungen ihre Gewißheit ib.
möglicher, was er iſt I. 37
verneinender, was er iſt I. 33. iſt nicht ein jeder, worinn ein Nicht vorkommt ib. aus verneinenden kan
keine Schlußrede beſtehen 35
unbegreiflicher, was er vor einer iſt I. 36
unwahrſcheinlicher, woraus er entſteht I. 37
wahrer, was er iſt I. 36
wahrſcheinlicher, woraus er entſteht I. 37
wiederſprechender, was er iſt I. 35
Satz, der kein Zeichen hat I. 35. muß entweder wahr oder
falſch ſeyn I. 37. einen begreifen, was es iſt I. 36
nicht begreifen ib.
Schaden müſſen wir niemanden zufügen II. 156. wie
weit man auf die Erſetzung deſſelben dringen müſſe ib.
Schall geſchieht vermittelſt der Luft I. 437. wie geſchwind
er fortgepflanzt wird ib. wie er geſchieht I. 441
wie er vermehrt wird ib.
Scham, was ſie iſt I. 256. wie man ſie heben könne II. 348
Schande, wir ſind verbunden, ſolche zu vermeiden II. 146.
entſteht bloß aus dem Laſter II. 409
Scharfſinnigkeit, was ſie iſt I. 231. iſt nöthig, ſich leicht
deutliche Begriffe zu machen ib. daher entſtehen auch
die allgemeinen Begriffe ib. darnach ſollen wir ſtreben II. 307. gehört zum Erkenntniß des Guten und
Böſen ib. darinn muß man ſich Zeitlebens üben II. 309
Schauplätze ſind Oerter, wo man die Tugend lehren kan II. 525
Schauſpiele ſind nützlich im gemeinen Weſen II. 526. ſoll
man nicht hindern I. 79. ſeqq.
Scheingut, was es iſt II. 52
Schenken, was es iſt II. 183. ob man dazu verbunden iſt ib.
Schimpf- und Schmähwörter müſſen im gemeinen Weſen
nicht geduldet werden II. 548

Schlaf.

Schlaf, was er iſt I. 288. wie er aus der Einbildungskraft kommt ib. zu dem nöthigen ſind wir verbunden II. 140
Schloſſen, wie ſie entſtehen I. 460
Schlüſſe, was ſchlechtweg ſo heißt I. 54. ſind keine neue Art von Vernunftſchlüſſen ib.
Schlußrede, woher ſie entſteht, und was ſie iſt I. 45. iſt von vier Gattungen ib. was dazu gehört ib. ſeqq. iſt von groſſem Werthe I. 64. haben einen Nutzen wenn man eine lange Reihe Gedanken erklären will I. 243
  abgekürzte I. 55
  mit Bedingungen I. 54
  mit gleichgültigen Redensarten I. 55
  durch eine Trennung I. 55
  unvollſtändige I. 54
Schlußſatz, wer ſo heißt I. 46. wornach er ſich richten muß I. 51
Schmerz, wie man ihn lindern kan II. 419
Schnee, wie er entſteht I. 460
Schönheit, was ſo heiſt I. 133
Schöpfung, der Erdkugel nach Whiſtons Meynung I. 414. ſq. die Tage derſelben ſind Jahre geweſen I. 417. davon können wir uns keinen deutlichen Begriff machen I. 561
Schranken eines Dinges I. 149
Schrecken, was er iſt I. 257. wie man ihn tilgen könne II. 350
Schriften, Leſung der ethiſchen dienet zum Wachsthume im Guten II. 111. was zu einer guten gehöret I. 98
Schulen, deren verſchiedene Arten II. 516. darinn müſſen tüchtige Lehrer geſetzt werden II. 517.
Schwachheit, menſchliche, was ſie iſt II. 40
Schwatzhaftigkeit, was ſie iſt II. 442
Schwefel, deſſen Natur I. 480
Schwere, iſt nicht eine innerliche Eigenſchaft der Körper I. 343. rührt nicht von der Luft her I. 344
Sclave, was er iſt II. 236. kan an einen andern Herrn verlaſſen werden ib. darf nicht unmenſchlich gehalten werden II. 237. wie er zu ſeinen Pflichten zu zwingen iſt ib. was für Leute man dazu machen dürfe II. 238
Seele, ob es welche gebe I. 213. was ſie iſt I. 215. wird uns leichter bekannt, als der Leib I. 216. ihr

kommt eine gewiſſe Gleichgültigkeit zu I. 267. was uns von ihr bekannt iſt I. 276. iſt ein einfaches Ding I. 278. iſt eine endliche Subſtanz I. 286. iſt nicht materialiſch I. 292. iſt unverweslich I. 313. unſterblich I. 314. ob die Thiere eine haben I. 319

Seele hat nur eine einzige Kraft I. 279. ſtellt ſich die auſſer ihr befindlichen Dinge vor I. 280. ſtellt ſich die Welt nach Beſchaffenheit der Gliedmaſſen ihres Körpers vor ib. die vorſtellende Kraft macht ihr Weſen aus I. 281. 302. wie auch ihre Natur ib. was in ihr natürlich und übernatürlich iſt I. 282. kan eine bewegende Kraft beſitzen I. 311

ihre Empfindungen ſind Abbildungen des Zuſammengeſetzten im Einfachen I. 283. ihre Vorſtellungen ſind den vorgeſtellten Dingen ähnlich ib. ſtellt ſich alsdenn eine Sache vor, wenn ſelbige in ihre Sinne wirkt I. 284

entſchlüſſet ſich ſelbſt I. 265. muß die Sache vorher etwas erkennen, ehe ſie ſich dazu entſchlüßt I. 266. richtet ſich nach gewiſſen logiſch-moraliſchen Geſetzen I. 303. dieſe haben keine Aehnlichkeit mit den Geſetzen der Bewegung ib.

ihre Herrſchaft über den Leib I. 270. ſolche iſt nicht unumſchränkt I. 271. auch nicht unmittelbar I. 272. von ihr rühren auch die Bewegungen der flüßigen Theile einigermaſſen her I. 270. verhält ſich in gewiſſen Fällen leidend I. 272. nimmt Theil an den Schwachheiten des Körpers I. 273. verwaltet ihre Herrſchaft über den Leib in dem Gehirne I. 272

ihre lebhafte Geſchäftigkeit I. 298. wie ſie die ſinnliche Begierde hervor bringt ib. wie auch den ſinnlichen Abſcheu ib. wie daraus die Bewegungen des Körpers entſtehen I. 299

woher ſie ihren Urſprung bekommen I. 314. was ihr bey dem Tode des Körpers begegnen könne ib. bleibt nach dem Tode des Körpers dieſelbe Perſon I. 315

Selbſterkentniß iſt leichter als das Erkentniß anderer Leute II. 93. woher ſich viele darinn betrügen ib. wie man darzu gelangen könne II. 357. dazu ſind wir verbunden I. 129. darinn müſſen wir ein Unterricht ſuchen II. 131. die Weltweiſen ſind verbunden die dazu dien-

lichen

lichen Wahrheiten bekannt zu machen II. 132. dazu kan man auch ſchon Kinder gewöhnen II. 361
Selbſtmord, wir ſind verbunden ihn zu vermeiden II. 137
Selbſtrache, warum ſie zu beſtrafen iſt II. 556
Sinne, was ſie ſind I. 219. verhindern die Ausübung der Tugend II 61
Sinnloß iſt nicht alles, was man nicht verſtehet I. 30
Sitten, was man ſo nennt I. 11
Sittenlehre, allgemeine, was ſie iſt II. 11. ihre Nutzbarkeit II 12. philoſophiſche, deren Abſicht II 112
Sommer, deſſen Erklärung I. 425. warum er am längſten Tage anfängt I. 427
Sonne iſt ein Feuer I. 366 ſeq. ihre Umdrehung I 368 ihre Flecken, was ſie ſind I. 367. ihre Gröſſe und Entfernung von der Erde I. 368. ihre Materie I. 369 wie ſie die Wärme hervor bringet I. 377. ihre Lichtſtralen, wie geſchwind ſie ſich bewegen I. 369. ſieht man eher als ſie auf- und ſpäter, als ſie untergeht I. 437 woher ihre elliptiſche Figur beym Auf- und Untergange entſtehet I. 438. woher ſie groſſer ſcheint im Auf- und Untergange ib.
Sonnenſtralen, warum ſie mehr Wärme verurſachen, wenn ſie ſenkrecht fallen I. 428
Sorgloſigkeit, was ſie iſt II 374
Sparen, dazu ſind wir verbunden II. 147
Sparſamkeit, was ſie iſt und unſere Pflicht dazu II. 389 warum man ſie ausüben ſolle II. 391
Sparſamer, wie er ſich aufführt II. 390
Speiſe, wir ſind verbunden die geſundeſten zu gebrauchen II. 138. reiche Leute ſind verbunden ſich ſeltener und theurer Speiſen zu bedienen II. 139. wie viel man eſſen ſoll II. 362. wie man erkennen ſoll, ob ſie uns geſund ſind II 363
Spötterey, warum man ſolche meiden ſolle II. 446
Spritze, worauf ſich deren Erklärung gründet I. 359. wie hoch das Waſſer darinnen ſteiget I. 360
Staatslehre, was ſie iſt II. 483. was ſie lehret II. 484
Stadt Gottes iſt die vollkommenſte Republik I. 591. was ſie iſt I. 587. ihre Grundgeſetze I. 588. die Pflicht ihrer Bürger I. 589. ein rechtſchaffener Bürger darinn muß mit dem Regimente des allervollkommenſten Monarchen zufrieden ſeyn I 592
Städte, wie ſie entſtanden ſind II. 242
Standhaſtigkeit, was ſie iſt II. 416. wie ſich ein Standhafter bey ſeinen Schwachheitsfehlern bezeigt II 417

Steine, mit Figuren I. 483. entſtehen nach und nach I. 484 verſteinerte Sachen aus der See, wie ſie auf die Berge gekommen ib.

Stern, ihre Gröſſe iſt ungleich I. 365. neue und veränderliche I. 366. fallender, was es iſt I. 477

Stolz, was er iſt II. 412. wie man ihn dämpfen könne ib.

Strafen, was ſie ſind II. 31. ſind entweder natürliche oder willkührliche II. 33. ob es billig iſt auſſer den natürlichen noch willkührliche zu verordnen ibid. natürliche werden nicht aufgehoben II. 42. willkührliche können nachgelaſſen werden II. 43. wie vielerley ſolche ſind II. 263. 528

Stralen, wie vielmal ſie können geſpalten werden I. 374 machen die Farben der Körper, wenn ſie durch ſolche durchfallen können I. 376. warum ſie mehr Wärme machen, wenn ſie ſenkrecht fallen I. 428

Ströme, woher ſie entſtehen I. 444. woher einige ſchneller flüſſen als andere I. 446

Studiren, was für Leute ſich denſelben wiedmen ſollen II. 520

Studirende, wie ihre Vergehungen zu beſtrafen ſind II. 521

Sturmwinde, wie ſie entſtehen können I. 434

Subject, was es iſt I. 32. 158. kan verſteckt ſeyn I. 33

Subſtanz, was ſie iſt I. 152

Sündflut iſt durch einen Cometen verurſacht I. 419. Möglichkeit deſſen I. 421. ihre Folgerungen I. 422

T.

Tagewerk, das erſte in der Schöpfung wird erklärt I. 415 das andere ib. das dritte I. 416. das vierte ib.

Tapferkeit, was ſie iſt II. 420. wie ſich ein tapfrer Mann bezeiget II. 420

Temperament, was davon zu halten II. 102

Thau, woher er kommt I. 455

Theile, alle zuſammen genommen ſind ſo groß als das Ganze I. 130. jeder iſt kleiner als das Ganze I. 131

Theilung, was ſie iſt I. 141

Thiere, ob ſie Seelen haben I. 319. ſind keiner Vernunft fähig ib. haben etwas Vernunftähnliches I. 320. handeln nach der ſinnlichen Begierde ib. was ſie ſind I. 510 theilt man in vier Claſſen I. 511. die Anzahl ihrer Arten iſt unausſprechlich ib. werden alle aus Eyern gezeugt I. 513. ihr Leben was es iſt I. 519. ihr Tod was er iſt I. 520

Thorheit, was ſie iſt und woran ſie zu erkennen I. 318

Tiefſinnigkeit, was ſie iſt I. 233. dient im Erkentniſſe des Guten

Guten und Böſen II. 310. ſolche zu erlangen iſt die Mathematik gut ib.

Tollkühnheit, was ſie iſt II. 421. wie man ſie dämpfen könne ib.

Tod der Thiere, woher er kommt I. 521

Todtſchlag muß in einer Republik beſtrafet werden II. 557

Trabanten des Jupiters ſind durch Ferngläſer entdeckt I. 362 wie geſchwind ſie um ihn herum laufen I. 363. des Saturns ſeine ib. wie geſchwind ſie um ſolchen herum laufen I. 364

Trägheit der Körper was ſie iſt I. 178

Traum, was er iſt I. 298. natürlicher und übernatürlicher ib. darinn geſchiehet alles ohne zureichenden Grund I. 119

Traurigkeit, was ſie iſt I. 255. wie man ſie heben könne II. 346

Trompete, Fallopiſche, ihr Nutzen I. 514

Trunkenheit, was ſie iſt II. 368. in was für einen Zuſtand ſie die Menſchen ſetzt ibid. Bewegungsgründe ſie zu meiden II. 369. wie man ſie meiden könne II. 370

Tugend, was ſie iſt II. 34. kan keine durch Zwang und Furcht der Strafe abgenöthigte Handlung ſeyn II. 37. wie man ſich eine Begierde darnach erwecken könne II. 58 warum die Beſtändigkeit in ſolcher nöthig iſt II. 104 Wachsthum darinnen iſt möglich II. 105. ihn muß man ſuchen II. 106. wie man ſolchen befördern kan II. 108 ſeqq. Mittel dazu II. 111 macht ihre Verehrer glückſelig II. 294. muß von allen, die ſich ſelbſt wohl wollen, geliebt werden II. 295. Urſachen, warum ſie nicht durchgehends geliebt wird ib. wie man die Tugendliebe erwecken kan II. 296. ſeqq. warum man nach allen ſtreben ſolle II. 356. hat einen dreyfachen Grad II. 450

Tugend, philoſophiſche, was ſie iſt II. 40. gefället Gott II. 41 ſittliche, was ſie iſt II. 353. ob ein jeder Menſch zu allen verbunden iſt II. 354

Tugendhafter thut mit Vergnügen was dem Geſetze der Natur gemäß iſt II. 35. freuet ſich Tugenden auszuüben II. 36. braucht keiner äuſſerlichen Zwangsmittel zum Guten II. 37. ihnen läßt Gott auch die natürlichen Strafen nach II. 44. muß ſeine Sinne und Affecten zu beherrſchen ſuchen II. 61. ob er durch eine einzige böſe Handlung ſo gleich laſterhaft werden könne II. 90. woran man einen wahren erkennen kan II. 94 muß weiſe ſeyn II. 334. muß klug ſeyn II. 338. wie er ſich in der Wohnung und Kleidung aufzuführen habe II. 379

Tugendlehre, woher ſie nöthig iſt II. 7. was ſie iſt II. 291 begreiſt auch die Lehre vom Wohlſtande in ſich II. 292 ziehet von den Laſtern ab ib. ihr Nutzen II. 293

U.

Ubel, ob Gott das moraliſche hätte verhindern können I. 581 iſt in der Welt ſo viel nicht I. 591. wie man es anſehen muß I. 592. phyſicaliſche, iſt ſo groß nicht als man vorgiebt ib.

das höchſte eines Menſchen auf Erden, welches es ſey II. 47 wodurch es einem zu Theil werde ib.

wahres, wie es von dem Scheinübel unterſchieden iſt II. 53

Ubelthäter, wie man ihn zum Bekenntniſſe ſeiner Miſſethaten bringen ſoll II. 559. wie man verfahren ſoll, wenn er entflohen iſt II. 560

Uberdenken, was es iſt I. 230

Uberführung, was ſie iſt I. 108. entſteht aus der Demonſtration ib.

Ubermuth, der, was er iſt und wie er zu dämpfen II. 423

Ubermuth, die, was ſie iſt II. 397. woher ſie entſteht 398

Ubernatürlich, was ſo heiſt I. 199

Uberredung, wie ſie entſteht I. 109. iſt bey den meiſten an ſtatt der Gewißheit I. 110

Uberzeugung, wie ſie entſteht I. 109. was ſie iſt ib. gilt bey den meiſten als gewiß I. 110

Ubungsſatz, was er iſt I. 37. ſind zweyerley I. 39

Umgang mit Leuten, warum man ihn ſuchen müſſe II. 358

Unähnlichkeit, was ſie iſt I. 125

Unbeſonnenheit, was ſie iſt II. 414

Unding, was es iſt I. 120. heiſſen Unmöglichkeiten ib.

Unendlichkeit Gottes, was ſie iſt I. 574

Unerſchrockenheit, was ſie iſt II. 420

Unfläterey, wie man ſolche vermeiden ſolle II. 445

Ungerechtigkeit, was ſie iſt II. 450. Mittel ſie zu heben II. 452

Ungeziefer, wie vielerley Arten es ungefehr gebe I. 512. entſteht nicht aus der bloſſen Fäulniß ib. werden aus Eyern erzeugt I. 513

Unglück, darinn müſſen wir nicht kleinmüthig ſeyn II. 147

Unglückſeligkeit, was ſie iſt II. 53

Unmäßigkeit, was ſie iſt und woher ſie entſteht II. 363. warum man ſie vermeiden ſoll II. 364. ſeqq.

Unmöglich, was man ſo nennt I. 120

Unmündige, können ohne Einwilligung ihrer Vormünder nichts gültiges vornehmen II. 230. müſſen gegen ihre Vormünder dankbar ſeyn ib. ſiehe Minderjährige.

Unſterblichkeit, was dazu gehört I. 314

Unterrichter, wie man ſolche beſtellen müſſe II. 550. wenn man von ihm auf einen obern ſich beruffen könne II. 557 wornach ſie ihr Urtheil ſprechen müſſen II. 560

Unterſatz, wer ſo heißt I. 46. in der erſten Figur muß allezeit bejahend ſeyn I. 50. ſcheint zuweilen verneinend ib. nach ihm muß der Schlußſatz gemein oder beſonders werden I. 51

Unterſuchung ſein ſelbſt iſt nöthig II. 92. wie man es mit der Unterſuchung andrer macht II. 95

Unterthanen müſſen ihren Regenten den Eid der Treue ſchwören II. 566

Unverweslichkeit iſt noch keine Unſterblichkeit I. 313

Unwahrheit darf man in gewiſſen Fällen ſagen II. 164

Unzucht, woher ſie verbothen iſt II. 216

Urin, wo er von dem Nahrungsſafte abgeſondert wird I. 541

Urſache, was ſo heißt I. 153. 154. wenn die wirkende völlig da iſt ſo entſteht die Wirkung I. 155.

Urtheil, was es iſt I. 32. wie die Urtheile entſtehen I. 236. jedes ſtellt einen beſonderen Zuſtand der Seelen dar I. 244

Urtheil, anſchauendes I. 68. wie es entſteht I. 293. Symboliſches I. 238

Urtheilsſpruch, wie deſſen gewaltſame Vollziehung geſchehen könne I. 551

Urtheilen, was es iſt I. 32

V.

Venus bewegt ſich um die Sonne I. 390. iſt ein dunkler Körper I. 381. darinn ſind Berge I. 383

Veränderung, was ſie iſt I. 147

Veräuſſerung der Güter, wie ſie entſtanden iſt II. 183

Verbindlichkeit, was ſie iſt II. 22. wozu uns die natürliche verpflichtet II. 23. willkührliche, was ſie iſt II. 28.

Verbrechen, ob es allezeit mit einerley Strafe zu belegen iſt II. 528

Verdauung der Speiſen, wo ſie geſchieht I. 540

Verdruß, was er iſt I. 251. iſt kein Affect I. 255

Vereinigung der Seele und des Leibes, Ariſtotelis Meynung davon. I. 305
  Carteſii Meynung davon I. 305. wird wiederlegt I. 307
  Malebranſche Meynung davon I. 308
  Leibnitzens Meynung davon I. 309. warum er von Carteſii ſeiner abgegangen iſt I. 308

Verfechter ſeine Pflicht I. 151
Vergeben, was es heißt II. 42. ob ein laſterhafter die Vergebung ſeiner böſen Handlungen aus dem Lichte der Natur hoffen könne ib.
Vergeſſenheit, was ſie iſt und wie ſie entſteht I. 227. iſt den Begriffen ſehr zuwieder I. 21. Mittel darwieder ib.
Vergleich, was er iſt u. was er für Eigenſchaften hat II. 190
Vergnügen, woher es komme I. 5. hat Carteſius recht beſchrieben I. 249. woher es bey uns gröſſer oder kleiner iſt I. 250. aus einer gründlichen Erkenntniß einer Sache iſt ſehr groß I. 251
Vergröſſerungsgläſer, ihr Nutzen I. 146
Verknüpfungswort, was es iſt I. 32. kan verſteckt ſeyn I. 33
Verlangen, was es iſt I. 258. wie man es dämpfen könne II. 350
Verlöbniß, was es iſt und weswegen es könne zertrennet werden II. 219
Vermögen in Gütern, wir ſind verbunden andern Leuten ihres vollkommener zu machen II. 154. darnach zu ſtreben ſind wir verbunden II. 143. in wie weit ſolches erlaubt iſt II. 144. müſſen nicht verſchwenderiſch damit umgehen ibid.
Vermuthung ähnlicher Fälle I. 240. hat etwas in ſich, das einem Vernunftſchluße ähnlich iſt ib. wie der Vernunftſchluß völlig iſt. I. 241. 242
Vernunft, was ſo heißt I. 13. 42. natürliche iſt ſehr unvollkommen I. 14. beobachtet gewiſſe Regeln in ihren Urtheilen ib. was ſie iſt I. 245. lautere 246. gemiſchte ib. was ihr gemäß iſt I. 246. was ihr zuwieder iſt ib. wie ſie aus der vorſtellenden Kraft der Seelen flüßt I. 295
Vernunftähnliches haben die Thiere I. 326
Vernunftlehre, was ſie iſt I. 13. was ſie zeiget I. 6. natürlich I. 14. künſtliche iſt allen Gelehrten unentbehrlich I. 15. hat einen vierfachen Nutzen I. 16. nach ihren Regeln fehlt niemand ib.
Vernunftſchluß, was er iſt I. 42. aus ihm kan man neue Wahrheiten erfinden I. 73. was zu dieſer Erfindung gehöret ib. Erfahrungen ſind hiebey nicht unbrauchbar I. 74. wie er könne im Gehirne abgebildet werden I. 294
  bejahender iſt von zweyerley Gattung I. 42. worauf er ſich gründet ib.
  verneinender, wie er zu machen I. 43. worauf er ſich gründet I. 44

Verſchieden, was man ſo nennt I. 125
Verſchwendung, was ſie iſt II. 389. woher ſie entſteht II. 398 wie ſie kan gehoben werden ib. wie man ſich von Jugend auf davor verwahren kan II. 399
Verſchwiegenheit, was ſie iſt II. 442. wie man ſolche erlangen könne II. 443. warum man ſich derſelben befleiſſigen ſolle ib.
Verſöhnlichkeit, warum man ſie ausüben ſolle II. 431
Verſpottung, was ſie iſt I. 256. wie man ſie dämpfen könne II. 347
Verſprechen müſſen wir halten II. 169
Verſtand, was ſo heißt I. 5. was er iſt I. 13. 233. wie er kan eingeſchränkt werden I. 294. reiner, was er iſt I. 224 wir ſind verbunden, deſſen Vollkommenheiten zu befördern II. 132 ſeq. auch bey andern II. 152. von ihm muß man in der Beſſerung anfangen II. 302
Verſtellungen in unſern Handlungen II 98. wie man ſie entdecken kan II. 99 ſeqq. iſt zuweilen nöthig II. 102
Verſuche, ihr Nutzen II. 329
Vertauſchung der Güter, iſt billig II. 184. iſt nicht mehr zureichend, alles zu erlangen, was man braucht II. 188
Vertrag, wie weit man verbunden iſt ſolche zu halten II. 170. 174 iſt eine bedingte Verheiſſung II. 171. einen mit Gewalt abgepreßten darf man nicht halten ib. auch keinen erſchlichenen II. 173. wenn er kan aufgehoben werden II. 174. wer den Schaden tragen ſoll, wenn einer darinn entſteht II. 176. wenn er ſeine Endſchaft erreicht ib. wie man ſie erklären ſoll II. 177
Verwegener, wie er ſich bezeigt II. 418
Verzweiflung, was ſie iſt I. 257. wie man ſie heben könne II. 350
Vitriol, deſſen Eigenſchaften I. 479
Völkerrecht iſt vom Rechte der Natur nicht unterſchieden II. 288
Vollkommenheit, was ſie iſt I. 132. einfache und zuſammen geſetzte I. 133. wahre und vermeynte I. 5. 249 ſeq. wahre bringt ein beſtändiges Vergnügen I. 250
Vollſtändigkeit eines Buches, woraus ſie entſteht I. 99
Vormünder, was ſie ſind II 228. was ihre Pflicht iſt II. 229 haben nur die Verwaltung über das Vermögen der Unmündigen ib.
Vorſehung Gottes iſt wirklich I. 584. erſtreckt ſich auf alles ib.
Vorſtellungen ſind von unterſchiedener Vollkommenheit I. 290

W.

Wärme beſteht aus den ſubtilſten Theilchen des Feuers I. 341 wie ſie in den Körpern entſtehen könne ib.

Wagehals, wie man ihn von der Sorgloſigkeit für ſein Leben abbringen könne II. 174

Wahrheit, was ſie iſt I. 90. in Begriffen und Sätzen ib. man kan alle mit formlichen Schlußreden beweiſen I. 57 ſind von zwo Gattungen I. 65. warum es wenig demonſtrirte gebe I. 63. metaphyſiſche I 132. wie man neue erfinden kan II. 328

Wahrſcheinlichkeit, was ſie iſt I. 61. iſt für Gelehrte nicht zulänglich ib.

Wandel, was ein weiſer und ordentlicher ſey II. 55. was ein thörichter und unordentlicher ſey ib. wie man einen weiſen und ordentlichen führen könne ib.

Wankelmuth, wie man ſie vertreiben könne II. 350

Waſſer, drücket im Fallen nicht nach der Schwere allein I. 358 iſt ſehr locker I. 442. wie es ausdämpfet ibid. deſſen Dünſte vergehen nicht I. 443 woher ſie aufſteigen I. 453 ſeqq. trägt zum Wachsthum der Pflanzen vieles bey I. 501. darinnen ſind irdiſche Theilchen I. 502

Waſſerkünſte, wie ſie entſtehen I. 357. ihr ſpringender Waſſerſtral richtet ſich nach der Mündung in die Röhre I. 358

Weiſer Mann, wer einer ſey I. 3. muß eine Erkenntniß des Guten und Böſen beſitzen II. 334. braucht die Erfindungskunſt ib. muß über die Handlungen der Menſchen Anmerkungen machen II. 335. darf auch wohl verſchmitzten Laſterhaften nachahmen II. 336. woran man ihn erkennen kan. ib.

Weisheit, was ſie iſt I. 3. wie ſie Leibnitz beſchrieben ib. was dazu gehört II. 333. warum man darnach ſtreben ſoll ib. davon muß man nicht nach dem Ausgange der Sachen urtheilen II. 337

Welt, beſteht aus verſchiedenen Theilen I. 165. ihre Theile haben einen Zuſammenhang I. 166. ſeq. was ſie iſt ib. iſt ein zuſammen geſetztes Ding ib. iſt ein gantzes I. 167 iſt eine Maſchine I. 173. ihre Vergleichung mit einer Uhr ib. ſqq. wie ſie nach den Sinnen eingetheilet wird I. 361. deren ſind viele möglich I. 172

Der Zuſammenhang der Dinge darinnen der Zeit nach I. 167. dem Raume nach I. 168. was in der Welt geſchieht, hat eine beſtimmte Wahrheit ib. darinn geſchieht nichts

nichts von ungefehr I. 169. die Begebenheiten darinnen ſind hypothetiſch nothwendig ib. doch dabey noch zufällig I. 170. ſqq. alles, was in ihr vorgeht, muß ſich aus ihrer Natur erklären laſſen I. 186
Welt, darinnen iſt eine Vollkommenheit I. 196. 204. ſolche können wir nicht einſehen I. 205. ihre Regeln der Vollkommenheit I. 206. von ihnen können Ausnahmen geſchehen ib. alle können nicht gleich vollkommen ſeyn I. 207. welche die vollkommenſte iſt ib. darinn iſt eine Ordnung ib. dieſe iſt die allerbeſte I. 208 ohne alles Böſe zu erſchaffen iſt unmöglich I. 582
  Wenn dieſe erſchaffen worden I. 562. ob ſie nach der Schöpfung vor ſich beſtehen könne I. 579
Weltbau, planetiſcher der Alten I. 387
  des Tychonis Brahe I. 391. was daran auszuſetzen iſt I. 392
  Des Copernici I. 393. deſſen Schönheit und Ordnung I. 395. Einwürfe dawieder gemeiniglich aus der Schrift I. 396. trägt vieles bey zur Verherrlichung der Weisheit Gottes I. 397. haben ſchon einige Alten vor ihm erkannt I. 396
Weltbetrachtung, was ſie iſt I. 163. ihr Nutzen in der Geiſterlehre ib. in der natürlichen Theologie I. 164
Weltkörper haben eine magnetiſche Kraft gegen einander I. 404
Weltweiſer, was er für ein Mann iſt I. 4. ſtrebt nach der gröſten Gewißheit ib. iſt verbunden auf unterſchiedene Art die Menſchen zu lehren II. 457.
Weltweisheit, was ſie iſt I. 4. was ſie nützt I. 9. muß man vor andern Wiſſenſchaften lernen ib. dient auch Ungelehrten I. 10
  practiſche, was ſie iſt II. 4. iſt von den Alten nicht ſyſtematiſch vorgetragen werden ib. ſetzet das Erkenntniß der theoretiſchen voraus ib. iſt nützlich II. 8 ihre Eintheilung II. 5
Werkzeug I. 155
Weſen eines Dinges, was es iſt I. 122. iſt unveränderlich I. 125. kan nicht mitgetheilt werden ib. iſt nothwendig und ewig I. 127
  ſelbſtſtändiges iſt verhanden I. 550. es muß immer eins da geweſen ſeyn I. 551 iſt vollkommen ununterwürfig I. 552 iſt nothwendig ib. iſt ewig ib. iſt ein einfaches Ding ib. ſolches ſind nicht die Elemente II. 553 auch unſre Seelen nicht ib.

Weſentliche eines Dinges I. 149
Wetterglas, woher deſſen Veränderungen kommen I. 458
Wetterleuchten des Abends I. 476
Wiederlegung, wie ſie angeſtellt wird I. 110.
Wiederſpruch, was er iſt I. 25. 118
  Satz des Wiederſpruchs hat ſchon Ariſtoteles vor die erſte Grundwahrheit erkannt I. 117. iſt allen Menſchen ganz natürlich ib.
Wille, was er iſt I. 259. beruht auf dem Urtheile des Verſtandes I. 250. deſſen Bewegungsgründe I. 261. ſind bald vollſtändig, bald unvollſtändig I. 263. zwingen nicht I. 265. wir ſind verbunden, nach deſſen Verbeſſerung zu ſtreben II. 135. auch anderer Menſchen ihren zu verbeſſern zu ſuchen II. 153
  der vorhergehende und nachfolgende, was er iſt I. 264
  der freye, was er iſt I. 301. wie er von der ſinnlichen Begierde unterſchieden iſt ib. flüßt aus der vorſtellenden Kraft der Seelen I. 302
Willkühr, was er iſt I. 266
Winde, feuchte, wie ſie entſtehen I. 436
  kalte, wie ſie entſtehen I. 434
  trockne, wie ſie entſtehen I. 436
  warme, wie ſie entſtehen I. 435
  können von Dünſten entſtehen I. 459
Winter, deſſen Erklärung I. 426., warum er am kürzeſten Tage anfängt I. 427
Wirklichkeit eines Dinges, was ſie iſt I. 121. von ihr kan man auf die Möglichkeit ſchlüſſen ibid.
Wirkung, was ſie iſt I. 149. wenn ſie geſchieht I. 150
Wiſſenſchaft, was ſie iſt I. 4. 91. wird weitläuftig gebraucht ib. wie man erfähret, ob man von einer Sache eine habe II. 314. darnach müſſen wir ſtreben II. 315. wie man dazu kommen kan II. 316. ihre Vortheile II. 317. wie ſich die Liebe zu ihr zu erkennen giebt II. 318.
Witterung, veränderliche, ihre Urſachen I. 428. was man bey beſondern anmerken muß I. 429
Witz, was er iſt I. 232. darnach müſſen wir ſtreben II. 321. iſt zur Erlangung deutlicher allgemeiner Begriffe nothwendig II. 322. wie man ſich ſolchen zuwege bringen kan II. 323. Merkmahle deſſelben ib.
Wolken, was ſie ſind I. 456. ſtehen nicht gleich hoch I. 457. woher ihre Farben kommen ib.
Wörter, was ſie ſind I. 29. von ihnen ſind die Sachen zu unterſcheiden I. 30. man muß bey ihrem gemeinſten Verſtande

ſtande bleiben I. 29. wie man ihre Bedeutung finden kan ib. wir bedienen uns ihrer im Nachdenken I. 238
Worterklärungen, was ſie ſind I. 26 was dazu gehört I. 28 haben einen zwiefachen Nutzen ib. ſind identiſche Sätze I. 38. ſind willkührlich ib. 57. wie ſie angewendet werden I. 107
Wortſtreit, was er iſt I. 29. wie er zu vermeiden ſey ib.
Wucher, was er iſt und warum er nicht erlaubet iſt II. 199
Wunderbrunnen, woher ſie entſtehen I. 447
Wunderwerk, was es iſt I. 199. kan geſchehen ib. leugnet Spinoſa I. 200. daran kan auch ein Weltweiſer zweifeln, ob er gleich einen Gott glaubt I. 203. hat viel auf ſich I. 202. bey ihnen hat kein Widerſpruch ſtatt I. 203 darinnen geſchiehet nichts ohne zulänglichen Grund, I. 204
Wurzeln, woraus ſie beſtehen I. 459

Z.

Zaghafter, wie er ſich bezeugt II. 418. wie man ihn ſtandhaft machen ſoll ib.
Zahl, was eine macht I. 129
Zeichen, was es iſt I. 159. iſt dreyerley ib. natürliche und künſtliche I. 160. auſſer den Wörtern ſtellen noch andere die Sachen vor I. 236
Zeichenkunſt, davon hat Leibnitz zuerſt einen Begriff gehabt I. 236
Zeit, was ſie iſt I. 136. eingebildete heiſt nichts ib.
Zertheilung, wie weit man darinn fortgehen ſoll I. 332
Zeugen, was zu einem glaubwürdigen gehört I. 94
Zeugniſſe haben nur einen hohen Grad der Wahrſcheinlichkeit I. 59. was zu ihrer Glaubwürdigkeit gehöret 94
Zorn, was er iſt I. 258. wie man ihn dämpfen könne II. 351
Zufälle, ob die natürlichen Straſen und Belohnungen ſind II. 32
Zufällig, was ſo iſt I. 126
Zufälligkeiten, was ſo heiſſet I. 43. können keinen Grund zu Schlüſſen abgeben ib. wenn und wie aus ihnen etwas geſchloſſen werden kan ib. fordern eine natürliche Geſchicklichkeit zum voraus I. 124. ſind nicht nothwendig I. 128
Zufriedenheit, was ſie iſt I. 256. erfordert allezeit ein wahres

res Urtheil zum Grunde I. 256. Zufriedenheit mit ſich ſelbſt, was ſie iſt ib. wie man ſie dämpfen könne II. 348

Zugabe, was ſo genennet wird I. 38

Zurechnung, wo ſie ſtatt findet II. 15. iſt entweder gerecht oder ungerecht ib.

Zuſammengeſetzte, alles iſt theilbar I. 141. ſein Weſen beſteht in der Art und Weiſe ſeiner Zuſammenſetzung, ib. kan entſtehn und aufhören zu ſeyn I. 142. ſeine Figur kan verändert werden ib. nicht alle Veränderung hebt ſein Weſen auf I. 143. was es für Veränderung haben kan ib.

Zuſtand, der gegenwärtige eines Dinges hat in dem vorhergehenden ſeinen Grund I. 151

Zuverſicht, was ſie iſt I. 257. wie man ſie dämpfen könne II. 350

Zweydeutigkeiten, muß man meiden II. 165

Zweifelmuth, was er iſt I. 257

Zweifler werden durch ſinnliche Beweiſe ſchwerlich überführet I. 58

Zweykampf muß in einer Republik nicht geduldet werden II. 556

Zwillinge, wie ſolche werden können I. 517

ENDE.

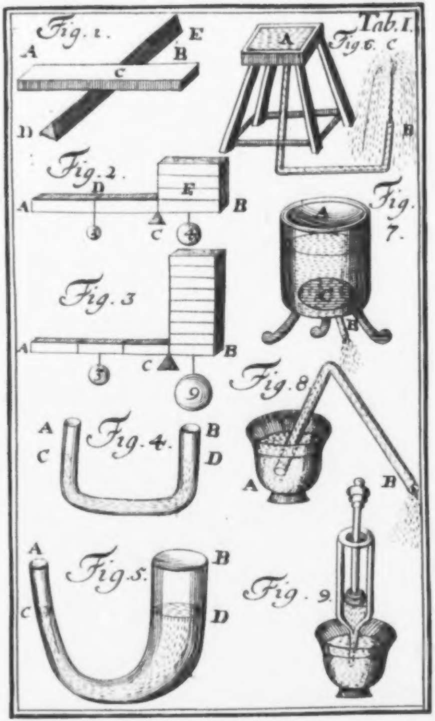

Tab. I.

Fig. 1.
A
E
B
C
D
Fig. 6.
A
C
B
Fig. 2.
D
E
A
B
3
C
4
Fig. 7.
A
C
B
Fig. 3
A
B
C
5
9
Fig. 8
A
B
Fig. 4.
A
B
C
D
Fig. 5.
A
B
C
D
Fig. 9.

Tab. II.

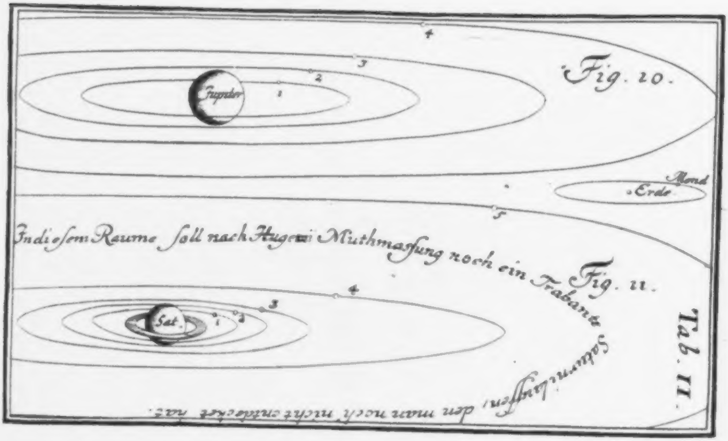

Jupiter
1
2
3
4
Mond
Erde
5
Sat.
1
2
3
4

Fig. 10.

Fig. 11.

In dieſem Raume ſoll nach Hugenii Muthmaſſung noch ein Trabante Saturni lauffen, den man noch nicht entdecket hat.

Tab. IIII

Fig. 12 p. 348.

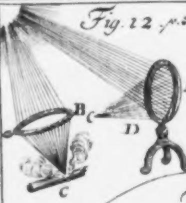


Fig. 16.
pag. 372

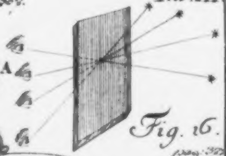


Fig. 13 p. 369.

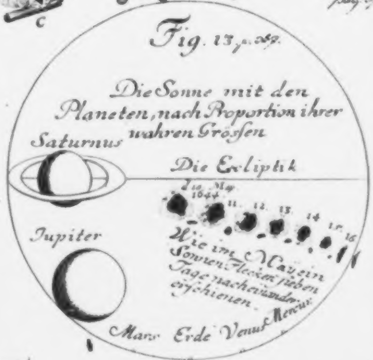

Die Sonne mit den Planeten, nach Proportion ihrer wahren Grössen
Saturnus
Die Ecliptik
d. 10. May 1644
11.
12.
13.
14.
15.
16
Wie im May ein Sonnen-Flecken sieben Tage nacheinander erschienen.
Jupiter
Mars
Erde
Venus
Mercur

Fig. 14.

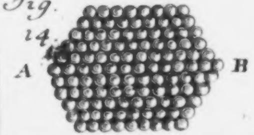
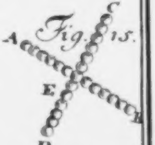
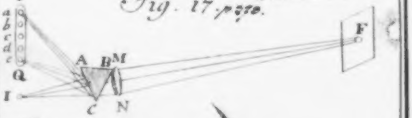


Fig. 15.



Tab. IV.

Fig. 17. p. 370.


P
a
b
c
d
e
Q
I
A
B
M
C
N
F

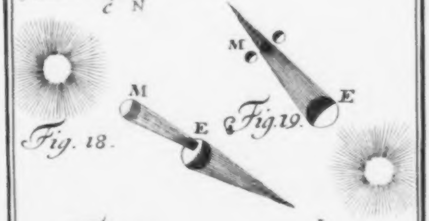


Fig. 18.

Fig. 19.

Fig. 20.

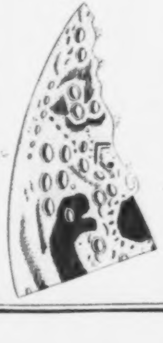
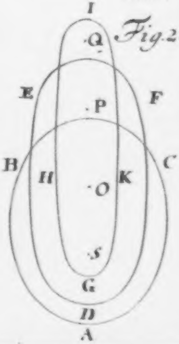


Fig. 21.


I
Q
E
P
F
B
H
O
K
C
S
G
D
A

Tab. V.

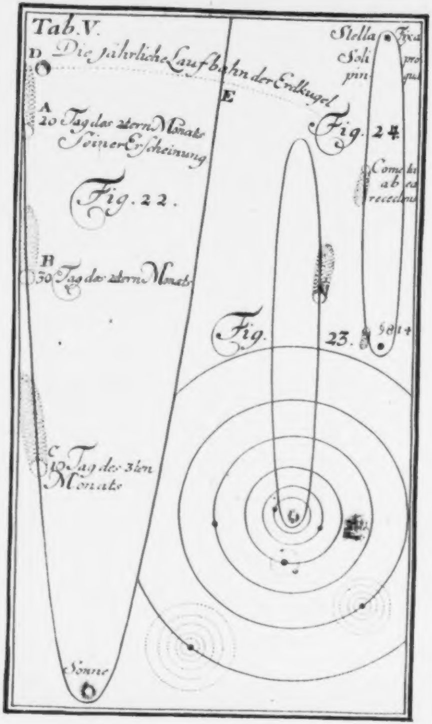


Fig. 22.

Fig. 23.

Fig. 24

D
Die jährliche Laufbahn der Erdkugel
E
A
20 Tag des 2tern Monats ſeiner Erſcheinung
B
30 Tag des 2tern Monats
C
10 Tag des 3ten Monats
Sonne
Stella Fixa
Soli pro
pin qua
Come
ab ea
recedens

Tab. VI.

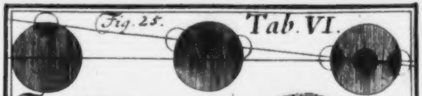


Fig. 25.

Fig. 26.

Fig. 27.

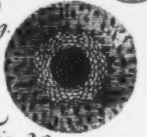


Fig. 28.

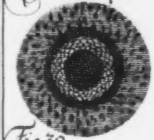


Fig. 29.

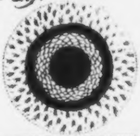


Fig. 30.

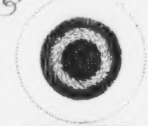


Fig. 31.

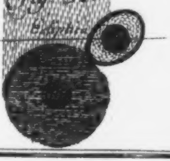
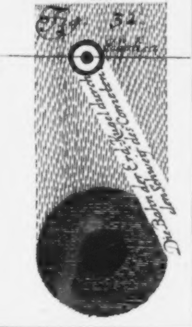


Fig. 32.


Ecliptica
Die Bahn der Erd-Kugel durch den Schweiff des Cometen

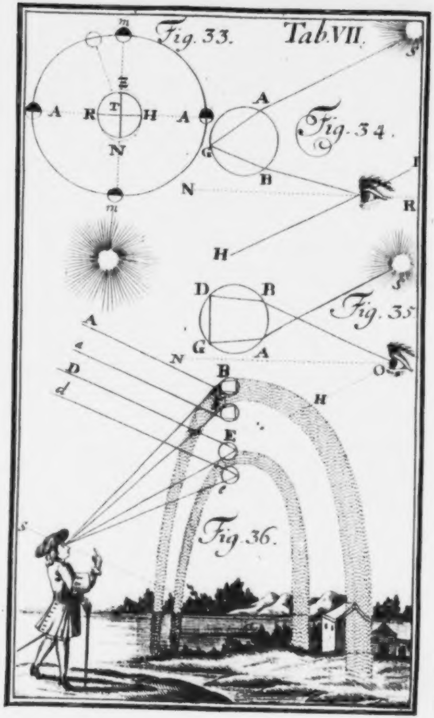

Tab.VII.

Fig. 33.
m
Z
T
A
R
H
A
N
m
Fig. 34.
S
A
G
B
N
I
R
H
Fig. 35
S
D
B
G
A
N
O
H
A
a
D
d
B
E
e
Fig. 36.
S

Tab. VIII

Fig. 37.

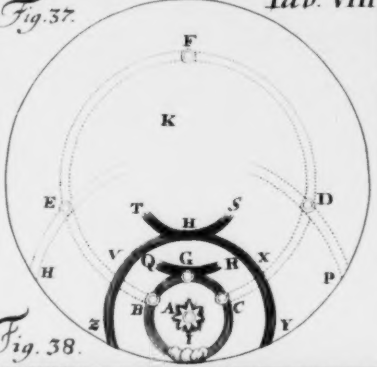
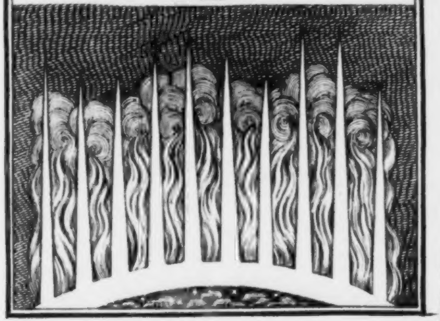

F
K
E
T
S
D
H
V
Q
G
R
X
H
P
B
A
C
Z
I
Y

Fig. 38.



Tab. X.

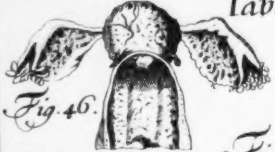


Fig. 46.

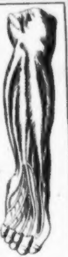


Fig. 47.

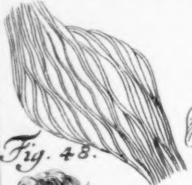


Fig. 48.

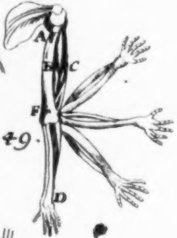


Fig. 49.

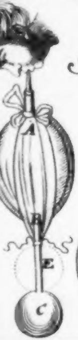


Fig. 50.

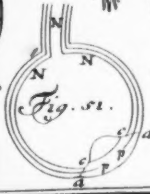


Fig. 51.

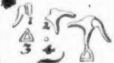


Fig. 52.

Tab. IX

Fig. 39.

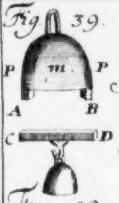


Fig. 40.

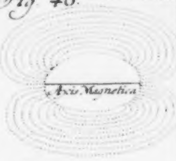

Axis Magnetica

Fig. 41.

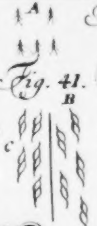


Fig. 42.

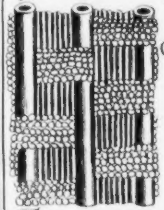


Fig. 43.

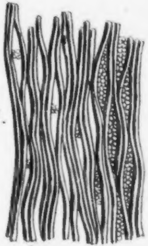


Fig. 44.

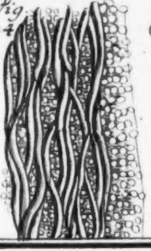
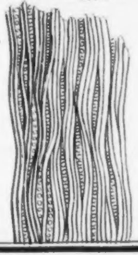


Fig. 45.



Tab. XI.

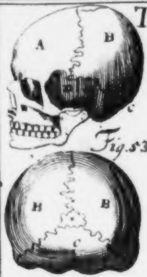


Fig. 53.

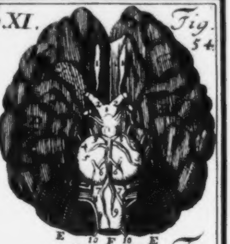


Fig. 54.

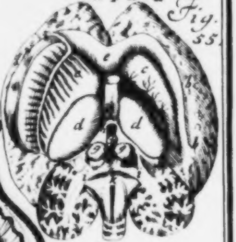


Fig. 55.

Fig. 56.

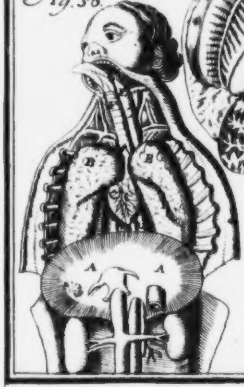
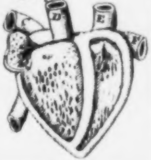
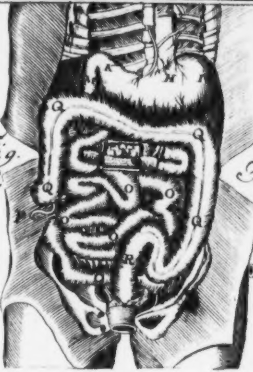


Fig. 57.



Tab. XII.



A
H
I
Q
Q
Q
O
O
O
P
R

Fig. 58.

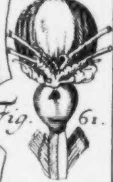


Fig. 61.

Fig. 60.

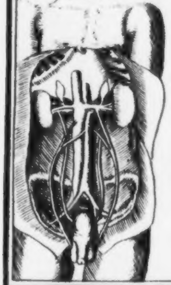
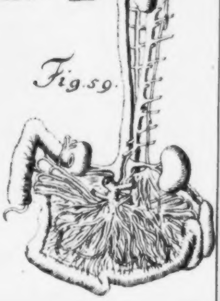


Fig. 59.



Johann Chriſtoph Gottſcheds,
Profeſſors zu Leipzig,
wie auch der Königl. Preuß. Societät der Wiſſenſchaften
Mitgliedes,

Ausführliche
Redekunſt,

Nach Anleitung
der alten Griechen und Römer,
wie auch der neuern Ausländer;
Geiſtlichen und weltlichen Rednern
zu gut,
in zweenen Theilen verfaſſet
und mit Exempeln erläutert.

Mit Kön. Poln. und Churf. Sächſ. allergn. Freyheit.

Leipzig,
Bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf, Buchdr.
1736.

15. C. 61
AK.
Rhetorik

Universitäts-Bibliothek
• Leipzig •

Sr. Königlichen Hoheit,
Dem
Durchlauchtigſten Fürſten und Herrn,
HERRN
Friedrichen,
Kronprinzen
von Preuſſen,
Marggrafen zu Brandenburg,
ſouverainen Prinzen von Oranien,
Neufchatel und Valengin,
Zu Magdeburg, Geldern, Cleve, Jülich, Berg,
Stettin, Pommern, der Caſſuben und Wenden,
zu Mecklenburg, auch in Schleſien zu Croſſen
Herzoge,
Burggrafen zu Nürnberg,
Fürſten zu Halberſtadt,
ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Meinem gnädigen Fürſten
und Herrn.

Durchlauchtigſter Kronprinz,
Gnädigſter Fürſt und Herr,

Eurer Königlichen Hoheit ein Buch von gegenwärtiger Beſchaffenheit in aller Unterthänigkeit zuzueignen, zumal, wenn man in einem Lande lebet, ſo dem Königl. Preußiſchen Zepter nicht unterworfen iſt, das konnte manchem ſehr unbedachtſam ſcheinen, und vielleicht **Ew. Königl. Hoheit** ſelbſt als eine Verwegenheit vorkommen. Allein es wird mir nicht ſchwer fallen, mich in beyden Stücken ſattſam zu rechtfertigen.

Eure Königliche Hoheit ſind der allgemeine Gegenſtand, nicht nur ſo vieler tauſend Unterthanen, ſo in Dero Durchlauchten Perſon, den künftigen Stifter und Urheber aller ihrer Wohlfahrt verehren; ſondern zugleich des ganzen Deutſchlandes, welches mit der gröſten Aufmerkſamkeit auf alle Dero Thun und Laſſen ſiehet, und ſich daraus überall viel Gutes prophezeihet. Sonderlich erfreuen ſich auch die Muſen, ſchon im voraus, auf einen mächtigen Schutzherrn aller freyen Künſte, auf einen großmüthigen Liebhaber aller Wiſſenſchaften, der ihnen in der preiswürdigen

Perſon **Ew. Kön. Hoheit** dereinſt erſcheinen wird. Sie machen ſchon alle ihre Seytenſpiele fertig, und ſinnen auf ganz neue Loblieder, ein aufgehendes Geſtirn damit zu verehren, welches mit ſeinem gütigen Einfluſſe ihrem Helikon recht güldene Zeiten verſpricht. Der **Ew. Kön. Hoheit** faſt angebohrne gute Geſchmack, in allem, was einer Schönheit und Vollkommenheit fähig iſt, und Dero beſondre Liebe zur Gelehrſamkeit und gründlichen Erkenntniß vieler Dinge, geben ihnen die gerechteſten Urſachen ſolches alles zu hoffen. Wie ſollte denn die Beredſamkeit nicht auch einigen Theil an dem allen nehmen, und zum voraus demjenigen ihre Ehrerbiethung bezeigen, der auch ſie dermaleins ſeines Schutzes würdigen, und nicht weniger als andre ihrer Schweſtern, begnadigen wird?

Was aber das letzte anlanget, ſo habe ich nicht nur dieſe Entſchuldigung meiner Kühnheit, daß wohl eher Ausländer ſolchen hohen Häuptern, die Beſchützer und Freunde der Muſen waren, ihre Schriften zugeſchrieben; ſondern auch dieſes, daß ich im Abſehen auf die Königlichen Preußiſchen Landſchaften nicht eben ſogar für einen Ausländer anzuſehen bin.

Preuſſen iſt nicht nur mein Vaterland, ſondern es hat mich auch in ſeinem Schooſſe bis zu männlichen Jahren erzogen, und auf der Königsbergiſchen Academie zehn Jahre lang in den gelehrten Sprachen, freyen Künſten und Wiſſenſchaften treulich unterwieſen. Beſondere Schickſale nur haben mich nach Sachſen gebracht, mich allda länger, als ich anfangs vermuthet hätte, aufgehal-

den

ten, und endlich auf eine erwünſchte Art verſorget und ſich ganz zu eigen gemacht. Gleichwohl hat ſich auch bey einem zwölfjährigen Aufenthalte in dieſem geſegneten Lande, und in dem ſo gelehrten als weltberühmten Leipzig, die natürliche Liebe gegen mein Vaterland gar nicht verlohren. Mehr als einmal haben ſich die Triebe der Erkenntlichkeit in mir gereget; mehr als einmal habe ich die Neigung gegen diejenige hohe Schule, der ich den Grund meiner Wohlfart zu danken habe, auch öffentlich zu verſtehen gegeben: Und mehr als einmal habe ich mirs vorgeſetzet, auch meinem vormaligen Landesherrn diejenige Ehrfurcht an den Tag zu legen, die auch in der Fremde niemals in mir erloſchen iſt. Voritzo aber kan ich diejenige Regung nicht länger bergen, die mich zu dieſem letztern, mit dem ſehnlichſten Eifer anſpornet.

Eure Königl. Hoheit ſind auch gewiß nicht der erſte Prinz, deſſen hohem Namen eine Anweiſung zur Beredſamkeit zugeeignet wird. Alexander der groſſe, ein Monarch, der nicht minder die Werke der Gelehrten als den Degen liebte, und wohl gar einen Achilles beneidete, weil er einen ſolchen Dichter als Homer war, zum Herolde ſeiner Thaten gefunden hatte: Dieſer groſſe Prinz, ſage ich, hat es von ſeinem vormaligen Lehrmeiſter Ariſtoteles ausdrücklich gefodert, daß er ihm zu gut, eine Redekunſt ſchreiben ſollte. Es iſt ſchwer zu ſagen, ob man mehr den König zu bewundern, als den Weltweiſen zu beneiden Urſache habe? Jenen, weil er bey aller erſinnlichen Hoheit und Macht, die er beſaß, dennoch geglaubet, es fehle ihm noch etwas, wenn er nicht wohl zu reden wüßte; dieſen aber, weil er ſo glücklich geweſen, einen regierenden Herrn, ja einen Stifter einer neuen Monarchie, unter ſeine Lehrlinge zu zählen.

Ew. Kön. Hoheit halten mirs zu Gnaden, wenn ich mir die Freyheit nehme, Denenſelben etwas aus der Zueignungsſchrift des größten Lehrers der Beredſamkeit, an den größten Helden, den die Welt geſehen hat, anzuführen. Er ſagt ſeinem gekrönten Schüler bald anfangs: Wie Er an herrlichen Kleidungen und an einem recht königlichen Prachte es billig allen Menſchen zuvorzuthun geneigt wäre: Alſo müſſe Er ſich auch die allervortrefflichſte und ſchönſte Art im Reden zuwege zu bringen, bedacht ſeyn. Denn es ſey viel königlicher, ein wohleingerichtetes Gemüthe, als einen mit ſchönen Kleidern geſchmückten Leib zu haben: Ja es ſey was Unanſtändiges, weñ derjenige, der an groſſen Thaten allen überlegen iſt, im Reden wohl dem geringſten im Volke weichen müßte. Wie nemlich in freyen Republiken die Geſetze alles regiereten: So müßte ein Monarch ſeine Unterthanen mit Verſtande und klugen Worten im Zaume halten; und zu allem dem lenken, was ihnen heilſam und nützlich wäre.

Zu dieſem allen fügt er bald darauf noch hinzu: Man pflege diejenigen als groſſe und wackere Leute hoch zu preiſen, die alles nach der Vorſchrift der Vernunft einzurichten bedacht wären; diejenigen aber als grauſam und unmenſchlich zu haſſen, die alles ohne Vernunft und vernünftige Vorſtellungen thäten. Und weil auch ſein Leben und ſeine Reden vielen zu Muſtern vorgeſtellet würden: So müſſe er ſich ſelbſt in beydem ſo vollkommen machen, daß ein jeder Luſt bekäme, ihm nachzuahmen. Nur der Menſch hätte die Gabe der Sprache als ein vortreffliches Geſchenk von der Natur bekommen: Darum ſey es ja ungereimt, dieſen edlen Vorzug einer vernünftigen Rede zu verſäumen. Wie endlich ein Feldherr der Befehlshaber ſeines Heeres wäre, alſo wäre auch eine mit der Weisheit verbundene Beredſamkeit, die Regentin des menſchlichen Lebens. Hierauf widmet Ariſtoteles dieſe ſeine Redekunſt ganz allein dem Gebrauche des Königes: Weil dieſer es ihm ausdrücklich unterſaget hatte, ein Werk ſo für ihn geſchrieben war, gemein zu machen; und wünſcht, daß ſelbiges in ſeinen Händen lebenslang bleiben, und durch ihn einen unſterblichen Ruhm erlangen möge.

Sein Wunſch iſt erfüllet, **Durchlauchtigſter Kronprinz**, und die

Nachwelt hat nicht weniger die Groſsmuth und Gnade Alexanders, nebſt ſeiner Liebe zu den freyen Künſten, als das Glück desjenigen Weltweiſen bewundert, den ſeine Verdienſte eines ſo erlauchten Lehrlinges würdig gemacht haben. Was könnte man **Ew. Kön. Hoheit** nicht noch von den römiſchen Kayſern Auguſtus und Trajanus; was von den Königen in Frankreich Franciſcus dem I. und Ludewig dem XIV. vor ähnliche Proben ihrer Gnade und Neigung zur Gelehrſamkeit anführen, wodurch ſie ſich faſt mehr, als durch ihre übrige Thaten unſterblich gemachet haben? Doch was braucht es alles deſſen, bey einem Prinzen, der ſelbſt unter ſeinen Ahnen dergleichen Vorgänger hat; Der nur an Churfürſt Joachim, an Marggraf **Albrechten** und an König **Friederichen** dem Weiſen, ſolche Muſter vor ſich ſieht, welche Ihm mit ſo vielem Glanze in die Augen ſtralen, daß alle ausländiſche Exempel dadurch gänzlich verdunkelt werden.

Wie glücklich werden nicht die Muſen dermaleins unter dem Zepter **Eurer Königlichen Hoheit** ſeyn! Wie herrlich werden nicht alle freye Künſte und Wiſſenſchaften in allen Königlichen Preußiſchen Landen blühen, wenn ihr Beherrſcher ſelbſt ein Gönner und Liebhaber derſelben ſeyn wird! Berlin, das prächtige Berlin, wird unſerm Deutſchlande eben dasjenige werden, was Paris unter der vorigen Regierung in Frankreich geweſen iſt. Ich aber werde mich in der Ferne über die Glückſeligkeit meines Vaterlandes erfreuen, und meinen Landsleuten wegen ſo güldner Zeiten von Herzen Glück wünſchen.

Hiermit übergebe ich in aller Unterthänigkeit Eurer Königl. Hoheit dieſes geringe Buch, und wenn ſelbiges ſo glücklich iſt, nur eines gnädigen Anblickes gewürdiget zu werden: So werde ich mit verdoppeltem Eifer, und unaufhörlicher Ehrfurcht lebenslang verharren

Durchlauchtigſter
Kronprinz,
Gnädigſter Fürſt und
Herr,
Eurer Königlichen Hoheit

Leipzig, in der Oſtermeſſe.
1736.

unterthänigſter gehorſamſter Knecht
Gottſched.

Vorrede.

Geneigter Leſer!

Es ſind nunmehro faſt acht Jahre, daß ich den Grundriß zu einer vernunftmäßigen Redekunſt ans Licht geſtellet habe. Ich hatte denſelben dazumal nur zum Gebrauche meiner Zuhörer entworfen, und habe mich nachmals in meinen oratoriſchen Lectionen deſſen allezeit mit Vortheil bedienet. Daß ſelbiger auch andern Liebhabern der Beredſamkeit gefallen haben müſſe, das habe ich aus dem guten Abgange geſchloſſen, den mir der Verleger deſſelben bezeuget: Als welcher mich ſchon vor dreyen Jahren um eine neue Auflage davon erſuchte, und meinen Zuhörern kein Stück mehr zu liefern wuſte. Ich würde mich auch damals ſo gleich dazu entſchloſſen haben, wenn nicht ſein bald darauf erfolgter Tod mich zu einer andern Entſchlieſſung bewogen hätte.

Ich hatte es gleich anfangs wohl geſehen, daß eine ſo kurzgefaßte Anleitung nicht allen Liebhabern der Beredſamkeit ein völliges Gnügen thun würde. Daher war es mein Vorſatz ſchon damals, mit der Zeit eine ausführlichere Redekunſt ans Licht zu ſtellen, und darinnen, theils die allgemeinen Regeln vollſtändiger und gründlicher vorzutragen; theils auch ihren Gebrauch in täglich vorkommenden Reden, bey ſo vielen Arten der Fälle, zu zeigen. Dieſen alten Vorſatz auszuführen, hatte mich eine zeitlang die Ausarbeitung meines philoſophiſchen Handbuches gehindert. So bald aber dieſes fertig war, ließ ich mirs ernſtlich angelegen ſeyn, auch dieſe Arbeit anzufangen, und fleiſſig fortzuſetzen: Zumal, da meine neuen Zuhörer kein Stück von der vormaligen kleinen Redekunſt mehr auftreiben konnten.

Ich ſahe mich alſo genöthigt, dieſe meine ausführliche Redekunſt bogenweiſe in den Druck zu geben, und ſo damit allmählich fortzufahren, bis ſie endlich dieſen Frühling vollends zu Stande gekommen. In währender Zeit des Abdruckes habe ich ſchon dreymal über den erſten Theil derſelben geleſen, und dabey mit Vergnügen wahrgenommen, daß meine Herren Zuhörer ſich immer gemehret, und durch ihren beſtändigen Beyfall und Fleiß mir die Luſt bey meiner Arbeit nicht nur erhalten, ſondern faſt täglich vergröſſert haben. Ich habe auch von ſo geſchickten und muntern Köpfen, als die meiſten darunter geweſen ſind, die Hoffnung, daß ſie dermaleins durch ihre Ausübung meinen Regeln erſt das rechte Leben geben werden.

Vorrede.

Von der Eintheilung meines Buches habe ich nicht Urſache viel zu ſagen. Es iſt ganz nach Art meiner critiſchen Dichtkunſt eingerichtet. In dem erſten Theile trage ich die allgemeinen Regeln der Redekunſt vor, und erläutere ſie, wie dort, mit lauter fremden Exempeln. In dem andern zeige ich die Ausübung und Anwendung derſelben in allen beſondern Fällen, wo man heute zu Tage zu reden pflegt. Dieſe erläutere ich gröſtentheils mit meinen eigenen Exempeln, auſſer wo ich noch keine Gelegenheit gehabt, dergleichen zu verfertigen; ebenfalls wie ich in der critiſchen Dichtkunſt gethan habe. Doch gebe ich dieſelben für keine Meiſterſtücke aus, indem ſie meiſtens ſchon vor etlichen Jahren ausgearbeitet geweſen; und wegen Mangel der Zeit, ja gar wegen meiner Abweſenheit in währendem Abdrucke, nicht einmal haben überſehen werden können. Die Scribenten alter und neuer Zeiten, deren Fußtapfen ich gefolget bin, habe ich im Werke ſelbſt gelobet. Hier darf ich alſo nur geſtehen, daß ich faſt alles Gute, ſo in meinem Buche zu finden iſt, den größten Lehrern und Meiſtern in der Beredſamkeit zu danken habe. Ich werde mirs auch allemal für eine Ehre ſchätzen, wenn meine Vorſchriften mit den Regeln Cicerons und Quintilians, des P. Rapin, des P. Lami und Herrn Rollins ꝛc. ꝛc. übereinſtimmen werden.

Künftig werde ich, gel. G. ferner, wie bisher, alle halbe Jahre über den erſten Theil dieſes Buches, ordentliche Lectionen halten. Ob nun gleich dieſelben einem jeden offen ſtehen werden, der ſich ihrer bedienen will: So wünſchte ich es doch zum eigenen Beſten meiner Zuhörer, daß ſie nicht gleich im erſten Jahre ihres academiſchen Lebens dieſelben beſuchen möchten. Ich habe in dem Buche ſelbſt die Urſachen angeführt, warum ich glaube, daß man mit einem leeren Kopfe kein tüchtiger Schüler der Redekunſt werden könne. Wenn man ſich alſo erſt die philoſophiſchen Wiſſenſchaften bekannt gemacht, und dadurch den Kopf aufgeräumet, ſich auch ſonſt, durch ſeinen Fleiß im Bücherleſen, einen guten Vorrath nützlicher und wohl zuſammenhangender Wahrheiten geſammlet hat, denn iſt es allererſt Zeit, die Kunſt zu erlernen, wie man dieſelben recht vortragen, und wieder an den Mann bringen kan.

Meine Lectionen über dieſes Buch werden zwar auch einigermaaſſen practiſch ſeyn: Denn es wird mir lieb ſeyn, wenn meine Herren Zuhörer mir Reden von ihrer Arbeit zur Verbeſſerung übergeben werden. Allein die rechte Ausübung meiner rhetoriſchen Anweiſung habe ich für andere Stunden aufgehoben; worinn die Liebhaber der Beredſamkeit ſich Jahr aus Jahr ein im Reden üben. Dieſes geſchieht ſchon ſeit acht oder neun Jahren wöchentlich zweymal, und die Zahl der geſchickten Köpfe, ſo ſich zugleich darinn befinden, hat ſich allmählich bis auf 16 vermehret; dabey ſie ſich denn billig ein Ziel geſetzet hat. Unter andern Geſetzen aber, hat man ſich neulich auch die Regel gemacht, niemanden zum Mitgliede dieſer Uebungsſtunden aufzunehmen, der nicht vorher meine theoretiſche

Lectionen über die Redekunſt durchgehöret hat. Es iſt mir ſehr angenehm geweſen, dieſen Schluß der ſämmtlichen Mitglieder zu vernehmen: Weil ich dadurch das Vergnügen erhalten, zu ſehen, was meine Regeln vor Früchte tragen. Es erleichtert auch dieſes Geſetze, ſo wohl mir, als den übrigen Mitgliedern die Cenſur; weil auch Anfänger, die ihre Sachen nach den ſtrengen Regeln der Alten ausarbeiten, viel weniger zu verſehen pflegen, als ſolche, die ihre Arbeit entweder ohne alle vorhergegangene Anweiſung, oder doch nach ſchlimmen Regeln eingerichtet haben.

Ich muß es auch hiermit öffentlich geſtehen, daß mir die beyden Tage, da ich die geſchickteſten Proben der Beredſamkeit von den auserleſenſten und lebhafteſten Köpfen hören kan, mir allemal wie eine angenehme Erndte vorkommen, darinn ich die Früchte meiner übrigen Arbeiten mit dem innigſten Vergnügen einſammle. Und vielleicht kan ich eheſtens, durch ein Bändchen von den Reden einiger Mitglieder davon, unſer Vaterland überzeugen, daß ich Grund gehabt, mich an ſolchen wohlgerathenen Stücken zu ergetzen; ihm aber zugleich einen Vorſchmack von demjenigen Vortheile zu geben, den man von den Lippen ſolcher geſchickten Redner dermaleins zu gewarten hat.

Hiermit lebe wohl, **geneigter Leſer**, und bleibe mir ferner, wie bishero, zugethan und gewogen.

Geſchrieben zu Leipzig, an der Oſtermeſſe
des 1736ſten Jahres.

Inhalt
der in dieſer ausführl. Redekunſt befindlichen Hauptſtücke und Exempel.

Allgemeiner Theil.

Hiſtoriſche Einleitung vom Urſprunge und Wachsthume der Beredſamkeit bey den Alten, ingleichen von ihrem itzigen Zuſtande in Deutſchland p. 3

Das I. Hauptſtücke. Was die Redekunſt ſey, imgleichen von der Beredſamkeit und Wohlredenheit überhaupt 31

II. Von dem Character eines Redners, und denen ihm dienlichen Vorbereitungen 46

III. Von der Eintheilung der Redekunſt, und den Theilen einer Rede, auch von ihren Hauptſätzen 65

IV. Von Erfindung der Eingänge, ihren verſchiedenen Arten und Eigenſchaften 85

V. Von den Erklärungen in einer Rede 92

VI. Von den Beweisgründen 106

VII. Von der Wiederlegung der Einwürfe 124

VIII. Von den Erläuterungen in einer Rede 133

IX. Von Erregung und Dämpfung der Gemüthsbewegungen und dem Beſchluſſe 159

X. Von der Anordnung oder Einrichtung einer Rede 193

XI. Von den Chrien und ihren verſchiedenen Arten 207

XII. Von der Ausarbeitung einer Rede 217

XIII. Von den Wörtern und Redensarten, imgleichen von verblümten Ausdrückungen 231

XIV. Von den Perioden und ihren Zierrathen, ~~den Figuren~~ Figuren 176. 259

XV.

XV. Von der Schreibart, ihren Fehlern und Tugenden p. 291
XVI. Von dem Unterſchiede der guten Schreibart und ihrem Gebrauche in einer Rede 326
XVII. Vom guten Vortrage einer Rede überhaupt, und im Abſehen auf die Ausſprache ins beſondere 345
XVIII. Von den guten Stellungen und Bewegungen eines Redners 362

Beſonderer Theil.

Einleitung in denſelben 371
I. Von den Ueberſetzungen 373
Exempel dazu:
1. Ein Brief aus dem jüngern Plinius, mit 2 Ueberſetzungen 378
2. Rede des Hannibals an den Scipio, aus dem 30 B. des Livius 388
3. Rede des Scythiſchen Geſandten an Alex. aus dem 7 B. des Curtius 395
II. Von der Nachahmung 401
Exempel dazu:
Rede, die von dem Cato, im römiſchen Rathe, wieder den Catilina hätte gehalten werden können 409
III. Von den groſſen Lobreden, oder ſo genannten Panegyricis 416
Exempel dazu:
Fleſchiers Lobrede auf den Grafen von Turenne 422
IV. Von Trauerreden oder Parentationen 453
Exempel dazu:
1. Leichenrede auf die Frau D. Schützin 458
2. „ „ auf die Frau D. Reichelin 468
3. „ „ auf die Frau D. Ludewigin 478
4. Lob- und Trauerrede auf den Herrn D. Ludewig 489
5. Trauerrede auf den Herrn M. Ilbſen 499
6. „ „ auf den Herrn Pundt, Th. St. aus Bremen 508

V. Von geiſtlichen Lehrreden oder Predigten p. 523

Exempel dazu:

Der Tod der Märtyrer, als ein Beweis der evangel. Wahrheit 535

VI. Von den öffentlichen Reden der Lehrer auf hohen und niedern Schulen 566

Exempel dazu:

1. Oratio inaug. acad. de vtilitate Poetae Philoſophi 572
2. - - - - de vtilit. et neceſſit. metaphyſicae 592
3. Rede wieder die homiletiſchen Methodenkünſtler 607

VIII. Von den Reden der Studierenden auf Schulen und Univerſitäten 521

Exempel dazu:

1. Von dem verderblichen Religionseifer und der ꝛc. 529
2. Ein Juriſt muß ein Philoſoph ſeyn 532
3. Socrates, ein unüberwindlicher Weltweiſer 545
4. Cato iſt nicht als ein unüberwindlicher Weiſer geſtorben 554
5. Die Schauſpiele, und beſonders die Tragödien, ſind aus einer wohlbeſtellten Republik nicht zu verbannen 563
6. Rede wieder die ſo genannte Homiletik 572

IX. Von den Hof- und Staatsreden 582

Exempel dazu:

1. Huldigungsrede an den Churfürſten zu Sachſen 588
2. - - an deſſen Gevollmächtigte 593

X. Von Standreden und Perſonalien 598

Exempel dazu:

1. Lebenslauf eines jungen Studierenden 602
2. - - eines academiſchen Gottesgelehrten 606

XI. Von Verlobungs- Trauungs- und Strohkranzreden 615

* * *

Ausführliche
Redekunſt.
Allgemeiner Theil.

Hiſtoriſche Einleitung

Vom Urſprunge und Wachsthume der Beredſamkeit bey den Alten, imgleichen von ihrem itzigen Zuſtande in Deutſchland.

§. I.

Dasjenige, was den Menſchen zur Beredſamkeit geſchickt und fähig macht, das iſt die Gabe, die er vor allen andern Thieren beſitzet, ſeine Empfindungen und Gedanken mit deutlichen und vernehmlichen Wörtern auszudrücken. Ich ſage mit Wörtern, und ſchlieſſe dadurch alle andre Gattungen der Zeichen aus, die ſonſt vielleicht auch zur Erklärung der Gedanken gebrauchet werden könnten. Denn geſetzt, daß es nicht unmöglich iſt, auch vielleicht natürlicher wäre, durch die Bewegung der Hände und Finger einem andern ſeine Meynung zu verſtehen zu geben; wie Herr Werenfels in einer Diſſertation zu behaupten geſucht: So würde doch eine ſolche Sprache nimmermehr zu der Vollkommenheit zu bringen geweſen ſeyn, dazu man es durch die Worte des Mundes gebracht hat. Vielweniger würde eine ſonderbare Wohlredenheit, und am allerwenigſten eine vollkommene Beredſamkeit dabey haben entſtehen können.

§. II.

Dergeſtalt iſt nun zwar die Sprache des Menſchen der Grund aller Beredſamkeit: Doch iſt ſie an ſich ſelbſt noch die Beredſamkeit nicht. Es verhält ſich damit faſt wie mit dem Gehen und Tanzen, oder Laufen. Ein jeder Tänzer oder Läufer muß zuvor gehen können: Aber nicht alle die da gehen, können geſchickt tanzen oder mit ſonderbarer Behendigkeit laufen. Es wäre in dieſer Abſicht gut, daß man auch die Wörter ſprechen und reden im gemeinen Gebrauche ſo unterſcheiden möchte. Jenes könnte man allen Menſchen einräumen, die den Gebrauch ihrer Zunge hätten, ihre Gedanken andern mitzutheilen: Dieſes aber müſte man nur denen zugeſtehen, die mit beſondrer Weitläuftigkeit, Geſchicklichkeit und Lebhaftigkeit, von einer Sache ihre Gedanken zu erklären wüſten. Zum wenigſten gründet ſich auf dieſen Unterſcheid auch derjenige, den man zwiſchen der Sprachkunſt und Redekunſt zu machen Urſache hat.

§. III.

Hieraus iſt nun überaus leicht zu ſehen, das die Sprache weit älter ſeyn muß, als die Beredſamkeit. Es ſey nun, daß dem erſten Menſchen die Sprache anerſchaffen, oder daß ſelbige allmählich von ihm erfunden worden; indem er nach Veranlaſſung ſeiner Empfindungen und Gedanken allerley Töne von ſich gegeben, und ſelbige als Zeichen der Dinge damit verknüpfet: So iſt es doch gewiß, daß das erſte Sprechen nicht gleich eine wohlgeſetzte Rede, und der erſte Menſch nicht gleich ein Redner geweſen ſeyn kan. Die älteſte Sprache muß in den erſten Jahren der Welt eine ſehr unvollkommene Sprache geweſen ſeyn. Die Anzahl der Dinge, deren man dazumal nöthig hatte, war ſehr geringe; der Umgang unter ſo wenigen Menſchen und bey ſo wenigen Begriffen, ſehr ſeltſam und mager:

Folglich waren auch ihrer Worte nicht viel; folglich dachten ſie mehr, als ſie ſprachen; wofern das noch denken heißt, wenn man ein bloß anſchauendes und kein ſymboliſches Erkenntniß von Dingen hat. Denn ſoviel iſt wenigſtens ausgemacht, daß durch den Gebrauch der Wörter unſre Gedanken zu weit gröſſerer Deutlichkeit gelangen. S. I. Th. der Weltw. §. 483. 484.

§. IV.

Es iſt leicht zu ſchlieſſen, daß nach und nach bey anwachſender Menge der Menſchen, und bey zunehmender Anzahl der zum bequemen Leben gehörigen Dinge, auch die Sprache der erſten Menſchen wortreicher geworden. Z. E. Wenn Seth die Sternſeherkunſt, Jubal die Muſik, Tubalcain das Schmiedehandwerk erfunden: So iſt kein Zweifel, daß ſie nicht ihre Sprache mit verſchiedenen neuen Wörtern bereichert haben ſollten, die ihr Vater Adam noch nicht gewußt hatte. So gieng es nun allmählich fort, und es muß ohne Zweifel lange gedauret haben, ehe die erſte Sprache zu einigem Reichthume, ich will nicht ſagen Ueberfluſſe gekommen. Vielleicht hat ſie auch beydes niemals erlanget, wenn man ſie mit den heutigen Sprachen vergleichen will. Die Hebräiſche iſt ſchon von vielen Sprachkundigen einer groſſen Armuth in Worten, und Unvollkommenheit in Ausdrückungen überwieſen worden. Man kan davon den Herrn le Clerc, vor ſeinem Werke über die Bücher Moſis und in der Arte Critica ſelbſt nachſchlagen. Wäre nun dieſe nicht einmal die älteſte, wie von vielen nicht ohne Grund vermuthet wird: So kan man leicht denken, daß es mit der allererſten noch viel ſchlechter müſſe ausgeſehen haben.

§. V.

Was uns Moſes von den Reden der Patriarchen vor und nach der groſſen Waſſerfluth erzählet, ſtimmet mit unſern Vernunftſchlüſſen vollkommen überein. Die Ge-

Geſpräche, ſo er uns von denſelben aufgezeichnet hat, werden immer ausführlicher, angenehmer und beweglicher, je neuer die Zeiten ſind, darinn ſie vorgefallen. Und man könnte ſagen, daß ſich in den Unterredungen der Söhne Jacobs, mit dem Joſeph in Egypten, die erſten Funken der Hebräiſchen Beredſamkeit gewieſen hätten. Doch nach dieſer Zeit ſcheinet die Wohlredenheit, unter Leuten, die mit der Viehzucht umgiengen, ein ſchlechtes Wachsthum gehabt zu haben. Die Egyptier hergegen müſſen, zum wenigſten bey Hofe, und unter ihren Prieſtern, ſchon mehr Fertigkeit im Reden erlanget haben: Weil wir ſehen, daß Moſes, der in aller ihrer Weisheit unterrichtet geweſen, nachmals bey Ausführung ſeines Volkes, und in der Wüſten bis an ſein Ende, ſolche Proben einer erhabenen, durchdringenden und feurigen Beredſamkeit abgeleget, die man ohne allen Unterricht, und ohne alle vorhergehende Uebung nicht wohl von jemanden vermuthen kan.

§. VI.

Sein Nachfolger Joſua iſt nicht weniger ein Redner als ein Kriegsheld geweſen; wie abermal die Proben zeigen, ſo wir von ſeinen Anreden an das Volk noch haben. Unter den Richtern bis auf Samuels Zeiten, mag es auch ſo manchen gegeben haben, der mächtig in Worten geweſen: Von dem letzten aber iſt es gewiß, daß er nachdrücklich und herzrührend zu reden gewußt; wie aus ſeinen Strafpredigten, theils an das Volk, theils an den König Saul, ſattſam abzunehmen iſt. Was David und Salomon nebſt allen Propheten, die theils zu ihren, theils in folgenden Zeiten in Iſrael aufgeſtanden, vor eine Beredſamkeit beſeſſen, das lehren uns ihre Schriften zur Gnüge. Die jüdiſche Beredſamkeit hat den höchſten Gipfel erreichet, als Jeſaias und Jeremias, jener zwar in der erhabenen und prächtigen, dieſer aber in der beweglichen Art des Ausdruckes

druckes geprediget und geſchrieben haben. Durch die Babyloniſche Gefängniß aber hat nicht nur die Sprache der Hebräer, ſondern auch ihre Beredſamkeit einen ſolchen Stoß bekommen, daß ſie endlich beyde ganz in Verfall gerathen ſind, und ſich niemals wieder haben erholen können.

§. VII.

Unter allen übrigen ſogenañten barbariſchen Völkern hat es nirgends eine Beredſamkeit gegeben, davon uns irgend einige Spuren übrig geblieben wären. Die einzigen Griechen haben ſich durch ihre beſondre Lebhaftigkeit des Geiſtes hervor gethan, und nebſt den meiſten andern Künſten und Wiſſenſchaften, auch die Beredſamkeit von ſich ſelbſt erfunden und zur Vollkommenheit gebracht. Wenn wir dem Cicero glauben wollen, ſo ſind ihre erſten Poeten, Orpheus und Amphion, auch ihre erſten Redner geweſen: Indem er es ihren überredenden Vorſtellungen zuſchreibt, daß die damals noch wilden Menſchen ſich in Geſellſchaften und Städte vereiniget, Ordnungen und Geſetze eingeführet haben, und geſittete Völker geworden. Es iſt auch ſo unwahrſcheinlich nicht; denn beyde Künſte biethen einander die Hand: Und obgleich dieſe groſſen Männer das Volk erſtlich durch ihre Lieder und Seytenſpiele zuſammen gelocket, eingenommen, und zur Aufmerkſamkeit bewogen haben mögen; ſo iſt doch leicht zu denken, daß ſie nicht immer werden geſungen und geſpielet haben. Ohne Zweifel haben ſie alſo die Leute, durch gute Gründe und wahrſcheinliche Verheiſſungen vieles Guten, bewogen, eine andere Lebensart anzufangen: Und folglich ſind ſie nicht nur Dichter, ſondern auch Redner geweſen.

§. VIII.

Daß man zu Homeri Zeiten die Beredſamkeit ſchon in groſſem Werthe gehalten, erhellet daher, daß dieſer

Poet ſeinen Neſtor und Ulyſſes allemal als ein paar beredte Helden abgeſchildert. Geſetzt nun, daß die Reden ſo er ihnen in den Mund leget, nur erdichtet ſind; ſo kan es doch wohl aus alten Nachrichten und Erzählungen bekannt geweſen ſeyn, daß wirklich dieſe beyde Könige alle übrigen griechiſchen Fürſten an Beredſamkeit übertroffen: Und alſo wäre auch zur Zeit des trojaniſchen Krieges ſchon eine gewiſſe Wohlredenheit im Schwange gegangen. Zum wenigſten aber iſt Homerus ein Redner geweſen, wie ſolches die in ſeinen Gedichten häufig eingeſtreuten Reden ſeiner Helden zur Gnüge bezeugen. Denn ob ſie gleich in Verſen abgefaſſet ſind, und Theile einer groſſen Fabel ausmachen: So hören ſie doch nicht auf Proben von der Beredſamkeit ihres Verfaſſers abzugeben; der gewiß auch in ungebundener Rede ſeine Gedanken würde ausführlich, nachdrücklich und lebhaft vorzutragen gewußt haben, wenn es ihm nur beliebt hätte. Eben das iſt von den Poeten der Griechen überhaupt, ſonderlich aber von den tragiſchen zu ſagen. Auch dieſe haben die trefflichſten Spuren der Beredſamkeit blicken laſſen, wenn ſie ihren Helden auf der Schaubühne die allerſchönſten, beweglichſten und oftmals erhabenſten Reden in den Mund geleget haben.

§. IX.

Nächſt der Beredſamkeit der Poeten iſt nun wohl die Wohlredenheit der Weltweiſen die älteſte. Es war nicht anders möglich, als daß diejenigen, ſo in die Sachen eine beſſere Einſicht hatten als andre, auch beſſer davon reden muſten. Denn ihre Begriffe andern beyzubringen, muſten ſie ja Worte ſuchen: Und dadurch ward denn die Sprache um ein vieles bereichert, und zum Ausdrucke tiefſinniger und gründlicher Vernunftſchlüſſe bequemer gemacht. Nun rühmen die Alten zuerſt von dem athenienſiſchen Geſetzgeber Solon, daß er eine beſondre Gabe wohl zu reden beſeſſen habe. Hernach wird Anaxagoras, des Socrates, Euripides und Iſocrates Lehrmeiſter in der Weltweisheit, auch deswegen gerühmet, daß er beredt geweſen; und es iſt kein Zweifel, daß dieſe ihm nicht auch darinn viel zu danken gehabt. Daß Socrates eine Beredſamkeit beſeſſen, der faſt niemand zu wiederſtehen vermocht, kan aus den Geſprächen mit ſo vielen Leuten, dadurch er ſeine Lehren ausgebreitet, ſattſam geſchloſſen werden: Und zum wenigſten zeigt ſeine Apologie, die uns Plato aufgezeichnet hat, eine Probe von ſeiner recht philoſophiſchen und ungeſchminkten Beredſamkeit. Wo bleibet noch **Plato** ſelbſt, der nach dem Urtheile der Kenner, ſo ſchön geredet und geſchrieben, daß die Muſen und Jupiter ſelbſt ſo wie er geredet haben würden, wenn ſie Griechiſch hätten ſprechen wollen. Und wie ſchön muß nicht **Theophraſtus** geredet haben, da er bloß dieſer Gabe halber einen Namen bekommen, der ihm nichts geringers, als einen göttlichen Mund beyleget.

§. X.

Von einer andern Gattung war diejenige Wohlredenheit, die von Geſchichtſchreibern der Griechen geübet worden, und deswegen die Hiſtoriſche heiſſen könnte. **Herodotus** iſt der erſte darunter, und hat dadurch die Ehre erlanget, daß er der Vater der Hiſtorie genennet worden. Seine Schreibart iſt ſeinen Landesleuten ſo angenehm vorgekommen, daß man bey den Olympiſchen Spielen, wo er ſelbige dem aus ganz Griechenland verſammleten Volke vorlas, ſeinen Büchern die Namen der neun Muſen beygeleget hat. **Thucidides** hat zwar eine ſehr kurzgefaßte, körnigte und ſinnreiche Art des Ausdruckes gebraucht: Gleichwohl iſt ſeine Schreibart auch vor ſehr ſchön gehalten worden; und man lieſt, daß ſelbſt Demoſthenes ſein ganzes Buch achtmal mit eigener Hand abgeſchrieben, ja gar auswendig gekonnt habe. Cicero in ſeinem Brutus geſteht, daß vor ihm und dem Pericles kein Buchſtabe vorhanden geweſen, der rednermäßig geklungen habe. Was ſoll man endlich von dem **Xenophon** ſagen, der des Socrates Schüler, und des Plato Mitſchüler geweſen: Und alſo zu den Zeiten gelebt, als Iſocrates gleichſam der griechiſchen Beredſamkeit ein ganz neues Anſehen gab? So viel iſt gewiß, daß ſeine Schreibart allezeit für die ſchönſte gehalten worden, die ein Hiſtorienſchreiber ſich zum Muſter zu nehmen hätte.

§. XI.

Ich komme auf die Regenten ganzer Republiken, die gleichfalls ihrer Beredſamkeit halber berühmt geworden. Dahin gehört anfänglich **Piſiſtratus**, der zu Solons Zeiten Athen regierte; ferner **Cliſthenes** und **Themiſtocles**, von deren Reden an das Volk gleichfalls bey den Alten viel Weſens gemacht wird: Zumal da dieſer letztere auch an Staatsklugheit und Tapferkeit damals ſeines gleichen nicht gehabt hat. Bald darauf kamen **Alcibiades**, **Critias** und **Theramenes**, die auch theils Regenten, theils ſonſt anſehnliche Leute waren, und vor andern geſchickt zu reden wußten: Obwohl ihre Art des Ausdruckes ſehr kurz, abgebrochen, reicher an Sachen als an Worten, und alſo etwas dunkel geweſen ſeyn ſoll. Alle dieſe aber, die am athenienſiſchen Ruder geſeſſen haben, hat **Pericles** durch ſeine Geſchicklichkeit im Reden weit übertroffen: Auf deſſen Lippen die Göttin der Ueberredung ihren Sitz gehabt haben ſoll. Unter dieſe Zahl aber iſt auch **Demoſthenes** und **Demetrius Phalereus** zu zählen; obwohl ſie auch in der folgenden Claſſe mit Recht vorkommen können: Deren jener den höchſten Gipfel einer ernſthaften, nachdrücklichen und pathetiſchen Beredſamkeit erreichet; dieſer aber eine ſanfte, anmuthige, und mehr beluſtigende, als rührende Art der Wohlredenheit beſeſſen hat.

§. XII.

Bisher haben wir die Geſchicklichkeit wohl zu reden bey Leuten geſuchet, die eben kein Handwerk aus der Beredſamkeit gemachet. Allein alle dieſelben, den einzigen Demoſthenes ausgenommen, waren mehr durch ihr Naturell, als durch die Kunſt, zu leidlichen, oder nachdrücklichen und anmuthigen Rednern geworden. Die Redekunſt ſelbſt hatte ſehr ſpät ihre ordentliche Lehrer und Schüler gefunden. Denn um Socratis Zeiten allererſt, als ſchon alle andere Künſte, ja ſelbſt die Weltweisheit, im gröſten Flore zu Athen waren, fanden ſich erſt Leute, die ſich unterfiengen Regeln zu geben, wie man eine gute Rede zu machen hätte. **Gorgias Leontinus**, **Thraſimachus** von **Chalcedon**, **Protagoras** von Abdera, **Prodicus Cejus** und **Hippias Eleus** waren die erſten Lehrmeiſter der Beredſamkeit: Dieſe rühmten ſich mit prahleriſchen Worten einer Kunſt, dadurch man eine ſchlechte und ungerechte Sache vor Gerichte gewinnen könnte. Socrates wiederſetzte ſich, wie billig, dieſen ſophiſtiſchen Kunſtgriffen, und verſpottete die Meiſter derſelben bey aller Gelegenheit. Ja man bemerket, daß aus ſeiner Art vernünftig und natürlich zu denken, zumal da er ſelbige auf lauter moraliſche Wahrheiten wandte, die ins gemeine Leben ihren gewiſſen Einfluß hatten, auch der Beredſamkeit ein groſſes Licht aufgegangen; indem allerdings aus ſeiner philoſophiſchen Schule die beredteſten Männer entſtanden.

§. XIII.

Um eben die Zeiten, doch da jene ſchon alt waren, ſtund endlich Iſocrates auf, der eine beſſere Art der Beredſamkeit einführete. Er ſchaffete das ſchwülſtige und hochtrabende Zeug ſeiner Vorgänger ab, und führte den oratoriſchen Wohlklang in ſeinen Sätzen ein, darauf man vorhin nicht geſehen hatte. Zwar war er ſelbſt kein öffentlicher Redner, allein er ſchrieb vor andre Leute Reden, die ſie vor Gerichte hielten. Als er aber deswegen oft ſelbſt vor Gerichte gefordert ward, hörte er auf, Reden zu machen, und befliß ſich die Redekunſt zu lehren, und andern die Regeln beyzubringen, darnach ſie ſelbſt was geſchicktes ausarbeiten könnten. Sonderlich hat er die Lehre von Perioden und ihrem Wohlklange beſſer, als ſeine Vorgänger verſtanden, aber auch zuweilen noch gewiſſe Spielwerke darinnen geliebet, die von ſeinen Nachfolgern abgeſchaffet worden. Dieſe waren **Lyſias**, **Hyperides**, **Demoſthenes** und **Aeſchines**, die zwar alle viel Lob verdienen; doch dem Demoſthenes als dem vollkommenſten unter allen griechiſchen Rednern den Vorzug haben laſſen müſſen. Cicero weis zum wenigſten keinen ihm gleich zu ſetzen, geſchweige denn vorzuziehen: Der doch nicht nur aller dieſer beredten Männer Schriften in Händen hatte; ſondern ſie auch, als ein Meiſter in der Redekunſt, zu beurtheilen wuſte.

§. XIV.

Der Verfall der griechiſchen Beredſamkeit hub ſich mit dem **Demetrius Phalereus** an, der ſich als ein Jüngling hervor that, da jene ſchon alt waren. Er hatte ein liebliches und ſanftes Naturell: Daher wurden auch ſeine Reden ſeiner Gemüthsart gemäß, das iſt mehr gelinde, als nachdrücklich; mehr anmuthig, als ſtark und durchdringend. Er beſtritt und bezwang ſeine Zuhörer nicht, ſondern er ergetzte ſie nur. Er bemühte ſich nur um den Ruhm, daß er ſchön geredet hätte; nicht aber, daß er auch Stacheln in den Gemüthern ſeiner Zuhörer zurücke gelaſſen hätte: Wie Eupolis von dem Pericles geſchrieben hat. Daß in den folgenden Zeiten dieſer Verderb der wahren Beredſamkeit

keit noch weiter um ſich gegriffen, das kan man aus Lucians Schriften abnehmen, darinn er ſich öfters über die ſophiſtiſchen Schwätzer ſeiner Zeit beſchweret. Ja er hat in einer eigenen Schrift von den Rednern, die Kunſtgriffe ſeiner Zeiten, ohne Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit, durch bloſſe Verwegenheit und Uebung beredt zu werden, und die denſelben entgegen geſetzte mühſame Arbeit der alten Redner, unter einem allegoriſchen Bilde ſehr ſchön abgemalet. Und wie hoch er den Demoſthenes gehalten, kan aus der herrlichen Lobſchrift, ſo er demſelben gemachet, genugſam abgenommen werden.

§. XV.

Es iſt Zeit auf die Lateiner zu kommen, unter welchen gleichfalls in den älteſten Zeiten, da ihre Sprache und Sitten noch ganz rauhe waren, gar keine Spur der Beredſamkeit gefunden worden. Der erſte von dem man es gerühmet findet, daß er wohl zu reden gewußt, iſt **M. Cornelius Cethegus**, der noch vor dem Ennius gelebet, und von ihm das Lob der Wohlredenheit (Suauiloquentiae) erhalten hat. Es heißt

is dictus ollis popularibus olim,
Qui tum viuebant homines atque aeuum agitabant,
Flos delibatus populi, ſuadaeque medulla.

Cicero, dem ich dieſe Nachricht, ſo wohl als das meiſte vorhergehende zu danken habe, macht die Anmerkung: Daß ein Redner mit Recht die **Blume ſeines Volkes** heiſſen könne; und daß Ennius, durch die Suada, ſo viel als Eupolis durch die Πειθω verſtanden habe, der er auf des Pericles Lippen den Sitz gegeben hat. Um die Zeit des andern puniſchen Krieges und alſo etwa 150 Jahre vor des Cicero beſten Jahren, hat auch M. Cato den Ruhm eines guten Redners erlanget; obwohl die Sprache dazumal noch ſehr grob geweſen; wie aus des Nävius Schriften erhellet, der zur Zeit dieſer Männer gelebet. Obwohl nun denſelben zu Ciceronis Zeiten kein Menſch mehr las, ja faſt niemand mehr kannte: So lobt doch Cicero ſeinen Nachdruck im Loben, ſeine Schärfe im Tadeln, ſeine Scharfſinnigkeit in Sprüchen, ſeine Geſchicklichkeit in dem deutlichen Vortrage und in Ausführung der Materien. Denn man hat damals noch 150 von ſeinen Reden in Händen gehabt, anderer Schriften nicht zu gedenken. Kurz, Cicero vergleicht ihn mit dem Hyperides und Lyſias bey den Griechen, und entſchuldigt ſeine altväteriſche Art der Ausdrückungen, mit der rauhen Sprache der damaligen Zeiten.

§. XVI.

Vieler andern zu geſchweigen, die Cicero im Brutus um dieſe Zeiten als Redner gelobet: So können wir doch den **P. Scipio Africanus** und **Lälius** nicht ganz vorbey gehen, von deren Reden zu ſeinen Zeiten noch verſchiedene übrig geweſen. Gleichwohl iſt Lälius dem Scipio allezeit an Beredſamkeit vorgezogen worden: Als wenn es vor einen Mann zu viel Ruhmes wäre, zugleich ein groſſer Held, und in Künſten vortrefflich zu ſeyn. Doch hat zu ihrer Zeit **Servius Galba**, auſſer Streit alle an Beredſamkeit übertroffen. Dieſer hat zuerſt angefangen, zuweilen in ſeinen Reden von dem Hauptſatze ein wenig auszuſchweifen, um den Zuhörer entweder zu ergetzen, oder zu rühren. Er hat ſeine Materie entweder zu ſchmücken, oder zu vergröſſern; die Affecten zu erregen, oder hübſche Lehrſprüche einzumiſchen gewußt: Welches alles die eigentlichen Kunſtſtücke eines Redners ſind. Doch hat dieſer ſowohl, als die beyden erſtern, noch einen ſehr altväteriſchen Ausdruck, und zwar mit Fleiß gebrauchet. Lälius ſelbſt hat dem Galba einen Vorzug zugeſtanden. Denn als er in einer gewiſſen Sache zweymal nach einander die ſchönſten Reden gehalten; und noch die dritte erfordert wurde, ſie gänzlich auszuführen: So hat er diejenigen, ſo ihn darum erſuchten, an den Galba verwieſen, als der die Sache mit einer zierlichern und heftigern Rede, viel nachdrücklicher und gewaltiger vertheidigen würde. Dieſer hat die Sache nach vielem Weigern angenommen, und weil er nur einen Tag Zeit gehabt ſich vorzubereiten: So hat er denſelben ganz dazu angewandt, und ſich mit ſeinen Schreibern eingeſchloſſen; auch noch den Morgen des Gerichtstages ſelbſt ſich ſo eifrig bezeiget, daß man ihn ruffen müſſen, als es Zeit war, vor dem Rathe zu erſcheinen. Da iſt er nun von dem Studiren ſchon mit ſolcher Farbe und Hitze gekommen, als ob er bereits die Rede gehalten hätte: Hat auch ſelbige, in Gegenwart des Lälii ſelbſt, und in zahlreicher Verſammlung, ſo heftig, ſo nachdrücklich gehalten, ſo viel bewegliche Klagen geführet, und ſo viel Mitleiden erwecket; daß er durchgehends Beyfall erhalten, und ſeinen Proceß gewonnen.

§. XVII.

Ich übergehe hier abermal viele, die Cicero mittelmäßige Redner nennet, darunter M. Aemilius Lepidus ſich noch am meiſten hervor gethan hat, der zuerſt eine beſſere periodiſche Schreibart in Rom gebrauchet hat, als ſeine Vorgänger. Hierauf ſind P. Craſſus und ein paar Fannii als Redner berühmt worden: Doch ſind ſie vom T. Gracchus und C. Carbo weit übertroffen worden. Gracchus war von ſeiner gelehrten Mutter Cornelia aufs ſorgfältigſte erzogen und unterwieſen worden: Er hatte auch die beſten griechiſchen Lehrmeiſter in der Beredſamkeit gehabt. Carbo aber hat den Ruhm, daß er ein ſehr lauter, hurtiger und heftiger, zugleich aber nachdrücklicher und anmuthiger Redner geweſen. Beyde haben ſich nur ſehr kurze Zeit hören laſſen: Indem jener wegen ſeiner Händel, die er als Tribunus machte, von dem gemeinen Weſen ums Leben gebracht wurde; dieſer aber ſich ſelbſt entleibte, um der Strafe der Richter zu entgehen, die er in andern Empörungen befürchten muſte. Den gröſten Ruhm vor allen aber haben vor Cicerons Zeiten Antonius und Craſſus erlanget. Den erſten lobet dieſer, daß er ein überaus ſtarkes Gedächtniß gehabt, und ſo geredet habe, als ob er ſich gar nicht vorbereitet hätte; gleichwohl aber alles ſo geſchickt und künſtlich eingerichtet gehabt, daß die Richter ſich nicht genug vor ihm in acht nehmen können. Obwohl er nun nicht eine gar zu richtige Art des Ausdruckes gehabt haben ſoll: So iſt doch ſein äuſſerlicher Vortrag ganz unvergleichlich geweſen. Craſſus aber iſt nicht nur von vielen andern, ſondern von dem Cicero ſelbſt, ihm wo nicht vorgezogen, doch gleich gehalten worden.

§. XVIII.

Niemand aber hat es unter den römiſchen Rednern ſo hoch gebracht, als M. T. Cicero ſelbſt, an welchem die Natur und Kunſt alles zuſammen gebracht zu haben geſchienen, was zu einem vollkommenen Redner nur erfordert werden kan. Er hat ſich in ſeiner Jugend den Hortenſius hauptſächlich zum Muſter genommen, der auch allerdings ein ſehr geſchickter Mann in dieſer Kunſt geweſen ſeyn muß. Allein in ſeinen anwachſenden Jahren hat denſelben weit übertroffen. Auch Cäſar, Cato, Brutus und Marcus Antonius zwar, ſind zu ſeinen Zeiten vor beredte Leute gehalten worden: Doch hat es keiner in allen Stücken ſo weit zu bringen vermocht. Dem einen hat es hier, dem andern da gefehlet: Dem Cäſar an länger Uebung, dem Cato an Reichthum in Gedanken und Worten, dem Brutus an Gelindigkeit und der Kunſt ſich bey dem Zuhörer beliebt zu machen; dem Antonius aber an rechtſchaffenem Weſen und genugſamer Gelehrſamkeit.

keit: Allen aber an der unvergleichlichen Gabe im Vortrage, an der feurigen Einbildungskraft, an dem brennenden Eifer, dadurch Cicero alles, was ihn hörete, dahin riß, und ſich unterwarf. Dadurch hat er es nun verdient, daß ihn alle nachfolgende Zeiten, und nahmentlich die gröſſen Kenner und Meiſter in der Kunſt, Qvintilian, Plinius der jüngere, und der Urheber des Geſpräches, von den Urſachen der verfallenen Beredſamkeit, vor den römiſchen Demoſthenes, ja vor das Meiſterſtück der Kunſt und Natur, in dieſem Stücke, gehalten haben. Man leſe auch nach, was Plutarchus von dieſen beyden beredten Männern vor eine geſchickte Vergleichung gemacht hat.

§. XVIIII.

Wie aber alle Dinge, wenn ſie bis aufs Höchſte geſtiegen, wiederum zu fallen beginnen: So iſt es auch mit der römiſchen Beredſamkeit gegangen. Kaum war Cicero todt, ſo gerieth die Wohlredenheit unter den Kayſern, in ein ſolches Abnehmen, daß ſie ſich ſelbſt nicht mehr ähnlich ſahe. Das macht, die alte republicaniſche Regierungsform ward unter den Kayſern geändert; die Sitten der Römer wurden niederträchtiger und laſterhafter; die vorige Freyheit verkehrte ſich in eine ſclaviſche Schmeicheley gegen die Groſſen des Reichs: Und da muſte ja die Beredſamkeit zu Grunde gehen. Hierzu kam noch, daß um des Nero Zeiten, Seneca und andre eine gar zu gekünſtelte Art des Ausdruckes einführeten, darinn alles ſcharfſinnig, wohlklingend und gekünſtelt ſeyn ſollte. Selbſt Qvintilian, Tacitus und Plinius zeigen uns die Spuren davon: Und obgleich dieſer letztere mit der Beredſamkeit ſeiner Zeiten nicht zufrieden war, und ſich vor einen Bewundrer und Nachahmer des Cicero ausgab: So ſieht man doch, daß er die natürliche und ungezwungne Schreibart deſſelben nicht hat erreichen können. Er iſt, ſelbſt in ſeiner Lobrede auf den Traian, überall zu künſtlich: Man wollte denn ſagen, daß in dieſer Art von Reden, davon uns Cicero kein Muſter gelaſſen, allerdings, eine ſcharfſinnigere Schreibart herrſchen müſſe, als in andern gerichtlichen Reden.

§. XX.

Nach der Zeit haben ſich unter den folgenden Kayſern die Redner mehr und mehr von der rechten Bahn verirret. Die zwölf alten Lobreden auf verſchiedene römiſche Monarchen, die uns von ihnen übrig geblieben, zeigen einen von Tage zu Tage anwachſenden übeln Geſchmack; ein hochtrabendes, ſchwülſtiges und ungeſundes Weſen in Gedanken und Ausdrückungen. Dieſe Seuche in der wahren Wohlredenheit hat theils von den Einfällen barbariſcher Völker in Italien, theils aber auch von dem ſclaviſchen Triebe den groſſen Herren zu ſchmeicheln, ihren Urſprung genommen. Denn da man dieſe ſchon bey lebendigem Leibe, als Götter, zu verehren angefangen hatte: So wollte man auch ganz übermenſchliche Dinge von ihnen ſagen. Daher kommen denn auch alle die unnatürlichen und zu hoch getriebenen Gedanken, damit ſolche Redner ihre Schriften ausputzeten. Eine Haupturſache dieſes verderbten Geſchmacks aber, mochte auch wohl der ſchlechte Werth ſeyn, darinn alle Gelehrſamkeit und alle freyen Künſte von den Kayſern und allen Groſſen des römiſchen Hofes gehalten wurden. Die Macht und die bloſſe Willkühr herrſcheten damals: Der Verſtand war alſo bey Tyrannen nichts nütze. Wo man den Ausſprüchen der Vernunft nicht Gehör geben will, da ſieht man es lieber, daß ſie ſchweiget: Und ſo unterdrückt man endlich dieſelbe bey allen Unterthanen, als die ſich bey ſolchen Regenten durch einen blinden Gehorſam am glücklichſten machen können. Wo nun keine geſunde Vernunft mehr im Schwange geht, wo keine Wiſſenſchaften mehr blühen; da muß nothwendig auch die Beredſamkeit in Verfall gerathen.

§. XXI.

Doch blieben auch in dieſen trüben Zeiten noch einige Funken der alten Beredſamkeit, bey den Lehrern der chriſtlichen Religion übrig. Dieſe ſahen ſich genöthiget, die Wahrheiten des Glaubens, durch einen öffentlichen Unterricht fortzupflanzen: Und da viele von ihnen, vor ihrer Bekehrung, Weltweiſe und Redner geweſen waren: So bedienten ſie ſich ihrer Gelehrſamkeit und Gaben zum Beſten der Religion. So nahm denn die auf den heydniſchen Rathhäuſern verſtummende Beredſamkeit ihre Zuflucht in die Tempel der Chriſten; und was vorhin zur zeitlichen Wohlfahrt der Menſchen gedienet hatte, das ward zur Beförderung ihrer ewigen Glückſeligkeit angewandt. Man hielte auch nicht nur Predigten und Ermahnungen an das Volk: Sondern es wurden auch Lobreden auf die Märtyrer gehalten, dabey ſich denn alle Kunſtgriffe der Redner anwenden lieſſen. Unter den griechiſchen Vätern haben ſich dergeſtalt **Gregorius von Nazianz**, und **Johannes**, mit dem Beynahmen **Chryſoſtomus** hervorgethan: Unter den lateiniſchen aber ſind ſonderlich **Auguſtinus**, **Hieronymus** und **Ambroſius** ſtarke Redner geweſen. Ja ſelbſt **Lactantius**, ob er wohl nicht öffentlich geredet, hat in ſeinen Schriften eine ſchöne Wohlredenheit erwieſen. Doch ſind auch bey den Kirchenvätern ſelbſt die Spuren des einreiſſenden übeln Geſchmacks ſehr häufig anzutreffen. Man ſehe, was le Clerc und Herr Prof. Stolle in den Leben der Kirchen-Väter hin und wieder davon angemerket haben.

§. XXII.

Ein jeder wird ſich leicht einbilden können, daß in den folgenden barbariſchen Zeiten, zugleich mit der übrigen Gelehrſamkeit, auch alle Beredſamkeit verlohren gegangen. Die wildeſten Völker aus dem nordlichen Theile von Europa richteten das occidentaliſche Kayſerthum zu Grunde; und ſo mußten alle freye Künſte und Wiſſenſchaften verfallen, die vorhin in Italien geblühet hatten. Dieſe Barbarey daurete viele Jahrhunderte, und ob wohl indeſſen das griechiſche Kayſerthum noch beſtund: So war doch auch daſelbſt die Gelehrſamkeit in keinem beſondern Flore. Es waren faſt lauter unruhige und kriegeriſche Zeiten, darinn die Muſen das Haupt nicht empor heben konnten. Die republicaniſche Freyheit der griechiſchen Städte hatte aufgehört: Und alſo hatte auch die Tochter derſelben, die Beredſamkeit, ihren vorigen Glanz verlohren. Da nun auch unter den Chriſten der ſchändlichſte Aberglaube, mit einer groben Unwiſſenheit verſchwiſtert, mehr und mehr einriß: So konnten auch die chriſtlichen Lehrer nicht mehr in die Fußtapfen ihrer Vorgänger treten. Endlich ward das orientaliſche Kayſerthum gar ein Raub der Türken und Saracenen: Doch eben dieſe Veränderung, die allem Anſehen nach, der Gelehrſamkeit und den freyen Künſten das Garaus in Europa hätte machen ſollen; dienete auf eine ſonderbare Weiſe zu einer Veranlaſſung, daß ſie ihr Haupt in Italien wieder empor zu heben anfiengen. Denn die aus Griechenland geflüchteten Gelehrten brachten ihre Wiſſenſchaften und Bücher mit ſich dahin, und verurſachten alſo, daß auch die alte lateiniſche Gelehrſamkeit wieder hervorgeſucht wurde.

§. XXIII.

Es iſt meine Abſicht hier nicht, alle diejenigen nahmhaft zu machen, die zu Wiederherſtellung der Beredſamkeit, in Welſchland das ihrige beygetragen: Vielweniger will ich alle ihre Verdienſte beurtheilen. Es iſt bekannt, daß Petrarcha einer der erſten geweſen, der den guten Geſchmack wieder eingeführet: Wie ſeine Schriften davon zur Gnüge zeigen. Es iſt uns Deutſchen mehr daran gelegen, zu wiſſen, wer in Deutſchland an der Einführung der freyen Künſte gearbeitet. Ich ſage von der Einführung, und ſetze alſo zum Grunde, daß ſie in unſerm Vaterlande vorhin ganz fremde geweſen. Denn obgleich verſchiedene, aus beſonderer Liebe zu ihrem Vaterlande zu behaupten geſucht, daß auch die alten barbariſchen deutſchen Völker eine Art der Beredſamkeit unter ſich gehabt: So iſt es doch mit derſelben ſo ſchlecht beſtellt geweſen, daß ſichs der Mühe kaum verlohnet, davon viel Weſens zu machen. Man ſehe nach, was im VIII. Theile des II. Bandes der Beyträge zur critiſchen Hiſtorie der deutſchen Sprache, N. IV. bey Gelegenheit einer Diſſertation von der Beredſamkeit der alten Deutſchen, davon geſaget worden. Wo keine Gelehrſamkeit blühet, da kan unmöglich die Beredſamkeit im Schwange gehen. Welches Volk iſt aber jemals unwiſſender geweſen, als die alten Einwohner Deutſchlandes, die Scythen und Celten, die Sachſen, Gothen und Allemannen? Es wird alſo wohl dabey bleiben, daß wir die Urſprünge der Beredſamkeit in Deutſchland in viel neuern Zeiten ſuchen müſſen.

§. XXIV.

Hier iſt nun freylich Kayſer Carl der Groſſe ſeines Ruhmes nicht zu berauben, den er ſich durch die Liebe und Verbeſſerung der deutſchen Sprache erworben. Allein dieſe löbliche Bemühung deſſelben hat nicht viel mehr gefruchtet, als daß nach ſeinen Zeiten einige Reime mehr gemachet worden, als vor ihm: Die Beredſamkeit hergegen hat bey der Unwiſſenheit der damaligen Jahrhunderte noch gar nicht empor kommen können. Die Mönche waren damals alles in allem, und ihr Vortheil erforderte es, alles in einem barbariſchen Lateine abzuhandeln. Daher blieb denn die deutſche Sprache ſo rauh als zuvor. Kayſer Maximilianus kam alſo endlich auf die Gedanken, alle Schriften in Reichsangelegenheiten in deutſcher Sprache abfaſſen zu laſſen; dadurch denn dieſelbe mehr und mehr durch die Federn der geſchickteſten Leute ausgeputzet, bereichert, und zur Wohlredenheit allmählich geſchickt gemacht worden. Zu eben dieſer Zeit hat Conrad Celtes ſich angelegen ſeyn laſſen, die freyen Künſte, die damals in Italien im ſchönſten Flore waren, auch in Deutſchland gemein zu machen. Was er ſich in dieſer Abſicht vor Mühe gegeben, wie ihm dieſelbe gelungen, und was für Ruhm und Belohnungen er davon getragen, das hat der gelehrte Herr Lotter in einer eigenen Rede ausführlich zuſammen getragen; die in den Reden und Gedichten der hieſigen deutſchen Geſellſchaft, mit befindlich iſt. So viel iſt gewiß, daß dieſer wackere Mann ſehr viel zu Vertreibung der vormaligen Barbarey in Deutſchland beygetragen, ob er gleich um die deutſche Sprache inſonderheit ſich keine Mühe gegeben.

§. XXV.

Doch hat Deutſchland in dieſem Falle niemanden mehr zu verdanken, als dem gelehrten Melanchthon, der auch im Abſehen auf ſeine Verdienſte, in Beförderung der freyen Künſte und Wiſſenſchaften, mit recht der allgemeine Lehrer deſſelben genennet worden. Er war nemlich hier eben das, was Eraſmus in den Niederlanden war, und führte ſeine Schüler auf die Regeln und Exempel der alten Griechen und Lateiner; als auf die rechten Qvellen des guten Geſchmackes. Er ſchrieb auch ſelbſt eine Rhetorik, die gewiß nach dieſen Muſtern eingerichtet iſt; und die geſundeſten Regeln der wahren Beredſamkeit in ſich hält. Es iſt ein Wunder, daß ſelbige nachmals ſo ins Vergeſſen gerathen, indem Voßius faſt allein in niedrigen und hohen Schulen die Oberhand bekommen: Denn es iſt gewiß, daß Melanchthons Redekunſt der Voßiſchen, wo nicht vorzuziehen, doch gewiß gleich zu ſetzen iſt. Auch Joh. Sturm hat, durch verſchiedene gute Ausgaben der ciceroniſchen und andrer alten lateiniſchen Schriften, den freyen Künſten keinen geringen Dienſt gethan. Und Lutherus ſelbſt hat durch ſein Exempel in einer recht männlichen und feurigen Beredſamkeit dasjenige vollkommen ausgeübet, was ſein Gehülfe in Regeln vorgeſchrieben hatte. Sein Predigen nemlich, war, auch bey der damals noch rauhen deutſchen Sprache, ein rechtes Wunder der Beredſamkeit. Denn wie er an natürlichen Gaben, an Eifer und Redlichkeit in Beförderung einer guten Sache, ſeines gleichen nicht hatte: So war es ihm leicht, den Deutſchen eine Laufbahn zu eröffnen, darauf es allen ſeinen Nachfolgern ſchwer werden muſte, ihn zu übertreffen.

§. XXVI.

Der Erfolg hat dieſes ſattſam gelehret. Es ſind faſt volle hundert Jahre verfloſſen, in welchen ſich kein einziger geiſtlicher oder weltlicher Redner in Deutſchland hervorgethan, deſſen Ruhm bis auf unſre Zeiten gekommen wäre: So viel Zeit brauchte es, ehe der von Melanchthon ausgeſtreute Saame der freyen Künſte recht aufgehen konnte! Dieſes geſchah endlich um die Zeiten des gelehrten Schleſiers, **Martin Opitz von Boberfeld**, der nicht nur in gebundner, ſondern auch in ungebundner Schreibart einen ganz neuen Geſchmack eingeführet hat. Die groſſe Kenntniß der Alten hatte dieſen groſſen Mann in den Stand geſetzet, ſeinen Landesleuten ein ganz unverhofftes Licht in den freyen Künſten anzuzünden. Durch die Leſung der beſten Weltweiſen, hatte er ſich einen Vorrath der ſchönſten Materien, und eine Fertigkeit wohl und natürlich zu denken, erworben. Durch den beſtändigen Umgang aber mit den alten Rednern und Poeten, hatte er ſich auch die Fähigkeit zuwege gebracht, ſeine Gedanken deutlich und zierlich auszudrücken: Wie auch die proſaiſchen Schriften ſattſam zeigen, die wir in ſeinen Werken finden. Zu gleicher Zeit half ſein Freund, **Auguſt Buchner**, der in Wittenberg die Dichtkunſt lehrete, dieſen guten Geſchmack ausbreiten. Seine lateiniſchen Reden zeugen von einer groſſen Stärke in der Beredſamkeit, und es iſt kein Zweifel, daß aus ſeiner Schule, die geſchickteſten Männer in freyen Künſten gekommen ſeyn müſſen. Um eben dieſe Zeit iſt auch die Fruchtbringende Geſellſchaft entſtanden, die zum wenigſten vor den Reichthum und die Reinigkeit der Sprache mit Nachdrucke geeifert hat.

§ XXVII.

Zu allem Unglücke aber fiel damals, der allen Künſten und Wiſſenſchaften ſo verderbliche dreyßigjährige Krieg ein. Dieſer hinderte den Fortgang und das Wachsthum alles Guten in der Gelehrſamkeit: Denn ſo bald Opitz und Buchner todt waren, auch Flemming mit ihnen zugleich geſtorben; ſo war auſſer etlichen Poeten, als **Simon Dachen**, **Tſcherningen**, **Andreas Gryphen**, **Schochen** und **Johann Franken**, faſt niemand in Deutſchland, der die Alten kannte; oder ſich die freyen Künſte hätte angelegen ſeyn laſſen. Die Beredſamkeit ſonderlich ſchlief dazumahl gantz und gar ein; indem wir unter allen damaligen Gottesgelehrten und Lehrern der Beredſamkeit auf hohen Schulen, faſt keinen einzigen nennen können, der ſich nur einiger maſſen in der lateiniſchen oder deutſchen Wohlredenheit hervor gethan hätte. Gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts, das iſt um das 1680ſte Jahr allererſt, ward alles wieder rege, was ſo lange gleichſam unter der Aſche gelodert hatte. **Scriver**, **Müller** und **Laſſenius** waren die drey geiſtlichen Redner, die ſich faſt auf einmal hervor thaten: **Lohenſtein** aber, **Eraſmus Franciſci**, **Puffendorf**, **Heinr. Anſh. von Ziegler**, **Fuchs**, **Canitz**, (NB. nicht der Poet, ſondern der Preußiſche geheimte Rath u. Oberburggrafe) **Beſſer** und **Chriſtian Thomas**, wurden unter den weltlichen Rednern und Scribenten berühmt; und haben auf verſchiedene Weiſe der deutſchen Sprache und Beredſamkeit Dienſte gethan.

§. XXVIII.

Meine Abſichten leiden es nicht, die Verdienſte aller dieſer Männer, um die Wohlredenheit ausführlich zu beurtheilen. Vielleicht bin ich auch derjenige nicht, der ſich ein Recht anmaſſen darf ſolches zu thun: So viel aber darf ich wohl ſagen, daß man bey den dreyen erſten einen geſunden Geſchmack, einen reinen und regelmäßigen Ausdruck, und eine ziemliche Lebhaftigkeit des Geiſtes antrifft; und daß der erſte eine mittelmäßige, die beyden letzten aber eine mehr als attiſche, ja oft laconiſche Kürze in ihrer Schreibart geliebet. Ich hätte ihnen noch Schuppen und Riemern an die Seite ſetzen können, wenn ſie nicht theils auf eine ganz niederträchtig luſtige, theils ausſchweifend phantaſtiſche Art der Gedanken und des Ausdruckes gerathen wären. Man könnte ſie daher faſt mit dem catholiſchen Abraham von S. Clara vergleichen, der auch bey den Seinigen ein ſolcher geiſtlicher Luſtigmacher geweſen. Von den weltlichen Rednern iſt Lohenſtein und Franckck, auch Ziegler in der Baniſe, gar zu hochtrabend; Fuchs aber, Puffendorf und Ziegler in ſeinen hiſtoriſchen Büchern, nicht rein von dem Miſchmaſche fremder Sprachen geweſen. Caniz, Beſſer und Thomas aber ſind von dieſen Fehlern viel freyer geweſen, und haben nicht nur eine ſehr natürliche Art zu denken; ſondern auch eine reinere Schreibart eingeführet, als zu ihrer Zeit im Schwange gegangen. Es iſt auch unſtreitig, daß wir dem groſſen Beyfalle, den ihre Schriften überall gefunden, den guten Geſchmack, der endlich bey uns überhand genommen, gröſtentheils zu danken haben.

§. XXIX.

Ohne Zweifel werden ſich viele wundern, warum ich noch mit keinem Worte an Chriſtian Weiſen gedacht, der doch allein mehr oratoriſche Schriften um dieſe Zeiten heraus gegeben, als alle übrige Schulmänner ſeiner Zeit zuſammen genommen. Allein dieſes iſt mit gutem Bedachte geſchehen: Denn ſelbiger iſt mehr vor einen Verderber, als Beförderer der Beredſamkeit in Deutſchland zu halten. Sein natürlicher Witz und muntrer Kopf zwar hatten ihn fähig gemacht, viel Gutes zu ſtiften: Allein, da es ihm an der Kenntniß der Alten fehlete; ſo hat er eine ſelbſtgewachſene Art der Wohlredenheit ausgeheckt, die ſich kaum vor die kindiſche Fähigkeit der Schulknaben, geſchweige denn vor Männer ſchickete, die zu wichtigen Aemtern die Beredſamkeit brauchen ſollten. Er wollte nemlich aus Kindern Redner machen, die doch weder Gelehrſamkeit noch Erfahrung, noch ein reifes Urtheil in ihrer Gewalt hatten. Daher muſte er ſie ausſchreiben lehren, und ihnen eine Kunſt beybringen, aus allerley zuſammen geſtoppelten ſogenannten Realien, eine Schulchrie zu verfertigen, die weder in Gedanken noch in Ausdrückungen etwas beſonders, ja nicht einmal was leidliches hatte. Zugleich führete er durch ſein Exempel den Miſchmaſch lateiniſcher, franzöſiſcher und welſcher Wörter in unſrer Sprache ein, der bis auf dieſe Zeiten gedauret hat: Und alſo iſt es gewiß, daß er mit ſeinen Büchern der Beredſamkeit in Deutſchland mehr geſchadet, als genützet hat.

§. XXX.

Ich hätte unter den obigen, **Thomaſin** und **Beſſern**, auch zu dieſem itztlaufenden Jahrhunderte rechnen können; indem ich ſie beyde noch vor wenigen Jahren ſelbſt gekannt und geſprochen habe: Allein ich habe mir ohnedem noch ein paar wichtige Leute vorbehalten, die auch ſchon im vorigen Jahrhunderte bekannt zu werden angefangen; nemlich **Joh. Fr. Mayern**, aus Leipzig, und **Caſpar Neumannen**, in Breßlau. Jener hat von Natur alle Gaben gehabt, ein deutſcher Cicero zu werden, würde es auch in der That geworden ſeyn: Wenn ihn nicht ſein Schickſal genöthiget hätte, früher zu reden, als er alle zur Beredſamkeit nöthige Gelehrſamkeit und die Regeln der Redekunſt gefaſſet hatte. Gleichwohl hat er ſich in Wittenberg, Hamburg und Greifswalde einen allgemeinen Beyfall erworben; und man kan ſagen, daß es eben ſo unmöglich geweſen, ſeinen Worten zu wiederſtehen, als den ſiegreichen Waffen, Carls des zwölften, deſſen Hofprediger er zuletzt war. **Neumann** aber hat die Kunſt gewußt, das an die Hofmannswaldauiſchen und Lohenſteiniſchen falſchen Edelgeſteine verwöhnte Breßlau, durch ſeine natürlich ſchöne und vernünftige Art des Ausdruckes einzunehmen; davon wir in ſeinem Licht und Recht die Proben ſehen. Ich hätte noch aus unſerm Leipzig den berühmten Joh. Benedict Carpzov, und aus Halle, Aug. Herrm. Franken, dazu nehmen können; als die in ihrem Leben vor groſſe Redner gehalten worden. Allein, wenn ich ihre gedruckten Predigten anſehe, ſo finde ich dort lauter magere exegetiſche Erklärungen der bibliſchen Texte; hier aber viel Worte und wenig Feuer, viel myſtiſche Redensarten, aber wenig gründliche Vernunftſchlüſſe, und ſonſt keine Spuren einiger Beredſamkeit darinn. Folglich ſchlieſſe ich, daß ihr Ruhm bloß aus der guten Art im äuſſerlichen Vortrage, dem ehrwürdigen Anſehen, und der ſtarken oder anmuthigen Stimme entſtanden ſeyn muß, die ſie beſeſſen haben.

§. XXXI.

Von Lehrern der Beredſamkeit ſind in dieſem Jahrhunderte ſehr viele aufgeſtanden, die aber theils Lohenſteiniſch, theils Weiſianiſch, theils noch viel ärger, als beyde geſinnet geweſen; und alſo der Ausbreitung des guten Geſchmacks nicht wenig im Wege geſtanden. Unter jene rechne ich Chriſtian Schrötern und Johann Chr. Männlingen, die uns durchaus ſo reden lehren wollten, wie die Helden im Arminius ſprechen. Unter dieſe rechne ich Hübnern und Uhſen, ingleichen Talandern und den Menantes; darunter doch die beyden letzten noch die beſten ſind: Weil ſie gleichwohl die Redekunſt auf die höhern Schulen vorbehalten, und ſie ſchon vor vernünftige Leute, nicht aber wie jene, vor Kinder, eingerichtet. (Beſiehe hiervon der deutſch. Geſ. eigene Schr. u. Uberſ. II. Theil, p. 236.) Zur dritten Claſſe aber zähle ich den bekannten Weidling, der mit ſeinen oratoriſchen Hofmeiſtern und Schatzkammern vollends alles auf den höchſten Gipfel gebracht, was nur in der Wohlredenheit ungereimt ſeyn kan. Des einzigen Benjamin Neukirchs Buch von deutſchen Briefen iſt werth, daß es in dieſem Stücke der Wohlredenheit zum Muſter diene: Indem es auf eine geſunde Vernunft gegründet, und nach den beſten Beyſpielen der franzöſiſchen Scribenten eingerichtet iſt; und alſo nicht minder als ſeine galante Briefe unſerm Jahrhunderte Ehre machen kan, die er aber ſchon am Ende der vorigen herausgegeben hat.

§. XXXII.

Von Neukirchs Rede, auf die Königin in Preuſſen, Charlotte, kan ich nicht ſo viel Ruhmes machen. Sie iſt gar zu künſtlich, als daß ſie recht ſchön ſeyn könnte. Ich ſetze ſie mit des Herren von Königsdorf Lobrede auf den Kayſer Leopold, in eine Claſſe. Beyde Redner haben ſinnreich und erhaben ſchreiben wollen: Sie haben aber das Maaß überſchritten, und ſich in beyden übernommen. Neukirch macht zu viel Spielwerke in Gegenſätzen und andern Spitzfündigkeiten: Königsdorf aber ſcheint mir immer auf Stelzen zu gehen, und viel zu ſtolz zu ſeyn, als daß er ſich jemals zu uns andern ehrlichen Leuten auf die platte Erde herunter laſſen ſollte. Viel beſſer gefällt mir Nic. Hieron. Gundlings Rede auf den itzigen König in Preuſſen. Hierinn ſehe ich einen gelehrten, nicht aber pedantiſchen; einen lebhaften, aber nicht ausſchweifenden; einen ſinnreichen, aber nicht phantaſtiſchen Redner. Er ſchreibt rein und wohlflieſſend; und doch nicht mager; vernünftig, und doch nicht trocken; feurig, aber nicht ſchwülſtig oder raſend. Mit einem Worte, wenn ich die Canitziſche Lobrede (NB. des Poeten) auf die brandenburgiſche Prinzeßin, ausnehme: So iſt dieſe Gundlingiſche faſt die einzige, die eine geſunde Art der Wohlredenheit in dieſer Art an ſich zeiget. Das Gegentheil davon aber in allen Stücken, kan diejenige Lobrede abgeben, die Lehm. auf des itzigen Kayſers Vermählung 1708 hier in Leipzig drucken laſſen:

ſen: Als welche vor ein rechtes Meiſterſtück eines phantaſtiſchen und recht unſinnigen Redners zu halten iſt.

§. XXXIII.

Nichts iſt mehr übrig, als daß ich noch von den Reden groſſer Herren, und von andern ſolchen Sammlungen fremder Reden etwas gedenke. Man kan ſich aber leicht einbilden, daß hierinn, auſſer denen, die ich ſchon beurtheilet habe, ſowohl viele gute, als auch viele ſehr ſchlechte enthalten ſeyn werden. Die Zahl der letzten aber übertrifft die erſten zehnfach; indem es ein Vorzug unſrer Zeiten iſt, daß die gröſten Herren insgemein die kleinſten Redner ſind, ganz anders, als es vorzeiten in Athen und Rom geweſen. Der Ausgeber dieſer ſo weitläuftigen Sam̃lung, hat nicht die geringſte Wahl darinn gehalten, und alles, was er bekommen konnte, und nur halb einer Rede ähnlich ſahe, drucken laſſen, damit nur ſein Buch groß würde. Er hat auch wohl gethan, daß er die Fortſetzung dieſer Sammlung einen Labyrinth der Beredſamkeit geheiſſen. Man kan ſich in der That darinnen verirren: Nur iſt das der Unterſcheid, daß dieſe Irrgänge nicht von ſeiner Kunſt, ſondern von dem bloſſen Zufalle herrühren. Von Rechtswegen ſollte ſich niemand an ſolche Sammlungen fremder Reden machen, als der ſelbſt eine Einſicht in die Regeln der Beredſamkeit hätte: Wie dieſes in lateiniſchen Reden von den gelehrteſten Männern, hier und anderwerts geſchehen iſt. Es iſt uns nicht daran gelegen, daß wir viel gedruckte Reden haben: Vielmehr würde es Deutſchland eine Ehre ſeyn, wenn es einen einzigen Demoſthenes, oder einen Cicero aufzuweiſen hätte.

§. XXXIIII.

Ich bin fertig mit den Schickſalen der Beredſamkeit in Deutſchland, bis auf das 1720ſte Jahr, als in welchem ich ſelbſt die Augen aufzuthun, und die Beredſamkeit mit Verſtande zu treiben angefangen. Damals las ich alles, was mir von oratoriſchen Schriften vorkam,

kam, mit dem gröſten Eifer, weil ich, nach gefaßten philoſophiſchen und theologiſchen Grundlehren, nun auf die geſchickte Art, meine Wiſſenſchaft wieder an den Mann zu bringen, denken muſte. So weit ſollen ſich alſo auch meine Urtheile nur erſtrecken, ob ich gleich von itztlebenden Rednern und Lehrern der Redekunſt auch noch verſchiedene zu rühmen wüſte. Allein ich traue mirs zum theile nicht zu, von ſo gelehrten und berühmten Männern zu urtheilen, die ich gröſtentheils hochſchätze und nachzuahmen ſuche: Theils aber will ich auch mit Fleiß bey der in meiner critiſchen Dichtkunſt beobachteten Lehrart bleiben, daß ich die Lebendigen weder lobe noch tadle; als bey welcher Regel ich mich noch zur Zeit ſehr wohl befunden habe. Ich habe hierinn den Cicero ſelbſt zum Vorgänger, der in ſeinem Brutus, nachdem er von allen verſtorbenen Rednern ſeine Gedanken frey geſagt hatte, die lebendigen nicht nennen wollte: In hoc ſermone noſtro ſtatui neminem eorum, qui viuerent nominare, ne vos curioſius eliceretis ex me, quid de quoque iudicarem: Eos qui iam ſunt mortui, nominabo. Ich muß ohnedem beſorgen, daß ich ſchon durch mein freyes Urtheil von den Todten, oder durch mein Stillſchweigen von einigen, die mancher ſich vielleicht zum Helden erwählet, vielen meiner Leſer misfallen werde. So viel will ich nur überhaupt von dem itzigen Zuſtande der Beredſamkeit in Deutſchland ſagen, daß ſelbige ſeit 1720 ohngefehr ein ganz andres Anſehen gewonnen hat, als ſie vormals gehabt: Indem ſolche Redner und Scribenten in verſchiedenen Provinzen und Städten unſers weitläuftigen Vaterlandes aufgeſtanden, die ſowohl in der philoſophiſchen als oratoriſchen und hiſtoriſchen Schreibart uns rechte Meiſterſtücke gewieſen haben. Und es iſt kein Zweifel, daß die gereinigte Weltweisheit, und die dadurch ſehr beförderte Art natürlich zu denken; mancherley wöchentliche Schriften, die nicht minder die Verbeſſerung des Geſchmackes und der Schreibart als der Sitten zur

Abſicht gehabt; nebſt den verſchiedenen Geſellſchaften, die zur Ausübung unſrer Sprache in Hamburg, Leipzig und Jena aufgerichtet worden, nicht ein vieles dazu ſollten beygetragen haben.

Das I. Hauptſtücke.

Was die Redekunſt ſey, ingleichen von der Beredſamkeit und Wohlredenheit überhaupt.

§. 1.

Die Redekunſt, die wir hier abhandeln wollen, iſt eine vernünftige Anleitung zur wahren Beredſamkeit. Griechiſch wird ſie die Rhetorik, lateiniſch die Oratorie genennet. Ariſtoteles im II. Cap. des I. B. ſeiner Rhetorik, ſagt, ſie ſey ein Vermögen in jeder vorkommenden Sache wahrzunehmen, was zur Ueberredung dienlich ſeyn kan. Εϛω δε ἡ ῥητορικη δυναμις περι ἑκαϛον του θεωρησαι το ενδεχομενον πιθανον. Dieſe Beſchreibung iſt der unſrigen nicht zuwieder: Denn in ſoweit die Redekunſt einem ſchon bekannt iſt, und von ihm gebräucht wird: So iſt ſie freylich ein ſolches Vermögen, dasjenige wahrzunehmen, was in jeder vorkommenden Materie, davon er reden ſoll, zur Ueberredung der Zuhörer beyträgt. Wir aber haben dieſelbe als eine Lehre angeſehen, die einen Menſchen zu dem Vermögen verhilft, oder ihn beredt macht. Cicero, wie er in ſeinen rhetoriſchen Büchern nicht ſonderlich ſyſtematiſch geſchrieben, alſo hat er auch von der Redekunſt keine eigentliche Erklärung gegeben. Doch heißt er ſie im I. Buch von der Erfindung beyläufig Doctrinam dicendi. Er nennt ſie auch kurz vorher: Artificioſam eloquentiam. Hier hat er wiederum mehr auf denjenigen geſehen, dem die Redekunſt ſchon beywohnet; als auf ein Buch, das dieſelbe lehren ſoll. Denn dort iſt ſie freylich eine künſtliche Beredſamkeit, die nach gewiſſen Regeln ihren

Vortrag einrichtet: Da hergegen die natürliche Wohlredenheit gewiſſer Leute, bloß auf das Naturell, den Umgang und die Uebung ankommt. Qvintilian im 14. Cap. ſeines II. B. merket an, daß das Wort Oratorie im Lateiniſchen nicht eigentlich ſo viel bedeute, als Rhetorik, ſondern vielmehr nur eine gute Ausſprache oder ein geſchickter Vortrag. Ja er ſetzt hinzu, daß auch im Griechiſchen das Wort Rhetorik eine doppelte Bedeutung habe; einmal als ein Beywort, Ars rhetorica, hernach aber als ein ſelbſtändiges Nennwort, als Philoſophia, Muſica: Und da heiſſe es ſo viel, als Eloquentia. Nachdem er nun dieſelbe ſorgfältig eingetheilet: So nennt er die Rhetorik im erſten Verſtande, bene dicendi ſcientiam, eine Wiſſenſchaft wohl zu reden. Welches mit unſrer obigen Beſchreibung auf eins hinaus läuft.

§. II.

Von den Neuern hat niemand die Redekunſt beſſer beſchrieben, als der oben ſchon gerühmte Melanchthon. Jn dem 1. Capitel ſeiner Rhetorik ſagt er, ſie ſey eine Kunſt, welche die Art und Weiſe recht und zierlich zu reden lehret: Rhetorica eſt ars, quae docet viam ac rationem recte et ornate dicendi. Und er ſetzt hinzu, daß er ſeine Regeln, die er den Anfängern in der Beredſamkeit zu gut geſchrieben, eine Rhetorik nenne. Auſſer dieſem, brauche ich alſo von unſern Landesleuten keinen anzuführen: Nur ein paar Franzoſen will ich noch zum Ueberfluſſe zu Hülfe nehmen. Der erſte ſey Lami, der uns in ſeiner Art de parler eine recht gute Redekunſt geliefert hat, ob ſie gleich viel Dinge, die zu einer allgemeinen philoſophiſchen Sprachkunſt gehören, in ſich hält. Jm 1. Cap. des Vten Buches p. 365. heißt es: L'idée de la Rhetorique comprend l'art de perſuader, auſſi bien, que celle de parler; d. i. Der Begriff der Redekunſt begreift ſowohl eine Kunſt zu überreden, als zu reden, in ſich. Hier ſieht man, daß er nicht allein die Beredſamkeit, ſondern auch die Wohlredenheit zum Gegenſtande der Redekunſt machet. Der andre mag Herr Rollin ſeyn, der in dem ganzen andern Bande ſeiner Manier, die ſchönen Künſte zu lehren und zu lernen, von der Redekunſt gehandelt hat. Dieſer ſagt: T. II. p. 2. Die Redekunſt beſtehe aus Fürſchriften, die auf die Grundſätze des natürlichen Verſtandes und der geſunden Vernunft gegründet ſind, und dieſe wären nichts anders, als vernünftige Anmerkungen, die von geſchickten Leuten über die Reden der beſten Redner gemacht; nachmals aber in Ordnung gebracht, und in gewiſſe Hauptſtücke eingetheilet worden. Ces precéptes, heißt es, fondés ſur les principes du bon ſens et de la droite raiſon, ne ſont autre choſe que des Obſervations judicieuſes, faites par d'habiles gens ſur les diſcours des meilleurs orateurs, qu'on a enſuite redigées par ordre et reunies ſous de certains chefs.

§. III.

Man wird aus dieſem allen ſattſam erkennen, daß die Redekunſt mit der Beredſamkeit nicht vor einerley zu halten, und wie eines von dem andern unterſchieden ſey. Jene iſt theoretiſch, dieſe practiſch. Jene giebt die Grundlehren und Regeln der Beredſamkeit; dieſe hergegen übt ſelbige aus. Jene kan man verſtehen ohne jemals eine einzige Rede ausgearbeitet oder gehalten zu haben; dieſe aber kan man nicht anders, als durch eine lange Übung im ſchreiben und reden erlangen. Gleichergeſtalt kan man zwiſchen den Wörtern, Wohlredenheit und Beredſamkeit, einen Unterſcheid anmerken: Ungeachtet wir ſie bisher faſt in einerley Bedeutung gebrauchet, und mit einander verwechſelt haben. Die Wohlredenheit drückt nach dem Klange des Wortes nichts weiter aus, als eine Fertigkeit wohl, das iſt zierlich, und anmuthig zu reden, oder zu ſchreiben. Sie beſteht alſo faſt gänzlich in einer guten Schreibart, oder in vernünftigen und wohl ausgedrückten Gedanken. Sie iſt vielen Arten der Menſchen eigen, die mit dem Schreiben oder Reden zu thun haben; ohne daß man ihnen die Beredſamkeit beylegen kan. Z. E. Ein Geſchichtſchreiber, ein Briefſteller, ein dogmatiſcher Scribent, kan den Ruhm erlangen, daß er ſchön ſchreibe: Und doch wird ihn noch niemand einen Redner nennen. Die Alten pflegten dergleichen Leute Diſertos homines, ſcriptores venuſtos & elegantes, nicht aber eloquentes oder oratores zu nennen.

§. IV.

Wir müſſen nemlich durch die Beredſamkeit, im eigentlichen und engern Verſtande, eine Geſchicklichkeit verſtehen, ſeine Zuhörer von allem, was man will, zu überreden, und zu allem was man will, zu bewegen. Ich ſtreite hier mit niemanden, der anſtatt des Wortes Geſchicklichkeit, lieber Wiſſenſchaft, Vermögen oder Fertigkeit brauchen will. Meines Erachtens läuft es auf eins hinaus, wenn man nur nicht durch eins davon alle übrigen ausſchlieſſet: Denn in der That müſſen ſie alle zuſammen genommen, bey demjenigen angetroffen werden, dem man die Beredſamkeit beylegen will. Man ſehe hier nach, was Herr M. Schellhafer in den Reden und Gedichten der deutſchen Geſellſchaft ſehr gelehrt davon geſchrieben hat. Das Hauptwerk in der obigen Erklärung von der Beredſamkeit iſt der Zweck derſelben; nemlich die Ueberredung. Auf dieſe muß die ganze Bemühung des Redners abzielen; dieſe muß er zu erreichen im Stande ſeyn, wenn er den Namen mit Recht führen will. Sie ſchließt die Bewegung der Gemüther mit in ſich; weil dieſe oft ein nothwendiges Mittel iſt, jene zu erlangen. Ein Redner iſt alſo nicht zufrieden, wenn man ihn gern höret, wenn man ſeine ſchöne Schreibart lobet, ſeine hübſchen Gedanken, und ſinnreichen Ausdrückungen erhebet. Er geht viel weiter, und fordert ungleich mehr von ſeinen Zuhörern. Man ſoll ihm in ſeinem Vortrage auch vollkommen beypflichten; man ſoll mit ihm einerley Meynung werden; man ſoll das vor wahr und vor falſch halten, was er davor hält; man ſoll endlich lieben und haſſen, zürnen und beneiden, frolocken und trauren, hoffen und fürchten, ſuchen und fliehen, thun und laſſen, was und wie es ihm gefällt; wenn und wo und wie es ihm nur gut dünket.

§. V.

So groß der Unterſcheid dieſer beyden Begriffe dergeſtalt iſt, ſo ſehr iſt es zu bewundern, daß man bisher in unſerm Vaterlande denſelben faſt gar nicht erkannt, vielweniger im Reden beobachtet hat. Man hat insgemein einen guten Stiliſten ſchon vor einen guten Redner gehalten, und einen anmuthigen, zierlichen Vortrag, der nur die Ohren und die Einbildungskraft gekützelt, eine Beredſamkeit genennet. Sonderlich in lateiniſchen Reden und Schriften hat man die Reinigkeit der Wörter und Redensarten, nach den Muſtern des beſten Alters der römiſchen Sprache, vor die Haupteigenſchaft einer guten Beredſamkeit gehalten. Wie viel dieſe falſche Einbildung zum Verderben der wahren Beredſamkeit beygetragen habe, das iſt nicht auszuſprechen. Denn dadurch iſt eben eine ſo ernſtliche, männliche und philoſophiſche Kunſt als die Redekunſt iſt, in ein mageres, kindiſches und grammatiſches Wörterſpiel verwandelt worden. Die Reinigkeit und Schönheit einer Sprache muß ein Redner allerdings nicht verachten oder verſäumen. Eine jede Sprache, die man redet oder ſchreibet, muß man unſtreitig auf das allerbeſte reden und ſchreiben. Aber wenn man nun ſolches in der gröſten Vollkommenheit thut: So iſt man deswegen noch kein Redner. Die Wohlredenheit könnte man zur Noth einem ſolchen Worthelden noch zugeſtehen: Dafern er nur mit ſeinen auserleſenen Worten auch auserleſene, neue und ſchöne, oder wenigſtens vernünftige Gedanken zum Vorſchein brächte. Da aber auch dieſes nicht allemal geſchieht, und alſo die ganze Kunſt in einer leeren Wortkrämerey beſtehet, die ohne Geiſt und Kraft, ohne Wahrheit und Nachdruck iſt: So kan man leicht denken, wie wenig man ſolchen ängſtlichen Stiliſten die Beredſamkeit ſelbſt zugeſtehen könne.

§. VI.

Wenn man nun nach dieſen Grundſätzen die Schriften unſerer meiſten geiſtlichen und weltlichen ſogenannten Redner unterſuchen wird: So wird man mit Verwunderung wahrnehmen, wie wenig Beredſamkeit man darinnen antrifft; und wie oft auch diejenigen, die man vor vollkommen in dieſer Kunſt gehalten, kaum auf die Bank der Wohlredenheit geſetzt zu werden verdienen. Doch ſelbſt die Beredſamkeit iſt nicht von einerley Art. Dieſen wichtigen Unterſcheid recht ins Licht zu ſetzen, müſſen wir auf die Mittel ſehen, wodurch die Uberredung der Zuhörer bewerkſtelliget werden kan. Dieſe haben, als Menſchen, Verſtand und Willen, und beyde muß ein Redner gewinnen können, wann er dieſelben zum Beyfalle bewegen, oder überreden will. Nun läßt ſich der Verſtand eines Menſchen niemals anders, als durch Gründe und Urſachen gewinnen, etwas vor wahr oder falſch zu halten. Auch einfältige Leute glauben nicht gern etwas, auf das bloſſe Wort deſſen, der es ihnen ſaget: Es müſte denn eine bloſſe Geſchicht ſeyn, dabey ſelbiger zugegen geweſen; oder die er doch ſonſt beſſer wiſſen könnte, als ſie ſelbſt. Ja wenn gleich der Pöbel, auch in dogmatiſchen Dingen, ſeinen Lehrern und Vorgeſetzten manches ohne Beweis zu glauben ſcheinet: So iſt doch dieſes nur ein Scheinglaube. Der Verſtand iſt nicht recht davon verſichert, und folglich iſt das Erkenntniß von ſolchen Wahrheiten nicht lebendig. Bey dem geringſten Zweifel, der ihm aufſtöſſet, fällt der ganze Glaube weg. Eben ſo iſt es mit dem Willen. Auch dieſer läßt ſich nicht ohne die Vorſtellungen des Guten und Böſen lenken: Dieſe aber nennet man Bewegungsgründe. Und alſo iſt es gewiß, daß die ganze Uberredung auf den Gründen beruhe, deren ſich ein Redner gegen ſeine Zuhörer bedienet.

§. VII.

Es ſind aber ſo wohl die Beweis als Bewegungsgründe zweyerley. Denn entweder ſind ſie wohl gegründet, und aus guten Quellen hergeleitet, wie die Vernunftlehre es fordert: So daß man verſichert ſeyn kan, dasjenige, ſo dergeſtalt erwieſen wird, ſey unfehlbar wahr, falſch, gut, oder böſe. Oder es ſind bloſſe Scheingründe, die nur dem erſten Anſehen nach gut zu ſeyn ſcheinen, bey genauer Unterſuchung aber unrichtig befunden werden. Z. E. ich ſollte jemanden eine Lobrede halten, und erwieſe die Vortrefflichkeit derjenigen Perſon, aus ihren groſſen Eigenſchaften, die ſie in verſchiedenen Gelegenheiten, durch unleugbare Proben erwieſen; aus den Dienſten, ſo ſie der Kirche, dem Fürſten und dem Vaterlande geleiſtet; aus den Thaten, ſo ſie gethan; oder aus den Schriften, ſo man von ihr in Händen hätte: So würden alle dieſe Beweiſe wohl gegründet, und überredend ſeyn. Wenn aber jemand aufſtünde, und ſeine Lobrede auf das alte, berühmte und gelehrte Geſchlecht, auf das Vaterland oder die Vaterſtadt, auf den merkwürdigen Tag der Geburt, auf den ſchönen Namen, auf die Glücksgüter und äuſſerliche Geſtalt, auf die Gnade groſſer Herren, auf die erlangten Ehrentitel oder zuſammengebrachten Reichthümer, endlich wohl gar auf das Alter und den ſonderbaren Todestag desjenigen gründen wollte, den er zu loben vorhätte: So würden alle dieſe Gründe keine logiſche Prüfung aushalten. Man könnte nemlich auf dieſe Art dem allerelendeſten Menſchen eine Lobrede halten, der weder ein Fünkchen Verſtand, noch die geringſte Spur einiger Tugend ſein Lebenlang erwieſen hätte. Diejenige Beredſamkeit nun, die ſich der erſten Art der Beweisgründe bedienet, die der Vernunft und Wahrheit gemäß ſind, wollen wir eine wahre; die aber, welche ſich nur bloſſer Scheingründe bedienet, die in der That nichts beweiſen, wollen wir eine falſche Beredſamkeit nennen.

§. VIII.

Wie ſich nun die wahre Beredſamkeit von der falſchen durch die Mittel unterſcheidet, deren ſie ſich beyde bedienen: So ſind ſie auch der Abſicht nach unterſchieden. Man kan es leicht denken, daß ſich Jrrthümer und Unwahrheiten nicht durch gute Gründe erweiſen laſſen: Denn wenn das angienge, ſo wäre kein Unterſcheid mehr. Folglich wird denn eine falſche Beredſamkeit auch die Ausbreitung der Unwahrheiten zur Abſicht haben: Da hergegen die wahre Beredſamkeit bloß allein die Wahrheit und ihre Ausbreitung und Fortpflanzung zum Zwecke hat. Mit practiſchen Dingen verhält ſichs nicht anders. Wer ſeinen Zuhörern mit Scheingründen etwas zu thun oder zu laſſen anräth, der kan auch das Laſter dergeſtalt fortpflanzen und die Tugend auszurotten ſuchen. Denn wie wäre es möglich, zu dieſen Abſichten gute Bewegungsgründe auszuſinnen? Die Tugend müſte ja mit dem Laſter einerley ſeyn, wenn das angienge. Folglich hat denn die wahre Beredſamkeit allezeit das Beſte ihrer Zuhörer zur Abſicht: Die falſche hergegen macht ſich kein Bedenken ihnen auch zu ſchaden. Doch will ich nicht behaupten, daß dieſe es allezeit in der That ſo böſe meyne. Auch in den beſten Abſichten laſſen ſich von ungeſchickten Leuten ſchlechte Mittel anwenden. Viele wünſchen zwar der Wahrheit und Tugend durch ihre Reden zu dienen: Sie haben aber nicht Verſtand, und Gelehrſamkeit genug, ſolches auf gehörige Art zu thun. Sie brauchen ſchwache Beweiſe, wo ſie die ſtärkeſten haben könnten, aus Mangel der Einſicht. Sie haben keine Vernunftlehre gelernet, Scheingründe von wahren zu unterſcheiden. Daher beſchimpfen ſie die wichtigſten Wahrheiten durch ihren Vortrag, der nur aus einer falſchen Beredſamkeit herrühret.

§. IX.

Bey den Alten hat die falſche Beredſamkeit ſonderlich vor Gerichte ihren Sitz gehabt, wo man nicht minder die böſen als die guten Sachen vertheidigen mußte. Denn die damaligen Sachwalter mußten Redner ſeyn, und ſich alſo auf Kunſtgriffe legen, auch den ungerechteſten Handlungen ihrer Clienten eine Farbe zu geben. Dazu halfen ihnen nun die dialectiſchen Diſputirkünſte, dadurch man alles wahrſcheinlich machen konnte; und die rhetoriſche ſogenannte Topica, davon Ariſtoteles ganze Bücher geſchrieben. Doch dieſe falſchberühmte Kunſt, iſt bey allen rechtſchaffenen Leuten, bald in Verachtung gerathen: Zumal da ihre Liebhaber, die Sophiſten, ſich mit ihrer Unwiſſenheit, Unverſchämtheit, und pralerhaften Windmacherey ſonſt verhaßt machten. In neuern Zeiten hat man, zum wenigſten in Deutſchland, die Beredſamkeit aus den Gerichtsſtuben verbannet; und ſie alſo von der Nothwendigkeit ſchlimme Sachen zu vertheidigen, befreyet. Allein es fehlt gleichwohl an Gelegenheiten nicht, wo ſich dieſelbe, ſo wohl in geiſtlichen als weltlichen Geſchäften, zur Verdunkelung der Wahrheit und Ausbreitung der Unwahrheit, muß brauchen laſſen. Dahin gehören nun hauptſächlich die ſchmeichelhaften und unverdienten Lobreden; die Predigten, ſo zu Vertheidigung ungegründeter Lehren gehalten werden; ja auch alle die, ſo zwar Wahrheiten, aber auf eine ungegründete Art, und mit unzulänglichen Beweiſen vortragen. Wo bleiben endlich die vielen Reden, worinn man nicht einmal die Abſicht hat, ſeine Zuhörer zu überreden: Die alſo nur aus einem verworrenen Geſchwätze beſtehen; darinn man nur ſeine Beleſenheit, oder den mit groſſer Mühe geſammleten, oder gar von andern erborgten Reichthum der Vorrathsbücher zu zeigen willens iſt.

§. X.

Ob nun wohl aus dem bisherigen ein jeder leicht begreifet, was wir durch die Ueberredung verſtehen: So muß ich doch noch mit wenigem zeigen, wie dieſelbe von einer Ueberführung unterſchieden ſey. In meiner Vernunftlehre iſt ſolches zwar bereits geſchehen; doch gehört es hieher auch: Und alſo muß ich es nicht vorbeylaſſen. Einen überführen, heißt einen durch eine Reihe unumſtößlicher Vernunftſchlüſſe, die aus den erſten Gründen hergeleitet werden, oder durch eine Demonſtration, zum Beyfalle bewegen, ja nöthigen und zwingen. Dieſe Art andern Wahrheiten beyzubringen, gilt nur da, wo man ſein Erkenntniß auf den höchſten Grad der Gründlichkeit getrieben, und ſolche Zuhörer vor ſich hat, die eine ſo geübte Vernunft beſitzen, daß ſie eine lange Kette von Schlußreden faſſen, und einſehen können. Nun iſt es leicht zu denken, daß ein Redner weder allezeit ſo viel Einſicht von den Sätzen die er vorträgt, haben kan; noch auch, wenn er ſie gleich hätte, ſolche geſchickte Zuhörer antreffen würde, die eines ſo gründlichen Vortrages gewohnt wären. Daher ſchickt ſich vor ihn nichts beſſer, als die Ueberredung; das iſt ein Vortrag der Wahrheit durch wahrſcheinliche Gründe, die ein Zuhörer von mittelmäſſigem Verſtande, ohne alle Mühe faſſen und einſehen kan. Dieſe Art der Beweiſe läßt ſich nun überall finden, wo nur Wahrheit zu vermuthen iſt. So gar in hiſtoriſchen Wahrheiten, wo der Beweis durch Zeugen, oder die Ueberzeugung, ſtatt findet, kan man ſich derſelben bedienen, wenn es an Zeugen fehlen ſollte. Cicero hat in ſeinen Reden dieſes gewieſen, wo es ſich nemlich fragte: Ob dieſer oder jener etwas gethan habe oder nicht? Als z. E. in den Reden für den Sextus Roſcius, und für den Milo.

§. XI.

Doch iſt hier meine Meynung gar nicht, zu verbiethen, daß ein Redner entweder kein demonſtratives Erkenntniß beſitzen; oder doch von ſolchen Sätzen, die ſich demonſtriren laſſen, gar nicht reden müſſe. Nein, die Gründlichkeit iſt eine ſehr gute Eigenſchaft aller Gelehrten, und wird auch an einem Redner kein Fehler ſeyn: Vielweniger wird es zu tadeln ſeyn, wenn man ſeinen Zuhörern Wahrheiten vorträgt, die demonſtrirt werden können. Je gründlicher ein Redner einen Satz einſieht, deſto leichter wird es ihm fallen, andere davon zu überreden: Da es ihm hingegen ſchwer ſeyn würde, andern eine Meynung beyzubringen, die er ſelbſt nur obenhin unterſuchet hätte, und davon er ſelbſt noch nicht überredet wäre. Unſere Meynung geht nur dahin, daß er ſich in ſeinem Vortrage nicht der allergröſten Schärfe im Erklären und Beweiſen bedienen darf, die von den Weltweiſen gefordert wird: Geſetzt daß ſeine vorhabende Materie ſolches zulieſſe, und er ſelbſt die Fähigkeit dazu hätte. Solche ſtarke Speiſe ſchicket ſich vor die gemeine Art der Zuhörer nicht. Dieſe haben ſoviel Aufmerkſamkeit, Geduld und Fertigkeit im Schlieſſen nicht, als ein Schüler der höhern Wiſſenſchaften haben muß. Er würde alſo entweder nichts von dem allen verſtehen, was man ihm ſagte; oder gar nicht einmal zuhören. Der Redner muß ſich von ſeiner Höhe ein wenig herunter laſſen, und auch von gelehrten Dingen ohne alle Kunſtwörter, und ſo viel möglich in der gemeinen Sprache reden, die ein jeder verſteht. Er muß in ſeinen Beweiſen nur bis auf Sätze zurücke gehen, die ein jeder einräumet, ob ſie gleich noch weiter erwieſen werden könnten. Er muß endlich nicht gar zu viel Vernunftſchlüſſe hintereinander machen, als wodurch er den Verſtand ſeiner Zuhörer abmatten und überhäufen würde.

§. XII.

Aus dem bisherigen wird es ſich nun auch unſchwer begreifen laſſen, warum ich geſagt, daß die Beredſamkeit eine Geſchicklichkeit ſey, ſeine Zuhörer von allem was man will zu überreden. Es verſteht ſich nunmehro nemlich, daß man zwar auch durch die falſche Beredſamkeit Einfältigen, zum Vortheile der Irrthümer, ein Blendwerk vormachen könne: Aber daß hauptſächlich alle Arten der Wahrheiten vor die wahre Beredſamkeit gehören. Hier iſt in der That nichts ausgeſchloſſen, was nur einigermaßen von Wichtigkeit iſt, und den Fleiß eines Redners verdienet. Es verdienet aber denſelben ein jeder Satz, davon er ſeine Zuhörer gern überreden möchte, weil es ihnen nützlich und nöthig, auch dem gemeinen Beſten zuträglich iſt, davon überredet zu ſeyn. Dahin gehören alſo geiſtliche und weltliche, theoretiſche und practiſche, dogmatiſche und hiſtoriſche Wahrheiten: Mit einem Worte, alles wovon ſich ein wahrſcheinlicher Beweis führen läßt. Die Regeln ſo die Redekunſt davon giebt, ſind allgemein, und ſchicken ſich auf alles, was eine Wahrheit iſt, und andern vorgetragen werden ſoll, ſo daß ſie davon überredet werden. Es iſt alſo vergeblich, wenn man die Redekunſt in eine geiſtliche und weltliche, oder theologiſche und politiſche abtheilen wollte. Denn man müſte auch eine juriſtiſche, mediciniſche und philoſophiſche u. ſ. w. unterſcheiden; wenn es auf die Materien darinn ankäme, davon man reden ſoll. Die Zuhörer ſind allezeit Menſchen, die Verſtand und Sinne, einen Willen und Begierden haben. Hieraus müſſen alſo auch einerley allgemeine Regeln flieſſen, die man in allen Reden beobachten muß, wenn man die Abſicht der Überredung glücklich erreichen will.

§. XIII.

Soll aber die Redekunſt, wie gleich anfangs gedacht worden, eine vernünftige Anweiſung zur Beredſamkeit ſeyn: So muß dieſelbe nicht in gewiſſen willkührlich angenommenen; ſondern auf die Natur des Menſchen gegründeten, und aus der Abſicht des Redners hergeleiteten Regeln beſtehen. Nichts iſt in Wiſſenſchaften und freyen Künſten vernünftig, als was auf gute Gründe gebauet iſt. Dieſe ſind aber nicht die Meynungen und Zeugniſſe großer Leute; nicht die Exempel derer, die hier oder dort vor Redner gehalten werden; nicht das neue oder alte, inſoweit es neu oder alt iſt: Sondern die unveränderliche Natur des Menſchen, als mit welchem ein Redner zu thun hat. Ein Bildſchnitzer geht anders zu Werke, wenn er ein hölzernes, als wenn er ein ſteinernes Bild verfertigen will. Sein Gegenſtand und ſeine Materie ſchreiben ihm die Regeln vor, darnach er ſich richtet. Was würde er ſagen, wenn man ihm eine neue Methode angeben wollte, das Holz in die Länge zu ſägen, und in die Qveere zu ſpalten? So iſt es in der Redekunſt gleichfalls. Man muß die Vernunft- und Sittenlehre zu Hülfe nehmen, den Verſtand und Willen des Menſchen kennen zu lernen. Wer dieſes nicht thut, der kan weder gute Regeln der Beredſamkeit vorſchreiben, noch die vorgeſchriebenen recht glücklich beobachten. Alle neu ausgekünſtelte Methoden taugen nichts, wenn ſie von dieſer Richtſchnur abweichen. Auch die Alten werden von uns nur darum zu Lehrern und Muſtern angeprieſen, weil ſie ihre Regeln und Exempel nach dieſer Vorſchrift eingerichtet haben. Ihr Anſehen ſoll alſo unſern Regeln keine Kraft geben: Sondern ihr Beyfall ſoll uns nur wieder den Vorwurf der Neuerung zur Rechtfertigung dienen.

§. XIV.

Indeſſen rathe ich einem jeden, der dieſe meine Redekunſt leſen wird, mit meiner Anleitung nicht ſchlechterdings zufrieden zu ſeyn. Ich bin ſo neidiſch nicht, daß ich andern die Qvellen misgönnen ſollte, daraus ich ſelbſt meinen Durſt gelöſchet habe. Man leſe alſo des groſſen Weltweiſen Ariſtoteles rhetoriſche Bücher, ſowohl die er an den Theodectes, als an Alexandern den groſſen geſchrieben hat. Iſt man der franzöſiſchen Sprache kundig, ſo kan man die Ueberſetzung der erſten, die Caſſandre uns geliefert hat; ſo lange brauchen, bis uns Herr von Steinwehr die deutſche Ueberſetzung, ſo er verſprochen hat, liefern wird. Man nehme unter den andern griechiſchen Lehrern der Beredſamkeit auch den **Longin** dazu, der in ſeinem Buche von dem Erhabenen, wenigſtens im Abſehen auf die Schreibart, ſehr nützlich zu gebrauchen iſt. Auch Lucian iſt in den obenangeführten Stellen, und ſonſt hin und wieder, mit Nutzen zu leſen. Von den Lateinern aber iſt Cicero in allen ſeinen rhetoriſchen Schriften, die ich nicht alle erzählen mag, der vollkommenſte Lehrmeiſter der Redekunſt. Man muß ſie alle mit Fleiß leſen, wenn man ſich recht feſt ſetzen, und die groſſe Einſicht dieſes Mannes vollkommen kennen lernen will. Auch das Geſpräche von den Rednern, oder von den Urſachen der verfallenen Beredſamkeit, muß man zu Hülfe nehmen, wenn man ſich einen rechten Begriff von der alten Beredſamkeit machen will: Weswegen ich es auch dieſem Werke ſtatt einer Einleitung beygefüget habe. Endlich leſe man auch den **Qvintilian**; wo nicht ganz, doch wenigſtens die erſten und letzten Bücher deſſelben: Als worinn das meiſte, auch zu unſern Zeiten noch, brauchbar iſt; da hingegen die mittlern ſich nur auf die gerichtliche Beredſamkeit der Alten beziehen.

§. XV.

Um auch von den neuern Anleitungen zur Redekunſt etwas zu gedenken: So muß ich einige Franzoſen in dieſem Stücke rühmen, und zwar lauter ſolche, die ich ſelbſt geleſen, u. den Regeln der Alten gemäß befunden habe. Darunter iſt nun der Jeſuit **Rapin** einer der beſten, der nicht nur von der Beredſamkeit, ſondern auch von der Dichtkunſt, Hiſtorie und Philoſophie die vernünftigſten Gedanken ans Licht geſtellet hat. Auch ſeine Vergleichung (Comparaiſon) des Cicero und Demoſthenes iſt hier mit Nutzen nachzuleſen. Nächſt dieſem muß ich den obgedachten **P. Lami** und ſeine Art de parler loben. **Fenelons** Geſpräche von der Beredſamkeit, ſind überaus ſchön, und die Reflexions ſur l'Eloquence, die man auſſer denſelben hat, auch nicht ohne Vortheil zu gebrauchen. Vor geiſtliche Redner iſt des P. Gisberts Eloquence Chretienne das ſchönſte Buch ſo man wünſchen kan: Obwohl auch Fenelon und Rapin dieſelben nicht vergeſſen haben. In Rollins obangeführtem ausbündigen Werke, wie man die ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften lernen kan, handelt ein ganzer Band von der Redekunſt auf eine ſehr gründliche Art. Wo bleiben nun noch einige kleinere Schriften, die auch dahin gehören? Z. E. des P. Bouhours Maniere de bien penſer dans les Ouvrages d'esprit; des Herrn Furetiere Nouvelle allegorique de la guerre dernierement arrivée dans le Royaume de l'Eloquence; des Herrn le Faucheur Tractat de l'Action de l'Orateur, den einige dem berühmten Conrard zuſchreiben; ein anders kleines Werkchen unter dem Titel: Methode nouvelle pour bien animer un diſcours; und endlich eine kleine Rhetorik L'Eloquence du Tems, die einem Frauenzimmer zu gut geſchrieben worden. Man ſehe auch in der deutſchen Geſellſchaft eignen Schriften u. Ueberſetzungen I. Theil p. 420. das von Herrn M. Mäyen überſetzte Werkchen, der Redner genannt.

§. XVI.

Von deutſchen Rhetoriken kan ich unter denen, deren Verfaſſer bereits todt ſind, keine einzige loben, als Philipp Melanchthons ſeine; die aber lateiniſch abgefaßt iſt. Von den übrigen habe ich ſchon oben meine Gedanken geſagt. Von den Anleitungen itztlebender Gelehrten zur Redekunſt hätte ich zwar verſchiedene Lobſprüche zu ſagen: Wenn ich es nach meiner obigen Regel thun dörfte. Ich würde zum Theil vor einen Schmeichler angeſehen werden: Zum Theil aber würde ich auch diejenigen erzürnen, von denen ich nichts ſagen möchte. Mein bloßes Stillſchweigen würde ſchon die Kraft eines Tadels haben. Weil es alſo das Anſehen bekommet, als ob ich dieſe meine Redekunſt ganz allein vor was gutes ausgäbe; ſo geſtehe ich, daß alles gute ſo ſie in ſich hält, nicht aus meinem Kopfe entſprungen, ſondern von den Alten, und nächſt ihnen von den itzterwähnten Ausländern entlehnet iſt. Dieſen habe ich alle meine rhetoriſche Wiſſenſchaft zu danken: Und wer ihre Schriften ſelbſt leſen will, der kan mein Buch entbehren. Daß ich aber nicht bey allen §. §. die Stellen aus ihnen anführe; das kommt theils daher, weil ich keine Sammlungsbücher habe, darinn ich die zu meinen Regeln gehörigen Zeugniſſe gleich finden könnte; theils weil ich überhaupt kein Freund von ſolchem Miſchmaſche aus allen Sprachen und Zungen bin. Ich habe auch alle gemeldten Bücher mit ſolchem Fleiſſe geleſen, und bey meinen vieljährigen oratoriſchen Lectionen über meinen Grundriß einer vernunftmäßigen Redekunſt ſo viel darüber nachgedacht; daß mir alles darinn ſo eigen geworden iſt, als ob ichs ſelbſt erfunden hätte. Wem daran gelegen iſt, der kan ſich die ähnlichen Stellen aus den Alten ſelbſt anmerken, und am Rande hinzuſchreiben, wo ſie ſtehen ſollen.

Das II. Hauptſtücke.

Von dem Charactere eines Redners und denen ihm dienlichen Vorbereitungen.

§. 1.

Durch einen Redner verſtehe ich einen gelehrten und rechtſchaffenen Mann, der die wahre Beredſamkeit beſitzet. Ich ſchlieſſe alſo aus der Zahl der Redner die Sophiſten und alle Schwätzer aus, die entweder eine falſche Beredſamkeit beſitzen, oder nur viel Worte machen, aber keinen Menſchen dadurch überreden, vielweniger etwas zu thun oder zu laſſen bewegen. Man nenne alſo dergleichen Leute Windmacher, Plauderer, oder wie man will: Genug, daß ſie den Namen der Redner nicht verdienen. Wollte man aber ja dieſe Benennung in einer ſo allgemeinen Bedeutung nehmen, daß alle, die ſich ihrer Zunge mit einer gewiſſen Fertigkeit zu bedienen wiſſen, dieſelbe verdieneten; wie man etwa einen jeden Schmierer einen Maler, oder jeden Reimſchmied einen Poeten zu nennen pflegt: So wird dieſes ein bloſſer Misbrauch ſeyn; dem man nicht anders, als durch einen vielfältigen Unterſcheid, unter groſſen, mittelmäßigen und ſchlechten Rednern, wird abhelfen können. Weiter ſchlieſſen wir auch von dem Namen eines Redners alle bloſſe Stiliſten aus, die zwar in dogmatiſcher, hiſtoriſcher und epiſtoliſcher Schreibart ſehr geſchickt ihre Gedanken zu entwerfen wiſſen; aber dem ungeachtet keines von denen Stücken in ihrer Gewalt haben, welche wir oben zur Beredſamkeit erforderten. Doch behaupten wir deswegen nicht, daß ein Redner ſich ohne eine ſchöne Art des Ausdruckes behelfen könne oder ſolle. Nein, er braucht dieſelbe auch zu Beförderung ſeiner Abſicht: Aber das Hauptwerk iſt ſie nicht. Die Beredſamkeit begreift zwar die Wohlredenheit in ſich, aber nicht umgekehrt.

§. II.

Ich habe geſagt, ein Redner ſey ein gelehrter Mann: Und dadurch behaupte ich, daß kein Ungelehrter ein Redner ſeyn könne. Man wird mir dieſes leicht zugeben, wenn man erwegen will, was für eine weitläuftige Wiſſenſchaft zur wahren Beredſamkeit gehöret. Ein Redner muß von allerley vorkommenden Dingen ſo zu reden vermögend ſeyn, daß er ſich Beyfall erwirbt, und auch diejenigen zu ſeiner Meynung bringt, die ihr vorhin zuwieder waren. Dazu gehört nun ſehr viel: Denn vors erſte muß er die Sache ſelbſt, davon er redet, vollkommen inne haben; ja ſie beſſer als ſeine Zuhörer einſehen. Nun laufen aber die meiſten Materien der gewöhnlichen Reden in eine von den ſogenannten vier Facultäten, oder doch in eine von den freyen Künſten. Alle dieſe aber gehören zur Gelehrſamkeit, und wer ſie verſteht iſt ein Gelehrter.

Zwar wollen wir auch einigen Unſtudirten es gar gerne einräumen, daß ſie ih gewiſſen Dingen, die zu ihrer Lebensart gehören, eine ziemliche Geſchicklichkeit und Fertigkeit im Reden beſitzen: Allein das iſt eine bloſſe Wohlredenheit; dazu eine natürliche Lebhaftigkeit des Geiſtes, ein Reichthum in Worten und Gedanken, und ein öfterer Umgang mit Leuten ſchon zulanget. Geſetzt aber, daß einige unter den ſogenannten Unſtudirten, das iſt, Leuten, die kein Latein können, zuweilen weit mehr durch ihr Reden ausrichteten, und wohl gar ihre Zuhörer überreden, erhitzen u. zu gewiſſen Dingen aufbringen könnten: So würde ich ihnen ſogleich unter den Gelehrten einen Platz einräumen. Denn nothwendig müſſen Perſonen von dieſer Geſchicklichkeit mehr wiſſen, als der gemeine natürliche Verſtand einem jeden geben kan. Sie müſſen nothwen- im franzöſiſchen und in andern heutigen Sprachen; oder wenigſtens in ihrer Mutterſprache viel geleſen haben, das ihnen zu einer ſolchen Stärke im Reden behülflich geweſen. Das Erkenntniß der Sachen, nicht aber der Sprachen macht gelehrt. Und ſelbſt die griechiſchen Redner ſind bloß in ihrer Mutterſprache zu aller der Wiſſenſchaft gelanget, die ſie zu ihrer Kunſt nöthig gehabt haben.

§. III.

Zum andern aber muß ein Redner nothwendig den Verſtand und Willen ſeiner Zuhörer kennen, und auf die gehörige Art anzugreifen wiſſen. Jener ſoll überredet, dieſer aber gelenket werden: Wie wird nun dazu ein Menſch vermögend ſeyn, der ſich die Kräfte der Seelen gar nicht bekannt gemacht; der die Qvellen der Vorurtheile nicht entdecken; die irrigen Meynungen nicht in ihren Wurzeln ausrotten; die heimlichen Treibſedern der Begierden nicht auskundſchaften, und die neuen Bewegungsgründe ſeinen Zuhörern nicht recht ans Herz legen kan. Daher gehört denn hauptſächlich die Vernunft- und Sittenlehre vor einen Redner: Und da beyde in der Pſychlogie, oder der Lehre von der menſchlichen

Seele ihren Grund haben: So gehört auch hauptſächlich dieſe dazu. Man kan unmöglich ein wildes Pferd recht regieren, wenn man ſeine Tücke nicht kennet. Es iſt kein Gleichniß geſchickter, den Zuſtand einer Menge Volkes, die einem Redner zuhöret; und die Pflicht eines Redners zu entwerfen. An Gewalt iſt ein muthiger Gaul ſeinem Reuter weit überlegen: Es kommt bloß auf die Art und Geſchicklichkeit an, womit er ſich zum Herrn darüber machen muß. Gleichergeſtalt hat auch ein Redner nichts zu befehlen. Keiner von ſeinen Zuhörern iſt ſo ſchlecht, der ihm nicht den Gehorſam verſagen würde, wenn er es ſo anfangen wollte: Aber durch Glimpf und vernünftige Vorſtellungen läßt ſich das wildeſte Herz gewinnen. Dazu gehört nun Einſicht in den Verſtand und Willen des Menſchen; das iſt, eine gute Vernunft- und Sittenlehre. Cicero in ſeinem Brutus C. VI. ſagt: Dicere bene nemo poteſt, niſi qui prudenter intelligit: Quare qui eloquentiae verae dat operam, dat prudentiae. Und in dem III. Capitel ſeines Redners an den Brutus ſchreibt er: Fateor me oratorem, ſi modo ſim, aut etiam quicumque ſim, non ex rhetorum officinis, ſed ex Academiae ſpatiis exſtitiſſe. Bald darauf aber macht er den Schluß: Poſitum ſit igitur in primis, quod poſt magis intelligetur; ſine philoſophia non poſſe effici, quem quaerimus, eloquentem.

§. IV.

Ich könnte von dieſer Nothwendigkeit die Philoſophie zu verſtehen, aus den Schrifen Ciceronis noch ein vieles ſagen. Ich könnte den Demoſthenes als einen fleißigen Schüler des Plato zum Muſter darſtellen. Ich könnte auch den Pericles noch dazu anführen, den Socrates in dem Phädrus des Plato nur deßwegen allen übrigen Rednern ſeiner Zeit vorgezogen: Weil er den Anaxagoras fleiſſig gehöret hatte; der doch ein bloſſer Naturkündiger war. Hatte nun auch das phyſicaliſche Erkenntniß eines Redners ſo viel Einfluß in ſeine Beredſamkeit: Was wird nicht dasjenige, was wir aus der Weltweisheit ihm als nöthig angeprieſen haben, ſeinen unbeſchreiblichen Nutzen überall zeigen? Ich könnte ferner nach dieſem Vorgänger ſagen, daß man weder deutliche Erklärungen, noch gründliche Beweiſe, ohne die Philoſophie, in einer Rede geben könne, die doch zur Ueberredung unentbehrlich ſind: Ja daß man von den Pflichten und Handlungen der Menſchen, von Tugenden und Laſtern, und tauſend andern Dingen, die unaufhörlich vorkommen, nichts rechtes würde ſagen können, wenn man die Weltweisheit nicht inne hätte. Allein ich muß dieſes nur kürzlich faſſen, um auch den Qvintilian noch zum Zeugen anzuführen. Dieſer erzürnet ſich in ſeiner Vorrede recht, daß man die Lehren der Weisheit von der Beredſamkeit getrennet und zwey ganz beſondere Wiſſenſchaften daraus gemachet. Er behauptet, von rechtswegen ſollte der weiſe Mann und der Redner allezeit in einer Perſon beyſammen ſeyn: Und ſo wäre es auch vorzeiten geweſen. Aus Faulheit hätte man hernach beydes von einander geriſſen, und zwar dazumal, als die Zungen der Redner angefangen feil zu ſtehen. Denn da hätten die Böſen ſich der Beredſamkeit zu Vertheidigung ſchlimmer Sachen gemisbrauchet, und die guten Sitten ganz verlaſſen. Endlich ſchließt er: Sit igitur orator vir talis, qualis vere ſapiens appellari poſſit; nec moribus modo perfectus, ſed etiam ſcientia, et omni facultate dicendi.

§. V.

Von den übrigen Künſten und Wiſſenſchaften, ſind die beyden angeführten Meiſter der Redekunſt gleichfalls der Meynung, daß ein Redner ſie nicht entbehren könne. Sie wollen, er ſolle die Alterthümer und Geſchichte, die Rechtsgelehrſamkeit, die Mathematik, die Muſik, die Mahlerkunſt, ja faſt alles übrige verſtehen, was der menſchliche Witz nur erfunden hat. Allein man muß dieſes nicht ſo ſchlechterdings annehmen. Es iſt allerdings einem Redner die Wiſſenſchaft vieler Dinge ſehr zuträglich. Je weitläuftiger ſein Erkenntniß iſt, deſto ausführlicher wird er von tauſend Dingen reden können. Alle Wiſſenſchaften haben eine gewiſſe Verbindung mit einander: So daß man keine vollkommen verſtehen kan, wenn man von den andern gar nichts weis. Ja wenn man von einer gewiſſen Materie noch ſo geſchickt zu reden weis, und von den andern Dingen gar nichts verſteht: So kan man oft ſehr lächerliche Fehler begehen, die den Redner in Verachtung bringen. Geſetzt alſo, daß man nur ein geiſtlicher, oder politiſcher, oder juriſtiſcher, oder ein Schulredner werden wollte: So werden einen doch die übrigen Gattungen des Erkenntniſſes theils vor Fehlern bewahren, theils zieren, theils in ein gewiſſes Anſehen ſetzen; welches allerdings zur Ueberredung auch was beyträgt. Denn einem Manne, den man vor ſehr gelehrt hält, giebt man viel eher Beyfall, als einem ſolchen, der in den meiſten Arten der Erkenntniß vor ganz unwiſſend gehalten wird. Wir rathen es alſo gleichfalls einem jeden, der ein Redner zu werden gedenket, keine freye Kunſt, keine Wiſſenſchaft vor unnöthig und unnützlich zu halten. Man muß ſich auſſer ſeiner Hauptſache, ſo viele Dinge bekannt machen, als möglich iſt: Um in allen Gattungen des Erkenntniſſes, wo nicht vor geſchickt, doch nicht vor ungeſchickt gehalten zu werden.

§. VI.

Ich habe ferner oben geſagt, ein Redner müſſe auch ein rechtſchaffener Mann ſeyn, und dieſes geht auf ſeinen Willen, oder auf ſeine Sitten. Auch dieſes haben die Alten, ſonderlich Cicero und Qvintilian von ihm erfordert. Der letztere ſchreibt ausdrücklich im XI. B. I. Cap. Sit ergo nobis Orator, quem inſtituimus, is, qui a M. Cicerone finitur, *vir bonus*, dicendi peritus. Er beweiſet dieſe Eigenſchaft hauptſächlich daher, weil ein boshafter Mann, der dabey beredt wäre, dem gemeinen Weſen höchſt ſchädlich ſeyn würde. Er ſetzt hinzu, daß alle ſeine Mühe, die er, einen zum Redner zu machen, angewandt, ſehr übel angewandt ſeyn würde: Wenn er zum Verderben des menſchlichen Geſchlechts, nicht einen Soldaten, ſondern einen Mörder mit den Waffen der Beredſamkeit ausgerüſtet hätte. Ja er hält davor, es wäre beſſer geweſen, daß der Menſch ſtumm gebohren würde, als daß er die Gabe des Himmels zum Schaden des gemeinen Weſens anwenden ſollte. Der Beweis iſt gut, aber er geht noch weiter, und zeiget, daß man nicht einmal ein Redner werden könne, wenn man nicht ein rechtſchaffener Mann ſey. Longius tendit hoc indicium meum. Neque enim tantum id dico, eum qui ſit Orator, virum bonum eſſe oportere: ſed ne futurum quidem Oratorem, niſi virum bonum. Denn da ein Redner Verſtand und Klugheit beſitzen müſſe: So könne derjenige ja unmöglich Verſtand haben, der aus freyer Wahl das böſe dem guten vorzieht; noch auch Klugheit beſitzen, der ſich muthwillig entweder den Strafen der Obrigkeit, oder doch den Foltern eines böſen Gewiſſens ausſetzet. Hernach ſey ja ein Boshafter allezeit von den Weltweiſen ſo wohl, als von dem Pöbel, vor einen Thoren gehalten worden. Weil nun ein Thor unmöglich ein guter Redner ſeyn kan: So könne es auch ein Boshafter unmöglich werden.

§. VII.

Man kan noch verſchiedene Betrachtungen hinzuſetzen, dieſes deſto wahrſcheinlicher zu machen. An einem Redner muß alles etwas zur Ueberredung beytragen; folglich auch ſeine Gemüthsart, und ſein Wandel. Man iſt ohne Zweifel viel geneigter einem rechtſchaffenen, tugendhaften Manne, in dem, wes er vorbringet, Beyfall zu geben; als einem leichtfertigen, gottloſen, ungerechten und boshaften Menſchen.[c] Wer es mit niemand gut meynet, der findet keinen Glauben.

Ein jeder iſt mistrauiſch gegen ihn: Denn man vermuthet einen Betrug, auch wenn er ſich am redlichſten ſtellet; indem ein jeder fürchtet, er möchte etwa aus Eigennutz, oder andern böſen Abſichten die Sachen verdrehen. Hergegen wenn man den Redner vor einen ehrlichen und redlichen Mann hält: So glaubt man ihm oft auf ſein bloſſes Wort. Man kennt ſeine Liebe zur Wahrheit und Tugend, und dieſe gute Meynung giebt allen ſeinen Sätzen einen Nachdruck. Ein ſolcher Redner war in Rom M. Porcius Cato. Wenn er iemandes Vertheidigung übernahm: So war der Proceß ſchon halb gewonnen, ehe er noch zu reden anfieng. Seine ſtrenge Tugend überredete einen jeden, daß er die Sache nicht vertheidigen würde, wenn ſie nicht gerecht wäre. Cicero empfand dieſes einmal, als er wieder ihn eine Sache zu führen hatte. Er muſte daher nicht nur wieder die Gründe der Gegenparthey; ſondern auch wieder das Anſehen ihres Vertheidigers, des Cato, ſtreiten. Er muſte eine Abſchilderung der Stoiſchen Philoſophie machen, und dadurch die Tugend des Cato, als gar zu rauhe und ſtrenge vorſtellen, um dadurch ſeine Anklage in etwas verdächtig zu machen. Aus dem allen erhellet, daß allerdings ein Redner ein rechtſchaffener und tugendhafter Mann ſeyn müſſe, wenn er ſeinen Zweck, die Ueberredung der Zuhörer, mit leichter Mühe erhalten will. Die Einwürfe, ſo dawieder gemacht werden können, ſollen im andern Theile in einer eigenen Rede wiedergeleget werden.

§. VIII.

Nachdem wir alſo den Character eines Redners nach ſeinem Verſtande und Willen beſchrieben: So müſſen wir ihn auch nach ſeinen übrigen Gemüthskräften und natürlichen Gaben abſchildern, die er beſitzen muß, wenn er nur etwas mehr als ein mittelmäßiger Redner werden will. Es gehöret aber vors erſte zu einem Redner eine groſſe Scharfſinnigkeit. Dieſe iſt eine Fertigkeit viel an einem Dinge wahrzunehmen, und ſich alſo in der Geſchwindigkeit einen deutlichen Begriff von jeder vorkommenden Sache zu machen. Man nennet dieſe Gabe ſonſt einen hurtigen und fähigen, auch wohl einen aufgeweckten und muntern Kopf; jenes in eigentlichem, dieſes in verblümtem Verſtande: Und nichts iſt einem Redner nöthiger als dieſes. Ein langſamer und ſchläfriger Menſch ſchicket ſich zu nichts weniger, als zur Beredſamkeit. Ein Redner muß auf alles Achtung geben, was bey einer jeden Sache, in allerley Umſtänden, bey allerley Zuhörern, zu gewiſſen Zeiten und an gewiſſen Orten, zu ſeinem Vortheile oder zu ſeinem Nachtheile dienen kan. Die Anzahl aller dieſer Dinge iſt oft ſehr groß, und wenn er zu jedem davon viel Zeit brauchete: So würde er langſam fertig werden. Vielmals kan er auch nicht alle Dinge und Umſtände vorher ſehen, und muß mitten im Reden allererſt einen Schluß faſſen, was er ſagen will: Wie P. Gisbert vom heil. Auguſtin ein ſolch Exempel anführet. Folglich iſt es denn nothwendig, daß ein Redner viel Scharfſinnigkeit beſitzen muß, die ihn fähig mache ſo aufmerkſam auf tauſenderley Dinge zu ſeyn.

§. IX.

Nechſt dieſer muß er auch eine ſtarke Einbildungskraft und einen lebhaften Witz beſitzen. Dieſer iſt eine Fertigkeit die Aehnlichkeiten der Dinge wahrzunehmen, wenn ſie gleich ſo merklich nicht wären: Jene aber eine Fähigkeit die vergangenen und vormaligen Bilder der Dinge ſich wieder als gegenwärtig vorzuſtellen, ſobald man im geringſten darzu veranlaſſet wird. Der Nutzen des Witzes zeiget ſich nicht nur in der Erfindung ſchöner Gleichniſſe, als die mit den verglichenen Sachen allemal eine Aehnlichkeit haben müſſen; ſondern auch in den verblümten Redensarten, als in welchen mehrmals gewiſſe Gleichniſſe liegen. Doch ſonderlich iſt der Witz zu den ſo genannten guten Einfällen nöthig, die durch Veranlaſſung der gegenwärtigen Dinge, vermöge der Einbildungskraft, hervorgebracht werden. Denn dieſe geht allezeit auf die Aehnlichkeit der Dinge, der Begriffe, der Wörter, der Eigenſchaften, Zufälligkeiten und Wirkungen. Ja es iſt zuweilen genug, daß wir an gewiſſe Sachen nur einmal zu gleicher Zeit gedacht; um bey Gelegenheit des einen wieder auf das andere zu kommen, und ſich daſſelbe auch vorzuſtellen. Dadurch fällt nun einem witzigen Kopfe tauſenderley ein, daran ein andrer nicht denket. Jemehr er ſchon iemals gedacht, erfahren oder gelernet hat, deſto mehr Einfälle hat er auch, bey jedem vorkommenden Dinge. Ja durch die verſchiedene Verbindung der Begriffe bringt er oft ganz neue Bilder hervor, daran noch niemand gedacht hat: Die aber allemal gut ſind, wenn ſie die Prüfung einer guten Urtheilskraft überſtanden haben. Dieſe Gemüthskräfte nun machen es, daß ein Redner den Vorwurf der Magerkeit und Trockenheit in ſeiner Schreibart vermeiden, ja auch im äuſſerlichen alles durch einen muntern Vortrag beleben kan.

§. X.

Endlich gehört zu einem guten Redner auch ein gutes und getreues Gedächtniß. Dieſes gründet ſich zwar auf eine gute Einbildungskraft; äuſſert aber ſeinen Nutzen noch auf beſondre Art. Was würde es einem Redner helfen, wenn er noch ſo ſorgfältig alles überleget hätte, wodurch er ſeine Zuhörer überreden kan: Wenn er ſelbiges nicht behalten und zu rechter Zeit hervor geben könnte? Auch an der Ordnung der Beweisgründe und Sätze iſt viel gelegen: Aber auch dieſe muß uns das Gedächtniß anweiſen, wenn wir im Reden nicht irre werden wollen. Mit den Ausdrückungen, die man mit Fleiß ausgeſonnen hat, gewiſſe Gedanken lebhafter und nachdrücklicher vorzubringen, hat es eben die Bewandniß. Es iſt alſo in allen dieſen Abſichten höchſt nöthig, daß ein Redner ein ſtarkes Gedächtniß habe. Wir wollen damit nicht behaupten, als ob ein Redner allezeit ſeine Reden von Wort zu Wort auswendig lernen müſſe. Dieſes iſt nur Anfängern nöthig, die ſich noch nicht ſo viel zutrauen können, daß ſie allezeit an Sachen und Worten einen genugſamen Zufluß haben würden, um nicht gar ſtecken zu bleiben; oder doch elendes Zeug zu plaudern. Wir wollen nur ſagen: Daß ein Redner die Vorbereitung zu ſeinen Reden nicht ganz vergeblich anſtelle, daß er nicht das beſte vergeſſe, das nöthigſte auslaſſe, das hinterſte zuförderſt vorbringe; dazu ſey ein gutes Gedächtniß vonnöthen. Denn je beſſer es iſt, deſto weniger wird ein Redner irre werden; deſto unerſchrockener und herzhafter wird er in ſeinem Vortrage ſeyn: Indem er nicht beſorgen darf, daß er anſtoſſen oder ſtecken bleiben werde.

§. XI.

Doch kommt es bey dieſer Herzhaftigkeit eines Redners, auch nicht allein auf das Gedächtniß an. Es gehört darzu, als eine neue Eigenſchaft eines guten Redners, auch ein unerſchrockenes Gemüthe; welches theils das Naturell eines Menſchen ihm giebt, theils von der Auferziehung und von dem Umgange mit Leuten herkommt. Nichts iſt nemlich einem Redner ſo unanſtändig und hinderlich, als die Blödigkeit und Furchtſamkeit des Gemüthes. Die von Natur mit dieſer Schwachheit behaftet ſind, ſchicken ſich gar nicht zur Beredſamkeit. Sie ſind viel zu kleinmüthig, ſich in eine ſolche Gefahr zu wagen, wo man zwar viel Ehre, aber auch viel Schande einlegen kan. Oft kommt aber die Blödigkeit bey jungen Leuten nur aus der einſamen Lebensart, darinnen man ſie erziehet; oder aus der Ehrliebe, die in ihnen ſteckt, und die ſie nicht herzhaft werden läßt, ſo lange ſie ſich noch ſelbſt nicht viel zutrauen. Dieſe beyden Hinderniſſe zu heben, muß man junge Knaben in öffentlichen Schulen unterrichten laſſen, damit ſie es gewohnt werden, unter vielen aufzutreten und etwas laut herzuſagen; auch durch die Vergleichung ihrer Geſchicklichkeit mit andern Ungeſchicktern eine gewiſſe Zuverſicht zu ſich ſelbſt bekommen mögen. Könnte man aber darzu kein Mittel finden: So muß man theils die Knaben unter viele Leute bringen, daß ſie in dem Umgange mit andern die Blödigkeit ablegen lernen, theils muß man ſie durch das Lob ihres Wohlverhaltens und ihrer bereits erlangten Gelehrſamkeit, zu einigem Vertrauen auf ſich ſelbſt bringen: Bis ſich endlich mit wirklich anwachſender Geſchicklichkeit, auch die Blödigkeit völlig verlieret.

§. XII.

Und das wären nun die Gemüthseigenſchaften, die ein Redner in hohem, oder doch ziemlichem Grade beſitzen muß, wenn er was rechtes in ſeiner Kunſt leiſten will. **Im Abſehen auf den Leib muß** er eine wohlgebildete Geſtalt haben. Es muß kein Fehler an ſeinem Körper ſeyn, der in die Augen fällt; das iſt, er muß weder lahm, noch höckericht, weder blind, noch einäugicht oder ſo ſehr ſchielend ſeyn, daß man ſolches in der Ferne merken könnte. Hat er aber auſſer dem allen auch eine anſehnliche Länge, und eine angenehme Geſichtsbildung: So iſt es deſto beſſer. Alcibiades iſt die ſchönſte Mannsperſon ſeiner Zeit in Athen geweſen, und darum hat er mit ſeinen Reden ſo viel Beyfall gefunden. Wohlgebildete Leute ſieht man gern an, und wenn ſie reden: So finden ſie viel leichter Gehör und Beyfall als andere; zumal wenn ſie auch alles mit anſtändigen Minen und einer ernſthaften Leutſeligkeit vorzubringen wiſſen. Doch ſind die hauptſächlichſten guten Eigenſchaften eines Redners eine laute und anmuthige

Stimme, eine deutliche und zierliche Ausſprache, und eine lebhafte Erhebung und Senkung des Tones in derſelben, die den Sachen, Worten und Gemüthsbewegungen gemäß iſt; endlich auch eine männliche und gravitätiſche Stellung des ganzen Leibes, nebſt den freyen und anſtändigen Bewegungen deſſelben: Neque enim refert videre quid dicendum ſit, niſi id queas ſolute & ſuauiter dicere. Ne id quidem ſatis eſt, niſi id, quod dicitur, ſit voce, vultu motuque conditius: ſchreibt Cicero im XXIX. Capitel ſeines Brutus. Hat nun ein Redner alle dieſe Eigenſchaften beyſammen:

Tum pietate grauem ac meritis, ſi forte virum quem
Conſpexere, ſilent, arrectisque auribus adſtant,
Ille regit dictis animos & pectora mulcet.

§. XIII.

Nun fragt es ſich, wie man junge Leute, die ſich der Beredſamkeit widmen ſollen, auf die geſchickteſte Art zu erziehen, und zu dieſer ſo ſchweren Kunſt recht vorzubereiten habe? Qvintilian hat in ſeinem erſten Buche ſehr weitläuftig davon gehandelt: Alſo muß ich wohl auch etwas davon gedenken. Vors erſte alſo muß man nicht aus unbedachtſamen Gelübden, ſondern nach genauer Prüfung des Naturells, einen jungen Knaben der Beredſamkeit widmen. Es iſt thöricht, wenn Mütter ihre Leibesfrucht, noch ehe ſie ans Licht gekommen, der Kanzel weihen. Wie kan man es vorher ſehen, ob ein ſolcher eingebildeter Samuel auch die gehörige Geſchicklichkeit von Natur dazu haben wird? Es gehört ein geſunder dauerhafter Leib zu einem Redner, den man ſich durch keine Kunſt geben kan: Es gehört auch eine groſſe Fähigkeit der Gemüthskräfte darzu, in deren Austheilung die Natur ſo verſchwenderiſch nicht zu ſeyn pflegt. Man muß alſo die erſte Kindheit vorbey laſſen, bis es ſich äuſſert, was für Gaben ein ſolcher Knabe bekommen hat.

Doch muß man gleich in dem erſten und andern Jahre, dieſer Ungewißheit wegen, ein Kind nicht aus der Acht laſſen. In dieſen Jahren lernet ein Kind die Sprache, und man muß ſorgen, daß es dieſelbe wohl ausſprechen lerne. Zu dem Ende müſſen die Wärterinnen nicht nur ſelbſt eine gute und deutliche, auch nicht pöbelhafte Ausſprache haben; ſondern auch verhindert werden, daß ſie, aus thörichter Gefälligkeit gegen die Kinder, nicht mit verſtümmelten und abgebrochenen Worten mit ihnen reden mögen. Am allerbeſten aber wäre es, wenn ſie, wie die Gracher in Rom, von ihren eigenen Müttern erzogen, und ſo wenig als möglich wäre in den Händen und im Umgange des Geſindes gelaſſen würden: Als von welchem ſie nicht nur eine gemeinere Sprache, ſondern auch viel pöbelhafte Sitten zu lernen pflegen.

§. XIV.

Sind nun die erſten drey Jahre vorbey: So iſt es Zeit, daß ein Knabe, der eine gute Fähigkeit an ſich blicken läſſet, allmählich zum leſen angeführet werde. Auch dieſes muß von einem Lehrmeiſter geſchehen, der eine gute Ausſprache hat; und ſonſt mit Kindern ſanftmüthig umzugehen weis. Sonderlich muß ein ſolcher Achtung geben, daß ein Knabe ſich im Leſen nichts ſingendes, ſtehnendes oder ſtammlendes angewöhne; daher es denn nicht gut iſt, daß man die Kinder in öffentliche Leſeſchulen gehen läßt. Denn das ſingende Weſen, ſo ſie ſich daſelbſt im Leſen angewöhnen, klebt ihnen hernach auch in anwachſenden Jahren ſo ſtark an, daß ſie es nicht wieder los werden können. In dieſen Jahren iſt es auch ſehr gut, wenn man Kinder bey aller Gelegenheit kleine Glückwünſche an ihre Eltern oder Großeltern, Gönner oder andre Angehörige auswendig lernen läßt, und mit einer gewiſſen Munterkeit herſagen lehret. Denn auſſer daß ſie ihr Gedächtniß dadurch üben, ſo lernen ſie auch die Stimme auf eine anſtändige Art erheben und verändern, ingleichen in Stellungen und Bewegungen des Leibes mit einer gewiſſen Freyheit und Munterkeit auftreten. Damit dieſes letztere deſto beſſer geſchehen könne, muß man ſie auch beyzeiten der Aufſicht eines Tanzmeiſters übergeben, der ihnen zeige wie ſie die Füſſe ſetzen, den Leib gerade führen, den Kopf tragen, die Hände bewegen, u. in allerley Umſtänden einem jeden durch geſchickte Beugungen des Leibes ſeine Ehrerbiethung bezeugen ſollen. Denn wenn dieſes Kinder nicht in der erſten Kindheit lernen, ſo behalten ſie mehrentheils ein hölzernes Weſen an ſich, welches ihnen ſehr übel anſtehet.

§. XV.

Wenn ſie nun zu Hauſe deutſch und lateiniſch, auch wohl franzöſiſch leſen gelernet; und irgend das ſechſte Jahr zurücke geleget haben; ſo iſt es gut, daß man ſie in eine wohlbeſtellte öffentliche Schule ſchicket: Dafern man an dem Orte, wo man iſt, dergleichen hat, oder auch die Koſten daran wenden kan, ſolches in der Fremde zu thun. Denn ich halte mit dem Qvintilian davor, daß es beſſer ſey, in Geſellſchaft vieler andern Knaben erzogen zu werden, wo einer den andern übertreffen, aufmuntern und anſpornen kan; als wenn man ganz allein erzogen wird, und alſo weder ſeine eigene Kräfte recht gegen andre abmeſſen, noch die natürliche Blödigkeit ablegen lernet, die Kindern gemeiniglich anklebt. Ich weis es aus meinem eigenen Exempel, wie ſauer mirs in dem Falle geworden, die Furchtſamkeit fahren zu laſſen, die mir von der einſamen Auferziehung anhieng, ſo ich bis zu meinen academiſchen Jahren, obwohl von einem ſehr treuen und ſorgfältigen Vater, genoſſen, dem ich auch ſeine Mühe und Arbeit niemals werde verdanken können. Doch da wir nicht ſowohl einen lateiniſchen als einen deutſchen Redner auferziehen wollen; die deutſche Sprache aber in den öffentlichen Schulen gar nicht getrieben wird:

So muß ein ſorgfältiger Vater auch neben den öffentlichen Schulen, ſeinem Sohne noch einen beſondern Unterricht darinne geben laſſen. Es iſt gut und nöthig, daß man ihnen nebſt der lateiniſchen, auch eine deutſche Grammatik beybringen laſſe. Ferner muß man ſie deutſche Hiſtorienbücher zu leſen angewöhnen, und zwar lauter ſolche die wohl geſchrieben ſind. Jngleichen muß man ihnen die Schriften der beſten Poeten in die Hände geben, als woraus ſie einen groſſen Reichthum in Worten und Redensarten faſſen werden.

§. XVI.

Wenn ſie nun bis zum zehnten und zwölften Jahre die lateiniſchen Autoren verſtehen gelernet: So iſt es Zeit, daß man ſie aus den beſten derſelben die kleinen Reden, ſo darinnen vorkommen, auswendig lernen, und mit einer gehörigen Art herſagen laſſe. Denn die Lebhaftigkeit und Munterkeit die in ſolchen kleinen Proben der Beredſamkeit bey den Alten angetroffen wird, drücket in das Gemüthe der Knaben ein gewiſſes Bild; darnach ſie nachmals ihre eigene Sachen beurtheilen können. Man thut auch wohl, wenn man ſie dieſe Reden überſetzen läßt, ſolche ſattſam ausbeſſert, und ſelbſt das deutſche von neuem auswendig lernen und herſagen läßt: Damit ſie um ſo vielmehr ſehen mögen, wie ſich auch in ihrer Mutterſprache alle der Nachdruck und alle die Schönheit der lateiniſchen Sprache ausdrücken und erreichen läßt. Man muß aber in der Ausbeſſerung ſolcher ihrer Uberſetzungen fleiſſig acht haben, daß kein Latinismus, oder ſonſt was ungeſchicktes in Redensarten und Wortfügungen mit unterlauſe. Denn wäre dieſes, und ſie lernten ſelbiges auswendig: So würden ſie eben dadurch ſich etwas falſches ins Gedächtniß drücken, welches hernach ſchwerlich wieder zu verlernen wäre. Bey dem allen aber iſt es auch noch gut, wenn man ſie auch an Feſten und bey andern Gelegenheiten kleine Reden halten läßt, die ſie gleichwohl noch nicht ſelbſt verfertiget, ſondern nur auswendig gelernet haben.

§. XVII.

Man wird ſich vielleicht wundern, warum ich die Knaben noch nicht zur Ausarbeitung anzuhalten, anrathe: Allein ich thue es mit gutem Bedachte. Sie ſollen nicht eher ſelbſt etwas aus ihrem Kopfe zu ſchreiben anfangen, bis ſie was gelernet haben, das ſie ſchreiben können. Denn aus einem leeren Gehirne, oder darinn noch weiter nichts, als lateiniſche oder griechiſche Wörter und Redensarten ſtecken, läßt ſich nichts kluges hervorbringen. Es iſt genug, wenn ſie erſt die Schriften der Redner kennen, und ihre Schönheit wahrnehmen lernen. Man nehme alſo irgend nach dem zwölften Jahre, auch wohl ſpäter, einige Reden Ciceros mit ihnen vor, und lehre die Knaben ſelbige nach den Worten und Sachen verſtehen. Das erſtemal wenn man ſie durchgeht, ſey man zu frieden, daß ſie dieſelben dem Wortverſtande nach erklären können, und die Alterthümer, ſo etwa darinn vorkommen, verſtehen lernen. Aber zum andernmale mache man ſie auf die Sachen aufmerkſam, ſo darinn vorkommen. Man erzähle ihnen die Umſtände der Rechtsſache, davon in einer ſolchen Rede gehandelt wird. Man zeige ihnen die Abſicht des Redners, und die Mittel ſo er dazu zu gelangen ausgedacht und angewandt. Man lehre ſie die Gründe anmerken, womit er ſeinen Clienten verfochten, oder den Gegentheil angeklagt. Man zeige ihnen aber auch die Affecten, die er zu Hülfe genommen, die Ausſchweifungen, die Lehrſprüche, die ſchönen Einfälle, und alles was zu Gewinnung der Gemüther etwas beytragen können. Wenn ein Knabe etliche Reden auf dieſe Art einſehen gelernet: So wird er mehr von der wahren Beredſamkeit wiſſen, als wenn er alle weiſiſche Rednerkünſte vom kleinſten bis zum gröſten inne hätte.

§. XVIII.

Da nun bey ſolchen Ubungen und bey zunehmenden Jahren, auch die Urtheilskraft bey jungen Leuten immer reiſer wird: So iſt es auch Zeit, ihnen einen Vorſchmack von der Weltweisheit zu geben. Gegen das funfzehnte Jahr iſt ohnedem der Kopf zum Nachſinnen ſchon geſchickt, und fähig genug eine wohl gefaßte Vernunft und Sittenlehre zu faſſen: Wenn es nur nicht an Lehrern fehlt, die ſelbige geſchickt vorzutragen wiſſen. Dieſes muß ihnen nun allererſt den Kopf aufräumen, und ihnen ein Erkenntniß von vielerley Dingen beybringen. Hier müſſen ſie von allen vorkommenden Sachen Erklärungen und Beweiſe machen, Folgerungen daraus herleiten, Urtheile fällen, und Irrthümer wiederlegen lernen. Alles dieſes ſind logiſche Künſte, die aber ein Redner unmöglich entbehren; und die er ſonſt nirgends als in der Vernunftlehre recht lernen kan. Auch die andern philoſophiſchen Wiſſenſchaften, ſo entfernt ſie auch von der Beredſamkeit zu ſeyn ſcheinen, muß man junge Leute mit Fleiß treiben laſſen. Sie vertreiben die Unwiſſenheit, vertilgen den Aberglauben und mancherley gemeine Irrthümer, und ſetzen einen in den Stand, von allem was vorkommt vernünftig zu denken und zu reden. Doch iſt kein Zweifel, daß die Lehre von der Seele und die ganze practiſche Philoſophie, zumal nach der heutigen Wolfiſchen Art, einem künftigen Redner die allervortrefflichſten Dienſte thun muß. Vor allen andern aber wird ein geiſtlicher Redner ſolche Vortheile daraus ziehen können, die ihm kein andres Buch ſo leicht verſchaffen wird.

§. XIX.

Wenn nun ein junger Menſch, bey ſolchen Uebungen in der Weltweisheit, auch in den hiſtoriſchen Wiſſenſchaften, davon ich keine ausnehme, das ſeinige gethan; dabey aber allezeit in ſeiner Mutterſprache die beſten Schriften, die ihrer Schönheit und Reinigkeit halber bekannt ſind, geleſen; ſich ſelbſt auch im Ueberſetzen, aus andern Sprachen in die deutſche, fleißig geübet: So kan er denn endlich auch einen tüchtigen Schüler der Redekunſt abgeben. Wenn er alſo nach vorhergegangenen ſattſamen Vorbereitungen in ſeinem achtzehnten Jahre dazu ſchreitet: So hat er noch nichts verſäumet. Ja wenn es ihm in jungen Jahren mit dem allen nicht gelungen wäre: So käme er auch im zwanzigſten nicht zu ſpäte. Geſetzt aber, daß mancher wohl erſt in dieſen Jahren auf hohe Schulen zöge, und ſich daſelbſt erſt ein paar Jahre mit philoſophiſchen und andern Wiſſenſchaften recht bekannt machen wollte: So würde er auch da viel beſſer thun, wenn er erſt am Ende ſeiner academiſchen Jahre, die Redekunſt ſelbſt zu faſſen bemühet wäre; als wenn er ſie entweder gleich im Anfange treiben, oder gar hindanſetzen wollte. Doch iſt es nicht genug, daß man ſich die Regeln der Redekunſt bekannt mache: Die Uebung im Schreiben, Ausarbeiten, Ueberſetzen und Reden, muß allerdings das beſte thun. Stilus enim intermiſſione paullum admodum de celeritate deperdit: promtum hoc et in expedito poſitum exercitatione continetur. Hac vti ſic optimum eſt, vt quotidie dicamus audientibus pluribus, maxime de quorum ſumus iudicio ſolliciti. Quintil. L. X. c. VII.

§. XX.

Die letzte Regel iſt noch übrig, die ich einem angehenden Redner zu geben habe: Nemlich, daß er die beſten Redner ſeiner Zeit und ſeines Ortes fleißig höre, und ihnen alles dasjenige abmerke, was an ihnen entweder von andern gelobt wird, oder doch ihm ſelber gefällt. Es iſt nicht zu ſagen, was die Nachahmung, wie ſonſt überall, alſo ſonderlich in der Beredſamkeit vor eine Kraft hat. Ein vortrefflicher Redner, der an einem Orte aufſteht, weckt oft unzählige muntere Geiſter auf, die es ſonſt nicht würden gewußt haben, daß ſie eine Gabe zur Beredſamkeit hätten, wenn ſie nicht das Beyſpiel und der Ruhm eines ſolchen Vorgängers zur Nacheiferung gereizet hätte. Cicero würde vielleicht ſo heftig nicht die Redekunſt geliebet haben, wenn er keinen Hortenſius vor ſich geſehen hätte: So wie Brutus den Cicero ſich zum Muſter der Beredſamkeit vorgeſtellet hat. Wäre mein Exempel nicht viel zu klein, als daß es hier angeführt zu werden verdiente, nachdem ich ſo groſſe Männer genennet: So würde ich ſagen, daß mich zu Königsberg in meinen academiſchen Jahren, zweene ſehr gelehrte und beredte Geiſtliche an der Thumkirche, Flottwell und Kreuſchner, zur Nachahmung angeflammet: Welche beyde ich ohne Verdacht der Schmeicheley hier rühmen kann und muß; da ſie die beredteſten Männer geweſen, die ich noch zur Zeit gehöret habe. Dieſes kurze aber ſehr gegründete Lob, iſt es alles, was ich ihnen vor das viele Gute, ſo ich ihnen zu verdanken habe, itzo entrichten kann: Nachdem ſie beyde, und zwar bald auf einander, in ihren beſten Jahren, zu groſſer Betrübniß ihrer Gemeine geſtorben ſind.

Das III. Hauptſtücke.

Von der Eintheilung der Redekunſt, und den Theilen einer Rede, auch von ihren Hauptſätzen.

§. 1.

Da wir nun das Werk ſelbſt angreifen und die Redekunſt auf eine gründliche Art vortragen wollen: So fragt es ſich, wie wir dieſelbe abhandeln werden; damit wir weder was überflüſſiges einmiſchen, noch irgend was nöthiges vergeſſen mögen. Wir werden aber ohne Zweifel unſrer Pflicht ein Gnügen thun, wenn wir alles das abhandeln und lehren werden, was ein Redner nothwendig beſitzen muß, wenn er eine Rede mit Beyfall und erwünſchter Wirkung halten will. Dazu gehört nun vors erſte eine gute Erfindungskraft, als welche ihm alle Materien, davon er redet, oder die Ausführung der Sätze, davon er redet, nebſt den Eingängen dazu, an die Hand geben muß. Zweytens gehört hierzu eine gute ordentliche Einrichtung der erfundenen Materialien, dadurch alles ſeine rechte Stellen bekommt. Drittens braucht ein Redner die Ausarbeitung, oder die Schreibart, die ihm den gehörigen Ausdruck ſeiner Gedanken an die Hand giebt. Viertens bedarf er ein gutes Gedächtniß, alles was er erfunden, geordnet, und ausgearbeitet hat, wohl auswendig zu behalten: Und endlich fünftens einen guten Vortrag, ſowohl im Abſehen auf die Sprache, als auf die Bewegungen des Leibes. Der Verfaſſer der Rhetoriſchen Bücher an den Herennius ſagt im II. Cap. des I. B. Oportet igitur eſſe in oratore inuentionem, diſpoſitionem elocutionem, memoriam & pronunciationem. Cicero in ſeinem erſten Buche von der Erfindung Cap. VII. ſtimmet völlig damit überein. Werden wir nun zu dieſen fünf Stücken eine zulängliche Anweiſung geben; So werden wir ohne Zweifel eine ausführliche Redekunſt zu Stande bringen.

§. II.

Ungeachtet nun dieſe fünf Stücke bey allen Reden in Betrachtung zu ziehen ſind; So ſind doch nicht alle Reden von einerley Gattung. Die Alten haben ſowohl in Griechenland als in Rom dieſelben hauptſächlich in drey Claſſen abgetheilet, die ſie die erweiſende, die rathſchlagende, und die gerichtliche Gattung, (Genus demonſtratiuum, deliberatiuum & iudiciale), nenneten. Zu der erſten Gattung gehörten alle Lob- und Schimpfreden auf Perſonen und Sachen. Z. E. des Plinius Lobrede auf den Trajan und des Cicero Tatilinariſche und Philippiſche Reden. Zu der andern rechnete man die bürgerlichen Reden an das Volk freyer Republiken, von dem, was man in politiſchen Dingen zu thun oder zu laſſen hätte: Dergl. die Philippiſchen und Olynthiſchen Reden des Demoſthenes waren. Zu der dritten Gattung endlich zählte man die Anklagen und Vertheidigungen der Clienten vor Gerichte; dergleichen die meiſten Ciceroniſchen Reden ſind, oder auch des Demoſthenes ſeine vor den Cteſiphon, oder von der Krone. Von allen dieſen Gattungen nun ins beſondre, haben ſo wohl Ariſtoteles, als der Urheber der Rhetorik an den Herennius, imgleichen Cicero ſelbſt, und nach ihm Quintilian hier und da gehandelt und Regeln dazu vorgeſchrieben. Es würde alſo leicht ſeyn, dieſelben auch hier kürzlich vorzutragen, und ihren Gebrauch in heutigen Reden zu zeigen, als woſelbſt ſie gar Stückweiſe ſtatt finden, ja wohl auch zuweilen alle zugleich gebrauchet werden können. Allein die ganz veränderte Regimentsform hat gemacht, daß man in Deutſchland die beyden letzten Arten ſo eigentlich nicht mehr brauchet, und alſo iſt es nicht nöthig, ſich lange dabey aufzuhalten.

§. III.

Indeſſen iſt es doch gewiß, daß in allen dieſen Gattungen der Reden die allgemeinen Regeln der Redekunſt einerley ſind. Man hat allenthalben einen Hauptſatz vor ſich davon man ſeine Zuhörer überreden will; es mag nun derſelbe ſeyn von welcher Art er wolle: Und überall wird man ſich den Weg dazu durch einen Eingang bahnen müſſen, der die Zuhörer aufmerkſam macht, und den Redner in ein gutes Anſehen ſetzt. Ferner werden alle Sätze, von welcher Gattung ſie auch ſeyn mögen, eine gewiſſe Erklärung erfordern, die entweder hiſtoriſch oder philoſophiſch ſeyn wird. Weiter wird man allezeit gewiſſe Beweisgründe zu Beſtätigung ſeines Satzes nöthig haben, dadurch der Beyfall der Zuhörer erlanget werden muß. Die Beantwortung der

Einwürfe, die theils wieder den Hauptſatz, theils wieder die Beweisgründe gemacht werden können, wird auch in allen Gattungen der Reden ſtatt finden. Die Erläuterung, die zum Zierrathe der ernſthaften Sachen und zur Aufmunterung der Zuhörer pfleget eingeſtreuet zu werden, iſt ebenfalls allenthalben nöthig. Und mit den Bewegungsgründen, ſo die Affecten entweder rege machen, oder ſie beſänftigen können, iſt es nicht anders beſchaffen. Endlich iſt es auch mit dem Beſchluſſe der Rede eben ſo bewandt: Denn auch dieſer kann nirgends ausbleiben. Folglich giebt es denn gewiſſe Haupt- und Grundregeln, die allenthalben vorkommen, ohne daß man ſich um die Gattungen der Reden bekümmern darf.

§. IV.

Z. E. der Hauptſatz in des Plinius Lobrede heiſſet: Trajanus iſt ein vortrefflicher Kayſer; und der in des Cicero I. Catilinariſchen Rede: Catilina iſt eine Peſt des Römiſchen Staats: Beyde ſind alſo generis demonſtratiui. In des Demoſthenes Philippiſchen Reden wird den Athenienſern der Krieg wieder den Macedoniſchen König angerathen, und in den Olynthyſchen iſt nichts anders ſeine Abſicht: Beyde gehören alſo zum genere deliberatiuo. In eben dieſes Redners Arbeit vor den Cteſiphon iſt eine Vertheidigung dieſes wackern Mannes, und ſein ſelbſt, gegen die Anklage des Aeſchines enthalten: Und alſo gehört ſie zum genere iudiciali. Wenn Cicero den Archias oder Ligarius, den Roſcius oder Milo vertheidiget; oder gar den Verres anklaget: So gehören alle dieſe Reden zu dieſer Claſſe. Nun überlege man alle dieſe Sätze, ſo wird man finden, daß alle oberwähnte Theile einer guten Rede darinn vorkommen werden. Man wird keinen davon entbehren können, wo man nicht entweder ſeines Zweckes, nemlich der Ueberredung verfehlen; oder dieſelbe bey ſeinem Zuhörer unvollkommen laſſen will. In der That wird auch ein ſcharfſinniger Leſer alles das in den angeführten Muſtern

ſtern antreffen, wenn er ſie mit Bedacht durchgehen will. Wie ſich ſolches leicht zeigen lieſſe, wenn es nicht hier zu weitläuftig fiele. Es bleibt alſo dabey, daß man auſſer den Hauptregeln, ſich um die beſondern der dreyen Gattungen derſelben bey den Alten, nicht bekümmern dörfe.

§. V.

Vielleicht iſt es aber nöthiger die heutigen Gattungen der Reden in gewiſſe Claſſen zu theilen, und davon abſonderliche Regeln zu geben. Wir leugnen es nicht, daß es nicht heute zu Tage allerley Arten von Reden geben ſollte, davon die Alten nichts gewußt. Z. E. unſere Predigten, unſere Huldigungs- und Landtagsreden u. ſ. w. Allein ungeachtet wir von dieſen Arten in dem andern Theile unſerer Redekunſt ins beſondre handeln werden: So ändern doch dieſelben in den allgemeinen Regeln der Redekunſt nichts. Denn geſetzt, daß wir alle heutige Reden auch in drey Gattungen eintheilen wollten; nemlich in lobende, lehrende und complimentirende Reden, dahin ſich ganz beqvem alle übrige Arten werden bringen laſſen: So würde doch auch dieſe Abtheilung in den Hauptbegriffen der Beredſamkeit nichts ändern. Die erſten beyden Gattungen nemlich ſind vollſtändige, regelmäſſige Reden, die alle obige Theile erfordern: Die letzte Gattung aber, verdienet ſo zu ſagen den Namen der Reden nicht, indem ſie nur nach Chrienart abgehandelt zu werden pflegt, und mehr zur Wohlredenheit als zur Beredſamkeit zu rechnen iſt. Wir wollen uns alſo auch durch dieſe Einwendung nicht irre machen laſſen, und in dieſem erſten Theile unſrer Redekunſt nur die allgemeinen Hauptregeln der Beredſamkeit vortragen, ſo wie ſie ſich allenthalben anbringen laſſen, wo man eine vollſtändige Rede zu halten willens iſt. Wer das ſchwerere kann, der wird mit Kleinigkeiten leicht zurechte kommen.

§. VI.

Indem wir das allgemeine, ſo alle vollſtändige Reden an ſich haben, unterſuchet und herausgebracht haben: So haben wir zugleich gewieſen, worauf ſich die Erfindung, als die erſte Pflicht eines Redners, gefaßt zu machen habe. Es muß nemlich derſelbe I.) Eingänge, II.) Erklärungen, III.) Beweisgründe, IV.) Wiederlegungen, V.) Erläuterungen, VI.) Bewegungsgründe, und VII.) den Beſchluß zu erfinden im Stande ſeyn. Ich weis wohl, daß die Alten, an ſtatt der Erklärungen, von der Erzählung (Narratio) redeten: Allein daß dieſes einerley ſey, wird ſich in dem eigenen Hauptſtücke davon zeigen. Ich weis ferner, daß die alten nach der Erzählung von einer Abtheilung (Diviſio) handelten: Allein dieſe gehört nach unſrer Art entweder mit zum Hauptſatze, oder ſie iſt gar nicht nöthig; wie gleichfalls im folgenden erhellen wird. Ferner weis ich auch, daß die Alten von den Erläuterungen keine beſondere Pflicht eines Redners machten, wenn ſie dieſelben überhaupt erzählten. Siehe C. II. der Rhet. an den Herenn. L. I. Allein ſie haben nichts deſtoweniger dieſelben in ihren Reden gebraucht, wie unter andern aus des Cicero Rede vor den Archias zur Gnüge erhellet, auch ſolche zu brauchen gerathen und vorgeſchrieben. Endlich weis ich auch, daß ſelbſt aus der Erregung der Gemüthsbewegungen in angeführtem Orte eben keine Hauptpflicht eines Redners gemacht worden: Allein ſonſt ſind in Ariſtotelis Redekunſt, und in Cicerons Schriften unzählige Spuren, daß dieſes ein höchſtnöthiges Stück der Rede ſey. Ja ſie haben dieſelbe auch mit unter dem Beſchluſſe verſtanden; wie man aus Cicerons I. Buche von der Erf. Cap. 52. 53. und den folgenden erhellet, wo er zum Beſchluſſe enumerationem, indignationem & conqueſtionem erfordert.

§. VII.

Es iſt ein Wunder, daß die Alten unter die Anzahl der Dinge die man erfinden ſoll, nicht auch die Hauptſätze der Reden gerechnet haben. Denn das dörfte manchem leicht das allernöthigſte, und das allerſchwerſte zu ſeyn bedünken, wenn er eine Rede machen ſoll: Wovon, oder was er eigentlich reden ſolle? Allein die Reden der Alten waren gemeiniglich ſo beſchaffen, daß ihnen nichts leichter fallen konnte, als den Hauptſatz derſelben zu beſtimmen. Denn was konnte es wohl z. E. dem Plinius vor groſſes Kopfbrechen machen, den Inhalt ſeiner Rede zu erfinden; da es ihm von dem Rathe aufgetragen ward, dem Kayſer Trajan, eine Lob- und Dankrede zu halten? Was konnte dem Demoſthenes leichter fallen, als den Hauptſatz ſeiner Rede vor den Cteſiphon feſt zu ſetzen, da ihm derſelbe die Vertheidigung ſeiner Unſchuld im Abſehen auf die Athenienſiſchen Geſetze auftrug? Was konnte eben dieſem Redner weniger Mühe machen, als den Hauptſatz ſeiner Philippiſchen Reden zu finden: Da der bedrängte Zuſtand der Stadt Athen, und die anwachſende Macht des Macedoniſchen Königes Philippi, ihm genugſam zeigte, daß er die Athenienſer zur Gegenwehr anreizen, und den Philippus recht ſchwarz abmalen müßte? Und was konnte endlich dem Cicero leichter einfallen, als der Inhalt ſeiner Catilinariſchen Reden; da die Gefahr der Stadt Rom, und die Bosheit dieſes Aufrührers ihm faſt alle Worte in den Mund legten? Es war nemlich mit ſolchen Reden kein Spielwerk, ſondern ein Ernſt. Sie redeten nicht zum Zeitvertreibe, oder ihren Witz ſehen zu laſſen; ſondern in wichtigen Angelegenheiten. Daher gaben ihnen die Umſtände allezeit an die Hand, was und wovon ſie reden ſollten.

§. VIII.

Bey uns Neuern ſollte es von rechtswegen nicht anders ſeyn. Die öffentlichen Gelegenheiten, dabey ein Redner auftreten ſoll, geben ihm allezeit die Materien an die Hand, die er abzuhandeln hat, und man hat alſo um nichts weniger bekümmert zu ſeyn, als um den Hauptſatz ſeiner Rede. Z. E. geſetzt es ſollte jemand eine Lobrede auf den Kayſer, auf den hochſeligen König Friedrich Auguſt, auf den Prinzen Eugen, oder ſonſt auf ein hohes Haupt, auf einen Helden, groſſen Staatsmann, berühmten Gelehrten, oder einen andern Verſtorbenen geringerer Gattung halten. Was kann da dem Redner leichter fallen, als einen Hauptſatz zu ſeiner Rede feſt zu ſetzen? Das Lob ſeiner Perſon, der zu Ehren er reden ſoll, muß ihm alle andere Erfindungen aus dem Sinne bringen. Der Biſchof Fleſchier ſoll dem Marſchall von Turenne eine Leichrede halten. Nichts iſt hier leichter, als den Hauptſatz zu erfinden. Turenne war ein Held, ein Sieger, ein Uberwinder. So ſtellt ihn ſein Lobredner vor. Wir wollen ſeine Worte ſelbſt hören:

> Hören ſie auf zu klagen, meine Herren, denn es iſt Zeit ſein Lob anzufangen, und ihnen zu zeigen, wie dieſer mächtige Held über die Feinde des Staats durch ſeine Tapferkeit, über die Neigungen ſeines Gemüths durch ſeine Weisheit, und über die Irrthümer und Eitelkeiten der Welt durch ſeine Gottesfurcht triumphiret hat.

Eben ſo hat es dieſer groſſe Redner in ſeinen andern Lobreden gemacht, die wir von ihm haben: Und eben ſo ſollten es alle vernünſtige Leichenredner machen, wenn ſie ihr Handwerk verſtehen. Das Lob ihres Todten iſt Hauptſatzes genug, wenn ſie denſelben nur gekannt haben, oder auf eine vernünftige Art zu loben wiſſen. Was brauchen ſie da viel zu erfinden?

§. IX.

Mit andern Arten der Reden, die man lehrende nennen kan, hat es keine andre Bewandniß. Sie werden hauptſächlich in Kirchen und Schulen gehalten, und man führet darinn allezeit gewiſſe Lehrſätze aus, davon man den Verſtand der Zuhörer überreden, und wozu man ihren Willen lenken will. Was die geiſtlichen Reden oder Predigten anlanget, ſo iſt es ja bekannt, daß in unſrer Kirche auf alle Feſte und Sonntage gewiſſe Texte vorgeſchrieben ſind, die einem Prediger die Hauptſätze ohn alle Mühe darbiethen: Wie wir davon in dem andern Theile mit mehrerm handeln werden. Geſetzt aber, daß ein Geiſtlicher auch in Wochenpredigten, oder bey andern Gelegenheiten, da er zu reden hat, nicht eben an gewiſſe Texte gebunden wäre; wie man denn zum Exempel, in einer andern Kirche, in keiner einzigen Predigt gewiſſe Schriftſtellen zu erklären gehalten iſt: So kann doch auch da ein Redner aus der Beſchaffenheit der Umſtände, darinn ſeine Gemeine ſich befindet; imgleichen der Zeit, des Ortes, der Veranlaſſung zum Reden, und dergleichen, ſehr leicht auf eine Materie gebracht werden, die ſich vor ſeine Zuhörer und und vor ihn ſelbſt ſchicket. Eben das iſt von den Reden zu halten, die auf hohen und niedrigen Schulen von den Lehrern derſelben gehalten werden. Ein jeder Redner wird daſelbſt wiſſen, was Zeit und Ort, ſeine Zuhörer und andere Umſtände von ihm verlangen. Sonderlich muß ein jeder auf ſeine Fähigkeit ſehen, was er am beſten auszuführen vermögend iſt, oder was ſein Amt eigentlich vor eine Art von Wahrheiten erfordert. So habe ich z. E. bey dem Antritte meiner poetiſchen Profeſſion, den Satz, daß ein Poet, der zugleich ein Weltweiſer iſt, der Republik viel Vortheil bringe; und bey dem Antritte meines metaphyſiſchen Lehramtes, den Satz: Daß die Metaphyſik eine höchſtnöthige und nützliche Wiſſenſchaft ſey, ausgeführet.

§. X.

Was endlich die Complimentir-Reden betrifft; darunter man billig alle Staats- und Hof, auch Landtags- und Huldigungsreden rechnet: So werden dieſelben insgemein nur als Chrien ausgeführet, und bedörfen alſo am allerwenigſten eines künſtlich erdachten Hauptſatzes. Die Abſicht einer ſolchen Rede giebt dem Redner allemal den Inhalt derſelben an die Hand. Der Principal der ihm zu reden befiehlt, ſagt ihm auch das Thema ſchon. Z.E. Bey Huldigungsreden heißt es: Der Landesherr verlangt von ſeinen Ständen den Eid der Treue. Die Antwort darauf hat dieſen Hauptſatz: Die Stände ſind willig und bereit denſelben abzulegen. In Landtagsreden kommt es auf den Vortrag an, den der Fürſt ſeinen Ständen will thun laſſen; der aber gemeiniglich dahinausläuft: Der Herr bedarf Geld. Die Antwort darauf heißt dieſem zu folge: Die Stände wollen es in Ueberlegung ziehen. u.ſ.w. In Geſandſchaftsreden heißt es, nach Veranlaſſung der Angelegenheiten, mehrentheils: Mein Principal läßt ſeinen Glückwunſch, oder ſein Beyleid abſtatten; ſeiner Freundſchaft verſichern, oder um des Nachbars ſeine bitten; Allianzen oder Vermittelungen anbiethen, oder ſuchen, und dergl. Was es nun da überall vor eine Schwierigkeit gebe, einen Satz zu erfinden, davon man reden ſoll, das fällt mir ſehr ſchwer zu begreifen. Ein Redner müſte kein kluger und verſtändiger, oder doch ein ganz unerfahrner Mann ſeyn, wenn ihm dieſes nur die geringſte Mühe machen ſollte. Dergleichen Leute aber müſten ſich gar nicht unterfangen öffentlich zu reden: Denn wer nicht weis, was er ſagen ſoll, der thut am beſten, wenn er ſtille ſchweiget, und ſeinen Platz einem andern einräumet.

§. XI.

Man wird uns zwar noch andere Arten der Reden vorgeben, da es nöthig zu ſeyn ſcheinet, Regeln von Erfindung der Hauptſätze zu geben. Z.E. wenn man in Parentationen keine ausführlichen Lobreden halten will, oder ſolches nicht thun ſoll, oder es nicht thun kann; weil von dem Todten nichts zu ſagen iſt, als daß er gelebet hat, und geſtorben iſt: Wo nimmt da der Redner eine Materie her? Ich antworte: Vors erſte müſte es ein Menſch von ganz elender Beſchaffenheit ſeyn, von dem man nicht etwas gutes ſolte rühmen können, wenn man ihn nur gekannt hat, und ſonſt einſieht, was in jedem Stande und in jeder Lebensart der Menſchen einiges Lob verdienet. Man führet doch nur aus: Cajus iſt ein kluger Handelsmann; Titius ein wackerer Soldat; Sempronius ein guter Hauswirth, Handwerksmann, Bürger oder Ackersmann geweſen. Caja iſt eine fromme Matrone, treffliche Ehegattin, kluge Mutter, verſtändige Hausfrau, tugendhafte Jungfrau geweſen. Oder wenn man nichts mehr weis, ſo ſage man, der Verſtorbene ſey ein guter Chriſt geweſen. Die beſondern Umſtände der Leute werden ſchon ſattſame Veränderungen der Ausführung an die Hand geben: Es kommt nur darauf an, daß der Redner eine ſattſame Einſicht in die Pflichten aller Stände und Lebensarten haben muß; und man kann hier mit dem Horaz ſagen:

> Qui didicit, Patriae quid debeat, & quid amicis,
> Quo ſit amore parens, quo frater amandus & hoſpes,
> Quid ſit conſcripti, quod iudicis officium, quae
> Partes in bellum miſſi ducis; ille profecto
> Reddere perſonae ſcit conuenientia cuique.

Wir haben nemlich oben eine weitläuftige Wiſſenſchaft, ſonderlich moraliſcher Wahrheiten, nicht vergebens von einem Redner gefordert. Wer nun dieſelbe beſitzet, dem wird es an Materien zum Lobe nicht fehlen können: So wenig auch die Perſonen der Verſtorbenen ins Auge gefallen. Viele wackere Leute leben ſchlecht und recht in der Welt, und ſind weit tugendhafter bey ihrem ſtillen Wandel, als andere, die noch ſo viel Aufſehens machen. Sollte nun eine ſo ſtille Tugend ihres Lobes nicht ſo wohl würdig ſeyn, als oft die Scheintugenden anderer, die nur viel Geräuſche in der Welt gemachet haben?

§. XII.

Geſetzt aber, man wollte und ſollte keine Lobrede in ſolchen Fällen abfaſſen und halten: Gut, ſo mache man eine bloſſe Chrie, oder ſo genannte Parentation, die kein ſonderlicher Thema braucht, als dieſes: Die Leidtragenden laſſen den Leichenbegleitern Dank abſtatten ꝛc. Wie dieſes in gewöhnlichen Abdankungen, oder Standreden ausgeführt werde, wird ſich im andern Theile zeigen. Kommen auch auſſer ſolchen Leichenreden, irgend noch Anwerbungsreden, Hochzeitreden, Strohkranzreden, ingleichen Grundlegungs, Einweihungs, und Vorſtellungsreden u. a. m. vor: So hat es eben die Bewandniß damit. Alle dieſe Arten gehören zu den Complimenten, die kein rechtes Thema brauchen, und nur als Chrien abgehandelt werden. Wollte aber jemand ja zum Ueberfluſſe einen rechten Hauptſatz dabey ausführen: So werden ihm ſein Verſtand und ſeine Gelehrſamkeit, ingleichen Zeit und Ort, nebſt den übrigen Umſtänden ſeiner Zuhörer oder eigenen Perſon, ſchon etwas an die Hand geben, ſo ſich dazu ſchicket. Wir wiederrathen aber dabey alles Ernſtes alle die Erfindungsqvellen, die man ſonſt nach der vormaligen Redekunſt angewieſen, und die in den Wappen, in den öffentlichen Zeitungen, in den Namen, oder in allerley Sinnbildern, Münzen und Ehrenpforten geſuchet worden. Alles dieſes wunderliche Zeug iſt zum Schimpfe der wahren Beredſamkeit erfunden worden; und hat ſeine Urheber und Nachfolger damit ſattſam beſtrafet, daß keiner davon jemals ein wahrer Redner geworden. Ein gleiches Schickſal drohe ich allen denen an, die ſich noch etwa künftig in dieſe abgeſchmackten Erfindungen verlieben ſollten. Wer einmal die einfältigen Spuren der Natur in ſeinem Hauptſatze zu verlaſſen fähig und geneigt iſt, von dem kann man auch in der ganzen Ausführung nichts geſundes und natürliches hoffen. Bey dem unnatürlichen aber iſt keine wahre Beredſamkeit zu erlangen möglich; man mag ſelbiges noch ſo ſehr zu überkleiſtern und zu verſtecken ſuchen.

§. XIII.

Indem ich dergeſtalt die allernatürlichſten, einfältigſten

ſten und ungekünſtelten Hauptſätze anpreiſe: So werden viele mit Verlangen warten, was ich denn von den allegoriſchen oder ſchematiſchen Sätzen halte, die eine lange Zeit her, zumal in der geiſtlichen Beredſamkeit geherrſchet haben. Ich kann darauf ſehr kurz antworten: Daß ich nemlich gar nichts darauf halte, und ſie vor Ueberbleibſel eines barbariſchen Geſchmackes unter unſern Rednern anſehe. Mein Beweis iſt leicht: Weil aus der Beredſamkeit billig alles zu verbannen iſt, was ihren Abſichten nicht beförderlich iſt, ſondern denſelben wohl gar zuwieder läuft. Das thun aber die allegoriſchen und ſchematiſchen Hauptſätze. Sie helfen nicht das allergeringſte zur Ueberredung der Zuhörer, indem ſie die Sache, davon eigentlich die Rede handelt, weder deutlicher noch wahrſcheinlicher machen; ſondern ſie vielmehr verdunkeln und verwickeln helfen, daß der Zuhörer um ſo vielweniger weis, was er davon halten ſoll. Z. E. Wenn jemand bey dem Ableben eines groſſen Herrn, den Tod deſſelben mit dem Untergange der Sonnen vergliche, und daraus das ſchematiſche Thema drechſeln wollte: **Die untergehende Landesſonne:** So würde dieſer Satz, weder zur Erklärung noch zum Beweiſe der groſſen Eigenſchaften eines Monarchen noch zur Erregung der Traurigkeit, noch zum wirklichen Troſte des Landes etwas beytragen. Denn man würde in dem gröſten Theile der Rede eine gezwungene Vergleichung eines Regenten mit der Sonne anſtellen müſſen, und ſich dadurch nur die Zeit benehmen, den erblichenen Prinzen nach ſeinen Eigenſchaften und Thaten recht zu beſchreiben, den Unterthanen die Gröſſe ihres Verluſtes lebhaft abzuſchildern, und andre weit nützlichere Materien abzuhandeln. Imgleichen wer ein verſtorbenes junges Frauenzimmer ſchematiſch als eine verblühete Roſe vorſtellen wollte: Der würde zwar ſeinen Witz in Erfindung künſtlicher und weitgeſuchter Aehnlichkeiten zeigen können; aber ſehr wenig Hochachtung gegen die

Verſtorbene, ſehr wenig Troſt vor die Leidtragenden; dadurch zu wege bringen.

§. XIV.

Hernach erwege man nur, daß die Alten den höchſten Grad in der Beredſamkeit haben erlangen können, ohne dergleichen allegoriſche Künſte zu gebrauchen. Wo hat doch Demoſthenes jemals ſeinen Athenienſern ein ſolch ſchematiſches Thema vorgetragen? Wie würde dieſes kluge Volk gelachet haben, wenn er ihnen in einer Philippiſchen Rede die Stadt Athen unter dem Bilde eines von dem Habichte geſcheuchten Täubleins, oder eines von den Seeräubern verfolgten Schiffes vorgeſtellet hätte? Würden ſie ihn nicht viel ärger ausgeziſchet haben, als da er zum erſtenmal unter ihnen auftrat, und noch das R nicht ausſprechen, auch ſo laut nicht reden konnte, daß man ihn in einiger Entfernung hätte hören können? Oder was würde man in Rom gedacht haben, wenn Cicero ſeinen Witz auf die Folterbank geſpannet hätte, den Catilina mit einem africaniſchen Löwen, oder gar mit einer hölliſchen Furie zu vergleichen? Es würde ihm ſolches nicht ſchwerer gefallen ſeyn, als unſerm Lohenſtein den Hofmannswaldau mit dem groſſen Pan zu vergleichen, von welcher Rede man den II. Band der Beyträge zur Critiſchen Hiſtorie der deutſchen Spr. ꝛc. nachſehen kan. Aber ein ſo gezwungenes Weſen gefiel dieſem vernünftigen Redner nicht. Sein Kopf war viel zu philoſophiſch, als daß er ſich mit ſolchen läppiſchen Spielwerken hätte beſchäftigen ſollen, womit Kinder ihre Zeit nicht einmal verderben ſollten. Er ſahe wohl, daß er ſeinen Römern ganz was anders vorſagen müſte, um ihnen einen rechten Haß gegen dieſes Ungeheuer beyzubringen. Er heißt ihn zwar eine Peſt ſeiner Vaterſtadt: Allein er führet dieſe Vergleichung nicht in der ganzen Rede aus. Ein Gleichniß anzubringen und zuweilen metaphoriſch zu reden, iſt deswegen kein Fehler: Aber ganze ſchematiſche Reden zu machen, das iſt ganz un-

ungereimt; und wenn es gleich auf der Kanzel geſchähe.

§. XV.

Man kan leicht denken, was denn von den Jahrgängen zu halten ſey, darinn gewiſſe Homileten ihre ganze Beredſamkeit zu zeigen vermeynen. Sie erſinnen einen gewiſſen Hauptſatz, der ſich ihrer Meynung nach, auf alle evangeliſche Texte, durchs ganze Jahr ſchicket: Aber ſie müſſen dem wahren Sinne des Geiſtes hernach alle nur erſinnliche Gewalt anthun, und den unſchuldigen Text ſo lange zerren und martern, bis er ihrem Eigenſinne nachgiebt. Ich will hier nicht mit theologiſchen und exegetiſchen Gründen wieder dieſe Methodenkünſtler ſtreiten: Ich will nur als ein Redner davon urtheilen, daß es ungereimt ſey, ſeinen Zuhörern mehr als funfzigmal einerley Hauptſatz vorzuſagen, wenn die Texte ganz offenbar lauter verſchiedene Materien in ſich halten. Und was wird der Zuhörer davon gebeſſert, wenn er endlich ſeine Neugierigkeit geſtillet ſieht: Wie doch der Herr Paſtor ſein Thema aus dem heutigen Evangelio herausbringen werde? Sehr ſelten kömmt es ihm ungezwungen genug vor: Und er hat recht! Dabey bleibt denn hernach ſeine ganze Aufmerkſamkeit. Ich enthalte mich, aus Ehrfurcht gegen die heil. Wahrheiten, einige lächerliche Exempel von ſolchen unzeitigen Jahrgängen anzuführen. Wer indeſſen ſehen will, wie viel ſeltſame ſchematiſche Hauptſätze aus einem einzigen Spruche erfunden werden können, der beſehe Wiedemanns Kanzelredner: Wo er aus dem Spruche: Alſo hat GOtt die Welt geliebet ꝛc. allerley ſeltſame Sätze erzwungen finden wird.

§. XVI.

Man pfleget die Hauptſätze auch in einfache und zuſammengeſetzte einzutheilen; auch wohl die einfachen nach geſchehenem Vortrage in Theile zu zerfällen, von deren jedem man hernach ins beſondre handelt. Nun iſt es allerdings gut, wenn eine Rede ſo wohl, als alle andre Werke des menſchlichen Witzes und Verſtandes auf einer gewiſſen Einheit beruhet. Ein Heldengedichte muß, ſo wohl als eine comiſche oder tragiſche Fabel, nur eine einzige Haupthandlung haben. Ein ſchönes Gemählde, ſo eine Hiſtorie abbildet, muß nur eine Hauptſache darſtellen, davon alle übrige Figuren nur Theile abgeben. So ahmet man der Natur in ihren Werken nach, welche den Körpern ihrer Thiere zwar viele andre Gliedmaſſen doppelt, aber nur ein einziges Herz, gegeben, welches alle übrige Theile belebet; nur eine Seele, die alles übrige regieret; nur ein Haupt, darinn dieſelbige ihren Sitz hat. Eine Rede alſo, die nur einen Hauptſatz hat. iſt die allervollkommenſte, und je einfacher derſelbe iſt, deſto ſchöner iſt er. Z. E. in Demoſthenis II. Philippiſchen Rede iſt der Hauptſatz: **Philippus iſt der Athenienſer Feind.** Hier iſt nur ein Subject, und ein Prädicat, und kürzer kan kein logiſcher Satz ſeyn. Jemehr man ſich dieſer edlen Einfalt nähert, deſto ſchöner wird eine Rede. Plinii Lobrede hat gleichfalls einen ſehr einfachen Satz zum Grunde: **Trajan iſt ein vollkommen guter Käyſer.** Auch Cicero in ſeiner Rede vor den Ligarius ſetzet ſich zum Hauptſatze: **Der unſchuldige Ligarius bittet um Gnade.** Selbſt Fleſchier hat ſeinen Turenne durch den einzigen und einfachen Hauptſatz gelobet: **Turenne iſt durchgehends ein Sieger geweſen.** Man bemühe ſich alſo, ſo viel als möglich iſt, den ganzen Inhalt ſeiner Rede, die man noch ausarbeiten will, in einen ſo einfachen logiſchen Satz zu faſſen, der ſich leicht verſtehen und behalten läßt.

§. XVII.

Gleichwohl aber will dieſes nicht allezeit ſo genau angehen, und wir haben auch von den gröſten Rednern Exempel, da ihre Hauptſätze nicht ſo einfach ſind. Z. E. Cicero, in der Rede vor den Archias, verſpricht darzuthun:

> Daß man den Archias nicht nur aus der Zahl der Römiſchen Bürger, unter welche er bereits gehöret, nicht verſtoſſen ſolle; ſondern, daß man ihn, wenn er noch nicht in ihrer Anzahl geweſen wäre, noch itzo in dieſelbe aufzunehmen verbunden ſeyn würde.

Da haben wir zweene Hauptſätze; der erſte iſt: Man ſoll dem Archias ſein Bürgerrecht nicht nehmen; der andere: Man ſollte ihm ſelbiges geben, im Fall er es noch nicht hätte. Eben ſo iſt es mit des Demoſthenes Iſter Philippiſchen Rede bewandt. Es heißt:

> Mein Vorhaben iſt euch zu zeigen, wie ſtark eure Armee ſeyn müſſe, wie viel Geld man brauchen werde, und wie man alles übrige aufs beſte anſchaffen und veranſtalten könne.

Hier ſcheinet gar ein dreyfacher Hauptſatz zu ſeyn: Man könnte aber zur Entſchuldigung dieſes groſſen Redners ſagen, daß dieſes nur die Abtheilung oder Zergliederung ſeines kurzvorhergehenden viel einfachern Hauptſatzes ſey. Denn es heißt unmittelbar vorher: **Nun komme ich erſt auf die Zurüſtungen, wodurch ihr euch aus der vorhandenen Gefahr befreyen könnet.** Hierinn ſteckt ganz offenbar der logiſche Satz: **Ihr Athenienſer müßt euch zum Kriege rüſten.** Und da iſt er ſo einfach als es möglich iſt. Eben das ließe ſich von des Cicero obigem Hauptſatze zeigen, wenn es darauf ankäme. Denn man dörfte den Hauptſatz nur ſetzen: **Archias verdient das römiſche Bürgerrecht:** So können die obigen beyden Sätze vor die Abtheilung deſſelbigen angeſehen werden.

§. XVIII.

Die Abtheilungen der Hauptſätze, oder vielmehr der Reden, darinnen man ſie ausgeführet, ſind alſo nicht nur erlaubt, ſondern auch zuweilen nothwendig. Ich ſage mit Bedacht nur zuweilen: Darum muß man aus der Abtheilung kein Handwerk machen, wie in den geiſtlichen Reden mehrentheils zu geſchehen pflegt. Wenn man nur ein Subject und ein Prädicat in dem Hauptſatze hat; ſo braucht es keiner Abtheilung. Denn zu ſagen, daß man ſeinen Satz erſtlich erklären, hernach beweiſen, hernach anwenden wolle; das heißt nicht die Materie der Rede, ſondern überhaupt die Rede in die Theile zergliedern, daraus ſie allezeit beſtehen ſoll. Auch giebt die Erzählung der Beweisgründe, dadurch man etwas erhärten kan, keine Eintheilung ab, die gelten könnte. Die meiſten Reden haben mehr als einen Beweis, aber deswegen hat die Materie nicht ſo viel Theile. Nehmen wir dieſe Arten falſcher Abtheilungen weg: So bleiben noch dieſe drey übrig: I.) Da entweder mehr als ein Subject, oder mehr als ein Prädicat in dem Satze iſt. II.) Da entweder das Subject, als ein Begriff einer Gattung, vielerley Arten unter ſich begreift, von welchen das Prädicat auch gilt; oder wo das Prädicat viele Arten unter ſich hat, die dem Subjecte alle zugeeignet werden. III.) Da entweder das Subject ein Ganzes iſt, ſo viele Theile unter ſich begreifet, oder das Prädicat von ſolcher Beſchaffenheit iſt. Allein die erſte Art fällt auch noch gänzlich weg; indem man ſonſt zwo kleine Reden an ſtatt einer groſſen machen würde. Z. E. wenn ich beweiſen wollte, daß Alexander und Cäſar groſſe Helden geweſen; oder daß Cäſar ſehr gelehrt und ſehr tapfer geweſen. Da nun dieſes ein Fehler ſeyn würde: So bleiben nur die beyden letzten Arten der Eintheilungen als regelmäſſige übrig.

§. XIX.

Nunmehro iſt es auch leicht, die Regeln dieſer Eintheilungen zu geben. I.) Muß die Abtheilung vollſtändig ſeyn, oder alle Arten einer Gattung, alle Theile eines Ganzen in ſich begreifen. Z. E. wenn jemand erwieſe, daß der Krieg ſchädlich wäre: So müſte er es nicht nur von demjenigen, da man jemanden angreift, und von dem, da man ſich vertheidiget; ſondern auch von dem Kriege, den man ſeinen Bundsgenoſſen zu gut führt, erweiſen. Wenn jemand erwieſe, daß man Gott lieben ſolle: So müſte er nicht nur zeigen, daß ſolches mit der Liebe der Erkenntlichkeit, und mit der Liebe des Verlangens geſchehen müſſe; ſondern er müſte auch noch die reine Liebe, oder die Liebe des Wohlwollens hinzuſetzen. II.) Man muß in der Erzählung der Theile oder Arten eine Gleichheit beobachten; ſo daß man nicht gröſſere und kleinere neben einander ſetze. Z. E. Wer von der Gelehrſamkeit erweiſen wollte, daß ſie einem Staate ſehr zuträglich ſey, der müßte nicht ſagen: Er wollte dieſes erſt von den freyen Künſten, hernach von den Wiſſenſchaften, und endlich von der Hiſtorie erweiſen. Denn dieſe letztere iſt eine untere Art der Gelehrſamkeit, die ſchon unter den freyen Künſten begriffen iſt. III.) Man muß der Theile nicht zu viel machen, weil ſie ſonſt dem Gedächtniſſe zur Laſt werden möchten; da ſie ihm zur Erleichterung dienen ſollten. Ueber drey, oder höchſtens über vier Theile muß alſo eine Rede nicht bekommen, wenn ſie gut ſeyn ſoll. Nach dieſen Anmerkungen wird man nunmehro dasjenige leicht beurtheilen können, was Cicero und Qvintilian von den Abtheilungen geſagt haben: Wo man finden wird, daß ſie ſich aus vielen Schwierigkeiten nicht zurechte zu finden gewußt. Nach eben dieſen Regeln wird man auch die obenangeführten Hauptſätze des Demoſthenes, Cicero und Fleſchier eingetheilet befinden.

§. XX.

Ich habe nichts nöthiges mehr von den Hauptſätzen zu erinnern, als daß ich noch die Frage abhandeln muß: Ob denn die Eintheilung des Hauptſatzes aus dem Eingange herflieſſen müſſe, wie einige künſtliche Homileten haben wollen? Es iſt eine unzeitige Regel, die von ſpitzfündigen Methodenkünſtlern erſonnen worden; und die mehr dient einen übelangewendten Witz zu zeigen, als die Materie in ein Licht zu ſetzen. Weitgefehlt daß dieſer ſes letztere von ihnen geſchehen ſollte; ſo pflegt vielmehr eine ſo erzwungene Eintheilung die Materie nicht zu erſchöpfen, ja wohl ganz unrichtige Glieder an die Hand zu geben. Von Exempeln dazu wimmeln alle Poſtillen, wo man nach der ſo berühmten Leipziger Prediger-Methode alles hat ausdrechſeln wollen. Am allerungereimteſten iſt es, wenn man gar vorſchreibet, daß ſich die Glieder des abgetheilten Hauptſatzes reimen ſollen. Man will dem Gedächtniſſe der Zuhörer dadurch zu ſtatten kommen; allein man ſetzet gemeiniglich die Beurtheilungskraft darüber aus den Augen. Z. E. Jener wollte eine Leichenpredigt über den Text: Ich habe einen guten Kampf gekämpfet ꝛc. halten. Darum ſtellte er des ſel. Verſtorbenen herrlichen Glaubenskampf zu betrachten vor, dabey man denn ſehen ſollte 1.) wie er tapfer geſtritten, 2.) geduldig gelitten, und 3) freudig gen Himmel geritten. Oder damit es auch an einem ſchönen Exempel einer aus den Eingängen erfundenen Abtheilung nicht fehlen möge, ſo mag folgendes dazu dienen. Der Text war von dem Jünglinge zu Nain. Der Eingang war der Spruch aus dem Propheten: Land, Land, Land, höre des Herrn Wort. Daraus ſtellete der Redner vor: Ein dreyfaches Land: 1.) Mayland, 2.) Weiland, 3.) Heiland. Das erſte ſollte Nain bedeuten, welches an Schönheit der Stadt und Gegend um Mayland nichts nachgegeben. Das andre ſollte auf den verſtorbenen Jüngling; das dritte auf deſſen Auferweckung durch das Wunderwerk Chriſti zielen. Sind das nicht herrliche Früchte der homiletiſchen Regeln?

Das IV. Hauptſtücke.

Von Erfindung der Eingänge, ihren verſchiedenen Arten und Eigenſchaften.

§. I.

Wenn der Redner mit ſeinem Hauptſatze fertig iſt, ſo kan er den Eingang zu demſelben erdenken. Wir verſtehen dadurch eine kurze Rede, dadurch der Zuhörer zu der folgenden Abhandlung des Hauptſatzes vorbereitet wird. Cicero im I. B. von der Erf. c. 15. ſagt: Exordium eſt oratio animum auditoris idonee comparans ad reliquam dictionem. Es iſt nemlich nicht rathſam, daß man gleich ohne Eingang zu der Ausführung ſeiner Hauptmaterie ſchreite. Die Zuhörer ſind von ſehr verſchiedener Art, und bringen ſehr mannigfaltige Gemüthsverfaſſungen mit ſich. Die eine iſt aber immer den Abſichten des Redners vortheilhafter als die andre: Und es wäre alſo gut, daß ſie alle darinn überein kämen. Um nun, ſo viel möglich iſt, eine Aehnlichkeit unter ihnen zu befördern, iſt es nöthig, ſie ſo vorzubereiten, wie ſie am geſchickteſten werden können, ſich von der vorhabenden Wahrheit überführen zu laſſen. Wenn dieſes nicht geſchieht, ſo hat entweder der Zuhörer ſchuld, der nicht aufmerkſam iſt; oder die Perſon des Redners, wieder welche der Zuhörer eingenommen iſt; oder die Sache ſelbſt, davon die Rede handelt, von welcher der Zuhörer nichts wiſſen mag. Dieſe drey Hinderniſſe zu heben ſind die Eingänge beſtimmet. Sie ſollen nemlich den Zuhörer aufmerkſam, den Redner angenehm machen, und die Sache ſelbſt als merkwürdig vorſtellen. Dieſes iſt eben das, was Cicero will, wenn er ſagt, man müſſe ſich dem Zuhörer geneigt, aufmerkſam und gelehrig (benevolum, attentum, docilem) machen.

§. II.

Hieraus folget nun vors erſte, daß ein jeder Redner von rechtswegen ſeine Zuhörer kennen müſſe, zum wenigſten diejenigen unter ihnen, an deren Beyfalle ihm am meiſten gelegen iſt. Wer unter ganz fremden Leuten auftritt, von deren Meynungen, Gewohnheiten, Vorurtheilen, Neigungen und Sitten er nicht das geringſte weis, der wird ſchwerlich einen geſchickten Eingang erſinnen können. Wäre es alſo möglich, daß ein Redner ein Herzenskündiger ſeyn, und alle geheime Gemüthsverfaſſungen ſeiner Zuhörer einſehen könnte: So würde es ſehr viel zu ſeinen Abſichten beytragen. Da aber das nicht möglich iſt: So muß er ſich zum wenigſten angelegen ſeyn laſſen, aus genauer Betrachtung und Erwegung aller Umſtände, der Zeit, des Ortes, der Veranlaſſung ſeiner Rede, der beſondern Perſonen die Theil daran haben, ihres Alters, Geſchlechts und Standes, ihrer Lebensart, beſondern Leidenſchaften und Verbindungen untereinander, u.dergl.m. zu errathen, wie etwa der gegenwärtige Zuſtand ihrer Gemüther beſchaffen ſey? Geht dieſes nicht bey allen, ſo geht es doch bey vielen, oder wohl gar bey den meiſten an: Und wenn man es ſo weit gebracht hat; ſo iſt es hernach leicht, einen guten Eingang zu erfinden. So kannte Demoſthenes die Athenienſer, als er ihnen die Philippiſchen Reden hielte. So kannte Cicero den Catilina, als er die erſte; die Römer aber, als er die andern Catilinariſchen Reden ablegte; andrer Exempel voritzo zu geſchweigen.

§. III.

Zum andern wird ein Redner die Materie, davon er handeln will, in Betrachtung zu ziehen haben, und dabey ſonderlich erwegen: Ob ſie dem Zuhörer als neu oder alt, als wichtig oder verächtlich, als nöthig oder unnöthig, als leicht oder ſchwer vorkommen möchte? Nachdem er nun dieſelbe befindet, ſo muß er auch ſeinen Eingang einrichten, und ſich entweder des gütigen Urtheils der Zuhörer geſchickt zu ſeinem Vortheile bedienen, oder das ungünſtige aus dem Wege zu räumen ſuchen. Nun pflegt das Neue, das Wichtige, das Nöthige und das Schwere ſich ohnedem ſchon Aufmerkſamkeit zu erwecken: Daher iſt es eine leichte Sache, in dem Eingange den Zuhörer in dieſem ſeinem Urtheile zu beſtärken, und ihn durch neue Gründe und vorläufige Vergröſſerungen von der Haupt-Sache, recht aufmerkſam zu machen. In dem Gegenfalle muß er ſich angelegen ſeyn laſſen zu zeigen, daß die Sache eben nicht ſo alt, verächtlich, unnöthig oder leicht ſey, davon er reden wolle. Er hoffe, daß ſie das Gegentheil davon urtheilen würden, wenn ſie ihm ihre Aufmerkſamkeit auf eine kurze Zeit gönnen wollten. Oder er muß es frey heraus geſtehen, daß die Sache zwar was altes ſey, aber ſie ſey dem ungeachtet wichtig, nöthig und ſchwer; oder ſie ſey zwar nicht von groſſer Wichtigkeit, aber doch neu, nöthig, und nicht ohne Schwierigkeit; oder ſie ſey zwar nicht unter die nothwendigſten zu zählen, aber gleichwohl neu, wichtig und ſchwer; oder endlich, ſie ſey zwar leicht, aber doch neu, wichtig und nothwendig: Wozu denn die beſondern Materien, davon er handeln will, leicht nähern Anlaß geben können. So hoffe ich die Claſſen der Materien beſſer nach dem heutigen Gebrauche eingetheilet zu haben, als wenn ich die Ciceroniſchen fünf genera cauſſarum, nemlich das honeſtum, admirabile, humile, anceps et obſcurum beybehalten hätte.

§. IV.

Hat man ſeine Zuhörer dergeſtalt aufmerkſam gemacht: So ſind ſie zum Theil ſchon gelehrig und begierig geworden, den Redner anzuhören. Dieſes aber vollends zu bewerkſtelligen, muß der Redner die Verſicherung geben, daß er die Sache auf eine ſolche Art vortragen wolle, die dem Zuhörer die angenehmſte zu ſeyn ſcheinet: Z. E. Er wolle die bekannteſte Sache auf eine ganz neue Art ausführen; das Dunkle viel beſſer ins Licht ſetzen, als andre vor ihm gethan; das ungewiſſe viel richtiger erweiſen; die Irrthümer viel behutſamer vermeiden; die Quellen derſelben viel genauer entdecken; allerhand nützliche Warnungen hinzufügen; viel erbauliche Anmerkungen mit einſtreuen; die Widriggeſinnten gründlich wiederlegen und zu ſchanden machen u. ſ. w. Doch muß er nicht alle dieſe Verheiſſungen in jeder Rede auf einmal thun; ſondern bald dieſe, bald jene, die ſich zu der vorhergehenden Sache ſchicket: Damit es keine Pralerey zu ſeyn ſcheine. Imgleichen muß ein Redner auch Achtung geben, daß er nichts verſpreche, was er nicht zu erfüllen im Stande iſt. Ferner kan ein Redner ſagen: Dieſe Betrachtung wäre zu derjenigen Zeit nöthiger als zu einer andern; ſie würde zu Beförderung ihrer zeitlichen und ewigen Wohlfahrt viel beytragen; die Zuhörer würden ſelbſt eine Probe von ihrer Gottesfurcht, von ihrer Liebe zur Tugend, Gelehrſamkeit oder Gerechtigkeit; imgleichen von ihrer Ehrfurcht gegen ihre Obrigkeit, oder ihren Landesherrn, auch gegen ihre Geſetze und löbliche Gewohnheiten an den Tag legen, wenn ſie der Sache ein geneigtes Gehör gönnen wollten.

V.

Drittens nun, ſich ſelbſt bey dem Zuhörer beliebt zu machen, muß ein Redner auch auf ſeine eigene Perſon ſehen, und erwegen, wie die Zuhörer etwa gegen ihn ins beſondre geſinnet ſind. Weis er, daß er in gutem Anſehn ſteht, daß man ihn vor einen rechtſchaffenen, Wahrheit und Tugend liebenden Mann hält: So hat er viel gewonnen. Hat er darneben ein gutes äuſſerliches Anſehn, und iſt ſein Stand, Amt oder Geſchlecht ſo beſchaffen, daß es ihm Ehre macht: So iſt es deſto beſſer. Iſt aber dieſes alles nur von mittelmäßiger Art, oder gar den Zuhörern unbekannt: So muß ſich der Redner ſonſt bey ihnen einzuſchmeicheln, und ſich in ein gewiſſes Anſehen zu ſetzen wiſſen. Das ſchwerſte iſt hier zu ſagen, wie ſolches geſchehen kan? Vors erſte thut die Ehrerbiethung, die der Redner in Worten und Geberden gegen die Zuhöver bezeiget, ſehr viel. Es iſt natürlich, daß man Leuten gewogen wird, die uns hoch achten, oder es doch auf eine ungezwungene Art zu thun ſcheinen. Folglich muß ein Redner auch denn, wenn er in der That viel gelehrter und vornehmer wäre als ſeine Zuhörer, gleichwohl ſich nicht merken laſſen, als ob er ſolches glaubte oder wüßte. Er muß ſich eine gewiſſe Beſcheidenheit angewöhnen, und ſich weder trotzig noch ſtolz bezeigen. So machte es Cicero in ſeiner Rede vor das Maniliſche Geſetz, welche er als Prätor vor dem verſammleten Volke hielte. Oder wo ja ein Redner ſeinen Zuhörern auch bittere Wahrheiten zu ſagen hätte: So muß er ſich ſchon im Eingange als einen redlichen und aufrichtigen Mann darſtellen, der die Wahrheit über alles liebet, es mit ſeinen Zuhörern gut meynet, und Gewiſſens oder Amtshalber ihnen ſolche verdrüßliche Dinge ſagen muß. So hat es Demoſthenes in ſeiner erſten Philippiſchen Rede gemacht. Wenn er ſich nun durch die ganze Rede in dieſem Character erhalten kan: So wird dieſes die beſte Einſchmeichelung von der Welt ſeyn; da hergegen die niederträchtigſten Schmeicheleyen eines Böſewichts bey niemanden einen Eindruck machen würden.

§. VI.

Wollen wir nun aus dem allen kürzlich die Regeln der Eingänge ziehen: So werden folgende die hauptſächlichſten ſeyn. I.) Der Eingang muß ganz ungezwungen und natürlich zur Rede paſſen: So daß es ſcheine, man habe ihn nicht anders machen können. Denn alle weitgeſuchten Erfindungen bereiten den Zuhörer nicht zu, ſondern zerſtreuen nur ſeine Gedanken. II.) Der Eingang muß nicht gemein ſeyn, ſo daß man ihn ſchon von andern, oder doch von demſelben Redner mehrmals gehöret hätte. Vielmehr muß er ganz neu zu ſeyn ſcheinen: Z. E. Wie des Cicero Eingänge in den Reden vor Cluentium und Ligarium ſind. III.) Muß der Eingang einer Rede nicht mit dem Eingange einer andern vertauſchet werden können, ſondern ſich ſo genau zu ihr ſchicken, als kein anderer; zu einer andern aber ſich gar nicht reimen. IV.) Daher muß denn ein guter Eingang mit ſeiner Materie ſo feſt verbunden ſeyn, daß er gleichſam ein Glied von dem ganzen Körper der Rede auszumachen ſcheine. V.) Endlich muß er auch nicht zu lang ſeyn, damit er nicht den Zuhörer vor der Zeit überdrüſſig mache. VI.) Zum Beſchuſſe muß er auch nicht wieder die Abſichten des Redners laufen, indem er irgend den Zuhörer weder aufmerkſam noch gelehrig, und den Redner nicht angenehm macht. Vielweniger wird es VII.) zu dulden ſeyn, wenn er gar das Gegentheil davon wirkte.

§. VII.

Das bisherige nun gilt durchgehends in allen ordentlichen Reden, wo keine beſondere Umſtände vorfallen. So gar in den gewöhnlichen Kanzelreden kan faſt alles dieſes beobachtet werden: Wenn das wenige, was die Heiligkeit der Materie und des Orts anlangt, in Betrachtung gezogen wird. Doch kan es auch nicht ſchaden, wenn hier zuweilen ſtatt des Einganges eine kleine Abhandlung einer Materie, die zu dem Hauptſatze vorbereitet, angeſtellet wird. Ich ſage mit Fleiß eine kleine; denn es muß durchaus nicht eine ganze oder halbe Rede daraus werden: Weil überhaupt die Eingänge kaum den ſechſten, fünften, oder höchſtens den vierdten Theil der Rede ausmachen ſollen. Gleichwohl bleiben auch bey dieſer Art alle die obigen Regeln noch feſt. Ganz anders verhält ſichs in auſſerordentlichen Fällen, wo der Redner in einem ſo ſtarken Affecte iſt, daß er gleichſam alle Regeln der Eingänge vergißt, und mit Gewalt alles das heraus ſtößt, was ihm die Gemüthsbewegung eingiebt. So iſt des Cicero Eingang zu ſeiner erſten Catilinariſchen beſchaffen. Er brennet vor Eifer, den Catilina aus der Stadt los zu werden: Darüber vergißt er ſo gar den Rath anzureden. Auch heute zu Tage könnte ein Redner in einem heftigen Schmerze, oder in einer auſſerordentli-

chen

ner Freude, hierinn die Regeln ein wenig beyſeite ſetzen. Es müßte aber ſehr wahrſcheinlich ſeyn, daß er wirklich in einem Affecte ſtünde: Wenigſtens müßte ſein Anſehen, ſeine Sprache, nebſt allen Geberden, ſolches zeigen. Sonſt würde es lächerlich klingen und ausſehen, eine Rede ohne einen gehörigen Eingang gemachet zu haben.

§. VIII.

Noch eine Frage fällt bey den Eingängen vor, nemlich, ob es wohl gut ſey, zweene zugleich bey einer einzigen Rede zu machen. Es würde vielleicht niemand auf dieſelbe gefallen ſeyn, wenn nicht in geiſtlichen Reden oder Predigten dieſe Gewohnheit ſeit langer Zeit aufgekommen wäre. Denn man pflegt gleich bey dem Auftritte auf die Kanzel den erſten, und nach dem verleſenen Texte den andern Eingang zu machen. Daß einer darunter überflüſſig ſey, iſt leicht zu begreifen, indem eine Rede mit zweenen Eingängen ein zweyköpfigtes Ungeheuer iſt. Es geſtehen es auch viele Homileten ſelber, daß der ſo genannte erſte Eingang nur eine Vorbereitung zum Gebethe iſt. Allein ſie ſind nicht eins untereinander; denn viele laſſen den andern Eingang, nach Verleſung des Textes, gar weg, und ſehen alſo den erſten vor den rechten Eingang an. Diejenigen thun aber am beſten, die mit einigen groſſen Gottesgelehrten und geiſtlichen Rednern, an ſtatt des erſten Einganges nur ein Gebeth thun, ſelbiges mit dem Vaterunſer ſchlieſſen, und hernach den ordentlichen Eingang unmittelbar mit der Rede verknüpfen. Denn ſo bleibt doch der Eingang eine Vorbereitung zu der Rede, mit welcher er ſo genau zuſammen hänget: Und der erſte Auftritt bleibt wahrhaftig eine Vorbereitung zum Gebethe des Herrn. Die Römiſchcatholiſchen leſen den Text unmittelbar, wenn ſie auf die Kanzel treten, und ſtimmen alſo im Abſehen auf den andern Eingang mit mir überein. Die

Reformirten haben gleichfalls nur dieſen einzigen Eingang, und vor dem Vaterunſer ein Gebeth eingeführet.

Das V. Hauptſtücke.

Von den Erklärungen in einer Rede.

§. I.

Was wir die Erklärungen nennen, das hieſſen die Alten die Erzählung (Narrationem). Das kam aber daher, weil ſie keine ſolche lehrende Reden hatten, als wir heute zu Tage haben, da man von allgemeinen Begriffen Hauptſätze abfaſſet. Faſt alle ihre Reden handelten von einzelnen Dingen. Z. E. Athen muß ſich wieder den Philippus zum Kriege rüſten; Philippus iſt unſer Feind; Cteſiphon iſt unſchuldig ꝛc. Archias iſt ein römiſcher Bürger; Ligarius iſt unſchuldig; man muß wieder den Mithridates Krieg führen; Trajan iſt ein unvergleichlicher Käyſer. Weil nun einzelne Dinge nicht anders erkläret werden können, als wenn man eine ausführliche Erzählung ihrer Umſtände anſtellt, und den Verlauf ihrer Begebenheiten beybringet: So haben die Alten den erſten Theil ihrer Reden allemal die Erzählung genennet. Wenn wir es aber itzo die Erklärung nennen wollen: So begreift dieſes Wort auch die Erzählungen unter ſich. Denn wir theilen die Erklärungen in philoſophiſche und hiſtoriſche. Jene haben da ſtatt, wo man gewiſſe dunkle Wörter und Sachen deutlich zu machen ſucht; dieſe aber ſind da nöthig, wo man gewiſſe Begebenheiten erzählen muß, dem Zuhörer einen rechten Begriff von dem Hauptſatze beyzubringen. Die erſtern ſind mehr in dogmatiſchen, dieſe letztern aber mehr in Lobreden und Complimenten nöthig: Wiewohl doch keine die andre ganz ausſchlieſſet.

§. II. Daß

§. II.

Daß nun ſolche Erklärungen nöthig ſeyn, erhellet daraus, weil es unmöglich iſt, die Zuhörer von einem Satze zu überreden, den er noch nicht recht verſtehet. Wie will man einer Wahrheit beypflichten, wenn man entweder ihr Subject oder ihr Prädicat, oder beydes zugleich nicht kennet? Nun ſind zwar mehrentheils die Wörter eines Satzes den Zuhörern bekannt genug: Allein das ſind gemeiniglich nur klare Begriffe, die nicht zulänglich ſind, eine Sache recht einzuſehen. Man muß deutliche und ausführliche Begriffe von Worten und Sachen haben, wenn man urtheilen will, ob ein Satz wahr oder falſch ſey. Z. E. Cicero will in ſeiner Rede pro Lege Man. die Römer bereden, wieder den Mithridates Krieg zu führen. Hier mochten die meiſten wohl wiſſen, daß Mithridates ein König im Oriente wäre. Allein ſie wuſten doch die beſondern Umſtände nicht: Daher muß es der Redner erklären. Er hebt alſo an: Atque vt inde oratio mea proficiſcatur, vnde haec omnis cauſſa ducitur, bellum graue et periculoſum veſtris vectigalibus atque ſociis, a duobus potentiſſimis Regibus infertur, Mithridate et Tigrane: &c. Hierauf fährt er fort zu erzählen, woher er das wiſſe, und welches der ganze Verlauf der Sache ſey. In Bithynien, welches eine römiſche Provinz war, hätte der Feind ſchon verſchiedene Städte eingeäſchert; das benachbarte Reich ihres Bundsgenoſſen, des Ariobarzanes, ſey ſchon ganz in Feindes Hand. Lucullus ſey zurücke beruffen, der dem Feinde bisher wiederſtanden. Ein jeder Nachfolger, den man demſelben ordnen könnte, würde ſo leicht nicht im Stande ſeyn, in ſeine Fußtapfen zu treten. Es gehöre ein ſehr tapfrer, erfahrner und berühmter Kriegsheld dazu, dieſe Feldherrnſtelle zu übernehmen und glücklich zu verwalten. Hierauf ſchließt er: Cauſſa quae ſit videtis: Nunc quid agendum ſit, conſiderate. Denn durch eine ſolche ſummariſche Erzählung wurden die Zuhörer in den Stand geſetzt, die Sache einzuſehen.

§. III.

Der andere Grund, warum die Erklärungen nöthig ſind, iſt dieſer, weil man ſich den Beweis dadurch ſehr erleichtert. In den meiſten Fällen kömmt die Wahrheit des Satzes, davon man die Leute überreden will, auf die ausführlichen Begriffe an, die man davon geben kan. Wer eine Sache wohl einſieht, der begreift oft von ſich ſelbſt, ob das Prädicat dem Subjecte zukommt oder nicht. Z. E. Cicero will erweiſen, daß Archias ein römiſcher Bürger ſey. Was braucht er dazu mehr, als daß er erzähle, wer Archias ſey, wie er nach Italien gekommen, wo er ſich aufgehalten, wie lange er in Rom gelebet, in weſſen Hauſe er geweſen, was vor Gönner er gehabt? Aus dem allen erhellet hernach ſogleich, daß er das Bürgerrecht erlanget gehabt. Imgleichen wenn Fleſchier zeigen will, daß Turenne überall ein Sieger geweſen: So darf er nur erklären, wer Turenne von Stand und Herkommen ſey, wie bald er angefangen die Waffen zu tragen, unter wem er gedienet, welchen Feldzügen er beygewohnet, wo er zu commandiren angefangen, was vor Feinde er geſchlagen, und was für Städte er erobert. Alles dieſes giebt den Beweis ſeines Hauptſatzes von ſich ſelbſt an die Hand: Da es hergegen unmöglich geweſen ſeyn würde, denſelben zu führen, wenn man das alles nicht zum voraus geſetzet hätte. In dogmatiſchen Wahrheiten geht es eben ſo. Die beſten Beweiſe flieſſen aus den Erklärungen der Sachen und Wörter. Wer alſo ſeine Zuhörer zu den Beweiſen recht vorbereiten will, der darf nur den Hauptſatz gut erklären. Z. E. Wenn ich darthun wollte, daß ein Prediger ein guter Redner ſeyn müſſe: So dörfte ich nur recht erklären, was durch beydes zu verſtehen ſey.

§. IV.

Man muß aber nicht denken, als ob die Erklärungen nur gleich im Anfange einer Rede nöhig wären: Nein, ſie können und müſſen überall gegeben werden, wo man ſie nöthig hat. Bisweilen hat die Rede Theile, und da muß im Anfange eines jeden die nöthige Erklärung gegeben werden. Z. E. in der angezogenen Rede vor das Maniliſche Geſetz theilt Cicero ſeine Abhandlung in drey Theile: Er will erſt von der Art des Krieges, ſodann von ſeiner Gröſſe, und endlich von der Wahl des Feldherrn reden. Bey jedem von dieſen Stücken erkläret er ſich ausführlich: In den erſten beyden Stücken zwar hiſtoriſch; in dem letzten aber dogmatiſch, oder philoſoppiſch, durch die Beſchreibung eines vollkommenen Feldherrn. *Ego autem ſic exiſtimo*, heißt es, *in ſummo Imperatore quatuor has res ineſſe oportere, ſcientiam rei militaris, virtutem, auctoritatem, felicitatem.* Zuweilen muß ein Redner bey jedem Beweisgrunde etwas dunkles deutlich machen, damit der Zuhörer deſſen Kraft recht einſehen und empfinden möge. Z. E. Fleſchier will den Turenne als einen groſſen Geiſt vorſtellen, und den Beweis dazu aus ſeiner Tapferkeit hernehmen. Dabey erklärt er uns denn erſt, was er dadurch verſteht.

> Verſtehen ſie doch, meine Herren, durch dieſes Wort nicht eine eitele, unbeſonnene und verwegene Frechheit, welche die Gefahr um ihrer ſelbſt willen ſuchet, die ſich ohne Nutzen waget, und nichts als den Ruhm und die Hochachtung der Leute zum Zwecke hat. Ich rede von einer weiſen und wohleingerichteten Kühnheit ꝛc.

Bald darauf will er abermal zeigen, daß er ein kluger Herr geweſen; und dieſe Klugheit daher beweiſen, daß ſie die gröbſte Art von Leuten, nemlich ein Kriegsheer, der Ehrbegierde fähig gemacht. Hier würde man die Folge ſo leicht nicht eingeſehen haben, wenn man ſich nicht deutlich vorgeſtellet hätte, was eine Armee iſt. Darum erkläret es der Redner folgender geſtalt:

> Denn was iſt eine Armee, meine Herren? Es iſt ein Körper, der durch unzählig viele verſchiedene Neigungen getrieben wird, und den ein geſchickter Mann zur Vertheidi-

gung ſeines Vaterlandes in Bewegung ſetzet. Es iſt eine Schaar bewaffneter Menſchen, welche den Befehlen ihres Oberhaupts blindlings folget, ob ſie gleich ſeine Abſichten nicht weis ꝛc.

§. V.

Von der erſten Art der Erklärungen, das iſt von den hiſtoriſchen ins beſondre, erfordert Cicero drey Eigenſchaften, daß nemlich die Erzählung kurz, deutlich und wahrſcheinlich ſey. Sie wird aber kurz ſeyn, wenn man ſich von allen den Umſtänden enthalten wird, die nicht zur Abſicht dienen, oder zur Sache unmittelbar gehören: Ferner wenn man auch alle die kleinen Nebendinge übergeht, die ſich von ſich ſelbſt verſtehen, oder aus dem vorhergehenden und nachfolgenden begreifen laſſen. Denn mancher meynt wunder wie kurz er erzählet, wenn er ſich kurzer Ausdrückungen und Sätze bedienet: Da er doch die Helfte davon hätte erſparen können. Z. E. Ich gieng zu ihm; ich kam ans Haus und klopfte an. Der Diener kam heraus; ich fragte nach dem Herrn: Er ſagte er wäre nicht zu Hauſe. Hier ſind nicht der Worte, ſondern der Sachen zuviel; und ein anderer würde geſagt haben: Ich gieng zu ihm, fand ihn aber nicht zu Hauſe. Beſiehe Cic. l. B. von der Erf. c. 20. Doch muß ein Redner auch nicht, aus übermäſſiger Liebe zur Kürze, dasjenige auslaſſen, was zur völligen Erkenntniß der Sachen, und ſonderlich zum folgenden Beweiſe unentbehrlich iſt. Ein kleiner Umſtand giebt oft dem Zuhörer das nöthige Licht; ohne welches er nicht recht von dem Hauptſatze würde überredet worden ſeyn. Endlich zertheile man zuweilen eine etwas lange Erzählung, und miſche auch einige Vernunftſchlüſſe mit unter: Damit man den Zuhörer nicht überhäufe. In ſeiner Rede vor Ligarium hat es Cicero eben ſo gemacht: Auch ſind in ſeinen Reden wieder den Verres die trefflichſten Meiſterſtücke ſchöner Erzählungen zu finden.

§. VI.

Die andre Eigenſchaft guter Erzählungen iſt, daß ſie deutlich ſeyn ſollen. Die Erzählung ſoll die ganze Sache ins Licht ſetzen: wenn ſie nun an ſich ſelbſt dunkel wäre; wie könnte ſie dem Zuhörer etwas deutlich machen? Wir reden aber hier nicht ſo wohl von der Deutlichkeit die aus der Schreibart entſteht; davon wir hernach handeln werden: Sondern wir verſtehen hier die Deutlichkeit der Sachen. Weil dieſe der Verwirrung entgegen geſetzt iſt, ſo iſt es leicht zu begreifen, daß man ſich vor derſelben aufs ſorgfältigſte zu hüten hat. Dieſes geſchieht, wenn man die Sachen in eben der Ordnung erzählt, in welcher ſie ſich zugetragen haben. Denn wer nicht der Zeit folget, der wirft alles durch einander, und der Zuhörer kan unmöglich wiſſen, wo er iſt oder hingehöret: Weil er bald was aus der Mitte, bald was vom Anfange, bald wieder vom Ende höret. Man fange alſo von forne an, und laſſe nichts nöthiges aus; damit man es nicht hernach allererſt nachholen müſſe: Man ſage aber auch nichts zweymal, wie einfältige Leute zu erzählen pflegen. Z. E. So fängt Cicero an zu erzählen, wer Archias ſey:

> Denn ſo bald Archias die Kinderſchuhe abgeleget, auch diejenigen Sachen beyſeite geſetzet hatte, wodurch Knaben zur Gelehrſamkeit verbereitet werden, hat er ſich mit allem Fleiſſe aufs Schreiben und Dichten geleget. Zu Antiochia, einer vermals ſehr berühmten und reichen Stadt, wo ein groſſer Zufluß von gelehrten Leuten iſt, und wo alle freye Künſte blühen, iſt er aus einem edlen Geſchlechte gebohren: Und hier hat er ſich zu allererſt, durch ſeinen aufgeweckten witzigen Kopf, vor allen andern hervorzuthun angefangen. Nachmals iſt in allen Theilen von Aſien, und in ganz Griechenland, wo er nur hingekommen, ſo viel aus ihm gemachet worden; daß man überall mehr von ihm gehoffet, als von ſeinem Geiſte war gerühmet worden, und bey ſeiner Ankunft mehr an ihm zu bewundern gehabt, als man von ihm gehoffet hatte.

§. VII.

Die dritte Eigenſchaft der Erzählungen iſt endlich die Wahrſcheinlichkeit. Dieſe wird erhalten, wenn man den Character der Perſonen, die Beſchaffenheit der Zeiten und der Oerter, die eingeführten Gewohnheiten und die Natur der Sachen recht vor Augen hat. Dieſe Wahrſcheinlichkeit aber weichet zuweilen wohl gar von der ſtrengen Wahrheit ab: Indem viele Dinge geſchehen, die doch nicht wahrſcheinlich ſind; viele hergegen ſehr wahrſcheinlich ſind, und doch nicht geſchehen. Ein Redner aber bedienet ſich lieber deſſen, was zu ſeinem Zwecke dienet, als des Gegentheils: Zumal wenn auch jenes nicht ganz ungegründet iſt; dieſes aber ihm nicht ſchaden würde, wenn es dem Zuhörer gleich bekannt würde. Denn in dieſem Falle würde auch die Ueberredung wegfallen, die aus der vorigen zwar wahrſcheinlichen, aber falſchen Erzählung entſtanden wäre. Ueberhaupt iſt es alſo beſſer, bey der bloßen Wahrheit zu bleiben, als erdichtete oder doch ungegründete Dinge zu erzählen. Ein Exempel giebt Cicero im Eingange zu der Rede vor Ligarium: Wo er es lieber frey geſteht, daß Ligarius in Africa auf der Pompejaniſchen Parthey geweſen, als daß er es hätte leugnen ſollen; da Cäſar es leicht beſſer wiſſen konnte. Gleichwohl muß ein Redner ſeine Erzählung allezeit ſo einrichten, daß ſie zu ſeiner Abſicht diene, und nichts in ſich enthalte, was derſelben zuwieder läuft. Quintilian im IV. B. im II. Cap. ſchreibt: Supervacuam eſſe narrationem, quam iudex noverit, ſi non modo factum quid ſit, ſciet; ſed ita factum etiam, vt nobis expedit, opinabitur. Neque enim narratio in hoc reperta eſt, vt tantum cognoſcat iudex; ſed aliquanto magis, vt conſentiat.

§. VIII.

Ueberhaupt iſt bey dieſen hiſtoriſchen Erklärungen noch dieſes anzumerken, daß man zuweilen auch die bekannteſten Dinge noch erzählen muß, die vielleicht die meiſten Zuhörer ſchon wiſſen, oder doch wiſſen wollen. Hierbey iſt denn eine Behutſamkeit nöthig, wenn man dieſelben nicht beſchämen, und ſie ſich alſo aufſätzig machen will. Daher muß ein Redner ſagen: Er wüßte es freylich wohl, daß die Sache den allermeiſten unter ihnen gar wohl bekannt ſey, ja daß einige unter ihnen ſie noch wohl beſſer inne hätten, als er ſelbſt. Man würde es ihm aber verzeihen, daß er um der wenigen willen, die noch keine zulängliche Nachricht davon hätten, etwas davon beybringen müßte. Bisweilen ſpricht er: Sie wüſten es ſchon mehr als zu wohl, daß ſich die Sache ſo und ſo verhielte: Es würde ein Ueberfluß ſeyn, ſie zu erinnern, wie dieſes oder jenes ſich zugetragen hätte: Er müßte ſich faſt ſchämen, nochmals zu wiederholen, was es mit der ganzen Sache vor eine Bewandniß gehabt. Denn durch dergleichen höfliche Umſchweife gewinnet man die Gemüther der Zuhörer, die es gerne ſehen, wenn man ihnen keine Unwiſſenheit zutrauet: Und gleichwohl bringet man alles dasjenige bey, was zu ſeinem Endzwecke nöthig iſt. So hat es Cicero gemacht, als er in der Rede vor den Murena, ſeinen römiſchen Rathsherrn von der Stoiſchen Philoſophie, der ſein Gegner Cato zugethan war, eine kurze Nachricht geben wollte. Er ſagt: Weil er dieſe ſeine Rede, weder vor dem unwiſſenden Pöbel, noch in einer Verſammlung von Landleuten hielte: So wollte er etwas freyer von der Gelehrſamkeit reden, und dasjenige vorbringen, was ſowohl ihm ſelbſt, als ihnen allen bekannt und angenehm wäre: Obwohl in der That die guten Römer nicht viel von der Philoſophie verſtunden. Darauf hebt er an: Fuit enim quidam ſummo ingenio vir, Zeno, cuius inventorum aemuli Stoici nominantur.

§. IX.

Endlich fragt ſichs noch, ob man in währender Erzählung einer Begebenheit, auch die Gemüthsbewegungen erregen dörfe? Wenn man hier ausführliche und weitläuftige Erregungen der Affecten verſteht: So wäre es freylich noch viel zu frühe, wenn man in den Erklärungen ſchon den Zuhörer in Bewegung ſetzen wollte. Allein wenn man es von kleinen Kunſtgriffen, die den Schmerz, die Freude, das Mitleiden, die Furcht, den Haß, oder die Liebe erwecken können, verſteht: So kan man ſie allerdings bey guter Gelegenheit mit anbringen. Denn ſo kan man unvermerkt den Zuhörer gewinnen, und ſeiner Meynung zugethan machen. Es muß aber freylich ſolches nur im Vorbeygehen geſchehen. Ein Wort, ein kleiner Umſtand, der in der Erzählung recht angebracht wird, thut bisweilen eine groſſe Wirkung. So hat es Cicero in ſeiner Rede vor den Ligarius recht künſtlich gemacht, daß Cäſar ſchon mitten in ſeinen Erzählungen, von allerley Gemüthsbewegungen gerühret werden müſſen. Jngleichen hat er in einer ſeiner Verriniſchen Reden, die Hiſtorie von dem in Sicilien gekreuzigten römiſchen Bürger, ſo beweglich erzählet, daß nothwendig bey den Zuhörern ein Mitleiden entſtehen müſſen.

§. X.

Wie man die philoſophiſchen Erklärungen machen müſſe, das kan zwar die Vernunftlehre am beſten zeigen, doch muß ein Redner noch etwas beſonders dabey beobachten. Jene lehret, daß man deutliche und ausführliche Begriffe von einem Dinge geben muß, wenn man es einem andern erklären will. Z. E. Wenn ich ſagen ſoll, was die Tapferkeit iſt: So lehrt mich die Moral nach logiſchen Regeln ſagen: Sie ſey eine Tugend in groſſen Gefahren; oder eine Fertigkeit in der Gefahr dem Geſetze der Natur ein Gnügen zu thun. Wenn ich eine Armee beſchreiben ſoll, ſo ſage ich philoſophiſch: Sie ſey eine Menge von Kriegsleuten, die unter einem Anführer oder Feldherrn ſtehen. Denn die Weltweiſen lieben in ſolchen Erklärungen die Kürze, und ſagen nicht gern ein Wort zuviel. Ganz anders iſt es iſt es mit den oratoriſchen Erklärungen beſchaffen. Ein Redner hat nicht allemal Leute von der größten Fähigkeit vor ſich, die da vermögend wären, aus einer ſo kurzgefaßten Erklärung ein genugſames Licht zu ziehen. Einfältige Leute wollen weitläuftigere Umſchreibungen und ausführlichere Vorſtellungen haben, um ſich ein Ding recht lebhaft einzubilden. Man muß ihnen alſo die weſentlichen Merkmale einer Sache, nach und nach, und auf allerley Art vorſagen. Wenn die eine Redensart irgend nicht zulänglich wäre, eine Sache ſattſam abzuſchildern, ſo bedienet man ſich der andern und dritten auch noch. So macht es Fleſchier in ſeinen Erklärungen, davon wir oben den Anfang geſehen haben. Es heißt in der erſten:

> Ich rede von einer weiſen und wohleingerichteten Kühnheit, die ſich bey dem Anblicke ihrer Feinde anfriſchet, in der Gefahr ſelbſt alles durchſchauet, und ihren Vortheil beobachtet: Aber welche ſich nach ihren Kräften miſſet, zwar ſchwere Dinge unternimmt, allein nichts unmögliches angreifet; welche nichts von demjenigen dem blinden Glücke überläßt, was durch Tugend kan erlanget werden. Endlich rede ich von einer Kühnheit, die in Ermangelung guter Anſchläge, alles wagen kan, und bey der Beobachtung ihrer Pflicht, ſowohl im Siege zu ſterben, als im Unglücke zu leben bereit iſt.

§. XI.

Doch muß man ſich hier billig von allen unnützen Umſchweifen und gleichvielbedeutenden Worten enthalten: Denn wer nur in vielen und gleichgültigen Redensarten die Schönheit einer oratoriſchen Erklärung ſucht, der verfällt in die Tavtologie. Man muß dem Zuhörer die Sache gleichſam auf allen ihren Seiten vorhalten. Man muß ſie in verſchiedene Geſichtspuncte ſtellen; da er zwar immer dieſelbe Sache, aber allezeit in einem andern Lichte zu ſehen bekommt. Ferner muß man die Deutlichkeit nicht hindern, indem man ſie befördern will:

Wenn man irgend mit lauter hochtrabenden oder ſchwülſtigen Metaphoren, eine an ſich viel verſtändlichere Sache verfinſtert. Ein Exempel von dieſem Fehler giebt mir Lehms, in ſeiner Rede, auf die Vermählung des itzigen Kayſers. Er will die Liebe beſchreiben:

> Die Liebe iſt ein verborgenes, dabey aber unergründliches Etwas, welches ſeine geheime Regieruhg in der Seele durch eine unwiſſende Macht führet, den Gemüthern einen unbegreiflichen Trieb nach einer gleichen Uebereinſtimmung, den übrigen Gliedern aber einen unvermeidlichen und höchſtangenehmen Zug einpräget, etwas unſern Augen gefälliges zu lieben, und ſolches nach vielen Geheimniſſen auch zu beſitzen.

Hier ſind beyde Fehler in ihrer Vollkommenheit zu ſehen; viel unnütze Umſchweiſe, und unverſtändlicheres Zeug, als die zu erklärende Sache ſelbſt war. Denn welcher Zuhörer hätte es nicht vor der Erklärung weit beſſer verſtanden, was die Liebe iſt; als nachdem er dieſelbe ſo kauderwelſch beſchreiben gehöret?

§. XII.

Aus der Vernunftlehre iſt es bekannt, daß man einerley Sache, durch verſchiedene Namen-Erklärungen beſchreiben kan, die doch alle gleich gut ſind. Eben ſo kan in der Beredſamkeit eine Sache in verſchiedenen Umſtänden ganz anders erkläret werden. Es richtet ſich aber ein Redner hierinn nach ſeinen Abſichten. Er malet ſeinem Zuhörer ein Ding nur von der Seite vor die Augen, wo es ſo ausſiehet, wie er es haben will. Wenn die Eigenſchaften, ſo er davon abſchildert, nur wahr ſind: So iſt er ſchon zufrieden, und ſein Zuhörer kan nichts mehr von ihm fordern. Z. E. Ein geiſtlicher Redner, der einen Angefochtenen zur Zuverſicht auf Gott ermuntern will, muß ihm Gott auf eine ganz andre Art beſchreiben: als wenn er einem Ruchloſen eine Furcht vor der göttlichen Gerechtigkeit einjagen will. Wer eine Lobrede des Soldatenſtandes halten wollte, der würde eine Armee beſchreiben, als eine Vormauer des Landes, als eine Beſchützerin der gerechten Sache, als eine Rächerin des erlittenen Unrechts, als eine Schaar von Helden, die ihr Blut vor ihr Vaterland wagen, und die Wohlfahrt des gemeinen Weſens höher, als ihr Leben achten. Allein Fleſchier, der die Klugheit eines Feldherrn aus der Erklärung einer Armee herleiten will, hat ſie mit gleichem Rechte ſo beſchrieben:

> Es iſt eine Menge mehrentheils geringer und vor Geld gedungener Seelen, welche ohne an ihre eigene Ehre zu gedenken, nur den Ruhm der Könige und Uberwinder zu befördern ſuchen. Es iſt eine verwirrte Sammlung unbändiger Leute, die man zum Gehorſam bringen; Verzagte ſind es, die man in den Streit führen; Verwegene, die man zurücke halten, und Ungeduldige, die man zur Standhaftigkeit gewöhnen muß. Was vor Klugheit gehört nicht darzu, ſo viel verſchiedene Abſichten und Begierden zu leiten?

§. XIII.

In ſolchen Erklärungen nun muß man auch ein rechtes Mittel zu halten wiſſen, daß man ſie weder zu lang, noch zu kurz mache. Freylich iſt es zuweilen rathſam, vielerley Dinge deutlich zu machen, die dem erſten Anſehen nach nicht ſo gar nöthig ſcheinen. Der Beyfall der Zuhörer muß aus ihrer Einſicht in die Sache entſtehen: Und je vollkommener alſo dieſe durch die Erklärungen gemacht worden, deſto leichter kan man die völlige Beypflichtung hoffen. Man ſinne alſo fleißig nach, was vor Erklärungen etwa in den Beyfall des Zuhörers einigen Einfluß haben könnten; und dann laſſe man ſichs nicht verdrieſſen, alle dieſelben, geſchickt anzubringen. Indeſſen aber muß man auch nicht gar zu weitgeſuchte Dinge gleichſam bey den Haaren herzuziehen. Wer dieſes thut, der verwirret den Zuhörer oft mehr, als er ihn unterrichtet: Ja er bekommt das Anſehen, als ob er nur mit ſeiner weitläuftigen Gelehrſamkeit pralen, und ſeine ganze Wiſſenſchaft auf einmal ausſchütten wollte. Man muß alſo in ſolchen Fällen allemal die Nothwendigkeit ſolcher Erklärungen erſt begreiflich machen; oder ſich entſchuldigen, daß man ſie vorbringet; auch wohl hinzuſetzen, daß man es nur mit wenig Worten thun wolle; weil man verſichert ſey, daß es ſeine Zuhörer ohnedem ſchon wüßten; und was dergleichen Formeln mehr ſind.

§. XIV.

Nunmehro fragt es ſich noch, wo denn ein Redner alle dieſe hiſtoriſche und philoſophiſche Erklärungen hernehmen ſolle? Und da antworte ich: Entweder aus der Gelehrſamkeit, oder aus der Erfahrung, oder aus eigenem Nachſinnen. Die Begebenheiten, darauf ſich der Verſtand eines Hauptſatzes oder Beweisgrundes ſtützet, ſind entweder alt, oder neu: Iſt jenes, ſo muß man ſie aus Büchern; iſt aber dieſes, ſo muß man ſie bald aus mündlichen Nachrichten, bald aus eigenen Erfahrungen wiſſen. Z. E. Wer in einer Rede darthun wollte, daß der Kayſer den Orden des güldenen Vlieſſes mit Recht als Großmeiſter verwalte, der muß aus den Geſchichten die Erklärung von dieſem Orden herholen. Wer aber von der pragmatiſchen Sanction, oder dem gegenwärtigen Kriege erweiſen wollte, daß jene billig, und dieſer unbillig ſey; der würde in Büchern nicht viel Troſt zur Erzählung der nöthigen Umſtände von beyden antreffen. Mit den philoſophiſchen Erklärungen verhält ſichs eben ſo. Von vielen Sachen, davon ein Redner zu reden hat, wird ſchon in gewiſſen Wiſſenſchaften gehandelt; und dieſe müſſen einem Redner geläufig und bekannt ſeyn. Von andern Dingen aber hat vielleicht vor uns noch niemand eine Erklärung gegeben: Und da müſſen wir ſelbſt im Stande ſeyn, nach logiſchen und den obigen Regeln, gute Beſchreibungen zu machen.

§. XV.

Wem dieſes ein ſchlechter Troſt zu ſeyn bedünket, und wer andere Quellen der Erklärungen von uns fordert:

dert: Der wiſſe, daß wir weder einen beſſern Troſt, noch andere Qvellen vor einen guten Redner wiſſen. Denn Reallexica, Schatzkammern und Goldgruben nachzuſchlagen, und daraus dasjenige allererſt zu lernen, was man doch andern ſchon beyzubringen willens iſt, das können wir niemanden rathen. Ein Redner muß alle die Materialien, ſo er zu ſeiner Rede braucht, ſelbſt im Vorrathe haben; und einer Spinne ähnlich ſeyn, die alle ihre Fäden aus ſich ſelbſt hervorbringet. Man kan es auch bald hören, ob dasjenige, was jemand vorträgt, auf ſeinem eigenen Grunde und Boden gewachſen, oder nur entlehnet ſey. Wenn man die Erkenntniß der Sachen, davon man redet, zuvor ſelbſt recht verdauet, und gleichſam in Saft und Blut verwandelt hat; ſo klingt alles weit gewiſſer und freyer. Hergegen, wer erſt kurz zuvor auswendig gelernet hat, was er zu der Erklärung brauchet, der redet immer als ein furchtſamer Lehrling, machet auch zuweilen wohl gar Fehler. Man unterſtehe ſich alſo nicht von Dingen zu reden, die man ſelbſt noch erſt lernen muß; und erinnere ſich, daß wir oben nicht vergebens eine ſehr weitläuftige Gelehrſamkeit von einem Redner gefordert haben. Die Regel, die Horaz ſeinen Poeten gegeben, iſt einem Redner eben ſo nöthig.

Sumite materiam, veſtris, qui ſcribitis, aequam
Viribus, et verſate diu quid ferre recuſent,
Quid valeant humeri.

Das VI. Hauptſtücke.

Von den Beweisgründen.

§. 1.

Wir kommen auf das wichtigſte Capitel der ganzen Redekunſt, welches von den Beweisgründen handelt. Hierauf kommt in der Uberredung alles an, und da dieſe der Hauptzweck der Beredſamkeit iſt, ſo ſieht man leicht, daß der Beweis das rechte Hauptwerk ſey, darauf ein Redner allen ſeinen Fleiß anwenden muß. Alles übrige, was man in einer Rede ſagen kan, gehört entweder nur zu den Zierrathen und Nebendingen; oder es iſt nur eine Vorbereitung zum Beweiſe; oder auch eine Folgerung aus demſelben. Der Beweis giebt alſo der ganzen Abhandlung ihre Feſtigkeit, ſo wie die Gebeine und Nerven dem menſchlichen Körper. So wenig nemlich ein Klump des beſten Fleiſches, und wenn es mit der ſchönſten Haut überzogen wäre, zu den menſchlichen Verrichtungen geſchickt ſeyn würde, wenn es ihm inwendig an Knochen und Sehnen fehlen ſollte: Eben ſo wenig kan eine Rede, die in der Schreibart und in allen übrigen Stücken unverbeſſerlich wäre, ihren Endzweck erhalten, wenn es ihr an tüchtigen Beweisgründen mangelt. Man kan dieſes nicht gnugſam einſchärfen, da es nur gar zu viel Leute giebt, die ein jedes weitläuftiges Gewäſche, es beſtehe nun woraus es wolle, eine gute Rede nennen, wenn nur die Schreibart erträglich iſt. Einige thun in ganzen Reden nichts anders, als daß ſie erklären. Andere pflegen lauter Erläuterungen und zuſammen geraffte Zeugniſſe, eine Ausführung zu nennen. Noch andere meynen mit lauter guten Einfällen, und ſo genannten hübſchen Gedanken etliche Blätter zu füllen. Wieweit aber dieſes alles der Natur der wahren Beredſamkeit zuwieder ſey, kan ein jeder leicht abnehmen.

§. II.

Aus dieſen Urſachen nun haben ſowohl Ariſtoteles, als Cicero und Qvintilian ſehr weitläuftig und ausführlich von den Beweisgründen gehandelt: Und auch ich würde ein ganzes Buch davon ſchreiben müſſen, wenn ich in ihre Fußtapfen treten, und alles das beybringen wollte, was ſie davon geſagt haben. Allein ich werde mich einer andern Lehrart bedienen, dabey ſich die Sache ſehr ins Kurze bringen läßt. Denn was die Lehren der Alten ſo weitläuftig machte, das waren die ſogenannten Loca, oder Claſſen, oder Fächer der Beweisgründe, darauf ſie ihre Schüler verwieſen, wenn ſie gute Beweiſe erfinden wollten. Die Anzahl derſelben war nun entſetzlich groß, und die Erklärungen und Exempel zu einem jeden, nahmen ſehr viel Platz weg. Nach den heutigen Arten der Reden aber, und den Hauptregeln, die wir bereits zum Grunde gelegt haben, können wir uns leicht ohne die Topik der Alten behelfen. Wir verwerfen ſie deswegen nicht ganz und gar. In den gerichtlichen Reden war es ſehr dienlich, wenn man zu Erfindung gewiſſer Gründe nur ein Regiſter durchlaufen dorfte, dadurch man auf gute Gedanken gebracht wurde. Wir haben aber dergleichen Reden nicht mehr, und weder in unſern Lobreden, noch Lehrreden, noch Complimenten können uns die topiſchen Fächer was helfen. Folglich müſſen wir einen andern Weg gehen, wenn wir von den Beweisgründen Regeln geben wollen.

§. III.

Zuförderſt ſetzen wir aus der Vernunftlehre zum voraus, daß ſich ein jeder Satz beweiſen läßt, wenn es nicht etweder ein identiſcher Satz, oder ein Grundſatz iſt. Siehe das V. Cap. des erſten Th. meiner Vernunftl. Eine jede Wahrheit iſt nemlich nur deswegen eine Wahrheit, weil ſie einen zureichenden Grund hat, den derjenige angeben kan, der ſie als eine Wahrheit einſieht. Die Wahrheiten hängen alſo mit einander zuſammen, und die eine flieſſet aus der andern: So daß die eine darum wahr iſt, weil eine oder etliche andre wahr ſind. Daraus folget nun, daß ein Redner keinen einzigen Satz zum Hauptſatze ſeiner Rede wird wählen können, der ſich nicht beweiſen, das iſt, durch Anführung eines zulänglichen Grundes rechtfertigen lieſſe. Ein Beweis iſt alſo eine Rede, darinn man durch die Anführung eines Grundes behauptet, daß ein Satz vielmehr wahr als falſch ſey. Wahr nennen wir hier, was mit andern bereits ausgemachten, oder bekannten Dingen übereinſtimmt; falſch aber, was denſelben zuwiederläuft. Es mag alſo ein Satz hiſtoriſch oder dogmatiſch, theoretiſch oder practiſch, wahrſcheinlich oder gewiß ſeyn: So muß er ſich allezeit erweiſen laſſen. Und wenn ihn der Redner nur erſt recht eingeſehen hat, und vieles, was damit einige Verwandſchaft hat, auch wohl verſteht: So kan es ihm unmöglich ſchwer fallen, die Beweiſe deſſelben zu erfinden. Er darf ſich ſelber nur fragen, warum er denſelben vor wahr halte? Warum er nicht vielmehr dem Gegentheile beypflichte? So wird es ihm gleich einfallen, wodurch er auch andre davon überreden könne.

§. IV.

Ein hiſtoriſcher Satz iſt ein ſolcher, darinn man von einem einzelnen Dinge etwas bejahet oder verneinet: Z. E. Petrus der erſte Ruſſiſche Käyſer, iſt der gröſte Monarch ſeiner Zeiten geweſen; Friedrich Auguſt II war ein Muſter eines guten Regenten; Carl der VI. hat das Recht den Stanislaus von der polniſchen Krone auszuſchlieſſen; das Haus Oeſterreich hat ein Recht auf den Orden des güldenen Vlieſſes u. d. gl. Ein jeder ſieht wohl, daß nicht nur die Hauptſätze aller Lobreden dergeſtalt unter die hiſtoriſchen Sätze gehören werden; ſondern, daß es noch unzählige andre ſolche Reden geben könne, die auf hohen und niedrigen Schulen vorkommen. Wenn es ſich nun fragt, wo man die Beweisgründe zu dergleichen Sätzen hernimmt: So antworte ich, aus der Sache ſelbſt, davon die Rede iſt; nemlich aus der Hiſtorie, dem Staatsrechte, dem Rechte der Natur, oder aus dem Lebenslaufe desjenigen, dem die Lobrede gehalten werden ſoll. Der Redner muß nemlich die Sachen ſelbſt wohl inne haben, davon er reden will. Wir haben es oben erwieſen, daß nicht Kinder und Unwiſſende, ſondern gelehrte Leute allererſt geſchickt ſind, gute Redner zu werden. Dieſe aber haben ihre Materie ſchon zuvor inne, oder haben ſich wenigſtens eine Zeit vorher darinn ſattſam umgeſehen; alle Gründe wohl unterſuchet und auf die Probe geſtellet. Diejenigen nun, die ſie am tüchtigſten befunden haben, müſſen ſie beybringen, und dadurch ihre Zuhörer zum Beyfalle nöthigen.

§. V.

Hier ſieht nun ein jeder, daß man ohne alle topiſchen Erfindungsfächer; gar leicht wird Beweisgründe finden können, wenn man nur kein Fremdling in den Geſchichten und in den Wiſſenſchaften iſt, darein die hiſtoriſchen Sätze gewiſſer maſſen laufen. Nur bey den Lobreden dünkt manchem dieſe Hauptregel nicht zuzulangen. Man ſoll mehrentheils Leute rühmen, von denen in den Geſchichtbüchern noch nichts geſchrieben ſteht: Wo iſt da was herzunehmen, wenn man nicht die Loca zu Hülfe nimmt, und aus den Namen, Eltern, Vorfahren, Oertern, Zeiten, Reiſen, Gütern des Glücks, Eigenſchaften des Leibes und Gemüthes, Thaten und Tugenden u. ſ. w. gewiſſe Gründe herzuholen weis? Wir verwerfen nicht alle dieſe Qvellen einen Menſchen zu loben; könnens aber auch unmöglich einräumen, daß alle ohne Unterſcheid einen zulänglichen Beweis, von der Vortrefflichkeit einer Perſon abgeben. Die erſten von erzählten Stücken ſind nemlich ſehr ſeichte Gründe eines Lobes, die ſich zwar vor die falſche, nicht aber vor die wahre Beredſamkeit ſchicken. Wer mich nicht anders als wegen meines Namens, Geſchlechtes, Vaterlandes, u. ſ. w. zu rühmen weis; der laſſe mich lieber gar ungelobet. Bloß die guten Eigenſchaften des Verſtandes und Willens, der gute Gebrauch der Gemüths- und Leibeskräfte, die löblichen Verrichtungen und Dienſte, die man dem Staate, der gelehrten Welt, der Kirche, oder doch ſeiner Stadt, ſeinen Angehörigen und Mitbürgern erwieſen: Dieſe allein, ſage ich, verdienen ein wahrhaftiges Lob. Und wenn ein Redner hier den ausführlichen Lebenslauf eines ſolchen Menſchen mit einem guten moraliſchen Erkenntniſſe vereiniget: So wird er keine fernere Topiken brauchen.

§. VI.

Bey dieſen hiſtoriſchen Beweiſen fragt es ſich nun: Ob man auch die Scribenten anführen, oder wenn es neulich vorgefallene Begebenheiten ſind, die Zeugen angeben müſſe, die durch ihre Auſſage das behauptete bekräftigen? Was das erſte anlanget, ſo iſt ein Unterſcheid unter Dingen zu machen, darüber die Geſchichtſchreiber eins ſind, und wovon mehr als einer geſchrieben hat; und unter denen, die entweder nur von einem beſchrieben worden, oder wohl gar von andern anders erzählet werden. Im erſten Falle braucht man nur überhaupt die Geſchichtſchreiber aller Zeiten oder Nationen anzuführen. Käme es hoch, ſo dörfte man etliche Namen der berühmteſten ſchlechthin nennen, um ſich bey den Zuhörern in den Credit zu ſetzen, daß man nichts ohne Grund vorgäbe. Aber im andern Falle braucht es freylich mehr Behutſamkeit und Sorgfalt. Denn wo nur ein einziger Scribent etwas bezeuget, da muß man ſeine Glaubwürdigkeit vorher darthun; indem man zeiget, daß er die Sache habe wiſſen können, und ohne Verfälſchung habe ſagen wollen. Die

Vernunftlehre giebt hiervon mehrere Regeln an die Hand, und man muß dieſelben deſto mehr brauchen, wenn es gar andere Geſchichtſchreiber giebt, die jenem wiederſprechen. Denn da muß man dieſer ihr Anſehen verdächtig zu machen ſuchen, indem man zeiget, daß ſie entweder die Sache nicht recht gewußt, oder doch aus Furcht, Partheylichkeit, Hoffnung, Eigennutz oder Religionseifer nicht aufrichtig beſchrieben haben.

§. VII.

Was die neuern Geſchichte anbetrifft, ſo ſind ſie abermal zweyerley. Einige ſind weltkündig, als z. E. Eugenii Siege wieder Türken und Franzoſen; Friedrich Auguſts I. Großmuth gegen ſeine Feinde, und ſeine Gnade gegen die Unterthanen. Da braucht es nun keine beſondere Zeugen, indem, ſo zu reden, die ganze Welt, das ganze Land, ja alle Zuhörer davon Zeugniß geben können. Indeſſen iſt es gut, daß der Redner in ſolchen Fällen darauf dringet: Wie Cicero in einer ſeiner Philippiſchen Reden, ganz Italien, Sicilien und Africa zu Zeugen wieder den Antonius aufführet. Wäre aber die Sache ſo weltkündig nicht: So müßte man auch wohl beſondere Zeugen darſtellen. So machte es Cicero in ſeiner Rede vor den Archias, als er darthun wollte, daß er zu Heraclea das Bürgerrecht erlanget. Da beruffet er ſich auf das Zeugniß Luculli, der ſolches wiſſe, ja ihm zuwege gebracht; und auf die Heraclienſiſchen Abgeordneten, die es bezeugten. Oft aber kan man ſolche Dinge auch aus den Folgen und Wirkungen gewiſſer Begebenheiten und Thaten darthun. Z. E. Jemand muß gut hausgehalten haben; denn er iſt reich dadurch geworden. Ein andrer muß gelehrt geweſen ſeyn, denn er hat treffliche Bücher geſchrieben. Jemand muß eine gute Aufführung gehabt haben; denn er hat ſich allenthalben Freunde gemacht. Jener muß ein Verſchwender ſeyn, denn er iſt ſeines groſſen Erbtheils ungeachtet, an den Bettelſtab gerathen.

§. VIII.

Mit den dogmatiſchen Hauptſätzen verhält ſichs zwar etwas anders; doch kan man auch hier zur Erfindung ihrer Beweisgründe nichts beſſers vorſchlagen, als die rechte Einſicht in den Hauptſatz ſelbſt. Dieſe Art von Sätzen kommt hauptſächlich in Lehrreden vor, die in Kirchen und Schulen gehalten werden: Und da laufen ſie immer in eine gewiſſe Art der Wiſſenſchaften, darinn die Gattung der Wahrheiten pflegt abgehandelt zu werden. Z.E. Wenn ein Gottesgelehrter eine Rede hielte, daß die Vereinigung der Proteſtantiſchen Religionen mit der Römiſch-Catholiſchen unmöglich ſey: So müßte er dieſen Satz nothwendig aus den innerſten Gründen der Gottesgelahrtheit erweiſen. Oder wenn ein geiſtlicher Redner auf der Kanzel erweiſen wollte, daß man Gott über alle Dinge lieben müſſe: So müßte er dieſen Satz aus der gründlichen Einſicht in das Weſen der Liebe, und aus der Erkenntniß Gottes und ſeiner Eigenſchaften herleiten. Und ſo in andern Materien. Folglich muß denn auch hier ein rechtſchaffener Redner kein Fremdling in denjenigen Wiſſenſchaften ſeyn, darinn er einen Redner abgeben will. Er muß lange zuvor, ehe er ſich zu reden unterfänget, diejenige Art der Gelehrſamkeit aus dem Grunde gefaſſet haben, von der er ſeine Materien hernimmt. Ja zuweilen muß er in mehr als einer Wiſſenſchaft zu Hauſe ſeyn, wenn er recht gründliche Beweiſe von gewiſſen Sätzen führen will. Die Sachen haben oft eine groſſe Verbindniß unter einander, und mancher Satz hat ſeine Gründe in verſchiedenen Theilen der Gelehrſamkeit. Je mehr ſich nun ein Redner in allen denſelben umgeſehen hat: Deſto beſſer wird er im Stande ſeyn, gute Beweisgründe zu erfinden. Wenn er aber mit einem leeren Kopfe dergleichen Arbeit angreifen; oder von einer Sache reden wollte, die er gar nicht verſtünde: So würde ihm die ganze Topik nichts helfen.

§. IX.

Ich muß doch von beyden bisher erwähnten Arten der Beweiſe ein Exempel geben. Gundling will in ſeiner Lobrede auf den König in Preuſſen, die er bald nach dem Antritte ſeiner Regierung 1714 in Halle gehalten, darthun:

> Daß Friedrich Wilhelm das Wohlſeyn ſeiner Unterthanen bishero weislich befördert und deswegen einen unſterblichen und ewigen Nachruhm verdienet habe.

Nach einer kurzen Erklärung, worinn das Wohlſeyn des Volkes beſtehe, fängt er an zu zeigen, daß erſtlich die Wachſamkeit darzu nöthig ſey: Und daraus fließt ſein erſter Beweis: Denn, ſagt er, mein König iſt wachſam, er regieret ſelbſt, und verläßt ſich nicht auf andre. Ferner führt er die Beſchützung des Staats, als das zweyte Mittel die Wohlfahrt eines Reiches zu befördern, aus der Erklärung an; und das iſt ſein anderer Beweis. Denn er zeiget, ſein König ſey tapfer, und habe ſeine Armeen auf einen guten Fuß geſetzt. Der dritte Beweis ſeines Satzes iſt von der Gerechtigkeit hergenommen, als welche zum Wohlſeyn eines Staats das meiſte beyträgt: Und auch da zeigt der Redner, daß ſein König gerecht ſey; indem er die langen Proceſſe und die Menge der Advocaten haſſe und abgeſchaffet habe. Der vierte Beweis iſt daher genommen, daß die Wohlfahrt des Staats durch den Reichthum der Bürger vermehret wird: Und hier zeiget der Redner: Sein König habe die Verſchwendung, als die Urſache der Dürftigkeit, mehr durch ſein Exempel, als durch Geſetze abgeſchaffet, und allen fleißigen Arbeitern Gelegenheit gemacht, was zu erwerben rc. Siehe die Sammlung auserleſener Reden die 1727 in Nordhauſen herausgekommen p. 80 ſeq.

§. X.

Zum Exempel eines dogmatiſchen Satzes und ſeiner Beweiſe, ſoll uns des Herrn Abts Mosheim Rede, von der Thorheit der Religionsſpötter, geben, die im II. Th.

ſeiner Heil. Reden enthalten iſt. Nachdem er erklärt hat, was er durchs Spotten verſtehe, ſagt er:

> Wenn die ganze Welt das Recht und die Freyheit hätte zu ſpotten, ſo würde doch dieſe Freyheit da aufhören müſſen, wo die Religion anfängt. Erwecket euch meine Brüder, erwecket euch, unſern Beweis zu verſtehen, und euren Wandel darnach einzurichten.

Hierauf kommt der Iſte Grund, weil es thöricht iſt, da zu ſpotten, wo Gründe, Beweisthümer und Urſachen verlanget werden. II. Weil es thöricht iſt, in ſolchen Dingen zu lachen und zu ſcherzen, die wichtig und ernſthafft ſind. III. Weil es thöricht ja raſend iſt, in einer Sache zu ſpotten, die doch wahr ſeyn kan, und die mit ungemeiner Gefahr für uns verbunden iſt. Dieſe allgemeine Grundſätze, die er vorher feſtgeſetzt und erwieſen hat, werden nun auf die Religionsſpötter gezogen, indem der Redner zeiget, daß ſie alles dasjenige thun, was darinnen vor thöricht erkläret worden. Der IV. Grund den er hinzu ſetzet, iſt dieſer, weil es thöricht und unverſchämt iſt zu ſpotten, wenn man ſelbſt Lehren und Dinge behauptet, die ein andrer mit gröſſerm Rechte verlachen kan. Und auch dieſes wird auf die Religionsſpötter gedeutet. Ich übergehe auch hier das übrige dieſer vortrefflichen Rede, die man leicht ſelbſt nachſchlagen kan. Und wie es in dieſen neuern Beyſpielen beſchaffen iſt, ſo ſieht es auch in den Exempeln der Alten aus: Wie man leicht wahrnehmen wird, wenn man mit vernünftigem Nachſinnen eine Prüfung derſelben anſtellen will.

§. XI.

Die dogmatiſchen Hauptſätze ſind entweder theoretiſch oder practiſch, das iſt, ſie handeln entweder von Dingen, die man bloß vor wahr halten; oder von Sachen, die man thun und ausüben muß. Das Exempel, ſo ich im vorigen §. angeführet, giebt ein Beyſpiel eines theoretiſchen Satzes ab; und da ſieht man wohl ſelbſt wo die Beweisgründe hergenommen worden: Nemlich aus der

Natur der Sache, und der gründlichen Einſicht in dieſelbe. Was aber die practiſchen Sätze anlanget: So würde es z. E. einer ſeyn, wenn ich aus eben dem Theile der Mosheimiſchen Reden: **Die Pflicht der Heiligen mit dem leidenden Erlöſer zu leiden**, abhandeln wollte. Es darf aber auch ein ſolcher Satz nicht eben theologiſch ſeyn: Er kan moraliſch, öconomiſch oder politiſch ſeyn; und wird doch eben die Natur behalten. Z. E. Demoſthenes behauptet in der erſten Philippiſchen Rede, daß man den Philippus bekriegen ſoll. Cicero in ſeiner Rede vor den Ligarius, will den Cäſar bereden, demſelben Gnade wiederfahren zu laſſen. Wenn nun dieſe Ubungsſätze auch erwieſen werden müſſen, ſo pflegt man die Gründe dazu, gemeiniglich aus den allgemeinen Bewegungsgründen des menſchlichen Willens herzunehmen. Dieſen nun, rühret bey ſeinem Thun und Laſſen nichts als das Böſe und Gute, welches ihm ſein eigener Verſtand als böſe oder gut vorſtellet. Will man alſo dem Willen beykommen, und ihn etwas zu thun oder zu laſſen bewegen, ſo muß man erſt den Verſtand überzeugen, daß dergleichen Handlung entweder gut oder böſe ſey.

§. XII.

Die Urtheile und Meynungen der Menſchen vom Guten und Böſen ſind ſehr unterſchieden: Zumal bey einer vermiſchten Menge Volkes, die ein Redner gemeiniglich zu Zuhörern hat. Viele und zwar die meiſten halten den bloſſen Vortheil, andre die Ehre, andre die Luſt vor was Gutes; das Gegentheil aber vor böſe. Einige, und zwar die Rechtſchaffenſten halten alles was vernunftmäſſig, ehrbar, billig, und gerecht iſt, vor gut; und das Wiederſpiel misfällt ihnen als was böſes. Es giebt noch andre, die einer natürlichen Trägheit wegen, nichts zu unternehmen pflegen, als was ſehr leicht iſt, und ohne alle Mühe, ja wohl gar mit Luſt ausgeführet werden kan: Hergegen halten dieſe alles vor böſe, was ſchwer iſt, oder doch viel Mühe machet, ja Verdruß und Schmerzen bey ſich führet; auch ihnen wohl gar unnöthig oder unmöglich zu ſeyn ſcheinet. Aus dieſen allgemeinen Urtheilen und Meynungen der Menſchen, muß nun ein geſchickter Redner die Bewegungsgründe zu ſeinen practiſchen Sätzen hernehmen. Er darf alſo bey einer Sache, die man thun ſoll, nur zeigen, daß ſie vernünftig, billig, gerecht, vortheilhaft, rühmlich, beluſtigend, leicht, anmuthig, nothwendig, ja unentbehrlich ſey. Bey einer That aber, die man unterlaſſen ſoll, darf er nur darthun, daß ſie unvernünftig, unbillig, ungerecht, ſchädlich, ſchändlich, ſchmerzlich, ſchwer, verdrüßlich, unnöthig und gar wohl zu entbehren ſey. Kan er von etlichen oder von allen dieſen Stücken den Verſtand ſeiner Zuhörer überreden: So wird ihm gewiß der Wille derſelben keinen Wiederſtand mehr thun, ſondern willig folgen.

§. XIII.

Ich will aber hiermit die andern Bewegungsgründe des menſchlichen Willens, die ſich noch etwa äuſſern könnten, gar nicht ausſchlieſſen, ob ſie gleich nicht ſo allgemein ſeyn möchten. Z. E. Es könnte kommen, daß auch das was gewöhnlich, oder ungewöhnlich; alt oder neu und unerhört, von groſſen Leuten ſchon vor uns ausgeübet, oder noch von niemanden unternommen worden wäre, von jemanden vor gut oder vor böſe gehalten würde. Es kommt alles auf die Klugheit eines Redners an, dadurch er die Meynung ſeiner Zuhörer geſchickt zu errathen, und ſich derſelben zu ſeinen Abſichten zu bedienen wiſſen muß. Man muß nemlich dieſelben durch ihre eigenen Grundſätze, Vorurtheile und Neigungen zu lenken ſuchen, in ſoweit ſolches der Wahrheit und Tugend ohne Schaden geſchehen kan. Die beſten Bewegungsgründe ſind freylich diejenigen, ſo von der Vernunft und Billigkeit hergenommen werden. Allein wenn dieſe kräftig in den Willen eines Menſchen wirken ſollen: So muß er ſchon tugendhaft ſeyn, und bereit ſeyn, [illegible]

Wiederrede zu thun, was ſeine Pflicht mit ſich bringet. Wo wird man aber jemals Gelegenheit finden, eine Rede vor lauter ſolchen Leuten zu halten? Werden nicht die meiſten Zuhörer allezeit gewiſſen herrſchenden Vorurtheilen zugethan, gewiſſen gewöhnlichen Laſtern ergeben, und gewiſſen Neigungen nachzuhängen gewohnt ſeyn? Alle diese Dinge nun auszurotten, und ſie ganz vernünftig und tugendhaft zu machen, das geht in einer Rede nicht an. Man muß ſie alſo nehmen wie man ſie findet, und ſich ihre Gemüthsart zu Nutze machen, ſo ſo gut man kan. Sind ja nicht alle Bewegungsgründe von einerley Kraft: So muß man allerley Arten derſelben zuſammen nehmen, damit man allerley Arten der Zuhörer dadurch gewinne und überrede.

§. XIV.

An Exempeln aus alten und neuen Rednern, die ſich nach dieſer Fürſchrift gerichtet haben, kan es gar nicht fehlen. Weil Demoſthenes wußte, daß die Athenienſer zur Ehrliebe ſehr geneigt waren: So wuſte er, in ſeiner erſten Philippiſchen Rede, keinen beſſern Beweisgrund wieder ſie zu brauchen, als daß es ihnen ſchändlich wäre, ſo nachläßig zu ſeyn, als ſie wären. Daher ſchmeichelt er gleich im Eingange ihrer Ehrliebe mit ihren ehmaligen Thaten, wieder die Lacedämonier. Er macht ihnen Hoffnung, daß ſie noch eben das würden thun können, wenn ſie nur wollten. Er beſchämt ſie wegen ihrer kaltſinnigen Neugierigkeit, und nachdem er von den nöthigen Kriegsrüſtungen ausführlich geredet, kommt er wieder darauf, daß er ihre bisherige Anſtalten und Kriegsverfaſſungen als lächerlich vorſtellet. Er beſchämet ſie durch die Vergleichung ihrer Luſtbarkeiten mit ihrem Kriegsweſen, deren jene ſehr ordentlich, dieſe aber ſehr ſchlecht beſtellet würden. Er vergleichet ſie mit einem ungeſchickten Fechter u. ſ. w. Kurz er unterläſſet nichts, ihre ganze Ehrliebe zum Bewegungsgrunde des Krieges anzuwenden. Cicero hat es nicht anders gemacht. In ſeiner Rede vor das Maniliſche Geſetz, ſahe er wohl, daß das römiſche Volk zum Geize geneigt war. Daher ſucht er allemal den Bewegungsgrund von dem Schaden hervor, den ſie an ihren Zöllen von dem Mithridates erlitten hätten, und noch ferner würden leiden müſſen; wenn ſie ihn nicht nachdrücklich bekriegen würden. In der Rede vor Ligarium, wußte er wohl, daß Cäſar mehr durch die Ehre, als durch alles andre zu bereden ſeyn würde, denſelben loszulaſſen. Daher braucht er zwar die Gründe von der Billigkeit dieſer Vergebung, wegen der Unſchuld des Beklagten: Aber er ſetzt überall ſoviel Lobſprüche und Schmeichelreden gegen den Cäſar dazu; daß er nicht im Stande blieb, ihm ſeine Bitte abzuſchlagen.

§. XV.

Noch einen Unterſcheid unter den Beweisgründen haben wir anzumerken, nachdem nemlich die Hauptſätze entweder nur wahrſcheinlich, oder ganz augenſcheinlich erwieſen werden können. Denn ſie ſind alſo entweder ganz dringende, unumſtößliche, oder demonſtrative Beweiſe; oder nur wahrſcheinliche. Keine von beyden kan ein Redner verwerfen oder entbehren: Und er brauchet allemal die beſten davon, wenn er nur ſieht, daß ſie bey ſeinem Zuhörer was gutes wirken können. So hat Cicero ſchon im I. B. von der Erfindung dieſelben unterſchieden. Denn ſo ſchreibt er C. 29. Omnis autem argumentatio - - - aut probabilis aut neceſſaria debebit eſſe. Er erkläret darauf ferner, theils was ein nothwendiger, theils was ein wahrſcheinlicher Beweis iſt. Neceſſarie demonſtrantur ea, quae aliter ac dicuntur, nec fieri nec probari poſſunt. Z. E. Hat ſie gebohren; ſo hat ſie mit einer Mannsperſon zuthun gehabt. Probabile autem eſt id, quod fere fieri ſolet, aut quod in opinione poſitum eſt; aut quod habet in ſe ad haec quandam ſimilitudinem. Z. E. Wenn ſie eine Mutter iſt; ſo wird ſie ihren Sohn auch liebhaben: Wenn er geizig iſt; ſo wird er nach einem Eide nicht viel fragen. Ich führe dieſes mit Fleiß aus dem Cicero an, um diejenigen zu widerlegen, die ſich fälſchlich einbilden, ein Redner dürfte ſich niemals recht feſter und bündiger Beweiſe bedienen; weil er nur mit der Wahrſcheinlichkeit zufrieden wäre, ja ſeinen Zuhörern mit Fleiß die guten Gründe vorenthielte, und ihnen nur mit Scheingründen einen blauen Dunſt vorzumachen bemüht wäre.

§. XVI.

Nun kan man es freylich nicht leugnen, daß nicht die Redner meiſtentheils nur wahrſcheinliche Gründe anzuführen pflegen. Allein das kommt nicht aus der Natur der Beredſamkeit, oder von ihrem Vorſatze und Gutachten her: Sondern die Beſchaffenheit der meiſten Sachen läßt es nicht anders zu. Wo will man doch in allen Arten der Wahrheiten dergleichen unwiederſprechliche Beweisthümer hernehmen, die man Demonſtrationen nennet? Sind denn alle Wiſſenſchaften ſchon zu dem hohen Grade der Gewißheit gekommen, daß ihre Lehrſätze ganz unumſtößlich erwieſen werden können? Vielweniger laſſen ſich in hiſtoriſchen Sachen ſo augenſcheinliche Beweiſe führen, die keinem Zweifel mehr unterworfen wären. Hat aber ein Redner gar von künftigen Dingen, die auf die Willkühr der Menſchen ankommen, zu reden: Wie will er es da zu völliger Gewißheit bringen? Er braucht alſo die demonſtrativen Beweiſe wo er ſie hat: Allein er muß in den meiſten Fällen auch mit ſchlechtern zufrieden ſeyn. Doch ſtellt er ſie allezeit auf der ſtärkſten Seite dar, und bemüht ſich ihnen einen ſolchen Grad der Gewißheit zu geben, daß man nichts mehr fordern kan, ſondern vollkommen dadurch überredet wird. Und dadurch geht ja der Beredſamkeit an ihrem Werthe nichts ab. Behelfen ſich doch alle Menſchen im gemeinen Leben, im Handel und Wandel, in Regirungsſachen, in Handhabung der Gerechtigkeit, im Kriegsweſen, mit der bloſſen Wahrſcheinlichkeit. Ja müſſen doch die Schriftgelehrten, Rechtsausleger und Arzneyverſtändige, ſich damit befriedigen: So lange ſie durch Hülfe der Weltweisheit und Mathematik noch in keinen beſſern Stand geſetzet worden. So darf ſich denn auch die Beredſamkeit nicht ſchämen, daß ſie ſich gemeiniglich mit wahrſcheinlichen Gründen behelfen muß.

§. XVII.

Gleichwohl iſt es in der oratoriſchen Wahrſcheinlichkeit nicht mit einem jeden lahmen Gewäſche ausgerichtet, das dem Anſehen nach einen Grund in ſich halten ſoll, aber nichts weniger als einen Beweis abgeben kan. Dieſes iſt eine Anmerkung, die ſehr nöthig iſt, die Sophiſten unſrer Zeiten zur Vernunft zu bringen; die uns bisweilen einbilden wollen, ſie bewieſen etwas, da doch ihr Geſchwätze gar keinen Vernunftſchluß in ſich hält. Ich will nur aus einem verſtorbenen Mitbruder dieſer leeren Wortkrämerzunft ein Exempel anführen. Lehms ſchreibt, in ſeiner Lobrede auf den Kayſer Carl, bey deſſen Vermählung 1708. gegen das Ende alſo:

> Soll ein Demant ſeines gleichen zeugen: Warum ſollten wir denn nicht auch die Meynung behaupten können, daß die mit einander verknüpften Seelen, auf eine uns zwar unbekante, aber doch nicht unmögliche Art, neue Seelen oder neue Geiſter zeugen?

Hier ſoll ein Schluß von einem ähnlichen Dinge auf das andre enthalten ſeyn: Aber es fehlt nichts mehr, als daß erſtlich die Dinge einander nicht ähnlich ſind; und ſodann daß das erſte nicht wahr iſt. Denn worinn kommt doch eine Seele und ein Diamant überein? Und wo hat man jemals gehört, daß die Demanten Junge hecken? Allein mein Redner fährt in ſeinem Beweiſe fort:

> Die Beſchaffenheit derſelben und wie ſie die Liebe in ſich hegen, ja wie ſie dieſelbe bey andern ſo leicht, als der Zunder das Feuer erwecken, muß nothwendiger weiſe neue Seelen zeugen: Weil man ja von der Liebe meldet, daß ſie durch die Seele der Augen entzündet, durch die Seele der Zunge

„ beſtätiget, durch die Seele der Lippen befeſtiget, und durch „ die Seele der Seelen ewig verknüpfet werde. Wenn das nicht ein bündiger Beweis iſt, ſo wird es gewiß dem Verfaſſer nun ſchwer fallen, alles in der Welt zu beweiſen. Es iſt nur ſchade, daß man ihn in dem berühmten Streite der Weltweiſen und Gottesgelehrten vom Urſprunge der Seelen nicht zum Schiedsmanne erwählet hat: Denn der Tradux würde von ihm vortrefflich demonſtriret worden ſeyn. Denn wie wenig Mühe koſtet es ihm, ein ganzes Schock Seelen zu erzeugen?

§. XVIII.

Die allgemeine Regel, die man hier geben kan, alle dieſes Geplauder nichts bedeutender Worte zu vermeiden, iſt dieſe: Man prüfe einen jeden Grund, den man von einem Satze angiebt, nach den Regeln der Vernunftlehre, ob er auch eine ſyllogiſtiſche Folge in einer Schluß-Rede behaupten kan. Z. E. Oben müßte ich ſagen: Was von einem Diamant gilt, das muß auch von einer Seele gelten. Nun zeuget ein Diamant den andern: Alſo muß auch eine Seele die andre zeugen. Ein jeder ſieht hier von ſich ſelbſt, daß kein einziger Förderſatz, ich will nicht ſagen, wahr iſt, ſondern nur die allergeringſte Wahrſcheinlichkeit hat. Ich ſage nicht, daß man alle Gründe ſo ſyllogiſtiſch vortragen ſolle: Ich will nur, daß ein Anfänger in der Beredſamkeit die Schlußreden gleichſam als einen Probierſtein ſeiner Gründe brauchen ſoll, bis er eine ſolche Fertigkeit im gründlichen Denken erlanget hat, daß er ſolcher Prüfung weiter nicht bedarf. Denn es iſt gewiß, wenn ein angeführter Grund hier die Probe nicht hält, und aus ein paar wahrſcheinlichen Förderſätzen den Schlußſatz herleitet: So taucht er nichts und wird keinen Menſchen zum Beyfalle bewegen. Auch Ariſtoteles hat ſchon unter den topiſchen Beweisgründen ein Regiſter derjenigen Fächer oder Claſſen gemachet, die nur Scheingründe in ſich enthalten, und deren ſich die alten Sophiſten zu bedienen pflegten, wenn ſie eine faule Sache zu vertheidigen hätten. Es wäre zu wünſchen, daß auch unter unſern geiſtlichen und weltlichen Rednern, die doch oft von den wichtigſten Dingen reden, nicht auch noch öfters ſolche Schnitzer wider die Vernunftlehre gemachet würden; ob ſie ſich gleich keiner Topik bedienen mögen.

§. XIX.

Die Alten theilten den Beweis in zweyerley Arten ein, die ſie Inductionem und ratiocinationem nenneten. Siehe Cic. I. B. von der Erf. c. 31. Die Induction iſt eine Rede darinn man den Zuhörer durch Vorhaltung einiger ungezweifelten Dinge, denen er den Beyfall nicht verſagen kan, nöthiget, auch dem vorhabenden Satze des Redners beyzupflichten, weil er mit jenen eine Aehnlichkeit hat. Dergeſtalt überführte ehemals Aſpaſia des Xenophons Ehegattin, was ſie nicht geſtehen wollte, daß ſie mit ihrem Manne nicht zu frieden wäre. Sage mir, ſprach ſie, wenn deine Nachbarin beſſeres Gold und Silber hätte als du, würdeſt du das ihrige nicht lieber wollen, als das deine? Ohne Zweifel das ihrige, ſprach ſie. Wie denn, wenn ſelbige beſſere Kleider und koſtbarern Schmuck hätte als du? Hätteſt du es nicht lieber als das deine? Freylich wohl. Wohlan denn, wenn deine Nachbarin einen beſſern Mann hätte als du, würdeſt du denſelben auch lieber wollen? Hierauf erröthete das Weib Xenophons? Eine ſolche Art zu beweiſen brauchen nun faſt alle Redner, weil ſie ſehr leicht zu begreifen iſt, und ſehr in die Sinne fällt. Es ſteckt auch ein guter Grund dahinter; der ſich auf den Grundſatz ſtützet: In ähnlichen Fällen haben ähnliche Dinge ſtatt. Wenn nun die Fälle nur Aehnlichkeit genug haben, und die Wahrheiten, ſo man als bekannt annimmt, nur augenſcheinlich genug ſind, ſo daß ſie ein jeder davor annehmen muß: So geht man bey dieſer Erwartung ähnlicher Fälle ſicher genug; daher der gröſte theil der Menſchen ſich derſelben an ſtatt der Vernunft bedienet. Gundling in ſ. Lobrede ſagt:

> Das aſſyriſche Reich zerfiel, als Sardanapalus unter dem Frauenzimmer ſaß. Der perſiſche Zepter wurde ihren Regenten aus den Händen gewunden, da ſie mehr auf den äuſſerlichen Pracht, und hingegen die Macedonier mehr auf den ſchwarzen Harniſch hielten. Das ſtolze Rom fiel unter die ſtrenge Bothmäßigkeit der Barbaren, da ihre Kayſer ſich in ein faules Leben verliebet hatten. Die Mohren kamen aus Africa nach Spanien, als ihnen der Spaniarden unzüchtiges und ſichres Leben kund worden. ꝛc.

§. XX.

Was den Vernunftſchluß anlanget, ſo haben wir vorhin ſchon geſagt, daß ſich derſelbe in eine ordentliche Schlußrede muß bringen laſſen: Und Cicero iſt darinn am angeführten Orte c. 34. nicht nur eins mit uns, ſondern fordert ſo gar, daß ihn der Redner auch ſo gar in Form einer Schlußrede vortragen ſoll, wenn er eine rechte Uberredung dadurch wirken will. Er geht noch weiter, und will, daß man den Oberſatz und Unterſatz, wenn ſie einigermaſſen zweifelhaft ſeyn ſollten, mit Gründen beſtärken ſoll, ſo daß dergeſtalt ein oratoriſcher Beweis der recht vollſtändig iſt, aus fünf Theilen beſtehen muß: I. Der Oberſatz. II. Sein Beweis. III. Der Unterſatz. IV. Sein Beweis. V. Der Schlußſatz. Doch fordert er die Beweiſe der Förderſätze nicht allezeit, ſondern nur auf den Fall wenn ſie nöthig ſind: Und ſo kan ein guter Beweis zuweilen auch aus vier, ja nur aus dreyen Theilen beſtehen; bisweilen aber gar nur aus zweyen, wenn man ein ſogenanntes Enthymema, oder eine verſtümmelte Schlußrede, machen will, darinn entweder der Ober- oder Unterſatz fehlet. So richtig dieſes alles iſt, ſo ſehr beſchämet Cicero dadurch die unphiloſophiſchen Schwätzer, die an nichts weniger, als an eine ordentliche Schlußrede in ihren Beweiſen denken. Wir ſparen aber dieſes ausführlicher abzuhandeln, in das Hauptſtück von der ordentlichen Einrichtung der Rede, wo wir mehrere Anleitung zum überzeugenden Vortrage eines Beweiſes geben wollen. Sonſt iſt Quintilian auch der Meynung, daß eigentlich die drey Sätze des Vernunftſchluſſes zu einem guten Beweiſe nöthig ſind. Mihi et plurimis nihilominus autoribus tres ſummum videntur. Nam ita ſe habet natura, vt ſit, de quo quaeratur, et per quod probatur: tertium adiici poteſt, velut ex conſenſu duorum antecedentium. Ita erit prima intentio, ſecunda aſſumtio, tertia connexio. Nam confirmatio primae ac ſecundae partis exornatio eisdem cedere poſſunt, quibus ſubiiciuntur. L. V. C. 14.

Das VII. Hauptſtücke.

Von der Wiederlegung der Einwürfe.

§. I.

Wenn ein Redner ſeinen Satz mit guten Beweisgründen beſtätiget hat, ſo hat er zwar die allerwichtigſte Pflicht eines Redners erfüllet: Allein er hat deswegen noch nicht gewonnen. Es kan ja leicht kommen, und pflegt gemeiniglich zu geſchehen, daß ſeinen Zuhörern Einwürfe in den Sinn kommen, die ihn verhindern, daß er den Rednern ſeinen Beyfall entweder gar entzieht, oder doch nicht völlig geben kan. Vielmal iſt auch mancher Zuhörer gleich Anfangs einer gegenſeitigen Meynung zugethan, weil er davor hält, er habe ſehr guten Grund dazu. So lange er alſo dieſe Einwürfe oder Gegenſätze vor gegründet hält, ſo lange kan der Redner über ihn nicht triumphiren: Nichts iſt alſo zu einer vollkommenen Uberredung nöthiger, als die Wiederlegung der entgegen-geſetzten Meynung,

nung, und die Beantwortung der Einwürfe; die man wieder den Hauptſatz, oder die Beweisgründe des Redners machen kan. Das ſchwerſte dabey iſt, dieſelben zu errathen. Denn der Einwendungen ſind zuweilen ſo viel und mancherley, daß es faſt unmöglich ſcheinet, ſie alle miteinander einzuſehen. Doch das unmögliche fordert man nicht. Es iſt genug, daß ein geſchickter Redner diejenigen beantworte und wiederlege, die er vorher ſehen oder errathen kan. Ein Mann aber, der ſeine Materie inne hat, den Menſchen überhaupt, oder ſeine Zuhörer insbeſondere kennet, der wird ohne Zweifel die wichtigſten Einwürfe mit leichter Mühe vermuthen können.

§. II.

Wenn man nun einen oder etliche ſolche Einwürfe errathen zu haben glaubet: So werden ſie ebenfalls nach Beſchaffenheit der Hauptſätze, entweder etwas geſchehenes in Zweifel ziehen, weil ſie Zeugen vor ſich haben, welche das Gegentheil beſtätigen: Oder ſie werden Gründe haben, ſo die gegenſeitige Meynung beſtärken. Beyde muß ein Redner zu entkräften wiſſen, ſo daß jene ihre Glaubwürdigkeit; dieſe aber ihre Wahrſcheinlichkeit verlieren. Wie dieſes nun zu bewerkſtelligen ſey, daß muß die Vernunftlehre zeigen, wo man vom wiederſetzen und diſputiren Regeln giebt. Denn obgleich die Zuhörer des Redners nicht ſelbſt als Gegner das Wort führen, und ihre Einwürfe vortragen: So muß doch der Redner ſelbſt ihnen zuvorkommen, ihre Stelle vertreten, und ihre Scheingründe, ſo gut als es möglich iſt, vortragen. Dieſes iſt alſo ſeine erſte Pflicht, wenn er gründlich wiederlegen und alle Zweifel aus dem Gemüthe ſeines Zuhörers reiſſen will. Er muß den Einwürfen alle ihre Stärke laſſen, die ſie nach der Meynung ihrer Verfechter nur haben können. Er muß ſie nicht verkehren, ſchwächen, oder das beſte davon auslaſſen. Dieſes würde wieder die Aufrichtigkeit und Redlichkeit laufen, und nichts weiter wirken, als daß der Zuhörer auf ſeiner alten Meynung bliebe, und alſo nicht gewonnen würde. Es iſt alſo viel beſſer, daß der Redner die Einwürfe ſeines Gegners in aller ihrer Stärke und mit aller Wahrſcheinlichkeit vorträgt, deren ſie nur fähig ſind. Denn deſtomehr Vertrauen wird er bey dem Zuhörer dadurch gewinnen.

§. III.

Iſt nun der Einwurf dergeſtalt vorgetragen, ſo muß ihn der Redner auch beantworten. Gründet ſich derſelbe auf die Zeugniſſe gewiſſer Scribenten, oder auf das Anſehen groſſer Leute: So muß man zuſehen, ob es eine hiſtoriſche oder dogmatiſche Sache iſt, davon man handelt. Wäre es dieſes, ſo iſt es zwar gewiß, daß das Vorurtheil des Anſehens in Lehrſätzen nichts gilt; und alſo könnte der Redner dieſe Art von Einwürfen ſchlechterdings verwerfen. Allein weil der gemeine Mann gemeiniglich von den Ausſprüchen gewiſſer Leute, als z. E. Seiner Eltern und Vorfahren, ſeiner Lehrer, der Geiſtlichen, oder andrer Leute die im Anſehen ſtehen, ſehr viel hält: So würde man durch eine bloſſe Verachtung ſolcher Zeugniſſe nicht viel bey ihm ausrichten. Es iſt alſo zuweilen weit klüger gethan, wenn man ſich nach der Schwachheit ſeiner Zuhörer richtet, und ihnen die Zeugen ſo ſie vor ſich anführen, nicht gleich mit einem mal verwirft. Man thut beſſer, wenn man ſie durch einige Fragen verdächtig macht. Als zum E. Ob denn dieſe Perſonen, die man ſelbſt in allen Ehren hielte, nicht auch Menſchen wären? Ob ſie nicht auch zuweilen aus Schwachheit fehlen und irren könnten? Ob ſie nicht vielleicht ohne genugſame Unterſuchung etwas vor wahr angenommen? Sie hätten ja wohl in andern Fällen etwas geglaubet, das doch nicht wahr geweſen. Es wären auch nicht alle ſolche anſehnliche Leute allemal einer Meynung; und alſo wüßte man nicht recht, welchen man glauben ſollte. Man müßte die Sache lieber ſelbſt unterſuchen. Man hätte itzo Mittel und Wege hinter die Wahrheit zu kommen, die man vormals, oder an gewiſſen Orten, nicht gehabt. u. ſ. w.

§. IV.

Wäre aber die Sache hiſtoriſch, und zwar aus alten Zeiten, ſo müßte man die Glaubwürdigkeit der Scribenten unterſuchen, die ſolche bezeugen. Man muß fragen, ob ſie zu denſelben Zeiten, in demſelben Lande, und an ſo einem Orte gelebt, da ſie es wohl hätten wiſſen können? Ob ſie auch gute Nachrichten gehabt hätten? Ob ſie nicht etwa partheyiſch geweſen, welches man aus den Umſtänden beurtheilen muß. Man muß auch dem Zeugniſſe eines einzigen ſo viele andre entgegen ſetzen, die in groſſerm Anſehen ſtehen, und einhellig etwas bezeugen. Man muß andre Exempel aus demſelben Geſchichtſchreiber anführen, da er ſchon andere Fabeln und Unwahrheiten beſchrieben u. d. gl. Wäre aber die Sache erſt neulich vorgefallen und man beriefe ſich auf lebendige Zeugen, ſo muß man auch dieſe verdächtig machen. Zu dem Ende kan man ſagen, dieſe Art von Leuten verdiene keinen Glauben. Sie hätten einem gemeinen Geſchreye Gehör gegeben, ohne die Sache zu unterſuchen. Sie wären entweder ſelbſt betrogen worden, oder hätten andre hintergehen wollen. Sie hätten etwa eine ſcherzhafte Erzählung vor eine ernſtliche, eine Muthmaſſung vor eine Gewißheit, einen Vorſatz vor eine wirkliche That verſtanden. Oder es wären gar Feinde, von den Perſonen, denen ſie etwas nachgeredet, ſie wären einer andern Parthey, Religion, Meynung oder Secte unter den Gelehrten zugethan. Sie hätten ſchon eher Unwahrheiten ausgebreitet, die man doch hernach falſch befunden: Man hätte ihnen in dieſem Falle weit glaubwürdigere Zeugen entgegen zu ſetzen. Ja vielmal zeuget der Verlauf der erzählten Sachen ſelbſt, daß etwas wiedereinander laufendes und unmögliches darinnen iſt. Uberall aber muß der Redner eine Unpartheylichkeit und Liebe zur Wahrheit blicken laſſen, die ſeinen Worten die meiſte Kraft geben kan.

§. V.

Wir kommen auf die dogmatiſchen Einwendungen, da man Urſachen und Scheingründe vor ſich hat. Dieſe nun zu entkräften muß man ſich dieſelben als ordentliche Schlußreden vorſtellen, und entweder den Ober- oder Unterſatz in Zweifel ziehen. Bey dem Oberſatze iſt es genug, wenn man etliche wiedrige Fälle angeben kan, da derſelbe nicht eintrifft: Denn dadurch wird die Allgemeinheit deſſelben ſchon umgeſtoſſen. Bey dem Unterſatze iſt auch vielmal was zu erinnern, z. E. daß dieſes wohl zu gewiſſer Zeit, an gewiſſen Orten, oder in gewiſſen Umſtänden; aber nicht allezeit und überall wahr ſey. Bisweilen kan man einen Vernunftſchluß auf eben den Schlag machen, deſſen Schlußſatz ungereimt wird, und alſo auch den erſten verdächtig machen. Zuweilen ſagt man, der Einwurf beweiſe zu viel; denn wenn er richtig wäre, ſo müſte auch dieſes oder jenes folgen, welches doch offenbar falſch wäre. Hätte man ſich aber der Induction bedienet, einen Einwurf zu machen: ſo müßte man entweder, die vor unſtreitig ausgegebenen Sachen leugnen, oder doch zweifelhaft machen; oder die Unähnlichkeit der Sachen und Fälle darthun, in welchen alſo unmöglich einerley ſtatt finden könnte. Vielmals aber kan man den ganzen Urſprung des Irrthums gewiſſer Leute ſehr von weitem herholen, und daher erklären, wie ſie wieder ihren Willen und von ungefähr in denſelben gefallen. Man kan hinzuſetzen, es wäre ſehr leicht durch den groſſen Schein der Sache eingenommen zu werden: Man müßte ſehr ſcharfſinnig und aufmerkſam ſeyn, ſich nicht davon verführen zu laſſen: Um deſto mistrauiſcher müßte man in dergleichen Dingen ſeyn. ꝛc. ꝛc.

§. VI.

Aus dieſem allen begreifet wohl ein jeder, daß ein Redner ein guter Logicus, und ſonderlich in der Diſputirkunſt wohl geübt ſeyn müſſe. Dieſes wußten die Alten nicht genug einzuſchärfen; und Cicero ſonderlich hielte bloß deswegen die Academiſche Dialectik, oder Diſputirkunſt der Peripatetiker, einem Redner vor ganz unentbehrlich. Sogar die ſtoiſche Subtilität fordert er zuweilen von demjenigen, der ſeine Gegner oder Zuhörer von ſeiner Meynung recht überreden will. Und in der That ſind die meiſten Redner hierinn zu nachläſſig. Sie meynen ihr Zuhörer werde ihnen gleich auf ihr Wort glauben, da er doch oft tauſend Einwürfe im Kopfe hat, die ſeinen Beyfall hindern. Es iſt auch nicht allemal damit ausgerichtet, daß man ſie verſichert, die Gegenmeynung ſey falſch, oder gottlos, oder ketzeriſch, oder ſchädlich. Man will dieſes nicht nur geſagt, ſondern erwieſen haben. Die alten Redner waren hierinn viel ſorgfältiger. Wie emſig war nicht Demoſthenes in Wiederlegung der Einwürfe? Bald heißt es: Woher und wie ſoll dieſe ganze Mannſchaft erhalten werden? Bald fragt er: Wieviel Geldſummen dazu gehören werden, und wo man dieſelben hernehmen ſolle? Bald heißt es: Ja, wo wird unſre Flotte anlanden? Bald wiederum: Allein durch was vor ein Mittel wird man alle dem Ubel abhelfen können? Und auf alle dieſe Einwürfe antwortet er ſo gründlich und ausführlich, daß er nicht den geringſten Zweifel in ihren Gemüthern übrig gelaſſen hat.

§. VII.

Um ein Exempel eines gründlich beantworteten Zweifels zu geben, beruffe ich mich auf des Herrn Abt Moſheims H. R. im II Th. und deſſen II Rede. von dem Siege der Heiligen über die Welt. Auf der 87ſten Seite heißt es im Namen der Gegner:

> Die Sache iſt ſchwer; die Welt iſt mächtig; unſer Vermögen iſt geringe; die Barmherzigkeit Gottes iſt groß. Das ſind die Stimmen der Natur, die ſich unſerer

> Pflicht widerſetzen. Die Stimme des Glaubens hebt alle dieſe Einwürfe.

Wir wollen nur den erſten anführen, den ſich der Redner in Gedanken als einen ordentlichen Vernunftſchluß vorgeſtellet haben muß, weil wir finden, daß er auf beyde Förderſätze antwortet. Die Schlußrede heißt: Was ſchwer iſt, dazu ſind wir nicht verbunden: Der Sieg über die Welt iſt ſchwer; alſo ſind wir nicht dazu verbunden. Zuerſt beantwortet der Redner den Unterſatz dergeſtalt:

> Die Sache iſt ſchwer. Johannes antwortet, die Gebothe Gottes ſind den Wiedergebohrnen nicht ſchwer. Soll das Zeugniß unſers Fleiſches, oder ſoll das Zeugniß dieſes Jüngers Jeſu mehr gelten? Ach wie ſehr iſt es zu beſorgen, daß diejenigen, die ſo viel von den Schwierigkeiten reden, die man in dem Dienſte Gottes antrifft, nur von einer Sache reden, die ſie nie verſuchet haben. Wie ſehr iſt es zu vermuthen, daß dieſe Klagen nichts, als Zeugniſſe eines Herzens ſind, welches noch die Befehle des Höchſten nach dem Maaſſe der Kräfte der Natur abmißt. Wer nichts hat, als Waffen der Natur, die Welt damit zu beſtreiten, der wird freylich bald verzagen müſſen. Aber laßt uns anfangen das Herz zu reinigen; laßt uns einer göttlichen Kraft Raum geben; laßt uns Buſſe und Glauben zu Hülfe nehmen! So werden die Sorgen wegfallen, die wir uns über die Mühſeligkeit unſers Sieges machen.

Nun folget die Antwort auf den Oberſatz, deſſen Folge der Redner leugnet:

> Doch geſetzt, es ſey ſchwer ein Schüler Chriſti zu ſeyn: Wird uns das von unſrer Pflicht losſprechen? Wird das unſer Urtheil mildern, wann der Herr kommt, wenn wir ſagen werden: Herr, wir ſahen, daß es ſchwer war, uns zu überwinden; daher haben wir gar nicht kämpfen wollen. Herr, wir merkten, daß unſer Feind ſtark war; daher haben wir uns nicht einmal wiederſetzen wollen. Herr, wir haben uns für der Mühe und Arbeit gefürchtet, die dein

> Dienſt erforderte: Daher haben wir dir gar nicht dienen mögen. Was deucht euch, geliebte Brüder? Deucht euch, daß ihr mit dieſen Entſchuldigungen vor dem Throne Jeſu Chriſti werdet beſtehen können? Deucht euch, daß der Richter, der alles ſiehet, euch hierauf ſo anreden werde: Kommt her, ihr Geſegneten meines Vaters ꝛc.

§. VIII.

Damit es aber auch an einem Exempel aus einer weltlichen Rede nicht fehle, ſo ſoll mir abermal Gundlings Lobrede auf den König in Preuſſen dazu dienen. Er lobet die Handhabung der Gerechtigkeit; und hierbey findet ſich der Einwurf: Daß der König die Zahl der Advocaten ſehr vermindert hätte. Der Schluß, den der Redner in Gedanken gemacht hat: Heißt ohngefähr ſo: **Wo es wenig Leute giebt, die den Leuten zu Recht verhelfen, da kan die Gerechtigkeit nicht wohl gehandhabet werden. Nun giebt es in Preußiſchen Landen wenig Rechtsbeyſtände oder Sachwalter: Folglich kan daſelbſt ꝛc.** Aber der Redner beantwortet den Oberſatz folgender geſtalt, indem der Unterſatz nicht zu leugnen war.

> Unſer gerechteſter König hat eine viel tiefere Einſicht. Er weis, daß unter dem vielen Diſputiren die Wahrheit verlohren werde, und daß diejenigen, welche diſputiren, das Licht derſelben, durch allerhand Künſte, zu verfinſtern ſuchen. Vielleicht iſt ihm auch das ſpaniſche Sprüchwort bekannt, daß die Juden durch ihr Oſterfeſt, die Mahometaner durch ihre Hochzeiten; und die Chriſten durch ihre Proceſſe ſich zu Grunde richten. Denn was iſt doch das vor eine Juſtiz, wenn die Streitigkeiten ewig dauren? Plato ſagte, es ſey ein gewiſſes Kennzeichen einer ſehr kranken Republik, wo viel Advocaten, Richter und Aerzte ſeyn. Jene machen Zänkereyen, wo keine ſind; weil ſie davon leben, und unter dem Geräuſche der ſtreitenden Partheyen ihr Brodt gewinnen: Und dieſe müſten gleichfalls Hungers

ſterben, wenn nicht jemand wäre, der ſich ihrer Eſſenzen und Säfte bediente.

Zwar wiſſen S. Kön. Maj. wohl, daß ein rechtſchaffener Advocat bisweilen, wo die Sache verwirret iſt, und die Streitenden ſelbſt ihre Rechte nicht verſtehen, ſo nöthig ſey, als ein kluger Arzt, wenn von ohngefähr eine verzehrende Krankheit unter die Menſchen kommt. Aber Sie wollen dergleichen Art Leute nicht haben, welche den Pöbel raſend und die Geſunden krank machen. Daß aber der Pöbel raſe, wenn er ſich unter einander beiſſet, und einer den andern um eines eingebildeten Gewinſts willen, durch unnützes rechten, verſchlingen will, das iſt eine Sache, welche nicht darf erwieſen werden. Sie wollen diejenigen nicht vertragen, welche den Spinnen gleichen, die in ihrem Gewebe auf die Fliegen lauren, und ſich eine Luſt machen, wenn ſich in ihrem Garne, welches Tag und Nacht aufgeſtellet und zugerichtet iſt, eine arme Magd, ein Bauer und Handwerksmann fänget, dem ſie das Blut ausſaugen, und den ſie endlich, wenn der Körper ausgetrocknet iſt, im Elende liegen laſſen. Dahin gehen alle Anſtalten, welche bishero in allen Landen und Herrſchaften ſo den Preuſſiſchen Zepter verehren, gemacht worden.

§. IX.

Aus dieſen Exempeln wird nun wohl ein jeder begreifen, wie geſchickte Redner in den Einwürfen ihrer Zuhörer, die ſie vorher ſehen, oder vermuthen können, nichts unbeantwortet laſſen. Man wird auch daraus unſchwer erkennen, wie die Auflöſung nicht eben ſo mager und trocken heraus komme, als wenn ein Weltweiſer, nach den ſtrengeſten Regeln der Diſputirkunſt, mit ſeinem Gegner ſtreitet. Nein, Exempel, Gleichniſſe, Zeugniſſe, Gegenſätze, und alle Arten der Erläuterungen ſtehen ihm zu Dienſten, die Sache dem Zuhörer deſto handgreiflicher zu machen. Er überzuckert die bittre Wahrheit gleichſam, damit ſie deſto beſſer eingehe, und auch die Widerſpenſtigen mit Luſt bezwinge. Was aber die Erfindung der Beantwortungen anlanget, ſo könnte davon freylich noch ein vieles geſagt werden; wie Cicero im I B. von der Erf. §. 42 bis 52. weitläuftig gethan hat. Allein wir brauchen aller der Umſchweife nicht, nachdem wir zu einem Redner einen Mann erfordert haben, der ſeiner Materie gewachſen iſt, und die Vernunftlehre wohl gelernet hat. Wenn es damit ſeine Richtigkeit hat, ſo wird es ihm leicht von ſich ſelbſt einkommen, ob er den Oberſatz oder Unterſatz leugnen, eine Inſtanz geben, die Folge des Oberſatzes verwerfen, ihn gewiſſer maſſen einſchränken, eine Zweydeutigkeit im Mittelworte anmerken; oder ſonſt etwas daran ausſetzen will. Es verſtehet ſich aber von ſich ſelbſt, daß man in allen dieſen Dingen ſich dieſer und aller übrigen philoſophiſchen Kunſtwörter enthalten müſſe: Es wäre denn, daß man vor lauter Gelehrten zu reden hätte, die ſolche ohnedem ſchon verſtünden.

Das VIII. Hauptſtücke.

Von den Erläuterungen in einer Rede.

§. I.

Ich komme auf eine Materie, die von den Alten nicht mit unter die nothwendigen Theile einer Rede gezählet würde: Dagegen von einigen Neuern wohl gar vor das rechte Hauptwerk eines Redners angeſehen worden. Ich will hiermit nicht behaupten, als hätten die Alten keine Erläuterungen gebraucht: Nein man findet keine einzige etwas lange Rede bey denſelben, darinn es nicht etliche Arten derſelben gäbe. Ich will nur ſagen, daß ſie in den Regeln der Redekunſt nicht daran gedacht: Entweder, weil ſie ſelbige unter den wahrſcheinlichen Beweisgründen oder unter den Erweiterungen mit verſtanden. Denn das erſte kan man von dem Simili, Contrariis und Exempeln ſagen, als welche unter den topiſchen Fächern der Beweisgründe eigene Claſſen ausmachen. Das andere aber kan von den meiſten übrigen geſagt werden. Nun haben wir aber, was die Beweisgründe anlanget, ganz andre Regeln gegeben, dabey wir keine Topik brauchen. Die Amplification oder Erweiterung, in ſo weit ſie nichts anders iſt, als eine Verlängerung einer Rede, oder eines Satzes, iſt uns ſonſt verdächtig. Denn entweder die ganze Ausführung eines Hauptſatzes iſt eine Erweiterung deſſelben zu nennen; und alſo ſind alle bisher abgehandelten Stücke einer Rede vor nichts anders als vor Arten derſelben anzuſehen: Oder die Erweiterung iſt ganz und gar unnütze und überflüſſig. Denn was ſoll ein Geplaudert nützen, welches weder zur Erklärung, noch zum Beweiſe, noch zur Wiederlegung, noch zur Bewegung der Zuhörer etwas beyträget?

§. II.

Wir ſagen alſo die Erläuterung ſey ein Ausputz und Zierrath in der Ausführung einer Rede, der aber zugleich dienet, dem Zuhörer die Sache begreiflicher und wahrſcheinlicher zu machen. Man rechnet zu dieſen Erläuterungen allerley Dinge, nemlich Gleichniſſe, Zeugniſſe, **Exempel**, **ähnliche Fälle**, das **Wiederſpiel**, gute **Einfälle**, **Lehrſprüche** u. d. gl. die man ſonſt lieber lateiniſch comparata, teſtimonia, exempla, ſimilia, contraria, meditationes und locos communes oder ſententias zu nennen pflegte. Von allen dieſen Arten iſt es gewiß, daß ſich die Alten ihrer nicht minder als die Neuern bedienet haben; indem ihr Nutzen, nach der oben gegebenen Beſchreibung, ganz augenſcheinlich war. Wir wollen dieſes von allen einzeln erweiſen, und begnügen uns indeſſen überhaupt, mit dem kurz zuvor gegebenen Exempel einer Wiederlegung aus Gundlings Lobrede. Z. E. Das ſpaniſche Sprüchwort, ſo er anführet, iſt ein Zeugniß: Platons Ausſpruch iſt gleichfalls nichts anders. Der kluge Arzt iſt ein Simile, und die Spinnen geben ein Gleichniß ab. Und im folgenden führet er noch ein Exempel an, nemlich des Ferdinandi Catholici, der keine Juriſten nach America hat ſenden wollen, weil er aus der Erfahrung gelernet hatte, daß, wo dieſe häufig ſind, ſich auf dem Richtplatze auch gemeiniglich ſoviel Betrügerey hervor thue, als in einer unordentlichen Speiſekammer Ungezieſer herum läuſet: Wobey denn noch ein Gleichniß mit einfließt.

§. III.

Doch wir müſſen ſie einzeln durchgehen und erklären. Ein Gleichniß iſt eine der vorhabenden Materie ähnliche Sache, Perſon, That, oder Begebenheit, die ſelbige ins Licht zu ſetzen, auch wohl wahrſcheinlicher zu machen, zu erheben oder zu erniedrigen dienet. Weil ein Gleichniß allemal auf die Aehnlichkeit ankommt: So gehöret ein guter Witz dazu, dieſelbe unter zweyen Dingen wahrzunehmen. Es darf aber dieſe Aehnlichkeit niemals ganz vollkommen ſeyn: Sondern es iſt genug, daß ein paar Sachen nur in gewiſſen Hauptſtücken, davon hauptſächlich die Rede iſt, übereinkommen. Doch iſt auch nicht eine jede geringe und weit geſuchte Aehnlichkeit zulänglich, ein gutes Gleichniß zu machen. Z. E. Lehms redet im Eingange zu ſeiner oftgedachten Lobrede, von der Erſtaunung, und vergleichet ſie erſtlich mit einem vollen Grabe, hernach mit dem Tireſias, und endlich mit einem Löwen, folgender Geſtalt:

> Sie (die Erſtaunung) iſt wie ein volles Grab, welches ſich bey herausgeriſſener Erde immer vergröſſert ſiehet. Denn jemehr ſie ſich aus ihrer eigentlichen Eigenſchaft zu wickeln vermeynet, je gröſſer wird die Verwirrung. Die Erſtaunung wird bey Erſtaunenswürdigen Zufällen erre-

> get: Und doch iſt ſie wie ein im finſtern ſchleichender Tireſias an Blindheit ſelbſt erſtaunet. = = Bey ſchlummernden Sinnen hat ſie die Art eines heroiſchen Löwen an ſich, und ihre entſetzliche Macht ſtöſſet ſich durch ein unvermeidliches Etwas durch alle Glieder.

Alle dieſe drey Gleichniſſe ſind ſo weit hergeſucht, daß ſie die Sache nicht erläutern, ſondern verdunkeln: Zumal da ſie wegen ihres ſchwülſtigen Ausdruckes weit ſchwerer zu verſtehen ſind, als die Sache ſelbſt, davon die Rede iſt.

§. IV.

Ferner muß ein Gleichniß nicht wieder die Abſichten des Redners laufen, die er in der vorhabenden Sache hat. Wenn er etwas als wahrſcheinlich, groß, oder geringe vorſtellen will: So muß ſein Gleichniß die Sache nicht als unwahrſcheinlich, geringſchätzig, oder herrlich vorſtellen. Wieder die erſte Regel handelt abermal Lehms, gegen das Ende der angezogenen Rede, in dem Wunſche, den er dem hohen Paare thut. Es heiſſet nemlich:

> So ſcherze, liebe, küſſe dieſemnach, wie die hohen irrdiſchen Götter pflegen, und zeuge mit deiner himmliſchen Eliſabetha Chriſtina neue Planeten, welche den Himmel auf der ſogniſchen Welt einnehmen, und der halben Welt, als ſchöne und helle Sterne in die Augen fallen.

Denn wer hat es jemals gehöret, daß die irrdiſchen Götter neue Planeten zeugen? So unwahrſcheinlich nun das Gleichniß iſt, ſo unglaublich macht der Redner dadurch ſeine Hauptſache. Die andere Regel hat Fleſchier ſehr vernünftig beobachtet, wenn er in ſeiner Lobrede auf den Marſchall von Turenne, ihn mit einem Strome vergleicht: Es heißt.

> So fieng ſich ein Leben an, deſſen Fortſetzung ſo herrlich ſeyn ſollte: Nicht anders als die Ströme, welche deſto breiter werden, jemehr ſie ſich von ihrer Quelle entfernen und

endlich allenthalben, wo ſie durchflieſſen, die Beqvemlichkeit und den Uberfluß mitbringen.

Denn das giebt uns von ſeinem Helden einen hohen und prächtigen Begriff. Das Gegentheil hatte Demoſthenes im Sinne, als er die Athenienſer in ſ. I Phil. Rede mit einem ungeſchickten Fechter verglich, um ſie verächtlich zu machen. Er ſagt:

> Ihr ſtreitet mit Philippo nicht anders als die ungeſchickten Fechter zu kämpfen pflegen. Bekommt ein ſolcher einen Streich: Sogleich fähret er mit der Hand auf die Stelle. Wird er anderwerts getroffen: So iſt die Hand wiederum da. Die Hiebe aber abzuwenden, oder ſeinen Gegner ſelbſt anzugreifen, das kan und will er nicht. Eben ſo macht ihrs auch. Hört ihr, Philippus ſey in Cherſonneſus, ſo beſchließt ihr Hülfsvölker dahin zu ſenden. Iſt er in Pylas, ſo marſchirt ihr auch dahin. Iſt er anderwerts, ſo verfolget ihr ihn abermal Fuß vor Fuß, und ziehet ihm hinterher, wie die Soldaten ihren Anführern. Ihr haltet aber keinen einzigen vortheilhaften Kriegsrath, und ſorget eher vor nichts, als bis ihr hört, daß die Gefahr ſchon vorhanden, oder gar der Schade ſchon geſchehen ſey.

§. V.

In ſolchen verſchiedenen Abſichten nun kan ein Gleichniß von allerley Dingen in der Welt hergenommen werden. Hohes und niedriges, groſſes und kleines kan einem Redner zu einer geſchickten Vergleichung dienen, wenn er nur die obigen Regeln beobachtet. Er würde aber wieder ſich ſelbſt handeln, wenn er groſſe Dinge mit Kleinigkeiten; und kleine Sachen mit groſſen und prächtigen Dingen vergleichen wollte. Jenes würde nur in der poſſirlichen Schreibart angehen, in welche Scarron den Virgil überſetzet hat. Hier wieder fehlte z. E. ein geiſtlicher Redner, als er ſagte: Die Seele eines Gläubigen fähret ſo ſanft aus dem Leibe, als man ein Härchen aus der Buttermilch ziehet. Dieſes aber würde nur einen Schwulſt in der Schreibart verurſachen, davon wir an ſeinem Orte reden werden. Man muß auch mit den Gleichniſſen, die ſchon unzählige mal von andern gebraucht worden, nicht immer wieder aufgezogen kommen. Dieſes zeiget einen armſeligen Witz des Redners, als der nicht fähig iſt ſelber etwas zu erdenken, das neu und angenehm wäre. Das alte nemlich iſt man ſchon überdrüſſig, weil man es ſo oft gehöret hat. Die Sonne, der Adler, der Löwe, der Sturmwind, der Donner, die Ströme, die brauſende See u. d. gl. ſind ſchon ſo viel tauſendmal gebrauchet und gemisbrauchet worden; daß ich es keinem rathen will, mit dergleichen verlegnen und abgenutzten Gleichniſſen wieder aufgezogen zu kommen: Es wäre denn, das man eine ganz neue Anwendung derſelben zu machen wüßte.

§. VI.

Ich komme auf die Zeugniſſe, und ein jeder begreift, daß dieſe nichts anders ſind, als Ausſprüche andrer Leute, darinn eben die Wahrheit enthalten iſt, die der Redner vorträgt. Nun iſt es zwar aus der Weltweisheit bekannt, daß das Vorurtheil des Anſehens an ſich ſelbſt nichts gilt, um etwas zu beweiſen: Wofern es nicht eine hiſtoriſche Sache iſt, darinn durch glaubwürdige Zeugen allerdings etwas beſtätiget werden kan. Allein dem ungeachtet kan es in Reden, wo nicht zum Beweiſe, doch wenigſtens zur Bekräftigung, daß eine Wahrheit ſchon von andern eingeſehen worden, allerdings mit gutem Nutzen gebrauchet werden. Denn die meiſte Zahl der Zuhörer trauet ihrem Verſtande ſoviel nicht zu, daß ſie das Herz hätten, vor ſich die erſten zu ſeyn, die etwas neues vor wahr annähmen. Sie fürchten ſich, ſo lange ſie glauben, daß ſie allein auf einer Meynung ſeyn. Hergegen bekommen ſie ein Herz zu einer Sache, wenn ſie hören, daß viel andre berühmte, groſſe, oder gelehrte und verſtändige Leute auch ſchon eben der Meynung geweſen. Nach dieſen richtet ſich nun ein

Redner, und führt zuweilen ſolche Ausſprüche und Zeugniſſe an, die ſeinen Satz in ſich halten. Bisweilen aber macht er ſie dem Zuhörer erſt bekannt, und giebt ihnen die Lobſprüche, ſo ihnen gebühren, ſie deſto anſehnlicher und glaubwürdiger zu machen. Bisweilen aber braucht er auch nur Sprüchwörter, die als Worte der Weiſen angeſehen werden, und den Beyfall ganzer Völker zu haben ſcheinen.

§. VII.

An Exempeln kan es uns hierzu nicht fehlen. Schon in der obigen Gundlingiſchen Stelle, waren einige dergleichen anzutreffen: Indem der Redner ſich bald auf ein ſpaniſches Sprüchwort, bald auf Ferdinandi Catholici Ausſpruch berief. Wir wollen aber einige andre aus dem Cicero anführen. In ſeiner Rede für den Archias, will er behaupten, daß die Poeten von einem göttlichen Triebe gereget würden. Hier berufft er ſich auf das Zeugniß des Ennius:

> Unſer Ennius nennt deswegen die Poeten mit Recht heilige Männer; weil es das Anſehen hat, als ob ſie uns durch eine göttliche Wohlthat, als ein Geſchenke mitgetheilet und empfohlen würden. So laßt doch derowegen bey euch, ihr Richter, als bey wohlgeſitteten Leuten, dieſen Namen eines Poeten heilig ſeyn, den gewiß noch keine Barbarey verletzet hat.

Gleichergeſtalt will er hernach darthun, daß man ein gutes Lobgedichte nicht geringe zu ſchätzen habe; und da beruft er ſich auf das Zeugniß des Themiſtocles, und des Marius:

> Als man den Themiſtocles, jenen groſſen Athenienſer, befraget, was, oder weſſen Stimme er am liebſten höre? ſoll er geſagt haben: Deſſen, der ſeine Tapferkeit am beſten preiſen könnte. Und jener Marius hat ebenfalls den L. Plotius geliebet, weil er glaubte, daß ſeine Thaten von ihm am beſten gerühmet werden könnten.

§. VIII.

Nur iſt bey ſolchen Zeugniſſen noch verſchiedenes zu erinnern. I) Muß derjenige Scribent nicht ganz unbekannt, oder gar verächtlich ſeyn, deſſen Worte man zum Zeugniſſe anführen will. Ein Haufen fremde Namen geben keinen Zierrath, ſondern ein weltbekannter Held, Kayſer, König, Fürſt, Staatsmann, Gelehrter oder Scribent, der in beſonderm Anſehen ſteht, kan mit ſeinem Ausſpruche allererſt eine Rede ſchmücken. II) Es muß aber nicht eben jeder Satz, den ein Redner vorbringet, mit einem ſolchen Zeugniſſe verbrämet ſeyn. Nein, ganz gemeine Wahrheiten, die man auch ohne Zeugniß glaubet, bedörfen keines fremden Beyfalles. Hierwieder pflegen die Homileten ſehr zu verſtoſſen, die bisweilen kein Wort hervor bringen, dabey ſie nicht ein halb Dutzend Sprüche anführen, und ſo gar die Capitel und Verſe ohn alle Noth aufs ſorgfältigſte anmerken. III) Muß auch bey Anführung der Zeugniſſe nicht eben die Sprache des Zeugniſſes beybehalten werden; ſondern der Redner muß ſelbiges in ſeiner Mutterſprache vortragen. So haben es alle groſſe Redner gemacht: Nur die Römiſch-Catholiſchen pflegen allemal die Vulgata lateiniſch anzuführen. Noch wunderlicher iſt es, wenn ſie gar einen alten lateiniſchen Kirchenlehrer in ſeiner Sprache, oder gar einen griechiſchen Pater, in einer lateiniſchen Uberſetzung anführen. Z. E. Pater Joh. Joſ. Schenhärl hat im verwichenen Jahre den 7 Jun. zu Wien dem H. Nepomucen eine Lobrede gehalten, darinne es p. 8. heißet:

> Weiln nun Samuel einmal zum Dienſte Gottes gewidmet ware, als lieſſe er ſelbſt ihm ſolches ſchon in zartblühend-unſchuldiger Jugend, nach allen Kräften und Möglichkeit beſtens angelegen ſeyn, zumalen er nach Zeugnüß göttlicher heiligen Schrifft: Samuel miniſtrabat, ante faciem domini puer, ſchon als ein Knab vor dem Angeſicht des Herrn im Tempel diente, quamquam redet hier

zu ſeinem Lob der goldene Redner Heil. Chryſoſtomus: In puero ætas immatura, omnibus enim in templum aſcendentibus; multæ pietatis ac religionis magiſter factus eſt, ob ſchon Samuel noch nicht reif an denen Jahren, ware er doch reif genug an denen Tugenden, zumalen er denen, die in den Tempel kommen ſeynd, ein Lehrmeiſter groſſer Frommkeit und ein wahrhaftig-rechtſchaffener Eyferer der Andacht worden iſt.

§. IX.

Die dritte Art der Erläuterungen iſt das Exempel. Ein jeder weis, daß man dadurch eine ähnliche Begebenheit verſteht, die zum Behuf des vorhabenden Satzes angeführet wird. Wofern irgend eine Art der Erläuterungen nutzbar iſt, ſo iſt es dieſe. Sie iſt zugleich mit eine Art von Beweiſen, die den Zuhörer von der Möglichkeit einer gewiſſen Sache überführet: Denn was ſchon wirklich einmal geſchehen iſt, dabey darf man nicht zweifeln, ob es auch angehe? So erwies Demoſthenes ſeinen Athenienſern des Philippi hinterliſtiges Gemüthe, indem er ſich auf verſchiedene Begebenheiten berief, darinnen er es gegen andre Städte an den Tag gelegt. In ſeiner II. Phil. R. heißt es:

Wie ungern würden es wohl die Olynthier gehört haben, wenn jemand zu der Zeit, wieder Philippum Reden gehalten hätte, da er ihnen Antenunt überließ, welche Stadt ſich doch alle vorige Macedoniſche Könige angemaſſet hatten? Da er ihnen Potidea ſchenkte, und die athenienſiſchen Colonien daraus vertrieb? Da er ſich gar vor unſern Feind erklärte, und ihnen die gewonnene Landſchaft zu nutzen einräumete? Hätten ſie es wohl gedacht, daß es ihnen ſo gehen würde? Hätten ſie es wohl geglaubt, wenn es ihnen jemand vorhergeſagt hätte? Nimmermehr. Indeſſen geſchah es, daß ſie nach einem kurzen Genuſſe fremder Ländereyen, ihrer eigenen auf eine ſehr lange Zeit beraubet wurden; indem ſie nicht nur vertrieben und ſchmählich überwunden, ſondern ſo gar von ihren Mitbürgern verrathen und verkauft worden. Was ſchlieſſe ich nun daraus? Dieſes, daß die gar zu groſſe Freundſchaft und Vertraulichkeit mit Tyrannen, freyen Republiken ganz und gar nicht zuträglich ſey. Wie gieng es den Theſſaliern? ꝛc. Ihr gleichfalls ſehet Philippum gerne, ſo lange er ſchenket und giebt: Sobald er euch aber wird ins Garn gelocket und betrogen haben; ſobald werdet ihr ihn weit von euch weg wünſchen; wenn ihr anders klug ſeyd.

§. X.

Man begreift aber leicht, daß hier berühmte, einheimiſche, neue, und dem Zuhörer bekannte Exempel mehr Vermögen haben, als geringe, fremde, alte und unbekannte. Dieſe letztern machen keinen ſonderlichen Eindruck, es müßte denn bey dem niedrigſten Pöbel ſeyn, dem ohnedem auch die ſonſt bekannten Dinge fremd und neu zu ſeyn pflegen. Ja man hat bemerkt, daß oftmals ſo gar Fabeln eben die Kraft bey ihm gehabt, als wahre Geſchichte: So ſehr liebt derſelbe die Erzählungen. So bediente ſich dort im Buche der Richter Jotham der Fabel von den Bäumen, die ſich einen König wählten; und bey den Römern Menenius Agrippa, der Fabel von dem Streite der Glieder des menſchlichen Leibes, mit ſehr glücklichem Erfolge. Ein anders aber iſt es, wenn man mit geſcheidtern Leuten zu thun hat, die nicht ſo leichtgläubig ſind, und ſich wohl ſelbſt dünken laſſen, ſie hätten viel geleſen, und eine ſolche Geſchicht müßte ihnen auch bekannt ſeyn, wenn ſie anders wahr wäre. Hier muß der Redner die wahrhaftigſten Hiſtorien, die auch ſonſt ſchon bekannt ſind, oder doch ſeyn könnten, anwenden, wenn er was ausrichten will. Ja er führt wohl gar die Scribenten an, die ſolche Geſchicht aufgezeichnet, wenn ſolches nöthig ſeyn ſollte. So ſind die Beyſpiele beſchaffen, die Cicero in ſeiner Rede vor den Archias, von der Hochachtung gegen die Gelehrſamkeit anziehet.

Zu dieſer Art gehört Scipio Africanus, der unvergleichliche Mann, den unſre Väter noch gekannt; dahin gehörten L. Lälius und L. Furius, ein paar gerechte und genügſame Männer; dahin gehört jener alte M. Cato: Welche alle wahrhaftig nimmermehr das Studiren geliebt haben würden, wenn ihnen die Gelehrſamkeit nicht zur Tugend behülflich geweſen wäre.

§. XI.

Gleichwohl muß ein Redner auch in Exempeln Maaß zu halten wiſſen, und weder gar zu viele, noch auch die allergemeinſten, die auch allen Schulknaben ſchon bekannt ſind, anführen. Viel Hiſtorien erzählen, iſt ſonſt ein Kunſtgriff der Stümper, die gern viel ſchwatzen wollen, und doch nichts gelernet haben. Daher laufen ſie ihre Exempelbücher durch, und raffen daraus alles zuſammen, was ihnen vorkommt, es mag ſich nun zu ihrem Vorhaben reimen wie es will. Da heißt es immer, jener König, oder jener Kayſer, oder jener groſſe Kriegsheld that ſo und ſo. Oder wenn es hoch kommt: So hat Alexander, der groſſe Weltbezwinger, Hannibal, das Schrecken der Römer, oder Julius Cäſar, alles mit einander gethan. Daher that ein gewiſſer König in Frankreich ſehr wohl, daß er einem Redner, der ihm, als er eben im Begriff war zur Tafel zu gehen, Glück wünſchen wollte, und den Anfang ſeiner Rede ſo machte: Als vormals Alexander der Groſſe Aſien zu bekriegen auszog; dergeſtalt ins Wort fiel: Mein Freund, als Alexander Aſien bekriegte, ſo hatte er ſich zuvor ſatt gegeſſen; ich aber bin noch hungerig, und will ein gleiches thun, ehe ich euch hören kan. Noch lächerlicher wird dieſer Fehler, wenn man von Kleinigkeiten zu reden hat, und doch gleichwohl zur Erläuterung derſelben die prächtigſten Exempel aus allen Hiſtorien zuſammen ſucht. Das war der Fehler jenes Redners den Martial auslachet: L. VI. Ep. XIX.

Non de vi neque caede, nec veneno
Sed lis eſt mihi de tribus capellis.
Vicini queror has abeſſe furto,
Hoc judex ſibi poſtulat probari.
Tu Cannas, Mithridaticumque bellum,
Et periuria Punici furoris,
Et Sullas, Marioſque, Mucioſque,
Magna voce ſonas, manuque tota.
Jam dic Poſtume, de tribus capellis.

§. XII.

Eine groſſe Verwandſchaft mit den Exempeln haben auch die ſogenannten Similia, oder ähnlichen Fälle; welche die vierte Art der Erläuterungen ausmachen. Sie ſind aber nicht mit den Comparatis oder Vergleichungen zu vermengen. Denn wie ein Gleichniß nichts von der Natur eines Exempels an ſich hat: So iſt hergegen ein Simile, oder ein ähnlicher Fall, zwar ein Exempel, aber nicht von eben der Art; ſondern eine Begebenheit von einer andern doch ähnlichen Beſchaffenheit. Ein Exempel macht die Sache klärer. Ein Gleichniß iſt auſſer den obigen Beyſpielen auch dieſes, ſo aus dem Fleſchier gegen das Ende der oftgedachten Lobrede hergenommen iſt:

> Wie aus den Abgründen tiefer Thäler grobe Dünſte aufſteigen, daraus die Donnerkeile entſtehen, die auf die Berge ſchlagen: So kömmt aus dem Herzen des Volkes eine Bosheit, die Gott auf die Häupter der Regenten und Beſchützer deſſelben fallen läſſet.

Hergegen iſt folgendes, aus des Ciceros Rede für den Archias, ein ähnlicher Fall:

> Wer iſt unter uns von ſo bäuriſchem Gemüthe, daß er neulich nicht durch den Tod des Comödianten Roſcius wäre gerühret worden? Der, ob er wohl ein Greis war, dennoch wegen ſeiner herrlichen und beliebten Geſchicklichkeit, von rechtswegen gar nicht hätte ſterben ſollen. Hätte

ſich nun dieſer durch die Bewegungen ſeines Leibes bey uns allen ſo viel Liebe erworben: Wie wollen wir denn die unbegreifliche Geſchwindigkeit des Verſtandes und Hurtigkeit des Geiſtes verſchmähen?

Doch wen dieſer Unterſcheid nicht groß genug zu ſeyn dünket, der mag es meinethalben vor einerley halten, oder gar die Similia mit unter die Exempel rechnen.

§. XIII.

Ganz anders verhält ſichs mit dem Contrario, oder dem Wiederſpiele deſſen, was der Redner ſaget. Dieſes kommt auch zwar zuweilen mit dem Exempel überein; iſt aber eine ganz wiedrige Begebenheit, oder gar ein wiedriger Lehrſatz deſſen, das der Redner behauptet. Es kan in der That beydes dieſen Namen führen, und beydes kan mit Vortheile in Reden gebrauchet werden. Das erſte beſchämet, oder erhebet zuweilen die Aufführung gewiſſer Leute, die es entweder unrecht oder recht machen. Das andre aber ſtellet zween wiedrige Sätze gegen einander, um die Wahrheit deſto mehr ins Licht zu ſetzen: So wie ein Maler das Licht, durch den dabey angebrachten Schatten, deſtomehr zu erheben pflegt. Ein Exempel des erſten, ſoll mir abermal die Rede vor den Archias geben:

> Die Colophonier ſagen: Homerus ſey ihr Landsmann. Die Chier geben ihn vor den ihrigen aus. Die Salaminier eignen ihn ſich zu: Die Smyrner aber behaupten, daß er ihnen angehöre, daher ſie ihm auch einen Ehrentempel in ihrer Stadt gewidmet haben. Viele andre ſtreiten auf eben die Art unter einander um dieſe Ehre. Dergeſtalt eignen ſich dieſe alle einen Fremden auch nach dem Tode zu; bloß weil er ein Poet geweſen: Wir aber wollen dieſen Lebendigen verſtoſſen, der doch ſeiner Neigung, und ſelbſt den Geſetzen nach, der unſrige iſt.

Von dem andern kan folgendes, aus der erſten Rede des Demoſthenes dienen:

> Doch was ſage ich? Soweit iſt es leider mit uns ſchon gekommen, daß unſre Generale vor eurem Gerichte wohl zwey bis dreymal in die Gefahr gerathen, ihren Kopf zu verlieren: Da doch kein einziger davon das Herz hat, ſich ſein Lebenlang nur einmal vor dem Feinde in Lebensgefahr zu wagen; ſo daß ſie lieber gleich Räubern und Dieben ſterben, als ein rühmliches Ende nehmen wollen. Ubelthäter mögen nach Urtheil und Recht den Kopf verlieren: Rechtſchaffene Feldherren müſſen mit dem Degen in der Fauſt ſterben.

§. XIV.

Nun folgen die ſogenannten Meditationes oder guten Einfälle, die ein Franzoſe Penſées nennen würde. Dieſelben zu beſchreiben iſt ſo leicht nicht. Denn wenn man gleich ſagen wollte, es wären unerwartete ſinnreiche Gedanken von der vorhabenden Materie, die dem Redner von ungefähr eingefallen: So würde man doch vielleicht nicht deutlich genug ſehen, was man dadurch verſtünde. Noch ſchwerer iſt es einem Regeln zu geben, wie er ſie erfinden ſoll: Denn es kommt dabey faſt ganz und gar auf das Naturell an. Ein witziger Kopf, der mit Scharfſinnigkeit verſehen iſt, und ſonſt viel geleſen und erfahren hat, kan ſolche Einfälle von ſich ſelbſt, ohne alle Regeln hervorbringen. Wem es aber an demſelben fehlet, der wird durch alle vorgeſchlagene Kunſtgriffe ſolche ſinnreiche Gedanken nicht zuwege bringen. Bouhours hat ein ganzes Buch, von der Art in ſinnreichen Werken wohl zu denken, geſchrieben: Allein ob er gleich von den Einfällen der berühmteſten Scribenten ſehr wohl geurtheilet; ſo hat er doch weder allgemeine Regeln davon feſtzuſetzen, noch eine Methode anzugeben gewußt, wie man ſie erfinden könne. Hier äuſſert ſich alſo der Geſchmack eines Redners auf das allermerklichſte. Eine gute Urtheilskraft muß der Probirſtein ſeyn, daran er alle ſeine Einfälle prüfen muß; damit er nicht Schlacken vor Gold anſehe. Das angeführte Werk von dem P. Bouhours und im Deutſchen die Gedanken und Urtheile von der Beredſamkeit des Herrn Prof. Bodmers können hier einem Anfänger gute Dienſte thun.

§. XV.

Weil alſo hier mit Regeln nicht viel ausgerichtet iſt, ſo wollen wir einige gute und ſchlimme Exempel ſolcher ſinnreichen Einfälle anführen. Nirgends wird man einen gröſſern Vorrath guter Einfälle beyſammen antreffen, als in des jüngern Plinius Lobrede auf den Kayſer Trajan. Es hat uns dieſelbe nur neulich Herr Damm ſehr ſchön ins Deutſche überſetzet, und daraus will ich etliche Stellen anführen. Auf der 32ſten Seite heißt es:

> Denn, groſſer Kayſer, du haſt nur gehorſamet, und biſt zum Kayſerthume bloß durch die Folgſamkeit gelanget: Und in keinem Stücke haſt du mehr deine Unterthänigkeit bewieſen, als daß du zu regieren angefangen haſt. Du wareſt ſchon Cäſar, ſchon wirklicher Kayſer, ſchon Germanicus, von Rom abweſend, und dieſes allen unwiſſend; und bey ſo hohen Namen, ſo viel dich ſelbſt betraf, nur eine Privatperſon. Es würde ſchon viel ſeyn, wenn ich ſagete, du hätteſt nicht gewußt, daß du Kayſer werden würdeſt: Und ſo wareſt du Kayſer, und wußteſt es doch nicht, daß du es wareſt.

Eben ſo fährt er auf der 33ſten Seite fort:

> Das Anſehen deſſen, welcher dir dieſes befahl, ward dadurch bey dir vergröſſert, daß ſein Anſehen in der gröſſeſten Gefahr ſtund zu ſinken. Und du hielteſt es um ſoviel mehr für billig, ihm zu gehorſamen, jeweniger ihm andre mehr gehorcheten. Ueber das hörteſt du den einſtimmi-

gen Beyfall des Senats und des Volkes. Dieſer Schluß, dieſe Wahl, war nicht des Nerva allein: Denn die ganze Welt wünſchte eben dieſes. Nerva iſt ihnen nur, vermöge ſeines Kayſerlichen Vorrechts zuvorgekommen, und hat das zuerſt gethan, was alle gethan haben würden. Es würde auch wahrhaftig, nachdem es geſchehen, nicht jedermann ſo wohl gefallen haben, wenn es ihnen nicht ſchon wohlgefallen hätte, ehe es geſchahe.

§. XVI.

Man könnte noch unzählige ſolche Stellen in dieſer Rede anmerken, wenn ſie nicht ein jeder ſelbſt leicht nachleſen könnte. Ich will aber lieber noch aus einem neuern Lobredner einige Proben geben: Weil es doch ſcheint, als wenn die Lobreden der rechte Sitz dieſer ſinnreichen Gedanken wären. Dieſes ſoll Fleſchier ſeyn, der in der oft gerühmten Lobrede auf den Marſchall von Turenne nicht wenige derſelben angebracht hat. Bald von Anfang heißt es:

> Man ſahe, daß er in der unterſten Claſſe des Soldatenſtandes keine Beſchwerlichkeit flohe, und keine Gefahr fürchtete. Er that das aus Ehrliebe, was andere aus Nothwendigkeit thun, und ſuchte ſich von ihnen durch nichts, als durch eine gröſſere Liebe zur Arbeit, und edlere Erfüllung ſeiner Pflichten zu unterſcheiden.
>
> Er ſuchte die Feinde zu bezwingen, nicht zu vertilgen. Er hätte gewünſchet, daß er ſie greifen könnte, ohne ihnen zu ſchaden; ſich zu vertheidigen, ohne ſie zu verletzen; und denen Recht und Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, denen er, ſeiner Pflicht nach, Gewalt anthun muſte.
>
> Er wußte von keinen andern Feinden als von dem Hochmuthe, der Ungerechtigkeit, und der eigenmächtigen Beherrſchung fremder Länder. Er war gewohnt ohne Zorn zu ſtreiten, ohne Hochmuth zu ſiegen, ohne Eitelkeit zu triumphiren, und bloß die Tugend und Weisheit zur Richtſchnur ſeiner Thaten zu machen. Er

> Er redet, und ein jeder höret ſeine Ausſprüche. Er befiehlt, und ein jeder gehorchet mit Freuden. Er rücket dem Feinde entgegen, und ein jeder glaubet, daß er auf der Bahn der Ehren laufe. Man ſollte faſt ſagen daß er wie Abraham, bloß mit ſeinen Hausgenoſſen auszöge, die verbundenen Könige zu ſchlagen; daß die, ſo ihm folgten, ſeine Soldaten und Bedienten zugleich ſeyn müßten; daß er Feldherr und Hausvater zugleich wäre.

§. XVII.

Doch auch hier könnte ich noch ganze Blätter voll ſchreiben, ohne ein Ende zu finden. Man muß aber nicht denken, als ob nicht auch Demoſthenes und Cicero dergleichen Einfälle in ihren Reden angebracht hätten. Allerdings ſind ſie beyde Meiſter darinn geweſen: Nur in ihren Arten der Reden hätte ſichs nicht geſchickt, ſie garzuhäufig anzuwenden. Auch unſre deutſchen Redner ſind hier nicht zurücke geblieben, ſondern haben ſich zum Theil auch dadurch Ehre erworben. Gundlings oft angeführte Lobrede kan unzählige Proben davon geben, die ich nicht anzuführen Urſache habe, weil ich noch von der ſchlim̃en Art Exempel geben muß. Hier muß ich nun die Italiener, als Meiſter in falſchen Gedanken, billig zuerſt, hernach aber von den unſrigen auch diejenigen nennen, die in ihre Fußtapfen getreten. Von den erſten will ich nur den Loredano zum Beyſpiel nehmen, der ſovielen in der ſinnreichen Schreibart zum Muſter gedienet hat. In ſeinem Leben Adams, davon ich die 16 Aufl. habe, die 1660 zu Venedig herausgekommen, ſchreibt er p. 10.

> Die Erde, ſo Gott zur Schöpfung des Menſchen nahm, war roth. Ich glaube nicht, daß ſie dieſe Farbe von Natur gehabt, ſondern daß ſie ſelbige aus Ehrerbiethung gegen ihren Gott angenommen habe. Ja den Menſchen zur Schande that ſie es, der, ärger als die unbeſeelten Dinge, in den Ubertretungen nicht einmal ſchamroth wird, die er täglich begeht.

p. 11. Gott ſchuff den Adam nach der Sonne, dem Monden und allen andern Dingen; denn hätte er ſelbige nach dem Menſchen geſchaffen, ſo hätte dieſer vielleicht gedacht, daß er an der Schöpfung derſelben Theil hätte. Gott wuſte nemlich, daß der Ehrgeiz das fünfte Element des Menſchen ſeyn würde.

p. 12. Gott ſchuff den Menſchen im Damaſcener Felde, und nicht im Paradieſe, damit ihm die Thiere deſto beſſer Gehorſam leiſten ſollten; weil man gemeiniglich denen nicht gern gehorchet, deren Urſprung man weis. Wie würden ſie ſich ſonſt vor dem Menſchen gedemüthiget haben, der aus dem allerſchlechteſten Kothe entſtanden war?

p. 13. Gott ließ den Adam nicht da bleiben, wo er erſchaffen war, aus Furcht, er möchte die Erde anbethen, daraus er gemacht worden; weil es der Menſchlichkeit eigen iſt, dasjenige zu verehren, was er vor ein Werkzeug ſeines Glückes hält: Oder auch, damit der Menſch nicht undankbarer Weiſe die Erde mit Füſſen treten ſollte, die doch mit zu ſeiner Bildung was beygetragen.

§. XVIII.

So wie nun unter allen dieſen Einfällen nicht ein einziger geſunder Gedanke iſt, der in der Wahrheit gegründet wäre: So iſt in dem ganzen Buche keine Seite, darinn nicht einer oder etliche ſolche Schnörkel vorkamen. Bey uns hat ſich Lohenſtein zu einem andern Loredan aufgeworfen, und leider! eben ſo viel Anhänger gefunden, als jener in Welſchland. Sein Arminius wimmelt von ſolchen Einfällen, darinn eben ſo wenig Wahrheit und Vernunft ſteckt, nur daß er ſie mehrentheils noch mit mehrern buntſcheckigten Zierrathen durchwirket. Doch hat er auch die Spanier zu Lehrmeiſtern gehabt, indem er ſich ſonderlich den Gracian zum Helden erwählet hat, deſſen ſtaatsklugen Ferdinand, er deutſch überſetzet hat. Nun iſt es aber bekannt, daß dieſer

Scribent, wo er recht ſchön ſchreiben will, z. E. wie in ſeinem Criticon, recht ungereimte Einfälle hat, da nicht die geringſte Wahrheit zum Grunde liegt. Wer einzelne Exempel daraus haben will, darf nur Männlings Lohenſteinium ſententioſum, und Arminium enucleatum nachſchlagen, da er ſie auf allen Blättern finden wird. Man ſehe auch den II B. der Beyträge der Deutſch. Geſellſchaft. Wie weit es nun die Schüler dieſes groſſen Meiſters in der falſchen Scharfſinnigkeit gebracht, kan uns niemand beſſer, als eben der Lehms zeigen, den wir ſchon ſo oft angeführet. In der Zueignungsſchrift an den Kayſer und Herz. Anton Ulrichen, ſoll es recht was ſinnreiches ſeyn, wenn er ſchreibet:

> E. Kayſ. und Kön. Maj. großm. Herr Bruder iſt der vollkommenſte und nächſte Blutsfreund aller an Ihnen befindlichen unſchätzbaren Tugenden, und der ſo ſehr geſchätzten väterlichen Würdigkeiten: E. Hochfl. Durchl. aber großmächtigſte Frau Tochter ein allerliebſtes Etwas, ſo zu beſchreiben allein der großmächtigſte Carl vermögend iſt, weil Deroſelben engliſche Qvalitäten auch nur von irrdiſchen Göttern beſchrieben werden können, und ſchlechten Menſchen die hohen Königlichen Tugenden zu berühren eine Ohnmacht, auch nur eine unvollkommene Vollkommenheit zeiget.

§. XIX.

Ich würde kein Ende finden, wenn ich alle die falſchen Gedanken die in der ganzen Rede vorkommen hier noch anmerken wollte. Er iſt aber nicht der einzige, der dieſes wunderliche Sinnreiche geliebet hat. Im Jahr 1716 iſt zu Altdorf von einem andern Schleſier und Schüler Lohenſteins, auf die Geburt des Kayſerlichen Prinzen eine Rede gehalten worden, die auch in der obgedachten Sammlung von Reden ſteht. Sie hebt an: Was wir groſſes haben iſt einmal klein geweſen ꝛc. Bald von Anfange heißt es:

> Rom wäre nicht ſo groß worden, wenn es alſobald wäre groß geweſen; und ſeine Hoheit würde nicht über alle Völker geſtiegen ſeyn; wenn man nicht anfangs über ſeine Mauren hätte ſteigen können.

Bald darauf heißt es von den Türken:

> Das Schickſal hatte dieſes Volk an das Caſpiſche Meer gen Mitternacht verwieſen, und ſeine Tapferkeit hat ihm in den Morgenländern den Mittag der Glückſeligkeit gezeiget.

Aber das iſt noch nichts gegen folgende Stelle, darinn ſich der Urheber an ſchönen Spielwerken übertroffen hat.

> Aus dem erloſchenen Scheiterhaufen des verbrannten Huſſen, war eine heftige Kriegsflamme entſtanden, von welcher ganz Böhmen rauchete. Die ſchon erkaltete Aſche dieſes Lehrers hegete noch die gefährlichſten Funken vor die Wohlfahrt dieſes beunruhigten Königreichs. Was einige Wiederſacher für ein Freudenfeuer angeſehen hatten, dadurch gieng ihre Freude in dem Rauche auf ꝛc. Die ſchönſten Klöſter wurden geſchleift, und wo viele den kürzeſten Weg zum Himmel geſucht hatten, das wurde ihnen zu einer irrdiſchen Hölle. Viele tauſend muſten eine Zelle im Grabe beziehen, und die Welt verlaſſen, weil ſie dieſelbe verlaſſen hatten. Gewiſſe Mönchsorden tragen einen Strick um dem Leib: Ziska that ihnen denſelben gar um den Hals, und ſchrieb ihnen eine ſtrenge Art, nicht zu leben, ſondern zu ſterben, vor.

§. XX.

Doch auch davon ſey es genug. Wir ſehen aus allen dieſen Exempeln, daß man bey ſinnreichen Gedanken vor allen Dingen auf die Wahrheit der Sachen ſehen müſſe; wenn ſie die Probe halten ſollen. Denn wo der Einfall nichts wahres zum Grunde hat, ſo gleichet er einer verguldeten Nußſchale die keinen Kern hat. Hernach muß die Schönheit nicht in weitgeſuchten Spitzfindigfindigkeiten und erzwungenen Aehnlichkeiten beſtehen. Ein ausſchweifender Witz kan Himmel und Hölle zuſammen reimen: Wer aber eine geſunde Vernunft hat, der mäſſigt ſeine Einbildungskraft. Ferner muß auch die Schönheit nicht in bloſſen Wortſpielen und froſtigen Gegenſätzen beſtehen, dergleichen in dem letzten Exempel viele vorkommen. Eine bloſſe Zweydeutigkeit gewiſſer Worte zum ſinnreichen Einfalle zu machen, iſt was kindiſches, und ſchicket ſich für keinen männlichen Redner. Auch Cicero ſelbſt hat dem Tadel nicht entgehen können, da er in einer ſeiner verriniſchen Reden das Geſetz, ſo Verres einmal gegeben: Ein Jus verrinum genennet, welches einen Doppelſinn im lateiniſchen ausmachet. Man ſehe davon das Geſpräche von Rednern, oder von den Urſachen der verfallenen Beredſamkeit, ſo dem Qvintilian zugeſchrieben wird. Hat man nun einen ſo groſſen Redner nicht geſchonet, ſo wird man geringern gewiß nichts neues machen: Zumal wenn ſie recht ein Handwerk daraus machen, ſolche unrichtige Gedankenſpiele auszuhecken. Auch das wahre ſinnreiche muß nicht verſchwenderiſch, ſondern mäſſig angebracht werden. Eine Speiſe die aus lauter Zucker beſtünde, würde ſchlecht nähren: Und eine Rede die aus lauter Einfällen zuſammen geſetzt wäre, würde weder den Verſtand noch den Willen rühren.

§. XXI.

Nichts iſt übrig, als die ſo genannten Loci communes oder ſententiae, das iſt Lehrſprüche, Maxmen oder Grundſätze der Weisheit und Klugheit. Viele pflegen dieſelben unter die Figuren zu rechnen: Aber mit Unrecht. Sie gehören weit beſſer zu den Erläuterungen. Ein Lehrſpruch iſt ein gewiſſer allgemeiner Grundſatz, der bald eine theoretiſche Wahrheit, bald eine gute Sittenregel in ſich hält; aber ſo klar iſt, daß er für wahr erkannt wird, ſobald man ihn höret. Dergleichen Sprüche nun müſſen kurz gefaßt und nachdrücklich, das iſt von wenig Worten und von groſſer Bedeutung ſeyn. Sie müſſen nicht ſowohl den Witz und die Einbildungskraft, als den Verſtand und die Gelehrſamkeit zu Eltern haben; auch nicht ſowohl die Ohren und Phantaſie der Zuhörer kützeln, als die Vernunft derſelben beluſtigen. Demoſthenes iſt darinne ſtärker geweſen als in den obigen Einfällen: Denn er war mehr von ernſthaftem als von angenehmem Geiſte. Z.E. in der Iſten Phil. Rede heißt es gegen das Ende:

> Ubelthäter mögen nach Urtheil und Recht den Kopf laſſen: Rechtſchaffene Feldherren müſſen mit dem Degen in der Fauſt ſterben.

In der andern heißt es bald im Anfange:

> Wer mit Gewalt und Unrecht nach fremden Gütern ſtrebet, der muß durch wirkliche Thaten, und nicht durch lange Reden zurücke gewieſen werden.

Cicero am Ende ſeiner Rede für Ligarium ſpricht:

> Nichts iſt den Menſchen ſo angenehm, als die Gütigkeit ꝛc. Denn die Menſchen werden den Göttern durch nichts ſo ähnlich, als durch die Beförderung ihrer Heils.

In der Rede für den Archias ſchreibt er:

> Man geſtehe es lieber! Wir laſſen uns alle gern loben, und je edler ein Gemüth iſt, deſtomehr läßt es ſich durch Ruhm und Ehre lenken. ——— Die Tugend verlanget nemlich keine andre Belohnung ihrer Mühe und Gefahr, als Ruhm und Ehre.

§. XXII.

Gleichwohl iſt es nicht zu leugnen, daß nicht auch dergleichen Lehrſprüche in Lobreden häufiger vorkommen ſollten, als in den gerichtlichen und berathſchlagenden Reden der Alten. Plinius auf den Trajan, und Fleſchier auf den Turenne iſt ganz voll davon. Z. E. in unſrer deutſchen Uberſetzung heißt es:

p. 19. Solchen Abwechſelungen iſt nun der Zuſtand der Sterblichen unterworfen, daß aus glücklichen Begebenheiten widerwärtige, aus widerwärtigen aber glückliche entſtehen. Beyder Saamen verbirget die Vorſehung, und die Urſachen des Guten und Böſen liegen meiſtens unter ganz verſchiedenen Geſtalten verſtecket.

p. 82. Ein Fürſt mag immerhin nichts geben, wenn er nur nichts nimmt: Er mag keinen ernähren, wenn er nur keinen ums Leben bringt; ſo wird es dennoch nicht an Leuten fehlen, die gern Söhne haben wollen.

p. 83. Wer da haben kan, was alle haben, der hat allein ſoviel als alle.

Fleſchier aber hat unter andern auch dieſe Stelle:

So groß iſt die Ungerechtigkeit der Menſchen! Die allerreineſte und am beſten erworbene Ehre verletzet ſie. Alles was ſich über ſie erhebet, wird ihnen verhaßt, und unerträglich: Und das Glück, ſo von allen gelobt wird und am allerbeſcheidenſten iſt, hat ſich niemals von dieſer ſchnöden und boshaften Gemüthsneigung befreyen können.

Weiter gegen das Ende ſchreibt er folgender Geſtalt.

Wie ſchwer iſt es, meine Herren, ein Sieger und doch demüthig zu ſeyn! Das Kriegsglück läßt im Herzen ſo was rührendes zurücke, welches man nicht beſchreiben kan, welches aber dieſelben erfüllet und ganz einnimmt. Man eignet ſich einen Vorzug an Kraft und Stärke zu; man krönet ſich ſelbſt mit eigner Hand; man richtet ſich einen heimlichen Triumph an, und ſieht die Lorbern, die man mit Mühe geſammlet, und oft mit ſeinem Blute befeuchtet hat, als ſein Eigenthum an ꝛc.

§. XXIII.

Übrigens nehme man ſich bey ſolchen Lehrſprüchen nur vor ſchwülſtigen und hochtrabenden Ausdrückungen in Acht, dadurch manche Redner und Scribenten ihren gemeinen Sittenlehren einen Anſtrich zu geben ſuchen. Hernach enthalte man ſich der gemeinen Sprüchwörter, die auch in dem Munde des Pöbels ſchon niedrig und altväteriſch klingen. Endlich zwinge man ſich auch nicht immer als ein Orakel zu reden, und einen unaufhörlichen Mazarin, Richelieu und Gracian abzugeben. Auch dieſe Sprüche ſind nur eine Würze, nicht aber eine alltägliche Speiſe. Man ermüdet den Verſtand der Zuhörer, wenn ſie lauter erhabene und tiefſinnige Götterſprüche hören ſollen. Es ließen ſich von dem allen auch leicht Exempel geben, wenn es der Mühe werth wäre. Allein ein jeder kan ſich leicht ſelbſt dergleichen anmerken; wenn er entweder den Arminius ſelbſt, oder doch die obbemeldten Auszüge daraus bey der Hand hat. Hernach mag man beurtheilen ob es wahr iſt, was Männling in der Zueignungsſchrift vor ſeinem *Arminius Enucleatus* von ihm geſchrieben; mit welchen Worten ich denſelben hier, in einer nach ſeinem Geſchmacke eingerichteten Schreibart, parentiren will, da es eben itzo hundert Jahre ſind, daß er gebohren worden:

> Ich geſtehe, daß das ſüſſe Andenken des ſel. Herrn von Lohenſtein ſo hochſchätzbar bey mir beygelegt iſt, daß mir dieß noch weit angenehmer ſeyn ſollte, als Alexandro M. die gewünſchte Belebung Homeri, wenn man könte die fröliche Zeitung bringen, der unvergleichliche Lohenſtein wäre wieder von den Todten auferſtanden. Weilen es aber mit uns Menſchen gehet, wie mit dem weſtindiſchen Obſtgewächſe Mengaba, ſo nicht eher reif und vollkommen wird, es falle denn auf die Erde, auch keiner unter den ſterblichen Menſchenkindern wie der americaniſche Baum Maga unverderblich iſt, ſondern vielmehr wie Jonae Ge-

wächs dem Wurmſtich alle unterworfen ſind, indem die Welt gleichet der Thomas-Inſel, Mallacca, Alexandrien, der Abyſſiniſchen Provinz Fatigar, beym Königreich Adel liegenden Thale, ſo der Europäer Kirchhof heißt, weil nicht allein Vourondula, der Todesvogel, in Madagaſcar, ſondern allenthalben anzutreffen iſt. Denn es iſt mit uns Menſchen wie mit der Borondiſchen Inſel, die bald verſchwindet, nachdem unſer Leib dem Tode, Tag und Nacht, wie Gea, offen ſtehet ꝛc.

§. XXIV.

Dieſe närriſche Stelle, die mit unendlichen Ausſchweifungen nichts mehr als die gemeine Wahrheit ſagt, daß alle Menſchen ſterben müſſen; darüber aber der Verfaſſer den Othem verliert, ja den Periodum zu ſchlieſſen vergißt, den er angefangen hatte, bis er ſich endlich aus dem Labyrinthe ſeines Collectaneenbuches wiederum zurechte findet: Dieſe Stelle, ſage ich, habe ich mit Fleiß hieher geſetzet, um noch mit der letzten Hauptregel die ganze Abhandlung von Erläuterungen zu ſchlieſſen. Es iſt dieſe, daß man ſich ja bey leibe nicht einbilden müſſe: Jemehr Erläuterungen eine Rede hätte, deſto ſchöner wäre ſie. Nein, wenige und gute thun eine weit beſſere Wirkung bey dem Zuhörer. Der vormalige Geſchmack unſerer Lohenſteiniſchen, Weiſiſchen und Weidlingiſchen Schulen iſt bereits viel zu lächerlich geworden, als daß man ihn noch fortzupflanzen Urſache hätte. Man hält die überflüßige Beleſenheit in Peruaniſchen, Mexicaniſchen, Chineſiſchen und Japoneſiſchen Reiſebeſchreibungen, vor lauter Stroh und Stoppeln; und das mit dem größten Rechte. Man fordert wirkliche Realien, das iſt, Sachen, Wahrheiten, Gründe, Gedanken; nicht aber Purpur und Gold, Marmor und Porphyr, Blumen und Thiere, Perlen und Edelgeſteine, Vögel und Fiſche, Bäume und Steine ꝛc. Dieſes ſind Lapalien dargegen zu nennen; daher verderbe man ſeine Zeit nicht mit Zuſamſammenſchreibung ſolcher Alfanzereyen; ſondern lerne lieber gründliche Wiſſenſchaften, die den Verſtand aufräumen, und den Geiſt erweitern. Dieſe Warnung iſt itzo noch um deſto nöthiger, da es noch hier und da Liebhaber des alten Wuſtes giebt, die ſich unmöglich entſchließen können, ihre vormalige Leckerbiſſen fahren zu laſſen.

§. XXV.

Und dieſen zu gefallen will ich noch zum Beſchluſſe ein hübſches Bißchen aus dem oft belobten Männling in der Zueignungsſchrift zum Lohenſteinio ſententioſo anführen; damit ſie zehn Reden werden ausputzen können:

> Bekannt iſt es, daß Arabien Weihrauch, Syrien Balſam, Zocotera Aloe, Perſien Citronen, Chios Trauben, Syracuſa Weizen, Paphos Tauben, Pohlen Bären, Siberien Zobel, Peru Gold, Decan Diamanten, Arabien Sand und Dornhecken, Preuſſen Bernſtein zeige; Tugend und Laſter aber mit der Muttermilch eingeflößt werden, die ſich ſo geſchwinde weiſen, als an Löwen die Klauen, an fruchtbaren Bäumen die Blüthe nebſt Früchten, und am Epilad die Feindſchaft mit andern Bäumen.

Nun ſollte man wohl denken, der Verfaſſer wäre zu ſich ſelber gekommen, und ſein Vorrath wäre erſchöpft. Allein man irret. Er holet nur Athem; denn gleich darauf ergreift ihn ein neuer Paroxyſmus:

> Die Africaner malen ihren Leib mit blauer Himmelsfarbe, und die maſſagetiſchen Mohren ihr Geſichte mit Feuerröthe: Da doch wohl, der ſein Leben mit Tugend und Weisheit nicht bloß färbet, ſondern vergoldet; vor Laſtern und Unwiſſenheit aber wie Ameiſen vor Wohlgemuth, die Ziegen vor Heydekorn, die Schafe vor Eppich, der Löwe vorm Hahne, der Affe vor der Schnecke, der Trappe vorm Pferde, das Pferd vorm Cameele, das Cameel wieder vorm Löwen, der Schwan vorm Drachen, der Elephant vorm Schweine, der Crocodill vor den Federn des Aegyptiſchen Storches Ibis,

„der Scorpion vor der Maus, die Maus vor der Katze, und ſo „ferner, einen Abſcheu hat.

Sollte man da nicht beſorgen, daß ein ſolcher Redner irgend durch die Hundstage, oder wenigſtens durch ein hitziges Fieber, in ſolche Unordnung geſetzet worden? Zum wenigſten würde ihm Horaz ein Caput tribus Anticyris inſanabile beygeleget; Juvenal aber zugeruffen haben:

O medici, medici, mediam pertundite venam!

◆◆◆

Das IX. Hauptſtück.

Von Erregung und Dämpfung der Gemüths-Bewegungen, und dem Beſchluſſe.

§. 1.

Dasjenige, was die Alten zuletzt in einer Rede forderten, war der Beſchluß, den ſie bald den Epilogum, bald Concluſionem, bald Perorationem zu nennen pflegten. Cicero in ſeinem 1 B. von der Erf. handelt gleich nach der Wiederlegung der Gegner davon, und beſchlieſſet damit das Buch. Qvintilian handelt davon im ſ. VI Buche von Anfang bis zum Ende: Beyde begreifen aber die Erregung der Affecten mit darunter. Jener ſagt nemlich, der Beſchluß einer Rede habe drey Theile, Enumerationem, indignationem & conqueſtionem, die Wiederholung, die Erweckung des Zornes, und die Klage oder die Erregung des Mitleidens. Dieſer aber nennet nur zweene, doch ſo, daß er die Affecten nicht vergißt. Peroratio ſequitur, heißt es, quam Cumulum quidam, Concluſionem alii vocant. Ejus duplex ratio eſt, poſita aut in rebus, aut in affectibus. Beyde waren alſo der Meynung, daß man vor dem Ende der Rede die Affecten ſeiner Zuhörer ſich noch zu Nutze machen, und vermittelſt derſelben über ſie völlig triumphiren müſſe. Und in der That iſt nichts vernünftiger, als dieſes. Die allerbeſten Beweisgründe nehmen zuweilen einen halsſtarrigen Zuhörer nicht völlig ein: Wenn nemlich das Gegentheil deſſen, ſo man ihm vorgetragen, ſeinen Begierden angenehmer iſt. Wenige Menſchen ſind vermögend ihren Neigungen zuwieder zu handeln. Was würde es alſo einem Redner helfen, wenn er ſeinen Satz noch ſo ſchön erwieſen hätte, dafern er nicht auch ihre Gemüths-Bewegungen ſich zum Vortheile rege zu machen, oder die widrigen zu dämpfen wüßte.

§. II.

Ehe er nun dieſes thut, iſt es nöthig, nach Art der Alten, erſtlich eine kurze Wiederholung ſeiner Beweisgründe anzuſtellen, dadurch er die Wahrheit ſeines Satzes dargethan. Oft hat der Zuhörer kein ſo ſtarkes Gedächtniß, oder keine ſo groſſe Aufmerkſamkeit, alles was er gehöret hat zu behalten. Folglich dient es denn zu ſeiner Ueberredung nicht wenig, wenn man ſeiner Schwachheit zu ſtatten kommt, und ihn nochmals deſſen erinnert, worauf er Achtung geben muß, wenn er überzeuget werden will. Der Beyfall nemlich, den ein Redner von ihm haben will, ſoll vernünftig und gegründet ſeyn: Darum will er ihn auch nicht nur bloß durch die Affecten erſchleichen, ſondern auf eine rechtſchaffene Art, durch Beweiſe erzwingen. Jenes würde ſich vor einen redlichen Mann nicht wohl ſchicken, und könnte auch von der falſchen Beredſamkeit zu Ausbreitung der Irrthümer, und Beförderung des Böſen gemisbrauchet werden. Dieſes aber kan niemand thun, als der bey ſeiner Sache ein gutes Gewiſſen hat, und ſo zu reden ſich nicht ſcheuet, ſeine Gründe noch einmal der Prüfung des Zuhörers zu unterwerfen. Ja vielmals thut auch die kurze Zuſammenfaſſung aller Beweiſe in eins, eine beſſere Wirkung in den Gemüthern als vorhin die einzelnen Gründe in aller Weitläuftigkeit thaten.

§. III.

Doch gehöret zu dieſer Wiederholung eine Klugheit, daß man ſie nicht allezeit auf einerley Art mache. Man muß ſich aller beſtändigen Formeln enthalten, womit gewiſſe, ſonderlich geiſtliche Redner ihre Peroration anzufangen pflegen. Da heißt es gemeiniglich: Und alſo hätten wir Eurer Andacht in der Furcht des Herrn ꝛc. Nichts ſteht einem geſchickten Redner übler an, als dergleichen verdrüßliche Einförmigkeit. Man muß ſeine Wiederholung ganz ungezwungen in die Rede einzuflechten, und ſie bald ſo, bald anders anzubringen bedacht ſeyn; damit man gleichſam von ohngefähr darauf gekommen zu ſeyn ſcheinen, und ſeine Zuhörer nicht überdrüſſig machen möge, ſelbige anzuhören. So macht es Demoſthenes in ſ. I. Phil. R. Er macht einen Ausruf:

> O wenn wir doch lieber, an ſtatt deſſen, klüglich erwegen wollten, daß Philippus unſer Feind iſt; daß er uns alles unſre nimmt; daß er ſich ſchon eine geraume Zeit ſo trotzig gegen uns erwieſen; daß alles worauf wir uns verlaſſen haben, uns nunmehr zuwider iſt; daß wir uns ins künftige auf nichts, als auf uns ſelbſt Hoffnung zu machen haben; und daß wir, die wir itzt mit ihm dort nicht Krieg führen wollen, vielleicht eheſtens hier, wo ich rede, mit ihm werden fechten müſſen: Wenn wir ſage ich dieſes alles klüglich erwegen wollten; ſo würden wir vernünftig handeln, und uns aller thörichten Fabeln entſchlagen.

Eben ſo geſchickt hat Cicero ſeine Wiederholungen anzubringen gewußt: Wie unter andern aus der Rede für den Archias erhellet. Denn nachdem er mit allen ſeinen Gründen fertig iſt, die zu Vertheidigung deſſelben dienlich ſeyn, und die Richter zur Gewogenheit gegen ihn, als einen Poeten, bewegen konnten: So apoſtrophirt er dieſelben gleichſam bittweiſe, wiederholt aber zugleich alles, was er vorgebracht hatte:

> Ey ſo erhaltet denn, ihr Richter, dieſen Archias, der eine ſolche Schamhaftigkeit beſitzet, die durch die Zuneigung ſeiner Freunde ſowohl, als durch ihren eigenen Werth und ihre beſondre Schönheit gebilliget wird; den Archias, deſſen Geiſt und Witz ſo groß iſt, als man dasjenige ſchätzen muß, was von ſo vielen großen Männern geliebet worden; den Archias, deſſen Sache endlich ſo beſchaffen iſt, daß ſie durch die Geſetze, durch das Anſehen einer Stadt, durch das Zeugniß Luculli, durch das Regiſter Metelli beſtätiget worden. Da es nun mit dem allen ſeine Richtigkeit hat, ſo bitte ich euch, ihr Richter, wenn etwan in ſo wichtigen Dingen nicht nur ein menſchlicher, ſondern auch ein göttlicher Vorſpruch nöthig iſt, daß ihr denjenigen, der Euch, der eure Feldherren, der die Thaten des Römiſchen Volkes allezeit gepreiſen, der auch in dieſer neuen Gefahr, die ſowohl mich als euch ins beſondere betrifft, und auf ewig ein rühmliches Zeugniß zu geben verſpricht; und der endlich in die Zahl derer gehöret, die allezeit vor heilig gehalten und ſo genennet worden, dergeſtalt in euren Schutz nehmen wollet, daß er mehr durch eure Gelindigkeit getröſtet, als durch eure Schärfe verletzet zu ſeyn ſcheinen möge.

§. IV.

Wenn nun dergeſtalt der Inhalt der ganzen Rede dem Zuhörer nochmals vor Augen geſtellet worden: So folget von Rechtswegen die Erregung der Affecten. Cicero in ſeinem I. B. von der Erf. erzählet hier nur hauptſächlich zweene, indignationem & conqueſtionem wie oben gedacht worden. Jene erkläret er ſo: Indignatio eſt oratio, per quam conficitur, vt in aliquem hominem magnum odium, aut in rem grauis offenſio concitetur.

tetur. Von dieſer aber ſchreibet er dergeſtalt: *Conqueſtio eſt oratio, auditorum miſericordiam captans.* Folglich erhellet aus beyden, daß er es für nöthig gehalten, in einer gerichtlichen Rede theils den Zorn der Richter und Zuhörer, wieder den Gegenpart, theils ihr Mitleiden gegen den Clienten des Redners zu erregen. Was nun Cicero in dieſer beſondern Art der Reden von dieſen beyden Gemüths-Bewegungen vor nöthig gehalten; das kan man überhaupt im Abſehen auf alle Reden von allen Affecten vor erwieſen anſehen. Wir wollen uns nemlich bey dem Beweiſe einer ſo klaren Sache nicht länger aufhalten. Qvintilian und Ariſtoteles ſind ohnedem auf unſrer Seite. Und Cicero ſelbſt iſt in andern Stellen ſeiner Rhetoriſchen Schriften eben der Meynung. Z. E. in ſeinem Brutus Cap. L. heißt es, da er einen Redner loben will: *Tu artifex, quid quæris amplius? Delectatur audiens multitudo & ducitur oratione, & quaſi voluptate quadam perfunditur. Quid habes quod diſputes? Gaudet, dolet, ridet, plorat, favet, odit, contemnit, invidet, ad miſericordiam inducitur, ad pudendum, ad pigendum, iraſcitur, miratur, ſperat, timet.* Sind nun dieſes alles ſobnothwendige Eigenſchaften eines Redners, wenn er in dem Gemüthe ſeiner Zuhörer Freude, Trauren, Lachen und Weinen, Gunſt und Haß, Verachtung und Neid, Mitleiden und Scham, Reue und Zorn, Bewundrung, Hoffnung und Furcht zu erwecken weis: So muß er ſich allerdings auf dieſe Kunſt legen, und alle Mittel anwenden ſolches zu bewerkſtelligen.

§. V.

Dieſes nun glücklich auszurichten, iſt vor allen Dingen eine ſattſame Erkenntniß der menſchlichen Gemüther nöthig. Ein guter Redner muß alſo ſonderlich ſich ſelbſt, und ſodann auch andre Menſchen aus dem Grunde kennen. Er muß in der Erfahrung ſelbſt, vermittelſt einer groſſen Aufmerkſamkeit und philoſophiſchen Scharfſinnigkeit wahrgenommen haben, durch was für Vorſtellungen und Gegenſtände dieſe oder jene Leidenſchaft zu entſtehen pflegt. Ja er muß durch Hülfe der Sittenlehre alle Tiefen des menſchlichen Herzens erforſchet haben. Aus dieſen Quellen hat Demoſthenes ſeine Stärke in Erregung der Gemüths-Bewegungen geſchöpfet; ſintemal er lange ein Schüler Platons geweſen. Eben daher hat Ariſtoteles die vortrefflichen Regeln genommen, die er in ſeiner Rhetorik den Rednern vorſchreibt. Daher hat auch Cicero ſeine ungemeine Gewalt über die Herzen der Zuhörer gehabt, welcher auch die aller geſetzteſten Gemüther nicht widerſtehen konnten. Denn wenn er in ſeinem Brutus die Urſachen erzählen will, warum er im Reden ſo viel Ruhm erlanget habe: So ſagt er Cap. XCIII. unter andern: Es ſey niemand vorhanden geweſen, der gelehrter als der Pöbel, und in der Weltweisheit recht geſetzt geweſen ſey, als welche die Mutter aller ſchönen Thaten und Worte wäre. Niemand hätte den Richter aufzumuntern und zu ergetzen, niemand denſelben zum Zorne zu reizen, oder ihm Thränen in die Augen zu bringen gewußt. Dieſes alles hatte Cicero aber in ſeiner Gewalt; da er die ganze Philoſophie der Griechen vollkommen inne hatte, und ſich derſelben zu rechter Zeit zu bedienen wußte. Ich will alſo hier auch aus der Weltweisheit das nöthige wiederholen, und aus der Natur der Affecten die Regeln herleiten, wie man ſie theils erregen, theils aber auch dämpfen könne. Wer ſie aber aufs vollſtändigſte wiſſen will, der muß des Ariſtoteles Rhetorik mit Fleiß durchgehen, ſonderlich ſein ganzes anderes Buch, als welches ganz davon handelt.

§. VI.

Affe. L. Die Gemüths-Bewegungen ſind entweder angenehm oder verdrüßlich: Jene ſind alſo ein hoher Grad der ſinnlichen Luſt; dieſe hergegen ein hoher Grad des ſinnlichen Abſcheues. Alle Luſt entſteht über der Vorſtellung gewiſſer vermeynten Güter; alle Unluſt aber über der Vorſtellung gewiſſer vermeynten Ubel. Soll nun eine oder die andre in ſehr hohem Grade entſtehen: So muß entweder das Gut oder Ubel ſehr merklich groß zu ſeyn ſcheinen; oder es müſſen ſich ſehr viele kleine Güter, oder Ubel dem Gemüthe auf einmal darſtellen. Und dieſes letztere iſt in den Leidenſchaften das gemeinſte. Denn aus der verwirrten Vorſtellung vieles Guten und Böſen entſtehen ſie eigentlich in der Seele: Daher denn die Sinne mehr Theil daran haben, als der Verſtand. Hieraus flieſſen nun die beyden Hauptregeln zu Erregung und Dämpfung der Gemüths-Bewegungen I) Will man einen angenehmen oder verdrüßlichen Affect erregen; ſo ſtelle man ſeinem Zuhörer alle das Gute, oder alle das Böſe, in groſſer Menge, und ſehr geſchwinde hinter einander vor die Augen, welches an einer Perſon oder Sache befindlich iſt, oder doch zu ſeyn ſcheinet. Dieſes nun recht zu bewerkſtelligen, muß ein Redner ſehr ſcharfſinnig ſeyn, erſt ſelbſt viel an einem Dinge wahrzunehmen, was zu ſeinem Zwecke dient. Hernach muß er auch viel Witz haben, um durch einen Strom von nachdrücklichen und lebhaften Worten ſeine Gedanken feurig vortragen. Denn wenn dergleichen Vorſtellungen gar zu mager und ſchläfrig geſchehen: So verlieren ſie alle ihre Kraft. II) Will man einen Affect unterdrücken oder dämpfen; ſo muß man dem Zuhörer zeigen, daß entweder das Gute, oder das Böſe, an der Sache nicht vorhanden ſey, welches er daran zu ſehen meynet; oder daß es wenigſtens ſo groß, oder ſo zahlreich nicht ſey, als es ihm bedünket. Auch hier kan er der obigen Eigenſchaften nicht entbehren; wiewohl ſonſt noch mehr Einſicht dazu nöthig iſt.

§. VII.

Doch wir müſſen auch beſondre Regeln von den vornehmſten Affecten geben. Die Liebe iſt zwar eine Bereitſchaft aus dem Glücke eines andern ein Vergnügen zu ſchöpfen: Sie entſteht aber aus dem Gefälligen, das jemand an einer Perſon wahrgenommen zu haben glaubet; es ſey nun dieſes von welcher Gattung es wolle. Will man alſo dieſelbe in ſeinen Zuhörern erregen, ſo beſchreibe man ihnen alle das Gute, ſo an einer Perſon oder Sache befindlich iſt, oder doch zu ſeyn ſcheinet: Ihren guten Verſtand, ihre ſämtliche Gemüthsgaben, ihr redliches Herz, ihr gutes Verhalten, ihre Tugenden, ihre Geſchicklichkeiten des Leibes u. ſ. w. Und da es auſſer der Liebe des Wohlwollens auch eine Liebe der Erkenntlichkeit giebt; die aus denen von jemand genoſſenen Wohlthaten entſteht: So nehme man wo es möglich iſt, auch dieſe zu Hülfe, und führe dem Zuhörer zu Gemüthe, wie gut der andre gegen ihn geſinnet ſey, was er ihm ſchon vor Gutes gethan, oder doch zu thun geneigt geweſen. Man zeige ihm ferner, daß ſelbiger es ohne Eigennutz, aus bloſſer Liebe gegen ihn gethan; ja noch ferner zu thun bereit ſey, wenn er ſich nur nicht ſelbſt um ſeine Gunſt bringen würde. Da aber auch die Vergleichung mit andern, die in gleichen Umſtänden ſind, viel hierzu beytragen kan: So zeige man, daß hundert andre, die doch eben das Vermögen, und eben die Gelegenheiten gehabt ihm Gutes zu thun, ſolches dennoch nicht gethan hätten; und was dergleichen Vorſtellungen mehr ſind, die aus den beſondern Umſtänden der Zeiten, Oerter, und Perſonen herzunehmen ſeyn würden. Zum Exempel kan uns des Cicero Rede vor den Archias dienen, darinn er die Römer zur Liebe gegen dieſen Poeten bewegen will. Er beſchreibt erſt weitläuftig ſeine gute Eigenſchaften: Hernach ſetzt er auch hinzu, daß er die Römer ſchon in ſeinen Gedichten geprieſen habe und noch preiſen werde.

Die Stellen fallen aber zu weitläuftig, als daß ich ſie hieher ſetzen könnte.

§. VIII.

Das Gegentheil von der Liebe iſt der Haß, oder die Bereitſchaft ſich an dem Unglücke eines andern zu vergnügen. Dieſe Leidenſchaft entſteht aus dem vielen Misfälligen, ſo man an jemanden wahrgenommen zu haben meynet. Will man alſo den Haß erwecken, ſo zeige man ſeinen Zuhörern, was eine Sache oder Perſon vor Unvollkommenheiten an ſich habe; wie böſe oder ſchädlich, wie ungerecht, unbillig, undankbar, grauſam, ſtolz, geizig, niederträchtig, faul, verſchwenderiſch, falſch und untreu ein ſolcher Menſch ſey, den man verhaßt zu machen willens iſt. Ja da auch das äuſſerliche Weſen, ſo die Sinne rühret, eine Unluſt oder einen Abſcheu erreget, und alſo zu Beförderung des Haſſes dienen kan: So kan man gar die Geſtalt, Kleidung, Aufführung, Ungeſchicklichkeit, Sprache, Gang und Wohnung mit dazu nehmen. Ferner pflegt auch der Umgang eines Menſchen mit verhaßten Leuten, ſein Geſchlecht und Vaterland, ſein übelerworbenes Vermögen, ſeine durch eigene Schuld entſtandene Armuth, u. d. g. zu Erregung des Haſſes nicht wenig beyzutragen. Doch muß ein kluger Redner bey dem allen auf die beſondern Umſtände der Perſonen ſehen. Denn wie ſich niemals alle dieſe Gründe zugleich anbringen laſſen: So finden ſich zuweilen noch ganz beſondre Betrachtungen, die eins oder das andre vergröſſern helfen. Z. E. Wenn jemand wackere Eltern, gute Lehrmeiſter, und treffliche Exempel in ſeiner Familie gehabt hätte; doch aber aus der Art geſchlagen wäre, alle Ermahnung ſeiner Freunde nichts geachtet hätte u. ſ. w: So würde dieſes zeigen, daß ein ſolcher Menſch in der Bosheit ganz erſoffen wäre, und alſo einen billigen Haß verdienet hätte. Ein Exempel davon giebt Cicero in ſeiner Rede für den Ligarius, wo er den Tubero bey dem Cäſar ſo verhaßt zu machen ſuchet, indem er ſeine vorige Feindſchaft wider den Cäſar, ſeine Unbilligkeit in der Anklage, ſeine Grauſamkeit in der Abſicht dabey, und die böſen Folgen, die ſolche Anklage bey einem andern Oberherrn haben könnten, ſehr lebhaft vorſtellet. Aber auch dieſes iſt länger als daß es hier völlig Platz finden könnte. Man begnüge ſich hier mit einer kleinen Probe:

Du beſchuldigeſt ihn deſſen, was er geſtehe: Aber noch nicht genug. Du klageſt denjenigen an, deſſen Sache entweder beſſer iſt als die deinige, wie ich dafür halte; oder die doch der deinigen ganz gleich iſt, wie du vermeyneſt. Das iſt nun ſchon ſehr wunderlich; aber noch weit ſeltſamer iſt das, was ich noch hinzu ſetzen will. Deine Anklage hat nicht nur die Kraft den Ligarius verdammen, ſondern ihn gar ums Leben bringen zu laſſen. Dergleichen hat vor dir noch kein römiſcher Bürger gethan. Das iſt ein ausländiſches Verfahren! Die leichtſinnigen Griechen, oder die grauſamen Barbarn pflegen in ihrem Haſſe ſo blutdürſtig zu ſeyn. Denn was iſt wohl ſonſt deine Abſicht? Soll er nur bloß zu Rom nicht leben? Soll er nur ſein Haus meiden? Soll er nur mit ſeinen liebſten Brüdern, nur mit dieſem gegenwärtigen T. Brochus, als ſeinem Vetter, nur mit deſſen Sohne, nur mit uns nicht an einem Orte leben? Soll er ſich nur in ſeinem Vaterlande nicht aufhalten? Sage mir, iſt er denn itzo darinnen? Kan er wohl aller dieſer Dinge mehr beraubet werden, als er es itzo ſchon iſt? Er iſt ja ſchon aus Italien verbannet. Er lebt in der Fremde. So willſt du ihn denn nicht ſeines Vaterlandes, deſſen er ſchon beraubet iſt, ſondern ſeines Lebens berauben. Wahrlich! ſo hat noch niemand einen andern, auch nicht einmal bey demjenigen Dictator angeklaget, der doch alle, denen er gehäſſig war, am Leben ſtrafete. Er ſelbſt befahl umzubringen, ob es gleich niemand verlangte: Ja er ſetzte wohl gar Belohnungen darauf. Gleichwohl iſt dieſe Grauſamkeit von dem gegenwärtigen Cäſar, den du itzo gern grauſam machen willſt, gerochen werden.

§. X.

§. IX.

Mit dem Haſſe hat oft der Zorn eine Verwandſchaft, welcher eine Begierde iſt, demjenigen Ubels zuzufügen, der uns vorher beleidiget hat. Es entſteht aber der Zorn aus der groſſen Unluſt, die man über das Unrecht empfindet, ſo uns ein andrer angethan hat. Will ich alſo den Zorn meiner Zuhörer gegen jemanden erwecken: So muß ich ihnen zeigen, wie ſehr ſie von demſelben beleidiget worden. Dazu iſt nun dienlich, daß man theils darthue, wie wenig ſie ſolches an ihm verdienet; indem ſie ihm niemals was zuwieder gethan, wohl aber viel gutes gegönnet und erwieſen: Theils aber, wie boshaft und muthwillig er ſolche Beleidigung unternommen. Man muß ferner zeigen, daß ſolches ſein erſtes nicht ſey, oder wenn es ja ſein erſtes wäre, ſo hätte es ihm bisher nur an Gelegenheit dazu gefehlet: Ja es läge an ihm nicht, daß er es nicht noch viel ärger gemacht hätte, ſondern nur an den Umſtänden und an ſeinem Unvermögen. Man kan hinzuſetzen, ſeine Beleidigung ſey mit einer Verachtung der Beleidigten verbunden; indem er ſie nicht vor fähig hielte, ſich an ihm zu rächen. Er hätte ſo und ſo davon geſprochen, und wohl gar Spöttereyen und Drohungen hinzugeſetzt. Ferner kan man ſagen, daß die Unempfindlichkeit gegen einen ſo frechen Feind ihn nur noch trotziger machen, und dem Beleidigten noch viel mehrern Schaden zuziehen würde. Zuweilen iſt der Beleidiger wohl gar geringer von Stande, Vermögen, Wiſſenſchaft, Geſchicklichkeit, Jahren und Kräften: Und alsdann kan man es als deſto ſchimpflicher vorſtellen, daß ein ſo nichtswürdiger Menſch das Herz gehabt, Leute, die beſſer ſind als er, zu beleidigen. Zum Exempel kan hier des Demoſthenes I. Philippiſche Rede dienen, darinn er den König in Macedonien verhaßt zu machen ſuchet. Es heißt im Eingange:

Ihr ſehets ja wohl wie es ſtehe, ihr Athenienſer, und wie verwegen der Menſch ſchon geworden iſt. Er läßt euch ja nicht mehr die Freyheit, ob ihr Krieg oder Frieden haben wollet; ſondern er drohet euch, und bedienet ſich dabey der hochmüthigſten Ausdrückungen. Er iſt damit nicht zufrieden, was er ſchon hat, ſondern unternimmt immer gröſſere Dinge, und verſtricket euch rings umher in eurer Trägheit und Langſamkeit. Wenn werdet ihr Athenienſer einmal anfangen eurer ſelbſt wahrzunehmen? Vielleicht wenn die höchſte Noth euch dazu zwingen wird! Was dünket euch aber von dem allen, was itzo geſchiehet? Meines Erachtens kan ja freye Leute keine gröſſere Noth betreffen, als die Gefahr in Schimpf und Schande zu gerathen.

§. X.

mis-ricord: Dem Zorne iſt das Mitleiden entgegen geſetzt, und dieſes iſt eine heftige Unluſt über das Elend eines Menſchen, den wir eines beſſern Glückes würdig achten. Selbiges entſteht aber aus der Gunſt oder Liebe desjenigen, deſſen Noth und Leiden uns bekannt wird. Wollen wir alſo das Mitleiden erregen, ſo müſſen wir erſtlich machen, daß die Zuhörer dem Nothleidenden, deſſen ſie ſich erbarmen ſollen, gewogen und zugethan werden, oder ihn gar lieben mögen. Dieſes geſchieht nun nach der obigen Vorſchrift, da wir wieſen, wie die Liebe erwecket wird. Hernach muß man ſeinen elenden Zuſtand auf das kläglichſte beſchreiben; ſeine Noth mit lebendigen Farben abmalen; die Gröſſe derſelben durch die Vergleichung mit geringern Zufällen, durch die Länge der Zeit, durch den Mangel aller Hülfe und Hoffnung, recht vor Augen ſtellen. Man muß hinzuſetzen, daß er dieſes alles unſchuldig leide; daß er zum wenigſten ein ſo groſſes Unglück nicht verdienet habe; daß nicht allein er, ſondern auch die Seinigen, Freunde, Geſchwiſter, Weib und Kind dabey leiden müſten; daß nur ein jeder Zuhörer ſelbſt ſich vorſtellen möchte, wie es ihm zu muthe ſeyn würde, wenn er ſich in dergleichen Umſtänden befinden ſollte. Endlich kan man wohl gar ſagen, daß ſolch ein Exempel unerhört, ja in keinen Geſchichten anzutreffen ſey; daß der Nothleidende um einer guten Sache, um der Religion, der Liebe zur Wahrheit und Tugend halber leide: Und was noch ſonſt die beſondern Umſtände an die Hand geben können. Das ſchönſte Exempel giebt des Cicero Rede für den Ligarius an die Hand. Dieſe iſt faſt ganz zu Erweckung des Mitleidens beſtimmet. Doch mag folgende Stelle zur Probe dienen:

> Erhältſt du Ligarium, ſo wirſt du vielen von deinen nächſten Freunden einen Gefallen thun: Aber erwege dabey nur das, was du ſonſt zu erwegen gewohnt biſt. Ich kan dir die tapfern Sabiner, denen du ſo viel zutraueſt, ja das ganze Sabiniſche Gebieth, den Kern von Italien und den rechten Arm der Republik vorſtellen. Du kenneſt dieſe Leute ſehr wohl; aber ſiehe nur wie betrübt und bekümmert ſie ſind. Siehe nur, die Thränen dieſes T. Brochi und die Traurigkeit ſeines Sohnes; denn ich weis wohl wie er bey dir angeſchrieben iſt. Was ſoll ich von ſeinen Brüdern ſagen? Halte doch nicht dafür Cäſar, daß es hiebey nur auf einen Kopf ankomme. Du muſt entweder drey Ligarier aus der Stadt verbannen, oder drey Ligarier darinnen behalten. Sie wollen aber viel lieber, wer weis wohin verbannet ſeyn, als ihr Vaterland, ihr Haus und Hof und ihre Heiligthümer behalten, wenn dieſer einzige nur in der Fremde leben muß. Handeln ſie nun darinn als Brüder, handeln ſie gottſürchtig; thun ſie es mit Schmerzen: So laß dich doch durch ihre Thränen, durch ihre Tugend, durch ihre brüderliche Liebe bewegen : : : . Ertheileſt du ihm nun dieſe Begnadigung, ſo wirſt du ſie nicht nur ihnen ſelbſt, nicht nur allen anweſenden trefflichen Männern, nicht nur uns als ihren Blutsfreunden, ſondern der ganzen Republik wieder ſchenken!

§. XI.

Die Freude iſt ein hoher Grad der Luſt über ein gegenwärtiges Gut, ſo man erlanget zu haben vermeynet.

Sie entſteht alſo aus der Vorſtellung eines entweder wahrhaften, oder vermeynten Gutes, ſo demjenigen zu Theil wird, oder zu werden ſcheint, der ſich erfreuet. Will man derowegen jemanden in Freude ſetzen: So zeige man ihm, daß ihm ein ſehr groſſes, oder doch ein vielfältiges Gut beſcheret ſey. Man überführe ihn von dem merklichen Nutzen der ihm davon zugewachſen, oder noch zuwachſen werde, und beſchreibe denſelben als ob er ſchon gegenwärtig wäre. Man zeige, daß ſich unzähliche eben das Gut, oder doch dergleichen gewünſchet, und es doch nicht erlänget hätten; imgleichen, daß er es viel eher und mit viel leichterer Mühe erlanget, als viele andre. Haben die Zuhörer durch ihre Geſchicklichkeit oder Verdienſte was dazu beygetragen, daß ihnen ſolch ein Gut zu theil geworden: So vergröſſere man die Schwierigkeiten die dabey geweſen; die ſie aber dennoch überwunden hätten. Iſt es aber ein bloſſes Glück, oder die Gnade eines groſſen Herren, daß ſie dergleichen erlanget: So ſage man, ſie wären doch vor andern eines ſolchen Glückes werth geachtet worden. Man beſchreibe auch wohl den Neid, den ſie über den Beſitz eines ſo treflichen Gutes bey vielen bekommen würden: Denn auch der pflegt den Menſchen gemeiniglich ihr Vergnügen zu vergröſſern. Ubrigens merke man nur, daß auch die Befreyung von einem groſſen Uebel, dieſelbe Wirkung zu thun pflegt, die ein erlangtes wirkliches Gut hat. Ein Exempel davon giebt uns Cicero in ſeiner andern Catilinariſchen Rede, gleich im Anfange.

> Endlich einmal, ihr Römer, haben wir den Catilina, der vor Tollkühnheit raſete, nach lauter Frevelthaten dürſtete, den Untergang ſeines Vaterlandes boshafter Weiſe zu befördern ſuchte, und euch allen ſowohl als dieſer Stadt, mit Schwerdt und Flammen drohete, aus unſern Thoren entweder hinaus geſtoſſen, oder ausziehen heiſſen, oder ihn doch beym Ausgange mit Worten begleitet. Er iſt ent-

gangen, entwichen, entlaufen, ja gewaltſam hinaus gedrungen. Nunmehro wird dieſes Ungeheuer, dieſe Misgeburt, in unſrer Stadt, wenigſtens in ihren Mauren kein Verderben mehr anrichten. Unſtreitig haben wir dieſen einen Anführer eines einheimiſchen Krieges überwunden. Dieſer Meuchelmörder wird ſich nun nicht mehr mitten unter uns befinden. Weder auf dem Gefilde, noch auf dem Markte, noch auf dem Rathhauſe, noch in den Privathäuſern wird man ihn mehr fürchten dörfen. Wir haben ihn ganz und gar ausgerottet, indem wir ihn zur Stadt hinaus getrieben. Nun können wir mit ihm ohne Hinderniß, als mit einem offenbaren Feinde, Krieg führen. Ja wir haben zweifelsfrey den Mann herrlich überwunden und zu Grunde gerichtet, da wir ihn genöthiget, aus einem heimlichen Meuchelmörder ein öffentlicher Räuber zu werden.

Daß er aber kein blutiges Eiſen, wie er wohl gewünſchet, mit ſich davon gebracht, daß er uns lebendig hier hat laſſen müſſen, daß wir ihm den Stahl aus den Händen gewunden, daß er die Bürger in gutem Wohlſtande, daß er die Stadt noch ſtehend zurück gelaſſen: Was meynt ihr wohl, wie ſehr ihn das ſchmerzen und martern muß? Nun liegt er ganz zu Boden geſchlagen, ihr Römer, ja er fühlt es ſelbſt, daß er getroffen und niedergeworfen ſey. Und wahrhaftig, er drehet ſeine Augen öfters nach dieſer Stadt zurücke, und bedauret es, daß ſie ihm aus dem Rachen geriſſen worden: Welche mir aber zu frolocken ſcheinet, daß ſie eine ſolche Peſtilenz ausgeſpieen und hinaus geworfen hat.

§. XII.

Die Traurigkeit iſt ein heftiges Misvergnügen über ein gegenwärtiges Übel, welches entweder ſehr groß oder ſehr vielfach iſt. Sie entſteht alſo, aus der Einbildung, daß man entweder ein groſſes Gut verlohren, oder ſelbſt ein groſſes Übel erlitten habe. Will man nun in den Gemüthern ſeiner Zuhörer die Traurigkeit erregen: So muß man ihnen die Gröſſe ihres Verluſtes, oder des Uebels ſo ſie betroffen, recht lebhaft abſchildern. Man muß ihnen zeigen, daß dieſes Unglück längſt zu beſorgen geweſen, daß ein jeder ſchon zum Voraus gezittert habe, wenn er nur daran gedacht; itzo aber ſey es wirklich erfolget. Er muß wünſchen, daß er nicht davon reden dörfte, weil es gar zu betrübt ſey, auch nur daran zu gedenken. Er muß um Vergebung bitten, daß er unordentlich und verwirrt davon ſprechen werde: Weil ihm der Schmerz es nicht anders verſtatte. Dann muß er alles dasjenige nahmhaft machen, was durch ſolch einen unglücklichen Zufall betrübet worden. Er muß Stückweiſe eine groſſe Menge desjenigen erzählen, was dadurch verlohren gegangen, was man böſes erlitten und was noch künftig zu beſorgen ſey. Er muß verſchiedene Arten der Leute, allerley Stände, viele Städte ja Provinzen und Länder, klagend einführen, und ihrer aller Leid vor gerecht erklären. Er muß die Urheber dieſes Unglücks in voller Bewegung anreden, und ſie entweder einer Grauſamkeit beſchuldigen, oder ſelbſt zum Erbarmen zu bewegen ſuchen. Er muß endlich auf die beſondern Zeiten und Oerter ſehen, dadurch ein ſolcher Fall noch trauriger wird; ja er muß ihn mit andern Fällen, die man ſelbſt, oder die andere ſonſt erfahren, vergleichen, und zeigen, daß dieſer weit ſchwerer ſey, als alle übrige. Ein vollkommen ſchönes Exempel giebt uns hier Fleſchier in der Rede auf den Marſchall von Turenne; daraus ich aber nur dieſe Stelle zur Probe geben will.

Es fehlt nicht viel, daß ich hier nicht ſtecken bleibe. Ich werde irre, Meine Herren. Turenne ſtirbt! Alles kommt in Unordnung; das Glücke wanket; der Sieg wird müde; der Friede entfernet ſich; die guten Abſichten der Bundesgenoſſen werden matt; die Herzhaftigkeit der Soldaten wird durch den Schmerz niedergeſchlagen, und durch die Nachgier wieder ermuntert. Das ganze Lager bleibt unbeweglich. Die Verwundeten denken an den erlittenen Verluſt, nicht aber an ihre Wunden. Die ſterbenden Väter ſchicken ihre Söhne, den entſeelten Feldherrn zu beweinen. Das traurende Heer iſt mit ſeinem Leichenbegängniſſe beſchäfftiget, und das Gerüchte, welches ungewöhnliche Fälle ſo gern in der Welt ausbreitet, erfüllet dieſelbe mit der Erzählung von dem herrlichen Leben dieſes Prinzen, und von ſeinem bedaurenswürdigen Tode.

Was für Seufzer, was für Klagen, was für Lobſprüche erſchalleten nicht damals in Städten und auf dem Lande! Der eine ſieht ſeine Saat wachſen, und preiſet das Andenken desjenigen, dem er die Hoffnung ſeiner Erndte zu danken hat. Der andre geneußt noch in Ruhe ſeines väterlichen Erbes, und wünſchet demjenigen den ewigen Frieden, der ihn vor der Unordnung und Grauſamkeit des Krieges geſchützet hat. Hier opfert man das anbethenswürdige Opfer Jeſu Chriſti, für die Seele desjenigen, der ſein Blut und Leben für das gemeine Beſte aufgeopfert hat. Dort bauet man ihm ein Trauergerüſte, wo man ihm Triumphbogen aufzurichten gedachte. Ein ieder ſuchet ſich die herrlichſte Stelle aus einem ſo ſchönen Leben aus. Alle unterfangen ſich ihn zu loben, und ein ieder, der ſich durch ſeine eigene Seufzer und Thränen unterbricht, bewundert das Vergangene, beklaget das Gegenwärtige, und zittert vor dem Künftigen. So beweinet das ganze Königreich den Tod ſeines Beſchützers, und der Verluſt eines einzigen Mannes iſt ganz allein eine allgemeine Trübſal.

§. XIII.

Mit der Traurigkeit hat die Furcht viel Gemeinſchaft. Dieſe iſt eine ſtarke Unluſt über ein bevorſtehendes Ubel; und je gröſſer, je vielfältiger ſolches einem vorkommt, deſto gröſſer wird ſeine Furcht. Will man alſo dieſelbe erwecken, ſo muß man ihm zeigen, das Uebel welches man bisher nicht vermuthet, ſey nunmehro vor der Thür, es werde einbrechen und auch diejenigen betreffen, die es nicht hätten glauben wollen. Man muß hinzuſetzen, daß

timor

es gröſſer ſeyn werde, als man ſichs vielleicht eingebildet; und zu dem Ende daſſelbe durch die Beſchreibung aller Umſtände wahrſcheinlich machen. Man muß zeigen, wie vieler, und wie groſſer Güter es uns berauben; wie mancherley Böſes es mit ſich führen, und wie elend es dadurch unſern Zuſtand machen werde. Man muß zeigen, daß es unmöglich ſeyn werde, ihm zu entgehen; daß unſre Kräfte viel zu ohnmächtig wären, ihm zu wiederſtehen; daß wohl ſtärkere Schultern demſelben hätten unterliegen müſſen, und daß man ſich dabey auf niemands Hülfe zu verlaſſen hätte. Man kan die Länge der Zeit, die ſelbiges dauren wird, und die andern Umſtände mit dazu nehmen, die alles deſto wahrſcheinlicher und fürchterlicher machen. Ja der Redner ſelbſt kan ſich furchtſam anſtellen, indem er ſagt das ihm ſelbſt die Haare zu Berge ſtünden und die Haut ſchauerte, wenn er daran gedächte. Er kan ſein Mitleiden gegen diejenigen zum voraus bezeugen, die das Ubel treffen wird, und einen herzlichen Wunſch nach dem andern thun, daß es ihm möglich wäre, ſie aus der inſtehenden ſo ſchrecklichen und unausbleiblichen Gefahr zu erretten. Zum Exempel kan hier der gröſte Theil der Predigt des Herrn Abts Mosheim dienen, darinn er eine Betrachtung des Todes angeſtellet hat. Sie ſteht im dritten Theile ſ. Heil. R. p. 1167. der gröſſern Ausgabe. Uns ſoll nur eine Stelle davon p. 1307. u. ſ. f. zur Probe dienen.

Was ſehen wir, wenn wir etwa mit unſern Gedanken auf das Gegenwärtige fallen? Ihr, die ihr bey den Betten eurer ſterbenden Freunde zuweilen geſtanden und ihren Tod abgewartet habt, könnt ſelber leicht antworten. Wir ſehen einen ausgezehrten Leib, der ſeine Geſtalt verlohren; eine welke Haut, die für einen andern Körper ſcheint geſchaffen zu ſeyn und unſern Gliedern nicht gerecht iſt: ſchlaffe Gebeine, die bereits aus einander gehen wollen und ihre Fugen von ſelbſt zu verlaſſen ſcheinen. Wir fühlen ein träges Geblüte, welches hier und da ſchon ſtille ſtehet, und nicht mehr durch alle

Gefäſſe dringen kan; einen Mangel der Wärme, die zum Leben gehöret; eine Abnahme des Geſichtes und der übrigen Sinne; eine ſchmerzhafte Empfindung nach der andern. Was muß ein Verſtand, der ſich ſelbſt gelaſſen iſt, für traurige Betrachtungen über dieſe Dinge anſtellen? Wir ſehen um unſer Bette eine Anzahl von Freunden, von Weyſen, von Angehörigen, in deren Geſellſchaft und Umgang wir ehedem unſer Vergnügen gefunden, die durch bittere Thränen ihren Schmerz entdecken und mit uns zu halben Leichen werden. Welch ein Anblick! Zuweilen erblicken wir gar diejenigen, die uns ſchon lange das Leben nicht gegönnet, und durch ihre Geberden und Blicke an den Tag geben, daß ſie bald da zu erndten hoffen, wo ſie nicht geſäet haben. Bald tritt ein Arzt herein, der die Achſeln zucket, die ſchlechte Wirkung der vorgeſchriebenen Mittel beſeufzet, das Haupt über die neuen Zufälle, die man ihm erzählet, ſchüttelt, die Feder mit Wehmuth ergreifet, eine ſtärkende Arzney vorzuſchreiben, und zuletzt die Hülfe des Herrn, als die einzige Hoffnung die noch übrig iſt, anwünſchet: Das heißt, der uns mit behutſamen Worten den Tod ankündiget. Ihm folget ein Knecht des Herrn, der zuletzt ſein Amt an uns verrichten ſoll, und der es mit Furcht und Ungewißheit verrichtet. Er thut was er kan. Er prediget bald Geſetz, bald Evangelium. Er ſchrecket, warnet, tröſtet, ermahnet, nachdem er es nöthig findet: Und wehe dem, der nicht weis ob er die Worte des Geſetzes auf ſich ziehen ſoll! Wehe dem, der da zittert, wenn er von der Qvaal der Verdammten höret, und nicht weis, ob er ſich freuen ſoll, wenn der Bothe des Herrn die ſeligen Wohnungen der Auserwählten zu ſeiner Erqvickung aufſchleußt ꝛc.

§. XIV.

Das Gegentheil von der Furcht iſt die Hoffnung. Spes
Dieſe iſt ein ſtarkes Vergnügen über ein künftiges Gut, ſo uns wahrſcheinlicher Weiſe zu theil werden wird. Wie ſie alſo aus der Vorſtellung von einem jemanden bevorſtehenden Gute entſteht: So ſieht man leicht, wie

man dieſelbe bey ſeinen Zuhörern erwecken kan. Man muß ihnen erſtlich eine lebhafte Beſchreibung von einer gewiſſen guten Sache machen. Man muß ſie als ein Gut vorſtellen, das nicht gemein, ſondern groß und ſelten iſt; welches ſich viele vergebens gewünſchet hätten, und welches zu erlangen ſehr ſchwer ſey. Man muß zeigen wie vielerley Vortheile, Ehre, Beqvemlichkeiten und Ergetzlichkeiten es bey ſich führe, wenn man es einmal beſitzet. Hierauf muß man anfangen zu zeigen, daß es ſich anlieſſe, als ob es den Zuhörern wohl zu theil werden könnte, wenn dieſe oder jene Schwierigkeit nicht im Wege ſtünde. Doch dieſe ſey leicht zu heben, ja wohl gar ſchon wirklich gehoben; welches mit allen möglichen Gründen wahrſcheinlich gemacht werden muß. Nunmehro wären alſo entweder gar keine, oder doch ſehr geringe Schwierigkeiten mehr übrig. Dieſe würden ſich auch in kurzem verlieren. Es ſtehe in der Gewalt der Zuhörer, ſie eheſtens aus dem Wege zu räumen. Man kan auch zu deſto mehrerer Beſtätigung ſich auf Exempel andrer beruffen, die wohl noch ſchwächere Gründe zu hoffen gehabt, und doch ihres Wunſches theilhaftig geworden wären. So ſuchte Demoſthenes in ſ. 1. Phil. R. den Athenienſern gleich im Eingange eine gute Hoffnung zu machen. Denn nachdem er ihnen die Zaghaftigkeit aus dem Sinne zu reden getrachtet: So macht ers ihnen ſehr wahrſcheinlich, daß es ihnen nicht ſchwer fallen werde den Sieg zu erlangen, wenn ſie nur das ihre thäten:

Derowegen, ihr Athenienſer, wenn ihr euch künftig eben ſo verhalten wollt, welches ihr allerdings bisher nicht gethan habt; wenn ein jeder von euch ohn alle Säumniß oder Ausflucht, zum Beſten der Republik, dasjenige beytragen will, was die Noth erfordert, und was in ſeinen Kräften ſteht; die Begüterten durch ihre reichliche Beyſteuer, die junge Mannſchaft aber durch ihre Kriegsdienſte; und damit ichs kurz faſſe, wenn ihr künftig eure eigene Kräfte brauchen, und endlich

lich aufhören wollt, euch auf andre zu verlaſſen, die indeſſen, daß ihr ſelbſt ſchläfrig ſeyd, alles allein thun ſollen: So werdet ihr mit Gottes Hülfe das eurige bald wieder erlangen; alles was ihr durch eure Nachläſſigkeit verlohren, zurücke bekommen, und euch nach Wunſche an euren Feinden rächen könnten.

Bildet euch doch nicht ein, daß Philippus ein Gott ſey, dem es nothwendig allezeit wohl gehen, und deſſen Glück unveränderlich ſeyn müſſe. Nein ihr Athenienſer, es giebt Leute die ihn haſſen, die ihn fürchten, die ihn beneiden, und zwar ſelbſt unter denen, die itzo ſeine beſten Freunde zu ſeyn ſcheinen. ꝛc.

§. XV.

Die Schamhaftigkeit iſt eine merkliche Unluſt über das Böſe, ſo man an ſich hat, oder begangen hat; wenn es bekannt und offenbar wird. Sie entſteht alſo aus Betrachtung ſeiner Unvollkommenheiten und böſen Aufführung, zumal wenn man bedenkt, daß ſie auch andern kund geworden, oder doch werden möchte. Will daher ein Redner dieſelbe in ſeinen Zuhörern erwecken: So ſtelle er ihnen alles das vor Augen, was ſie Böſes an ſich haben. Man vergleiche es mit andern, die ihres gleichen, ja wohl noch ſchlechter, als ſie, ſeyn ſollen; und zeige, daß ihnen ſelbige weit vorgehen. Man ſtelle ihnen ihre Vorfahren, Eltern und andre dergleichen Perſonen vor, von deren Fußtapfen ſie weit abgewichen, und nehme alle übrige Umſtände zuſammen, die das üble Verhalten gröſſer machen können. Ferner gebe man es den Zuhörern ſelbſt zu bedenken, was andre, die ſolches gewahr würden, von ihnen denken und urtheilen würden. Man zeige daß es unmöglich ſey dergleichen Urtheile zu vermeiden, indem die Sache ganz offenbar und handgreiflich ſey. Sie könnten es weder leugnen noch auf einige Weiſe entſchuldigen. Ja geſetzt, daß es niemand wüſte, ſo könnte es ein jeder vor ſich ſelbſt nicht verhelen oder verantworten. Ein jeder müſte ſich wenigſtens vor ſeinem eigenen Gewiſſen ſchämen. Ja derjenige wüſte es, der auch ihre Herzen kennete. Sonſt aber kan die Schamhaftigkeit auch wachſen, wenn man zeiget, daß das Böſe nicht wenigen, geringen und unverſtändigen Leuten; ſondern vielen, den vornehmſten und verſtändigſten bekannt ſey; Leuten, an deren Urtheile den Zuhörern überaus viel gelegen ſey. Ein Exempel ſoll uns Herr Abt Mosheim geben. Es ſteht p. 959. ſqq. ſ. heil. Reden der gröſſern Auflage. Wir wollen nur folgende Worte p. 963. ſeqq. davon herſetzen:

> Wir wollen euch eine einzige Frage vorlegen, die in eurem Herzen den Ausſchlag geben wird, ob ihr Urſache habt euch für ſo ſtark anzuſehen. Fraget euch ſelbſt: Wie viel Liebe habe ich noch gegen mich, gegen das, was ich beſitze, und gegen die Meinigen, die mir angehören? Bin ich fertig, ſo bald der Herr rufft, Häuſer, Aecker, Güter zu verlaſſen und ihm nachzufolgen? Bin ich gefaßt, das Pfand der Wahrheit mit dem Verluſte der wenigen Güter, die ich beſitze, der geringen Ehre, die mir der Herr zugeworfen, des mühſeligen Lebens, ſo ich genieſſe, zu erkaufen? Es iſt wenig, was wir aufzuſetzen haben, die wir hier verſammlet ſind. Wir haben keine Thronen, keine Fürſtenthümer, keine Völker zu verlieren, wie unſre erſten Bekenner. Wir haben keine Herrſchaften und Regierungen mit dem Gefängniſſe zu vertauſchen. Es iſt wenig was wir verlieren können. Wie viel gilt denn dieſes wenige bey uns? Heißt dieſes wenige Nichts bey uns, wenn wir es gegen die Wahrheit halten? Sind wir bereit, dieſes wenige hinzugeben, um den Glauben zu behalten? Was antwortet euer Herz auf dieſe Frage? Regt ſich nicht ein inwendiges Schrecken, wenn ihr recht daran gedenket? Steigen nicht, ich weis nicht was für unangenehme Regungen bey euch auf, wenn ihr an der Seite der Wahrheit, die ihr habt, Schmach, Verachtung, Armuth, Gefängniß, Scheiterhaufen; und an der Seite des Irrthums den ihr verwerft, Ehre, Reichthum, Freyheit, Gnade und Leben erblicket? Was bedeuten dieſe Regungen? Was bedeutet dieſe geheime Angſt? Was bedeutet dieſes inwendi-

ge Wiederſtand? Eine rechtſchaffene und lebendige Erkenntniß zeuget eine wahre Heiligkeit und Unſchuld. Eine wahre Heiligung wirkt eine unerſchrockene Freudigkeit, alles um des Namens Jeſu willen zu dulden. Aber uns fehlt leider dieſe Großmuth! uns fehlt dieſe Freudigkeit! uns fehlt dieſer unverzagte Geiſt! Unſer Herz giebt uns Zeugniß davon. Was werden wir denn hieraus ſchlieſſen? Zuerſt dieſes, daß wir weit von den Fußtapfen unſrer Väter abgewichen. Ihr Blut regt ſich nicht in uns, ihr Geiſt ruht nicht auf uns. Wir ſind nicht geſchickt, eben ſo, wie ſie, das Evangelium zu bekennen. Aber was müſſen wir ferner ſchlieſſen? daß wir mehr den Namen, als die Kraft der Evangeliſchen Chriſten haben; daß weder eine rechtſchaffene Erkenntniß, noch eine lebendige Heiligkeit unter uns ſey.

§. XVI.

Die Ehrliebe iſt das Gegentheil von der Scham, oder ein heftiges Vergnügen, über die guten Urtheile der Leute über unſer Verhalten. Sie entſteht, wenn man iemanden die Ehre als was beſonders und herrliches vormalet, hernach aber zeiget, daß er dieſelbe entweder ſchon erlanget habe, oder noch erlangen werde, oder doch erlangen könne; wenn er ſich auf dieſe oder jene Art bezeigen wolle. Will man ſie nun in ſeinen Zuhörern erwecken, ſo thut man wohl, wenn man ſie erſt durch einiges Lob ihrer bisherigen Aufführung zu gewinnen trachtet. Man muß ſie auch wohl gar andern ihres gleichen in gewiſſen Stücken vorziehen, ihre Thaten erzählen, und durch Benennung der Zeit, des Ortes und der Umſtände etwas vergröſſern. Hernach kan man hinzu ſetzen, daß die Ehre die ſchönſte Belohnung edler Gemüther ſey; daß alle groſſe Leute die Ehre und den Ruhm geliebet; daß ohne dieſe lobwürdige Leidenſchaft das meiſte gute in der Welt nicht geſchehen würde. Daß hergegen nichts ſo ſchwer, nichts ſo groß und wichtig ſey, das ein Ehrliebender nicht glücklich zu Stande bringen könne. Man muß hinzuſetzen, die Zuhörer hätten ſchon ſo viele Proben von ihrem edlen Triebe abgeleget, daß man alles von ihnen hoffen könnte. Man vermuthe gar nichts anders von ihnen, als daß ſie in die löblichen Fußtapfen ihrer Vorfahren treten, ja es denſelben noch zuvorthun würden. Aller Augen wären auf ſie gerichtet, und tauſend Zungen würden ſie mit Lob und Ruhm krönen, wenn ſie ſich ſo löblich bezeigen würden. Die ſpäte Nachwelt würde ihnen noch Ehrenmale ſetzen, und ihr Gedächtniß der Ewigkeit einverleiben. Einige Exempel kan man im Curtius finden, wenn Alexander ſeine Soldaten vor einem Treffen anredet. Auch in der I Phil. R. Demoſthenis kommen ſolche Stellen vor. Ich will aber aus des Cicero Rede vor den Archias folgende Probe herſetzen:

> Denn was ich in meinem Bürgermeiſteramte, zugleich mit euch, zur Wohlfahrt dieſer Stadt und des Regiments, zur Erhaltung der Bürger, und zum beſten der ganzen Republik gethan, das hat dieſer Archias in Verſen zu beſchreiben angefangen. So bald ich das vernahm, ermahnte ich ihn fortzufahren, weil es mir eine wichtige und angenehme Sache zu ſeyn ſchien. Die Tugend verlanget nemlich keine andre Belohnung als Lob und Ehre. Sobald aber dieſes wegfällt, ihr Richter, was verlohnt ſichs wohl der Mühe, daß wirs uns in dieſem kurzen Leben ſo ſauer werden laſſen? In Wahrheit, wenn wir nichts künftiges vorher ſehen könnten, und wenn das Ende unſers Lebens allen unſern Gedanken ein Ziel ſteckte: So würde man ſich weder mit ſo vieler Arbeit ſchwächen, noch mit ſo vielen Sorgen und ſchlafloſen Nächten quälen, noch ſo oft in Lebensgefahr wagen. Nun aber ſtecket in jedem edlen Gemüthe, eine geheime Kraft, die das Herze Tag und Nacht durch den Sporn der Ehre aufmuntert, und ihm die Erinnerung giebet: Man müſſe das Andenken ſeines Namens nicht mit dem Leben aufhören laſſen, ſondern ſelbiges bis auf die ſpäteſten Nachkommen fortpflanzen.

Sind wir denn aber alle ſo verzagt, und kleinmüthig? Wir, ſage ich, die wir des gemeinen Weſens halber in ſo vieler Arbeit und Gefahr ſchweben, daß, da wir bis an unſern letzten Othem keinen ruhigen Augenblick genieſſen, wir dennoch davor halten ſollten, es würde im Tode alles mit uns aus ſeyn? Oder da viele treffliche Leute ihre Seulen und Bilder, ſo doch nur den Leib und nicht die Seele abſchildern, aufs ſorgfältigſte hinterlaſſen haben: Sollten wir denn nicht vielmehr ſtreben, auch von unſrer Klugheit und Tugend ſolche Abbildungen zu hinterlaſſen, die von geſchickten Köpfen entworfen und ausgearbeitet worden? zum wenigſten habe ich mir eingebildet, daß alles was ich gethan, ſchon damals, als ich es noch that, zum unſterblichen Andenken der ganzen Welt kund gemacht und ausgebreitet würde. Es mag nun dieſes alles mir entweder nach dem Tode ganz unbekannt ſeyn, oder auch alsdann, nach der weiſeſten Männer Meynung, noch einem gewiſſen Theile meines Gemüthes angehören: So beluſtige ich mich doch ſchon itzo in Gedanken und in der Hoffnung daran.

§. XVII.

Die Reue iſt ein hoher Grad, der Betrübniß über eine oder mehrere Handlungen, die man begangen hat, und vor böſe erkennet. Sie entſteht alſo aus der Uberlegung ſeiner bisherigen Handlungen, und aus der Beurtheilung derſelben, die man vor böſe, ſchändlich oder ſchädlich erkläret. Um nun dieſelbe in ſeinen Zuhörern zu erregen, ſo muß man ſie auf ihr voriges Verhalten aufmerkſam machen. Man muß ſie alles deſſen Stückweiſe erinnern, worinn ſie irgend was verſehen haben möchten. Man muß die Umſtände mit dazunehmen, die oft eine Sache zu vergröſſern, und eine böſe That noch ärger und abſcheulicher vorzuſtellen pflegen. Man kan hinzuſetzen, die Sache ſey gar nicht zu leugnen, ſondern offenbar und bekannt. Es liege bereits am Tage, was derſelbe vorgehabt oder gethan. Nun ſey aber nichts ſchändlicher, als eine ſolche That. Er wäre der erſte der eine ſolche Bosheit oder Ubelthat zu begehen das Herz gehabt; oder er hätte es doch weiter darinn gebracht, als alle ſeine Vorgänger. Von ſeiner Perſon hätte man es am allerwenigſten vermuthet, daß er ſich ſo vergehen würde, da ihn ſein Geſchlecht, Stand, Amt, Anſehen u. ſ. w. davon hätten abhalten können. Es ſey aber auch die That für niemanden ſchädlicher als für ihn ſelbſt. Er habe ſich dadurch zum Abſcheu bey allen rechtſchaffenen Leuten gemacht. Er habe ſich Feinde zugezogen, die ihn zu mächtig wären. Sie würden es ihn aufs empfindlichſte fühlen laſſen, wie ſehr er ſie beleidiget hätte. Ja die andern Folgerungen und Früchte ſeiner Thaten würden ihn eheſtens auch betreffen. Sie wären ſchon vor der Thür, und würden ihn, ſein Haus, ſeine Ehre, ſein Vermögen, ja alles was ihm lieb wäre, mit der Zeit zu Grunde richten. Dieſes muß man aus einigen wahrſcheinlichen Muthmaſſungen glaublich machen; und ihn ſelbſt deswegen zu bedauren anfangen. Man ſage: Man wollte viel darum geben, daß es nicht geſchehen wäre: Aber nun wäre es zu ſpät, und es ſtünde nicht mehr zu ändern; u. ſ f. Ein Exempel könnte zwar leicht aus des Herrn Abt Mosheims Reden angeführt werden: Allein ich will aus des Cicero I. Catil. Reden folgende Stelle herſetzen. Es heißt c. III. IV.

> Denn worauf warteſt du noch, Catilina, da weder die Nacht deine boshaften Zuſammenkünfte verbergen, noch ein Privathaus die Stimme deiner Verſchwörung in ſeinen Wänden erhalten kan? Aendre doch endlich deinen Sinn; glaube mirs, vergiß dein Morden und Brennen. Du biſt überall gefangen; alle deine Anſchläge ſind uns klärer als der helle Tag; und du kanſt ſie ſo gar mit mir wiederholen. Beſinneſt du dich nicht daß ꝛc. Kurz du thuſt nichts, du haſt nichts vor, du denkeſt ſo gar nichts, was ich nicht nur hören, ſondern auch ſehen und ganz und gar fühlen ſollte. Uberdenke nur endlich die vorige Nacht mit mir: So wirſt du ſehen,

hen, daß ich viel ſchärfer für die Wohlfahrt der Republik wache, als du zum Verderben derſelben. Ich ſage alſo, daß du vorige Nacht zum Lecca ins Haus gekommen, und daß ſich daſelbſt viele Geſellen deiner Raſerey und Frevelthaten verſammlet haben. Kanſt du es leugnen? Was ſchweigeſt du? Ich will dich überführen, wenn du es nicht geſtehſt? Denn ich ſehe hier im Rathe einige, die auch dabey geweſen.

O ihr unſterblichen Götter! Unter was für Leuten ſind wir? In was für einer Stadt leben wir? Was haben wir für eine Republik? Hier, hier, in unſrer Zahl, ihr ehrwürdigen Väter, in dieſer majeſtätiſchen und anſehnlichſten Rathsverſam̃lung des ganzen Erdbodens, giebt es Leute, die auf meinen und unſer aller Untergang, die auf den Ruin unſrer Stadt, und folglich des ganzen Weltkreiſes denken! ꝛc. Da nun dieſes alſo iſt, Catilina, ſo fahre fort, wie du angefangen haſt, zeuch endlich einmal aus der Stadt. Die Thore ſind offen, mache dich davon! Dein Mannlianiſches Feldlager erwartet ſeinen Feldherrn ſchon längſt. Führe alle die Deinigen; wo nicht, doch die meiſten mit dir hinaus. Reinige die Stadt! Du wirſt mich von einer groſſen Furcht befreyen, wenn nur zwiſchen dir und mir eine Mauer ſeyn wird. Bey uns kanſt du unmöglich länger bleiben. Ich werde es nicht leiden, nicht dulden, nicht verſtatten. ꝛc. Und was kan dir in dieſer Stadt noch wohl gefallen? in welcher gewiß auſſer deiner Rotte verruchter Böſewichter kein einziger Menſch iſt, der dich nicht fürchte. ꝛc. Ich übergehe den Ruin deines Vermögens, den du in den nächſten Tagen vor Augen ſehen, ja empfinden wirſt.

§. XVIII.

Es ſind freylich auſſer den bisherigen Gemüths-Bewegungen noch verſchiedene übrig, als z. E. die Zufriedenheit mit ſich ſelbſt, der Neid, die Eiferſucht, die Verzweifelung u. d. gl. die ein Redner auch zuweilen zu erregen Gelegenheit haben kan: Allein weil ſie ſo ſelten vorkommen, ſo will ich mich dabey nicht aufhalten. Ein jeder, der ſich in den obigen Arten eine Geſchicklichkeit erworben hat, wird ſich leicht ſelbſt dabey zu helfen wiſſen: Sonderlich wenn er ſich in dem fleiſſigen Leſen der gröſten Redner die Kunſtgriffe derſelben anmerket. Nur das Lachen iſt noch übrig, und davon fragt es ſich, ob es ſich für einen Redner ſchicke. bey ſeinen Zuhörern ein Gelächter zu erregen? Von dem Cicero iſt kein Zweifel, daß er es nicht vor erlaubt gehalten, ja ſelbſt bey Gelegenheit gebraucht hätte, ſeine Zuhörer in ernſthaften Materien aufzumuntern, und die zerſtreuten Gedanken derſelben von neuem aufmerkſam zu machen. Qvintilian iſt eben der Meynung geweſen. Im III. Cap. ſeines VI. B. handelt er ausführlich davon. Demoſthenes hat auch in einigen Stellen ſeiner Reden gewieſen, daß er es nicht vor unanſtändig gehalten, zuweilen ſeinem Zuhörer was luſtiges vorzuſagen: Nur hat er das Naturell nicht ſo dazu gehabt, als Cicero, indem jener von gar zu ſtrenger und bittrer Gemüthsart, dieſer aber zuweilen faſt garzuaufgeräumt geweſen. Plerique Demoſtheni facultatem huius rei defuiſſe credunt; Ciceroni modum, ſchreibt Qvintilian. Als z. E. Cicero in der Rede vor den Murena die Rechtsgelehrten ſo lächerlich gemacht, und die Stoiſche Philoſophie verſpottet hatte: Soll Cato geſagt haben: Bone Deus, quam ridiculum habemus conſulem! Allein, da des Cicero ſein ſcherzhaftes Weſen allezeit von der Niederträchtigkeit entfernt, und mit einer gewiſſen Wohlanſtändigkeit verknüpfet geweſen, ſo halte ich mit dem Qvintilian davor, daß man ihn deswegen nicht zu tadeln Urſache habe. In vielen Fällen kan ein Redner mit dem ernſthafteſten Vorſtellungen ſo viel nicht ausrichten, als mit einem luſtigen Einfalle. Denn wie der Poet ſagt:

Ridiculum acri
Fortius, & melius magnas plerumque ſecat res. *Hor.*

§. XIX.

Doch wie man das Lachen erregen könne, das iſt durch keine Regeln jemanden beyzubringen möglich. Uberhaupt kan man wohl ſagen, was das Auslachenswürdige iſt, nemlich eine gewiſſe unſchädliche Ungereimtheit eines Dinges, oder die doch nicht zu dem gänzlichen Untergange deſſelben gereichet. So war nun das Lächerliche in den gerichtlichen Formeln der römiſchen Rechtsgelehrten beſchaffen, die mit ſehr vielen Worten und Umſchweifen nichts oder ſehr wenig ſagten; worüber ſich Cicero in der obgedachten Rede wieder den Servius Sulpicius, den Ankläger des Murena, ſo luſtig macht. Es gehört alſo nur ein ſcharfſinniger Kopf dazu, der das ungereimte an einem Dinge leicht gewahr werden, und mit ſolchen Worten zu verſtehen geben kan, die es dem Zuhörer ſehr klar vor Augen ſtellen. Zuweilen gehört auch einiger Witz dazu, wenn nemlich gar Gleichniſſe von Dingen, die bekannter ſind, gebraucht werden, um eine Sache, die nicht ſo gemein iſt, lächerlich zu machen. So war des Demoſthenes Exempel, da er in der I. Phil. R. ſeine Athenienſer mit Bildſchnitzern und Steinmetzen vergleichet, die ſich Generale und Kriegsoberſten erwählten und machten, nicht ins Feld, ſondern auf den Markt zu ſtellen. Eben ſo iſt auch das andre Gleichniß in eben der Rede beſchaffen, da er ſie mit ungeſchickten Fechtern vergleicht, die nur immer mit der Hand dahin greifen, wo ſie ſchon einen Streich bekommen haben; die Hiebe aber gar nicht abzuwenden, vielweniger aber ihrem Gegner vorzukommen wiſſen. Dieſes ſind nun Proben von dem Attiſchen Salze der Athenienſer, das iſt, von den ſubtilen Spöttereyen und Scherzreden der Alten, die man in Rom urbanitatem zu nennen pflegte. Sie lernt ſich am allerbeſten im Umgange mit aufgeweckten Köpfen, die ſo vertraulich mit einander ſind, daß ſie alle ihre Einfälle herausſagen, und ſonderlich in geſchwinden Antworten ihrem Wiederpart eines zu verſetzen wiſſen. Z. E. ſoll mir hier der Herr Abt Mosheim in ſeiner Rede wieder die Religionsſpötter dienen, wiewohl in Gundlings Lobrede eine Menge ſolcher geſalzenen Einfälle vorkommen. Dort heißt es p. 608. in II. Th.

> Es fehlt einmal denen, die den Höchſten verehren, an Kraft und Nachſinnen nicht, ihre Wiederſacher mit eben ſo vielem Glücke lächerlich zu machen. Die Sache iſt leicht. Die Einbildung wird bald rege, wenn ein wenig fremde Hitze den Körper einnimmt. Der kleinſte Verſtand iſt oft an thörichten Erfindungen der reichſte. Man erſinnt Fabeln von den Bienen, um die Geheimniſſe des Glaubens als Thorheiten vorzuſtellen. Aber wie viel Mühe würde es denn koſten, Fabeln von Eſeln und Tygerthieren zu machen, die Feinde der Religion abzumalen. Sind wir denn ſo ſinnreich nicht, daß wir etliche Stunden dazu anwenden könnten, Gedichte mit Gedichten abzuweiſen? Man erfindet Reiſen in unbekannte Südländer, um den Glauben der Knechte Chriſti in dem Bilde erdichteter Völker verdächtig zu machen. Allein wie ſchwer wäre es denn, Reiſen in die Nordländer zu erdichten, um durch den Abriß einiger wilden Menſchenfreſſer die Ungläubigen zu beſchämen? Würde es denn ſo viel Geiſt erfordern, eine Geſellſchaft von Ungläubigen, als eine Verſammlung von Räſenden abzubilden, oder in einem abgelegenen Winkel des Erdbodens ein Land zu ſetzen, worinn Leute wohneten, die den Unglauben mit ihrem Leben und durch Geſetze verdammeten? ꝛc.

Man muß das übrige ſelbſt nachſchlagen.

§. XX.

Nunmehro ſollte ich noch eine eben ſo weitläuftige Anleitung geben, wie die Affecten gedämpfet werden können und müſſen, wenn ſie den Abſichten des Redners zuwieder laufen; daß dieſes nöthig und nützlich ſey, wird niemand leugnen, der da weis, daß oft die Leidenſchaften den Verſtand der Zuhörer hindern, den Gründen eines Redners bey ſich Platz zu geben. Allein eine ſo ausführliche Abhandlung davon würde mich zu weit führen. Ich will alſo kürzlich folgende Hauptregeln geben. I. Da ein jeder Affect einen Gegner hat, der ihm zuwieder iſt, ſo darf man nur ſeinen Gegentheil rege machen, den erſten zu dämpfen. Dergeſtalt kan die Liebe durch den Haß, die Traurigkeit durch die Freude, der Zorn durch die Ehrliebe, die Reue durch die Zufriedenheit mit ſich ſelbſt, und umgekehrt, dieſe letztern durch die erſtern gedämpfet werden. II. Stelle man ſich jeden Affect in Form eines Vernunftſchluſſes vor, und ſuche alsdann entweder einen, oder gar beyde Förderſätze derſelben zu wiederlegen. Z. E. Wer ſich freuet, der ſchlieſſet ſo: Wer dieſes oder jenes Dinges theilhaftig worden, der hat ein groſſes Gut erlanget, und hat alſo Urſache ſich zu freuen. Nun iſt mir dergleichen Sache zu theil worden: Folglich habe ich ein groſſes Gut erlanget ꝛc. Hier muß man alſo bemüht ſeyn, demſelben entweder zu zeigen, daß dergleichen Sache entweder gar kein Gut, oder doch kein ſo groſſes Gut ſey, als er denkt; oder daß ſelbige, wenn ſie ja gut wäre, doch ihm noch nicht zu theile geworden, oder doch noch ſehr ungewiß ſey. Und ſo mit den übrigen. Damit es auch hier nicht an einem Exempel fehle; So will ich folgendes aus der I. Philipp. R. Demoſthenis anführen. Gleich im Eingange will er den Athenienſern die Furcht dämpfen.

> Zuförderſt nun, ſo verzaget nur nicht, ihr Athenienſer, über den gegenwärtigen Zuſtand eurer Republik, ob er gleich in der That ſehr gefährlich zu ſeyn ſcheinet: Denn das allerſchlimmſte aus den vergangenen Zeiten, wird noch ins künftige das allerbeſte werden. Was verſtehe ich aber dadurch? Dieſes, daß alle eure Wiederwärtigkeiten bloß von eurer Trägheit und Nachläſſigkeit den Urſprung haben. Dieſes muß euch muthig machen, ſo betrübt es auch an ſich ſelbſt iſt. Denn wäret ihr ohn eure Schuld in dieſe Noth gerathen: So würde auch nicht einmal die geringſte Hoffnung mehr übrig ſeyn, daß es ſich wieder beſſern würde.

Ferner

Derhalben ſo erwäget nur alles, was ihr zum Theil von andern höret, zum Theil aber ſelber wiſſet; und erinnert euch, wie ihr euch vor nicht gar langer Zeit, als die Macht der Lacedämonier ſo groß war, ſo klüglich und tapfer erwieſen, als es rechtſchaffenen Athenienſern zuſtund; indem ihr zu Vertheidigung eurer Rechte recht männlich wider dieſelben gefochten. Aber warum erwähne ich dieſes? Darum, ihr Athenienſer, damit ihr es wiſſen und begreifen möget, daß ihr euch für nichts zu fürchten habt, wenn ihr auf eurer Hut ſtehet, und daß euch nichts nach Wunſche gelingen werde, wenn ihr eure Pflicht aus den Augen ſetzet. Ihr ſeht dieſes aus Exempeln. Denn daß ihr damals die Spartaniſche Macht überwunden habt, das hat eure Wachſamkeit gethan: Daß wir uns aber itzo, vor dem Uebermuthe eines andern Nachbars fürchten müſſen, das kömmt bloß daher, daß wir unſre Schuldigkeit nicht beobachtet haben, ꝛc.

Stehet jemand unter euch, ihr Athenienſer, in den Gedanken, daß Philippus in Betrachtung ſo vieler Völker, die er auf den Beinen hat, und ſo vieler Städte, die unſre Republik verlohren, ſehr ſchwer zu bezwingen ſeyn werde; ſo muß ich ihm zwar recht geben: Doch gebe ich es ihm zu bedenken, daß wir Athenienſer vormals Pydna, Potidäa, Methon, und die ganze umliegende Gegend beſeſſen; daß dieſe Völker, die es itzo mit ihm halten, damals ihre eigene Herren und freye Leute geweſen, und dennoch eure Freundſchaft dem Bündniſſe Philipps weit vorgezogen. Hätte alſo Philippus damals, als er noch keine Bundsgenoſſen hatte, ſichs in den Sinn kommen laſſen, Athen zu bekriegen, welches doch ſehr ſchwer war; ꝛc.

§. XXI.

Was nun endlich den Beſchluß der Rede ſelbſt anlanget, ſo muß derſelbe gleichfalls nicht matt oder ſchläfrig werden; ſondern ſo beſchaffen ſeyn, daß er einen guten Nachdruck habe, und wo möglich einen Stachel in den Gemüthern der Zuhörer zurücke laſſe. Dieſes wird geſchehen, wenn ſich der Redner bemüht, die Zuhörer durch eine frohlockende Rede nochmals ganz triumphirend in Bewegung zu ſetzen; und ihnen nochmals die bis dahin erwieſene Wahrheit einzuprägen. Denn wie dieſe Freudigkeit von ſeinem guten Gewiſſen ein Zeugniß ableget: So gewinnt er dadurch von neuem ein gutes Vertrauen bey dem Zuhörer. Zuweilen endigt ein geſchickter Meiſter ſeine Rede mit einer theuren Verſicherung von ſeiner Aufrichtigkeit und Redlichkeit. Er bittet um Vergebung, daß er ſo frey von dergleichen unangenehmen Dingen geredet: Er habe es aber nicht unterlaſſen können, wenn er nicht wieder ſein Gewiſſen handeln wollen. Ihr eigener Vortheil hätte ihm dieſe harte Rede abgedrungen. In gewiſſen Fällen aber ſucht er ſich auch wohl nochmals durch einige ſinnreiche Lobeserhebungen bey den Zuhörern beliebt zu machen. Eine verdeckte Schmeicheley und ſcharfſinnige Art in dem Ausdrucke derſelben thut eine gute Wirkung im Beſchluſſe. Endlich kan man auch zuweilen mit einem nachdenklichen Lehrſatze, den man ein Epiphonema zu nennen pflegt, wenn er am Ende zu ſtehen kommt, den Beſchluß machen. Zu Exempeln können die obigen Reden Demoſthenis und Cicerons dienen. Seine Rede für den Archias beſchlüßt Cicero ſo:

Ich habe von dieſer Sache, ihr Richter, nach meiner Gewohnheit, kurz und ſchlechtweg geredet, und hoffe, daß ich damit bey allen werde Beyfall gefunden haben. Was ich aber, auf eine vor Gericht ungewöhnliche Weiſe, von dem groſſen Witze dieſes Mannes, und überhaupt von der Dichtkunſt erwähnet habe: Davon habe ich das Vertrauen, es werde mir gleichfalls von euch ihr Richter zum Beſten gedeutet werden; ſo wie, ich es von demjenigen, der das Gerichte hält, ohnedem ſchon völlig verſichert ſehe.

Seine Rede für den Ligarius, ſchließt derſelbe ſo:

Nichts iſt den Menſchen ſo angenehm als die Gütigkeit: Keine von deinen Tugenden wird mehr bewundert und geliebet.

der, als die Barmherzigkeit. Denn die Menſchen werden den Göttern durch nichts ſo ähnlich als durch die Beförderung ihres Heils. Dein itziger hoher Stand hat nichts gröſſers an ſich, als daß du viele erhalten kanſt; dein Naturell aber nichts trefflichers, als daß du ſolches thun willſt. Vielleicht hätte die Wichtigkeit der Sache wohl eine längere Rede erfordert: Doch wegen deiner gütigen Gemüthsart hätte ſie noch viel kürzer ſeyn ſollen. Weil ich es alſo für weit zuträglicher halte, daß du dich mit dir ſelbſt beſprichſt, als daß ich oder ein anderer mit dir redet; ſo will ich hier ſchlieſſen, und nur dieſes noch hinzuſetzen: Daß, wenn du jenen Abweſenden begnadigen wirſt, du zugleich alle die hier zugegen ſind, begnadigen werdeſt.

Demoſthenes aber hat ſeine 1. Phil. Rede ſo geſchloſſen:

Mein Lebenlang habe ich mich nicht befliſſen, euch durch meine Reden gefällig zu ſeyn; es wäre denn, wenn ſolches mit eurer Wohlfahrt verbunden geweſen. Daher habe ich euch auch itzo alles frey heraus geſagt, was ich für Gedanken hege, und euch nicht das geringſte verſchwiegen. Was wollte ich nun lieber, als daß gute Anſchläge, einem treuen Rathgeber ſo vortheilhaft wären, als nützlich es euch iſt, dieſelben anzuhören. Ich würde noch einmal ſo freudig geredet haben, wenn ich davon wäre verſichert geweſen. Itzo wuſte ichs nicht, was es für mich nach ſich ziehen würde. Doch habe ich es gewagt, euch alles zu eröffnen; weil ich wuſte, daß es euch zuträglich ſeyn könnte. Gott gebe nur, daß die vortheilhafteſten Vorſchläge die Oberhand behalten mögen.

Das X. Hauptſtück.

Von der Anordnung oder Einrichtung einer Rede.

§. I.

Bisher haben wir alles Zubehör ſtückweiſe betrachtet, deſſen ein Redner zu ſeiner Kunſt benöthiget iſt. Nun iſt es Zeit, daß wir auch die Regeln der Zuſammenfügung vortragen, darnach alle dieſe verſchiedenen Theile verbunden werden müſſen. Steine, Holz und Kalk machen noch kein Gebäude aus, wenn ſie gleich an ſich ſelbſt noch ſo gut und auserleſen ſind. Sie müſſen auf eine gewiſſe Art aneinander gefüget, und verbunden werden, wenn ein Haus daraus werden ſoll. Wie aber die Regeln der Baukunſt ſehr unterſchieden ſind, darnach man in verſchiedenen Ländern gebauet hat: So iſt es auch mit den Regeln von der Anordnung und Einrichtung einer Rede beſchaffen. So viel Köpfe es unter den Lehrern der Beredſamkeit gegeben, ſo viel eigene Lehrſätze von der Diſpoſition haben ſie auch gegeben. Daher ſind viele auf die Gedanken gekommen, es ſey nicht nöthig, ſich viel um die Ordnung und Abtheilung einer Rede zu bekümmern: Man müſſe es der Willkühr eines jeden Redners überlaſſen, wie er ſeine Abhandlung einrichten wolle, und ſey nicht befugt jemanden zur Rede zu ſetzen, warum er ſeine Materie ſo und nicht anders ausgeführet habe. Andere hergegen haben gar zu eigenſinnige Regeln davon vorgeſchrieben, und alles verworfen, was nicht nach ihrem Leiſten eingerichtet geweſen.

§. II.

Allein man muß auch hier das Mittel halten. Alle Arten der Anordnung in einer Rede für gleich gut zu halten, das würde eben ſo viel ſeyn, als wenn man alle

Arten zu bauen für gleich ſchön, oder gleich dauerhaft ausgeben wollte. Wer ein Gebäude von alter gothiſcher Arbeit ſieht, und ein neues nach der italieniſchen Baukunſt dargegen hält, der wird leicht den Vorzug des letztern gewahr werden. Fiele nun die gute und üble Einrichtung einer Rede ſo wohl in die Sinne, als die Symmetrie und Eurythmie eines Gebäudes: So würde man auch hier ohne Mühe begreifen, daß es nicht gleichviel ſey, wie man die Theile einer Rede angeordnet hat. Aus den beſten Baumaterialien kan ein ungeſchickter Baumeiſter, ein ſehr unbequemes, unanſehnliches, und hinfälliges Haus bauen. Und aus den ſchönſten Materien und Gedanken kan ein verwirrter Kopf ein unordentliches Miſchmaſch und wunderliches Geſchwätz machen. Man ſieht es aber wenigſtens aus den Wirkungen wohl, welche Rede beſſer eingerichtet worden. Die eine iſt zwar anmuthig zu hören, aber man kan ſie nicht recht verſtehen, vielweniger behalten, weil alles wie Kraut und Rüben durcheinander geworfen iſt. Die andre erwecket zwar eine Meynung von der Gelehrſamkeit des Redners; aber ſie hat keinen beſſern Zuſammenhang als Spreu und Stoppeln: Und die dritte, die doch voll ſchöner Einfälle iſt, ſcheint das hinterſte zuforderſt zu haben. Eine andere aber erleuchtet den Verſtand, überzeuget das Gemüthe und lenket den Willen ſammt den Gemüthsbewegungen. Wo dieſes geſchieht, da iſt gewiß die Einrichtung der Rede am beſten geweſen.

§. III.

Dieſes letztere führt uns auf die rechte Quelle aller Regeln von guter Einrichtung einer Rede. Die Erfahrung hat es nemlich zuerſt in den verſchiedenen Wirkungen vieler Reden gewieſen, welche gut, und welche ſchlecht eingerichtet geweſen. Dasjenige Kunſtwerk iſt unſtreitig am beſten eingerichtet, welches den Zweck ſeides Urhebers zu befördern am geſchickteſten iſt. Nun iſt unſtreitig die Ueberredung ſeiner Zuhörer der letzte Zweck eines guten Redners. Wer dieſen nun am beſten erreichet, der hat ohne Zweifel ſeine Rede am beſten eingerichtet, und ihre Theile aufs richtigſte angeordnet.* Und ob dieſes gleich in verſchiedenen Materien allezeit etwas anders geſchehen muß: So bleiben doch allezeit gewiſſe Hauptregeln übrig, die überall beobachtet und nur nach Veranlaſſung der Umſtände ein wenig verändert werden müſſen. Da nun in Griechenland Demoſthenes, und andre groſſe Meiſter in der Beredſamkeit die glücklichſten Proben gegeben hatten, wie weit man es in Ueberredung und Bewegung ſeiner Zuhörer bringen könnte: So hat Ariſtoteles, der dieſelben mit critiſchen Augen einſahe, uns die ſchönſten Regeln davon geben können. Ja da Cicero ſelbſt aus ſeiner eignen Erfahrung gar wohl wuſte, wie man die Einrichtung aller Theile zu machen hätte, wenn man ſeinen Zweck erreichen wollte: So hat man Urſache, auch zu ſeinen Regeln davon das gröſte Vertrauen zu haben.

§. IV.

Doch wir wollen uns ſtellen, als ob wir ihre Schriften nicht hätten, und ſelbſt durch eignes Nachdenken die Regeln der guten Anordnung einer Rede erfinden wollten. Wir wollen die Zuhörer von der Wahrheit eines gewiſſen Satzes überreden. Wird das wohl angehen, wenn er denſelben nicht verſteht? Das erſte derowegen, was ein Redner zu thun hat, das muß nothwendig die Erklärung ſeyn, die er von ſeinem Hauptſatze giebt. Es würde ganz umſonſt ſeyn den Beweis anzufangen, wenn man noch nicht wüſte, was bewieſen werden ſollte, oder es doch nur halb und halb eingeſehen hätte. Die Erklärung eines Satzes erleichtert insgemein den Beweis: Dieſer hergegen fällt oft ſehr ſchwer, ja unmöglich, wenn der Satz noch nicht recht verſtanden worden. Die

Erläuterungen gleich im Anfange zu ſetzen, das würde ebenfalls ungereimt ſeyn. Niemand ſetzet hungrigen Gäſten zuerſt Zuckerwerk und Confect vor. Man macht ſie erſt ſatt; hernach ſucht man ſie zu vergnügen. So muß es ein vernünftiger Redner auch machen. Die Beantwortung der Einwürfe würde auch ganz übel angebracht ſeyn, wenn man ſie vor der Behauptung eines wohlverſtandenen Satzes ſetzen wollte. Man verſteht die gegenſeitigen Gründe gar nicht, wenn man den Hauptſatz nicht verſteht. Endlich kan man am allerwenigſten die Erregung der Affecten gleich im Anfange der Rede brauchen. Der Eingang könnte zur Noth bisweilen beweglich eingerichtet werden, und den Zuhörer aufmerkſam machen. Allein den Hauptſatz gleich mit einem Affecte abzulöſen: Das würde ſoviel heiſſen, als vor erhaltenem Siege ein Triumphlied ſingen.

§. V.

Es bleibt alſo dabey, daß die Erklärungen des Hauptſatzes den erſten Platz in dem Entwurfe einer Rede machen. Doch iſt deswegen die Meynung nicht, als ob alle Erklärungen, die zum völligen Verſtande deſſelben dienen, gleich auf einmal ausgeſchüttet werden müßten. Nein, dieſes würde gar zu mathematiſch herauskommen, wo man oft, nach dem Exempel des Euclides, alle Definitionen gleich anfangs auf einen Haufen wirft. Ein Redner iſt behutſamer, Er ſcheuet ſich den Verſtand ſeines Zuhörers zu überhäufen. Er zertheilet deswegen ſeine Erzählungen, wie Cicero in ſeiner Rede für den Ligarius; Er zerſtreuet auch ſeine Erklärungen, wie Fleſchier in ſeiner Lobrede auf den Turenne gethan. Und nichts iſt nöthiger als dieſes letztere. Oft hält ein Beweisgrund was in ſich, das dunkel iſt, wo es nicht erkläret wird. Der Beweis aber kan ja keine Ueberzeugung wirken, wo er nicht wohl verſtanden wird. Das oben aus dem Flechier angeführte Exempel erläutert die ganze Sache. Er wollte beweiſen, der Herr von Turenne ſey klug geweſen; Und das daher, weil er die gröbſte Gattung von Leuten der Ehrbegierde fähig gemacht. Hier muſte er nun eine Armee beſchreiben, damit man daraus abnehmen könnte, was für eine Klugheit nöthig ſey, ein ſo wüſtes Volk zu ſeinen Abſichten zu brauchen. Nach den Worten die p. 96. ſchon angeführet worden, heißt es:

> Es iſt eine Menge mehrentheils geringer, und um Geld gedungener Seelen, welche ohne an ihre eigene Ehre zu gedenken, nur den Ruhm der Könige und Ueberwinder zu befördern ſuchen. Es iſt eine verwirrte Verſammlung unbändiger Leute, die man zum Gehorſam bringen muß; Es ſind Verzagte, die man in den Streit führen; Verwegene, die man zurücke halten; Ungeduldige, die man zur Beſtändigkeit gewöhnen muß. Was für Klugheit gehöret nicht dazu, ſo viel verſchiedene Abſichten und Begierden zu leiten, und zum einzigen Nutzen des gemeinen Weſens unter einen Hut zu bringen? Wie kan man ſich furchtbar machen, ohne ſich in Gefahr zu ſetzen, gehaſſet, ja oft gar verlaſſen zu werden? Wie kan man ſich beliebt machen, ohne ein wenig Anſehen zu verlieren und von der ordentlichen Schärfe etwas nachzulaſſen?

§. VI.

Wenn man die Erklärung des Hauptſatzes, ſo viel als nöthig iſt, gemacht hat: So ſieht wohl ein jeder, daß nichts anders als der Beweis folgen kan. Dieſer iſt das Hauptwerk in der ganzen Rede, und folglich kan er nicht länger verſchoben werden. Wollte man an ſeiner Stelle lauter Erläuterungen vorherſchicken: So würde dieſes zwar die Phantaſie der Zuhörern beluſtigen, und die Zeit wegnehmen, aber keine Ueberredung zuwege bringen. Wollte man die Affecten erregen: So würde man zwar ein Feuer anzünden; welches aber bald verlöſchen würde, weil es keine rechte dauerhafte Nahrung hätte. So bald die Hitze der Gemüthsbewegung ein wenig nachlieſſe, würde der Zuhörer ſelbſt nicht wiſſen, ob er Urſache genug gehabt hätte, in Zorn oder Mitleiden, in Haß oder Liebe, in Freude oder Traurigkeit, in Furcht oder Hoffnung zu gerathen. Mit den Wiederlegungen iſt es nicht anders, wie ſchon oben gedacht worden. Sie kommen zu frühe, wenn man ſie vor den Beweis des Hauptſatzes ſetzet: denn ſie flieſſen mehrentheils daraus her. Ja der Zuhörer kan oft nicht einmal urtheilen, ob der Gegenſatz durch ſeine Scheingründe nicht eben ſo gut, oder vielleicht noch wahrſcheinlicher erwieſen wird, als der Hauptſatz zu behaupten ſteht. Aus dem allen fließt, daß der Beweis gleich nach der Erklärung ſeinen Platz haben müſſe. Die Exempel der Alten und die Regeln derſelben beſtärken uns hierinn. Ja Ariſtoteles hat den Beweis für ſo nothwendig gehalten, daß er die ganze Rede nur in vier Theile, den Eingang, den Hauptſatz, den Beweis und den Beſchluß, eingetheilet. S. III. B. das 13. Cap.

§. VII.

Wenn ſichs nun fragt, wie denn die Beweiſe an ſich ſelbſt anzuordnen ſind: So muß man hier zween Fälle unterſcheiden. Entweder man hat nur einen Beweis, oder man hat mehrere, die den Hauptſatz darthun. Iſt das erſte, ſo muß man die Theile deſſelben wohl zu unterſcheiden und zu ordnen wiſſen. Wir haben ſchon oben aus dem Cicero erwieſen, daß ein jeder Beweis als eine ordentliche Schlußrede vorgeſtellet werden kan, und alſo nach logiſcher Schärfe eingerichtet ſeyn ſoll. Ariſtoteles will im 17 Cap. des III. B. ſeiner Rhetorik eben das haben. Der Beweis muß demonſtrativ, das iſt auf die Kraft der Vernunftſchlüſſe gegründet ſeyn, ſagt er daſelbſt: [illegible]. Nun hat aber ein Vernunftſchluß zween Förderſätze und den

Schlußſatz; deren jene wieder einen Beweis brauchen, wenn dieſer ganz unzweifelt erwieſen werden ſoll, daher zählt Cicero eigentlich fünf Theile des Beweiſes, und giebt folgendes Exempel davon. S. 1 B. von der Erf. C. 34.

Der Satz. Die Welt wird von einem weiſen Weſen regieret.

Oberſatz. Was mit Ueberlegung geſchieht, das wird viel beſſer ausgeführet, als was ohne dieſelbe geſchieht.

Beweis. Ein Haus, welches mit Vernunft regieret wird, iſt mit allem beſſer verſehen, als ein anderes, welches blindlings und ohne Verſtand verwaltet wird. Ein Heer, dem ein weiſer und verſchmitzter Feldherr vorgeſetzt iſt, wird durchgehends beſſer geführet, als ein anders, welches durch die Thorheit und Verwegenheit geleitet wird. Eben ſo iſt es mit einem Schiffe beſchaffen: Denn welches den erfahrenſten Steuermann hat, das wird gewiß ſeinen Lauf am beſten vollführen.

Unterſatz. Nun wird aber unter allen Dingen nichts beſſer und ordentlicher verwaltet, als dieſes ganze Weltgebäude.

Beweis. Denn der Aufgang und Untergang der himmliſchen Zeichen beobachtet ſeine beſtimmte Ordnung, die Abwechſelung der Jahrszeiten geſchieht nicht nur allezeit und gewiſſer maßen nothwendig auf einerley Weiſe; ſondern ſie iſt auch zur Bequemlichkeit aller Dinge recht wohl eingerichtet. Ja auch der Wechſel von Tag und Nacht, der in keinem Stücke jemals verändert worden, hat niemals etwas geſchadet.

Schlußſatz. Wenn nun dergeſtalt allemal dasjenige am beſten von Statten gehet, was mit Vernunft verwaltet wird; gleichwohl aber nichts ordentlicher eingerichtet iſt, als dieſes Weltgebäude: So muß wohl dasſelbe durch Weisheit und Vernunft regieret werden.

§. VIII.

Dieſer Art Abtheilung nun gefällt dem Cicero noch beſſer, als die Art derjenigen, die einen Beweis nur in drey Theile zergliedern: Und ich halte es gleichfalls mit ihm, ungeachtet Quintilian dieſe letztere vorgezogen. Denn dergeſtalt bekömmt ein Anfänger, dem man Regeln der Beredſamkeit vorgeſchrieben, einen weit beſſern Begriff von der Gründlichkeit im Beweiſen, und der geſchickten Ausführung eines Satzes; als wenn man ihm ſchlechthin ſagt, daß der oratoriſche Beweis, ſo wie der logiſche, nur drey Sätze hat. Dieſes würde zu dem Uebelſtande Anlaß geben, daß der Beweis eines Redners gar zu ſehr nach der Schule ſchmecken, und zärtlichen Zuhörern einen Ekel erwecken würde. Hergegen wenn man die Beweiſe der Förderſätze auch noch als Theile des Haupt-Beweiſes zählet: So vergißt man alſo leicht nicht, daß man ſeinem Zuhörer nichts unerwieſenes vorſagen, oder ſeinen Satz auf keine ungewiſſe Gründe bauen müſſe. Ja bey den Beweiſen können auch zuweilen kleine Erklärungen und Erläuterungen mit einflieſſen, die dem Zuhörer ein beſſers Licht in der Sache geben. Selbſt das obige Exempel zeiget, daß Cicero den Oberſatz mehr durch Exempel oder Gleichniſſe, als durch ſubtile Schlüſſe erwieſen. Dieſes iſt auch einem Redner nicht zu verargen; als der oft durch die Inductionen mehr, als durch die tiefſinnigſten Gründe bey ſeinen Zuhörern ausrichten kan.

§. IX.

Hat man aber mehr als einen Grund zum Beweiſe ſeines Hauptſatzes im Vorrathe: So thut man wohl, wenn man ſie ſo ordnet, wie ſie die beſte Wirkung in den Zuhörern thun können. Da ſind nun einige der Meynung, man ſolle die beſten zuerſt, und die ſchwächſten Gründe zuletzt ſetzen. Andere wollen, man ſolle die ſchlechteſten Beweiſe in die Mitte nehmen, vorn und hinten aber die ſtärkeſten brauchen. Endlich rathen einige, die ſchwächſten voran zu ſchicken, die ſtärkeſten aber ans Ende zu ſparen. Die letzte Meynung ſcheinet mir den beyden erſtern vorzuziehen zu ſeyn. Die erſte hat die Unbequemlichkeit, daß der Zuhörer zwar durch den erſten Beweis gerühret, durch die andern aber immer weniger bewogen wird, den Hauptſatz für wahr zu halten. Da nun die letztern Gründe mehr im Gedächtniſſe bleiben, als die erſten: So geräth man endlich auf den Argwohn, die Beweiſe des Redners wären durchgehends nicht ſonderlich geweſen, und folglich hätte er ſeinen Satz ſchlecht ausgeführet. Die andre Meynung lieſſe ſich zwar eher behaupten, als die itztgedachte. Doch wenn auch hier der letzte Grund merklich ſchlechter wäre, als der erſte: So würde es mit dem vorigen auf eins hinauslaufen. Es iſt alſo nichts übrig, als daß man die ſchwächſten Beweiſe zuerſt und die ſtärkeſten zuletzt ſetze. Denn wenn gleich der Zuhörer durch den erſtern, der gleich nach der Erklärung folget, noch nicht eben gar zu ſehr gerühret oder überzeuget wird: So folget doch gleich ein beſſerer Grund, der ihm nach einiger Vorbereitung die Sache ſchon etwas wahrſcheinlich machen kan. Folget nun der dritte, oder wohl gar der vierte Beweis hierauf, der nach aller Schärfe ſchlieſſet: So wird man den Beyfall des Zuhörers vollkommen gewinnen.

§. X.

Wie nun zu rechter Beurtheilung der Beweisgründe nach ihrer Stärke und Schwäche, nicht wenig Verſtand und Einſicht gehöret: Alſo ſiehet wohl ein jeder, daß es einem Redner ſehr dienlich und nöthig ſey, die Vernunftlehre wohl zu wiſſen. Ohne dieſe wird er ein ſchlechter Held in der Beredſamkeit werden; ja in Auflöſung der Einwürfe nicht fortkommen können, die man wieder ſeinen Hauptſatz machen kan. Denn nach geſchehenem Beweiſe iſt nichts zu völliger Ueberführung der Zuhörer nöthiger, als eben dieſe. Vielmal weis man an den Beweiſen, die jemand vorbringet, nichts auszuſetzen, als daß man noch andre entgegen ſtehende Gründe zu haben vermeynet, die einem auch gut zu ſeyn ſcheinen. Ehe und bevor alſo dieſe gehoben werden, iſt der Beweis nicht vollkommen kräftig. Doch darf man nicht denken, daß deswegen alle Einwürfe bis ans Ende des ganzen Beweiſes verſparet werden müſſen. Es iſt weit beſſer, wenn jede Einwendung an dem Orte beantwortet wird, wo ſie dem Zuhörer am erſten einfallen kan. So räumet man ſie denn allmählich beyſeit, und gewinnet nach und nach den ganzen Beyfall des Zuhörers. So haben es die Alten gemacht, wie ihre Regeln und Exempel zeigen. So iſt es auch der Natur des Verſtandes am meiſten gemäß. Die angenehme Abwechſelung, die ſonſt eine Rede ſo zieret, iſt auch um ſoviel leichter zu erhalten.

§. XI.

Ich ſage von den Einwürfen weiter nichts, weil das übrige ſchon oben beygebracht worden. Nun kan man leicht denken, daß nach geſchehenem Beweiſe in der Rede nichts mehr übrig ſey, als die Erregung der Affecten. Und dieſe muß allerdings den letzten Platz einnehmen. Dieſes geſchieht ſonderlich denn, wenn man nicht mehr als eine einzige Gemüthsbewegung erwecken will. Hier iſt es nirgends bequemer, dieſelbe anzubringen, als gegen das Ende der Rede, wo der Zuhörer völlig vorbereitet iſt, dem Redner zu folgen, und wo ihn ſeine eigene Vernunft ſchon antreiben kan, ſich den Regungen ſeines Herzens zu überlaſſen. Hier macht auch der Affect den tiefſten Eindruck in das Herz, und läßt rechte Stacheln nach ſich, die auch nach geendigter Rede ihre Wirkungen haben. Wäre aber mehr als eine Gemüthsbewegung nöthig, oder hätte man verſchiedene Vorſtellungen

gen im Vorrathe, eine gewiſſe Leidenſchaft auf allerley Art rege zu machen: So wäre es auch rathſam in dem ganzen Beweiſe hier und dar die Gemüthsbewegungen zu erwecken. So hat es Demoſthenes in ſeiner erſten Philippiſchen Rede, und ſonderlich Cicero in ſeiner Rede für Ligarium gemacht. Denn hier hat er den Affect des Mitleidens und des Haſſes, gegen den Beklagten und gegen den Kläger, dergeſtalt unter die Beweiſe gemenget, daß dadurch die ganze Rede beweglich oder affectuös geworden. Wären aber die Affecten, ſo ſich in einer Rede anbringen lieſſen, von einer Art, z. Ex. alle angenehm, oder alle verdrüßlich: So müßte man ſie ſo ordnen, daß zuerſt die gelindeſten, hernach aber die heftigſten erreget würden: Weil jene zu dieſen vorbereiten, und alſo ſtuffenweiſe immer ein gröſſeres Feuer erwecket wird.

§. XII.

Nun iſt nichts übrig, als den Erläuterungen noch ihre Stelle in dem Gebäude der ganzen Rede anzuweiſen: Denn man möchte ſonſt denken, wir wollten ſie gar übergehen. Allein man kan aus dem, was oben davon geſagt worden, leicht abnehmen, daß ſie nicht an einen gewiſſen Platz gehören. Sie dienen den Zuhörer zu beluſtigen, und ihm die ſchweren Betrachtungen und trockenen Beweiſe ein wenig zu erleichtern. Folglich iſt es am rathſamſten dieſelben in der ganzen Rede zu zerſtreuen, und überall, wo es ſich in ſolcher Abſicht thun läßt, anzubringen. Man erläutere alſo zuweilen die Erklärungen ſelbſt noch, durch allerley angenehme Zuſätze; Man erläutere die Beweiſe mit Exempeln, Gleichniſſen, Zeugniſſen ꝛc. Man erläutere auch die Wiederlegungen der Einwürfe, damit ſie nicht gar zu mager und zänkiſch ausſehen mögen. Endlich kan man auch wohl in den Gemüthsbewegungen ſelbſt hin und wieder etwas einſtreuen, das die Gemüther auf eine anmuthige Art beſchäftiget: Zumal da gewiſſe Arten der Erläuterungen zu Erregung der Einbildungskraft ſehr geſchickt ſind. Doch nehme man ſich bey dem allen in Acht, daß man nicht die ganze Rede mit gar zu vielen Erläuterungen überhäufe. Ich muß dieſe Warnung nochmals wiederholen, weil der Misbrauch dieſer Zierrathe eine zeitlang bey uns gar zu ſehr eingeriſſen geweſen. Die Erläuterungen ſind einem Zucker, oder anderer Würze, zu vergleichen. Dieſe pflegt man nun zwar zuweilen über die ganze Speiſe herzuſtreuen; aber doch geſchieht es mit Maaſſe: Denn ſonſt würde man den Geſchmack der Speiſe ganz verlieren. Cicero hat ſelbſt in ſeiner Rede vor den Archias, die er doch unter allen ſeinen Reden mit den meiſten Erläuterungen ausgezieret hat, nicht halb ſo viel ſolch Putzwerk gebraucht, als einige Neuern in halb ſo kurzen Parentationen.

§. XIII.

Will man nun ein Muſter eines Entwurfs ſehen, der unſrer bisherigen Lehre nach, von einer vollſtändigen Rede gemacht werden muß, ehe man ſie wirklich ausarbeitet: So will ich es auch daran nicht fehlen laſſen. Ich will aber weder aus einem alten noch neuern Redner das Exempel dazu borgen, ſondern ſelbſt ein allgemeines Modell geben, welches ſich zwar in beſondern Fällen in etwas verändern läßt; Doch aber alle nothwendige Theile einer guten Rede vor Augen ſtellen wird. Es iſt nemlich die Meynung nicht, daß alles, was in dieſem Muſter ſteht, unausbleiblich in allen vollſtändigen Reden angebracht werden müßte; oder als wenn nichts mehr hinzugethan werden könnte, was hier nicht ſteht. Nein, ein Redner behält allemal die Freyheit, nach Gutachten etwas hinzuzuſetzen, und wegzulaſſen, wie und wo es die Umſtände ſeines Hauptſatzes und ſeiner Zuhörer erfordern. Das Modell ſelbſt ſieht ſo aus:

I. **Der Eingang**, beſteht aus einer Vorbereitung, die den Zuhörer aufmerkſam macht, und ihn allmählich zubereitet, dem Redner deſto leichter beyzupflichten.

II. **Der Hauptſatz**, hier pflegt ſich der Redner auch durch ein Compliment bey den Zuhörern einzuſchmeicheln.

III. **Die Erklärung** iſt entweder hiſtoriſch, oder philoſophiſch, nachdem der Hauptſatz es erfodert. Man erkläret aber entweder

1. **Das Subject** des Hauptſatzes, oder
2. **Das Prädicat** deſſelben, oder beydes zugleich, wenn es nöthig iſt. Auch werden zuweilen
3. **Einige Erläuterungen** mit eingeſtreuet.

IV. **Der Beweis** folget nunmehro mit ſeinen abgeſonderten Gründen, ſo daß der ſchwächſte forne ſteht.

1. Der erſte Beweisgrund. Hier komme
   - a) Der Oberſatz des Vernunftſchluſſes
   - b) Seine Erklärung, Erläuterung und Beweis.
   - c) Der Unterſatz.
   - d) Deſſen Erklärung, Erläuterung und Beweis, wenn es nöthig iſt.
   - e) Der Schlußſatz, dabey zuweilen noch einige Anmerkungen, Einfälle, oder Lehrſprüche mit einflieſſen können.
2. **Der andre Beweisgrund**, wenn man ihn im Vorrathe hat, und vor nöthig erachtet. Er muß ſchon ſtärker ſeyn als der erſte, und wird eben ſo ausgeführt als der erſte.
3. **Der dritte Beweisgrund**, wenn er vorhanden und nöthig iſt, muß noch ſtärker ſchlieſſen als der erſte; u. ſ. w. bis die Beweiſe aus ſind.

V. **Die Wiederlegung** der Einwürfe, die aber auch zwiſchen die Beweiſe eingeſchaltet werden kan. Iſt es indeſſen nicht bequem gefallen, ſo folgen ſie hier beyſammen.

1. **Der erſte Einwurf**, dabey kommt anfänglich
    - a) **Sein Vortrag**, der ſo wahrſcheinlich und vortheilhaft für den Gegner gemacht werden muß, als nur möglich iſt.
    - b) **Die Beantwortung**, die man nach logiſcher Art einzurichten hat, doch ohne es ausdrücklich zu ſagen, daß man den Oberſatz, oder den Unterſatz leugnet.
    - c) **Eine Erläuterung** kan auch hier gar füglich angebracht werden, doch iſt ſie ſo gar nothwendig nicht.
2. **Der andere Einwurf** wird eben ſo, als der vorige vorgetragen und beantwortet, u. ſ. w.

VI. **Die Gemüthsbewegungen** können zwar auch bey dem Schlußſatze jedes Beweisgrundes angehänget werden: Indeſſen pflegen ſie doch hauptſächlich ans Ende verſchoben zu werden. Man erreget aber entweder

verdrüßliche Affecten, oder **angenehme**,

als Reue	als Zuſriedehheit
Scham	Ehrliebe
Furcht	Hoffnung
Traurigkeit	Freude
Neid	Gunſt
Haß	Liebe
Zorn	Mitleiden
Schrecken	Verlangen
Verzweiflung u. dgl.	Zuverſicht u. dgl.

oder beyderley Art, doch ſo daß die verdrüßlichen nicht mit den angenehmen vermiſchet werden. Auch muß man nicht denken, daß nothwendig in jeder Rede alle Leidenſchaften erreget werden müſſen. Es iſt genung wenn man etliche, ja wohl gar nur eine einzige erwecket: wenn es nur mit rechtem Nachdrucke geſchieht.

VII. **Der Beſchluß.** Nach den Regeln, die oben von ſeinem Inhalte gegeben werden.

§. XIV.

Dieſes iſt nun ein allgemeiner Entwurf zu einer vollſtändigen Rede, der aber in beſondern Fällen, nachdem die Rede entweder hiſtoriſch oder dogmatiſch iſt, entweder einen theoretiſchen oder practiſchen Hauptſatz hat, auf allerley Art verändert werden kan und muß. Denn man muß nicht denken, als ob man einen Redner ſo ſclaviſch einſchränken wollte, als Aphtonius es mit ſeiner Chrie gemacht hat. Nein wir laſſen einem jeden vernünftigen Manne ſeine Freyheit, nach Gutachten zu verfahren, wenn ſeine Materien und die beſondern Umſtände der Zeit und des Ortes es anders erfordern ſollten. Wir werden auch ſelbſt in dem andern Theile beſondre Regeln zu den vornehmſten Arten der üblichen Reden vorſchreiben, die in manchem Stücke von dieſem Muſter abweichen werden. Soviel iſt indeſſen gewiß, daß die Exempel der Alten, die ich mit genauer Aufmerkſamkeit unterſuchet, mich auf dieſe Ordnung der Theile einer Rede geleitet. Da ich ſie nun der Abſicht eines Redners, und demjenigen, was die Vernunft und Sittenlehre von der Natur des menſchlichen Verſtandes und Willens lehret, vollkommen gemäß befand: So habe ich kein Bedenken getragen, dieſelbe auch andern anzupreiſen.

Das XI. Hauptſtück.

Von den Chrien und ihren verſchiedenen Arten.

§. I.

Gleichwohl aber können nicht alle Reden ſo groß und vollſtändig ſeyn. Die Gewohnheit hat es bey Hofe und in vielen andern Fällen eingeführt, daß man auch gewiſſe Ceremonien-Reden hält, die zwar länger als die täglichen Complimenten ſind, aber doch noch keine ausführliche Reden heiſſen können. Dieſe nun wohl einzurichten iſt auch die Pflicht deſſen, der ſie halten muß: Und uns liegt es ob, die Regeln dazu vorzuſchreiben. Eine Chrie iſt aber nichts anders, als eine kleine Rede, die bey allerley Fällen, wo eine vollſtändige zu lang werden würde, gehalten werden kan. Ihren Namen mag ſie wohl in Anſehung des Nutzens, den ſie ſowohl an ſich, als in gröſſern Reden hat, erhalten haben. Viele haben ganze Bücher von der Redekunſt geſchrieben, aber nur von Chrieen darinn gehandelt. Viele haben die Abhandlung von Chrien gleich im Anfange ihrer rhetoriſchen Anweiſungen geſetzet, und alsdann erſt von ausführlichen Reden gehandelt. Allein ich habe mit Bedacht ſo viel Weſens daraus nicht machen wollen, damit man nicht denken möchte, das Hauptwerk in der politiſchen Beredſamkeit käme auf die Chrien an. Wer eine gute Chrie macht, iſt darum noch kein Redner: Ja der beſte Redner kan ſeine Stärke in einer Chrie gar nicht zeigen. Ein munteres Pferd kan ſeine Behendigkeit und Kräfte in einem engen Platze nicht ſehen laſſen: Es gehört eine lange Laufbahn dazu. So iſt es auch mit einem Redner. Zudem ſo iſt es auch eine ſolche Kleinigkeit eine Chrie zu verfertigen, daß man nicht Urſache hat ſo viel Weſens davon zu machen.

§. II.

Die älteſte Art von Chrien iſt diejenige, die man nach ihrem Erfinder Aphtonius die Aphtoniſchen nennet. Dieſe beſteht aus acht Theilen, die nach dem Gutachten dieſes alten Redners allezeit nothwendig beybehalten werden müſſen. Sie heiſſen Laus autoris, Propoſitio, Paraphraſis, Aetiologia, Comparatum, Exemplum, Teſtimonium, Concluſio. Ein jeder ſieht wohl ein, daß hier viel willkührliches angenommen worden, welches auch anders hätte gemacht werden können. Denn vors (1) ſetzet das Lob eines gewiſſen Scribenten, welches in dieſer Chrie die Stelle des Eingangs vertritt, zum voraus, daß der Hauptſatz allemal ein Ausſpruch eines berühmten Schriftſtellers, oder ſonſt eines groſſen Mannes ſeyn müſſe. Warum iſt das aber nöthig? Kan denn ein Redner von nichts eigenem eine Rede halten, und muß es allemal ein andrer ſchon geſagt haben, was er ſagen will? Hernach fragt es ſich (2) warum er nothwendig dreyerley Arten der Erläuterungen, nemlich das Gleichniß, das Beyſpiel und Zeugniß erfodert? Warum nicht mehrere? denn es giebt ja noch das Gegentheil oder Wiederſpiel, die Einfälle, die Lehrſprüche ꝛc. Warum nicht weniger als die dreye? denn es iſt zuweilen ſchwer ſie alle zu finden. Mit einem Worte, man ſieht wohl, daß dieſe Art der Chrien ein gezwungenes Weſen iſt, das nur zur Marter junger Leute erfunden worden. Wir wollen alſo nicht einmal ein Exempel davon geben.

§. III.

Doch war es deswegen noch nicht rathſam, die Chrie ganz und gar aus dem Reiche der Wohlredenheit zu verbannen. Daher geriethen verſtändige Redner auf eine freyere Art derſelben, die viel nutzbarer und doch zugleich leichter war, als die Aphtoniſchen. Sie beobachteten, daß einige Stücke derſelben nothwendig, einige aber zufällig und willkührlich waren, und ſie hielten es alſo für rathſam, beyde ſorgfältig von einander zu unterſcheiden. Die nothwendigen waren Propoſitio, der Hauptſatz, und Ratio, oder Aetiologia, der Beweis; die zufälligen aber, Paraphraſis oder Explicatio, die Erklärung, und Illuſtratio die Erläuterung. Da ſtellten ſie es nun einem jeden Redner anheim, ob er die nothwendigen Theile der Chrie allein brauchen, oder auch einen, oder beyde zufällige Theile ſich zu nutze machen wollte. Ja ſie ſtellten es ihm auch frey, ob er ſie in dieſer oder jener Ordnung ſetzen wollte. Folglich konnte dieſe Art von Chrien mit dem beſten Rechte Chria libera heiſſen. Dieſes war um deſto vernünftiger, je leichter es ſich aus den Schriften der alten Redner erweiſen ließ, daß ſie auch unvermerkt, mitten in ihren Reden, unzählige Chrien gemachet hatten. Z. E. Cicero in ſeiner Rede für den Archias ſchreibet:

> Geſetzt aber, daß man keinen ſo groſſen Nutzen davon aufzuweiſen hätte; geſetzt daß das Studiren bloß zur Beluſtigung dienlich wäre: Nichts deſto weniger würdet ihr doch dieſe Beſchäfftigung des Gemüthes für was edles und wohlanſtändiges erkennen müſſen. Alles übrige nemlich, ſchickt ſich weder für alle Zeiten, noch für jedes Alter, noch für jeden Ort. Die freyen Künſte hergegen nähren die Jugend, und beluſtigen das Alter. Sie ſind eine Zierde im Glücke, und eine tröſtliche Zuflucht im Unglücke; Sie ergetzen uns zu Hauſe, und hindern uns auch in der Fremde nicht. Sie übernachten bey uns, reiſen mit uns, und verlaſſen uns auch bey dem Landleben nicht. Könnten wir es nun gleich ſelbſt ſo weit nicht bringen, noch die Süßigkeit des Studirens ſchmecken und empfinden: So müßten wir es doch bewundern, wenn wir es bey andern anträfen.

Dieſes iſt eine Chrie, die aus dem Hauptſatze: Das Sudiren iſt was edles; dem Beweiſe: Denn es ſchicket ſich für alle Menſchen, zu allen Zeiten, und an allen Orten; und dem Beſchluſſe: Daher müſſen wir es hochſchätzen, beſteht. Hier fehlen alſo die zufälligen Theile, nemlich die Erklärung und die Erläuterung; deren in folgendem Exempel eines vorkommet. Es iſt aus eben der Rede genommen:

> Wir haben es ja von den größten und gelehrteſten Leuten gehöret, daß gewiſſe Gattungen der Wiſſenſchaften

> ten auf Regeln ankommen, und als Künſte gelernet werden; ein Poet aber von Natur ſein Talent hat, durch die eigene Munterkeit ſeines Gemüths angeſpornet, und faſt von einem göttlichen Triebe gereget wird. Unſer Ennius nennet deswegen die Poeten mit Rechte heilige Männer: Weil es das Anſehen hat, als ob ſie uns durch eine göttliche Wohlthat, als ein Geſchenke verliehen und empfohlen würden. So laßt doch derowegen bey euch, ihr Richter, als bey wohlgeſitteten Leuten, dieſen Namen heilig ſeyn, den gewiß noch keine Barbarey verletzet hat.

Auch hier iſt ein Hauptſatz, nemlich dieſer: Die Poeten ſind ehrwürdige Männer. Der Beweis iſt dieſer: Weil ſie ihre Geſchicklichkeit ſchon von Natur haben. Hierzu kommt eine Erläuterung, die in dem Zeugniſſe des Ennius beſteht, der die Poeten heilige Männer nennet.

§. IV.

Bey dieſen beyden Exempeln kan man ſich zugleich einen Begriff machen, was eine gemeine und umgekehrte Chrie (ordinata & inuerſa) eigentlich vor ein Ding ſey. Nemlich wo der Hauptſatz vorangeſetzet wird, der Beweis und die Erläuterung aber nachfolgen, da iſt es die gemeine und ordentliche Chrie. Und ſo war das erſte Exempel beſchaffen. Wo aber der Hauptſatz nicht im Anfange ſteht, ſondern entweder die Erläuterung oder der Beweis vorhergeht, da iſt die Chrie verkehrt. Und ſo war das andere Exempel Cicerons beſchaffen; wo der Beweis den Anfang machte. Will man ein Exempel von einer ſolchen Chrie haben, wo die Erläuterung den erſten Platz einnimmt: So giebt uns eben die Rede vor den Archias eins an die Hand. Es heißt:

> Decimus Brutus jener groſſe Held und Feldherr hat mit den Gedichten ſeines Freundes Attius ſogar die Ein-

gänge ſeiner Capellen und Ehrenmäler ausgeſchmücket. Ja Fulvius, der in Begleitung des Ennius mit den Aetoliern Krieg geführet, hat kein Bedenken getragen, die Beute, ſo doch dem Mars gehörete, den Muſen zu heiligen. In einer Stadt alſo, wo auch die gewaffneten Feldherren den Namen der Poeten und die Heiligthümer der Muſen verehret haben: Da ſollten ja wohl die politiſchen Richter vor der Ehre der Muſen und der Wohlfarth der Poeten keinen Abſcheu haben.

Hier iſt der Hauptſatz: Es iſt billig, daß die Staatsklugen und richterlichen Obrigkeiten einer Stadt die Poeten hochſchätzen. Beweis: Denn die Kriegsoberſten haben ſolches ſchon gethan. Erläuterung: So hats Decimus Brutus und Fulvius gemacht. Von dieſem aber ward der Anfang gemacht.

§. V.

Nunmehro kan ich auch ſagen, was die ſo berühmten Chrien per Antecedens & Conſequens und per Theſin & Hypotheſin ſind. Das Geheimniß iſt ſo groß aber nicht, als es vielen dünken ſollte: Denn Cicero hat in den obigen Exempeln von beyden Muſter gegeben, ohne es ſelbſt zu wiſſen. Beyde Arten der Chrien nemlich, ſind umgekehrte Chrien, wo der Hauptſatz nicht gleich im Anfange zu ſtehen kommt. Nimmt man nun den Beweis gleich zum Anfange, ſo nennet man ihn das Antecedens; und der Hauptſatz heißt das Conſequens. Z. E. Wie oben, der Name eines Poeten iſt ſehr hoch zu ſchätzen: Denn die Geſchicklichkeit eines Dichters kommt auf das Naturell an. Hier kehre ich es um und ſage: Antecedens: Die Poeten haben ihre Geſchicklichkeit von Natur. Conſequens: Darum muß man ſie höher ſchätzen, als andere Gelehrten, die kein beſonderes Naturell nöthig haben. Wenn man aber die Erläuterung gleich im Anfange nimmt, und den

Hauptſatz mit ſeinem Beweiſe nachfolgen läßt: So bekommt jene den Namen der Theſis, und dieſer einer Hypotheſis. Z. E. in dem obigen Exempel heißt der Satz: Die Obrigkeitlichen Perſonen ſollten die Dichter hochſchätzen. Die Erläuterung heißt: Das hat Decimus Brutus, das hat Fulvius gethan. Umgekehrt heißt es: Theſis. Decimus Brutus und Fulvius haben die Muſen geliebet. Hypotheſis. Wievielmehr werden ſolches die Staatsleute und Obrigkeitlichen Perſonen thun müſſen?

§. VI.

So ſieht nun der erſte Grundriß einer Chrie aus, ſo wie ſie von den Meiſtern in dieſer Kunſt zu unſern Zeiten ſehr häufig gemacht worden. Doch muß man nicht denken, daß deswegen die nothwendigen Stücke allein alles ausmachen. Nur in größern Reden pflegt es dabey mehrentheils ſein Bewenden zu haben, wo man die einzelnen Sätze, die von einiger Wichtigkeit ſind, als z. E. die Förderſätze der Schlußreden in den Beweiſen, etwas zu erweitern geſonnen iſt. Auch in Briefen gerathen die Chrien per Antecedens und Conſequens, die darinn häufig gebraucht werden, nicht viel weitläuftiger: Denn es kommt ſelten, daß man mehr als ein Antecedens, mehr als eine Connexion, oder mehr als ein Conſequens darinn macht. In kleinen Reden, die Chrienmäßig ausgeführet werden, iſt dieſes zur Erweiterung und Verlängerung etwas nöthiger. Auch eine bloſſe Complimentirrede würde viel zu kurz gerathen, wenn man es bloß bey dem, was unentbehrlich iſt, bewenden laſſen wollte. Man bringet alſo vors erſte den Beweis in einen Vernunftſchluß. Denn nimmt man den Oberſatz davon zum Antecedente, und den Unterſatz zur ſogenannten Connexione, die jenes mit dem Hauptſatze verbindet. Jedes davon kan durch Erklärungen erweitert und ausgeführet, auch wohl mit neuen

Gründen beſtätiget werden. Alsdann folgt der Hauptſatz, der gleichfalls mit etlichen Zuſätzen von eben der Art erkläret, erläutert und dem Zuhörer empfohlen wird. Und alsdann folget der Beſchluß. Der Entwurf einer ſolchen Chrie mit einem einzigen Antecedente ſieht alsdann ſo aus:

I. Antecedens iſt der Oberſatz eines Beweiſes zum Hauptſatze des Redners, und vertritt die Stelle des Einganges in ſolchen Chrien.
   1. Der Vortrag deſſelben.
   2. Die Erklärung oder Erläuterung, nachdem es nöthig iſt.
   3. Der Beweisgrund dieſes Oberſatzes, dabey auch allerley Lehrſprüche, Einfälle, Anmerkungen und Folgerungen vorkommen können.

II. Connexio. Iſt der Unterſatz des Hauptbeweiſes.
   1. Der Vortrag deſſelben und
   2. Die Erläuterung oder Erklärung deſſen, ſo darinn dunkel ſeyn möchte.
   3. Der Beweis.

III. Conſequens. Oder der Schlußſatz einer Chrie.
   1. Der Vortrag
   2. Die Erläuterung oder Erklärung, Einſchränkung, oder was ſonſt nöthig iſt.
   3. Die Folgerungen, ſo daraus flieſſen.

IV. **Beſchluß.** Dieſer empfiehlt dem Zuhörer nochmahls die angeführte Sache und machet der Chrie ein Ende.

§. VII.

Doch es kan auch kommen, daß mehr als ein Antecedens gebraucht wird: Wenn nemlich viel Urſachen ſind, die einen Satz wahrſcheinlich machen. Eben ſo kan es kommen, daß mehr als eine Connexio ſtatt findet, wenn noch beſondere Verbindungen und nähere Urſachen

ſachen, die das Antecedens mit dem Conſequente verknüpfen, vorkommen. Allein denn wird auch nicht ein jedes Antecedens ſo weitläuftig als eine Schlußrede ausgeführet, ſondern nur kürtzlich mit ſeiner Erklärung und Erläuterung zuſammen genommen. Bey der Connexion geht es eben ſo. Kurz die Hofleute, die ſich mehrentheils mit ſolchen Complimentirreden behelfen, bedienen ſich hier ihrer Freyheit: Und es iſt auch nicht nöthig, daß man mit Complimenten gar zuviel Umſtände mache. Die Schreibart der Canzleyen iſt ohnedem ſehr geſchickt vielerley Gründe in einem einzigen Satze zu berühren, und keinen recht in ſeiner Stärke vorzutragen. Und dieſer folgen die Hofleute gemeiniglich. Wir könnten hier leicht ein Exempel davon geben: Allein es wird dergleichen unten ſchon in dem II. Theile dieſer Redekunſt vorkommen; wo wir die Hofreden ins beſondere abhandeln werden.

§. VIII.

Von den Theilen per Theſin & Hypotheſin iſt es eben ſo leicht zu zeigen, wie ſie gemacht werden. Man nimmt erſtlich ſeinen Hauptſatz und erfindet die Theile einer ordentlichen Chrie darzu: Nemlich den Beweis und ein paar Erläuterungen, auch wohl eine Erklärung, wo es nöthig iſt. Alsdann nimmt man diejenige Erläuterung, ſo ſich am beſten dazu ſchicket, gleich von forne, und nennt ſie die Theſin. Auf dieſe folgt irgend eine Paraphraſis, ein Lehrſpruch, oder Einfall, auch wohl eine Art eines Beweiſes, nachdem die Sache es leidet. Alsdann kommt die Hypotheſis, oder der Hauptſatz der Chrie, mit ſeinem Beweiſe. Dieſen erkläret, erläutert und beſtätiget man ſo weitläuftig, als man will; und macht endlich den Beſchluß ohne alle Erregung der Affecten. Will man auch hier ein allgemeines Muſter einer ſolchen Chrie haben; So mag folgendes dazu dienen:

I. Theſis, dieſes iſt eine Erläuterung des folgenden Hauptſatzes. Dazu gehört eine
   Paraphraſis, die gewiſſe Anmerkungen oder Gedanken darüber enthält; und zuweilen eine Aetiologie, oder Beſtätigung deſſelben.
II. Hypotheſis. Dieſe iſt der Hauptſatz ſelbſt, und da kommt dann
   1. Der Vortrag und die Erklärung deſſelben.
   2. Der Beweis, der wiederum erläutert und ferner beſtätiget werden kan.
III. Der Beſchluß; wie oben gedacht worden.

Beſondere Exempel nach dem heutigen Gebrauche ſollen auch in dem andern Theile dieſer Redekunſt vorkommen.

§. IX.

Aus dem allen erhellet, daß es mit den Chrien ſo ein ſchweres Werk eben nicht ſey, als es uns viele bereden wollen, die groſſe Bücher bloß davon geſchrieben haben. Ingleichen erhellet daraus, daß man keine ſonderliche Stärke in der Beredſamkeit zeigen kan, wenn man eine Chrie macht. Man bereitet ſeine Zuhörer durch keinen förmlichen Eingang; man erkläret und beweiſet nicht ernſtlich genug; man erreget keine Gemüthsbewegungen. Mit einem Worte, man redet ſo, als ob man nicht einmal Willens wäre, ſeine Zuhörer zu überreden. Daher werden denn die meiſten Chrien mehrentheils ein kaltſinniges Gewäſche, das weder Geiſt noch Leben hat. Kommt nun noch eine ſchlechte Schreibart und ein ſchläfriger Vortrag darzu: So ſieht alles vollends ſehr elend und mager aus. Da nun aber die meiſten neuern Anleitungen zu nichts anders, als zu der Kunſt, Chrien zu machen, Regeln und Exempel in ſich gehalten: So iſt leicht daraus abzunehmen, warum die wahre Beredſamkeit bisher ſo wenig in Schwang gekommen. An der natürlichen Fähigkeit unſerer Landsleute hat es nicht gefehlt. Sie ſind vielleicht noch wohl geſchickter als viele Ausländer. Sie haben Witz, Gelehrſamkeit und Feuer genug gewieſen: Wie die Schriften unſer Dichter ſattſam zeigen. Es hat bloß an der Anleitung zu den wahren Regeln und Exempeln der Beredſamkeit gefehlet. Man hat die Schüler der Redekunſt nicht auf die Alten geführet, und ihnen die rechten Quellen nicht angewieſen: Wir haben Urſache zu hoffen, daß die deutſche Beredſamkeit in kurzem ein ganz anderes Anſehen gewinnen wird, wenn diejenigen Anfänger ſo ſich bisher hier und dar zu zeigen angefangen, zu ihrer völligen Reiſe gelangen werden.

Das XII. Hauptſtück.

Von der Ausarbeitung einer Rede.

§. 1.

Die allererſten Redner haben ohne Zweifel in ihrer ehrlichen Einfalt nur aus dem Stegreiſe, das iſt, ohne alle Vorbereitung geredet. Nachmals, als die Geſchicklichkeit einiger beredten Leute den andern eine Eiferſucht erweckte, hat man ſich auch wohl ein wenig zum Reden gefaßt gemacht, wenn man öffentlich hat auftreten wollen. Doch iſt es wahrſcheinlich, daß man ſich mehr auf die Sachen, als auf die Worte vorbereitet hat, weil man mehr durch jene, als durch dieſe auszurichten hoffete, und wirklich ausrichtete. Endlich, da die Aufmerkſamkeit der Leute gröſſer, und ihre Scharfſinnigkeit immer feiner ward: So fieng man auch an, auf die Ausdrückungen zu ſehen, womit dieſer oder jener Redner ſeine Sachen vortrug. Da man nun wahrnahm, daß der eine beſſer als der andere redete, ſeine Gedanken deutlicher, flieſſender, prächtiger und ſinnreicher ausdrückte, und ſowohl die Ohren als den Verſtand beluſtigte: So hub man an diejenigen zu loben, die andere in ſolchen Stücken übertrafen. Es war aber nicht eines jeden Werk gleich aus dem Kopfe ſchön zu ſprechen, daher wollte man durch den Fleiß das erſetzen, was der Fähigkeit des Geiſtes und Mundes fehlete. Und alſo fieng man an, auch auf die Worte und Redensarten zu ſtudiren, womit man ſeine Gedanken vortragen wollte: Das heißt, man fieng an ſeine Reden auszuarbeiten und auswendig zu lernen.

§. II.

Sobald dieſes geſchah, ſo ward man auch den Unterſcheid in der Schreibart gewahr, der ſich bey verſchiedenen Rednern äuſſerte. Denn nachdem ihr Naturell, ihre Gelehrſamkeit, Beleſenheit, und Art zu denken, es mit ſich brachte, nachdem gerieth auch ihre Art des Ausdruckes. Zumal da Iſocrates eine beſſere periodiſche Schreibart einführte, als man vorhin gewohnt war; da Demoſthenes, Aeſchines, Xenophon, Plato, Theophraſtus, Hyperides, Lyſias und Demetrius Phalereus, ihre Schriften in die Hände der Leute kommen lieſſen, und überall ihre Anhänger fanden: Da fieng man an mit der gröſten Aufmerkſamkeit auf die Schreibart zu ſehen, alle Kleinigkeiten in Regeln zu bringen, und faſt eine abergläubiſche Sorgfalt darauf zu wenden. Ariſtoteles gedenket in ſeiner Poetik, ſchon vieler grammatiſchen und critiſchen Kunſtrichter, die den Homer und die tragiſchen Poeten vieler Fehler beſchuldiget hatten. Er ſelbſt beurtheilet in ſeiner Rhetorik die Ausdrückungen ſo vieler ungebundenen Scribenten: Und Longin iſt ſowohl als Lucian ein ſtrenger Richter der Schreibart geweſen; wie ihre Schriften ſattſam zeigen. Daß die Römer dadurch auch endlich, wiewohl ſehr ſpät aufgewecket worden, auf die Schönheit und die Zierlichkeit ihrer Sprache achtung zu geben, das iſt kein Wunder. Es iſt allemal leichter in fremde Fußſtapfen zu treten, als ſelbſt den Anfang wozu zu machen.

Gleichwohl iſt Cicero faſt der erſte geweſen, der ſeine Schreibart mit einer critiſchen Schärfe zu beurtheilen und zu läutern gewußt.

§. III.

Nachdem wir Deutſchen auch in unſrer Sprache zu ſchreiben und zu reden angefangen, hat man auch auf unſre Schreibart genauer achtung gegeben, als vorhin. Man hat allmählich die alte Rauhigkeit unſrer Ausdrückungen ins feine gebracht, und ſolche wohlklingende, zierliche und prächtige Redensarten erfunden, daß wir es in allen Gattungen der Schreibart den Ausländern gleich thun können. Wir haben auch an unſern Scribenten bereits eine ſolche Mannigfaltigkeit des Vortrages bemerket, daß es allerdings nöthig iſt, durch Regeln zu beſtimmen, welche es gut, und welche es ſchlecht darinn getroffen. Es haben ſich daher ſehr viele Anleitungen zur guten deutſchen Schreibart gefunden, die aber nach Unterſcheid der Zeiten, darinn ſie ans Licht getreten, ſehr unterſchieden ſind. Schon um Lutheri Zeiten hat man an verſchiedenen Orten Deutſchlandes ſolche Anweiſungen geſchrieben, daraus man zierliche Reden und Schriften zu machen, lernen ſoll: Und die Zahl derſelben hat ſich in neuern Zeiten faſt jährlich gemehret. In dem Büchervorrathe unſerer Deutſchen Geſellſchaft iſt eine groſſe Menge ſolcher Bücher vorhanden, wie aus der neuen Auflage ihres Verzeichniſſes eheſtens erhellen wird. Ungeachtet nun die Lehre von der Schreibart in ganz beſondern Abhandlungen pflegt vorgetragen zu werden: So kan doch ein Redner dieſelbe nicht übergehen. So gewiß es iſt, daß gute Stiliſten darum noch keine gute Redner ſind: So gewiß iſt es auch, daß ein Redner ſeine Schreibart nicht aus den Augen ſetzen darf. Und eben darum will ich auch hiervon ſoviel als meiner Einſicht nach zu wiſſen nöthig iſt, mit wenigem vortragen.

§. VI.

§. IV.

Denn auch wir halten davor, daß es nöthig ſey, einen wohl ausgeſonnenen Entwurf zu einer Rede, ausführlich, das iſt von Wort zu Wort auszuarbeiten. Denn ſo gut auch der Hauptſatz mit allen zu ſeiner Ausführung gehörigen Zuſätzen an ſich ſelbſt iſt: So wenig Beyfall wird doch ein Redner damit finden, wenn er ihn nicht in einer deutlichen, ordentlichen, angenehmen und nachdrücklichen Schreibart vorträget. Wie ein bloſſer Kohlenriß noch keinen in Vergnügen oder Verwunderung ſetzet, ob er gleich alle mögliche Verhältniß, Ordnung und Schönheit an ſich hat: Die Farben, das Licht und der Schatten geben ihm erſt die vollkommene Aehnlichkeit, Schönheit und Lebhaftigkeit. Eben ſo iſt es mit einer Rede beſchaffen: Die gute Ausarbeitung muß einem Entwurfe allererſt das rechte Leben und Gewichte geben. Denn wenn zehn Gelehrte einerley Materien, die man ihnen zum Innhalt einer Rede vorgegeben, nach ihrer Art ausführen ſollten: So würden auch zehn verſchiedene Reden herauskommen. Eine würde allemal beſſer, das iſt anmuthiger und nachdrücklicher gerathen, als die andere: Und das müßte doch nothwendig von dem unterſchiedlichen Ausdrucke herkommen, der ihnen eigen wäre. Nun urtheile man, wenn ein junger Menſch, der noch weder Wiſſenſchaft, noch Uebung, noch Reichthum und Kenntniß in ſeiner Mutterſprache beſitzet, und ſolchen Entwurf, aus dem Stegreife herplaudern ſollte: was würde der vor ein ungeſchicktes, übel zuſammenhangendes und kraftloſes Geplauder zuwege bringen? Wer aber viele Reden mit Fleiß ausgearbeitet hat, wer dieſelben auswendig gelernet, und ſich dadurch einen Reichthum an Worten, und eine regelmäßige Art im Ausdrucke erworben hat: Der wird ſich allmählich auch die Fähigkeit erwerben, ohne Vorbereitung geſchickt zu reden.

§. V.

§. V.

Wir rathen es folglich allen Anfängern und Schülern in der Redekunſt, ſich nicht auf die Fertigkeit ihrer Zungen, und auf die Fähigkeit ihres Witzes zu verlaſſen; ſondern alle ihre Reden aufs fleißigſte zu Papier zu bringen. Wenn man ſich ſeine Gedanken und Einfälle, ſo zu reden, vor die Augen gemahlet hat: So ſieht man viel beſſer ihren Werth und Unwerth, ihre Mattigkeit oder Stärke, ihre Richtigkeit oder Unrichtigkeit. Man hütet ſich auch dabey viel leichter für allem unnützen Geſchwätze, für unnöthigen Wiederholungen, und andern unzähligen Fehlern, die einer, der unbereitet redet, unmöglich vermeiden kan. Man beſſert alles ſorgfältiger aus, man wieget gleichſam alle Worte und Sylben ab, man giebt vielen Stellen mehr Deutlichkeit, andern mehr Nachdruck, andern mehr Feuer und Geiſt. Durch das alles aber übt man ſich in der Scharfſinnigkeit, die allmählich ſo groß wird, daß man in der Geſchwindigkeit alles an ſeinen Ausdrückungen ſehen kan, was zu loben oder zu tadeln iſt: Ja man lernt endlich ſo behutſam reden, als mancher nicht ſchreibet; welches allerdings einem Redner ſehr vortheilhaft iſt, wenn er ja auch zuweilen aus dem Stegreife reden muß. Denn geübten und gelehrten Männern wollen wir dieſes gar nicht verbiethen; vielmehr wollen wir ſie loben, wenn ſie es geſchickt zu thun vermögen.

§. VI.

Wer alſo ſeine Reden mit Fleiß auszuarbeiten willens iſt, der gewöhne ſich nicht eben an einen beſondern Ort, es ſey nun derſelbe, welcher es immer ſeyn möchte. Wer ſich entweder an ein einſames und verſchloſſenes Zimmer, oder an einen Garten, oder an ein Luſtwäldchen, oder ſonſt an einen gewiſſen Umſtand gewöhnet, dem fällt es hernach ſchwer, ja faſt unmöglich ohne dieſe Bequemlichkeit fortzukommen. Nun kan man aber in vielen Fällen in ſolche Umſtände gerathen, da man es unmöglich ſo gut haben kan, als man ſichs wünſchet. Und gleichwohl muß man ſeiner Pflicht im Reden nachkommen, man habe nun ſeine gewöhnliche Bequemlichkeit gehabt, oder nicht. Hernach ſind einige von den obgedachten Oertern ſo nicht beſchaffen, daß man ſeine Gedanken ſattſam darinnen ſammlen könnte. Eine ſchöne Ausſicht, ein Luſtwäldchen, ein Garten u. d. gl. zerſtreuen nur die Aufmerkſamkeit eines Redners, auf ſeine vorhabende Materie, wenn er ihrer Annehmlichkeit genieſſen will. Will er aber bey dem allen blind und unempfindlich ſeyn: So kan er ja in einer verſchloſſenen Kammer eben ſo gute Einfälle haben, und mit gleichem Fortgange was ausarbeiten. Ich zum wenigſten kan es nicht begreifen, was der jüngere Plinius von ſeinem Luſtwalde, von dem Seeufer, von den Spaziergängen und ſchattigten Bäumen ſeines Laurentiniſchen Gartens vor ein Rühmens machet. Alle dieſe Dinge ſind angenehm; ich geſtehe es: Aber nur denn, wenn man nichts thun, und ſich ſchlechterdings erluſtigen will. Hergegen wenn ich ſtudiren will: So hindern ſie mich mehr, als ſie mir beförderlich ſind.

§. VII.

Es giebt Leute, die auch im Abſehen auf die Zeit, da ſie etwas ausarbeiten ſollen, ſehr eigenſinnig ſind. Bald iſt ihnen dieſe, bald jene Stunde nicht recht dazu. Einige wollen allezeit die Frühſtunden, andere den Abend darzu haben; und da ſoll ſie niemand ein einzig mal ſtören, wo ſie nicht ganz aus der gehörigen Gemüthsverfaſſung kommen ſollen: Allein dieſe Zärtlichkeit taugt gleichfalls nichts. Männer die mit Aemtern und Geſchäften überhäuft ſind, können nicht allezeit wie ſie wollen. Sie müſſen ſich nach ſo vielen andern Leuten richten, und ſich in ſo viel verſchiedene Umſtände ſchicken lernen, daß ſie zu allen Zeiten des Tages, ja bey vielen Hinderniſſen der Aufmerkſamkeit, dennoch ſtudiren können. Man gewöhne ſich alſo beyzeiten darzu; ſo wird man es weiter bringen, als ſolche Zärtlinge, die ſich in nichts zu finden wiſſen. Eben ſo iſt es mit der Bequemlichkeit derer, die ſich eines Schreibers bedienen, wenn ſie was ausarbeiten wollen. Bey andern Arten der Schriften, als bey Briefen und juriſtiſchen Aufſätzen läßt man dieſes ſchon gelten: Allein in der Beredſamkeit iſt es gar nicht rathſam. Es gehöret gar zu viel Ueberleſens, Ausbeſſerns und Nachdenkens dazu, wenn man was geſchicktes machen will. Säſſe nun ein Schreiber da, ſo würde man ſich vielmal ſeiner Langſamkeit oder Unentſchloſſenheit ſchämen, und oft lieber was ſchlechtes ſtehen laſſen, oder zu ſchreiben anbefehlen, ehe man ſich lange beſönne, oder alle Augenblicke was ausſtreichen lieſſe. Ja vielmal iſt es gut, ſich dasjenige, was man ſchon zu Papier gebracht, mit einiger Erhebung der Stimme laut vorzuſagen, und wohl gar die gehörigen Bewegungen dazu zu machen. Wie würde ſich nun ſolches vor den Augen eines Bedienten thun laſſen?

§. VIII.

Will man alſo meinem Rathe folgen, ſo ſetze man ſich ſelbſt, und wo es ſeyn kan, an einem einſamen verſchloſſenen Orte, über ſeine Arbeit. Man ſinne den erſten Satz ſeiner Rede bey ſich ſelber aus, und wiederhole ihn nochmals laut, um zu hören, ob er klinget, und ob er noch irgend zu verbeſſern ſey? Wenn er dieſe Probe ausgehalten, oder nach Gutbefinden ausgebeſſert worden, ſo ſchreibe man ihn auf. So bald er auf dem Papiere ſteht, überleſe man denſelben nochmals, theils um ihn noch einmal durch die Muſterung gehen zu laſſen; theils aber auch wiederum in die Lebhaftigkeit des Gemüthes zu gerathen, die zur Fortſetzung ſeiner Arbeit nöthig iſt. Denn durch das langſame Schreiben wird das Gemüthe gleichſam kalt und matt; und gleichwohl muß der Witz und die Einbildungskraft in voller Bewegung ſeyn, wenn man was lebhaftes ausarbeiten will. Durch das laute und muntre Vorleſen aber erregen ſich die Geiſter wiederum, und ſo fällt einem leicht der Anfang des folgenden Satzes ein. Dieſen prüfet und wiederholt man wieder, ſo wie den erſten, bis er die Probe hält. Und alsdann wird er ferner gleichfalls aufgeſchrieben. Solchergeſtalt geht es nun ferner bis zum Ende. Wem dieſe Art der Ausarbeitung zu langſam vorkommt, der erwege nur, daß wir einem Anfänger Regeln geben. Hier iſt nun nichts ſo ſchädlich, als die Ubereilung. Wer zu ſchnell die Feder anſetzet, und ungeprüfte Gedanken niederſchreibt, der gewöhnet ſich eine Unbedachtſamkeit an, die ihm künftig allezeit ankleben wird, und die ihn leicht einmal gereuen kan. Hergegen wer im Anfange hübſch bedächtig verfährt, der kommt endlich doch zu einer Fertigkeit, nicht allein geſchwinde, ſondern auch gut zu ſchreiben.

§. IX.

Dem ungeachtet aber iſt es mit der wohlbedächtigſten Ausarbeitung noch nicht ausgerichtet. Denn wenn nun ein Anfänger mit ſeiner ganzen Rede fertig iſt: So muß nun allererſt die Verbeſſerung angehen. Die erſten Gedanken nemlich ſind nicht allemal die beſten: Man thut wohl, wenn man ſie nochmals durch die Muſterung gehen läßt, und ſie ſo ſcharf auf die Probe ſtellet, als man kan. Zu dem Ende iſt es gut, wenn man ſeine Arbeit etliche Tage bey ſeite legen kan, ohne dieſelbe anzuſehen; damit ſie einem etwas neu und fremde vorkomme, wenn man ihrer wieder anſichtig wird. So lange einem ſeine Einfälle noch neu ſind, ſo lange gefallen ſie einem gemeiniglich: Weil uns eine gewiſſe Eigenliebe blendet, und ihre Fehler verbirget. Allein wenn man ſie nach einiger Zeit als die Arbeit eines Fremden anſieht: So iſt man etwas unpartheyiſcher als vorhin. Man verzeihet ſich keinen Fehler, man läßt nichts ſchlechtes gelten, ſondern wird ſich ſelbſt ſo ein ſtrenger Richter, als es andre vielleicht nicht ſeyn würden. In dieſer Abſicht muß man an ſeinen erſten Aufſätzen einen hübſchen breiten Rand übrig laſſen, um hernach zu den Ausbeſſerungen Platz zu haben. Wer gar zu enge ſchreibet, der kan hernach die beſſern Einfälle nicht hinzuſchreiben, wenn er gleich gern wollte. Es dauret ihn etwas auszuſtreichen, wenn er nicht Raum hat was beſſers hinzuſchreiben. Doch muß auch aus der Ausbeſſerung keine unendliche Arbeit werden: Wie wohl gewiſſe Leute des Aenderns und Beſſerns gar kein Maaß wiſſen. Was einem zuerſt einfällt, iſt darum nicht allemal ſchlecht: Und wenn das geſtrige bloß darum nichts taugt, weil es einem geſtern eingefallen iſt: So wird einem auch das heutige misfallen, wenn es morgen wieder vorgenommen wird. Geübten und muntern Köpfen gerathen zuweilen die erſten Ausarbeitungen, die ſie in der erſten Hitze und in einerley Feuer aufſetzen, ſo gut, daß ſie dieſelben hernach durch viel ängſtliche Künſteleyen nur verſtümmeln würden.

§. X.

Da es nun in der Ausarbeitung ſehr viel auf die Schreibart ankommt, die ein Redner ſchon in ſeiner Gewalt hat, ehe er ſich niederſetzet und zu ſchreiben anfängt: So müſſen Anfänger ſich um dieſelbe bemühen, noch ehe ſie ernſtliche Reden zu halten, auftreten dörfen. Es würde viel zu ſpät ſeyn, alsdann allererſt auf die Schreibart zu ſtudiren, wenn man ſich ſchon in wichtigen Angelegenheiten hören laſſen ſoll. Nun kan aber die Uebung allein nicht alles thun. Die Naturelle gleichfalls, ſo viel ſie auch zu einer vernünftigen Art des Ausdruckes beytragen: So unzulänglich ſind ſie doch, wenn man ganz ohne Tadel ſchreiben will. Es geht hier wie in der Muſik. Das Naturell iſt zwar ſehr nöthig und nützlich; die Uebung iſt unentbehrlich: Aber die Regeln eines Meiſters und die beſtändige Aufſicht deſſelben iſt bey dem allen doch noch nothwendig. So iſt es auch mit der Geſchicklichkeit wohl zu ſchreiben. Man muß ſich theoretiſche Lehrſätze von der guten Schreibart geben laſſen. Man muß die wahren Schönheiten des Ausdruckes von den ſcheinbaren unterſcheiden können. Man muß die verſchiedenen Arten der Schreibart am rechten Orte zu brauchen wiſſen. In allen dieſen Stücken fällt kein Meiſter vom Himmel. Mancher groſſe Mann, der in den Sachen, die er vortrug, ohne Tadel war, iſt gleichwohl durch die Art des Ausdruckes vielmals unerträglich und lächerlich geworden. Dieſes aber hat ihn in Erreichung ſeiner Abſichten gehindert; und nichts iſt für eine Kleinigkeit zu halten, was ſo wichtige Folgerungen nach ſich ziehet. Zu dem Ende laſſe man ſich die Mühe nicht dauren, die folgenden Regeln von der Schreibart, die wir aus den innerſten Gründen der Vernunft- und Sprachkunſt hergeleitet, einzuſehen und auszuüben.

§. XI.

Ueberhaupt iſt die Schreibart ein Ausdruck unſerer Gedancken durch ſolche Worte, daraus man ihre ganze Beſchaffenheit einſehen kan. Es verhält ſich mit derſelben als mit einem Gemählde, welches ſein Original vorſtellet: Doch iſt dieſes der Unterſcheid. Ein Bild iſt ſchon gut und ſchön, wenn es dem Originale nur vollkommen ähnlich iſt, ſo garſtig auch daſſelbe an ſich ſeyn möchte. Der Maler erweiſet alle ſeine Kunſt in der natürlichen Nachahmung deſſen was er abgeſchildert. Aber ganz anders iſt es mit der Schreibart. Denn ob es gleich wahr iſt, daß eine Schreibart auch darum ſchlecht und verwerflich ſeyn kan, weil ſie nicht alle Schönheit ihres Originals, das iſt der Gedancken, ſattſam darſtellet und zu verſtehen giebt: So iſt ſie doch mehrentheils bloß deßwegen ſchlimm und verwerflich, weil ſie ihrem Originale ſo ähnlich iſt. Wenn die Gedanken eines elenden Scribenten noch ſo genau ausgedrücket werden, ſo werden ſie darum doch keine ſchöne Schreibart geben: Denn je genauer die Worte mit dem Sinne des Schreibers übereinſtimmen; deſto närriſcher, verwirrter, niederträchtiger und abgeſchmackter werden ſie lauten. Es kommt folglich bey der Schreibart mehr auf die Gedanken als auf die Worte und Redensarten an. Wer lauter phantaſtiſches Zeug, lauter ungereimte Einfälle, und thörichte Fratzen im Kopfe hat, der kan unmöglich was kluges ſchreiben. Die allerſchönſten Ausdrückungen, deren er ſich befleißigen möchte, würden ihn nicht zu einem erträglichen, geſchweige denn zu einem guten Scribenten machen. So wahr iſt es, was Horaz ſaget:

Scribendi recte *ſapere* eſt & principium & fons.

Und Boileau gleichfalls hat recht wenn er ſchreibt:

Avant donc que d'ecrire aprenez à penſer

§. XII.

Beſteht nun die Schreibart mehr in Gedanken als in Worten, ſo ſieht man wohl, daß man dieſelbe nicht aus den Sprachbüchern oder Sammlungen von allerley auserleſenen Redensarten, ſondern vielmehr aus den Wiſſenſchaften und ſonderlich aus den philoſophiſchen zu lernen habe. Dieſe räumen den Kopf auf, beſſern die Kräfte des Verſtandes, üben die Vernunft, und reinigen den Witz. Sie geben auch die Materien an die Hand, davon man ſchreiben und reden kan: Davon in allen Anweiſungen zur guten Schreibart, in allen Rednerſchätzen und Sammlungsbüchern nichts ſtehet. Doch ſchlieſſen wir hier die Erfahrung und den Umgang mit vernünftigen und wohlgeſitteten Leuten nicht aus. Hier lernt man oft eine anſtändige und edle Art des Ausdruckes, eine ſinnreiche Art zu reden, einen artigen Scherz, eine höfliche Schmeicheley u. d. gl. weit beſſer, als aus Büchern. Ein Redner muß ſich ſo auszudrücken wiſſen, wie man in der Welt, nicht aber wie man in der Schule redet. Er muß alſo die Sprache derer, die am beſten zu leben wiſſen, kennen, und ſich dieſelbe geläufig machen. Sie muß ihm ſo eigen werden, daß es ihm keine Mühe mehr koſtet dieſelbe zu beobachten. Ohne Zweifel redete Cicero in ſeinen Reden ſo, wie die geſchickteſten und vornehmſten Römer ſeiner Zeit redeten: Wie ſolches die Briefe und andere Schriften ſeiner Zeit zur Gnüge zeigen. Wer ſich aber als ein Schulfuchs immer zwiſchen ſeinen vier Wänden einſchlieſſen wollte, der würde eine Sprache in ſeine Reden bringen, die niemand mit Vergnügen hören würde, weil ſie keine von den Artigkeiten der wohlgeſitteten Welt an ſich hätte.

§. XIII.

Indeſſen iſt es nicht zu leugnen, daß das Leſen wohlgeſchriebener Bücher nicht einem Redner noch weit nöthiger ſeyn ſollte, eine gute Schreibart daraus zu lernen. Im täglichen Umgange pflegen auch die gröſten Meiſter in ihrer Sprache zuweilen aus Unachtſamkeit kleine Fehler zu begehen, die wieder die genaueſte Richtigkeit der Sprachlehre und wieder die Regeln von der Wortfügung verſtoſſen. Auch die Wahl der Wörter und Redensarten, kan im gemeinen Leben nicht allemal ſo ſorgfältig geſchehen, als wenn man die Feder in der Hand hat, und mit Fleiß alle Ausdrückungen überleget, die man zu Papier bringet. Daher kan man ſich weit ſicherer darauf verlaſſen was man lieſet, als was man nur reden höret. Doch ſetze ich zum voraus, daß man die Schriften der beſten Scribenten in jeder

Art leſe, die ſich vor andern einer reinen und richtigen Schreibart befliſſen haben. Indem man ſich nun täglich mit denſelben unterhält, ſo gewöhnt man ſich unvermerkt eine eben ſo regelmäßige, vernünftige, deutliche, ſinnreiche und lebhafte Art des Ausdruckes an, als ſie in ihrer Gewalt gehabt. Ich ſchlieſſe von dieſer Anzahl guter Scribenten auch ſo gar die Schriften der beſten Poeten nicht aus. Dieſe ſind zu allen Zeiten für Meiſter in ihren Sprachen gehalten, und ſelbſt von proſaiſchen Schriftſtellern zu Muſtern erwählet worden. Plato hat den Homer überall nachgeahmet, und daher eine ſo ſchöne Schreibart bekommen, die von allen bewundert worden. Cicero hat den Ennius und andere alte Poeten ſeines Vaterlandes ſo fleißig geleſen, daß er ſie faſt auswendig gekonnt. Und wer kan daran zweifeln, daß nicht die Poeten einen groſſen Reichthum auserleſener Gedanken, Worte und Redensarten in ſich halten ſollten?

§. XIV.

Bey dem allen iſt es doch mit dem Leſen nicht ausgerichtet, wenn man nicht auch critiſche Gründe der guten Schreibart hat. Auch die beſten Scribenten ſind nicht ganz ohne Fehler: Und ohne die Kenntniß derſelben würde man ſie nicht vermeiden können. Weil aber die Schreibart ein Ausdruck der Gedanken iſt, ſo müſſen ſich auch die critiſchen Regeln auf die logiſchen Lehren von dem Unterſchiede der Gedanken gründen. Nun hat man dieſelben längſt in drey Gattungen abgetheilet, nemlich in Begriffe, Urtheile und Schlüſſe; und wir müſſen dieſe drey Arten in allen unſern Schriften nothwendig brauchen. Jede davon muß auch in der Schreibart etwas haben, dadurch ſie angedeutet wird, und dadurch man dem Leſer oder Zuhörer die Gedanken des Schreibers oder Redners zu verſtehen giebt. In der Vernunftlehre nennt man es Wörter, Sätze und

Schlußreden: Aber in der Redekunſt heiſſen eben dieſe Dinge, Ausdrückungen, Perioden und Aufſätze. Die Ausdrückungen nemlich deuten nur einzelne Begriffe eines Scribenten an, ohne etwas davon zu bejahen oder zu verneinen; ſie mögen nun einfach oder zuſammen geſetzt ſeyn. Z. E. wenn ich ſage: Die Redekunſt; der gute Geſchmack; die durch Vernunft und Uebung gebeſſerte Schreibart. Die Perioden, die man auch nach Art der Vernunftlehrer zuweilen ſchlechtweg Sätze nennet, ſind ganze Ausſprüche von gewiſſen Dingen, darinn man entweder zween oder mehr Begriffe mit einander verbindet, oder voneinander trennet. Z. E. Fürſten ſterben zwar eben ſo als andere Menſchen; doch haben ſie auch hierinn vor andern ein vieles voraus. Endlich ein Aufſatz iſt ein Innbegriff vieler zuſammenhangender Sätze, die eine ausführlichere Vorſtellung von einer gewiſſen Wahrheit in ſich enthalten. Ich ſage mit Bedacht vieler zuſammenhangenden Sätze, oder Perioden: Denn viel einzelne Ausſprüche, die gar nicht zuſammen hiengen, würden zwar etliche Blätter anfüllen, aber niemals einen Aufſatz ausmachen, der eine Schrift, oder Rede heiſſen könnte. Und wie alſo die Verbindung vieler Perioden eigentlich die Schreibart eines Scribenten anzeigt: So kan man aus dem erſten gar nicht, aus dem andern aber ſehr unvollkommen urtheilen, was jemand für eine Schreibart habe.

§. XV.

Nun von dieſen dreyen Stücken müſſen wir ausführlicher handeln. Bey dem Hauptſtücke von den Worten und Redensarten müſſen wir auch von den verblümten Ausdrückungen einen Unterricht geben. Bey dem Unterrichte von den Perioden werden wir auch von den Figuren und ihrem Gebrauche handeln. Und bey der Lehre von ganzen Aufſätzen werden wir auch von den verſchiedenen Gattungen der guten und böſen Schreibart das nöthige vortragen.

Das XIII. Hauptſtück.

Von den Wörtern und Redensarten, imgleichen von verblümten Ausdrückungen.

§. 1.

Die Wörter an ſich ſind willkührliche Zeichen unſerer Begriffe. Nachdem nun dieſe einfach oder vielfach und zuſammengeſetzt ſind: Nachdem werden auch jene entweder einzeln, oder als Redensarten in Verbindung mit andern gebraucht. Von beyden ſind oben ſchon Exempel vorgekommen, und von beyden muß hier gehandelt werden. Die Wörter ſind von den Sprachlehrern in acht Arten unterſchieden worden, nemlich in Nennwörter, zu welchen auch die Beywörter gehören, in Fürwörter, Zeitwörter, Mittelwörter, Nebenwörter, Vorwörter, Bindewörter und Zwiſchenwörter. Im deutſchen pfleget, ſo wie in einigen andern Sprachen, auch noch der Artikel hinzuzukommen. Von der Natur dieſer Wörter überhaupt und ins beſondere; von ihrem guten und ſchlimmen Gebrauche; imgleichen von ihren Abänderungen und Verbindungsarten könnte hier, nach dem Beyſpiele des berühmten P. Lami, ein vieles geſagt werden. Allein weil es hier unſer Vorhaben nicht iſt, eine deutſche Sprachkunſt zu ſchreiben: So verweiſen wir hiermit unſre Leſer zu unſern Sprachlehrern, Schotteln, Clajus, Bödickern, dem Spaten, Steinbachen, Hentſcheln, u. a. m. die davon nach der Länge gehandelt haben. Wir loben keinen davon mit Ausſchlieſſung aller übrigen; verachten auch keinen ganz und gar. Man kan aus allen viel lernen, wenn man ſeine Sprache noch nicht anders weis, als aus der Uebung. Kan man ſich aber nicht überall mit ihnen befriedigen: So iſt dieſes kein Wunder. Die Sache iſt ſo leicht nicht, als ſich viele einbilden,

den, eine vollkommene Sprachkunſt zu ſchreiben. Die Zeiten und Oerter, darinn einige geſchrieben haben, entſchuldigen auch manches. Es iſt aber allemal viel beſſer, eine unvollkommene, als gar keine Grammatik geleſen zu haben.

§. II.

Wir haben hier ohnedem noch auf eine andere Art von den Wörtern zu handeln. Man kan dieſelben in Abſicht auf ihren Gebrauch noch auf vielfältige Art unterſcheiden. Denn da giebt es verſtändliche, und unverſtändliche, ehrbare und ſchandbare, ernſthafte und poſſirliche, alte und neue, fremde und einheimiſche, edle und pöbelhafte, wohl und übelklingende Wörter. Alle dieſe ohne Wahl und Unterſcheid zu brauchen, das würde ſehr übel gethan ſeyn. Ein Redner muß ſeine Beurtheilungskraft zwar überall, doch ſonderlich auch hier allezeit zeigen. Man kan ſeine Abſichten durch bequeme Wörter ſo wohl befördern, als durch ungeſchickte hindern. Was an einem andern Orte ſehr gut und brauchbar ſeyn würde, das iſt oft hier ſehr ungereimt. Was in Lobreden ſchön iſt, das kan in dogmatiſchen Reden und Complimenten ſehr übel angebracht ſeyn und verkehrt lauten. Wir müſſen alſo die obgedachten Arten der Wörter etwas genauer anſehen und kennen lernen.

§. III.

Was die verſtändlichen Wörter betrifft, ſo hat ſich ein Redner auf dieſelben ſonderlich zu befleißigen: Weil er ſeine Abſicht gar nicht erreichen kan, woſern er nicht verſtanden wird. Es ſind aber alle Wörter verſtändlich, die bey dem Volke, wo man redet, durchgehends üblich ſind, und die der Redner in der gewöhnlichen Bedeutung nimmt. Hergegen unverſtändlich pflegen oft zu ſeyn 1) die Provinzialwörter, die nur in gewiſſen Mundarten gelten, oder gar nur in gewiſſen Städten gebrauchet werden. 2) Die gar zu alten Wörter, dergleichen in der Bibel noch einige vorkommen, als z. E. kaunen, lecken, (die Lahmen werden lecken wie ein Hirſch) endelich, u. d. gl. 3) Fremde Wörter, die aus der griechiſchen, lateiniſchen, italieniſchen oder franzöſiſchen Sprache entlehnet werden, und die nicht ein jeder Deutſcher verſteht. 4) Die neugemachten Wörter, die zuweilen ſehr ſeltſam klingen, und nicht ohne Erklärung verſtanden werden können. 5) Die Kunſtwörter aus allerley Künſten und Wiſſenſchaften, die nicht ein jeder weis. Aller ſolcher Wörter nun muß ſich ein Redner enthalten, wenn er verſtanden werden will. Er muß ſich ſtellen, als wenn er nichts anders als die gemeine Sprache ſeiner Mitbürger wüſte, und weder in den alten Sprachen, noch in ausländiſchen Mundarten, noch in den Wiſſenſchaften geübt wäre. Er muß ſich auch nicht merken laſſen, was er vor ein Landsmañ iſt, und ſich zu dem Ende vor allen Provinzialwörtern hüten. Was man in ganz Deutſchland verſteht, das iſt allererſt recht gut deutſch. Endlich muß er ſich auch vor allen zweydeutigen Reden in acht nehmen. Denn jede doppelſinnige Redensart kan eine Undeutlichkeit verurſachen. Es geſchicht ohnedem wohl, daß einem wieder alles Vermuthen zuweilen ein Wort oder ein Ausdruck unrecht verſtanden wird: Wie viel mehr wird man ſich hüten müſſen, daß es einem nicht durch ſeine Schuld wiederfahre.

§. IV.

Doch auch unter den verſtändlichen Wörtern iſt noch ein groſſer Unterſcheid zu machen. Einige davon ſind in ehrbaren Geſprächen, und bey wohlgeſitteten Leuten gebräuchlich: Andere aber gehen nur bey ſchändlichen Unterredungen, und bey laſterhaften Leuten im Schwange. Bloß jene, nicht aber dieſe darf ein Redner brauchen. Er muß ſich allezeit in dem Character eines tugendliebenden Mannes, dem alles unehrbare Weſen misfällt, erhalten. Er muß alſo durch ſeine Sprache zeigen, daß er gute Sitten liebet. Man kennt den Vogel am Geſange, wie das Sprüchwort ſagt, und ein Redner verliert viel von ſeiner Hochachtung, wenn man ihn die Sprache der ruchloſen, der üppigen, der tückiſchen und boshaften reden höret. Er hüte ſich alſo vor dem Umgange ſolcher Leute, damit er nicht etwa ihre Redensarten unvermerkt annehme. Er halte ſich hergegen zu den Freunden der Ehrbarkeit und Tugend; in deren Umgange er die Kunſt lernen wird, entweder von allen unanſtändigen Dingen zu ſchweigen, oder doch auf eine unanſtößige und ſchamhafte Art davon zu reden. Die Höflichkeit der Sitten aber hat es eingeführt, daß man auch von natürlichen, obgleich an ſich ſelbſt ganz unſträflichen Dingen, nicht reden darf. Man nennet gewiſſe Theile des Leibes, imgleichen gewiſſe Verrichtungen entweder gar nicht, oder allezeit durch gewiſſe Umſchweife, die das ſchändliche derſelben bemänteln. Dieſe löbliche Behutſamkeit muß ſich ein Redner auch empfohlen ſeyn laſſen.

§. V.

Auch darinn pflegt ein groſſer Unterſcheid zu ſeyn, von was vor Stande die Leute ſind, die ſich gewiſſer Worte und Redensarten bedienen. Perſonen von gutem Herkommen und edler Auferziehung pflegen ganz anders zu ſprechen, als gemeine Leute. Der Pöbel hat immer gewiſſe niederträchtige Ausdrückungen, derer ſich vornehmere nicht bedienen mögen, weil ſie ihnen zu ſchlecht ſind. Die guten Redensarten ſind dem ungeachtet dem niedrigen Volke doch wohl verſtändlich, ob ſie ihm gleich in der täglichen Sprache nicht geläufig ſind: So wie auch die Edlen wohl die Ausdrückungen des Pöbels wiſſen, ob ſie gleich ſelbige nicht brauchen. Es bedarf hier keiner Exempel, weil ein jeder ſich ſelbſt darauf beſinnen kan. Ein Redner indeſſen hat Urſache, ſich allezeit zur Zahl der Vornehmern zu halten, und ſich nur der unter ihnen gebräuchlichen Wörter zu bedienen. Denn wollte er nach Art des unterſten Pöbels ſprechen: So würde er ſich bey den Edlen verächtlich machen; und ſelbſt des Volkes Gunſt nicht einmal erwerben. Denn dieſes würde ihn alsdann nicht höher ſchätzen, als einen andern aus ihren Mitteln: Da es hingegen vor einen Redner, der beſſers Standes iſt, doch eine gewiſſe Hochachtung haben würde. Deswegen darf aber ein Redner nicht lauter hochtrabende Ausdrückungen ſuchen, oder immer auf Stelzen gehen. Nein, auch die Erhabenen dieſer Welt reden natürlich, und nennen tauſend Dinge bey ihren gemeinen Namen: Und es ſcheinet eine gezwungene Hoheit zu ſeyn, wenn jemand lauter ungemeine und auserleſene Redensarten brauchen will. Seine natürliche Niedrigkeit ſcheinet noch immer dabey hervor. So wie kleine Leute, die gern groß wären, mit allen ihren Abſätzen und aufgereckten Hälſen nichts mehr ausrichten, als daß man ihre Kleinigkeit deſto mehr wahrnimmt.

§. VI.

Alte Wörter in ſeinen Reden zu gebrauchen, wenn ſie nicht mehr gewöhnlich ſind, das iſt eben ſo wenig rathſam, als ganz neugebackene zu ſammlen. So nachdrücklich manche veralterte Redensart zu ihrer Zeit geklungen haben mag: So rauhe und dunkel kommt ſie uns heute zu Tage vor; wie wir dieſes in den alten Kirchenliedern wahrnehmen. Es iſt in dieſem Falle mit unſrer Sprache ganz anders, als vormals mit der griechiſchen. In derſelben blieben die allerälteſten Wörter, deren ſich Homer bedienet hatte, noch immer gewöhnlich; und alles was neu erdacht wurde, war gleich willkommen, wenn es nur verſtändlich war. Bey uns hergegen will keins von beyden ekeln Ohren anſtehen.

ben. Man tadelt alles, was gar zu altfränkiſch und was gar zu neu iſt; daher muß ein Redner das Mittel halten. Nun kommen zwar freylich auch bey uns gar viele Wörter auf, die man vor hundert und zwey hundert Jahren nicht gekannt. Allein ſie müſſen erſt ſehr gäng und gäbe ſeyn, ehe ſie ein Redner brauchen darf. Doch wenn er ſich ja genöthiget ſähe, dergleichen anzuwenden: So müßte er gleichſam um Vergebung bitten, wie Cicero es mit dem Worte Beatitudo und Beatitas gemacht hat, welche zu ſeiner Zeit noch neu waren. Gleichwohl wollte ich es niemanden rathen, mit der fruchtbringenden Geſellſchaft ihren Geburten aufgezogen zu kommen, oder z. E. mit dem Pegnitzſchäfer Floridan, aus ſeiner ſeeligentſeelten Margaris, einen Luſtwandelweg, einen Schmerzensthau und Herzregen, das Tireliren, die geflügelten Luftharfen, die Engellerchen, das Fluthenglas, das Prachtgelümpe, die Danz und Schwanzdocken, einen Zeitblick, die Bankſchweſtern, die Ehrnamen, und das heilige Gottesbuch, rc. in ſeinen Schriften anzubringen.

§. VII.

Was die einheimiſchen und fremden Wörter anlanget, ſo iſt es einem Redner gleichfalls nicht anſtändig, ſeine Reden und Schriften mit vielen von andern Völkern entlehnten Ausdrückungen zu putzen. Weder Demoſthenes noch Cicero haben dieſes vormals gethan: Dennoch iſt dieß ein Fehler, der ſchon von vielen Sprachverſtändigen an unſern gemeinen Scribenten und weltlichen Rednern, ſonderlich bey Hofe, getadelt worden. Es iſt ein ungegründetes Vorgeben, daß unſre Mutterſprache gar zu arm ſey; und nothwendig von ihren Nachbarn Wörter erborgen müſſe. Wer ſein Deutſches nur recht kan, der wird es gewiß nicht nöthig haben, aller Welt Zungen zu Hülfe zu nehmen, um deutlich, nachdrücklich und angenehm zu reden und zu ſchreiben.

ben. Es iſt eine thörichte Liebe zu fremden Sprachen geweſen, die unſern Landsleuten das Vorurtheil in den Kopf gebracht, auch das Deutſche klinge ſchöner, wenn was italieniſches, franzöſiſches oder doch lateiniſches mit untermenget wäre. Man läßt den Sprachen der Ausländer gern ihre Vorzüge: Aber es fehlt unſrer deutſchen gewiß an den ihrigen auch nicht. Opitz und Andreas Gryphius haben dieſes ſchon im vorigen Jahrhunderte geglaubet und bezeuget, wenn ſie die Liebhaber der Sprachenmengerey ausgelachet. Jener hat ſolches in ſeiner deutſchen Poeterey, dieſer aber in ſeinem Horribilicribrifax bewerkſtelliget. Sempronius der Schulfuchs redet immer halb griechiſch u. Latein im Deutſchen: Und die beyden großſprecheriſchen Officier, Daradiridatumtarides und der obgedachte Horribilicribrifax plaudern noch immer mehr italieniſch, ſpaniſch und franzöſiſch als deutſch in ihren Reden. Es ſcheint mir daher, als wenn dieſe Mengeſucht damals im dreyßigjährigen Kriege mehr als vorhin müſſe eingeriſſen ſeyn. Rachelius iſt ebenfalls nebſt Laurenbergern übel darauf zu ſprechen, daß man ſich in das Ausländiſche ſo verliebt gehabt. Dem ungeachtet haben die Weiſianer, ja wohl gar Ziegler, Puffendorf, Fuchs und Thomaſius ſich nicht geſcheuet, noch immer die Sprachenmengerey beyzubehalten: Bis ſie endlich zu unſern Zeiten von neuem angegriffen und faſt unehrlich gemacht worden. Man ſehe was hiervon in dem Patrioten, in den Tadlerinnen und dem Biedermanne hin und wieder vorkommt.

§. VIII.

Noch ein Unterſcheid kan unter den Wörtern in der Abſicht gemacht werden, daß ſie entweder ernſthaft oder poßirlich ſind. Von dieſen ſchicken ſich die erſten am beſten vor einen Redner. Ein Mann, der von wichtigen Dingen redet, der ſcherzet nicht gern. Das Lachen ſchicket ſich mehr vor Luſtigmacher, als vor Männer von Verdienſten und Anſehen. Leichtſinnige Leute pflegen auch nicht viel Glauben zu finden, wenn ſie gleich wieder ganz ernſthaft zu reden anfangen. Cicero iſt hier anderer Meynung geweſen, und hat einem Redner die Regel gegeben, den Zuhörer zuweilen mit einem luſtigen Einfalle zu vergnügen. Er hat es auch ſelbſt fleißig gethan, ſonderlich in der Rede vor den Murena: Allein er hat es auch leiden müſſen, daß Cato von ihm geſagt: Bone Deus, quam ridiculum habemus Conſulem! Er hätte freylich hier auch die Bürgermeiſterwürde bedenken ſollen, die er eben ablegte, und darzu ſich ein ſo ſpöttiſches Weſen nicht ſonderlich ſchickte. Gleichwohl kan man es einem Redner überhaupt nicht verbiethen zuweilen einen luſtigen Einfall zu haben, und heraus zu ſagen. Es thut ſolches oft eine beſſere Wirkung als der bündigſte Beweis. Denn

— — — Ridiculum acri
Fortius, & magnas melius plerumque ſecat res. *Horat.*

Nur muß es nicht auf eine ſo niederträchtige Art geſchehen, daß alles luſtige auf poſſirliche Worte ankomme. Auch die Zweydeutigkeiten ſind in gar zu übelm Ruffe, als daß man ſie einem Redner erlauben könnte. Gemeine Luſtigmacher mögen den Pöbel damit vergnügen: Leute von beſſerm Geſchmacke ſchämen ſich derſelben. Hat gleich Cicero einmal dergleichen Spielwerk (Jus Verrinum) in ſeinen Veriniſchen Anklagen gemacht: So hat ers auch leiden müſſen, daß es ihm in dem alten Geſpräche von Rednern, hundert und zwanzig Jahre hernach, als ein Fehler angerechnet worden.

§. IX.

Es fehlet noch der Unterſcheid zwiſchen den wohlklingenden und übelklingenden, oder unangenehmen Wörtern, den ein Redner zu beobachten hat: Und ein jeder begreift leicht, daß er Urſache habe, es mit jenen zu halten. Nun iſt es zwar gewiß, daß der Wohlklang ſich mehr in dem Zuſammenhange ganzer Sätze und Perioden, als in einzelnen Worten beobachten läßt. Allein dem ungeachtet klingen auch gewiſſe Wörter und Redensarten ſchon gut oder übel. Ohne Zweifel kommt dieſes theils von den Begriffen, die darunter liegen, oder von den Nebenideen, die damit gemeiniglich verknüpft ſind; oder von der bloſſen Vermiſchung der lauten und ſtummen Buchſtaben her. Im Abſehen auf das erſte muß freylich ein Redner alle Sorgfalt anwenden, daß er nichts ſage, was dem Zuhörer unangenehme Begriffe und wiedrige Gedanken in den Sinn bringen kan. Doch weil dieſes theils ſchon bey den obigen Abtheilungen vorgekommen, theils in dem folgenden noch vorkommen wird: So halte ich mich dabey nicht auf. Aber der eigentliche Wohlklang, den die Ohren empfinden können, kommt doch auf die Vermiſchung ſolcher Buchſtaben an, die entweder rauh oder angenehm klingen. Darinnen ſind nun ſonderlich unſre deutſchen Wörter in übelm Ruffe, indem man dafür hält, daß ſie der ſtummen Buchſtaben zuviel hätten. Allein dieſes iſt im Abſehen auf die franzöſiſche und engliſche Sprache ſo wahr nicht, als im Abſehen auf die italieniſche. Wenn wir nur die unnützen Verdoppelungen gewiſſer Buchſtaben in der Rechtſchreibung weglaſſen, die man nicht ausſpricht; und ſonſt keine Lautbuchſtaben verſchlucken: So werden unſre Wörter an ſich ſelbſt ſo gar rauhe nicht klingen.

§. X.

So ſind nun die Wörter und Redensarten ordentlicher Weiſe beſchaffen, deren ſich ein Redner bedienen muß. Allein die gröſte Schönheit des oratoriſchen Ausdruckes beſteht in den verblümten Redensarten, die man ſonſt Tropos nennet. Es ſind dieſe nichts anders, als Wörter, die man in andern Bedeutungen nimmt, als die ſie gemeiniglich haben: So daß theils dieſelben, theils aber auch die ganze Rede einen neuen Glanz bekommt. Quintilian ſagt L. VIII. cap. VI. Tropus eſt verbi, vel ſermonis a propria ſignificatione in aliam cum virtute mutatio. Z. E. Fleſchier ſagt in ſeiner Lobrede: **Durch was vor unſichtbare Ketten band er ihre Neigungen?** Hier iſt das Wort **Ketten** und das Wort **band** in verblümten Verſtande genommen. Denn mit eigentlich ſogenannten Ketten kan man die Neigungen nicht binden. Hätte der Redner ſchlechtweg reden wollen, ſo würde es geheiſſen haben: Durch was vor unvermerkte Mittel lenkte er ihre Neigungen? Allein dieſes würde ſo zierlich nicht geklungen haben. Die unſichtbaren Ketten machen die Sache weit lebhafter, und ſtellen gleichſam der Einbildungskraft einen lebendigen Abriß von der Sache vor. Zu allererſt mag wohl die Armuth der Sprachen zu ſolchen tropiſchen Redensarten Gelegenheit gegeben haben. Man hub allmählich an mehr zu denken, als man in der gewöhnlichen Sprache mit eigentlichen Worten auszudrücken vermochte. Man nahm alſo in der Noth eines von den bereits gewöhnlichen Wörtern, deſſen Bedeutung aber der vorhabenden Sache etwas ähnlich war. Dieſes brauchte man denn an ſtatt eines eigenen. Z. E. Man wollte die Wirkung der Seele nennen, dadurch ſie die verſtandenen Sachen recht einſieht oder faſſet. Es war aber noch kein Wort von ſolchen geiſtlichen Wirkungen vorhanden: Darum borgte man eins von dem Körper, und nannte es **begreifen**. Die Aehnlichkeit iſt hier leicht zu finden: Und ſo gieng es faſt bey allen geiſtlichen Begriffen, wie denn auch das obige einſehen und faſſen nur in verblümtem Verſtande von der Seele gelten.

§. XI.

Allmählich aber merkte man an, daß Leute die auch ſonſt von gewiſſen Dingen ganz wohl in eigentlichen Worten reden konnten, dennoch in gewiſſen Leidenſchaften, die ſie in einige Verwirrung ſetzeten, ſich nicht gleich auf die gewöhnlichen Redensarten beſinnen konnten, oder doch die Sachen etwas ſtärker als gemeiniglich ausdrücken wollten, ſich verblümter Redensarten bedieneten. Z. E. Man wollte ſagen, einer ſey ſo zornig, daß er des andern Tod wünſche, und zu befördern geneigt ſey: So kan man dieſes ſehr kurz ſagen, wenn man ſpricht: Er dürſtet nach ſeinem Blute; oder er iſt recht blutdürſtig. Man weis nemlich, wie ſtark die Begierde zu trinken in einem heftigen Durſte iſt. So bald man dieſes wahrgenommen hatte, fieng man an mit Fleiß die verblümten Redensarten zu ſuchen, und einen Zierrath der Rede draus zu machen. Man gefiel auch den Zuhörern damit um ſo viel beſſer, jemehr man ihren Witz und ihre Scharfſinnigkeit damit beſchäfftigte. Denn weil eine jede verblümte Redensart ihnen nicht nur eine, ſondern zwo Sachen auf einmal, und die Aehnlichkeit derſelben noch dazu in die Gedanken brachte: So gefiel es ihnen zum Theil, daß ſie ſo vielerley auf einmal denken konnten; zum Theil aber auch, daß ihnen der Redner ſo viel Verſtand zugetrauet hatte, ſeine verblümten Worte recht einzuſehen. Sie gaben ihm daher das Lob einer ſinnreichen Schreibart; und zwar mit Recht. Denn ſolche Ausdrückungen ſind allerdings reicher an Sinn und Bedeutung, als die gemeinen Worte: Und wer ſie verſtehen will, der muß mehr nachſinnen können, als wer nur eigentliche Redensarten vernehmen kan. Dadurch wurden nun die Tropi in der Redekunſt eingeführet, als ein Mittel die Schreibart ſchöner zu machen. Man ſehe was Cicero in dem III. Geſpr. vom Redner davon geſchrieben hat.

§. XII.

Ariſtoteles wirft alle tropiſche Redensarten in eine einzige Claſſe, und nennet ſie die Metaphoram; das iſt eine Uebertragung oder Verſetzung eines Wortes in eine neue Bedeutung. Dieſes iſt auch in der That das allgemeine, ſo in allen verblümten Redensarten ſtecket: Man ändert nur den Sinn der Wörter. Allein die nachfolgenden Meiſter der Redekunſt haben mit der Zeit genauer achtung gegeben, und verſchiedene andere Claſſen erfunden, die tropiſchen Redensarten einzutheilen. Sie haben auſſer der **Metaphore**, die **Metonymie**, die **Synecdoche**, und die **Ironie** angemerket, die gewiſſermaſſen von jener unterſchieden ſind. Die Metonymie heiſt nichts anders als eine **Namenveränderung**, die Synecdoche ein **Auszug**, und die Ironie iſt eine **Spötterey**. Andere ſind auch damit nicht zufrieden geweſen, und haben noch mehr Arten hinzugeſetzt, die ſie Allegorien, Antonomaſien, Tapeinoſin, oder Litoten, und Hyperbolen oder Auxeſin genennet haben. Alle dieſe Kunſtwörter zu behalten und erklären zu können, das iſt faſt ſchwerer, als die verblümten Redensarten ſelbſt zu erfinden, oder zu brauchen. Die Natur ſelbſt und ein lebhafter Kopf lehret einen jeden zu rechter Zeit tropiſch reden, ob er ſchon die Namen der Tropen nicht weis. Man darf ſie alſo in der Redekunſt deßwegen nicht vortragen, daß man ſie machen lerne: Nein, lange zuvor, ehe eine Rhetorik geſchrieben worden, hat man ſchon verblümte Redensarten von allen Arten gemacht. Wir wollen ſie nur unterſcheiden und benennen lernen, damit wir in bedürfendem Falle davon ohne Verwirrung reden können. Hernach pflegen viele Fehler darinn zu begehen, die man ihnen, ohne einen genauen Unterricht von allen verblümten Worten, nicht aus dem Sinne bringen kan. Selbſt diejenigen, die hierinn geſchickt ſind, verſehen ſich zuweilen, und begehen lächerliche Ausſchweifungen, die man durch gute Regeln im Zaume halten muß. Wir wollen alſo auch ein ganzes Regiſter von den tropiſchen Redensarten hieher ſetzen und mit Exempeln erläutern.

§. XIII.

Die erſte Art verblümter Redensarten iſt alſo die Metaphore. Dieſe enthält allemal in einem Worte ein Gleichniß, welches ſich aber zu der vorhabenden Sache, und zu den Abſichten des Redners ſchicken muß, wenn die Redensart gut ſeyn ſoll. Z. E. Fleſchier ſagt von dem Turenne:

> Er erblickte die Schlingen und Fallgruben, die ihm ſeine Vorurtheile bisher ganz verdecket hatten. Er fieng an mit Fürſichtigkeit und Furcht auf denen Irrwegen zu wandeln, darauf er einmal gerathen war.

Hier ſind viel metaphoriſche Wörter beyſammen. Die Schlingen, die Fallgruben, das Verdecken, die Irrwege, das Wandeln, ſind lauter verblümte Ausdrücke: Denn keins hat ſeine gewöhnliche Bedeutung, ſondern eine neue wegen der Aehnlichkeit mit den Sachen, davon der Redner handelt. Er redet aber von der Religionsänderung des Marſchalls von Turenne; da er die reformirte Parthey verlaſſen, und die römiſche angenommen. Sie ſind aber alle ſeiner Abſicht gemäß, denn ſie ſtellen die proteſtantiſchen Lehren unter lauter verhaßten Bildern vor. Wenn man eine angefangene Metaphore länger fortſetzet, als in einer Redensart: So bekommt ſie den Namen einer Allegorie. Z. E. Eben der Redner ſchreibt bald nach der obigen Stelle:

> Wie oft hat er aus brünſtigem Verlangen nach dem lebendigen und kräftigen Lichte, welches einzig und allein über die Irrthümer des menſchlichen Gemüthes triumphiret, zu ſeinem Heylande geſeufzet: Herr hilf daß ich ſehen möge! Wie oft ſuchte er mit unvermögender Hand die verdrüßliche Binde abzureiſſen, die ſeine Augen vor der Wahrheit verſchloß.

Hier ſtellet der Redner ſeinen Held unter dem Bilde eines Blinden vor, und ſetzet die Vergleichung bis ans Ende fort. Er meynet aber die Unwiſſenheit in der römiſchcatholiſchen Lehre dadurch, welches denn ſeiner Abſicht vollkommen gemäß iſt; ob es gleich in unſern Augen falſch iſt.

§. XIV.

Vermittelſt dieſer Metaphore und Allegorie nun, kan ein Redner ſeiner Schreibart einen groſſen Zierrath geben. Er kan von den ſchlechteſten Dingen auf eine anſtändige und edle Art reden; er kan von einerley Sache oft auf eine andre Art ſprechen, und dadurch den Ekel der Ohren vermeiden; er kan endlich dadurch ſeine Sprache bereichern, und da wo ſie mangelhaft ſchien, ihr einen Ueberfluß zuwege bringen. Man nehme ſich nur in acht, daß man groſſe Dinge nicht mit Metaphoren die von ſchlechten Dingen hergenommen worden, ausdrücke. Z. E. Einen Helden, den ich loben will, muß ich nicht mit einem Geyer oder Habichte vergleichen: Dieſe Vögel ſind in keinem Anſehen. Ein Adler aber und ein Falke werden vor edler gehalten. Hergegen wenn ich was verachten will: ſo muß ich die Metaphore nicht von gar zu hohen, ſchönen oder vollkommenen Dingen entlehnen. Z. E. Den Cartouſche muß ich nicht einen Phönix ſeiner Zeiten nennen; ob er gleich an Büberey nicht ſeines gleichen gehabt: Denn dieſer Vogel ſteht in gar zu gutem Anſehen. Endlich muß eine Allegorie nicht aus einer Metaphore in die andre fallen; ſondern in einerley Gleichniſſe fortfahren. Z. E. Wenn Fleſchier ſchreibt:

> Die ehernen Donner, ſo die Hölle zum Verderben der Menſchen erfunden hat, knalleten ſchon von allen Seiten.

So iſt die Allegorie von dem Donnerwetter beybehalten. Wenn er aber an ſtatt knalleten, geſaget hätte, ſie brülleten: So hätte er alles verderbet; weil hier zweyerley Gleichniſſe, vom Donner, und von einem Löwen mit einander vermenget wären. Hierinn pflegen es ſchwülſtige Scribenten leicht zu verſehen.

§. XV.

Damit man aber die Metaphore von einem Gleichniſſe unterſcheiden lerne: So iſt zu merken, daß jene weit verwegner iſt als dieſes. Denn wenn das Gleichniß nur ſagt, die Stücke hätten wie ein Donnerſchlag geknallet: der Held hätte wie ein Löwe gefochten: die Armee wäre dem Feinde ſo ſchnell, wie ein Adler ſeinem Raube, auf dem Hals gekommen: So ſagt die Metaphore weit kühner. **Die ehernen Donner knalleten; dieſer Löwe ſchlug alles nieder; dieſer Adler übereilte ſeinen Raub.** Man kan leicht ſehen, daß in dieſer Art ſich auszudrücken ſehr was edles und erhabnes ſteckt. Quintilian theilet die Metaphore in vier Claſſen ein. I. Wenn man unter lebendigen Dingen eins vors andre nimmt. Z. E. Livius ſchreibt: **Cato habe den Scipio oft angebellet.** II. Wenn man ein lebloſes Ding vor das andre ſetzt. Z. E. Da ein Poet ſaget: **Er wirft der Flotte Zügel an.** III. Wenn man vor was lebendiges ein lebloſes Ding ſetzet. Z. E. Wenn man von einer Schönen ſagte: **Die Krone des Frauenzimmers iſt abgefallen.** IV. Wenn man vor was lebloſes die Metaphore von lebendigen Dingen entlehnet. Z. E. Cicero für den Ligar ſpricht:

> Was machte dein entblößtes Schwerdt in der pharſaliſchen Schlacht? Nach weſſen Leibe ſehnte ſich deine Degenſpitze? Wohin zielten alle deine Waffen?

So wie nun dieſe vier Arten der Metaphoren alle ſehr gewöhnlich ſind, und eine Rede ſehr zieren und erheben: So muß man ſich vor der Vermengung ungleicher Metaphoren hüten, als die endlich ein Räthſel zuwege bringen würde. Ariſtoteles giebt das Exempel: Ich ſahe einen Menſchen, der Metall mit Feuer an eines andern Körper klebete: d. i. ihm Köpfe ſetzte.

§. XVI.

Die andre Art der verblümten Redensarten heiſt die Metonymie, deutſch der Namenwechſel, oder wie Longolius ſie genennet, das Namenlehn. Dieſelbe hat fünferley Arten unter ſich: Denn man ſetzt zuweilen

I. Die Urſache für die Würkung. Z. E. Xenophon und Plato ſind angenehm zu leſen: Oder wie Fleſchier ſagt: **Gott allein iſt der Lohn chriſtlicher Tugenden.**

II. Die Würkung für die Urſache. So ſagt z. E. wieder Fleſchier: **Man krönet ſich mit eigner Hand, man richtet ſich einen heimlichen Triumph an, und ſieht die Lorbern, die man mit Mühe geſammlet, und oft mit ſeinem eignen Blute befeuchtet hat, als ſein Eigenthum an.**

III. Das Subject für das Adjunct. Z. E. Mosheim in ſeiner Rede wieder die Religionsſpötter ſagt: **Man meynt genug geſagt zu haben, wenn man eine Menge von Worten hervor ſtößt, die weder Salz noch Ordnung haben.** Hier iſt das Salz genennt, und die Schärfe, als die Eigenſchaft deſſelben gemeynet. Dieſe Art begreift viel beſondre Arten unter ſich.

1) Das Enthaltende für das Enthaltene. Z. E. Fleſchier ſagt: **Aber nichts war fürchterlicher anzuſehen, als da das ganze Deutſchland, dieſer groſſe und ungeheure Körper alle ſeine Fahnen fliegen ließ, und an unſre Grenzen rückete.** Denn er nennet das Land, und meynet die Völker, die darinn wohnen.

2) Der Beſitzer für das Eigenthum. Hiervon iſt im Deutſchen nicht leicht ein Exempel zu finden. Quintilian geſteht, daß ſich auſſer den Poeten ſonſt nicht leicht jemand deſſen unterfänget; und führt das bekannte: Jam proximus ardet Ucalegon an: Welches auch bey uns wohl geſaget wird, wenn es heißt: **Mein Nachbar iſt abgebrannt.**

3) Der Feldherr für ſeine Soldaten. Z. E. Fleſchier ſagt: **Er marſchirt drey Tage, ſetzt über drey Ströme, findet den Feind, greift ihn an, und macht ihm viel zu ſchaffen.** Hier wird von dem Marſchall von Turenne das geſagt, was doch ſein Kriegsheer gethan.

4) Das Bezeichnete für ſein Zeichen: Z. E. Man ſagt bey dem Anblicke eines Bildes: das iſt Opitz; das iſt Canitz; und nennt alſo den Mann, da es doch nur ein Gemählde von ihm iſt.

5) Die Sache, die in der Zeit geſchieht, vor die Zeit ſelbſt. Z. E. Demoſthenes in ſeiner 1. Phil. R. ſagt: **Die Jahrszeit anlangend, wenn ihr unter Segel gehen, und eine Landung unternehmen ſollet, das wird leicht zu ermeſſen ſeyn, nemlich wenn die Winde nach der Gegend wehen, und von den Kaufmannsſchiffen nichts zu beſorgen iſt.** Denn ohne Zweifel meynt er den Frühling und Sommer.

IV. Das Adjunct an ſtatt des Subjects, und zwar

1) Das Enthaltene fürs Enthaltende. Z. E. Man ſagt: Er iſt in die ewige Ruhe eingegangen, und meynt den Himmel, darinn ſie anzutreffen iſt. Es heißt: Er lebt im Schul-

ſtaube, und meynt die Schule, darinnen der Staub zu ſeyn pflegt. Er vertreibt ſich die Zeit mit dem Lateine; das iſt mit den Büchern, die darinn geſchrieben ſind, u. d. gl.

2) Das Zeichen für das Bezeichnete. Z. E. Gundling ſagt von ſeinem Könige: Er zeigt, daß er, wie der Bienenkönig keinen Stachel, und wie der Delphin keine Galle habe, d. i. keinen Zorn und keine Rachgier, deren Zeichen jene ſind.

3) Die Zeit für die Sachen, ſo darinnen geſchehen. Z. E. Wenn Cicero ſagt: O tempora! O mores! Wenn man die Zeiten eiſern nennt, und dadurch die böſen Leute und ihre Sitten verſteht. Imgleichen wenn dort Jacob ſagt: Die Zeit ſeiner Wallfahrt ſey wenig und böſe.

4) Die Tugend oder das Laſter, für diejenigen, die demſelben ergeben ſind. Z. E. Fleſchier ſagt: Das Glück ſo von allen gelobet wird, und am allerbeſcheidenſten iſt, hat ſich niemals von dieſer ſchnöden und boshaften Gemüthsneigung (dem Neide) befreyen können. Denn iſt das Glück gleich keine Tugend und kein Laſter, ſo iſt es doch hier an ſtatt der glücklichen Leute gebrauchet.

5) Der Affect, für den Gegenſtand deſſelben. So ſagt Fleſchier: Der Verluſt eines einzigen Mannes iſt eine allgemeine Trübſal: Da er doch nur die Urſache und Veranlaſſung dazu gab. Eben ſo wäre es, wenn man den Prinzen Eugen, das Schrecken der Türken, und die Furcht der Franzoſen nennen wollte. Hieher gehört auch

V. Die Metalepſis, der Zuſtandswechſel, und dieſer iſt zweyerley.

1) Das vorhergehende fürs nachfolgende. Z. E. Man ſagt: Er hat gelebet, an ſtatt, er iſt geſtorben: Er iſt reich geweſen, für; er iſt verarmet: Er hat wohl ſtudirt, an ſtatt, er iſt ſehr gelehrt: Er hat nichts gelernet, an ſtatt, er verſteht nichts.

2) Das Nachfolgende fürs Vorhergehende. Er hat nicht viel vergeſſen, an ſtatt, er hat nicht viel gelernet: Er wird ſeinen Erben die Proceſſe erſparen; das iſt, er verzehrt alles, was er hat: Er wirds nicht lange machen; das heißt, er iſt todtkrank.

§. XVII.

Zum dritten kommt die Synecdoche, oder der Auszug, wie Longolius ſie benennet. Quintilian ſagt: Quidam συνεκδοχην vocant, quum & id in contextu ſermonis, quod tacetur, accipimus. L. VIII. c. 6. Man zählt insgemein folgende Arten dazu.

I. Das Ganze an ſtatt des Theiles. Z. E. Mosheim ſchreibt p. 1075. des III. Th. ſ. h. R. Dieſem Geiſte der Lügen iſt daran gelegen, daß dergleichen gottloſe Meynungen nicht in der Seele eines einigen, oder etlicher weniger von ſeinen Unterthanen bleiben, ſondern in der Welt, zum Untergange vieler tauſenden ausgebreitet werden. Hier wird doch durch die Welt nur das menſchliche Geſchlecht, und doch wohl nicht das Ganze verſtanden.

II. Der Theil an ſtatt des Ganzen. Z. E. Man ſagt die Klinge, und meynt den Degen. Man nennt die Fauſt eines Helden, und meynt den ganzen Arm. Man ſpricht auch: Unſre Mauren ſind ſicher, unſre Thore ſind voll Friedens; Und meynet doch die ganze Stadt und ihre Bürger. Man verſpricht jemanden, ſeine Thür ſolle ihm allezeit offen ſtehen, und verſteht das Haus u. d. gl.

III. Die Gattung an ſtatt einer Art. Z. E. Wir haben Früchte, Kraut oder Wurzeln gegeſſen, und man meynt doch beſondere Arten des allen. Die Gelehrſamkeit iſt mein Zeitvertreib, da es doch nur eine beſondere Art der Wiſſenſchaften iſt.

IV. Die Art an ſtatt der Gattung. Z. E. Der Tockeyer, oder Champagner Wein hat es gethan, d. i. der Wein überhaupt. Die Thaler ſind ausgeflogen, das iſt, das Geld. Er hat kein Hemde auf dem Leibe, d. i. keine Kleidungen. Er hat Haus und Hof verzehret, d. i. ſein Vermögen.

V. Die einzelne Zahl an ſtatt der mehrern, Z. E. Mosheim ſchreibt p. 659. ſ. h. R.

> Sie (die Begierden) machen Götzen aus den Geſchöpfen, die unſrer Erhaltung dienen, und dienen oft einem Staube mehr, als dem Herrn der Herrlichkeit. Verkehrtes Herz! Und doch meynt er viele Herzen.

VI. Die mehrere Zahl an ſtatt der einzelnen. Z. E. Mosheim p. 677.

> Könnten wir die Ströme von Blut abbilden, die jene erſte Zeugen unſers Erlöſers vergoſſen! Könnten wir ihr Blut heute für euch redend machen, eure Halsſtarrigkeit zu beſchämen! Könnten wir ihre Unruhe, ihre Schmach, ihre Leiden, ihre Marter mit den rechten Worten vorſtellen! Und doch meynt der Redner ſich allein.

VII. Eine gewiſſe Zahl für die ungewiſſe. Z. E. Gundling in ſ. Lobr. auf den König in Pr.

> Kluge Leute haben ſchon längſt Spanien beklaget, daß darinnen über eine Million Pfaffen ſich aufhielten, welche bey ihren ſtarken Bäuchen nichts arbeiten, und bey ihren mannfeſten Schultern nichts anders thun, als daß ſie Tag und Nacht plerren und ſchreyen.

VIII. Eine gerade Zahl für eine ungerade, die entweder gröſſer oder kleiner iſt. Z. E. Gundling ſagt eben daſelbſt:

> Churfürſt Friedrich Wilhelm der Groſſe hat unter andern Erinnerungen auch dieſe ſeinen weiſen Nachfolgern hinterlaſſen, daß ſie mitten im Frieden den Degen angürten, und ſich jederzeit nicht anders ſtellen ſollten, als wenn ſie mit 24 bis 30000 ſtreitbaren Soldaten ins Feld ziehen wollten.

IX. Ein eigener Name an ſtatt einer gemeinen Benennung. Z. E. Wenn man einen Helden, den Alexander ſeiner Zeiten; den hochſel. König in Polen, den deutſchen Hercules, den Herrn von Leibnitz einen Plato oder Pythagoras hieſſe.

X. Eine gemeine Benennung für einen eigenen Namen. Z. E. Fleſchier ſagt von dem Marſchall von Turenne:

> Es ſollte ein Haupt koſten, welches ein jeder von uns durch ſein eigenes hätte retten wollen.

Und bald darauf:

> Die ſterbenden Väter ſchicken ihre Söhne den entſeelten Feldherrn zu beweinen;

An ſtatt den Marſchall von Turenne zu beweinen.

NB. Dieſe beyden letztern Arten werden ſonſt Antonomaſien genennet.

§. XVIII.

Endlich werden zur Synecdoche auch noch die Hyperbole, und Litote gerechnet. Jene iſt eine Vergröſſerung dieſe eine Verkleinerung des Dinges, davon die Rede iſt. Sie ſagen alſo entweder mehr oder weniger, als in der That wahr iſt, und beſtehen alſo allemal aus einer Unwahrheit. Doch iſt die Abſicht dabey nicht, die Zuhörer zu betrügen, oder in Irrthum zu ſtürzen. Man muß auch die Unwahrheiten allezeit ſo einkleiden, daß man die Wahrheit dadurch gewahr werde, und den Zuſatz, oder die Verminderung merken könne. Nun bedienen ſich zwar die Poeten dieſer Vergröſſerungen und Verkleinerungen viel häufiger, als die Redner: Allein ſie ſind auch im gemeinen Leben ſehr gebräuchlich. Z. E. Einen magern Menſchen zu beſchreiben, ſagt man: Er hat nichts als Haut und Knochen. Einen Armen anzuzeigen ſpricht man: Er hat keinen Heller. Einen großen Menſchen nennt man einen Rieſen, und einen kleinen einen Zwerg; obgleich beyde noch ziemlich mittelmäßig ſind. Königsdorf in ſeiner Lobrede auf den Käyſer Leopold nennet ihn den Atlas, der bisher die ſinkende Welt aufgehalten. Er ſagt: Der Ocean ſey mit ſo vielem Blute gefärbet worden, daß er dem rothen Meere ſeinen Namen ſtreitig machen könne, u. d. gl. Cicero ſagt von dem Verres recht hyperboliſch:

> Es befand ſich eine ziemliche Zeit in Sicilien, nicht etwa jener Dionyſius, auch nicht Phalaris; ſondern ein neues Ungeheuer, ein Abkömmling von derjenigen Grauſamkeit, die vor Zeiten daſelbſt ihren Aufenthalt gehabt. Denn ich glaube, daß weder Charybdis noch Scylla den Schiffen jemals ſo gefährlich geweſen, als eben dieſer.

Hierbey iſt nur zu merken, daß man eine gewiſſe Mäſſigung zu brauchen Urſache habe, damit man die Sache weder gar zu groß, noch zu unmenſchlich klein mache. Die Panegyriſten verſehen es hierinn gemeiniglich, wenn ſie die Groſſen dieſer Welt auf eine unvernünftige Weiſe erheben. Da iſt alles übermenſchlich, unausſprechlich, ja göttlich: Wie z. E. Lehms immer von dem Oeſterreichiſchen Götterhauſe, von irrdiſchen Göttern, von der ſpaniſchen Welt, u. ſ. w. redet. Ja man hauet oft alle alte Helden in die Pfanne, um einen einzigen neuen daraus zuſammen zu ſchmelzen: Welcher Fehler denn entweder lächerlich wird, oder doch allen vernünftigen einen Ekel erwecket.

§. XIX.

Wir kommen endlich auf die Ironie oder die Verſpottung als die vierte Gattung der verblümten Redensarten. Auch hier hat es ſtatt, daß die Wörter neue Bedeutungen bekommen, indem man in der Ironie gerade das Gegentheil von dem ſagt, was man denket. Der Zuhörer muß es aber aus den Umſtänden ſchon wiſſen, oder aus dem Tone der Sprache abnehmen können, wie es gemeynet iſt. Z. E. Wenn man einen Verzagten einen Achilles; einen Einfältigen einen andern Ulyſſes; einen Häßlichen einen andern Adonis nennen wollte. Imgleichen, wenn man einen unnützen Menſchen, eine Stütze der Republik; einen Laſterhaften, die Krone der Ehrbarkeit hieſſe. Man theilt aber die Ironie in etliche Arten, und da heißt die erſte

I. Sarcaſmus. Dieſes iſt ein ſehr giftiges und beiſſendes Hohngelächter gegen einen Sterbenden. Z. E. dient die Schmährede der Juden gegen Jeſum am Kreuze: Wie fein brichſt du den Tempel ab, und baueſt ihn in dreyen Tagen. Nun ſteige herab vom Kreuze ꝛc.

II. Diaſyrmus wird gegen einen noch lebenden Feind als eine Spötterey ausgeſtoßen. Wie z. E. Cicero den Clodius anredet: Deine Redlichkeit hat dich entſchuldiget! glaube mir, deine Schamhaftigkeit hat dich errettet! dein voriges Leben hat dich erhalten!

III. Mimeſis. Iſt eine ſpöttiſche Wiederholung der Worte deſſen, den man verſpotten will. Z. E. Es hätte jemand geſagt: Bin ich nicht ein ehrlicher Mann? Und man antwortete darauf: Ja, ein ehrlicher Mann!

IV. Charientiſmus. Iſt eine höflich ſcherzende Antwort auf eine harte Rede.

V. Aſteiſmus. Iſt ein artiger Scherz, als z. E. Wenn Cicero in einem Schreiben an den Brutus ſagt: Wir habens dem Volke weis gemacht, daß wir Redner wären.

Doch dieſer ironiſchen Arten ſich auszudrücken kan ſich heute zu Tage ein Redner ſelten bedienen; da man ſelten mit Gegnern zu ſtreiten hat. Doch daß es nicht unmöglich ſey, dieſelbe zuweilen zu brauchen, zeiget das Exempel des Herrn Abts Mosheim, der in ſeiner Rede von der Thorheit der Religionsſpötter, ſich derſelben mit beſonderer Geſchicklichkeit bedienet hat.

§. XX.

Von allen dieſen verblümten Redensarten überhaupt muß ich noch einmal die Regel geben, daß man ſie zwar brauchen, aber nicht misbrauchen müſſe. Eine Schreibart, die davon ganz entblößet iſt, wird gar zu mager ausſehen: Die aber gar zu ſehr damit beſchweret iſt, ſieht gar zu ſchwülſtig und hochtrabend aus. Dieſes iſt nemlich die Quelle aller Scribenten, die auf Stelzen gehen, die niemals natürlich denken oder ſchreiben; ſondern lauter ſeltſame und ausſchweifende Redensarten brauchen. Sie ſuchen mit Fleiß die allerunerhörteſten Gleichnißreden auf. Sie finden Aehnlichkeiten, wo der hunderſte keine ſehen kan; alles nennen ſie anders als andere Leute; alles kömmt ihnen gröſſer oder kleiner vor als andern Menſchen. Die gemeinſten Dinge werden unerhört und fremde, wenn ſie aus ihrem Munde gehen. Kurz, ſie reden ganz phantaſtiſch, wenn ſie am ſchönſten zu reden meynen; und wenn ſie ſich recht zierlich ausdrücken wollen, ſo ſind alle ihre Sätze lauter Räthſel. Die Spanier und Italiener haben auch einige der unſern dazu verführet, und ihre Schule hat eine gute Weile in Deutſchland gedauret. Zum Exempel mag folgendes dienen, ſo in der Sammlung auserleſener Reden p. 45. ſtehet:

> Doch der Glanz des Purpurs hatte ihm dergeſtalt unter die Augen geleuchtet, daß er den türkiſchen Bluthund Solymann reizte, deſſen erblaßte Röthe in Chriſtenblut zu färben. Dieſe Afterſonne entlehnte nunmehr ihr Licht von den türkiſchen Monden. Dieſer gieng in dem ungariſchen Königreiche blutroth auf, und ſein entſetzlicher Lauf erſtreckte ſich bis an das Herz der Käyſerlichen Erblande. Er erregte viel ein gröſſer Ungeſtüm auf dem Chriſtlichen Boden, als das natürliche Geſtirn in ſeiner Fülle auf dem Ocean: Und dieſe blutige Fluth drang an die Oeſterreichiſche Hauptſtadt Wien. Hier hatten die ottomanniſchen Zirkel ein Ende, und die Macht des erzürnten Solymanns fieng wieder an den Krebsgang zu gehen ꝛc.

§. XXI.

Noch zweyerley Gattungen von Worten ſind übrig zu betrachten, ehe wir dieſes Hauptſtücke ſchlieſſen; und zwar erſtlich die ſynonymiſchen Redensarten. Es fragt ſich nemlich, ob auch ein Redner die gleichgültigen Ausdrückungen brauchen ſolle, und ob darinn ein beſonderer Reichthum ſeiner Sprache beſtehe, daß er einerley Begriff auf vielerley Art zu verſtehen geben kan. Nun iſt es zwar überhaupt gewiß, daß es kaum zwo vollkommen gleichviel bedeutende Worte in einer Sprache giebt. Man verſuche es in Exempeln, ſo wird man finden, daß immer das eine Wort mehr oder weniger andeutet, was edlers oder was niedrigers zur Nebenbedeutung hat, als das andre. Z. E. Hand, Fauſt, Arm, Schulter bedeuten nicht einerley. Kopf, Haupt, Scheitel, Nacken ſind auch ſehr unterſchieden, und können nicht überall ohne Unterſcheid gebrauchet werden. Fuß, Ferſen, Schenkel, Bein und Knie ſind gleichfalls mit einander verwandt, aber darum nicht einerley. Leib, Körper, Rumpf, Rücken und Bauch ſind ebenermaſſen ſehr unterſchieden. Folglich iſt es denn nicht gleichviel, welches ein Redner braucht. Allein geſetzt, es gäbe Gelegenheiten, wo man gewiſſe Wörter vor gleichgültig anſehen könnte: So wäre es doch nicht rathſam ſie alle zugleich zu brauchen. Z. E. erſuchen, bitten, anflehen, ſeufzen, ſcheinen zwar faſt einerley zu ſeyn: Allein wie würde es klingen, wenn man ſie zugleich brauchen wollte? Die Urtheilskraft muß einen Redner lehren, wo ſich dieſes oder jenes am beſten hinſchicket. Lieſſen ſich aber ja zwey Wörter zugleich brauchen, die dem Grade nach mehr oder weniger bedeuten, ſo muß man allezeit das ſchwächeſte voran, das ſtärkeſte aber hinterherſetzen: Zum Ex. Ich bitte und flehe dich an, das zu thun. Ich verſichere dich und betheure es hoch! Ich ermahne dich, und beſchwere dich bey allem, was dir lieb iſt, deine Lebensart zu ändern.

§. XXII.

Die andre Art ſind die Beywörter, die man ſowohl den Nennwörtern als den Zeitwörtern beyzufügen pflegt, ihre Bedeutungen zu beſtimmen. Z. E. Ein Menſch, ein vernünftiger, ordentlicher, ſterblicher Menſch.

Menſch; leben, vernünftig, klüglich, armſelig, tugendhaft leben. Nun fragt es ſich, ob man dergleichen Beywörter in der guten Schreibart ſehr nöthig brauche? Viele bilden ſich ein, dadurch ſey eben der Ausdruck eines Redners von der gemeinen Sprache unterſchieden, daß jener mit häufigen Beywörtern prange, dieſer aber davon entblöſſet ſey. Daher beſchweren ſie alle ihre Nennwörter und Zeitwörter mit unzähligen ſolchen Zuſätzen, und erweitern dadurch ihre Perioden nicht wenig. Wenn es einem Redner nur um ein weitläuftiges Geſchwätze ohne Nachdruck, und einem Scribenten, nur um viele Bogen voller Nichts, zu thun wäre: So möchte dieſes gelten. Allein es verhält ſich ganz anders damit. Die Beywörter bedeuten die Eigenſchaften und zufälligen Beſchaffenheiten der Dinge. Wenn es nun dem Redner um dieſe oder jene Eigenſchaft oder Beſchaffenheit der Dinge ausdrücklich zu thun iſt: So muß er freylich das dazu erforderliche Beywort nicht vergeſſen. Z. E. Gundling ſchreibt in der oftgerühmten Rede:

> Wir verachten unſere eigene Waaren, und verlieben uns in dasjenige, was andre Völker daraus durch ihre Kunſt erzwingen. Wem gefällt doch ein deutſches Tuch? ein einheimiſcher Zeug? ein bey uns gemachter Stoff, Hut oder Strumpf?

Hier ſieht man, wie der Redner die Beywörter nicht zum Ueberfluſſe, ſondern aus Noth gebraucht, weil es ſein Satz alſo erforderte. Und dieſes iſt alſo die Richtſchnur der Stiliſten: Man brauche Beywörter, wenn die Abſicht der ganzen Rede ſie fordert, und laſſe ſie weg, wenn man ſie nicht vermiſſen würde.

§. XXIV.

Hiervon noch mehr überzeuget zu werden, ſo wollen wir eine Rede von guter Art nehmen, und überall, wo der Redner keine Beywörter gebrauchet, eines hinzu ſetzen; wie dieſes gewiſſe Schullehrer in ihren deutſchen Rhetoriken gefordert haben: So wird man ſehen, was vor ein abgeſchmacktes Weſen daraus entſtehet. Es ſey ſolches die Canitziſche Rede, auf die brandenburgiſche Churprinzeßin, aus dem Hauſe Heſſen. Sie fängt an:

Fürſten ſterben zwar eben ſo, wie alle Menſchen, doch haben ſie zu ſolcher Zeit vor andern ein groſſes voraus. Was ihr Tod nach ſich ziehet, giebt nicht nur eine Veränderung in einem Hauſe oder Geſchlechte, ſondern auch zugleich in unzählig vielen Seelen. Man weis daß oft durch das Abſterben eines einzigen hohen Hauptes, die Welt in ſolche Unordnung geſetzet worden, daß aller Menſchen Klugheit und Macht dieſelbe kaum wieder zurechte bringen können. Es ſind die Zeugniſſe davon in mehr als einem Reiche und Lande mit Blut und Thränen angeſchrieben: Und wenn es ungewiß iſt, ob Gott, ihren Fall vorher anzudeuten, Cometen am Himmel aufſtecket; ſo iſt doch dieſes gewiß, daß von ihrem Falle oft ein groſſer Theil des Erdbodens erſchüttert wird.

So vernünftig, geſetzt und männlich nun alle Sätze dieſes Redners klingen, wenn ſie faſt von allen Beywörtern entblöſſet ſind: So ungereimt, froſtig und kindiſch wird es klingen, wenn man alle Sätze mit unnöthigen Beywörtern aufſchwellet.

Mächtige Fürſten ſterben zwar eben ſo, als alle hinfällige Menſchen; doch haben ſie auch zu ſolcher traurigen Zeit vor andern ein groſſes voraus. Was ihr ſchmerzensvoller Tod nach ſich ziehet, giebt nicht nur eine erſtaunende Veränderung in einem thränenvollen Hauſe oder beraubten Geſchlechte, ſondern zugleich in unzählich vielen höchſtbeſtürzten Seelen. Man weis, daß oft durch das plötzliche Abſterben eines einzigen glorwürdigen hohen Hauptes, die erſchrockene Welt in ſolche unausſprech-

> liche Unruhe geſetzet worden, daß aller ſterblichen Menſchen vereinigte Klugheit und angewandte Macht ſie nicht wieder vollkommen zurechte bringen können. Es ſind die kläglichen Zeugniſſe davon in mehr als einem bejammernswürdigen Lande mit purpurrothem Blute und heißen Thränen aufs deutlichſte angeſchrieben ꝛc.

Doch ich kan mich nicht überwinden, dieſer lächerlichen Schreibart länger nachzuahmen. Will man dagegen ſagen; daß vielleicht niemand im Ernſte ſo thöricht ſeyn würde, dergleichen überflüßige und unnütze Beywörter zu brauchen, ſo kan ich dieſen Einwurf gleich mit der oftangezogenen lehmſiſchen Rede wiederlegen; daraus ich in dem folgenden noch mehr als ein Exempel anführen werde.

Das XIV. Hauptſtücke.

Von den Perioden und ihren Zierrathen, den Figuren.

§. 1.

Ein Periodus iſt eine kurze Rede, die einen völligen Verſtand hat. Die natürliche Nothwendigkeit, im Reden Athem zu holen, ſcheint die Redner und Schreiber zuerſt darauf gebracht zu haben, daß ſie ihren Vortrag in gewiſſe Theile abgeſondert, die an ſich ſelbſt ſchon verſtändlich wären, und dabey man etwas ſtille halten könnte, ohne der Meynung des Scribenten, oder des Redenden, einigen Abbruch zu thun. Die alten Lateiner hießen einen ſolchen Satz *Verſum*, nach Art der Poeten, die eine jede Zeile ihrer Gedichte, dabey ſie wieder mit dem Griffel umkehrten, und von forne anfiengen, ſo nannten. Dahero ſchreibt Cicero im III. Geſpr. vom Redner c. 44. Verſus enim veteres illi in hac ſoluta oratione propemodum, hoc eſt numeros quosdam nobis eſſe adhibendos putauerunt; Interſpirationis enim, non defatigationis noſtrae, neque librariorum notis, ſed verborum et ſententiarum modo interpunctas clauſulas in orationibus eſſe voluerunt: Idque princeps Iſocrates inſtituiſſe fertur, vt inconditam antiquorum dicendi conſuetudinem, delectationis atque aurium cauſſa, numeris adſtringeret. Dieſe Stelle nun redet zwar auch von dem Wohlklange der Perioden: Doch ſieht ein jeder, daß der Periodus ſelbſt nicht ausgeſchloſſen iſt. Denn er will, daß im ganzen Reden clauſulae interſpirationis ſeyn ſollen, und zwar ſolche, die verborum et ſententiarum modo, durch das Maaß der Worte und Gedanken, nicht aber nur durch die Zeichen der Schreiber, abgetheilet wären. Was ſind nun dieſes anders als Perioden? Die Alten ſind in dieſer Kunſt noch ungeübt geweſen. Sie redeten und ſchrieben in einer unabgetheilten, ſtets aneinander hangenden Rede, ohne an einem andern Orte Athem zu holen, als wo er ihnen von ungefehr vergieng; der Verſtand mochte daſelbſt geendiget ſeyn oder nicht: Bis Iſocrates dieſen Misbrauch abgeſchaffet, und die Griechen periodiſch ſchreiben gelehret.

§. II.

Und in der That lehrt es die Erfahrung, wie ungereimt, verdrießlich und dunkel eine Schrift oder Rede klinget, die in keine Perioden abgetheilet iſt. Man ſieht dieſe Art zu ſchreiben bey den Halbgelehrten noch hier und da, die ſich dem Strome ihrer Phantaſie überlaſſen, und von demſelben in einer Menge von Worten hingeriſſen werden, darinn ſie kein Ende finden können. Sie hängen an einen jeden einfachen Gedanken einen Zuſatz nach dem andern, und flechten unzählige Umſtände, Einſchränkungen, Bedingungen, Folgerungen und Anmerkungen darinn durcheinander, daß man ſich darinn wie in einem Labyrinthe verirret, und endlich nicht weis, was ſie haben wollen. Die Juriſten ſind insgemein in ihren gerichtlichen Aufſätzen dieſem Fehler unterworfen: Aber es giebt auch wohl Leute, die ſich für geiſtliche und weltliche Redner halten, und es nicht beſſer machen. Ja was das lächerlichſte iſt, auch ſolche eingebildete Kunſtrichter, (Critici) die ſich für groſſe Sprachverſtändige, für Verfechter der lateiniſchen Reinigkeit und Zierlichkeit ausgegeben, haben noch dieſe inconditam antiquorum dicendi conſuetudinem, wie Cicero ſchreibt, an ſich; indem ſie ganze dichte Blätter voll ſchreiben, ohne iemals einen Punct zu machen. Wie ſeltſam eine ſolche Schreibart ausſieht, kan ich nicht beſſer, als durch folgendes Exempel darthun. Es iſt aus dem erſten Theile des Biedermannes p. 177. genommen.

Wie, welchergeſtalt und auf was maſſen neulich Eu. Hochedl. an einem, und einer von deroſelben geſchickten Correſpondenten am andern Theile, in einem von dieſen letztern abgefaßten, von ihnen hergegen in ihren Blättern ans Licht geſtellten Briefe, den ſeit undenklichen Zeiten in allen kayſerlichen, königlichen und fürſtlichen Canzelleyen, auch Rathhäuſern und Gerichtſtuben in Städten, wie nicht weniger bey Juriſtenfacultäten und Schöppenſtühlen angenommenen, völlig eingeführten und durchgängig bey jedermänniglichen gar üblichen Canzelley- und Hof-Stilum unbefugter, ja recht unverantwortlicher weiſe anzutaſten, und zu verkleinern ſich ganz wiederrechtlich erkühnet und unterſtanden; ſolches wird verhoffentlich ihnen und allen dero wertheſten Leſern, wes Standes, Alters und Geſchlechts ſie ſeyn mögen, überall, wo ihre Schriften bisher hingekommen, noch in friſchem Gedächtniſſe und gutem Andenken ſchweben; anerwogen die ſo freventliche Begünſtigung eines das bonum publicum ganzer Staaten, Länder und Städte, die Wohlfahrt ſo vieler bey Canzelleyen und was dem abhängig, engagirten

> rechtſchaffenen Leute, ſo vieler anderer Secretarien, Copiſten und Schreiber voritzo nicht zu gedenken, ſo nahe angehenden alten Herkommens, durch deſſen Abſtellung gewiß ſo mancher ehrliche Menſch ſein Stücke Brodt verlieren, mancher in Rechtsproceſſe verwickelte Kläger und Beklagte hingegen die Helfte ſeines Geldes in der Taſche behalten würde, (welches doch der bisherigen Gewohnheit nach vor höchſt unbillig zu halten wäre) nothwendig zum Ruin der Republik und zur Wiederherſtellung einer Gott Lob! längſt abgeſchafften pedantiſchen, und auf Academien bey den Herren Gelehrten allein herrſchenden Schreibart abzielen, und wo dieſem verwegenen Unternehmen nicht beyzeiten geſteuret wird, nothwendig und unfehlbar gereichen dörfte; Wann dann ꝛc.

Wie nun dieſes allererſt die kleine Helfte eines weit längern Satzes iſt; alſo kan man leicht denken, wie das übrige klingen muß. Gleichwohl könnte dieſe groſſe Weitläuftigkeit leicht erſparet worden ſeyn, wenn der Verfaſſer hätte ſchreiben wollen:

> Mein Herr, Sie haben letzlich ein Schreiben drucken laſſen, darinn die Canzleyſchreibart verworfen wurde, und zugleich die Liebhaber deſſelben eingeladen, die Vertheidigung deſſelben zu übernehmen. ꝛc.

§. III.

Nunmehro wird man im Stande ſeyn zu urtheilen, ob der ſo genannte Hof- und Canzley-Stilus, damit ſich gewiſſe Leute ſo breit machen, dasjenige Muſter ſey, das ſich vernünftige Scribenten zur Nachahmung vorzuſtellen haben? Wer kan doch ohne Verdruß und Ekel in gewiſſen Zeitungen die Regenſpurgiſchen Reichsangelegenheiten, und die deswegen verfertigten öffentlichen Schriften, durchleſen? Gleichwohl bilden ſich insgemein die deutſchen Hofleute wer weis wie viel darauf ein, und verachten alles, was nicht ſo weitſchweifig, athemraubend, und verwirrt ausſieht und wirklich iſt.

Allein dieſes iſt kein Wunder. Die meiſten unter ihnen haben keinen Fleiß auf ihre Mutterſprache gewandt, die freyen Künſte nicht gelernet, die Regeln der guten Schreibart ſo wenig, als die Kunſt wohl zu denken gefaſſet. Sie ſind Copiſten und Schreiber geweſen, die aus der bloſſen Uebung den alten Schlendrian der Canzleyen gelernet, und die ſchlimmen Muſter der Alten, eher zu verſchlimmern, als zu verbeſſern geſchickt geweſen. Was man nun von Jugend auf gelernet, womit man Brodt verdienet, und was alle andre von dieſer Lebensart auch nicht beſſer machen, das vertheidigt man hernach bis an ſein Ende. Es würde ja vornehmen, alten und erfahrnen Hofleuten eine Schande ſeyn, von geringern, jungen und in Welthändeln unerfahrnen academiſchen Lehrern oder Schulmännern, die man alleſammt mit dem verächtlichen Namen der Schulfüchſe abfertiget, was anzunehmen!

> Vel quia turpe putant parere minoribus, aut quae
> Imberbes didicere, ſenes perdenda fateri.
>
> Horat.

Sie ſollten ſich aber nur ein wenig in Frankreich umſehen, wo die geſchickteſten Hofleute, als Büßi, Rabütin, St. Evremond u. a. m. eine ganz andre Schreibart in ihrer Gewalt gehabt und gebrauchet, als die elenden Canzelliſten in Franckreich in den königlichen Edicten, Befehlen Reſcripten und Patenten zu brauchen pflegen; wie man in ſo vielen Büchern, wo königliche Befreyungsbriefe ſtehen, gedruckt wahrnehmen kan.

§. IV.

Doch indem wir eine periodiſche Schreibart einem jeden beſtens angeprieſen: So wollen wir damit nicht behaupten, man müſſe lauter kurze Sätze von wenig Worten, als ſo viel Orakelſprüche abfaſſen. Nein, dieſes würde gar zu gezwungen heraus kommen, und nichts als eine gebrochene kraftloſe Rede zuwege bringen. Die Poeten machen alle ihre Verſe gleich lang, wenn ſie ein Gedichte machen: Die Redner aber dürfſen und müſſen ſich in ihren Perioden ſo ſehr nicht zwingen; ob ſie gleich die Kunſt periodiſch zu ſchreiben, und einen Wohlklang zu beobachten von ihnen gelernet haben. Die gar zu groſſe Gleichförmigkeit der Sätze erweckt dem Gehör des Leſers oder Zuhörers einen Ueberdruß: Die Abwechſelung längerer und kürzerer Perioden iſt weit angenehmer und ungezwungener. Man vermiſche alſo in ſeiner Rede und in ſeinen Aufſätzen die Perioden, ſo daß bald etliche kurze, bald etliche mittelmäßige kommen, bald auch wohl ein recht langer mit unterlaufe, dabey man etliche mal Athem holen muß. Denn überhaupt zu reden, iſt auch dieſes kein Fehler, wenn es nur nicht zu oft kömmt. Man nehme ſich nur in acht, daß auch dieſe ſich ſo beqvem in gewiſſe Stücke zerfällen, daß man jedes davon vor ſich in einem Athem herſagen kan. Sonderlich aber können die langen Perioden oft in der Hitze eines heftigen Affects eine gute Wirkung thun: Wie der Anfang von des Cicero 1. catilinariſchen Rede ſattſam zeiget. Es gehört aber alsdann auch eine ſtarke Bruſt dazu, die mit genugſamer Heftigkeit alles miteinander herausſtoſſen, und bis ans Ende aushalten kan.

§. V.

Man hat wahrgenommen, daß die kurzen Perioden nur einen logiſchen Satz in ſich faſſen, der entweder nur ein Subject oder ein Prädicat, oder zu einem Subjecte zwey Prädicate, oder zu einem Prädicate zwey Subjecte hat. Dieſe Perioden nennt man noch einfache, und folgende Exempel können dieß erläutern. Z. E. Cic. für Lig.

Dem Tubero fiel ſein Looß als er abweſend war, ja kranck darnieder lag. Er hatte ſich vorgenommen ſich zu ent-

> ſchuldigen. Dieſes weis ich wegen meiner Blutsfreundſchaft mit dem Tubero.

Dieſes ſind drey einfache Perioden mit einem Subjecte und einem Prädicate. Er fährt fort:

> Denn wir ſind zu Hauſe mit einander unterrichtet, im Felde Cameraden geweſen, hernach Schwäger geworden, und allezeit vertraute Freunde geblieben.

Hier iſt nur ein Subject mit mehr als einem Prädicate verbunden. Bald darauf heiſt es:

> Tadle ich dich deswegen? Mit nichten. Eure Familie, euer Name und Geſchlecht, und eure Lebensart lieſſen es nicht anders zu.

Hier iſt mehr als ein Subject, aber nur ein Prädicat, und alſo iſt ein ſolcher Satz noch unter die einfachen zu zählen. Folgender hergegen hält zween logiſche Ausſprüche, oder ganz verſchiedene Sätze in ſich.

> Er reiſete mit denen zugleich ab, die ſeiner Parthey waren: Die Reiſe aber gieng ſo langſam fort, daß er nicht eher nach Africa kam, als bis ſelbiges ſchon von andern eingenommen war. Eben daſelbſt.

Folgender hält gar drey logiſche Sätze in ſich.

> Antwortet Tubero, daß ſein Vater Africa, wohin ihn der Rath geſchicket hatte, dir würde übergeben haben: So werde ich kein Bedenken tragen, ihm deswegen vor deinen Augen einen Verweis zu geben: Ob dir gleich ſolches damals zuträglich geweſen wäre.

§. VI.

Hier wäre es nun Zeit, alle die Arten der zuſammengeſetzten Perioden namhaft zu machen, und zu erklären; davon manche Schulrhetoriken ſo viel Weſens machen, als ob das Weſen der ganzen Beredſamkeit darinn be-

Künſte. Denn man hat nicht nur bey den einfachen Perioden eine rechte Kunſt daraus gemacht, aus einem logiſchen Satze durch allerley künſtliche Zuſätze und Erweiterungen oratoriſche Perioden zu machen: Sondern auch bey den zuſammengeſetzten hat man ſich viel Mühe gemacht, ſolche allgemeine Formeln vorzuſchreiben, darnach man periodos conceſſiuas, aduerſatiuas, excluſiuas u. ſ. w. machen müſſe. Ich will doch zur Luſt etliche davon herſetzen, um die groſſe Weisheit ſolcher Meiſter in der Redekunſt daraus zu beurtheilen. In der Periodo conceſſiua heißt es:

> Obgleich dieſes Subjectum auch andre Praedicata hat: So hat es doch auch dieſes Praedicatum. Oder auch: Obgleich dieſes Praedicatum auch andern Subjectis zukömmt: So kömmt es doch fürnehmlich auch dieſem Subjecto zu.

Periodus aduerſatiua heißt ſo:

> Es ſtehen zwar viele in den Gedanken, daß dieſem Subjecto ein ganz andres Praedicatum zugehöre: Allein dem ungeachtet halte ich davor, daß ihm vielmehr dieſes zukomme. Oder ſo: Dieſes Praedicat pflegt zwar auch jenem andern Subjecto zuzukommen: Gleichwohl wird es viel beſſer von dieſem behauptet.

Periodus Excluſiua.

> Ich will nicht behaupten, daß dieſes Subjectum nicht ſonſt auch andre Praedicata habe: Ich will voritzo nur erwähnen, daß ihm dieſes Praedicat hauptſächlich zukomme ꝛc.

Und ſo auch mit der Conditionali, Cauſſali, Copulatiua, Comparatiua, Conſecutiua und Explanatiua periodo, als die alle ihre eigene Leiſten hatten, darnach ſie zugeſchnitten werden mußten. Ja man gab zum Ueberfluß noch eine Menge Verbindungsformeln an, deren man ſich in ſolchen Perioden wechſelsweiſe bedienen könnte. Allein wir befinden es für überflüßig, ſolche läppiſche Künſte denen vorzutragen, die ſich nach den obgemeldeten Vorbereitungen die Redekunſt zu faſſen bemühen. Kindern und Unwiſſenden mag man ſolche Gängelwagen im Reden und Schreiben darbiethen. Erwachſenen Leuten, und die vernünftig denken gelernet, darf man ſolche kindiſche Kunſtgriffe nicht an die Hand geben.

§. VII.

Denn überhaupt iſt dieſes die Regel im guten Schreiben, daß man erſt ſeine Sache recht verſtehen, hernach aber die Gedanken davon ſo aufſetzen muß, wie ſie einem beyfallen; ohne daran zu denken, ob man es mit einfachen oder zuſammengeſetzten Perioden verrichtet. Je mehr man darum bekümmert iſt, deſto gezwungener und unnatürlicher wird die Schreibart werden. Es läßt nichts lächerlicher, als wenn ſich einfältige Stiliſten immer mit ihrem Obwohl, Jedennoch; Gleichwie, alſo; Nachdem, ſo; Alldieweil, dahero; Sintemal, und allermaßen behelfen: Gerade als ob man nicht ohne dieſe Umſchweiſe ſeine Gedanken ausdrücken könnte. Doch wenn man ja dieſe Schulkünſte noch wiſſen und brauchen will: So bemühe man ſich mehr einfache als zuſammengeſetzte Perioden zu machen. Man rede und ſchreibe, wie man im gemeinen Leben unter wohlgeſitteten Leuten ſpricht: Als wo man ſolche Verbindungsformeln gar nicht brauchet. Man wird auch dergeſtalt viel deutlicher reden und ſchreiben, als wenn man immer eine Menge von Gedanken in einen weitläuftigen Satz zuſammen bindet. Je mehr der Zuhörer oder Leſer auf einmal denken ſoll: Deſtoweniger kan er auf jedes ins beſondere acht haben; und deſto ſchlechter verſteht er den Redner oder Schriftſteller. Einfache Perioden hergegen überhäufen ihm den Verſtand nicht zu ſehr. Sie halten wenig Begriffe in ſich, die ſich leicht überſehen laſſen, daher verſteht man ſie beſſer. Muß man aber ja zuweilen, wegen des natürlichen Zuſammenhanges der Gedanken, auch weitläuftigere Perioden machen: So ſetze man wenigſtens alle Theile derſelben ſo auseinander, daß man ſie einzeln ohne alle Mühe verſtehen, und ihre Verbindung einſehen kan. Z. E. Fleſchier ſchreibt in der bekannten Rede ſo:

> Damals iſt ſein Verſtand und Wille am allergeſchäfftigſten geweſen. Er mochte nun entweder die Händel anfangen, oder entſcheiden, muthig nach dem Siege ſtreben, oder ihn geduldig erwarten; er mochte entweder dem Vorhaben der Feinde mit Herzhaftigkeit zuvorkommen, oder die Furcht und Eiferſucht der Bundsgenoſſen durch Klugheit zerſtreuen; er mochte ſich entweder im Glücke mäßigen, oder in unglücklichen Kriegen ſtandhaft bleiben: So war doch ſeine Seele allezeit gleichmüthig. Veränderte das Glück ſeine Blicke, ſo that er nichts anders, als daß er neue Tugenden ausübete: Glücklich ohne Stolz; unglücklich und doch anſehnlich; faſt eben ſo wunderwürdig, wenn er mit Vernunft und Kühnheit die Ueberbleibſele der zu Marienthal geſchlagenen Trouppen erhielte; als da er ſelbſt die Käyſerlichen und die Bayern ſchlug, und mit ſeiner ſiegenden Armee ganz Deutſchland nöthigte, Frankreich um Frieden zu bitten.

§. VIII.

So ſehen die Perioden aus, wenn ſie natürlich und ſchlechtweg gemachet werden. Allein ſie können auch mit gewiſſen Zierrathen ausgeſchmücket, und ſo zu reden, aufgeputzet werden. Nun geben zwar die verblümten Redensarten, davon wir oben gehandelt haben, ſchon Zierrathen der Perioden ab; wenn ſie nur mit Verſtande angebracht werden: Allein die Perioden haben doch noch ihre eigene Zierlichkeiten, die von Verbindung der Wörter ins beſondre herrühren. Daß dieſelben nach ſyntactiſchen Regeln richtig, und ohne Tadel ſeyn müſſen, das darf man hier nicht erinnern. Die Sprachkunſt wird von einem Redner überall zum voraus geſetzt. Es ſind gewiſſe oratoriſche Schönheiten, deren ein Periodus fähig iſt, die auf eine glückliche, neue, lebhafte, und durchdringende Art zu denken ankommen. Ein und derſelbe logiſche Satz kan von verſchiedenen Leuten auf verſchiedene Weiſe ausgeſprochen werden. Es kömmt dabey ſehr viel auf die Ordnung der Begriffe, und die davon herrührende Stellung der Wörter an. Der eine fängt ſeinen Satz mit dem Subjecte, der andre mit dem Prädicate, der dritte mit einem Nebenumſtande an. Alle ſagen zwar einerley: Aber ein jeder ſagt es anders, und eine Art die Sache auszudrücken, hat immer gewiſſe Vorzüge vor der andern. Es kömmt dabey alles auf einen von Natur muntern, und durch freye Künſte und Wiſſenſchaften in Ordnung gebrachten Kopf an. Man muß weder gar zu ſclaviſch an der gemeinen Art zu denken und zu ſprechen kleben bleiben, noch gar zu frech von allen Regeln der ordentlichen Sprache abweichen. Bey jenem würde man nichts neues, nichts artiges ſagen; bey dieſem aber lauter Ausſchweifungen begehen. Z. E. Aulus Apronius in der Zueignungsſchrift ſeiner Reiſebeſchreibung will recht neu und ſchön denken und ſchreiben, darum hebt er ſo an:

> Allerdurchl. Königin in Preuſſen, Churfürſtin zu Brandenburg, Friedrich Wilhelms des gröſſern majeſtätiſche Gemahlin, höchſte Königs Tochter, Erbin von Großbritannien, Frankreich und Jrrland, zweyer Römiſchen Käyſerinnen Verwandte, höchſtſtralender Carfunkel an der Stirne der Tugendkönigin von Europa. Die Zeiten, ſo niemals die Durchlauchtigkeit der Chur-Brandenburg werden mit ihrer Verwunderung verſäumen, gereizet durch die Triumphe Friedrich Wilhelms des Großen, Friedrichs erſten Königes in Preuſſen unvergleichlichen Conduite, und Friedrich Wilhelms des gröſſern, Zierde der Welt, und groſſen Dia-

mants an dem Finger der itzigen Zeit, auch alle Poſterität wendet von der ganzen Welt ihre Anmerkung auf dieſes Papier, ſo die Erhöhung des allerdurchlauchtigſten Hauſes Brunſchwyk in der Churwürde, und nunmehro zu dem Thron von Großbritannien verurſachet, darinn der großmächtige König Georg der Wage von Europa präſidirt, zum tiefſten Reverenz und Devotion getrieben.

§. IX.

Um nun alle dieſes ungereimte und phantaſtiſche Zeug zu vermeiden, ſo merke man ſich überhaupt die Regel an: Ein jeder Periodus muß einen deutlichen, vernünftigen und wahren Gedanken zum Grunde haben. Ein ſeltſames Miſchmaſch vieler Ideen macht einen Satz nicht ſchön, wenn keine Wahrheit, kein gegründeter Ausſpruch darinnen enthalten iſt. Was helfen in dem vorigen Exempel dem Scribenten alle die prächtigen Wörter, deren er ſich bedienet, da er mit allen ſeinen Carfunkeln und Diamanten, Triumphen und Thronen ꝛc. nichts geſundes zu verſtehen giebt. Ein Satz kan unmöglich ſchön ſeyn, der noch nicht einmal vernünftig iſt: So wenig ein menſchlicher Körper ſchön werden kan, wenn er höckericht und gebrechlich iſt, ſo ſehr man ihn ausputzen und ſchminken möchte. Der innere Bau der Gebeine muß den wahren Grund zur äuſſerlichen Schönheit legen, obgleich hernach noch mehr dazu gehöret: Und die logiſche Richtigkeit eines Gedankens muß aller Perioden innerliche Schönheit ausmachen, die hernach durch den Ausdruck nur geputzet wird. Dieſes haben alle die wunderlichen Stiliſten nicht beobachtet, die nur durch die äuſſerlichen Putzwerke der Worte, und durch ihre ſeltſame Verbindung den Ruhm beredter Leute haben erhalten wollen. Ich muß hiervon noch ein ausnehmendes Muſter geben, um Anfängern einen Abſcheu vor einem ſo ſinnloſen und thörichten Geſchwätze zu machen. Es ſoll der Abriß ſeyn, den Lehms in der Zueignungsſchrift an die Gräfin von Königsmark gemacht, und die vor ſeinen galanten Poetinnen ſtehet. Es heißt:

> Wollen wir die hohe Perſon der unvergleichlichen Aurora in etwas genauere Betrachtung ziehen, ſo iſt ſie weder zu groß noch zu klein, ſondern hat eine ganz extraordinaire Statur.

NB. Dieſes kan unmöglich wahr ſeyn, denn die mittelmäßigen Staturen ſind die allergemeinſten.

> Ihre Augen ſind groß und voller Geiſt, ja die angenehmen Stralen, der des Morgens aufgehenden Aurora blitzen ihr vollkommen aus ſelbigen; ſo daß man wohl ſagen kan: Es ſey daſelbſt der Sitz der liebreicheſten Majeſtät anzutreffen.

NB. Ich kan mirs nicht einbilden, daß rothſtralende Augen ſchön ſind. So müſſen aber der Gräfin Augen geweſen ſeyn, wenn der Redner die Wahrheit ſaget.

> Der Mund trotzet mehr an ſeinen beredten Lippen der Göttin der Weisheit, als den berühmteſten und koſtbarſten Corallen. Doch könnten ſich auch die accurateſten Maler daran ein ſchönes Modell nehmen.

Der Pallas hat man noch nie beredte Lippen beygeleget, vielweniger aber den Corallen. Denn will Lehms dieß letzte von der Farbe verſtehen, ſo ſchilt er die Gräfin, daß ſie keine rothe Lippen habe. Er hätte es auch ganz anders ausdrücken müſſen, wenn er das hätte ſagen wollen. Als an Farbe, hätte er ſagen ſollen.

> Die Haare leiſten den geiſtreichen Augen eine völlige Huldigung, weil ſie ſich gleichfalls mit ihnen in die angenehme ſchwarze Farbe eingekleidet.

Warum nicht die Augen den Haaren? Vielleicht weil die Augen von Natur ſchwarz waren, die Haare aber nicht. Dieſes ſcheint der Verfaſſer auch durch das einkleiden ſagen zu wollen. Iſt das aber ein Lob vor ein Frauenzim̃er, wenn man ſagt, daß ſie ſich die Haare färbet? Hernach iſt die Huldigung ein ſeltſamer Ausdruck. Leiſtet denn alles das dem andern die Huldigung, was einerley Farbe damit hat? So würden ja die Haare der Gräfin auch den Furien eine völlige Huldigung leiſten, weil auch dieſe die angenehme ſchwarze Farbe haben.

> Die Stirne iſt faſt der Aufenthalt aller Freundlichkeit und aller Ernſthaftigkeit zu nennen.

Es iſt keines von beyden möglich. So wohl die Freundlichkeit als die Ernſthaftigkeit muß in dem Munde ihren Sitz haben. Und warum ſetzt der Redner ſein faſt dazu, wenn er ein gut Gewiſſen hat? Denn das heißt ſo viel, als nicht recht.

> Die Venus ſcheinet ihre Taille gemacht zu haben, und die Modeſtie ihrer holdſeligen Minen ſpielet auf eine magnifique Art herfür.

Wenn iſt doch Venus eine Schneiderin geworden? Oder wenn iſt ſie dem Prometheus ins Handwerk gefallen, Menſchen zu bilden? Sie hat andre Dinge mit der Gräfin gemein gehabt. Wer hat aber ferner jemals aus der Taille einer Perſon die holdſeligen Minen derſelben hervorſpielen geſehen? Warum erwähnte der gute Lobredner derſelben nicht bey dem Munde? Und was heißet das: Die Modeſtie der holdſeligen Minen ſpielet auf eine magnifique Art hervor? So viel iſt gewiß, daß die Unvernunft eines armſeligen Geiſtes aus dieſer Abbildung und ganzen Zueignungsſchrift auf eine weit magnifiquere Art hervorſpielet.

§. X.

Die gewiſſeſten und ſicherſten Zierrathe der Perioden ſind ohne Zweifel die Figuren. Dieſe ſind nichts anders, als lebhafte Arten des Ausdruckes, dadurch wir unſre Gemüthsbewegungen zu verſtehen geben. Man könnte kürzer ſagen, ſie wären die Sprache der Leidenſchaften: Weil alle Menſchen, die im Affecte ſind, von Natur, und ohne daran zu denken, Figuren machen; und niemand ſeinen Affect ohne Figuren recht ausdrücken kan. Die Sprache iſt eine Abbildung der Seelen und deſſen, was in ihrem Innerſten vorgehet. Iſt nun in derſelben alles ruhig, ſo drücket ſie auch alle ihre Gedanken auf eine gewöhnliche Art aus. Iſt aber das Gemüthe geſtört, das Herz aufgebracht und in voller Bewegung, alsdann bringet auch die Zunge Wörter hervor, die dieſen verwirrten Zuſtand der Seelen an den Tag legen. Man kan die Figuren einer Rede auch mit den Minen oder, veränderlichen Geſichtszügen vergleichen. Ein ruhiges Gemüthe zeiget ſich durch eine ordentliche Stellung des Antlitzes. Aber ein fröliches, trauriges, zorniges, höniſches, neidiſches, mitleidiges u. ſ. w. malet ſich auch in den Minen ganz ſichtbarlich ab. Wie ſich nun geſchickte Maler bemühen müſſen, dieſe verſchiedene Züge, die jeder Leidenſchaft eigen ſind, zu kennen und nachzuahmen. So muß ſich auch ein Redner beſtreben, die Charactere der Gemüthsbewegungen in einer Rede wahrzunehmen, und ſelbſt bey Gelegenheit auszudrücken. Und lehrt uns gleich die Natur ſelbſt alle dieſe Arten ſeinen Affect zu verſtehen zu geben; indem auch die Unſtudirten dieſelben ungelernt brauchen: So iſt es doch deswegen nicht unnütze davon in der Redekunſt zu handeln. Nicht alle Menſchen haben ein ſo lebhaftes Naturell, daß ſie von ſich ſelbſt oft genug darauf kommen ſollten. Es iſt alſo gut, daß man ſie auf die Exempel der feurigen

rigen Gemüther aufmerkſam mache, und zur Nachahmung derſelben anreizet.

§. XI.

Es iſt aber nicht zu ſagen, was eine Rede voller Figuren vor ein Feuer in ſich hat, und was für eine Stärke und Gewalt über die Gemüther ſie erhält. Wie ein Fechter, der in Lebensgefahr iſt, nicht mit ſtarrem Leibe ganz unbeweglich da ſtehet, und dem Feinde ſeinen Degen vorhält; ſondern ſich bald beuget, bald aufrichtet, bald vorwerts dringet, bald rückwerts zieht; den Kopf ſenket, oder erhebet, die Hand vorwirft, oder wegſchleudert u. ſ. w: So iſt die Seele auch beſchäftiget, wenn ſie in einer Leidenſchaft ſteht. Und wie jener eben durch die geſchickten Stellungen ſeinem Gegner viel zu ſchaffen macht, ja durch die Menge und Behendigkeit derſelben ihn oft gar überwältiget: So kan auch ein Redner durch die heftigen Figuren der Rede ſeine Zuhörer ſchrecken, betrüben, erfreuen, erzürnen, und ihnen ihren Beyfall recht abdringen. Man ſehe nur die Exempel der gröſten Redner an, die ſich zu Meiſtern über die Gemüther ihrer Zuhörer haben machen wollen; und bemerke ob ſie es nicht durch den häufigen Gebrauch der Figuren gethan haben? Von dem Demoſthenes und Cicero iſt hier gar kein Zweifel, und wir wollen hernach die meiſten Exempel von ihnen entlehnen. Voritzo will ich nur aus einem neuern Redner ein Muſter einer recht feurigen und gewaltigen Rede hieherſetzen, welche bloß durch die häufigen und heftigen Figuren ſo ſtark und durchdringend geworden. Es iſt aus des Herrn Moſheims Rede von der Betrachtung des Todes p. 1231. und ſ. w. genommen. Hier iſt eine Epizeuxis, Anaphora, Diſtributio, Interrogatio, Apoſtrophe, Exclamatio, Symploce und abermal eine Interrogatio hintereinander angebracht, die eben der ganzen Stelle alle ihren Nachdruck geben. Ich kan aber nur die Helfte herſetzen:

Der Tag rücket heran, an dem ich nichts von allem, was ich beſitze, mehr beſitzen, und mit Verdruß ſehen werde, daß ich meinen Saamen vor andre ausgeſtreuet. Bald, bald werde ich es recht begreifen, daß ich über Güter hausgehalten, die mir eigentlich nicht gehöret, und ein geliehenes Vermögen wie mein eigenes angeſehen. Die Stunde kömmt, und wer weis wie bald? Die Stunde kömmt, in der ich meinen Liebſten eine Urſache des Schreckens, der Traurigkeit, der Angſt und der Thränen ſeyn werde. Wie wird mir zu Muhte ſeyn, wenn meine Wittwe, meine Wäyſen, meine Anverwandte, meine Vertraute, um mein Lager ſtehen, und bald ſich ſelbſt, bald mich und meinen Schmerz beweinen werden? Wie ſtandhaft werde ich den Anblick und die Thränen derjenigen ertragen, die ich vielleicht durch meinen Abſchied elend machen werde? Jetzt bin ich vergnügt und gebrauche mich der Güter dieſer Erden. Aber die Zeit iſt nahe, in der ich einen Ekel für allen Wollüſten haben werde. Der Tag iſt nicht weit, an dem mir vielleicht meine heutigen Vergnügungen zur Qvaal und zur Vermehrung meiner Unruhe dienen werden. Wie werde ich dieſen Zuſtand ertragen? Was wird bey mir vorgehen, wenn der Arzt mir verdeckt, ein Diener des Evangelii deutlich, die Ankunft des Todes anſaget? Was werde ich denken, wenn man mir meldet, daß ich mich der Welt entſchlagen, meiner Ehren vergeſſen, meine Aemter niederlegen, und an die Ewigkeit allein gedenken müſſe? Und wie werde ich bereitet ſeyn, wenn es heiſſet, die Stunde ſey vor der Thüre, in der der Herr Gericht über mich halten werde? Herr! wie ſchrecklich iſt es, für deinem Throne zu ſtehen? Herr! wie zittert die Natur, wenn ſie an dein Auge denket, das nichts von Finſterniß weis! Herr! wie muß ein Sünder gerühret werden, der unrein von Mutterleibe iſt, und nichts, als Fehler in der Welt geſammlet hat, wenn er auf einmal vor den Thron gerücket wird, auf dem die Heiligkeit und Gerechtigkeit ſelbſt ſitzet. ꝛc. ꝛc.

§. XII.

Die Figuren ſind zweyerley, nemlich Dictionis und Sententiarum; d. i. entweder in einzelnen Worten, oder in ganzen Sätzen. Die erſten ſind nicht alle von gleichem Werthe, denn die meiſten darunter ſind nichts, als kahle Wortſpiele, die nichts, als ein kindiſches Geklapper in den Ohren machen, aber kein Feuer eines Affectes in ſich halten. Unter dieſe gehört. 1.) *Antanaclaſis*, wo ein Wort bey einerley Sylben zweyerley Bedeutungen bekömmt: Z. E. Wer ewig leben will, der muß ſich in dieſem Leben dazu gefaßt machen. 2.) *Ploce*, wenn das wiederholte Wort zwar grammatiſch daſſelbe bleibt, aber doch ſeinen Verſtand ändert. Z. E. Kinder ſind Kinder. 3.) *Polyptoton*, wenn ein Wort in ſeiner grammatiſchen Abänderung wiederholt wird. Z. E. Man kan wohl ſagen, darf aber darum nicht verzagen. 4.) *Paronomaſia*, wenn ſich die Worte nur reimen. Z. E. Zur Pfarre gehört eine Qvarre; Scheiden bringt Leiden. 5.) *Parecheſis*, wenn in ein paar Worten etliche Sylben übereinkommen. Z. E. Es giebt viel ungelehrte Lehrer; denn ſie ſind in Wiſſenſchaften unwiſſend. 6.) *Homoeoteleoton* und *Homoeoptoton*, wenn man mit den letzten Sylben, oder mit den Fallendungen ſpielet. Z. E. Man kan wohl was ſchönes lieben, aber man muß ſich nicht verlieben. Ein guter Prediger lehret ſchriftreich, geiſtreich, und troſtreich. 7.) *Paregmenon*, wenn von einander hergeleitete Wörter nahe auf einander folgen. Z. E. Wer ſeinen Eltern fluchet, der iſt verflucht: Denn der Fluch Gottes folget ihm überall ꝛc. Alle dieſe ſieben Arten, und wo es ihrer noch mehrere giebt, taugen nicht das geringſte, indem ſie nichts, als läppiſche Tändeleyen an die Hand geben, damit ſich ein Inſcriptions-Künſtler, aber kein rechtſchaffener Redner breit machet. Z. E. Roſe im richtigen Unterrichte von deutſchen Inſcriptionen ſchreibt p. 102. auf einen ſächſiſchen Fürſten:

Steh ſtille, Wandersmann,
tritt zur Abkühlung in dieſen kühlen Schatten;
hier hat die Sterbligkeit
der unſterblichen Tapferkeit
ein Dank und Denkmal aufrichten wollen ꝛc. ꝛc.

Und der obenangeführte Floridan in dem Lieb und Lobandenken ſeiner ſelig-entſelten Margaris, ſo er bey fröliger Frühlingszeit traurig angeſtimmet, ſpielt auch gern dergeſtalt, wie dieſer Titel ſchon zeiget. p. 3. heißt es:

Alſo ſagte und klagte, der betrübte Schäfer Floridan von ſeinem gewöhnlichen Luſtwandelweg ſich forttragen laſſend. ꝛc. Und p. 5.

Ach ja Zeichen und Zeugen, daß es um mich und in mir finſter worden ſey. Zeuch auf, du mir itzund viel zu güldene Sonne! dieſen Schmerzensthau, dieſen Herzregen, mache Wolcken daraus, und verhänge deinen ſaphirnen Himmel, mit ſchwarzen Cartinen.

§. XIII.

So gemein nun dieſe Spielwerke auch wohl in ziemlich ernſthaften und geiſtlichen Reden eine zeitlang in Deutſchland geweſen: So kindiſch ſind ſie endlich befunden worden, ſeit dem die geſunde Vernunft bey unſern Landesleuten die Augen aufzuthun angefangen. Von weit beſſerm Nachdrucke ſind folgende Wortfiguren, die uns die Natur ſelbſt in ſtarken Affecten in den Mund zu legen pflegt.

Ellipſis. Die etwas ausläßt, ſo ſich aber leicht verſtehen läßt. Z. E. Mosheim p. 1163 ſ. H. R. Wollen wir denn klüger ſeyn, und uns eine Gemeine vorſtellen, in welche der Feind immer einen Eingang finden kan, Unkraut zu ſäen? O Schwachheit! Das iſt, o welch eine Schwachheit iſt das! Imgleichen Cicero in ſein. I. Cat. R. O tempora, o mores!

Aſyndeton. Ein Mangel der Bindewörter. Eben der Redner ſchreibt p. 1165. Dort iſt kein Feind, kein Unkraut, kein Land das Unkraut annehmen will: Für und kein Land, oder auch kein ꝛc. Und p. 1181. Iſrael klagte, murrete, zankte, ſtritte auf dem Wege zu dem verheiſſenen Lande, als wenn kein Gott und kein Geſandter Gottes unter ihnen wäre.

Synonymia. Wenn man etliche gleich vielheiſſende Wörter ſetzt. Z. E. Cicero für den Ligar. Sie mögen begierig, ſie mögen zornig, ſie mögen eigenſinnig geweſen ſeyn: Man beſchuldige nur den todten Pompejus, man beſchuldige auch ſo viel andre nur keines Laſters oder Verbrechens, keiner Raſerey, keines Vatermordes. Oder auch ſein bekanntes: Abiit, exceſſit, evaſit, erupit.

Exergaſia. Wo man viel gleichgültige Redensarten oder Sätze brauchet, die Sache deſto lebhafter einzuſchärfen. Z. E. Mosheim an obgedachtem Orte. Iſt es hier denn gut Hütten zu bauen? Iſt es gut hier lange im Unfrieden zu wohnen? Iſt es gut, hier unter den Verkehrten zu bleiben? Nein, nein!

Polyſyndeton. Wenn man gar zu viel Bindewörter braucht. Es fällt mir nicht gleich ein Exempel eines Redners ein, darum ſoll ein Poet eins geben.

Allein ich ſeh und weis
Wieviel Geduld, Verſtand, und Müh, und Kunſt und Fleiß
Ein ſolches Werk begehrt, das Kluge lüſtern machen,
Der Wahrheit Dienſte thun, der Neider Grimm verlachen
Und ewig leben ſoll. Günther.

Pleonaſmus. Wenn man überflüſſige Beywörter braucht die Sache noch deſto nachdrücklicher zu geben. Z. E. Die heiße Glut, der groſſe Rieſe, der kleine Zwerg; oder wie dort beym Terenz die piſciculi minuti.

Anaphora. Wenn viele Abſätze einer Rede auf einerley Art anfangen. Z. E. Fleſchler auf den Turenne: Willſtu nebſt ſeinem guten Willen auch Werke haben: Siehe die Liebesbezeugungen an, die er theils ſchon ausgeführet, theils zum Heil und Troſte ſeiner Brüder allbereits beſtimmet hatte. Siehe die verirrten Seelen an, die er durch ſeinen Beyſtand, durch ſeine Rathſchläge, durch ſein Exempel wieder zurecht gebracht hat. Siehe das Blut deines Volkes an, welches er geſchenet; ſiehe ſein eigenes an, welches er ſo großmüthig für uns vergoſſen hat. Und damit ich noch mehr ſage, ſiehe das Blut an, welches Jeſus Chriſtus für ihn vergoſſen hat.

Epiphora. Welche das Ende eines Abſatzes in der Rede etliche mal wiederholet. Z. E. Was braucht man heute zu Tage am nöthigſten in der Welt fort zu kommen? Geld! Was bedarf man ſich bey Leuten beliebt zu machen? Geld! Was muß man haben bey Hofe empor zu kommen? Geld. Was macht klug? Was macht ſchön? Was macht gelehrt? Geld. Kurz was iſt das ſicherſte Mittel alles in allen zu werden? Nichts anders, als das liebe Geld.

Epizeuxis. Wenn daſſelbe Wort gleich hinter einander im Anfange eines Satzes wiederholet wird. Z. E. Demoſth. in ſeiner 1. Philipp. R. Es geht nicht an, ihr

Athenienſer, es geht gar nicht an, daß ein einziger Menſch alles miteinander ausführe. Und Mosheim p. 1225. Es iſt nichts, es iſt nichts mit dem Verlangen nach der Unſterblichkeit in dieſer Welt!

Anadiploſis. Wenn daſſelbe Wort am Ende, und im Anfange des folgenden Satzes zu ſtehen kömmt. Z. E. Nichts ſpornet edle Gemüther mehr zum Guten als die Ehre. Die Ehre allein reizet ſie zu den ſchwerſten Thaten an, die ſie ſonſt nimmermehr unternommen hätten.

Epanalepſis wenn derſelbe Ausdruck, ſo den Anfang zu einem Satze gemacht hat, denſelben auch beſchließet. Z. E. Packe dich fort, mit deinem unnützen Gewäſche; ich ſage dirs noch einmal; packe dich fort!

Symploce. Wenn Anfang und Ende vieler auf einander folgender Abſätze einerley ſind Z. E. Mosheim p. 1233. Und wüßte ich es noch, wenn dieſer große Tag einbrechen werde; wüßte ich es noch, in welcher Beſchaffenheit des Geiſtes der Tod mich antreffen werde; wüßte ich noch die Art der Zufälle und Schmerzen, die meinen Leib zu ſeiner Verweſung bereiten werden; wüßte ich noch, wie lange oder kurz mein Lager währen werde: So könnte ich mich doch in Zeiten ſchicken ꝛc.

Epanodos. Wenn man zwey Wörter nach einander beſonders wiederholt; doch ſo, daß das letzte zuerſt, und das erſte zuletzt kömmt. Ein Weiſer kan in der Welt täglich lachen und weinen. Weinen mit dem Heraclit über die Thorheit der meiſten Menſchen; lachen aber mit dem Democritus über die Eitelkeit und Unvernunft derſelben.

Endlich kömmt noch *Gradatio* oder Climax, da man ſtufenweiſe von einem Worte auf ein anders, und von dieſem noch auf ein ſtärkers fortſchreitet. Z. E. So reichet dar in eurem Glauben Tugend, in der Tugend Beſcheidenheit, in der Beſcheidenheit Mäßigkeit ꝛc. Und das mag von dieſer Art der Figuren genug ſeyn.

§. XIV.

Wir kommen auf die Figuren in ganzen Sätzen, deren auch von verſchiedenen eine große Menge gezählet werden. Wir wollen uns aber an die vornehmſten halten, die nemlich einen Affect ausdrücken, oder zu erwecken dienen können. Und da kömmt nun erſtlich:

Occupatio, oder die Benehmung eines Einwurfs, den etwa jemand machen möchte. Z. E. Demoſth. in ſeiner 1. Phil. R.

> Ja wird mancher hier fragen, wo ſoll unſre Flotte anlanden? Der Krieg, ihr Athenienſer, der Krieg ſelber wird es uns ſchon ſagen, und ſattſam lehren, wo unſer Feind am ſchwächſten iſt; laßt uns nur erſt den Angriff wagen.

Conceſſio. Wenn man ſeinen Zuhörern zwar was einräumet, aber doch eine Antwort dagegen hinzuſetzet. Z. E. Cicero für Ligar.

> Aber geſetzt er wäre zu Felde gezogen; geſetzt, er hätte ſich nicht nur von dir, ſondern auch von ſeinen Brüdern getrennet: Dem ungeachtet bitten dieſe, ſo dir anhangen, für ihn.

Confeſſio iſt ſehr damit verwandt, denn auch da giebt der Redner ſeinen Zuhörern etwas zu, welches ihm zuwieder zu ſeyn ſcheinet. Z. E. Demoſth. in der 1. Phil. R.

> Steht jemand unter euch, ihr Athenienſer, in den Gedanken, daß Philippus, in Betrachtung ſo vieler Völker, die er auf den Beinen hat, und ſo vieler Städte, die unſre

Republik verlohren hat, ſehr ſchwer zu bezwingen ſeyn werde: So muß ich ihm zwar recht geben. Doch gebe ich es ihm zu bedenken ꝛc.

Communicatio. Wenn man die Zuhörer ſelbſt zu rathe zieht, und die ganze Sache auf ihren Ausſpruch will ankommen laſſen. Z. E. Cicero in der Rede für Lig.

Man bedenke es nur, wäre es ihm nur einiger maſſen möglich geweſen, ſich davon zu machen: Würde er nicht lieber in Rom, als in Utica; lieber bey ſeinen liebſten Brüdern, als bey dem P. Accius; lieber bey den Seinigen, als in der Fremde gelebet haben? ꝛc.

Diſtributio. Wenn man was vielfaches in ſeine Theile zergliedert, um ſeinem Leſer einen ausführlichen Begriff von der Sache zu geben. Z. E. Fleſchier auf den Turenne.

O daß ich die Kunſt nicht kan, euren Gemüthern einen ſichtbaren Entwurf von Deutſchland und Flandern einzuprägen! Dadurch würde ich in euren Gedanken alles dasjenige ohne Unordnung entwerfen können, was dieſer groſſe Feldherr verrichtet hat, und kürzlich bey jedem Orte ſagen: Hier hat er die Bollwerke erobert, und einer belagerten Stadt beygeſtanden. Da erſchreckte er die Feinde, oder ſchlug ſie im offenen Felde. Dieſe Städte, wo ihr die Lilien ſehet, ſind entweder durch ſeine Wachſamkeit beſchützet, oder durch ſeine Standhaftigkeit und ſeinen Heldenmuth eingenommen. Dieſer mit Wald und Strom bedeckte Ort iſt der Platz, wo er nach einer rühmlichen Zurückziehung die beſtürzte Armee wieder anfriſchete. Hier trat er aus den Linien, um eine Schlacht zu liefern, und gewann auf einmal eine Stadt und eine Feldſchlacht. Dort theilte er den Reſt ſeines eigenen Geldes aus, und vollendete dadurch nicht nur eine Belagerung, ſondern gieng auch zu gleicher Zeit weiter, eine andre feindliche aufzuheben und zu verhindern.

Hypotypoſis ſ. deſcriptio. Darinn man eine ausführliche Abbildung von einer Sache giebt, und ſie dem Zuhörer gleichſam vor Augen malet. Z. E. Fleſchier eben daſelbſt:

> O könnte ich ihnen doch hier eine von den wichtigen Gelegenheiten erzählen, da er mit weniger Mannſchaft die Kriegsmacht des ganzen Deutſchlandes angegriffen. Er marſchirt drey Tage, ſetzt über drey Ströme, findet den Feind, greift ihn an, und macht ihm viel zu ſchaffen. Da die Menge auf einer, und die Tapferkeit auf der andern Seite iſt, ſo iſt das Glück lange ſehr zweifelhaft. Endlich hemmet der Heldenmuth die Menge; der Feind wird irre und fängt an zu weichen. Es erhebt ſich eine Stimme: Gewonnen! Hier hemmet der Feldherr alle Regungen, ſo ihm die Hitze des Treffens erwecket, und ruffet mit ernſthafter Stimme: Haltet ein! Unſer Schickſal ſteht nicht in unſern Händen. Wir werden ſelbſt überwunden, wenn uns der Herr nicht gnädig iſt. Bey dieſen Worten hebt er die Augen gen Himmel, daher ſeine Hülfe kömmt. Er fährt fort ſeinen Befehl zu geben, und erwartet in Demuth, zwiſchen Furcht und Hoffnung, daß die Verordnungen des Himmels erfüllet werden ſollen.

Antitheton. Wenn man viel wiedrige Dinge neben einander ſetzet, um ſie durch die Gegeneinanderhaltung deſto mehr zu erheben. Z. E. Fleſchier ſchreibt eben daſelbſt:

> Sie finden kein Hinderniß, ſo ſie nicht überwältigen: keine Schwierigkeit, die ſie nicht überwinden; keine Gefahr, die ſie erſchrecket; keine Arbeit, die ſie ermüdet: kein Unternehmen, das ſie in Erſtaunen ſetzet; keine Heldenthat, die ihnen zu ſchwer ſcheinet. Was hätten ſie einem Feld-

herren

> herrn abſchlagen können, der ſeinen Beqvemlichkeiten abſagete, um ihnen den Ueberfluß zu verſchaffen; der ihrer Ruhe halber, ſeine eigene verlohr; der ſie in ihren Bemühungen aufrichtete, und ſelbſt keine von ſich ablehnete; der ſein eigenes Blut verſchwendete, und nur das ihrige verſchonete.

Praeteritio. Wenn man ſich ſtellet, als wollte man von einer Sache gar nichts ſagen; aber eben damit eine Nachricht davon giebt. Ein recht ſchönes Exempel giebt abermal Fleſchier an angezogenem Orte:

> Erwarten ſie nicht, meine Herren, daß ich ihnen hier eine Trauerbühne eröffnen ſoll; daß ich ihnen dieſen groſſen Held auf ſeinen Siegeszeichen entſeelet vorſtellen werde; daß ich ihnen noch den blaſſen und blutigen Körper zeigen ſolle, bey welchem der Blitz noch rauchet, der ihn getroffen; daß ich ſein Blut ſchreyen laſſe, wie das Blut Abels, und ihren Augen die traurigen Bilder der klagenden Religion und des bethränten Vaterlandes zeigen werde.

Incrementum ſ. Gradatio. Wenn man ſtufenweiſe von einer geringern Sache zu einer größern hinaufſteiget. Z. E. Cicero für Ligar.

> Du nenneſt es ein Verbrechen, Tubero. Warum denn das? Denn bisher hat man die Sache noch nicht ſo genennet. Einige nennen es ein Verſehen; andre eine Blödigkeit; die es hart benennen wollen, heißen es eine Hoffnung, eine Begierde, einen Haß, eine Standhaftigkeit. Die es am allerhärteſten benamen, nennen es eine Verwegenheit. Ein Verbrechen aber hat es noch niemand genennet.

Epanorthoſis oder Correctio. Wenn man gleichſam aus Uebereilung etwas ſaget, ſo nicht an dem iſt; aber es ſogleich wiederruffet und verbeſſert. Z. E. Fleſchier ebenda.

> Ward die Frechheit gezäumet, der öffentliche und heimliche Haß geſtillet; bekamen die Geſetze ihre alte Kraft wieder; ward Ordnung und Ruhe in Städten und Landſchaften wieder hergeſtellet; wurden die Glieder mit ihren Häuſern wieder vereiniget: So haſt du es ihm zu danken, o Frankreich! Ich irre mich! Gott haſt du es zu verdanken, der nach ſeinem Wohlgefallen aus den Schätzen ſeiner Fürſehung groſſe Seelen hervorbringet, die er zu ſichtbaren Werkzeugen ſeiner Macht brauchet.

Interrogatio. Wenn man vielmal hinter einander ſeiner Zuhörer Gedanken mit Fragen herauszulocken bemühet iſt. Z. E. Demoſthenes in ſeiner 1. Phil. R.

> Es iſt auch offenbar, daß Philippus damit nicht nachlaſſen werde, dafern ihn nicht eine gröſſere Macht eintreiben ſollte. Wollen wir nun darauf warten? Wollen wir uns mit vergeblicher Hoffnung ſpeiſen? Wollen wir ihm ledige Galeeren entgegen ſchicken, und uns dabey ſchmeicheln, daß wir unſrer Pflicht aufs heiligſte nachgekommen? Wollen wir uns nicht zum Thore hinaus wagen? Wollen wir ihm nicht mit einem Theile unſrer Stadtſoldaten entgegen rücken, wenn es gleich bisher nicht geſchehen iſt? Wollen wir endlich nicht in Macedonien eine Landung unternehmen?

Apoſtrophe. Wenn man die Rede gegen abweſende, verſtorbene, oder gar lebloſe Dinge richtet, und ſie anredet, als ob ſie zugegen wären und uns verſtünden. Z. E. Fleſchier an oftgemeldtem Orte:

> Ihr Städte! die unſre Feinde ſchon unter ſich getheilet hatten; ihr ſeyd noch in dem Umkreiſe unſers Reichs. Ihr Landſchaften, die ſie in Gedanken ſchon verheereten, ihr habt eure Erndte noch halten können. Ihr von Natur und Kunſt befeſtigten Plätze, die ſie zu verwüſten entſchloſſen waren, ihr ſtehet noch itzo, und ihr habt

nur vor den verwegenen Anſchlägen eines eingebildeten Siegers gezittert; der nur die Zahl unſrer Soldaten gezählet, aber die Klugheit ihres Heerführers nicht in Betrachtung gezogen.

Exclamatio. Wenn man aus einer ſtarken Gemüthsbewegung einen Ausruff thut. Z. E. Cicero für Ligarium.

O der wunderwürdigen Gnade und Gelindigkeit, die gewiß ſo ruhmlich und preiswürdig iſt, daß ſie in Schriften und Ehrenmaalen erhoben werden ſollte!

Und Fleſchier ſchreibt:

O gar zu plötzlicher Tod, den man aber durch die Gnade Gottes längſt vorher geſehen! Wie viel erbauliche Reden, wie viel heilige Exempel haſt du uns entriſſen! Wie hätten mitten unter Siegen und Triumphen einen demüthigen Chriſten ſterben geſehen: Und welch ein Anblick wäre das nicht geweſen!

Admiratio. Wenn man über eine unvermuthete Sache ſeine Verwunderung blicken läßt. Z. E. Demoſth. 1. Phil. R.

Ich muß mich in der That wundern, daß niemand unter euch es weder wahrnimmt, noch übel empfindet, daß der Krieg ſo ſchlecht von ſtatten geht. Iſts nicht ſo? Er wird in der Abſicht angefangen, daß wir uns an Philippo rächen wollen: Itzo aber iſt es ſo weit gekommen, daß wir uns kaum ſattſam gegen ihn vertheidigen können.

Parrheſia. Wenn man eine verhaßte Sache zwar frey heraus ſaget, aber doch auf eine erträgliche Art vorträgt und etwas zu lindern ſuchet. Z. E. Cicero für den Ligar.

Siehe doch, o Cäſar, wie frey oder wie verwegen uns vielmehr deine Gnade macht! Antwortet Tubero, daß ſein

> Vater Africa, wohin ihn der Rath geſchicket hatte, dir würde übergeben haben: So werde ich kein Bedenken tragen, ihm deßwegen vor deinen Augen einen Verweis zu geben; ob dir gleich ſolches dazumal zuträglich geweſen wäre. Denn darum, daß es dir angenehm geweſen ſeyn würde, wäre es noch nicht zu billigen geweſen.

Jusjurandum. Wenn der Redner eine ſehr hohe Betheurung brauchet, daß ſeine Worte wahr ſind. Z. E. Demoſthenes hat in ſeinen Reden ſehr oft bey allerley Sachen geſchworen. In der II. Phil. Rede heißt es ſo:

> Aber warum ſage ich ſolches? Und warum verlange ich, daß dieſe Leute vorgefordert werden ſollen? So wahr Gott im Himmel lebt, ich will es frey heraus ſagen, und nichts verhelen. = = = Denn ich ſehe ſchon, wo es hinaus will, und wiewohl ich wollte, daß meine Muthmaſſungen falſch wären: So fürchte ich doch, daß ihre Erfüllung nicht bereits vor der Thür ſey.

Votum. Oftmals iſt auch ein brünſtiger Wunſch mit unter die Zahl der Figuren zu zählen. So macht Z. E. Fleſchier dergleichen in der oft belobten Rede bald anfangs.

> O wenn der göttliche Geiſt, der Geiſt der Stärke und der Wahrheit, meine Rede mit ſolchen lebhaften und natürlichen Vorſtellungen erfüllet hätte, welche die Tugend nicht nur abſchildern, ſondern auch ins Herz drücken könnten: Mit was vor edlen Gedanken würde ich nicht eure Seelen anfüllen, und was vor einen Eindruck würde nicht die Erzählung ſo vieler erbaulichen und preiswürdigen Thaten in euren Herzen machen.

Epimone. Wenn man ſehr heftig mit allerley Figuren auf ſeinen Gegner losſtürmet, und ihn verwirrt zu machen ſucht. Dergleichen kommen in der 1. catilinariſchen Rede beym Cicero oft vor. Wir wollen aber aus der R. für Ligar. dieſes Exempel nehmen.

> Denn ſage mir Tubero, was machte dein entblößtes Schwerdt in der pharſaliſchen Schlacht? Nach weſſen Körper ſehnte ſich deine Degenſpitze? Wohin zielten alle deine Waffen? Wohin giengen alle deine Gedanken, deine Augen, deine Hände, deine brennende Begierden? Was wünſchteſt du? Was verlangteſt du? Ich dringe gar zu ſcharf auf ihn ein: Es ſcheint der junge Menſch ſey gerührt worden. Ich will nur wieder auf mich ſelbſt kommen: Ich bin ſelbſt auf deiner Parthey geweſen.

Cumulus. Wenn man viele Dinge zuſammen häufet, und eine Menge kurzgefaßter Vorſtellungen geſchwinde hintereinander, gleichſam in einem Othem, heraus ſtößt, ſeine Zuhörer deſto ſtärker zu rühren. Z. E. Demoſth. 1. Phil. R.

> O wenn wir doch lieber an ſtatt des allen klüglich erwegen wollten, daß Philippus unſer Feind iſt; daß er uns alles unſrige nimmt; daß er ſich ſchon eine geraume Zeit ſo trotzig erwieſen; daß alles, worauf wir uns bisher verlaſſen haben, uns nunmehr zuwieder iſt; daß wir uns ins künftige auf nichts, als auf uns ſelbſt Hoffnung zu machen haben; und daß wir, die wir itzo dort nicht mit ihm Krieg führen wollen, vielleicht eheſtens, hier, wo ich rede, werden fechten müſſen: Wenn wir dieſes alles, ſage ich, erwegen wollten; denn würden wir klüglich handeln, und uns aller thörichten Fabeln entſchlagen.

Sermocinatio. Wenn man verſtorbene Perſonen redend einführt. Z. E. D. Mayer in ſeiner II. Mordpredigt ſchreibt ſo:

> Aber wie iſt mir? Mich dünkt es richten ſich zween ermordete Körper auf, die ein jämmerliches Geheule und Gewinſel hören laſſen: Heiſſet das friedſam, wo mörderiſche

> ſche Waffen wüten und unſchuldig Blut vergieſſen? Wo wir durch tägliche Mordſtiche um unſer junges Leben gebracht werden? Wir ſuchten unter deinen Flügeln Schatten, o Wittenberg! Aber unter deinen Schatten haſt du uns tödten und umbringen laſſen.

Proſopopoeia. Wenn man lebloſen Dingen die Eigenſchaften lebendiger Perſonen giebt. Z. E. Eben der D. Mayer ſchreibet am angezogenen Orte:

> Dieſe Kanzel ſey vor GOtt im Himmel Zeuge! Und bald darauf: Ich beſchwere dich, du unglückſelig Entleibter, der du allbereit vor GOttes Gericht geſtanden! Laß dein Gewiſſen reden, du Mörder! : : : Wollt ihr ſchweigen, ſo wird mein Saal, ſo werden meine Bücher zu GOtt im Himmel ſchreyen.

Dialogismus. Wenn ein Redner mit ſeinem Gegner gleichſam ſtreitet, ihn redend einführet, und ihm gleich darauf antwortet. Z. E. Cicero für den Archias:

> Ja wirſt du ſagen: Er hat kein Haus in Rom gehabt. Iſt das wohl wahrſcheinlich, da er ſo viel Jahre vor ſeinem erlangten Bürgerrechte Rom für ſich und ſein ganzes Vermögen zum Aufenthalte erwählet hatte. Aber, ſprichſt du, er hat ſich nicht deswegen gemeldet. Freylich hat er ſich gemeldet, wie aus dem Verzeichniſſe erhellet, welches unter allen, die bey den Stadtgerichten vorhanden ſind, die gröſte Gültigkeit hat.

Apoſiopeſis, oder Reticentia. Wenn man den Anfang macht, etwas heraus zu ſagen: Aber mitten in der Rede inne hält und abbricht. Z. E. Demoſthenes in der Rede für den Cteſiphon:

> Erſtlich ſtreiten wir nicht von einerley Sache: Denn es iſt mir nicht ſo wenig daran gelegen, wenn ich eure Gewogenheit verliere, als dem Aeſchines, wenn er ſeinen Proceß nicht gewinnet. Was nemlich mich anlangt, : : : doch

ich will gleich zu Anfange meiner Rede nichts trauriges vorbringen. Er aber hat mich nur aus Uebermuth angeklaget.

§. XV.

So viel mag nun von den Figuren genug ſeyn. Denn obgleich dieſe noch lange nicht alle diejenigen ſind, die man in andern Büchern von der Redekunſt erzählet findet: So ſind es doch die vornehmſten und lebhafteſten, die einer Rede das gröſte Feuer geben. Denn giebt es gleich bey andern eine weit gröſſere Anzahl unter dem Titel der Figuren: So gehören ſie doch zum Theil weit beſſer unter einen andern Titel. Z. E. Gnome, Noema, Chria, deren jene ein Lehrſpruch, dieſe ein Exempel, und die letztere ein Zeugniß bedeutet, die alle drey zu den Erläuterungen gehören. Aetiologia iſt keine Figur, ſondern ein Beweis; Imago begreift ein Gleichniß, Paradigma abermal ein Exempel in ſich; Comparatio iſt wiederum ein Gleichniß, Collatio iſt oben als ein Antitheton vorgekommen. Diſſimilitudo iſt eben das. Paradiaſtole und Antimetabole ſind wohl Arten zu denken und zu reden, aber keine Figuren. Z. E. wenn ich ſage, er iſt wohl verſchmitzt, aber nicht klug: Oder, wir eſſen um zu leben, aber wir leben nicht um zu eſſen. Oximoron und Epiphonema, ſind auch nur ſinnreiche Lehrſprüche, die entweder in der Mitte oder am Ende vorkommen. Auxeſis und Tapeinoſis, ſind ſchon unter den Tropen vorgekommen. Praefiguratio iſt nichts, als die obige Hypotypoſis. Obſecratio und Exſecratio ſind nichts, als Arten der Apoſtrophe; und ſo weiter. Wir begnügen uns alſo an den bisher erklärten, und bemühen uns bey gegebener Gelegenheit dieſelben in Uebung zu bringen. Hierzu wird viel beytragen, wenn man die Schriften der beſten Redner mit Aufmerkſamkeit lieſt, und ſich die Figuren ſelbſt im Zuſammenhange der Rede fleißig anmerket.

Das XV. Hauptſtücke.

Von der Schreibart, ihren Fehlern und Tugenden.

§. I.

Nachdem wir nun die Theile einer Rede oder Schrift, nemlich die Wörter, Redensarten und Perioden, abſonderlich erwogen haben: So müſſen wir nun auch die Schreibart ſelbſt in Betrachtung ziehen. Wollen wir die Redekunſt auch hier mit der Vernunftlehre in Vergleichung ſtellen: So müſſen wir die Schreibart mit der dritten Wirkung des menſchlichen Verſtandes, oder mit den Vernunftſchlüſſen vergleichen. Denn wie dieſe aus dreyen oder mehr verſchiedenen Urtheilen oder Sätzen, die aber zuſammenhangen, beſtehen: So gehören auch zur Schreibart viel zuſammenhängende Perioden. In der That hält ſie auch faſt lauter Vernunftſchlüſſe in ſich; wenn nemlich keine Erzählungen vorfallen. Denn was vor einen Zuſammenhang der Sätze wollte man ſonſt angeben, wenn weder die Verbindung der Begebenheiten, noch der vernünftigen Urtheile und Ausſprüche von Dingen darinn vorkäme? Einzelne Perioden machen keine Schreibart aus, wenn ſie nicht eine Verknüpfung unter einander haben, die aus der Sache ſelbſt entſteht. Z. E. Zehn einzelne Sprüche aus der Bibel, oder aus weltlichen Büchern, die von verſchiedenen Materien handeln, geben keine Schrift oder Rede ab, von deren Schreibart man urtheilen könnte. Man ſieht alſo hier abermal, daß die Schreibart mehr auf die Gedanken des Scribenten, als auf ſeine Worte ankömmt; wie wir ſchon oben erinnert haben. Wie aber bey den Sätzen oder Perioden nur der Verſtand ſein Werk hatte: Alſo kommt es in ganzen Aufſätzen, hauptſächlich auf die Vernunft an. Denn ſo ſchwach oder ſtark dieſelbe bey einem Scribenten iſt, ſo ſchlecht oder gut pflegt auch ſeine Schreibart zu gerathen.

§. 11.

Es theilet ſich daher die Schreibart erſtlich überhaupt, in eine ſchlechte und gute Schreibart ein. Jene iſt der Ausdruck ſchlechter und übel zuſammenhangender Gedanken, in einer Schrift oder Rede: Dieſe hergegen, iſt ein Ausdruck guter und wohlverbundener Gedanken in einer Schrift oder Rede. Die Erfahrung lehrt es, daß nicht alle Menſchen, ja nicht einmal alle Gelehrten gleiche Köpfe zum denken, das iſt zum begreifen, urtheilen und ſchlieſſen haben. Theils rührt dieſes von ihrer verſchiedenen natürlichen Fähigkeit her; theils haben auch ihre Auferziehung und Anführung, ihre Art zu ſtudieren, ihre Vorgänger und Lehrer Schuld daran. Man kan ſich kaum einbilden, wie ungleich die Gemüthskräfte der Menſchen von Natur ſchon ſind; wenn man nicht Gelegenheit gehabt, an der Auferziehung junger Leute Theil zu nehmen. Auch bey gleichem Unterrichte, werden ſie ſehr ungleiche Arten und Fertigkeiten zu denken erlangen. Der eine wird lebhafter, der andre ſchläfriger in ſeinen Gedanken ſeyn. Der eine wird ſehr ordentliche Verbindungen klarer Begriffe haben, und im Reden ausdrücken: Der andre wird dunkle Vorſtellungen von Sachen, durch die Verwirrung der Worte, noch unverſtändlicher machen. Der eine wird ſich durch viel fremde Einfälle, ſo zu reden, ſelbſt ſtören; der andre wird in ſeiner Ordnung unverrückt fortfahren. Dem einen wird viel von jedem Dinge, in den Sinn kommen: Dem andern wird gar nichts beyfallen wollen. Allein das meiſte trägt wohl zur guten und böſen Schreibart die Anweiſung und die Nachahmung bey. Die Kinder lernen von ihren Eltern und Vorgeſetzten nicht nur reden, ſondern auch denken. Wie man andre urtheilen und ſchlieſſen hört: So lernet man endlich ſelbſt urtheilen und ſchlieſſen. Darum will Qvintilian, daß man Kindern keine unwiſſende, abergläubiſche oder phantaſtiſche Wärterinnen, und Lehrmeiſter geben ſoll. Ja darum iſt es einem, der ein guter Scribent werden will, nicht einerley was er ſtudirt, oder was er vor Bücher lieſt.

§. III.

Doch weil ich ſchon oben davon gehandelt, ſo will ich hier die Mittel zu einer guten Schreibart zu gelangen, nicht abermal wiederholen. Ich muß vielmehr die Fehler und Tugenden der Schreibart mit Regeln und Exempeln erklären. Die Fehler der Schreibart ſind vielerley, und daher wird auch die ſchlechte Schreibart nicht von einer Gattung ſeyn. Ich will hier bey denjenigen Claſſen derſelben bleiben, die Benjamin Neukirch in ſeiner Anleitung zu deutſchen Briefen ſchon abgetheilet hat: Aber weil meine Abſichten anders ſind, ſo will ich auch andre Exempel aus wirklichen Schriften unſrer Landesleute zur Erläuterung hinzuſetzen. Alle Arten der ſchlechten Schreibart hat ein Redner zu vermeiden, ob ſie gleich auch oft bey Leuten angetroffen werden, die keine Redner ſind. Man hat alſo auch an den Poeten oft etwas getadelt, was einem Redner noch viel unanſtändiger ſeyn würde, wenn er es brauchen wollte. Ich habe ſchon oben das P. Bouhours Manier in ſinnreichen Schriften wohl zu denken, beſtens angeprieſen, und dieſe will ich auch allen Liebhabern der Beredſamkeit angeprieſen haben. Nicht minder kan man des gelehrten Herrn Werenfels Rede von den Meteoris Orationis hier mit groſſem Vortheile brauchen, zumal, da wir ſie in der Deutſchen Geſellſchaft eigenen Schriften und Ueberſetzungen 1. B. deutſch leſen können. Hiernächſt kan man auch des Herrn Prof. Bodmers Urtheile und Gedanken von der Beredſamkeit nachleſen.

ſen. Ferner iſt des berühmten Swifts Tractat *περὶ βάθους*, der unter dem Titel *Antilongin* deutſch überſetzt worden, hier mit Nutzen zu gebrauchen. Endlich kan man auch Longins Tractat von dem Erhabenen mit groſſem Nutzen zu Rathe ziehen; als worinn auch unzähliche Fehler ſchlechter Scribenten getadelt werden.

§. IV.

Die erſte Gattung der ſchlechten Schreibart iſt die dunkle undeutliche, oder unverſtändliche Schreibart. Denn da die Abſicht eines ieden Scribenten oder Redners iſt, daß er verſtanden werden will: So hat er nichts ſo ſehr zu vermeiden, als die Dunkelheit. Es entſteht aber dieſelbe anfänglich aus altfränkiſchen Wörtern und Wortfügungen, die wir ſchon oben verworfen haben. Doch damit man ein Beyſpiel ſolcher Schreibart haben möge, ſo will ich aus Nicolai von Weil Deutſchungen etliche Bücher Aeneä Silvii, ꝛc. die 1536. zu Augſpurg in Folio gedruckt worden, die Abbildung eines ſchönen Frauenzimmers herſetzen. Es heißt p. 1.

> Die Frauen naygten ire augen gegen der erden, und als vil ſie ſchämiger wurden, als vil wurdenn ſie ſchöner und hüpſcher geſehen: Dann von röthe zwiſchen iren wenglin außgebräyt, gaben ſie ſolche farben: als da gybt das Indiſch helffenbain, gerötet inn dem blut des oſtrums, oder als gebend die weyſſen lilien, vermiſcht mit purpurfarben roſen. Aber under denen leychtet für die anderen mit vil ſonder ſchöne Lucretia: Ein jüngelingin under zwayntzig jahren: geboren von dem geſchlecht Camillorum, vermähelet dem oberreichen mann Menelao: Der unwyrdig was, das im ein ſoliche zierd zu ſeinem bett und tiſch dienen ſolt, aber wol wyrdig den ſein hausfrau betrieg, und machte, als man ſpricht zu einem gehörnten hyrſen, derſelben glidmaß an gerade und länge die andern frauen übertraff: Ir har was dück und lang: von farben gleich dem

gold: das ſie nit nach ſitten der junckfrawen hinden ab ſlůgen lieſe: ſonder mit gold und edlem geſtayn, zierlich herr geflochten und auffgebunden. Jr ſtyrn was zymlicher braytte, mit kayner runzel entſchöpfft. Jre augbrawen in böglin weyß geſtellet, waren mit wenig vnd nicht důckem ſchwartzem har in rechter weyte von einander geſchayden. Jre augen mit ſolchem ſchein laychtend: das ehs gleich wie die Sonn, die geſichten der anſchawenden menſchen thete letzen, vnd bekrenken. Mit wölchen augen ſie auch, wenn ſie wolt, möcht tödten: vnd dieſelb getödten (ob ſie geluſt) wieder ins leben bringen. Jr naſe recht in mitten geſetzt, thet die roſenfarben wenglin mit gleicher menſur und mas underſchayden. Nichts was lieplichers noch der Geſicht luſtlichers, denn dieſe wenglin, als die fraw lachet, ſo vil mer wurden darinn kleine grůblin zu bayden ſeyten geſellet. Niemand ſahe die, der ſie nicht von herzen innerlich begehrte zu kůſſen. Jr mund was zymlicher Klayne: vnd roter Corallenfarb, auf das allerluſtſamlichſt geſchickt darein zu beyſſen. Jre zeen klayen in gleicher ordnung geſetzt, als aus criſtallen gemacht: dadurch ir bewegbar zung lauffend: nicht allein lieplich red, ſonder auch geſpräch, gleich allerſůſſeſtem geſang ließ hören und lauten.

§. V.

So, wie nun die alten Wörter und Redensarten eine Schreibart dunkel machen, ſo thun es auch die neuen; davon man in den Schriften der fruchtbringenden Geſellſchaft Exempel finden kan. Es iſt dieſes um ſo viel nöthiger, heut zu Tage zu erinnern, da es bey einigen, die ſich einer ſchönen und reinen deutſchen Schreibart befleißigen, ſehr aufkömmt, daß ſie ohne Noth eine Menge ſeltſamer Wörter und Redensarten aushecken, und ſich nicht eher einbilden ſchön zu reden, bis ſie etliche Dutzend ſeltſame und unerhörte Misgeburten angebracht haben. Ich kan dieſe nicht beſſer mit ihrer ungereimten Neugierigkeit beſchämen, als wenn ich ihnen aus dem deutſch überſetzten Pantagruel des Rabelais ein Exempel herſetze. Die Zueignungsſchrift fängt ſo an:

An alle klugkröpfige nebelverkappte Nebelnebuloner, witzerſaufte Gurgelhandthierer, ungepalierte ſinnverſauerte windmülleriſche Durſtaller oder Pantagrueliſten. Großmächtige hoch und wohl gevexirte, tief und ausgelärte eytele ohrenveſte, ohrenfeiſte, allerbefeiſtete, achrenhafte und haftahren, Ohrenhaſen und Haſenohren, oder Haſenaſinohrige inſondere liebe Herrn, Gönner und Freunde. Euwer Keinnad und Dunſt ſollen wiſſen, daß die alten Spartaner das Sprichwort, (Ein Vnflat erleydets dem andern) wahr zu machen, keine beſſere Weiſe gewußt haben, ihrer jungen Burgerſchaft die Trunkenheit zu erleyden, als daß ſie zu gewiſſen Feſttagen an offenen Platz, in beyſeyn ihrer Kinder, ihre Knechte ſich redlich voll und toll ſaufen lieſſen, auf daß, ſo ſie die alſo hirntobig und ſchellhörnig, und hörnſchellig vom Wein raſen, balgen, ſchelten, gauckeln, fallen, ſchallen, burtzeln, ſchreyen, gölern, prüllen, wüten, ſinken, hinken, ſpeyen und unflätig genug ſeyn ſahen, ſich vor ſolcher viehiſchen Unweiſe forthin zu hüten wüßten. ꝛc.

§. VI.

Die dritte Art der Unverſtändlichkeit rühret von den Provinzialwörtern her, die nur in gewiſſen Landſchaften üblich ſind, und alſo nicht allenthalben gelten oder bekannt ſind. Eine iede Gegend von Deutſchland hat die ihrigen, die Franken und Schleſier, die Oeſterreicher, Bayern und Schwaben, die Ober- und Niederſachſen: Und ihre Scribenten von allen Orten pflegen ſich daher allemal, durch ein gewiſſes Schiboleth zu verrathen; wenn nur ein Kenner darüber kömmt. Zur Probe ſoll mir die Aramena dienen, darinnen ſehr viel niederſächſiſche Provinzialwörter vorkommen. Z. E. im 5. Theil p. 270. ſteht folgendes:

Sie ließe ein paar dunkelblauer Augen auf uns ſchieſſen, und zwar mit ſolcher Kraft, daß wir beyderſeits die andre Wunde von ihr entfingen, und dieſer im unſern

„ Herzen den Fürzug für ihrer vorigen Geſtalt zu geben begunten. Jch gebrauche mich dieſer Redenkart, weil wir, als ganz verbaſt, dieſe beide damals für eine Perſon gehalten ꝛc. Und bald darauf kömmt p. 121. der Vers: Droben, wo die Sternen **glaſten**, meine Seele wünſcht zu raſten.

Doch, nicht nur Wörter, ſondern auch Redensarten gehören hieher. Z. E. Ein Niederſachſe wird ſagen: **Jch bin bange**, welches doch ganz unrecht geredet iſt, indem es heiſſen muß: Mir iſt bange. Man leſe nur Joh. Ad. Hoffmanns Schriften: So wird man unzählige Exempel antreffen. Will man ſchleſiſche Provinzialwörter haben: ſo leſe man nur den Lohenſtein, darinn man p. 98. **etzeln**, p 164. **beemſiger**, für beſchäftiget, p. 187. **Bereglichkeit**, für Hurtigkeit; p. 282. **einweniger**, für einiger. p. 309. **verreden**, für einen vertheidigen. p. 333. **zier vergoldet**, für künſtlich vergoldet, p. 435. **Schalaſter**, für Aglaſter, p. 501. **heimlich**, für gut, hell, klar, beym Wetter. p. 562. **aufreden**, für anhetzen. p. 600. **Knichel**, für Knöchel, p. 603. **Rutze**, für ein grobes Kleid. p. 702. **Kniſpel**, für Püſchel, p. 908. **Peroke**, für Parſch. p. 1094. **Feuerſorge**, für Kohlpfanne. p. 1104. **Erſuchung** für Beſuch. p. 1547. **zuſagen**, für übereinſtimmen. p. 1625. **Mächſel** für das, was eine Speiſe ſchmackhaft macht. p. 1899. **Litte**, für löte, p. 2110. **wöller**, für beſſer. p. 2211. **ſchlimm**, für krumm. p. 2248. mit **Wuſte** und Wille, für mit Vorbewuſt. p. 2276. **Rampricht**, für rauh und uneben. p. 2358. **Geloſen**, für los werden. p. 2364. **bey jemand aushaben**, für jemands Gunſt verliehren. p. 2444. **Beſitzthum**, für Beſitz. p. 2559. **Schnüchze**, für Schnauze. p. 2567. **ausdücken**, für ſich entziehen.

§. VII.

Andre Arten der Undeutlichkeit entſtehen aus fremden Wörtern, die man auf eine ſeltſame Art durch einander menget, oder auch aus bekannten, die in einer fremden Bedeutung genommen werden. Hierinn ſind ſonderlich die myſtiſchen Scribenten, und ihre Brüder die Goldmacher, groſſe Meiſter, die oft ſo ſchreiben, daß keine menſchliche Vernunft erreichen kan, was ſie haben wollen. Der berühmte Joh. Arndt iſt in ſeines wahren Chriſtenthums vierdtem Buche nicht allemal frey von dieſem Fehler, und durch ihn ſind viel andre verführt worden, eine Art der Heiligkeit in einer ſo unverſtändlichen Schreibart zu ſuchen. Das ſeltſamſte iſt, daß dieſe Meiſter der Dunkelheit noch von ihren Anhängern für hocherleuchtete Männer gehalten worden. Z.E. Jacob Böhme der weil. begeiſterte Schuſter in Görlitz ſchreibt p. 2255. im Buche de Signatura rerum c. 8. §. 22. um das Wachsthum der Pflanzen zu erklären, alſo:

> Alſo dringet die äuſſere Sonne in die Sonne ins Kraut, und die innere Sonne dringet in die äuſſere, und iſt ein eitel Geſchmack und Liebhaben, eine Eſſentz die andre, Saturnus macht ſauer, Jupiter macht lieblichen Geſchmack. Mars macht bitter von ſeiner peinlichen Art, Venus macht ſüſſe. Mercurius unterſcheidet den Geſchack, Luna faſſets in ihren Sack und brütets, denn ſie iſt irrdiſcher und hiũliſcher Eigenſchaft, und giebt ihme das Menſtruum, darinn die Tinctur liegt; Alſo iſts ein Treiben im Geſchmacke, jede Geſtalt eilet dem ſüſſen Waſſer und der Sonne nach; Jupiter iſt freundlich, und gehet mit der Liebe-begierde oben aus, im ſüſſen Qvallwaſſer, darinnen wütet Mars, und denket er ſey Herr im Hauſe, weil er den Feuergeiſt im Sulphur führet, deſſen erſchrickt Mercurius, daß ihm Mars Unruh macht, und Saturnus machet den Schrack nach ſeiner ſtrengen Impreſſion leiblich, das ſind die Knoten am Halme, und iſt der Schrack ſaluitriſch, nach der dritten Geſtalt in der erſten Impreſſion zum Geiſtleben, als in der Angſtgeſtalt, davon der Sulphur

urſtändet; und im Schrack gehet Mercurius im Salniter auf die Seite, und nimmt in ſich mit die Venus, als die Liebebegierde, davon wachſen Zweige und Aeſte am Halme, Stengel oder Bäume, und was das dann iſt, Kräuter, Bäume oder Halmen, und iſt jeder Aſt alsdann gleich dem ganzen Gewächſe.

§. VIII.

Es giebt noch eine Art der Undeutlichkeit, wo man mehr oder weniger ſagt, als man ſagen wollte Z. E. wenn Aulus Apronius ſagt, das Schloß bey Paris, Madritt genannt, ſey von Fenſtern aufgebauet; welches ja den Worten nach unmöglich iſt. Ferner giebt es eine Dunkelheit, wenn man die Hülfs- und Schlußwörter ausläſt. Z. E. eben der ſchreibt p. 292.

Inſpruck folgete hierauf, ein kleiner Ort, ſonſt wegen der meſſingenen ſehr groſſen Statuen, ſo in der Kirche der Capuciner (die zur rechten Hand, wenn man aus dem Thor gehet,) in zwey Rangen oder Streifen gegen einander überſtehen, und ſehr herrlich, an der Zahl 28. oder 30. zu ſehen; dergleichen nicht in Europa anzutreffen.

Eben ſo dunkel wird die Schreibart durch die vielfältige Einſchaltungen und Parentheſes fremder Dinge, die den Verſtand verwirren. Z. E. eben der Aulus Apronius in ſeiner Reiſebeſchr. p. 193.

Wie Peregrinant beſagten Jeſuiten wegen der Margana fragte, davon beym Kirchero in mundo ſubterraneo, nemlich die natürliche præſentation groſſer Städte, in der See der Sicilianiſcher Meerenge, vieler Thieren, als wenn ſie auf dem Lande geſehen werden, und Wälder, auch andre Erſcheinung, ſo mußte er mit Verdruß (ſintemal ihn dieſes und der Aetna die Luſt nach Sicilien getrieben) hören, daß wohl zehen und mehr Jahre vorbey giengen, ehe ſolches zu merken.

Nicht minder Undeutlichkeit erwächſt aus ſolchen Wortfügungen die an ſich zweydeutig ſind, und auf verſchiedene Art verſtanden werden können. Auch hier ſoll mir Apronius das Exempel geben. In der Zueignungsſchrift dieſes Buches heißt es:

> In der Mitte fügt ſich ein dero allerdurchlauchtigſte Frau Muhme Sophia Charlotte, Königin in Preuſſen und Schwiegermutter, Friedrichs Wilhelms des groſſen Königs in Preuſſen, groſſen Diamants an dem Finger der jetzigen Zeit hochſeligen Frau Mütter, die da gleich bey der ganzen künftigen Welt einem groſſen Stern, ſo bey ungewölkter Nacht den weiten Himmel zieret, funkelnde beyde von Edelſteinen königlicher Tugenden, welcher Glanz, dero königlichen Majeſtät keinesweges an der andern Seite ihr lebtage nachzugeben vermeynet. ꝛc.

Doch genug hiervon. Man merke ſich nur die Regel, daß ein Scribent ſich nicht auf den Verſtand ſeines Leſers verlaſſen, ſondern ſo ſchreiben müſſe, daß es der Einfältigſte verſtehen muß.

§. IX.

Die andre Gattung der ſchlechten Schreibart iſt die Pedantiſche, deren ſich Leute, die nur nach der altväteriſchen Art ſtudiret haben, im Schulſtaube erwachſen ſind, und die Lebensart der Welt gar nicht kennen, zu bedienen pflegen. Dieſe meſſen alles nach ihrem Schulleiſten: Und ob ſie gleich die beſten Schriften der Lateiner und Griechen täglich in Händen haben: So ahmen ſie doch die Artigkeit derſelben im ſchreiben nicht nach; ſondern bleiben immer bey ihrem Schulſchlendrian. Doch auch dieſe Gattung hat ihre Arten. Die erſte davon entſteht, wenn man immer mit lateiniſchen und griechiſchen Wörtern, Sprüchen und Zeugniſſen der Scribenten um ſich wirft. Ein ſchön Exempel giebt mir A. Gryphius, in ſeinem Horribilicribrifax.

briſax. Denn da tritt Sempronius, ein Schulmeiſter mit folgender Rede auf:

> Αιων παντα Φερει, Sed omnia vincit amor; omnia, id eſt omnes homines & omnia pecora campi, & nos cedamus amori, ſaget das Wunder der lateiniſchen Poeten Virgilius. Wer ſollte geglaubet haben, daß ich, der ich ein Wunder bin inter eruditos huius ſeculi, und nunmehro meine fünf und ſechzig Jahr cum ſumma reputatione erreichet, mich aufs neue ſollte per faces, atque arcus cupidinis haben überwinden laſſen? Ach Coeleſtina! Ach coeleſtina! tu mihi ſpes voti, tu mihi ſummus amor! Wenn ich deine Roſen-liebliche Wangen betrachte, werde ich verjünget, als ein andrer Phoenix. Aber quid haec ſuſpiria ſolus montibus & ſylvis? Virgilius Ecloga 2. Warum greife ich nicht zu Mitteln, und verſuche, was zu erhalten iſt? Haſce amoris mei interpretes epiſtolas, Cicero ad Atticum, habe ich heute frühe, (Aurora muſis amica) mit höchſtem iudicio und ingenio zuſammen geſetzet, und warte nur auf Gelegenheit, ihr ſelbiges durch ein bequemes ſubiectum, welches ſie kennet, zu überantworten. Hier in der Nähe wohnet eine gute Frau, die alte Cyrille, die ſich gar gern zu ſolchen legationen brauchen läßt, & niſi me fallit animus, ſo iſt dieſes ihr Haus. Sed eccum! illa ipſa prodit, laßt uns hören in hoc angulo, was vor excurſus ſie vorbringen werde.

Man denke nicht, daß dergleichen Schreibart nur erdichtet ſey. Man findet ſie in der That vielmals eben ſo: Und ſelbſt in den Reden groſſer Herrn fehlt es nicht an den Spuren dieſer Pedanterey. Man leſe z. E. Die 49. p. 104. T. I. ferner die 97ſte p. 232. T. I. ferner die 158. p. 466. T. I. u. a. m. Imgleichen im II. Theile die 167. p. 541. die 171. p. 567. die 177. p. 599. der übrigen Theile, und andrer oratoriſchen Sammlungen nicht zu gedenken.

§. X.

§. X.

Eine andre Art perdantiſcher Schreibart iſt diejenige, da man ſeine Beleſenheit in Anführung allerley ausländiſcher Seltenheiten, als Thiere, Pflanzen, Steine, Gebäude, ja menſchlicher Sitten und Kleidungen, zu zeigen ſuchet. Dieſe Art iſt in Deutſchland zu Lohenſteins Zeiten allererſt aufgekommen, der ſie in ſeinem Arminius faſt durchgehends gebrauchet. Doch hat dieſer auch die Alterthümer und Geſchichte der Griechen und Römer ſehr häufig angeführt, und einige ſeiner Nachfolger und Bewunderer haben dieſes noch höher getrieben als er. Männling kan uns hier zum Beyſpiel dienen, der gewiß in ſeinen Zueignungsſchriften und Vorreden alle Theile der Welt geplündert, um ein elendes Nichts damit auszuputzen. Z. E. Die Zuſchrift vor ſeinem Arminio enucleato, hebt ſich ſo ſchulfüchſiſch an.

> Was Artemiſia vor ein lebendig Grabmahl ihrem geliebten Mauſolo aufgerichtet, welches auch die Koſtbarkeit des künſtlich erbaueten Mauſolei, wie das Gold den Meſſing, das reiche Peru, die arabiſche Sandwüſten, und der Tag die Nacht übertraf, indem ſie deſſen verbrannte Aſche mit dem Perlenwaſſer ihrer heiſſen Thränen vermiſcht, ihren täglichen Labetrunk ſeyn ließ, um auf dieſe Art den Todten in ſich einzuſcharren, und wie Tancredo das Herz Guiſcardi in ein güldenes Grab, ſie ihren Mauſolum, welcher ihr im Leben über alles das vollkommenſte geweſen, unter ihr Herz zu legen, ſich auf dieſe Weiſe bemühete; Dieß iſt ein Heiligthum der Alten, ein Wunder der Welt, und ein Gedächtniß der unvermoderten Liebe, welche keine Livia wird übertreffen, kein Awacer in Gugana verbeſſern, kein Zeitenſchwamm ausleſchen, und kein Andenken vergeſſen heiſſen, ſo gar, daß wann ſchon alle Marmelſeulen der Alten, alle Pyramiden Egyptens, alle Prachtgräber Siniens werden ein Ziegelgraus der Einäſcherung werden, hier doch das Echo der Liebe unvergeßlicher ſoll ausrufen,

„ rufen, was bey dem Grabe Ceciliae an der Via Appia es vormals ertönt: Coecilia, ſemper honor nomenque tuum, laudesque manebunt; Geliebter Mauſolus, dein Ruhm, dein Nahm, dein Lob ſoll nimmermehr untergehen.

§. XI.

Andre bringen zwar auch gern viel ſogenannte Realien im Schreiben und reden an, aber ſie haben ſich ſonderlich in die Münzen, Sinnbilder, und Ueberſchriften verliebet. Dieſe Schreibart hat Chriſtian Weiſe in ſeinem politiſchen Redner auf die Bahn gebracht, der an Talandern u. a. m. einen getreuen Nachfolger gefunden hat. Dieſe Leute können kaum zehn Worte ſagen: So heißt es: Jener ließ eine Münze prägen ꝛc. Jene gelehrte Feder ſchrieb dieß, oder jenes an eine Pyramide oder Ehrenpforte ꝛc. Jener malte eine Sonne, und ſetzte drüber, ꝛc. So ſeltſam nun ein ſolches Mäſchmaſch geſammleter Lappen iſt, wo man ernſtliche Dinge zu ſagen hat, und gründliche Wahrheiten vortragen ſollte: So unerhört iſt ſolches bey den Alten geweſen. Und dieſe Art der pedantiſchen Schreibart könnte man die Weiſiſche nennen. Zum Exempel kan mir Talander in ſeinen lebenden Todten, oder Trauerreden dienen; denen er gar aus Picinelli mundo ſymbolico, als dem Tröſter aller dieſer oratoriſchen Maler und Münzmeiſter, einen Auszug angehänget hat. p. 132. hebt die XV. Abd. ſo an.

> Als der tapfere Römer Marcus Antonius Columna viele Verfolgungen des Glückes ausſtehen mußte, und gleichwohl ſeine Tugend davon ſo wenig als das Corallenbäumlein von den ſtets anſchlagenden Meereswellen zernichtet, ſondern vielmehr befeſtiget wurde, wählete er ſich zu Bemerkung ſeiner Gemüthsſtandhaftigkeit unter allen widrigen Zufällen, ein gar artiges Sinnbild, in dem er eine Steineiche malen ließ, davon unterſchiedliche Aeſte und Zweige

mit ſcharfen Barten und Beilen abgehauen wurden, und über dieſem waren die Beyworte, aus des Horatii ſeiner IV. Ode zu leſen:

Per damna per caedes.

Bey Verluſt und ſcharfem Hauen
Wird man doch mein Wachsthum ſchauen.

Ein löblicher Entſchluß eines Tugendhaften; aber dazu gewiß ein nicht verzagtes Herze gehöret. Wir haben gemeiniglich nicht die Art der Eichen, ſondern der Sonnenblumen, an uns. Scheinet die Sonne des ſchmeichelnden Glücks, da richten wir unſre Häupter ganz munter in die Höhe, und könnte man uns die Ueberſchrift geben,

Surſum te lucente,

Der Stralen helles Licht,
Hält aufwerts uns gericht.

Wo aber dieſe untergeht, und die Nacht der Trübſal einfällt, da heißt es:

Deorſum te latente

Will ſich mit uns die Sonne nicht mehr gatten,
So müſſen wir verwelken und ermatten. rc. rc.

§. XII.

Es giebt der Pedantereyen ſo viel, daß ich nicht fertig werden kan, alle Arten der pedantiſchen Schreibart zu erzählen. Dahin gehöret unter andern die Kunſt im Deutſchen Lateiniſch zu reden, und lauter ſolche Wortfügungen, Einſchaltungen und Verſetzungen der Wörter zu brauchen, dergleichen die Lateiner ſonſt gebraucht. Z. E. Nicolaus von Weil, deſſen Deutſchungen ich oben angeführt, überſetzt dieſe Worte: Senes amantes vidi permultos, amatum nullum: Ich hab geſehen viel liebhabend Man, aber liebgehabenn

den

keinen. Unter den neuern Scribenten iſt Spener ſonderlich deswegen bekannt, daß er lateiniſch-deutſch geſchrieben. Ja gemeiniglich geht es denen ſo, die alte römiſche Scribenten deutſch überſetzen wollen. Man ſehe nur Gottſchlings überſetzte Officia Ciceronis, und eines andern Rectors ſechs Reden dieſes groſſen Römers, die nur neulich im deutſchen heraus gekommen: So wird mans gewahr werden. Es wäre leicht ſie zu beſchämen, wenn man einige Stellen hieher ſetzen wollte. Allein ich will ſie ſchonen, und lieber ein Stücke aus der ſchönen Schäferin Juliana, einem alten deutſchüberſetzten Romane anführen. Der 1. Tag des II. Buchs hebt ſo an:

> Des hochtragenen und ſtolzen Phaetons Vater, welcher die krummen und gebogenen Gewölber des Himmels umſpazierende, aller Athem ſchöpfenden Thieren Leben, nachdem er ihnen ſelbiges verliehen, verzehret, ließ allbereit ſeine lebendige Streimen durch viel dicke Wolcken, welche die Nacht über den Himmel und die Sternen bedecket und verblichen, herfürkommen, und wiederbrachte das Geſchwätz und Getöſe ſeiner Creaturen, welches die Nacht durch ihre finſtere Stille niedergelegt und verborgen gehalten hatte, da die göttliche Schäferin Juliana, mit ihrem Bogen und Köcher, in die Wieſen kam, welche der Luſt und das Verlangen nach ſchwartzen Wildpret zu jagen alſo frühe dahin zu kommen verurſachet, weil ſolches, (ebenmäßig, wie andre, die Schul Amoris, oder der Liebe) ihr täglich Uebung ware.

§. XIII.

Endlich giebt es noch eine Gattung der pedantiſhen Schreibart, die man die ſpielende oder kindiſche nnen kan. Es ſucht dieſelbe alle ihre Zierlichkeiten, läppiſchen Gegenſätzen (Antitheſes) in froſtigen Anielungen, in verwerflichen Wortfiguren, und andern dergleichen Schnörkelchen, die einfältigen Schulknaben zu gefallen pflegen. Hier ſpielet nur die Einbildungskraft, und man ſuchet nur die Ohren mit gleichklingenden Wörtern zu beluſtigen. Die Pegnitzſchäfer ſind groſſe Meiſter in dieſer Kunſt geweſen, wiewohl ſich der Italiener Emanuel Theſaurus in dem Tr. de dictione arguta für den Urheber und Erfinder dieſer ſogenannten ſcharffinnigen, oder vielmehr ſpitzfindigen Schreibart ausgeben kan. Nun haben zwar einige nur in den Aufſchriften die falſche ſinnreiche Art des Ausdruckes leiden wollen. Allein es haben ſich auch Redner gefunden, die lieber mit den Kindern zu ſpielen, als mit Männern zu reden, Luſt gehabt. Z. E. In der Sammlung auserleſener Reden, p. 20. ſteht eine Rede, die 1716. auf die Geburt eines käyſerlichen Prinzen zu Altdorf gehalten iſt. Sie hebt ſich ſo an:

> **Was wir groſſes haben, iſt einmahl klein, oder nichts geweſen. Die höchſten Cedern heben ihre Gipfel aus der Erden, und die gröſten Eichen ſind anfangs zarte Stauden. Die Natur iſt in dieſem Stücke am vollkommenſten, daß ſie nichts gleich vollkommen herfür bringt; und das gröſte Wunder iſt, daß ſich vieles erſt zum Wunder macht. Die unſchätzbaren Perlen zeitigen nicht alſobald in ihrer Muſchel, und die koſtbaren Corallen nehmen erſt in der Luft Farbe und Härte an. Kleine Quellen werden nach und nach zu kleinen Flüſſen; öde Dörfer zu bevölkerten Städten, niedrige Geſchlechter zu mächtigen Häuſern.**
>
> **Das ſchwache Macedonien kam durch ſeinen Alexander zu ſolchen Kräften, daß es die dauerhafte Monarchie der Perſer entkräftete. Der herrſchende Orient ſahe bey dieſem Könige den Niedergang ſeiner Herrlichkeit. Deſſen Gebieth reichte ſo weit als ſeine Waffen; nur das groſſe Weltmeer durfte ſeinen Siegen und Herrſchaft ein Ziel ſetzen. Das menſchliche Geſchlecht hätte vor ihm niemals**

Ruhe gehabt, wenn er vor dem Tode Ruhe gehabt hätte; und ſeine Regierſucht würde eine neue Welt geſucht haben. Rom wäre nicht ſo groß worden, wenn es alſobald wäre groß geweſen: Und ſeine Hoheit würde nicht über alle Völker geſtiegen ſeyn, wenn man anfangs nicht über ſeine Mauren hätte ſteigen können.

§. XIV.

Ich komme nunmehr auf die dritte Gattung der ſchlechten oder verwerflichen Schreibart, und dieſes iſt die affectirte oder gezwungene. Auch dieſe hat ihre vielfältige Arten, davon wir die hauptſächlichſten anzeigen und mit Exempeln erläutern wollen. Die erſte iſt, die **nachäffende**, dadurch ſich nemlich gewiſſe Schriftſteller bemühen eines berühmten Scribenten ſeine Art des Ausdruckes zu erreichen, deſſen Naturell, Gelehrſamkeit und Verſtand ſie doch nicht haben. So haben im lateiniſchen viele neuere den Cicero, J. Lipſius den Tacitus, und noch andere den Plinius nachzuahmen geſucht. Bey uns Deutſchen ſind ſonderlich Lohenſtein und Laſſenius ſo glücklich, oder ſo unglücklich geweſen, viel ungereimte Nachfolger zu bekommen. Dieſer hat ſonderlich Talandern zum Affen gehabt, der alle ſeine Schriften nach der laſſeniſchen Schreibart abgefaſſet: Wie er denn ſelbſt ſagt, daß er z. E. ſeine Frühglocke aus dem beſten Metall der laſſeniſchen Schriften gegoſſen. Jener aber hat ſonderlich oftgedachten Lehms und Männling, ſonderlich aber auch Chriſtian Schrötern als Nachahmer aufzuweiſen. Seine Anweiſung zur deutſchen Oratorie nach dem hohen und ſinnreichen Stilo des vortrefflichen Herrn von Lohenſtein ꝛc. iſt hier in Leipzig 1704. herausgekommen; und lehret lohenſteiniſch complimentiren, lohenſteiniſche Briefe ſchreiben, lohenſteiniſche Chrien, u. lohenſteiniſche Reden machen. Ein Exempel von der andern Art wird zeigen wie glücklich der Verfaſſer in der affectirten Schreibart geweſen.

Wohlgebohrner, ꝛc.

Das Leben des Menſchen iſt einer Zuguhr nicht unähnlich. Dieſe läuft vielmals ab, ehe der Zeiger noch Mittag gewieſen hat; und jenes wird nicht ſelten auf die Bahre gelegt, wenn es in dem anmuthigſten Lenzen der Jahre, wie eine Roſe in ihrem Purpur blühen ſoll. Deſſen iſt meines hochgeehrteſten Hern Bruders verblichene Fräulein Tochter zwar eine betrübte, doch unverwerfliche Zeugin. Denn ihre Schönheit iſt, da ſie in vollen Knoſpen geſtanden, verwelket und nunmehr zu Grabe getragen. Hierüber wird ſein Herz mit finſterer Traurigkeit, wie die Augen mit Thränen umhüllet, und ſein Geſichte ſieht nicht weniger beſtürzt aus, als des Agamemnons, da ſeine Iphigenia ein Opfer des Todes werden mußte. Wie dem allen, ein geſetztes Gemüthe, muß ſich nicht aus den Angeln der Großmüthigkeit heben laſſen, ſondern alle Amboßſchläge des drückenden Verhängniſſes unerſchrecken ertragen. Eltern müſſen bey dem Ableben der Kinder ſo wenig im Trauren, als bey ihrer Geburt in der Freude über die Schnur hauen. Denn der übrige Kummer durchnaget nicht weniger das Herz, als die Würmer das Holz.

§. XV.

Die andre Art der affectirten Schreibart iſt die gelehrtſcheinende. Denn gewiſſe Leute wollen, bey aller ihrer Unwiſſenheit dennoch für gelehrt angeſehen ſeyn. Daher äffen ſie die Schreibart derer nach, die den Ruhm gelehrter Leute erlanget haben. Sie ſtümpeln hier und dar was zuſammen, was ihnen das Anſehen einiger Beleſenheit erwerben kan. Sie ſuchen eine Menge Namen von Gelehrten zuſammen, ſie erzählen viele Büchertitel mit den Jahrzahlen und Verlegern derſelben. Sie mengen auch wohl gar was lateiniſches mit unter, um durch alle dieſe Künſte den Unwiſſenden ein Blendwerk zu machen, und für gelehrt angeſehen zu werden. Der Exempel von dieſer Art giebt es mehr, als uns lieb iſt: Doch will ich eins aus der obgedachten Sammlung auserleſener Reden beybringen. Es ſteht p. 693. und iſt von einem Hofprediger gemacht, der auch gern für gelehrt hat angeſehen ſeyn wollen, obgleich der Poſtillen-Stilus ſonſt überall hervor blicket. So lautet es:

> Vor ſolch ingenium, wie ſeines war, gehörten keine Xenocrates, die ihren Zuhörern vorrechnen, wie viel 100000 mal die Buchſtaben im Alphabeth ſich verſetzen laſſen: noch Ariſtomachi, die mit der Anatomie einer Fliege ganzer 60 Jahre zubringen, noch Barbonii, die an der Keule Herculis, die Aeſte, in dem Barte Ajacis die Haare, und an der Mütze Ulyſſis die Falten auf den Fingern her zu ſagen wiſſen. Nein, ſondern für einen aufgeweckten Sohn Ciceronis iſt nur Athen, und in Athen Cratippus gerecht, propter ſummam doctoris auctoritatem, & urbis, quorum alter ſcientia augere poteſt, altera exemplis; Hierdurch verſtehe ich die zu der Zeit in Helmſtädt lebende vortreffliche Polyhiſtores, Oratores, Politicos, Juriſconſultos, die mit zuſammen geſetzten Kräften dieſen ihnen anvertraueten Academicum in den auserleſenſten Wiſſenſchaften nach Wunſche bald fertig machten, ich ſage in den auserleſenſten Wiſſenſchaften, womit dem Fürſten, der Kirche, dem Lande, der Familie, und ihm ſelbſt gedienet war. Denn iſt die Erudition entweder phantaſtiſch oder zänkiſch, oder praleriſch, wie Verulamius die verdorbene Gelahrte entſcheidet, (de augmentis ſcient. T. I. p. m. 5) ſo iſt keinem Menſchen damit gedienet.

§. XVI.

Die dritte Art der affectirten Schreibart iſt die ſogenannte galante, die ſich nach den Redensarten der Hofleute richten ſoll, welche halb franzöſiſch, italieniſch und lateiniſch reden, und gern ein Miſchmaſch von allen Sprachen machen, ob ſie gleich die allermeiſten Wörter gar wohl deutſch geben könnten. Dieſe Peſt iſt bey uns Deutſchen durch die Reiſen in fremde Länder eingeriſſen, und würde endlich unſre Mutterſprache völlig verderbet und ausgerottet haben, wenn nicht critikverſtändige Liebhaber ihrer Mutterſprache, als Opitz in ſeiner Poeterey, Gryphius in ſeinem Horribilicribrifax, Rachelius in ſeinen Satiren, Laurenberg in ſeinen Scherzgedichten, der Patriot, die Tadlerinnen und der Biedermann darwieder geeifert, und die Mengeſucht lächerlich gemacht hätten. Es würde nicht ſchwer fallen, aus den Reden groſſer Herren unzählige Exempel dieſes Galantiſmi Oratorii anzuführen; Doch ich will lieber folgendes dazu brauchen. Es ſtehet in der Vorrede zu der Probe einer Boileauiſchen Ueberſetzung, die Theod. Lud. Lau 1728. herausgegeben.

> Ich guarantire aber, wenn mir, wie gehörigſt, bey vorzunehmenden Financial-Arbeiten, nach meinem angeführten proportional-Cirkel, die uneingeſchränkte Activität gelaſſen wird, ich gar zu gewiß über ihre projecten und Grundregeln le deſſus emportiren werde. Ob ich dieſes von mir öffentlich hierdurch engagirte Wort zu halten capable und in der That der Cabinet-Financen-Director bin, den meine Beſtallung Bücher und Verträge mit ernſthaftigem Nachdruck laudiren, mögen meine Antagoniſten mit der brutaleſten Effronterie ihres Pedantiſmi und Ignorantiſmi in der Großmachtskunſt-Wiſſenſchaft, immerhin zu beprüfen, ſich durch ihren Hochmuths-Kützel zwar verleiten laſſen: wenn aber ſie mit der ſchändlichſten Schamröthe von der Schaubühne der Ehren, einen Abtritt unter einem Accompagnamento einer ſie ausziſchenden und aushiſchenden Muſic der Hohngelächterey werden nehmen müſſen : : : : : mögen ſie dergleichen Fatalitæt ihrem thörichten Eigenwillen, und der gar zu ſehr prädominirenden Selbſtliebe einzig und allein zur Laſt legen.

§. XVII.

§. XVII.

Ich geſtehe, daß dieſes Exempel mit beſſerm Rechte zu der folgenden Gattung der Schreibart, nemlich zu der phantaſtiſchen gerechnet werden könnte. Dieſe iſt Leuten eigen, die im Kopfe nicht gar zu wohl verwahret ſind, und deswegen ganz anders ſchreiben wollen, als andere Menſchen. Ihre Einbildungskraft iſt zu hitzig, und ihre Urtheil hergegen zu ſchwach. Jene reiſſet ſie, gleich Phaetons wilden Pferden, dahin: Dieſe aber iſt nicht vermögend ſie auf der rechten Bahn der geſunden Vernunft zu erhalten. Daher geben ſie allen Dingen andre Namen, ſie häufen unzählige Nennwörter und Beywörter zuſammen, ſie wollen alles ſehr oratoriſch, ja wohl gar poetiſch ſagen; ſie machen auch unerhörte Wörter und Redensarten, und erſinnen die ſeltſamſten Metaphoren, Gleichniſſe und Allegorien. Daß der oben angeführte Jacob Böhme, Pordätſch, und andere dieſes Gelichters, mit unter ſolche Phantaſten zu zählen ſeyn, das wird wohl kein vernünftiger in Abrede ſeyn. Darum ſind aber diejenigen noch nicht davon ausgeſchloſſen, die es nicht vollkommen ſo arg gemachet haben. Z. E. Lehms gehört mit ſeiner Lobrede auf des itzigen Käyſers Vermählung allerdings hieher. Ich will aber einen andern Helden, nemlich Joh. Chriſtoph **Wenzeln** hier anführen, der 1691. in Jena eine Leichrede gehalten, daraus folgende Stelle genommen iſt.

Siehe die Sammlung auserleſener Reden, p. 576.

Jene Luſtbilder bey Sicilien, ſpielen in noch früher Morgen-Demmerung mit dem Glanz ihrer künſtlich vermengten Farben; unſer Luſtbild trat wie in der erſten Morgenröthe ſeiner Zeit, ich ſage in den erſten Jahren des noch zarten Alters, mit ganz unvergleichlichen Seltenheiten hervor, ſo daß die Gemüther von den entzückten Augen verſichert wurden, es würde auf dieſen ſo überherrlichen

Morgen ein noch weit herrlicher Tag zu ſehen ſeyn. Und freylich, fande die Hoffnung allhier einen feſtern Grund, als jene Luſtgemählde an denen im Schatten aufgethürmten Seewolken.

Die Ehrenpalläſte, die Thürme der Zuverſicht waren nicht auf leichte Dünſte, wie die Mamertiniſche geſetzet: ſondern Gott, Glücke, und Natur lieſſen ſattſam hervorleuchten, daß ſie zu dieſem Luſtbau ſelbſt die erſten Steine geleget. Die Trefflichkeit der hohen Geſchlechte, aus welchen unſer Luſtbild vorgeſtiegen, machte gleich anfangs eine beſtändige Verſicherung, weit vor jenen Morgenbildern, weil hier keine verwerffliche Nebel, ſondern die unvergleichliche Goldſtrahlen ſo erlauchter Ahnen dem künftigen Gemälde zum Grunde dieneten.

Gewiß iſt es, wir pflegen nicht leicht zu fragen, wo und auf was vor einem Boden die Frucht gewachſen? und vergnügen uns, wann ſie an ſich ſelbſt einer lobbaren Eigenſchaft. Iſt es doch nicht ſeltſam, daß die Natur aus eben dem Erdreich, woraus ſie vor dieſem den kräftigen Rosmarin gelocket, ein ander Jahr gifthauchende Napellen zeuget. Ja wir erblicken öfters, daß an denen Himmelsſtellen, da die holdſelige Venus geſtralet, bald darauf ein röthliches Zorn-Geſichte des Kriegsplaneten hervorblitzet.

Die Donnerkeile der Welt, die römiſche Tyrannen haben ſchon längſt zu groſſem Nachtheil der Länder gelehret, daß die königliche Wiege öftermals alle königliche Trefflichkeiten einſchläfere. Dem Africaniſchen Scipioni haben ſeine Freunde den Ring, in welchem ſich des verſtorbenen Vaters Bildniß præſentirte, von dem Finger abgezogen, weil er wegen verſchiedener Laſter, womit er ſein Geſchlecht verunehret hatte, ſolchen zu tragen ganz unwürdig ſchien. Allein was dürfen uns ſolche Wechſelbälge der Eltern und des Geſchleches hindern?

§. XVIII.

Ich müßte die ganze Rede hieher ſetzen, wenn ich alle Proben eines ausſchweifenden Geiſtes daraus anführen wollte. Der Verfaſſer deſſelben kan nichts auf eine gemeine Art ſagen. Wenn er ſagen will, daß zwey Dinge beyſammen ſeyn: So ſagt er, ſie wachſen auf einem Stengel. Z. E. So wächſet **Schaden und Vergänglichkeit wie auf einen Stengel!** Will er lehren, daß unſer Leben mit Luſt und Freude abgewechſelt wird: So nennet er es eine Doſin der bitterſten Pillen. **Unſer Leben, heiſt es, iſt nichts anders, als eine ſtarke Doſis der bitterſten Pillen,** welche dann und wann von einer ſcheinbaren Ehre und Luſt vergüldet werden, daß man doch gleich mit dem erſten Biſſe den unannehmlichen Geſchmack verfluchen muß. Des König Eduarts Bruder vergleicht er mit einer Lamprete: **Eduardi Bruder muſte, wie ſonſt den Lampreten wiederfährt, in Malvaſier erſticken:** Anders nicht geht es mit den irrdiſchen Luſtreizungen. Und wenn er recht was ſchönes vorbringen will: So iſt es nichts als ein glänzendes Nichts, ein Galimatias verworrener Ideen, die keinen rechten Verſtand haben: Z. E.

> Die Luciniſchen Auſtern, das Phaſan-Gehirn, die Lampreten-Milch, und Phönicopter-Zungen, und was der thörichten Luſt des Caji mehr zu Dienſte ſtehen mußte, wurde dieſem Vielfraß doch endlich zu den Schaugerichten Helogabals, welche, weil ſie ſteinern waren, von keinem Menſchen konnten genoſſen werden.

Und kurz vorher hieß es, mit allerley weitgeſuchten Einfällen und kindiſchen Wortſpielen:

> Beliſar wurde gezwungen mit ausgeſtochenen Augen erſt recht zu ſehen, wie ſchädlich die Hofluſt ſey; da er doch vorhero ſelbſt des Juſtinians Auge geweſen. Spi-

neſa erwarb bey der Spaniſchen Regierung mehr nicht als einen blutigen Kopf. Cromwells und Morus Blut ſpritzete von dem unglücklichen Chavot in manches Geſichte, welches bißher von ſchmeichelnder Welt-Ehre verkleiſtert worden. Niemand war in höherer Bewunderung durch ganz Famaguſt, als Paragadin; doch wurde auch hernach niemand ſchimpflicher belohnet als er; dieweil er auch nicht einmal die Haut mit in den Tod nehmen konnte, ꝛc.

§. XIX.

Ich komme nun auf die hochtrabende oder ſchwülſtige Schreibart, die man auch die allzuhohe zu nennen pflegt: Wiewohl das ſchwülſtige niemals eine wahre Hoheit an ſich hat. Die Franzoſen nennen dieſen Fehler l'Enflure, und die Engländer Bombaſt, deutſch könnte man ihn auch den Schwulſt nennen. Die Griechen haben die gar zu hochſteigenden Reden und Gedancken Μετεωρα genennet, welchen Titul auch Herr **Werenfels** in ſeiner Abhandlung, im lateiniſchen behalten hat, wer dieſen und den oftbelobten **Longin** leſen wird, der wird ſehr viel Regeln und Exempel davon antreffen. Bey uns Deutſchen hat Lohenſtein zuerſt die Exempel des Schwulſtes gegeben, die ſo viele andre angeſteckt haben. Was bey Andr. Gryphio, nur ein großſprecheriſcher Windmacher Horribilicribrifax oder Diridaridatumtarides im Munde führt, das iſt nach der Zeit auch bey ernſthaften Scribenten Mode geworden. Ich übergehe die Poeten, die ſich dergeſtalt haben verführen laſſen, die im deutſchen Antilongin gezüchtiget worden. Ich will nur der proſaiſchen Schreibart erwähnen: Und da iſt ſonderlich Ziegler in ſeiner Baniſe ein groſſer Meiſter der hochtrabenden Schreibart. Z. E. Der Anfang heißt ſo:

> Blitz, Donner und Hagel, als die rächenden Werckzeuge, des gerechten Himmels, zerſchmettere den Pracht deiner

Goldbedeckten Thürme, und die Rache der Götter verzehre alle Beſitzer der Stadt, welche den Untergang des königlichen Hauſes befördert, oder nicht ſolchen nach äuſſerſtem Vermögen, auch mit Darſetzung ihres Blutes gebührend verhindert haben. Wollten die Götter! es könnten meine Augen zu Donnerſchwangern Wolken und dieſe meine Thränen zu grauſamen Sündfluthen werden: Ich wollte mit tauſend Keilen, als ein Feuerwerk rechtmäßigen Zorns nach dem Herzen des vermaledeyten Bluthundes werfen, und deſſen gewiß nicht verfehlen; ja es ſollte alſobald dieſer Tyranne, ſammt ſeinem Götter- und Menſchen verhaßten Anhange überſchwemmet und hingeriſſen werden, daß nichts als ein verächtliches Andenken überbliebe.

§. XX.

Nun könnte ich noch wohl viel andre Exempel von der gar zu hochtrabenden Schreibart anführen; und da würde die lohenſteiniſche Lobrede auf den Herrn von Hofmannswaldau, des Herrn von Königsdorfs Lobrede auf den Käyſer Leopold, und ſo manches andre Stück, ſo in Deutſchland eine Zeitlang ſehr bewundert worden, nicht vergeſſen werden. Allein es iſt unnöthig mich länger dabey aufzuhalten. Man merke nur, daß die falſche erhabene Schreibart dreyerley Art iſt. Die erſte braucht von niedrigen Sachen wirklich erhabene Ausdrückungen. Die andre braucht von groſſen Dingen, nur ſchwülſtige aber nicht wirklich hohe Redensarten. Die dritte bedient ſich bey gemeinen Dingen, einer aufgeblaſenen nicht aber wahrhaftig erhabenen Art des Ausdruckes. Herr Werenfels hat dieſen Unterſchied in ſeiner oftererwähnten Abhandlung de Meteoris ausführlicher erkläret. Hauptſächlich entſteht die falſche Hoheit aus ungeheuren Vergröſſerungen, aus unerhörten Gleichnißreden, oder Metaphoren, und Allegorien, aus wunderbaren auf ungewöhnliche Art zuſammengeſetzten Wörtern, und endlich aus überflüßigen Beywörtern. Alles dieſes zeiget das obige Exempel aus der Baniſe. Die rächenden Werkzeuge des gerechten Himmels, der Pracht der Goldbedeckten Thürme, die Donnerſchwangern Wolken, die grauſamen Sündfluthen u. ſ. w. gehören dahin. In der Königsdorfiſchen Rede kommen gleich im Eingange eben dergleichen Blumen vor. Die Regierſucht hat die Königreiche wieder einander geſtoßen. Sie will aus ihrer Zertrümmerung ein Reich bauen, deſſen Beherrſcher die Borbonier, ihre Unterthanen aber das menſchliche Geſchlecht ſeyn ſollen. Die See wird von verſunkenen Flotten ſeicht; und der Ocean wird dem rothen Meere bald ſeinen Namen ſtreitig machen, weil ſo viel Menſchenblut hinein gefloſſen. Der Atlas, der bisher die fallende Welt aufgehalten, iſt geſunken ꝛc. Das heiſt ja wohl recht:

Dum vitat humum, nubes & inania captat. *Hor.*

§. XXI.

Ich komme auf die gar zu niedrige oder niederträchtige Schreibart, oder auf die pöbelhafte Art des Ausdruckes. Dieſe entſteht aus gemeinen Sprüchwörtern, abgeſchmackten Gleichniſſen, einfältigen Wortſpielen und poßirlichen Scherzreden, die Handwerksburſchen und Mägden ein Gelächter erwecken können. Mit einem Worte alles was unter dem tiefſten Pöbel im Schwange geht, von wohlgeſitteten Leuten aber vermieden wird, das gehört hieher. Eulenſpiegel und Clausnarr ſind ein paar gute Muſter von dieſer Schreibart. Doch man darf nicht denken, ſie wärens allein. Schupp und Riemer ſind auch ſolche Helden, die aus Begierde den Pöbel an ſich zu locken, Luſtigmacher abgegeben, da ſie doch geiſtliche Redner hätten ſeyn ſollen. Es iſt wahr, daß auch unſere alte Gottesgelehrten ſich nicht allezeit ohne Lachen leſen laſſen. Z. E. Va-

leriſerius Herberger, ja D. Luther ſelbſt, ſonderlich in den Tiſchreden. Allein vieles kömmt uns darinnen nur ſo luſtig vor, weil es zu unſern Zeiten nicht mehr gewöhnlich iſt. Doch ich will ein Exempel aus dem P. Abraham von Sancta Clara erborgen um dieſes alles zu erläutern. So ſchreibt er in ſ. Judas der Ertzſchelm, p. 69. II. Th.

Ein manche, die weniger Zähn im Maul hat, als ein dreyßig jähriger Baurenkämpl, wird in allweg den Abgang dieſer ihrer helfenbeinerner Beißzang verbergen, oder auch, ſo ſelbige wegen übermäßiges Zuckerkiſſeln die weiſſe Farb verloren, und alſo ein Gebiß wie ein alter Beer in Moskau hat: So wird ſie auf das genaueſte die Leffzen und das Maul wiſſen inne zu halten, damit ſolcher Mangel verhüllter und unbekannt verbleibe. Willſtu aber deren vermantlete Hoffart in etwas entdecken und einem jeden kundbar machen, was dieſe für ein finſtre Nacht im Maul logire, ſo fange nur an, nach Art eines faulen Hunds zu gaimetzen und das Maul ziemlich aufzuſperren, alsdenn wirſt du erfahren, daß dieſe gleich und ebenmäßig das Freßthor in alle Weite aufreißt, und alſo einen jeden ganz leicht aus dieſem eröffneten Krämerladen zu ſehen, was für ein verpaffelte Waar darinnen: denn ein Gaimetzer mache den Nächſten auch gaimetzen, als wären die Mäuler ineinander geſchraufft.

Und p. 57. heißt es ſo:

Wer klopft? ein Bettler. **Es iſt nichts da!** Iſt nichts da? Deine Käſten hangen voller Kläyder, und iſt gleichſamb deß Teuffels ſein Quarda Robba; Der Samſon hat ſeine Füchs gar genau gezählet, es iſt ein groſſe Frag, ob du deine Beltz kannſt zählen, der Zwiffel hat viel Deckmäntel, aber du weit mehrere, der Krumpſchnabel verändert ſeine Federn alle Jahr zwey mal, du aber ſchier alle Tag, und ſchleicht kein Wochen hin, wo nicht neue Modi-Kläyder, und Nodi-Kläyder ins Haus kommen, da heiſt es wohl, non eſt modus in rebus, deine Finger klecken nit für die Zahl deiner Kläyder, ein Hauskläyd, ein Raißkläyd, ein Sommerkläyd, ein Winterkläyd, ein Frühlingskläyd, ein Herbſtkläyd, ein Kirchenkläyd, ein Rathkläyd, ein Hochzeitkläyd, ein Galakläyd, ein Klagkläyd, ein Feyertagkläyd, ein Werchtagkläyd, ein Oberkläyd, ein Unterkläyd, ein Wetterkläyd, ein Strapacirkläyd, ein Spanierkläyd, holla! auch ein Narrenkläyd, für die Faßnacht, ꝛc. Elias hat mit einem Mantel mit können in Himml fahren, wo wirſt du mit ſo viel Kläydern hin? Des reichen Praſſers ſein Purpurkläyd wird dermahlen ausgelacht, dann es müſſen weit mehrere und neuere Farben auf die Bahn kommen, und muß ſich die Seiden auf Vertumni-Art, in alle Geſtalten ſchicken. Hoch-Indianiſch Zorn-Leibfarb, das iſt eine fremde Farb; Cyprianiſch Tauben-Halsfarb, das iſt ein neue Farb; Arabiſcher Cypreſſen-Rinden-Haarfarb, das iſt eine rare Farb; Elſaßiſche Rubenſchällen halb Aurora farb, das iſt ein angenehme Farb; Luceriniſcher Hoſenfalten-Dunkelfarb, das iſt ein theure Farb, der ſchöne Regenbogen ſelbſt iſt nit ſo vielfärbig, wie der Zeit die Kläyder.

§. XXII.

Eine neue Art der ſchlechten Schreibart iſt die allzuweitläuftige. Es fehlt dieſer Schreibart an guten abgetheilten Perioden, an deutlich auseinander geſetzten Gedanken, und deutlichen Sätzen. Hergegen hat ſie einen Ueberfluß an Einſchiebſeln, als da ſind Einſchränkungen, Bedingungen, Urſachen, Folgerungen, u. d. gl. Sie verwirft die Zeitwörter gar zu weit von den Nennwörtern, braucht unnöthige und altväteriſche Beywörter und gleichgültige Redensarten, und was dergleichen mehr iſt. Nun iſt dieſe Schreibart zwar unter denen, die Redner ſeyn wollen, nichts ſeltſames; wie die Reden groſſer Herren und andre ſolche Sammlungen, zumal in Hofreden, Huldigungs und Landtagsreden, ſattſam zeigen. Doch iſt ſonderlich die Canzley der rechte Sitz dieſes weitgeſpannten und ausgedehnten Weſens. Die Regenſpurgiſchen Reichsacta, und alle Königl. Chur und Fürſtl. Patente, Befehle und Verordnungen legen in allen Theilen Deutſchlandes Proben genug davon ab. Wir wollen aus Lünigs Reichs-Arch. T. X. p. 292. einen Vergleich zwiſchen dem Königl. Däniſchen und Herzogl. Holſteiniſchen Hauſe zur Probe herſetzen. Er hebt ſo an:

> Wir Friedrich der Dritte von GOttes Gnaden zu Dännemark, Norwegen, der Wenden und Gothen König, und von deſſelben Gnaden Wir Friedrich, Erbe zu Norwegen, beyderſeits Herzogen zu Schleßwig, Hollſtein, Stormarn und der Dithmarſen, Grafen zu Oldenburg und Delmenhorſt ꝛc. Gevettere, Brüder und Gevattern, bekennen und **thun kund** mit dieſem Briefe gegen jedermänniglich; **Nachdem** von dem Allerdurchlauchtigſten, Großmächtigſten und unüberwindlichſten Fürſten und Herrn, Herrn Maximilian dem Andern, weyland Römiſchen Kayſern, Ertz-Hertzogen zu Oeſterreich, glorwürdigſten Angedenckens, unſer in GOtt ruhender Anherr, Herr Friedrich der Andere zu Dännemark, Norwegen, König, auch Herr Johann der Aeltere, und Herr Adolph, allerſeits Erben zu Norwegen, Herzoge zu Schleßwig, Hollſtein ꝛc. hochſeeliger Gedächtnüß, auf den Fall, welchen doch Gott der Allmächtige lange verhüten wolle, wann unſere beſonders geliebten Vettern, Gräflichen Oldenburgiſchen und Dellmenhorſtiſchen Stammes, kurz oder lang, ohne eintzige Leibs- oder Lehns-Erben mit Tode abgehen würden, als die näheſten Agnaten und anwartende Lehns-Erben, und deren Lehnfolger und Nachkommen, dergeſtalt expectiviret und verſehen, daß alsdann derjenige, ſo von vorgedachten Königl. und Fürſtl. Gottorpiſchen Linien, bey Entſtehung itzt-berührten Falls ermangelnder Leibes-Lehns-Erben und Sipſchaft halber, im nächſten Grad, oder im gleichen Grad

der

älteſte ſeyn wird, und ſonſten niemand anders, mit obgedachten Grafſchaften Oldenburg und Dellmenhorſt, mit allen ihren Herrſchaften, Herrlichkeiten, Obrigkeiten, Lehnſchaften, Schlöſſern, Märkten, Flecken, Dörfern, hohen und niedren Gerichten, Waſſer-Strömen, Renthen, Zinſen, Gülten, Zöllen und Gefällen, ſo viel deren vom Römiſchen Reiche zu Lehn gehen oder rühren, gnädiglich gereichet und verliehen werden ſoll: **Und dann wir** bey uns Freund- Vetter- und Brüderlich erwogen und betrachtet, daß durch dergleichen Vorziehung und Præferenz des Senioris bey unſern allerſeits Erben und Nachkommen Zwiſtigkeit, Unfriede und Widerwärtigkeit erwecket oder erreget werden könte und möchte, auch aus gleichmäßiger Conſideration zwiſchen weyland der zu Dännemark, Norwegen Königl. Majeſt. und weyland unſern in Gott ruhenden gnädigen vielgeliebten Herrn Vatern und Vettern, Chriſtſeligſten Angedenkens, und uns Herzog Friedrichen, wegen dieſer künftigen Succeſſion den 27ſten Octobris Anno 1646. ein beſtändiger Receſs und Vergleich getroffen, daß wir denſelben zu Unterhaltung ſtetiger Einigkeit und gutem Väterlichen Vertrauens, zwiſchen uns und unſern Erben, unter uns aufs neue wohlbedächtiglich renoviren, approbiren und erneuern wollen: **Thun auch** ſolches hiermit und Kraft dieſes aufs beſte, kräftigſte und bündigſte, wie ſolches von Rechts wegen geſchehen ſoll, kan oder mag, bey Königl. und Fürſtl. Ehren, wahren Worten, Treu und gutem Glauben, dergeſtalt, daß, wann nach GOttes des Allerhöchſten Willen der unverhoffte Fall über kurz oder lang entſtehen, und unſer geliebter Vetter Herr Anthon Günther, Graf zu Oldenburg und Dellmenhorſt ꝛc. (ſo doch der Allerhöchſte noch viele Jahre verhüten wolle) oder deſſen Erben und Nachkommen, ohne einzige Leibes-Lehns-Erben ableiben, auch wir und unſere Erben oder Nachkommen, mit den Grafſchaften Oldenburg und Dellmenhorſt hinwieder von Ihrer Königl. Lbd. und Majeſt. belehnet worden, daß alsdann wir oder unſere Erben und

Nachkommen ꝛc. Ich muß abbrechen, noch ehe ein Punct kömmt; weil ich ſonſt die ganze Schrift einrücken müßte.

§. XXIII.

Die allzu kurze Schreibart iſt eine gezwungene Art des Ausdruckes, den gewiſſe Stiliſten ſich aus Eigenſinn angewöhnen. Sie hat einen Mangel an allen Bindewörtern, läßt nöthige Theile der Rede aus; ſpielet mit Wörtern, und liebt die räthſelhaften Redensarten, die viel Nachdenken erfodern, wenn man ſie verſtehen will. Die Griechen nannten dieſe Schreibart die Laconiſche, weil die Lacedämonier, wo die Beredſamkeit am wenigſten getrieben ward, ſo ſparſam im Reden waren, daß ſie faſt nur in einſylbigten Wörtern redeten. Bey den Lateinern haben ſonderlich Tacitus, auch wohl zuweilen die beyden Plinii dergleichen kurze Schreibart. Von den Deutſchen haben Müller und Laſſenius in ihren Erquickſtunden ſich bemühet dergleichen gezwungene Schreibart zuwege zu bringen: Wiewohl dieſer letzte faſt in allen ſeinen Schriften eine gewiſſe Kürze geliebt. Ich tadele die attiſche Kürze hiermit nicht: Nur die laconiſche ſchickt ſich für keinen Redner. Ein Exempel ſoll die Sache klar machen: Es ſteht in Laſſenii Sion. Erqv. Stunden II. Th. p. 15.

Ein Chriſt ſiehet den Tod in dieſem Kleide nicht an. Was häßlich an ihm iſt, läßt er ihm. Das Beſte wählet er. Sein Grauſen trägt der Tod nur forne. Hinten iſt er ganz lieblich. Er iſt ein Wagen, der zu Gott führet. Die Roſſe ſind ſchnaubende wilde Thiere: Gleichwohl ſitzet man wohl drauf. Iſt der Weg gleich krumm? Führet er doch zum rechten Zwecke. Iſt der Wagen nicht bequem genug? der Führer ungeſtüm? Wie bald gehets über! Iſt man einmal daheim? Man achtet der Fuhrleute nicht mehr. Der Tod, Gottes Both. Bringt er gleich ſein Gewerb nicht mit ſüſſen Worten an? Was ſchadets. Er rede wie er wolle. Ein getreuer Knecht thut nicht mehr, als ihm ſein Herr befohlen hat. Ein Geſandter auch nicht. Was Gott dem Tode befohlen, muß man für genehm halten.

Vorhin war der Tod mein Feind Itzt iſt er mein Freund worden. Vorhin mein Henker. Der Tod der Sünden Sold. Itzt iſt er mein Erlöſer. Mit ihm werde ich alles meines Jammers in der Welt entbunden. Vorhin war er mein Teufel. Er führet mich zur Finſterniß. Itzt mein Engel. Er führet mich zum Licht. Vorhin war er mein ſtrenger Gläubiger. Ich ſein Schuldner. Itzt iſt die Handſchrift bezahlt. Ich bin frey. ꝛc.

§. XXIV.

Die übel zuſammenhangende Schreibart rührt hauptſächlich von Leuten her, die mehr in fremden Sprachen zu reden gewohnet ſind, als in ihrer eigenen; oder doch ſonſt ſo unwiſſend in derſelben ſind, daß ſie ſich nicht gehörig auszudrücken wiſſen. Gemeiniglich ſchreiben Kaufleute, Frauenzimmer, und überhaupt alle Unſtudirte ſo: Wiewohl es auch zuweilen geſchickte Perſonen darunter giebt, die es vielen Gelehrten darinnen gleich, ja zuvor thun. Denn auch unter dieſen finden ſich Leute, die weder die rechten Verbindungswörter brauchen; noch die Formeln, die eine Verhältniß zu einander haben, recht zuſammen paaren; noch den Vorwörtern ihre rechten Abfälle der Nennwörter zuordnen u. ſ. w. Dieſen nun iſt dergleichen Schreibart eine deſto gröſſere Schande; je ſorgſamer und eigenſinniger ſie gemeiniglich im Lateiniſchen ſind. Da würden ſie einem für den allerſchändlichſten Schnitzer erklären, was ſie im Deutſchen für eine nichtswürdige Kleinigkeit halten. Ein Exempel ſoll mir folgender Brief geben, der wirklich von jemanden ſo geſchrieben worden.

Jaſon·

Inſonders hochzuehrender Herr, werther Freund,

Da nun mit geſtrigen Poſt E. E. dero gottlob glückliche Ankunfe angezeuget, iſt mir ſolches von Herrn N. N. zugleich auch notificiret, da denn zugleich mit E. E. werthen Fr. Liebſten Haus von E. E. beyderſeits glücklichen Ankunfe, in N. part genommen, und habe alſo die Ehre mich mit zu gratuliren, daß die Begleitung der werthen Freunden zu dero Reiſe gottlob ſo beglückt, daß E. E. beyderſeits durch zum Theil paßirten Gefahr glücklich in N. eingetroffen; welches denn täglich von allen guten Freunden gleichen von mir E. E. eine glückliche Reiſe von Gott herzlich iſt gewünſchet worden. So habe ich denn auch in guter Hoffnung dero glückliche Reiſe täglich in Gedanken ein Gläschen auf E. E. Geſundheit nachgetrunken. Mein lieber Herr Oheim ich wünſche E. E. gleichen der ſehr werthen Frau Liebſten von Herzen, daß alle das Glücke ſo E. E. durch die Güte deſſen, der alles regiert überkommen zu ſpäten Jahren blühen und im Vergnügen genieſſen mögen; womit göttlicher Gnade empfohlen verbleibe

Mhhrn. Oheims N. N.

§. XXV.

Nichts iſt übrig als die übelpunctirte Schreibart, als die letzte Art der verwerflichen Gattung des Ausdruckes. Eben diejenigen, die zu der vorigen Art ſchlecht zu ſchreiben, geſchickt und geneigt ſind, pflegen auch hier zu fehlen. Und es iſt nicht anders möglich, als daß Leute, die ihre Gedanken nicht richtiger zu ordnen wiſſen, auch in der Art, dieſelben zu unterſcheiden, irren müſſen. Denn wer keinen förmlichen Satz machen kan, und nicht weis, welche Gedanken zuſammen gehören, oder nicht; der kan auch die Unterſcheidungszeichen nicht auf gehörige Art brauchen. Daher kommen denn ſo viele Schriften, darinn man faſt keinen Punct ſiehet, und die übrigen Zeichen auch ſehr ſparſam, und doch wohl an unrechten Stellen antrifft. Daher kommen auch andere, die faſt bey jedem Worte ein Strichlein, und noch andere, welche die Doppelpuncte gleichfals ſehr häufig machen. Zu der erſten Art ſind die Juriſten und Canzleybedienten ſehr geneigt, die meiſtentheils ganze Schriften mit einem punctirten Strichlein beſchlieſſen: Gleich als ob nur der vierte Theil von einem Satze erſt zum Ende wäre. Zu der andern Art haben ſich einige Gottesgelehrte und geiſtliche Redner gewöhnet: Und zu der dritten gehören ganz beſondere Grillenfänger, deren ich einige gekannt zu haben glaube. Es iſt nicht nöthig Exempel davon herzuſetzen: Da das bey dem kurz vorhergehenden §. ſchon geſchickt iſt, eine Probe der übelpunctirten Schreibart abzugeben. Die Sache iſt auch überhaupt ſo gemein, daß ein jeder ſich leicht auf ſolche Schriften beſinnen wird. Das Merkmaal dieſer Schreibart iſt, wenn man Mühe hat eine Schrift recht zu leſen. Denn ob man gleich ihre Unterſcheidungszeichen genau beobachtet: So kömmt doch lauter Verwirrung, und oft ein ganz verkehrter Verſtand heraus.

§. XXVI.

Ob wir nun wohl bisher die Arten der verwerflichen Schreibart ſorgfältig von einander unterſchieden haben: So ſind ſie doch bey ſchlimmen Stiliſten nicht allemal ſo unterſchieden. Es menget mancher wohl zehnerley Fehler in ſeinen Schriften durch einander, und deſto ſchlechter wird ſeine Schreibart. Wir haben es oben an vielen Exempeln geſehen, daß ſie ſich wohl zu zween oder dreyen Arten gleich gut hätten zählen laſſen: Und daher fällt es bisweilen ſchwer, von gewiſſen Stiliſten zu ſagen, zu welcher Claſſe ſie gehören. Je mehr es aber Arten der Abwege in der Schreibart giebt, deſto ſorgfältiger hat man ſich dafür in acht zu nehmen. Wie leicht kan man unverſehens in eine oder die andere fehlerhafte Art verfallen? Daher kommt es nun eben, daß in den Augen eines ſcharfen Kunſtrichters oder Critici, ſo wenige Scribenten eine ganz untadelhafte Schreibart haben. Verſehen ſie es in einem Stücke nicht: So können ſie doch in vielen andern Stücken Fehler begehen. Ja oft geſchicht es, daß man in der guten Abſicht, ein gewiſſes Laſter der Schreibart zu vermeiden, in das entgegen geſetzte fällt. Wer ſich für dem hochtrabenden Weſen hüten will, der geräth oft ins niederträchtige. Wer ſich für dem pöbelhaften fürchtet, der wird oft ſchwülſtig ſchreiben. Wer das weitläuftige Geſchwätze meiden will, der ſchreibt vielmals dunkel und unverſtändlich, u. ſ. w. So wahr iſt es was Horaz ſchreibt:

Decipimur ſpecie recti. Breuis eſſe laboro:
Obſcurus fio. Sectantem leuia, nerui
Deficiunt animique. Profeſſus grandia, turget.
Serpit humi tutus nimium, timiduſque procellæ.
Qui variare cupit rem prodigialiter vnam,
Delphinum ſiluis adpingit, fluctibus aprum.
In vitium ducit culpae fuga, ſi caret arte.

Das XVI. Hauptſtücke.

Von dem Unterſchiede der guten Schreibart und ihrem Gebrauche in einer Rede.

§. I.

Nachdem wir nun die verwerfliche Schreibart nach allen ihren Arten beſchrieben und mit Exempeln erläutert haben: So kan es nicht ſchwer fallen, auch von der guten eine Beſchreibung zu geben. Es iſt nemlich dieſelbe eine Art, ſeine Gedanken ohne alle oben erzählte Fehler auszudrücken. Wenn man an einem Baume alle wilde Aeſte abgeſchnitten hat: So ſind die übrigen Zweige gut. Wenn man aus einem Garten alles Unkraut ausgejätet hat: So iſt alles übrige ſo darinn hervorſchieſſet, gut. Eben ſo iſt es mit unſern Gedanken, nach der Vernunftlehre davon zu urtheilen. Wer alle Arten falſcher Urtheile und Schlüſſe vermeidet, bey dem ſind alle übrige Gedanken richtig und wahr. Und wie nach der Sprachlehre derjenige recht ſchreibet, der alle Schnitzer wieder die Regeln vermeidet: So iſt es auch in der Redekunſt eine gute Schreibart, wenn man alle Fehler der ſchlimmen vermieden hat. Es läßt ſich daher ſehr leicht ſagen, welches denn eigentlich die Eigenſchaften der guten Schreibart ſind. Sie muß 1) deutlich, 2) artig, 3) ungezwungen, 4) vernünftig, 5) natürlich, 6) edel, 7) wohlgefaßt, 8) ausführlich, 9) wohlverknüpft und 10) wohlabgetheilet ſeyn. Dieſes ſind nemlich die den oben erzählten Fehlern entgegen geſetzte Tugenden der Schreibart.

§. II.

Wer recht deutlich ſchreiben will, der bediene ſich

I. überall bekannter, üblicher und nicht zweydeutiger Wörter. II. Nehme er ſie in ihrem gewöhnlichſten Verſtande. Muß er aber ja von der gemeinſten Bedeutung derſelben abweichen, ſo mache er III. eine ſolche Verbindung der Redensarten, daß man es aus dem Zuſammenhange ſehen könne, wie er ſie verſtanden haben wolle. Zum IV. erinnere man zuweilen gleich anfangs, wie man dieſes unbekannte oder doppelſinnige Wort genommen haben wolle. V. Weiche man von der einmal beſtimmten Bedeutung nicht wieder ab; ohne es ausdrücklich zu erinnern. VI. Bediene man ſich ſolcher Wortfügungen und Verbindungen, die gewöhnlich, leicht und unverworren ſind. VII. Vermeide man die vielen Einſchiebſel fremder Dinge, ſo nicht eigentlich zum Verſtande gehören, oder doch füglich am Ende des Satzes in einem beſondern Anhange erinnert werden können. VIII. Beobachte man auch die Ordnung der Wörter, die im leſen am zuträglichſten iſt, den rechten Verſtand des Satzes zu befördern; weil ein Zuhörer ſonſt aus dem Tone der Ausſprache viel Hülfe haben kan, der ein Leſer entbehren muß. Endlich IX. bediene man ſich der kleinen Füllwörterchen oder Partikeln, als **denn, noch, nun, nur, ſehr, ſo, ſonſt, anders, als**, u. d. gl. auf eine geſchickte Art, als welche ſehr viel zur Verſtändlichkeit beytragen können, wenn ſie am rechten Orte eingeſchaltet werden. Es muß niemanden überflüßig dünken, daß ich ſo viele Regeln der Deutlichkeit halber gebe: Denn ohne dieſelbe würden alle andere Schönheiten der Schreibart nichts helfen.

§. III.

Soll die Schreibart artig werden, ſo richte man ſich in derſelben, nach der Art zu ſprechen, die unter den artigſten Leuten itziger Zeit im Schwange geht. Ich verſtehe aber durch dieſe nicht etwa diejenigen, die ſich einer gezwungenen Galanterie befleißigen, oder auf eine lächerliche Weiſe dem Hofe nachahmen. Auch nicht die ſich in die franzöſiſche Sprache ſo verliebt haben, daß ſie faſt ein Wort ums andre das franzöſiſche ins deutſche mengen. Ich verſtehe wohlerzogene, wohlgeſittete, und wo nicht ganz ordentlich gelehrte, doch nicht ganz unwiſſende Leute; die wenigſtens in ihrer Mutterſprache viel geleſen haben: Kurz, Leute, die ſich ſowohl in Gedanken und Worten, als in Kleidungen und Sitten vom Pöbel unterſcheiden. Wie nun dieſe reden, ſo ſchreibe man auch: Nur die offenbaren Fehler ihrer Mundart, oder der Uebereilung ſind ausgenommen, als die kein Scribent nachmachen muß. Man zwinge ſich aber durchaus nicht, ſehr gelehrt zu reden, oder dafür angeſehn zu werden, als ob man ſehr beleſen, in alten Sprachen ſehr erfahren, oder ſehr ſcharfſinnig wäre. Denn alles dieſes würde nur ein pedantiſches Weſen verrathen. Vielmehr verberge man ſeine Gelehrſamkeit gewiſſermaaſſen. Denn es iſt viel beſſer, wenn man ſie hat, und doch nicht damit pralet; als wenn man bey einer mäßigen Gelehrſamkeit ſeine Beleſenheit aus Sammlungsbüchern borget. Geſcheidte Zuhörer nemlich wiſſen beydes leicht wahrzunehmen.

§. IV.

Will man ungezwungen ſchreiben, ſo nehme man ſich kein eigentliches Muſter vor, welches man nachzuahmen ſuchen wollte. Man bemühe ſich weder ſo hoch, noch ſo gelehrt, noch ſo galant, noch ſo luſtig, noch ſo kurz, noch ſo ſinnreich, als gewiſſe Scribenten, zu ſchreiben. Vielmehr denke man ſeiner Materie ſelber nach, und drücke ſeine Gedanken nach ſeinem eigenen Begriffe, und ſeinem Naturelle gemäß; aus. Man ſetze ſich nichts anders vor, als ſeinen Zuhörer oder Leſer von ſeiner Meynung zu überreden; und bediene ſich alſo nur ſolcher Redensarten und Sätze, die deſſen Beyfall zu gewinnen geſchickt ſind. Ich widerrathe es hiermit nicht, gute Scribenten zu leſen, die Schönheit ihrer Schreibart wahrzunehmen, auf alle ihre Ausdrückungen, Verbindungen, Figuren und verblümte Redensarten acht zu haben. Alles dieſes iſt gut im leſen, und wenn man ſolches fleißig thut, ſo wird man freylich unvermerkt etwas von ihrer Art zu denken, oder zu ſchreiben annehmen. Aber wenn man ſelbſt die Feder anſetzet, dann muß man alle andere Bücher der guten Stiliſten bey Seite legen, und aus ſeinem eigenen Kopfe ſchreiben. Ja man darf nicht einmal in Gedanken bey ſich ſagen: Wie würde hier Laſſenius, wie Lohenſtein, wie Mosheim reden und ſchreiben? Man muß ſich vielmehr ſelbſt vornehmen ein Original zu werden, und andern zum Muſter zu dienen. Denn wer dazu nicht Muth genug hat, der wird ſelten was groſſes unternehmen.

§. V.

Was die vernünftige Schreibart anlanget, die der phantaſtiſchen entgegen geſetzt iſt: So hüte man ſich für den Ausſchweifungen ſeiner Phantaſie oder Einbildungskraft, und mäßige die Einfälle derſelben durch die Beurtheilung. Man fordere alle ihre Eingebungen vor den Richterſtuhl der Vernunft. Und wenn ja jene zärtliche Mutter ihre Kinder, ſo lange ſie noch jung und neu ſind, aufs eifrigſte vertritt: So ſchone man ſie dennoch nicht, wenn ſie die Prüfung nicht aushalten. Man bediene ſich hier der Vernunftlehre ſtatt eines Probierſteins, und forſche, ob auch alle Begriffe, Urtheile und Schlüſſe richtig ſind. Hernach frage man auch, ob alle tropiſche Redensarten der Wahrheit, oder der Natur und Gewohnheit zu reden, gemäß ſind; oder ob ſie über die Schnur hauen? Halten ſie nicht völlig die Probe, ſo verwerfe man ſie, ob ſie

ſie gleich auch was glänzendes an ſich haben. Man denke nicht: Es klingt doch hübſch, oder neu, oder hoch! Was nicht vernünftig iſt, das taugt gar nicht. Man ſage nicht: Meine Zuhörer verſtehens nicht, und werdens wohl gar für was ſchönes halten! Wenn es der Redner ſelbſt nicht dafür erkennet: So kan ers nicht mit gutem Gewiſſen ſagen. Man denke endlich nicht: Habens doch andre Scribenten auch wohl ſo tolle, oder noch ärger gemacht! Dieſe habens nicht verſtanden, und alſo entſchuldiget ſie die Unwiſſenheit ihrer Zeiten. Wer es aber beſſer weis, und in unſern Zeiten lebet, den kan nichts auf der Welt entſchuldigen, wenn er Thorheiten ſchreibet.

§. VI.

Ich komme auf das natürliche, ſo dem ſchwülſtigen entgegen geſetzt iſt. Dieſes zu erreichen, ſo leſe man keine hochtrabende Scribenten; es wäre denn in der Abſicht, die Ungereimtheit ihrer Schreibart zu bemerken. Man ſetze ſich im Denken kein ander Bild in den Kopf, als die Sache ſelbſt, davon die Rede iſt. Man zwinge ſich zu keinen hochſteigenden Gleichniſſen und Allegorien; wo ſie nicht mit der Hauptſache auf das genaueſte zuſammen hängen, und ihr eigen ſind. Man kläre ſich durch philoſophiſche Wiſſenſchaften den Verſtand auf, daß man die Natur einer jeden Sache, ſo viel als möglich iſt, einſehe. Man frage ſich bey jedem prächtigen Ausdrucke, den man brauchet, was man dabey denket, und ob er der Sache auch recht angemeſſen ſey? Man ſuche ſeinen Zuhörern kein Blendwerk zu machen, ſondern ſetze ſich aufrichtig vor, nur von groſſen Dingen groß, von mittelmäßigen aber mittelmäſſig, von kleinen und niedrigen aber nur klein und niedrig zu reden. Man mache ſich daher die Schriften der Alten bekannt, die in der natürlichen Schreibart ſo berühmt ſind, als die lateiniſchen Scribenten des beſten

Alters; ſonderlich Cicerons, und in Lobreden des Plinius. Man leſe auch von neuern lieber die franzöſiſchen Lobredner als z. E. den Fleſchier, als andre deutſche oder italiäniſche Scribenten. Man kehre ſich endlich nicht an das Lob, das Unverſtändige dem hochtrabenden Zeuge gewiſſer Scribenten zu geben pflegen. Denn der Pöbel bewundert allezeit das, was er nicht verſteht, wie Lucrez ſaget:

> Semper enim ſtolidi magis admirantur amantque
> Inverſis quae ſub verbis latitantia cernunt.

§. VII.

Nun folget auch der edle Ausdruck, als das Widerſpiel der niederträchtigen Schreibart. Denn darum, daß ein guter Scribent nicht hochtrabend ſchreiben ſoll, darf er noch nicht mit dem Pöbel reden. Wir haben ſchon oben gerathen, daß man ſich nach den Mundarten der vornehmſten Leute, die am beſten zu leben wiſſen, richten müſſe. Dieſes wiederholen wir nochmals, und rathen es einem jeden Redner, lieber die Geſellſchaften der Leute zu beſuchen, wo er der unterſte iſt, als diejenigen, wo er der vornehmſte ſeyn würde. Dabey vermeide er noch alle gar zu gemeine Redensarten, alle Sprüchwörter des Pöbels, alle Scherzreden, alle Zweydeutigkeiten, und was ſonſt ſeine Perſon verächtlich machen könnte. Denn die niedrige Sprache verräth auch niedrige Sitten, und eine ſchlechte Ankunft des Redners. Wir verſtehen aber durch die edlen und erhabenen Ausdrückungen nicht eben diejenigen, da man von lauter Sonnen und Sternen, Blitz und Donner, Adlern und Löwen, Gold und Silber, Perlen und Edelgeſteinen, Marmor und Helfenbein, Weltmeeren und Strömen, Gebirgen und Pyramiden, Coloſſen und Labyrinthen, Kronen und Zeptern, Purpur und Sammet, Küraſſen und Schwerdtern, Mörſern und Karthaunen ꝛc. einen Uberfluß antrifft. Dieſes ſind die elenden Spielwerke kleiner Geiſter, die ohne dergleichen äuſſerlich erborgten Anſtrich nichts ſonderliches zu erdenken wiſſen. Ein Mann, der die wahre Gröſſe einer vernünftigen und tugendhaften Seele einſehen gelernet, der wird ſolche Nothhelfer gar nicht nöthig haben, und doch, wie Plinius in ſeiner Lobrede auf den Trajan, tauſend edle Sachen zu ſagen wiſſen.

§. VIII.

Nicht minder ſoll die Schreibart wohlgefaßt ſeyn, und darinnen muß ſie der gar zu weitläuftigen entgegen geſetzt ſeyn. Zu dem Ende muß ein Scribent erſt ſeine Gedanken wohl verdauet und eingerichtet haben, ehe er die Feder anſetzet Denn viele verſehen es darinn, daß ſie zu ſchreiben anfangen, ehe ſie noch wiſſen, was ſie ſagen wollen. In währendem ſchreiben fällt ihnen nun allerley ein: Und weil ſie fürchten, es möchte ihnen ſelbiges entwiſchen, ſo rücken ſie alles mit in ihre Sätze; und ſchalten alſo überaus viel fremde Sachen ein, die ihre Rede nur verlängern und verwirren. Am beſten iſt es, man überlege vorher den ganzen Satz, von Anfang bis zum Ende, in Gedanken. Wenn man das thut, ſo wird das Gedächtniß nicht zulangen, einen gar zu weitläuftigen Satz abzufaſſen. Wollen ja die Materien gar zu ſehr aneinander hangen, ſo trenne man ſie mit Gewalt. Dieſes geſchieht, wenn man im Anfange die Bindewörter, weil, wenn, dafern, nachdem, demnach, obwohl, ꝛc. und in der Mitte die Formeln, ſintemal, immaßen, angeſehen, vornemlich, bevorab, ungeachtet, u. d. gl. ſorgfältig vermeidet. Eben ſo muß man es mit den ſogenannten Beziehungswörtern (relativis) machen. Manche Leute verbinden ihre Gedanken ſehr gern mit welcher, womit, wodurch, wovon, wohin, woher, weswegen, welchergeſtalt, u. ſ. w. und dadurch wird ihre Schreibart ohne Noth langweilig, weil auf einen Schwanz und Anhang des erſten Hauptſatzes immer noch ein neuer folget. Wenn ſie aber an deren Stelle, dieſer, damit, dadurch, davon, dahin, daher, deswegen, ſolchergeſtalt ꝛc. brauchen wollten: So könnten ſie allemal neue Sätze damit anfangen, und das vorhergehende mit einem Puncte ſchlieſſen.

§. IX.

Was nun ferner die Ausführlichkeit der Schreibart anlanget, welche der übermäßigen Kürze entgegen geſetzt iſt: So merke man ſich folgende Regeln an. I. Muß man nichts im Sinne behalten, was man denket. Gewiſſe Leute behalten die Helfte von ihren Gedanken für ſich, und meynen, der Leſer werde ſchon alles errathen können. Daher reden ſie faſt in lauter Räthſeln: Entweder, weil ſie nicht glauben, daß ſie andern dunkel ſeyn werden; oder weil ſie gern für ſcharfſinnige Redner und Scribenten angeſehn ſeyn wollen. Dieſem nun vorzubeugen, verſchweige man ja keinen Umſtand, ja kein Wort, was zu deſto beſſerm Verſtande der Sachen gehöret: So wird gewiß kein Satz zu kurz gerathen. II. Muß man die Hülfswörter ſeyn und haben, in allen ihren Beugungen und Abänderungen nicht auslaſſen. Ich weis wohl, daßes zuweilen gar wohl angeht, daß man dergleichen Wörterchen erſparet, wenn es der Wohlklang erfodert, oder ſonſt die Rede durch ihre übrige Ordnung ſchon deutlich genug iſt. Allein ich weis auch, daß viele ein Handwerk daraus machen, und endlich der Sache ſo gewohnt werden, daß ſie auch alsdann dieſe Wörter erſparen, wenn ſie rechte Hauptwörter abgeben. Z. E. Glaube mir, daß ich dein Freund. (ſcil. bin oder ſey): Wer kein Geld (ſcil. hat) kan nichts kaufen. III. Muß man das Fürwort, ich, niemals auslaſſen, wie einige aus einer ſeltſamen Höflichkeit in ihren Briefen thun. Denn keine Nation in Europa thut es, ob ſie gleich noch ſo höflich wäre: Und bey uns Deutſchen iſt es ein offenbarer Latinismus; da es doch unſre Sprache gar nicht verſtattet, in einem Zeitworte, z. E. leſe, das ich, mit zu verſtehen.

§. X.

Ferner auf den Zuſammenhang der Schreibart zu kommen, ſo entſteht derſelbe zwar hauptſächlich aus der Verbindung der Gedanken: Doch haben auch die Bindewörter etwas dabey zu thun, die jenen anzuzeigen gebraucht werden. Im Abſehen auf jenes bemühe man ſich, ſeine Einfälle erſt recht zu ordnen, ſo daß ſie ſich zu einander ſchicken. Denn da muß die Urſache mit ihrer Folgerung, die Bedingung mit der Ausſage, ein Gegentheil mit dem andern u. ſ. w. unzertrennt beyſammen ſtehen, damit man beydes bald hintereinander gewahr werde, und von ihrer Verknüpfung deſto leichter urtheilen könne. Hernach muß man auch dieſe Verknüpfung anzudeuten, ſich der rechten Bindewörter bedienen; damit nicht die Worte eine Verwirrung anrichten mögen, wo die Gedanken an ſich ganz ordentlich ſind. Wenn ſich gewiſſe Nebenwörter aufeinander beziehen, ſo muß man ſie dem Gebrauche gemäß recht miteinander zu paaren wiſſen, damit nicht die unrechten zuſammen kommen. Hier kan die Lehre von den zuſammengeſetzten Perioden in etwas nützen. Doch muß man nicht denken, als ob alle Verbindung der Sätze durch ausdrückliche Bindewörter geſchehen müſſe. Es giebt auch eine Verknüpfung der Schreibart bloß durch die Gedanken. Dieſe verbindet alle ihre Sätze durch die Sachen ſelbſt, davon ſie handeln. Sie meidet alle unnöthige Umſchweife. Die Scharfſinnigkeit ihrer Zuhörer oder Leſer ſoll es von ſich ſelbſt ſchon errathen, ob der eine Satz eine Folge, oder ein Grund des andern iſt. So tiefſinnig dieſe Schreibart klinget, ſo viel Verſtand erfordert ſie bey ihrem Urheber: Doch kan man niemals alle und jede Verbindungswörter entbehren.

§. XI.

Endlich und zuletzt muß die gute Schreibart auch wohl abgetheilet ſeyn. Die heutigen Völker haben darinn vor den alten Griechen und Römern etwas zum voraus. Dieſe ſchrieben anfänglich ganze Zeilen in einem Stücke fort, und theileten nicht einmal die Wörter von einander ab. Hernach hub man an, zu mehrer Bequemlichkeit der Leſer, zwiſchen jedes Wort einen Punct zu machen. Allein die Sätze giengen noch in einem fort, und wurden durch kein merkliches Unterſcheidungszeichen von einander abgeſondert. Endlich hat man ſich beſonnen, daß die Wörter durch bloße Abrückung von einander getrennet werden könnten, und daß ein Punct dienen könnte, ganze Sätze von einander zu ſondern. Die Sätze aber waren zuweilen zuſammen geſetzt: Und da fand man es gut, diejenigen Stücke derſelben, die ganze logiſche Ausſprüche, die ein eigen Subject und Prädicat hatten, mit zween übereinander ſtehenden Puncten zu unterſcheiden; die kleinern aber, die nur ein neues Subject, oder ein neues Prädicat hatten, mit einem punctirten Strichlein abzutheilen. Endlich bediente man ſich noch eines bloſſen Strichleins, um die kleinſten Abtheilungen der Gedanken, die zur Deutlichkeit etwas beytragen könnten, zu verſtehen zu geben. Auſſer dieſen gemeinen Theilungszeichen hat man noch das Zeichen der Frage? und das Zeichen des Ausruffes! das Zeichen der Einſchiebſel (—) und das Zeichen eingerückter fremder Worte „ eingeführet: So daß itzo ein Leſer nur halbe Mühe hat, wenn ein Scribent ſeine Schrift recht abzutheilen gewußt hat. Doch iſt es zu beklagen, daß ſo wenige Leute die gehörige Aufmerkſamkeit und Geſchicklichkeit darzu haben.

§. XII.

Auſſer dieſen bisher erklärten Eigenſchaften einer guten Schreibart hat man noch zwo andre auf die Bahn gebracht; nemlich die Gleichheit, und den Wohlklang. Es iſt ſo leicht nicht zu ſagen, worinn dieſe beyde Stücke beſtehen. Denn was das erſte betrifft, ſo gehört dazu eben nicht, daß alle Sätze gleichviel Sylben oder Wörter haben müſſen: Nein, dieſes würde ein gezwungenes und unnatürliches Weſen geben. Auch iſt es nicht nöthig, daß eine gleiche Schreibart allezeit durchgehends gleich tropiſch, oder gleich ſchlecht einher laufe. Nein, die verblümten Redensarten ſind nur eine Würze, die nicht durchgehends gleich häufig angebracht werden kan. Auch können die Figuren nicht überall in einer Rede herrſchen: Denn man kan nicht allezeit im Affecte reden oder ſchreiben. Alles was man von der Gleichheit der Schreibart ſagen kan, iſt dieſes, daß ein Redner und Scribent ſich allemal in einerley Character erhalten muß, den er in dieſer oder jener Schrift vorſtellen will. Ein Geiſtlicher muß in einer Predigt durch und durch geiſtlich; ein Hofmann politiſch; ein Weltweiſer philoſophiſch; ein artiger Weltmenſch artig; ein Trauerredner traurig; ein Lobredner erhaben und edel ſchreiben. Dieſes alles aber iſt leichter zu ſagen, als in allen beſondern Fällen zu beobachten: Daher kömmt es denn, daß ſo viele darwieder verſtoſſen, und ehe man ſichs verſieht, mitten in einer Rede, ſo zu ſagen, eine neue Rolle zu ſpielen anfangen. So übel aber dieſes ſteht, ſo ſehr hat man ſich zu üben, daß man entweder ſeinen wahren natürlichen Character allemal behalte, oder ſeine Perſon recht ſpiele.

§. XIII.

Das andere iſt der Wohlklang in der Schreibart; davon es auch ſchwer fällt, einen recht deutlichen

Begriff zu machen. Fürs erſte ſchreibt man es gewiſſen Sprachen überhaupt zu, daß ſie wohl oder übel klingen. Man ſagt die italieniſche klinge zart und weibiſch, die franzöſiſche klinge männlich, die ſpaniſche prächtig, die polniſche hart, und die deutſche aus gewiſſen Landſchaften, z. E. Schwaben, Bäyern, Oeſterreich, Steyermark und Salzburg ſehr grob und rauhe. Allein auch in derſelben Mundart hat der eine Scribent einen beſſern Wohlklang in ſeiner Schreibart, als der andre. Dieſes kan nicht von den Werkzeugen der Stimme und Sprache herrühren, als welche nur im Reden ſtatt finden. Es muß alſo theils von den Buchſtaben der Wörter: theils von der Länge und Kürze der Sylben, und von ihrer Vermiſchung herkommen. Eine Sprache, wo viel ſelbſtlautende Buchſtaben und wenig mitlautende vorkommen, iſt ſehr gelinde anzuhören: Hergegen iſt ſie hart, wo der letztern viel,und der erſtern wenig ſeyn. Unter den Doppellauten ſind etliche lieblich, als ei, eu, ey, au, ä, ö, ü, ꝛc: Andre hergegen ſind hart, als ai, oy, oa, ue, uy, u. d. gl. Von den Mitlautern ſind auch einige gelinde, als b, d, f, g, h, l, m, n, p, t und w. Andre aber ſind hart und rauh in der Ausſprache, als c, k, q, r, s, x, z, nebſt den doppelten ck, qv, rr, ſſ, ſch, ſt, tz. Dieſe muß man alſo vermeiden, ſo viel man kan, jene aber deſto häufiger brauchen, wenn man einen ſanften Wohlklang in ſeine Schriften bringen will. Endlich muß man nicht gar zu viel lange Sylben hintereinander in ſeiner Rede brauchen, ſondern ſie mit den kurzen fleißig abwechſeln. Doch muß ſolches nicht nach einer beſtändigen Regel, nach Art der Poeten geſchehen, ſondern auf eine allezeit veränderte Art. Dieſe aber muß mehr durch das Gehör ſelbſt, als nach gewiſſen Regeln beurtheilet werden; obgleich Cicero ſich deswegen viel Mühe gegeben hat.

§. XIV.

Die gute Schreibart, ſo wie man dieſelbe in der Beredſamkeit nutzen kan, iſt dreyerley, nemlich die natürliche, die ſinnreiche, und die bewegende. Ich weis wohl, daß ſie von andern anders eingetheilet zu werden pflegt. Denn da gerathen einige auf die Arten der alten griechiſchen Beredſamkeit, darinnen man die Laconiſche, die Attiſche, die Rhodiſiſche und die Aſiatiſche Schreibart zu unterſcheiden pflegte. Dieſe wollen ſie nun auch im Deutſchen angemerket haben: Allein, geſetzt, daß es wahr wäre; ſo würde uns dieſer Unterſchied nicht viel helfen. Er geht doch nur auf den äuſſerlichen Unterſchied, nicht aber auf den innerlichen: Und auf dieſen hat man hauptſächlich zu ſehen. Andre haben uns gar einbilden wollen, es gäbe im Deutſchen auch vier Gattungen der Schreibart, nach Verſchiedenheit derjenigen Landſchaften, darinn man ſich am meiſten aufs Schreiben geleget hat. Sie reden alſo von einer Schleſiſchen, Fränkiſchen, Meißniſchen, und Niederſächſiſchen Schreibart. Wiewohl auch hier iſt es nicht ausgemacht, daß alle Schriftſteller aus einem Lande einerley Schreibart haben. Wie mancherley Proben haben uns nicht die benannten Provinzen ſchon gewieſen? Und warum könnten die Brandenburger und Preuſſen nicht auch noch eine Claſſe unter den Scribenten bekommen? Endlich hat man auch die Schreibart in die niedrige, mittlere und erhabene eintheilen wollen: Aber auch dieſe Eintheilung kan uns nicht viel helfen. Es iſt ſehr ſchwer, die Grenzen dieſer drey Arten recht zu beſtimmen; und die erſte von der niederträchtigen, die letzte aber von der hochtrabenden recht zu unterſcheiden.

§. XV.

Es beſteht aber die natürliche Schreibart in der gemeinen Art des Ausdruckes, deren man ſich im täglichen Umgange bedienet. Man denkt in derſelben mehr an die Sachen, als an die Wörter; man redet deutlich, leicht, und verſtändlich; man ſinnt auf keine Zierrathen ſeiner Redensarten; man bemüht ſich nichts ſonderbar ſcharfſinniges oder nachdenkliches zu ſagen, ſondern iſt zufrieden, daß man wahre und ordentliche Gedanken vorbringet. Doch hütet man ſich unter wohlgeſitteten Leuten, wie billig iſt, für allen pöbelhaften Ausdrückungen, und ſolchen Worten, die wieder die Regeln der Ehrbarkeit laufen. Alles dieſes iſt nun die Art der natürlichen Schreibart gleichfalls. Sie zwinget ſich in nichts: Auſſer, daß ſie etwa in der Ordnung der Wörter, und im Zuſammenhange der Perioden etwas ſorgfältiger iſt, als man in der gemeinen Sprache zu ſeyn pflegt, wo die Uebereilung zuweilen etwas unregelmäßiges hervorbringet. Will man Exempel dieſer Schreibart haben, ſo muß man ſie in dogmatiſchen und hiſtoriſchen Büchern ſuchen; doch in ſolchen, deren Verfaſſer ihre Pflicht verſtanden und beobachtet haben. Bey uns Deutſchen ſind die Bünauiſche und Maſcoviſche Hiſtorie, und Rheinbecks Erkl. der Augſp. Confeſſion ſo geſchrieben. Ja ſelbſt dieſes Hauptſtück unſrer Redekunſt kan zum Beyſpiele dienen. Wir könnten auch aus dem Patrioten, dem Biedermanne, oder den Tadlerinnen ſolche Stellen in Menge anführen, wenn es nöthig wäre. Man merke nur, daß auch in dieſer natürlichen Schreibart, bey verſchiedenen Schriftſtellern ein groſſer Unterſchied angetroffen wird, indem die Naturelle, die Fähigkeiten, die Grade ihrer Einſicht in die Sachen, und andere Umſtände mehr, vielfältige Veränderungen darinnen hervorbringen.

§. XVI.

Die ſinnreiche Schreibart iſt von ganz andrer

Beſchaffenheit. Sie entſteht aus den Gedanken eines ſcharfſinnigen und witzigen Kopfes, der viel neue, ſchöne und nachdenkliche Einfälle hat, und dieſelbe mit anſtändigen Worten auszudrücken weis. Daher klingt ſie denn weit künſtlicher als jene, weil ſie mit wenigen, doch auserleſenen Worten, ihrem Leſer, oder Zuhörer viele und unerwartete Gedanken erweckt. Sie beſteht alſo aus den edelſten Begriffen, die man nur haben kan, und die mit den kräftigſten Wörtern ausgedrückt werden. Der Zuſammenhang ihrer Sätze, geſchieht nicht ſo wohl durch die gewöhnlichen Bindewörter; als durch die Sachen und Materien ſelbſt. Weitſchweifige Beywörter taugen hier nichts: Die Kürze ihrer Sprüche zieret ſie weit beſſer. Daher haben gewiſſe Arten des Erhabenen darinn ſtatt, die von vielen Kunſtrichtern ſo ſehr angeprieſen werden. Z. E. Das Moſaiſche: Gott ſprach: Es werde Licht; und es ward! welches Longin ſo gelobet hat; Das Davidiſche: Wie er ſpricht, ſo geſchichts ꝛc. Des Ajax Bitte an den Jupiter, im Homer; Alexanders Antwort an den Parmenio im Curtius; Cäſars Aufmunterung an einen zaghaften Schiffer u. d. gl. mehr, geben hier bequeme Exempel des Sinnreichen, in ſo weit es erhaben iſt, ab. Nur merke man, daß man in den Worten eher etwas nachläßig, als gar zu künſtlich verfahren muß: Die meiſte Schönheit muß in den Gedanken beſtehen. Der Anfang der Cänitziſchen Rede auf die Brandenburgiſche Prinzeßin, imgl. die Lobrede des Plinius geben die beſten Exempel dieſer Schreibart ab: Wiewohl auch Fleſchiers Rede auf den Turenne zum Muſter derſelben dienen kan.

§. XVII.

Drittens folgt die bewegende Schreibart, ſonſt auf griechiſch die pathetiſche, auf lateiniſch die affectuöſe genannt. Dieſe iſt eine Art des Ausdruckes, die den

Leidenſchaften eigen iſt. Ein Menſch, der in einer heftigen Gemüthsbewegung ſteht, pflegt gemeiniglich auch heftig und beweglich zu reden. Dieſem Muſter ahmet ein Redner in dieſer Schreibart nach. Er ſucht ſich ſo viel möglich, erſt ſelbſt in den Affect zu ſetzen, den er ausdrücken und erregen will: Alsdann läßt er ſeiner Einbildungskraft den Lauf, ſo hitzig, ſo nachdrücklich und einnehmend zu reden, als es ihr nur möglich iſt. Iſt aber ein Redner wirklich in einer Leidenſchaft, ſo iſt es ihm deſto leichter, ſeinen innerlichen Regungen zu folgen. Er darf nur ohne Verſtellung und mit einer völligen Freyheit reden, wie es ihm ums Herz iſt. Dadurch wird er gewiß die Herzen ſeiner Zuhörer ſo bewegen, als ob er nicht geredet, ſondern gedonnert, oder geblitzet hätte. Denn

Vt ridentibus arrident, ita flentibus adſunt
Humani vultus. Si vis me flere, dolendum
Eſt primum ipſe tibi. *Hor.*

Es iſt ſchwer, noch andre Regeln von dieſer Schreibart zu geben. Denn ich kan weder ſagen, daß man keine, noch daß man viel verblümte Redensarten; kurze, noch lange Sätze darinn brauchen müſſe. Man kan, nach Beſchaffenheit der Leidenſchaften, bald dieſes bald jenes thun. Nur das iſt gewiß, daß man viel Figuren in einer ſolchen bewegenden Rede anbringen muß, wie die Natur dieſes in der That ſelbſt lehret. Die Muſter davon kan man nirgend beſſer, als bey den Alten ſuchen. Des Demoſthenes 1. phil. R. iſt faſt durchgehends voll von dieſer Schreibart. In des Cicero Philippiſchen und Verriniſchen, auch ſeinen Catiliariſchen Reden trifft man gleichfalls die ſchönſten Exempel davon an: Wie wir denn oben p. 184. eine Stelle daraus zum Muſter gegeben haben. Die kleinen Reden, die Salluſtius, Livius und Curtius in ihre Hiſtorien gemenget haben, können hier gleichfalls zu Exempeln dienen.

§. XIIX.

Nun wird ſichs fragen, welche von dieſen Gattungen der guten Schreibart man in einer Rede brauchen ſolle? Oder wo man ſie eigentlich anbringen müſſe? Vors erſte behaupte ich, daß man keine ganze, nur etwas lange Rede in einer einzigen von dieſen Gattungen abfaſſen könne. Die natürliche Schreibart muß zwar freylich in allen unſern Reden herrſchen: Aber wer ſie allein durchgehends brauchen, und niemals was ſinnreiches oder bewegendes mit untermiſchen wollte, der würde eine ſehr matte und ſchläfrige Rede zuwege bringen. Die ſinnreiche Schreibart allein kan man auch nicht in einer ganzen Rede brauchen. Denn ſie iſt zu nachdenklich, und für die meiſten Zuhörer zu tiefſinnig, als daß ſie allenthalben ſtatt finden könnte. Sie iſt nur eine Würze, in einer an ſich nahrhaften Speiſe: Lauter Würze aber ſetzet man nicht in ganzen Schüſſeln, vielweniger in völligen Trachten auf. Wo wollte auch ein Redner alle die ſchönen Einfälle hernehmen, eine ganze Rede damit anzufüllen: Ohne viel abgedroſchenes Stroh mit einzumengen, oder eine Menge alter Gedanken wieder aufzuwärmen, die ſchon hundert mal in andern Schriften vorgekommen? Endlich läßt ſich auch die bewegende Schreibart nicht durchgehends in einer Rede brauchen. Denn ſie ſchicket ſich nur in einem Affecte, und wer kan in einer ganzen Rede immer in voller Bewegung ſtehen? Alle heftige Leidenſchaften dauren nicht lange: Und wenn ſie ja etwas lange anhalten, ſo laſſen ſie doch zuweilen etwas nach. Selbſt in der erſten Catilinariſchen Rede Cicerons, herrſchet der Affect nicht durchgehends, ſondern iſt hier und da, durch andre Betrachtungen unterbrochen.

§. XIX.

Will man alſo die rechte Schreibart in einer Rede heraus bringen: So muß man eine Vermiſchung der obigen drey Gattungen in einer Rede vernehmen. Dieſes recht geſchickt ins Werck zu richten, muß man jede an ihrem gehörigen Orte anbringen. Es ſchicket ſich aber die natürliche 1) ſonderlich in die Eingänge. Denn dadurch bekömmt eine Rede das Anſehen, als ob ſie gleich aus dem Stegreife und ohne Vorbereitung gehalten würde. Ein gar zu ſinnreicher Anfang macht den Zuhörer argwöhniſch, als ob ihn der Redner, mit ſeiner gar zu groſſen Kunſt, überrumpeln wolle. In vollem Affecte den Eingang anzufangen, will ſich auch nicht thun laſſen, es wäre denn in ganz beſondern Fällen. 2) Schicket ſich die natürliche Schreibart in die Erklärungen und Beweiſe. Denn dort will man etwas deutlich machen, und hier den Verſtand von einer Wahrheit überzeugen. In beyden muß man ſich alſo der Deutlichkeit und Verſtändlichkeit der Ausdrückungen befleißigen. Die ſinnreiche Schreibart ſchickt ſich in die Erläuterungen, in die Lehrſprüche und guten Einfälle, die aber als ein Zierrath in der ganzen Rede zerſtreuet werden können. Endlich die bewegende Schreibart gehört hauptſächlich in die Erregung der Gemüthsbewegungen; es mögen nun dieſelben vorkommen wo ſie wollen. Wer ſeine Schreibart dergeſtalt in einer Rede einzurichten weis, der wird ſeine Zuhörer gewiß nicht ſchläfrig werden laſſen, ſondern ihre Aufmerkſamkeit durch die Abwechſelung, des deutlichen, tiefſinnigen und lebhaften Ausdruckes nach Wunſche zu unterhalten vermögend ſeyn.

§. XX.

Ich weis wohl, daß in einigen Arten der Reden, als z. E. in förmlichen Lobreden die ſinnreiche Schreibart faſt ganz allein herrſchet. Ich weis auch, daß in Complimentirreden die natürliche durchgehends die Oberhand behalten muß. Allein es ſind gleichwohl die an-

andern Arten darum nicht gänzlich ausgeſchloſſen. Es bleibt dem ungeachtet bey den obigen Hauptregeln; indem z. E. auch Plinius den Eingang zu ſeiner ſinnreichen Lobrede, in der natürlichſten Schreibart gemacht. Was ſonſt noch von der Schreibart vor Gattungen vorkommen, als z. E. die hiſtoriſche, die theologiſche, juriſtiſche, poetiſche, ſatyriſche, u. d. gl. das gehört eigentlich nicht für uns. Erzählt gleich ein Redner zuweilen einige hiſtoriſche Umſtände, die zum Verſtande ſeines Hauptſatzes nöthig ſind: So kan er dabey ſchon fortkommen, wenn er nur den Regeln der natürlichen Schreibart folget. Die theologiſchen Reden müſſen zwar einen bibliſchen Ausdruck haben, als der den Leuten weit heiliger und kräftiger vorkömmt, weil er von der heutigen Art deutſch zu reden, abweichet. Allein davon wollen wir im andern Theile ſchon an ſeinem Orte handeln. Die juriſtiſche, ſo wie ſie in Kanzleyen und vor Gerichte üblich iſt, wird zwar eine Rede ſchlecht zieren: Doch pflegt ſie oft in Hofreden und einigen beſondern Fällen noch ſtatt zu finden; mehr, weil ihre Verfaſſer keine beſſere in ihrer Gewalt haben, als weil ſie unentbehrlich wäre. Daher geht ſie uns hier nicht viel an. Was die poetiſche und ſatyriſche inſonderheit betrifft: So gehören ſie gar nicht für uns, und können alſo leichtlich übergangen werden.

Das XVII. Hauptſtücke.

Vom guten Vortrage einer Rede überhaupt und im Abſehen auf die Ausſprache insbeſondre.

§. 1.

Wir ſind mit allem demjenigen fertig, was zur Erfindung, Einrichtung und Ausarbeitung einer Rede überhaupt gehörig iſt. Nichts iſt übrig, als der gute Vortrag. Daß derſelbe einem Redner höchſtnöthig ſey, iſt ſehr leicht zu begreifen. Die ſchönſte Rede auf dem Papiere thut bey dem Zuhörer keine Wirkung, und befördert die Abſicht des Redners nicht, wenn ſie nicht recht vorgetragen wird. Die Erfahrung lehrt es ja täglich, wie verdrüßlich gewiſſe Leute anzuhören ſind, ob ſie gleich lauter vernünftige Sachen vorbringen; und wie gerne man andern aufmerkſam zuhöret, ob ſie gleich nichts ſonderliches ſagen. Das Geſicht und Gehör hat viel Eindruck in die Gemüther der Menſchen. Wer ſie gewinnen kan, der hat auch bey der Vernunft ſelbſt faſt alles gewonnen. Das haben die alten griechiſchen Redner beyzeiten wahrgenommen, und zu ihrem Vortheile zu brauchen gewußt. Demoſthenes ward von dem ganzen Athenienſiſchen Volke ausgelachet, als er ſich unterſtund auf öffentlichem Markte zu reden; ehe er noch auf ſeinen äuſſerlichen Vortrag Fleiß gewandt hatte. Daher begab er ſich, auf den Rath eines guten Freundes, in die Unterweiſung dreyer geſchickter Comödianten, des Andronicus, Neoptolemus, und Satyrus, welche rechte Meiſter in der guten Ausſprache und Vorſtellung waren. Von dieſen lernte er die Kunſt, ſeinen an ſich guten und gewaltigen Reden, durch den guten Vortrag den rechten Nachdruck und das nöthige Gewichte

wichte zu geben. Es war alſo kein Wunder, daß er nachmals auf die Frage, welches das wichtigſte Stücke der Beredſamkeit wäre, dreymal nacheinander die Antwort gab Ὑποκρισις! Der äuſſerliche Vortrag! Auch Cicero ſagt an einem Orte actionem ubique dominari in oratione. Und Quintilian im 3 Cap. des XI. Buchs ſchreibt: Habet autem res ipſa (pronuntiatio) miram quandam in orationibus vim ac poteſtatem. Neque enim tam refert, qualia ſint, quae intra nosmetipſos compoſuimus, quam quomodo efferantur: nam ita quisque, vt audit, mouetur. Quare neque probatio vlla, quae modo venit ab oratore, tam firma eſt, vt non perdat vires ſuas, niſi adiuuetur aſſeucratione dicentis. Affectus omnes langueſcant neceſſe eſt, niſi voce, vultu, totius prope habitu corporis inardeſcant.

§. II.

Ein Redner darf alſo gewiß in dieſem Stücke ſeiner Pflicht nicht ſaumſelig ſeyn; ſondern er muß mit gleichem Fleiſſe darauf denken, wie er ſeine Rede wohl halten, als wie er ſie wohl ausarbeiten wolle. Mit dem bloſſen Naturelle, darauf man es gemeiniglich allein ankommen läßt, iſt es gewiß nicht ausgerichtet. Es thut zwar bey einigen viel; allein es muß auch durch Regeln geleitet, und durch die Nachahmung guter Muſter gebeſſert werden. Cicero, ob er wohl von Natur eine beſondere Geſchicklichkeit dazu gehabt, auch in ſeiner Jugend in Rom die beſten Muſter, als z. E. den Hortenſius fleißig gehöret hatte: So hat er doch nicht unterlaſſen auf ſeinen Reiſen durch Griechenland und Aſien die gröſten Redner zu hören, ſich unter ihrer Aufſicht zu üben, und durch ihre Regeln und Anmerkungen ſeinen Vortrag zu beſſern. Er merket ſelbſt an, daß er in den erſten öffentlichen Reden, die er vor ſeiner Reiſe, in Rom gehalten, noch viele Fehler in der

Stimme, Ausſprache und Heftigkeit des Vortrages an ſich gehabt, die er aber in der Fremde ganz abgeleget hat. Solch einem Muſter nun darf ſich niemand ſchämen zu folgen. Der natürlichen Fehler giebt es überaus viel, und der angewöhnten noch mehrere, die man ſelbſt an ſich ſo gut nicht wahrnehmen kan, als ein andrer. In Ermangelung deſſen aber, mache man ſich nur folgende Regeln bekannt, die einen zum wenigſten aufmerkſamer auf ſich ſelbſt machen werden, als man insgemein zu ſeyn pflegt. Der erſte Theil derſelben betrifft die Ausſprache; der andre wird von den Bewegungen des Leibes handeln, die ein Redner geſchickt brauchen muß: Beyde werden unter dem guten Vortrage begriffen. Man leſe auch hier Quintilians ganzes XI. Buch, und die beyden obengerühmten franzöſiſchen Tractätchen nach, De l' Action d' un Orateur, und Methode nouvelle pour bien animer un diſcours.

§. III.

Vors erſte muß ſich ein angehender Redner prüfen, ob er von Natur eine laute, klare und reine Stimme habe. Wer damit nicht verſehen iſt, dem fehlet ſchon ſehr viel. Ein rauher, dumpfigter Hals, oder eine gar zu grobe Stimme, die mehr raſſelt, als redet, iſt ſehr unangenehm: Wie denn auch eine gar zu helle Kehle, die mehr ſchreyet, als ſpricht, verdrüßlich iſt. Doch iſt es ſo ganz unmöglich nicht, ſeine natürliche Ungeſchicklichkeit ein wenig zu beſſern, und dadurch ſeine Sprache, wo nicht angenehm, doch etwas erträglicher zu machen. Vors andre ſehe man, ob man eine deutliche und vollkommen reine Ausſprache habe. Das liſpeln, ſtammeln und poltern in der Rede iſt ein groſſer Uebelſtand. Sonderlich aber iſt es ärgerlich, wenn ein Redner das R nicht ſprechen kan; ſondern es entweder herausgurgeln, oder mit den Lippen ſchnattern muß. Solche Leute thäten beſſer, daß ſie entweder gar nicht öffentlich redeten, oder ſich doch mit dem Demoſthenes die Mühe nehmen möchten, erſtlich das R. ausſprechen zu lernen. Zum dritten muß ein guter Redner auch eine ſtarke Lunge und einen langen Athem haben. Ohne dieſen würde es ihm vielmal an Kräften fehlen, ſeinen Worten den rechten Nachdruck zu geben, und in Erregung der Affecten manchen langen Satz mit dem gehörigen Feuer auszuſprechen. Wer nun dieſe Gabe nicht im hohen Grade empfangen hat, der kan ſie zwar, durch die Uebung, noch in etwas erlangen; doch wird er niemals groſſe Wunder thun, und gleichwohl in Gefahr ſtehen, zuweilen Blut auszuwerfen.

§. IV.

Wenn es nun mit dieſem natürlichen Geſchicke ſeine gute Richtigkeit hat: So iſt die Hauptregel der guten Ausſprache dieſe: Man befleißige ſich auf eine angenehme Mannigfaltigkeit in der Stimme und Sprache. Nichts iſt ſo ekelhaft, als eine beſtändige Einförmigkeit in der Rede. Wer immer in einem Tone, immer gleich geſchwinde, oder gleich langſam, oder endlich, immer in einer Melodie redet; der macht ſeine Zuhörer entweder bald ſchläfrig, oder doch überdrüßig. Bloß die Abwechſelung des Tones in Sylben und Wörtern, des lauten und leiſen, des geſchwinden und langſamen Vortrages, u. desgl. muß dieſen Ekel der Zuhörer verhüten und vertreiben. Unſere Sprache muß eine Art von Muſik in ſich haben: Wie ſich denn auch die muſicaliſchen Regeln der Alten bis auf die Rede erſtrecket haben. Wer nun weis, was es den Ohren vor einen Verdruß erwecket, lauter eintonige Leyern, oder doch lauter gleichlange Noten, oder doch eine gar zu oftmals wiederholte Geſangweiſe zu hören: Der wird wiſſen, was ich haben will. Und in der That lehrt uns die Natur unſere Rede ſehr verändern, wenn wir ihr nur den Zügel ſchieſſen laſſen. Die ungelehrteſten Leute könnten hier oft den Rednern Muſter geben. Nachdem die Sachen, die Umſtände, die Affecten und die Perſonen ſind, davon, darinn, und mit welchen ſie ſprechen: Nachdem iſt auch der Klang ihrer Sprache unterſchieden. Dieſe hergegen haben in öffentlichen Reden die Natur ganz fahren laſſen, und ſich dagegen eine Art der Ausſprache angewöhnet, die das geſchickteſte Mittel iſt, ſeine Zuhörer in einen ſüſſen Schlummer zu bringen. Man hüte ſich ſo viel als möglich iſt, vor dieſem Fehler, ſonſt wird man niemals was mittelmäſſiges mit ſeinen Reden ausrichten.

§. V.

Es muß aber anfänglich die Rede, nach Verſchiedenheit ihrer Theile, auch eine verſchiedene Ausſprache haben. Der Eingang muß mit einer ſanften und mäſſigen Stimme, mit einer gewiſſen Langſamkeit und Gelaſſenheit vorgebracht werden. Denn theils muß ein Redner darinnen noch gegen ſeine Zuhörer eine Ehrerbiethigkeit bezeigen; theils aber muß er auch ſeine Stimme aufs folgende noch ſparen. Der Hauptſatz muß ſchon etwas lauter und erhabner ausgeſprochen werden: Damit die Zuhörer ihn nicht überhören können. Die Erklärungen erfodern zwar eine deutliche und langſame, aber noch keine heftige und ſtarke Stimme. Die Beweiſe müſſen allererſt recht männlich, munter und nachdrücklich vorgetragen werden. Die Sprache des Redners muß es zeigen, daß er ſelbſt von der Wahrheit ſeines Satzes eingenommen iſt, und daß er alſo eine gute Sache hat. Die Einwürfe muß man gleichſam mit einer fremden, die Beantwortungen derſelben aber mit einer ſehr lebhaften, geſetzten, auch wohl gar hitzigen Ausſprache erheben. Die Erregung der Affecten endlich erfordert die allerſtärkſte, allerheftigſte und mannigfaltigſte Ausſprache, die ein Redner nur in ſeiner Gewalt hat. Hier muß er alle Leidenſchaften ſelbſt annehmen, die er erwecken will. Summa enim, quantum ego quidem ſentio, (ſchreibt hiervon Quintilian L. VI. c 2.) circa mouendos affectus, in hoc poſita eſt, vt moueamur ipſi. - - - Quare in iis, quae veriſimilia eſſe volemus, ſimus ipſi ſimiles eorum, qui vere patiuntur, affectibus; & a tali animo proficiſcatur oratio, qualem facere iudicem (auditorem) volet. An ille dolebit, qui audiet me, cum hoc dicam, non dolentem? Iraſcetur, ſi nihil ipſe, qui in iram concitat, idque exigit, ſimile patietur? Siccis agenti oculis lacrimas dabit? Fieri non poteſt!

§. VI.

Ferner muß ein guter Redner ſeine Ausſprache in einer Rede nach Verſchiedenheit der Sachen zu verändern und abzuwechſeln wiſſen. Die Natur lehret dieſes ſelbſt, wenn man nur auf die Muſter geſchickter Leute acht haben will. Nun ſind die Sachen davon ein Redner handeln kan, entweder Werke Gottes in der Natur; oder Handlungen und Werke der Menſchen; oder allerley Begebenheiten, die auf das Glück ankommen. Bey der erſten Claſſe kommen theils ſchöne und angenehme, theils groſſe und wunderbare, theils ſchreckliche und fürchterliche Dinge vor: Und da iſt nichts natürlicher, als daß auch ein Redner von der erſten Art mit einer ſanften und anmuthigen; von der andern mit einer erhabenen und prächtigen, von der dritten Art aber mit einer rauhen und ängſtlichen Stimme ſpreche. Bey der andern Hauptclaſſe begreift man abermals leicht, daß die Handlungen der Menſchen, theils gut und tugendhaft, theils böſe oder laſterhaft, theils aber ſehr groß und kunſtreich ſind. Was iſt nun auch hier billiger, als von der erſten Art mit einer vergnügten und gutheiſſenden, von der andern mit einer zürnenden und verwerfenden, von der dritten Art aber entweder mit einer bewundernden und erſtaunenden; oder wenn man ſie verachten und tadeln will, mit einer höniſchen und ſpöttiſchen Stimme zu reden. Endlich ſieht man auch gleich, daß man von Glücksfällen die einem, der ihrer würdig iſt, begegnen, mit einer freudigen und muntern Sprache; von ſolchen aber, die einen Unwürdigen betreffen, mit einem bewundernden Tone reden müſſe. Von Unglücksfällen ebenfalls muß man anders ſprechen, wenn ſie einem Tugendhaften begegnen, der ſie nicht verdienet hat; als wenn ſie einem Laſterhaften zu Theil werden, welcher ihrer wohl würdig iſt.

§. VII.

Wir kommen auf die Affecten, und auch davon iſt es höchſtvernünftig und naturmäßig, ſie alle miteinander in einer verſchiedenen Stimme auszudrücken. Kan man es doch an Leuten, deren Sprache man nicht verſteht, aus dem bloßen Tone ihrer Rede, wahrnehmen, in was für einer Leidenſchaft ſie ſtehen. Eben dieſer Kunſt muß ſich ein Redner auch befleißigen: Und dieſes wird um deſto eher angehen, wenn er erſtlich ſelbſt die Gemüthsbewegungen in ſich fühlet, die er erregen will. Es iſt alſo zuförderſt nöthig, daß er die Liebe mit ſeiner Stimme und Ausſprache recht abzubilden und auszudrücken wiſſe. Dieſe iſt nun eine in verſchiedenen Fällen ſehr verſchiedene Gemüthsbeſchaffenheit. Bald iſt ſie ganz ſanft und gelinde; bald heftig und hitzig; bald etwas traurig und mitleidig; bald luſtig und munter; nachdem die Umſtände ſind, darinn ſich das Geliebte befindet. Die letzten Arten, wie leicht ein jeder ſieht, ſind mit andern Leidenſchaften vermiſcht: Daher wollen wir hier keine Regeln davon geben. Die erſte aber, wo die Liebe allein herrſcht, zu erläutern, merke man, daß man eine ſanfte, gelaſſene und nach Gelegenheit freymüthige und muntre Stimme dabey brauchen muß. Zur Probe mag folgende Stelle aus der Rede für den Archias dienen.

Wer iſt unter uns von ſo unempfindlichem und bäuriſchen Gemüthe, daß er neulich durch den Tod des Comödianten Roſcius nicht wäre gerühret worden; der, ob er gleich ein Greis war, dennoch wegen ſeiner herrlichen und beliebten Geſchicklichkeit von rechtswegen gar nicht hätte ſterben ſollen. Hatte ſich nun dieſer, durch die Bewegungen des Leibes, bey uns allen ſo viel Liebe erworben: Wie wollen wir denn die unbegreifliche Geſchwindigkeit des Verſtandes und die Hurtigkeit aufgeräumter Köpfe verſchmähen? Wie oft habe ich nicht, ihr Richter, geſehen, daß Archias, ohne einen Buchſtaben aufzuſchreiben, eine Menge der ſchönſten Verſe, von allerley vorfallenden Sachen aus demStegreiſe hergeſagt? Wie oft hat er nicht, wenn er darinn geſtöret worden, wiederum von eben den Materien, doch mit ganz andern Worten und Verſen gedichtet? Wenn er ſich aber Zeit nahm, mit Fleiß und bey guter Muße zu dichten: So hat er ſolchen Beyfall dadurch erhalten, daß er faſt den alten Scribenten gleich geſchätzet worden. Sollte ich nun denſelben nicht lieben? Sollte ich ihn nicht bewundern, ſollte ich ihn nicht auf alle mögliche Weiſe zu vertheidigen ſuchen?

§. VIII.

Der Haß muß mit einer rauhen und verdrüßlichen Stimme ausgeſprochen werden. Ja auch wenn man andre zum Haſſe bewegen will, muß man mit einem ſtörrigen und heftigen Tone der Sprache, den Wiederwillen ſeiner Zuhörer zu erwecken wiſſen. Denn ſo reden Leute, die wieder einen andern wirklich aufgebracht ſind. Zum Exempel kan oben p. 168. das Stücke aus der Rede für den Ligar dienen.

Der Zorn iſt noch weit hitziger und gewaltſamer in ſeinen Bewegungen. Folglich muß auch die Ausſprache eines Zornigen weit geſchwinder, und ſein Zorn weit erhabener und ſchreyender ſeyn. Die Stimme muß ſich plötzlich verändern und oft abwechſeln. Ein Wort muß kaum vor dem andern Raum haben. Ein Exempel ſehe man oben p. 169. aus dem Demoſthenes; noch beſſere aber kan man in der Iſten Catilinariſchen, und II. Philippiſchen Rede Cicerons finden.

Das Mitleiden entſpringet aus der Liebe, und aus der Traurigkeit: Folglich muß auch der Ton der Stimme ſanft und gelinde, doch dabey kläglich und bebend ſeyn; die Sprache aber muß langſam und gar nicht heftig ſeyn. Man muß ſich ſelbſt nur beobachten, wenn man wirklich dieſe Leidenſchaft empfindet; oder auf andere acht haben. Ein Muſter zur Uebung ſteht p. 171. ja faſt die gantze Rede für den Ligar kan dazu dienen.

Die Freude iſt eine ſtarke Bewegung der Seelen, die mit vielen Wallungen des Geblütes verbunden iſt. Daher muß die Stimme auch ſtark, etwas geſchwinde, und ziemlich erhaben ſeyn; die Abwechſelung des Tones aber etwas triumphirendes in ſich halten. Die Munterkeit und Lebhaftigkeit muß in allen Sylben herrſchen. Ein Beyſpiel ſteht ſchon p. 172, wiewohl auch einige andere Affecten darinn vorkommen.

§. IX.

Die Traurigkeit iſt ſehr matt und ſchläfrig; das Hertz klopfet langſamer, und der ganze Leib wird gleichſam halb ohnmächtig. Daher muß auch die Sprache eines Traurigen gedämpfet, matt und gezogen ſeyn. Alle Wörter wird ein Betrübter ausdehnen, ſeine Sätze wird er mit vielen Seufzern unterbrechen, und oft wohl gar mitten in einem Worte gleichſam erſticken wollen. Man ſehe ein Exempel hiervon oben p. 174.

Die Furcht läßt ſich gleichfalls durch die Sprache ſehr wohl ausdrücken. Sie hat eine bebende, zitternde, aber dabey ſchwache Stimme. Sie holt oft Athem, weil er ihr gemeiniglich entgeht. Weil ihr aller Muth entfallen iſt, ſo fällt ihr auch die Stimme, ſo daß man ſie oft nicht recht vernehmen oder hören kan. Doch kan es wohl kommen, daß ein Furchtſamer auch unverhofft einmal die Stimme erhebt, und dadurch deſtomehr die Heftigkeit ſeiner Leidenſchaft anzeiget. Man ſehe oben p. 176.

Die Hoffnung, nebſt den übrigen Affecten, unterſcheiden ſich zwar auch durch einen eigenen Ton der Sprache und Stimme. Doch weil es uns theils an Wörtern fehlt, dieſelben recht zu beſchreiben; und es doch mehr auf die mündliche Anweiſung hierbey ankömmt, als auf Regeln: So wollen wir uns hierbey nicht länger aufhalten; ſondern lieber durch Muſter und mündliche Ausſprache der oben im IX. Hauptſt. angeführten Exempel, als durch weitläuftige Lehren, unſre Meynung davon entdecken.

§. X.

Endlich ſind die Figuren auch dergleichen Stücke, die ein Redner mit beſonderer Abwechſelung der Stimme muß auszuſprechen wiſſen. Die Affecten erfordern ſolches unfehlbar, und wer jene recht ausdrücken will, der muß nothwendig auch dieſe gehöriger maaſſen zu beleben geſchickt ſeyn. Nun haben wir oben im XIV. Hauptſtücke erſtlich von den Figuren in Wörtern gehandelt. Unter dieſen ſind einige ſonderlich ſo beſchaffen, daß man ihren Nachdruck mit der Stimme erheben kan. Dahin gehöret denn I.) Anaphora. Hier muß man den ähnlichen Anfang aller Sätze mit einer lautern und deutlichern Stimme hören laſſen, als das übrige, wie z.E. p. 279. das Wörtlein Siehe. Eben ſo iſt es II) mit der Epiphora; denn auch hier muß das letzte Wort allezeit mit einer erhabenen Stimme geſprochen werden. Z. E. das Wort Geld am angezogenen Orte. Die Epizeuxis hat III) die Art, daß das zweymal nach einander wiederholte Wort zum andern mal weit ſtärker ausgeſprochen werden muß, z. E. ſiehe p. 280. Eben ſo iſt es zum IV) mit der Anadiploſi. Denn das im Anfange des neuen Satzes wiederholte letzte Wort des vorhergehenden muß auch weit ſtärker gehöret werden, als es zum erſten mal gehöret wurde. Exempel ſiehe eben daſelbſt. Nicht viel anders iſt es V) mit der Epanalepſi. Denn zuletzt muß ſich das Wiederholte weit mehr erheben, als im Anfange. Zuletzt mag VI) noch die Gradatio kommen. Dieſe muß in der Stimme eben ſo ſteigen oder fallen, als die Sachen ſelbſt. Siehe das Exempel p. 280.

§. XI.

Die Figuren in ganzen Sätzen können und müſſen gleichfalls durch die gute Ausſprache verſtärket werden. Wir wollen hier eben der Ordnung folgen, die wir oben beobachtet haben, und uns eben der Exempel bedienen; ohne ſie nochmahls hieher zu ſetzen.

Occupatio hält Worte eines Gegners in ſich, die man beantwortet. Folglich muß der Redner in dem Einwurfe eine ganz andre Stimme annehmen, als er in den vorhergehenden Worten gebrauchet hat: In der Antwort aber muß er wiederum mit ſeiner eigenen, und zwar etwas erhabenen und lauten Stimme ſprechen; damit man um deſto beſſer ſeinen Ernſt daraus ſehen möge. S. p. 281.

Conceſſio. Hier muß dasjenige, was ſie einräumet, mit einer ſanften und nachgebenden Stimme ausgeſprochen werden. Was aber darauf folget, bekömmt einen deſto muthigern Ton; doch nachdem die Sache ſelbſt, oder der Affect es erfordert. Denn es iſt natürlich, daß derjenige, ſo ſeinem Gegner was einräumet, ihm ſanftmüthig begegnen muß. S. eben daſ.

Confeſſio. Hiermit verhält ſichs faſt eben ſo. Doch muß auch hier die Leidenſchaft, und die Beſchaffenheit der Sache aus dem Zuſammenhange betrachtet werden. S. ebend.

Communicatio. Dieſes iſt auch noch eine von den ſanften Figuren, die mit einer gelaſſenen ſanftmüthigen Art vorgetragen werden. Doch iſt es ein anders, wenn man ſie mit ruhigem Geiſte, oder mit heftiger Gemüthsbewegung brauchet Denn hier kan ſie auch hitziger lauten. S. p. 282.

§. XII.

Diſtributio. Wer viele Theile einer weitläuftigen Sache recht lebhaft vor Augen ſtellen will, der muß auch bey dem Anfange jedes Theiles die Stimme gewiſſer maaſſen erheben, oder verändern; daß es der Zuhörer auch daran wahrnehme, wie vielerley er zu beobachten habe. S. ebend.

Deſcriptio. Dieſe Figur wird faſt eben ſo ausgeſprochen, als die vorige; nur daß ſie ein wenig langſamer und gelaſſener fortläufet, als die vorhergehende, wo die Geſchwindigkeit oft zu einer Tugend wird. S. p. 283.

Antitheton. Wo man wiedrige Dinge mit einander vergleicht, und gegeneinander ſetzt, da iſt es billig, daß man auch die Stimme ganz wiederwärtig hören laſſe, und miteinander abwechſele. S. ebend.

Praeteritio. Wer etwas übergehen will, der muß es auch mit einer etwas gelaſſenern Stimme ſagen, als ob er es ausführlich beyzubringen geſonnen wäre. p. 284.

Incrementum. Hiervon iſt ſchon oben unter den Figuren Meldung geſchehen. Denn die Stimme muß in beyden Fällen, ſo wohl als die Sachen ſteigen. Ebend.

Correctio. Wenn man das bereits geſagte wiederrufft, ſo muß man die natürliche Verwirrung eines Menſchen, der ſich in der That verredet hat, aufs genaueſte nachahmen, und die Verbeſſerung viel lauter ausſprechen, als das vorige. p. 285.

§. XIII.

Interrogatio. Dieſe ſteht unter den heftigen Figuren oben an. Sie kömmt auch gemeiniglich aus einem ſehr unruhigen Gemüthe her: Daher muß ſie denn recht lebhaft und munter ausgeſprochen werden. Die Natur lehrt es jeden ſchon, wie man den Ton in einer Frage auf gewiſſe Sylben mehr, als auf andere leget. Dieſer folge man. S. p. 285.

Apoſtrophe. Weil ſich dieſe Figur bald an abweſende, bald an todte, bald an lebloſe Dinge richtet: So muß man ſie auch mit einem ſehr lauten und ſtarken Tone der Stimme ausſprechen; als ob man wollte, daß es auch von dieſen entlegenen und verſtorbenen Perſonen, oder auch von Tauben verſtanden werden ſollte. Ebend.

Exclamatio. Hier giebt es der Name ſchon, daß man die Stimme ſo ſehr, als es möglich iſt, erheben müſſe. Zu dem Ende muß ſich denn ein Redner vorſehen, daß er nicht kurz vor einem Ausruffe ſich zu ſehr angreife. Vielmehr muß er mit Fleiß die Stimme etwas ſinken laſſen, um das folgende deſto mehr zu erheben. S. p. 286.

Admiratio. Wenn man etwas bewundert, ſo pflegt man eine zwar etwas männliche, und von dem vorhergehenden unterſchiedene, aber doch nicht gar zu laute Stimme anzunehmen. Doch es wäre ein anders, wenn man auch zugleich einen Ausruff dabey thäte. Ebend.

Parrheſia. Dieſe Figur erfordert eine ſehr ſtarke Stimme. Denn die Kühnheit, die in der Sache ſelbſt iſt, muß ſich auch durch die Ausſprache mit zu erkennen geben. Es würde ſehr wunderlich klingen, wenn man ſie bebend und blöde ausſprechen wollte. Ebend.

Juſiurandum. Am allerheftigſten und lauteſten muß aber dieſe Figur ſich hören laſſen: Denn da ein Redner den Eid nicht eher brauchen darf, als bis er ihm abgedrungen worden: So muß man es auch an ſeiner Sprache hören, daß ihm rechte Gewalt geſchehen ſey. S. p. 287.

§. XIV.

Es folgen nunmehro noch Votum, ein Wunſch oder ein brünſtiges Verlangen. Dieſes muß nun mit einer ſehnlichen und etwas angeſtrengten Stimme vorgebracht werden, damit es dem Zuhörer in die Ohren falle, daß es dem Redner ein Ernſt damit iſt. S. p. 287.

Epimone. Dieſe Figur vermenget faſt alle Figuren, und darum wird auch die Ausſprache ſo feurig ſeyn müſſen, als jede ins beſondere es erfordert. Hierbey kan der Redner ein Meiſterſtück machen! S. p. 288.

Cumulus. Die Menge der Dinge, ſo hier zuſammen gehäufet werden, erfordert faſt eben die Ausſprache, die wir oben bey der Diſtribution angerathen haben. Denn die Stimme muß alle Glieder der Rede deutlich anzeigen. Ebend.

Sermocinatio. Hier werden Todte redend eingeführet, und darinn muß ein Redner ihre Worte mit einer ganz andern Stimme ausſprechen, als ſeine eigene Reden. Ja ſie muß auch, nach dem Inhalte derſelben, kläglich oder munter ſeyn. Ebend.

Proſopopœia. Wer lebloſe Dinge zu Perſonen macht, der muß fürwahr halb auſſer ſich ſeyn. Daher muß hier ein Redner gewiß überaus heftig reden; damit es nicht durch ſeine Kaltſinnigkeit lächerlich werde, ſolche Verwegenheit zu begehen. S. p. 289.

Dialogismus. Weil hier gleichſam zwo Perſonen miteinander ſprechen, und Worte wechſeln: So muß ein Redner auch zweyerley Stimmen hören laſſen; die eine in ſeinem Namen, die andere im Namen ſeines Gegners. Ebend.

Endlich kömmt Apoſiopeſis. Weil ſich der Redner hier ſelber ins Wort fällt, und in ſeiner Rede abbricht: So muß er auch die Stimme plötzlich ſinken laſſen; als ob er ſich anders bedacht hätte. Zu dem Ende iſt es auch gut, kurz vorher die Stimme ſtark zu erheben: Damit der Abfall deſto beſſer ins Ohr falle. Ebend.

§. XV.

Nächſt den Figuren muß ein Redner auch gewiſſe Wörter mit dem verſchiedenen Tone ſeiner Ausſprache vor andern zu erheben wiſſen. Vors erſte müſſen die ſelbſtändigen Nennwörter mehr als die andern alle gehöret werden. Denn dieſe bedeuten die Hauptſachen, davon die Rede iſt. Hernach müſſen auch gewiſſe Beywörter und Nebenwörter durch einen ſtärkern Laut unterſchieden werden, wenn etwas auf ſie ankömmt. Auch die Zeitwörter ſind zuweilen ſehr nachdrücklich durch ihre Bedeutung, daher muß man ſie denn nicht nachläßig ausſprechen. Z. E. Du ſchlägeſt ſie, aber ꝛc. Selbſt die Fürwörter bekommen zuweilen einen Nachdruck, den ſie ſonſt nicht haben. Als z. E. die Rache iſt mein; ich will ꝛc. Kurz zu ſagen, alle Wörter, auf die ein beſonderer Nachdruck in der Sache ſelbſt ankömmt, müſſen auch ſtärker ausgeſprochen werden. Hernach müſſen Wörter von angenehmer lieblicher Bedeutung auch einen ſanften und zarten Laut bekommen; häßliche und ſchreckliche aber mit einem rauhen und fürchterlichen Halſe ausgeſprochen werden. Prächtige Wörter endlich, erhabene Redensarten, und die Namen groſſer Leute, berühmter Städte u. d. g. müſſen auch mit einem ſolchen Tone vorgebracht werden, der ihnen eine Hochachtung zuwege bringen, oder zum wenigſten zeigen kan, daß der Redner ſelbſt ſie in beſondern Ehren halte: Es wäre denn, daß er ſie lächerlich zu machen, oder zu verſpotten willens wäre.

§. XVI.

Ich habe es oben vergeſſen, von dem Beſchluße einer Rede, und der dabey zu beobachtenden Ausſprache zu handeln: Darum will ich es hier nachholen. Ueberhaupt muß ein Redner gegen das Ende ſeiner Arbeit immer freyer und muthiger werden: Theils weil er nunmehr mit ſeinen Zuhörern immer bekannter geworden; theils weil er dadurch eine Zuverſicht auf ſeine wohlausgeführte Sache zu verſtehen geben kan. Zwar was die Wiederholung der angewandten Beweisgründe betrifft; ſo darf dieſelbe nicht eben viel anders, als eben von der Diſtributione geſaget worden, ausgeſprochen werden. Wenn man ſie deutlich und laut genug ausſpricht: So hat man alles gethan, was nöthig iſt. Aber wenn der Beſchluß pathetiſch iſt, ſo muß freylich die Sprache den Ton und die Erhebung der Stimme bekommen, die der Affect an ſich haben würde. Z. E. Mayer beſchließt ſeine Mordpredigten ſo. Die erſte zwar endigt ſich mit dieſen Worten:

Ach! meine Söhne; ach meine erwünſchten Söhne! Höret mich, höret mich um der blutigen Wunden Chriſti willen! Höret mich, daß euch Gott wieder höre! Amen.

Die ändre aber dergeſtalt:

Das unſchuldige Blut warnet euch, Trunkenheit ſtürze in Blutvergießen: Ja die gefangenen Mörder laſſen euch durch mich bitten, aus ihrem unglücklichen Exempel klug zu werden. Sie hätten es auch nicht geglaubet, daß es ein ſolch Ende mit ihrer Trunkenheit nehmen würde. O wenn ſie an eurer ſtatt ſeyn ſollten! Wollet ihr denn noch nicht folgen? Wollet ihr noch nicht hören? Wollet ihr euch noch nicht beſſern? Ach!

Wer ſieht es nun da nicht von ſich ſelbſt, daß ein ſolcher Beſchluß mit der allerkläglichſten und beweglichſten Stimme ausgeſprochen werden müſſe? Wäre endlich der Beſchluß entweder nur eine Empfehlung ſeiner eigenen Perſon, oder eine höfliche Schmeicheley gegen die Zuhörer, oder eine Verſicherung von ſeiner Redlichkeit, wie wir oben p. 191. 192. dergleichen Exempel angeführet haben: So muß ein Redner im erſten

Falle einen ſehr beſcheidenen, im andern einen leutſeligen und ſanften, im dritten aber einen ernſthaften und nachdrücklichen Ton der Sprache anzunehmen wiſſen.

§. XVII.

Zuletzt iſt es nöthig überhaupt zu erinnern, daß die Klugheit im Umgange es einen jeden Redner ſchon ſelbſt lehren wird, vor was vor Zuhörern, oder in was vor Reden ſich dieſe oder jene Art der Ausſprache wird brauchen laſſen? In Gegenwart groſſer Herren ſchicket ſichs nicht, daß man mit vollem Halſe und aus allen Kräften ſeine Stimme hören laſſe: Man müßte ſie denn durch die vorhergehenden Betrachtungen ſchon ſo ſehr eingenommen haben, daß ſie es gegen das Ende der Rede gleichſam vergeſſen hätten, daß ſie Könige und Fürſten wären, gegen die man ſich einer gröſſern Beſcheidenheit bedienen müßte. In Trauerreden muß durchgehends ein gewiſſer trauriger Ton, und eine ſehr langſame Ausſprache herrſchen, wenn man nicht alles verderben will. In Lobreden lebendiger Perſonen muß ein gewiſſer prächtiger Klang der Stimme, und in ſcherzhafften Hochzeitreden ein muntrer Ton der Sprache herrſchen: Es wäre denn, daß man hier ſelbſt durch eine angenommene ſtrenge Ernſthaftigkeit die Zuhörer deſto gewiſſer zum Lachen zu bewegen hoffen könnte. Selbſt aber, auch in einer luſtigen Rede, zu lachen, das würde ſich durchaus für keinen Redner ſchicken. Was der Redner zuerſt ſelbſt belachet, das kömmt gemeiniglich den Zuhörern abgeſchmackt vor: Oder es vergeht ihnen doch die Luſt, dem Redner durch ihr Gelächter den Beyfall zu geben, den er ſich ſchon ſelbſt ertheilet hat. Man thut am allerbeſten, wenn man ſichs gar nicht merken läßt, daß man was luſtiges ſagen wolle: Weil es ohnedem ungewiß iſt, ob es allen Zuhörern eben ſo lächerlich vorkommen wird.

Das XVIII. Hauptſtücke.

Von den guten Stellungen und Bewegungen eines Redners.

§. 1.

Die Zuhörer eines Redners haben nicht nur Ohren, ſondern auch Augen: Daher muß ein Redner nicht nur jene, ſondern auch dieſe zu befriedigen, zu vergnügen und einzunehmen wiſſen, wenn er ſeinen Endzweck glücklich erreichen will. Die Alten nannten dieſe Geſchicklichkeit die ſtumme Wohlredenheit, oder die Beredſamkeit des Leibes: Und es gab Leute unter ihnen, die bloß dadurch, und ohne ein Wort zu ſprechen, alle Gedanken und Leidenſchaften auf öffentlichen Schaubühnen zu verſtehen geben konnten. Von den Comödianten nahmen ſich die Redner oftmals Muſter: Und Cicero ſelbſt hat dem Aeſopus und Roſcius auch in der Abſicht fleißig zugeſehen, daß er ihnen etwas von ihrer vortrefflichen Geſchicklichkeit in dieſem Stücke ablernen möchte; wie denn auch dieſe nicht leicht eine von Cicerons öffentlichen Reden verſäumeten, um auch ihm etwas abzulernen. In den neuern Zeiten iſt dieſe Kunſt ſehr in Verfall gerathen, und in einigen Ländern faſt gar aus der Beredſamkeit verbannet worden: Wie ſich der Spectator in dieſem Stücke über ſeine Engeländer beſchweret. Hergegen die Italiäner treiben dieſelbe mit ſo vielen Ausſchweifungen, daß ſie einen Ausländer oft zum Lachen zwingen. Nur die Franzoſen haben durch Regeln und Exempel gewieſen, wie man das rechte Mittel darinn halten müſſe. Die Deutſchen haben zwar hier und da lebhafte Redner aufzuweiſen gehabt; darunter gewiß D. Mayer einer der vornehmſten geweſen. Allein viele unter unſern Lehrern der geiſtlichen und weltlichen Beredſamkeit haben es gar vor einen Fehler ausgegeben, und allen Anfängern wiederrathen, ſich derſelben zu bedienen.

§. II.

Wir halten, nach dem Gutachten der gröſten Männer, dafür, daß die Natur es ſelbſt einem jeden, der nur ein etwas lebhaftes Weſen beſitzet, lehret, ſeine Worte, die ihm ein Ernſt ſind, mit einer anſtändigen Mine des Geſichts, und Bewegung des Leibes zu begleiten, und ihnen dadurch einen deſto gröſſern Nachdruck zu geben. Man ſieht es auch aus der Erfahrung, daß ſolches in die Gemüther der Zuhörer keinen geringen Eindruck macht: Warum ſollte ſich nun ein Redner eines ſolchen Hülfsmittels muthwillig berauben, ſeine Rede durchdringend und kräftig zu machen? Er folget alſo billig ſeinem Naturelle, und ſuchet ſelbiges, ſo viel ihm möglich iſt, aufzuwecken und zu verbeſſern. Ich rede hier von dem Naturelle, und zwar nicht ohne Grund. Denn die natürlichen Gaben thun auch in dieſem Stücke ſehr viel. Ein wohlgewachſner Körper, ein wohlgebildetes Antlitz, eine ungezwungene Freyheit in Minen und Geberden ſind freylich eine herrliche Sache dabey; die ſich aber niemand geben kan. Ein Menſch, der wohl ausſieht, hat viel Vorzüge, wenn er redet. Ein Wort von ihm gilt mehr, und wird aufmerkſamer angehöret, als wenn eine übelgebildete Perſon zehn andre ſagt. Alcibiades iſt die ſchönſte Mannsperſon ſeiner Zeit in Athen geweſen: Darum hat er auch das ganze Volk mit ſeinen Reden zu lenken gewußt. Wer alſo was wiedriges im Geſichte hat, ſo ſich auch von weitem ſehen läßt, der thut am beſten, daß er ſich nicht zur Beredſamkeit wendet. Eben den Rath muß man denen geben, die ſonſt einen höckerichten oder verſtümmelten Körper haben.

§. III.

Zwey Dinge ſind indeſſen noch, die auch eine mittelmäßige Geſtalt erträglich, und wohl gar zuweilen angenehm machen. Das erſtere iſt eine gute Auferziehung im Abſehen auf die Stellungen und Bewegungen der Gliedmaſſen. Ein Tanzmeiſter thut in dieſem Falle bey jungen Knaben gute Dienſte, wenn er ſie den Kopf wohl tragen, den Leib gerade halten, und die Füße wohl ſetzen lehret. Ferner müſſen kluge Eltern fleißig achtung geben, daß ſich Kinder keine ſeltſame Minen im Geſichte, oder ungeſchickte Bewegungen mit den Händen angewöhnen. Alle dieſe böſe Gewohnheiten verunzieren hernach deſto mehr, wenn ſie an einem Redner öffentlich ins Auge fallen. Das andere Stück iſt eine wohlgemachte Kleidung. Es iſt nicht zu ſagen, was dieſe bey den Zuhörern vor eine vortheilhafte, oder nachtheilige Meynung von einem Redner erwecken kan. Wer mit einer ſchmutzigen, zerlumpten, oder nur altväteriſchen Tracht aufgezogen kommen wollte, der würde ſich gewiß verächtlich oder lächerlich machen. Wer aber auch gar zu ſonderbar in neuen Moden ſeyn wollte, der würde ſich durch ſeine Eitelkeit die Zuhörer abwendig machen. Wir wollen hiermit nicht behaupten, daß ein Redner in einem prächtigen Aufzuge erſcheinen müſſe. Nein, ein ordentliches und reinliches Kleid, eine ſaubere Wäſche, und ein nach der Sitte ernſthafter Männer eingerichtetes eignes oder falſches Haar iſt hier ſchon genug. Steht aber ein Redner frey, ſo muß er auch auf die Füße ſorgfältig ſeyn, und ſich glatter Strümpfe und reiner Schuhe befleißigen. Cicero hat ſich dieſer äuſſerlichen Reinlichkeit ſo ſehr befliſſen, daß ihm ſeine Feinde ſolche oft für einen weibiſchen Putz angerechnet haben.

§. IV.

Nunmehro iſt es Zeit, die Gliedmaßen des Leibes und ihre Bewegungen ſelbſt nach und nach durchzugehen. Das Haupt ſteht hier billig oben an, und kan theils überhaupt, theils ſtückweiſe betrachtet werden.

Ordentlicher weiſe muß es ein Redner gerade und ſtille halten, ſo lange er ruhig und gelaſſen redet: Es wäre denn, daß er zu beyden Seiten auch Zuhörer hätte, die er zuweilen auch eines Anblickes würdigen muß. Wird aber die Rede etwas lebhaft, ſo lehret uns die Natur, daß man im Bejahen und Verneinen, im Zweifeln und Bewundern, in der Traurigkeit und Freude der Sprache mit der Bewegung des Hauptes allerdings einigen Nachdruck geben kan. Wenn dieſes nur allezeit mit einer gewiſſen ernſthaften und männlichen Art geſchieht; ſo kan es niemand tadeln: Freylich aber muß man das übermäßige Schütteln und Beben des Hauptes, als einen lächerlichen Uebelſtand, vermeiden. Die Stirne muß ein Redner durchaus nicht in Falten und Runzeln ziehen: Es wäre denn, daß er einen groſſen Verdruß dadurch auszudrücken willens wäre. Die Augen muß ein Redner nicht zu machen, ſondern frey und munter zu erhalten ſuchen: Auſſer wenn er die Traurigkeit damit auszudrücken denket; als wo er wohl gar Thränen vergießen mag, wenn er kan, und die Gelegenheit der Mühe werth iſt. Bey einer Verwunderung und im Schercken kan er ſie, mehr als gewöhnlich, aufthun, denn das lehret die Natur. Ordentlich muß er weder Himmel und Erde, noch Wände und Fenſter, ſondern ſeine Zuhörer anſehen, mit denen er redet. Nur wenn er groſſe Standesperſonen anzureden hätte, kan er ſie wohl, in währender Beugung, beſcheiden zur Erde ſchlagen. Indeſſen wenn er von Gott, oder vom Himmel redet, oder ſie gar anredet, ſo iſt es billig, auch die Augen dahin zu erheben; und im Gegentheil den Fußboden anzuſehen, wenn er von der Erden redet, oder den Affect der Schamhaftigkeit ausdrücken will. Hingegen allezeit mit den Augenliedern zu winken, ſeitwerts zu ſchielen, oder immer auf eine Stelle zu ſehen, das würde ein groſſer Fehler ſeyn.

§. V.

Die übrigen Theile des Angeſichts ſind geſchickt alle Gemüthsbewegungen eines Redners auszudrücken, und dazu muß er dieſelben auch brauchen. Das Zuſammenziehen der Augenbraunen, das Rümpfen der Naſe, und die Züge der Lippen, können dem Geſichte tauſendfältige Geſtalten geben: Aber man muß ſich durchaus nichts von dem allen angewöhnen; ſondern alles nur zu rechter Zeit brauchen. Vielweniger wird es gut ſtehen, wenn ein Redner ſich immer die Lippen lecket, darauf beißet, oder den Mund beym Ende eines Satzes offen behält. Manche Leute öffnen das Maul noch ehe ſie zu reden anfangen; andre ſprudeln im Reden, daß man den Speichel um ſie herſpritzen ſieht; noch andre räuſpern ſich zu oft, und ſpeyen faſt alle Augenblicke aus. Alles dieſes ſteht übel, und muß vermieden werden. Bey muntern, freudigen oder luſtigen Sachen ein freyes und aufgeklärtes Antlitz zu zeigen, das iſt billig: Allein immer luſtig und halblächelnd auszuſehen, das wollte ich keinem rathen. Ein ernſthaftes Geſicht ſteht einem wackern Redner weit männlicher an, und macht den Zuhörern einen beſſern Begriff von ſeinem geſetzten und rechtſchaffenen Gemüthe, als wenn er ſich durch eine gar zu lächelnde Mine der Leichtſinnigkeit halber verdächtig machte. Doch wollte ichs eben niemanden rathen, ſich ein gar zu finſteres Geſicht anzugewöhnen. Verdrüßliche Leute gewinnen nicht leicht die Herzen ihrer Zuhörer. Man behalte alſo allezeit eine gewiſſe freymüthige Mine, wechſele ſie auch wohl zuweilen mit einem etwas leutſeligern Antlitze ab: Doch ſo, daß man auch zu rechter Zeit, nemlich bey verdrüßlichen Leidenſchaften einen ſtrengen und fürchterlichen Blick in ſeiner Gewalt habe.

§. VI.

Die Hände ſind nebſt den Armen unfehlbar eins der ſtärkſten Werkzeuge eines Redners. Doch fallen auch hier mancherley Fehler vor, die er vermeiden muß. Die Schultern muß er nicht zucken, wo es nicht ein Mitleiden, oder ſonſt eine Leidenſchaft anzeigen ſoll. Auf den Ellbogen muß man ſich nicht ſtützen, wenn man gleich auf einer Catheder oder Kanzel redet. Die Hände im Buſen oder im Schubſacke zu halten, mit dem Hute zu ſpielen, oder den Handſchuh zu ſchleudern, das ſteht ſo wenig hübſch, als ſich immer an einer Kanzel oder Catheder zu halten, als ob man fallen wollte. Beyde Hände zuſammen zu ſchlagen, auf dem Pulte zu pauken, ſich auf die Bruſt oder Stirne zu ſchlagen, daß man es hören kan; das läßt marktſchreyermäßig. Auch läßt es gezwungen und kindiſch, wenn man immer den Zeigefinger an den Daumen hält, oder auf den Fingern der linken Hand etwas abzählet. Hingegen darf und ſoll ein Redner mit den Bewegungen der Hände drohen, bewundern, bitten, ruffen, verſprechen, beſänftigen und ſchweren; ja auch übrigens alles, was ſich dadurch einiger maſſen ausdrücken läßt, vorſtellen, es wäre denn was unanſtändiges oder lächerliches. Im Anfange der Rede muß man die Hände noch ganz ſtille halten, oder doch ſehr ſanft bewegen, es wäre denn, daß man den Eingang mit einem Affecte anhübe. Die linke Hand muß viel weniger gebraucht werden, als die rechte: Auſſer wenn man ſie beyde zugleich braucht, oder zur linken etwas in Gegeneinanderhaltung des Rechten zeigen wollte. Ueberhaupt aber muß man die Hand nicht eher regen, als bis man wirklich zu reden angefangen, auch die Hand nicht eher ganz ſinken laſſen, als bis der Satz völlig zum Ende iſt.

§. VII.

Der ganze Leib eines Redners muß zwar mehrentheils feſt und gerade ſtehen: Doch muß er auch zu keiner ſtarren Bildſeule werden, ſondern dann und wann ein Leben zeigen. Man hüte ſich nur immer einerley wankende Perpendickel-Bewegungen zu machen; oder einem Rohre ähnlich zu werden, das der Wind wehet. Den Bauch muß ein Redner nicht ausſtrecken: Aber einen Puckel darf er auch nicht machen. Redet er von ſich ſelbſt, ſo kan er zwar die Hand ſanft an die Bruſt legen: Aber es iſt auch eben nicht allezeit nöthig. Redet er vom Himmel oder von himmliſchen Dingen, oder thut er einen Eidſchwur: So kan er die Hand bis über den Kopf heben, welches ihm ſonſt nicht erlaubt iſt; denn höher, als bis gegen die Augen, müſſen ſie nicht kommen. Er muß auch dieſelben immer im Geſichte behalten, und nicht gar zu weit nach den Seiten damit ausſchweifen. In ſtarken Affecten nimmt dieſe Bewegung durchgehends ſehr zu: Aber die Beſcheidenheit muß ſie auch ſehr mäßigen, wenn er vornehme Zuhörer nahe vor ſich hat. In groſſen Verſammlungen beweget ſich ein Redner allemal ſtärker, als in kleinen Zimmern. Die Füße endlich müſſen auch nicht unbeweglich auf einer Stelle ſtehen, als ob ſie angewachſen wären. Ein Schritt vor oder hinterwerts ſteht, nach Beſchaffenheit der Sache, nicht übel: Wie man denn auch wohl rechts oder links zuweilen einen Fuß fortſetzen darf. Aber auf den Boden zu ſtampfen, daß man es höret, oder gar zu viel Schritte hin und her zu laufen, das würde gar zu wilde heraus kommen, ob es gleich bey den alten Römern zuweilen geſchehen iſt. Und ſo viel mag auch von dem Vortrage eines Redners genug ſeyn. Das übrige muß aus der Uebung und Nachahmung guter Muſter, wie auch aus mündlichen Cenſuren gelernet werden.

Ende des I. Theils.

Ausführliche
Redekunſt.
Beſondrer Theil.

Einleitung.

§. 1.

Nachdem wir nun die Grundſätze und allgemeinen Regeln der Beredſamkeit aus ihren wahren Qvellen hergeleitet haben: So iſt nichts mehr übrig, als noch zur Ausübung derſelben den Anfängern die nöthige Anleitung zu geben. Die Erfahrung lehret es, daß die beſte Theorie vielen noch nicht zulänglich iſt, wenn ſie ſelbſt etwas ausarbeiten wollen. Sie wiſſen die allgemeinen Fürſchriften in beſondern Fällen noch nicht recht anzuwenden, und zweifeln bey dem geringſten Umſtande, der in den Grundlehren der Redekunſt noch nicht ausdrücklich vorgekommen iſt. So bald ihnen eine neue Art von Reden vorfällt, die ſie halten ſollen: So wiſſen ſie ſich nicht zu helfen; bloß weil in ihrer rhetoriſchen Anweiſung nicht namentlich derſelben gedacht worden. Dieſen ſchwachen Lehrlingen zu gut, habe ich es für nöthig erachtet, noch einen beſondern Theil der Redekunſt beyzufügen, der von den Uebungen der Beredſamkeit handeln, und den vornehmſten Arten, der unter uns üblichen Reden, eigene Regeln fürſchreiben ſoll. Stärkere Gemüther werden zwar dieſe Anleitung ſo ſonderlich nicht brauchen. Sie wiſſen ſich ſchon ſelbſt in allen Fällen das allgemeine zu Nutze zu machen. Sie richten ſich nach den verſchiedenen Abſichten ihrer vorfallenden Reden, und nach den beſondern Umſtänden der Zeiten, Perſonen, und Oerter, die ſich überall ereignen. Doch werden ſie vielleicht auch noch eins und das andre hier antreffen, ſo ihnen in manchem Falle nicht undienlich ſeyn wird. Zum wenigſten werden ſie aus Neugierigkeit auch die folgenden Blätter durchlaufen können, und nachſehen, ob ſie nichts für ſich darinn antreffen.

§. II.

Das erſte, was ich zu zeigen haben werde, das ſind die Uebungen in der Schreibart. Noch ehe man ſich ſelbſt unterfängt öffentliche Reden zu halten, muß man ſchon eine fertige Feder haben. Die Fertigkeit aber kömmt aus der Uebung: Und folglich fragt es ſich, wie man dieſelbe vorzunehmen habe? Hier kommen nun hauptſächlich zweene Arten der Uebung vor, nemlich das Ueberſetzen, und das Nachahmen. Von beyden wollen wir einige Regeln und Exempel geben. Hernach werden wir von allen bey uns gewöhnlichen Arten der Reden nach und nach handeln müſſen: Und zwar erſt von den gröſſern, hernach aber von den kleinern. Zu den erſten gehören die Lobreden und Parentationen auf groſſe Herren, auf Helden, Staatsleute, große Gelehrte u. d. gl. Ferner folgen die academiſchen Reden der Lehrer und Lernenden. Darauf folgen die Kanzelreden oder Predigten, imgleichen allerley andre kleine Reden eines Geiſtlichen im Beichtſtuhle, beym Krankenbette u. ſ. w. Weiter kommen die Reden, ſo zur Uebung gehalten werden, wenn man noch nicht Gelegenheit hat, öffentlich aufzutreten. Nun kommen die kleinern Leichabdankungen und Standreden, die Anwerbungs und Beantwortungsreden, die Hochzeit und Strohkranzreden. Endlich werden wir auch die Hofreden, die bey Landtagen, Geſandſchaften, Vorſtellungen, Huldigungen und Krönungen, Grundlegungen

gen zu neuen Gebäuden, und Einweihungen neuer Academien u.d.gl. vorzukommen pflegen, mitnehmen. Von allem dieſem haben wir in dieſem andern Theile noch zu handeln: Wir werden es auch ohne alle Weitläuftigkeit thun können, nachdem wir uns bereits ſattſam dazu vorbereitet haben, und uns in den meiſten Stücken auf das obige werden beziehen können.

* * *

Das I. Hauptſtücke.

Von den Ueberſetzungen.

§. I.

Daß die Ueberſetzungen einem künftigen Redner die nützlichſte Uebung in der Schreibart abgeben, das haben wir oben ſchon p. 372. erinnert. Wollten wir es durch Zeugniſſe großer Kenner und Meiſter in der Kunſt darthun, ſo würde es nicht ſchwer ſeyn, aus dem Cicero, Qvintilian und jüngern Plinius die nachdrücklichſten Stellen davon anzuführen. Allein was bedarf es der Weitläuftigkeit? Ein jeder ſieht dieſe Wahrheit leicht ein, wenn er nur ein wenig acht haben will, was eine Ueberſetzung iſt. Sie iſt das, was einem Anfänger in der Malerkunſt, das Nachzeichnen eines ihm vorgelegten Muſters iſt. Man weis, daß die Stücke groſſer Meiſter, von mittelmäßigen Künſtlern, oder Anfängern, die gern weiter kommen wollen, gern und fleißig nachgemalet werden. Indem ſie dieſelben nachzeichnen, ſchattiren und ausmalen, ſo beobachten ſie, mit der größten Scharfſinnigkeit alle Kunſt und Geſchicklichkeit des Urhebers, alle Schönheit und Vollkommenheit ihres Originals. Sie machen ſich in währender Zeit ihrer Arbeit ſelbſt hundert kleine

Regeln; ſie merken ſich hundert Kunſtgriffe und Vortheile an, die nicht ein jeder ſo gleich weis, und darauf ſie von ſich ſelbſt nicht gekommen wären. Ja ſelbſt ihre Hand erlanget eine gewiſſe Fertigkeit, den Pinſel auf eine gewiſſe Art zu führen. Eben ſo iſt es mit einem Ueberſetzer. Wenn er eine gute Schrift vor ſich hat, und ſelbige in ſeine Mutterſprache überſetzen will: So giebt er auf alle Worte, Redensarten, Sätze und Glieder der ganzen Rede mehr achtung, als ein bloßer Leſer. Er bemerket alle Zierrathe und Schönheiten einer ſolchen Stelle, die ein andrer überſehen hätte. Er ſtiehlt ſo zu reden ſeinem Originale die Kunſt ab, und erwirbt ſich unvermerkt eine Fähigkeit und Geſchicklichkeit, eben ſo zu denken, und ſeine Gedanken eben ſo auszudrücken, als ſein Vorgänger gethan hat.

§. II.

Iſt es nun dergeſtalt rathſam und nützlich, was zu überſetzen, ſo fragt ſichs fürs erſte: Wenn man anfangen ſoll ſich dergeſtalt zu üben? Ich antworte; ſo bald man eine fremde Sprache, darinn es wohlgeſchriebene Bücher giebt, ſo gut verſteht, daß man ſich getrauet, etwas daraus deutſch geben zu können. Wenn ein Knabe einen lateiniſchen oder griechiſchen Schriftſteller nach der in Schulen gewöhnlichen Art erklären kan: So muß man ihn alsbald zum Ueberſetzen anhalten. Oder wenn jemand ſonſt eine heutige Sprache, als itzend die engliſche, franzöſiſche oder italieniſche gelernet hätte, und ſich ſelbſt im guten Schreiben üben wollte: So wird er wohl thun, wenn er ſich einige gute Stellen aus den beſten Büchern wählet, und ſelbige deutſch zu geben bemühet iſt. Je zeitiger man dieſe Uebung anfängt, und je fleißiger man ſie fortſetzet: Deſto mehr Nutzen wird man davon ſpüren. Es iſt freylich wahr, daß ein Menſch von reifem Verſtande weit beſſer mit dieſer Arbeit zurecht kömmt, als ein andrer. Allein wer es niemals ſchlecht machen will, der wird es auch niemals gut machen lernen. Das iſt aber der Unterſchied, daß Leute von unreifem Verſtande und ungeübter Feder allezeit einen Lehrmeiſter bey ſich haben müſſen, der ihnen zurecht hilft, ihre Fehler anmerket und ausbeſſert, auch wohl ſelbſt eine beſſere Ueberſetzung von ſeiner Arbeit dargegen hält, und beyder Unterſchied ſeinem Lehrlinge zeiget. Ein Erwachſener aber braucht dieſes alles nicht. Er muß ſein eigener Richter werden, ſelbſt ſeine Arbeit prüfen und ausbeſſern, bis er ſie dem Originale ſo ähnlich gemacht hat als möglich iſt.

§. III.

Zum andern fragt ſichs, was man denn eigentlich überſetzen ſolle? Hier ſetze ichs zum voraus, daß man nicht aus ſeiner Mutterſprache in eine fremde, auch nicht aus einer fremden in eine andre fremde überſetzen ſolle. Dieſes iſt nur eine Arbeit für die, ſo eine ausländiſche oder alte Sprache mehr lieben, als ihre eigene; und lieber bey andern Nationen, als bey ihrem eigenen Volke zu Hauſe gehören wollen. Uns dünkt es allezeit vernünftiger zu ſeyn, wenn man in ſeiner Mutterſprache ſchön, und in einer ausländiſchen nur mittelmäßig ſchreibet, daß man verſtanden werden kan: Als wenn man in einer fremden noch ſo ſorgfältig alle Fehler vermiede, in ſeiner eigenen aber tauſend Schnitzer begienge, aber doch nichts zierliches und anmuthiges zu ſchreiben im Stande wäre. Folglich wollen wir denn auf die obige Frage antworten: Man muß ſich die beſten Scribenten aus einem Volke, die durchgehends dafür gehalten werden, zu ſeiner Uebung erwählen. Die ſchlechten verdienen es nemlich nicht, daß man ſich ſo viele Mühe ihrentwegen giebt. Man kan auch von ihnen nichts lernen. Der mittelmäßigen aber giebt es auch bey uns eine ſo groſſe Menge, daß man nicht nöthig hat, ihre Anzahl durch Ueberſetzungen zu vermehren. Da nun aber auch die guten Schriften von verſchiedener Gattung ſind, indem einige hiſtoriſch, andre moraliſch, andre poetiſch, andre oratoriſch ſind: So muß zwar ein jeder diejenigen wählen, die am nächſten zu ſeiner Abſicht gehören. Doch wer ein Redner werden will, der kan die erzählten Gattungen alle gar wohl nutzen: Er wird allerley Gattungen der Schreibart in ſeinen Arbeiten brauchen: Die natürliche und ſcharfſinnige ſo wohl, als die bewegliche und erhabene müſſen ihm geläufig ſeyn. Daher thut er wohl, daß er ſich Stücke von allen dieſen Arten erwählet, und ſeine Feder darinn übet.

§. IV.

Wenn es ſich nun ferner fragt: Wie man ſich beym Ueberſetzen zu verhalten habe: So müſſen wir einige Hauptregeln dabey geben. I.) Wähle man ſich nichts zum Ueberſetzen, davon man entweder der Sachen, oder doch der Sprache noch nicht gewachſen iſt: Denn was man ſelbſt noch nicht verſteht, das wird man unmöglich in andern Sprachen recht auszudrücken vermögend ſeyn. II.) Bemühe man ſich nicht ſo wohl alle Worte, als vielmehr den rechten Sinn, und die völlige Meynung eines jeden Satzes, den man überſetzet, wohl auszudrücken. Denn ob gleich die Wörter den Verſtand bey ſich führen, und ich die Gedanken des Scribenten daraus nehmen muß: So laſſen ſie ſich doch nicht ſo genau in einer andern Sprache geben, daß man ihnen Fuß vor Fuß folgen könnte. Daher drücke man denn alles III.) mit ſolchen Redensarten aus, die in ſeiner Sprache nicht fremde klingen, ſondern derſelben eigenthümlich ſind. Eine jede Mundart hat ihre eigene Ausdrückungen, die ſich in keiner andern ganz genau geben laſſen. Und da muß ein Redner allezeit was gleichgültiges an die Stelle zu ſetzen wiſſen, was eben den Nachdruck und eben die Schönheit hat, als die Redensart des Originals. Endlich behalte man IV.) ſo viel als möglich iſt, alle Figuren, alle verblümte Reden, auch die Abtheilung der Perioden aus dem Originale bey. Denn weil dieſe ſonderlich den Character des einen Scribenten von der Schreibart des andern unterſcheiden: So muß man in der Ueberſetzung noch einem jeden ſeine Art laſſen, daran man ihn zu erkennen pflegt. Doch wollte ich es deswegen nicht rathen, auch alle weitläuftige Sätze eines Schriftſtellers, die ſich oft ohne die größte Verwirrung nicht in einem Satze deutſch geben laſſen, in einem Stücke beyſammen zu laſſen; wie Gottſchling im Anfange ſeiner Ueberſetzung des ciceroniſchen Buches von den Pflichten gethan. Nein, hier kan ſich ein Ueberſetzer billig die Freyheit nehmen, einen verworrenen Satz in zwey, drey oder mehr Theile abzuſondern: Wie Joh. Adolph Hofmann in ſeiner Ueberſetzung eben dieſes Buches mit recht gethan hat.

§. V.

Um ſich nun zu dieſem allen deſto geſchickter zu machen: So nehme man die Ueberſetzungen andrer Gelehrten zur Hand, und vergleiche dieſelben mit ihrem Originale. Man gebe auf alles acht, was wir oben von einem guten Ueberſetzer gefordert haben. Man bemerke den Nachdruck des Grundtextes, und ſehe, ob der Dollmetſcher ihn auch im Deutſchen erreichet hat. Man unterſuche die Schönheit und Anmuth der Ausdrückungen, und prüfe jeden Satz der Ueberſetzung, ob er auch mehr oder weniger ſaget, als der Schriftſteller hat ſagen wollen; ob er zu kurz oder zu weitläuftig, zu erhaben oder zu niedrig, zu matt oder zu lebhaft, zu dunkel oder zu deutlich gerathen iſt; und ob er endlich im Deutſchen eben den Wohlklang, und eben die Richtigkeit in der ganzen Wortfügung hat, die man mit recht von jedem Scribenten fordern kan. Durch ſolche

Prüfungen lernt man gewiß nicht wenig. Man wird ſelbſt viel aufmerkſamer in ſeinen eigenen Arbeiten, und lernt viele Fehler vermeiden, die man ſonſt nicht einmal wahrgenommen, oder für Fehler angeſehen hätte. Wir wollen dieſes in einer Probe darzuthun, einen Brief aus dem jüngern Plinius hieher ſetzen, und theils die Ueberſetzung des ſel. Prof. Sartorius aus Danzig, theils diejenige dagegen halten, die in der erſten Auflage der Nachricht von der deutſchen Geſellſchaft, von dem Herrn Baron von Seckendorf angehänget iſt. Es iſt der IXte aus dem VII. Buche; darinn eben Plinius von der Nutzbarkeit des Ueberſetzens handelt.

EPIST. IX. LIB. VII.

Quaeris, quemadmodum in ſeceſſu, quo iamdiu frueris, putem te ſtudere oportere. Vtile inprimis, & multi praecipiunt, vel ex Graeco in Latinum, vel ex Latino vertere in Graecum: quo genere exercitationis proprietas ſplendorque verborum, copia figurarum, vis expli-

Sartorius.

Die alte Ueberſetzung.

Er fragt mich, welchergeſtalt ihm bey ſeiner ſchon lang genoſſenen Beqvemlichkeit auf dem Lande ſeine Studien einzurichten einräthig wäre? Es iſt eine vor andern nützliche, und von vielen angewieſene Sache, entweder aus dem Griechiſchen was ins Lateiniſche, oder aus dem Lateiniſchen ins Griechiſche zu überſetzen: als durch welche Uebung man die eigentliche Bedeutung

B. v. Seckendorf.

Die neuere.

Sie erſuchen mich um mein Gutachten, wie ſie in der Einſamkeit, deren ſie ſchon lange genießen, ihr Studiten angreifen müßen? Es iſt überaus nützlich, wie viele davor halten, entweder was Griechiſches ins Lateiniſche, oder was Lateiniſches ins Griechiſche zu überſetzen. Durch dergleichen Uebung bringt man ſich explicandi, praeterea imitatione optimorum ſimilia inueniendi facultas paratur. Simul quae legentem feſelliſſent, transferentem fugere non poſſunt. Intelligentia ex hoc & iudicium adquiritur. Nihil obfuerit, quae legeris hactenus, vt rem argumentumque teneas, quaſi aemulum ſcribere, lectisque conferre, ac ſedulo penſitare, quid tu, quid ille commodius? Magna gratulatio, ſi nonnulla tu; magnus pudor, ſi cuncta ille melius. Licebit interdum notiſſima eligere, & certare cum electis. Audax haec, non tamen improba, quia

ſecre

tung und Pracht der Wörter in den Kopf kriegt, in verblümten Redensarten läufig wird, hinter die Kraft des eigentlichen Nachdrucks kömmt, ja auch bey Abbildung ſtattlicher Schriften in netten Erfindungen auf gleiche Sprünge kan gebracht werden. Wozu noch dieſer Vortheil kömmt, daß, was man ſonſt im Leſen nicht ſo genau gemerkt hätte, im Ueberſetzen unumgänglich gewahr wird. Dadurch bringt man ſich eine fertige Wiſſenſchaft und geſchärftes Nachſinnen zuwege. Es dürfte nicht ſchaden, wenn er dasjenige, was er zu dem Ende geleſen, um die Sache nebſt deren Innhalt ſich deſto beſſer bekannt zu machen, auch als ein Nachahmer ſchreiben, dem geleſenen entgegen halten, und genau bey ſich ſelber überlegen möchte, was an ſeiner,

was

ſich die eigene Bedeutung und Pracht der Wörter, eine Menge von Figuren, die Gabe der Deutlichkeit, ja über das durch die Nachahmung der beſten Scribenten ein Vermögen zuwege, eben dergleichen zu erfinden. Ja was ein Leſer überſieht, das kan dem Ueberſetzer nicht entwiſchen. Hierdurch wird man geſchickt, was einzuſehen, und zu beurtheilen. Es kan auch nicht ſchaden, wenn man das, was man ſo geleſen hat, daß uns der Innhalt davon völlig bekannt iſt, gleichſam mit dem Verfaſſer um die Wette beſchreibet, mit dem geleſenen zuſammen hält, und ernſtlich überlegt, worinnen er, oder wir es beſſer getroffen. Da

freut

ſecreta, contentio: quanquam multos videmus eiusmodi certamina ſibi cum multa laude ſumſiſſe, quosque ſubſequi ſatis habebant, dum non deſperant, anteceſſiſſe. Poteris &, quae dixeris, poſt obliuionem retractare, multa retinere, plura tranſire; alia interſcribere, alia reſcribere. Laborioſum illud &, taedio plenum, ſed difficultate ipſa fructuoſum, recaleſcere ex integro, & reſumere impetum fractum omiſſumque: poſtremo, noua velut membra peracto corpori intexere, nec tamen priora turbare. Scio nunc tibi eſſe praecipuum
ſtu-

was an jenes Saite beſſer gegeben. Hat er irgendwo die Sache näher getroffen, mag er ſich darüber erfreuen: Im Gegentheil. ſo bey jenem alles netter geſetzt, kan ihm das eine Schamröthe abjagen. Unterweilen mag man bekannte Sachen ausleſen, und dem auserleſenen in die Wette nachahmen. Welches ein zwar kühner, doch weil es nur bey uns verbleibt, gar nicht ſcheltbarer Wettkampf iſt: Wiewol wir viele vor Augen haben, die ſich dergleichen Wettſtreite freywillig nicht ſonder Ruhm unterfangen, und diejenigen, denen ſie es auch nur gleich zu thun gnug hielten, da ſie den Muth nicht ſinken laſſen, gar übertroffen. So kan er auch, dafern er etwas in ſeinen Reden vergeſſen, ſolches wieder verbeſſern, viel Sachen behalten, viel
andre

freut man ſich, wenn man etwas; da ſchämt man ſich, wenn er alles beſſer gemacht hat. Man kan ſich bisweilen was gemeines erwählen, und dadurch eine auserleſene Stelle zu übertreffen ſuchen. Dieß iſt ein kühnes, doch kein ſträfliches Unternehmen, weil es insgeheim geſchiehet. Wiewohl man ſieht, daß viele dergleichen Wettſtreit mit groſſem Lobe unternommen, und da ſie es unverzagt angegriffen, diejenigen übertroffen haben, denen ſie vorhin nur zu folgen wünſchten. Man kan auch vieles, was man geſetzt, wenn man es faſt vergeſſen, wieder ausſtreichen, und vieles davon behalten.

Es iſt zwar was mühſa-
mes

ſtudium orandi; ſed non ideo ſemper pugnacem hunc & quaſi bellatorium ſtilum ſuaſerim. Vt enim terrae variis mutatisque ſeminibus, ita ingenia noſtra nunc hac, nunc illa meditatione recoluntur. Volo, interdum aliquem ex hiſtoria locum apprehendas: volo epiſtolam diligentius ſcribas, volo carmina. Nam ſaepe in orationes quoque non hiſtoricae modo, ſed prope poëticae deſcriptionis neceſſitas, incidit; & preſſus ſermo purusque ex epiſtolis petitur. Fas eſt & carmine remitti, non dico continuo & longo (id enim

per-

andre auslaſſen, nach Belieben etwas darzwiſchen ſetzen, oder gar ändern. Es iſt zwar eine mühſame und verdrüßliche, doch auch durch ihre Schwerigkeit zuträgliche Sache, von neuen auf eine ſinnreiche Ausbildung zu fallen, und den einmal gelegten und unterlaſſenen Gemüthszug wiederum hervor zu nehmen: Ja endlich dem gleichſam ſchon völlig abgedruckten Satz neue Stücke, ſonder Zerrüttung der vorigen, mit einzurücken. Ich weiß, ſein vornehmſtes Studium ſey itzt die Rednerkunſt, doch wollte ihm nicht immer zu dieſer ſtreitenden und gleichſam haderſüchtigen Redensart. rathen. Denn gleichwie die Erde durch mannigfaltigen Saamen, ſo wird auch unſer Gemüthe bald durch dieſe, bald durch jene Betrachtung erweckt. Mein Rath wä-

re,

mes und verdrüßliches doch ungeachtet aller Schwierigkeiten ſehr nützlich, ſich von neuem zu erhitzen, den vorigen und nachgelaßnen Eifer zu erwecken, und endlich gleichſam dem vorhin ſchon fertigen Körper neue Glieder einzuſetzen, ohne die alten zu verrücken. Ich weiß, daß ſie ſich ſonderlich auf gerichtliche Reden legen; doch wollte ich ihnen deswegen dieſe zänkiſche und beißige Schreibart nicht immer rathen. Denn wie eines Ackers Fruchtbarkeit immer erneuert wird, wenn man mit allerley Saamen abwechſelt; ſo werden auch unſre Köpfe bald durch dieſe, bald durch jene Art des Nachſinnens geübt. Ich wollte alſo, daß ſie zuweilen

eine

perfici niſi in otio non poteſt) ſed hoc arguto & breui, quod apte quantaslibet occupationes curasque diſtinguit. Luſus vocantur; ſed hi luſus non minorem interdum gloriam, quam ſeria conſequuntur. Atque adeo (Cur enim te ad verſus non verſibus adhorter?)

Ut

re, er ſollte bald ein Stück aus der Hiſtorie herausziehen, bald einen Brief aufſetzen, bald ſich an ein Gedichte machen. Denn öfters trifft ſich in denen Reden nicht nur eine Hiſtorie, ſondern da fällt man zuweilen unumgänglich auf poetiſche Beſchreibungen, und man muß einen reinen und eingezogenen Wörter-Satz aus Briefen herholen. Man kan ſich auch einmahl mit einem Gedichte ergötzen, nicht zwar eben mit einem weitläuftigen und langen, (denn das nähme viel Zeit weg) ſondern kurtzen und ſcharfſinnigen, welches, wenn es zu rechter Zeit angebracht wird, auch die wichtigſten Geſchäffte und Sorgen an den Nagel hängt. Sie werden ſonſt Scherzgedichte genannt, aber ſolche Scherzgedichte tragen manchmal gröſſern Ruhm, weder ernſthafte davon: Daß freylich, wie man ſpricht, (denn warum ſollte ich ihn zur Poeſie nicht durch Verſe anhalten?)

So

eine gewiſſe Begebenheit beſchrieben: ich wollte, daß ſie mit Fleiß Briefe ſchrieben; ja ich wollte, daß ſie Verſe machten. Denn öfters müſſen auch in Reden nicht nur hiſtoriſche, ſondern faſt poetiſche Beſchreibungen vorkommen: Die kurze und natürliche Schreibart muß man aus Briefen lernen. Billig iſts auch, ſich bisweilen durch einen Vers zu ergetzen. Ich meyne kein weitläuftiges Gedichte; denn dazu gehöret viel Zeit: Sondern ein ſinnreiches und kleines, womit man allerley ernſthafte Sorgen und Geſchäffte abwechſeln kan. Man nennt das Spielwerke: Aber dieſe Spielwerke erlangen bisweilen nicht geringern Ruhm als was ernſthaftes. Derowegen, (denn warum ſollte ich dich zur Poeſie nicht poetiſch ermahnen?)

Iſt

Vt laus eſt cerae, mollis cedensque ſequatur
Si doctos digitos, iuſſaque fiat opus;
Et nunc informet Martem, caſtamque Minervam,
Nunc Venerem effingat, nunc Veneris puerum;
Vtque ſacri fontes non ſola incendia ſiſtunt,
Saepe etiam flores vernaque prata iuvant:
Sic hominum ingenium flecti ducique per artes,
Non rigidas docta mobilitate decet.

Itaque ſummi oratores, ſummi etiam viri ſic ſe aut exerce-

So wie ein gelbes Wachs alsdenn den Preiß erhält,
Wenn es dem Künſtler kan weich durch die Hände gehen;
Und bald den Kriegesgott in ſeine Rüſtung ſtellt,
Wie Donnerwolken ſich um ſeinen Würbel drehen;
Bald mit dem Schlangenkopf die Weisheitsgöttin zeigt;
Bald gar die Venus läßt mit ihrem Sohne ſpielen.
Wie ihr gewölbter Schooß ſich ſeinen Seufzern neigt,
Und beyde einen Zug entbrannter Herzen fühlen:
So wie ein halber Bach, der durch die Felſen fließt,
Wenn ſich ein Fichtenwald von ſtarkem Blitz entzündet,
Nicht nur durch Dampf u. Gluth mit wilden Fluthen ſchießt,
Und ſelbſt dem Jupiter die Donnerhände bindet,
Beſonders auch den Strohm durch Blumenthäler zieht:
So muß auch Menſchenwitz ſich zu der Weisheit ſchwingen,
Und weil noch ſein Verſtand in Frühlingsjahren blüht,
Nicht fort mit Ungeſtüm auf ſchwere Künſte dringen.

Derohalben haben ſich die ſtattlichſten Redner und größten Leu-
te

Iſt es dem Wachs ein Lob, daß es geſchmeidig weicht,
Sich nach des Künſtlers Hand und Einfall anzuſchicken,
Und bald dem Kriegesgott, bald Pallas Bilde gleicht,
Bald Venus und ihr Kind geſchickt iſt, auszudrücken;
Löſcht ein geweyhter Quell nicht nur die Feuersbrunſt,
Und nützt auch ſeine Kraft den Auen auf der Erden:
So muß auch das Gemüth durch Züge ſanfter Kunſt,
In edler Wiſſenſchaft zu allem fähig werden.

Darum haben die größten Redner und vornehmſten
Män-

ercebant aut delectabant, immo delectabant exercebantque. Nam mirum eſt, vt his opuſculis animus intendatur remittaturque. Recipiunt enim amores, odia, iras, miſericordiam, vrbanitatem, omnia denique, quae in vita, atque etiam in foro cauſſisque verſantur. Ineſt his quoque eadem, quae aliis carminibus vtilitas, quod metri neceſſitate deuincti, ſoluta oratione laetamur; & quod facilius eſſe comparatio oſtendit, libentius ſcribimus. Habes plura etiam fortaſſe, quam requirebas; vnum tamen omiſi. Non enim dixi, quae legenda arbi-

te dergeſtalt geübt und ergötzt, ja auch andre ergötzt und geübet. Denn es iſt zu verwundern, wie das Gemüth durch ſolche Sachen geſchärft und zugleich beluſtiget werde. Maſſen ſie auf alle Leidenſchaften verfallen, bald auf die Liebe, bald auf Haß, bald auf Zorn, Mitleiden, höfliche Scherze, ja alles was im Leben einer Privat-Perſon, und im Gerichte bey Rechtsſachen vorgehet. Und hat dieſe Art Gedichte gleichen Vortheil mit andern, daß da wir ſonſten an die Reimmaaß gebunden ſind, es in ungebundener Rede geben, und diejenige Schreibart, die uns nach Beſchaffenheit der Sachen leichter fürzukommen ſcheinet, erwählen können. Nun hat er einen ſo überflüßigen Bericht als er vielleicht ſelbſt nicht einmahl verlanget: Doch eines hab ich noch ausgelaſſen. Denn ich hab

Männer ſich auf ſolche Weiſe entweder geübt oder ergetzt, ja vielmehr ſowol geübt als ergetzt. Deñ es iſt zu bewundern, wie durch ſolche kleine Bemühungen das Gemüth zu gleich angeſtrengt und erqvickt wird. Sie ſind nemlich fähig Liebe, Haß, Zorn, Balmherzigkeit, Scherzreden; kurz alles was im gemeinen Leben, ja ſo gar in Gerichtshändeln vorkommt, in ſich zu faſſen. Man hat auch dabey, wie in andern Gedichten, dieſen Nutzen, daß man ſich an ſtatt des Zwanges bey dem Sylbenmaaße über die ungebundene Rede freuet, und dasjenige am liebſten ſchreibet, was man bey ihrer Gegeneinanderhaltung am leichteſten zu ſeyn befunden hat. Ich ſchreibe ihnen vielleicht wohl mehr, als ſie verlang.

arbitrarer: quanquam dixi, quum dicerem, quae ſcribenda. Tu memineris, ſui cuiusque generis auctores diligenter eligere. (Aiunt enim, MVLTVM LEGENDVM ESSE, NON MVLTA.) Qui ſint hi, adeo notum prouocātumque eſt, vt demonſtratione non egeant: & alioqui tam immodice epiſtola me extendi, vt dum tibi, quemadmodum ſtudere debeas, ſuadeo, ſtudendi tempus abſtulerim. Quin ergo pugillares reſumis, & aliquid ex his, vel iſtud ipſum quod coeperas, ſcribis. Vale.

hat nicht geſagt, was ich zu leſen rathſam hielte: Wiewohl ichs oben ſchon angedeutet, da ich gemeldet, was zu ſchreiben dienlich erachtete. Er geruhe nur einen jeden Scribenten nach dem Innhalt ſeiner Schriften genau zu unterſcheiden. Denn man pflegt im Sprüchwort zu ſagen, **man muß zwar viel leſen, aber nicht von vielem.** Welche nun diejenigen ſeyn, ſo iſt bekannt und gleichſam ausgeſchryen, daß es keiner Anzeigung bedarf. Zudem hat ſich mein Brief auch ſo lang verzogen, daß, da ich ihm die Art und Weiſe zu ſtudiren rathen will, ihm faſt die Zeit ſelbſt zum Studiren benehme. Lieber nehme er ſeine Codicill-Bücher zur Hand, und ſchreibe entweder das, worzu ihm gerathen, oder, was er ſonſt bereits angefangen. Er lebe wohl.

langten: Doch eines habe ich vergeſſen. Ich habe ihnen nicht gemeldet, was ſie meiner Meynung nach leſen ſollen: ob ich ihnen gleich in meinem Briefe geſagt habe, was ſie ſchreiben ſollen. Sehen ſie nur zu daß ſie in jeder Art die hauptſächlichſten Scribenten wählen. Denn man ſagt, man müſſe viel, aber nicht vielerley leſen. Wer ſie aber ſind, iſt ſo bekannt und ausgemacht, daß ich ſie auch nicht nennen darf. Ich habe ohnedem den Brief ſo weitläuftig geſchrieben, daß ich ſie der Zeit zum Studiren werde beraubt haben, da ich ihnen rathen wollen, wie ſie ſtudiren ſollten. Was gilts, ſie nehmen ihre Schreibetafel wieder zur Hand, und ſchreiben etwas davon auf; oder fahren in dem fort, was ſie angefangen haben?

§. VI.

Bey dieſen beyden Briefen wird zuförderſt einem jeden die verſchiedene Art der Höflichkeit ins Auge fallen, womit beyde Ueberſetzer, die alte römiſche Einfalt im Reden ausgedrücket. Der erſte redet ſeinen Fuſcus in der dritten Perſon der einzelnen Art; der andre aber in der mehrern Zahl an: Beyde nach der Art ihrer Zeiten, die doch nicht zwanzig Jahre von einander abgehen. Beyde hätten meines Erachtens beſſer gethan, wenn ſie das edle **Du** der Alten beybehalten hätten. Hernach hat Sartorius viel altväteriſche, viel canzleymäßige, und viel niederträchtige Redensarten. Z. E. **Einräthig ſeyn, in den Kopf kriegen, läufig werden, auf gleiche Sprünge gebracht werden.** ꝛc. Er läßt viele Hülfswörter aus, die doch zur Deutlichkeit nöthig geweſen wären. Er mengt der lateiniſchen Sprache eigenthümliche Redensarten ein, und verwirrt die deutſche Wortfügung nach der lateiniſchen. Er macht oft mit ſolchen Worten den Anfang zu neuen Sätzen, die ſich darzu gar nicht ſchicken. Er macht neue Wörter, die man nicht nöthig gehabt hätte, oder die nicht recht deutſch klingen. Er hat endlich den Grundtext nicht überall verſtanden, wie z. E. am Ende, die **Codicillbücher** zeigen, dabey man nichts denken kan: Dafür der neue Ueberſetzer weit beſſer eine **Schreibetafel** geſetzet hat. Dieſer hergegen hat ſich in einem weit edlern Ausdrucke erhalten. Er ſchreibt rein, und nach der angenehmen Art der itzigen Zeit: Doch drücket er dem ungeachtet die Meynung ſeines Originals überall vollkommen aus. Es iſt daher kein Zweifel, daß nicht alle Leſer ſich zu den pliniſchen Briefen lieber eine Ueberſetzung von dieſer, als von jener Art wünſchen ſollten.

§. VII.

Wollte man auf gleiche Weiſe die Ueberſetzung Joh. Adolph Hofmanns von dem ciceroniſchen Buche von den Pflichten, gegen die Gottſchlingiſche halten: So würde man eben dergleichen Unterſchied wahrnehmen. Man ſehe auch die Critiſchen Beyträge der deutſchen Geſellſchaft im V. Stücke nach, wo ein Stücke aus der erſtern mit einer neuern Probe gegeneinander gehalten wird. Jmgleichen kan man auch die Abhandlung von den Eigenſchaften eines guten Ueberſetzers daſelbſt nachleſen, und die Beurtheilung der neuen Dollmetſchung einiger ciceroniſchen Reden im X. und XIII. Stücke nachleſen. Will jemand Proben von meiner Art haben, ſo kan er die fontenelliſchen kleinern Werke zur Hand nehmen, die ich aus dem Franzöſiſchen überſetzet habe; ferner ein paar Reden Demoſthenis, ingleichen ein paar aus dem Cicero, die bey meinem Grundriſſe zu einer vernunftmäßigen Beredſamkeit angehänget ſind, und was ich ſonſt hier und da von der Art eingerücket habe. Um auch hier ein paar kleine Proben davon zu geben, will ich die Rede des Hannibals an den Scipio aus dem Livius, und des ſcythiſchen Geſandten an den Alexander aus dem Curtius herſetzen. Bey der erſtern will ich die Verdollmetſchung eines vornehmen und gelehrten Hofmannes, die mir gütigſt mitgetheilet worden, und zu meinem Verſuche Anlaß gegeben, beyfügen; bey der andern aber die franzöſiſche Ueberſetzung des berühmten Vaugelas hinzuſetzen. Ueberhaupt aber bitte ich die Leſer und Richter dieſer Arbeiten, die ſchönen Worte Rapins vor Augen zu haben, die in ſeinen Comparaiſons de Demoſth. & de Ciceron, gegen das Ende ſtehen: Car ce n' a pas été mon deſſein, de ſatisfaire aux Pedans, ni aux Grammairiens, qui portent quelques fois les choſes à des raffinemens de Critique, tout à fait ridicules.

Hannibal an den Scipio. Liv. Lib. XXX.

Meine Ueberſetzung.	Die fremde.
Hat das Verhängniß gewollt, daß ich, der ich zuerſt die Römer bekrieget, und oftmals den Sieg faſt in Händen gehabt, doch endlich von freyen Stücken habe um Frieden bitten ſollen: So freue ich mich, daß eben du zu demjenigen erkohren worden, von welchem ich denſelben erbitten muß. Dir ſelbſt wird, nebſt andern herrlichen Thaten, dieſes gewiß nicht den geringſten Ruhm bringen, daß Hannibal, der doch ſo viel andre römiſche Feldherren bezwungen, endlich vor dir gewichen iſt; und daß du demjenigen Kriege ein Ende gemacht, der viel eher durch eure, als durch unſre Niederlagen bekannt geworden iſt. Auch darinn hat das Glück ſein Spiel haben wollen, daß ich die Waffen zuerſt ergriffen, da dein Vater Bürgermeiſter war; daß ich zuerſt mit ihm als einem Feldherrn der Römer gefochten; und nunmehro ganz wehrloß zu ſeinem Sohne komme, denſelben um Gnade zu bitten. Freylich wäre	Wenn es das Schickſal alſo beſchloſſen, daß ich, der zuerſt das römiſche Volk mit Krieg angegriffen, und öfters den Sieg bey nahe in Händen gehabt, nunmehro aus eigener Bewegniß um Frieden zu ſuchen kommen ſollen; ſo erfreuet mich doch ſonderlich, das Glück zu haben, ſolchen von keinem andern, als dir zu bitten. Wie denn unter andern deinen rühmlichen Verrichtungen auch dir dieſes kein geringes Lob bringen wird, daß Hannibal, welchen die Götter über ſo viele römiſche Heerführer mit Sieg beglücket, dir gewichen; und du dieſen Krieg, der mehr durch eure als unſre Niederlagen bekannt worden, völlig zu Ende gebracht. Wo dann das Glück auch noch hierinnen ſein Spiel haben wollen, daß, wie ich unter deines Vaters Bürgermeiſteramte die Waffen ergriffen, und mit ihm als römiſchen Feldherren zuerſt geſchlagen, ich itzo unbewaffnet zu ſeinem Sohne, um Frieden zu ſuchen, kommen müſſe. Es wäre zwar ſehr gut

wäre es am beſten geweſen, wenn die Götter unſern Verfahren den Sinn gegeben hätten, daß ihr mit Italien, wir aber mit Africa zufrieden geweſen: Denn weder Sicilien noch Sardinien ſind von zulänglichem Werthe, den Verluſt ſo vieler Flotten, ſo vieler Kriegesheere, ſo vieler trefflichen Feldherren zu erſetzen. Wiewohl, das vergangene iſt allezeit leichter zu tadeln, als zu verbeſſern. So heftig haben wir nach fremden Ländern geſtrebet, daß wir die unſrigen verfechten müſſen; daß ihr nicht nur in Welſchland, wir nicht nur in Africa Kriege zu führen gehabt: Sondern, daß ihr ſo gar in euren Thoren und Mauren die Fahnen und Waffen der Feinde geſehen; wir aber itzo mitten in Carthago das Geräuſche des römiſchen Heerlagers hören können. Was wir alſo aufs äuſſerſte verabſcheuen würden; was ihr euch vor allen Dingen wünſchen würdet: Mitten in eurem beſten Glücke machen wir Frieden; wir beyde, ſage ich, denen wohl gewiß am meiſten daran gelegen iſt, und deren

gut geweſen, wenn die Götter unſern Vätern dieſen Sinn gegeben, daß ihr mit Italien, und wir mit der Herrſchaft über Africa hätten wollen zufrieden ſeyn: Maßen weder Sardinien noch Sicilien hinlänglich genug, euch den Verluſt ſo vieler Flotten, Kriegsheere und trefflicher Feldherrn zu erſetzen. Geſchehene Dinge aber ſind leichter zu tadeln, als zu verbeſſern. Wir haben erſt andern wollen das ihrige nehmen, und hernach für unſer eigenes fechten müſſen: Nicht allein ihr in Italien, und wir in Africa; ſondern ihr habt ſo gar für euren Mauren und Pforten die feindlichen Fahnen und Waffen geſehen, und wir hören anietzo aus unſrer Stadt das Lerm des römiſchen Kriegsheers. Was uns aber kränken, euch hingegen erfreuen kan, iſt dieſes; daß zu einer ſolchen Zeit von Frieden gehandelt wird, da eure Sachen nicht beſſer ſtehen können. Uns nun, die wir ſothane Handlung unternehmen, iſt an deren Beförderung höchſtens gelegen, ſind auch nicht minder verſichert, daß unſre Städte keine Bedingung des von uns errichteten Ver-

Tractaten unſre Republiken gewiß billigen werden. Nichts mehr iſt dazu vonnöthen, als ein Gemüthe, ſo vor friedlichen Anſchlägen keinen Abſcheu hat. Was mich betrifft, ſo bin ich theils durch mein Alter, darinn ich nunmehro als ein Greis nach Hauſe kehre, von wannen ich als ein Knabe ausgezogen; theils durch glückliche, theils durch wiederwärtige Schickſale, ſo klug gemacht, daß ich lieber der Vernunft, als dem Glücke folgen will. Aber deine Jugend ſowohl als dein beſtändiges Glück jagen mir einige Furcht ein: Denn beyde machen dich viel muthiger, als es zu Friedensvorſchlägen nöthig iſt. Derjenige hat billig den Wechſel aller Dinge in Erwegung zu ziehen, den das Glück noch niemals betrogen hat. Was ich bey Traſimenum und bey Canna war, das biſt du anitzo. Kaum war ich zum Soldaten alt genug, als ich Feldherr ward, und ſo verwegen ich alles anfieng, ſo verließ mich doch das Glücke niemals. Du haſt den Tod deines Vaters und Vetters gerächet, und dir Aus der

Trüb-

gleichs verwerfen werden. Fehlet demnach weiter nichts, als daß auch unſere Abſichten auf eine wahrhafte Vereinigung zielen. Ich meines Orts gieng ſehr jung von Hauß, komme nun alt zurücke: Habe aber durch Gut und Böſes ſo viel erlernet, daß ich lieber der Vernunft, als dem wechſelbaren Glücke folgen will; ob nun deine Jugend und beſtändige Glückſeligkeit dir dergleichen friedſame Gedanken zu hegen, auch erlauben, ſtehet ſehr zu beſorgen, Maßen diejenigen nicht leicht an Unglück denken, die noch keins erfahren. Bey der Traſimeniſchen See, und dem Flecken Cannä, war ich in eben dem Zuſtande, als du heute biſt. Ich kunte kaum den Degen führen, da man mir das Kriegesheer anvertraute. Ich wagte alles kühn und keck, und das Glück verließ mich, nimmer. Dir hat deines Vaters und Vetters Tod, das Unheil eures Hauſes, den erſten Weg zur Tapferkeit gewieſen. Deine Liebe und Pflicht ermunterte dich ſelbige zu rächen, und dein Arm richtete es rühmlich aus. Du eroberſt das verlohrne Spanien,

jageſt

Trübſal deines Geſchlechtes einen Preis der Tapferkeit und kindlichen Pflicht zubereitet. Spanien haſt du wieder erobert, nachdem du vier puniſche Heere heraus geſchlagen. Da man dich zum Bürgermeiſter machte, weil die übrigen kein Herz mehr hatten, Welſchland zu ſchützen; biſt du nach Africa geſchiffet, haſt daſelbſt zwo Armeen geſchlagen, zwey Läger in einer Stunde gewonnen und verbrannt, den mächtigen König Syphax gefangen genommen, ſo viele von ſeinen, ſo viele von unſers Reichs Städten erobert; ja mich ſelbſt endlich aus Italien geriſſen, wo ich ſchon ſechszehn Jahre lang meinen Sitz gehabt hatte. Wie leicht könnteſt du mehr Luſt haben, ferner zu ſiegen, als itzo einen Frieden zu ſchlieſſen! Ich kenne die Geiſter ſchon, die mehr nach Hoheit und Gröſſe, als nach Vortheil ſtreben. Auch mich hat ſonſt das Glück alſo angelachet. Wenn uns die Götter im Glücke auch Verſtand geben möchten; ſo würden wir nicht nur das vergangene, ſondern auch was künftig geſchehen kan, in Erwegung ziehen.

jageſt vier Carthagiſche Kriegesheere daraus. Du wirſt Bürgermeiſter, und da kein anderer Römer, Italien zu vertheidigen, das Herze hat, ſchiffeſt du über nach Africa, ſchlägſt daſelbſt zwey Kriegsheere, eroberſt und verbrenneſt in einer Stunde zwey Lager, nimmſt den mächtigen König Syphax gefangen, viele von ſeinen und unſern Städten ein, und nöthigeſt mich dadurch das ſchon ſechszehn Jahr beſtändig beſeſſene Italien zu verlaſſen. Alles dieſes mag dir wohl mehr Luſt zu fernerm Sieg als zum Frieden machen. Mir iſt nicht unbekannt, daß eure Abſichten gröſſer ſind, als es der wahre Nutzen erfordert; wie mich denn ehemals das Glück auf eben dergleichen Art geblendet. Wenn uns die Götter nebſt der Glückſeligkeit auch zugleich gute Vernunft beſcheren wollten; ſo würden wir nicht allein das Vergangene, ſondern auch das Zukünftige in Erwegung ziehen. Fremde Beyſpiele ſind hier nicht vonnöthen. Daß alles unbeſtändig ſey, leget das meinige ſattſam an Tag. Wie lange iſt es, da du mein Lager zwiſchen

Du kanſt aller andern Beyſpiele entbehren: Ich ſelbſt bin dir in allen Zufällen Exempels genug. Denjenigen, den du vor kurzem zwiſchen Anio und eurer Hauptſtadt gelagert, und die römiſchen Mauren ſchon faſt erſteigen ſaheſt; den ſiehſt du itzo, nachdem er zween wackre Männer u. Feldherrn hier an den Mauren ſeiner faſt belagerten Vaterſtadt eingebüſſet; der muß itzo um die Abwendung deſſen bitten, womit wir vormals eure Stadt in Furcht und Schrecken geſetzet. Dem allergröſſten Glücke iſt gemeiniglich am wenigſten zu trauen. Da es dir wohl geht, mit uns hergegen zweifelhaft ausſieht: So kanſt du uns durch den Frieden ein ſehr anſehnliches und ſehr herrliches Geſchenke geben; wiewohl daſſelbe uns nicht ſo rühmlich, als nöthig und unentbehrlich iſt. Doch beſſer und ſicherer iſt ein gewiſſer Friede, als ein Sieg in der Hoffnung. Jenes ſteht in deine, dieſes aber in der Götter Händen. Setze doch das Glück ſo vieler Jahre nicht in einer Stunde auf das Spiel. Erwege ſo wohl deine eigene Kräfte, als die Macht des Glückes, und die gemeine Beſchaffenheit der

Krie-

eurer Stadt und dem Anio geſehen, und Rom alle Augenblicke ſich eines Angrifs vermuthen muſte? Nachdem ich aber meine zwey tapfern Brüder, und zugleich vortreffliche Feldherrn eingebüßet, ſtehe ich nun vor den Mauern meiner bey nahe belagerten Vaterſtadt, und ſuche durch Bitten dasjenige von uns abzuwenden, womit ich euch zuvor bedrohet. Je günſtiger uns das Glück anſcheinet, deſtoweniger iſt ihm zu trauen: Itzo da du ihm in Schooße ſitzeſt, wir hingegen deſſen Unbeſtändigkeit empfinden, und um Friede bitten, iſt aller Ruhm und Vortheil auf deiner Seite; wir aber finden uns genöthiget, diejenigen Bedingungen einzugehen, welche dir uns vorzuſchreiben belieben wird, wie nahe es uns auch gehe. Ein ſicherer Friede iſt allezeit beſſer, dann ein ungewiſſer Sieg: Jener ſtehet in deinen, dieſer aber in der Götter Händen. Setze demnach nicht auf einmal aufs Spiel, was du in ſo vielen Jahren gewonnen; ſondern ewege wohl, daß nicht minder das Glück als die Tapferkeit im Kriege den Ausſchlag geben. Beyde Heere haben Fäuſte und Waffen. Es

läuft

Kriege. Von beyden Seiten ſind Waffen, und menſchliche Körper. Nirgends iſt der Ausgang ſo ungewiß als in Feldſchlachten. Geſetzt aber, du ſiegteſt, ſo wirſt du doch auſſer dem, was du durch einen Friedensſchluß ſchon haben kanſt, bey weitem ſo viel Ehre nicht erwerben können, als Schande dich treffen würde, wenn es unglücklich ablaufen ſollte. Eine einzige böſe Stunde kan alle erfochtene und verhoffte Siegeskränze zu nichte machen. Itzo, Publ. Cornelius, ſteht der ganze Friedensſchluß in deiner Gewalt: Alsdann aber wirſt du damit vorlieb nehmen müſſen, was dir die Götter geben werden. M. Atilius würde vorzeiten eins, von den ſeltſamen Exempeln des Glückes und der Tapferkeit geweſen ſeyn, wenn er als Ueberwinder unſern Vätern, die ihn um Friede bathen, Gehör gegeben hätte. Indem er aber ſeinem Glücke keine Grenzen ſteckte, und den daher abſtammenden Stolz nicht dämpfte, fiel er auch deſto ſchändlicher, je höher er geſtiegen war. Zwar muß der Sieger und nicht der Beſiegte, die Friedensbedingungen vorſchrei-

ten

läuft aber öfters weit anders ab, als wir es uns vermuthen. Itzo kanſt du mit den größten Ehren Friede machen, durch eine unglückliche Schlacht aber vielmehr verliehren, als durch eine glückliche gewinnen. Eine böſe Stunde kan alles Glück und die beſte Hoffnung auf einmal zu Waſſer machen. Jetzo ſtehet es in deiner Macht, Publius Cornelius, durch Zuſſehung des Friedens allen bisherigen Vortheil zu behaupten: Kommt es aber wieder zum Treffen, ſo muß man ſich gefallen laſſen, wen die Götter begünſtigen wollen. Wer hätte ſich wohl vormals in eben dieſem Lande glücklicher preiſen können, als der tapfre Marcus Attilius, wenn er, nach befochtenem Siege, unſern Voreltern auf ihr Verlangen den Frieden zugeſtanden? Da er ſich aber mit ſeinem Glücke weder in Schranken zu halten, noch deſſen raſchen Lauf zu hemmen wuſte, fiel er endlich ſo viel ſchändlicher als hoch er geſtiegen. Sonſt beſcheide mich auch wohl, daß derjenige, ſo den Frieden giebet, nicht aber der ihn ſuchet, die Bedingungen vorzuſchreiben Macht habe; wenn wir uns aber unſer eigenes Ur-

theil

ben: Vielleicht aber ſind wir ſelbſt nicht ganz unwürdig, uns eine Strafe aufzulegen. Wir wegern uns ferner nicht, das alles, worüber wir Krieg geführet haben, an euch abzutreten; Sicilien, Sardinien, Spanien, alle Inſeln, die zwiſchen Italien und Africa liegen. Gefällt es den Göttern, ſo müſſet ihr auch andre auswärtige Reiche zu Waſſer und Lande beherrſchen! Wir Carthaginenſer wollen in den africaniſchen Grenzen eingeſchloſſen bleiben. Ich läugne es nicht, die puniſche Treue und Redlichkeit wird euch, wegen des neulich nicht gar zu aufrichtig geſuchten, oder erwarteten Friedens etwas verdächtig ſeyn. Es iſt aber, zu Beobachtung der Friedensſchlüſſe, ſehr viel daran gelegen, o Scipio, durch wen dieſelben geſuchet worden. Haben doch eure Vorfahren gleichfalls, wie ich vernehme, gewiſſer maßen auch deswegen andern den Frieden verſagt, weil die Geſandſchaft nicht anſehnlich genug geweſen. Hier bitte ich Hannibal um Frieden; und würde ſolches nicht thun, wenn ich ihn nicht für erſprießlich hielte: Ja eben des Vortheils

hal-

theil ſelbſten ehrlich ſprechen, ſo meyne, daß uns auch dieſes erlaubet ſey. Solchem nach ſind wir zufrieden, daß alle Orte und Lande, warum wir bishero gekrieget, euer verbleiben. Sicilien, Sardinien, Spanien, nebſt allen Eylanden zwiſchen Africa und Italien. Wir Carthaginenſer begnügen uns hingegen mit dem Beſitz von Africa bis an die Seeküſten, und überlaſſen euch, nach dem Willen der Götter, alle Herrſchaft der ausländiſchen Reiche zu Waſſer und Land. Ich kan nicht in Abrede ſeyn, daß weil letzthin der Friede weder redlich genung geſuchet noch erwartet worden, unſre Aufrichtigkeit bey euch etwas in Verdacht gerathen. Einen Frieden heilig zu halten, können diejenigen viel beytragen, welche darum bitten. Ich höre auch, daß ſich eure Rathsherrn deswegen in nichts einlaſſen wollen, weil unſre Geſandſchaft nicht eben aus den würdigſten Männern beſtanden. Aber nun bitte ich Hannibal um Friede, und würde es nicht thun, wenn ich ihn nicht vor nützlich hielte, und eben der Nutzen, welcher mich ſolchen zu ſuchen beweget, ſoll auch ihn heilig zu halten mich

verhalber, weßwegen ich darum bitte, werde ich ihn auch zu erhalten wiſſen. Und wie ich es gemacht, daß der Krieg, den ich ſelbſt angefangen habe, niemanden gereuen darf, in ſo weit uns die Götter nicht beneidet haben: So will ich auch ſorgen, daß der durch mich erworbene Friede niemanden gereuen ſolle.

vermögen; und gleichwie ich den von mir angefangenen Krieg, ſo lange mir die Götter beygeſtanden, alſo geführet, daß Carthago damit zufrieden geweſen; alſo werde auch bemühet ſeyn, alles in ſolche Wege zu richten, daß keiner über den von mir erlangten Frieden zu klagen jemals Urſache finden möge.

Rede des Scythiſchen Geſandten an Alexandern, aus des Curtii VII. Buche.

Si les Dieux t'avoient donné un corps proportionné à ton ambition, tout l'univers ſeroit trop petit pour toy: d'une main tu toucherois l'Orient, & de l'autre l'Occident; & non content de cela, tu voudrois ſuivre le Soleil, & ſavoir où il ſe cache. Tout tel que tu es, tu ne laiſſes pas d'aſpirer où tu ne ſaurois atteindre. De l'Europe tu paſſes dans l'Aſie, & de l'Aſie tu repaſſes dans l'Europe, & quand tu auras ſubjugué tout le genre humain, tu feras la guerre aux rivieres, aux forêts, & aux bêtes ſauvages.

Ne ſais tu pas que les

grands

Wenn dich die Götter ſo groß von Leibe geſchaffen hätten, als unerſättlich du an Begierden biſt: So würde dir die Welt zu enge ſeyn. Mit einem Arme würdeſt du Oſten, und mit dem andern Weſten berühren, bey dem allen aber doch noch zu wiſſen verlangen, wo denn der Glanz eines ſo herrlichen Geſtirnes, als die Sonne iſt, ſich verbirget. Dergeſtalt ſtrebſt du itzo nach Dingen, die dir doch viel zu groß ſind. Aus Europa fällſt du in Aſien ein: Aus Aſien gehſt du nach Europa zurücke: Und wenn du zuletzt das ganze menſchliche Geſchlecht wirſt überwältiget, haben,

ſo

grands arbres ſont longtems à croitre, & qu'il ne faut qu'une heure pour les arracher? C'eſt une folie d'en penſer cueillir le fruit, & n'en conſiderer pas la hauteur, & prens garde qu'en voulant monter jusques à la cime, tu ne tombes avec les branches où tu te ſeras pris. Le Lion ſert quelque fois de pâture aux plus petits oiſeaux, & le fer eſt conſumé par la rouille; enfin il n'eſt rien de ſi fort que les choſes les plus foibles ne puiſſent détruire.

ſo wirſt du endlich mit Wäldern und Strömen, ja mit wilden Beſtien Kriege führen. Wie aber? Weiſt du denn nicht, daß ein groſſer Baum ſehr langſam wächſt, aber in einer Stunde ausgerottet wird? Derjenige iſt thöricht, der nach ſeinen Früchten zwar ſiehet, aber ihre Höhe nicht in Betrachtung zieht. Hüte dich alſo, daß du nicht, in dem Vorhaben den höchſten Gipfel zu erſteigen, mit eben den Aeſten, die du ergriffen haſt, herab ſtürzen mögeſt. Auch der Löwe iſt mehrmals von den verächtlichſten Vögeln verzehret worden; auch das Eiſen frißt der Roſt: Und nichts iſt ſo dauerhaft, daß ſich nicht auch von dem ſchwächſten Feinde etwas beſorgen müſte.

Et qu'avons-nous a démêler avec toy? Jamais nous n'avons mis le pied dans ton pais. N'eſt-il pas permis à ceux qui vivent dans les bois d'ignorer qui tu es, & d'ou tu viens? Nous ne voulons ni obêir ni commander à perſonne, & afin que tu ſaches quelles gens ce ſont que les Scythes, nous avons reçû du ciel comme un riche preſent un joug
de

Sage doch, was haben wir mit dir zu ſchaffen? Deinen Grund und Boden haben wir niemals betreten: Müſſen wir denn auch in unſern wüſten Wäldern lernen, wer du ſeyſt, und woher du gekommen biſt? Wir verlangen weder jemanden zu dienen, noch über andre zu herrſchen. Und damit du die Art der Scythen kennen mögeſt; ſo wiſſe, daß uns der Himmel ein Joch Ochſen, einen Pflug, einen
Pfeil,

de bœufs, un ſoc de charruë, une flêche, un javelot & une coupe. C'eſt de quoi nous nous ſervons & avec nos amis & contre nos ennemis. A nos amis nous leur donnons du bled provenu du travail de nos bœufs, avec eux nous offrons du vin aux dieux dans la coupe, & pour nos ennemis, nous les combattons de loin à coups de flêche, de prés avec le javelot. C'eſt avec quoy nous avons premierement vaincu le Roy de Syrie, puis celui de Perſe & des Medes, & nous nous ſommes ouvert le chemin juſques dans l'Egypte.

Pfeil und eine Schale zum Geſchenke verliehen. Das ſind Dinge, deren wir uns gegen Freunde und Feinde bedienen. Guten Freunden ſetzen wir Früchte vor, die wir mit Mühe und Arbeit gebauet haben. Mit der Schale opfern wir den Göttern den Wein. Die Feinde greifen wir von ferne mit Pfeilen, in der Nähe mit Spießen an. So habẽ wir Scythen den König der Syrer, hernach auch der Perſer und Meder bezwungen; ſo daß uns der Weg bis nach Egypten offen geſtanden.

Mais toy, qui te vantes de venir pour exterminer les voleurs, tu es toy même le plus grand voleur de la terre; tu as pillé & ſaccagé toutes les Nations que tu as vaincuës, tu as pris la Lydie, envahi la Syrie, la Perſe, la Bactriane; tu as penetré juſqu'aux Indes, & tu viens encore ici pour nous enlever nos troupeaux. Tes mains ont beau être pleines, elles cherchent toûjours nouvelle proie; &

qu'as-

Du aber, der du dich rühmeſt, daß du die Räuber zu verfolgen hieher gekommen, biſt der ärgſte Räuber aller Völker, wohin du gekommen biſt. Lydien haſt du erobert, Syrien eingenommen; Perſien haſt du inne, die Bactrianer ſtehen auch unter deiner Gewalt; ja du biſt gar nach Indien gezogen. Nunmehro ſtreckeſt du deine geizige und unbeſtändige Fäuſte auch nach unſerm Viehe aus. Was nützet dir aber ein Reichthum,

der

qu'as-tu que faire de tant de richeſſes, qui ne ſont qu'accroître ta ſoif? Tu es le premier qui as trouvé la diſette dans l'abondance; comme ſi tout ce que tu as ne ſervoit qu'à te faire deſirer plus ardemment ce que tu n'as pas.

der dir doch nur neue Begierden erwecket? Du biſt der erſte, dem das Sattſeyn den Hunger unterhalten hat. Denn jemehr du allezeit haſt, je mehr wünſcheſt du dir dasjenige, ſo du nicht haſt.

Ne ſonges-tu point combien il y a que les Bactriens t'arrêtent? pendant que tu domptes ceux-ci, les Sogdiens ſe revoltent, & la victoire n'eſt pour toi qu'une ſemence de nouvelle guerre. Car je veux que tu ſois le plus puiſſant & le plus grand Prince du monde, on n'eſt pas bien aiſe d'avoir un Etranger pour Maître. Paſſe ſeulement le Tanaïs; & tu verras l'étenduë de nos plaintes; tu as beau ſuivre les Scythes, je te défie de les atteindre. Notre pauvreté ſera toûjours plus agile, que ton armée chargée des dépouilles de tant de Nations; & quand tu nous penſeras bien loin, tu nous verras à tes trouſſes; car c'eſt avec la même viteſſe que nous pourſuivons, & que nous fuions nos ennemis.

Erinnerſt du dich denn nicht, wie ſauer es dir bey Bactra ſchon geworden iſt? Indeſſen, daß du dieſelben bändigeſt, haben die Sogdianer einen Krieg angefangen. Selbſt der Sieg gebiehrt dir lauter neuen Streit. Denn wenn du gleich allen an Größe und Macht überlegen biſt: So will doch kein einziger einen Fremden vor ſeinen Herrn erkennen. Setze nur über den Tanais; ſo wirſt du zwar ſehen, wie weit ſich die Scythen erſtrecken, aber ſie niemals ergreifen können. Unſre Armuth wird viel ſchneller ſeyn als dein Heer, welches die Beute von ſo vielen Völkern bey ſich führet. Doch wenn du dir einbilden wirſt, daß wir noch ſo weit von dir ſind; ſo wirſt du uns mitten in deinem Lager gewahr werden: Weil wir eben ſo ſchleunig zu folgen, als zu fliehen pflegen.

J'ap-

Ich

J'apprens que les Grecs font paſſer en proverbe & en raillerie, les ſolitudes des Scythes. Oui, nous aimons mieux nos deſerts, que vos grandes villes & vos fertiles campagnes. Crois-moi, la fortune eſt gliſſante, tiens-la bien qu'elle ne t' echape, encore auras-tu de la peine à la retenir, ſi elle a envie de te quitter; au moins donne-lui un frein, de peur qu'elle ne t'emporte. Nos gens diſent qu'elle n'a point de pieds, & qu'elle n'a que des mains & des ailes, mais qu'elle ne veut pas qu'on touche à ſes aîles quand elle tend les mains.

Enfin ſi tu es un Dieu, tu dois faire du bien aux mortels, & non pas leur ravir ce qu'ils ont, mais ſi tu es homme, ſonge toûjours à ce que tu es; car c'eſt folie de ne penſer qu'aux choſes qui nous font oublier nous-mêmes. Ceux que tu laiſſeras en paix te feront bons amis, parce que les plus fermes amitiés ſont entre perſon-

nes

Ich vernehme, daß die ſcythiſchen Wildniſſe bey euch Griechen faſt zum Sprüchworte geworden. Und es iſt wahr; wir halten viel mehr auf wüſte, und unangebaute Plätze, als auf Städte und reich beſäete Felder. Aber eben deswegen halte dein Glück feſte; es iſt ſchlüpfrig, und läßt ſich nicht wieder Willen halten. Folge dem heilſamen Rathe, den dir die itzige Zeit giebet: Und wirf deinem Glücke einen Zügel an, ſo wirſt du es deſto leichter regieren können. Bey uns ſagt man ſonſt, das Glück habe keine Füſſe, ſondern nur Hände und Flügel; und wenn es gleich jemanden die Hände biethe, ſo laſſe es ſich doch die Flügel nicht ergreifen.

Biſt du endlich eine Gottheit, wie du vorgiebſt: So muſt du den Menſchen Wohlthaten erweiſen, nicht aber ihnen das ihrige nehmen. Biſt du aber ein Menſch, o ſo denke doch ohn Unterlaß daran, daß du einer biſt. Es iſt was thörichtes, an Dinge zu denken, darüber du dein ſelbſt vergiſſeſt. Die du nicht feindlich überziehest, wirſt du als gute Freunde brauchen können:

Denn

nes égales, & ceux-là ſont eſtimez égaux, qui n'ont point éprouvé leurs forces l'un contre l'autre. Mais ne t'imagine pas que ceux que tu auras vaincus te puiſſent aimer, il n'y a jamais d'amitié entre le maître & l'eſclave, au milieu de la paix, le droit de faire la guerre demeure toûjours.

Au reſte, ne penſe pas que les Scythes pour faire alliance faſſent aucun ſerment, ils n'ont point d'autre ſerment, que de garder la foi ſans la jurer: c'eſt à faire aux Grecs d'y apporter ces precautions & ces ſolemnités, de ſigner leurs contracts, & d'appeller les Dieux à têmoins de leurs promeſſes; mais pour nous la bonne foi fait toute notre religion. Qui n'a pas honte de manquer de parole aux hommes, ne fait pas conſcience de tromper les Dieux, & tu n'as pas beſoin d'amis dont l'affection te ſoit ſuſpecte.

Conſidere que nous veillerons pour toi à la garde, & de l'Europe & de l'A-

Denn die Freundſchaft iſt da am feſteſten, wo es eine Gleichheit giebt; und man hält die vor gleich ſtark, die niemals ihre Kräfte miteinander verſucht haben. Halte nicht dafür, daß dein Ueberwundener jemals dein Freund ſeyn werde: Denn zwiſchen Knechten und Herren hat keine Freundſchaft ſtatt. So gar im Frieden werden ſie nach Kriegsrechte miteinander umgeben

Du darfſt dir nicht einbilden, daß die Scythen ihre Bündniſſe durch Eide beſtätigen: Sie beobachten dieſelbe, und das iſt ſo viel, als hätten ſie ſelbige beſchworen. Das iſt eine griechiſche Behutſamkeit, die ihr Verſprechen ſchriftlich aufzeichnen, und die Götter da zu anruffen. Wir ſuchen unſre Gottesfurcht in der Redlichkeit ſelbſt zu erweiſen. Wer ſich vor Menſchen nicht ſcheuet, wird gewiß auch die Götter betrügen: Und du haſt in Wahrheit keinen Freund von ungewiſſer Treue vonnöthen.

Im übrigen wirſt du an uns Beſchützer von Europa und Aſien haben. Wir rei-

chen

l'Aſie; nous nous étendons juſqu' à la Thrace, & la Thrace, à ce que l'on dit, confine à la Macedoine; il ne s'en ſaut que la largueur du Tanaïs que nous ne touchions à la Bactriane, ainſi nous ſommes tes voiſins des deux côtez. Regarde lequel tu aimes le mieux, de nous avoir pour amis, ou pour ennemis.

chen bis an Bactra, denn der Tanais ſcheidet uns und euch. Jenſeits des Tanais reichen wir bis an Thracien, und an Thracien ſoll Macedonien anſtoſſen, wie die Rede geht. Erwege es alſo wohl, ob du die Nachbarn deiner beyden Reiche lieber zu Feinden oder zu Freunden haben wolleſt.

Das II. Hauptſtücke.

Von der Nachahmung.

§. I.

Die bisherige Uebung im Ueberſetzen iſt zwar gewiſſermaaßen auch eine Nachahmung zu nennen, und könnte alſo mit in dieſes Hauptſtücke gezogen worden ſeyn. Allein es giebt noch andre Arten der eigentlich ſo genannten oratoriſchen Nachahmung, davon andre ganz eigene Abhandlungen geſchrieben haben, und die uns Herr Profeſſor Hallbauer zugleich ans Licht geſtellet hat. Weil nun dieſelbe von vielen ſo wohl alten als neuern Lehrern der Beredſamkeit den Schülern und Liebhabern derſelben angeprieſen wird: So müſſen wir doch hier unſre Gedanken davon entdecken, und alſo unſre Leſer nicht im Zweifel laſſen, in wie weit eine ſolche Nachahmung ihnen rathſam ſeyn könne oder nicht. Fürs erſte theilet man die Nachahmung in eine kindiſche und in eine männliche ein. Die erſte bemühet ſich nur die Wörter und Redensarten guter Scribenten nachzuahmen, das iſt anzuwenden und zu gebrauchen: Ob man gleich von ganz andern Dingen und Materien zu handeln hat. Die andre aber bemühet ſich die Schreibart, das iſt die Ordnung und den Zuſammenhang der Gedanken in vielen aufeinander folgenden Sätzen nachzumachen. Nach meiner Meynung aber giebt es noch eine dritte Art der Nachahmung, die ich eigentlich eine oratoriſche nennen will. Von allen dreyen will ich mit wenigem handeln.

§. II.

Im Abſehen auf die erſte Art der Nachahmung iſt es gewiß, daß man ſie im Deutſchen, zum wenigſten im Abſehen auf die fremden, oder ausländiſchen und alten Scribenten nicht anders brauchen kan, als wenn man ſie überſetzet: Davon aber ſchon oben zur Gnüge geredet worden. Was aber unſre einheimiſche Scribenten anlanget, ſo iſt es eine andre Frage, ob man auch deren ihre Wörter und Redensarten nachahmen ſoll? Da ſind nun viele allerdings der Meynung, daß ſolches von Anfängern geſchehen müſſe. Daher empfehlen ſie ihnen ſo fleißig die Schriften Lohenſteins, daraus ſie ſich Wörter und Redensarten anmerken und auszeichnen, auch ſelbige hernach anbringen ſollen. Ob auch einige neuere Scribenten ſchon in dem Anſehen ſtehen, daß man ihren Schriften dergeſtalt nachzuahmen ſuchet, das weis ich nicht, oder mag es nicht wiſſen. Das weis ich aber wohl, daß diejenigen, ſo es verſuchet haben, in den Ruff gelehrter Diebe gekommen ſind; wenn man es wahrgenommen hat, daß ſie ſich mit fremden Federn zu putzen befliſſen. Ich weis es dem ſel. Hofrath Pietſch noch Dank, daß er mich gleich im Anfange meiner poetiſchen Uebungen, da ich mich auch gewiſſer, aus andern berühmten Dichtern entlehnter Redensarten, in meiner Einfalt bediente von dieſer kindiſchen Art der Nachahmung abgeſchrecket hat. Denn er wußte mir bey jeder Zeile zu ſagen, wo ich dieſes oder jenes Beywort, oder ein andres poetiſches Blümchen her hätte: Und dadurch ward mir dieſes Borgen oder Nachahmen ſo verhaßt, daß ich es weder in gebundener noch in ungebundener Rede jemals mehr habe wagen mögen, dergleichen entlehnte Zierrathe anzubringen.

§. III.

Fragt man mich, ob ich denn dergeſtalt alle Wörter zu brauchen verbiethen wolle, die ſchon von andern gebraucht worden: So iſt dieſes freylich meine Meynung nicht. Allein es iſt ein Unterſchied unter den Wörtern, die in allen Scribenten vorkommen, und ſelbſt im gemeinen Leben üblich ſind; und unter ſolchen Ausdrückungen, die dieſer oder jener Schriftſteller zuerſt erfunden, und als beſondre Zierrathe angebracht. Dieſe ſind gemeiniglich ſo ſinnreich, ſo neu, ſo erhaben und edel, daß ſie als Sterne hervor ſchimmern, und von den Leſern ſehr leicht angemerket werden. Wenn man ſich nun mit ſolchen entlehnten Putzwerken behilft, ſo macht ſich ein jeder Leſer, der dieſelben ſonſt wo geleſen hat, eine Ehre und Freude daraus, dieſen Raub ſeinem Eigenthümer wieder zu erſtatten. Und was braucht man es doch, ſich in dieſe Gefahr zu begeben, wenn man ſelbſt einen Kopf voller Gedanken hat? Heißt es denn bey einem Redner nicht eben ſo wohl, als bey einem Poeten:

Verbaque praeviſam rem non inuita ſequentur.

Das müßte ja wunderlich ſeyn, daß man nicht Worte finden könnte, die ſeine Gedanken auszudrücken geſchickt wären! Ueberdas ſchicken ſich auch fremde Redensarten zu unſern Einfällen ſelten ſo gut, daß man es ihnen nicht anmerken ſollte, daß ſie nicht recht füreinander gemacht ſind. So ſelten ein fremdes Kleid ſich auf unſern Körper ſchicket: So ſelten gelingt es auch den Freunden ſolcher Nachahmung mit ihrer Bemühung. Mir gefällt hier des Angelus Politianus Ausſpruch ſehr: Mihi certe, quicunque tantum componunt ex imitatione, ſimiles eſſe vel pſittaco vel picae videntur, proferentibus, quae nec intelligunt. Carent enim, quae ſcribunt iſti, viribus & vita, carent actu, carent affectu, carent indole; iacent, dormiunt, ſtertunt. Nihil ibi verum, nihil ſolidum, nihil efficax. v. L. IX. Ep. vltima ad Paull. *Corteſium.*

§. IV.

Die andre Art der Nachahmung heißt die männliche; weil zu ihr ſchon ein reiferer Verſtand und eine *faſt männliche Beurtheilungskraft* gehöret. Was nun die Erlernung der lateiniſchen Sprache anbetrifft, ſo gebe ich es gerne zu, daß man ſich daſelbſt ſchöne Stellen aus einem oder mehrern guten Scribenten zur Nachahmung erwähle, und ſich bemühe, wie Plinius in dem obenangezogenen Briefe räth, ihre Art ſich auszudrücken, und die Gedanken zu verbinden, ihre Lebhaftigkeit und ihre Figuren nachzumachen. Denn wer kein ſogenanntes Küchenlatein ſchreiben will, der muß nicht nur lateiniſche Wörter, ſondern auch eine bey den Lateinern übliche Ordnung und Folge, auch Verbindung derſelben beobachten: Das heißt, er muß auch nach Art der Lateiner denken können. S. Herrn M. Langens Inſt. Stili Romani, P. III. C. V. Allein da wir hauptſächlich einen deutſchen Redner zubereiten wollen: So fragt ſichs, ob man auch die beſten Scribenten in ſeiner Mutterſprache nachahmen ſolle? Allein ich bin hier eben der Meynung, als oben bey der kindiſchen Nachahmung; nemlich ich wiederrathe es allen, ſich an dergleichen unnöthige und ſchädliche Uebungen zu machen. Nicht als wenn ich der Jugend alle Schriften guter Redner aus den Händen reißen; und ihnen verbiethen wollte, dieſelben zu leſen. Nein, ich rathe dieſes vielmehr allen und jeden an. Sie müſſen ſich allerdings durch das Bücherleſen den gehörigen Reichthum, die Schönheit und den Nachdruck in ihrer Mutterſprache angewöhnen, den ſie gewiß aus dem täglichen Gebrauche niemals recht lernen würden. Denn wie elend ſchreiben doch diejenigen deutſch, die niemals was anders als lateiniſche und franzöſiſche Bücher geleſen haben?

§. V.

Nur das behaupte ich, daß man, im Schreiben ſelbſt, ſich keine Stelle eines berühmten Scribenten zum Muſter vorlegen, und dieſelbe nachzukünſteln ſuchen müſſe. Die gute Schreibart eines Redners muß nicht einem Springbrunn ähnlich ſeyn, den ſein Meiſter durch allerhand künſtlich gewundene Röhren wieder ſeine Natur in die Luft zu ſpritzen zwinget; ſondern einer waſſerreichen Qvelle, die von einer Höhe von ſich ſelbſt in ein Thal herab fließet, die Auen bewäſſert, die Felder fruchtbar macht, und ganzen Ländern und Städten Vortheil bringet. Wie nun kein Fluß einem andern ähnliche Krümmungen, Breiten, Fälle und Ufer hat: So darf auch kein Scribent gerade ſo wie ein andrer ſchreiben. Ein jeder muß ſeinen eigenen Character, ſein eigen Naturell ausdrücken. Wie ſehr ſind nicht alle alte Scribenten, auch die zu einem Alter gerechnet werden, unterſchieden? Schreibet wohl Cäſar wie Livius? Schreibt Cornelius wohl ſo wie Salluſtius? Bemüht ſich wohl Plinius dem Cicero nachzuahmen? Wo hat Xenophon einem Thucidides; Demoſthenes dem Iſocrates, oder Ariſtoteles dem Plato im Schreiben nachgeäffet? Ein jeder von dieſen Männern ſchrieb aus ſeiner eigenen Einſicht, und brauchte ſeine eigene

Geſchicklichkeit im Denken, und im Ausdrucke ſeiner Gedanken. So müſſen wir es auch machen, wenn wir nicht gezwungen, verſtellt, oder affectiret ſchreiben wollen: Wie Boileau zum Spott des Balzac und Voiture Schreibart, in ein paar Briefen an den Marſchall von Vivone, nachgeäffet hat.

§. VI.

Will man mir einwenden: Daß gleichwohl Plinius der jüngere in ſeinem II. Br. des I. B. geſteht, er habe den Demoſthenes, und anderwärts, er habe den Cicero nachgeahmet: So werde ich es zugeben, daß man nachahmen könne; allein auf eine ganz andre und dritte Art. Ich nenne dieſe die oratoriſche Nachahmung, die weder die Wörter, noch die Sätze und ihren Zuſammenhang; ſondern die ganze Art und den Character der Beredſamkeit, das iſt die Freyheit der Gedanken, die Liebe zur Wahrheit, die Ehrlichkeit des Gemüthes die Munterkeit und den Eifer im Vortrage ſeiner Vorſtellungen, nachmachet und auszudrücken ſuchet. Von einer ſolchen Nachahmung war auch Cicero ein Freund; und davon redet er in der kleinen Schrift, De optimo genere oratorum. C. II. heißt es: Itaque nemo eſt orator, qui ſe Demoſthenis ſimilem eſſe nolit. Und in dem folgenden Cap. ſchreibt er: Vnum enim quum ſit genus, id quale ſit, quaerimus? Eſt autem tale, quale floruit Athenis, ex quo atticorum oratorum ipſa vis ignota eſt, nota gloria. - - Qui cum careant omni vitio, non ſunt contenti quaſi bona valetudine; ſed vires, lacertos, ſanguinem quaerunt, quandam etiam ſuauitatem coloris. Eos imitemur, ſi poſſumus: Sin minus, illos potius, qui incorrupta ſanitate ſunt, quod eſt proprium atticorum, quam eos, quorum vitioſa abundantia eſt, quales Aſia multos tulit. Hier ſehen wir, was uns Cicero für eine Nachahmung empfiehlt. Wir ſollen uns die attiſchen Redner in ihrer fehlerfreyen, geſunden, ſtarken, gewaltigen, vollblütigen und angenehmen Beredſamkeit, zu Muſtern nehmen. Und von dieſer ſeinen Römern einen Geſchmack beyzubringen, hat er ſelbſt die Reden, die Demoſthenes und Aeſchines von der Krone gehalten, lateiniſch überſetzet.

§. VII.

Allein ſo leicht dieſes geſagt iſt: So ſchwer iſt es auszuüben. Man muß in den Sprachen und Schriften dererjenigen, die man nachahmen will, gleichſam erzogen ſeyn. Man muß ihre Art ſich ganz geläufig und gleichſam eigen gemacht haben; ſo daß man nicht mehr daran denken darf, daß man ſie nachahmen will, und dennoch eben ſo ſchreiben und reden kan, als ſie geſchrieben haben. Weil es nun nicht eines jeden Liebhabers der Beredſamkeit ſeine Sache iſt, ſich mit dieſen Muſtern der Griechen und Römer ſo bekannt zu machen: So haben Italiener, Franzoſen und Engeländer die beſten Reden des Demoſthenes und Cicero in ihre Sprachen überſetzet, und ſind alſo in des großen Tullius Fußtapfen getreten. Ich ſelbſt habe mich ein gleiches unterſtanden, als ich meinen Grundriß zu einer vernunftmäßigen Beredſamkeit ans Licht ſtellete: Wobey ich ein paar Stücke von jedem der obbenannten Redner, deutſch überſetzt beyfügte. Meine Abſicht war gleichfalls, unſern Deutſchen nur zu zeigen, wie die geſunde ſtarke und natürlich ſchöne Beredſamkeit der Alten ausſähe, und ſie zu Verwerfung des ſchwülſtigen und aufgeblaſenen, oder auch zuſammengeſtoppelten Zeuges zu bewegen, welches gar zu lange bey uns geherrſchet hat. Ich muß aber von meinen Bemühungen ebenfalls mit dem Cicero geſtehen: Nec conuerti, vt interpres, ſed vt orator, ſententiis iisdem & earum formis, tanquam figuris, verbis ad noſtram conſuetudinem aptis; in quibus non verbum pro verbo neceſſe habui reddere, ſed genus omnium verborum vimque ſeruaui. Non enim ea me annumerare meo Lectori putaui oportere; ſed tam quam appendere. Dieſes mögen ſich diejenigen zur Lehre und Antwort dienen laſſen, die als ängſtliche Schulmeiſter ſchreyen, daß bald hier bald da eine Sylbe des Griechiſchen und Lateiniſchen nicht recht ausgedrückt ſey: Da ſie doch ſelbſt nicht einen einzigen Satz der Alten in einem leidlichen Wohlklange, oder oratoriſchen Feuer rein Deutſch zu geben wiſſen.

§. VIII.

Soll ich nun auch Vorſchläge thun, wie man ſich am beſten auf dieſe Art, die Alten nachzuahmen, legen müſſe So kan ich nichts beſſers rathen als dieſes. Man wähle ſich irgend einen Fall, wo man es bey den Geſchichtſchreibern erzählet findet, daß dieſer oder jener alte Held dieſes oder jenes geredet haben ſoll. [illegible] Innhalt ihrer Reden, und die Umſtände der Zeit, des Ortes, der Abſichten, und Veranlaſſungen, ſtelle man ſich, durch ein eifriges Nachdenken, ſo lebh[illegible] vor, als man kan. Alsdann leſe man mit einer muntern und lauten Stimme, irgend eine andre aus den Alten überſetzte Rede durch: Und wenn man ſich dergeſtalt die Einbildungskraft erhitzet hat; ſo mache man ſich an ſeine Arbeit. Man rede, ſo viel möglich, eben ſo frey, natürlich, ungezwungen, nachdrücklich und feurig, als der obgedachte Held in ſeinen Umſtänden geredet haben würde. Ich kan aus Erfahrung die Verſ[illegible]ung geben, daß dieſes ein treffliches Mittel iſt, die Beredſamkeit der Alten, wo nicht zu erreichen, doch wenigſtens ſich ihnen weit mehr zu nähern, als man ſonſten zu thun fähig geweſen ſeyn würde. Nicht nur an geſchickten Lehrlingen habe ich dieſen Vorſchlag bewährt gefunden: Sondern ich ſelbſt habe mich dergeſtalt geübet. Um eine geringe Probe davon zu geben, will ich folgende Rede herſetzen, dazu mir ein gelehrter Mann und groſſer Kenner und Liebhaber der Alten, in der vertrauten Rednergeſellſchaft allhier, vor etlichen Jahren Gelegenheit gab. Denn da er eine Rede gehalten hatte, wodurch ſich Catilina gegen die iſte Catilinariſche Rede Cicerons hätte vertheidigen können: So nahm ich dabey Anlaß zu dichten, als ob Cato der jüngere, der dabey zugegen geweſen, folgende Antwort darauf gegeben hätte, den Cicero zu vertheidigen. Ich überlaſſe verſtändigen Leſern das Urtheil, ob ich theils den beſondern Character des Cato, theils die Beredſamkeit der Alten überhaupt, einigermaaßen ausgedrücket habe.

Eine Rede,

die von dem Cato, im Römiſchen Rathe,

wieder den Catilina hätte gehalten werden können.

Und du, Catilina, ſcheueſt dich noch nicht, deine Bosheit mit einer öffentlichen Rede zu vertheidigen? Deine Frechheit unterſtehet ſich, in einer ſo zahlreichen Rathsverſammlung Gift und Galle auszuſpeyen, und dadurch die innerliche Peſt deines Herzens zu verrathen? O unerhörte Verwegenheit! Bisher haſt du heimlich deine Ränke getrieben, heimlich mit deiner Rotte gerathſchlaget, heimlich Bubenſtücke ausgeübet, heimlich des Bürgermeiſters, des Raths, der Bürgerſchaft, der ganzen Stadt Untergang geſuchet. Nunmehro bricht dein unverſchämtes Gemüth öffentlich aus, indem du kein Mittel mehr vor dir ſieheſt, deine Schandthaten zu verbergen, und uns allen länger die Augen zu verkleiſtern.

Wo willſt du hin, fürtrefflicher Rathsherr, du andrer Brutus, du einziger Verfechter der römiſchen Freyheit! Bleibe doch hier, und höre mich ſo geduldig, als wir dich angehöret haben: Damit es den Schein nicht habe, als wollteſt du ein Tyrann werden, und die Vertheidigung einer Sache nicht anhören, die du beurtheilen ſollſt. Du haſt den wackern Tullius, unſern Bürgermeiſter, du haſt den ganzen Rath, du haſt endlich auch mich angeklaget. Verſtatte mir doch, nach deiner groſſen Liebe zur Billigkeit, ihre Partey zu nehmen; und mache dir die ſchimpfliche Nachrede nicht, daß du jemand unverhörter Sache verdammet habeſt.

Sieheſt du nun, Catilina, daß es noch Leute im Rathe giebt, die das Herz haben zu reden: Ja was noch mehr iſt, die das Herz haben, dir ſelbſt zu wiederſprechen. An dich habe ich bloß meine Anrede gerichtet; und das mit Fleiß: Weil du es unſerm eifrigen Bürgermeiſter vorhin verwieſen haſt, daß er den Rath nicht angeredet. Meyneſt du denn, daß ein einziger unter allen Anweſenden ſey, der mehr auf ein leeres Wortgepränge, als auf redliche Abſichten hält? Meyneſt du, daß man um deiner hinterliſtigen Höflichkeit halber die gute Sache verlaſſen, und dir beypflichten werde? O Catilina, du kenneſt den Rath noch nicht; diejenigen ausgenommen, die deines Gelichters ſind. Ehrentitel und Worte machen es wahrhaftig nicht aus: Werke, Werke will man ſehen, wenn man ein Vertrauen zu jemand bekommen ſoll.

Doch ich muß anfangen meinem Verſprechen nachzukommen, und vor allen Dingen unſern redlichen Bürgermeiſter von deinen Anklagen retten. Du beſchuldigeſt ihn der Tyranney; du rückeſt ihm ſeine ſchlechte Geburt vor; ich weis nicht, ob du ihm noch was mehrers Schuld gegeben haſt: Mehr habe ich wenigſtens aus deinem Vortrage nicht anmerken können. Wohlan, ich will mich auf beydes einlaſſen; wiewohl es mir keine Mühe machen wird, etwas zu wiederlegen, was du theils mit keinen Gründen unterſtützet haſt, theils aber, wenn es wahr wäre, uns allen zu keinem Vorwurfe gereichen könnte.

Cicero, ſprichſt du, iſt ein Unterdrücker der Freyheit! Hier bewundre ich deine Geduld, theurer Bürgermeiſter! Wie? kanſt du eine ſo grauſame Beſchuldigung anhören, ohne in gerechtem Eifer zu entbrennen? Fehlet es dir etwa an Beredſamkeit, dich zu vertheidigen; oder an Gründen, deine Unſchuld darzuthun? In Wahrheit, wenn es viel Kunſt brauchte, te, deine gerechte Sache zu führen, ſo würdeſt du gewiß ein beſſerer Fürſprecher für dich ſeyn, als Cato, der dir an Wohlredenheit gerne den Vorzug läßt. Aber dein Stillſchweigen iſt dir ſchon eine Rechtfertigung. Dein gutes Gewiſſen macht dich ſo ruhig. Die Sache ſelbſt redet, und es iſt niemand vorhanden, der deinem Gegner den geringſten Glauben beymeſſen kan.

Es war ein vortrefflicher Beweis, Catilina, daß Cicero ein Tyrann ſey, den wir von dir gehöret haben. Er redet allein, ſprachſt du, und die andern ſchweigen alle: Er thut alles was er will; und niemand wiederſetzt ſich ihm. Wie? willſt du denn, daß ſechs bis achthundert Rathsherren zugleich reden ſollen? Iſt es nicht genug, wenn das Haupt des Rathes für alle ſeine Glieder ſpricht? Oder iſt jemand unter uns allen, der ſolches geſchickter und nachdrücklicher thun könnte, als Cicero: Wenn ich gleich ſein Bürgermeiſteramt beyſeite ſetze. Ja Catilina, der ehrliche, der beredte Cicero hätte dir im Namen des Rathes dein Urtheil ankündigen ſollen, geſetzt daß es nicht ſeine Pflicht geweſen wäre; geſetzt daß er es nicht Amtshalber thun dörfen.

Denn meyneſt du etwa, was Cicero bisher wieder dich unternommen, das ſey von ihm aus eigener Macht, und ohne unſer Vorwiſſen geſchehen? Du irreſt, du irreſt ſehr Catilina! Es iſt ein Rathsſchluß wieder dich vorhanden: Du biſt von uns allen verurtheilet, du biſt verdammet, der Kopf iſt dir abgeſprochen worden! Dein Laſter iſt mir ſelbſt ſo abſcheulich vorgekommen, daß ich faſt der Lehre unſrer Stoiker deswegen entſaget hätte, die da vorgeben, daß alle Verbrechen gleich groß ſeyn. Was hat nun Cicero ohne Bewilligung des Raths gethan? Wo iſt er, als ein Tyrann, ſeinem eigenen Kopf gefolget? Ich ſage es frey heraus, er hat noch zu wenig gethan!

Unterſuche doch, Catilina, das ganze Leben dieſes redlichen Mannes; wirſt du auch wohl die geringſte Spur finden, daß er jemals nach der Tyranney geſtrebet habe? Beſinne dich doch auf die Zeiten, da Sulla ſich der oberſten Gewalt ange-

maßet

maaſſet hatte; da alles nach ſeinem Dünkel gehen muſte, da die Geſetze ſchwiegen; da die Ungerechtigkeit herrſchete; da Knechte ihre Herren ermordeten, die Söhne aus den Häuſern trieben, und ſich unter Sulliſchem Schutze der Verlaſſenſchaft bemächtigten. Wer hat damals in Rom das Herz gehabt, einen bedrängten Roſcius zu vertheidigen? wer hat ſich erkühnet, einem griechiſchen Sclaven Chryſogonus zu wiederſtehen? War es nicht der einzige Cicero, deſſen erſte öffentliche Probe ein Zeugniß ablegte, wie ſehr er der Tyranney zuwieder wäre, und wie er der Unſchuld zum beſten, auch die Feindſchaft der Mächtigſten vor nichts achtete.

Wenn hat er nach der Zeit die Bürger unterdrücket, die Geſetze mit Füßen getreten, oder ſeinen Lüſten gefröhnet? Welches Amt hat er nicht wohl verwaltet? Was vor Gelder hat er als Schatzmeiſter unterſchlagen? Welchen Böſewicht hat er als Stadtrichter losgeſprochen? Welche Provinz hat er als Stadthalter ausgeſogen? Rede doch, Catilina, erzähle alles, ſage es frey heraus, wo du was weiſt. Doch hätteſt du was gewuſt, du würdeſt es vorhin wohl geſagt haben; und ich thue zu viel, daß ich einen Mann vertheidige, den auch der Unverſchämteſte keines Laſters hat beſchuldigen können.

Wie ſteht es nun um den Rath, Catilina, den du gleichfalls in deiner Rede unverantwortlicher Weiſe angegriffen haſt. Deiner Ausſage nach, beſteht dieſe ganze Verſammlung aus lauter feigen Memmen, aus verzagten Seelen, aus Schmeichlern, aus Verräthern der Freyheit, aus Feinden des Vaterlandes. Ihr unſterblichen Götter! wer hat jemals die Frechheit gehabt, ſolche ſchwarze Läſterungen wieder dieſe Rathsverſammlung auszuſtoſſen! Traun, du biſt die rechte Vormauer der Freyheit, Catilina! Du biſt die Stütze des ſinkenden Vaterlandes, der Verfechter unſrer Geſetze! Mit dir, mit dir allein, wird Rom und Italien untergehen. Den Göttern ſey ewig Dank geſagt, daß wir es von dir nicht lernen dörfen, wie die Republik zu erhalten, wie die Freyheit der Stadt zu unterſtützen ſey. Wie elend würden die armen Bürger, wie elend die Geſetze, wie elend würde die Unſchuld und Tugend daran ſeyn! Sprichſt du: Aber ihr redet ja nicht, ihr thut ja nichts, ihr laſſet den einzigen Cicero ſchalten und walten? Elender Einwurf! Weiſt du nicht, daß der ganze Rath redet, wenn der Bürgermeiſter ſeine Schlüſſe kund thut? Weiſt du nicht, daß die Freyheit und die Geſetze herrſchen, wenn ein ſo rechtſchaffener Patriot, als Cicero iſt, das Ruder führet.

Iſts nicht wahr, Catilina, wenn du nur neulich dieſem wackern Manne vorgezogen werden, und zur Bürgermeiſterwürde gelanget wäreſt: Denn wäreſt du zu deinem Zwecke gelanget; denn hätteſt du Gewalt genug in die Hände bekommen, deine Bubenſtücke auszuführen. Da hätteſt du diejenigen ins Elend verwieſen, die du itzo heimlich als ein Meuchelmörder aus dem Wege zu räumen ſucheſt: Denn hätteſt du deinen Geiz mit den Gütern der Verbannten ſättigen können, den unerſättlichen Geiz, der dich itzo zum Brennen und Morden, zum Plündern und Rauben ſo verwegen macht. Allein das iſt nicht geſchehen! Dein Wunſch hat fehl geſchlagen! Cicero iſt Bürgermeiſter geworden. Das, das iſt das groſſe Verbrechen, ſo der Rath begangen hat!

So blind iſt gleichwohl die Stadt noch nicht geweſen, daß ſie zwiſchen einem Cicero und Catilina keinen Unterſchied zu machen gewuſt hätte. Und wem ſollte derſelbe nicht ins Auge fallen? Bey ihm iſt Verſtand, bey dir Argliſt; bey ihm Redlichkeit, bey dir Bosheit; bey ihm Tugendliebe, bey dir eine ungezähmte Laſterſucht; bey ihm Gelindigkeit, bey dir hergegen lauter Grauſamkeit, und Mordluſt. An ſtatt ſeiner Beredſamkeit beſitzeſt du Unverſchämtheit; an ſtatt ſeiner Verdienſte, trotzeſt du auf deine Ränke; an ſtatt ſeiner Gerechtigkeit, ſtrebeſt du nach unumſchränkter Gewalt; an ſtatt ſeiner Mäßigkeit, badeſt du dich in aller Wolluſt. Mit einem Worte, ſeine Menſchenliebe, ſeine Freygebigkeit, ſeine Gedult, Demuth und Zufriedenheit, iſt bey dir in Raſerey, Verſchwendung, Trotz, Aufgeblaſenheit und unerſättliche Habſucht verwandelt. Kurz, iſt Cicero ein Vater, ſo biſt du ein Feind des Vaterlandes.

Ich habe vorhin vergeſſen zu zeigen, wie thöricht du ihm die niedrige Herkunft vorgerücket haſt: Darum will ich, ehe ich auf mich ſelbſt komme, dir auch darauf begegnen. Es iſt wahr: Cicero kan keine lange Reihe von berühmten Ahnen herzählen. Sein Geſchlechtregiſter langet nicht bis auf den Aeneas oder Romulus. Seine Vorfahren ſind ſo berühmt nicht, als die deinigen. Allein bey wem ſucheſt du ihn dadurch zu verkleinern? Bey dem einfältigen Pöbel, der alles nach Vorurtheilen beurtheilet? Nein, du haſt im Rathe geredet, wo man wahre Verdienſte weit höher, als lange Stammtafeln ſchätzet. Schäme dich alſo, Catilina, ſchäme dich, daß du dieſem redlichen Manne daraus eine Schande machſt, was ihm doch die meiſte Ehre bringet. Er hat ſich durch ſeine Geſchicklichkeit und Tugend empor geſchwungen, und wird künftig ſeine Nachkommen adeln: Dich haben deine Vorfahren edel gemacht; du aber ſchändeſt ihre Gräber und Bilder durch deine unerhörte Bubenſtücke.

Und wenn hat ſich doch unſer Cicero ſeines alten Geſchlechts gerühmet? Wenn hat er die Eitelkeit begangen, den Ruhm ſeiner Voreltern auf ſeine Rechnung zu ſchreiben? Geh, rücke denen ihren neuen Adel vor, die ſich durch nichts, als durch entlehnte Verdienſte breit machen, und daher ihre Ahnen erdichten, weil ſie in den Geſchichten keine finden können. Rom iſt auch nicht ſowohl durch alte Geſchlechter, als vielmehr durch rechtſchaffene Bürger gewachſen und erhalten worden. Wer war edler als die Gracchen, zu unſrer Väter Zeiten? Wer war edler als Marius und Sulla? Aber wer hat auch der Republik mehr geſchadet, als eben dieſe beyde? Ich bin kein Schmeichler, wie ihr alle wohl wiſſet; und doch ſage ich, dieſer Arpinatiſche Neukömmling hat dem gemeinen Weſen ſchon mehr genützet, als ſie alle zuſammen!

Nun will ich mich noch ſelbſt entſchuldigen, Catilina: Denn du haſt auch mich angegriffen; indem du den ganzen Rath geſchändet haſt. Du kenneſt mich vielleicht noch nicht, Catilina. Meine Jugend iſt dir vielleicht verächtlich; allein glaube nur ſicher, was mir an Jahren fehlet, das haben die

Lehren der Weisheit bey mir erſetzet. Nichts geht in meinen Gedanken über das gemeine Beſte. Nichts liegt mir ſo ſehr am Herzen, als die Wohlfahrt des Vaterlandes. Wollten die Götter! daß ich dieſelbe mit meinem Blute erhalten könnte, ſo wollte ich es mit Freuden thun. Und du, Catilina, beſchuldigeſt mich, nebſt allen andern, der verrathenen Freyheit. Du ſageſt es mir ungeſcheut unter die Augen, daß ich mir von dem Bürgermeiſter das Joch über den Hals werfen laſſe.

Ich ſage es frey heraus, theurer Cicero, wäre das alles gegründet, was dieſer Ankläger wieder dich auf die Bahn gebracht hat; und hätteſt du dir ſolche ſchädliche Anſchläge wieder dein Vaterland in den Sinn kommen laßen: Ich wollte der erſte geweſen ſeyn, der dich darüber öffentlich zur Rede geſetzet hätte; ich wollte dir zuerſt dein ungerechtes Verfahren verwieſen haben. Wäre mir aber Catilina darinnen zuvor gekommen, ſo wollte ich heute auf ſeine Seite treten. Ich ſage noch mehr, meine eigene Fauſt ſollte den Stahl ins Herz eines ſolchen Verräthers ſtoßen, und ſein verfluchtes Eingeweide heraus reißen. Aber ſey auch verſichert, Catilina, itzo, da ich die redlichen Abſichten unſers Bürgermeiſters kenne; da ich von ſeiner Sorgfalt für das gemeine Beſte verſichert bin: So bin ich auch bereit alles für ihn zu wagen. Und ſollte es dir gelingen, daß du deinen verderblichen Anſchlägen zufolge, ſeinen Tod ins Werk richten könnteſt: So würde ſein Untergang an mir unfehlbar einen Rächer finden. Meine Hand würde nicht ruhen, bis ſie ſich in deinem Blute gebadet hätte; nicht ſowohl eines redlichen Freundes, eines wackern Bürgers, eines rechtſchaffenen Bürgermeiſters Tod zu rächen; als vielmehr das Grab eines eifrigen Verfechters der römiſchen Freyheit mit deinem Kopfe zu zieren.

Nun urtheile, Catilina, was Rom vor Bürger hat? Gehe hin zu deinem Mannlianiſchen Lager, weil Cicero es dir erlaubet, weil er es dir gerathen hat. Gehe hin und zücke dein Schwerdt, wieder deine Vaterſtadt, wieder deine Brüder, wieder deine eigene Mutter. Hat es das Verhängniß beſchloſſen; ſo wirſt du ſiegen: Rom wird untergehen, und die bezwungene Freyheit der Bürger wird dir zu Füſſen liegen. Wiſſe aber, daß weder Schwerdt noch Bande einen Cato bezwingen können. Meine Liebe zum Vaterlande wird über deine Grauſamkeit triumphiren. Und ehe ich mich in deiner Gewalt, und Rom in deinen Ketten ſehen ſoll: So will ich mir lieber ſelbſt den Dolch in die Bruſt ſtoßen, und als ein redlicher Bürger mit der Römiſchen Größe zugleich untergehen.

Das III. Hauptſtücke.

Von den groſſen Lobreden, oder ſo genannten Panegyricis.

§. 1.

Nach dieſen vorhergehenden beyden allgemeinen Uebungen in der Schreibart, nemlich dem Ueberſetzen und Nachahmen; weis ich weiter nichts vorläufiges zu erinnern. Ich fange alſo an, die gewöhnlichen Arten der Reden nacheinander durchzugehen. Zuerſt nehme ich die groſſen Lobreden vor, die auf groſſe Herren, Helden, Staatsbediente, und andre hochverdiente Männer, ſowohl bey ihrem Leben, als nach ihrem Tode gehalten zu werden pflegen. Ich ſetze aber dieſelben nicht ihrer Leichtigkeit halber voran: Sondern darum, weil ſie dasjenige ſind, worinn ein Redner ein rechtes Meiſterſtück ſeiner Kunſt ablegen kan. Man nehme unter den alten den Panegyricus des jüngern Plinius, von den neuern Fleſchiers Lobreden auf den Marſchall von Turenne, von deutſchen aber Gundlings Lobrede auf den König in Preuſſen, nebſt Neukirchs Rede auf die Königin Sophia Charlotta zur Hand: So wird man ſich einen rechten Begriff von dieſer Art der Reden machen können. Am Ende dieſes Capitels will ich meine Ueberſetzung von Fleſchiers Arbeit zum Exempel einer ſolchen Rede anhängen: Weil ich ſelbſt keine Gelegenheit gehabt habe, dergleichen wichtige oratoriſche Arbeit zu unternehmen.

§. II.

Was nun die Regeln dieſer Art Reden ins beſondere anlanget: So bleibt es fürs erſte hier bey allen den Vorſchriften, die ich oben ſchon ausführlich gegeben habe. Denn was die Eingänge dazu betrifft: So müſſen dieſelben von den Gelegenheiten hergenommen werden, die den Redner veranlaſſen, eine ſolche Rede zu halten. Dieſe ſind aber entweder Geburts-oder Namenstage groſſer Herren; oder Siegsfeſte, Einzüge, Krönungs-oder Huldigungsfeſte derſelben: Oder es ſind Gedächtnißfeyern, daran man ſich über kurz oder lange, ihrer Verdienſte, ihrer Thaten und Tugenden erinnert. Mit einem Worte, alles was in den gegenwärtigen Umſtänden der Zeit, des Ortes und der Zuhörer merkliches vorfällt. und mit dem Lobe hoher Perſonen eine Verbindung hat, das kan hier zum Eingange dienen. Genug daß der Eingang einem Redner ſo eigen iſt, daß ihm kein andrer denſelben abborgen kan. Hat gleich Fleſchier von einem bibliſchen Spruche den Anfang gemacht: So iſt doch dieſes den Gewohnheiten ſeiner Kirche, ſeinem Biſchöflichen Amte, und dem Orte, wo er ſeine Rede gehalten, nemlich der Kanzel, zuzuſchreiben. Uebrigens hat er die gegebene Regel eben ſo gut beobachtet, als Plinius, der von dem Rathſchluſſe die Gelegenheit ſeiner Lobrede herleitet, dadurch es ihm war anbefohlen worden ſelbige zu halten.

§. III.

Den Hauptſatz ſeiner Lobreden muß ein Redner ohne alle Kunſt machen. Er darf nur ſchlechtweg ſagen, er wolle ſeinen Held loben; oder wenn er ſich ja etwas näher erklären will: So darf er nur melden, daß er denſelben als einen vollkommenen Käyſer, König, Regenten, Feldherrn, Staatsmann u. ſ. w. darſtellen wolle. So haben es Plinius, Fleſchier, Gundling, und alle gute Lobredner gemacht. Die künſtlichen Einfälle hergegen, die eines allegoriſchen oder metaphoriſchen Ausdruckes nöthig haben, müſſen aus einer vernünftigen Lobrede verwieſen ſeyn. Abtheilungen kan ein Redner bey dem Hauptſatze zwar machen: Doch müſſen ſie regelmäßig ſeyn, und auf eine ungezwungenere Art vorgetragen werden, als auf den Kanzeln zu geſchehen pflegt. So hat uns Fleſchier ein Muſter gegeben, welches ſchon oben angeführet worden: Und ſelbſt in Gundlingen iſt eine Spur davon zu finden. Aber man darf ſich auch zu keiner Abtheilung zwingen: Denn es iſt weder eine Nothwendigkeit, noch ein Zierrath, dergleichen zu machen.

§. IV.

Was die Erklärungen in Lobreden ſeyn können, das iſt oben bereits gemeldet worden. Nemlich ſie ſind größten Theils Erzählungen von den merkwürdigen Umſtänden desjenigen, den man loben will. Denn es fragt ſich zuförderſt, wer iſt denn derjenige, dem zu Ehren man die Lobrede hält? Kennen ihn die Zuhörer gleich dem Namen nach, ſchon alle: So muß doch der Redner noch einen weit ausführlichern und vortheilhaftern Begriff von ihm zu machen wiſſen, ehe er ihn recht loben kan. Daher fordert er mit Recht den Lebenslauf eines Verſtorbenen; wenn er ihm eine Lobrede halten ſoll. Von einem lebendigen Helden muß man ſich ſelbſt die Thaten und Tugenden bekannt gemacht haben, und alles zuſammen nehmen, was zu deſſen Ehre gereichen kan. Man halte ſich aber dabey nicht gar zu lange auf, aus was für einem Geſchlechte er entſproſſen iſt. So groß auch daſſelbe ſeyn möchte, ſo iſt es doch allemal der geringſte Ruhm eines groſſen Mannes. Auch dieſes hat Fleſchier ſehr wohl beobachtet. Dieſe Erzählung nun, muß nach denen, oben ſchon gegebenen Regeln eingerichtet, kurz gefaßt, edel, und dem Zwecke des Redners gemäß ſeyn. Sie darf auch nicht in einem fortgehen, ſondern muß mit allerley Lehrſprüchen und guten Einfällen, ja gar mit den Gründen der Lobeserhebung ſelbſt untermiſchet und abgewechſelt werden. Das Prädicat des Hauptſatzes, nemlich was ein vollkommener Käyſer, König, Feldherr ꝛc. ſey, oder ſeyn ſolle, das muß auch mehrentheils in einer philoſophiſchen Umſchreibung erkläret werden; damit man hernach den Beweis darauf gründen könne. Und dieſe Art der Erklärung iſt gleichfalls oben ſchon weitläuftig genug abgehandelt worden.

§. V.

Der Beweis in Lobreden muß, wie ſchon gedacht, aus dem Leben, den Tugenden und Thaten des Helden, und aus dem Begriffe, den man von ihm geben will, daß er ein guter Regent, Soldat, ꝛc. geweſen ſey, herfließen. Dieſen zu erfinden, dazu gehört eine Kenntniß aller menſchlichen und bürgerlichen Pflichten, aus der Sittenlehre, und Staatskunſt ꝛc. Er muß ſo beſchaffen ſeyn, daß er die Gemüther der Zuhörer einnehmen, und ihnen eine Hochachtung gegen denjenigen, den man rühmet, abnöthigen kan. Daher wird die Wahrheit, oder zum wenigſten die Wahrſcheinlichkeit der Umſtände, darauf er ſich gründet, in einem hohen Grade erfordert. Die Anzahl iſt unbeſtimmt, und kan von dem Redner, nach Erforderung der Sache, verändert werden. Uebrigens richte man ſich nach dem, was oben ſchon überhaupt von Beweiſen geſagt worden.

§. VI.

Die Beantwortung der Einwürfe, die hieher gehöret, muß auf eine unvermerkte Art, bey jedem Beweiſe angehänget werden. Denn weil es dem Helden nicht vortheilhaft ſeyn würde, wenn man die Gegenmeynung von ſeinem Lobe, mit groſſer Weitläuftigkeit und Wahrſcheinlichkeit vorbringen wollte: So muß der Redner dieſen wiedrigen Vorwürfen, auf eine geſchickte Art, zuvorkommen. So hat es Gundling mit groſſer Kunſt gemacht, als er vorher ſahe, daß man ſeinem Helden, den Haß gegen die Gelehrten, und die groſſe Liebe zu den Soldaten, imgleichen den eingezogenen Staat vorrücken konnte. Darum beantwortet er dieſes alles per Occupationem; ohne den Gegner zum Worte zu laſſen.

§. VII.

Die Erregung der Affecten, beſteht hier in Erweckung der Ehrfurcht und Bewunderung gegen den geprieſenen Held; in Ermunterung zur Freude über deſſen Regierung, Leben, Sieg, Geneſung, Vermählungen, Geburt der Prinzen ꝛc. In Erregung der Traurigkeit bey Leichen, der Furcht vor künftigen Fällen, oder der Hoffnung bey guten Gelegenheiten. Alle dieſe gehen nun nach den obigen Regeln von dieſen Gemüthsbewegungen, und müſſen gegen das Ende einer ſolchen Rede verſparet werden. Im Fleſchier kan man ein Exempel von Trauren und Furcht, im Gundling von der Freude, im Plinius von der Hoffnung leſen, und ſich daran ein Muſter nehmen. Eben ſo geht es mit dem Beſchluſſe. Bald wird derſelbe ein brünſtiger Wunſch, für die Wohlfahrt eines hohen Hauptes, die Erhaltung des Friedens, den Flor der Länder, u. ſ. w. Bald eine Betheurung wegen des ewigen Andenkens, ſo man einem Verſtorbenen widmen will; oder was ſonſt in verſchiedenen Gelegenheiten einem Redner nöthig und nützlich zu ſeyn dünken kan.

§. VIII.

Nichts iſt übrig von groſſen Lobreden zu ſagen; als daß die Schreibart darinnen die edelſte und erhadenſte ſeyn muß, die nur ein Redner in ſeiner Gewalt hat. Es müſſen viel neue und ſchöne Gedanken, metaphoriſche und andre tropiſche Ausdrückungen; lebhafte Beſchreibungen und Bilder darinnen vorkommen. Vor allen Dingen aber muß ein Redner ſo zu reden ſuchen, daß ſein Zuhörer glaube, es ſey ihm ein Ernſt, dieſen Held, den er lobet, recht groß zu machen. Das Herz muß bey ihm reden, nicht nur der Verſtand und der Witz. Alle Redensarten müſſen daher ein gewiſſes Merkmaal der innern Ueberzeugung bey ſich führen. Dieſes geſchieht, wenn muntre Figuren die Schreibart beleben; und zwar ſolche, die die Natur ſelbſt einen lehret, wenn man im Eifer iſt, die Vorzüge einer Perſon, die man hoch ſchätzet, andern beyzubringen. Die Lobrede des Plinius auf den Trajan, und von neuern, ein paar Reden, die auf den höchſtſel. König Auguſt gehalten worden, können hier zum Beyſpiele dienen; ob ſie gleich theils lateiniſch, theils franzöſiſch verfaſſet waren, und nur deutſch überſetzet worden ſind. Die eine iſt von Herrn D. Lengnich in Danzig, die Hr. M. Schwabe verdeutſchet hat; die andere aber von Herrn Coſte, einem beredten Franzöſiſchen Geiſtlichen allhier, die ich ſelbſt überſetzet habe. Die übrigen Fehler der Schreibart ſind in dem 1ſten Theile ſchon angemerket worden. Ein Exempel von einer ſolchen Lobrede zu geben, muß ich meine Zuflucht zu der Rede des Biſchofs Fleſchier nehmen, die ich ſchon vor etlichen Jahren deutſch heraus gegeben habe. Denn ich habe ſelbſt noch niemals Gelegenheit gehabt, dergleichen Probe einer erhabenen Beredſamkeit öffentlich abzulegen: Daher ich zu einer fremden Arbeit, die aber unverbeſſerlich iſt, meine Zuflucht nehmen muß.

Lobrede

auf den Kön. Franz. General-Feld-Marſchell,

Grafen von Turenne,

gehalten zu Paris in der Kirche des Heil. Euſtachius,
den 10. Jan. 1676.

durch

Eſprit Fleſchier, Biſchof von Nimes.

---

1. Maccab. 9, 20, 21.

Und alles Volck Iſrael traurete um Juda lange Zeit, und klagten ihn ſehr und ſprachen: Ach, daß der Held umkommen iſt, der Iſrael geſchützet und errettet hat.

Ich kan ihnen, meine Herren, keinen höhern Begriff von dem traurigen Innhalte meiner heutigen Rede geben, als wenn ich ihnen die herrlichen und nachdrücklichen Worte verhalte, derer ſich die heilige Schrift bedienet, wenn ſie das Leben des weiſen und heldenmüthigen Maccabei loben, und ſeinen Tod beweinen will. Dieſer Held, der den Ruhm ſeines Volkes bis ans Ende der Erden ausbreitete; der die Felder mit ſeinem Schilde bedeckete, und den feindlichen Stolz mit dem Degen in der Fauſt zu bändigen wuſte; der die wieder ſich vereinigten Könige, bis in den Tod kränkete, und das Haus Jacob durch Tugenden und Thaten erfreuete, deren Gedächtniß ewig unter uns bleiben ſoll: Dieſer Held, der die Städte Juda beſchützete, der den Stolz der Kinder Ammon und Eſau dämpfete, der mit dem Raube aus Samarien beladen zurücke kam, als er die Götzen fremder Völker auf ihren eignen Altären verbrannt hatte: Dieſer Held, den Gott als eine eherne Mauer rings um Iſrael geſetzet hatte, daran ſich die Kräfte des ganzen Aſiens ſo oft zerſtießen; der nach der Zernichtung der zahlreichſten Armeen, nach Verwirrung der allergeſchickteſten ſyriſchen Feldherrn, dennoch eben ſowohl als der geringſte Iſraelit, mit triumphirenden Händen, jährlich das Heiligthum wieder aufzurichten kam; und der keinen andern Lohn für die ſeinem Vaterlande geleiſteten Dienſte, verlangete, als die Ehre, daß er daſſelbe erhalten hätte: Dieſer tapfre Held, der endlich mit unüberwindlicher Herzhaftigkeit, die in einer ſchändlichen Flucht begriffenen Feinde verfolgte, empfieng die tödtliche Wunde, und ward gleichſam in ſeinem Triumphe begraben. Bey dem erſten Gerüchte von dieſem traurigen Zufalle, bewegten ſich alle Städte in Judea. Ströme von Thränen liefen aus den Augen aller ihrer Einwohner. Eine Zeitlang waren ſie ſtill, ſtumm, unbeweglich. Endlich durchbrach die Heftigkeit des Schmerzens dieſe lange und trübe Stille, vermittelſt einer mit Seufzern unterbrochenen Stimme, welche in ihren Herzen Furcht, Trauren und Verdruß erweckete. Sie riefen: Ach daß der Held umkommen iſt, der Iſrael geſchützet und errettet hat! Bey dieſem Geſchreye verdoppelte Jeruſalem ſeine Thränen, die Gewölber des Tempels bebeten, und alle ſeine Wände ertöneten von dem Klange dieſer traurigen Worte: Ach daß der Held umkommen iſt ꝛc.

Ihr Chriſten, die eine Trauer-Ceremonie allhie verſammlet hat, erinnert euch euer Gedächtniß nicht deſſen, was ihr geſehn, deſſen, was ihr fünf Monate her empfunden habt? Erkennet ihr euch ſelbſt nicht in der Betrübniß, die ich euch jetzo vorgeſtellet habe? Und ſetzet ihr nicht in Gedanken an die Stelle des Helden, von welchem die Schrift redet, den, von welchem ich jetzo reden werde? Sie ſind ja einander an Tugend und Unglück ähnlich, und dieſem letzten fehlt heute nichts mehr, als eine ihm anſtändige Lobrede. O wenn der göttliche Geiſt, der Geiſt der Stärke und der Wahrheit, meine Rede mit ſolchen lebhaften und natürlichen Vorſtellungen erfüllet hätte, welche die Tugend nicht nur abſchildern, ſondern auch ins Herz drucken könnten: Mit was vor edlen Gedanken würde ich nicht eure Seelen anfüllen, und was vor einen Eindruck würde nicht die Erzählung ſo vieler erbaulichen und preiswürdigen Thaten in euren Herzen machen?

Was vor eine Materie iſt jemals fähiger geweſen, alle Zierrathe einer männlichen und gründlichen Beredſamkeit anzunehmen, als das Leben und der Tod des durchlauchtigſten und großmächtigſten Fürſten und Herrn, Herrn Henrichs, de la Tour d'Auvergne, Vicomte de Turenne, Königl. Franzöſiſchen General-Feld-Marſchalls, und Generaloberſten der leichten Reuterey! Wo leuchten alle herrliche Wirkungen der Tapferkeit, Führungen der Armeen, Belagerungen der Plätze, Eroberungen der Städte, mit mehrerm Glanze hervor? Wer hat über mehr Ströme geſetzet, wer iſt kühner im Angriffe, lobwürdiger im Weichen geweſen? Wer hat ſeine Läger beſſer angeordnet, mehr Kriege geführet, mehr Schlachten gewonnen? Wer hat mehr Feinde durch die Macht bezwungen, durch die Geſchicklichkeit zerſtreuet, durch eine kluge und edle Geduld müde gemacht und aufgerieben? Wo findet man ſo viele, und ſo kräftige Beyſpiele, als in den Verrichtungen eines weiſen, beſcheidenen, freygebigen, und von allem Eigennutze befreyeten Mannes; der dem Dienſte des Königes und des Vaterlandes ergeben war, der im Unglücke durch ſeine Herzhaftigkeit, im Glücke durch ſeine Beſcheidenheit, in Schwierigkeiten durch ſeine Klugheit, in Gefahr durch ſeine Stärke, in der Religion durch ſeine Gottesfurcht groß geweſen iſt.

Welche Materie kan uns auf beſſere und rührendere Gedanken bringen, als ein plötzlicher und unvermutheter Todesfall, der den Lauf unſerer Siege gehemmet, und die allerſüſſeſte Hoffnung des Friedens unterbrochen hat? Ihr Feinde Frankreichs lebet, und die chriſtliche Liebe verbiethet mir, euch den Tod zu wünſchen. Wenn ihr nur die Gerechtigkeit unſerer Waffen erkennen, und den Frieden annehmen wolltet, den ihr bey allem eurem Verluſte ſo oft von euch geſtoſſen habet; und wenn ihr doch durch den Ueberfluß eurer Thränen die Kriegsflammen auslöſchen wolltet, die ihr ſo unglücklich entzündet habe! Behüte Gott! daß ich was mehrers wünſchen ſollte! Die Gerichte Gottes ſind unerforſchlich. Aber ihr lebet, und ich beklage auf dieſer Kanzel einen klugen und tugendhaften Feldherrn, deſſen Abſichten rein waren, und deſſen Tugend ein weit längeres und dauerhafteres Leben zu verdienen ſchien.

Hören ſie auf zu klagen, meine Herren, denn es iſt Zeit ſein Lob anzufangen, und ihnen zu zeigen, wie dieſer mächtige Held über die Feinde des Staats durch ſeine Tapferkeit; über die Neigungen ſeines Gemüths durch ſeine Weisheit; und über die Irrthümer und Eitelkeiten der Welt, durch ſeine Gottesfurcht, triumphiret hat. Wenn ich dieſe Ordnung meiner Rede unterbrechen möchte; ſo vergeben ſie mir ein wenig Verwirrung in einer Materie, welche ſo viel Unordnung verurſachet hat. Ich werde vielleicht bisweilen den Feldherrn, mit dem weiſen Manne, und dieſen mit dem Chriſten vermiſchen. Bald werde ich die Siege, bald auch die Tugenden loben, dadurch er ſie erlanget hat. Wenn ich nicht ſo viel Thaten erzählen kan; ſo werde ich ſie in ihren Quellen entdecken: Ich werde den Herrn der Heerſchaaren anbethen: ich werde den Gott des Friedens anruffen; ich werde den Vater der Barmherzigkeit preiſen: Und ich werde alle eure Aufmerkſamkeit erlangen, nicht durch die Kraft der Beredſamkeit; ſondern durch die Wahrheit, und durch die Größe der Tugenden, davon ich zu reden mich anheiſchig gemacht habe.

Denken ſie nicht, meine Herren, daß ich der Gewohnheit der Redner nachkommen, und den Marſchall von Turenne, nach Art gemeiner Leute loben werde. Wann ſein Leben nicht ſo herrlich wäre, ſo würde ich mich bey der Größe und dem Adel ſeines Hauſes aufhalten: Und wäre ſein eigenes Bild nicht ſo ſchön, ſo wollte ich die Gemählde ſeiner Vorfahren hervor bringen. Aber die Fürtrefflichkeit ſeiner Thaten verdunkelt den Glanz ſeiner Geburt, und das geringſte Lob, was man ihm geben kan, iſt dieſes, daß er aus dem erlauchten Hauſe von Auvergne entſproſſen ſey, welches ſein Geblüte mit Königen und Fürſten vermiſchet hat; welches der Landſchaft Guienne Herren, allen europäiſchen Höfen Princeſſinnen, und Frankreich ſelber Königinnen, gegeben hat.

Allein was ſage ich? Man muß ihn deßwegen nicht loben, nein, man muß ihn beklagen. So herrlich auch der Stamm war, daher er entſproſſen war, ſo hatte ihn doch die Ketzerey der letztern Zeiten angeſtecket. Er empfing zugleich mit dieſem edlen Geblüte Grundſätze der Irrthümer und Lügen, und unter ſeinen einheimiſchen Exempeln traf er nur ſolche an, welche die Wahrheit theils nicht erkannten, theils gar beſtritten. Laſſet uns derowegen daraus kein Lob für ihn machen, welches ihm Anlaß zur Buße gegeben hat; und laßt uns vielmehr diejenigen Ehrenſtuffen ſehen, welche ihn die göttliche Fürſehung betreten laſſen, ehe ihn ſeine Barmherzigkeit von den verderbten Irrwegen ſeiner Väter zu ſich gezogen.

Er fieng ſchon vor ſeinem 14ten Jahre an die Waffen zu tragen. Belagerungen und Schlachten dienten ſeiner Kindheit zur Uebung, und die Siege waren ſeine allererſten Ergetzlichkeiten. Unter der Anführung des Prinzen von Oranien, ſeines mütterlichen Oheims, lernete er die Kunſt zu kriegen als ein gemeiner Soldat, und weder der Hochmuth, noch die Trägheit, entfernte ihn von denen Bedienungen, die mit Arbeit und Gehorſam am genaueſten verknüpfet ſind. Man ſahe, daß er in der unterſten Stuffe des Soldatenſtandes, keine Beſchwerlichkeit flohe, und keine Gefahr fürchtete. Er that das aus Ehrliebe, was andre aus Nothwendigkeit thaten, und ſuchte ſich von ihnen durch nichts, als durch gröſſere Liebe zur Arbeit, und eine edlere Erfüllung ſeiner Pflichten zu unterſcheiden. So fieng ſich ein Leben an, deſſen Fortſetzung ſo herrlich ſeyn ſollte: Nicht anders als die Ströme, welche deſto breiter werden, je mehr ſie ſich von ihrer Quelle entfernen, und endlich allenthalben, wo ſie durchflieſſen, die Bequemlichkeit und den Ueberfluß mitbringen. Von der Zeit an hat er nur der Ehre und der Wohlfahrt des Staats gelebet. Er hat alle Dienſte geleiſtet, die man von einem geſetzten und thätigen Geiſte hoffen kan, der in einem ſtarken und geſunden Leibe wohnet. In der Jugend hat er alle Klugheit des reifen Alters, und im reifern Alter alle Munterkeit der Jugend beſeſſen. Sein Leben hat eine vollkommene Dauer bekommen; es hat die Jahrzahl erreichet, ſo die Schrift demſelben geſetzet hat: Und wie er ſeine junge Jahre nicht in der Zärtlichkeit und Wolluſt zugebracht hatte, ſo war er auch nicht gezwungen, die letzten in Müßiggang und Schwachheit zuzubringen.

Wo iſt wohl unter Frankreichs Feinden ein Volk, welches nicht die Wirkungen ſeiner Tapferkeit empfunden hätte? Und welcher Theil von unſern Grenzen hat nicht zum Schauplatze ſeiner Ehren gedienet? Er ſteigt über die Alpen, und thut ſich in den beruffenen Kriegen bey Caſal, bey Turin, bey Route de Quiers, durch ſeine Herzhaftigkeit und Klugheit hervor. Italien ſieht ihn für eines der vornehmſten Werkzeuge an, in ſolchen groſſen und wunderwürdigen Verrichtungen, die man ins künftige in den Geſchichten kaum wird glauben wollen. Von den Alpen geht er auf die pyräneiſchen Gebürge, um die Eroberung zweener wichtigen Plätze zu befördern, dadurch eine unſrer ſchönſten Landſchaften gegen alle Bemühungen der Spanier geſichert wird. Er geht über den Rhein, die Ueberbleibſele eines zerſtreuten Heeres zu verſammlen: Er bemächtiget ſich der Städte, und träget mit dazu bey, daß Schlachten gewonnen werden. Alſo erhebet er ſich durch eigene Verdienſte ſtuffenweiſe zum Feldherrn, und zeiget in ſeinem ganzen Lebenslaufe, was ein Kriegsgeneral zur Beſchützung eines Königreichs beytragen kan, der ſich durch den Gehorſam zum Herrſchen geſchickt gemacht, der die Tapferkeit mit der Emſigkeit, und eine natürliche Fähigkeit mit der Erfahrung, vergeſellſchaftet hat.

Damals iſt ſein Verſtand und Wille am allergeſchäftigſten geweſen. Er mochte nun entweder die Händel anfangen, oder entſcheiden; muthig nach dem Siege ſtreben, oder ihn gedultig erwarten: Er mochte entweder dem Vorhaben der Feinde durch Herzhaftigkeit zuvorkommen; oder die Furcht und Eiferſucht der Bundsgenoſſen durch Klugheit zerſtreuen: Er mochte ſich entweder im Glücke mäßigen, oder in unglücklichen Kriegen ſtandhaft bleiben: So war doch ſeine Seele allezeit gleichmüthig. Veränderte das Glück ſeine Blicke, ſo that er nichts anders, als daß er andre Tugenden ausübete: Glücklich ohne Stolz; unglücklich und doch anſehnlich; und faſt eben ſo wunderwürdig, wenn er mit Vernunft und Kühnheit die Ueberbleibſele derer zu Marienthal geſchlagenen Trouppen erhielte; als da er ſelbſt die käyſerlichen und die

Bayern ſchlug, und mit ſeiner ſiegenden Armee ganz Deutſchland nöthigte, Frankreich um Frieden zu bitten.

Man hätte gedacht, daß eine glückliche Friedenshandlung allen europäiſchen Kriegen ein Ende machen würde; als Gott, deſſen Gerichte unergründlich ſind, Frankreich durch ſich ſelbſt ſtrafen wollte, und daſſelbe in alle die Unordnungen gerathen ließ, welche die bürgerlichen und innern Unruhen in einem Staate anrichten können. Erinnern ſie ſich, meine Herren, dieſer verwirrten Zeiten, da der ſchwarze Geiſt der Uneinigkeit, Gewalt und Recht, ſchuldige Pflicht und Eigennutz, die gerechte und die böſe Sache durcheinander mengete: Da faſt die allerhellſten Sterne verfinſtert wurden, und die allergetreueſten Unterthanen ſich wieder ihren Willen durch den Strom widriger Parteyen hingeriſſen ſahen. Wie die Schiffer, ſo bald ſie merken, daß ſie der Sturm mitten auf dem Meere ergreiffet, gezwungen werden, ihre vorgeſetzte Fahrt zu verlaſſen, und ſich auf eine Zeitlang der Wuth der Stürme und des Ungewitters zu überlaſſen: So verhält es ſich mit der Gerechtigkeit Gottes, und, mit der natürlichen Schwachheit der Menſchen. Aber ein Weiſer kömmt leicht wieder zu ſich ſelbſt: Und es giebt in der Politik, wie in der Religion, eine gewiſſe Art der Reue, die weit herrlicher iſt als die Unſchuld ſelbſt; welche ein wenig Schwachheit durch auſſerordentliche Tugenden und einen immerwährenden Eifer vortheilhaftig erſetzet.

Allein wo ſoll ich ſtehen bleiben? Meine Herren. Ohne Zweifel ſtellen Sie ſich den Herrn Turenne ſchon ſo vor, wie er an der Spitze der Königlichen Armeen ſtehet. Sie ſehen ihn, wie er Schlachten liefert; wie er die Rebellion ſtillet; die durch Irrthümer Verführten zu rechte bringet; die durch Furcht Erſchreckten ſtärket; und wie ein andrer Moſes ruffet: Her zu mir, wer zum Herrn gehöret! Wie groß war damals nicht ſeine Beſtändigkeit und ſeine Klugheit! Bald eilet er an dem Ufer der Loire, in Begleitung weniger Officirer und Bedienten eine Brücke zu vertheidigen, und ſtehet gegen eine Armee. Es ſey nun, daß die Herzhaftigkeit dieſes Unterfangens; oder die einzige Gegenwart dieſes Helden; oder die ſichtbare Beſchirmung des Himmels, die Feinde unbeweglich gemacht: So erſchreckte er doch durch ſeinen Entſchluß diejenigen, die er mit Gewalt nicht hätte zurücke halten können; und half durch dieſe glückliche Verwegenheit dem Staate wieder auf, der ſich doch ſchon zum Untergange neigete. Bald bedienet er ſich aller Vortheile, die ihm Zeit und Ort darbiethen: Er hemmet mit wenigen Völkern die Armee, ſo nur eben geſieget hatte, und verdienet ſo gar das Lob ſeines Feindes, der in jenen abgöttiſchen Zeiten für den Kriegesgott würde gehalten worden ſeyn. Bald nöthiget er am Rande der Seine, einen fremden Prinzen, deſſen heimlichſte Abſichten er erforſchet hatte, durch Tractaten, daß er aus Frankreich weichen muß, und zwinget ihn, ſich der Hoffnung zu begeben, die er ſich machete, von unſern Unordnungen Nutzen zu ziehen.

Ich könnte hier noch die eroberten Plätze, die über die Rebellen befochtenen Siege hinzuſetzen: Aber laßt uns lieber dem Ruhme unſers Helden was entziehen, als länger das Bild unſers vormaligen Elendes betrachten. Laßt uns von andern Thaten reden, die eben ſo vortheilhaft für Frankreich, als für ihn ſelbſt geweſen, und wobey unſere Feinde keine Urſache ſich zu erfreuen gehabt haben. Es iſt genug, wenn ich ſage, daß er durch ſeine Aufführung das Ungewitter geſtillet, dadurch unſer Königreich beſtürmet wurde. Ward die Frechheit gezäumet; der öffentliche und heimliche Haß geſtillet; bekamen die Geſetze ihre alte Kraft wieder; ward Ordnung und Ruhe in Städten und Landſchaften wieder hergeſtellet; wurden die Glieder mit ihren Häuptern wieder vereiniget: So haſt du es ihm zu verdanken, o Frankreich! Ich irre mich, Gott haſt du es zu verdanken; der nach ſeinem Wohlgefallen aus den Schätzen ſeiner Fürſehung groſſe Seelen hervor bringet, die er zu ſichtbaren Werkzeugen ſeiner Macht erſehen hat; um mitten aus den Ungewittern eine allgemeine Stille und Ruhe hervor zu bringen, den Staaten aus ihrem Verfalle aufzuhelfen, und wenn ſeiner

Gerechtigkeit ein Gnügen geſchehen iſt, die Völker mit ihren Regenten zu verſöhnen.

Sein Heldenmuth, der ſich bey dem Unglücke ſeines Vaterlandes ungern ſehen ließ, ſchien in auswärtigen Kriegen immer hitziger zu werden, und man ſahe, daß ſich ſeine Tapferkeit verdoppelte. Verſtehen ſie doch, meine Herren, durch dieſes Wort nicht eine eitele, unbeſonnene und verwegene Frechheit, welche die Gefahr um ihrer ſelbſt willen ſuchet, die ſich ohne Nutzen waget, und nichts als den Ruhm und die Hochachtung der Leute zum Zwecke hat. Ich rede von einer weiſen und wohleingerichteten Kühnheit, die ſich bey dem Anblicke ihrer Feinde aufriſchet, in der Gefahr ſelbſt alles durchſchauet, und ihren Vortheil beobachtet: Aber welche ſich nach ihren Kräften miſſet, zwar ſchwere Dinge unternimmt; aber keine unmögliche angreifet; welche nichts von demjenigen dem blinden Glücke überläſſet, was durch Tugend erlanget werden kan: Endlich rede ich von einer Kühnheit, die in Ermangelung guter Anſchläge, alles wagen kan, und bey der Beobachtung ihrer Pflicht, ſo wohl im Siege zu ſterben, als im Unglücke zu leben bereit iſt.

Ich geſtehe es, meine Herren, daß ich hier unter der Laſt meiner Materie zu Boden ſinke. Die groſſe Anzahl der Thaten. davon ich reden ſoll, macht mich verwirrt. Ich kan ſie nicht alle beſchreiben, und doch wollte ich nicht gerne eine einzige auslaſſen. O daß ich die Kunſt nicht kan, ihren Gemüthern einen ſichtbaren Entwurf von Deutſchland und Flandern einzuprägen! Dadurch würde ich in ihren Gedanken alles dasjenige ohne Unordnung entwerfen können, was dieſer groſſe Feldherr verrichtet hat, und kürzlich bey jedem Orte ſagen: Hier hat er die Bollwerke erobert, und einer belagerten Stadt beygeſtanden. Da erſchreckte er die Feinde, oder ſchlug ſie im offenen Felde. Dieſe Städte, wo ſie die Lilien ſehen, ſind entweder durch ſeine Wachſamkeit beſchützet, oder durch Standhaftigkeit und Heldenmuth eingenommen worden. Dieſer Ort, den Wald und Strom bedecket, iſt der Platz, wo er nach einer rühmlichen Zurückziehung, die beſtürzte Armee wieder anfriſchete. Hier trat er aus den Linien, um eine Schlacht zu liefern, und gewann auf einmal eine Stadt und eine Feldſchlacht. Dort theilte er den Reſt ſeines eigenen Geldes aus, und vollendete dadurch nicht nur eine Belagerung; ſondern gieng auch zu gleicher Zeit weiter, eine andre feindliche aufzuheben und zu verhindern.

Ich würde ferner ſehr vieler Vortheile Meldung thun, und ſie derjenigen übeln Nächte erinnern, darüber der König in Spanien geklaget; auch des durch Tractaten und Bündniſſe geſuchten Friedens, gedenken, ohne welchen du, o Flandern! du blutiger Schauplatz ſo vieler Trauerſpiele, du traurige Gegend, die du viel zu enge biſt, ſo viele Kriegesheere die dich verwüſten, in dich zu faſſen: Du ſage ich, würdeſt längſt die Zahl unſrer Landſchaften vermehret haben, und an ſtatt, daß du itzo eine unglückſelige Qvelle unſrer Kriege biſt, würdeſt du heute die ruhige Frucht unſerer Siege ſeyn. Ich könnte ihnen, meine Herren, am Ufer des Rheinſtromes eben ſo viel Siegeszeichen darſtellen, als an der Schelde und Sambre. Ich könnte beſchreiben, wie er Schlachten gewonnen; vor den Augen der Feinde über Flüſſe und durch enge Päſſe gezogen; Felder mit ihrem Blute gefärbet; unerſteigliche Berge überſtiegen, um ſie ferne von unſern Grenzen zu treiben. Allein die geiſtliche Beredſamkeit iſt nicht geſchickt, Kriege und Schlachten zu beſchreiben. Die Zunge eines Prieſters, die zum Lobe Jeſu Chriſti des Heilandes aller Menſchen beſtimmet iſt, ſoll nicht von einer Kunſt reden, die nur zu ihrem Verderben gereichet: Und ich will euch keine Abbildung von dem Metzeln und Morden machen, weil wir vor denen Altären ſtehen, wo man dem Herrn der Heerſcharen, nicht mehr das Blut der Ochſen, ſondern dem Gott der Barmherzigkeit und des Friedens ein unblutiges Opfer darzubringen pfleget.

Was aber? Giebt es denn keine Chriſtliche Tapferkeit und Herzhaftigkeit? Lehrt uns die Schrift, die uns befiehlet die Kriege zu heiligen, nicht ſelber, daß die Frömmigkeit mit den Waffen gar wohl beyſammen ſtehen könne? Soll ich eine Lebensart verdammen, die die Religion ſelbſt nicht verdammet, wenn man nur ihre Gewaltthätigkeit zu mäßigen weis? Nein meine Herren! Ich weis, daß die Fürſten das Schwerdt nicht umſonſt tragen; daß die Gewalt ſtatt findet, wenn ſie mit Billigkeit vereinbaret iſt; daß der Herr der Heerſchaaren ſelbſt der ſchrecklichen Gerechtigkeit vorſtehet, die ſich die Könige ſelbſt verſchaffen; daß das Recht der Waffen zur Erhaltung der Geſellſchaft nöthig iſt; und daß die Kriege erlaubt ſind, ſich des Friedens zu verſichern, die Unſchuld zu ſchützen, der ausbrechenden Bosheit zu ſteuren, und die Begierden in den Schranken der Gerechtigkeit zu erhalten. Ich weis auch, daß Sanftmuth und Liebe die Kriege der Chriſten regieren müſſen; daß die Feldherren, ſo ſie führen, Diener der göttlichen Fürſehung ſeyn, die allezeit weislich handelt, und der Macht ihrer Könige, die allezeit gerecht ſeyn muß; daß ſie ein ſanftes und liebreiches Herz haben müſſen, wenn gleich ihre Hände blutig ſind; und daß ſie innerlich den Schöpfer anbethen ſollen, wenn ſie ſich gleich trauriger Weiſe genöthiget ſehen, ſeine Geſchöpfe zu verderben.

Hier nehme ich, meine Herren, die ganze Welt zum Zeugen, und wenn ich von der Gelindigkeit und Sanftmuth des Marſchalls von Turenne rede, beruffe ich mich auf alle die, ſo iemals unter ſeiner Anführung gefochten haben. Hat er ſich wohl ein Vergnügen gemacht, ſich ſeiner Macht zum Schaden derer zu bedienen, die man für ſeine Feinde anſiehet? Wo hat er die ſchrecklichen Denkmaale ſeines Zornes, oder ſeiner beſondern Rache hinterlaſſen? Welchen Sieg hat er nach der Anzahl der Elenden geſchätzet, die er unterdrucket, oder der Leichen die er auf dem Kampfplatze liegen laſſen? Weſſen Leben hat er aus Eigennutz oder Ehrſucht in Gefahr geſetzet? Welchen Soldaten hat er nicht als einen Unterthan ſeines Herrn und als ein Mitglied des gemeinen Weſens geſchonet? Welchen Blutstropfen hat er vergoſſen, der nicht zur Beförderung des gemeinen Nutzens gedienet? In der berühmten Schlacht bey Dünes, hat man geſehen, wie er den fremden Soldaten die Waffen aus den Händen geriſſen, die vermöge einer natürlichen Grauſamkeit die Ueberwundenen niederhieben. Man hat geſehen, daß er alle das Unheil beſeufzet, welches der Krieg nothwendiger Weiſe nach ſich ziehet, welches man zuweilen nicht ſehen, leiden, und verurſachen muß. Er wuſte, daß ein weit höheres und heiligeres Geſetz vorhanden ſey, als dasjenige, welches das Glück und der Stolz den Schwachen und Unglücklichen auferleget; und daß diejenigen, die unter dem Geſetze JEſu Chriſti leben, das Blut derer, die mit ſeinem Blute erlöſet worden, ſo viel möglich iſt, ſparen, und das Leben derer ſchonen müſſen, die er durch ſeinen Tod erkaufet hat. Er ſuchte die Feinde zu bezwingen, nicht zu vertilgen. Er hätte gewünſchet, ſie greifen zu können, ohne ihnen zu ſchaden; ſich zu vertheidigen ohne ſie zu beleidigen; und denjenigen Recht und Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, denen er ſeiner Pflicht nach, Gewalt anthun muſte.

Endlich hatte er ſich eine gewiſſe Soldaten-Morale gemacht, die ihm ganz eigen war. Seine Hauptneigung war die Bemühung nach dem Ruhme ſeines Königes, das Verlangen nach dem Frieden, und der Eifer vor die gemeine Wohlfahrt. Er wuſte von keinen andern Feinden, als von dem Hochmuthe, der Ungerechtigkeit, und der eigenmächtigen Beherrſchung fremder Länder. Er war gewohnt ohne Zorn zu ſtreiten, ohne Hochmuth zu ſiegen, ohne Eitelkeit zu triumphiren, und bloß die Tugend und Weisheit zur Richtſchnur ſeiner Thaten zu machen. Das ſoll ich ihnen nun in dieſem andern Theile vor Augen ſtellen.

Die Tapferkeit iſt nichts, als eine blinde und gewaltſame Macht, welche ſich ſelbſt verwirret und übereilet; wenn ſie nicht von der Redlichkeit und Klugheit erleuchtet und geleitet wird. Und ein Feldherr iſt nicht vollkommen, wenn er nicht zugleich ein vernünftiger und rechtſchaffener Mann iſt. Was kan der für eine Kriegszucht im Felde anordnen, der weder ſein Gemüthe noch ſeine Aufführung einzurichten weis? Und wie würde der nach ſeinen Abſichten ſo viel verſchiedene Gemüthsbewegungen erwecken und ſtillen können, der über ſeine eigene nicht Meiſter iſt? Der Geiſt Gottes ſelbſt lehret uns in der Schrift, daß ein Weiſer beſſer iſt als ein Starker; daß die Klugheit mehr vermag als die Waffen der Kriegsleute; und daß ein Geduldiger und Sanftmüthiger bisweilen höher zu ſchätzen iſt, als derjenige, der Städte und Schlachten gewinnet.

Hier machen ſie ſich, meine Herren, ohne Zweifel weit edlere Vorſtellungen in ihren Gemüthern, als ich ihnen geben kan. Denn indem ich von dem Marſchall von Turenne rede, muß ich geſtehen, daß ich ſie nicht über ſich ſelbſt erheben kan: Und der einige Vortheil den ich habe, iſt dieſer, daß ich nichts ſagen kan, was ſie nicht glauben ſollten; und daß ich groſſe Dinge ſagen kan, ohne ein Schmeichler zu werden. Iſt wohl jemals ein weiſerer und vorſichtigerer Mann gefunden worden, der einen Krieg mit mehr Ordnung und Verſtand geführet; der mehr Vorſichtigkeit und Hoffnung gehabt; der thätiger und bedachtſamer geweſen; der alle Sachen beſſer nach ihrem Endzwecke eingerichtet; und ſeine Unternehmungen ſo geduldig zur Reife kommen laſſen. Seine Anſchläge waren faſt untrüglich: Und indem ſie nicht nur dasjenige entdeckten, was die Feinde gethan hatten, ſondern auch was ſie noch zu thun willens waren; ſo konnte er zwar unglücklich, aber niemals beſtürzt werden. Er wuſte die Zeit zum Angriffe und zur Vertheidigung zu unterſcheiden. Er wagte niemals was, als wenn ſehr viel zu gewinnen, und faſt gar nichts zu verlieren war. So gar wenn er zu weichen ſchien, konnte er ſich furchtbar machen. Endlich war ſeine Geſchicklichkeit ſo groß, daß man die Ehre ſeiner Siege bloß ſeiner Klugheit zuſchreiben muſte, und wenn er verlohren hätte, den Fehler bloß dem Unglücke zueignen konnte.

Erinnern ſie ſich, meine Herren, des Anfanges und der Fortſetzung desjenigen Krieges, der, da er erſtlich nur ein Funke war, itzo ganz Europa verzehret. Alles erkläret ſich wider Frankreich. Man wiegelt die Fremden auf, man macht die Bundsgenoſſen abtrünnig, man macht die Freunde furchtſam, man muntert die Ueberwundenen auf, man bewaffnet die

Miß-

Misgünſtigen. Wegen eingebildeter Gefahr und eines künſtlich beygebrachten Mistrauens, wird die Treue verletzet, werden alle Tractaten verachtet. Ich geſtehe es, ſo vielen vereinigten Armeen auf einmal zu wiederſtehen, dazu gehöreten eben ſolche tapfere Kriegesheere und ſo erfahrne Heerführer, als die unſrigen geweſen. Aber nichts war fürchterlicher anzuſehen, als da das ganze Deutſchland, dieſer groſſe und ungeheure Körper, der aus ſo vielen verſchiedenen Völkern und Nationen beſtehet, alle ſeine Fahnen fliegen ließ, und an unſre Grenzen rückete, um uns durch die Macht zu überwältigen, nachdem er uns durch die Menge ſchon erſchrecket hatte. So vielen Feinden muſte man einen Held entgegen ſetzen, der von einem ſtandhaften und geprüftem Muthe, einer groſſen Fähigkeit, und einer vollkommenen Erfahrung war; der die Ehre des Königreichs erhielte, und die Kräfte deſſelben ſchonete; der nichts nützliches und nothwendiges vergaß, auch nichts überflüßiges vornahm; der nach Gelegenheit ſich ſeiner Vortheile zu bedienen und ſich ſeines Schadens zu erholen wuſte; der bald der Schild und bald das Schwerdt ſeines Landes war; vermögend, ſo wohl die erhaltenen Befehle zu vollziehen, als von ſich ſelbſt in mancherley Zufällen einen Entſchluß zu faſſen.

Sie wiſſen, meine Herren, von wem ich rede, ſie wiſſen auch die Weitläuftigkeit ſeiner Thaten, ohne daß ich es ſagen darf. Mit dem Kriegesheere, welches allein wegen ſeiner Tapferkeit, und ſeines Vertrauens gegen ſeinen General, merkwürdig war, hemmet und reibet er zween groſſe Armeen auf, und zwinget diejenigen Friede zu machen, welche dem Kriege nicht anders, als mit unſerm gänzlichen und plötzlichen Untergange, ein Ende machen wollten. Bald wiederſetzet er ſich der Vereinigung ſo vieler zuſammengeſuchten Hülfsvölker, und unterbricht den Lauf derjenigen Ströme, die ganz Frankreich hätten beſchwemmen können. Bald ſchwächet oder zerſtreuet er ſie, durch wiederholte Schlachten. Bald treibet er ſie über ihre eigene Flüſſe zurück, und hemmet ſie allezeit durch kühne Unternehmungen, wenn er ſeiner Ehre wieder aufhelfen ſoll;

durch Gelindigkeit aber, wenn er dieſelbe nur erhalten darf. Ihr Städte! die unſere Feinde ſchon unter ſich getheilet hatten, ihr ſeyd noch in dem Umkreiſe unſers Reichs. Ihr Landſchaften! die ſie in Gedanken ſchon verheereten, ihr habt eure Erndte noch halten können. Ihr von Natur und Kunſt befeſtigte Plätze! die ſie zu verwüſten entſchloſſen waren, ihr ſtehet noch itzo: Und ihr habt nur vor den verwegenen Anſchlägen eines eingebildeten Siegers gezittert, der nur die Zahl unſerer Soldaten gezählet; aber die Klugheit ihres Heerführers nicht in Betrachtung gezogen.

Dieſe Klugheit war die Quelle ſo vieler herrlichen Glücksfälle. Sie unterhielte die Einigkeit der Soldaten mit ihrem Haupte, welche eine Armee unüberwindlich machet. Sie gab den Heeren Kraft, Muth und Zuverſicht, dadurch ſie alles erduldeten, und in der Ausführung ſeiner Abſichten alles unternahmen. Sie machte endlich auch die gröbſte Gattung von Leuten der Ehrbegierde fähig. Denn was iſt eine Armee? meine Herren! Es iſt ein Körper, der durch unzählich viele verſchiedene Neigungen getrieben wird, und den ein geſchickter Mann zur Vertheidigung ſeines Vaterlandes in Bewegung ſetzet. Es iſt eine Schaar bewaffneter Menſchen, welche den Befehlen ihres Oberhaupts blindlings folget, ob ſie gleich ſeine Abſichten nicht weis. Es iſt eine Menge mehrentheils geringer und für Geld gedungener Seelen, welche ohne an ihre eigene Ehre zu gedenken, nur den Ruhm der Könige und Ueberwinder zu befördern ſuchen. Es iſt eine verwirrte Verſammlung unbändiger Leute, die man zum Gehorſam bringen muß: Es ſind Verzagte, die man in den Streit führen; Verwegene, die man zurück halten; und Ungeduldige, die man zur Beſtändigkeit gewöhnen muß. Was vor Klugheit gehört nicht dazu, ſo viel verſchiedene Abſichten und Begierden zu leiten, und zum einzigen Nutzen des gemeinen Weſens unter einen Hut zu bringen! Wie kan man ſich furchtbar machen, ohne ſich in die Gefahr zu ſetzen, gehaſſet, ja oft gar verlaſſen zu werden? Wie kan man ſich beliebt machen, ohne ein wenig

Anſehen zu verlieren, und von der ordentlichen Schärfe etwas nachzulaſſen?

Wer hat jemals dieſe rechte Mittelſtraße beſſer getroffen, als der Prinz, den wir beweinen? Diejenigen, die man insgemein nur durch Furcht und Strafe zurücke halten muß, wuſte er durch Ehrfurcht und Freundſchaft zu feſſeln, und durch ſeine Gelindigkeit brachte er ſich einen leichten und willigen Gehorſam zuwege. Er redet, und ein jeder höret ſeine Ausſprüche: Er befiehlt, und ein jeder gehorcht ihm mit Freuden. Er rücket dem Feinde entgegen, und ein jeder glaubt, daß er auf der Ehrenbahn laufe. Man ſollte faſt ſagen, daß er wie Abraham, bloß mit ſeinen Hausgenoſſen auszöge, die verbundenen Könige zu ſchlagen; daß diejenigen, ſo ihm folgten, ſeine Soldaten und Bedienten ſeyn müſten; ja daß er Feldherr und Hausvater zugleich ſey. Ihren Bemühungen kan auch nichts wiederſtehen. Sie finden kein Hinderniß, ſo ſie nicht überwältigen; keine Schwierigkeit, die ſie nicht überwinden; keine Gefahr, die ſie erſchrecket; keine Arbeit, die ſie ermüdet; kein Unternehmen, daß ſie in Erſtaunen ſetzet; keine Heldenthat, die ihnen ſchwer zu ſeyn ſcheinet. Was hätten ſie einem Feldherrn abſchlagen können, der ſeinen Beqvemlichkeiten abſagete, um ihnen den Ueberfluß zu verſchaffen; der ihrer Ruhe halber ſeine eigene verlohr; der ſie in ihren Bemühungen aufrichtete, und ſelbſt keine von ſich ablehnete; der ſein eigenes Blut verſchwendete, und nur das ihrige verſchonete.

Durch was vor unſichtbare Ketten band er alſo ihre Neigungen? Mit eben der Güte, womit er ſie eines theils muthig machte, entſchuldigte er die andern, und gab allen Mittel an die Hand weiter zu kommen, ihr Unglück zu überwinden, oder ihre Fehler zu verbeſſern. Dieſes that er ſonderlich durch den Mangel des Eigennutzes, dadurch er geneigt war, den Nutzen des Staats ſeiner eigenen Ehre vorzuziehen; durch die Gerechtigkeit, die in Vertheilung der Aemter ihm nicht zuließ. mehr auf ſeine Neigung, als auf Verdienſte zu ſehen; durch dieſen Adel des Herzens und Gemüthes, welcher ihn über ſeine eigene Größe erhob; und durch ſo viel andre Eigenſchaften, welche ihm die Hochachtung der ganzen Welt zuwege brachten. Wie gern möchte ich doch in die Urſachen und Bewegungsgründe ſeiner Thaten eindringen! Wie gern wollte ich eine ſo ordentliche und einförmige Aufführung; ein ſo herrliches, von Uebermuth nnd Prahlerey ſo befreytes Verdienſt; ſolche große und aus noch gröſſern Grundſätzen abſtammende Tugenden; eine allgemeine Redlichkeit, die ihn bewog, allen ſeinen Pflichten nachzukommen, und ſie alle nach ihren rechtmäßigen und natürlichen Abſichten einzurichten; und eine ſo glückſelige Fertigkeit in der Tugend, doch nicht um der Ehre willen, ſondern bloß der Billigkeit halber, die uns dazu verbindet. Aber das iſt zu viel für mich, bis in den Grund dieſes großmüthigen Herzens einzudringen: Und das iſt für einen beredtern Mund, als der meinige iſt, aufbehalten, alle ſeine Bewegungen und innerlichen Neigungen auszudrücken.

So viele Tugenden durch eine auſſerordentliche Belohnung zu vergelten, muſte er einen groſſen König finden, der dafür hielte, daß er etwas nicht verſtunde, und der vermögend wäre, ſolches ſelbſt zu bekennen. Weg von hier! mit den ſchmeichleriſchen Sätzen, daß die Könige geſchickt an die Welt kommen, und andre es erſt werden müſſen; daß ihre mit beſondern Vorrechten begabte Seelen, ganz weiſe und verſtändig aus der Hand des Schöpfers kommen; daß ſie keine Proben, keine Lehrſtücke machen dörfen; daß ſie tugendhaft ohne Arbeit, und ohne Erfahrung klug werden. Wir leben unter einem Prinzen, der, ſo groß und erlaucht er auch iſt, dennoch die Kunſt zu herrſchen hat erlernen wollen; der ſich auf der Ehrenbahn einen treuen Führer zu wählen gewuſt; und davor gehalten, daß es ein Zeichen ſeiner Weisheit ſeyn würde, wenn er ſich der Klugheit eines andern bediente. Was vor eine Ehre iſt es für einen Unterthan, ſeinen König zu begleiten, ihm zum Rathe, ja wo ich es ſagen darf, zum Muſter in einer wichtigen Heldenthat zu dienen: Eine deſto gröſſere Ehre, weil die Gewogenheit kein Theil daran hatte, weil ſie ſich bloß auf ſeine überall bekannte Verdienſte gründete; und weil die Eroberung der vornehmſten Städte in Flandern darauf erfolgete.

Was hätte nicht ein geiziger und hochmüthiger Menſch, nach dieſer herrlichen Probe der Hochachtung und des Vertrauens, vor Anſchläge gemacht? Wie viel Schätze und Ehrenſtellen würde er nicht zuſammen gerafft, und wie theuer würde er ſeine Arbeit und Dienſte nicht verkauft haben? Allein dieſer weiſe Mann, der ohne Eigennutz mit dem Zeugniſſe ſeines Gewiſſens zufrieden, und an Zufriedenheit reich war, findet in dem Vergnügen, welches er genießet, indem er gutes thut, die Belohnung ſeiner Tugenden. Ob er gleich alles erhalten kan, ſo bittet er, ſo begehret er doch nichts. Er wünſchet ſich, wie Salomon, nur ſein beſcheidenes und mäßiges Theil, zwiſchen Armuth und Reichthum: Und man mag ihm anbiethen was man will, ſo erſtrecket ſich doch ſein Verlangen nicht weiter, als ſeine Nothdurft es erfordert, und ſchließet ſich in die Grenzen des einen Nothwendigen. Nur eine einzige Ehrliebe konnte ihn rühren, nemlich, die Hochachtung und Gewogenheit ſeines Herrn zu verdienen. Dieſer Ehrliebe geſchahe ein Gnügen, und die itzige Welt hat einen Unterthan geſehen, der ſeinen König nur um ſeiner groſſen Eigenſchaften, nicht aber um ſeiner Würde, nicht um ſeines Glückes halber liebete; und einen König, der ſeinen Unterthan mehr der in ihm erkannten Verdienſte halber; als um der Dienſte wegen, die er von ihm genoß, werth gehalten.

Dieſe Ehre verminderte ſeine Beſcheidenheit nicht. Ich weis nicht, was vor eine Gewiſſensangſt mich bey dieſem Werke ſtutzig machet. Ich fürchte hier diejenigen Lobſprüche bekannt zu machen, die er ſo oft verworfen hat, und nach ſeinem Tode eine Tugend zu beleidigen, die er in ſeinem Leben ſo ſehr geliebet hat. Allein laßt uns nach Recht und Billigkeit handeln, und ihn zu der Zeit ohne alle Furcht loben, da wir weder der Schmeicheley halber verdächtig, noch einige Eitelkeit zu begehen, fähig ſeyn können. Wer hat jemals ſolche groſſe Thaten gethan? Wer hat mit mehrerer Beſcheidenheit davon geredet? Erhielte er einen Vortheil,. ſo hörte man aus ſeinen Erzählungen nicht, daß er geſchickt dabey geweſen; daß der Feind ſich dabey verſehen habe. Gab er Nachricht von einer

Schlacht, ſo vergaß er nichts zu ſagen, als daß er ſie gewonnen hätte. Erzählete er etliche von ſeinen Thaten, dadurch er ſo berühmt geworden, ſo hätte man denken ſollen, er wäre ein bloßer Zuſchauer dabey geweſen; ja man zweifelte, ob er, oder ob das Gerüchte hierinn einen Irrthum begangen? Kam er von ſeinen herrlichen Feldzügen zurücke, die ſeinen Namen unſterblich machen werden: So floh er den Zuruf des Volkes. Er erröthete über ſeine Siege; er nahm die Lobſprüche nicht anders auf, als mans mit Vertheidigungsſchriften machet, und erkühnte ſich faſt nicht dem Könige aufzuwarten: Weil er aus Ehrerbietung die Lobeserhebungen erdulden muſte, damit Seine Majeſtät ihn ohn Unterlaß beehrete.

Damals geſchah es, daß dieſer Prinz in der ſüſſen Ruhe eines ſtillen Privatlebens, ſich aller, Zeit währenden Krieges erworbenen Ehre begab, ſich in die kleine Geſellſchaft auserleſener Freunde einſchloß, und ſich ohne alles Geräuſch in den bürgerlichen Tugenden übete. Hier war er aufrichtig in ſeinen Reden, ſchlechtweg in ſeinen Verrichtungen, getreu in ſeiner Freundſchaft, genau in ſeinen Pflichten, ja in ſeinen geringſten Handlungen dennoch groß. Er verbirget ſich, allein ſein Anſehen entdecket ihn: Er geht ohne Bedienung und Gefolge, aber ein jeder ſetzt ihn in Gedanken auf einen Triumphwagen. So bald man ihn ſiehet, zählet man die Feinde, ſo er überwunden, nicht aber die Diener, ſo ihm folgen: Und wenn er gleich allein iſt, ſo ſtellet man ſich doch rings um ihn her die Tugenden und Siege vor, die ihn begleiten. In dieſer ehrbaren Einfalt iſt, ich weis nicht was edles anzutreffen; Und je weniger er ſtolz iſt, deſto ehrwürdiger wird er.

Es würde ſeinem Ruhme was gefehlet haben, wenn er zwar allenthalben Bewunderer gefunden, aber nirgends einige Neider erwecket hätte. So groß iſt die Ungerechtigkeit der Menſchen. Die allerreineſte und am beſten erworbene Ehre verletzet ſie. Alles was ſich über ſie erhebet, das wird ihnen verhaßt und unerträglich; und das Glück, ſo von allen gelobet wird, und am allerbeſcheidenſten iſt, hat ſich niemals von dieſer ſchnöden und boshaften Gemüthsneigung befreyen können.

Das iſt das Schickſal groſſer Leute, davon angefallen zu werden; und ein Vorrecht des Herrn von Turenne, daß er ſie hat überwinden können. Die Misgunſt ward gedämpfet, entweder durch ſeine Verachtung, oder durch die unaufhörlich wachſende Ehre und Größe. Aus ſeinen Verdienſten hatte ſie ihren Urſprung; ſeine Verdienſte machten ihr auch ein Ende. Diejenigen, ſo ihm am wenigſten wohl wollten, erkannten doch, wie unentbehrlich er dem Staate war. Diejenigen, ſo ſeine Erhöhung nicht leiden konnten, ſahen ſich endlich genöthiget, ihren Beyfall dazu zugeben; und indem ſie ſich nicht unterſtunden, ſich über die Wohlfahrt eines Menſchen zu erfreuen, der ihnen niemals das elende Vergnügen gemacht hatte, ſie durch einen ſeiner Fehler zu beluſtigen: So vereinigten ſie ihre Stimme, mit dem öffentlichen Ruffe; und glaubten, daß ſie Feinde von ganz Frankreich werden müſten, wenn ſie ſeine Feinde werden wollten.

Allein wozu hätten ſo viel heldenmäßige Eigenſchaften gedienet, wenn Gott nicht die Macht ſeiner Gnade über ihm hätte erſcheinen laſſen; und wenn derjenige, deſſen ſich die göttliche Vorſehung ſo edel bedienet hatte, ein ewiger Gegenſtand ſeiner Gerechtigkeit geworden wäre? Gott allein konnte ſeine Finſterniß zerſtreuen, und hielte den glücklichen Augenblick in ſeiner Hand, den er beſtimmet hatte, ihn in ſeinen Wahrheiten zu erleuchten. Es erſchien dieſer glückliche Augenblick, derjenige Punct, darauf ſeine wahrhafte Ehre ankam. Er erblickte die Schlingen und Fallgruben, die ihm ſeine Vorurtheile bisher ganz verdecket hatten. Er fieng an mit Vorſichtigkeit und Furcht auf denen Irrwegen zu wandeln, darauf er einmal gerathen war. Gewiſſe Stralen der Gnade und Erleuchtung lehrten ihn begreifen, daß er vergebens die beſten Plätze in den Geſchichten anfüllen würde, wenn nicht ſein Name im Buche des Lebens angeſchrieben ſtünde; daß er vergebens die ganze Welt gewinnen würde, im Falle er ſeine Seele verlieren ſollte; daß nur ein Glaube und ein JEſus, und eine unzertrennliche einfache Wahrheit ſey, welche ſich nur denen zeiget, die ſie mit demüthigem Herzen, und einem von allem Eigennutze entfernten Willen ſuchen. Er war noch nicht erleuchtet, aber er fieng an lebhaft zu werden, Wie oft hat er doch gelehrte und treue Freunde zu rathe gezogen! Wie oft hat er aus brünſtigem Verlangen nach dem lebendigen und kräftigen Lichte, welches einzig und allein über die Irrthümer des menſchlichen Gemüthes triumphiret, zu ſeinem Heilande geſeufzet: HErr, hilf, daß ich ſehen möge! Wie oft verſuchte er mit unvermögender Hand, die verdrüßliche Binde abzureißen, die ſeine Augen vor der Wahrheit verſchloß? Wie oft gieng er bis an die alten und reinen Qvellen zurücke, die Chriſtus ſeiner Kirchen gelaſſen hat, um daraus mit Freuden das Waſſer der heilſamen Lehre zu ſchöpfen.

Gewohnheit, Ausflüchte, Verbindungen, Scham wegen der Veränderung, Vergnügen vor das Haupt der Vertheidiger Iſraels angeſehen zu werden; ihr eiteln und ſcheinbaren Urſachen des Fleiſches und Blutes! ihr alle konntet ihn nicht zurücke halten. Gott zerriß alle dieſe Bande; verſetzte ihn in die Freyheit ſeiner Kinder; und nahm ihn aus dem Reiche der Finſterniß in das Reich ſeines geliebten Sohnes, welchem er durch ſeine ewige Gnadenwahl zugehörete. Hier ſtellet ſich eine neue Art von Sachen vor meine Augen. Ich ſehe weit gröſſere Thaten, weit edlere Bewegungsgründe, und einen weit ſichtbarern Schutz Gottes. Ins künftige werde ich von einer Weisheit reden, die eine Begleiterin der wahren Tugend iſt, und von einer Herzhaftigkeit, welche der Geiſt Gottes ſtärket. Erneuren ſie derowegen ihre Aufmerkſamkeit in dieſem letzten Theile meiner Rede, und erſetzen ſie in ihren Gedanken dasjenige, was meinen Ausdrückungen und Worten fehlen wird.

Wenn der Herr von Turenne nur ſchlagen und ſiegen gekonnt hätte; wenn er nicht über alle menſchliche Tugenden wäre erhoben geweſen; wenn ſeine Tapferkeit und Klugheit nicht wären durch einen Geiſt des Glaubens und der Liebe belebet geweſen: So wollte ich ihn mit den Fabiern und Scipionen in eine Claſſe ſetzen. Ich würde der Eitelkeit die Mühe überlaſſen, die Eitelkeit zu verehren; und würde nicht an dieſe heilige Stäte getreten ſeyn, einem unheiligen Menſchen eine Lobrede zu halten. Wenn er ſeine Zeit in Blindheit und Irrthum beſchloſſen hätte, würde ich die Tugenden vergebens rühmen, die Gott nicht gekrönet hätte. Ich würde ganz unnütze Thränen bey ſeinem Grabe vergießen: Und wenn ich von ſeinem Ruhme reden ſollte, ſo würde es nur in der Abſicht, ſein Unglück zu beweinen, geſchehen. Aber Chriſto ſey Dank! ich rede von einem Chriſten, der durch das Licht des Glaubens erleuchtet war, der aus Antrieb einer reinen Religion handele, und durch eine aufrichtige Frömmigkeit alles beſiegte, was dem Hochmuthe und Stolze der Menſchen ſchmeicheln konnte. Alſo kehren alle Lobſprüche, die ich ihm geben kan, zu Gott zurücke, der die Quelle derſelben war: Und wie die Wahrheit ihn geheiliget hat; ſo iſt es auch eben dieſelbe, die ihn lobet.

Wie vollkommen war doch ſeine Bekehrung, meine Herren! und wie ſehr war ſie von derjenigen unterſchieden, die aus eigennützigen Abſichten die Ketzerey verlaſſen; die zwar die Meynungen, aber nicht die Sitten verändern; die nicht anders in den Schooß der Kirchen kommen, als ſie durch ein ärgerliches Leben deſto näher zu verletzen; und nicht eher aufhören ihre geſchworne Feinde zu ſeyn, als bis ſie ihre wiederſpenſtige Kinder geworden. Obgleich ſich ſein Herz ſchon von den Unordnungen befreyet hatte, die gemeiniglich von den Neigungen verurſachet werden; ſo ſtrebte er doch noch heftiger daſſelbe wohl einzurichten. Er hielte dafür, daß die Unſchuld ſeines Lebens mit der Reinigkeit ſeines Glaubens überein kommen müßte. Er erkannte die Wahrheit; er liebete ſie; er folgte ihr. Mit was vor einer demüthigen Ehrerbiethung wohnte er unſern heiligen Geheimniſſen bey? Mit was vor einer Lehrbegierde hörte er nicht die heilſamen Unterweiſungen der evangeliſchen Prediger? Mit was vor Unterthänigkeit bethete er nicht die Werke Gottes an, die der menſchliche Verſtand nicht begreifen kan? Ein wahrhafter Anbether im Geiſt und in der Wahrheit, der nach dem Rathe des weiſen Mannes den Herrn mit einfältigem Herzen ſuchte! Ein unverſöhnlicher Feind der Gottloſigkeit; entfernet von allem Aberglauben, und unvermögend eine Heucheley zu begehen!

Kaum hatte er die geſunde Lehre angenommen, als er ſchon ihr Beſchirmer ward. Sobald er mit den Waffen des Lichts angethan iſt, ſtreitet er wieder die Waffen der Finſterniß. Er ſieht den Abgrund, daraus er geſtiegen iſt, mit Zittern an, und reichet denen die Hände, die er noch darinnen gelaſſen hatte. Man ſollte gedacht haben, es wäre ihm auferleget, alle diejenigen in den Schooß der Kirche zu bringen, die durch die Spaltung davon abgeſondert waren. Er ladet ſie ein durch ſeine Anſchläge: Er überzeuget ſie durch ſeine Erfahrung: Er zeiget ihnen die Klippen, wo die menſchliche Vernunft ſo oft Schifbruch leidet, und weiſet ihnen hinter ſich, wie Auguſtinus redet, die Brücke der göttlichen Barmherzigkeit, über welche er ſelbſt gegangen iſt. Bald entzündet er den Eifer der Lehrer, und ermahnet ſie, dem Uebermuthe der Lügen die Kraft der Wahrheit entgegen zu ſetzen. Bald entdecket er ihnen die lieblichen und ſchmeichelnden Mittel, welche das Herz gewinnen, um den Verſtand hernach einzunehmen. Bald giebt er, nach ſeinem Vermögen, die benöthigten Kräfte an die Hand, denenjenigen beyzuſtehen, welche alles verlaſſen um JEſu Chriſto, der ſie ruffet, zu folgen. Ihr Biſchöfe, wiſſet es, denen er ſeinen Eifer vertrauet hat! So ſehr er auch in dem Laufe ſeiner letzten Kriegesthaten beſchäfftiget iſt, ſo ſehr überlegt er mit euch gewiſſe Unternehmungen in der Religion, und vergiſſet nichts von allem, was entweder dienen kan, diejenigen zu unterrichten, welche ein langes Vorurtheil verblendet; oder diejénigen zu gewinnen, welche die Begierde und der Eigennutz noch in ihren Irrthümern zurücke halten: Ein würdiger Sohn derjenigen Kirchen, deren Liebe ſich auf alles erſtrecket, worinnen ſie der Liebe Gottes nachahmet, und ihren Kindern, auſſer einem ewigen Erbe, auch den Troſt ihrer zeitlichen Bedürfniſſe zuwege bringet.

Dieſes war die Beſchaffenheit ſeiner Seelen, meine Herren, als die göttliche Verſehung zuließ, daß der auf eine gerechte Weiſe gereizete König eine ungerechte und undankbare Republik mitten in ihren Staaten bekriegete, und die Verächter ſeiner Gnade, die ſich ſeiner Ehre widerſetzen wollten, die Macht ſeiner Waffen empfinden ließ. Damals ergriff unſer Held wieder den Harniſch, folgte ſeinem Könige, ſtund ſelbſt vor der Spitze des Heeres, und ſetzte ſein Blut in einem Kriege in Gefahr, der nicht nur glücklich, ſondern auch heilig war: Wo der Sieg kaum der Geſchwindigkeit des Ueberwinders folgen konnte, und wo Gott ſelbſt mit dem Prinzen triumphirte. Wie ſehr erfreuet war er, als er nach Bezwingung der Städte, ſeinen erlauchten Vetter, der mehr Glanz von ſeiner Tugend als von ſeinem Purpur hatte, die Kirche öffnen und wieder einweihen ſahe. Unter den Befehlen eines ſo mächtigen und frommen Königes, ſahe man den einen die Waffen glücklich führen, und den andern die Religion ausbreiten. Der eine ſchlägt die Befeſtigungen nieder; der andre richtet die Altäre wieder auf: Der eine beraubt die Länder der Philiſter; der andre trägt die Bundeslade durch die Gezelte Iſrael. Hernach vereinigen ſie beyde ihre Wünſche, ſo wie ihre Herzen vereiniget waren. Der eine hatte Theil an denen Dienſten, die ſein Vetter dem Staate leiſtete; und der andre hatte Theil an denjenigen, die ſein Vetter der Kirchen gethan hatte.

Laßt uns dieſem Prinzen in ſeine letzte Feldzüge nachfolgen: Laßt uns ſo viel ſchwere Unternehmungen, ſo viel preiswürdige Thaten, als Proben ſeines Heldenmuths, und als Vergeltungen ſeiner Frömmigkeit anſehen. Seine Tage mit Gebeth anzufangen; die Ruchloſigkeit und Gotteslästerungen zu hemmen; heilige Perſonen und Oerter wider den Uebermuth und Geiz der Soldaten zu ſchützen; und in allen Gefährlichkeiten den Herrn der Heerſcharen anzuruffen, das iſt die gewöhnliche Pflicht und Beſchäfftigung aller Feldherren. Er aber geht weiter. So gar wenn er Armeen Befehle austheilet, ſieht er ſich als einen gemeinen Streiter JEſu Chriſti an. Er heiliget ſeine Kriege durch die Reinigkeit ſeiner Abſichten, durch das Verlangen nach einem glücklichen Frieden, durch die Geſetze einer Chriſtlichen Sittenzucht. Er ſieht ſeine Soldaten als ſeine Brüder an, und achtet ſich verbunden auch in einer grauſamen Lebensart, wo man oft die Menſchlichkeit ſelbſt verliert, die Liebe auszuüben. Durch ſolche wichtige Triebe erwecket, übertrifft er ſich ſelbſt, und zeiget, daß die Herzhaftigkeit geſetzter iſt, wenn ſie von den Grundſatzen der Religi[illegible] unterſtützet wird; daß es eine fromme Großmuth giebt, di[illegible]en glücklichen Erfolg nach ſich zieht, wenn gleich Gefahr und Hinderniſſe ihr zuwieder ſind: Und daß ein Kriegsmann unüberwindlich wird, wenn er im Glauben ſtreitet, und dem Gott, der alle Schlachten regieret, reine Hände zu Werkzeugen darleihet.

Wie er nun alle ſeine Herrlichkeit von Gott hatte; ſo eignet er ihm auch dieſelbe gänzlich zu: Und faſſet keine andre Zuverſicht, als die ſich auf den Namen des Herrn gründet. O könnte ich ihnen doch hier eine von den wichtigen Gelegenheiten erzählen, da er mit ſehr weniger Mannſchaft die Kriegsmacht von ganz Deutſchland angegriffen! Er marſchirt drey Tage; ſetzt über drey Ströme; findet den Feind; greift ihn an; und macht ihm viel zu ſchaffen. Da die Anzahl auf einer, und die Tapferkeit auf der andern Seiten iſt; ſo iſt das Glück ſehr lange zweifelhaft: Endlich hemmet der Heldenmuth die Menge; der Feind wird irre, und fängt an zu weichen. Es erhebt ſich eine Stimme, die da ruffet: **Gewonnen!** Hier hemmet dieſer Feldherr alle die Regungen, ſo ihm die Hitze des Treffens erreget, und ruffet mit einer ernſthaften Stimme! **Haltet ein! unſer Schickſal ſtehe nicht in unſern Händen; und wir werden ſelbſt überwunden werden, wenn uns der Herr nicht gnädig iſt.** Bey dieſen Worten hebt er die Augen gen Himmel, daher ſeine Hülfe kömmt; er fährt fort ſeine Befehle zu geben, und erwartet in Demuth, zwiſchen Furcht und Hoffnung, daß die Verordnungen des Himmels erfüllet werden ſollen.

Wie ſchwer iſt es, meine Herren, ein Sieger, und doch zugleich demüthig zu ſeyn! Das Kriegsglück läßt im Herzen ſo was rührendes zurücke, welches man nicht beſchreiben kan; welches aber daſſelbe erfüllet, und gänzlich einnimmt. Man eignet ſich einen Vorzug an Kraft und Stärke zu; man krönet ſich ſelbſt mit eigner Hand; man richtet ſich einen heimlichen

chen Triumph an; man ſieht die Lorbern, die man mit Mühe geſammlet, und oft mit ſeinem Blute befeuchtet hat, als ſein Eigenthum an: Und wenn man gleich Gott dem Herrn öffentlich Dank abſtattet, und an die heiligen Gewölber ſeiner Tempel, die zerriſſenen und blutigen Fahnen aufhänget, die man von dem Feinde erobert hat; wie ſchwer iſt es nicht, daß nicht der Stolz einen Theil der Erkenntlichkeit erſticke; daß man nicht unter die Gelübde, die man Gott bezahlet, ein Frolocken miſche, welches man ſich ſelber ſchuldig zu ſeyn glaubt; und daß man nicht zum wenigſten etliche Körner von dem Weyrauche vor ſich behalte, den man auf ſeinen Altären anzünden wolle.

In ſolchen Gelegenheiten äußerte ſich der Herr von Turenne ſeiner ſelbſt, und gab alle Ehre demjenigen, dem ſie allein rechtmäßiger Weiſe zukömmt. Marſchirt er; ſo erkennt er, daß Gott ihn leitet und führet: Vertheidigt er Feſtungen; ſo weis er, daß man ſie vergebens beſchützet, wenn Gott ſie nicht bewachet: Verſchanzet er ſich; ſo dünkt es ihm, Gott ſchlage die Burg, um ihn dadurch vor allen Anfällen ſicher zu machen: Streitet er; ſo weis er, woher er alle ſeine Stärke hat: Und triumphiret er; ſo glaubt er im Himmel eine unſichtbare Hand zu ſehen, die ihn krönet. Indem er dergeſtalt jede Gnade ihrer Qvelle zuſchreibet, ſo zieht er ſich daher immer eine neue zu. Er zählt nicht mehr die Feinde, ſo ihn umgeben; er erſchrickt nicht über ihre Menge oder Macht, und ſpricht mit dem Propheten: Dieſe verlaſſen ſich auf die Anzahl ihrer Krieger und Wagen; wir aber vertrauen auf den Schutz des Allmächtigen. In dieſer gläubigen und gerechten Zuverſicht verdoppelt er ſeinen Muth, unternimmt groſſe Thaten, führt wichtige Dinge aus, und fängt einen Feldzug an, der dem Reiche das Garaus zu drohen ſcheinet.

Er gehet über den Rhein, und hintergehet die Wachſamkeit eines geſchickten und vorſichtigen Feldherrn. Er beobachtet die Bewegungen der Feinde. Er ſtärket den Muth der Bundesgenoſſen. Er unterhält die verdächtige und wankende Treue der Nachbarn. Einem benimmt er den Willen; dem andern die Mittel zu ſchaden: Er macht ſich alle dieſe wichtige Umſtände zu Nutze, die ihm zu großen und preiswürdigen Thaten den Weg bahnen, und läßt dem Glücke nichts von dem allen übrig, was die menſchliche Klugheit demſelben immer mehr entziehen kan. Der verwirrte und beſtürzte Feind wütete ſchon vor Verdruß in ſeinem Lager. Er dachte ſchon auf die Flucht ins Gebürge: Dieſer Adler, deſſen beherzter Flug unſre Provinzen ſchon erſchrecket hatte. Die ehernen Donner, ſo die Hölle zum Verderben der Menſchen erfunden, knalleten ſchon von allen Seiten, um dieſen Abzug entweder zu befördern, oder zu beſchleunigen. Und das zweifelhafte Frankreich erwartete den Erfolg eines Unternehmens, welcher nach allen Regeln der Kriegskunſt unausbleiblich war.

Ach! wir wuſten alles, was wir zu hoffen hatten, und dachten nicht daran, was wir befürchten ſollten. Die göttliche Vorſehung verhielte uns ein gröſſeres Unglück, als der Verluſt einer Schlacht iſt. Es ſollte ein Haupt koſten, welches ein jeder von uns durch ſein eigenes hätte retten wollen; und alles was wir gewinnen konnten, war weniger werth, als was wir verlieren ſollten. O ſchrecklicher Gott, der du aber in deinen Rathſchlüſſen über die Menſchen gerecht biſt! Du haſt ſowohl die Ueberwinder als die Siege in deinen Händen. Deinen Willen zu erfüllen, und deine Gerüchte furchtbar zu machen, ſtürzet deine Macht auch dasjenige, was deine Macht ſelbſt erhoben hatte. Du opferſt deiner unumſchränkten Hoheit groſſe Opfer auf, und ſchlägeſt, wenn dirs gefällt, auch die erlauchten Häupter, die du ſo oft ſelber gekrönet haſt.

Erwarten ſie nicht, meine Herren, daß ich ihnen hier eine Trauerbühne eröfnen ſoll; daß ich ihnen dieſen groſſen Held auf ſeinen Siegeszeichen entſeelet vorſtellen werde; daß ich ihnen noch den blaſſen und blutigen Körper zeigen ſolle, bey welchem der Blitz noch rauchet, der ihn getroffen; daß ich ſein Blut ſchreyen laſſe, wie das Blut Abels, und ihren Augen die traurigen Bilder der klagenden Religion und des bethränten Vaterlandes zeigen werde. In mittelmäßige Trauerfällen erſchleicht man ſich dadurch das Mitleiden der Zuhörer, und ziehet durch gekünſtelte Bewegungen zum wenigſten etliche eitle und erzwungene Zähren aus ihren Augen: Aber einen Tod, den man ohne Verſtellung beweinet, beſchreibt man auch ohn alle Kunſt. Ein jeder findet dieſe Quelle der Schmerzen in ſich ſelbſt; man reiſſet ſeine Wunde ſelbſt wieder auf; und das Herz darf durch keine bewegte Einbildungskraft gerühret und aufgebracht werden.

Es fehlt nicht viel, daß ich hier nicht ſtecken bleibe. Ich werde irre, meine Herren. Turenne ſtirbt! Alles kömmt in Unordnung, das Glücke wanket; der Sieg wird müde; der Friede entfernet ſich; die guten Abſichten der Bundesgenoſſen werden matt; die Herzhaftigkeit der Soldaten wird durch den Schmerz niedergeſchlagen, und durch die Rachgier wieder ermuntert. Das ganze Lager bleibt unbeweglich. Die Verwundeten denken an den erlittenen Verluſt; nicht aber an die empfangenen Wunden. Die ſterbenden Väter ſchicken ihre Söhne den entſeelten Feldherrn zu beweinen. Das traurende Heer iſt mit ſeinem Leichenbegängniſſe beſchäfftiget; und das Gerüchte, welches ungewöhnliche Fälle ſo gerne in der Welt ausbreitet, erfüllet dieſelbe mit der Erzählung von dem herrlichen Leben dieſes Prinzen, und von ſeinem bedaurenswürdigen Tode.

Was vor Seufzer, was vor Klagen, was vor Lobſprüche erſchalleten nicht damals in Städten und auf dem Lande! Der eine ſieht ſeine Saat wachſen, und preiſet das Andenken desjenigen, dem er die Hoffnung ſeiner Erndte zu danken hat. Der andre geneußt noch in Ruhe ſeines väterlichen Erbes, und wünſchet demjenigen den ewigen Frieden, der ihn vor der Unordnung und Grauſamkeit des Krieges geſchützet hat. Hier opfert man das anbethenswürdige Opfer Jeſu Chriſti, für die Seele deſſen, der ſein Blut und Leben für das gemeine Beſte aufgeopfert hat. Dort bauet man ihm ein Trauergerüſte, wo man ihm Triumphbogen aufzurichten gedachte. Ein jeder ſuchet ſich die herrlichſte Stelle aus einem ſo ſchönen Leben aus. Alle unterfangen ſich ihn zu loben, und ein jeder, der ſich durch ſeine eigene Seufzer und

Thränen unterdrückt, bewundert das vergangene, beklagt das gegenwärtige, und zittert vor dem künftigen. So beweinet das ganze Königreich den Tod ſeines Beſchützers, und der Verluſt eines einzigen Mannes, iſt ganz allein eine allgemeine Trübſal.

Warum, O Herr! wenn ich mich erkühnen darf, mein Herz vor dir auszuſchütten, ich, der ich nur Staub und Aſche bin: warum verlieren wir ihn doch in der gröſten Noth, mitten in ſeinen groſſen Thaten, auf dem höchſten Gipfel ſeiner Tapferkeit, in der vollen Reiſe ſeines Verſtandes? War denn, nach ſo vielen der Unſterblichkeit würdigen Thaten, nichts ſterbliches mehr für ihn zu thun übrig? War denn die Zeit ſchon da; wo er die Früchte ſo vieler chriſtlichen Tugenden ſammlen, und die Krone der Gerechtigkeit von dir empfahen ſollte, die du für diejenigen aufhebeſt, ſo ihren Lauf rühmlich vollendet haben? Vielleicht hatten wir gar zu viel Vertrauen auf ihn geſetzt, und du verbietheſt uns in deinem Worte, auf keinen fleiſchernen Arm zu vertrauen, und uns nicht auf Menſchenkinder zu verlaſſen. Vielleicht iſt dieſes eine Strafe unſers Hochmuths, unſers Stolzes, unſrer Ungerechtigkeit! Wie aus den Abgründen tiefer Thäler grobe Dünſte aufſteigen, daraus die Donnerkeile entſtehen, ſo auf die Berge ſchlagen: So kömmt aus dem Herzen des Volkes eine Bosheit, die du auf die Häupter der Regenten und Beſchützer deſſelben fallen läſſeſt. Ich will weder, o Herr! die Tiefen deiner Gerichte ergründen, noch die heimlichen und unſichtbaren Bewegungsgründe entdecken, die entweder deine Barmherzigkeit oder Gerechtigkeit wirkſam machen. Ich will und muß dieſelben bloß anbethen: Aber du biſt gerecht. Du betrübeſt uns; und in einer ſo verderbten Zeit, als die itzige iſt, dörfen wir die Urſachen unſres Elendes, ſonſt nirgends als in der Verderbenheit unſrer Sitten ſuchen.

So laſt uns denn meine Herren, ſo laſt uns denn aus unſern Schmerzen Bewegungsgründe zur Buſſe herleiten, und die wahren und kräftigſten Aufrichtungen nirgends anders,

ders, als in der Frömmigkeit dieſes groſſen Mannes ſuchen. Bürger, Fremde, Völker, Könige, Käyſer, beklagen ihn und verehren ihn: Aber was können ſie zu ſeiner wahren Wohlfahrt beytragen? Sein König ſelbſt, und was vor ein König iſt derſelbe nicht! beehret ihn mit ſeiner Betrübniß und mit ſeinen Thränen. Das iſt ein groſſes und hochſchätzbares Kennzeichen ſeiner Zärtlichkeit und Hochachtung gegen einen Unterthan: Aber es iſt ganz unnütze vor einen Chriſten. Es iſt wahr, in dem Herzen und Andenken der Menſchen wird er leben: Aber die Schrift lehret mich, daß die Gedanken der Menſchen, ja der Menſch ſelbſt lauter Eitelkeit iſt. Eine prächtige Gruft wird ſeinen traurigen Reſt einſchlieſſen: Aber er wird aus dieſem Grabmaale hervor gehen, nicht ſeiner Heldenthaten halber geprieſen; ſondern wegen ſeiner guten und böſen Werke gerichtet zu werden. Seine Aſche wird mit der Aſche ſo vieler Könige vermiſchet werden, die dieſes Land regieret haben, welches er ſo großmüthig beſchützet hat: Aber was haben auch ſelbſt die Könige von den Ehrenbezeugungen der Welt, von der Menge ihrer Hofbedienten, von dem Glanze und Prachte ihres Standes anders übrig, als daß ſie ein ewiges Stillſchweigen, eine fürchterliche Einſamkeit, und ein ſchreckliches Gericht Gottes, unter dieſen koſtbaren Marmorſteinen, davon ſie bedecket ſind, erwarten? Die Welt mag alſo die menſchliche Hoheit verehren, wie ſie will: Gott allein iſt der Lohn chriſtlicher Tugenden.

O gar zu plötzlicher Tod! den man aber durch die Barmherzigkeit Gottes längſt vorher geſehen. Wie viel erbauliche Reden, wie viel heilige Exempel haſt du uns entriſſen? Wir hätten mitten unter Siegen und Triumphen einen demüthigen Chriſten ſterben geſehen: Und welch ein Anblick wäre das nicht geweſen! Mit was vor einer Aufmerkſamkeit hätte er ſeine letzte Augenblicke angewandt, ſeine vormalige Irrthümer innerlich zu beſeufzen, ſich vor der Majeſtät Gottes zu vernichten, und den Beyſtand ſeines Armes, nicht mehr wieder ſichtbare Feinde; ſondern wieder die Feinde ſeines Heils anzurufen. Sein lebendiger Glaube und ſeine brennende Liebe würden uns ohne Zweifel gerühret haben, und wir würden ein Muſter einer Zuverſicht ohne Sicherheit, einer Furcht ohne Schwachheit, einer Buße ohne Verſtellung, einer Beſtändigkeit ohne Zwang, und eines Todes, der Gott und Menſchen theuer wäre, bekommen haben.

Sind dieſe Muthmaſſungen nicht gerecht, meine Herren? Was ſage ich Muthmaſſungen? Das war ſein wirklich abgefaßtes Vorhaben. Er hatte ſich entſchloſſen, ſo heilig zu leben, als ich vermuthe, daß er geſtorben iſt. Da er bereit war, alle ſeine Kronen zu den Füſſen Jeſu Chriſti zu werfen, wie jene Sieger in der Offenbarung; da er bereit war alle ſeine Ehre zuſammen zu nehmen, um ſich derſelben freywillig zu entſchlagen: So gehörte er ſchon nicht mehr zur Welt, ob ihn die Vorſehung gleich noch darinn erhielt. In dem Tumulte der Kriegsheere unterhielt er ſich mit der ſüſſen und geheimen Hoffnung ſeiner Einſamkeit. Mit der einen Hand zerſchmetterte er die Amalekiter; und die andre hub er ſchon empor, ihm ſelber den himmliſchen Seegen zu erbitten. Dieſer Joſua im Streite verrichtete ſchon das Amt Moſis auf dem Berge, und trug unter den Waffen eines Kriegers das Herze und den Willen eines Bußfertigen, verborgen.

Herr, der du die finſterſten Winkel unſerer Gewiſſen erleuchteſt, und in unſern heimlichſten Abſichten dasjenige, was noch nicht vorhanden iſt, ſo gut erblickeſt, als was wirklich da iſt; empfange doch in dem Schooſſe deiner Herrlichkeit dieſe Seele, die in kurzem mit nichts anders, als mit Betrachtungen deiner Ewigkeit, erfüllet geweſen ſeyn würde. Siehe doch das Verlangen an, welches du ihm ſelbſt eingegeben hatteſt. Es hat ihm an Zeit gefehlet, nicht aber an Muth daſſelbe zu erfüllen. Willſt du nebſt ſeinem guten Willen auch Werke haben: Siehe die Liebesbezeugungen an, die er theils ſchon ausgeführet; theils allbereits zum Heil und Troſte ſeiner Brüder beſtimmet hatte. Siehe die verirrten Seelen an, die er durch ſeinen Beyſtand, durchſeine Rathſchläge, durch ſein Exempel wieder zurecht gebracht hat. Siehe das Blut deines Volkes an, welches er geſchonet; ſiehe ſein eigenes an, welches er ſo großmüthig für uns vergoſſen hat. Und damit ich noch mehr ſage: Siehe das Blut an, welches Jeſus Chriſtus für ihn vergoſſen hat.

Ihr Diener des Herrn, vollendet das heilige Opfer. Ihr Chriſten, verdoppelt eure Gelübde und euer Gebeth; damit ihn Gott zur Belohnung ſeiner Arbeit und Mühe, in den Aufenthalt der ewigen Ruhe aufnehme, und demjenigen im Himmel einen unaufhörlichen Frieden gebe, der uns auf Erden denſelben dreymal zuwege gebracht; und der, ob er wohl nichts beſtändiges, dennoch allezeit was ſuſſes und erwünſchtes geweſen.

Das IV. Hauptſtücke.

Von Trauerreden oder Parentationen.

§. I.

Dieſe Art von Reden iſt von den obigen faſt durch nichts anders unterſchieden, als daß ſie viel kleiner ſeyn müſſen; weil ſie auf Perſonen von geringerm Stande gehalten werden, von denen bey weitem nicht ſo viel zu ſagen iſt: Hernach, daß ſie auch allezeit nach dem Tode ſolcher Leute gehalten werden; da jene auch bey dem Leben der Helden, und hohen Häupter abgeleget werden können. Wollte jemand einwenden, daß dieſer Unterſchied nicht weſentlich genug ſey, eine beſondre Claſſe auszumachen; ſo bin ich völlig ſeiner Meynung. Allein wir bequemen uns der Schwachheit der Anfänger, die vor jedem neuen Namen erſchrecken, und ſo gleich denken, dieſes ſey abermal eine neue Art von Reden; davon ſie noch keine Regeln wüßten. Ich will alſo lieber ein Hauptſtücke mehr machen, als den Vorwurf haben, daß ich von einer gewiſſen Art üblicher Reden gar nicht gehandelt hätte.

§. II.

Es werden aber ſolche Trauerreden entweder nur im Sterbehauſe, vor den verſammleten Leichenbegleitern; oder gar in öffentlichen Gotteshäuſern, vor einer Menge Volkes gehalten, welches ſich auſſer jenen daſelbſt einfindet. Dieſer letztere Umſtand macht ſie ohne Zweifel weit feyerlicher; und ein Redner hat dabey ſchon mehr Urſache ſeine Kräfte anzuſtrengen. Je mehr Zuhörer er hat, deſto mehr Beredſamkeit kan er auch zeigen: Je gröſſer der Ort iſt, wo er redet, deſto mehr Nachdruck und Lebhaftigkeit muß er im Vortrage blicken laſſen. In einem engen Zimmer hergegen, und vor einer kleinen Anzahl von Leidtragenden und Leichenbegleitern, fällt alles mehr ins kleine. Die groſſen Bewegungen würden in ſo engen Schranken abgeſchmackt heraus kommen: Daher muß ſich ein Redner in die verſchiedenen Umſtände zu ſchicken wiſſen. Wo es aber gewöhnlich iſt, zwo Reden auf einen Verſtorbenen halten zu laſſen, da iſt es allerdings billig, den beſten und ſtärkſten Redner in der Kirche, den ſchwächſten aber in dem Trauerhauſe auftreten zu laſſen.

§. III.

Was nun die Einrichtung ſolcher Reden anbetrifft: So kommen fürs erſte die Anreden vor. Dieſe müſſen zuförderſt an die vornehmen und erbethenen Leichenbegleiter, ſo dann aber auch an die Leidtragenden gerichtet werden. Befänden ſich unter jenen fürſtliche

che oder gräfliche Standesperſonen, oder auch wohl auf hohen Schulen Rectores Magnifici: So müſſen dieſe zuerſt, mit den gehörigen Titeln und Ehrenworten genennet, alsdann aber erſt die übrigen mit kurzen Worten angehänget werden. Z. E. **Durchlauchtigſter Herzog, (oder Fürſt,) gnädigſter Herr, wie auch allerſeits nach Standes Gebühr Gnädige, Hoch und werthgeſchätzte Anweſende**: Oder, Hochgebohrner Reichsgraf, gnädiger Herr, wie auch ꝛc. Oder Rector Academiae Magnifice, wie auch ꝛc. Wären aber keine ſolche Perſonen vorhanden, die ſo merklich von allen übrigen Anweſenden, dem Range nach, unterſchieden wären: So wäre es billig die Leichenbegleiter nach Verſchiedenheit ihrer Würden anzureden, und die Leidtragenden mit zu benennen: Z. E. Hoch und wohlgebohrne, hochedelgebohrne, hoch und wohlgelahrte, hoch und wohledle, (oder wo obrigkeitliche Perſonen in Städten dabey ſind, hoch und wohlweiſe) nach Stand und Würden, höchſt und hochzuehrende Anweſende, oder Leichenbegleiter; wie auch allerſeits ſchmerzlich betrübte Leidtragende. Dieſes letztere anzuhängen iſt nun zwar gewöhnlich: Doch wäre es meines Erachtens beſſer, wenn es wegbliebe. Denn der Redner tritt im Namen der Leidtragenden auf, um den Leichenbegleitern zu danken, daß ſie den Verſtorbenen durch ihre Gegenwart beehret haben. Was iſt es denn nöthig dieſelben noch anzureden?

§. IV.

Was den Inhalt der Reden betrifft: So kan es nur zweyerley Fälle geben. Entweder es iſt von dem Verſtorbenen ſo viel gutes zu ſagen, daß man eine ganze Rede mit ſeinem Lobe anfüllen kan: Oder man muß ſeine Zuflucht zu einem allgemeinen Hauptſatze nehmen, der ſich auf die Leiche gewiſſer maaßen ſchicket. Jenes thut man gemeiniglich bey anſehnlichen und um das gemeine Weſen wohlverdienten Männern; dieſes aber meiſtentheils bey dem Frauenzimmer und jungen Leuten, auch wohl bey ſolchen Mannsperſonen, die nicht viel merkliches in ihrem Leben gethan haben. Wie man ſich nun in beyden Fällen zu verhalten habe, das iſt ſchon oben in den allgemeinen Regeln ausführlich abgehandelt worden. Es kömmt alles auf Erklärung und Beweiſe, der erwählten Hauptſätze an, die man nach Erfordern hier und da erläutert, und mit allerley ſchönen Einfällen und Lehrſprüchen ausputzet. Nur das iſt der Unterſchied, daß in rechten Lobreden, des Verſtorbenen gleich im Anfange Meldung geſchicht, wenn man die kurzgefaßte Lebensbeſchreibung giebt: In der anderen Art aber wird ſeiner allererſt nach geſchehener Ausführung des Hauptſatzes gedacht. Hier muß denn kürzlich eine Erzählung ſeiner guten Eigenſchaften, Tugenden und der merkwürdigſten Umſtände ſeines Lebens und Todes mit eingeſchaltet werden.

§. V.

Dadurch aber unterſcheiden ſich dieſe Trauerreden von Lobreden auf noch lebende Perſonen, daß man auch eine Klage über den Verluſt, den das Land, die Stadt, oder doch das Haus und Geſchlecht der Leidtragenden erlitten, anſtellet, und die Betrübten aufzurichten ſuchet. Allein bey beydem iſt eine Behutſamkeit nöthig. Man kan weder die Klage, noch den Troſt brauchen, wenn an dem Verſtorbenen nicht viel zu bedauren iſt, oder wenn niemand da iſt, der ſich um ihn grämen wird. Solche Leichen aber kommen nicht ſelten vor, und da thut ein kluger Redner wohl, wenn er kein groß Aufhebens machet. Denn denjenigen ſehr zu bedauren, den die Welt ſehr wohl hat entbehren können, das wird für eine ſatiriſche Verſpottung aufgenommen. Und die hinterbliebenen weitläuftig zu tröſten,

ſten, wenn ſie Gott danken, daß der Verſtorbene ſie einer Laſt überhoben; das heißt ſie verſpotten, und bey jedermann zum Gelächter machen. Wenn alſo dergleichen Fälle vorkommen: So bleibe der Redner lieber nur bey allgemeinen Betrachtungen, über die Sterblichkeit, über Zeit und Ewigkeit, über Tugend und Ehre, und über das dankbare Andenken, welches man ſeinen Todten ſchuldig iſt; als daß er unwahrſcheinliches Zeug vorbringet und ſeinen Zuhörern Gelegenheit zu lachen giebt.

§. VI.

Noch von den Eingängen ein Wort zu gedenken ſo iſt es hier vor allen Dingen nöthig, ſie von den gegenwärtigen Umſtänden her zu nehmen, und der Abſicht gemäß ſo beweglich und traurig, oder doch, ſo ernſthaft als möglich iſt, einzurichten. Es muß auch darinn bald anfangs der Name und ganze Titel des Verſtorbenen hergeſagt werden; wobey man kürzlich eine gute Abbildung von demſelben machen kan und ſoll. Uebrigens muß ein Redner hier durchgehends einen beweglichen Ton der Sprache, und einen langſamen Vortrag brauchen. Denn nichts ſteht in Trauerreden übler, als eine luſtige Erhebung der Stimme, oder eine übereilte Ausſprache. Dieſes iſt es alles, was ich von Leichenreden zu ſagen habe. Das übrige verſteht ſich aus den allgemeinen Regeln ſchon. Zu Exempeln will ich ein halb Dutzend von meiner Arbeit geben, die ich hier in Leipzig gehalten habe. Ich ſetze ſie nach der Zeitordnung, wie ich ſie gehalten habe; weil ich ihnen ſonſt keinen Rang zu geben weis. Sind ſie nicht vollkommen ſchön und prächtig: So iſt es kein Wunder. Es iſt viel leichter, daß der Held einen Redner und Dichter machet; als daß dieſe ſich einen Helden machen können.

Leichenrede, welche 1726. in der Paulinerkirche zu Leipzig gehalten worden.

Rector Academiae Magnifice,

Nach Stand und Würden hoch und wehrtgeſchätzte
zum theil auch höchſtbetrübte Anweſende.

Der ehrwürdige Anblick dieſer gottgeheiligten Stäte, der herzrührende Ton ſo vieler beweglichen Sterbelieder, ſammt der traurigen Todtenfarbe unſrer Kleidungen ſind Dinge, die einen ſolchen Eindruck in die Herzen der Menſchen machen; daß oftmals auch die ärgſten Sclaven der Eitelkeit dabey in Furcht und Schrecken gerathen. Um ſo viel mehr werden ſie alle, hochgeehrteſte Anweſende, empfindlich dadurch gerühret und alſo genugſam vorbereitet ſeyn, die Trauer und Gedächtnißrede mit Aufmerkſamkeit anzuhören, welche ich itzo der weiland Hochedlen und aller Tugend belobten Frauen, Frauen Dorotheen Schützin einer gebohrnen Schreiterin, vor einer ſo zahlreichen Menge von Zuhörern halten ſoll. Selbſt in dieſer anſehnlichen Trauerverſammlung ſcheinet die innere Gemüthsbeſchaffenheit aller Gegenwärtigen einem jeden gleichſam an die Stirne geſchrieben zu ſeyn. Andacht und Ehrfurcht, Mitleiden und Betrübniß, die Furcht vor dem Tode von einem, und das Verlangen nach demſelben von dem andern Theile; das ſind itzo die vornehmſten Leidenſchaften, ſo man faſt durchgehends aus allen Angeſichtern leſen kan. Mich ſelbſt überfällt ein heiliger Schauer, da ich an einem ſo ungewöhnlichen Orte, und bey einer ſo traurigen Begebenheit zum allererſtenmale reden ſoll. Wie vortheilhaftig würden alle dieſe Umſtände einem Trauerredner ſeyn, der ſich derſelben zu ſeinen Abſichten bedienen wollte? Und was könnte er ſeinen Zuhörern vor eine beſſere Gemüthsverfaſſung anwünſchen, um ihnen die Flüchtigkeit aller irrdiſchen Güter, den Unbeſtand aller weltlichen Hoheit, ſamt dem nichtswürdigen Scheine aller ſinnlichen Ergetzungen vorzuſtellen; und ſie dadurch von der Nichtigkeit dieſes zeitlichen Lebens zu überführen.

Allem Anſehen nach, iſt auch die Anzahl derer ſo geringe nicht, die ſich dergleichen erbauliche Betrachtung zu Nutze machen könnten. Obgleich Vernunft und Religion einig iſt, daß wir mehr Sorgfalt auf unſre Seelen als auf unſre Leiber wenden ſollen; obgleich uns Natur und Gnade vor den betrüglichen Scheingütern dieſer Welt warnet: So vergeſſen doch die meiſten Menſchen, daß ſie nur Menſchen ſind; oder wenn ſie ſich ja ihrer Menſchheit erinnern, ſo denken ſie doch nicht daran, daß ſie noch etwas mehr als Menſchen, ich meyne Chriſten ſeyn ſollten. Wer betrachtet wohl oft und ernſtlich genug die Hinfälligkeit ſeines zerbrechlichen Körpers? Wer erweget wohl die edle Natur ſeines unſterblichen Geiſtes? Man hänget ſein Herz an ein todtes Metall, an lebloſe Gebäude, an ganze Heerden unvernünftiger Thiere, ja an das glänzende Geſpinſte verächtlicher Würmer. Man vertiefet ſich in den empfindlichen Genuß ſinnlicher Beluſtigungen, deren Ueberfluß den Verſtand erſticket und das Hertze verzärtelt. Man vergaffet ſich endlich in die Ehre und Herrlichkeit der Groſſen dieſer Welt, deren Glanz aber nur die Augen der Unvernünftigen blendet. Wenn nun dieſe verirrte Gemüther nach vieler Beſchwerlichkeit und Mühe, den Port ihrer Glückſeligkeit erlanget zu haben vermeynen: So ſehen ſie endlich, wie ſchändlich ſie ſich betrogen haben. Der Reichthum geht entweder durch die Bosheit andrer Menſchen; oder durch ſeine eigne Hinfälligkeit zu nichte. Die Wolluſt nimmt ein Ende; und verwandelt ihren Nectar in eine gallenbittere Reue. Die Pracht fällt plötzlich zu Boden, und der ſogenannte unſterbliche Nachruhm verliert ſich endlich in den Abgründen einer ewigen Vergeſſenheit. Der Strom der Zeiten, deſſen Gewalt niemand hemmen kan, reiſſet alles mit ſich vorüber: Und ehe ſichs jene Liebhaber der Eitelkeit vermuthen; ſo ſtehen ſie ſchon an dem Schlunde des Grabes, wo die Zeit aufhöret, die unendliche Ewigkeit aber ihren Anfang nimmt.

Was dünkt ihnen nun hochgeſchätzte Anweſende! Soll ich fortfahren die Scheingüter dieſer Welt als was verächtliches; die Bemühung der Menſchen nach ihrem Beſitze, als was thörichtes, und die Sorgloſigkeit der Chriſten, im Abſehen auf ihre Seelen, als was unverantwortliches vorzuſtellen?

Die preiswürdigen Eigenſchaften unſrer hochſ. Frau. D. erfordert ein billiges Lob, und erlauben mir derowegen dieſes alles nicht. Diejenigen Trauerredner mögen die zum Ruhme ihrer Todten beſtimmte Zeit mit moraliſchen Betrachtungen zubringen, welche befürchten müſſen, durch falſche Lobſprüche die Laſter ihrer Verſtorbenen deſto ſichtbarer zu machen. Dieſe thun wohl daran, wenn ſie ihren Zuhörern durch keine unerträgliche Schmeicheleyen beſchwerlich fallen. Sie ſind zu loben, wenn ſie ſich ein Gewiſſen machen Scheintugenden vor wahrhafte auszugeben, als wodurch nur die Laſterhaften in ihrer Bosheit deſto mehr geſtärket werden. Und wie könnten ſie, die dadurch erſparten Augenblicke beſſer, als mit erbaulichen Sittenlehren hinbringen?

Gottlob! daß ich bey dem ruhmvollen Andenken unſrer hochſel. Fr. D. dergleichen Kunſtgriffe nicht nöthig habe. Sie alle, hochgeſchätzte Anweſende, ſie alle wiſſen es ſelbſt, daß unſre Todte ſich durch ihre ſonderbare Tugenden, ihr ganzes Leben hindurch, als eine rechtſchaffene Chriſtin erwieſen. Wie ſollte ſie denn nicht auch nach ihrem Tode zu wahrhaftigen Lobſprüchen Gelegenheit an die Hand geben? Ich ſage zu wahrhaften Lobſprüchen. Denn ferne ſey es von mir, daß ich dieſe Gott gewidmete Stäte mit ungegründeten Schmeicheleyen entweihen ſollte. So ſehr dieſer Frevel dem Geiſte der Wahrheit, der dieſen heiligen Tempel bewohnet, zuwieder iſt: So wohl gefällt es ihm, wenn wir die Früchte ſeiner Gnadenwirkungen allen Gläubigen zum Muſter der Nachfolge anpreiſen. So wiſſen ſie denn, was ſie ſich von meiner dermaligen Rede zu verſprechen haben. Die wohlſeel. Frau D. wird ihnen ſo abgebildet werden, wie ſie ihr Lebenlang beſchaffen geweſen. Sie werden an derſelben eine rechtſchaffene Chriſtin erblicken, welche ſich in ihrem Eheſtande als eine liebreiche Ehegattin, in ihrer Kinderzucht als eine vernünftige Mutter, in ihrem Hausweſen als eine treue Gehülfin ihres Eheherrn erwieſen hat: kurz, die im Leben und Sterben ein ungeheucheltes Kind ihres Schöpfers geweſen. In Wahrheit wichtige Dinge, welche nicht allein die Schwäche meiner Beredſamkeit unterſtützen werden, ſondern mir auch, meiner ungeübten Zunge ungeachtet, dero allerſeits geneigte Aufmerkſamkeit verſprechen können.

Weg dann von hier mit der eiteln Kunſt, welche die Menſchen nur um fremder Verdienſte halber erhebet! Weg mit den Lobſprüchen, welche man von den rühmlichen Thaten der uralten Vorfahren herholet, um den Mangel der Tugenden zu beſcheinigen, den man an ihren Nachkommen gern verhelen möchte. Was nützen die weitläuftigen Geſchlechtregiſter von lauter berühmten Voreltern, ſolchen unwürdigen Kindern, die durch ihr übles Verhalten ſelbſt leugnen, daß ſie von jenen entſproſſen ſind? Ich ſage dieſes nicht deswegen, als wenn unſre wohlſelige ſich ihrer Ankunft halber zu ſchämen hätte. Die anſehnliche Trauerverſammlung kennet ja das berühmte Schreiteriſche Geſchlecht, welches ſeinem Vaterlande ſchon von langer Zeit her, viel herrliche Dienſte geleiſtet. Sie wiſſen, hochgeehrteſte Anweſende, daß unſerer Hochſeligen Herr Vater und Großvater, beyde Doctoren der heiligen Schrift, beyde hochverdiente Lehrer evangeliſcher Gemeinen, beyde Superintendenten der anſehnlichen ſächſiſchen Stiftsſtadt Wurzen geweſen. Sie wiſſen endlich auch, daß es unter ihren Vorfahren Männer gegeben, die ſich durch ihre beſondre Verdienſte den Adelſtand, unter dem Namen der Herren von Erzſtein erworben haben: Wiewohl ſie aus rühmlicher Beſcheidenheit nachmals ein Bedenken getragen, ſich deſſelben zu bedienen. Was vor Veranlaſſung würde nicht dieſes alles zu weitläuftigen Lobeserhebungen geben, wenn ſich unſre Hochſelige Frau D. nicht mehr ihrer himmliſchen als irrdiſchen Abkunft halber glücklich geſchätzet hätte. Ihre leibliche Geburt, hatte ſie nur zu einer Tochter berühmter Vorfahren, gemacht: Ihre geiſtliche Wiedergeburt aber machte ſie zu einem Kinde des ewigen Gottes. Dieſer überirrdiſche Adel war ihr jederzeit von einem unſchätzbaren Werthe; ſonderlich weil er ſie tüchtig machte, in die chriſtlichen Fuſſtapfen ihrer gottſeligen Voreltern zu treten.

Die Erleuchtung des Verſtandes und die Reinigkeit der Sitten, ſind Dinge, die einem Chriſten ſo viel Mühe und Kampf koſten, unſrer Hochſeligen aber ſchien beydes gleichſam angebohren zu ſeyn. Ein innerlicher Trieb nach dem Erkenntniſſe unſerer heiligen Religion äuſſerte ſich bey ihr, ſo bald ihr zarter Verſtand nur fähig war daſſelbe zu faſſen. Und wie frühzeitig war er nicht dazu fähig? indem die Vernunſt ja bey ihr das reife Alter faſt nicht erwartete. Aus dem guten Erkenntniſſe floß die gute Beſchaffenheit ihres Herzens. Die Wiſſenſchaft der Chriſtenpflichten, die Neigung derſelben nachzukommen, und die Erfüllung derſelben, die waren bey ihr ſo verſchwiſtert, daß man ſie allezeit beyſammen; niemahls getrennt gefunden hat. Noch mehr; Ihre gute Eigenſchaften kamen zuweilen dem Unterrichte zuvor: Und wiewohl es ihr an einer guten Auferziehung nicht fehlte, ſo ließ doch ihr glückliches Naturell derſelben nur halbe Mühe. So kömmt der Höchſte ſeinen Auserwählten oft durch natürliche Gaben zu ſtatten, indem er ſie durch gute Neigungen als durch unſichtbare Seile auf den Weg leitet, der ſie zu ihrer ewigen Wohlfart führen ſoll.

Es war dahero kein Wunder, daß dieſe junge Pflanze, die Gott ſelbſt zum Gärtner hatte, gar bald an Tugenden fruchtbar wurde. Selbſt, das zarte Alter, dem man einige Liebe zur Eitelkeit zu überſehen pfleget: Selbſt die Tugend, deren Schwachheiten man wegen der wallenden Hitze ihres Geblütes ſo ſcharf nicht beurtheilet, wies bey ihr kein eitelgeſinntes Weſen, vielweniger ein Gemüthe ſo zu Ausſchweifungen geneigt wäre. Ihre jungfräuliche Jahre zeigten einen geſetztern Geiſt, als viele in ihrem männlichen Alter an ſich ſpüren laſſen. Man ſah an ihr eine Frömmigkeit, die in allem Anliegen ihre Zuflucht zu Gott nahm; eine reine Unſchuld, die ſich keiner Laſterflecken bewuſt war; eine ſittſame Beſcheidenheit, die ſich allezeit in den Schranken einer ſtrengen Tugend erhielte; eine wahre Klugheit, welche das wahre vom falſchen, und das ſchätzbare von dem nichtswürdigen genug zu unterſcheiden wuſte; und eine unermüdete Aufmerkſamkeit, einem jeden dasjenige zu leiſten, was ſie ihm ſchuldig war. Hier war kein leerer Schein einer fälſchlich angenommenen Sittſamkeit; kein bloſſer äuſſerlicher Wohlſtand, der oft als ein betrüglicher Firniß die Lücken aller jungfräulichen Tugenden verdecken muß: Nein, ein rechtſchaffenes Herz, dergleichen ſich für eine wahre Chriſtin, für eine würdige Tochter eines evangeliſchen Predigers, und für eine künftige Braut eines wackern Gottesgelehrten ſchickete.

Iſt es was löbliches, wenn Lehrer chriſtlicher Gemeinen nicht nur ſelbſt, ſondern mit allen ihren Angehörigen ein Fürbild ihrer geiſtlichen Heerden ſeyn: Wie wohl hat denn unſer hochbetrübter Herr Wittwer damals gewählet, als er ſich die tugendhafte Jungfer Schreiterin zur Ehegattin auserſehen! Mich dünkt die redliche Wehmuth überfällt hier ſein Herz, wenn er an ſein damaliges Vergnügen gedenket: Und ich müſte ſeine ganze Beredſamkeit beſitzen, wenn ich dieſelbe recht vorſtellig machen wollte. Geht nur hin, ihr lüſternen Augenfreyer, und holet euch mit einer ſchönen Helena unzähliges Unglück ins Haus. Geht nur hin, ihr Geld- und Ehrgeizigen Liebhaber, und raubet nebſt einem goldenen Vließe eine grimmige Zauberin Medea. Euer gewiſſeſter Brautſchatz wird eine unglückliche und höchſt misvergnügte Ehe ſeyn. Wohl dem, der mit dem itzigen hochbetrübten Herrn Wittwer eine gottſelige Ehegattin ſuchet, das geſuchte findet, und des gefundenen in einem vergnügten und langwierigen Eheſtande genieſſet.

Damals, hochgeſchätzte Anweſende, fieng unſre ſeelige Frau Doctorin an, ſich als eine liebreiche Ehegattin zu erzeigen. Stellen ſie ſich einen Diener des Evangelii vor, der einer groſſen Gemeine den Weg zum Leben zeigen ſoll. O was vor Mühe gehört nicht zu dieſem wichtigen Amte! Was vor

Sorgfalt und Klugheit iſt nicht vonnöthen, die jungen Lämmer mit zarter Milch, und die erwachſenen Schaafe mit ſtärkerer Speiſe zu nähren. Was vor Kräfte koſtet es einem eifrigen Seelſorger, den Abend mit Betrachtung der Heil. Schrift, die Nacht mit Nachſinnen, den Morgen mit Bethen und den ganzen Tag mit ſchweren Amtsgeſchäfften zuzubringen. Und was vor Zeit gehört nicht dazu, die Unwiſſenden zu unterrichten, die Wachſenden zu ſtärken, die Schwachen zu tragen, die Geängſteten zu tröſten, die Sichern zu ſchrecken, die Verirrten zurecht zu bringen, die Kaltſinnigen zu ermuntern, die Verwundeten zu heilen, die Gottloſen zu ſtrafen, und die Starken mehr und mehr im guten zu bekräftigen. Warlich, Menſchenkräfte ſcheinen hierzu faſt unzulänglich zu ſeyn; wenn nicht eine höhere Kraft in dem ſchwachen mächtig iſt, oder treue Gehülfen die ſinkenden Arme Moſis unterſtützen. Und wo hätte wohl eine zärtliche Ehegattin mehr Gelegenheit ihr liebreiches Herz an den Tag zu legen, als in dieſen Umſtänden? Das that nun unſre wohlſelige Frau Doctorin mit dem gröſſeſtem Eifer. Sie erqvickte ihren Eheherrn unter der Laſt ſeiner Sorgen. Sie linderte den überhäuften Kummer ſeines Herzens durch ihre Freundlichkeit. Oft trocknete ſie den Schweiß von ſeinen Wangen, den ihm ſeine Amtsgeſchäfte reichlich auspreſſeten. Sein Vergnügen war ihre einzige Freude; ſeine Betrübnis war ihre gröſſeſte Qvaal: Und wie gerne hätte ſie einen Theil ſeiner Bürde auf ſich genommen; wenn ſolches nur auf irgend eine Weiſe möglich geweſen wäre.

Wiewohl was hier nicht möglich war, das erſetzte ſie in andern Stücken, ich meyne in der Kinderzucht und in dem übrigen Hausweſen. Der Urheber des Eheſtandes ſtrafet oftmals gottloſe Eltern mit einer immerwährenden Unfruchtbarkeit: Weil er wohl vorher ſieht, daß ſie nur ihres gleichen zeugen, gebähren und erziehen würden. Hingegen ſeegnet er auch die Familie eines frommen Abrahams mit Erben die der Zahl der Sterne gleich kommen: Weil er weis, daß er ſeinen Kindern und ſeinem Hauſe nach ihm eine rechtſchaffene Frömmigkeit anbefehlen werde. Urtheilen ſie nun daraus, hochgeſchätzte Anweſende, was Gott einer ſo tugendhaften Mutter, als unſre Hochſelige Frau Doctorin geweſen, vor Pfänder ſeiner Liebe werde anvertrauet haben. Fünf wohlgeartete Töchter und zwey hoffnungsvolle Söhne ſind die ſieben Proben der göttlichen Gnade in ihrem Eheſtande geweſen: Gleichſam als wenn ihr Haus, welches eine rechte Schule der Weisheit war, eben ſo wohl auf ſieben Seulen ruhen ſollen, als jenes, ſo ſich die himmliſche Weisheit gebauet. An dieſen ihren Leibesfrüchten bekam ſie allererſt die rechte Gelegenheit dasjenige gute fortzupflanzen, welches ſie in ſich ſelber vorhin gepflanzet hatte. Hausväter ſind oftmals nicht im Stande für die Auferziehung der Ihrigen alle Sorgfalt zu tragen, die dazu gehöret. Ihre Amtsgeſchäfte rufen ſie auch das gemeine Weſen, den Staat und die Kirche zum Augenmerke ihrer Klugheit zu machen. Alsdann fällt wohl der meiſte Theil der Kinderzucht auf kluge Mütter zurücke: Und hierinnen iſt unſre Hochſelige recht unvergleichlich geweſen.

Tretet her, ihr nachläßigen Frauen, die ihr durch eine thörichte Affenliebe die Eurigen verzärtelt, ihren Leibern zwar nichts, aber den unſchuldigen Gemüthern faſt alles fehlen laſſet; tretet her und nehmet an dieſer vernünftigen Mutter ein Exempel. Wie ernſtlich ließ ſie ſich angelegen ſeyn, ſchon in der zärteſten Kindheit die verkehrten Neigungen ihrer Säuglinge zu dämpfen, und das Unkraut der Laſter ſchon in ſeinen erſten Knoſpen auszujäten! Einen ſchönen und geſchickten Leib hielte ſie für nichts, wenn nicht eine ſchöne Seele denſelben bewohnen ſollte Darum ließ ſie es den Ihrigen, auch ſo gar von weiblichem Geſchlechte, an einem ſorgfältigen Unterrichte nicht mangeln. Der Verſtand wurde in den Grundſätzen des evangeliſchen Glaubens, ja in allerhand Sprachen, Künſten und Wiſſenſchaften geübet; der Wille aber durch eine gute Zucht und durch löbliche Exempel zur Gewohnheit im Guten gebracht, ehe das Böſe des menſchlichen Herzens recht rege werden konnte. Sie hielte es vor was geringes, wenn ein Frauenzimmer nichts mehr als Handarbeit verrichten kan; die von ihren Bedienten oft noch beſſer als von ihnen ſelbſt verfertiget wird, und doch mehrentheils nur zur Beförderung der Eitelkeit dienet. Doch was mache ich davon viel Worte? Die Proben dieſer ſo herrlichen Kinderzucht, welche in ihren wohlgerathenen nunmehro mutterloſen Weyſen ſo klar in die Augen fallen, legen das beſte Zeugniß davon ab: Und es iſt gewiß, daß dieſelben ihre Dankbarkeit vor dieſe gute mütterliche Anführung, nicht eher als mit ihrem Leben werden erlöſchen laſſen.

Ich hätte noch viel zu ſagen, hochgeſchätzte Anweſende, wenn ich das ganze Hausweſen unſrer ſeligen Frau Doctorin und ihre in demſelben erwieſene Klugheit gebührend vorſtellen ſollte. Ich werde aber mit wenigem ein vieles ſagen, wenn ich erwähne, daß man jederzeit an ihr wahrgenommen, eine Reinigkeit ohne Pracht; eine Sorgfalt ohne ein ängſtliches Mistrauen, eine Sparſamkeit ohne Geiz, eine Freygebigkeit ohne Verſchwendung, einen Ernſt ohne Grauſamkeit, eine Liebe ohne Niederträchtigkeit, eine Sanftmuth ohne Unempfindlichkeit und eine chriſtliche Zufriedenheit, ohne ein ſorgloſes und ſicheres Weſen, welches die beſten Familien zu Grunde richtet. Doch auch dieſes iſt noch zu wenig geſagt. Denn wo bleibet ihre ungeheuchelte Demuth, ihre milde Wohlthätigkeit gegen die Armen, ihre Liebe zu Gottes Wort, ihre unaufhörliche Geduld, dadurch ſie manchen Zufall mit ſtandhafterm Gemüthe ertragen, als wohl weibliche Kräfte zu verſprechen geſchienen.

Dieſes letzte, hochgeſchätzte Anweſende, iſt eben dasjenige, wodurch die Hochſelige ſich als eine großmüthige Heldin erwieſen. Wie groß war ihre Gelaſſenheit, die ſie in manchem böſen Stündlein an ſich ſpüren laſſen! Der Tod ihres wehrteſten Herrn Vaters, und der Hintritt zweyer von ihren ehelichen Liebespfändern, waren Begebenheiten, die auch männliche Herzen niederſchlagen konnten. Und dennoch hat unſre Hochſelige ſie mit Geduld überſtanden. Doch was waren dieſe vorüberfliehende Wolken gegen das beſtändige

Kreuz, ſo ſie an ihrem ſchwachen Leibe allezeit herum tragen muſte? Die heftigſten Krankheiten ſind nicht die ſchwerſten; denn ſo bald ſie entſtehen, ſo bald vergehen ſie auch wieder. Die langwierigen matten einen ſiechen Körper weit empfindlicher ab, und verleiten oft die beſten Chriſten zur Ungeduld. Doch weit gefehlt, daß ſie es bey unſrer Hochſeligen ſo weit gebracht hätten: Sie dienten ihr nur zu deſto gröſſerer Uebung in allen chriſtlichen Tugenden. Der bekannte Seelenſchatz eines groſſen Lehrers unſerer Kirchen kan zeigen, wievielmal ſie ſeine Blätter umgeſchlagen, ja mit ihren Thränen benetzet: Ihr unſträflicher Wandel hergegen hat gewieſen, wie viel ſie aus demſelben gelernet. Ihr beſter Troſt aber in allem Leiden, war die Erinnerung des Leidens, ſo der Anfänger und Vollender unſers Glaubens, Jeſus ausgeſtanden. Ich weis, hochgeſchätzte Anweſende, ich weis daß man dieſes von vielen Verblichenen aus bloſſer Gewohnheit gerühmet: Ich weis aber auch gewiß, daß es bey unſrer Hochſeligen mit Grunde der Wahrheit geſchehen kan. Wäre dieſes nicht, warum hätte ſie ſich in ihrem letzten gewünſchet, in der Woche zu ſterben, in der ihr Erlöſer geſtorben? Warum hätte ſie ein Verlangen getragen, an dem Tage begraben zu werden, an welchem der Herr des Lebens ins Grab geleget worden? Warum hätte Gott endlich ihren Wunſch erhöret und beydes wirklich geſchehen laſſen, wenn ſie einer ſolchen Gnade ganz unwürdig geweſen wäre?

Nun ſo ruhe ſie denn ſanft, Hochſelige Frau Doctorin! Ihr ruhmvolles Andenken wird, ſo lange Leipzig ſtehet, im Segen bleiben. Alle fromme Prieſter werden ſich ſolche Töchter, alle rechtſchaffene Gottesgelehrte ſolche Ehefrauen, und alle verſtändige Kinder ſolche Mütter wünſchen, als ſie geweſen. Das iſt Ehre genug vor ſie in dieſer Welt: Die ewige iſt ihr bereits von den Händen ihres Erlöſers zu Theile geworden. Ich unterſtehe mich nicht, die hinterbliebenen Leidtragenden zu tröſten. Der geiſtreiche Mund eines berühmten Gottesgelehrten hat dieſes mit beſſerm Nachdrucke ins Werk zu richten gewuſt, als meine ungeübte Zunge ſolches thun würde. Zu ihnen wende ich mich, hochgeſchätzte Anweſende, und ſage denenſelben im Namen der hochbetrübten Leidtragenden allen erſinnlichen Dank, daß ſie der Hochſeligen Frau Doctorin, durch dero Gegenwart die letzte Ehrenbezeigung erweiſen wollen. Es trägt ſehr viel zu ihrer aller Befriedigung bey, eine ſo zahlreiche Trauerverſammlung allhier zu ſehen: Denn daraus ſchlieſſen ſie ganz deutlich, daß ſich noch mehr chriſtliche Herzen gefunden, die den frühzeitigen Tod unſrer Hochſeligen bedauren. Ja ſie wünſchen nichts mehr, als das ihnen bald freudige Begebenheiten begegnen mögen, daran ſie gleichen Theil zu nehmen nicht ermangeln werden ꝛc. Ich ſchlieſſe mit dieſer lehrreichen Anmerkung, daß die wahre Tugend, uns nicht nur an Fürſtenhöfen, nicht nur im Felde, nicht nur auf Rathhäuſern und Gerichtsſtuben; kurz, nicht nur unter Männern, ſondern ſelbſt unter dem weiblichen Geſchlechte ſo manches Muſter vorzuſtellen pfleget; welchem nachzufolgen es auch Männern rühmlich iſt. Wohl uns allen, wenn wir uns dieſelbe auch zur Aufmunterung dienen laſſen!

Trauerrede,

Auf die ſelige Frau Doctor Reichelin.

Nach Stand und Würden allerſeits hoch und werthgeſchätzte Leichenbegleiter.

Der Menſch ſtrebet natürlicher Weiſe nach einer gewiſſen Hoheit und Größe. Und überhaupt kan man dieſes an ihm nicht misbilligen. So viel herrliche Vorzüge ihm der Urheber aller Dinge vor tauſend andern Geſchöpfen ertheilet hat: So viel deutliche Proben haben wir, daß derſelbe allerdings nichts ſchlechtes aus ihm habe machen wollen. Iſt nicht der wunderbare Bau ſeines Körpers ein rechtes Meiſterſtücke der allervollkommenſten Weisheit? Iſt nicht ſeine vernünftige Seele ein recht würdiger Einwohner dieſer ſo anſehnlichen Behauſung? In Wahrheit, wenn man gleich nur dieſes letztere allein anſiehet: So übertrift die Hoheit der menſchlichen Natur alles, was wir auf dem ganzen Erdboden groſſes und ſchätzbares antreffen.

Iſt nun der Menſch wirklich zu etwas groſſem erſchaffen: So kan man es ihm auch nicht verdenken; daß er diejenige Hoheit wirklich zu erlangen ſuchet, wozu ihn ſein Schöpfer beſtimmet hat. Nur das einzige wäre zu wünſchen, daß diejenige Hoheit nach welcher man insgemein ſtrebet, eine wahrhaftige Hoheit, und Größe ſeyn möchte. Allein, ein ſchädlicher Irrthum verblendet leider! dieſer edlen Creatur die Augen, daß ſie ihres rechten Zweckes verfehlet, und an ſtatt ihre Erhöhung zu befördern, unvermerkt nach ihrer Erniedrigung ſtrebet.

Es iſt bekannt daß Gelehrſamkeit und Gewalt die beyden Gattungen der Größe ſind, nach welchen die Welt zu allen Zeiten geſtrebet hat. Die Helden haben ſich gleichſam mit den Gelehrten darein getheilet; ſo daß jene die Macht und Gewalt vor ſich behalten, dieſen aber die Wiſſenſchaft und das Erkenntniß überlaſſen haben. Beyde haben in dieſen Stücken ihre rechte Hoheit geſucht: aber dieſelbe nicht darinnen gefunden. Denn wenn ſie endlich alle Macht und alle Gelehrſamkeit erlanget hatten, die ſie zu ihren Zeiten, und nach ihren Umſtänden nur erreichen konnten: So geſtunden doch am Ende ſelbſt die Klügſten unter ihnen, daß alle ihre Gröſſe nur eine Scheingröſſe, und alle ihre Hoheit nur eine eingebildete Hoheit geweſen wäre.

Vielleicht wird es ſie Wunder nehmen, allerſeits hoch und werthgeſchätzte Anweſende, daß ich bey dem betrübten Leichbegängniſſe der weiland hochedlen mit aller Ehr und Tugend hochbegabten Frauen, Frauen **Gertraud Sophien Reichelin**, einer gebohrnen **Ludewigin**, welche zu ihrer Ruhekammer zu begleiten ſie insgeſammt erſchienen ſind; von der Größe und Hoheit der Menſchen zu reden angefangen. Und dieſes um ſo viel mehr, da man insgemein dafür hält, das weibliche Geſchlecht ſey am allerwenigſten zu groſſen und hohen Dingen gebohren. Ich will itzo nicht aus den Geſchichten die Exempel berühmter Weibesbilder anführen; die in der That eben ſo viel Hoheit und Gröſſe an ſich blicken laſſen, als die beruffenſten Mannsperſonen. Ich erinnere nur dieſes, daß dieſes unbillige Urtheil von einer ganzen Helfte des menſchlichen Geſchlechts bloß daher entſtanden ſey; weil man eine falſche Hoheit vor die wahre angeſehen hat. Wir Chriſten wiſſen, daß die rechte Hoheit der Seelen, und die wahre Größe des Gemüths in einer rechtſchaffenen Gottesfurcht beſtehet. Und da mir dieſes zu erweiſen nicht ſchwer fallen kan; ſo wird es auch ſehr leicht ſeyn zu zeigen, daß unſre hochſelige Frau Doctorin der wahren Hoheit und Größe, die ein Menſch in der Sterblichkeit erlangen kan, theilhaftig geweſen.

Zwar; wenn die Furcht Gottes, von welcher ich itzo handeln will, eine Furcht von gemeiner Gattung wäre: So würde man ſichs kaum einbilden können, daß die Hoheit eines Menſchen in derſelben beſtehen ſolle. Je furchtſamer ſonſt jemand iſt; deſto kleinmüthiger nennet man ihn: Und je weniger ſich ein herzhafter Menſch fürchtet, deſto großmüthiger wird er geheiſſen. Allein die Furcht Gottes iſt eine Furcht von ganz andrer Natur. Sie führt keine Angſt und Bangigkeit vor dem Gefürchteten mit ſich: ſondern Ehrerbiethung und Hochachtung ſind ihre unzertrennliche Eigenſchaften. Sie zittert und bebt nicht vor Gott, wie ein Sclave vor ſeinem Tyrannen; wie ein Uebelthäter vor ſeinem ſtrafenden Richter; wie ein Ueberwundener vor ſeinem trotzigen Sieger. Nein, ſie unterwirft ſich nur demſelben, wie treue Unterthanen ihren gütigen Regenten: Sie verehret ihn, wie vernünftige Jünglinge weiſe Alten: Sie liebet ihn endlich wie ein wohlgeartetes Kind ſeinen zärtlich geſinneten Vater. Und mit einer ſolchen Furcht Gottes ſteht nichts beſſer zuſammen, als die wahre Hoheit und Größe, die ein Menſch zu erlangen fähig iſt.

Derjenige iſt eigentlich wahrhaftig groß zu nennen, der ſowohl am Verſtande, als am Willen groß iſt; und alſo Gott ähnlich wird, der zu gleicher Zeit die höchſte Weisheit, und die höchſte Macht beſitzet. Wer ſeine Hoheit in etwas anderm ſuchet; oder auch die beyden weſentlichen Theile der wahren Hoheit von einander trennet; der verfehlet des rechten Zweckes; und äffet ſich ſelbſt durch ſeinen Irrthum. Die wahre Größe des Verſtandes beſtehet in der Weisheit: Und dieſe iſt allezeit mit der Größe des Willens; das iſt mit der wahren Tugend verbunden. Die Größe des Willens aber iſt niemals ohne die Größe des Verſtandes: Denn da allererſt, wo die wahre Weisheit zu finden iſt, können die Kräfte des Willens recht angewendet werden. Nun aber iſt die Gottesfurcht eine ſolche Tugend, die den Verſtand mit einem Erkenntniſſe der edelſten Dinge, und den Willen mit einer Tugend ausrüſtet, welche das allerſchwerſte auszuführen vermag. Sollte ſie denn nicht die wahrhafte Hoheit und Größe eines Menſchen ausmachen können?

Die Wiſſenſchaft der Menſchen bekümmert ſich oft um ganz ſchlechte und nichtswürdige Dinge. Man bemühet ſich ferner um ein hiſtoriſches Erkenntniß von den Meynungen der Weiſen und Thaten der Völker; und glaubet ſehr groß am Verſtande geworden zu ſeyn, wenn man ſein Gedächtniß vor andern damit angefüllet hat. Allein was iſt dieſe Gattung der Gelehrſamkeit anders, als ein todtes Verzeichniß von den Irrthümern und Thorheiten der Menſchen? Solche Gelehrte wiſſen nach unendlichen Bemühungen zwar, was das menſchliche Geſchlecht zu allen Zeiten gethan und gedacht hat; nicht aber, was es hätte denken und thun ſollen. Andre gehen in der Bemühung nach der Hoheit ihres Verſtandes noch einen beſſern Weg. Sie ſtreben nemlich nach einem gründlichen Erkenntniße der Wahrheit. Sie unterſuchen die Gründe aller Dinge, und erforſchen die Urſachen alles deſſen, was ſie glauben und thun ſollen. Allein was vor enge Schranken ſind leider! ihrem Verſtande darinnen geſetzt? Wie wenige Dinge können ſie recht ergründen? Wie ungewiß bleibt ihre meiſte Wiſſenſchaft? Die Mishelligkeit ihrer Lehren giebt dieſes genugſam zu verſtehen: Und das ſind allezeit die Gelehrteſten unter ihnen, die am beſten ihre Unwiſſenheit erkennen gelernet.

Um wie viel höher ſchwinget ſich alſo der Verſtand eines wahren Gottesfürchtigen; wenn er ſich mit nichts ſo ſehr, als mit dem Erkentniſſe der ewigen Gottheit beſchäfftiget. Sobald ihn die einhellige Stimme aller Creaturen überführet hat, daß nothwendig ein Gott ſey; ſo ergiebt er ſich gänzlich der Betrachtung dieſes allervollkommenſten Weſens. Er verbeſſert dasjenige aus der Offenbarung, was er aus der Natur von den Eigenſchaften und dem Willen Gottes nicht vollkommen hat begreifen können. Hier bewundert er Gottes Größe und Güte, ſeine Macht und Weisheit, ſeine Heiligkeit, Liebe und Gerechtigkeit. Er verehret ſeine väterliche Vorſehung: Er bewundert auch die Mittel, welche ihm vorgeſchrieben worden, um ihn zu einer ewigen Glückſeligkeit zu führen. Dieſe wichtige Dinge beſchäfftigen den Verſtand eines Gottfürchtigen. Dieſes iſt ſeine Weisheit, dadurch ſein Gemüth einer wahrhaften Hoheit und Größe theilhaftig wird.

Was ſoll ich von der Größe des Willens ſagen; oder von der Tugend eines Gottfürchtigen, dadurch er ſich über die allerſtärkſten und mächtigſten Dinge zum Herrn macht? Die Großen und Hohen dieſer Welt ſuchen ja auch wohl, ſich andre Leute unterwürfig zu machen. Sie brauchen Liſt und Macht, Gelindigkeit und Gewalt, Belohnungen und Strafen, Liebe und Furcht, um ſich eine Hoheit zuwege zu bringen. Allein vergebens! Zwingen ſie andre tyranniſcher Weiſe ihnen zu gehorſamen: So fürchtet ſich zwar alles vor ihnen; alles fällt vor ihnen nieder; alles bethet ſie an: Aber ſie müſſen ſich hinwiederum vor ihren eigenen Unterthanen fürchten. Sie ſind in ihren eigenen Feſtungen nicht ſicher. Sie trauen ihren eigenen Trabanten nicht, und können in wohlverwahrten Schlöſſern und verriegelten Zimmern nicht ruhig ſchlafen. Elende Hoheit der Tyrannen, welche ſie zu Sclaven ihrer verächtlichſten Sclaven macht! Suchen ſich andre durch Güte und Gelindigkeit über andre zu erheben: So müſſen ſie ſich erſtlich durch ein niederträchtiges Schmeicheln, durch Geſchenke und Willfährigkeit denen unterwerfen, über welche ſie ſich doch erheben wollen. Was iſt nun das vor eine eitle Gröſſe, die ſich ſelbſt erniedrigen muß, um nur Unvorſichtigen durch den Schein der Hoheit ein nichtiges Blendwerk zu machen.

Weit gröſſer macht die Gottesfurcht den Willen eines Menſchen durch die Tugend, wenn ſie ihm das Vermögen giebt, ſeine Affecten zu dämpfen, und ſo gar den ſtärkſten unter allen Feinden, ich meyne den Tod, zu beſiegen. Beydes thut ſie durch die kräftige Ueberzeugung ihres Verſtandes, daß alles was in der Welt geſchiehet, von dem allergütigſten und weiſeſten Schöpfer herrühre. Keine Wahrheit iſt ſo vermögend das ungeſtüme Weſen der Begierden zu beruhigen, als eben dieſe. Wie kan bey demjenigen eine Leidenſchaft ſtark werden, der allezeit als in den Liebesſeilen Gottes wandelt? Die Liebe und Ehrerbiethung vor demſelben dämpfet ja alle unordentliche Begierden, ehe ſie noch zu Kräften kommen können. Und alſo wird weder Hochmuth noch Geldgeiz, weder Wolluſt noch Unempfindlichkeit in einem Herzen Wurzel faſſen, wo einmal die Furcht des Höchſten bekklieben iſt. Bezwinget nun ein Gottesfürchtiger ſeine Affecten: So beſieget er auch ſelbſt den Tod. Dieſes iſt ein Feind, vor deſſen Anblicke oft die gröſſeſten Helden und mächtigſten Fürſten erſchrocken ſind; ein Feind, deſſen bloſſes Andenken manchen eingebildeten Groſſen ſeiner Schwachheit überführet hat. Ein Gottfürchtiger aber erwartet ihn täglich, ja ſtündlich mit aller Gelaſſenheit: Und wenn er ſich einſtellet, ſo empfängt er denſelben mit einer ruhigen Großmuth. Er gehet den Kampf ein; und wenn man nun nicht anders denkt, als daß er bezwungen worden und untengelegen: So ziehet er, als ein triumphirender Sieger, in die Ehrenburg der ſeligen Ewigkeit ein.

Wollte Gott! daß ich nur itzo dieſe wahre Hoheit und Gröſſe eines Chriſten nicht an dem Exempel unſrer hochſeligen Frau Doctor Reichelin zeigen dörfte! Oder da dieſes ohne Zweifel zu ihrem Ruhme gereichet: Wollte Gott, daß ich es lieber bey ihrem Leben, als nach ihrem Tode, zu thun Gelegenheit gehabt hätte! Wer bedauret nicht unter ihnen, hochgeſchätzte Anweſende, einen ſo frühzeitigen, einen ſo unverhofften, einen ſo ſchmerzlichen Hintritt unſer Hochſeligen? Wer iſt wohl ſonſt mit den anſehnlichen Ludoviciſchen und Ittigiſchen Häuſern ſo wenig verwandt, und bey fremden Trauerfällen ſo unempfindlich, der die Leiche eines Frauenzimmers ohne Wehmuth und Mitleiden anſehen könnte, welches ſo frühzeitig aus den Armen ihres Ehemannes geriſſen werden. Nein, ich traue dieſe unmenſchliche Härtigkeit keinem einzigen zu. Ich weis, daß alle Einwohner dieſer Stadt, denen dieſer unvermuthete Todesfall zu Ohren gekommen, Merkmaale einiger Betrübniß an ſich haben blicken laſſen. Was iſt es denn Wunder, daß der höchſtbekümmerte Herr Wittwer faſt in Thränen zerflieſſet? Was Wunder, daß die vornehmen Eltern ihre zärtlich geliebte Frau Tochter; das ſämtliche hochbetrübte Geſchwiſter und die übrigen Anverwandten dieſen Riß in ihrer Familie bitterlich beweinen? Ferne ſey es von uns, daß wir ihnen dieſe ſo gerechte, dieſe ſo billige Thränen verbiethen ſollten. Nein, weinen ſie nur, hochbetrübte Leidtragende! weinen ſie nur: Denn ſie haben Urſache genug dazu. Ihr Verluſt iſt groß; alſo iſt er auch beklagens werth. Sie haben eine Ehegattin, eine Tochter, eine Schweſter, eine Blutsfreundin verlohren; welche ihrer Tugenden halber wohl ein längeres Leben verdienet hätte. Doch nein, weinen ſie nicht; denn die Hochſelige hatte allbereit die wahrhafte Hoheit und Gröſſe einer Chriſtin erlanget.

Viele Trauerredner ſehen ſich genöthiget ihre Todten um ſolcher Tugenden halber zu loben, von welchen ſie nichts mehr mit Grunde der Wahrheit behaupten können, als daß ſie dieſelben hätten beſitzen ſollen. Und in ſolchen Gelegenheiten wird ihre ganze Beredſamkeit zu ſchanden. Sie mögen ſagen was ſie wollen: Ihre Zuhörer verhärten ſich deſtomehr, nichts von demjenigen zu glauben, was ſie hören. So ſehr ſchwer iſt es, diejenigen nach dem Tode tugendhaft zu machen, die es in ihrem Leben nicht geweſen ſind. Ich hingegen befinde mich itzo in ſo glücklichen Umſtänden, daß ich nicht in den geringſten Verdacht eines Schmeichlers zu gerathen beſorgen darf, wenn ich gleich ſage: Daß unſre hochſelige Frau Doctorin, ein Muſter eines gottfürchtenden Frauenzimmers geweſen ſey. Ich ſehe es an ihren Augen, allerſeits hochgeſchätzte Anweſende, daß ihre Gedanken allhier meinen Worten zuvor kommen. Iſt es nicht ſo? Sie erinnern ſich insgeſamt des ſtillen, ſittſamen jungfräulichen Wandels, den unſre Hochſelige von Jugend auf geführet. Ich darf ſie alſo nicht allererſt auf die verfloſſenen Zeiten zurück führen und ſie von einer Sache überzeugen, davon ſie ohne dem ſchon überzeuget ſind. Nur mit euch will ich reden, ihr Splitterrichter, die ihr mit eurer boshaften Zunge alles beflecket: Mit euch, die ihr an dem unſchuldigſten was zu läſtern findet: Mit euch, denen die Tugend ſelbſt nicht tugendhaft genug ſeyn würde; wenn ſie ſich in menſchlicher Geſtalt unter uns ſehen ließe. Sagt mir, was habt ihr an unſrer vormaligen Jungfer Ludewigin vor Fehler gefunden? Ihr ſchweiget, und eure Geſichter erröthen vor Scham. Und ſeht, dieſes euer Stillſchweigen und dieſe eure Schamröthe iſt der ſtärkeſte Beweis ihrer wahren Gottesfurcht.

Es iſt in der That nichts geringes, wenn ein junges Frauenzimmer mitten in denen Zeiten, da die Eitelkeit und Wolluſt alles überſchwemmet, unbefleckt bleibet. Es iſt was ſeltenes, wenn ein ſchwaches Werkzeug, und zwar in früher Jugend, ihre Seele zum Sitze der wahren Hoheit, ihr Herz zum Aufenthalte einer chriſtlichen Größe macht. Und das geſchah bey unſrer Hochſeligen. Die vernünftige Auferziehung ihrer werthen Eltern hätte nirgends beſſer anſchlagen können, als bey ihr. Sie erlangte die wahre Weisheit der Chriſten, das Erkenntniß Gottes in denen Jahren, welche insgemein den Lüſten der Welt aufgeopfert werden. Man ſah ſie daher in keiner Beſchäfftigung eifriger, als in den Uebungen der Gottesfurcht. Und daraus entſtund ihr kindlicher Gehorſam, ihre Sittſamkeit, ihre Demuth, ihre Häuslichkeit, ihre Sanftmuth und ihre Leutſeligkeit gegen alle, die dieſes angenehme Frauenzimmer zu kennen Gelegenheit hatten.

Ich kan mich hier auf keinen glaubwürdigern Zeugen beruffen, als auf ſie ſelbſt, hochbetrübter Herr Wittwer. Iſt es nicht ſo, daß ihnen die itzt erwähnten Tugenden unſrer ſelig erblaſſeten Frau Doctorin die erſten Funken der Liebe ins Herz geworfen haben? Warum hatte ihnen unter ſo vielem Frauenzimmer, welches ſie jemals geſehen und gekannt hatten, keines mehr gefallen, als eben die hochſelige Frau Doctorin? Ach! ich weis es gewiß, ihr Herz iſt mit mir eins: Woferne nur die gegenwärtige Traurigkeit ſie nicht hindert, an die damalige vergnügteſte Zeit ihres Lebens zu gedenken. Nicht nur die anmuthige Geſtalt; ſondern die vielen Schönheiten der Seelen leuchteten ihnen, als einem vernünftigen Freyer, inſonderheit in die Augen; ſo daß ſie ſich nicht enthalten konnten, dieſelbe zu lieben. Sie thaten dieſes alſo: Sie ſuchten ihre Gegenliebe, und waren auch ſo glücklich, durch eine erwünſchte Heyrath derſelben theilhaftig zu werden.

Damals fand die Hochſelige ganz neue Gelegenheiten, die Proben ihrer wahren Gottesfurcht abzulegen. Und wer iſt ſo ſchwach im Nachſinnen, dem nicht die eheliche Liebe hier einfallen ſollte; eine Tugend, die bey verehlichten ohne Zweifel für die gröſſeſte zu halten iſt. Wer würde uns aber dieſelbe beſſer zu beſchreiben wiſſen, als ſie ſelber, hochbetrübter Herr Doctor? Sie wiſſens freylich am beſten, wie liebreich ſich ihre ſelige Ehegattin allezeit erwieſen. Sie wiſſens am beſten, wie viele Zärtlichkeit ſie die ganze Zeit ihres vergnügten, obwohl kurzen Eheſtandes, von derſelben genoſſen. Sie wiſſens auch am beſten, wie beweglich ſie noch in ihrem Letzten von ihrer Liebe geſprochen; als ſie das einzige und erſte Pfand derſelben ihrer väterlichen Sorgfalt anbefohlen. Hier werde ich das Unvermögen meiner Zunge am allerdeutlichſten gewahr, und ich beſcheide mich gern, daß meine unberedte Lippen von einem ſo brünſtigen und herzrührenden Abſchiede nichts zureichendes zu ſagen wiſſen.

Ich denke, noch mit wenigem an dasjenige Stück der wahren Größe, ſo unſre Hochſelige im Abſehen auf ihren Willen erwieſen: Ich meyne die chriſtliche Tugend oder Stärke ihrer Seele, womit ſie zwar alle ihre Gemüthsbewegungen, inſonderheit aber in ihrem Letzten ſo viele Schmerzen und Schwachheiten, ja endlich den Tod ſelbſt überwunden hat. Wahrlich, ohne eine wahre Gottesfurcht wäre es wohl unmöglich, ſich ſo wenig über die Wege Gottes zu beſchweren, als die Hochſelige gethan; und ſo zufrieden zu ſeyn, er möchte ihr zuſchicken was er wollte. Hat man die Hochſelige wohl ungeduldig geſehen, als ſie auf ihrem Siechbette ihr Ende ſchon vor Augen ſahe, von allen ihrigen Abſchied nahm, und ihrem treuen Ehegatten im zwey und zwanzigſten Jahre denjenigen letzten Kuß geben ſollte, den ſie ihm gern erſt nach einem achtzigjährigen Alter gegeben hätte? Hierinnen erwieß ja ihre chriſtliche Seele eine wahrhaftige Hoheit und Gröſſe. Muſte ſie gleich alles, was ihr in der Welt lieb war, verlaſſen; ſo verſicherte ſie doch ihre Gottesfurcht, daß ſie von Gott auch geliebet würde. Ich ſage dieſes nicht von mir ſelbſt. Denn das eben war die eigene Antwort der Hochſeligen, als man ihr durch allerhand Verſtellungen zu verſtehen gab, wie gern man ſie noch länger behalten wolle, und wie ſehr ſie von allen Ihrigen geliebet würde. Gott, war ihr Wort, hat mich auch lieb! Und ſo rückte ſie endlich dem Tode unter die Augen. Hier hättet ihr eine Schule für euch finden können, die ihr ſonſt von der Größe eures Gemüthes ſo viel rühmens machet! Der Tod, der Tod, iſt der gewaltigſte unter allen Feinden! Wer ihm unerſchrocken und nicht verwegen, gelaſſen aber nicht tollkühn entgegen gehet, der iſt allererſt vor einen wahrhaftig Großmüthigen zu halten. Sie erſchrack vor demjenigen nicht, vor welchem doch alle Starken erbeben: Sie lieferte alſo ihre großmüthige Seele in die Hände deſſen, der ſie nunmehro zu einer gröſſern Hoheit erhaben hat, als jemand in dieſer Welt erreichen kan.

O wenn ſich nur der ſchmerzlich betrübte Herr Wittwer, die höchſtbekümmerten Eltern und Geſchwiſter, ſamt allen übrigen Leidtragenden eben dieſe chriſtliche Größe des Gemüths zum Exempel dienen ließen, welche wir an der ſelig

ver=

verſtorbenen bewundert haben! Nichts würde kräftiger ſeyn ihren Schmerz zu lindern, den ſie allerſeits empfinden; ja ſie würden ſonſt keines andern Troſtes mehr benöthiget ſeyn. Allein was wünſche ich ihnen dasjenige, was ſie ſelber ſchon beſitzen? Ich weis, ihre Gottesfurcht erhebet ihre Gemüther gleichfalls zu der wahren Hoheit der Chriſten. Das Erkenntniß Gottes, ſo ſie beſitzen, überzeuget ſie von der Weisheit ſeiner Wege, und bezwinget zugleich alle Leidenſchaften. Wie ſollte ſie denn dieſe Betrübniß ſo gar kleinmüthig machen?

Iſt doch die Hochſelige nicht ganz und gar geſtorben! Hat ſie doch einen Abriß, doch ich ſage zu wenig, hat ſie doch einen Theil von ſich ſelbſt hinterlaſſen, den der betrübte Herr Wittwer an ſtatt ſeiner Eheliebſten; und die bekümmerten Großeltern an ſtatt ihrer leiblichen Frau Tochter küſſen können.

Wie alt und betagt iſt ferner unſre Frau Doctorin nicht geworden, da ſie diejenige Größe und Hoheit erlanget hat, welche von tauſend Greiſen nicht erlanget wird! Warum hätte ſie Gott länger in der Welt laſſen ſollen; da ſie keine weitere Stufe der Hoheit zu beſteigen mehr übrig hatte? Und wie ſelig iſt ſie itzo; da ſie diejenige Vollkommenheit bereits erlanget hat, nach welcher wir alle, und wer weis noch wie lange, werden ringen und kämpfen müſſen!

Trauerrede,

Bey der Frau D. Ludewigin Hochedlen Leichbegängniſſe gehalten 1731. den 14. Jun.

Magnifice Academiae Rector, &c. &c.

Mein erſter Blick in dieſes dunkle Trauergemach, mein erſter Schritt in dieſe betrübte Verſammlung erneuert in mir das ſchmerzhafte Andenken derjenigen Todtenbaare, wo ich vor wenigen Jahren die Ehre hatte, einer ſehr bedaurenswürdigen Leiche die Trauerrede zu halten.

Ich darf es wohl nicht ſagen, daß ich von einer weiland würdigen Tochter, dieſes vornehmen Hauſes, von der gar zu früh erblaßten Gattin, eines noch nicht völlich getröſteten Wittwers, mit einem Worte, von der hochſeligen Reichelin rede. Sie, hoch und werthgeſchätzte Anweſende, wiſſen ſolches mehr als zu wohl. Denn wo ich nicht irre, ſo ſehe ich groſſentheils eben die beſtürzten Angeſichter vor mir, ſo ich damals erblickete; und zwar mit eben dem traurigen Boye umgeben, der damals ihre Glieder verhüllete. Und eben dieſer Anblick macht mich faſt ſtutzig, da ich ihnen abermal ein betrübter Bothe werden, und die kaum verſtopften Thränenqvellen von neuem wieder eröffnen ſoll.

Gleichwohl ſehe ich mich genöthiget ſolches zu thun, und meine Reue würde nunmehro viel zu ſpät kommen. Ich ſoll es ihnen, hochgeſchätzte Anweſende, leider! abermal ankündigen, daß der Herr über Leben und Tod einen anderweitigen Riß in dieſes vornehme Ludewigiſche Geſchlecht gemacht hat. Damals bedaureten wir eine tugendhafte Tochter, eine liebreiche Ehegattin, und zärtliche Mutter, die ihren Eltern, ihrem Manne und ihrem kaumgebohrnen Kinde, in der beſten Blüthe ihrer Tage war entriſſen worden: Jetzo aber beklagen wir eine fürtrefliche Matrone, welche zwar die Zahl ihrer Monden viel höher gebracht, dennoch aber kein ſonderliches Alter erlanget; ſondern in dem ſchönſten Sommer ihrer Jahre hat verwelken müſſen.

Dort fiel uns nebſt einem gekränkten Wittwer, nur eine einzige zarte Pflanze ihres Ehegartens in die Augen, die ſelbſt noch nicht wuſte, was ſie verlohren hatte. Hier aber erblicken wir nebſt einem von Alter und Krankheit abgematteten und höchſtbekümmerten Gatten, auch die naſſen Wangen, dreyer völlig erwachſenen Wäyſen: Die bey der vollkommenen Reife ihres Verſtandes, nur gar zu deutlich einſehen, wie groß ihr Verluſt ſey; da ſie eine ſo rechtſchaffene und ſorgfältige Mutter eingebüſſet haben.

Doch was ſcheue ich mich länger den Namen unſrer Hochſeligen auszuſprechen, der ihnen allen, hochgeſchätzte Anweſende, ohnedem ſchon bekannt iſt. Wir beweinen itzo die Hochedle mit vieler Ehre und Tugend begabte Frau, Frau Chriſtiana Sophia Ludewigin, gebohrne Ittigin, Erb-Lehn- und Gerichtesfrau auf Sietzſch, Gördenitz, groß und klein Kühna, die allezeit lieb und treugeweſene Ehgattin des Magnifici, hochehrwürdigen und hochgelahrten Herrn Chriſtian Ludewigs, der Heil. Schrift Doctoris des Org. Ariſt. P. P. O. des Talmuds und der orientaliſchen Sprachen P. P. Extraord. des Pauliner-Collegii treufleißigen Adminiſtratoris, des löblichen Collegii zu unſerer lieben Frauen, itziger Zeit Præpoſiti, wie auch deſſelben und der löblichen Pohlniſchen Nation allhier hochanſehnlichen Seniors.

Dergeſtalt übertrifft nun der gegenwärtige Schmerz den vergangenen, wie ſonſt friſche Wunden die Erinnerung der alten zu betäuben pflegen. Und was haben wirs alſo nöthig, in verfloſſenen Zeiten eine Urſache zum Klagen zu ſuchen, da der itzt vorhandene Trauerfall uns ein reiches Maaß von Thränen abzunöthigen vermögend iſt. O daß wir nur den zeitigen Tod unſrer hochſeligen Frau Doctorin nicht ſo bald erlebet hätten! O daß die hochbetrübte Familie nur mehr Zeit bekommen hätte, ihr altes Bekümmerniß zu vergeſſen; ehe ſie durch einen neuen noch härtern Schlag getroffen worden! O daß wenigſtens der hartgebeugte Herr Wittwer, ſonderlich bey dero von ſo vielen Zufällen geſchwächtem Alter, die treue Pflege und Wartung einer ſo liebreichen Gehülfin bis an ſein ſpätes Ende hätte genieſſen mögen!

Doch es hat dem Himmel gefallen, die hochſelige Frau Doctorin noch vor ihrem 49ſten Jahre zu ſich zu ruffen. Eine langwierige Krankheit hat derſelben vorlängſt die herannahende Stunde des Abſchiedes angekündiget: Und noch ein härterer Angriff eines innerlichen Uebels hat in der abgewichenen Woche den letzten Glockenſchlag ihrer Lebensuhr beſchleuniget. So iſt ſie denn durch kein plötzliches Ende übereilet worden. So hat ſie der Höchſte durch zeitige Vorbothen erinnert, ſich zu einer ſeligen Abfahrt gefaßt zu machen. Und ſo iſt auch endlich ihre ſanfte Auflöſung bey völliger Vernunft und unabläßiger Andacht, neulichen Sonntag frühe, ſeligſt erfolget.

Iſt es nicht ſo? Hoch und werthgeſchätzte Anweſende, ſie gerathen hiebey von ihnen ſelbſt auf die erbauliche Betrachtung, daß es keine geringe Wohlthat Gottes ſey, wenn man ſeinem Tode von ferne unter die Augen ſehen kan; wenn man gleichſam alle Schritte zählen darf, womit er ſich unſerm Siechbette nähert; und alſo völlig Zeit hat, ſich nach und nach von der Erde loszureiſſen, der Eitelkeit gute Nacht zu geben, und mit muthigem Geiſte nach den ewigen Wohnungen des Friedens aufzubrechen.

In Wahrheit, das langſame Ende unſrer hochſeligen Frau Doctorin, welches ſie längſt ſchon heranrücken geſehen, giebt uns ſattſame Gelegenheit dazu. Und was könnte wohl dieß vorhabende Leichbegängniß vor heilſamere Gedanken veranlaſſen, als ſolche, die uns in den Stand ſetzen können, auch unſerm Tode dereinſt unerſchrocken entgegen zu ſehen? Iſt mirs erlaubt, ſo will ich mich mit wenigem bemühen, ſie, hochgeſchätzte Anweſende, bey ſo lehrreichen Betrachtungen einige Augenblicke zu unterhalten; alsdann aber auch die hochſelige Frau Doctorin glücklich zu preiſen: Als welche nach ſo vielen andern göttlichen Wohlthaten, ſo ſie die Zeit ihres wohlgeführten Lebens über genoſſen, auch dieſer letztern in ihrem Tode gewürdiget worden.

Zwar wenn man die Zärtlichkeit vieler Eitelgeſinneten hierbey zu rathe ziehen ſollte: So würden wir vielleicht keinen ſonderlichen Beyfall erlangen. Es giebt Leute, die durch eine wollüſtige Auferziehung ſo weichlich, und durch eine beqveme Lebensart ſo empfindlich geworden, daß ihnen der geringſte Schmerz als eine Hölle vorkömmt; ja ein bloſſer Gedanke davon ſchon einen Schauer abjaget. Solche Zärtlinge nun, die ſich auch in geſunden Tagen vor jeder rauhen Luft fürchten, erzittern vor nichts ſo heftig, als vor einem langwierigen Krankenbette. Ihre Einbildungskraft iſt mit tauſend fürchterlichen Bildern von dem kläglichen Zuſtande bettlägeriger Perſonen angefüllet: Und dieſe ſetzet alle ihre Schrecklarven zuſammen, um ſich das Siechbette als eine Folterkammer des Todes vorzuſtellen, davon ſie nicht die leidlichſte Gattung der Schmerzen zu überſtehen hoffet.

Der ſonſt ſo ſchreckliche Tod ſelbſt, kömmt ihnen oft ſo entſetzlich nicht vor, als ſeine Vorbothen, die langwierigen Krankheiten. Sie ſind irgend ſelbſt einmal aus überflüßiger Zärtlichkeit in Ohnmacht geſunken, und glauben alſo in dieſer ſanften Einſchläferung des Geiſtes, einen Vorſchmak des Todes gekoſtet zu haben. Und dergleichen gelinde Todesart würden ſie ſich wünſchen, wenn es die Vorſehung in ihren Dünkel geſtellet hätte, ſich ihrer Verzärtelung gemäß einen beqvemen Weg aus der Welt zu wählen. Allein durch allerhand anhaltende Zufälle täglich mehr entkräftet zu werden, alle ſeine Glieder ſchwinden, ſeine Geſtalt verfallen, ſeine Schwachheit täglich zunehmen zu ſehen, und bey dem allen noch mancherley Schmerzen zu empfinden; das, das dünket ſolchen verwöhnten Naturen eine Todesart zu ſeyn, um deren gnädige Abwendung man Gott eifrigſt anzuflehen habe.

Doch was geht uns dieſe unartige Zärtlichkeit an, die nur auf ihre körperliche Empfindungen denket, aber das wahre Beſte ihres unſterblichen Geiſtes nicht in Erwegung ziehet? Sie wiſſen es beſſer, hochgeſchätzte Anweſende, daß ein plötzliches Ende, ſo ſanft es auch immer ſeyn mag, wenige Menſchen in derjenigen Verfaſſung antrifft, darinn ſie im Stande wären, von ihrem Wandel Rechenſchaft zu geben. Wie iſt es doch möglich, im Hauſe, auf den Gaſſen, im Felde, auf Reiſen, bey Tiſche, auf dem Lager, mitten in ſeinen Geſchäfften, mitſten in den Eitelkeiten der Welt, unter tauſend Sorgen der Nahrung, ja bey hundert weltlichen Angelegenheiten, ſo mehrentheils das ganze Herz in Unruhe ſetzen, wie iſt es da möglich, frage ich, allezeit auf ſeiner Hut zuſtehen, und einer ſeligen Abfahrt in die Ewigkeit verſichert zu ſeyn! Man muß es wahrlich in der Selbſtliebe, und in den Schmeicheleyen von ſeiner eingebildeten Heiligkeit ſehr weit gebracht haben, wenn man ſich ſelbſt mit ſo ſüſſen Träumen betrügen kan.

Um wie viel zuträglicher iſt es rechtſchaffenen Chriſten, wenn ihnen die göttliche Langmuth einen Bothen nach dem andern ſchicket, der ihnen gleichſam zuruffet: Beſtelle dein Haus! So ſchrecklich dieſe Stimme einem Menſchen klinget, der die Welt für ſeinen Himmel hält: So heilſam ſind ihm alsdann beſchwerliche Zufälle und ſchmerzhafte Krankheiten. Dieſe verſalzen ihm allmählich alle Süßigkeiten des Lebens. Er wird mit Gewalt aus unzähligen Beſchäftigungen geriſſen, die ihn ſonſt hinderten für das Wohl ſeiner Seelen zu ſorgen. Er wird an das Bette geheftet, und bekömmt Muſſe genug ſeinen vorigen Wandel zu prüfen. Er verliert auch allmählich die Hoffnung zur Geneſung, und fängt an mit Ernſt an das ewige zu denken. So wird ihm oft eine mo[illegible]che Krankheit weit nützlicher zu dem einen Nothwendigen, als ihm vorhin zehn, oder zwanzig geſunde Jahre geweſen waren.

Eben dieſe Bewandniß hat es mit den Angehörigen ſolcher Sterbenden. Wie beſtürzt würden dieſelben nicht oftmals ſeyn, wenn ihnen ihre Bluts- und Gemüthsfreunde ſo unverhofft aus den Armen geriſſen würden! Wie groß könnte nicht die Unordnung ihres Hausweſens, wie verwirrt die Wohlfahrt ganzer Geſchlechter und Häuſer dadurch werden; wenn die Häupter derſelben gleichſam durch einen Blitz entgeiſtert würden? Die heftige Beſtürzung könnte leicht alle Thränen der Hinterbliebenen hemmen, und das rechtſchaffene Kind würde zuweilen kaum im Stande bleiben ſeinen theureſten Aeltern die letzten Pflichten der Ehrfurcht und Dankbarkeit zu leiſten.

Aber wie tröſtlich iſt es hingegen, wenn ein ſterbender Jacob ſein Geſchlecht vor ſeinem Ende noch ſeegnet, ſein Begräbniß ſelbſt anordnet, ſeinen letzten Willen deutlich erkläret, und alſo im Friede zu ſeinen Vätern geſammlet wird. Da rühmet ſich denn noch ein jeder der letzten Liebeszeichen des Erblaßten! Da erinnert ſich ein jeder ſeiner letzten Worte! Da gründet ſich die Hoffnung treuer Kinder mehr auf den Seegensſpruch, als auf das Erbe ſeines Vaters! So herrſchet denn endlich auch Ruhe und Einigkeit in den Häuſern, die zwar durch einen Verluſt gekränket; aber nicht durch einen unverſehenen Donnerſchlag zerſchmettert worden.

Ferne ſey es, daß ich noch weiter in die Geheimniſſe der göttlichen Fürſehung zu dringen mich unterſtehen ſollte. Ich behaupte nur, daß ein langwieriges Ende eine Wohlthat Gottes ſey; will aber deßwegen nicht bejahen, daß ein plötzlicher Tod allemal für ein Zorngerichte des Höchſten zu halten ſey. Gott hat, wie allenthalben, alſo auch hier allezeit heilige Urſachen ſeines Verfahrens. Wer will mit ſeinem blöden Geſichtsſtrale die dicken Nebel zertheilen, in welche er die Heimlichkeiten ſeiner Regierung verhüllet. Wir verehren ſeine Wege m[illegible]hrerbiethung; preiſen ihn aber, daß er unſre hochſelige Frau Doctorin unter andern Wohlthaten auch mit einem allmählich herannahenden Ende beſeliget hat.

Ihre erſte Ankunft und Geburt war ſchon ein Merkmaal göttlicher Liebe. Von rechtſchaffenen Aeltern an die Welt gebohren zu ſeyn, iſt in Wahrheit kein geringes Stücke der menſchlichen Wohlfahrt, und hierinn hatte unſre Hochſelige keinen ſchlechten Vorzug vor vielen tauſenden. Ihr ſeliger Herr Vater iſt geweſen der hochwürdige, hochedle, veſte und hochgelahrte Herr, Herr Gottfried Nicolaus Ittig, der Weltweisheit und beyder Rechten Doctor, Codicis Prof. Publ. Ord. der löblichen

Juriſten Facultät Aſſeſſor, des kleinen Fürſten Collegii Collegiat, der hohen biſchöflichen Stifftskirchen zu Merſeburg Domherr, und der hieſigen hochlöblichen Academie Decemvir.

Ihre ſelige Frau Mutter aber war Frau Anna Gertraut, eine Tochter Herrn Anton Günther Böſchs, auf Sietzſch, Gördenitz und Kühna, churfürſtlicher ſächſiſcher Rath, wie auch des Raths zu Leipzig anſehnlichen Syndici. Von ſo wackern Aeltern und Großältern war nun unſre hochſelige Frau Doctorin entſproſſen: Und es iſt alſo ſchwer zu ſagen, ob ſie ihren nachfolgenden Tugendwandel mehr den herrlichen Exempeln, die ihr beſtändig vor Augen geweſen, oder der trefflichen Anleitung ihrer eigenen Aeltern, oder ihrem faſt von Natur zum guten geneigten Gemüthe zuzuſchreiben gehabt. So viel iſt wahrſcheinlich, daß alles dreyes etwas dazu beygetragen, und es alſo ihr in ihren anwachſenden Jahren an einer vollkommenen jungfräulichen Tugend nicht fehlen können.

Wenn es mir möglich wäre, hochgeſchätzte Anweſende, ihnen dieſelbe abzuſchildern, wie ſie nunmehro vor 31. Jahren, das iſt etwa im 19ten ihres Alters, allen, die ſie zu kennen die Ehre gehabt, ins Auge gefallen! Was würde ich ihnen nicht vor einen anmuthigen Entwurf vor die Augen ſtellen! Ich würde die Kunſt verſtehen müſſen, eine blühende Jugend, voller Artigkeit und Schönheit, mit einem beſcheidenen und ſchamhaften Antlitze zu verſchwiſtern. Bald würde ich ihnen das gottesfürchtige Herz, bald die Erfahrenheit im Hausweſen, bald den Gehorſam gegen die wehrteſten Aeltern, bald die allerreineſte jungfräuliche Zucht und Ehrbarkeit zu beſchreiben ſuchen. Und dieſes alles würde doch nur noch ein unvollkommener Abriß desjenigen ſeyn, was unſer hochbekümmerter Herr Wittwer damals an ſeiner verlobten Itzigin umarmet hat.

Allein geſetzt, es wäre mir ſolches möglich, ſo würde es doch itzo viel zu weitläuftig für mich fallen; und ich bemerke hier nur die andre Wohlthat des Höchſten gegen die Hochſelige in einer glücklichen und geſegneten Ehe. Dreyßig volle Jahre hat dieſelbe mit einem liebreichen und erwünſchten Eheherrn in vergnügtem Wohlſtande gelebet; und zehn Pfänder ihrer Liebe haben ſie als deutliche Zeichen des göttlichen Segens aus ihrem Ehebette gehoben. Zwar hat der Höchſte den gröſten Theil dieſer Geſchenke beyzeiten wieder zu ſich genommen. Von fünf Söhnen ſind nur zweene, und von eben ſo viel Töchtern iſt nur eine einzige noch am Leben, welche allerſeits ihrer hochſeligen Frau Mutter mit wehmüthigen Thränen das Geleite geben. Doch hat es auch bey ſo wenigen Ueberbleibſeln ihres Eheſegens nicht an vielfältiger Freude gefehlet. Denn die Hochſelige hat nicht nur ihre beyde Herren Söhne in den höchſten academiſchen Würden, theils in der Rechtsgelahrtheit, theils in der Weltweisheit, durch vielfältige Proben ihrer Geſchicklichkeit und ihres Fleiſſes täglich berühmter werden geſehen; ſondern auch das Vergnügen gehabt, zween wohlgerathenen Töchtern bey ſtandesmäßigen Vermählungen mit eigener Hand den Brautſchmuck aufzuſetzen. Und da die ältere derſelben in ihrem erſten Kindbette ihr zur Ewigkeit vorangegangen: So iſt auch dieſes keine geringe Freude für die Hochſelige geweſen, daß ſie eine kleine Enkelin, als ein wahres Ebenbild derſelben, mit großmütterlichen Lippen die Zeit her hat küſſen können.

Was könnte ich hier nicht vor ein weitläuftiges Lob, von den vielfältigen Tugendproben beyfügen, hochgeſchätzte Anweſende, welche die Hochſelige die ganze Zeit ihres Lebens über abgeleget. Ich würde rühmen müſſen, wie liebreich gegen ihren Eheherrn, wie zärtlich gegen ihre Kinder, wie ſorgfältig in ihrem Hausweſen, wie gerecht und gefällig gegen jedermann ſie allezeit geweſen ſey. Ich würde ihre Beſcheidenheit im Glücke, ihre Gelaſſenheit im Unglücke, ihre Frömmigkeit gegen Gott, ihre Liebe gegen den Nächſten, ihren Glauben, ihre Andacht, ihre Mäßigkeit, ihre Geduld, und ihre unermüdete Arbeitſamkeit zum Beſten ihres ganzen Hauſes hinzuſetzen müſſen. Allein die Zeit verbiethet mir ſo weitläuftig zu ſeyn, und bloß das letztere dienet zu meiner Abſicht, da ich von ihrem langſam herannahenden Ende geredet habe.

Der groſſe Eifer unſrer Hochſeligen in Verwaltung ihrer Hausgeſchäffte, hatte es nehmlich zum Theil verurſachet, daß ihre Leibeskräfte, die ohnedem die ſtärkeſten nicht ſeyn mochten, ſich allmählich vermindert hatten. Eine leuchtende Fackel verzehret ſich in dem Dienſte der Menſchen, und verliſcht endlich gar, wenn ihre Nahrung keinen Zufluß mehr hat. So war es mit der hochſeligen Frau Doctorin beſchaffen: Eine langwierige Krankheit drohete den werthen Angehörigen ſchon ſeit etlichen Monaten den Trauerfall, den ſie voritzo beweinen müſſen. Alle Arzneyen konnten die zuſehens abnehmenden Kräfte der Natur nicht erſetzen; oder das Ziel ihres wohlgeführeten Lebens weiter hinausſtecken. Dieſes alles aber machte ſich unſre Hochſelige ſo zu Nutze, daß ſie deſto fleißiger an ihr Ende dachte, und ſich zu einem ſeligen Abſchiede nach der Ewigkeit bereit machte.

Kommt her, und lernet hier die letzten Stunden eures Laufes wohl anwenden, die ihr euer Leben ſo zubringet, als ob ihr niemals ſterben müßtet! War gleich der ganze Wandel unſrer Hochſeligen eine beſtändige Vorbereitung zum Tode geweſen: So hielte ſie es deßwegen nicht für überflüßig, auch die letzten Augenblicke noch wohl anzuwenden. Sie empfieng noch den Tag vor ihrem Ende die letzte Stärkung ihrer Seelen von der Hand ihres Beichtvaters, als der Leib keine mehr von den Händen der Aerzte anzunehmen fähig war. Der Blutauswurf hörete zwar auf, da die Quelle deſſelben zu verſiegen begunte: Aber ihr andächtiger Geiſt tröſtete ſich mit dem Blute des Lammes, vor deſſen Stuhle ſie bald zu erſcheinen verhoffete.

Dieſes erfolgte den folgenden Morgen um diejenige Frühſtunde, an der ihr Erlöſer vormals die Pforten des Todes überwältiget hatte. Sie entſchlief unter Singen und Bethen, und bey völligem Gebrauche ihrer Vernunft; und ſcheuete den Tod nicht, zu welchem ſie ſich ſo wohl vorbereitet hatte. Und die Hoffnung der herrlichen Auferſtehung, ſo ihr auferſtandener Heiland ihr erworben, machte ſie muthig, auch die dunkeln Schatten der ſonſt ſo fürchterlichen Grabesnacht nicht zu ſcheuen.

Sagen ſie nunmehro ſelbſt, hochbetrübte Leidtragende, ſind dieſes alles nicht Umſtände, die ihnen allerſeits zu kräftiger Aufrichtung dienen können? Iſt gleich der Tod der hochſeligen Frau Doctorin etwas frühzeitig gekommen: So iſt er doch nicht plötzlich, ſo iſt er doch vernünftig, ſo iſt er doch chriſtlich, ſo iſt er doch ſelig geweſen! Noch mehr! Kein unerzogener Wayſe bethränet ihren Sarg. Alle ihre werthe Kinder ſind in ſolchen Jahren, da ſie der mütterlichen Sorgfalt ſo nöthig nicht mehr haben. Der hochbekümmerte Herr Wittwer ſelbſt hat 31. Jahre einer vergnügten Ehe mit ihr genoſſen. Fürwahr, eine Zeit, die tauſend und tauſend Eheleute nicht beyſammen erleben, wenn ihnen gleich die Jahre als einzelne Tage zu verfließen ſcheinen.

Ich unterfange mich alſo nicht, ihnen einen Troſt einzuſprechen, den dero eigene Gottesfurcht und Standhaftigkeit ihnen am beſten geben kan. Sie erkennen hier, wie ſonſt überall, die Spuren der göttlichen Verſehung. Dieſe macht alles untadelich; und ſo wird ja dieſer Todesfall das erſte nicht ſeyn, darinnen ſie etwas verſehen hätte.

Sie, hoch und werthgeſchätzte Leichenbegleiter, verlangen vermuthlich die Dankſagung nicht einmal, ſo ich ihnen nach Gewohnheit abſtatten ſoll. Ich weis, dero Freundſchaft und Gewogenheit gegen das betrübte Trauerhaus iſt ſo groß, daß ſie noch weit ein mehreres zu thun bereit wären, um ſelbiges dadurch einigermaaſſen aufzurichten: Und die Verdienſte unſrer hochſeligen Frau Doctorin ſind ihnen allerſeits ſo werth geweſen, daß ſie es für ihre Pflicht gehalten, ihrem entſeelten Körper das letzte Geleite zu geben.

Gott gebe, daß ihnen allen dergleichen Ehre, zwar ſpäter, als unſrer Hochſeligen, doch eben ſo willig und rühmlich als derſelben, wiederfahren möge!

Lob und Trauerrede,

Auf Sr. Magnificenz den ſeligen Herrn Doctor Ludewig.

So muß ich denn abermal auf dieſer Stelle einen Trauerredner abgeben, Magnifice Academiae Rector, wie auch, allerſeits nach Standes Gebühr hoch und werthgeſchätzte Leichenbegleiter! So muß ich denn zum drittenmale ein Schmerzensbothe dieſes hochbetrübten Hauſes werden: Eines Hauſes, welches immer aus einer Trauer in die andre geſetzet wird, und die empfindlichſten Todesfälle, die man erfahren kan, kurz hintereinander empfunden hat. Ja ja, die ſchwere Hand des Höchſten iſt ihrer ſtrengen Züchtigungen noch nicht müde geworden. Sie iſt die Zeit her immer ſtuffenweiſe gegangen. Sie hat ſich nach und nach allezeit ein wichtigeres Opfer aus dem Geſchlechte der ſchmerzlich betrübten Leidtragenden erwählet. Auf eine tugendhafte Tochter und Schweſter deſſelben, folgte eine preiswürdige Mutter und Ehegattin: Und kaum hat man den Flor über ihren frühzeitigen Hintritt etwas aus den Augen geſchlagen: So erfolget noch ein härterer Fall! Das Haupt der ganzen Ludewigiſchen Familie neiget ſich; der Stamm ſo vieler geſegneten Zweige ſinket dahin; die fruchtbare Qvelle ſo vieles Guten verſieget; kurz ein gütiger Vater und zärtlicher Großvater erblaſſet! Ich ſage noch zu wenig; eine Stütze unſrer hohen Schule; eine Zierde ihrer Lehrer; das Haupt des philoſophiſchen Ordens; ein anſehnliches Glied der heutigen gelehrten Welt, hat der Natur endlich auch folgen, und den Weg aller Sterblichen betreten müſſen.

Sie wiſſen es, hochgeſchätzte Anweſende, von wem ich rede. Wir bedauren den Magnificum, hochwürdigen, hochachtbaren und hochgelahrten Herrn, Herrn Chriſtian Ludewig, Erb-Lehn- und Gerichts-Herrn auf Sietzſch, Gördenitz, groß und klein Kühna, der heil. Schrift hochberühmten Doctorem, des Organi Ariſtotelici Prof. Ordinarium, wie auch des Thalmuds und der Orientaliſchen Sprachen Extraordinarium, einer löblichen Univerſität Decemvirum, und Sub-Seniorem, des Collegii U. L. Frauen der Zeit Präpoſitum, deſſelben und der Pohlniſchen Nation, wie auch der löblichen philoſophiſchen Facultät Seniorem und itziger Zeit ſelbiger Facultät hochanſehnlichen Decanum.

O daß doch mit dieſen anwachſenden Trauerfällen auch mein Vermögen ſteigen möchte, dieſelben würdig zu bedauren, oder da ich dieſes nicht hoffen kan; wann man doch dieſe ſchwere Pflicht einem geſchicktern Redner aufgetragen hätte, als mir, der ich weder Gelehrſamkeit noch Gaben genug beſitze, ein ſo wichtiges Lob gebührend zu erzählen. Ueber dieſes beſitze ich ſelbſt kaum die Standhaftigkeit mich über dieſen Todesfall aufzurichten: Weit gefehlt, daß ich andre zu tröſten fähig ſeyn ſollte! Denn ich ſelbſt, hochgeſchätzte Leichenbegleiter, verliere an dem Hochſeligen einen Mann, den ich als einen Vater geehret, als einen Gönner hochgeſchätzet, als einen Freund geliebet, als einen Gelehrten aber mir zum Muſter vorgeſetzet habe. Vergeben ſie alſo, wenn meine Rede bald meine Ungeſchicklichkeit, bald meine Verwirrnng verrathen wird. Wegen des erſtern mögen mich diejenigen entſchuldigen, deren Verlangen ich hiermit Folge leiſte: Wegen des letztern aber wird mich verhoffentlich dero eigene Billigkeit vertreten; die es mir nicht verargen kan, wenn man die Särger ſo hochverdiehter Männer mit menſchlicher Empfindung anſiehet.

Ich will mich indeſſen nicht anheiſchig machen, eine ausführliche Lobrede auf den Hochſeligen zu halten. Dieſer Laſt mögen ſich ſtärckere Schultern unterziehen. Ich überlaſſe es denen, die es Amts halber thun, auch mehr Zeit und Vermögen dazu haben werden. Ich will nur einen Schattenriß zu dem Gemälde unſers theuren Ludewigs geben; und werde zufrieden ſeyn, wenn man daraus ſeine vielfältige Verdienſte, ſo wohl gegen das gemeine Weſen, als gegen ſein Hausweſen und gegen die Seinigen wird erkennen können. Wird man dieſelbigen daraus mehr errathen müſſen, als deutlich wahrnehmen können; ſo werde ich doch nicht der einzige ſeyn, deſſen Zunge zu unvermögend geweſen, wenn ſie von erheblichen Dingen zu ſprechen genöthiget worden.

Wundern ſie ſich aber nicht, hochgeſchätzte Anweſende, wenn der erſte und wichtigſte Theil meiner Rede von lauter Fleiß und Arbeit, von Sprachen, von Wiſſenſchaften, von gelehrten Schriften, von Schulämtern, von academiſchen Würden und Ehrenſtellen handeln wird. Ich habe einen Gelehrten zu loben, deſſen ganzer Lebenslauf eine Kette von lauter ſolchen Gliedern geweſen. Und was könnte ich rühmlichers von demjenigen ſagen, der durch eine treue Erfüllung ſeiner Pflichten dem himmliſchen Beruffe der ewigen Vorſehung ein Gnügen gethan hat, die einem jeden ſeinen Stand anweiſet; unſerm Hochſeligen aber die Gelehrſamkeit zu erweitern und fortzupflanzen anbefohlen hatte.

Kaum hatte der Hochſelige in Landeshut, einer nahmhaften Stadt des glückſeligen Schleſiens, das Licht der Welt erblicket und die erſte Kindheit zurücke geleget, als die erſten Keimen ſchon zeigeten, was vor ein herrliches Wachsthum ſich die gelehrte Welt von einer ſo zarten Pflanze zu verſprechen hätte. Zwar der Stamm ſeines Hauſes war nicht das herrlichſte, welches zu dieſer Hoffnung Anlaß geben, oder zu ihrer Erfüllung vielen Vorſchub thun konnte. Eine ehrliche Geburt aus einem mittleren Bürgerſtande, und eine mäßige Erziehung bis in ſein 16tes Jahr, das war es faſt alles, deſſen ſich der Hochſelige von ſeinen Aeltern zu rühmen gehabt. Allein es iſt bekannt, daß das Geblüte in die Gelehrſamkeit keinen Einfluß hat. Der Adel der Geſchlechter pflegt die Wiſſenſchaften leichter zu hindern, als zu befördern. Die Gelehrten müſſen ſich durch eigene Kräfte, nicht aber durch die Hülfe ihrer Vorfahren empor ſchwingen: Und es iſt ihnen längſt was eigenes geweſen, daß ſie ſelbſt ganze Geſchlechter geadelt, und den unbekannteſten Häuſern Licht und Glanz zuwege gebracht haben.

So ſchön iſt es unſerm Hochſeligen gelungen; an deſſen Aeltern vielleicht itzo nicht mehr gedacht werden würde, wenn ſie nicht einen Sohn gezeuget hätten, der durch den Adel ſeines Geiſtes ſie ſelbſt vor der Vergeſſenheit hätte beſchützen können. Stellen ſie ſich denſelben, hochgeſchätzte Anweſende, auf allen Stuffen ſeiner Ehrenbahn, und in allen Uebungen ſeines vortrefflichen Fleiſſes vor Augen. Sehen ſie zurücke in ſeine erſte Jahre, wie er in Landeshut die erſten Gründe in Sprachen und freyen Künſten leget; wie er in dem Breßlauiſchen Eliſabethano unter Thomä, Gebhards und Hankens Anführung ſich zur Academie geſchickt macht; wie er endlich in Leipzig ſelbſt anlanget, um das angefangene Gebäude ſeiner Gelehrſamkeit vollends hinaus zu führen. Betrachten ſie ferner, wie er hier in Orientaliſchen Sprachen Auguſt Pfeifern, in der Weltweisheit Valentin Alberti und Johann Schmidten, in der Wiſſenſchaft der Natur und der Geſtirne Prof. Hardten, in den Geſchichten D. Frankenſteinen und in der Weltbeſchreibung D. Günthern, zu ſeinen Lehrmeiſtern erwählet. Erwegen ſie endlich, wie er ſich mit öffentlichen Proben ſeiner Gelehrſamkeit hervor thut, und darauf die erſte und andre philoſophiſche Würde zur Aufmunterung ſeines rühmlichen Fleiſſes davon trägt.

Dieſes, hochgeſchätzte Anweſende, waren die Jahre, in welchen der Hochſelige den dauerhaften Grund zu ſeinem ganzen

ganzen künftigen Glücke geleget hat. Ich weis es nicht, ob ſelbiger ſchon damals den Entſchluß gefaſſet, ſein Vaterland zu verlaſſen, und ſeinen beſtändigen Aufenthalt hier in Leipzig zu ſuchen. So viel iſt gewiß, daß die weiſen Grundgeſetze der hieſigen hohen Schule, ihm ſo wohl als allen übrigen Fremden Hoffnung machen konnten, ſeine völlige Verſorgung mit der Zeit zu erhalten. Allein wie groß ſind nicht bey dem allen die Schwierigkeiten, ſo ſich ſolchen Abſichten zu wiederſetzen pflegen! Und wie viele werden nicht dadurch kleinmüthig gemacht, daß ſie vor der Zeit an ihrem Glücke verzagen und den Rückweg in ihr Vaterland beſchleunigen! Unſer Hochſeliger erfuhr es zwar, daß es nichts leichtes ſey, an einem fremden Orte empor zu kommen: Aber er war ſtandhaft genug, die rechte Stunde zuerwarten. Es gehörten viel unleugbare Verdienſte dazu, ſich aus dem groſſen Haufen hervor zu heben: Aber er hatte Verſtand und Fleiß genug, ſich dieſelben zu erwerben. Es gehörten mächtige Gönner und Freunde dazu, die unpartheyiſch genug wären, die Gelehrſamkeit und Tugend an einem Fremden zu erkennen, und des Lohnes würdig zu achten: Aber er wuſte ſich dieſelben durch die herrlichſten Eigenſchaften ſelbſt zuwege zu bringen.

Es erfolgte nach und nach der gerechte Lohn ſo vieles Wohlverhaltens. Denn nachdem er ſich mit Diſputiren und Leſen die Stelle eines Aſſeſſors in der Philoſophiſchen Facultät erworben; und ſich zehn Jahre lang als ein fleißiger Lehrer der ſtudirenden Jugend gewieſen hatte, fieng auch das Glück an ihn zu ſuchen. Es ward ihm anfänglich ein anſehnliches Schulamt allhier, es ward ihm faſt drey 3. Jahre darauf die Profeßion der orientaliſchen Sprachen und ein Jahr hernach auch die philoſophiſche Profeßion, anvertrauet und aufgetragen. Alſo war es denn mit ſeiner Wohlfahrt unſerm Hochſeligen nach Wunſche gelungen: Und es wird vermuthlich niemanden wunder nehmen, wenn er itzo hören wird, daß ihm auch die theologiſche Licentiaten-Würde kurz darauf verliehen, und nachdem er mit der Zeit ſein beſchwerliches Schulamt niedergeleget, auch der Doctorhut aufgeſetzet worden; ja daß ihm endlich das Amt eines Decani der philoſophiſchen Facultät ſechsmal, die Würde eines Procancellarii dreymal, das Amt eines Rectoris Magnifici aber zweymal anvertrauet worden.

Sie ſehen es wohl, hochgeſchätzte Anweſende, wie kurz ich hier alles zuſammen faſſen muß, um mir nicht die Zeit zu dem übrigen zu rauben, davon ich noch zu reden habe. Ich weis wohl, daß ich unter die Belohnungen der Wiſſenſchaften und Tugenden unſers Hochſeligen auch ſolche Aemter gerechnet, die zwar viel Ehre, aber auch deſto mehr Laſten bey ſich führen. Allein unſerm Hochſeligen war alle Arbeit zu einer Luſt; ja ſo zu reden, zu einer andern Natur geworden. Wie viel Stunden, ja wie viel Tage würde ich nicht nöthig haben, wenn ich alle ſeine in der Hiſtorie, Gottesgelahrtheit und der orientaliſchen Litteratur ans Licht geſtellte Schriften, Diſſertationen, und Programmata erzählen, alle ſeine academiſche Lectionen nennen; alle Verwaltungen, ſo ihm im Namen der Univerſität aufgetragen worden, und ihre ſorgfältige Beobachtung, anführen und rühmen wollte. Wahrhaftig, auch die Feinde unſers Hochſeligen; wo anders ein ſo friedliebendes, ſanftmüthiges und verträgliches Herz dergleichen haben kan; auch dieſe; ſage ich, werdens geſtehen müſſen, daß niemals eine Woche, ein Tag, eine Stunde vergangen, darinn nicht unſer Hochſeliger ſeine Arbeitſamkeit zum gemeinen Beſten ganz unermüdet hätte ſpüren laſſen.

Der Tod ſelbſt hat ihn ſo zu reden nicht müßig angetroffen. Mitten in den Beſchäfftigungen eines beſchwerlichen Amtes iſt der hochſelige Herr Doctor uns entriſſen worden. Er war ſeit zwey Jahren mit einer entkräftenden Krankheit behaftet: Gleichwohl hat er in währender Zeit weder das Rectorat, noch das Decanat ausgeſchlagen. Aber welche Pflichten hat er dabey verſäumet? Welchen Theil ſeiner Schuldigkeit hat er nicht beobachtet? Wer hat über die Verzögerung ſeiner Geſchäffte zu klagen gehabt? Und wer kan wohl ſagen, daß er jemals das gemeine Beſte ſeiner eigenen Bequemlichkeit nachgeſetzet habe? Nein, Schwachheit, Alter, Hausgeſchäfte, Familien-Sorgen, Trauerfälle, ihr gewöhnlichen und ſcheinbaren Ausflüchte der Saumſeligen; ihr alle habt unſern Hochſeligen von Erfüllung ſeiner Pflichten niemals abhalten können.

Vielleicht beſeufzen ſie, hochbetrübte Leidtragende, dasjenige Lob, welches man dem Hochſeligen in dieſem Stücke ſchuldig iſt. Vielleicht bedauren ſie die gar zu groſſe Arbeitſamkeit des Erblichenen, welche ſeine Kräfte ſo geſchwächet, daß er ihnen um etliche Jahre früher entgangen, als wohl bey einer gemächlichern Lebensart geſchehen ſeyn würde. Es iſt nicht allerdings zu misbilligen, was ſie hiermit wünſchen. Wer behält die Seinigen nicht gern ſo lange am Leben, als es möglich iſt! Wer ſiehet diejenigen gern zeitig erblaſſen, von denen alle ſeine Wohlfahrt herrühret, und mit deren Jahren dieſelbe noch täglich anwachſen kan! Allein es iſt gleichwohl nicht billig, daß man um ſeiner Bequemlichkeit halber ſeine Pflichten verſäumet; und dem gemeinen Weſen zu dienen unterläßt, weil man ſeine Kräfte dadurch zu ſchwächen fürchtet. Es giebt ohnedem der nachläßigen Hände nur gar zu viel, die alles gethan zu haben glauben, wenn ſie ſich ſelbſt wohl gepfleget haben: Gerade als ob der Menſch nur darum in der Welt wäre, daß er leben, nicht aber auch andern nützlich ſeyn ſollte. Wohl ihnen, hochgeſchätzte Leidtragende, daß man ihrem hochſeligen Herrn Vater und Schwiegervater dergleichen Vorwurf nicht machen kan! Wohl ihnen, daß ſie ein ſolches Muſter zur Nachfolge an ihm gehabt, welches deſto kräftiger bey ihnen ſeyn wird, je näher ſie es allezeit vor Augen gehabt haben.

Wie aber? Haben ſich denn die groſſen Verdienſte unſres Hochſeligen nur im Abſehen auf das gemeine Weſen gewieſen? Hat er einzig und allein in öffentlichen Geſchäfften ſeine Kräfte verzehret? Hat er etwa die Seinigen, ſein eigenes Haus, ſeine Bluts und Gemüthsfreunde darüber verſäumet? Nein, hochgeſchätzte Anweſende. Der Hochſelige hat alles das erfüllet, was man von einem Ehgatten, von einem Vater, von einem rechtſchaffenen Freunde jemals fordern kan. O könnte ich doch hier von dem liebreichen Eheſtande ein lebhaftes Bild entwerfen, den ſelbiger mit ſeiner geliebten Ittigin 30. Jahre lang geführet! Wie auf den höchſten Bergſpitzen die Luft allezeit klar und heiter iſt, daß weder Sturm noch Ungewitter ſich daſelbſt ſpüren läßt, ob es gleich in den umliegenden Thälern hagelt, donnert und blitzet: So ſoll von rechtswegen ein vollkommener Ehſtand beſchaffen ſeyn. Und ſo angenehm und friedlich war auch der Himmel der Ludewigiſchen Ehe allezeit geweſen, bis vor einem halben Jahre dieſe lange Stille durch den frühzeiti Tod des einen Theiles geſtöret wurde; da denn nothwendig ein Thränenregen auf den andern erfolgen muſte. Und wenn es in menſchlichem Vermögen ſtünde, zu ſterben, wenn man ſelber will: So könnte man, nach der zärtlichen Liebe dieſer vollkommenen Ehegatten, ſehr wahrſcheinlich ſagen, die hochſelige Frau Doctorin, die mit ihrem Eheherrn faſt zugleich erkranket, hätte mit Fleiß, eher als derſelbe die Welt verlaſſen wollen, damit ſie nur ſeinen ſchmerzlichen Verluſt nicht hätte erleben dörfen.

Und was ſoll ich von der väterlichen Sorgfalt unſers Hochſeligen, gegen ſeine ſämmtliche Herrn Söhne und Frauen Töchter, ſagen? Wenn hat er es ihnen in der zarten Kindheit und Jugend an väterlicher Zucht, wenn hat er es ihnen an herrlichen Regeln und Ermahnungen, wenn hat er es ihnen endlich auch an guten Exempeln fehlen laſſen? In Wahrheit der glückliche Erfolg ihrer allerſeitigen Auferziehung hat zur Gnüge erwieſen, daß ſolches niemals geſchehen ſey. Hat nicht der Hochſelige die Freude gehabt, den ältern ſeiner Herrn Söhne als einen würdigen Doctor der Weltweisheit und beyder Rechte, Conſulenten und Jurispracticum zu ſehen, und ſich bey ſeiner letzten Schwachheit deſſen, als eines treuen Gehülfen zu bedienen? Hat er nicht ſeinen jüngern Herrn Sohn, als Aſſeſſorn der löblichen Philoſophiſchen Facultät, auf ſeinen eigenen vormaligen Fußtapfen einhergehen geſehen? Hat er nicht ſeine ältere, nunmehro ſelige Frau Tochter, an einen wackern Rechtsgelehrten vermählet und eine wohlgeartete Enkelin aus dieſer Ehe erzeuget geſehen? Und da ſelbige durch einen zeitigen Tod der Welt entriſſen worden; hat er nicht auch ſeine jüngere Frau Tochter in einem glücklichen Eheſtande geſehen: Nachdem er ſelbige an einen hocherfahrnen Arzneyverſtändigen vermählet hatte, der ihm durch das gemeinſchaftliche Vaterland ſo wohl, als durch eine collegialiſche Freundſchaft längſt verbunden war.

Auch in ſeinem Letzten hat dieſe Sorgfalt vor das Glücke der Seinigen noch nicht ermüden können. Die eheliche Zuneigung ſo der Hochſelige bey ſeinem ältern Herrn Sohne, zu ſeines erſtern Herrn Schwiegerſohnes tugendhaften Jungfer Schweſter, wahrgenommen; war demſelben ſo angenehm, daß er auch ſterbend ſeinen väterlichen Beyfall und Segen dazu hat geben wollen. Die Einigkeit und Vertraulichkeit der Geſchlechter bringt gemeiniglich ihren Flor; ihre Trennung hergegen ihren Fall und Untergang zuwege, und dieſe wiederholte Verknüpfung zweyer ohnedem verſchwägerten Häuſer, bedünkte demſelben deſto erwünſchter zu ſeyn; je weniger er jemals das erſte Bündniß zu bereuen Urſache gefunden hatte.

Soll ich noch auf diejenigen Verdienſte unſers Hochſeligen kommen, die ſeine Blutsfreunde und Verwandten von ihm zu rühmen wiſſen: So muß ich beſorgen, daß ich hier eher zu wenig, als zu viel ſagen könnte. Sie mögen ſelber auftreten und den Beyſtand unſers Hochſeligen rühmen, den er ihnen allezeit mit Rath und That geleiſtet hat. Nur eines muß ich hier nicht vergeſſen. Die Schriften der Gelehrten ſind ihnen ſo lieb, als andern Leuten ihre Kinder. Und in der That bilden ſie die Gemüthskräfte ihrer Urheber ſo deutlich ab, als ſonſt die Geſichtszüge der Kinder das Antlitz ihrer Aeltern zu zeigen pflegen. Wer ſich alſo der Schriften verſtorbener Gelehrten annimmt, der thut nicht allein der gelehrten Welt; ſondern auch ihren Verfaſſern inſonderheit, einen wichtigen Liebesdienſt. Wer es nun weis, daß unſer Hochſeliger des berühmten Superintendenten Jttigs, dem er mit naher Schwägerſchaft anverwandt war, hinterlaſſene vielfältige Schriften ans Licht geſtellet; der wird weiter nichts nöthig haben, auch in dieſem Stücke die Verdienſte deſſelben zu bewundern.

Was iſt nicht noch übrig, hochgeſchätzte Anweſende, ſo ich zum Lobe unſers Hochſeligen von ſeinen perſönlichen Verdienſten anführen müßte, wenn ich der Pflicht eines rechtſchaffenen Lobredners nachkommen wollte? Soll ich ihnen noch von der Gottesfurcht deſſelben, von ſeiner Großmuth im Unglücke, von ſeiner Beſcheidenheit im Glücke, von ſeiner Sparſamkeit und Wohlthätigkeit, von ſeiner Leutſeligkeit und Dienſtfertigkeit einen Abriß machen. Soll ich ihnen zeigen, wie derſelbe von den Fehlern unzähliger Gelehrten befreyet geweſen, die entweder einen pedantiſchen Stolz, oder eine praleriſche Verachtung andrer, entweder das Vorurtheil des Anſehens, oder des Alterthums bey ſich ſpüren laſſen? Soll ich endlich zeigen, wie er im Lehren deutlich und ordentlich, im Schreiben gründlich, im Diſputiren gelaſſen; überall aber ein Liebhaber der Wahrheit geweſen? Denn ohne Zweifel wird dero Scharfſinnigkeit dieſe und noch andre Mängel in meiner Rede angemerket haben. Jch ſehe ſie itzo ſelber ein, da mir die Kürze der Zeit den Schluß zu machen befiehlet; entſchuldige mich aber damit: Daß ich mich nicht anheiſchig gemacht habe, eine ausführliche Lobrede auf den Hochſeligen zu halten.

Sie, hochgeſchätzte Leidtragende, könnten noch einen Troſt von mir fordern; wenn ich ihnen denſelben zu geben geſchickt wäre. Allein, geſetzt ich wäre es, ſo würde doch dero chriſtliche Großmuth, und dero Zufriedenheit mit den weiſen Wegen Gottes, deſſen nicht nöthig haben. Sollten ſie aber dennoch einer Erinnerung derjenigen Wahrheiten bedörfen, die ein ſchmerzlich bekümmertes Herz in ſolchen Trauerfällen beruhigen können: So können ſie dieſelben von den beredten Lippen eines geiſtlichen Kirchenlehrers weit beſſer als von mir erwarten. Dahin verweiſe ich dero Thränen mit dem herzlichen Wunſche, daß der Geiſt der Freuden, den Gott nur ſeinen Freunden gönnet, dieſelben bald von dero Wangen abtrocknen möge.

Ihnen aber, Magnifice Academiae Rector, wie auch allerſeits hoch und werthgeſchätzte Leichenbegleiter, ſoll ich hiermit unterthänigen und verbundenſten Dank abſtatten, daß dieſelben dem hochſeligen Herrn Doctor das letzte Geleite zu ſeiner Ruhekammer haben geben wollen. Dero ſo zahlreiche Gegenwart giebt einen neuen Beweis von den Verdienſten des Hochſeligen ab; und gereicht denen ſämtlichen hochbetrübten Leidtragenden zu beſonderm Vergnügen. Sie wünſchen dahero nichts mehr, als daß ſie bey angenehmern Fällen, Gelegenheit finden mögen, ſolches zu verſchulden: Um dadurch zu bezeigen, daß ſie dero allerſeitige Verdienſte lieber lebendig verehren, als dermaleins abgeſtorben bedauren wollen.

Trauerrede,

Auf den ſeligen Herrn M. Uhſen.

Allerſeits hoch und werthgeſchätzte Anweſende.

Was die Gewohnheit wohlgeſitteter Völker vorlängſt eingeführet hat, was die Vernunft ſelbſt billiget, und wackern Männern als eine Frucht ihrer Verdienſte zuerkennet; was ſich ein jedes rechtſchaffenes Gemüthe nach ſeinem Tode ſelbſt wünſchet, und was endlich unſre Pflicht uns gegen die Mitglieder unſrer vertrauten Rednergeſellſchaft auferleget; dasjenige ſind wir itzo willens gegen den weiland hochwohledlen, hochwohlgelahrten Herrn, Herrn M. Erdmann Uhſen, des hochfürſtlichen Merſeburgiſchen Gymnaſii viele Jahre her treuen und hochverdienten Rectorn aus Schuldigkeit und eigener Neigung zu beobachten.

Sie verſtehen es zweifelsfrey alle, hochzuehrende Herrn, daß ich von einem ehrenvollen Andenken rede, welches man ſeinen Verſtorbenen zu widmen pflegt. Dieſes iſt nach dem Beyſpiele vieler Völker auch bey uns im Schwange; dieſes heiſſet die ſtrengeſte Billigkeit bey dem Grabe der Tugendhaften gut; dieſes wünſchen wir alle dermaleins zu erlangen, und dieſes verordnen endlich auch unſre weiſeſten Geſetze. Was können wir alſo gewöhnlichers, vernünftigers, beweglichers und gerechters unternehmen, als da wir itzo die ſonderbaren Verdienſte eines vormaligen Mitgliedes unſrer Geſellſchaft verehren wollen, welches in ſeinem Leben und Tode recht ehrwürdig geweſen?

Diejenigen ſind hier keines Gehöres werth, welche aus einer angemaßten Unempfindlichkeit nach keiner Ehre was fragen; und da ſie in ihrem Leben nichts löbliches verrichten, auch nach dem Tode nicht gelobet werden wollen. Sie verachten tückiſcher Weiſe eine Sache, darauf ſie ſich keine Rechnung zu machen haben; und wollen dafür angeſehen ſeyn, als ob ſie groſmüthiger wären als andre; da ſie doch bloß aus Kleinmuth an dem guten Andenken der Nachkommenſchaft verzweifeln müſſen.

Ungeachtet wir nun diejenigen nicht ſind, welche bloß die Ehre und das Lob der Menſchen für ihr höchſtes Gut halten; ungeachtet wir auch nicht den Beyfall des Pöbels, und ein flüchtiges Gerüchte von unſerm Namen vor eine beſondere Glückſeligkeit anſehen: So erkennen wir doch das rühmliche Urtheil der Weiſen, und die Lobſprüche verſtändiger und tugendhafter Männer für eine ſüſſe Frucht unſres Wohlverhaltens. Wir ſehen überdieß die wahre Ehrliebe, die Gott allen vernünftigen Geſchöpfen eingepflanzet hat, vor einen kräftigen Sporn zur Tugend an: Immaſſen unzählich viel gutes in der Welt nachbleiben würde, wenn man nicht durch die Ruhmbegierde dazu angefriſchet, und wieder alle Schwierigkeiten tugendhafter Thaten gleichſam gewaffnet würde.

Kein Stand iſt in der menſchlichen Geſellſchaft zu finden, der nicht überflüßige Gelegenheit hätte, ſich nach ſeiner Art der Ehre und des Lobes fähig zu machen. Und wer iſt wohl in aller Welt ſo elend daran, der ſich davon ausſchlieſſen könnte; da ja ein jeder ſeine beſondre Pflichten hat, in deren Beobachtung ein Weiſer ſeinen höchſten Ruhm ſuchet. Wie in den Schauſpielen nicht nur derjenige Lob verdienet, der einen König wohl vorſtellet; ſondern auch derjenige, welcher oft die verächtlichſte Perſon ſpielen muß; wenn er ſeine Rolle nur recht gemacht: So iſt es auch in dem groſſen Spiele, auf der Schaubühne dieſer Welt beſchaffen.

Was iſt es denn Wunder, hoch und werthgeſchätzte Anweſende, daß auch geſchickte Schulmänner für ehrwürdig und ehrenfähig gehalten werden? Ihr Amt iſt gewiß eins von den beſchwerlichſten; aber weil es auch in dem gemeinen Weſen *eins von den nützlichſten iſt*: So giebt es allen, die ſich darinn ihrer Pflicht gemäß bezeigen ein Recht, Ehre und Ruhm zu fordern. Und es wird alſo niemanden befremden, wenn ich auch von unſerm wohlſeligen Herrn Magiſter behaupte, daß er im Leben und Tode ein recht ehrenwerther Mann geweſen ſey.

Thue ich hierinn meiner Pflicht keine ſattſame Gnüge, hochzuehrende Herrn; wie ich denn nicht zweifele, daß es einem jeden unter ihnen beſſer als mir von ſtatten gehen würde: So entſchuldige ich mich mit der Vorſchrift unſrer Geſetze, welche mir, und keinem andern, die Erneurung ſeines Andenkens anbefohlen hat. Wird alſo meine Rede vielleicht kein Lob verdienen; ſo wird doch mein Gehorſam bey ſo billigen Richtern, als ich vor mir ſehe, einigermaaßen vor ruhmwürdig geachtet werden.

Wo könnte ich aber die Ausführung meines Satzes beſſer anfangen, hochzuehrende Herren, als von den academiſchen Jahren unſres Seligverſtorbenen? Hier hat er ſich nemlich zu alle der Ehre den Grund gelegt, die ihm nachmals zu theil geworden: Hier hat er den Weg geſucht und gefunden, der ihn zu einem wahren Lobe führen ſollte. Die Gelehrſamkeit nemlich war diejenige Vollkommenheit, nach welcher er bey reifenden Jahren ſtrebte, und wodurch er den Beyfall der Verſtändigen zu erwerben trachtete. Fürwahr ein ſehr gebähnter; aber dem ungeachtet noch ſehr rauher und beſchwerlicher Pfad zum Ehrentempel zu gelangen!

Je höher die Anzahl der Studirenden in unſerm geſegneten Sachſenlande ſchon angewachſen iſt; deſto ſchwerer fällt es auch geſchickten Köpfen ſich hervor zu thun. Derjenige muß ſich ſchon viel zutrauen, der in eine dichtbeſetzte Rennebahn tritt, und es mit einer groſſen Anzahl von Läufern zugleich annehmen will! Denn wie leicht finden ſich unter einer ſo groſſen Menge etliche, die es ihm zuvorthun; und wie leicht kan es kommen, daß er ſich unter dem unedlen Haufen der Langſamen verlieret. Doch dieſes ſchreckte unſern Wohlſeligen nicht ab, den Kampfplatz der Muſen zu betreten. Er kannte ſeine Gemüthskräfte, und ob er ſich gleich keine auſſerordentliche Fähigkeit anmaaſſete; ſo glaubte er doch durch unabläßigen Fleiß vielen überlegen zu ſeyn, und, wo nicht unter den erſten Siegern, doch gewiß unter denen zu ſeyn, die ſchon vor unzählichen ins Auge fallen.

Sonderlich war die Weltweisheit nebſt den freyen Künſten der angenehmſte Augenmerk ſeiner Bemühungen. Er vereinigte die Pallas mit der Svada, und die Schweſtern Apollons mit dem Merkur; ich will ſagen die philoſophiſchen Wiſſenſchaften mit der Beredſamkeit und Dichtkunſt.

kunſt. Glückſeliges Band! welches die edelſten Stücke der Gelehrſamkeit umſchlinget, die den Grund zu allen andern legen, und gleichſam die Flügel ſind, womit man ſich empor ſchwingen und auf die Ehrenhügel unter den Gelehrten gelangen kan. Hätte ich nicht in dieſer Verſammlung zu reden, hochzuehrende Herrn, ſo würde ich mich hierbey viel länger aufhalten. Itzo aber breche ich bey zeiten ab; denn was iſt es nöthig die Verbindung der Weltweisheit mit der Beredſamkeit zu erheben, wenn man mitten in einer Geſellſchaft philoſophiſcher Redner iſt; welche es zu einer Grundregel gemacht hat, niemand zum Mitgliede ihrer Redeübungen aufzunehmen, als der ſich lange vorher in den Lehren der Weiſen geübet, ja ſich die Lehrerwürde darinnen erworben hat.

Wer war alſo geſchickter in dieſe vertraute Geſellſchaft aufgenommen zu werden, als unſer Seligverſtorbener? Sein Verſtand war mit einer Fertigkeit wohl zu denken verſehen; ſein Gedächtniß hatte einen Vorrath von allerley Sachen geſammlet, und ſeine Einbildungskraft war durch das Leſen der Poeten ſo bereichert und aufgemuntert worden, daß ihm nichts mehr als die Fertigkeit geſchickt zu Reden mangelte, um nach Beſchaffenheit ſeiner Abſichten vollkommen zu werden. Und wo hätte er dieſes beſſer als in dieſer Geſellſchaft bewerkſtelligen können? Dieſe war damals, wie vorhin und nach der Zeit eine *Verſammlung der geſchickteſten Männer*, welche ſich gleichſam um die Wette bemüheten, die Sprache ihres Vaterlandes und die Wohlredenheit auszuüben. Und eben dieſe trug kein Bedenken unſern Wohlſeligen in die Zahl ihrer Mitglieder aufzunehmen.

Ich will hiermit nicht ſagen, unſer Wohlſeliger ſey noch ein gänzlicher Fremdling in der Redekunſt geweſen, als er in dieſe Geſellſchaft getreten. Nein, er hatte bereits vor ſeinen academiſchen Jahren, unter dem berühmten Chriſtian Weiſen, dieſe freye Kunſt getrieben; deſſen neue Kunſtgriffe beredt zu werden damals in ganz Deutſchland Beyfall geſunden hatten. Mit einer ſolchen Vorbereitung kam er ſchon auf die hohe Schule, und es iſt leicht zu denken, daß ein emſiges Nachleſen der beſten Redner ſeiner Zeit, ſeine Wiſſenſchaft in der Wohlredenheit noch mehr und mehr werde geſtärket haben. Doch wie es mit allen Künſten mehr auf die Fertigkeit und Ausübung, als auf ein todtes Wiſſen ankömmt: So geht es auch in der Beredſamkeit. Und daher ſuchte eben unſer Wohlſeliger, nunmehro als ein Mann, diejenigen Uebungen zu treiben, daran es ihm bis dahin gefehlet, und die er ſonſt als ein Knabe ſo lieb gewonnen hatte.

Es iſt ſchade, daß unſre Vorfahren nicht die Abſchriften ihrer Reden geſammlet, und uns als ihren Nachkommen hinterlaſſen haben: Denn ſo würden wir, unter ſo vielen andern ſchönen Stücken der geſchickteſten Männer, auch ſo manche Probe von unſerm Wohlſeligen noch in Händen haben. Doch was bedörfen wir dieſes? Hat er uns nicht in einer eigenen Anleitung zur Redekunſt, durch Regeln und Exempel ſeine Begriffe ſattſam an den Tag gelegt? Sein wohl informirter Redner iſt gewiß noch in jedermanns Händen, und hat ſo gar das Glück gehabt, in ſehr vielen Schulen Deutſchlandes zum Handbuche der Anfänger eingeführet zu werden. Iſt es wahr, daß man darinn noch hier und dar einige verwerfliche Spuren der weiſiſchen Redekunſt antrift: So iſt es hingegen auch gewiß, daß er ſeine Regeln, von vielen Fehlern ſeines Lehrmeiſters geſäubert, und ſeine Exempel weit artiger eingerichtet, als man vorhin gethan; und daß folglich ſeine Redekunſt, für eine der beſten zu halten ſey, die zu der Zeit in Deutſchland ans Licht getreten.

Eben ſo geſchickt war unſer Wohlſeliger in der Poeſie; welche er ſehr glücklich mit der Beredſamkeit zu verbinden geſucht hatte. Er ſchrieb nicht nur ſelbſt einen reinen Vers, ſondern war auch im Stande andern ſeine Wiſſenſchaft davon ordentlich und deutlich mitzutheilen.

Solches that er hier in Leipzig zu verſchiedenen malen, und als er wohl ſahe, daß ſeine poetiſche Regeln auch andern, die ihn nicht hören könnten, Dienſte thun würden, ſo gab er auch dieſelben unter dem Titel des wohlinformirten Poeten heraus. Wären wir gewohnt die Schriften der Gelehrten nach der Elle auszumeſſen, ſo würde uns freylich dieſes kleine Werkchen nicht anſehnlich genug bedünken, unſerm Wohlſeligen eine Ehrenpforte deswegen zu bauen. Allein der nützliche Innhalt richtet ſich in Büchern ſo wenig nach der Größe und Anzahl der Blätter, als die Seelenkräfte, nach der Stärke der Gliedmaaßen eines Körpers. Vor Anfänger gehören auch mehr kurze als lange Anleitungen; und man kan mit Grunde ſagen, daß unſres Wohlſeligen wohl informirter Poet, mit eine von den beſten Vorbereitungen zur deutſchen Dichtkunſt genennet zu werden verdiene.

Doch ich halte mich zu lange dabey auf, und vergeſſe faſt die gröſſern Schriften, die gewiß von der Wichtigkeit waren, daß ſie unſerm Wohlſeligen nicht geringen Ruhm zu wege gebracht. Wem iſt nicht ſein gelehrter Criticus nicht bekannt? ein Buch voll vielfältiger Gelehrſamkeit; worinn der Verfaſſer ſeine ganze Stärke gewieſen. Was ſoll ich von ſeinen academiſchen Diſſertationen und andern gelehrten Arbeiten ſagen? Ich würde mir nur die noch übrige wenige Zeit rauben, da ich auch von ſeiner Beförderung reden und diejenigen Ehrenſtellen nahmhaft machen ſoll, die er bis an ſeinen Tod mit ſo vielem Ruhme bekleidet hat. Dieſes iſt es, hochzuehrende Herren, was ich noch mit kurzem berühren muß.

So ſchlecht iſt es, Gottlob! in der Welt noch nicht beſtellt, daß Verdienſte und Tugenden ganz unerkannt bleiben ſollten. Die Geſchicklichkeit leuchtet gleichwohl in die Augen, und erwirbt ſich, auch ihren Neidern zu Trotz, Hochachtung und mancherley Belohnungen. Unſeres Wohlſeligen Exempel beſtätigte dieſe Wahrheit, als man ihm bey erledigtem Rectorate des hochfürſtlichen Sachſenmerſeburgiſchen Gymnaſii, dieſes anſehnliche Amt auftrug, und ihn dadurch vor geſchickt erklärete, den Platz eines wackern Schulmannes zu erſetzen. Der annoch lebende berühmte Hübner, Rector in Hamburg, war ſein Vorfahr geweſen, und hatte damals wohl nicht gedacht, daß ſein Nachfolger im Amte, ſein Vorgänger zur Grube werden ſollte. Doch war es allerdings eine Ehre vor unſern Wohlſeligen, daß man an ihm denjenigen gefunden zu haben vermeynte, der in die Fußtapfen eines, wegen vieler nützlichen Schulſchriften, ſo angeſehenen Mannes treten könnte.

Wie wenig man ſich in dieſer Hoffnung betrogen habe, hat der Erfolg zur Gnüge gewieſen. Seit ſo langer Zeit iſt das Merſeburgiſche Schulweſen in ſo erwünſchtem Zuſtande geweſen, daß man nicht Urſache gefunden, die an dem Wohlſeligen geſchehene Wahl zu bereuen. Und was vor Nutzen hat nicht Sachſenland von ſeinen vielfältigen und allezeit treugemeynten Bemühungen gehabt! Wieviel geſchickte Schüler hat er nicht gezogen! Wie viel wackere Männer, die itzo hin und her ſchon dem Vaterlande dienen und in allerley Aemtern ſtehen, haben wir ihm nicht zu danken! Alle dieſe rühmen noch ſeine Zucht, ſeine Anführung, ſeine Erinnerungen, ſeine Strafen, ſeine Geduld, ſeine Sorgfalt in Beförderung ihres Beſtens; mit einem Worte, die vollkommene Verbindung aller Eigenſchaften eines guten und redlichen Schulmannes. Dieſes alles macht ihm auch in der That mehr Ehre, als hundert erkaufte oder beſtellte Lobredner; und ich ſelbſt kan ihn nicht nachdrücklicher loben, als wenn ich ſelbſt ſchweige, und denenjenigen das Wort laſſe, die aus ſeiner Schule gekommen, und ihm den Grund zu ihrem Glücke zu danken haben.

Gewiſſe Stände im gemeinen Weſen kommen mir nicht anders vor, als die unſichtbaren Dünſte und Ausdämpfungen, die ohn Unterlaß in der Luft aufſteigen, und von niemand wahrgenommen werden; endlich aber ſich in Wolken verwandeln, ganze Länder befeuchten, und die Felder mit Fruchtbarkeit und Seegen erfüllen. Was iſt, zum Exempel, dem erſten Anſehen nach unmerklicher, als der Dienſt, den gute Schulmänner der Republik leiſten? Wer nimmt es wahr, was vor erſprießliche Wirkungen ihre Arbeit nach ſich zieht? Thörichte Leute haben daher dieſen Stand gar zum Sprichworte gemacht, und eine Art von Beſchimpfung daher erſonnen, wovor ſie doch ſelbſt Hochachtung und Erkenntlichkeit blicken zu laſſen ſchuldig wären. Indeſſen breitet ſich die heilſame Frucht des ſo verächtlichen Schulſtaubes, als ein ſanfter Thau über alle Stände aus: Und vernünftige Mitbürger begreifen gar wohl, wie viel an demſelben in ſeinem Staate gelegen ſey, und wiſſen daher auch, ſolchen Männern ihre gebührende Ehre zu geben.

Sie allerſeits, hochzuehrende Herren, ſind von dieſer Gattung, wie die Vorſchrift ihrer Geſetze, deren heilige Beobachtung, und die geneigte Aufmerkſamkeit, damit ſie auch eine ſchlechte Rede angehört, ſattſam bezeugen kan. Sie haben mirs befohlen, unſerm vormaligen Mitgliede dieſe Gedächtnißrede zu halten; und ich habe ihnen Gehorſam geleiſtet. Meine eigene Neigung treibt mich, die Verdienſte zu ehren, wo ich ſie finde; und alle diejenigen ſcheinen mir Verdienſte genug zu haben, die dem gemeinen Weſen nur auf einige Art und Weiſe Nutzen geſchaffet. Unſer Wohlſeliger hat das Ziel ſeines Lebens bey ziemlich anwachſendem Alter erreichet. Sollen wir ſeinen Hintritt bedauren? Nein. Die Vorſehung leidet kein Murren über ihre Verhängniſſe. Sie iſt weiſe genug, die erledigte Stelle wieder zu erſetzen. Es treffe dieſes nun wen es wolle, ſo wird doch allezeit der Nachfolger eines ſo verdienten Mannes ein löbliches Muſter ſeiner Bemühungen vor Augen haben. Wohl ihm, wenn er in ſo rühmliche Fußtapfen tritt; und ſich in alle ſeinem Vorhaben bemühet, ſo viel Ehre und Beyfall bey Verſtändigen zu erlangen, als man bey dem Grabe des Wohlſeligen denſelben zu bezeigen Urſache gehabt!

Trauerrede,

Bey der Leiche des Herrn Pundts, Th. St. aus Bremen.

Magnifice Academiae Rector,
Wie auch nach Stand und Würden, allerſeits hoch- und werthgeſchätzte Anweſende.

Der Herr über Tod und Leben, muß ſich von ſeinen vernünſtigen Geſchöpfen niemals mehr beurtheilen und meiſtern laſſen, als wenn er ihrer Zeit ein Ziel ſtecket, und die Sterblichen aus dieſer Welt in eine andre verſetzet. Hier kan ſeine Weisheit es ihnen niemals recht machen. Dem einen dünkt ſein Ende zu frühe, dem andern aber viel zu ſpät herbey zu rücken: Und die Zahl dererjenigen iſt zu allen Zeiten ſehr klein geweſen, die den Tod weder gefürchtet noch gewünſchet; ſondern ihn mit gleichmüthiger Großmuth erwartet, und mit freudigem Herzen bewillkommet haben.

Sonderlich giebt es zwo Gattungen unter den Menſchen, denen die göttliche Vorſehung im Abſehen auf ihre Lebensdauer ſehr tadelhaft zu ſeyn bedünket.

Einige davon ſitzen, durch die Gnade des Himmels, gleichſam dem Glücke im Schooſſe. Die Wolken ſcheinen nichts als lauter Seegen und Wohlfahrt auf ſie herabzuſchütten. Sie beſitzen das Mark der Erden, und dörfen ihrem Herzen keine Luſt wehren, keine Freude verſagen. Was ſie nur wünſchen können, das ſtehet zu ihren Dienſten da: Denn die Natur ſcheint alle ihre Schätze und Reichthümer bloß ihnen zu gut hervorgebracht zu haben. Sie genieſſen zwar in der That mehrere davon, als ihr ſchwacher Geiſt faſſen, und ihr zarter Körper ertragen kan: Und gleichwohl haben ſie noch allezeit viel mehr, als ſie genieſſen können. Bey dieſen erwünſchten Umſtänden nun, ſehen dieſe Günſtlinge des Glückes die Welt für ihren Himmel an: Und da ſie ſich nichts mehr als die beſtändige, ja die ewige Dauer ihres vergnügten Zuſtandes wünſchen können; ſo erſchrecken ſie auch vor nichts ſo ſehr, als vor ihrem Tode. Sie erzittern vor dem bloſſen Namen deſſelben. Alles was ihn nur von weitem zu befördern ſcheinet, das ſetzet ſie in Angſt und Bangigkeit: Und alsdann beſchweren ſie ſich über das grauſame Schickſal, welches dem Menſchen keine längere Friſt auf Erden gegönnet hat. Ja ſie klagen in ihrem Unwillen den Höchſten oft als ungerecht an, weil er ihnen die Glückſeligkeit dieſes irrdiſchen Himmelreichs gleichſam nur zu koſten, nicht aber zu genieſſen geben wollen.

Andre, wie ſie ſelbſt wiſſen, hochgeſchätzte Anweſende, befinden ſich in viel traurigern Umſtänden in der Welt. Das göttliche Verhängniß ſcheinet, im Abſehen auf ſie, einer harten Stiefmutter ähnlich geweſen zu ſeyn, die es ihren Kindern oft an der Nothdurft fehlen läſſet. Dieſe Unſelige genieſſen faſt nichts von den Gütern dieſer Erden: Keine Ergetzung des Gemüths, keine Vergnügung der Sinne macht ihnen den kümmerlichen Aufenthalt allhier erträglich. Wird ihnen ja zuweilen ein Qventchen Luſt zu theil, ſo wird ihnen doch ſelbiges bald durch einen Centner Elendes verſalzet. Und da ſie alſo in der That die Freude kaum dem Namen nach kennen: So vergröſſert noch ihre geſchäfftige Einbildungskraft alle Schmerzen, die ſie empfinden müſſen. Ihre Ungeduld häuſet ihr wahrhaftiges Leiden, durch einen zweymal gröſſern Zuſatz ſelbſt gemachten Grams und Kummers: Und ſo fangen ſie endlich an die Welt als ein Plagehaus, ja als eine Folterkammer anzuſehen, wo der geqvälte Menſch zu lauter Trübſal und Marter verdammet ſey. Alle Stunden werden ihnen bey dieſen Gedanken zu Tagen, alle Tage zu Monden, alle Monden zu ganzen

Jahrhunderten, und da ſie keinen andern Ausgang aus dieſem Elende wiſſen, als den Tod: Was Wunder, daß ſie täglich nach demſelben ſeufzen! Alsdann klagen ſie über die Länge ihres mühſeligen Lebens. Sie beſchuldigen Gott einer Grauſamkeit, ſie verfluchen die Stunde ihrer Geburt, und wünſchen oft, daß ſie ſchon in dem finſtern Leibe ihrer Mutter ihr Grab gefunden hätten.

Was dünkt ihnen nun, hoch und werthgeſchätzte Anweſende! Sind nicht beyde Gattungen der Sterblichen, davon ich gehandelt, höchſt unbillige Richter der himmliſchen Vorſehung? Murren ſie nicht ohne Grund und auf eine höchſtſtrafbare Weiſe über die weiſen Schickſale des Höchſten? Und ſollte ſich das Werk wohl erkühnen, dergeſtalt mit ſeinem Werkmeiſter zu hadern; der gewiß nicht ohne die heiligſten Urſachen, das eine Gefäſſe dauerhaft, des andre zerbrechlich gemacht hat, und der nach einem gerechten Rathſchluſſe ein jedes zerſchlägt wie und wenn er will?

Ferne ſey es von mir, daß ich ſie alleſammt zu einer von dieſen beyden Arten rechnen ſollte! Ferne ſey es von uns allen, daß wir auch itzo bey dem Sarge, einer, menſchlichem Anſehen nach, ſehr frühzeitigen Leiche, die Wege der ewigen Vorſehung meiſtern ſollten! Freylich bedauren wir an dem weiland wohledlen, großachtbarn und wohlgelahrten Herrn, Herrn Johann Caſpar Pundt, der Weltweisheit und heiligen Schrift eifrigſt Befliſſenen, einen in der beſten Blüthe ſeiner Jahre dahin geriſſenen Jüngling; einen muntern und ſtarken Jüngling, der nach der dauerhaften Beſchaffenheit ſeines wohlgebauten Körpers weit länger hätte leben können; einen wohlgearteten und mit vielen Gemüthsgaben ausgerüſteten Jüngling, der allen, die ihn gekannt, eines längern Lebens werth zu ſeyn geſchienen. Und ein ſolcher Todesfall konnte gewiß bey den meiſten unter uns nicht ohne eine heftige Bewegung des Gemüths abgehen.

Einige unter ihnen, hochgeehrteſte Anweſende, bedauren an dem Wohlſeligen, als treue academiſche Lehrer, einen fleißigen und fähigen Zuhörer: Andere beweinen an ihm einen rechtſchaffenen Landesmann, ehmaligen Schulgeſellen, nachmaligen Reiſegefehrten und vertrauten Herzensfreund. Wir insgeſammt aber beklagen einen academiſchen Mitbürger, der uns durch ſein Wohlverhalten ſo viele Hoffnung gemacht hatte, daß einſt die Kirche und das gemeine Weſen eine beſondre Zierde an ihm haben würde. Und bey dem ſo allgemeinen Betrübniſſe ſcheinet es faſt, als ob wir alle den Rathſchluß des Himmels tadeln wollten, der uns den Wohlſeligen ſo zeitig aus den Armen geriſſen hat. Allein es ſcheinet in der That nur ſo. Sie alle, hochgeſchätzte Leichenbegleiter, ſind vermuthlich eines andern überführet: Und ich ſelbſt habe in keiner andern Abſicht dieſe Stelle betreten, als die Wege der Göttlichen Vorſehung zu rechtfertigen, und allen, die mich hören, darzuthun; daß unſer Wohlſeliger auch bey ſeinem zeitigen Tode dennoch nicht zu frühe geſtorben, ſondern eine völlige Dauer dieſes hinfälligen Lebens erreichet habe.

Die gute Sache, ſo ich zu führen übernommen habe, verſpricht mir Dero geneigte Aufmerkſamkeit; und wenn es mir gleich an geſchickten Worten fehlen ſollte, eine ſo wichtige Materie ihrer Würdigkeit nach auszuführen: So wird doch Dero durchdringender Verſtand mehr auf die Stärke meiner Gründe, als auf die Fehler meines Vortrages ſeine Gedanken richten.

Es iſt eine ausgemachte Sache, daß man von der Länge oder Kürze einer Dauer überhaupt nicht urtheilen kan. Nichts iſt ſchlechterdings langwierig; nichts iſt an ſich ſelbſt von geringer Währung: Wo man es nicht mit etwas anderm in Vergleichung ſtellet. Selbſt das hohe Alter unſerer achtzigjährigen Greiſe iſt für eine frühe Jugend zu rechnen, wenn man es gegen die ungleich gröſſere Jahrzahl der erſten Altväter hält, die vor der allgemeinen

meinen Ueberſchwemmung des Erdbodens gelebt haben. Ja auch ein grauer Methuſalah hat kaum etliche Stunden in der Welt zugebracht, wenn man ſeine Zeit mit der Dauer desjenigen vergleichet, bey dem tauſend Jahre wie ein Tag ſind. Und auf eben die Art können auch zehn oder zwanzig Jahre ſchon für eine lange Zeit angeſehen werden, wenn man ſie gegen das Leben derjenigen Geſchöpfe hält, die von Natur kaum etliche Monate, ja oft nur wenige Tage zu ihrer ganzen Dauer erhalten haben.

Sind alſo Monden und Jahre nicht das rechte Maaß, wornach man das menſchliche Alter unbetrüglich abmeſſen kan: Wo werden wir daſſelbe wohl anders ſuchen müſſen, als in der Anzahl guter Handlungen, die ein Sterblicher Zeit ſeines Lebens ausgeübet hat? In Wahrheit, hierinn zeiget ſich die wahre Kraft eines lebendigen, eines vernünftigen Weſens! Denn was heiſſet leben anders, als geſchäfftig ſeyn, als wirken, als die Abſicht erfüllen, warum man in der Welt iſt? Und was heiſſet todt ſeyn anders, als unthätig ſeyn, und ſeine Zeit zubringen ohne ſich geſchäfftig und wirkſam zu erweiſen? So lebt denn ein Menſch nur in ſo weit, als er die Pflichten einer vernünftigen Creatur erfüllet; und denen Abſichten ein Gnügen thut, um welcher willen ihn die Vorſehung in die Welt geſetzet hat. So lebt denn daher mancher faſt gar nicht, ob er gleich viel Jahre in der Welt erreichet; viele hingegen werden alt an guten Thaten, ob ſie gleich bald ſterben: Und jener vernünftige Mann hatte recht, der auf ſeinen Grabſtein zu ſetzen befahl, daß er zwar im achtzigſten Jahre ſeines Alters geſtorben wäre, doch aber nicht mehr als ſieben Jahre gelebt hätte; nachdem er ſich nehmlich aus den Zerſtreuungen der Welt geriſſen, und in einer geruhigen Stille ſein Leben beſchloſſen hatte.

Was iſt aber dieſe Pflicht eines Menſchen ſonſt anders, als das dreyfache Erkenntniß, welches uns von allen

Thieren unterſcheidet? Wir ſind fähig, uns ſelbſt, die Welt, und Gott kennen zu lernen: Und das iſt unſer Vorzug, der uns über alle ſichtbare Geſchöpfe erhebet. Dieſe Fähigkeiten ſind uns von dem Urheber der Natur nicht umſonſt beygeleget worden. So wie das Feuer zum Brennen, das Waſſer zum Befeuchten, die Sonne aber zum Leuchten und Erwärmen erſchaffen iſt: So iſt die menſchliche Vernunft zum Erkennen und Wiſſen beſtimmet worden. Die höchſte Weisheit kan niemals ohne Abſichten handeln; vielweniger wird ſie das Meiſterſtück ihrer Hände, den Herrn des Erdbodens, von ohngefähr ſo verſtändig gemacht haben. Dieſes dreyfache Erkenntniß aber iſt ſeiner Natur ſo gemäß, an ſich ſelbſt ſo edel, und von ſo nützlichen Wirkungen für die Beſitzer deſſelben; daß man keine anſtändigere Beſchäfftigung erſinnen kan, ein ſo fürtreffliches Weſen in beſtändiger Wirkſamkeit zu erhalten.

Wenn ich in einer andern Verſammlung zu reden hätte, hoch und wehrtgeſchätzte Anweſende, ſo ſtünde mir hier ein weites Feld offen, den weitläuftigen Inbegriff dieſer einzigen Hauptpflicht des Menſchen zu erklären. Allein Dero tiefe Einſicht ſo wohl in dieſe, als unzählige andre Wahrheiten, überhebet mich dieſer Mühe; und heiſſet mich vielmehr meine Augen auf unſern Wohlſeligen richten, deſſen ſchmerzlichen Hintritt wir alle bedauren. Was kan mir aber nunmehro leichter fallen, als die Behauptung des Satzes, den ich zu erweiſen verſprochen habe? Ich werde nur zeigen dörfen, daß der Wohlſelige die Pflicht eines Menſchen, eines vernünftigen Menſchen, und ins beſondre eines Studirenden erfüllet habe; ich werde nur darthun dörfen, daß er ſich ſelbſt, die Welt und Gott erkennen gelernet, ſo weit es die Beſchaffenheit ſeiner ſehr vortheilhaften Umſtände zugelaſſen: So wird kein Zweifel mehr übrig ſeyn, daß ſelbiger nicht eine zulängliche, ja vollkommene Dauer ſeines Lebens erreichet habe.

Die ewige Vorſehung hatte ihn von ſolchen Aeltern zur Welt gebohren werden laſſen, die an dieſem ihrem Sohne einen vernünftigen Menſchen, einen Chriſten, und einen Gelehrten erziehen wollten. Sie hatten Verſtand und Tugend genug, ſich dieſe ſo löbliche Abſicht vorzuſetzen: Und das Glück, oder vielmehr der Segen Gottes hatte es ihnen an Mitteln nicht fehlen laſſen, dieſelbe zu befördern. Ein ſo beqvemer, ein ſo berühmter Sitz der Muſen, als das Bremiſche Gymnaſium iſt, gab ihrer Sorgfalt die ſchönſte Gelegenheit an die Hand, dieſen ihren Zweck täglich mehr erreichet zu ſehen. Es war ein beſonderes Vergnügen für ſie, daß ſie ihren wohlgearteten Sohn täglich vor Augen haben, und ſein allmähliges Wachsthum in der Nähe bemerken konnten. Es war aber auch ein ungemeiner Vortheil für unſern Wohlſeligen, daß er in einer ſo vernünftigen Zucht, als er von ſeinen werthen Aeltern genoß, bis zu reifern Jahren aufwachſen konnte.

Denn iſt es wahr, daß viele Kinder nur deswegen verderben und übel gerathen, weil ſie von ihren Aeltern erzogen werden: So iſt es im Gegentheil auch oftmals gewiß, daß andre nur deßwegen wohl gedeihen; weil die väterliche Klugheit und mütterliche Sorgfalt ſie, ſo zu reden, nicht aus den Augen gelaſſen. So feſt iſt der Satz, daß Kinder ihren Aeltern faſt alles zu danken haben! Böſes und Gutes pflanzen dieſe auf die Ihrigen fort. So werden die Zweige den Bäumen ähnlich, daraus ſie gewachſen ſind: Und das Sprichwort der Alten iſt nicht ohne Grund, daß der Apfel nicht weit vom Stamme zu fallen pflegt.

So groß nun hier das Glück unſers Wohlſeligen war, von vernünftigen Aeltern erzogen zu werden: So groß war auch die Freude der Aeltern, einen ſo fähigen und von Natur wohlgearteten Sohn zu haben. Die zärtliche Liebe verblendet oft die Augen der Aeltern, daß ſie mehr Gutes an ihren Kindern zu ſehen vermeynen, als ſie in der That beſitzen: Allein die Seinigen urtheilten nicht allein ſo vortheilhaft von ihm. Alle ſeine Lehrer geſtunden es, daß ſie wenige Schüler ſeiner Art gehabt hätten. Der Fleiß der Studirenden kömmt vielmals ihren ſchwachen Gemüthsgaben zu ſtatten: Das gute Naturell hingegen erſetzt nicht ſelten den Mangel der gehörigen Emſigkeit bey jungen Leuten. An unſerm Wohlſeligen aber war beydes gleich vortrefflich, und es konnte alſo nicht fehlen: Er muſte es in Sprachen, freyen Künſten und Wiſſenſchaften, in kurzer Zeit, ſehr weit bringen.

Er verband die lateiniſche und griechiſche Sprache mit den morgenländiſchen; und die Philologie der Chriſten mit der Gelehrſamkeit der Rabbinen. Dergeſtalt bereitete er ſich zur Gottesgelahrtheit, und zum Dienſte der Kirchen, welchem ihn ſeine Aeltern mit gutem Bedachte gewidmet hatten. Doch hierbey ließ ers nicht bewenden. Die Wiſſenſchaft der Sprachen iſt nicht dasjenige, was uns unmittelbar zu der Abſicht führet, wozu uns der Schöpfer beſtimmet hat. Dieſe ſind nur die Schalen, darinn man den Kern der wahren Weisheit ſuchen muß. Kinder, und die ihnen ähnlich ſind, befriedigen ſich damit: Verſtändige aber dringen auf das innere Weſen hindurch. Und daher bemühte ſich unſer Wohlſeliger mit dem gröſten Eifer, auch die Weltweisheit und Mathematik zu erlernen; als aus welchen Wiſſenſchaften er unmittelbar die Erkenntniß ſeiner ſelbſt, der Welt und ihres Urhebers zu erlernen verhoffte.

Ich muß bey dieſer Veranlaſſung noch eine Anmerkung machen, die ein gemeines Vorurtheil der Studirenden betrifft. Man hält insgemein davor, die Philologie erfordere einen ganzen Menſchen: Und wer ſich alſo den Sprachen gewidmet habe, der müſſe ſich auf dieſelben allein legen; alle philoſophiſche und mathematiſche Wiſſenſchaften hergegen beyſeite ſetzen. Daher kömmt es denn, daß die Liebhaber der Critik und Alterthümer, der Hiſtorie und Litteratur Feinde der Weltweisheit und Mathematik werden: Gerade als wenn eins dem andern zuwieder liefe! Gerade als wenn man ein gründlicher Criticus, ohne die Weltweisheit, werden, oder von den Wörtern vernünftiger Scribenten würde Red und Antwort geben können; ohne ihre Sachen, Gedanken und Vernunftſchlüſſe zuvor recht eingeſehen zu haben.

O wie weit war unſer Wohlſeliger von dieſem Vorurtheile entfernet! Wie glücklich verband er, was ſo viele zu ihrem eigenen Schaden trennen! Und wie tief drang er dadurch in die innerſten Heiligthümer der wahren Weisheit! Er folgte den Spuren der Weltweiſen, die unſerm Vaterlande in ganz Europa Ehre machen, und das Licht der Vernunft ſo ſehr gereiniget, erweitert und in Ordnung gebracht haben, als vorhin noch niemals geſchehen. Und hier lernte er ſich ſelbſt, hier lernte er Gott, hier lernte er die Welt kennen! Hier ward er geſchickt, die Pflichten eines vernünftigen Menſchen, und und eines wahren Gelehrten zu erfüllen.

Doch Bremen allein konnte einen ſo lehrbegierigen Geiſt nicht vergnügen. So treu, ſo gründlich auch ſeine Lehrer waren; ſo viele Koſten auch von den Aeltern unſers Wohlſeligen auf ſeinen Privatunterricht verwandt wurden: So unerſättlich war doch ſein Hunger nach Wiſſenſchaft und Erkenntniß. Er eilete nach unſerer hohen Schule, als welche ihm unter ſo vielen andern, die unſer Vaterland aufzuweiſen hat, nicht ohne Grund als die beqvemſte vorkam, ſeine Abſichten vollends auszuführen. Allhier wollte er ſonderlich dasjenige, was die Offenbarung zu dem natürlichen Erkenntniſſe unſrer Vernunft hinzuſetzet, erlernen, und alles übrige, was er ſchon vorhin gefaſſet hatte, zur völligen Reife gedeihen laſſen.

Hier muß ich mich auf ihr Zeugniß beruffen, hoch und werthgeſchätzte Anweſende, die ſie zum Theil von dem Wohlſeligen zu ſeinen Lehrern erwählet worden, zum Theil auch wohl ſeine Nacheiferer auf eben dieſer edlen Laufbahn geweſen ſind. Sie können durch dero glaubwürdigen Beyfall meinem Vorbringen ein Gewichte beylegen. Sie können uns die Verſicherung von dem unermüdeten Fleiſſe geben, den der Wohlſelige Zeit ſeines dreyvierteljährigen Aufenthalts allhier angewandt. Sie können uns auch belehren, wie ſchleunig ſein Fortgang in allem dem geweſen, was zu ſeiner Hauptabſicht nur irgend etwas beytragen konnte. Und nunmehro überlaſſe ich einem jeden das Urtheil, ob derjenige, der in ſo wohl eingerichteten Bemühungen zum Erkenntniſſe ſeiner ſelbſt, der Welt, und ſeines Schöpfers zu gelangen, ſein zwanzigſtes Jahr erreichet; und bey einem ſolchen Grade der Wiſſenſchaft ſein Haupt geneiget hat, den unzähliche Menſchen auch in einem dreymal gröſſern Alter nicht erreichen; ob derjenige, ſage ich, nicht lange genug gewallet, und eine völlige Dauer dieſes irrdiſchen Lebens erreichet habe?

Ich weis wohl, was man mir noch einwenden kan. Der Menſch, wird es heiſſen, iſt nicht nur zum Wiſſen, ſondern auch zum Thun gebohren: Und wie kan ein Jüngling der Welt diejenigen Dienſte leiſten, die ſein männliches Alter bey einer zwey bis dreymal längern Lebensfriſt zu leiſten allererſt vermögend geworden wäre? Es iſt wahr, und man kan es nicht ganz in Abrede ſeyn, daß der Menſch nicht nur um ſein ſelbſt, ſondern auch um anderer Leute willen erſchaffen worden. Es iſt auch wahr, daß junge Leute ihrem Nächſten ſo viel noch nicht dienen können, als wenn ſie länger gelebet hätten. Allein man muß auch dieſes erwegen, daß niemand zu etwas unmöglichem verbunden iſt. Von Kindern kan man die Pflichten der Männer, und von Jünglingen diejenigen Dienſte fürs Vaterland nicht fordern, die erfahrne Greiſe demſelben thun können. Kein Alter aber iſt aller Gelegenheit beraubet, ſein Erkenntniß auch in Werken thätig zu erweiſen: Und unſer Wohlſeliger inſonderheit hat ſeinen Wandel mit allen den Tugenden ausgeſchmücket gehabt, die man von ſeinen Jahren und Umſtänden immermehr hätte fordern können.

Wer iſt jemals ſeinen Aeltern gehorſamer, gegen ſeine Lehrer ehrerbiethiger, gegen ſeine Freunde aufrichtiger, gegen Höhere Beſcheidener, gegen Geringere leutſeliger, gegen Bekannte und Unbekannte höflicher und dienſtfertiger geweſen? Wer hat ſeine Zeit beſſer angewandt, alle Reizungen zu verderblichen Lüſten ſorgfältiger vermieden, und ſich für allen Ausſchweifungen der Jugend, die auf hohen Schulen ſo gemein ſind, fleißiger in acht genommen? Ja wer hat endlich in alle ſeinem Thun und Laſſen, denen, die ſeines gleichen waren, ein beſſeres Exempel und Muſter zur Nachfolge hinterlaſſen, als unſer Wohlſeliger gethan hat?

Was wären nicht noch vor viele andere und weit herrlichere Tugendfrüchte von ihm zu erwarten geweſen, wenn ihm der Höchſte ein ſpäteres Ziel zu ſetzen gut befunden hätte? So lange er in dieſer Zeitlichkeit gelebet, hat er alle ſeine Pflichten getreulich erfüllet: Mehrere aber kan man von ihm nicht fordern. Wer kan es einem Kriegsmanne verargen, daß er nicht länger auf der ihm anvertrauten Wacht Dienſte gethan, als es ihm ſein Befehlshaber verſtattet hat? Und wer kan es einem Menſchen verübeln, wenn er nicht mehr Gutes in der Welt ausübet: Weil ihn der oberſte Gebiether der Sterblichen zeitig zurücke ruffet, und ihm anderswohin zu gehen befiehlet.

Hier bewundern wir freylich deine Fügungen, o du ewige Verſehung! Deine Rathſchlüſſe ſind ſo unbegreiflich, als du ſelber biſt. Du ſetzeſt uns nach verborgenen Urſachen auf den Schauplatz dieſer Welt, und läſſeſt uns auch die Gründe nicht einſehen, warum du den einen zeitiger als den andern wieder abtreten heiſſeſt. Wir verehren indeſſen deine Weisheit, auch wenn wir ſie nicht erreichen können, und ſind überzeuget, daß alles, was ſie thut, zu deinem Preiſe gereichen würde, wenn wir nur Fähigkeit genug hätten ihre Tiefen zu ergründen, und die Gerechtigkeit ihres Verfahrens vollkommen einzuſehen.

O daß nur meine Stimme bis zu euren Ohren dringen könnte, ihr höchſtbekümmerten Aeltern! die ihr vielleicht dieſen Augenblick, da ich hier rede, die Trauerpoſt von dem Tode eures Sohnes noch nicht einmal erhalten habt. O daß meine Worte den gewünſchten Eindruck in euer Herz machen könnten, denjenigen Schmerz einigermaaſſen zu mildern, den ſelbiges über einen ſo ſchätzbaren Verluſt empfinden wird. Eure Thränen ſind allerdings gerecht. Ihr beweinet einen Sohn, einen wohlgerathenen Sohn, einen einzigen Sohn; einen Sohn, der eurer Hoffnung nach euch ſelbſt einmal die Augen zudrücken ſollte. Ihr verlieret ihn in der beſten Blüthe ſeiner Jahre, mitten in dem ſchönſten Laufe ſeines Fleiſſes; und was euch vielleicht am ſchmerzlichſten kränken wird, in groſſer Ferne! Es iſt euch ſo gut nicht geworden, ſeinen letzten Abſchiedskuß zu empfangen, die zärtliche Dankſagung für alle väterliche Güte und mütterliche Sorgfalt von ſeinen eigenen Lippen anzuhören, und ihm die gebrochenen Augen mit eigener Hand zuzudrücken. Aber getroſt! Dasjenige, was euch vermuthlich am heftigſten kränket, das kan vielleicht das meiſte zu eurer Aufrichtung beytragen.

Gewaltige Donnerſchläge, die in groſſer Entfernung unſre Häuſer und Güter treffen, erſchrecken uns bey weitem ſo ſehr nicht, wenn wir gleich von dem Schaden, den ſie verurſachet haben, ausführliche Nachricht erhalten: Als wenn wir ſelbſt den feurigen Wetterſtral in unſre Dächer fahren ſehen; ſelbſt durch den ſchrecklichen Knall betäubet werden; und mit eigenen Augen die freſſenden Flammen erblicken, die alle unſere Habſeligkeit verzehren, alle unſer Vermögen in Dampf und Aſche verwandeln. Eben ſo kan euch die betrübte Nachricht von dem Verluſte eures geliebten Sohnes bey weitem ſo ſchmerzlich nicht fallen; als wenn ihr ſelbſt bey ſeinem

Siegbette zugegen geweſen wäret, ſelbſt von der brennenden Hitze des Fiebers ihn entkräftet geſehen, ſelbſt ſeine zunehmende Schwachheit bemerket, und ſeine letzte Seufzer und Worte ſelber gehöret hättet.

O wie viel kläglicher würde euch der Anblick deß allen vorgekommen ſeyn, als itzo die bloſſe Erzählung euch ſcheinen wird! Wie würde da das väterliche Herz geblutet haben; wie rege würde da die mütterliche Zärtlichkeit geworden ſeyn: Wenn ihr den letzten Angſtſchweiß auf ſeiner Stirne wahrgenommen hättet; wenn er euch ſterbend noch hundertmal die Hände geküſſet, und nochmals mit ſchwerer Zunge für ſo väterliche und mütterliche Wohlthaten gedanket hätte! Nein, nein! Ihr ſeyd glücklich, hochbetrübte Aeltern! Ihr ſeyd glücklich, daß ihr euren Sohn in der Ferne verlieret; daß ihr einen ſo groſſen Schmerz in einen kleinern verwandelt ſehet. Danket derowegen der göttlichen Güte für die Verminderung eures Unglücks, und erkennet es, daß die Ruthe des Höchſten auch in ihren empfindlichſten Streichen von einer liebreichen Vaterhand geführet werde.

Wie erträglich muß euch nicht ferner euer Trauerfall werden, wenn ihr erweget, daß ihr euren Sohn durch die Hand des Höchſten, nicht aber durch eure oder ſeine eigene Schuld verlieret? Der ordentliche Lauf der Natur befiehlt ihm zu ſterben: Er ſelbſt hat ſein Ende weder befördert noch verurſachet. Ach! wie viel ſchmerzhafter müſſen diejenigen Aeltern weinen, die ihre Söhne auch zwar auf hohen Schulen; aber etwan im Zweykampfe, als halbe Selbſtmörder, verlieren! Wie viel bekümmerter müſſen andere ſeyn, die durch Völlerey und Ueppigkeit ihre Kinder einbüſſen müſſen? Vergleichet dieſe Umſtände mit den eurigen, und geſtehet mir, ob nicht euer Leiden dem andern weit vorzuziehen ſey? Haben aber jene ſich oftmals in ihren weit ſchwerern Unfällen zu faſſen gewußt: Wie viel leichter wird euch ſolches fallen? Ja finden wir gar Väter in den Geſchichten, die wohl ſelbſt aus Liebe zum Vaterlande, und zu Beförderung der gemeinen Wohlfahrt ihre Kinder aufgeopfert, ja mit eigener Hand hingerichtet haben: Wie viel möglicher wird es eurer Gottesfurcht ſeyn, der göttlichen Verſehung mit Gelaſſenheit ſtille zu halten; und den Tod eures Sohnes zwar zu beklagen, aber doch deswegen über Gott nicht zu murren, vielweniger ſeine Schickung als ungerecht anzuklagen.

Und wie wäre es, wenn euer wohlgerathener Sohn, nach der Einrichtung unſrer hohen Schule, vielleicht den Schluß gefaſſet hätte, in Leipzig ſein Glück zu erwarten? Wie? wenn er nach ſattſamen Proben ſeines Fleiſſes ſeinen beſtändigen Aufenthalt hier gefunden, euch aber die Freude gemacht hätte, von ſeiner Beförderung in der Fremde zu hören? Würdet ihr auch in ſolchen Umſtänden über ſeine Abweſenheit, über ſein langes Auſſenbleiben, ja über ſeine gänzliche Trennung von eurer Heimat geklaget haben? Würde es euch nicht ein Vergnügen geweſen ſeyn, von ſeinem Glücke und Wohlbefinden zu hören, ob ihr gleich niemals mehr ſein Antlitz hättet ſehen ſollen? Bildet euch itzo dieſes alles, als wirklich erfüllet, ein. Stellet euch vor, euer geſchickter Sohn habe auf einer auswärtigen Univerſität ſein Glück gemachet; und lebe in einem vollkommenen Wohlſtande: Er bedörfe hinführo eurer Hülfe und des bisherigen Beyſtandes nicht; ſeit dem er in eines gröſſern Herrn Dienſte getreten, der ſeine Unterthanen vollkommen zu verſorgen weis. Dieſes alles iſt eurem erblichenen Sohne, in gewiſſem Verſtande, warhaftig begegnet. Er lebt auf der himmliſchen hohen Schule, und iſt ein Bürger des neuen Jeruſalems geworden, wo unter dem Schutze des vollkommenſten Monarchen alles einer vollkommenen Glückſeligkeit genieſſet. Wohl euch, wohl uns allen, wenn es uns auch dermaleins ſo herrlich gelingen wird!

Sie, hoch und werthgeſchätzte Anweſende, an deren Betrübniſſe über den Tod des Wohlſeligen, die Verwandſchaft des Geblütes keinen Antheil hat; bedürfen auch keines andern Troſtes, als den ſie ſich ſelbſt nach dero eigenen Einſicht zu geben fähig ſind. Sie können mit weit geſetzterm Muthe die Gründe erwegen, ſo zur Rechtfertigung der himmliſchen Verhängniſſe dienen: Und es iſt kein Zweifel, daß nicht dero durchdringender Verſtand den Höchſten von aller Grauſamkeit losſprechen ſollte. Ich überlaſſe ſie dieſer ſeligen Gemüthsverfaſſung: Denn es iſt beſſer, daß ſie ſich mit ihren eigenen Gedanken hierüber berathen; als daß ich ihnen mit mehrern Vorſtellungen beſchwerlich fallen ſoll.

Hätten die entfernten Aeltern unſeres Wohlſeligen die Anſtalten zu dieſem Leichenbegängniſſe ihres lieben Sohnes ſelbſt machen, und ihre letzte Sorgfalt für deſſen entſeelten Körper noch können blicken laſſen: So würden ſie mir zweifelsfrey aufgetragen haben, ihnen allerſeits, wiewohl in verſchiedenen Abſichten, ergebenſt Dank abzuſtatten; daß ſie nemlich theils im Leben, theils in der letzten Schwachheit, theils auch itzo nach dem Tode, ihrem geliebten Sohne ſo viele Gewogenheit, Freundſchaft und Liebe erwieſen. Ich würde in dieſem Falle Befehl erhalten haben, ihnen ſammt und ſonders auch von der innigſten Erkenntlichkeit derſelben vollkommene Verſicherung zu geben. Doch da dieſes in gegenwärtigen Umſtänden unmöglich geweſen: So nehme ich mir die Ehre, ſolches ohne beſondern Befehl zu thun, und in ihrem Namen zu wünſchen: Daß dero allerſeitige Lebenslänge nach Gottes Willen, dauerhafter als bey dem Wohlſeligen; dero Gelaſſenheit aber, und dero Ergebung in die göttliche Verſehung, allezeit vollkommen ſeyn möge.

Das V. Hauptſtücke.

Von geiſtlichen Lehrreden, oder Predigten.

§. I.

Nächſt den gröſſern und kleinern Lobreden, kommen wir billig auf die andre Gattung der bey uns gewöhnlichen Reden, nemlich auf die Lehrreden; darinn man ſich vorſetzet, ſeine Zuhörer von gewiſſen dogmatiſchen Wahrheiten, ſie mögen nun theoretiſch oder practiſch ſeyn, zu überzeugen. Ohne Zweifel ſtehen hier die ſogenannten Predigten, oder geiſtlichen Reden oben an. Die Wichtigkeit der Lehren, die darinn vorgetragen werden, kan dieſen Vorzug mit Rechte fordern. Nun fragt es ſich nur: Ob es auch unſer Werk ſey, in der politiſchen Redekunſt die Regeln zu dieſer Art von Reden vorzutragen? Und ob es nicht vielmehr das Werk eines Gottesgelehrten ſey, die ſo genannte Homiletik zu lehren? Ich frage hierbey widerum: Ob es wohl das Werk eines weltlichen Schneiders ſey, ſchwarze Prieſterröcke zu machen? Und ob man nicht vielmehr auch geiſtliche Schneider haben müſſe, die Mäntel und Chorhemde der Kirchenbedienten zu verfertigen? Ernſtlich von der Sache zu reden; ſo ſind die Regeln der Redekunſt allgemein. Ueberall wo man Menſchen zu Zuhörern hat, und in der Abſicht redet, daß man ſie von gewiſſen Wahrheiten unterrichten oder überreden will; da werden auch die Fürſchriften der Redner, und die Kunſtgriffe einer vernünftigen Beredſamkeit einerley ſeyn müſſen.

§. II.

Ich weis wohl, daß die Materien der geiſtlichen Reden nicht bloß aus der Vernunft und Natur; ſondern den auch aus der Offenbahrung hergenommen werden müſſen. Allein die Verſchiedenheit der Stoffe hebet die Gleichförmigkeit der Lehrart und des Vortrages nicht auf. Muß denn ein ſeidenes Sommerkleid anders zugeſchnitten werden als ein wöllenes? Muß ein Gebäude von Marmor nicht ebenfalls nach den Regeln einer vernünftigen Baukunſt aufgeführet werden? Und ſoll man ein geiſtliches Gedichte nicht auch nach den Regeln der Dichtkunſt abfaſſen? Daß eine Materie aus verſchiedenen Gründen her zu holen iſt, das kan ihr keine neue Art der Ausführung nothwendig machen: Sonſt müſte es ja auch eine juriſtiſche, mediciniſche und hiſtoriſche Redekunſt geben; als welche Wiſſenſchaften auch nicht alles aus philoſophiſchen Gründen herholen. Und was darf ich viel mit Gründen wieder meine Gegner ſtreiten? Doctor Luther iſt ſelbſt meiner Meynung geweſen: Dieſem werden ſie ſonder Zweifel mehr glauben, als allen meinen Beweiſen. In ſeinen Tiſchreden auf dem 194. Blatte im Capitel von Predigern und Kirchendienern, ſchreibt dieſer groſſe Mann ſo: **Ein Prediger ſoll ein Dialecticus und Rhetor ſeyn. Wenn er von einem Dinge oder Artickel lehren will, ſoll er erſtlich unterſcheiden, was es eigentlich heiſſet; Zum andern definiren, beſchreiben und anzeigen was es iſt; Zum dritten ſoll er die Sprüche aus der Schrift darzu führen und beweiſen und ſtärken; Zum vierten mit Exempeln ausſtreichen und erklären; Zum fünften mit Gleichniſſen ſchmücken; Zuletzt die Faulen vermahnen und munter machen, die Ungehorſamen, falſche Lehre, und ihre Stifter mit Ernſt ſtrafen: Alſo doch, daß man ſehe, daß es aus keinem Wiederwillen, Haß oder Neid geſchehen; ſondern allein Gottes Ehre und der Leute, Nutz und Heil ſuche.**

§. III.

Hier frage ich nun einen jeden eifrigen Homileten, ob er mit dieſen Vorſchriften unſers theuren Luthers nicht zufrieden iſt. Und warum ſollte er nicht zufrieden ſeyn, da ſie eine ganze Homiletik in nuce, enthalten, die von dem gröſten Meiſter dieſer Kunſt herkömmt: Indem gewiß niemand in unſrer Kirche mit ſeinem Predigen mehr Aufſehens gemachet, und mehr Nutzen geſchaffet hat, als eben Lutherus. Wir machen uns ja ſonſt mit Recht eine Ehre daraus, wenn wir ſeiner Meynung beypflichten und ſeinem Exempel folgen: Warum wollten wir es in dieſem Stücke nicht auch thun? Sind wir nun entſchloſſen ſeine Regeln anzunehmen, wie ich nicht anders vermuthe: So ſage man mir einmal, worinne dieſelben von denen bisher erklärten Regeln meiner Redekunſt abgehen? Verlanget er nicht, daß ein Prediger ein **Dialecticus** und **Rhetor** ſeyn, das iſt die Vernunftlehre und Redekunſt verſtehen ſolle? Will er nicht, daß man ſein Thema erſt recht **unterſcheiden**, oder verſtehen ſoll, **was es heiſſe?** Will er nicht, daß man es auch ſeinen Zuhörern definiren, beſchreiben, oder, wie wir es genennet haben, erklären ſolle? Will er nicht, daß auf die Erklärung der Beweis folgen ſolle? Will er nicht, daß auf dieſen eine Erläuterung mit Exempeln und Gleichniſſen angehänget werden; und daß endlich eine bewegliche Aufmunterung der Faulen, und Beſtrafung der Wiedriggeſinneten, den Beſchluß machen ſolle? Was haben wir aber oben, in allen unſern Vorſchriften, anders von einem Redner gefordert, als dieſes? Und wie kan man alſo mit Grunde der Wahrheit behaupten, daß die geiſtliche Beredſamkeit ganz andre Regeln haben müſſe, als die weltliche. Wir fordern es alſo billig, daß ein geiſtlicher Redner alles dasjenige beobachten ſolle, was wir oben von den Hauptſätzen, Erklärungen, Beweiſen, Wiederlegungen

gen, Erläuterungen und Bewegungsgründen gelehret haben.

§. IV.

Nur im Abſehen auf die Hauptſätze der Predigten haben wir noch etwas zu erinnern. Die gewöhnlichen Texte aus den evangeliſchen und apoſtoliſchen Schriften ſcheinen manchem Prediger eine ganz andre Lehrart zu erfordern. Denn man ſteht in den Gedanken, der ganze Text müſſe mit ausführlichen grammatiſchen und exegetiſchen Anmerkungen erkläret und erläutert werden; ja man müſſe den ganzen Text, unter einen einzigen Hauptſatz bringen: Und dieſer müſſe gleichwohl alle Jahre anders lauten; damit man nicht immer einerley zu predigen ſcheine. Allein dieſes alles wird ohne Grund zum voraus geſetzet. Denn warum muß doch in allen Predigten der ganze Text paraphraſiret oder analyſiret werden? In den Evangelien ſind ſie hiſtoriſch, und folglich ohnedem leicht zu verſtehen; in den Epiſteln aber, die gemeiniglich ſehr voller Sittenlehren ſind, viel zu reich an Materien, als daß man ihnen allen ein Gnügen thun könnte. Man nehme alſo in den erſten die Hauptlehre, als die Abſicht oder den Hauptzweck des Textes zu ſeinem Hauptſatze: In den letzten aber begnüge man ſich mit einem einzigen Verſe, der einen völligen Verſtand hat; oder nach Gelegenheit mit zween oder dreyen Verſen. Auch hier iſt Doctor Luther meiner Meynung geweſen; als der durchaus nicht will, daß man ſich bey Nebendingen aufhalten ſoll. Denn an dem oben erwähnten Orte ſchreibt er auf dem 184. Blatte. Wer da will mit Nutz und Frucht lehren und tröſten, der ſoll auf die Hauptſache ſehen, davon er fürnemlich ſagen will. Als wer predigen will vom Evangelio von den fünf Broden ꝛc: Da ſtehet einer, der mittelmäßig gelehrt iſt, auf einzelnen Stücken; ſchilt heftig auf den Geiz, und handelt Sprüche, die nicht fürnemlich dahin gehören. Der aber auf die Hauptſache ſieht und Achtung giebt, der ſagt: Suchet am erſten Gottes Reich. Item Gottſeligkeit iſt zu allen Dingen nütze; für die ſorget Gott, und giebt ihnen Nahrung genug. Wer auf den Zweck ſieht, wie Gott für die Seinen ſorget, und ſich ihrer annimmt, ſchützet und vertheidiget, der kan das Wunderwerk und Mirakel am beſten und nützlichſten handeln ꝛc.

§. V.

Da ſiehet man nun mehr als zu deutlich, daß man den Hauptzweck des H. Geiſtes in jedem evangeliſchen und epiſtoliſchen Texte hervorſuchen, nicht aber alle Worte deſſelben mit grammaticaliſchen Anmerkungen begleiten, oder alle Stellen der Schrift aus der Concordanz beybringen müſſe, wo daſſelbe Wort auch vorkömmt. Muß man aber etliche Jahre nach einander über einerley Text predigen: So darf man deswegen doch nicht auf die allegoriſchen und ſchematiſchen Hauptſätze verfallen, und der Schrift eine wächſerne Naſe machen, die ſich drehen läßt wohin man will. Man nehme den Text, den man anfänglich ganz auf einmal durchgegangen, ſtückweiſe vor. Man ſehe, was in einem jeden Verſe vor Lehren ſtecken und führe nach und nach ſo viel neue Hauptſätze aus: So wird man ſo viel, ja oft noch mehr neue Predigten über ein Evangelium machen können, als Verſe darinn ſind. Ueberhaupt hüte man ſich vor den Jahrgängen; einer ungereimten Kunſt, aus allen Texten einerley zu drechſeln, und das Wort Gottes lächerlich zu machen. In Wahrheit, wo irgend etwas eine phantaſtiſche Erfindung heiſſen kan: So iſt es gewiß dieſe; wie bereits oben erwähnet worden. Denn was kömmt darinn anders vor, als eine ſeltſame Verdrehung der Texte, und eine bey den Haaren herzugezogene Erklärung, die doch der Abſicht des Geiſtes ſchnurſtracks zuwiederläuft. Aller Witz, der dabey verſchwendet wird, iſt ſehr übel angewandt: Zugeſchweigen, daß ein Prediger niemals auftreten ſollte ſeine Kunſt zu zeigen, ſondern die Zuhörer zu unterrichten und zur Erfüllung ihrer Pflichten aufzumuntern.

§. VI.

Ich habe noch eine Erinnerung bey den Hauptſätzen zu geben, nemlich, daß man ſie nicht nach Art der künſtlichen Homileten ſo rund, oder mit Umſchweifen vorbringe; als zum Exempel: **Den in ſeinen Wegen und Führungen ganz wunderbaren Gott.** Was ſoll dieſe Weitläuftigkeit, die einem Zuhörer von ungeübtem Verſtande nothwendig die Sache verdunkeln muß? Warum ſagt man nicht ſchlecht weg: Man wolle zeigen und darthun, daß die Wege Gottes mehrentheils ſehr wunderbar wären. Dieſes wird der Einfältigſte verſtehen; ja dieſes wird nach der Schärfe zu reden, die Meynung des Redners weit beſſer ausdrücken. Denn er will ja nicht zeigen, daß Gott wunderbar iſt, ſondern daß ſeine Wege es ſind. Die Wege ſind das Subject des logiſchen Satzes, den er zu erklären hat, nicht aber Gott. Man hat auch bey dieſer categoriſchen Art der Hauptſätze den Vortheil, daß man weit beſſer weis, was man zu erklären und zu beweiſen hat: Da man bey jener Art oft nicht weis, wie man ſeinen Hauptſatz in der Ausführung angreifen ſoll. Denn ungeachtet die gemeinen homiletiſchen Regeln die Partition vorſchreiben: So iſt es dennoch auch damit nicht ausgerichtet. Wir haben oben erwieſen, wie ſchwer eine gute Abtheilung zu machen iſt; und daß es überhaupt viel beſſer iſt, ein einfaches Thema abzuhandeln, als ein vielfaches. Folglich bleibe man bey ſolchen deutlichen logiſchen

Sätzen, deren Subject und Prädicat gleich in die Augen fällt: Z. E. In dem Spruche: Alſo hat Gott die Welt ꝛc. ſtecket der logiſche Satz: Daß Gott die Menſchen recht brünſtig liebe. Aus dem Spruche: Denen, die Gott lieben, müſſen alle Dinge zum beſten dienen; ziehe man den Hauptſatz: Daß auch die Wiederwärtigkeiten die Wohlfahrt der Kinder Gottes befördern u. ſ. w.

§. VII.

Was die Erklärungen in geiſtlichen Reden anlanget: So iſt es gar nicht nöthig die exegetiſchen Künſte vor der Gemeine anzuwenden, und aus dem Grundtexte, den Auslegern und Rabbinen, D. Luthern zu hofemeiſtern und darzuthun, was dieſes oder jenes Wort bedeute, und wie es eigentlich nach der heiligen Sprache hätte beſſer gegeben werden können. Alle dieſe Dinge gehören in die Studirſtube, und nicht auf den Predigtſtuhl: Das Volk kan doch kein Richter aller dieſer gelehrten Unterſuchungen ſeyn; und es dient zu ſeiner Erbauung nichts, ob das hebräiſche Wort in Kal oder Niphal, Piel oder Püal ſteht. Man brauche die Zeit lieber zu Erklärung dunkler Sachen, und gebe der Gemeine deutliche, und ſo viel möglich iſt, vollſtändige Begriffe von dem Hauptſatze. Dieſes kan theils durch hiſtoriſche Erzählungen gewiſſer Umſtände, theils durch philoſophiſche Umſchreibungen der Hauptwörter geſchehen: Wie oben genug gewieſen worden. Z. E. Bey den obigen beyden Sätzen, erkläre man, was Gott, was der Menſch, was die Liebe ſey? Was die Wiederwärtigkeiten ſind, und was die Wohlfahrt der Kinder Gottes ſey? Scheint es gleich bey dem erſten überflüßig zu ſeyn, Wörter zu erklären, die ein jeder ohnedem ſchon verſteht: So muß dennoch ein Redner die Erklärung ſo einzurichten wiſſen, daß er nichts unnützes ſaget. Er darf zu dem Ende nur die Abſicht des Hauptſatzes vor Augen haben. Dieſe iſt, daß Gott die Menſchen liebe. Will er nun die Zuhörer dadurch recht rühren und zur Gegenliebe gegen Gott bewegen: So muß er ihnen die Größe Gottes, und die Nichtswürdigkeit der Menſchen, in der Erklärung recht lebhaft vor Augen malen. Dieſes kan er auch durch die Erklärung der dreyen Arten der Liebe, deren oben ſchon gedacht worden, vergröſſern und empfindlicher machen. Und dergeſtalt wird man nicht ſagen dörfen, daß die Erklärung unnütze geweſen ſey. Wir wollen nemlich keine magre logiſche definitionen, ſondern oratoriſche, lebhafte, reiche, und rührende Umſchreibungen haben, die ſich für Unſtudirte Leute weit beſſer ſchicken, wie oben im I. Theile bereits gezeiget worden.

§. VIII.

Was den Beweis der Hauptſätze in geiſtlichen Reden anbetrifft: So hüte man ſich für dem faſt allgemeinen Fehler der Homileten, die, wenn ſie ja noch etwas beweiſen wollen, doch weiter nichts thun, als daß ſie eine Menge Sprüche aus der Concordanz zuſammen raffen, die etwa eben das zu ſagen ſcheinen, was ihr Hauptſatz in ſich hält. Ich ſage mit Bedacht, daß ſie nur ſcheinen eben das zu ſagen: Denn mehrentheils bedeutet ein ſolcher Spruch in ſeinem Zuſammenhange ganz was anders, als er den Worten nach zu ſagen ſcheinet. Z. E. der Spruch, was nicht aus dem Glauben kömmt, iſt Sünde, wird oftmals gebrauchet, darzuthun, daß alle natürliche Tugenden der Menſchen vor Gott nicht angenehm ſind; welches er doch gar nicht beweiſen kan, wenn man die Abſicht und Meynung des Apoſtels nachſchlägt. Solcher Beweiſe nun, die man zum Spott, homiletiſche Beweiſe zu nennen pflegt, muß ſich ein geiſtlicher Redner gänzlich enthalten. Ferner pflegen die Sprüche, ſo man zum Beweiſe anführet, auch manchmal ſehr dunkel zu ſeyn, ſo daß man ihre erweiſende Kraft nicht einmal einſieht, weil man ſie nicht verſteht. Hier iſt es die Pflicht eines geiſtlichen Redners, den rechten Nachdruck und Zuſammenhang des Beweiſes zu zeigen, den Spruch erſt verſtändlich zu umſchreiben, und alsdann einen ordentlichen Vernunftſchluß daraus zu ziehen, der den Verſtand der Zuhörer überzeuget. Denn daß derſelbe die Worte der Schrift nur mit dem Gedächtniſſe behalte, ohne ihre überzeugende Kraft mit dem Verſtande zu fühlen, das iſt ſo viel, als ob man gar nichts bewieſen hätte. Denn es wirket nichts ein lebendiges Erkenntniß, wenn es nicht dem Verſtande ſeinen Beyfall abgenöthiget hat. Doch kan ſelbſt ein geiſtlicher Redner, in den ſo genannten vermiſchten Artickeln, auch die Vernunft und ihre Beweisgründe mit zu Hülfe nehmen. Ja er wird wohl thun, wenn er gewiſſe Wahrheiten, zumal die Sittenlehren, mehr daher, als aus der Schrift einzuſchärfen ſuchet.

§. IX.

Die Beantwortung der Einwürfe, die gewiß nirgends nöthiger iſt, als in geiſtlichen Reden, weil die Menſchen nirgends mehr Irrthümer und Vorurtheile hegen, darf hier nicht anders gemacht werden, als oben überhaupt gelehret worden. Die Erregung der Affecten iſt in geiſtlichen Reden auch ſehr nöthig, wenn man z. E. die Freude über die göttlichen Wohlthaten, die Liebe gegen Gott und den Nächſten, den Haß gegen die Laſter, die Furcht vor der Sünde, die Traurigkeit über ſein böſes Verhalten, die Reue, die Hoffnung u. ſ. w. erwecken will. Darum muß man die obigen Regeln hier fleißig anzuwenden ſuchen. Dadurch werden die Nutzanwendungen der geiſtlichen Reden, das iſt die Ermahnungen, Beſtrafungen, Wiederlegungen und Tröſtungen recht lebhaft und beweglich werden. Man ſehe nur wie Herr Abt Mosheim in ſeinen heil. R. ſich dieſer Kunſtgriffe als ein Meiſter bedienet hat, ſo wird man hier keinen fernern Zweifel hegen. Doch dörfen ebenfalls ſo wenig alle Affecten, als alle Nutzanwendungen in einer jeden Predigt angebracht werden. Es iſt genug, wenn der Redner diejenigen brauchet, die ausdrücklich aus ſeinem Hauptſatze flieſſen. Doch muß er auch die ſchändlichen Affecten zu dämpfen ſuchen, als z. E. die Liebe zur Welt, den Hochmuth, die Wolluſt, den Geiz, die ängſtlichen Sorgen der Nahrung, die ſündliche Freude der Welt, u. d. gl. Wobey er Gelegenheit genug haben wird, ſeine Einſicht in moraliſchen Sachen, und in der Gottesgelahrtheit an den Tag zu legen. Endlich die Erläuterungen anlangend: So rathe ich es geiſtlichen Rednern, I.) lauter bibliſche Exempel, Gleichniſſe, Zeugniſſe, und Gegenſätze zu brauchen, und ſich hergegen aller weltlichen zu enthalten. Denn es ſiehet einer Pralerey ſehr ähnlich, wenn man auf der Kanzel ſich mit vieler Beleſenheit breit macht, die zur Erbauung der Zuhörer nichts thut: Es wäre denn, daß man etwan die Chriſten mit Exempeln und Zeugniſſen der Heyden zu beſchämen dächte. II.) Rathe, ich der Erläuterungen ja nicht zu viel zu machen; wie oben dieſe Erinnerungen auch ſchon vorgekommen.

§. X.

Was nun von Caſualpredigten, davon man ein ſo groſſes Werk zu machen pflegt, zu halten ſey, das kan ich ganz kürzlich ſagen. Man wähle ſich einen Hauptſatz, der ſich zu den beſondern Umſtänden und Veranlaſſungen ſolcher Predigten reimet, und führe denſelben nach eben den bisher erklärten Regeln aus. Es iſt unnöthig viel andere künſtliche Regeln vorzuſchreiben. Wer die Beredſamkeit verſteht, und eine gute Beurtheilungskraft hat, der wird in allen Fällen zu ſagen wiſſen, was ſich zur Sache ſchicket. Es wäre auch am beſten, wenn man in ſolchen auſſerordentli-Predigten, die dazu gehörigen Sachen, ſo viel möglich iſt, in die Eingänge brächte; die Reden ſelbſt aber, höchſtens nur am Ende, darauf richtete und damit beſchlöſſe. In den übrigen Eingängen bleibt es bey dem, was oben in einem beſondern Hauptſtücke davon geſaget worden. Uberhaupt muß der Ausdruck in Predigten deutlich, lebhaft, und bibliſch ſeyn. Die hochtrabenden Redensarten ſchicken ſich nirgends weniger hin, als in geiſtliche Reden. Ein Prediger muß keinen andern Ruhm von ſeiner Beredſamkeit erwarten, als den ihm die Erbauung ſeiner Zuhörer geben kan. Es iſt weit beſſer, wenn ihn ihre Werke, als wenn ihn nur ihre Lippen loben. Das iſt einem geiſtlichen Lehrer die gröſte Ehre, wenn man aus ſeinen Reden mit neuer Einſicht, mit feſterer Uberzeugung, voller Scham über ſeine bisherige Unart, und mit einem ernſtlichen Vorſatze, gottſelig zu leben, aus der Kirche kömmt. Man ſehe hiervon nach, was der berühmte P. Gisbert, in ſeiner Eloquence Chretienne vor herrliche Regeln gegeben hat. Endlich ſetze ich noch hinzu, daß ein Prediger kurz und gut predigen müſſe. Die Länge macht einen ſchlechten Vortrag gewiß nicht gut; auch der beſte kan dadurch unangenehm werden. Auch davon könnte ich des theuren Luthers Zeugniß anführen; ich will mich aber mit des groſſen Meiſners Worten (vid. Praecognita Theol. Diſp. VI) begnügen, die davon ſo lauten:

  Dein Predigt ſchleuß kurz, rund und gut.
  Lang Predigt hört man mit Unmuth.
Iſts eine Kunſt wohl predgen können,
So iſts auch eine das Ende finden.
  Wer den Schlüſſel nicht finden kan;
  Der macht verdroſſen jederman.

§. XI.

Nun ſollte ich auch wohl dieſe meine Regeln mit Exempeln ſolcher geiſtlichen Reden beſtärken, die darnach ausgearbeitet ſind. Es könnte mir daran zwar auch nicht fehlen, da ich mehr als hundertmal und zwar auf den anſehnlichſten Kanzeln in Königsberg, Danzig und Leipzig geprediget habe. Allein da ich ſelbſt in keinem geiſtlichen Amte ſtehe, ſo würden dieſelben doch das Anſehen nicht haben, welches man haben muß, wenn man von angehenden geiſtlichen Rednern nachgeahmet werden will. Was bedarf es aber meines Exempels? Hat uns nicht Herr Abt Mosheim dergleichen Muſter gegeben, die einem jeden zeigen können, wieweit die Regeln einer vernünftigen Beredſamkeit, eine gekünſtelte Homiletik übertreffen? Was können die Anbether von dieſer gezwungenen Kunſt aufweiſen, daß mit jenen einen Wettſtreit eingehen kan? Wie viel Nachahmer hat er ſich nicht ſchon in Ober-und Nieder-Deutſchland erworben? Und wer geſteht es ihm nicht zu, daß Deutſchland an ihm einen Bourdaloue, Tillotſon und Saurin aufzuweiſen hat? Auf deſſen unverbeſſerliche Muſter verweiſe ich nun alle Liebhaber einer vernünftigen geiſtlichen Beredſamkeit. Damit ich aber zum wenigſten ein einziges Probeſtücke von meiner Arbeit beyfüge, ſo will ich folgende Predigt hieher ſetzen, die ich noch vor etwa ſechs Jahren hier in Leipzig am II. Weihnachtsfeyertage nachmittags gehalten habe. Der Text iſt, wie bekannt, von der Steinigung Stephani. Anſtatt des 1ſten Einganges habe ich nach dem Exempel einiger groſſen Gottesgelehrten, und der Abſicht der Alten gemäß, eine Vorbereitung zum Gebeth des Herrn gemacht. Mein Hauptſatz ſcheinet zwar ein Thema rotundum zu ſeyn. Allein es iſt dennoch nicht wieder meine obige Regeln geſündiget; wie ein jeder, der die Sache genau einſieht, wahrnehmen wird.

* * *

Der Tod der Märtyrer,

als ein Beweis der Evangel. Wahrheit

in einer geiſtlichen Rede im Jahr 1729. am andern
Weihnachtstage aus der ordentlichen Veſperlection vorgeſtellet.

Hier ſind wir, o! allergütigſter Vater, als deine Kinder abermal vor deinem Angeſichte erſchienen, um dir an dem ſeligen Geburtsfeſte deines Sohnes, für deine unausſprechliche Liebe gegen uns, nochmals Dank abzuſtatten. Wir verehren mit aufrichtigen Herzen den überſchwenklichen Reichthum deiner Gnade *; wir preiſen mit dankbaren Lippen deine ewige Barmherzigkeit, welche dich bewogen hat, durch die Sendung deines Sohnes für unſer Heil zu ſorgen. Aber wir bewundern auch zugleich deine unergründete Weisheit, ſo du in dem ganzen Werke unſerer Seligkeit erwieſen haſt.

Wir elende, wir verderbte, wir unſelige Menſchen irren in unſerer angebohrnen Finſterniß des Verſtandes und Unart des Willens auf dem Erdboden herum. Der unſterbliche Geiſt, der in uns wohnet, kennet weder dich noch ſich ſelber recht. Er weis nicht recht, was gut oder böſe iſt. Er ſtrebet zwar heftig nach einer Glückſeligkeit; ergreift aber an ihrer ſtatt, mehrentheils das Verderben. Er wünſchet ſich die Unſterblichkeit, weis aber nicht, daß ihm dieſelbe von dir beſtimmet ſey: Und dafern er ſolches ja durch ſein natürliches Licht muthmaſſet; ſo weis er doch kein recht ſicheres Mittel, ſeinen Zuſtand auch nach dem Tode glücklich zu machen.

Deine Weisheit allein, o! unerforſchter Gott, dein unendliche Weisheit erfindet ein Mittel, ſich mitten unter

---

* Epheſ. II. v. 7.

dieſem verkehrten Geſchlechte ein Volk zu ſammlen; mitten unter den verlohrnen Adamskindern eine Kirche zu ſtiften. Dein Sohn Jeſus Chriſtus wird von dir zum Stifter eines neuen Bundes beſtimmet. Er erſcheinet unter der ſchwachen Geſtalt eines Menſchen, iſt aber von dir mit den herrlichſten Gaben des Geiſtes zu einem göttlichen Lehrer ausgerüſtet: Ja in ihm wohnet die ganze Fülle der Gottheit. Er vertreibet die Nacht heydniſcher Finſterniß und Unwiſſenheit durch den Glanz ſeines Evangelii: Er verkläret die Moſaiſchen Schatten des Judenthums, durch das Licht ſeiner Gnadenverheiſſungen: Er zerbricht das unerträgliche Joch Levitiſcher Ceremonien, und lehret ſeine Jünger das einzige groſſe und neue Geboth der Liebe beobachten *. Er predigt allenthalben die tröſtliche Lehre von Vergebung der Sünden, und ſendet unzählige Bothen aus, allen Völkern das verhandene Gnadenreich Gottes auf Erden anzukündigen; aller Welt Ende zum Gehorſame des Glaubens einzuladen. Dieſe Predigt nun beſieget ohne Schwerdt und Waffen alle Macht, ſo ſich wieder ſie auflehnt. Die Einfalt ſeiner Schüler iſt der Weisheit aller Griechen und Römer überlegen. Je mehr man die Anbether ſeines Namens verfolget, deſto gröſſer wird ihre Anzahl. Bande, Kerker, Martern und Flammen ſind nicht vermögend ihm nur einen einzigen Jünger abtrünnig zu machen. Das ſchmerzerfüllte Ende ſeiner Bekenner ſchrecket keinen ab, auf ihre Partey zu treten, die ihnen doch nur lauter Trübſal und Elend drohete. Vielmehr wird das ſtromweiſe vergoſſene Blut ſeiner Zeugen ein fruchtbarer Saame, der die halbe Welt mit Gläubigen erfüllet, die ihm ſo häufig, als der Thau aus der Morgenröthe gebohren werden †.

Wir erſtaunen, o! du Vater alles Lichtes, wenn wir in dieſe dunkle Tiefen deiner Vorſehung einen Blick thun. Unſer blödes Auge verliert ſich in ſolchen Abgründen deiner

---

* Joh. XIII. v. 34. † Pſ. CX. v. 3.

deiner Weisheit, und unſer Herz borget einem deiner Diener den Ausruf ab: O! welch eine Tiefe des * Reichthums, beyde der Weisheit und Erkenntniß! Wie gar unbegreiflich ſind deine Gerichte? Wie unerforſchlich deine Wege! Nein, wir können nicht müde werden, die Werke deiner Weisheit zu-bewundern. Ein ſchwaches Kind von Nazareth gründet ein ewiges Reich auf Erden. Eine kleine Anzahl ungelehrter und unbewaffneter Fiſcher bemächtiget ſich, ohne Beredſamkeit und Gewalt, ganzer Königreiche und Kayſerthümer, vor welchen ſonſt der Weltkreis gezittert hatte. Eine verachtete Geſellſchaft einfältiger Hebräer legt den Grund zu einem Gebäude, welches die Pforten der Höllen nicht überwältigen ſollen †.

Ach lehre uns doch, o! allergütigſter Vater, auch in dieſer Stunde einen Theil der Geheimniſſe deines Reichs erkennen. Zeige uns einen Stral deines himmliſchen Lichtes, und lehre uns ſonderlich begreifen, wie auch der Tod deiner Blutzeugen eine Stütze deiner Evangeliſchen Wahrheit habe abgeben müſſen. Ermuntre uns aber auch ſelbſt zu einer unüberwündlichen Standhaftigkeit im Glauben an deinen Sohn; und erhöre uns, wenn wir dich ſo wohl darum, als um den Beyſtand deines Geiſtes zu unſerm Vorhaben, anrufen werden. Wir thun dieſes in dem Gebethe, welches uns dein Sohn gelehret hat; dem zu Ehren wir zuvor den bekannten Weihnachtsgeſang anſtimmen wollen: Ein Kindelein ſo löbelich ꝛc. V. U. ꝛc.

Der Text ſtehet in der Apoſtelgeſchichte im ſiebenden und achten Capitel: Stephanus aber voll Glaubens ꝛc. bis: und als er das geſagt, entſchlief er.

Eingang.

Wir nennen uns insgeſammt Chriſten, auserwählte

---

* Röm. XI. v. 33. † Matth. XVI v. 18.

Gottes, heilige und geliebte, ja, was noch mehr iſt, rechtgläubige Evangeliſche Chriſten: Und wir thun ſehr wohl daran. Denn wer wollte ſich nicht eines Vorzugs rühmen, der uns von ſo viel hundert Völkern des Erdbodens unterſcheidet, ja deſſen ſelige Wirkungen wir in Zeit und Ewigkeit empfinden werden? Allein was wäre wohl mehr dabey zu wünſchen, als, daß wir es auch alle zu ſagen wüßten, warum es beſſer ſey, ein Chriſt, als ein Türke, ein Jüde, oder ein Heyde zu ſeyn?

Vergebet mir dieſen Wunſch, ihr meine Liebſten, der dem erſten Anſehen nach, etwas lieblos zu ſeyn ſcheinet. Man ſollte billig alles von euch hoffen [*], wie die Chriſtliche Liebe zuthun pflegt; und folglich auch an eurem guten Erkenntniße keinen Zweifel tragen. Allein erweget es ſelbſt, ob man Fug und Recht habe ſolches zu thun. Ich richte und verdamme keinen: Richtet ihr aber ſelbſt, ob man wohl allen Chriſten überhaupt; ob man allen, die auch in dieſer Verſammlung vorhanden ſind, ein gleiches Maaß der Erleuchtung zutrauen könnne?

Redet nicht die Schrift ſelbſt von verſchiedenen Claſſen der Gläubigen? Unterſcheidet ſie nicht die Schwachgläubigen von denen, die ſie Helden im Glauben nennet [**]? Lehret ſie nicht, daß für jene Milch und nicht ſtarke Speiſe gehöre, wie für die neugebohrnen Kindlein [†]? Und zeiget ſie nicht, daß die andern, als Männer, nach der Vollkommenheit ſtreben ſollen, nach dem Maaſſe des vollkomnen Alters Jeſu Chriſti [††]? Johannes ſchreibet nicht nur den Vätern, welche den kennen, der von Anfang iſt: Er ſchreibet auch den Jünglingen, daß ſie ſtark ſeyn ſollen: Er ſchreibt auch Kindern, welche den Vater kennen [†††]. Und was iſt alſo deutlicher, als daß dieſe drey Gattungen der Chriſten auch im Grade ihrer Ueberzeugung von der Evangeliſchen Wahrheit unterſchieden ſeyn werden?

---

[*] 1. Cor. XIII, v. 7. [**] 1. Cor. VIII, v. 10. [†] Hebr. V, v. 12. 13. [††] Epheſ. IV, v. 13. [†††] 1. Joh. II, v. 13. 14.

Ich wiedershohle es alſo noch einmal. Wir ſind alle Chriſten, und glauben allem demjenigen, was uns die Diener des Worts aus der heiligen Schrift von Glaubenslehren und Lebenspflichten vortragen. Und wir thun ſehr wohl daran. Wenn wir aber auch nur alle wüſten, warum man Urſache hat, dieſe Lehre des Evangelii für eine unbetrügliche, für eine göttliche Wahrheit zu halten!

In Wahrheit! ich entſetze mich, wenn ich an die unzählbare Menge unſerer Brüder und Schweſtern denke, die ſich auch, gleich uns, für Chriſten ausgeben; aber bey dem allen keinen beſſern Grund ihres Glaubens anzugeben wiſſen, als Heyden und Mahometaner. Dieſe letztern nennen ſich eben ſo wohl Muſelmänner, das iſt, Rechtgläubige, als wir. Sie berufen ſich eben ſo wohl auf ihren Alcoran, als wir auf die heilige Schrift A. und N. Teſtaments. Sie verehren ihren groſſen Propheten Mahomet eben ſo wohl, als wir unſern groſſen Propheten, Jeſum Chriſtum. Hier iſt noch kein Unterſchied. Wenn man aber beyde um die Urſache ihres Glaubens, um die Beweisgründe ihrer Religion befragen ſollte: So würden ſie gröſtentheils beyde verſtummen; oder doch nichts zulängliches zu antworten wiſſen.

Nunmehro urtheilet ſelbſt, meine Brüder, ob der Mangel hier an uns, oder an der Chriſtlichen Religion liege? und ob es uns eine Ehre ſey, wenn wir uns bewegen und wankend machen laſſen, von allerley Wind der Lehre? Nein, ihr meine Liebſten! der Apoſtel will, daß wir zur Verantwortung bereit ſeyn ſollen, gegen iedermann, der da Grund fodert von der Hofnung, die in uns iſt. Die Hoffnung der Chriſten iſt gewiß eine herrliche Hofnung. Es iſt die Hoffnung eines ewigen Erbes, das uns aufbehalten wird im Himmel *. Und was wäre ſchändlicher, als daß wir uns mit einer ſo ſüſſen Hoffnung ſchmeicheln wollten; aber keinen beſſern Grund davon anzugeben wüſten, als Heyden und Türken? Wir müſſen bereit ſeyn dieſelbe

---

* 1. Petr. I, v. 4. 5.

dieſelbe gegen iederman zu verantworten, und unſerm Glauben die Schande nicht anthun, als wenn wir ihn aus Unverſtand angenommen hätten. Eine andere Kirche mag ſich an einem blinden Köhlerglauben gnügen laſſen. Bey der Evangeliſchen Wahrheit müſſen wir geſchickt ſeyn, auch ihren Feinden zu begegnen, und ſelbſt unſern Widerſachern das Maul zu ſtopfen.

Der ietzt verleſene Text, ihr meine Liebſten, giebt uns eine recht erwünſchte Gelegenheit, eine ſolche Glaubensprüfung anzuſtellen; oder vielmehr einen Beweis von der Wahrheit der Chriſtlichen Religion auszuführen. Wir wiſſen es wohl, daß dieſelbe auf vielerley Art erwieſen werden kan, und daß man bald aus den Prophezeihungen des alten Teſtaments, bald aus den Wunderwerken Chriſti und ſeiner Apoſtel, bald aus der innern Beſchaffenheit der Chriſtlichen Lehre, bündige Beweisthümer für die Evangeliſche Wahrheit führen könne. In unſerer Veſperlection aber, wird uns der Märtyrer Tod, als ein Grund unſeres Glaubens angewieſen. Stephanus ſtirbt; er ſtirbt eines gewaltſamen und ſchmählichen Todes; er ſtirbt aber als ein treuer Bekenner und Blutzeuge der Chriſtlichen Religion. Die Wuth der Jüden hat ihn ihrem blinden Religionseifer aufgeopfert: Er beſtätigt alſo durch ſeinen unſchuldigen und ſtandhaften Tod, daß die Lehre Chriſti und ſeiner Apoſtel eine himmliſche und göttliche Wahrheit ſey. Was können wir alſo in gegenwärtiger Stunde erbaulichers zu unſerer Betrachtung ausſetzen, als wenn wir **den Tod der Märtyrer als einen Beweis der Evangeliſchen Wahrheit** vorſtellen werden? Die Sache iſt von der gröſten Wichtigkeit, ihr meine Brüder, und verdient alſo eure ganze Aufmerkſamkeit. Darum ermuntert eure Herzen, und bemühet euch ernſtlich, eure Seelen zu einer völligen Gewißheit im Glauben zu bringen. Gott gebe, daß ihr alle dieſen Zweck erlangen möget!

Abhandlung.

Was unſer Glaube ſey, ihr meine Lieben, das iſt ſonder Zweifel euch allen bekannt. Es iſt der ganze Innbegriff der Chriſtlichen Lehre, ſo wie dieſelbe in den Schriften des Neuen Teſtaments enthalten iſt. Es iſt diejenige Lehre, ſo unſer Heiland ſelbſt zuerſt geprediget, hernach aber durch ſeine Apoſtel mündlich und ſchriftlich hat fortpflanzen laſſen, und die er ſeiner Gemeine zur Richtſchnur des Glaubens und Lebens anbefohlen hat.

Will jemand einen kurzen Begriff daraus hören; ſo iſt es dieſer Lehrſatz: Jeſus von Nazareth iſt der Sohn Gottes, das iſt, der verſprochene Meßias, der den Vätern verheiſſene groſſe Prophet, der Stifter und König eines geiſtlichen Reichs auf Erden. Dieſer wichtige Hauptſatz iſt allein zulänglich, unſern Glauben von der natürlichen, heydniſchen, jüdiſchen und türkiſchen Religion zu unterſcheiden. Dieſes iſt der Kern der Schrift, und der hauptſächlichſte Artikel der Chriſtlichen Lehre. Kaum hatte dort Petrus auf die Frage Jeſu, wer er wäre? geantwortet: Er ſey Chriſtus, oder, welches gleichviel iſt, der Meßias, des lebendigen Gottes Sohn*: So ſprach derſelbe darauf; daß er auf dieſen Felſen, d. i. auf eine ſo felſenfeſte Wahrheit ſeine Gemeine erbauen wolle. Kaum hatte dort der Kämmerer gegen den Apoſtel Philippus*; der Kerkermeiſter gegen den Petrus†; und Cornelius der Hauptmann gegen eben dieſen Apoſtel†† das Bekenntniß abgeleget: Jeſus ſey Chriſtus, der in die Welt kommen ſollte: So wurden ſie alle für gläubig geſchätzet, und zur Taufe gelaſſen. Auf dieſen Eckſtein gründet ſich auch in der That das ganze Gebäude des Chriſtenthums. Dieſe Wahrheit haben die Apoſtel zu allererſt verkündiget. Für dieſelbe Wahrheit haben alle

---

* Matth. XVI, v. 16. 17. 18. * Apgeſch. VIII, v. 37. † Apg. XVI, v. 31. †† Apg. X.

Märtyrer ihr Leben gelaſſen; und von dieſer Hauptwahrheit wollen wir hauptſächlich erweiſen, daß ſie durch den Tod der Märtyrer beſtätiget worden ſey.

Sonder Zweifel weis es auch ein jeder, was durch den Märtyrertod verſtanden werde. Was heißt er anders, als eine ſchmerzliche und ſchmähliche Todesart, die den Bekennern einer, dem Anſehen nach, neuentſtandenen Religion, von ihren wütenden Verfolgern unſchuldiger Weiſe auferleget wird; darinn aber ein ſolcher Bekenner ſtandhaft aushält, und die einmal erkannte Wahrheit, aller Schmerzen ungeachtet, bis auf den letzten Blutstropfen vertheidiget.

Dieſe Erklärung zu beſtätigen, dürfen wir nur einen Blick in unſern Text thun. Stephani Tod iſt nach allen ſeinen Eigenſchaften ein ſolcher Märtyrertod. Die Chriſtliche Religion war damals eine dem Scheine nach, neuentſtandene, unter den Jüden und Heyden verhaßte Religion; eine Lehre, der an allen Enden und Orten widerſprochen wurde. Stephanus war ein Bekenner derſelben, und zwar ein ſolcher, der nicht von Jugend auf darinnen erzogen war; ſondern der ſie ſelbſt, bey männlichen Jahren, nach reifer Ueberlegung und völliger Ueberzeugung angenommen hatte. Er bekennet auch dieſelbe frey und öffentlich; iſt aber ſonſt von unbeflecktem Wandel. Seine Feinde ſelbſt wiſſen ihm kein ander Laſter aufzubürden, als daß er wider Moſen und ihre heilige Stätte Läſterworte ausgeſtoſſen habe. Und auch dieſes müſſen ſie ihm durch falſche Zeugen Schuld geben laſſen: Ein gefährlicher Kunſtgriff, deſſen ſie ſich ſchon wieder Jeſum ſelbſt bedienet hatten! Er verantwortet ſich hierüber vor dem öffentlichen Rathe, und legt nochmals ein freudiges Bekenntniß ſeines Glaubens ab. Hierauf nimmt der blinde Religionseifer der Jüden überhand. Man ſtößt ihn im Getümmel, ohne Urtheil und Recht zur Stadt hinaus und ſteiniget ihn. Da endigt nun der ſtandhafte Stephanus ſein Leben, auf eine muthige und gottfürchtige Weiſe; indem er ſo gar für ſeine Verfolger bethet, und ſeinen Geiſt in die Hände desjenigen Heilandes empfiehlet, der ihm vor Gerichte ſchon zur Rechten ſeines Vaters erſchienen war.

Wir haben, meine Liebſten, mit Bedacht zum Märtyrertode die Bekenner einer, dem Anſehen nach, neuen Religion erfodert. Vielleicht wird ſolches manchen Wunder nehmen. Allein dadurch ſchlieſſen wir alle diejenigen aus, die in einer Lehre oder Art des Glaubens von Kindesbeinen auferzogen und erwachſen ſind. Dergleichen Leute können gar leicht auch falſche Meynungen ſo feſt in ſich Wurzel faſſen, und ſich ſo darinnen verhärten laſſen, daß niemand vermögend iſt, ihnen dieſelbe aus dem Kopfe zu bringen. Sie ſterben alsdann wohl gar eben ſo muthig für ihre Vorurtheile und abergläubiſche Irrthümer, als die eifrigſten Bekenner der Wahrheit thun würden. Aber dieſe haben bey ihrer Marter den Vorzug zum voraus, daß ſie eine neuentſtehende Religion nach eigener Unterſuchung angenommen; und ſehr viel Hinderniſſe zu überwinden gehabt, ehe ſie die Weiſe ihrer Väter verlaſſen; ehe ſie ſich entſchlieſſen können, von einer eingeführten, bequemen und dem Anſen nach, ſichern Religion zu einer neuen, beſchwerlichen und gefährlichen Gemeinſchaft zu treten.

Eine alte Religion bedarf auch zu ihrer Beſtätigung der Märtyrer ſo wenig, als der Wunderwerke und Prophezeihungen. Unſere Gottesgelehrten haben es wieder die Römiſchgeſinneten längſt dargethan, daß die Kraft der alten Wunder, ſo in dem apoſtoliſchem Jahrhunderte geſchehen, ſchon mehr als zulänglich ſey, unſern Glauben zu beſtätigen. Ein gleiches kan man auch von den Märtyrern ſagen. Denn geſetzt, daß unſer Glaube heute zu Tage Märtyrer genug aufzuweiſen hätte; So dörften wir doch ihren Tod ganz und gar nicht zum Beweiſe unſerer evangeliſchen Wahrheit machen; als welche ſchon vor ſo viel hundert Jahren aufs allervollkommenſte erwieſen und bekräftiget worden. Geſetzt auch, daß wir itzo und in neuern Zeiten keinen einzigen ſo ſtandhaften Blutzeugen der Chriſtlichen Religion namhaft machen könnten: So würde doch dieſelbe darum die Gewißheit nicht verlieren, ſo ihr aus dieſen und andern Gründen, gleich im Anfange ihrer Stiftung zugewachſen; ſo daß ſie dadurch über alle ihre Feinde hat triumphiren können.

Nunmehro iſt es Zeit, ihr meine Lieben, den Beweis ſelbſt vor die Hand zu nehmen, und zu zeigen: Wie denn der Tod der Märtyrer einen ſichern Grund der evangeliſchen Wahrheit abgeben könne. Wir werden uns denſelben in völliger Deutlichkeit vorſtellen, wenn wir auf zweene Sätze insbeſondere unſere Gedanken richten werden. Der erſte davon iſt dieſer: **Für welche Religion eine unzählige Menge verſtändiger und frommer Leute, als die erſten Lehrer und Bekenner derſelben, ihr Leben auf eine ſchmähliche und ſchmerzhafte Weiſe aufopfern, das muß wohl eine wahrhafte, eine von Gott ſelbſt geſtiftete Religion ſeyn.**

Wem die Wahrheit dieſes Satzes nicht ſogleich in die Augen fällt, der erwege nur mit wenigem die beyden Haupteigenſchaften derjenigen, ſo wir zum Märtyrertode erfordern; und zwar erſtlich, **daß es verſtändige Leute ſeyn ſollen.** Es iſt wahr, wenn wir es unwiſſenden, unerfahrnen, einfältigen und abergläubiſchen Leuten einräumen wollten, daß ſie durch ihren Tod die Wahrheit irgend einer Religion beſtätigen könnten: So würde unſer Beweis nichts gelten; ſo würden auch vielleicht Heyden und Mahometaner, ja Jüden, Quäker und Schwärmer ſich dieſes Beweisgrundes anmaßen können. Dieſe alle werden hie und da jemanden aufzuweiſen haben, der um ihrer Meynungen und Secten halber ſein Leben eingebüſſet. Daß dieſes möglich ſey, haben wir ſchon oben in der Erklärung des Märtyrertodes zugegeben; zumal wenn ſolche einfältige Leute von Jugend auf in ihren Vorurtheilen erzogen werden. Allein wir erfordern vernünftige Männer zum Märtyrertode; Männer, die eine gute Einſicht in Religionsſachen beſitzen; Männer, die ſelbſt Zeugen von dem allen abgegeben, wofür ſie ihr Leben laſſen; Männer, die gewiß überführet ſind, daß ſie ſelber nicht betrogen worden, auch, bey ſolchen Umſtänden, unmöglich haben können betrogen werden.

Zum andern erfodern wir **fromme**, das iſt, **redliche und rechtſchaffene Leute** zum Märtyrertode. Auf leichtſinnige Gemüther, auf boshafte Lügner und vorſetzliche Betrüger würde ſich hier kein Menſch berufen; geſetzt, daß ſie ihr unſeliges Leben über einer Lehre aufgeopfert hätten. Wer wollte ſich auf das Zeugniß leichtfertiger Buben und umſchweifender Landſtreicher gründen, von deren Tugend und Aufrichtigkeit man keine Proben aufzuweiſen hätte? Oder wer wollte Leuten den Beweis gewiſſer Wahrheiten anvertrauen, die ihrer Uebelthaten halber bekannt wären, und grober Verbrechen halber vom Leben zum Tode gebracht worden? Nein, ihr meine Lieben, es müſſen fromme Männer, es müſſen eifrige Liebhaber der Wahrheit ſeyn; Leute, die ſich ein Gewiſſen machen, den geringſten Irrthum durch ihren Beyfall zu unterſtützen, vielweniger gar durch ihr ſtandhaftes Zeugniß auszubreiten: Es müſſen endlich auch Leute von unſchuldigen Sitten ſeyn, denen ſelbſt ihre Feinde nichts Böſes nachzuſagen wiſſen; geſchweige denn, daß man ſie als Uebelthäter zur Strafe ziehen könnte. Solche fromme, ſolche redliche und gewiſſenhafte Leute, ſolche ungeſcholtene Männer erfodern wir zu demjenigen Märtyrertode, auf welchen wir den Beweis einer neuentſtandenen Religion gründen wollen.

Nun erwege man es doch, ob es nur einigermaaßen möglich, ich will nicht ſagen wahrſcheinlich ſey, daß dergleichen Zeugen, als wir ſie erfodern, für eine neue Lehre ihr Leben laſſen würden, wenn dieſelbe nicht eine beſondre überzeugende Kraft in ihren Seelen geäuſſert hätte? Wahrhaftig, es gehört mehr als eine gemeine, mehr als eine menſchliche Ueberredung dazu, dergleichen verſtändige und in der Religion ihrer Väter erfahrne Leute auf ganz andere Gedanken zu bringen, ſie aus Feinden zu eifrigen Verfechtern der neuen Lehre zu machen, ja endlich ſo weit zu bringen, daß ſie ihr Blut und Leben für dieſelbe dahin geben. Wer leidet doch für eine Wahrheit, daran er noch ſelber zweifelt, nur einen etwas empfindlichen Schmerz? Wer würde wohl einer um gewiſſen Sache halber, den Verluſt eines einzigen Gliedes an ſeinem Leibe erdulden? Wie iſt es denn möglich zu glauben, man werde für einen wirklich erkannten Irrthum ſein Leben laſſen? Und wer kan ſichs einbilden, daß vorſetzliche Betrüger, bloß um der elenden Luſt willen, andere zu verführen, einen ſehr ſchmerzlichen und martervollen Tod ſtandhaft ausſtehen würden?

Es iſt ein merkwürdiges Exempel, welches man in den Geſchichten des andern Jahrhunderts nach Chriſti Geburt von einem Betrüger, mit Namen Alexander, findet. Er lebte in Griechenland, zu Zeiten des weiſeſten römiſchen Kayſers, Marci Aurelii Antonini; und gab ſich für einen neuen Propheten aus. Eine groſſe, aber zahm gemachte Schlange, der dieſer falſche Prophet durch Kunſt ein menſchlich Angeſicht anzuſetzen wußte, mußte den Aeſculapius, einen Gott der Arzneykunſt, bedeuten: Und vermittelſt derſelben gab er den Leuten auf alle ihre Fragen, theils von Krankheiten, theils von andern Dingen, Antwort. Dieſe Fragen wurden ihm in verſiegelten Zetteln gegeben; die er aber durch Liſt zu eröffnen wußte, ohne daß man es merken konnte. Gieng das aber nicht an, ſo gab er ihnen eben ſo dunkele Antworten, als man ſonſt von den Orakeln der Heiden zu bekommen gewohnt war. Dieſer Betrüger lies ſogar bisweilen ſeine Schlange ſelbſt mündlich antworten, welches aber vermittelſt einer Röhre geſchah, die aus dem Munde des menſchlichen Geſichts, durch die Wand bis in ein ander Zimmer gieng, woſelbſt einer von ſeinen Leuten die nöthigen Worte ausſprach. Ganz Griechenland ward von dieſem falſchen Propheten bezaubert, ja man ſchickte ſelbſt von

Rom und andern umliegenden Ländern und Städten unzähliche Bothen, dieſes neue Orakel um Rath zu fragen. Nur die Weltweiſen, nur die Chriſten verſpotteten dieſen ſchändlichen Betrüger: Daher kam es auch, daß er dieſelben in ſeinen Verſammlungen durchaus nicht leiden wollte. Aber, was vor ein Ende nahm dieſer falſche Prophet? Hat er etwa ſeine Lehre durch einen Märtyrertod bekräftiget? Nein, meine liebſten! Er prophezeyete ſich ein Leben von 150 Jahren, da ihn denn ein Wetterſtral tödten würde, wie vormals dem Aeſculapius ſelbſt geſchehen war. Allein ſeine Weiſſagung ſchlug fehl. Er ſtarb noch vor dem 70ſten Jahre, an einem ſtinkenden Geſchwüre, und gab alſo den boshaften Geiſt auf, der ſo viele tauſend Einfältige geäffet hatte. So ward endlich der ſchändliche Betrug auch dem abergläubiſchen Pöbel offenbar, der vorhin wohl ſein Leben für ihn gelaſſen hätte.

Was ſchlieſſen wir nun daraus, ihr meine Lieben? Dieſes, daß der Betrug ſeinen falſchen Propheten nicht dahin bringen könne, ſich ſelbſt, zur Beſtätigung deſſelben, aufzuopfern: Oder daß die Lügen ihre Apoſtel nicht vermögen könne, Verfolgungen und Martern darüber auszuſtehen. Dieſes einzige fehlete dem boshaften Alexander noch zu Beſtätigung ſeiner göttlichen Sendung, und zur Fortpflanzung ſeiner Secte. Aber ſo ſtark konnte ihn die Bosheit nicht machen. Ja! zur Verheelung ihrer Bubenſtücke haben durchtriebene Böſewichter oft die grauſamſte Marter überſtanden. Alle Foltern ſind zuweilen nicht vermögend geweſen, ein Bekenntniß ihrer Frevelthaten von ihnen zu erpreſſen. Aber was that nicht die Begierde ihr Leben zu erhalten, welches ſie bey ihrem erfolgten Geſtändniſſe gewiß würden verlohren haben? Die Furcht vor dem Tode machte ſie derowegen ſo unempfindlich; nicht aber die Liebe der Wahrheit. Der Betrug kan ſich unmöglich ſtandhafte Märtyrer erwecken. Die Wahrheit allein hat die Kraft, ſich ſolche beſtändige Anhänger zu machen, daß auch der

Tod ſelbſt ihnen leicht wird; und daß keine Marter von der Welt ihre felſenfeſte Aufrichtigkeit überwinden kan.

Ja, wird man ſagen, die Weltweiſen der Indianer, die ſo genannten Brachmanen, haben ſich vorzeiten durch ihre philoſophiſche Uebungen, zu einer ſolchen Unempfindlichkeit und Standhaftigkeit, in Erduldung aller Schmerzen gewöhnet, daß ſie ſich ſelbſt auf den Scheiterhaufen geſetzet, ja auf glüende Kohlen ganz gemächlich hingeſtrecket; und ohne Zücken eines einzigen Gliedes zu Staub und Aſche verbrannt. Noch mehr; Lucianus, ein Mann, dem man in dieſem Stücke ſehr wohl trauen kan, berichtet uns von einem Cynicker Peregrinus, daß er ſich als ein andrer Herkules, in den Olympiſchen Spielen, vor den Augen von ganz Griechenland, bloß aus Begierde unſterblich zu werden, ſelbſt ins Feuer geſtürzet, und von den Flammen verzehren laſſen.

Es iſt nicht zu leugnen, ihr meine Lieben, daß dieſes ſich nicht in der That alſo verhalten ſollte. Allein was folget daraus wieder unſern obigen Satz? Haben denn die Brachmanen und Gymnoſophiſten ſich einer neuen Religion halber ums Leben bringen laſſen? Was vor eine Lehre haben ſie beſtätigen wollen? Wer hat ſie verfolget? Wer hat ſie genöthiget, die Wahrheit ihres Glaubens mit ihrem Blute zu bekräftigen? In Wahrheit, niemand. Sie haben keine neue Lehre vorgetragen, keine neue Religion geprediget; auch die Wahrheit derſelben durch ihr Blut nicht beſtätigen wollen. Ihr unphiloſophiſcher Hochmuth hat ſie zu der Thorheit verleitet, ſich auf eine ungereimte Weiſe einen Namen zu machen. Sie haben ſich alſo als Selbſtmörder ums Leben gebracht, und können unmöglich für Märtyrer angeſehen werden.

Was den Peregrinus in Griechenland anlanget, ſo leſe man nur ſeine Geſchichte im Lucianus nach: So wird man inne werden, ob ſein Beyſpiel ſich etwas beſſer hieher ſchicket. War er denn etwa ein Stifter oder Fortpflanzer einer neuen Secte? Nein, er war ein Cyniſcher Philoſoph, der die

Unverſchämtheit der Sitten aufs höchſte getrieben hatte. War er ein verſtändiger und kluger Mann? Nein, ein argliſtiger und durchtriebener Böſewicht, der ſich ſo gar der Leichtgläubigkeit der damaligen Chriſten in Paleſtina zu misbrauchen wußte; ſich fälſchlich für ihren Glaubensgenoſſen ausgab, ſich einen groſſen Anhang machte, und als er ſeiner Bubenſtücke halber im Gefängniſſe ſaß, von ihren Allmoſen praſſete, bis er wieder auf freyen Fuß kam, da er denn ihre Partey wieder verließ, und nach Griechenland zurücke gieng. War er denn ein ehrlicher Mann? Nein, ein Knabenſchänder, ein Ehebrecher, ein Vatermörder, ein Majeſtätenläſterer, ein unverſchämter Landſtreicher, der bald in Judäa, bald in Griechenland, bald in Egypten, bald in Italien herumſchweifete, und nirgends den Beyfall der Verſtändigen erlangen konnte. Ward er denn endlich ſeiner Lehre halber von andern ums Leben gebracht? Nein, ihr meine Lieben, auch dieſes nicht. Der Unſinnige ſetzte ſich, aus Begierde von dem Pöbel vergöttert zu werden, ſelbſt auf den Scheiterhaufen. Er hatte falſche Weiſſagungen von ſich unter die Leute gebracht, die von den Sybillen herkommen ſollten; **daß ſich ein Cynicker bey dem Tempel Jupiters verbrennen, dadurch gen Himmel fahren, und ein Gott der Nacht werden würde.** Sehet meine Brüder! dieſer thörichte Ehrgeiz, und nicht die Ausbreitung der Wahrheit hat ihn des Lebens beraubet. Seine närriſche Begierde, unſterblich zu werden, hat ihn zum Selbſtmörder, aber nicht zum Märtyrer gemacht.

Noch eins iſt, was man uns wieder den erſten Satz unſers Beweiſes vielleicht einwenden wird. Die Römiſchcatholiſchen, wird man ſagen, haben gleichwohl in China und Japan ihre Märtyrer aufzuweiſen, allwo ſie wirklich der Religion halber ihr Leben eingebüßet. Ja, was noch merkwürdiger iſt, ſogar die Jüden haben in Spanien und Portugall eine Menge ſolcher Bekenner gehabt, welche, wie jene Mutter mit ihren ſieben Söhnen * in dem Buche der

---

* 2 Macc. VII.

Maccabäer, für das Geſetz ihrer Väter alle nur erdenkliche Martern ausgeſtanden. Sollten nun dieſe insgeſamt dadurch auch erwieſen haben, daß ihre zum Theil abergläubiſche Lehren und Irrthümer von Gott wären?

Uebereilet euch nur nicht, meine Brüder, und nehmet euch Zeit, der Sache gebührend nachzudenken. Wir wollen zuerſt auf beydes überhaupt antworten, hernach aber auch auf jedes insbeſondere kommen. Urtheilet doch ſelbſt, ob das Judenthum ſowohl als das Pabſtthum für neue Religionen anzuſehen ſeyn? Und ob es nunmehro wohl Zeit ſey die Wahrheit ihrer Lehrſätze mit dem Tode ſtandhafter Märtyrer zu erweiſen? In ſo weit die jüdiſche und römiſch-catholiſche Religion göttliche Religionen ſind, in ſo weit haben ſie längſt durch die Wunder Moſis und Chriſti ihre Gewißheit erhalten; und ſie brauchen alſo gar keinen neuen Beweis. In ſo weit ſie aber aus Menſchenſatzungen beſtehen, ſind ſie längſt durch die chriſtliche und evangeliſche Religion, ja durch die geſunde Vernunft wiederleget worden: So daß zehn tauſend Märtyrer dieſe Beweiſe nicht umſtoſſen können.

Hernach erwege man nur, warum ſich ein Jude in Spanien martern läſſet? In der Finſterniß des Pabſtthums, ſo daſelbſt herrſchet; wo man mehr die Heiligen, als den ewigen Gott ſelbſt verehret, ja ſo gar das Geheimniß der Dreyeinigkeit ſo unvorſichtig vorträgt, als ob wir Chriſten nicht einen, ſondern drey Götter glaubten; da, ſage ich, nimmt michs gar nicht Wunder, wenn ein Jüde einen tödlichen Abſcheu vor den römiſchen Greueln bekömmt. Er iſt von der Göttlichkeit des moſaiſchen Geſetzes völlig überzeuget, und hierinn irret er nicht. Er hält Abgötterey und Vielgötterey vor eine Todſünde; und darinnen hat er auch recht. Er ſtirbt alſo für eine wahre Lehre, für die Lehre von einem einigen Gott, die ihm Moſes und alle Propheten ſo feſt eingepräget haben. Und alſo iſt er in der That für einen Märtyrer oder Blutzeugen dieſer Wahrheiten zu halten, und ſein Tod kan in ſo weit gar wohl einen Beweis der Einigkeit Gottes abgeben.

Nunmehro iſt es leicht, auch von den Märtyrern der römiſchen Kirche im Oriente zu antworten Was dünket euch, meine Brüder? Antwortet mir ſelbſt, denn euer Urtheil ſoll hier gelten. Sind die Päbſtler denn ſo gar in Irrthum verfallen, daß ſie gar keine Chriſten mehr zu nennen wären? Haben ſie denn nicht die Grundlehren des Evangelii noch gröſtentheils beybehalten, ob ſie gleich dieſelben durch tauſend Menſchenſatzungen verſtellet haben? Wollen wir ſie gänzlich aus dem Schooße der chriſtlichen Kirche ausſchlieſſen? Und wenn wir irgend ſo lieblos wären; können wir ſolches mit gutem Grunde thun? Nein, meine liebſten, unſere Gottesgelehrten gehen ſo weit nicht. Die römiſchcatholiſchen ſind alſo noch Chriſten, und wenn ſie derowegen in heydniſchen Ländern, als Japan und China, als Fortpflanzer des Chriſtenthums ſterben: So kan ihr Tod in der Wahrheit, als ein Märtyrertod gelten, und man könte gegen die Ungläubigen daſelbſt gar wohl einen Beweis für die Wahrheit ihrer fürnehmſten Glaubenslehren und von dem Heylande der Welt Jeſu Chriſto, hernehmen. Folglich ſtehet denn unſer obiger Satz unbewegt:

Für welche neue Religion eine Menge verſtändiger und redlicher Leute als Lehrer und Bekenner derſelben, ihr Leben auf eine ſchmähliche und ſchmerzhafte Art aufopfern, das muß wohl eine wahrhafte, eine von Gott ſelbſt geſtiftete Religion ſeyn.

Wir fahren nunmehro fort zum andern Satze, ihr meine Lieben, darauf unſer ganzer Beweis von der evangeliſchen Wahrheit ankömmt, und das iſt dieſer: **Die Chriſtliche Religion, oder die Lehre des Evangelii iſt eine ſolche, die von unzähligen Verſtändigen und frommen Leuten, ja von ihren erſten Lehrern und Fortpflanzern bis aufs Blut, ja bis auf den Tod ſelbſt iſt behauptet und vertheidiget worden.** Und ſen müſſen wir auch noch in ein völliges Licht ſetzen. Ermuntert nur derowegen eure Herzen, erwecket eure Aufmerkſamkeit, meine Brüder: Denn auf die Wahrheit dieſes Satzes wird auch die Gewißheit unſers obigen Hauptſatzes lediglich ankommen.

Wer iſt aber in allen Kirchengeſchichten und weltlichen Hiſtorien ſo unerfahren, oder auch ſonſt von ſo unverſchämtem Gemüthe, daß er dieſen Satz ſo ſchlechterdings und überhaupt leugnen ſollte? Wer unterſteht ſich, ſo viele chriſtliche und heydniſche Scribenten zu verwerfen, die es nicht genug zu beſchreiben wiſſen, wie viel hundert, wie viel tauſend, ja, man möchte faſt ſagen, wie viel Millionen Märtyrer für die Chriſtliche Religion in den erſten Jahrhunderten ihr Leben gelaſſen? Paläſtina, Syrien, Egypten, Griechenland und Italien haben ſie, als den Abſchaum des menſchlichen Geſchlechts, haufenweiſe, wie die Schaafe zur Schlachtbank geliefert. Das unſelige Jeruſalem machte den Anfang zu dieſen Verfolgungen an unſerm Stephano und etlichen Apoſteln unſers Heylandes; und die Römer ſind ganz blutdürſtig in ihre Fußtapfen getreten. Man hätte mit den Körpern der erſchlagenen ganze Seen ausfüllen, von der Aſche der verbrannten ganze Hügel aufſchütten, und mit dem Blute der gemarterten ganze Ströme färben können. Das grauſame Rom hat ganze Bäche davon in ſeinen Gaſſen laufen geſehen: Ja es hat die Bekenner des chriſtlichen Namens bloß zur Beluſtigung ſeines abergläubiſchen Pöbels, in den Schauplätzen den Tygern und Leuen zu zerfleiſchen vorgeworfen.

Und wem ſind die zehn grauſamen Verfolgungen der Chriſten nicht bekannt? Haben dieſelben nicht, nach dem Geſtändniſſe aller Geſchichtſchreiber, mehr Menſchen gefreſſen, als zehn der allergrauſamſten Kriege, die, ſeit Menſchen auf dem Erdboden wohnen, geführet worden: In Wahrheit, ſo fruchtbar ſonſt der menſchliche Verſtand an verderblichen Erfindungen iſt; ſo hat er doch keine Martern, keine Quaalen, keine Schmerzen, keine Todesarten mehr erſinnen können, die armſeligen Anhänger des Evangelii damit aufzureiben, oder ſie, wo möglich, von ihrem Glauben abtrünnig zu machen. Selbſt die Schwerdter der Tyrannen ſind ſtumpf, die Arme der Henkersknechte ganz müde, und die Holzſtöſſe, Kreuzer und Scheiterhaufen ſind theuer geworden. Einer ſo unzähligen Menge der Gläubigen hat man die Hälſe abgehacket, ſo viele hat man zerriſſen, und den Feuerflammen aufgeopfert!

Doch wir berufen uns nicht auf alle dieſe Märtyrer. Nicht die Menge derſelben, ſondern ihre Beſchaffenheit, giebt der Wahrheit unſers Glaubens ein Gewichte. Wenig verſtändige und ehrliche, mit einem Worte, zwey oder drey recht glaubwürdige Zeugen ſind von gröſſerm Anſehen, als unzählige andere, von denen man deſſen nicht verſichert iſt. Dieſes iſt es eben, was uns die Feinde der Wahrheit gern vorzurücken pflegen, wenn ſie uns dieſen Beweisgrund zu entkräften ſuchen. Sie meynen, wir hätten zwar eine unnütze Menge von Märtyrern, aber keine tüchtige Anzahl glaubwürdiger Leute aufzuweiſen: Und ehe wir weiter gehen, müſſen wir auch dieſem Einwurfe gebührend begegnen.

Es iſt wahr, und wir leugnen es gar nicht; die chriſtliche Religion iſt vermögend geweſen, ſich eine unzählbare Menge ſtandhafter Bekenner zu erwecken. Wir geben auch dieß zu, daß unſer allerheiligſter Glaube ſich Leute von allerley Stande, Alter, Geſchlechte, Leibes und Gemüthsgaben ſo unterthänig gemacht, daß ſie kein Bedenken getragen, denſelben durch ihr Blut zu verſiegeln. Jung und Alt, Mann und Weib, Reich und Arm, Edel und Unedel, Gelehrt und Ungelehrt, die Klugen und Einfältigen, kurz, alles hat Gott die Ehre gegeben, und die allerhärteſten Glaubensproben zu überſtehen vermocht. Weit gefehlt, daß dieſes unſerer Religion zur Schande gereichen ſollte; ſo erwächſet ihr im Gegentheile die höchſte Ehre daraus. Denn was gehöret nicht vor eine überzeugende Kraft dazu, Leute von ſo verſchiedenen Gemüthern, Sitten, Meynungen, Ständen, Glücksgütern, Neigungen und Gewohnheiten zu gewinnen? Was vor eine Gewalt hat ſie haben müſſen, ſich unter den Jüden, denen ſie ein Aergerniß war, und unter den Heyden, denen ſie als eine Thorheit vorkam *, ſolche eifrige Verfechter zuwege zu bringen? Die Jüden forderten Zeichen und Wunder, und die Heyden fragten nach Weisheit. Die Klugen der Welt wollten durch triftige Gründe; die Einfältigen aber durch leichte und handgreifliche Merkmaale einer göttlichen Kraft überführet ſeyn. Allen dieſen ſo verſchiedenen Forderungen hat die chriſtliche Religion ein Genügen gethan. Eben diejenigen Apoſtel, die in Judäa und anderwärts unter den Ungelehrten erſtaunenswürdige Wunder thun; treten, mitten auf dem Markte des witzigen Athens, unter den gelehrteſten Weltweiſen auf, und philoſophiren mit ihnen aus dem Lichte der Natur **. So wuſte dieſe neugeſtiftete Religion allen allerley zu werden; ſo wuſte ſie alles unter den Gehorſam des Glaubens zu bringen, und ſich aus allen Völkern, Sprachen und Zungen Anhänger, Verfechter und Märtyrer zu machen.

Erweget es doch ſelbſt, meine Brüder, ob dieſes nicht ein beſonderer Vorzug unſers Glaubens iſt, der uns in den Stand ſetzet, allen ſeinen Widerſachern das Maul zu ſtopfen? Wären nur Leute von einer Gattung zu Märtyrern geworden; was vor Ausflüchte würden nicht die Feinde der Wahrheit geſucht haben, die Gültigkeit ihres Zeugniſſes zu vernichten? Wären es, zum Exempel, lauter abgelebte Greiſe und betagte Männer geweſen, ſo ſich um des Glaubens halber martern laſſen; ſo würde es geheiſſen haben: Alte Leute pflegten insgemein kindiſch zu werden: Und man könne nicht wiſſen ob dieſe ſchwache Grauköpfe auch ihrer Sinne recht mächtig geweſen, und gewuſt hätten, was ſie thäten. Hätten ſich lauter Jünglinge für die Lehre des Evangelii aufgeopfert; ſo hätte man

* 1 Cor. I, v. 23. 24. ** Apg. XVII

man geſagt: Die unbeſonnene Jugend verſtünde es nicht; ſie ſey es gewohnt, unbedachtſamer Weiſe Parteyen zu ergreifen, und pflege dasjenige, was ſie einmal ergreifet, auch wieder alle Vernunft halsſtarrig zu vertheidigen. Wären es etwa nur die Groſſen im Lande geweſen, die man gemartert hätte: So würde man es für einen Aufſtand des Pöbels gehalten, oder für eine Liſt des Hofes ausgegeben haben, der ſich, unter dem Vorwande der chriſtlichen Religion, der mächtigſten Feinde entledigen wollen. Wären es hergegen lauter verachtete und geringe Leute geweſen, die ihr Leben für das Evangelium aufgeopfert; ſo würde es geheiſſen haben: Das Volck ſey ohnedem einfältig und zum Aberglauben geneigt; oder wie dort die Phariſäer und Schriftgelehrten von Chriſto ſagten: Glaubet auch irgend ein Oberſter oder Phariſäer an ihn? Sondern das Volk, ſo nichts vom Geſetze weis, iſt verflucht *.

Dieſes letztere, ihr meine Lieben, iſt eben dasjenige, was die Feinde des Evangelii gerne behaupten wollten; wenn ſie nur könnten. Sie wollten die Chriſtliche Religion ſehr gerne zur Religion der Unwiſſenden machen, die den Pöbel zwar einnehmen; aber keinen Verſtändigen hätte gewinnen können. Und daher ſchelten ſie auch die Märtyrer für dumme und unverſtändige Leute, die ſelbſt nicht gewuſt, wofür und warum ſie ſich ums Leben bringen laſſen. Wir ſcheuen uns nicht, meine Brüder, dieſen Einwurf vorzutragen, ſo ärgerlich er auch iſt: Das macht, wir getrauen uns denſelben völlig zu heben, indem wir erweiſen wollen; daß die erſten Blutzeugen des Evangelii auch groſſen theils verſtändige, und, ſo viel nöthig war, wohl unterrichtete Leute geweſen.

Denn bleibt es gleich wahr, was der Apoſtel ſagt, daß Gott nicht viel edle, nicht viel weiſe, nicht viel gewaltige, nach dem Fleiſch, erwählet habe **, ſondern was geringe und thöricht iſt vor der Welt: So ſchlieſſen wir doch dar-

---

* Joh. VII, v. 48. 49. ** 1. Cor. I, v. 25

aus, daß gleichwohl noch etliche edle, gewaltige und weiſe unter der Zahl der erſten Bekenner unſers Glaubens geweſen. Und was dürfen wir dieſelben weit ſuchen? Stephanus ſelbſt; gleich der erſte Märtyrer des Evangelii, war ein ſolcher! Meynet ihr denn, daß derſelbe, ſo unwiſſend geweſen? Glaubet ihr, daß er die Lehre Chriſti aus Einfalt angenommen; daß er die Predigt der Apoſtel aus Dummheit fortgepflanzet, oder daß er ſelbſt nicht gewuſt, warum er ſich ſteinigen laſſen? Sehet einmal alle Umſtände an, darinnen er uns in unſerm heutigen Texte beſchrieben wird. Erſtlich iſt er ein Mann voll Glaubens und Kräfte: Denn von dem letzten zeigen ſeine Wunder, das erſte aber kan ſein Erkenntniß anzeigen. Dieſes war ſo groß, daß ſich auch die Feinde der Chriſten hauptſächlich an ihn wageten. Denn die Anhänger verſchiedener gelehrten Schulen machten ſich an ihn, und befragten ſich um den Grund ſeiner Lehre. Vermochten ſie aber dem Geiſte zu wiederſtehen, der durch ihn redete? Hernach tritt er gar vor den Rath zu Jeruſalem, darinnen gewiß die gelehrteſten Männer des ganzen Judenthums ſaſſen. Vielleicht aber verräth er hier ſeine Unwiſſenheit! Nein, meine Brüder. Er legt eine unleugbare Probe von ſeiner tiefen Einſicht in das Geſetz ſeiner Väter ab. Er erweiſet, daß er Moſen und die Propheten nicht nur geleſen, ſondern auch beſſer, als alle Schriftgelehrten verſtanden habe. Er überführet auch dadurch alle ſeine Zuhörer, daß er mit reifer Ueberlegung und völligem Verſtande die Lehre Chriſti angenommen habe. Sehet, ſolch einen verſtändigen, ſolch einen gelehrten Zeugen, haben wir an Stephano aufzuweiſen. Und was könnten wir noch von Nicodemo *, von Paulo **, von Dionyſio dem Areopagiſten † und ſo vielen andern ſagen, wenn es nöthig wäre, oder die Zeit es zulieſſe, uns ohne Noth in ſolche Weitläuftigkeit einzulaſſen.

Doch geſetzt, daß auch dieſe Gelehrſamkeit bey keinem

den

---

* Joh. III, v. 1. 2. ** Apg. XXII, v. 3. † Apg. XVII, v. 34.

von den Blutzeugen des Evangelii befindlich geweſen wäre: Genug, daß es ihnen an Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit nicht gefehlet. War es denn etwa ſo ſchwer die Beweisthümer der chriſtlichen Religion zu begreifen? Muſte man ſo ſehr gelehrt ſeyn, ſo viel Tiefſinnigkeit und philoſophiſche Einſicht beſitzen, von der Wahrheit des Evangelii überzeugt zu werden? Nein, meine Lieben, es gehöreten ſo zu ſagen, nur Augen und Ohren dazu, und man durfte nur ein redlich Gemüthe dabey haben, zu erkennen, daß Jeſus der Chriſt ſey, und für dieſe Lehre ſein Leben aufzuopfern. Und ſolche Leute waren alle diejenigen, ſo die erſten Märtyrer unſers Glaubens abgaben. Sie hatten die Lehren des Evangelii nicht etwa von hören ſagen: Nein, ſie waren vom Anfange die Zeugen derſelben geweſen. Wir reden von den Apoſteln unſers Heylandes, welche mit ihm umgegangen waren als Freunde, welche mit ihm gegeſſen und getrunken hatten, welche ſeine Lehren gehöret, ſeine Wunder geſehen, ſeinem Leiden und Tode beygewohnet, nach ſeiner Auferſtehung ſo vielfältig mit ihm geſprochen hatten, ja, welche endlich bey ſeiner Himmelfahrt ſelbſt zu gegen geweſen waren.

Selbſt von unſerm Stephano kan man faſt eben das ſagen. Sein Tod erfolgte nur wenige Jahre nach der Himmelfahrt Chriſti, und, nach der Meynung vieler Ausleger, iſt er einer von den erſten Jüngern Chriſti, ja gar einer von den ſiebenzigen geweſen, die er ſchon in den Tagen ſeines Fleiſches zu predigen ausgeſandt. Er hatte deswegen den Sohn Gottes von Perſon gekannt, ſeine Lehren gehöret, ſeine Wunder, ja ſein Leiden und Sterben geſehen. Er war auch von ſeiner Auferſtehung und Himmelfahrt nicht weit entfernet geweſen; ja er hatte vermuthlich ſelbſt den auferſtandenen Heyland einmal geſehen. Dieſer Stephanus alſo, ja ein jeder von den Apoſteln, konnte von ſich mit Johanne ſagen: Was wir geſehen haben mit unſern Augen, was wir beſchauet haben, und was unſere Hände betaſtet haben, von dem

Worte das Lebens, das verkündigen wir euch, auf daß auch ihr Gemeinſchaft mit uns habt *.

Was fehlte bey dieſen Umſtänden den erſten Märtyrern mehr, als das ſie dasjenige, was ſie ſo wohl wiſſen konnten, und ſo gewiß wuſten, auch ohne Betrug und Falſchheit ſagen und verkündigen wollten? Allein auch hieran äuſſert ſich nicht der geringſte Zweifel. Selbſt die Einfalt, der man ſie ſonſt beſchuldiget, macht ſie zu aller Betrügeren ungeſchickt. Wo hätten doch armſelige Fiſcher ſo viel Argliſt hergenommen, durch ein falſches Zeugniß die ganze Welt zu betrügen? Dazu hätten weit ſchlauere Köpfe, als die ihrigen waren, gehöret.

Und was wäre wohl die Abſicht ihres Betrugs geweſen? Suchten ſie Ehre, ſuchten ſie Luſt, ſuchten ſie Reichthum zu erlangen? Fürwahr, keines von allen. Sie wurden ja ein Fluch der Welt, ein Abſcheu und Fegopfer aller Leute **. Sie muſten ſich für raſende ausſchreyen †, für Verwirrer des Erdkreiſes, für Lotterbuben ſchelten laſſen ††. Und da ſie auch bey ihren Anhängern hätten die Ehre haben können, eigene Secten nach ihren Namen zu ſtiften: So ſtritten ſie aufs heftigſte darwieder. Es ſollte ſich durchaus niemand Pauliſch, Apolliſch, oder Kephiſch nennen †††: So wenig war ihnen um die Ehre der Welt zu thun.

Und was vor Luſt konnten ſie doch ſuchen, da ſie allenthalben in Trübſal, Gefährlichkeit und Verfolgung waren? Da ſie allen Mangel litten, arm und elend einher gingen, oft Durſt und Hunger erduldeten, nirgend eine bleibende Stäte hatten, allenthalben vertrieben, gegeiſſelt, geſteiniget, ins Gefängniß gelegt, gemartert und getödtet wurden *? Mit einem Worte, ſie ſturben täglich **, und ihr ganzes Leben war ein langwieriger Märtyrertod zu nennen.

---

* 1. Joh. I, v. 13. ** 1 Cor. IV, v. 13. † Apg. XXVI, v. 24. †† Apg. XVII, v. 6. 18. ††† 1. Cor. I, v. 12. * 1 Cor. IV, v. 12. ** 2. Cor. IV, 10.

Des Vortheils und Reichthums iſt hier nicht einmal zu gedenken, weil dieſer Argwohn von ſich ſelbſt wegfällt. Ja! hätten die Bekenner des Evangelii groſſe Schätze geſammlet, wie der oben gedachte falſche Prophet Alexander in Griechenland that; hätten ſie viel Gold und Silber, Aecker, Vieh, Häuſer und Weinberge zuſammen gebracht: So wäre freylich ihr Zeugniß verdächtig geworden. Aber des allen hat ſie auch der unverſchämteſte Läſterer noch nicht beſchuldigen können.

Sehen wir auf die Einhelligkeit ihres Zeugniſſes, ſo werden wir noch mehr von ihrer Aufrichtigkeit überführet. Wie ſchwer iſt es ſonſt, daß drey oder vier Zeugen in einer Sache ganz übereinſtimmen? Wie leicht widerſprechen ſie einander? Wie leicht trennen ſie ſich, weil ein ieder die Sache am beſten verſtehen will? Hier iſt nichts von dem allen wahrzunehmen. Nicht zween, nicht vier, nicht ſechs; ſondern zwölf, ſondern unzählige Zeugen ſtimmen völlig überein. Niemand widerſpricht dem andern, niemand trennet ſich von dem andern in der Lehre, ob ſie ſich gleich dem Orte nach trennen. Niemand ſuchet das ſeine, ſondern alle ſuchen das, was Jeſu Chriſti, was des Evangelii Beſtes iſt.

Hierzu kömmt noch die Beſtändigkeit ihres Zeugniſſes. Es haben ja wohl auch Betrüger eine Zeitlang eine Sache durch ihre Ausſage beſtätiget. Aber wie lange hat es gedauret, ſo iſt einer oder der andere abtrünnig worden, und hat den ganzen Handel verrathen. Aber wo iſt wohl unter den Bekennern des Evangelii dergleichen Exempel zu finden? Wenn hat man einen einzigen von ſeinen Apoſteln wanken geſehen? Sind ſie nicht alle bis in den Tod treu verblieben? Haben ſie nicht alle, ſo wohl als Stephanus, die Märtyrerkrone davon getragen? Ich ſage mit Bedacht von allen: Denn ob gleich Johannes keines gewaltſamen Todes geſtorben iſt; ſo iſt doch ſein langwieriges Gefängniß auf der Inſel Patmus, für nichts geringers, als für eine lange Marter anzuſehen.

Da es nun, meine Brüder, wieder alle Vernunft läuft, dergleichen wohl unterrichtete, und verſtändige; dergleichen von Eigennutz, Ehrſucht und Wolluſt befreyete; dergleichen einhellige und beſtändige Zeugen; Zeugen, die ihr Leben vor dasjenige einbüſſen, was ſie ſelbſt geſehen, gehöret und betaſtet haben, in den Verdacht einer Betrügerey zu ziehen: So erhellet ohne Zweifel, daß wir auch unſern andern Satz völlig erwieſen haben.

Iſt es nicht ſo, ihr meine Lieben? Nunmehro ſtralet euch allen die Wahrheit und Gewißheit unſers allerheiligſten Glaubens mit vollem Glanze unter die Augen. Denn iſt es wahr, wie wir oben erwieſen haben, daß diejenige Religion, welche von vielen verſtändigen und aufrichtigen Leuten, ja von ihren erſten Stiftern und Bekennern durch einen ſchmählichen und ſchmerzhaften Tod iſt bekräftiget worden, eine wahrhaftige und göttliche Wahrheit ſeyn müſſe? Iſt es ferner wahr, wie wir nur ietzo aufs deutlichſte dargethan haben, daß die evangeliſche Lehre der Chriſten, von unzählichen verſtändigen und aufrichtigen Männern, ja von ihren erſten Stiftern und Bekennern durch einen ſo ſchmählichen und ſchmerzhaften Tod beſtätiget worden? So können wir auch den ungezweifelten Schluß daraus machen, daß die evangeliſche oder chriſtliche Religion, eine wahrhafte und von Gott ſelbſt geſtiftete Religion ſeyn müſſe.

Mich dünkt nicht anders, ihr meine Lieben, Stephanus der Märtyrer, der theure Blutzeuge des Sohnes Gottes, richtet ſich vor uns allen lebendig wieder auf. Ich ſehe ihn ſein blutiges Haupt unter den Steinen hervor ſtrecken, darunter die raſenden Jüden ihn begraben und verſchüttet hatten. Seine Stirne iſt noch voller Beulen; ſeine Schultern, Bruſt und Rücken ſind ganz dick aufgeſchwollen; ſeine Arme zerſchmettert, ſeine Lenden und Schenkel zerquetſchet, ſein ganzer Leib endlich blutrünſtig und voller Wunden. Nur ſeine Augen ſind voller Freudigkeit, und ſein Angeſicht iſt noch wie vormals,

als eines Engels Angeſicht, voll himmliſcher Klarheit. Er tritt auf ſeine Füſſe, und ſein Steinhauſen ſelbſt muß ihm zur Kanzel dienen, davon er uns die Wahrheit und Gewißheit unſers allerheiligſten Glaubens prediget.

Sehet hier, ihr Chriſten, ſpricht er, ſehet hier, meine Glaubensbrüder, einen geſteinigten Zeugen derjenigen evangeliſchen Wahrheit, die ihr alle mit mir bekennet. So viel Beulen und Wunden ihr an mir zählet; ſo viel Blutstropfen ihr aus meiner Haut dringen und auf die Erde fallen ſehet: So viel bündige Beweisgründe habt ihr, daß euer Glaube feſt gegründet, und von unumſtößlicher Gewißheit ſey. Ach meine Freunde! Glaubet nur nicht, daß ich ſo einfältig geweſen, und einen blinden Anbether einer neuen Secte abgegeben. Bildet euch doch nicht ein, daß ich das Geſetz meiner Väter nicht verſtanden, oder daſſelbe ohne erhebliche Urſachen verlaſſen habe. Meynet ihr, daß ich ſo thöricht geweſen, mich für eine Lehre zu erklären, die ich nicht zuvor wohl geprüfet, unterſuchet und bewährt gefunden? Nein! Ich habe Jeſum von Nazareth perſönlich gekannt; ich habe ſelbſt ſeine gewaltige Predigten gehöret; ſelbſt ſeine Wunderwerke geſehen; ſelbſt ſeinem Leiden und Sterben beygewohnet; ſelbſt genaue Nachricht von ſeiner Auferſtehung und Himmelfahrt eingezogen; ſelbſt den auferſtandenen Heyland geſehen, als mehr denn fünfhundert Brüder auf einmal verſammlet waren †. O! glaubet doch nicht, daß wir alle auf einmal unſerer Sinne beraubt geweſen, und nicht gewuſt, was wir geſehen und gehöret. Noch mehr! Ich habe der wunderbaren Ausgieſſung des heiligen Geiſtes am Pfingſttage beygewohnet ††; ich bin ſelbſt der wunderthätigen Kraft theilhaftig geworden. Wie konnte ich denn bey ſo vieler Ueberzeugung noch einen Zweifel tragen, ob die Lehre des Evangelii auch von Gott wäre? Nein! Ich trug kein Bedenken, mein Leben dafür aufzuopfern. Und ſehet, eben derjenige Heyland, den ich vor

---

† 1. Cor. XV, v. 6.
†† Apg. II.

dem Rathe zu Jeruſalem, bey offenem Himmel, zur rechten ſeines Vaters erblicket, hat mir meine Standhaftigkeit herrlich vergolten. Ich habe einen guten Kampf gekämpfet; ich habe meinen Lauf vollendet; ich habe Glauben gehalten: Hinfort iſt mir beygelegt, die Krone der Gerechtigkeit †. Dieſe wird Chriſtus allen denen geben, die meinem Exempel folgen, und als ſtandhafte Bekenner ſeines Namens ihren Geiſt in ſeine Hände befehlen werden.

Was wollen wir nun ſagen, ihr meine Brüder? Wollen wir, wie ein unempfindlicher Saulus †† dabey ſtehen, und uns durch dieſes alles nicht rühren laſſen? Wollen wir Zeugniſſe verwerfen, die doch in keinen Verdacht der Falſchheit mögen gezogen werden? Nein, ſolche Unempfindlichkeit, ſolch einen Eigenſinn trauen wir keinem unter euch allen zu.

Ach! Ihr elende Feinde der evangeliſchen Wahrheit! Ihr rühmet euch vieler Einſicht in unſere Religion. Ihr pralet mit einer beſondern Stärke des Verſtandes. Ihr gebt euch für Meiſter in Urtheilen und Vernunftſchlüſſen aus. Gebt ihr uns aber nicht Urſache das Gegentheil von euch zu glauben, wenn ihr die Kraft ſolcher deutlichen Beweiſe nicht begreifen; wenn ihr den Nachdruck der ſtärkſten Gründe nicht empfinden wollet? Doch ihr wollet es wohl; ihr könnet nur nicht. Gehet derowegen in die Schulen der Weltweiſen, und lernet vorhero die Vorurtheile ablegen; lernt eure Vernunft recht brauchen! lernet vorher ſo viel Aufrichtigkeit, daß ihr euch ſchämet einen gründlichen Schluß, den euer Gegner macht, einen Scheingrund zu nennen; und hergegen eine leere und vielmals ſinnloſe Spötterey, die ihr ſelbſt wieder den Glauben vorbringet, eine ſtarke Widerlegung zu heiſſen. Dünkt euch aber dieſer Weg zu weitläuftig; wohlan, hier iſt ein kürzerer.

Werfet euch ſelbſt zu Lehrern und Fortpflanzern des Un-

---

† 2. Tim. IV, v. 7. †† Apg. VIII, v. 1.

Unglaubens auf. Stiftet eine neue Secte, deren einziger Glaubensartikel ſey: Daß man nichts glauben müſſe. Wählt euch Jünger und Apoſtel, die eure Lehre in der Welt ausbreiten. Allein entſchließt euch auch mit ihnen, eure Lehre mit eurem Blute zu verſiegeln. Werdet Märtyrer eures Unglaubens, und zeuget uns Chriſten dadurch, daß wir nicht Urſache haben, uns auf den Tod der Blutzeugen Chriſti zu verlaſſen. Wo werdet ihr zaghafte Seelen aber den Muth und die Standhaftigkeit hernehmen? Hat auch wohl euer ganzer Hauſe, ſo groß er immer ſeyn mag, einen einzigen von der Art hervorgebracht, als wir Chriſten unzählige aufzuweiſen haben? Euer unglückſeliger Vaninus hat eure Ehre ſehr ſchlecht behauptet. Er ſollte als ein Gottesleugner verbrannt werden, weil er deſſen überwieſen war: Allein die Furcht vor dem Tode machte ihn ſo mürbe, daß er alles wiederrufen wolte. Er erboth ſich vor dem Scheiterhaufen aus ieden Strohhalme zu erweiſen, daß ein Gott ſey; und würde gewiß dem Tode dasmal entgangen ſeyn, wenn man ſeinen betrüglichen Worten getrauet hätte. Was gilts alſo, ihr werdet in Ermangelung ſtandhafter Märtyrer euch zu dem Haufen dummer Mohren und Saracenen ſchlagen müſſen, die auch wohl in Spanien zuweilen ihren Kopf dem Henker dargeſtrecket. Wir wollen euch die Ehre dieſer Geſehrten nicht misgönnen; welche weder das, was ſie verleugneten, noch das, was ſie bekannten, verſtanden haben.

Doch ihr ſeyd mehr des Mitleidens, als des Zornes werth. Armſelige Vernünftler! Euer Verſtand iſt ſo ſchwach, als ihr es nimmer glaubet. Ihr ſeyd einem Menſchen ähnlich, der am hellen Mittage die Augen zumachet, damit er nur das elende Vergnügen haben möge, ſich ſelbſt zu überreden: Es ſey Nacht. Denn ihr beraubet euch noch des wenigen Lichts, ſo euch übrig wäre; damit ihr nur das helle Licht des Evangelii nicht gewahr werden dörfet. Wie ſehr ſeyd ihr aber deswegen zu bejammern!

Folget doch, ihr meine Lieben, dem Exempel des heiligen Stephani. Dieſer bethete für ſeine Feinde: Bittet ihr für eure Brüder. Die allgemeine Menſchenliebe muß deswegen gegen ſie nicht aufhören. Sie ſind auch nach Gottes Bilde geſchaffen: Sie haben noch viel Gutes an ſich, ob ſie gleich im finſtern wandeln. Ihre Meynung iſt auch zuweilen ſo böſe nicht, als es wohl dem erſten Anſehen nach ſcheinet. Sie wollen dem natürlichen Lichte nicht gerne was vergeben; als welches auch von Gott kömmt: Daher verwerfen ſie alle Offenbahrung, die denſelben zu wiederſprechen ſcheinet. Ohne Zweifel irren ſie, wenn ſie ſolches von dem Evangelio behaupten: Aber ſie irren aus Unwiſſenheit. Bemühet euch nur, dieſelbe mit aller Gelindigkeit zu vertreiben. Bittet aber den Vater des Lichts [*], der vor Zeiten ſo manchen hellen Stral in die Herzen ſeiner Gläubigen gegeben [**]; daß er ſie gleichfalls erleuchten wolle. Hat er doch aus einem wütenden Saul, einen eifrigen Verfechter ſeiner Wahrheit gemacht, als ihn auf dem Wege zu Damaſcus ein plötzliches Licht nieder ſchlug [***]. Warum ſollte es ihm hier unmöglich ſeyn?

Laßt euch aber auch durch dieſes Exempel der Standhaftigkeit Stephani in euren Trübſalen zur Beſtändigkeit aufmuntern. In allem Leiden, ſo euch begegnet, denket nur an das, ſo die Märtyrer vorzeiten erlitten. Ach! wie gar wenig habt ihr noch um Chriſti Willen erduldet! O! wie leicht iſt es noch zur Zeit uns allen angekommen, uns für ſeine Jünger auszugeben! Wie würde es aber halten, wenn Gott uns auch einmal auf die Probe ſtellen ſollte? Würden wir auch zur Zeit der Anfechtung abfallen? Oder, würden wir mit Stephano bis an den Tod getreu ſeyn? Ach! wie ſehr iſt es zu beſorgen, daß zwar der Geiſt bey den meiſten willig, aber das Fleiſch deſto ſchwächer ſeyn würde [†]?

---

[*] Jac. I, v. 16. [**] 2 Cor. IV, v. 6. [***] Apg. IX, v. 3.
Matth. XXVI, v. 41.

O Herr! der du getreu biſt, und uns nicht läſſeſt verſucht werden über unſer Vermögen *: Lob und Dank ſey dir geſagt, daß du uns bisher mit ſolchen harten Glaubensproben verſchonet haſt. Wer weis wie oft ſchon Satanas unſer begehret hat, daß er uns ſichten möchte wie den Weizen **; und vielleicht hat er ſich unſers Abfalls ſchon zum voraus gefreuet. O! treuer Vater, gieb doch deinem evangeliſchen Zion noch ferner Ruhe vor allen Feinden. Führe eine feſte Mauer um deinen geiſtlichen Weinberg, und ſetze ihn alſo in Sicherheit, daß er von niemanden verwüſtet werde. Gefällt es dir aber, gerechter Gott! auch unſere Standhaftigkeit im Glauben einmal zu prüfen †: Wohlan! Herr dein Wille geſchehe. Gib uns nur den Geiſt der Beſtändigkeit, der auch vormals deine Märtyrer ſtark gemacht, und ſchaffe, daß die Verſuchung ſolch ein Ende gewinne, daß wirs ertragen können ††.

Herr, wir glauben, hilf uns Schwachen!
Laß uns ja verzagen nicht.
Du, du, kanſt uns ſtärker machen,
Wenn uns Sünd und Tod anficht.
Deiner Güte hilf uns trauen,
Bis wir endlich werden ſchauen,
Dich, Herr Jeſu! nach dem Streit,
In der frohen Ewigkeit.
Amen.

---

* 1. Cor. X, v. 13. ** Luc. XXII, v. 31. † Apg. XXI, v. 14
†† 1. Cor. X, v. 13.

Das VI. Hauptſtücke.

Von den

öffentlichen Reden der Lehrer auf hohen und niedern Schulen.

§. I.

Wenn ich hier von academiſchen Reden handeln will, ſo iſt es nicht meine Meynung von den groſſen Lobreden, die zuweilen auf groſſe Herren, oder von Parentationen, die öfters auf verſtorbene Gelehrte gehalten werden, zu reden. Von dieſen iſt oben ſchon gehandelt worden. Es ſind aber noch andere Arten übrig, die von Lehrenden auf unſern Academien gehalten werden. Dahin gehören nun I. die Antrittsreden der Profeſſoren, II. die bey Annehmung des Rectorats, III. bey Ablegung deſſelben, IV. bey Promotionen, V. bey Diſputationen als Vorreden, VI. an Jubelfeſten und dergleichen öffentlichen Feyertagen auf hohen Schulen ſowohl als auf Gymnaſien gehalten werden. Alle dieſe gehören nun zu den lehrenden Reden. Es können aber auch in den niedrigen Schulen, die Antritts und Abſchiedsreden der Lehrenden; wie auch die Introductionsreden der Obern dazu gezählet werden. Ob nun wohl die Regeln davon ſchon oben insgemein gegeben werden: So wollen wir doch hier dasjenige kürzlich wiederholen, was einen Zweifelhaften und Unſchlüßigen aufhalten könnte; und einige beſondre Anmerkungen dabey machen. Ich erinnere aber zum voraus, daß ich hier nicht von bloſſen lateiniſchen Complimenten rede, ſondern nur von ſolchen förmlichen Reden, darinn ein rechter Hauptſatz ausgeführet wird.

§. II.

Zuförderſt nun fragt es ſich hier, wo man denn die Erfindungen der Hauptſätze hernimmt? Ich antworte: Ein jeder muß auf ſein Amt, auf ſeine Fähigkeit, auf die Veranlaſſung zu ſeiner Rede, und auf alle Umſtände der Zeiten und Oerter achtung geben: So wird ihm leichtlich ein guter Hauptſatz einfallen. Wer z. E. ein öffentliches Lehramt antritt; der kan aus der Wiſſenſchaft, die er lehren ſoll, eine Wahrheit, die nicht gar zu gemein und bekannt iſt, und von jemand in Zweifel gezogen wird; oder einen gemeinen herrſchenden Irrthum, oder das Lob ſeiner Wiſſenſchaft überhaupt, u. d. gl. zum Gegenſtande ſeiner Gedanken machen. Wer ein Rectorat übernimmt oder niederlegt, der kan nach Beſchaffenheit des Zuſtandes ſeiner hohen Schule, von ihrem Flore; von dem Wachsthume der Gelehrſamkeit, ſeit dem Academien geſtiftet worden; von dem Nutzen, den das gemeine Weſen von der Gelehrſamkeit hat; von der Nothwendigkeit eines Oberhauptes auf Academien; von den Vorzügen ſeiner Univerſität vor andern benachbarten; von der, allen Studirenden obliegenden Pflicht, ein ſittſames und ordentliches Leben zu führen, gewiſſen Wiſſenſchaften obzuliegen, oder gewiſſe Abwege zu vermeiden ꝛc. reden. Wer bey Promotionen reden ſoll, der muß wiederum auf die Facultät ſehen, darinn er entweder den Titel ertheilet oder annimmt, und eine ſolche theoretiſche oder practiſche Wahrheit wählen, die ſich für ihn, für ſeine Zuhörer, und für die Zeit, da er redet, am beſten ſchicket. Es muß aber auch eine ſolche ſeyn, die nicht gar zu gemein und ausgemacht iſt; ſondern daran noch wohl von manchem gezweifelt wird, oder davon man eine neue Meynung oder einen neuen Beweis zu geben im Stande iſt.

§. III.

Von den Vorreden bey Diſputationen iſt zu merken, daß ſie ſehr ſelten als ausführliche Reden, ſondern mehrentheils als kurze Complimente eingerichtet werden, und alſo keinen beſondern Hauptſatz nöthig haben. Wollte man es aber zuweilen thun: Er müßte es gleichfalls eine Materie ſeyn, die ſich zu der vorhabenden Diſputation ſchickte, und den Zuhörern angenehm ſeyn könnte. Aus dieſem letztern fließt es, daß man nicht von gar zu tiefſinnigen und abſtracten Sachen reden müſſe: Denn dieſe ſind allemal den wenigſten Zuhörern ſo geläufig, daß ſie ſelbige ohne ein mühſames Nachdenken erreichen könnten. Bey Jubelfeſten, und andern groſſen Feyertagen werden auch Reden gehalten. Jene ſind entweder academiſche, oder Religions-Jubelfeyern: Und in beyden muß ſich der Hauptſatz zur Sache ſchicken. Doch hüte man ſich vor bloßen hiſtoriſchen Erzählungen, die nichts anders als ein magres Weſen mit ſich bringen, und dem Zuhörer leicht Ekel erwecken. Reden halten, das heißt nicht ein Hiſtorienſchreiber ſeyn; vielweniger einen Sammler verſchiedener Hiſtörchen oder Märchen abgeben: Wie ſich wohl viele in ihren academiſchen Reden dieſer Art bedienet haben, daß ſie aus der gelehrten Hiſtorie eine Menge luſtiger und lächerlicher Schnörkel zuſammen geſtoppelt, um ihren Zuhörern ein Gelächter zu erwecken Man muß ſeine Zuhörer von einer Hauptwahrheit überreden, und das nur mit Gründen und Beweiſen ins Werk richten. Nun kan zwar eine ſolche Wahrheit auch hiſtoriſch ſeyn: Allein es wird doch allemal ein groſſer Unterſchied ſeyn, wenn man z. E. die ganze Geſchichte der Leipziger Academie in eine Rede bringen; oder etwa behaupten wollte, daß Otto von Münſterberg ihr erſter Rector geweſen. Mit den Schulreden hat es letzlich eben die Bewandniß. Auch dieſe müſſen ſich zu den Abſichten, Aemtern und Umſtänden ſchicken. Auch dieſe müſſen einen logiſchen Satz zum Grunde haben. Auch dieſe müſſen dem Redner anſtändig, und dem Zuhörer nicht verdrüßlich ſeyn.

§. IV.

§. IV.

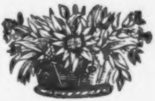
Die Ausführung ſolcher Sätze nun geſchieht, durch die obenerwähnten und ſo oft wiederholten Stücke, nemlich die Erklärung, den Beweis, die Wiederlegung der Einwürfe, und die Erregung der Gemüthsbewegungen: wobey hin und her auch einige Erläuterungen angebracht werden können. Von allen dieſen Stücken habe ich insbeſondre nichts zu ſagen. Es bleibet alles bey den allgemeinen Regeln, die ich oben ausführlich vorgetragen und erläutert habe. Es pflegen aber auf allen hohen Schulen die Reden durchgehends in lateiniſcher Sprache gehalten zu werden; weil dieſe einmal für die Mutterſprache der Gelehrten gehalten wird. Daher muß derjenige, der ſolche academiſche Reden zu halten ſchuldig, oder willens iſt, ſich auch einer guten lateiniſchen Schreibart befleißigen. Dieſe zu erlangen, leſe man fleißig die ciceroniſchen Reden, und andre gute Scribenten, aus den ſo genannten güldenen Zeiten der lateiniſchen Sprache. Denn es iſt allerdins billig, daß derjenige, ſo in einer fremden Sprache reden will, ſie ſo ſchön rede, als es nur möglich iſt. Aber man hüte ſich auch dabey vor dem entgegen geſetzten Fehler derjenigen, die ſich einbilden, ihre Reden wären ſchon gut und fürtrefflich, wenn nur alle Wörter derſelben im Cicero ſtünden. Es iſt ganz was anders, lateiniſche Wörter ausſprechen, und lateiniſch reden. Man muß auch die alte lateiniſche Art zu denken annehmen, und allen ſeinen Perioden einen recht ciceroniſchen Schwung zu geben wiſſen. Dieſes wollen andre auch zwar thun: Sie ſchreiben aber ganze Zeilen und Sätze aus den alten Rednern ab, und beſtehlen den Cornelius und Plinius, ſo, daß alle Schüler es merken können. Wer das thut, der darf nicht hoffen, daß man ihn jemals für einen guten Lateiner halten werde.

§. V.

Gleichwohl wird auch der allerbeſte Lateiner noch nicht viel Heldenthaten in der Beredſamkeit thun, wenn ihm die Sachen fehlen, davon er reden ſoll. Wer nichts als Wörter und Redensarten gelernet hat, nichts als römiſche Alterthümer und critiſche Hiſtorien der lateiniſchen Sprache beſitzet, nichts als den Livius und Salluſtius auswendig kan: Der weis doch auf bedörfenden Fall nichts zu ſagen, was ſich zur Sache ſchicket. Ein Redner muß auch ſelbſt was neues erdenken können, ſo ſich auf ſeine Zeiten ſchicket: Dieſes aber geht ohne eine ſattſame philoſophiſche Erkenntniß und Beleſenheit ganz und gar nicht an. Es iſt auch nicht allemal mit einer hiſtoriſchen Abhandlung aus den Geſchichten der Gelehrten ausgerichtet. Man kan nicht immer vom Urſprunge der Academien, der vier Facultäten, der Doctor- und Magiſtertitel ſeine Collectaneen zuſammen ſetzen. Auch die Schickſale dieſes oder jenes Theiles der Gelehrſamkeit, dieſer oder jener Secte in den Wiſſenſchaften ſchicken ſich beſſer zu den gelehrten Abhandlungen oder Diſſertationen, als zu den Reden. Folglich iſt auch die hiſtoriſche Erkenntniß nicht zulänglich, einem Redner gute Erfindungen an die Hand zu geben. Indeſſen will ich auch nicht behaupten, daß man die abſtracteſten Grillen, oder verlegenen Irrthümer der Philoſophen wieder aufwärmen, oder Lehren widerlegen ſolle, denen kein Menſch mehr zugethan iſt. Nein, was ein Redner vortragen will, das muß wichtig, neu, angenehm, noch nicht ganz ausgemacht, und den meiſten Zuhörern verſtändlich und begreiflich ſeyn. Ein jeder begreift, daß ſich auch theologiſche, juriſtiſche und medieiniſche Materien dergeſtalt zu Hauptſätzen academiſcher Reden brauchen laſſen, wenn ſie dieſe Eigenſchaften haben. Was ſonſt wegen der Anreden, Wünſche, Titel und andere Nebendinge bey ſolchen Rrden zu beobachten iſt, das müſſen eines jeden Orts Gewohnheiten und die Abſichten der Redner ſelbſt lehren.

§. VI.

Will man gute Muſter ſolcher academiſchen Reden leſen, ſo bemühe man ſich um Melanchthons, Auguſt Buchners, Schurzfleiſchens und Cellarii Reden, darinn er eine Menge guter Exempel finden wird. Von Ausländern kan man den Muretus, Majoragius, Ferrarius, Facciolati, u. a. mehr dazu nehmen, welche alle geſunde Begriffe von der Beredſamkeit gehabt und ſich darnach gerichtet haben. Man kan auch die Sammlung dazu nehmen, die Hr. Prof. Kappe hier vor einigen Jahren ans Licht geſtellet, als worinn manch ſchönes Stücke befindlich iſt. Nach ſolchen Meiſtern, die ich Anfängern angeprieſen, darf ich mich kaum unterſtehen, etwas von meiner Arbeit hieher zu ſetzen; zumal da ich mich in der lateiniſchen Zierlichkeit für keinen Meiſter ausgeben kan. Doch da ich hier mehr auf die Erfindungen und Ausführungen als auf die Schreibart ſehe: So will ich auch dieſes Hauptſtücke nicht ohne alle Exempel von meiner Art laſſen; ſondern folgende beyde Stücke herſetzen, die ich bey dem Antritte meiner Profeßionen gehalten habe. Wer beſſer Latein kan, als ich, dem wird meine Unvollkommenheit nichts ſchaden. Wer es aber noch nicht beſſer kan, als ich, bey dem wird gleichfalls mein philoſophiſches Latein nichts zu verderben finden.



ORATIO ACADEMICA INAVGVRALIS

SISTENS

POETAS PHILOSOPHOS REIPVBLICAE GENERIQVE HVMANO VTILISSIMOS QVA PROFESSIONEM POESEOS EXTRAORD. IN ACADEMIA LIPSIENSI D. III. FEBR. MDCCXXX. AVSPICATVS SVM.

RECTOR ACADEMIAE MAGNIFICE, &c.

Quibus de cauſſis, quanam potiſſimum neceſſitate ita iubente verba facturus, locum hunc illuſtrem, & ad dicendum ornatiſſimum, in praeſentia conſcenderim; neminem veſtrum latere arbitror, AVDITORES. Auſpicandum quippe eſt, poſt bimeſtrem moram, munus Profeſſorium in Academia noſtra extraordinarium, quo litteras humaniores, POETICEN maxime, publice docere iuſſus ſum ab auguſtiſſimo & potentiſſimo Principe ac Domino, FRIDERICO AVGVSTO, Poloniarum Rege, & Saxoniae Principe Electore, Principe magnanimo, ſapiente, felici, Domino meo longe clementiſſimo. Quod dum facio, quid mihi hac ipſa dicendi occaſione, in tanta praeſertim Virorum doctrina famaque praeſtantium frequentia, exoptatius accidere potuerit atque iucundius, ego quidem me neſcire, ingenue fateor.

Poſtquam enim ſtudiorum meorum rationes, ab ineunte aetate ſuſceptae, ad ingenuarum artium culturam totum me pertraxiſſent, humaniorum praecipue litterarum dulcedine captus, incredibili eas voluptate proſecutus ſum. Quo id ſucceſſu a me factum ſit, recenſere, meum iam non eſt: penes alios iudicium eſto! Id tamen absque iactantia memorare forſitan poſſim, quod, ex ephebis vix egreſſus, neſcio qua temeritate iuuenili, ad hunc academicae laudis aditum, interdiu noctuque adſpirare coeperim. Intelligens autem tum aliqua ratione, & in dies magis perſpiciens, multum intereſſe, quo quis conſilio Muſarum ſacra tractaret; quodque pro ſcopi diuerſitate, diuerſa quoque, in iis recte tractandis, methodus ſit adhibenda: eo ſemper qualiacunque ſtudia mea dirigere coepi, eo omnes mentis neruos intendere, vt quas diſcebam ſcientias & artes, non mihi ſoli diſcerem, ſed ita potius, vt quas accepiſſem litteras, aliis quondam tradere, finesque earundem docendo amplificare poſſem, & vlterius propagare.

Reſpondet iam votis meis, Auditores, euentus exoptatiſſimus, REGIO dum iuſſu in cathedram hanc philoſophicam euocatus, ea ſtudioſae iuuentuti tradere adgredior, quae mentibus ingenuis ad rem publicam formandis, & ad altiora praeparandis neceſſaria iudicauere veteres. Sapientiſſimo quippe conſilio academiarum fundatores antiquiſſimi exiſtimarunt, dandos eſſe ſtudioſae iuuentuti, non philoſophicos tantum doctores, qui animos omnium ſcientiarum rudes ad theologiae, iurisprudentiae & medicae artis myſteria rite tractanda diſponerent: Verum conſtituendos etiam, tenerae huic aetati, liberalium artium doctores, quorum praeceptis manſueſcerent paullatim inculta adoleſcentium pectora, & ad ſemina ſcientiarum eo facilius recipienda, progerminanda vberius, molleſcerent quaſi atque ſubigerentur. Prorſus ſufficere videtur, Auditores, vel haec ſola conſideratio, ad reprimendas ineptiſſimorum hominum criminationes: qui quum litteras humaniores numquam adtigerint ipſi, ex impotentia animi, quas ipſi neſciunt artes, magno ſaepe, ſed ridendo conatu, allatrare ſaltem nulli verentur.

Procul hinc faceſſere iuberem, ſub orationis primordia ſtatim, profanos adeo Muſarum contemtores, aut inſcitiam ſaltem ſuam ipſis exprobrando, veſtro ludibrio exponerem Auditores, niſi prorſus perſuaſum haberem, neminem eſſe in hoc tanto numero veſtro, quem iure meritoque ſuo, tanti criminis reum agere queam. Quid enim aliud commouiſſe vos cenſeri poteſt, ut grauioribus vos negotiis ſubtrahentes, in hunc concedere locum non dubitaretis, audituri ſcilicet oratorem, nec in dicendo ſatis exercitatum, nec vlla ſingularis ſcientiae fama inclitum. Sola

pro

profecto, ſola litterarum elegantiorum pulcritudo, ſolus in humanitatis ſtudia adfectus veſter effeciſſe videtur, ut mediocriter etiam de argumento quodam inde potiſſimum depromto dicturum, ſplendida hac praeſentia veſtra dignati fueritis: Inter omnes quippe conſtabat ni fallor, me de *Poetis Philoſophis*, *Reipublicae*, *generique humano vtiliſſimis*, verba facturum eſſe.

TANTVM autem abeſt, vt tam praeclari thematis praeſtantia animum oraturo addat, ut potius oneris vltro ſuſcepti grauitatem ſentiens, totus horream, mihique ac orationi meae non mediocriter timeam. Nimiam ſiquidem ex nobiliſſimo argumento de oratore ipſo ſpem vos concepiſſe video; eoque magis vereor, ne tanta exſpectatione fruſtratos, ac minus fauentes hinc dimiſſurus ſim iudices. Aſt quidquid horum acciderit, Auditores, id dicturo mihi concedatis quaeſo, ut poeſeos philoſophicae cauſam agenti, poeticis ſubinde floribus, aliunde conquiſitis, rudem orationis formam habitumque eloquentiae ſimpliciorem exornare aliquatenus liceat. Quodſi praeterea licentius quidquam forte dictum fuerit, ligatoque ſermoni propinquius: exiſtimetis velim, vix ſine pinguiori dicendi genere, vel apud antiquos, vel noſtro etiam ſaeculo, ex frequenti poetarum lectione quemquam rediiſſe.

QVONIAM vero omnis de re quadam rite ſuſcepta tractatio ab definitione proficiſci debet, vt eo rectius id, de quo quaeritur, intelligatur: nos quoque de Philoſophia atque Poeſi, ſiue de iis potius dicturos, qui vtrique ſtudio iunctim colendo operam dedere; ante omnia exponere decet, quonam in ſenſu vtrumque horum acceptum velimus. Et Philoſophiam quidem quod attinet, cum CICERONE (Tuſc. qu. L. V. c. 2.) ita eam in praeſentia deſcribere liceat, quod ſit: Vitae dux, virtutis indagatrix expultrixque vitiorum, inuentrix legum, magiſtra denique morum & diſciplinae. Quodſi vlterius, inſigni hoc romanorum philoſopho verba praeeunte, continuare telam fas eſt; eam philoſophiae nomine intellectam volo ſcientiam fecundiſſimam, quae vrbes quondam peperit, quae diſſipatos homines in ſocietatem vitae convocavit, eosque primo domiciliis, deinde coniugiis, tum litterarum & vocum communione coniunxit: eam tandem diſciplinam, quae vitae tranquillitatem largitur, & terrorem mortis aufert; ex cuius denique praeceptis vnus dies peractus, peccanti immortalitati anteponendus eſt.

INTELLIGITIS, Auditores, ad praxin vitae, morumque doctrinam potiſſimum a me referri, cum TVLLIO noſtro, philoſophiam: quam non niſi pro parte eius altera, quam practicam vocare ſueuimus, habituri videntur ex veſtro quoque numero quamplurimi. Verum enimuero, non ſine ratione id a me factum eſſe, nec aliter fieri debuiſſe, certo certius perſuaſum habeo. Nonne felicitati obtinendae, ſummoque bono humano conſequendo, omnis ſapientia noſtra, verique nominis philoſophia intenta eſſe debet? Haec autem, quum non ex inani otioſaque ſubtiliſſimarum quaeſtiuncularum reſolutione pendeant, ſed ex actionibus potius hominum liberis, ad virtutis normam compoſitis, deriuanda ſint: neceſſario ſequitur, totam frugiferam & fructuoſam, nullaque ſui parte ſterilem eſſe debere philoſophiam. Non omnem nos theoreticarum veritatum cognitionem abiicimus; omnis quippe praxis a praeuia proficiſci debet theoria: Valere tantum iubemus ieiunas de rebus mere ſpeculatiuis altercationes, longeque aberrantes a philoſophiae ſcopo otioſorum hominum contemplationes. Talia enim, quum vitam nulla ratione beatam reddere queant: ii quoque, qui vel totos ſe huiusmodi ſtudiis manciparunt, ea vt plurimum officia ignorant, a quibus honeſte viuendi praecepta ducuntur. Et hoc quidem adeo certum mihi videtur, vt ne PHILOSOPHI quidem nomine dignum cenſeam eum, qui, licet omnia naturae arcana rimatus, cunctaſque veritates transſcendentales ingenio complexus fuerit, de officiorum tamen natura virtutiſque praeceptis tradendis numquam fuit ſollicitus. Sint licet, ſcientes, ſint docti, ſint intelligentes viri! Sint praeterea hiſtorici, ſint mathematici, ſint philologi; eruditi denique ad miraculum vsque! SAPIENTES autem ſiue PHILOSOPHOS vt eos adpellem, numquam me commoueri patiar.

AD POESIN progredior, Auditores, eamque cum maximo temporis ſui philoſopho atque critico, ARISTOTELE [*] in humanarum actionum imitatione, eaque

---

[*] ARIST. *Poetica* c. I. Εποποιια δε, και η της τραγωδιας ποιησις, ετι δε κωμωδια, και η διθυραμβοποιητικη, και της αυλητικης η πλειστη και κιθαριστικης, ΠΑΣΑΙ τυγχανουσιν ουσαι ΜΙΜΗΣΕΙΣ

que ſtilo elegantiori & harmonico facta, conſiſtere ſtatuo, ſiue numeris is adſtrictus fuerit, ſiue minus. Prorſus recedit, quod ingenue fateor, haec Poeſeos definitio, ab ea, quam vulgus ſibi ea de re formare ſolet; vtpote quod, non niſi in rhythmis ac metrico ſyllabarum numero, omne poetarum artificium ponere ſueuit. Antiquorum veſtigiis quippe inſiſtens, obuiam iui praeiudiciis hisce, in poetica vernacula, non ita pridem luci expoſita: nunc autem, ne propria, vel ſolius ARISTOTELIS auctoritate innouaſſe quidquam videar; ad STRABONIS teſtimonium prouoco, doctiſſimi profecto viri* Hic autem, qualem ſibi de veri nominis POETA notionem efformauerit, ita elocutus eſt, vt innuerit ſimul, ſeparari vix poſſe ab eo VIRI BONI ideam, morumque doctoris ingenui. Prorſus concipi non poſſe adfirmat, (non enim graeca eius verba ex lib. I. deſumta recitare conſultum eſt,) ingenium, vim, atque excellentiam veri poetae, in alia quadam re ſitam eſſe poſſe, quam in adcurata vitae, per aptos ſermones numeroſque imitatione. Et poſtquam in eo artis ſuae ſubiecto, Poetam cum architectis aliisque artificibus comparaſſet, eiusque prae illis excellentiam exinde oſtendiſſet, quod excellentius nihil, nihilque ipſo homine praeſtantius, artis cuiusdam ſubiectum cogitari poſſit; addit, neminem fieri poſſe felicem vitae humanae imitatorem, niſi eum, qui regulas bene viuendi probe cognitas habuerit ipſe, ſeque ipſum iudicio ac ratione regere didicerit. Tandem concludit, impoſſibile prorſus eſſe, eum Poetam fieri poſſe bonum et grauem, qui non Vir bonus ſiue honeſtus antea exſtiterit **.

VIDETIS, Auditores, quantum interſit, antiquorum inter de veri nominis Poeta ideas; illasque, quas vulgus ignarum hodie voci huic iungere ſolet. Non quemuis ſcilicet, epithalamiorum, genethliacorum, & epicediorum architectum; non quemuis laſciviarum cantorem; non omnes facetiarum inficetarum artifices, ſaliumque inſulſorum

---

ΜΗΣΕΙΣ το συνολον - - - Ουτω και ταις ειρημεναις τεχναις απασαι μεν ποιουνται την μιμησιν εν ρυθμω, και λογω, και αρμονια.

** Ου γαρ ουτω φαμεν την των ποιητων αρετην ως η τεκτονων η χαλκεων &c. - - - η δε ποιητου συνεζευκται τη του ανθρωπου: Και ουχ οιον τε αγαθον γενεσθαι ποιητην, μη προτερον γενηθεντα ανδρα αγαθον. STRAB. L. I.

rum magiſtros excellenti hac adpellatione dignos cenſeret, vel ARISTOTELES, vel STRABO, vel alius quis ex antiquioribus Criticis, quos breuitatis ſtudio praetereo. Vir bonus ſit oportet, morum doctrina imbutus, ac humanarum actionum ſcientiſſimus; et vt paucis multa dicam, *Philoſophus*! HORATIO quippe docente,

Qui didicit Patriae quid debeat, & quid amicis,
Quo ſit amore parens, quo frater amandus & hoſpes,
Quid ſit conſcripti, quid iudicis officium; quae
Partes in bellum miſſi ducis; ille profecto
Reddere perſonae ſcit conuenientia cuique.
Reſpicere exemplar vitae morumque iubebo,
Doctum imitatorem; & viuas hinc ducere voces.

Et ne ſine ratione praegnanti haec praecepiſſe videatur Poeta, ſtatim ſubiungit:

Interdum ſpecioſa locis, morataque recte
Fabula, nullius Veneris, ſine pondere & arte,
Valdius oblectat populum, meliuſque moratur,
Quam verſus inopes rerum nugaeque canorae.

FERACISSIMA ſuiſſe huiusmodi poetarum philoſophorum antiquiora ſaecula; non niſi is ambigere poteſt, qui omnium hiſtoriarum vel fidem in dubium vocare, vel prorſus ignarus haberi cupit. Adduxi non leuem eorum numerum in ſchediaſmate, quo orationem hanc habendam indixi; quibus addere iam placet, ex vetuſtiſſimis, XENOPHANEM, TIMONEM, EVDOXVM, PARMENIDEM, CLEANTHVM, atque EPICHARMVM; quorum fragmenta exiguum in volumen collegit, vir doctiſſimus HENRICVS STEPHANVS, ſub titulo, reliquiarum poeſeos philoſophicae. Superaddere his omnibus adhuc poſſim *Tragicos Comicoſque*, vna cum *Satiricis*, Graecorum aeque ac Romanorum celeberrimis. Ad AESCHYLVM prouoco, SOPHOCLEM, EVRIPIDEM, MENANDRVM, TERENTIVM, HORATIVM, SENECAM, IVVENALEM, PERSIVM, pluresque alios, qui tales ſe praeſtitere, quales ab ARISTOTELE & STRABONE requiruntur, *Poetas Philoſophos*. Deum immortalem! Quantum virtuti decus, quantum vitio turpitudinis apud eos conciliatum videas! Quantos quaeſo, ſapientiae verae theſauros, quantum doctrinae moralis, quantum prudentiae ciuilis, quantum pietatis, officiorum, ſententiarum, regularum tandem

& exemplorum praeſtantiſſimorum, pleno quaſi alueo redundare ibidem videas! Numquam proinde miratus ſum, Auditores, quod familiari graecis latinisque formula docere fabulas, διδάσκειν μύθους, dicti fuerint Poetae dramatici. Ea propter nimirum id factum eſſe in aprico eſt, quod doctrinis vtiliſſimis referti eſſent ludi eorum ſcenici: quodue maiori fere vtilitate quam delectatione, & ſpectarentur & legerentur ea, quae a praeſtantiſſimis vatibus, vel dramatice vel epice in lucem edita exſtabant.

His omnibus ita ſe habentibus, Auditores, an argumentis mihi vllis, ad veritatem Thematis mei declarandam, opus futurum ſit; non ſine ratione haeſito. Luce quippe tanta radiare videtur Poetarum philoſophantium in republica vtilitas, vt probare eandem, idem eſſe videatur, ac iudicio veſtro, aequitatiue diſſidere. Addere tamen, ex ſuperfluo quaſi, placet, quaecunque pro optima ſane cauſſa mea, pugnare exiſtimaui arma, triplicis, ni fallor, generis futura. Omnia enim carminum, innumera fere genera, quum ad tres praecipue claſſes referri queant; *epicam* ſcilicet, *ſatiricam*, atque *dogmaticam*; triplicem quoque Poetarum philoſophicorum vſum in republica oſtenſurus ſum; ſi & *laudando*, & *increpando* & *docendo* eos prodeſſe poſſe, immo ſemper profuiſſe monſtrauero.

E A profecto eſt, ſemperque fuit humanorum ingeniorum natura, vt ad excelſa tendant, vt ad ſublimia ferantur, ſuamque excellentiam ab omnibus agnoſci celebrarique geſtiant. Quotusquisque enim eſt, inter nos quoque omnes, qui non famam nominis perpetuam optet, qui non laudari gaudeat, recteque factorum dulciſſimum exiſtimet praemium, probari ea ab intelligentibus, commendari publice, & in pretio haberi a pluribus? Sunt equidem, quod non diffiteor, ſeueriores morum doctores, qui vituperio dignam cenſent hanc gloriae cupidinem, pectoribus humanis inſitam, eradicandamque potius quam fouendam clamitant. Sed aſpera nimis vox eſt, quae decus omne virtuti eripit, iisque mortales calcaribus priuare nititur, quibus vel maxime ad egregia quaevis excitari ſolent. S O L A quippe *vera eſt* atque probanda *illa gloria*, quae ex recte factis oritur, iudicioque Sapientis Viri de perfectione noſtra qualicumque abſoluitur. Hac quicumque maxime ducitur, non immerito pro optimo habendus eſt; eoque maiora ſemper & illuſtriora de aliquo ſperari poſſint facinora, quo ardentiore impetu in laudes ferri, deprehenſus fuerit. Vos ipſos hic teſtes prouoco, AVDITORES. Nonne doctrinae, nonne virtutis veſtrae fama curae vobis eſt cordique? Nonne labores veſtros, vigilias, lucubrationes, moleſtias denique omnes ea ſpes leuat dulciſſima, fore, vt appareat ſuo tempore omnibus, quanta vobis fuerit ingenii vis, quantus in promouendo reipublicae litterariae commodo, ardor? Hoc niſi aleret animos veſtros, erigeretque ſaepiſſime; quid quaeſo eſſet, quod praeſtantiſſimos veſtrum ad tanta onera ſubeunda, tot labores exantlandos, impellere poſſet atque corroborare?

HANC igitur conſiderantes naturae humanae indolem POETAE, mortalium quondam ſapientiſſimi, hoc ipſo laudis gloriaeque incitamento exacuendos eſſe cenſuerunt hominum animos, ad praeclara quaeuis tentanda, ad virtutem colendam, ad debellandas vitiorum immanes cateruas, ad aequitatem colendam, patriamque & ſocios, fortibus factis ſuis, ab hoſtium violentia defendendis. Hinc *melica* primum enata legimus *carmina*, quibus maiorum ſuorum encomia ceciniſſe antiquiſſimas gentes memoriae proditum eſt: quippe & de patriae noſtrae incolis vetuſtiſſimis idem TACITVM retuliſſe conſtat. Hinc tandem *epica* exorta ſunt poemata, tota in Heroum laudibus poſteritati commendandis occupata. HOMERVS potiſſimum inter graecos, ac VIRGILIVS inter latinos, exſtitere ii, qui heroibus praedicandis ipſi gloriam adepti ſunt immortalem. Ille fortitudinem ACHILLIS, prudentiam VLYSSIS atque conſtantiam, eloquentiam ſapientiamque NESTORIS, PENELOPES caſtitatem atque fidem: Hic autem magnanimum, pium, fortemque AENEAM ſuum, non niſi eo fine celebraſſe deprehenditur, vt ſcilicet ad eandem laudem adſpirarent poſteri, gloriaeque ſtimulis excitati, ad magna quaeuis audenda prouocarentur. Quem ſcopum ſuum, quam feliciter attigerint, vel exinde patere poteſt, quod ALEXANDRVM, Aſiae domitorem ad tumulum ACHILLIS lacrimatum eſſe legimus; eo, quod HOMERVM virtutis ſuae praeconem inueniſſet: AVGVSTVM vero Romanorum imperatorem, pii AENEAE laudibus, in poemate Virgiliano, potiſſimum commotum, tyrannidem ineuntis imperii ſui, in clementiam, principe tanto dignam, commutaſſe conſtat.

TANTA igitur quum ſit *laudis poeticae*, in animis hominum flectendis, efficacia, Auditores; tantopere quum gloria ducantur, ad poſteritatem propaganda, omnium ſere mentes; ii profecto POETAE non parum reipublicae ſuae commodi adſerunt, qui carminibus egregiis *virtutis praeconia* in ſe ſuſcipiunt, ciuiumque ſuorum recte facta immortalitati conſecrant. Hoc virtutis ſtudium promouet; hoc animum addit deſperabundis, hoc mentes erigit, ſub taediis vitae huius alioquin collapſuras. Verum tamen, quum non cuiusuis ſit, *verae virtutis arbitrum agere* iudicemque actionum humanarum: PHILOSOPHVS ſit oportet POETA, ac vir intelligens & honeſtus, haec reipublicae ſuae commoda procuraturus.

Non deſunt profecto exempla domeſtica, quae hic in medium proferantur, Auditores; quae licet innumera proſtent, duo tamen ſufficere ſcopo meo videntur. OPITIVM quis neſcit, Poeſeos noſtrae *inſtauratorem*, *ſiue parentem* potius illuſtriſſimum? In manibus adhuc verſantur opera eius cedro digniſſima, & maiori in pretio habenda ac vulgo fieri ſolet ab iis, qui non niſi recentia anhelantes & exotica, proprias deſpiciunt opes, aut ſaltem ignorare eas ſibi gloriae ducunt. Hic ſane vir illuſtris, inter *Poetas philoſophos* referri meretur vel maxime: id quod omnia eius, vel me tacente, carmina loquuntur. An vero Dutati, nullius ponderis, nulliusque vtilitatis in Patria noſtra ea ſuiſſe, quae in laudem Regum Ducumque, heroum quoque bellicorum ſubinde ceciniſſe deprehenditur vates elegantiſſimus? Alia profecto, belli tricennalis, toti Germaniae funeſtiſſimi, hiſtoriam recolentibus, eamque cum OPITII noſtri ſcriptis conferentibus, ſententia ſtabit. Immo ea mihi aliquoties ſe obtulit opinio veroſimillima, numquam maioribus noſtris pro religionis euangelicae libertate decertantibus, tantum fortitudinis futurum foiſſe; niſi excellentiſſimum Poetae noſtri carmen, de ſolatio in bellicis aduerſitatibus quaerendo, animum iis addidiſſet, inuictamque pro ſacris ſuis defendendis conſtantiam inſpirare valuiſſet.

TE iam ſeorſim compellare liceat, RECTOR ACADEMIAE MAGNIFICE; a Te enim venia impetranda mihi eſt, dum ad AVI TVI laudatiſſimam memori-

am

recolendam, neſcio quo impetu rapior. Inter *Philoſophos* enim *Poetas* eum memorandum eſſe, vel propria eius ſcripta teſtantur, quorum multa quoque, nomini eius inclito addita, ab eo ipſo monſtrant verba: PHILOSOPHVS ET POETA. Centeſimus iam annus agitur, ubi BACHMANNVS iſte celeberrimus, pugnam, victoriamque inſignem, hic, prope Lipſiam noſtram, a puriorum ſacrorum defenſoribus reportatam, heroico carmine celebrauit. Tanta ei vis, tantus diuini ingenii ardor, tantum orationis elegantiſſimae flumen eidem ineſſe deprehenditur, vt non ſine inſigni animi commotione legi a quoquam poſſit. Num autem exiſtimandum eſt, eos, qui nunc ſentiuntur, ſtimulos, tunc temporis impotentiores fuiſſe? nec ardentiores factos eſſe fidei noſtrae promachos, laudibus heroum, qui pro eadem cauſſa tuenda glorioſe occubuerant? Ego profecto contrarium ſemper defendam; eoque maiori fundamento id faciam, quod *Poeta* noſter *Philoſophus*, RIVINIANAE gentis apud Lipſienſes auctor, eo ipſo potiſſimum Poemate, munus Profeſſoris Poeſeos in hac litteraria Vniuerſitate meruerit: certiſſimo ſane indicio, vtiliſſimum viſum eſſe aulae atque principibus viris auctorem carminis; quod, vti de TYRTAEO Lacedaemoniorum duce quondam factum legitur, virtutem inſpirare bellicam, maſculaque reddere poſſet languentia ſubinde exercituum defatigatorum pectora.

NON minor interim vituperii, quam gloriae ſenſus ineſt hominum mentibus, visque profecto eadem; ſi non ad virtutem ſectandam, ad vitia certe fugienda & deteſtanda. Dantur quippe nonnunquam, licet rarior eorum ſeges ſit, qui nulla prorſus ducuntur laude: ſiue quod nihil laude dignum geſſerint umquam, deſpicientes ita virtutis praemium, cuius dulcedinem non ſenſerunt: ſive quod adeo ſtupidi ſint ingenii, vt expertes videantur omnis honeſtae ambitionis, pecorumque ritu in terra ſemper defixi haereant. Aſt hi quoque, hebetiſſimi licet mortalium, contemtum tamen & contumeliam ferre nequeunt. Tanguntur vehementer maledictis atque opprobriis, publicae praeſertim ſibi impactis: & laudis licet incurii valde ſint, vituperium tamen maximopere abhorrent & auerſantur. Obſeruarunt igitur & hanc humanae naturae indolem *poetarum primi*, ac ſapientiſſimo conſilio cenſuere, adhibendam eſſe & hanc contumeliae auerſionem freni inſtar, quo a vitiis retinerentur vel procaciſſimi mortalium. Compoſuere igitur *poemata ſatirica*, vel recitanda tantum, legendaue, vel in theatris dramatice repraeſentanda. ARISTOTELES in poetica ſua auctor eſt, HOMERVM iam ſuo tempore in MARGITEM quendam, hominem otioſum, ſatiram ſcripſiſſe, eo quod fruges tantum conſumere natus, nihil negotii in ſe ſuſciperet, vitamque perpetua inertia tranſigeret. Secuti eum in Graecia ſunt Poetae Comici, qui totis theatris plaudentibus malorum ciuium mores deridendos populo propinabant: Nam

Eupolis atque Cratinus Ariſtophanesque Poetae,
Atque alii, quorum comoedia priſca virorum eſt,
Si quis erat dignus deſcribi, quod malus, aut fur,
Quod moechus foret, aut ſicarius, aut alioqui
Famoſus; multa cum libertate notabant.

Hinc vel ipſo HORATIO cenſente omnis LVCILIVS pendet. Hic enim mutatis tantum pedibus, ſiue carminis genere, apud Romanos ſatirae inſtauratorem egit. At quam ſalubri effectu! quanto vitioſorum ciuium moerore hoc factum fuerit, IVVENALI verba praeeunte efferre liceat.

Enſe velut ſtricto quoties LVCILIVS *ardens*
Infremuit, rubet auditor, cui frigida mens eſt
Criminibus, tacita ſudant praecordia culpa.
Hinc irae, & lacrimae.

Hos preſſo pede ſecuti ſunt HORATIVS, IVVENALIS & PERSIVS, comicique ſcriptores innumeri apud Romanos, qui tamen aetatem non tulere. Hi omnes quippe, plus quam cenſoria auctoritate, nonnumquam vel ipſis formidandi fuerunt imperatoribus. Tantum enim abeſt, vt vitiis ipſorum indulſerint ſeueriſſimi morum critici, vt potius eo grauius eos increpuerint, quo magis pernicioſa eſſe conſtat malorum principum exempla. Perſtrinxit ita SENECA Philoſophus & Poeta Imp. CLAVDIVM in elegantiſſima fabula quam *Apocolocyntoſin dixit:* Et vt ea praeteream, quae a PERSIO & IVVENALI paſſim contra NERONEM effuſa legimus, IVLIANI hic ſolius meminiſſe iuuat, qui imperator ipſe, verum Philoſophus ſimul & Poeta eximius, fabula quadam elegantiſſima, omnes fere deceſſores ſuos, Romanorum imperatores, ſatirico ſale ita perfricuit, vt ſucceſſoribus ſuis, non parum profuturus fuiſſet, quodſi litteris ſatis imbuti,

buti, vel doctrinae cupidi, regni fasces ſuſcepiſſent. Nec minor apud maiores noſtros, germanorum vetuſtiſſimos, ſatiricorum carminum vſus fuit. Iuſſiſſe enim apud AVENTINVM legitur LABERVS, Rex Teutonum antiquiſſimus, vt, quemadmodum praeclare facta rhythmis incluſa canebantur ſuo tempore, ita & male facta ſubditorum ſuorum, cantionibus ſatiricis perſtringerentur, veſpertinoque tempore per vicorum plateas canerentur: vnde cantilenis iſtis adpellatio illa notiſſima inhæſit, vt die Geſanalichter dicerentur. Quae omnia, quum ſine rerum moralium ſcientia, ſine amore virtutis & honeſtatis a poetis eorum temporum fieri neutiquam potuerint; palam eſſe arbitror, quanta per omnia ſaecula, ad noſtra usque tempora fuerit, poetarum philoſophorum in republica vtilitas.

NOVIMVS quid obiiciant, quibus minus arridet ea poetarum ſatiricorum libertas. Negant enim conuenire priuatis in priuatos morum cenſuram, nec niſi iis eam concedendam eſſe arbitrantur, quibus a republica hoc muneris conceſſum fuerit. Aſt vehementer errant, qui ciuibus quibuscunque, qualemcunque boni communis curam praecludendam eſſe exiſtimant. Omnibus quippe ac ſingulis ſalus publica curae cordique ſit neceſſe eſt: quae quum ex ciuium virtute praeprimis oriatur, moribus potiſſimum emendandis operam dare debet quiuis ingenuus eorum arbiter atque criticus. Hoc nomen autem, quis quaeſo Poetis Philoſophis negauerit? Vruntur hi vel maxime flagitiorum in ciuitate dominantium aſpectu; offendit eorum oculos virtus a vitiorum mancipiis oppreſſa; laedit animum, ſcelus honeſtatis praemiis ſuperbiens. Tunc ſane IVVENALI ·

> *Difficile eſt, Satiram non ſcribere: Nam quis iniquae*
> *Tam patiens vrbis, tam ferreus, vt teneat ſe?*

Immo ſaepius

> *Quem natura negat, facit indignatio verſum.*

Hac ego laudatiſſima publicae ſalutis promouendae cura ductos eſſe cenſeo, quotquot inter noſtros etiam excelluiſſe conſtat in hoc genere POETAS, RACHELIVM, CANIZIVM, NEVKIRCHIVM, atque GVNTHERVM. Arſiſſe nimirum videntur generoſi eorum animi, in perſequenda vitiorum peſte. Et ſi forte aliquando in ipſas perſonas grauius quicquam effudere; dandum hoc ducerem tanto virtutis amori: quo acti, ingenti profecto animo, malorum inimicitias, odia, ſcommata & duriora nonnumquam flocci pendere valuerunt. Minime meticuloſus enim, ſed generoſus valde & bene obfirmatus ſit eius animus oportet, qui virtutis praeſidium ſuſcipiens, nullo incommodorum exinde reſultantium metu perculſus, in ſtatione perſeuerat; donec vel viciſſe, vel in ruborem ſaltem dediſſe hoſtem videatur.

ATVT hoc illud eſt, quod paucis admodum a natura conceſſum deprehenditur, conſtantiae! Vindictae quidem cupidine, maledicentia, inuidiaque actos, multos ſaepe videas in ſcenam prodire, poetaſtros potius, quam poetas vocandos; qui *famoſis* ſubinde *libellis* eximios adgrediuntur viros, eorumque famae maculam adſpergere laborant; infames ipſi, nulliſque in republica virtutibus incliti. Hos ego morum corruptores potius, quam correctores eſſe, cenſeo; nec pro Satiricis Poetis haberi vlla ratione volo. Hos, PERSIO cenſente,

Magiſter artis, ingenique largitor
Venter, negatas artifex ſequi voces,

integras verſiculorum febricitantium myriades, euomere magis, quam ſcribere docuit. Nulla iſtis philoſophiae, nulla doctrinae moralis peritia ineſt; hinc nullos ex ſcriptis eorum fructus reſultare mirum non eſt. E contrario:

Veſanum tetigiſſe timent fugiuntque Poetam,
Qui ſapiunt: fugiunt pueri, incautique ſequuntur.

Longe alia Philoſophorum Poetarum ratio eſt, Auditores. Hi, quum ipſi virtutis amantes, in vitia inuehantur; multum prodeſſe deprehenduntur in republica: ſique intimos animorum receſſus purgare, morbidaque viſcera ſceleratorum corrigere forte nequeunt; impediunt tamen, ne latius ſerpat malum, vel in omnes ſenſim propagatum vehementius graſſetur. Quemadmodum & medici quandoque, igne admoto, vulnera grauiora obſtruenda potius, quam ſananda eſſe docent; immo ferro praecidenda, quae curari nequeunt membra putrefacta, exiſtimant. Etenim HORATIO iterum l. II. Sat. I. iudice,

Si mala condiderit in quem quis carmina; ius eſt,
Iudiciumque. Eſto! ſi quis mala. Sed bona ſi quis
Iudice condiderit laudatur Caeſare. Si quis
Opprobriis dignum lacerauerit, integer ipſe;
Soluentur riſu tabulae: Tu miſſus abibis!

Ad dogmatica propero Poetarum opera, tertium ita, & poſtremum tractationis argumentum, breuiſſimis tamen expediturus. *Tragica* hic potiſſimum poemata, aliaque doctrinalia in cenſum veniunt, vel theatris, vel cantui accommodata, vel lectioni tandem ſoli deſtinata Verbis autem exprimi nequit, quanto cum fructu haec omnia, omni tempore, vel ſpectata fuerint, vel decantata, vel lecta denique carmina. Rectiſſime hinc HORATIVS in elegantiſſima ad AVGVSTVM Epiſtola:

Os tenerum pueri balbumque Poeta figurat;
Torquet ab obſcoenis iam nunc ſermonibus aurem;
Mox etiam pectus praeceptis format amicis;
Aſperitatis & inuidiae corrector & irae;
Recte facta refert; orientia tempora notis
Inſtruit exemplis; inopem ſolatur & aegrum.

Tragicae praeſertim fabulae more antiquo in ſcenam productae, quantum in purgandis adfectibus hominum valeant, dici vix poteſt Prolixe in Poetica ſua id expoſuit Criticorum Princeps ARISTOTELES, exemplaque Poetarum ſuperſtitum abunde, quae dixit, confirmant. Hic potiſſimum doctores ciuitatum ſuarum egerunt philoſophantes Poetae. Hic virtutem in ſummo ſplendore ſuo; hic criminum atrocitatem oculis ſpectatorum ſummo cum fructu expoſuere. Hic animi conſtantiam in aduerſis; in ſecundis modeſtiam, docuere. Hic neminem impune improbum eſſe, nec ſine praemio virtuti litare inculcarunt. Felicia ſane tempora! vbi & ſub ludentis ſpecie, res maxime graues & ſerias hominum animis inſtillare licuit! Ne autem exempla deſint, confirmandae ſententiae meae idonea, audite quaeſo SENECAM tragicum, in Thyeſte, ita regium Sapientis animum deſcribentem:

Regem non faciunt opes,
Non veſtis Tyriae color,
Non frontis nota regiae,
Non auro nitidae trabes.
Rex eſt, qui poſuit metus,
Et diri mala pectoris:
Quem non ambitio impotens,
Et numquam ſtabilis fauor
Vulgi praecipitis mouet:
Mens regnum bona poſſidet.
Rex eſt qui metuit nihil,
Rex eſt quique cupit nihil.
Hoc regnum ſibi quiſq; dat!
Stet quicunque volet potens,
Aulae culmine lubrico;
Me dulcis ſaturet quies,
Obſcuro poſitus loco,
Leni perfruar otio.

Nullis nota Quiritibus
Aetas per tacitum fluat.
Sic, quum tranſierint mei
Nullo cum ſtrepitu dies,
Plebeius moriar ſenex.
Illi mors grauis incubat,
Qui, notus nimis omnibus,
Ignotus moritur ſibi.

Audite porro IVVENALEM, ſatiricum quamuis, dogmatice tamen ſaepius ſcribentem, & quomodo orandum ſit, Sat. X. docentem:

Orandum eſt, vt ſit mens ſana in corpore ſano;
Fortem poſce animum & mortis terrore carentem,
Qui ſpatium vitae extremum inter munera ponat
Naturae, qui ferre queat quoſcunque labores;
Neſciat iraſci, cupiat nihil; & potiores
Herculis aerumnas credat, ſaeuoſque labores,
Et Venere & coenis & plumis Sardanapali.
Monſtro, quod ipſe poſſis dare. Nam ſemita certe
Tranquillae per virtutem patet vnica vitae.

Audite tandem PERSIVM Sat. III. quid mortalibus ſumma cura diſcendum ſit & meditandum, ita praecipientem.

Diſcite mortales, & cauſſas cognoſcite rerum!
Quid ſumus & quidnam victuri gignimur? Ordo
Quis datus? aut metae quam mollis flexus? & unde?
Quis modus argento? qui fas optare? quid aſper
Vtile nummus habet patriae, cariſque propinquis?
Quantum elargiri deceat? quem te Deus eſſe
Iuſſit? & humana qua parte locatus es in re?

NON deſunt & hic, Auditores, qui poeticam docendi rationem odio habentes, neſcio qua temeritate acti, dicteriis eam laceſſere ſolent; inque eos inuehi quam acerrime, qui ſaluberrimis doctrinis referta eſſe Poetarum antiquorum ſcripta, ipſa oculari inſpectione ſuffragante, adſerere non dubitant. Errores quippe obiiciunt Poetis, fabulasque increpant, minus ad Chriſtianae religionis normam effictas: qua in re, an dolendi ſint, an explodendi potius, ambigo. Quis enim mortalium vmquam omnia ea, ſine diſcrimine, vel probanda vel commendanda eſſe cenſuit, quae ſiue ab HOMERO, ſiue a VIRGILIO profecta ſunt dogmata? Homines eos ſuiſſe nouimus, &, aeque ac obtrectatores ſuos, dormitaſſe nonnumquam, concedimus. Minime autem decere arbitramur, hos, qui, temporum magis, quam ingenii ſui felicitate, luſcis oculatiolatiores forte facti, alta ſibi ſapere videntur; hos inquam, nulla venia dignos exiſtimare Poetas antiquos, qui ſaeculi ſui vitio, a recto tramite in quibusdam abrepti fuerunt. His etenim, ſi nulli prorſus condonandi ſunt errores in dogmatibus ſuis, quid quaeſo Philoſophis faciendum erit, quibus profecto, non minus larga portentoſarum opinionum meſſis obiici poteſt: praeſertim, quum, veteri prouerbio, nihil tam abſurdum ſit, quod non ab aliquo eorum aſſertum legatur. Quodſi autem non reiiciuntur extemplo ea, quae proficua ab ipſis, & veritati conſona tradita fuere; quodſi & laudantur, & explicantur, & lectioni ſobriae commendantur eorum ſcripta: Quis quaeſo lectionem carminum dogmaticorum omni vtilitate carituram eſſe in republica defendere ſuſtinebit? Quis denique emunctae naris iudex ſola Poetarum opera manibus noſtris excutienda, ſuaque laude priuanda cenſebit? Adeat ſane Philoſophos, cui ſolidior rerum cognitio curae eſt! Liceat autem aliis, Poetas quoque adire, qui vtile dulci miſcentes, plus ſaepe commodi breuiuſculo carmine lectori adferunt, quam ſpiſſa philoſophorum ac ſalebroſa volumina.

Sed non opus eſt, morari diutius Poeſeos dogmaticae contemtores; nec procul repetenda videntur vlterius, quae pro vtilitate eius defendenda in medium adferri poſſunt, argumenta: ex iis nimirum, quae in proximo poſita ſunt, ea peti poſſunt quam commodiſſime. Suppeditat vtique ſacer codex, ſuppeditat chriſtiana doctrina, ſuppeditat tandem repurgatus etiam euangelicorum coetus, melioris notae arma, quibus ſententiae noſtrae robur accedit & firmamentum inſuperabile. Inter omnes ſacrorum oraculorum interpretes dudum euictum eſt, ex poeticis ſcriptis magnam partem conſtare Ebraeorum ſanctiſſima volumina; eoque magis ſemper poetico nitere cultu ſacrorum Vatum diuinitus ſuggeſta carmina, quo antiquiora ea eſſe deprehenduntur. IOBI e. g. librum, cothurnato fere ſermone incedere, quis veſtrum neſcit Auditores? SALOMONIS ſcripta, ſublimem vbique ſapientiam ſpirantia, carmine fere perpetuo conſtare, quis orientalium linguarum vel mediocriter gnarus, ignorat? PSALMOS denique cum *Threnis*, aliisque canticis ac hymnis, in hiſtoriis Moſaicis, alibique paſſim occurrentibus, quis vnquam, in tanto praeſertim philologorum conſenſu, ex poematum numero excludere audebit? Non ita metro adſtricta fuit, quod lubentes ſatemur, Poeſis Hebraeorum ac illa graecorum romanorumque carmina. Eſt tamen verſibus eorum numerus certus, eſt harmonia, intelligentium auribus ſuauiſſima, muſicoque concentui cuidam aequiparanda. Ineſt praeterea poematibus hiſce ingens ſermonis ornatus, mensque diuinior; abundant excellentiſſimis rerum ſublimium picturis, quibus omnes reliquorum poetarum imagines, elegantiſſimas licet, multum ſuperant. Aut fruſtra igitur adhibuiſſe cenſendus eſt Spiritus diuinus, hanc poetici ſermonis vim ac indolem, hunc ſtili ornatum & nitorem, in tradendis per vates ſuos oraculis ſaluberrimis; aut melius ea ratione fine ſuo ſe potiturum praeſciuiſſe dicendus.

NEMO proinde, vel antiquiori Chriſtianorum, vel recentiori Euangelicorum coetui vitio vertat, Auditores, quod hymnis in laudes diuinas celebrandas compoſitis, variisque poematibus aliis, Poeſin in ſacros vſus adhibere nulli dubitauerint. Eminuit inter veteres PRVDENTIVS maxime, qui vtiliſſimas doctrinae Chriſtianae partes, carminibus, ſupra ſaeculi indolem elegantibus, complexus, eximia lectoribus ſuis commoda praeſtitiſſe cenſeri debet. Inclaruit eodem fere tempore BOETHIVS, Conſul, Philoſophus & Poeta Romanus, profeſſione tamen Chriſtianus; qui aureo prorſus, de Conſolatione Philoſophiae, libro oſtendit, quantum, & in aduerſitatibus leuandis, valeret poema, practicis refertum veritatibus, & ad inſtructionem lectorum vnice comparatum Vtque reliquos omittam, quantum quaeſo, in ſacrorum reſtauratione a diuo LVTHERO noſtro facta, valuiſſe conſtat inter omnes, facultatem ſummi Theologi poeticam! Quis enim neſcit, eum, quem doctrinae & cultus diuini inſtauratorem veneramur, poeſeos vernaculae quoque inſtauratorem egiſſe? Per cantica quippe ſacra a ſe ipſo compoſita, non ſolum rudi omnium rerum populo, fidei & officiorum praecipua capita tradidit, verum conſtantes quoque & inuictos hac ratione reddidit ſuorum animos, ad perferendas quaeuis perſecutiones, aduerſaque alia toleranda, ab euangelii hoſtibus tunc temporis imminentia. Ea profecto plurimis eorum vis ineſſe deprehenditur, vt difficile ſit iudicatu; proſaicone ſcribendi genere, an poetica ingenii facultate, plus rei Euangelicae profuerit, maiores hoſtibus clades intulerit: Iſque diuinae mentis ſpiritus ſublimis ex omnibus fere hymnis eius elucet, vt

Romanae nonnumquam Graiaeque lyrae magiſtros, HORATIOS PINDAROSque ſuperaſſe, iure meritoque ſuo cenſeatur.

PRESSERVNT cum laude veſtigia ſummi LVTHERI noſtri, quotquot ex poetis noſtratibus Poeſi ſacrae ingenia calamosque ſuos adplicuere. Honoris cauſſa DACHIVM, RISTIVM, GERHARDVM, aliosue nominare poſſem, debitisque laudibus merita eorum proſequi; niſi in vulgus nota eſſent & nomina eorum, & diuina prorſus poemata. Haec igitur qui ex templis noſtris proſcriberet, Auditores, nonne vtiliſſimam cultus publici partem proſcripſiſſe diceretur? Abeant ſane, qui nobis aduerſantur, & manibus piorum eripiant excellentiſſima hymnopoeorum huiusmodi poemata! Abeant! quotquot poeſeos ope carere poſſe rempublicam chriſtianam, ſtolido adfectu perciti, ſibi perſuadent, & dediſcere iubeant mentes Deo deuotas, ea carmina, quibus & myſteria religioſa admirari, & beneficia diuina grate recolere, & officia ſua memoriae infixa ſeruare, & opem numinis implorare, & contra quasuis vitae huius calamitates luctari didicerunt, a poetis ſanctioribus. Furibundos eos eſſe, ſine dubio pronuntiabunt ſapientiores; lapidibus obruendos clamabit populus chriſtianus; damnabunt auſum profanum Sacrorum Antiſtites reuerendi; punient denique facti malitiam Magiſtratus atque Principes religioſi: Omnesque eo ipſo, vtiliſſimos eſſe reipublicae Poetas dogmatica carmina pangentes, vno quaſi ore ſummaque animorum conſenſione, profitebuntur.

SATISFECI Auditores, quantum per temporis anguſtiam licuit, propoſito meo. Nondum tamen omnia perfeci. Abſtinui enim hactenus a PLATONE refutando, qui Poetas e republica ſua exulare iubet. Hanc tamen ſolam celeberrimi viri ſententiam crepant Muſarum aduerſarii; de cetero omnia eius dogmata vel contemnentes, vel ignorantes penitus. Aſt incaſſum nobis obiiciunt tanti auctoritatem viri, poſt ea, quae hactenus a nobis dicta ſunt. Excludendos e republica ſua cenſuit Poetas PLATO! concedimus; & quod maius eſt, probamus ſapientiſſimum eius inſtitutum. Quos autem, & quales excludendos exiſtimauerit, veſtrum, Auditores, iudicium eſto. Num credibile eſt, Virum adeo ſapientem, qui in dialogis ſuis Socraticis conſcribendis, ARISTOTELE iudice, Poetam egit ipſe; eos hic intellexiſſe vates, qui ſuis inſiſtentes veſtigiis, morum doctores futuri eſſent? An potius illos auerſatus eſſe cenſebitur, quos, quum philoſophiae praeceptis imbuti non eſſent, nec vllo honeſtatis & virtutis amore ducerentur ipſi; vitiorum promotores futuros eſſe, certo certius praeuidebat? Hos autem & nos, ex republica relegandos eſſe, auctores eſſemus; ſi vlla id ratione fieri poſſet: & ſupra, quantopere eos auerſemur, expreſſe ſatis teſtati ſumus.

SED liberaliores ſimus? Concedamus tantiſper, omnes a PLATONE eliminandos fuiſſe *Poetas; philoſophos* quoque, & ſapientiae praecepta carminibus tradentes: quod tamen quam abſurdum ſit, manibus palpari poteſt. Num toti ex ſolius PLATONIS auctoritate pendebimus? Num rationibus neglectis teſtimonia audiemus? Et, quodſi aliorum opinionibus dictisque inhiandum eſt; annon inueniri poterunt Sapientes alii, contrariae defenſores ſententiae, PLATONI vel praeferendi vel ſaltem aequiparandi? Enimuero exſtant vtique maiora, vel aequalia ſaltem magnorum philoſophorum teſtimonia, Poetarum in republica vtilitatem, quantum fieri poteſt, ſtabilientia. Quid quaeſo PYTHAGORAS, LYCVRGVS, THALES, SOLON, aliique, quorum profecto non minor eſt ac PLATONIS fama? At hi omnes ex noſtris ſtare partibus deprehenduntur. PYTHAGORAM enim quod adtinet, eum in curiam euocatum, Crotoniatae rogaſſe leguntur apud IAMBLICHVM, in vita eius: Vt, ſi quid reipublicae ſuae conducere cenſeret, libere profiteretur; & reſponſum ab eo tuliſſe: *Muſis ante omnia fanum exſtruendum eſſe*! Illas enim DEVS continere in ſe ipſis concentum, harmoniam & numerum, imo omnia quae ad concordiam faciunt. Addidit etiam, eas vim ſuam non tantum circa pulcherrimas contemplationes diſciplinarum occupare; verum etiam ad rerum conſonantiam harmoniamque pertinere.

MAGNVM ſine dubio hoc eſt, Auditores, aſt multo maius, quod de LYCVRGO Spartanorum Legiſlatore in vita eius refert PLVTARCHVS. Hic totius reipublicae patriae inſtaurationem animo conceperat: & antequam aliquid ſuſciperet, itineribus per varias regiones inſtitutis, in aliorum populorum leges inquirebat. Offendens autem THALETEM, Poetam lyricum, quem ex ſeptem ſapientibus vnum fuiſſe conſtat, ei perſuaſit, vt Lacedaemonem ſe conferret, ibidemque ſub ſpecie canticorum, voluptatis cauſſa compoſitorum, Legibus ſuis facilius recipiendis viam am ſterneret. Omnia enim Poetae huius carmina, ad obedientiam atque concordiam promouendam tendebant, eiusque elegantiae erant & potentiae in animos hominum ſingularis, vt emollirent audientium mores, honeſtatis amorem inſpirarent, atque a diſſidiis eos auerterent. Sic praeparatis Spartanorum animis, LYCVRGVS ex Aſia redux HOMERI libros ſecum adtulit, a ſe ipſo deſcriptos & in ordinem redactos, vtpote, quos moribus formandis apprime vtiles futuros exiſtimabat. Praeterea, quum in iuuentutis educatione recte inſtituenda, vel maximam operam ſuam poneret Legislator ſapientiſſimus, verſibus componendis eos adſuefieri voluit, quibus vel laudes heroum, qui pro patria occubuerant, vel ignominiam fugitiuorum, vel virtutis futurae pollicitationes glorioſas complecterentur. Taceo reliqua, quae de poeſeos in *Laconum* republica vtilitate, fuſe admodum recenſet PLVTARCHVS; Taceo SOLONEM Athenienſium Sapientem, leges ſuas carminice tradentem. Haec enim omnia ſatis, ni fallor, oſtendunt, quantis muniti auctoritatibus, contra PLATONIS vnius teſtimonium inſurgere poſſimus: quamuis ne hunc quidem nobis contradicere potuiſſe, abunde ſupra euicerimus.

SICCO haec omnia pede praetereo, filumque orationis meae abrumpo, Auditores; doliturus, ſi nimium produxiſſe idem videar. Nihil de me ipſo addo, niſi hoc: Philoſophiae non minus, ac litteris humanioribus quum ſemper operam dederim, in *munere* hoc *poetico*, quod hodie adgredior, operam me daturum eſſe, vt reipublicae etiam litterariae, ciuili, patriae, generique humano, in quantum fieri poteſt, prodeſſe poſſim. Laudibus potiſſimum virtutis Muſas meas conſecraturus, potentiſſimi FRIDERICI, re & nomine AVGVSTI, res geſtas, poſteritati commendare, tantumque OPTIMI PRINCIPIS exemplum, immortalitate digniſſimum, quantum in me eſt, interire non patiar.

Vos tandem, quibus litteras elegantiores tradere iuſſus ſum, generoſa atque nobiliſſima pectora, vos inquam COMMILITONES SVAVISSIMI, breuibus, verum eo ardentioribus verbis alloquor. Pergam, vt hactenus me feciſſe noſtis, in pandendis vobis philoſophiae atque poeſeos arcanis. Iungendorum ſemper APOLLINIS & MINERVAE ſacrorum auctor vobis futurus ſum.

Iunctam nimirum ſapientiae & ingenii culturam, eos produxiſſe Viros illuſtres oſtendam, quos omnis poſteritas hactenus admirata eſt. Sic ſtudium virtutis amoenius; ſic litterarum elegantiorum palaeſtra vtilior vobis euadet; nec quemquam veſtrum, Philoſophum & Poetam factum, temporis ſic collocati, poenitebit vmquam. Habebitis me ducem indefeſſum, monitorem ingenuum, comitem denique, ad Muſarum templa vsque, conſtantiſſimum. Denique quidquid ingenii, quidquid doctrinae, quidquid experientiae mihi forte contigit, vobis ſolis impendere, veſtrisque commodis dicare conſtitui. Vos modo, vt coepiſtis, ſedulitate, attentione, frequentia denique Veſtra, animum mihi addendum eſſe mementote!

Ego ſane, totus veſter ero.
Dixi.

* * *

ORATIO

PRO

VTILITATE ET NECESSITATE METAPHYSICAE IN CONTEMTORES EIVS QVVM PVBLICVM EAM LOGICAMQVE DOCENDI MVNVS IN ACADEMIA LIPSIENSI AVSPICARETVR DICTA.

RECTOR ACADEMIAE MAGNIFICE &c.

Quadriennium paucos ante dies elapſum eſt, ex quo, iubente ita diuo FRIDERICO AVGVSTO, cuius obitum omni Europae funeſtum hactenus luximus, munus poeticen extra ordinem docendi, ex hac ipſa cathedra, publica ſolemnique oratione auſpicatus ſum. Et tunc quidem, A. A. ſtudiorum meorum, officiique mihi demandati rationem habens, Poetas Philoſophos commendabam, reipublicae vtiliſſimos: omnibus quibus pollebam in id enitens viribus, vt ſocias Mineruae Muſas, ſi poetarum more loqui fas eſt, conciliarem; vel illam potius hiſce magiſtram praeficerem. Euiceram eo fine in proluſione imitatoria, non niſi Muſas quondam verae ſapientiae obſtetrices fuiſſe; vetuſtiſſimoſque, quos omnis antiquitas venerata eſt, Poetas, primos omnium philoſophos eſſe. Nonne vero futurorum praenuntia quaſi fuiſſe haec omnia videri poſſent, Auditores? Annon Apollinis ſacro inſtinctu quodam praeuidiſſe cenſeri poſſem ea, oculis quae iam obuerſantur veſtris? Philoſophiam quippe tunc praedicaui, Doctoris philoſophi partes in me quondam ſuſcepturus. Sapientiam laudibus ornaui, cuius diſciplinas praeparantes & fundamentales me docturum eſſe, olim in fatis erat.

Ecquis enim Veſtrum ignorat, A. A. a Principe Sereniſſimo Celſiſſimoque, CHRISTIANO, Saxoniae, Iuliae, Cliuiae, Montium, Angriae & Weſtphaliae Duce, Landgrauio Thuringiae, Marchione Miſniae & vtriuſque Luſatiae, Principe Querfurtenſi, cetera, Domino meo clementiſſimo, annuentibus quoque reliquis Academiae noſtrae Nutritoribus Sereniſſimis atque Potentiſſimis, Reuerendiſſimo Celſiſſimoque Martiburgenſium Duce, Sanctiſſimoque Poloniarum Rege & S. R. I. Nouemuiro Saxonico, Dominis meis longe clementiſſimis, quis inquam neſcit, demandatam nuper mihi eſſe a tantis Principibus, Logicae & Metaphiſicae docendae ſpartam, in Academia hac Lipſienſi, ordinariam? Gratiſſima mente agnoſco principale regiumque beneficium, eo ipſo in me collatum, nec niſi cum vita ipſa, deuotum prorſus celſiſſimae domui Saxonicae animum exuere mecum conſtitui. Altius tamen oculos eleuans, diuinam ſimul prouidentiam ſupplex veneror, quae me, hominem exterum, nullis fortunae domeſticae opibus, nullis potentioris familiae praeſidiis, nullis fauorem procerum captandi artibus inſidioſis inſtructum, ad exoptatiſſimam hanc omnium votorum meorum metam perduxit quam feliciſſime.

Non praematurus quidem eſt, qui mihi contigit, fortunae fauor, A. A. Viceſimus quippe vertitur annus, ex quo ciuitate litteraria donatus, Muſis in academia Regiomontana litare coepi. Decennium fere integrum diſcendo docendoque in caſtris Mineruae militaueram ibidem, quum Boruſſiam meam, cumque ipſa ſpes optimas, durioribus fatis coactus, temporumque iniuriae cedens, relinquerem. Vnicum erat, quod animum addebat futurorum omnium incerto, inter ſpem metumque fluctuanti, quoties retortis ſubinde in patriam cariſſimam oculis, penates ibi relictos, parentes, neceſſitudines, patronos, amicosque reſpicerem: Athenas nimirum Germanicas me petere, Lipſiam puta, ingeniorum nutricem, artium liberalium matrem, virtutis in exteris quoque remuneratricem. Erigebat mentem moerore perculſam cogitatio, amplius me excelſiusque quaſi Theatrum ingredi, in quo, quidquid inter eruditos agitur, in totius Germaniae, immo vniuerſae Europae oculis agi cenſendum eſt. Metuebam quidem, quod ingenue fateor, virium tenuitatem mearum, nec dignum quidquam in illuſtrem hanc ſcientiarum ſedem me allaturum confidebam. Deſiderio tamen ardebam incredibili, experiundi vires meas qualeſcunque, explorandique, quid ferre valerent humeri, quid recuſaturi eſſent?

Veſtrum iam eſto A. A. iudicium, quo id ſucceſſu a me, integro hodie decennio, factum fuerit, quaue fortuna in explicandis ingenii dotibus vſus ſim; quod, quam exiguum mihi contigerit, probe noui. Non attinet etiam glorioſius hic eorum omnium inire numerum, quae ſiue proſpera ſiue aduerſa interea temporis mihi contigiſſe memini. Maximam ſaltim bonorum copiam diuino mihi obtigiſſe beneficio, abſque vlla iactantia glorior, nulliſque, inuidiae dicam an malitiae artibus, vnquam conturbari potuiſſe ſerenae mentis tranquillitatem. Ea nimirum fuit ipſius philoſophiae propria laus & virtus, quod me, ab ineunte aetate diſcipulum cultoremque ſuum, non deſtituerit vnquam. Fideliter ſeruientem ſibi blando ſemper amplexu fouit, nutriuit, educauit, & materno quaſi affectu proſecuta eſt; donec in diſciplina ſua ſatis adultum, aliorum etiam committere poſſet tutelam. Neque minorem inde fauorem eius expertus ſum, quod Poeticen docendi munus, ad quam vel ipſa me natura aetatisque impetus dudum impulerat, ante aliquot annos amplecterer. Tanto alacrior ergo ad priſtina ſapientiae ſtudia redeo, rerumque mearum fata, manifeſtis prouidentiae indiciis modo declarata, lubentiſſimo ſequor animo.

Id enim vobis perſuaſum habeatis velim, A. A. non ſine inſigni voluptate, aggredi me, quas docere iubeor, ſcientias philoſophicas, Logicam ſcilicet atque Metaphyſicam. Omnis quidem eruditionis ambitus vel natura ſua venerandus eſt, cunctæque partes eius, ſalutarium fructuum feraciſſimae, excellentiſſimis praeceptis abundant & inſtitutis.

tutis. Nec vllam facile diſciplinam adeo abiectam dixerit quiſquam, tamque parui momenti, vt ſine voluptate quadam & vſu inſigni tractari queat a doctoribus ſuis. Verum tamen alia aliis ſemper debetur praerogatiua: vtque flores varii generis coloribus, odoribus, virtutibusque ſuis multum diſtincti ſpectantur; ita prorſus ſcientiae & artes liberales propria quadam & vtilitate ſua gaudent & amoenitate; ſeque natiuo quodam ſplendore ſuo amicis cultoribusque ſuis reddunt commendabiles.

Et ad Logicam quidem diſciplinam quod attinet ſeorſim ſpectatam, vel me non monente quiuis intelligit, quantum ſit eius artis pretium, quae quid homines nos efficiat docet, & rectam ratione vtendi methodum diſcipulis ſuis commonſtrat. Veritatem, cuius eo cupidior eſſe ſolet, quo nobiliori quiſque ingenio eſt, veritatem, inquam, ignotam inueſtigare, inuentam diiudicare, explicare obſcuram, explicatam confirmare, confirmatam defendere, aliisque tradendam rite proponere, vnde quaeſo ſcirent cuiuscunque generis eruditi, niſi Logica aliquando vſi eſſent magiſtra eiusque praeceptis probe imbuti fuiſſent? Quem enim veſtrum latet, Auditores, quam turpiter ſe dare ſoleant ex litteratorum plebe illi, qui ſcholis hiſce vel prorſus neglectis, vel a limine vix ſalutatis, ad reliquas lucroſiores prouolant ſcientias; parum penſi habentes, an ſolida mentem cognitione imbuant, an male digeſtam doctrinae variae molem memoriae condendam ſubminiſtrent. Titubantes proinde, ebriorum in tenebris ambulantium more, incedere videmus illos: Viae nimirum, quam ſequi deberent, prorſus ignari, quo caſus eos duxerit, pergunt, non raro in pernicioſiſſimos errorum gurgites ſeſe praecipitaturi. Miſerum, ſane, hominum genus, nec eruditorum nomine vnquam compellandum!

Haec aliaque plura ad philoſophiae rationalis laudes facientia, quo minus fuſius diducam, Auditores, incredibilis quaedam verecundia me impedit. Timeo enim, ne crambem multoties ab aliis appoſitam, recoxiſſe denuo videar, idque Vobis, delicatiſſimi palati conuiuis: Si rem tritam & cuiuis obuiam nouis commentariis illuſtrare aggrederer. Abſtineo itaque a Logicae doctrinae encomiis; Metaphyſicam potius, ſcientiam & vtiliſſimam & neceſſariam, omnium denique ſcientiarum reginam, iuſta oratione laudaturus.

Eo magis autem operae pretium facturus ſum in inſtituto hoc perficiendo, quo minus probabilem, noſtro inprimis tempore, cauſſam, tuendam eo ipſo, in me ſuſcepiſſe videbor plurimis. Non fugit me, quam neglecta iacuerit, quantoque contemtu ſepulta per multos annos, diſciplinarum ſanctiſſima. Quid quaeſo Metaphyſica noſtra abiectius, vilius, inanius viſum eſt multis, non infimi ſubſellii viris? Adeo vt in prouerbium abierit, quiſquilias metaphyſicas eſſe, quidquid ab vſu vitae remotum videretur, quidquid a ſenſibus quodammodo alienum, quidquid tandem abſtractius paullo eſſet illo cognitionis genere, quod vulgus eruditorum ſequi conſueuit. Vmbraticas fere nugas tota agitare credita eſt ſcientia noſtra, eaque propter digna multis habita, quae ex eruditionis circulo proſcriberetur penitus, numquam in academias noſtras reducenda.

Verum enim vero, creſcit eo ipſo cauſſae huius agendae in me ardor, Auditores; auget deſiderium, animumque addit ipſa difficultas eius! Non patiar profecto, non feram, contemni ab hoſtibus, quam non intelligunt, ſcientiam; aut non auditam ſaltem damnari ab iis, qui ſibi ſolis in adoleſcentium ſtudia imperium arrogant. Non eo quidem hoc negotii in me ſuſcipio, quod dicendi facultate adeo me valere, vel iis verborum lenociniis me cauſſam oraturum exiſtimem, vt orationis elegantia, artibusue cultioris ſtili aſſenſum veſtrum plauſumque me reportaturum confidam. Philoſophico enim dictionis genere, ſemibarbaro forte, diſputantem magis, quam dicentem belle, me vobis ſiſtam. Puritatem quippe ſermonis romani vix ferre videtur materiae, quam pertractaturus ſum, natura & indoles:

Multa nouis verbis praeſertim cum ſit agendum,
Propter egeſtatem linguae, & rerum nouitatem. Lucr.

Sed bonitas cauſſae meae tanta eſt, vt ſolius veritatis praeſidiis innixus victoriam mihi ſpondere poſſim. Ceterum nullibi melius, facilius, feliciusque ea vnquam agi poſſe videtur, quam coram doctis adeo, perſpicacibusque viris, quibus me circumfundi in tam illuſtri conſeſſu gaudeo. Agite igitur, Auditores, adeſte beneuolentia Veſtra oratori, doctrinam metaphyſicam a ſterilitatis & frigidae ſubtilitatis nota, quantum in ſe eſt, liberaturo. Veſtra enim adtentio & cauſſam ipſam illuſtriorem, & ſcientiam noſtram commendabiliorem reddet, immo nos ipſos ab opprobrio liberabit, quo non niſi futiles nugas docere dicimur in metaphyſicis, quarum nullus ſit liberalioribus ingeniis vſus, nullus in republica bene conſtituta fructus, nullus denique influxus in omnem, quae felicitatem humanam promouet, ſapientiam & eruditionem.

Metaphyſicam qui dicit, non ſcientiam dicit vnicam, Auditores, ſed ſcientiarum complexum quendam ambitumque; vocabulo nempe ex recentiorum Philoſophorum mente accepto. Ex antiquioribus quidem ARISTOTELES, qui primus in diſciplinae formam redegit eandem, non niſi generalem de ente vniuerſim ſpectato tractationem ad Metaphyſicam retuliſſe videtur; quae Ontologiae noſtris nomine venire ſolet. Aut ſi forte de Deo, tamquam ente ſupremo, intexuit illi quidquam ſubiecitue: idipſum, parum ſufficiens & imperfectum valde, vix hodie in cenſum venire poteſt. Adiecere tempora recentiora ontologicae de entibus in genere tractationi omnem de ſpiritibus doctrinam, quae cum phyſica quondam corporum conſideratione male confundi ſolebat; quaeque ſub Pneumatologiae nomine nuper innotuit, a nemine Veterum ſyſtematice propoſita. Porro vberiorem multo, de ſummi numinis natura, ſcientiam eidem addiderunt Philoſophi, quae & eſſe Deum demonſtraret, & quid eſſet explicaret; attributa denique & opera diuina, quantum fieri poſſet, declararet. Theologiam naturalem adpellant ſcientiam hanc, quum ſeparatim eam pertractant, Philoſophi. Et haec demum, cum Ontologia ac Pneumatologia coniunctim ſumta, Metaphyſicam hodie inter recentiores abſoluit.

Obiiciet hic forſan aliquis: immerito a nobis extendi ſcientiae noſtrae limites, eosque in infinitum proferri poſſe, ſi quidquid libuerit, iisdem ingerere velimus. Concedimus ſane, auctum magnopere eſſe a recentioribus Metaphyſicae imperium, nouisque acceſſionibus ditatum ſubinde haereditarium reginae huius philoſophicae ſolium. Quid autem culpae propterea in Metaphyſicos redundet, nulli profecto videmus.

Aucti ſunt ſucceſſu temporis omnium ſcientiarum limites. Fecit eruditorum ſollertia, vt in dies creſceret veritatum a maioribus nobis traditarum numerus. Creuit Matheſis, nouis prorſus ſcientiis amplificata, quibus inuentis & vlterius cultis multi immortalem ſibi gloriam pe-

in eben dem Vertrauen erböthig, altem Herkommen und Gebrauche nach, dieſes durch ein ausdrückliches Angelöbniß öffentlich zu verſprechen, und ſolches durch den gewöhnlichen Handſchlag zu bekräftigen.

Der Herr aller Herren aber erhalte Se. Königl. Hoheit, und Churfürſtl. Durchlauchtigkeit, dero ſämtlichen Churlanden zu beſtändigem Aufnehmen in unverrücktem und langwierigem Vergnügen! Er gebe denenſelben den Ruhm und das Anſehen dero in Gott ruhenden Herrn Vaters! Er neige denenſelben die Herzen dero Unterthanen zu, und gebe ihnen eine glückliche und friedliche Regierung. Gott erhalte auch dero Erzherzoglichen Gemahlin Königl. Hoheit, unſere gnädigſte Churfürſtin und Landesmutter! Gott ſegne unſern durchlauchtigſten Churprinzen und die ſämtliche Churfürſtl. hohe Familie, daß es Sr. Königl. Hoheit niemals an Erben fehlen möge, die auf ſeinem Stuhle ſitzen. So werden unſere Nachkommen bis ans Ende der Erden ſich derjenigen Glückſeligkeit zu erfreuen haben, die wir bisher genoſſen, und noch ferner beſtändig zu genieſſen hoffen können.

* * *

Das X. Hauptſtücke
von
Standreden und Perſonalien.

§. 1.

Ob ich gleich oben bereits von Lobreden und Parentationen gehandelt habe: So muß ich doch hier noch von ein paar Arten eines oratoriſchen Vortrages etwas ſagen, die an vielen Orten üblich, und nicht zu verwerfen ſind. Die erſte davon wird insgemein eine Standrede genennet:

Ohne Zweifel darum, weil die Zuhörer ſie ſtehend anhören; welches aber ſonſt nirgends, als bey dem Grabe, nach geſchehener Einſenkung eines Verſtorbenen geſchehen kan. Hieraus kan man leicht den Schluß machen, daß eine ſolche Standrede kurz gemacht werden muß, damit den ſtehenden Zuhörern, darunter oft alte und ſchwache Leute ſeyn können, die Zeit nicht lang werde. Iſt dieſes nun feſt geſetzt, ſo erhellet auch gleich, wie eine ſolche Standrede innerlich eingerichtet werden muß. Denn eine vollſtändige Rede, nach allen erforderlichen Theilen, läßt ſich in wenigen Minuten unmöglich halten. Man muß alſo zu den Chrien ſeine Zuflucht nehmen, und ſie ſo kurz einrichten, daß ſie aufs höchſte eine Viertelſtunde dauren. Denn länger würden ſtehende Zuhörer wohl nicht Geduld haben, einem Redner zuzuhören, es wäre denn, daß er ganz beſondere Gaben im Vortrage hätte, und die ſchönſten Sachen von der Welt zu ſagen wüßte.

§. 11.

Da es nun zwo Arten von Chrien giebt, ſo kan ein Redner beyde zu ſolchen Standreden brauchen, nachdem es ihm beliebt. Das **Antecedens** und **Conſequenz** läßt ſich ganz gut brauchen, wenn man in einer Standrede weiter nichts, als eine Dankſagung an die Leichenbegleiter machen will. Hier iſt nun das **Antecedens**: Wir haben den hoch- oder wohlſeligen N. N. zu ſeiner letzten Ruhekammer begleitet. **Connexion**: Weil nun dieſe gegenwärtige Verſammlung der Leichenbegleiter ſehr zahlreich erſchienen, und dadurch dem ſel. Verſtorbenen viele Liebe und Ehre erwieſen: **Conſequens**. So hätten die ſämmtlichen Leidtragenden dem Redner Befehl ertheilet, ihnen allen den ſchuldigen Dank zu ſagen ꝛc. Man muß aber hier nicht denken, daß es bey dieſen dreyen nothwendigen Sätzen allein ſchon ſein Bewenden haben

ingens alia mentem ſubit controuerſiarum farrago, quae ipſo lites antiquas denuo reuocante, magnis animorum motibus, noſtra patrumque memoria, in orbe litterato agitatae ſunt. Theologiam licet, partim naturalem, partim reuelatam, omnia fere tela eius peterent; nulla tamen magis periculoſa fuere illis, quae libertatem hominum, malique inter eos cum originem, tum permiſſionem diuinam oppugnarunt. Mox illam labefacturus, omnia conquirebat, quibus neceſſitati ſubiacere cuncta voluntatis humanae decreta, aliqua ratione probari poſſe videbatur. Mox in contraria verſus, ex libertate ipſa, homini tantiſper conceſſa, bonitati & ſapientiae ſupremi Numinis bella mouebat, vtpote quae pernicioſum adeo funeſtumque generi humano beneficium contuliſſet. Parenti minus cauto, vel parum benigno certe, Deum comparabat, qui nouaculam puero imprudenti donat, cuius abuſu certo certius periturum eſſe filium ſuum, falli neſcius praeuidet. Aut adimendam igitur fuiſſe homini libertatem clamat, primo nondum crimine perpetrato; aut potius numquam ei concedendam: niſi culpam ſceleris omnem in ſe redundare velit humani generis auctor. Aut ſapientia igitur deſtitui illum, qui mala impedire & poſſit, & velit, non tamen impediat; aut bonitate, qui quum impedire & norit, & queat, tamen nolit; aut potentia denique, ſi, quae & velit impedire, & ſciat, tamen haud poſſit.

Horret animus, Auditores; nec permittit faſtidium, quo corripi me ſentio, vt pluribus verbis, impia & neſanda dictu Vobis exponam. Sufficere haec poterunt, ſpeciminis loco adducta, iis, qui ſcripta hominis vaſerrimi ſimul & eloquentiſſimi numquam legerunt; nec, quantum veritati & religioni, ex ſtrophis aduerſarii huius metuendum fuerit damni, ſatis perſpexerunt. Ceteris autem, vt ea vberius declarentur, opus non eſt. Norunt audaciam hominis, norunt in diſputando verſutiam, norunt ingenioſam ſtili copiam & facilitatem, quotquot Dictionarium eius Hiſtorico-Criticum norunt. Verum conſtat inter omnes, quanto agmine facto, contra communem ſacrorum fere omnium hoſtem, pugnauerint Theologi atque Philoſophi, immo in hunc vsque diem, etiam poſt fata eius, pugnare non deſierint.

Quid autem ego ſepultas fere controuerſias ab orco quaſi in lucem reuoco, Auditores? Non aliam ob cauſſam id a me factum eſſe ſciatis, velim, quam vt pateret, quibus potiſſimum armis hydra haec debellata fuerit plus quam Lernaea; vtque intelligeretur, ſolius doctrinae Metaphyſicae fuiſſe, ab eiusmodi hoſte triumphum agere. Nullum profecto in aliis ſcientiis praeſidium, nulla vel ex reuelatione ipſa ſuppetebant auxilia, quibus ſubigeretur homo, ex ſolius rationis armamentario omnia tela ſua petens. Solius Metaphyſicae erat, faſtum eius retundere, ſuisque copiis propugnare veritatem tantum non expugnatam. Mentis humanae penitiori cognitione opus erat, vt ſophiſmata aduerſarii ſubtiliſſima refelli poſſent. Facultates animi noſtri, intellectus, voluntas, adfectusque potiſſimum diſtinctius explicandi erant, antequam vera libertatis notio erui poſſet & defendi. Hoc Pneumatologiae; non minus ſane Ontologiae negotium erat. Boni enim malique, cum metaphyſici, tum moralis, neceſſitatis itidem & contingentiae notiones ab hac controuerſia ſeiungi non poterant. Euoluendae igitur erant, & magnopere illuſtrandae. Taceo Coſmologiae & Theologiae naturalis ſuppetias in hoc negotio neceſſarias. Taceo auream Iouis in vniuerſo catenam, nexum puta & ordinem omnium rerum admirabilem, perfectionemque mundi huius, ex pulcherrima omnium partium eius harmonia oriundam. Taceo bonitatis, ſapientiae, iuſtitiaeque diuinae ideas perſpicuas & concluſionum feraces: taceo plura alia, ad lites Baelianas feliciter terminandas adprime neceſſaria; quae vero cuncta, ſine Metaphyſicae ſanioris ope, nemini vnquam ſuppetere potuiſſent.

Praeſtita quidem legimus & impenſe gaudemus, haec omnia, in immortali Theodicaeae Leibnitianae opere; libro, quem ſingulari prouidentia noſtris temporibus reſeruatum fuiſſe laetamur, quippe in quibus maximus eius eſſe poterat vſus. In illo ſiquidem BAELII errores profligari, paralogiſmos detegi, fucos rhetoricos explodi, veritatem confirmari, labyrinthos dialecticorum extricari, honorem denique ſummi entis, & humani generis libertatem vindicari potenter, non ſine voluptate ſingulari cernimus. LEIBNITIVM ſcilicet ſibi defenſorem elegerat iuſtitia bonitasque diuina!

Huius viuida vis animi peruicit, & extra
Proceſſit longe flammantia moenia mundi;

Atque omne immenſum peragrauit mente animoque,
Vnde refert nobis victor, quid poſſit oriri,
Quid nequeat; finita poteſtas denique cuique
Quanam ſit ratione, vtque alte terminus haerens.

Lucr. L. I.

LEIBNITIVM cauſſae ſuae inter mortales patronum ſibi deſtinauerat ſapientia Entis perfectiſſimi; cuius opera impietati os obturaretur penitus, nullum vt ſupereſſet, quo tueri in poſterum ſtultitiam ſuam poſſent, vitiorum promachi, praeſidium.

Ad intima nunc penetralia ſcientiae noſtrae progredimur, Auditores, ipſum iam totius Metaphyſicae ſanctuarium luſtraturi. Quare fauete dicenti, patienterque extremum hoc orationis meae momentum accipite. At, ſacro horrore quodam correptus totus contremiſco! Verenda quippe myſteria Vobiſcum contemplari ſuſtineo, quibus ſanctius nihil, nihil ſublimius cogitari vmquam potuit. De Diuini Numinis exſiſtentia agemus, Auditores. De ſummo mihi Ente dicendum adhuc erit, omnium entium perfectiſſimo, rerum omnium conditore, conſeruatore, gubernatore, potentiſſimo, benigniſſimo, ſapientiſſimo. Faciles igitur aures praebete oratori, nec, ob dicendorum maieſtatem ſaltem, adtentione Veſtra eum deſtituite.

Nulla profecto veritas, Auditores, maioris momenti eſt, nulla aeque firmis indiget argumentorum praeſidiis, quam haec ipſa de ſummi Numinis exſiſtentia. Hac quippe ſola vel ignorata, vel negata, aut fatalis vniuerſum hoc neceſſitas regit, aut fortuitus atomorum ſine lege errantium concurſus machinae huius ſtupendae imperium tenet. Quidquid autem horum obtineat, vtrobique tamen omnis religio, pietas omnis peſſumdatur; virtutis etiam incitamentum maximum, rerumque publicarum firmamentum euertitur validiſſimum. Damus equidem, ſi vobis ita videtur, cuncta paene clamare: Eſſe Deum! Damus praeterea quoque, ineſſe mentibus humanis quandam veritatis huius anticipationem; ſiue ad adſentiendum eidem propenſionem quandam, ex obſcurioribus ratiociniis ortam. Verum non ſufficit ſubobſcura cognitio haec illis, qui multo clariora veritatum genera in dubium vocare, vel reiicere penitus nullo ſibi pudori ducunt. Demonſtrationibus igitur firmanda eſt tanti momenti doctrina;

na; nec ferendum vmquam, vt vel incertis lubricisve, vel minus euidentibus ſaltem adſtruatur rationibus. Omnes hic rationis humanae nerui adſtringendi ſunt; omnis ex Logicorum praeſcripto adhibenda eſt ſoliditas, vt nullum in probationibus exſiſtentiae diuinae dubium remaneat, vtque omnis eludi queat in Atheorum obiectionibus & ſubtilitas & effrenis licentia.

Cuinam autem eruditionis parti tantae molis opus commendabimus, Auditores? Num Hiſtoriarum cognitioni forte, ipſi incertae nimis; vel propagatis a patribus in filios traditionibus antiquis? Riſum profecto mouebimus aduerſariis noſtris, qui auctoritatis & infantiae turpibus nos praeiudiciis adhuc teneri clamabunt. An forte Theologiae reuelatae, quae diuinis omnia probare ſolet oraculis? Circulum in probando nos admittere criminabuntur Athei, ex omnium logicorum conſenſu vitioſum: Sumendo ſcilicet diuinam ſacri codicis auctoritatem, antequam Deum exſiſtere fuerit euictum. Quo nos vlterius vertemus, Auditores? Num ad conſenſum omnium populorum forte prouocabimus, ſuffragiorum pluralitate negotium omne diremturi? Fruſtra id quidem conabimur! Excipient aduerſarii, numquam conſtare poſſe de omnium gentium ſententiis, nec, ſi conſtaret vmquam, vnanimes eas futuras, & ſi fortaſſe fuerint, non ſuſſectura tamen teſtimonia earum, quae tot aliis in rebus, per plurima ſaecula, turpiter ſe falli poſſe oſtenderunt. Quo tandem confugiemus? Vbi praeſidium quaeremus tantae veritatis? Quibus denique armis Diuinitatis ſuperabimus hoſtes?

Ad te ſolam confugiendum eſt, diuina Philoſophia! quae tuo nos lumine ad inuiſibilium contemplationem manuducis. Ad te nos recipimus, ſacroſancta Metaphyſica! quae tuis nos argumentis, de Numinis ſummi exſiſtentia conuincis, quae ſola aduerſarios noſtros refellere vales. Tu nos ex nihilo nihil gigni, tu ſine ſufficienti ratione nihil exſiſtere poſſe doces. Tu infinitam cauſſarum ſibi ſubordinatarum ſeriem implicare probas; tu in ente quodam neceſſario, aeterno & immutabili ſubſiſtendum eſſe demonſtras. Tu porro nec vniuerſum hocce, nec elementa eius, nec mentes noſtras, nec ſpiritus quoscumque finitos neceſſario exſiſtere euincis; hincque tandem concludis: Dari praeter haec omnia eius aliquod ſummum, independens, ſimplex, incorruptibile, immortale, ſapientia praeditum, potentia & bonitate infinita; quod omnia produxit reliqua, conſeruat denique & moderatur omnia.

Exegi opus, Auditores, quod ſuſceperam, oſtendique, niſi omnia me fallunt, tantum abeſſe, vt aranearum telas nectat Metaphyſica, futiles & inanes; vt potius doctrinam maximi momenti tradat, veritatesque doceat infinitae vtilitatis & ponderis. Veſtrum iam eſt ſententiam ferre, an ea ſcientia, quae, vt reliquae omnes firmae euadant atque ſtabiles, efficit; quae porro libertatis humanae, diuinaeque bonitatis & iuſtitiae vindicem agit; ſine qua tandem exſiſtentia Dei demonſtrari nequit; an ea ſcientia, inquam, pro ſcientiarum omnium principe haberi mereatur, dignaque ſit, quae in Academiis noſtris & doceatur ſedulo, & cum feruore diſcatur ab omnium diſciplinarum ſtudioſis?

Vos igitur, o Commilitones, commodis conſulite veſtris! Vos, inquam, o mei! felicitatis & eruditionis veſtrae ſolida fundamenta iacturi, philoſophiae operam date, Metaphyſicam etiam colite, omnium diſciplinarum reginam. Concedimus profecto, lubentesque concedimus Theologiae, ſacroſanctam myſteriorum ſuorum ſublimitatem. Concedimus Legum humanarum ſcientiae, reuerendam, quae ex legiſlatorum potentia ipſi conciliatur, praeceptorum maieſtatem. Concedimus & medicae arti diuinam prorſus ſaluberrimarum regularum auctoritatem. Concedimus, inquam, haec omnia, aliaque plurima largimur ſingulis ſcientiarum familiis, quae ſuo iure ipſis competunt encomia. Vix tamen ſplendidius quidquam, vix orbi vniuerſo venerabilius, generique humano magis proficuum vmquam fuit, ipſis ſanioris Philoſophiae inſtitutis. Quotusquisque enim non videt, nonniſi illis prodeſſe Theologiae chriſtianae dogmata, qui traditam caelitus doctrinam nobiſcum agnoſcentes, eadem nobiſcum ſacra colunt; Nonniſi ad illos extendi Iuriſprudentiae ciuilis vſum, qui noſtris moribus viuentes eodem in Leges Romanas ſtudio feruntur; Nec niſi eos tandem medicae artis auxilia ſentire, qui imbecilliorem nacti naturam, morbisque obnoxiam aliena ope indigent, quo dolores aliqua ratione leniant, vitamque cum morte conflictantem vlterius protrahant.

Alia longe Philoſophiae ratio eſt, Auditores! A Seribus extremis, ad Indos vſque occidentales, a Lapponibus vltimi ſeptentrionis incolis, ad ignotos vsque meridionalium plagarum populos, inter omnes quas ſol radiis ſuis luſtrat gentes, ſuus Sapientiae honor eſt, ſua inſtitutis eiusdem auctoritas! Nulla quippe natio tam barbara eſt, nulla gens adeo fera, quae non ſuis ſubinde Philoſophis gaudeat. Et ipſa quondam Scythia Toxarin ſuum tulit atque Zamolxin; & Galliae antiquae Druidae ſui fuere, & Germaniae vetuſtiſſimae Bardi. Hos autem omnes Philoſophos fuiſſe, quis negaret? Quisquis enim agreſtium hominum moribus formandis, vel rebus publicis ſapienter condendis, vel cultui diuino ex rationis praeſcripto recte inſtituendo, vel cauſſis denique rerum naturalium acutius inueſtigandis operam dedit vnquam; is ſuo ſibi iure Philoſophi nomen auguſtum vindicare poteſt. Ad omnium igitur temporum, aetatum, fortunarum, ſexuum tandem omnium homines, vitaeque humanae ſtatus omnes Philoſophia pertinet. Quidquid animo gaudet felicitatis cuiusdam capaci atque cupido, & ad inſtitutionem facto, illud omne, Auditores, ſapientiae praeceptis, & imbui debet, & poteſt, & ab omni tempore deſiderauit. *Numquam* igitur, ſi Ciceronis, ex Catone Maiore, verbis vti licet, *numquam, ſatis laudari digne poterit philoſophia, cui qui pareat, omne tempus aetatis ſine moleſtia poſſit degere.*

Ne quaeſo vos, Commilitones, a recto hoc ſapientiae tramite abduci patiamini! Si veſtras mentes, ſi ſtudia veſtra, ſi veritatem ipſam, ſi ſcientiam amatis, ſi ſalus denique veſtra curae cordique vobis eſt, eſt autem omnibus; ne iſtos audiatis ſtupiditatis doctores, obſecro, qui a philoſophia vos retrahunt; a febriculoſa illa philoſophia, quemadmodum egregiis hiſce viris videtur: cui tamen docendae tot a maioribus inſtitutos videtis doctores publicos; cuiusue oſores numquam exſtitere, niſi prorſus in ea hoſpites & doctrinarum eius ignorantes. Ne vos moueat quaeſo, portentoſum illud Metaphyſicae praeſertim ſcientiae faſtidium, quo adunco ſemper naſo ſuſpendere quidam ſolent, quid ex ſublimiori cognitionis genere petitum, captum eorum ſuperat.

Videris hic vndique viros doctiſſimos & celeberrimos, qui vel Philoſophiam docent ipſi, vel quondam docuere, vel eiusdem ope ad illud eruditionis ſolidae faſtigium adſcendere, quod tantam nominibus ipſorum gloriam peperit.

perit. Horum veſtigia vos legere, horum ab ore pendere decet. Hos enim ſequentes a vera Sapientia deflectetis numquam, ſcopumque vobis praefixum conſequemini. Haec vos Theologos ſolidiores, haec legum humanarum interpretes luculentiores, haec artis ſalutaris diſpenſatores prudentes, haec criticos intelligentes, haec oratores perfectos, haec poetas ſana mente praeditos vos efficiet. Haec denique ſtoliditatem praeiudiciorum, qua vulgus profanum ducitur, a vobis auferens, plebis vos conſortio eximet; quae non niſi pecunias coaceruare, non niſi ventrem curare, popularemque hiantibus buccis captare ſolet auram. Alia vobis, eaque multo nobilior, excelſior multo voluptas continget; alia gloria, aliae prorſus mentis diuinae facultates vos manebunt: modo ipſi vobis non defueritis.

Nam nil dulcius eſt, bene quam munita tenere
Edita doctrina ſapientum templa ſerena;
Deſpicere vnde queas alios, paſſimque videre
Errare atque viam palantes quaerere vitae;
Certare ingenio, contendere nobilitate,
Noctes atque dies niti praeſtante labore;
Ad ſummas emergere opes, rerumque potiri.
O miſeras hominum mentes, o pectora cocca! Lucr.

Iungemus in poſterum & nos, vti hactenus priuatim fecimus, manus auxiliatrices. Habebitis me quoque publicum philoſophiae primae ac rationalis magiſtrum. Omnes quippe ingenii neruos intendam, nihilque intentatum relinquam, vt rectam ratione vtendi viam vobis commonſtrem, vt ſolidam principiorum primorum, mentis humanae, ſummique numinis ſcientiam vobis tradam. Satisfacturus ita ſum non Sereniſſimorum tantum Nutriciorum noſtrorum mandatis, verum proprio etiam in commoda veſtra promouenda ardori & cupiditati.

Faxit modo omnis Sapientiae ſons & auctor, vt bene ſit Celſiſſimo PRINCIPI ac DOMINO meo, cuius iuſſu potiſſimum munus hoc nouum aggredior. Benedicat ſummum Numen omnibus EIVS conſiliis ſapientiſſimis, felicesque conatibus EIVS largiatur ſucceſſus. Concedat IPSI annos quamplurimos, omni felicitatis genere locupletiſſimos, efficiatque tandem, vt, non ſine voluptate ſumma, Academiae huius florem intueri poſſit perpetuum.

Conſeruet itidem Numen benigniſſimum reliquos Vniuerſitatis noſtrae litterariae NVTRICIOS CLEMENTISSIMOS, Cancellarium nempe eius, DVCEM MARTISBVRGENSEM Sereniſſimum, REGEMQVE & PRINCIPEM ELECTOREM noſtrum auguſtiſſimum! Firmior ILLI quidem contingat ſenectus, aliorum iuuentute florentiſſima. Immotus reddatur HVIVS thronus; quem nuper feliciter occupatum deuota ipſi mente gratulamur! Augeat diuina clementia AVGVSTAE noſtrae felicitatem, PROLEMque EIVS celſiſſimam quouis bonorum genere abundare iubeat. Concedat tandem OMNIBVS negotiorum publicorum adminiſtros, qualibus actu gaudent, Viros graues, integros, ſapientes, quos boni rectique ſtudium commendat ardentiſſimum. Florebit ſic, ſub iuſtiſſimo & clementiſſimo Saxonicae ſtirpis imperio, Academia Lipſienſis, florebunt ſcientiae & artes, florebit denique Philoſophia & in dies vberius promouebit generis humani felicitatem.

Dixi.

****

Rede wieder die homiletiſchen Methodenkünſtler.

Allerſeits hochzuehrende Herren!

Die Pflicht eines rechtſchaffenen Lehrers der Wohlredenheit erfordert nicht nur, daß er ſeinen Zuhörern die Regeln der wahren Beredſamkeit deutlich vortrage, ſattſam erkläre, gründlich erweiſe, und ihren rechten Gebrauch auf alle mögliche Weiſe zu erleichtern ſuche: Sondern es iſt auch ſeine Schuldigkeit, daß er die Möglichkeit ſeiner Lehren an ſeinem eigenen Exempel zeige, und ſich ſeinen Lehrlingen ſelbſt zum Muſter darſtelle. Die vernünftigſten Regeln einer jeden Kunſt werden nicht unbillig einem todten Körper verglichen. So ſchön derſelbe in allen ſeinen Theilen gebildet wäre, und ſo vollkommen die Uebereinſtim-

mung aller Gliedmaßen immermehr ſeyn möchte; ſo würde ihm doch zu ſeiner Vollkommenheit das allerbeſte fehlen, wenn er leblos und entſeelt, als ein unbeweglicher Klump, da läge, und weder Geiſt noch Leben in ſich hätte. Einem ſolchen todten Körper, ſage ich, werden die Grundſätze der meiſten Künſte nicht unbillig verglichen. Denn die Uebung derſelben, und die Exempel, ſo man theils von andern ſieht, theils ſelbſt nachmacht, geben ihnen allererſt das rechte Leben. Ein Fechter, ein Tanzmeiſter, ein Muſikverſtändiger ein Maler und Poet könnten mir ganze Jahre lang von ihren Künſten die herrlichſten Regeln vorſchreiben. Sie könnten mir die ſchönſten Erklärungen und tüchtigſten Beweiſe davon geben, und nichts von allem dem vorenthalten, was zu ihrer Wiſſenſchaft gehört. Das alles würde mich aber weder zum Fechter noch zum Tänzer, weder zum Maler noch zum Dichter machen: Dafern ſie mir nicht ſelbſt mit guten Exempeln vorgiengen, und mich denenſelben nachzuahmen, angewöhnten.

Ich habe bisher die Ehre gehabt M. H. ihnen allerſeits eine Anleitung zur wahren Beredſamkeit zu geben. Durch dero beſtändigen Fleiß und unverrückte Aufmerkſamkeit bin ich täglich gereizet und angeſpornet worden, mein äuſſerſtes dabey zu thun, und alle meine Kräfte zuſammen zu nehmen, um dero rühmliche Lehrbegierde einigermaßen zu vergnügen. Ich habe deswegen ihnen zu gut diejenigen Grundregeln einer vernunftmäßigen Redekunſt, ſo ich ſchon vor etlichen Jahren entworfen hatte, nochmals überſehen, ausgebeſſert, und zum Drucke befördert. Ich habe mir angelegen ſeyn laſſen, ihnen dieſelbe aufs deutlichſte zu erklären und allen, die mich gehöret haben, denjenigen Begriff von der wahren Beredſamkeit beyzubringen, den ich mir ſelbſt durch eine mehr als zehnjährige Bemühung zuwege gebracht. Ich habe keinen Kunſtgriff für mich behalten, ſondern ihnen alles dasjenige mitgetheilet, was mir Nachſinnen, Bücherleſen und eine vielfältige Uebung allmählich für Vortheile entdecket haben. Nichts hat alſo an meiner bisherigen Arbeit mehr gefehlet, als daß ich mich ihnen ſelbſt zu einem Muſter darſtellete, und an meinem eigenen Exempel zeigen möchte, daß es nicht nur möglich, ſondern auch leicht ſey, nach meinen Regeln eine gute Rede zu halten.

Soll ich die Urſache ſagen, warum ich dieſen andern Theil meiner Pflicht ſo lange verſchoben: So kan ich nicht leugnen, daß es eine kleine Beſorgniß geweſen, ich möchte etwa durch mein Exempel die Richtigkeit meiner Regeln verdächtig machen, und alſo dasjenige, was ich mit der einen Hand gebauet, mit der andern entweder ganz, oder doch eines theils darnieder reiſſen. Es iſt allemal leichter geweſen, gute Vorſchriften zu geben, als untadeliche Proben von ſeiner eigenen Arbeit an den Tag zu legen. Und es ſchwebten mir die Exempel ſo vieler Lehrer der Beredſamkeit vor Augen, die gewiß in der Meynung geblieben ſeyn würden, daß ſie auch ſelbſt gute Redner ſeyn müßten, wenn ſie nur niemals ſelbſt aufgetreten wären, um ſich vor andern hören zu laſſen. Es hat ſelten einem geglückt, daß er es in Regeln und Exempeln gleichweit gebracht. Jſocrates, Ariſtoteles, Quintilianus, drey groſſe Lehrer der Wohlredenheit, haben ſelbſt niemals öffentlich geredet. Demoſthenes, Aeſchines, Gorgias, Craſſus, Cato, Corvinus und andere unzählige, haben ſich in der That, als groſſe Redner, erwieſen; aber keiner von ihnen allen hat ſich unterwunden Regeln von der Wohlredenheit zu geben. Der einzige Cicero hat ſich in beyden Stücken als einen Meiſter erwieſen; und eben deswegen iſt er gleichſam für einen Phönix, der nur der einzige von ſeiner Gattung ſeyn ſoll, gehalten worden. Was würde es nun nicht für eine Verwegenheit geweſen ſeyn, wenn ich von mir eben dergleichen hätte hoffen wollen: Wenn ich mir geſchmeichelt hätte, daß meine Exempel meinen Regeln gleich ſeyn würden; die doch eben deswegen richtig ſeyn müſſen, weil ich ſie aus den reinſten Quellen des griechiſchen und römiſchen Alterthums geſchöpfet habe?

Dem allen ungeachtet unterſtehe ich mich, M. H. itzo ſelbſt aufzutreten, und meiner bisherigen Anweiſung zur

Wohlredenheit durch eine eigene Rede den Schluß zu machen. Ich wollte nicht gern von mir ſagen laſſen, daß es mir in dieſem Stücke an einem guten Willen gemangelt habe. Mehr mag ich von meiner itzigen Rede nicht verſprechen. Es könnte leicht ſeyn, daß es mir an demjenigen Naturelle fehlte, welches zu einem guten Redner unentbehrlich iſt; und alsdenn würde alle meine Wiſſenſchaft nicht zulänglich ſeyn, ein rechtes Muſter der Beredſamkeit an mir ſelbſt zu zeigen. Ich muß dieſes um ſo viel mehr beſorgen, da ich ſchon ſo viele von meinen Herrn auf dieſer Stäte reden gehöret, die mit den herrlichſten Gaben von der Natur verſehen worden. Wie ſchwer wird es mir fallen, es ihnen nur einigermaßen gleich zu thun.? Wie unmöglich wird es mir ſeyn, dieſelben gar zu übertreffen? Ich bitte mir alſo zum voraus eine gelinde Beurtheilung von meinen Herren aus. Sollte ich aber wieder meine eigene Regeln verſtoßen, ſo will ich doch dadurch denſelben keinen Eintrag thun. Und ich bitte, viel lieber dieſe meine Probe zu tadeln und zu verwerfen, als meine Grundſätze der Beredſamkeit im geringſten in Zweifel zu ziehen.

Wovon wird aber meine itzige Rede handeln? Und was für einen Satz ſoll ich mir wählen, der ſich theils für mich, theils für ſie, meine Herren, theils für die Umſtände der Zeit und des Ortes, darinnen wir uns befinden, am beſten ſchickt? Ich wills kurz heraus ſagen, und mich nach einem ſo weitläuftigen Eingange aller fernern Umſchweife enthalten. Ich bin geſonnen **wieder die homiletiſchen Methodenkünſtler** zu reden, und M. H. zu zeigen, daß geiſtliche Reden keiner andern Regeln bedürfen, als die uns die Natur und geſunde Vernunft in der politiſchen Beredſamkeit vorſchreibet. Mich dünkt, daß dieſes Unternehmen an ſich ſelber neu, denen, ſo ſich unter M. H. der Gottesgelahrtheit befleißen, nicht unnützlich, den übrigen Liebhabern der Beredſamkeit nicht unangenehm, mir aber auszuführen gar nicht ſchwer ſeyn werde. Denn da ich ſelbſt die Geheimniſſe der homiletiſchen Kunſt viel Jahre lang gelernet, und in mehr als hundert Predigten auszuüben Gelegenheit gehabt: So ſollen die Bewunderer ſolcher gekünſtelten Predigermethoden zum wenigſten nicht ſagen können, daß ich, wie der Blinde von der Farbe, geurtheilet habe.

Was das für eine gekünſtelte Predigermethode ſey, davon ich rede, kan ihnen allen, meine Herren, nicht unbekannt ſeyn. Sie leben alle in Leipzig, welches ſeit vielen Jahren der rechte Sitz und Aufenthalt derſelben geweſen, und noch iſt; ja welches ſo viel andern Städten in Deutſchland faſt zur Regel darinnen geworden. Sie haben alle aus den wöchentlichen ja täglichen Predigten der geiſtlichen Lehrer allhier unzählige Muſter davon gehöret, geſetzt auch, daß ſie ſich ſelbſt nicht auf dieſe berühmte Kunſt geleget hätten. Allein auch hieran wird es vermuthlich den wenigſten unter ihnen fehlen. Sind nicht die meiſten von allen Anweſenden Studioſi Theologiae? Befleißigen ſie ſich nicht hauptſächlich auf die geiſtliche Beredſamkeit? Beſuchen ſie nicht die Stunden derer, die ihnen Anleitung dazu geben. Und haben ſie nicht groſſentheils diejenigen Grundregeln ſchon gefaſſet, die man angehenden Homileten vorzuſchreiben pflegt? In Wahrheit, wo anders dieſelben jemals recht gefaſſet werden können: So glaube ich freylich, daß ſie auch bereits von ihnen gefaſſet und mehr als einmal ausgeübet ſeyn werden.

Was iſt es alſo nöthig, daß ich mich lange in Beſchreibung derſelben aufhalte? Die Zeit iſt mir ohnedem viel zu edel, als daß ich mich beſchäfftigen ſollte, dieſes zarte Spinnengewebe mit einer geduldigen Behutſamkeit auseinander zu legen. Der Regeln ſind ſo viel, und der Kunſtgriffe eine ſo unendliche Menge, daß man ganze Tage zubringen müßte, nur einen kurzen Begriff davon zu geben. Alles kömmt dariñen auf eine künſtliche Zergliederung eines bibliſchen Textes, auf die Erfindung eines wohlklingenden Thematis, auf eine meiſtentheils dreygliederigte und klappende Abtheilung deſſelben; auf eine tauſendfältige Veränderung des Hauptſatzes, der ſich auf einerley Texte ſchicken muß, und endlich auf die dazu nöthigen, weithergeſuchten Eingänge an, nach deren Veranlaſſung alles übrige aufs kunſtzierlichſte zugeſchnitten und ausgedrechſelt werden muß. Ich ſchweige voritzo von allen den unnöthigen Unterſuchungen, da man die Gattungen und Arten aller Texte erforſchen muß. Ich übergehe die vergebliche Kunſt, nach den ſchönen Fragen, quis, quid, vbi, weitſchweifige Umſchreibungen zu machen, und dasjenige durch eine halbſtündige Erklärung zu verdunkeln, welches man an ſich ſelbſt viel leichter würde verſtanden haben. Ich mag auch endlich der fünferley Nutzanwendungen und ihres ſeichten Grundes nicht erwehnen. Ich eile vielmehr zu dem Beweiſe meines Satzes, daß nemlich die göttlichen Wahrheiten auf eben die Art, als andere politiſche Sätze, von einem Redner ausgeführt und vorgetragen werden müſſen.

Alles, was die geoffenbarte Religion in ſich hält, ſind entweder Glaubenslehren, oder Lebenspflichten. Denn der ganze Innbegriff aller theologiſchen Wahrheiten, die zu unſrer Seligkeit nöthig ſind, beſtehet entweder aus theoretiſchen oder practiſchen Sätzen. Alle Gottesgelehrten ſind hierinn mit mir eins, daß auch ein geiſtlicher Redner auf der Kanzel, vor dem Altare, im Beichtſtuhle und wo er ſonſt zu reden hat, nur zweyerley Gattungen von Sätzen vorzutragen habe, nemlich entweder ſolche, die man wiſſen und glauben, oder ſolche, die man thun oder ausüben ſoll. Auch hierinn kan ich noch keinen Wiederſpruch vermuthen, und ich gehe alſo weiter.

Der Zweck eines geiſtlichen Redners iſt ohne Zweifel dieſer, daß ſeine Zuhörer von beyderley itzterwehnten Arten der Wahrheiten überredet, überzeuget oder überführet werden ſollen. Sie ſelber können dieſes abermals nicht leugnen. Sie fordern zwar den Glauben von ihren geiſtlichen Schülern; allein ſie verlangen doch nicht, daß man ihnen auf ihr bloßes Wort glauben ſoll. Sie rühmen ſich mit recht, daß ſie alle ihre Lehren aus der H. Schrift erweiſen können; und deswegen pflegen ſie ja eine ſo groſſe Menge bibliſcher Sprüche anzuführen, daß man ihre Predigten vor der Concordanz nicht ſehen kan, dadurch räumen ſie mir unvermerkt ein, daß ſelbſt der Glaube, den ſie fordern, eine Art von Vernunftſchlüſſen in ſich faſſe, und alſo einen Beweis zum Grunde habe, der nach dem verſchiedenen Maaſſe ſeiner Gewißheit, bald nur eine Ueberredung, bald aber auch eine Ueberführung wirket. Denn in einem jeden bibliſchen Zeugniſſe; welches ich zu Beſtätigung einer Wahrheit anführen höre, ſteckt in der That dieſe Schlußrede: Was uns Gott in der H. Schrift offenbaret hat, das iſt unfehlbar und gewiß wahr. Dieſes oder jenes hat Gott in der H. Schrift ꝛc. derowegen iſt es unfehlbar und gewiß wahr.

Noch nicht genug, M. H. die geiſtlichen Lehrer der Religion brauchen auch auf der Kanzel bisweilen ſolche Beweiſe, die aus der bloßen Vernunft hergenommen ſind. Sie wollen zuweilen ihre Zuhörer von Wahrheiten belehren, die nicht anders als aus der Natur erkannt werden können. Ja ſie bemühen ſich auch zuweilen, die Geheimniſſe des Glaubens den Zweiflern und ReligionsFeinden durch vernunftmäßige Betrachtungen begreiflicher zu machen. Und daran thun ſie ſehr wohl, ja ſie haben ſelber unſern Erlöſer mit allen ſeinen Apoſteln zu Vorgängern darinn gehabt. In beyden Fällen aber müſſen ſie ſich nach dem Gemüthe ihrer Zuhörer bequemen, und ſie auf eine ſolche Art zu überreden ſuchen, die ſich für die Natur des menſchlichen Verſtandes ſchicket. Ein weiſer Mann, ja ein jeder vernünftiger Menſch wendet ſonſt am liebſten, ja einzig und allein diejenigen Mittel an, die ihm am leichteſten zu ſeinem Endzwecke führen? Und warum ſollte denn ein geiſtlicher Redner, der andre von den wichtigſten Dingen überreden will, nicht diejenige Methode gebrauchen, die vor allen andern zur Ueberredung geſchickt iſt, und ihres Zweckes faſt niemals verfehlen kan.

Auch dieſer Satz, meine Herren, dünkt mir noch ſo gewiß zu ſeyn, daß er keines fernern Beweiſes benöthiget zu ſeyn ſcheinet. Und meine Gegner ſelbſt werden mirs verhoffentlich zugeben, daß diejenige Lehrart, dadurch man ſeine Zuhörer in theoretiſchen und practiſchen Wahrheiten unterrichten, von Glaubenspunkten und Sittenlehren überreden, und endlich von allem, was man wiſſen und thun muß, überführen kan, daß ſage ich, dieſelbige Lehrart von einem geiſtlichen Redner vor allen andern beobachtet werden müſſe. Nun aber will und kan ich behaupten, daß uns die gewöhnliche politiſche Redekunſt zulängliche Anleitung gebe, alles das vollkommen ins Werk zu richten: Und das iſt es eben, was ich nunmehro mit aller möglichen Gründlichkeit erweiſen und begreiflich machen muß.

Was iſt aber leichter, meine Herren, und was kan auch einem Schüler der Wohlredenheit weniger ſchwer fallen, als dieſer Beweis? Der müßte gewiß gar nichts von einer vernünftigen Redekunſt verſtehen, der nicht wiſſen ſollte, daß ſie ganz und gar damit beſchäfftiget iſt, wie man ſeine Zuhörer von allerley Wahrheiten überführen, oder doch zum wenigſten überreden ſolle. Ich gebe meine eigne Grundregeln für nichts vollkommenes aus. Ich will gar einräumen, daß ſie unter allen Anweiſungen zur wahren Beredſamkeit nur den unterſten Platz verdienen. Allein man nehme die wenigen Bogen zur Hand; man durchblättere ſie; man folge denen darinn enthaltenen Fürſchriften: So wird man unfehlbar finden, daß die gemeinſte Redekunſt allerdings Regeln gebe, die Gemüther der Zuhörer von allen Gattungen der Wahrheiten zu überreden, das iſt, ſie theils im Verſtande zu überzeugen, theils auch ihren Willen zu bewegen.

Urtheilen ſie nur ſelbſt davon, meine Herren, denn ſie ſollen und können hier am beſten meine Richter ſeyn. Lehret nicht die weltliche Redekunſt, daß man vor allen Dingen ſeinen Zuhörern von dem, was man erweiſen will, einen deutlichen Begriff beybringen ſolle; als ohne welchen gar keine Ueberredung ſtatt finden würde. Lehrt nicht die weltliche Redekunſt die wohlerklärten und ſattſam verſtandenen Wahrheiten durch tüchtige Gründe darthun?

Zeiget ſie nicht, wie man das dunkele, ſo auch darinnen noch etwa vorkommen möchte, ferner erläutern, und das zweifelhafte, ſo noch vorhanden ſeyn könnte, völlig behaupten, und alſo den Beweis ſeines Satzes zu einer unumſtößlichen Gewißheit bringen müſſe? Zeiget ſie nicht endlich, wie man auch die Neigungen eines Menſchen zu ſeinen guten Abſichten gebrauchen, und die Affecten, die ſonſt Feinde der Wahrheit und Tugend ſind, ſelbſt zu Dienern derſelben machen könne? Und was kan man mehr von einem Redner wünſchen, fordern und hoffen? Was würde einem geiſtlichen Lehrer noch weiter fehlen, wenn er ſich deutlich zu erklären, ſeinen Satz gründlich zu erweiſen, ſeine Zuhörer zu überreden und zu bewegen wüßte? Was kan er aber, um das alles zu lernen, weiter nöthig haben, als die Regeln einer natürlichen und vernünftigen Redekunſt, die doch von unſerer gekünſtelten Predigermethode mehr als himmelweit entfernet und unterſchieden iſt.

Wir leben, Gott Lob! in ſolchen Zeiten, meine Herren, daß es mir an herrlichen Exempeln nicht fehlen kan, dieſen Satz dadurch in ein völliges Licht zu ſetzen. Mehr als ein groſſer Gottesgelehrter unſerer Kirchen, der durch ſeinen Ruhm ſchon den Glanz vieler andern verdunkelt, hat bereits das ſclaviſche Joch unſerer Methodenkünſtler abgeworfen, und uns den alten Weg gewieſen, darauf man, vor Erfindung dieſer gezwungenen Homiletik, ganz natürlich und ſicher einhergegangen. Sie verſtehen mich ohne Zweifel alle, meine Herren, ungeachtet ich ihnen noch keinen Namen nenne. Die zwey kleinen Bändchen geiſtlicher Reden, die in ihrer aller Händen ſind, ſchweben ihnen ſo gleich vor Augen, ſo bald ich nur von ſchönen Muſtern einer theologiſchen Beredſamkeit gedenke. Und ſie ſind nicht die einzigen, die ſich ſo leicht darauf beſinnen. Ganz Deutſchland iſt durch zehen oder zwölf Predigten mehr gerühret worden, als vorher durch ſo viele gewaltige Poſtillen. Ein jeder bewundert den beredten Mosheim, (hier entfährt mir der ehrwürdige Name wieder Willen,) und wünſchet nichts mehr, als daß dieſer treffliche Mann da fortfahren wolle, ſeinem Vaterlande diejenige Ehre zu machen, die ein Tillotſon und Joſeph Hall den Engelländern; ein Fleſchier, Bourdaloue, de la Rue und Saurin den Franzoſen zuwege gebracht.

Man ſchlage doch eins von ſeinen Meiſterſtücken auf und halte es gegen ein Meiſterſtück des allerberühmteſten Methodenkünſtlers, den Deutſchland hervorgebracht. Man leſe ſie mit Bedacht durch und ſage mir, wo man mehr Deutlichkeit, Ordnung, Gründlichkeit und durchdringendes Weſen; mehr Geiſt und Kraft; mehr Nachdruck und Eifer, mehr Lebhaftigkeit und Feuer, mehr Ueberzeugung des Verſtandes und Bewegung des Herzens finden wird. Ich bin verſichert, daß ſelbſt die Freunde und geſchwornen Verfechter der eingeführten Methode durch die ganz ungewöhnliche Beredſamkeit des Hrn. Abt Mosheim gerühret, entzücket und in Erſtaunen geſetzet worden; ungeachtet ſie ſelbſt nicht gewußt, woher das eigentlich gekommen, auch die Urſachen nicht eingeſehen, warum ihre gekünſtelte Methode bisher nichts hervor gebracht, was nur einigermaßen damit in Vergleichung geſtellet werden könnte.

Soll ich aber meine Gedanken von dieſem Unterſchiede eröfnen, M. H. So kömmt ſolcher nirgend anders her, als von der vernunftmäßigen Beredſamkeit, die in allen Muſtern dieſes groſſen Lehrers hervor leuchtet. Da herrſchet keine gezwungene Scheinordnung. Da iſt keine gekünſtelte Verſtümmelung der Texte, keine kindiſcherweiſe gereimte Abhandlung; kein weitläuftiges Geſchwätze über ſonnenklare Hiſtorien. Kurz zu ſagen, hier ſind keine homiletiſchen Hülſen, ſondern der lautere Kern einer wahren philoſophiſchen, das iſt vernünftigen Wohlredenheit. Hier ſind deutliche Erklärungen dunkler Sachen und Redensarten. Hier ſind gründliche Beweisgründe, die den Verſtand nicht nur lenken, ſondern faſt zwingen und nöthigen ihm Beyfall zu geben. Hier ſind herzrührende Vorſtellungen, die in dem Gemüthe aufmerkſamer Leſer liebe und Haß, Freude und Traurigkeit, Furcht und Hoffnung, ja alle Leidenſchaften erregen und dämpfen können. Das iſt, meine Herrn, die wahre Urſache, warum dieſe geiſtliche Reden ſo begierig geſuchet, gekaufet, geleſen und bewundert worden. Nun gehe man hin, und ſuche durch ein magres homiletiſches Gerippe, durch ein methodiſches Spinnengewebe, durch ein gekünſteltes Drechſelwerk eben den Ruhm zu erlangen, und eben den Nutzen zu ſtiften. Geht es an, ſo will ich zugeben, daß die weltliche Redekunſt ſich ganz und gar auf dem Predigtſtuhle nicht gebrauchen laſſe.

Doch der Herr Abt Mosheim iſt nicht der einzige, der dieſe freye und vernünftige Lehrart gebrauchet. Wie viel hohe Schulen giebt es nicht in und auſſer Deutſchland, die ſich einer gleichen Freyheit bedienen. Wie predigen Engelländer und Franzoſen, die in ihren, unſerer Künſtler Meynung nach unmethodiſchen Predigten mehr Geiſt und Kraft, mehr Ueberzeugung und Erbauung zeigen, als alle unſere Methodengrübler. Wie hat Müller, Scriver, Laſſenius, wie hat der theure Luther geprediget, der doch gewiß eine recht göttliche Beredſamkeit voller Feuer und Nachdruck beſeſſen. Wie haben die alten Kirchenväter, ein Chryſoſtomus, ein Gregorius von Nazianz, ein Auguſtinus und Hieronymus ihre lehrende geiſtliche Reden abgefaſſet? Haben ſie etwa nicht erbaulich geprediget? Oder haben ſie auch ſchon die heutige Methode, noch vor ihrer Erfindung, gebrauchet? Ich will nimmermehr hoffen, daß jemand dieſes letztere behaupten wird, ungeachtet es nichts unmögliches wäre. Denn habe ich doch einen ſolchen Homileten geleſen, der die Rede Pauli in Athen aus der Apoſtelg. 17. nach ſeiner künſtlichen Art in eine Diſpoſition brachte, und uns dadurch zu überreden ſuchte, die Jünger des Heylandes hätten ſchon im Anfange des Neuen T. nach der Leipziger Methode geprediget: Gerade als ob ihnen der H. Geiſt dieſelbe am Pfingſttage ſelbſt eingegeben; oder, als ob Paulus zum wenigſten auf der Univerſität zu Jeruſalem bey dem berühmten Lehrer Gamaliel, ein Collegium Homileticum reſolutorio-diſpoſitorio-variatorio-analytico-ſchematicum gehöret haben würde.

Wohlan M. H. es iſt einmal Zeit, daß man die Thorheiten von der Kanzel ſchaffe, welches Hr. Mosheim aus Burnets Geſchichtbüchern von dem groſſen Tillotſon in Engelland rühmet. Es iſt Zeit, wie eben dieſer tiefſinnige Mann anderwerts ſchreibet, daß man anfange zu zeigen: Ein Diener Chriſti könne auch ein vernünftiger Mann ſeyn. Die Morgenröthe der beſſern Zeiten bricht ſchon an. Die erſten Stralen eines gröſſern Lichtes in allen Dingen dringen ſchon hier und dar mit Macht hervor. Gott gebe, daß ſie bald alles erleuchten mögen! Sie ſelbſt M. H. werden dereinſt geiſtliche Lehrer, ſie ſelbſt werden Kanzelredner abgeben. Ach wer weis, was ſie für Zuhörer haben werden! Wer weis, wie ſpitzfindig dieſelben alle ihre Predigten zergliedern, prüfen, unterſuchen und durchgrübeln werden. Es hat niemals mehr Spötter der geoffenbarten Wahrheiten gegeben, als itzo, und vielleicht wird ihre Anzahl künftig noch gröſſer werden, wo man nicht anfängt auf eine vernünftigere Art zu predigen. Wollen wir die Gelegenheiten zu ſpotten noch durch unſere Reden vermehren? Wollen wir durch unſere Kunſt das Wort des Höchſten zum Gelächter machen? Wollen wir die letzten ſeyn, die der vernünftigen und natürlichen Lehrart folgen, und uns von der Sclaverey des methodiſchen Joches befreyen?

In Wahrheit M. H. es iſt lächerlich, wenn man in Predigergeſellſchaften die Cenſuren über gehaltene Reden anhöret. Man fragt da nicht ob die Predigt deutlich, gründlich, erbaulich und anſtändig geweſen. Man unterſucht nicht die Erklärungen, die Beweiſe, die Bewegungsgründe, die Schreibart und den Vortrag. Nein, man bekümmert ſich, ob der Prediger ſynthetiſch oder analytiſch geprediget; ob er methodo naturali oder ſchematica diſponiret; ob das Thema und die Partition recht kunſtmäßig abgefaſſet worden; ob das genus Didaſcalicum oder Elenchticum geweſen; ob man das praedicatum oder den actum oder die formam zu erklären vergeſſen? Und wer kan alle die Subtilitäten behalten, die in ſolchen ſonſt gelehrten Geſellſchaften vorkommen. Allein was iſt das Wunder, daß man ſich bey ſolchen Kleinigkeiten aufhält, und das wichtigſte in der Lehrart verſäumet, Mücken ſäuget und Camele verſchlucket? Die eingeführte Mode bringt es mit ſich. Die größten Männer, vor welchen man ſonſt alle Hochachtung hat, haben es von ihren Vorgängern ſo gelernet; von ihnen faſſen es auch ihre Schüler; und von dieſen wird es durch ganze Provinzen und Länder ausgebreitet.

Wir haben nemlich eine vortreffliche Probe davon in öffentlichem Drucke geſehen. Man hat uns die merkwürdige Predigt eines alten Geiſtlichen, der bereits todt ſeyn ſoll, ans Licht geſtellet, davon das Thema hieß: Eine zierliche und manierliche des Catechiſmus mit dem Evangelio Vergleichung. Sie iſt in iedermans Händen, und alſo darf ich wohl nichts mehr davon ſagen, als daß zum wenigſten das Thema vere rotundum genennet werden könne, ſo, wie es die künſtliche Predigermethode erfordert. Eine ſchöne Partition in drey Theile kan ich nicht vegeſſen anzuführen, die gewiß dem obigen Themati nichts nachgiebt. Ein ehrlicher Geiſtlicher auf einem Dorfe verſprach nemlich nach Veranlaſſung des Evangelii von dreyen Stücken zu handeln. Das erſte wäre, daß ihm die Nachbarn das Vieh ins Geträyde gehen lieſſen, und daß verſtünde er nicht; das andere, daß er noch keinen Zehenden von dieſem Jahre bekommen, und das wollten die Bauren nicht verſtehen; das dritte endlich wäre das heutige Evangelium, und das verſtunden ſie alle mit einander nicht: Doch wollten ſie in dieſer heiligen Frühſtunde mit mehrerem davon handeln.

Was dünkt ihnen, M. H. erwecke ich ihnen nicht eine heimliche Eiferſucht dergleichen trefflichen Muſtern zu folgen,

gen, werden ſie nicht begierig in die Fußtapfen ſolcher künſtlichen Homeleten zu treten? Was ſäumen ſie mit Demetrii Geſellen zu rufen: Groß iſt die Diana der Epheſer! Groß iſt die künſtliche Predigermethode! Es ſcheint nemlich, als wenn das ſtarke Gewerbe dieſes Homiletiſchen Handwerks in Verfall gerathen wollte, nachdem der oftgerühmte groſſe Gottesgelehrte uns Deutſchen eine andere Lehrart gewieſen. Seine kurze Gedanken von der geiſtlichen Veredſamkeit, die er bey ſeinen Predigten gleichſam nur beyläufig angehänget, ſtecken voller Vernunft, und zeigen von einer tiefen Einſicht. Sie ſind nicht weitläuftig, aber ſehr fruchtbar, und wer dieſelbe nur recht verſteht, wird tauſend Schlüſſe daraus herzuleiten wiſſen. Ich darf ihnen aber dieſes alles nicht ſagen M. H. Sie kennen, ſie leſen, ſie lieben und verehren die Schriften dieſes Mannes ohnedem ſchon. Fahren ſie nur fort dieſes zu thun, denn daraus werden ſie mehr geiſtliche Wohlredenheit lernen, als wenn ſie zehn Homiletiſche Trichter mit allen ihren Reimgebetlein von Wort zu Wort auswendig gelernet hätten; als wenn ſie zwanzig Hodegeten, Canzelreden, Predigerſchätze, Pentades und Decades und Centurias von Diſpoſitionen, Blumenleſen und Delicias und wie dergleichen Poſtillanten Tröſter mehr heiſſen, auf das eifrigſte geleſen oder gar eigenhändig zuſammen geſchrieben hätten.

Ich war anfangs willens, M. H. noch zwo hauptſächliche Betrachtungen in dieſer meiner Rede anzuſtellen. Ich wollte zeigen, daß die künſtliche Methode zu diſponiren dem Verſtande der Schrift und dem Sinne des Geiſtes faſt allezeit Gewalt anthäte, und die Texte gleichſam als auf einer Folterbanck aus einander zerrete, ſo daß kein Glied ſeine Stelle behielte. Ich war ferner Vorhabens darzuthun, daß dieſe Methode zur Erbauung der Zuhörer gar nicht beqvem wäre, weil ſie ſich in der Erklärung des Textes gar zu lange aufhält, die fünf Nutzanwendungen aber faſt allezeit zuſammen nimmt, ſo daß ſie alle nur im Vorbeygehen mit ein paar Worten berühret werden können. Allein ich mußte beſorgen, ihrer Geduld zu misbrauchen, die ich ohnedem vielleicht ſchon gar zu lange aufgehalten habe.

Ich ſchlieſſe alſo dieſe meine Rede, mit einer gebührenden Dankſagung an meine bisherigen Herrn Zuhörer meiner Rhetoriſchen Lectionen. Sie haben mir, meine Herrn, durch dero beſtändigen Fleiß eine neue Luſt gemacht, mich mit allem Fleiſſe auf die wahre Beredſamkeit zu legen, ſeitdem ich geſehen, daß meine vorige Bemühungen nicht fruchtloß geweſen ſind. Ich habe mich ohnedem gänzlich der hohen Schule gewiedmet, und werde alſo niemals vergnügter ſeyn, als wenn ich noch ferner der ſtudirenden Jugend in dem geringſten Stücke werde dienen können. Und wie glücklich würde ich mich ſchätzen, wenn ich allezeit ſolche fähige, ſolche vernünftige, ſolche fleißige und geſchickte Zuhörer, als ſie allerſeits geweſen, haben könnte!

Das VIII. Hauptſtücke.

Von den Reden der Studirenden auf Schulen und Univerſitäten.

§. I.

In dem vorigen Hauptſtücke hatten wir mit gelehrten Männern zuthun, die ſich allenfalls ſchon ſelbſt zu helfen wiſſen. Daher gaben wir auch nur denen, die ſich ſelbſt nicht recht trauen möchten, einige ſummariſche Anleitung, wie ſie ſich bey Ausarbeitung ihrer Reden zu verhalten hätten. Hier aber haben wir mit jungen Leuten zuthun, die ſich noch gar nicht helfen oder zu rathen wiſſen; oder doch furchtſam ſind, wenn ſie reden ſollen, und immer beſorgen, ſie möchten es nicht recht machen. Daher wollen wir auch dieſen eine etwas ſorgfältigere Anleitung geben, und ſie von der Schule bis zu einer academiſchen Würde begleiten. Zwar auf Schulen ſcheint nach unſern obigen Sätzen ein junger Menſch noch nicht geſchickt zu ſeyn, eine öffentliche Rede zu halten, weil die Lehren der Beredſamkeit nicht ohne einen reifen Verſtand gefaſſet werden können. Allein da die Schulen ungleich ſind, und die Schüler der obern Claſſen an einigen Orten auch ſchon zur Redekunſt angeführet werden: So kan man es niemanden wehren, auch Proben von ſeiner Beredſamkeit abzulegen. Es kömmt dabey mehrentheils auf die bekannten Actus oratorios, oder öffentlichen Redübungen an, die von geſchickten Schulmännern angeſtellet werden. Und dieſe pflegen entweder ihren Lehrlingen die Reden ſelbſt auszuarbeiten, oder ihnen doch den Entwurf dazu zu machen, und hernachmals alles zu verbeſſern. Hier hat es alſo keine Schwierigkeit, indem ſich die Schüler doch nach dem Gutachten ihrer Lehrmeiſter richten müſſen.

§. II.

Dergeſtalt aber bekommen wir, an ſtatt der Jugend, mit den Anführern derſelben zuthun: Denn auch dieſe bedörfen vielmals einen guten Rath; ſeitdem viele zu Schulmännern gemacht worden, die ſich wohl keiner academiſchen Anleitung zur Redekunſt bedienet, und in keiner Redeübung die Beredſamkeit erworben haben. Denn wie nirgends ein Meiſter vom Himmel fällt: So iſt es kein Wunder, daß mancher Lehrer in Schulen ſelbſt erſt gewahr wird, wo es ihm fehlet, wenn er andern Regeln und Exempel von einer Kunſt geben ſoll, die er ſelbſt niemals gelernet hat. Es gebe alſo ein Schulmann, der ſeine Untergebene zur Beredſamkeit anzuführen Willens iſt, auf die verſchiedene Fähigkeit derſelben acht. Die gar zu ſchwachen muß er mit eigenen Ausarbeitungen verſchonen, und zufrieden ſeyn, wenn ſie etwas auswendig lernen, was in lateiniſchen Büchern ſchon ſteht, oder, was von ihnen, den Lehrern, ausgearbeitet worden. Was die gröſſern anbetrifft, die ſchon einen reifern Verſtand haben, und der Feder etwas mächtiger ſind, die kan man wohl nach einem vorgeſchriebenen Entwurfe etwas ausarbeiten laſſen; aber man muß es ihnen hernach ausbeſſern. Hierauf laſſe man ſie alles wohl auswendig lernen, und übe ſie eine gute Weile in der guten Ausſprache, und in den wohlanſtändigen Bewegungen des Leibes. Das iſt alles, was Schüler thun können; denn die Erfindung und Einrichtung ganzer Reden zu machen, dazu ſind ſie nicht eher fähig, bis ſie die academiſchen Wiſſenſchaften eine Zeitlang getrieben haben; wie oben bereits erwieſen worden.

§. III.

Fragt jemand, wo denn ſo viele Hauptſätze herzunehmen ſind, die ſo viele Schüler abhandeln ſollen, als man in ſolchen Redeübungen gemeiniglich auftreten läßt: So antworte ich, erſtlich, daß es eben nicht nöthig iſt, alle mit einander reden zu laſſen. Ein Lehrmeiſter muß eine kluge Wahl treffen, und nur die munterſten, lebhafteſten und geſchickteſten Köpfe dazu nehmen. Er muß auch auf die äuſſerlichen Gaben der guten Stimme und Ausſprache, ingleichen der guten Stellungen und freyen unerſchrockenen Geberden ſehen. Denn wer dieſe nicht zum wenigſten in einem ziemlichen Grade hat, der iſt von Natur ungeſchickt ein guter Redner zu werden, und muß ſich nicht vergebliche Mühe machen, eine Uebung zu treiben, darinnen er es doch niemals hochbringen wird. Iſt nun dergeſtalt die Zahl der jungen Redner, die man aufſtellen will, ziemlich verkleinert worden: So muß er auf eine Anzahl der Wahrheiten denken, die einige Verwandſchaft mit einander haben. Z. E. Wenn er die

Jugend in Lobreden üben will: So kan er verſchiedene Lebensarten der Menſchen, bey Hofe, in Städten, auf dem Lande, den Adelſtand, das Soldatenleben, die Kaufmannſchaft, die Gelehrſamkeit, u. ſ. w. rühmen laſſen. Oder er kan die Jahreszeiten, die vier Facultäten, die freyen Künſte, die philoſophiſchen Wiſſenſchaften, u. d. gl. um die Wette von denen loben laſſen, die dazu eine Neigung haben: Worinn der Fr. von Gomez Sieg der Beredſamkeit vier ſchöne Muſter gegeben hat. Wollte aber ein Redner auch einen groſſen Hauptſatz, z. E. das Lob eines regierenden Landesherrn, oder einer Provinz, einer Stadt ausführlicher vortragen laſſen, als es in einer kleinen Rede geſchehen kan: So könnte er ſolches eintheilen, und Stückweiſe den einen die Vorbereitung dazu machen, den andern die Weisheit, den dritten die Gerechtigkeit, den vierten die Gnade, den fünften eine andere Tugend ſeines Herrn, oder die Eigenſchaften der Länder und Städte, nach und nach ausführen, den letzten aber den Beſchluß machen laſſen.

§. IV.

Doch ich halte mich zu lange bey den Schulen auf. Es iſt Zeit einen Schüler auf Academien zu bringen, wenn er nur erſt ſeinen Abſchied in der Schule genommen hat, wie an vielen Orten gewöhnlich iſt. Kan er ſelbſt ſeine Rede machen, ſo iſt es doch gut, daß er ſie erſtlich von einem ſeiner Lehrer durchſehen läßt: Noch beſſer aber iſt es, wenn er den Entwurf zu derſelben erſt der Verbeſſerung unterwirft. Es fehlt jungen Leuten noch immer woran, und ihre Vorſichtigkeit vergröſſert ſich immer, wenn ſie hören, wie verſtändige Männer von ihrer Arbeit urtheilen. Haben ſie aber noch nicht Kräfte genug, ihre Reden ſelbſt zu machen, ſo wollte ich es ihnen, ihrer Ehre halber, rathen, ſich dieſelbe lieber von ihrer Lehrer einem verfertigen zu laſſen, und hernach auf hohen Schulen deſto fleißiger zu ſeyn, dieſen Mangel zu erſetzen.

§. V.

Wenn ſie nun dergeſtalt mit einiger Luſt und Vorbereitung zur Beredſamkeit auf Univerſitäten kommen; und geſonnen ſind, ſich darinnen zu gröſſerer Vollkommenheit zu bringen: So müſſen ſie dennoch nich gleich, in die ſo genannten **Collegia Oratoria** oder Homiletica laufen; wie es insgemein zu gehen pflegt. Mit einem leeren Gehirne lernet man in beyden nichts, als viel thöricht Zeug plaudern, oder aus Büchern zuſammen ſchreiben, was andere geſagt haben. Man muß alſo das erſte Jahr gänzlich der Weltweisheit, der Hiſtorie, den Sprachen, und dem fleißigen Bücherleſen, ſonderlich in der Sprache, darinn man ein Redner zu werden denket, widmen. Alle dieſe Dinge bereiten einen künftigen Redner zu, ſchärfen ſeinen Verſtand, läutern den Witz, bereichern die Einbildungskraft, und füllen das Gedächtniß mit unzähligen nützlichen Sachen an, daran ein Redner nothwendig einen guten Vorrath haben muß. Wenn dieſes nun vorläufig geſchehen iſt, ſo iſt es allererſt Zeit, neben der Erlernung ihrer Hauptwiſſenſchaft oder Facultät, auch die Regeln der Redekunſt mit neuem Eifer anzugreifen, und ſich dieſelben von einem geſchickten Manne erklären zu laſſen. Ich weis wohl, daß die meiſten mit der Anleitung, ſo ſie auf Schulen gehabt, ſchon zufrieden ſind, und ſich einbilden, es fehle ihnen an nichts, als an der Uebung. Aber man erfährt es auch in ſolchen Uebungsſtunden zur Gnüge, was für Reden aus dieſer Einbildung entſtehen, die nemlich weder an Erfindung und Ordnung, noch im Ausdrucke was taugen. Es bleibt immer ein groſſer Unterſchied unter der Schulberedſamkeit, die ſich oft wieder ihren Willen nach dem ſchwachen Begriffe junger Knaben richten muß; und unter der academiſchen Redekunſt, die

Leute von reifern Jahren zu Lehrlingen bekömmt. Es müſſen ſich aber Studirende allemal diejenigen Lehrer in der Redekunſt wählen, die zu ihren Zeiten die berühmteſten ſind; auch wohl ihnen zu Gefallen eben die Academien erwählen, wo dieſelben lehren: Wie Cicero that, der in ganz Griechenland herum reiſete, um von den berühmteſten Rednern ſich unterweiſen zu laſſen.

§. VI.

Hat man nun die theoretiſche Anweiſung zur Redekunſt durchgehört, auch die rhetoriſchen Schriften Cicerons und Qvintilians fleißig dabey nachgeleſen: So muß man ſich nach einer Redeübung umſehen. Denn die wenigen Ausarbeitungen, die in den theoretiſchen Lectionen etwa als Proben dem Lehrer übergeben werden, ſind bey weiten nicht genugſam, einen zum Redner zu machen. Die Beredſamkeit iſt keine Wiſſenſchaft, ſondern eine Kunſt, und kan folglich nicht ohne langwierige Uebung erlernet werden. Es wird auch nicht leicht eine hohe Schule ſeyn, da ſich nicht ein Anführer oder Aufſeher einer ſolchen Redeübung finden ſollte, wenn es nur nicht an Studirenden fehlet, die Liebhaber davon ſind. Die Einrichtung ſolcher Uebungsſtunden ſey nun, welche ſie wolle: So wird ſie ſchon gut ſeyn, wenn nur ein Anfänger oft zum reden kömmt, und fleißig cenſirt und gemuſtert wird. In meiner bisherigen Erfahrung habe ich es ſehr gut befunden, wenn der Lehrer die Erfindung und Anordnung, den Ausdruck und Vortrag beurtheilet; Die übrigen Glieder ſolcher Redeübungen aber auf die Reinigkeit der Sprache und grammatiſche Grundrichtigkeit aller Wörter und Redensarten Achtung geben. Zu dem Ende iſt es gut, daß man Geſetze einführe, dadurch ein jeder Schnitzer wieder die Regeln oder Sprachkunſt, der nicht mit gutem Grunde gerechtfertiget werden kan, mit einer kleinen Geldſtrafe beleget wird.

Dieſes macht theils den Redner, theils aber auch die Zuhörer deſto aufmerkſamer auf alle Sylben und Buchſtaben, und befördert den regelmäßigen Ausdruck überaus ſehr. Es erleichtert auch dem Aufſeher oder Lehrer ſeine Mühe um ein vieles; weil er alsdann nur hauptſächlich auf die Sachen, Acht haben, die Schreibart aber nur überhaupt beurtheilen darf, ob ſie zu ſtolz oder zu ſchlecht, zu matt, oder zu feurig, zu künſtlich oder zu nachläßig geweſen.

§. VII.

Fragt man mich nun was für Reden man in ſolchen Geſellſchaften halten ſolle? So antworte ich, allerley Arten derſelben, keine einzige ausgenommen. Ein jedes Mitglied darf nur bedenken, was es mit der Zeit für Gelegenheiten öffentlich zu reden, bekommen kan: Und ſich beyzeiten darauf gefaßt machen. Man kan alſo Lobreden, Parentationen, geiſtliche Reden, und Lehrreden von allerley Materien aus freyen Künſten und Wiſſenſchaften; man kan auch Hofreden, Strohkranzreden und andre dergleichen, davon in den folgenden Hauptſtücken was vorkommen wird, halten. In allen dieſen Stücken muß man nun die obigen allgemeinen und beſondern Regeln beobachten. Doch will ich es bey Lobreden und Parentationen niemanden rathen, ſich nur Perſonen zu erdichten, die man loben will. Nein, man muß wirklich verſtorbene Leute, oder lebende groſſe Männer dazu wählen, deren Verdienſte bekannt und ruhmwürdig ſind. Denn die Wahrheit der Umſtände macht alles viel lebhafter und nachdrücklicher. Dahin gehören auch die Antritts und Abſchiedsreden der Mitglieder in ſolchen Uebungsſtunden, nebſt den Beantwortungen derſelben, als welche auch etwas ernſtlicher ſind als die übrigen. Ueberhaupt muß ein jeder Studirender ſich ſelbſt die Materien wählen, davon er zu reden Luſt und Fähigkeit hat. Bey den letztern aber iſt es gut, wenn man ſich ſolche

Hauptſätze wählet, die zur Redekunſt gehören, und bald eine nöthige Eigenſchaft eines Redners, bald einen Fehler deſſelben, bald einen Misbrauch und Uebelſtand in der Beredſamkeit ſelbſt zum Gegenſtande ſeiner Reden machet.

§. VIII.

Nichts iſt übrig, als von den öffentlichen Reden zu handeln, die auch von Studirenden zuweilen auf Academien gehalten werden. Dahin gehören hier bey uns in Leipzig I. der Stipendiaten ihre Reden, die ſie einen gewiſſen Tag im Jahre halten müſſen. Dieſe ſollten nun wohl billig Lobreden der Stifter ſolcher guten Anſtalten ſeyn; und davon haben wir ſchon oben geredet. Wenn aber ſo viel von ihnen nicht zu ſagen, oder bekannt iſt: So muß ſich doch der Hauptſatz einigermaſſen zu der Sache ſchicken. II. Gehören hieher die Qvartalreden, da hier allemal den Tag nach jedem Qvatember in der academiſchen Kirche eine Rede gehalten wird. Hier hat ein Studirender völlige Freyheit, zu reden, was er will. Er thut alſo wohl, wenn er eine Lehrrede aus der Wiſſenſchaft hält, die er ſich zu ſeinem Hauptzwecke erwählet hat. III Sind hier die Feſtreden gewöhnlich. Denn es werden an den drey groſſen Feſten, und am Reformationsfeſte vón Studirenden, auch wohl jungen Magiſtern in der Paulinerkirche gleichfalls öffentliche Reden gehalten. Dieſe müſſen ſich aber billig zu den Feſten ſchicken, an welchen ſie gehalten werden, und alſo von theologiſchen Materien handeln. IV Kommen die Reden bey Diſputationen und Promotionen vor. Bey jenen ſind es gemeiniglich bloſſe Complimente, und alſo brauchen ſie hier keine Regeln. Bey dieſen aber braucht man gemeiniglich nur kurze Ausführungen ſelbſtbeliebiger Sätze, dazu die Decani und Promotores ſchon Anleitung geben, oder man macht auch Dankſagungen an die Zuhörer ꝛc. Die aber dergeſtalt auch nur Complimente ſeyn dörfen.

§. IX.

§. IX.

Soll ich nun zu dieſem Hauptſtücke Exempel geben: So werde ich einen Theil derjenigen Uebungsreden herſetzen, die ich in der hieſigen vertrauten Rednergeſellſchaft, ſeit 1724. bis 1729. als Magiſter gehalten habe. Es iſt in dieſer Geſellſchaft bloß auf die Uebung abgeſehen, und es ſteht frey, zu reden, wovon man will. Die ſämmtlichen Mitglieder geben dem Redner allemal ihre Erinnerungen: Und ich kan ſagen, daß ich dieſe Gelegenheit mich zu üben, begierig ergriffen, ſobald ich nach Leipzig gekommen, auch mit groſſem Vortheile getrieben habe; weil es mir in meinen vormamaligen academiſchen Jahren in Königsberg daran gefehlet hatte. Ich will es bey einem halben Dutzend bewenden laſſen, ob ich gleich noch mehrere im Vorrathe hätte, weil dieſe ſchon ſattſam zeigen werden, wie man ſich auf eine mannigfaltige Art in allerley Materien verſuchen könne.

* * *

Von dem verderblichen Religionseifer und der heilſamen Duldung aller Religionen.

Allerſeits hochzuehrende Herren!

Alle diejenigen, ſo ein allerhöchſtes Weſen glauben, welches durch ſeine uneingeſchränkte Weisheit, Macht und Güte dieſes wunderwürdige Weltgebäude hervorgebracht hat; alle diejenigen, ſo davor halten, daß dieſer Urheber der Welt noch bis auf dieſe Stunde ein wachſames Auge über ſeine Geſchöpfe habe, und ſonderlich die Vernünftigen immer glückſeliger zu machen ſuche; alle diejenigen, ſage ich, haben eine Religion. Ich will hiermit nicht behaupten, daß die bisher erwehnten Stücke allein das Weſen der ganzen Religion ausmachen: Es kommen freylich noch mancherley äuſſerliche Handlungen der Menſchen dazu, womit ſie ihre innerliche Gedanken von Gott und göttlichen Dingen zu verſtehen geben, wodurch ſie ihre Ehrerbietung, ihre

Liebe und ihr Vertrauen gegen ein ſo majeſtätiſches, gütiges und mächtiges Weſen an den Tag legen; wodurch ſie endlich ſeinen durch ihre Laſter erregten Zorn zu beſänftigen trachten. Indeſſen iſt es gewiß, daß jenes der rechte Grund und das Hauptwerk, dieſes aber nur äuſſerliche Kennzeichen und Früchte der Religion ſind, die als natürliche Folgen aus der Erkenntniß angeführter Lehrſätze flieſſen. Wer ſieht aber nicht aus dieſer allgemeinen Beſchreibung der Religion überhaupt, daß es in derſelben vielerley mögliche Veränderungen geben könne? Ja wer iſt unter uns ſo fremde und ſo unbekannt in der Welt, der nicht wiſſen ſollte, daß man wirklich auf dem Erdboden unzähliche Spaltungen unter denen antreffe, die doch, wenn ſie wieder die Feinde der Religion ſtreiten, alle zu einer Partey gehören. Nicht nur die äuſſerlichen Ceremonien, nicht nur die Gewohnheiten in Verrichtung des Gottesdienſtes, ſelbſt die innerlichen Gedanken und Meynungen von Gott ſind bey den Einwohnern der Erden auf eine wunderbare Weiſe unterſchieden. Und daher entſteht die ungezählte Menge der Religionen. Hilf ewiger Gott! was für ein trauriger Anblick ſtellet ſich hier vor meine Augen? So viel ich Religionen in der Welt wahrnehme, ſo viel feindſelige Parteyen erblicke ich, die nichts, als Gift und Galle, die nichts, als Eifer und Rache, in ihren Herzen kochen, und denſelben alle Augenblick, mit unglaublicher Freude, auf ihre Wiederſacher auszuſchütten begierig ſind. Ich ſehe alle das Unheil, alle den Jammer, alle das Elend und Herzleid, ſo der Unterſchied der Religionen auf dem Erdboden vom Anbeginn der Welt bis auf dieſe Stunde angerichtet hat. Und meine Herren werden es mir vermuthlich vergönnen, daß ich dieſen meinen Betrachtungen weiter nachgehen und theils von dem verderblichen Religionseifer, theils auch von der heilſamen Duldung fremder Glaubensgenoſſen einige Worte machen möge.

Sollte man ſichs doch nicht einbilden, ſollte man es doch nicht glauben, daß dasjenige, welches, der göttlichen Abſicht nach, für das menſchliche Geſchlecht eine Quelle aller Glückſeligkeit ſeyn ſollte, ein Brunn und ein Urſprung tauſendfaches Unglückes werden könnte. Allein die Religion iſt durch den unvernünftigen Eifer ihrer Verfechter in den Stand geſetzet, daß ſie uns hievon eine ausnehmende Probe geben kan. Das allerheilſamſte von der ganzen Welt iſt zu gleicher Zeit das allerverderblichſte. Was die Menſchen glücklich machen ſoll, hat ſie leider ſehr oft in den Abgrund alles Unglückes geſtürzet. Ich ſage zu wenig. Das meiſte Blut, ſo jemals die Erde in ſich getrunken, iſt durch die Religion vergoſſen worden. Ich ſage noch zu wenig. Die Religion hat mehr Menſchen gefreſſen, als das Schwerdt jemals ermordet hat, als das Waſſer jemals erſäufet, als das Feuer jemals verzehret hat. Sie zweifeln wie ich ſehe, hochgeehrte Herren, an der Wahrheit meiner Rede. Wohlan ich will ſie erweislich machen. Schlagen ſie alle Geſchichtbücher nach, ſo die Begebenheiten der alten und neuen Welt beſchrieben haben: So werden alle Blätter von den blutigen Religionskriegen Zeugniſſe ablegen. Die Jüden haben mit den Heyden, die Heyden mit den Chriſten, die Chriſten mit den Türken, von allen Zeiten her um nichts ſo ſehr, als um den Glauben geſtritten. Eine Religion iſt ſo oft wieder alle, und alle wieder eine geweſen. Und was für Blut iſt dabey nicht verſprützet worden? Ich führe ſie mit mir durch alle vier Welttheile, durch alles feſte Land, und durch alle bewohnte Inſeln. Was erblicken ſie daſelbſt anders, als verwüſtete Städte, verheerte Länder, und von Blut aufgeſchwollene Ströme? Und dieſes alles ſind Merkmale eines blutdürſtigen und unauslöſchlichen Religionseifers. Alle Nationen treten mit verwundeten Häuptern vor unſre Augen, und ſo bald wir ſie nach der Urſache ihrer Beſchädigung fragen, geben ſie einhellig zur Antwort, daß ſie ſich dieſelbe blos um der Religion halber ſo blutig geſtoßen. In Aſien kan uns Japan von vielen tauſend Hirnſchalen abgeſebelter Chriſtenköpfe ganze Berge aufwerfen. In Africa können die von den Saracenen vertilgeten Chriſten mit ihrem Blute das halbe mittelländiſche Meer färben. In America ſind alle daher gebrachte Schätze nicht zulänglich, die Anzahl ſo vieler Millionen Menſchen zu erreichen, die um der Religion halber ihr Leben gelaſſen. Was ſoll ich von Europa ſagen? Dieſer unſelige Welttheil iſt vor allen andern allezeit ein Sitz und Schauplatz des allergrauſamſten Religionseifers geweſen. Ich gedenke nicht an die wütenden Verfolgungen der alten Zeiten. Ich übergehe die tyranniſchen Monarchen der Römer, welche oft in einem Tage mehr Menſchen erwürgen laſſen, als in ganzen Jahren gebohren werden. Die heutiges Tages, oder doch zu unſrer Väter Zeiten, geführeten Religionskriege geben uns Beweisthümer genug an die Hand. In Spanien rauchen ja die Scheiterhaufen noch, die das entſetzliche Inquiſitionsgerichte anzünden laſſen. In Frankreich ſchwimmet noch alles von dem Blute der Hugenotten; maßen die Seine kaum Waſſer genug gehabt, die Straßen in Paris von den Ueberbleibſeln einer grauſamen Hochzeit zu ſaubern. Was hat es in Engelland und Schottland nicht für Köpfe gekoſtet, ehe die proteſtirende Religion in den Schwang gebracht worden iſt? Und was für eine Menge ermordeter Chriſtengebeine könnten uns nicht die Niederlande aufweiſen, welche von alle dem Religionseifer eines grauſamen Herzogs von Alba zeugen? Selbſt Deutſchland ſeufzet noch über das in einem 30jährigen Religionskriege vergoſſene Bürgerblut. Der weiſſe Prager Berg hat noch zur Zeit die rothen Flecken nicht verlöſchen laſſen, die von dem Glaubenseifer zwoer Armeen ein glaubwürdiges Zeugniß abſtatten. Und das edle Sachſen, das Herz Germaniens, zeiget uns noch die Plätze, wo ſo wohl Könige als Fürſten ihr Leben eingebüſſet, wenn ſie die Glaubensfreyheit ihrer Religionsverwandten zu vertheidigen, den Degen gezücket. Doch wo gerathe ich hin? Und muß ich nicht beſorgen, durch eine allzugroſſe Weitläuftigkeit ihnen, hochgeehrete Herren, einen Verdruß zu erwecken? Sie ſelber erkennen ſchon die Wahrheit meines vorigen Satzes. Sie ſehen aber auch wohl, daß ich dieſes alles in keiner andern Abſicht vorgebracht habe, als die Glückſeligkeit des menſchlichen Geſchlechts zu beſchreiben, die es von einer allgemeinen Duldung der Religionen zu hoffen hätte. Ich habe es hierinnen wie ein Maler gemacht, der die Nacht deswegen ſchwarz malet, damit das helle Tageslicht deſto deutlicher in die Augen fallen möge.

O wie ſelig! o wie glücklich und vergnügt würden die Sterblichen in der Welt leben, wenn entweder allenthalben eine völlige Uebereinſtimmung der Meynungen, und Gleichförmigkeit der äuſſerlichen Ceremonien im Gottesdienſte herrſchen möchte; oder doch zum wenigſten eine allgemeine Religionsfreyheit eingeführet wäre! Alle Verſtändige haben ſich längſt darüber vereiniget, daß die Einigkeit und Geſellſchaft das einzige Mittel ſey, das menſchliche Geſchlecht glücklich zu machen.

Was iſt nun dieſer Freundſchaft mehr zuwieder, als Krieg, Mord, Blutvergieſſen und Verwüſtungen? Und wieviel Kriege würden nicht nachbleiben, wenn der Religionseifer in den Herzen der Menſchen einmal gedämpfet wäre, wenn man einen jeden den Trieben ſeiner Andacht folgen und einer ungeſtörten Gewiſſensfreyheit genieſſen lieſſe. Die Religionskriege ſind ordentlich die allerheftigſten. Und daher kan man leicht denken, was für Veränderungen es geben würde, wenn auch nur dieſe allein abgeſtellet würden. Fürwahr Spanien würde nicht ſo von Einwohnern entblößet ſeyn, Frankreich wäre nicht ſo von Kräften gekommen, Brittanien würde nicht ſo vielen Aufrühren unterworfen ſeyn, als man wohl itzo ſiehet. Alle Länder würden gegen einander, und alle Provinzen derſelben unter ſich in beſtändigem Vertrauen leben; eines würde des andern Glückſeligkeit weit williger, als itzo geſchiehet, befördern. Ja zeiget nicht der heutige Zuſtand der Welt zur Gnüge von der Gewißheit meines Satzes, indem ja ein Volk, alsdenn erſt anfänget glücklich zu werden, wenn es, entweder aus Furcht, oder aus Eigennutz ſeinem Religionseifer Schranken ſetzet; hingegen alſobald in Abnahme geräth, wenn es ſeiner unzeitigen Begierde, den Glauben zu ſchützen, unbeſonnener Weiſe den Zügel ſchieſſen läſſet.

Iſt es ferner eine bey den gröſten Statiſten längſt ausgemachte Sache, daß die Menge der Einwohner eine Stadt, und der Ueberfluß der Unterthanen ein Reich glücklich mache: So iſt ja abermal ſonnenklar zu ſpüren, was die Duldung aller Religionen für einen unvergleichlichen Nutzen ſchaffen werde. Warum iſt Deutſchland ſo volkreich, als darum, weil alle drey Parteyen der chriſtlichen Religion darinnen ihrer Freyheit genieſſen können. Und woher iſt Holland zu einer ſo wunderwürdigen Macht gelanget, als weil es allen Völkern der Welt die unſchätzbare Gewiſſensfreyheit erlaubet? Und ich getraue mir wohl zu ſagen, daß dieſe Grundregel der niederländiſchen Republik allen Staatskünſten eines verſchmitzten Mazarins und Richelieu, weit weit vorzuziehen, und daher allen Prinzen und Regenten des Erdbodens auf das nachdrücklichſte anzubefehlen ſey.

Ich ſehe nicht, was allhie mit einigem Scheine der Wahrheit zum Einwurfe dienen könnte. Doch eins fällt mir bey: Die Vernunft ſelbſt lehrt uns ja, ſpricht man, daß die Wahrheit über alles zu ſchätzen ſey, und daß man zu ihrer Vertheidigung und Ausbreitung, Gut und Blut, Leib und Leben zu wagen verbunden ſey. Ganz recht; dieſes zu leugnen iſt mir niemals in den Sinn gekommen. Allein ſage mir, du hitziger Religionseiferer, was iſt Wahrheit? Und welches iſt diejenige Partey, die hierinn allen übrigen den Vortheil abgewinnen kan. Sage nicht, die römiſch catholiſche Kirche ſey der Mittelpunkt der Wahrheit, und die einzige Religion darinnen man ſeiner Seligkeit halber ſicher ſeyn könne. Ich weis, du biſt davon feſt überredet, und die ganze Kirche, wie du ſprichſt, oder deutlicher zu ſagen, alle deine Religionsverwandten ſtimmen mit dir überein. Was dünkt dich aber? Ein Türke hält ſich auch für einen Muſelmann, für einen Rechtgläubigen. Ein Chineſer glaubt auch, daß er die älteſte und beſte Religion habe. Wer hat von euch dreyen recht? Wer ſoll Macht haben, die andern zu verfolgen? Confucius gilt bey der einen Partey ſo viel, als Mahomet bey der andern Und der Mufti hat eben ſo viel Anſehen bey ſeinen Glaubensgenoſſen, als der Pabſt bey euch Römiſchcatholiſchen. Wer wird dieſen Streit beylegen? Giebt es nicht ferner in dem Chriſtenthume ſelbſt Trennungen genug? Habeſſinien hat, ſeiner Meynung nach, die wahre Lehre der Apoſtel beybehalten. Die griechiſche Kirche rühmt ſich ein gleiches. Und die lateiniſche meynet, daß dieſer Vorzug ihr zugehöre. Wem ſoll ich glauben? Oder welcher Partey will man das Recht geben, die andern zu verketzern, zu verfolgen und zu vertilgen? Doch geſetzt, die römiſche Kirche wäre dasjenige, wovor man ſie ausgiebet: Wäre es denn vernünftig alle andere Religionen zu unterdrücken und ihre Anhänger zu ihrer Partey zu zwingen? Keineswegs. Was iſt es, warum ſie mit einander ſtreiten? Meynungen ſind es; Meynungen, die ſich gewiß mit Stahl und Flammen nicht einſtößen laſſen. Es gehören weit andere Mittel dazu, wenn man Irrthümer wiederlegen, und den Gemüthern der Menſchen Wahrheiten beybringen will. Die ſpaniſchen Henkersknechte und die franzöſiſchen Dragoner haben zwar unzähliche Heuchler, aber keinen einzigen wahrhaftigen Catholiſchen gemachet; Die Seele iſt ein freyes Weſen, und der Verſtand läßt ſich nicht zwingen. Je mehr man ihn nöthiget, etwas anzunehmen, was er für falſch hält, deſto mehr empöret er ſich. Und wenn gleich der Mund endlich nachgiebt, ſo bleibet doch das Herz unbeſieget. Sagen ſie nunmehro ſelbſt, hochgeehrte Anweſende, ob nicht der Religionseifer eine höchſt verderbliche, die Duldung fremder Glaubensgenoſſen hingegen eine höchſt nützliche und vernünftige Sache ſey.

Ach was für traurige Gedanken erfüllen hierauf einmal meine Seele! Ich habe mir bishero Gewalt angethan, mit keinem einzigen Worte an die grauſamen Mordgeſchichte zu gedenken, die unſern allerliebſten Glaubensbrüdern im verwichenen Jahre ſo viel Thränen ausgepreſſet, zugleich aber uns das Schwerdt durchs Herz geſtoßen haben. Ach aber ich kan dieſen Zwang nicht länger erdulden! Ich muß den Bewegungen meines innerlichen Schmerzens Raum geben. O wenn es mir nur nicht an beweglichen Worten hierzu fehlen möchte! O wenn mich doch Natur und Kunſt, denen gröſten Rednern, die jemals gelebet haben, gleich gemacht hätten: So wollte ich dieſe Geſchicklichkeit mit der inwendigen Betrübniß meiner Seelen vereinbaren, und alles ſo jämmerlich, ſo beweglich und nachdrücklich abſchildern, daß allen, die mich hören, blutige Thränen aus den Augen dringen ſollten. Welche Gelegenheit wäre wohl geſchickter, eine beſſere Materie dazu zu verſchaffen, als eben dieſe? Was ſehen wir vor unſern Augen? Eine groſſe Anzahl ermordeter Leichname, lauter enthauptete Menſchenkörper; doch was, Menſchen? Chriſtenkörper, Körper unſerer eigenen Religionsverwandten, welche alle ihre Wohlfahrt in den Händen eines barbariſchen Volkes ſehen, ihre Häupter dem blutdürſtigen Henkerſchwerdte hinſtrecken, und ihr unſchuldiges Blut, ach daß ich es ſagen muß! ihr unſchuldiges Blut mitten auf dem Markte einer evangeliſchen Stadt verſprützen müſſen. Ich ſehe, daß ſich die rothbeſprengten Steine entſetzen, und gleichſam erzittern. Ich höre dieſe ſtumme Creaturen um Rache ſchreyen. Ihr aber könnt ſo unempfindlich ſeyn, ihr grauſamen Feinde der Evangeliſchen? Haben denn eure Herzen die gefühlloſe Natur dieſer unbelebten Steine an ſich genommen, daß auch ein ſo trauriger Anblick keinen Eindruck zu machen vermögend iſt? Ja, ja ihr ſeyd keine Menſchen mehr. Wilde Thiere ſind mitleidiger, als ihr. Felſen, ſinnloſe Felſen ſeyd ihr, wo ich nicht irre. Doch ich irre, ich irre freylich, denn ihr ſeyd dieſer Abbildung nicht einmal werth. Ja wenn ihr noch das Blut der Erwürgeten mit gleichgültigen Augen angeſehen hättet; wenn ihr weder Freude noch Betrübniß an euch hättet ſpüren laſſen: So könnte man euch noch mit Steinen, mit unempfindlichen Steinen in eine Claſſe ſetzen. Itzo aber iſt eure Gemüthsart weit abſcheulicher. Ihr ſeht ein ſo blutiges Mordgerüſte mit Vergnügen an. Jeder Schwerdtſtreich des Henkers bringt euch eine neue Luſt. Und ſo viel Häupter ihr von den Rümpfen ſpringen ſehet, ſo vielfach iſt das Jubelgeſchrey, welches von euren Lippen erſchallet. O barbariſche Tyranney! O unmenſchlicher Religionseifer! Saget ſelbſt, ihr blutdürſtigen Seelen, wäre es uns zu verdenken, wenn wir euch alles Unglück auf den Kopf, und den allerſtrengeſten Zorn Gottes wünſchen möchten. Dieß wäre ja die allergeringſte Rache, dazu uns eine ſolche Beleidigung anflammen könnte. Doch behüte Gott! daß wir dieſes thun ſollten. Wir hüten uns ſelbſt vor den Religionseifer, der nichts anders als Verderben anzurichten geſchickt iſt. Ihr lebet, grauſame Feinde! Und wir wünſchen euch ſo lange zu leben, bis ihr zur Erkenntniß eurer Ungerechtigkeit kommet, und das unſchuldige Blut unſerer Brüder mit euren eigenen Thränen abwaſchen werdet.

◆ ◆ ◆

Ein Juriſt muß ein Philoſoph ſeyn.

Meine Herren,

Kein Satz dünkt mich wahrhafter zu ſeyn, als der Ausſpruch eines der berühmteſten alten Römer: Daß nemlich dem menſchlichen Geſchlechte von den unſterblichen Göttern, oder damit ich es nach unſerer Art ausdrücke, von dem ewigen Gotte kein herrlicher Geſchenk verliehen worden, als die Weltweisheit. Sie insgeſamt, meine Herren, ſind öffentliche Lehrer der Philoſophie. Wie nun kein Künſtler leicht ſeine Kunſt, kein Meiſter ſeine Wiſſenſchaft zu verachten pfleget: Alſo überhebet mich dero allerſeits vermutheter Beyfall der Mühe, dieſen trefflichen Satz weitläuftig zu erklären und zu behaupten. Wer weis es nicht, daß die Weltweisheit ein vernünftiges und gründliches Erkenntniß derjenigen Dinge ſey, die uns glücklich machen können? Und wer geſteht es nicht, daß die Wiſſenſchaft der Glückſeligkeit das allervortrefflichſte iſt, was ſich ein verſtändiges Weſen wünſchen und von dem Urheber aller Dinge hat erlangen können?

Ich weis wohl, daß die Verächter der Philoſophie mir gleich bey der Beſchreibung der Weltweisheit Einwürfe genug machen könnten. Ich habe aber ein ſolches Vertrauen zu meiner guten Sache, daß ich mich vor allen ihren Einwendungen gar nicht fürchte. Es bleibt dabey: Die Philoſophie zeigt uns den Weg zur wahren Glückſeligkeit: Wenn man gleich dieſe Ehre gemeiniglich der Religion einzuräumen gewohnet iſt. Dieſe Meynungen wiederſprechen einander nicht: Beyde ſind vielmehr feſt und wohlgegründet. Gewiſſermaßen iſt die Weltweisheit und Religion nur dem Grade nach unterſchieden. Ja es giebt Leute, die vielleicht nicht ohne Urſachen die Grundſätze der Religion für die Philoſophie der Einfältigen, die Philoſophie hingegen für die Religion der Gelehrten anſehen. Doch ich mag dieſen ſeltſamen Satz nicht ernſtlich vertheidigen.

Was iſt bey dem allen mehr zu bedauren, meine Herren, als daß dieſes ſo vortreffliche Geſchenke Gottes von dem undankbaren menſchlichen Geſchlechte ſo geringſchätzig gehalten wird? Wie wenige giebt es, die ſich Schüler oder Liebhaber der Weisheit nennen wollen? Oder da ſich einige finden, die ſolches thun, wie bald werden ſie dieſes Namens überdrüßig? So gar der hochtrabende Name eines philoſophiſchen Lehrers wird ſolchen Gemüthern bald zur Laſt: So bald ſie ſichs nemlich in den Kopf kommen laſſen, nach höhern Beywörtern zu ſtreben, zu einem deutlichen Beweisthume, daß ſie die Vortrefflichkeit deſſelben noch nicht eingeſehen, und ihn alſo ganz unwürdig geführet haben. Wer hat aber Schuld an dieſem Uebel, als die verkehrte Einrichtung unſrer altfränkiſchen hohen Schulen; die den höchſten Gipfel der menſchlichen Vollkommenheit in die unterſte Claſſe geſetzet, und das herrlichſte Geſchenke Gottes der geringſten unter allen vier Facultäten zur Beſchäfftigung angewieſen hat.

Die Philoſophie ſollte billig den Vorſitz auf Academien haben; denn ſie iſt der Inbegriff aller übrigen ſo genannten höhern Facultäten. Der Gottesgelehrte muß von ihr die natürliche Theologie und Sittenlehre; der Rechtsverſtändige das Recht der Natur und die Politik; der Arzt aber die Naturwiſſenſchaften erborgen. Alle dreye beſchäfftigen ſich mit der Vernunftlehre, deren Lehrſätze ſie unmöglich entbehren können, wenn ſie nicht, wie die Blinden im Finſtern, tappen wollen. Dergeſtalt hält nun die Weltweisheit alles dasjenige in ſich, was die übrigen Facultäten nur ſtückweiſe abhandeln: Und ohne ſie kan und pflegt nicht viel gründliches geſagt zu werden. So fruchtbar iſt dieſe geſegnete Quelle aller Wiſſenſchaften, daß ſie ſich zwar unaufhörlich mit vollen Strömen des Erkenntniſſes auf die ganze Gelehrſamkeit ergieſſet, aber ſelbſt keiner fremden Hülfe bedürftig iſt. Und wer dem hellen Sonnenkörper einen Vorzug vor allen dunkeln Planetenkugeln einräumet, die alle ihr Licht und Leben von ſeinen Stralen empfangen, der wird auch der Weltweisheit vor allen übrigen Theilen der Gelehrſamkeit ihren Vorrang nicht abſprechen können.

Dieſes iſt es zum Theil, meine Herren, was ich mich vor einiger Zeit in einer Rede darzuthun anheiſchig gemacht habe. Die Rechtsgelehrſamkeit war es, davon ich zu zeigen verſprach, daß ſie ohne die Beyhülfe der Weltweisheit eine lautere Rabuliſterey und ein ſo genannter Juriſt ohne die Philoſophie ein zänkiſcher Practikenmacher zu nennen ſey. Vermeſſenes Vorhaben! würde hier mancher denken, der die Weltweisheit kaum dem Namen nach kennet, und durch den ins Gedächtniß gefaßten Schlendrian gewiſſer vor Gericht üblicher Formeln, der geſunden Vernunft und Tugend zum Trotze ſein Brod zu verdienen gelernet hat. Doch zu allem Glücke habe ich itzo ſolche Leute nicht vor mir: Und wenn ich ſie gleich vor mir hätte, würde ich ſie doch nicht eines andern überreden können. Wem die güldene Praxis einmal

mal Augen und Verſtand geblendet hat, der ſehe die deutlichſten Wahrheiten, wie ein Maulwurf das Sonnenlicht, an. Ja ſo erleuchteten Gemüthern hergegen, als die ihrigen ſind, meine Herren, wird es nicht ſchwer fallen, meinen Satz zu behaupten: Wenn ich mich nur, wie ich ſehnlich wünſche, ihrer geneigten Aufmerkſamkeit verſichert halten kan.

Ich habe einen Mann von beſonderer Einſicht ſagen gehöret: Daß der allerwenigſte Theil der Gelehrten dieſen Namen mit Recht führe; ſondern daß die meiſten nur für ſtudirte Handwerksleute zu achten wären. Ein ſo ſeltſamer Satz machte mich neugierig den Beweis davon zu hören; und es koſtete mich nichts mehr als eine Frage, deſſelben theilhaftig zu werden. Ein Gelehrter, hieß es, wird eigentlich wegen der Vollkommenheiten ſeines Verſtandes dieſes Namens werth geachtet. Die beſondre Einſicht in die Natur aller Dinge, und den Zuſammenhang der Wahrheiten macht den Begriff einer gründlichen Gelehrſamkeit aus. Daran fehlt es aber allen denen, die mit dem Gedächtniſſe und nicht mit dem Verſtande ſtudiren. Sie lernen das Handwerk eines Predigers, Advocaten und Arztes, eben ſo wie andre das Schneider und Schuſterhandwerk lernen. Ihre Abſicht iſt nicht am Verſtande vollkommener zu werden, die Verknüpfung der Urſachen mit ihren Wirkungen, der Mittel und Abſichten einzuſehen; ſondern Brod zu verdienen. Daher kömmt es, daß wir ſo viel ungelehrt Gelehrte haben, daher kömmts, daß die Zahl wahrer Gelehrten ſo klein, der ſtudirten Handwerksleute aber ſo ungemein groß iſt.

Wenn ich dieſer Sache etwas nachdenke; ſo finde ich, daß eigentlich die Philoſophie einen Studirenden zu einem wahrhaften Gelehrten machet: Denn ſie iſt eigentlich dasjenige, was den Menſchen ſeine Vernunft recht brauchen lehret. Ihr allererſter Theil handelt ja von den Kräften unſeres Verſtandes, von Wahrheit und Irrthum, von guten und ſchlechten Begriffen, von richtigen und falſchen Urtheilen von regelmäßigen und unrichtigen Schlüſſen. Die Vernunftlehre läßt uns den Unterſchied zwiſchen Wiſſenſchaften u. Meynungen, zwiſchen Glauben und Wahn, zwiſchen Ueberführung und Ueberredung anmerken. Sie lehrt uns andrer Leute Lehren prüfen, Irrthümer wiederlegen, die Wahrheit behaupten und unſern Wiederſachern das Maul ſtopfen. Wir wollen ſehen, ob ein Juriſt dieſer Dinge wohl entbehren könne.

Der allergeringſte Rechtshandel ſetzt eine gewiſſe Wahrheit zum Grunde. Man ſtreitet allezeit wegen eines Satzes, den die eine Partey behauptet, die andre aber leugnet, und es iſt ſehr ſchwer zu erkennen, wer von beyden Theilen Recht hat. Unzählige Umſtände machen einen Richter oft ſo verwirrt, daß er weder aus noch ein weis. Kläger und Beklagte laſſen ſichs angelegen ſeyn, durch tauſend Ränke ſeinen Verſtand zu blenden, und durch mancherley Künſte ein geneigtes Urtheil von ihm zu erſchleichen. Hier, hier iſt Einſicht vonnöthen, das Wahre von dem Falſchen, das Erwieſene vom Ungewiſſen, das Billige vom Unbilligen zu unterſcheiden. So groß auch die natürliche Fähigkeit bey einigen Menſchen ſeyn kan, ſo reichet ſie doch lange nicht zu, allezeit aus einem ſolchen Labyrinthe verworrener Zänkereyen glücklich und ohne fremde Beyhülfe den Ausgang zu finden. Die Vernunftlehre vertritt hier Ariadnens Stelle. Sie reichet ihrem Lehrlinge den vortheilhafteſten Leitfaden, ſich aus allen Schlupfwinkeln leicht herauszu finden. Fürſprecher und Richter müſſen blind ſeyn, wenn ſie den Nutzen dieſer philoſophiſchen Wiſſenſchaft nicht erkennen wollen.

Ja, ſpricht man, wenn wir nicht von Natur eine Vernunft zu urtheilen hätten: So könnte uns vielleicht die Logik in der Rechtsgelahrtheit einigermaßen nöthig ſeyn. Allein was brauchtes itzo vieler Vernünfteleyen? Der Landesherr wills ſo haben: Das Geſetz muß gelten, wenn gleich noch ſo viel nach den Regeln der Vernunftlehre darwieder einzuwenden wäre. Der Einwurf hat einigen Schein, weil er was wahres in ſich begreift. Jch gebe es zu, daß in einigen Fällen die Geſetze ganz leicht auf die vorkommenden Fälle gedeutet werden können. Allein iſt denn dieſes allezeit ſo leicht? Wie ſchwer hält es oft, die Rätzel unſrer Geſetzgeber aufzulöſen? Wie ſchwer iſt es zuweilen, die Scheingründe der Parteyen zu entblößen; die falſchen Schlüſſe, darauf ſie trotzen, zu vernichten; und alſo das Recht aus den dicken Wolken ans Licht zu ziehen, darein es Eigennutz und Bosheit gehüllet haben. Hierzu gehört warlich ein mehr als gemeiner Verſtand. Hier muß man die Auslegungskunſt, einen Theil der Vernunftlehre, wohl inne haben. Hier muß man geübte Sinne beſitzen, nicht etwa Licht und Finſterniß, Tag und Nacht zu unterſcheiden; nein, dieſes können auch Kinder ohne alle Mühe thun: Man muß einen falſchen Edelſtein vor einem ächten, verfälſchtes Metall vor lauterm Golde, ein betrügliches Irrlicht vor einem ſichern Wegweiſer zu erkennen wiſſen. Geht hin, ihr Rabuliſten, und thut dieſes ohne die Regeln der Vernunftlehre: So will ichs euch zugeben, daß ein Juriſt der Weltweisheit entbehren könne.

Doch nein, ich übereile mich. Geſetzt die natürliche Vernunft wäre ohne alle Verbeſſerung zulänglich einen Rechtshandel ordentlich zu unterſuchen und zu entſcheiden: So iſt doch die ganze Philoſophie deswegen einem Juriſten nicht unnöthig. Wo bliebe das Recht der Natur, eine wichtige philoſophiſche Wiſſenſchaft, darauf ſich alle bürgerliche und göttliche Rechte gründen müſſen; wenn ſie nicht ungerecht ſeyn ſollen? Warlich dieſe Wiſſenſchaft ſcheint einem Rechtsgelehrten unentbehrlich zu ſeyn: Und das aus folgenden Urſachen.

Ein Richter iſt wohl ohne Zweifel ein Rechtsgelehrter, oder er ſollte es zum wenigſten ſeyn. Ein Richter ſoll ſtreitende Parteyen entſcheiden; das iſt, er ſoll ſagen, wer von beyden Recht oder Unrecht hat. Wie iſt nun das möglich; wenn er ſelbſt nicht weis, was Recht oder Unrecht iſt? Das kan er aber ohne eine gute Einſicht in das natürliche Recht nimmermehr wiſſen. Ich weis es wohl, daß die Richtſchnur aller ſeiner Urtheile, ihm bereits in den Landesgeſetzen vorgeleget und angewieſen worden. Ein Richter ſoll nichts anders ſprechen, als was das Oberhaupt ſeiner Stadt ihm anbefohlen hat, und haben will. Allein ſoll er denn deswegen ganz blind ſeyn, und ſelbſt nicht ſehen, ob das, was er ſpricht, Recht oder Unrecht ſey? Soll er nur, als ein todtes Echo, die Willensmeynung ſeines Fürſten nachbeten, und ſelbſt nicht begreifen, ob es billig oder unbillig ſey, was in den Geſetzen verordnet worden? Ich wills nicht hoffen, daß jemand eine ſolche Unvernunft als die Eigenſchaft eines guten Richters angeben wird. Folglich muß ein Richter nothwendig das Geſetz der Natur verſtehen.

Der bloße Wille eines Fürſten macht nichts recht, was nicht ſchon vorhin ſeiner innern Natur und Beſchaffenheit nach recht und billig geweſen. Selbſt der Befehl des allerhöchſten Weſens kan keine Handlung gut oder böſe machen, die es nicht ſchon vorhin ihrem innern Weſen nach geweſen wäre. Folglich hat ein Rechtsgelehrter bey allen ſeinen Geſetzen, Statuten, Gebräuchen und Herkommen an und vor ſich ſelbſt nicht die geringſte Sicherheit. Wer will ihn verſichern, daß Juſtinian lauter billige Dinge anbefohlen habe; wenn er nicht die Uebereinſtimmung ſeiner Geſetze mit den unveränderlichen Regeln der geſunden Vernunft, und der ewigen Geſetze der Natur einſiehet? Es iſt wohl wahr; Solon und Lycurgus, Minos und Rhadamantus, Numa und Pompilius und der groſſe Tribonianus ſind verſtändige, kluge, gerechte und anſehnliche Leute geweſen. Die Ehrerbietung, ſo wir ihnen ſchuldig ſind, befiehlt uns zu glauben, daß ſie mit Wiſſen und Willen nichts unbilliges in ihre Geſetze gebracht haben. Allein waren ſie denn keine Menſchen? Konnten ſie nicht irren? Oder kan dasjenige, was in Athen, Sparta, Rom und Conſtantinopel vormals recht und billig geweſen, itzo in Wien und Hamburg, in Breßlau und Leipzig, in Frankfurt und Nürnberg nicht ungerecht, nicht unbillig ſeyn? Derjenige muß die Verſchiedenheit der

Republiken nicht kennen, der griechiſche, römiſche und deutſche Völker nach einerley Geſetzen richten will. Und wie nöthig wird es alſo einem Rechtsgelehrten ſeyn, die alten Geſetze zu unterſuchen, ſie mit dem Zuſtande ſeiner Republik und den Regeln der geſunden Vernunft zuſammen zu halten. Tribonianus ſelbſt und alle alte Juriſten, deren Weisheit wir in ihren Anſchlägen und Beantwortungen ſchwerer Rechtsfragen bewundern, dieſe ſelbſt, ſage ich, haben ſich niemals blinde und unverſtändige Schüler gewünſchet.

Es iſt ein bekanntes und zugleich ſehr wohl gegründetes Sprichwort, daß das höchſte Recht oftmals das allergrößte Unrecht werde. Man will damit ſo viel ſagen, daß diejenigen, die gar zu ſehr an dem Buchſtaben der Geſetze kleben, denen Abſichten der Geſetzgeber oft ganz zuwieder handeln. Es iſt bekannt, daß faſt alle Geſetze durchgehends gar zu allgemein abgefaſſet werden. Dieſer Fehler iſt auch nicht zu vermeiden. Wer würde der überhand nehmenden Bosheit Wiederſtand thun, und frechen Gemüthern ein Gebiß ins Maul legen können, wenn man nur etliche Diebſtähle nur etliche Gewaltthätigkeiten, nur etliche Mordthaten verbieten wollte? Man muß die Geſetze durch allgemeine Redensarten ausdrücken, und dadurch die Frevler im Zaume halten. Man muß durch die Scheine des Rechts ihren Ausflüchten zuvorkommen: Und geſetzt, daß man dabey etwa der Sache zuviel thäte; ſo muß es der Klugheit des Richters anheim geſtellet bleiben, zu rechter Zeit eine Ausnahme von der allgemeinen Regel zu machen. Dieſes nennen die Rechtsgelehrten, nach der Billigkeit verfahren: Und dieſe Billigkeit, die man ohne die höchſte Ungerechtigkeit von den Gerichtſtäten nicht verbannen kan, giebt einen neuen Beweis an die Hand, meinen Satz zu behaupten. Einfältige Richter, die vom Rechte der Natur nichts verſtehen, ſind ungeſchickt, die beſondern Handlungen nach ihren eigentlichen Umſtänden zu beurtheilen. Eine Kleinigkeit macht ja oft, daß das deutlichſte Geſetz, auf dieſen oder jenen Fall ſich nicht ſchickt. Der Richter muß alſo die geſunde Vernunft dem Buchſtaben des Geſetzes vorziehen. Er muß wiſſen, in wie weit, und warum er davon abzugehen habe. Es iſt leichter einen Mohren weiß zu baden, als dieſe Behutſamkeit im Urtheilen, ohne ein gründliches Erkenntniß des natürlichen Rechts zu erlangen.

O welch ein weitläuftiges Feld ſtünde mir nunmehro offen, die Verächter der Weltweisheit auf das empfindlichſte zu beſchämen, wenn ich dergleichen Leute unter ihnen, meine Herren, vor mir hätte. Wie nachdrücklich würde ich ihnen ihre Unwiſſenheit, und ihre rabuliſtiſche Rechtsgelehrſamkeit vorrücken. Wie manchen Scherz würde mir ihr wohlhergebrachter Gerichtsſchlendrian an die Hand geben, wenn ich einige auserleſene Brocken davon in ihrer lächerlichen Geſtalt abbilden wollte. Allein mit abweſenden Feinden mag ich nicht zanken. Dieſes verſchloſſene Zimmer trennet mich von allen denen unphiloſophiſchen Rechtsgelehrten, unter derer Laſt unſere Rathhäuſer ſeufzen. Ich liebe kein Spiegelfechten, und mag keine Luftſtreiche thun. Ja es iſt alſo Zeit, daß ich meine bisherige Abhandlung abbreche, und ſie der Beurtheilung meiner hochzuehrenden Herren unterwerfe.

* * *

Socrates, ein unüberwindlicher Weltweiſer.

Meine Herren!

Ohne Zweifel ſchwebt es ihnen allerſeits noch in friſchem Andenken, daß vor weniger Zeit auf dieſer Stelle, die unüberwindliche Stärke eines wahrhaftig weiſen Mannes, in einer ſo gründlichen als angenehmen Rede aufgeführet worden. Ich meines theils muß es, der Wahrheit zum Ruhme, geſtehen, daß ich dieſelbe nicht nur mit Vergnügen angehöret; ſondern auch die Kraft ihrer Beweisgründe aufs lebhafteſte empfunden habe. Was ſoll ich viel ſagen? Ich bin völlig überführet, daß die wahre Weisheit ganz unüberwindliche Tugendhelden mache; und was wollte ich lieber, als daß alle Welt mit mir davon überzeuget wäre! Vielleicht würde alsdann ſo manches ehrliebendes Gemüth, welches itzo ſeinen Ruhm in nichtswürdigen Dingen ſuchet, nach der wahren Weisheit ſtreben, und dadurch ein Ueberwinder ſeiner ſelbſt zu werden trachten. Vielleicht würde manches tapfere Herz ſich mehr über eine gedämpfte Begierde, über ein unterdrücktes Laſter, über eine glücklich vermiedene Reizung dieſer verkehrten Zeiten erfreuen; als über eine Menge bezwungener Sclaven, die ſich mit gefeſſelten Schenkeln und Armen vor ſeinem Siegeswagen krümmen, und kaum die blutigen Staffeln ſeines Thrones zu küſſen werthgeachtet werden.

Vermuthlich wird es mir erlaubet ſeyn, H. H. auch meiner Neigung, von einer ſo wichtigen Sache zu reden, in dieſer Stunde freyen Lauf zu laſſen. Sie reißt mich faſt mit Gewalt zur Behauptung einer Wahrheit, die ſchon neulich ſo nachdrücklich behauptet worden. Nicht zwar, als ob irgend ein Satz durch meinen wenigen Beyfall deſtomehr beſtärket werden könnte. Nein ſo eitel bin ich nicht, daß ich ſolches von mir glauben ſollte: Denn ich weis, die Wahrheit bleibt Wahrheit, wenn ſie gleich von keinem einzigen unter der Sonnen erkannt, oder vertheidiget würde. Auch nicht deswegen, weil ich mir etwa neue Gründe anzuführen getrauete, die von dem damaligen geſchickten Redner übergangen worden. Nein, hundert gute Beweisthümer beweiſen nicht mehr, als ein einziger: Und verſtändige Richter pflegen alſo die Urſachen und Beweiſe nicht ſowohl zu zählen, als abzuwägen. Mein ganzes Vorhaben iſt, dieß unüberwindliche Weſen eines wahren Weltweiſen an einem berühmten Exempel vorzuſtellen. Socrates ſoll das Muſter meiner Abbildung ſeyn, und aus Betrachtung ſeiner unverrückten

Standhaftigkeit in der Weisheit und Tugend will ich zeigen, daß eine unüberwindliche Stärke im Guten kein ſtoiſches Hirngedichte, ſondern eine in menſchlichen Kräften ſtehende Vollkommenheit ſey.

Socrates, M. H. iſt zu allen Zeiten der Gegenſtand einer faſt allgemeinen Bewunderung geweſen. Griechen und Römer, Heyden und Chriſten, Weltweiſe und Gottesgelehrte, Geſchichtſchreiber, Poeten und Redner haben ihn längſt für das Muſter eines tugendhaften Mannes gehalten. Doch was halte ich mich dabey auf, da ſie ſelbſt H. H. dieſes eben ſo gut wiſſen, als ich; ich will alſo nur dieſes hinzu ſetzen, daß auch auf unſrer Academie, das Haupt unſrer itzigen Gottesgelehrten, ſich für die Partey aller Verſtändigen erkläret habe: Da es uns nunmehro vor drey und zwanzig Jahren, in einer öffentlich gehaltenen und nachmals gedruckten Rede, den Socrates als das Vorbild eines vollkommnen Sittenlehrers angeprieſen. Den überklugen Kirchenlehrer Auguſtin, welcher alle Tugenden der Heyden für lauter prächtige Laſter ausgerufen, wollen wir mit dem Spötter Lucian in eine Claſſe ſetzen, als welcher gleichfalls in ſeinen Todtengeſprächen die Tugend des Socratis verdächtig zu machen geſucht hat. Wiewohl ich bin hier weder geſonnen, dieſelben zu wiederlegen, noch dieſem groſſen Manne eine ausführliche Lobrede zu halten: Er war ein unüberwindlicher Weltweiſer, das ſoll der ganze Zweck meiner Rede ſeyn.

Wo es Sieger, wo es unüberwindliche Sieger giebt, da muß es nothwendig auch Feinde geben: Denn kein Lorberkranz wird ohne Wiederſtand erfochten. Wer findet aber mehr Feinde in der Welt, als ein Mann, der die Wahrheit über alles liebt, die Tugend fortzupflanzen, und das Laſter allenthalben auszurotten ſuchet? Iſt nicht der gröſte Theil der Welt gleichſam in ein Schutz- und Trutzbündniß wieder alle Anhänger der wahren Weisheit getreten? Hat ſich nicht der groſſe Haufe der Unweiſen gleichſam verſchworen, keinen unter ſich zu dulden, der ſich zum Lehrer und Richter über ſie aufwerfen und alle ihr Thun und Laſſen meiſtern will? Ja, ja, Socrates hat es ſattſam erfahren. Sein groſſer Verſtand brachte, ſo zu reden, die Sittenlehre vom Himmel auf die Erde. Die ewige Fürſehung hatte ihn dazu erkohren, daß er dieſelbe in Griechenland lehren und ausbreiten ſollte. Er ſollte in ſeiner Jugend ein Bildſchnitzer werden: Allein eine ſo grobe Handarbeit war viel zu unedel für denjenigen, der den Kern der wahren Weisheit unter den Atheniensern bekannt zu machen beſtimmet war. Sebſt der delphiſche Apollo befahl ihm, ſich ſeinen eigenen Trieben gänzlich zu überlaſſen: Weil er den beſten Lehrmeiſter in ſich ſelber hätte. Man that dieſes; und ſo ward Socrates ſein eigener Führer. Er verläßt die gemeine Heerde der damaligen Weltweiſen, die ſich um die Natur und Beſchaffenheit des groſſen Weltgebäudes tapfer herum zanketen; die kleine Welt aber, das iſt den Menſchen, und folglich ſich ſelbſt, ganz und gar nicht kannten. Der göttliche Socrates geht einen ganz neuen Weg in ſeiner Philoſophie. Er unterſuchet das Innerſte des menſchlichen Herzen; er ergründet deſſen verborgenſte Schlupfwinkel; er erforſchet alle ſeine Neigungen und Begierden: Ja er unterſuchet, ergründet und erforſchet ſie nicht nur; er eröffnet und entdecket ſie auch einem jeden, der ihn nur hören will. Seine ganze Zeit bringt er damit zu, daß er in der Stadt herum geht, und alle, die ſich klug und weiſe dünken laſſen, ihrer Unwiſſenheit und Thorheit überführet. Erwegen ſie es nur ſelbſt, M. H. was kan dieſes anders, als Haß, Feindſchaft und Verfolgung nach ſich ziehen? Socrates erfährts auch in der That, daß nichts ſo verhaßt bey der Welt iſt, als die Liebe zur Wahrheit und Tugend. Groß und Klein, Jung und Alt, Reich und Arm, wird ihm deswegen gehäßig. Die ſpitzfündige Menge der Sophiſten, welche er oft ihres eiteln Geſchwätzes und ihrer falſchberühmten Künſte wegen beſchämet hatte, machen ihm ihren ganzen Anhang aufſätzig.

Die rachgierigen Poeten, deren unvernünftige Phantaſeyen er oft entblöſſet und zu Schanden gemacht hatte, führen ihn in öffentlichen Schauſpielen, als einen ſchädlichen Bürger, Verführer der Jugend, Verächter der eingeführten Religion, ja gar als einen Atheiſten auf. Der Adel verlachet ihn, der Bürger hält ihn für thöricht: Kurz er wird ein Spott der Weiber und Kinder und ein Mährlein des unbeſonnenen Pöbels.

Allein wie verhält ſich der weiſe Socrates bey dem allen. Er war noch jung, als ihm wegen ſeiner Liebe zur Weisheit dieſes alles wiederfuhr. Vielleicht iſt er durch Schaden klug geworden: Vielleicht hat er ſich nach der Zeit geändert, den Mantel nach dem Winde gehänget, die Wahrheit verleugnet, den laſterhaften Thoren zu Gefallen das Schwarze für Weiß, und das Weiſſe für Schwarz gelten laſſen: Oder doch zum wenigſten die Hand auf den Mund gelegt, und dasjenige, was niemand gerne hören mochte, wohlbedächtig verſchwiegen. Nein, Socrates weis von keiner Aenderung. Sein geſetzter Geiſt, den ein himmliſcher Beyſtand in ſeinem Triebe zur Weisheit unterſtützte, weis nichts vom nachgeben, und iſt ganz unüberwindlich. So wenig die Sonne den gütigen Ausfluß ihrer Stralen hemmet, wenn die durch ihre Hitze zur Ungedult gereizten Moren ihr fluchen: So wenig höret der großmüthige Socrates auf, in ſeiner undankbaren Vaterſtadt, Verſtand und Tugend zu lehren; ob er ſich gleich dadurch eine faſt allgemeine Feindſchaft ſeiner Mitbürger zugezogen hatte. Nichts, ganz und gar nichts iſt vermögend, ihn von ſeiner Lehrart abzubringen. Er ſtellt ſich nicht anders an, als wüſte er von dem allen nichts; was man von ihm redet, und fährt beſtändig fort, bey aller Gelegenheit die Thorheit und das Laſter ohne Anſehen der Perſon zu verfolgen.

Dergeſtalt, H.H. bezwang dieſer unüberwindliche Weltweiſe das ſtarke Vorurtheil der Ehre und Schande, welches bey unvernünftigen ſo groſſe Kraft ausübet. Aber das wäre noch wenig geweſen, wenn er nicht zu gleicher Zeit alle andere Begierden überwunden hätte, die ſonſt das ganze menſchliche Geſchlechte zu Sclaven machen. Er überwand den Eigennutz und Geiz; indem er nicht nur ſeine Handthierung und bürgerliche Nahrung aus Liebe zur Weisheit hindan ſetzte; ſondern auch nimals die Philoſophie für Geld zu lehren bewogen werden konnte. Er überwand die Liebe zur Beqvemlichkeit, als er in ſeiner Jugend, nebſt andern Mitbürgern, zur Vertheidigung der Republik die Waffen ergriff, und zu Felde zog, auch einem verwundeten Cameraden das Leben rettete; indem er ihn, mit eigener Lebensgefahr, auf ſeinem Rücken, mitten durch die feindlichen Schwerdter trug, und alſo in Sicherheit brachte. Er überwand die Liebe zur Wolluſt, wenn er ſich nicht nur leckerhafter Speiſen, oder des Uefluſſes im Trunke enthielte; ſondern auch ſo gar der unſchuldigſten Begierde, im Hunger zu eſſen, und im Durſte zu trinken, zuweilen Einhalt that, bloß um dadurch die Herrſchaft über ſeine Leidenſchaften zu behaupten. Er überwand die Menſchenfurcht, als er zum Mitgliede in der athenienſiſchen Regierung gewählet war, und ſich vermöge dieſer Würde einem ungerechten Urtheile des ganzen athenienſiſchen Volkes ganz allein widerſetzte; ungeachtet er wohl ſahe, daß ihm dieſer Widerſtand gar leicht den Kopf koſten könnte. Er überwand endlich auch ſein tägliches Hauskreuz, welches ihm Xantippe, das ſo beruffene Original aller weiblichen Furien in einem übelgerathenen Ehſtande verurſachete. Und bey ſo vielfältigen und unzähligen andern Siegen, erreichete der weiſe Socrates ſein graues Alter, in welchem er noch zu allerletzt Gelegenheit fand, auch ſelbſt den Tod zu überwinden.

Ich müßte noch viel Zeit haben, M. H. wenn ich hier die unvergleichliche Standhaftigkeit meines philoſophiſchen Helden recht nach Würden beſchreiben wollte. Allein ich will alles ins kurze bringen, damit ich ihrer Geduld nicht misbrauche. Socrates wird als ein betagter

Greis vor Gericht gefordert, welches ihm noch ſein lebenlang nicht wiederfahren war. Er gehorchet ſeiner Obrigkeit, und tritt ſeinen Richtern mit einer unerſchrockenen Gelaſſenheit unter die Augen. Da ſteht Anitus und Melitus, welche ihn groſſer Verbrechen halber anklagen. Man beſchuldiget ihn, daß er die Jugend der Athenienſer verwahrloſe, keine Götter glaube, und andre ſchädliche Lehren mehr vortrage. Socrates verantwortet ſich in einer gründlichen, männlichen und ungekünſtelten Rede. Er wiederlegt erſt ſeine Ankläger; und zwar ſo geſchickt, daß ſie kein Wort wieder ihn aufbringen können. So dann wandet er ſich zu ſeinen Richtern, und erweiſet ſeine Unſchuld ganz ſonnenklar. Er ſpricht nicht anders mit ihnen, als ob er ihr Herr, ihr Lehrer, ja ihr Vater wäre. Er war es auch in der That, ob ſie ihn gleich nicht dafür erkannten. Doch alles iſt vergebens; er wird durch die meiſten Stimmen verdammet. Man kündiget ihm das Urtheil an; aber Socrates erſchrickt nicht, ſondern wundert ſich vielmehr, daß ſich gleichwohl noch etliche unter ihnen gefunden, die ihn hätten loßſprechen wollen. Man legt ihm auf, ſich ſelbſt eine Strafe zu ſetzen, die er verdienet hätte; und der von ſeiner Unſchuld verſicherte Socrates giebt zur Antwort, er habe verdienet, daß man ihn nebſt andern wohlverdienten Männern auf Unkoſten der Republik, in dem ſo genannten Prytaneo, lebenslang verpflege. Man erlaubet ihm endlich, eine Geldſumme zu bieten, die Todesſtrafe dadurch zu erkaufen: Er ſoll aber zugleich verſprechen, ins künftige ſeine Lehrart zu ändern; ja, das Unterrichten junger Leute gar einzuſtellen. Er entſchuldiget ſich aber des erſtern wegen mit ſeiner Armuth; des letztern halber hingegen mit der Unmöglichkeit ſelbſt. Gott, ſpricht er, habe ihn ſeiner Vaterſtadt, als ein Geſchenk zugeſandt, um ſie durch die Lehren der Weisheit aus ihrem bevorſtehenden Verderben zu reiſſen. Dieſer göttlichen Verordnung müſſe er mehr gehorchen, als allem demjenigen, was Menſchen ihm anbefehlen könnten. Hierauf

auf wird ihm daß Leben abgeſprochen; man läßt ihn ins Gefängniß führen, und in wenig Tagen ſoll er den Giftbecher zu ſich nehmen.

Mich dünkt, M. H. ich ſehe hier dieſen ehrwürdigen Greis in Begleitung ſeiner Freunde und Schüler ganz willig in den Kerker gehen. Ich erblicke aber keinen Verbrecher oder Uebelthäter an ihm; ich ſehe vielmehr einen triumphirenden Sieger, der ſeiner Richter grauſame Ungerechtigkeit ſtandhaft überwunden hat. Welch ein unerſchrockenes Weſen leuchtet aus ſeinen Minen und Geberden hervor! Welch ein großmüthiger Geiſt äuſſert ſich in allen ſeinen Worten! Sein Körper wird zwar gefeſſelt; wiewohl ſeine groſſe Seele bleibt weit freyer, als alle diejenigen, die ihn zu binden befohlen hatten. Crito, Cebes, Plato, Xenophon, Alcibiades und andere wackere Männer betrauren ſchon den bevorſtehenden Verluſt ihres Freundes und Lehrers, den ſie weit mehr, als ihren leiblichen Vater verehreten und liebten: Allein der ſtandhafte Socrates hat ſo viel Gelaſſenheit übrig, daß er ſie alle deswegen tröſten und aufrichten kan. Wie viel Thränen vergieſſet nicht ſeine beſtürzte Ehgattin, nebſt etlichen andern Weibern! Aber Socrates befiehlt, ſie von ſich zu entfernen, damit er durch ihr Winſeln in den philoſophiſchen Unterredungen nicht geſtöret würde, die er noch zu halten Willens war. Man ſchlägt ihm ein leichtes Mittel vor, ſein Leben zu erhalten. Es iſt möglich aus dem Gefängniſſe zu entkommen: Der Kerkermeiſter iſt ſchon beſtochen; die Thüren ſtehen offen; es iſt Nacht, und man will ihn alſofort in Sicherheit bringen. Seine Freunde verſprechen ihn auch auſſer Athen ſein lebenlang zu verſorgen. Allein dem großmüthigen Socrates dünkt eine ſolche Flucht viel zu kleinmüthig und niederträchtig, zumal da ſie wieder dem Willen ſeiner, wiewohl ungerechten, Obrigkeit bewerkſtelliget werden muſte. Er fürchtete den Tod nicht; warum hätte er denſelben denn fliehen ſollen? Und ſo kömmt endlich auch die Stunde heran, da der Henker zu ihm tritt, und den für ihn zubereiteten Todtentrank in Händen trägt. Allen Anweſenden iſt dieſes ein entſetzlicher Anblick: Socrates allein iſt ganz ruhig. Auch die ſtandhafteſten Männer können ſich nicht länger der Thränen enthalten: Aber Socrates ſchilt ſie deswegen für verzagte und weichherzige Weiber, die nicht werth wären, bisher ſeine Schüler geweſen zu ſeyn. Hierauf ſetzet er den Becher mit ungeſtörter Gelaſſenheit an, trinkt ihn aus, und gehet, auf die Vorſchrift des Scharfrichters, etliche mal in dem Zimmer auf und nieder. Als er von der Wirkung des Giftes eine Gewalthättigkeit ſpüret, legt er ſich aufs Bette: Die äuſſerſten Glieder erkalten ihm allmählich, das Blut erſtarret in den Adern, bis ihm auch zuletzt die Augen brechen, und endlich das Herz ſebſt erſtirbt, das großmüthige Heldenherz, welches wie im Leben, alſo auch im Tode ſelbſt, unüberwindlich geblieben.

Und nunmehro mag die Menge der Unweiſen hingehen, und einen unüberwindlichen weiſen Mann für eine Hingeburt ſtoiſcher Phantaſien ausſchreyen. Von ihnen, M. H. als unparteyiſchen und billigen Richtern, vermuthe ich einen ganz andern Ausſpruch. Denn ſind ſie alle, wie mich nicht anders dünkt, durch eine ſchlechte Erzählung von der Standhaftigkeit eines Weltweiſen, ſchon einigermaſſen gerühret worden: O was würde nicht geſchehen ſeyn, wenn ich ihnen den erbaulichen Inhalt ſeiner letzten Unterredungen von der Seelen Unſterblichkeit einigermaſſen vorgeſtellet hätte? Was würde nicht geſchehen ſeyn, wenn ich ihnen die unvergleichliche Schutzrede, die Socrates vor Gerichte gehalten, ſo wie uns Plato dieſelbe aufgezeichnet hat, vorgeleſen hätte? Was würde nicht geſchehen ſeyn, wenn ich ihnen dieſen philoſophiſchen Helden, in einer weitläuftigen und wohlgeſetzten Rede, ſo groß als er geweſen, das iſt, ganz unvergleichlich hätte abſchildern können?

Schämet euch, ihr Maulchriſten, die ihr euch hoher Offenbarungen rühmet, und doch vielweniger gutes ausübet, als dieſer Weltweiſe, den ihr doch insgemein nur einen blinden Heyden zu nennen gewohnt ſeyd, aus natürlichen Kräften gethan hat. Schämet euch, ihr ſtolzen Schriftgelehrten, die ihr ſo ſehr mit einer himmliſchen Erleuchtung prahlet, und doch vermittelſt derſelben nicht den zehnten Theil der Tugenden an euch zeiget, als Socrates bey ſeiner, von euch ſogenannten irrdiſchen Weisheit, an ſich gewieſen. Schämet euch, ihr phariſäiſchen Worthelden, die ihr ſo viel von Bezwingung eurer geiſtlichen und leiblichen, zeitlichen und ewigen, ſichtbaren und unſichtbaren Feinde ſchwatzet; und doch euren eigenen Begierden täglich unterlieget, der Laſter Sclaven werdet, und vor dem bloſſen Anblicke eurer Gräber ſchon erzittert. Wie wollt ihr die Ehre eurer an ſich ſelbſt heiligen Religion behaupten; wenn euch die Vernunft das Exempel eines unvergleichlichen Socrates, zu eurer unausſprechlichen Beſchämung, vor Augen ſtellt? Wie wollt ihr beſtehen; wenn euch die Weltweisheit zeigen wird, wie kein Haß, keine Feindſchaft, kein Schimpf, keine Verfolgung, kein Ehrgeiz, keine Armut, keine Wolluſt, keine Menſchenfurcht, kein böſes Weib, kein ungerechter Richter, ja die Liebe des Lebens ſelbſt, ſeine Liebe zur Tugend nicht beſiegen können: Kurz, wen ihr ſehen werdet, daß Socrates in ſeiner Weisheit und Tugend ganz unüberwindlich geweſen.

* * *

Cato iſt nicht als ein unüberwindlicher Weiſer geſtorben.

Hochzuehrende Herrn!

So wenig ich ſonſt zum Schmeicheln geneigt bin, und ſo ſehr mir die Art derjenigen zuwieder iſt, die aus dem Loben und Bewundern ein Handwerk zu machen ſcheinen: Eben ſo wenig habe ich neulich ein Bedenken getragen, auf dieſer Stelle dem größten unter allen Griechiſchen Weltweiſen eine Lobrede zu halten. Socrates war es, wie ſie ſich vermuthlich noch erinnern werden, Socrates ſage ich, war es, den ich als einen unüberwindlichen Weltweiſen vorſtellete; wozu mich aber kein heuchleriſcher Trieb; nein, eine innerliche Ueberzeugung meines Gemüthes anſpornete. Es reuet mich noch dieſe Stunde nicht, was ich damals ihm zum Ruhme, wiewohl mit einer unberedten Zunge, vorgetragen habe. Ich würde der geſunden Vernunft gute Nacht geben müſſen, wenn ich das geringſte von dem allen wideruffen wollte, was ich einer unbezwinglichen Weisheit zu Ehren gedacht, geſagt, oder geſchrieben habe. Es bleibt auch mein feſter Vorſatz, die ſtandhafte Tugend Socratis mit einer unaufhörlichen Hochachtung zu bewundern und zu verehren.

Weit anders bin ich gegen einen andern philoſophiſchen Helden geſinnet, von welchem doch das kluge Alterthum noch weit mehr als vom Socrates zu machen geſchienen. Cato von Utica iſt es, den die römiſchen Scribenten ſeiner unüberwindlichen Weisheit halber, faſt bis in den Himmel erhoben. Philoſophen, Geſchichtſchreiber, Redner und Poeten ſtimmen überein, daß Cato recht was göttliches an ſich gehabt, und durch den an ſich ſelbſt verübten Mord eine That vollführt habe, die ganz unvergleichlich geweſen, und eben deswegen ein unaufhörliches Andenken, ja die Hochachtung unzähliger Jahrhunderte verdienet habe. So gern ich mich dieſen ſo einhelligen Lobſprüchen Catons beqvemen wollte, ſo unmöglich fällt mir ſolches: Und da ich itzo Gelegenheit habe, in dieſer ſo vertrauten als gelehrten Verſammlung meine Gedanken davon zu eröffnen: So bitte ich mir eine ſo unparteyiſche Prüfung meiner anzuführenden Gründe aus, als nemlich die Unterſuchung meiner Lobſprüche auf Socratis unvergleichliche Tugend geweſen.

Wer war denn Cato, ſeiner Ankunft, ſeinem Geſchlechte und ſeiner Würde nach? Und was hat ihm einen ſo allgemeinen Beyfall unter allen Römern zuwege gebracht? Sie alle, hochgeſchäzte Herrn, wiſſen dieſes beſſer, als ich es ihnen ſagen kan. Ich enthalte mich alſo einer weitläuftigen Erzählung von dem allen, und will nur das vornehmſte von ſeiner Gemüthsbeſchaffenheit und Weltweisheit, Lebens und Todesart, Dinge, davon man ſonſt ganze Bücher ſchreiben könnte; gleichſam in dreyen Worten zuſammen faſſen.

Man ſtelle ſich derowegen einen Man von ſehr ernſthaftem Gemüthe und rauhem Weſen vor Augen. Einen Mann, deſſen Verſtand von Natur ſehr fähig; deſſen Urtheilungskraft ſcharf und durchdringend iſt. Einen grundgelehrten Mann, der ſich nicht nur um die Staatskunſt bekümmert, ſondern auch hauptſächlich auf die Philoſophie geleget hatte. Einen Mann, bey dem ſich die Lehren der ſtoiſchen Secte vor allen andern beliebt gemacht hatten, und deſſen redliches Herz mit dem feſten Vorſatze erfüllet war, die ſtrengſten Tugendregeln in ſeinem Wandel zu beobachten. Ein ſolcher war Cato, der von ſeinen Freunden und Feinden faſt in allen Stücken für ein lebendiges Bild der Weisheit und Tugend gehalten wurde. Seine Mitbürger ehrten und bewunderten ihn ſchon bey ſeinem Leben: Cicero, der groſſe Cicero, trug kein Bedenken, ihn in einer öffentlichen Rathsverſammlung ſeiner trefflichen Weisheit halber ins Angeſicht zu loben. Nur einige wenige finden ſich, die ihn der Härtigkeit oder des Geizes halber anklagten; die aber vielleicht keinen Glauben verdienen Bey dem allen hatte Cato einen groſſen Eifer für das Wohl und Aufnehmen der römiſchen Republik. Er ſahe den Verfall des gemeinen Weſens mit einer herzlichen Betrübniß an, und kränkte ſich über die anwachſende Gewalt derjenigen, welche die Freyheit des Vaterlandes zu unterdrücken ſuchten. Cäſar war derjenige, der ſich nunmehro ſchon faſt ganz zum unumſchränkten Herrn von Rom, Italien und der halben Welt gemacht hatte. Craſſus war todt, Pompejus geſchlagen,

ſchlagen, die pharſaliſche Schlacht gewonnen, und der ſiegende Julius als ein Herr der ganzen römiſchen Monarchie, verfolgete alle Ueberreſte ſeiner Feinde, ſie mochten Namen haben, wie ſie wollten, in Griechenland, Welſchland oder Africa befindlich ſeyn. Kaum hörte Cato von ſeiner Ankunft, als er den Schluß faſſete, mit der Freyheit ſeiner Republik zugleich zu ſterben. Er begehrte den Unterdrücker ſeines Volks, als einen verhaßten Tyrannen, nicht zu ſehen. Er geht nach Utica, und verſchließt ſich daſelbſt mit ſeiner wenigen Mannſchaft. Er bringt ſeine Sachen in Ordnung, und bereitet ſich alſo zu ſeinem bevorſtehenden Tode. Man ſieht einige Tage lang einen gröſſern Ernſt an ihm, als man ſonſt zu ſehen gewohnet war, und ungeachtet er, ſich noch mit ſeinen guten Freunden zu letzen, ein Abendmal anſtellete, ſo läßt er ſie doch bald von ſich, um in der Dämmerung noch einen kleinen Spaziergang vorzunehmen, und ſeinem wichtigen Vorhaben in Einſamkeit nachzudenken. Er kömmt zurücke und verſchließt ſich in ſeine Schlafkammer. Sein entblößter Degen liegt unter dem Hauptküſſen. Er nimmt Platons Geſpräche von der Seelen Unſterblichkeit zur Hand, er lieſt ſelbige mehr als einmal durch, um ſich durch die Betrachtung einer ſo tröſtlichen Wahrheit zu ſeinem Entſchluſſe deſto herzhafter zu machen. Hierauf legt er ſich zu Bette, und ſchläft ſo feſte ein, daß ſeine Hausgenoſſen an der Thüre des Zimmers ſein lautes Schnarchen hören können. In kurzem erwacht er, greift unter ſein Polſter, langt das Gewehr hervor, und giebt ſich zweene tödliche Stöſſe durch die Bruſt Seine Hausgenoſſen kommen dazu; man erſtaunt über ſeine That; man will ihn retten; man verbindet die Wunden: Allein ſo bald man ihn verläßt; löſet er ſie wieder auf, verblutet ſich, und ſtirbt.

Das iſt nun der groſſe Cato, hochzuehrende Herren, das iſt Cato, deſſen ungewöhnliches Ende ganz Rom in Erſtaunen und faſt alle römiſche Scribenten in Verwunderung geſetzet hat. Cicero, Valerius Maximus, Seneca, Virgilius, Horatius, Lucanus, lauter groſſe, gelehrte Männer haben ihn in ihren Schriften gleichſam um die Wette erhoben. Ich enthalte mich itzo, alle ihre Lobſprüche anzuführen. Darinn aber kommen ſie alle überein, daß Cato ein großmüthiges und edles Ende gehabt; daß die Götter ſelbſt ſich über die Standhaftigkeit ſeines Gemüthes verwundern müſſen; daß mehr Ehre, als Blut aus ſeinen Wunden geſloſſen; und daß er nach ſeinem Tode in den eliſäiſchen Feldern unter einer auserleſenen Geſellſchaft rechtſchaffener Männer die Oberſtelle bekommen; kurz, daß Cato mehr gethan, als die Stoiker von ihren vollkommenſten Weiſen fordern, daß er ein Muſter eines unüberwindlichen Heldenmuthes abgegeben habe.

Es iſt allerdings zu bewundern, daß ſo viel wackere Männer ſich durch einen bloſſen äuſſerlichen Schein ſo gar verblenden laſſen, daß ſie nicht auf das innerſte ſeines Gemüthes durchzudringen, und die verborgene Zaghaſtigkeit des Catoniſchen Geiſtes zu entdecken vermocht haben. Ohne Zweifel ſind ſie alle gar zu eifrige Liebhaber der alten römiſchen Freyheit geweſen: Daher ſie denn verleitet worden, alles gut zu heiſſen, was nur einigermaßen zur Behauptung derſelben gedienet, oder auf irgend eine Art damit verknüpft zu ſeyn geſchienen. Ich weis, und alle Welt wird mirs zugeſtehen, daß ein Selbſtmord, der aus Verzweifelung herrühret, ſo wenig gelobt zu werden verdienet, daß er vielmehr für das ſchändlichſte Laſter zu halten iſt. Alle Philoſophen ſtimmen überein. Es iſt ein Zeichen eines ohnmächtigen Gemüths, ſchreibt Ariſtoteles, wenn man ein bevorſtehendes Uebel für unerträglich anſiehet, und ſich dem Tode in den Rachen ſtürzet um demſelben nur auszuweichen. Der Menſch, wie Plato ſagt, iſt als ein leibeigener Unterthan des höchſten Weſens anzuſehen. Wie nun unſere Sclaven, nicht ohne ein Verbrechen zu begehen, ihren Poſten verlaſſen können, an welchen wir ſie geſtellet haben; es wäre denn auf unſern eigenen Befehl: So kan auch der Menſch ohne den göttlichen Wink nach eigenem Belieben die Welt nicht verlaſſen. Die Stoiker ſelbſt ſind in dieſem Stücke eins mit uns. Ob ſie gleich einem weiſen Manne den Selbſtmord erlauben: So wollen ſie doch nicht, daß er aus Furcht und Verzweifelung den Tod ſuchen; ſondern demſelben mit ruhigem Herzen und gelaſſenem Gemüthe entgegen gehen, auch wohl ſelbſt ſein Ende befördern ſolle. Ich darf mich itzo in die Weitläuftigkeit nicht einlaſſen, dieſes letztere ausführlich zu wiederlegen; ungeachtet es ſo ſchwer nicht fallen würde. Genug, daß ſie mir jenes zugeſtehen: Denn dieſes ſoll der Grund ſeyn, daraus ich die dem groſſen Cato zugeeignete Unüberwindlichkeit nicht nur zweifelhaft zu machen, ſondern gänzlich zu entziehen verhoffe.

Mein Satz iſt dieſer: Cato iſt von ſeinen eigenen Leidenſchaften beunruhiget, beſtürmet und beſieget worden: Folglich iſt er nicht unüberwindlich geweſen: folglich iſt ſein Tod aus Verzweifelung, Furcht und Zaghaftigkeit entſtanden; folglich iſt er einem großmüthig ſterbenden Socrates, Phocion, Regulus, Cicero und Seneca gar nicht an die Seite zu ſetzen.

Man ſtelle ſich nur die Gemüthsart Catons, und die ganze Beſchaffenheit ſeines Herzens etwas deutlicher vor, in welche er durch mancherley Umſtände war geſetzet worden. Seine Familie war allezeit der eigenmächtigen Gewalt der Tyrannen ſo ſehr zuwieder geweſen, daß auch ihm von Jugend auf ein brennender Haß wieder alle angemaßte Herrſchaft der Regierſüchtigen war eingepflanzet worden. Schon in ſeinem vierzehnten Jahre forderte unſer Cato ein Gewehr, mit dem Vorhaben, den Lucius Sylla damit ums Leben zu bringen, der ſich der ganzen Republik zu allererſt bemächtiget hatte: Gleichſam eine Probe dadurch abzulegen, was für ein geſchworner Feind aller unumſchränkten Regenten er dermaleins werden würde. Dieſe Hitze der frühen Jugend verlohr ſich mit den Jahren nicht; ſondern gerieth theils durch die Auferziehung, theils durch die Exempel der Vorfahren, theils auch durch die anwachſende Ehrbegierde, noch in gröſſere Flammen. Cäſar, den Cato theils ſeines Alters, theils anderer Umſtände halber für viel geringer als ſich ſelbſt hielte, ja den er ſeiner Herrſchſucht wegen nicht anders denn haſſen konnte, fand Mittel und Wege zu eben der Macht und Hoheit zu gelangen, welche Sylla vorhin beſeſſen hatte. Cato ſahe dieſes bald vom Anfange vorher, und konnte ſeinen Verdruß und Schmerz darüber unmöglich bergen. Er war einer der Vornehmſten im römiſchen Rathe: Ein redlicher Patriot, und hielte es alſo für ſeine Pflicht, Cäſars hochmüthige Abſichten beyzeiten zu hintertreiben. Er that es auch in der That, ſo viel ihm möglich war. Er redete in öffentlichen Rathsverſammlungen wieder ihn. Er machte ſich eine Partey. Er hieng ſich an Pompejum, dem auch Cicero, Brutus, Tubero, Ligarius, kurz alle rechtſchaffene Republikaner anhiengen. Er commandirte endlich ſelbſt eine kleine Armee in Africa, und war in der That der einzige, der nach Pompeji Tode ſeinem Vaterlande hätte beyſpringen können, wenn anders das Schickſal nicht eine gänzliche Aenderung der Regimentsform beſchloſſen gehabt hätte.

In ſolchen Umſtänden befand ſich Cato, als alle Hoffnung die Freyheit der Republik zu erhalten, verlohren gieng. Sein heimlicher Hochmuth miſchte ſich in die redlichen Abſichten, die er vor das Beſte des gemeinen Weſens hatte. Nichts hielte er für ſchändlicher, als ſich dem Cäſar zu unterwerfen; nichts für ſchimpflicher, als von einem Tyrannen Gnade zu bitten. Cäſar indeſſen näherte ſich. Drey hundert Mann, die er in Utica bey ſich hatte, bathen ihn um ſeine Bewilligung zur Uebergabe, mit der Verſicherung, daß ſie einen billigen Tractat mit dem Ueberwinder zu ſchlieſſen dächten. Allein, was antworte er ihnen? Dem Beſiegten ſteht es zu, um Friede zu bitten und Gnade zu ſuchen; Cäſar aber iſt überwunden, und nicht ich: Denn wer eine gerechte Sache hat, wie ich, der iſt ein wahrhaftiger Ueberwinder. So ſtolz war der unerbittliche Cato in ſeinen Reden! Und gleichwohl war kein ander Mittel vorhanden, den Händen Cäſars zu entgehen, als allein der Tod. Und ſiehe!

he! dieſen erwählet Cato, ohne ferneres Bedenken. Die Liebe zur römiſchen Freyheit muß ſeinem Eigenſinne zum Vorwande dienen; und die Begierde, ſich durch eine unerhörte That einen unſterblichen Namen zu erwerben, muß mit dem Deckmantel einer ſtoiſchen Großmuth verhüllet werden. So ſiegete denn die Furcht vor der Sclaverey über die Liebe des Lebens; die Zaghaſtigkeit über die Großmuth; die Verzweifelung über die Weisheit und Tugend. Cato ſtirbt; aber nicht aus Verachtung des Todes, ſondern aus Ueberdruß eines unglücklichen Lebens. Nicht er hat den Tod, ſondern die Kleinmüthigkeit und Ehrſucht hat ſeine ohnmächtige Seele überwunden.

Wie ſchlecht, o wie ſehr ſchlecht haſt du den Regeln deiner Stoiſchen Weisheit nachgelebet, verzweifelnder Cato! Sage mir doch, wäreſt du denn ein Sclave Cäſars geworden; geſetzt, daß du wirklich in ſeine Hände gekommen wäreſt? Bleibt nicht ein Weiſer auch im ärgſten Gefängniſſe, auch unter der Laſt der Feſſel frey? Iſt er nicht ein Herr derer, die ihn binden, und ein König aller Tyrannen, ſo über ihn Gewalt üben? Iſt es nicht viel großmüthiger, ſeine Ketten durch die Länge der Zeit abzunützen, als ſie aus Ungeduld zu zerbrechen? Iſt der nicht zaghaſter, der das Unglück fliehet, als der es mit Gelaſſenheit erwartet, duldet und ſtandhaft ausdauret, es ſey ſo groß als es wolle? Dieſes ſind ja die Lehren deiner Vorgänger und Nachfolger. Warum folgeſt du denſelben nicht? Wäre es nicht rühmlicher geweſen, den Tod von Cäſars Händen zu erwarten, und ein Märtyrer der römiſchen Freyheit zu werden, als wie ein Verzagter in ſein eigen Schwerdt zu fallen, und einem Verzweifelnden gleich zu werden?

Noch mehr. Der Menſch, lehren die Stoiker, lebt nicht für ſich, ſondern für andere. Er iſt ein Glied in der Kette aller Dinge; ein Theil der Welt, ein Bürger in der Republik aller vernünftigen Geſchöpfe. So lange er nun dieſen nützen und dienen kan, muß er ſie ſeines Beyſtandes durchaus nicht berauben. Was kan wohl vernünftigers geſaget werden, als eben dieſes? Und dennoch bringt ſich der eigennützige Cato ums Leben. Was iſt Rom mit ſeinem Tode gedienet? Wer wird durch ſeinen Selbſtmord gebeſſert? Wird auch ſein kalter Leichnam Welſchland von einem Tyrannen erlöſen: Oder ſein verſpritztes Blut ein Löſegeld der verlohrnen Freyheit werden? Hätte er nicht vielmehr ſuchen ſollen, das Joch Cäſars, wo nicht mit Gewalt abzuwerfen, doch durch ſeine Weisheit zu mildern? Hätte er nicht manches Unheil verhüten können, wenn er ſich der Hochachtung, ſo der Ueberwinder für ihn hatte, zum Beſten ſeiner Mitbürger bedienet, ſchädliche Anſchläge durch ſein Anſehen gehindert, gute befördert, und denjenigen, den er für einen Wüterich hielte, in einen Vater des Vaterlandes verwandelt hätte.

Schändlicher Ehrgeiz, der in geſchminkten Laſtern Ruhm ſuchet! Verworfene Großmuth, die aus Zaghaftigkeit und Verzweifelung entſtehet! Verdammliche Standhaftigkeit, die ſich den Schlüſſen des ewigen Verhängniſſes widerſetzet, ſich in die Zeit nicht ſchicken kan, ſondern die ganze Welt nach ſeinem Kopfe regieren, und ſeinen Eigenſinn zur Richtſchnur aller Begebenheiten machen will! Ich kan es dir nicht vergeben, ſcharfſinniger Seneca, daß du mit deinen Lobſprüchen auf dieſen Cato ſo verſchwenderiſch geweſen. Was Virgilius, Horatius, Lucanus geſchrieben haben, das rührt mich gar nicht. Sie waren Poeten, und pflegten oft aus Leichtſinnigkeit etwas zu erheben. Du aber, der du ein Weltweiſer, das iſt, ein billiger und gerechter Richter ſeyn willſt, haſt dich ärger, als ſie alle vergangen. Dein eigener Tod dünkt mich weit was gröſſers, weit was edlers, ſtandhafters und heldenmüthigers in ſich zu faſſen. Du ſtirbſt als ein wahrhafter Weiſer, auf Befehl deſſen, der dir zu gebieten hatte. Du murreſt nicht über den Tod, du ſucheſt ihn aber auch nicht zu beſchleunigen. Du fleuchſt nicht dein Ende, aber du ſtürzeſt dich auch ſelber nicht ins Unglück. Du ſiehſt ruhig und gelaſſen die Purpurtropfen aus deinen Adern quellen, und das leben vor dem Tode weichen. Du und nicht Cato biſt dem Socrates zu vergleichen, du und nicht Cato biſt, als ein unüberwindlicher Weiſer geſtorben.

O wie behutſam und wohlbedächtig hat ſich der weiſe Antonius in dieſem Stücke verhalten! Ich finde nirgends, daß er in ſeinen Betrachtungen den Tod Catons erhoben hätte. Der ſcharfſinnige Käyſer ſahe wohl, daß an dieſer ſo beruffenen Todesart noch vieles zu erinnern wäre. Und ob wohl ſeine allgemeine Menſchenliebe es nicht verſtattete, denſelben nach ſeinem Tode zu Schanden zu machen: So hat er ſich doch im Abſehen auf ihn aller Lobſprüche enthalten, die er ſonſt gegen andere ſo gern und ſo freygebig ausgetheilet. Ich ſelbſt würde dieſem groſſen Vorgänger hierinnen gefolget ſeyn, wenn ich mich in allen ſeinen Umſtänden befunden hätte. Itzo aber habe ich zulängliche Gründe gehabt, auch die Scheintugend eines Verſtorbenen zu entblöſſen, und durch eine neue Probe zu zeigen, daß uns die Liebe zur Wahrheit eine eben ſo heilige Pflicht, als die Liebe des Nächſten, ſeyn müſſe.

* * *

Die Schauſpiele und beſonders die Tragödien ſind aus einer wohlbeſtellten Republik nicht zu verbannen.

Hochedle und hochgelahrte,
Inſonders hochzuehrende Herren!

Ich bin heute Willens mein Verſprechen zu halten, dadurch ich vor etlichen Wochen mich freywillig anheiſchig machte, eins und das andere zur Vertheidigung öffentlicher Schauſpiele vorzutragen, und der geneigten Beurtheilung zu unterwerfen. Die wohlgerathene Abhandlung, ſo wir dazumal von einem gelehrten und beredten Mitgliede dieſer Geſellſchaft von eben der Materie höreten, veranlaſſete mich zu dieſem Vorhaben. Aber eben dieſe machet mich itzo faſt furchtſam, in die Fußtapfen eines ſo geſchickten Vorgängers zu treten. Ich kan mir nicht die Hoffnung machen, einen eben ſo glücklichen Verfechter der Schauſpiele abzugeben, der Einſicht, Eifer und Wohlredenheit genug beſitzet, ſeine gute Sache zu vertheidigen. Ich weis, wie ſchwach ich in den meiſten Stücken bin, die zu Behauptung einer gemeiniglich ſo verachteten Sache, als die Schaubühne iſt, gehören. Tief eingewurzelte Vorurtheile ſind ſehr ſchwer auszurotten. Die allerbündigſten Vernunftſchlüſſe ſind bey den meiſten nicht kräftig genug eine ſo erwünſchte Wirkung zu thun. Die Beredſamkeit ſelbſt würde zuweilen alle ihre Kräfte vergebens anwenden, mancher vorgefaßten Meynung zu ſteuren; zumal wenn ſie ſich durch die wahrſcheinlichſten Scheingründe zu unterſtützen weis.

Und von dieſer Gattung Gegner hat man zu beſtreiten; wenn man die Schaubühne vertheidigen will. Man hat Leute vor ſich, die ſie verdammen, ohne ſie zu kennen; Leute, die den Mißbrauch mit dem Gebrauche vermengen, und alſo aus Uebereilung das Kind, wo ich ſo reden darf, mit dem Bade wegſchütten wollen. Leute, die ſich mit einer beſondern Frömmigkeit ſchützen, und gleichſam Gewiſſens halber alle Schauſpiele verdammen. Wie vielerley Betrachtungen ſind nicht nöthig, allen dieſen Vorurtheilen vorzubeugen? Man muß die erſtern eines beſſern belehren; die andern behutſamer machen; die dritten aber überführen, daß die Luſt, ſo man in Schauſpielen genieſſet, nicht ſündlich ſey, und alſo mit dem Chriſtenthume gar wohl beſtehen könne. Allein wieviel Zeit und Mühe gehört dazu? Was für geduldige Gegner muß man auch nicht haben, wenn ſie alles, was man ihnen beybringen will, überlegen und einſehen ſollen. Und gleichwohl würde man bey aller angewandten Mühe nicht durchgehends bey allen ſeinen Zweck erlangen, ſondern vielen ihre alte Vorurtheile noch laſſen müſſen.

Zu allem Glücke darf ich mir alle dieſe Mühe nicht machen. Ich habe mit Zuhörern zu thun, die unparteyiſcher ſind, und ſich mehr durch die Vernunft als durch Vorurtheile lenken laſſen. Ueberdieß iſt mir auch der Weg ſchon durch eine andre Rede gebahnet worden, und ich werde alſo nur halbe Mühe haben meinen Endzweck zu erreichen. Mein geſchickter Vorgänger hat zwar von Schauſpielen überhaupt gehandelt, doch aber insbeſondre mehr auf die Luſtſpiele oder Comödien ſeine Abſicht gerichtet. Ich will das Gegentheil thun, und insbeſondre die Nutzbarkeit der Trauerſpiele darthun, dabey aber auch einige allgemeine Betrachtungen hinzuſetzen, die Schauſpiele überhaupt in einer wohlbeſtellten Republik zu vertheidigen.

Ich werde mit deſto gröſſerer Freudigkeit von dieſer Sache reden, meine Herren, da ich mit einer völligen Ueberzeugung davon handeln kan. Meine Pflicht erfordert es ſeit etlichen Jahren die Poeſie öffentlich zu lehren; und da kan ich unmöglich die hauptſächlichſte Gattung derſelben dem Spotte und der Verachtung der Unverſtändigen ausgeſetzt ſeyn laſſen. Die Tragödie iſt es, was mir nechſt dem Heldengedichte die Dichtkunſt als etwas erhebliches dargeſtellet, darauf ſich auch ein edler Geiſt ohne Schamröthe legen kan. Der tiefſinnigſte und ernſthafteſte unter den griechiſchen Weltweiſen hat kein Bedenken getragen, die Regeln der Trauerſpiele in ein ordentliches Lehrbuch zu bringen. So wird es denn auch mir keine Schande ſeyn, dasjenige im Ernſte zu vertheidigen, was er ſo ſorgfältig zu lehren befliſſen geweſen. Meine Herren aber werden durch dero Einſicht und Aufmerkſamkeit die Mängel meines Vertrages am beſten zu erſetzen wiſſen.

Ein Trauerſpiel, meine Herren, iſt ein lehrreiches moraliſches Gedichte, darinn eine wichtige Handlung vornehmer Perſonen auf der Schaubühne nachgeahmet und vorgeſtellet wird. Es iſt eine allegoriſche Fabel, die eine Hauptlehre zur Abſicht hat, und die ſtärkſten Leidenſchaften ihrer Zuhörer, als Verwunderung, Mitleiden und Schrecken zu dem Ende erreget, damit ſie dieſelben in ihre gehörige

Schranken bringen möge. Die Tragödie iſt alſo ein Bild der Unglücksfälle, die den Groſſen dieſer Welt begegnen, und von ihnen entweder heldenmüthig und ſtandhaft ertragen, oder groſmüthig überwunden werden. Sie iſt eine Schule der Geduld und Weisheit, eine Vorbereitung zu Trübſalen, eine Aufmunterung zur Tugend, eine Züchtigung der Laſter. Die Tragödie beluſtiget, indem ſie erſchrecket und betrübet. Sie lehret und warnet in fremden Exempeln; ſie erbauet, indem ſie vergnüget, und ſchicket ihre Zuſchauer allezeit klüger, vorſichtiger und ſtandhafter nach Hauſe.

Ich rede alſo hier, meine Herren, von einer regelmäßigen und wohleingerichteten Tragödie, nicht aber von denjenigen Misgeburten der Schaubühne, die unter dem prächtigen Titel der Haupt- und Staatsactionen mit untermiſchten Luſtbarkeiten des Harlekins pflegen aufgeführet zu werden. Weit gefehlt, daß ich dieſe verächtliche Art der Schauſpiele vertheidigen und loben ſollte: So muß ich ſie vielmehr verabſcheuen und verwerfen. Denn ſie ſind keine Nachahmungen der Natur, da ſie ſich von der Wahrſcheinlichkeit faſt überall entfernen. Sie ſind nicht in der Abſicht verfertiget, daß der Zuſchauer erbauet werde. Sie erregen keine groſſe Leidenſchaften, geſchweige, daß ſie ſelbige in ihre Schranken bringen ſollten. Sie ſind nicht fähig edle Empfindungen zu erwecken, oder die Gemüther der Zuſchauer zu einer großmüthigen Verachtung des Unglückes zu erheben; ſondern ſie befördern vielmehr die Kleinmuth nnd Zaghaftigkeit, durch die Beyſpiele ohnmächtiger und verächtlicher Helden. Kurz, man muß der Tragödie diejenigen Fehler gar nicht zurechnen, welche man in dieſer Art ungereimter Schauſpiele irgend wahrgenommen hat.

Nun erwege man es ſelbſt, ob nicht ein ſolches Trauerſpiel, als es in den Regeln und Beyſpielen der alten, ja auch einiger neuen Völker, ſonderlich der Franzoſen vorkömmt, bey ſeinen Zuſchauern einen herrlichen Nutzen nach ſich ziehe. Alle Sittenlehrer ſind eins, daß Exempel in moraliſchen

ſchen Dingen, eine beſondere Kraft haben, die Gemüther der Menſchen von gewiſſen Wahrheiten zu überführen. Die meiſten Gemüther ſind viel zu ſinnlich gewöhnt, als daß ſie einen Beweis, der aus bloßen Vernunftſchlüſſen beſteht, ſollten was gelten laſſen, wenn ihre Leidenſchaften demſelben zuwieder ſind. Allein Exempel machen einen ſtärkern Eindruck ins Herz. Daher befleißigen ſie ſich faſt alle ihre Lehren aus den Geſchichten zu erläutern. Sie machen Sammlungen von allerley alten und neuen Begebenheiten, um durch ſolche Exempelbücher die bittern Wahrheiten zu verſüſſen, die ſchwachen Gemüther durch ihre Schwäche ſelbſt zu lenken. Eſopus geht noch weiter. Er macht Fabeln, die unglaublich ſind. Er läßt die Thiere menſchlich denken und reden, um ſeine Leſer dadurch zu erbauen. Die Malerkunſt zeichnet dieſelben aufs deutlichſte vor die Augen, und unterrichtet alſo das Herz auch durch die Augen. Und es hat ſichs noch niemand in den Sinn kommen laſſen, dergleichen Art, ſittliche Wahrheiten auszubreiten, im geringſten zu tadeln.

Was thut aber die Poeſie in ihren Tragödien anders, als eben dieſes? Ihre Fabeln ſind viel wahrſcheinlicher, als die Eſopiſchen; ſie ſind eben ſo wahrſcheinlich, als die wahrhaftigſten Begebenheiten; ja oft noch wahrſcheinlicher. Sie ſind dabey noch lehrreicher, als die bloße Hiſtorie, weil ſie ausdrücklich dazu erfunden worden, daß ſie allegoriſch ſeyn ſollen. Iſt ja ein Unterſchied, ſo iſt er ſo beſchaffen, daß er ihr zum Vortheile gereichet. Sie erzählet auch dieſe ihre Fabeln nicht nur ſchlechtweg; ſie verkleidet ſie in die ſchönſten poetiſchen Zierrathe. Man lieſt, man höret ſie nicht nur in einer matten Erzählung des Poeten; ſondern man ſieht ſie gleichſam mit lebendigen Farben vor Augen. Man ſieht ſie aber auch nicht in todten Bildern auf dem Papiere; ſondern in lebendigen Vorſtellungen auf der Schaubühne. Alle ihre Helden leben. Ihre Perſonen denken, reden und handeln wahrhaftig. Es iſt, ſo zu reden, kein Bild, keine Abſchilderung, keine Nachahmung mehr, es iſt

die

den. Was will man an dieſer Art ſich zu erbauen, gründlichers und möglichers wünſchen? Und wie will mans mit einigem Scheine behaupten, daß die tragiſchen Schauſpiele nur Königen und Fürſten nutzen können?

Ich höre noch einen Einwurf machen, wenn man ſich auf die Erfahrung beruffet, welche es gleichwohl nicht zeiget, daß dieſe Schauſpiele viele Leute tugendhaft gemacht hätten. Allein der Einwurf iſt vergeblich, weil er zuviel beweiſen würde, wenn er wahr wäre. Denn auch die Predigten würden nicht erbaulich ſeyn, wenn man augenſcheinliche Wirkungen derſelben bey allen Zuhörern fordern wollte? Wie viel Geizige ſind denn freygebig, wie viel Trunkenbolde mäßig, wie viel Unzüchtige keuſch, wie viel Unbarmherzige ſind mitleidig und gelinde geworden, wenn ſie eine geiſtliche Rede von ihrem Laſter angehöret? Man gebe mir ein Verzeichniß von allen dieſen Bekehrten, die aus ſo vielen Millionen Predigten frömmer geworden: So will ich mich allezeit anheiſchig machen aus den Trauerſpielen, die doch, auch da, wo ſie fleißig geſpielet werden, nicht den zehntauſendſten Theil von jenen ausmachen, eben ſo viele aufzuweiſen.

Die Beſſerung des menſchlichen Herzens iſt kein Werk, welches in einer Stunde geſchehen kan. Es gehören tauſend Vorbereitungen, tauſend Umſtände, Erkänntniß, Ueberzeugung, Erfahrungen, Beyſpiele und Aufmunterungen dazu, ehe ein Laſterhafter ſeine Art fahren läßt. Genug, daß ein Trauerſpiel etwas, ja ſehr viel dazu beyträgt. Genug, daß es einen Saamen nach dem andern ins Herz wirft, der zu ſeiner Zeit aufgeht, und Früchte bringet. Es bleibt ſo manches in den Gemüthern aufmerkſamer Zuſchauer kleben, deſſen ſie ſich bey Gelegenheit wieder erinnern. Marcus Aurelius Antoninus iſt ein Weltweiſer. Er ſtellt philoſophiſche Betrachtungen über ſich ſelbſt an. Er danket gar den Göttern, daß er ſich niemals in die Poeſie und Beredſamkeit vertiefet. Gleichwohl ſieht und lieſt er die Trauerſpiele der Griechen und Lateiner. Gleichwohl fallen ihm die herrlichſten Stellen daraus ein, auch wenn er mitten in den weiſeſten Gedanken beſchäftiget iſt. Gleichwohl hat er ſich niemals beſchweret, daß er was böſes daraus gelernet hätte.

Und wie hätte er ſich darüber beſchweren können, da die Religion ſelbſt, zum wenigſten die natürliche auf der Schaubühne allezeit unverletzt bleibet. Die tragiſchen Poeten ſind faſt alle der ſtoiſchen Secte zugethan geweſen, oder haben doch eben ſolche Lehren von Gott und den Pflichten der Menſchen zum Grunde geleget, und eingeſchärfet, als dieſe Weltweiſen in ihren Schulen gelehret haben. Die Vorſehung, Gerechtigkeit und Güte Gottes; die Unſterblichkeit der Seelen; das Lob der Tugend, und die Schande der Laſter herrſchet allezeit in den Trauerſpielen. Die Unſchuld wird allezeit als triumphirend, die Bosheit aber als verdammlich vorgeſtellet. Dieſe geſunde Begriffe nun pflanzet die Schaubühne in die Gemüther der Menſchen, auch wenn ſich dieſe blos zu beluſtigen denken. Sie ſuchen nur Anmuth, und finden Nutzen; ſie ſtreben nach einem Zuckerwerke, und finden die nahrhafteſte Speiſe darunter verborgen.

Urtheilen ſie nun ſelbſt, meine Herren, ob Schauſpiele von dieſer Gattung ſo verwerflich ſeyn können, als ſie von ihren unverſtändigen Feinden ausgegeben werden. Wir haben ja alle Einwürfe wiederleget; wir haben alle Ausflüchte verſtopfet, die man uns machen kan. Wollen wir uns an das Leben derjenigen ſtoßen, die uns die Schauſpiele vorſtellen? Vielleicht thut man ihnen mit dieſem Verdachte unrecht. Vielleicht handelt man zu lieblos, wenn man allen zuſchreibet, was einer oder der andre verſehen. Allein geſetzt, es wäre ſo. Soll denn die Tragödie deswegen unnützlich werden? Sollen wir uns deswegen derſelben entziehen? Das wäre eben ſo lächerlich, als mit den eingebildeten Heiligen unſrer Zeiten ſich der Kirche und der Sacramente enthalten, weil es unwiedergebohrne Geiſtliche giebt, die den Gebrauch derſelben befördern. Ich ſehe nicht Comödianten; ich ſehe Könige und Helden auf der Schaubühne. Ich höre was ſie reden und thun, ſo lange ſie ihre Rolle ſpielen; nicht aber was ſie zu Hauſe in ihren eigenen Namen vornehmen. Warum ſoll ich mich um ſo weit geſuchter Urſachen halber eines Vergnügens berauben, das ſo nützlich iſt? Das menſchliche Leben hat ohnedem nicht viele Beluſtigungen, die ſo rein, ſo untadelich, und der Tugend ſelbſt ſo beförderlich ſind, als die Trauerſpiele. Ich will ſie alſo beſuchen, ſo oft es ſich wird thun laſſen, und durch die Wirkungen derſelben auch in meinen Handlungen meine Gegner wiederlegen.

Rede wieder die ſo genannte Homiletik.

Hoch und Wohledle,

Inſonders hochzuehrende Herren!

Sie haben ſich die Zeit her faſt ohne Ausnahme in ihren Reden bemühet, gewiſſe Misbräuche und üble Gewohnheiten verhaßt zu machen; Irrthümer zu wiederlegen; Thorheiten abzuſchaffen; und auf alle mögliche Weiſe das Beſte des gemeinen Weſens zu befördern. So deutlich ſie dadurch bewieſen haben, wie nützlich die wahre Beredſamkeit der menſchlichen Geſellſchaft iſt, wenn ſie zur Beförderung der allgemeinen Wohlfahrt angewendet wird: So ſehr wäre es zu wünſchen, daß diejenigen, ſo die Macht in Händen haben, ihre Zuhörer geweſen wären, und die Kraft ihrer wohlgegründeten Vorſtellungen in ſich ſelbſt empfunden hätten. Wie viel nützliche Aenderungen im Staate und in der Kirche würden wir nicht bereits wahrgenommen; wie viel erſprießliche Anſtalten würde man nicht hie und da ſchon gemachet haben! Und wie viel Dank würden nicht dero beredten Zungen von der ganzen Republik verdienen, welche gewiß ihren vergröſſerten Flor für eine Frucht ihrer patriotiſchen Wohlredenheit anſehen würde.

Die Vortrefflichkeit dieſer, obwohl nur in Gedanken vorgeſtelleten Wirkungen ihrer Beredſamkeit, meine Herren, macht mich ganz eifrig, in ihre Spuren zu treten. Ich fühle einen heftigen Trieb bey mir, dasjenige gemeine Weſen, davon ich ein Mitglied zu ſeyn, das Glück habe, in völliger Blüte und in beſtändigem Wachsthume zu ſehen. Stünde es in meinem Vermögen, ſo wollte ich heute noch dieſe ganze Stadt, und einen jeden meiner Mitbürger insbeſondre auf einmal glücklich machen. Allein, da meine Kräfte hierzu viel zu ſchwach ſind; da ich kaum einem oder dem andern und zwar in ſehr wenigen Stücken zu dienen, im Stande bin: So kan ich gleichwohl nicht unterlaſſen, mein brennendes Verlangen nach der allgemeinen Wohlfahrt an den Tag zu legen; meinen Eifer wieder eingeriſſene Misbräuche zu bezeugen, und Mittel vorzuſchlagen, wie denſelben irgend abzuhelfen ſeyn möchte. Und ob ich wohl keine Verſicherung habe, daß meine Vorſchläge glücklicher als ſo viele andre ſeyn werden: So ſoll mich dieſes doch nicht abſchrecken, dieſelben zu entdecken; damit man zum wenigſten meine Zaghaftigkeit und Kleinmuth nicht anzuklagen Grund haben möge.

Ich werde mich aber, hochzuehrende Herren, nicht etwa an den Geſetzen des Landes, nicht an den geheiligten Perſonen unſrer Obern, nicht an der Religion, vielweniger an den Geheimniſſen und dem Grunde derſelben, der göttlichen Offenbarung, vergreifen. Behüte mich Gott vor dergleichen ſträflichem Unterfangen! Was ein ganzer Staat durch weiſe Verfaſſungen, was Gott ſelbſt, durch eine unmittelbare Eingebung, verordnet und eingeführet hat, das iſt mir viel zu heilig, als daß ich was tadelhaftes daran ſuchen ſollte. Was irgend durch die Länge der Zeit einer Verbeſſerung oder bloßen Aenderung darinn vonnöthen hätte, das müßte von eben denjenigen gebeſſert oder geändert werden, die ſelbſt Urheber davon geweſen wären. Was aber von Privatperſonen herſtammt, durch Privatperſonen in Schwang gebracht, und durch Privatperſonen beybehalten worden, darüber hat auch eine Privatperſon ein völliges Recht ihre Gedanken zu entdecken. Die Fehler alter Geſetze müſſen durch neue Geſetze verbeſſert, die Mängel alter Offenbarungen müſſen durch neuere ergänzet werden: Aber die Abweichungen von der Fürſchrift der Vernunft, und die daher entſtandenen Misbräuche, können auch nur durch den Gebrauch ihrer Kräfte wieder abgeſchaffet und vertilget werden.

Soll ich mich näher erklären, was meine Abſicht in dieſer Rede ſeyn werde; ſo will ichs auf einmal heraus ſagen. Ich bin geſonnen, wieder die auf unſern Kanzeln gewöhnliche Lehrart zu reden. Die ſo genannte Homiletik oder Predigermethode iſt dasjenige, meine Herren, welches mir längſt als ein abgeſchmacktes Weſen vorgekommen. Ich habe diejenigen Zuhörer allezeit bedauret, die den größten Methodenkünſtler zum Lehrer gehabt: Denn ich habe wahrgenommen, daß ſie den wenigſten Unterricht, die wenigſte Erbauung, und nicht die allergeringſte Bewegung zur wahren Frömmigkeit, daraus verſpüret. Daher habe ich auch nichts ſehnlicher gewünſchet, als daß doch die ungezwungene und geiſtreiche Lehrart der alten Kirchenväter, die natürliche und vernünftige Methode eines feurigen Luthers, eifrigen Laſſenii, gottſeligen Scrivers, und lieblichen Müllers in unſern Kirchen wieder aufgebracht werden möchte. Doch da mein Wunſch bisher vergeblich geweſen, ſo will ich itzo, mit dero gütigen Erlaubniß, mir etwas ausführlicher angelegen ſeyn laſſen, die Urſachen zu erklären, warum mir die eingeführte künſtliche Predigermethode bisher nicht gefallen; auch nimmermehr wird gefallen können, ſo lange die Menſchen Menſchen ſeyn, und die Wahrheiten Wahrheiten bleiben werden.

Damit es aber nicht den Schein habe, als ob ich wie ein Blinder von der Farbe zu reden Willens wäre: So muß ich ihnen, meine Herren, zuvor den Begriff entdecken, den ich von der künſtlichen Predigermethode habe. Und dieſes wird mir um deſto leichter fallen, da ich ſie ſelbſt gelernet, und, wiewohl nicht oft nach ihren Regeln, ſelbſt mehr als hundertmal geprediget habe. Hier will ich mich nun nicht bey einigen ſatyriſchen Beſchreibungen aufhalten. Ich will nicht ſagen, daß die Predigermethode eine Kunſt ſey, die wichtigſten Wahrheiten der göttlichen Lehre in unſichtbare Spinnenweben zu verwandeln. Ich will nicht ſagen, daß es eine bibliſche Anatomie ſey, wodurch man geſchickt wird, einen jeden Text bis auf die Buchſtaben und Puncte zu zergliedern. Ich will auch nicht behaupten, daß die ſogenannte Homiletik eine geiſtliche Vorſchneiderkunſt ſey, wodurch die ſtarke Speiſe des göttlichen Wortes zwar ſehr regelmäßig zerlegt, aber eben dadurch zur Nahrung der Seelen ſehr ungeſchickt gemacht wird. Alle dieſe Erklärungen nemlich, ob ſie ſich gleich mit leichter Mühe vertheidigen lieſſen, würden mir vielleicht in meiner Abſicht hinderlich fallen. Man würde glauben, daß ich nur Spöttereyen dawieder vorzubringen, nicht aber ernſtlich dagegen zu ſtreiten geſonnen wäre. Ich will mich alſo an einer ſummariſchen Erzählung begnügen, die das fürnehmſte von der künſtlichen Predigermethode in ſich halten ſoll.

Sie wiſſen es zum Theil aus Regeln, meine Herren, alle insgeſamt aber aus ſo vielen hundert Exempeln, die ſie gehöret, daß es in der ſo genannten Leipziger-Homiletik hauptſächlich, auf die künſtliche Auflöſung eines Textes, ſonderlich nach grammatiſchen Regeln ankömmt *. Man

---

* Ich kan nicht umhin die ſchönen Worte des berühmten Breßlauiſchen Gottesgelehrten Caſp. Neumanns hieher zu ſetzen, die pag. 3. ſeines Lichts und Rechts, befindlich ſind! In der Erklärung des Evangelii, ſchreibt er, wollen wir nicht über" jedwede Zeile im Text eine lange Rede machen, oder ein iegliches" Wort durch alle Fächer der Concordanzbücher jagen," oder nach allen Gelenken des Glaubens, und auf allen Seiten" mit dem Maaſſe der menſchl. Weisheit ausmeſſen, welches" ſonſt manche Leute heiſſen den Text erklären: Aber doch wahrhaftig" nur das rechte Mittel iſt, den Text ſo zu erklären, daß" die Leute nach geſchehener Auslegung weniger wiſſen als vorher:" und vielleicht manches gar wohl würden verſtanden haben," wenn nur kleine, oder zum wenigſten keine ſo unnöthige" groſſe Auslegung darüber wäre gemacht worden. Mir hal"

muß die vielfältigen Bedeutungen eines Wortes im Grundtexte aus der Concordanz und allen Auslegern anführen; die Meynungen der Kirchenväter und Gottesgelehrten beybringen; die Texte zu gewiſſen Claſſen, als Geſchlechtern und Arten derſelben, bringen; weitgeſuchte Eingänge dazu erſinnen; aus deren erſtem den Hauptſatz, aus dem andern die Abtheilung künſtlicher Weiſe zuſchneiden; mit dem dritten aber ſich erſt den Weg zur Abhandlung bähnen. Man muß endlich die fünffache Nutzanwendung, die nach einem apoſtoliſchen Spruche, der ganzen Schrift zukömmt, in einem jeden Texte beyſammen antreffen, das iſt Lehre, Wiederlegung, Strafe, Ermahnung und Troſt, aus allen Sprüchen ergrübeln können. Ich ſchweige hier noch von der Unverſtändlichkeit der ſo genannten runden Hauptſätze, und den mehrentheils gereimten oder doch klappenden Abtheilungen derſelben, darauf man ſich befleißigen muß. Ich ſchweige von den unendlichen ſchematiſchen und allegoriſchen Erfindungen, darinn man denſelben Text hundertmal muß zu verſtecken wiſſen. Ich übergehe auch die Hauptregel, daß man ja durchgehends bibliſch reden, und zum wenigſten die Worte des heiligen Geiſtes brauchen müſſe, wenn man gleich von ſeinem Sinne abweichet. Ich will auch letzlich das beſtändige Anführen aller bibliſchen Bücher, Capitel und Verſe nicht anmerken, wodurch die Helfte der Zeit, ſo zur Predigt beſtimmet iſt, vorbey gehet. Denn dieſes alles ſind Dinge, die von ſich ſelbſt ins Auge fallen, und ihnen allen, meine Herren, nothwendig eben ſo bekannt, als mir ſelber ſeyn müſſen.

Von dieſer Methode nun, von dieſer Homiletik rede ich, meine Herren, wenn ich anfänglich behaupte, daß ſie

viel

ten derowegen davor, daß die ganze Theologia exegetica, oder alle Erklärung des Textes in zwey Capitel kan gefaſſet werden: Erſtlich, wenn man den Leuten ſagt, was ſie vielleicht von ſich ſelber fragen möchten, weil es ihnen zu ihrer Erbauung dienet, und hernach, wenn man ihnen weiſet, was ſie vielleicht überſehen möchten ꝛc.

viel unnöthige Dinge in einer Predigt erfordere, und Sachen auf die Kanzel bringe, ſo eigentlich in die Studierſtube gehören. Sie ſehen es ſelber wohl, meine Herren, daß ich von den langen exegetiſchen Unterſuchungen rede, die man in Predigten anzuſtellen pflegt. Dieſe gehören für den Prediger, und nicht für die Gemeine. Was nützen doch dem Einfältigen alle die fürchterlichen Namen eines Rabbi Kimchi, Abarbanels, Maimonides, Abeneſra und wie die beſchnittenen Ausleger der Schrift alle heiſſen? Was iſt den armen Leyen mit eines Ligtfoots, Bocharts, Goodwins, Lundii, Buxtorfs und Cornelii a Lapide Meynungen geholfen; die man doch endlich an ihren Ort geſtellt ſeyn läſt, um bey der Ueberſetzung Lutheri zu leben und zu ſterben? Zu Hauſe hätte der ſorgfältige Exeget ſeinen Lankiſch, und Polus, ſeine Criticos anglicanos, und Sternhimmele, ſeine Medullas Patrum und Aurifodinas nachſchlagen; da hätte er Wasmuthen und Danzen mit einander vergleichen, die Rabbinen mit den Vätern, und die Ketzer mit den Rechtgläubigen zuſammen halten mögen. Nur auf der Kanzel ſollte er ſeine Zuhörer mit ſo vielen gelehrten Namen nicht verwirren, die gewiß zu ihrer Erbauung nichts helfen, und zu ihrer Seligkeit noch viel weniger beytragen. Arme Schafe! die ihr anſtatt geſunder Kräuter mit ſolchen dürren Stoppeln verlieb nehmen müſſet! Bedaurenswürdige Lämmer! die ihr euch anſtatt der lautern Milch des Evangelii, aus ſo trüben Qvellen ſollet tränken laſſen.

Eine andere Betrachtung, meine hochzuehrende Herren, iſt es, wenn ich mir zu erweiſen getraue, daß die gewöhnliche Homiletik einen Prediger weder recht erklären, noch beweiſen, noch bewegen lehret. Und gleichwohl ſind dieſes die drey hauptſächlichſten Stücke, die man von ihm fordern kan: Es mag nun ein Prediger entweder für einen Redner, oder für einen Lehrer angeſehen ſeyn wollen. Das erſtere iſt nicht auſſer Streit; ja nicht einmal ſicher zu behaupten: Nachdem einige berühmte Eiferer der Beredſamkeit einen ewigen Haß zugeſchworen, und ſie aus unſern Gotteshäuſern ganz verbannet wiſſen wollen. Allein geſetzt, ſie hätten recht; welches man ihnen doch keinesweges zugeſteht; ſondern nur eine Zeit lang, des Friedens halber, einräumet: Würde denn nicht die Pflicht eines Lehrers der Gemeine eben das von ihnen erfordern? Wie kan man lehren, ohne das Dunkle den Unwiſſenden deutlich, das Ungewiſſe gewiß, das Unwahrſcheinliche wahrſcheinlich zu machen, und endlich ſie dahin zu vermögen, daß ſie ihr Erkenntniß auch in die Uebung bringen müſſen? Wie kan man aber das Dunkle deutlich machen, ohne begreifliche Erklärungen? Wie kan man das Unwahrſcheinliche wahrſcheinlich, und das Ungewiſſe gewiß machen ohne gründliche Beweiſe? Ja, wie kan man endlich die Zuhörer bewegen, etwas zu thun oder zu laſſen, wenn man nicht ihren Willen durch Bewegungsgründe zu lenken weis?

An dieſem allen fehlet es niemanden mehr, als einem recht regelmäßigen Homileten. Anſtatt deutlicher Begriffe, die er von dunkeln Wörtern oder Sachen ſeiner Gemeine beybringen ſoll, giebt er ihnen Etymologien, Synonymien, ſyntactiſche Anmerkungen, und andere grammaticaliſche Kleinigkeiten. Was dunkles deutlich zu machen, wiederlegt er den Eraſmus und Grotius, den Hammond und Clericus, den Spenzer und Selden, den Brentius und Herrmann von der Hardt. Wenn er damit fertig iſt, meynet er alles in ein völliges Licht geſetzt zu haben: Ob gleich ſeine Zuhörer noch in egyptiſchen Finſterniſſen tappen, und den Text nunmehro vielweniger verſtehen, als vorhin. Anſtatt eines gründlichen Beweiſes, der ſich den Beyfall des Verſtandes erzwingen könnte, beruffet man ſich auf eine Menge von Parallelſtellen, davon der meiſte Theil dem Zuhörer eben ſo fremde, undeutlich und zweifelhaft vorkömmt, als dasjenige, was man daher erweiſen will. Denn vernünftige Schlüſſe zu machen, iſt da nicht erlaubt, wo man alles geglaubet haben will; und wo eine vielmalige Wiederholung eines Satzes, die denſelben ins Gedächtniß präget, für eine innerliche Ueberzeugung des heiligen Geiſtes angeſehen wird. Anſtatt rührender Bewegungsgründe endlich, erhebt man eine ſeufzende Wehklage nach der andern über die Unterlaſſung gewiſſer Pflichten; und meynet ſeiner Gemeine einen kräftigen Sporn zur Tugend gegeben zu haben, wenn man mit groſſem Eifer die herrſchenden Laſter erzählet; auch wohl dieſe oder jene Perſon mit ſatyriſchen Farben abgemalet, und endlich mit Himmel und Hölle ſeinen gewöhnlichen Beſchluß gemachet. So ſehr, meine Herren, zeiget ſich bey unſern künſtlichen Homileten, der Mangel der Vernunft- und Sittenlehre: Und ſo wenig iſt es zu verwundern, daß viele unſrer Kirchenlehrer nicht mehr erbauen, da ſie weder den Verſtand noch den Willen ihrer Zuhörer auf gehörige Art anzugreifen wiſſen.

Doch ich muß weiter gehen, und auch die ſo genannten Jahrgänge in Erwegung ziehen. Dieſe ſind mir allezeit als ein ſicherer Kunſtgriff vorgekommen, der Bibel eine wächſerne Naſe zu machen. Wir wollen ſolches etwas ausführlicher darthun, und daher erweiſen, daß die künſtliche Predigermethode unmöglich zu dulden ſey. Die vernünftigſten Leute ſtimmen darinn mit einander überein, daß man in einem jeden mit Verſtand abgefaßten Buche nicht mehr, als einen buchſtäblichen Verſtand zu ſuchen habe. Man hat die Goldmacher ſehr ausgelachet, welche bald im Homer, bald im Virgil die Geheimniſſe des Steins der Weiſen geſuchet. Und die Herren Gottesgelehrten, ob ſie wohl zuweilen durch die Schrift ſelbſt genöthiget werden, den myſtiſchen Verſtand gewiſſer Sprüche zu unterſuchen: So hüten ſich doch die geſundeſten unter ihnen für dem Coccejaniſchen Irrthume; daß der H. Geiſt durch ein jedes Wort in der Schrift ſo viel habe ſagen wollen, als ſelbiges nur immermehr bedeuten kan. In Wahrheit, iſt etwas in der Welt vermögend, die Bibel ungewiß und wankend zu machen, ſo iſt es dieſe ungereimte Meynung. Wer ſollte nicht verwirrt werden, wenn er hört, daß alle mögliche Erklärungen eines Spruches Abſichten des Heil. Geiſtes ſind; und dabey wahrnimmt, daß von mancher Stelle ganz wieder einander laufende Erklärungen gemacht werden? Was helfen da alle Auslegungskünſte und hermenevtiſche Regeln? Hat Gott ſich ſelbſt wiederſprechen wollen? oder hat der H. Geiſt ſelbſt nicht gewuſt, was er ſagen wollen? Wer kan dieſe ungereimte Lehre mit der unendlichen Weisheit Gottes zuſammen reimen?

Gleichwohl zielet die künſtliche Art der Jahrgänge dahin ab. Sie lehrt in einem bibliſchen Texte, in einem Evangelio, in einer Epiſtel, funfzig neue Themata, das iſt, ſo viel neue Hauptwahrheiten finden. Von allen aber verſichert man uns, daß ſie der Abſicht des H. Geiſtes gemäß ſind. Ja was noch mehr iſt; in zwey und funfzig ſonntäglichen Texten, kan man das ganze Jahr durch, ein und daſſelbe Thema antreffen. So verſchieden auch dieſe mancherley Schriftſtellen immermehr ſeyn mögen, ſo künſtlich weis ein geſchickter Homilet alles auf eins zu bringen; damit ja der Heil. Geiſt immer einerley Abſicht gehabt zu haben ſcheinen möge, bis es ihm übers Jahr belieben wird, ihm wieder was anders beyzulegen. Heißt das nicht, die Schrift in ein heydniſches Orakel verkehren, und die Sprüche derſelben mit den Ausſprüchen der Pythia in eine Rolle ſchreiben? Heißt das nicht, einem unſinnigen Woolſton recht geben, der endlich auf die Thorheit verfällt, überall zu allegoriſiren; gar keinen buchſtäblichen Verſtand mehr in der Schrift zu ſuchen, ſondern alles myſtiſch zu verſtehen; alle Hiſtorien in Bilder und Gleichnißreden zu verwandeln, ja auch die Wunder, den Tod, die Auferſtehung und Himmelfahrt Chriſti zu lauter Allegorien zu machen? Und durch was für Regeln wird man ſolchen Schwärmern ihre Freyheit im Erklären einſchränken können, wenn man ihnen ſelbſt nicht mit beſſern Exempeln vorgeht?

Das iſt indeſſen nicht der einzige Schade, den die künſtliche Homiletik der Gottesgelahrtheit thut. Die ganze Religion der Chriſten wird durch die ungereimte Methode vieler, die ſie vortragen, lächerlich gemacht. Es ſind meines Erachtens ſehr gerechte Klagen, die man über die anwachſende Menge der Freygeiſter führet. Es iſt wahr; viele, ſonſt nicht unfähige Köpfe, fangen die Religion an für eine Fabel zu halten. Sie betrügen ſich zweifelsfrey, und ſchaden dadurch niemanden mehr, als ſich ſelbſt. Allein, wem hat man dieſes Uebels Wachsthum hauptſächlich zuzuſchreiben? Sind es nicht diejenigen, die am eifrigſten für den Flor des Chriſtl. Glaubens wachen ſollten? Sind es nicht die einfältigen, ſind es nicht die gar zu künſtlichen Predigten, die den Klugen dieſer Welt die göttlichen Wahrheiten ſelbſt verächtlich machen? Es iſt von einfältigen Mährchen, von ungereimten Schlüſſen, und andern ſchlechten Geplauder ſchon ein Sprichwort geworden, daß man von dem erſtern ſpricht, das ſey gut auf die Kanzel; von dem letztern aber ſpottweiſe zu ſagen pflegt: Es ſey eine Predigt geweſen. Ja wer weis nicht, daß man elende Beweiſe, homiletiſche Beweiſe zu nennen pflegt? Was dünket ihnen nun, meine Herren? Haben nicht unſre Homileten ſchuld daran, daß unſer Glaube von ſeinen Feinden geläſtert wird? Sollte man nicht, nach dem Exempel Pauli, allen allerley werden; und nach der ſcharfſinnigen Art der heutigen Welt auch ſcharfſinnig lehren, damit man auch dadurch einige gewinnen möchte? Was wird es güldenen Aepfeln ſchaden, wenn ſie in ſilbernen Schaalen aufgetragen werden? Und was würde den heil. Wahrheiten unſers Glaubens abgehen, wenn ſie nach einer natürlichen, vernünftigen und ungezwungenen Lehrart vorgetragen würden?

Ich bin hier nicht geſonnen die Regeln einer ſo neuen Methode für unſre Kanzelredner ſelbſt zu entwerfen. Dieſes würde mir nicht nur zu weitläuftig fallen; ſondern auch vergeblich ſeyn. Die weltliche Beredſamkeit hat ſchon längſt diejenigen Vortheile beſeſſen, die man der geiſtlichen noch zur Zeit vergebens wünſchet. Einige wenige Muſter groſſer Gottesgelehrten fangen an, andern mit guten Exempeln vorzugehen. Sie indeſſen, meine Herren, die zum Theil auch in der Kirche das geiſtliche Lehramt einmal führen werden, müſſen die Zahl derer verſtärken helfen, die durch ihre Reden erweiſen, daß man gar wohl ein Prediger und vernünftiger Mann zugleich ſeyn könne. Sie aber, hochzuehrende Herren, die als Rechtsgelehrte dereinſt den Staat regieren, und dem gemeinen Weſen zu Seulen dienen werden, müſſen wenigſtens durch ihre Urtheile, die Vernunft auch auf die Kanzeln zu bringen, und die Thorheiten davon zu verbannen bemühet ſeyn.

Das IX. Hauptſtücke.

Von den Hof- und Staatsreden.

§. 1.

Wenn ich hier von den Hofreden handeln will, ſo wird man leicht von ſich ſelbſt ſehen, daß ich nicht Lobreden auf groſſe Herren meyne, als wovon ſchon oben gehandelt worden. Es giebt kleinere Reden in groſſer Menge, die bey Hofe gehalten werden, und die nur zu den Complimentirreden gehören. Z. E. die Reden der Geſandten an groſſe Herren, um ihnen entweder Glückwünſche oder Leidbezeugungen im Namen ihrer Principalen abzulegen, oder ſonſt andere Anträge zu thun; die Einführungsreden, wodurch ein Miniſter oft einen Präſidenten oder ſonſt einen Aufſeher, ganzen Rathſtuben vorſtellen muß; die Einweihungsreden, da gewiſſe Abgeordnete bey Legung der Grundſteine zu öffentlichen Gebäuden, bey Stiftung neuer Academien oder Geſellſchaften, bey Einſegnung der Gotteshäuſer u. d. gl. zu reden haben; die Landtagsreden, darinn ein Staatsbedienter den Vortrag des Landesherrn an die Stände thut, und der Erbmarſchall im Namen der letztern dieſelbe beantwortet; und endlich die Huldigungsreden, die neuantretende Regenten, theils an die Landſtände thun laſſen, theils aber auch von dieſen an jene gehalten werden. Alle dieſe, und wo etwa noch mehrere Gattungen vorhanden wären, können unter dem Namen der Staatsreden verſtanden werden.

§. II.

Die Frage, wie dieſe Reden überhaupt gemacht werden, iſt oben, in dem Hauptſtücke von Chrien, ſchon beantwortet worden. Man darf hier keine künſtlich erfundene Hauptſätze gründlich ausführen: Das macht, man darf ſeine Zuhörer von nichts überreden, weil ſie entweder der Meynung des Redners vorhin ſchon beypflichten, oder doch aus andern Urſachen dasjenige thun müſſen, was er, im Namen des Königes oder Fürſten von ihnen haben will. Wenigſtens hat es der Gebrauch unſrer Hofleute ſo eingeführt, daß ſie ſich keine Mühe geben, ihre Zuhörer durch Beweiſe und Bewegungsgründe einzunehmen. Sie würden auch oft ſehr übel daran ſeyn, wenn ſie ſolches zu Ausführung ihrer Abſichten nöthig hätten. In freyen Republiken war ſolches vorzeiten nöthig; und daher muſten die Redner ſehr geſchickt ſeyn: Heut zu Tage regieren ſelbſt die Republiken nicht mehr durch Vernunſt und Ueberzeugung, ſondern durch Zwang und Gewalt, oder durch Liſt. Daher haben ſich auch alle dieſe Hofreden nur in Chrien verwandelt, die ſich ohne alle Gelehrſamkeit und Einſicht in die Natur des Menſchen halten laſſen. Folglich brauchen wir auch keinen Demoſthenes oder Cicero bey Hofe, als welche in den heutigen Complimentirreden alle ihre Kunſt nicht würden anbringen können.

§. III.

Wer nun ſolche Hofreden machen ſoll, der darf nur gleich auf den Hauptzweck ſeiner Rede denken, und daraus gleich das Conſequens derſelben machen. Den Grund davon, oder die Veranlaſſung dazu, nenne er das Antecedens, und die beſondere Verbindung von beyden die Connexion: So iſt der Entwurf oder Grundriß von ſeiner Hofrede fertig. Z. E. Geſetzt, es ſollte ein Miniſter jemanden zum Präſidenten eines Hofraths, Appellations- oder Hofgerichts einſetzen: So iſt ſeine Abſicht, zu ſagen: Gegenwärtigen N. N. ſoll das ganze Collegium künftig als ſeinen Präſidenten anſehen und ehren. Der Anlaß dazu iſt dieſer: Denn dieſe Stelle iſt durch die Beförderung, oder das Abſterben des vorigen Präſidenten erlediget worden. Die nähere Verbindung kömmt auf des Fürſten Willen und Verordnung an, der dieſen N. N. zu ſeinem Nachfolger beſtimmet hat. So kömmt nun die ganze Einrichtung ſo heraus:

Antecedens. Der vormalige Präſident dieſes Collegii iſt bekanntermaaſſen abgegangen, und dieſe Stelle alſo erlediget worden.

Connexio. Nun haben Se. Churfürſtl. oder Hochfürſtl. Durchl. oder Kayſerl. oder Königl. Majeſt. gegenwärtigen Herrn N. N. zum Nachfolger deſſelben erſehen, und mir, denſelben hiermit einzuführen, anbefohlen.

Conſequens. Folglich werden ſich alle Räthe oder Beyſitzer dieſes anſehnlichen Collegii künftig darnach zu achten, und ihn als ihren Präſidenten anzuſehen und zu verehren haben.

§. IV.

§. IV.

Dieſes iſt nun das bloſſe Gerippe einer ſolchen Introductionsrede, welches noch auf allerley Art erweitert und ausgeputzet werden kan und muß. Denn ob es gleich auch viele Hofreden giebt, darinn auſſer den Titeln und Namen, und etlichen Curialformeln nichts weiter vorkömmt, als dieſe drey Stücke: So giebt es doch auch andere, die man etwas weitläuftiger ausgeführet hat. Man könnte alſo hier auf das Antecedens gleich ein kleines Lob des abgegangenen Präſidenten einflieſſen; oder einen allgemeinen Lehrſpruch von dem Wechſel aller Dinge, von der Sterblichkeit, von der billigen Beförderung treuer Diener u. d. gl. einrücken; auch wohl ein Exempel, ein Zeugniß, ein Gleichniß, und ein paar gute Einfälle, auf eine ungezwungene Art anbringen: Aber ja nicht alles auf einmal, ſondern nur etwas davon, ſo dem Redner am beſten gefället. Bey dem andern Satze, oder der Connexion, kan gleichfalls entweder von der Sorgfalt des Landesherrn in Handhabung der Gerechtigkeit, oder von den Verdienſten und guten Eigenſchaften des neuen Präſidenten, oder von der Wichtigkeit einer ſolchen Stelle, etwas gedacht werden; und auch dieſes kan mit ein paar Erläuterungen ausgeſchmücket werden. Endlich kan zuletzt noch dem neuen Vorſteher auch ſeine Pflicht mit einer guten Art angeprieſen, und ein Wunſch angehänget werden, daß es dem Könige oder Landesherrn, dem Vaterlande und dem hohen Collegio allezeit nach Wunſche gehen, und die Gerechtigkeit beſtändig darinn blühen möge.

§. V.

Auf eben dieſe Art können auch die übrigen Reden, ſo oben erwähnet worden, entworfen und ausgearbeitet werden. Denn das Kunſtſtück per Antecedens et Conſequens iſt ſo allgemein, daß es ſich ſo gar in

Briefen brauchen läßt. Es dörfte ſich alſo ein ſolcher Hofredner nur einbilden, daß er von der Sache, davon er reden ſoll, ein Schreiben an jemanden abfaſſen wolle: So wird ſich alles leicht geben. Manche Reden, als z. E. die Geſandſchaftsreden der Bothſchafter, ſind auch nicht viel länger, als ein Brief. Groſſe Herren haben heute zu Tage nicht viel Geduld, zum Anhören eines Redners: Daher iſt derjenige Glückwunſch, die Leidbezeugung oder Freundſchaftsverſicherung allemal die angenehmſte, die am kürzeſten abgefaſſet iſt. Ohne dem nehmen die Titel hoher Häupter und die ehrerbiethigen Ausdrückungen, auch Zeit und Raum weg, ſo daß die Anrede wieder Vermuthen lang wird, obgleich nicht viel darinn geſagt iſt. Man ſehe nur in den Reden groſſer Herren die Exempel davon nach, ſo wird man überführet werden, daß die Redekunſt mit ſolchen Hofreden faſt gar nichts zu thun habe, weil ein jeder Hofmann aus dem Stegreiſe gar leicht ein ſolches Compliment zu machen im Stande iſt.

§. VI.

Wir wollen es indeſſen nicht leugnen, daß nicht auch viele Reden bey Hofe gehalten werden, die ein ganz anders und gelehrteres Anſehen gehabt hätten. Man findet in den Reden groſſer Herren auch Stücke von groſſer Beleſenheit, darinn Exempel, Zeugniſſe, Gleichniſſe und andere ſo genannte Realien mehr, faſt im Ueberfluſſe vorkommen. Allein fürs erſte iſt es gewiß, daß dieſes zuweilen eine gar merkliche Pralerey iſt, wenn man durch ſo viel weit geſuchte Zierrathe eine Beleſenheit zeigen will, die man doch nicht hat. Allein darum will ich nicht in Abrede ſeyn, daß man nicht auch Hofreden machen könne, die etwas gelehrter ausſehen. Man darf nur den Entwurf dazu per Theſin et Hypotheſin machen, wie oben gewieſen worden, da wir von Chrien eine Anweiſung gaben. Doch muß man die Gelegenheiten unterſcheiden, darinn man ſolche Reden hält: Denn es iſt nicht allemal rathſam, damit aufgezogen zu kommen. Wo ſich dieſelben noch am beſten hinſchicken würden, das wäre bey Einweihung neuer Univerſitäten, und gelehrter Geſellſchaften. Man ſehe hiervon die Exempel, die der Herr von Fuchs bey Stiftung der Univerſität Halle, und der Herr Oberhofprediger Jablonski, nunmehriger höchſtwürdiger Präſident der Königl. Preußiſchen Societät der Wiſſenſchaften, bey Eröffnung derſelben, gehalten hat. Ueberhaupt kan man ſich aus den Reden groſſer Herren hier und dar die beſten ausſuchen, und ſie mit Vermeidung der Fehler, die wir oben von der Schreibart angemerket, ſich zu Muſtern dienen laſſen.

§. VII.

Von meiner eigenen Arbeit ein paar Exempel zu geben, ſo habe ich mir die Huldigungsreden, die bey dem geſegneten Antritte der preiswürdigen Regierung unſers itzigen Königes Majeſtät zu einer Gelegenheit dienen laſſen, ein paar Proben auszuarbeiten. Beyde ſind aber Beantwortungen im Namen der verſammleten Stände, auf die im Namen des Landesherrn geſchehene Anrede. Doch habe ich mich in der einen geſtellet, als ob der neuantretende Regent ſelbſt perſönlich zugegen wäre; in der andern aber, als ob nur ein Abgeordneter von demſelben, die Huldigung von einem Kreiſe einzunehmen, zugegen wäre. Zur Veränderung habe ich auch in der einen gethan, als ob man in einem erzgebürgiſchen Kreiſe zu reden hätte. Ich habe mich in beyden, ſo viel möglich, nach dem Geſchmacke des Hofes in der Schreibart gerichtet, und ſie ſo ungezwungen in dem Entwurfe und in der Ausführung abgefaſſet, daß man mir verhoffentlich keine Schulfüchſerey wird vorrücken können. Ein jeder wird die Einrichtung derſelben leicht einſehen können, daher ich meinem Leſer den Schimpf nicht anthun will, ihm die Anordnung ausführlich hieher zu ſetzen.

Durchlauchtigſter Churfürſt, Gnädigſter Herr.

Was Eure Königliche Hoheit und Churfürſtliche Durchl. Dero gegenwärtig verſammleten Ständen mit ſo vieler landesväterlichen Gnade vortragen laſſen, das erweckt dieſelben allerdings aus ihrer bisherigen Betrübniß, als aus einem langen Schlummer, darinn das ganze Land bishero faſt begraben gelegen. Es iſt weltkündig, daß das Churfürſtenthum Sachſen, nebſt allen ihm incorporirten Landen durch den unvermutheten Todesfall des weyland allerdurchlauchtigſten, großmächtigſten Königes und Herrn, Herrn Friedrich Auguſts, Königes in Pohlen und Großherzoges zu Litthauen ꝛc. Herzogs zu Sachſen, Jülich, Cleve und Berg, auch Engern und Weſtphalen, des Heil. Röm. Reichs Erzmarſchals und Churfürſten ꝛc. ein ſo preiswürdiges Haupt verlohren, desgleichen die Welt ſehr wenige geſehen hat. So ſehr aber auch die entlegenſten Theile von Europa durch das allgemeine Gerüchte hievon verſichert ſind; So viel gewiſſer ſind wir ſelbſt davon überzeuget, da wir das Glück genoſſen haben, dieſen unvergleichlichen Monarchen nicht nur in der Nähe zu bewundern, ſondern auch als getreue Unterthanen, die Früchte ſeiner groſſen Eigenſchaften in ſeinem weiſen Regimente zu genieſſen.

In der That haben wir einen Herrn verlohren, der ſeiner glorwürdigen Vorfahren hohe Tugenden in ſich allein vereinigte, und ſie daher alle übertroffen hat; einen Herrn, der beydes im Kriege und im Frieden groß geweſen; einen Herrn, der ſich ſeinen Feinden ſo ſchrecklich, als ſeinen Unterthanen beliebt zu machen gewuſte; einen Herrn, der im Glücke und Unglücke gleiche Großmuth erwieſen; einen Herrn, deſſen Anſehen majeſtätiſch, deſſen Leibesſtärke unerhört, deſſen Verſtand durchdringend, deſſen Gnade gegen ſein Volk unermüdet, deſſen Hof prächtig, deſſen Armeen wunderwürdig geweſen: Und was noch alles vorige weit übertrifft; einen Herrn, der ſein Land ſo gelinde, ſo gerecht, ſo erwünſcht regieret hat, daß er von ſeinen Vaſallen und Unterthanen mehr, wie ein Vater geliebet, als wie ein Herrſcher gefürchtet worden.

Alles dieſes würde von dem, durch einen ſo ſchmerzlichen Verluſt, höchſtbetrübten Lande noch deſtomehr bedauret werden; wenn uns nicht von des hochſeligen Königs Majeſtät ein ſo preiswürdiger Erbe ſeiner Eigenſchaften und Tugenden zum Nachfolger im Regimente wäre hinterlaſſen worden. Eure königliche Hoheit und Churfürſtl. Durchl. allein machen es, daß unſer Verluſt erträglich geweſen; indem wir nemlich an dero geheiligten Perſon ſehen, daß ſelbiger nicht unerſetzlich iſt.

Um wieviel gröſſer würde nicht des ganzen Landes Traurigkeit geweſen ſeyn, wenn es an die Stelle eines weiſen Salomons, einen ihm ganz unähnlichen und tyranniſchen Rehabeam hätte den Thron beſteigen geſehen? Wie troſtlos würde Stadt und Land geweſen ſeyn, wenn auf einen gnädigen Kayſer Auguſtus, ein ſtrenger Tiberius gefolget wäre? Allein itzo, da der Allerhöchſte, unſerm lieben Vaterlande auf einen David nach ſeinem Herzen, einen andern Salomon, den er ſelbſt mit der Weisheit von oben begabet hat, folgen läßt; da auf einen gütigen Veſpaſian ein faſt noch gelinderer Titus den Thron beſteiget: So muß ja das glückſelige Sachſen, nicht nur ſeinen Schmerz ſehr gemildert ſehen, ſondern auch bey dem Antritte der Regierung Eurer Königl. Hoheit und Churfürſtl. Durchl. demſelben mit Jauchzen und Frohlocken ſeinen unterthänigſten Glückwunſch abſtatten.

Es iſt dieſes alles der Wahrheit ſo gemäß, daß ich ohne den Verdacht der allergeringſten Schmeicheley, nicht nur das bisherige, ſondern noch viel ein mehreres ſagen kan. Selbſt dieſe ſonſt geringfügige Anrede, an Eure Königl. Hoheit, kan ein unleugbares Zeugniß davon ablegen. Es hat ſich dieſelbe mit dem billigen Ruhme unſers weiland allerdurchl. Königes Auguſti angefangen, und einen kurzen Entwurf ſeiner groſſen Eigenſchaften gemachet: Dieſes aber hätte man vor den Ohren eines demſelben unähnlichen Regenten ſchwerlich wagen dörfen. Ein laſterhafter Prinz haſſet das Lob aller der Tugenden, davon er ſelbſt keine Spuren an ſich ſiehet. Er kan es nicht leiden, daß diejenigen in einem guten Andenken bey der Welt ſtehen, denen er in keinem Stücke gleich iſt, auch nicht gleich zu werden verlanget: Und es dörfte ſich alſo niemand unterſtehen, durch eine ſo verhaßte Lobrede ſeine Ungnade zu verdienen.

Ganz anders iſt es bey Eurer Königl. Hoheit beſchaffen. Nichts vergnüget dieſelben mehr, als wenn ſie ſehen, daß die preiswürdigen Eigenſchaften dero glorreichen Herrn Vaters auch nach deſſen Tode noch bewundert werden; daß ein ieder deſſen Tugenden zu verewigen bemühet iſt; und wenn er weiter nichts dazu thun kan, doch wenigſtens den groſſen Verdienſten dieſes Monarchen ein dankbares Andenken widmet. Dieſes iſt auch allerdings das beſte Trauergepränge, dadurch die Welt gute Regenten von Tyrannen unterſcheidet. Denn wie dieſer letztern Tod allen Unterthanen, die bis dahin durch Furcht gebundenen Zungen löſet, und ihnen endlich das Recht giebt, ihres Herzens Gedanken, wiewohl zu der verſtorbenen Schimpf und Schande, frey heraus zu ſagen: Alſo zeigen eure Königl. Hoheit, durch das gnädige Anhören des Ruhmes, den man dero allerdurchlauchtigſtem Vorfahren im Regimente giebt, wie geneigt und geſchickt dieſelben ſind, in deſſen glorwürdigſte Fußtapfen zu treten.

So kurz diejenige Zeit auch iſt, ſeit welcher eure Königl. Hoheit dero Regierung angetreten: So deutliche Merkmaale haben dieſelben ſchon davon blicken laſſen. Die Handhabung der Gerechtigkeit iſt wohl das hauptſächlichſte Stücke einer guten Regierung. Denn wo die Unſchuld gedränget, die Tugend gedrücket, und das Recht von der Macht der Laſterhaften gebeuget wird; da iſt nichts weniger, als ein gutes Regiment zu ſpüren. Ein löblicher Fürſt kan alſo keine deutlichere Probe geben, daß ihm die Wohlſahrt ſeiner Unterthanen zu Herzen gehe, als wenn er auf die Stäten der Gerechtigkeit ein wachſames Auge hat; ja ſich ſelbſt nicht verdrieſſen läßt, die Klagen bedrückter Unterthanen anzuhören. Dadurch wird nemlich ein irdiſcher Regent dem Beherrſcher Himmels und der Erden ähnlich; dadurch verdienet er ein rechtſchaffener Stadthalter deſſen genennet zu werden, welcher ſein Ohr vor keinem verſchlieſſet, der ſeiner Hülfe bedarf.

Nichts liegt aber von eurer Königl. Hohiet mehr am Tage, als dieſe ſo preiswürdige Bemühung, dadurch ſie allen dero Unterthanen recht zu verſchaffen trachten. Wer hat ſich nicht vergnüget, der es vor kurzem vernommen hat, wie eure Königl. Hoheit neulich einen eigenen Hof-Referendarium zu dem Ende beſtellet, daß er die Klagen u. Bittſchriften ſo unmittelbar an dero allerhöchſte Perſon gerichtet werden dörften, annehmen, und denenſelben vortragen ſoll. Zeiget eine ſolche Veranſtaltung nicht ganz augenſcheinlich, daß eurer Königl. Hoheit nichts mehr am Herzen liege, als die Handhabung der Gerechtigkeit, und die Sorgfalt für das gemeine Beſte? Und was kan dero ganzem Lande erfreulicher ſeyn, als einen ſolchen Prinzen an ſeinem Ruder zu ſehen, der nicht nur die Pflichten vollkommener Regenten einſieht, ſondern auch zu beobachten geneigt iſt; ja ſich durch die Beförderung des allgemeinen Heils dem unſterblichen Gott ähnlich machen will.

Von eurer Königl. Hoheit liegt dieſe höchſtrühmliche Eigenſchaft ganz deutlich am Tage. Nicht nur verſchiedene Proben, ſo dieſelben im geiſtlichen und weltlichen Regimente bereits abgeleget haben, überführen dero getreueſte Länder und Unterthanen davon aufs völligſte; ſondern eure Königl. Hoheit haben ſelbiges auch unſern allhier verſammleten Ständen des erzgebürgiſchen Kreiſes durch dero Miniſter, in höchſter Gnade verſichern laſſen. Der bisherige Flor, der ſämmtlichen ſächſiſchen Lande, hat allerdings einen ieden Verſtändigen überzeugen können, daß die weiſe Verfaſſung derſelben ein Kleinod ſey, deſſen Erhaltung ihm eine ungeſtörte Glückſeligkeit zuwege bringen kan. Die Freyheiten und Gerechtſame der ſämmtlichen Stände machen einen ſo wichtigen Theil ſolcher Verfaſſungen aus, daß wir bey dem uns gnädigſt verſprochenen Schutze derſelben, unſerm werthen Vaterlande eine ſehr langwierige und beſtändige Wohlfahrt verſprechen können.

So groß nun das Vergnügen iſt, welches daher in den Herzen aller getreuen Vaſallen und Unterthanen entſteht: So herzlich erheben ſie ihre Herzen in brünſtigen Seufzern gen Himmel, eurer Königl. Hoheit ein geſegnetes und friedfertiges Regiment anzuwünſchen. Sie ſind auch völlig entſchloſſen, die, altem Herkommen nach, gewöhnliche Huldigung zu leiſten, und ihrem neuen Landeshaupte, alle nur erſinnliche Treue und Gehorſam, den Landesverfaſſungen gemäß, mit Mund und Hand anzugeloben und zu verſprechen.

Unſer erzgebürgiſcher Kreis hat vor allen andern Sächſiſchen Provinzen den Vorzug von der Natur erhalten, daß er eurer Königl. Hoheit die unterirdiſchen Schatzkammern eröffnet, und denſelben die theuren Eingeweide der Erden zum Opfer bringet. Voritzo widmet ſich daſſelbe eurer Königl. Hoheit zum erſtenmale in aller Unterthänigkeit, und die ſämtlichen Bewohner dieſer Landſchaft, könnten gar leicht ihrer Gewohnheit nach, alle Eigenſchaften köſtlicher Erzte und Metalle an ihrem neuen Durchl. Oberherrn antreffen, wenn eine gezwungene Vergleichung ſolcher weitunterſchiedenen Dinge, nach dem gereinigten Geſchmacke des Hofes oder der heutigen Welt wäre.

Ein einziges wird ihnen aber vielleicht erlaubet ſeyn, nemlich ihre getreueſten Wünſche in ihren erzgebürgiſchen Redensarten auszudrücken, und dadurch ihren ungekünſtelten Eifer für die hohe Perſon eurer Königl. Hoheit und Churfürſtl. Durchl. wie auch gegen das ganze preiswürdige ſächſiſche Haus an den Tag zu legen. Gott, der Schöpfer und Erhalter aller Gebürge und Tiefen, erhöhe auch eure Königliche Hoheit unter den Hohen der Welt ꝛc. ꝛc.

Die andre Rede.

Sr. Königl. Hoheit und Churfl. Durchlauchtigkeit hochanſehnliche Herrn Gevollmächtigte,

Hochwohlgebohrne, Gnädige Herren.

Die gegenwärtigen Verfaſſungen unſrer Sächſiſchen Lande, und die wiedereinanderlaufenden Gemüthsbewegungen aller getreuen Vaſallen und Unterthanen, verurſachen faſt bey jedermann eine ſolche Unentſchloſſenheit, daß man nicht weis, ob man mehr Urſache zum Trauren, oder zur Freude; zu einem wehmuthsvollen Schweigen, oder zu einem frolockenden Reden habe. Der höchſtſchmerzliche Verluſt, den unſer geliebtes Vaterland, und ein benachbartes groſſes Königreich vor wenigen Monaten erlitten, erfordert das erſtere: Und ganz Europa billiget hierinn den gerechten Schmerz aller rechtſchaffenen Sächſiſchen Landeskinder durch ſeinen allgemeinen Beyfall. Wir haben allerdings einen Monarchen eingebüſſet, dergleichen die Welt wenige geſehen, und der gleichſam wie ein fabelhafter Phönix, nur alle tauſend Jahre einmal gebohren wird. Der preiswürdigſte Friedrich Auguſt iſt in ſeinem ganzen Leben, an Gemüths- und Leibesgaben; auf dem Throne, und in ſeinen täglichen Beſchäfftigungen; im Kriege und im Frieden; in guten und in böſen Tagen, ein rechtes Wunder und ein beſtändiger Augenmerk der halben Welt geweſen. Die Natur hatte ihn mit allem demjenigen reichlich verſehen, was groſſe Monarchen zu bilden nur immermehr erfordert wird: Und das Glück, welches die groſſen Eigenſchaften der Sterblichen nicht allezeit recht ans Licht kommen läßt, hatte dieſem unvergleichlichen Prinzen alle die Gelegenheiten verſchaffet, darinn er ſich in ſeiner ganzen Gröſſe auf dem Schauplatze der Erden darſtellen konnte.

Doch ich vergeſſe bey der Bewunderung ſolcher ſeltenen Vorzüge faſt das wichtigſte, ſo uns den Verluſt eines ſo ausbündigen Hauptes am ſchmerzlichſten werden läßt. Es iſt weltkündig, daß unſer in Gott ruhender allerdurchlauchtigſter König, der gnädigſte und gütigſte unter allen heutigen Häuptern der Erden geweſen. Seine ſonderbare Huld, Gnade und Gelindigkeit hat ſich in ſeinem langwierigen Regimente allezeit ſo deutlich gewieſen, daß es uns leid ſeyn muß, wenn die Gewohnheit und Schmeicheley alle Fürſten und Regenten der Völker mit dem Namen der Landesväter zu benennen pflegt. Denn wie dadurch dieſe an ſich herrliche Benennung ihren meiſten Werth verlieret: Alſo wäre es zu wünſchen, daß wir ſelbige, als einen neuen Zunamen demjenigen zuerſt beylegen könnten, der ſelbigen ſo vollkommen, als unſer unvergleichlicher Auguſt, verdienet hatte. Dieſer Ruhm indeſſen verewiget das preiswürdige Andenken unſers in Gott ruhenden Königes und Churfürſten in den Herzen aller Unterthanen: Und ein ſolches Denkmaal werden auch die Geſchichtbücher demſelben, zur Bewunderung der ſpäteſten Zeiten, bey der Nachwelt aufzurichten wiſſen.

Sollte nun ein Verluſt, deſſen Gröſſe ſo unſtreitig iſt, nicht bey allen, die er betrifft, die zärteſte Wehmuth, und ein kummervolles Schweigen erwecken? Es iſt kein Zweifel daran, und ich ſelbſt würde hier ſtumm werden, und meinen Regungen in ſtillen Seufzern den Zügel ſchieſſen laſſen; wenn mich nicht eine gleich wichtige Urſache zur empfindlichſten Freude aufmuntern möchte.

Sachſenland iſt zwar verweyſet, aber doch nicht gar verlaſſen. Friedrich Auguſt hat uns einen würdigen Erben ſeiner Länder, einen ungemeinen Nachfolger im Regimente hinterlaſſen. Wir verehren in der geheiligten Perſon des durchlauchtigſten, großmächtigſten Fürſten und Herrn, Herrn Friedrich Auguſts, II. Königl. Prinzen in Pohlen und Litthauen, Herzoges zu Sachſen ꝛc. des Heil. Röm. Reichs Erzmarſchalls und Churfürſten ꝛc. ꝛc. ꝛc. Wir verehren, ſage ich, in dieſem durchlauchtigſten Haupte eine neuaufgehende Sonne, die dem ganzen Sachſen und deſſen ſämtlichen incorporirten Landen eben ſo ſchöne Tage verſpricht, als wir unter der vorigen Regierung genoſſen haben. Dieſes, wie leicht zu gedenken iſt, verurſachet in den Gemüthern aller patriotiſchgeſinneten Landeskinder eine allgemeine Freude. Ein jeder ſieht das fernere Wachsthum der bisherigen Sächſiſchen Glückſeligkeit vor Augen. Ein jeder wird gewahr, daß unſer vormaliger Glücksſtern nicht erloſchen oder verſchwunden; ſondern vielmehr nur auf eine kurze Zeit verdunkelt worden, damit er mit deſto anmuthigern Stralen wieder aufgehen und hervorleuchten könnte. Daher ſchlägt nun ein jeder den Trauerflor aus dem Geſichte, und prophezeyet ſich und dem ganzen Lande eine unveränderte Wohlfahrt.

Was wäre nun vermögender auch einem Stummen, ich will nicht ſagen, einem Unberedten, die Zunge zu löſen? Was iſt kräftiger, in jedem redlichen Mitbürger eines gemeinen Weſens ein Jauchzen und Frolocken zu erregen, als eben die tröſtliche Ahndung, ja die ſichtbare Em-

Empfindung der Glückſeligkeit ſeines Vaterlandes? In Wahrheit, ſo wenig ich mich ſonſt zur Beredſamkeit ſchicke: So ſpüre ich doch in dieſem Falle einen überflüßigen Vorrath an Gedanken und Worten; einen reichen Zufluß an Empfindungen und Ausdrückungen. So gewiß iſt es, daß das Herz die beſten Redner macht; wenn man diejenigen Regungen ausſprechen darf, davon ſelbiges, ſo zu reden übergehet. Denn ich befinde mich itzo in dieſen glücklichen Umſtänden. Se. Königliche Hoheit und Churfl. Durchl. haben alle Eigenſchaften eines erwünſchten Regenten in ſich vereiniget. Ein herrlicher Verſtand, ein majeſtätiſches Anſehen, ein vollkommen reifes Alter, Erfahrung in Staatsgeſchäften, Reiſen, Wiſſenſchaft, Liebe zu freyen Künſten, und was nur ſonſt einen Fürſten vollkommen machen kan, das alles iſt in ſeiner hohen Perſon aufs genaueſte verbunden; das alles verſpricht uns, unter ſeiner künftigen Regierung, den höchſten Gipfel der Glückſeligkeit, den ein Staat irgend auf der Welt erlangen kan.

Wo bleibet noch bey der Menge deſſen, ſo ſich meinen Gedanken auf einmal ſo häufig darſtellet, das vornehmſte, ſo ich beybringen muß? Seine Königl. Hoheit und Churfürſtl. Durchl. lieben auch vor allen Dingen die Gerechtigkeit. Dieſes iſt in Wahrheit die allervornehmſte Fürſtentugend, die zu Beförderung des gemeinen Beſtens das allermeiſte beyträgt. Wo die Geſetze nicht im Schwange gehen, wo die Billigkeit gleichſam ſchläfet, da kan ein Staat unmöglich im Flore ſtehen. Wie will aber die Gerechtigkeit im Lande blühen, wenn die Häupter des Volks, wenn die Regenten ſelbſt Muſter der Ungerechtigkeit abgeben? Wer wird da die untern Gerichtsſtäte in der Ordnung erhalten, wo die Fürſten ſelbſt dem gottloſen Achab gleichen, der einen Naboth nach dem andern unterdrücket, und einen Weinberg nach dem andern an ſich zu bringen ſuchet. Den Exempeln der Groſſen dieſer Welt pflegt alles gern zu folgen; und die böſen Richter misbrauchen ſich alsdann um ſo viel ungeſcheuter ihrer Gewalt, je mehr ſie ſich durch die Beyſpiele ihrer Obern dazu berechtiget zu ſeyn, einbilden. Da gehet denn alles zu Grunde! Die Kirche leidet; der Arme ſeufzet; die Unſchuld klaget, und das ganze Land erſchallet von Jammern und Wehklagen. O wie glücklich ſind wir, daß wir dergleichen unſelige Zeiten, unter einem ſo gerechten Oberhaupte, als wir von Gott bekommen haben, nicht befürchten dörfen! Eure hochwohlgebohrne Excellenz (oder Gnaden) haben uns im Namen Sr. Königl. Hoheit und Churfürſtl. Durchl. und auf Befehl deroſelben, die erfreuliche Verſicherung gethan, daß alle wohlhergebrachte Gerechtſame und Freyheiten des ſämtlichen Landes, und ins beſondere, auch der allhier verſammleten Ritterſchaft und Stände unverrückt beybehalten bleiben ſollen. Auch hierinn haben Se. Königl. Hoheit, dero glorwürdigſten Herrn Vater, ſo wie in andern hohen königl. Eigenſchaften zum Vorgänger gehabt. Und was könnte denenſelben alſo rühmlicher ſeyn, als in ſo herrliche Fußtapfen zu treten? Alle Freyheiten und Gerechtſame der Churſächſiſchen Erbländer rühren ja von Sr. Königl. Hoheit gottſel. durchlauchtigſten Vorfahren her. Die Erhaltung derſelben iſt alſo ein Werk, ſo der allergerechteſten Gemüthsart Seiner Königl. Hoheit ſo gemäß, als dem Aufnehmen der ſämtlichen Lande erſprießlich und nöthig iſt. Und Se. Königl. Hoheit werden ſich durch nichts ſo ſehr, als einen würdigen Erben und Nachfolger ſo preiswürdiger Ahnen der Welt darſtellen, als eben durch den Schutz aller ſolcher Rechte im geiſtl. und weltlichen Stande.

So groß nun die Zuverſicht iſt, welche die ſämtl. getreueſten Vaſallen und Stände, ſo ſich hier zugegen befinden, deswegen gegen Se. Königl. Hoheit bereits hegen: So geneigt ſind ſie ſammt und ſonders auch durch eine unverbrüchliche Treue ſolcher hohen Churfürſtl. Gnade ſich theilhaftig und würdig zu machen. Wir ſind auch in eben dem Vertrauen erböthig, altem Herkommen und Gebrauche nach, dieſes durch ein ausdrückliches Angelöbniß öffentlich zu verſprechen, und ſolches durch den gewöhnlichen Handſchlag zu bekräftigen.

Der Herr aller Herren aber erhalte Se. Königl. Hoheit, und Churfürſtl. Durchlauchtigkeit, dero ſämtlichen Churlanden zu beſtändigem Aufnehmen in unverrücktem und langwierigem Vergnügen! Er gebe denenſelben den Ruhm und das Anſehen dero in Gott ruhenden Herrn Vaters! Er neige denenſelben die Herzen dero Unterthanen zu, und gebe ihnen eine glückliche und friedliche Regierung. Gott erhalte auch dero Erzherzoglichen Gemahlin Königl. Hoheit, unſere gnädigſte Churfürſtin und Landesmutter! Gott ſegne unſern durchlauchtigſten Churprinzen und die ſämtliche Churfürſtl. hohe Familie, daß es Sr. Königl. Hoheit niemals an Erben fehlen möge, die auf ſeinem Stuhle ſitzen. So werden unſere Nachkommen bis ans Ende der Erden ſich derjenigen Glückſeligkeit zu erfreuen haben, die wir bisher genoſſen, und noch ferner beſtändig zu genieſſen hoffen können.

* * *

Das X. Hauptſtücke
von
Standreden und Perſonalien.

§. I.

Ob ich gleich oben bereits von Lobreden und Parentationen gehandelt habe: So muß ich doch hier noch von ein paar Arten eines oratoriſchen Vortrages etwas ſagen, die an vielen Orten üblich, und nicht zu verwerfen ſind. Die erſte davon wird insgemein eine Standrede genennet:

Ohne Zweifel darum, weil die Zuhörer ſie ſtehend anhören; welches aber ſonſt nirgends, als bey dem Grabe, nach geſchehener Einſenkung eines Verſtorbenen geſchehen kan. Hieraus kan man leicht den Schluß machen, daß eine ſolche Standrede kurz gemacht werden muß, damit den ſtehenden Zuhörern, darunter oft alte und ſchwache Leute ſeyn können, die Zeit nicht lang werde. Iſt dieſes nun feſt geſetzt, ſo erhellet auch gleich, wie eine ſolche Standrede innerlich eingerichtet werden muß. Denn eine vollſtändige Rede, nach allen erforderlichen Theilen, läßt ſich in wenigen Minuten unmöglich halten. Man muß alſo zu den Chrien ſeine Zuflucht nehmen, und ſie ſo kurz einrichten, daß ſie aufs höchſte eine Viertelſtunde dauren. Denn länger würden ſtehende Zuhörer wohl nicht Geduld haben, einem Redner zuzuhören, es wäre denn, daß er ganz beſondere Gaben im Vortrage hätte, und die ſchönſten Sachen von der Welt zu ſagen wüßte.

§. II.

Da es nun zwo Arten von Chrien giebt, ſo kan ein Redner beyde zu ſolchen Standreden brauchen, nachdem es ihm beliebt. Das **Antecedens** und **Conſequenz** läßt ſich ganz gut brauchen, wenn man in einer Standrede weiter nichts, als eine Dankſagung an die Leichenbegleiter machen will. Hier iſt nun das **Antecedens**: Wir haben den hoch- oder wohlſeligen N. N. zu ſeiner letzten Ruhekammer begleitet. **Connexion**: Weil nun dieſe gegenwärtige Verſammlung der Leichenbegleiter ſehr zahlreich erſchienen, und dadurch dem ſel. Verſtorbenen viele Liebe und Ehre erwieſen: **Conſequens**. So hätten die ſämmtlichen Leidtragenden dem Redner Befehl ertheilet, ihnen allen den ſchuldigen Dank zu ſagen ꝛc. Man muß aber hier nicht denken, daß es bey dieſen dreyen nothwendigen Sätzen allein ſchon ſein Bewenden haben müſſe. Nein, es können überall ſeine Erweiterungen von Lehrſprüchen und guten Einfällen, auch wohl ein kleines Lob des Verblichenen eingerücket werden. Es kömmt alles auf den Verſtand des Redners dabey an, dadurch er beurtheilen muß, was ſich für ſeinen Todten, ja auf Zeit, Ort und Zuhörer ſchicket. Die Schreibart muß weder ſchwülſtig, noch niederträchtig, ſondern männlich, edel und beweglich ſeyn; damit die Zuhörer auf eine unvermuthete Art in erbauliche Gedanken geſetzet werden, und einen Stachel im Gemüthe behalten mögen.

§. 111.

Die andere Art von Chrien, nemlich per Theſin et Hypotheſin, läßt ſich auch gar wohl hier anwenden: Nemlich, wenn man etwas mehr Gelehrſamkeit oder eigentlich zu reden, Beleſenheit zeigen will. Dieſes geſchieht nun, wenn man einen gewiſſen Satz von dem Verſtorbenen, und zwar entweder zu ſeinem Lobe, oder doch zur Erbauung der Zuhörer, zur Hypotheſi macht, und eine Erläuterung, gleich vom Anfange zur Theſi braucht. Dieſe Erläuterung kan ein Zeugniß, eine Geſchicht, oder ein Exempel ſeyn: Genug, wenn ſie ſich zu dem Verſtorbenen, oder auf die Leichenbegleiter und Leidtragenden ſchicket. Uebrigens kan auch hier bey der Theſi eine Umſchreibung und kurze Erweiterung durch gute Gedanken und Lehrſprüche Statt finden; bey der Hypotheſi aber ein kleines Lob des Verſtorbenen angebracht werden. Die Schreibart ſoll hier ebenfalls ernſthaft und nachdenklich ſeyn, wenn der Redner Ehre einlegen will. Ich habe niemals dergleichen Reden zu halten Gelegenheit gehabt. Talanders lebende Todten halten viele davon in ſich, und ich würde ſie anpreiſen, wenn nur nicht ſo viele Sinnbilder und Ueberſchriften darinn gehäufet wären. Man begnüge ſich alſo an unſers

Herrn D. Jöchers Trauerreden, wo man die beſten Muſter unter unſern deutſchen Leichenreden antreffen wird, die nach dieſer Art ausgearbeitet worden.

§. IV.

Die Perſonalien anlangend, ſo ſind ſie nichts anders, als etwas beſſer eingerichtete Lebensbeſchreibungen von Verſtorbenen. Sie werden gemeiniglich nach den öffentlichen Leichenpredigten abgeleſen, und werden vielmals auch in einer geiſtlichen oder bibliſchen Schreibart abgefaſſet. Aber dieſes iſt eben nicht nothwendig, ob ich es gleich einem Prediger nicht verarge, daß er ſeine theologiſche Schreibart brauchet, wenn er dergleichen verfertigen muß. Wenn indeſſen ein anderer Gelehrter die Feder dabey führet, ſo darf er doch in einem ſolchen Lebenslaufe keine weitgeſuchte weltliche Gelehrſamkeit anbringen. Es müſſen ſolche Perſonalien eigentlich in hiſtoriſcher Schreibart abgefaſſet werden: Dieſe aber leidet keine andere Arten der Zierrathe, als ſparſam eingeſtreuete gute Gedanken, und erbauliche Lehrſprüche, als Worte der Weiſen. Lange Einleitungen oder Eingänge ſind auch nicht nöthig: Denn man will hier keine Rede machen. Gleichwohl wollte ich auch nicht rathen, allezeit mit einer gewiſſen Formel anzufangen: Z. E. Was nun den wohlgeführten Wandel, ehrliche Herkunft und ſeligen Tod unſers N. N. anbetrifft ꝛc. Was gar zu gemein iſt, das erwecket Ekel: Ein vernünftiger Mann wird ſchon eine kluge und angenehme Veränderung zu machen wiſſen.

§. V.

Von dieſer letztern Art habe ich Gelegenheit gehabt, ein paar Exempel zu verfertigen, die ich dem geneigten Leſer mittheilen will. Ich gebe ſie für keine Meiſterſtücke aus. Wer dieſe haben will, der leſe des Herrn von Fontenelle Lebensbeſchreibungen, von den Mitgliedern der Königl. Franzöſ. Academie der Wiſſenſchaften, worinn er die ſchönſten Muſter derſelben antreffen wird. Nur muß man ſich von den gar zu gekünſtelten Einfällen dieſes ſonſt fürtrefflichen Mannes nicht gar zu ſehr einnehmen laſſen, als welche oft gar ins Luſtige fallen, und ſich alſo bey Leichen nicht ſonderlich ſchicken wollen.

Lebenslauf eines jungen Studierenden.

Da diejenigen, welche bey hohem Alter und gräuen Haaren aus der Welt ſcheiden, nicht allemal das rühmlichſte Andenken hinter ſich zurücke laſſen: So ſtirbet auch zuweilen ein wohlgearteter Jüngling in blühenden Jahren, deſſen Gedächtniß wohl werth iſt, daß es länger aufbehalten werde, als die Thränen über ſeinen Verluſt auf den Wangen ſtehen, und die nächſten Anverwandten einander die Gruft zeigen können, wo ihr Blutsfreund ſo frühzeitig verſcharret worden.

Unter dieſe Anzahl gehört ohne Zweifel der nunmehro wohlſelige Herr Johann Caſpar Pundt, weiland der heiligen Schrift, Weltweisheit und orientaliſchen Sprachen eifrigſt Befliſſener; deſſen wohlgeführtes Leben ſo rühmlich als kurz geweſen, und mit mehrern Tugenden als Jahren von Gott begnadiget worden. Das Licht dieſer Welt hatte er im Jahr 1712 den 2 Tag des Chriſtmonats in der freyen Reichsſtadt Bremen zuerſt erblicket. Seine damals hocherfreute Eltern waren, der wohledle, großachtbare und wohlfürnehme Herr Hermann Pundt, vornehmer Kauf- und Handelsmann daſelbſt, und die wohledle und mit allen Tugenden ihres Geſchlechts reichlich gezierte Frau, Frau Metta, gebohrne Ebelings: Welche beyderſeits itzo den ſchmerzlichen Hintritt ihres einzigen hoffnungsvollen Herrn Sohnes mit wehmüthigen Thränen beklagen.

Es iſt aus der kindlichen Ehrfurcht und Liebe, die der Wohlſelige allezeit, ſonderlich noch in ſeinem Letzten gegen ſeine wertheſte Eltern an ſich blicken laſſen, leicht abzunehmen, daß er auch von denſelben aufs zärtlichſte geliebet worden. Und ſeine geſchickte Aufführung, ſamt dem jedermann beliebten und untadelichen Lebenswandel, konnten zur Gnüge zeigen, daß dieſe väterliche und mütterliche Liebe ſich ſchon in der frühen Kindheit mehr durch eine vernünftige Zucht, als durch eine verzärtelnde Gelindigkeit müſſe an den Tag geleget haben.

In der That haben es ſeine wackere Eltern gegen dieſes ihnen von Gott anvertraute Pfand an nichts ermangeln laſſen, was zu deſſen chriſtlicher und wohlanſtändiger Erziehung etwas beytragen können. Auſſer dem eigenen Fleiſſe, den ſie bey genauer Aufſicht auf ſein Thun und Laſſen und die kluge Einrichtung ſeiner Sitten anwandten, haben ſie keine Sorgfalt oder Koſten geſparet, ihm in ihrem Hauſe die geſchickteſten Lehrmeiſter zu halten, von denen er in den beſten Sprachen unterwieſen werden möchte. Und da ſich der fähige Kopf ihres täglich zunehmenden Sohnes zu allem geſchickt erwies, faßten ſie den rühmlichen Entſchluß, ein ſo herrliches Talent nicht zu vergraben, ſondern dieſen mit ſo herrlichen Gemüthsgaben verſehenen Knaben ganz der Gelehrſamkeit zu widmen.

Er hatte daher in wenigen Jahren ſo merklich zugenommen, daß man ihn ſchon 1723. in ſeinem eilften Jahre, in die öffentliche Cathedralſchule zu Bremen, als einen würdigen Schüler der andern Claſſe, aufnahm, und ſich zu allem dem erwünſchten Fortgange ſeines Fleiſſes Hoffnung machte, den man nach der Zeit mit Vergnügen an ihm wahrgenommen hat. In einer Zeit von ſechs Jahren war er mit allem dem fertig, was in den gemeinen Schulen von Sprachen und freyen Künſten gelehret wird; und konnte alſo mit allgemeinem Beyfalle ſeiner Lehrer 1729. den 26 October auf das berühmte

Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt fortſchreiten, um daſelbſt in der Weltweisheit und Gottesgelahrtheit einen guten Grund zu den academiſchen Studien zu legen.

Dieſes that er nun unter der treuen Anführung der allergeſchickteſten Männer, daran dieſer Ort allezeit einen Ueberfluß gehabt. Er hörte in der Philoſophie und Mathematik Herrn M. Mejer, in den morgenländiſchen Sprachen Herrn Kesler, im Rabbiniſchen Herrn Kayſer, in der Gottesgelahrtheit aber Herrn Rector Polemannen, und in freyen Künſten Herrn M. Lochner. Und dergeſtalt brachte er es in zweyen Jahren in allen dieſen Stücken ſo weit, daß er vor einen der geſchickteſten Studierenden daſelbſt gehalten wurde. Er bewies auch dieſe ſeine Geſchicklichkeit öffentlich, als er am 23 April des vorigen 1731. Jahres, als am Namenstage Sr. Königl. Großbrittanniſchen Majeſtät, eine wohlgeſetzte lateiniſche Rede hielte, die de virtutibus Georgii II. Magnae Brittanniae Regis etc. quae ex ſanctione Seuilienſis foederis elucent, handelte, und mit durchgängigen Lobſprüchen, zu beſondrer Freude ſeiner Eltern, angehöret wurde.

Im Sommer eben dieſes 1731ſten Jahres verlies endlich der Wohlſelige, mit Genehmhaltung ſeiner geehrten Eltern, ſeine liebe Vaterſtadt, und begab ſich, auf Einrathen verſtändiger Männer, hieher nach Leipzig, um den angefangenen Lauf ſeiner Studien vollends hinauszuführen. Er wurde alſo gegen Michael des vorigen Jahres unter dem Rectorate Sr. Magnificenz, Herrn D. Klauſings, SS. Theol. Prof. O. in die Zahl unſrer academiſchen Bürger aufgenommen. Seit der Zeit hat er auch der Mathematik unter beſonderer Anführung Herrn Prof. Richters, den morgenländiſchen Sprachen bey Herrn M. Weiſen, den griechiſchen und römiſchen Alterthümern bey Herrn M. Dreſig, der Weltweisheit bey Herrn M. Ludewigen, und der Gottesgelahrtheit bey Herrn D. Klauſingen, mit allem möglichen Fleiſſe ganz unermüdet obgelegen:

Wie ſeine ſämtlichen Lehrer ihm dieſes einhellige Zeugniß geben, und deswegen ſein frühes Ende herzlich bedauren.

Sein Umgang war übrigens ſehr angenehm, ſein Wandel ordentlich und chriſtlich; ſeine ganze Aufführung aber überaus erbar und tugendhaft: So, daß er ſich die Gewogenheit und Liebe aller derer zu wege gebracht, die ihn kennen zu lernen Gelegenheit gehabt. Er war eben willens worden, eine theologiſche Diſſertation über Luc. 16: v. 29. auszuarbeiten, und ſelbige als eine Probe ſeines Fleiſſes, unter dem Praeſidio ſeines Gamaliels, Sr. Magnificenz, Herrn D. Klauſings, deſſen Hausgenoß zu ſeyn, er die Ehre hatte, auf der öffentlichen theologiſchen Catheder zu vertheidigen; als er unverhofft von einer heftigen Krankheit überfallen wurde. Selbige nahm ihren erſten Anfang von einer ſtarken Gemüthsbewegung, über das Abſterben eines guten Freundes und Landsmannes; worauf ſich den 7 Jun. d. J. ein böſes catharrhaliſches Fieber fand, welches mit Kopfwehe, Nackenweh und ſpannenden Bruſtſchmerzen, welche zu ungewiſſen Zeiten wiederkamen, imgleichen Schlafloſigkeit und einer groſſen Entkräftung verbunden war. Und obwohl dieſe Zufälle, nach Anwendung dienlicher Mittel, ſich in etwas zu mindern ſchienen, auch den 7ten Tag ſehr häufige rothe Flecken ausſchlugen, ja bis auf den 11ten Tag, als den 17 Jun. unverrückt ſtehen blieben: So war doch eben dieſes der Tag, an welchem ſelbige bey unvermuthetem Froſte auf einmal wieder einſchlugen, und aller hierzu dienlichen Verordnungen ungeachtet, das gänzliche Ende des Wohlſeligen beförderten. Und ſo geſchah es, daß er den 17 Junii dieſes 1732. Jahres, als er Tages vorher von ſeinem Beichtvater, Herrn M. Weiſen, das hochwürdige Nachtmahl genoſſen, gegen 2 Uhr Nachmittage, ſanft und ſelig verſchied, nachdem er ſein Leben auf 20 Jahre, weniger 5 Monate und 15 Tage gebracht hatte.

Lebens-Lauf eines academiſchen Gottesgelehrten.

Da es nicht nur die Pflichten der Dankbarkeit erfordern, das ruhmvolle Andenken hochverdienter Männer auch nach ihrem Tode zu erhalten; ſondern auch das gemeine Weſen einen merklichen Vortheil daraus ziehet, wenn die Exempel rechtſchaffener Leute den Lebendigen zur Aufmunterung und der Nachwelt zu Muſtern aufbehalten werden: So iſt es allerdings der Billigkeit gemäß, auch von dem nunmehr in Gott entſchlafenen Magnifico, hochehrwürdigen und hochgelahrten Herrn, Herrn Johann Schmiedten, der Heil. Schrift Doctorn und Profeſſorn, wie auch der Beredſamkeit Profeſſorn auf hieſiger Academie, des Königl. und Churſächſiſchen Conſiſtorii Aſſeſſorn, des löblichen Frauen-Collegii Præpoſito und Seniore, der Churfürſtlichen Alumnorum Ephoro, und der Univerſität Decemviro und Seniore eine zulängliche Nachricht abzufaſſen, und ſein Gedächtniß dadurch auf ſpäte Zeiten fortzupflanzen. Denn wie hochgedachter in Gott ruhender ehrwürdiger Greis ſich außer ſeinem Vaterlande durch nichts als durch ſeine Gelehrſamkeit, unermüdeten Fleiß und unſträflichen Wandel zu ſo vielen höchſtwichtigen Aemtern und Ehrenſtellen empor geſchwungen; und alſo ſein ganzes Glück nächſt Gott ſich ſelbſt und ſeinen Verdienſten zu danken gehabt: Alſo wird ohne Zweifel die umſtändliche Erzählung ſeines ſo hochgebrachten und ruhmwürdigen Lebens zu mancher erbaulichen Betrachtung Anlaß geben; auch vielleicht andere, die ſich in gleichen Umſtänden befinden, kräftigſt anfeuren, in ſo herrliche Fußtapfen zu treten, und in dem Dienſte der Kirche und des gemeinen Weſens gleichmäßigen Eifer blicken zu laſſen.

Es iſt aber unſer hochſeliger Herr Doctor im Jahre 1649, den 19 Auguſt neuen Kalenders, und zwar zu

Breßlau, der Hauptſtadt in ganz Schleſien, ans Licht der Welt gebohren worden. Seine Aeltern ſind zwar nicht vornehme, aber nach Art damaliger Zeiten rechtſchaffene und erbare Leute geweſen. Nemlich, ſein ſeliger Vater war Johann Schmiedt, Bürger und Aelteſter bey der Leinwandreiſſer Innung daſelbſt: Seine ſelige Frau Mutter aber hieß Eva Rotherin; welche beyderſeits vor vielen Jahren ſchon dieſe Zeitlichkeit verlaſſen haben. Dieſen ſeinen Aeltern nun, rühmet es unſer Hochſeliger, in einem eigenhändigen hinterlaſſenen Aufſatze von vielen Umſtänden ſeines Lebens, ſelber nach, daß ſie ihn von Jugend auf dem Studiren gewidmet, und in das Breßlauiſche Eliſabethiſche Gymnaſium gethan. Darinnen iſt er auch von der ſechſten bis zur erſten Claſſe allmählich geſtiegen, und hat allenthalben Proben vieler Fähigkeit und eines unermüdeten Fleiſſes in Sprachen und freyen Künſten an ſich blicken laſſen. Seine vornehmſten Lehrer ſind daſelbſt geweſen Elias Major, damaliger Rector des Gymnaſii Johann Gebhard, Conrector, und Martin Hanke, der Moral, Eloqvenz und Hiſtorie Profeſſor; wie auch Sartorius und Wende, die in den untern Claſſen bedienet geweſen.

Wie ſich aber derſelbe bald anfangs der Gottesgelahrtheit gewidmet gehabt, als hat er ſchon damals die erſten Gründe derſelben zu faſſen geſuchet; ſonderlich auch die einem Theologo ſo unentbehrlichen morgenländiſchen Sprachen beyzeiten zu treiben angefangen. Seine Anführer in beyden Stücken ſind geweſen der berühmte Doctor Acoluth, Paſtor zu St. Eliſabeth, wie auch der evangeliſchen Kirchen und Schulen daſelbſt Inſpector, imgleichen M. Egler, Prediger zu St. Eliſabeth und der hebräiſchen Sprache Profeſſor bey dem Gymnaſio daſelbſt. Dieſen ſeinen Lehrern legt unſer Hochſeliger in ſeiner eigenhändigen Nachricht viel Ruhm bey, und bekennet mit erkenntlichem Gemüthe, daß er ihnen ſehr viel zu danken gehabt habe. Als nun derſelbe unter der Anweiſung ſo wackerer Männer bis in ſein zwanzigſtes Jahr in ſeiner Vaterſtadt, und alſo vor den Augen ſeiner werthen Aeltern, zu groſſem Vergnügen derſelben, den Wiſſenſchaften rühmlichſt obgelegen: So entſchloß er ſich endlich auch auf auswärtige hohe Schulen zu gehen, und ſonderlich hier in Leipzig ſeine Blüten zu voller Reife gedeihen zu laſſen.

Er langte hieſelbſt im Jahr 1669 an, und ward unter dem Rectorate Doctor Johann Olearii, den 25 des Heumonats in die Zahl der Studirenden eingeſchrieben. Hier öfnete ſich nun ein neues Feld vor den Fleiß eines ſo wohl vorbereiteten Schülers; der unter andern auch dadurch eine Probe von ſeiner groſſen Liebe zu einer gründlichen Gelehrſamkeit abgeleget, daß er die philoſophiſchen Wiſſenſchaften mit dem gröſten Eifer getrieben, und faſt keinen einzigen von den damaligen Profeſſoren derſelben vorbey gegangen, deſſen Lehren ihn zu ſeinem Hauptwerke einigermaaſſen geſchickt machen könnten. Dieſe waren nun die allerſeits berühmten Männer, Jacob Thomaſius, Otto Menke, Feller, Rechenberg, Cyprian und Alberti; von welchem letztern der Hochſelige inſonderheit gerühmet, daß er ihm ſo wohl in der theoretiſchen als practiſchen Philoſophie vor allen andern gar beſonders viel zu danken gehabt. In der hebräiſchen Sprache hörte er den berühmten Joh. Carpzov, und im Griechiſchen Joh. Olearium, als in welchen Sprachen dieſe wackere Männer, das öffentliche Lehramt bekleideten. Und durch eine ſo gute Anführung geſchahe es, daß unſer Hochſeliger ſchon in ſeinem erſten academiſchen Jahre den erſten Lohn ſeines Fleiſſes, nemlich die Würde eines Baccalaurei in der Weltweisheit erhielte; welcher Vorbothe weit gröſſerer Belohnungen ihn denn täglich zu gröſſerm Eifer aufmunterte, und allmählich anfeuerte, allerley öffentliche Proben ſeiner bereits erlangten Geſchicklichkeit abzulegen.

Dieſes geſchah nun nach und nach in folgenden academiſchen Diſſertationen, die der Hochſelige theils ſelbſt ausgeargearbeitet, theils aber doch öffentlich mit vielem Ruhme vertheidiget hat. Die erſte hielte er unter dem Præſidio, M. Mörbitzens, von der aus der Naturlehre genommenen Frage: Quomodo Elementa ſint in mixto? Die andere war philologiſch, und zwar die dritte in der Ordnung, die der obgedachte berühmte Profeſſer Olearius über die ſonntäglichen epiſtoliſchen Texte geſchrieben; unter deſſen Anführung und Beyſtande er denn dieſelbe vertheidigte. Die dritte hatte er ſelbſt ausgearbeitet, und zwar de Anno, darinn er ſich den gelehrten M. Valentin Friderici zum Präſes erwählete. Hierauf erlangete nun unſer Hochſeliger im Jahre 1670, den 26. Januar. die höchſte philoſophiſche Würde, als einen anderweitigen Lohn ſeines ſo rühmlichen Fleiſſes, darinn es ihm in ſo kurzer Zeit ſeines academiſchen Lebens nicht leicht iemand zuvor gethan hatte.

Doch nunmehro ſieng unſer Hochſeliger auch an zu zeigen, daß ihm der Name eines Lehrers in der Weltweisheit nicht umſonſt beygelegt worden. Denn in dem gleich darauf folgenden Jahre, behauptete er auf der obern Catheder ſeine Inaugural-Diſputation de Deo Vnitrino, ex principiis philoſophicis non demonſtrabili; und in dem nächſten 1672ſten Jahre eine andere, de Angelis ex principiis philoſophicis non demonſtrabilibus. Wie er nun durch beyde ſeine gründliche Einſicht in den Unterſchied des Lichtes der Natur und des geoffenbarten Wortes deutlich an den Tag legte: Alſo bereitete er ſich durch die letztere, welche er nach Gewohnheit dieſer Univerſität, als eine Diſſertationem pro loco ohne einen Reſpondenten hielte, den Weg mit der Zeit höher hinauf zu rücken. Die andre von dieſer Art folgte auch bald nach, indem er de animae immortalitate ex principiis philoſophicis non demonſtrabili abermal pro Loco, im 1674ſten Jahre hinzu geſetzet.

Zu gleicher Zeit aber unterließ unſer Hochſeliger nicht, das ihm anvertraute Pfund zum beſten der ſtudirenden

Jugend anzulegen. Er that ſich nemlich mit Leſen und andern Anleitungen derſelben ſo hervor, daß er vierzig ſo genannte Exercitationes über allerley Materien, auf der philoſophiſchen Catheder, mit ſeinen Zuhörern öffentlich anſtellen, und als Präſes dirigiren können. Hiervon zeiget auch das ſonderbare Vertrauen, welches der damalige Herr Bürgermeiſter Steger gegen den Hochſeligen blicken ließ, indem er ihm ſeinen einzigen Herrn Sohn, den itzigen Königlichen und Churſächſiſchen Hof- und Juſtitzrath, wie auch hochverdienten regierenden Bürgermeiſter allhier, Herrn Doctor Adrian Stegern, anvertrauet. Hier hat er nun ſechs ganzer Jahre in dem Hauſe und am Tiſche dieſes vornehmen Gönners diejenigen Vortheile genoſſen, ſo ihm ſeine Aeltern zu reichen nicht im Stande geweſen: Als worinn der Hochſelige die göttliche Vorſehung allezeit dankbarlichſt zu preiſen pflegte. Eben dahin iſt auch zu zählen, daß der hochanſehnliche Rath zu Breßlau der Armuth des Hochſeligen zu ſtatten zu kommen, demſelben ganzer acht Jahre hintereinander mit einem austräglichen Stipendio unter die Arme gegriffen; welches denn derſelbe, als was beſondres allezeit gerühmet, auch ausdrücklich allhier zu erwähnen verordnet und anbefohlen hat.

Alle dieſe ſo vielfältigen Geſchäffte hinderten indeſſen die Bemühungen unſers hochſeligen Herrn Doctors in ſeiner Befliſſenheit auf die Gottesgelahrtheit nicht. Doctor Kromayer, Doct. Möbius und Doct. Rappold, inſonderheit aber der um die Kirche Gottes hochverdiente Scherzer, waren diejenigen, welche er ſich zu ſeinen Lehrern erſehen hatte, und zu deren Füſſen er mit dem gröſten Vergnügen geſeſſen. Unter dieſes letztern Anführung hielte er auch drey öffentliche Diſputationen wieder die Socinianer, genoß auch ſonſt ſo vielfältige Zeichen ſeiner Zuneigung, daß er es lebenslang demſelben nachgerühmet, und ſo heilſamer Ermahnungen und Rathſchläge, dadurch er von dieſem groſſen Theologo unterſtützet worden,

den, bis in ſein Grab nicht hat vergeſſen können. Sonſt hat der Hochſelige auch unter Doctor Alberti diejenige ſolenne Diſputation vertheidiget, wodurch derſelbe die theologiſche Profeßion, ſo ihm war aufgetragen worden, angetreten hat.

Im Jahr 1679 war Doctor Gottfried Schilter, damaliger Rector Magnificus hieſiger Univerſität mit Tode abgegangen, und dadurch eine Stelle in dem Collegio U. L. F. allhier leer geworden. Hier erlangte nun unſer Hochſeliger, und zwar im 30ſten Jahre ſeines Alters, als ein zehnjähriger Academicus, dieſe erledigte Collegiatur, und hub alſo endlich an, die wirklichen Belohnungen ſeines bisherigen Fleiſſes zu genieſſen. Hierauf folgte im 1683ſten die Aſſeſſur in der löblichen philoſophiſchen Facultät, zu welcher er ſo vieler Verdienſte halber, bey vorgefallener Vacanz, willigſt aufgenommen wurde. In dem nächſtfolgenden 1684ſten Jahre aber, wurde unſerm Hochſeligen die durch das Ableben des berühmten Jacob Thomaſii erledigte Profeſſio Eloquentiae allergnädigſt aufgetragen, die er auch im Januar des 1685ſten Jahres durch eine öffentliche Rede angetreten.

Vermöge dieſes ordentlichen Lehramtes in der philoſophiſchen Facultät nun, hat unſer Hochſeliger Herr Doctor das Decanat in derſelben achtmal, das Procancellariat viermal; das Rectorat aber auf der ganzen Univerſität achtmal, nemlich 1688. 1694. 1698. 1704. 1710. 1714. 1720 und 1728 verwaltet; und zwar allezeit mit ſolcher Redlichkeit und Treue, und mit ſo unermüdeter Sorgfalt für das gemeine Beſte der Academie, daß man alle dieſe Würden faſt niemals beſſer bekleidet geſehen. Eben dieſe aufrichtige Wachſamkeit hat auch verurſachet, daß der Hochſelige im Jahre 1692. von den ſämmtlichen Collegiaten des löblichen Frauen-Collegii zu ihrem Praepoſito perpetuo Anno 1697 aber von der Academie zum Ephoro der Churfürſtl. Stipendiaten erkläret worden, welche beyde Würden er auch bis an ſein ſeliges Ende allezeit treu und redlich verwaltet hat. Und in währender Zeit hat er ſich im Leſen und Diſputiren ſo fleißig erwieſen, daß von dem erſten ſo viele 100 ſeiner Zuhörer, von dem andern aber ganzer 40 philoſophiſche Diſſertationes zeigen können, die er ſelbſt als Präſes gehalten hat.

Doch es iſt Zeit, nunmehro unſern hochſeligen Herrn Doctor auch als einen Gottesgelehrten zu betrachten, und ihm auf allen den Stuffen zu folgen, auf welche ihn die göttliche Vorſehung geſtellet, um ſich ſeines Dienſtes auch in der Kirche zu gebrauchen. Im Jahre 1685. erhielte er anfänglich den Character eines Licentiati Theologiae, worauf allererſt 1699 die Doctorwürde ſelbſt erfolgete. Zu dieſen beyden Ehrenſtellen erwies ſich derſelbe durch zwey wohlausgearbeitete Diſſertationen geſchickt, davon die erſte pro Licentia: De Chriſti victoria glorioſa, ad Coloſſ. II, 15. die andre aber pro gradu Doctoris: De multiplici animarum reditu in corpora, wieder einen ungenannten Verfaſſer des Tractats, Seder-Olam, gerichtet war, handelte.

Hierauf erfolgten denn auch verſchiedene Gnadenbezeugungen von Hofe, welche von dem guten Vertrauen ein Zeugniß ablegeten, ſo ſich der Hochſelige überall erworben hatte. Im Jahre 1700. ward demſelben nicht nur die Profeſſio Theologiæ Extraordinaria allergnädigſt anvertrauet; ſondern er wurde auch nebſt Herrn Profeſſor Kirchmeyern aus Wittenberg zum Viſitator der drey Königlichen und Churſächſiſchen Fürſtenſchulen, zu Meiſſen, in der Pforte und zu Grimma, ernennet. Im Jahr 1712. wurde unſerm Hochſeligen, nach Doct. Joh. Olearii Tode von Seiten der Univerſität die Aſſeſſur in der Büchercommißion ohne ſein Suchen und wieder Vermuthen aufgetragen, und im 1716ſten Jahre folgte noch eine anſehnlichere Ehrenſtelle darauf, indem derſelbe zum Aſſeſſor in dem hieſigen gemeinſchaftlichen reſpective Churfürſtl. und Fürſtlichen Conſiſtorio, von Hofe aus ernennet wurde. Was nun unſer Hochſeliger bey allen dieſen anſehnlichen Aemtern und Verrichtungen vor vielfältige Gelegenheit gefunden, Gott, der Kirche und Univerſität, wie auch dem ganzen Lande zu dienen, das kan ein ieder leicht von ſich ſelbſt abnehmen.

Und es iſt faſt zu verwundern, daß derſelbe bey ſo vielen Geſchäfften dennoch Zeit und Kräfte genug übrig behalten, ſeinen Lectionen und andern gelehrten Uebungen im Diſputiren und Peroriren, mit ſolchem Eifer, als er wirklich gethan, obzuliegen. Denn es hat derſelbe als Profeſſor Theologiä nicht nur des berühmten Scherzers Collegium Antiſocinianum ex Manuſcripto ans Licht geſtellet, und ſelbiges Werk in 40 öffentlichen Diſputationen auf der theologiſchen Catheder durchdiſputiret; ſondern auch auſſer dem neun und zwanzig eigene Diſſertationen theils ſelbſt geſchrieben, theils als Verſteher öffentlich vertheidiget. Als Profeſſor Eloqventiä aber hat der Hochſelige 50 ganzer Jahre hinter einander ein beſtändiges Collegium Oratorium Practicum unter ſeiner Aufſicht blühen geſehen: Daraus denn, als aus einer Pflanzſchule der Beredſamkeit faſt alle berühmte Redner unſerer Zeiten ihr erſtes Wachsthum gezogen.

Sonſt iſt der Hochſelige noch im Jahr 1711 durch einhellige Wahl der vier Nationen zum Decemviro der Academie, im Jahr 1723 aber von der löblichen pohlniſchen Nation zum Seniore derſelben erwählet worden: Seit welcher Zeit er denn zugleich Senior der ganzen Univerſität geweſen.

Wollen wir den Hochſeligen auch in ſeinem Privatſtande und Hausweſen betrachten, ſo finden wir, daß ſelbiger ſich gleich nach erhaltener Profeſſione Eloquentiae Ordinaria 1685 vermählet habe, und zwar mit Jungfer Annen Salome, des weyland hochedlen veſt. und hochgelahrten Herrn Chriſtoph George Schützens, vornehmen des Raths und älteſten Baumeiſters allhier zu Leipzig, der Kirchen und Schulen zu St. Nicolai, wie auch des willigen Allmoſens und Lazareths Vorſtehers, älteſten Jungfer Tochter, welche ihrem lieben Eheherrn bereits

1729, den 1 November durch einen ſanften Tod in die Ewigkeit vorangegangen. Aus dieſer wohlgerathenen und geſegneten Ehe hat der Hochſelige erzeuget eine Tochter, Annen Eliſabeth, die aber in ihrer Kindheit wiederum verſtorben; und einen Sohn, Herrn Joh. Valentin Schmidt, beyder Rechten Doctorn und anſehnlichen Conſulenten allhier. Und da ſich dieſer letztere den 21 Sept. nächſtverwichenen Jahres, mit Frauen Chriſtianen Eliſabeth, ſeligen Herrn Doct. Joh. Leonhard Zollers, vornehmen des Raths und Oberhofgerichts Advocatens allhier, nachgelaſſenen Frau Wittwe, einer gebohrnen Schambergerin, verheyrathet: So hat der Hochſelige noch in ſeinem hohen Alter das Vergnügen gehabt, aus dieſer vergnügten Ehe eine Enkelin, Chriſtianen Eliſabeth zu ſehen, welche aber, nach empfangener Nothtaufe, wenige Tage nach der Geburt, ihrem Herrn Großvater gleichfalls zur Ewigkeit vorangegangen.

Sollen wir mit wenigen Worten eine moraliſche Abbildung unſers Hochſeligen geben: So können wir mit Grunde der Wahrheit ſagen; es ſey derſelbe ein Gottesgelehrter nicht nur dem Namen nach, ſondern in der That geweſen: Ein rechtſchaffener gelehrter Mann, der die philoſophiſche Einſicht mit dem philologiſchen Erkenntniſſe, und beydes mit der Kenntniß der Offenbarung zu zu verbinden gewußt; ein Mann, der die Vernunft hochgeſchätzet und gebrauchet, ohne dem Glauben dadurch Eintrag zu thun, und den Glauben gelehret, ohne die Vernunft zu unterdrücken; ein eifriger Verfechter der evangeliſchen Wahrheit, und doch kein Verfolger und Feind der Irrenden; ein kluger Wegweiſer der ſtudirenden Jugend, kein ſtrenger Befehlshaber derſelben; ein Verehrer Gottes, und ein Freund aller Menſchen; arbeitſam bis an ſeinen Tod, ohne einen andern Antrieb, als den ihm ſeine Pflicht und Liebe zur Beſchäfftigung an die Hand gab; dienſtfertig, ohne Eigennutz; ſanftmüthig und doch ernſthaft; ſparſam, ohne Geiz; fromm, ohne Heucheley; leutſelig ohne Niederträchtigkeit;

im Glück und Unglück allezeit derſelbe: Und kurz, ein Muſter eines wahren Chriſten, eines rechtſchaffenen academiſchen Lehrers, und eines wackern Gottesgelehrten, deſſen Andenken bey dieſer hohen Schule billig niemals erlöſchen ſoll.

Das XI. Hauptſtücke.

Von Verlobungs, Trauungs- und Strohkranzreden.

§. 1.

Die Gewohnheit hat es an vielen Orten eingeführet, daß man auch bey Gelegenheit hoher Vermählungen Reden zu halten pflegt. Darunter ſind nun anfänglich die Anwerbungsreden zu nennen, die im Namen eines Freyers an die Aeltern oder Vormünder und Anverwandten eines Frauenzimmers, am Tage der feyerlichen Verlobung gehalten werden. Dieſes thut gemeiniglich ein Blutsverwandter oder Gemüthsfreund deſſelben, den man dazu für geſchickt hält; auch wohl zuweilen der Geiſtliche des Ortes, wenn es irgend an andern Studirten fehlen ſollte, oder man das Vertrauen zu ihm hätte. Solche Reden nun werden auch nicht als völlige Reden, ſondern nur als Chrien, ausgearbeitet. Denn man hat nicht die Abſicht, die Braut oder die Ihrigen allererſt zu überreden, daß ſie dem Freyer das Jawort geben ſollen: Die Entſchlieſſungen dazu ſind allemal vorher ſchon gefaſſet, und es ſoll nur in Gegenwart anſehnlicher Zeugen offenbar geſchehen, was insgeheim beſchloſſen worden. Es kan aber ſowohl eine Chrie per Antecedens et Conſequens, als eine per Theſin et Hypotheſin dabey gebraucht werden: Nachdem der Redner dabey einige Gelehrſamkeit zeigen will oder nicht. Bey der erſten Art wird die Einrichtung irgend alſo lauten:

Antec. Der gegenwärtige, (oder auch abweſende) Herr N. N. der durch die guten Eigenſchaften, der Jungfer oder Frau N. N. bewogen worden, ſie zu einer beſtändigen Freundin und Ehegenoßin zu begehren, hat mir aufgetragen, ſolch ſein Verlangen auf eine geziemende Weiſe zu eröffnen.

Conn. Weil nun von den wertheſten (oder vornehmen) Aeltern derſelben dieſer Tag dazu ausgeſetzet worden, daß ich in Gegenwart anſehnlicher Zeugen den mir aufgetragenen Vertrag thun ſoll.

Conſeq. So ergehet hiermit im Namen des obgedachten Herrn N. N. an die vorerwähnte Jungfer N. N. ihre Aeltern, oder Vormünder, die wohlbedächtige und ernſtliche Anfrage: Ob dieſelben geſonnen ſeyn, ihm ihre Jungfer Tochter, oder Unmündige zur Ehe zu geben?

Concl. Iſt dieſes ihr Wille, ſo wird dero kräftiges Jawort nicht allein Herrn N. N. in ein empfindliches Vergnügen ſetzen; ſondern auch mich und alle vornehme Angehörige nicht wenig erfreuen.

§. II.

Ein ieder ſieht leicht, daß die Ausführung eines ſolchen Entwurfs nicht ſchwer fallen kan, wenn man bey dem Antecedente irgend eine Beſchreibung von den guten Eigenſchaften des Freyers, und des Frauenzimmers, die er verlanget, einſchaltet; auch wohl die beſondere Fügung Gottes bey der ganzen Sache, und die brünſtige oder beſtändige Liebe des erſtern zu der letztern mit wenigem berühret. Bey der Connexion kan gleichfalls irgend der merkwürdige Tag, der zu der Anwerbung beſtimmet worden; oder, die Gegenwart vornehmer Zeugen, oder ſonſt etwas beſonderes Gelegenheit geben, einen guten Einfall anzubringen, oder ſonſt eine vernünftige Anmerkung zu machen. Bey dem Conſequente kan man, die Sache deſto anſehnlicher zu machen, die Anfrage im Namen und in Gegenwart des Stifters aller Ehen thun; oder auch gedenken, daß der Freyer nicht nur den Willen der Aeltern, ſondern auch die freye Zuneigung der Braut zum Zwecke habe; oder umgekehrt, daß er von dieſer ſchon überzeuget ſey, von jenem aber noch eine feyerliche Verſicherung verlange. Wobey abermal ein Lehrſpruch von gezwungenen Heyrathen, von der Bedachtſamkeit, die bey ſolchen Verſprechungen nöthig iſt; oder von der Langwierigkeit ſolcher Bündniſſe angebracht werden kan. Auch bey dem Beſchluſſe endlich kan noch ein Wunſch oder ſonſt etwas, ſo zur Einſchmeichelung des Redners in die Gewogenheit der Zuhörer gereichen kan, angehenget werden. Die Schreibart übrigens in ſolchen Reden, muß zwar etwas edel und auserleſen, aber nicht ſchwülſtig, auch nicht pathetiſch gemacht werden: Es wäre denn, wenn beſondere Umſtände zur Traurigkeit oder Freude, einigen Anlaß gegeben hätten. Von niederträchtigen oder ſcherzhaften Ausdrückungen aber muß er ſich bey ſolchen Anträgen durchaus enthalten.

§. III.

Hierauf folget die Beantwortung im Namen des Frauenzimmers und ihrer Vorgeſetzten. Auch dieſe wird am füglichſten per Antecedens und Conſequens gemacht. Denn die Chrien per Theſin und Hypotheſin kommen mir, die Wahrheit zu ſagen, ein wenig zu gezwungen und weit geſucht vor; weswegen ich auch bey der vorigen Art nicht beſondere Anleitung dazu habe geben wollen. Es hält dieſelbe ein Bluts- oder Gemüthsfreund der Braut, oder abermal ein Geiſtlicher oder Beichtvater derſelben. Die Einrichtung dazu iſt, nach Anleitung des obigen leicht gemacht. Es heißt:

Antec. Die Aeltern oder Vormünder des Frauenzimmers hätten von dem Redner nicht ohne Vergnügen vernommen, was der Freyer, vor eine Neigung auf ihre Tochter oder Muhme, oder Unmündige, geworfen, und wie er ſie zu ſeiner beſtändigen Gattin auf lebenslang erſehen hätte.

Connex. Weil ſie nun aus vielen Umſtänden wahrgenommen, daß allerdings die Hand Gottes mit im Spiele ſey, der die Herzen der Menſchen zu lenken pflege, auch an ihrer Tochter Seiten eine ungezwungene Gegenneigung geſpüret hätten;

Conſequ. So wollten ſie hiermit im Namen Gottes dem Herrn N. N. ihre Tochter, Muhme oder Unmündige verſprechen, und das verlangte Jawort mit gutem Vorbedachte und aufs kräftigſte ertheilen.

Concluſio. Sie wollten auch hiermit, als liebreiche Aeltern, ihren Segen zu dieſem neuen Bande geben, oder doch als treue und wohlmeynende Angehörige, den herzlichen Wunſch thun, daß Gott ꝛc.

Wie auch dieſer Entwurf gehöriger maaſſen wohl auszuarbeiten und zu erweitern möglich ſey, das wird derjenige leicht begreifen, der das, was im vorigen §. geſagt worden, wohl verſtanden hat. Von der Schreibart iſt es auch nicht nöthig nochmals was zu erinnern: Denn es bleibet gleichfalls bey der obigen Vorſchrift.

§. IV.

An dem Tage der wirklichen Vermählung pflegt von dem Geiſtlichen, der die Trauungsceremonie verrichtet, an vielen Orten ein ſo genannter Trauungsſermon gehalten zu werden. Wollte nun derſelbe eine lange Rede daraus machen, ſo könnte er freylich, nach Art der gröſſern Reden eine gewiſſe nützliche und erbauliche Wahrheit abhandeln, die ſich zu dem vorhabenden Zwecke gewiſſer maaſſen ſchickete. Er müßte alsdann dieſelbe gehöriger maaſſen zu erweiſen, und auf den gegenwärtigen Fall anzuwenden wiſſen. Allein, wenn er nur höchſtens eine Viertelſtunde lang zu reden geſonnen wäre: So müſte auch ein ſolcher Sermon nur nach Art einer Chrie ausgearbeitet werden. Nun pflegen zwar die Herren Geiſtlichen, zumal wenn ſie in der Kirche reden, gemeiniglich bibliſche Erfindungen zu brauchen, und mehrentheils per Theſin et Hypotheſin zu reden; indem ſie von einem gewiſſen Exempel, Zeugniſſe oder Gleichniſſe der Schrift Gelegenheit nehmen, von dem Brautpaare ins beſondere, oder vom Eheſtande, oder von der Pflicht rechtſchaffener Eheleute überhaupt zu handeln. Wir wollen auch dieſe Gewohnheit an ſich nicht tadeln, wenn ſie nur nicht nach dem homiletiſchen Schlendrian eingerichtet wird. Wenn aber ein Geiſtlicher aus weltlichen Hiſtorien, Zeugniſſen der profan Scribenten u. d. gl. die Erfindung zu ſeinen Trauungsreden hernehmen wollte; alsdann wollten wir ihm lieber anrathen eine ordentliche Chrie zu machen, und einen gewiſſen Satz kürzlich zu umſchreiben, zu beſtärken und zu erläutern, und die Deutung auf ſeine vorhabende Handlung zu machen. Die Chrien, per Antecedens und Conſequens nemlich, würden bey ſolcher Gelegenheit gar zu complimentenmäßig klingen, und wenigſtens in der Kirche nicht klappen wollen. Ein Exempel braucht es hier nicht, weil es den Herren Geiſtlichen an ſolchen Sammlungen ohnedem nicht fehlet.

§. V.

Endlich und zuletzt kommen hier noch die Strohkranzreden vor, die bey adelichen und vornehmern Beylagern, den Tag nach der Hochzeit, bey Ueberreichung eines Strohkranzes an die neuvermählte junge Frau, gehalten werden. Die Abſicht dieſer Reden läuſt auf einen bloſſen Scherz hinaus. Man will ohne Zweifel der jungen Frauen ihren Brautkranz oder Blumenſchmuck abnehmen, und ihr zum Zeichen ihres veränderten Zuſtandes, den Strohkranz übergeben. Dieſes aber hat leichtſinnigen jungen Leuten Gelegenheit gegeben, ſich mit vielen, entweder offenbaren, oder doch verblümten Zoten, wieder alle Regeln der Ehrbarkeit, zu vergehen. Wir haben ſo gar gedruckte Exempel ſolcher ſchändlichen Fratzen aufzuweiſen: Und wenn man bedenket, daß dieſelben in Gegenwart von vielem jungen Frauenzimmer gehalten werden; ſo ſollte man ſich einen ſehr ſchlechten Begriff von der heutigen Tugend und Schamhaftigkeit des weiblichen Geſchlechts machen. Woſern es aber nicht der Character einer adelichen Erziehung iſt, über keiner Zote zu erröthen, ja ſie wohl gar mit einem lauten Gelächter zu beehren: So wollte ich es wohl künſtigen Strohkranzrednern anrathen, ſich alles deſſen zu enthalten, was wieder die Regeln der Ehrbarkeit läuſt, und ſowohl ſeine eigene, als ſeiner Zuhörerinnen Tugend, zweifelhaſt macht. Ich will damit nicht behaupten, daß man bey einer ſo frölichen Gelegenheit, als ein Beylager iſt, wie ein mürriſcher Cato reden ſolle: Ich will nur nicht, daß das Laſterhaſte die einzige Quelle des luſtigen und aufgeweckten werden ſoll. Iſt es denn nicht möglich, ſcherzhaſt zu ſeyn, ohne wieder die Tugend und guten Sitten zu handeln?

§. VI.

Weil es nun ſeichten Köpfen gemeiniglich an Witz fehlet, auſſer wenn ſie denſelben von der Erzeugung des menſchlichen Geſchlechts erborgen: So will ich ihnen einige Vorſchläge thun, wie man ſcherzend reden könne, ohne ein unehrbares Wort zu ſagen. Man darf ſich nur einen an ſich ſelbſt ganz falſchen Satz erwählen, u. denſelben mit ausgeſonnenen Scheingründen zu behaupten ſuchen. Damit dieſes ſich um deſto beſſer thun laſſe, ſo muß man entweder keine Erklärung des Hauptſatzes machen; oder ſie doch ſo einrichten, daß die Verwirrung des Zuhörers zu Beförderung der Luſt, deſto gröſſer werde. Je ſchwächer die Beweisgründe ſind, deſto eifriger muß der Redner darauf pochen, und ſie für unüberwindlich ausgeben. Ja es ſtehen ihm hier die Wortſpiele ſo gar frey, daraus er dem Scheine nach etwas zu Beſtärkung ſeiner Meynung beybringen kan. Dabey kan er ſich in den Ausdrückungen auf groſſe Redensarten befleiſſen, wenn er von kleinen Sachen ſpricht, und auf kleine, wenn er von groſſen Dingen redet. Alles dieſes aber muß er mit einer ſolchen Mine und einem ſolchen Tone der Stimme vortragen, dergleichen man bey den ernſthafteſten Dingen zu gebrauchen gewohnt iſt. Denn daß der Redner der erſte ſeyn wollte, der über ſeine Einfälle lachete, das würde ſich übel ſchicken. Je ernſtlicher er iſt, wenn er was luſtiges ſagt, deſto lächerlicher wird es den Zuhörern vorkommen. Kurz, ein Strohkranzredner allein, hat zum Spaße, das Recht, die Kunſtgriffe der falſchen Beredſamkeit anzuwenden, um die ungereimteſten Dinge zu behaupten. Er muß beklagen, worüber ſich andre freuen; darüber vergnügt ſeyn, worüber andre trauren; das tadeln, was andre loben; das hoffen, was andre fürchten u. ſ. w. und von allem ſinnreich erſonnene Scheinurſachen geben, die auch wohl zuweilen was ſatyriſches in ſich halten können. Ein paar Exempel von dieſer Art ſehe man in den eigenen Schriften und Ueberſetzungen der deutſchen Geſellſchaft im I. Theil, weswegen ich keines hieher ſetzen darf, und alſo dieſe meine ausführliche Redekunſt hiermit beſchlieſſen kan.

E N D E.

In Gottſcheds Redekunſt

Beliebe der geneigte Leſer folgende Druckfehler gütigſt zu verbeſſern.

Pag. 5. l. 7. §. 483. 484. lies §. 927. 928.
p. 16. l. 25. hat denſelben l. hat er denſelben.
p. 25. l. 18. geweſen, l. geblieben.
p. 30. l. 23. zum Helden, l. zu ſeinen Helden.
p. 31. l. 20. Zuhörer beyträgt, l. Zuhörer etwas beyträgt.
p. 45. l. 5. dieſelben, l. dieſelbe.
p. 58. l. 9. vulu l. vultu.
p. 81. l. 9. Dhemoſthenes l. Demoſthenes.
p. 86. l. 2. von unten, ſo muß er l. darnach muß.
p. 95. l. 10. philoſoppiſch l. philoſophiſch.
p. 107. l. 2. von unten, das V. Cap. l. das VI. Cap.
p. 116. l. ult. tugendhaft ſeyn und, l. tugendhaft und ꝛc.
p. 121. l. 3. nicht l. nun.
l. 4. nun l. nicht.
l. 8. denn, ſtreich es ganz weg.
l. 6. von unten, taucht l. taugt.
p. 122. l. 4. auch ſtreich es weg.
p. 124. l. 10. von unten, ſeinen Zuhörern, l. ſeinem Zuhörer.
l. 9. von unten, den Rednern, l. dem Redner.
p. 125. l. 12. vermuthen l. vernichten.
p. 176. l. 33. breits l. bereits.
p. 187. l. 17. bekaunter l. bekannter.
p. 210. l. 26. Sudiren l. Studiren.
p. 260. l. 7. incorditam l. inconditam.
p. 272. l. 20. Promtheus l. Prometheus.
p. 276. l. 25. Homoeteleoton l. Homoeotelevton.
p. 313. l. 26. Helogabalus l. Heliogabalus.

II.

II. Theil.

Pag. 357. l. 10. von unten, aber lies und
p. 398. l. 13. von unten plaintes, l. plaines.
p. 416. l. 9. von unten dasjenigen, l. dasjenige.
p. 502. l. 7. alle der Eh e l. aller der Ehre.
p. 524. l. 14. Rheter, l. Rhetor.
p. 535. l. 2. von unten, dein l. deine.
p. 543. l. 8. von unten, apoſtoliſchem, l. apoſtoliſchen.
p. 546. l. 8. von oben, um gewiſſen l. ungewiſſen.
p. 556. l. 4. von unten, Areopagiſten l. Areopagiten.
p. 558. l. 1. von oben, das Lebens, l. des Lebens.
p. 570. l. 3. von unten, andere, l. andrer.
p. 580. l. 16. von unten, putati l. putatis.
p. 586. l. 19. von unten, qui l. quid.
p. 593. l. 20. von unten, Metaphiſicae l. Metaphyſicae.
p. 593. l. 10. von oben, doctorum, l. docturum.
p. 596. l. 9. von oben, abuſu l. ab vſu.
p. 600. l. 8. von oben, labefacturus, l. labefactaturus.
p. 603. l. 2. von unten, eius l. ens.
p. 605. l. 6. von unten, quid l. quicquid.
p. 608. NB. auf allen folgenden Seiten iſt oben die Zahl falſch, indem 609. an ſtatt 509. ſtehen ſollte. Man muß alſo das ganze Hundert durch überall aus der 5. eine 6. machen, und hernach aus der folgenden 6. eine 7.
p. 613. l. 2. kan, dadurch l. kan. Dadurch.
l. 9. von unten, ihm l. ihn.
p. 616. l. 1. von oben, da l. doch.
p. 618. l. 2. von oben, analytico, ſtreich es aus.
p. 619. l. 14. von oben, nemlich l. neulich.
p. 620. l. 2. Homeleten, l. Homileten.
l. 16. von unten, Canzelreden, l. Canzelredner.
p. 621. Hier iſt die Ueberſchrift des Hauptſtückes falſch, denn da es das VII. in der Ordnung ſeyn ſollte, ſo heißt es das VIII. Man darf ſich alſo daran nicht ſtoſſen, daß eins zu fehlen ſcheinet.

p. 621. l. 3. von unten, nicht helſen lies nicht zu helſen.
p. 629. l. 11. von oben, vormamaligen, l. vormaligen.
pag. 631. l. 14. von unten, iſt ſo oft, l. iſt oft.
p. 639. l. 8. von oben, Naturwiſſenſchaften, l. Natur-Wiſſenſchaft.
p. 640. l. 3. von oben, Ja, l. Vor.
p. 641. l. 2. von oben, läßt, l. lehrt.
p. 643. l. 11. 12. von unten, Numa und Pompilius, l. Numa Pompilius.
p. 645. l. 13. von unten, Ja, ſtreich es aus.
p. 648. l. 11. von oben, befahl ihm, ſich den, l. befahl, ihn den.
p. 652. l. 4. von unten, dem, l. den.
p. 653. l. 11. von oben, Gewaltthätigkeit, l. Mattigkeit.
l. 19. von oben, Hingeburt, l. Hirngeburt.
p. 655. l. 5. von unten, nemlich, l. neulich.
p. 656. l. 10. von unten, anklagten, l. anklagen.
p. 663. l. 5. von oben, Antonius l. Antoninus.
p. 665. l. 10. von oben, Tauerſpiele, l. Trauerſpiele.
p. 677. l. 12. von unten, verlieb l. vorlieb.
p. 687. l. 15. von unten, Majeſtät zu, l. Majeſtät gehalten wurden, zu.

[illegible]

Gedächtnißrede
auf den unſterblich verdienten Domherrn
in Frauenberg
Nicolaus Copernicus,
als den Erfinder
des wahren Weltbaues,
welche
in hoher Gegenwart
Zweyer Durchlaucht. Königl. Pohln.
und Churfürſtl. Sächßiſcher
Prinzen,
auf der Univerſitätsbibliothek zu Leipzig,
im Maymonate des 1743 Jahres,
und alſo zweyhundert Jahre nach ſeinem Tode,
gehalten worden
von
Johann Chriſtoph Gottſcheden,
Profeſſ. der Philoſ. daſelbſt.

Leipzig,
bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf 1743.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

263
P.

[illegible]

Sr. Königl. Hoheit,
dem
Durchlauchtigſten Fürſten
und Herrn,
HERRN
Friedrich Chriſtian,
Königl. Prinzen in Polen,
Chur- und Erbprinzen zu Sachſen, Jülich,
Cleve, Berg, auch Engern und Weſtphalen ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Seinem gnädigſten Churprinzen
und Herrn,

Wie auch
Sr. Königl. Hoheit,
dem
Durchlauchtigſten Fürſten
und Herrn,
HERRN
Xaverius Auguſtus,
Königl. Prinzen in Polen,
Herzoge zu Sachſen, Jülich, Cleve, Berg,
Engern und Weſtphalen,
ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Seinem gnädigſten Prinzen
und Herrn,

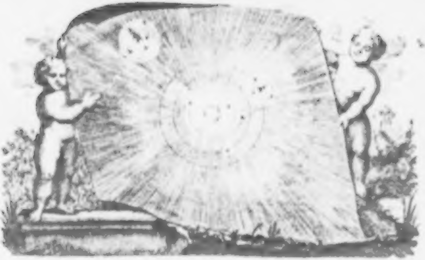
Widmet
dieſe Lobrede,
auf
den vornehmſten
Verbeſſerer der Sternſeherkunſt,
welche
von Beyderſeits
Königlichen Hoheiten
gnädigſt angehöret worden,

Als
ein öffentliches Denkmaal
Dero
Unvergleichlichen Gnade
gegen die
Wiſſenſchaften und Gelehrten,
und als ein
Denenſelben
ſchuldiges Opfer,

in aller Unterthänigkeit

der Verfaſſer.

Durch-



Durchlauchtigſter Churprinz,

Durchlauchtigſter Prinz,

Gnädigſte Herren,

Wenn es die Pflicht einer dankbaren Nachkommenſchaft iſt, das Andenken groſſer Männer zu verehren, die durch ihren Verſtand, Fleiß und Eifer für das Beſte des menſchlichen Geſchlechts, die gemeine Wohlfahrt glücklich befördert haben: ſo muß von rechtswegen der ganzen gelehrten Welt, ſonderlich aber denen, die eine gründliche Kenntniß der Natur lieben, das Gedächtniß ſolcher erhabenen Geiſter theuer und ſchätzbar ſeyn, die durch Erfindung neuer Wahrheiten die Wiſſenſchaften vollkommener gemacht, und den Grund zu einer faſt allgemeinen Verbeſſerung der Gelehrſamkeit geleget haben. Lob und Ehre ſind zu allen Zeiten die unzertrennlichen Folgen eines guten Verhaltens geweſen: und wenn ja zuweilen unerkenntliche Zeitverwandte wohlverdienter Leute, bey ihrem Leben ſäumig geweſen, ihren Ruhm zu erheben; wenn ja Neid und Bosheit oftmals auch den helleſten Glanz wahrer Verdienſte zu verdunkeln geſucht: ſo hat doch die unparteyiſche Nachwelt dieſen Mangel allezeit erſetzet, und oft nach vielen Jahrhunderten den Namen groſſer Geiſter aus dem Staube hervorgezogen, darein ihn entweder die Nachläſſigkeit, oder die Eiferſucht voriger Zeiten begraben hatten.

Das kluge Alterthum hat alſo nicht ganz unrecht gehabt, wenn es die Stammväter groſſer Geſchlechter, die Erbauer anſehnlicher Städte, die Stifter groſſer Reiche, und die Erfinder nützlicher Dinge, als Wohlthäter des menſchlichen Geſchlechts, nach ihrem Ableben beſonders verehret, ja unter die Sterne verſetzet hat. Und ob man wohl den darauf erfolgten Misbrauch dieſer Verehrung nicht billigen will: ſo iſt doch der erſte Urſprung ſolcher

Vergötterung unſtreitig aus einem löblichen Triebe der Erkenntlichkeit, und aus einem dankbaren Herzen hergefloſſen.

Iſt ferner die Ehre allemal ein Sporn der edelſten Gemüther geweſen; und hat dieſelben nichts ſo ſehr in Bewegung zu ſetzen vermocht, als die Vorſtellung, daß man auch ihre löbliche Thaten dereinſt erheben, und daß eine erkenntliche Nachwelt auch ihren Namen werth halten würde: ſo iſt es offenbar, daß das Lob berühmter Leute auch in die gegenwärtige und künftige Glückſeligkeit der Welt keinen geringen Einfluß hat, und unzähliche ehrliebende Seelen zu rühmlichen Unternehmungen anſpornet. Dieſe Betrachtung hat nirgends mehr ſtatt, als unter den Gelehrten und Liebhabern der Wiſſenſchaften. Denn, da weder die Reichthümer, noch die Ergetzlichkeiten der Sinne, noch die Bequemlichkeiten dieſes Lebens, die Belohnungen ihrer beſchwerlichen Arbeiten zu ſeyn pflegen; wie wohl bey andern Lebensarten geſchieht: ſo bleibt ihnen ja nichts mehr, als das ſchmeichelnde Bild eines ewigen Nachruhms übrig, womit ſie ſich ihre ſchweren Bemühungen verſüßen, ihre ermüdeten Arme ſtärken, und oft auch bey ſpäter Nacht ihre ſinkenden Augenlieder ermuntern können.

Durchlauchtigſte Prinzen, Gnädigſte Herren, wo? und zu welcher Zeit? und in welcher höchſtanſehnlichen Verſammlung hätte man dieſe Betrachtungen mit beſſerm Rechte anſtellen können; als hier, und in dieſem Jahre und Monate, und in der verehrungswürdigen Gegenwart **Eurer Königlichen Hoheiten**, die wir als ein Paar helle Schutzgeſtirne der Wiſſenſchaften, billig viel eifriger verehren, als das Alterthum ſein gleichfalls königliches Brüderpaar, Caſtor und Pollux, verehret hat. Iſt nicht dieſe berühmte Univerſitätsbibliothek eine ſichere Wohnung aller Wiſſenſchaften, eine reiche Schatzkammer der Gelehrſamkeit, ein alter Ehrentempel berühmter Männer; darinnen ihre Werke, ihre Bildniſſe, ihre Namen und Verdienſte der Nachwelt ſorgfältig aufbehalten werden? Sind nicht in dieſem Jahre und in dieſem Maymonate, eben zwey hundert Jahre verfloſſen, ſeitdem der um die Naturwiſſenſchaft und Sternſeherkunde unſterblich verdiente Mann, Nicolaus Copernicus, aus Thorn im polniſchen Preußen, ein hochwürdiger Domherr des Capitels zu Frauenburg im Ermlande, dieſe Welt verlaſſen hat? **Eure Königliche Hoheiten** aber, als **Königliche Prinzen** des itzo das glückſelige Polen glorwürdigſt beherrſchenden **Auguſts**, nehmen ohne

Zweifel an der Ehre keinen geringen Antheil, die einer Provinz dieſes groſſen und mächtigen Reiches eigen iſt; daß nämlich dieſelbe zu der heutigen Verbeſſerung der Wiſſenſchaften den erſten Grund gelegt; und durch die Erfindung des wahren Weltbaues ganz Europa auf die Spur geholfen, wie man die Werke Gottes in der Natur, in ihrer erſtaunlichen Gröſſe anzuſehen, und daraus die Herrlichkeit des Schöpfers mit Vernunft und Einſicht zu erkennen hätte.

Da ich alſo die gnädige Erlaubniß habe, **Eure Königl. Hoheiten**, nebſt dieſer erlauchten Verſammlung, auf eine halbe Stunde zu unterhalten: ſo will ich von den Verdienſten einer ſo groſſen Zierde des ſechzehnten Jahrhunderts, von dem einzigen Urheber der neuen Aſtronomie und Naturkunde, Nicolaus Copernicus, als dem Erfinder und Lehrer des wahren Weltbaues, mit wenigem handeln. Die Wichtigkeit der Materie wird die Fehler meines Vortrages wo nicht unkenntlich machen, doch wenigſtens entſchuldigen, und die gnädigſte Aufmerkſamkeit **Eurer Königl. Hoheiten**, und dieſer erlauchten und preiswürdigen Verſammlung *

wird

---

* Dieſe waren von pohlniſchen Magnaten Se. Excellenz, der Herr Krongroßkanzler und Biſchof von Culm, Graf Zaluski, Se. Excell. der Woywode von Podolien, und ein Prinz Lubomirski; vom ſächſiſchen

Howard von der Erkenntlichkeit unſerer Zeiten, gegen die Vorderwelt einen augenſcheinlichen Beweis abgeben.

Das drey und ſiebenzigſte Jahr des funfzehenten Jahrhunderts hatte den berühmten Copernicus, in einer der anſehnlichſten Städte des polniſchen Preußens, das Licht der Welt erblicken laſſen. Thoren, eine alte Pflanzſtadt deutſcher Völker, die ſich im 13ten Jahrhunderte an dem Ufer der Weichſel, wo ſie aus Polen in die preußiſche Grenze tritt, niedergelaſſen, hat die Ehre, daß ſie durch dieſen gelehrten Sohn weit berühmter geworden, als durch unzähliche glückliche oder unglückliche Zufälle, als durch Belagerungen und Verwüſtungen, die ſie oftmals erlitten hat. Sein Vater hat einerley Namen mit ihm geführet: dieſes, und daß er ſeinen Sohn dem Studiren gewidmet, iſt es faſt alles, was man von ihm weis: glücklich genug, daß ihn ein wohlgerathener Sohn bey der Nachwelt bekannt gemacht! ja weit glücklicher als unzähliche Aeltern, deren übrige Ehre dadurch ſehr verdunkelt

wird,

---

hohen Miniſterio aber, des Herrn Cabinetsminiſters, Grafen von Manteufel, und Herrn Grafen von Wackerbart Excellenzen, wie auch der Herren wirklich geheimten Räthe von Zech und von Holzendorf Excellenzen, vieler andern vornehmen Grafen, Freyherrn und Cavaliers zu geſchweigen.

wird, daß ſie durch unartige Zweige in den Verdacht einer nachläßigen Kinderzucht gerathen, und einen Stamm wieder in das Nichts zurücke fallen ſehen, daraus ſie ihn mit aller Mühe und Arbeit gezogen hatten. Seiner Mutter Bruder, Namens Lucas Watzelrod, hatte ſich durch eigene Verdienſte bis zu der hohen Würde eines ermländiſchen Biſchoffes empor geſchwungen, und iſt nachmals ſelbſt ein Beförderer ſeines Neffen, und ſo vieles Guten geworden, das derſelbe in allerley Abſichten geleiſtet hat.

Nachdem unſer Copernicus die erſten Gründe der Sprachen und Wiſſenſchaften in ſeiner Vaterſtadt geleget hatte, ſo hat er ſich nach Cracau auf die hohe Schule gemacht; wo damals neben andern berühmten Lehrern der übrigen Wiſſenſchaften, Albrecht Brudzevius die Mathematik lehrte. Vielleicht würde dieſer ſchon längſt in die Nacht der Vergeſſenheit gerathen ſeyn, wenn er nicht an unſerm Copernicus einen ſo berühmten Schüler bekommen hätte. Vielleicht aber würde auch dieſer, da er die Arzneykunſt zu ſeinem Hauptwerke erwählet hatte, auch wirklich die Doctorwürde darinn erhalten, ſich mit dieſer heilſamen Kunſt allein beſchäfftiget haben: wenn ihn nicht ein ſo geſchickter Lehrer der Mathematik zu etwas höherm aufgemuntert, und ihm einen unüberwindlichen Trieb zu den mathematiſchen Wiſſenſchaften eingeflößet hätte.

Große Geiſter haben ſich zu allen Zeiten, ſo viel als möglich, von der Erde loszureißen geſucht, und mehr Zeit auf die Betrachtungen des Himmels, und der großen Weltkörper, als auf die Beſorgung irdiſcher Geſchäffte gewandt. Anaxagoras gieng in dieſer Neigung ſo weit, daß er auch ſein väterliches Erbtheil ſeinen Anverwandten überließ, und ſich gänzlich den Betrachtungen himmliſcher Dinge widmete. Und als er gefraget wurde, zu welchem Ende er in die Welt gebohren worden; ſoll er geantwortet haben: Die Sonne, den Mond, und den Himmel zu betrachten. Ja nicht nur ein Thales, ein Hipparchus, und andre unzählbare Weltweiſe ſind dieſer Meynung geweſen: ſelbſt viele mächtige Beherrſcher der Erden, als Albategnius, König Alphonſus X. und Kaiſer Rudolph II. haben die Betrachtung des Himmels allen andern Geſchäfften vorgezogen. Von eben dieſer Art war nun auch unſer Copernicus. Nichts ſchien ihm der Betrachtung eines weiſen Mannes, und eines unſterblichen Geiſtes würdiger zu ſeyn, als das prächtige Gebäude des Himmels: welches zwar den Unwiſſenden als ein blaues Gewölbe vorkömmt, das unſern Erdboden bedecket, und mit viel tauſend glänzenden Lampen geſchmücket iſt; von Sternſehern aber, als ein unermeßlicher Raum für unzähliche Weltkugeln, ja als eine prächtige Schaubühne angeſehen wird, darauf ſich die göttliche Allmacht und Weisheit in aller ihrer Majeſtät und Größe darſtellen. Dieſer prächtigen Himmelskörper ihren Lauf, ihre Größen und Entfernungen ſowohl von einander ſelbſt, als auch von uns Einwohnern der kleinen Erdkugel; und was das ſchwerſte war, ihre wahre Ordnung und Stellung gegen einander zu erforſchen, das reizte ſeine Begierde, das ließ ihm Tag und Nacht keine Ruhe. Diejenigen Stunden, darinnen die halbe Welt in einer, dem Tode ähnlichen Unempfindlichkeit, auf ihrem Lager liegt, brachte Copernicus unter freyem Himmel zu: und man hätte ſagen ſollen, daß von der Natur nur diejenigen Nächte dem Schlafe gewidmet wären, darinnen dunkele Nebel und dicke Wolken die Augen der Sterblichen verhüllen, und ihnen die blitzenden Lichter des Himmels entziehen.

Dieſer Begierde nun eine Genüge zu thun, ſtellte er ſich das Muſter der berühmten deutſchen Sternſeher, Georg Peurbachs und Johann Regiomontans vor Augen, welche ſchon vor ihm in dieſer Wiſſenſchaft vortrefflich geworden waren.

Doch ſie waren beyde nicht mehr am Leben, und er konnte ſich nur in ihren Schriften Raths erholen: darum gieng er, um ſich auch lebendiger Lehrer zu bedienen, mit dem löblichſten Eifer, nach Italien. Bononien prangete dazumal mit dem berühmten Dominicus Maria, aus Ferrara gebürtig, einem groſſen Manne, dem man die Entdeckung verſchiedener aſtronomiſchen Wahrheiten ſchuldig iſt. Kaum hatte aber derſelbe unſern Copernicus kennen gelernet, als er ihn, nicht ſowohl zum Schüler, als vielmehr ſeiner groſſen Fähigkeit, und bereits erlangten Wiſſenſchaft halber, zum Gehülfen ſeiner aſtronomiſchen Arbeiten annahm: fürwahr, keine geringe Ehre! wenn man erwäget, daß Copernicus damals noch nicht vollkommen vier und zwanzig Jahre alt geweſen. Von hier gieng er nach Rom, das vormalige Haupt des Occidents, wo dazumal ein rechter Sitz der Wiſſenſchaften war, und von woraus die Stralen der Gelehrſamkeit ſich in alle Abendländer ausbreiteten. Hier widerfuhr unſerm Copernicus, deſſen Ruhm ſchon vorher dahin erſchollen war, die Ehre, daß man ihn zum öffentlichen Lehrer der Mathematik beſtellte; und ihn bereits für eben ſo groß, als den Regiomontanus ſchätzete, den er ſich anfänglich zum Muſter vorgeſtellet hatte. Er beobachtete daſelbſt im 1500 Jahre eine merkwürdige Mondfinſterniß, und lehrte mit ſolchem Beyfalle, daß er nicht nur eine große Anzahl von Studierenden, ſondern auch eine Menge vornehmer Leute, ja ſo gar Künſtler und Handwerker in ſeinen Hörſaal lockte, und alſo den Wiſſenſchaften einen Ueberfluß von Schülern und Verehrern erwarb.

Hier ſollte ich nun ausführlicher erzählen, wie Copernicus nach einigen Jahren wider in ſein Vaterland zurückgegangen; wie er von ſeinem Oheime, der bereits Biſchof von Ermland war, zum Domherrn in Frauenburg gemachet worden; wie er ſich daſelbſt in ſeinen geiſtlichen Aemtern und Verrichtungen eifrig und andächtig, durch die Arzneykunſt aber, die er vollkom̃en verſtund, den Armen und Kranken behülflich und dienſtfertig erwieſen. Allein alles dieſes hat unſer Copernicus mit vielen andern gemein gehabt: und ſo ſchätzbar ſolche Eigenſchaften an ſich ſelbſt auch ſind, ſo wenig würden ſie die Aufmerkſamkeit der Nachwelt erwecket haben.

Von denen mögen die Lobredner ſolche Dinge rühmen, die nichts wichtigers in ihrem Leben gethan haben. Ich bin ſo glücklich, daß ich einen Mann zu preiſen habe, der ſowohl in das gemeine Weſen, als in die Wiſſenſchaften einen großen Einfluß gehabt;

habt: und dieſe zwey Stücke ſollen den doppelten Grund meiner Lobrede abgeben.

Es iſt eine gemeine Meynung, **Durchlauchtigſte Prinzen, gnädigſte Herren**, daß Leute, die ſich den theoretiſchen Wiſſenſchaften widmen, zu allen Welthändeln und wichtigen Geſchäfften untüchtig ſind. Die berühmteſten Männer alter Zeiten, die nicht nur wegen ihrer Wiſſenſchaft in philoſophiſchen und mathematiſchen Wahrheiten unter die Zahl der Weiſen geſetzet worden; ſondern auch wegen ihrer Klugheit in politiſchen Dingen Regenten ihrer Städte geweſen, ſind bey den meiſten in Vergeſſenheit gerathen. Man weis es nicht mehr, oder will es doch nicht wiſſen, daß die bekannten ſieben Weiſen aus Griechenland nicht Schullehrer, ſondern Geſetzgeber, Staatsmänner und Fürſten geweſen, welche die Wohlfahrt des gemeinen Weſens eben ſowohl; ja noch wohl mehr, als das Wachsthum der Wiſſenſchaften befördert haben. Und daher kömmt es mehrmals, daß man bald die Gelehrſamkeit den Regenten der Völker für unnützlich hält; bald die Gelehrten zu Weltgeſchäfften für ungeſchickt ſchätzet: ſchädliches Vorurtheil! welches das wahre Heil der Staaten ſehr oft gehindert, ſehr oft auch gar zu Grunde gerichtet hat.

An unſerm Copernicus aber hat ſich das Gegentheil auf eine ſo deutliche Weiſe gewieſen; daß auch ſein Exempel allein zureichend wäre, zu zeigen: daß auch die Wiſſenſchaft theoretiſcher Dinge zu weltlichen Geſchäfften geſchickt machen könne. Wenn nun ein durchdringender Verſtand in politiſchen Berathſchlagungen, eine kluge Ausrichtung aufgetragener öffentlicher Angelegenheiten, ja die muthige Verwaltung hoher Würden, dazu Standhaftigkeit und Munterkeit gehörte; wenn, ſage ich, ſolche Eigenſchaften einem Gelehrten Ehre machen können: ſo iſt allerdings unſer Copernicus des höchſten Lobes würdig geweſen. Gehen wir aber in die Geſchichte damaliger Zeiten zurück, ſo finden wir dieſes alles von ihm aufgezeichnet. So wenig er ſich ohne Noth zu den weltlichen oder geiſtlichen Geſchäfften des Biſthums Ermland, oder des frauenburgiſchen Domcapitels zu dringen pflegte: ſo gern hörte man doch in den Verſammlungen der Domherrn ſeine Rathſchläge. Auch den klügſten und erfahrenſten darunter ſchien allemal ein neues Licht aufzugehen; ſo oft unſer Copernicus ſeinen durchdringenden Verſtand, in Entwickelung zweifelhafter Fälle, und in Erfindung heilſamer Anſchläge blicken ließ. Erwarb er ſich nun dadurch ein allgemeines Vertrauen bey ſeinem

Capitel, und ſah man wohl, daß Copernicus gleichſam das Haupt und das Herz deſſelben wäre: ſo war es auch kein Wunder, daß man ihn zu wichtigen Geſchäfften, im Namen deſſelben, auf einen preußiſchen Landtag abordnete. Die Sache, davon hauptſächlich gehandelt wurde, war wichtig. Es betraf nichts weniger, als den gänzlichen Verfall der polniſchen, preußiſchen und lithauiſchen Münzen. Portugall, welches dazumal den oſtindiſchen Spezereyhandel faſt allein hatte; zog dadurch faſt alles Geld aus Europa zuſammen. Ja es war nicht einmal mit gemünztem Gelde zufrieden: es forderte ganz reines und rohes Silber für ſeine Waaren. Die Kaufleute hatten alſo faſt alle Reichthümer aus den Ländern geſchafft, und die Mittel zur Schwelgerey, ſamt dem Zunder der Wolluſt dafür hineingeſchleppet: Ein altes Uebel der Staaten, da man die Stärke des Handels in der Einfuhr fremder Waaren, für baares Geld, beſtehen läßt; an die Ausfuhr einheimiſcher Waaren aber nicht denket, womit man die Schätze der Nachbarn in ſein Vaterland ziehen kann. Dadurch nun war alles in Verwirrung gerathen. Die Münzen waren eingeſchmolzen; das Geld hatte ſich aus dem Lande verlohren; der Bürger war arm geworden; der Adel ſelbſt ſpürte den Mangel allenthalben: und was das ärgſte war, ſo hatten die verſchiedenen polniſchen, preußiſchen und litthauiſchen Münzen faſt gar kein, oder doch kein feſtes und ausgemachtes Verhältniß gegen einander. Hier leiſtete nun Copernicus dem preußiſchen und polniſchen Landtage keinen geringen Dienſt, indem er Tabellen ausrechnete, nach welchen die Münzen in allen Provinzen des Königreichs gegen einander verglichen, und auf einerley Werth geſetzet werden könnten. Die Senatoren des Reichs befanden auch dieſe Arbeit ſo nützlich, daß ſie ſeine Tabellen ſorgfältig aufzuheben, und bey den Acten dieſes Landtages zu künftigem Gebrauche zu verwahren befahlen.

Doch das war noch nicht genug: Nicolaus Copernicus hat ſich noch mehr hervorgethan. Mehr als einmal iſt er von abweſenden Biſchöfen zu ihrem Verweſer, und von gegenwärtigen zu ihrem vertrauten Rathgeber gebraucht worden. Oftmals iſt er auch bey erledigter biſchöflicher Würde ſowohl Generalvicar, als Verwalter aller biſchöflichen Güter geweſen. Hier erſchien es nun bey einer ſolchen Verwaltung, nach dem Tode Fabians von Luſians, Biſchofes von Ermland, daß ſeine Redlichkeit und Herzhaftigkeit für das gemeine Beſte ſich merklich hervor that. Es waren damals betrübte Zeiten eingefallen. Die deutſchen Ritter vom Orden der Kreuzherren hatten ſich gewiſſer Güter bemächtiget, die zum Biſchofthume Ermland gehöreten. Sie hatten ſelbſt an dem Königl. Hofe, unter den Großen des Reichs, Beſchützer gefunden, und waren alſo geraume Zeit im Beſitze derſelben gelaſſen worden. Dieß ſah nun Copernicus, als er des Bisthums Verweſer ward. Er erkannte ſeine Pflicht, das ungerecht entzogene Gut wider an ſeine Herren zu bringen. Allein wie ſchwer war es nicht, einen mächtigen Orden, viele Große des Reiches, und andre Schwierigkeiten zu überwinden. Ohne Zweifel haben auch viele ſeine That für verwegen, für unmöglich, und für unnöthig gehalten. Und freylich würde ein anderer als er, zumal er ſelbſt nicht Biſchof, ſondern nur ein Verweſer deſſelben war, dieſe Sorgfalt dem neu zu erwählenden Biſchofe auf die Schultern gewälzet haben.

Ganz anders aber verhielt ſich unſer redlicher Copernicus. Seine Klugheit fand Mittel aus, die ſcheinbarſten Unmöglichkeiten zu überwinden: ſein Muth aber verließ ihn auch bey dem Widerſtande der mächtigſten Gegner nicht. Er ſuchte und erhielt, aller Hinderniſſe ungeachtet, einen Königl. Befehl; er brachte denſelben zur Vollziehung;

er achtete alle Anfälle des Ordens, alle Drohungen ſeiner Widerſacher nicht; bis er endlich dieſe ſo ſchwere Sache glücklich zu Stande brachte. Wie ein erfahrner Seemann, auch bey widrigen Winden ſein Schiff auf der rechten Fahrt zu erhalten weis, und ſich durch keine Macht der ſtürmiſchen Wellen von ſeiner Bahn abwendig machen läßt: ſo hielt auch unſer ſtandhafter Domherr, bey ſeiner billigen Sache, mit geſetztem Muthe feſt, und erwies alſo eine unverbrüchliche Redlichkeit und Großmuth.

Durchlauchtigſte Prinzen, gnädigſte Herren, ſo groß war Copernicus in Welthändeln und öffentlichen Geſchäfften; noch weit größer aber war er in der Wiſſenſchaft, davon er ſein Hauptwerk machte. Sein erhabner Geiſt hatte ſich einmal von Jugend auf dem Himmel gewidmet: darum ſah er die irdiſchen Dinge nur als Nebenſachen an, von welchen er ſich, ſobald es möglich war, losreißen müßte, um zu ſeinem liebſten Gegenſtande zu eilen, der gleichſam ſeine ganze Nahrung und ſein Element geworden war. Die großen Werke Gottes in der Natur hatten ſeinen Verſtand dermaßen gerühret, und ſo ſtark in ſich verliebt gemacht, daß er auch die wichtigſten Werke der Menſchen nur für ein Kinderſpiel dagegen anſah. Und dieſes eben ſoll mir den wichtigſten Grund zu ſeinem wahren Ruhme abgeben.

Iſt gleich mit der Erkenntnis vieler Dinge, und mit gründlicher Gelehrſamkeit, zu allen Zeiten eine gewiſſe Hochachtung verbunden geweſen: ſo hat man doch mit gutem Grunde die Erfinder neuer Dinge, die zur Erweiterung und Verbeſſerung der Wiſſenſchaften viel beygetragen, einer ganz beſondern Ehre würdig geſchätzet. Und was iſt billiger, als eben dieſes? Wahrheiten, die ſchon von andern erkannt und ausgeführet worden, zu wiſſen, das iſt eben ſo was großes nicht: aber der erſte zu ſeyn, der einen vorhin nie betretenen Pfad bähnet, und allen ſeinen Nachfolgern glücklich die Bahn bricht, das iſt billig weit höher zu ſchätzen, und eines ewigen Andenkens werth. Die Schiffahrt des Americus Veſputius nach der neuen Welt war kaum was beſonders zu nennen, nachdem ihm Chriſtoph Columbus ſchon den Weg dahin gewieſen hatte. Allein die erſte Unternehmung dieſes Genueſers war etwas, das ihn zum Wunder aller Zeiten machen konnte. Wer machet ſich heut zu Tage etwas aus der Ausrechnung der Sonn- und Mondfinſterniſſe; ſo wenige Menſchen auch fähig ſind, dieſe Ausrechnung ſelbſt zu machen? Allein Thales, der unſterbliche Thales, wird bey den ſpäteſten Einwohnern der Erden berühmt und unvergeßlich bleiben, weil er der erſte geweſen, der dieſelbe entdecket, und eine Finſterniß vorher verkündiget hat. Eben ſo werden Hipparchus, Archimedes, Apollonius von Pergen, und daß ich auch einiger neuern Erfinder wichtiger Dinge erwähne, Simon Marius, Otto Guericke, Leibnitz und Sturm für große Männer gehalten werden, weil ſie die Trabanten Jupiters, die Luftpumpe, beſondre Rechnungsarten, und die deutſche Seulenordnung erfunden haben. Hieraus nun ziehe ich die Folgerung, daß Männer, die in Wiſſenſchaften neue Wahrheiten entdecken, und dadurch zu großen Verbeſſerungen derſelben Anlaß geben, ein unvergeßliches Lob verdienen.

Ein ſolcher Mann, **Durchlauchtigſte Prinzen, gnädige Herren,** ein ſolcher Mann, ſage ich, war nun Nicolaus Copernicus. Er hatte die Sternſeherkunſt mit großem Fleiße erlernet, und alles das gefaſſet, was von ſeinen Vorgängern vorlängſt war erfunden worden, die Bewegungen der himmliſchen Körper zu erklären. Doch das war nichts beſonders. Hier konnte es aber einem ſo ſcharfſinnigen Beſchauer der himmliſchen Körper, und aller der ſeltſamen Laufkreiſe, die ihnen von den damaligen Sternſehern zugeſchrieben wurden, unmöglich gefallen, daß man in die Bewegung der himmliſchen Körper ſo viele Verwirrung gebracht hatte. Ein Gebäude, ſprach er gleichſam zu ſich ſelbſt, das von einem klugen Baumeiſter aufgeführet worden, muß ordentlich, bequem und ſchön ſeyn: wo aber Unordnung, Widerwärtigkeit und Verwirrung herrſchen, da hat gewiß ein Unverſtändiger die Aufſicht über das Werk gehabt. Nun war aber, nach der gemeinen Lehre der Sternſeher, die den ptolomäiſchen Weltbau annahmen, und die Erde in den Mittelpunct der Welt ſetzten, nichts als Verwirrung und Unordnung in derſelben: ſo gar, daß auch König Alphonſus in Caſtilien, den ſeine Liebe zur Sternwiſſenſchaft mehr, als ſein Königreich, verewiget hat, bey Ueberlegung ſolcher wunderlichen Kreiſe der Planeten, ſich verlauten laſſen: wenn er von dem Urheber des Himmels und der Erden, bey der Schöpfung des Weltgebäudes wäre zu Rathe gezogen worden; ſo wollte er demſelben weit beſſere Vorſchläge gethan haben. Nun ſcheint freylich ein ſolches Urtheil von den Werken Gottes nicht ſattſam mit der Ehrerbiethung übereinzuſtimmen, die man gegen das höchſte Weſen haben ſoll. Allein was konnte Alphonſus dafür, daß die Lehrſätze und wunderlichen Meynungen der Sternſeher ſeiner Zeit, ihm die Welt unter ſolchen ungereimreimten Figuren vorſtellten? Copernicus aber, der eben dieſe verworrenen Bilder vor Augen hatte, ſah als ein Weltweiſer wohl ein, daß die Schuld dieſer Unordnungen weit eher auf die Menſchen, als auf den weiſen Schöpfer der Welt fallen müßte; ja daß der Grund ſolcher Verwirrungen bloß auf der Unvollkommenheit des menſchlichen Verſtandes beruhen müſſe.

Daher hub er nun an, alle Schriften alter und neuer Sternkundigen mit begieriger Hand aufzuſchlagen. Sein ungeduldiges Auge durchlief alles, was jemals die Liebhaber des Himmels geſchrieben; was von undenklichen Zeiten her die eifrigſten Naturforſcher von dem Laufe der Geſtirne geglaubet und aufgezeichnet hatten. Was die Babylonier, die Aegypter, Araber, Phönizier, Griechen und Römer bemerket, gemuthmaßet, erfunden, verworfen, erwieſen, oder auch geträumet hatten; alles dieſes machte ſich dieſer große Geiſt bekannt. Und ſiehe da! unverhofft gieng ihm, durch die Meynungen einer alten längſt erloſchenen philoſophiſchen Secte, ein unvermuthetes Licht auf.

Pythagoras, einer der größten alten Weltweiſen, der alle Philoſophie der Aegyptier und des ganzen Orients in ſeiner Perſon vereiniget hatte, der die berühmte italiſche Schule geſtiftet, und eine

Menge von weiſen Schülern hinterlaſſen hatte; dieſer ſamiſche Weltweiſe hatte bereits die Erde aus dem Mittelpuncte der Welt verwieſen, und die Sonne, dieſen majeſtätiſchen Weltkörper, an ihre Stelle geſetzt. Nicetas, Ekphantus und Heraklides hatten der Erdkugel eine Bewegung um ihre Achſe beygeleget, vermittelſt welcher ſie ſich in 24 Stunden einmal in die Runde drehen, und dem ganzen Himmel den unbegreiflichen ſchnellen Umlauf erſparen könnte. Ariſtarchus endlich und Philolaus aus Croton, hatten nachmals beydes zuſammen genommen, und der Erdkugel nicht nur eine kreiſelnde Bewegung um ihre Achſe, ſondern auch einen jährlichen Umlauf um die Sonne beygeleget. Dieſe alte Meynung nun hätte der Welt vor mehr als zwey tauſend Jahren ſchon ein Licht anzünden können, den wahren Weltbau zu erfinden; ſo wie er im vorigen und jetzigen Jahrhunderte entdecket, und ins Licht geſetzet worden. Allein ein beſondres Schickſal, das dem menſchlichen Geſchlechte die Erkenntnis der Wahrheit zu misgönnen ſcheint, hatte dieſe Lehre wieder ins Vergeſſen gerathen, und eine andere empor kommen laſſen, die mit ihr in keinem Stücke zu vergleichen war. Plato, Ariſtoteles, und ſonderlich Ptolomäus, hatten ihr durch ihren Beyfall ein Anſehen gegeben, welches die Welt mehr als zwanzig Jahrhunderte verblendet hatte: bis endlich unſer Copernicus ihr die Augen aufthat, und durch unzähliche Beobachtungen des Himmels, durch genaue Erfahrungen, durch gute Vernunftſchlüſſe, und höchſtwahrſcheinliche Beweiſe, darthat: daß nicht die hellſtralende Sonne um den kleinen Erdball, ſondern vielmehr die dunkle Erdkugel, nebſt allen andern Planeten, um den ungeheuren, großen, und ſtillſtehenden Sonnenkörper gedrehet würde.

Durchlauchtigſte Prinzen! Gnädigſte Herren! Eure Königl. Hoheiten können ſich leicht einbilden, was eine ſo neue, in zwey tauſend Jahren unerhörte Lehre, für ein Aufſehen unter allen Gelehrten damaliger Zeiten gemacht haben muß. Copernicus hatte noch nichts davon geſchrieben, nichts herausgegeben. Allein das Gerüchte davon drang aus dem kleinen, und ſonſt ſehr unbekannten Frauenburg, in alle Landſchaften von Europa, wo die Gelehrſamkeit blühete; ja bis in den Sitz der Wiſſenſchaften, nach Rom. Man vernahm, der ſcharfſehende Copernicus hätte gleichſam auf dem Thurme ſeiner Domkirche, wo er den Himmel zu beobachten pflegte, den feſten Punkt außer der Erde gefunden, welchen Archimedes ſich gewünſchet hatte, um aus demſelben, durch ſeine Hebezeuge, die ganze Erdkugel von ihrer Stelle zu bewegen. Der ganze gelehrte Occident hörte mit Entſetzen von einem Domherren reden, der die bisher ſichre und feſtgegründete Wohnung der Menſchen unſicher und wankend gemacht hätte; indem er ſie in einen flüchtigen Kreiſel verwandelt, der ſich mitten durch die Laufbahn der Irſterne um die Sonne wirbeln ſollte. Wie es nun bey neuen philoſophiſchen Meynungen zu gehen pflegt, ſo waren auch hiervon die Urtheile ſehr ungleich. Einige, die alles für falſch hielten, was ihnen neu vorkam, hielten ihn für einen Wahnſinnigen, dem vielleicht der Kopf in die Runde gienge. Andere nannten ihn einen Grillenfänger, der eine alte verlegene Meynung wieder aufgeſuchet hätte; bloß um ſich durch etwas ſeltſames und neues einen Namen zu machen. Noch andre urtheilten wieder anders davon, nach dem Privatabſichten, Leidenſchaften, Liebe des Alterthums, oder Ekel vor allem, was einheimiſch iſt, und von Leuten kömmt, die wir kennen, und andere Vorurtheile mehr, ihnen dieſes oder jenes in den Kopf ſetzten.

Ganz anders aber ſahen tiefſinnige und gelehrte Männer dieſen neuen Weltbau an. Iſt es mir erlaubt, ſtatt aller andern nur einen anzuführen, der aber am Anſehen alle andere übertrifft: ſo werde ich mich auf den vortrefflichen Cardinal, Nicolaus von Schönberg, von Capua, berufen. Auch dieſer hatte von dem neuen Weltbaue unſers Copernicus in Welſchland etwas vernommen: allein, anſtatt denſelben zu verwerfen, oder zu verlachen, ſchrieb er vielmehr 1536 den 1 Nov. aus Rom, an unſern Domherrn, und lobte ihn nicht nur wegen ſeiner neuen Weltordnung; ſondern ermahnte ihn auch aufs nachdrücklichſte, ſeine aſtronomiſche Schriften ans Licht zu ſtellen (*).

Nach einer ſo kräftigen Aufmunterung war es denn kein Wunder, daß unſer Copernicus wirklich auf eine Ausgabe ſeines aſtronomiſchen Werkes dachte: da zumal obgedachter Cardinal die Unkoſten zum Drucke, mit einer, den Groſſen dieſer Welt höchſtanſtändigen Freygebigkeit, herzugeben verſprochen hatte. In kurzem ſollte ſein Buch ans Licht treten; und der Frauenburgiſche Domherr wußte ſelbiges niemanden beſſer, als dem damals regierenden Haupte ſeiner Kirche, dem Pabſte Paulo dem III. zuzuſchreiben; welcher den päbſtlichen Stuhl 1534 beſtiegen, und 15 Jahre mit Ruhme beſeſſen hat. Nichts iſt merkwürdiger, als dieſe gelehrte Zueignungsſchrift (**). Copernicus eröffnet dieſem oberſten Richter ſeiner Meynungen, die Veranlaſſung und den Inhalt ſeines Werkes mit aller Aufrichtigkeit und Freymüthigkeit. Er zeigt, daß die Unrichtigkeit und Ungewißheit der Sternſeher, ihn zu dieſer neuen Lehre vermocht; daß ihn zuerſt Cicero auf den Nicetas, und Plutarch auf den Pythagoräer Philolaus zurück gewieſen, die dieſe Meynung, von Bewegung der Erdkugel, bereits vor ihm gehabt (†); daß ihm zwar dieſelbe anfangs abgeſchmackt und ungereimt vorgekommen; daß er ſie aber nachmals als eine Hypotheſin angenommen; wie auch wohl andere Sternſeher ihre orbes excentricos und epicyclos anzunehmen pflegten; daß er endlich befunden, daß dieſe ſeine Bewegung der Erden alle Schwierigkeiten völlig auflöſe, die ſich bisdahin bey dem Laufe der Planeten gefunden hätten, und welche durch keine andere Weltordnung aufgelöſet werden könnten. Endlich verantwortet er ſich auch gegen den Einwurf, daß dieſe Lehre der heiligen Schrift zuwieder ſey; und ſagt, daß ihm ſelbiger nur von unverſtändigen und in der Mathematik unerfahrnen, gemacht werden könnte. Er erläutert dieſes mit dem Exempel des Lactantius, der gleichfalls die Philoſophen aus etlichen gemisbrauchten Schriftſtellen ſehr eifrig verdammet hätte (††), welche die Erde für eine runde Kugel ausgegeben; da doch ſolches heute zu Tage eine ausgemachte Sache wäre. Zuletzt zeiget er, daß die ſo lange gewünſchte Verbeſſerung des Calenders, die nach der alten Aſtronomie zu keiner Richtigkeit gebracht werden können, durch dieſe neue Aſtronomie ſehr leicht zu Stande kommen würde: wie ſolches auch nachmals, unter Pabſt Gregorio dem XIII, wirklich geſchehen iſt.

Unſer preußiſcher Domherr lehrt hierauf in ſeinem Buche, aus den genaueſten Beobachtungen des Himmels, daß die Sonne, als ein überaus großer und feuriger Körper, in dem Mittel der Welt ganz ſtille liege. Zunächſt um dieſelbe laufe Mercur, in drey bis vier Monaten, in einem kleinen Kreiſe um dieſelbe. Eben das thue Venus, oder der Abendſtern, innerhalb acht Monaten, in einem etwas größern Kreiſe. Nunmehro folge in einem noch größern Zirkel unſre Erdkugel, die aber zwölf Monate oder ein ganzes Jahr brauche, ihren Umlauf um die Sonne einmal zu vollenden. Sie wälze ſich aber zu gleicher Zeit innerhalb vier und zwanzig Stunden um ihre eigene Axe, und verurſache dadurch Tag und Nacht. Der Mond bleibe als ein getreuer Gefährte und Trabante der Erden, allezeit bey und neben ihr, ſo daß er ſich in Jahresfriſt zwölf bis dreyzehnmal um ſie herumſchwinge. Alsdann folgen in ungleich größern Laufkreiſen Mars, Jupiter und Saturnus, davon der erſte zwey, der andre zwölf, und der letzte dreyßig Jahre zubrächten, ehe ſie ihren Lauf um die Sonne ein einzigmal vollenden könnten. Und dieſes iſt der kurze Inhalt ſeines ganzen Buches.

Copernicus hatte vor ſeiner Aſtronomia reſtaurata, oder den Büchern de Reuolutionibus Orbium coeleſtium, noch nichts geſchrieben; ſondern ſechs und dreyßig Jahre lang an dieſem einzigen Werke gearbeitet. Er war ſchon 70 Jahre alt, als er 1543 den 24 May ſtarb, und hatte nicht einmal das Vergnügen, ſelbiges im Drucke ganz fertig zu ſehen: ſo daß es gleichſam als ein vaterloſes Kind, verwaiſet zur Welt gekommen, und weder ſeiner Pflege, noch ſeines Schutzes, wider alle Anfälle, genießen können. Wenn man auch den vielen Widerſpruch bedenket, den der copernicaniſche Weltbau nachmals erfahren hat: ſo ſollte man faſt mit dem gelehrten Fontenelle denken, Copernicus hätte denſelben vorher geſehen, und wäre mit Fleiß eher aus der Welt gegangen; damit er nur alle dieſe Verdrießlichkeiten nicht erleben möchte. Die bloße Wahrheit aber, die unumſtößliche Wahrheit, hat ſich ſelbſt geſchützt, und wird dieſen Weltbau auch noch ferner zu ſchützen wiſſen. Die größten Sternſeher nach der Zeit haben ſich alle für ſeine Schüler erkannt. Tycho Brahe ſelber, der doch einen ganz entgegen geſetzten Weltbau erfunden, hat ſich nicht enthalten können, Coperniks unendliche Verdienſte zu erkennen, und in ſeinen Schriften zu geſtehen. Der groſſe Keppler, Galilei, Carteſius, Gaſſendus, Neuton, Hugenius, Caſini, Bullïald, Hevelius, Halley, Flamſtead, kurz alle, die ſich einigen Namen in der Sternkunſt erworben, haben den copernicaniſchen Weltbau für den einzigen wahren Entwurf der Natur, für eine, der höchſten Weisheit höchſtanſtändige Einrichtung und Anordnung der Himmelskörper, gehalten.

Wie aber? **Durchlauchtigſte Prinzen, gnädigſte Herren**, verdient denn auch wohl Copernicus die Ehre, daß dieſe Weltordnung ſeinen Namen führet; und daß er für den Erfinder derſelben gehalten wird? Sollte dieſer neue Weltbau, wo die Sonne den Mittelpunct einnimmt, die Erde aber mit den übrigen Planeten in die Runde läuft, nicht vielmehr der pythagoriſche Weltbau heißen? Oder ſollten nicht Philolaus oder Ariſtarchus, deſſen Archimedes in ſeiner Sandrechnung gedenket, dieſer Ehre theilhaftig werden?

So lautet derjenige Einwurf, den man hier machen kann, wenn man dem Copernicus die Ehre nicht gönnen will, die ihm die ganze heutige Welt zugeſteht. Allein ſo wenig wir, oder Copernicus

ſelbſt

ſelbſt oberwähnten Alten die erſte Erfindung der wahren Weltordnung ſtreitig gemacht; ſo gewiß iſt es, daß es kein geringeres Verdienſt an ihm geweſen, eine ſeit zweytauſend und mehr Jahren vergeſſene Meynung hervorzuziehen, ins Licht zu ſetzen, mit deutlichen Beweiſen zu beſtätigen, und bey allen Sternverſtändigen in Schwang zu bringen. Hierzu gehörte ohne Zweifel eben ſo viel Verſtand, eben ſo viel, ja noch mehr Fleiß und Geſchicklichkeit, als zu der erſten Erfindung. Pythagoras und ſeine Schüler hatten auch dieſen Weltbau ſo zu reden nur durch Muthmaßen und Errathen auf die Bahn gebracht: Copernicus aber hat ihn zuerſt mit aſtronomiſchen Beweiſen unterſtützet, und zur Gewißheit gebracht.

Hat nun dem Columbus niemand die Erfindung der neuen Welt ſtreitig gemacht, ohngeachtet ſchon vor ihm Martin Behaim, ein Deutſcher, die Entdeckung des mittäglichen Theiles von America gemacht hatte, wie Doppelmayer berichtet; wird der berühmte Galilei noch immer für den Erfinder der Jupitersmonden gehalten, ohngeachtet ſie Simon Marius, der Marggrafen zu Brandenburg Mathematicus, ſchon vor ihm geſehen hatte; weil jener ſich nämlich mit einer genauen Beſchreibung derſelben zuerſt ans Licht gewaget: ſo wird auch unſer

ſer Copernicus allerdings der Ehre ſchon werth ſeyn, daß von ihm dieſer Weltbau den Namen führe, da er ſich um denſelben weit mehr, als ſeine erſten Erfinder, verdient gemacht hat.

Habe alſo Dank, großer Geiſt! unſterblicher Copernicus! daß du der Welt ein Licht anzünden wollen, deſſen ſie ſchon ſo lange bedürftig geweſen war. Habe Dank, daß du durch dein Wachen, durch deinen Fleiß und Eifer, uns die wahre Beſchaffenheit der Natur, und die vortreffliche Ordnung des Weltgebäudes entdecket haſt. Habe Dank, daß du keine Vorurtheile geachtet, und uns zuerſt gelehret haſt, das Joch verjährter Irrthümer vom Halſe zu werfen, welches die hohen Schulen ſo viele Jahrhunderte gedrückt hatte. Du haſt uns ein Muſter einer wahren Freyheit im Philoſophiren gewieſen! Du haſt zu der Verbeſſerung der ganzen Weltweisheit, und zur gründlichen Erkenntniß der Natur, die erſte Bahn gebrochen! Und was noch mehr iſt, du haſt durch deine Erfindung die Ehre des Urhebers aller Dinge gerettet, deſſen Weisheit, bey der alten Verwirrung himmliſcher Sphären, mehr als einmal unbilliger Weiſe war gemeiſtert worden. Wie du endlich alle deine Vorgänger übertroffen haſt, darunter unſtreitig dem Thales, Hipparchus und Ptolomäus der gröſte Ruhm gebührete: ſo haſt du auch alle deine Nachfolger zu deinen Schuldnern gemacht. Vielleicht würden wir keinen Keppler, keinen Hevel, keinen Huygen, keinen Neuton bekommen haben, wenn wir nicht dich vor ihnen gehabt hätten. Deine Vaterſtadt, Thorn, dein Aufenthalt, Frauenburg, werden bey der ſpäteſten Nachwelt, vornehmlich durch dich unvergeßlich ſeyn! Der erlauchte Cardinal Schönberg, und der hochwürdige und gelehrte Biſchof von Culm, Tidemann Giſius, den du allezeit zum Freunde gehabt, werden auf die ſpäteſten Zeiten, bey allen Liebhabern gründlicher Wiſſenſchaften in Ehren ſeyn: bloß, weil ſie dich befördert, dich geſchützet, und dir zu deinem gelehrten Fleiße, Muſſe und Unterhalt verſchafft haben.

Vergeben Sie gnädigſt, **Durchlauchtigſte Prinzen! gnädigſte Herren!** daß ich die Verdienſte eines Gelehrten in Dero hohen Gegenwart ſo eifrig geprieſen habe. Wären **Eure Königl. Hoheiten** nicht ſelbſt mächtige Beſchützer und großmüthige Beförderer der Wiſſenſchaften; ſo würde ich billig ein Bedenken dabey getragen haben. Allein Dero gnädige Gegenwart, Dero Erlaubniß und Befehl zu dieſen akademiſchen Verſammlungen bezeigen gerade das Gegentheil. Unſer allertheureſter

ſter Landesvater ſelbſt iſt ein gnädiger Schutzgott aller Muſen, und hat ſolches unſrer Univerſität noch unlängſt in einem koſtbaren Geſchenke erwieſen. Das vortreffliche Gemälde von Seiner, allen getreuen Unterthanen allertheureſten und geheiligten Perſon, wird uns ein ewiges Pfand ſeiner Gnade gegen die Wiſſenſchaften ſeyn. Und in Wahrheit! die Herzen aller Lehrer dieſer hohen Schule hüpfen vor freudiger Dankbarkeit, ſo oft ſie dieſes Bildniß ihres allermildeſten **Landesvaters** anſichtig werden. Ehrfurcht, Treue und Unterthänigkeit werden auch die beſtändigen Opfer ſeyn, die wir Sr. Majeſtät, Gott gebe! allezeit glückſeligem, allezeit friedfertigem Zepter, mit aufrichtigſtem Herzen bringen werden.

Wer hat nicht in dieſen Tagen die glückſelige Vermehrung des allerdurchlauchtigſten ſächſiſchen Stammes, in dem königlichen ſicilianiſchen Zweige, mit innigſtem Vergnügen vernommen? Unſre Tempel haben die Lobgeſänge darüber, mit Frohlocken erſchallen laſſen, und unzähliche Wünſche für das fernere Wachsthum des königlichen Hauſes, ſind vor den Thron Gottes geſtiegen. **Allertheureſte Königinn!** Allergnädigſte Landesmutter! wie groß muß nicht Deine Freude ſeyn, da eine erwünſchte Nachricht nach der andern von der vollkommenen Königinn, **Maria Amalia**, einläuft! da ihr geſegneter Eheſtand Dir noch mehr unvergleichliche Enkel verſpricht, die Deine Vollkommenheiten an ſich haben, und die Luſt der Völker ſeyn werden. Gott erhalte Dieſelben und Dein ganzes höchſtes Haus, in lauter blühenden Sproſſen, und gebe, daß ſelbige dereinſt, mit ihren glücklichen Zweigen, alle Königreiche von Europa überſchatten mögen!

Und weſſen getreue Bruſt, **Durchlauchtigſte Prinzen! Gnädigſte Herren!** wallet nicht vor unausſprechlichem Vergnügen, wenn er **Eure Königl. Hoheiten** auf dem preiswürdigen Pfade der Ehre und Tugend einhergehen ſieht! Wer kann ſich der Freude enthalten, wenn er anſchauet, was alle unſere Vorfahren ſeit 300 und 33 Jahren, ſo lange nämlich dieſe hohe Schule beſteht, nicht geſehen haben; daß zween erhabne Prinzen, die theils zur Regierung und Beherrſchung der Völker, theils zu groſſen Heldenthaten, gebohren ſind, ſich ſo gnädig zu unſern Muſen herunterlaſſen. Dieſe Tage müſſen billig in unſere Jahrbücher aufgezeichnet und allen unſern Nachkommen zur Bewunderung angemerket werden. Wie ſehr wird man alsdann nicht dereinſt unſere Zeiten beneiden! Wie glücklich wird man uns preiſen, die wir das gnädige, das ſo holdſelige Antlitz unſerer Durchlauchtigſten Prinzen, in ſolcher Nähe verehret haben.

Unter der Regierung des Kaiſers Antoninus Pius war in Rom alles voller Freuden, als man ſah, daß der junge Catilius Severus in ſeinem achtzehnten Jahre, von ihm an Kindesſtatt angenommen, und zum Nachfolger im Reiche ernannt ward. Und das war kein Wunder, da ganz Rom es wuſte, mit welchem beſondern Fleiße ſich dieſer junge Prinz, ſeit ſeiner zärteſten Jugend, auf die Wiſſenſchaften und Lehren der Weiſen befliſſen hatte. Die Geſchichte nennen uns einen Euphorion, der ihn leſen gelehret, einen Geminus, der ihm die gute Ausſprache einer Rede beygebracht, einen Andron, der ihn in der Muſik und Meßkunſt unterwieſen. Alexander hat ihm das Griechiſche: Aper, Pollio und Eutychius Proculus haben ihm das Latein beygebracht, ob es gleich ſeine Mutterſprache war. Annius Marcus und andere lehrten ihn die griechiſche, Cornelius Fronto aber die lateiniſche Beredſamkeit. Doch alle dieſe Künſte rührten den jungen Catilius ſo ſehr nicht, als die herrlichen Lehren der Weltweiſen, die ihm vom Sextus Cheronenſis, vom Junius Ruſticus, Claudius Maximus und vom Cinna Catulus beygebracht wurden, die ſich alle zur ſtoiſchen Secte bekannten. Endlich mußte auch noch Claudius Severus, ein Peripatetiker, ihm mit ſeinem Unterrichte an die Hand geben. Schon in ſeinem zwölften Jahre legte er den philoſophiſchen Rock an, und erwarb ſich ſowohl durch ſein mit Sanftmuth und Freundlichkeit gemiſchtes ernſthaftes Weſen, als durch ſeine darauf folgende groſſe Klugheit und weiſes Regiment, den Namen Antoninus Philoſophus, Antonin der Weiſe. Und alle Geſchichte ſind einſtimmig, daß niemals ein vollkommnerer Kaiſer den römiſchen Thron beſtiegen habe.

Sehen wir, **Durchlauchtigſte Prinzen**, auf unſere Zeiten, da der **Allerdurchlauchtigſte Auguſt**, den Namen **des Frommen**, Auguſti Pii, mit weit mehrerm Rechte, als ein heidniſcher Antonin, verdienet; da ſein künftiger Durchlauchtigſter Thronfolger und hoffnungsvoller Prinz, allen Künſten und Wiſſenſchaften ſo gnädig zugethan ſind, alle Reden der Lehrer ſo begierig anhören und einen ſo huldreichen Ernſt, eine ſo weiſe Leutſeligkeit in ihrem Weſen zeigen: wer muß nicht auf die fröhliche Ahndung gerathen, daß **Eure Königl. Hoheit** unſer **Durchlauchtigſter Churprinz**, ſich eben ſowohl, als Antoninus Philoſophus, den Namen **Friedrichs des Weiſen**, erwerben werde.

O frohe Ahndungen! Glückſeliges Sachſenland!
Vergnügter Anblick künftiger Zeiten!

* * *

(*)NICOLAVS SCHONBERGIVS,

CARDINALIS CAPVANVS,

NICOLAO COPERNICO S.

Quum mihi de virtute tua, conſtanti omnium ſermone, ante annos aliquot allatum eſſet, coepi tum maiorem in modum te animo complecti, atque gratulari etiam noſtris hominibus, apud quos tanta gloria floreres. Intellexeram enim, te non modo veterum Mathematicorum inuenta egregie callere, ſed etiam nouam mundi rationem conſtituiſſe: qua doceas, terram moueri; Solem imum mundi, adeoque medium locum obtinere; coelum octauum immotum atque fixum perpetuo manere; Lunam ſe vna cum incluſis ſuae ſphaerae elementis, inter Martis et Veneris coelum ſitam, anniuerſario curſu circa Solem conuertere. Atque de hac tota Aſtronomiae ratione commentarios a te confectos eſſe, ac erraticarum ſtellarum motus calculis ſubductos in tabulas te contuliſſe, maxima omnium cum admiratione. Quamobrem, vir doctiſſime, niſi tibi moleſtus ſum, te etiam atque etiam oro vehementer, vt hoc tuum inuentum ſtudioſis communices, et tuas de mundi Sphaera lucubrationes, vna cum Tabulis et ſi quid habes praeterea, quod ad eandem rem pertineat, primo quoque tempore ad me mittas. Dedi autem negotium Theodorico a Reden, vt iſtic meis ſumtibus omnia deſcribantur, atque ad me transferantur. Quod ſi mihi morem in hac re geſſeris, intelliges te cum homine nominis tui ſtudioſo, et tantae virtuti ſatisfacere cupiente rem habuiſſe. Vale. Romae, Calend. Nouembris anno 1536.

Ex-

(**) Excerpta ex Epiſtola dedicatoria, ſiue Praefatione Nicolai Copernici ad Sanctiſſ. Dominum Paulum III. Pontificem maximum.

Satis equidem, Sanctiſſime Pater, aeſtimare poſſum, futurum eſſe, vt ſimul, atque quidam acceperint me hisce meis libris, quos de Reuolutionibus ſphaerarum mundi, ſcripſi, terrae globo tribuere quosdam motus, ſtatim me explodendum cum tali opinione clamitent. Neque enim ita mihi mea placent, vt non perpendam, quid alii de illis iudicaturi ſint. Et quamuis ſciam, hominis philoſophi cogitationes eſſe remotas a iudicio vulgi, propterea, quod illius ſtudium ſit, veritatem omnibus in rebus, quatenus id a Deo rationi humanae permiſſum eſt, inquirere: tamen alienas prorſus a rectitudine opiniones fugiendas cenſeo. - - -

At non tam mirabitur fortaſſe Sanctitas tua, quod has meas lucubrationes edere in lucem auſus ſim, poſteaquam tantum operae in illis elaborandis, mihi ſumſi, vt meas cogitationes de terrae motu, etiam literis committere non dubitauerim: ſed quod magis ex me audire exſpectat, qui mihi in mentem venerit, vt contra receptam opinionem Mathematicorum, ac propemodum contra communem ſenſum, auſus fuerim imaginari aliquem motum terrae? Itaque nolo Sanctitatem tuam latere, me nihil aliud monuiſſe, ad cogitandum de alia ratione ſubducendorum motuum ſphaerarum mundi, quam quod intellexi, Mathematicos ſibi ipſis non conſtare in iis perquirendis. Primum enim vſque adeo incerti ſunt, de motu Solis et Lunae, vt nec vertentis anni perpetuam magnitudinem demonſtrare et obſervare poſſint. &c.

Hanc igitur incertitudinem Mathematicarum traditionum, de colligendis motibus ſphaerarum orbis, cum diu mecum revolverem; coepit me taedere, quod nulla certior ratio motuum machinae mundi, qui propter nos, AB OPTIMO ET REGVLARISSIMO OMNIVM OPIFICE conditus eſſet, philoſophis conſtaret, qui alioqui rerum minutiſſimarum reſpectu eius orbis, tam exquiſite ſcrutarentur.

Vt vero pariter docti atque indocti viderent, me nullius omnino ſubterfugere iudicium, malui Sanctitati tuae, quam cuiquam alteri, has meas lucubrationes dedicare – – – ut facile tua authoritate et iudicio calumniantium morſus reprimere poſſis; etſi in proverbio ſit: *Non eſſe remedium adverſus Sycophantae morſum.*

Si fortaſſe erunt *ματαιολόγοι*, qui cum omnium Mathematum ignari ſint, tamen de illis iudicium ſibi ſumunt, propter aliquem locum Scripturae, *male ad ſuum propoſitum detortum*, auſi fuerint, meum hoc inſtitutum reprehendere ac inſectari: illos nihil moror, adeo ut etiam illorum iudicium, tanquam temerarium contemnam. Non enim obſcurum eſt, *Lactantium*, celebrem alioqui Scriptorem, ſed Mathematicum parum, admodum pueriliter de forma terrae loqui, quum deridet eos, qui terram globi formam habere prodiderunt &c.

(†) Cicero Acad. quaeſt. Lib. 4. Nicetas Syracuſius, ut ait Theophraſtus, Coelum, Solem, Lunam, Stellas, ſupera denique ſtare omnia cenſet, neque praeter terram rem ullam in mundo moveri, quae cum circa axem ſe ſumma celeritate convertat et torqueat, eadem effici omnia, quaſi ſtante terra coelum moveretur.

Dieſ.

Diog. Laert. in vita Philolai: Καὶ τοῦτον, κατὰ κύκλον τὴν γῆν κινεῖσθαι πρῶτον εἰπεῖν, οἱ δ' Ἱκέταν (lieſs Νικέταν) Συρακούσιον φασί. h. e. Sunt qui Philolaum omnium primum dixiſſe putent, Terram moveri in orbem, alii Nicetam Syracuſium huius Sententiae auctorem ſtatuunt.

Plutarchus L. III. c. 13. de placitis Philoſ. Οἱ μὲν ἄλλοι μένειν τὴν γῆν· Φιλόλαος ὁ Πυθαγόρειος κύκλῳ περιφέρεσθαι περὶ τὸ πῦρ κατὰ κύκλου λοξοῦ, ὁμοιοτρόπως ἡλίῳ καὶ σελήνῃ. Ἡρακλείδης, ὁ Ποντικὸς καὶ Ἔκφαντος ὁ Πυθαγόρειος, κινοῦσι μὲν τὴν γῆν οὐ μήν γε μεταβατικῶς, τροχοῦ δίκην ἐνζωνισμένην ἀπὸ δυσμῶν ἐπ' ἀνατολὰς περὶ τὸ ἴδιον αὐτῆς κέντρον. i. e. Alii quidem Philoſophi terram ſtare et non moveri ſentiunt: Philolaus vero Pythagoricus terram in orbem ferri volebat circum ignem (Solem) circulo obliquo, qualis Solis motu annuo Lunaeque menſtruo deſcribi putatur. Heraclides autem Ponticus et Ecphantus Pythagoraeus terrae quidem motum tribuebant, ſed talem, quo progredi ac locum mutare non poſſit; verum quaſi in modum Rotae zona cinctam, circa centrum ſuum torqueri ab occaſu in ortum, diſſerebant.

(††) L. Coel. Lactant. L. III. de falſa Sap. Cap. 24. Quid illi? qui eſſe contrarios veſtigiis noſtris Antipodas putant, num aliquid loquuntur? aut eſt quiſquam tam ineptus, qui credat eſſe homines, quorum veſtigia ſint ſuperiora quam capita? aut ibi quae apud nos iacent, ibi inverſa pendere? Fruges et Arbores deorſum verſus creſcere? Pluvias et nives et grandinem ſurſum verſus cadere in terram? Et miratur aliquis hortos penſiles inter ſeptem mira narrari, quum Philoſophi et agros et maria et vrbes et montes penſiles faciant?

AD
SOLLEMNIA ANNIVERSARIA
QVIBVS
PRIMAM PHILOSOPHIAE
ET L.L. A.A.

LAVREAM

DECEM OPTIMAE SPEI
CANDIDATIS
PROXIMA SAT. D. XIX. DEC. H. IX. MAT.
PVBLICE COLLATVRVS EST
PHILOSOPHORVM LIPS. ORDO
HVMANISS. INVITAT
EIVSDEM H.T. EXDECANVS
IO. CHRISTOPH. GOTTSCHED
QVAEDAM
DE ANTIQVA VERSIONE THEOTISCA
MAGISTRI TANCREDI
PRAEFATVS

BIBL. VNIVERS. LIPS.
BIBL. VNIVERS. LIPS.
81 (K)

Q. D. B. V.

Inter Monumenta antiquiora Theotiſca, leges etiam Germanorum vetuſtas referendas eſſe, nemo rerum harum curioſus ignorat. Ius enim Provinciale allemannicum, quod ſub *Speculi Suevici a)* nomine notius eſt, et Ius Saxonicum provinciale, quod *Speculum Saxonicum* (*den Sachſenſpiegel*) vocandum ſibi eſſe cenſuit Auctor, ECKO DE REPKOW, ejus ſunt antiquitatis, ut ad XII. Sæculum origo eorum referenda ſit. Non fert inſtituti mei ratio, ut omnes venerandi hujus Codicis Editiones in medium afferam: quatuor tantum enumerabo, quas in libraria ſupellectile qualicunque reperio, ut antiquiores, ita minime vulgares. Prima earundem ſub hoc rubro prodiit: *Sachſenſpiegel mit viel newen addicien ſampt Landrechts vnd Lehenrechts richtſteige.*

---

a) Sæpius typis excuſum prodiit opus hoc antiquiſſimum. Præter tres enim, quæ ſtatim poſt inventam artem impreſſoriam, ſine anni et loci mentione prodierunt editiones, quas deſcripſit SCHERZIUS in præf. huic Allemannico T. II. Theſauri Schilteriani inſerto, præmiſſa, p. 5. quarta prodiit *Hopfaſſiana*, Argentinæ A. 1507. Exceperant hanc poſtea repetitæ ſæpius MEICHSNERIANÆ, donec majori cura, et collatis inter ſe MStis Codicibus quam plurimis, Krafftiano præſertim, novam pararet Celeb. SCHILTERUS: qui licet operi immortuus eſſet, in Clariſſ. SCHERZIO tamen executorem quaſi ultimæ voluntatis invenit diligentiſſimum. Prodiit enim ultima hæc optimaque Speculi Suevici editio A. 1727. in *Theſ. Antiqui. Teuton.* Schilteriani, Volumine II. Ulmæ in fol.

Item vil Urtheilen der werden Schoepffen zu Magdenburg in drey Bücher geteilet, mit iren regiſtern den rechtübenden gar nützlich zu wiſſen. In fine leguntur ſequentia: *Alſo iſt ſäliglichen volend diſer Sachſenſpiegel, mit ſeinen Addicion und Richtſteigen, in der Kayſerlichen Statt Augſpurg durch Silvanum otmar gedruckt in verlegung und Koſten des fürſichtigen Herrn Johann Rynmann von Oringen, Teutſcher Nation namhaftigſten Buchfürer ſambſtag nach Georgii, als man zelet nach Chriſti geburt Tauſendt Fünfhundert ſibentzehne.*

Multa ſingularia exhibet Editio hæc, alio forſan loco aliquando deſcribenda: licet textum ipſum minus accurate exhibeat, multoque correctiorem ſiſtat ſequens, hunc præ ſe ferens Titulum:

> *Sachſenſpiegel, corrigirt aufs New, nach dem Inhalt der alten Waren, Corrigirten Exemplare und Texten, gedruckt zu Leiptzig durch Nicolaum Wolrab Anno MDXXXIX. in fol.*

Editor hujus libri præfationi demum ſubſcriptus apparet, *Benno Heynitz, der Rechte Doctor, Thumherre und Cuſtos des freyen Stiffts Meiſſen:* qui, collatis pluribus Codicibus MStis, multis in locis Textum, inſcitia et incuria librariorum miſere corruptum, reſtituiſſe ſe profitetur. Quod, licet verum eſſe, vel ipſa cum illa antiquiore collatio, ſatis doceat; in eo tamen erraſſe videtur Editor diligentiſſimus, Codices, quos contulit manuſcriptos, tempore *Ottonis Magni* exaratos fuiſſe(*). Quomodo enim Liber, XII demum Sæculo, *Friderico I.* habenas Imperii tenente, conſcriptus, *Ottonis I.* tempore, i. e. X Saeculo vigente, deſcriptus eſſe queat, ſine anachroniſmo palpabili nemo facile intelligat: niſi forte Edictum hujus Imperatoris, ſive privilegium civitati Magdeburgenſi conceſſum, quod Iuris Saxonici,

---

(*) Sic enim ſonant verba ejus in Præf. *hab ich mich dermahl unterwunden, müglichen fleis angekart, die aus den elteſten und ſeer vil alten bergbüchern und wahrhaften Exemplarn, ſo bey des groſsmechtigſten Keyſers Ottonis des groſſen, zeiten geſchrieben ſind, mit fleis uberſehen, corrigiert &c.*

(**) Antiquiſſimum eorum ſine dubio ſequens eſt, quod ſub titulo: *Hie hebet an ein Ordnunge des gerichtes kurtz begriffen, das durch ſich ein yeglicher vor dem gericht behelffen und verdedingen mag, gedruckt zu Straſsburg vom Martin Hupfuff, als man zalt M. CCCCC. und VII iar. in 4.* prodiit; quod Bibliotheca Paulina aſſervat.

2) Sequitur hoc, *Teutſcher Proceſs, weltlichs Burgerliches Rechtens mit allen notturfftigen Formen der Klagen, antwurten &c. durch Friderichen Stumpharten veſtenigen Anlegenmoteruum verfaſt und erfunden. Tubingen bey Morhard 1541.* Hunc librum

nici, Weichbildicique Magdeburgenſis Editionibus additum invenitur, pro genuino habere velit; in quo tamen diſſentientes habebit rerum harum judices competentes quamplurimos. Vid. *Chron Gottwic.* T. I. L. III. p. 490. 491. item L. I. in Ottone M.

Tertia editio, qua utor, illa eſt, quam Ao. ſec. decimi ſexti LX. ex ſchedis *Chriſtophori Zobelii*, ut morientis mandato morem gereret, edidit *Georgius Menius*; ſæpius poſtea iterata, quippe praerogativis ſuis minime deſtituta. Quarta denique prodiit Lipſiae A. 1572. ſub titulo: *Das gantze Sechſiſche Landrecht, mit Text und Gloß in eine richtige Ordnung gebracht, durch D. Melchior Klingen.*

Verum non attinet jam, de notiſſimo hoc veteris Linguæ Theotiſcæ cimelio plura commentari: adeat cui penitius idem noſſe lubet, recentiſſimam ejus editionem, A. hujus Sæc. XXX. ab illuſtri Conſ. Imper. Aulico, *Dno.* DE GAERTNER, maximo olim Academiæ noſtræ ornamento, multa cum induſtria adornatam.

Nihil moror etiam Iur. *Feudalis* Saxon. editionem, ab eodem *Zobelio*, ſub tit. *Sechſiſch Weichbild und Lehnrecht*, A. 1557. proditam; aliaque plura, ad Iura Germaniae publica ſpectantia volumina, a *Goblero*, *Meichsnero* aliisque (*) in publicum emiſſa. Animus enim eſt, Manu exaratum codicem quendam deſcribere, quem inter plura alia antiquitatis Theotiſcae monumenta aſſervo, cujusque mentionem a nemine adhuc factam eſſe, deprehendi.

Volumen eſt chartaceum formæ maximæ, corio extrinſecus contectum, aſſeribusque utrinque fortioribus munitum. Chartae mediocris magnitudinis, candidae tamen et durabili, ita inſcriptus viſitur textus, ut marginem undique ſplendidum trium quatuorve dig-

---

brum etiam Paulina noſtra aſſervat; cui junctus eſt alius,

3) *Gerichtlicher Proceſs*, cui Titulus plenior deeſt, in fine ſaltem locus et Typographus legitur: *Gedruckt zu Ingolſtadt durch Alexandrum Weiſſenhorn*, ſine mentione anni. Praecedentis tamen editionem recentiorem in mea quoque ſuppell. libr. de A. 1557 aſſervo, ſub tit. *Derſelbe Proceſs &c. Gedruckt zu Erfurt durch Urban Glaubiſch.*

4) *Des heiligen Römiſchen Reichs-Ordnungen. Die gulden Bulla, aller Reichstag Abſchiede &c. Erklärung des Landfriedens &c. Gedruckt zu Meyntz durch Iuonem Schoeffer im Iare 1541. fol.*

5) *Der gerichtlich Proceſs aus geſchriebenen Rechten und nach gemeynem im Heyligen Reich Teutſcher Nation gebrauch und übung &c. durch Herrn Iuſtinum Goblerum.* Getr. *Franckf. am Mayn bey Egenolfs Erben 1562. fol.*

6) *Practica und Proceſs peinlicher*

digitorum relinquat; notis tamen ſubinde marginalibus impletum. Scripturae character ſatis elegans, paucis ſyllabarum vocumque compendiis utens, talisque eſt, qualis ſub finem Saeculi XIV. vel XV. initium, in uſu fuit. Idem ſtili dictionisque ratio confirmat, uti ex Speciminibus poſtea ſubjungendis patebit. Numeros nec paginarum nec foliorum ullibi invenias; trium digitorum craſſitiem tamen aequans Volumen, ducentis ſexaginta ſeptem conſtat foliis, quorum ultima tria indicem Titulorum, ſive capitum Libri complectuntur. Ceterum et ſcripturae limites, ubique quadratis oblongis, aequalis dimenſionis continentur; et initiales Capitum literae, una cum inſcriptionibus, rubro colore elegantiſſimo ſuperbiunt. Codex ubique integer, probe conſervatus nitidusque apparet; excepto initio, ſive pagina prima; quae eumdem cum reliquis chartae candorem, manibus ſaepius tractata, vel ab aere humidiori forte offuſcata, minime oſtendit.

Inſcriptione, ſive Titulo majori et ornatiori, quum careant Codices MSti veteres, hic etiam meus nihil tale exhibet: praeterquam quod paginae primae fronti, a manu recentiori, ſatis antiqua tamen, atramentoque diverſo plane, inſcripta legantur haec verba:

Ain unverſtendig vertewſchung Tancreti.

Ridicula utique eſt inſcriptio Codicis a recentiori manu hac profecta; quippe quae Tranſlationem obſcuritatis, immo ſtultitiae fere arguit: ſi vocabulum *unverſtendig*, in hodierno ſignificatu accipere fas eſt. Demus tamen, non aliud prius dicere voluiſſe auctorem ejus, id quod hodie per *unverſtendlich*, *unintelligibile*, exprimere pronum eſſet: id tamen exinde colligitur, codicem noſtrum, jam tum ubi haec manus dicam ipſi ſcriberet, ſatis antiquum, verſionis autem dictionem intellectu difficiliorem viſam eſſe, immo intelligi prorſus non potuiſſe. In quo quidem inſigniter erraſſe judicem hunc rigoroſum,

ex

Hoffgerichts Ordnung aus Kaiſerlichen, geiſtlichen, weltlichen und Sechſiſchen Rechten &c. durch Magiſtrum Heinrichen Rauchdorn von Eyſfeldt, itzum des neuſtädtiſchen Rhatuum Cantzlern &c. Budiſſin 1574.

7) *Kaiſerlich und königlich Land und Lehnrecht, Satzungen Sitten und Gebrauch, wie die unſere teutſche Vorfahren lang wol herbracht &c. Durch Sebaſtian Meichßner des K. Dicker. Frf. am M. 1566. fol.*

8) *Auszug Handbuch und Kaiſerlicher und Burgerlicher Rechten in ſechs unterſchiedlichen Buchern &c. durch Conſtantinum Harmenopulum, des Rechten Verſtändigen im Theſſalonich, beſchrieben; ins Latein durch D. Jo.*

ex ſpeciminibus mox adducendis patebit; ubi praefationem gloſſatoris, fronti marginique adſcriptam aliquatenus luſtraverimus.

TANCREDI, Iureconſulti, nomen intuentibus, rerumque juridicarum non prorſus ignaris, facile ſuccurret, fuiſſe eundem genere Hetruſcum, Archidiaconum Bononienſem, qui Decreti Gloſſator vixit circa A. Chr. MDCCXX: uti docet *Panzirollus*, de clar. L. L. interpret. L. III. c. 4. Tractatus autem praeſens, *de Iudiciis, ſeu ordine judiciario*, quem germanico idiomate donare viſum eſt Translatori noſtro, prodiit typis excuſus Argentorati 1545. in 8vo; repetitus poſtea in Tractatus Tractatuum Edit. III. de A. 1584. T. III. P. I. N. VIII. Patet hoc ex verbis, lateri majoris literae initialis in margine adſcriptis: *Aulebt ſich die Ordnung der Gericht magiſtri tancreti.* Ita autem fluunt verba praefationis ſupra memoratae:

Seit ain mal und (ſowohl) *die gerichtlich Ordnung und* (als) *die maſs fur ſich zeſarn in den ſachen uerkantlich und langkſam durch manicherley volumina des rechtes von manigen geben wirt, Maiſter tancretus von bett* (*) *wegen etlicher ſeiner Geſellen ein Buchlin geſetzt hat in dem er die Ordnung der Gericht und die Maſs fur ſich zeſarn in Sachen kurtzlich erklert hat, durch das offenbar wirt was der Titel ſey, was der Furſatz ſey in ſeinem buchlin und was die Materie ſey.* || *Aber die Maſs fur ſich zeſarn in ſeinem büchlein iſt ein ſolche wan er tailt ſein buchlin in vier tail* || *In dem erſten vollendt er von den perſonen die da haben ze gericht zeſten* || *In dem andern underweiſt er den richter und anklagern und ſchuldner in den die da vordergend die bezeugniſſe des kriegs* || *Im dritten volendt er von bezeugniſſe des kriegs und von den die da nachfolgen im gericht hintz* (*) *dem volendten vrtail* || *Im vierten von den volendlichen vrtailen und ir ervolgung und einſetzung ze gantzer hab und von appellieren erklert &c.*

Ex

Brunk von Rex, und jetzt durch beſſin Gelehrten in gemein teutſche Sprach vermandiert &c. II Aufl. Gef. am Mayn fol.

9) Tancreds *Peinlich Halsgericht Ordnung des allerdurchl. Großm. unüberw. Kayſers Carols des Fünfften &c. Gef. am M. 1581. fol.*

(*) *von bett wegen*, precibus inductus, hodie *Bitte*. Sic autem antiqui fere omnes e. g. Iudex Speculi Saxonici:

Nun danckt alle gemein,
Dem von Falckenſtein,
Der da iſt graf Heyer genannt,
Das in teutſch iſt gewant,
Diß buch durch ſein bet,
Eik von Repkow es tet &c.

(a) *Hertz* l. c. *Amor*, uſque ad.

Ex hoc prooemio ſatis, ni fallor, patent contenta libri, propoſitum Auctoris, Methoduſque tractandi; licet haec omnia vel ex textu latino, Iurium peritis ſatis innoteſcere poſſint, immo potius innotuerint dudum. Id autem mireris, nullum hic apparere veſtigium, quis prooemii hujus fuerit auctor: an ſcilicet ab ipſo Libri translatore, an ab alio quodam Iuris amatore profectum ſit, qui Gloſſas etiam addendas eſſe credidit; uberiores circa libri initium, parciores verſus medium, parciſſimas verſus finem. Percurrens easdem ſummo cum ſtudio, fruſtra tamen veſtigia ejus quæſivi; modeſtia quippe nimia operam, libro tunc utiliſſimo, adhibitam, ſuumque nomen contegente, nobiſque de ſæculo, quo vixit, omne fere judicium prohibente. Id tamen ex latiniſmo, initio prooemii ſtatim occurrente, ubi latina connectendi formula *et*, *et*, per *vnd*, *vnd* reddita eſt; cum per *ſowohl*, *als* reddenda fuiſſet, colligo: ex latino idiomate Gloſſas etiam haſce marginales translatas eſſe.

Sed verſionem textus videamus tandem; ut de ſtilo Translatoris judicium ſecurius ferre valeamus. Et primo quidem initium libri, tum titulos totius codicis, et tandem concluſionem ejus in medium afferamus, quantum ejus propoſito noſtro conducere videbitur. Sic initium voluminis fluit:

Mit emſiger begerung mich mein allerlieb geſellen iecz verlang ze volfiern euch gefliſſen habt, das ich das puchlin des ordenlichen rechtes in dem der anklager ze wirken, der ſchuldig zebeſchirmen vnd der richter ze hoeren bewarn vnd ze volenden die ſache mügen vnderweiſt werden ewer lieb zuſamen ſeczte || Aber ewer begir ich begern in genug zethun mir ein groſs ding aber ewch vnd den andern ein fruchtpere ich zugen vnd fur mich nim das am erſten Richardus (*) *ein engellender zu einem exempel ettliche zamengeleſener lere das weltlich geſacz vnd gaiſtlich ordnung mit gewiſſer pey geſchrift einzetragen vndt vſt paid tail in beſundern artiklen zeſagen gehandlet vnd geſchriben hat || Darnach* Pillius (**) *von Modana ein rechtſeczer vnd auſſcherlicher* (***) *Weyſer Doctor nach weltlicher ordnung doch wenig geiſtlich regel*

gel

---

bis. Sic Ottocarus ab Horneck a R. P. Pezio in Script Auſtr. T. II. publicatus, aliique plures paſſim.

(*) De *Richardo* hoc *Panzirolus* l. c. p. 310 memorat fuiſſe Epiſcopum Ciceſtrienſem in Anglia, poſtquam ſeptennio Bononiae juri operam dediſſet, admodum pauper. Tres enim in eodem cubiculo degentes unum tantum capitium habuiſſe, et duobus Domi manentibus, tertium per vices caput *gel mich ein zetragen zeſchreiben ainer ſumme volbracht hat den ich von ſeiner Weishait vnd lere in vil mich ſchik nachzefolgen nemlich in den Sachen, die man volfüern ſoll nach weltlichem rechten in gaiſtlichem gericht vnd da die geſaecz den heiligen regeln nit widerſtrebent || Aber in den andern weltlichen geſaezen ze voergen die heilgen regeln das ich den begerunden nach geſecz gaiſtlicher regel mich ſorgfeltige ze erfullen || Darumb ſo ich angeruffet hab den namen des herrn jeſu chriſti vnd ſein hulf gebeten hab zu dem vorgenanten tractat ich zunache* (****).

Hæc, quemadmodum prooemium Auctoris abſolvunt, ita ſufficere poſſunt, ad ſtilum Translatoris germanicum aliquatenus dijudicandum. Latiniſmis eum ſcatere ſtatim perſpiciet, qui genium vernaculæ noſtræ aliquatenus novit; in verbis etiam novis ſolicite ſerendis minus timidum fuiſſe auctorem, in oculos facile incurrit. Antiquitas tandem ſermonis ex conſtructione, formatione et orthographia verborum ubique colligitur; ita ut non vano augurio ad XIV. Sæculum ſuperius retulerim operis hujus translatorem: niſi forte XIII. jam ſæculo vixiſſe putandus eſt; renovatus poſtea ad recentioris ſæculi genium a librario, pro more veterum.

Poſſem jam ex integro opere terminos quosdam juridicos, ſive forenſes colligere, quos noſter, non latinos, pro more ICtorum, cauſidicorumque hodiernorum, adhibendos, ſed theotiſce transferendos eſſe credidit. Sic enim eo melius appareret, non deficere vernaculæ noſtræ vocabula, ſed ſatis divitem eorum meſſem exhibere arva ejus, inde ab antiquiſſimis temporibus culta; in ſcriptis præſertim ICtorum Saec. XVI. qui germanico idiomate jura noſtra pertractarunt. Verum idem me conſequuturum exiſtimo, ſi Titulorum, ſive Capitum ſingulorum inſcriptiones, in medium attulero. Ex iis enim ſatis patebit, non incommode multa ab eo reddita eſſe, quæ vel prorſus transferre verentur ICti noſtri, vel minus commode

---

pur illo tectum ad audiendas lectiones exiiſſe.

(**) Hic ſine dubio *Pileus* ille eſt, qui ſub Friderico I. Imp. Bononiæ docens, primus gloſſas in feudorum librum conſcripſit, Vid. Panz. l. c. p. 520. 521.

(***) Egregius, e Grege exemtus, *ein aus der Schaar genommener.*

(****) Appropinquo: *ich nähere mich hinzu.*

de translata a ſuperioribus retinent. E. g. *Conteſtationem litis*, multi germanice die *Kriegsbefeſtigung* reddere ſolent. At, quanto melius noſter, ſupra in gloſſarum proœmio, idem per *Die Bezeugnis des Krieges* reddit! Multo meliorem enim ſenſum abſque dubio fundit, *die Kriegsbezeugung*, quam uſitatum illud: praecipue, quum *teſtari*, vel *conteſtari*, nulla ratione per *befeſtigen* explicari queat. Plura ejusmodi in ſequentibus ſponte ſe offerent Lectoribus.

Anheben ſich die titel vber die Ordnung des Gerichts Magiſtri tancreti.

Das erſt tail.

Von den perſonen die im gericht ſten ſollent.
Von der Ordnung der gericht.
Von der Vstailung des gantzen buchs.
Von dem geordneten gericht.
Welcher ein richter ſeyn mag.
Vom ampt eines yegklichen richters.
Von dem geſanten richter oder vndergeſanten (judex deleg. vel ſubdel.)
Von den ſchidrichtern.
In welchem vnderſchied ſey zwiſchen dem gericht vnd ſchidgericht.
Von den zuſaſſen vnd von iren ampten.
Von den verhörern vnd iren ampten.
Von den furſprechern vnd iren ampten.
Welche perſon vnd wievil In rechten oder gerichten notturftig ſeind vnd am erſten von den procuratoren.
Vom ampt der procuratoren.
Von der macht der procuratzey.
Von dem ſyndick vnd actoren die die ſache einer meingin oder ſamlung furlegen vnd klagen.
Von dem Ampt eines ſyndici vnd beſchirmers vnd des procurators oder actors.

Das ander tail.

Welches gericht der anklager zu gen ſoll.
Von der maſs des zugangs zu gericht.
Von der ladung vnd manung zu gericht oder rechten.
Vom widerſpenſtigen ſchuldner
Von vſzugen vnd eintrag, die man nent haſpelrecht.
Von den einträgen des anklagers.
Von widerruffung.
Von macht der widerruffung v. recht verwerffung.
Von miſſetaten vnd wie man klagen ſoll wider die miſſtatlichen.
Welcher den miſſtatlichen verklagen mag.
Von der formirung des klagbuchs das dem ſchuldner gereichet ſoll werden.
Vom buch der verklagung.
Vom buch eins gedingts.
Vom buch der widerſpringenden beſitzung.
Vom buch der vberkomenden oder erkriegten beſitzung.
Vom buch der beſchirmet werden beſitzung.
Vom buch der vnderziehung der güter in habender klag.
Vom buch nachhabender klag.
Vom genugthun der klag oder des anklagers.
Vom genugthun des ſchuldners.
Vom genugthun des procurators des anklagers.
Vom genugthun des procurators des ſchuldners oder ſchuldigen.
Von der macht des genugthuns.
Von den friſtungen oder verlengrung der zeit wie die zu geben ſeind.
Von den appellirenden friſtagen.

Von den uſwichenden oder ervolgenden oder gerichtlichen friſtagen.
Von den feyren oder uffgeſchoben tagen
Von widerfoderung oder widerrechten oder widerred.
Wann widerred geſchehen ſoll.
Von zuvallenden klagen.
Von fragen die da geſchehen vor bezeugtem krieg.

Das drit tail.

Von bewegung des kriegs.
Von dem aid des frevels.
Von fragen nach dem aid des frevels.
Von dem verjehenden in rechten.
Was recht ſey ſo der ſchuldig laugnet
Von den zeugen im gericht.
Wie vil zeugen in ainer yeglichen ſach genug ſeind.
Wann und wie die zeugen für ze wenden ſeind.
Welchen aid die zeugen tun ſullen.
Von der offenbarung der zeugen.
Von verwerfung der zeugen.
Welchen zeugen der glaub ze geben ſey und wie vil.
Von den inſtrumenten und gelauben der inſtrument und brief und inſigel.
Von fürnemunge oder fürſatz.
Von erzelung.

Das viert tail und letzſt.

Von dem volendeten und zerſchaidenen urtail.
Welches urtail nach recht vernichten ſey.
Wie das krefftig urtail erhebt werd und abgeſchniten.
Von der uſlegung und erzaigung des urtails.
Von appellierung.
Vom ampt des appellierens.
Von widereinſeczung ganczer hab.
Welcher vodren müg wider einſeczung ganczer hab.
Wie wider einſeczung ganczer hab ze vodern ſey.
Wann die gwohait gepürlich ſey.
In welcher zeit ſye ze vodern oder geſchehen ſoll.
Welcher ze ganczer hab einſeczen müg.
Was die macht ſey einſeczung ganczer hab.

Hos libri titulos ſequuntur in fine Tituli, ſecundi Decretalium, latini, germanice redditi; tandem vero *libri Quotationum* i. e. Libri citati per ſcripturæ compendia, hic uberius explicata: *Die bücher der quottirungen nach kurcz aller rechten, gaiſtlich und weltlich.*

Explicari hic videas, quid ſint *Lib. Decretorum*, *Decretum vetus*, *Lib. decretalium*, *Clementinæ*, *Codex*, *Digeſtum vetus* et *infortiatum*, *Authentica*, *Inſtituta*, et *Liber feudorum*. Hæc omnia ſatis ad captum diſcentium dilucidata, colophonem Volumini imponunt: ita ut nihil vel de loco et tempore Scripturæ, vel de Scriptoris nomine compareat. Immo nec ante Indices hos, in concluſione libri quidquam horum apparet; quæ ita habet:

Diſe vom widerſeczen ganczer wer und auch von den andern artiklen die begriffen ſeind in dieſem gegenwercigen werk zu einer underweiſung der richtern ſoll genug ſein kurzlich geſagt haben.

Nullus dubito, quin ICtus aliquis, vernaculæ ſuæ, antiquæ præſertim amator, plura ex hoc volumine notatu digna excerpere et in rem

ſuam

ſitam vertere poſſet; quam quidem nobis in hac plagulæ anguſtia facere licet. Leviuſculam ſaltem notitiam quandam ejusdem hic dediſſe, aliorumque magnorum virorum veſtigia aliquatenus preſſiſſe nobis jam ſufficiat, qui ſuperiorum temporum monumenta minime abjicienda vel contemnenda, ſed in pretio habenda eſſe exiſtimarunt. QVINTILIANO enim verba præeunte: *Vetera majeſtas quædam, et ut ſic dixerim, religio commendat.* L. I. c. 6. et iterum L. X. c. 1. *Paucos enim, vel potius vix ullum ex iis, qui vetuſtatem pertulerunt, exiſtimo poſſe reperiri, qui judicium adhibentibus non allaturus ſit utilitatis aliquid: cum* CICERO *ab illis quoque vetuſtiſſimis autoribus, ingenioſis quidem, ſed arte carentibus, ſe plurimum fateatur adjutum.* Et tandem poſt pag. aliquot interjectas: ENNIVM, *ſicut ſacros vetuſtate lucos adoremus, in quibus grandia et antiqua robora, jam non tantam habent ſpeciem, quantam religionem* L. c. p. m. 511. Edit. Gryph. A. 1549.

Accedendum jam eſt ad proluſionis hujus ſcopum, ſolennia ſcilicet publica, quibus, poſt tentamina conſueta, ſpeciminaque ſolertiæ in litteris feliciter verſatæ, nobis exhibita, *primam in Philoſophia et LL. A. A. Lauream*, eximiis et nobiliſſimis aliquot earundem Cultoribus, antiquo ritu collaturus eſt, Philoſophorum Lipſienſium Ordo. Sunt iidem ſequentes:

FRIDERICVS PLATNER, Lipſ. I. V. Bacc.
GEORGIVS GOTTLIEB BOERNER, Lipſienſ.
GOTTHELF AVGVSTVS LECHLA, Megalo-Pelſcha Miſn.
HEINRICVS GODOFREDVS MICHAELIS, Leutiſch. Miſn.
HENRICVS GOTTLOB HENTSCHIVS, Strehla Miſn.
ANDREAS HENRICVS SCHILDBACH, Io. Georgiopol. Miſn.
CAROLVS LVDOVICVS BAVER, Lipſ. Miſn.
GOTTLOB BENJAMIN DVRRIVS, Mariæmont. Miſn.
CHRISTIANVS GOTTLIEB REINHOLD, Megalo Walthersdorf. Miſn.
FRIDERICVS GOTTLOB HANKIVS, Wratisl. Sil.

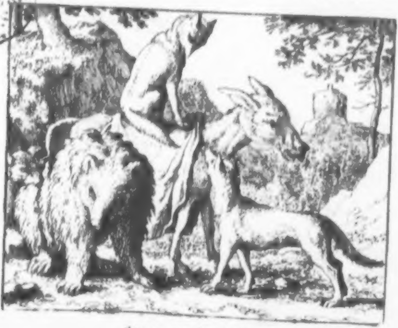
Hos igitur Viros juvenes, præſtantiſſimos omnes, operæ in ſtudiis cum laude collocatæ, præmia reportantes publica, ut proxima Saturni, H. IX. matutina, præſentia ſua dignari, actumque promotionis ſollemniorem reddere velint, Academiæ noſtræ Rector Magnificus, Comites illuſtriſſimi, utriusque Reipublicæ Proceres, Cives denique generoſi atque nobiliſſimi, id quidem Ordinis noſtri nomine, ea qua decet humanitate, rogo. Dabam Dnca. III. Adv. A. MDCCI.

EX OFFICINA BREITKOPFIA.

Heinrichs von Alkmar
Reineke der Fuch

mit ſchönen Kupfern;
Nach der Ausgabe von 1498 ins Hochdeutſche überſetzet,
und
mit einer Abhandlung, von dem Urheber, wahren A
und großen Werthe dieſes Gedichtes verſehen,
von
Johann Chriſtoph Gottſcheden.

BIBL. UNIVERS. LIPS.



Leipzig und Amſterdam,
Verlegts Peter Schenk, 1752.

Vorrede
Heinrichs von Alkmar,
über dieß Buch
von Reineken dem Fuchſe.
von 1498.

Vorzeiten, in den alten Jahren, bevor noch Gott das menſchliche Geſchlecht erlöſete, ehe unſer Herr Chriſtus, wahrer Gott und Menſch in der Menſchheit den bittern Tod litt, vom Tode wieder aufſtund, und über alle Himmel ſtieg, daher er wieder kommen wird, zum gerechten Gerichte: vor dieſer Zeit, ſage ich, findet man, daß es viel natürlich weiſe Männer gegeben, die aus eigener Wahl Weisheit und Künſte geliebet, welche man die Philoſophen nannte: welches in unſrer Sprache ſo viel geſagt iſt, als Liebhaber der Weisheit und Kunſt. Etliche von ihnen hieß man auch Poeten, das iſt Dichter und Verfaſſer von Hiſtorien und Geſchichten, oder von Beyſpielen und Fabeln. Etliche derſelben lehreten das Volk Tugend und Weisheit, und ſetzten ihre Lehre ſchlechtweg in Bücher und Schriften. Einige andre hat es gegeben, die uns ihre Lehre in Verſe geſetzet, und in Beyſpielen und Fabeln nachgelaſſen: damit man ihren

Unterricht und Fleiß deſto beſſer behalten möchte. Unter dieſen iſt einer geweſen, der zum Nutzen und zur Lehre der Menſchen, eine Geſchichte und Fabel von **Reinecken dem Fuchſe**, geſchrieben hat, die ſehr anmuthig zu leſen und zu hören, und voller Weisheit, guter Exempel und Lehren iſt. Deſſelben Poeten Lehre nun zu leſen, und nicht zu verſtehen, das würde weder Nutzen noch Vortheil bringen.

Deswegen nun, damit man ihn ſowohl leſen als verſtehen möchte, habe ich, **Heinrich von Alkmar**, Lehr- und Hofmeiſter des edeln und tugendhaften Fürſten und Herrn, **Herzogs zu Lothringen**, auf Bitte meines gnädigen Herrn, dieſes gegenwärtige Buch, aus wälſcher und franzöſiſcher Sprache geſucht, und in deutſche Sprache überſetzet; zum Lobe und zur Ehre Gottes, und zu heilſamer Lehre derer, die darinn leſen werden. Ich habe dieß Buch in vier Theile abgetheilet, und bey jedem Capitel eine kurze Auslegung und Meynung deſſelben Poeten geſetzet, um den rechten Sinn des Capitels recht zu verſtehen.

Auf daß nun ein jeglicher Leſer dieſes Buch, von **Reinecken dem Fuchſe**, wohl verſtehen möge; ſo iſt zu merken, daß das menſchliche Geſchlecht in vier Stände getheilet iſt.

Der erſte iſt der Stand der Arbeiter, die ſich ihrer ſchweren Arbeit nähren; und ſich ihrer Kunſt mühſam gebrauchen; als Bauren, Amtleute, und andre, die ihre Nahrung und ihren Unterhalt alſo erwerben. Denn der allmächtige Gott hat uns zu der Zeit, in dieſen Stand geſetzet, und uns befohlen zu arbeiten, und unſer Brod dadurch zu verdienen, als Adam unſer aller Vater das Geboth übertrat; da Gott unter andern alſo zu ihm ſprach: **Im Schweiße deines Angeſichtes ſollſt du dein Brod eſſen;** d. i. du ſollſt dich mit Arbeit ernähren. Und mit dieſem Stande vergleicht der Verfaſſer dieſes Buches die arbeitenden Thiere, als Pferde, Mauleſel, Eſel, Ochſen, und dergleichen.

Aus dieſem erſten Stande der arbeitenden Menſchen ſind drey andre Stände entſproſſen. Der erſte von den dreyen, ſind Bürger und Kaufleute, und alle die ſich mit Umſetzung der Waaren ernähren, und vom Gewinnſte leben. Mit dieſen vergleicht der Urheber des Buches diejenigen Thiere, die von dem gewonnenen Gute leben, welches ſie ſich anſchaffen, und theils in der Erde, theils in den Bäumen, theils in den Steinritzen ſammeln; als z. E. etliche Korn, Erbſen, Bonen, und andre Saamen; andre Nüſſe, Eicheln, Aepfel, und dergleichen Früchte: wie das Eichhorn, der Hamſter, der Haſe, das Kaninchen, die man weſtwärts Freyen und Strypen nennet, und andre dergleichen.

Der zweyte Stand, der aus dem erſten entſproſſen iſt, das iſt der Stand derer, der von dieſen zween erſten Ständen lebet; das ſind die **Geiſtlichen.** Denſelben vergleicht dieſer Dichter mit dem Greving, der auch in etlichen Landen der **Dachs** geheißen wird. Aber von dieſem Stande ſpricht er nicht viel; doch ſtrafet er ihn mit verdeckten Worten zwoer Sünden wegen, nämlich um des Geizes, und der Unkeuſchheit willen, die hernach in etlichen Stellen berühret werden.

Der dritte Stand, der aus dem Stande der Arbeiter entſproſſen, und der vierte und letzte Stand der Menſchen iſt, das ſind die Fürſten und Herren der Welt, die ſich für edel halten. Dieſe nähren ſich auch aus den zween erſten Ständen. Selbige vergleicht der Verfaſſer dieſes Buches mit dem Wolfe, dem Bären, dem Luchſe, dem Leoparden und Greifen. So giebt es noch einige Herren, die etwas ſchlechter an Würden ſind, als die großen und mächtigen Fürſten; als Bannerherren und dergleichen: und dieſe vergleicht der Dichter mit dem Fuchſe, dem Affen, dem Hunde, und dergleichen. Ihre Beyſtände und Diener aber, die Reiter und Schildträger, vergleicht er mit den kleinen beißigen Thieren, als mit dem Marder, Iltis, Hermelin, Wieſel, Eichhorn, und dergleichen.

Dieſer Lehrer beweiſet auch im I. Buche, daß es nöthig ſey, ein Haupt, einen Herren zu haben, der über alle dieſe Stände der Menſchen, Macht und Herrſchaft beſitzet, und alle Stände unter ſich im Recht und Frieden erhalten mag. Und dieſen oberſten Herrn, oder König, bildet er unter dem Leuen ab. Er zeiget auch, daß man niemanden durch bloße Gewalt und Liſt überfallen ſoll, ohne vorhergehendes Recht: und daß man den Miſſethäter, der berüchtiget iſt, vorher zum Worte laſſen, und ihn zur Verantwortung vorfordern ſoll; damit man ſeine Schuld oder Unſchuld deſto beſſer prüfen möge. Auch zeiget dieſer Meiſter oder Poet, wie die Fürſten oft durch die Lügner von dem Wege der Gerechtigkeit verleitet werden. Ferner weiſet er, daß mancher ſich ſelbſt betrügt, der nur große Lehngüter und Pfründen bey den Herrn zu bekommen ſuchet, und deſſen Habſucht ſchlechten Fortgang finden will. Er zeiget endlich, daß es den Fürſten und Herrn viel nützlicher iſt, den Weiſen in ihrem Rathe zu haben, als den Geizigen: weil keines Fürſten Hof oder Staat, ohne Weisheit und Klugheit, lange in Ehren bleiben kann.

So handelt denn dieß Buch von einem Fürſten und ſeinem Hofe: imgleichen von dem Stande des gemeinen Mannes, und von den Lügnern und Betrügern, die mit ihrer Liſt manchen ſchänden: wie hernach von dem ſchlauen liſtigen Fuchſe geſaget wird; der ſo manchen beſchimpfete, und zum Falle brachte, und gleichwohl mit ſeiner Lügen und Falſchheit bey Macht und Anſehen blieb.

Dieſem Herrn und Könige nun, nebſt ſeinen Beyſitzern und etlichen von der Gemeine, werden auch ſonderlich etliche Bey- oder Zunamen gegeben; um der Reime willen, und damit es dem Leſer und Zuhörer deſto anmuthiger werde. Den König zwar, den Leuen, nennet er **Nobel**, den nächſten Herzog oder Fürſten bey dem Könige, den Bären, nennet er **Braun**; den Wolf **Iſegrim**; die Wölfinn Frau **Gieremuth**; den Fuchs, als einen Bannerherrn, heißt er **Reineke** oder **Reinhart**; die Füchſinn nennet er Frau **Ermelyne**. Zween junge Füchſe ſind auch hier, deren einen er **Reinardin**, den andern aber **Roſſel** nennet. Den Greving, oder Dachs heißt er **Grimbart**; die wilde Katze, **Alſe**; den Kater, **Hinzen**; den Affen **Martin**: die Aeffinn heißt er Frau **Ruckenau**; den Ziegenbock **Hermen**; die Ziege **Metke**; den Schafbock **Bellin**; den Haſen **Lampe**; den Eſel **Boldewein**: den großen Hund nennet er **Ryn**, den kleinen **Wackerlos**, und den Bieber **Bokert**.

Alſo ſetzet denn dieſer Dichter den Leuen nicht nur zum Könige über die Thiere, ſondern auch über die Vögel: welchen in dieſem Buche auch zum Theil etliche Zu- oder Beynamen, gleich den Thieren, beygeleget werden. So nennet er den Hahn **Henning**, auch **Krehant**; die Henne **Kratzefuß**; den Kranich **Lütken**; den Storch **Barthold**; den untreuen Raben **Pflückebeutel**; die Krähe **Merkenauwe**; die Krähinn **Scharſenebbe**; die Gans **Alheit**; die Aente **Tübbeke**; den Heher **Marquart**. Und nach eben derſelben Art, nennet er noch etliche mehr, welche Namen man zwar hören oder leſen mag: aber den Sinn der Worte, und was der Lehrer damit meynet, muß man merken und behalten; denn darinn liegt die Weisheit. Dieß iſt nun die Meynung des Verfaſſers, der dieß Buch in folgenden Worten anhebt.

Nikolaus Baumanns Vorrede,

wie ſie bey der plattdeutſchen Ausgabe 1549. zu Roſtock in Quart gedrucket iſt.

Wiewohl ein jeglicher in ſittlichen Unterweiſungen, nach Ariſtotels Lehre, begierig iſt, Unterricht zu empfangen, wann man ihm bequeme Exempel vorhält: ſo iſt es doch noch lieblicher und anmuthiger, wenn man Weisheit und gute Sitten, der Menſchen Leben betreffend, durch Gleichniſſe, und Eigenſchaften der Creaturen, anzeiget und vorbildet; gleich als ſähe man ſie in der Erfahrung, die eine Meiſterinn aller Dinge und Geſchäffte iſt, vor ſich abgemalet: nachdem das menſchliche Leben ſich nach den natürlichen Zuneigungen und Eigenſchaften der Thiere, als nach einem lebendigen Bilde, regieren und richten kann. Ja die ganze ſichtbare Welt ſoll dem Menſchen eine Zuchtſchule ſeyn, indem alle Dinge darinn nach göttlicher Weisheit verordnet ſind.

Derohalben, günſtiger Leſer, iſt folgende Fabel von Reineken dem Fuchſe aus wälſcher und franzöſiſcher Beſchreibung, in unſre deutſche Sprache, vormals überſetzet, und überhaupt gebrauchet; itzund aber mit vielen ſchönen, tapfern und fruchtbaren Schriften und Unterweiſungen verbeſſert, und aufs neue in Druck gegeben worden: damit ein jeder, aus derſelben den Stand und Handel der jetzigen böſen untreuen Welt, ſammt allen ihren Ständen insgemein, klärlich verſtehen und gründlich erfahren möge.

In dieſer Fabel wird auch nicht weniger der heimliche Neid und Haß, die ſich zuweilen an königlichen und fürſtlichen Höfen, zwiſchen den Räthen und andern Regierungsverwandten, mit falſcher Schmäucheley und Verrätherey der Boshaftigen, wider die Getreuen und Frommen, zutragen und begeben, gleich wie in einem Spiegel, geſehen und erkannt; allen Menſchen nicht nur fruchtbarlich und ernſtlich, ſondern auch ſpaßhaft und kurzweilig zu leſen und zu hören ſeyn.

Denn ob es ſich gleich oft zuträgt, daß ein Fürſt, oder regierender, Herr, mit allerley Ehrbarkeit und fürſtlicher Tugend, von Gott dem Allmächtigen begabet und begnadiget worden; auch aus angebohrner fürſtlicher Tugend und Frömmigkeit, aus täglicher Erfahrung und Uebung dahin gebracht und unterwieſen wird: daß er in ſeinem Leben und Regimente ſich gegen ſeine Unterthanen, und jedermänniglich, ganz fürſtlich und milde, wie einem gottfürchtigen Regenten wohl gebühret, und er vor Gott, dem er davon Rechenſchaft geben muß, zu thun ſchuldig iſt, zu halten und zu ſchicken weis: Dennoch werden ſolche Fürſten und Regenten durch Verleitung der unverſtändigen, falſchen, und untreuen Räthe, ſammt andern Augendienern, vielmals dahin gebracht, daß ſie die Furcht des Herrn ins Vergeſſen ſtellen, ſich vom Guten und Gottſeligen aufs Böſe, wenden, und allein ihren Eigennutz, und zeitliche Ehre ſuchen; unangeſehen ſie dadurch oft, alle andre Unterthanen, Land und Leute, oder wohl gar ein ganz Fürſtenthum zu verderben bewogen werden.

Damit aber nicht allein ſolche Fürſten und Regenten der Lande und Leute, ſondern auch alle andre gute treuherzige Menſchen, vor ſolchen ſchädlichen, liſtigen, untreuen Räthen, Fuchsſchwänzern und Spitzhüten, gewarnet werden, ſich auch davor hüten lernen mögen: ſo iſt dieſe folgende merkliche Fabel, von **Reineken dem Fuchſe**, aus treuer Wohlmeynung, jedermann zu Dienſte, offenbar ans Licht gegeben. Doch will ich mit dieſer meiner Arbeit, niemand insbeſondre angetaſtet, verunglimpfet, oder geſchmähet haben.

Wenn man aber dieſe Fabel gründlich und recht verſtehen will, ſo muß man merken, daß Fabula ein lateiniſch Wort, und auf deutſch eine Rede heißt: denn Fabeln ſind nicht geſchehene, ſondern allein mit Worten erdichtete Dinge; welche darum erdacht werden, daß man durch ſolche erdichtete Worte der unvernünftigen Thiere unter einander, der Menſchen Weſen und Sitten, ſich deſto beſſer einbilden und erkennen möchte. So redet in des **Horaz** Fabeln (*), die Stadtmaus mit der Dorfmaus, und das Wieſelchen mit dem Fuchſe: und dieſes geſchieht, um die Sinne der Menſchen zu bedeuten; daß man durch erdichtete Dinge, zu der Wahrheit, die man begehret, gelangen möge.

Alſo hat auch **Demoſthenes**, der wohlredende Meiſter zu Athen, ſich der Fabeln gebrauchet. Als **Philippus**, der Macedonier König, Athen belagerte, begehrte er, daß man ihm zehn der allerweiſeſten Männer und Redner, die ſie in der Stadt hätten, zuſenden ſollte: ſo wollte er von der Stadt abziehen. Damals gab **Demoſthenes** dem Rathe dieſe Fabel zu vernehmen: „Die Wölfe macheten einmal mit den Heerden einen Frieden, mit der Bedingung, daß ſie die Schafe wollten hüten helfen: nur ſollte man die Hunde, als die Urheber ihrer Zwietracht, und deren man künftig nicht nöthig hätte, zur Sühne übergeben. Als ſie nun die Hunde in ihre Gewalt bekommen hatten, zerriſſen ſie die Schafe, und die ganzen Heerden.„ Damit gab er nun zu verſtehen: Alſo wird **Philippus**

auch

(*) Ohne Zweifel verſtehe er dadurch die Sermones, oder Satiren des Horaz; wie er Fabulas durch Reden erkläret.

auch den Athenienſern thun, wofern ſie ihm ihre weiſen Räthe übergeben werden. Dieſem Rathe folgeten die von Athen, und die Stadt ward aus der Gefahr erlöſet.

Weil es denn offenbar iſt, daß in allen Ständen gute und Böſe gefunden werden: ſo will ich nachfolgendes Buch, was für Stände auch darinn berühret werden, in keiner andern Abſicht, als den Guten zur Stärkung in ihrer Frömmigkeit und Tugend, mir ſelbſt, und allen Gebrechlichen, zur Vermahnung, Warnung und Beſſerung; keinesweges aber jemanden zur Verachtung, Verkleinerung und Schmähung, gemachet und verfertiget, und alſo hiermit ausdrücklich bezeuget haben: daß man es in keiner andern Geſtalt verſtehe, oder vermerke; als warum ich jedermann mit Fleiß gebethen, und dem Allmächtigen hiermit befohlen haben will.

Eine andre Vorrede, zum Verſtande dieſes Buches (*).

Auf daß ein jeder Leſer dieſes Buch gründlich verſtehen möge; ſo muß er fleißig vier Conditionen oder Stände der Menſchen bemerken. Freydank ſpricht:

Got drû leben hat geſchaffen,
Geb'ur, Ritter vnd Pfaffen,
Das fiert ſchuff des tüfels liſt
Das dene drier meiſter iſt
Das leben iſt Wucher genant
Das ſchint lüt vnd lant.

Der erſte iſt der Stand der Bauren, welcher ſich mit ſeiner ſauren und ſchweren Arbeit, die nach dem Befehle Gottes, und um Adams Uebertretung willen, auf alle Menſchen geleget worden, von Viehzucht und Ackerbau ernähret und füttert. Und wiewohl dieſer Stand, ſehr mühſam und mit mancherley Auflagen ſehr beſchweret und beladen iſt: ſo ſind die Leute doch darum nichts frömmer, auch heute zu Tage nicht mehr ſo einfältig und ohne Betrug; ſondern ein wildes, hinterliſtiges und ungezähmtes Volk: wie denn ihren Handel und Wandel jedermann mit Schaden

---

(*) Dieſe Vorrede iſt zwar eines Theils, aus Heinrichs von Alkmar Vorrede entlehnet: allein weil ſie (ohne Zweifel von Baumannen) mit ſehr vielen Zuſätzen erweitert worden; ſo habe ich ſie nicht wohl weglaſſen können, ohne dem Buche etwas lehrreiches zu entziehen. Ich nehme ſie aus der Roſtocker Ausgabe von 1549. in 4.

den und Nachtheil wohl erfähret. Denn in der Frau Untreue Dienſte rühmet ſich der Bauer ſeiner Tugend und Frömmigkeit mit ſolchen Worten:

Ich bin ein vngetrewer meyer
Hab ſtinckent butter vnd ſaul eyer
Pirſich hüner krancke enten
Was ich in vntreu mag erdencken
Das ich die burger mit beſcheiß
Darin da ſpar ich keynen fleiß
Wöln ſie von mir mein war bekommen
Es bring jhn ſchaden oder frommen
Sie müſſen mirs alls duppel gelten
An mir gewinnen ſie gar ſelten
Denn ich bin aller vntrew vol
Nit beſſer mans ihn bringen ſol
Sie ſeind noch fro das ſie es haben
Es ſei gleich mit gwin oder ſchaden
Die burger ſein vns bawern feindt
Hinwider wir jn nit holdt ſeindt
Darumb wil ich mein ampt verwarn
Mit Vntrew ſtets zu Marckt farn.

Dieſer Stand wird im nachfolgenden Buche, durch die arbeitenden Thiere, als Pferde, Eſel, Ochſen, Maulthiere, u. d. gl. verſtanden.

Aus dieſem erſten Stande ſind noch drey andre Stände der Menſchen entſproſſen und hergefloſſen.

Der erſte iſt der Stand der Bürger und Kaufleute, und aller derer, die ſich mit Umſetzung der Waaren ernähren, und vom Vortheile leben: wie denn die Kaufleute, ein verſchmitztes, ſchlaues und verſchlagenes Volk ſind, welches zu allem Handel kühn, freymüthig und geſchickt iſt. Es wäre wohl nütz und gut, durch Kaufmannſchaft Güter zu gewinnen, ſaget M. Cato; wenn es nicht gefährlich wäre: es wäre auch gut Wucher zu treiben, wenn es nur ehrlich wäre. Denn bey Kaufleuten und Krämern, iſt das Wort Chriſti: Eure Rede ſoll ſeyn, ja, ja, nein, nein, ganz aufgehoben, und das Lügen und Schwören an ſeine Stelle gekommen; ſo, daß es damit zum gemeinen Sprüchworte geworden iſt: An der Hunde hinken, und der Kramer ſchwören, ſoll ſich niemand kehren. Ein falſcher Kaufmann und Kramer ſchadet Land und Leuten, und betrüget Böſe und Gute ohne Unterſcheid. Ein frommer Mann glaubet ihm, und hütet ſich vor ſeiner Untreue nicht. Ein böſer Schalk aber hütet ſich vor ſeines gleichen, und wird alſo weniger betrogen, als ein Frommer. Dieſe Bürger wollen edler ſeyn, als die Bauren:

Aber Bürger und Bauren
Scheidet nichts als die Mauren.

Kramer und Kaufleute rühmen ſich in der Frau Untreue Dienſte mit dieſen Worten:

Mit vntrew treib ich mein Gewerb
Damit ich manchen man verderb
Mit meiner war ſo ich verkauff
Nach aller kramer alltem brauch
Da kauff ich pfennwert mancher handt
Nachdem es iezt iſt der brauch im landt
Daß redt ich als den bawern ein
Vnd mach der ſach ein ſolchen ſchein
Mit eydt verpflicht ich mich darob
Dem Kauffer ich dabey gelob
Die war ſey grecht on allen trug
Mit fleiß ich auff perſonen lug
Befindt ich das er iſt gantz ſchlecht
So thu ich erſt der ſachen recht
Vnd biet jm offt ein war vmbs gelt
Ihr vier ich nit drum nemmen wölt
Kumpt mir dan für ein kluger man
Laß ichs vms halb von handen gahn
Vnd mach mir doch kein gewiſſen drumb
Da lauff ich tag vnd nacht herumb
Im ſchlaff hab ich keyn rechte ruew
Gedenck alzeit wie ich jm thue
Das ich die andern all verderb.
Was andre hand in jrem g'werb
Das treib ich alls vnd ſahe es an
Vff das mir ja vff dieſem plan
Mit vntrew werde niemandt gleich
In faulen griffen niemandt weich.

Dieſer Stand wird durch die Thiere verſtanden, die von gemeinem Gute leben, als Marder, Eichhörnchen, Kaninchen, Haſen, Iltiſſe, Wieſelchen und dergleichen mehr.

Der zweyte Stand, der aus dem erſten entſproſſen iſt, iſt der Stamm derer, die ſich die Geiſtlichen nennen laſſen, und von den zween vorhin benannten, und dem folgenden Stande, leben. Dieſe werden in dieſem Buche mit verdeckten Worten, wegen dreyerley Laſter geſtrafet; nämlich wegen des Geizes, des Wuchers, und der Unkeuſchheit. Denn die Unkeuſchheit der ſogenannten Geiſtlichen iſt jedermann bekannt, und ſoweit gekommen, daß Hurerey und Ehebruch, ſo die Pfaffen begehen, niemand ſtrafen darf. Sie treiben ſolche Sünde und Schande ohne Scheue, als hätten ſie Ehre davon, und als ob es eine Schande wäre, ehelich zu werden (*); dennoch ſollen und müſſen ſie die heiligen Väter heiſſen, die auch für die armen Eheleute im Himmel bitten wollen: da doch kein offenbarer Hurer, dergleichen die Pfaffen ſind, in den Himmel kömmt, wie der heilige **Paulus** bezeuget 1 Cor. 6.

Warum aber der Geiſtlichgenannten ſo viele geworden, und was ihr Vorſatz und meiſtes Thun ſey, beſchreibt Hr. **Hans** von **Schwarzenberg**, Ritter, in ſeinem Buche, **Memorial der Tugend** genannt, mit folgenden Worten:

Darum bin ich geiſtlich worden
Daß ich hab ein freyen Orden.
Ich mag nit ſein des Biſchofs Knecht,
Sein pflicht die macht mir widerrecht.
Kain herren denn den Teuffel huld,
Stell nach der ſchönen Weiber huld.
Auf füllerey ſetz ich mein gir
Thu nichts vmb Gottes Eer vnd zier.
Merck, unrecht guts der teuffel lacht
Das mir oft nutz vnd willen macht.
Nach groſſen ſtenden iſt mir gach
Das ich hie werd gehalten hoch
Vnd vil Abſentz gibt mir mein Pfarr
So die beſtehet ein armer narr
Mein gir nach Pfründen laſt nit ab
Bis ich zur höll die frümeſ hab.

Der dritte Stand, der aus dem erſten entſproſſen iſt, ſind die Fürſten und Herrn, und die ſich für edel achten, und ſich aus den beyden erſten Ständen erhalten. Dieſe werden durch den Leuen, Wolf, Bären, Luchs, Leopard, u. ſ. w. verſtanden. Dieſer Adel nun iſt zuerſt aus vielen Urſachen geſtiftet worden.

Zum erſten aus Noth. Denn da ſich die Menſchen, welche von angebohrner Natur zum Böſen geneiget ſind, vermehreten, war es nöthig, die Böſen von den Guten abzuſondern. Daher ward ein frommer, gerechter und weiſer Mann erwählet, dem ungezähmten gemeinen Volke vorzuſtehen. Damals nämlich war der edeler, der vor andern in Tugenden vortrefflicher war: und ſolche wurden, zu dieſem Amte, vom Volke ſelbſt gebethen, befördert, erwählet und aufgeworfen. Daher ſollten billig die Edeln und Wapengenoſſen, von der alten Frömmigkeit nicht abweichen; nicht nur des Adels Stamm und Namen führen, ſondern ihren Adel mit Tugenden und edeln Thaten beweiſen und kundbar machen.

Zum zweyten iſt der Adel um der Unwiſſenheit des gemeinen Volkes willen, aufgekommen: deſſen Sinn und Verſtand ſo verdunkelt war, daß ſie

---

(*) Man ſieht wohl, worauf Prof. Baumann 1522, um die Zeit der Glaubensreinigung, gezielet haben kann.

ſie ein recht Gericht weder ſehen, wiſſen, noch ermeſſen konnten. Um alſo den gemeinen Frieden unter ihnen zu erhalten, war vonnöthen, daß ſie Fürſten, das iſt Vorſteher, und in Tugenden Edle hätten, alle Sachen zu entſcheiden.

Zum dritten iſt der Adel aus ſonderlicher tapferer Stärke, und Großmüthigkeit entſprungen. Denn wann einmal ein Land, oder eine Gemeine von einem Feinde bedränget war, ſo ließ man ausruffen: Wer ſie von dem Feinde errette; wie **David** das Volk Jſrael von dem grauſamen **Goliath**: der ſollte Adels Recht haben, und vor andern geehret und edel ſeyn. Auf dieſe Weiſe ſind viele geadelt worden.

Der rechte wahrhaftige Adel ſoll aus Gottes Ordnung, recht edel, das iſt, Väter des Vaterlandes, eine Furcht und Ruthe der Böſen, ein Schild und Schutz der Frommen ſeyn, Wittwen und Weyſen handhaben und beſchirmen. Aber itzo iſt derſelbige Adel ganz von ſeinem alten Glanze geglitten. Denn vormals ward er an ſeinen Tugenden, und adelichen Thaten erkannt. Itzund aber wird er nur mit Stolze, Pralen, Reichthum und Tyranney bewieſen. Die alten Edeln machten ſich vormals mit Wohlthaten ihre Unterthanen gewogen und willig: und das war die Mauer, darauf ihr Reichthum ſtund. Sie achteten ſich auch reich, wenn ſie reiche und wohlhabende Unterthanen hatten; die ſie ſtets mit guten Geſetzen, und Ordnungen förderten, damit ſie immer mehr zu geben hätten. Jetzund aber, will man mit Gewalt alles auf einmal nehmen, oder zu geben nöthigen: das iſt nicht anders, als wenn man tolle unwillige Hunde auf die Jagd führet; da doch kein Ding in die Länge beſtehen kann, daß die bloße Furcht, oder der Nothzwang herausgenöthiget, oder abgedrungen hat.

Kurz, Tugend machet edel, aber Adel machet nicht Tugend. Drum ſingt **Freygedank** alſo:

Suſie red dazu ſänfter zorn
Wer recht tut der iſt wolgeborn
Es ſchadet vuſt forchtlos jugent
Doch iſt niemant edel on tugent
. . . .
Der tugentreich iſt wolgeborn
On tugent adel iſt verlorn.
Tugent für allen adel gebt
Adel mit tugend ganz wol ſteht
. . . .
Er ſei dienſteygen oder frei
Der von geburt nit edel ſei
Der ſol ſich ſelbſt edel machen
Mit guten tugentlichen ſachen.

Der Wucher hat ſeinen Namen davon, daß er viel haben will und muß; und bedeutet nicht nur die That, ſondern ſchließt auch die Gedanken mit ein, die nur im Herzen beſchlieſſen, reich zu werden. Dabey iſt aber zweyerley Gefahr. Erſtlich, die da reich werden wollen, fallen in viele Sorge dieſer Welt, und haben auf Erden wenig gute Tage. Zweytens fallen ſie in die Stricke des Teufels. Daraus folget denn Betrug, Finanzerey, böſe Tücke, und andrer untreuer Handel, davon andre Leute Schaden haben. Aber die Wucherer werden reicher. Und ſolche liſtige reiche Wucherer werden durch **Reineken den Fuchs** verſtanden. **Freygedank** ſaget.

Fünff Wucher findt man die ſeint reyn
Die nent man erd wucher gemeyn
Fiſch, holtz, das honig vnd das gras
Auch das Obs je reyne was
Wenn Gott der Ding recht wil günden
Die wucher wachſend on ſünden
Und on müh vnd groſſe arbeyt
Gott hat vnß ſolchs zu nutz bereyt
Aber auß gelt getreyd vnd wein
Mag on ſünd ganz keyn Wucher ſein
On hoffnung alles Wuchers frei
Auß leihen do wonet Gott bey.

Wo nun ſchlechthin mit Gelde gehandelt wird, ſo daß der Ausleiher keine Gefahr ausſteht, die er doch ausſtehen müßte, wenn er ſelbſt mit dem Gelde zu handeln gedächte; da iſt der Zins gemeiniglich Wucher. Denn die Gefahr liegt allein auf dem, der das gelehnte Geld empfangen hat. Er gedeihe, oder verderbe, gewinne oder verliere; ſo muß er die Nutzungen geben. Ehrlich und göttlich wäre es, daß man auf Landgüter Geld austhäte, ſo viel als das Gut ertragen könnte. Und wenn das Geträyd und andre Früchte nicht wohl geriethen, daß alsdann der Ausleiher gleichen Schaden tragen müßte ꝛc. D. Seb. **Brand** ſaget:

Nun förcht man nit wucher vnd ſchand
Vil machen tewre zeyt im Land
Vnd ſcharren ein mit liſtigkeyt
Die armut denn zu Hertzen geht
Wucher vnd verkauff tut arme hindern
Verderben ſo mit weyb vnd kindern,
Der Reich den Armen heimlich irbt
Acht nich das mancher Hungers ſtirbt
Man leſt ſie ſchreyen, bitten, lauffen
Die War will niemandt jn'n verkauffen
Der iſt mit groſſer Narrheyt beladen
Der reych wil ſein mit andrer ſchaden.

Einlei-

Einleitung,

von dem Urheber, wahren Alterthume, und großen Werthe
dieſes Gedichtes,
Reineke der Fuchs,
genannt.

Bey keinem von unſern deutſchen Dichtern iſt es nöthiger, eine ſolche hiſtoriſch-kritiſche Abhandlung voranzuſchicken, als bey dieſem: und nirgends kann ein Schriftſteller ſo leicht mehr Beleſenheit und Kenntniß des Alterthums zeigen, als allhier. Weit gefehlet, daß mir dieſe Betrachtung einen Muth machen ſollte, dieſelbe mit einiger Zuverſicht zu übernehmen: ſo machet ſie mich faſt furchtſam dazu. Denn wer weis, ob ich auch, ungeachtet aller meiner Bemühungen um die Geſchichte der deutſchen Sprache und Dichtkunſt, Vorrath genug geſammlet habe, dieſes geſchickt auszuführen? Doch, ich werde nicht ganz allein daran arbeiten. Verſchiedene Gönner und Freunde, denen mein Vorhaben bekannt geworden, haben mir dasjenige, was ihnen dazu dienliches vorgekommen, freygebig mitgetheilet. Und ungeachtet ich das meiſte davon auch ſchon bemerket und geſammlet hatte: ſo erkenne ich doch auch dero guten Willen mit allem Danke; geſtehe auch gern, daß mir einiges davon noch nicht bekannt geweſen war.

Um nun meine Arbeit durch eine gute Abtheilung zu erleichtern, giebt mir die Ueberſchrift dieſer Abhandlung, ſchon drey Abſchnitte an die Hand. Ich werde es aber dabey allein nicht bewenden laſſen. Es wird nichts natürlicher ſeyn, als nach dem dritten Abſchnitte auch noch den vierten, von den vielfältigen Auflagen, und Ueberſetzungen dieſes alten Gedichtes hinzuzuſetzen; und ſodann im fünften, von dieſer neuen Ausgabe einige Nachricht zu geben.

Erſter Abſchnitt.

Von dem wahren Urheber dieſes Gedichtes.

Es iſt ganz was ſonderbares, daß **Reineke der Fuchs**, ein ſo beliebtes Gedicht, welches faſt unzähliche male gedrucket, und beynahe in alle europäiſche Sprachen überſetzet worden, dennoch zweyhundert Jahre lang ſeinen Urheber verborgen laſſen können. Dieſe Verwunderung wird ſich merklich vergrößern, wenn man hernach hören wird; oder vielleicht aus der erſten Vorrede deſſelben ſchon geleſen hat: daß der Verfaſſer deſſelben gar kein Geheimniß aus ſeinem Namen machen wollen; ſondern ſich nach allen ſeinen Umſtänden bekannt gemachet hat. Und gleichwohl haben ſich auch die ſpitzfindigſten Gelehrten, und größten Bücherkenner, in Angebung deſſelben entweder nicht zu rathen gewußt; oder gar handgreiflich geirret, und unzähliche andre in Irrthum geſtürzet. Dieſes recht begreiflich zu machen, muß ich zeigen, wie ſolches möglich geweſen; ſodann aber melden, wie er dennoch in dieſem Jahrhunderte glücklich wieder entdecket worden. Wie viel Muth wird dieſes nicht wackern Gelehrten machen, die oft ein gleich hartes Schickſal aus dem Gedächtniſſe der Menſchen zu vertilgen drohet! Die ſcharfſinnige Nachwelt rächet das ihnen geſchehene Unrecht doch endlich; und läßt wahren Verdienſten deſto eifriger Gerechtigkeit wiederfahren, je weniger ſie der Vergeſſenheit würdig geweſen.

Alle Ausgaben **Reinekens des Fuchſes**, die ſeit 1522. bis auf dieſe Stunde in Deutſchland, Holland, England, Dännemark und Schweden ans Licht getreten; ja auch die franzöſiſchen, ſind ohne des Verfaſſers Namen erſchienen. Ein ſo einhälliges Stillſchweigen einer Zeit von 230 Jahren ſcheint gewiß eine gänzliche Unwiſſenheit und Vergeſſenheit der gelehrten Welt anzuzeigen. Dieß iſt nun freylich ſehr ſchlimm, gleichwohl aber war es noch nicht das ärgſte. Berühmte Gelehrte gaben zu dieſem Kinde gar einen falſchen Vater an. Man gönnete dieſe Ehre einem bloßen Herausgeber; der Verwägenheit genug gehabt hatte, ein fremdes Werk, mit Weglaſſung der Vorrede und des Namens des Verfaſſers, von neuem ans Licht zu ſtellen. Die halbe gelehrte Welt glaubte ſolches, auf das blendende Anſehen eines großen Polyhiſtors, **Morhofs**. Allein zu allem Glücke konnte auch ein Polyhiſtor irren: und ein glücklicher Zufall, der ſo ſelten der gerechten Sache beyſtehet, zog den vergeſſenen Dichter zu einer Zeit wieder ans Licht;

da es menſchlichem Anſehen nach, faſt unmöglich ſchien, ihn wieder aus dem Staube zu erwecken. Dieß alles muß ich deutlicher auseinander ſetzen.

Die plattdeutſche Ausgabe, die **Ludewig Diez** zu Roſtock in Quart gedrucket hat, meldete von dem wahren Urheber dieſes Buches nichts. Es iſt wahr, daß auch **Nikolas Baumann**, der dieß Buch 1522. mit Anmerkungen herausgegeben hatte, dabey nicht genennet iſt; und daß dieſer allemal von dem Dichter oder Lehrer des Buches, als von einem andern redet. Allein dieſe Liſt war demſelben, unter dem Scheine der Beſcheidenheit, deſto ſicherer gelungen. Der Inhalt des Buches war ſatiriſch; und was das meiſte war, auf alle Stände der Welt, ja ſo gar auf die Höfe gerichtet. Was ſchloß man nun daraus? Dieſes: Es ſey nichts natürlicher, als daß der Verfaſſer ſich nicht dazu bekennen wollen; ſondern es aus großer Behutſamkeit für ein fremdes Werk ausgegeben habe, das er nur aus einer fremden Sprache verdolmetſchet hätte. Doch auch dieſes geſchah ziemlich ſpät. Ich beſitze die hochdeutſche Frankfurter Ausgabe von 1545. in Folio; ingleichen die plattdeutſche von 1549. die zu Roſtock in Quarto gedrucket worden, und in beyden ſteht weder von einem, noch dem andern, ein Wort. Noch mehr. Der Frankfurter Buchhändler **Feyerabend**, der ſowohl wegen ſeines großen Triebes, deutſche Schriftſteller alter Zeiten zu erhalten und bekannt zu machen, als wegen ſeines guten Druckes berühmet iſt, läßt dieſes Buch von einem gelehrten Manne ins Lateiniſche überſetzen. **Hartmann Schopper** war es, der dieſe Mühe 1565. übernahm, und in Jahresfriſt damit fertig ward. Allein wie er in der 1566. unterſchriebenen Vorrede geſteht *: ſo war ihm der Urheber dieſes Buches völlig unbekannt: und man muß ihm darinn deſto eher Glauben beymeſſen, da man ſieht, daß er ihn noch unter den Lebendigen geſuchet; da doch ſelbſt **Baumann**, der falſche Verfaſſer deſſelben, ſchon vor vierzig Jahren geſtorben war.

Eben ſo wenig Licht giebt uns in dieſem Stücke eine zu Frankfurt am Mayn 1575. in 8. bey **Niclas Baſſäus** wiederholte plattdeutſche Ausgabe dieſes Gedichtes. Es iſt dieſelbe ein bloßer Abdruck der obigen roſtockiſchen Ausgabe vom 1549ſten Jahre: denn ſie ſtimmet faſt in allen Stücken damit überein; nur die Rechtſchreibung iſt in einigen Stücken geändert. Und keine beſſere Nachricht gaben andere Ausgaben dieſes Buches, die vor Ablauf deſſelben Jahrhunderts an verſchiedenen Orten zum Vorſcheine kamen. Indeſſen erhub ſich um eben dieſe Zeit ein Verführer des Volkes, der zuerſt das Herz faſſete, den wahren Urheber des **Reinecke Fuchs** zu entdecken; aber eben dadurch, die gelehrte Welt in Irrthum ſtürzete, und den wirklichen Verfaſſer deſſelben beynahe auf ewig um ſeine Ehre gebracht hätte. Dieſes war der berühmte **Rollenhagen**, der 1596. ſeinen Froſchmäuſeler zuerſt ans Licht ſtellete. Jn der Vorrede deſſelben, läßt er ſich von dieſem Werke folgender geſtalt vernehmen:

---

* Ego, autorem libri ubi cognouero, ab ipſo libentiſſime, ſi quid a me neglectum incondicumque allatum eſt, corrigi, et emendari patiar.

„Jn das gantze Politiſche Hofregimente vnd das Römiſche Babſthumb iſt vnter
„dem Namen Reineken Fuchſes, vberaus weislich vnd künſtlich beſchrieben.
„Daſſelbige Buch aber hat ein gelerter ſcharffſinniger Weltweiſer Sachſe gemacht,
„mit Namen Nicolaus Bawman beym Vrſprung des Weſerſtroms bürtig. Dieſer,
„als er bey dem Herzogen zu Jülich eine Zeitlang in der Cantzeley für ein Rath
„vnd Secretarien gedienet, durch die Fuchſchwentzer böslich hintergangen, vnd in
„Vngnaden gebracht ward, daß er ſich mit groſſer Gefahr von dannen an den Meckelburgiſchen
„Hoff begeben muſte, da er denn auch Hertzog Magnuſſen Secretarius
„vnd lieber Mann worden. Hat er aus ſein ſelbſt erfahrung den Reineke
„Fuchs, als wenn der im Hertzogthumb Jülich alſo ergangen were, weislich beſchrieben,
„vnd dem Buchdrucker zu Roſtock Ludowigen Dietzen, welcher ein Oberlender,
„von Speyer, vnd ein guter Reimer war, verehret. Derſelbig hat die
„Gloſſen, aus andern Reimbüchern dazu geſetzt, vnd jn damit im Jar 1522. als
„wenn zuuor ein altes Welſch vnd Frantzöſiſch gemacht worden, in Druck gegeben.
„Vnd iſt dis Buch nicht allein von Gelerten vnd Vngelerten mit Fleis geleſen, ſondern,
„weil Lewe Reinicken König iſt, vnd ſechs conſtantinopoliſche Kaiſer, auch
„den Namen Lewe gehabt, deren doch faſt in ſiebenhundert Jaren keiner gelebet, ſind
„etliche vff die Gedanken gekommen, es könnte ſich dieſe Geſchicht mit einem vornehmen
„Hoffſchrantzen an demſelbigen Hoffe alſo zugetragen haben. Das ſich doch mit
„derſelbigen Zeit, Ort, Sprachen vnd Sachen gar nicht zuſammen reimen läſſet.“

So gut es dieſer ehrliche Rollenhagen mit ſeiner Entdeckung gemeynet; ſo viel Dank ſind wir ihm für die ertheilten Nachrichten verbunden: zumal er noch Baumanns Grabſchrift aus einer roſtockiſchen Kirche mittheilet, und ſein Todesjahr 1526. meldet. Er iſt auch in ſo weit zu entſchuldigen, daß er gethan, was er gekonnt; und eines verdienten Mannes Andenken, ſo viel ihm möglich geweſen, zu erhalten geſuchet. Allein er hat ohne Zweifel in zweyen Stücken geirret. 1) Daß er Baumannen für den Urheber des Gedichtes, und 2) daß er den Verleger Ludewig Dietz, für den Verfaſſer der Anmerkungen ausgegeben. Von jenem wird hernach mehr folgen: dieſes aber hat er ſonder Zweifel daraus geſchloſſen, daß in den Anmerkungen von dem Dichter des Buches allemal in der dritten Perſon geredet wird; welches er denn ſo genommen, als ob der Verleger oder Buchdrucker von Baumannen alſo geredet hätte. Allein es wird hernach klar werden, daß eben ſo wohl Baumann von dem Verfaſſer des Werkes, alſo hat reden können: ſintemal es gar nicht anders wahrſcheinlich iſt, als daß eben dieſer, der ſo gelehrten, als moraliſchen und ſatiriſchen Auslegungen Urheber geweſen; die gewiß weit über die Sphäre eines damaligen deutſchen Buchdruckers gehen: es möchte nun ſelbiger aus Speyer, oder ſonſt woher gebürtig, und noch ſo ein guter Reimer geweſen ſeyn, als er immer gewollt.

Die beſte Nachricht indeſſen iſt dieſe, daß die erſte Baumanniſche Ausgabe im 1522. Jahre ans Licht getreten: denn ohne dieſelbe hätten wir gewiß itzo nichts davon gewußt. So viel Mühe ich mir aber gegeben, dieſe Ausgabe aufzutreiben, oder mir auf den großen Bibliotheken ausfündig zu machen; ſo wenig iſt mir ſolches möglich geweſen. Ich muß alſo ſchlieſſen, daß ſelbige nunmehr ganz verlohren gegangen; bis ſie etwan noch jemand entdecken möchte. Auf dieſen Fall wäre ich erböthig, ſie mit einem Ducaten zu bezahlen; weil ſie mir zu Auflöſung gewiſſer Zweifel, in Anſehung derſelben ſehr beförderlich ſeyn würde. Ohne Zweifel haben die kleinen Auflagen der Bücher im Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts, oder die geringe Anzahl der Abdrücke, die man damals gemacht, Schuld gehabt, daß ganze Ausgaben in ſo kurzer Zeit haben unſichtbar werden, und ſich aus den Händen aller Gelehrten verlieren können.

Gleichwohl ſcheint die rollenhagenſche Entdeckung bey den nächſtfolgenden Auflagen des Reineke **Fuchs** ſehr wenig Eindruck gemachet zu haben. So viele ich derſelben auch ſelbſt beſitze; ſo wenig erſcheint Baumanns Namen vor denſelben. Weder die Frankfurtiſche von 1602. die Melchior Hartmann, in des oberwähnten **Niklas Baſſäus** Verlage in 8. gedrucket hat; noch die Hamburgiſche von 1606. zeigen eine Spur ſeines Namens, weder auf dem Titel, noch in der Vorrede. Nur in der Roſtockiſchen, die **Joachim Wilde** 1662. hochdeutſch ans Licht geſtellet, berufet man ſich in der Vorrede auf **Rollenhagens** Zeugniß, und läßt es dabey bewenden, daß **Baumann** der Urheber des Reinecke Fuchs geweſen ſey.

Von weit größerm Gewichte war nachmals in dieſer Sache des berühmten Morhofs Zeugniß. Dieſer große Polyhiſtor und Bücherkenner gab im 1682ſten Jahre ſeinen **Unterricht von der teutſchen Sprache und Poeſie** ans Licht, darinnen er im VII. Cap. auf der 366ſten u. f. S. alſo ſchreibt: „In Niederſächſiſchen Verſen hat man den ſogenannten und jedermann bekannten **Reinecken Voß**, ein überaus ſinnreiches Buch, worinnen unter einer Fabul, der Lauff der Welt, und alle höfiſche Sitten und Streiche ſo artig abgebildet werden, daß von keinem alten Poeten ſolches beſſer hätte können vorgeſtellet werden. . . . Der Autor ſoll ſeyn **Nicolaus Baumann**, beym Urſprung des Weſerſtroms bürtig; andre haben mich verſichern wollen, er ſey aus Wiſmar, meiner Gebuhrtsſtadt entſproſſen, woſelbſt des Nahmens von alters her unterſchiedliche geweſen, wie ich mich auch ſelbſt wol erinnere. Dieſer iſt, nachdem er am Jüliſchen Hofe durch Verläumbdung auß des Hertzogs Gnade geſetzet worden, bey Hertzog Magnus in Mecklenburg Secretarius geworden. Da er dann das Buch aus eigner Erfahrung geſchrieben, und es alſo im Jahr 1522., als wanns zuvor ein altes Frantzöſiſches Werck were geweſen, in den Druck gegeben; welche Nachricht in der Vorrede des Froſchmäuſelers zu finden, nebſt dem Epitaphio, auf den Autorem. Gryphiander L. I. Oecon. legal. C. 1. N. 51. nennet den Autorem Ludovicum Romanum, davon mir gar nicht wiſſend.“

Hier widerleget er nun **Gryphianders** ungegründetes Vorgeben, welches zwar gar keine Aufmerkſamkeit verdienete; aber freylich an **Morhofen** zu loben wäre: wenn er nur, nach ſeiner großen Bücherkenntniß, auch **Rollenhagens** Irrthum entdecket hätte. Allein weit gefehlet, daß er dieſes thäte, ſo beſtätiget er durch ſeinen Beyfall denſelben noch, und ſuchet ſogar ſeiner eigenen Vaterſtadt die Ehre zuzuziehen, daß ſie dieſen **Baumann** hervorgebracht hätte. Wie leicht pflegen doch auch gelehrte und große Männer, theils etwas, das ein anderer ohne Grund vorgegeben, leichtgläubig nachzubethen; theils auch aus Liebe zu ihrer Vaterſtadt, unrichtige Dinge gelten zu laſſen! Es würde zu weitläuftig werden, alle die Gelehrten anzuführen, die, außer ihm, dieſen Irrthum gleichſam canoniſiret haben, ſo daß er in dem ruhigen Beſitze der Wahrheit geblieben. Der fleißige **Goldaſt** iſt ihm gleichfalls beygefallen. **Franciſcus Irenicus**, oder **Phil. Andr. Oldenburger**, in ſeinem kleinen Verzeichniſſe, welches er ſeinem Collegio über Burgoldenſem angehenket, widerleget zwar, daß kein **Ludovicus Romanus**; behauptet aber auch, auf der 122. u. f. S. daß **Nic. Baumann** der Urheber davon geweſen. **Lindenberg** in ſeiner roſtockiſchen Chronik, auf der 173. S. beſtätiget eben dieſes; meldet auch, daß **Baumann** in ſeinen letzten Jahren Profeſſor in Roſtock geweſen. Und endlich ſelbſt der ſcharfſichtige Ausſpäher der ungenannten und falſchbenannten Urheber von Büchern, **Vincent. Placcius**, hat in ſeinem Theatro Anonymorum et Pſeudonymorum, welches 1708. zu Hamburg herausgekommen, uns noch kein beſſer Licht zu geben gewußt. So allgemein kann ein Irrthum werden; wenn gewiſſe Umſtände zuſammen kommen, die Wahrheit eine Zeitlang zu verdunkeln! Betrübte Unvollkommenheit der menſchlichen Erkenntniß! welche billig alle Liebhaber der gelehrten Geſchichte, fein demüthig und beſcheiden machen ſollte.

Das nächſtfolgende 1709te Jahr allererſt, war dazu beſtimmet, den bis dahin verlohrenen Namen des wahren Urhebers unſers **Reineke Fuchs**, wieder zu entdecken; und Helmſtädt war die Ehre vorbehalten, der gelehrten Welt hierinn ein Licht anzuzünden. **Friedrich Auguſt Hackmann**, ein öffentlicher Lehrer daſelbſt, war ſo glücklich geweſen, einen höchſt ſeltenen, und vielleicht gar den einzigen, noch in der Welt vorhandenen Abdruck, von der allererſten Ausgabe dieſes Gedichtes in die Hände zu bekommen. Dieſes machte er der gelehrten Welt in einer akademiſchen Einladungsſchrift bekannt, die er den 1 Nov. des gedachten Jahres ans Licht ſtellete. Nachdem er darinnen erſt von dem Werthe dieſes Gedichtes gehandelt; und die gemeine Meynung von ſeinem Urheber aus **Goldaſten** (L. II. cap. 9. Num. 22. de regno Bohemiae) und **Morhofen** angeführet: ſo widerleget er dieſelbe aus ſeinem alten Abdrucke der erſten Ausgabe, die der wahre Verfaſſer, **Hinrick von Alckmer**, im 1498. Jahre, gleichfalls zu Lübeck ans Licht geſtellet. Er führet nämlich aus der erſten Vorrede die Worte an, wo derſelbe ausdrücklich alſo ſchreibt: **Ick Hinrick von Alckmer, Scholemeſter vn Tuchtlerer des eddelen dogentlicken Vorſten vn Herren, Hertogen von Lotryngen** :c. und wie dieſelben ferner auf der 4ten S. des obigen hochdeutſchen und der 3ten S. des hinten angehenkten platt deutſchen Textes lauten. Hieraus ſchließt er nun ganz richtig, daß Baumann dieſe ans Licht gegebene Fabel nicht ſelbſt aus ſeinem Kopfe gemachet; ſondern ſelbige nur mit politiſchen und moraliſchen Anmerkungen erläutert, und zum Nutzen der ſtudirenden Jugend herausgegeben; der er vielleicht die praktiſche Philoſophie auf eine anmuthige Art einzuflößen geſuchet. Er merket auch zugleich an, daß ſich in den baumanniſchen Ausgaben die weichere mecklenburgiſche Mundart eingeſchlichen: da hergegen die ältere eine weit härtere gehabt; die denn anzeige, daß der Verfaſſer aus ſeinen (d. i. den braunſchweigiſchen) Landen * entſproſſen geweſen.

Das erſte räumet man dieſem gelehrten Manne ganz willig ein: nur das letztere dörfte wohl keinen großen Abfall leiden. Denn fürs erſte iſt die, nach **Hackmanns** alter Ausgabe 1711. zu Wolfenbüttel veranſtaltete Auflage, was den alkmariſchen Text anlanget, nur in einigen Kleinigkeiten von der roſtockiſchen 1539. in 4. und von der frankfurtiſchen von 1575. in 8. gedruckten plattdeutſchen, unterſchieden. Zweytens iſt auch ſelbſt der roſtockiſche Text mit ſehr vielen Wörtern angefüllet, die in der mecklenburgiſchen Mundart nicht vorkommen, ja nicht einmal verſtanden werden. 3) Hat es gar keine Wahrſcheinlichkeit, daß **Heinrich von Alkmar**, ein gebohrner Braunſchweiger, oder Lüneburger geweſen ſeyn ſollte: da ſeine Mundart von der braunſchweigiſchen noch viel weiter abweicht, als von jener. Endlich 4) zeiget ja der Namen von **Alkmar**, ausdrücklich, daß er ein Niederländer, und zwar aus der Provinz Holland gebürtig geweſen. Denn nach der Gewohnheit ſeines Jahrhunderts, pflegte man außer den Taufnamen, keinen andern, als den von ſeiner Vaterſtadt, mit dem Vorſatze **von**, zu gebrauchen; wie aus unzähligen Büchern und Handſchriften bekannt iſt. Wo liegt aber im Braunſchweigiſchen ein **Alkmar**? So hat denn der Verfaſſer die damalige niederländiſche, ſonderlich die brabantiſche Hofſprache, die damals ſich auch bis ins Lothringiſche erſtreckte, gebrauchet: als welche noch im vorigen Jahrhunderte, von allen niederländiſchen Mundarten für die zierlichſte und artigſte gehalten worden. Ich ſehe dieſes aus dem niederländiſchen Wörterbuche, welches **Corn. Kilian. Dufläus** 1598. zuerſt beym Plantin, hernach aber 1613. zu Alkmar **D. Lud. Potter**, ans Licht geſtellet hat; wo ſolches ausdrücklich in der Vorrede erinnert wird.

Wes Standes und Amtes nun der Urheber geweſen, müſſen wir bloß aus ſeiner eigenen Ausſage ſchließen. Er nennet ſich, nach der Einfalt ſeiner Zeiten, einen **Scholemeſter** und **Tuchtlehrer**, das iſt, nach heutiger Art zu reden, einen **Hofmeiſter** des Herzoges zu Lothringen; auf deſſen Bitte er dieſes Werk verfertiget hätte. Vermuthlich haben damals die Hofmeiſter, nicht nur über die Sitten junger

---

* Oſtendit vero dialectus paululum durior, non Mecklenburgenſem illum fuiſſe, ſed ex hiſce terris oriundum, cum editiones contra huius libri poſteriores molliorem et magis effoeminatum verborum ſonum, quem Mecklenburgenſes et eorum vicini exprimere ſolent, praeferant.

Prinzen die Aufſicht gehabt; ſondern auch zugleich ihren Unterricht ſelbſt übernommen, und alſo ihre Lehrmeiſter abgegeben. Wie nun in neuern Zeiten ein großer **Fenelon** ſeinem Herzoge von Bourgogne zu gut, den **Telemach** geſchrieben, um ihm bey Durchleſung deſſelben die Politik und Sittenlehre beyzubringen: ſo hat auch unſer **Heinrich von Alkmar**, ſeinem fürſtlichen Untergebenen, durch dieſes Gedicht, die Händel der Welt, ſonderlich die Sitten und Künſte durchtriebener Hofleute bekannt machen, und ihn dadurch zur politiſchen Klugheit, gleichſam ſpielend anführen wollen.

Nun fraget ſichs, wer der Herzog von Lothringen damaliger Zeit geweſen? Zwar wenn wir ſolches gleich nicht wüßten, ſo würde es uns darum nichts ſchaden. Allein, es iſt leicht aus den Zeitregiſtern zu erſehen, daß ſolches ein Prinz von Lothringen, um die Zeiten **Karls** des Kühnen, Herzogs von Burgund geweſen, der ſich Lothringen unterwürfig machte; aber nur die einzige Prinzeßin Tochter **Maria**, als Erbinn der burgundiſchen Länder hinterließ; welche Kaiſer **Maximilian**, als eine reiche Braut davon trug. Soll ich alſo meine Muthmaßung ſagen: ſo halte ich dafür, daß es Herzog **Renatus** der II. geweſen, der 1477. obigen **Karl** den Kühnen erſchlagen half, und ein mächtiger Herr war; indem er von ſeinem Vater **Vaudemont, Joinville, Aumale, Mayenne** und **Elboeuf**; von der Mutter aber **Lothringen, Bar, Pont a Mouſſon** und **Guiſe** ererbte. Er ſtarb erſt im 1508ten Jahre, und hat alſo in ſeinen letzten Jahren den gedruckten **Reineke Fuchs** noch geſehen, nach welchem ihn ſein Lehrer in der Jugend unterwieſen hatte. Vieleicht aber iſt auch deſſen Erbprinz, **Antonius**, der Untergebene unſers **Heinrichs** von Alkmar geweſen, der 1508. erſt zur Regierung gekommen, und 1544. geſtorben. Und auf dieſen Fall, könnte doch der vorige Herzog, als regierender Herr, die Verfertigung des **Reineke Fuchs** von unſerm Dichter begehret haben. Indeſſen will ich dieſe meine Muthmaßung niemanden aufdringen; ſondern beſſern Meynungen eines andern gern Gehör geben: wenn ich im folgenden Abſchnitte meine Gedanken noch näher entdecket haben werde.

Zweyter Abſchnitt.

Von dem wahren Alter dieſes Gedichtes.

Wir ſind in dem vorigen Abſchnitte ſo weit gekommen, daß wir den deutſchen Verfaſſer des Reineke Fuchs entdecket, und alſo den Zeitpunct ſeines Urſprunges aus dem 16ten Jahrhunderte, ins Ende des 15ten verſetzet haben. Allein werde ich mich auch dabey behaupten können? Iſt denn ein bloßer Ueberſetzer, für den wahren Urheber eines Werkes zu halten? Und geſtehe nicht Heinrich von **Alkmar** ſelbſt, daß er dieſes Buch aus dem Wälſchen und Franzöſiſchen ins Deutſche gebracht habe? Der Zweifel iſt wichtig, und ich geſtehe es, daß er auch einen gelehrtern als mich, in einige Verlegenheit ſetzen könnte, was darauf zu antworten ſey.

Fürs erſte muß ich die Zweydeutigkeit des Wortes Wälſch heben, deſſen ſich der Verfaſſer bedienet. Nach dem heutigen Gebrauche deſſelben, in den mittäglichen Landſchaften von Deutſchland, heißt Wälſch nichts anders, als italieniſch: und in dieſer Bedeutung würde man muthmaßen, **Heinrich von Alkmar** hätte auch ein italieniſches Original vor ſich gehabt, als er ſein Gedicht verfertiget hat. Allein wenn wir auf den alten Gebrauch dieſes Wortes, zumal in den Rheinländiſchen Provinzen zurückſehen: ſo hat es nichts anders, als galliſch oder franzöſiſch bedeutet. In alten deutſchen Büchern findet man ſehr viele Spuren davon: aber ich will mich nur auf neuere Beweiſe gründen. In Holland heißen dieſe Stunde noch die geflüchteten reformirten Franzoſen, die **Walloniſchen** Gemeinen: wie auf verſchiedenen franzöſiſchen Predigtbüchern zu ſehen iſt, deren Urheber ſich Miniſtres des Egliſes Wallones nennen. Eine franzöſiſche Grammatik, die nur im vorigen Jahrhunderte zu Maynz gedrucket worden, hat auf ihrem Titel noch einen deutlichern Beweis; indem ſich ihr Verfaſſer einen wälſchen Sprachmeiſter nennet. Unſer **Rachelius** hat in ſeiner IV. Satire einen ſogenannten Wahlen redend eingeführet; den er aber ausdrücklich ein gebrochenes Franzöſiſch reden läßt. Endlich iſt es jenſeit des Rheines, noch dieſe Stunde gewöhnlich, die Franzoſen, die Wälſchen zu nennen. Im Canton Bern in der Schweiz, wird ausdrücklich der franzöſiſche Theil deſſelben, darinnen Lauſanne liegt, das wälſche Gebieth genennet. Und ſelbſt das Walliſerland ſcheint ſeinen Namen bloß daher zu haben.

So iſt denn das Wälſche und Franzöſiſche, davon unſer Dichter redet, im Grunde einerley: und es wird ſich itzo nur fragen, ob er die Wahrheit geſaget, oder nur aus andern Urſachen ſolches vorgegeben hat? Dieſes letztere hat Morhof von **Baumannen** vermuthet: und warum ſollte man nicht von dem wahren Verfaſſer eben daſſelbe muthmaßen? Das ſatiriſche Handwerk fodert zuweilen dergleichen Behutſamkeit, daß man etwas für überſetzet ausgiebt, was man doch ſelbſt gemachet hat: zumal wenn die bittern Wahrheiten, vornehme Perſonen, große Herren und ihre Bedienten betreffen. Die Welt hat ſich allemal ähnlich geſehen. So lange man uns alſo nicht einen uralt franzöſiſchen Reinecke Fuchs aufweiſet, der wirklich mit unſerm Deutſchen einerley iſt, und doch vor **Heinrichs von Alkmar** Zeiten geſchrieben worden: ſo lange wird man immer einigen Grund haben, dem guten **Heinrich von Alkmar** etwas mehr, als das Amt eines Ueberſetzers zuzutrauen.

Doch, man hat wirklich einen franzöſiſchen Reinecke Fuchs geſehen. **Verdier**, in ſeiner franzöſiſchen Bibliothek ſaget ausdrücklich, es ſey ein Buch unter folgendem Titel vorhanden: Reynier le Renard, Hiſtoire tres joyeuſe & recreative, und er ſetzet hinzu: contenant 70 Chapitres, imprimé en deux langages, françois & bas allemand, à Anvers 8. par Chriſtophle Plantin, 1566. Aber wer ſieht nicht aus der Jahrzahl, daß dieſes unfehlbar eine Ueberſetzung

berſetzung aus dem Niederdeutſchen ins Franzöſiſche geweſen ſey; ſo wie ſchon Morhof angemerket hat? Der plattdeutſche Text hat 75 Capitel: da nun der franzöſiſche fünfe weniger hat; ſo hat der Ueberſetzer, nach der löblichen Gewohnheit ſeiner Landesleute, eins und das andre, und vieleicht alles, was vom geiſtlichen Stande handelte, ausgelaſſen. Wenigſtens wird uns niemand, ohne wirkliche Einſicht des Buches, bereden können, daß der franzöſiſche Text derjenige ältere Aufſatz geweſen, den **Heinrich von Alkmar** vor Augen gehabt, als er ſein Buch verfertiget hat.

Indeſſen wird die Schwierigket größer, wenn man in des Abts Maſſieu Hiſtoire de la Poeſie Françoiſe a. d. 177. S. lieſt: daß ein gewiſſer Jacquemart Gélée unter dem Könige Philipp dem Schönen, einen Roman du nouveaux Renard gemachet. Er bemerket, daß er einen gewiſſen Prinzen dadurch habe anſtechen wollen, den er durch dieſen Fuchs allegoriſch angezeiget hätte. Er fähret fort, und ſaget der Verfaſſer habe im Vorbeygehen allerley Perſonen, Könige, Prinzen, Oberkeiten; und ſonderlich, nach Art der damaligen Zeit, die Geiſtlichen durchgezogen. Iſt das nun nicht unſer leibhaftiger Reineke Fuchs? Und muß nicht Heinrich von Alkmar ſich dieſes Original zu Nutze gemacht haben? Wenigſtens kann man nicht läugnen, daß der Verfaſſer lange vor ihm gelebet, da er ſeinen Zeitpunct in folgenden Verſen ausdrücklich ins dreyzehnte Jahrhundert geſetzet hat:

Mil & deux cens & quatre vingts
Et dix fut ci faite la fin.

Wir wollen anfänglich ſetzen, dieſes habe ſeine völlige Richtigkeit, und unſer Alkmar verlöhre dadurch die Ehre ein Originalpoet zu ſeyn: ſo würde doch Deutſchland dadurch nichts von der ihm gebührenden Ehre verlieren. Denn eben der Abt Maſſieu, am angeführten Orte, meldet auch, daß gedachter **Jaquemart Gelee**, ſich ſelbſt für einen gebohrnen Niederländer, aus Lille, oder Ryſſel in Flandern ausgegeben*: Iſt nun dieſes, ſo iſt doch die Erfindung ſelbſt aus einem deutſchen Kopfe entſproſſen, und Frankreich hat keinen Antheil daran, als daß ſie in ſeiner Sprache aufgeſetzet worden: ſo wie ſchon der erſte Provenzaldichter, Gottfried Rudel ein Deutſcher geweſen, und die gereimte Poeſie aus ſeinem Vaterlande, wo ſie uralt war, im 12. Jahrhunderte nach der Provence gebracht: ja wie ſich auch die aus deutſchem Blute entſproſſenen normänniſchen Dichter zu Wilhelms des Eroberers Zeiten, viel eher mit guten Gedichten gewieſen, als die im Herzen von Frankreich was taugliches aufweiſen können. Und in dieſem Falle würde freylich Heinrich von Alkmar nur das Gedicht eines ſeiner Landsleute, der 200 Jahre vor ihm gelebet, eben ſeinen Niederländern zu gut, in ſeine Mutterſprache gebracht haben.

---

* Il temoigne lui même, quil étoit de Lille en Flandres &c. l. c. Er bezeuget ſelbſt, daß er aus Lille in Flandern geweſen.

Allein die Schwierigkeit iſt damit noch nicht ganz gehoben, und Alkmar iſt wohl keinesweges überführet, daß er ein bloßer Ueberſetzer ſey: denn wer verſichert uns, daß beyde Gedichte einerley Erfindung, Einrichtung, Ordnung und überall eben das in ſich gehalten haben? Gewiß, aus dem wenigen, was Maſſieu meldet, ſieht man noch nicht, daß beydes einerley ſey. Können denn nicht verſchiedene Dichter auf Könige und Fürſten und Geiſtliche losziehen, und doch beyde Originale ſchreiben? Zudem iſt ja Heinrichs von Alkmar Gedicht, nicht ſo wohl eine Satire auf die Fürſten; als auf ihre Hofbedienten, hauptſächlich aber, auf Richter, Aerzte Soldaten, Edelleute, Geiſtliche u. d. gl. auch die Gelehrten ſelbſt nicht ausgenommen. Wer weis alſo, ob jener Gelee, oder Jacob Martin Reiſ, wie ich glaube, daß er auf deutſch geheißen, ehe er ſich in Frankreich umgetaufet, gerade einerley mit unſerm von Alkmar geſchrieben? Man ſchaffe uns Abſchriften, oder doch glaubwürdige Auszüge davon, ſo wird ſich mehr Licht in der Sache zeigen.

Hernach kömmt es mir billig verdächtig vor, daß dieſer franzöſiſche Renard, le Nouveau Renard genennet wird. Warum denn das? wenn es nicht vorher noch einen ältern Renard, oder Reincke Fuchs gegeben hat? Wenn itzo jemand bey uns einen neuen Froſchmäuſeler ſchriebe: würde das nicht einen alten zum voraus ſetzen? Ich ſchließe alſo, daß es bereits vor dieſem Gelee eine Fabel vom Fuchſe gegeben, die ſchon bekannt geweſen: und die muß, wie ich bald zeigen werde, in Deutſchland entſprungen ſeyn. Das erſte räumet uns auch der gelehrte **Johann Georg Eckard** ein, der in der Vorrede zu des Herrn von Leibnitz Collectaneis Etymologicis ſeine Gedanken vom Reincke Fuchs ausführlich entdecket hat. Weil ſeine Meynung neu und ſonderbar iſt, ſo muß ich ſie hier anführen, um Leſern, die jenes Buch nicht kennen, einen Begriff davon zu machen. Sie ſteht auf der 34 u. f. S. gedachter Vorrede, und lautet ſo:

Reinico iſt mit Reincke einerley, wie wir den Fuchs nennen. Beyde ſtammen von Reinhard: daher die Franzoſen den Fuchs Renard nennen; oder, wie es vormals geſchrieben ward, Reginhardus, Reginardus, Reginarius und Reginerius. Warum aber der Fuchs ſo genennet worden, will ich den Leſern zu gut kürzlich erklären. Bey verſchiedenen Völkern ſind die liſtigen, ſchlauen und verſchlagenen Menſchen mit den Füchſen verglichen worden. In des Phädrus I. B. 7ter 10ter 13ter 26ſter und 28ſter Fabel; imgleichen in des IV. B. zweyter und 8ter Fabel findet man die Beweiſe davon. Apulejus verſteht in ſeiner Apologie, durch den Vulpio, einen durchtriebenen argliſtigen Mann. Auch die alten Franken haben dieſes gewußt. **Gregor. von Tours** L. VIII. c. 6. nennet gewiſſe meyneidige, Vulpes ingenioſas, liſtige Füchſe. Der Urheber des Lebens vom St. Remigius ſchreibt: Iuſſit nominari Vulpeculam, quod, cur ita nominari voluerit, qui fraudes et ſignificationes ipſius animalis agnoſcit, ſatis aduertit.

Als nun im IX Jahrhunderte und im Anfange des Xten im Auſtraſiſchen Reiche Graf Reginard, oder Reinard, durch ſeine Liſt und Verſchlagenheit bekannt ward, und ſeinen König Zwentebold, deſſen Rath er war, ehe er von Hofe verwieſen ward, in ſeinem feſten Schloſſe **Durſos**, wo er ſicher verborgen lag, durch allerley Künſte hintergieng; indem er bald die weſtfränkiſchen, bald die deutſchen Könige wider ihn aufhetzete: ſo ward nach Art damaliger Zeiten, ſeine Verſchlagenheit in Liedern geprieſen, und dadurch dem Gedächtniſſe der Leute eingepräget: ja wo ich nicht ſehr irre, ſo hat man ihn gar den Fuchs genennet. Daher entſtund nun die Geſchichte vom Reineke Fuchs, die wir noch itzo werth halten und leſen. Denn daß **Reginarius**, **Reinerius**, **Reinhard** und **Reineke** einerley ſey, iſt ſchon erinnert worden. Und der Fuchs wird für einen Rath des Löwen, wie **Reginarius** für Zwentebolds ſeinen ausgegeben. Der Fuchs wird wegen ſeiner Uebelthaten ins Elend verwieſen: und ſo iſt es dem Reginarius auch ergangen; wie **Regino** der Geſchichtſchreiber aufs 898. Jahr meldet. Nachdem Reineke aus des Königs Gnade gefallen war, begab er ſich mit Weib und Kindern in ſein feſtes Schloß **Malepartus**, wo er alle Befehle des Königes verſpottete, und ſeinen Bedienten viel Schaden that. Eben ſo hat es Reginarius gemachet; der ſich mit dem Grafen Odacker, und einigen andern, auch Gemahlinn und Kindern, in ſein ſicheres Schloß **Durſos** warf, und noch mehr befeſtigte. Der König belagerte ihn darinn; konnte es aber, wegen vieler Moräſte, und Ergießungen der Maas an dem Orte, nicht erobern. u. ſ. w.

Der Fuchs beleidigte und tödtete die Königl. Bedienten auf allerley Art: **Reginarius** ſchlug die Königl. Heere zuweilen in die Flucht. Reineke erhielt endlich, nach überwundnen Schwierigkeiten wiederum des Leuen Gnade, bekam gar die Kanzlerwürde, und ward ſein oberſter Miniſter: **Reginarius** aber, ward zwar nicht vom Zwentibold, ſondern von deſſen Ueberwinder, dem deutſchen Könige Ludewig, wieder hergeſtellet, und mit neuen Würden gezieret; ſo daß von ihm die Herzoge von Brabant, und die heutigen Landgrafen von Heſſen hergeſtammet. Hier ſieht man (fährt Eccard fort) daß ſich alles ſchicket; und dieſe Geſchichte mag erſt von Reginards Feinden, den Franzoſen, in den Niederlanden, die aber ſeine politiſche Klugheit bewunderten, in Lieder gebracht und lange beſungen worden; hernach aber im Anfange des XIIIten Jahrhunderts franzöſiſch aufgeſchrieben ſeyn, faſt auf eben die Art, wie wir den **Reineke Fuchs** itzo haben. Denn alle Oerter, die wir darinn finden, liegen in den franzöſiſchen Niederlanden, oder in der Nachbarſchaft ꝛc.

Was wollen wir nun dazu ſagen? Sehr vielerley. Es klingt freylich alles überaus ſchön, wenn man auf lauter Muthmaßungen, und guten Glauben alles annimmt, was Herr Eccard mit ſolcher Zuverſicht ſaget. Sieht man aber den Reineke Fuchs etwas genauer an: ſo findet ſich ganz ein anders. Reineke iſt niemals von ſeines Königes Hofe verwieſen; ſondern wird zwar vorgefordert, und zum Tode verdammet; erhält aber, nach entdecktem Geheimniſſe vom Hochverrathe und Schatze, die Erlaubniß nach Rom zu gehen, um Ablaß zu holen. So fällt denn ſchon die erſte Aehnlichkeit mit dem Reginarius weg. Ferner zieht Reineke, nicht erſt nach verſpürtem Zorne des Königes, mit Weib und Kindern in ſeine Burg **Malepartus**;

ſondern hat ſchon lange vorher darinn gewohnet. So verſchwindet die andre Gleichheit auch. Weiter wird Reineke von dem Könige nicht belagert; ſondern er erſcheint vielmehr, auf die bloße Nachricht von dem Aufgebothe deſſelben, freywillig bey Hofe: und alſo geht auch die dritte Aehnlichkeit zunichte. Endlich zeiget die Ungleichheit des vierten Punktes ſich von ſich ſelbſt; indem Reineke bey ſeinem vorigen Könige wieder in Gnaden kömmt; da jener **Reginarius** einen ganz andern Herrn bekommen hat, und ſeine Erhöhung mehr gemuthmaßet, als bewieſen wird. Wo bleibt nun noch der geographiſche Fehler, daß die ganze Scene des Buches in den franzöſiſchen Niederlanden ſey? Gewiß Achen, Gent, Lüttig und ganz Flandern, ſind wohl niemals zum franzöſiſchen Gebiethe gezählet werden. Dieſe aber ſind der Bezirk, wo die Geſchichte vorgegangen ſeyn ſoll: und daraus erhellet ſehr deutlich, daß kein Franzos, ſondern ein gebohrner Niederländer dieß Gedicht urſprünglich gemachet habe. Und wird gleich einmal von Paris etwas gedacht; ſo wird auch Rom, Jeruſalem, Lübek, Erfurt, Cöln und London erwähnet; ſehr viel aber von Thüringen und Sachſenland gedacht: welches alles ein Franzos nimmermehr gethan haben würde. Der **Ardennerwald** machet es gewiß nicht aus: der zwar theils im Hennegau liegt; ſich aber auch weiter erſtrecket. Und würde jener nicht lieber von einer Krönung in **Paris**, als von der in **Achen** geredet haben, wie im Reineke Fuchs geſchieht? Endlich zeiget auch die Beſchreibung des Hahns im IV. Cap. wie er der beſte Hahn zwiſchen Holland und Frankreich geweſen; daß die itzigen Oeſterreichiſchen Niederlande der eigentliche Sitz des Dichters geweſen. Kurz, alles zeiget, daß dieß Buch einen deutſchen Verfaſſer gehabt haben müſſe, es ſey nun ſelbiger **Heinrich von Alkmar**, oder ſonſt geweſen, wer es immer wolle.

Wie? wenn ich hier meine eigene Muthmaßung wagete? die, wenn ſie ja im Grunde nicht wahr, doch wenigſtens viel wahrſcheinlicher ſeyn, und **Heinrichen von Alkmar** zu Ehren gereichen würde. Sie beſteht in folgendem. Es iſt der epiſchen Dichter Gewohnheit allemal gemäß geweſen, unter einem, dem Scheine nach erdichteten Helden, ihren eigenen Prinzen zu beſingen. So beſang Virgil unter dem Bilde des **Aeneas**, den zweyten Stifter des römiſchen Reiches, Kaiſer **Auguſten**. So beſang Alexander von Paris, den großen Alexander; verſtund aber darunter den König in Frankreich **Ludewig** den jüngern, an deſſen Hofe er lebte: und kurz zuvor hatte ſchon Meiſter Euſtachius den alten **Brut** oder Brutus beſungen, der nach einer alten Sage, Brittannien zuerſt bevölkert haben ſollte; um unter deſſen Bilde Wilhelmen den Eroberer, an deſſen Hofe er lebte, zu erheben. Ich ſchweige alter deutſcher Dichter, die ſolches zu ihrer Zeit auch gethan haben; wie ich bey anderer Gelegenheit zeigen werde: wie denn wenigſtens Pfinzing, unter dem Namen Theuerdank, den Kaiſer Maximilian I. verſtanden hat. Was hindert es denn, daß ich auch von unſerm **Heinrich von Alkmar** eben das glaube? Sein Herr hieß Renatus und war ein mächtiger Herzog von Lothringen, bey deſſen Sohne er als Hofmeiſter ſtund. Dieſer Namen heißt franzöſiſch **René**, welches mit Renard Aehnlichkeit genug hat, zu einem Schlüſſel ſeines Gedichtes zu dienen, und dem Leſer zu zeigen, wen er gemeynet. Durch den König, den Leuen, verſteht er ausdrücklich den Kaiſer: denn er redet von der Krone und dem Stuhle zu Achen, wo die Kaiſer damals gekrönet wurden. Durch den Wolf, den er immer, als einen gierigen und geizigen Räuber beſchreibt, verſteht er den Herzog von Burgund, Karl den Kühnen; der, wie ich oben gedacht, ſein ganzes Herzogthum Lothringen überfiel, und verſchlingen wollte. Und da ſelbiger an Macht dem Herzoge Renatus überlegen war, ſo war dieſer ihm an Liſt überlegen: weswegen auch ihr Zweykampf ſo vorgeſtellet wird, daß **Reineke** den Wolf **Iſegrim** mehr durch Geſchicklichkeit, als durch Stärke beſieget. Ward nun der Wolf ſehr verwundet, eines Auges, und ſonſt aller Ehre, ja faſt des Lebens beraubet: ſo ward Karl der Kühne vom Herzoge Renatus zum Theile erſchlagen; wie gleichfalls oben gedacht worden. Will man ſich noch weiter in der Geſchichte der damaligen Zeiten umſehen, ſo wird man noch mehr Uebereinſtimmungen finden. Durch die Lobſprüche aber, die er öfters den beyden jungen Füchſen, ſonderlich dem **Reinardin**, als dem älteſten Sohne giebt, hat er ſonder Zweifel ſeinen Untergebenen, den Erbprinzen **Antonius**, verſtanden. Doch geſetzt, es käme weiter nichts überein: ſo wäre dieſes ſchon zureichend, zu ſagen: **Heinrich von Alkmar** hätte dieſe Fabel ſelbſt nach ſeinem Sinne eingerichtet; auch mit Fleiß den Fuchs, aller ſeiner Liſt und Leichtfertigkeit ungeachtet, dennoch als den Helden des Stückes triumphiren laſſen, um ſeinem regierenden Herrn zu ſchmäucheln; und die Lehre zu beſtätigen: **Daß Weisheit über das Gold zu ſchätzen ſey.** Denn wäre dieſes nicht geweſen, ſo hätte er unmöglich alles dasjenige, was der Fuchs für Gewaltthätigkeiten ausgeübet hatte, ihm ſo für genoſſen ausgehen, und mit dem beſten Ende von der Welt können krönen laſſen.

Dieß iſt meine Muthmaßung, die ich aber niemanden aufdringen, ſondern der Prüfung der Verſtändigen gern unterwerfen will. Indeſſen will ich damit gar nicht läugnen, daß es ſchon ältere Fabeln von Füchſen gegeben haben mag; wie wir aus dem Phädrus und Aeſop zur Gnüge wiſſen. Es iſt aber aus dem Namen Reineke, Braun und Iſegrim, wie auch aus allen übrigen, zur Gnüge zu erſehen, daß ihr Verfaſſer ein Deutſcher geweſen ſeyn müſſe. Selbſt der Namen Renard hat im Franzöſiſchen keine Bedeutung, wenn man ihn nicht aus dem Deutſchen von **Reinhard** herleitet.

Es thut alſo nichts wider mich, daß **Lenglet** in ſeiner Bibliotheque des Romans, außer der oberwähnten Handſchrift von 1290. Le Nouveau Regnard, par Jacque-Mars Gelée, de Lille en Flandre; auch noch folgenden Titel ſetzet: Le Roman du Regnard contrefait, in fol. MSt. commencè en 1319. et fini en 1328; ja endlich auch eines gedruckten erwähnet, das die Ueberſchrift hat: Le Docteur en Malice, Maitre Regnard, demontrant les Ruſes et Canteles qu'il uſe envers les perſonnes, und zu Paris 1551. in 16. herausgekommen. Denn dieß alles beweiſt noch nichts, wider den deutſchen Urſprung dieſes Gedichtes.

dichtes. Denn zu geſchweigen, daß das letzte, allem Anſehen nach, eine bloße Ueberſetzung des niederdeutſchen Textes iſt, dergleichen ich oben ſchon angeführet: ſo ſcheint das andre nur eine proſaiſche Ueberſetzung des erſtern poetiſchen Gedichtes zu ſeyn. Denn **Maſſieu** berichtet a. d. 210. S. ausdrücklich, daß es im XIV. Jahrhunderte unter den witzigen Köpfen in Frankreich Sitte geworden, die ältern Romane und Gedichte des XIII. Jahrhunderts, aus den alten Verſen in die ungebundene Rede zu überſetzen. Es bliebe alſo nur das erſte übrig, was uns im Wege ſtehen könnte: und gleichwohl iſt theils ſein Urheber ein Niederdeutſcher geweſen, theils iſt uns der Inhalt deſſelben ganz unbekannt; aus deſſen Uebereinſtimmung mit unſerm **Reineke Fuchs**, wir doch allererſt urtheilen müßten, ob, und in wie weit ſich **Heinrich von Alkmar** deſſelben bedienet habe, oder nicht?

Dieſes alles indeſſen dörfte manchem nur aus einem übertriebenen Eifer, für die Ehre der Deutſchen entſprungen zu ſeyn ſcheinen, wenn ich nicht ſichtbare Beweiſe beyzubringen hätte. Dieſe will und muß ich alſo anführen, um mir bey Unparteyiſchen Glauben zu erwerben. Ich bin ſonſt derjenige nicht, der den Franzoſen ihre gebührende Ehre abſpricht, und habe bey andrer Gelegenheit geſtanden: daß unſre Landsleute, **Wolfram von Eſchenbach** und **Meiſter Albrecht von Halberſtadt**, die Gedichte vom **Parcifall** und **Tſchionatulander**, aus der alten romaniſchen Sprache des Chretiens de Troyes, und Guyots verdeutſchet haben; ja daß auch der Ritter **Triſtrant**, und andres mehr daraus überſetzet worden. Selbſt von dem **Reineke Fuchs** habe ich in des N. Bücherſaales V. B. a. d. 245. S. wiewohl durch den **Maſſieu** und **Eccard** verſühret, ein gleiches geſtanden; würde auch itzo dabey bleiben, wenn ich nicht neue Gründe gefunden hätte, unſern Deutſchen dieſe Ehre wieder zu geben. Muß man aber nicht gegen ſein eigenes Volk eben ſo wenig, als gegen ſeine Nachbarn unbillig ſeyn? Und daher ſchlieſſe ich nun folgender geſtalt.

Wenn in noch ältern hochdeutſchen Gedichten, als des Niederländers Gelée franzöſiſcher Nouveau Renard iſt, des Fuchſes **Reinhard**, und des Wolfes **Iſegrim**, unter eben dieſen Namen ausdrücklich gedacht wird: ſo muß ohne Zweifel die erſte Fabel von dem **Fuchſe Reineke**, eine urſprüngliche deutſche Erfindung ſeyn. Daß dieſe Folge richtig ſey, wird mir ſo leicht niemand in Zweifel ziehen. Denn da, wo man die älteſten Spuren eines Gedichtes findet, da muß wohl daſſelbe zuerſt bekannt geweſen, und erfunden ſeyn. Auf dieſen Satz gründen ſich ja auch diejenigen bloß, die den **Reineke** für eine franzöſiſche Geburt, bloß deswegen halten: weil **Lenglet** und **Maſſieu**, aus dem 1290ſten Jahre einen Regnard anzuführen wiſſen. So lange wir alſo keinen ältern wiſſen, müſſen wir ihnen glauben: wiewohl doch, oben angemerktermaßen, der Verfaſſer deſſelben ein Niderländer, und alſo ein Deutſcher geweſen. Daß auch dieſer einen ältern **Reineke** gekannt, und entweder nachgeahmet, oder gar überſetzet habe, iſt aus dem Beyworte Le nouveau offenbar; das er ſeinem Regnard beyleget. Nur das iſt noch ungewiß, ob dieſer in deutſcher, oder in franzöſiſcher Sprache abgefaſſet geweſen?

Hier behaupte ich nun das erſtere. Der edle **Marner** iſt ein Dichter des XIII. Jahrhunderts geweſen, und hat ſich in der Hälfte deſſelben bey dem Grafen **Hermann von Henneberg** aufgehalten; der ein würdiger Nachahmer des großen Muſageten Landgraf **Hermanns von Thüringen** geweſen. Er gedenket deſſelben in einem recht pindariſchen Lobgeſange, den wir in den Proben der ſchwäbiſchen Poeſie a. d. 226. u. f. S. leſen. Er lebte freylich ſpäter, als die ältern Dichter und Meiſterſänger, **Walther von der Vogelweide**, **Reimar von Zweter**, **Heinrich von Veldeck**, **Nithart**, u. a. m. die er ſelbſt in dieſem Liede für tode angiebt, ja deren erſten er für ſeinen Lehrer preiſet:

Lebe von der vogelweide
Noh min meiſter her Walther ꝛc.

Allein bekanntermaßen haben dieſe alle in den erſten zehn oder zwanzig Jahren dieſes Jahrhunderts, an dem Hofe Landgraf Hermanns geblühet, und ihr Leben beſchloſſen. Es konnte alſo unſer **Marner**, um das 40ſte und 50ſte Jahr dieſes Jahrhunderts, von ihnen ſchon, als von todten Dichtern reden, die er nachahmete:

Lichte vinde ich einen want
Den ſi vunden hant die vor mir ſint geweſen
Ich muos us ir garten vnd ir ſprüchen bluomen leſen.

Und konnte gleichwohl um vierzig oder funfzig Jahre älter ſeyn, als der oberwähnte niederländiſche Urheber des Nouveau Renard, der allererſt 1290 geſchrieben hat.

Nun redet aber dieſer edle **Marner**, kurz nach der angezogenen Stelle, auf der 228ſten Seite, in einer Fabel, vom Fuchſe und Wolfe ſo: daß man deutlich ſiehet, es habe ſchon dazumal in Deutſchland der erſte **Reinhart**, und der andre Iſegrim geheißen; ſo wie ſie im Reineke Fuchs genennet werden. Dieſe Fabel muß ich hier einſchalten, um auch diejenigen zu überzeugen, welche die ſogenannten ſchwäbiſchen Gedichte nicht bey der Hand haben möchten.

Ein eſel gab für eigen ſich
Dem fuchſe das was guot
Da lert er in ſprechen wibtecklich
Si waren beyde hochgemuot
Sehe do vuort her reinhart ſeinen knappen in den gruenen kle
Er ſprach mein eſel huete dich
Der Wolf die ſchaden tuot
Erhört er dich
Des wart uff mich
Der eſel in dem graſe wuot
Da ſchuff im ſein mag vnfröide
Das er ſang ein Hugelied als e
Zuo dem gedöne kam gegangen iſegrim
Swas reinhart ſeit ꝛc.

Das übrige von der Fabel brauchen wir nicht: aber hieraus ſehen wir ſchon, daß **Reinhart** den Fuchs, und **Iſegrim** den Wolf andeutet. Und da dieſe Namen ſchon damals ſolchen Thieren, welche die vornehmſten Perſonen des Gedichtes von **Reineken dem Fuchſe** ſind, gegeben worden; an ſich ſelbſt aber deutſche Namen ſind: ſo ſchließt man billig, daß dieſe ganze Fabel ſchon eine uralte deutſche Erfindung geweſen: die alſo der Niederländer Gelée, oder Reiſ, als der des Deutſchen mächtig ſeyn mußte, nur ins Franzöſiſche gebracht; und vielleicht, einiger Veränderungen halber, die er ſelbſt darinn gemachet, Le nouveau Renard genennet hat.

Ich ſehe alſo gar nicht, was man wider den deutſchen Urſprung dieſes Gedichtes erhebliches einwenden will: zumal da der Fortgang der **Marneriſchen** Fabel, noch eine andre Aehnlichkeit mit dem alkmariſchen **Reineke Fuchs** hat. Denn der Fuchs führt den Wolf zu einer **Dru** oder Hexe, und laßt ihn verſchneiden:

Dü Dru den wolf verſneit
Er wart beſtümbelt ſo man ſeit

Wer hier den Ausgang des feyerlichen Zweykampfes, den Reineke mit Iſegrimen auf Königl. Erlaubniß gehalten, dagegen hält; der wird auch daraus abnehmen, daß **Marner** die Fabel von Reineken dem Fuchſe, vor Augen gehabt habe.

Auf ſolche Weiſe nun geſtehe ich freylich, daß **Heinrich von Alkmar** nicht der erſte Erfinder dieſes Gedichtes geweſen. Es kann auch ſeyn, daß er die ältern franzöſiſchen Ueberſetzungen deſſelben vor Augen gehabt, das uralte Deutſche hingegen ihm nicht bekannt geweſen; weil es allem Anſehen nach verlohren gegangen. Alles dieß aber hindert nicht, daß er nicht ſelbſt ſolche Aenderungen darinn gemachet, die auch ihm gewiſſermaßen, den Namen und die Ehre eines Urhebers und Erfinders erwerben können: zumal wenn er, wie ich gemuthmaßet, dieſelbe ſeinem Herzoge zu Lothringen zu Ehren, anders eingerichtet. Läßt man doch dem **Terenz**, und **Plautus** die Ehre, gewiſſer Luſtſpiele Verfaſſer geweſen zu ſeyn: ob ſie ſelbige gleich größtentheils aus dem Griechiſchen genommen, und nach ihrem Sinne geändert. Auch **Corneille**, **Racine**, und **Moliere**, haben theils ſpaniſche, theils griechiſche, theils wälſche Dichter nachgeahmet, überſetzet, und umgeſchmolzen: und doch müſſen ſie in dem Munde der Franzoſen, Eſprits createurs heißen. Warum ſollte denn ein deutſcher Dichter, in gleichen Umſtänden, nicht auch den Namen eines Urhebers verdienen?

Es ſchadet auch nichts, daß **Heinrich von Alkmar** ſich etlicher franzöſiſchen Wörter hin und wieder bedienet hat. Er hatte ſo lange in Lothringen, d. i. nahe an den franzöſiſchen Gränzen gelebet, daß ihm gar leicht einige ſolche Brocken im gemeinen Leben ankleben konnten. Die Niederlande ſonderlich haben ſeit Karls des großen Zeit, mit dem Franzöſiſchen viel zu thun gehabt, und vielen Wörtern dieſes Volkes das Bürgerrecht gegeben. Daher iſt auch dieſe Stunde das Holländiſche ſehr damit vermenget; zumal da ſo viele Flüchtlinge aus Frankreich ſich daſelbſt niedergelaſſen. Endlich habe ich ja eingeräumet, daß derſelbe einen franzöſiſchen **Reynard** vor Augen gehabt, als er ſeinen **Reineke** gemachet. Dieſes mag gnug ſeyn, das hohe Alter dieſer Fabel, und den wirklich deutſchen Urſprung derſelben ins Licht zu ſetzen. Vielleicht laſſen ſich bey mehrerer Aufmerkſamkeit, im Durchleſen der älteſten Dichter, noch mehrere Spuren davon wahrnehmen, um dieſes, was ich behauptet habe, mehr und mehr zu beſtätigen.

Dritter Abſchnitt.

Von dem großen Werthe dieſes Gedichtes,
von Reineken dem Fuchſe.

Iſt es aber der Mühe wohl werth, dieſe mühſamen Unterſuchungen von einem poſſirlichen Werke anzuſtellen, das weiter nichts, als eine ſpaßhafte Zeitkürzung abgeben kann? So möchte vielleicht einer, oder der andre hier bey ſich gedenken. Dieſer Frage zu begegnen, muß ich auch von dem beſondern Werthe dieſes Gedichtes, hier kürzlich handeln. Ich will aber denſelben, auf eine doppelte Art darthun; und zwar 1) aus den Zeugniſſen berühmter Männer, und gelehrter Kenner von politiſcher, moraliſcher und antiquariſcher Gelehrſamkeit; 2) aus den innern Regeln der epiſchen Dichtkunſt, die darinnen aufs genaueſte beobachtet worden.

Der älteſte alſo, der dieſes Gedichtes beſondern Werth erkannt hat, und mir bekannt geworden, iſt der berühmte D. Erasmus Alberus geweſen. Wir haben 49 deutſche äſopiſche Fabeln von ihm, die ſchon um D. Luthers Zeiten ans Licht getreten ſeyn müſſen: denn ich finde ſie ſchon in der roſtockiſchen Ausgabe des Reineke Fuchs von 1549. angeführet. Die zweyte Ausgabe davon kam 1590 zu Frf. am M. in 8. heraus, und in der Vorrede ſuchet ſich der Verfaſſer wegen der Lehrart durch Fabeln, beſtens zu entſchuldigen. Nachdem er nun die heil. Schrift u. d. m. zu ſeinem Behufe angeführet, ſchreibt er ſo:

„Es haben auch vor dieſer Zeit treffliche Leut durch Reymen gute Lehre geben.
„Als D. Sebaſtianus Brant, Herr Freydank, Herr Hans von Schwarzburg,
„Johann Morßheim der Schweitzer. Der Renner, vnd der das Memorial der
„Tugend gemacht hat. Aber vnter allen hab ich nie kein feiner noch meiſterlicher
„Gedicht geleſen, als das Buch von Reineken, welches ich nit geringer acht, denn
„alle Comedien der Alten. Deſſelben Buchs Meiſter iſt ein Sachs geweſt, ein
„hochverſtendiger weiſer Mann, ein Ehr aller Sachſſen, der hat wol verſtanden,
„was **Aula** vnd Welt heißt.“

Ein ſo rühmliches Zeugniß wird durch die Wichtigkeit des Mannes, der es geſtellet hat, noch anſehnlicher. Nun war Alberus ein Zuhörer von D. Luthern ſelbſt geweſen. Er ward von D. Carlſtadten vergeblich gereizet; die Theologie zu verlaſſen.

laſſen. Er ward darauf Prediger an verſchiedenen Orten; war aber ſiebenmal ſo unglücklich, ins Elend verjaget zu werden. Endlich ward er Hofprediger des Churfürſten Joachims von Brandenburg, von da er nach Rotenburg an der Tauber, und hernach nach Magdeburg berufen ward, bis er zuletzt als Generalſuperintendent zu Güſtrow im Mecklenburgiſchen, und D. der H. Schrift, 1553. zu Neubrandenburg ſtarb. Seine vielfältigen theologiſchen und poetiſch moraliſchen Schriften, findet man im Gelehrtenlexicon verzeichnet. Man ſieht alſo, daß ein Mann, der zu ſeiner Zeit ein Licht der Kirche, ein eifriger Verfechter der evangeliſchen Lehre, wider das **Interim**, und andre Schwärmereyen geweſen, dieſem Alkmariſchen Gedichte allerdings ein vielgültiges Lob beygeleget habe.

Der zweyte Zeuge von dem Werthe dieſes Werkes ſey ſein erſter hochdeutſcher Dollmetſcher, der ihn 1545. zu Frankfurt bey Cyriac Jacob zum Bart, in fol. herausgegeben. Wie ich aus Schoppers Zueignung an den Kaiſer ſehe, ſo hat derſelbe **Beuther** geheiſſen. Weis ich nun gleich deſſen Umſtände nicht zu melden: ſo iſt es doch gewiß, daß er ſich in ſeiner Dollmetſchung überall als ein verſtändiger Mann erweiſt, und als ein Ueberſetzer demſelben, weit fleißiger nachgedacht haben muß, als hundert Leſer zu thun pflegen. Seine Vorrede hebt ſich ſo an:

„Lieber Leſer, als ich diß Buch in Sechſiſcher ſprach geleſen, hat es mir der-
„maſſen gefallen, daß ich meine Zeit gern darinnen vertriben, vnd dieweil ich ver-
„hofft, es ſolte zu erbarkeit vnd verſtand manchem nutz ſein, inn vnſere Hochteut-
„ſche ſprach bringen wöllen. Denn es iſt on daz es auch ſehr kurtzweilig iſt, auß
„dieſem Buch zu lernen, wie ſich einer gegen freunden vnd feinden, groß vnd klein,
„arm vnd reich, hohes vnd niedriges ſtandes, in dichten vnd trachten rhat vnd that,
„geben, handeln vnd wandeln halten ſoll, das es ihm ehrlich, nutz, gut vnd on
„fahr ſei. Sind darneben allerlei laſter alſo darinn geſtrafft, vnd mit angezeigten
„vrſachen vnd nutz alſo zur Tugent vnd Erbarkeit vermanet, das einer gantz hart
„verſtockt vnd verſturtzt, von natur harts gemut haben muſte, den es nicht beweg-
„te. u. ſ. w.“

Nicht mit geringerm Lobe ſchrieb eilf Jahre hernach **Hartmann Schopper**, aus Neumark im Nordgau, ſein lateiniſcher Ueberſetzer, von ihm. Er richtet ſeine Zueignungsſchrift 1566. an den Kaiſer **Maximilian** den II.: welches allerdings zu verwundern iſt: da dieſes Werk in ſo vielen Stücken der römiſchen Kirche damaliges Verderbniß und Verfall ſehr deutlich darſtellet. Ich könnte die halbe in Verſen abgefaßte Zueignungsſchrift hieher ſetzen, wenn ich alles rühmliche davon anführen wollte. Z. E. ſo redet er den Kaiſer an:

Nunc dolus aſtutae, tibi nunc fallacia Vulpis
Fraus quaſi ſimioli, gaudia multa ferat.
Quam rogo ne tetrici ferus abiice more Catonis,
Carmen at attenta perlege mente prius.
Nam fateor certe bona plurima continet in ſe
Haec brevibus Vulpes ingenioſa modis.

Forte quis obiiciet, quaſi te, vulpecula fallax,
Ludere figmento liberiore velim.
At procul a noſtris id moribus abſit, amicos
Fallere, vel Reges ludificare dolis &c. &c.

Hier vertheidiget er ſich nun, daß er die Fürſten dadurch nicht habe beleidigen wollen; aber viel deutlicher redet er in der Vorrede davon: Illum cum diligentius perlegiſſem, utilitatemque ejus altius animo conſideraſſem, facile onus ſuſceptum - - ſuſtinui. Jucundiſſimus enim & feſtiviſſimus lectu hic liber eſt: & ex illo, quo animo erga hoſtes & amicos, & tam ſummæ, quam infimæ conditionis homines affectus eſſe debeas, ut & honori & ſaluti tuæ conſulas, breviter & artificioſe diſcitur. Præterea etiam omnium flagitiorum ſceleratiſſima colluvies, ob oculos poſita ad, virtutis ſtudium animos; noſtros incitat, ut plane beſtiarum hæc exempla quem non moveant, eum mentem habere ferream, & in omni malitia ſubmerſam exiſtimem. Nec affirmare dubitarim, attento lectori, cujuscunque dignitatis aut fortunæ ſit, (ita varios fortunæ caſus ad textum ſedulo adcommodavit), librum hunc theſauri inſtar precioſiſſimi fore, & promtuarii inſtructiſſimi, quod adverſus fucatos ſæculi hujus mores pharmaca exhibeat præſentiſſima. Nam varios mundi hujus curſus, multiplicesque omnium hominum machinationes, graphice depictos nobis oſtendit: quibus recte cognitis innumera pericula & fraudes vitare, vitamque dextre & prudenter inſtituere homini non prorſus ſtupido facillimum eſt. &c. &c.

In eben dieſen gegründeten Gedanken nun hat eben dieſer Ueberſetzer den Titel ſeiner Dollmetſchung: Speculum vitæ aulicæ, gegeben; nicht nur, weil es dazumal gewöhnlich war, außer dem Sachſen- und Schwabenſpiegel, allerley Bücher mit dieſem Namen der Spiegel, zu benennen: wie ſolches der Regentenſpiegel, der Layenſpiegel, der Narrenſpiegel, u. d. gl. m. bezeugen; ſondern weil in der That dieſer **Reineke Fuchs**, eine ſolche Abſchilderung und Vorſtellung, des Hoflebens, ja der ganzen Welt im kleinen liefert, und in ſich hält.

Wollte ich ſo fortfahren, und aller neuen Ausgeber Vorreden anziehen, den großen Werth dieſes Gedichtes darzuthun: ſo würde ich viel zu weitläuftig werden. Ich komme alſo auf den ſchon angezogenen **Rollenhagen**, den Urheber des Froſchmäuſelers. Was dieſer dem **Reineke Fuchs** für Lobſprüche beygeleget, iſt aus ſeiner Vorrede zu erſehen; die er gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts geſchrieben hat. Seine Worte mag ich hier nicht nochmals wiederholen, ſondern überlaſſe es dem geneigten Leſer, ſie oben nachzuſehen. Und ob er wohl in der Perſon des Urhebers ſich geirret; wie bereits gezeiget worden: genug, daß daraus die treffliche Meynung, die dieſer gelehrte magdeburgiſche Schulmann, von dem Werke ſelbſt geheget hat, zur Gnüge hervorleuchtet.

Ich komme alſo auf den berühmten Rechtsgelehrten **Johann Wilhelm Laurenbergen**, der zu Roſtock öffentlicher Lehrer geweſen, und ſich nebſt andern gelehrten Schriften, auch durch ſeine vier plattdeutſche Scherzgedichte bekannt gemachet hat. Dieſer kömmt in ſeiner IV. Satire, die von almodiſcher Poeſie on Rymen handelt, unter andern auch auf dieſen **Reinike Fuchs**, und giebt ihm die größeſten Lobſprüche:

In weltlicker Wyßheit ys kein Boeck geſchreven,
Dem men billick mehr Rohm und Loff kan geven,
Als Reineke Voß: ein ſchlicht Boeck, darinnen
Tho ſehnde ys ein Spegel hoger Sinnen.
Verſtendigkeit in dem ringen Gedicht
Als ein dürbahr Schat verborgen Licht.
Glyck als dat Für ſchulet in der Aſche,
Vnd güldne Penninge in einer ſchmerigen Taſche,
Man hefft ſick twar thomartert dat Boeck tho bringen
In hochdüdſche Spraeck, men ydt wil gantz nicht klingen,
Idt klappet yegen dat Original tho recken,
Als wen men plecht ein Stücke vul holt tho brecken
Edder ſchmitt einen olden Pott gegen de Wand,
Dat maket, dewyl yuw ys unbekand.
De natürlicke Eigenſchop derſülven Rede:
Welcke de angebahrne Zierlichheit bringt mede.
Gy könnt nicht löchnen, dat bald yederman,
By uns Hochdüdiſch verſtahn und reden kan,
Men by yuw under hundert men kuem einen fünde,
De unſe Spraeck verſtahn, veel weiniger reden künde.

Ich nehme dieſe Stelle aus der erſten Ausgabe dieſer Gedichte vom 1655ſten Jahre; und bemerke, daß dieſelbe den Namen des Verfaſſers **Hanß Wilmſen L. Roſt.** ſchreibt: worinn ihr alle nachmalige Auflagen, bis auf die letzte Caſſeliſche von 1750. gefolget ſind. Dadurch ſind nun unzähliche, auch wohl gelehrte Leſer betrogen worden; indem ſie geglaubet, ein Licentiat, oder Ludewig **Roſt** ſey Urheber dieſer Satyren: da ſie doch Laurenbergs von Roſtock, oder des Roſtockers, Satiren ſind und heißen ſollen.

Auch hier; übergehe ich die Lobſprüche eines neuern Ausgebers, der 1662. zu Roſtock eine neue Ausgabe in neuern Verſen beſorget hat, und eile zu **Dan. Ge. Morhofs** Zeugniſſe vom 1682ſten Jahre. Das Urtheil eines ſo gelehrten Mannes iſt von dem größten Gewichte in der gelehrten Welt. Ich muß es alſo von der 366ſten S. ſeines Unterrichts von der deutſchen Sprache und Poeſie, hier einrücken: „In niederſächſiſchen Verſen, heiſit es, hat man den ſo genannten und jedermann „wolbekannten **Reincken** Voß, ein überauß ſinnreiches Buch, worinnen unter „einer Fabul, der Lauff der Welt, vnd alle höfiſche Sitten, vnd Streiche, ſo artig „abgebildet werden, daß von keinem alten Poeten ſolches beſſer hätte vorgeſtellet „werden können. Es mögen billig alle Niederſachſen diß Buch als eine Frucht

„eines wol geſchliffenen Verſtandes werth und in Ehren halten. Denn ob zwar
„in der Vorrede deſſelben gedacht wird, ob ſey es aus der Frantzöſiſchen Sprache
„überſetzet, ſo iſt ſolches von dem Autore vorgegeben, damit er deſto ſicherer un-
„ter dieſem Vorwande ſich verſtecken könne. Wer die niederſächſiſche Sprache ver-
„ſtehet, und davon urtheilen kan, ſiehet wol aus der Fügung der ganzen Rede,
„daß es einheimiſcher und nicht fremder Abkunft ſey. Die es in lateiniſche und
„hochteutſche Sprache überſetzt, haben es vielmehr verdorben. *Janus Guiliel-*
„*mus* Laurenbergius, der die ſinnreichen Scherzgedichte in Niederſächſiſcher Spra-
„che geſchrieben, hält davor, es ſey kein beſſer Buch nechſt der Bibel, als dieſes.“

Hiebey muß ich zweyerley anmerken. Erſtlich beſtätiget **Morhof**, **Laurenbergs** Urtheil, daß die hochdeutſchen und lateiniſchen Ueberſetzungen des **Reineke Fuchs**, dem plattdeutſchen Originale nicht gleich kommen: und hierinn kann man ihm leicht recht geben: theils 1) weil die damaligen Ueberſetzer, als Oberdeutſche, der niederſächſiſchen Mundart nicht recht kundig geweſen; theils 2) weil ſie wiederum alles in Verſe haben bringen wollen, welches ohne Verluſt des Originals unmöglich iſt; theils 3) weil alle Originale in der Dollmetſchung etwas verlieren. Allein es haben ſich auch alle obige Ueberſetzer außerdem viel Freyheiten genommen, viel ausgelaſſen, verändert und eingeſchaltet; auch wenn es ganz wohl möglich geweſen wäre, beym Grundterte zu bleiben. Dieſes beweiſt alſo noch nicht, daß es ganz unmöglich ſey, eine richtige Dollmetſchung zu machen; wenn es nur an Kenntniß der Sprachen und am Fleiße nicht fehlet, ſodann aber in ungebundener Rede überſetzet wird.

Zweytens iſt es ſo richtig nicht, daß **Laurenberg** den **Reineke Fuchs** nach der Bibel für das beſte Buch gehalten. Denn ob ich gleich dieſe Stelle ſehr mühſam geſuchet: ſo habe ich doch nichts mehr gefunden, als daß er unter die Vorzüge der plattdeutſchen Sprache 1) die darinn verhandene Bibelüberſetzung, die er fälſchlich für älter, als alle hochdeutſchen hält; ſodann 2) den **Reineke Fuchs**, als ein plattdeutſches Original zählet; welches doch auch nach dem obigen etwas zweifelhaft geworden. Heißt dieß aber ſelbiges Gedicht nächſt der Bibel hochſchätzen?

Nun würde die Ordnung der Zeugniſſe den Prof. **Hackmann** in ſeiner Einladungsſchrift vom 1709ten Jahre treffen, aus der ich große Lobſprüche anführen könnte. Allein ich kann mich dabey nicht aufhalten, und eile alſo zu einem neuern Rechtsgelehrten und großen Kenner der ſchönen Wiſſenſchaften. Dieſer iſt der ſel. geh. Rath **Heineccius** in Halle; ein Mann der unſern **Reineke Fuchs** noch auf einer andern Seite angeſehen hat. Jene haben ihn als einen Sittenlehrer und Staatsverſtändigen betrachtet: er aber ſieht ihn als einen Schatz deutſcher Alterthümer, zumal in gerichtlichen Gewohnheiten an. Es ſteht dieſes Urtheil von ihm in der Vorrede zum II. Bande ſeiner Element. Juris Germanici, a. d. V. u. f. Seite. Ich muß ſeine Worte im Lateine anführen, um durch eines ſo lateiniſchgelehrten Mannes Ausſpruch, alle die ſtolzen Lateiner unſerer Zeiten zu beſchämen, die ſolche alte deutſche Gedichte nur mit Naſerümpfen, und einem höhniſchen Lächeln anſehen; ja diejenigen voll Mitleidens betrachten, die ſich mit dergleichen Dingen was zu thun machen. So lauten aber ſeine Worte:

Enimvero eſt hæc ſæculi noſtri labes, ut pleraque, quæ a majoribus noſtris ſcripta ſunt faſtidiant poſteri, iisque exterorum libros præferant, quamvis nec rerum ubertate, nec nativa verborum elegantia cum illis comparandos. Quod ut alio exemplo demonſtrem, ſemel me etiam uſum eſſe memini teſtimonio elegantis ingenii Poetæ, cui *Vulpeculam Reineke* debemus: & puduit me propemodum, inde ſæpius illuſtrare Jurisprudentiam Germanicam, non quod non plura in eo poemate vel maxime ad rem facerent; ſed ne in re ſeria nugas agere velle viderer. Et tamen veriſſimum eſt, *Germanos non modo hoc poema multis Græciæ ac Latii monumentis* opponere poſſe, ſi juſtum rebus ſuis pretium ſtatuerent; verum etiam incredibilem rerum præſtantiſſimarum Theſaurum in eo eſſe reperturos, ſi a ſe impetrare poſſent, ut illud in manus ſumerent. Sic ſane, ut alia ab inſtituto aliena prætermittamus, ſæpiſſime hic Poeta, rem judiciariam Germanorum attingit, eamque tam luculenter, quamvis aliud agens, deſcribit, ut eum id unum egiſſe crederes. &c. &c.

Hie hebt er nun an, weitläuftig alle die Stellen durchzugehen, da bald Reineke vor Gerichte angeklaget, bald vorgefordert, bald verdammet, bald wieder losgegeben wird; bald zum Zweykampfe gefodert, und dazu gelaſſen wird, u. d. m. Und in allem dieſem zeiget er, wie trefflich man die alten deutſchen Gebräuche in gerichtlichen Dingen aus dieſem Buche lernen könne: welches allerdings eine neue Vortrefflichkeit dieſes Buches, in Anſehung der Herrn Rechtsgelehrten, an den Tag leget.

Nunmehr iſt noch eine ſchöne Seite des Reineke Fuchs übrig, die aber von allen meinen Vorgängern nicht bemerket worden. Es iſt dieſes die poetiſche, und zwar in Anſehung der Regeln des epiſchen Gedichtes, die ſo wenigen auch unter neuen Dichtern bekannt, und ſo ſchwer zu beobachten ſind; gleichwohl aber von unſerm **Heinrich von Alkmar**, nicht nur verſtanden, ſondern auch aufs genaueſte beobachtet worden. Es iſt zu verwundern, daß auch **Morhof**, der doch ein Kunſtrichter war, oder ſeyn wollte, und von **Flemmings** Fähigkeit zu einem epiſchen Gedichte geurtheilet hat, hierauf nicht geſehen. Allein es ſteht dahin, ob er jemals den ganzen **Reineke Fuchs** in einem Striche durchgeleſen; und alſo im Stande geweſen, ihn in Gedanken, gegen die **Ilias** oder **Aeneis**, nebſt **Ariſtoteles** Regeln von der Epopee, zu halten. Ohne dieſes kann man von einem ſolchen Gedichte gar nicht urtheilen; und bleibt immer unter dem Haufen gemeiner Leſer, die nur Stückweiſe ein Gedicht anſehen, das Ganze aber niemals überſehen. Ueberhaupt aber finde ich im ganzen Tractate von der D. Spr. und P. keine Spur, daß ſich Morhof bis zu der innern Kenntniß der Gedichte erhoben hätte. Er urtheilet allezeit nach dem äußern; und läßt einige gute Gedanken, nebſt einem muntern Ausdrucke und reinen Verſe für ſattſame Beweiſe eines guten Dichters gelten: worinn er gleichwohl ſo viele Lehrer der Dichtkunſt, nebſt andern vermeynten Kennern zu Brüdern hat.

Das Hauptwerk bey einer Epopee iſt nach dem Ariſtoteles die Fabel. Dieſe iſt nun bey dem **Reineke** ſehr ſichtbar: und zwar auf eben den Schlag, wie Homer ſeine Batrachomyomachie eingerichtet hat. Gleicht ſie aber derſelben in der allegoriſchen Verkleidung ſeiner Perſonen in Thiere; ſo gleicht ſie ſonſt der Odyſſee in der Art. Die Ilias und Batrachomyomachie nämlich, ſind pathetiſche Fabeln, weil darinn die Leidenſchaften herrſchen: die Odyſſee aber, nebſt unſrem Reineke ſind moraliſche Fabeln, weil darinn die ruhigen Handlungen bey dem Hofleben abgeſchildert werden. Die Handlung eines Heldengedichtes muß einfach ſeyn: und auch dieſes hat unſer Dichter gewußt und beobachtet. Er beſingt nicht das ganze Leben ſeines Fuchſes, wie ein Scriptor Cyclicus gethan haben würde: ſondern er bleibt bey einer einzigen That, nämlich bey der ſchlauen Auswickelung des Reineke, aus allen denen ihm gelegten Fallſtricken, ſtehen.

Dieſe einzige Handlung nun füllet das ganze Gedicht, und wird ſo vollſtändig erzählet, daß man Anfang, Mittel und Ende davon ſiehe. Sind die epiſchen Fabeln ſonſt einfach, oder verwirrt: ſo gehöret dieſe vom Reineke zu den einfachen, indem der Dichter in ſeiner Erzählung der Zeitordnung folget. Indeſſen fehlet es ihr an dem nöthigen Knoten nicht; der ſo wohl in ſeiner Einſchürzung, bis in die Gefahr am Galgen zu ſterben, als in der Auflöſung, bey dem völligen Siege über den Wolf, ſo glücklich getroffen iſt, daß auch eine Peripetie, oder ein Glückswechſel erfolget: indem der vorhin ſtolze und ſtarke Wolf den kürzern zieht, und elend zugerichtet vom Kampfplatze getragen wird; der vorhin bedrängte Fuchs aber, ſieget, in große Gnade bey dem Könige kömmt, ja gar ſein Kanzler und erſter Miniſter wird. Die ganze Fabel eines Heldengedichtes muß endlich auf eine Sittenlehre hinauslaufen; wie ſolches Homer und Virgil beobachtet haben. Unſer Reineke Fuchs hat die ſeinige auch. Denn was iſt deutlicher, als was der Dichter am Ende den triumphirenden Fuchs ſelbſt ſagen läßt? **So iſt denn die Weisheit auch über das Gold hoch zu ſchätzen:** welche auch durch das ganze Gedicht überall herrſchet.

Die Charactere ſeiner Perſonen, ſind nach der Natur und Art der Thiere, die er dazu gewählet, vollkommen beobachtet. Es iſt wahr, daß er unvernünftigen Thieren inſoweit menſchliche Handlungen, Würden und Stände beyleget; da er z. E. unter ihnen Mönche, Biſchöfe, Capläne, Schreiber u. d. gl. dichtet. Allein das iſt eine nothwendige Folge der thieriſchen Fabeln, dieſelben dadurch lehrreicher zu machen. In der einzigen äſopiſchen Vorausſetzung, daß einmal eine Zeit geweſen, da die Thiere Verſtand und Sprache gehabt, iſt alles übrige auch ſchon enthalten. Wer will ihm aber jene verargen, da ſie ſeit undenklichen Jahren in der Dichtkunſt gewöhnlich iſt? Es iſt wahr, daß er dem Leuen einen Sitz in

Deutſchland giebt, welches der Natur nach nicht wahrſcheinlich iſt. Allein der Leu war einmal der König der Thiere, und in der Nähe von Aachen mußte der Auftritt ſeiner Fabel ſeyn; um ſein Gedicht den Deutſchen nützlicher zu machen. Denn was hätte uns ein **Reineke Fuchs** aus den africaniſchen Wüſteneyen für Vortheil ſchaffen können; wenn es ja in Africa noch Füchſe giebt?

Ein mehreres von den Geſinnungen, den Sitten, dem Ausdrucke und andern äuſſerlichen Stücken dieſes Gedichtes zu ſagen, leidet der Raum nicht: genug daß alles nach den Regeln Lob verdienet. Nur die Anrufung im Anfange des Gedichtes fehlet; ſo wie inwendig die Maſchinen, d. i. die Hülfe der Gottheiten, oder höhern Weſen. Allein das iſt ein Fehler, der ihm vielleicht noch mehr zum Lobe gereichen kann, als dem Engländer **Glover**, in ſeinem **Leonidas**. Denn da jener von Thieren dichtete, dieſer aber von Menſchen; ſo ſieht ein jeder, was ich meyne. Kurz, **Heinrich von Alkmar**, hat uns nach Homers Zeiten, die erſte und beſte komiſche Epopee geliefert, und ſelbſt deſſen Batrachomyomachie weit übertroffen: wie man in meiner kritiſchen Dichtkunſt IV. Auflage im III. Hauptſtücke des II. Th. von komiſchen Heldengedichten, weitläuftiger nachſehen kann.

Vierter Abſchnitt.

Von den vielen Ausgaben und Ueberſetzungen dieſes Gedichtes.

Ich hätte dieſen Abſchnitt ganz zu dem vorigen ſchlagen können, weil in der That, die Menge der Auflagen und Ueberſetzungen, auch einen Beweis der Vortrefflichkeit eines Werkes abgeben kann. Allein der groſſe Vorrath derſelben erfoderte eine Abſonderung; und alſo will ich, was mir davon bekannt geworden, nach der Zeitordnung zuſammentragen. Ich werde dabey alles zuſammen nehmen, was ich theils ſelbſt in Händen habe, theils aber von **Morhofen**, **Hackmannen** und **Eckarden** bereits angemerket worden. Die deutſchen Ausgaben gehen vor; und ungeachtet man die hochdeutſchen auch zu den Ueberſetzungen rechnen könnte: ſo will ich ſie doch von den plattdeutſchen nicht trennen, da es im Grunde nur verſchiedene Mundarten einer und derſelben Sprache ſind.

I. Verſchiedene Ausgaben.

I. Ausgabe von 1498. Dieſe hat Herr **Hackmann** in Händen gehabt, und darnach die Wolfenbütteliſche von 1711. abdrucken laſſen. Wo aber das Original hingekommen iſt, weis man nicht. Es wäre werth geweſen, auf die Wolfenbütteliſche Bibliotheck zu kommen, und als eine Seltenheit aufbehalten zu werden. Hiebey muß ich etwas anmerken. In der göttingiſchen gelehrten Zeitung dieſes 1752. Jahres 49ſtem Stücke, ſtund unlängſt eine Nachricht, die mich nicht wenig befremdete. Man meldete aus Herrn Magni Celſii Hiſtorie der Königl. Stockholm. Bibliothek, daß das erſte Buch, welches 1483. in Schweden gedrucket worden, der **Reineke Fuchs** geweſen. Dieſes hätte nun, wenn es wahr wäre, alle meine obige Nachrichten von dem Buche übern Hauſen geworfen. Das Buch war zu allem Glücke bey uns auch zu haben, und ich ließ mirs mit großer Ungeduld holen, um hinter die Wahrheit der Sache zu kommen. Allein zu meiner großen Verwunderung fand ich nicht, was man daraus angekündiget hatte. Auf der 9ten Seite ſteht zwar, daß ein Dyalogus creaturarum moralizatus in Schweden 1483. gedrucket worden, und daß noch eine ältere Ausgabe dieſes Buches 1481. zu Cöln ans Licht getreten. Daß aber ſolcher Dialogus **der Reineke Fuchs** ſey, finde ich daſelbſt nicht: außer daß **Herr Celſius**; als der Verfaſſer der Hiſtorie der Stockh. Kön. Bibliothek, hinzu ſetzet: es ſey ſolches ein, dem Reineken Fuchs ähnliches Werk; (i. e. Apologos, ad modum decantatiſſimæ & lepidæ Vulpeculæ, Henrici Alcmarienſis, complectens.) Das war nun ganz was anders, und ſtellete mich wieder völlig in Ruhe. Indeſſen iſt es mir noch nicht möglich geweſen, ſelbigen Dialogum Creaturarum moralizatum aufzutreiben; um ſeine Aehnlichkeit, mit unſerm Gedichte ſelbſt einzuſehen.

II. Ausgabe, Roſtock 1522. Dieſes iſt nach **Alkmars** Ausgabe die erſte Baumanniſche Ausgabe geweſen. **Morhof** meldet nicht, wo dieſelbe gedrucket worden. **Rollenhagen** ſtimmet zwar in der Meldung des Jahres mit dem erſtern überein, daß ſie 1522. ans Licht getreten; aber den Ort nennet er auch nicht, außer daß er den Verleger, **Ludewig Dietzen** Buchdruckern zu Roſtock nennet, welchem Baumann ſein Buch zu drucken gegeben. **Hackemann** aber ſaget deutlich: daß ſie, zu Roſtock herausgekommen.

III. Ausgabe, 1539. zu Roſtock. Dieſe kenne ich nur aus **Hackmanns** Einladungsſchrift. Sie ſoll von eben dem Verleger, nur mit ſchönern Figuren gedrucket ſeyn.

IV. Ausgabe. Frankfurt am Mayn bey **Cyriaco Jacobo zum Bart.** M. D. XLV. Dieſe kennet **Hackmann** nicht. Sie iſt die erſte hochdeutſche, und unter dem Titel: **Reinken Fuchs, das andere Teyl des Buches Schimpf und Ernſt** rc. gedrucket. Der Ueberſetzer hat **Beuther** geheißen, wie mich **Schopper** in ſ. Zueignung an Kaiſer Max. II. lehret:

> Quos, puto, Saxonico *Beutherus*, ore loquentes
> Germano juſſit cultius ore loqui.

Das Buch Schimpf und Ernſt iſt ein viel älteres Buch, auch aus dem XVten Jahrhunderte. Ich habe dergleichen alte Ausgaben ſelbſt in Wien geſehen, die gleichfalls in Fol. waren. Nachmals hat mans 1545. ohne Meldung des Ortes in 4. wieder gedrucket. Was an dieſer Ausgabe, die ich ſelbſt beſitze, merklich iſt, iſt dieſes, daß a. d. 10. u. f. B. unter dem Titel: **Von Untrew, Vinantz, Liſt vnnd mancherhandt geſchwindigkeit des Hofflebens, eine luſtige Fabel vnd Beiſpiel voller lere vnd weißheit,** ein kurtzer Auszug aus dem Reineke Fuchs, von Anfang bis zum Ende, auf zehn Blättern ſteht. Dieß iſt nun mit der Folio Ausgabe in einem Jahre vermuthlich an verſchiedenen Orten gedruckt; aber es iſt mit keinem Worte gedacht, daß ein ſolch Buch, **Reineke der Fuchs**, in der Welt ſey. Ich habe noch von 1618. eine Ausgabe des Buches Schimpf und Ernſt, in 8. darinn dieſer Auszug nicht ſteht: ob ſie gleich ſonſt gegen die erſte, ſehr vermehret iſt. Dieſe Ausgabe des Reineke Fuchs iſt gegen das Ende im Texte, und in Noten, ſehr verſtümmelt, wie der Verfaſſer ſelbſt geſteht.

V. Ausgabe, Roſtock 1548. wie **Hackmann** ſaget; oder beſſer 1549. wie ich aus dem Buche ſelbſt auf dem CCLXXII. Blatte ſehe: **Duſent vyff hundert negen vnd veertig.** Doch da das Titelblatt meines Abdruckes unten abgeriſſen iſt, ſo könnte es ſeyn, daß auf demſelben das frühere Jahr geſtanden hätte; weil man etwa darinnen angefangen das Buch zu drucken. Ich ſchließe ſolches aus dem Schluſſe des Regiſterbogens, der vier Jahre neuer iſt: **Gedrückt tho Roſtock dorch Ludowich Dietz** M. D. LIII.. Dieſe Ausgabe iſt in 4. auf ſchönes ſtarkes Papier mit großen ſcharfen Lettern gedruckt: doch ſaget **Hackmann**, daß die erſte Lübeckiſche noch ſchöner geweſen.

VI. Ausgabe, die Frankfurter, die nach **Hackemanns** Berichte, Johann Wolf 1572. gedrucket haben ſoll. Sie ſoll in eben dem Formate als die vorigen, aber mit ſchlechtern Lettern, und Figuren erſchienen ſeyn. Er ſagt nicht, ob ſie hochdeutſch oder niederdeutſch iſt. Vermuthlich iſt das letzte.

VII. Ausgabe, die Frankfurter plattdeutſche von 1575. Dieſe habe ich ſelbſt, und ſie iſt in 8. auch mit Holzſchnitten gezieret. **Hackmann** hat ſie nicht gekannt; es wäre denn, daß die vorige mit ihr einerley wäre: ſo müßte aber ſeine Jahrzahl falſch ſeyn. Sie ſtimmet ziemlich genau mit der Roſtockiſchen von 1549. überein, bis auf die Rechtſchreibung.

VIII. Ausgabe, die Roſtocker, die **Laurentz Albrecht**, durch **Steffen Moſemannen** 1592. drucken laſſen. Ich kenne ſie nur aus **Hackemannen**, welcher das Format und die Mundart nicht nennet.

IX. Ausgabe iſt die Frankfurter von 1602. 8. Dieſe habe ich ſelbſt, und **Hackemann** hat ſie nicht gekannt. Sie iſt ein bloßer Nachdruck der erſten hochdeutſchen in Fol. deren Text in alten Knittelverſen war. **Melch. Hartmann** hat ſie in **Niklas Baſſäi** Verlage gedruckt. Sie hat Holzſchnitte, aber nicht bey allen Capiteln.

X. Ausgabe, die Hamburgiſche von 1604. Dieſe nennet auch **Hackemann**, und meldet, daß **Froben** ſie gedrucket, aber ſehr ſchlecht und voller Druckfehler. Ich habe ſie ſelbſt in Händen. Sie führet den Titel; Reineke de Voß, dat ys: Ein ſchön vnde nütte Gedichte, vull Wyßheit, guder leren vnde luſtiger Exempeln, in welcker faſt aller Minſchen Weſen, handel ꝛc. affgemalet werdt. Benevenſt dem ſittlicken Verſtande. Im Jahre 1606. Am Ende ſteht aber: Gedrückt dorch Paul Langen MDCIIII.

XI. Ausgabe. Die Roſtocker von 1662. bey **Joachym Wilden.** Dieſe hat eine neue poetiſche Ueberſetzung in allerley veränderten Versarten; und wie auf dem Titel ſteht: **auff das Neue, mit allerhand jetziger Zeit üblichen Reimarten, als vier, fünff, neun, zehen, zwölff, dreyzehen, ꝛc. langkurtzen, kurtzlangen, langgekürtzten, gekürtztlangen und eingeſprengten, bald reinen, wie auch abwallenden kurtzſchließenden ꝛc. ausgezieret.** Wie getreu aber der Herr Ueberſetzer mit ſeinem Schriftſteller umgegangen ſey, erhellet aus ſeinem eigenen Geſtändniſſe, da er ſich rühmet, daß er ihn: **Mit etzlichen hundert Verſen bereichert, und mit unterſchiedlichen Sitten- und Lehrſätzen verbeſſert** habe. Auch die ganze Abtheilung des Buches iſt verändert, indem es hier nur III. Theile hat. Wir wollen doch einige Proben ſehen. Z.E. auf der 70. S. ſteht, wie der Bär in Ruſtefeils Hofe, im Baume geſtecket. Da ruft ihm Reineke ſo zu:

Herr Oheim, ho! ho!
wie ſchreiſtu den ſo?
haſtu dich geſtillet,
und dikke gefüllet?
ſo geht es, wenn man
nicht meſſigen ſich kan.

Nun ſtille mein Bär,
dort kommen ſie her,
die wollen einſchencken,
mit prügeln bedencken:
Wohl ſchmeck dir der Schmaus!
Ich gehe nach Haus.

Doch genug davon. Am Ende ſteht **ein Summariſcher Begriff, dabey auch die Scanſion, oder Fußabtheilung** mit den gewöhnlichen Zeichen ◡ -, befindlich iſt; woraus man die mannigfaltigen Arten des Sylbenmaßes im ganzen Werke erſehen kann. Allein die Verſe ſelbſt ſind gar nicht ſonderlich, und oft wegen der kurzen Versarten ſehr gezwungen.

Die XII. Ausgabe iſt wiederum aus Hamburg von 1666. und von dieſer urtheilet **Hackemann** ebenfalls, daß ſie bey **Doſen**, und zwar ſehr fehlerhaft gedruckt worden. Ich ſelbſt habe ſie nicht geſehen.

Die XIII. Ausgabe iſt in Wolfenbüttel 1711. in 4. mit lateiniſchen Buchſtaben gedrucket worden; welcher Hackmanns Schrift vorgeſetzet iſt. Er glaubt darinn feſt, daß dieſes die rechte braunſchweigiſche Mundart ſey, der ſich der alte Verfaſſer bedienet habe. Ich vermuthe, daß er ſelbſt der Herausgeber geweſen, weil er eine neue Ausgabe, nach dem alten erſten Drucke zu machen Luſt bezeiget hatte. Es iſt ihr noch ein altes plattdeutſches Gedicht, **der Koker** genannt, beygedruckt. Dieſes liefert eine Menge kurtzgefaßter Sittenſprüche, die vermuthlich nach Art des hochdeutſchen **Freydankes** abgefaſſet worden; aber demſelben gar nicht gleich kommen, ſondern viel läppiſche Einfälle untermengen. Kurz, es war gar nicht werth, dem **Reineke Fuchs** an die Seite geſetzet zu werden.

Außer dieſen poetiſchen Ausgaben nun, hat man auch proſaiſche Ueberſetzungen im Deutſchen gemachet, und dieſe ſind noch viel gemeiner und bekannter geworden, als die vorigen. Der gemeinſte Pöbel hat dieſelben liebgewonnen; da die erſten mehrentheils von feinern Leſern hochgeſchätzet worden. **Reineke Fuchs** iſt dadurch ein Buch der gemeinen Bücherkrämer geworden, die auf Meſſen, mit den Eulenſpiegeln, Ritter Siegfrieden, Herzog Ernſten, Kaiſer Pontian, den ſieben weiſen Meiſtern, Meluſinen und Magellonen herumziehen. Wie viele Ausgaben auf dieſe Art abgegangen ſeyn mögen, iſt unmöglich zu ſagen: indem ſie niemals Jahrzahlen haben, und doch alle drey, vier Jahre wieder aufgeleget werden. Ich habe eine von dieſer Art in Händen, die ziemlich neu iſt, und einen **Kurtzen Vorbericht an den Teutſchgeſinnten wolwollenden Leſer** hat, der ſo anhebt:

„Es kan keinem unwiſſend ſeyn, was maſſen bey dieſen güldenen, Himmel gleich „ſchwebenden Kunſt- und Sprach-Zeiten unzehlich viel Tugend- und Gelahrtheit Son„nen, die Kirchen- und Schul-Himmele, mit den Hertz- Sinn- und Geiſt-durchdringen„den Bücher- und Schrifft-Stralen, auff das aller löb- und zierlichſte beleuchtet haben, „alſo gar, daß auch derſelbigen Lob- und Ruhm-Schein, bey der Nachwelt (wenn eine „zu hoffen) helle verbleiben, und alle Winckel und Oerter durchdringen wird.“

Man kann leicht denken, was für Ausgebern dieſer ehrliche **Heinrich von Alkmar** in die Hände gefallen iſt. Indeſſen iſt doch der Text ſo ſchwültig nicht überſetzet, und die Noten ſind ebenfalls nicht ganz zu verwerfen: ob ſie wohl, was wider die verderbten Sitten der vormaligen katholiſchen Geiſtlichen eiferte, mehrentheils ausgemärzet haben; um vielleicht auch unter Katholiſchen, Leſer und Käufer zu finden.

II. Ueberſetzungen des Reineke Fuchs.

Da es Zeit, iſt auf die Ueberſetzungen zu kommen, ſo ſey die Iſte, eine Franzöſiſche, von 1551. die zu Paris, unter folgendem Titel gedrucket worden: Le Docteur en malice, Maitre Regnard, demonſtrant les ruſes & Canteles, qu'il uſe envers les Perſonnes, in 12. Die Nachricht davon giebt **Lenglet** in ſeiner Bibliotheque des Romans. Zwar ſieht man hier nicht das Geſtändniß, daß es eine Ueberſetzung ſey: aber wer weis, ob es nicht in der Vorrede ſteht?

Die II. iſt eine hebräiſche, die unter dem Titel משלי שועלים oder **Miſchne Schualim**, d. i. Fabulæ Vulpium, oder Fabeln von Füchſen 1557. zu Mantua gedruckt worden. Der Verfaſſer iſt Rabbi **Barachias Ben-Natronai** geweſen. Nun meynet zwar **Morhof**, es wären auch andere Fabeln von andern Thieren darinnen; folglich möchte es wohl nur ein äſopiſches Fabelbuch ſeyn. Allein im **Reineke Fuchs** kommen ja auch andre Fabeln von Thieren vor: und warum hätte man den Fuchs auf den Titel geſetzet, wenn ſeine Geſchichte nicht die vornehmſte darinn wäre? **Buxtorf** und **Plataviçius** loben es ſehr.

Die III. iſt eine lateiniſche, die **Hartmann Schopper** 1566. zu Frankfurt am Mayn, in **Feyerabends Verlage** in 12. herausgegeben. Er betitelt ſie: Speculum vitæ Aulicæ, de admirabili fallacia & aſtutia Vulpeculæ Reinickes L. IV. nunc primum ex idiomate germanico latinitate donati &c. auctore **Hartmanno** Schoppero. Es iſt ſchon eben gemeldet worden, daß er ſie dem Kaiſer Maximilian dem II. zugeſchrieben hat. Sie iſt eben daſelbſt 1574. und 1595.

wieder gedruckt worden: und Melchior Hänel ein Jeſuit, hat ſie 1661. zu Prag neu in 8. heraus gegeben.

Die IV. iſt wiederum eine franzöſiſche, aber mit dem plattdeutſchen Texte zugleich, und zwar zu Antwerpen 1566. beym Plantin herausgekommen. Ich finde bey Morhofen folgenden Titel davon, aus der Bibliotheque des Verdier angeführet: Reynier le Renard; und Verdier ſaget davon: Hiſtoire tres ioyeuſe & recreative, contenant 70 Chapitres, en deux languages, François, & bas-alleman. Den Urheber ſcheint er nicht gewußt zu haben, weis auch den Ueberſeter nicht zu nennen. Huetius hat ſie auch nicht gekannt, indem ſein Buch de l'Origine des Romans keine Spur davon hat.

Die V. iſt die däniſche, und

Die VI. die ſchwediſche, von welchen Daniel Scheffer in ſeinem Buche de Scriptis & Scriptoribus gentis Sueciæ, p. 117. gedenket. Er bildet ſich aber fälſchlich ein, daß Reineke zuerſt lateiniſch geſchrieben ſey. Schopper geſieht ja das Gegentheil.

Die VII. iſt die Engländiſche, die 1681. zu London, unter dem Titel Renard the Fox, gedrucket worden. Den Ueberſetzer weis man nicht: Hackemann aber lobet ſie ſehr.

Die VIII. iſt die Holländiſche, die [illegible] zu Amſterdam erſchienen. Ich habe einen Nachdruck von 1736. in 12. bey Iſaac van der Putte gedruckt, in Händen, die den Titel führet: Een ſeer genoeglicke en vermakelyke Hiſtorie, von Reynaert de Vos, unt hare Moraliſatien, als ook Argumenten voor de Capitelen. Seer playſant en luſtig om te leeſen. Von nieuws overgeſienen, verbetert, verciert met ſchoone Figuren, dar tor dienende. Sie hat 69. Capitel, ohne Abtheilung in Bücher; und am Ende bezeuget der Herausgeber: alle Ausgaben, die mehr vom Reineke hätten, als er liefert, die wären gelogen: Die dan meer van Reyntje ſeyt, als wy hier in dit Boeck gedrückt hebben, dat is geloogen. Doch ſetzt er noch hinzu: En die ook nit gelooſt, dat wy van Reyntje gezecht hebben, is daerom nit ongeloovig. Dieſes letzte wollen wir ihm eher einräumen, als jenes: denn es iſt unſtreitig, daß er ihn ſehr ins Kurze gezogen, und viel ganze Capitel ausgelaſſen hat.

Ob es nicht noch pohlniſche, ſpaniſche und wälſche Ueberſetzungen davon gegeben habe, weis ich nicht: ſo wie ich auch gar nicht verſichern will, daß es keine mehrere hochdeutſche oder plattdeutſche Ausgaben, als die oben angeführten, gegeben habe. Indeſſen hat Hackemann ſelbſt noch Luſt gehabt, eine in lateiniſchen Hexametern zu machen. Denn nachdem er in ſeiner Einladungsſchrift gewünſchet, daß ſich noch neuere deutſche und lateiniſche Dolmetſcher finden möchten: Optandum quidem foret, ut nova, tam latina, quam germanica pararetur: ſed ecquis in muſtaceo quæret laureolam? Plus enim operæ debet impendi, ut auctoris ſenſum recte aſſequaris, eumque ſermone accurate exprimas, quam ſi novum librum proprio marte velis procudere; ſo ſetzet er hinzu: Quodſi commodum tamen poſſim & gratum invenire Bibliopolam, illum laborem exoſum alias & ſervilem ſatis, in Commilitonum meorum gratiam, non indignante Minerva ſuſciperem - - - Carmine latino heroico, quod in mentem Poetæ vivida quadam libertate excurrit, hanc induere fabulam, mihi quoque vitio non poſſet verti, cum prudentiſſimus Socrates Aeſopi fabulas, uti Cebes apud Platonem profitetur, verſibus reddiderit. Zu einer ſolchen Ausgabe hat er noch die Engländiſche und Holländiſche Ueberſetzung, nebſt dem plattdeutſchen Grundtexte drucken laſſen wollen: ſo daß wir dergeſtalt eine Vulpeculam Polyglottam bekommen hätten.

Endlich muß ich hier noch von einigen andern poetiſchen Werken, einige Nachricht geben, die theils dem Reinecke Fuchs ſehr ähnlich, und doch von ihm unterſchieden ſind; theils nach ſeiner Art ausgeführet werden. Das erſte und älteſte, welches auch wohl gute Kenner durch ſeinen Titel zu hintergehen pflegt, heißt: Von den loſen Füchſen dieſer Welt, ganz kurzweilig zu leſen, und auch allen Menſchen nützlich zu wiſſen, mit ſchönen Figuren gezieret. So lautet die Aufſchrift meiner Ausgabe von 1585. in 4. die zu Dreßden von Matthes Stöckeln gedrucket worden. Allein es giebt weit ältere Auflagen; denn in der kleinen Vorerinnerung ſteht, daß es ſchon vor neunzig Jahren, das iſt 1495. in brabantiſcher Sprache beſchrieben und gedrucket, nachmals aber in hochdeutſche Sprache überſetzet worden. Die Jahre der ältern Ausgaben weis ich nicht, ob ich ſie gleich in Händen gehabt habe: Morhof hat ſie auch nicht angemerket. Das muß ich noch anzeigen, daß viele der Meynung geweſen, daß ſelbſt D. Martin Luther, dieß Buch verfertiget und in Druck gegeben hätte. Allein da es ſchon zwey und zwanzig Jahre vor dem Anfange der Glaubensreinigung in brabantiſcher Sprache herausgekommen: ſo iſt dieß Vorgeben falſch. Indeſſen iſt der Verfaſſer ein gelehrter und frommer Mann geweſen, der nebſt der Heil. Schrift, auch die weltlichen Geſchichtſchreiber, Weltweiſen und andre Schriftſteller fleißig geleſen; die verderbten Sitten ſeiner Zeit aber ſcharf beſtrafet hat.

Der Verfaſſer dichtet, daß er einsmals auf ein hohes Gebirge gegangen, wo er eine Menge Füchſe gefunden, die auf ihren Achſeln eine große Menge von Schwänzen getragen, welche ſie rings umher ausgeſäet hätten. Darüber hätte geſtanden: der Berg Zion liegt wüſte, die Füchſe haben darüber gelaufen. Klagl. 5. Darauf folget eine Ermahnung an die Leſer in VIII. Capiteln, von allerley Laſtern der Menſchen, dadurch ſie ſich Gottes Strafe zuziehen. Hierauf folget die zweyte Figur, und Fortſetzung der Fabel, wo er die Füchſe mit adelichen Kleidern angethan geſehen. u. ſ. w. Ein jeder ſieht, daß es nichts weniger, als ein Reinecke Fuchs ſey. Der Figuren und Fabeln ſind in allem X. und in die Erklärungen ſind zuweilen Verſe gemiſchet. Die Sittenlehren aber ſind ſo ſtreng, als ſie immermehr in den Baumanniſchen Anmerkungen zum Reinecke Fuchs ſeyn können; ſo daß man den verderbten Zuſtand der damaligen Zeit in allen Ständen abnehmen kann. Ueberhaupt nämlich können ſolche Bücher dienen, den Satz zu widerlegen: daß die Welt immer ärger werde. Wie aber ſchon längſt ein Italiener, Lancellot von Perugia, ein gelehrtes Werk unter dem Titel: L'Hoggidi, overo il mondo non peggiore, ni piu calamitoſo del paſſato, in Venetia, 1623. in 4. herausgegeben: alſo verdienen dieſe unſre deutſchen Schriftſteller eine deſto größere Aufmerkſamkeit, da ſie unvermerkt, eben das beweiſen.

Daß unter die Nachahmungen des Reineke Fuchs, auch der berühmte Froſchmäuſeler gehöre, iſt ohne mein Erinnern ſchon bekannt. Doch hat freylich Rollenhagen die homeriſche Batrachomyomachie zum Grunde geleget, und ſie bloß durch ſeine Zuſätze, beynahe gar zu ſehr erweitert. Dieß Werk iſt zu bekannt, als daß ich mich länger dabey aufhalten ſollte.

Im 1606. Jahre kam zu Mümpelgard in 8. **das Geſpräch des Eſels wider Bruder Anſelmen, Predigerordens, über die Natur, Eigenſchaft und Vortrefflichkeit der Thiere** heraus. Allein da dieſes kein deutſches Original iſt; ſondern 1412. zu Tunis in ſpaniſcher Sprache geſchrieben, hernach ins Franzöſiſche, und ſodann von J. R. B. S. ins Deutſche gebracht worden: ſo kann man es für keine Nachahmung des Reineke Fuchs achten.

Im 1625ſten Jahre, zu Ballenſtet, bey Poppeio Schönſchrift, wie der Titel ſaget, trat ans Licht: Eſel-König. Eine wunderſeltſame Erzählung, wie nämlich die Monarchei vnnd Gubernament, vber die vierfüſſige Thier geändert: das Königreich vmbgefallen, vnnd die Krone auff einen Eſel gerathen. Welchergeſtalt auch derſelb regieret; vnnd wunderbarer weiſe mit Gefahr Leibs vnd Lebens, bald wider vmb das Königreich kommen. Alles ſehr kurtzweilig vnd luſtig, vielleicht auch nit ohne nutzliche lehr zu leſen. Der Verfaſſer ſetzt hinzu, es ſey aus uralter Cimmeriſcher Sprache verdeutſchet, und nennet ſich Adolph Roſen von Creutzheim. Dieß iſt auch eine ſehr ſatiriſche Fabel, auf die politiſchen Staatskünſte der Großen dieſer Welt, die wohl werth iſt geleſen zu werden. Allein ſie iſt durchgehends in ungebundener Rede geſchrieben, den Schluß ausgenommen. Es kömmt auch ein Geſpräch von Religionsſachen darinn vor, wo D. Schmickel, mit Hr. Murnern redet; und zwar von Erſcheinung der Eſelſeele, die ſich nach ſeinem Tode ſoll haben ſehen laſſen.

Im 1637 Jahre gab Franciſcus Albani T. D. den Einfältigen Römiſchcatholiſchen Münchseſel, in 4. zu Wittenb. heraus, darinn ein Mönch, der nach Rom aufs Jubelfeſt gewallfahrtet, ſeine Reiſebeſchreibung ſo machet, als ob er in Geſtalt eines Eſels dahin gezogen, und dort auch eſelmäßig aufgenommen werden. **Die Legation oder Abſchickung der Eſel auf den Parnaß**, iſt auch eine ſolche Fabel, die ins politiſche Fach gehöret: weil ſich darinn die Bauren über die großen Auflagen und Bedrückungen ihrer Obern beſchweren. Randolph von Duysburg hat ſie gemacht, und ſie iſt 1638 hier zu Leipzig in 4. ans Licht getreten. Doch iſt ſie freylich von unſerm **Reincke Fuchs** himmelweit unterſchieden.

Mehr luſtige Werke von Thieren kann man in dem amphitheatro Sapientiæ Socraticæ joco-ſeriæ antreffen, die Caſpar Dornavius zu Hanau mit Wecheliſchen Schriften in Folio 1619. ans Licht geſtellet: doch wird vor allen unſer Reineke Fuchs den Preis behalten.

Fünfter Abſchnitt.

Von der Einrichtung dieſer neuen Ausgabe.

In dieſem letzten Stücke werde ich deſto kürzer ſeyn können, da ich theils ſchon in der vorläufigen Nachricht davon gehandelt, theils der Augenſchein ſelber geben wird, was ich dabey geleiſtet habe. Hier habe ich erſt auf die Dollmetſchung, 2) auf den Grundtext, 3) auf die Erklärungen, 4) auf die alten darinn angeführten Dichter, und 5) auf meine eigene Erläuterungen zu ſehen.

Meine Dollmetſchung betreffend; ſo habe ich dieſelbe auf Begehren des Hrn. Verlegers machen müſſen. Denn es glaubte derſelbe, und vielleicht nicht ohne Grund, daß der bloße altplattdeutſche Grundtext heute zu Tage, weder den hochdeutſchen, noch den niederdeutſchen Leſern recht verſtändlich ſeyn würde. In drittehalbhundert Jahren hat ſich das Plattdeutſche, ſelbſt in Brabant und Holland, überaus geändert. Wie will man es denn fodern, daß die übrigen niederſächſiſchen Landſchaften, in Weſtphalen, im Hannöveriſchen, Oldenburgiſchen, Lüneburgiſchen, Braunſchweigiſchen, Magdeburgiſchen, Holſteiniſchen, Meckelburgiſchen, Brandenburgiſchen und Pommeriſchen, dieſe alte Mundart ganz verſtehen, und mit Vergnügen leſen ſollen? Das heutige Hochdeutſche aber iſt eine ganz allgemeine Sprache, für die entlegenſten Länder in und außer Deutſchland, überall wo deutſch geredet und verſtanden wird. Es war alſo nöthig, unſern Dichter in dieſer Mundart zu liefern; um ihn allen Deutſchen, ja auch den nordiſchen und öſtlichen Völkern verſtändlich zu machen.

Nun hat man zwar bereits im vorigen Jahrhunderte, ja ſeit zweyen Jahrhunderten, hochdeutſche Ueberſetzungen in gebundner und ungebundner Rede gehabt; ja man trägt ſich auf allen Meſſen und Jahrmärkten mit ſolchen gemeinen Ausgaben davon herum, die auch von dem Pöbel häufig geleſen werden. Allein dieſelben ſind weder recht getreu bey dem Texte geblieben; noch heute zu Tage, bey der ſo hochgeſtiegenen Zärtlichkeit deutſcher Ohren, überall ohne Ekel und Widerwillen zu leſen. Die alten poetiſchen Ueberſetzer ſind mit ihrem Grundtexte umgegangen, wie die heutigen Franzoſen mit den Originalen, die ſie verdollmetſchen, umzugehen pflegen. Sie laſſen aus, verändern und ſetzen zu, wie es ihnen gut dünket: und dieß könnte ich aus der Ausgabe die 1545. in Fol. herausgekommen, mit mehr als hundert Stellen beweiſen. Die proſaiſchen aber haben es nichts beſſer gemacht, und nicht einmal die Abtheilung in Bücher und Capitel beybehalten: damit man ihre Verwegenheit im Auslaſſen und Aendern des Textes, nicht bemerken möchte.

So muß man aber mit alten Schriftſtellern, nach aller Kunſtrichter Vorſchrift, nicht umgehen; wenn man nicht die billigſten Verweiſe verdienen will. Unſre hochdeutſche Sprache aber hat auch, ungefähr, ſeit funfzig Jahren, einen ganz andern Schwung; und ſeit etwa [illegible] eine weit größere Richtigkeit im Ausdrucke bekommen. Bey Leſern von feinem Geſchmacke, machet dieſes itzo, alles, was davon abweicht, verächtlich und unangenehm: und dieſen, wollte man hauptſächlich unſern Reincke von neuem beliebt und angenehm machen: damit er gleichſam aus den Händen des Pöbels geriſſen, und wie er verdienete, wiederum in die Hände der vornehmen, klugen und witzigen Welt gebracht würde.

Ich habe mich alſo die Mühe nicht dauren laſſen, ihn von einem Ende bis zum andern, ſelbſt vom neuen zu überſetzen; weis aber am beſten, wie ſauer mir dieſe Arbeit geworden iſt. Denn ob ich wohl von Jugend auf des Plattdeutſchen kundig war, als welches in den Seeſtädten meines Vaterlandes, und in allen an der Küſte gelegenen Landſchaften deſſelben geſprochen wird: ſo fanden ſich doch viele Schwierigkeiten dabey. Denn erſtlich gehen die plattdeutſchen Mundarten aller Provinzen, wo ſie herrſchen, ſehr von einander ab: und folglich war auch mein preußiſches Plattdeutſch, welches mehr mit der mekelburgiſchen, als mit irgend einer andern Mundart übereinkömmt, von dem Alkmariſchen Texte ziemlich unterſchieden. Hernach mußte ich auch meine etwanige Kenntniß des Holländiſchen oft zu Hülfe nehmen, um den rechten Nachdruck und Sinn des Dichters recht zu faſſen. Endlich blieben doch noch wohl etliche veraltete Wörter übrig, die ich nur mit Hülfe der Wörterbücher herauszubringen vermochte. Und hier geſtehe ich, daß mir ſowohl Friſchens deutſches Wörterbuch, als Kilian Duffläus, den ich oben angezogen, bisweilen gute Dienſte gethan haben.

Was mir aber die meiſte Schwierigkeit machte, das war die trockne Einfalt des alten Dichters, die ungekünſtelte Art in der Erzählung, und die öftern Wiederholungen einer und derſelben Sache mit ihren Umſtänden: die man heute zu Tage für einen Fehler halten würde. Hier ſah ich mich zuweilen genöthiget, mich, zu Vermeidung des Ekels meiner Leſer, veränderter Redensarten und Wortfügungen zu bedienen: damit ich zwar beym Texte bliebe, aber doch nicht immer einerley zu ſagen ſchiene. Gleichwohl kann es ſeyn, daß es manchem Leſer vorkommen wird, ich hätte mich nicht weit genug von dem Grundtexte entfernet. Dieſes geſtehe ich auch ſelbſt, wenn es anders ein Fehler iſt; hoffe aber deſto leichter Vergebung zu erhalten, da ich allemal die Regel vor Augen gehabt: daß ich nicht einen eigenen, neuen, ſondern Heinrichs von Alkmar Reineken Fuchs liefern müßte; aus welchem man ſeine Art zu denken und zu ſchreiben, vollkommen erſehen könnte.

In dieſer meiner Gewiſſenhaftigkeit bin ich ſo weit gegangen, daß ich auch ſogar die etwas ſchmutzigen Stellen, die zu ſeiner Zeit, und in der plattdeutſchen Mundart, noch itzo, wo nicht für Schönheiten, doch für keine Fehler gehalten werden, nicht ausgemärzet, ſondern treulich beybehalten habe. Herr Hackeman in ſeiner Einladungsſchrift, ſieht ſie für Zierrathe der ſatiriſchen Schreibart an; und kann ſich ſogar mit den Beyſpielen des **Laurenbergs** und **Rachels**, ja des **Horaz** und **Juvenals** ſchützen, die doch zu den höflichſten Zeiten der Römer lebten. Was ſollte ich alſo machen? Dieſe Blümchen ganz wegzulaſſen, würde mir von Kunſtrichtern, die eben ſo wie er gedacht hätten, bittere Vorwürfe zugezogen haben. Und doch wollte ich auch nicht gern, wider die Regeln der heutigen Artigkeit in Sitten und Worten, verſtoßen. Ich bin alſo eine Mittelſtraße gegangen. Ich habe von den Gedanken meines Dichters, auch da, wo ſie garſtig waren, nichts weggelaſſen; ſondern nur die Worte gewählet, die ſo erträglich waren, als möglich iſt, und die auch ſchamhaften Leſern, und ekeln Ohren nicht ganz unanſtändig dünken dürfen. Ich tröſtete mich dabey aus der Erfahrung, daß auch Leute von dem vornehmſten Stande bisweilen garſtig reden, und es wohl gar für ſehr ſinnreich und luſtig halten, wenn Hofnarren, Harlekine und Hanswürſte mit den gröbſten Zoten um ſich werfen. So plump und grob aber wird verhoffentlich mein hochdeutſcher Dichter nicht einmal reden; und folglich deſto eher Vergebung erhalten.

Indeſſen ſehe ich es gleichwohl vorher, daß ich alle die Artigkeiten und ſpaßhaften Ausdrücke des plattdeutſchen Textes im Hochdeutſchen nicht völlig erreichet haben werde. Es geht mir hier, wie im Franzöſiſchen denen, die **Amyots** oder **Ronſards** alte galliſche Mundart liebgewonnen haben. Dieſe finden in deren Schriften, wie auch im **Montaigne** ſolche Süßigkeiten, die ſich in der neuen franzöſiſchen Schreibart gar nicht nachahmen laſſen. Eben ſo finde ich ſelbſt, in **D. Luthers**, **Hans Sachſens** und **Barthel Ringwalds** alten unverſtümmelten Schriften, ſo was ſüßes, das in der neuen Sprache ſich gar nicht erreichen läßt; ob ſie gleich andre Schönheiten dafür an ſich hat. Mit dem Plattdeutſchen aber iſt es noch viel anders beſchaffen. Dieſes hat in Anſehung des Hochdeutſchen noch mehr natürliche, derbe und ſpaßhafte Ausdrückungen: die ſich, ohne etwas zu verlieren, nicht wohl überſetzen laſſen. Hier verdamme ich mich alſo ſelbſt, und bin der erſte, der mir das Urtheil ſpricht; wenn irgend jemand den Nachdruck des Grundtextes in meiner Ueberſetzung vermiſſen ſollte. Allein ich habe mich doch bemühet, ſo viel als möglich geweſen, die alte Einfalt meines Schriftſtellers beyzubehalten; und mich alles des gekünſtelten Ausdruckes unſerer neumodiſchen Stiliſten, ſorgfältig entſchlagen. Dieſe drechſeln das Deutſche ſo überkünſtlich und extra-fein heraus, daß es endlich ſo unſichtbar wird, wie die Spinnengewebe: aber auch eben ſo, wie dieſelben, nur die kleinſten Ungeziefer zu fangen dienen, bloß die kleinen Geiſter beſtricken kann: die großen aber nicht aufzuhalten vermag. Dieſe nämlich fahren herzhaft hindurch, und lachen ſolcher Spitzfindigkeiten: denn, weil ſie Wahrheit und nahrhafte Speiſe des Verſtandes ſuchen, ſo laſſen ſie ſich durch ſolche Kleinigkeiten nicht aufhalten. Vielleicht wird alſo unſer **Heinrich von Alkmar**, mit ſeiner geſunden und natürlichen Art, die Wahrheit in ihrer ungekünſtelten Blöße und Schönheit zu zeigen, einige ſchon halb verderbte und angeſteckte Schriftſteller von ihren Abwegen zurückrufen; und ihnen den ungezwungenen Ausdruck der Natur, deſſen Gefühl ſie verlohren zu haben ſcheinen, von neuem empfindlich machen. Dieſes würde gewiß keiner von den geringſten Vortheilen ſeyn, deſſen ich mich von meiner Bemühung getröſten könnte.

Doch alle Mängel meiner Ueberſetzung zu erſetzen, habe ich Sorge getragen, daß auch der alte Grundtext, dieſer Ausgabe beygefüget würde. Ich habe dem Hrn. Verleger die Nothwendigkeit davon ſo deutlich vorgeſtellet, daß er ſich endlich bewegen laſſen, ihn als einen Anhang zu liefern; da er ihn unter die Kupferſtiche zu ſetzen ein Bedenken getragen hatte. Hier wird ſelbiger allen denen zum Vergnügen dienen, die des Plattdeutſchen kundig ſind; aber zugleich den alten unverſtümmelten Text, eines der ſchönſten deutſchen Alterthümer, auf die Nachwelt bringen. Ich habe zu dem Ende in Ermangelung der erſten Lübekiſchen Ausgabe, vom 1498ſten Jahre, die Wolfenbüttelſche Auflage von 1711. zum Grunde geleget; weil ſelbige nach jener genau abgedrucket worden. Ich habe dieſelbe aber auch mit der Roſtockiſchen von 1549. und der Frankfurter von 1575. verglichen, und gefunden, daß dieſe letzte etwas mehr, als die erſtere davon abgeht. Auch die Rechtſchreibung habe ich nach der älteſten beybehalten; ungeachtet die neuere Ausſprache des Niederſächſiſchen, zuweilen billig eine Aenderung fodern möchte. Nur da, wo ich eine Unbeſtändigkeit wahrnahm, habe ich mich befliſſen, einerley Regel zu folgen. Sollte es indeſſen nicht überall geſchehen ſeyn, ſo wird man es mehr einer Behutſamkeit, nicht gar zu frech zu ſcheinen, als einer Nachläßigkeit zuſchreiben. Läßt man doch den Ueberbleibſeln eines **Ennius**, ihre oft ſehr wunderliche Buchſtabirkunſt. Warum ſollte man ſie nicht unſern Vorfahren auch laſſen?

Die Erklärungen meines Dichters habe ich ſo gelaſſen, wie ſie theils in der erſten **Alkmariſchen** Ausgabe von 1498. beſage des wolfenbüttelischen Nachdruckes, geſtanden; theils auch, wie ſie in der **Baumanniſchen** von 1522. geweſen: die vermuthlich **Ludowig Dietz** 1549. getreulich nachgedrucket haben wird. Wenigſtens iſt dieſer die frankfurtiſche auf dem Fuße gefolget. Nun weis ich zwar, daß dieſe **baumanniſche** gleichſam ganz auf den Grund der erſtern gebauet iſt, und bisweilen nur eine weitläuftigere Umſchreibung der erſten in ſich hält: ſo daß man jene gar hätte erſparen können. Allein ich war erſtlich viel zu gewiſſenhaft, meinen Leſern etwas zu entziehen, was von einer ſo alten und ſchätzbaren Feder hergekommen. Hernach enthalten die **baumanniſchen** Erklärungen vielmehr Zuſätze, Beleſenheit und eingeſchaltete Stellen alter Dichter; als daß ich ſie hätte weglaſſen können. Mehr neuere Anmerkungen, aus denen im vorigen Jahrhunderte ausgefertigten Auflagen beyzufügen, und alſo eine neue Ausgabe cum notis variorum zu liefern, würde mich viel zu weit geführet haben. Der Text des alten Dichters, würde ſolchergeſtalt, unter der Laſt ſeiner Auslegungen erſticket, und faſt unſichtbar geworden ſeyn: wie es den alten griechiſchen und römiſchen Schriftſtellern zu gehen pflegt; die, weil ſie gar zu ſehr erkläret werden, endlich ſelbſt gar nicht mehr geleſen zu werden pflegen.

In dieſen Anmerkungen nun, wird man einen rechten Schatz politiſcher und moraliſcher Einſicht und Gelehrſamkeit antreffen. Ein durch die Beleſenheit in den beſten griechiſchen und römiſchen Schriftſtellern geſchärfter Verſtand, und eine durch die Erfahrung und Kenntniß der Welt, geübte Urtheilskraft führen überall die Feder: ſo daß es mir lächerlich vorkömmt, wenn Rollenhagen dem Buchdrucker Ludewig Dietzen, dieſe Anmerkungen zuſchreibt. So ſchreibt niemand, als der mit der Gelehrſamkeit von Jugend auf bekannt, und ſein lebenlang mit den Wiſſenſchaften umgegangen iſt. Außer dem höret man aber auch ein redliches und tugendliebendes Herz, aus allen Zeilen dieſer Anmerkungen reden. Der Eifer für die Ehrbarkeit geht bey dem ehrlichen Baumann zuweilen ſo weit, daß er ſich auch der ſatiriſchen Geißel bemächtiget, die Laſter damit zu verfolgen, und ihnen die blutigſten Streiche damit zu verſetzen. Ein recht juvenaliſcher Geiſt leuchtet aus vielen Stellen hervor; ſo daß man von ihm mit dem Boileau ſagen kann:

L'ardeur de ſe montrer, & non pas de medire,
Arma la Verité des Traits de la Satire,
Der Trieb bekannt zu ſeyn, und nicht die Läſterſucht,
Gab dir, o Wahrheit! erſt die Geißel in die Hand.
Denn unſer Moraliſt ſchont keinen Stand,
Von Bettler Hütten an, bis zu den Königs Throne.

Keine Bosheit bleibt vor ihm verſtecket, keine Häucheley unentdecket, keine böſe Gemüthsart unbeſtrafet. Aber er ſtrafet und haſſet auch bloß die Laſter, und nicht die Menſchen. Er verfolget auch nicht einzelne Perſonen, ſondern herrſchende Unarten. Und bedienet er ſich ja zuweilen gar zu allgemeiner Ausdrücke: ſo lenket er auch öfters behutſam ein, und ſaget: daß er die rechtſchaffenen Leute, deren es ja noch in allen Ständen etliche giebt, nicht gemeynet haben wolle. Dünket es aber ja einige unſrer Leſer noch, daß er nicht oft genug ſolche Ausnahmen gemachet habe, die Guten von den Böſen zu unterſcheiden: zumal wenn er von Rechtsgelehrten, Aerzten und Kaufleuten redet: ſo muß man dieſes durch den ſtrengen Tugendeifer entſchuldigen, der ihm die Feder führte. Da hieß es:

Difficile eſt Satiram non ſcribere: Nam quis iniquæ
Tam patiens urbis, tam ferreus, ut teneat ſe?

Pflegt man doch wohl geiſtliche Sittenlehrer auf den Kanzeln zu entſchuldigen, wenn ſie die herrſchenden Laſter bisweilen etwas zu allgemein beſchreiben; da ſie doch durch die chriſtliche Liebe noch behutſamer ſeyn ſollten. Wer will es denn einem philoſophiſchen Moraliſten ſo hoch anrechnen, wenn er in ſeinem Eifer ein wenig allgemein redet? Hernach heißt es ja nach dem Rachel:

Ein Frommer eifert nicht, ſein Herz das ſpricht ihn los,
Wer ſchuldig iſt, der ſchreyt und giebt ſich ſelber bloß.

Dieſes mag denenjenigen zu einer Antwort dienen, die von mir in währender Arbeit begehret haben, daß ich einige gar zu harte Urtheile, zumal von der Handelſchaft, in der Vorrede mildern ſollte. Den Text mußte ich einmal laſſen, wie er war; ich habe alſo hier den Verfaſſer nur entſchuldigen, und denen, die ſein Urtheil nicht trifft, eine Ehrenerklärung thun wollen. Denn von ihnen inſonderheit hat er nicht geredet; geſetzt, daß er gewiſſe Stände überhaupt, nach der größten Zahl derer, die darinn leben, ein wenig hart angegriffen.

Indeſſen geſtehe ich es, daß ich ſelbſt, in meinem eigenen Namen, mit ſolcher Freyheit von den herrſchenden Laſtern der Welt nicht geſchrieben haben würde. So ſehr dasjenige, was er zu ſeiner Zeit geſchrieben, noch heute zu Tage eintrifft, indem das menſchliche Geſchlecht ſich zu allen Zeiten ähnlich ſieht: ſo wenig würde ich es gewaget haben, die ſatiriſche Geißel ſo frey um mich her zuſchwingen; ohne zu bedenken, wen ich etwa damit treffen möchte. Es iſt mir alſo ſehr lieb, daß ich alle dieſe bittre Wahrheiten auf eine fremde Rechnung ſchreiben kann; und beſcheide mich, daß ich nichts, als ein Wiederhall derjenigen Sittenrichter bin, die vor mehr als zweyhundert Jahren gelebet haben. Dieſe aber ſind gewiß nicht im Verdachte, als ob ſie zu unſern Zeiten jemanden hätten treffen wollen. Ich aber kann nichts dafür, wenn dasjenige, was zu ihren Zeiten im Schwange gegangen, auch heute zu Tage noch geſchieht. Ich bin ein getreuer Ueberſetzer geblieben, und habe wiſſentlich kein Wort davon, oder dazu gethan.

Von den alten Dichtern, die Baumann in den Anmerkungen angeführet, war ich anfänglich Willens eine ausführlichere Nachricht zu geben: und das zwar um deſtomehr, da ſelbſt Profeſſor Hackemann geſtanden, daß ihm dieſelben auch dem Namen nach niemals bekannt geworden, geſchweige denn, daß er ſelbige zu Geſichte bekommen hätte. Ich kann mich alſo eines größern Glückes rühmen; indem ich ſie faſt alle miteinander in Händen gehabt, und mir bekannt gemachet habe. Was es mir aber für Mühe und Geld gekoſtet, ſie zu erlangen, das werden mir wenige glauben; die nicht wiſſen, wie ſelten dieſe Alterthümer unſrer Sprache und Dichtkunſt geworden, und wie unſichtbar ſie auch auf unſern größeſten Bibliotheken ſind. Allein zu allem Glücke habe ich den Renner und Freydank ſelbſt, in alten Handſchriften und gedruckt, in meinem eigenen Vorrathe gehabt. Von dem Narrenſchiffe beſitze ich drey verſchiedene Ausgaben; Albers Fabeln, und den deutſchen Cyrillus von Daniel Holzmannen beſitze ich auch ſelbſt. Den alten Schweizer Ritter Morßheim, von Frau Untreue, und noch ein ander Gedicht von der Untreue, daraus gleich in der Vorrede und im Schluſſe Stellen vorkommen, habe ich aus der trefflichen Zwickauiſchen Bibliothek bekommen, welches ich hier rühmen muß. Und endlich des Ritters Johann von Schwarzenberg Memorial der Tugend, nebſt ſeinem Kummertroſte, habe ich, ſowohl als den Layenſpiegel, wobey einige Gedichte Seb. Brandts befindlich ſind, ſehr mühſam auftreiben, und theuer bezahlen müſſen. Kurz ich ſchmäuchle mir, daß, wenn viel andre Gelehrte geſchickt geweſen wären, den Reineke Fuchs ans Licht zuſtellen, doch ſehr wenige in dieſem Stücke es mir gleich gethan haben würden. Aus dieſen höchſt ſeltenen Stücken nämlich, habe ich alle die von Baumannen plattdeutſch überſetzten Stücke wieder in ihre urſprüngliche Grundſprache verſetzet; bis auf einige wenige Stellen, aus Sebaſtian Brandten, die ich alles möglichen und mühſamen Nachſuchens ungeachtet nicht entdecken können; ſondern ſo gut als möglich, in die altdeutſche Poeſie habe überſetzen müſſen. Mehr Nachricht von dieſen Dichtern erwarte man in meiner künftigen Hiſtorie der deutſchen Sprache und Poeſie.

Endlich was meine eigene kleine Erläuterungen anlanget, ſo geſtehe ich, daß ich ſehr ſparſam damit umgegangen bin; und mich mit Gewalt zurück gehalten habe, wo ich auch ſehr viele hätte machen können. Ich hoffe daher bey den meiſten meiner Leſer Dank verdienet zu haben; daß ich ihnen keine Lectiones variantes, oder abgehende Leſarten aufgedrungen: wie ſich bey dieſem Buche unzählige hätten machen laſſen. Ich weis aber gar zu gut, wie verdrüßlich mir dieſelben bey vielen alten Schriftſtellern geweſen, als daß ich ſie damit hätte beläſtigen wollen. Denn wäre es nicht was herrliches geweſen, wenn ich ihnen geſaget hätte, daß die eine Ausgabe Reinecke, die andere Reinicke, die dritte Reinke lieſt; und ſolche Leckerbiſſen mehr? Ja auch wichtigere hiſtoriſche Erläuterungen habe ich geſparet; in der Meynung, daß dieß Buch um der Poeſie und Sittenlehre halber, nicht aber um eine weitläuftige Beleſenheit und Gelehrſamkeit auszukramen geſchrieben ſey. Der geneigte Leſer laſſe ſich alſo, das Wenige, was ich dieſem Stücke beygefüget, gütigſt gefallen, weil ich es ſo kurz gefaſſet habe, als es mir möglich geweſen; und bleibe mir und meinen Bemühungen ferner gewogen. Leipzig den 5. des Weinmonats 1752.

Ende der Einleitung.

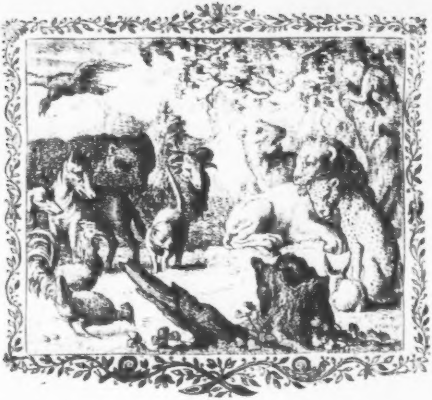
Reineke, Der Fuchs.

Erſtes Buch.

Prof. Baumanns

Inhalt des erſten Buches.

In dieſem erſten Buche will der Verfaſſer vorbilden und lehren, daß es hochnöthig ſey, daß es ein Haupt und einen Herrn gebe, der über alle Stände der Menſchen die Macht, und Regierung habe; einen jeden mit Gerechtigkeit im Frieden zu handhaben. Dieſen oberſten Herrn will er durch den Leuen vorbilden. Ferner wird hier gelehret, daß man niemanden mit Gewalt, oder anderer Hinterliſt, widerrechtlich überfallen, ſondern den Beklagten zur Antwort kommen und verfodern laſſen ſolle: damit man ſeine Schuld oder Unſchuld deſto gründlicher erfahren möge. Weiter, daß mancher ſich ſelbſt betrügt, der bey den Fürſten und Herren große Lehngüter zu erhalten hoffet: wann ſeine Habſucht und Falſchheit keinen Fortgang gewinnen mag. Er lehret weiter, daß Fürſten und Herren von den Schmäuchlern und Augendienern, oft auf die Wege der Ungerechtigkeit verführet werden: weswegen es ihnen viel nützlicher ſey, weiſe und getreue Männer in ihrem Rathe zu haben, als untreue und geldgierige; weil keines Fürſten Hof oder Stadt, ohne Weisheit und Treue, lange in Ehren beſtehen mag. Vernehmlich warnet er vor Lügnern, Betrügern, und Verläumdern, die mit Falſchheit und böſen Tücken manchen ſchänden, berücken und anſchwärzen: wie denn der liſtige Fuchs viele zu Schanden, großem Schaden, und Unglücke brachte; und gleichwohl mit ſeinen Lügen und Falſchheit, ſtets bey Macht, und großen Ehren erhalten blieb. Eben ſo ſind auch die liſtigen Spitzbübe, Augendiener, und Fuchsſchwänzer bey Hofe angenehm, gelitten, und wohl gehalten.



Das erſte Hauptſtück.

Wie der Leu, als König aller Thiere, einen feſten Frieden kund thun und ausrufen, auch allen Thieren gebiethen ließ, an ſeinen Hof zu kommen.

Es war eben an einem Pfingſttage, als man Wälder und Felder, mit Laub und Gras gezieret ſah: und mancher Vogel ſich in Gebüſchen und auf Bäumen, mit ſeinem Geſange fröhlich bezeugete. Die Kräuter und Blumen ſproſſeten überall hervor, und gaben den lieblichſten Duft von ſich. Der Tag war heiter, und das Wetter ſchön: als Herr **Nobel**, der König aller Thiere, ſeinen Hof hielt, und durch ſein ganzes Land überall ausrufen ließ, daß man ſich daſelbſt verſammeln ſollte. Darauf erſchienen nun viel große Herren mit ſtarkem Gefolge, und eine unzählbare Menge ſtolzer Junker; **Lütke**, der Kranich, **Marquart**, der Heher, und viele andre mehr. Denn der König mit ſeinen Herren war Willens, mit großer Pracht und Freude Hof zu halten: und hatte deswegen große und kleine Thiere eingeladen; nur Reineken, den Fuchs, allein nicht. Dieſer hatte ſich ſo ſehr wider den Hof vergangen, daß er dahin nicht kommen dorfte. Wer Böſes thut, ſcheuet gern das Licht: ſo gieng es auch Reineken, dieſem Böſewichte. Er ſcheuete den Hof des Königes, an welchem er ein ſehr ſchlechtes Lob hatte. Und als derſelbe nun völlig beyſammen war, ſo fand ſich ſonſt niemand, außer dem Dachſe, der nicht über Reineken zu klagen gehabt hätte; als den man durchgehends für ſehr falſch und leichtfertig hielt.

Prof. Baumanns Erklärung des Inhalts dieſes Buches.

Dieß Buch eigentlich und recht zu verſtehen, iſt zu merken, daß hierinn das Amt der Oberkeit, und wie dieſelbe bey ihrem Hofgeſinde und allen Unterthanen handeln ſoll, vorgebildet werde. Denn durch den Leuen werden Kaiſer, Könige, Fürſten, und alle Potentaten angezeiget, die von Gott zur weltlichen Oberkeit, zum äußerlichen Regimente, den Böſen zur Strafe, und den Frommen zur Förderung geſetzet werden. Daher ſpricht Paulus (Röm. 13) alle Oberkeit ſey von Gott verordnet, und wer ihr widerſtehe, der widerſtehe der göttlichen Ordnung: weil ſie das Schwert nicht vergebens, ſondern als Gottes Dienerinn, zur Strafe der Böſen trüge. **Erasmus Alberus** ſpricht daher:

So wenig als wir können ſein,
On Brod, on Waſſer und on Wein;
So wenig können wir entberen,
Der König, Fürſten und auch Herren.

Aller weltlichen Oberkeit vornehmſtes Amt iſt, äußerlichen Frieden halten, recht richten, die Frommen handhaben, und die Böſen ſtrafen, die Betrübten von der Freveler Händen retten, niemanden Gewalt thun, kein unſchuldig-Blut vergießen, die Fremdlinge, Wittwen, Weyſen und Armen beſchützen, ihnen gütig und milde ſeyn. Solches gebeut Gott und ſpricht: Richter und Amtleute ſollſt du ſetzen in allen deinen Städten, daß ſie das Volk richten mit rechtem Gerichte. Du ſollſt nicht das Recht beugen, und weder eine Perſon anſehen, noch Geſchenke nehmen. Denn Geſchenke verblenden die Augen der Weiſen, und verderben die gerechte Sache. Was Recht iſt, dem ſollſt du nachfolgen. Der Ritter **Morsheim** ſpricht:

Vier mauren hat ein yedes Reich,
Einen Thurn darinn desgleich,
Die erſte maur iſt Gerechtigkeit,
Die andre geneigte Oberkeit,
Den Vnterhan, vnd dieſelben liebet
Vnd widerumb das Volck ſich vbet,
Zu halten einigkeit mit recht,
Das einer des andern bürden drecht,
Die dritt maur, die eim Reich vil nützt,
So man Widwen vnd Wayſen b'ſchützt.

On das kein Reich ſtehet feſt,
Die vierdt maur, wenn man nicht nachleſt.
Vnd ſtraft die böſen ſtreng vnd faſt,
Verſchont damit weder Burger noch gaſt.
Welch ſtatt nun diſe vier mauren hat
In der Gotsforcht, der Thurne ſtatt ꝛc.

König **Philipp**, des großen **Alexanders** Vater, wollte einsmals einer Wittwe Sache nicht hören. Da ſprach die Frau: Du mußt entweder meine Sache hören, Herr König; oder du mußt nicht König ſeyn. Denn, König ſeyn, heißt Sachen hören und entſcheiden. Und dazu iſt freylich die weltliche Oberkeit, auf Erden von Gott verordnet. Wer nun das nicht thut, der iſt keine Oberkeit, ſondern ein Tyrann. Denn Salomon ſpricht: Wann die Gerechten regieren, ſo geht es den Unterthanen wohl; wann aber die Gottloſen regieren, ſo iſt alles Volk betrübet, und wehklaget.

An der Kaiſer, Könige, Fürſten und aller Potentaten Höfen ſoll ein rechtes Gericht gehalten, alle Billigkeit und ehrbare Tugend, den andern Menſchen zum Vorbilde, ſtets geübet und gehandhabet werden. Aber itzo werden daſelbſt der Eigennutz, die Untreue und Habſucht, eine Wurzel aller Laſter, gemeiniglich geſuchet und gebrauchet. Denn wer bey Hofe was haben will, der muß was bringen. Geſchenke und Gaben machen, daß einem die Herrn günſtig ſind. Derohalben möchte Eſaias, zu dieſer itzigen Welt Fürſten, und Potentaten, wie damals zu den Oberſten der Stadt Jeruſalem, auch billig alſo ſprechen: Deine Vorſteher ſind Abtrünnige, und der Diebe Geſellen. Sie nehmen alle gern Geſchenke, und trachten nach Gaben. Dem Waiſen ſchaffen ſie kein Recht, und der Wittwen Sache kömmt nicht vor ſie. Eſ. 1.

Homer nennet die böſen Regenten **Dorophagos**, das iſt: Gabenfreſſer, die mit Geſchenken nicht mögen geſättiget werden. Er nennet ſie auch **Demophagos**, das iſt Leutefreſſer; denn ſie dürſten ſtets nach Blute. Von ihrem Weſen ſpricht **Renner** alſo:

Trew, Recht, zucht vnd warheit,
Demut, Scham, Einfeltigkeit,
Keuſchheit vnd maß ſind all verdrieben
Zu Hoff, vnd an ir ſtatt ſind blieben
Liegen, triegen, Fullerey,
Hinderliſt, Afterreden, Büberey
Vnzucht, Vnkeuſcheit, einander beſchimpffen
Braſſen, drincken, naſen rimpffen,
Spielen, doppeln und groß geſpött,
Gar wenig achten auch auff Gott,
Auch auff die ſeel vnd auff den todt,
Auff Teufel, auff die letzte Noth,
Das ſey dir Herr im Himmel g klagt,
Dem gar kein vnrecht nie behagt.
Geitz, füllerey, vnd vnkeuſch wandel
Mutwill vnd all vnbillich Handel
Han manchen Herren alſo beſeſſen,
Das ſie der Weißheit gar vergeſſen.

Der Fürſten und Herrn Hofgeſinde iſt gleichfalls eigennützig, und ſuchet gemeiniglich bey Hofe Reichthum und große Gunſt. Wo einer den andern mit Ranken, Afterreden, Vervortheilungen über das Seil werfen, und über den Fuß ſprengen kann, da unterlaßt ers nicht. Vor der Herren Augen können ſie trefflich heucheln, und ſich ſtellen als ob ſie treue Diener wären; da ſie doch nichts minder ſind, als das. Denn niemand will was thun, oder reden, dadurch der Herr möchte erzürnet werden: wann er es gleich weis, daß jemanden unrecht geſchieht. Und ſolche mögen wohl ſchreiben, wie Herr **Joh. Morsheim**, der Ritter, in **Frauen Untreue** Beſchreibung, ſie abmalet, wann er ſpricht:

Für Augen dienen iſt mein Kunſt,
Damit ich mir kann machen Gunſt,
Zu Hofe bey dem Herren mein,
Felſchlich dien ich in gutem ſchein.

Kurz, es geht bey Hofe ſo zu, wie **Ariſtoteles** ſeinem Freunde Antwort gab, der ihn fragete: Wie es doch zugienge, daß ihm König Alexander ſo gnädig wäre? Ich ſpreche, ſagte er, ſelten mit dem Könige; und dazu nur, was er gern höret. Darum ſpricht **Renner** von ſolchen alſo:

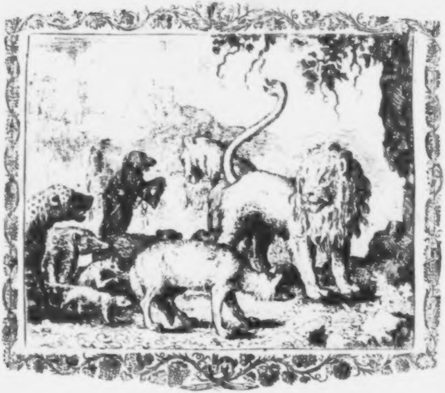
Selden iſt der lang zu Hoff geblieben,
Der einfeltig war und nicht durchtrieben.
Hofgeſind, Ertzt vnd Juriſten,
Haben Abgötter, das ſind jre Kiſten,
Wol dem, der ſich kan erneren
Mit ſeiner arbeit vnd in ehren,
One Hofdienſt, das beſchwerlich leben!
Do Leib vnd ſel in fahr muß ſchweben.
Wer ſo lang zu Hoffe wart,
Bis er bekumpt ein grawen bart,
Der hat ſein ſorg vnd groſſ arbeit,
Leider nicht gantz wol angeleit.

Mancher dienet aber wohl und getreulich, und erlanget wenig. Wiederum dienet einer nicht halb ſo getreulich, und erlanget viel. Denn der Herren Güter ſind deſſen, dem man ſie gönnet; nicht deſſen, der ſie verdienet. Was die Fürſten thun, das thun ſie aus Gnaden. Was aber Gnade iſt, das iſt ein Geſchenk, und kein Verdienſt. Wann hergegen die Herren einem ungnädig werden: ſo lohnen ſie ihm erbärmlich. Darum ſey doch jeder Hofdiener gewarnet, daß er ſich auf des Herrn Gnade nicht zu ſehr verlaſſe. Denn Gnade kann leicht zum Zorne werden; und Gnade erbet nicht. Derohalben geht es bey Hofe ſo zu, wie **Freydank** ſagt:

Wenn eine all löbliche tugent begabe,
Thet er nur eine miſſethat,
Die Tugendt werden gar vergeſſen,
Vnd nach der miſſethat gemeſſen.

Deshalben ſpricht das Buch der alten Weiſen: Wohl dem, der außer der Könige Höfen ſeine Nahrung hat: denn ſie achten niemandes Dienſte oder Freundſchaft, ſo getreu ihnen auch jemand iſt; und haben niemanden lieb, als von dem ſie was vermuthend ſind, oder zu erlangen hoffen; oder zu dem ſie zuweilen ihre verkehrte und üppige Neigung hinwendet und lenket. Und wann das dann auch geſchieht, ſo haben ſie doch hernach kein Anſehen, oder einige Liebe zu ihnen: ſondern alle ihre Werke ſind aufſätzig, und nachläßig ꝛc.

* * *



Das zweyte Hauptſtück.

Wie Reineke der Fuchs von dem Wolfe, und vielen andern Thieren, bey dem Könige verklaget ward.

Iſegrim, der Wolf, hub die Klage an. Seine Freunde, ſein Geſchlecht, und ſeine nächſten Anverwandten traten alle vor den König: er ſelbſt aber ſprach alſo: Gnädigſter König und Herr! Durch euren Edelmuth, und um eurer Ehre willen, ja beydes, nach Recht und aus Gnaden, erbarmet euch doch des großen Schadens, den mir Reineke der Fuchs, zugefüget hat: von welchem ich ſehr oft Schande und großen Verluſt erlitten habe. Vor allen Dingen erbarmet euch deſſen, daß er mein gutes Weib gehöhnet, und meiner Kinder auch nicht geſchonet hat. Er hat dieſelben mit ſeinem Unflate und Harne dergeſtalt beſudelt, daß drey davon, ſeit dem ſtockblind geworden. Ja mich ſelbſt hat er nach der Zeit noch beſchimpfet. Es war einmal ſo weit gekommen,

men, daß ein Tag angeſetzet worden, meine Sache mit ihm zu entſcheiden. **Reincke** erboth ſich zum Eide. Als ich denſelben nun geleiſtet haben wollte, entwiſchte er uns in ſeine Burg: wie alle eure treuſten Diener, gnädigſter Herr! die hier bey mir ſtehen, noch wiſſen. In einer ganzen Woche, könnte ich alle das Böſe, vor eurer Majeſtät nicht ausſprechen, welches **Reinecke**, dieſer falſche Geſell, mir zu Leide gethan hat. Ja, wenn alle das Tuch, was in Gent gemachet wird, Pergament wäre: ſo könnte mans darauf nicht beſchreiben. Ich übergehe es alſo mit Stillſchweigen: aber die Schande meines Weibes geht mir zu nahe, und dieſe muß nicht ungerächet bleiben; es gehe auch wie es wolle.

Kaum hatte **Iſegrim** ausgeredet, als ein kleines Hündchen gegangen kam, welches **Wackerlos** hieß. Dieſes klagete dem Könige in franzöſiſcher Sprache, daß es unlängſt ſo arm geweſen, daß es auch im Winter nichts mehr gehabt, als eine kleine Wurſt, in einem Gebüſche: aber **Reinecke** habe ihm dieſelbe genommen.

Sogleich erſchien **Heinz**, der Kater, trat zornig vor den König, und ſprach: Herr König, gnädigſter Herr! damit ihr Reineken deſto ungnädiger werdet: ſo wiſſet, daß hier niemand vorhanden iſt, er ſey jung, oder alt, der nicht **Reineken** mehr fürchte, denn euch. Was aber **Wackerlos** hier klaget, iſt vor vielen Jahren geſchehen. Indeſſen gehörte die Wurſt mir: gleich wohl klage ich darüber nicht. Denn als ich einsmals auf meiner Jagd war, kam ich bey Nachte in eine Mühle: da fand ich einen ſchlafenden Müller, dem nahm ich die Wurſt; das iſt wahr. Hatte nun **Wackerlos** etwas Recht auf dieſelbe, ſo kam es alles von meiner Liſt her.

Alſofort ſprach das **Pantherthier**: Heinz, unterlaß deine Klage nur: denn damit wirſt du nicht viel ausrichten. An **Reineken** iſt ohne dieß keine ehrliche Ader. Er iſt ein Dieb und Mörder: wie ich bey meinen Ehren verſichern kann, und alle dieſe Herren wohl wiſſen. Er raubet und ſtiehlt, als ein Dieb. Er hat auch niemanden, ja ſelbſt den König, der doch unſer Herr iſt, nicht ſo lieb, daß er nicht lieber deſſen Gut und Ehre aufopfern ſollte; wenn er nur einen fetten Biſſen von einer Henne dadurch gewinnen könnte. Um euch dieſes zu beweiſen, will ich nur eine der größten Uebelthaten anführen, die er noch geſtriges Tages begangen; und zwar an **Lampen** dem Haſen, der hier ſteht, und dem gewiß kein Thier alſo gethan hätte. Denn hier innerhalb des Königes Burgfrieden und ſicherem Geleite, verſprach er ihm, ihn ſeine Weiſe zu lehren. Er wollte ihn zu einem Caplan machen, ließ ihn vor ſich hinſitzen, und begann mit ihm das Credo zu ſingen. Allein **Reinecke** brauchte ſeine alten Künſte, ergriff **Lampen** feſt zwiſchen ſeinen Beinen, und hub ihn dabey an ſtark zu ziehen. Von ungefähr kam ich dazu; und hörte beyder Geſang: allein den Augenblick ſchwiegen ſie von der Lection, womit ſie angefangen hatten. Als ich mich näherte, fand ich Meiſter **Reinecken** ſtehen, der ſein altes Spiel trieb, und **Lampen** bey der Kehle hatte: und wäre ich ihm nicht zu Hülfe gekommen, unfehlbar hätte er ihn des Lebens beraubet. Die friſchen Wunden möget ihr an **Lampen** noch itzo wahrnehmen; dem frommen Manne, der gewiß niemanden übels thun kann. Ich verſichere euch, Herr König, und euch alle, ihr Herren; wollet ihr das nicht rächen, und wehren, und des Königes Friede, Geleit und Briefe, von einem ſolchen Diebe brechen laſſen; ſo wird es der König noch oft erfahren, und es ſich und ſeinen Kindern, von vielen, die es ſobald nicht vergeſſen, nach vielen Jahren müſſen verrücken laſſen.

Da ſprach **Iſegrim:** das iſt freylich wahr. **Reincke** thut doch nimmermehr was guts! Am beſten wäre es für uns alle, die wir gern im Frieden leben, er wäre todt. Wird ihm aber dieſes vergeben, ſo wird er in kurzem noch etliche berücken, die es nimmermehr geglaubet hätten.

Baumanns Anmerkungen.

Aus dieſem Hauptſtücke ſind fünf Lehren zu merken.

1.

Daß die Habſüchtigen und Gewaltigen, an der Fürſten Höfen, gleich dem Wolfe, aus Haß und Misgunſt oft Urſachen erdenken, über die andern, die geringern Standes ſind, denn ſie, hinterliſtig zu klagen, und ſie zu verunglimpfen: wodurch ſie denn große Lehngüter und Aemter, die ſie den andern nicht gönnen, von den Fürſten und Herren zu bekommen hoffen. Denn der Herren Güter werden nicht denen zu Theil, die ſie verdienen; ſondern denen, welchen man ſie gönnet; das iſt, die ſie mit Augendienſten und Häucheley an ſich bringen können.

2) Die Groben, Unverſtändigen, und Ungelehrten bey Hofe, haſſen und verfolgen gemeiniglich die Erfahrnen, Gelehrten und Weiſen: bloß damit ſie allein bey den Herren groß geachtet werden, das Regiment verwalten, und ſich hervor thun mögen, als meynten ſie es ehrlich mit der Sache: da doch Eigennutz ihre Loſung iſt. Eben ſo handelt hier der Wolf bey Reinecken.

3) Ein gehäßiger, misgünſtiger und geiziger Menſch, um ſeinen Vortheil zu haben, und gegen ſeinen Widerpart, den er auszuſtechen ſuchet, ſein Müthchen zu kühlen, ſchonet oft ſeiner eigenen, und der Seinigen Ehre und guten Namens nicht: ſondern durch Neid verblendet, und nur Glauben zu finden, bringet er ſeine und der Seinigen Schande und Laſter an den Tag. So machet es hier der Wolf: denn damit ſeiner Klage wider **Reinecken** deſto mehr Glauben gegeben werde, ſo beredet, bezüchtiget

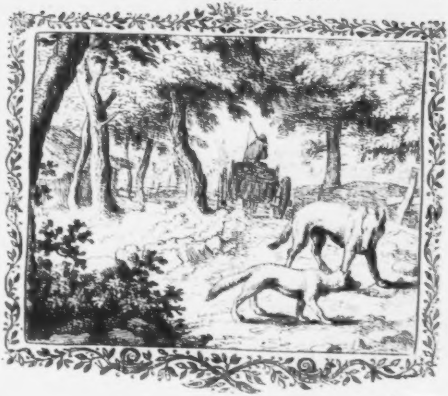
und ſchändet er ſein eigen Weib; läßt es nicht genug ſeyn, daß ihn ein andrer ſchände, ſondern entehret ſich ſelbſt. Wer ſich ſelbſt lobet, der iſt ein Narr: wer ſich aber ſelbſt ſchändet, der iſt unſinnig. Gleichwohl iſt es eher zu dulden, daß ſich einer ſelbſt lobe: (denn wer ſich lobet, der hätte doch gern Ehre); als daß ſich einer ſelbſt ſchände.

4) Bey Hofe ſind zweyerley Leute. Etliche ſind ſchwache Treppenträger: als wenn jemand einen, dem er ungünſtig und feind iſt, angiebt, und verläumdet: oder gar ſo ſtark von Rücken iſt, daß er viele vom Hofgeſinde zugleich, die Treppe hinauftragen, das iſt, verrathen kann. Etliche aber ſind ſtarke Treppenträger; als, wann man jemanden unterdrücken will, es aber allein nicht vermag, daß viele zuſammen treten, in ein Horn blaſen, und alſo den andern hinunter ſtoßen. So geſchieht es auch hier: denn, damit Iſegrims Anbringen ſtatt haben möge: ſo klagen auch der Kater, Hund, und Haſe, aus Haſſe, und dem Wolfe zu gefallen, über Reinecken. Alſo ſpricht auch das Buch der alten Weiſen; daß der Leu, der König, durch einträchtiges Angeben ſeiner falſchen Räthe, als des Wolfes, Raben, und Fuchſes, dahin gebracht worden; daß er ſeiner Pflicht und des gethanen Eides vergeſſen, und das Kamehl, welches ſich ihm zum Dienſte ergeben, erwürget habe.

5) Hier wird auch der Ehebruch gerüget, den **Reineke**, an **Iſegrims** Frau begangen; welches Laſter itzo, auch bey den Großen geringe geachtet wird, und nach aller Luſt im Schwange geht; ja dazu mannigfaltige Urſache geſuchet und gegeben wird. Das Memorial der Tugend ſpricht davon alſo:

Der iſt ein Narr vnd wird betäubt,
Der ſeiner Frau vergönnt und erlaubt,
Daß ſie mit Küſſen ſey gemein,
Auf Glauben beyſchlaff, bleib keuſch vnd rein.
Solchen Glauben hat der Teuffel gegründt
Auff Vnkeuſchheit, Ebruch vnd andre ſünd.

Das



Das dritte Hauptſtück.

Wie Grimbart, der Dachs, Reinecken vor dem Könige verantwortete, und wie er den Wolf wieder, um etlicher böſen Stücke halben, rügete.

Der Dachs war Reinekens Bruders Sohn. Dieſer trat kühnlich auf, und verantwortete bey Hofe den Fuchs, der doch falſch und loſe war. Herr Iſegrim, ſprach er alſofort zu dem Wolfe: es iſt ein altes Sprüchwort: **Des Feindes Mund ſchaffet ſelten Frommen.** So machet ihr es, gegen meinen Vätter **Reinecken.** Wäre er ſowohl, als ihr, hier bey Hofe; und ſtünde er eben ſo in des Königes Liebe, als ihr, Herr **Iſegrim,** darinn ſteht: ſo ſollte es euch vieleicht nicht gut gedäucht haben, ihn hier alſo anzuſchwärzen, und die alten Stücke viel vorzurechnen. Allein das Böſe, das ihr ſelbſt **Reinecken** gethan habt, das laſſet ihr alles beyſeite geſetzet ſeyn. Es iſt etlichen Herren noch gar wohl bekannt, wie ihr mit **Reineken** den Bund gemachet, zween gleiche Geſellen zu ſeyn: das muß ich itzo dieſen Herren erzählen. Denn mein Vätter **Reineke**, kam im Winter einmal, um **Iſegrims** willen, beynahe ums Leben. Es kam nämlich einer gefahren, der große Fiſche auf einem Karren hatte. **Iſegrim** hätte gern Fiſche gegeſſen; hatte aber nichts, ſie zu bezahlen: und darum brachte er meinen Vätter in Noth. Um ſeinetwillen legte dieſer ſich, als todt, in den Weg, und überließ ſich der Gefahr. Hier gebet acht, wie ſauer ihm die Fiſche geworden. Da nun jener mit dem Karren gefahren kam, und meinen Vätter daſelbſt gewahr ward, zog er plötzlich ſein Schwert, in Meynung, demſelben das Fell zu rücken. Allein dieſer rührete und regete ſich im geringſten nicht; ſo daß der Fuhrmann glaubte, er wäre todt; ihn auf den Karren legte, und ihn zu ſchinden dachte. Alles dieſes wagete er, um **Iſegrims** willen. Als nun jener fortfuhr, warf **Reineke** etliche Fiſche von dem Karren. **Iſegrim** kam von weitem nach geſchlichen, und verzehrte alle dieſe Fiſche. **Reineke** ſprang wieder vom Karren, weil er kein Belieben fand, länger zu fahren; und hätte auch gern etliche Fiſche gegeſſen: allein **Iſegrim** hatte ſie alle verzehret. Ja er hatte ſoviel gefreſſen, daß er berſten wollte; und mußte deswegen zum Arzte gehen. Da aber **Iſegrim** die Gräten nicht mochte, ſo brachte er ihm etwas davon.

Noch ein anders kann ich bey meiner Treue verſichern. **Reineke** wußte irgendwo ein geſchlachtetes fettes Schwein, und wo ſelbiges an einem Nagel hienge. Dieſes vertrauete er auf guten Glauben dem **Iſegrim**, und ſie giengen auf gemeine Gefahr dahin. Allein **Reineken** ward die Sache ſehr ſauer. Er mußte zum Fenſter hinein kriechen, und es beyden zu gut herunter werfen. Da waren nun große und ſtarke Hunde, mit denen er vollauf zu thun hatte.* Sie zerzauſten ihm wacker ſein armes Fell; da unterdeſſen **Iſegrim** das ganze Schwein verzehrte. Mit genauer Noth kam er noch davon, und gelangete zum **Iſegrim**, klagete ihm ſein Unglück, und foderte ſeinen Theil. Ja! verſetzte dieſer, ein gutes Stück habe ich dir aufgehoben; nimm es, und iß; benage es recht, denn es iſt fett. Das Stück aber, das er ihm langete, war das Krummholz, daran das Schwein gehangen hatte.

Vor Verdruß konnte **Reineke**, kein Wort ſprechen; aber merket ihr Herren, was er dabey gedacht habe! Ich ſage es euch, Herr König, gnädigſter Herr, daß dergleichen Stücke wohl hundert oder mehr vorgefallen, die **Iſegrim** **Reineken** erwieſen hat: die ich aber noch übergehe. Kömmt **Reineke** nach Hofe unter dieſe Verſammlung, ſo wird ers ſelber viel beſſer erzählen. Merket indeſſen Herr König, edler

Fürſt! denn ich es frey ſagen darf: ſo redet **Iſegrim**, wie ihr Herren wohl gehöret habet, recht thörichte Worte. Er ſpricht ſelbſt übels von ſeinem eigenen Weibe, die er doch mit Leib und Seele beſchirmen, und ihre Ehre ſchützen ſollte. Es ſind wohl ſieben Jahre, oder mehr, als **Reineke**, einen Theil ſeiner Liebe, der ſchönen Frau **Gieremuth** ergab. Dieß geſchah bey einem Abendtanze, als **Iſegrim** außer Landes war. Ich ſage es, wie ich es weis. Sie that, aus höfiſcher Freundlichkeit, **Reineken** oft ſeinen Willen. Mehr ſage ich nicht. Und was iſt es mehr? Sie klaget ja ſelber nicht. Sie iſt auch gewiß nicht davon geſtorben: was machet man denn viel Weſens davon? Wäre **Iſegrim** klug, ſo ſchwiege er davon; da es ihm gewiß keine Ehre bringen kann.

Grimbart ſprach weiter: nun klaget der Haſe auch ein Märchen, und einen klugen Fund. Denn da er ſeine Lection nicht recht las, mußte denn **Reineke**, der ſein Lehrer war, ihn als ſeinen Schüler nicht ſchlagen? Das wäre ja übel gethan geweſen. Denn ſollte man die Schulknaben nicht züchtigen, und von ihren Bübereyen entwöhnen; nimmermehr würden ſie was tüchtiges lernen!

Nun klaget **Wackerlos**, daß er in einem Winter eine Wurſt bekommen, die er in einem Gebüſche verlohren. Viel beſſer bliebe auch dieſe Klage unterwegens: denn ihr höret es wohl, daß ſie geſtohlen geweſen. **Wie gewonnen, ſo zerronnen!** Wer will es doch **Reinecken** verdenken, daß er ihm das geſtohlne Ding weggenommen? Ein jeder Edler von hohem Stamme, ſoll die Diebe haſſen, und ſie fangen. Ja, hätte er gleich den **Wackerlos** damals gehenket, wer ſollte ihm das übel auslegen? Allein er unterließ es, dem Könige zu ehren, der zu Lebensſtrafen allein Gewalt hat: gleichwohl hat mein Vätter wenig Dankes dafür.

Reineke iſt ein rechtſchaffener Mann, der kein Unrecht leiden mag. Denn ſeit dem, daß der König ſeinen Frieden verkündigen und ausruffen laſſen, hat er noch niemanden ein Leid zugefüget. Er ſpeiſet des Tages nur einmal; lebet wie ein Kloſterbruder, und kaſteyet ſeinen Leib ſehr. Nächſt an ſeinem Leibe trägt er lauter Haare, und ißt ſeit einem ganzen Jahre kein Fleiſch; es ſey wild, oder zahm: wie mir noch geſtern einer ſagte, der von ihm kam. Sein Schloß **Malepartus** hat er verlaſſen, und bauet ſich eine Klauſe. Von allerley Pein, die er ſich anthut, iſt er ganz bleich und mager anzuſehen: denn für ſeine Sünde zu büßen, leidet er itzo Hunger und Durſt, und ſchwere Faſten. Doch was ſchadet es ihm, daß er hier in ſeiner Abweſenheit itzo verklaget wird? Kömmt er nur zur Verantwortung, ſo wird ihm ſchon noch geholfen.

Als dieſe Worte geſprochen waren, ſo kam Hahn Henning mit ſeinem Geſchlechte, in des Königes Hof gefahren; und brachte auf einer Bahre, eine todte Henne, Kratzefuß genannt, die Reineke todt gebiſſen hatte. Hals und Kopf hatte er ihr abgebiſſen, und das ſollte nun der König erfahren.

Alkmariſche Anmerkungen.

In dieſen dreyen vorigen Hauptſtücken werden ſonderlich ſieben Stücke zu unſrer Lehre geſetzet. Im erſten, wie die Habſüchtigen an der Herren Höfen, aus Haſſe öfters eine Sache finden, und über andere klagen, die unter ihnen ſtehen, um große Lehngüter und Präbenden von den Fürſten zu bekommen, die ſie andern nicht gönnen: wie hier der gierige Wolf über **Reineken** klaget. Auch geſchieht es oft, daß die Groben, Unweiſen, und Ungelehrten, die Weiſen und Klugen haſſen, damit ſie allein bey den Fürſten am Regimente bleiben mögen; ſo wie der Wolf den klugen Fuchs haſſet. Zum zweyten, weiſet der Lehrer: es geſchehe oft, daß ein gieriger oder boshafter Menſch, um zu gewinnen, und ſeinen Neid zu vollbringen, nicht unterläßt, auch ſein eigenes, oder der Seinigen Laſter zu verrathen; wie hier der Wolf von ſeinem eigenen Weibe übels ſpricht. Zum dritten wird hier der Ehebruch berühret, der in etlicher Herren Landen geſchieht; zumal unter einigen Edelleuten, in Abweſenheit der rechten Herren, oder hinter den Thüren: das vielleicht, leider! in der Lombardey und in Frankreich geſchieht, wo dieß Buch zuerſt gedichtet iſt. Aber es iſt, Gottlob! des Lehrers Meynung nicht, daß es auch in dieſen Landen geſchehe. Zum vierten geſchieht es oft, daß, wenn ein anſehnlicher Mann über jemanden klaget, daß auch die Kleinen über ihn zu klagen anfangen: wie hier der Kater, Hund und Haſe. Zum fünften, daß es gut iſt, daß man einen Freund bey Hofe habe, der einen in ſeiner Abweſenheit verantworte, als ein Freund. Zum ſechſten wird hier gezeiget, das böſe Verbindniß, welches im Wahlenlande (Gallien) und in der Lombardey, etliche böſe Herren, oder Edelleute unter ſich, wider ihren Nebenmenſchen machen, (Gott bewahre ja dieſe Lande davor!) ihn zu beſchädigen, und ihm mit Raube und Gewalt, wie ſie es nur kriegen können, zu ſchaden: wie hier von dem Wolfe und Fuchſe geſaget wird, die den Bund mit einander hatten. Das ſiebente iſt die Untreue, die unter ihnen ſelbſt iſt; wie hier mit den Fiſchen und dem Schweine bewieſen wird.

Baumanniſche Anmerkungen.

In dieſem dritten Hauptſtücke ſind drey Stücke zu merken.

1.

Daß es ſehr nützlich und gut iſt, bey den Herren am Hofe, einen getreuen Freund zu haben, der einen vertheidige, wenn man hinterrücks, von ſeinen Neidern fälſchlich belogen und angegeben wird: wie hier der **Dachs** den **Reineke** entſchuldiget, und vertritt. Darum ſagen die alten Weiſen: wer einen guten getreuen Freund hat, der ſoll ſich ſelbigen lieber ſeyn laſſen, als Silber und Gold. Denn die Welt iſt voller Untreue: und daher iſt es hochnöthig, daß ein jeder ſich vorſehe, und niemanden leichtlich Glauben zuſtelle. Darum ſpricht, **Freygedank**:

Trau nicht viel, halt dein Red' in Hut,
Denn weiter Rhat thut ſelten gut.
Freund' der Welt in groſſer Noth,
Gehn vier vnd zwantzig auf ein Loth.
Vnd die die beſten wollen ſeyn,
Gehn zwentzig auff ein Quintlein.

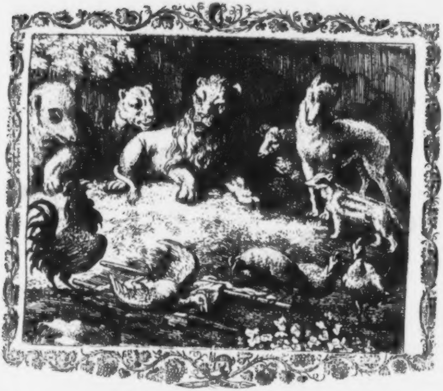
2) Daß der Wolf und Fuchs einen nachtheiligen und hinterliſtigen Bund, ihren Eigennutz, auch mit fremdem Schaden, durch allerley Anſchläge zu ſuchen, mit einander gemachet hatten; welches doch der Wolf in ſeiner Anklage meiſterlich verbirgt. Die aber einen Bund mit einander machen wollen, ſollen auf nichts mehr, als den gemeinen Nutzen ſehen. Sonſt, wenn man allein den einſeitigen Vortheil befördern will, ſo iſt es nicht ein Bündniß, ſondern eine böſe Rottirung zu nennen. Wo ſich nun viele zuſammenthun, und den Handel feſt verſchreiben; da iſt es ein Zeichen, daß einer dem andern nicht wohl trauet: und aus ſolchen Verträgen entſteht öfters viel Zwiſt und Zank: da ſie doch gemachet werden, daß keine Zwietracht entſtünde. Handeln rechtſchaffene Leute, die einander wohl trauen, und ihr Verſprechen gern halten, mit einander, da brauchet man keiner ängſtlichen Verſchreibungen. Handeln aber böſe Leute, die einander nicht viel trauen, dazu ihre Angelöbniſſe und Zuſagen nicht gern halten, mit einander, ſo muß man lange und große Schriften aufſetzen; und dennoch geben oft dieſelben Schriften nur Gelegenheit zu Streitigkeiten und Proceſſen. Denn unter ſo vielen Artikeln ihres Vergleiches, finden ſie gar leicht einen, darüber ſich ein Theil zu beſchweren hat, er ſey ihm nicht gehalten worden.

Kurz, ein Vergleich ſoll darum gemachet werden, daß Zwietracht und Streit ein Ende nehme. Allein itzo werden Verträge darum geſchloſſen, damit man Krieg und Zwietracht anrichte. Und ſo wunderlich und unvermuthet ſich auch die Sachen zutragen, nachdem lenken ſich auch die Verbindniſſe: ſo daß ſich itzo keine ſo ſchwere, unehrliche oder gefährliche Sachen begeben können; man trachtet dennoch ſtets nach Verbindungen, und findet auch Urſachen, ſolche Bündniſſe zu ſchmücken und herauszuſtreichen.

3) Die große Falſchheit und Untreue, die der Wolf dem Fuchſe hier beweiſet. Denn gleich wie ſich **Reincke** um **Iſegrims** willen, hier in Gefahr begiebt, und die Fiſche von dem Karren wirft, beyder Beſtes damit zu verſchaffen; und dennoch durch den gierigen, treuloſen Wolf, ſeinen Rottgeſellen, betrogen und vervortheilet wird: ſo iſt es noch itzo bey Hofe gebräuchlich, daß der eine die Arbeit thut, der andre aber, auch mit deſſelben Schaden, den Vortheil erlanget, und ſeiner noch dazu ſpottet.

Wer nun alſo treulos handelt, dem kömmt es zwar anfänglich eine Zeitlang zu gute: aber endlich lohnet die Untreue dem, der ſich ihrer bedienet hat. **Ahitophels** Rathſchläge achtete David ſo hoch, als eines Engels. Dieſer rieth dem Abſalom, daß er ſich gegen ſeinen Vater empören, und ſelbſt König werden ſollte: welches denn Abſalom that; aber endlich deshalben an einem Baume hängen blieb, und durchſtochen ward. **Ahitophel** henkete ſich ſelbſt, und ſtarb jämmerlich. Darum ſpricht **Freygedank** alſo:

Ehr vnd ein trew Hertz wol beſteht,
Falſchheit vnd Vntrew vntergeht.

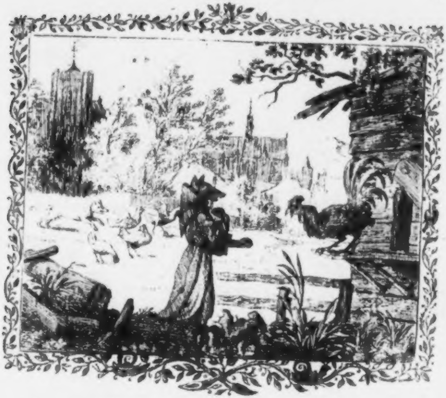


Das vierte Hauptſtück.

Wie der Hahn mit großer Betrübniß vor den König kömmt, über Reineken klaget, und ſeine Miſſethat beweiſet.

Der Hahn trat vor den König, und ſah ihn ſehr betrübt an. Er hatte noch zween andre große Hähne bey ſich, die gleichfalls um dieſen Tod traurig waren. Der eine hieß **Kreyant**, der beſte Hahn, den man zwiſchen Holland und Frankreich fand. Der andre war ihm ſehr gleich, und hieß **Cantart**; ein ſehr kühner und gerader Burſch. Jeder trug ein brennend Licht, und beyde waren der todten Henne Brüder. Beyde ſchrien Ach und Wehe! um der **Kratzfußinn**, ihrer Schweſter Tod; und trieben großen Jammer darüber. Noch zweer andre trugen die Bahre; und ihr Betrübniß war weit und breit zu hören. Hahn **Henning** aber begab ſich vor den König, und ſprach:

Herr



Herr König, gnädiger Herr! höret, aus Gnaden meine Worte, und erbarmet euch des groſſen Schadens, den Reincke mir und meinen Kindern, die hier ſtehen, gethan hat. Als neulich der Winter vergangen war, und man Blumen, Laub und Gras ſchön blühen und grünen ſah; war ich ſehr froh und muthig, über mein groſſes Geſchlecht insgemein. Denn ich hatte zehn junge Söhne, und zweymal ſieben ſchöne Töchter. Alle dieſe hatten rechte Luſt zu leben, und mein Weib, das kluge Huhn, zog ſie in einem Sommer auf. Sie waren ſtark und wohl zufrieden, und giengen ihrem Futter an einem Orte nach, der wohl ummauret war; ein Kloſterhof, darinn ſechs groſſe ſtarke Hunde meine Kinder bewahreten, und ſie lieb hatten. Dieſes verdroß Reincken, den böſen Dieb, weil ſie ſo ſehr darinnen blieben, daß er keins davon bekommen konnte. Wie oft gieng er nicht bey Nachte um die Mauren; und ſtellte uns ſehr aufmerkſam nach!

Als dieſes die Hunde erfuhren, mußte er zwar Reißaus nehmen. Sie hatten ihn einmal zwiſchen ſich bekommen, und ſein Fell wacker zerzauſet; mit genauer Noth entkam er ihnen noch dasmal, und wir wurden ihn auf einige Zeit los. Aber höret mich nur ferner, gnädiger Herr! Nachdem kam einmal **Reineke**, derſelbe alte Dieb, als ein Kläuſener; und brachte mir einen Brief, daran euer Siegel unten hieng. Hierinn fand ich nun geſchrieben, daß ihr, Herr König, allen Thieren und Vögeln ſicher Geleit und feſten Frieden ausruffen laſſen. Er ſprach, er wäre ein Menſch geworden; und wie er einen ſtrengen Orden angenommen, und ſeine Sünde büßen wollte: alſo dörfte ich mich vor ihm nicht mehr fürchten, und ohne alle Hut, gar wohl vor ihm ſicher leben. Er ſetzte hinzu: Ich habe mich alles Fleiſches auf einmal ganz begeben, und ein Gelübde darüber gethan. Er ließ mich darauf ſeine Kappe, und den Roſenkranz ſehen, nebſt einem Briefe von ſeinem Prior, damit ich deſto freyer ſeyn möchte. Zugleich wies er mir unter der Kappe, ein härenes Kleid; und ſprach im Weggehen zu mir: Ich befehle dich Gott dem Herrn, und gehe hin, wo ich zu thun habe. Ich habe noch die Sexte und None zu leſen, und die Veſper dazu. Darauf gieng er auch leſend weg, und ſtellte mir ferner nach.

Da war ich nun fröhlich und gutes Muthes, gieng zu meinen lieben Kindern, und brachte ihnen dieſe Zeitung; die ich aus eurem Briefe geſehen hatte, und die ihnen ſehr lieb war: daß nämlich **Reineke** ein Mönch geworden wäre, und wir uns vor ihm nicht mehr fürchten dörften. Darauf gieng ich mit allen außer der Mauer herum, welches uns aber ſehr übel bekam. Denn **Reineke** hatte uns ſeine Fallen geleget, und kam aus einem Buſche geſchluchen, vertrat uns den Thorweg, und griff eins meiner beſten Kinder an; fraß es auf, und kam oft wieder. Seit dem ihm nämlich das erſte gut geſchmecket hatte, ſo konnten uns weder Jäger noch Hunde vor ihm mehr beſchützen. Er ſtellte uns bey Tage und bey Nachte nach, und beraubete mich alſo meiner Kinder. Vier und zwanzig pflegte ich zu haben: die hat **Reineke**, nunmehr bis auf fünfe, weggefangen. Das laßt euch nun erbarmen, Herr König! Meine Betrübniß klage ich euch itzo beweglichſt. Noch geſtern ward ihm mit den Hunden dieſe meine Tochter abgejaget, die er todt gebiſſen, und die ich in meiner Noth hieher bringe. Ihr ſeht wohl, was er gethan hat: und dieſes laßt euch doch zu Herzen gehen!

Alkmariſche Anmerkungen.

In dieſem Hauptſtücke werden ſonderlich drey Stücke gelehret.

1.

Daß derjenige, der an einem Orte wohl verwahret iſt, und doch Feinde hat, nicht leichtlich zu ſeinem Vergnügen ausgehen ſoll, wie hier der Hahn. Dieſer wußte wohl, daß Reineke ſein Feind war, und gieng daher zu ſeinem Vergnügen aus ſeiner

Burg. 2) Daß niemand ſeinem Feinde völlig glauben ſoll; geſetzt, daß er ihm auch viele Gewißheit zeigete, oder zuſagete: (wie hier Reineke that:) ja wäre es gleich, daß er unter einem Scheine der Geiſtlichkeit oder Heiligkeit käme. 3) Wird hier von den Böſen gewieſen, daß wann irgend ein Mörder, ein Räuber, ein Fechter, die gern Blut vergießen, einmal ihre Zähne blutig gemachet; das iſt, wann ſie einmal ein Vergnügen im Böſen gefunden, und es ihnen wohlſchmecket: man ſich ſehr ſelten eine Beſſerung von ihnen vermuthen darf: wie hier von dem betrüglichen falſchen Fuchſe geſaget werden.

Baumanniſche Anmerkungen.

1.

Wer Feinde hat, und in ſeiner Heimat ſicher iſt, ſoll ſich nicht leichtfertiger Weiſe, um Wolluſt oder Vergnügens halber, aus ſeinem Vortheile geben; ſonſt wird er von ſeinen Feinden beſchädiget: wie hier der Hahn, als er ſeine Veſtung leichtſinnig verließ, von Reineken übereilet, und ſeiner Kinder beraubet ward. Derohalben lehret Cyrillus: ein jeder ſolle wohl zuſehen, wohin er geht, und wem er glaubet; auch in ſichern Dingen dennoch zweifeln; und zwar in folgender Fabel. (*)

Ein Rapp ſaß auf ainer dürren Heiden,
Der hett ain hertzliches mitleiden,
Vber ſich vnd auch ainen Fuchs
Dann der Hunger ſehr hart erwuchs,
Bey jnen beyden auf ain tag.
Der Fuchs hungrig verborgen lag,
Im bracht der Hunger groſſe pein,
Nun hett der Rapp außgeſpeht fein,
Etlich Häner vnd Hennen gut,
Welliche in ſicherer Hut
An einem Ort thäten vmbgen.
Deshalb thet Er ſich vnderſton,
Wie er ſie mit betriegerey,
Möcht bringen zu dem Fuchs ſo frey.
Daß Er ſein Hunger büſſen mocht,
Vnd Er ſein thail davon auch brächt.
Eylend ſo flog der Rapp bald dar,
Zu der gemelten Hennen ſchar,
Grüſſet ſie aus falſcher begir,
Vnd ſprach, nun fröwend Euch mit mir,
All ewer Trübſal hat ein End,
Sich hat der Fuchs vom böſen gewendt.
Er iſt ain gaiſtlich Nun woren,
Hat von jm g'legt den grimen zoren.
Kummend mit mir, ſo werdt jr ſehen,
Das groß wunder ſo iſt geſchehen.
Dann der Fuchs iſt mit zucht und prangen
Sehr Gaiſtlich in die Kirchen gangen,
Vnd hat ain Weyler auff dem Haubt,
Vnd ſingt die Veſper, mir glaubt.
Die Hennen all an dieſem Ort,
Glaubten dem Rappen dieſe Wort,
Giengen mit jm von ſtunden an,
Indem begegnet jn der Han.
Dem zaigtens an die Freude ſchon,
Sagte, er ſolle auch mit jn gon,
Aber der klug Han zu der friſt,
Merckt des Rappen betrug vnd liſt,
Darumb ſprach er bald zu den Hennen,
Jr wollt jn Ewr verderben rennen,
Jr bald gläubige Weiber ſchlecht,
Wa maint jr das jr hingan mecht,
Mit dem Verfürer trüglich gar,
Änderſt, dann in Ewren Tod dar?
Wann jr gläuben zu der Zeit,
In dem Rappen ſey die Warheit,
Vnd etwas guts an dem Fuchs alt,
So mügen jr gelauben bald,
Das das Liecht in der Finſter ſey,
Vnd Tugend wohn den Laſtern bey. ꝛc.
Darumb jr ainfältigen Hennen
Solt jr den Rappen vor wol kennen,
Vnd wol wiſſen zu aller friſt,
Das gar kain Warhait in jm iſt,
Ain Thorhait iſt diſes vorab,
Das jr glaubend, der Fuchs hab
Von jm gelegt ſein grimmikeit,
Vnd gang gen Kirchen diſer Zeit,
Das glaubend nit von dem Fuchsſchwantz,
Es iſt wider die Warheit gantz,
Darumb ain andermal hinfür,
Solt fleiſſiger auffmerken jr,
Oder jr wurden euch aufladen
Ewren ſelbſt tod vnd groſſen ſchaden.
Als die Hennen hörten die Wort,
Verließ'n Sy ſchnell an dem ort
Den Rappen, vnd volgten gar baldt
Dem trewen Hanen dergeſtalt.

(*) Ich ſetze ſie ſo her, wie ſie Daniel Holzmann zu Augſpurg 1574 in 4. deutſch herausgegeben.

2) Niemand ſoll ſeinem Feinde völlig glauben, wenn ihm gleich derſelbe, viel guter Worte, mit vielen Umſtänden, groſſer Zuſage, und feſten Verheißungen verhielte und ihn damit ankörnen wollte; ja wenn er gleich unter dem Scheine und Kleide der Geiſtlichkeit, oder Heiligkeit ſich hervor thäte: wie hier der Fuchs den Hahn, mit ſüßen Worten und falſch erdichteter Geiſtlichkeit betrügt, und um die Seinen bringet. Denn die alten Weiſen haben den, der ſeinem Feinde glaubet und anhanget, mit einem Menſchen verglichen, der eine Schlange in ſeine Hand nimmt, und nicht weiß, wie bald ſie ſich umkehret und ihn vergiftet. Und ein weiſer Mann ſoll ſeinem Feinde nimmermehr glauben, oder vertrauen, ſondern ſich von ihm ſcheiden.

3) Wann ein Tyrann und muthwilliger Unterdrücker des gemeinen Volkes, des Beleidigens und Tyranniſirens gewohnt iſt, wie der Fuchs zwiſchen den Hünern: ſo iſt er ganz ſchwerlich wieder davon zu bringen. Denn er kömmt in die Uebung und Gewohnheit, böſes zu thun: ſo daß er ein Vergnügen daran findet, ſein Herz täglich mit Unterdrückungen und unſchuldigem Blute zu erquicken. An ſolchen iſt auch wenig oder gar keine Beſſerung zu vermuthen; ſondern ſie fahren immer fort, bis ſie zuletzt, in ihrer Feinde Hände fallen, und den verdienten Lohn erlangen:

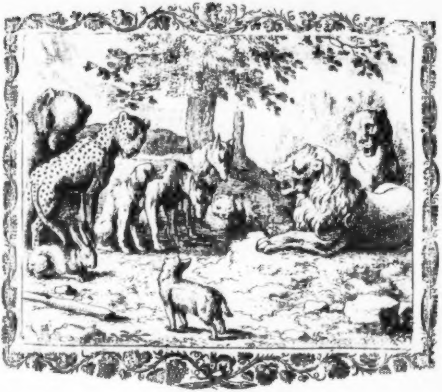
. Wie der große König der Perſer, **Cyrus**, der ein mächtiger Tyrann war, und ohne Unterlaß Kriege führte, von der Scythen Königinn, **Tomyris**, mit ſeinem ganzen Heere erſchlagen, ihm ſein Haupt abgehauen, und auf der Königinn Befehl, in einen ledernen Sack voll Menſchenblutes, geworfen ward; mit den Spottworten: Sättige dich nun mit Blute, ſprach die Königinn, darnach dich ſtets gedürſtet hat, und womit du nicht zu vergnügen geweſen.

Julius Florus ſchreibt, daß die alten Deutſchen, der Römer Hauptmann, **Quintil. Varus**, genannt, der ſie mit vielen Geſetzen beſchweren, und durch große Unterdrückung über ſie herrſchen wollen, mit allen Seinigen erſchlagen, ihm die Zunge abgeſchnitten, und geſprochen haben: **Ziſche nun, du Schlange** ꝛc. (*) Doctor **Sebaſt. Brand** ſpricht:

Alſo Gewalt ſich enden thut,
Cyrus der trank ſein eigen Blut,
Kein G'walt auff Erd ſo hoch ie kam,
Die nicht ein End mit trawren nam,
Was G'walt acht für das allerbeſt,
Das wird verbittert doch zuletzt.
Groß narrheit iſts vmb groß Gewalt,
Die man doch nicht lang Zeit behalt.

Das

(*) Hiervon handelt das neue deutſche Heldengedicht des Herrn Baron von Schönaich, Hermann, welches ich voriges Jahr ans Licht geſtellet.



Das fünfte Hauptſtück

Wie der König mit ſeinen Vaſallen und Weiſen, zu Rathe gieng, wie und auf was Weiſe er die Bosheit des Fuchſes nach Billigkeit ſtrafen möchte: und wie die todte Henne begraben ward.

Der König ſprach: Nun, Herr Dachs, kommt her! Höret ihr wohl, was für Faſten euer Vätter, der Klauſener, beobachtet? und wie er ſich verhält? Lebe ich aber noch ein Jahr; ſo ſoll es ihm ſehr leid werden! Und was brauchet es mehr Worte? Hahn **Henning**, nun gebt Achtung. Eurer todten Tochter, dem guten Huhn, wollen wir das Recht der Todten wiederfahren laſſen, ihr eine Vigilie ſingen, und ſie zur Erden beſtatten laſſen. Dieſes ſoll mit großen Ehren geſchehen. Hernach wollen wir uns mit dieſen Herren, dieſes Mordes wegen beſprechen, wie wir ihn am beſten rächen mögen.

Da geboth er alten und jungen, Vigilie zu ſingen. Kaum war dieß Geboth des Königes ergangen, ſo hub man an, das Placebo Domino, und ſo weiter anzuſtimmen. Ich würde es gerne erzählen, wenn es nicht zu lang wäre, zu melden, wer da die **Lection**, und die Reſponſoria geſungen, wie ſichs gebühret: aber darum eben verkürze ich die Rede. Man legte die Todte ins Grab, bereitete einen ſchönen Marmorſtein, der viereckigt, groß und dick, und ſo glatt als ein Glas geſchliffen war. Mit großen Buchſtaben ſtund darauf gehauen, daß man klärlich leſen konnte, wer darunter begraben läge. Die Grabſchrift lautete alſo:

Kratzefuß, Hahn Hennings Tochter, die Beſte,
Die ſtets viel Eyer legte im Neſte,
Die wohl mit ihren Füßen konnte ſchrapen,
Liegt unter dieſem Steine begraben.
Der falſche Reineke hat ſie erbiſſen,
Sie will, daß die ganze Welt es ſoll wiſſen.
Dieß that er ungerecht, mit falſcher Wage:
Auf daß man ſie deſto mehr beklage.

So lautete die Aufſchrift. Der König aber, ließ allen und jeden, ſonderlich den Klügſten aus dem Rathe kund thun, daß er ſich mit ihnen beſprechen wollte, wie man dieſe Miſſethat an **Reineken**, der freylich keiner von den Beſten war, aufs eheſte rächen möchte. Da riethen ihm alle Herren zum letzten; denn ſie erkannten ihn alle für ſehr liſtig: und darum ſollte man ihm Bothen ſenden, daß er, weder um Liebes noch Leides willen ausbleiben, ſondern ſich vor des Königes Gerichte ſtellen, und am Herrentage einfinden möchte; **Braun** aber, der Bär, ſollte dieſe Bothſchaft an ihn bringen.

Baumanniſche Anmerkungen.

In dieſem Hauptſtücke ſind vier merkliche Stücke zu lernen.

1.

Durch das ſtattliche Begräbniß der Henne, mit ſo vieler Herrlichkeit und Gepränge, durch die Auflegung des Steines, und durch die darauf gehauene Schrift ꝛc. will der Verfaſſer dieſes Buches mit verdeckten Worten anzeigen: daß alle ſolche Leichengepränge, und Pralereyen, wie ſie noch itzo oft gebräuchlich ſind, (den rechten und ſchriftmäßigen Gebrauch unverachtet) unnöthig, und nichts nütze ſeyn. D. Seb. Brand ſagt:

Ein ſchön grab ja nichts anders iſt,
Denn nur ein Hauß der Würm gewiß,
Mit ſchönen Steinen mancher deckt,
Darunter nur der Dreckſack ſteckt,
Helm vnd Schild hengt man oben dran;
Hie liegt begraben ein Edelmann!
So wirds gehauen auf den Stein,
Ja, das recht Wapen iſt ein Todten Bein,
Haw das darauff, ſo thuſt du recht,
Vnd ſchreib, diß iſt von Adams g'ſchlecht,
Wer Gottes Hulde hie erwirbt,
Der iſt auch ſelig wenn er ſtirbt,
Sein Grab vnd Schild iſt ſchon dabey,
Er ſterb, oder lieg auch wo es ſey.

Im Buche, **Memorial der Tugend**, ſteht nachfolgende Ermahnung, an einem Beinhauſe:

Wo iſt der Adel, Ehre vnd macht,
Die etwan trieben groſſen Pracht,
Wo iſt die vorig ſchönheit vnd luſt,
Hie iſt es itzund all vmbſuſt.
Wer iſt nun hie arm odder reich,
Hie iſt ein knoch dem andern gleich.
Dies kurze zeit iſt nur ein ſchein,
Das gut hat lohn, der böſt hat pein.
Merckt all' die jr lebt in der welt,
Balt kompt ein ſolches Widergelt.
Bedenck die g'wiſſe letzte Zeit.
Denn die Wort ſind von vns nicht weit:
Steht auf ihr Todten zum Gericht,
Kein Werck bleibt ungeurtheilt nicht.

2) Wenn einem Herrn, oder Richter, über einige ſeiner Unterthanen, ſie mögen hohes oder niedriges Standes ſeyn, Klage vorgebracht wird; ſo ſoll er auf des Klägers Anbringen allein, mit der Strafe nicht verfahren; ſondern den andern Theil auch erſt hören: wie denn der König hier, auch **Reineken** erſt vor Gericht fodern ließ. Denn ein jeder Theil, den man allein verhöret, ſchmücket ſeine Sache ſo, daß ſie den Schein bekömmt, als wäre ſie recht; und man muß ihr Beyfall geben. Wann aber der andre Theil auch gehöret wird, ſo kömmt es an den Tag, welcher Theil recht, oder unrecht hat. Wer nun ſchnell zum urtheilen iſt, ehe er beyde Theile verhöret hat, und ſich nicht bequeme Zeit dazu nimmt, der iſt ein thörichter böſer Richter. Denn er verkehret die Sachen der Leute, und geſtattet das Unrecht; weil er noch keinen gewiſſen Grund der Sache verſtanden hat. Darum hat Gottes ewige Verſehung den Herren und Richtern zwey Ohren gegeben: damit ſie das linke den Klägern und Angebern ſollen dienen laſſen; das rechte Ohr aber, für die Beklagten und Angegebenen frey behalten mögen, um ihre Entſchuldigung auch zu hören. Sonſt, wenn ſie beyde Ohren den Schmäuchlern hingeben: ſo folgen ungerechte Urtheile, das Recht wird übereilet, und vieler Menſchen Feindſchaft fällt auf ſie.

3) Man ſoll gegen niemanden im Gerichte Urtheile fällen, oder verfahren; es ſey denn vorher vorgefodert, und im Rechte überwunden worden. Denn die Kaiſerlichen Rechte ſagen: Defenſio eſt de jure naturali. d. i. **Es iſt dem Rechte der Natur gemäß, daß ſich jemand verantworte;** und gegen alle Beſchuldigung ſich zu vertheidigen ſuche. Daher iſt es auch recht, daß man den Beklagten vorher zur Antwort und Gegenrede kommen laſſe; und nicht eher zufahre, und das Urtheil ſpreche, bis zuvor beyde Theile verhöret werden.

4) Alle Könige, Fürſten und Städte, ſollen redliche, verſtändige, treue, und erfahrne Männer, die weiſe, wahrhaftig, gottesfürchtig, und dem Geize feind ſind, in ihrem Rathe haben: ſo können ſie glückſelig regieren; und alle ſchwere Händel, auch die Streitſachen ihrer Unterthanen, gerichtlich abthun und entſcheiden. Denn eines Königes Glück, und die Vergrößerung ſeines Reiches, ſprechen die alten Weiſen, kömmt auf weiſe und getreue Räthe an. Aber weder die Weisheit iſt ohne die Treue; noch die Treue und Liebe des Königes, ohne die Weisheit, tüchtig. Denn der Könige

Geſchaffte

Geſchäffte ſind groß und vielfältig; der getreuen Räthe aber giebt es wenige. Darum ſoll ein König die Getreuen vor andern erwählen und liebhaben; und ſich deren entſchlagen, die von böſen Sitten und untreuen Werken ſind. Er ſoll ſie alſo von einander unterſcheiden, und der Getreuen ihre Werke nicht unbelohnet; die Böſen aber nicht ungeſtrafet laſſen. Denn wo ein Fürſt das nicht thut, ſo werden die Getreuen in ihren Dienſten träge: die Treuloſen aber in ihrem Vorhaben geſtärket.

Ein weiſer, vernünftiger Rath, betrachtet eine Sache von Anfange her, und was ſie für ein Ende nehmen möchte; hat ſeinen König lieb, verhölet ihm nichts, das zu beſorgen iſt; verſchweigt ihm auch nichts, was gut iſt. Und wenn er ſieht, daß der König was unbilliges thun will: ſo redet er frey heraus, was er im Sinne hat, und weiſet ihn den Weg der Gerechtigkeit; giebt ihm auch ſolchen Rath, als ob es ſeine eigene Seele, oder ſeinen Kopf beträfe.

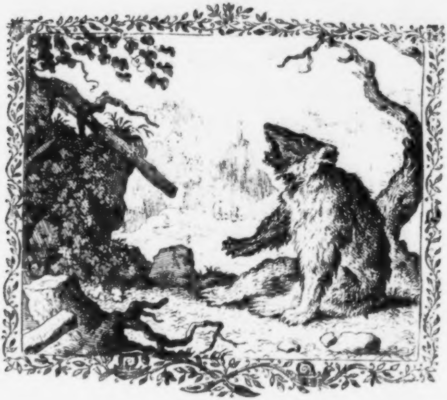
Wie es aber itzund mit den Räthen gemeiniglich bewandt ſey, und was ihre vornehmſten Handlungen, als Finanzerey, Habſucht, Eigennutz, u. ſ. w. ſeyn: das will ſich nicht wohl ſagen laſſen. Denn es gebiehrt Neid und Haß: auch kann dieſe böſe Welt die Wahrheit nicht erdulden. Gleichwohl, weil **Renner** davon Meldung thut, der dieſer Welt nicht mehr nöthig hat: ſo iſt es ohne Gefahr, ſeine Reime, der Wahrheit zum Behuf, hieher zu ſetzen. Sie lauten ſo:

Wer rechte liebe zu Gott hat,
Kumpt ſelten in der Fürſten Rhat.
Jhr Hertz ſchwerlich jemand bekehrt,
So ſich ihr gut vnd ehre mehrt.
Dem hof ſie folgen immer nach,
Vnd leiden offt groß vngemach.
Ein Ding ich wol gemercket han,
Das manchem Herren ein ſchalckhafft man,
Viel lieber iſt, der ſchmeicheln kan,
Denn ein'r, der gut vnd ehr ihm gan.

Der Herren Höfe und Dienſte ſind an ſich ſelbſt nicht böſe. Denn ſo mancher fromme und tapfre Mann hat bey Hofe gedienet, als **Joſeph**, **Daniel**, **Naaman**; und ſind doch gerecht geblieben. Aber das iſt zu bedenken, daß bey Hofe viele Urſachen anzutreffen ſind, nicht fromm zu bleiben: weil Gottes Ehre bey ihnen in ſo geringer Achtung ſteht, und dazu im Eſſen und Trinken ſehr wenig Maaß gehalten wird. Was nun daraus erfolge, iſt leichtlich zu ermeſſen. Um der Herren Gunſt, Liebe und Freundſchaft zu erhalten, geſchieht oft in Worten und Werken, was nicht nur vor Gott, ſondern auch vor der Welt unbillig iſt. Davon ſpricht **Johann Morsheim**, in der Beſchreibung der Frau Untreue, alſo:

Alles das mein Herr gern höret,
Vnd ob es land vnd leut bedöret,
So thut ich, ja Herr, das iſt gut,
Wiewol ich anders hab im Mut.
Ich helff im Rath machen parthey,
Obs widern gmeinen nutz auch ſey.
Wenn mir nur etwas daruon wirdt,
Ich frag nicht darnach, wen es jrdt.

* * *



Das ſechſte Hauptſtück.

Wie Braun, der Bär, mit einem Briefe zu Reinecken gesandt ward, und wie er ihn fand und anredete.

Der König ſprach zu **Braunen**, dem Bären: **Braun**, ich ſage es dir, als dein Herr, daß du dieſe Bothſchaft mit Fleiß ausrichten ſollſt. Aber ſieh wohl zu, daß du klug und weiſe ſeyſt: denn **Reinecke** iſt ſehr falſch und boshaft; er weis ſo manchen leichtfertigen Anſchlag, wird dir ſchmäucheln, und vorlügen, ja wenn er kann, dich gewiß betrügen.

Mit nichten, verſetzte **Braun**; ſchweiget doch nur davon! Ich betheure es mit einem ſchweren Eide: Gott ſtrafe mich ſehr, wo mir Reineke das geringſte thun ſoll! Ich wollte es ihm gewiß ſo wieder eintränken, daß er ſich vor mir nicht ſollte zu laſſen wiſſen.

Alſo machte ſich **Braun** auf den Weg, ſtolz von Muth, nach dem Berge zu. Durch eine große und lange Wüſteney, that er ſeine Reiſe, bis er an einen Ort kam, wo zween Berge lagen. Hier pflegte ſein Oheim, **Reineke** zu jagen; und er war noch den Tag zuvor da geweſen. Zuletzt kam er auch nach **Malepartus**, der beſten von ſeinen Beſtungen; wo er gleichſam in Sorgen lag. Als **Braun** vor dem Schloſſe angekommen war, und die Thüre verſchloſſen fand, dadurch **Reineke** auszugehen pflegte: da trat er vor die Pforte, und ſann nach, was er thun wollte.

Er rief überlaut: **Oheim Reineke**, ſeyd ihr darinnen? Ich bin **Braun**, des Königes Bothe. Der hat einen theuren Eid geſchworen: dafern ihr nicht nach Hofe kommet, und vor Gerichte erſcheinet; und wo ich euch nicht mitbringe, damit ihr euch dem richterlichen Ausſpruche unterwerft: ſo wird es euch euer Leben koſten. Kommet ihr nämlich nicht, ſo iſt keine Gnade mehr für euch; ja es wird euch mit Galgen und Rad gedrohet. Darum iſt dieß mein beſter Rath, daß ihr ſogleich mit mir nach Hofe kommet.

Reineke hörte alle dieſe Worte, vom erſten bis zum letzten gar wohl. Denn er lag darinnen, und lauerte; dachte aber bey ſich ſelbſt: Wie? wenn es mir gelänge, daß ich dem Bären dieſe Worte, die er ſo hochmüthig heraus geſtoßen, bezahlen könnte! Ich will mich ſchon auf das Beſte von allen beſinnen: und hierauf gieng er tiefer in ſeine Beſtung. Denn **Malepartus** war voller Schlupfwinkel. Hier war ein Loch, und da eine Höle; dort hatte es viel krumme und enge Gänge; und über dem ſo manchen ſeltſamen Ausgang. Dieſe that er zu, und verſchloß ſie, wann er es für nöthig hielt, und irgend einen Raub hinein brachte. Und wenn er es wußte, daß er um einer Miſſethat wegen geſuchet ward; ſo fand er hierinn den beſten Rath. Ja manches Thier lief aus Einfalt hinein, und ward von ihm verrätheriſcher Weiſe ergriffen.

Alkmariſche Anmerkungen.

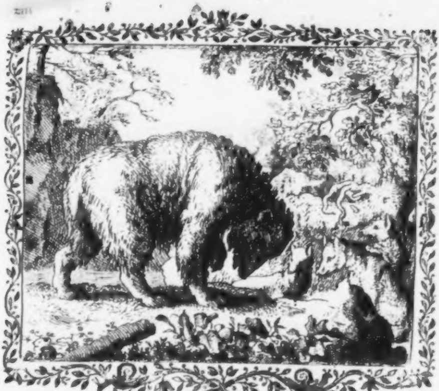
Fünf Stücke lehret der Dichter in dieſem Hauptſtücke. Das 1) iſt. Wenn ein Fürſt, Herr, oder andrer Richter, von ſeinen Unterſaßen eine wahrhaftige Klage über jemanden höret, der demſelben gleich, oder über ihm, oder unter ihm iſt: ſo ſoll er dennoch keine plötzliche Rache über ihn verhängen. Das 2) iſt, daß er weiſe und kluge Rathgeber haben ſoll, welche Weisheit beſitzen, zweifelhafte Sachen in Gerechtigkeit zu entſcheiden. 3) Daß man niemanden, unverhörter Sachen verurtheilen ſolle. 4) Daß grobe und plumpe Leute ſich oft großer Dinge vermeſſen und unterwinden:

aber von liſtigen und ſchlauen Köpfen leicht können hintergangen werden. 5) Daß niemand etwas unternehmen ſoll, dazu er ſich nicht ſchicket: wie hier durch den groben Bären gezeiget wird, der ſich großer Sachen vermaß; aber wie er dabey gefahren, das wird hernach folgen.

Baumanniſche Anmerkungen.

Aus dieſem Capitel merke zwey Stücke. 1) Daß grobe, unverſtändige und plumpe Menſchen, die weder vieler Händel erfahren ſind, noch Kundſchaft von Dingen haben, ſich oft großen Geſchäfften unterziehen, und Befehle übernehmen, die ihnen doch, nach dem Maaße ihres Verſtandes, zu vollbringen unmöglich ſind. Daher können ſie von liſtigen, behenden, und ſcharfſinnigen bald verführet, und in Gefahr gebracht werden: wie hier der plumpe Bär, von dem liſtigen Fuchſe betrogen wird.

2) Niemand ſoll ſich vermeſſener Weiſe etwas auszurichten erkühnen, dazu er nicht tüchtig, oder geſchickt iſt. Denn wer ſich derer Sachen annimmt, die ihm nicht anſtehen, wenn ſie gleich an ſich wirklich gut und gerecht ſind, der ſtürzet ſich darüber in Mühe und Schaden. So ergieng es hier dem vermeſſenen Bären. Nach dem Rathe der alten Weiſen, ſoll ſich alſo niemand vermeſſentlich, und muthwillig in Gewerbe begeben und verſchicken laſſen, daraus allerley Gefahren und Kümmerniſſe entſtehen können.



Das ſiebente Hauptſtück.

Wie Reineke ſich erſt vorſichtig bedachte, hernach heraus gieng, und Braunen mit freundlichen Worten willkommen hieß.

Als Reineke dergeſtalt des Bären Rede gehöret und vernommen hatte, glaubte er doch den ſtolzen Worten nicht ſogleich: ihm war nur bange vor einem Hinterhalte. Da er aber merkete, daß **Braun** nur allein gekommen war, erſchrack er deſto weniger vor ihm; gieng heraus und ſprach: Seyd willkommen, Oheim **Braun**! Ich las eben die Veſper, darum konnte ich nicht eher kommen. Ich hoffe, daß eure Ankunft bey mir, zu meinem Vortheile gereichen wird. Seyd mir alſo nochmals willkommen, Oheim **Braun**, wie zu jeder Zeit. Indeſſen weis ich demjenigen keinen Dank, der euch zu dieſem ſauren Gange vermocht hat. Ihr ſchwitzet ja, daß euch das Haar naß iſt. Konnte denn der König, unſer Herr, keinen andern Bothen, als euch, zu mir ſchicken? Ihr ſeyd ja der edelſte von allen, die itzo an des Königes Hofe ſind, und ſteht am meiſten in Gnaden. Indeſſen wird es mir zu ſonderbarem Nutzen gereichen, daß ihr zu mir gekommen ſeyd. Euer kluger Rath, wird mir bey dem Könige, unſerm Herrn, ſehr zu ſtatten kommen. Geſetzt aber, daß ihr dieſen Weg gleich nicht gethan hättet: ſo würde ich doch morgen bey Hofe erſchienen ſeyn. Gleichwohl dünket mich itzo, ich werde nicht gleich mit euch gehen können; weil ich mich gar zu ſatt gegeſſen habe. Es war eine ungewohnte Speiſe, davon mir der ganze Leib weh thut.

Da erwiederte **Braun**: Oheim **Reincke**, was aſſet ihr denn? **Reincke** verſetzte: lieber Oheim, wenn ich es euch gleich ſagte, was ich gegeſſen habe was hülfe euch das? Es war mir eine leichte Speiſe, davon ich itzo lebe. Ein armer Mann iſt ja kein Graf. Können wir es mit unſern Weibern nicht beſſer haben: ſo müſſen wir friſche Honigſcheiben eſſen. Dergleichen Koſt aß ich aus Noth; und davon iſt mir der Bauch ſo dick. Ich mußte ſie recht wider Willen eſſen; aber davon bin ich eben halb krank: denn ſo lange ich es nur irgend ändern kann, ſo ſehe ich um das liebe Honig nicht einmal auf.

Ey! ey! ſprach **Braun** alſofort: Was höre ich? Haltet ihr das Honig für ſo was ſchlechtes, das doch mancher ſo eifrig begehret und wünſchet? Honig iſt eine ſo ſüße Speiſe, die ich allen Gerichten vorziehe. Lieber **Reincke**, helfet mir immer dazu: ich will euch wieder nach Vermögen dienen. **Reincke** erwiederte: Oheim **Braun**, ihr treibt euren Spott mit mir. **Braun** verſetzte: nein, ſo wahr mir Gott helfe! Sollte ich ſpotten? das thue ich nicht. Iſt das euer Ernſt, ſprach **Reincke**, der rothe, und möget ihr das Honig ſo gern eſſen, ſo laßt michs nur wiſſen. Hier wohnet ein Bauer, mit Namen **Ruſteſeil**, kaum eine halbe Meile von hier: bey dem iſt ſo viel Honigs, daß ihr, mit eurem ganzen Geſchlechte, gewiß niemals mehr geſehen habet.

Braunen ſtach der Kützel hiebey gewaltig: denn alle ſein Wunſch gieng nur nach Honig. Darum ſprach er: führ mich nur dahin Oheim, ich will es euch ſchon wieder gedenken, glaubet mir! Sollte ich mich aber einmal an Honig ſatt eſſen: wahrlich! man müßte mir ſehr viel davon vorſetzen. **Reincke** erwiederte: wenn wir einmal hingehen: ſo ſoll es am Honige nicht fehlen. Und ob ich gleich nicht recht wohl zu Fuße bin: ſo ſoll doch meine rechte Treue gegen euch hier erſcheinen;

gegen euch, ſage ich, dem ich mehr, als einem einzigen unter allen meinen Blutsfreunden, zugethan bin. Denn ihr könnt mir gegen meine Feinde, und gegen ihre Klagen, an des Königs Hofe, ja am Herren-Tage ſelbſt, wieder ſehr dienen. Fürwahr! ich will euch noch dieſen Abend mit Honig, und zwar mit dem allerbeſten, ſo ſatt machen: daß ihrs nicht alles werdet ertragen können! Er meynete es aber von großen Schlägen.

Reineke log dergeſtalt ſehr, und gieng geſchwind fort: **Braun** aber folgete ihm, wie ein Blinder. **Reineke** gedachte bey ſich: wo es mir nur gelingen will; ſo will ich dich bald zum Honigmarkte bringen! Indeſſen kamen ſie an Ruſteſeils Zaun. Der Bär **Braun** freuete ſich ſehr; worüber er ſich aber ſehr freute, daraus ward nichts: wie es noch manchem Thoren zu gehen pflegt.

Alkmariſche Anmerkungen.

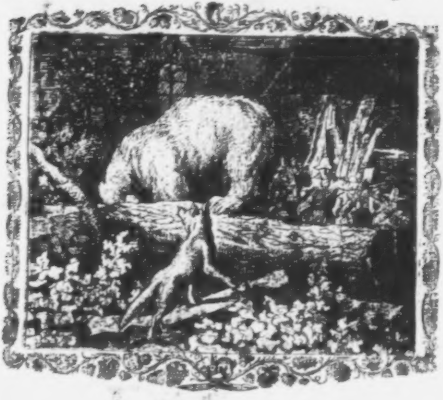
Drey Stücke werden in dieſem Capitel gelehret. Das erſte iſt, daß mancher Menſch von den liſtigen Betrügern bisweilen auf zweyerley Weiſe betrogen wird: 1) ſo, daß der liſtige Betrüger den dummen lobet und preiſet, wie hier **Reineke** den groben Bären lobet. 2) Wenn man ihn damit locket, wozu er am meiſten geneigt iſt: z. E. den hoffärtigen Thoren mit zeitlicher Ehre; den Gefräßigen, mit Speiſe und Trank; den Geizigen mit Geld und Gaben; den Unkeuſchen mit dem Frauenzimmer. Und darum hebt **Reineke** erſt an, dieſen groben Bären zu preiſen: hernach aber verleitet er ihn mit Speiſen, dazu er am meiſten geneigt war, als mit dem Honige, das ihm doch ſehr übel bekam. Das 2) was der Poet hier lehret, iſt, daß ein thörichter Menſch leicht zu Falle gebracht wird; wenn er nur ſchönen Worten glaubet, deren die Welt itzo voll iſt. Das 3) was man hier merken ſoll, iſt dieſes, daß wer den Böſen glaubet und ihnen folget, zuletzt gar leicht betrogen und geſchändet wird: wie hernach folget. Geiſtlicher Weiſe, wird hier durch den Fuchs, auch der Teufel, oder der böſe Geiſt gemeynet; der ſehr liſtig und behend iſt, wenns ihm Gott zugelaſſen, den Menſchen zu verſuchen; damit er die Verſuchung überwinde, und alſo um des Widerſtandes willen, in der Seligkeit deſto größern Lohn empfahe. Wer aber dem Betrüger, dem Teufel, folget, und in den Verſuchungen gehorchet, und thut, wie ihm die Sinne rathen, der geht verlohren; und wird noch dazu von dem Fuchſe, dem Teufel, in den Martern der Verdamniß, verſpottet und verfluchet; wie hier **Reineke**, der Fuchs, den Bären zu ſeinem Schaden verſpottete und verlachete, wie wir hören werden. Alſo giebt auch der Teufel einem jeden, ſo wie er nach ſeiner Liſt merket, dasjenige, wozu ein jeder am meiſten geneiget iſt. Wer ihm alsdann widerſteht, und die Gaben des heiligen Geiſtes, welcher die geiſtliche Stärke iſt, brauchet, auch in dem Widerſtande bis zum Ende beharret, der wird ſelig. Denn unſer Leben iſt ein Kampf und beſtändiges Widerſtehen, eine Ritterſchaft, wie Hiob ſaget. Wer alſo hier nicht wider die Untugend kämpfet, der darf ſich keine Krone vermuthen: und folget er der Sinnlichkeit, ſo folget er dem Fuchſe, dem böſen Geiſte; wie hierauf von dem Bären folgen wird.

Baumanniſche Anmerkungen.

In dieſem Capitel merke drey Lehren. Die erſte. Die groben, unverſtändigen und vermeſſenen Menſchen, werden von den erfahrenen, liſtigen und behenden, vielmals berücket, und durch zween Wege in Schaden geführet. Erſtlich, wenn ſie von den liſtigen Betrügern, fälſchlich und unverdienter Weiſe, wie denn der Schmeichler Art iſt, gelobet und hochgeprieſen werden. Hernach, wenn man ihnen inſonderheit das verhält, dazu ſie am meiſten geneiget ſind: als den Hoffärtigen weltliche Ehre, den Geizigen Geld und Gut, den Gefräßigen Speiſe und Getränke. Alſo preiſt auch **Reineke** der **Fuchs**, aus falſchem Gemüthe, den groben Bären: und weil er noch mit ihm redet, erdenket er eine Urſache, wodurch er ihn verleiten und in Gefahr bringen möge; indem er ihm die Speiſe anzeiget, dazu der Bär ohne dieß von Natur geneigt war. Denn die Feindſchaft, der Neid und Haß, rächen ſich nicht allezeit mit offenbarer Gewalt, ſondern mit Liſt und Verſchlagenheit: wie hier der liſtige Fuchs. Daher ſollen die Weiſen und Vernünftigen vorſichtig ſeyn, und ſich mit Beſcheidenheit und Klugheit wohl in acht nehmen.

Das zweyte. Wenn ein unvernünftiger und vermeſſener Menſch, ſchönen Worten, die aus einem falſchen Herzen herfließen, wie nun gemeiniglich der Welt Gebrauch iſt, Glauben zuſtellet: ſo wird er leicht verführet, dazu in Schaden, Angſt und Noth gebracht: wie hier dem Bären widerfuhr, als er dem liſtigen Fuchſe glaubte. Darum ſprechen die alten Weiſen: daß ſich des Menſchen Herz zu den ſüßen Worten ſeines Feindes, und zu dem, der ſich zu mehrerm erbeut, denn er ſich ſelbſt würdig achtet, nicht neigen, oder hingeben ſolle: auf daß er nicht betrogen werde. Denn bey Neid und Haß wird Treue und Glauben nicht gefunden.

Das dritte. Wer dem falſchen Rathe der boshaftigen, treuloſen, und liſtigen folget, der wird bald betrogen, und geſchändet. Denn in der Welt iſt nichts ſchädlicher, als denen zu glauben, in welchen weder Treue noch Glauben iſt. Wer den Guten anhanget und folget, der erlanget auch das Gute. Darum ſoll ſich ein jeder vor falſchen und treuloſen Worten hüten, und ihnen keinen Glauben beymeſſen, ſonſt wird er betrogen. Denn die alten Weiſen ſprechen: die Geſellſchaft der Untreuen mußt du auch an den angebohrnen nächſten Freunden fliehen. Und ob ſie gleich voll weiſer Anſchläge ſind: dennoch hüte dich vor ihren ungetreuen Tücken und Rathſchlägen. Aber von denen, die treu und ehrenfeſt ſind, und die Gerechtigkeit lieben, ſollſt du dich nimmer ſcheiden. Und ob dir gleich nicht viel Nutzens von ihnen widerfährt, ſo ſoll dir doch daran gnügen, daß ihr Glauben und treuer Dienſt, dir kund, und der Genuß davon dereinſt zu hoffen ſey. Aber die falſchen, treuloſen und liſtigen, vermeide, als ein Gift.



Das achte Hauptſtück.

Wie Reineke den Bären dahin führete, wo er Honig eſſen ſollte, das ihm doch übel bekam, denn Reineke betrog ihn, daß er mit dem Kopfe und den Füßen in dem Baume beklemmet ward.

Der Abend war eingebrochen, und Reineke hatte vernommen, daß Ruſteſeil, der vorbeſagte Bauer, in ſeiner Kathe zu Bette war. Ruſteſeil war ein belobter Zimmermann, und hatte in ſeinem Hofe eine Eiche liegen, die er ſpalten wollte. Darum hatte er oben ein paar Keile hinein geſchlagen, die ſehr glatt waren. Reineke, der Fuchs, merkete das: und das Stück Holz war an einem Ende wohl einer Ellen weit, aus einander getrieben. Darum ſprach er: höret mich, Oheim **Braun**; eben hier, in dieſem Baume, iſt mehr Honig als ihr glaubet. Stecket nur euren Kopf brav tief hinein: nehmt aber nicht zu viel, das iſt mein Rath; es möchte euch ſonſt übel im Leibe bekommen: das iſt meine aufrichtige Warnung.

Braun verſetzte: ſorget nur nicht, **Reinecke**; meynet ihr, daß ich ſo dumm bin? Maaß iſt zu allen Dingen gut. Alſo ließ ſich der Bär bethören, und ſteckte den Kopf, bis über die Ohren, und die Vorderfüße noch dazu, hinein. Hier brach nun **Reinecke** mit großer Arbeit, doch in der Geſchwindigkeit, die Keile heraus; und da lag nun der Bär mit Kopf und Füſſen in der Eiche gefangen. Da half ihm nun weder ſchelten noch ſchmäncheln. Sonſt pflegte er kühn und ſtark zu ſeyn: hier aber hatte er vollauf zu thun. So brachte nun der Neffe ſeinen Oheim mit Leichtfertigkeit, als einen Gefangenen in den Baum. Dieſer fieng an zu heulen und zu plärren, und mit den Hinterfüßen zu kratzen, kurz, er machte ein ſo großes Lärmen, daß **Ruſteſeil** plötzlich herausſprang.

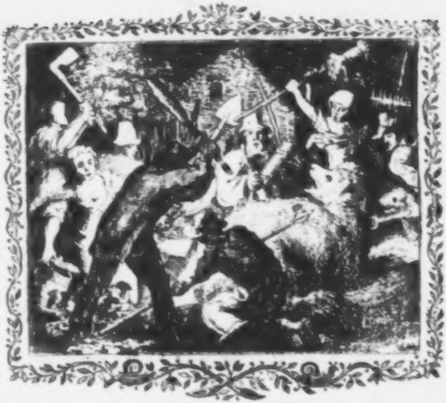
Er dachte Wunder, was da ſeyn möchte; brachte auch ein ſcharfes Beil mit, wenn es irgend nöthig ſeyn ſollte. **Braun** aber lag in großen Aengſten. Die Spalte, darinn er ſteckte, klemmte ihn ſehr: darum brach und zog er ſich ſo ſehr, daß er ſchrie. Doch alle dieſe Pein war umſonſt; und er verzweifelte ſchon, ob er jemals loskommen würde. Eben das glaubte auch **Reinecke**, als er den **Ruſteſeil** von fern mit dem Beile kommen ſah. Er rief zu **Braunen**: Wie ſteht es nun? Eſſet nicht zu viel, rathe ich euch! Saget mir, iſt das Honig auch gut? Ich ſehe, daß **Ruſteſeil** heraus kömmt: vielleicht will er euch noch mit einem Trunke bedenken; und euch auf die Mahlzeit einmal ſchenken. Und damit verfügte ſich **Reinecke** wieder nach Hauſe, in ſein Schloß **Malepartus**.

◆ ◆ ◆

Baumanniſche Anmerkungen.

In dieſem Hauptſtücke iſt zweyerley zu merken. 1) Ein jeder, der ſeine Wohlfahrt liebet, und unbeſchädiget bleiben will, ſoll böſe Geſellſchaft ſcheuen und meiden. Denn wer böſer Geſellſchaft folget, glaubet und anhanget, der kömmt gewiß in Schaden, Sünde und Schande: wie **David** ſpricht: Mit den Heiligen wirſt du heilig, und mit den Verkehrten wirſt du verkehrt: wer mit den Auserwählten wandelt, der wird auch auserwählet: und der mit Weiſen umgeht, wird auch weiſe. Derhalben ſoll man mit ſolcher Geſellſchaft umgehen, welche die Weisheit und Gerechtigkeit liebet, und die ehrbare Freundſchaft getreulich ehret.

2) Ein jeder ſoll weiſe und vorſichtig ſeyn, und ſich mit Fleiße vor der Hinterliſt der Böſen hüten: ſonſt geräth er in Gefahr und Schaden, ehe er ſichs vermuthet; woraus er auch ſo leichtlich, und ohne ſein Verderben, nicht wieder zu bringen iſt. Denn wer den Böſen und Hinterliſtigen anhängt, ob er gleich nichts böſes in ſeinem Gemüthe, oder in der That ſelbſt, mit ihnen ausübet: ſo kann er doch unbeſchmitzet, ungeläſtert, oder unbetrogen, nicht von ihnen kommen: er mag ſich ſo fleißig davor hüten, als er will. So geht es hier dem Bären, indem er Reincken Glauben zuſtellet, und ihm gehorſam iſt.



Das neunte Hauptſtück.

Wie Braun gefangen, und von den Bauren ſehr geſchlagen wird; endlich doch los kömmt, und ſich ins Waſſer begiebt.

Da kam Ruſteſeil herzugelaufen, und fand den Bären dergeſtalt gefangen. Aufs eiligſte lief er an den Ort, wo die Bauren auf einer Gaſterey beyſammen waren, und ſprach: kommet geſchwinde mit mir: in meinem Hofe iſt ein Bär gefangen, das verſichere ich euch! Sie folgeten ihm alle aufs ſchleunigſte; ein jeder nahm ſeine Wehre mit, was er zuerſt ergreifen konnte: der eine eine Miſtgabel, der andre einen Rechen, der dritte einen Knäbelſpieß, der vierte eine Hacke, der fünfte einen Zaunſtecken. Der Pfarrer und der Küſter, kamen auch beyde mit ihrem Geräthe. Des Pfaffen Köchinn hieß Frau Jutte, und konnte die beſte Grütze machen und kochen: dieſe kam hier auch mit ihrem Rocken gelaufen, bey dem ſie den Tag über geſeſſen hatte; um dem armen **Braun** das Fell damit zu meſſen.

Als **Braun** das große Lärmen hörete, und hier gleichſam ſchon auf den Tod lag, riß er zwar mit entſetzlichen Schmerzen den Kopf aus der Spalte; doch ſo, daß die ganze Haut neben beyden Ohren, und um den Kopf her, darinnen ſtecken blieb. Meines Erachtens hatte man niemals ein kläglicher Thier geſehen. Das Blut rann ihm über die Ohren, und ob er wohl nunmehr den Kopf heraus hatte: gleichwohl ſteckten ihm beyde Tatzen noch feſt darinnen. Endlich rückete er, gleich als ob er raſend geworden, und von Sinnen gekommen wäre, auch dieſe mit Gewalt heraus; ließ aber wiederum die Klauen, und das Fell von beyden Füßen darinnen. Solch ein Honig nun, war nicht von der ſüßen Art; davon ihm **Reineke**, ſein Oheim geſaget hatte. **Braun** hatte hier eine ſchlimme Reiſe gethan, ja es war ihm eine recht kümmerliche Ausfahrt geworden. Das Blut lief ihm ſehr über ſeinen Bart; die Füße thaten ihm ſo weh, daß er weder vor ſich, noch hinter ſich gehen konnte. **Ruſteſeil** kam, und hub an zu ſchlagen, und alle andre die mit ihm waren, fielen einmüthig auf ihn zu. Auch der Pfaff hatte einen langen Stab, womit er ihm ſo manchen Schlag verſetzete.

Braun konnte weder gehen, noch kriechen: und der ganze Haufen fiel auf ihn drein, ein Theil mit Spießen, ein Theil mit Beilen. Der Schmidt brachte Hammer und Feilen; etliche hatten Schaufeln, etliche Spathen, und alle dieſe ſchlugen ohne Gnade und Barmherzigkeit darauf zu; daß er auch vor Angſt nicht mehr halten konnte. Alles ſchmiß zu, groß oder klein: aber **Schlebbe**, mit dem krummen Beine, und **Ludolf** mit der breiten Naſe, das waren ihm die ärgſten. Mit ſeinem hölzernen Flegel ſchlug **Gerold**, mit den krummen Fingern; der und ſein Schwager, **Rukelrey**, die beyde triebens am ſchlimmſten. **Abel Quack**, und Frau **Jutte**, auch **Lorden Quacks Talke** ſchlugen ihn mit der Gelte.

Doch nicht nur dieſe; alle Weiber ſtunden dem armen **Braun** nach dem Leben, und er mußte alles vorlieb nehmen, was man ihm zubrachte. Der dicke **Ruckelrey** machte das meiſte Geſchrey, denn er war der vornehmſte von Geburt. Frau **Willigertrud**, vor der Hinterthüre, war ſeine Mutter, das wußte ein jeder; wer aber ſein Vater wäre, das wußte man nicht: gleichwohl ſagten die Bauren unter ſich, daß es der ſchwarze **Sander** wäre, ein ſtolzer Mann, wenn er allein war.

Außer dem allen mußte **Braun** auch ſo manchen Steinwurf auf einem Buckel ertragen, welchen Mann und Weib nach ihm thaten. Zuletzt ſprang Ruſteſeils Bruder mit einem dicken und langen Knüttel herbey, und gab ihm einen ſolchen Schlag auf den Kopf, daß ihm Hören und Sehen davon vergieng. Von dieſem Schlage ſprang er mit Gewalt auf: halb raſend lief er unter die Weiber, und erſchreckte ſie ſo ſehr, daß viele davon in den nahen Bach fielen, der ſehr tief war. Plötzlich ſchrie der Pfaff, aus verzagtem Muthe: Seht! Kinder: Dort ſchwimmt Frau **Jutte**, meine Magd, mit ihrem Pelze und Rocke; ja hier liegt noch ihr Spinnrocken! Helft ihr doch allzumal! Zwey Tonnen Bier gebe ich euch zum Beſten, und noch viel Ablaß und große Gnade dazu! So ließen ſie alle **Braunen** für todt liegen, liefen ſchleunig nach den Weibern, und halfen allen fünfen aus dem Waſſer.

Indeſſen nun, daß ſie ſich alle damit verworren hatten, kroch **Braun**, vor großem Zorne ins Waſſer; und begann vor entſetzlichen Schmerzen zu brummen. Er glaubte nicht, daß er ſchwimmen könnte, und ſeine Andacht gab ihm die Gedanken ein, daß er ſich ertränken wollte: damit ihn die Bauren nur nicht mehr ſchlagen möchten. Allein da wiederfuhr ihm das Ebentheuer, daß er ſchwimmen, und zwar recht gut ſchwimmen konnte. Als dieß die Bauren ſahen, riefen ſie mit großem Geſchreye, und vielem Grame: Wir müſſen uns recht ſchämen, daß uns der Bär entkömmt! und gaben voller Ungeduld, den Weibern alle Schuld, die ihnen zur Unzeit in die Quere gekommen. Seht! hieß es: er ſchwimmet wirklich ſeine Straße fort!

Sie beſahen indeſſen den Klotz, und wurden gewahr, das noch Haut und Haare von ſeinen Ohren und Füßen darinnen ſteckten. Das war ihnen lieb: und ſie riefen: Komm nur wieder, du Schelm! Hier haſt du deine Ohren und Handſchuhe zu Pfande gelaſſen. So folgte nun auf ſeinen Schaden, auch noch Schande. Doch war er recht froh, daß er nur entkommen war; verfluchete den Baum, der ihn gefangen, und darinn er Ohren und Füße gelaſſen hatte. Er fluchete auch Reinecken, der ihn verrathen hatte: und dieß war das Gebeth, das er that, ſo lange er im Waſſer war.

Der Strom lief ſchnell und heftig, und dieſer trieb ihn ſchleunig niederwärts, ſo daß er in kurzem beynahe eine ganze Meile ſchwamm. Er kroch daſelbſt aus dem Waſſer aufs Land; und niemals hatte die Welt ein betrübter Thier geſehen! Er dachte gewiß, ſeinen Geiſt hier aufzugeben, und glaubte keine Stunde länger zu leben. O! ſprach er: Reinecke, du falſche Creatur! Er dachte auch an die ſchelmiſchen Bauren, die ihn ſo ſehr geprügelt hatten; und wie ihn **Reinecke** ſo tief hinein zu kriechen, geheißen hatte.

Baumanniſche Anmerkungen.

In dieſem Hauptſtücke, ſind zween Puncte zu lernen. Der Urheber dieſes Buches will mit verdeckten Worten vorbilden, daß der große Haufen des gemeinen Volkes, Herr Omnis, wenn er den Zügel in Händen hat, kein Maaß hält. Denn es iſt ein wankelmüthiger, unbeſtändiger Haufen, und ein vielköpfiges Thier, das ſoviel Sinne, als Köpfe hat, hin und her fähret, von einem Dinge aufs andre fällt, in keiner Sache beſtändig iſt, der einen Lügen ſo lange glaubet, bis daß er eines andern berichtet wird; ja mit dem Glücke, und ſeinen Fürſten hin und her getrieben wird: wie denn auch die Iſraeliten ſich mit allen ihren Königen ſtets verwandelt haben. Dieß iſt der verlohrne Haufen, der keiner Vernunft noch Weisheit nachdenket, ſondern nach ſeinem Vornehmen, wie ihn ſeine Begierden und Leidenſchaften führen, dahin fähret, und ſich alle Dinge überreden läßt.

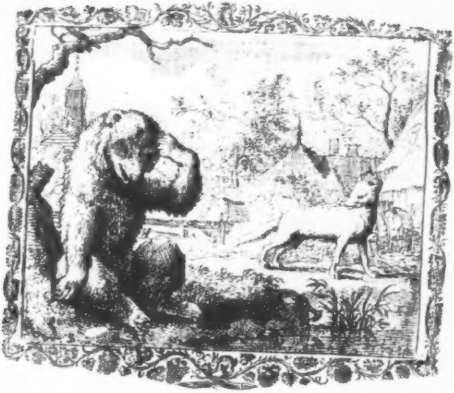
In den Geſchichten lieſt man, daß dem unbeſtändigen gemeinen Haufen, Herrn Omnis, allezeit ſolch thörigtes Zeug iſt überredet worden, daß es faſt unglaublich iſt. z. E. Daß derſelbe gemeine Haufen, Menſchen für Götter gehalten, und angebethet hat. War es nicht ein Ebentheuer, daß Lykurgus die Spartaner überredete: er hätte ſein Geſetz, von dem Gotte Apollo erlanget? Das glaubten die Spartaner, und ſchwuren einen Eid, ſolch Geſetz, als ein Heiligthum zu halten, bis er wiederum hingereiſet wäre, und den Apollo um Rath gefraget hätte: ob nichts hinzu, oder davon zu thun wäre? und ſodann wiederkäme.

Und wer kann des leichtgläubigen, unſtäten, gemeinen Volkes, in welchem kein Verſtand iſt, Aberglauben und Thorheit alle erzählen? Es iſt ja die Thorheit ſelbſt, und lauter Thorheit, was es vorgiebt, lobet, und für Heiligthum aufwirft: ſo daß einem vor einem ſolchen wilden Thiere, das kein Mittel zu treffen weis, grauen möchte. Es fällt oft, wie ein Schwarm auf ein Ding, oder von einem Dinge: und will immer mit der Zwangsruthe regieret und beherrſchet werden; dennoch aber dafür angeſehen ſeyn, als ſey es frey, und thue alles ungezwungen. Was es zuerſt, durch ſein leichtfertiges Loben, in den Himmel erhoben, das wirft es bald, durch ſein unbeſonnenes Verachten, in die Hölle: ja je näher ein Ding einer Lügen iſt, deſto mehr Anhänger hat es; deſto angenehmer iſt es dem gemeinen Volke. Im andern Buche und achten Capitel deſſelben mehr davon.

Zweytens: Alles Weſen, alle Wolluſt, Freude und Beluſtigung dieſer Welt, iſt mit Schmerzen, Traurigkeit und Widerwärtigkeit vermenget: und wer deſſelben Honiges Süßigkeit ſchmecket, der findet dabey viele und große Bitterkeit. Derohalben iſt die Bitterkeit des Wermuthes, die eine geſunde Süßigkeit bey ſich führet, viel beſſer; als die Süßigkeit des Honigs, die eine langwierige Bitterkeit zurück läßt. Denn dieſe Welt iſt voller Widerwillen, Betrübniß, Armuth und Unluſt; indem der Menſch von der Zeit ſeiner Geburt an, aus einer Betrübniß in die andere geht. Wer nun dieſer Welt Wolluſt anhänget, der kömmt gemeiniglich in Gefahr: gleich wie hier der Bär, da er ſeiner Wolluſt folgete, betrogen ward. **Freygedank** ſpricht:

Von kranken Samen der Menſch wirdt,
Sein Mutter jn in angſt gebiert.
Sein leben iſt mühe vnd arbeit,
Ein gewiſſer todt iſt jm bereit.
Kein Baum ſo böſe Früchte trägt,
Als das boßhafte menſchlich geſchlecht.
Wie auch der Menſch auswendig iſt,
So iſt er doch inwendig voll Miſt.

Das



Das zehnte Hauptſtück.

Wie Reineke den geſchlagenen Braun bey dem Waſſer liegend fand, und ihn verſpottete; bis ſich Braun ſtillſchweigend davon machte.

Als nun Reineke, der Fuchs, ſeinen Oheim dergeſtalt mit gutem Bedachte und böſer Liſt, auf den Honigmarkt gebracht hatte; lief er an einen Ort, wo er viel Hüner wußte. Davon griff er eins, und lief damit längſt dem Bache herab. Er hielt ſeine Mahlzeit, und gieng weiter fort, wo er zu thun hatte; trank aber auch aus dem Bache dazu. Bisweilen ſprach er bey ſich ſelbſt: wie froh bin ich nicht, daß ich den Bären zu Ruſteſeils Hauſe gebracht habe! Ich wette, Ruſteſeilen fehlt es an ſcharfen Beilen nicht. **Braun** iſt allemal einer meiner Feinde geweſen; nun habe ich es ihm einmal wieder eingetränket. Es iſt wahr, ich hielt ihn für meinen Oheim; aber itzo liegt er ohne Zweifel todt, bey dem Baume: und das wird mir lebenslang eine Freude ſeyn; er aber wird nicht mehr über mich klagen.

Indem er alſo gieng, der Böſewicht, kam er ungefähr an den Ort, wo **Braun** lag. Kaum ward er ihn gewahr, als es ihm gar nicht lieb war: weil er ſah, daß **Braun** noch lebte. O **Ruſteſeil**! rief er, du dummer Geck! Und du, armer **Schlumpe**, grober Kerl! magſt du denn dergleichen Speiſe nicht, die gut von Geſchmacke, und noch fett dazu iſt; ſo wie ſie mancher ſehr gern ißt: zumal da ſie dir ſo in die Hand gelaufen war? Doch dünket mich, er wird dir wohl ein Pfand zurück gelaſſen haben.

So ſprach er, als er bemerkte, daß **Braun** ſehr betrübt, und blutig da lag. Dieſes erfreuete ihn aus der maßen ſehr, und er ſprach: Oheim **Braun**! Wie kommet ihr hieher? Habt ihr bey **Ruſteſeilen** was vergeſſen? Ich will es ihn gleich wiſſen laſſen, daß ihr hier ſeyd. Ich muthmaße, ihr habt ihm ſein Honig geſtohlen: oder habt ihr es ihm bezahlet? Wer hat euch ſo roth gemalet? Das iſt ja betrübt! Aber war das Honig auch von gutem Geſchmacke? Ich weis dergleichen noch mehr, um denſelben Preis. Lieber Oheim, ſaget mirs doch, ehe ich laufe: in welchem Orden habt ihr euer Gelübde gethan; daß ihr ein rothes Baret auf eurem Haupte traget? Oder ſeyd ihr gar ein Abt geworden? Der hat euch gewiß nach den Ohren geſchnappet, der euch die Platte geſchoren hat. Ihr habt gewiß euren Schopf verlohren, und das Fell von euren Backen dazu: ja ſogar die Handſchuh habt ihr im Stiche gelaſſen!

Braun hörte, zu ſeinem Verdruſſe, alle dieſe Worte von **Reinecken**; konnte aber vor Schmerzen weder ein Wort ſagen, noch ſich an demſelben rächen. Um alſo ſein Geſpött nicht länger zu hören, kroch er wieder in den Bach, trieb mit dem Strome unterwärts, und kam auf die andre Seite hinüber. Als er nun auch daſelbſt ſehr krank und matt lag, ſprach er zu ſich ſelbſt: ach! daß mich nur einer vollends todt ſchlüge! Ich kann nicht aus der Stelle gehen, und doch muß ich die Reiſe nach des Königes Hofe thun: wiewohl ich von **Reinecken**, dem boshaften Buben, recht grob geſchändet bin. Mit genauer Noth habe ich mein Leben davon gebracht: und das iſt ihm noch dazu leid; dem Erzſchelme! der mich ſo verrieth! Er raffete ſich endlich auf, und kroch mit großer Mühe fort, ſo daß er erſt den vierten Tag, nach Hofe kam.

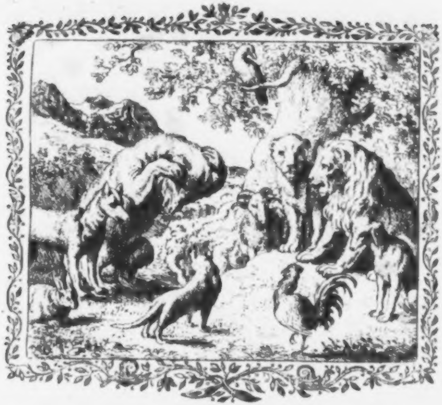
Bau-

Baumanniſche Anmerkungen.

In dieſem zehnten Hauptſtücke, ſind zween Puncte zu merken. 1) Ein jeder, der zu Schaden gekommen, muß auch noch Spott und Hohn vertragen. Wie denn hier der Bär, von **Reineken**, ſeinem Verräther, bey ſeinen Schmerzen, zu ſeiner Qual, auch den Spott noch erdulden muß.

2) Ein jeder, der alſo bey ſeinem Schaden noch Hohn und Spott leiden muß, ſoll ſich nicht viel freventlich verantworten; ſondern ſich mit wenigen Worten entſchuldigen, und alsdann ſchweigen. So machet es hier der Bär: er antwortet **Reineken** nichts, auf ſeine Spottreden; ſondern machet ſich davon. Denn wer um ſeines Verſchuldens willen, von dem, den er vorhin beleidiget hat, verſpottet und verfolget wird: der ſoll geduldig ſeyn, und das gelaſſen ertragen, was er vorhin widerrechtlich verſchuldet hat. Geſchieht ihm aber unrecht, und er leidet es doch: ſo handelt er nicht nur großmüthig, ſondern er behält auch den Sieg in ſeinem Leiden; und überwindet, als ein überwundener. Denn die Ueberwindung der Tugend beſteht darinn, daß einer vom Böſen nicht überwunden werde. Der **Renner** ſpricht:

Leid, meid, ſchweig und vertrag;
Nicht jedermann dein noth klag.
An Gott deinm Schöpfer nicht verzag.
Denn Glück, das kompt noch alle Tag.
Wer Gott in rechtem Glauben trawt,
Vnd nicht auff ſünd vnd laſter bawt,
Den lieſſ Gott endlich nie in Noth
Noch ſeinen ſamen ſuchen brot.



Das eilfte Hauptſtück.

Wie **Braun**, der **Bär**, wiederum ſehr übel zugerichtet nach Hofe kam, und über **Reineken** klagete.

Als der König nun hörete, daß **Braun** wieder bey Hofe angekommen wäre, und ſeiner anſichtig ward; rief er mit Erſtaunen: Iſt das nicht **Braun**? Genade uns Gott! wie ſieht er aus? Herr König, erwiederte der Bär, ich klage euch eben dieſes Ungemach, das mir, wie ihr wohl ſehet, wiederfahren iſt. Denn **Reineke** hat mich recht ſchändlich verrathen.

Der König antwortete, mit ungeſäumter Entſchließung: Es iſt meine Pflicht, ſolchen Frevel, ohne alle Gnade zu ſtrafen. Denn ſollte **Reineke** einen ſolchen Herrn, als **Braun** iſt, dergeſtalt ſchänden? Wahrlich, ich ſchwere es bey meinen Ehren, und bey meiner Krone: alles was **Braun** nach den Rechten fodern kann, das alles ſoll **Reineken** zu Lohne werden. Halte ich dieſe Zuſage nicht, ſo will ich nimmermehr das Schwert führen!

Sogleich geboth er, beydes jungen und alten, die zum Rathe des Königes gehörten, ſich mit kurzen Worten zu beſprechen, wie man dieſe Uebelthat beſtrafen könnte? In kurzem ſtimmten ſie alle darinn überein: Wann es dem Könige gefiele, ſo ſollte man einen neuen Gerichtstag anſetzen, und **Reinecke** ſollte daran erſcheinen, ſeines Rechtes wahrzunehmen, und ſich von allen Klagen und Anſprüchen zu reinigen. Dieſe Bothſchaft aber ſollte **Hinz**, der Kater ausrichten, als welcher ſehr klug und geſcheid wäre! Und dieſer Anſchlag gefiel dem Könige wohl.

Alkmariſche Anmerkungen.

In dieſen nächſten vier Capiteln ſind viel gute Lehren, ſonderlich aber folgende fünf enthalten. Und erſtlich zwar meynet der Dichter: daß ein unerfahrner Menſch leichtlich zu Schaden gebracht ſey, daſern er ſogleich ſchönen Worten glaubet, dahinter öfters Falſchheit ſtecket.

Das zweyte, ſo dieſer Lehrer meynet, iſt, daß man böſe Geſellſchaft ſcheuen ſolle. Denn wer ihr folget, und mit den Böſen umgeht, der kann unmöglich, ohne Schaden, Schande und Sünde, davon kommen. So ſpricht **David**: **Mit den Heiligen wirſt du heilig, und mit den Verkehrten wirſt du verkehrt.** So gieng es auch hier **Braunen** dem Bären.

Das dritte iſt, daß ein jeder klug und vorſichtig ſeyn, und ſich fleißig vor der Hinterliſt der Böſen hüten ſoll: oder er ſtürzet ſich ins Unglück, ehe er ſichs vermuthet; daraus er auch nicht ſo leicht, oder doch nicht ohne großen Nachtheil, zu bringen iſt.

Das vierte, ſo hier der Lehrer zeiget, iſt der Spott und Hohn, den mancher noch über ſeinen Schaden leiden muß: und zwar nicht nur hier, ſondern auch nachmals, wie oben gedacht worden. Wann nämlich ein thörichter Menſch das Honig dieſer Welt zu genießen ſuchet, und ihm folget, das doch nur Betrügerey iſt; weil er nicht darinn findet, was er ſuchet; der wird nachmals in den Martern der Verdammniß, zu ſeinem ewigen Schaden von dem Fuchſe, dem Satan verſpottet werden. Denn auch **David** heißt die böſen Geiſter Füchſe, um ihres Geſtankes willen. Denn ein Fuchs riecht, ſeiner Art nach, übel, und iſt voller Betrügerey und Falſchheit, und vieler andern Unart. Darum ſpricht derſelbe Prophet im 63 Pſalme, unter andern alſo: **Sie**, die Böſen, **werden unter die Erde hinunterfahren: Sie werden ins Schwert fallen, und den Füchſen zu Theil werden.** Alſo mußte der arme **Braun** von **Reineken**, ſeinem Betrüger und Verräther, in ſeinen Schmerzen, und zu ſeinem Schaden, Spott leiden.

Das fünfte, ſo dieſer Meiſter meynet, iſt, daß er diejenigen geduldig ſeyn lehret, die Schaden und Spott leiden, und ſich nicht verantworten, ſondern ſchweigen ſollen: wie hier

Braun that. Denn er antwortete Reineken nicht, da er ihn verſpottete, ſondern begab ſich weg von ihm, ſo bald er konnte.

Baumanniſche Anmerkungen.

In dieſem eilften Capitel ſind zwey Stücke zu merken. 1) Wiewohl ein König, oder verordneter Richter, nach der Lehre der alten Weiſen, dem Unſträflichen ſein Recht wiederfahren laſſen, den Boshaften aber um ſeine Miſſethat ſtrafen ſoll: damit alle, die ſolches hören, ſich fürchten, die Böſen gezüchtiget, die Guten aber böſes zu thun ſich ſcheuen mögen: gleichwohl ſoll er auch die Beklagten, wenn ſie zum erſtenmale ausgeblieben, nochmals fodern laſſen, um ihre Entſchuldigung, oder was ſie vorzubringen haben, anzuhören, und fleißig zu erwägen; hergegen niemanden aus Zorn, Haß oder Gunſt, eilends überfallen, oder verdammen: wie hier Reineke, nach dem Rathe der königlichen Räthe, auch zum zweytenmale vor Gerichte gefodert wird.

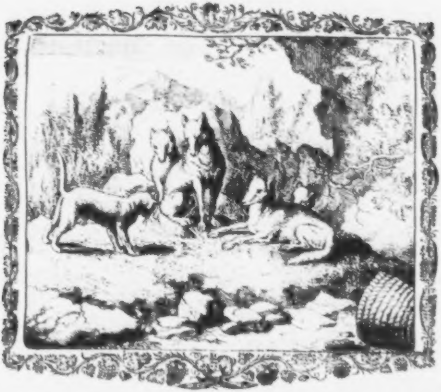
2) Ein jeder König, oder Fürſt, (ſo lehren abermal die alten Weiſen,) ſoll ſeine Händel und Sachen, nach dem Rathe ſeiner weiſen und getreuen Räthe, die erfahren ſind, und alle Sachen, ſie mögen groß oder klein ſeyn, wohl verſtehen, ausführen und vollſtrecken. Denn ſo kann er ſeinen Feinden widerſtehen, ſein Reich und ſeine Macht wohl erhalten, ſtärken und vermehren. Wo er aber ſeine getreuen Räthe verſchmähet, ſeinem Eigenſinne und Kopfe allein folget, wenn er gleich weiſe wäre: ſo wird er dennoch ſelten zu einem erwünſchten Ende ſeiner Sachen kommen; und ſein Reich wird gekränket werden. Ferner. Im Nothfalle ſoll ein Fürſt, nicht nur der weiſen, ſondern auch der unweiſen Räthe Meynung hören, bis endlich ein einträchtiger Rath beſchloſſen wird. Aber den Rath deſſen, von dem er ſchon weis, daß er ihn nicht lieb hat, ſoll er nicht hören. Denn ob gleich ein ſolcher irgend einmal was gutes rathen möchte: ſo thut er es doch nicht allezeit.

Dabey ſoll ein Fürſt verſchwiegene Räthe haben, die ſeine Heimlichkeit verbergen, und gut an ſich halten können. Denn dadurch wird ſein Vorhaben geſtärket, ſeine Anſchläge gewinnen einen glücklichen Ausgang, und ſeinem Schaden wird vorgebeuget. Denn wann Fürſten und Herren darauf ſehen, daß jedermann Recht und Friede wiederfähret; und ihre Sachen nicht ausſprengen: ſo iſt Friede Einigkeit und Wohlfahrt im Lande. Wann aber Fürſten keine verſchwiegene Räthe haben, und der gemeine Mann ihre Rathſchläge erfähret: ſo erhebet ſich Uneinigkeit, Mord und Unglück; und niemand iſt vor dem andern ſicher. Der Tyrann **Gelon** in Sicilien, konnte diejenigen zwar um ſich leiden, die da redeten, was ſie wollten; wenn es gleich wieder ihn ſelbſt geweſen wäre: die aber dasjenige nicht bey ſich behalten konnten, was man ihnen zu verſchweigen anvertrauet hatte, konnte er gar nicht dulden.

Daher gehöret es vornehmlich zu der Könige, Fürſten und Städte Räthen, daß ſie verſchwiegene Leute ſeyn und heimliche Dinge bey ſich behalten können. Denn an einem Anſchlage, der wohl verſchwiegen wird, liegt oft das Heil eines ganzen Landes. Wann er aber auskömmt, ſo ſteht auch wohl das Verderben eines Volkes darauf. Weil denn ſolche Gefahr dabey iſt, ja ganzer Länder Gedeihen und Verderben darauf ankömmt; ſo iſt es den Herren gefährlich, andern etwas zu vertrauen: wie es auch für die Räthe ſelbſt gefährlich iſt, das was ihnen vertrauet wird, nicht verſchweigen zu können.

Kaiſer **Auguſt** hatte einen Rath, **Fulvius** genannt, dem vertrauete er, wie er es mit dem Reiche halten wollte, und wer nach ihm regieren ſollte: ſo daß er Mittel und Wege ſuchte, ſeiner Schweſter Sohn, der durch falſches Angeben, des Landes verwieſen war, wieder ins Land zu bringen, und nach ſeinem Tode zum Nachfolger zu beſtellen. Denn dem Sohne ſeiner Gemahlinn **Livia**, den ſie von einem andern gebohren hatte, war er ſehr feind: obgleich **Livia** glaubte, daß er zum Regimente gelangen würde. Dieſer **Fulvius** ward nun von ſeiner Frau, die mit der **Livia** ſehr vertraut war, gefraget und gebethen: er möchte ihr doch entdecken, was von der **Livia** Sohne im Rathe des Kaiſers gehandelt worden wäre? **Fulvius** läßt ſich erbitten, und entdeckt ſeiner Frau den Anſchlag. Von ſtundan entdeckte dieſe Frau ſolches der Kaiſerinn **Livia.** Dieſe verweiſet es ſo fort dem Kaiſer **Auguſt;** und ſpricht zu ihm: Da du dieſes Willens wareſt, hätteſt du es mir ſagen ſollen: denn dieſer wird mich und die meinen haſſen! **Auguſtus** erſchrack über dieſe Rede, und ward zornig über den **Fulvius**. Als dieſer nun des Kaiſers Zorn merkete, gieng er nach Hauſe, um ſein Weib zu ſtrafen, weil ſie ſolches ausgeſchwatzet hätte; war auch Willens, ſich aus Verzweiflung ſelbſt zu ermorden. Sein Weib aber antwortete: Ihm geſchähe recht, daß er alſo umkäme: weil er einer Frau, von der er es längſt gewußt, daß ſie nicht ſchweigen könnte, ſeine Heimlichkeit anvertrauet hätte. Darauf ermordeten ſie ſich beyde ſelbſt.

König **Lyſimachus**, hatte einen gewiſſen **Philippides** ſehr lieb: und that faſt alles, was ſelbiger haben wollte. Als aber der König einsmals zu ihm ſprach: **Philippides**! was ſoll ich dir von meinen Sachen vertrauen? erwiederte er: Vertraue mir, was du willſt, mein König; nur daß es nichts heimliches ſey! Dieſer wollte in keiner Gefahr ſtehen; darum wollte er lieber nichts wiſſen.



Das zwölfte Hauptſtück.

Wie Hinz, der Kater, vom Könige zu Reineken geſandt ward, ihn anderweit vor Gerichte zu fodern, und ihn mitzubringen; auch wie ihm ſolches gelungen.

Als nun der König mit ſeinen Reichsgenoſſen, dieſen Entſchluß gefaſſet hatte, daß **Hinz** die Reiſe wagen, und **Reineken** die Bothſchaft bringen ſollte, ſprach er zu **Hinzen**: Merke dieſes recht, was dieſe Herren geſaget haben: Geh alſo, und ſage **Reineken**: Dieſe Herren hätten geſprochen: woſern er ſich zum drittenmale fodern ließe; ſo würde es zu ſeinem, und ſeines Geſchlechtes ewigem Schaden und Verderben gereichen. Dieſes mag er wohl erwägen, wenn er klug iſt: und thut er gleich andern Thieren viel Böſes, ſo wird er doch deinen guten Rath gern hören.

Hinz erwiederte hierauf: Es ſey nun gut, oder böſe, Herr König, was werde ich doch ausrichten, wenn ich gleich dahin komme? Wollte man meinen Rath hören, ſo ſendete man lieber einen andern zu ihm. Denn ich bin klein von Perſon: **Braun**, der doch ſehr groß iſt, konnte **Reineken** nicht überwinden: wie ſoll ich das Ding immermehr anfangen?

Der König verſetzte: daran iſt nichts gelegen. Man findet manchen kleinen Mann, in dem mehr Weisheit und Verſtand ſtecket, als in manchem Großen. Biſt du gleich von Perſon nicht groß, ſo biſt du doch klug und geſcheid. **Hinz** antwortete: Herr König! euer Wille geſchehe. Geſchieht es, daß ich ein gutes Zeichen zu meiner rechten Hand gewahr werde: ſo wird es mit meiner Reiſe wohl ablaufen.

Als er nun ein Stück Weges gewandert war, und einen Martins-Vogel gewahr ward; rief er: **Gut Glück, edler Vogel! kehre deine Flügel hieher, und fliege nach meiner rechten Seite.** Der Vogel flog, und ſetzte ſich auf einen Baum, der an **Hinzens** linker Hand war. Darüber ward er ſehr betrübet; weil er meynte, ſein ganzes Glück läge daran. Doch that er, wie ſo mancher andre zu thun pflegt, und machte ſich ſelbſt einen Muth; reiſete fort, gen **Malepartus**, und fand **Reineken** vor ſeinem Hauſe ſitzen.

Gott, ſprach er mit freyem Muthe zu ihm, der da reich und gütig iſt, wolle euch einen guten Abend geben! Der König drohet euch den Tod! wofern ihr nicht mit mir nach Hofe kommet. Er läßt euch auch durch mich ſagen: Wofern ihr euch nicht itzo vor Gerichte ſtellet; ſo will ers an eurem ganzen Geſchlechte rächen. **Reineke** verſetzte: Seyd mir willkommen! Gott gebe euch viel Glück und Heil; denn ich gönne euch alles guts, lieber Neffe **Hinz**. Doch **Reineke**, der aller Schalkheit voll war, meynete es nicht herzlich mit ihm; ſondern dachte auf einen neuen Fund, wie er auch **Hinzen** ſchänden, und wieder zurück nach Hofe ſenden möchte. Darum hieß er den Kater ſeinen Neffen, und ſprach:

Neffe, was ſoll ich euch dieſen Abend, ehe wir uns ſcheiden, zu eſſen geben; daß ihr doch was genießet? Denn ich will euer Wirth ſeyn: und dann gehen wir morgen, mit Tages Anbruch, nach Hofe. Unter allen meinen Freunden habe ich niemanden, lieber **Hinz**, auf den ich mich beſſer verlaſſen kann, als auf euch. Der gefräßige **Braun** kam hier ſehr übel an; und gab mir einen ſehr falſchen Rath. Er dünkte ſich, mir zu ſtark zu ſeyn; und ich wollte nicht um 1000 Mark den Weg mit ihm gethan haben. Aber, Neffe, morgen im hellen Tage will ich wohl mit euch gehen. Dieſer Rath dünket mich der beſte zu ſeyn.

Hinz verſetzte darauf: Nein, laßt uns lieber itzo fort, und nach Hofe gehen. Der Mond ſcheinet ja hell, der Weg iſt gut, und die Luft iſt klar. Reineke erwiederte: Bey Nachte reiſen, bringt Gefahr. Mancher, der uns bey Tage freundlich grüßen würde, möchte uns doch, wenn er uns bey Nachte anträfe, viel Böſes und kein Gutes thun. Hinz ſprach: Vätter Reineke, laſſet mich alſo wiſſen, was ich eſſen ſoll, wenn ich bey euch bleibe?

Reineke antwortete hierauf: Wir leben hier von ſehr geringer Koſt. Weil ihr nun hier bleibet, ſo will ich euch gute friſche Honigſcheiben vorſetzen, die recht ſüß und gut ſind, wie ich verſichern kann. Die habe ich mein Lebetage nicht gegeſſen! ſprach Hinz dagegen. Habt ihr nichts anders im Hauſe? Gebt mir doch eine fette Maus! Damit bin ich beſſer verſorget, als mit Honig; als womit mir ſchlecht gedienet iſt. Reineke erwiederte: laſſet michs nur wiſſen: eſſet ihr ſo gern Mäuſe? Iſt das euer Ernſt? ſaget mirs! Nicht weit von hier wohnet ein Pfaff, und bey deſſen Hauſe ſteht eine Scheune; darinn ſo viel Mäuſe ſind, daß man ſie auch mit keinem Wagen wegführen könnte. Wie oft höre ich nicht den Pfaffen klagen, daß ſie ihm Tag und Nacht Schaden thun!

Hinz ſprach ganz unbedachtſam: Lieber Vätter, wollt ihr mir einen rechten Gefallen thun, ſo bringet mich dahin, wo die Mäuſe ſind! Denn über alles Wildbrät von der Welt, ſchätze ich die Mäuſe: dieſe ſchmecken viel beſſer. Bey meiner Treue, erwiederte Reineke; ich bringe euch dahin, wo die vielen Mäuſe ſind: denn nun ich höre, daß es euer Ernſt iſt, ſo wollen wir gehen. Kommt, laßt uns nicht zaudern! Hinz folgete ihm auf guten Glauben. Sie kamen an des Pfaffen Scheune, die ringsum eine leimerne Wand hatte. Der Pfaff hatte die vorige Nacht einen von ſeinen Hähnen verlohren; weil Reineke ein Loch durch die Wand gebrochen hatte. Dieſes hätte nun **Martinchen**, des Pfaffen Sohn gern beſtrafet, und darum hatte er einen Strick vor das Loch geſpannet, und damit dachte er ſeinen Hahn in der Eile zu rächen.

Dieſes nun wußte und merkete Reineke, darum ſprach er: Neffe Hinz, kriechet nur in dieß Loch; indeſſen, daß ihr da mauſet, ſtehe ich hier auf der Wache; denn es iſt Nacht: ihr werdet da Mäuſe die Menge greifen können. Höret ihr nicht, wie ſie aus Uebermuth pfeifen? Wenn ihr ſatt ſeyd, ſo kommet wieder heraus; denn ich warte hier vor dem Loche: und dieſen Abend müſſen wir uns nicht ſcheiden, denn morgen frühe gehen wir unſern Weg nach Hofe. Hinz ſprach; meynet ihr auch, daß ich hier ſicher ſey, wenn ich hinein krieche? Iſt es auch rathſam? Die Pfaffen wiſſen auch viel Böſes.

Da ſprach Reineke, der Böſewicht: Seyd ihr ſo blöde? Das habe ich nicht gewußt! Kommt, laſſet uns wieder zu meinem Weibe umkehren;

die uns mit Ehrenbezeugungen empfangen, und uns auch gute Speiſen vorſetzen wird, davon wir auch leben können, wenn es gleich keine Mäuſe ſind. **Hinz** ſchämete ſich, da er dieſe ſpöttiſchen Worte von **Reinecken** hörte, und ſprang alſofort in das Haus; ſtürzte ſich aber ſelbſt in die Schlinge. Dergeſtalt ſchändete nun **Reineke** ſeine Gäſte.

Alkmariſche Anmerkungen.

In dieſem Hauptſtücke ſind acht Puncte zu merken: Das 1) iſt die Häucheley, oder Verſtellung. Denn manche, die gern gelobet und geprieſen werden wollen, ſtellen ſich blöde und furchtſam an, um ſich zu entſchuldigen: ob es ihnen gleich kein Ernſt iſt.

2) Daß auch diejenigen, die ſich ſelbſt für klug und weiſe halten, gar leicht durch Lobſprüche ins Netz zu bringen ſind: wie hier von **Hinzen** geſaget wird.

3) Berühret dieß Capitel den Aberglauben an die Zauberey: daran kein Chriſtenmenſch glauben ſoll. Denn derjenige darf nicht ſagen, daß er ein Chriſt ſey, der wider den heiligen Glauben, welcher ſolches verbeut, dasjenige thut, was die Heyden zu thun pflegen. Manche meynen nämlich ein Tag ſey verworfener und unglücklicher, als der andre. Etliche glauben an die guten Geiſter, etliche an die ſchwarze Teufelskunſt, etliche an der Vögel Geſchrey, etliche an gute Anzeichen; als wenn ihnen etwa ein Thier, oder ein Vogel, oder ſonſt etwas von der Art begegnet, darauf er ſeinen Glauben ſtellet: ſo wie hier **Hinz** ſeinen Glauben auf die rechte Hand ſetzet. In der Schrift ſteht die Geſchichte vom **Saul**, der den Glauben der Wahrheit verließ, und ſich etwas zaubern ließ: wie er aber dabey gefahren, das ſteht eben daſelbſt.

4) Daß man ſich in Widerwärtigkeit ſtandhaft halten ſoll; wenn einem gleich ſein Herz innerlich eine böſe Ahndung ſaget.

5) Daß man nicht allen ſchönen Worten glauben ſoll; wie ſchon oben an verſchiedenen Orten erinnert worden.

6) Nicht des Nachtes zu wandern, oder zu reiſen.

7) Daß nicht nur der grobe und dumme von Verſtande, ſondern auch der Laßdünkel, der ſich für weiſe hält, damit verführet werden kann, und oft wirklich verführet wird, wenn man ihm das giebt, wozu er am meiſten geneiget iſt: wie dieſer wilde Kater **Hinz** mit den Mäuſen.

8) Die Verrätherey. Wenn nämlich ein Verräther erſt deſſen Sinn kennet, den er verrathen will, und ihn ausgeholet hat: ſo kann er ſeine Verrätherey deſto beſſer vollbringen: wie hier **Reineke** that; da er **Hinzen** wegen der Mäuſe ganz gründlich ausfragete.

Hier mag man auch wohl das neunte Stück beyſetzen, nämlich den Unverſtand; da man ſich an unbekannte Oerter leiten läßt, wo der Geleitsmann nicht voraus gehen will: wie hier von **Reineken** erzählet wird, der **Hinzen** in den Strick brachte.

Baumanniſche Anmerkungen.

Aus dieſem Capitel merke vier Stücke. 1) Wenn etlichen Dienern an der Herren Höfen, die ſich klug und erfahren zu ſeyn bedünken, ein Geſchäffte anbefohlen wird, ſo können ſie ſich häuchelnd und ſchmäuchelnd entſchuldigen, daß ſie ungeſchickt dazu wären, bloß um gelobet und geprieſen zu werden. Sie begehren auch nicht ernſtlich, daß ihnen ſolches abgenommen werde; ſondern daß die Herren dadurch gelocket und gereizet werden ſollen, ihnen deſto mehr anzubefehlen und zu vertrauen: damit ſie deſto mehr Urſache bekommen, ihren Eigennutz zu gebrauchen. Aber dergleichen Leute ſind durch ihren Laßdünkel und Stolz leichtlich in Schaden gebracht; wie auch hier **Hinzen** wiederfuhr.

2) Alle die ſich auf Zauberey, Hexerey, Vogelgeſchrey, Segenſprechen, Ahndungen und Zeichendeuten verlaſſen, oder Tage wählen, ſündigen wider Gott, und verachten ſein heiliges Wort; welches lehret: Daß Gott allein, alle Dinge, nach ſeinem unwandelbaren, göttlichen, und ewigfeſten Willen regieret, ordnet und ſchicket. Eben ſo unrecht handeln auch die, ſo jeden Morgen wahrnehmen, was ihnen zuerſt für ein Thier, oder Vogel begegnet. Und wo daſſelbige, ſeiner Natur nach, entweder nach der rechten, oder linken Hand über den Weg läuft, oder fliegt; ſo glauben dieſelben, daß ihnen ihr Vornehmen glücklich, oder unglücklich ausgehen, oder ſeyn werde. Wenn alſo einigen beym Ausgehen ein Haſe über den Weg läuft, achten ſie es für ein unglücklich Zeichen. Desgleichen achten etliche auch auf das Geſchrey und den Flug gewiſſer Vögel: als des Adlers, Raben, Schwans, der Eulen, u. d. gl. und deuten daraus, ihr Glück und Unglück, wie auch **Hinz** hier that. Herr Hans von **Schwarzenberg** ſpricht im **Memorial** der Jugend alſo davon:

Wer zauberlichen Dingen glaubt
Bleibt Gots genad nit unberaubt.
Nit tröſt dich ob die wort ſein gut,
Die man unchriſtlich brauchen thut.
Endt yemand damit, das er will,
Im hilfft der Teuffel durch ſein ſpil,
Solchs im von Gott würt offt vergunt,
Darnach volgt ſchwere ſtraf der ſünd.
Deß alter viel exempel ſindt,
Der ſäl man in der Bibel findt.

Es giebt zwar in der Natur, Anzeigen und Vorbedeutungen künftiger Dinge des Guten und Böſen: Was es aber ſeyn werde, kann niemand eigentlich wiſſen oder ſagen. Wem ein Unglück wiederfahren ſoll, dem ſagt es ſein Herz; ſein Gemüth iſt ihm ſchwer, und weis doch nicht, was es iſt, bis er das Unglück erfährt. Alsdann ſagt er: Mein Herz hat mirs wohl geſagt! **Simonides**, der Dichter, fand einen todten Leichnam bey der See liegen. Ihm dauchte aber, es ſey nicht umſonſt, daß ihm ſolches begegnete: darum blieb er da, und begrub den Todten. Seine Gefährten aber, die nicht warten wollten, begaben ſich auf das Meer, und ertrunken des Tages alle; nur er allein blieb am Leben. Doctor **Seb. Brand** ſpricht alſo:

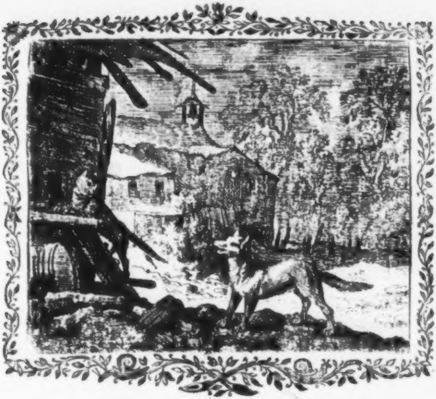
Eim Chriſtenmenſchen nit zu ſtaht,
Das er mit Heyden Kunſt umbgaht,
Und merck auff der Planeten Lauff,
Ob dieſer tag ſey gut zum kauff,
Zu bauwen, Krieg, machung der ehe,
Zu fründſchafft, und desgleichen mee.
All unſer wort, werk, thun und lan,
Auß Gott inn Gott allein ſoll gahn.
Darumb glaubt der nit recht inn Gott,
Der auf das g'ſtirn ſolch Glauben hott

Daß ein ſtund, monat, tag vnd jor
So glücklich ſey, das man davor
Vnd nach, ſoll groß anfahen nüt
Wanns nit geſchiht die ſelbe zyt,
Das es dann nimb geſchehen mag
Dann es ſey ein verworffen tag ꝛc.
Das iſt vberaus ein böſe leer,
Der außbringer ſolche mer ꝛc.
Da Saul der König was verlahn
Von Gott, rufft er den Teufel an.

3) Einem weiſen und herzhaften Manne, muß ſeine Vernunft und Vorſichtigkeit, in Unglück und Widerwärtigkeit nicht entfallen. Denn die Vorſichtigkeit der Weiſen, kann ſie in der Zeit des zuhandenſtoßenden Unglückes weit mehr, als Stärke, oder Reichthum, erledigen und bewahren. Darum ſoll ein weiſer Mann, in ſeinen vorhandenen Geſchäfften nicht erſchrecken; ſo fern ſie nur ehrlich und nützlich ſind: wie ſich auch hier **Hinz** tröſtet. Wem aber Widerwärtigkeit begegnet, der ſoll, wenn er gleich innerlich ein bekümmertes Herz hat, ſich doch fröhlich und guter Dinge erzeigen; damit ſeine Feinde, die ihn in den Schaden geführet, ſich nicht erfreuen mögen.

4) Die eingebildeten Klugen, und die ſich für weiſe achten, werden leichtlich verleitet, und in Schaden geſtürzet, wenn nur die liſtigen verſchlagenen Verführer, ihr Vornehmen, und wozu ſie am meiſten geneigt ſind, erſt ausgekundſchaftet, und eigentlich erfahren haben. So brachte hier **Reineke Hinzen**, nachdem er ſein Gemüth erforſchet hatte, in Angſt und Gefängniß; indem er ihn durch falſchen Rath und loſe Worte überredet, in das Loch zu ſpringen, darinnen die Schlinge geleget war.

Allein jedem weiſen Mann gebühret es, nach dem Rathe der alten Weiſen, in ſeinen Sachen bedächtig zu handeln, und zu wandeln, und ſeinen Rath nicht bey Unbekannten und Argliſtigen, ſondern allein, bey rechtſchaffenen, und getreuen Leuten zu ſuchen und zu nehmen. Denn ein Vernünftiger ſoll ſich nicht auf zweifelhafte Dinge verlaſſen, bis daß er den rechten Grund davon erfindet; und ſein Leben nicht auf eines andern Rath wagen, den er nicht eigentlich geprüfet hat; wenn ihm gleich der größeſte Vortheil dabey verſprochen würde.



Das dreyzehnte Hauptſtück.

Wie Hinz der Kater von Reineken verrathen und mit loſen falſchen Worten in dem Stricke gefangen ward; und wie es ihm weiter ergieng.

Als nun Hinz in das Loch kam, wo die Schlinge gelegt war, und er des Strickes anſichtig ward, befand er ſich in großer Gefahr; ja er war wirklich ſchon feſt und gefangen. Er erſchrack plötzlich, und lief zu: der Strick aber zog ſich feſt zuſammen. Da hub er an wehmüthig und mit betrübtem Geheule zu ſchreyen; ſo daß Reineke es außer dem Loche wohl hörete. Dieſer freuete ſich, ſprang vor das Loch, und rief ihm zu: Hinz, ſchmecken euch die Mäuſe wohl? Sind ſie auch gut und fett? Wüßte das der Pfaff, oder ſein Martinchen, daß ihr ſein Wildbrät ſo verzehret; er brächte euch gewißlich Senf dazu: ſo ein höflicher Knabe iſt **Martinchen**! Singt man bey Hofe ſo, beym Eſſen, als ihr itzo thut? Wie gern wollte ich, daß **Iſegrim** in demſelben Loche ſteckte, wo ihr itzo ſeyd: ſo möchte ich ihm doch das eintränken, was er mir oft zu Leide gethan.

Mit dieſen Worten gieng er davon; und zwar nicht nur auf Dieberey, ſondern auch auf Ehebruch und Verrätherey. Rauben und Morden hielt er für keine Sünde; ja er ſetzete ſich eben damals was neues vor. Er wollte die Wölfinn, Frau **Gieremuth** beſuchen, und zwar aus zweyerley Urſachen: erſtlich, ob er ſie nicht ausfragen könnte, was **Iſegrim** wider ihn geklaget hätte; ſodann gieng er, um die alte Sünde zu erneuern, auf Ehebruch aus. **Reinecke** wußte nämlich, daß **Iſegrim** damals bey Hofe war: und der meiſte Haß zwiſchen ihm, und dem Wolfe, kam eben daher, daß **Reinecke**, der böſe Bube, mit der Wölfinn Buhlerey trieb.

Als er nun vor ihre Wohnung kam, und ſie daſelbſt nicht antraf, fand er doch ihre Kinder, und ſprach ſpöttiſch: Gott gebe euch einen guten Morgen, meine allerliebſten Stiefkinder! Dieß waren ſeine Worte, kurz und gut; und damit gieng er ſeine Straße. Gleich darauf kam Frau **Gieremuth**, frühmorgens bey anbrechendem Tage nach Hauſe, und ſprach: Iſt jemand hier geweſen, der nach mir gefraget hat? Ja, ſprachen die Kinder; den Augenblick, war unſer Herr Pathe, **Reinecke** hier: der fragete nach euch, und ſagte, wir wären alle ſeine Stiefkinder, ſo viel unſer hier wären. Was? ſprach die Wölfinn alſofort! Dafür ſoll ihn der Mord erſchlagen! Das werde ich rächen, ſo viel ich weis und kann!

Sogleich folgete ſie ihm nach; denn ſie wußte ſchon, wo er zu gehen pflegte. Sie holte ihn bald ein, und ſprach ihn an. **Reinecke**, hieß es, was ſind das für Reden, die ich von meinen Kindern gehöret habe? und die ihr ſo ungeſcheut ausgeſtoßen habt? Die ſollen euch wahrlich übel bekommen! Sie war zornig und ſehr böſe; zeigete ihm einen finſtern Rachen, und griff ihm plötzlich nach dem Barte, ſo daß er es unter der Schwarte ſchon fühlete. Er lief, und wollte ihrem Zorne entweichen; ſie ſtrich ihm aber hinterher, bis zu einem alten Schloſſe, das nicht weit davon lag. Da liefen ſie beyde eiligſt durch, und hier wird man ein Ebentheuer hören!

An einem Thurne derſelben Burg, war eine zerbrochene Mauer, durch welche **Reinecke** ſchnell durchlief. Die Spalte war ſo enge, daß er nicht ohne Gedränge hindurch kam. **Gieremuth** war ein ſtarkes großes Weib; und hatte einen ziemlich dicken Bauch. Da ſie nun ihren

Kopf in die Spalte ſteckte, da ſtieß, ſchob und drängte ſie ſich mit Gewalt hinein; ſie wollte ihm nachfolgen, konnte aber nicht; und vermochte endlich weder vorwärts noch rückwärts zu kommen. Als **Reineke** das ſah, nahm er einen Umweg, und lief zur Seiten herum: und weil er merkte, daß ſie feſt ſaß, fiel er ſie ſchleunig an. Sie ſchrie: Das hieße als ein Schelm gehandelt! Er aber ſprach, was nicht geſchehen iſt, das geſchehe noch! Allein, der hat ſeine Ehre ſchlecht behütet, der ſein Weib mit einer andern ſparet: wie es hier **Reineke**, der böſe Bube machte; dem es aber gleichviel war, was er that.

Als ſie nun endlich aus dem Loche wieder los kam, war **Reineke** längſt ſeine Straße gezogen. Sie hatte zwar ihre Ehre zu vertheidigen gemeynt, verlohr ſie aber noch mehr. Nun laſſen wir **Reineken** laufen, und wollen ſehen, wie es **Hinzen** ergangen iſt.

Baumanniſche Anmerkungen.

In dieſem Capitel merke vier Stücke. 1) Mancher der durch hinterliſtige Betrüger in Schaden und Unglück gebracht wird, muß bey ſeinem Schaden auch noch Hohn und Spott erdulden: ſo wie hier **Reineke**, **Hinzen** in der Schlinge verſpottete. Denn von böſer Geſellſchaft wird niemand gebeſſert, ſondern vielmehr jedermann geärgert, geſchändet, und zuletzt noch dazu verhöhnet.

2) Wer erſt eine Verrätherey vollbringet, der kann ſchwerlich davon ablaſſen, ſondern verräth und mißhandelt noch andre mehr. Wer ſchon einen verräth, oder in Schaden führet, der verräth auch wohl viele, wofern er es zuwege bringen mag: wie hier **Reineke** ſpricht: er wollte, daß **Iſegrim** bey **Hinzen** am Stricke hienge! Denn ein Menſch, der einmal eine Miſſethat begeht, von dem muß man vermuthen, daß er allezeit mißhandeln werde: nachdem ihn nämlich ſeine böſe Natur von einer Sünde in die andere treibt, ſo daß er ein Wohlgefallen daran hat, und ſich endlich derſelben rühmet; wie denn **Reineke** ſich des begangenen Ehebruches noch rühmete.

3) Der Ehebruch iſt eine groſſe ſchwere Sünde, die Gott hier in dieſem, und nach der Schrift, auch in jenem künftigen Leben, ernſtlich ſtrafet. Doctor **Sebaſt. Brand** ſpricht:

David der ſehr heilge mann,
Der vor allzeit hett wol gethan,
Den hat Gott auß der maſſen lieb,
Denn do er Ehebrecherey trieb,
Kam alſobald auff ihn viel plage,
Vnd muſts beklagen all ſein tage,
All ſein zeit beweint er die ſünde,
Vnd kriegt Gott ſchwerlich wider zu fründe.
Gott in der alten Ee gebot,
Die Ebebrecher zu ſteinigen todt,

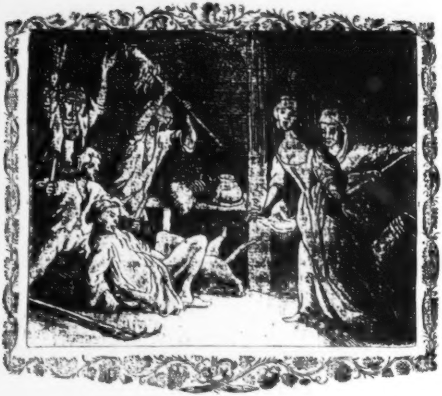
Aber nun werden geſpart die ſtein
Vnd wird damit durch d' finger geſehn,
Die Heyden achten Ehebrecherey,
Viel gröſſer Sünd denn Dieberey,
Vnd pflegtens zu werffen in das Fewr,
Abr nun iſt das Holz zu thewr;
Werdens fürm fewer hie behüt
So müſſens in der Hellen Glut.
Da kommen ſie hin zu böſer zyt,
Es ſey denn, daß ſie thun als David.

4) Einem zornigen Menſchen ſoll man weichen, und ihm weder antworten, noch entgegen ſchelten, um Zwietracht und ander Unglück zu vermeiden. Wie denn auch **Reineke** hier die Flucht nahm, als er die Wölfinn zornig ſah. Denn wer mit keifen und ſchelten, oder mit rächender Hand, oder auch vor Gerichte, ſeine Ehre beſchirmen will, der berüchtiget ſich nur ſelbſt, und erlanget noch Spott oben drein: ſo wie es hier der Wölfinn ergieng, daß ſie nämlich ihre Ehre verlor, da ſie ſelbige beſchützen wollte.

Wann man ſeinem Feinde und Läſterer entweicht, oder, wo das nicht füglich geſchehen kann, ihm gute Worte giebt; da er doch wohl Urſache hätte, ihn wieder zu höhnen und zu ſchänden: ſo findet doch ſtets ein gut Wort eine gute Stelle. Erſtlich zwar, bey den Zuhörern, die ſeine Sanftmuth loben müſſen: ſodann auch bey dem Feinde, der hernach, wenn er ſich recht bedenket, und der Zorn vorüber iſt, vor dem, der ihm ſo viel zu gute gehalten hat, ſich ſelbſt ſchämen muß. Der Sanftmüthige richtet alſo mehr aus, als wenn er ihn aufs äußerſte wieder geſchändet und geſchmähet hätte.

Und wiewohl es recht und billig iſt, daß ein Mann ſeine Ehre, wenn dieſelbe verletzet werden, vertheidige und beſchütze; ſo ſchließt doch die Vernunft dawider, und lehret: Man ſoll das nicht alles für Schande und Unehre achten, das man uns auflegt. Lobet und ehret uns jemand, der ſelbſt keine Ehre hat, ſo iſt nichts darauf zu achten. Denn wie ſoll der jemanden ehren, der ſelbſt nicht weis, was Ehre iſt? Hingegen, wenn uns ein loſer, unehrlicher Menſch ſchändet; ſo ſoll man darum nicht trauren. Denn das iſt ein rechtes wahrhaftes Lob, das einem ehrliche und rechtſchaffene Leute geben: ja einem rechtſchaffenen Manne ſoll es leid ſeyn, wann ihn loſe Leute loben. Loſe Leute werden von ihm geſtrafet; darum ſchänden ſie ihn, und loben ihn nicht, weil er ihnen ihre Untugend nicht billigen will. **D. Seb. Brand** ſpricht:

Eine ſanftmüthige zunge den zorn bricht,
Ein zorniger Narr, ſehr hitzig ſpricht.
Welcher Narr zum zorn iſt bereit,
Daraus kommt oft Vnſinnigkeit,
Der Zorn hindert des Weiſen Muth,
Der zornige weis nicht was er thut,
Den zorn alſo mit Fleiß vermeid,
Er kürzt des Menſchen Leben und zeit,



Das vierzehnde Hauptſtück.

Wie der gefangene Hinz geſchlagen und beſchimpfet ward, bis er endlich doch los kam.

Als nun Hinz dergeſtalt in einer Schlinge gefangen war, rief er, nach ſeiner Art, recht erbärmlich um Hülfe. Dieß hörte der oberwähnte kleine **Martin**, der die Schlinge geleget hatte. Mit gleichen Füſſen ſprang er aus dem Bette, und rief überlaut: Gottlob, und Dank! Mein Strick iſt eben zu guter Stunde geleget worden: denn wie ich glaube, ſo iſt der Hünerdieb gefangen. Nun ſoll ihm unſer Hahn recht bezahlet werden! Plötzlich ergriff er ein Licht; aber alles Volk ſchlief ganz feſt. Er indeſſen weckete Vater und Mutter und alles Geſinde auf.

Stehet auf! rief er: Der Fuchs iſt gefangen, und wir wollen ihn recht willkommen heißen. Klein und groß, alle mit einander kamen geſprungen. Der Pfaff ſelbſten ſtund auf, und ſchlug einen leichten Mantel um ſich. Seine Haushälterinn nahm etliche Lichte, und **Martinchen** ergriff einen Stock, der im Winkel ſtund. Hiermit gieng er auf den Kater los, und verſetzte ihm auf den Kopf und Rumpf, recht derbe Schläge; ja er ſchlug ihm gar ein Auge aus. Von allen und jeden bekam er Schläge genug. Der Pfaff aber hatte einen Stiel aus einer Miſtgabel genommen, womit er **Hinzen** gar todtſchlagen wollte.

Als **Hinz** ſah, daß er gar ſterben ſollte, ward er ſehr zornig, und dem Pfaffen herzlich gram. Er ſprang demſelben zwiſchen die Beine: hier biß und klauete er aus allen Kräften, ſchändete auch den Pfaffen und beraubte ihn des dritten Theiles ſeiner Mannheit, welches er ihm gänzlich aus der Haut riß. Der Pfaff ſchrie überlaut, fiel zur Erden und ward ohnmächtig. Die Haushälterinn ſprach hier unbedachtſamerweiſe: Der Teufel ſelbſt hätte das Spiel angerichtet! Sie ſchwur auch in der Uebereilung, alles Ihrige darum zu geben, daß dieß Unglück nachgeblieben wäre. Ja ſie ſchwur, daß ſie, wenn ſie einen Schatz von Golde hätte, ihn darum geben wollte; daß ihr Herr nur nicht ſo geſchändet wäre. Denn ſie ſah wohl, daß er ſehr verwundet da lag; erblickte auch an der Wand dasjenige, deſſen er itzo eben beraubet worden war. Der Strick, ſprach ſie, iſt in des Teufels Namen hieher gelegt worden: und zum **Martinchen** ſagete ſie: Sieh, lieber Sohn, iſt das nicht ewig Schade? Dieß iſt von deines Vaters Leibe! Ihr Schaden aber wäre der größeſte: wie ſie feſt glaubte.

In allen dieſen Klagen, und in dieſem großen Weh, ward endlich der Pfaff zu Bette getragen. **Hinz** bemerkte, daß man ſich ſeiner begab, und wiewohl er in großer Noth ſteckte, und nichts als den Tod vor Augen ſah, auch ſehr verwundet und zerſchlagen war: ſo hub er doch an, den Strick zu beißen und zu nagen, daran er feſt war; ob er ſich vieleicht losmachen könnte. So gieng er denn endlich entzwey; und das dünkte ihn gewiß, ein recht großes Glück zu ſeyn. Er ſprach bey ſich ſelbſt: Hier iſt es nicht gut ſeyn: und hier länger zu bleiben, iſt kein Rath für mich. Plötzlich ſprang er wieder zum Loche heraus, und machte ſich auf den Weg, der nach des Königes Hofe führete: und es war ſchon lichter Tag, als er daſelbſt ankam; und bey ſich ſelbſt dachte: Hat mich denn der Teufel dieſe Nacht zu dem boshaften Verräther **Reinecken** bringen müſſen!

Er kam alſo ſehr geſchändet, und blind auf ein Auge, wiederum nach Hofe: und hatte noch dazu, bey des Pfaffen Hauſe, viele Schläge auf den Kopf und ins Geſicht bekommen; ja gar ein Auge eingebüßet. Der König ward ganz erzürnet; und drohete **Reineken** alle Ungnade. Er hieß ſeinen Rath, ſeine Weiſen und beſten Freyherrn zuſammen rufen; und fragete ſie, was nun zu thun wäre; damit man **Reineken** zu Recht bringen möchte, dem ſoviel böſes nachgeſagt ward? Als nun ſehr viele Klagen über ihn vorfielen, hub **Grimbart**, der Dachs, folgender geſtalt an zu ſprechen:

Ihr Herren, es iſt wahr, hier iſt freylich mancher Rath der Meynung, daß mein Oheim ſehr ungerecht ſey. Dem ungeachtet aber muß man doch ein freyes Gericht halten. Man muß ihn zum drittenmale vorladen, wie man es mit freyen Leuten zu halten pflegt. Kömmt er dann wiederum nicht: gut, ſo ergehe das Recht; und ſey aller der Dinge ſchuldig, die man hier beym Könige angebracht hat.

Der König verſetzte: wer iſt wohl unter euch ſo kühn, daß er ihm die dritte Ladung hinbringen mag? Wer hat ein Auge, oder einen Leib zu viel, daß er es um dieſen Böſewicht wagen wollte? Oder wer will ſeine Geſundheit in die Schanze ſchlagen, und ihn dennoch nicht vor Gerichte bringen? Mich dünkt, es wird hier niemand mehr zu finden ſeyn, der dazu Luſt hätte.

Da ſprach **Grimbart** überlaut: Höret, Herr König! begehret ihr es von mir, ſo übernehme ich dieſe Bothſchaft, ſie ſey auch beſchaffen, wie ſie wolle. Kurz, es ſey hierbey lautbar, oder ſtill, ja es gehe mir dabey, wie es wolle. Der König ſprach: Immerhin! Nur gehe alſofort: du haſt dieſe Klagen alle gehört. Nimm aber deine Weisheit zu Rathe; denn Reineke iſt leichtfertig und boshaft. **Grimbart** verſetzte: darauf wage ich es; und hoffe ihn gewiß mit mir vor Gerichte zu bringen. Alſo gieng er nach **Malepartus**, und fand Reineken vor ſeinem Hauſe ſtehen. Sein Weib und ſeine Kinder waren bey ihm, und er redete ihn mit folgenden Worten an:

Oheim **Reineke**, zuförderſt biethe ich euch meinen freundlichen Gruß. Ihr ſeyd ſo gelehrt, ſo weiſe und klug, daß ich mich wundere, wie ihr des Königes Wort für einen Spott halten, und für gar nichts achten könnet. Wenn es euch alſo dünket, ſo wäre es itzo wohl hohe Zeit! Achtet ihr denn des übeln Gerüchtes gar nicht, darinn ihr ſeyd? Ich rathe es euch, kommet mit mir nach Hofe! denn die Verzögerung kann euch keinen Vortheil bringen. Es iſt wahr, man hat viele Klagen über euch angebracht; und ihr werdet nunmehr zum drittenmale vorgeladen. Kommet ihr aber dießmal nicht, ſo werdet ihr ſehr verſpottet werden. Der König wird mit Macht kommen, und euer Haus, dieſes Schloß **Malepar-**

tus belagern; ſo wird es euch, euren Kindern und eurem Weibe dazu, Gut und Leben koſten. Da ihr alſo dem Könige doch nicht entgehen könnet: ſo iſt es gewiß am beſten gethan, wenn ihr itzo mit mir nach Hofe geht. Denn ihr habt gewiß noch manchen liſtigen Fund im Vorrathe, der euch vielleicht noch erretten mag. Es iſt wohl ſchon eher geſchehen, daß euch eben ſolch ein großes Ebentheuer, als dieſes, begegnet iſt; und ihr ſeyd doch ohne Schaden und Schmerzen durchgekommen: indem ihr eure Sachen ſo liſtig durchgetrieben habt, daß euer Widerpart ſelbſt mit Schanden ſtecken geblieben.

Alkmariſche Anmerkungen.

In dieſen beyden letzten Hauptſtücken ſind neunerley Lehren zu merken. Das erſte iſt der Hohn und Spott, den mancher noch bey ſeinem Schaden leiden muß; der in die Welt kömmt, und ſich verleiten läßt, mit böſer Geſellſchaft umzugehen, dadurch man nichts gebeſſert, aber wohl beſchimpfet wird: davon auch vorhin ſchon geſaget worden, als Hinz der Kater, von **Reineken** Spottworte erduldete, da er ihn zu Falle brachte.

Das andre iſt die Bosheit eines Verräthers. Denn wer einen verräth, der verräth wohl mehrere in derſelben Verrätherey, wenn er nur kann: wie **Reinecke** hier ſprach: Er wollte, daß auch **Iſegrim** beym Kater wäre.

Das dritte iſt die Niederträchtigkeit und Bosheit einer Sünde. Denn eine Todſünde iſt eben ſo böſe an ſich ſelbſt, als freudig ſie begangen wird. Sie will aber nicht allein bleiben, ſondern erzielet und ziehet eine, oder viel mehrere andre nach ſich. Eben ſo hängt auch eine Sünde an der andern, wie eine Kette, die aus vielen Gliedern, zuſammen gehangen iſt. Und ſo manche Todſünde der Menſch begeht, durch ſoviel neue Glieder machet er die Kette länger und feſter; womit ihn letzlich der Satan in der ewigen Pein bindet. Denn nichts iſt in der Hölle, was die Seele mehr peiniget, als bloß die Sünde. Ja wenn es möglich wäre, daß eine Seele in der Hölle wäre, auf welcher alle Eiſen und Ketten der Welt, ja alles was nur ſchwer ſeyn mag, lägen; wäre es gleich das ganze Erdreich ſelbſt: ſo könnte doch dieſes alles eine Seele, die ohne Todſünde wäre, nicht in der Hölle behalten. Ja wäre es möglich, daß eine Seele mit einer Todſünde im Himmel wäre; ſo würde doch die eine Sünde ſo unedel und ſchwer ſeyn, daß die Seele in einem Augenblicke in die Verdammniß hinunter ſinken würde. Selig iſt alſo der Menſch, der ſich vor Todſünden hüten kann! Denn fällt er in eine, ſo verkaufet er ſeine Seele dem Satan, der ihrer alsdann mächtig wird; ſie aber verpflichtet ſich ihm, und verläßt den Herren ihren Gott, und kann der Sünde, ohne Schwierigkeit, und ohne die Hülfe Gottes, nicht los werden; ja er iſt immer geneigt mehr Sünde zu thun: womit dann der Satan die Kette feſt machet, mit welcher er ihn ewiglich zu halten denket. Daß dieſes ſo ſey, wird hier an dem Fuchſe gewieſen. Denn nachdem er erſt einen Verrath begangen hatte, gieng er auch auf Dieberey und Ehebruch aus.

Das vierte, ſo hier der Lehrer meynet, iſt das Pralen mit ſeiner eigenen Schandthat. Denn **Reinecke** war nicht nur mit vielen Sünden zufrieden; ſondern er machte die Kette ſeiner Bosheit auch dadurch deſto länger und feſter, daß er ſich ſeiner Sünde zu rühmen begann; ſonderlich des Ehebruches mit der Wölfinn, indem er ihre Kinder ſeine Stiefkinder hieß. Dieſem iſt mancher gleich, der ſich nicht gnügen läßt, daß er Schande und Sünde thut; ſondern er rühmet ſich noch ſeiner Uebelthaten; welches zumal eine ſchwere Sünde iſt. Und ſolche Sünder ſind des Satans Mönche: denn ſie ſprechen, wo ſie nicht ſprechen ſollen; und ſchweigen, wo ſie nicht ſchweigen ſollen. Denn oft kömmt es, daß Gott ſolchen Sündern nicht bald, oder ſelten die Gnade giebt, daß ſie eine wahre Beichte ablegen können. In der Beichte nämlich kann ein ſolcher Sünder nicht viel Worte machen: und gleichwohl gehöret es ſich, ſeine Bosheit zu bekennen. Es kömmt auch oft, daß Gott ſolche Leute in ihrem Letzten ſtumm werden läßt: ſo daß ſie alsdann ihre Sünde nicht beichten können, deren ſie ſich berühmeten, und ſie zur Unzeit ausſprachen, und ein Wohlgefallen an dem hatten, was ſie billig beſeufzen und bereuen ſollten.

Das fünfte Stück iſt uns eine Lehre, daß wir dem Zorne, oder zornigen Leuten klüglich entweichen ſollen, um ihm nicht unter Augen zu zanken, oder zu ſchlagen. Geſchähe dieſes, ſo würde mancher Todſchlag und ewiges Verderben nachbleiben. Dieſes wird uns hier gewieſen, indem **Reineke** die Flucht nahm, als die Wölfinn zornig war.

Das ſechſte, iſt dieſem fünften faſt gleich: denn mancher will ſeine Ehre mit Poltern, Schelten, oder gar mit Fäuſten beſchützen, oder ſie auch vor Gerichte vertheidigen; berüchtiget ſich aber nur ſelbſt noch deſto mehr: welches doch nachbliebe, wenn er geduldig wäre, und Gott das Gerichte übergäbe; wie uns der Herr im Evangelio lehret. Denn da die Wölfinn mit Schelten und Rachgier, ihre Ehre beſchirmen wollte, deren ſie doch nicht viel hatte; da ward erſt ihre Niederträchtigkeit recht laut und offenbar; und ſie bekam gar noch eine neue Beſchimpfung zu den vorigen: ob es gleich ihre Meynung und Abſicht nicht war, indem ſie bloß durch Gewalt und Liſt des Fuchſes geſchändet ward.

Das ſiebende, was der Poet hier meynt, betrifft diejenigen Geiſtlichen, die außer den rechten Regeln der Geiſtlichkeit leben. Denn er ſagt hier von dem Pfaffen, der eine Haushälterinn und Kinder hatte, welches in der Chriſtenheit ſich nicht geziemet: da es hingegen im alten Teſtamente gewöhnlich war, daß die Prieſter ächte Frauen hatten; ja noch itzo im jüdiſchen Geſetze, und in der griechiſchen und ruſſiſchen Kirche eine Weiſe iſt, daß ihre Prieſter rechte Frauen und Kinder haben. Daraus iſt nun zu ſchließen, daß dieſer Pfaff, von einem andern, und nicht vom chriſtlichen Glauben geweſen ſeyn muß. (*) Dergleichen ſtund auch vorher von einem Pfaffen mit ſeiner Hausmagd: welche Geiſtlichen doch, in der heiligen Chriſtenheit, Vorgänger der Layen, in einem aufrichtigen unſträflichen Leben ſeyn ſollen: wie ihnen der Herr befohlen hat, wenn er im heiligen Evangelio ſpricht: Sic luceat lux veſtra coram hominibus, ut videant opera veſtra bona, et glorificent patrem veſtrum, qui in cœlis eſt. So lehret der Herr die Geiſtlichen im Evang. **Matth.** im V. Cap. und ſpricht unter andern Worten alſo: Alſo ſoll euer Licht leuchten vor den Menſchen, daß ſie eure gute Werke ſehen, und euren Vater verehren, der in dem Himmel iſt. O wie ſchlecht werden die Geiſtlichen beſtehen, die ein ſündliches böſes Leben führen, daran ſich die weltlichen Ungelehrten ärgern; wenn ſie ihre böſe Werke ſehen, und alsdann deſto dreiſter ſündigen: indem etliche ſprechen: Ja! wäre es eine ſo große Sünde, ſo thäten es die Pfaffen nicht. Wiewohl nun ein jeder ſeine eigene Schuld tragen muß; ſo wird doch niemand

dadurch

(*) Man ſieht hier, wie ſäuberlich der Verfaſſer mit den Geiſtlichen ſeiner Zeit verfahren iſt; unter denen es doch eine ſolche Menge ärgerlicher Exempel gegeben hat; wie auch hernach folgen wird.

dadurch eine leichtere Verdammniß fühlen, weil er andern in der Sünde gefolget iſt; ob wohl die Geiſtlichen in einerley Sünde, mehr als die Layen ſündigen. Denn je höher ihre Stuffe iſt, deſto tiefer ſind ſie gefallen, wann ſie ſündigen: und müſſen mehr Rechenſchaft geben für andre, die ſich an ihnen ärgern, als ein Laye. Ein Laye aber ſoll den guten Geiſtlichen nachfolgen, und nicht ihren böſen Werken. Auch iſt kein Laye ſo ſehr verbunden, die Geiſtlichen zu ſtrafen; als die Geiſtlichen verpflichtet ſind, die Layen zu lehren, und zu ſtrafen, und ihnen mit einem guten Leben vorzugehen: wie vorhin geſaget worden.

Das achte iſt Plage und Pein für die Sünde. Denn kein Gutes bleibt unbelohnet, wie klein es auch iſt: und kein Böſes bleibt ungeſtrafet; ſo klein es auch ſeyn mag. Oft geſchicht es auch, daß Gott es ſo verhänget, daß einer ſchon in dieſem Leben, an den Gliedmaßen gepeiniget wird, womit er geſündiget hat: wie hier geſaget wird, daß der Pfaff verwundet und geſchändet werden. Eben ſo ſollen auch die Verdammten in der Hölle, ewig an denen Gliedmaßen gepeiniget werden, womit ſie geſündiget haben.

Der neunte Artikel, den hier der Poet meynet, betrifft die Herren und Richter, daß ſie niemanden überfallen ſollen, ſo viele Klage auch über ihn kömmt: es wäre denn, daß er auf dreyfache Ladung vor Gerichte nicht erſchiene. So wird es hier von **Reineken** erzählet, den der Dachs zum drittenmale vor Gerichte foderte: dem dann **Reineke** antwortete, wie hier folget.

Baumanniſche Anmerkungen.

Aus dieſem Capitel merke zwo Lehren. 1) Der Poet ſtrafet in verdeckten Worten unter der Perſon dieſes Pfarrers, den ganzen geiſtlichen Stand, der in einem ehrbaren, unſträflichen und göttlichen Leben allen Menſchen ein Vorbild ſeyn ſollte: wie Chriſtus befahl, als er ſprach: Laſſet euer Licht leuchten vor den Menſchen, daß ſie eure gute Werke ſehen, und den Vater im Himmel preiſen. Aber dieſer ſogenannte geiſtliche Stand iſt von ſeinem rechten Wege, chriſtlichem und ſchriftmäßigem Gebrauche, den auch die alte chriſtliche Kirche, rein und unverfälſchet, ganz ernſtlich beobachtet hat, ganz und gar abgetreten. (*) Denn in der erſten chriſtlichen Kirche, war die Ehe, nach der Lehre Chriſti, auch dieſem Stande frey und erlaubet: die aber nachmals von den Päbſten aus eigenem Dünkel, und ohne Grund der Schrift, ihm verbothen worden: wodurch denn der Unzucht Thüren und Thore aufgethan worden. Denn anſtatt der Eheweiber, halten die Pfaffen ſo viele Metzen, als ihnen gelüſtet: welches alles wider Gott und ſein heiliges Wort läuft, auch zum Verderben der ganzen Chriſtenheit gereichet. Denn ſie geben dadurch böſe Exempel, ärgern den gemeinen Mann, daß er ihrem Vorbilde nach, Hurerey und Ehebruch, für geringe und für keine Sünde achtet; ja wohl gar ſpricht: wäre dieſes eine ſo große Sünde, ſo thäten es die Pfaffen ſelber nicht!

Die alten Schriften bezeugen auch deutlich, daß Biſchöfe und Prieſter vormals auch Ehefrauen gehabt haben. Denn der große Lehrer **Gregorius** von **Nazianz**, iſt daſelbſt an ſeines Vaters Stelle, der gleichfalls ein frommer Biſchof geweſen war, nach deſſen Tode, zum Biſchofe erwählet und geſetzet worden. Und der heilige Märtyrer, **Eupſychius**, iſt zu **Cäſarea** Prieſter geweſen, und hat gleichfalls eine Ehefrau gehabt. Ferner

---

(*) NB. Dieſes iſt ſchon um die Zeit der Glaubensreinigung geſchrieben worden, als der geiſtliche Stand noch im ganzen Occidente ehlos leben ſollte.

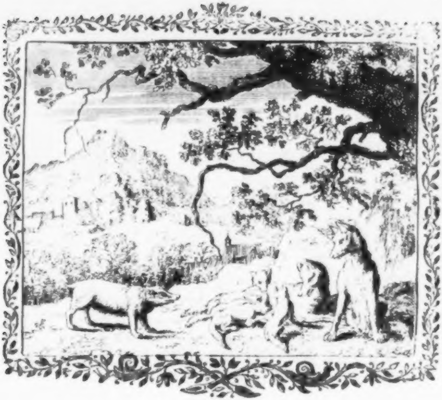
auf der nicäniſchen Kirchenverſammlung wollte der fromme Mann **Paphnutius** nicht verwilligen, daß Prieſter bey ihren Eheweibern nicht ſchlafen ſollten. Denn ſprach er: der Eheleute Beywohnen, iſt eine Keuſchheit: und die ganze Verſammlung der Biſchöfe fiel ihm bey.

Im geiſtlichen Rechte ſteht ſo geſchrieben: Ein Biſchoff, Prieſter, oder Diaconus, der in Unzucht lebet, ſoll abgeſetzet und aus der Kirche unter die Layen geworfen werden, Buße zu thun ꝛc.

Desgleichen. Niemand ſoll deßjenigen Prieſters Meſſe hören, der wiſſentlich und offenbar, eine Metze oder Beyſchläferinn bey ſich hat, und mit ihr haushält.

Desgleichen. Ein Biſchoff, der für Geld, oder um Lohnes willen, den Prieſtern Unzucht geſtattet, und verwilliget, der ſoll ſeines Amtes entſetzet, und nicht ein Biſchoff, ſondern ein unzüchtiger Hund genennet werden.

2) Ein Fürſt, Herr, oder Richter ſoll niemanden überfallen, oder verdammen, ſo viele Klagen auch wider ihn vorgebracht werden; ſondern ihn nach dem Rathe ſeiner weiſen Räthe, und vermöge der Rechte, dreymal vor Gerichte fodern laſſen. Denn nach der alten Weiſen Lehre, iſt kein Ding, womit ein Fürſt oder Herr ſein Reich ſowohl bewahret, und ſeine Ehre vermehret; als daß er in allen ſeinen Werken das Unrecht, und ſchnellen Zorn vermeide; und ſein Vertrauen auf ehrliche, fromme Männer ſetze, die in vielen Geſchäfften erfahren, und geübet ſind. Wenn er aber auf jemanden zornig iſt, ſoll er denſelben nicht unbedachtſam, und aus Uebereilung ſtrafen. Und obwohl ſolches allen Menſchen zu thun gebühret: ſo iſt es doch vornehmlich aller Fürſten Pflicht, ihren Zorn zu verſchieben, und wohl zu bedenken, was ſie thun wollen, auch mit weiſen und getreuen Räthen, ſich zu berathen; ſo werden ihre Sachen einen glücklichen Ausgang erlangen. Und wenn ſie von ihren weiſen Räthen geſtrafet werden; ſollen ſie ſolches mit lachendem Gemüthe aufnehmen, und ſchnellen Zorn vermeiden.



Das funfzehnte Hauptſtück.

Wie Reineke dem Dachſe, der ihn vor Gericht lud, und ihm rieth, mit ihm nach Hofe zu gehen, geantwortet habe.

Als **Grimbart** ſolches Reineken geſaget hatte, ſprach dieſer: Oheim, ihr habet Recht; es iſt freylich am beſten, daß ich nach Hofe komme, und meines Rechtes ſelbſt wahrnehme. Ich hoffe auch, der König wird mir Gnade wiederfahren laſſen. Er weis es wohl, daß ich ihm in ſeinem Rathe dienen kann: und dieſes verdreußt manchen, der bey ihm iſt. Denn der Hof kann ohne mich nicht beſtehen. Und geſetzt, ich hätte noch viel mehr misgehandelt: kömmt es nur dazu, daß ich ihm unter die Augen ſehen mag, und mit dem Könige ſprechen kann; ſo wird er ſeinen Zorn ſchon voller Sanftmuth brechen. Ja, hat der König gleich einige bey ſich, die mit in ſeinen Rath kommen; ſo gehen ſie ihm doch nicht ſehr zu Herzen: denn ſie wiſſen weder Rath noch Sinn. Hergegen mag ich ſeyn an welchem Hofe ich will, ſo ſteht allemal des Rathes Schluß bey mir. Wo nämlich Könige und Herren ſich verſammeln, und wo man einen geſcheiden Rath faſſen ſoll, da muß doch **Reineke** allemal den rechten Anſchlag geben. Weil mir nun dieſes von vielen misgönnet wird, die ich deswegen zu fürchten habe: ſo haben viele von meinen ärgſten Feinden, die nur da ſind, mir den Tod geſchworen: und dieſes eben beklemmet mir itzo das Herz. Denn ihrer iſt mehr denn zehn; und die alle ſind mächtiger, als ich allein. Dieſes ſteht mir nun zwar im Wege: gleichwohl iſt es beſſer, daß ich in Ehren, mich ſelbſt mit euch gen Hofe mache, und ſelbſt für meine Sache rede; denn daß ich Weib und Kinder in Angſt und Verdruß ſtürzen und verlaſſen ſollte. So wäre ja freylich alles verlohren! Denn der König iſt mir zu mächtig. Kurz, es möchte gehen, wie es wollte, ſo müßte ich doch ſeinen Willen thun: und wenn ich den nicht gewinnen mag, ſo iſt doch kein beſſerer Rath, als einen guten Vertrag zu ſchließen.

Baumanniſche Anmerkungen.

Aus dieſem Hauptſtücke merke drey Lehren. 1) Daß man **Reineken** bey Hofe nicht entbehren kann: denn er muß allenthalben mit im Rathe ſeyn, es mag nun den Fürſten und ihren Unterſaßen nützlich, oder ſchädlich ſeyn. Durch **Reineken** werden hier alle hinterliſtige, untreue, falſche, loſe, ſchalkhafte, tückiſche Menſchen verſtanden: die man ſonſt auch Häuchler, Schmäuchler, Gleißner, Jaherren, Spitzbüte, Ohrenbläſer, Federleſer und Liebkoſer; ingleichen Zungendreſcher nennet, die aus einem holen Topfe reden, den Athem verkaufen, glatte Worte ſchleifen, ſich mit der Leute Unglücke mäſten; den Mantel auf beyden Schultern tragen, zwo Mäuſe in einem Topfe kochen, mit allen Winden ſegeln, mit einem Munde zugleich blaſen und ſchlurfen können; die Leute auf der Zunge nach Hofe tragen; jedermann zum Scheine gern grüßen; freundlich vor den Leuten, vorne lecken, hinten kratzen; das Waſſer weiſen und Feuer meynen; mit einer Hand Brod darbiethen, und in der andern einen Stein haben. Kurz, Ertzbuben! vor welchen ſich niemand ſattſam zu hüten weis.

Alle heilige und heydniſche Schriften bezeugen, daß dergleichen Leute die Fürſten ſtets verderbet haben. Den einen haben ſie zu einem Gotte gemachet, und ihn überredet, daß er in einem öffentlichen Befehle gebothen, ſich anzubethen; den andern zu einem Tyrannen, und ihn dennoch, als einen trefflich regierenden Wohlthäter gelobet; den dritten aber gar zu einem Narren, dem ſie lange Ohren gemachet und angeſetzet. Solche arme Sclaven der heilloſen Schmäuchler ſind die Fürſten! als welche die Fürſten, ja Land und Leute dazu, verderben.

Derohalben ſpricht **Salomon; Wehe dem Lande! deſſen König ein Kind iſt**; das iſt, der ſeine Zeit in Wolluſt, Spielen, Trinken, Jagen und andrer Narreten zubringet, und ſeine Räthe indeſſen das Land regieren läßt: wie die Geſchichte vom **Sardanapal**, und **Daniel** vom **Belſazar** meldet. Wann dann der Fürſt in Wolluſt liegt und die Räthe regieren läßt: ſo will ein jeder dem Fürſten gefallen, aber darneben ſeines Vortheils auch nicht vergeſſen: alsdann müſſen die Unterthanen die Laſt tragen. Denn weil dem Fürſten ſeine Wolluſt verſchaffet wird, und ſeine Räthe ſich verſorgen und die Schafe ſcheren; ſo verarmen die Leute, und die Huben werden wüſt. Will man alsdann die verderbenen Unterthanen mit neuen Auflagen ſchätzen: ſo entſteht Aufruhr und ander Unglück, wodurch endlich die Lande verderben und umkommen. Daher beſchreibt jener Poet in dem Mückenkrieg, den Mücken-König alſo:

Als der groß König Sanguiſeon,
Welcher auftrug der Mucken Kron,
In ſeinem Reich viel hundert Stedt,
Vnd unzehliche Dörffer hett,
In ſeim Thron rühlich reſidirt,
Vnd on vnterlaß panketiert,
Kam ein Muck vnverſehenlich,
Schnaufend, ſchwitzend, vnd blutrünſtig,
Schnell auff der poſt, tödtlich verwundt,
Kein Athem ſchier mehr holen kundt,
Erbermlich gar vnd elend ſach,
Fiel dem König zu Fuß, vnd ſprach:
Ach König, warum ſitzſtu do,
In deim Thron ſo ſicher vnd rho?
Haſt dich on alle ſchew begeben
In ein ſchnöd faul vnd müſſig Leben,
Stolzirſt vnd lebſt täglich im ſaus
Warlich ſo muſt nicht halten Haus,
Siehſtu nicht dein gros vngemach?
Wie habt ihr doch ſo gute ſach.
Meſt euch gleich wie die Beckenſchwein,
Ligt beym fraß vnd beym külen Wein
Den tag nach ſchönen Frawen gafft,
Des Nachts in weichen Betten ſchlafft,
Beſleiſt euch vnredlicher ſtück,
Sitzt magern Heuten auff dem rück,
Vnd ſaugt heraus jr beſt geblüt,
Ey pfui! das euch der jharrieth ſchüt.
Pflegt auch auff vnbehoſte Waden
Ein ander offt zu Gaſt zu laden
Plagt Vich vnd Leut: All eure Lüſt,
Mit menniglichs Beſchwerung büſt,
Vnd das ichs ſag in einer Summ,
Kein Weg iſt euch zu ferr vnd krumb
Wo jr ein Schleckbiſſlein erſchmeckt,
Das jr nicht ewer Haut dran ſtreckt,
Kein Quatt von euch vnverſucht bleibt,
Darob man euch zwar offt aufreibt
Oder thut fahen vnd vertrucken:
Ey König! ſolchs wil ſich nicht ſchicken
Du, vnd die deinen müſtes abſtehn
Solcher Sachen fort müſſig gehn,
Das iſt bey weitem nicht die Weis
Zu erlangen lob ehr vnd preis.
Daß dein Rhum deim namen ſey gleich
Das du dich, vnd dein Königreich
Erhalteſt, gehört ein anders zu.
Vorzeiten ſaß wol auch in rhu
Der gros König Sardanapal
In aller Wolluſt vberſchwal
Viel Jar in gutem Frid hinbracht
Des Regiments ſich gar nichts acht,
Mit Müſſiggang vnd ſchwelgerey
Praſſen, ſchlemmen, vnd allerley
Geſchlecht der Vnzucht was im wol
War tag vnd Nacht ſtetz toll vnd voll.
Von der Seitenſpiel reichem ſchall
Erklang on vnterlas ſein Saal
Lies auff Haar vnd bart Balſam gieſſen
Köſtliche Waſſer drüber flieſſen ꝛc. ꝛc.
Bald abr, als man zum ſtreit auffblieſs
Vnd alle Fehnlein fliegen lies
Reiſt aus der zarte Weiber Held
Vnd gab die Flucht aus weitem feld,
In Babiloniam die Stadt,
Denn ſein Hertz war zu kriegen matt,
Vnd in das Frauenzimmer flog,
Als jm der Feind dahin nachzog
Verbrandt er ſich vnd alles was
Er hat im königlichen Schloß.
Verlor ſein Reich, verlor ſein Leib
Von nam ein Mann, von gmut ein Weib.
Dis hab ich dir darumb erzählt
Dir Sardnapalum fürgeſtellt,
Damit du dich bas ſiheſt für.
Gleichs Vnglück iſt dir für der Thür,
Hüt dich, o groſſer König, ehe
Dirs wie Sardanapalo gehe ꝛc.
Denn du daheim faullentzen leiſt
Als ob du kein Regierer ſeyſt,
In Wolluſten erſoffen gar
Nimpſt nicht deins Reichs Verderben war.
Leg ab das königliche Kleid ꝛc.

Dieweil nun dieſe falſche Fuchsart, gemeiniglich regieret, ſo daß die Fürſten bloß den Namen haben, und von den Augendienern geſtimmet werden, wie ſelbige ſie nur haben wollen: ſo werden denn Fürſten endlich dahin geführet, daß ſie getreue Räthe, und fromme Diener ſchwerlich dulden; ſondern der Meynung ſind, wie Herr **Hans von Schwarzenberg** im Buche **Memorial der Tugend** alſo davon ſchreibt:

Wer mir in Gunſt will wohnen bey,
Der ſtets was mir gefällig ſey.
Denn wer mir lobt all böſe That,
Der wird der maiſt in meinem rath.
Dem Diener geb ich nit ain ſchmaal
Thut er nicht was ich böſes haiß.
Und wer mir ſagt der Warheit grundt,
Mein Vngenad die wird ihm kundt.

Aber nach der alten Weiſen Lehre, ſoll ein Fürſt fleißig merken, wer zu ſeinem Dienſte nützlich, oder unnützlich ſey; und dieſelben an ihrem Wandel und Bezeigen erkennen. Denn es giebt zweyerley Arten der Menſchen auf Erden. Die eine iſt derer jenigen, die allein nach ihrer Luſt und Muthwillen, in böſen Sitten und Thaten leben: von dieſen muß man ſich beyzeiten abſondern, und ſich ihrer entſchlagen; denn ſonſt wird man einem gleich, der unwiſſend über giftige Würmer gegangen, und doch nicht vergiftet worden. Ein ſolcher würde ja unweislich thun, wenn er noch einmal über dieſelben gienge, um zu verſuchen, ob ſie ihn auch vergiften würden. Die andere Art Menſchen ſind treue, gutgeſittete, rechtſchaffene Leute: dieſe handeln und wandeln offenbar, ohne Falſchheit; und ſind gleich den wohlriechenden Kräutern: je mehr man dieſelben zerreibt, deſto beſſern Geruch ſie von ſich geben. Solche ſoll ſich nun ein Herr zu Ehren erwählen; und ein vernünftig Gemüth, eine edle That, und redlichen Wandel bey niemanden verachten: geſetzt, daß er ſolches bey einem unanſehnlich und geringen Manne fände.

Im Buche **Memorial** der Tugend, wird das Amt eines frommen Fürſten mit dieſen Worten beſchrieben:

Ein König vnd Fürſt würt erkannt,
Bey ſeiner liebſten Diener ſtandt,
Und wie er helt ſein müntz vnd ſtraß,
Auch frid vnd recht beſchützen laß.
Merk, all gewält die ſein von Gott,
Dem Halter ſeiner heiligen bott,
Als man ſint vil der frommen thon,
Den wird gemert die ewig Cron,
Vnd weſſ gewalt würt boßhafft ſeyn,
Der leit gewaltig ewig pein,
Dem land iſt whe zu aller friſt,
Deß Herr ein Kind on Weisheit iſt.

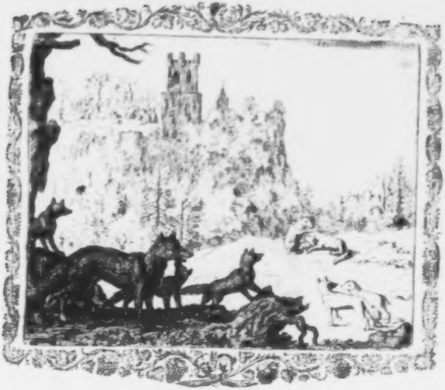
Daß auch **Reineke** in allen Rathſchlägen der vornehmſte ſey, wie er ſich ſelbſt in dieſem Capitel rühmet, und allen geſchwinden Rath finden muß, iſt wahrhaftiger, als zu wünſchen wäre: wie jedermann bewußt, und offenbar iſt, der ein wenig zurück denken, und anmerken will, wie glücklich **Reineckens** Rath bisher abgelaufen. Beyſpiele davon anzuführen, das würde nur Haß und Feindſchaft nach ſich ziehen: aber **Joh. Morsheim** der Ritter, redet in der **Frau Untreue** Beſchreibung alſo davon.

Wenn

Der grüſt ym vnd helt dieſe ban
Alls das er weiſt ſein Her gern hört
In dem er ſich aus falſchem kört
Der weil ſeins Hern iſt ſinthalb ſchlecht
Wiewol er weiſt ſein ſach nit recht
Ja Her, jr ſeit eſt rechter ban
Nit beſſers ich erdencken kan
Sein Wort zu eytelm Lob gezyrt
Mit falſchem Lob ſein Herren ſchmyrt
Acht er nun lang genedig ſy
Und ob deshalb verdorben drey
Und eſt dem Land würden verjagt,
Darnach eyn ſolcher wenig fragt
Ob auch ſein Her dardurch verderb
Das ſchmeidt er an mit achtens Kerb.

3) Wer mit Sorgen, und unumgänglicher Widerwärtigkeit beladen iſt, ſoll ſich ſelbſt tröſten, und nicht verzagen: wie auch **Reincke** hier thut. Denn kein Menſch, ſprechen die alten Weiſen, ſoll ſo groſſe Sorge, Mühe und Widerwillen haben, daß er ſich ſelbſt nicht tröſten, oder durch ſeine gute Freunde ſein Bekümmerniß nicht erleichtern könne. Betrifft nämlich die Sorge geſchehene, und unwiderbringliche Dinge: ſo iſt ſie vergebens: Betrifft ſie aber zukünftige: ſo iſt ſie auch unnütz: denn alles künftige iſt ungewiß. Wer aber die Herzen ſeiner Feinde, mit ſeiner eigenen Sorge und Traurigkeit erfreuet, der handelt unweislich. Denn Sorgen und Trauren bringet das verlohrne nicht wieder; ſondern kränket nur das Gemüth, und thut dem Leibe Schaden. **Freygedank** ſpricht:

Armuth beklaydt mit Wirdigkeyt
Das iſt verborgen Hertzenleydt
Der armen Scham, das iſt ein not
Die gar offt macht die Augen rodt
Frölich mit gdult tragen armut
Iſt ſelig vnd groß ſchatzes gut,
Ganz niemand iſt on argen Liſt,
Dan der mit willen gern arm iſt
Wen gnüget an dem, das er hat
Der iſt reich, wie es ihm ergat
Dem armen iſt nit mer gegeben
Dann gut Hoffnung vnd ein böß leben
Wer geborn iſt zu dem Helbling
Der wirt nit reich zweyer Pfenning.



Das ſechzehnte Hauptſtück.

Wie Reineke von ſeinem Weibe Abſchied nahm, mit dem Dachſe nach Hofe gieng, und unter Weges ihm beichtete.

Frau Ermeline, ſprach Reineke, ich befehle euch meine Kinder, daß ihr derſelben wohl wahrnehmet: vor allen Dingen aber befehle ich euch meinen jüngſten Sohn, **Reinhardchen.** Seine Zähne ſtehen ihm überall ſo artig um das Mäulchen; daß ich hoffe, er werde mir ähnlich ſehen. Hier ſteht **Roſſel,** gleichfalls ein hübſcher Junge: den habe ich wahrlich eben ſo lieb. Thut dieſen Kindern mit einander gutes, wenn ihr anders meinen Willen treffen wollet: ich will nicht unerkenntlich dafür ſeyn; wofern ich davon komme.

Mit ſolchen Worten ſchied er von dannen, und ließ Frau Ermelinen mit ſeinen zween Söhnen zu Hauſe, in **Malepartus**. Er ließ ſie aber unverſorget; welches der Füchſinn eben nicht lieb war. Kaum waren ſie eine kleine Stunde gegangen, als **Reineke** ſprach: Höret mich, lieber Oheim und Freund, allerliebſter Neffe, **Grimbart**! ich bebe recht vor lauter Angſt, und Sorgen. Denn ich fürchte, ich gehe in den Tod: und meine Reue über die begangene Sünde iſt ſo groß, daß ich zur Beichte gehen will, und zwar bey euch ſelbſt, lieber Oheim; denn ſonſt iſt hier kein Pfaff zu haben. Wann ich dann alſo meine Sünde gebeichtet habe, ſo wird meine Sache darum nichts ärger werden.

Grimbart verſetzte: Ihr müßt aber auch angeloben, daß ihr nicht mehr rauben wollet. Alle Verrätherey und Dieberey müßt ihr abſtellen: ſonſt hilft alle eure Beichte nicht einen Pfifferling. Das weis ich wohl, erwiederte **Reineke**: und ſo hebe ich denn an; höret wohl zu!

Confiteor tibi Pater et Mater, daß ich der Otter und dem Kater, mancheſmal unrecht gethan habe, und darüber will ich gern eine Buße ausſtehen. Der Dachs ſprach, das verſtehe ich nicht: ſprecht eure Beichte auf deutſch, ſo kann ich ſie recht vernehmen. **Reineke** erwiederte: Ich habe mißgehandelt an allen Thieren, die itzo leben; und bitte ſehr, ſie wollen mirs verzeihen. Denn ich habe den Bären meinen Vätter, in dem geſpaltenen Baume feſt gemacht, darinn ihm ſein ganzer Kopf blutig geworden; und wo er mehr Schläge bekommen, als mancher glaubet. **Hinzen** lehrte ich Mäuſe fangen, und da blieb er in der Schlinge hängen. Man ſchlug ihn da aufs ärgſte, und er verlohr ein Auge dabey. Das war nun freylich meine Schuld. Auch der Hahn klaget mit Rechte über mich. Ich habe ihm ſeine Kinder genommen: ſie mochten nun größer oder kleiner ſeyn; ich brachte ihn immer darum, und er kann ſich billig über den Fuchs beſchweren.

Alkmariſche Anmerkungen.

In dieſen beyden letzten Capiteln ſind vier Stücke zu merken. 1) Der ſchlaue liſtige Rath des Fuchſes, davon **Reineke** ſelbſt ſaget, daß die Könige deſſelben nicht entbehren können. Denn entweder will er ſagen: Es iſt den Herren nützlich, daß **Reineke** mit in ihrem Rathe ſey: oder er will ſagen: Es mag dem Volke nützlich ſeyn, oder nicht, **Reineke** iſt doch in der Fürſten Rathe; denn der Fuchs hat nun allenthalben die Oberhand.

2) Daß man ſich ſelbſt tröſten und einen Muth zuſprechen ſoll, wenn man in unumgängliche Sorgen geräth: wie **Reineke** hier that, als er ſich auf den Weg machte.

3) Daß einer, der ſchuldig iſt, ſich leicht zu fürchten pflegt.

4) Daß ein jeder, der in Furchten ſteht, ſeine Sünde beichten und bereuen; ja mit allen Umſtänden, womit ſie geſchehen ſind, ausſprechen ſolle: wie es denn nöthig iſt, daß jeder Chriſtenmenſch, der zu ſeinen verſtändigen Jahren gekommen iſt, allezeit, das iſt öfters, eine laute Beichte ſpreche. Wann es aber ſonſt aus Verſäumniß, oder Verzögerung auch bisweilen nicht geſchähe: ſo ſoll man doch dann allermeiſt eine laute Beichte thun, wenn man in Furchten ſteht.

Baumanniſche Anmerkungen.

Aus dieſem Capitel merke drey Lehren. 1) Lehret hier der Poet, daß Aeltern auf ihre Kinder gut Achtung geben, ſie in Gottesfurcht, und aller Ehrbarkeit, in guter Zucht und Lehren, dieweil ſie noch jung ſind, unterrichten und auferziehen, an ihrer Untugend kein Wohlgefallen tragen, hergegen ſie beſtrafen ſollen. Wann ſolches die Aeltern übertreten, und den Kindern ihren Willen laſſen, müſſen ſie Sünde und Schande an ihnen erleben, und dazu ſchwere Strafe von Gott empfangen. Das bezeuget der jämmerliche Tod, des Hohenprieſters **Eli**, der wegen des Ungehorſams, und Muthwillens ſeiner Kinder, die er in der Jugend verzogen hatte, von Gott geſtrafet ward, und als er rückwärts vom Stuhle fiel, ſich den Hals abſtürzete. Das **Memorial** der Jugend ſpricht davon:

Wer jungen Kindern ſpart die rut
Der Leben findt man ſelten gut.
Wann alter Hund zu aller friſt,
Nicht pändig recht zu machen iſt.
Drumb wöllt jr Kinder haben eer,
Bey zeit gewehnt ſy guter ler,
Pflegt jr mit Zucht vnd rechter trew,
Des hier vnd dort gewint jr rew,
Wer böſen Kindern waich erſcheint
Der iſt jr allergröſter Feind
Vnd lacht yetz des jr nachmals greint.

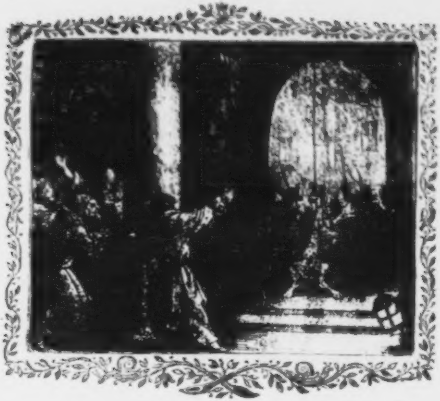
2) Iſt hier zu merken, daß derjenige, der einer Miſſethat ſchuldig iſt, ſich gemeiniglich fürchtet: wie auch **Reineken** hier bange iſt. Denn die Furcht kömmt mehr von innen heraus, als von außen hinein. Nachdem ſich einer in ſeinem Herzen ſchuldig, oder unſchuldig weis: alſo fürchtet er ſich auch, oder iſt guter Dinge. **Salomon** ſpricht: Der Ungerechte fliehet, wenn ihn gleich niemand jaget, aber der Gerechte iſt kühn, wie ein Leu.

Hoffnung vnd furcht ein yeder hat,
Nachdem bös oder gut iſt ſein that.
Das Gwiſſen lehret yeden wol,
Was er hoffen oder fürchten ſol.

Alſo fürchtet ſich ein jeder allermeiſt vor ſich ſelbſt; weil er am beſten weis, was ihm zu fürchten iſt; und andre Leute können ihm ſoviel nicht ſchaden, als er ſich ſelbſt bewußt iſt.

3) Wird hier gelehret, daß einer, dem ſeine Sünde und Miſſethat leid iſt, und beſorget, daß er dadurch in Gefahr der Seligkeit kommen möchte, der ſoll alle ſeine Uebertretungen vor Gott bekennen, und um Vergebung ſeiner Sünde, ingleichen um die Gnade ernſtlich bitten, ſich hinfort vor der Sünde zu bewahren. Hernach muß er einem frommen und treuen Beichtvater, ſein Anliegen, ſeine Noth und Schwachheit entdecken, und von demſelben Hülfe, Troſt und Rath aus der heiligen Schrift begehren; damit er nicht in Angſt und Verzweiflung fallen möge. Dieſer aber ſoll ihn mit göttlichen Verheißungen tröſten, und ihn losſprechen. Wer aber betrüglich beichtet, wie hier der boshafte **Reineke** thut, der wird auch ſo losgeſprochen. Denn ſeine Sünden ſind ihm nicht von Herzengrunde leid: darum iſt ſeine Reue, ſeine Buße und ſein Vorſatz, nicht mehr zu ſündigen, auch falſch und ungültig. Eben deswegen ſind auch weder Beichte noch Abſolution einem ſolchen behülflich oder förderlich. **D. Seb. Brand** ſpricht:

Wer falſch von Hertzen geht zur Bycht
Der wird recht abſolvieret nicht.
Er meynt, er ſy der Sünde quyt,
Wie Hund' der flöh zur Marzenzyt.
Wer bychtet vnd in Sünden blybt
Gott jm ſein ſünd nimmer vergibt.



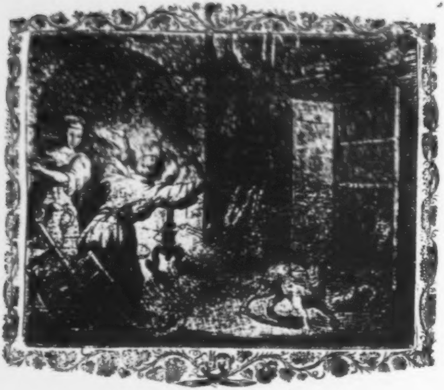
Das ſiebzehnte Hauptſtück.

Wie Reineke ferner einige ſeiner Miſſethaten beichtet, ſonderlich, wie er den Wolf öfters betrogen hat.

Der König ſelbſt iſt mir nicht entgangen, ſprach Reineke ferner. Denn oft habe ich auch ihm, wie auch der Königinn ſelbſt, Schande angethan, die ſie ſobald nicht verwinden werden. Außer dem habe ich Iſengrimen, den Wolf, recht vorſetzlich beſchimpfet; welches alles zu erzählen, viele Zeit erfodern würde. Er iſt mein Vätter nicht, ob ich ihn gleich ſo nenne; und er geht mich eigentlich gar nichts an. Es ſind wohl ſechs Jahre verfloſſen, als er einmal nach **Elkmar**, in das Kloſter, dahin ich mich damals begeben hatte, zu mir kam, und mich um Beyſtand erſuchte; weil er auch ein Mönch werden wollte. Er glaubte, ſich gut dazu zu ſchicken, und hub an mit der Glocke zu läuten. Dieſes Läuten nun dünkte ihm ſo angenehm, daß er ſich von mir beyde Füße an den Glockenſtrang binden ließ; damit er alle ſeine Luſt büßen könnte, und das Läuten recht lernen möchte. Allein das gelung ihm ſehr ſchlecht: denn er läutete ſo aus dermaßen ſehr, daß alles Volk auf der Straße in große Angſt gerieth. Sie meyneten, der Teufel wäre da, und liefen alle dahin, wo ſie das Läuten höreten. Und ehe er noch mit kurzen Worten ſagen konnte: er wolle ſich ins Kloſter begeben; ſo hatten ſie ihm beynahe ſchon das Leben genommen.

Darauf bath er mich, eben in dem Kloſter zu Ellmar, daß ich ihm eine Platte ſcheren ſollte. Da ließ ich ihm oben das Haar ſo ſehr abbrennen, daß ihm die Schwarte zuſammen ſchrumpfete. Oft bekam er von mir auch Stöße. Einesmals lehrte ich ihn Fiſche fangen: da bekam er gleichfalls Prügel. Ich führte ihn einmal ins Jülicher Land, in das Haus eines bekannten Pfaffen, welcher der allerreicheſte daſelbſt war. Dieſer hatte ein ſehr großes Vorrathshaus, darinn manche Speckſeite lag, und hier bekam er wieder Schläge. Es war auch ein Trog mit friſch eingeſalztem Fleiſche darinnen. **Iſegrim** brach ſich ein Loch durch die Wand, damit er ſich einmal recht ſatt am Fleiſche eſſen könnte: da hieß ich ihn nun frey hinein kriechen; in der Abſicht ihn zu Schanden zu machen. Er fraß auch ſo begierig und übermäßig, daß er durch das Loch nicht wieder heraus konnte, wo er hinein gekommen war. Sein Bauch war ihm zu dick geworden, und wo er alſo hungrig eingekrochen war, da konnte er ſatt nicht mehr hindurch. Darauf gieng ich, und machte ein Lärmen und großes Geſchrey im Dorfe, damit ich ihn ins Fauſtgemenge brächte.

Ich lief alſo dahin, wo der Pfaff bey Tiſche ſaß, und eben ſpeiſete. Ein fetter Kapaun ſtund vor ihm; ich ſprang plötzlich zu, nahm ihm den Braten, und lief eiligſt davon. Der Pfaff machte ein großes Lärmen, und lief mir nach. Unverſehens aber zog er die Tafel mit ſich, und warf ſie um. Das geſchah nun wider ſeinen Willen: denn Speiſe und Trank lagen nun da, auf dem Boden. Er ſchrie: Schlaget, ſchmeißet, fanget und ſtechet! und darüber fiel der Pfaff in den Koth. Alle die ihm nachfolgeten, riefen: Schlaget! Aber ich lief voran, und ſie mir nach. Die Leute waren nicht zu zählen, die es alle ſehr böſe mit mir meynten: aber der Pfaff machete das ärgſte Geſchrey. Habt ihr jemals einen kühnern Dieb geſehen? rief er; er hat mir das Huhn vom Tiſche genommen, woran ich eben ſaß und ſpeiſete.



Indeſſen lief ich ſo lange, bis ich an das Vorrathshaus kam, darinn **Iſegrim** war. Ich ließ das Huhn fallen, denn es war mir zu ſchwer: aber ich verließ es ungern, und lief meine Straße; denn es war hohe Zeit, daß ich davon kam. Indem aber der Pfaff das Huhn aufhob, ward er, nebſt allen, die ihm folgeten, des **Iſegrims** gewahr. Da rief er überlaut: Ihr Freunde ſchlagt! hier iſt gar ein Wolf, noch ein viel ärgerer Dieb! Laſſen wir den entkommen, ſo haben wir im ganzen Jülicher Lande lauter Schimpf und Schande davon.

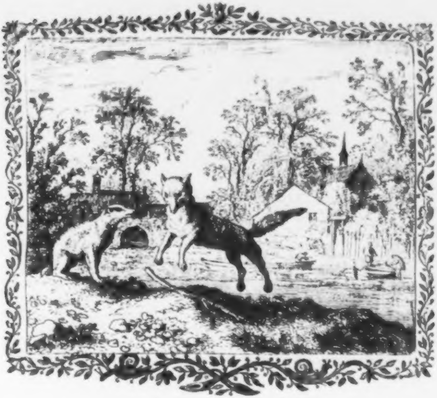
Iſegrim beſann ſich, was zu thun wäre; empfieng aber ſo manche Wunde, ja ſie machten ſolch ein Lärmen über ihm, daß alle Bauren zuſammen kamen. Sie ſchlugen auf ihn zu, daß er faſt todt blieb: und ſo arg iſt es ihm gewiß noch niemals ergangen. Wenn das auf eine Leinwand gemalet würde, wie er hier dem Pfaffen das Speck bezahlen müſſen; das ſollte gewiß recht ſeltſam anzuſehen ſeyn. Darauf warfen ſie den **Iſegrim** auf die Straße, ſchleppten ihn über Stock und

Stein, und es war gar kein Leben mehr in ihm zu ſehen. Sie ſchmiſſen ihn endlich in eine ſchlammigte Grube: denn er roch ſehr unſauber; weil er ſich bey den vielen Schlägen über und über unrein gemachet hatte: und jedermann meynete, er wäre todt.

In ſolchem Jammer und Schmerze lag er nun ganz ohnmächtig die ganze Nacht, als ein armer Teufel da: wie er aber noch weg gekommen, das weis ich nicht zu ſagen. Gleichwohl hat er mir abermal einen Eid geſchworen, und das iſt ohngefähr ein Jahr, daß er mir treu und hold ſeyn wollte: aber es daurete nicht lange. Warum er mir aber ſchwor, das war dieſes, damit ich ihn doch einmal mit Hünern recht ſatt machen möchte. Um ihn nun recht zu berücken, ſagte ich ihm von einem Hahnenbalken, darauf ſieben Hüner und ein Hahn, der recht fett wäre, zu ſitzen pflegten. Es war etwan eine Stunde nach Mitternacht, als ich ihn dahin brachte; und da war ein aufgeſtütztes Fenſter, welches ich mir zu Nutze machen wollte. Ich that, als wenn ich zuerſt hinein kriechen wollte; allein ich ließ doch **Iſegrimen** voran kriechen: denn ich ſprach: kriecht nur frey hinein! ſo werdet ihr gleich ein fettes Huhn finden. Wer was gewinnen will, muß ſichs auch ſauer darum werden laſſen.

Er kroch halb mit Gefahr hinein, und griff hier und da herum; ſchwor auch theuer, bey ſeiner Ehre: Wir ſind verrathen, das fürchte ich ſehr! Denn ich finde von Hünern gar nichts. Ey! ſprach ich, die hier forne zu ſitzen pflegen, die habe ich neulich weggenommen. Wollen wir alſo unſern Vortheil ſchaffen, ſo müſſen wirs uns nicht verdrießen laſſen, tiefer hinein zu kriechen. Der Balken über der Thüre war indeſſen ſehr ſchmal, worauf wir hinein krochen: nur er war vorausgegangen. Indem er nun ſo die Hüner ſuchte, ſah ich, wie ich ihn betrügen möchte. Ich kroch alſo zurück und wieder heraus; ich zog die Stütze des Kappfenſters heraus, und das Fenſter ſchlug überlaut zu; ſo daß **Iſegrim** erſchrack, und von dem ſchmalen Balken einen ſchweren Fall in die Kammer that. Die Leute die darinn bey dem Feuer lagen und ſchliefen, wachten auf, und riefen: Da wäre durch das Kappfenſter etwas hinein gefallen, ſie wüßten nicht was. Sie ſprungen auf, und holten ein Licht: da ſie ſeiner nun anſichtig wurden, ward er auf den Tod geprügelt und verwundet. Dergeſtalt habe ich ihn nun in manche Noth gebracht, mehr als ich itzo erzählen kann: und mich wundert mir, daß er noch mit dem Leben davon gekommen iſt.

Außer dem habe ich auch mit ſeinem Weibe, der Frau **Gieremuth**, Dinge getrieben, davon ihr Schimpf und Unehre zugewachſen, und die ſie langſam verwinden wird: wiewohl ich wünſchte, daß es unterblieben wäre. Sehet! das iſt es nun alles, was ich mich mit allem Nachſinnen dießmal erinnern kann, was meine Seele irgend kränken könnte. Damit ſich nun aber mein Gewiſſen auch erleichtern möge: ſo bitte ich ſehr um Abſolution, und Auflegung einer beliebigen Buße.



Grimbart war verſchlagen und klug. Er brach alſo am Wege ein Reis ab, und ſprach zu ihm: Oheim: nun ſchlagt euch drey Schläge mit dieſem Reiſe auf eure Haut: ſodann leget es, wohin ich euch ſagen werde, und ſpringet dreymal, ohne zu taumeln, in die Quere drüber hin. Hernach küſſet das Reis, ohne Haß; zum Zeichen daß ihr gehorſam ſeyd. Dieſe Buße lege ich euch auf; und hiermit ſeyd ihr von allen Strafen, und von allen euren begangenen Sünden quit und los: denn ich vergebe ſie euch alle, ſo groß auch ihre Zahl ſeyn mag.

Dieß that nun **Reineke**, ohne ſich zu weigern. Da ſprach **Grimbart**: Oheim! nun ſeht aber auch zu, daß ihr euer Leben beſſert, und gute Werke thut. Leſet fleißig eure Pſalmen, und geht zur Kirche; faſtet zu geſetzten Zeiten; feyret die Feſttage mit Fleiß; tröſtet die Kranken euer Lebenlang; weiſet den Weg, denen die darnach fragen; gebet gern Almoſen, und verſchweret euer böſes Leben; als Rauben, Stehlen, und Verrathen: ſo kommet ihr ſonder Zweifel wieder zu Gnaden.

Reincke ſprach: Dieſes alles will ich mein Lebenlang gern und willig beobachten.

Alkmariſche Anmerkungen.

In dieſem langen Capitel giebt uns der Poet acht Stücke zu betrachten. Das 1) betrifft, die untreuen Dienſtbothen, die in allerley Arten der Dienſte, oder in Huld und Pflicht eines Herrn ſtehen, ſie mögen groß oder klein, reich oder arm ſeyn. Und dieſes meynet er da, wo **Reincke** ſaget, daß er ſeinem Herrn, dem Könige und der Königinn Untreue und Schande erwieſen habe.

2) Daß niemand ſeiner ſinnlichen Luſt ein Gnügen thun ſoll: denn wer ſo leben will, wie ihn ſeine ſinnliche Luſt reizet, der iſt ein Götzendiener. Wer nämlich ſeinen Leib lecker, nach allen Begierden hält, als ein Vieh, der hält ſeinen Körper für einen Gott, liebet ihn mehr als Gott, füttert ſeinen Feind, und muß ſich hernach großer Strafen verſehen: wie hier der Wolf, dem es gelüſtete, die Glocken zu ziehen.

3) Durch den Wolf, der ſoviel aß, daß er ſatt nicht wieder durchs Loch konnte, wo er hungrig hinein gekommen war: ſind alle die zu verſtehen, die zu einem fetten Lehne, einer Pfründe, Vogtey, oder was es ſonſt iſt, gelangen, dabey Einkünfte, oder Vortheile zu genießen ſind; oder auch ein Geizhals, der viel zuſammen ſcharret, und ungnügſam iſt; der allein ſeinen Gewinn, und nicht das gemeine Beſte ſuchet. Alle dieſe Unbarmherzigen werden hier durch den gefräßigen Wolf verſtanden. Denn auch ſie kommen hungrig in ein Loch, d. i. in eine Stelle, ſie ſey geiſtlich oder weltlich: wenden aber ihren Hunger, oder die Begierden des Lehnes, oder der Pfründen, nicht an, zu Erfüllung ihrer Pflichten für ihre Einkünfte: ſo daß ſie nicht hungern und durſten nach der Gerechtigkeit, oder Wohlfahrt ihres Nebenmenſchen: wie der Herr im Evangelio gelehret hat: **Selig ſind, die da hungert und dürſtet, nach der Gerechtigkeit;** non pecuniam terrenam, ſicut cupidi; non voluntatem carnalem, ſicut voluptuoſi; non potentiam ſecularem, ſicut ſuperbi. Iſti enim non ſunt beati.

Iſt nun alſo mancher in einem der vorgeſagten Stände; und beläſtiget ſeine Seele ſo ſehr mit zeitlichen Gütern, ſcharret mit Recht und Unrecht zuſammen, und beladet ſich dergeſtalt, daß er niemals, oder doch ſelten aus dem Loche der Sünden herauskömmt; bis er in der Stunde des Todes von ſeinen Feinden, den böſen Geiſtern überfallen wird, die ihn dann ohne Gnade peinigen, und ihn in die Grube der Verdammniß werfen, da ihre Zeitkürzung nichts als Thränen, Heulen und Zähnklappen iſt: da muß er dann bezahlen, was er mit Unrecht erworben, unwürdig beſeſſen, oder ohne Barmherzigkeit gegen die Armen genoſſen hat.

Daß nun mancher alſo beläſtiget werde, bezeuget die Wahrheit des Evangelii, von dem reichen Manne, der in die Hölle fuhr, und vom **Lazarus**, der hier arm war, oder von den Engeln in Abrahams Schooß geführet ward. Im Evangelio ſteht nicht, daß der reiche Mann geraubet, geſtohlen, oder gemordet: ſondern daß er leckerhaft in Eſſen und Trinken, und in weichen Kleidern gelebet, dem armen **Lazarus** aber keine Barmherzigkeit gethan habe. Damit war er beſchweret, und fiel in die Hände ſeiner Feinde; kann auch zu ewigen Zeiten keinen Tropfen Waſſers, weder bezahlen noch bekommen, ſeine Zunge damit zu kühlen: welche nun gepeiniget wird, weil er damit geſündiget hat.

Darum iſt es rathſam, daß einer, der mit unmäßigem Reichthume oder ungerechtem Gute beladen iſt, ſich einen klugen Beichtvater ausſuche, und ſich der Laſt entſchütte. Ungerechtes Gut muß man demjenigen zuwenden, dem man es entzogen hat. Kann man dieſen nicht haben: ſo gehöret es den nächſten Erben. Kann man auch dieſe nicht haben: ſo gehöret es, nach dem Rathe eines weiſen Beichtvaters, den Armen. Für alle Sünden kann man Buße ſetzen, nur für ungerechtes Gut nicht: das muß man wiedergeben, wofern man es hat nnd vermag: Quia peccatum non dimittetur, niſi ablatum reſtituatur. Was jemand nicht vermag, das vermag Gott: denn Gott fodert nichts unmögliches von uns. Gott züchtiget oft ſeine Liebhaber, und ſein Volk, durch böſe und ſtrenge Vögte oder Herren, oder andre Amtleute; und das um vieler Urſachen willen. Mehrentheils aber geſchieht es um ihrer Sünde willen. Wenn ſich nun das Volk in der Noth beſſert, und Gott anrufet; ſo iſt der allmächtige Gott wie ein Vater, der ſeinen Kindern die Ruthe weiſet, und ſie damit ſchlägt. Wenn ſich dann die Kinder beſſern, und den Willen des Vaters thun: ſo zerbricht er die Ruthe, und wirft ſie ins Feuer, und hat die Kinder wieder lieb.

Durch die Ruthe wird ein grauſamer böſer Vorſteher eines Landes, oder einer Stadt verſtanden. Der iſt die Ruthe, womit Gott der Allmächtige ſeine Kinder ſchlägt und züchtiget. Wann nun Gott die Beſſerung ſeines Volkes ſieht: ſo bricht er die Ruthe entzwey, und wirft ſie ins Feuer; das iſt, er nimmt den harten Regenten von der Welt, und wirft ſeine Seele ins hölliſche Feuer. Oft geſchieht es auch, daß ein geiziger Vorſteher in die Hände derer geräth, denen er die übermäßigen Schatzungen auferleget hat; und alsdann verfahren ſie mit ihm, wie hier die Bauren mit dem Wolfe ꝛc.

4) Wird hier die Verrätherey berühret; wenn ein ſolcher Geizhals oft von ſeinem eigenen Mitgenoſſen verrathen wird: wie hier **Reineke** dem **Iſegrim** that; von welcher Bosheit in dieſem Buche viel ſtehe.

Das 5) iſt dem vorigen gleich: nur bekam hier der Wolf nicht zu eſſen, ſondern Schläge, da er ins Fenſter kroch. Das bezeichnet manchen, der ſichs ſehr ſauer werden läßt, mit Unrecht was zu gewinnen; bekömmt und genießt es aber niemals, ja kömmt darüber in Leibes- und Seelennoth.

6) Iſt der Verluſt eines guten Namens, durch ſchlimme Thaten, oder Sünden; darauf niemals wieder ein gut Gerüchte entſteht, oder wiederkömmt: ſo wie **Reineke** hier von der Wölfinn ſaget, welche ihre Schande langſam verwinden konnte.

7) Iſt die Lehre, daß man die Buße und Pönitenz, geduldig empfangen und ausſtehen ſoll. (*)

8) Iſt eine Lehre für die Beichtväter, daß ſie den Sünder tröſten, und lehren ſollen, künftig die Sünde zu ſcheuen.

Bau-

(*) Hier zeiget ſichs abermal, daß der Verfaſſer noch vor der Glaubensreinigung gelebet habe; oder zugleich die wunderlichen Bußen der römiſchen Kirche, durch die lächerliche Pönitenz des Fuchſes habe verſpotten wollen.

Baumanniſche Anmerkungen.

In dieſem Capitel ſind fünf Lehren zu merken. 1) Ein jeder Potentat, Fürſt oder Herr, ſoll auf alle ſeine Unterthanen, Diener und Lehnleute, fleißige Aufſicht haben: damit ihm von denſelben, ſamt und ſonders, keine Hinterliſt, kein Muthwillen, oder keine Untreue wiederfahren möge. Denn der falſche **Reineke** rühmet ſich hier ſelbſt, in ſeiner falſchen Beichte, daß er an ſeinem Könige und Herren treulos geworden ſey: obwohl er ſich doch ſtets bey Hofe, vor Augen, als ein getreuer und frommer Diener hervorgethan, und eingehäuchelt hatte. Solcher Leute findet man itzo viele bey Hofe, und allenthalben in der Welt, die doppelte Herzen haben; denn wenn ſie weiß ſagen, meynen ſie ſchwarz; ſprechen ja, und denken nein: und dadurch wiſſen ſie ihr ganzes Vorhaben auszurichten: da doch ein andrer keinen rechten Beſcheid erlangen kann. Derer Gemüthsart beſchreibt **Frau Untreue**:

Durch Neid vnd Haß vnd meinen ſtoltz
Hab ich gefiedert manchen Boltz,
Damit geſchoſſen die Warheit,
Daß niemant ward rechter beſcheit.
Imgleichen. Man helt mich vor from und bieder,
Wechſelred treib ich hin und wider,
Vnd kann gar woll hin vnd her wagen,
Vnd gleich vff beyden Achſeln tragen.

2) Durch die Gefräßigkeit des Wolfes, der ſoviel aß, daß er aus dem Loche, darein er hungrig gekommen war, nicht wieder herauskriechen konnte, werden hier zweyerley Menſchen vorgebildet.

Erſtlich, alle die, ſo zu großen Lehnen, Befehlshabereyen, und Aemtern, oder andern Bedienungen, dabey Einkünfte ſind, geſetzet und erhoben werden: die kommen hungrig in eine Höle, das iſt in einen Stand, oder eine Verwaltung, ſie ſey nun geiſtlich, oder weltlich. Aber den Hunger, das iſt die Begierde nach dem Stande oder Amte, brauchen ſie nicht dazu, daß ihrem Stande, oder Amte ein Gnügen geſchähe: ſo, daß ſie der anbefohlnen Unterthanen Wohlfahrt, Nutzen, Vortheil, und Glückſeligkeit ſuchen ſollten; ſondern ſie trachten nur nach ihrem eigenen Nutzen und Gewinne. Darum ſpricht **Frau Untreue** ſo:

Die trachten all zu werden reich,
Das hörte man ytz hermeleich.
In manchem land viel groſſer clag,
Wie man viel der ämpter feil trag
Gelt bringt manchen inn groſſe ampt,
Wo es ſein ältern het getrampt,
Sie hettens kaum dürfen ſagen.
Fromkeit mag bey dieſſen tagen,
Gar ſchwerlich kommen an ſein ſtatt
Dieweil Vntrewe beſchleuſt den rat.

Solche Vorſteher und Amtleute beſchweren die Unterthanen unbilliger weiſe: damit ſie ſelbſt reich und mächtig, ihre Unterſaßen aber arm, nothdürftig und elend werden. Sie können auch ſchwerlich wieder aus ihrer Höle zurückkommen, das iſt, von dem

Amte abſtehen, ehe ſie vielleicht ſelbſt in Gefahr und Schaden Leibes und der Selen fallen und gerathen; wie der Wolf. Denn

Wer gern beſchädigt andre Leut,
Dem wird zuletzt dergleichen Beut.

Gott ſtrafet und plaget oft ſein Volk, durch böſe tyranniſche Herren und harte Vögte; vornehmlich um ſeiner Sünde willen, wie die Schrift an vielen Orten bezeuget. **Salomon** ſpricht: **Um des Landes Sünde willen, werden viel Aenderungen der Fürſtenthümer**, Sprüchw. 28. Denn ſo oft ein neuer Regent kömmt, ſo oft iſt eine neue Auflage und Noth verhanden. Wann ein Land voll Läſterung und Bosheit iſt, ſo erlanget es mancherley Herren: wann es aber mit weiſen und vorſichtigen Leuten verſorget iſt, ſo beſtehet es lange. Wann ein armer Mann arme Leute mit Gewalt unterdrücket und dränget; der iſt gleich wie ein langwieriger Regen, der die Früchte verderbet.

Solche böſe Regenten, nennet die Schrift Ruthen, oder Geiſſeln, womit Gott ſein ungehorſames Volk ſtäupet und ſtrafet. Wie nun die Fürſten geſonnen ſind; ſo ſind auch ihre Diener. Denn **Salomon** ſpricht: **Wenn ein Regent den Lügnern glaubet, ſo ſind alle ſeine Diener gottlos.** Wenn aber das Volk ſich beſſert, und bekennet, daß ſie Gott gerecht züchtiget, und ihn um Hülfe anrufet; ſo zerbricht Gott die Ruthe, d. i. den böſen Regenten, und wirft ihn ins ewige Feuer: wie dem Könige von Aſſyrien, **Sanherib** auch wiederfuhr.

Man ſoll aber ſolche böſe Regenten, durch Aufruhr, oder andre böſe Mittel, nicht abſetzen; denn das hieße Gott ins Amt gefallen: ſondern man ſoll Gottes Ordnung erdulden, und ihn bittend anflehen, daß er uns unſre Sünde vergebe, womit wir einen böſen Regenten verdienet haben; und daß er uns in der Noth erhalten wolle. Darum ſpricht **Salomon**: **Wenn die Wege des Menſchen dem Herrn gefallen; ſo verſöhnet er ihm auch ſeine Feinde wiederum.** Es geſchicht auch oft, daß ein böſer Regent, in die Hände derer fällt, die er unbillig ausgeſogen und entkräftet hat. Alsdann handeln ſie mit ihm, wie hier die Bauren mit dem Wolfe. Denn

Wer Land und Leut beſchweret hart,
Macht ſich viel Haß und Widerpart.

Zweytens ſinds die unerſättlichen Reichen, die ohn Unterlaß Geld und Gut mit Recht und Unrecht, zuſammen raffen; bloß ihren Eigennutz und Vortheil, und nicht das gemeine Beſte achten, oder ſuchen. Dieſe kriechen auch hungrig in eine Höle, und beladen ſich ſo ſchwer und mannigfaltig mit zeitlichen Gütern, daß ſie aus dieſer Sündenhöle nimmermehr, oder doch ſehr ſelten wieder heraus kommen können; ſondern oft vom Tode übereilet werden. Wie ſie nun da gefunden werden, ſo werden ſie auch gerichtet. Denn wer ſeines Nächſten, oder der Armen Güter, durch Ungerechtigkeit, oder allerley andre Künſte, auch unter dem Scheine des Rechten, an ſich bringet, der muß nachmals ſchwere Pein dafür leiden. Das bezeuget die evangeliſche Geſchichte von dem reichen Manne, und armen **Lazarus**: davon im Buche **Memorial der Tugend** ſo ſteht;

Der reich Man Gottes hier vergaß,
Biß er dort inn der Hölle ſaß
Rufft er auß groſſer angſt und ſcham,
Daſt zu dem vatter Abraham.

Daſelbſt nicht half, was er ſich klagt,
Ain Waſſerdropff ward im verſagt.
Vnd auch dabey verwiſen ſeer.
Sein miſsbrauch hie in gut vnd eer.
Der Lazarus hier duldet pein,
Drumb ſolt er dort getröſtet ſeyn.
Solch Gleichnuſs nemet all zu mut,
Die ſundlich brauchen eer vnd gut.

Es iſt mit einem reichen Manne, wie um einen Eſel: der ſein Leben lang große Arbeit thut, ſchlecht iſſt und trinkt, und noch dazu Schläge dulden muß. Wenn er aber todt iſt, ſo machet man Pauken aus ſeinem Felle. Eben ſo ſparet und karget ein geiziger Reicher, und iſſt ſich ſelber nicht ſatt. Hernach, wenn er todt iſt, ſo pauken und tanzen ſeine Kinder, bis ſie des Vaters Gut durchbringen und verzehren: denn ein Sparer muß auch einen Zehrer haben. (*) Dieweil nun **Salomon** ſaget: **Was hat der Geizige von aller ſeiner Arbeit und Mühe, denn Angſt und Noth?** ſo iſt ein reicher Geiziger billig **Salomons** Eſel zu nennen: indem es ihm ja eben ſo geht, wie dem Eſel. Die alten Weiſen ſprechen: Wer ſtets ſammlet und ſparet, karget und geizet, und ſelbiges zur Luſt oder Nothdurft nicht gebrauchen darf, der nimmt ein Ende wie jener Wolf, der die Sehne eines geſpannten Armbruſts losließ, und ſich damit erſchoß.

3) Iſt hier zu lernen, daß ſich ein jeder vor einem ſchmäuchelnden Freunde in acht nehmen ſoll, damit er nicht von ihm verrathen werde: wie denn hier **Reineke** den Wolf in ein Dachfenſter führete und darinn verrieth. Denn die Welt iſt voller Untreue: darum ſoll man ſich vorſehen, und niemanden ſo leicht glauben; ſo wird man nicht betrogen. Denn wer leicht glaubet, der wird auch leicht betrogen: und bald glauben, bringt gemeiniglich Schaden.

Gewaltſam That ſehr ſträflich iſt,
Noch ſchlimmer iſt Betrügers Liſt.

Salomon ſpricht: **Wer mit ſeinem Nächſten häuchelt, der bereitet ein Netz für ſeine Füſſe.** Spr. 29, 5. Und wie einer heimlich mit Geſchoß und Pfeilen ſchießt und tödtet, alſo thut ein falſcher Menſch mit ſeinem Nächſten: und ſpricht hernach, ich habe geſcherzet, Spr. 26, 18. 19.

Mancher ladet ſchwere Arbeit auf ſich, um mit Unrecht groß Geld und Gut zu gewinnen. Und wiewohl er ſelbiges niemals erlanget, ſo kömmt er doch dadurch in Noth und Gefahr des Leibes und der Seele: gleich wie hier der Wolf, der Hüner wegen, in Gefahr kam.

Das Buch der alten Weiſen, ſaget von einem reichen Kaufmanne in Indien, der drey Söhne hatte. Da der Vater merkete, daß ſie ſehr rohe und wilde Kinder waren, und beſorgete, ſie würden ſein Gut unnützlich durchbringen; da foderte er ſie vor ſich, und ſprach: Liebe Söhne, es ſind drey Dinge, die ein Menſch in der Welt ſuchen ſoll; und die muß er durch vier andre bekommen. Das erſte was er ſuchen muß, iſt ſein eigener Unterhalt. Das zweyte, ein ehrlicher Stand unter den Leuten. Das dritte,

---

(*) Rachel ſagt in neuern Zeiten hievon:

Zween Schelme müſſen ſeyn, zu ſchlimm erſpartem Gut,
Der eine, ders erwirbt; der andre, ders verthut.

ſich vor untreuen Freunden in acht zunehmen: ſonſt kömmt er in Gefahr falſcher Freunde, ſeines Leibes und Lebens, ſeiner Güter und der Ehre.

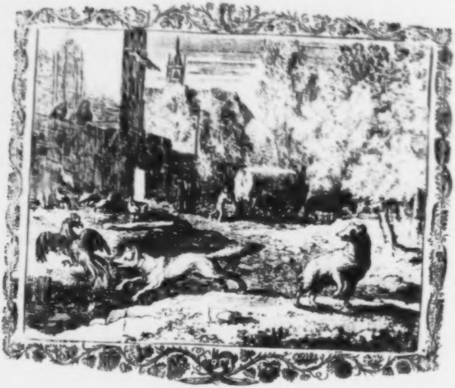
Dieſe drey Stücke aber erlanget man durch vier andre. 1) Daß man ſein Vermögen ehrlich, ohne andrer Leute Schaden gewinne. 2) Daß man ſein Gut zu vermehren, und nicht zu vermindern wiſſe. 3) Daß man ſein Gut zu ſeiner Nothdurft, und zu Ehren zu brauchen wiſſe. 4) Daß man dieſer Welt ſo gebrauche, daß er die zukünftige nicht zu verlieren hoffe. Wer nun eins von dieſen Stücken übertritt, deſſen Gut und Vermögen nimmt nicht das beſte Ende. Denn wer ſein Gut nicht vermehret, dem wird es endlich gebrechen. Wer auch ſein Gut nicht mit Rechte gewinnet, dem kann es nicht beſtändig bleiben. Wer aber ſein Gut vermehret, und es nicht zu ſeiner Nothdurft und zu Ehren brauchet, der iſt arm, und ſein Gut iſt ſein Herr: ja es geht ihm zuletzt, wie einem Faſſe voll neues Moſtes, das oben verſtopfet iſt. Denn wenn es keine Luft hat, ſo muß es zerſpringen, und der Moſt geht unnützlich verlohren. Wer ſich alſo ſeines Vermögens alſo gebrauchet, daß er der zukünftigen Welt vergißt, dem geht es, als äße er hier Honig, und müßte hernach ewiglich Wermuth eſſen. Salomon ſpricht: **Wozu nützet das Geld in der Hand eines Narren; da er doch kein Herz hat, Weisheit zu kaufen! Er hat das Geld in der Hand, aber es fällt ihm bald heraus; weil kein Herz da iſt, das es zu gebrauchen weis.** Jmgleichen. **Wer zum Reichthum eilet, und neidiſch iſt, der weis nicht, daß ihm Unfall begegnen wird.**

4) Jede Frau oder Jungfrau, die ihrer Ehre zum Schaden Affenſpiel treibt, kömmt dadurch in ein böſes Gerücht; welches nicht leicht wieder kann gedämpfet, und überwunden werden: wie hier **Reineke**, von der Wölfinn Ehebrecherey ſaget. Darum ſoll ein weiſer Mann, ſeine Frau und Tochter, dergeſtalt halten, und ihr in Geſellſchaft zu gehen erlauben, daß es ihrer Ehre nicht nachtheilig ſey; nach der Lehre des Herrn **Hanſen von Schwarzenberg**, im Buche, **Memorial der Tugend**, dieſes Inhaltes:

Zu Mummerey vnd Schlittenfart,
Auch wo man ſunſt gut ſitten ſpart,
Rath ich, geſell, dein weib nicht leyh,
Oder muß es ſein, biß nach dabey.
Denck, ſind die ſchaff vnd lemmer dein,
So laß den Wolff kein Hüter ſeyn.
Glaub, wo ein bock ain Gertner würt,
Die jungen bäum er ſelten ziert,
Vnd wer ſein ſchmer für Katzen ſetzt,
Wird oft benaſchet vnd verletzt.
Alſo wer Weyb vnd Pferd leiht hin,
Iſt auch ain Kaufmann on gewin.

Salomon ſagt: **Daß ein gut Gerüchte, beſſer ſey, als wohlriechende köſtliche Salben.** Pred. 7. Daß aber itzo Geld und Gut höher geachtet wird, als ein gut Gerücht, iſt leichtlich aus den itztlaufenden Händeln, und gemeinen Rechten zu erlernen. Denn einen Gelddieb henket man an den Galgen: aber ein Ehrendieb, Schänder und Nachreder geht ledig aus, oder kömmt doch mit einer kleinen Strafe davon.

* * *



Das achtzehnte Hauptſtück.

Wie Reinecke mit Grimbarten, dem Dachſe, nach des Königes Hofe zog, und bey einem Kloſter vorbey gieng.

Als nun Reinecke ſeine Buße vollbracht hatte, wie bißher erwähnet worden, gieng er mit ſeinem Beichtvater **Grimbart** nach Hofe. Sie kamen auf einen ſandigten Boden: da lag rechter Hand ein Kloſter, welches geiſtlichen Nonnen gehörete, die Gott ſpät und früh dieneten. Dieſe hatten viele Hüner, Gänſe und Kapaunen, die oft auſſer der Mauer giengen; und dieſe pflegte Reinecke oft zu beſuchen. Daher ſprach er zu **Grimbarten**: unſre Straße geht dicht bey dieſem Kloſter vorbey: meynete aber die Hüner, auf welche ſeine Abſicht gieng; weil ſie außer dem Gebäude giengen, ihre Weide bey der Mauer zu ſuchen. Seinen Beichtvater aber führte er mit ſich dahin.

Sogleich ward **Reineke** der Hüner gewahr; und ſeine Augen giengen ihm im Kopſe hin und her. Außer allen ſah er einen Hahn gehen, der jung und fett war; nach dieſem that er einen ſo glücklichen Sprung, daß die Federn ihm davon ſtoben. **Grimbart** ſchwur bey ſeinem Glauben, und rief: Unſeliger Oheim! was wollt ihr thun? Wollt ihr wieder, um eines kahlen Huhnes wegen, in alle die großen Sünden fallen, die ihr kaum gebeichtet habt? Das iſt ja eine ſeltſame Buße! **Reineke** ſprach recht aufrichtig: Das that ich nur in Gedanken, lieber Neffe. Bittet Gott, daß ers mir vergebe! Ich will es nicht mehr thun, und künftig laſſen.

Darauf giengen ſie wieder zur rechten Straße, und nahmen den Weg über eine ſchmahle Brücke. Allein wie oft ſah **Reineke** nicht rückwärts, wieder dahin, wo die Hüner giengen! Er konnte ſich unmöglich zwingen; und wenn ihm jemand das Haupt abgeſchlagen hätte, ſo würde es doch nach den Hünern geflogen ſeyn. **Grimbart** ſah dieſe Unart wohl; und ſprach: O **Reineke**, garſtiger Vielfraß! wie laßt ihr eure Augen umherſchweifen? **Reineke** verſetzete: Lieber Neffe, ihr habt euch ſehr verſündiget, daß ihr mit euren übereilten Worten, mich ſo in meinem Gebethe verſtöret habt. Laſſet mich doch für die Hünerſeelen aus dem Kloſter, und für die Gänſe ein Pater Noſter bethen, ihnen Gnade zu erwerben: denn wie viele habe ich nicht verrathen, indem ich ſie dieſen heiligen Nonnen, mit meiner Liſt entführet habe!

Grimbart ſchwieg: aber der Fuchs **Reineke** hatte immer den Kopf nach den Hünern gekehret. Als ſie nun wieder zu der rechten Straße kamen, die ſie vorhin verlaſſen hatten, ward **Reineke** recht ſehr betrübt; ja mehr als jemand glauben mag: zumal als er endlich den Hof, und des Königes Pallaſt erſah, wo er aufs höchſte angeklaget war.

Alkmariſche Anmerkungen.

In dieſem Capitel werden vier Stücke zu merken ſeyn. Das 1) iſt die fleißige Sorgfalt, die ein jeder nach der Beichte anwenden ſoll, ſich vor dem Rückfalle in die Sünde zu bewahren. Denn die drey Feinde, Welt, Teufel, und unſer eigen Fleiſch, ruhen nicht zugleich. Ruhet ja der eine, und verführet uns nicht, ſo ruhet doch der andre nicht.

Das zweyte ſo hier der Lehrer meynet, iſt, daß man Wege und Stege, auch Perſonen, und andre Geſellſchaft meiden ſoll, wo, oder mit denen man vielleicht wieder in die alten

Sünden fallen möchte: wie **Reineke** hier den Weg nach dem Kloſter, wo er ſo ſehr gereizet ward, nicht vermied.

Das dritte, das hier der Dichter meynet, iſt die Häucheley; das iſt, Kunſt ſeine Schalkheit und Bosheit, mit verſtellter Heiligkeit zu bedecken: wie **Reineke** hier that, als er ſagte: er bethete für die Seelen der Hüner und Gänſe.

Das vierte iſt, daß mancher Sünder ſeine Sünde beichtet und Buſſe dafür empfängt; aber die Reue iſt bey ihm nicht wahrhaftig. Denn etliche beichten zwar ihre Sünde und empfahen Buße; lieben aber ihre vorige Sünde noch, und haben keine wahrhaftige Reue drüber, ſondern ſehen zurück: wie **Reineke** hier nach den Hünern ſah. Ein ſolcher, dem noch etliche Sünden beliebt ſind; nach denen er zurück ſieht, wie **Reineke** that, iſt nicht geſchickt, Vergebung ſeiner Sünde von Gott zu empfangen. Von dieſen ſagt der Herr im Evangelio Luc. 9. **Wer ſeine Hand an den Pflug leget, und ſiehet zurück, der iſt nicht geſchickt zum Reiche Gottes!** Womit der Herr nichts anders meynete, als das Belieben etlicher Sünden, bey einem bußfertigen Leben, wie vorhin gedacht worden.

Baumanniſche Anmerkungen.

Aus dieſem Capitel merke drey Lehren. 1) Will der Poet in dieſem Hauptſtücke das unnütze Leben der Nonnen verbilden: indem er des Kloſters gedenket, dahin **Reineke** wegen der Hüner gegangen. Denn der Nonnen Leben iſt eitel, unfruchtbar und unnütz, auch der heiligen Schrift nicht gemäß: wie ſattſam am Tage liegt. Dazu iſt es den Nonnen ſelbſt beſchwerlich, unangenehm, und ſehr verdrüßlich: indem ſie in ihren unverſtändigen, kindiſchen Jahren, dazu überredet, und hin gegeben werden; ſelbſt aber, wenn ſie ihren freyen Willen gehabt hätten, kaum daran gedacht, oder darein gewilliget haben würden. Darum ſpricht das Buch, **Memorial der Tugend**, von der Nonnen Kloſterleben alſo:

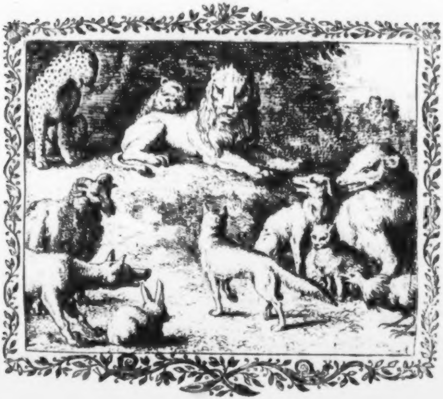
Ich arme Nunn offt haymlich klag,
Daß ich nicht weltlich werden mag.
Hett ich genommen ainen Man,
Als manche junkfraw hat gethan,
Gott vnd mich ſelbſt het ich geert,
Vnd auch dann die welt vermert.
Sonſt ſteck ich hie in Haß vnd neydt,
Mit vngedult ich ſchwerlich leyd,
Wiewol mein Leyb iſt eingeſpert,
Mein Mut iſt in der Welt verwirt,
In zweyffel ſtet mein Zuverſicht,
Gefall ich Gott? das waiß ich nicht.
Für Metten gehen wir zu dem tantz,
Dem Teuffel halten wir Obſervantz,
Hie hab ich ſchand, vnd dort die Hell,
Auf flaiſchlich luſt mein Troſt ich ſtell.
Dem wünſch ich ewig not vnd qual,
Der mich gebracht in diſen Fal.

2) Iſt auch die groſſe Häucheley, Schalkheit und Bosheit, zu bemerken, der ſich der Fuchs hier bedienet; indem er den Weg nach dem Kloſter, bloß um der Hüner

und Gänſe willen, unternimmt. Dieſe ſchelmiſche Liſt aber, ſuchet er damit meiſterlich zu ſchmücken und zu beſchönigen, daß er **Grimbarten**, ſeinem Beichtvater, aus falſchem Herzen weis machet; er bethe für die Seelen der Gänſe und Hüner. Denn wie Art von Art nicht läßt: alſo läßt auch **Reineke** ſeine Schalkheit nicht. Was einem Menſchen angebohren, und wozu er von Natur geneigt iſt, das thut er, und läßt ſich durch nichts daran hindern: ja, wenn man ihm gleich mit vieler Mühe widerſtünde, ſo hilft es doch nichts. Ueberdem kann ſich das menſchliche Herz in allen Dingen, ſo gar künſtlich entſchuldigen, und will durchaus vor den Leuten nicht unrecht haben. Denn es ſcheuet die Schande; wiewohl es bey ſich ſelbſt unrecht hat, und ſich ſchuldig bekennen muß. **Freygedank** ſpricht daher:

Kröch gleich ein Schalck in Zobelsbalck,
Doch blieb er auch darinn ein Schalck.

Mancher Sünder beichtet zwar ſeine Sünde, und empfängt Vergebung: aber die die Sünden ſind ihm nicht von Herzen leid; ſondern er hat noch ein Wohlgefallen daran; derſelbe aber erlanget weder Vergebung, noch das ewige Leben: denn er ſieht zurück, nach den Sünden, wie hier **Reineke** nach den Hünern ſah. Und von ſolchen ſaget Chriſtus: **Wer ſeine Hand an den Pflug leget, und zurück ſieht, der iſt nicht geſchickt, ins Reich Gottes zu kommen.**



Das neunzehnte Hauptſtück.

Wie Reineke nach Hofe vor den König kömmt, vor dem er ſich demüthiglich niederwirft; und wo er einige findet, die über ihn klagen.

Als man nun bey Hofe vernahm, daß Reineke angekommen war, da war groß und klein ſehr begierig denſelben zu ſehen. Es waren nämlich wenige vorhanden, die nicht ihre beſondern Klagen über ihn gehabt hätten. Das dünkte aber Reineken von keiner großen Erheblichkeit zu ſeyn; wenigſtens ſtellte er ſich, als würde ers nicht gewahr, und gieng mit ſeinem Neffen, dem Dachſe, dreiſt und zierlich auf der höchſten Straße einher, und that ſo muthig und gelaſſen, als ob er des Königes Sohn geweſen wäre; und als wenn er niemanden einer Bohne werth unrecht gethan hätte.

Er trat alſo vor den König **Nobel**, zwiſchen alle die Herren im Pallaſte, und ſtellte ſich viel beſſer an, als ihm innerlich zu Muthe war. Edeler König, ſprach er, gnädiger Herr! Um Eures Adels und Eurer Ehre willen, bitte ich, daß Ihr meine Verantwortung hören wollet. Niemals hat ein Herr einen treuern Knecht gehabt, als Eure fürſtliche Gnaden an mir haben. Und wiewohl hier viele ſind, die mich durch Lügen eurer Freundſchaft berauben wollen, wenn Ihr nur alles glauben wolltet; ſo ſind doch Eure Rathſchläge allemal weiſe: und das allerbeſte iſt, daß Ihr nicht ſo ſchnell alles glaubet, was Euch dieſe Falſchen, in meiner Abweſenheit, mit Lügen und Trügen vorgebracht haben. Sie haſſen mich, bloß; weil ich allemal Euer Beſtes meyne, und Euch jederzeit treulich zu dienen pflege.

Schweig, ſprach der König, und höre auf! Dein Schmäucheln hilft dir keinen Pfifferling. Deine Uebelthaten werden dir nun vergolten: denn wie ſchlecht haſt du neulich den Frieden gehalten, den ich zu halten gebothen, und den du beſchworen haſt? Hier ſteht der Hahn, o du falſcher, treuloſer Dieb! der ſein Geſchlecht durch dich verlohren hat. Du ſageſt zwar viel, du habeſt mich lieb: allein das iſt erlogen, und man ſieht es an meinen Leuten wohl. Der arme Mann, Hinz, verlohr ſeine Geſundheit, und **Brauns** Kopf iſt noch verwundet. Doch ich will dich nicht viel ſchelten: aber dein Hals ſoll es bezahlen. Hier ſind viele Kläger, und ſehr ſcheinbare Uebelthaten; die alle werden dir übel bekommen.

Gnädigſter Herr, erwiederte **Reineke**, was ſchadet mir alles das? Wenn gleich **Braunen** ſeine Platte noch blutig iſt; warum war er auch ſo vermeſſen, und wollte dem **Ruſteſeil** ſein Honig verzehren? Thaten ihm die Bauren viel Böſes: ſo iſt er ja ſtark genug von Gliedern! Ward er geſchlagen und beſchimpfet; warum hat er ſich nicht gerächet, ehe er ins Waſſer gekommen? Wenn aber Hinz, der Kater, den ich wohl empfieng, und beherbergete; der aber ohne meinen Rath, in des Pfaffen Haus zum ſtehlen ausgieng, daſelbſt übel empfangen worden: ſollte ich denn das entgelten, und einen Verweis darüber leiden? Das wäre ja Eurer fürſtlichen Krone zu nahe getreten! Doch, ihr könnet freylich thun, was ihr wollet, und nach Gutbefinden über mich gebiethen: meine Sache ſey auch ſo gut, und ſo klar als ſie wolle.

Ihr könnet mir wohlthun, ihr könnet mir auch ſchaden. Ja wollet Ihr mich ſieden, oder braten, henken, köpfen, oder blenden: ſo bin ich in Eurer Gnaden Hand. Wir alle ſtehen ja in Eurer Gewalt! Ihr ſeyd ſtark, und ich bin ſchwach: mein Beyſtand iſt klein, der eurige aber ſehr groß. Allein, ſchlüget ihr mich gleich todt, ſo würde ſolches fürwahr eine ſchlechte Rache ſeyn. Indeſſen hoffe ich in dieſer ganzen Sache gerecht und aufrichtig erfunden zu werden.

Da ſprach **Bellin** der Bock: Ja! nun iſt es Zeit, unſre Klagen anzubringen. Gleich kam **Iſegrim** mit allen ſeinen Verwandten, **Hinz** der Kater, und **Braun** der Bär, und außerdem eine ganze Schaar andrer Thiere. **Lampe** der Haſe, und **Boldewein** der Eſel, **Wackerlos** der kleine, und **Reyn** der große Hund; **Metke** die Ziege, und **Hermen** der Ziegenbock; das Eichhorn, das Wieſel und das Hermelin kamen gleichfalls. Der Ochs, das Pferd, und viel andre wilde Thiere kamen ſchaarenweis. Der Hirſch, das Reh, und **Bokert** der Biber; das Kaninchen, **Märten** der Aff, und der wilde Eber; **Barthold** der Storch, und **Marquart** der Heher, auch **Lütke** der Kranich erſchienen dabey. **Tybbeke** die Aente, und **Alheit** die Gans; alle dieſe klageten einhällig über den Fuchs. **Henning** der Hahn, und alle ſeine Kinder beſchwerten ſich auch aufs äußerſte. Es gab auch der Vögel noch mehr, und noch eine Menge andrer Thiere, die ich itzt nicht alle nennen mag.

Alle dieſe nun wollten den Fuchs verklagen, und dachten mit ſcharfen Sinnen darauf, wie ſie ihn des Lebens berauben möchten. Sie traten alle vor den König, und man hörte unzähliche Klagen vorbringen.

Baumanniſche Anmerkungen.

Aus dieſem Capitel merke drey Lehren. 1) Iſt hier zu merken, daß ein weiſer und verſtändiger Mann, im Unglücke und in Widerwärtigkeit nicht verzagen, ſondern einen Muth faſſen, und ſich ſelbſt aufrichten ſoll: wie hier **Reineke** that. Denn einer, der verträglich lebet, und ſich ſcheuet in Widerwärtigkeit zu gerathen, ſprechen die alten Weiſen, kömmt gar ſelten zu hohem Stande. Denn da ſind Dinge, dazu niemand, es ſey denn vermittelſt eines erhabenen und unverzagten Gemüthes, gelangen kann; z. E. einem Könige zu dienen, eine Seefahrt zu thun, ſeinen Feind zu beſchädigen. Das **Memorial der Tugend** ſpricht:

> Ein Hertz im guten vnverzagt,
> Das Tugend übt, das böß verjagt,
> Vnd nicht in ſchnöder Hoffart tobt,
> Das wird von jedermann gelobt.

2) Den Fürſten, Herren, Richtern, und allen ordentlichen Oberkeiten, iſt ein jeder aus natürlichen und göttlichen Gebothen, Ehre, Hochſchätzung, Gehorſam, Schoß und Zoll, das Recht, und die gemeine Ruhe zu erhalten, ſchuldig: wie ſich denn auch **Reineke** ſtellet, als ob er dem Könige Ehre und Gehorſam leiſten wollte. Und wer

ſich dawider ſetzet, deſſen Ungehorſam ſtrafet Gott. Denn Gott kann keinen Aufruhr leiden, auch nimmt derſelbe ſelten ein gutes Ende: wie alle Geſchichte bezeugen.

Aber alle Oberkeit iſt wiederum ſchuldig, zu machen, daß die Unterthanen friedſam leben, aufs förderſamſte Recht und Billigkeit erlangen, und ungeſtöret ihre Nahrung ſuchen mögen; die Böſen aber beſtrafet, und die Frommen beſchützet werden. Darum nämlich heißen ſie benefici, d. i. gnädige Herren, die den Leuten Gnade und Gunſt erzeugen ſollen. Wofern das nun nicht geſchieht; ſo ſind es Tyrannen, ſpricht D. **Joh. Agricola.** Nun haben die weiſen Heiden nach der Vernunft, aus der Erfahrung geſchloſſen, daß keine Tyranney, oder kein Zwangsregiment lange beſtehen mag. Denn wer die Leute mit lauter Zwange regieren will, der ladet aller Menſchen Haß und Feindſchaft auf ſich. Und dem iſt man natürlicher Weiſe feind, der ſeinen Unterthanen keine Gnade oder Güte erweiſt. Das haben die dreyßig Männer in Athen, und alle Tyrannen auf Erden wohl erfahren.

Wer Land vnd Leut durch vnrecht drengt
Ob dem ein ſchwerdt am Faden hängt,
Vnd ſteht in g'far, wie hoch er prangt.

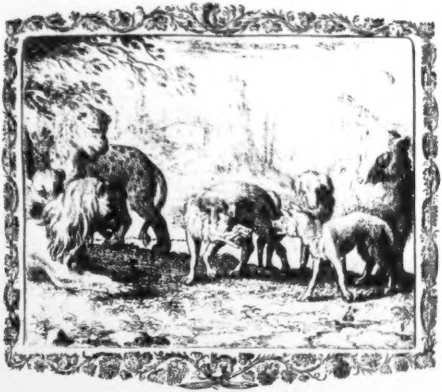
Wer nicht etwas vor den Augen und Ohren vorübergehen laſſen, und durch die Finger ſehen kann; der kann auch nicht regieren. Denn ein Herr, der wohl regieren will, muß manches nicht wiſſen wollen, ſonderlich was nicht offenbar die gemeine Ruhe ſtöret. Er muß nicht alles ſtrafen, was nur allein wider ſeine Perſon geredet, oder gethan wird: ſonſt wird er viele Feindſchaft auf ſich laden. Wer aber wider die gemeine Ruhe handelt, oder in einer Uebelthat ergriffen wird, wider ſolche laſſe man ergehen, was Recht iſt. Denn offenbare Miſſethaten zu ſtrafen, das kann niemand für unbillig achten. Aber mit Gewalt zufahren, machet unter den Unterthanen Unwillen und Verdruß. Außer dem hält man das gemeine Volk mit guten Worten und harten Strafen, in der Ordnung. Gütig muß man gegen jedermann ſeyn; wird aber jemand ſtrafwürdig erfunden, den muß man andern zum Vorbilde ſtrafen, wie recht iſt. Denn es iſt viel beſſer, einen frommen Mann unbegabet, als einen böſen Buben ungeſtrafet zu laſſen. **Renner** ſpricht:

Regieren freundlich vnd mit Willen,
Thut vielen Haß vnd Hader ſtillen,
Wer mit dem Kopf will oben aus,
Der thut viel Schad'n vnd richt nichts aus.

Der König von Perſien, **Cyrus** ließ ſeinem Sohne unter andern guten Lehren, auch dieſe in ſeinem Teſtamente: Ein Königreich laſſe ich dir, **Cambyſes**; das wird aber durch gute feſte Mauren erhalten. Dieſe Mauren ſind, viel gute Freunde. Gute Freunde aber bekömmt man mit Gunſt und freundlichen Worten, nicht mit Tyranney und Zwange.

Tyrannen, die niemanden ihr Wort zu halten gedenken, trauen auch niemanden, ſondern ſind voll Argwohnes, und Unglaubens. Denn wie die alten Hiſtorien melden, ſo haben die Wüthriche ihren eigenen Leuten niemals getrauet, ſondern ſtets fremde Hülfe geſuchet. Wie ſollten ſie ſich auch von denen einiger Treue verſehen haben, mit denen ſie ſtets treulos gehandelt hatten? Der Tyrann **Dionyſius** von Syrakuſen, ließ ſich von ſeiner eigenen Tochter den Bart abſcheren, damit ihm nicht ein Fremder den Hals abſchneiden möchte.

3) Ein Herr oder Richter ſoll aber auch den ſchlauen Worten der Hinterliſtigen nicht leicht glauben, ſich auch mit ſüßen Worten von dem Wege der Gerechtigkeit nicht abwenden oder verführen laſſen, ſondern in ſeinem Vorhaben, rechtmäßigen Ernſt gebrauchen, und die Schuldigen, oder Miſſethäter ſtrafen, wie recht iſt. So drohet hier der König, **Reineken** zu thun. Denn wenn einem Könige, ſo lehren die alten Weiſen, von ſeinem Widerparte was liſtiges begegnet; ſo ſoll er ſtets an deſſen Worten zweifeln, und ſich verſehen, daß er ſolches, zu gelegener Zeit, möglichſt abwende. Und wenn gleich ſein Gegner, um Frieden und Glauben bey ihm anſuchen ließe, ihm ſelbſt freundliche Gebärden, oder Liebe erzeigete; oder ſich ſeinen Dienern und Freunden zugeſellete: ſo ſoll er doch ſeinen Worten oder Gebärden, nicht glauben; ſondern ſich vor ihm und ſeiner Gemeinſchaft fleißig in acht nehmen.



Das zwanzigſte Hauptſtück.

Wie Reineke von allen ſeinen Widerſachern über ſchwere Stücke angeklaget ward, ſich zwar gegen jeden verantwortete, doch aber zuletzt mit Zeugen überwunden, und zum Tode verdammet ward.

Dergeſtalt entſtund da ſehr viel Redens und Streitens. Die umſtehenden Thiere wollten **Reineken** vom Leben zum Tode bringen. Sie griffen ihn mit vielen Beſchuldigungen an, er aber gab ihnen allen die ſchönſten Antworten. Niemals hatte man auf einen Tag mehr Klagen gehöret, als hier über **Reineken**, von Vögeln und wilden Thieren, eifrigſt geführet wurden. Als aber **Reineke** auch zur Antwort kam: ſo hörte man die ſchönſten Entſchuldigungen von der

Welt, die er mit der beſten Art vorbrachte. Denn in allen Dingen, die man wider ihn anbringen konnte, wußte er ſich ſo geſchickt zu vertheidigen, daß es die Herren ſelbſt Wunder nahm: wie er gegen alles, was wider ihn zu ſagen war, ſo ſchöne Reden im Vorrathe hätte, ſich aller Vorwürfe zu entledigen.

Damit ich es aber kurz faſſe, ſo traten zuletzt, etliche Zeugen hervor, die lauter aufrichtige, wahrhaftige Männer waren. Dieſe zeugeten ganz einträchtig, daß **Reincke** ſeiner Miſſethaten gänzlich ſchuldig wäre. Darauf gieng der König in den Rath, und beſchloß einmüthig: **Reincke der Fuchs, ſey des Todes ſchuldig.** Man ſolle ihn fangen und binden, und bey ſeinem Halſe aufhenken. Alle ſeine klugen Reden hatten alſo nichts geholfen: und **Reincke** gab ſelbſt das Spiel nunmehr verlohren. Wie erſchrack er aber nicht, als er den König ſelbſt das Urtheil ausſprechen hörete; und ſogleich darauf gefangen und gebunden ward!

Alkmariſche Anmerkungen.

In dieſen beyden letzten Capiteln lehret der Dichter fünf Stücke. Das 1) Wo es an Troſte gebricht, ſoll ſich ein weiſer Mann ſelbſt aufrichten, und ein Herz faſſen: wie **Reincke** hier that.

Das 2) iſt die Ehrerbietung und Demuth, die man einem Fürſten oder Richter erweiſen ſoll.

Das 3) iſt, daß man ſich bemühen ſolle, wenn es möglich iſt, mit der Verklage gehöret zu werden.

Das 4) iſt den Richtern, oder Herren eine Lehre, daß ſie geringen und ſchlauen Worten nicht glauben ſollen. Sie müſſen ſich auch nicht leicht von dem Wege der Gerechtigkeit abwenden laſſen, ſondern Ernſt brauchen, und den Miſſethäter ſtrafen.

Das 5) iſt, daß ein Fürſt oder Richter nicht allen Klägern glauben, ſondern mit glaubwürdigen Zeugen die Wahrheit unterſuchen und hernach erſt richten ſoll: wie hier **Reincke** mit wahrhaften Zeugen überwunden, und hernach zum Tode verdammet ward: der aber gleichwohl einen Anſtand bekam, wie bald folgen wird.

Baumanniſche Anmerkungen.

Aus dieſem Capitel merke zwo Lehren. Vornehmlich iſt aus dieſem Capitel zu merken, daß alle Richter auf Erden, nicht der Menſchen, ſondern Gottes Gericht führen: und wie ſie richten, alſo werden auch ſie gerichtet werden. Sie ſollen alſo in der Furcht des Herrn handeln, und alles mit Fleiß unterſuchen. Denn bey Gott dem Herrn iſt kein Unrecht, kein Anſehen der Perſon, kein Geſchenk noch Gabe. Darum ſollen ſie nicht nur des Klägers Anbringen glauben, und darnach ſprechen: ſondern vielmehr die Wahrheit der Sache, durch wahrhaftige unparteyiſche Zeugen, gründlich erforſchen, und darauf durch ein rechtmäßiges Urtheil, ernſtlich verfahren: wie hier mit **Reincken** umgegangen wird.

Denn ein Richter muß den feſten Vorſatz haben, niemanden zu tödten, es ſey denn, nach genugſamer Erkundigung, und nach Befinden und Gelegenheit der Sache; nicht aber nach ſeinem Eigendünkel. Denn Zeugniſſe der Wahrheit, ſo wenig man ihrer auch hat, ſind dazu gut, wie die alten Weiſen ſprechen; daß der Richter niemanden ohne Urſache ums Leben bringt. Wenn nun ein Uebelthäter nach ſeiner That geſtrafet wird, das kömmt dem ganzen Lande zu gut. Denn es bringt allen, die es hören, ein Schrecken, und den Vorſatz zuwege, ſich vor dergleichen in acht zu nehmen. Wann auch nur ein Verräther oder Treuloſer, oder der ſeine Sache mit Lügen bemäntelt, wie **Reineke**, von der Welt kömmt; ſo erhält der gemeine Mann gleich große Ruhe. Denn ein einziger hinterliſtiger, lügenhafter Menſch, bringt im Volke viel Irrungen und Uneinigkeit hervor.

Dieweil nun Gerichte und Aemter, gemeiniglich mit ungelehrten und eigennützigen Leuten beſetzet ſind; und, wenn es gleich verſtändige und redliche Richter giebt, ſie ſich doch wohl durch Gaben und Geſchenke beſtechen, oder durch Freundſchaft verführen laſſen, und das Recht verfälſchen: Wie kann es denn in der Welt wohl zugehen? Solcher Richter Sinn und Vorhaben, beſchreibt nun Herr Hans von **Schwarzenberg** alſo:

Gewalts vnd richtens ich beger,
Daß mir werd bald mein ſeckel ſchwer,
Vnd daß man kauff das Recht von mir,
Nach pûß deß Gelds ſtet mein begir.
Drum frew ich mich der ſunder ſchar,
Die ich in peutel ſtrafen thar.

Und eben deſſelben Warnung an die Richter lautet ſo:

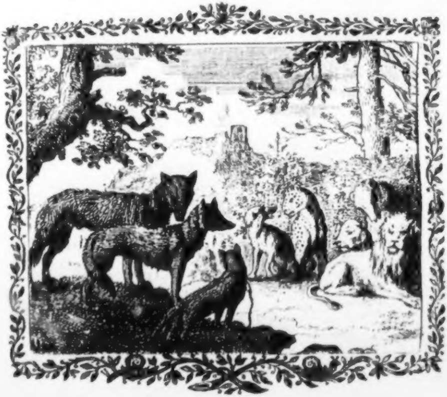
Schâm dich du Räuber vnderm Dach,
Recht, kunſt vnd weiſheit iſt die ſach,
Darumb dir ſein Gewalt vnd Eer.
Dein'n ſtand ſo bübiſch nit verker.
Sonſt als Pilatus wirſt erkent,
Den man im hailgen Credo nennt.
Narr! worauff ſteht dein Zuverſicht?
Bald muſt du für das höchſt Gericht,
Da wird vergleicht nach ſcharfer Maaß,
Als vnrecht vnd dein poßheit groß.

Weiter iſt hier zu lernen, daß ein ganzer Rath, fein einträchtig in Sachen ſtimmen ſolle: wie auch hier **Reineke**, aus einträchtigem Rathe verurtheilet wird. Denn es iſt kein gröſſerer Schaden, ſpricht **Joh. Agricola**; wodurch Land und Leute mehr verderbet werden, als wann unverſtändige, und eigennützige Leute ins Regiment kommen. Denn wiewohl ſie wenig Verſtand von Sachen haben, ſo iſt doch der gröſſeſte Haufe auf derſelben Seite, womit ſie ihr Vornehmen durchbringen und erlangen. Dieweil es nun dahin gekommen iſt, daß man nicht achtet, wie gut das iſt, was jemand ſaget, ſondern wie viele ein Ding beſchließen: darum giebt es ſoviele Jaherren auf Erden, die um Gunſt und Freundſchaft willen reden, was ein andrer gern höret. **Aeneas Sylvius** ſpricht:

Wo man die Stimmen zählen thut,
Vnd nicht betracht, wirds ſelten gut.
Denn Weißheit b'ſteht nicht in der Zahl,
Noch in viel Köpfen vberall;
Sondern in Kunſt Ubung vnd ſinn,
Da merckt ein Kopff mehr denn viel Kinn.
All Vrtheil der Vorſichtigkeit
Steht auff Kunſt vnd Erfahrenheit.

◆

Das



Das ein und zwanzigſte Hauptſtück.

Wie Reineke gefangen und gebunden zum Tode geführet ward, und wie ſeine Freunde vom Könige Abſchied nahmen.

Als nun Reineke dergeſtalt gefangen war, und das Urtheil ſo lautete, daß er gehenket werden ſollte, Reinekens Freunde aber, die auch nach Hofe gekommen waren, ſolches vernommen hatten; als z. E. **Martin** der Aff, der auch im Gerichte ſaß, und **Grimbart**, mit vielen, die von Reinekens Geſchlechte, und ſeine Blutsfreunde waren, und dieſes Urtheil ganz ungern höreten; wurden ſie darüber ſehr betrübet, ja mehr, als mancher glauben ſollte. Denn Reineke war ein Bannerherr, (Freyherr) und ward aller Ehre entſetzet, und dazu zu einem ſchändlichen Tode verdammet. Dieſes Unglück konnten ſie nicht ertragen, darum nahmen ſie Abſchied vom Könige, und räumeten den Hof. Als der König ſah, daß ſo mancher Junker von ihm gieng, deren viele aus **Reinekens** Geſchlechte waren, zog ers in reiſe Erwägung. Es wäre gleichwohl gut, ſprach er zu einem ſeiner Räthe; daß ich mich etwas bedächte. Denn wäre **Reineke** auch noch ſo boshaft, ſo iſt doch in ſeinem Geſchlechte ſo mancher braver Mann, den der Hof übel entbehren kann.

Iſegrim, **Hinz** und **Braun** der Bär, gaben indeſſen auf **Reineken** wohl Achtung: denn dieſe hatten ihn gefangen und gebunden, und dieſe wollten ihn auch henken. Der König hatte es ihnen befohlen; und ſie thatens gern: denn ſie waren ihm gram. Indem ſie nun ſo mit ihm giengen, und den Galgen gewahr wurden: ſprach **Hinz** zum Wolfe: Herr **Iſegrim**, erinnert euch nur, wie **Reineke**, dieſer böſe Schelm, das Werk einmal trieb, und auch zu Stande brachte, ja ſelbſt mit gieng, als eure beyden Brüder aufgehangen wurden; und wie froh **Reineke** darüber war! Bezahlet es ihm itzo mit demſelben Maaße

Auch ihr, Herr **Braun**, beſinnet euch, wie er euch in **Rüſteſeils** Hauſe bekannter maßen verrieth; da Mann und Weib auf euch zuſchlug, daß euch Kopf und Rumpf blutig ward. Seht wohl zu, daß er nicht entwiſche! denn ſeine Liſt iſt groß. Denn käme er uns dießmal aus den Händen: ſo könnten wir uns nimmermehr rächen. Darum laßt uns eilen, und wohl auf der Hut ſeyn; denn er hat es an uns allen ſehr verſchuldet.

Iſegrim verſetzte ſogleich: Was brauchet es vieler Worte? Hätten wir nur ein Seil, oder eine Schnur; wir wollten ihm die Pein bald verkürzen. So ſprachen ſie alle wider **Reineken**. Als er nun lange geſchwiegen hatte, begann er auch wieder zu ſprechen: Da ihr euch alſo rächen wollet, hieß es, ſo wunderts mich, daß ihr dem Dinge kein Ende machet. **Hinz** weis ſchon guten Rath, zu einem guten und ſtarken Seile; dort, wo er in des Pfaffen Hauſe war, und wo er ohne Ehre davon kam! Aber ihr, **Iſegrim** und **Braun**, ihr eilet auch gar zu ſehr, euren Vätter und Oheim, zum Tode zu bringen. Denn ihr meynet, es müſſe es euch itzo wohl gelingen.

Der König, und alle ſeine Herren, die mit bey Hofe waren, auch die Königinn, ja Arm und Reich, alles folgete nach, um **Reinekens** Ende zu ſehen. **Iſegrim** befahl allen, die er kannte, ſonderlich ſeinen Blutsverwandten und Freunden, nah um ihn zu treten, und **Reinekens** ja recht wahrzunehmen, damit er nicht aus der Gefahr entkäme. Sonderlich befahl er ſeinem Weibe: So lieb dir dein Leben iſt, ſprach er; ſo hilf mir den Fuchs feſt halten! Denn wahrlich, käme er dießmal davon, ſo würde er in kurzem noch viel ärger werden. Eben ſo redete er auch **Braunen** zu: Bedenket, was er euch für Schande angethan hat! Das wollen wir ihm itzo alles bezahlen. **Hinz** ſoll den Strick in die Höhe ziehen: er iſt leichter zu Fuße, und behender als wir. Ihr andern haltet, und ſteht mir alle bey! Ich will die Leiter zurechte ſetzen. Nunmehr vergelten wir ihm endlich einmal alle ſeine Betrügereyen. **Braun** erwiederte: Setzet nur die Leiter recht ſicher an: ich will ihn ſchon halten, als ein Mann.

Reineke ſprach: Ihr traget doch gewiß recht große Sorge, euren Oheim in den Tod zu bringen, den ihr doch billig beſchützen, und deſſen ihr euch erbarmen ſolltet; daß er nicht ſo in Schaden käme. Dörfte ich nur, ſo bäthe ich halb um Gnade! **Iſegrim** haſſet mich vor allen; er befiehlt ſogar, daß ſein Weib mit ſoll halten helfen: wenn ſie aber nur ein wenig zurück dächte, ſo würde ſie mir gewiß nichts böſes thun. Doch, ich ſehe ſchon, daß es itzo über mich hergeht; und ich wollte, daß es nur ſchon geſchehen wäre. Mein Vater ſtarb auch in großen Aengſten: aber als es ans Sterben gieng, da war es in kurzem mit ihm gethan. Indeſſen folgten ihm nicht ſo viele Leute nach. Kurz um, es wird euch allen eine große Schande ſeyn, wofern ihr **Reineken** noch länger ſchonen wollet.

Braun ſprach: Höret ihr, daß er uns allen noch dazu fluchet? aber ſeine Täuſcherey ſoll nunmehr bald ein Ende nehmen.

Alkmariſche Anmerkungen.

In dieſem Capitel werden drey Stücke bemerket. Das 1) iſt die Furcht, die im Gerichte nicht ſtatt haben ſoll: denn der König befürchtete vor **Reinekens** Freunden, die von ihm Abſchied nahmen, allerley Schaden.

Das 2) iſt eine Beſtrafung derer, die einem, der zum Tode verurtheilet iſt, ſeine Miſſethaten noch vorhalten wollen. Dieſes iſt nicht gut, und man ſollte es nicht thun: weil dem, der dafür leiden ſoll, noch banger dadurch wird: wie gleichwohl hier, Hinz, **Braun** und **Iſegrim**, es **Reineken** noch verwieſen, was er übels gethan hatte. Daß er ihnen aber mit höhniſchen Reden nicht viel voraus gab, dabey vernehmen wir, daß ein Verurtheilter davon nur boshafter und unmuthiger wird.

Das 3) iſt **Reinekens** ſchlaue Liſt, wie er zu winſeln, und ſich los zu plaudern ſuchet; indem er wider ſeines todten Vaters Seele, in verſteckten Worten redet; und doch auf ſeinen eigenen Vater log, wie wir bald hören werden.

Baumanniſche Anmerkungen.

In dieſem Capitel merke drey Lehren. 1) Iſt aus dieſem Capitel zu lernen, daß ein Richter, wenn er gerecht urtheilet, niemanden fürchten ſoll: wie hier der König

Reinekens Freunde, die von ihm Abſchied nahmen, fürchtete; vielmehr ſoll er ein rechtes Gericht ergehen laſſen, und das Recht handhaben. Das rechte Recht aber ſieht weder Gunſt, Gaben, Freundſchaft, Furcht, noch Eigennutz an. Und das iſt Gottes Recht, wovon David alſo ſaget: Der Zepter deines Reiches iſt ein gerader (gerechtes) Zepter; d. i. der einen jeden ohne Anſehen der Perſon, gerecht und richtig beurtheilet. D. Sebaſt. Brand ſpricht:

Ein richter lůg (ſeh) eben für ſich
Vnd merk darvff fürſichtiglich
Das in ſym vrteil nit etwas
Vſſ gunſt, vorcht, lieb, gab, oder haſſ
Er tug, loſſ, handel oder ſprech
Domit er gerechtigkeit abbrech
Sunder die wog er vffrech hab
Das nit ein ſchüſſel vnden ab
Die ander in der höh vff ſchwanck
Halt Gott vor ougen vnd gedanck
Von dem er ouch eine vrteil wart
Wann im ſin ſel vom mund vſſ fart.

2) Werden hier diejenigen geſtrafet, die einem verurtheilten oder unglückſeligen Menſchen, ſeine Miſſethat, oder ſein Unglück noch verweiſen, oder vorwerfen. Denn ſolches iſt unmenſchlich, und wider alle Billigkeit, Natur oder Barmherzigkeit; indem ja einem ſolchen Menſchen, Angſt, Mühe und Sorge genug auferleget worden, und ihm ohne dieß bange und weh genug iſt, daß er für ſeine Mißhandlung leiden muß; und weil er dadurch nur noch verzweifelter und ärger wird. So gieng es hier Reincken. Der Schweizer Morsheim ſpricht:

Thu recht, vnd förchte doch dabey,
  Frag nicht, obs andern beſſer ſey!
Dem Glück folgt nach viel neidt vnd Haß,
  Kömts dir, ſo ſchweig, vnd rühm nicht das.
Den Armen, vnd dem Glück gebriſt,
  Den laſt nur bleiben wie er iſt.

Und Hänſelein ſpricht:

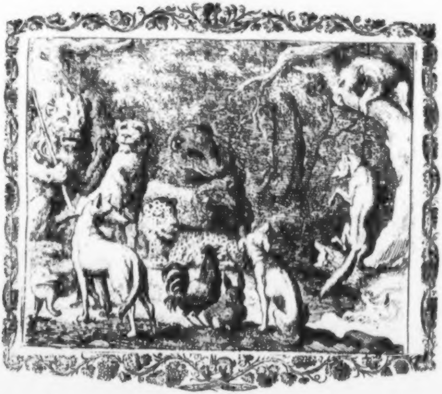
Wenn itzt eim Frommen ſein Sach vmſchlägt
  Spricht jeder, es geſchicht jm recht.
Vnd dencken nicht die tollen Leut,
  Jn'n ſey ſo morgen, wie mir heut.
So geht jn'n übern Bauch ein rad
  Denns Glück bewegt ſich früh vnd ſpat.
Fehrt ſchnell auf vnd bald wieder nieder,
  Regiert heut Glück, morgn Vnglück wieder.
Sein'n Nächſten niemandt vrtheiln ſoll,
  Wer ſteht, geb acht, das er nicht fall.
Die ſind noch nicht all übern bergk,
  Den'n itzt von ſtatten geht jr Werk.
Nach jrem ſinn, vnd auf all Ort,
  Ich hab von Jugend auff gehört,
Weinen zuletzt, thut weh ſo ſehr,
  Als der gewinnet hat vorher.
Darum darf niemand ſpotten mein
  Wer weiſt noch, wer der letzt wird ſeyn!

3) Iſt hier **Reinekens** hinterliſtige Schlauigkeit zu merken: indem er mit bittenden und verdeckten Worten, von ſeines Vaters Tode ſpricht, und dadurch eine Urſache und Veranlaſſung ſuchet, ſich loszuſchwatzen: wie er in ſeiner falſchen Beichte, meiſterlich anhebt, welches ihm endlich ſo ſehr glücket, daß er vom Galgen befreyet und erlöſet wird.

Alſo iſt noch gemeiniglich bey Hofe, und ſonſt faſt überall der Gebrauch, wenn einer um ſeine Miſſethat geſtrafet werden ſoll; daß er alsdann, durch Liſt, Lügen und Ausflüchte, ſich zum Scheine entſchuldiget, und durch große Verheißungen Schätze und Gaben, ſich die Herren wieder günſtig machet. So wird er dann für unſchuldig erklaret, und ſeine Angeber kommen in Gefahr. Der Schweizer ſpricht:

Ob viel der harten Orden ſind
  Darinn man findt,
Viel geiſtlich ſtreng Perſonen,
Jedoch ich für die ſtrengſten acht,
  Die Tag vnd nacht,
Der Fürſten Höf bewohnen.

Denn welcher ſich begeben thut
  In ſolchen Muth,
Herrn Höfen anzuhangen,
Derſelbe ſetzet gantz vnd gar
  Sein Sach in g'far,
Iſt ſtets mit ſorg'n vmfangen.



Das zwey und zwanzigſte Hauptſtück.

Wie Reineke um Zeit bath, ſeine Beichte öffentlich zu thun, und was er, in Abſicht ſich los zu machen, und andre in dieſelbe Gefahr zu bringen, gebeichtet habe: wie denn geſchah, als er zum Galgen kam.

Reineke war alſo in großer Angſt, und dachte bey ſich: Vermöchte ich doch in dieſer Noth, und recht betrübten Stunde, einen neuen Fund zu erſinnen, daß mir der König das Leben ſchenkete, und die Schande hergegen auf dieſe drey ſiele! Hierauf muß ich mit allen meinen Sinnen nachdenken, und mir alles zu Nutzen machen. Die höchſte Noth dringet mich dazu! Der König, und ſo mancher andre, der um ihn iſt, ſind mir gram. Was iſt aber zu thun? Verdienet habe ichs. Gleichwohl könnte es noch wohl anders laufen. Der König iſt ſtark, und ſein Rath iſt klug: gleichwohl thue ich nimmer guts. Indeſſen hoffe ich feſt: könnte ich nur zum Reden kommen, ſo würde ich heute gewiß nicht gehenket.

So ängſtigte ſich nun **Reineke**; und ſprach: ich ſehe nunmehr den Tod vor Augen, dem ich nicht entgehen kann. Ihr alle derowegen, die ich hier um mich ſtehen ſehe, euch bitte ich, ehe ich von der Welt ſcheide, nur eine kleine Bitte. Bittet doch den König für mich, daß er mir die Zeit dazu gönne, daß ich hier vor euch allen, meine Beichte mit allem Fleiße ſprechen möge; auf daß ich die Wahrheit bekenne, und nicht irgend ein andrer unſchuldiger, wer es auch ſeyn mag, meine Miſſethaten entgelten dörfe, und nicht meinethalben einer Sache beſchuldiget werde: damit Gott, der alle Dinge lohnen will, meiner Seele deſto beſſer ſchonen möge!

Der meiſte Theil derer, die ſolches höreten, wurden durch dieſe Worte beweget. Sie ſprachen: es iſt freylich nur eine kleine Bitte; und bathen den König, daß er es thäte. Darauf gab ihm derſelbe die Erlaubniß dazu: und **Reineke** ward wieder ein wenig froh; dachte auch bey ſich: es wird noch wohl beſſer ausfallen! und hub alſo an zu ſprechen.

Nun helfe mir Spiritus Domini; denn ich ſehe hier niemanden um mich ſtehen, dem ich nicht etwas hätte zuwider gethan. Vormals ſchon, als ich noch ein kleiner Bube war, und nicht mehr an den Brüſten ſog, gieng ich fleißig meiner Luſt nach, unter die jungen Lämmer und Ziegen, wenn ſie aus dem Wege ſchritten. Ihre blökende Stimme hörte ich gern, und da begann ich erſt die Leckerey zu lernen. Denn ich biß eins todt, und da lernte ich zuerſt Blut lecken. Hernach erbiß ich vier junge Ziegen; ja ich griff zu, und that es noch mehr. So ward ich nun immer dreiſter und kühner, und ſparte weder Hühner noch Vögel; weder Aenten noch Gänſe, wo ich ſie nur fand. Wie viele, die ich ums Leben brachte, habe ich nicht in den Sand verſcharret, wann ich ſie nicht alle eſſen mochte!

Hernach kam ich einen Winter am Rheine zu Iſegrimen. Er lauerte unter einem Baume, und rechnete mir vor, daß er mein Oheim wäre. Als ich ihn ſo unſre Verwandſchaft erzählen hörte, wurden wir gute Kameraden: welches mich nun wohl billig reuen mag. Denn wir gelobten einander gute Geſellſchaft zu leiſten, und huben an, mit einander zu wandern. Er ſtahl das große, und ich das kleine. Was wir bekamen, das war gemeine Beute; doch freylich nicht ſo gemein, als es billig hätte ſeyn ſollen: denn er theilte ſelbſt, wie es ihm beliebte.

Niemals bekam ich recht meine Hälfte. Denn hatte Iſegrim irgend ein Kalb, eine Ziege, einen Widder, oder einen Bock: ſo ſtellte er ſich grämiſch, und fuhr mich ſehr an; damit er mich von ſich triebe, und mein Theil ihm allein bleiben möchte.

Doch war dieſes noch das wenigſte. Denn wenn es ſich einmal zutrug, daß wir einen Ochſen, oder eine Kuh gefangen hatten; ſo kamen ſein Weib, und ſieben Kinder mit ihr, dazu: und da mußte ich das Nachſehen haben. Ich bekam dann kaum die kleinſte Ribbe: ja ehe ich die haben ſollte, hatten ſie das Fleiſch ſchon abgenaget; damit mußte ich mich begnügen. Doch Gottlob! litt ich keine Noth: denn ich hatte noch den großen Schatz, an Silber und Golde, daß kein Wagen ihn tragen würde, wenn er ihn gleich auf ſiebenmale wegführen wollte.

Als hier der König von dem Schatze reden hörete; fieng er an zu horchen, und ſprach: Wo haſt du den Schatz herbekommen? ſage mirs: ich meyne den Schatz! **Reineke** ſprach: was hülfe es mir, wenn ich euch ſolches nicht ſagete? denn ich kann ihn doch itzo nicht mitnehmen. Ich wills euch alſo ſagen, weil ihr mirs gebiethet. Weder um Liebe noch um Leid ſoll das nun länger verborgen bleiben: denn der Schatz war geſtohlen. Es war ſchon angeſtellet, euch zu ermorden: wenn der Schatz nicht wäre geſtohlen worden. Gnädiger Herr, merket euch das! dieſes machete der vermaledeyte Schatz! Daß nun der Schatz geſtohlen ward, darüber that zwar mein Vater eine böſe Abreiſe aus der Welt, zu ſeinem ewigen Schaden: allein eurer Gnaden gereichte ſolches zu großem Nutzen!

Alkmariſche Anmerkungen.

In dieſem Capitel werden zwey Stücke gewieſen. Das 1) iſt ſehr merklich. Wenn ein Verräther und Ohrenbläſer, zum Worte gelaſſen wird; und man an der Herrn Höfen ſeinen Reden glaubet, ſo wird manchem, der zuvor wohl ſtund, gar nicht mehr geglaubet. Denn wann ein Fürſt oder Herr gegen etliche ſeiner Herren oder Diener, ein Mistrauen bekömmt: ſo iſt es ſehr ſchlimm, und wird oft eine von den größeſten Urſachen, die ein Haus eines Herren verſtören, oder ſchüchtern machen. So lieſt man vom Herodes: denn als er einen Argwohn und ein Mistrauen gegen ſeine Königinn, und ſeine eigene Kinder bekam, ſo ließ er ſie alle tödten.

Doch das beſte, was man rathen kann, iſt dieſes, daß ein Herr einem Treuloſen, wie **Reineke** einer war, nicht plötzlich glaube; ſondern vielmehr alten und getreuen Dienern glaube, und ihnen mehr traue, als einem böſen Angeber. Doch dieſen muß ja immer geglaubet werden: denn da **Reineke** zum Worte kam, und ihm geglaubet ward, wie hier geſaget worden; da kamen die, ſo vorher ſehr wohl ſtunden, in Noth und Schande.

Das 2) ſo der Poet hier meynet, iſt, wie mancher Herr, oder Richter, durch die Hoffnung Schätze zu bekommen, von dem Wege der Gerechtigkeit verleitet wird: wie hier **Reineke** dem Könige einen blauen Dunſt vormachet, der bald beſſer erkläret wird.

Baumanniſche Anmerkungen.

Aus dieſem Capitel merke zwo Lehren. 1) Iſt dieſes zu merken: Wann ein falſcher Augendiener, Schmäuchler, oder Spitzbub, an der Herren Höfen, zum Worte gelaſſen, und ſeinen Worten Glauben gegeben wird: ſo wird manchem treuen Diener der zuvor wohl angeſchrieben ſtund, übel gelohnet. Denn durch ſolche treuloſe Ohrenrauner, und Verläumder, werden große Herren oft überredet und verführet, daß ſie gegen ihre treueſten Diener einen Argwohn faſſen, und ſie in Verdacht ziehen: welches dann Mißtrauen, Zwietracht, und böſe Muthmaßungen, zwiſchen Herren und Dienern, und eigenen Kindern verurſachet und gebiehret. Denn durch ſolche untreue Heuchler und Verläumder iſt **Herodes** beredet worden, daß er böſen Argwohn und Verdacht, gegen ſeine Gemahlinn und Kinder gefaſſet. Dieſe ſeine Gemahlinn **Mariamne**, ſeine beſten Freunde, ja drey ſeiner eigenen Söhne, hat er umbringen laſſen. Darum ſprach **Auguſtinus**, er wollte lieber des **Herodes** Sau, als, ſein Sohn ſeyn. Nachmals iſt er eines elenden Todes geſtorben.

Weil nun der verlogenen Angeber, und falſchen Mäuler, allenthalben, doch ſonderlich bey Hofe, ſehr viele ſind; daher auch die Wahrheit ſehr theuer iſt, wo man den Athem verkaufet, die Worte ſchleift, und nach der Tablatur, jedoch ohne Herz und Grund, redet: daher auch ein König ſeine Krone mit Füßen trat, und ſprach: **O du unſelige Krone, die du ohne alle Wahrheit biſt!** Darum ſollen alle Fürſten und Herren gewarnet ſeyn, und ſolchen untreuen Schmäuchlern und Ohrenbläſern, als durch **Reinecken** hier bedeutet werden, nicht leicht Glauben beymeſſen: ſondern alter ehrlicher, gottesfürchtiger Männer Dienſt und Rath gebrauchen. Denn die alten Weiſen ſprechen: Niemanden in der Welt ſtehe ein langer Vorbedacht, eigentliche Erkenntniß, und guter Verſtand ſeiner Sachen beſſer an, als einem Könige gegen ſeine Diener. Denn wie eine Frau auf ihren Mann, ein Sohn auf ſeinen Vater, ein Schüler auf ſeinen Lehrer, ein Kriegsvolk auf ſeinen Ausführer hoffet: alſo hoffet ein Diener auf ſeinen König. Des Königes Hoffnung aber, ſoll allein auf Gott ſtehen; und in deſſen Furcht ſoll er bleiben, in aller Gerechtigkeit. Das Hauptſtück ſeiner Regierung ſoll die Kenntniß ſeiner Diener ſeyn; und er ſoll einen jeglichen in ſeine gehörige Stelle zu ſetzen wiſſen, auch nicht alle Worte auffangen, ſondern den Frieden unter ihnen befeſtigen. Denn das bringen die Höfe ſo mit ſich, daß ſich die Bedienten untereinander, ihres Standes halber, neiden, und ein jeder geneigt iſt, den andern zu unterdrücken, und zu verdringen. Das beſtrafet Frau **Untreue**, mit dieſen Worten:

Zu Zeit je einer den andern treugt
Hynderwärtling verſchwetzt vnd leugt.
Vberdas auch gegen yren Herren,
Kein fryd der mag bey yn nit weren,
Es kommpt offt gar villes ann tag,
Das vnderm ſchnee verborgen lag.
Die Harr mag es ſich erwern,
Vntrew die ſchlecht jrn eygen Herrn.

Zum 21 iſt hier zu lernen, daß mancher Herr und Richter, durch Gift und Gaben und Hoffnung Geld zu bekommen, vom Wege der Gerechtigkeit verleitet und abgeführet wird; wie hier **Reinecke** durch Meldung des Schatzes den König verführet. Von der Macht des Geldes giebt es ein gemeines Sprüchwort, das alſo lautet:

Jtzund gilt nichts, denn Geldt vnd Gut,
Das giebt Ehr, Gunſt vnd heben mut.
Es gibet auch der Freundſchaft viel,
Mit dem Armen ſchickt man zum Ziel.

Herr **Hans von Schwarzenberg** aber, ſpricht in der Perſon des geizigen Richters, alſo:

Gewalts vnd richtens ich beger,
  Das mir werd bald mein ſeckel ſchwer
Vnd das man kauff das recht von mir
  Nach pueſſ deß gelts ſtät mein begir.
Drumb frew ich mich der ſunder ſchar,
  Die ich in peenel ſtraffen thar.

Jmgleichen

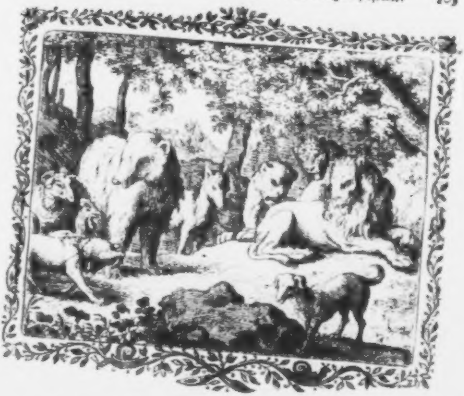
Darumb hab ich die recht ſtudiert
  Das ich in ſchalgkhait ward gefürt
Vil böſer ſach in rechten ſchmugk
  Verzug iſt offt mein maiſterſtugk
Auff zanck vnd hader ſtet mein rath
  Wo man mir gelt zu geben hat.

Dieſes läuft aber wider göttliche und weltliche Rechte, und kömmt endlich dahin, daß Lande, Städte und alle Unterthanen, dadurch in groſſes Verderben kommen; und die Richter ſelbſt endlich von Gott ſchwerlich geſtrafet werden: wie **D. Seb. Brand** ſaget:

Wan yeder gedecht was volgt hernoch
Jm wer ſu vrteil nit ſo goch,
Mit ſolcher moß würt yederman
Gemeſſen, als er hat getan
Wie du richſt mich vnd ich richt dich
Alſo würt er richten dich vnd mich.

Wer hie nit halt gerechtikeit
Der lydet dört mit hertikeit
Kein wißheit gwalt fürſichtikeit
Kein ratt Gott wider ſich erſtreit.

Alexander, der römiſche Kaiſer, ſprach: Wenn er einen Richter überkäme, der ſich mit Gaben hätte verführen, und alſo zum Diebe machen laſſen, dem wollte er mit ſeinem Finger die Augen ausſtechen. Aber gewiß, zu unſern Zeiten würde dieſer gute Kaiſer ſich alle Finger ſtumpf und lahm, ja gar abſtoßen müſſen; und ſie doch nicht alle treffen können.



Das drey und zwanzigſte Hauptſtück.

Wie der König ein Stillſchweigen gebiethen, und Reineken wiederum von der Leiter ſteigen ließ, um ihn noch beſſer auszufragen.

Als nun die Königinn hörete, daß **Reineke** von dem Morde ſprach, der ihren Herrn ſelbſt betroffen haben ſollte, erſchrack ſie ſehr und ſprach: Ich ermahne euch, **Reineke**, daß ihr, bey der weiten Hinfahrt, die eure Seele itzo thun ſoll, mir die ganze Wahrheit ſaget, wie es um dieſen Mord bewandt geweſen. Sogleich ſprach auch der König: Man laſſe ein allgemeines Stillſchweigen gebiethen, und **Reineken** herab ſteigen; damit ich dieſe Sache, die mich ſelbſt angeht, deſto beſſer verſtehen möge.

Da bekam nun Reinecke einen beſſern Muth auf der Leiter, darauf er ſtund. Man mußte ihn alſo wieder herabſteigen laſſen: und der König nahm ihn ganz allein vor, die Königinn ausgenommen; und befragete ihn, wie ſich die Sache zugetragen hätte? Und nun hub Reinecke erſt an, recht gewaltig zu lügen. Denn er dachte: Könnte ich nun des Königes und der Königinn Gnade gewinnen, und es dahin bringen; dieſe alle, die mir nach dem Leben ſtehen, ins Verderben zu ſtürzen, ſo, daß ich aus aller Noth käme: ſo könnte ich es gewiß für ein großes Glück rechnen. Aber ich werde ganz entſetzlich lügen müſſen.

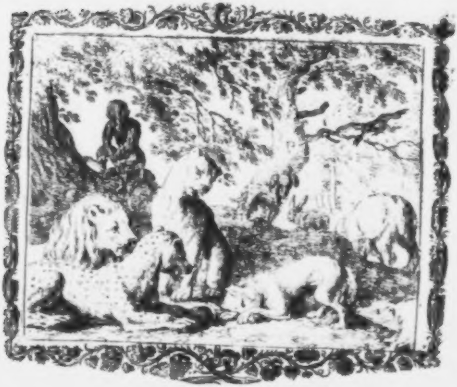
Baumanniſche Anmerkungen.

Aus dieſem Capitel merke drey Lehren. 1) Daß ein Fürſt, Herr und Richter einem Lügener und falſchen Schwätzer, gar keinen Glauben beymeſſen ſoll: ſonſt wird er betrogen: wie **Reineke** hier den König, durch ſein Lügen ſchnellet, und betreugt; es auch endlich dahin bringt, daß man ihn vom Galgen abſteigen läßt. Denn die Weiſen ſprechen: Es ſey beſſer ein wahrhaftiger Stummer; als ein redender Lügener. Und beſſer iſt auch ein Schweigender, als ein Schwätzer, wenn er gleich ſtets die Wahrheit redete. Wiewohl aber niemand wiſſen mag, was in des Menſchen Herzen verborgen iſt, ohne Gott allein; weswegen auch einer dem andern nicht gar zu viel trauen ſoll: gleichwohl ſind die Lügener und Falſchen bey Hofe gemeiniglich und allenthalben angenehm und wohl gehalten. Darum ſpricht **Freydank** alſo: Bl. 31.

Liegen vnd triegen ſtetigs gat
Für curtoſei an Fürſten radt,
Liegen vnd triegen ſeind ſo wert,
Zu allen keuffen man jr begert.
Liegen vnd triegen tringet vor,
Zu des Pabſts vnd Keyſers thor:
Eh das ſie kert zum armen Hauß.
Do man ſie treibt mit gablen aus.

Darum ſpricht **Vincentius Obſopäus** alſo:

Weiter vermeide wie die Hell
  Den Schmeichler dieſen böſen Gſell.
Vor Augen giebt er gute Wort.
  Rückwerts verſchweigt er keinen mord.
Hat zwo Zungen in einem munde
  Vor dem hüt dich zu aller ſtund
Vor lügnern auch behüt dich wol
  Denn die ſind der Vnwarheit voll.
Denn die vil ſchwetzen vnd vil lügen
  Durchs lügen auch manchen betrügen.
Man muß auch andre reden lahn.
  Nit ſtäts auf eignem Kopfe ſtahn.
Auch ſolm nicht bey denen leben.
  Die andre leicht vm geld angeben.
Ein jeden heimlich bring'n in not.
  Dazu verkauffen inn den todt.
Die ſind bey andern ſtäts erkandt
  In vielen laſtern vnd in ſchand.



Das vier und zwanzigſte Hauptſtück.

Wie Reineke ſeinen eigenen Vater, und ſeine andern Freunde offenbar rüget, und belüget, damit er dergeſtalt auch ſeine Feinde anſchwärzen könne, und wie er dadurch erlöſet ward.

Die Königinn ſprach weiter: Laßt uns von dieſer Sache die rechte Wahrheit vernehmen, Reineke; damit eure Seele unbeſchweret bleibe. Das will ich thun, erwiederte Reineke: Denn ſterben muß ich einmal, das iſt nicht anders: ſollte ich denn meine Seele ſo beladen, daß ſie in ewigen Schaden dadurch geriethe, und es in alle Ewigkeit entgelten müßte? Viel beſſer iſt es, daß ich alles bekenne, ob es gleich meine liebſten Blutsfreunde ſind, die ich ungern anklagen ſollte. Allein ich fürchte die Pein der Hölle, die ſo groß iſt; und muß es alſo heraus ſagen.

Dem Könige ward das Herz ganz ſchwer. **Reineke**, ſprach er: ſageſt du auch die Wahrheit? O edler Herr! verſetzte **Reineke**, freylich iſt es wahre, ſo ſündig ich auch ſonſt bin. Was würde es mir helfen, daß ich mich dergeſtalt ſelbſt verdammete? Ihr ſeht ja wohl, wie es nun mit mir ſteht. Sterben muß ich nun, das iſt gewiß. Sollte ich alſo nicht die Wahrheit reden, da mir der Tod vor Augen ſteht? Mir kann ja itzo weder Fürbitte, noch aller Welt Gut helfen. Hier bebete Reineke, wo er ſtund, mit einer verſtellten Furcht.

Sogleich ſprach die Königinn: **Reinekens** Noth erbarmet mich ſehr: darum bitte ich euch, mein Herr, ihm einige Gnade zu erzeigen, damit größerer Schaden vermieden werde. Laßt ihn uns in dieſer Stunde den ganzen Grund der Sache offenbaren; und jedermann ſtillſchweigen, damit er reden könne, was er will. Darauf geboth der König das Schweigen, und **Reineke** ſprach alſo: Nun höret meine Worte: ich will euch, ohne Briefe, alles herſagen, und die ganze Verrätherey offenbaren, auch niemanden dabey verſchonen.

Nun höre man den neuen Fund! Denn **Reinekens** Bosheit, womit er ſeinen eigenen Vater anſchwärzete, ihm alle Schande nachſagete, und ſeinen liebſten Freund den Dachs, der ihm doch in allen Nöthen beyſtund, läſterte, das alles hatte nicht den geringſten Grund. Dieſes alles that er mit einer verſtellten Andacht, daß man ſeinen Worten deſto beſſer glauben ſollte; und er alſo mit ſeiner Ausſage, ſeine Feinde, die ihm nach dem Leben trachteten, in die Sache verwickeln möchte.

Mein Herr Vater, ſprach er, hatte des mächtigen König Emrichs Schatz, auf einem ſehr verborgenen Pfade gefunden. Da er nun ein ſo großes Vermögen hatte, ward er ſo ſtolz und hochmüthig, daß er alle Thiere neben ſich für unwürdig und gering ſchätzte; auch die vorher ſeine Kameraden geweſen waren. Er hieß Hinzen den Kater, in das wilde **Ardennerland**, zu **Braunen** dem Bären reiſen, und dieſen mit Entbiethung ſeiner Huld, nach Flandern beruffen; wofern er anders König werden wollte. Als **Braun** und Hinz den Brief geleſen hatten, ward jener kühn, fröhlich und unverzaget. Denn das hatte er ſich vorlängſt ſehnlich gewünſchet.

Alſofort reiſete er nach Flandern, wo er meinen Vater fand. Dieſer empfieng ihn wohl, und ſandte augenblicklich nach **Grimbarten** dem Weiſen, unſerm Freunde; und nach **Iſegrimen** auch. Dieſe vier nun unterredeten ſich zuerſt, Hinz aber, der Kater, war der fünfte. Da liegt ein Dorf, mit Namen **Yſte**: zwiſchen demſelben, und der Stadt **Gent**, hatten ſie ihre Berathſchlagungen, in einer finſtern langen

Nacht; nicht mit Gott, ſondern unter der Macht des Teufels, und in meines Vaters Gewalt, der ſie mit ſeinem Gelde zwang.

Hier ſchworen ſie nun einander die Treue, und dem Könige den Tod: und zwar auf **Jſegrims** Haupt, alle fünfe, daß ſie **Braunen**, den Bären, zum Könige machen, ihn auf den Thron zu Achen führen, und ihm die goldene Krone aufſetzen wollten. Wäre nun jemand von des Königes Freunden, oder Anverwandten, der dieſes hindern wollte, den ſollte mein Vater verjagen; ihn mit ſeinem Schatze umlenken, oder durch Erkaufen, Beſtechen und Briefſchreiben auf ſeine Seite bringen. Dieſes alles nun bekam ich folgender geſtalt zu wiſſen.

Es war eines Morgens früh, als **Grimbart** etwas reichlich Wein trank, ja fröhlich und truncken davon ward; ſo daß er auch ſeinem Weibe von dem Anſchlage was ſagete. Sieh zu, ſprach er zu ihr, daß es bey dir bleibe! Sie ſchwieg auch ſo lange, vernehmt mich recht, bis ſie es meinem Weibe auch ſagete. Dieſe ſchwur ihr, bey den heil. drey Königen, ja bey ihrer Ehre und Treue, daß ſie weder um Liebes noch Leides willen jemanden was davon ſagen wollte. Aber mein Weib hielt nicht Wort: ſondern ſobald ſie zu mir kam, ſagte ſie mir alles, was ſie vernommen hatte. Sie ſetzte auch noch ein Wahrzeichen hinzu, daraus ich merken konnte, daß es allerdings wahr wäre.

Ich ward davon, wo ich auch ſtund und gieng, ganz betrübet. Mir fielen die Fröſche ein, die einesmals mit großem Geſchreye Gott anriefen, ihnen einen König zu geben; damit ſie unterm Zwange leben möchten: denn ſie waren vorher in allen Ländern frey geweſen. Gott erhörete ſie, und ſandte ihnen ſogleich den Storch, der ſie die Stunde noch haſſet, und niemals zufrieden läßt. Allezeit erweiſt er ſich ihnen ungnädig. Nun klagen ſie zwar: aber es iſt zu ſpät. Sie ſind einmal unter das Joch ihres Königes, des Storches gebracht.

So ſprach nun **Reineke** zu allen Thieren, die da ſtunden und zugegen waren. Seht! ſo fürchtete ich, daß es uns allen eben ſo gehen möchte. So ſorgete ich auch für euch, Herr König, wiewohl ihr mir itzo ſchlecht dafür danket. Ich kenne **Brauns** Schalkheit und Bosheit, und alle ſeine Uebelthaten. Darum fürchtete ich ihn ſehr, und dachte: Würde dieſer unſer Herr, ſo wären wir alle verlohren! Ich kenne aber unſern hochgebohrnen König auch, der ſo mächtig als gütig, und allen Thieren gnädig iſt. Ferner dachte ich dabey: Das ſollte mir ein ſchöner Wechſel ſeyn, daß man einen Bären, einen unedeln Taugenicht, zu ſolchen Ehren bringen ſollte!

Ich dachte alſo manche Woche, wie ich dieſe Sache ſtören möchte. Vor allen Dingen begriff ich aber dieſes gar wohl: Behielte mein Vater ſeinen Schatz, ſo würde er mit ſeinen Künſten eine große Menge auf die Beine bringen; und den König ſeiner Ehre berauben. Daher dachte ich nach, wo wohl der Schatz liegen möchte; damit ich ihn fortbringen könnte. Wo nun mein Vater, der liſtige Alte, im Felde, oder im Walde, hinzog, oder hinlief; es mochte nun heiß, kalt, naß oder trocken, bey Nachte, oder bey Tage ſeyn: ſo war ich allemal auf der Hut.

Alkmariſche Anmerkungen.

In dieſem Capitel mag man drey Stücke merken. 1) Die Scheinheiligkeit. Denn damit mancher ſeinen Feinden ſchaden könne, ſchonet er auch ſeine eigene Freunde nicht zu belügen: wie hier **Reineke** unter dem Scheine der Heiligkeit, auch ſeinen eigenen Vater anzugeben kein Bedenken trug; ob er gleich log.

Das 2) iſt, wie ein Ohrenbläſer, ein falſcher Kläffer, manchen an der Herren Höfen ſchadet; wie **Reineke** hier mit dem Morde, den König in Furcht brachte, damit er nur loskäme, und ſeine Feinde in Noth brächte.

Das 3) iſt, daß mancher Herr verleitet und bethöret wird, wenn er Lügenern Gehör giebt: wie hier **Reineke**, der doch ganz voller Bosheit und Lügen war, dem Könige that.

Baumanniſche Anmerkungen.

Zuförderſt iſt hier zu merken, daß mancher, aus Haſſe und Neide gegen ſeine Feinde, ſeiner eigenen Freunde nicht einmal ſchonet, ſondern ſie verläumdet, und übel berüchtiget: damit er ſich dadurch aus Noth, und ſeine Feinde in Gefahr bringen möge. So belog und beredete hier **Reineke** ſeinen eigenen Vater, damit er ſich nur losmachen, und ſeine Feinde in Angſt und Noth bringen möchte. Und dieſe Lügen erdichtet **Reineke** aus dem Grunde, weil es ſich gemeiniglich ſo zuträgt, daß ein Herr im Regimente den andern ſchwerlich vertragen kann. Und weil dann die Herren niemanden bey ſich in gleichem Anſehen dulden können: ſo kann man ſie bald überreden, daß ein ander ihrer Regierung und Würde nachſtelle, und ihnen aufſätzig ſey.

Zum 2) iſt zu lernen, daß mancher Aufſätziger, der viel Geldes und Gutes hat, ſtolz und hoffärtig davon wird, die andern verachtet, und ſich dann weiter unterſtehe, mit Gewalt nach großer Herrſchaft und Regierung, zu ſtreben; ja Liſt und Aufruhr brauchet, damit er ſeinen Herrn vertreiben, und an ſeiner ſtatt regieren möge: wie auch **Reineke** hier ſolches von ſeinem eigenen Vater meldete. Aber in Ungerechtigkeit über ein Volk herrſchen, iſt mehr eine Dienſtbarkeit, als eine Herrſchaft: und wer aus Ehrbegier regieret, der verſchmähet die Gerechtigkeit, und liegt im Schlamme der Laſter. Wie nun ein Herr oder Fürſt, ſolchem Unternehmen begegnen ſolle, lehren die alten Weiſen, wenn ſie ſprechen: Wann ein König unter ſeinem Volke etliche findet, die begierig ſind an ſeine Stelle hinauf zu ſteigen, ja mit heimlichen und eigenen Thaten und Anſchlägen, ſich ſolches unterfangen: ſo gebühret es einem Könige ſolches zu dämpfen. Denn verzieht er, ſolch Unternehmen zu vernichten, ſo wird er ſelbſt vernichtet ꝛc.

Zum 3) iſt die unausſprechlich groſſe Macht des Geldes und Gutes zu merken. Denn mit Gelde kann man ausrichten, was man nur begehret, und alles widrige abwenden und abkaufen; auch Freybriefe auf allerley Anſchläge und Sachen erlangen. So meldet hier **Reineke** von ſeinem Vater, daß er mit ſeinem großen Schatze, dem Könige widerſtehen wollen. Von der Macht des Geldes ſaget der gemeine Reim.

Freundſchaft geht vor alle Ding
Das ſtraf ich, ſagte der Pfenning.
Denn wo ich mich hinkehr und wend,
Hat alle Freundſchaft gar ein end.

Der Schweizer ſingt ſo:

Wer yetz hat geld in diſer Welt,
  Den ſtellt man an die ſpitzen
Acht nit daby wie from er ſy,
  Oben an muſz er ſitzen.
Gewalt gunſt geld, das yetz behelt
  Alleyn uff diſer erden.
On gut, vil Eer, gilt nun nit mer,
  Was wil noch daraus werden.
So muſz der ſchlecht, der from und g'recht,
  Alzeit dahinder blyben.
Wer nit hat Hab, der iſt ſchabab,
  By man und auch by Wyben.
Vernunfft kunſt witz, gilt on gelt nit
  Albier uff dieſer erden.
Wer hat guts vil, thut was er will,
  Was wil noch daraus werden?

Gemeiniglich ſpricht man: Geld vermag alles; und was faſt unmöglich iſt, das bringt Geld zuwege. Wie König **Philippus** ſagte, als ihm ſeine Kundſchafter anſagten, daß das Schloß, welches er belagerte, unmöglich zu überwinden wäre: So will ich es, ſprach er, durch einen mit Gelde beladenen Eſel beſtürmen! und ſo werde ich es gewiß einnehmen können. Und das iſt ihm auch wirklich gelungen, wie **Juſtinus** ſchreibt.

Zum 4) iſt aus dieſem Capitel zu merken, daß das Volltrinken ein häßliches böſes und ſchändliches Laſter iſt. Denn wer ſich volltrinkt, der kann keine heimlichen Anſchläge, ſo viel auch daran gelegen iſt, verſchweigen. So meldet hier **Reineke** von **Grimbarten**, daß er aus Trunkenheit **Brauns** und **Iſegrims** Anſchläge, des heimlichen Aufruhrs wegen, womit ſie dem Könige nachſtelleten, vermeldet und entdecket habe. Von den Eigenſchaften des Volltrinkens ſchreibt **Vincentius Obſopöus**:

Durchs trinken man d'vernunfft verliert
  Und wird verwandelt in ein Thier:
Wer nicht verleßt des trunckes fart.
  Der fellt in Leibes Kranckheit hart.
Oder durch armuth kompt zu ſpot.
  Und muſz dann leyden Hungersnot
In trunckenheit lebt jung und alt
  Han der Vernunfft gar kein gewaldt.
Solches treibt yetz das Volck gemein
  Von Füllerey iſt niemand rein.

Schwer findt man ein geſchickten man
  Der ſich meſſig regieren kan
Veracht iſt yetz die meſſigkeit
  In Füllerey iſt alls bereit,
Die Trunckenheit iſt yetz ein Lob.
  Wer wider ſie ſpricht der iſt grob.
Durch Füllerey wird man bekandt
  Damit erlangt er gunſt on Schand.
Yetz niemand redlich wird geacht,
  Er treibe denn mit Sauffen pracht.

Doch wer ſich wend zu voller rott,
  Wird kommen endlich doch zu ſpott.
Wer nicht bald leſt die Trunckenheit
  Dem bringt ſie angſt vnd Hertzeleid
An Schändlichkeit alls vbertrifft
  Ein Sauffer der vil arges ſtifft
Des Laſters ſind die Reichen voll
  Den niemand doch nachfolgen ſoll.
Solch Laſter iſt zu Hoff gemein
  Mit Trunckenheit iſt man vnreyn.
Denn die ſitzt droben an der Spytz
  Dieſelb regiert da allen Witz.

Zu Hoff kan keiner dienen wol,
  Er ſauff denn vil vnd werde voll.
Er ſey nun Reiter, koch vnd Schreiber
  Voll muſt ſein auch der Eſeltreiber.
Wer bey Hoff nur wol ſauffen kan
  Wird ehr vogt als ein redlich mann.
Auch etlich Fürſten thun ſo wol
  Daß ſie zu Zeiten werden vol.
Drinn übet ſich das Hofgeſind
  Daß jeder im ſauffen ſey geſchwind.
Auch Bürger han gelernt die kunſt
  Der Trunk hat überall viel gunſt.

Der Schweizer beſchreibt des Adels vornehmſte Tugend mit dieſen Worten:

Dies iſt des Adels gröſte tugend
  Das ſie ſchlemmen von der Jugend
Vnd zerſchnitten Kleider tragen
  Tag vnd Nacht nach Hurerey jagen
Bärte haben gleich den ziegen
  Habicht auf den Händen fliegen
Jagen, ſpielen wolleben vnd praſſen
  Eitel vnd ſtoltz gehn auf der Gaſſen
Stets handeln, wider gots geheiß
  Leben von armer Leute ſchweis
Dieß alles ſind des Adels zeichen
  Trinken daß ſie ſich möchten beſ . .
Meynen, daß ſie dazu ſind gebohren
  Daß durch ſie vil weyns werd verloren ꝛc.

Zum 5) einer Frau ſoll man nichts heimliches vertrauen, woran viel gelegen iſt: denn ſie können nicht wohl ſchweigen. Der alte weiſe **Cato** hat drey Dinge bereuet. 1) Daß er jemals einer Frau eine Heimligkeit vertrauet hatte. 2) Daß er zu Waſſer gereiſet wäre: wohin er gar wohl zu Lande hätte kommen können; d. i. daß er ſich in Gefahr gegeben hätte. 3) Daß er viel Tage hätte vorbey gehen laſſen, ohne etwas Gutes zu thun.

'Der Ritter vom Thurne [*] hatte fünf Töchter, dieſelben lehret er durch folgende Geſchichte, daß ſie Heimlichkeiten verſchweigen ſollten: damit ſie nicht ihre Männer, dafern ſie welche bekämen, in Noth und Unglück bringen möchten.

Zu Rom, ſprach er, iſt ein alter weiſer Mann geweſen, mit Namen **Cato** [**], der hat ſeinen Sohn, den jungen **Cato**, vor ſein Todbette zu ſich gefodert, und zu ihm geſprochen: Lieber Sohn, ich liege hier und werde ſterben: darum will ich dir, der du mein Vermögen und meine Ehre erben ſollſt, drey Lehren geben. Wirſt du dieſe halten, ſo wird es dir in allen Dingen glücklich und wohl ergehen. Zum erſten ſollſt du dich in keines Herren Dienſte begeben, der deines Lebens und Vermögens mächtig iſt. Zweytens, wenn du eine Frau nimmſt, ſollſt du ihr nichts heimliches vertrauen; du habeſt denn vorher erfahren, daß ſie ſchweigen könne. Denn wiewohl bey den Frauen das Schweigen ſeltſam iſt, ſo findet man dennoch auch Frauen, die ſchweigen können. Zum dritten ſollſt du keinen Dieb vom Galgen erlöſen, oder einen andern Uebelthäter vom Tode losbitten.

---

[*] Wer dieſer Ritter und ſein Buch ſey, ſiehe im Vorberichte.

[**] Welcher Cato dieſes geweſen, der Cenſor, oder der von Utica, das wird man vergebens fragen. Die ganze Erzählung ſcheint ein Apologus zu ſeyn.

Der alte **Cato** ſtirbt: den jungen aber fodert man an des Kaiſers Hof, und befiehlt des Kaiſers Söhne ſeiner Zucht. Er hält ſich dabey ſo wohl, daß man ihn höher ſetzet, und im Rathe gebrauchet. Zuletzt wird er gar zu des Kaiſers Statthalter geſetzet. Hier begab es ſich, daß er in Abweſenheit des Kaiſers, ſeine Gewalt brauchen ſollte: darum machte er Anſtalt mit einem Gepränge durch die Stadt zu ziehen, und ſich ſehen zu laſſen. Im Reiten kömmt er durch eine enge Gaſſe, wo man ihm einen Dieb, der zum Galgen geführet ward, entgegen brachte. **Cato** konnte nicht ausweichen: der Dieb bath um Gnade, und erinnerte ihn, nebſt andern, die ihm bitten halfen, ſeiner großen Macht. Dieſe ſollte er gebrauchen, und ihn los machen. Dem **Cato** gefiel dieſe Ehre und Pracht wohl, ließ ſich überreden, und befreyete den Dieb.

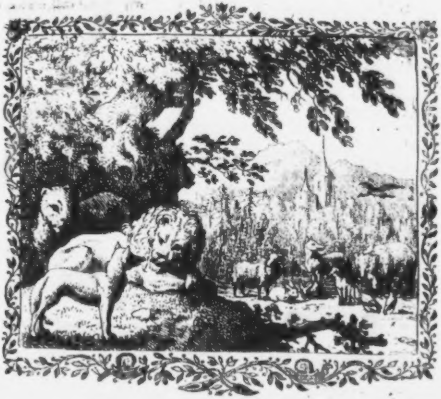
Auf einige Zeit dachte **Cato** bey ſich ſelbſt: Sieh! Meines Vaters letzten Befehl habe ich nun zweymal übertreten. Ich habe mir den Hof gefallen laſſen, und mich in des Kaiſers Dienſt begeben. Zu dem habe ich einen Dieb vom Galgen erlöſet. Ich will alſo die dritte Lehre verſuchen, und ſie nicht, wie dieſe zwo verachten. Er kömmt alſo einesmals eilends, mit jämmerlichen Gebärden und Klagen, nach Hauſe geritten; damit man merken ſollte, ihm ſey was großes widerfahren.

Seine Frau wird dadurch zum Weinen bewegen, und läßt nicht nach, aufs fleißigſte zu forſchen, was die Sache ſey, warum er ſich ſo übel gebärdete? Als er ihr nichts melden wollte, bedienet ſie ſich folgender Worte: Sie ſähe wohl, daß er ſie nicht lieb hätte; denn er hätte ſie ja ſchon ſo kennen gelernet, daß ſie lieber ſelbſt ſein Leiden tragen wollte, als daß er ſich damit bekümmern ſollte; und ſchwöret ihm einen Eid zu Gott, daß es aus ihrem Munde nicht kommen ſollte. Dazu habe ſie ja ihr Lebenlang, nichts, daran ihm gelegen geweſen, nachgeſaget. Da ſprach **Cato**, die Frau zu verſuchen: er hätte auf dem Schloſſe mit des Kaiſers Söhnen geſpielet, und da ſey er mit ihnen uneins geworden, ſo daß er den älteſten erſtochen hätte.

Die Frau erſchrickt, ſetzet ſich an einen Ort, und weinet ſehr, ſchicket aber bald nach einer Geſpielinn, die aus dem Frauenzimmer der Kaiſerinn war. Als dieſe kömmt, und **Catons** Frau ſo ſehr weinen ſieht, ſpricht ſie zu ihr: Ach Schweſter! ſage mir, was dich ſo ſehr bekümmert; denn ich ſehe, daß dir etwas ſehr zu Herzen geht. **Catons** Frau gelobete ihr ſolches zu ſagen, dafern ſie ihr wieder angeloben wollte, es nicht weiter zu erzählen. Und da es dieſe Geſpielinn erfähret, kann ſie kaum ſo lange ſchweigen, bis ſie zur Kaiſerinn kömmt.

Alsbald wird **Cato** ergriffen, und mit ihm nach dem Galgen zu geeilet. Niemand will ſich unterſtehen, den **Cato** zu henken: und als ſich alſo der Handel verzieht, ſpringt derjenige hervor, welchen **Cato** vom Galgen erlöſet hatte, und will den **Cato** aufknüpfen. Aber indeſſen wußte **Cato**, daß des Kaiſers Söhne in die Stadt kommen würden: wie denn auch geſchah. Und als man alſo des Kaiſers Söhne lebendig ſah, ward **Cato** auf freyen Fuß geſtellet.

⁂



Das fünf und zwanzigſte Hauptſtück.

Wie Reineke ſeine angefangene Lügen vom dem Schatze, fortſetzet.

Einsmals lag ich in der Erde, und laurete ſehr begierig, zu erfahren, wo ich den Schatz finden könnte, davon ich was vernommen hatte. Da ſah ich meinen Vater aus einem Steinritze kommen, der ſehr tief war. Ich lag verborgen als ob ich ſchlief; und er wußte nicht, daß ich ſo nahe bey ihm war. Er begann ſich erſt weit umzuſehen: als er nun vernahm, daß er allein war, und ſonſt niemanden gewahr ward; ſcharrete er das Loch wieder mit Sande zu, und machte es dem andern Boden gleich. Er wußte aber nichts davon, daß ich ſolches ſah: doch bemerkete ich, daß er noch ehe er weggieng, mit ſeinem Wedel über den Sand ſtrich, worauf ſeine Füße geſtanden hatten: auch mit dem Maule verwühlte er ſeine Fußtapfen. Das lernete ich damals von meinem alten Vater, der ſolche Liſten alle mit einander verſtund. Darauf lief er weg, ſeinen Vortheil zu ſuchen: ich aber dachte ſogleich nach, ob da wohl der Schatz liegen möchte? Ich gieng gleich zu Werke, öffnete das Thor mit meinen Füßen und kroch hinein. Da fand ich nun ſehr großen Reichthum; viel feines Silbers, und rothes Goldes genug. Es iſt hier gewiß niemand ſo alt, daß er ſo viel davon beyſammen geſehen hätte.

Hier ſchonete ich nun weder Tag noch Nacht; ich trug und ſchleppete, ſonder Karren und Wagen, was ich konnte: und Frau **Ermeline**, mein Weib, half mir getreulich. Wir hatten Arbeit und Mühe genug, ehe wir den ſehr reichen Schatz auf eine andre Stelle brachten, die uns gelegener fiel. Unterdeſſen war mein Vater täglich mit denen beyſammen, die den König verrathen wollten: und das ſtellten ſie ſo an.

Braun und **Iſegrim** ſandten ſofort Briefe in alle Lande, an alle, die reichen Sold gewinnen wollten. **Braun**, der Bär, wollte ſie alle in Dienſte nehmen, und ſie ſollten nur bald kommen, ihren Sold voraus zu empfangen, den er ihnen mit milder Hand geben würde. Mein Vater lief alſo mit dieſer beyder Briefen durch die Länder: was wußte er, daß die Diebe ihm ſeinen Schatz genommen hatten? Ja was wäre es ihm auch nütze geweſen? Alle Welt hätte damals nicht einen Pfenning gefunden.

◆ ◆ ◆

Baumanniſche Anmerkungen.

In dieſem Capitel merke fünf Lehren. 1) Verfolget **Reinecke** hier ſeine angenehme Lüge, von dem Schatze, und belüget ſeinen eigenen Vater, nebſt ſeinen andern Freunden, daß ihm der König deſto mehr Glauben geben ſoll. Hieraus lerne man, daß ſich ein jeder vor dem böſen, und itzo ſo gemeinen Laſter des Nachredens hüten ſoll: welches doch niemandes, ja der beſten Freunde nicht verſchonet. Daraus nun erwächſt viel Böſes: denn eine böſe Zunge, dadurch dieſes Laſter begangen wird, bringt ſo manchen um Leib, Ehre und Vermögen. Darum ſingt auch Freygedank alſo:

Das böſte glitt, das jemands treyt.
Das iſt die zung als S. Jacob ſeyt.
Was wir je übels hond vernommen
Iſt alles von der zungen kommen.
Die Zung treit manchen Mann zu zorn,
Daß leib vnd ſeel drum wirt verlorn.
Die zung trewe ſcheydet
Daß lieb lieben ſcheidt.
So hond deßgleich böſe zungen.
Die frommen leut gar offt vertrungen
Die zung reytzet zu manchem ſtreit
Vnd offt zu lang werendem neide.
Von den zungen all boßheit fert
Daß man gar manchen Meynerdt ſchwert.
Die zung die hat nirgend kein beyn,
Zerreiſſet doch eiſen vnd ſteyn.
Die zung zerſtöret leut vnd land
Vnd machet manchen raub vnd brand.
Die zung die ſtifft manche not
Die vns darnach bringt in den todt.

Die zung auch manchen man leret
  Daß er das recht dick umkeret.
Von neides wegen das erging
  Daß Chriſtus an dem creutz erhieng.
Die boshaftig zung ſcheyden kan
  Manchs liebes Weib vnd lieben man.
Die böſe zung die iſt vergifft
  Das ſagt David in der geſchrifft.
Manche zung müßt vil kürtzer ſein,
  Stünd es in g'walt vnd willen mein.

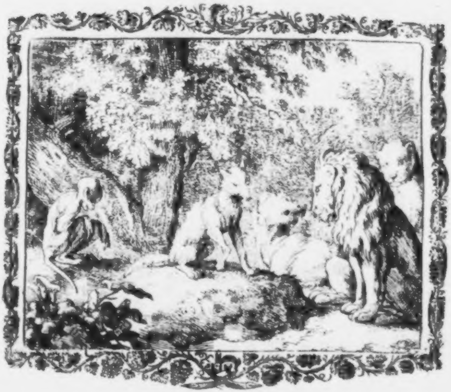
Es iſt nicht ſattſam zu beklagen, daß die gegenwärtigen böſen Menſchen dem Laſter des Afterredens ſo gar zugethan ſind; und daß niemand ſeine Zunge bändigen lernet. Denn in allen Geſellſchaften und Gaſtereyen wird gemeiniglich nichts anders gethan, als daß einer auf den andern lauret, ſeine Worte merket, und dieſelben nachmals verkehret, aufs ärgſte ausleget, und ihn alſo überall liſtig beflecket. In dieſem Falle ſind die Heyden uns Chriſten gleichfalls zum Exempel zu ſetzen. Denn der weiſe Mann **Solon**, der Athenienſer (*) Geſetzgeber, wußte dieſem Laſter zuvor zu kommen, und verordnete: daß überall, wo ein Gaſtmahl ſeyn ſollte, ein alter ehrlicher Bürger vor der Thüre ſtehen müßte, um allen die ins Haus giengen, anzuzeigen, und ſie zu ermahnen: Aus dieſer Thüre ſoll kein Wort kommen, und was man darinnen reden wird, das ſoll verſchwiegen ſeyn. Wie wir zu ſprechen pflegen: Hier unter der Roſe geredet.

In dieſen Tagen fraget niemand nach alten Dingen: ob unſere Alten und Vorfahren gleich ehrliche Leute geweſen, männliche Thaten gethan, und unſträflich gelebet haben: ſondern jedermann forſchet nach neuer Zeitung. Und wenn ihm gleich wenig daran gelegen iſt, will er ſie doch wiſſen: ſollte er ſich gleich mit eitel Lügen entweder ſelbſt aufhalten, oder andre verführen. Vincentius **Obſopöus** ſpricht:

Weiter hüt dich vor den Geſpalten
  Die nichts heimlichs können behalten.
Verkehren böslich jedes Wort
  Verſchweigen nichts an jedem Ort.
Wer Abweſende übel richtet aus
  Dem ſollt nicht trawen in dem Haus
Geſellſchaft ſol freylich ſein frey
  Kein falſche zung je wonen bey.
Wer auf abweſende wirft ſtein
  Der iſt gewiß nicht from noch rein.
Abweſend ſchelten iſt kein kunſt.
  Dadurch erlangt man wenig gunſt.

Zum andern iſt hier die liſtige Art und Natur des Fuchſes zu merken, da er ſeine Fußtapfen mit dem Wedel, und Maule verwühlen und unmerklich machen kann: wie hier **Reineke** ſelbſt von ſeinem Vater erzählet. Alſo können falſche Menſchen ihre liſtigen verfänglichen Händel und Anſchläge, ſo geſchwind und unehrlich ſie auch immer ſeyn mögen, auch bedecken und bemänteln: daß man an ihnen ihre Untreue, ihr falſches betrügliches Vorhaben nicht merken, oder erkennen ſoll.

(*) In den plattdeutſchen Ausgaben von 1539 in 4. und in der von der 1575 in 8. ſteht hier der Lacedämonier Geſetzgeber.



Das ſechs und zwanzigſte Hauptſtück.

Wie Reineke ferner von ſeinem untreuen Vater ſpricht, und was derſelbe für ein Ende genommen: womit er ſeine Lüge beſchleußt.

Als nun mein Vater mit vieler Mühe und Arbeit zwiſchen der Elbe und dem Rheine das ganze Land durchlaufen hatte, um manchen Söldener zu finden, den er mit ſeinem Golde gewann, Braunen zu helfen; ſo kam er gegen den Sommer wieder ins Land, wo er Braunen und ſeine Geſellen gelaſſen hatte. Er erzählete ihnen von der groſſen Angſt und Sorge, die er von den hohen Schlöſſern im Sachſenlande ausgeſtanden: wo die Jäger mit ihren Hunden ihm täglich nachgeſtellet, und ihm viel zuwider gethan hätten. Dieſes ſagte er den Verräthern, zeigete auch Briefe von ſeinen Geſellen, die Braunen ſehr wohl gefielen. Sie laſen ſelbige alle fünfe mit einander; als ſchon zwölfhundert von **Iſegrims** Anverwandten lauter nahmhafte Leute, mit ſcharfen Zähnen und weiten Mäulern, zum Kämpfen fertig ſtunden. Ohne die Kater und Bären, die alle auf **Brauns** Seite waren, ſah man auch alle Vielfraße und Dachſe aus ganz Thüringen und Sachſen kommen; die alle mit dem Bedinge geſchworen hatten, daß man ihnen den Sold auf drey Wochen voraus bezahlen ſollte: ſo wollten ſie bey dem erſten Aufgebothe, **Braunen** mit ganzer Macht zu Hülfe ziehen.

Dieß alles nun, Gott ſey ewig Dank geſaget! habe ich glücklich verhindert. Denn als nun alles, gedachter maßen beſtellet war: gieng mein Vater über Feld, um ſeinen Schatz zu beſehen. Aber da gieng ſeine Bekümmerniß erſt an. All ſein Suchen war vergebens, ja jemehr er ſuchete, je weniger fand er. Sein Schatz war weggetragen, und er that etwas, das ich ſelbſt beklagen muß: denn vor Zorn und Verzweiflung, erhenkte er ſich. Und ſo gerieth **Brauns** ganze Sache, durch meine Liſt ins Stecken. Dem allen ungeachtet, haben zu meinem Unglücke, **Iſegrim** und **Braun**, der Vielfraß, in des Königes Rathe die oberſten Plätze auf der Bank; der arme Mann **Reineke** aber hat keinen Dank dafür: der doch ſeinen eigenen Vater übergeben hat, um Euch das Leben zu retten. Wo ſind hier doch diejenigen, die das auch thun würden; ſich ſelbſt zu ſchaden, um Euch bey Ehren zu erhalten?

◆ ◆ ◆

Baumanniſche Anmerkungen.

In dieſem Capitel ſtrafet der Poet die Reiter, Söldener, und Landsknechte in den Worten; da er ſaget, daß ſie erſt auf den Sommer, wenn es ihnen gefiele, **Braunen** beyſtehen wollten. Denn dieſes iſt eine muthwillige Art, heilloſer Leute, die ohne nach Ehre und Billigkeit zu fragen, dahin laufen, wo ſie was zu verdienen hoffen; ſich muthwillig in Gefahr ihrer Seelen, und ihrer angebohrnen Ehrbarkeit, und guter Landesſitten ſtürzen. Denn ſie gewohnen dabey alle Unzucht, im Schelten, Schwören, Flüchen, und andern ſchandbaren Worten: ja Hurerey, Ehebruch, Saufen und Freſſen, Stehlen, Rauben und Morden, iſt ihr tägliches Brod. Und das thun ſie den armen Leuten, welche ſie, die Landsknechte, niemals beleidiget haben. Sie laufen von ihren kranken Aeltern, verlaſſen ihre frommen Weiber, und unerzogenen lieben Kinder; ihr ſüßes Vaterland, und geſchworne Dienſte, auch ſchuldige Arbeit: um der Sünde, dem Tode, dem Teufel und der Hölle in den Rachen zu laufen. Wenn ſie armen Leuten große Angſt, Klage und Armuth, Schande und Schaden zugefüget haben; und der Teufel ſie nicht bald wegführet, ſondern ſie noch nach Hauſe kommen: ſo verderben ſie mit ihren böſen Sitten, in Worten, Kleidungen, und Werken, alle Stände: zu großem Schaden bürgerlicher Geſellſchaft. Denn viele andre werden durch ſie zum Müſſiggehen, Spielen, Saufen und Huren gereizet: und ſo fügen ſie ihrem Vaterlande durch ihre böſe Sitten, mehr Schadens zu, als vorhin den Feinden durch ihre muthwilligen Kriege. Denn es iſt müſſiges, zuchtloſes Volk, das nicht gewinnen, ſondern verzehren hilft, was ſeine Aeltern erworben haben, und andre fromme Leute noch erwerben. Das Buch, **Memorial der Tugend** ſpricht:

Ir kriegsknecht hielt ir inn der meng
Eure ehr vnd ayd inn rechter ſtreng,
Lieſſt Gottes ſchwür vnd füllerey
Vnd wert gehorſam auch dabey.
Zu kriegen würt ir hochgeacht
Vil land vnd ſtett zwingt ir mit macht
Sonſt thun euch ſcheuchen alle feind
Wer euch nit haben muß vnd kennt.
Vnd was durch euch wirt außgericht
Das hat man täglich viel geſchicht.
Wiewol man etlich frommer findt
Den ſolche Mißbreuch häſſig ſind.
So ſchat ja doch der pöſen that
Solch übel ſtraffet iſt mein rath.

Zum 2) iſt hier zu lernen, daß mancher reicher Mann, der ſeine Hoffnung, Zuverſicht und ſeinen Troſt, auf Reichthum ſetzet, Geld, Gut, und große Schätze, zu ſeinem eigenen Verderben ſammelt. Denn wenn die Güter, darauf ſein Vertrauen und ſeine Hoffnung geſetzet iſt, ihm entwendet werden, oder ſonſt umkommen: ſo folget Angſt, Sorge, Mühe, und Verzweifelung; und endlich bringen ſie ſich ſelbſt um. So gieng es hier **Reinekens** Vater: denn als ſein einziger Troſt, der Schatz, ihm geſtohlen war; und er deswegen ſein Vorhaben nicht vollbringen konnte, fiel er in Unmuth, und henkete ſich ſelbſt. Wann alſo jemanden Reichthum zu fällt; ſo ſoll er ſein Herz, das iſt ſeine Hoffnung und ſein Vertrauen, nicht darauf ſetzen: wie der reiche Mann that, der im Buche, **Memorial der Tugend**, alſo ſpricht:

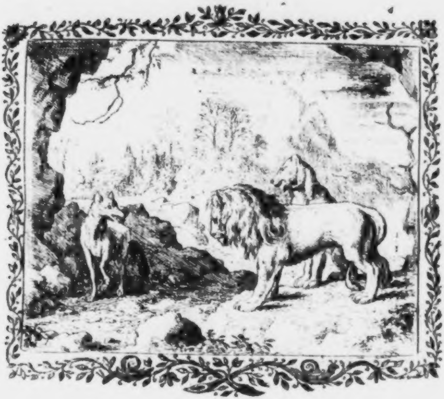
O geld, das mich am höchſten freudt,
Inn dir ſuch ich mein ſäligkayt.
Wann wer dein mag gehaben vil,
Bekompt vmb dich, was er nur will,
Zu dir ſindt all mein ſinn geſtalt,
Ja wie ich dich gewinn vnd b'halt.
Vnd was ich damit ſünden bin,
Nach meinen tod ſchaff ich das hin.
So ich dein fort nit me bedarff
Ich glaub die Höll ſey nit ſo ſcharff
Vnd wer hier heiſcht das petelbrot
Der werd auch dorthin leiden not.

Aber ein reicher Mann ſoll ſein Vertrauen, ſeinen Troſt und ſeine Zuverſicht allein auf Gott ſtellen; die zeitlichen Güter allezeit zur Nothdurft, und nicht zum Ueberfluſſe, zur Ehre Gottes und Hülfe des Nächſten, mit Dankſagung gebrauchen. Denn wer ſich der Geſchöpfe recht, und ohne Schaden gebrauchen will, der ſoll ſich den nothdürftigen Gebrauch vorbehalten, und Gott allein die Ehre geben.

Suchſtu inn gelt dem höchſten Hort
So glaubſtu wenig Chriſti wort.
Damit er auch dir hat betroffen
Die inn ihr ſelbſt Reichtumb hoffen.
Vnd leret auch mit guten ſachen
Bleyblich ſchätz zu Hymel machen.

Die nimmer letzt Dieb, roſt, noch ſchab,
Narr thu dich falſcher Hoffnung ab.
Wann biſt du nit an witzen blind
Hoff Ding die unvergenglich ſind
Vnd ewig dan zeitlich hie nit mer,
Dann wie es dich gehn Hymel ker.

* * *



Das ſieben und zwanzigſte Hauptſtück.

Wie Reineke den König und die Königinn mit ſeiner Lüge verleitete, und ihnen Hoffnung machete, den Schatz zu bekommen.

König und Königinn, alle beyde hofften nunmehr auf einen großen Gewinn. Sie nahmen alſo **Reineken** beſonders an einen Ort, und ſprachen: Sage uns nun, wo du den großen Schatz aufgehoben haſt. **Reineke** antwortete: Was hülfe mich das? Sollte ich mein Vermögen dem Könige anzeigen, der mich henken läßt? ja der den Dieben und Mördern glaubet, die mich mit ihren Lügen fälſchlich beſchweren, und mich verrätheriſch ums Leben bringen wollen?

Nein, **Reineke**, erwiederte die Königinn. Mein Herr wird euch leben laſſen, und euch alles gnädiglich vergeben, auch ſeinen Zorn fahren laſſen; ihr aber ſollt künftig klüger werden, und meinem Herrn allezeit getreu ſeyn. Reineke verſetzte: Meine gnädige Frau, wenn mir der König itzo das vor euch angeloben will, daß er mir ſeine Huld ſchenken, mir alle meine Verbrechen und Schulden, auch allen Unmuth vergeben will: ſo iſt gewiß kein König in der Welt ſo reich, als ich ihn machen will; und ich will ihm weiſen, wo der Schatz liegt.

Frau, ſprach der König: glaubet ihm nicht. Lügen, ſtehlen und rauben, das möget ihr ihm glauben! Er iſt einer der ärgſten Lügener auf dem Erdboden. Die Königinn erwiederte: Nein, mein Herr. Bisher war Reineke freylich von böſem Leben: aber nunmehr könnet ihr ihm wohl Glauben beymeſſen, indem er den Dachs, ſeinen Freund, itzo mit angegeben hat; ja ſeinen eigenen Vater ſelbſt nicht geſchonet hat. Dieſe alleſamt hätte er ja verſchonen, und andere Thiere beſchuldigen können, wenn er bösartig hätte ſeyn wollen. So falſch wird er nicht mehr ſeyn!

Der König ſprach: Meynet ihr das, Frau? und waget ihr das zu eurem Beſten zu rathen, ohne daß großer Schaden daraus komme? So will ich alle Verbrechen des Reineken, wie groß die Sachen auch ſind, auf mich nehmen; und allen ſeinen ſchönen Worten glauben. Aber ich ſchwöre es ihm, bey meiner Krone! geſchähe es, daß er ſich hernach wiederum vergienge: ſo ſollte er und alle die ihm angehören, bis ins zehnte Glied, ſie möchten auch ſeyn, wer ſie wollten, in Schaden und Unglück kommen; ja in viele Rechtshändel gerathen.

So ſah nun Reineke den König ganz umgewandt, und bekam einen beſſern Muth. Herr! ſprach er, ich wäre thöricht, wenn ich itzo dergleichen Worte ſpräche, die ich nicht ſo fort, ja in kurzer Zeit, ſpät oder früh beweiſen möchte. Der König glaubte ihm alſo, und vergab Reineken alles mit einander; erſtlich die Untreue ſeines Vaters, ſodann auch ſeine eigene Schulden. Wer war hier froher, als Reineke? Es konnte auch unmöglich anders ſeyn, denn er war vom Tode geneſen.

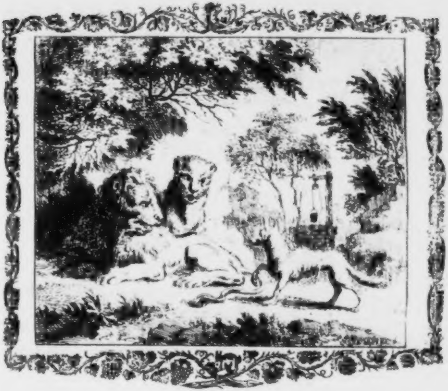
Baumanniſche Anmerkungen.

Aus dieſem Capitel iſt vernehmlich zu merken, daß ein Fürſt, Herr, oder Richter, der Fürbitte oder dem Rathe ſeiner Frau, in ungerechten und böſen Sachen, nicht zuviel glauben oder ſtatt geben ſolle. Denn dadurch wird der ſchuldige losgebethen und geſchützet, der Unſchuldige und Gerechte aber unterdrücket, und um Leben und Vermögen gebracht. So bath hier die Königinn für Reineken, und giebt Rath: nicht um der Barmherzigkeit, oder der Gerechtigkeit wegen, ſondern um des vermeynten

Schatzes, d. i. ihres Eigennutzes willen. Dieſes aber iſt ganz übel und widerrechtlich gethan: nimmt daher auch gemeiniglich ein böſes und unglückliches Ende: wie denn auch hier der Königinn Hoffnung ablief, und das Gute, ſo ſie ſich vermuthete, in ein größeres Uebel verwandelt ward.

In der Bibel lieſt man, daß der König **Ahab**, den übeln Rath, ſeines böſen verrätheriſchen Weibes, **Jeſabels** gehöret: weswegen der fromme und gerechte Mann **Naboth**, unſchuldig ſterben mußte. Gleichergeſtalt ließ Herodes den heiligen Propheten und Täufer Chriſti, **Johannes**, aus falſchem Rathe und boshafter That des Weibes **Herodias**, enthaupten und umbringen. Darum ſoll ein Herr, oder Richter, vorſichtig handeln, und ſich nicht leicht etwas erbitten, oder überreden laſſen, daraus einem andern Unterthan Unglück und Schaden widerfahren möge: wie denn aus Reinekens Befreyung (die doch der König, meiſtens der unziemlichen Begierde des vermeynten Schatzes wegen, nachgab und bewilligte,) die andern in große Gefahr, Noth, und Schaden gebracht wurden. **D. Seb. Brand** ſpricht:

Ahab ließ nit beniegen ſich
Mit ſinem gantzen königrich.
Er wollt auch Naboths garten han,
Des ſtarb on recht der arm frum man
Allein der arm thuſt inn den ſack
Was gelt gilt, das hat guten g'ſchmack.
Armut, die jetzt iſt gantz unwerd
Was etwan lieb und hoch auf erd.
Wer böß frowen, gent böß redt
Als, Ochoſias muter dett.
Herodias ir Dochter hieß
Das man den töuffer köpffen ließ.
Salmon durch frowen wart verkert
Wart, das er die abgötter ert.



Das acht und zwanzigſte Hauptſtück.

Wie Reineke dem Könige und der Königinn danket, und ſeine Lügen fortſetzet, um aus der ganzen Sache zu kommen.

O König! ſprach Reineke, edler Herr! Gott müſſe euch und eure Frau für alle die Gnade belohnen, die ihr mir thut. Ich will derſelben mein Lebenlang gedenken, wo ich anders klug bin, und euch aufs höchſte danken. Denn in allen Landen und Reichen, lebet wohl niemand unter der Sonne, dem ich den Schatz ſo gern gönne, als euch beyden. Denn ihr habet es um mich verdienet. Ich gebe ihn euch alſo, ohne allen Neid; ſo frey, als König Emerich ihn nur beſeſſen hat: und nun will ich euch auch ſagen, wo er verborgen liegt; und euch nichts verhalten.

Gegen Oſten von Flandern liegt eine große Wüſteney, da iſt ein Gebüſch, das heißt mit ſeinem rechten Namen **Hüſterloh**; dabey iſt ein Brunnen, **Krekelpütt** genannt: dieſes merket euch wohl, gnädiger Herr, der ſteht nicht weit davon. Weder Weib noch Mann kömmt, in einem ganzen Jahre dahin; eine ſo große Wildniß iſt alda: nur die Eule und denn der Schaubhut wohnen daſelbſt. Da liegt nun der Schatz verſtecket. **Krekelpütt** wird die Stelle genannt, verſtehet mich recht! denn es iſt euer Vortheil. Ihr, und meine gnädige Frau müſſet dahin; denn niemand iſt ſo getreu, den ihr als einen Bothen ſenden könntet; und euren Schaden will ich nicht. Ja Herr, ihr ſelber müſſet dahin! Wenn ihr nun **Krekelpütt** vorbey ſeyd, werdet ihr da zwo junge Birken finden; dieſe Herr König, müßt ihr merken, die nahe bey der Pfütze ſtehen. Zu den Birken nun, gnädiger Herr, geht; darunter liegt der Schatz begraben; da müßt ihr kratzen und ſcharren, ſo findet ihr Mooß auf einer Seite; hernach liegt manch köſtliches Geſchmeid, von Gold ſehr reich und ſchön. Ihr werdet auch die Krone finden, die Emerich zu ſeiner Zeit getragen, und die **Braun** hätte tragen ſollen; wenn ſein Wille geſchehen wäre. Daran werdet ihr allerley Zierrathe, Edelgeſteine und goldene Arbeit ſehen, die etliche tauſend Mark werth ſind. Wenn ihr nun das alles haben werdet, Herr König, wie oft werdet ihr in eurem Sinne gedenken: O **Reineke**, du treuer Fuchs! der du dieſes hier mit deiner Liſt, in das Mooß gegraben haſt. Gott gebe dir viel Ehre, wo du auch ſeyn magſt!

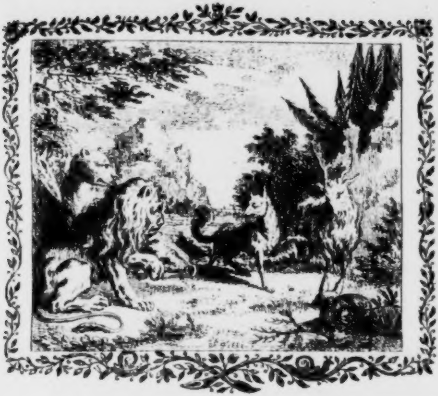
◆ ◆ ◆

Baumanniſche Anmerkungen.

In dieſem Capitel ſetzet **Reineke** ſeine angefangene Lüge von dem Schatze fort; ſtaffiret dieſelbe ganz meiſterlich aus, und weiſet den König auch in die erdichtete Einöde und Wildniß, wo er den Schatz verborgen habe. Sonderlich bedienet er ſich ſeiner liſtigen Schmäucheley, indem er ſaget: **Wenn ihr nun das alles haben werdet, Herr König** ꝛc. Und wiewohl kein Menſch in der Welt iſt, den man nicht mit ſchmäuchelnder Zunge überreden und betrügen könnte; denn das menſchliche Herz kann ſich nicht allemal vor betrüglichen, aufgeputzten, und geblümten Worten, in acht nehmen: ſo ſind doch Fürſten und Herren vornehmlich dem Laſter der Schmäucheley geneigt; und glauben den Schmäuchlern, Lügnern und Fuchsſchwänzern wohl mehr, als frommen, treuen und wahrhaftigen Leuten.

Die Schmäucheley iſt ein ſüßer, tödtlicher, ſireniſcher Geſang, eine betrügliche Pfeife, eine ſpöttiſche, lügenhafte Stimme, die mit ſüßen Worten die Vernunft blendet, und das Rechte ſtöret. Denn ſie lautet ſehr lieblich, dringt ſüßiglich in den Verſtand, und verwüſtet denſelben durch ihren ſchädlichen Mund, durch ihre vergiftete Zunge mörderiſchen Zähne, und tödtlichen Athem, auf eine unwiederbringliche Weiſe. Zudem iſt ein böſer Schmäuchler viel ſchädlicher, als ein bitterer Afterredner. Denn ein ſolcher verderbet den Verſtand, das gute Gemüth, treue Herz, alles Vernehmen und Leben des Menſchen. Aber ein Nachkläffer, ſchadet nur von auſſen dem guten Namen und Gerüchte. Der Schmäuchler verſehret den, der es gern von ihm erduldet; aber der Nachkläffer den, der es ungern hat. Die Schmäucheley, nach dem ſie lieblich iſt, bringet Schaden; aber das Nachreden bringet einen zur Beſſerung; daß man nämlich unſträflich leben muß, will man anders hinterm Rücken nicht beredet werden. D. **Seb. Brand** ſpricht:

Der ein ſtube federn, der ſtricht kryden,
Der liebkoſt, der runt in die oren,
Das er vffkumm in kurtzen iaren
Vnd ſich mit Teller-ſchlecken ner,
Mancher durch liegen würt ein Herr,
Dann er den kutzen ſtrichen kann
Vnd mit dem falben Hengſt vmbgan
Zu bloſen mel iſt er geſchwind
Den mantel hencken gen dem wynd.
. . . . . .
Wer ſchlagen kan har vnder woll
Derſelb zu Hoff gern bliben ſoll
Do iſt er warlich lieb vnd wert
Der erberkeyt man do nit bgert.
. . . . . .
Wann yeder wer, als er ſich ſtellt,
Den man für frum vnd redlich helt
Oder ſtellt ſich als er dann wer,
Vil narren kappen ſtünden leer.



Das neun und zwanzigſte Hauptſtück.

Wie Reineke falſche, doch ſcheinbare Urſachen vorwendet, warum er mit dem Könige nicht nach dem Schatze reiſen könne.

Der König ſprach darauf: Höre mich, **Reinhart**, du mußt dich mit mir auf den Weg machen: denn ich kann die Stelle allein nicht treffen. Von **Aachen** habe ich zwar wohl reden hören; wie von **Lübek**, **Cöln**, und **Paris**. Aber wo **Hüſterlo**, oder **Krekelpüt** iſt, davon habe ich niemals gehöret. Ich fürchte ſehr, es ſey nur ein erdichtetes Wort.

Dieſes höret Reineke nicht gern. Herr, ſprach er, ich weiſe euch ja nicht ſo fern von hier, als ob es nach dem **Jordan** hin wäre; daß ihr mich in ſo argem Wahne haltet. Es iſt ja hier nahe bey, in **Flandern.** Ich will auch bey meinen Worten bleiben; und hier etliche Geſellen fragen, die eben das ſagen werden; daß nämlich **Krekelpüt** bey **Hüſterlo** liegt, und ſo heißt. Hier rief er **Lampen** herbey, welcher erſchrack: **Reineke** aber ſprach zu ihm: **Lampe,** fürchtet euch nicht; der König will euch ſprechen. Ich frage euch, bey eurem Eide, den ihr neulich meinem Herrn geſchworen habet; ſaget, ob ihr nicht wiſſet, wo **Hüſterlo** liegt, und **Krekelpüt** in der Wüſteney?

Lampe ſprach, wenn ihr es von mir hören wollet, ſo iſt **Krekelpüt** nah bey **Hüſterlo**; das iſt ein Gebüſch dieſes Namens. Denn der krumme **Simonet,** münzete daſelbſt ſo manches Jahr ſein falſches Geld, und lag daſelbſt mit ſeinen Kammeraden. Ich habe da manchesmal Froſt und Hunger gelitten; wenn ich vor **Rynen,** dem Hunde laufen mußte, der mir ſchwer fiel. Darauf ſprach **Reinhart** ferner: Nun, **Lampe,** geht wieder unter jene Hofleute (*); denn ihr habet meinem Herrn genug geſaget.

Der König ſprach hierauf. Seyd zufrieden, **Reineke,** denn ich that es nur aus Uebereilung, daß ich euch etwas beſchuldigte: Aber ſeht auch zu, daß ihr mich dahin bringt. **Reineke** ſprach: das thäte ich herzlich gern, wenn meine Umſtände es erlaubeten, mit dem Könige zu wandern, und mit ihm nach **Flandern** zu gehen. Allein, gnädiger Herr, ihr würdet euch verſündigen, wenn ihr mich dazu nöthigtet, wie ich euch gleich ſagen will: ob ich mich deſſen gleich ſchämen ſollte. Denn **Iſegrim** gieng vor einiger Zeit, in des Teufels Namen, in einen Orden, und ward zu einem Mönche beſchoren. Da ließ er ſich nun an den Einkünften nicht gnügen, die ihm ſechs Mönche abtrugen. Er klagete und granſete allezeit, daß es mich endlich erbarmete. Er ward endlich krank und elend: da half ich ihm, als meinem Anverwandten, mit Rath und That, daß er davon kam: und eben darum bin ich in des Pabſtes Banne.

Wenn ihr mirs alſo erlaubet, will ich morgen, mit eurem guten Rathe für meine Seele ſorgen, und früh, bey Sonnenaufgange, nach Rom ziehen, um Ablaß zu holen. Von da will ich über Meer (**) ziehen, und ehe ich wiederum nach Hauſe komme, will ich ſoviel gethan haben, daß ich mit Ehren bey euch ſeyn kann. Reiſete ich nun mit

euch

(*) Im Grundtexte ſteht zu den Knechten. Aber die edlen Knechte, Miniſteriales, oder Schildträger der Ritter des großen Adels in mittlern Zeiten, ſind das, was itzo der niedrige Adel iſt: der in England noch den Namen der Knights, und Eſquires, d. i. Knechte und Schildträger führet.

(**) Die Wallfahrten, die damals den Büßenden aufgeleget wurden, giengen entweder nach dem heiligen Grabe, oder nach St. Jacob zu Compoſtell in Spanien: dahin man denn über die See ziehen mußte, um völlige Vergebung der Sünden zu erhalten. S. Herrn Profeſſor Rothfiſchers Buch vom Ablaß und Jubeljahre, der uns alle Thorheiten und Gräuel dieſer Lehre, in einer hiſtoriſchen Ordnung beſchrieben und entdecket hat.

euch, es ſey wohin es wolle: ſo würde ein jeder ſprechen: Seht! unſer Herr, hat nun ſein vornehmſtes Weſen mit Reineken, dem er doch vor kurzem das Leben nehmen wollte; und der noch dazu im Banne iſt. Seht, gnädiger Herr, ob ich nicht recht habe; wie ihr es denn gar wohl verſteht.

Es iſt wahr, ſprach der König: wann du im Banne biſt, ſo wäre es mir ein Vorwurf, wenn ich dich mit mir ziehen ließe. Ich will alſo Lampen, oder ſonſt jemanden, mit zu der Pfütze nehmen. Aber wahrlich Reincke, es iſt dir höchſt nöthig, dich aus dem Banne, los zu machen. Du haſt meine Gnade, und magſt gehen. Ich will dir deine Wallfahrt nicht wehren. Es ſcheint, du willſt dich ganz bekehren, und vom Böſen zum Guten wenden. Gott laſſe dich die Reiſe glücklich enden!

Baumanniſche Anmerkungen.

Aus dieſem Capitel merke fünf Lehren. 1) Wenn ein untreuer Schmäuchler, Augendiener, oder böſer Schalk bey einem Fürſten oder Herren durch ſeine Mißhandlung beſchweret worden; hernach aber durch ſeine ſchnelle Lügen und falſches Verſprechen los kömmt, und des Fürſten Gemüth wiederum ändert: alsdann werden alle, die über den loſen Angeber geklaget haben, erſchrecken und betrübet. Damit ſie nun von dem falſchen Verläumder unbeſchweret bleiben mögen, ſo ſagen ſie alles, was dem untreuen Fuchsſchwänzer lieb iſt, und beſtätigen wohl gar ſeine erdachten Lügen. Wie auch hier der Haſe, **Reineken** zu Steuer, ein falſches Zeugniß ableget.

2) Will der Poet mit den verdeckten Worten, durch den falſchen Münzer, das große, in allen Nationen itzo ſehr gemeine Gebrechen der böſen Münze; nebſt der hinterliſtigen betrüglichen und tückiſchen Wechſeley anzeigen. In dieſem Handel aber ſind die Kaufleute Meiſter. Sie verwechſeln das Geld in den Landen, wo das böſe Geld gangbar iſt: die gute Münze ſteigern ſie, und bringen böſes Geld in die Länder. Dadurch wird nun der arme Mann bis auf die Knochen geſchunden, und die gute Münze kömmt ganz aus dem Lande. Wie kann es denn immermehr in der Welt gut werden? Daher iſt der Münze wegen itzo ein ſolcher Betrug, daß ein armer Mann, der gute Münze haben will, gar viel an ſeiner Nahrung verlieren, und Aufgeld geben muß. Daher kömmt es auch, das lauter böſe Münze gangbar iſt, die gute aber zurück bleibt, und nicht anders als mit Wucher zum Vorſcheine kömmt.

Etliche wechſeln allenthalben die gute vollgültige Münze auf, laſſen ſie ſchmelzen und verkaufen ſie, oder laſſen böſe geringe Münze davon machen. Mit dieſen Griffen kann man bald Lande und Leute auffreſſen und zu Grunde richten. Solches waren vorzeiten eitel Bubenſtücke, und unehrliche Thaten, deren ſich ehrliche Leute geſchämet hätten, denn es iſt allzugrob und gemein. Wer aber itzo in ſolchen Bubenſtücken am geſchickteſten iſt, den hält die Welt für einen feinen redlichen Mann; dem will ein jeder ſeine Tochter geben; von dem ſpricht jedermann: Ey! das iſt ein wackerer Kerl! der nähret ſich wohl, und kann was vor ſich bringen! Was tauſend Teufel habe denn ich gelernet? Darum ſpricht Seb. **Brand** alſo:

Die alte Münz iſt ganz verdurch
Vnd möcht nicht lenger zyt beſton
Hett man ſy nit eyn zuſatz gethon.

. . . . . .

Die Münz die ſchwechert ſich nit klein
Falſch gelt iſt worden yetz gemein
Vnd falſcher ratt falſch geyſtlichkeit
Münch, prieſter, bregen, blotzbrüder breit

. . . . . .

Für golt man kupfer yetz verkiſt,
Muſdreck man vnder pfeffer meſt.
Man kan das beltzwerk alles verben.
Vnd dut es auf das ſchlechtſt gerben

3) Wird hier des Bannes gedacht, aber es iſt unnöthig, viel davon zu reden, nachdem jedermann bekannt iſt, daß es ein großer Misbrauch, und der Papiſten Geldſtrick und Handwerk geweſen iſt. Denn ſie haben durch die grauſamen Drohungen und erſchrecklichen Blitze der **Citationen, Mandate, Aggravationen, Suſpenſionen**, und **Abſolutionen**, ſich unterſtanden, die armen Seelen der Menſchen zu verdammen, und jenſeit der Höllen zu ſchicken. Zu Rom wird der Bann ſo gemalet. Ein ſehr rachgieriges ſcheußliches Bild ſitzt auf einem großen Stuhle, und ſieht den im Banne liegenden mit gräulichen Augen an; dem auf beyden Seiten zween Teufel eine feurige Krone aufſetzen, Feuer unter den Füßen haben, und mit heftigen Mandaten und Bannbriefen die Leute erſchrecken. So ſpricht **Freydank**: (*)

Wo ſint nun die, der rom vor waſ
In ir palaſten wachſet graſ
Do nemendt die fürſten vil do by
Wie ſtedt ir lob noch tode ſy
Rom was e mitt ir kraft
Aller Herren Herrſchafte.
Nu ſint ſy ſchelcken vnderton
Das hat got durch ir falſch geton.
Je rom iſt manig falſcher Liſt
Der an dem Bobſt vnſchuldig iſt
Sant peter kam an eini ſtat
Do ein lamer almuſen bat
Nu merckent wie ſant peter ſprach
Do er im ſo ſiech ligen ſach
Silber vnd gold iſt frömd mir
Das ich han das geb ich dir
Alſo gab er im ze ſtund
Er ſprach ſtand vff vnd biſt geſund
Lebte noch ein bobſt alſo
Des wer die criſtenheit fro.

Manger hin ze rome vert
Der roubt dar vnd dannen kert
Vnd gibt (ſagt) der bobſt heb im vergeben
Was er geſündt hab all ſin leben.
Vnd wem er ſchaden hab geton
Des hab er im alles ledig gelon
Wer das gibt (ſpricht) der iſt betrogen
Vnd hat den bobſt angelogen.

Alle aplas ligend do nidere
Man engelte vnd geb widere
Der aplas dincket den toren gut
Den ein gauch (Geck) dem andern tut
Die gnod eim eſel ſünde nimpt
Die der Wolff gegen im begint
Er bet vnd ander wirte
Gebuiren (Bauren) vnd Hirte
Die vergebent alle ſünd do
Die gnod iſt niemen anderſwo.
Der Bobſt hat ein ſchönes Leben
Mag er ſünd on ruw (Reue) vergeben
So ſolte man in ſteinen
Ob der kriſten einen
Oder debeiner Muter barn (Kind)
Ließ hin in der Helle varn
Wer das gidt (ſagt) der hat gelogen
Je rom manger wirt betrogen
Dem bobſt nit anders zimpt
Wan das er ſünden buſe nimt.
Er mag wol dem rubere (Räuber)
Senfften ſine ſwere
Sünd nieman mag vergeben
Dann got das ſuln wir ſtreben.
Möcht mich der bobſt erlaſſen wol
Ob ich eim andern gelten ſol
So wolt ich alle bürgen lon
Vnd wolt mich an den bobſt han.

(*) Ich führe dieſe Stelle aus einer alten Handſchrift an, die vom [illegible]ſten Jahre her iſt, und alſo lange vor der Reformation geſchrieben worden. Seb. Brand, der den Freydank drucken laſſen, hat viel darinn geändert.

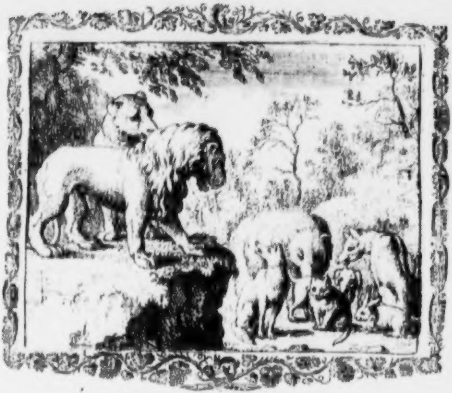
Alles ſchatzes flüſſe gant (gehn)
Ze Rom, da die do beſtant
Vnd doch niemer wirdet vol
Das iſt ein vnſelig Hol (Höle)
So duncket doch alle ſünd dar
Die nimt man do den Lüten gar
Do ſy die behalten
Deſſ muſſ glücke walten
Ze rom iſt alles rechtes krafft
Vnd alles falſchen meiſterſchafft
Römiſch ſent vnd ſein gebot
Das pfaffen vnd leyen ſpot
Gericht han gehorſam
Die brichet man nun ohne ſcham
Got geb es vns ze Heil
Bänne ſint wolfeil
Der ouch falſchheit gert
Der ſündet gut pfenwert
Was ze rom falſches iſt,
Das glaub ich niemer ze langer friſt
Was ich do gutes han geſehen
Dem will ich iemer gutes jehen (ſagen).

Zum 4) In der Chriſtenheit waren zwo groſſe Wallfahrten, die Sünden der Lebendigen und der Todten, wie man fälſchlich glaubete, dadurch zu büßen; als zu **St. Jakob**, und zu **Rom** (*). Zu dieſen ſtellet ſich **Reincke**, als ob er gehen wolle, damit er nur vom Könige wegkomme. Dieweil nun die **St. Jakobsreiſe** zu groß werden wollte, und dem Pabſte dadurch zu viel entgieng: ſetzte er das Juveljahr, das vorhin alle funfzig Jahre gefeyret ward, auf fünf und zwanzig Jahre: und dieweil auch dieſes noch langſam herum kam, ſchickete er noch Ablaß und Bullen aus, damit ihm ja nichts entgienge; und abſolvirte die Leute von den weiten Reiſen, mit dem Bedinge, daß ſie ſo viel in ſeine Kiſte geben ſollten, als ſie auf der Reiſe würden verzehret haben. Und alſo iſt es mit ſolchen Wallfahrten und dem Ablaſſe lauter Büberey und Betrug geweſen. Darum wird auch dadurch niemand frömmer, empfängt auch von Gott in ſeinem Gewiſſen keinen Troſt, wider den Teufel; ſondern iſt ärgerlich und verführeriſch.

Denn Gott regieret ſeine chriſtliche Gemeine, die an ihn glaubet, durch ſeinen heiligen Geiſt, und giebt ihr kein ander Maalzeichen von Vergebung der Sünden, als ſein Wort: daß, wer Gnade bedarf, wenn und wie oft er wolle, der darf ſie nur, laut göttliches Wortes, von Gott, und nicht von den Heiligen in Wallfahrten begehren: ſo wird ſie ihm widerfahren. Dieſe Macht Sünde zu vergeben, hat der Teufel allein an den Pabſt, und an die Wallfahrten nach Rom, und an andere Orte gebunden, und ſich ein eigen Volk, als Mönche, Pfaffen und Nonnen gemachet; denen er dieſe Verführung einbläſt. Dieſelbe treiben ſie nun ſortan, in aller Menſchen Gewiſſen und verführen alſo die ganze Welt.

(*) Der Verfaſſer hat die dritte Wallfahrt nach dem heiligen Grabe vergeſſen; die doch in dem folgenden, vom Reineke ſelbſt erwähnet wird.

Das



Das dreyßigſte Hauptſtück.

Wie der König Reineken, offenbar alle ſeine Miſſethat vergab, und einem jeglichen geboth, daß er und alle die Seinen Reineken Ehre und Hochachtung erweiſen ſollten.

Als dieſes nun geſchehen war, trat der König ſelbſt auf eine hohe Stelle von Steinen, und hieß alle Herren ſchweigen, und ſich nach eines jeden Stande und Geburt ins Gras niederſetzen. Reineke ſtund bey der Königinn: der König aber ſprach mit reiſem Bedachte:

Schweiget und höret alle, ihr Vögel und Thiere, arme und reiche! Höret zu, ihr kleinen und groſſen, meine Freyherren und Hausgenoſſen: Reineke ſteht hier in meiner Gewalt, und man hätte ihn heute henken ſollen. Er hat aber hier bey Hofe mir ſolche Gnüge gethan, daß ich ihm nunmehr glaube, und ihm von ganzem Herzen meine Huld wieder ſchenke. Auch meine Gemahlinn die Königinn, hat ſo viel für ihn gebethen, daß ich ſein Freund geworden bin, und er mit mir ausgeſöhnet iſt. Ich habe ihm alſo ſein Gut und Leben geſchenket, gebe ihm hiermit volle Sicherheit und Schutz; gebiethe auch euch allen, bey Leibesleben, daß ihr **Reineken**, ſeinem Weibe, und ſeinen Kindern alle Ehre erzeiget, wo ſie euch nur begegnen möchten, es ſey bey Tage, oder bey Nachte. Ich will auch von nun an, von **Reinekens** Dingen keine Klage mehr hören. Hat er ja vorhin was übels gethan, ſo wird er ſich künftig beſſern, und zwar alſo: denn morgen früh, will er Stab und Ranzen nehmen, und zum Pabſte nach Rom wallfahrten. Von dannen will er übers Meer ziehen, und nicht eher wieder her kommen, bis er von allen ſeinen ſündlichen Thaten vollen Ablaß erhalten hat.

◆ ◆ ◆

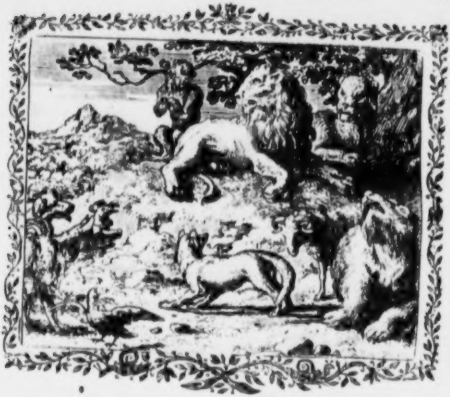
Baumanniſche Anmerkungen.

Aus dieſem Capitel merket zwo Lehren. 1) Iſt hier zu lernen, daß ein jeder, der den ſüßen Worten des Schmäuchlers und Augendieners glaubet, gewiß betrogen wird. So iſt es hier dem Könige gegangen, indem er **Reinekens** Worten geglaubet, und ihn losgegeben hat. Jetzo aber gebeuth der König wiederum allen Unterthanen, **Reineken** und ſein ganzes Geſchlecht zu ehren. Denn es iſt gewöhnlich, daß bey Hofe den falſchen, untreuen und loſen Fuchsſchwänzern am meiſten geglaubet wird, und dieſe deswegen von andern gefürchtet und geehret, auch von dem Herren ſelbſt, den Frommen vorgezogen werden.

2) Von der falſchen römiſchen Reiſe, und dem betrüglichen Ablaſſen iſt im vorigen Capitel genug geſaget, und unnöthig davon etwas mehr, zu entdecken, als was **Ulrich von Hutten** ſpricht:

Daß dem Pabſt nur um geld ſey feil
Gnad, Ablaß vnd das ewig Heil
Wer mehr giebt hat den beſten teil
Drumb kan er nit ſtathalter ſein
Des trewen gots der milch vnd wein Eſ. 55.
On gold vnd Silber giebt zu kauffn Joh. 1. 4.
Heißt vns zum Gnadenbrunnen lauffn.
Begert nichts dann ein dankbar Hertz,
Hat ſelbſt getragen vnſern ſchmertz Eſ. 53.
Sein blut vnd todt bzahlt vnſre ſchuld.
Durch jn allein kompt vaters Huld
Noch wil der Pabſt ſein Geld drum han.
Das weigert jm yetzt jederman
Glaub, Rom hett vns gantz außgeſogn
Den Beutel mit dem geld entzogn
Hett gott nicht ſelbs geſehen drein
Vnd geben ſeines Wortes ſchein.
In welchem doch gantz klerlich ſtaht
Wo die recht thür zum Himmel gaht
Nicht durch die römiſch gulden port
Sondern durch Criſt, der Gnaden Hort.

Das



Das ein und dreyßigſte Hauptſtück.

Wie Reinekens Widerparte erſchracken, da Reineke los kam; ingleichen wie Braun und Jſegrim gefangen und übel gehandelt wurden.

Da ſprach Hinz ganz zornig zu Jſegrimen und Braunen: Nun iſt alle unſre Mühe und Arbeit verlohren! Ich wollte daß ich zu Luntertun (*) wäre! Iſt Reineke wiederum in des Königs Gunſt: ſo wird er alle ſeine Künſte brauchen, uns alle drey ins Unglück zu bringen. Ein Auge hat er mir ſchon geblendet; das andre ſteht nun auch in Gefahr. **Braun** erwiederte. Freylich iſt nun guter

---

(*) Was dieß Wort bedeute, habe ich noch nicht heraus bringen können. Vielleicht ſoll es London town heißen.

Rath theuer! **Iſegrim** ſagte: Es iſt eine recht ſeltſame Sache! Kommet, wir wollen vor den König gehen.

Iſegrim und **Braun** giengen alſo mit betrübten Sinnen und traten vor die Königinn, und ſprachen allerley wider **Reineken**. Allein der König erwiederte: Habet ihrs denn nicht gehöret? Ich habe **Reineken** zu Gnaden angenommen! Hier ward er zornig, und ließ ſie beyde gefangen nehmen, ſie plötzlich binden und feſt ſchließen. Denn er war ihnen noch gram, um deſſen willen, was er von **Reineken** gehöret hatte: und ſo bekam denſelben Tag **Reinekens** Sache, ein ganz andres Anſehen. Er brachte ſeine Widerſacher ins Unglück, und trieb es dahin, daß von **Brauns** Rücken ein Stück Fell, einen Fuß lang und breit abgeſchnitten, und ihm zum Ränzel gegeben ward; ſo daß er nun zur Wallfahrt bereit war.

Darauf bath **Reineke** die Königinn, ihm ein paar Schuhe zu verſchaffen; und ſprach: Gnädige Frau, ich bin euer Pilgrim! Hier iſt nun mein Oberherr **Iſegrim**, der hat vier ſtarke gute Schuhe, von denen ich ein Paar haben muß. Bewirket mir dieſelben bey unſerm Herrn. Frau **Gieremuth** muß auch ein Paar hergeben; denn ſie bleibt doch zu Hauſe in ihrem Gemache. Sogleich ſprach die Königinn: Und wenn es ihrer beyder Leben koſten ſollte, ich meyne **Iſegrimen** und ſein Weib: ſo ſollen ſie jeder ein Paar Schuhe entbehren.

Reineke erwiederte: Ich danke euch recht ſehr! Nun bekomme ich doch vier gute Schuhe; ja alles Guten, das ich künftig thue, ſollet ihr und mein Herr, der König, mit theilhaftig ſeyn. Denn das iſt jedes Pilgrims Recht, daß er für die zu bitten pflegt, die ihm mit etwas behülflich ſind. Das thut ihr nun fleißig, und Gott vergelte es euch!

◆ ◆ ◆

Alkmariſche Anmerkungen.

In dieſen vorſtehenden ſieben Capiteln, ſind viele Lehren enthalten. Der rechte Grund aber iſt im 1) daß die lügneriſchen Betrüger, viel Böſes durchſetzen können, wann ihnen an der Herren Höfen geglaubet wird, und man ſie in ihrem Schwatzen und Ohrenblaſen fortfahren läßt. 2) Lehret hier der Poet, daß es nicht gut ſey, daß ein Herr um Geldes willen die Gerechtigkeit unterläßt: wie hier der König **Reineken**, in Hoffnung Geld und den Schatz von ihm zu bekommen, losgab. 3) Wird hier gelehret, daß kein Herr, in ungerechten Dingen ſeine Frau hören ſoll: wie wohl eine Frau barmherzig ſeyn, und für Gefangene und Arme bitten ſoll: und zwar um Gottes willen, der barmherziger gegen uns iſt, als irgend ein Menſch. Als aber hier die Königinn für **Reineken** bath, geſchah es weder aus Barmherzigkeit, noch um

Gottes willen; ſondern aus Begierde des Schatzes, den ſie verlangte. Wenn nun alſo für einen Böſen gebethen wird: ſo kömmt es oft, daß die Hoffnung fehlſchlägt, und das vermuthete Gute in Bosheit verwandelt wird: wie es mit **Reineken** nachmals gieng, wie folgen wird.

Wie böſe es aber ſey, wann ein König ſeiner Gemahlinn in einer Bitte Gehör giebt, daraus Böſes hervor leuchtet; das ſteht im andern Buche der Könige, im ein und zwanzigſten Capitel. Da lieſt man, daß **Ahab** der König, ſeiner Gemahlinn **Jeſabel** böſem Rathe gehorchete; weswegen der fromme und gerechte Mann **Naboth** ſterben mußte. Desgleichen ſteht im heiligen Evangel. **Marci** im ſechſten Capitel, vom heiligen **Johannes**, welchen **Herodes** um des Weibes willen, die den Rath dazu gab tödten ließ. Ein Fürſt muß weiſe ſeyn: und wenn vielleicht ſeine Fürſtinn etwas von ihm bitten, oder begehren will; ſo muß er wohl zu ſehen, ob es auch zum gemeinen Beſten gereiche. Denn als **Reineke** loskam, da ward es wieder ſehr ſchlimm für die Gemeine, wie nachmals erzählet wird. Die meiſte Urſache, warum **Reineke** loskam, war der Geiz, und die unziemliche Begierde des Königes nach dem Schatze; womit er doch betrogen ward.

Baumanniſche Anmerkungen.

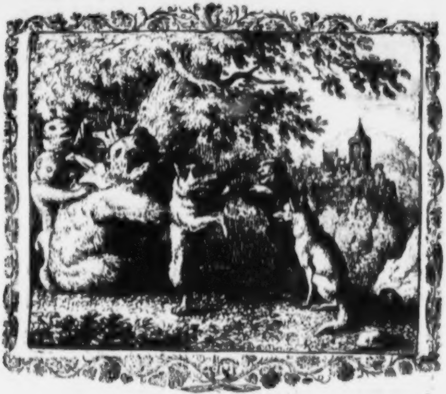
Aus dieſem Capitel iſt vornehmlich zu lernen, daß die Hofdiener einen gefährlichen Stand haben, und gleichſam auf dem Glücksrade ſitzen: denn die itzund Gehör finden, und andre verunglimpfen, werden bald wiederum von eben denſelben, mit gleicher Münze bezahlet, und in die Gefahr, ſo ſie andern zugedacht, geſchoben und geſtürzet: wie hier **Reineke** ſeine aufſätzigen Ankläger, in Gefängniß und große Schmerzen bringt. Darum gebührt es für jeden Fürſten und Herrn; nach Lehre der alten Weiſen, das Unrecht ſeiner Diener wohl zu erwägen, und nach der Größe der Schuld, auch die Strafe zu ſetzen. Wer ſich aufs Meer begiebt, hat an ſeinem Untergange Schuld: weit mehr aber der, der ſich in eines Königes Dienſte begiebt. Denn ein König ſey noch ſo fromm und treu; ſo iſt es doch möglich, daß ein Unſchuldiger, durch untreuer Nachbarn Angeben, in ſolche Stricke falle, daraus ihm niemand helfen kann.

Alſo ward hier **Braun** und **Iſegrim** wieder ins Gefängniß geleget: und dazu mußten ſie noch ihrem beklagten Feinde **Reineken**, auch mit ihrem eigenen Schaden und Schmerzen, zu Vollführung ſeiner erdichteten falſchen Wallfahrt, helfen und fördern. Hieraus iſt zu lernen, daß ein Frommer aber Eigennütziger, bey Hofe öfters andre verklaget, und ſie in Schaden bringen will; aber ſelbſt ins Bad kömmt, welches er einem andern zubereitet hatte. **Frau Untreue** ſpricht:

Aber man wiegts zu Hof gering
Thut einer dem andern unrecht ding
Darmit war erbarkeit verblent
Verreter ſein kuntſchafter genent

. . . .

Vnd kan nit ſein ein recht gericht
Da der Pfenig das vrteil ſpricht



Das zwey und dreyßigſte Hauptſtück.

Wie Iſegrimen ſeine Vorderfüſſe, und ſeinem Weibe ihre Hinterfüſſe abgeſtreiſet wurden; davon Reineke Schuhe bekam; und wie Braunen ein Stück von ſeinem Felle ausgeſchnitten ward, ihm zum Ränzel.

Der falſche Pilgrim Reineke erhielt es alſo, daß Herrn **Iſegrimen**, von beyden Vorderfüſſen, bis zu den Knien ſeine Schuhe genommen; desgleichen, daß ſeiner Frau, **Gieremuth**, die Hinterfüſſe entblößet, und das Fell mit den Klauen abgezogen wurden. Dieſe Schuhe gab man **Reinecken**; und jenen beyden waren die Beine abgeſtreiſet. Niemals hatte man ärmere Känze geſehen, als **Braunen**, **Iſegrimen** und ſein Weib; die faſt ums Leben kamen: indem **Braunen**

eben=

ebenfalls ein Stück von ſeiner Haut verlohr; indem **Reineke** ſie alle drey in Schmerz und Schande brachte.

Dieſer gieng aber zur Wölfinn, und ſprach: Seht doch hier, meine liebe Gute! nun muß ich eure Schuhe tragen. Ihr habt euch oft und vielmals große Mühe gemachet, mich ins Verderben zu ſtürzen: das iſt mir nun alles ſehr leid: aber wie die Sachen itzo ſtehen, dabey habe ich freylich viel gethan; und gönne es euch von ganzem Herzen. Denn ihr ſeyd meine liebſten Blutsfreunde: darum will ich auch eure Schuhe tragen. Verdiene ich viel oder wenig Ablaß, ſo bekommet ihr euren Theil auch davon; denn ich muß auch über See wandern.

Frau **Gieremuth** lag in großen Schmerzen; ſo daß ſie kaum reden konnte. Doch ſprach ſie: Ach, Reineke! Gott will uns ſtrafen, daß es ſo nach eurem Willen geht. **Iſegrim** lag, und ſchwieg ganz ſtill; hatte auch ſo wenig Freude dabey, als ſein Kamerad Braun. Sie waren alle gebunden und verwundet. **Reineke** aber ſpottete ihrer noch: und wäre **Hinz**, der wilde Kater, da geweſen, ſo würde er ihm das Bad auch geheizet haben.

Alkmariſche Anmerkungen.

In dieſem vorſtehenden Capitel iſt nichts ſonderliches; außer daß itzo in der Welt kein Mitleiden und wenig Barmherzigkeit gegen den andern iſt. Denn wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht ſorgen: wie hier von **Reineken** geſchieht, der dieſe drey, bey ihrem großen Schaden, noch verſpottete.

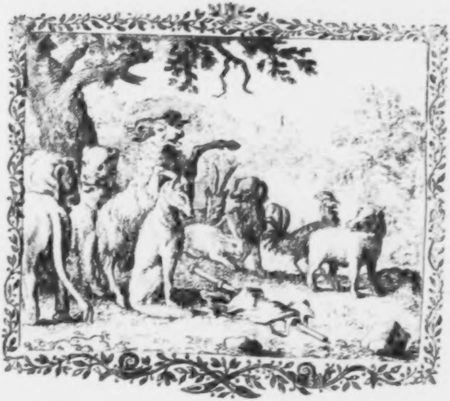
Baumanniſche Anmerkungen.

Aus dieſem Capitel merke zwo Lehren. 1) Iſt hier die Gefährlichkeit des Standes der Hofleute zu erſehen. Und davon ſprechen die alten Weiſen alſo: Es ſind vier Dinge, die ſich niemand anzunehmen erkühnet, als ein Thor; und davon niemand, als ein vernünftiger befreyet werden kann. Das erſte iſt, ein geheimer Rath und Diener des Königes zu ſeyn: das andere, ſeiner Frauen heimliche Sachen zu offenbaren; das dritte, Genießung vergifteter Dinge; das vierte, über Meer fahren. Denn die Weiſen ſagen, der Herren Dienſt gleiche einem hohen Berge, darauf ſchöne Bäume mit guten anmuthigen Früchten ſtehen. Aber bey den Bäumen ſind viele Gruben und Hölen der Bären, Wölfe, und vieler anderer liſtigen und giftigen Thiere. Wer nun der Frucht genießen will, der muß wohl gewaffnet, und mit vielerley Wehre verſehen ſeyn; und dennoch ſtets in Sorgen leben ꝛc.

Weiter iſt hier zu merken: daß in der Welt, die zu allem Böſen geneiget iſt, ſonderlich bey Hofe, wenig Barmherzigkeit, und kein Mitleiden mit andern gefunden werd, ſondern wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht ſorgen: wie auch **Reineke** hier dieſe drey, bey ihrem großen Schaden und Unglücke noch verhöhnete. Denn es iſt bey Hofe gebräuchlich, daß die liſtigen loſen Fuchsſchwänzer, die einfältigen, frommen und unſchuldigen, nur ſchnellen und verdringen: Denn **Frau Untreue** ſpricht ſo davon:

Es iſt aber dazu gekommen
Brecht man gen Hof ein frommen
Wo der nit mer dann fromkeit kan
Vor ein fantaſten ſicht man yn an
Man ſpricht, mein Her der darf nit dein
Ganz höflich und auch gar fein
Thet er wol meh das ſunſt hier
So acht man wie ein eſſel thier
Kumpt aber einer von baſterts art
Der treulich uff bans ſchencken wart
Kan ſich zu dem geſellen recht
Der ſpricht das iſt ein rechter Knecht
Er iſt meim Hern zu halten wol
Kan warlich was er kunden ſol
Lat er den ſchenken ſein genieſſ
Zu fodern yn hat nit verdrieſſ
Bald muſt derſelb groſſ Aempter haben
Wiewol er baſſ kont ruben graben
Dann recht regiren ſolche ampt
Keins Uebermuts er ſich mer ſchampt
Mit gewalt wil er ſein edel
Wiewol er nit von rechtem Edel.

Das



Das drey und dreyßigſte Hauptſtück.

Wie Reinecke ſich beurlaubete, aus dem Hofe gieng, und ſich ſtellete, als ob er auf Pilgrimſchaft gienge; und wie ihm der Rambock den Stab weihete, und den Ränzel umhenkete.

Des nächſten Morgens früh, ſchmierete Reinecke ſeine Schuhe, die Iſegrim und ſein Weib den Tag zuvor verlohren hatten. Er gieng zum Könige und ſagte: Herr, euer Knecht iſt nunmehr fertig, die heiligen Straßen zu ziehen. Befehlet eurem Prieſter, daß er mich einſegne, damit ich unter der Benedeyung meine Pilgrimſchaft vollbringe.

Der Rambock, war hier Hofcaplan, und pflegte ſolche geiſtliche Dinge zu verſtehen. Er war auch Schreiber, und hieß Bellyn (*). Den

---

(*) Ein Geiſtlicher und Schreiber zugleich ſeyn, war in den finſtern Zeiten vor der Reformation [illegible] einerley: weil faſt kein Laie ſchreiben und leſen konnte. Daher heißt noch itzo in Frankreich, ein Schreiber, un Clerc, von Clericus; wie auch unſer Poet hernach den Bock Klerk nennet.

rief der König zu ſich herein, und ſprach: ihr ſollet über **Reineken** ſofort etliche heilige Worte ableſen; denn er muß ein weite Reiſe thun. Henket ihm auch den Ränzel an, und weihet ihm ſeinen Stab. **Bellyn** erwiederte dem Könige: Herr, habet ihr nicht verſtanden, daß **Reineke** in des Pabſtes Banne iſt? Da käme ich nun übel bey dem Biſchofe an, der mein Vorgeſetzter iſt, dafern ihm dieſes zu Ohren käme. Ich thue alſo **Reineken** weder Gutes noch Böſes. Könnte man es aber dahin bringen, daß ich ohne Schaden bleiben möchte, ſo wohl beym Biſchofe, Herrn **Ohnegrund**; als bey dem Probſte, Herrn **Loſefund**; und ſeinem Dechanten **Rapiamus**; ſo wollte ich über euren Pilgrim **Reineken**, ſchon die Benedeyung ſprechen.

Der König ſprach: was brauchet es doch der vielen unnützen Worte, die ich von euch höre? Wollet ihr weder recht noch krum über ihn leſen, ſo frage ich den Teufel darnach. Was achte ich den Biſchof im Thume? Höret ihr nicht? **Reineke** will nach Rom, und ſich bekehren! Wollet ihr nun das ſtören? **Bellin** klauete ſich hinter den Ohren, als er ſah, daß der König zornig ward. Er hub alſo an über **Reineken** aus dem Buche zu leſen; der aber nicht viel darnach fragete. Es half auch ſoviel, als es konnte.

Altmariſche Anmerkungen.

In dieſem Capitel lehret uns der Dichter vier Stücke. 1) Wie in alten Zeiten die Weiſe und Gewohnheit geweſen, wenn jemand eine Wallfahrt thun, oder auf Pilgrimſchaft ziehen wollte: ſo pflegten ſie andächtig von dem Prieſter den Stab mit dem Segen zu empfangen. Das 2) iſt, daß man demjenigen, der im Banne war, dieſes geiſtliche Amt nicht verrichten ſollte; weil ſie ungeſchickt wären, die Gnade der heiligen Kirche zu empfangen. Das 3) ſo hier bewieſen wird, iſt daß die Geiſtlichen, d. i. alle Prieſter, Schreiber, Capläne, die bey den Herren und Fürſten ſind, um der Herren und Fürſten willen etwas thun, ſo ſich nicht geziemet; theils aus Furcht, theils um einer Pfründe willen, theils um dem Fürſten zu Willen zu ſeyn ꝛc. Das 4) das hier der Lehrer meynet, iſt eine Beſtrafung der Prälaten, daß ſie zum Theil ſolche Nehmer, und Raffer ſind; als der Herr im Evangelio ſaget: wo er ſie Diebe und Räuber heißt, die anders als ſich gebührete in den Stall kämen. Dieſe nennet er den Biſchof **Ohnegrund**, und den Probſt Herr **Loſefund**, und den Dechanten **Rapiamus**.

Baumanniſche Anmerkungen.

Zuförderſt iſt hier zu merken, daß es vormals gebräuchlich geweſen, wenn jemand eine Wallfahrt thun wollte, vom Prieſter mit inniger Demuth den Stab mit der Benedeyung zu empfangen. Allein dieſe Benedeyung, dadurch die Leute auf einen

Gottesdienſt verführet worden, iſt im Grunde eine Vermaledeyung geweſen: wiewohl viele ſolches nicht verſtehen wollen, ſondern ſie ängſtlich beachtet haben. Davon ſpricht David im 109 Pſ. **Er wollte den Fluch haben; der wird ihm auch kommen: er wollte des Segens nicht; ſo wird er auch fern von ihm bleiben.**

Zum 2) wird hier angezeiget, daß der Fürſten und Herren Schreiber und Capläne, ihren Herren etwas zu gefallen thun, aus Furcht, oder des eigenen Vortheils und Gewinnſtes wegen; welches doch weder billig noch recht, oder ehrlich iſt. Und weil die Herren ſolches wiſſen und dulden, ſo ſind ſie ihren eigennützigen Dienern gleich: denn wie der Herr iſt, ſo ſind auch ſeine Diener. Darum ſpricht **Joh. Brentius** in ſ. Prediger Salomons ſo: „Rathhäuſer und Kanzleyen ſind die Stäten darinn man Gericht „und Gerechtigkeit finden ſollte: wie **Paulus** ſpricht: die Obrigkeit trägt das Schwert „zur Strafe der Böſen und Wohlfahrt der Guten. Iſt es aber nicht ein Jammer „und Elend, daß man nirgend in der Welt mehr Ungerechtigkeit und gottloſe Leute „findet, als auf den Rathhäuſern und Kanzleyen; wo nichts als fromme Leute, und „das Recht ſelbſt erfunden werden ſollte? Wo findet man mehr Schatzungen und Unterdrückung der Armen, denn an eben dem Orte, darinn Hülfe und Rath der Armen „ſeyn ſollte? Es iſt aber gar kein Wunder: denn der Teufel iſt ein Fürſt dieſer Welt, „und ein Gott dieſer Zeit. Darum geſellet er ſich, weil ſich gleich und gleich gern „zuſammen halten, nicht unbillig zu den Fürſten und Herren und Gewaltigen dieſer „Welt. Sollte er viel Geſellſchaft mit den Armen, Unterdrückten und Verachteten haben: „ſo würde er vielleicht durch ſie nicht viel ausrichten. Damit er nun ein Fürſt der „Welt bleibe, und alles Uebel und Unglück anrichten könne: ſo hält er ſich zu ſeinesgleichen, zu Fürſten und Gewaltigen; bis er durch ſie ſeinen Willen zuwege bringt, „und an den Gerichtsſtäten ein gottloſes Weſen anrichte“. So weit **Brentius**.

Zum 3) ſtrafet hier der Poet die Biſchöfe und den geiſtlichen Stand. Denn der Biſchöfe eigentliches Amt iſt die heilige Schrift leſen und predigen. **Chriſtus** iſt unſer Haupt, Hirt und Biſchof allein: aber die andern Biſchöfe ſind Diener des Wortes, und ſollen im Weinberge des Herrn arbeiten, und uns mit dem Worte Gottes und guten Vorbilde ihres Lebens weiden. Denn nach der Lehre **Pauli** heißt ein Biſchof ein Aufſeher: daher gehöret ſichs, daß er auf das Leben und die Handlungen ſeiner Schafe, fleißig acht gebe und Sorge trage. Denn das Amt der Biſchöfe iſt ein Namen des Dienſtes, und nicht der Würde.

Ferner. Ein Biſchof ſoll nothdürftigen Unterhalt und des Leibes Nahrung haben, und mit dem Vorbilde des Glaubens und Lebens die Gewalt des Wortes Gottes, und den Ruhm ſeiner Würdigkeit an den Tag legen.

Ferner. Ein Biſchof ſoll ganz und gar nicht in weltliche Regimentsſachen vermenget ſeyn; kein Richter, Sachwalter, oder Bürger werden; damit er nicht durch Rechtsſache am Worte Gottes gehindert werde.

Dieſe vorgeſchriebenen Puncte ſind dem Evangelio **Chriſti** gemäß, und in göttlicher Schrift gegründet: und alles was dagegen aufgebracht werden mag, iſt falſch, und kömmt vom Teufel.

Allein die itzigen Biſchöfe leben den vorgemeldten Puncten ganz ungemäß; lehren und leſen die heilige Schrift nicht allein nicht; ſondern bekümmern ſich mit weltlichen Sachen; handeln und reiten ſehr öffentlich. Wiewohl **Paulus** ſaget: Wer Gott dienet, ſoll ſich in weltliche Händel nicht mengen.

Ferner. Sie predigen nicht; haben auch keine Sorge für die ihnen anbefohlnen Schafe, die ihnen zum Leben und zur Seligkeit förderlich ſeyn möchte; ſondern heißen nur gnädige Herren, ſchätzen und beſchweren die Unterthanen wider Gottes Befehl.

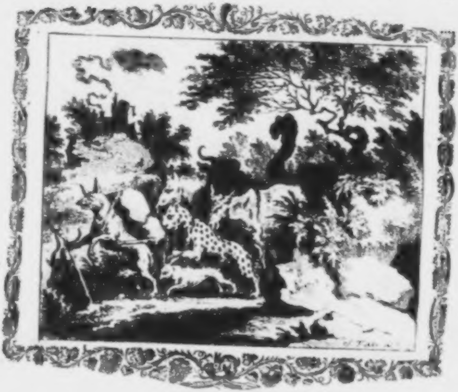
Ferner. Sie handhaben und geſtatten offenbare Hurerey wider Gottes Geſetz; verachten den ehelichen Stand, wider Gottes Ordnung und chriſtliche Freyheit. Sie ſchützen die trunkenen, verhurten, und leichtfertigen Pfaffen; und befehlen ihnen ihre Aemter, zur Schande und großem Nachtheile der ganzen Chriſtenheit, wie ſattſam am Tage liegt.

Ferner. Sie leben nicht, wie es frommen Biſchöfen zuſtehe; ſondern mit leichtfertigen, verdächtigen, und im Argwohne ſtehenden Perſonen; und haben Gemeinſchaft, mit Huren und Hurern; welches ihnen doch in ihrem eigenen Rechte verbothen iſt.

Dieweil denn der itzigen Biſchöfe Stand und Weſen von der erſten alten, frommen Biſchöfe Vorbilde und gutem Leben ganz und gar abgeglitten und verwandelt worden: wie aus angezeigten Puncten offenbar iſt, und allenthalben aus der heiligen Schrift noch klärer gelehret und verſtanden werden mag: darum wird der Biſchof von dem Poeten in dieſem Buche, Herr **Ohnegrund** genennet; als der von dem rechten gründlichen Amte eines Biſchofes verfallen, und einem ungegründeten Weſen anhängig worden iſt.

Der Probſt und Dechant ſind, ihrem Haupte dem Biſchofe gleich, von ihrem rechten ſchriftmäßigen Amte auf ein falſches grundloſes Weſen abgetreten; gebrauchen allerley loſe, und neuerdichtete Fünde, wie ſie nicht nur ihre Unterthanen, ſondern auch ihres gleichen, als Domherren und andre geiſtlichgenannten, die ſie doch beſchützen und vertreten ſollten, vervortheilen, unterdrücken, und beſchätzen mögen; damit ſie nur Geld und gute Tage bekommen, ein ſanftes, faules und wollüſtiges Leben führen mögen. Darum wird hier der Probſt, Herr **Loſefund**, und der Dechant, Herr **Rapiamus**, genennet.

Das



Das vier und dreyßigſte Hauptſtück.

Wie Reineke ſeinen Weg zog, und ſich ſehr betrübet erzeigete und wie alle Thiere ihm folgen mußten, ihn zu begleiten.

Als nun der Segen über Reineken geſprochen war, und er alſo fertig zu ſeyn begann, ward ihm auch Stab und Sack gegeben; und er ſtellete ſich an, als ob er nach Rom zöge. Er ließ verſtellte Thränen fallen, die ihm über den Bart liefen, als ob ihm das Herz wehmüthig wäre. Hatte er aber ja einige Schmerzen von Reue, ſo waren es doch keine andern, als daß er nicht alle, die nur da waren, mit ins Unglück bringen konnte; ſo wie Braunen den Bären und Iſegrimen. Dieß gefiel ihm ihm nun zwar nicht: gleichwohl ſtund er und bath ſie alle, daß ſie ſo getreulich, als ſie wollten, für ihn bethen möchten. So eilte er denn ſehr von da; denn als einer, der ſich ſchuldig wußte, war er noch in großer Angſt und Gefahr.

Der König ſprach: es iſt mir leid, **Reineke**, daß du ſo eileſt. Nein, verſezte dieſer: es iſt hohe Zeit! wer gutes thun will, muß nicht ſäumen. Gebt mir alſo den Urlaub, und laßt mich ziehen. Der König ſprach: Du haſt Urlaub! und geboth ſogleich dem ganzen Hofe, mit **Reinecken**, ein Stück Weges zu gehen; diejenigen ausgenommen, die gefangen lagen; als **Braun** und **Iſegrim**. Denn dieſe waren in großen Nöthen, und wünſcheten ſich den Tod.

So gieng nun **Reineke** aus dem Hofe, mit ſeinem Ränzel und Stabe, und zwar nach des Königes Meynung, den nächſten Weg, nach dem heiligen Grabe: **da hatte er ſoviel Gewerbes, als ein Maybaum zu Achen** (*). Er wollte ſich gleich unkenntlich machen, und hatte ſich zu derſelben Reiſe einen fláchſernen Bart gemachet. Ja nicht nur einen ſolchen Bart, ſondern auch eine wächſerne Naſe, und die am meiſten Klage über ihn geführet hatten, mußten ihm dießmal folgen. Gleichwohl ſprach **Reineke** noch zum Könige: Herr, ſeht wohl zu, daß euch die zween großen Mörder nicht entgehen, die ihr im Gefängniſſe habet. Kämen ſie los, das wäre ſehr ſchlimm: denn ſie würden Eure Majeſtät gewiß ſchänden. Es ſind ein Paar ſchlimme Böſewichter; die wenn ſie es ſicher thun könnten, euch gewiß das Leben nähmen.

Als nun ſolches alles geſchehen war, ließ dieſer Pilgrim ſich ſehr andächtig ſehen. Er gieng in großer Einfalt, als einer, der es nicht beſſer weis. Der König aber, und alle Thiere groß und klein, giengen wieder auf ſein Schloß. **Reineke** hielt ſich indeſſen betrübter, als mancher es glauben konnte: ſo daß es auch etliche ſehr erbarmete. Gegen **Lampen** den Haſen aber, fieng er an ſehr kläglich zu thun. O **Lampe**, rief er; ſollen wir uns nun ſcheiden? Ich bitte euch, gebt mir das Geleit, du und mein Freund **Bellin**, der Bock: ihr beyde habt mir neulich viel Kummer gemachet. Ihr könnet mich wohl ein wenig weiter bringen. Ihr ſeyd von angenehmer Geſellſchaft, unberüchtiget, und gutes Namens, und von allen Thieren unbeſcholten. Ihr ſeyd geiſtlich, und von guten Sitten, und liebet das Recht: wie auch ich that, als ich einmal ein Mönch ward. Denn wenn ihr Laub und Gras habet, ſo ſtillet ihr euren Hunger damit; und fraget weder nach Fleiſch noch Brod; oder ſonſt nach ſonderlicher Speiſe.

So bethörte nun **Reineke** mit ſolchem Lobe, dieſe zween Einfältigen; daß ſie mit ihm fortgiengen, bis ſie vor ſein Haus, zum Schloſſe **Malepartus** kamen.

Allma-

(*) Iſt ein altes Sprüchwort, deſſen Sinn ich noch nicht heraus bringen kann. Vielleicht puzet man die Straßen in Achen mit Mayen, die denn daſelbſt müſſig ſtehen.

Alkmariſche Anmerkungen.

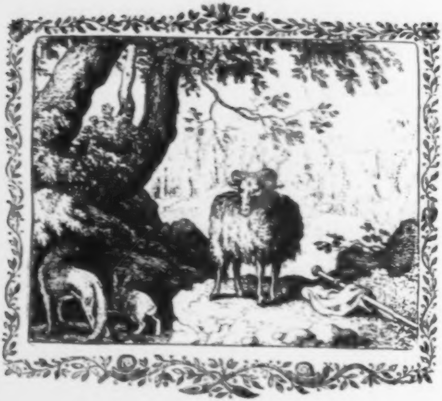
In dieſem Capitel ſind ſonderlich drey Stücke zu merken. 1) Die Bosheit manches falſchen Pilgrims, und manches geiſtlichen, boshaften, verſtellten Schalkes; wie die Phariſäer, von denen der Herr im Evangelio ſaget: ſie ſcheinen von außen heilig, inwendig aber ſind ſie reißende Wölfe: aus ihren Früchten ſoll man ſie erkennen. So ward auch hier bey **Reineken** nichts Gutes, ſondern nur verſtellte Heiligkeit, inwendig aber alles voller Böſes gefunden; wie er ſowohl vorher, als hernach mit ſeinen Werken bewies. Das 2) iſt eine Lehre, daß ein jeder, der einen Weg wandern will, fleißig zuſehe, in was für Geſellſchaft er ſich begebe: wie **David** lehret: **Mit den Heiligen wirſt du heilig, und mit den Böſen wirſt du böſe und verkehret.** So iſt des Poeten Meynung, daß ein jeder ſich fleißig vor böſer Geſellſchaft hüten ſoll. Wann dieß die jungen Leute fleißig zu Herzen nehmen wollten; ſo bliebe mancher an Seele, Leib, Ehre und Vermögen unverletzet. Allein die jungen Leute wiſſen wohl was ſie gelüſtet, und was ihnen ſanft thut; aber ſie wiſſen nicht, was ihnen nütze und gut iſt. Das 3) iſt eine Lehre für uns alle, daß wir uns nicht ſchöne Worte ſollen belieben laſſen, damit wir gelobet werden: denn ein Geck und Thor will gern hören, wie er gelobet wird; aber ein Weiſer höret das nicht gern, ſondern leidet lieber, daß man ihn ſtrafet und lehret. Denn mit ſchmäuchelhaften und ſüßen Worten verrieth **Reineke** der Fuchs dieſe beyde, als ſie hörten, daß ſie gelobet wurden; nämlich den Bock und den Haſen; wie ferner folgen wird.

Baumanniſche Anmerkungen.

1) Iſt hier die Bosheit manches falſchen Pilgrims zu merken, wie die gleißende Heiligkeit vieler untreuen und heilloſen Schälke, der ſogenannten Geiſtlichen, die Fürſten und Herren, Lande und Leute verführen und betrügen. Solche ſind den Phariſäern und Gleißnern gleich, von denen Chriſtus Matth. 7. ſpricht: **Denn auswendig ſcheinen ſie heilig und fromm, inwendig aber ſind ſie reißende Wölfe; und an ihren Früchten ſoll man ſie erkennen.** Von den Dornen nämlich pflücket man keine Feigen, und von den Diſteln keine Trauben. Vor ſolchen nun ſoll man ſich fleißig in acht nehmen. Eben ſo ward auch bey **Reineken** gar keine Treue, und kein Glaube gefunden; ſondern lauter verſtellte Heiligkeit von außen, inwendig aber lauter Falſchheit und Untreue: wie er es hernach in der That beweiſt.

2) Ein jeder, der über Land ziehen will, ſehe ſich wohl vor, zu was für Geſellſchaft er ſich begiebt; und meide nach allem Vermögen, böſe und untreue Reiſegefährten: um alles Unglück, Gefahr und Schaden, die davon entſtehen können, abzuwenden. Jungen unerfahrnen Geſellen und Jungfrauen, die allein auf ihr Vergnügen, nicht aber auf ihren wahren Nutzen ſehen, iſt dieſes eine merkwürdige und nützliche Lehre; wenn ſie anders an Leib und Gut, Ehre und gutem Namen, ja an der Seelen Seligkeit unverletzet bleiben wollen.

3) Jeder verſtändiger Menſch, ſoll ſchönen Worten, dadurch er gelobet wird, keinen Glauben zu ſtellen: denn Falſchheit und Hinterliſt iſt darunter verborgen. Ein thörichter Menſch höret gern, daß man ihn lobet: denn die eitle und falſche Ehre verführet ihn. Aber ein weiſer Mann, achtet ſolches Lobes, das von falſchen und untreuen Lippen kömmt, gar wenig, und will lieber beſtrafet und gelehret ſeyn. Denn mit ſchmäuchelhaften, liſtigen und ſüßen Worten verrieth **Reineke** den Haſen und Bock, als ſie hörten, daß ſie gelobet wurden: wie gleich folgen wird.



Das fünf und dreyßigſte Hauptſtück.

Wie Reineke Lampen mit ſich hinein nahm, ihn ums Leben brachte, und ſeinem Weibe erzählete, wie er wieder los gekommen wäre.

Als nun Reineke vor die Pforte kam, ſprach er zum Bocke: Neffe Bellin, ihr müßt hier draußen ſtehen bleiben; denn ich muß in meine Veſtung gehen, und **Lampe** ſoll mit mir gehen. Bittet nur Lampen, daß er mein Weib tröſte, die vielleicht betrübet iſt; und gewiß noch betrübter werden wird, wenn ſie höret, daß ich auf die Pilgrimſchaft gehen muß. Kurz, Reineke brauchte viel ſüße Worte, dieſe beyden zu betrügen; worauf ſein ganzer Sinn und Vorſatz gerichtet war: und alſo nahm er Lampen mit ſich hinein.

Da lag nun die Füchſinn mit ihren beyden Jungen in großen Sorgen; und glaubete nicht, daß **Reineke** bey dem Könige wieder loskommen würde. Als ſie ihn aber gewahr ward, und zwar mit Ränzel, Schuh und Stab, wie einen Pilgrim; verwunderte ſie ſich ſehr, und ſprach: Saget mir, lieber **Reinhart**, wie iſt es euch auf dieſer Reiſe ergangen? Er erwiederte: Ich war bey Hofe gefangen; aber der König hat mich willig wieder gehen laſſen. Nun muß ich auf die Pilgrimſchaft gehen; denn **Braun** der Bär, und **Iſegrim** ſind Bürgen für mich geworden. Der König, hat uns zu rechter Sühne, dafür ihm Dank ſey! **Lampen** übergeben, nach unſerm Willen mit ihm zu thun. Der König ſelbſt ſprach, **Lampe** habe mich verrathen. Darum ſage ich euch Frau **Ermeline**, **Lampe** iſt großer Pein werth, denn ich bin ihm recht gram.

Als **Lampe** dieſe Worte vernahm, erſchrack er und wollte fliehen; allein es gieng nicht an: weil **Reineke** ihm die Pforte vertreten hatte, und ihn ganz mörderiſch bey der Kehle ergriff. **Lampe** rief überlaut, recht gräßlich: **Bellin! nun helfet mir, in der Noth! Dieſer Pilgrim ſteht mir nach dem Leben!** Allein er ſchrie nicht lange: denn **Reineke** biß ihm das Genick entzwey; und ſo empfieng er ſeinen Gaſt.

Komm, ſprach er nun zu ſeinem Weibe, wir wollen ihn geſchwinde verzehren; zumal da es ein guter fetter Haſe iſt. Was ſollte ich dem Gecken anders thun? Ich habe es ihm lange nachgetragen: und nun wird er niemals mehr über mich klagen. Darauf aßen und pflücketen **Reineke**, ſeine Kinder und ſein Weib, des guten **Lampen** ſeinen Rumpf. Wie oft ſprach da nicht die Füchſinn: Dank habe der König und die Königinn! Gott gebe beyden, die uns mit dieſer guten und fetten Speiſe ſowohl bedacht haben, eine gute Nacht! **Reineke** ſprach: eſſet nur mehr, es iſt genug da: eſſet euch ſatt nach Belieben: ich will es euch alles ſelbſt holen. So müſſen es doch alle, die **Reineken** verklagen, zuletzt ſelbſt mit dem Leben bezahlen.

Frau **Ermeline** ſprach: Noch muß ich fragen: wie ihr denn wieder los gekommen ſeyd? **Reineke** ſprach: dazu würde viel Zeit gehören, wenn ich euch das alles ſagen ſollte; wie ich den König und die Königinn ebenfalls betrogen habe. Die Freundſchaft zwiſchen uns iſt freylich ſehr zart und zerbrechlich; das weis ich wohl: ja ſie wird noch viel ſchwächer werden. Wenn er hinter die Wahrheit kommen wird, ſo wird er mich ſonder Zweifel einen falſchen Böſewicht heißen. Kriegte er mich wieder in ſeine Gewalt, ſo würde er weder Silber noch Gold nehmen. Ich weis es, er wird mir bald folgen; und mir alsdann keine Gnade wiederfahren laſſen. Ja kriegt er mich wieder, ſo läßt er mich gewiß nicht ungehenket!

Wir müſſen alſo nach Schwaben ziehen, wo wir ganz unbekannt ſind, und müſſen da nach des Landes Weiſe leben. O! da giebt es ſüße Speiſen! Hüner, Gänſe, Haſen und Kaninchen; Datteln, Zucker, Feigen und Roſinen. Da giebt es große und kleine Vögel; man bäcket das Brodt mit Eyern und Butter. Da iſt auch ſchönes und klares Waſſer: und o! was für ſchöne Luft iſt da nicht? Da giebt es Fiſche, die heißen Gallinen, und ſchmecken beſſer, als jene Roſinen; auch noch andre Sachen, als Auca, Pullus, Gallus und pauca. Das ſind alles Fiſche nach meinem Maule: Darnach darf ich nicht weit ins Waſſer ſpringen. Solche aß ich in dem Orden, wo ich ein Mönch geworden war. Seht! liebe Frau, ſo wollen wir im Frieden leben; ſo wollen wir dahin, und ihr müſſet mit.

Damit ihrs aber recht verſteht; ſo wiſſet: Der König ließ mich nur darum gehen, weil ich ihm den großen Schatz verſprach, den König Emerich beſeſſen hat. Ich wies ihn nach Krekelpüt: aber er findet daſelbſt weder dieß, noch das; ſo ſehr er auch ſuchen wird. Darum wird er nun ſehr zornig werden, wenn er ſich ſo betrogen findet. Was meynet ihr wohl, was ich für manche ſchöne Lügen geſaget habe, ehe ich entkam? Es war recht mit genauer Noth, daß ich nicht gehenket ward. Niemals bin ich in größerer Angſt und Noth geweſen, als ich damals vor Augen ſah. Es mag mir aber künftig gehen, wie es will; ſo laſſe ich mirs doch nicht mehr rathen, wieder in des Königes Gnade zu kommen. Ich habe nun einmal meinen Daum aus ſeinem Munde gebracht! und das habe ich meinem liſtigen Funde zu danken.

Frau Ermeline ſprach darauf: Sollen wir alſo in ein fremdes Land ziehen, wo wir fremd und elend ſeyn werden? Haben wir doch hier, alles was uns gelüſtet! Ihr ſeyd ja Herr von euren Bauren. Warum wollet ihr dann Ebentheuer ſuchen, und das ungewiſſe fürs gewiſſe nehmen? Wir können ja hier in Sicherheit leben. Unſre Burg iſt feſt und gut: und wollte uns gleich der König Gewalt thun, und dieſe Straße mit Macht belegen: ſo haben wir ja ſo viele Seitenthore; daß wir ohne ſeinen Dank entkommen könnten. Das wiſſet ihr wohl beſſer, als ich es ſagen kann! Wahrlich, ehe uns der König mit Gewalt fangen ſoll; da wird ſehr viel dazu gehören! Nur das betrübet mich ſehr, daß ihr ihm zugeſchworen habet, fern über Meer zu fahren.

Beſſer geſchworen, als verlohren! ſagte mir vormals ein weiſer Mann, dem ich beichtete. Ein gezwungener Eid, ſprach Reineke, tauge nicht viel: und kurz, der Eid, verſichet ihr mich; der hindert mich keinen Katzenſchwanz. Ich bleibe hier, wie ihr geſaget habt. Zu Rom habe ich nicht viel verlohren: und hätte ich zehn Eide geſchworen, ſo komme ich doch nimmermehr nach Jeruſalem. Kurz, es iſt mir gar nicht gelegen! Ich bleibe hier, nach eurem Rathe: denn ich möchte auch hinkommen, wohin ich wollte; ſo könnte ich es doch leicht eben ſo ſchlimm finden, als ich es hier gelaſſen hätte. Will mich aber der König in Verdruß bringen; gut! das muß ich erwarten! Iſt er mir gleich an Macht überlegen; das ſchadet nichts! Wenn ich ihn bethören will, ſo will ich ihm noch wohl gar eine Narrenkappe mit Schällen (*) anhenken. Ich will ihm mehr Böſes thun, als er ſichs einbildet, und er ſoll was ärgers finden, als er geſuchet hat.

Baumanniſche Anmerkungen.

In dieſem Capitel merke vier Lehren. 1) Niemand ſoll ſo einfältig, unerfahren und dumm von Verſtande ſeyn, daß er ſich durch ſchöne Worte und große Verheißungen ſeines Feindes betrügen und verrathen laſſe: wie hier der unverſtändige **Lampe** dem liſtigen Fuchſe glaubete, und dadurch um ſein Leben kam. Darum lehren die alten Weiſen alſo: Wer nicht mit ſeinem Feinde, als mit ſeinem Freunde zu wandern weis, zumal mit einem Feinde, den er zum Freunde nöthig hat: der lebet wie ein Schlafender, der vor einem Elephanten liegt, und ſeines Lebens Gefahr ausſteht. Denn wenn einer ſeinem Feinde nichts glaubet, oder trauet, ſo iſt er am beſten und ſicherſten verwahret.

2) Die boshaften, hinterliſtigen und falſchen Menſchen verrathen, überliefern, und überfallen oft die armen, ſchwachen, unverſtändigen und frommen, mit Vorſatz, ohne Urſache, Fug und Recht: laſſen ſich dabey bedünken, ſie thäten recht und wohl daran, und erdenken falſche Urſachen ihres Vornehmens, womit ſie ihre Verrätherey und Hinterliſt bemänteln und verdecken mögen. So beſchuldigte hier **Reineke Lampen**, er hätte ihn bey dem Könige verklaget; weswegen er ihn tödtete und verſchlang. Alſo kann ein jeder, in eines andern Auge ein Splitterchen ſehen, aber den Balken in ſeinem eigenen Auge nicht wahrnehmen. Das **Memorial der Tugend** ſpricht:

Merck . . . das land ich ſchew
Da man nicht achtet Eer vnd trew
Darinn die pöſen die frummen
Vnd die weiſen durch die dummen,
Groſſ verdruckung müſſen leiden,
Darin im reden weiſſheit meyden,
Ain rath dem pöfel vnderthon,
Vnd tugent hat der posheit lon.

Da ſind zweyerley Leute: ſprechen die alten Weiſen: der eine iſt treu in ſeiner Liebe; des andern Liebe iſt mit Hinterhalt und Gefährde verbunden; denn ſeine Rede iſt ſüß, aber ſein Herz iſt falſch. Ein treuer Geſell ſoll ſeinem Kameraden zu gut ſein Leben wagen: und niemand ſoll ſeinen untreuen Freund verlaſſen; aber vor ſeinen falſchen

---

(*) Im Grundtexte ſteht Ohren mit Schällen; das beziehet ſich auf die alten Narrenkappen, die ein Paar lange Ohren, an deren Spitze Schällen hiengen, am Kopfe hatten. S. Seb. Brands Narrenſchiff, von 1494. oder den Narrenſpiegel, oder die Narrenzunft.

Tücken ſoll er ſich fleißig hüten. Denn wer mit ſeinem Feinde Frieden ſuchet, ihm trauet, und ſich nicht in acht nimmt; der gleichet einem, der ſeiner Luſt folget, und Knochen für Fleiſch iſt: die doch ſein Magen nicht vertragen kann; dadurch er denn in Gefahr und Noth geräth.

3) Wer nach Gelegenheit ſeiner Bedürfniß, wohl ſitzt, oder wohnet, ſoll nicht leichtfertiger weiſe, ohne große Urſache aufbrechen, und ſich in eine andere Stadt; oder Land begeben. Denn man weis wohl, wo man iſt, und was man hat; aber man weis nicht eigentlich, wohin man kömmt, oder was man erlangen wird. Daher ſoll man ſeine Wohnung, und gewohnte Stadt nicht leicht verändern; wie auch hier die Füchſinn dem Fuchſe räth. Denn die Weiſen ſprechen: daß diejenigen, ſo übers Meer fahren, und viele Länder durchziehen, zwar die Luft, aber nicht ihren angebohrnen Sinn verändern: Veränderung des Ortes, machet niemandes Gemüth anders.

Viel Städte und Länder durchwandern, machet niemanden verſtändiger (*): ſonſt würden die Vögel die allerverſtändigſten Thiere ſeyn. Wenn man aber auf der Leute Weſen, Leben und Gewohnheit Achtung giebt, und daraus bemerket, welches Landes Gebrauch und Redlichkeit die beſte ſey, das machet weiſe, kluge und verſtändige Leute. Daher loben die Griechen ſonderlich den **Ulyſſes**, daß er vielerley Länder und Städte; aber auch ihre Gewohnheiten und Sitten, beſichtiget habe. Denn

Ein ungezogen und unerfahren Kind,
Iſt unter Leuten als ein Rind.

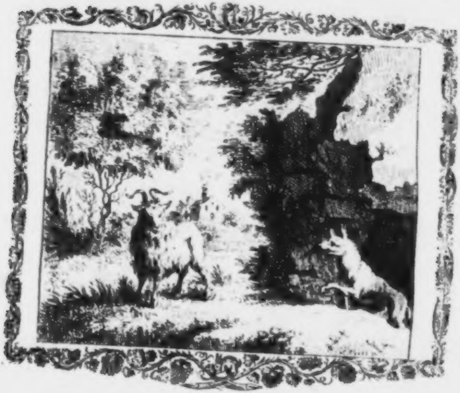
4) Will hier der Poet verdeckter Weiſe anzeigen, daß ein abgedrungener Eid, der aus Furcht geſchworen wird, nicht verbinde. Denn was aus Gewalt und Furcht geſchieht, ſpricht das kaiſerliche Recht, das darf man nicht feſt und ſtets halten. Ob nun gleich **Reineke** ſchuldig befunden, und nur durch ſeine Lügen los ward: ſo will er doch ſeinen Betrug mit dem Scheine des Rechtes bemänteln; als habe er dem Könige aus Zwange den Eid thun müſſen. Aber **Reineke** braucht hier die römiſchen Practiken, die zu Rom gebräuchlich und Sitte ſind; daß nämlich einer **Ja** ſagen darf, der doch im Herzen **Nein** meynet. Deßgleichen darf einer einen Eid thun, den er doch gar nicht zu halten willens iſt: nur, daß er ſich hernach, durch päbſtliche Gewalt, ad Cautelam, **abſolviren**, und über den Eid **diſpenſiren** laſſe. Alſo geloben und ſchweren viel papiſtiſche Biſchöfe, Pfaffen und Mönche, viele Stücke zu halten, halten aber nicht eins. Sie ſprechen: Man müſſe nur ſchweren, und ſich kein Gewiſſen darüber machen, wenn man es nicht hält: denn ſolches ſey allenthalben gewöhnlich. Daher iſt denn, das Eide und Gelübde thun, bey Pfaffen, Mönchen und Nonnen, ſo gemein, als Fliegen und Ungeziefer im Aerntemonde ꝛc.

⁂

Das

(*) Ein alter Reim ſagt:

Zög ein Ochs durch alle Land,
Würd er doch für ein Rind erkannt.



Das ſechs und dreyßigſte Hauptſtück.

Wie Bellin Lampen geruffen, und wie ihm Reineke leichtfertiger Weiſe betrüglich zugeſprochen.

Bellin ſtund draußen und begann zu ſchmählen. Er rief: Lampe! wollet ihr denn gar da bleiben? Kommet ja wieder, und laßt uns gehen! Als **Reineke** ſolches hörete, gieng er heraus, und ſprach alſo: **Bellin**, **Lampe** läßt euch ſagen, ihr ſollet es euch nicht zu wider ſeyn laſſen. Er iſt ſehr vergnüget bey ſeiner Muhme; das ſoll ich euch zu verſtehen geben. Ihr könnet indeſſen ſachte vorangehen. Das iſt gewiß, mein Weib, die ſeine Muhme iſt, läßt ihn noch nicht gehen. **Bellin** ſprach: Was war denn das für ein Geſchrey, als **Lampe** ſo rief, was er immer konnte: **Bellin!** helft mir! **Bellin!** Was thatet ihr ihm für eine Pein an?

Reineke verſetzete: Höret nur, als ich meinem Weibe ſagete, daß ich über See wandern müßte, da befiel ſie ein ſolches Weh, daß ſie in

Ohnmacht ſank. Als unſer Freund **Lampe** das ſah, rief er: Helfet, **Bellin**! Hier iſt Noth, oder meine Muhme bleibt todt. **Bellin** ſprach: dem ſey, wie ihm ſey; er rief doch ſehr betrübt nach mir. Nein ſprach **Reineke**, ich ſage es euch gewiß: **Lampen** iſt kein Haar gekrümmet worden. Ich wollte viel lieber, daß mir was wiederführe, als daß **Lampe** Schaden nähme.

Alkmariſche Anmerkungen.

In dieſen beyden Capiteln lehret der Poet mit langen Worten vier Stücke. Das 1) iſt eine dumme Unerfahrenheit manches Einfältigen, der ſich mit ſchönen Worten verleiten und verrathen läßt: wie hier **Reineke**, dem dummen Haſen that.

Das 2) iſt die Bosheit und Verrätherey der Böſen, womit ſie manchen ins Unglück bringen. Denn etliche ſolche Boshafte meynen, wenn ſie einen Dummen überfallen: ſo thäten ſie recht wohl daran; denken auch wohl gewiſſer maßen, wie **Reineke** hier meynete; **Lampe** hätte es verdienet, daß es ihm ſo gienge. So ſieht mancher in eines andern Auge ein kleines Gebrechen, als einen Splitter; merket aber den ganzen Balken in ſeinem eigenen Auge nicht.

Das 3) iſt eine Lehre für die flatterhaften Menſchen, daß nämlich derjenige, der wohl ſitzet, nicht ausbrechen ſoll, in ein ander Land, eine andre Stadt, oder ein ander Haus zu ziehen. Man weis, was man hat, und wo man iſt: aber man weis nicht, was man bekömmt: wie hier **Reinekens** Weib ihm das beſte rieth; zu bleiben, wo ſie wären.

Das 4) iſt, wie ein boshaftiger Menſch ſeine Bosheit oft mit Lügen, bedecket: und wer es ihm glaubet, fähret darum nur deſto übler; wie nachmals von dem Bock **Bellinen** deſto beſſer erkläret wird.

Baumanniſche Anmerkungen.

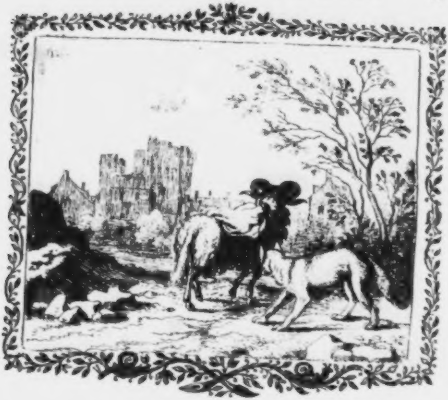
Aus dieſem Capitel iſt ſonderlich zu merken, daß ein untreuer, falſcher und argliſtiger Menſch ſeine Bosheit, Hinterliſt und Verrätherey, dadurch er einen andern zu verrathen und zu betrügen denkt, mit hinterliſtigen und geſchwinden Lügen, ſo beſchönigen und ſchmücken kann, daß der andre, wo er nicht ſehr verſtändig iſt, ſolches ſchwerlich wahrnehmen kann. Wo er auch nicht ſehr vorſichtig iſt, und ſolchen Fuchsſchwänzern bald Glauben giebt, ſo wird er von ihnen betrogen, in Angſt und Noth, ja endlich um ſein Leben gebracht. So betrog hier **Reineke** den Rambock **Bellin** mit falſcher Lügen: indem er ſagete, daß **Lampe** ſich luſtig machte, den er doch ſchon ermordet hatte: womit er Urſache ſuchete, ihn noch ferner zu betrügen, und ins Unglück zu bringen.

Die alten Weiſen ſprechen: Einem Treuloſen, und der ſich mit Bosheit nähret, wie ein Wolf unter den Thieren, ſey nicht zu trauen. Jmgl. man ſolle ſich vor demüthigen gleißneriſchen Worten in acht nehmen: wer das nicht thut, verliert ſich ſelbſt dabey. Ein vernünftiger Mann laſſe ſich mit Worten nicht betrügen: aber ein Unweiſer werde durch ſchmäuchelnde Worte betrogen. Davon ſpricht **Frau Untreue**:

Kein menſch dem andern gönnt zu leben,
Hat einem got ein glück gegeben,
Und ſolchs der ungedultige ſicht
Der kan daſſelb vertragen nicht.
Dieweil jm ſein untrew mit macht
Er feyret weder tag noch nacht.
Wo er von dieſem bring das Glück
Gantz fälſchlich er ſich zu jm ſchmiegt
Mit guten Worten fragt jn aus
Drechſelt ein ſchöne lügen drauß.
Die iſt ſtaffiert und wohl bewogen
Thuts überall den Leuten ſogen.
Bey jedermann giebt er jn an
Als ob er ſey der ärgſte man
Der je auf erden hat gelept.
Damit er dann all Welt bewegt.
Das man demſelben wirt gantz feind
Dies all der Untrew früchte ſeind.

◆

Das



Das ſieben und dreyßigſte Hauptſtück.

Wie Reineke den Bock Bellin betrog, und ins Verderben brachte.

Reineke ſprach: **Bellin** habt ihrs auch gehöret, daß mich der König geſtern bath, ich möchte ihm doch ein Paar Briefe ſchreiben? Wollet ihr ſie ihm nun bringen, lieber Neffe? Sie ſind ſchon geſchrieben, und ganz fertig. Ich habe ſchöne Sachen hinein geſetzet. **Lampe** war indeſſen aus der maßen fröhlich; und ich mußte ihm ein wenig nachſehen. Er war mit ſeiner Muhme im Geſpräche: ſie redeten von etlichen alten Dingen, aßen, trunken, und waren vergnüget; indeſſen ſchrieb ich die Briefe.

Bellin ſprach: lieber **Reinhart!** wenn nur die Briefe wohl verwahret bleiben! Was habe ich wohl, ſie hinein zu ſtecken, daß ſich die Siegel nicht zerbrechen? Reineke ſprach, ich weis ſchon Rath. Der Ränzel, aus **Brauns** Haut, den ich trug, iſt nicht ſchlimm dazu: er iſt dicht und ſtark genug: darum will ich die Briefe hinein legen, die mir bey dem Könige unſerm Herrn guten Vortheil bringen ſollen. Er wird euch gewiß mit Ehren empfangen, und ihr werdet ihm ſehr willkommen ſeyn. Das alles glaubte nun **Bellin**.

Reineke gieng ſchnell hinein, nahm den Ränzel, ſteckte **Lampens** Kopf hinein, den er abgebiſſen hatte. Aber das muſte **Bellin** nicht wiſſen. Er gieng alſo wieder zu ihm heraus, und ſprach: Seht, henket den Ränzel an euren Hals: und ich verbiethe es euch, bey allem was euch lieb iſt; machet ja, daß ich euch nicht vergebens bitte! daß ihr die Schrift des Briefes nicht beſehet. Denn dieſe Briefe habe ich ſehr gut verwahret: darum laſſet ſie zu! Ihr müſſet auch den Sack nicht einmal aufthun; ſo werdet ihr Lohn und Geſchenke davon tragen: wenn nämlich der König findet, daß der Ränzel eben ſo zugebunden iſt, wie ich ihn euch aufzuheben gegeben habe.

Höret mich alſo recht, denn es wird euer eigner Vortheil ſeyn. Wenn ihr vor den König kommet, und ihr wollet, daß er euch lieb haben ſoll: ſo ſaget nur, daß ihr ſelber den Brief ausgedacht, und mir den Rath gegeben habet, daß ich ihn ſo ſchreiben ſollte: ſo bekommet ihr gewiß Lohn und großen Dank dafür. **Bellin** ward fröhlich und ſprang von der Stelle, wo er ſtund, höher denn anderthalb Fuß hoch, und ſprach: Reineke, lieber Herr Oheim, nun ſehe ich, daß ihr mir viel Ehre anthut. Nun werde ich bey allen Herren des Hofes ſehr großes Lob bekommen; wenn ſie ſehen werden, daß ich in ſchönen und deutlichen Worten, ſo was artiges erſinnen kann. Obgleich die Geſchicklichkeit mir nicht beywohnet, daß ich, ſo gut als ihr, was erdenken mag: ſo werden ſie es doch glauben. Ich danke euch alſo ſehr! Wie gut war es, daß ich euch ſo weit begleitet habe!

Was rathet ihr mir nun weiter, lieber Freund Reineke? Soll **Lampe** auch gleich mit mir gehen? Nein ſprach dieſer: denn wenn ihr mich verſtehen wollet: ſo kann **Lampe** noch nicht mit euch gehen. Gehet nur allmählich voraus: ich muß ihm noch etliche Sachen entdecken, die ihm verholen ſind. **Bellin** erwiederte: ſo ſeyd Gott befohlen, ich mache mich auf den Weg. Und ſo eilete er fort, um deſto eher nach Hoſe zu gelangen.

Es war eben Mittag, als er daſelbſt ankam. Der König ſah ihn kommen, bemerkete auch, daß **Bellin** denſelben Ränzel trug, den Reineke mitgenommen hatte. Darum ſprach er: Sage mir **Bellin**, von wo du her-

herkömmſt. Wo iſt denn Reineke geblieben, daß du ſo ſeinen Ränzel trägſt? Bellin ſprach: gnädiger Herr König, Reineke bath mich ſehr freundlich, ich ſollte euch zween Briefe bringen, darinn von ſchlauen Dingen was ſteht: und den Rath, wie dieſelben geſchrieben worden, habe ich gegeben. Darinn werdet ihr einen recht witzigen Kopf finden: die Briefe ſelbſt aber ſind hierinnen.

Der König bedachte ſich nicht lange, ließ den Biber fodern, der ſein Notarius und (*) Schreiber war. Er hieß **Bokert**, und dieſes war ſein Amt, Briefe von ſchweren Sachen zu leſen: denn er war geſchickt in allerley Sprachen. Er ſandte auch nach **Hinzen**, und befahl ihm zu ſehen, was **Bellin** im Sacke brächte.

Baumanniſche Anmerkungen.

Aus dieſem Capitel merke zwo Lehren. 1) Iſt aus demſelben zu lernen, die groſſe Falſchheit des Fuchſes, dadurch er den Bock betrügt, indem er ihm **Lampens** Kopf heimlich in den Ränzel ſtecket, und ihn überredet, ſelbigen anſtatt der Briefe an den König zu bringen. Daraus iſt zu merken, daß die Böſen und Liſtigen, mit betrüglichem Vorhaben, und wohlbedachtem Muthwillen, die Einfältigen und Unverſtändigen oft betrügen, und in Lebensgefahr bringen: wie denn die heutige Welt voll ſolcher Practiken iſt, und ein gemeines Sprüchwort geworden: **Gott helfe dem Stärkeſten;** das iſt, dem Gewaltigſten, Liſtigſten, und Untreueſten. Aber die alten Weiſen rathen ganz anders, und ſprechen: Sey nicht einer von denen, die in allen ihren Reden und Thaten Falſchheit ausüben, und treulos handeln; ſondern ſetze die Bekenntniß der Sünde zu einer Urſache deines Friedens in der zukünftigen Welt, und denke: **Recht geſtorben iſt beſſer, als böſe gelebet.**

2) Iſt hier zu merken, daß **Reineke** den Bock **Bellin**, durch ſein Häucheln und Schmäucheln fälſchlich lobet, wodurch **Bellin** betrogen wird, ſich dünken läßt, es ſey **Reinekens** Ernſt und ſich des falſch erdichteten eiteln Lobes ſo ſehr überhebt, daß er auch ſogar einen Sprung that. Aber von dem falſchen Lobe ſoll ſich niemand verblenden oder verführen laſſen, damit es ihm nicht ergehe, wie dem Hahne, der vom Fuchſe erwürget ward, wie folgende Fabel lehret:

Fabel.

In einer kalten und langen Winternacht, gieng ein hungriger Fuchs nach Speiſe aus. Als er bey einem Bauerhauſe, den Hahn den Tag ankrähen hörete rief er: Hahn, was ſingſt du in dieſer kalten und finſtern Nacht? der Hahn ſprach: ich verkündige den Tag, den ich nach meiner Natur, als bevorſtehend erkenne. Der Fuchs ſprach: So haſt du ja was göttliches in dir, daß du künftige Dinge vorher weiſt! Als nun der Hahn abermals krähete, hub der Fuchs an zu tanzen. Der Hahn fragete ihn um die Urſache ſeines Tanzens: der Fuchs aber erwiederte: wenn du, weiſer Philoſoph, ſingſt, ſo gebühret mirs billig zu tanzen: denn mit den Fröhlichen ſoll man fröhlich, und mit den

---

(*) Hier ſteht im Grundtexte Klerk.

Traurigen traurig ſeyn. Weiter ſprach er: O du Fürſt aller Vögel, du biſt nicht nur damit begabet, wie die Vögel in den Lüften zu fliegen, ſondern auch gleich den Propheten zukünftige Dinge zu verkündigen. Wie hoch hat dich doch die Natur vor allen Thieren begabet! Möchte ich doch deiner Geſellſchaft gewürdiget werden, und wenn du mir glauben willſt, ſo gönne mir nur dießmal das Glück, dein weiſes Haupt zu küſſen: damit ich mich gegen meine Geſellen rühmen kann, daß ich eines Weiſſagers Haupt geküſſet habe.

Der Hahn ließ ſich durch des Fuchſes falſches und erdichtetes Lob betriegen, flog vom Baume herab, und both dem Fuchſe ſein Haupt zu küſſen. Das ergriff der Fuchs mit ſeinem Maule, riß es ihm ab, und ſprach: Ich habe den Weiſen ohne alle Vernunft befunden. Du eitler Hahn, da du das eitle Lob angenommen haſt, ſo haſt du die Weisheit verlohren, und dein Leben in die Schanze geſchlagen. Der Hahn verſetzete: Was rühmeſt du dich in der Bosheit? der Fuchs erwiederte: Es iſt keine Bosheit, ſondern eine wahrhafte Kunſt, die Hoffärtigen zu demüthigen.

Wiewohl es jedem Menſchen lieber iſt, daß man ihn lobet, als daß man ihn ſchilt: indem kein Menſch ſo demüthig iſt, daß er nicht gern gelobet werden wollte: dennoch ſoll niemand einen andern loben, er könne es denn aus einem ſichern Grunde thun, und kenne den, welchen er loben will, von außen und innen. Widrigen falls iſt es eine Leichtſinnigkeit einen zu loben. So machen es leichtfertige Leute: nachdem ihre Geſellſchaft iſt, darnach reden ſie. Lobet man jemand, ſo loben ſie mit. Schilt man denſelben, ſo ſchelten ſie mit. **Freydank** ſaget:

Mancher lobet eines fremden ſchwerdt
Hett ers, es wer jm gantz vnwert
. : : : :
Man lobet nach tod manchen man
Der lob auf erden nie gewan.

3) Manch grober unverſtändiger Menſch, rühmet und vermißt ſich oft einer That, dazu er ganz ungeſchickt iſt; hoffet Gewinn und Nutz, auch Preis und Ehre bey Fürſten und Herren davon zu bekommen: das doch um ihrer Lügen willen, oft einen Umſchlag bekömmt, und ihm nachmals zum Verderben, und allem Unglück gereichet. So ging es hier **Bellinen**; als er ſagete, daß er zu dem Briefe hätte Rath geben helfen.

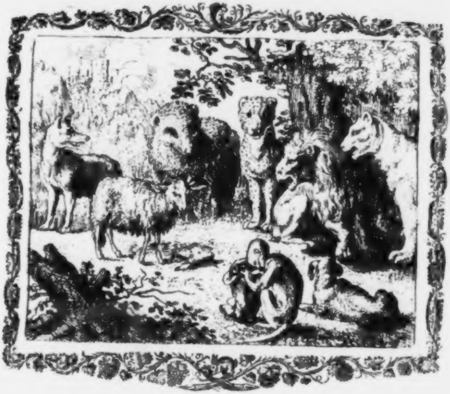
Wenn ſich einer für was ausgiebt, das er nicht iſt; und doch das Anſehen davon haben will, wie hier **Bellin**, der betrüget ſich ſelbſt: wie **Aeſopus** von der Dole ſaget, daß ſie einmal Pfauenfedern und allerley andre Vogelfedern zuſammen geſammelt, und ſich damit bekleidet habe: nachmals habe ſie ihres gleichen verachtet, und ſich zu den Pfauen geſellet. Als nun dieſe ihre Liſt vernommen, hätten ſie die thörichte Dole wieder entblößet. Ein jeder hatte ſeine Federn ihr wieder ausgerupfet, ſie noch dazu geſchlagen; und zuletzt, als eine Närrinn, halb todt da liegen laſſen.

Kurz, wer ſich ſelbſt was dünken, oder von andern etwas überreden läßt, was er doch nicht iſt; der machet ſich ſelbſt zum Narren, und läßt ſich Federn anſetzen, die nicht ſein ſind; und nimmt ein Lob an, das er nicht zu erwerben weis: wie der Fuchs dem Raben that, der den Käs hatte, und ſich weis machen ließ, er wäre weiſe; wenn er nun auch noch ſingen könnte, ſo wäre ſeines gleichen nicht. Als der Rabe nun ſingen wollte, das er doch ſchlecht gelernet hatte, entfiel ihm der Käs; welchen der Fuchs durch das falſche Lob nur geſuchet hatte.

Alle derowegen, die ſich auswendig in andrer Leute Munde ſuchen, und alles glauben, was die Federleſer von ihnen ſagen; die prangen in fremden Federn, wie die Dole. Und deren giebt es ſehr viele in der Welt. Solche Narren giebt es unter Gelehrten und an Fürſtenhöfen ſehr wohlfeil. Da leſen nun die Federleſer, allenthalben Federn zuſammen: daß ſie aus dem Midas eine ſchöne Dole, oder einen gelehrten Narren machen.

Endlich wird in dieſem Capitel der Notarien und Schreiber gedacht: dabey iſt zu merken, daß an einem getreuen Schreiber gar viel gelegen iſt. Vornehmlich ſoll ein ſolcher des Vorſatzes und von ſolcher Standhaftigkeit ſeyn, daß er lieber ſein Leben, als ſeine Treue und Glauben verlieren will. Dazu muß er ein feſtes Gedächtniß, und gute Erfahrung haben, gelehret und geübet, dazu gutes Verſtandes und Namens ſeyn: nicht hochmüthig, nicht gehäſſig, nicht aufgeblaſen und ſtolz, nicht gierig, noch über die Gebühr eigennützig, ehrliches Geſchlechtes, gutes Glaubens und von bekannter Geſchicklichkeit. Das **Memorial der Tugend** ſpricht ſo:

Als Chriſtus ſtrafft die Pharaſey
Der Schreiber ſchelt er mit dabey
Neid, geitz gewalt vnd Vbermut
Verderbet manchen ſchreiber gut
Daß ſy offt ſchätzen leut vnd land
Als manchen armen iſt bekant
Doch wölche halten recht ye ſtend
Die zieren wol ein Regiment
Derſelben man am maiſten ſint
Da wo der Herr nit iſt ein kint.



Das acht und dreyßigſte Hauptſtück.

Wie Bellin vor den König kam, den Ränzel am Halſe hatte, und darinnen Lampens Haupt trug, ohne es ſelbſt zu wiſſen.

Da Bokert der Biber den Sack, mit **Hinzen**, ſeinem Kameraden, aufgethan hatte, zog er **Lampens** Kopf heraus: und ſprach überlaut alſo: Fürwahr, dieß iſt ein ſeltſamer Brief! Wo iſt der Mann, der ihn geſchrieben hat? Wer iſt, der es nicht glauben ſollte? denn gewiß dieß iſt **Lampens** Kopf. Der König und die Königinn erſchracken ſehr darüber. Der erſte ſchlug ſein Haupt nieder, und ſprach: Ach! Reineke hätte ich dich wieder! Beyde aber waren in ſchwere Traurigkeit verſetzet.

Der König ſprach: ich bin betrogen! Was für große Lügen hat Reineke mir vorgelogen! Er ſchrye dieſes ſo ſehr, und ward ganz irre, ſo daß alle Thiere recht verwirrt wurden. Der **Leopard** ſtund bey dem Könige; und war des Königes naher Blutsfreund. Dieſer ſprach: was iſt es denn für eine Sache, die euch ſo ſehr erſchrecket, als wäre der König ſelber todt? Laſſet doch dieſe große Bekümmerniß fahren: faſſet einen Muth, ſonſt iſt es euch ein großer Schimpf. Seyd ihr nicht Herr vom Lande? Alles was hier iſt, das iſt euch ja unterthan.

Iſt dem alſo, ſprach der König, ſo laſſet euch das nicht Wunder nehmen, daß mein Herz ſolche Pein leidet; indem ich ſelbſt mich vergangen habe. Ein boshafter Schalk hat mich mit ſeinem böſen Rathe ſo weit gebracht, daß ich meine Freunde; den ſtolzen **Braun**, und den **Iſegrim** geſtrafet habe. Das reuet mich in meiner Seele: denn es wird ſehr an meine Ehre gehen, daß ich gegen meine Baronen ſo übel gehandelt, und dem ſchelmiſchen Hurenſohne ſo viel getrauet habe. Allein es kam alles von meiner Frauen. Die bath zuvor ſoviel für ihn, daß ich ihre Bitte endlich hören mußte. Das iſt mir nun leid, aber zu ſpät! Aller ihr Rath gereichet mir nun zum Schaden.

Der **Leopard** ſprach: Höret mich, Herr König; grämet euch nicht gar zu ſehr darum. Iſt etwas übel gehandelt, ſo kann man es doch wieder gut machen. Man muß dem Wolfe, und dem kühnen **Braun** und **Iſegrim**, auch **Gieremuthen**, der ſeinen Frauen, den Bock **Bellin** übergeben; denn er bekannte ſelbſt offenbar, daß er zu **Lampens** Tode den Rath gegeben hätte: das ſoll er nun wieder bezahlen. Alsdann wollen wir alle nach **Reineken** laufen; können wir, ſo ſoll er gefangen werden, und ohne viel Worte, muß er hängen. Denn ſeine Worte ſind ſo ſchlau! Kömmt er zum Reden, ſo henket man ihn gewiß nicht. Ich weis gewiß, daß **Braun** und **Iſegrim** mit dieſer Genugthuung zufrieden ſind.

◆ ◆ ◆

Baumanniſche Anmerkungen.

Aus dieſem Capitel merke drey Lehren. 1) Wenn ein Fürſt erzürnet, betrübet, oder geſtöret iſt, ſo ſollen ſeine nächſten Freunde, oder Räthe, ihm mit Rathe und Troſte an die Hand geben. Denn kein Fürſt oder Potentat iſt in der Welt ſo reich, gewaltig oder mächtig, daß ihm alle ſein Vornehmen nach ſeinem Willen und Wohlgefallen, ausſchlage, und nichtes widerliches begegnen ſollte. Darum iſt ein tröſtlicher Rath, ſehr nützlich und nöthig: wie hier der **Leopard** den König tröſtete, und guten Rath gab, wie die unſchuldig Gefangenen, **Braun** und **Iſegrim** verſöhnet werden möchten. Denn welcher Diener ſeinem Herrn getreuen Rath, oder Warnung; dem Arzte ſeine

Krankheit, und ſeinem getreuen Freunde ſeine Heimlichkeit verbirgt, der thut unrecht; und der Schaden kömmt billig über ſein eigen Haupt.

Die alten Weiſen ſprechen: Ein König werde durch ſechs Stücke beleidiget. 1) Durch Veränderung des Glückes, wenn er ſeine beſten und weiſeſten Räthe und Diener verliert, und ſeine guten Sitten verwandelt. 2) Durch Widerwillen ſeiner Unterthanen; als wenn er Urſache giebt, daß ſeine eigene Unterſaßen einander bekriegen. 3) Durch Wolluſt, wenn ein Herr ſoviel Wolluſt mit Frauenzimmer, Eſſen und Jagen treibt, daß er die nothdürftigen Händel ſeines Reiches darüber verſäumet. 4) Durch Leichtfertigkeit des Hauptes; als wenn der Herr ſelbſt in ſeinem Vornehmen leichtfertig iſt. 5) Durch die Zeit, als wenn dem Fürſten nach Verlauf einiger Zeit, Sterben und theure Zeit ins Land kömmt. 6) Durch widerwärtige Werke; wenn der König Dinge thut, die ihm zu thun nicht gebühren, und unterläßt, was er billig thun ſollte.

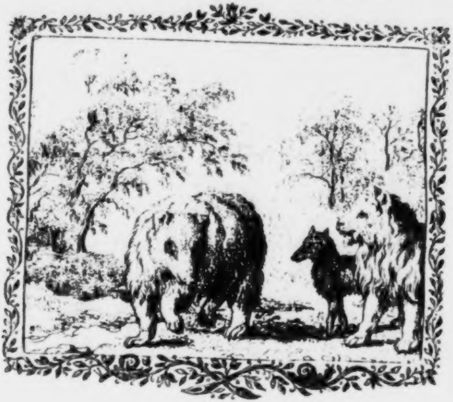
2) **Ein Fürſt oder Herr ſoll nicht bald glauben:** wenn ihm über einen ſeiner Knechte Klage vorgebracht wird: wie hier der Löw, **Reinekens** falſches Anbringen über **Braunen** und **Iſegrimen**, leichtſinnig glaubete, und dadurch in große Sorge geführet ward. Denn die bosbaften Schwätzer, ſprechen die alten Weiſen, die einem der Ehre halben, die der Fürſt ſeinem treuen Diener erweiſt, feind ſind, können einen Herrn bald verführen. Darum ſoll ein König, wenn er Diener zu einem hohen Amte und über andre ſetzet, und die nachmals vor ihm verklaget werden, mit gar großem Fleiße prüfen, daß ihm ſein ſchnelles Urtheil hernach keine Widerwärtigkeit bringe; ja er ſoll bisweilen ſeinen eigenen Augen und Ohren nicht glauben, daß ſie dieſes geſehen oder gehöret haben. Denn ſolches ziehe viel Böſes nach ſich: wie denn manche Sache ſo verborgen liegt, daß ſie weder mit hören, noch mit ſehen, ſondern nur mit vernünftiger Unterſuchung ausgerichtet werden kann. Gleich wie der Wein, der ſchön im Glaſe erſcheint, aber wenn man ihn koſtet, keinen Geſchmack hat. Daher muß denn ein König, das Weſen und Thun, ſeines erwählten Dieners mit ruhigem Gemüthe, betrachten und beurtheilen.

3) **Weiber Rath, nimmt ſelten ein gutes Ende.** Denn Adam der erſte Mann, folgete ſeines Weibes Rathe, und ward darum von Gott geſtrafet; ohne was ſeit der Zeit, den Männern, wegen der Befolgung des Weiberrathes, begegnet iſt. Das Buch **Memorial der Tugend** ſpricht:

An Got Eva gezweifelt hat,
Vnd folget nach des Teufels rath
Deſt gleych verführet ihren man
Sünd, angſt vnd not erbn wir zu lon,
Vnd wer hie ſucht böſt luſt mit gir
Warlich groß pein erlangt er ſchier
Wann nach der ſünd iſt gots gehaiß
Das wir in Arbeit vnd in ſchwaiß
Vnſer brot hie eſſen werden
Bis wir keren in die erden.

⁂

Das



Das neun und dreyßigſte Hauptſtück.

Wie Braun und Iſegrim aus dem Gefängniſſe gelaſſen wurden, und wie ihnen der König den Bock und alle ſein Geſchlecht in ihre Gewalt giebt, ihnen eine Genugthuung zu verſchaffen.

Als der König dieß gehöret hatte, ſprach er zum **Leoparde**: Ich will eurem Rathe folgen, darum bitte ich euch: geht, und holet uns die beyden Herren her. Man ſoll ſie mit großen Ehren wieder zu uns in den Rath ſetzen. Ich bitte auch, daß ihr nicht unterlaſſet, alle Thiere zuſammen zu ruffen, die letzlich bey Hofe waren, und ihnen kund zu thun: wie liſtig **Reineke** entkommen iſt, und wie **Bellin** und **Reineke**, der rothe, **Lampen** zu Tode gebracht haben. Ein jeder ſoll auch **Iſegrimen** dem Wolfe, und **Braunen** gleichfalls, alle Ehre erweiſen. Die Genugthuung, wie ihr geſaget habet, ſoll der Verräther **Bellin**, mit ſeinem ganzen Geſchlechte ſeyn.

Sogleich gieng der **Leopard** zu **Braunen** und **Iſegrimen**, wo ſie gebunden lagen. Sie wurden unverzüglich losgemachet, und er ſprach zu ihnen: ich bringe euch guten Troſt; dazu des Königes ſicheres Geleit. Vernehmt mich recht, ihr beyden Herren: denn hat mein König an euch misgehandelt, ſo iſt es ihm leid, und er giebt zu erkennen: daß ihr damit zufrieden ſeyn ſollet, daß er euch den Bock **Bellin**, mit ſeinem ganzen Geſchlechte und allen Anverwandten, von nun an, bis zum jüngſten Tage übergiebt. Taſtet die an, ohne alles Entgelt, es ſey im Walde oder im Felde. Noch außerdem giebt euch meines Herrn Gnade **Reineken**, der euch verrathen hat: den möget ihr itzo, ohn alle Widerrede, mit aller eurer Macht verfolgen; ſowohl ihn ſelbſt, als ſein Weib und ſeine Angehörigen, wo ihr ſie nur antreffen könnet. Dieſes iſt nun eine ſehr köſtliche Freyheit, die euch der König, zu verkündigen befohlen hat. Dieß will er mit allen ſeinen Nachkommen, zu ewigen Zeiten halten; damit ihr alle Schuld vergeſſen, und ihm eure Huld ſchweren möget. Ihr könnet es auch mit großer Ehre thun; und er wird ſich niemals mehr an euch vergehen. Nehmt es ja an! ich rathe es euch, daß ihr es thut.

Alſo ward nun durch Herrn **Leoparden** die Ausſöhnung gemachet: und zur Genugthuung mußte **Bellin** den Hals hergeben. Alſo wird nun **Bellins** Geſchlecht, noch alle Tage von **Iſegrims** Freundſchaft, verfolget. Daher nahm dieſe Feindſchaft den Anfang, daß ſie ſie noch erbeißen, wo ſie können; und recht daran zu thun meynen, wenn ſie weder Lämmer, noch Schafe, ja **Bellins** ganzes Geſchlecht nicht verſchonen. Dieſe Zwietracht wird auch niemals ausgeſöhnet werden.

Der König aber ließ den Hof auf zwölf Tage verlängern, um **Braunen** und **Iſegrimen** noch mehr Ehre anzuthun. So eifrig war er, ſie wieder zu verſöhnen.

Alkmariſche Anmerkungen.

In dieſen dreyen vorgeſetzten Capiteln lehret der Poet mancherley Stücke: ſonderlich aber ſieben. 1) Wird berühret die große Falſchheit, davon in dieſem Buche ſoviel ſteht, wie die Böſen oft mit rechtem Vorſatze und Vorbedachte, die Einfältigen betrügen: wie hier **Reineke** dem Bocke, mit dem erlogenen Briefe that. 2) Die Erhebung im Lobe, wie **Reineke** den Bock lobete, und dieſer ſich deſſen überhob. 3) Daß mancher Gewinn und Vortheil von einem Dinge hoffet, das ihm doch hernach zuwider iſt, und ihm zum Verderben und allem Unglücke gereichet: wie hier dem **Bellin**. Das 4) iſt, daß mancher grober, ſtumpfer Menſch, ſich bey einem Herrn etwas vermißt, und ſich etwas zuſchreibt, das er doch nicht kann, entweder um Vortheils, oder Lobes willen; und Ehre bey dem Fürſten zu bekommen: welches aber oft mißlinget. Wie es hier mit dem **Bellin** gieng, als er ſagte, daß er den Rath gegeben hatte, die Briefe zu ſchreiben.

Das 5) iſt, wenn man den Boshaften glaubet, ſo wird man betrogen, wie hier **Bellin Reineken** glaubete, da er ihm verboth, den Ränzel oder Sack nicht aufzumachen, um zu ſehen, was er trüge, und ſich alſo betriegen ließ. Das 6) iſt eine Lehre für die, ſo bey den Fürſten am nächſten ſeyn, wie die einen Fürſten tröſten ſollen, wenn er betrübt, oder verirret iſt. Denn kein Fürſt iſt ſo mächtig in der Welt, ihm iſt doch was zuwider. Weder der Pabſt, noch der Kaiſer, oder wer ſie ſeyn mögen, kann ſich rühmen, daß es ihm allezeit nach ſeinem Willen gehe. Und alſo bedürfen ſie tröſtlichen Rath: gleich wie hier der **Leopard**, den König tröſtete, daß er wieder einen guten Muth faſſete.

Das 7) letzte und beſte Stück, womit der Lehrer ſein erſtes Buch beſchließt, iſt dieſes: daß wenn etliche Herrn und Fürſten in der Welt uneinig ſind, und ſie ſich mit einander verſöhnen wollen, und ihre Freundſchaft beygeleget werden ſoll: ſo wird es mit dem gemeinen Volke bezahlet, mit dem Gute der Unterſaßen, mit ihrem Schweiße und Blute: wie hier von dem Bocke und ſeinem Geſchlechte geſaget wird; durch welchen die Verſöhnung zwiſchen dem Könige, **Braunen** und **Iſegrimen**, gemachet ward.

Baumanniſche Anmerkungen.

Aus dieſem Capitel merke vier Lehren. Die alten Weiſen ſprechen: der löblichſte von allen Königen iſt der, ſo einem Adler gleicht, um welchen allezeit viel todte Körper ſind; das iſt, der ſeinen Unterthanen beſchwerlich ſeyn könnte, es aber nicht thut. Der unlöbliche König hergegen iſt derjenige, der einem todten Körper gleicht, um welchen allemal viele Geyer ſind: das iſt, der um ſeiner eigennützigen und begierigen Diener halber, die immer was von ihrem Herrn erbetteln, haben, und entführen, ein unruhiges Leben führet. Denn wiewohl ein König ein recht gütiges Herz, und einen guten gnädigen Willen gegen ſeine treuen Diener trägt; ſo kann er doch zuletzt, durch ſtetes Einraunen falſcher, hinterliſtiger, untreuer Diener, gänzlich umgewandt werden, und ſeine Gütigkeit verkehren. Denn Waſſertropfen fallen ſo lange auf einen harten Stein, bis ſie eine Grube darinnen machen.

Euripides ſaget, die Weiſen dieſer Welt hätten zwo Zungen. Mit der einen redeten ſie die Wahrheit; mit der andern aber ſo, wie es nach Gelegenheit der Zeit ſich fügen und ſchicken will. Dieſe aber können ſchwarz in weiß verkehren, und aus einem Munde zugleich warm und kalt blaſen; viel was anders im Herzen verborgen haben, und was anders in Worten erdichten und vorgeben.

Alſo redet hier auch Herr **Leopard** von **Bellinen** dergeſtalt, wie er vermuthete, daß der König geſinnt ſeyn möchte. Denn ob ſich gleich **Bellin** des falſchen Ruhmes annahm, daß er hätte die Briefe erſinnen helfen: gleichwohl war er an **Lampens** Tode unſchuldig, und nur durch **Reineken** alſo verführet und betrogen worden. Dem ungeachtet, als der **Leopard** merkete, daß der König ſich mit ſeinen Gemeinen vertragen will; und damit derſelbe mit geringem Schaden davon kommen möge;

ſo ſpricht er das Urtheil, dem Könige zu gefallen, über **Bellinen**; daß er dem Bären und Wolfe zur Genugthuung, in ihre Gewalt übergeben werde.

Hieraus iſt weiter zu merken, wie es denn gewöhnlich iſt; daß, wann Fürſten und Herrn in Zwietracht gerathen, und es zum Kriege kömmt; hernach aber wieder Friede gemachet, und die Feindſchaft abgeleget wird: ſo wird ſolches gemeiniglich, mit den Vaſallen ſelbſt, oder mit ihrem Gute; das iſt, mit ihrem ſauren Schweiße und Blute geſchlichtet, und vollzogen. So ward auch hier der Bock **Bellin**, mit ſeinem ganzen Geſchlechte zur Verſöhnung hingegeben. Darum ſprechen die alten Weiſen: Unglücklich iſt, der in der Könige Saale ſeyn ſoll: denn er muß gleich dem, der bey Schlangen und giftigen Thieren in einer Kammer leben muß, in beſtändiger Sorge leben. Und ſelten oder niemals mag es ohne merklichen Schaden ſeines Lebens, oder ſeiner Ehre, ein gutes Ende mit ihm nehmen.

Von dem muthwilligen Vornehmen, das itzo in der Welt ſo gemein, und jedermann offenbar iſt, iſt es nicht nöthig hier etwas zu entdecken. Denn vormals haben Kaiſer und Könige, Fürſten und Herrn, ihre Städte und Unterthanen, mit vielen Freyheiten und Privilegien begabet. Aber itzo trachtet man nach Mitteln und Wegen, wie man den Städten nehmen möge was ſie haben; ja zu machen, daß ſie gar nichts mehr ſeyn möchten, wenn es möglich wäre. Darum ſpricht **Renner**:

Nun iſt der Gewalt ſovil
Das ſy get vor allis zyl
Vor trewe vnd gerechtigkait
Das iſt vil leuten leit
Ein vogil den andirn iſſt
Ein tier daz andir friſzt
Ein Viſch den andirn verſchlinget
Ein menſch den andirn ſchindet
An leibe an erin vnd an gute
Mit vngetrewim boſin mute.

Vom Ende der Gewalt, die in dieſer Welt itzo mannigfaltig gemißbrauchet wird, ſaget D. **Seb. Brand** alſo:

Vnrecht gwalt nimmt böſen nachklap
So gings Jeſabel vnd Achab.
Hat ſchon ein Herr ſonſt keine freud
Muß ers fürchten von ſeim geſind
Da Vntrew iſt ſehr offt vnd vil
So gings dem Künig Iſrael
Amon, den ſein geſind erſchlagen
Als er noch war in jungen tagen.
Von dieſen möcht ich reden viel
Zambri iſt geweſen mit im ſpiel
Alexander alle welt bezwanck
Sein knecht tödt jn mit einen Tranck
Darius entran an alle noth
Beſſus ſein Diener ſtach jn tode.

Ende des erſten Buches.

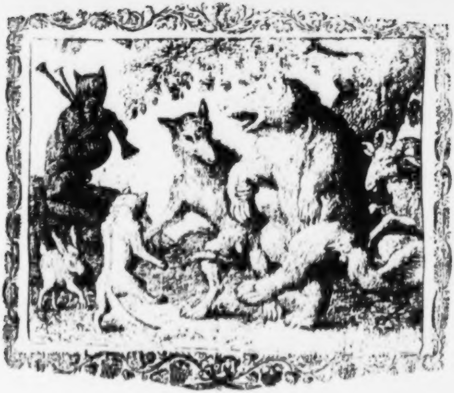
⁂

Reinecke,
der Fuchs.
Zweytes Buch.

Inhalt
des zweyten Buches.

In dieſem zweyten Buche handelt der Poet ſonderlich von den Staaten der Menſchen, und ihren Gebrechen. Zuförderſt erſcheinen bey dem Hofe des Königes nicht nur die Thiere, ſondern auch die Vögel in großer Menge, über **Reineken** zu klagen, und ſprechen folgendergeſtalt untereinander:

Der König hat uns nach Hofe berufen laſſen: und folglich müſſen wir uns daſelbſt einſtellen. Nun helfen **Reineken** alle ſeine Künſte nichts mehr: er iſt ſehr ſtark in des Königes Ungnade. So viel hier unſer an der Zahl iſt, wollen wir alle über ihn klagen, ſo bald wir bey Hofe anlangen. Er hat es gar zu grob um uns und um unſre Kinder verdienet; und uns manches zuwider gethan, wenn er weder unſre Eyer noch Jungen geſchonet. Nunmehr kömmt ihm endlich auch der Zahltag! Ja ja, wir wollen einander treulich beyſtehen, damit er heute für alle ſeine Boßheit und Betrügereyen, womit er uns ſo lange geſchadet hat, geſtrafet werde. Hätten wir uns nur eher mit einander beredet, ſo hätten wir uns an dem ehrloſen Diebe ſchon längſt rächen können. Deſto lieber wird es uns ſeyn, wenn er nun gehänget wird. Er pflegt freylich allezeit ſehr verwägen zu ſeyn, aber laßt uns nur unſre Klage verfolgen: ſo ſoll er für den Schaden, den er uns zu thun pflegt, ſchon ſeinen gehörigen Lohn bekommen. Der König ſelbſt hat ſchon das Urtheil geſprochen, daß **Reineke** nicht länger leben ſoll. Nun werden ihm alſo alle Schandthaten vergolten werden, wie ers ſo oft verdienet hat.



Das erſte Hauptſtück.

Von dem großen Hofe, den der König gehalten, und wie vielerley Vögel dahin gekommen, und wie die Krähe nebſt dem Kaninchen Reineken angeklaget.

Als nun der Hof obgedachter maßen gehalten ward, und alles wohl angerichtet war, erſchien an demſelben mancher Held; nicht nur von Thieren, ſondern auch von groſſen und kleinen Vögeln. Es kam auch Braunen und Iſegrimen zu Ehren, ſo mancher Herr dahin gezogen. Da war lauter Freude und Wonne. Man hielt die beſten Geſellſchaften, die jemals von Thieren geſehen worden; und man tanzete die artigſten Hoftänze, nach Trompeten und Schalmeyen.

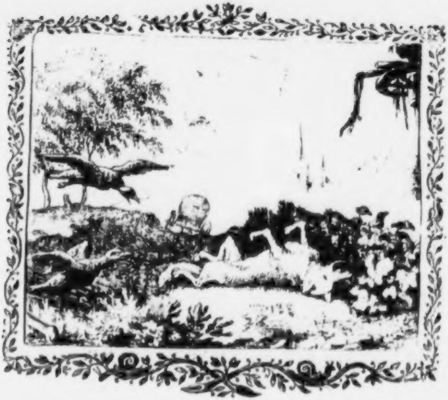
Der König hatte alles im Ueberfluſſe anſchaffen laſſen, und allenthalben Bothen geſandt, jedermann einzuladen. So reiſeten denn bey Tage und bey Nachte manch ſchönes Paar von Thieren und Vögeln dahin: nur Reineke allein, der falſche Pilgrim, und loſe Bub, lag auf der Lauer, und kam dießmal nicht gen Hofe. Er trieb indeſſen ſein altes Spiel, ſo wenige ihm dafür danken mochten.

Bey Hofe hörte man unterdeſſen manchen Geſang. Von Speiſe und Trank floß alles über. Da ſah man Turniern und Fechten. Ein jeder kam mit ſeinen Angehörigen; die theils tanzeten, theils ſungen. Da ſah man Pfeifen und Pauken. Der König ſelbſt ſah von ſeinem Saale herab, und das große Feſt gefiel ihm wohl.

Als nun acht Tage um waren, und der König mit ſeinen Herren bey der Tafel war, kam das Kaninchen vor ihn getreten, recht, wo er bey der Königinn ſeiner Gemahlinn ſaß; und ſprach mit traurigen Gebärden: Mein Herr König, und alle die ihr zugegen ſeyd! erbarmet euch über mich, nnd meine Klage: denn wie mich dünket, ſo iſt dergleichen Verrätherey und boshafter Mord ſo leicht nicht gehöret worden; als welchen Reineke an mir begangen hat.

Geſtern des morgens, ſaß Reineke vor ſeinem Schloſſe Malepartus. Ich dachte im Frieden vorüber zu gehen; zumal da ich ihn als einen Pilgrim ſtehen ſah. Mich dünkte, daß er ſeine horas las, daher ward ich deſto dreiſter: und meine Straße führte mich da vorbey, wenn ich zu dieſer Burg wollte. Als er mich wahrgenommen hatte, begann er mir näher zu kommen. Ich dachte, er wollte mich freundlich grüſſen: allein er griff mir mit ſeinen Pfoten zwiſchen beyde Ohren, ſo daß ich nicht anders dachte; als hätte ich den Kopf ſchon eingebüßet. Seine Klauen waren ſcharf und lang, und er warf mich augenblicklich zu Boden. Gott aber ſey ewig Dank! daß ich noch ſo leicht war, ihm entwiſchete, und dergeſtalt aus ſeinen Pfoten entkam. Da ergrimmte er ſehr, und fluchete, daß er mich nicht behalten konnte.

Ich ſchwieg zwar, und machte kein großes Lärmen: gleichwohl mußte ich ihm ein Ohr da laſſen: und auf meinem Kopfe könnt ihr hier vier große Löcher ſehen, da er mit großem Ungeſtüme ſeine Klauen eingeſchlagen; ſo daß ich beynahe todt geblieben wäre. Darum laſſet euch, gnädiger Herr, meine Noth erbarmen! denn ſo bricht man euer ſicheres Geleit! Wer wird ſich wohl künftig wagen über Feld zu gehen, wenn Reineke ſo die Straßen unſicher machet?



Kaum hatte das Kaninchen alſo geſprochen, als **Merkenau** die Krähe, auftrat, und zum Könige folgendermaßen redete: Würdigſter König, gnädiger Herr, ich bringe euch eine jämmerliche Zeitung. Vor Angſt kann ich nicht viel ſprechen; denn mich dünket, das Herz will mir zerſpringen: ſo jämmerlich iſt das Ding, das mir begegnet iſt. Heute morgen, als ich mit Frau **Scharfenibbe**, meinem Weibe ausgieng, lag **Reineke** der Fuchs, als ein todter Böſewicht, auf der Heide, und hatte beyde Augen verkehret. Die Zunge hieng ihm, wie einem todten Hunde, aus dem Maule. Der Rachen ſtund ihm weit offen. Vor Angſt fieng ich an zu ſchreyen: aber je mehr ich ſchrie, je ſtiller er lag. Wie oft rief ich nicht, o Weh! o Ach! allein er war mauſetodt; daher ich mich denn betrübete: ſo ſehr jammerte mich ſein Tod. Ich beklagete ihn, und mein Weib weinete. Kurz, wir bedauerten ihn mehr, als jemand glaubet. Ich betaſtete ſeinen Bauch, und ſein Haupt. Mein Weib aber trat ihm ans Kinn: denn ſie bemerkete einige Zeichen des Lebens daran. Allein er lag ſo todt, als ein Stein. Wir hätten auch beyde ſicher darauf geſchworen: wie ſie aber dabey gefahren ſey, das werdet ihr bald hören.

Denn da ſie ſo in Sorgen bey ihm ſtund, und ihren Kopf an ſein Maul hielt, bemerkte er, daß ſie ſich nicht davor hütete: ergriff ſie daher an, und biß ihr augenblicklich den Kopf ab. Ich erſchrack hierüber mehr, als ſich jemand einbildet, und ſchrie überlaut, o Weh! o Weh! Da ſchoß er empor, und ſchnappte nach mir. Aber ich entflog ihm mit großer Angſt; ſonſt hätte es mich mein Leben auch gekoſtet. Ich entkam ihm alſo mit genauer Noth, nahm meine Zuflucht auf einen Baum, und ſah von ferne zu, wie dieſer Böſewicht ſtund, und mein gutes Weib fraß. Mich dünket er war ſo hungerig, daß er wohl noch zwo andre gefreſſen hätte: er ließ auch weder Knochen noch ſonſt etwas übrig.

Als ich nun dieſen Jammer mit angeſehen hatte, und er ſeine Straße fort lief; flog ich dahin, ſo betrübt es mir war, um zu ſehen, ob er nichts übrig gelaſſen hätte. Da fand ich nur noch etliche Federn von meinem Weibe Scharfenibbe: die nahm ich mit, um ſie eurer Gnaden zu zeigen. Laſſet euch doch dieſen großen Schaden zu Herzen gehen! Denn gnädiger Herr, wo ihr hier keine Rache ausübet, und dieſe Sache gering achtet, daß euer Geleit ſo gebrochen wird: ſo wird man ſehr übel von euch ſprechen. Man ſaget nämlich: wer Miſſethat nicht ſtrafet, der iſt der That mit ſchuldig: und ein jeder will da ſelber Herr ſeyn. Das wäre aber Eurer Fürſtlichen Ehre viel zu nahe getreten.

Altmariſche Anmerkungen.

In dieſem erſten Capitel erweiſet der Poet nur ein merkliches Stück, welches der meiſte Sinn des Capitels iſt. Wann ein Fürſt oder Herr die Böſen und Miſſethäter nicht ſtrafet, und das Recht über ſie nicht ergehen läßt: ſo geſchieht es oft, daß die Böſen noch ärger werden, als ſie vorher geweſen ſind. Wenn alſo die Gerechtigkeit an einem geſparet wird, und die Fürſten den Böſen ſo gelinde ſind, daß ſie ſelbigen ungehindert nachſehen, und die Miſſethäter gehen laſſen, es mögen nun Diebe, Mörder, oder Räuber ſeyn: ſo verlieren dieſe Fürſten eben dadurch ihr Anſehen unter dem gemeinen Volke. So wird dann ein Fürſt oder Herr nicht ſo in Ehren gehalten, auch nicht ſo gefürchtet; als wenn er die Bosheit der Unterthanen nach dem Rechte beſtrafete: wie man davon in vielen Landen große Erfahrung hat, bis auf den heutigen Tag. Denn die heiligen Rechte ſind nicht allein um derer willen gemachet, die ſie übertreten haben, ſie zu richten: ſondern auch um der andern willen, daß ſie ſich daran ſpiegeln, und aus Furcht vor den Rechten, das Böſe meiden ſollen. Denn die Welt iſt ſo böſe, daß um der Liebe willen, die einer gegen den andern haben ſollte, lange nicht ſoviel Böſes nachbleibt, als um der Furcht der Strafe willen. Weil nämlich, **Reineke**, nicht geſtrafet ward, wie geſaget worden: ſo geſchah es, daß er noch ärger ward, und manchen beleidigte: und dazu noch des Königes Geleit recht vorſetzlich brach.

Baumanniſche Anmerkungen.

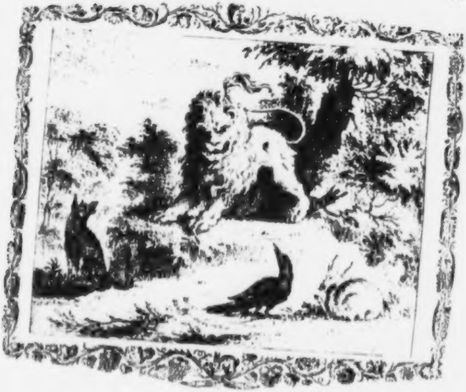
1) Wenn ein Fürſt oder Herr das Recht nicht handhabet, die Böſen und Miſſethäter nicht rechtmäßig und ernſtlich ſtrafet; ſo geſchieht es oft, daß die Böſen noch ärger werden, als ſie zuvor geweſen ſind. Denn wann Fürſten ſo gelinde ſind, durch die Finger ſehen, der Gerechtigkeit ſparen, ja Räuber und Mörder oft wieder losmachen: ſo verlieren ſie bey ihren **Unterthanen**, und dem gemeinen Volke, oft ihre fürſtliche Achtbarkeit, gebührende **Furcht**, und ihr gutes Gerüchte. Unterthanen würden ihre Fürſten weit mehr fürchten, ehren und lieben: wenn ſie die Bosheit ihrer Bürger, und derer, die auch ſonſt in ihren Landen muthwillig zugreifen, und die Leute beſchädigen, nach Recht und Billigkeit ſtrafen, die Frommen aber beſchirmen, und handhaben wollten. Denn die heiligen Geſetze ſind nicht nur um der Uebertreter willen gegeben, dieſelben darnach zu richten: ſondern auch zum Schutze und zur Wohlfahrt der Frommen; damit ſich andre, wann ein Miſſethäter, nach Urtheil und Rechte, und ohne alle Gnade geſtrafet wird, daran ſpiegeln, und durch Furcht der Strafe, alle Bosheit vermeiden mögen. Die Welt iſt nämlich ſo verderbet, daß das Böſe, um der Liebe willen, die einer zum andern tragen ſollte, bey weitem ſo ſehr nicht vermieden wird, als aus Furcht vor den Geſetzen. Denn da **Reineke**, obenerwähnter maßen, nach Verdienſte nicht geſtrafet worden; ward er deſto frecher, that noch vielmehr böſes, und achtete ſogar des Königs Geleit nicht; wie bald folgt. D. Seb. Brand ſpricht daher:

Merkt auf ir richter aller erden
Wann wollet ir einſt witzig werden
Dem rechten brunnen nach zu gründen,
Und nit in euwern gedanken ergründen
Meynt ir wol daß die Recht auß bäumen
Gewachſen ſy oder von träumen
Daß man auch nit müßt haben acht,
Was unſer alten hond bedacht.
Das Recht iſt von Gott und den alten
Allen geben und alſo gehalten
Und den Leuten Er und land
Und alle Reiche behalten mit der hand
Das man mit form geſtalt und moſſen
Iſt geblieben uf rechter ſtroſſen
Das iſt ein moſs form und geſtalt
Wie mans in allem halten ſolt
Wer enger oder weiter goht
Derſelb dem Rechte nit byſtaht
Wer rechten urteil ſprechen will
Sol ſich ſelbs trauwen nit zu vil
Suchen rat und volgen den Wyſen
So mag man ſeine Frommkeit pryſen
Wo aber das recht wirt verkert
Werden oft land und leut verſtört.
Neid und Geitz richten ſchragen
Trachten zu füllen iren kragen ꝛc.

2) Ein jeder ſoll ſich allezeit ſo lange er lebet, und an allen Orten fürchten, und gar wohl vorſehen: damit er nicht hinterliſtig, wie hier der Krähe durch **Reineken** geſchah, überſchnellet werde. Davon lehret uns Cyrillus eine Fabel, und ſpricht nach Dan. Holzmanns Ueberſetzung:

Ain Fuchs in groſſem hunger lag,
In ſeinem Hol ain gantzen tag.
Heimlich da ſach er durch ain Loch,
Umbfliegen ainen Rappen hoch
Als in der Fuchs nun recht erſach,
Da ſchlich er aus dem hol gemach

Vnd ſtreckt ſich auff die Erden her.
  Gleicher geſtallt jamm er tod wer.
Vnd verkeret die augen ſein.
  Den Halß vnd Leffzen henckt er ſein
Vnd ſtrecket ſeine Füß gantz grimm,
  Vnd verhielt ſein Athem bey jm
Seinen Schwantz zerbraittet er auch,
  Vnd macht ſein Balg ſtroblet vnd rauch
Auff das der Rapp mainet, den tod
  Hett der Fuchs erlitten mit not.
Zu der groſſen betrüglichkeit,
  Trib in der Hunger in der zeit.
Jedoch der Rapp liſtig vnd klug,
  War dem Fuchs auch geſchickt genug.
Vnd lieſt ſich hernider gar bald,
  Recht zu erfaren ſein geſtallt.
Ob er recht tod wer vnd gewiß.
  Eh er jn mit dem Schnabel biß
Dan er trawet dem Fuchs nit wol,
  Vnd wuſt das er der tück war vol.
Derhalben beſchawt er in eben,
  Dieweil nun aber ſich das leben,
In der bruſt nit verbergen laſt,
  Dann die Lungen ſehr hart vnd faſt,
Allzeit auff vnd abtreiben thůt,
  Den Athem zu dem Hertzen gůt.
Bey dem der Rapp bald mercken thet.
  Das der Fuchs noch ſein leben het.
Dann der Rapp ſach on allen ſchertz,
  Das dem Fuchſen zablet ſein Hertz.
Darumb er im alſo fürkam,
  Ain Stainlin in ſein Schnabel nam.
Vnd flog hoch in die höch embor,
  Vnd lieſt diſem Fuchs auff ain Ohr,
Den Stain herab fallen gefliſſen.
  Vnd ſprach damit du ſolleſt wiſſen,
Mein Rappen Aug auch ſo wol ſicht
  Als dein Fuchs Aug falſch vnd entwicht
Wie du haimlich erfaren haſt.
  Das mich der Hunger plaget faſt.
Deßgleichen hab ich auch gar klůg
  Außgeſpecht dein liſt vnd betrug,
Hab auch offt die Augen außbiſſen,
  Denen welliche ſich befliſſen.
Gleich wie du ſamm Sy tod da legen,
  Da antwort im der Fuchs hergegen
So hab ich auch manichs mals,
  Deins gleichen erwiſcht bey dem halß.
Da ſprach der Rapp vernünfftiglich,
  Du haſt vermaint darumb das ich
Vmbgeben ſey mit hungerspein,
  Soll ich deſt minder witzig ſein.
So doch wie ich dich jetzt bericht,
  Das widerſpil vil mer geſchicht.
Dem gmüt ſchadet die Füllerey,
  Nüchtrigkait erhebt das gmüt frey.
Dem gmüt ſchadet die Trunckenhait,
  Vnd nimbt hin die Fürſichtigkait
Auch ſchatt die Vntrew dem Verſtand,
  Vnd vertruckt das Gemüt zu hand.
Da antwort jm der Fuchs beraitt.
  Das hab ich gewißt vor langer zeit.
Doch hab ich dargegen bedacht,
  Das offt ain Weiſer hoch geacht.
Durch Vnſorg vil verſaumet hat,
  Das nit allzeit frü vnd ſpat
Die Klughait bey dem Menſchen iſt,
  Auch iſt das Gmüt zu aller friſt.
Nicht allmal gleich geſchickt behend,
  Durch Vnſorg vil verdorben ſend.
Die voller Kunſt waren allwegen.
  Deßgleichen widerumb hergegen,
Iſt offt ainem ſo nit war weiß,
  Wol bekommen ſein groſſer fleiß
Die klůg Schlang bringet ſich damit,
  In den Tod weyl ſy ſorget nit.
Der Katzen entrinnt auch die Mauß,
  Weil Sy on ſorg handelt voraus.
Das Garen man veracht nicht
  Würffet für der Vögel geſicht.
Nun ſo du wilt ich hab durch tück,
  Dir gehencket ain falſchen ſtrick
So merck darbey das zu der friſt.
  Vnder den Dieben kain trew iſt
Darumb gang hin vnd merck gar eben.
  Weil du in dem tödtlichen leben.
Allhie biſt, ſo biſt allezeit
  Sorgfältig mit Fürſichtigkeit



Das zweyte Hauptſtück.

Wie der König auf die Klage des Kaninchens und der Krähe zornig geworden, und was er geſprochen.

Als nun der Krähe und des Kaninchens Worte dergeſtalt gehöret worden, und ſie ihre Klage angebracht hatten; ward Nobel der König, ſehr ergrimmet, und ſprach im Zorne: Bey aller Treue, die ich meiner Frau ſchuldig bin, will ich dieſe Bosheit ſo nachdrücklich ſtrafen, daß man lange Zeit davon ſprechen ſoll, daß mein Geleit und Geboth ſo gebrochen worden! Ich war ja recht thöricht, daß ich dieſen ſchalkhaften Fuchs, ſo willig losgelaſſen habe; als ich ſeiner Lüge glaubete, womit er mich ſo liſtig hintergieng. Ich machte gar einen Pilgrim aus ihm, der nach Jeruſalem gehen ſollte. Wie hat ers mir nicht auf den Aermel geheftet! Allein meine Frau hatte Schuld daran. Wiewohl ich bin der einzige nicht, der durch der Frauen Rath zu Schaden kömmt. Laſſe ich nun Reinecken länger laufen, ſo müſſen wir uns alle ſchämen. Er iſt überhaupt ein gottloſer Schalk. So war er vorm Jahre; ſo iſt er noch. Ihr Herren, denket alſo mit Fleiß darauf, wie wir ihn bald bekommen mögen. Wenn wir es mit Ernſt angreifen, ſo kann er uns unmöglich entkommen.

Alkmariſche Anmerkungen.

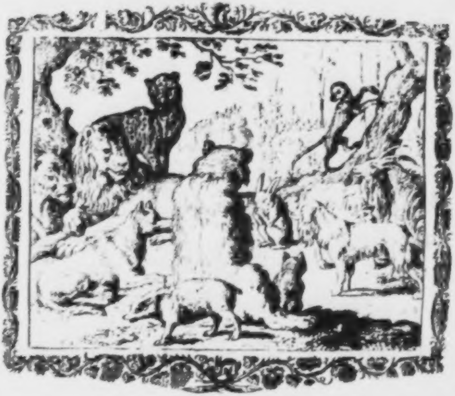
In dieſem Hauptſtücke iſt nichts ſonderliches; doch mag man darinn zwey Stücke merken. 1) Daß eine Frau weiſe und klug ſeyn, und es wohl überlegen ſoll, was ſie ihrem Herrn räth, damit ſie nicht vielleicht beſchämet und beſtrafet werde, wenn ihr Rath übel abläuft: wie hier der Königinn vom Könige wiederfährt.

2) Das ein Herr vorſichtig ſeyn, und es wohl bedenken ſoll, ob es auch ein guter Rath ſey, den ihm ſeine Frau giebt: damit es ihm nicht etwa hernach gereue, wenn er denſelben gefolget iſt; wie es hier den König reuete. Denn ein Mann iſt von ſtandhafterer Gemüthsart als eine Frau: darum iſt es einem Manne mehr zu verweiſen, wenn er durch Frauenrath in Schaden oder Schande geräth: als es einer Frau zu verweiſen iſt, daß ſie einen Rath gegeben hat, dafern nur ihre Meynung beym Rathen gut geweſen iſt. Denn Frauen ſind nicht ſo vollkommen, als die Männer, wie vorhin geſaget worden.

Baumanns Zuſatz.

Das Memorial der Tugend ſpricht:

Ain frommer weyſer piderman
Der helt ain erbarn weib auch ſchon
Die doch ir thun vnd laſſen ſtelt
Nachdem es irem man gefelt
Viel ſänfter wort ſy im offt geit
Macht alſo fried on widerſtreit



Das dritte Hauptſtück.

Wie der König ſich mit allen Thieren aufmachete, Reineken zu ſuchen; und wie dieß Braunen und Iſegrimen ſehr wohl gefiel.

Iſegrimen und Braunen gefiel es überaus wohl, was der König ſprach: denn ſie hoffeten noch, wenn es zu ſtande käme, an ihm gerächet zu werden; dorften aber kein Wort ſprechen. Der König nämlich war ſehr aufgebracht, und erzürnet in ſeinem Sinne. Endlich ſprach die Königinn: Ich bitte euch, Herr König, gnädiger Herr! erzürnet euch doch nicht ſo ſehr; ſchweret auch nicht ſo leicht, damit ihr bey Macht und Ehren bleibet. Noch wiſſet ihr ja nicht die rechte Wahrheit der Sache; habt auch noch nicht die Gegenantwort gehöret. Wäre nur Reineke zugegen! vielleicht würden die, ſo itzo über ihn klagen, wohl weniger auf ihn zu ſagen haben. Audi et alteram partem! Oft klaget auch der, wer ſelber übels thut. Ich hielt **Reineken** für weiſe und klug, und beſorgete dieſes Lärmen nicht: darum half ich ihm, nach Vermögen. Ich that es aber alles, um eures Nutzens willen; ob es gleich itzo anders ausgefallen iſt. Er ſey aber boshaft, oder gut; ſo iſt er doch klug und witzig von Anſchlägen, und überdem von großem Geſchlechte. Erweget es alſo reiflich, daß ihr eure Ehre nicht aufs Spiel ſetzet. Ihr ſeyd ja Herr vom Lande: **Reineke** kann euch nicht entkommen. Wollet ihr ihn gefangen legen, oder entleiben; euer Urtheil muß doch vollſtrecket werden.

Da verſetzte der **Leopard** wieder: Herr! es kann euch auf keine Weiſe ſchaden, daß ihr **Reineken** erſt zum Worte kommen laſſet. Was thut es denn, daß ihr ihn erſt höret? Ihr könnt euch doch an ihm rächen. Darum folget eurer Gemahlinn, und der gegenwärtigen Herren Rathe.

Iſegrim ſprach: es kann nicht ſchaden, daß wir auch zum beſten rathen helfen. Herr **Leopard**, höret nur einmal: Wäre gleich **Reineke** hier zur Stelle, und könnte er ſich der doppelten Klage entſchütten; die dieſe beyden wieder ihn angebracht haben: ſo kann ich doch eine Sache vorbringen, womit er ſein Leben ſchon verwirket hat. Allein ich will itzo davon ſchweigen, bis wir ihn wieder her bekommen. Zudem hat er dem Könige in **Hüſterlo** bey **Krekelpüt**, einen Schatz gewieſen; welches noch eine viel gröſſere Lüge iſt, als dieß alles. Er hat der Unwahrheiten ſehr viel geſaget, und uns alle betrogen, ja **Braunen** und mich geſchändet; daran ich noch mein Leben wagen will, mich zu rächen. Sein Lebenlang hat er nicht die rechte Wahrheit geredet! Nun raubet und mordet er auf der Heide. Doch was dem Könige und euch gut dünket, das ſoll man billig thun. Hätte er aber Luſt gehabt, her zu kommen, ſo hat er ja, durch die Bothen von des Königes Hofe, die Zeitung wohl vernommen.

Der König antwortete: Was iſt es nöthig, daß wir hier alle auf ihn warten? Ich gebiethe, daß ihr euch alle fertig machet, und mir am ſechſten Tage folget. Ich will den Klagen einmal ein Ende machen. Was dünket euch von dem Böſewichte? Er richtete wohl ein ganzes Land zu Grunde! Machet euch alle fertig, ſo gut ihr könnet, mit euren Harniſchen, Spießen und Bogen, mit Donnerbüchſen, Pallaſchen und Hellebarten. Ich gebiethe euch allen, ſo auf mich zu warten: damit, wenn ich vielleicht jemanden unter euch zum Ritter ſchlüge, er dieſen Namen mit Ehren tragen möge. Wir wollen vor **Malepartus** ziehen, und da ſehen, was er im Hauſe hat.

Hierauf antworteten ſie alle dem Könige: Ja! wenn ihr gebiethet, ſo folgen wir euch.

Alkmarische Anmerkungen.

Sechserley Stücke werden in dem vorstehenden Capitel gelehret. Das 1) ist von denen, die täglich bey Fürsten und Herren sind. Diese können auf einen Abwesenden, der beklaget ist, viel Böses zuschüren; zumal wenn die, so um die Fürsten sind, dem Beklagten auch gram sind: wie hier Isegrim that. Das 2) ist eine Lehre für alle Frauen, wie die mit sanftmüthigen Worten, ihre Herren oder Männer, zufrieden sprechen sollen. Das 3) ist eine Lehre für die Herren, daß sie nicht leicht glauben, oder schweren sollen. Das 4) ist, daß man den Beklagten soll zur Verantwortung lassen. Das 5) daß eine Frau sich mit geziemenden Worten wohl entschuldigen mag, wie hier die Königinn that. Das 6) ist der Gehorsam, den die Untersaßen in gerechten Sachen ihrem Herrn schuldig sind.

Baumannische Anmerkungen.

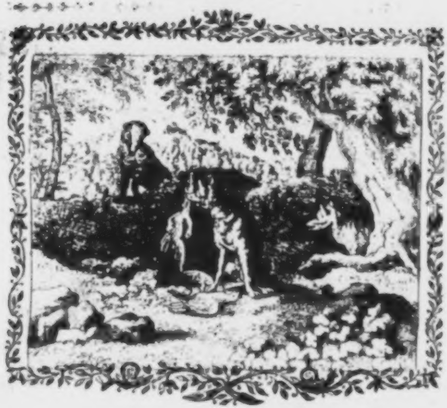
Aus diesem Capitel merke drey Lehren. 1) Zu der obigen ersten Lehre setzet er hinzu: darum sprechen die alten Weisen: Wer ist der, der zu großer Ehre und Würde kömmt, und hernach nicht tyrannisiret? Wer hat Gesellschaft mit den Bösen, und wird nicht beschädiget? oder wer wohnet an der Fürsten Höfen, daß ihm sein gutes Gerüchte, und seine Ehre nicht gekränket wird? Diejenigen haben recht, die gesprochen: die Liebe und Treue der Fürsten gegen ihre Diener gleiche einer üppigen Buhlschwester. Diese hänget an einem, nach dem andern, und hat immer den letzten am liebsten.

2) Eine ehrbare, tugendsame, fromme Frau mag sich mit züchtigen und gebührenden Worten wohl entschuldigen, und ihrem Herrn und Manne sanftmüthig und mit Glimpf zusprechen und ihn zufrieden stellen: aber nicht mit trotzigem Keifen, bitterm und schnödem Gemüthe, oder mit stolzen, wilden Worten: denn dadurch wird sie nichts mehr ausrichten, als ob sie sich unterstünde, das Feuer mit Oel zu löschen. Darum spricht Salomon: Ein zornig, zänkisch Weib ist als eine beständige Traufrinne, wenn es sehr regnet. Wer sie aufhält, der hält den Wind auf; und will den Aal mit den Händen fassen. Das ist: es ist unmöglich, einem zornigen zänkischen Weibe zu wehren. Aber Doctor Knüttelmann, kann ihnen meisterlich wehren. Renner spricht:

Selden werd synes leydes ane
Wer eyn ubil wyb hat
Wenne ny keyn tyr erger wart
Den eyn wyb von bosir art
Deme aber eyn gut wyb wert beschert
Wo her in deme lande vert
Der mag syn eyn selich man
Wen mit yren sachen kan
Gemeryn er beydir schicket
Und ist eyne krone der Wyrdigkeit.
Selten widerfert derselben leyd
Di tren man gern vert yr
Auch soll der man ir warnemen schon,
So gibt in got beyden zu lon
Das sy mit freyden hye alten
Und leib und sel nachmals behalten.

3) In allen Sachen, die gerecht, billig, dem gemeinen Besten zuträglich sind, und nicht wider Gottes Ehre laufen, sind die Unterthanen ihrer ordentlichen Oberkeit Gehorsam zu leisten schuldig. Denn wo sie derselben widerstreben, so setzet ihnen Gott eine andre, und vielleicht böse Oberkeit, die den begangenen Ungehorsam rächet und strafet. Herr Hans von Schwarzenberg spricht:

Die schrifft gehorsam sein gebeut
Die Oberkeit sey bos oder gut
Ein solches man vil mer gebürt
So die herrschafft wirt from gespürt



Das vierte Hauptſtück.

Wie der Dachs zu Reineken lief und ihn warnete, indem er ihm den über ihn gehaltenen Rath vermeldete.

Als es nun dergeſtalt beſchloſſen war, daß der König mit ſeinen Reichsgenoſſen, vor **Reinekens** Haus, das Schloß **Malepartus** ziehen wollte: ſo war **Grimbart** mit im Rathe geweſen. Dieſer lief nun ungeſäumt, ſo ſchnell es ihm möglich war, nach **Reinekens** Schloſſe, um ihm dieſe Zeitung zu bringen. Er beklagete ihn ſehr, und ſprach vielfältig bey ſich ſelbſt. Ach lieber Oheim **Reineke** wie wirds nun gehen! Du biſt das Haupt von unſerem Geſchlechte; und wir müſſen dich billig beklagen. Denn wann du für uns zu ſprechen pflegteſt, ſo konnte uns nichts gebrechen: ſo vortrefflich verſtehſt du deine Verſchlagenheit.

Mit einer ſo großen Klagrede, kam er nach Malepartus gegangen, und fand Reinecken draußen ſtehen. Er hatte ein Paar junge Tauben gefangen, eben als ſie ihren erſten Sprung aus dem Neſte gethan hatten und ausfliegen wollten. Sie fielen und konnten ſich nicht erhalten, weil ihre Federn noch zu kurz waren. Reineke ſah es, und haſchete ſie: und weil er oft auf die Jagd ausgieng, ſah er auch den Dachs kommen.

Er wartete auf ihn, und redete ihn an: Willkommen, Oheim! hieß es, ihr ſeyd der vornehmſte Mann, den ich in meinem ganzen Geſchlechte weis. Ihr laufet ja ſo ſehr, daß ihr ſchwitzet: was habt ihr gutes neues vernommen? **Grimbart** verſetzte: ich bin gekommen euch eine Zeitung zu bringen; ob ſie gleich ziemlich böſe iſt. Leib und Gut, kurz, alles iſt verloren! Der König ſelber hat geſchworen; daß er euch ſchändlich tödten will; und hat alles umher aufgebothen, nach Verlauf von ſechs Tagen, mit Bogen, Schwertern, Büchſen und Wagen bey ihm zu ſeyn: und kurz, alles räth zu eurem Schaden.

Hier möget ihr euch nun kurz und gut berathen: denn Iſegrim und Braun ſtehen nun beſſer beym Könige, als ich bey euch. Alles was ſie wollen, das geſchieht. Iſegrim hat zu verſtehen gegeben, daß ihr ein Räuber und Mörder ſeyd, und trägt einen großen Haß auf euch: ja ehe noch der Maymond kömmt, wird er Marſchall ſeyn. Auch hat das Kaninchen, nebſt der Krähe, ſolche Klagen wider euch angebracht; daß ich für euer Leben beſorget bin, wofern euch der König kriegt.

Einen Quark! ſprach Reineke: iſt es nichts mehr? Das wäre wohl einer Bohne werth! Seyd ihr davor ſo ſehr erſchrocken? Hätte der König, und alle ſeine Räthe gleich noch vielmehr geſchworen: ſo will ich mich doch wohl über ſie alle erheben, wenn ich mir nur ſelber rathen will. Sie mögen viel Rath geben, wer es auch ſey: ohne mich, tauget doch das Hauptwerk nichts. Schlaget euch das aus dem Sinne, lieber Neffe; kommt hinein, und ſehet, was ich euch geben will. Ein Paar Tauben, jung und fett. Ich eſſe keine Speiſe lieber, denn ſie iſt gut zu verdauen; man mag ſie nur ganz verſchlucken, oder klein gekauet haben. Auch die Knöchelchen ſchmecken ſüß; und ſind halb Milch und Blut. Ich eſſe gern leichte Speiſe, und mein Weib iſt eben der Meynung. Kommet alſo herein, ſie wird euch wohl empfangen. Aber von der Sache müßt ihr ſie nichts merken laſſen. Haltet ſie geheim: ſie iſt gar zu ſorgfältig, und ſieht bey kleinen Dingen oft große Gefahr; denn ſie iſt gar zu ſchwermüthig. Morgen wollen wir nach Hofe, lieber Oheim: aber werdet ihr mir auch beyſtehen, wie ein Oheim dem andern pflegt?

Grimbart ſprach: Ja, Leib und Gut iſt von ganzem Herzen zu euren Dienſten. Habet jederzeit Dank! erwiederte Reineke: wenn ich das Leben habe, ſo ſoll es euch nutzen. Grimbart verſetzte: Oheim, ihr könnt immer vor die Herren, eurer Sache wegen kommen; und euch mit guter Bequemlichkeit verantworten. Denn der Leopard gab dieſen Rath, daß euch niemand böſes thun ſollte; ehe und bevor ihr euch ſelber allda vertheidiget hättet. Eben das ſprach auch die Königinn: das könnt ihr nun zu eurem Vortheile überlegen.

Reineke ſprach: Was ſchadet es mir, wenn der König gleich ſo erzürnet iſt? kann ich nur mit ihm zu ſprechen kommen: ſo ſoll es mir noch nützen. Indeſſen gieng Reineke hinein. Sein Weib empfieng ſie beyde wohl, und bereitete die Speiſe, die er mitbrachte. Ein jeder aß ſeinen Theil davon: gleichwohl wurden ſie nicht ſatt. Wären der Tauben noch viel mehr geweſen, ein jeder hätte noch ein Paar davon verzehret.

◆ ◆ ◆

Baumanniſche Anmerkungen.

Zuförderſt iſt aus dieſem Capitel zu lernen: daß ein treuer Freund keine Mühe und Arbeit ſparen ſoll, um ſeinem guten Freunde dienſtlich und förderlich zu ſeyn, wenn ſolches die Noth erfodert; wie hier der Dachs an Reineken handelt. Die alten Weiſen ſprechen: Ein Vernünftiger, der der getreuen Geſellſchaft gewohnt iſt, ſoll nicht dafür halten, daß er, nach Verlaſſung treuer Geſellen, noch leben könne. Und wo er nicht wirklich helfen kann, ſoll er doch nach allem Vermögen tröſten. Ja ein treuer Freund ſoll ſein eigen Herz aus dem Leibe geben, und es dem andern darbiethen. Denn wenn eine gute treue Geſellſchaft aufgelöſet wird; ſo iſt ihr Leben vermindert, und ihre Augen ſind verfinſtert.

2) Ein getreuer Freund ſoll den andern in ſeinen anliegenden Nöthen vor Schaden warnen: wie hier Grimbart Reineken warnete. Wie aber einer, der gewarnet wird, ſich verhalten ſolle, lehren die alten Weiſen mit dieſen Worten: Was einen Mann in einer Sache, darinn er gewarnet wird, argwöhnig machet, daß es ihm ſchädlich ſeyn möchte, wiewohl er es noch nicht glauben will; ſo ſoll er doch den Anbringer nicht melden: wenn er weis, daß derſelbe gutes Wandels, einfältiges Lebens, und treues Rathes iſt. Sondern er merke, und ſehe wohl zu, was Gutes oder Böſes darinn verborgen ſey. Denn iſt was Gutes oder Böſes darinn, das geht allein den an, der gewarnet wird: wenigſtens geht dem, der ihn gewarnet hat, für ſich ſelbſt, weder Gutes noch Böſes, an; indem er bloß der Pflicht und Liebe gegen ſeinen Freund eine Gnüge zu thun ſuchet.

3) Soll ein weiſer Mann im Unglücke muthig und bedächtig ſeyn, und bey böſen Zeitungen nicht verzagen, damit er ſeinen Freund nicht auch zaghaft mache. So tröſtet ſich auch hier Reineke ſelbſt: Nach der Meynung alter Weiſen, giebt es dreyerley

Leute. Die erſten ſind vorſichtig, und können mit ihren weiſen Gedanken, dem Unfalle, ſoviel immer möglich iſt, zuvor kommen: ſo wie ein Geſunder ſich vor der Krankheit in acht nimmt. Die zweyten ſind ſorgfältig in Widerwärtigkeit, und unverzagt, Wege zu ſuchen, bis ſie wieder heraus kommen. Die dritten ſind ſchwermüthig; wiſſen der Widerwärtigkeit nicht zuvor zu kommen; und wenn ſie ins Unglück fallen, können ſie ſich nicht heraus wickeln, ſondern ſind irrig in allem ihrem Vornehmen. Ein Vernünftiger aber muß in allen Nöthen bedächtig ſeyn, und ſich keine Furcht ſo anfechten laſſen, daß er darinnen verzage. Denn das Glück hilft dem Herzhaften.

Daß **Reineke** ſich rühmet, daß er in allen Rathſchlägen der vornehmſte und das Haupt ſey, iſt vielleicht der Wahrheit gemäßer, als es gut und nützlich iſt. Denn **Joh. Morsheim** ſpricht in der **Frau Untreue** Kriegsrüſtung, ſo davon:

Wo pleibt das recht in keiner ſtadt
So falſch dort oben ſitzt im radt
Dan yz untrew und falſches gelt
Regiern alle ſtend der welt
Warheit wirt ſelten yz bekent
Das macht, da man eim yeyz verblent
Regiert nun untrew bringt das
Groß untrew wechßt aus altem haß
Man übt ſich yz mit fleiß darinn
Wie man gefall mit lere und ſinn
Dem eygennutz und ſchmeichlerey
Die frommen ſeint des laſters frey
Dan in dem Stande niemant aufſitzt
Dann der ſeiner untrew glück hat
Und kan geparn, als were er trew
Sein gut ſeins handels nit hat ſchew
Den ſetzt fraw untrew oben an
Acht yn vor weltgeſchickten man ꝛc.

Das fünfte Hauptſtück.

Wie Reineke ſeine Kinder rühmete, und folgendes Tages mit dem Dachſe nach des Königes Hofe gieng.

Da ſprach **Reineke zum Grimbart**: Seht Oheim, das iſt die rechte Art! Wie gefallen euch dieſe meine Kinder, **Reſſel** und **Reinhartchen**? Sie werden unſer Geſchlecht vermehren, und beginnen ſich ſchon zu nähren. Der eine fängt ein Huhn, der andre ein Küchlein; ſie können ſich wohl gar ſchon ins Waſſer tauchen, um Kybitze oder Enten zu haſchen. Ich könnte ſie wohl öfter auf die Jagd ausſchicken; allein ich will ſie erſt klüger machen, und lehren, wie ſie ſich weislich vor den Stricken der Jäger, und vor den Hunden hüten ſollen. Wenn ſie nun die rechte Art davon verſtehen werden, ſo habe ich ſie recht zugeſtutzet, und ſie ſollen oft unſre Luſt, mit allerhand Speiſen ſtillen, die wir vonnöthen haben möchten.

Sie ſchlagen mir ziemlich nach. Denn ſie ſpielen ihre Spiele mit grauſen. Auch die Thiere, denen ſie nachtrachten, können ihnen nichts anhaben. Sie beißen ihnen gleich die Kehle entzwey: wie **Reinckens** Spiel zu ſeyn pflegt. Ihr Greifen und Haſchen geſchieht auch mit einem ſchnellen Sprunge: welches mich eben die rechte Art zu ſeyn dünket. **Grimbart** erwiederte: Das iſt euch eine Ehre! Wer wohlgezogene Kinder nach ſeinem Sinne hat, die bald nach dem Erwerbe ſtreben, der hat Urſache ſich ſehr zu erfreuen. Ich freue mich wenigſtens ſehr, daß ich ſie zu meinem Geſchlechte ſehe.

Das wollen wir nun beyſeite ſetzen, ſprach **Reineke**, und lieber ſchlafen gehen. Ihr ſeyd müde, Freund **Grimbart**: und ſo giengen ſie ſogleich auf den mit Heue beſtreuten Saal, **Reineke**, ſein Weib, und alle übrige. Gleichwohl war **Reineke** in großer Angſt: Guter Rath, dachte er, wäre hier wohl nöthig. Und ſo lag er in ſchweren Gedanken, bis an den hellen Morgen. Da redete er ſeinem Weibe zu, und ſprach: Frau! ſeyd nur unbekümmert: denn **Grimbart** hat mir zu verſtehen gegeben, ich müßte mit ihm nach Hofe gehen. Doch bitte ich euch, ſtellet euch zufrieden; und wenn euch jemand was von mir ſagen wird: ſo kehret alles zum beſten, und verwahret unſre Veſtung wohl.

Sie antwor' te und ſprach: Was nöthiget euch denn dazu, Reinecke? Das iſt ja eine ſeltſame Sache! Wiſſet ihr nicht, wie es euch neulich daſelbſt gieng? Es iſt freylich wahr, erwiederte Reinecke; ich war damals in groſſer Gefahr. Etliche waren mir nicht ſehr gut: allein die Ebentheuer ſind mancherley. Bisweilen geht es wider alles Vermuthen. Wer es oft ſchon zu beſitzen meynt, der muß es entbehren. Ich muß nun einmal da ſeyn: darum gebt euch zufrieden, bitte ich. Denn es hat eben keine Noth: aufs längſte komme ich in fünf Tagen wieder; wenn ich anders kann. Und hiermit ſchied er von dannen.

◆ ◆ ◆

Baumanniſche Anmerkungen.

Aus dieſem Capitel merke zwo Lehren. 1) Daß die Aeltern den Kindern ihren eigenen Willen nicht laſſen ſollen: wie hier **Reinecke** von ſeinen eigenen Kindern rühmet, daß ſie ihrem eigenen Willen und Wohlgefallen folgeten. Denn der Kinder Muthwillen ſoll nicht nur die Welt mit Rad, Schwert und Galgen hier zeitlich ſtrafen: ſondern Gott will ihn auch mit dem hölliſchen Feuer, ewig, ohne Aufhören, plagen. Darum warnet **Salomon** die Aeltern, daß ſie den Kindern ihren eigenen Willen ja nicht laſſen, ſondern ihn mit der Ruthe ſtrafen ſollen. Und wo ſie das thun, ſo werden ſie der Kinder Seelen aus der Hölle reißen: thun ſie es aber nicht, ſo müſſen die Kinder mit ihrem eigenen Willen ewiglich in der Hölle brennen.

Jetzo hingegen, ſieht man täglich, wie in deutſchen Landen, ſogar keine Kinderzucht iſt, daß es recht zu erbarmen iſt. Denn die ganze Welt iſt bloß darauf erpicht, daß die Kinder nur Handel treiben lernen, um reich zu werden: gleich als bedörfte man hinfort niemanden, der uns predigen, oder im Regimente regieren und uns vorſtehen ſollte. Niemand glaube doch, daß derjenige, dem gemeinen Beſten vorſtehen, und daſſelbe getreulich lieben werde, der von Jugend auf nichts, als ſeinen eigenen Nutzen zu ſuchen, der Geldgier dienen, und alle Practiken zu gebrauchen gelernet hat: wie Kaufleute, Handelsleute und Krämer gewohnt ſind. **D. Seb. Brand** ſpricht:

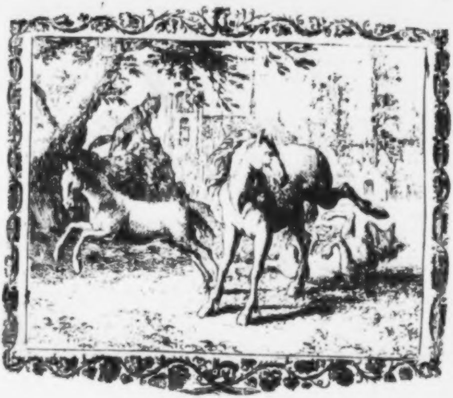
Crates der meiſter ſprach one ſchimpf
Möcht ich es thun mit gutem glimpf.
Ich wolte rufen gantz mit bedacht,
O ir narren; habt groſſe acht.
Wie ir den kindern ſamlet gut.
Darauf traget ir hoen mut
Verſaumt die lere der weisheit
Darum es öfftern alſo geit
Wenn ihr meyne, euch der zu fröwen
So müſſt ir an in narheit ſchawen

2) Iſt hier zu merken, daß Reineke ſaget: das Glück ſey wankelhaft. Denn weil die Heyden erfahren haben, daß einem etwas gedeihet, und zum Glücke ausſchläget, welches dem andern zum Verderben gereichet: ſo haben ſie das Glück zur Göttinn gemacht, die alle Dinge ſo ganz gewaltig, wider alle Vernunft und Kunſt der Menſchen, verändert, treibt und beweget. Eigentlich aber iſt das Glück Gottes Gewalt, die er ausübet, bey wem, durch wen, und wann er will: ſo daß es oft keine Urſache zu haben ſcheint.

Darum kann ſich niemand, durch ſeine eigene Vernunft oder Weisheit, ſelber Glück verſchaffen, oder vor Unglück hüten. Denn Gott ſchaffet allein beydes Glück und Unglück: damit man ſich keines andern Dinges tröſte, denn Gottes allein. Jeremias ſpricht: (Klagl. 3.) **Wer iſt, der da ſpricht: daß von der Gewalt des Herren, weder Glück noch Unglück ausgehe?**

Kurz, Gott hat allein alle Dinge, es ſey Glück oder Unglück, Gutes oder Böſes in ſeiner Hand: und weil alſo alle Dinge aus Gottes Hand herflieſſen, ſo ſollen wir nach **Salomons Lehre, in guten Tagen an die böſen, und in böſen Tagen an die guten gedenken.** Das iſt, wir ſollen in guten Tagen den gnädigen guten Willen Gottes annehmen und gebrauchen; aber dennoch Gott fürchten, und uns nicht auf das gute Glück, ſondern auf den Herrn ſelbſt verlaſſen. Denn wer das Gute gegeben hat, der kann auch das Böſe verleihen. In den guten Tagen alſo, fürchte! und in böſen, hoffe! Traue aber ſtets auf den Herrn, und wirf dein Anliegen auf ihn: ſo wird er dir nach ſeinem Willen, Glück oder Unglück wiederfahren laſſen. Der **Kummertroſt** ſpricht:

Dein ſach ſey nit auf zeytlich glück
Es hat auch bey im vil böſer tück
Vnd bleibt nymmer in einem ſtant
Darumb wirt es glück auch genannt
Man ſpricht das dem ſey glück beſchert
Dem wolgefellige widerfert.
Das vngewiſſlich kumpt vnd ſtät
Vnd umbher als ein teble geet
Pöß zeytlich ehr, ſchmiltzt wie der ſchne
Darnach volgt ewig angſt vnd weh.



Das ſechſte Hauptſtück.

Wie Reineke mit ſeinem Oheim, dem Dachſe, abermal nach des Königes Hofe gieng, und wie er unterweges beichtete.

Reineke und **Grimbart** giengen alſo mit einander über die Heide, gerades Weges nach des Königes Schloſſe. Es mag mir nun ſchaden oder nützen, ſprach der erſte; oder ob es mir ſonſt ahnet, ſo glaube ich doch, daß mir dieſe Reiſe zum Vortheile gereichet. Doch lieber Oheim, erlaubet mir, daß ich euch, außer dem, was ich euch letzlich ſchon gebeichtet habe, auch noch ferner meine großen und kleinen Sünden, und was ich ſeit dem verſehen habe, bekennen möge.

Ich ließ **Braunen** ein großes Stück aus ſeinem Felle ſchneiden; ich ließ auch dem Wolfe und ſeinem Weibe, die Schuhe von ihren Füßen ſchinden; und das alles that ich aus Haſſe: und meine Lüge machte, daß ihnen der König ſehr gram ward. Zuvörderſt aber betrog ich den König, mehr, als ich euch ſagen kann. Ich erdichtete mir einen Schatz, und ſagte ihm davon: aber er wird nicht viel davon bekommen haben. **Lampen** habe ich ſein Leben geraubet, und den **Bellin**, mit ſeinem Kopfe weggeſchicket, wodurch er in des Königes Zorn gerathen. Dem Kaninchen drückte ich zwiſchen die Ohren, daß es kaum mit dem Leben davon kam: welches mir noch leid iſt.

Noch zweyerley habe ich zu ſagen: Die Krähe klaget auch mit Rechte über mich. Ich fraß freylich ſein Weib, Frau **Scharfenibbe**; und dieß iſt es, was ich ſeit meiner letzten Beichte, begangen habe. Allein ich habe noch etwas verbrochen, das ich neulich vergeſſen hatte, lieber Oheim: das müſſet ihr auch wiſſen; und ich will euch entdecken, daß es eine Schalkheit geweſen. Ich wollte nicht gern, daß es mir wiederführe, was ich dem Wolfe gethan habe. Denn wir beyde giengen einmal zwiſchen **Rallis** und **Elverdingen**: da gieng eine Stutte mit ihrem Füllen, die beyde kohlſchwarz waren. Das junge Füllen mochte irgend nicht vieſ weniger, als vier Monathe alt ſeyn. **Iſegrim** der Wolf aber wäre bey nahe vor Hunger geſtorben, und bath mich, ich ſollte die Märe fragen, ob, und wie theuer ſie daſſelbe verkaufen wollte?

So gieng ich denn auf ein Gerathewohl zu ihr, und ſprach: Höret mich, Frau Märe, ich weis, das Füllen iſt euer: wollet ihrs verkaufen? ſaget mirs. Sie verſetzte: Ja, ich verkaufe es um einen Schatz: und die Summe, dafür ich es geben will, ſteht unter meinem Hinterfuße geſchrieben. Wollet ihr es ſehen, ſo will ich es euch leſen laſſen. Ich merkete es ſogleich, was ſie damit ſagen wollte. Nein, Frau, ſprach ich; leſen und ſchreiben kann ich nicht. Ich ſelbſt begehre auch nicht euer Kind: aber **Iſegrim** wollte gern wiſſen, wie es damit wäre; der hat mich zu euch geſandt. Darauf ſprach ſie: ſo laſſet ihn denn herkommen, ſo will ich ihn davon belehren.

Ich gieng alſo zum **Iſegrim**, und ſprach: wollet ihr euch ſatt eſſen; ſo ſaget und entbeut euch die Märe, daß der Preis unter ihrem Fuße geſchrieben ſteht, dafür ſie das Füllen laſſen will. Sie wollte michs zwar leſen laſſen, allein was ſollte mir das helfen? da ich ja keine Schrift kenne, und oft viel Verdruß davon habe. Sehet ihr alſo ſelbſt, Oheim, ob ihr es leſen könnet.

Iſegrim ſprach: was wäre das, was ich nicht ſollte leſen können; es ſey nun, was es wolle, Deutſch, Wälliſch, Latein und Franzöſiſch dazu! Habe ich doch zu **Erfurt** Schule gehalten; auch habe ich mit den weiſen Alten, als mit den Meiſtern der Verhöre, (der **Audienzen**) Fragen und

Sentenzen ausgegeben *. Ich war in der Logik Licentiat geworden: und was für Schriften man nur erblicket, die kann ich leſen, wie meinen Namen. Darum will ich es wohl treffen. Wartet hier meiner ein wenig; ich will gehen, und die Schrift beſehen. Er gieng alſo hin und fragete, wie ſie das Füllen geben wollte? und zwar nach dem mindeſten Preiſe?

Sie erwiederte: der Preis ſteht mit einander unter meinem Hinterfuße geſchrieben. Laßt ſehen! ſprach er. Gut, verſetzte ſie, und hub ihren Fuß über das Gras empor, der mit neuen Eiſen, und ſechs Hufnägeln beſchlagen war. Sie ſchlug ganz ſicher und gewiß, und fehlte nicht um ein Haar: ſie traf ihn nämlich ſo vor den Kopf, daß er ſtürzete, und ganz betäubet hinfiel, und für todt zur Erden ſank. Es daurete auch wohl eine halbe Stunde, ehe er ſich wieder erholete. Die Märe lief davon, ſo viel ſie konnte, und ließ ihn verwundet da liegen. Der lag nun und heulete als ein Hund.

Ich gieng zu ihm, hieß ihn Herr, und fragete: wo iſt die Märe? Seyd ihr auch ſatt von dem Füllen? Warum gebt ihr mir nicht auch was davon; da ich euch doch die Bothſchaft gebracht? Habet ihr etwa ſchon nach der Mahlzeit geſchlafen? Was war es für Schrift unter dem Fuße? Denn ihr ſeyd in der Weisheit wohl erfahren.

Ach **Reineke**, ſprach er, ſpottet doch nicht! ich armer Schelm bin ſo übel gefahren, daß es einen Stein erbarmen möchte. Die langbeinigte Hure hat ihre Füße mit Eiſen beſchlagen. Es ſtund auch keine Schrift darunter; ſondern mit den Nägeln, die darinnen ſteckten, ſchlug ſie mir ſechs große Wunden in den Kopf.

Hier behielt nun **Iſegrim**, mit genauer Noth, ſein Leben. Seht Neffe, nun habe ich euch von meiner Miſſethat alles, was ich weis, erzählet. Wie es mir aber bey Hofe gehen wird, das iſt mißlich. Doch bin ich nun ſonder Gefahr, und überdem rein von meinen Sünden. Ich will mich auch nach eurem Rathe gern beſſern, und wieder zu Gnaden kommen.

Alkmariſche Anmerkungen.

In dieſen drey vorhergehenden Capiteln lehret der Poet ſechs Stücke. Das erſte iſt, daß kein Freund ſeinem Freunde zu Liebe, Mühe oder Arbeit ſparen ſoll, wie hier Grimbart **Reineken** zu warnen, die Reiſe vornahm. Das zweyte iſt eine hurtige Entſchließung, bey böſer Zeitung, daß man ſeinen Freund nicht zaghaftig mache; wie **Reineke** that. Das dritte, daß man ſeine Kinder nicht von ſich ſenden ſoll, ehe man ſie wohl unterwieſen und angeführet hat, wie ſie ſich vor Gefahr des Leibes und der Seelen hüten

---

* **Iſegrims** Rede iſt etwas verwirret. Ohne Zweifel läßt ihn der Dichter mit Fleiß ſo reden, um die Falſchheit ſeiner Prahlerey zu verſtehen zu geben.

ſchinden; und das alles that ich aus Haſſe: und meine Lüge machte, daß ihnen der König ſehr gram ward. Zuvörderſt aber betrog ich den König, mehr, als ich euch ſagen kann. Ich erdichtete mir einen Schatz, und ſagte ihm davon: aber er wird nicht viel davon bekommen haben. **Lampen** habe ich ſein Leben geraubet, und den **Bellin**, mit ſeinem Kopfe weggeſchicket, wodurch er in des Königes Zorn gerathen. Dem Kaninchen drückte ich zwiſchen die Ohren, daß es kaum mit dem Leben davon kam: welches mir noch leid iſt.

Noch zweyerley habe ich zu ſagen: Die Krähe klaget auch mit Rechte über mich. Ich fraß freylich ſein Weib, Frau **Scharfenibbe**; und dieß iſt es, was ich ſeit meiner letzten Beichte, begangen habe. Allein ich habe noch etwas verbrochen, das ich neulich vergeſſen hatte, lieber Oheim: das müſſet ihr auch wiſſen; und ich will euch entdecken, daß es eine Schalkheit geweſen. Ich wollte nicht gern, daß es mir wiederführe, was ich dem Wolfe gethan habe. Denn wir beyde giengen einmal zwiſchen **Rallis** und **Elverdingen**: da gieng eine Stutte mit ihrem Füllen, die beyde kohlſchwarz waren. Das junge Füllen mochte irgend nicht viel weniger, als vier Monathe alt ſeyn. **Iſegrim** der Wolf aber wäre beynahe vor Hunger geſtorben, und bath mich, ich ſollte die Märe fragen, ob, und wie theuer ſie daſſelbe verkaufen wollte?

So gieng ich denn auf ein Gerathewohl zu ihr, und ſprach: Höret mich, Frau Märe, ich weis, das Füllen iſt euer: wollet ihrs verkaufen? ſaget mirs. Sie verſetzte: Ja, ich verkaufe es um einen Schatz: und die Summe, dafür ich es geben will, ſteht unter meinem Hinterfuße geſchrieben. Wollet ihr es ſehen, ſo will ich es euch leſen laſſen. Ich merkete es ſogleich, was ſie damit ſagen wollte. Nein, Frau, ſprach ich; leſen und ſchreiben kann ich nicht. Ich ſelbſt begehre auch nicht euer Kind: aber **Iſegrim** wollte gern wiſſen, wie es damit wäre; der hat mich zu euch geſandt. Darauf ſprach ſie: ſo laſſet ihn denn herkommen, ſo will ich ihn davon belehren.

Ich gieng alſo zum **Iſegrim**, und ſprach: wollet ihr euch ſatt eſſen; ſo ſaget und entbeut euch die Märe, daß der Preis unter ihrem Fuße geſchrieben ſteht, dafür ſie das Füllen laſſen will. Sie wollte mirs zwar leſen laſſen, allein was ſollte mir das helfen? da ich ja keine Schrift kenne, und oft viel Verdruß davon habe. Sehet ihr alſo ſelbſt, Oheim, ob ihr es leſen könnet.

Iſegrim ſprach: was wäre das, was ich nicht ſollte leſen können; es ſey nun, was es wolle, Deutſch, Wälliſch, Latein und Franzöſiſch dazu! Habe ich doch zu **Erfurt** Schule gehalten; auch habe ich mit den weiſen Alten, als mit den Meiſtern der Verhöre, (der **Audienzen**) Fragen und

Sentenzen aufgegeben *. Ich war in der Logik Licentiat geworden: und was für Schriften man mir erblicket, die kann ich leſen, wie meinen Namen. Darum will ich es wohl treffen. Wartet hier meiner ein wenig; ich will gehen, und die Schrift beſehen. Er gieng alſo hin und fragete, wie ſie das Füllen geben wollte? und zwar nach dem mindeſten Preiſe?

Sie erwiederte: der Preis ſteht mit einander unter meinem Hinterfuße geſchrieben. Laßt ſehen! ſprach er. Gut, verſetzte ſie, und hub ihren Fuß über das Gras empor, der mit neuen Eiſen, und ſechs Hufnägeln beſchlagen war. Sie ſchlug ganz ſicher und gewiß, und fehlte nicht um ein Haar: ſie traf ihn nämlich ſo vor den Kopf, daß er ſtürzete, und ganz betäubet hinfiel, und für todt zur Erden ſank. Es daurete auch wohl eine halbe Stunde, ehe er ſich wieder erholete. Die Märe lief davon, ſo viel ſie konnte, und ließ ihn verwundet da liegen. Der lag nun und heulete als ein Hund.

Ich gieng zu ihm, hieß ihn Herr, und fragete: wo iſt die Märe? Seyd ihr auch ſatt von dem Füllen? Warum gebt ihr mir nicht auch was davon; da ich euch doch die Bothſchaft gebracht? Habet ihr etwa ſchon nach der Mahlzeit geſchlafen? Was war es für Schrift unter dem Fuße? Denn ihr ſeyd in der Weisheit wohl erfahren.

Ach **Reineke**, ſprach er, ſpottet doch nicht! ich armer Schelm bin ſo übel gefahren, daß es einen Stein erbarmen möchte. Die langbeinigte Hure hat ihre Füße mit Eiſen beſchlagen. Es ſtund auch keine Schrift darunter; ſondern mit den Nägeln, die darinnen ſteckten, ſchlug ſie mir ſechs große Wunden in den Kopf.

Hier behielt nun **Iſegrim**, mit genauer Noth, ſein Leben. Seht Neffe, nun habe ich euch von meiner Miſſethat alles, was ich weis, erzählet. Wie es mir aber bey Hofe gehen wird, das iſt mißlich. Doch bin ich nun ſonder Gefahr, und überdem rein von meinen Sünden. Ich will mich auch nach eurem Rathe gern beſſern, und wieder zu Gnaden kommen.

◆ ◆ ◆

Altmariſche Anmerkungen.

In dieſen drey vorhergehenden Capiteln lehret der Poet ſechs Stücke. Das erſte iſt, daß kein Freund ſeinem Freunde zu Liebe, Mühe oder Arbeit ſparen ſoll, wie hier **Grimbart Reineken** zu warnen, die Reiſe vornahm. Das zweyte iſt eine hurtige Entſchließung, bey böſer Zeitung, daß man ſeinen Freund nicht zaghaftig mache; wie **Reineke** that. Das dritte, daß man ſeine Kinder nicht von ſich ſenden ſoll, ehe man ſie wohl unterwieſen und angeführet hat, wie ſie ſich vor Gefahr des Leibes und der Seelen hüten

---

* **Iſegrims** Rede iſt etwas verwirrt. Ohne Zweifel läßt ihn der Dichter mit Fleiß ſo reden, um die Falſchheit ſeiner Prahlerey zu verſtehen zu geben.

ſollen: wie **Reineke** hier ſagt, daß er ſeine Söhne erſt unterweiſen wolle, wie ſie ſich vor den Stricken der Jäger und Hunde in acht zu nehmen haben. Das vierte, daß ein Mann ſeinem Weibe ſeine Noth nicht ſoll zu erkennen geben; zumal wenn ſie groß iſt, und ihn in ſchwere Gefahr bringet; wie **Reineke** hier ſeinem Weibe das beſte verſagete. Das fünfte iſt der **Laßdünkel**, da mancher meynet, er ſey weiſe und wohlgelehrt; wie **Iſegrim** meynete, daß er viel Sprachen und Schriften könnte; da doch hernach die Mare klüger war, als er, wobey er noch dazu von dem Fuchſe Spott leiden mußte. Das ſechſte iſt, daß alle, die eine beſorgliche Reiſe zu Waſſer oder zu Lande unternehmen, ihre Beichte erſt thun, und ihre Sünden bereuen ſollen.

Baumanniſche Anmerkungen.

Aus dieſem Capitel iſt zuerſt zu merken, daß die vermeſſenen Menſchen, welche ſich gelehrt und weiſe bedünken laſſen, wie **Iſegrim** hier that, indem er viele Sprachen, und Schriften zu können ſich vermaß, (obwohl die Stute noch weiſer war als er) oft in Noth und Gefahr kommen: davon ſie dann nebſt dem Schaden, noch Hohn und Spott tragen müſſen. Denn man findet viel Hofärtige, die mit ſtolzem Gemüthe alles erfahren wollen, was ihnen zu wiſſen doch nicht nöthig iſt; und für Meiſter angeſehen ſeyn wollen, ehe ſie Schüler geweſen ſind. Darum erhalten ſie auch oft einen närriſchen Abſchied.

Zum zweyten rühmet ſich **Iſegrim**, daß er zu Erfurt auf der hohen Schule geweſen; und in den freyen Künſten viel gethan habe. Aber endlich findet es ſich, daß er nicht viel Weisheit daſelbſt gelernet hat: wie es denn gemeiniglich der Gebrauch iſt, daß die Studenten, der guten Künſte mehr, als des Bieres ſchonen. Darum ſpricht **Seb. Brand** alſo:

Gicken, Gecken iſt vnſer ler,
Domit ſo gat die iugend hyn
So ſint wir zu Lips, Erfordt, Wien,
Zu Heydelberg, Mentz, Baſel gſtanden
Kumen zuletzt doch heim mit ſchanden
Das gelt das iſt verzert do
Der truckery ſind wir dan fro
Vnd das man lert vßtragen Win
Daruß wirt dann ein Henſelin
So iſt das Gelt geleit wol an
Studentenkapp will ſchellen han.
Etlicher acht ſich hoch darumb
Daß er vß welſchen Landen kumb
Vnd ſy zu ſchulen worden wyß
Zu Bononny, zu pauy, paryß
Zur hohen Sin in der Sapienz
Zu pictauis vnd orlienz
Vnd den rotaſſen geſehen hett
Vnd meiter pyer de Conniget.
Als ob nit ouch in tütſcher art
Noch wer vernunft, ſinn, hübſcher zart.
Domit man Wyßheit, Kunſt möcht leren.
Wir nit, ſo were zu ſchulen keren ꝛc.

Das ſiebente Hauptſtück.

Wie Reineke ferner beichtet, und etliche ſeiner Sünden damit entſchuldigen will, daß er die böſen Exempel der Prälaten und großen Herren anführet.

Grimbart erwiederte: Eure Sünden ſind groß: allein freylich, wer todt iſt, der muß todt bleiben: nur wäre es gut, daß ſie noch leben möchten. Doch Oheim, ich will es euch um der Angſt und Noth willen, da ſie euch alle nach dem Leben ſtehen, alles vergeben. Ich abſolvire euch alſo davon: aber das meiſte was euch im Wege ſteht, iſt **Lampens** Kopf, und ſein Tod. Eure Kühnheit war gewiß ſehr groß, als ihr dem Könige ſeinen Kopf geſchicket habet; und das wird euch mehr ſchaden, als ihr glaubet.

Nein, ſprach **Reineke**, nicht ein Haar! das verſichere ich euch, lieber Oheim. Wer itzo durch die Welt kommen ſoll, kann ſich unmöglich ſo heilig bewahren, als ein Geiſtlicher, der im Kloſter ſtecket. Ich ward von **Lampen** ſehr gereizet. Er ſprang vor mir, und war ſehr fett; und ſo ſetzte ich die Liebe beyſeite. Dem **Bellin** gönnte ich auch nicht viel Gutes; und alſo haben ſie den Schaden, und ich die Sünde. Sie ſind aber auch zum Theile ſehr plump, ja recht grob und plump zu allen Sachen. Was ſollte ich alſo viel Ceremonien mit ihnen machen? Dazu hatte ich eben keine große Luſt: denn ich kam mit großer Angſt aus dem Hofe; ich unterwies ſie auch, aber es war zu grob. Freylich ſoll ich meines gleichen lieben: denn der Wahrheit kann ich nicht zuwider ſeyn. Allein dieſe achtete ich nicht groß. Indeſſen, wie ihr ſelbſt ſaget, wer todt iſt, der bleibt wohl todt. Wir wollen von was anderm ſprechen.

Es iſt itzo eine gefährliche Zeit: denn die itzigen Prälaten gehen uns mit ihren Exempeln vor, wie ein jeder ſieht. Das merken ſich hernach die andern, Große und Kleine. Und wer iſt, der nicht wüßte, daß der König ſelbſt mit raubet? Ja nimmt er es gleich nicht ſelbſt; ſo läßt er es doch durch Bären und Wölfe holen. Gleichwohl meynet er, er thue es alles mit Rechte. Niemand iſt, der ihm die Wahrheit ſagete, oder ſprechen dörfte: Das iſt unrecht gethan! Weder ſein Beichtvater noch Caplan thut es: warum? denn ſie genießens alle mit, und wenn es auch nur zu einem Kleide wäre. Will jemand kommen und klagen: ſo mag er die Luft haſchen! Er verſplittert nur unnütz die Zeit; und was man ihm genommen hat, das iſt weg. Seine Klage wird nicht ſonderlich gehöret; und zuletzt darf er kein Wort ſprechen.

Außerdem überleget ein jeder wohl, daß ihm der König zu mächtig iſt: denn der Leu iſt unſer Herr, und hält ſichs für eine Ehre, was er nur zu ſich raffen kann. Er ſpricht, wir ſind alle ſeine Lehnsleute; und das iſt noch ein großer Edelmuth, daß er den Unterthanen Schaden zufüget. Sehet, Oheim! wenn ich nur reden dürfte: der König iſt ein edler Fürſt; aber er hat den lieb, der ihm viel bringet, und nach ſeiner Pfeife tanzet. Es iſt auch noch ſo ausgemacht nicht, daß er itzo mit dem Wolfe und Bären wieder zu Rathe geht: aber es wird noch manchem Schaden bringen, daß er ſolchen Glauben auf ſie ſetzet. Sie können viel ſtehlen und rauben: und ein jeder ſchweigt dann mit ſtill; weil es einerley iſt, wie man was krieget.

So hat nun der Leu unſer Herr, dieſer Räuber mehr, als viere bey ſich. Die ſtehen nun in großen Ehren, und ſind die Größeſten an ſeinem Hofe. Wann nun der arme Mann Reineke nur ein Huhn nimmt: da wollen ſie ihm alle zu Halſe; ſie wollen ihn ſuchen und fangen, ja ſchreyen alle, man ſolle ihn henken! Die kleinen Diebe henket man weg, die großen aber haben einen ſtarken Vorſprung: die müſſen den Schlöſſern und dem Lande vorſtehen. Sehet Oheim, das habe ich deutlich erkannt: und wenn mir das einfällt, ſo ſpiele ich auch nach meinem Vortheile. Oft denke ich auch, es ſey ſo recht; weil es itzo ſo gewöhnlich iſt. Doch rüge ich auch oft mein Gewiſſen, und denke auch an Gottes Urtheil. Denn daß man unrechtes Gut, ſo klein es auch iſt, wiedergeben muß, das iſt gewiß. So komme ich denn zu großer Reue. Allein ich baue doch nicht ſehr darauf, wenn ich der Prälaten ihren Staat betrachte; der gewiß hier und da ſehr böſe iſt. Gleichwohl ſind auch viele Prälaten in der Menge, die dennoch alle Gerechtigkeit lieben; und es wäre freylich am beſten, wenn ich mich überwinden könnte, ihnen aus allen Kräften nachzufolgen.

◆ ◆ ◆

Alkmariſche Anmerkungen.

In dieſem Capitel lehret der Poet ſechs Stücke. Das 1. iſt, daß ein Sünder oft glaubet, ſeine Sünde wiege ſehr leicht; wie Reineke hier meynete. 2) Mancher Sünder folget der Sinnlichkeit, und fällt um geringer Vergnügung halber, der er nicht widerſtehen will, in große Sünde: wie Reineke hier ſaget, daß er von Lampens wegen die Vergnügung unterließ. 3) Das böſe Verfahren etlicher Prälaten gegen ihre Unterſaßen. 4) Daß mancher meynet, die Sünde ſey darum klein, weil er weis, daß die Prälaten ſündigen; oder er leget es darauf an, daß er ſieht oder weis, daß die Oberſten, oder andre ſeines gleichen ſündigen: wie Reineke hier ſaget, daß er geſehen, wie die Prälaten ihm mit böſem Exempel vorangiengen.

Adam unſer Vater entſchuldigte ſeine Sünde auch, und ward aus dem Paradieſe geworfen. Seine Sünde ward auch darum nichts leichter: ſondern noch ſchwerer. Daß der Sünder ſieht, oder weis, daß viele Leute ſündigen, und eben darum noch deſto kühner ſündiget: das kann ſeine Verdammniß nicht erleichtern. Denn das Feuer brennt gewiß nicht minder, wenn viel Holz darauf geleget wird; ſondern es wird größer, brennet deſto mehr, und deſto heißer. So iſt es auch mit den Verdammten: denn je mehr Sünder in die Hölle kommen, deſto größer wird auch das Feuer ihrer Verdammniß.

Das 5) iſt von dem Bären und Wolfe, mit denen König Leu ſeinen Rath hielt. Dieſes bezeichnet durch den Wolf und Bären, die gierigen Räuber, die um guter Tage willen, die ſaure Arbeit, den Schweiß und das Blut ihrer Unterthanen verzehren. Das 6) iſt, wie die Armen um eines geringen Verſehens willen, die Schärfe des Rechtes erfahren, und beſtarken müſſen: der Großen und Mächtigen Verbrechen aber, wird nicht ſo geachtet, weil ſie das Kapitanus ſpielen können. Auch geht der meiſte Sinn dieſes Capitels auf die Herren, welche die mächtigen Räuber ſchützen: und daß weder ihre Beichtväter und Capläne, noch ſonſt jemand, ſothane Herren ſtrafen darf: und dieſes unterlaſſen ſie, um dieſen Herren zu gefallen, oder ihren Vortheil davon zu ziehen. Solches Unfuges giebt es itzo viel in etlichen Landen; womit die wahre Liebe in lauter Zwang und Ungerechtigkeit verwandelt werden.

Baumanniſche Anmerkungen.

Aus dieſem Capitel merke ſieben Lehren. Da das böſe Vergeben etlicher Prälaten und großen Herren beſchrieben wird, iſt fürs 1) zu lernen, daß viele Menſchen ihre Sünde geringe achten, und entſchuldigen, um der Potentaten und Prälaten Uebertretung halben: als wenn ſie ſehen, daß Fürſten und Oberkeiten, die andern in einem unſträflichen und ehrlichen Leben und Wandel vorgehen ſollten, dennoch ſündigen und Muthwillen treiben. So beichtet und entdecket hier Reineke der Prälaten und andrer Sünden: ſeine eigene aber verbirget und entſchuldiget er; da doch niemand ſeine Sünde entſchuldigen, oder auf andre Leute legen kann oder mag: denn ſolches iſt nicht nützlich und förderlich: weil ein jeder ſeine eigene Sünde tragen, und für ſeine Miſſethat ſelbſt Strafe empfangen muß. Imgleichen, wenn jemand viele Menſchen ſündigen ſieht, und dadurch dreiſter wird, auch zu ſündigen; ſo kann er ſich damit nicht entſchuldigen, daß der Uebertreter viele ſind; ſondern er machet ſeine Verdammniß dadurch größer, und die Strafe deſto ſchwerer.

2) Niemand kann in dieſer Welt ſo gerecht und vollkommen leben, als er wohl ſollte. Aber darauf ſoll ſich niemand verlaſſen, und daher, mit Reineken, Urſache zum ſündigen nehmen. Denn die Urſache, warum ſolches nicht geſchieht, iſt dieſe, daß jeder Menſch ſeiner eigenen Luſt und Begierde folget, und ſeinen Eigennutz auch mit ſeines Nächſten Schaden ſuchet; und ſollte es auch demſelben zu ſeinem gänzlichen Verderben gereichen: da uns doch Gott gebothen hat, unſern Nächſten wie uns ſelbſt zu lieben, und ihn nicht zu überfallen oder zu beſchweren. Die alten Weiſen ſprechen: der Menſch hat keinen treuern Freund, und kein größer Vergnügen in der Welt, als die Gerechtigkeit. Und wer ſie treulich behält, der darf weder Diebe noch Mörder fürchten, noch alle Zufälle von der Welt ſcheuen. Ich merkete auf den, der die Gerechtigkeit verachtete, und einer kleinen

Reinke

Freude und Wolluſt dieſer Welt folgete: dieſes machete, daß er die Freude und Güter des zukünftigen Lebens ins Vergeſſen ſtellete.

3) Strafet der Meiſter dieſes Buches, unter der Perſon des Fuchſes, der Prälaten und Potentaten Gebrechen und Mishandlungen; indem er von den weltlichen Fürſten anhebt. Dieſe ſehen der großen, ſchändlichen, grauſamen, mörderiſchen, und itzo ſo gemeinen Miſſethat, der Räuberey, durch die Finger, und laſſen ſie ohne Todesſtrafe geſchehen: welches doch ohne einen großen Schimpf und Schaden nicht geſchehen kann. Denn ein jeder Räuber iſt ein vorſetzlicher Mörder, im Herzen, oder mit der That. Denn wo ſich die, welche man berauben will, zur Wehre ſetzen, auf die Flucht begeben oder ein Geſchrey machen wollen, ſo folget der vorſetzliche Mord gewiß nach *. Daher ſind nicht nur die Räuber, die das kaiſerliche Recht ungütige Diebe nennet, weil ſie mit Gewalt nehmen; ſondern auch die Hehler, Forthelfer, und Förderer ſolcher mörderiſch-räuberiſchen Thaten ſchuldig: und alſo, nach dem gemeinen Sprüchworte, der Hehler gleich dem Stehler zu ſtrafen. Herr **Hans von Schwarzenberg**, Ritter, ſpricht in ſeinem Gedichte gegen die Beſchirmer der Räuber, alſo; indem er in ihrem Namen, ihr Thun und Vornehmen ſtrafet.

Der Böſen iſt ain groſſe ſchar
Jr ſtraff macht mich verhaſſet gar
Jch kan gen jn nit ſein zu ſcharff
Jr gunſt und hilff ich auch bedarff
So ich jn'n gan gewinn vnd beut
Mit jn bezwing ich ander leut.
Bey mir thun ſie als ſün vnd Kind
Vnd dien mir als mein Hofgeſind
Hab auch dabey noch gute ruw.
Drum ſich ich durch die finger zu.

Zu den Fürſten ſpricht er:

Euch ziempt zu ſtrafen Vbelthat
Mit ſünd vnd ſchand gebt jr der ſtadt.

Zu den Räubern aber ſo:

Die gröſten Rauber mir bekenn,
Man yetzund Reuters väter nenn.
Sein gleich den ratten König mit laub
Der herrſch durch ander ratten raub
Verhengen vbels ſolcher maß
Das ſie die böſwicht machen groß
Schuldig iſt derſelbig häler
Widerkerung gleich dem ſteler
Got ſolche Bosheit ſtrafft mit recht,
Biß in das dritt vnd vierd geſchlecht
Es hat oft anfang hie je pein
Die auch dort ewiglich wärt ſein
Den frummen ließ Gott nie in not
Noch ſeinen ſamen ſuchen brot.

Herimer, vormals König der Franken, hat gegen die Räuber ein Geſetz, folgendes Inhalts gemachet: Ein Fürſt oder Herzog, der dem Könige der Franken unterworfen iſt, ſoll die ihm befohlene Gegend, mit allem Fleiße beſchützen. Thut er das nicht, und würden die Einwohner ſeiner Verwaltung durch Feinde oder Räuber, beſchädiget oder beraubet: ſo ſoll die Hälfte des Fürſtengutes dem Könige anheimfallen; er aber für keinen Fürſten oder Herzog mehr gehalten werden, ſondern aller ſeiner Ehren entſetzet ſeyn. Wo aber jemand ſolche Beſchädigung willig geſchehen läßt, der ſoll lebendig begraben, oder mit dem Schwerte gerichtet werden: auch ſollen ſeine Frau, Kinder und Güter dem Könige zu eigen heimfallen. Wenn dieß Geſetz noch im Gebrauche wäre, und feſt gehalten würde: ſo würde mehr Frieden und Einigkeit in der Welt vorhanden ſeyn.

Man findet auch Räuber und Geldſauger unterm Dache, ſagt obbemeldter Ritter; als ungerechte tyranniſche Obrigkeit, über die Unterthanen; auch faule, ungerechte Richter; darnach Wucherer, und überhaupt, wer ſeinen Nächſten unbilliger Weiſe um das Seine bringet, betrüget, oder ihm was ablüget; der iſt in die Strafe der Dieberey verfallen.

---

*) Dieſes zeiget die verderbte Zeit des XVI. Jahrhunderts, als der Adel und andre Verwegene von lauter Beſchädigungen, Rauben und Morden lebten: wie ſo viele Raubſchlöſſer noch itzo ein Zeugniß geben: auch der Ritter von Schwarzenberg in ſeinen Schriften fleißig dagegen geeifert hat.

fallen. Denn er bedienet ſich fremdes Gutes, ohne den Willen des Eigenthümers, widerrechtlich. Und alle ſolche Sünden werden auch, ohne Wiedererſtattung des Schadens, ſofern ſolches geſchehen kann, nicht vergeben: welche Wiedererſtattung aber ſelten geſchieht, und einem ſchwer ankömmt. Darum iſt zu beſorgen, daß viele Menſchen Abwege wandern und übel fahren. So weit derſelbe.

Zum 4) ſaget hier der Dichter, daß ſolche Räuberey und unbillige Beſchwerung durch der Könige und Fürſten Amtleute, welche er mit Bären und Wölfen vergleicht, vollbracht werde. Durch den Wolf will er vorbilden, die gewaltigen und reichen Räuber: durch den Bären aber alle diejenigen, welche um guter Tage willen den Schweiß und das Blut der Unterthanen verzehren, und die Gerechtigkeit unterdrücken helfen. **Frau Untreue** ſpricht:

Das etwan was, und noch iſt laſter,
Vil neren ſich mit dem plaſter,
Gantz achten keiner erbarkeyt
Zuletz wirt es yn allen leyt
Die dencken wenich noch dem wynd
Inn yrer boßheit ſeind geſchwynd
Wann bedenckt man ytz die armen
Es wer ſich wol zu erbarmen
So man betracht das regiment
Wie es bevolhen iſt der zent
Die all betrachtung ſetze uff gelt
An viln orten in dieſſer welt
Gantz unbetracht nutz der gemeyn
Acht ers nem fry und bleibs allein.

5) Niemand iſt an der Fürſten Höfen, bis auf den Beichtvater und Caplan, der ihnen die Wahrheit ſagen wollte, oder dörfte. Urſache! denn ſie genießens ſelber mit, ſo daß ſie das Unterdrücken und Beſchweren der armen Unterthanen billigen, und für gut anſehen. Denn Beichtväter, Capläne oder Hofprediger der Fürſten und Herren ſind gemeiniglich große Schmäuchler und Gleißner, die den Herren nichts ſagen, als was ſie gern hören: damit ſie deren Gnade, auch Ehre und Vortheil dadurch erlangen mögen. Aber Fürſten und Herren ſollten ſolche Schmäuchler nicht bey ſich dulden; ſondern fromme, chriſtliche und wahrhaftige Männer, die das Herz hätten, ihnen die Wahrheit zu ſagen, und nicht ſtets den falben Hengſt beſchreiten, in ihrem Dienſte und Solde haben. Solche würden den Fürſten ihre Gebrechen wohl anzeigen, und die Wahrheit nicht verſchweigen: gleichwie der Prophet Nathan den König David, des Ehebruches halber, ſtrafete. Denn dadurch iſt David zur Erkenntniß ſeiner Sünde, und zur Vergebung derſelben gekommen: welches nicht geſchehen wäre, wenn ihm der Prophet geheuchelt hätte. Desgleichen iſt dem Könige **Ezekias**, aus dem Schelten des Propheten **Eſaias**, weil er die Babylonier ſeine Schätze ſo vermeſſentlich beſchauen laſſen; großer Nutzen entſtanden. Denn dadurch erkannte er ſeine Sünde, und erwarb von Gott den Frieden zu ſeinen Zeiten.

Wann aber die falſchen ſchmäuchleriſchen Propheten, oder Prediger der Fürſten und Herren die Oberhand gewinnen; ſo verführen ſie die Herren, dazu Land und Leute. Denn als **Ahab** das Schelten des rechten Propheten nicht annahm, iſt er um ſein Leben gekommen. Eben ſo achtete **Zedekias** des Propheten Jeremias Strafe für Feindſchaft, und der falſchen Propheten Heucheley für Freundſchaft; weswegen er endlich ins Gefängniß kam, und ſeiner Augen beraubet ward.

Zum 6) ſaget der Poet, daß Könige und Fürſten diejenigen lieben, die viel Geſchenke und Gaben nach Hofe bringen: welches denn auch ein groſſes Laſter iſt, davon der heilige **Cyrillus** alſo ſpricht: O du betrüglicher Geizengel! du ſchweres Pfand der Verpflichtung, und ſchnöde Verwandelung der Weiſen. Du Joch der Dienſtbarkeit, du Bitterkeit des Rechtes, du Nahrung der Zwietracht, du Verkehrung der Städte, und Samen alles Böſen! Nicht unbillig hat das göttliche Geſetz, ein Brunnen der Wahrheit und Gerechtigkeit, des Friedens, und aller Tugend, den Richtern verbothen, daß ſie keine Gaben und Geſchenke nehmen ſollen. Denn die Gaben verblenden die Weiſen, und verkehren die Worte der Gerechten: das iſt, die Gaben vertreiben die Weisheit, verſtören die Gerechtigkeit, und tödten allen rechten Weg.

Der Römer Ehre und grünender Staat iſt vergangen, ſobald ſich der Senat mit Gaben bewegen ließ. Denn weil die Römer allein der gemeinen Stadt Nutzen betrachteten und ſucheten, ſo waren ſie allen ihren Feinden zu mächtig. Als da die Samniter dem **Paul Aemil** ein groß Stück Geldes ſchenken wollten; ſo nahm ers nicht an; ſondern ſprach: Es wäre ihm rühmlicher, über die zu herrſchen, die viel Goldes und Geldes hätten, als es ſelbſt zu haben. Aber ſobald in Rom das Geld regierte, als da der König **Jugurtha** durch Rom ritt, ſich umſah, und ſprach:' O Rom! hätte ich nur Geld! Denn du biſt feil! ſo war bey ihnen kein Glück mehr vorhanden.

Alſo ward auch der Römer **Fabricius** gelobet, da ihm König **Pyrrhus** eine herrliche treffliche Gabe zugeſchicket. Er wollte dieſelbe, als ein Tugendhafter, nicht annehmen, ſondern ſprach: Es wäre ihm rühmlicher, ein freyer Bürger zu ſeyn, als ſich, durch Gaben erkaufet, königlicher Ehre zu gebrauchen. Als der König ſolches erfahren, hat er ſich ſehr verwundert, und geſprochen: Dieſer **Fabricius** kann von ſeinem redlichen Tugendwandel ſo wenig, als die Sonne von ihrem rechten Laufe abgewandt werden.

Kurz, kein Ding wird theurer verkaufet, und ſchändlicher empfangen als Gaben, wenn man dieſelben aus Begierde und Geiz annimmt, oder ausgiebt. Denn **Heſiodus** ſpricht:

Ein Weib, das ſich um Lohn entehrt,
Solch groſſes Laſter nicht verſeert.
Als wenn die gab das recht verkert.

Endlich 7) erwähnet Reineke in dieſem Capitel der Dieberey, und ſieht, daß ſie bey den Groſſen und Gewaltigen der Welt ein gemeines und unſtrafbares Laſter iſt. Darum ſpricht **Marcus Cato**: Die Diebe der eigenen und Privatgüter leben in Gefängniſſen und Ketten: aber die Diebe gemeiner und öffentlicher Güter gehen in Golde und Purpurkleidern. Nun iſt das aber, wie Cicero ſpricht, die größte Ungerechtigkeit: wenn man, (womit man am meiſten betrüget) dabey noch für gut geachtet, und für fromm angeſehen werden will.

Alſo wird bey einem Armen, um einer geringen Sache, und um kleiner Uebertretungen halber, das Rechte gehandhabet: aber die Mißhandlungen der Groſſen und Mächtigen, werden nicht geachtet; weil ſie das Rapiamus beſſer ſpielen können, das iſt, genug zur Küchen bringen, und ſo viel ſtehlen, daß ſie ſich auch vom Galgen, wenn es nöthig wäre, erretten möchten.

Der Weltweiſe, **Xenokrates**, ſah einmal einen armen Dieb zum Galgen führen. Da lachete er heimlich, und ſprach: Die groſſen Diebe haben einen kleinen verurtheilet. Herr Hans von Schwarzenberg ſpricht in ſeinem Buche, der **Kummertroſt** genannt, alſo:

Gewalt in pochait ſchwebet hoch,
Die tugend ghät weit hinden noch,
In hofart, flayſch, vnd augen gir,
Vil menſchen leben als die thier.
Wann alle recht ſend gantz veracht,
Wie die gewalt hat überbracht.
Nempt war manch böſe procurey,
Gar vil gewälten wonet bey.
Die klain dieb ſehen wir offt hangen,
Vnd die groſſen ſcheinlich prangen,
Wer das nit glaubt der merk vnd ſpür,
Wen zeucht man allermaiſt herfür.
Vmb gunſt vnd gab kaufft man das recht,
Der Herr verhengt, ſo nimpt der Knecht
Wer jetz dem Teuffel hölt ein ſchantz
Der ſpricht: er hab gemacht finantz.
Ain Thoren nennt man ſpötlich frumm,
Vor forcht würt offt der weyſ ein ſtumm.

Das achte Hauptſtück.

Noch mehr von Reinekens Beichte, nebſt einer Beſtrafung vieler böſen, und dem Lobe guter Prälaten.

Seht Grimbart, ſprach Reineke ferner: wer nun durch die Welt gehen muß, und ſo der Prälaten Stand anſieht; da ein Theil gut, ein Theil böſe ſind; der fällt in Sünde, ehe er es gewahr wird, woſern er dem Böſen nicht widerſteht. Viele Prälaten ſind gut und gerecht; gleichwohl bleiben ſie darum nicht unberedet von dem Volke, das zu dieſen Zeiten das Böſe auszutragen weis. Dieſes vergißt ihrer gewiß nicht, und ſetzet wohl noch mehr dazu. So böſe iſt heute zu Tage die Gemeine: darum geht es auch oft ſo, daß viele Unterthanen es nicht werth ſind, gute und gerechte Herren zu haben. Das Böſe ſchwatzen und ſingen ſie öfters; aber wiſſen ſie was Gutes, von etlichen großen oder kleinen Herren, ſo wird es gemeiniglich verſchwiegen. Sie ſagen es ſehr ſelten überlaut: wie ſoll es denn immermehr der Welt gut ergehen?

Die Welt iſt voller Afterredens, voller Lügen, voller Untreue, voll Dieberey, Verraths, falſcher Eide, Raubes und Mordes: denn ſolcher Dinge werden itzo viele gehöret.

Falſche Propheten, falſche Scheinheilige betrügen itzo die Welt am meiſten. Die Gemeine ſieht nun der Prälaten Stand, die theils gut, theils böſe ſind: ſie folget aber nicht den guten, ſondern den böſen; und ſchadet ſich damit ſelbſt am meiſten. Wird jemand um die Sünde geſtrafet; ſo ſpricht er noch wohl gar: Die Sünde iſt bey weitem ſo ſchwer nicht, als die Gelehrten hin und wieder predigen. Wäre das, ſpricht mancher Böſewicht; ſo thäten es die Pfaffen ſelber nicht. Sie entſchuldigen ſich mit den böſen Pfaffen, denen ſie wie die Affen gleich ſehen; die alles, was ſie ſehen, nachthun wollen: weswegen ihnen auch oft nicht viel Gutes wiederfährt.

Es iſt wahr, in allen Biſthümern giebt es viel Pfaffen, die ihre eigene Kebsweiber haben: aber auch in dieſem Lande giebt es nicht wenige, die viel Sünde und Schande treiben. Sie kriegen Kinder, wie mir geſaget worden, wie andre Männer in der Ehe. Sie ſorgen alsdann für der Kinder Beſtes, und bringen ſie auch zu großem Stande. Sie geben keinen andern was zuvor, ob dieſe gleich von ächter Geburt ſind.

Sie gehen ſtolz einher, und ſi. ſo ſteif und gerade; als ob ſie aus edelm Geſchlechte entſproſſen wären. Sie meynen ſelbſt, ihre Sache ſey richtig: ſonſt pflegte man der Pfaffen Kinder nicht ſo hervorzuziehn, und ſo zu ehren: aber nunmehr heißt man ſie Herren und Frauen; denn das Geld hat itzt die Oberhand. Man findet ſelten eines Fürſten Land, wo nicht die Pfaffen den Zoll haben, ja über Dörfer und Mühlen herrſchen. Dieſe verkehren erſt recht die Welt! indem ſie alſo die Gemeine das Böſe lehren. Sehen das nun diejenigen, ſo Weiber haben: ſo ſündigen ſie nur um deſto häufiger. Ein Blinder leitet dergeſtalt den andern, und beyde werden von Gott geſchieden.

Zu dieſer Zeit wird hingegen gar nicht ſo fleißig geſehen und gemerket, was man an frommen Prieſtern in der Kirche, die gute Exempel geben, von guten Werken ſieht. Sehr wenige leben nach ihrem Beyſpiele; ja es wird nicht einmal beobachtet; aber das Böſe, was in der Gemeine geſchieht, wird meiſtens noch vergrößert: wie ſoll es denn gut in der Welt gehen?

Doch ſpreche ich ferner, wenn ihr mich hören wollet: Die alſo in Unehren gebohren ſind, die haben darinnen gute Befriedigung. Denn ſie haben keine Schuld daran. Was ich aber meyne, iſt dieſes: wer von dieſer Art iſt, der demüthige ſich mit Fleiß. Er muß nicht über andre hervorragen wollen, daß man nicht von ihm ſo ſprechen dörfe, wie oben davon geſaget worden. Spricht dann jemand übels von ihnen, der thut unrecht. Die Geburt nämlich machet niemanden edel, oder unedel; ſondern die Tugend oder Untugend, die ein jeder ausübet.

Ein guter und gelehrter Geiſtlicher iſt aller Ehren werth: aber einer, der ein böſes Leben führet, kann viel böſe Exempel geben. Prediget nun gleich ein ſolcher oft das Beſte, ſo ſprechen doch die Layen zuletzt: Was prediget und lehret dieſer doch, da er ſelbſt ganz verkehrt lebet? Der Kirche thut er doch ſelbſt kein Gutes: zu uns aber ſpricht er: Leget nur aus, bauet die Kirche, das iſt mein Rath; ſo verdienet ihr viel Gnade und Ablaß. Ja er beſchließt wohl ſeine Predigt damit, und leget doch ſelbſt ſehr wenig, oder gar nichts, dazu: geſetzt, daß die Kirche übern Haufen fiele.

Sodann hält er das für die beſte Lebensart, ſchöne Kleider, und ſchöne Frauen und leckere Speiſen, auch große Bekümmerniſſe mit weltlichen Dingen zu haben. Wie kann ſodann **Thraſo** bethen oder ſingen? Aber gute fromme Prieſter denken allezeit, wie ſie mit allem Fleiße Gott durch viele heilige und gute Werke dienen mögen: und die bringen der heiligen Kirche Nutzen; dieſe gehen den Layen mit gutem Exempel vor, und bringen ſie zur rechten Thüre des Himmels.

Die in Kutten gehen, und gleichfalls alle ihre Zeit mit eifrigem Bitten und Geilen zubringen; meyne ich ebenermaßen. Die meiſten von ihnen ſind lieber bey den Reichen; ſie können ihre Worte ſo liſtig bekleiden, und ſind gar leicht gebethen. Bittet man einen, ſo kommen ihrer zweene, oder wohl gar drey. Die im Kloſter das beſte Maulwerk haben, die werden im Orden erhoben, und zu Leſemeiſtern, Küſtern, Prioren oder Gardianen gemacht: die andern aber müſſen weit zurücke ſtehen. Und wenn man darinnen zu eſſen giebt: ſo werden die Schüſſeln ſehr ungleich aufgetragen. Denn einige müſſen des Nachts aufſtehen, ſingen, leſen, und um die Gräber gehen: die andern eſſen die guten und fetten Biſſen, und tragen den beſten Vortheil davon.

Was ſaget man nicht von des Pabſtes Legaten? von Aebten, Pröbſten und andern Prälaten, Beguinen und Nonnen, und wie ſie Namen haben? Ueberall heißt es: Gebet mir das eure, laſſet mir das meine! Kaum findet man unter zehnen ihrer ſieben, die recht nach ihrem Orden leben: ſo ſchwach iſt itzo der geiſtliche Stand!

Da verſetzte der Dachs: Lieber Oheim, das iſt ſchlimm, daß ihr nur itzo der andern Leute Sünde beichtet: Denn das Beichten hilft einen Quark, wenn man nicht ſein eigen Vergehen beichtet. Was geht euch die Geiſtlichkeit an, und was dieſer oder jener thut? Ein jeder muß ſeine eigene Bürde tragen, und für ſeinen Orden ſelbſt Rede und Antwort geben, wie er denſelben gehalten hat; es ſey unter den jungen oder alten. Davon will ich nun niemanden frey ſprechen, es ſey in den Klöſtern oder draußen. Doch, Reineke, ihr ſprechet von ſo vielen Dingen, daß ihr mich wohl ſelbſt in Irrthum bringen ſolltet. Ihr kennet den Zuſtand der Welt ſehr eigentlich, und wiſſet aufs genaueſte, wie alles geht. Von rechtswegen ſolltet ihr ein Pfaff ſeyn, und mich nebſt andern Schafen euch beichten und von euch lernen laſſen, damit wir uns zur Weisheit kehren möchten. Denn wir ſind zum Theile ſehr ſtumpf und grob.

Hiermit kamen ſie eben vor des Königes Hof. Reineke ward nun zwar etwas verzagt; doch ſprach er: Es iſt nun einmal gewaget!

Alkmariſche Anmerkungen.

In dieſem Capitel meynet der Lehrer fünf Stücke. 1) Daß der geiſtliche und weltliche Stand theils mit guten, theils mit böſen Prälaten und Verweſern vermenget iſt: und wie die Menſchen insgemein mehr auf die Exempel der Böſen Achtung geben, und mit ihnen ſündigen. Das 2) iſt das Nachreden der Leute auf die Prälaten, und auf einander, welches ſonderlich eine gemeine Sünde iſt: um derenwillen oft die Gemeine mit böſen Fürſten und Statthaltern geſtrafet wird, weil ſie nicht werth iſt, gute Herren zu haben.

Das 3) iſt eine Beſtrafung etlicher Pfaffen, die unzüchtig leben, und ihrer Kinder: und wie die Layen ſich nicht beſſern, wenn gleich ſolche Geiſtlichen Layen predigen und lehren. Denn **Hieronymus** ſaget: es ſey der Gemeine nützlicher und erbaulicher, wenn ſie das Leben und die Werke eines guten Prieſters ſehen; als daß ein ſündiger und böſer Prieſter ſchön und fleißig prediget und lehret, aber in Werken ſelber nichts tauget. Ein gutes Leben und nicht geprediget, iſt beſſer, als ein böſes Leben, und viel geprediget und gelehret. Auch iſt Gott ſelbſt ein ſolches Predigen nicht angenehm. Denn Gott ſpricht zu ſolchen Lehrern, durch den Propheten alſo: **Warum nimmſt du mein heiliges Teſtament in deinen ſündigen Mund; und predigeſt dem Volke mein heiliges Wort? der du doch in deinen böſen Werken alle tugendhafte Zucht haſſeſt.**

Doch iſt hier auch eine Lehre, daß kein Laye ſolchen Geiſtlichen übel nachreden, oder ſie läſtern ſoll: Denn die Layen ſind nicht die Richter der Geiſtlichen. Dieſes merke! wer von einem Weltlichen übels ſpricht, der ſündiget ſchon: ſpricht er aber von einem Geiſtlichen böſes, ſo ſündiget er noch ärger. Denn ob es gleich wahr iſt, ſo iſt es doch ſchlimm, daß man ſo das Gebrechen eines andern erzählet, und ſeine eigenen dadurch vermehret. Das 4) iſt die ungleiche Theilung der Pfründen in den Klöſtern, daraus oft großer Haß und Neid erwächſt. Das 5) iſt die falſche Beichte, ſo mancher thut: indem er fremde Fehler erzählet, wie Reineke hier thut. Wer ſo beichtet, der beichtet unrecht. Ein jeder Sünder ſoll ſeine eigene Sünde klagen, wie David im ein und dreyßigſten Pſalme lehret: Confitebor adverſum me injuſtitiam Domino: **Ich will dem Herrn meine Sünde bekennen.**

Baumanniſche Anmerkungen.

Aus dieſem Capitel merke fünf Lehren.

I.

Daß die Potentaten und Prälaten, weltliches und geiſtliches Standes, theils gut, theils böſe ſind; und daß der große Haufen des gemeinen Volkes viel mehr den böſen Regenten folget, anhanget, und mit ihnen ſündiget, als den guten; deren viele es noch lieber beredet, verunglimpfet und verfolget. Von dieſes gemeinen Haufens Leichtfertigkeit, Art und Natur ſchreibt **Sebaſtian Frank**, in ſeiner deutſchen Kosmographie alſo:

Von der aufrühriſchen Thorheit des gemeinen Mannes, Herrn **Omnis**, lehret **Pythagoras**: Man ſoll nicht den gemeinen Weg wandern; das iſt, nicht geſinnet ſeyn, wie die meiſten, ſondern, wie die wenigſten. Daher wird das gemeine Volk vom **Plato**, ein vielköpfig Thier genennet; das mit ſich ſelbſt nicht einig iſt, ſondern zur Lüge und Bosheit, wider die Wahrheit ſtreitet, und das ohne Vernunft dahin fähret und ſchwärmet, wohin es von ſeinem Vorgänger geleitet und geführet wird. Darum iſt es allezeit ſo, wie ſein König oder Prieſter geſinnet, und ändert ſich immer mit ſeinen Oberſten zugleich.

Was für ein gräuliches, unwiſſendes, vielköpfigtes, tolles Thier das gemeine Volk ſey, hat Moſes, dem es oft Angſt und Kummer gemachet, ſattſam erfahren. Zudem ſind alle Geſchichte voller Meuterey und Aufruhr, ja voller Dathan und Abiram: und die Leidenſchaften oder Begierden, regieren allenthalben gewaltig, auch ſogar bey denen, welche die Begierden tödten lehren, und die etwas mehr als die Welt, Leidenſchaft und gemeines Volk ſeyn wollen. Ja es geht, wie allemal, alſo auch itzo vornehmlich im

Schwange, daß ein jeder dem gemeinen Haufen, oder der Oberkeit zu Liebe, glaubet, wie man an dem Orte, wo er iſt, zu glauben pflegt. Ein evangeliſcher Fürſt hat evangeliſches Volk: Böhmen hat viel Hußiten: Urſache: das iſt die daſige Münze!

Alſo fällt das gemeine unbeſtändige Volk, ohne allen Grund hin und her. Selbſt die ſeine Vorgänger und Biſchöfe ſeyn wollen, haben Münze, nachdem die Waare iſt; dörfen ſich auch wohl hören laſſen: Wie es ihre Oberkeit mache, dabey wollen ſie, als die gehorſamen, bleiben. Da ſieht und höret man nun ſchöne Sachen! Iſt das nicht ein artiges Spiel? Mich dünkt, ſie ſollten ſich Gottes Wort führen laſſen, und damit die Oberkeit handeln und regieren lehren. Dagegen wollen ſie es machen, wie es ihre Lehnherren gern hören, und deſſen Lied ſingen, deſſen Brod ſie eſſen; ja wie man von den Polen ſaget, glauben, was ihr König glaubet. Da ſieht man ſein Wunder von den Geiſtlichen hin und wieder im Lande; wie ſie ſo geſchickt mit allen Winden ſegeln, und den Mantel allemal nach dem Winde richten können: bloß damit ſie dem tollen Herrn **Omnis** hofieren, und dem Raben den Brey einſtreichen mögen, um nur im Frieden des Volkes Ehre und Vermögen zu erlangen.

So iſt denn der Prieſter, wie das Volk; und gleich und gleich geſellet ſich gern. Denn ein ſolcher Topf kann keine andre Stürze leiden. Ich habe mich dieſer Ebentheuer oftmals verwundert: allein die Urſache iſt, daß man bey dem tollen Herrn **Omnis**, der die Lügen liebet und ſuchet, mit der Wahrheit nicht fortkommen kann. Er will durchaus betrogen und mit Lügen regieret ſeyn: und ein ſolch Lied muß man ihm ſingen, wenn er tanzen ſoll. Auch **Plato** hat es ſchon erkannt, daß es bey dieſem ungezähmten wilden Thiere, Herrn **Omnis**, um ſeiner Unwiſſenheit wegen, nicht ſicher ſey, eine wahrhaftige Meynung von Gott zu bekennen: wie ſeine Worte, die Joſephus, wider den Appion angezogen, lauten. Daher haben nicht nur die Propheten, **Chriſtus**, und die Apoſtel, ihr Leben verlieren müſſen; ſondern auch etliche fromme, aufrichtige und weiſe Heyden, als **Sokrates**, **Anaxagoras**, und **Diagoras**; die das gemeine Volk wegen ſeiner Abgötterey ernſtlich geſtrafet haben.

Der vorwitzige gemeine Haufen, Herr **Omnis**, begehret auch täglich Neuerungen; und bey ſeiner Wankelmüthigkeit wollte er wohl, daß immer was Neues wäre: ja ſo eifrig er auch bisweilen nach einem Dinge geilet und ſtrebet: ſo hat er ſich doch bald daran geſättiget, ſeine Luſt gebüßet, und begehret alle Tage was anders. Denn ſo hitzig er nach einer Sache trachtet; ſo ſchweige man nur ſtill dazu: er läßt es gewiß mit der Zeit von ſich ſelbſt fallen, und wird ihm feind; ſonderlich, wenn ihm das Ding umſchlägt, und nicht ſo gelingt, wie er verhoffet hatte.

Kurz, worauf der kindiſche Herr **Omnis** zuplatzet, und worauf der Bienenſchwarm fällt, das iſt ein Heiligthum, und damit fährt er dahin: und was ihm von dieſer ſeiner Thorheit und ſeinem Unglauben für ein Unglück begegnet, das giebt er dem andern Glauben ſchuld, und leget alles Unglück auf ſein Widerpart: wie die Papiſten auf die Lutheraner, dieſe auf den Pabſt, auf die Schwärmer oder Wiedertäufer. Alſo ſchwärmet der gemeine raſende Haufen dahin: und alles, was er vornimmt, ſich einmal überredet, oder gefaſſet hat, das iſt eitel Evangelium und lauter Gerechtigkeit: wie wir im letzten Aufruhre der Bauren wohl geſehen haben. Da thun ſie alle die Ohren zu, und hören nicht nur das Gegentheil nicht mehr, ſondern verfolgen es auf das äußerſte.

Dieſe Art des gemeinen Haufens entdecke ich darum ſo fleißig, damit wir dieſes vielköpfige Thier erkennen lernen, und nicht auf ſelbiges ſehen, als ob es einträchtig, weiſe oder fromm, und nicht vielmehr unruhig, toll und unſinnig wäre. Aber wir pflegen leider viel gutes in der Welt zu ſuchen, und laſſen uns eine ganze Welt voll träumen, und bilden uns ein, der gemeine Mann ſey lauter Heiligthum, und ſtecke voll Verſtandes; verrathen aber dadurch unſre Thorheit, daß wir nicht wiſſen, was dieß vielköpfigte Thier ſey. Die Alten haben die Sache viel tiefer eingeſehen, und viel beſſer errathen. Sonderlich haben die Regenten den gemeinen Mann wohl ausſtudieret, als einen ſolchen, der nichts rechtſinniges und geſalzenes leiden kann: und deſſen Stimme, nach Ciceros Zeugniſſe, (V. Tuſc. Qu.) ſo lautet: Niemand unter uns ſoll ein tugendhaftes Leben führen, wozu tauglich ſeyn, und ſich empor heben! Kurz, wo dieß ungezähmte Thier hintobet, da weiche ihm doch ein jeder, als einem trunkenen Menſchen, aus dem Wege, und wenn es ein Fuder Heu, ja Gott ſelbſt wäre.

Man ſehe nur des unruhigen Haufens Unbeſtand, am Volke Iſrael: wo **Aaron**, **Moſes**, ja alle Richter und Könige, mit demſelben zu ſchaffen gehabt, und doch wenig Dankes und guten Willens damit erlanget haben. Man leſe vom Aufruhre des **Korah** gegen den Moſes. (4. B. M. im 16. Cap.) Man merke, wie es dem frommen **Gideon** geht. (Richt. 8.) Was erlangte **Jephta** mit ſeiner Wohlthat, **Samuel** und **Daniel** mit ſeiner Treue? Nichts als lauter Undank, Aufruhr, Neid und Haß. Ja, je frömmere Könige das Volk hatte, deſto böſer und ungehorſamer war es. Was für einen vorwitzigen Muthwillen brauchete das Volk nicht, als es einen König begehrete? Da ſie doch Gott ſo getreulich warnete, und ihnen entdeckete, wie es ihnen gehen würde. Gleichwohl ließen ſie nicht ab. Und kurz, die ganze Bibel ſchreibt faſt nichts anders, als ein lauters Lärmen und einen beſtändigen Aufruhr, des gemeinen tollen Volkes.

Ob ſich nun gleich das gemeine Volk, mit dem **Joſada**, und andern Königen, fromm und häuchleriſch ſtellete: ſo hat doch ſtets der Ausgang gelehret, daß es eitel Büberey, und kein Ernſt bey ihm geweſen. So bekehrete ſich alles Volk mit dem Könige **Joſia**; und fiel nicht von Gott, ſo lange er lebete: (2 Chr. 34. Cap.). Daß es aber dem Volke nicht von Herzen gegangen ſey, und daß es bloß dem Könige gehäuchelt habe, beweiſen **Jeremias** und **Hoſeas** ganz klärlich, im 3. und 5. Cap. weil es nur dem Könige zu gefallen, Gott opferte, ſo lange er lebete. Bald nach deſſen Tode fiel es wieder ab. Eben ſo iſt auch das ganze Volk eins, und lauter Heiligthum, und mit dem frommen Könige **Hiskias** ein Herz und eine Seele, dem **Sanherib** zu widerſtehen. Gleichwohl bezeuget die Hiſtorie der Chronik, des Volkes Herz habe nicht recht mit Gott geſtanden; weswegen **Eſaias** daſſelbe ſo heftig angreift.

So häuchelt nun der thörichte gemeine Hauſe, und ſtellet ſich, bey einem gottſeligen Könige gottſelig: wie es auch zu unſern Zeiten zugeht; wohin die Fürſten geneiget ſind, da iſt das tolle Volk ſchon voran. Iſt der Fürſt, ſo gut er immer mag, evangeliſch: ſo regnet es lauter Chriſten, und keiner will beym Evangelio der letzte ſeyn, bloß aus Liebe zum Fürſten. Stirbt aber derſelbe ab; und es folget ein **Nero**: hilf ewiger Gott! da verſchwinden ſie alle, und Herr **Omnis** verfliegt, wie die Mücken im Winter. Da ſieht man, was das Hofgeſinde für gute feine Chriſten ſind! die doch das Kreuz fliehen, wie der Teufel; und nicht wiſſen was Chriſtus iſt, deſſen Wort ſie doch in den Aermeln, Schilden und Harniſchen tragen. Wollte Gott, es wäre ſo in ihr Herz, wie in ihre Bücher geſchrieben! Sie bedürften wohl eines Pythagoras und Moſes, der ſie lehrete, daß ſie Gottes Bildniß auf keine Ringe ſtecken, und ſeinen Namen nicht ſo eitel und vergebens führen ſollten.

Der heilige chriſtliche Glaube, der doch nicht jedermanns Ding iſt, iſt neulich ſo gemein geweſen, daß ihn auch Herr **Omnis** angenommen, Gott erkannt und ihn eingeführet hat. Daß auch Chriſto ſelbſt, viel mehrere aus Vorwitze, als aus Liebe und geneigtem Willen gefolget ſind, bezeuget das Evangelium Joh. 6. Die Welt bleibt doch ſtets Turba, quæ omnia turbat, (ein Haufen, der alles verwirret) und kann weder den Geiſt der Wahrheit annehmen, Joh. 14. noch die Wahrheit faſſen und lieben. Luc. 6. Derowegen iſt weder auf den gemeinen Haufen zu bauen, noch das Evangelium bey ihm zu finden. Denn die Propheten ſagen viel anders davon. Jeremias im 7. Capitel ſpricht ſo: **Die Kinder leſen Holz, ſo zünden die Väter das Feuer an: und die Weiber kneten den Teig, daß ſie der Königinn des Himmels Kuchen backen, und den fremden Göttern geben, daß ſie mir Verdruß anthun.** Das iſt, ſie lieben Abgötterey; beyde jung und alt helfen zum Dienſte der Götzen.

Dieweil es alſo um den gemeinen unbeſtändigen Haufen ſo bewandt iſt, daß die lobwürdig ſind, die ihm mißfallen, und hingegen alle, die Herr **Omnis** lobet, in übelm Rufe ſtehen; ſo, daß ſein Lob eine Schande, und ſein Schmähen eine Ehre iſt: ſo muß man, um des Pöbels wegen, weite Umwege nehmen, ja in ſeinem Vornehmen viel anders geſonnen ſeyn, als des Herrn **Omnis** Urtheil ausweiſet, ja gerade das Widerſpiel und Gegentheil halten. Das lehren **Pythagoras** und **Cato**: man ſolle die gemeine, wohlgebähnte Straße nicht gehen; die zum Verderben führet, Matth. 7.: das iſt, wie der H. **Hieronymus** es deutet: Man ſolle des gemeinen Volkes Irrthume und Vornehmen nicht folgen; auch dasjenige nicht hochpreiſen, daß Herr **Omnis** die Finſterniß für das Licht, das Saure für das Süße wählet, und hoch ſchätzet. Darum ſpricht Chriſtus (Luc. 18.): was vor der Welt, das iſt, allen natürlichen Menſchen, die nach der Welt, und nicht nach Gott leben, hoch iſt, das iſt vor Gott ein Gräuel.

Von Chriſto bis auf den **Nero**, enthält ſich das gemeine Volk von dem Blute der Chriſten; ſo, daß man denken ſollte, es ſtecke keine Mordluſt in ihm. Aber zu Nerons Zeiten recket der Eſel die Ohren hervor: jedermann will an den Chriſten zum Ritter werden, und ſeine Hände in ihrem Blute waſchen. So gieng es auch mit Chriſto. Denn den ſie mit Palmen, untergeſtreueten Kleidern, und mit großem Lobgeſange zu Jeruſalem eingeführet, den kreuzigen ſie wenig Tage darauf. Daraus erhellet, daß der gemeine Haufen, Chriſto mehr aus Vorwitz, als aus Ernſt und Andacht nachgefolget ſey, wie der Ausgang bezeuget hat. Unterm Domitian iſt alles Volk zu Rom aufſätzig gegen die Chriſten: ein jeder will an ihnen, ſeinem Gotte zu Ehren, eine Ehre einlegen, und ſeinen Abgott an ihnen rächen. Bald aber fallen ſie mit dem Domitian, dem ſolches leid ward, wieder um; und das Martern der Chriſten, das vorhin ein Gottesdienſt war, iſt nunmehr eine Sünde. Unterm Conſtantin vermehren ſich die Chriſten, wie die Mücken im Sommer: und eben ſo ward mit einem Könige von England, das ganze Land auf einmal chriſtlich.

Hiedurch iſt nun der gemeine Haufen, **Hans Omnis**, mit ſeinen lebendigen Farben abgemalet: welches zu vielen Dingen dienlich ſeyn wird. Es iſt lauter Muthwillen, und kindiſche Neuerung bey ihm; und alles was er anfängt, ſind lauter thörichte Anſchläge. Sonderlich beißt er gern, wie ein Pferd, in ſeinen eigenen Zaum: und haſſet die, welche er fürchten muß. Daher dörfen Fürſten und Herren ſich nicht viel auf den gemeinen Haufen, ſonderlich auf ihr Hofgeſind verlaſſen: denn wie oft ſind ſie nicht von demſelben in ihren Nöthen verlaſſen worden? So lieſt man vom Darius und Alexander, ja faſt von allen Kaiſern, in den Chroniken: daß nämlich ihr Hofgeſind faſt ihre ärgſten Feinde geweſen. Und es ſind mehr Kaiſer und Päbſte von ihren Freunden durch Gift, und andre Künſte, als durch ihre Feinde umgekommen. So weit jener.

II. Daß die gemeinen Unterthanen ihre Herren verachten, und ihnen gern böſes nachreden, iſt eine ſchwere, aber itzo ſehr gemeine Sünde: weßwegen ſie auch von Gott mit vielen böſen tyranniſchen Regenten, nachdem ſie der guten nicht würdig ſind, hart geſtrafet werden. Wem aber dergeſtalt viel böſes nachgeredet wird, der darf ſich eben ſo ſehr nicht darüber bekümmern; ſondern die Rede vorüber gehen laſſen. Denn es iſt unmöglich, jedermann zu gefallen; und man müßte früh aufſtehen, wenn mans jedermann recht machen wollte. Man ſoll aber in dieſem Falle, ſich folgendergeſtalt verhalten:

Redet man dir was gutes nach, ſo ſchreib ſolches Gott dem Herrn zu, der allein das rechte Gut iſt. Redet man dir fälſchlich und ohne dein Verdienſt was böſes nach, ſo mache dieſe Läſterung mit der That, und nicht mit Worten, zur Lüge. Denn wider die üble Nachrede hilft kein Verantworten, oder Rächen, ſondern bloß dein gutes Verhalten; indem du mit deinem redlichen, frommen und chriſtlichen Leben das böſe Gerücht zur Lüge macheſt. Redet man dir aber was böſes nach Verdienſte nach, ſo laß es dir eine Warnung ſeyn, und beſſere dich. Dadurch allein wird dem Teufel der Mund verſtopfet; und alsdann laß ihn klaffen und läſtern bis er müde wird.

III. Werden hier die unzüchtigen Pfaffen geſtrafet, die mit unächten Weibern und Kindern vor der Welt ärgerlich leben: imgleichen alle die, ſo durch ihre geſunde Lehre, und gutes Leben, andern ein Vorbild ſeyn ſollten; und dennoch, durch ihr unmäßiges, ärgerliches und böſes Leben, und durch hinterliſtige Handlungen, böſe Exempel geben. Von dieſen ſpricht **Hieronymus**: Die wohl und recht lehren, aber übel leben, zerſtören mehr, als ſie bauen; und opfern Gott die Zunge, aber dem Teufel die Seele. Darum iſt es viel beſſer, gut gelebet, und gar nicht geprediget; als ein böſes Leben geführet, und viel geprediget.

Auch iſt das Leben ſolcher falſchen Propheten und ärgerlicher Prediger Gott nicht angenehm. Darum ſpricht Gott zu ihnen durch den Propheten David alſo: **Warum verkündigeſt du meine Rechte, und nimmſt meinen Bund in deinen Mund? da du doch Zucht haſſeſt, und mein Geboth hinter dich wirfſt. Findeſt du einen Dieb, ſo läufſt du mit ihm, und haſt mit den Ehebrechern Gemeinſchaft. Du ſitzeſt und redeſt wider deinen Bruder, und verläumdeſt die Söhne deiner Mutter. Dein Mund redet unnütze Dinge, und deine Zunge richtet Betrügereyen an.** ꝛc. im 50ſten Pſ.

Solche Prediger, die um ihrer eigenen Sünde willen die Wahrheit verſchweigen, oder ſo bemänteln, daß man ſie nicht verſtehen kann, oder ihres eigenen Vortheils halber, die Sünden und Laſter der Gewaltigen und Reichen, davon ſie ihren Genuß haben, und ihren Sold empfangen, der Wahrheit und dem Chriſtenthume zum Nachtheile verbergen, oder verſchonen, das ſind falſche Prediger, die **Reineke** hier Häuchler und Gleißner nennet; und ſtumme Hunde, von welchen Eſaias im 56. Cap. alſo ſpricht: **Deine Wächter und Hirten ſind alle blind, haben keine Vernunft, ſind ſtumme Hunde, die nicht bellen mögen; ſind ſchläfrig, liegen faulenzend und ſchnarchen. Sie ſind unverſchämte Hunde, die nimmer ſatt werden. Ein jeder gehe ſeinen Weg, und trachtet nach äußerſtem Vermögen, ſeiner Begierde nach, und ſpricht: Laßt uns Wein langen, und uns füllen, daß wir** trunken werden ꝛc. Vom geringſten bis zum gröſten ſind ſie alle dem Geize eigen, und trachten alle nach ſchändlichem Gewinſte. Ja vom Propheten bis zum Prieſter gehen ſie alle mit Lügen um, und ſprechen: Frieden! Frieden! da doch kein Frieden vorhanden iſt. Jer. 6. 8. Doctor **Seb. Brand** ſpricht:

Geſchickte wort vnd boſe werck
Machen niemant in tugent ſtarck
Das beſt beyſpil das du kanſt geben
Dem gemeinen volck das merck dir eben,
Geh im in gutem leben vor
So folgen ſie zum rechten tor.
Lehrſt gut, vnd biſt im leben ſchl
Biſt du ein thor mit leib vnd ſeel.

IV. Ein Hirt, oder Prediger, der ſeinen anbefohlenen Schafen getreulich vorſteht, ſonderlich im Worte und in der Lehre, iſt doppelter Ehren werth. Man ſoll aber die falſchen Hirten von den wahren alſo unterſcheiden und erkennen. Alle Paſtoren, die nicht Gottes Wort predigen, ſind Wölfe, und wenn ſie ſchon Pfarrer, Biſchöfe, oder Fürſten genennet würden. Die nun nicht Gottes Wort, ſondern ihre Träume predigen, die ſind auch Wölfe. Welche das Wort Gottes, aber nicht zur Ehre Gottes, ſondern ſich ſelbſt und ihrem Haupte, dem Pabſte, zu ehren predigen, und alles zu Beſchirmung ihres erdichteten Standes anziehen; das ſind ſchädliche Wölfe, die in Schafkleidern kommen. Die nun gleich mit dem Worte Gottes lehren und predigen, und dennoch die gröſſeſten Häupter, die übel handeln und ärgerlich leben, nicht ſtrafen, ſondern ihre Tyranney wachſen laſſen, das ſind ſchmäuchelnde Wölfe, oder Verräther des Volkes. Die nicht das, was ſie mit Worten lehren, auch in Werken ausüben, die ſind unter den Chriſten nichts nütze, und brechen vielmehr mit ihrem Leben ab, als ſie mit Worten bauen. Welche der Armen nicht achten, dieſelben unterdrücken und beſchweren laſſen, ſind auch falſche Hirten. Die den Namen der Hirten tragen, und dennoch ein weltlich Regiment führen und herrſchen, ſind die allerſchlimmſten Wehrwölfe. Die Geld und Gut ſammlen, Kiſten, Beutel und Kaſten füllen, und bloß darum predigen, damit ſie zu eſſen haben mögen; das ſind Bauchdiener und Geldprediger: denn ihr Predigen fällt mit dem Gelde. Wer ſich vernimmt, mit ſeiner Lehre etwas anders, als die Erkenntniß, Liebe, und kindliche Furcht Gottes unter den Menſchen zu pflanzen; das ſind falſche Hirten. Kurz, alle diejenigen ſind falſche Prediger, welche die armen Chriſten von dem ewigen einigen Schöpfer und Gott, auf die Heiligen verweiſen und abführen.

V. Gedenket hier Reineke der Mönche, und erzählet etliche Laſter derſelben: deren Urſprung, wie etliche Scribenten melden, folgender geweſen. Als Gott einen Erdenklump nahm, wie Moſes ſchreibt, und Fiat ſprach: ſo ward ein lebendiger Menſch daraus. Einige Zeit hernach, wollte der Teufel ſolches unſerm Herrn Gott nachthun, nahm auch einen Klump Erde; und weil er das Wort, das Gott geſprochen, vergeſſen hatte: ſo ſprach er, Pfuat! daher gerieth es ihm übel, und es ward ein Mönch daraus. Als nun der Teufel dieß ſcheußliche Bild ſah, ſprach er: Pfuy dich an, all dein Lebenlang! Wie ſchlecht habe ich meine Arbeit angewandt! Geh hin in alle Welt, und betreug Land und Leute!

Als nun dieſer Bruder ein Kleid brauchte, brachte ihm der Teufel ein ganz graues Tuch, ſchnitt in der Mitten ein Loch durch, und hieng es ihm ſo ganz um den Hals. Der Bruder gehe, und trägt vorne das Gewand mit den Händen: hinten aber blieb es ihm an den Büſchen und Dornen überall hangen, und machete ihm ſo viel zu ſchaffen, daß er der Arbeit, zu welcher er ohnedieß keine Luſt hatte, nicht wahrnehmen konnte. Als nun der Teufel hernach wieder zu ſeinem Geſchöpfe kömmt, klaget der Bruder, wie ihm das Tuch ſo viel Mühe mache. Da nimmt der Teufel eine eichene Ruthe, ſchürzet ihn damit, als mit einem Gürtel auf, und machet ihm alſo ringsum große überhängende Schöße und weite Aermel. Daher kömmt es nun, daß die Mönche noch heutiges Tages knotigte Gürtel tragen; und ihre Kappe ſo weit iſt, daß ſie bis dieſe Stunde niemand ausfüllen kann.

Darauf machet der Teufel ihm einen Kranz: denn einem heiligen Manne gezienet ſichs nicht, Haare zu tragen, wie die Layen und Unheiligen thun. Endlich, als ſich der Bruder beklagete, daß es ihm nicht möglich ſey, ſich durchs arbeiten zu ernähren; denn das Kleid ſey ihm zu weit und unbequem: gab ihm der Teufel folgenden Rath. Er ſollte durch Städte und Dörfer gehen, und die Leute um Gottes Willen anſprechen und bitten: Den Brüdern ein Brodt, durch Gott! Und daß ihm ja nicht etwas gebrechen möchte, ſo nahm der Teufel des Bruders Hemd, nähete es unten und oben zu, ſchnitt in der Mitte ein Loch hinein, und machte alſo einen Weidebeutel, oder Gardian davon.

Ob nun dieß gleich ſcherzhaft geredet iſt, ſo iſt es doch wahr, daß aller Mönche Ankunft, Thun und Weſen, der heiligen Schrift nicht gemäß iſt; ſondern beyde Namen, womit ſie ſich nennen laſſen, als, die Geiſtlichen und Mönche, ſind an ihnen verkehret. Denn **Religioſus** heißt einer, der Gottes Geiſt hat, und Gott im Geiſte und in der Wahrheit dienet. **Monachus** heißt ein einſamer Einſiedler, der ſich der Welt entſchlagen hat. Gleichwohl achten ſie ſich für die nächſten bey den Göttern; ob ſie gleich, vom rechten Gottesdienſte und geiſtlichen Leben, aufs allerweiteſte entfernet, und in allen Straßen und Häuſern, da ſie herumlaufen, gegenwärtig ſind.

Ungeachtet ſie nun von jedermann alſo verachtet und verfluchet ſind, daß es auch für ein unglücklich Zeichen gehalten wird, wenn ſie einem ungefähr begegnen; ſo befleißigen ſie ſich auch nicht, mit Chriſto eines Sinnes zu ſeyn, ſondern unter einander aufs uneinigſte zu leben. Sie ſetzen die größte Seligkeit auf ihren Orden und ſeine Stifter; erfreuen ſich, daß ſie **Auguſtiner**, **Benedictiner**, **Bernhardiner**, **Dominicaner**, **Franciſcaner**, **Jacobiten** u. ſ. w. genennet werden; als wäre es zu wenig ein **Chriſt** zu heißen. Ja ſie bauen und pochen ſo ſehr auf ihre Regel, Ceremonien und Menſchentand, daß ſie ſich bedünken laſſen: im Himmel ſelbſt ſey keine genugſame Belohnung ſolches ihres Verdienſtes und Gepränges.

Sie denken nicht, daß Chriſtus alle dieſe unnütze Dinge verachtet, und ſein einziges Geboth der Liebe erfodert habe; auch ſprechen werde: Alle Pflanzen, die mein himmliſcher Vater nicht gepflanzet hat, ſollen ausgerottet werden; ſondern der eine wird alsdann, ſeinen von Fiſchen aufgeblaſenen und ausgedehnten Bauch, als das vornehmſte von allen ſeinen guten Werken zeigen; der andre wird hundert Scheffel Pſalmen und hergemurmelte **Horas** rühmen; der dritte wird viel tauſend Faſttage, Vigilien und Seelmeſſen herausſchütten; noch andre werden einen ſolchen Haufen Gottesdienſte, wie ſie es nennen, hervorbringen, daß ihn kaum eine große Galeere führen könnte. Aber Chriſtus wird allen dieſen unnützen Ruhm zunichte machen, indem er zu ihnen ſprechen wird: Ich kenne euch nicht! Imgleichen: Huren und Buben werden eher ins Himmelreich kommen, denn ihr.

Der Mönche Natur und Weſen beſchreibt das **Memorial der Tugend** mit dieſen Worten:

Die Kutt mir zieret meinen palck
Das ich domit bedeck mein ſchalck
Vnd manchen in der hailigkait ſcheyn,
Betrüg, das er mir geit das ſein
Beſonder inn der letzten not
Was er vnrechts gewonnen hat.
Vnd doch den rechten erben warſt
Vmb gunſt ich manchem rath vnd haiſt.
Das ich merck pöß vnd ſündelich ſein,
Ich lock zu mir die frawen fein.
Acht mer was inn der welt geſchicht,
Dann meiner Regel hohe pflicht.
Wann wie ich Gott ergeben bin
So ſtât doch in die welt mein ſyn.

Das neunte Hauptſtück.

Wie Martin der Affe nach Rom reiſete, und Reinekens Sache mit ſich nahm; imgleichen von etlichen zu Rom gewöhnlichen Laſtern.

Märten, der Affe hatte gehöret, daß Reineke nach Hofe kommen wollte; als er eben im Begriffe ſtund, ſelbſt nach Rom zu reiſen. Er redete alſo dieſen an; und ſprach: lieber Oheim, habet nur einen guten freyen Muth: ich weis es wohl, wie eure Sache ſteht. Als er nun nach einem gewiſſen Stücke fragete, erwiederte Reineke: Das Glück iſt mir dieſer Tage ſehr zuwider. Ich bin abermal angeklaget, und zwar von etlichen Dieben, wer ſie nun ſind; nämlich von der Krähe und dem ehrloſen Kaninchen. Der eine hat ſein Weib verlohren, und der andre die Hälfte ſeiner Ohren. Könnte ich aber nur ſelbſt vor den König kommen, ſo ſollte es ihnen gewiß wenig helfen!

Das meiſte was mir ſchaden wird, iſt, daß ich in des Pabſtes Banne bin. Der Domprobſt, der bey dem Könige ſehr angeſehen iſt, hat in der Sache Vollmacht. Daß ich aber in dem Banne bin, kömmt daher, weil ich den Iſegrim, als er ein Mönch geworden war, auf die Gedanken gebracht, aus dem Orte zu entlaufen. Denn als er ſich nach Elmar begeben hatte, ſchwur er mir: daß er in einem ſo harten und ſtrengen Weſen, ſo lange zu faſten, und zu leſen, nicht leben könnte. Ich half ihm alſo weg, und das reuet mich ſehr: aber dafür thut er mir viele Schande an, verläumdet mich vor dem Könige, und thut mir böſes, wo er kann. Soll ich nun nach Rom? Das wird mir, meinem Weibe und Kindern ſehr ſchwer fallen. Denn Iſegrim läßt es nicht; er thut ihnen, mit den andern, die mir gram ſind, und böſes wider mich im Sinne haben, gewiß böſes, wo er ſie nur bekömmt. Wäre ich alſo nur aus dem Banne erlöſet, ſo hätte ich ſchon beſſern Troſt; und könnte mit mehrerer Gemächlichkeit, aufrichtig und herzhaft für meine Sache ſprechen.

Reineke, ſprach Märten hierauf, lieber Oheim; ich gehe eben izo auch nach Rom: da will ich euch mit manchen ſchönen Stücken helfen, und euch nicht unterdrücken laſſen. Bin ich doch des Biſchofes Schreiber, und verſtehe mich ſehr wohl darauf. Ich will den Probſt nach Rom fodern laſſen; und ernſtlich wider ihn rechten. Seht, Oheim, ſo treibe ich es zur Execution, und bringe euch, ohn allen ſeinen Dank, eine Abſolution mit; ſo leid es ihm auch ſeyn wird. Denn ich verſtehe den Lauf des Rechtes zu Rom, und was ich daſelbſt zu thun, oder zu laſſen habe, gar wohl. Da iſt mein treuer Oheim Herr **Simon**; der daſelbſt mächtig und erhaben iſt: dieſer hilft dem gern, der nur brav geben kann. Herr **Schalksfund** iſt da auch ein Herr; auch Doctor **Greifzu**, und andre mehr. Herr **Wendemantel** und Herr **Loſefund**, dieſe ſind daſelbſt unſre beſten Freunde. Zu dem habe ich ſchon zum voraus Geld hingeſchickt; und damit werde ich alda am beſten bekannt. Ja geſchichts, daß man viel vom **Citiren** redet, ſo iſt es doch das Geld allein, was man begehret. Und wäre die Sache noch ſo falſch und krumm; mit Gelde will ich ſie alle umſtimmen. Wer Geld bringet, der findet bald Gnade: wer das nicht hat, der kömmt immer zu ſpät.

Seht alſo, Oheim, deſſen, warum ihr im Banne ſeyd, und aller der Sachen, nehme ich mich ſelber an. Ich nehme es auf mich, und ſpreche euch quit: geht ihr nur frey nach Hofe, und wenn ihr da ſeyd; ſo findet ihr mein Weib, Frau **Rückenau**. Der König unſer Herr, der Leu, hat ſie, ſo wohl als die Königinn, lieb: denn ſie iſt ſehr ſchlau und witzig. Sprechet ihr nur zu, denn ſie iſt klug, und thut gern etwas für ihre Freunde. Ihr findet an ihr eine treue Freundinn: denn das Recht hat bisweilen Hülfe nöthig. Es ſind noch ein Paar ihrer Schweſtern, und drey von meinen Kindern bey ihr; imgleichen viele von eurem Geſchlechte, die euch vor Gerichte wohl beyſtehen können. Mag euch dann auch ſo, gar kein Recht wiederfahren: ſo ſollt ihrs im kurzen wohl ſehen. Thut mirs nur bald zu wiſſen! So will ich alle, die im Lande angeſeſſen ſind, es ſey nun König, Frau, Kind oder Mann, alle will ich in des Pabſtes Bann bringen, und ihnen ſo ein ſchweres **Interdict** auswirken; daß man weder heimlich noch öffentlich mehr ſingen, begraben, oder taufen ſoll, oder was es ſonſt ſeyn mag. Lieber Oheim, hierauf verlaſſet euch frey!

Der Pabſt iſt ein alter kranker Mann, und nimmt ſich keiner Sachen mehr an; ſo, daß man ſeiner nicht viel achtet. Allein des ganzen päbſtlichen Hofes Macht, hat der gewaltige Cardinal von **Ungnügen** in Händen; ein junger mächtiger Mann, von behender Entſchlieſſung. Ich kenne eine ſchöne Frau, die er lieb hat: dieſelbe ſoll ihm einen Brief bringen. Ich bin ſehr wohl mit ihr bekannt: und was ſie will, das iſt kein Spaß. Sein Schreiber heißt **Johannes Partey**; und kennet die alte und neue Münze ſehr wohl. **Horchgenauzu**, das iſt ſein beſter

Kammerrad, und ein päbſtlicher Hofmann. Schleifen und Wenden iſt Notarius, und beyder Rechte Baccalaureus; und wofern dieſer noch ein Jahr da bleibt, ſo wird er ein Meiſter in Practiken ſeyn. Gaben, Geld und kleine Münze, das ſind die Richter in dieſem Hauſe. Wem dieſe Richter das Recht abſprechen, dem bleibt es auch wohl abgeſprochen: und ſo wird daſelbſt manche Liſt gebrauchet, daran der Pabſt ganz unſchuldig iſt. Dieſe alle muß ich nun zu Freunden haben; durch dieſe vergiebt man die Sünde, und löſet das Volk aus dem Banne.

Seht, Oheim Reineke! hieran haltet euch! Der König hat es ſchon gehöret, daß ich eure Sache fortführen will. Er weis auch wohl, daß ich es ausführen kann, und euch nicht will verderben laſſen. Das wird er auch wohl bedenken, daß viele vom Affen- und Fuchsgeſchlechte ſind, die ihm oft den beſten Rath geben: und dieß wird euch viel helfen, es gehe nun wie es wolle.

Reineke erwiederte: das iſt ein guter Troſt; und ich will euch das wieder gedenken, wenn ich frey und loskomme. Und hiemit ſchieden ſie von einander: Reineke aber ſetzte ſeinen Weg mit **Grimbarten** ohn alles Geleit fort, bis an des Königes Hof; wo er gleichwohl ein ſehr ſchlechtes Lob hatte.

Alkmariſche Anmerkungen.

In dieſem Capitel lehret der Dichter zwar mancherley, doch ſonderlich folgende vier Stücke. Das 1) iſt die Schalkheit und Bosheit manches Untreuen, der diejenigen noch verſpottet, die er zu Schaden gebracht hat: wie hier der Fuchs that, da er das Kaninchen den **Einohr**, und die Krähe, **Ohnewerk** hieß. Das 2) daß einer, der bey weltlichem Rechte nicht fortkommen kann, geiſtlich Recht ſuchen mag. Das 3) daß man bey manchen Herren, vermittelſt der Frauen, Gehör und Hülfe finden kann. Das 4) betrifft die Geiſtlichkeit, die mit dem Rechte umgeht; die er **Simon** nennet, und Herr **Loſeſund**, und Johann **Partey** ꝛc. Von dieſen ſaget er zwar in dieſer Auslegung nicht viel; doch iſt die Meynung, daß es an der Herren Höfen um den Pfennig zu thun iſt. Wer den mildiglich ausgiebt, der bekömmt, bey Geiſtlichen und Weltlichen in gewiſſen Landen, eher Recht, als ein andrer: darum nennet er ſonderlich den **Simon**, das iſt die **Simonie**, u. ſ. w.

Baumanniſche Anmerkungen.

Erſtlich beſchreibt der Poet in dieſem Capitel, wie **Reineke** mit ſeinem Freunde **Märten** dem Affen, der ihm auf ſeiner Reiſe nach Hofe begegnete, rathſchlaget, und ihm ſeine Noth und Bekümmerniß klaget: weswegen ihn der Affe tröſtet, ihm auch Hülfe und

Beyſtand geſaget. Hieraus iſt zu lernen, daß treue Freunde ſich einander lieblich grüßen, und mit einander in ihren Anliegen und Nöthen zu Rathe gehen ſollen. Wenn ſie auch unvermuthet zuſammen kommen, wie hier **Märten** der Aff, und **Reineke**; ſo ſoll der eine den andern nicht erſchrecken, ſich auch nicht merken laſſen, daß er vor ſeinem Freunde was verbergen habe.

Denn der iſt ein verſtändig mann,
Der Freunde wol erhalten kan.

II. Weiter ſaget hier **Märten** der Aff, wie und durch was für Wege er Reineken Hülfe ſchaffen wolle; indem er zu Rom viel gute Freunde habe. Zuförderſt nennet er den **Simon**, das iſt, den geiſtlichen Wucher; und will dadurch vornehmlich der Romaniſten, und aller päbſtlichen Hofleute Betrügerey und Liſt, auch die falſchen Practiken, und ſchnelle Büberey der Päbſte und ihres Anhanges ſtrafen, und an den Tag bringen. Nun iſt **Simonia** der Wucher, den man mit geiſtlichen Gütern und Lehnen treibt und vollbringet. Wiewohl nun die Päbſte und ſogenannten Geiſtlichen die **Simonie**, mit Worten doch verdammen; ſo gebrauchen ſie dieſelbe doch in der That ſehr mannigfaltig, ſo daß zu Rom, und in allen Stiftern, nichts gemeiners iſt. Und zu Rom iſt ſie ſo offenbar geübet worden, daß auch die Päbſte den Wucherern, die geiſtlichen Lehnen, wie mit andern Waaren, zu handeln erlaubet, und den Verkauf derſelben verſtattet haben. Das iſt nun zwar erſchrecklich zu hören, aber dennoch wahrhaftig.

Daher ſpricht **Ulrich von Hutten**, der Ritter und Poet, in der römiſchen Dreyfaltigkeit, daß zu Rom dreyerley vornehme Bürger ſind; als nämlich **Simon**, **Judas**, und das Volk von **Gomorrha**.

Die Reichen zu Rom, eſſen dreyerley Gerichte. 1) Den Schweiß der Armen, 2) mit Betrug und Wucher gewonnenes Gut, und 3) den Raub des armen chriſtlichen Volkes.

Ferner. Dreyerley Oberſten giebt es zu Rom: Wucherer, Buhlſchweſtern, und Hurenjäger.

Mit dreyerley Waaren handelt man zu Rom: Mit Chriſti Verdienſte, mit geiſtlichen Pfründen, und mit gemeinen Metzen.

Deßgleichen ſind die vornehmſten Doctoren zu Rom, Doctor **Greifzu**, Doctor **Wendemantel** und Doctor **Loſefund**.

III. Ferner ſpricht **Märten** von der großen Macht des Geldes, und daß man damit zu Rom und allenthalben, Recht, Gnade, Gunſt, und was man begehret, erhalten könne. Geld ſtärket den Glauben, machet Freunde, edel, weiſe, und wohlgeſchickt. Davon ſpricht der Schweizer **Morsheim** alſo: (*)

Es iſt der lauff, ſo man ſich drauff
In aller Welt gemeyne
Voll Synderliſt, die Welt itzt iſt
Auff tugent acht man kleyne
Hett ich nur gelt, wer ich ein helt
Vnd vorgezogn uff erden.
Solchs man ytz melt, dem geld nachſtellt,
Wie kanns doch erger werden.

Geld

(*) In dem Gedichte von Frau Untreue ſtehen dieſe Verſe nicht. Es muß alſo derſelbe noch andre Gedichte geſchrieben haben.

Gelt iſt die klag, davon ich ſag
  Gelt, gelt, iſt nur der handel
Wie man bey nacht, und auch bey tag
  Dem Gelde nach mag wandeln
Hett ich nur gelt, ſchreyt alle welt,
  Nach gelt ſteet mein begehren.
Man raubet nicht, nach gelt man ficht.
  Wie kann doch ergers werden.

Man lauft und rennt man reit und ſprengt.
  Nach geld ſtehn all ir ſinne.
In regn und ſchnee, zu land und ſee
  Wie man geld mög gewinnen.
Man leſt nit ab, biß in das grab.
  Gelt, gelt iſt nur ir leben
Gelt iſt ir gott in aller not,
  Wer kann doch nun fromm werden?

IV. Ein weiſer verſtändiger Mann ſoll ſeinen Freunden helfen und Beyſtand thun: wie hier **Märten** angelobet **Reineken** zu thun. Nämlich die heißen Freunde, die einander helfen und getreu ſind, und deren Liebe um keiner Urſache willen gebrochen wird, auch bis in den Tod. Denn es iſt nichts fröhlichers in der Welt, als die Freundſchaft treuer Perſonen; und nichts betrübters, als treuer Freundſchaft beraubet zu ſeyn. Desgleichen verweiſet **Märten Reineken** hier an ſeine Frau, die ihm an des Königes Hofe förderlich und behülflich ſeyn würde. Denn wer vor Gericht gehen ſoll, der hat dreyer Dinge von nöthen: Geld, Fürſpruch, und Lügen. Alſo befördern auch drey Dinge alles: Gabe, Gunſt, und Macht: und das alles muß man ſich mit Gelde zuwege bringen.

V. Thut hier **Märten**, der Aff, Meldung, von des Pabſtes, der Cardinäle, und Officialen zu Rom, Betrügereyen und Falſchheit: die alle ſo mannigfaltig gebrauchet werden, daß es unmöglich iſt, ſie zu beſchreiben. Aber **Ulrich von Hutten**, in der römiſchen **Dreyfaltigkeit**, ſpricht ſo davon: Drey Dinge ſind aus Rom verbannet: Armuth, das Regiment der erſten chriſtlichen Kirche, und die Verkündigung der Wahrheit.

Drey Dinge ſind zu Rom verachtet: Armuth, Gottesfurcht, und die Gerechtigkeit.

Drey Dinge erheben einen jeden zu Ruhm und Ehren: Geld, Kühnheit, und Unverſchämtheit.

Drey Dinge ſind im Ueberfluſſe zu Rom: Huren, Pfaffen, und Schreiber.

Drey Dinge werden vornehmlich zu Rom geliebet: Kurze Meſſen, alt Geld, und ein wollüſtig Leben.

Durch drey Dinge hat Rom alles unter ſich gebracht: Gewalt, Betrug, und falſche Heiligkeit.

Drey Dinge glauben ihrer wenige zu Rom: Der Seelen Unſterblichkeit, die Gemeinſchaft der Heiligen, und die Pein der Höllen.

Sanct Peter iſt getrieben aus
Es hält mit aller macht nun haus
Zu Rom der Ketzer Simon g'nant
Der all ding hat in ſeiner hant
Treibt darzu ſeinen ſchimpf und ſpott
Mit Chriſto dem warhaften gott

Kaum auf Erdn in keiner ſtatt
Geringer lieb ſich finden laſt
Als jtzt zu rom das man wohl kennt
Vnd doch das haubt der Kirchen nennt
Drum ſoll man Simon treiben aus
Auff das St. Peter halte hauß

VI. Denket **Märten** hier auch der Notarien. Nun iſt ein Notarius ein öffentlicher Schreiber, dem von den Parteyen anvertrauet und befohlen wird, alles was vergehet, treulich zu beſchreiben, und in gewöhnliche Forme der Inſtrumente zu verfaſſen und zu ſtellen. Wenn er aber durch Gift und Gaben verführet, die Vergleiche, wie oft geſchieht, dem einen Theile zum Beſten, dem andern aber zum Verderben, verändert oder verfälſchet, ſo mag er billig geſcholten, und von ihm geſaget werden: **Schleiſſen und Wenden ſey** Notarius:

Denn ſolche gemeiniglich ſchleiſſen und wenden
Und haben das Spil in beyden henden.

VII. Spricht **Märten** der Aff, daß zu Rom zween gefährliche Richter ſind, nämlich Geld und Gaben, die einem jeden das Recht abſagen. Dieſe ſind allenthalben in **Conſiſtorien** gewaltig, und dem Rechte auffätzig: denn wer mildiglich giebt, bekömmt bald recht. Und ſolches bezeuget der **Leyenſpiegel**:

Doch iſt ein miſſprauch in der welt
Da man für weiſſhait eert das gelt
Allein den ihenen ſetzt in radt
So er vil zu verlieren hat
Ob gleich der arm die gerechtigkait
Iſt raden bey ſeinn geſchworen ayd
Man keret ſich gar wenig dran
Sein urtheil mag kainn fürgang han

Alſo gewinnt unrecht ſein rannck
Got mag es vertragen nit lanng
Das ſicht man offt ſolch polizey
Da die weiſſheit nit wonet bey
Die vaſten glichlung in unrath
Das ſpürt man wol in mennigem ſtadt
So gibt man denn den armen ſchuld
Die reichen komen ſunſt zu huld

VIII. Endlich iſt hier zu merken, daß im Richten vielmals die Perſonen, große Freundſchaften und Geſchlechter angeſehen und geſcheuet werden; auch ihnen zu gefallen geurtheilet wird. So ſaget hier **Märten**, daß der König des Fuchſes großes Geſchlecht, Anhang und Freundſchaft werde anſehen müſſen, um ihn nicht damit zu beſchweren, oder gar zu verderben. Von ſolchen partheyiſchen Richtern ſpricht D. **Seb. Brandt** alſo: (*)

Recht urteil ſtet eim wyſen wol
Ein richter nyemant kennen ſol
Suſannen richter vil noch ſind
Man Rat und Richter wol ſein blind,
Und eigen willen treiben g walt,
So iſt gerechtigkait faſt kalt
Die ſchwert ſind roſtig alle beid
Und wollen nit recht aus der ſcheid
Und ſchneyden nit mehr das iſt not
Gerechtigkeit iſt blind und todt.
All ding ſind underton dem geld
Der gelt hat krigt auch vil gewalt
Das iſt nun worden ſer gemeyn
Man findt der ſtäte mer dan ein
Da man handſalben gern uffnimmt
Dann vil tut, das ſich nit zympt.
Gelt, nyd, frewndſchaft, gewalt und gunſt
Zerbrechen recht, brief, ſiegel, kunſt.

---

*) Im Narrenſchiffe ſind dieſe Worte nicht zu finden. Brand muß alſo noch andre Gedichte geſchrieben haben, daraus dieſe Verſe genommen worden.

Reineke der Fuchs.

Drittes Buch.

Inhalt.

In dieſem IIIten Buche wird ſonderlich gelehret und bewieſen, daß ein Fürſt oder Landesherr oft auf dreyerley Art von dem Wege der Gerechtigkeit abgeführet wird: I. Wenn er die Verbrecher nicht ſtrafet, ſondern dieſelben losgiebt; wie hier dem Reineken geſaget wird. II. Wenn er die Geſchlechter und mächtigen Angehörigen des Verbrechers anſieht. III. Wenn er den ſchönen Reden und Glauben giebt, ſonderlich denen, die ſchon übel berüchtiget ſind. Doch iſt das meiſte in dieſem Buche, die falſche oder ſchlaue Entſchuldigung des Fuchſes, gegen die Klagen aller derer, die er betrogen hatte.

* * *

Das erſte Hauptſtück.

Wie Reineke mit Grimbarten dem Dachſe, an den Hof kamen, und wie Reineke ſich gegen den König hören ließ.

Reineke kam alſo an den Hof, wo er ſo hart verklaget war. Er fand daſelbſt viele, die ihm wenig gutes gönneten, ja ihm nach dem Leben ſtunden. Er ſah ſie alle ſtehen, und ward ganz zweifelhaft von Muthe; doch faſſete er bald wieder ein Herz, und gieng frey durch alle die Freyherren weg: der Dachs aber gieng ihm zur Seiten, bis ſie beyde vor den König kamen. Der Dachs ſprach zu ihm: **Freund Reineke:** ſeyd nicht blöde zu dieſer Stunde! denn dem **Blöden iſt das Glück theuer; dem Kühnen aber ſteht es bey.**

Reineke verſetzte: ihr redet die Wahrheit; und ich danke euch für euren Troſt, will es auch gedenken, woferne ich loskomme. Indem er ſich ſo hin und wieder umſah, ward er einige von ſeinen Angehörigen gewahr; ſelbſt viele von Ottern und Bibern, von Großen und Kleinen, mit denen er oft das Fuchshandwerk getrieben hatte, die ihm gleichwohl nicht gut waren: wie er es denn auch wohl verdienete. Doch ſah er auch viele in des Königes Saale, die ihn noch lieb hatten. Hier kniete er nun vor dem Könige zur Erden nieder, und ſprach:

Gott, dem alle Sachen bekannt ſind, und der ewig aller Dinge Gewalt hat, bewahre meinen Herren, den König, und meine Frau, die Königinn; und verleihe ihnen Weisheit, es recht zu überlegen, wer recht hat, oder nicht. Man findet itzo manchen falſchen Böſewicht, und viele, die von außen ſchön gleißen, aber inwendig ganz anders ſind. Wollte Gott, daß es allen vor die Stirn geſchrieben wäre, und mein Herr König es ſehen möchte! alsdann würdet ihr ſehen, daß ich nicht lüge, und wie begierig ich bin euch zu dienen. Gleichwohl bin ich verklaget, und von den Boshaften vor euch mit Lügen angeſchwärzet, die mir gern ſchaden möchten; und mich dergeſtalt, ohn alles mein Verſchulden, aus eurer Huld bringen wollen. Aber, gnädiger Herr, ich weis, daß ihr geſcheid ſeyd, und euch nichts verleiten laſſet, daß ihr dem Rechte widerſtehen ſolltet: denn euer Lebenlang habt ihr das nicht gethan.

Baumanniſche Anmerkungen.

Zuförderſt iſt aus dieſem Capitel zu lernen, daß ein treuer Freund dem andern, in allen ſeinen Nöthen beyſtändig und tröſtlich ſeyn ſoll: wie hier der Dachs Reinecken beyſteht. Auch ſoll ein Freund vom andern nicht mehr begehren, als daß er ihm Freundſchaft und Glauben halte, ſein treues Herz offenbare, und ihn ſo lieb habe, als ſich ſelbſt; und das nicht, um Gabe oder Vortheils halben. Auch ſoll ein Verſtändiger den Rath ſeines Freundes, wenn er aus treuer Zuneigung kömmt, nicht verachten.

II. Iſt zu merken, was Grimbart ſagt: Dem Kühnen helfe das Glück; darum ſoll Reineke nicht erſchrocken ſeyn. Denn wenn jemand beherzt, unerſchrocken, unverſchämt und dreiſt iſt, und nur das Herz hat, ein Ding anzufangen, wenn es gleich laſterhaft, und aller Strafe werth iſt: ſo ſchlägt Glück dazu, und er gelanget zu großen Dingen; ſo, daß viel von ihm gehalten wird (*). So that Julius Cäſar. Denn als er ſich wider alles Recht und alle Billigkeit dem Pompejus widerſetzte; und ſeine Freunde ihm ſagten: er ſollte nicht unrecht handeln, ſo ſprach er: Wer am ſtärkſten iſt, und das Feld behält, der hat das Recht gewonnen.

Gleichwie aber ſolche Leute Gott verachten, und nicht darnach fragen, was Recht und Unrecht iſt: alſo verachtet Gott ſie wiederum. Denn eben dieſer Julius ward nachmals mit vielen Wunden erſtochen. Denn ihre Macht und Stärke, muß doch, es ſey über kurz oder lang, zunichte werden.

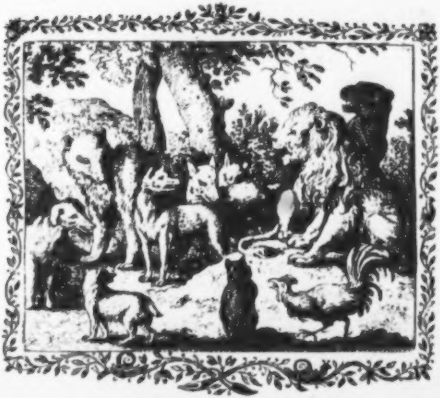
Julius Cäſar handelte wider den Rath, und hatte eine böſe Sache. Denn er war ein Aufrührer, zog mit Gewalt in Rom ein, und beraubte die Schatzkammer. Und als ihm ein junger Mann darein reden wollte, ſprach er: Schweig, Jüngling! hier hilft kein Schwatzen (**): Gott hilft dem Stärkſten. Und als er ſein Volk beyſammen hatte, um Rom einzunehmen, und ſeinen Feind Pompejus zu überziehen, ſprach er: Es muß gewaget ſeyn: denn je länger wir verziehen; deſto langſamer kommen wir zum Zwecke (***). Dieſer Cäſar brauchte ſtets zum Sprüchworte: Wenn man wider Gott und die Welt handeln will: ſo mag man es wohl thun, um zu einer hohen Herrſchaft in der Welt zu gelangen. In allen andern Stücken ſoll man billig Gott fürchten, redlich und fromm ſeyn.

III. Iſt

(*) Aude aliquid brevibus Gyaris & carcere dignum
Si vis eſſe aliquis. - - - - - Juven. Sat.

(**) Tace, adoleſcens: [illegible] (***) Tolle moras, ſemper nocuit differre paratis.

III. Iſt hier zu merken, daß Reincke ſeine Mißhandlungen meiſterlich verdecket, und vor dem Könige als ein Unſchuldiger zu reden anfängt: auch insgemein allen Argwohn von ſich auf andre zu legen befliſſen iſt. Das iſt aber der itzigen Menſchen Gebrauch und Art, daß niemand Schuld haben, ſondern alles auf andre ſchieben will. Zu dem hat ſich die gegenwärtige Zeit ſo ſehr vom Guten zum Böſen gekehret, daß die Gerechtigkeit geſchwächet, und unterdrücket, die Ungerechtigkeit aber geſtärket und erhoben wird. Kunſt und Weisheit bleiben verborgen, die Thorheit aber und ihre Ausübung iſt offenbar. Die Liebe des Nächſten iſt unbekannt; Neid und Haß aber, bekannt. Die Regierung wird den Gerechten genommen, aber den Böſen gegeben. Die Falſchheit wachet: und die Wahrheit ſchläft. Der Baum der Lügen trägt Früchte, der Baum der Wahrheit aber verdorret. Die Wege der Bosheit ſcheinen klärlich in die Augen, aber die Wege der Gerechtigkeit ſind dunkel. Der Mund der Geizigen iſt aufgethan, alles was er findet, zu verſchlingen: aber der Gutwillige iſt ganz verlaſſen. Die Böſen werden bis an den Himmel erhoben, aber die Guten ganz unterdrücket. Der Fürſt kehret ſich vom Stuhle der Barmherzigkeit, zu der Stelle des Grimmes: und kurz, die ganze Welt hat ſich zum Unrechte gewandt; und ſpricht: Das Gute habe ich verborgen: aber das Böſe geoffenbaret.



Das zweyte Hauptſtück.

Wie das Gerücht erſcholl, Reineke wäre nach Hofe gekommen, und wie ſelbiger alle ſeine Betrügerey und Bosheit, ſonderlich von der Krähe und dem Kaninchen entſchuldigte.

Als nun ein jeder vernahm, Reineke wäre nach Hofe gekommen, nahm es manchen ſehr Wunder. Ein jeder drängete ſich, ihn reden zu hören, und ſeine Verantwortung zu vernehmen.

Der König ſprach: Du Böſewicht, Reineke, alle deine loſen Worte helfen dir nichts. Du haſt ſie ſchon gar zu viel verſchwendet, und mir mit vielen loſen Ränken ſehr oft vorgelogen. Das alles ſoll nunmehr ein Ende nehmen. Wie treu du mir ſeyſt, das erhellet an der Krähe und dem Kaninchen. Und hätte ich ſonſt nichts wider dich, ſo wäre dieſes ſchon allein genug, mich aufzubringen. Deine Uebelthaten kommen alle Tage ans Licht: du biſt ein Schelm in der Haut! Nun ſollen deine Feinde falſch und verſchlagen ſeyn: aber es muß doch einmal ein Ende haben; und kurz, ich mag nicht lange mit dir zanken.

Hier dachte Reineke: Wo ſoll ich nun bleiben? O wäre ich noch in meiner Burg! Jetzo wäre mir wohl ein guter Rath nöthig: allein es gehe nun, wie es wolle, ſo muß ich einmal durch. So dachte er bey ſich ſelbſt, voller Angſt und Sorgen; zum Könige aber ſprach er:

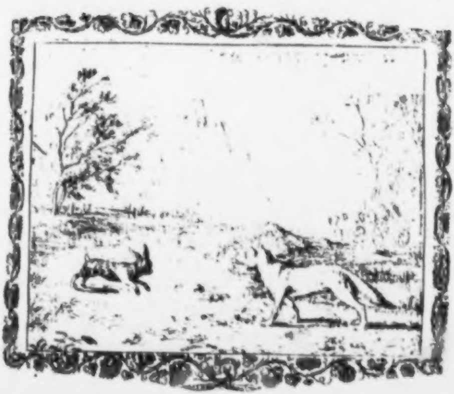
Großer König, edler Fürſt! habe ich gleich, nach eurer Meynung ſchon den Tod verdienet: ſo habet ihr doch die Sache nicht recht eingeſehen; und ich bitte euch, mich recht zu hören. Ich habe ja vor der Zeit manchen guten Rath gegeben, und bin oft auch in der Noth bey euch geblieben, wenn etliche von euch wichen, die ſich itzo zwiſchen uns ſtecken, und mich in meiner Abweſenheit, ohne meine Schuld, eurer Huld berauben wollen. Edler König! wie ich geſaget habe: bin ich dann ſchuldig, wohlan, ſo ergehe das Recht. Noch eins: habe ich Schuld, ſo dienet mir nichts beſſer, als Geduld. Ihr habt nicht viel meiner gedacht, wenn ich oft an vielen Enden in eurem Lande eure Wacht hielt. Meynet ihr nun, daß ich hier an den Hof vor euer Angeſicht, und in die Schaar aller meiner Feinde gekommen ſeyn würde; wenn ich mir das geringſte ſtrafbare bewußt geweſen wäre? Nein, um eine Welt voll Goldes hätte ich das nicht gethan. Denn ich war ja, wo ich ſeyn ſollte, auf meinem Grunde und Boden, wo ich frey war. Ich weis auch keine Miſſethat an mir.

Denn als ich auf der Warte war, und mein Oheim Grimbart die Zeitung brachte, daß ich nach Hofe kommen ſollte; da hatte ich mir vorgenommen, mir aus dem Banne zu helfen. Dieſes entdeckte ich Märten, dem Affen, der gelobete mirs auf Treue und Glauben, daß er nicht zaudern wollte; weil er ohnedieß nach Rom gehen müßte. Darum ſprach er: dieſe ganze Sache nehme ich auf mich; rathe euch aber, nach Hofe zu gehen; und gelobe es euch an, euch aus dem Banne zu helfen. Dieſen Rath gab mir Märten, denn er war des Biſchofes von Ohnegrund Advocat wohl fünf Jahre geweſen. Alſo ſchieden wir uns, und darauf bin ich hier an den Hof gekommen.

Da bin ich nun von dem Kaninchen, dem Aeugeler, ſehr hart angeklaget worden. Hier iſt Reineke; nun komme er her, und klage öffentlich: ich weis gewiß, es wird ſo klar nicht ſeyn, was etliche in meiner Abweſenheit für falſche Briefe über mich leſen. **Nach Klage und Antwort ſoll man erſt richten.** Ich habe bey meiner Treue dieſen beyden falſchen Kerlen, der Krähe und dem Kaninchen, viel gutes gethan. Nur geſtern des morgens früh geſchah es, daß das Kaninchen vor mein Schloß kam, und mich grüßete, wo ich da ſtund. Ich hatte eben angefangen, meine Horas zu leſen; und es ſagte mir, daß es nach Hofe gehen wollte. Geh hin! ſprach ich; und Gott ſey mit dir! Da klagete es mir, es wäre hungrig und müde. Ich fragete es, ob es was eſſen wollte? Ja, ſprach es, gebet mir einen Biſſen. Von Herzen gern, ſprach ich, und holete ihm etliche Kirſchen, darauf noch ſüße Butter lag. Denn es war eine Mittwoche, daran ich kein Fleiſch zu eſſen pflege.

Als es nun von gutem Brode, Butter und Fiſchen wohl gegeſſen hatte, gieng mein kleiner Sohn zum Tiſche, und wollte das übrige verwahren: wie denn junge Kinder das Eſſen lieb haben. Indem er nun zugriff, ſchlug ihm das Kaninchen vors Maul, daß ihm das Blut über das Kinn lief. Das ſah mein andrer Sohn Reinhardchen, und ergriff das Kaninchen bey der Kehle, und ſpielte mit ihm des Herrn Neidhards Spiel. Das war nun die ganze Sache, weder mehr, noch weniger. Ich lief hinzu, ſchlug meine Kinder, und ſchied ſie aus einander. Hat aber das Kaninchen eins davon gekriegt, ſo mag es zuſehen. Es hätte noch wohl mehr verdienet: und wenn ich es übel mit ihm gemeynet hätte; ſo hätten ſie ihm unfehlbar das Leben genommen, wofern ich ihm nicht zu Hülfe gekommen wäre. Das iſt nun mein Dank dafür! Nun ſaget es, ich habe ihm ſein Ohr genommen: wie gern aber hätte es Brief und Siegel über die Ehre, die es daſelbſt genoſſen?

Sehet, Herr König, gnädiger Herr, ſo ſprach er weiter, da kömmt nun die Krähe, und klaget wie ſie ihr Weib verlohren habe. Allein ſie fraß ſich den Tod an den Hals. Sie wollte ihren Hunger ſtillen, und fraß einen Fiſch mit allen Gräten auf. Wo das geſchehen ſey, das mag ſie ſelber wiſſen. Nun ſpricht er: Ich hätte ſie erbiſſen! Vielleicht hat er ſie ſelbſt ermordet. Ja, ſollte er nur recht verhöret werden, oder ſollte ich ihn vernehmen, wie ich wollte; ſo würde er vielleicht ganz was anders ausſagen. Wie ſollte ich ihr auch immermehr ſo nahe kommen, da ſie fliegen kann, und ich nur gehe?



Will aber ſonſt jemand, etwa mit guten Zeugen was unrechtes auf mich bringen; wie es ſich gegen einen Edelmann gehöret: ſo laſſet michs dann nach Rechte büßen. Oder mag ich keinen gütlichen Vertrag haben: ſo ſetze man mir einen Zweykampf, den Kampfplatz und Tag an, und gebe mir einen guten Widerpart, der von Geburt meines gleichen ſey. Da ſtreite dann ein jeder für ſein Recht, und wer dann die Ehre gewinnet, bey dem bleibe ſie. Dieß Recht hat hier allezeit ſtatt gehabt: und ich, Herr König, werde euch auch nicht entweichen.

Alle die zugegen waren, und dieß höreten, wunderten ſich über Reinekens Worte, die er ſo kühnlich ſprach. Das Kaninchen aber und die Krähe erſchracken; ſie dorften kein Wort ſagen, und giengen aus dem Hofe fort. Das iſt uns nicht gelegen, ſprachen ſie, wider ihn zu fechten. Er meynet, wir ſollen ihn überzeugen: allein wir mögen thun, was wir wollen, ſo iſt er uns mit Worten überlegen. Denn dieſe Sache iſt ſonſt niemanden bekannt, der dabey zugegen geweſen wäre, als uns allein:

wer wollte denn zwiſchen uns und ihm zeugen? Haben wir alſo Schaden; ſo müſſen wir ihn behalten. Der Teufel mag ſeiner warten: und der müſſe ihm einen böſen Lohn geben! Er meynet mit uns einen Zweykampf zu wagen: Fürwahr! nein: das iſt kein Rath für uns. Er iſt falſch, behende, liſtig und boshaft. Ja wenn unſer gleich noch fünfe wären; wir müßtens alle mit Leib und Leben bezahlen.

Alkmariſche Anmerkungen.

In dieſen beyden vorſtehenden Capiteln lehret uns der Poet fünf beſondre Stücke: I. Daß niemand, wenn ihm gleich bange iſt, in Zweifelmuth fallen; ſondern ſich aufrichten, und einen kühnen Muth faſſen ſoll: denn davon wird ſeine Sache nicht ſchlimmer, ſondern beſſer. II. Daß die Freunde eines Bedrückten ihn herzhaft tröſten ſollen; wie der Dachs hier Reineken that. III. Daß ein Richter, wie in dieſem Buche oft ſteht, den Beklagten fleißig hören ſoll: wiewohl er nicht allen ſeinen Worten glauben darf. Denn wo es ans Leben, Gut, oder Ehre geht, da wird öfters ſehr und ſchlau gelogen: wie Reineke hier ſeine Entſchuldigungen, mit großen und liſtigen Lügen vorbrachte. IV. Wenn ein einfältiger Menſch vor einem großen Herrn, über einen etwas zu klagen hat, der ihm zu mächtig iſt; und alsdann dieſer Mächtigere zum Worte kömmt, und Gehör findet: ſo geſchieht es oft, daß der Einfältige ſeine Klage fallen läßt, und ſie nicht fortſetzen darf: er weichet alſo dem Mächtigern, und fürchtet ihn, wie hier das Kaninchen und die Krähe thaten. Denn als Reineke zum Worte kam, und Gehör fand, wichen ſie, und dorften ihre Klage nicht verfolgen. Das V. iſt eine Lehre für diejenigen, welche von ſolchen Böſen gedrücket werden; daß es nämlich beſſer ſey zu weichen, als mit ihnen zu zanken, oder ſich zu ſchlagen; ſo wie hier die beyden, das Kaninchen, und die Krähe thaten.

Baumanniſche Anmerkungen.

Aus dieſem Capitel merke fünf Lehren.

I.

Wiewohl ein Richter jeden Beklagten zur Antwort laſſen, und fleißig hören ſoll; dennoch ſoll er allen ihren Worten nicht glauben. Denn wo Leib, Ehre und Gut angetaſtet wird, da werden oft verſchlagene Unwahrheiten vorgebracht: wie ſich auch Reineke hier mit geſparter Wahrheit zu entſchuldigen anfängt, und ſich auf ſeine falſche Wohlredenheit und geſchliffene Zunge verläßt. Aber vor einem Treuloſen, und der verſchlagen iſt, und wohl reden kann, ſoll man ſich nach dem Rathe der Alten hüten. Denn ſolche trachten alle nach Dingen, deren ſie nicht würdig ſind: und wo man ihnen etwas zugeſteht, das ihnen billig ſchon zu viel wäre; ſo verlaſſen ſie gleichwohl ihren Sinn nicht, noch höher hinaus zu gedenken; und ſollten ſie gleich ihre Herren an Gut und Ehre beſchädigen. Denn keiner von dieſen dienet ſeinem Herrn um deſſelben Vortheils, ſondern um ſeines Eigennutzes willen, indem er immer ſuchet, wie er reich werden, und höher ſteigen möge. Und ob er gleich anfänglich treue Dienſte leiſtet, ſo wird er doch, ſobald er zu Reichthum und Gewalt kömmt, anheben, nach dem Grunde ſeines Herzens zu handeln. Wie der Schwanz eines Hundes, der an ſich krumm iſt, ſo lange du ihn in deiner Hand hältſt, gerade bleibt; ſobald du ihn aber wiederum ſich ſelbſt überläſſeſt, wird er wieder krumm, wie vorhin.

II. Saget hier **Reineke**, daß **Märten** der Affe, des Biſchofs von **Ohnegrund** Advocat geweſen ſey. Dadurch will der Poet der falſchen und betrüglichen Advocaten und Sachwalter Hinterliſt ſtrafen und offenbaren. Dieſer Advocaten liſtige Büberey wird durch die mannigfaltige Ausdeutung der Rechte vornehmlich befördert, indem ſich jeder Schriftſteller aus ſeinem Kopfe was beſonders hervorzubringen befleißet, und den Advocaten dadurch Anlaß giebt, das zu verdrehen: obgleich ohne dieß ihr ernſtliches Vornehmen iſt, die Richthäuſer zu vergiften, die Richter zu betrügen, den gemeinen Frieden und Wohlſtand zu verhindern, und löbliche Geſetze zu verkehren; weswegen ſie denn auch bey Gott und Menſchen verhaßt ſind. Dieſen ſtehet es auch nicht wohl an, daß ſie um eines kleinen Lohnes Hoffnung willen, alle Gerichtsſtäten durchlauten, ſie mit Geſchrey und hündiſcher Wohlredenheit erfüllen, mit Keifen und Bellen einander anfallen und beißen, Gott und Menſchen müde machen, und in ungerechten Sachen ihre Weyde und ihre Nahrung ſuchen.

Solche boshaftige Fürſprecher, welche Plato Geldfalken nennet, beſchweren nicht nur ihre knechtiſchen Clienten, ſondern begehren ſie ganz zu verſchlingen. Es gilt ihnen auch gleich, was für einen Ausgang ihres Rechtes das Glück bringet, wenn ſie nur den, der ſie zu ſeinem Vertheidiger angenommen hat, ſchneiden, plündern, und ausbeuteln können; indem ſie nicht leicht einen Wohlhabenden eher verlaſſen, bis er ſein ganzes Vermögen verrechtet hat.

Ferner. Eben die Sachen, ſo ſie vorhin, als recht und billig vertheidiget haben, können ſie bald, wo ſie nur Gewinn und Vortheil hoffen, wieder umkehren, die Gerechtigkeit ſchmählern, vorſätzlich verdrehen, ſchleifen und wenden; Urſachen zum Verzuge des Rechtsganges ſuchen; ihn aufhalten und verzögern, ja die allerungerechteſten Stücke, mit dem Scheine der Rechte bedecken und verkleiden. Und ſolche ſind billiger, Verfälſcher und Verkehrer der Rechte, als Rechtsverſtändige zu nennen. Denn kein Ding iſt jemals ſo wohlfeil geweſen, als die treuloſe Liſt der Sachwalter. Daher hat **Cato** geurtheilet, daß ſie des Bürgerrechtes zu Rom unwürdig wären. Denn ſie halten nichts für unehrlich, wenn es ihnen nur Vortheil bringet. Und wer ſollte wohl dieſen unbilligen Misbrauch, die Parteyen ſo zu beſchweren und zu berauben, nicht für unfreundlich und unmenſchlich achten?

Dazu iſt es offenbar, daß nicht die Händel und Sachen der Menſchen die Advocaten erwecken; ſondern die Advocaten erdenken und zetteln die Händel an, hetzen die Leute an einander, und erwecken Streitigkeiten, und nähren die gerichtliche Zwietracht. Denn viele würden nimmermehr Rechtshändel anheben, auch viel lieber was unrechtes erdulden, wenn die Menge, und der willige Dienſt der Fürſprecher, die ſtets den Sieg verſprechen, nicht vorhanden wäre. Ja ſie führen auch fremder und ſolcher Leute Sachen, die es faſt unterweges laſſen müßten: und durch Zank, Zwietracht und Unglück andrer Menſchen, werden diejenigen reich, die ſonſt betteln müßten, wenn alle Menſchen im Frieden lebten.

Kurz, kein einziger Rechtsgang in der Welt, oder doch ſehr weniger würden gefunden werden: wenn keine Leute wären, die Rechtshändel ſuchen und wünſchen, handhaben und unterhalten; dergleichen die Sachwalter ſind. Es würde auch der chriſtlichen Gemeine viel weniger ſchaden, wenn die vielen Rechtshändel und Rechtsbeyſtände nicht im Gebrauche wären; als da, durch die Menge der Streitſachen und Sachwalter, die brüderliche Liebe, die beym Rechten ſchwerlich beſtehen kann, erkaltete und untergienge, wie itzt. Es wäre auch viel unſchädlicher, daß etliche, vielleicht Ungerechte, unterdrücket würden: weil irgend keine Fürſprecher und Advocaten zu haben wären: als daß ſo viele Menſchen und des gemeinen Weſens ruhiger Wohlſtand, durch ſo groſſe Verwirrungen der Rechtshändel (die wie ein angelegtes Feuer, das gemeine Beſte und die gute Policey, nur verwüſten und zerſtören), unruhig gemachet, und ganz umgekehret würden.

Daher werden alle diejenigen ſehr betrogen, welche die Kunſt zu rechten und zu zanken zu ihrer Beſchäfftigung erwählen; darinnen jemand, damit ja viel Schaden daraus entſtehe! gewiß deſto gelehrter und geſchickter geachtet wird; je ſchalkhafter und betrüglicher er iſt. Auguſtinus ſpricht: Bey Fürſprechern ſey ein zänkiſch Gemüth, und je betrüglicher, deſto löblicher ſey dieſes. Indeſſen wird hier von gerechten und getreuen Sachwaltern und Fürſprechern, die ihrer Principalen gerechte Sachen treulich vertreten und ausführen, gar nicht geredet; deren es aber, gleich wie der weiſſen Raben, ſehr wenige giebt. Denn ein ehrliebender und frommer Advocat, ſoll keine ungerechte Sache, um ſeines Vortheils halben, zu vertreten annehmen; ſondern die ungerechte Partey, nach geſchehener Verhöre, vom Rechten abzuſtehen, ermahnen. Von den falſchen, argliſtigen und treuloſen Advocaten ſpricht Doctor Seb. Brand alſo:

Verloſſen ſich, das ſi das recht
Wol bügen, das es nit blieb ſchlecht.
Als ob es wer ein wechſin naß
Sie denken das ſy fant der gſal
Der in der ſchriber büchſe kam.
Der vogt, gwaltshaber und fürmund
Und advocat muſt yn ſin büch
Davon auch han ein ſchlegte rüch
Die kunnent dan die ſach wol breiten
Und ir garn nach dem wiltbret ſpreiten
Das uſſ eim ſtehle wurt ein ſach
Und uſſ eim rünſlin werd ein bach
Man muſſ yetz köſtlich redner dingen
Und ſie von verren landen bringen
Das ſie die ſachen wol verklagen
Und mit geſchwetz ein richter betrügen
So muſſ man denn vil tag anſtellen
Domit der tagſolt mög uffſchwellen
Und werd verritten und verzert
Me, denn der hauptſach zugehört
Mancher verzert in peterle me
Dann im uff ſinem tag entſtee
Noch meint er worheit alſo blenden
So er die ſach nit bald loſſt enden
Ich wolt, wem wol mit zanken wer
Das er am ars hett hechlen ſchwer.

III. Erbent

III. Erbeut ſich hier Reineke zum Rechten, und fodert, daß ſeine Ankläger eine ſtandhafte Klage über ihn anbringen, und ſelbige, mit glaubwürdigen Zeugen, auf ihn bringen mögen. Denn ein Kläger, der etwas auf einen andern klaget, der muß es auch beweiſen: erweiſt er aber ſeine Klage nicht, ſo ſoll das Gegentheil darüber freygeſprochen werden: wann gleich der Widerpart nichts dagegen vorbrächte, oder bewieſe. Wiederum, wenn der Kläger ſeine Klage ſattſam erweißlich machen kann, ſo ſoll das Urtheil für ihn geſprochen werden: es wäre denn, daß der Beklagete klaren und offenbaren Beweis vorbringen könnte, daß es ſich nicht ſo verhielte. Auf dieſen Grund des Rechten nun, berufet ſich Reineke.

IV. Läßt ſich Reineke hier vernehmen, daß er ein Edelmann ſey, und beruft ſich auf das Adelsrecht. Darum iſt es hier höchſtnöthig, die Frage vom Adel abzuhandeln, nämlich dieſe: Welcher von beyden der vornehmſte ſey, der von edeln Aeltern gebohren iſt; oder, der viel edle Thaten gethan hat, ohne von edler Geburt zu ſeyn? Und hierauf haben die alten Weiſen beſchloſſen: daß der edel ſey, der adelich lebet, und viel redlicher Thaten thut; er ſey nun von edeln Aeltern, oder von geringen Leuten erzeuget. Die Urſache dieſes Urtheiles iſt dieſe: Wer von edeln Aeltern gebohren iſt, der hat nichts, das Sein iſt, ſondern nur ſeiner Aeltern Tugend und Adel wird gerühmet und geprieſen. Es iſt zwar auch ein Vortheil, von edeln Aeltern gebohren zu ſeyn: ja! wenn ihr Nachfolger ſich ſeiner Aeltern Tugend und Ehrbarkeit gemäß verhält. Außer dieſem iſt es vielmehr eine Schande, von frommen, edeln und redlichen Leuten gebohren zu ſeyn, und nichts zu thun, das ihrer Tugend und Ehrbarkeit gemäß iſt. Denn wer ſeiner Aeltern Fußſtapfen nicht folget, ſondern ihr tugendhaftes Leben und ihre edle Thaten verunehret: der iſt faſt dem Wiedehopfe gleich.

Da Rom am höchſten in Ehren ſtund, da holte man die Regenten vom Pfluge: wie den **Paul Aemil**, und andre mehr. Denn zu der Zeit ſah man nicht auf hohe oder niedrige Geburt, ſondern auf Geſchicklichkeit und rechtſchaffene Thaten. Denn das iſt der rechte Adel: und nicht, mit vielem Golde behängen zu ſeyn, wie jetzo gebräuchlich iſt: da der edel iſt, der viel Geld trägt.

Agathokles, eines Töpfers Sohn, ward um ſeiner adelichen Tugend und Geſchicklichkeit willen, König von Sicilien; ob er gleich von geringen Aeltern gebohren war. Was hilft einem auch ſeine edle Geburt, wenn er unadelich lebet und handelt? Darum muß einer ſich ſelbſt adelich bezeigen: will er anders als ein Edelmann gerühmet werden.

Cornel. Tacitus ſchreibt von den Deutſchen, daß ſie den zum Herrn und Führer (*) gemachet, welcher, ungeachtet der edeln oder unedeln Geburt, am männlichſten gefochten hatte. Alſo ließ man vom **Arminius**, der den **Quintilius Varus** geſchlagen, und zween römiſche Adler erobert: wovon die Deutſchen noch heutiges Tages den zweyköpfigten Adler im Wappen führen.

Kurz, die Tugend und wackere Thaten machen edel. Edel gebohren ſeyn aber machet nicht tugendhaft: wiewohl einen jeden die rühmlichen und edeln Thaten ſeiner Vorfahren zur Tugend reizen ſollen. Wer adelich unter den Leuten lebet und wandelt, der iſt edel, wenn er gleich von niedrigem Stande gebohren wäre. Wer aber ſchändlich han-

---

(*) Hier ſteht im plattdeutſchen Texte: Dat ſe den thom heren und Kerle gemacket hebben ꝛc. Da ſieht man, daß Kerle oder Karl vormals ſo viel als einen Fürſten oder Kriegsoberſten geheißen habe. Denn am Rande ſteht: Der Dudeſchen Gebruck in Erwelinge eynes Hertogen.

bet und wandelt, der iſt unedel, wenn er gleich von königlichem Stamme gebohren wäre. Daher ſpricht Herr Hans von Schwarzenberg alſo, um des jetzigen Adels Gebrauch und Weſen abzuſchildern:

Darum iſt mir der Adel gut
Ja das ich hab ain thumen mut.
Gewaltthat, Gottsſchwur iſt mein art,
Wild iſt mein Kleidung vnd der part.
Zutrincken fült mich als ein ſaw
Auff wilde rott ich poch vnd baw.

Solch Weſen aber ſtrafet nun eben dieſer Ritter alſo:

Durch böſe ſitten edel biſt,
  Gleychwie mein Ku ain jaghund iſt.
Vil frommem Adel thuſtu ſchand,
  Das du auch Edel biſt genannt.
Durch die manch Tugend würd verbracht,
  Darumb der Adel iſt erdacht
Gemaines Nutzes frid vnd recht
  Biſtu vor Gott verpflichter Knecht.
Thůt es dir hie in hochmut wol
  Dort wirſtu ewigs jamers vol.

Aber unſerer Geburt und Natur halben, ſind wir alle von Adam hergekommen, und gleich edel; wie das gemeine Sprüchwort lautet:

Da Adam hackt' und Eva ſpann:
Wer war doch da ein Edelmann?

V. Wann die Geringen und Frommen über die Liſtigen, Gewaltigen und Reichen klagen, ſo begiebt es ſich gemeiniglich ſo: daß, wann die mächtigen und groſſen Hochbanſen zu Gegenworten kommen, und ihr Anbringen gehöret wird, alsdann der geringen Kläger Anbringen, verachtet wird; ſo, daß dieſe alsdann ihre Klage nicht fortſetzen, ſondern ſie fallen laſſen, und den Mächtigern weichen. So gieng es hier der Krähe und dem Kaninchen: denn als Reinecke zum Worte kam, übertäubete er ſie, mit Vorbehalt des Zweykampfes, daß ſie ſchwiegen, ihre Klage nicht ausführeten: ſondern erſchracken, und vom Hofe wichen.

* * *

Das

Das dritte Hauptſtück.

Wie der Wolf und der Bär ſehr betrübet wurden, als ſie ſahen, daß die Krähe und das Kaninchen nicht bey ihrer Klage blieben, und ſich davon machten; und wie der König Reineken verhörete.

Dem Iſegrim ſowohl, als **Braunen**, war übel zu muthe; als ſie ſahen, daß dieſe beyde den Hof räumeten. Der König aber ſprach: Will jemand klagen, der trete herzu, und laſſe es uns hören. Geſtern kamen ihrer ſo viele: nun iſt Reinecke hier. Wo ſind nun dieſelben alle?

Herr, verſetzte **Reinecke**, dieß ſage ich euch: Mancher klaget einen andern ſehrhart an; der es wohl nachbleiben ließe, wenn ſein Widerpart da ſtünde. **So machen es auch** itzo dieſe zween loſen Diebe; die **Krähe und das Kaninchen; die mich gern** in Schande **und** Strafe bringen möchten. Doch wenn ſie mich um Gnade bitten, ſo **will** ich es ihnen, in Gegenwart dieſer Herren, gern vergeben. Nun ich aber zum Rechten gekommen, haben ſie ſich aus dem Staube gemachet, und dorften hier nicht länger bleiben; die ſchlimmen, böſen, loſen Buben! Sollte man dieſe hören; das wäre ewig Schade! und mancher rechtſchaffene Mann, der euch bey Tage und Nacht treu iſt, würde es ſehr ſchlimm haben. An mir allein wäre ſo viel nicht gelegen, der ich doch unſchuldig angeſchwärzet werden.

Höre mir recht zu, ſprach der König: Du böſer und treuloſer Dieb! Was trieb dich aber dazu, daß du Lampen, den treuen Ritter, der meine Briefe zu tragen pflegte, du ſchlimmer und loſer Bube! unſchuldig das Leben nahmſt? Hatte ich dir nicht alle Schulden vergeben, und ließ dich Ränzel und Stab tragen? Es ward geſaget, du ſollteſt ins heilige Land gehen, nach Jeruſalem über Meer, von da nach Rom, und wieder hieher zurück. Dieſes alles vergönnete ich dir, daß du deine Sünde beſſern ſollteſt. Allein das erſte, was ich von dir zu hören bekam, war, daß du Lampen todt gebiſſen hatteſt. Denn ſelbſt der Kaplan **Bellin** mußte mir die Bothſchaft davon bringen. Er brachte mir auch den Ränzel, darinn **Lampens** Kopf ſteckte. Er ſprach offenbar vor dieſen Herren, daß in dem Ränzel Briefe wären, die er mit Reineken geſchrieben, und deren Inhalt er angegeben hätte. Doch in dem Sacke war weiter nichts, als Lampens Kopf. Das thatet ihr beyde bloß mir zum Schimpfe, und darum blieb Bellin mir zum Pfande, und hat ſein Leben von rechtswegen verlohren. So ſoll es dir, du böſer Bube! auch gehen.

Reineke erwiederte hier: Wie mag das immermehr zugehen? Iſt Lampe todt? und Bellin auch? O! weh mir, daß ich je gebohren bin! So habe ich den allergrößten Schatz verlohren. Denn ich ſandte euch, durch dieſe Bothen, Lampen und Bellinen, die theuerſten Kleinodien, die auf Erden nicht beſſer ſeyn können. Wer hätte das glauben ſollen, daß der Bock Bellin, den guten Mann Lampen, und ſeinen Geſellen, dergeſtalt ermorden ſollte; damit er die Kleinodien unterſchlagen könnte? Wer hätte ſich davor hüten können?

Indem Reineke dieſes ſprach, gieng der König in ſein Gemach. Er war ſo ſehr erzürnet und aufgebracht, daß er nicht alles verſtund, was Reineke von dieſen Dingen ſagete; und dachte ihn durchaus zu einem ſchmählichen Tode zu bringen. In ſeinem Zimmer nun fand er die Königinn, ſeine Gemahlinn, mit Frau Ruckenau, der Aeffinn, ſtehen; die ſie beyde ſehr liebeten, und die in großem Anſehen bey ihnen ſtund. Dieſes war Reinekens großes Glück. Sie war ſehr in der Weisheit unterrichtet, darum ward ſie auch ſehr hoch verehret: und alles ſah auf ſie, wohin ſie nur kam.

Als ſie nun den König ſo zornig ſah, ſprach ſie: Edeler Herr, ich bitte euch, zürnet doch nicht ſo ſehr! Reineke gehöret mit zu der Affen Geſchlechte. Iſt er doch itzo vor Gerichte erſchienen! Sein Vater pflegte an eurem Hofe in großem Anſehen zu ſtehen, weit mehr, als Braun und Iſegrim itzo angeſehen ſind. So gut ſie auch immer mit ihrem Geſchlechte itzo bey euch ſtehen mögen: gleichwohl verſtehen ſie wenig von Urtheil und Rechte.

Höret mich nur, verſetzte der König: Nimmt euch das Wunder, daß ich dem Diebe Reineken gram bin, der Lampen vor kurzem das Leben nahm, und Bellinen mit in Noth brachte; ſich aber itzo der Sache ganz entſchlagen will, und über das alles ſich nicht ſcheuet, mein ſicher Geleit zu brechen? Hättet ihr nur gehöret, was ſie alles für Klagen wider ihn ſprechen, von Rauben, Stehlen, Diebereyen, Mordthaten, und von Verrathereyen?

Gnädiger Herr, erwiederte die Aeffinn, Reineke wird ſehr belogen! Er iſt ſehr klug und verſchmitzt; es mag gehen, wie es will: darum ſind ihm viele gram. Ihr wiſſet noch wohl, wie nicht vor langer Zeit der Mann mit der Schlange hieher kam. Dieſe beyden nun konnte niemand nach Billigkeit und Rechte vor euch entſcheiden. Nur Reineke that ſolches mit allen Ehren: und darüber prieſet ihr ihn vor allen einen Herren.

Baumanniſche Anmerkungen.

Aus dieſem Capitel merke folgende Lehren.

I.

Wann die mächtigen groſſen Pochhanſen vermerken, daß ſie die Schwachen und Frommen alſo übertäubet und erſchrecket haben, daß ſie ihre erhobene Klage nicht vollführen dörfen: ſo werden ſie noch kühner, ihre Bosheit zu entſchuldigen, und ihre Widerſacher noch zu verunglimpfen: wie auch hier Reineke an der Krähe und dem Kaninchen handelt, ja hernach ſeine Lügen noch meiſterlich herausſtreichet, daß er Lampen nicht ermordet, ſondern ihn gebrauchet habe, koſtbare und theure Kleinodien an den König zu bringen: welchen der Bock Bellin deswegen ermordet, und die Kleinodien untergeſchlagen, und durchgebracht habe.

Eben ſo iſt es noch itzt bey Hofe der Gebrauch, daß der eine Diener eine Miſſethat vollbringet, und die Schuld ſein auf einen andern Unſchuldigen verſchieben und legen kann. Wann nun der Unſchuldige ſchon um ſeines Herren Gnade und Dienſt, auch wohl um Leib und Gut dadurch gebracht werden: ſo läßt es der andre unvermerkt vorüber gehen, ſtellet ſich unſchuldig, und gebärdet ſich, als wüßte er gar nichts darum.

II. Iſt hier wieder zu merken, wie die Aeffinn den König für Reineken bittet, daß er ihn wegen ſeiner Geſchicklichkeit, und um ſeines Vaters Erfahrenheit willen, zu Gnaden annehmen möge. Allein nach der alten Weiſen Lehre, ſoll ein König niemanden um ſeines Vaters oder ſeiner Mutter willen haſſen, oder lieben: ſondern bloß auf die Vernunft und Kunſt ſeiner Diener, und wozu ein jeglicher geſchickt iſt, acht haben, und in die ihm gebührende Würde ſtellen, damit er dadurch ſein Leib und Leben bewahren möge.

III. Gleichwie nun die Aeffinn bey dem Könige und der Königinn hochvermögend war, und ſehr viel Gehör fand: alſo findet man noch itzt viele Affen und Aeffinnen, und Kammerfrauen, das iſt unnütze, vorwitzige und geſchwätzige Weiber, die man ſonſt Sybillen nennet, allenthalben bey den Herren im Regimente: die ſich vor andern viel herausnehmen, und ſich hervorthun; auch alles gute Vornehmen und jeden Rathſchlag der Herren mitwiſſen und meiſtern wollen; oder gar verhindern und abwenden können. Dieſe ſind nun rechte Aeffinnen. Denn wie ein Aff gern alles nachthut, was er ſieht: alſo iſt die Leichtfertigkeit der Frauen auf Schlöſſern und in Städten auch geſinnet. Kömmt eine Närrinn mit einem neuen Funde von Kleidungen, der Haare, oder Kopfzeuger, oder des unnützen überflüſſigen Geſchmeides hervor: ſogleich ſieht man deren unzähliche mehrere, die daſſelbe eben ſo, ja noch ausbündiger haben wollen. Ja ſie wollen ſich noch anders, als der Allmächtige ſie geſchaffen, herausſtreichen, und aufs unzierlichſte auskramen und anmalen. Hat ihnen Gott ſchwarz Haar gegeben; ſo ſetzen ſie ſich weiſſes auf. Haben ſie kleine Locken oder Zöpfe: ſo wollen ſie bald groſſe Wimpel und Knäuſte am Kopfe haben, ja den dickköpfigten Eulen und Schuhuen gleichen.

Von ſolcher und dergleichen Frauen Natur, Weſen, und täglichen Gewohnheiten, ſpricht **Theophraſtus** alſo: Zu einer Frau gehöret ſehr viel: als köſtliche Kleider, Geld, Edelgeſteine, Perlen, viel Geldes und Geſindes, mancherley Hausgeräth, köſtliche Bette, Vorhänge, Küſſen und Polſterſtühle. Dazu will ſie köſtlich einherprangen, daß dieſer und jener ſie anſehe und ehre. Iſt ſie mit dem Manne zu Gaſte, und kömmt nach Hauſe; ſo ſpricht ſie: Da habe ich geſeſſen, als ein armes Menſch! Dieſe und jene hat dieß oder das angehabt! Warum ſaheſt du meine Nachbarinn ſo ſcharf an? Was hatteſt du mit der Magd zu reden? Und darauf erhebt ſich ein Zanken und Weinen im Hauſe. Kömmt der Mann vom Markte nach Hauſe; ſo heißt es: Was bringeſt du mir mit? Dazu muß der Mann alle ſeine gute Freunde verlaſſen; denn ſie ſpricht: Du haſt mich nicht lieb, und achteſt meiner nicht!

Nimmt einer eine Arme, das iſt auch beſchwerlich: denn ſie will viel haben, und hochgeachtet ſeyn. Iſt es nun nicht vorhanden, ſo erhebt ſich wieder ein Keifen und Zanken. Nimmt einer eine Reiche: ſo iſt ſie ihm eine Plage, und er muß ſie nebſt ihren Freunden zu Herren haben, und täglich hören: ſie habe einen Bettler zum Herrn gemachet! Nach der Hochzeit lernet man ſie erſt kennen, ob ſie zornig, oder hoffärtig, ungeſtalt, oder böſes Wandels ſey.

Befiehlſt du ihr, das ganze Haus zu regieren; ſo ſpricht ſie: ich muß eine Dienſtmagd ſeyn! Verbirgſt du etwas vor ihr; ſo ſpricht ſie: du traueſt mir nicht; und dann blitzet und donnert es! Kömmt ein Goldſchmidt oder Kramer in dein Haus, die Kleinodien und Geſchmeide feil tragen; ſo will ſie alles haben, und vergißt dabey ihrer Zucht. Verbeutſt du ihr, ſolche Dinge nicht zu tragen; ſo erhebt ſich erſt Jammer und Noth. Da wird ſie dir gram, und henket ſich an einen andern, und dafür hilft kein Hüten: als welches eine züchtige und ſchamhafte Frau nicht bedarf. Denn diejenige Frau iſt ſchamhaft und keuſch, die da ſündigen könnte, und es doch nicht thut.

Dasjenige, was viele belieben, o das iſt ſehr ſchwer zu hüten! Darum, nimmſt du dir eine Schöne; ſo nimmſt du eine, die vielen gemein iſt. Nimmſt du eine Ungeſtalte: ſo iſt es auch ſchwer, etwas zu lieben, das niemand begehret. Gleichwohl behält man eine Ungeſtalte mit weniger Anfechtung; als daß man eine Schöne, der jedermann nachſtellte, und die eine Neigung und Luſt dazu hätte, hüten ſollte.

Iſt der Mann krank; ſo betrübet ſie ihn mit Weinen und Klagen. Währet es lange; ſo klaget ſie: ſie müſſe viele Sorge tragen, komme um das ihre, und ſtellet ſich, als wollte ſie verzagen. Alſo beleidiget und bekümmert ſie den Mann. Iſt ſie aber krank; ſo ſoll jedermann mit ihr krank oder traurig ſeyn: und der Mann muß von ihrem Bette nicht weichen, ſonſt ſaget ſie: Er ſähe ſie gern ſterben, und laſſe ſie liegen, als ein Unkraut! Iſt es aber eine gute, ſanftmüthige Frau, die man doch ſelten, oder gar nicht findet; ſo muß der Mann doch trauren und ſeufzen; auch ſogar, wenn ſie in Kindesnöthen iſt. u. ſ. f.

Kurz, wer ſich in den ehelichen Stand begeben hat, iſt niemals frey und ledig; ſein Herz iſt allezeit mit Sorgen erfüllet. Denn hat er Kinder, die ein Stab und Troſt ſeines Alters werden ſollten: ſo ſterben ſie eher, als er, oder gerathen nicht wohl, und machen ihm viel Sorge; indem ſie ihm viel lieber was nehmen, als geben; und wohl gar den Vater, um ihr noch ungefälliges Erbtheil, vor Gericht fodern. So weit **Theophraſtus.**

* * *

Das vierte Hauptſtück.

Wie die Aeffinn vor dem Könige von dem Lintwurme, oder der Schlange, mit dem Manne, erzählet, um ihn gegen Reineken ſanftmüthig zu machen.

Als nun der König dieſes dergeſtalt von der Aeffinn hörete, ſprach er: das iſt mir wieder entfallen; laſſet mich die Sache recht wiſſen. So viel weis ich wohl, die Sache war ſehr verworren: aber ich möchte ſie noch einmal hören. Wiſſet ihrs, ſo ſaget mirs her.

Mit eurer Erlaubniß ſoll es geſchehen, ſprach die Aeffinn. Es ſind nun zwey Jahre, daß einen Tag ein Lintwurm, oder eine Schlange, oder ein Wurm herkam, und mit großem Sturme klagete: wie ihm ein Mann in dem Rechte entwiſchete, dem es doch zweymal abgeſprochen worden. Der Mann ſelbſt war zugegen, und alſo gieng die Klage erſt an:

Die Schlange kroch durch ein Loch in einem Zaune, davor eine Schlinge gelegt war, und blieb alſo hängen, weil ſie der Strick feſt gefangen hatte. Sie würde auch gewiß ihr Leben da gelaſſen haben, wenn nicht ein Mann dieſelbe Straße gereiſet wäre. Die Schlange rief: Ich bitte dich, laß dichs erbarmen, und mache mich los! Der Mann ſprach: von Herzen gern, wenn du mir nur angeloben und ſchweren wirſt, daß du mir nichts Böſes thun willſt. Denn mich erbarmet dein Elend. Die Schlange war bereit dazu, und ſchwur ihm einen theuren Eid, ihn nimmer in einigem Stücke zu ſchaden. Und alſo erlöſete er ſie von dem Ungemache.

Sie giengen mit einander die Straße hin: und da die Schlange vor Hunger ſehr matt war, ſchoß ſie auf den Mann heftig zu, in dem Vorhaben, ihn zu tödten und dann zu freſſen. Mit genauer Noth entſprang ihr der Mann, und ſprach: Iſt das mein Dank, daß ich dir aus deinem Verdruſſe half: wo du mir einen theuren Eid ſchwureſt, mir nicht zu ſchaden? Die Schlange erwiederte: Der große Hunger treibt mich dazu, und ich kann mich dadurch gar wohl verantworten: denn Noth hat kein Geboth.

Hierauf ſagte der Mann: Ich bitte dich, daß du mich ſo lange frey laſſeſt, bis wir einige unparteyiſche Leute antreffen, die, was Recht und Unrecht iſt, zu entſcheiden wiſſen. So lange will ich warten, verſetzte die Schlange. Sie giengen über einen Graben fort, da fanden ſie den Raben Pflückebeutel, mit ſeinem Sohne Quackeler; und die Schlange ſprach: komm hieher; und erzählte ihm hierauf die ganze Sache. Der Rab that den Ausſpruch: den Mann zu freſſen; denn er dachte auf ſeinen eigenen Vortheil, weil er auch gern ein Stück davon gehabt hätte. Die Schlange rief: Gewonnen! und niemand kann mirs verdenken.

Der Mann verſetzte: Nein! es iſt noch nicht nöthig zu frohlocken. Sollte mich ein Räuber zum Tode verdammen? Wenigſtens ſoll er allein mein Richter nicht ſeyn! Ich gehe mit vor ihrer viere, und wenns auch zehn wären. Meinethalben, ſprach die Schlange, ſo wollen wir hingehen. Da begegnete ihnen der Wolf und der Bär. Der Mann ſtund alſo zwiſchen dieſen allen, und dachte: hier wird es übel ausſehen! Er war der ſechſte zwiſchen fünfen, der Schlange, den beyden Raben, dem Wolfe und Bären; und ſtund alſo in großer Gefahr.

Der Bär und Wolf wurden unter ſich eins, die Sache ſo zu entſcheiden: Die Schlange möchte den Mann tödten, weil ſie die Hungersnoth angefochten. Denn Nothzwang bräche auch Eid und Treue. Da ward nun dem Manne angſt und bange: denn alle ſtunden ihm nach dem Leben. Die Schlange ſchoß auch nach ihm, und ſprützte ihr böſes Gift auf ihn aus; mit großer Mühe aber entſprang er ihr noch, und ſprach: Du thuſt mir ein großes Unrecht, daß du mir ſo nach dem Leben ſtehſt; da du doch noch kein Recht auf mich gehabt haſt.

Wie kannſt du das ſagen? erwiederte die Schlange: dir hat ja der Ausſpruch zweymal gewieſen, was Recht iſt. Ja! ſprach der Mann, das haben die geſaget, die ſelber rauben und ſtehlen! Ich will meine Sache dem Könige anheimſtellen. Bringet mich vor denſelben: was der ausſpricht, das thue ich; es ſey nun krumm, oder gerade. Soll ich denn noch ſolche Unbilligkeit leiden? Ich habe es gewiß ſo ſchon ſchlimm genug! Da ſprach der Wolf mit dem Bären: dein Wille ſoll geſchehen, und die Schlange ſoll nichts anders fodern. Sie meynten nämlich: käme dieß nur erſt vor die Herren an den Hof, ſo ſollte das Recht ſchon ſo ausfallen, wie ſie geſaget hatten.

Mit eurer Erlaubniß ſage ich es, gnädiger Herr! So kamen ſie in den Hof: die Schlange, der Bär, zween Raben, und der Wölfe waren drey: denn der Wolf hatte zwey von ſeinen Kindern bey ſich; die dem Manne den meiſten Verdruß machten. Denn Eitelbauch und Nimmerſatt kamen in der Abſicht mit ihrem Vater, daß ſie den Mann mit freſſen wollten. Sie mögen gern viel, wie ihr wohl wiſſet; ſie heuleten, und waren ſehr plump und grob: weswegen ihr ihnen den Hof verbiethen ließet.

Der Mann rief euch um Gnade an! Er klagete, die Schlange, der er ſo große Wohlthat erwieſen hätte, wollte ihm Schaden thun: ob ſie ihm gleich mit einem ſchweren Eide Sicherheit zugeſaget hätte, ihm keinen Schaden zuzufügen. Dem iſt freylich alſo, verſetzte die Schlange: allein der Hunger zwang mich dazu: Der, der geht über alle Noth! Hier waret ihr nun über dieſe Sache ſehr bekümmert, gnädiger Herr! wie nämlich ein jeder ſein Recht empfahen ſollte. Eure Majeſtät ſah das für unbillig an, den Mann zum Tode zu verdammen, der ſolchergeſtalt ihr aus der Noth geholfen hatte. Ihr dachtet aber auch an den großen Hunger; darum gienget ihr zu Rathe.

Die meiſten ſtimmeten zu des Mannes Verderben: damit auch ſie, nach ihrem Willen, denſelben möchten mit verzehren helfen. Darum ſandtet ihr geſchwinde Bothen nach Reinecken. Denn was die andern auch redeten; ſo konnten ſie es doch nicht recht entſcheiden. Das ließet ihr nun Reinecken wiſſen; und ſprachet: das Recht ſollte ſo ergehen, wie Reincke daſſelbe aufs beſte ſprechen würde. Dieſer ſprach darauf mit großer Beſcheidenheit: Herr König, laſſet uns ſogleich dahin gehen, wo der Mann die Schlange fand. Denn ſollte ich die Schlange alſo gebunden erblicken, wie ſie von dem Manne angetroffen worden: ſo will ich ſogleich das Urtheil ſprechen.

Alſo ward nun die Schlange auf eben die Art gebunden, wie und auf welcher Stelle der Mann ſie gefunden hatte. Darauf ſprach Reineke: Nun ſind ſie beyde in eben dem Zuſtande, wie ſie zuvor waren; und haben weder gewonnen, noch verloren: das Recht aber, will ich euch itzo bald zeigen. Der Mann mag nunmehr, wenn er will, die Schlange entweder losmachen, und ſich ſchweren laſſen; oder, will er nicht, ſo kann er ſie auch mit Ehren gebunden liegen laſſen, und frey ſeine Straße gehen. Denn da die Schlange an ihm ſo treulos ward, da er ſie aus dem Stricke losgemachet hatte: ſo hat er itzo auch die Wahl und Willkühr, wie er ſie zuvor gehabt. Dieß dünket mich des Rechtes Sinn zu ſeyn: wer es anders weis, der ſage es her.

Sehet, Herr König, dieß Urtheil dünkte euch gut, und eurem Rathe, der zugegen war, gleichfalls. Reineke ward dafür ſehr geprieſen; der Mann ward frey, und dankete euch ſehr. Reineke iſt alſo ſehr klug von

Sinnen; und die Königinn ſagte eben das. Sie ſetzten noch hinzu: daß Iſegrim und Braun gut zu Rittern wären. Man fürchtet ſie überall, und bey Freſſereyen ſind ſie gern. Es iſt auch wahr, ſie ſind kühn, ſtark und groß: aber der kluge Rath iſt ihr Werk gar nicht. Reinekens Rath hingegen iſt euch wohl bekannt: der andern Anſchläge aber ſind meiſtens eitel. Sie verlaſſen ſich bloß auf ihre Stärke. Allein, wenn es zur That ſelbſt kömmt, und man mit ihnen ins Feld rücket; ſo ſieht man, was ſie für Helden ſind. Hier ſind ſie ſehr ſtark und muthig: aber dann werden ſie der Hinterhalt. Setzet es Schläge, ſo gehn ſie durch; aber die rechten Helden ſollten eben nicht weichen.

Bären und Wölfe verderben die Lande: ſie fragen wenig darnach, weſſen Haus brennet; wenn ſie ſich nur bey den Kohlen wärmen können. Sie laſſen ſich auch nichts erbarmen, wenn ſie nur ihre Kröpfe füllen können. Dem Armen, den ſie der Eyer beraubet haben, laſſen ſie mit genauer Noth die Schalen. Kurz, ihr eigener Kopf dünket ihnen der beſte zu ſeyn.

Reineke der Fuchs aber, mit ſeinem ganzen Geſchlechte, bedenken Weisheit und Recht. Hat er ſich nun ja etwas verſehen: ſehet Herr König, ſo iſt er ja kein Stein! Begehret ihr einen genauen und richtigen Rath, ſo könnet ihr ihn doch nicht entbehren. Darum bitten wir, nehmet ihn wieder zu Gnaden an!

Der König erwiederte: Ich will mich berathen. Das Urtheil und Recht von der Schlange ergieng freylich ſo, wie ihr geſaget habt. Das iſt wohl wahr: aber er iſt nicht viel werth, und ein Schalk in ſeiner Haut. Alle, mit denen er ſich in Freundſchaft einläßt, die betrüget er zuletzt; und kann ſich doch hernach ſo liſtig herauswickeln. Dem Wolfe, Bären und Kater, dem Kaninchen und der Krähe, iſt er zu ſchlau, und es nimmt zuletzt ein garſtiges Ende. Er thut ihnen lauter Spott und Schande an. Das eine mußte ihm ein Ohr zu Pfande laſſen; das andre ein Auge, der dritte das Leben. Ich weis nicht, wie ihr für dieſen Böſewicht noch ſo bitten, und ihm beyſtehen könnet.

Die Aeffinn erwiederte: Herr König, höret mich nur. Bedenket, daß ſein Geſchlecht groß iſt! Damit ſtund der König auf, und gieng wieder heraus aus dem Saale; wo alle auf ihn warteten. Er ſah daſelbſt viele von Reinekens Blutsfreunden, die ihm beyſtunden, und ihm zum Troſte hingekommen waren, und die ich hier nicht alle nennen mag. Der König ſah alſo ſein großes Geſchlecht, das ſich hier vor Gerichte verſammlet hatte; er ſah aber auch auf der andern Seite ſehr viele, die ihn gar nicht leiden mochten.

Alſ-

Alkmariſche Anmerkungen.

In dieſen beyden vorſtehenden Capiteln lehret der Dichter ſieben Stücke. Das I. iſt die Ungunſt, die mancher, der vor Gerichte kömmt, von etlichen Gerichtsperſonen zu fürchten hat: wie hier durch den Wolf und Bären bezeichnet wird. II. Daß der angeklagte Boshafte, wenn er ſieht, daß der einfältige Kläger übertäubet wird, und ſeine Klage nicht fortſetzet, alsdann kühnlich ſpricht, ſeine Bosheit zu entſchuldigen und ſeine Gegner zu belügen: wie **Reineke** hier die Krähe, das Kaninchen, den Haſen und den Bock mit großen Lügen von den Kleinodien anſchwärzete.

III. Saget der Lehrer von der Aeffinn, wie ſehr gut ſie bey dem Könige, ſonderlich aber bey der Königinn geſtanden. Damit meynet er die Kammerkätzchen, die Frauen bey den Fürſtinnen, oder andre Weibsbilder in Städten, die ſich über ihren Stand aufmahlen, und auskramen. Dieſe ſind die Affen, oder rechte Aeffinnen. Denn wie ein Affe gern alles nachthut, was er ſieht; ſo iſt nunmehr die Leichtfertigkeit der Weiber in Städten und auf Schlöſſern auch beſchaffen. Kömmt eine Närrinn mit einer neuen Kleidermode, einem Haarputze oder Kopfzeuge aufgezogen: ſo beſtreben ſich zehn, ja hundert andre, es ebenfalls ſo zu haben. Sie wollen ſich wohl gar ſelber anders machen, als der Allmächtige ſie erſchaffen hat. Hat eine dunkles Haar, ſo will ſie es licht haben. Ja nicht nur mit den Haaren, auch mit andern Gliedmaßen wollen ſie es auch ſo machen. Das mögen ja wohl rechte Aeffinnen ſeyn! Sie gleichen auch wohl den Nachteulen und Schaubhüten: denn ſowohl dieſe Vögel, als alle, die große Köpfe haben, taugen nicht viel.

IV. Es ſey nützlich, wo es ſich thun läßt, daß eine Frau, die Gehör findet, einen Fürſten beſänftige, und für einen Angeklagten ſpreche: wie hier die Aeffinn für **Reineken** das beſte ſprach, und den König ſanftmüthig machte.

V. Die Beſtrafung aller derjenigen, die Gutes mit Böſem vergelten; welches ſonderlich eine große Bosheit iſt: wie hier die Schlange dem Manne für die empfangene Gutthat, Böſes thun wollte.

VI. Daß ein gerechter Richter denen, die übel berüchtiget oder verdächtig ſind, nicht glauben, oder ſie zu Zeugen annehmen ſoll. Z. E. den Raben, Wolf oder Bären. So wird durch den Raben die Untreue, durch den Wolf die Habſucht, und durch den Bären der grobe Ungelehrte bezeichnet. Solche Leute muß man nicht hören, vielweniger ein Urtheil ſprechen laſſen: denn ſie rathen oft zum Kriegen und Zanken, um ihres Vortheiles willen; oder auch aus Unwiſſenheit, daraus oft großes Verderben folget. Und wenn es dann zum Kriege kömmt, ſo ſtehen ſie alsdann gern davon ab.

VII. Daß ein Fürſt oft ein Geſchlechte ſeines Adels fürchtet, und darüber das Recht beuget, und keine Rache über einen Hartbeklagten ausübet: wie vorhin in dieſem Buche ſchon gelehret worden.

Baumanniſche Anmerkungen.

In dieſem Capitel erzählt die Aeffinn dem Könige, Reineken zu Lob und Ehren, die Sache vom Lintwurme und dem Manne, der ihn losgemachet hatte, und wie künſtlich Reineke die Streitigkeiten zwiſchen ihnen entſchieden habe; damit dieſer wieder des Königes Gnade erlangen möchte. Hieraus iſt nun I. zu lernen, daß man keine Wohlthat mit Böſem vergelten ſolle, wie hier die Schlange thun wollte; denn ſonſt fällt man in das große Laſter der Undankbarkeit. Alle, die das Gute mit Böſem belohnen, werden wiederum Böſes um Böſes empfangen. Denn die Undankbarkeit kann mit der Tugend nicht beſtehen, und muß ihren verdienten Lohn wieder empfangen.

II. Wer einem andern Treue und Glauben zu halten verſpricht, weil er ihn aus ſeinen Nöthen geholfen; wie hier die Schlange dem Manne gethan, ſoll dieſen zugeſagten Glauben nimmermehr brechen. Denn er kann keine gnugſame Urſache vorwenden, weswegen er das verſprochene nicht halten dörfte. Denn was recht und billig iſt, und ſeine Zuſage, muß man auch Feinden halten. Zudem muß auch im Kriege Treu und Glauben gehalten werden. Wird aber dieſer gebrochen, ſo kann kein Gedeihen erfolgen. Denn der Grund aller Tugend, iſt die Redlichkeit. Wird nun der Grund gebrochen, was kann Gutes darauf gebauet werden? Darum kann ſich auch die Schlange damit nicht entſchuldigen, daß ſie ſpricht: **Leibesnoth bricht das Recht**; imgleichen: **Nothzwang bricht Eid und Treue.** Denn ſie hatte Treue und guten Glauben verſprochen, den ſollte ſie auch billig feſt gehalten haben. Dazu könnte ſie auch auf andre Weiſe leicht Speiſe geſuchet und bekommen haben.

Ferner iſt zu merken, daß der Mann ſich dreymal auf das Recht berufet: Denn das rechte Gericht ſieht weder Gunſt, Gaben, Freundſchaft noch Eigennutz an; ſondern das unrechte Gericht urtheilet nach Gunſt, Gaben und Eigennutz, und hält das für recht, was in der That Unrecht iſt. Alſo ſoll auch ein jeder Richter, von allen dieſen erwähnten Laſtern, wie auch vom Argwohne und dem Geize, ganz frey ſeyn; und beym ſtrafen ſonderlich Neid und Zorn vermeiden. Denn der Zorn hält nimmer das Mittel, und der rachgierige Neid weis kein Maaß. Darum ſollen auch alle, die dem gemeinen Weſen vorgeſetzet ſind, gleich den Geſetzen, ohne Geiz, Neid, Zorn, Rachgier, Furcht, kurz, ohne alle Leidenſchaften, ohne alle böſe Begierden und Neigungen ſeyn; hingegen allein auf Recht und Billigkeit ſehen.

Daß aber die Richter heut zu Tage, nicht, wie itzo gemeldet worden, geſinnet und geartet ſind, haben meiſtentheils die Juriſten und Rechtsgelehrten Schuld: die durch mancherley Auslegungen die geſchriebenen Rechte verfinſtern, ſie von ihrem natürlichen Sinne auf einen fremden ziehen, und nach ihrem Belieben damit umgehen. Sie ziehen unzähliche Gloſſen und Erklärungen an, die oftmals nichts zur Sache dienen, und dieweil ſie Gloſſen mit Gloſſen häufen, eine Meynung mit der andern zuſammentragen, und des Siſyphus Stein gleichſam hin und herwälzen; ſo machen ſie, daß die Kunſt und Ausübung der Gerechtigkeit, für eine der allerſchwerſten gehalten wird.

Alſo ſind nun die Juriſten in den Geſetzen und Gebothen der Menſchen ganz fleißig; Gottes Geboth aber verachten ſie, und übertreten es ſogar, daß es auch zum Sprüchworte geworden iſt: daß weder die Doctoren der Arzneykunſt wohl leben, noch die Juriſten wohl ſterben. Weil die Aerzte eine gar unmäßige Art von Menſchen, die Juriſten aber die böſeſten Chriſten ſind; daher ſie denn gemeiniglich, wie der Rechtsausleger **Baldus** ſelbſt ſaget, von einem ſchnellen Tode weggenommen werden. Solcher Doctoren und Juriſten Sinn und Weſen beſchreibt Herr **Hans von Schwarzenberg** in dieſen Worten.

Darum hab ich die recht ſtudirt
Daß ich in ſchalgkheit ward gefürt
Vil böſer ſach in Rechten ſchmuck
Verzug iſt oft mein meiſterſtuck
Auff zanck und hader ſteet mein rath
Wo man mir gelt zu geben hat.

Und ſolches zu beſtrafen ſpricht er weiter:

Whe dir, der gut in bös verkert
Der frummen lerung würt geert
Damit ſie ſtecken frid vnd recht
Schâm dich du ſchnöder Teuffels Knecht
Das du die Kunſt alſo miſſbrauchſt
Vnd bald damit zur Helle ſtrauchſt.

III. Iſt endlich hier zu merken, daß diejenigen, die wegen Unthaten berüchtiget ſind, als hier die Raben, Wölfe und Bären, weder Zeugen noch Richter in einer Sache ſeyn ſollen. Durch den Raben verſteht man die Treuloſen, durch den Wolf die Geizigen, durch den Bären die groben, unverſtändigen und plumpen. Solche muß man zu keiner Regierung kommen laſſen: denn um ihres Unverſtandes und Eigennutzes willen rathen ſie oft zu Zwietracht, Mord und Kriege. Woraus nachmals großes Verderben, und Unglück erfolget. Und wenn ſie ſolches angerichtet, alsdann drehen ſie ſich heraus, weichen davon, und laſſen die andern in der Noth und Gefahr ſtecken.

Das fünfte Hauptſtück.

Wie der König weiter mit Reineken redet, von Lampens Tode, und was Reineke für Lügen vorgebracht, daß er ſich entſchuldigte.

Reineke, ſprach der König, höre mich: Wie gieng es denn zu, daß Bellin und du ſichs unterſtunden, und dem frommen Lampen das Leben nahmen? Dazu ſchicktet ihr beyden boshaften Diebe, mir noch ſeinen Kopf, als Briefe zu. Denn da wir den Sack aufmachten: ſo ſteckte nichts anders darinn, als Lampens Kopf, mir zum Hohne! Bellin hat ſeinen Lohn ſchon dafür bekommen, wie ich bereits geſaget habe. Ueber dich aber ſoll eben daſſelbe Recht ergehen.

Weh mir! in dieſer großen Noth, rief Reineke: o daß ich nur ſchon des Todes wäre! Aber höret, ſoll und muß ich denn Schuld haben, ſo iſt mein beſter Rath, gute Geduld. Habe ich aber Schuld, ſo laſſet mich nur tödten: denn ich komme doch nimmermehr aus den Nöthen und Sorgen, darinn ich ſtecke. Der verrätheriſche Bock Bellin hat mir ſo einen reichen Schatz unterſchlagen, dem nichts auf Erden gleich iſt. Bloß die Kleinodien, die ich ihm anvertrauete, als er mit Lampen von mir ſchied, haben Lampen um Leib und Leben gebracht. Denn Bellin, der Böſewicht, hat dieſelben gewiß untergeſchlagen. O könnte man ſie doch wieder ausfragen! Aber ich fürchte, es werde nicht viel daraus werden.

Woſern dieſe Kleinodien, verſetzte die Aeffinn, nur über der Erden ſind: ſo wollen wir ſie mit guter Freunde Rathe, ſchon noch ausfragen. Wir beyde wollen uns, früh und ſpät, bey Layen und Pfaffen, darnach erkundigen: ſaget mir nur, wie ſie beſchaffen geweſen.

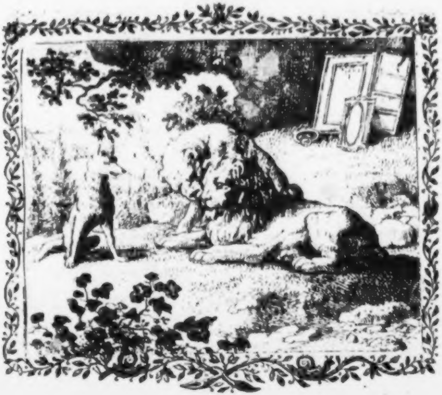
Reineke erwiederte: ſie waren ſo ſehr gut, daß ich beſorge, wir fragen ſie nimmermehr aus. Wer ſie einmal hat, giebt ſie gewiß nicht wieder. O! wenn mein Weib das erfährt, ſo wird ſie mir niemals wieder gut; denn ſie rieth mirs gar nicht, daß ich dieſe Kleinodien dieſen beyden ſo willig anvertrauen ſollte. Hier bin ich nun betrogen und verrathen! Und wiewohl ich großes Unrecht leiden muß; ſo will ich doch, wo ich bey dieſer großen Unſchuld loskomme, mir keine Ruhe laſſen, ſondern durch alle Länder reiſen, und nachfragen: ob irgend jemanden von dieſen Kleinodien, die ſo außermaßen ſchätzbar waren, etwas bekannt ſey; und geſetzt daß es auch mein Leben koſten ſollte.

Bau-

Baumanniſche Anmerkungen.

Als ſich nun Reineke, durch ſeine Verſchlagenheit und mannigfaltige Liſt, von dem Angeben ſeiner Kläger losgeſchwatzet, auch durch Fürbitte der Aeffinn, den König einigermaßen zufrieden geſprochen hatte: ſo trägt dennoch der König gegen Reineken, wegen des Todes von Lampen, noch einen böſen Argwohn, und drohet ihn deswegen zu harter Strafe zu ziehen. Dieſes veranlaſſet nun Reineken, ſich abermal zu entſchuldigen; und hier hat er ſeine Vertheidigung ſo meiſterlich ausgedacht: daß er auch den König bittet, ihn nach geſchehener Verhöre tödten zu laſſen; weil er doch ſonſt nimmermehr aus dem Verdachte und Argwohne kommen würde. Unter dieſen Worten ſuchet er das zu erhalten, was ſich gemeiniglich in menſchlichen Dingen zu begeben pflegt; daß man nämlich gegen die im Argwohne ſtehenden mitleidig wird. Und wenn man höret, daß ſie zum Tode willig und bereit ſind: ſo achtet ein jeder ſie für unſchuldig, und wünſchet ihre Befreyung. Dieſen liſtigen Kunſtgriff brauchet hier Reineke, wie auch vor Troja ſchon Sinon denſelben angewandt, und dadurch losgekommen iſt. So überſetzet es Joh. Spreng in der Aeneis II. B.

Der Jüngling vnerſchrockner ſach,
Zu Priamo demüthig ſprach:
O König thu gelauben mir,
Den rechten grund erzehl ich dir,
Von dem Geſchlecht der Griechenleut
Iſt mein ankunfft, bekenn ich heut.
Vil Jahr ich jetzt dem Krieg nachreiß,
Mit meinem Namen Sinon heiß,
Ob aber ſchon der vnfall groß
Mich arbeitſelig vnd troſtloß
Gemachet hat auff diſe ſtund,
So ſoll ſich doch in meinem mund
Erfinden kein betrug noch liſt,
Die warheit mir vil liber iſt.
Haſt etwan nit bey deinen Tagen
Von Palemede hören ſagen? ꝛc.
Alſo auß diſem vrſprung floß
All mein vnrath vnd jammer groß.
Vlyſſes ward mir tödlich gram,
Mit vil ſcheltworten mich anſam,
Auch gegen der Gemeind vorab,
Vil ſeltzam ding von mir außgab,
Sucht arge Practicken vnrecht,
Ob er mich auch in vnfall brächt,
Oder in ſchweren Todesſtatt,
Der Mann hett weder ruh noch raſt,
Biß das er durch Calchantis rath,
Setzt ſein Fürhaben in die That.
Was will ich aber von den ſachen
So vil vergebner wort hie machen?
Was halt ich euch jetzt auff dermaſſen,
Die Griechen thut ihr billich haſſen,
Auß meiner Red ſolt ihr ſie kennen,
Ob ich ſie ſchon nit all thu nennen,
Genug von dem geſaget ſey,
Nembt von dem Leben mich hierbey,
Zu ſterben bin ich willig gar,
Vlyſſes ewer feind fürwar,
Fürſt Agamemnon hochgenannt,
Vnd Menelaus weit erkannt
Deß werden hoch erfrewen ſich,
Vnd gar nit trawren vber mich,
Sondern euch Gelt darzu noch geben,
Wann ich nur würd gebracht vom Leben



Das ſechſte Hauptſtück.

Wie Reineke von dem erſten Kleinode ſpricht, und aus dermaßen lüget, indem er ſaget, es ſey ein Ring mit einem edeln Steine geweſen, deſſen Tugend er weitläuftig erzählet.

O Herr König, gnädiger Herr, ſprach Reineke, ich erſuche Eure Majeſtät ſehr, mir zu dieſer Stunde zu erlauben, daß ich vor meinen Freunden, von der mannigfaltigen Vortreſſlichkeit der theuren Steine reden möge, die ich euch geſandt habe: ob ihr ſie gleich nicht bekommen habet.

Der König verſetzte: ſo ſage es denn, mit kurzen Worten. Reineke erwiederte: Ich habe Glück und Ehre verlohren! das möget ihr zuvörderſt wiſſen. Das erſte Kleinod, das der Bock Bellin von mir bekommen hat,

[illegible]

um es dem Könige zu bringen, war ein Ring. Dieſer Ring war von ſeltſamen wunderlichen Eigenſchaften zuſammengeſetzet, die da verdienet hätten, eines Fürſten Schatz zu zieren. Derſelbe war von feinem Golde gemacht, und inwendig nach dem Finger zu, ſtunden Buchſtaben geätzet, und im Feuer mit Laſur eingeſchmelzet. Die Schrift war in hebräiſcher Sprache, und wies um beſondrer Urſache willen, drey Namen. In dieſen Landen war niemand ſo gelehrt, daß er dieſe Schrift gründlich verſtanden hätte: außer allein Meiſter Abryon von Trier; der ein beſonders gelehrter Jude iſt. Er verſteht alle Zungen und Sprachen, von Poictou an, bis Lüneburg: ja er kennet die Tugenden aller Kräuter und Steine überhaupt.

Ich zeigete ihm dieſen Ring, und er ſprach: hierinn iſt ein köſtliches Ding! Denn die Namen, ſo hierinn gegraben ſind, hat Seth aus dem Paradieſe gebracht. Denn als er das Oel der Barmherzigkeit ſuchte, brachte er auch dieſen Stein mit ſich. Wer dieſen Stein, ſprach er, bey ſich trägt, der bleibt vom Donner und Blitze und allem Böſen allezeit unberühret: ja auch die Zauberey kann ihm nicht ſchaden. Er ſetzte ferner hinzu: er hätte es geleſen, wer den Ring trüge, der könnte nicht erfrieren, und geſetzt, daß es in der härteſten Kälte wäre; ja er lebte lange, und würde ſehr alt. Von außen, an dem Fingerreife, ſtund ein heller Karfunkel, dabey man des Nachts alles, was man wollte, ſehen konnte. Und gleichwohl hatte dieſer Stein noch mehr Tugenden.

Alle Krankheiten machte er geſund. Wenn man ſie damit anrührete: ſo ward plötzlich die ganze Noth gehoben, dafern es nicht der Tod ſelber war. Ferner hatte der Stein, wie der Meiſter deutlich ſagte, die Macht, daß wer ihn an ſeiner Hand trüge, glücklich durch alle Lande käme. Waſſer und Feuer könnten ihm nicht ſchaden; und er könnte weder gefangen noch verrathen werden. Wann er den Stein nur anſähe, könnte kein Feind die Oberhand über ihn bekommen; ja er würde ſie überwinden, und wenn ihrer hundert an der Zahl wären. Ferner ſollte er vor Gift und anderen böſen Säften auch verwahret ſeyn. Könnte ihn jemand nicht leiden, der müßte ihn in kurzer Zeit liebgewinnen. Und kurz, ich kann es nicht ausſprechen, wie köſtlich und gut der Stein war. Ich nahm ihn aus meines Vaters Schatze, und ſandte ihn deswegen dem Könige: weil ich mich nicht würdig achtete, ein ſo köſtliches Kleinod zu haben; er aber der edelſte iſt, den man nur kennet. Denn alle unſre Wohlfahrt beruht auf ihm; und er iſt unſre ganze Seligkeit: damit ſein Leib vor dem Tode, und aller Gefahr bewahret würde.

◆ ◆ ◆

Bamuanniſche Anmerkungen.

In dieſem Capitel merke drey Lehren.

Zum erſten erzählt **Reineke** in dieſem Capitel von den Kleinodien, die er dem Könige durch **Bellinen** und **Lampen** geſandt hatte. Aber er hat ſolches alles zu dem Ende erdacht, daß er dadurch loskommen möchte. Denn niemand konnte ihn hier Lügen ſtrafen, nachdem die Bothen, welche die Kleinode getragen hatten, beyde todt waren. Das erſte Kleinod war ein goldner Ring; darinn etliche kräftige Namen eingegraben ſtunden, und ein Karfunkel gefaſſet war.

Hiermit brauchet Reineke der Juwelierer Art und Liſt, welche alle Steinchen und Beinchen hoch ſchätzen, viel davon ſchwatzen, und gewaltig lügen können. Ein ſchlechtes Steinchen taufen ſie mit einem groſſen wunderlichen Namen, dichten ihm mancherley Kräfte an, halten es in groſſer Würde, loben es zehnmal theurer, als es werth iſt. Wenn ſie nun dergeſtalt den dritten, vierten Pfennig dabey gewinnen: ſo ſind ſie wohl geſättiget; laſſen ſichs aber nicht merken: damit ſie nur immer ihren Vortheil ſo ſchaffen, und die Unverſtändigen ihre Schalkheit und Betrügerey nicht erfahren mögen. Es ſind wohl Edelſteine an ſonderlichen Orten vorhanden: ob aber die Menge derſelben bey ſolchen Leuten, deren Habe und Gut oft nicht eines einzigen Edelſteines werth iſt, zu finden ſeyn könne? das iſt wohl zu bedenken. Denn der Edelſteine giebt es wenige, und ſie ſind ſchwer zu bekommen: ſo wie der frommen Menſchen Zahl gar geringe iſt, und ſie ſeltſam zu finden ſind. Denn

Des beſten iſt der mindſte teil
Vnd wirt mit müh gefunden feil.
Der thier, fiſch, vögel, groß vnd klein
Der höltzer, wäſſer, kreuter vnd ſtein
Mit allem was die Welt gebiert
Das beſte ſelten gefunden wirt.
Durch diſes gleichnuß wirt bedeut
Die Wenigkeit der frommen leut.
Vnd wer nachvolgt der groſſen ſchar
Sich wenig tugend rühmen thar.

II. Werden hier durch Meiſter **Abrion**, der aller Steine und Kräuter Natur und Kräfte kundig iſt, die Alchymiſten (denn beyder Weſen iſt faſt einerley) auch mit verſtanden und eingeführet. Dieſe unterſtehen ſich, mit neuen und verborgenen Künſten, die Naturen der Dinge zu verwandeln; aus Bley, Silber, aus Kupfer, Gold zu machen; und jagen der Quinteſſenz oder dem fünften Weſen auf dem Erdreiche und im Meere nach. Dieſe nähret ſogar die ſüſſe Hoffnung, daß weder Mühe noch Koſten ſie nimmermehr gereuen werden: und ſie erſinnen durch allerley wunderliche Kunſtgriffe immer was neues; womit ſie ſich doch zuletzt betrügen. Indeſſen machen ſie ſich den Betrug ſelbſt, durch das Feuer, ſo alle Dinge verzehret, indem ſie doch den Schmelzofen wohl zurichten können; und hören nicht auf, ſüſſe Träume zu haben, auch wohl andern, ſo viel an ihnen iſt, ein gut Herz dazu zu machen. Wann ſie nun endlich alle Hoffnung verlieren; ſo iſt noch ein Troſt übrig:

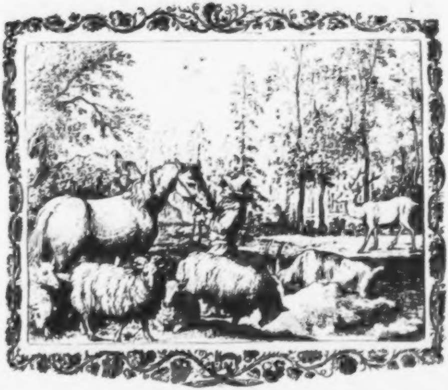
Krig: nämlich: Es ſey ſchon genug, daß ſie ſich eine ſo große und tapfere That nur unterſtanden hätten. Dann ſchelten ſie auf die Kürze dieſes Lebens, als welches zu der Wichtigkeit dieſes Geſchäfftes nicht zulangt ꝛc.

Von der Alchymiſterey ſpricht das Buch. **Memorial der Tugend**, alſo:

Die endlich kunſt der Alchamei
Iſt ſtelen, liegen, triegerey
Vnd allweg felt es vmb ein Har
Dieweil du legeſt ſilber dar
Zum letſten iſt des maiſters Glück
Ja das ym mangelt noch ein ſtück
Solchs muſt er holen über felde
Damit ſo geyt er ferſen gelt
Darum iſt dieſe kunſt getreuw
Aus gutem ſilber machen rew
Merk ob du weißlich hoffen biſt
Auff Glück, das nie gerathen iſt,
Vnd wie du glaubſt der warhait gleich
Dich ſoll ein armer machen reich.

III. Iſt hier auch die große Liſtigkeit des Fuchſes zu merken, der er ſich bey dieſer Lügen bedienet. Denn indem er merket, wozu der König am meiſten geneigt ſey: ſo wendet er auch ſeine angefangene Lüge dahin. Ein Lügner nämlich muß nachdenklich ſeyn, daß er ſich nicht widerſpreche, und ſeine Lüge wenigſtens einen Schein der Wahrheit bekomme. Weil nun die Naturforſcher lehren, daß in den kalten Landen nicht gerne Leuen ſind; maßen ſie die Winterkälte nicht vertragen können: ſo ſpricht Reineke, daß der Karfunkel für die Kälte gut ſey. Und indem er auch des Nachts einen klaren Schein von ſich giebt, ſo könne der König bequemlich dabey wandern.

* * *



Das ſiebente Hauptſtück.

Wie Reineke eine andre Lüge erzählet, und von einem köſtlichen Kamme, ſodann auch von dem Spiegel ſpricht.

Gleichfalls ſandte ich, durch den Bock Bellin, der Königinn einen Kam̃, und einen Spiegel, dergleichen in aller Welt nicht zu finden ſeyn mag. Dieſen Spiegel und Kamm nahm ich auch aus meines Vaters Schatze: aber wie oft habe ich über dieſe Sachen mit meinem Weibe Zank und und Streit gehabt! Denn ſie begehrte ſonſt nichts auf der Welt, als dieſe Kleinode von mir: die mir nun dergeſtalt aus den Händen gekommen. Ich ſandte ſie mit gutem Bedachte, meiner gnädigen Frauen, der Königinn: denn Sie hatte mir oft gutes gethan, ja vor allen andern meinen Wohlthätern ſteht ſie oben an. Sie ſpricht oft ein gut Wort für mich, iſt dabey von edler und hoher Geburt, wacker und tugendhaft, und von großem Stamme: Kurz, ſie wäre dieſes Spiegels und Kammes wohl würdig geweſen.

Doch leider! ſo iſt es dießmal nicht geſchehen, und ſie wird ihn wohl nicht zu ſehen bekommen. Der Kamm war von einem Panterthiere, welches ſonderlich ein edles Geſchöpf iſt, das zwiſchen Indien und dem Paradieſe wohnet. Es iſt von allerhand angenehmen Farben, ſein Geruch iſt ſüß und von guter Art; ſo, daß alle Thiere, groß und klein, ihm überall, wohin es auch geht, nachfolgen. Das entſteht nun bloß von ſeinem Geruche, wie ſie alle bekennen und fühlen. Von dieſes Thieres Beinen nun war der Kamm mit Fleiß verfertiget; ſo klar als ein Silber, rein und weiß, ja wohlriechender, als alle Cinnamonen. Denn wenn das Thier ſtirbt, ſo fährt ſein Geruch in ſeine Gebeine, ſo daß ſie niemals verderben, immer wohlriechend bleiben, und ſowohl alles Gift, als die Finnen vertreiben.

Auf dieſem Kamme ſtunden auch ſchön erhoben, allerley ſchöne Bildniſſe geſchnitzet; die alle ſehr zierlich, mit dem beſten Golde verſetzet waren. In rothem Zinnober und blauer Laſur war da die Geſchichte und das Ebenteuer zu ſehen, wie Paris von Troja einmal bey einem Brunnen lag, und drey Göttinnen, Pallas, Juno und Venus genannt, kommen ſah. Sie hatten einen Apfel, den jegliche gern allein gehabt hätte. Sie zankten lange darum; endlich verglichen ſie ſich einträchtig, und ſagten: daß Paris dieſen goldenen Apfel, einer von ihnen Dreyen, welche die ſchönſte wäre, allein zu behalten, geben ſollte.

Hier überlegte Paris, was zu thun wäre. Juno, die eine Göttinn ſprach zu ihm: Giebſt du den Apfel mir, und preiſeſt mich für die ſchönſte; ſo gebe ich dir reiche, glückliche Tage, und einen ſo großen Schatz, als noch niemand vor dir gehabt hat.

Pallas verſetzte: Geſchieht es, daß du mir den Apfel zuſprichſt, ſo ſollſt du ſolche große Macht empfangen, daß deine Freunde und Feinde dich Tag und Nacht fürchten ſollen, überall, wo man deinen Namen nur nennen wird.

Venus ſprach: Was ſoll ihm ein Schatz, oder große Gewalt nützen? Saget mir doch; iſt nicht König Priamus ſein Vater? Sind nicht alle ſeine Brüder reich und ſtark; wie Hektor und alle mit einander? Iſt er nicht ſchon ein Herr der Stadt Troja? Haben ſie nicht ſchon Lande genug bezwungen, und ſich alt und jung unterthan gemachet? Willſt du mich alſo für die ſchönſte preiſen, und mir den goldnen Apfel übergeben: ſo ſoll dir der theuerſte Schatz von der Welt zu Theile werden. Dieſer Schatz, iſt das ſchönſte Weib, das je auf Erden gelebet hat; ein Weib, welches wacker und tugendhaft, ſchön und edel, und dabey weiſe iſt. Man kann ſie gar nicht gnugſam loben, und ſie geht über alle Schätze.

Gib mir alſo den Apfel, und glaube mir: Dieß ſchöne Weib ſoll dir werden. Es iſt ſelbiges, Helena des Königes der Griechen Gemahlinn: edel ſchön, ſittig, reich und weiſe!

Da gab ihr Paris den Apfel, und pries ſie vor allen andern, ſagte auch, daß ſie die ſchönſte wäre. Da half nun die Göttinn Venus, daß Paris, dem Könige Menelaus, ſeine Königinn Helena entführen, und ſie nach Troja bringen konnte.

Dieſe Hiſtorie ſtund nun, mit erhabner Arbeit, auf den Kamm gegraben, mit Buchſtaben unter den Schilden, und mit den allerfeinſten Bildern verſehen: ſo daß ein jeder, der es las, gleich verſtund, was es für eine Geſchichte wäre.

Alkmariſche Anmerkungen.

In dieſen dreyen vorhergehenden Capiteln lehret der Dichter zwey Stücke. Das erſte iſt die Schlauigkeit und Liſt des Fuchſes im Lügen; indem er gemerket hat, wozu der König, **Nobel** der Leu, am meiſten geneiget war. Denn darauf richtet er auch ſeine Lügen, ihn darinn zu beſtärken. Wie nun die Naturkündiger lehren, daß er im Winter große Kälte leidet, und in kalten Ländern nicht gern lebet: alſo ſprach er, daß die Tugend dieſes Edelſteines im Ringe, dieſe ſey, daß wer ihn trüge, keine Kälte empfinden dörfte. Er ſaget ferner, daß der Stein bey Nachte ſchiene: und weil der Leue des Nachts umher ſchweifet, ſo wäre ihm dieſer Ring ſehr bequem geweſen.

Das II ſo hier der Dichter meynet, iſt dieſes. Wenn ein Lügner einmal Gehör findet, und man ihm Glauben beymißt, ſo ſetzet er ſeine Lügen weiter fort: wie hier **Reineke** von dem köſtlichen Spiegel und Kamme lügt, den er, ſeinem Vorgeben nach, der Königinn geſandt hätte; wiewohl er daran log.

Baumanniſche Anmerkungen.

Aus dieſem Capitel merke zwo Lehren. I. Verfolget **Reineke** ſeine angefangene Lüge, und rühmet von dem köſtlichen Kamme, der von eines Panters Knochen gemachet wäre; den er der Königinn (welcher er hier meiſterlich heuchelt,) geſchenket haben wollte. Und als ein ſcharfſinniger Naturforſcher, entdecket er hier alle Kräfte des Panterthiers, die er vielleicht im **Plinius**, oder anderswo geleſen hat.

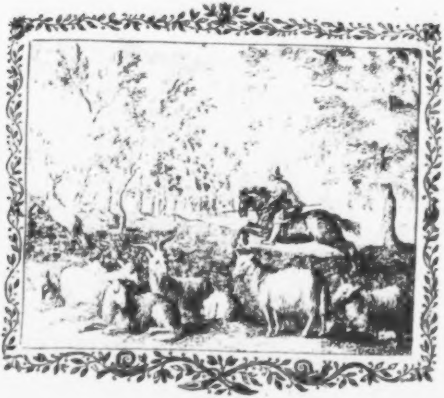
II. Erzählet Reineke, als ein erfahrner Geſchichtkundiger, daß auf dem Kamme, das Urtheil des Paris gegraben geweſen; da nämlich derſelbe, unter den dreyen Göttinnen, **Juno**, **Venus**, und **Pallas**, die **Venus** für die ſchönſte erkläret hat: weswegen ſie ihm des griechiſchen Königs **Menelaus**, ſchöne Gemahlinn entführen geholfen; aus welchem Ehebruche aber nachmals die Zerſtörung der Stadt Troja, durch die Griechen entſtanden iſt. Denn vom Ehebruche iſt noch niemals was Gutes entſtanden; weswegen auch Gott der Allmächtige dieſe Sünde, durch mancherley Strafen, als Krieg, Peſtilenz, Theurung, Todſchlag, Verheerung von Land und Leuten, u. d. gl. ſchwerlich ſtrafet:

wir

wie am Könige David ſattſam erhellet. Dieſen hatte Gott zwar lieb; da er aber die ſchwere Sünde des Ehebruches begieng, die er doch ſein Lebenlang mit Reue und Leid betrauerte; ſo legte dennoch Gott ihm mancherley große Verfolgungen auf, wie in der Bibel ſattſam beſchrieben iſt.

Der heil. **Auguſtinus** ſaget, daß einem Ehebrecher, von vier weltlichen Schanden gewiß eine widerfahre, ehe er von dieſer Welt ſcheidet:

Ein Ehbrecher muß vier Gefahren ausſtehn
Entweder er muß noch in Armuth vergehn,
Oder er muß eines böſen Todes ſterben,
Und Schande und Laſter auf ſich ererben;
Oder im Kerker hart und ſchwer
Kömmt er als treulos um ſein Ehr
Oder er wird noch verwundet in Tod,
Verliert ein Gliedmaß mit Schmerz und Noth.



Das achte Hauptſtück.

Wie Reineke ſeine Lügen fortſetzet, und von dem wunderlichen, ſchönen und köſtlichen Spiegel, von ſeiner Tugend und Geſtalt, auch von den Geſchichten ſpricht, die darauf gearbeitet geweſen; davon die erſte von einem Manne, Pferde und Hirſche gehandelt.

Nun höret auch von dem köſtlichen Spiegel die Beſchreibung. Das Glas deſſelben war von einem ſchönen, klaren Beryll; ſo, daß man darinn alles ſah, was eine Meile weit davon geſchah, es mochte nun Tag, oder Nacht ſeyn. Hatte jemand in ſeinem Antlitze ein Gebrechen, oder in ſeinen Augen einen Flecken; ſah aber in dieſen Spiegel: ſo vergieng dieſer Fehler denſelben Tag; und die Flecken verſchwanden. Iſt es nun ein Wunder, daß ich verdrüßlich bin, daß ich dergleichen köſtlichen Schatz entbehren muß? Das Holz, darinn dieſes Glas geſetzet war, hieß Sethym, und war feſt und blank, und ward von keinen Würmern geſtochen. Es konnte auch niemals verfaulen, ſo daß es beſſer war, als Gold. Das Ebenholz kömmt ihm allein gleich; aus welchem, zu Königs Krampardes Zeiten, das hölzerne Pferd gemachet war, womit er in einer Stunde hundert Meilen reiten konnte. Ich würde in einer kurzen Zeit, dieſes Ebentheuer nicht gründlich erzählen können: denn das Pferd hat nie ſeinesgleichen gehabt.

Das Holz nun, worinn das Glas ſtund, war ringsumher in die Runde anderthalb Menſchenfüße breit, darinnen allerley fremde Hiſtorien ſtunden; unter jeder Hiſtorie aber, die gehörigen Worte, mit Golde gearbeitet, zu leſen waren. Die erſte Geſchichte war von dem Pferde, welches neidiſch war: indem es einem Hirſche gleichlaufen wollte, aber zu ſeinem Verdruſſe nicht konnte. Daher gieng es zu einem Hirten, und ſprach, Glück zu! Sitze auf mich, ſo will ich dich, wenn du meinem Rathe folgeſt, zu einem Hirſche bringen, den du fangen kannſt, und der ſchön fett iſt, und deine Mühe wohl belohnen wird. Sein Fleiſch, ſein Geweihe und ſeine Haut kannſt du theuer genug anbringen. Sitze alſo auf mich, und laß uns jagen.

Der Hirt ſprach, ich will es wagen. Sie ritten alſo eilig dahin, und kamen bald zum Hirſche. Indem ſie der Spure folgeten, und ihm hinterher liefen; begab ſich das Pferd ſchon halb der Rache, und ſprach zum Manne: Sitze ein wenig ab, und laß mich etwas ruhen, denn ich bin müde. Der Mann erwiederte: Nein, wahrlich nicht! Es iſt nun einmal nicht anders, du mußt mir gehorchen; ſonſt ſollſt du meine Sporen fühlen, und du haſt mich ſelbſt dazu gebracht. Seht! ſo ward nun das Pferd gezwungen, ein Sklave zu bleiben: und der lohnet ſich ſelbſt mit vielen Schaden, der ſich ſelbſt peiniget, einen andern ins Unglück zu bringen.

Alkmariſche Anmerkungen.

In dieſem Capitel iſt des Dichters Meynung, daß ein Lügener, wenn er nach Gefallen ſchwatzen kann, und Gehör findet, indem ſein Geplauder den Leuten wunderlich bedünket, wie hier die Hiſtorie vom Paris, aus Troja: ſo kömmt dann ein ſolcher Erzlügner, von dergleichen Sachen auf die ihm vortheilhaften Materien. Denn mit ſolchen Dingen, die Nutzen und Vortheil bringen, werden Herren und Frauen verleitet und verführet.

II. Wird hier durchs Pferd gelehret, daß man den Neid vermeiden ſoll. Denn der Neid iſt ſo beſchaffen, daß derjenige, der ſich damit verwirret, ſich ſelbſt zu ſchwer fällt: wie hier das Pferd, welches auf den Hirſch neidiſch war, aber ſich ſelbſt ins Unglück brachte, und doch ſeinen Willen nicht bekam.

Baumanniſche Anmerkungen.

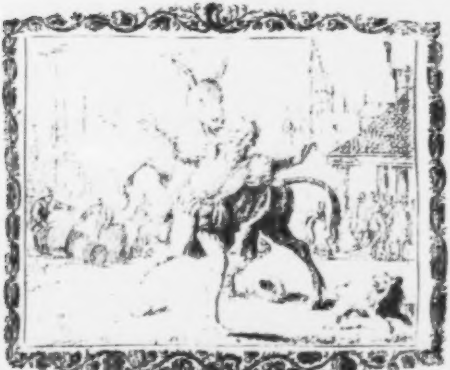
In dieſem Capitel merke zwey Stücke. I. Da Reineke Erlaubniß zu reden bekommen hat, verfolget er wieder ſeine angefangene Lügen, und ſpricht von dem koſtbaren Spiegel, wovon derſelbe gemachet, worinn er gefaſſet, und was darauf gemalet geweſen; ließ ſich aber nichts merken, daß alles dieß erdichtet geweſen. Denn er wußte wohl, wenn man von Dingen redet, die Vortheil einbringen, ſo kann man Herren und Frauen, Könige und Fürſten damit verleiten; wenn gleich nichts dahinter iſt. Denn Fürſten und Herren ſind oft, durch falſches Angeben großer Vortheile, dahin gebracht worden, daß ſie Kaufmannſchaft angefangen, Schiffe gebauet, Bier gebrauet, und andre eigennützige Händel verſuchet haben. Endlich aber haben ſie wenig Gewinnſtes, ja wohl mehr Schadens als Nutzens davon gehabt. Denn die Angeber wollen ſelbſt verſorget ſeyn ꝛc.

II. Iſt auch die Fabel hier fleißig zu merken, die Reineke von dem Pferde, Manne und Hirſche erzählet; daß ſie auf dem Spiegel gemalet geweſen. Denn daraus iſt vornehmlich zu lernen, daß ein jeder Haß und Neid vermeiden ſoll. Denn wer aus Neid und Mißgunſt, nach eines andern Unglücke trachtet, wie hier das Pferd that, der fällt ſich ſelbſt zur Laſt, indem ſein eigenes Unglück gemeiniglich nicht weit iſt. Wie denn auch hier das Pferd, durch ſein eigenes neidiſches Vorhaben, leibeigen und dienſtbar ward.

Das iſt aber das Beſte, daß dem Neidiſchen, aus ſeinem Neide der größte Schaden entſteht: wie auch die Heiden davon ſchreiben, daß keine beſſere Marterkammer, als der Neid, zu erſinnen ſey. Denn er kränket den weit mehr, den er beſitzet, als den, auf welchen er gerichtet iſt: er läßt ihn nicht ruhig ſchlafen, eſſen, gehen, oder ſtehen; er nimmt einem ſeine natürliche Farbe und Leibeskräfte: wie auch Salomon ſpricht: Ein neidiſcher Narr ſchlägt die Hände zuſammen, geht müßig, iſt voll und träge, und unterfängt ſich ſelbſt keiner Geſchicklichkeit, als daß er nur einen Geſchicktern beneidet; ſich ſelbſt aber thut er den größten Schaden; denn er frißt und martert ſich mit ſeinem Neide ſelbſt ab. Daher haben die Alten gelehret, wenn ſich jemand an ſeinen Feinden löblich rächen wollte, ſo ſolle er ſich ehrlich und redlich nähren: denn dadurch würden ſeine Feinde neidiſch auf ihn werden. Würde er aber dieß, ſo hätte er die Hölle und Marter ſtets bey ſich: und ihm könne kein größer Leid zugefüget werden, als durch Reichthum. D. Seb. Brand ſpricht vom Neide alſo:

Es iſt nyd ein ſo tötlich wunde
Die nymer mer würt recht geſunde
Vnd hat die eygenſchafft an ir
Wann ſie ir etwan gantz ſetzt für
So hat keyn ruw ſy tag noch nacht
Biß ſie jr anſchlag hat volbracht
So lieb iſt ir kein ſchlaff noch freud
Das ſie vergeß irs hertzen leid
Darumb hat ſie ein bleichen munde
Dürr, mager, ſie iſt wie ein hunde
Ir augen rot, vnd ſiehe niemen
Mitt gantzen vollen augen an
Das wart an Saul mit David ſchin
Vnd Joſeph mit den brüdern ſin
Nyd lacht nit, dann ſo vndergat
Das Schiff das ſie ertrenket hat
Vnd wan nyd heymlich tragt lang zit
So ißt ſie ſich ſelbſt anders nit
Wie Ethna ſich verzert allein
Des wart Aglauros zu eim ſtein.

Das



Das neunte Hauptſtück.

Wie Reineke von dem Eſel und Hunde ſpricht, und noch ferner von dem Spiegel fortlüget.

Ferner ſage ich, daß in dem Spiegel geſtanden habe, wie daß ein Eſel und ein Hund beyde bey einem reichen Manne gedienet: der Hund aber die meiſte Gunſt genoſſen habe. Er ſaß an ſeines Herren Tiſche, und aß mit ihm Fleiſch und Fiſche. Er nahm ihn oft auf den Schooß, und gab ihm das beſte Brod zu eſſen. Der Hund wedelte dabey mit dem Schwanze, und leckete ſeinem Herrn um den Bart. Dieß ſah der Eſel Boldewein; und das that ihm in ſeinen Herzen weh. Darum ſprach er bey ſich ſelbſt: Was mag wohl mein Herr damit meynen, daß er dieſem faulen Hunde ſo gar günſtig und freundlich iſt, der ihn ſo, lecket, und auf ihn ſpringet; mich aber zu ſchwerer Arbeit nöthiget? Ich muß die ſchweren Säcke tragen; und mein Herr ſollte wohl mit fünf ja zehn Hunden in einem ganzen Jahre das nicht ausrichten, was ich allein in vier Wochen thue. Er ißt das Beſte, ich aber bekomme nur Stroh, und muß noch dazu auf der Erde liegen: ja wohin man mich treibet, oder reitet, da muß ich vielen Spott leiten. Ich will alſo nicht länger ſo verderben, ſondern mir auch meines Herren Huld erwerben.

Indeſſen kam ſein Herr, der werthe Mann. Der Eſel hub ſeinen Schweif auf, ſprang auf ſeinen Herrn, ſchrie, plärrete, und ſang. Er leckete ſeinen Herrn ums Maul, und als er ihm den Mund küſſen wollte, wie er vom Hunde geſehen hatte, ſtieß er ihm zwo große Beulen. Da rief der Herr aus großer Angſt: Nehmet den Eſel, und ſchlaget ihn todt! Die Knechte prügelten alle auf ihn zu, und jageten ihn wieder in den Stall: ſo blieb er ein Eſel, wie ers geweſen war.

Gleichwohl findet man manchen dummen Eſel, der einem andern ſeine Wohlfahrt misgönnet, obwohl er nichts dafür kann. Ja gelingt es ihm auch damit, ſo ſchicket er ſich fürwahr nicht viel beſſer dazu, als eine Sau, die mit Löffeln ißt. Man laſſe den Eſel Säcke tragen, und gebe ihm Stroh und Diſteln in ſein Gemach. Thut man ihm andre Ehre an, ſo bleibt es bey der alten Lehre: Wo Eſel Herrſchaften kriegen, da ſieht man ſelten viel Gedeihen. Meiſtentheils ſuchen ſie ihren eigenen Vortheil, und fragen wenig nach andrer Leute Wohlfahrt. Doch iſt dieß die meiſte Klage, daß ſie täglich an Macht höher ſteigen.

◆ ◆ ◆

Alkmariſche Anmerkungen.

Das vorſtehende Capitel hat keine andre Auslegung, als wie es am Ende ſteht. Der Sinn iſt dieſer: daß wenn große Leute, die ungeſchliffen und ungelehrt ſind, irgend wo in den Rath kommen: ſo trägt der Eſel Kronen. Denn viel beſſer iſt es für ein Land, oder eine Stadt, daß die weiſen Vorfahren im Rathe ſitzen, die groben, ungelehrten Eſel aber Säcke tragen. Wo es anders geht, da bleibt die gute Ordnung nicht lange.

Baumanniſche Anmerkungen.

In dieſem Capitel merke drey Lehren.

I.

Erzählet Reineke wieder die andre Fabel, die auf dem erdichteten Spiegel geſtanden hat: als von dem Eſel, der des Hundes Wohlfahrt beneidete, und ihm dasjenige nachthun wollte, das ihm doch nicht befohlen war, und wozu er ganz ungeſchickt war.

Daraus iſt zu lernen, daß es niemanden gebühret, nach ſeines Herrn Heimlichkeit zu forſchen, er werde dann durch des Herrn Anzeige ſelbſt dazu veranlaſſet: Denn wer erfahren will, daß es ihm nicht zuſteht, und ſeines Thuns nicht iſt, dem geht es, wie einem Affen, der dem Menſchen alles nachthun will, und darüber gefangen und geſchlagen wird. So gieng es hier dem Eſel auch, der dem Könige auf den Schooß ſpringen wollte, wie ein kleines Hündchen; aber darüber ſehr geprügelt ward. **Renner** ſpricht ſo davon:

Der ochs tregt vngern ſein joch
Vnd was er haßt das tregt her doch
Wer haßt, daby er blyben muſt
Dem wirt ſelten der ſorgen buß
Das iſt fürwar ein ſelig man
Der ſeine ſorgh ſelbſt myndern kan,
Der er nit wol entlouffen mac.
So tregt manch eſel ſchweren ſack.

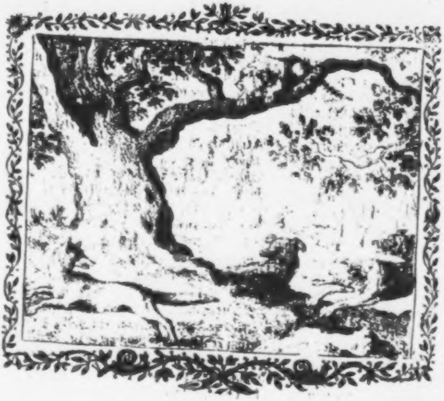
II. Iſt hier zu merken, daß Reineke ſagt: wo die groben und unverſtändigen Leute, die ungeſchliffen und ungelehrt ſind, zum Rathen kommen; da trage der Eſel die Krone. Darum wäre es viel beſſer, für ein Land, oder für eine Stadt, daß die Weiſen, Gelehrten und Erfahrnen zu Rathe gezogen würden, und die groben, ungelehrten Eſel Säcke tragen und gehorchen müßten. Und wo es anders zugeht, da iſt und bleibt ein gutes, beſtändiges und langwieriges Regiment nicht lange. **Eraſmus Alberus** ſpricht daher, in der XXI. Fabel:

Diß iſt die Urſach, merk und gern,
Die groben Eſel werden Herrn,
Das Glück iſt groß, die Kunſt iſt klein,
Das Glück thuts aber nicht allein,
Der Neidhart, Haß vnd eigen Will,
Die thun beym Eſel mechtig vill,
Liſt, Vntrew vnd Behendigkeit,
Ehrgeitz, Geitz vnd Vndanckbarkeit,
Die ſtehn faſt all dem Eſel bey,
Auff daß der Löw nicht König ſey.
Die Eſel han gemeinlich Glück
Dieweil ſie tragen auf dem Rück
Ein Creutz, das iſt, durch falſchen Schein
Die Welt will ſo verführet ſeyn
Wie es denn bey vns auch geſchicht
Da man ſo gar kann leiden nicht
Wer etwas kann vor einem andern.
Die frommen Männer müſſen wandern
Vnd bringen nichts denn Spott davon,
Für ihr Wohlthat iſt ſolchs der Lohn ꝛc.

III. Saget **Reineke** hier endlich: Wann Eſel, d. i. grobe, unverſtändige, die ſich doch weis und wohlgeſchickt bedünken, zu Herrſchaft und Anſehn kommen; alsdann weiſet das ihnen anbefohlne Amt leicht aus, was in ihnen ſtecke. Denn ein Wolf in einer Grube, ſpricht **Sebaſtian Frank**, ein Leu und Bär an einer Kette, und ein Pferd in einem

Nothſtalle; ſind gefangen, und oft ſo geduldig, wie Schafe: aber werden ſie freygelaſſen, ſo ſieht man, wer ſie ſind. Alſo gehen viele in niedern Ständen, unter dem Joche der Dienſtbarkeit, oder Oberkeit demüthig einher, und ſind gut häuchleriſch, fromm, höflich und freundlich, haben die Gerechtigkeit lieb, reden viel von Gottes Worte, wollten ja ſehr gern, daß es recht zugienge; ſo daß ſie gute Hoffnung eines glücklichen Regiments geben. Kommen ſie aber zur Herrſchaft und ins Amt, und werden vom Joche abgelöſet, aus dem Nothſtalle und von der Ruthe befreyet; ſo zeiget ſichs erſt, wer ſie ſind. Alsdann kehren ſich die Eingeweide in ihrem Leibe um.

So geſchieht es gemeiniglich: Wenn man die Heftigen und Naſeweiſen, denen es niemand recht thun oder regieren kann, zu Aemtern nimmt: ſo hat man ſie geſtellet, und ſind nachmals ärger, als andre Leute. Da zeuget das Amt den Mann an; ſo daß viele Sprüchwörter davon kommen, z. E. ein demüthiger Mönch wird ein ſtolzer Abt; imgl. keine Klinge ſchärfer ſchiert, als wenn ein Bettler ein Herr wird; und kein hoffärtiger Thier, als wenn eine Magd eine Frau wird. Nero war ein frommer Häuchler, ehe er in das Amt kam: aber das Kaiſerthum zeigete den Mann an. Alſo wollen noch viele, die Aemter bekommen, mit Schinden und Schaben, (wohl denen, mit welchen ſie als gute Haushalter umgehen,) lange im Amte bleiben, und den Donnerſchlag nicht hören, den ſie endlich von Gott hören möchten: Gieb Rechenſchaft von deiner Meyerey ꝛc. Summa, niemand kennet den Mann, als bis ſein anbefohlnes Amt ihn anzeiget ꝛc.



Das zehnte Hauptſtück.

Hier erzählet Reineke die dritte Geſchichte, die auf dem Spiegel geſtanden, nämlich von ſeinem Vater, dem alten Fuchſe, und von dem wilden Kater,

Ihr ſollt auch wiſſen, Herr König, und ich bitte, laſſet euch meine Rede nicht verdrießen; daß auf dem Spiegel auch mit ſchönen Bildern und Buchſtaben artig eingegraben geſtanden, wie mein Vater, und der Kater Hinz, mit einander bey einem Waſſer gegangen. Sie ſchwuren es einander mit ſchweren Eiden, daß ſie alles, was ſie fangen würden, zu gleichen Theilen genieſſen wollten. Wollte ſie aber jemand dringen und verfolgen, ſo wollten ſie ſich feſt zu einander halten. So thaten ſie nun viele Reiſen beyſammen.

Einsmals begab ſichs, daß ſie vieler Jäger gewahr wurden, die auf ſie zu kamen, die viel böſe Hunde bey ſich hatten. Da hub Hinz der Kater an, und ſprach: Guter Rath iſt hier theuer! Mein Vater aber ſagte, es iſt ein Ebentheuer. Ich weis wohl einen ganzen Sack voll gutes Rathes, und wir wollen unſern Eid mit einander feſt halten, auch feſt beyſammen ſtehen. Dieſen Rath ſetze ich voraus.

Hinz verſetzte: Es gehe uns nun wie es wolle; ſo weis ich doch nur einen einzigen guten Rath. Den will ich mir zu Nutze machen, lieber Oheim: und damit ſprang er auf einen Baum, wo ihm die Hunde nichts thun konnten. So wollte er nun meinen Vater verrathen, den er in großer Angſt ſtehen ließ. Indeſſen kamen die Jäger an: Hinz ſah ſolches gern, und ſprach: Lieber Oheim, nun thut doch euren Sack auf! Ihr habt ja ſo viel Rathes darinnen! Brauchet ihn itzo, das wird euch zum Vortheile gereichen. Man ſtieß ins Horn, und rief: Schlagt zu! Mein Vater lief vorher, die Hunde ihm nach. Er lief, daß ihm der Schweiß ausbrach, und daß er auch von hinten was fahren ließ. So ward er nun leichter zu Fuß, ſonſt wäre er nimmermehr entkommen.

Hier könnt ihr nun ſehen, wer ihn verrathen hat, nämlich der, auf den er ſich am meiſten verließ. Die Hunde waren ihm zu ſchnell, und hätten ihm beynah das Fell gerücket: allein da war ein Loch, das er etwas wohl wußte; und ſo entkam er ihnen behend in derſelben Höhle.

Dergleichen Betrügereyen nun, als hier Hinz, der böſe Schelm ausübete, findet man noch manche, die im Gebrauche ſind. Es müßte alſo ein Wunder ſeyn, wenn ich ihm gut wäre. Doch ich habe es ihm halb vergeben; und ſo iſt noch was unterblieben. Dieſe Geſchichte nun, nebſt dieſen Reden, ſtunden ganz klärlich auf den Spiegel geſchnitten.

◆ ◆ ◆

Altmariſche Anmerkungen.

In dieſem Capitel lehret der Dichter zwey Stücke. I. Ein Lügner, wann er ſich an der Herrn Höfe ausgeſchämet, und einen bereden oder belügen darf, zumal wenn er vernimmt, daß er gehöret wird; ſo belüget und beredet er auch wohl einen andern mit einer andern Sache. Denn wie hier Reinecke den Eſel, ſeiner Grobheit wegen, beredet hat; alſo beredet er hier den wilden Kater, wegen ſeiner Untreue, und beſchuldiget ihn des Meyneides. II. Soll man ſich vor ſeinem verſöhneten Feinde hüten; denn geſetzt, daß er einem etwas vergiebt, ſo vergißt ers doch nicht: wie hier Reinecke ſaget; es ſey ein rechtes Wunder, daß er ihn noch ſo lieb hätte, und ſpricht, daß ers ihm halb vergeben habe.

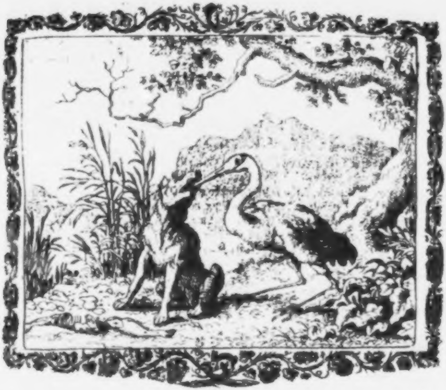
Baumanniſche Anmerkungen.

Aus dieſem Capitel merke drey Stücke. I. Dieſe Fabel, welche hier **Reineke**, von ſeinem Vater, zu ſeinen Abſichten brauchet, beſchreibt **Aeſopus** alſo, daß Reineke ſich eines ganzen Sackes voller Künſte vermißt; der Kater ſich aber nur einer Kunſt rühmet: ſo, daß der Kater durch ſeine eine Kunſt, erhalten; Reineke aber, mit den vielen Künſten, den Hunden zu Theile geworden. Daraus iſt zu lernen, daß eine gewiſſe Kunſt, oder ein treuer Rath, beſſer und kräftiger iſt, als viel unnütze Anſchläge und falſche Ränke. Denn der Fuchs wird oft mit allen ſeinen falſchen Ränken, Künſten und Anſchlägen umgebracht.

II. Iſt hier zu lernen, daß ſich ein jedermann vor ſeinem verſöhnten Feinde in acht nehmen, und ihm nimmermehr völlig glauben ſoll. Denn wiewohl ein ſolcher Freundſchaft vergiebt; ſo vergißt er doch die Feindſchaft nicht, ſondern trachtet immer darnach, wie er ſich ſattſam rächen möge. So ſaget **Reineke** hier, daß es ein Wunder ſey, wie er den Kater lieb haben könne; und daß er es ihm nur halb vergeben habe. Die alten Weiſen ſprechen: Wann dir von deinem Feinde, der dir zu mächtig iſt, und dem du nicht widerſtehen kannſt, etwas begegnet; ſo iſt es beſſer, dich von ihm zu machen, und ihm zu weichen. Dein Herz ſoll ſich nicht erkühnen, mit ihm zu fechten: denn die Feindſchaft iſt wie ein Geſchwür an einem Fuße; je mehr einer darauf tritt, deſtomehr mehren ſich die Schmerzen: oder einem kranken Auge; je mehr man das anrühret, deſto böſer wird es. So geht es einem, der ſeinen Feind haſſet; je mehr er ſich ihm nähert, deſto ſchwerer wird ihm das Herz.

III. Weil nun in dieſem Capitel der Jäger gedacht wird: ſo iſt es nicht undienlich ihres Weſens mit zu gedenken. Denn des Jagens halben verachten ſie alles, verlieren die edle Zeit, und achten nichts für eine größere Wolluſt ihres Herzens, als den gräulichen Laut der Jagdhörner, nebſt dem Heulen und Bellen der Hunde zu hören. Ich glaube gar, daß ihnen der Geſtank des Hundekoths, wie Zimmet vorkömmt. Das gefangene Wild aber muß bloß einer von Adel, oder der Vornehme abziehen; und mit entblößtem Haupte, gebogenen Knieen, und mit einem dazu verordneten Weidemeſſer, ja mit ganz beſonderm Gepränge, die Gliedmaßen anſtändig zerhauen. Alle Umſtehende ſchweigen ſtill, als ob ſie bey einer ſeltſamen Sache ſich verwunderten. Und wer das Glück hat, von dem Wilde etwas zu bekommen: der meynet, daß ihm kein geringer Adel davon zugewachſen ſey. Gleichwohl werden ſie mit ihrem vielen täglichen Jagen nichts anders erlangen, als daß ſie ſchier auch in wilde Thiere verwandelt werden: und meynen doch, daß ſie ein recht kaiſerliches Leben führen. Doctor **Seb. Brand** ſpricht:

Der iſt fürwar ein narr mit recht
Der vyel Koſten ans yagen legt
Sich ſelber groſſe müh anthet,
Die edle zit damit hinget
Hundtz vnd auch die iugent mit
Auch machet es nicht guten ſite
Desgleichen Hund vnd federſpiel
Bringen kein nutz vnd koſten vil
Fengt ein Rephun in mancher ſtund,
Oder ein Haſ'n, der koſt ein Pfund ꝛc.



Das eilfte Hauptſtück.

Reineke lügt noch eine andre Begebenheit, und ſaget, daß auch die vom Wolfe und Kranich auf dem Spiegel geſtanden habe.

Außerdem ſtund auch eine andre Fabel vom Wolfe, mit auf den Spiegel; der für empfangene Wohlthat keinen Dank ſagete. Er lief einſt über Feld, und ſand ein todtes Pferd, dem das Fleiſch ſchon von den Knochen abgezehret war. Der Wolf begann an den Knochen zu nagen; da kam ihm ein Bein die Quere in den Hals: weil er einen ſehr großen Hunger hatte. Da gerieth er nun in eine große Gefahr. Er ſandte Bothen nach vielen Aerzten; und both allen einen großen Lohn: allein niemand konnte ihn aus ſeiner Noth befreyen.

Indeſſen kam auch Lütke, der Kranich dazu. Er trug ein rothes Biret auf dem Kopfe, weswegen der Wolf ihn Herr Doctor hieß, und zu ihm ſprach: Hilf mir mit Fleiß, und mache mich dieſer Schmerzen frey. Kannſt du nämlich, ſo zeuch mir den Knochen heraus: ſo will ich dir ein großes Gut geben.

Der Kranich glaubete den ſchönen Worten, und ſteckete ſeinen Schnabel und Kopf, dem Wolfe in den Rachen, und zog ihm alſo den Knochen aus dem Halſe. Da ſchrie der Wolf überlaut! Weh mir! Weh mir! Du thuſt mir zuviel! Doch ich vergebe es dir, thu es nur nicht mehr! Hätte mir das ein anderer gethan, nimmermehr würde ich es von ihm leiden.

Seyd zufrieden, ſprach Lütke der Kranich: ihr ſeyd nun geneſen; darum gebt mir meinen Lohn!

Da ſprach der Wolf: Höret mir doch dieſen Gecken! Doch ich habe ſelber Schuld, daß er noch Lohn dazu haben will. Denket er denn nicht des Guten, das ich ihm thue? Denn er ſteckte ſeinen Kopf in mein Maul, und ich ließ ihn denſelben geſund heraus ziehen; er aber hat mir noch dazu weh gethan! Ich dächte alſo, wenn ja jemand hier Lohn empfangen ſollte, ſo wäre ich es, nach allen Rechten. Und ſo lohnen Schälke ihren Knechten!

Seht nun, dieſe Geſchichte und noch andre mehr, ſtunden auf dem Spiegel umher, mit Bildern und goldener Schrift gearbeitet, geſchnitten und gegraben. Ich hielt mich für unwürdig und zu geringe, ſolche köſtliche Dinge bey mir zu haben. Darum ſandte ich ſie der Königinn und dem Könige meinem Herrn, zu großen Ehren: ſo großes Leidweſen auch meine beyde Kinder darum hatten. Sonſt war es ihre Art, ehe ich den Spiegel wegſandte, daß ſie davor ſpieleten und ſprungen, und ſahen: wie ihnen die Schwänzchen hiengen, und auch, wie ihnen ihr Mäulchen ſtund. Aber leider! daß war mir ſehr unbekannt, daß Lampen der Tod ſo nahe war: indem ich ihm und meinem Freunde Bellin gleichfalls die Kleinode auf Treue und Glauben anbefahl. Dieſe beyde waren meine treuſten Freunde, die ich jemals bekommen habe. Aber ich muß itzo rufen über den Mörder; ja ich wills noch wohl erfahren, wo die Kleinode geſtohlen ſind. Denn ein Mord bleibt nicht leicht verholen. Vieleicht ſteht gar unter dieſen allen einer bey uns, der wohl davon weis, wo die Kleinode geblieben ſind, und wie Lampe zu Tode gekommen iſt.

Alkmariſche Anmerkungen.

In dieſem Capitel ſtrafet der Lehrer erſtlich die große Sünde der Undankbarkeit. Zum zweyten ſtrafet er die, welche den verdienten Lohn ungern austheilen: wie hier der gierige Wolf dem Kraniche nicht lohnen wollte; und noch Dank dafür zu verdienen meynete, daß er ihm den Kopf nicht abgebiſſen hatte.

Baumanniſche Anmerkungen.

Aus dieſem Capitel merke drey Stücke. I. Erzählet Reineke hier eine andre Fabel, vom Wolfe und Kranich, die auch auf dem Spiegel geſtanden haben ſollte. Daraus iſt vornehmlich zu lernen, daß alles, was man Undankbaren zu Gefallen und zu Dienſte thut, verlohren iſt. Ueberdem iſt es bey ſchalkhaften Frevelern, ihrem Bedünken nach, ſchon eine große Dankbarkeit, wenn ſie die empfangene Wohlthat nicht mit böſen Thaten und wirklichem Schaden vergelten.

Die Geſchichte bezeugens offenbar, daß es allemal ſo bezahlet worden, wann einem von dem andern was Gutes wiederfahren iſt. Denn **Roas** von **Gloys** hat den König von **Corothin**, (*) der ihn von Kindesbeinen an gefüttert und erzogen hatte, mit dreyhundert Rittern erſchlagen; die Königinn aber, nebſt den Töchtern des Landes verjaget. **Jugurtha** ward vom Könige von Numidien auferzogen, und wohl gehalten: der doch nach des Königes Tode, beyde Söhne deſſelben heimlich erſchlug, und ſich ſelbſt zum Könige machete.

Kurz, iſt jemand, der andern dienen und zu Willen ſeyn will, der ſey gewarnet, und erwarte ſeinen Lohn dafür, nämlich den Undank; wie gemeldet worden: ſo wird es ihm deſto minder weh thun, wenn er ihm wiederfähret. Von dem Weltweiſen, **Simonides**, lieſt man, daß er zwo Kiſten gehabt. Aus der einen gab er den Leuten, was ſie brauchten; in die andre legte er, was ihm wieder gegeben ward. Die erſte füllete er oft wieder an: in die andre aber, ward ſelten was eingelegt. Darum ſprach er: Niemand ſolle dem andern dienen; denn, man wüßte es ihm doch keinen Dank.

II. Werden hier auch die Geizigen und Muthwilligen geſtrafet; die auch den verdienten Lohn nicht gern auszahlen: indem der treuloſe Wolf dem Kranich ſeinen treuen Dienſt nicht belohnen; ſondern noch Dank dazu haben wollte, daß er ihm den Kopf nicht abgebiſſen hatte. Hieraus ſollen wir lernen, daß wir uns, unſern Knechten und Tagelöhnern ihren verdienten Sold zu geben, nicht weigern, oder ihn nur verzögern ſollen. Denn Gott ſpricht alſo: Du ſollſt deinem nothdürftigen, armen Bruder, oder dem Fremdlinge, der in deinem Lande und Thore wohnet, ſeinen verdienten Lohn nicht vorenthalten. Sondern gib ihm den Lohn ſeiner Arbeit, noch denſelben Tag, noch vor der Sonnen Untergange. Denn er iſt arm, und erhält ſein Leben davon; damit er nicht zum Herrn ſchreye, und dirs zur Sünde gerechnet werde. Alle die mit ſolchen Stücken umgehen, ſind los, und weit von der Furcht Gottes.

III. Weil

(*) Was dieß für eine Geſchichte ſey, wird ſchwerlich zu errathen ſeyn, wo man nicht alle alte Ritterbücher und Heldengedichte der vorhergehenden Jahrhunderte geleſen hat. Mir iſt dieſer Roas noch nirgends vorgekommen.

III. Weil in dieſem Buche oftmals des Todes Meldung geſchieht, ſo wird es nicht undienlich ſeyn, etwas gründliches davon zu melden. Der Tod iſt Gottes Ordnung: dadurch einem jeden ſeine Stunde geſetzet iſt, wann er ſterben ſoll, die man weder verkürzen, noch verlängern kann. Denn was Gott einmal beſchleußt, das wird ſtets aufs feſteſte gehalten. Natur und Vernunft laſſen ſichs zwar dünken: wenn jemand nur dieß oder jenes nicht gethan, nicht gegeſſen, oder getrunken hätte; ſo hätte er noch viele Jahre leben können. Aber das heißt Gott den Herrn geſchmähet; denn der Tod will eine Urſache haben. Und Gott hat einem jeden ſeinen Tod ſo beſcheret, wie er kömmt; daran kann ihn auch niemand hindern, oder fördern. Soll jemand aufs Rad kommen; ſo muß das das Mittel dazu abgeben, daß ihn der Teufel zu Mord, Todtſchlag und Raube, oder zu andern böſen Thaten reizet. Der Teufel iſt ein Mörder, darum hat er die Mittel in guter Acht, wodurch er Leute ermorden kann; es ſey nun Waſſer, Feuer, Galgen oder Rad. Kurz,

Eim jeden iſt ſein zeyt beſchert,
Z' leben, die niemand überfert.

Wäre nun für den Tod ein Kraut gewachſen; ſo würde es ſehr theuer ſeyn, und die Reichen würden es allein kaufen und bekommen können, und es vor den Armen verbergen; daher denn eine Ungleichheit unter den Menſchen entſtehen würde. Gott aber iſt ein gerechter Richter, der dem einen, wie dem andern thut, dem Reichen, wie dem Armen, und alle Menſchen auf Erden ſterben, auch kein Kraut, dem Tode zu wehren, wachſen läßt. **Renner** ſpricht:

Der tod nimpt weder gift noch gab
Das er vorm Reychen oberrab.
Köning, keyſer, arm, reich, jung, alt,
Frau, man, groß, klein, ſtößt der tod kalt.

Die Chriſten aber haben, durch ihren Herrn und Meiſter Chriſtus, erlanget, daß ihnen der Tod, der ein Sold der Sünden war, nun hinfort eine Arzney der Sünden, und ein Eingang zum Leben iſt. Denn durch den Tod gehen ſie in das Leben, und werden der Sünde los. Darum freuen ſie ſich, wenn ſie ſterben ſollen, weil der ſündliche Leichnam nun aufhören muß zu ſündigen. Freydank ſpricht:

Wann ich ſünd feyl eynn offen hut
Der wie für liegen möge ſein gut
Und einen ſchilt gewiß für ſchelten
Die zwey wolt ich gar theurer gelten
Dann auch eynen thurn für trauren
Den wolt ich hoch mit zinnen mauren,
Hett ich eyn hauß für ungemach
Das lies ich nimmer ſtehn on dach
Deßgleich für alter auch eyn ſalb
Die wolt ich ſtreichen allenthalb
Und hett auch für den tode ein ſchwerdt
Das wer tauſent marck golden werdt,
Und für armer leut ungewiß ſtarck
Eyn widerſchieſſend armbroſt ſtarck
Das möcht mir niemand vergelten
Es kem mir von meym leib ſelten.

⁂

Das zwölfte Hauptſtück.

Wie Reineke vor dem Könige, von der Tugend ſeines Vaters ſpricht, die ſich in vorigen Zeiten gewieſen, und ganz erlogen iſt; und mit Lügen ſetzet er auch die Fabel von dem Wolfe von ſieben Jahren, fort.

Sehet, gnädiger Herr König! Es kommen euch ſo viele Sachen vor, daß ihr nicht alles behalten könnet. Erinnert ihr euch wohl der großen Tugend, die mein Vater, der alte Fuchs an eurem Vater bewies? Euer Vater lag ſehr krank zu Bette, und mein Vater rettete ihm das Leben. Ich ſage es mit Eurer Erlaubniß, gnädiger Herr; mein Herr Vater war hier bey Hofe, bey eurem Vater, in großen Gnaden. Denn er verſtund die rechte Kunſt der Arzneyen, das Waſſer zu beſehen, zu brechen zu geben, die Augen-Fiſteln, Leichdörner, oder Zähne auszuziehen.

Ich glaube zwar, Herr König, daß ihr nicht jedes wiſſet; oder ich weis doch nicht, ob ihr euch alles erinnert. Ihr waret damals nur drey Jahre alt; und es war einmal ein kalter Winter. Euer Vater lag krank mit großen Schmerzen, ſo daß man ihn heben und tragen mußte. Er ließ zwiſchen hier und Rom alle Aerzte holen, und zu ſich kommen. Sie alle übergaben ihn ſchon dem Tode. Zuletzt ließ er meinen Vater fodern; und klagete ihm ſehr ſeine Noth, wie er auf den Tod krank läge. Dieß erbarmete nun meinen Vater ſehr. Daher ſprach er: O König, mein gnädiger Herr! könnte ich euch mit meinem Leben helfen; ſo wollte ich es nicht unterlaſſen, das glaubet mir ſicherlich! Laſſet euer Waſſer! Hier iſt ein Glas.

Euer Vater, der ſehr ſchwach war, that alſo, wie ihm mein Vater geheißen hatte. Er klagte aber, es würde je länger, je ſchlimmer: und eben das ſtund auch auf dem Spiegel, wie euer Vater geſund geworden. Denn mein Vater ſprach: wollt ihr geneſen, ſo muß das noch wohl endlich angehen. Eines ſiebenjährigen Wolfes Leber zu haben, daran müſſet ihr nichts ſparen. Die müſſet ihr eſſen, oder ihr ſeyd des Todes! Denn euer Waſſer zeuget lauter Blut: darum eilet vor allen Dingen damit.

Der Wolf ſtund mit in dem Kreiſe; er hörte genau zu, und es behagete ihm nicht. Euer Vater ſprach: nehmet es zu Ohren, Herr Wolf!

ſoll ich geneſen, ſo muß es eure Leber gelten. Der Wolf ſprach: Herr, fürwahr, ich verſichere euch, ich bin noch nicht fünf Jahre alt. Da ſprach mein Vater: Es hilft nichts dafür; nein, ich will es ſchon an der Leber ſehen. Da mußte der Wolf in die Küche gehen, und die Leber ward ihm heraus geriſſen. Der König aß ſie, und genas von aller Krankheit, die in ihm war; dankete auch meinem Vater ſehr, und geboth allen ſeinem Geſinde, daß ein jedes meinen Vater, Herr Doctor heißen, und bey Lebensſtrafe, es nicht unterlaſſen ſollte.

So mußte mein Vater nun, zu allen Zeiten, dem Könige zur Rechten gehen. Auch gab euer Vater ihm, wie ich noch wohl weis, eine goldene Spange, und ein rothes Biret; das mußte er vor allen den Herren tragen, die ihn in großen Ehren hielten, und ihn ſein lebenlang hoch ſchätzeten. Allein das alles iſt mit mir nun umgeſchlagen. Man denket nun meines Vaters Tugend nicht mehr. Die gierigen Schälke werden nun erhöhet; man betrachtet nur Eigennutz und Gewinn, aber rechte Weisheit wird geringe geſchätzet. Wo ein **Kerlemann** (*) ein Herr wird, da geht es ſehr über die Armen her. Kriegt er nämlich große Macht, ſo weis er ſelbſt nicht mehr, wem er ähnlich ſieht; bedenket nicht mehr, wo er her ſey; ſondern ſein eigener Nutzen und Vortheil geht in allen Stücken vor. Solcher Leute giebt es nun bey den Fürſten viele.

Dergleichen Herren hören auch niemandes Bitte, es folge denn auch eine Gabe dabey. Ihre Meynung iſt mehrentheils: **Bringet nur her!** dieß zuerſt, und hernach noch mehr! Solcher gierigen Wölfe giebt es viele. Die beſten Biſſen nehmen ſie für ſich: und könnten ſie gleich ihres Herrn Leben mit Kleinigkeiten retten, ſo thäten ſie es doch nicht. Dieſer Wolf wollte auch ſeine Leber nicht entbehren, ſie ſeinem Herrn zu geben. Und gleichwohl ſähe ich es lieber, daß zwanzig Wölfe ihr Leben verlöhren, als daß der König, oder ſeine Gemahlinn darauf giengen. Es wäre auch gewiß weniger Schade: **Denn was aus böſem Samen kömmt, thut ſelten viel Gutes.**

Dieß alles nun, Herr König, geſchah in eurer Jugend: und ich weis es gewiß, daß ihr euch deſſen nicht mehr erinnert: aber ich beſinne mich ſo eigentlich darauf; als ob es geſtern geſchehen wäre. Dieſe Hiſtorie oder Geſchichte nun, war auch mit Edelſteinen und mit Golde, auf dem Spiegel angebracht, wie es mein Vater haben wollte. Könnte ich nun dieſen Spiegel wieder ausfragen: ſo wollte ich mein Leben und Vermögen daran wagen.

Alſ=

(*) Hier finden wir ein Wort, davon ſonder Zweifel der alte Name Carolomannus herkömmt welchen verſchiedene große Herrn geführet. Aber was bedeutet es? Kerl hieß oben a. d. 225 S. einen Fürſten oder Heerführer. Kerlemann, muß alſo ein Lehnsmann, oder nach alter Art, ein Dienſtmann (Miniſterialis) heißen; der nicht zum Herrenſtande gehörete, ſondern ein ſchlechter Edelmann war.

Alkmariſche Anmerkungen.

Auf dieß vorſtehende Capitel iſt keine ſonderliche Auslegung geſetzet, weil alles, was der Dichter darinn meynet, aus dem Capitel ſelbſt klar zu erſehen iſt. Denn Haß und Neid ſind der ganze Sinn deſſelben.

Baumanniſche Anmerkungen.

Aus dieſem Capitel werden drey Stücke gelernet.

I.

Rühmet ſich **Reineke**, wie ſein Vater in großer Gunſt und Ehre bey des Königes Vater geſtanden; den er, als ein erfahrner Arzt, von einer ſchweren Krankheit geſund gemachet: weswegen ihn der König auch hoch geachtet, ihn einen Doctor heißen laſſen, und ihn reichlich begabet. ꝛc. Wie nun **Reinekens** Vater zum Doctor der Arzney promoviret wird: alſo findet man noch viele Aerzte, die, weil ſie vielleicht eine Krankheit heben können, ſich als vortreffliche und berühmte Doctoren hervorthun, und ausbiethen. Die geſtern noch Kräuterſammler geweſen, ſind heut vornehme Aerzte: die kürzlich noch Bartſcheerer geweſen, ſind itzo große Doctoren: die unlängſt Apothekerknechte geweſen, oder wohl gar Meſſe geleſen, ſind nun großer Fürſten treffliche Leibärzte!

Iſt es nicht ein wunderlich Ding, ſaget **Hieronymus**, daß allerley gemeine Handwerksleute, als Schumacher, Schneider, Goldſchmiede ꝛc. nicht ohne Meiſter ſeyn, und das, was ſie gelernet haben, nicht ausüben können: aber allein der Arzneykunſt unterſtehe ſich ein jeder, auch ohne Meiſter, ſich anzumaßen. Etliche lernen die Arzney bey den Kranken. Etliche lernen ſie von den Frauen, um die Männer geſund zu machen. Etliche lernens von den Ungläubigen, wie ſie die Gläubigen umbringen ſollen. Etliche habens in Büchern geleſen, daß ſie durch ein unleſerlich Recept, allerley Gebrechen heilen können. Und daher kömmt es oft, daß ein Blinder der Kunſt halber, auch einen von Natur wohlſehenden blind machet. So weit dieſer.

Solche unerfahrne Aerzte, die der Arzney misbrauchen, und ſich der edeln Kunſt rühmen, die ſie doch nicht verſtehen; und mit dem herrlichen Namen der Arzneykunſt prangen, ſuchen bloß ihren eigenen Nutzen und Vortheil: und durch ſolcher unverſtändigen Aerzte Unwiſſenheit, ſterben viel hundert Menſchen. Denn wenn ſie eine Krankheit zu vertreiben meynen, ſo machen ſie noch etliche andre dazu. Alle Menſchen begehren geſunde Luft, und gut Wetter. Nur die Aerzte wünſchen ungeſunde und peſtilenzialiſche Witterungen; ja ſie wollten wohl, daß alle Menſchen, ausgenommen ſie und die ihrigen, krank wären: damit ſie nur ihren Vortheil davon hätten, den ſie ohne vieler Leute Sterben nicht finden können.

Zudem können ſie die Krankheiten auch nähren und verlängern, wenn ſie einigen Gewinn davon hoffen. Die Urſachen und Naturen der Krankheiten, können ſie ſo meiſterlich erzählen, und die Geſundheit mit ſo ſchlauen und derben Worten angeloben und verſprechen, daß man dabey glauben ſollte: ſie könnten Todte erwecken!

Denn endlich findet ſichs, daß es ein eitles, vergebliches Hoffen der Geſundheit geweſen, auf welches bald ein unverhoffter Tod erfolget. Daher ſprechen viele, daß die

Räuber, Mörder und Halsabſchneider, die Menſchen unmenſchlicher Weiſe tödten: die Doctoren aber, dieſelben menſchlicher, dienſtfertiger und anſehnlicher Weiſe, ermorden und umbringen. ꝛc.

Denn die Lehrer der Arzneykunſt wollen allerley Krankheiten heben, und kein Zufall iſt ſo unbekannt, wunderlich oder gefährlich, welchen die Aerzte ſich nicht zu vertreiben unterfangen: damit aber verſäumen ſie oft ihrer eigenen Seelen Heil. Darum iſt der Arzt allein ein Mann, der ſo viel gilt, als viele andere: und je ungelehrter einer in dieſer Secte, je verwägener und unbeſonnener er iſt; deſto mehr gilt er, auch bey den groſſen Hanſen, in goldenen Ketten. Aber in Wahrheit, die Arzneykunſt, ſonderlich, wie ſie itzo von vielen getrieben wird, iſt nichts anders, als ein Stück der Schmäucheley ꝛc. Wer der Sache nachdenket, der wird es in der That ſo befinden. In dem Buche, Memorial der Tugend, iſt der Aerzte und Doctoren tägliches Handwerk und Weſen, mit dieſen Worten beſchrieben:

Der Harn ſey gleich, wie er ſey,
So nör ich mich der arzeney
Gib ich nit ein, ſo ſtet mein pflug
Drum muß purgiren haben fug.

Imgleichen:

Man ſpricht, der ſey ain ſeliger man
  Der arzeney entraten kan,
Kain arzt purgiert ſo gar mit hail
  Er nimpt den guten auch ain thail.
Doch ſo ain arzt lang practiciert,
  Der kunſt und krankait nit empiert
Den ſich der kranck doch nit on not
  Sunſt mäſſig leben iſt mein rath.

Bey den Arzneygelehrten haben auch die Sternſeher und Sterndeuter ihren Platz, welche aller Dinge Weſen, Natur und Urſprung, der Sonne und des Mondes, aller Himmel und Sterne Lauf, und wie groß ein jeder ſey, ganz eigentlich wiſſen wollen: und wiewohl ſie von dieſen Dingen wenig verſtehen können, ſo wollen ſie doch alle Dinge wiſſen; ob ſie gleich ſich ſelbſt, oder nur eine Grube, die doch vor ihnen iſt, weder erkennen noch ſehen. So ſpottete jenen Sterngucker, der nach dem Himmel gaffete, die Sterne zählete, und darüber in eine Grube, die vor ihm war, fiel, ein altes Weib dergeſtalt: daß er wiſſen wollte, was im Himmel wäre, und doch die Grube nicht ſähe, die vor ſeinen Füſſen wäre. Gleichwohl wollen ſie künftige Dinge aus dem Himmelslaufe wahrſagen, die Sterne um Rath fragen, und ſeltſame Künſte treiben; überreden auch viele Leute, die ihnen glauben, nicht die Nägel abzuſchneiden, neue Kleider anzuziehen, oder über Feld zu gehen, ehe ſie dann mit ihnen gerathſchlaget haben. Dieſer ihr Thun ſieht man auch in dem **Memorial der Tugend**, folgendergeſtalt beſchrieben:

Merck, durch mein kunſt iſt mir bekant
  Aller menſchen auff erden ſtand,
Auch wie alles wetter würt gethon
  Das zaig ich nach bedüncken an

Jmgleichen.

Aſtronomei iſt war vnd gut,
Ja wer die recht gebrauchen thut.
Der himmel vnd der ſterne krafft
Jr lauff, vnd manche aigenſchafft.
Dieſelbig kunſt vns nutzlich leert,
Darumb die billig wirt geert.
Daruon iſt weit Aſtrologei
Die faſt mit lug vnd phantaſei.
Will eben wiſſen bey eim har,
Wie es ſtäts gát das gantze jar.
Wenn all ir ſag den widerſin,
Als offt als ſy ſinſtu gewin.
Wer ſich auff ſölche thorhait went
Des werk ich ſchicklich nie erkent.

II. Jſt hier auch wohl zu merken, daß **Reineke** ſaget: **Eigennutz und Gewinn wird nur betrachtet ꝛc.** Denn in allen Ständen der ganzen Welt iſt itzo Eigennutz die Loſung; das gemeine Beſte mag bleiben wo es kann. Und darauf erfolget nichts anders, als Zwietracht, Krieg und Aufruhr. Der Römer Reich iſt bloß aus Eigennutz verfallen; welches doch ſo hoch geſtiegen war, daß es ſich ſelbſt nicht mehr ertragen konnte. Dieweil ſie aber das gemeine Beſte nicht mehr vor Augen hatten, ſo wollte **Marius** über den **Metellus**; und **Sylla** über den **Marius** ſeyn, und einer den andern übervortheilen und unterdrücken. **Pompejus** wollte den **Julius** nicht leiden; **Julius** konnte auch niemanden neben ſich erdulden. Da hub ſich Mord und Unglück an, und Rom mit dem gemeinen Beſten gieng zu Grunde.

Die Heyden haben den Eigennutz für ſo unehrlich geachtet, daß ſie uns Chriſten, wie wir uns nennen, für Heyden und für ſolche Leute, die, wie ſie itzund leben, wider die Ehre handeln, halten würden. Denn **Marcus Cicero** fraget in ſeinem Buche von den menſchlichen Pflichten: Kann auch etwas nützlich ſeyn, das doch nicht ehrlich iſt? und beſchließt endlich: daß alles, was ehrlich iſt, auch nützlich ſey; und kein Ding könne nützlich ſeyn, es ſey denn auch ehrlich. Und davon giebt er zwey Exempel, als von einem Getreydehändler, und einem, der ſein Haus verkaufet.

1. Einer ſchiffet von Alexandrien aus, und will Korn nach **Rhodis** führen; wo theure Zeit, Hunger und Mangel an Korne iſt. Dieſer weis nun, daß mehr Schiffer mit Korne, von Alexandrien nach Rhodis kommen werden. Soll nun dieſer es den Rhodiſern ſagen? oder ſoll er ſein Korn ſo theuer verkaufen, als er kann?

2. Einer verkaufet ein Haus, welches im Grunde bös iſt: Es hat ſchlechte Mauren, oder ſonſt ein Gebrechen, das er allein weis; und ſelbiges iſt ſo unmerklich, daß es der Käufer nicht wahrnehmen kann. Soll nun der Verkäufer des Hauſes, dem Käufer alle Gebrechen anzeigen, oder verſchweigen? Verſchweigt er es, ſo gilt das Haus deſto mehr: meldet er es aber, ſo bringet es ihm Schaden. Denn das Haus gilt ſo viel nicht, als zuvor.

Hierauf antwortet **Cicero**: Daß der, ſo ſolches verſchweigt, wider die Ehre handelt: denn er ſuchet allein ſeinen Vortheil, und andrer Leute Schaden. Nun iſt der Nutzen, der aus vieler Schaden erwächſt, wider die Ehre. Und wer etwas, ſich zum Vortheile und einem andern zum Schaden verhelet, der iſt nicht ehrbar, nicht redlich, nicht gerecht, nicht fromm; ſondern verſchlagen, unehrlich, unredlich, eigennützig, ein Finanzierer, boshafter, tückiſcher, heimlicher Bube und Schalk. So ſchreibt **Cicero**.

Die kaiſerlichen Rechte ſetzen und verordnen: daß alle Käufe und Verkäufe, alles Leihen, Bergen, Miethen und Vermiethen, ohne alle Gefährde und Argliſt, (ſine dolo malo) angefangen und gehalten werden ſollen. Und wo jemand Argliſt brauchet, und etwas verſchweigt, dadurch ein andrer zu Schaden kömmt; ſo iſt er ſchuldig, demſelben den Schaden zu erſetzen, und fällt in die Strafe des Verſchweigens (Reticentiæ); wie die Rechtsgelehrten wiſſen. Aber Unrecht iſt nun Recht geworden, Untugend iſt Tugend, und Schande iſt Ehre geworden.

Beydes Kaufleute und Kramer ſind ein argliſtig und betrüglich Volk. Je reicher ſie ſind, deſto verdächtiger iſt ihre Waare, und deſto dunklere Kramläden und Niederlagen haben ſie. Wann ſie nun die Leute ſo mit gefärbter Waare, zum Kaufen gereizet und betrogen haben; die Leute aber ſodann ihre Hinterliſt und den Betrug merken, und die Waare wiedergeben wollen: ſo ſprechen ſie: Lichter Tag, klare Augen! Das iſt, es wäre lichter Tag geweſen, und ſie hätten die Augen beſſer aufthun ſollen.

Und wiewohl ſolches zur Gewohnheit gediehen, und nicht mehr für unehrlich geachtet wird; ſo iſt es doch unrecht. Was aber tauſend Jahre unrecht geweſen, das iſt nicht eine Stunde recht geworden: und eine böſe Gewohnheit machet kein Ding gut. Es iſt Argliſt und Betrug, wenn man dem Wilde im Walde ein Netz ſtellet, wenn man es gleich nicht jaget, und hinein hetzet: denn das Wild fällt ungefähr ins Netz. Eben ſo iſt es auch ein Betrug, wenn jemand ſeine Waaren, aufleget, wenn er ſchon niemanden zum Kaufe reizet. Denn damit giebt er Anlaß, daß die Leute betrogen werden.

Wenn die alten Handelsleute, die des Gewerbes erfahren ſind, einen jungen Kaufmann bekommen; ſo ſagen ſie: Wir haben einen, der noch Lehrgeld geben muß; und machen ein Bündniß unter ſich, ihm nichts zu verkaufen, oder abzukaufen, bis er giebt, was ſie wollen, oder ſeine Waare läßt, wie ſie wollen: ſo, daß er dabey Lehrgeld geben muß, und umſonſt lehren ſie ihn nicht, was der Preis aller Waaren ſey. Lernet er es nun noch nicht; ſo iſt er ſchon halb verdorben. Hernach aber ſchäumet er wieder; lüget und betrüget deſto mehr, und übervortheilet jedermann, der ihm vorkömmt: denn er hat Lehrgeld gegeben.

Alſo iſt dieſe Gewohnheit aufgekommen, daß mans offenbar bekennet, wenn man jemanden betrüget oder betrogen hat: und ſolches wird alsdann eine Geſchicklichkeit genennet; die doch zuletzt nicht gedeihet. Denn es gehet ſolchen treuloſen Handelsleuten, wie das Buch, **Memorial der Tugend**, davon redet:

Mit liegen, ſchweren, falſcher war,
Hab ich generet mich manche jar.
Wůcher, kauff, vnd pöſen gewicht
Iſt nit mein minſte zůverſicht.
Vnd guter müntz der zwach ich ab
Prang doch mit ander frembder hab.
Wann ich im ſchulden gar beſteck.
Vil porg ich auff vnd zeuch hinwegk.
Was ich den leuten alſo abreiß
Damit vil heuſer mal vnd weiß.
Hübſch ſchild ich in die kirchen henck
Das man rhümlich auch mein gedenck.
Kert ſich der Teuffel nit daran
Ich würd zuletzt ain armer man

In allen ſtenden mangel iſt
Vnd kauffmans trech der mainſt nit biſt.
Du ſchetzeſt haimlich leut vnd land
Wer dann den ſchlechten (frommen) iſt bekant
Dein wort mit ſuſſem ſend geſchmiert
Dein poſſhait wol ain ſewer ziert
Solch ſünd die wirt vergeben nicht
Dann vnrecht gut ſey vor entricht ꝛc.

Der Krieg thut allen empfindlichen und merklichen Schaden, den man nur beſchreiben und erdenken mag. Aber Kramer und Kaufleute, verlocken und betrügen uns ſo heimlich, daß wir mit Luſt und Freuden, und ohne es zu empfinden, verderben; und ſonſt niemanden als uns ſelbſt Schuld geben müſſen. In unſerm Deutſchlande haben wir alle nothdürftige und angenehme Dinge im Ueberfluſſe, und dazu auch Leute, die uns ſolches nach aller Bedürfniß und Herzensluſt bereiten: ſo daß kein Land, in dieſen Stücken, uns gleich komme. Daran aber haben wir nicht genug, ſondern laſſen uns von den Enden der Welt, ſo viel köſtliche Tücher, Edelſteine, allerhand ſeidene Zeuge, Spezereyen und Weine u. ſ. w. zuführen, und Handwerksleute dazu kommen, die alle Liſt und Kunſt erdenken, wie ſie ſolches recht ſeltſam zurichten mögen. Dadurch werden wir nun gereizet, wie die Affen; unſern ſauren Schweiß und Arbeit, Geld und Gut, williglich zu verſchleudern. Und wenn wir nichts mehr auszugeben haben, ſo ſind wir ſchon zu ſolchem Ueberfluſſe und koſtbaren Aufwande gewohnt. Sonderlich können die Weiber ſolches nicht verlaſſen; und alſo müſſen die Männer rauben, ſtehlen, morden, und zu allerley Büberey helfen. Die Frauen geben ſich zu den reichen Pfaffen und Domherren, und thun nach ihrem Willen; damit ſie nur nach aller Wolluſt gekleidet, und lecker geſpeiſet werden mögen. Daher ſpricht man: Pfaffenkohlen ſchmecken wohl!

Jedermann befleißt ſich jetzo, ſich mit Krämerey und Kaufmannſchaft zu ernähren; und ſeltſame Dinge hervorzubringen, um der Leute Augen und Herzen damit zu ſtehlen, und ſie alſo um das Ihre zu bringen; zu großem Nachtheile der Lande und Leute. Alſo werden wir arm; das Geld ſauget man uns aus, und führet es in fremde Lande, ja über Meer, wo man die Waaren herholet. Dieſelben Lande und Städte werden reich, und wir verderben!

Unſre Vorfahren haben auch aufgeweckte Gemüther gehabt, und in Freuden gelebet: und haben doch nicht ſo viele Kleider gehabt; als itzo einer für ein Wammes, oder Baret giebt. Dazu machen wir nicht nützliche, nothdürftige Kleider; ſondern ſchädliche, muthwillige und ärgerliche. Und die Krämer bringen die Muſter zum machen und zum kochen; ſie läden uns zu Gaſte, und zeigen uns ihr Geräuſch, das vormals auch für einen Grafen zu groß war. Die Kaufleute und Krämer, ihre Weiber und Kinder tragen zierliche Kleider. Dann wollen die andern ihnen auch gezieret und geſchmücket folgen; und da geht der Betteltanz an! Kurz, ein Jüde oder Türk, und ein ſolcher Handelsmann ſind einer Stadt, oder einem Lande gleich nützlich.

Sobald nun Krämer und Kaufleute alſo die Oberhand genommen, iſt der Adel verdorben, die Bürger in Städten werden geſchwächet, und das Landvolk muß betteln. Denn wer einmal anfängt, köſtlich, zierlich und ſcheinbar zu gehen, der läßt ungern wieder ab, ſo lange noch Geld vorhanden iſt. Alsdann hält man den Reichthum für Ehre; die Geſchlechter werden vermenget; die Edeln und Gelehrten unter die Pfefferkrämer gemiſchet ꝛc. Aus dieſem Grunde ſind auch die ſchändlichen, ſchädlichen und verderblichen Zinskäufe und der Wucher aufgekommen; wenn itzo Deutſchland zu merklichem Schaden des Gutes, der Ehren und der Seelen, ganz behaftet iſt.

Alſo bringen Kaufleute und Krämer ſchädliche Waaren in die Lande: welche von den Weibiſchen, der Seltenheit und Wolluſt halber, begehret werden: da ſie doch zu keiner Nothdurft, ſondern allein zum Ueberfluſſe und Gepränge, zur Zierde und Geilheit, dienlich ſind: wodurch ſie aber die Lande jährlich eines großen Geldes berauben; (*) die guten Landſitte zerſtören, fremde Laſter, und lauter neue und ausländiſche Gebräuche an Kleidungen und andern Neuerungen einführen, wodurch die Jugend in den Grund verderbet wird.

Dieſe ſind es, die durch Handlungscompagnien, wider alles Recht, Geſetz und Billigkeit, Verkäuferey treiben; alles verſuchen, erdenken und erforſchen, damit ſie aller Menſchen Geld bey ſich zuſammen bringen: weil ſie durch ihr zuſammengelegtes Geld, etliche der andern überbiethen, etlichen zuvorkommen, etliche aber, durch ihr hohes Biethen für die Waaren, abſchrecken; und alſo allein alle Waare kaufen, die ſie nachmals, nach ihrem Gefallen, aufs theuerſte verkaufen.

Dieſe handeln auch mit dem Gelde hinterliſtig, entziehen ihm den Werth, und nachdem ſie es ihrem Vortheile zuträglich finden, ſo ſteigern und verringern ſie die Münze, nicht ohne merklichen Schaden des gemeinen Beſten. Fürſten und Herren, Landen und Städten ſind ſie aufſätzig, erforſchen ihre Heimlichkeit, und trachten oft nach ihrem Verderben. Um Geldes willen verſuchen, erdulten und haben ſie alles feil. Alle ihr Vornehmen iſt lügen und trügen, verborgene Reden, Kundſchaften, Hinterliſt und Betrug; die ſie auch wohl offenbar ausüben.

Daher haben die Karthaginenſer den Kaufleuten und Krämern, die von auswärts zu ihnen kamen, beſondre Herbergen verordnet, und es nicht leiden wollen, daß ſie die Herberge mit ihren Bürgern gemein hätten. Es ward ihnen auch nur erlaubet, auf den Markt zu gehen: zu andern Orten und Gegenden der Stadt, wurden ſie nicht gelaſſen; damit alle bürgerliche ehrliche Nahrung von ihnen unverkundſchaftet, und alſo die Bürger unverderbet und unbefſlecket blieben.

Die Griechen wollten gleichfalls die Krämer und Kaufleute in ihren Städten gar nicht leiden; ſondern, damit ihre Bürger, vor der Gefährde und Hinterliſt der Krämer, ſicher und frey ſeyn möchten: ſo hatten ſie einen Marktplatz außer der Stadt, und den Namen verordnet; wo alle Handelsleute wohnen mußten. Viele andre Völker verbothen den Krämern gänzlich, zu ihnen zu kommen: darum, weil ſie alle gute Sitten des Landes, und die Jugend vornehmlich verderben, und um das Ihre bringen.

Ariſtoteles gebeut, wenn gleich die Krämer nöthig wären, gleichwohl ſolle man ſie nicht in die Zahl der Bürger annehmen. Urſache: denn ſie erfreuen ſich der Lügen, und ſtehen in Städten ſtets auf den Märkten aus, und geben den Leuten Anlaß, um das Ihrige zu kommen, und betrogen zu werden. Ja ſie ſäen Zwietracht unter das Volk: weswegen auch in einigen Städten die Krämer und Handelsleute des Rathes und aller ehrlichen Aemter und Rathſchläge unfähig erkläret werden.

(*) So ſchrieb man ſchon vor 230 Jahren. Was würde Deutſchland nicht für Schätze haben, wenn es dieſen Lehren gefolget wäre? Aber was würden dieſe Sittenlehrer heute zu Tage ſagen?

Es iſt zwar nicht zu läugnen, daß die Kaufmannſchaft, wie ſich einige dünken laſſen, nützlich und nöthig, und ein unverächtlicher Stand der Menſchen ſey: aber mit dem Bedinge nur, daß der Zweck der Kaufmannſchaft ſey, zu Erhaltung und zu Verſchaffung der Dinge zu verhelfen, deren das gemeine Weſen bedürftig iſt. Wann aber die Handlung, aus böſer Begierde reich zu werden, Geld und Gut zu ſammlen, und herrlich angeſehen zu ſeyn, auch aus bloßem Eigennutze, zum Schaden des Nächſten und gemeinen Beſten getrieben wird; wie denn itzo gemeiniglich geſchieht: ſo iſt ſie unehrlich, und kann, ohne Schaden des gemeinen Weſens, nicht geduldet werden. Denn wer kann alle Liſt, Bosheit, Mishandlung und Betrügerey, die darinn verborgen iſt, ausſprechen, oder verſtehen? Wie falſch iſt nicht das Lob der Güter, die ſie verkaufen? Wie erdichtet ſind nicht die vielen Läſterungen derer, die ſie einkaufen? Wie ſchlau und mancherley iſt die Verbergung ſchlechter Waaren? Wie viel Vermengung böſer Waare unter der guten? Wie viel Lügen, Meyneide und Betrug giebt es hier nicht? u. ſ. w.

Darum ſpricht St. **Ambroſius** alſo: O du Handelsmann dieſer Welt, und Kaufmann der Hölle! Warum verkehreſt du den Verſtand der Natur in Liſt und Betrug? Warum wünſcheſt du den Mangel vieler Güter? Warum wünſcheſt du dem Armuth unfruchtbare Zeit? Darum, daß für dein Haus eine fruchtbare daraus entſtehe? Du forſcheſt nur, wenn unfruchtbare Jahre und ein Mangel der Nothdurft kommen wird; und das nenneſt du eine kluge Erfahrenheit; da es doch vielmehr ein ſchalkhafter Handel, und Betrug iſt. Und was du eine Hülfe, oder einen Troſt nenneſt, iſt vielmehr ein argliſtiges Weſen, und ein heimlicher Raub. Denn dein Gewinnſt, kömmt aus unzählicher Leute Schaden u. ſ. w.

Dieſes Handels Vorhaben iſt, nur immer gewinnen; wohlfeil einkaufen, theuer verkaufen, und den Nächſten betrügen: und er iſt eine ganz hinterliſtige Kunſt, die mit dem Blute der Armen genähret, und durch die Lügen, als ob ſie die Wahrheit wäre, erhalten wird; ob ſie ſich gleich ſelbſt durch ihre Argliſt am meiſten betrügen. Darum ſpricht **Chryſoſtomus**: Wer ſchlecht und recht handelt, der hat in allen Dingen Glück: wer aber betrüglich handelt, dem iſt alles zuwider, und alles geht ihm unglücklich. **Freydank** ſpricht:

Wer mit kauffmanſchafft wil umgon
Der muß oft ſein warſagen lon,
Der Kauffmann gwinnt wenig daran
Ders graß für rüben nimmet an.
Mich dunkt mir, daß vil leut mögen
Vil war verkauffen on lögen.
Zu dem markt wenig jemand gehe,
Dem ſein Sinn nit nach gwinne ſtehe.
Der marckt die wirt auch nimmer gut
Dann ſo man thoren ſchaden thut
Dann wen thorn zu marckt thun lauffen
Thund die kremer bald verkauffen.

Jmgl. anderswo:

Hetten wir all einen glauben
Gott vnd das gmeine beſt vor augen
Guten fried und recht gericht
Eine elle, maß vnd gewicht
Eine müntz vnd guten gelt
So ſtünd es wol in aller welt.
Neyd, ſtolz, eigennutz vnd böſer rat
Troja vnd Rom zerſtöret hat
Geitz, böſer rat, verborgen haß
Verderben noch itzt manche ſtadt.

III. Iſt hier auch wohl zu beherzigen, daß **Reineke** ſaget: **Wo ein Kerlemann ein Herr wird** ꝛc. Denn damit will er zu verſtehen geben: wo ein grober, unverſtändiger und geldgieriger, er ſey edel oder unedel, bey Fürſten und Herren zu Rathe gezogen oder der Herrſchaft beygeſetzet wird; derſelbe handelt alsdann tyranniſch und eigennützig:

wie hier **Reineke** offenbar davon meldet. Die alten Weiſen lehren alſo: Ein König ſolle den Adel, oder die Geburt nicht mehr, als die Redlichkeit anſehen, ſondern die Eigenſchaften und Sitten treuer Menſchen betrachten; und den Armen Gnade erzeigen. Er ſolle weiſe, fromme, getreue und wohlgeſittete Menſchen, auch von geringer Geburt, nicht verſchmähen; ſondern ſie nach Hofe ziehen, und nach Verdienſte ehren. Dazu ſoll er diejenigen, die er ſtets bey ſich haben will, gar prüfen; und gut auf ſie acht geben, von was für Art ſie ſeyn, wie ihr Vater gehandelt habe, und wie ſie erzogen worden! Denn, bauet er allein auf ihr Geſicht, ſo wird er betrogen. Wann aber die Räthe untreu, eigennützig und gierig ſind, ſo gehe es, wie **Frau Untreue** folgendergeſtalt davon redet:

Welchen die ſach des rats betrifft
Je einer den andern heimlich ſtifft
Was er dem herren raden ſol
Er ſpricht frünt du weiſt gar wol
Wie ich dir vor geholffen han
Ich hoff du werdeſt es wider than
Vnd raiſt meim hern daz er mich wer
Der bit ſo ich an yn beger.
Die andern die da ſein ym rat
Wer ſunder frünſchaft zu dir hat,
Die auch beweg zu folgen dir
Verſich dergleich dich gantz zu mir
Doch ſo laſſ kein menſch verſtan.
Die red die ich mit dir han than.
  Wer im rat nit iſt diſ partei
Wie fromm vnd auch wie weis er ſei
Diſ kuppel ſuchet weg ine ſach
Wie ſy den herrn bewegig mach
Ein anſprach prechen ſie vom zaun
Der fromm muſſ leder geſſen han.
So lang bis er kumpt aus dem rat
Dan haben ſie ir mainſtat;
  Zu hoff ſeyn auch ſunſt hendel vil
Der ich nit aller ſchreiben wil.
Ich kans nit alles betrachten
Wer alle ding wil betrachten
Der lug (ſeh) wie lang er wird beſtan
Ich acht den vor ein weiſen man
Der al weg bleibt uf rechtem weg
Des ſele wirt haben gutte pfleg
Vorm richter dort am jüngſten tag
Dann wird vntrew on alle frag
Ir eigen boſſheit ſein bekant
Darumb ſie ewiglich geſchant.

Das dreyzehnte Hauptſtück.

Wie ferner Reineke betrügliche Worte ſpricht, womit er ſich ſelbſt zu entſchuldigen, und andre zu beläſtigen ſuchet, wie nämlich der Wolf und der Fuchs mit einander ein Schwein und ein Kalb gefangen hatten.

Reineke, ſprach der König, eure Worte habe ich wohl gehöret und verſtanden. War aber euer Vater hier ſo erhöhet, und verhielt er ſich ſo tugendhaft, ſo muß es ſchon ſehr lange ſeyn. Ich erinnere mich deſſen nicht, auch hat mirs niemand berichtet. Aber eurer Händel weis ich viele; denn ihr ſeyd ſehr oft mit im Spiele; wie man fleißig von euch ſpricht. Thun ſie euch damit unrecht? Das wird ſchwer auszuführen ſeyn. Möchte ich doch nur auch etwas Gutes von euch hören! Aber nein! das geſchieht nicht oft.

Herr! ſprach Reineke: hierauf antworte ich, denn es geht mich an. Ich habe euch ja ſelber gutes gethan. Nicht, als ob ich es euch verweiſen wollte: denn ich bin zu aller Zeit ſchuldig, euch alles zu thun, was ich nur vermag. Denket ihr nicht daran, wie einmal der Wolf Iſegrim und ich, mit einander ein Schwein gefangen hatten? Da es um Hülfe rief, biſſen wir es todt. Ihr kamet zu uns, und klagetet uns eure Noth. Ihr ſprachet: eure Frau käme hinterher; wenn wir aber was zu eſſen hätten, ſo würde es beſſer. Gebet uns auch etwas von eurem Gewinne!

Ja, ſprach Iſegrim, innerhalb dem Kinne, daß man es kaum verſtund. Ich aber ſprach: Herr, es iſt euch wohl gegönnet! Ja, wären der Schweine noch viele. Was dünket euch aber, wer es theilen ſoll? Das ſoll der Wolf thun, ſprachet ihr: und deſſen ward Iſegrim ſehr froh. Er theilete nach ſeiner alten Sitte: aber es war nicht viele Schamhaftigkeit dabey. Ein Viertel gab er euch; ein Viertel eurer Frauen; die andere Hälfte begann er ſelbſt zu käuen. Er aß über die maßen begierig; nur die Ohren mit den Naſenlöchern, und die halbe Lunge gab er mir: das andere alles behielt er, wie ihr ſelbſt ſahet. So zeigete er ſeinen Edelmuth, wie ihr wiſſet.

Als ihr aber euren Theil aufgegeſſen hattet, ſo waret ihr noch nicht ſatt: das wußte ich wohl. Der Wolf ſahe es auch wohl; aber er aß, und

doch

both euch weder großes noch kleines an. Da bekam er einen Stoß von euren Pfoten zwiſchen die Ohren, daß ihm das Fell kahl ward. Er blutete, und bekam große Beulen; ſo, daß er mit großem Heulen davon lief. Ihr riefet ihm nach: Komm wieder her, und ſchäme dich ein andermal mehr. Schämeſt du dich aber nicht, und triffſt es mit dem Theilen nicht beſſer: ſo will ich dich anders willkommen heißen. Geh friſch zu! und hole uns mehr zu eſſen.

Da ſprach ich: Herr, gebiethet ihr das? ſo gehe ich mit ihm, und hole, ich weis wohl was. Ihr, mein Herr, ſprachet: Ja, geh mit ihm. Da hielt ſich Iſegrim ſehr ungeſchickt. Er blutete, ſeufzete, und konnte viel klagen: und ſo giengen wir mit einander auf die Jagd. Wir fiengen ein fettes Kalb, das euch wohl anſtund. Ihr lachetet ſehr, als wir es brachten. Ihr lobetet mich auch und ſprachet; ich wäre gut, zur Zeit der Noth auszuſenden. Da ſprachet ihr, ich ſollte das Kalb theilen.

Ich erwiederte: Herr, die Hälfte davon iſt ſchon euer; die andre Hälfte der Königinn. Was nun darinnen iſt, Herz, Leber und Lunge, das gehöret euren Jungen zu. Mir gehören die vier Füße und Iſegrimen der Kopf; denn der iſt ſüß. Als ihr das höretet, ſprachet ihr: Reineke, wer lehrte euch ſo hübſch theilen? ſaget mirs einmal. Ich verſetzete: Herr, das hat dieſer, mit dem rothen Kopfe, und dem der Schopf ſo blutig iſt, gethan. Denn heute, als Iſegrim das Ferken theilete; ſo bemerkete ich dabey, und lernete den rechten Sinn, womit man Kälber oder Schweine theilen muß. So bekam Iſegrim, der gierige Narr, Schade und Schande für ſeinen Fraß.

Wie viel ſolche Wölfe findet man nicht noch, die alle Tage daſſelbe thun, und ihre Unterthanen verſchlingen! Sie ſchonen nichts, wo ſie was finden: und wo dergeſtalt ein Wolf die Obermacht hat; da bekömmt die Wohlfahrt gewiß einen Umſchlag. Ein Wolf ſparet weder Fleiſch noch Blut: Weh dem! der ihn ſättigen muß. Weh der Stadt und dem Lande, wo Wölfe die Oberhand bekommen!

Seht nun, Herr König, gnädiger Herr, dergleichen Ehre, und andre mehr habt ihr zu vielen malen von mir erhalten. Was ich nur habe und erwerben kann, das gehöret alles Euch und der Königinn. Es ſey nun wenig, oder viel: ſo iſt doch das meiſte euer Antheil. Denket ihr nur an das Kalb und an das Schwein: ſo werdet ihr die Wahrheit wohl merken, bey wem die rechte Treue ſey; bey Reineken, oder bey Iſegrimen? Nun iſt aber der Wolf ſehr erhöhet, und iſt der gröſte Vogt bey euch. Euren Vortheil ſuchet er nicht; ſein eigener geht euch halb und ganz bevor. Er und Braun führen nun das Wort, aber Reinekens Sache wird nicht gehöret.

Es iſt wahr, Herr, daß ich verklaget bin. Ich muß nun hindurch, und es muß gewaget ſeyn. Iſt hier bey Hofe derjenige Mann, der mich zu überzeugen vermag: der trete mit ſeinen Zeugen hervor, und klage hier etwas gewiſſes, und ſetze, nicht hernach, ſondern zum voraus: daß er entweder ſein Vermögen, oder ein Ohr, oder ſein Leben gegen mich verlieren will. Solch ein Recht pflegt hier im Schwange zu gehen. Herr, alles dieſes, was ich geſaget habe, das ſetze ich hier in eure Hand, auf das Recht.

◆ ◆ ◆

Alkmariſche Anmerkungen.

In dieſem vorſtehenden Capitel lehret der Dichter zwey Stücke.

I.

Wie etliche gierige, untreue Amtleute an der Herren Höfen, die beſten Biſſen für ſich behalten. Und wenn ſie den Herren der Armen Schweiß und Blut, das iſt, ihr Gut und Vermögen, zujagen, ſo theilen ſie ſich mit ihren Herren, ſo, daß ſie das beſte für ſich behalten. Dieſe ſollte man unterweiſen, wie hier der Löwe den Wolf lehret.

II. Daß ein weiſer, vernünftiger Menſch ſich an eines andern Schaden und Schande ſpiegeln, und ſich dabey vor demjenigen in acht nehmen ſoll, wodurch ein andrer zu Falle gekommen iſt. So ſprach hier Reineke, er hätte dadurch ſo hübſch theilen gelernet, daß Iſegrimmen der Kopf blutete, ꝛc. ꝛc.

Baumanniſche Anmerkungen.

In dieſem Capitel merke vier Stücke.

I.

Reineke bringet hier eine andre Fabel vor, die er zu ſeiner Abſicht meiſterlich auszuſtaffieren weiß. Daraus iſt vornehmlich zu lernen, daß ein weiſer, vernünftiger Mann ſich an eines andern Schande und Schaden ſpiegeln, und ſich fleißig davor in acht nehmen ſolle, wodurch ein andrer zu Schaden gekommen iſt. Aeſopus beſchreibt eine ſchöne Fabel davon, welche ich um ihrer Nutzbarkeit halber, hieher zu ſetzen nöthig erachte. Sie lautet nach des **Eraſmus Alberus** Ueberſetzung alſo:

Ich will euch von eim Löwen ſagen,
Der nam im für ein Wild zu jagen,
Es hieß ein Schaf vnd ander Thier,
Daß ihr zu hauff warn eben vier,
Die fordert er zu ſolcher Jagt,
Vnd ein Verbündeniß mit jn macht,
Alſo was ſie fiengen mit ein,
Das ſolt jhn gelten in gemein.
Sie zogen hin, obs wolt gelingen,
Vnd bald ein feiſten Hirtzen fiengen.

Da fiengen ſie zu theilen an,
Der Löw ließ ſie auff jhrem wan,
Bis das ein jedes ſein Gebür
Wolt nemen, da bramſt er herfür
Vnd fieng jn an zu tragen drein.
Er ſprach das erſte Theil iſt mein,
Das nem ich von meins Adels wegen,
Es ſagt jm keins kein Wort dargegen.
Da fuhr er fort, vnd ſprach zu jhn,
Dieweil ich dann der ſtärckeſt bin

So halt ihrs freilich ſelbs dafür
Das mir das ander Theil gebür.
Sie dachten daß der Henker walt,
Der Teuffel ſolchs für billig halt.
Sie ſtunden da, vnd warn verzagt,
Da fuhr er weiter fort vnd ſagt,
Die meiſte Arbeit hab ich than
Drumb wil ich auch das dritt Theil han.
Solln wir nun gut Geſellen ſeyn
So müßt ihr euch ergeben drein
Daß mir das viert Theil auch zuſteh
Auff daß es euch nicht vbel geh
Vnd forthin meine Gnad behalt,
Dann ich hab aller Ding Gewalt,
Die gut Geſellen ſchwiegen ſtill,
Vnd dorfften jm nit ſagen vil.
Sie muſten da verſpottet ſton,
Doch brachten ſie die Haut davon.

Sittenlehre.

Der Glaub hat allweg ſo geſtanden,
Daß er nichts gilt in allen Landen,
Vnd ſonderlich bey dem Gewalt
Da hat der Glaub ſchier kein Geſtalt.
Alſo gehts zu in dieſer Welt,
Daß Glaub iſt Glaub wo man ihn helt.
Drum ſey gewarnet fleißiglich
Zu deines gleichen halt du dich
Biſt du nun arm vnd vngeacht,
So denck, vnd dieſe Lehr betracht.
Hältſt du dich nicht zu deines gleichen
Vnd wilt viel handeln mit den Reichen,
So werffen ſie dich vbers Seil
Daß du haſt weder Glück noch Heil.

II. Iſt hier wohl zu bedenken, daß **Reineke** ſagt: daß man noch alle Tage viel gierige Wölfe, das iſt, tyranniſche Fürſten und Potentaten, die ihrer Unterthanen Schweiß und Blut verſchlingen, findet und ſpüret. Darum ſpricht **Eraſmus** von Roterdam, daß die Leuen, Bären, Wölfe und Adler vom Rauben und Würgen leben: und weil ſie wiſſen, daß ihnen jedermann feind iſt, und heimlich nachſtellet: ſo enthalten ſie ſich in dicken Wildniſſen, und verbergen ſich in unwegſamen Oertern und Hölen. Ein Tyrann aber übertrifft ihre Grimmigkeit bey weitem. Denn die Drachen, Leoparden, Leuen und andre böſe Thiere, enthalten ſich doch, daß ſie Thiere ihres Geſchlechtes nicht beleidigen. Aber ein Tyrann, der doch ein Menſch und Mitbürger iſt, brauchet ſeine Grimmigkeit allermeiſt gegen ſeinen Nebenmenſchen und Mitbürger.

Solche beſchreibt Ezechiel und ſpricht im 22. Cap. Deine Oberſten ſind mitten im Volke, wie reiſſende Wölfe, Blut zu vergieſſen und zu verderben, um ihres Nutzens willen. Deine Fürſten und Oberſten ſind wie brüllende Leuen; deine Richter, wie die Wölfe des Abends, die nichts übrig laſſen, bis an den Morgen. (Zeph. 3.) Gott drohet auch ſehr den Hirten, (Ezech. 34.) die ſich ſelbſt weiden, und auf die Unterthanen nicht achten; und verſteht dadurch die Fürſten, die um ihres Eigennutzes willen regieren. So ſpricht auch Salomon: Wie ein brüllender Leu, und ein hungriger Bär, ſo iſt ein gottloſer Fürſt über das arme Volk.

Gleichwie nun die ſtarken, gewaltigen Thiere, als der Leu, Bär, Wolf und Luchs, die ſchwachen und unvermögenden überfallen und überwältigen: alſo begiebt es ſich auch unter den Menſchen, hohes und niederes Standes alſo. Ein jeder, der den andern vermag, der ſtecket ihn in den Sack. Solches wird durch die ſchöne Fabel vorgebildet, da der Leu, Wolf und Eſel, einander auf einmal beichten und abſolviren, und ihr Leben beſſern wollten. Daher abſolviren erſt der Wolf und Eſel den Leuen; wie hernach der Leu und Eſel den Wolf. Aber zuletzt verdammen der Leu und Wolf, (die in dieſem Falle aller gewaltigen Potentaten Ebenbild ſind) den armen gemeinen Eſel zum Tode, und verſchlingen ihn. Und ob ſie gleich mehr und größere Sünde begangen haben: ſo achten ſie doch ihre Sünde gar gering, und entſchuldigen einander. Aber des armen Eſels Sünde muß tödtlich ſeyn. Kurz, wie **Alberus** bey dieſer Fabel lehret:

Es geht nicht anders in der Welt
Dann wie man hie den Eſel hält
Daß man fein durch die Finger ſicht
Wann durch die groſſen Herren geſchicht.
Ein ſchändlich That, all Büberey
Die mögen ſie vollbringen frey,
Vnd wann ein Armer hat gethan
Ein kleine Sünd, ſo muß er dran,
Mit dem kann man nit diſpenſiren
Vnd niemand will ihn abſolviren
Doch ſoltu nit darumb verachten
Die böſe Herrſchafft, ſonder trachten
Daß du dich haltſt wie ſichs gebürt
Vnd ob dein Herr ein Leben führt
Das bübiſch iſt, ſo hüt du dich,
Es iſt mit dem zu viel daß ſich
Dein Herr alſo verſündigt ſehr,
Bitt du Gott daß er ſich bekehr. ꝛc. ꝛc.

III. Spricht Reincke weiter: **Wehe der Stadt und dem Lande, wo Wölfe die Oberhand bekommen!** Damit will er anzeigen, wo in Landen und Städten gierige und eigennützige Potentaten und Räthe ſind, da können die Unterſaſſen, ſammt Städten und Landen, ſchwerlich gedeihen, oder ſich ernähren. Denn ſolche Gewaltigen befleiſſigen ſich ihren Eigennutz, auch mit der Unterthanen Schaden und Nachtheil fortzuſetzen, und laſſen ſich bedünken, daß ſie thun mögen, was ſie gelüſtet: Da ihnen doch Gott die Gewalt nicht dazu gegeben hat, daß ſie nach ihrer Luſt und Macht handeln, ſondern die anbefohlne Gewalt nach dem Willen Gottes richten und gebrauchen ſollen. Thun ſie das, ſo iſt es gut, und ſie haben ihren Lohn bey Gott. Thun ſie es aber nicht: weh ihnen! und wenn ſie noch ſolche groſſe Hanſen wären.

Gleichwohl iſt es dem gemeinen Weſen nicht zuträglich, ſolche eigennützige, gierige und muthwillige Regenten einzuſetzen: weil ſchwerlich beſſere, ſondern gemeiniglich noch ungeſchicktere und ſchädlichere zu folgen pflegen. Darum iſt zu merken: Als das atheniensiſche Volk, durch den Geiz des Rathes erzürnet war, hat Themiſtokles daſſelbe, von der neuen Wahl des Rathes, durch folgende Fabel abgeſchrecket. Ein durſtiger Fuchs kam bey heiſſem Sonnenſcheine an eine Grube zum Waſſer. Als er nun wiederum heraus wollte, und von Hitze ganz ohnmächtig war, blieb er in dem Schlamme ſtecken. Daſelbſt nun beſetzten die Fliegen den ganzen Leib des Fuchſes, und ſogen ihm faſt alles Blut heraus. Als nun der Igel, der ungefähr vorüber gieng, dieſes ſah, wollte er dem Fuchſe zu Hülfe kommen, und die Fliegen vom Fuchſe wegjagen. Da bath ihn der Fuchs, es nicht zu thun. Denn, ſprach er, dieſe ſind nun ſchon voller Blut; jageſt du nun dieſelben weg, ſo werden andre hungrige an ihre Stelle kommen, und mir das wenige Blut, ſo noch übrig iſt, vollends ausſaugen. ꝛc.

IV. Iſt hier auch zu merken, daß die untreuen und gierigen Amtleute der Fürſten, wann ſie ihren Herren zum Beſten, wie ſie ſagen, den armen Unterſaſſen ihr Gut, das iſt, ihr Schweiß und Blut, per fas & nefas, abjagen; ſo theilen ſie heimlich mit den Herren, und behalten oft den beſten Theil für ſich. Solche Menſchenfreſſer nun ſollte man billig ſo ſtrafen, wie hier der Leue den Wolf unterweiſet. Aber jetzo haben die Fürſten ſolche wälſiſche Vögte am liebſten, ſogar, daß ſie keine Klage über ſie hören oder annehmen wollen; wenn gleich viele ihrer armen Unterthanen, zu Grunde gerichtet, wider alles Recht unterdrücket, und von dem ihren verjaget werden; ſondern ſie loben und preiſen dieſelben in allem ihrem Vornehmen, und ſprechen: Es ſeyn treue Haushalter, gute Mauſehunde und ſchnelle Windſpiele, denen kein Haſe entläuft. Wann aber ein Vogt von ſeinen Unterſaßen ſeiner Frömmigkeit halben gelobet wird: ſo wird ihm ſein Fürſt von Stund an aufſätzig und feind. Wenn nun ſo ein treuer, das iſt, herzhafter Knecht und Vogt, um ſeines Herrn willen zum Teufel fährt, wie das Sprüchwort lautet; in dem ſein Herr alle ſein Thun und Laſſen, heimlich oder offenbar billiget: ſo wird es gewiß für den Herrn auch gefährlich ſeyn. Denn es iſt nicht unbillig, daß diejenigen gleiche Pein leiden, die ihre armen Leute mit Unrechte, gemeinſchaftlich beſchweret und unterdrücket haben.

Die alten Weiſen ſprechen: Wer in eines Königes Dienſte, ſchamhaftig, ſanftmüthig und barmherzig iſt, der könne dem Amte nicht auf eine dem Herrn nützliche Art vorſtehen. Zudem wird derſelbe nicht lange bey ſolchem Amte gelitten: Denn des Königes Freunde und Feinde werden wider ihn ſeyn. Die erſten misgönnen ihm das Amt, und ſuchen ihn zu verunglimpfen; die andern aber haſſen ihn, und denken, daß ihnen von den Amtleuten alles Unglück zugefüget wird. Frau **Untreue** ſpricht:

Wann zu yn (den Vögten) kumpt ein armer man
Sein red kan er kum haben an.
Man ſicht ym nach der frommen hend
Zeigt er die nit ee ſein red end
Man weiſt yn heym vffbedencken
Viel können mit dieſſen rencken
Als ich gehört am einem ort
Eins fürſten diener heimlich wort
Da einer dem andern wünſchet glück
Vnd ſprach ich will dich leren ſtück
Zu deim erlangten ampt
Du muſt nit ſein zu viel verſchampt
Etwan dein eyde füglich ſchrencken
Zu hauß füren mit dir hans ſchencken
Das iſt ein leichnam gut geſell
Was die nit ym dem Weib befel
Wo die hans ſchencken ſchweigen kan
Du wäreſt deſt er ein reicher man
Wiewol man ir vaſt ſchmirt die hant
Sagt doch nit gern ſeyn ann der ampt
Darum dieweil du ampman biſt
Vergeſt nit heymfüren miſt
  Noch beſſers weiß ich dir zu ratten
Zu machen gült vnd kemnaten (*)
So man dich den vom ampt gethut
Dann findt miſtfüren ſein rechten fug

(*) Kemnate iſt ein altes Wort, von dem wendiſchen oder polniſchen Worte Kamion ein Stein, oder Fels, davon auch Camenz den Namen hat. Es heißt aber ein gemauertes ſchönes Zimmer in Schlöſſern oder großen Palläſten; worinn große Herren wohnen Das heutige Cabinet kommt davon her.

Sich auch in fug dein amptes pflicht
Vnd ſetz dein höchſte Zuverſicht
Vff viel deiner fründ vnd fürſten rat
Sunder der mit dir gemein hat
Was man dir ſchenckt, das teyl im mit
So wirt er dir verſagen nit
Zu warnen dich bei rechter zeyt
O Gott wie viel ſich das begeyt
Das alls zu ſagen nit hat ſtat
Mancher das wol befunden hat
Wo man dem gelt iſt gantz gefer
Das iſt den vnterthanen ſchwer.
Du (Fürſt) ſolt deiner ambtleut haben acht
Vnd biſt von got dar zu gemacht
Thun ſie vnrecht deinen armen
Du würſt es warlich mit yn darben
Wan der wil rechnung von dir han
Dem du mit nichten magſt entgan ꝛc.
Von einem der Cambiſes hieß
Gar ein wunder freidiger fieß
Vnd was ein künig in perſia
Seinen amtleuten er naw uf ſa
Des amptman übet gantz vnrecht
Er lies töten ein frommen knecht
So bald der Küng erfür den Tott
Gantz ſtreng vnd ernſtlich er gebott
Leib ander ſein Diener zwingen
Den Amptman lebend zu ſchinden
Gebot auch dar zu überlaut
Das man deſſelben ambtmanns haut
Vbern richterſtul ſolt ſpannen
Zu geſicht all andern mannen
Vnd macht ſein ſon zu richter do
Mit dapfern Worten ſprach er, wo
Du auch wirdeſt falſch vrteil geben
Es wirt dich koſten haut vnd leben.
Alſo wolt ich erwünſchet han
Das richter müſten yn beſtan
Solcher furcht an yren ampten
Leicht würd nit ſo viel gedrangten
Als es ſunſt offt vnd dick geſchicht
So arm muſt man kauffen gericht
Das wyder die götlichen recht
Dann es iſt geſchriben gantz ſchlecht
Wes du gern ober werſt von mir
Des wart ich onbillich zu dir ꝛc.

* * *

Das vierzehnte Hauptſtück.

Wie der König über Reineken beſänftiget ward, ſeiner Lüge glaubete, und ihn abermal zu Gnaden annahm.

Der König ſprach: dem ſey, wie ihm wolle: ſo muß man doch dem Rechte beyfallen. Ich thue niemanden wider das Recht etwas. Es iſt wahr, **Reineke**, du biſt angeklaget, daß du um **Lampens** Tod wüßteſt; und ich habe ihn ungern verlohren. Denn fürwahr ich hatte ihn lieb; und als **Bellin** es ſo mit ihm getrieben, daß er uns ſein Haupt brachte: ſo ward ich betrübter, als mancher glaubet. Iſt aber noch ſonſt jemand, der über Reineken klagen will, der komme her. Die bisherige Sache laſſe ich, bis auf eine rechtliche Entſcheidung, anſtehen. Meine eigene Sache aber, will ich ihm vergeben: denn Reineke hat ſich allemal zu mir gehalten. Hätte aber jemand Zeugen vorzubringen, die wahrhaftig und von gutem Gerüchte wären: der trete hervor, wie ich geſaget habe, und begebe ſich mit ihm ins Recht.

Reineke erwiederte: Gnädiger Herr, ich danke eurer Gnaden ſehr, daß ihr es euch nicht verdrießen laſſet, und mich des Rechtes genießen laſſen wollet. Ich ſage es bey meinem geſchwornen Eide: als **Lampe** mit **Bellin** von mir ſchieden, da that mir das Herz recht weh; denn ich hatte dieſe beyden recht lieb. Ich wußte aber nicht, daß mir dieſe Noth bevorſtünde, und daß Lampen ſein Tod ſo nahe wäre!

So konnte nun **Reineke** ſeine Worte ausſtaffieren; ſo, daß alle anweſende Thiere meynten, er ſpräche ohne falſch: denn er hatte ein ganz ernſtliches Anſehen dabey, wenn er von den Kleinodien redete. Kurz, alle Thiere, die es höreten, meyneten, er rede die Wahrheit, und ſprachen ihn beſtens zufrieden. Dergeſtalt machete er dem Könige was weiß: als dem der Sinn ſehr nach den Kleinodien ſtund, die Reineke mit gutem Bedachte über alle Maaß gelobet hatte.

Darum ſprach der König zu **Reineken**: Seyd nur zufrieden, Reineke; ihr ſollt frey reiſen und jagen, wenn ihr nur die Kleinode ausfragen könnet: ja meine Hülfe ſoll euch auch zu Dienſte ſtehen; wenn ihr einige Nachricht davon einzuziehen vermöget.

Gnädiger Herr, verſetzte Reineke, ich danke Eurer Majeſtät ſehr, daß ihr mir ſo tröſtliche Worte zuſprechet. Euch gehöret es zu, Raub und Mord zu ſtrafen; der leider ihrenthalben geſchehen iſt. Ich will allen Fleiß anwenden, und mit Hülfe aller derer, die ich erbitten mag, Nacht und Tag reiſen. Erfahre ich es nun, wo ſie ſind, und ſollte mein Vermögen allein zu ſchwach ſeyn, es zu vollführen, daß ich ſie Eurer Gnaden wiederbrächte; denn ſie gehören Euch: ſo will ich, wenn es vonnöthen iſt, bey Eurer Gnaden Hülfe ſuchen, um dieſe Kleinodien euch in die Hände zu liefern; und ſo wäre mein Fleiß recht wohl angewandt.

Das war nun dem Könige recht angenehm. Er gab Reineken bey dem allen Beyfall; ob dieſer ihn gleich betrogen, ihm mit großer Liſt vorgelogen und eine wächſerne Naſe angeſetzet hatte. Alle andre, die zugegen waren, glaubten eben das; denn er hätte ihnen allen die Ohren betäubet, ſo, daß er nun ohne viel anzufragen, gehen oder reiſen konnte, wohin er wollte.

Nur Iſegrim allein wußte nicht, was er thun ſollte. Er ward zornig und ſehr misvergnügt; und ſprach: Herr König, gnädiger Herr, glaubet ihr Reineken itzo aufs neue? der euch doch vor kurzem zwey bis dreymal vorgelogen? Es iſt ein Wunder, daß ihr dem loſen Schalke, der euch betäubet, wieder trauet! der gewiß euch, und uns alle betreugt, ſelten die Wahrheit ſaget, aber allemal leugt. Herr, ich laſſe ihn ſo noch nicht ziehen! Ihr ſollet es noch hören und ſehen, daß er ein falſcher Bube iſt. Ich weis noch drey große Sachen auf ihn, denen er nicht entgehen kann, und wenn ich mich im Zweykampfe mit ihm ſchlagen ſollte: iſt es anders wahr, was ihr geſaget habet, daß man ihn mit Recht überzeugen ſoll. Denn erlanget er ſo viel Zeit, ſo thut er ferner alles, was er mag. Kann man nämlich nicht allemal Zeugen dabey haben; ſo muß man ihn immer ſo hingehen laſſen, den einen hier, den andern da zu betrügen. Es darf ja niemand gegen ihn was reden; oder ein Wort ſprechen: aber ſeine Sache geht allezeit wohl von ſtatten. Außerdem iſt er niemands Freund, und weder Euch, noch den Eurigen jemals zugethan. Er ſoll alſo von hier weder gehen noch weichen; er ſoll mir erſt zu Rechte ſtehen.

◆ ◆ ◆

Alkmariſche Anmerkungen.

Drey Stücke meynet der Lehrer in dieſem Capitel. Das erſte iſt, daß ein Richter nach Klage und Antwort richten, und ſichern, unberüchtigten Zeugen glauben ſoll. So ſpricht nämlich hier der König: wenn jemand mit dergleichen Zeugen etwas erhärten könnte, der möchte es thun. Das zweyte iſt, daß ein Richter oft betrogen wird, wenn ſich

vermuthet,

vermuthet, etwas zu bekommen, als hier Kleinodien, oder andre Geſchenke: und darum die Gerechtigkeit beleidiget, oder einen Miſſethäter fahren läßt. Doch wie hier der König im Zweifel ſtund, ob Reineke ſchuldig wäre, oder nicht: ſo ließ er es dabey bewenden, daß man ihn überzeugen möchte; oder er wolle ihn losgeben. Dieß iſt auch eine Lehre für alle Fürſten: denn, wann ſie ſo in einer Uebelthat zweifeln, deren ein Berüchtigter beſchuldiget wird: ſo ſollen ſie ihn lieber losgeben, als ſtrafen. Denn unter dieſen zween Fällen, iſt es viel beſſer, daß hundert Schuldige loskommen; als daß ein Unſchuldiger unbillig verdammet werde. Denn unſchuldig Blut zu vergießen, das mißfällt Gott überaus. Das dritte iſt dieſes: Ein Miſſethäter, der mit Lügen, oder Bosheit losgegeben wird, ſoll darum nicht leicht glauben, daß Gott ihn nicht anderwärts finden, oder ihm ſeine Uebertretung nicht ein andermal vergelten kann. Denn hütet er ſich itzo davor: ſo ſendet ihm Gott einer andern Urſache wegen ein Unglück, oder einen Schaden zu; wann er ſich nicht beſſert. Nach dieſer Weiſe gieng es Reineken hier: als er meynte frey und los zu ſeyn, da kam er erſt zu Plage; und mußte um Leib und Leben kämpfen. Dieß iſt der Beſchluß des dritten Buches.

Baumanniſche Anmerkungen.

In dieſem Capitel iſt vornehmlich zu lernen, daß die treuloſen und lügenhaften Pochhanſen durch ihre geſchwinden Lügen, ſich ſo meiſterlich entſchuldigen; daß ſie die eigennützigen Richter, die ſich von der Sache etwas zu erlangen vermuthen, zu ihrem Vorhaben zu überreden vermögen. So ward hier **Reineke** von dem Könige, der ſich durch Erlangung der Kleinodien, einen Vortheil zu erhalten vermuthete, abermals losgegeben und zu Gnaden angenommen. **Frau Untreue** ſpricht davon:

Jtz ſteckt der arm ym Keſſel ſchon
Wann lügners red muſt für ſich gon
Es macht, dz er ſein freund beim brech
Vber weil es der amptman redt
So iſts on allen zweifel war
Ja wers zu thun vmb handen hat
So geb man dem billig glauben
Die erbarkeit nit han vor augen
Aber es iſt ausgericht vnd muſt ſein
Vnſchuld geet mit gewalt hynein
Jn boden vnden inn den ſack
Warheit ſich nit erweren mak.

Aber ein Richter, der einem wiſſentlich Unrecht thut, und um das Seine bringet, inſonderheit, wo er durch Geſchenke dazu gereizet iſt, hat im Rechte eine ſehr harte Strafe verdienet. In bürgerlichen Sachen wird er ehrlos, und muß dazu allen Schaden dem Beſchädigten dreyfach erſetzen. In peinlichen Sachen werden ihm alle ſeine Güter genommen, und er wird in das ewige Elend verwieſen. Wenn aber ein Richter, bloß aus Unverſtande, und ohne böſen Vorſatz ungerecht richtet: ſo hat er doch auch ſeine Strafe.

Denn woferne er mit Grunde deßhalben angetaſtet wird: ſo muß er demjenigen, der ſich beſchweret findet, die erlittenen Koſten des Rechtshandels erſetzen ꝛc.

Weil nun die Heil. Schrift meldet, daß am jüngſten Gerichte die Gerechten kaum erhalten werden mögen: wie wollen denn die Ungerechten, die weder Gott, noch die Gerechtigkeit hier geachtet haben, beſtehen? Denn bisweilen geben die Richter dem einen Theile, nach ihrem Gutdünken, recht; der doch im Grunde, nach göttlicher Erkenntniß, Unrecht hat. Darum ſoll ein Richter, das allererſchrecklichſte Gericht Gottes wohl bedenken, und es ſtets vor Augen haben, daß über ihm der gerechte Richter iſt. Wie kann ein weltlicher Richter, am jüngſten Tage, ein ander Urtheil empfangen, als er ſelbſt hier abgefaſſet und geſprochen hat? So wird er denn, für das Unrecht, mit ewiger Pein; der Gerechtigkeit wegen aber, die er geſuchet und gehandhabet, mit ewiger Freude belohnet werden.

Ende des dritten Buches.

Reineke der Fuchs.

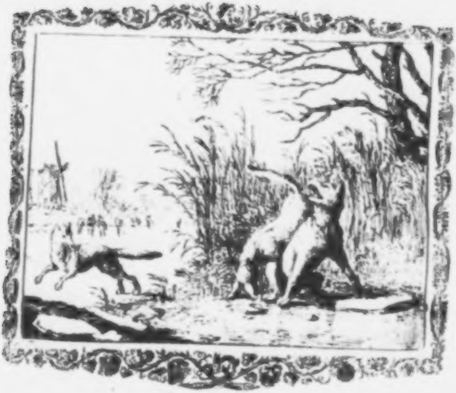
Viertes Buch.

Inhalt
des vierten Buches.

In dieſem vierten Buche, lehret der Dichter dieſes Buches, viel ſchöne Lehren. Und gleichwie vorhin in dieſem Buche viel von dem Wege der Gerechtigkeit geſaget worden, und daß ein Ankläger einer Sache, mit nothdürftigen Zeugen, in ſeiner Klage aus deſſen fortkommen kann: ſo begiebt ſichs oft, daß einer, der angegeben wird, nicht mit Zeugen verfolget wird, oder daß man wider ihn nicht zeugen kann. Und in dem Falle pflegte man vor Zeiten, die Wahrheit und Gerechtigkeit mit einem Zweykampfe zu beſchirmen. Wie nun an den Herrenhöfen, die Geizigen auf einer, und die Leichtfertigen auf der andern Seite, wider einander ſind, und ſich, um die Oberhand zu haben, wacker zerren: ſo will nun der Poet, in dieſem vierten Buche, die Weiſe und das Recht der Kämpfer zeigen, und lehren, wie die Weisheit den Geiz überwindet: welches hier mit Fabeln und vielen ſchönen Lehren ausgeleget wird. So iſt nun bey den Höfen der Herren, zwiſchen dem Gierigen und Loſen, großer Neid und Haß: wie hier der gierige Wolf und der loſe Fuchs vorgebracht wird. Und wie man einen nicht ſo leicht der Ehebrecherey überzeugen kann, und die Loſen oft dem Gierigen, im Ehebruche unrecht thut: ſo beginnt hier der Dichter dieß vierte Buch mit dem Geizigen, der über den Loſen klaget, und ihn des Ehebruchs beſchuldiget.

Hier wird auch gewieſen, daß eben dieſe Sünde, der Ehebruch, in großer Sorge und Gefahr ſchwebet, und dazu viel Jammers und Verfolgung leiden muß: wie hier die Wölfinn litt; und Reinecke ſelbſt ſich in den Kampf einlaſſen muß. Daß dieſes wahr ſey, bezeuget die Heil. Schrift vom David, der Gott lieb war, und doch in die Sünde des Ehebruches fiel: dafür er zwar alle ſeine Tage hindurch Reue und Buße that; aber doch um derſelben willen große Verfolgung leiden mußte. Auch ſaget der Kirchenlehrer St. Auguſtin vier lateiniſche Verſe davon, wie folget:

> Quatuor his caſibus dubio ſine cadet Adulter:
> Nam vel pauper erit, vel morte mala morietur;
> Vel cadet infamia, qua debet carcere vinci;
> Aut aliquod membrum letali vulnere perdet.



Das erſte Hauptſtück.

Wie Jſegrim der Wolf, über Reineken den Fuchs klagete.

Jſegrim der Wolf, hub ſeine Klage ſo an: Herr König, ſprach er, verſtehet mich recht. Reineke iſt ein loſer Schalk: das war er vorm Jahre, das iſt er noch. Er ſteht und läſtert mein ganzes Geſchlecht, und ſaget alle Schande von mir. Was hat er nicht mir, und zuförderſt meinem Weibe, für Schimpf angethan?

Einsmals brachte er ſie an einen Teich, und befahl ihr, in den Schlamm zu treten. Er ſagte, er wollte ſie lehren, Fiſche zu fangen; darum ſollte ſie nur den Schwanz ins Waſſer henken: da würden nun ſo viel Fiſche anbeißen, daß ſie ſelbige nicht alle ſollte eſſen können. Sie watete dann hinein, und ſchwamm ſo lange, bis ſie zum Ende kam. Da war es nun zwar tief, doch nicht zu ſehr, und hier hieß er ſie den Schwanz hinein henken. Der Winter war kalt, und es fror ſehr ſcharf: endlich konnte ſie es nicht mehr aushalten; denn der Schwanz befror ihr ſo ſehr, daß ſie, ſo ſehr ſie auch daran zog, ihn nicht mehr losbekommen konnte. Ja, da ihr der Schwanz ſo ſchwer ward, glaubte ſie gewiß, es wären lauter Fiſche daran.

Da Reineke, dieſer loſe Dieb, das ſah; da trieb er einen Muthwillen, den ich nicht ſagen darf. Denn er gieng zu, und überwältigte mein Weib: aber das ſoll entweder ihm, oder mir das Leben koſten! Dieß ſchenke ich ihm nicht, es gehe nun wie es wolle! Denn ich betraf ihn auf friſcher That, als ich von ungefähr denſelben Weg, an der Anhöhe in die Richte gehen wollte. Sie ſchrie laut, die arme Dirne; denn ſie ſtund ſo feſt, daß ſie ſich nicht wehren konnte. Als ich nun das ſah und hörete, ſo war es ein Wunder, daß mir das Herz nicht zerbarſt.

Reineke! was macheſt du da? rief ich. Allein kaum ward er meiner gewahr, ſo lief er ſeine Straße davon. Mit betrübten Gebärden gieng ich zu, und mußte in tiefem Kothe waten, und mich im kalten Waſſer baden; ehe ich das Eis zerbrechen, und ihr den Schwanz herausziehen konnte. Doch wollte es ſo gut nicht glücken, daß ſie nicht bey dem Rücken und Zerren, den vierten Theil davon im Eiſe gelaſſen hätte. Sie ſchrie vor Schmerzen, und zwar ſo laut, daß die Bauren herauskamen, und uns im Teiche gewahr wurden.

Da gieng es nun erſt an ein rufen! Sie kamen ſehr hitzig mit Piken, Aexten, und Prügeln, auf uns zugelaufen, auch kamen die Weiber mit ihren Rocken herbey. Man ſchrie: Fang, wirf, ſtich, ſchlag zu! und kurz, mir war niemals bänger, als damals. Mein Weib Gieremuth, geſteht eben das: und mit genauer Noth brachten wir das Leben davon. Wir liefen, daß uns der Schweiß ausbrach. Da war ein Lotterbube, der mit einer großen und langen Pike auf uns ſtach; dieſer that uns den meiſten Schaden: denn er war ſtark, und leicht zu Fuße. Doch zu allem Glücke war es Abend, und die Nacht brach ein; ſonſt wären wir nicht mit dem Leben davon gekommen.

Da liefen die Weiber, wie die alten Hexen, und riefen: Wir hätten ihnen die Schafe todt gebiſſen. Sie hätten uns ſehr gern todtgeſchlagen, und riefen uns alle Schande nach. Wir aber liefen vom Lande wieder zum Waſſer, wo viele Binſen ſtunden: und da mußten die Bauren uns verlieren; dorften auch bey Nachte nicht weiter folgen. So kehrten ſie denn ganz zornig zurück; und wir entkamen mit genauer Noth. Seht, Herr König, das ſind häßliche Dinge; Vergewaltigung, Mord und Verrath: und es gehöret ſich, daß ihr ſolches ohne alle Gnade ſtrafen müſſet.

Al-

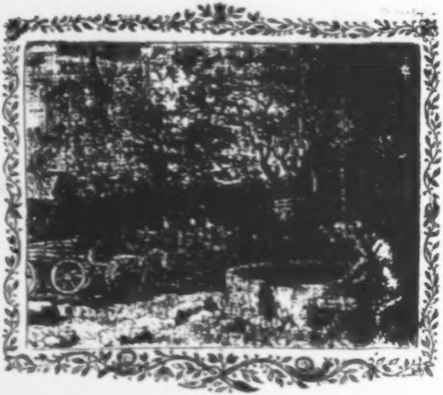
Altmariſche Anmerkungen.

In dieſem erſten Capitel des vierten Buches lehret der Poet ein merkliches Stück, und giebt allen Frauen und Jungfrauen eine Lehre. Nämlich dieſe, daß ſie nicht leichtlich glauben ſollen. Denn wer leichtlich glaubet, der wird bald betrogen; ſonderlich aber Frauen und Jungfrauen. Denn Eva, unſere erſte Mutter, ward, als ſie leicht und bald glaubete, auch ſchnell betrogen. Frauen und Jungfrauen, wenn ſie den Buhlern und Schändern leichtlich glauben, werden eben ſo hintergangen, und ihrer Ehre beraubet; die ſie niemals wieder bekommen. Dieß meynet der Lehrer mit dieſer Fabel, daß der loſe Fuchs die Wölfinn, mit ſchönen Worten, in den Teich brachte, da ſie mit dem Schwanze fiſchen ſollte; wovon ſie aber, ohne große Schande und Schaden, nicht weg kam.

Baumanniſche Anmerkungen.

In dieſem Capitel klaget der Wolf über **Reineken**, wie er ſeine Frau zu Unehren gezwungen habe ꝛc. Hieraus iſt zu lernen, daß ein jeder, beſonders Frauen und Jungfrauen ſich wohl verſehen ſollen, daß ſie den untreuen und loſen Fuchsſchwänzern nicht ſtracks glauben, weil ſie ſonſt betrogen werden; ſondern auf ihre Häuſer und Männer fleißig acht geben ſollen. D. Seb. Brand ſpricht:

Hann ich das vatt in trewen ſeyn
Das er vil gelt für mit im heym
Vorest lüg (ſih) für ſich der gewerr
Wer hat ein hübſch jung weltlich frow
Dann niemand iſt zu trouwen wol
All welt iſt falſch und untruw vol
Menelaus hett ſyn frow behan
Hett er Paryß nit in gelan
Kandaules was ein groſſer tor
Der wyſt ſyn frow eim andern vor
Und ließ ſie ſehen nackt und bloß
Des gab ſie jm ein giften ſtoß
Wer nit ſin freud mag han allein
Dem gſchicht recht das ſie werd gemein
Darum ſoll man han für de heil
Ob erlöt nit gern haben geil.
Vorest den nüt zu trouwen iſt.
Die Welt ſteckt voll beſchiß und liſt



Das zweyte Hauptſtück.

Wie Reineke ſich gegen Iſegrimen den Wolf, verantwortet, und wie er die Wölfinn in die Falle gebracht, eine merkliche Fabel.

Auf dieſe Klage, die Iſegrim wieder Reineken anbrachte, ſprach der König: Darüber wollen wir rechtlich erkennen: doch will ich erſt hören, was Reineke ſaget.

Wäre dieſes wahr, verſetzte dieſer, ſo gienge es meiner Ehre viel zu nahe. Behüte Gott! daß man es ſo befinden ſollte. So viel iſt wohl wahr: ich wies ihr einmal, wie ſie Fiſche fangen ſollte; und wie ſie eine gute Straße nach dem Waſſer zum Teiche gehen könnte. Allein ſie lief ſo begierig darnach, daß ſie nur bald hinkommen möchte, wo ſie die Fiſche nennen hörete, und hielt weder den Weg noch die rechte Weiſe: darum befror ſie auch im Eiſe. Die Schuld lag daran, daß ſie ſo lange ſaß; und ſie würde Fiſche genug gehabt haben, wenn ſie gleich den Schwanz beyzeiten herausgezogen hätte. Allein ſie wollte ſich nicht gnügen laſſen.

Alzuviel begehren, war niemals gut; ja der muß es oft ſelber müſſen. Weſſen Sinn und Gemüth nur dahin geht, und den Geiſt der Gierigkeit bekömmt, der iſt mit vielen Sorgen beladen. Denn einen Geizigen kann niemand ſättigen. So gieng es auch der Frau Gieremuth, als ſie ſo im Eiſe befroren ſtund. Das iſt nun itzo mein Dank, daß ich ihr nach meinem Vermögen half, und ſie heraus heben wollte, da ſie befroren war. Allein es war umſonſt, denn ſie war mir zu ſchwer, und von ungefähr kam Iſegrim dazu. Er ſtund oben an dem Ufer, und fluchete ärger, als man glauben kann.

Ich erſchrack auch freylich wohl, als er dieſen Segen ſprach. Er fluchete mir nicht ein, ſondern zwey, dreymal alles Böſe auf den Hals, und begann vor Zorn laut zu ſchreyen. Da dachte ich: nun iſt es Zeit zu laufen. Beſſer gelaufen, als verfaulet! Und mich dünkte, da wäre nicht lange zu warten. Er drohete ſehr, wie er mich bezahlen wollte: und freylich, wo ſich zween Hunde um einen Knochen beiſſen, da muß der eine verlieren. Darum dünkte michs das beſte zu ſeyn, ſeinem Zorne auszuweichen; denn ſein Gemüth war ganz aufgebracht. Er war nämlich ſehr grimmig, und iſt es itzo noch: und kann ers anders ſagen, ſo leugt er, als ein Schalk. Fraget nur ſein Weib ſelbſt darum: denn was habe ich ſonſt mit ihm zu ſchaffen?

Sehet, Herr König, als er es nun gewahr ward, daß ſie im Eiſe befroren ſtund: ſo ſchalt und fluchete er überlaut, lief auch zu, und half ihr heraus. Was er auch klaget, daß ihn die Bauren ſehr verfolget haben; o! das that ihnen beyden ſehr gut; und erwärmte beyden das Blut, da ſie im Eiſe ſo ſehr erfroren waren. Was ſoll man alſo weiter darauf hören? Es iſt wahrhaftig ein grober Uebelſtand, ſein eigen Weib dergeſtalt zu belügen. Sie ſteht ja hier, man mag ſie fragen: Wäre es wahr, ſo würde ſie wohl ſelber klagen. Ich bitte mir eine Woche Friſt aus, daß ich mich mit meinen Freunden beſprechen, und mich mit ihnen berathen möge, was ich dem Wolfe antworten ſolle.

Da ſprach Gieremuth, des Wolfes Weib: Seht, Reineke, Fuchs, alle euer Weſen iſt Schalkheit, Liſt und Büberey, Lügen, Trügen und Täuſcherey. Ja! wer euren Worten ſicher glaubet, der wird gewiß zuletzt hintergangen. Eure Worte ſind leichtfertig und verworren, wie ichs bey dem Brunnen wohl erfahren habe. Es hiengen zween Eimer daran, ihr aber waret in den einen geſtiegen, und damit niedergeſunken, daß ihr euch nicht wieder erheben konntet. Ihr ſtöhnetet ſehr, und zwar bey Nachte: ich hörte es, und ſprach: Wer hat euch denn da hinein gebracht?

Da ſprachet ihr wieder: Es würde mir ſehr nützlich ſeyn, wenn ich in den andern Eimer ſtiege; denn ſo würde ich Fiſche die Menge bekommen. Ich kam aber zur unrechten Zeit den Weg gegangen; und glaubte, ihr ſprächet die Wahrheit. Ihr ſchwuret auch einen Eid bey eurer Seele; ihr hättet ſo viel Fiſche gegeſſen, daß euch der Leib wehthäte. Das glaubte ich nun, ich dummes Weib! Ich ſtieg in den Eimer; derſelbe ſank nieder, und der andre, darinn ihr ſaßet, ſtieg empor. Das wunderte mich nun ſehr, und ich ſprach zu euch: Wie geht das zu? Darauf verſetztet ihr: So geht die Welt auf und nieder! Das iſt nun ſo der Welt Lauf: und ſo geht es uns beyden auch. Der eine wird erniedriget, der andre erhöhet, nachdem einer viele Tugend beſitzet. So ſind itzo die Staaten der Welt beſchaffen.

Darauf ſprunget ihr davon, und liefet eure Straße. Ich blieb den ganzen Tag da ſitzen, und bekam noch manchen Schlag, ehe ich davon kommen konnte. Denn zween Bauern wurden meiner gewahr; als ich ganz hungrig und betrübt da ſaß, und in ſolcher Angſt war, als niemand glaubet. Doch ich mußte dieß Bad ausgießen. Die beyden Bauern ſprachen unter einander: Sieh, hier ſitzet der unten im Eimer, der uns unſre Lämmer zu erbeißen pflegt. Ja ſprach der eine: zeuch ihn nur in die Höhe, ich will ſehen, daß ich ihn empfangen kann: er ſoll uns hier unſre Lämmer bezahlen. Wie er mich aber empfieng, das war ein rechter Jammer. Da bekam ich Schlag auf Schlag; kurz, ich habe niemals einen betrübtern Tag erlebet; wiewohl ich ihnen zuletzt doch noch entkam.

Das war zu eurem Beſten, ſprach Reineke, daß ihr ſo geſchlagen wurdet. Ich hätte die Schläge ſo gut nicht vertragen können, und unſer einer müßte immer allein leiden. So war es aber damals nicht mit uns beſchaffen. Beyde konnten wir den Schlägen nicht entgehen. Ich lehrete euch gut; wenn ihr mich nur hättet verſtehen wollen: das iſt, daß ihr ein andermal beſſer auf eurer Hut ſtehen, und niemanden zu viel glauben ſolltet: denn die Welt iſt voller Bosheit.

Das iſt wahr, ſprach Iſegrim: ich weis es von Reineken ganz ſonnenklar. Von ihm habe ich den meiſten Schaden. Wie oft hat er mich nicht hintergangen! Ich habe noch lange nicht alles geſaget. In einem Berge in Sachſenland kamen wir zu einem Geſchlechte von Affen, wo ich ſehr geſchändet ward. Er hieß mich in eine Höle kriechen, darinn es ſehr übel war, wie er wohl wußte. Hätte ich nicht plötzlich das Thor zu erreichen geſuchet, es hätte mir gewiß ein Ohr gekoſtet. Er hielt die Aeffinn für ſeine Muhme; und das war ihm zuwider, daß ich noch entkam. Er wieß mich in ihr garſtiges Neſt: ich dachte aber, ich wäre in der Hölle geweſen.

Alkmariſche Anmerkungen.

Aus dieſem Capittel merke vier ſchöne Lehren. I. daß niemand zu viel begehren ſolle. Denn was iſt laſterhafter, als die Unerſättlichkeit? was ungerechter, als das Rauben? was ſchnöder, als die Kargheit? Darum ſprechen die alten Weiſen: Wem ſein Gemüth ängſtlich auf zeitliches Gut erpichet iſt, dem bleibt zuletzt nichts anders übrig, als ein herzliches Trauren, wenn er ſich im Tode davon trennen muß. Nun ſind dem Menſchen zwey Dinge nützlich, als Gottesfurcht und Reichthum. Wer die Gottesfurcht hat, der ſoll in Armuth nicht verzweifeln. Denn durch die Furcht Gottes, die der Weisheit Anfang iſt, wird der Menſch auch zum Reichthume befördert.

Es begiebt ſich auch oft, daß der, ſo zu viel begehret, gar nichts erlanget, wie die Fabel vom Hunde bezeuget, der übers Waſſer gieng: und indem das Fleiſch, das er im Maule trug, im Waſſer einen Schein von ſich gab, meynete, daß da noch ein Stück vorhanden wäre. Er ſchnappte darnach, und ſo entfiel ihm das gefaßte Stück auch, und er ward beyder beraubet. **Eraſmus Alberus** ſchreibt daher:

Die Menſchen ſind der Blindheit voll
Daß ſie meynen, es ſtehe wol
Umb die ſo Reichthum haben vil
Darumb niemandt der ärmiſt ſeyn wil
Meynen es ſey ein köſtlich ſach
Nicht doch im ſo viel Ungemach
Steckt voller Habe und Bitterkeit
Bringt manchen in groß Hertzen leidt.
Darumb ichs in der Wahrheit ſag,
Schlechte Leut haben die beſten Tag.
So viel Genad der Bawersmann
Nit hat daß ers erkennen kan,
Ja wenn er nur ſolchs köndt erkennen,
So möcht man jn wol ſelig nennen.

Durch vier laſterhafte Werkzeuge und Mittel, kann man zu großem Reichthume kommen, ſpricht Cyrillus. 1. Durch unerſättliche Begierde, und wo die nicht iſt, da nimmt der Reichthum ab. Es geht damit zu, wie mit einem Schweine: ſo lange dieſes Begierde und Luſt zur Speiſe hat, nimmt es an Fettigkeit ſtets zu. 2. Durch ein unbilliges Zuſammenſcharren von allen Enden her: wie der Nilſtrom im Sommer, wenn alle Waſſer vertrocknen, alle Feuchtigkeit an ſich ziehet. 3. Durch nichts weggeben, und niemanden was zu Gute thun. 4. Wenn man die erhaltenen Güter mit ängſtlicher Sorge beſitzet. Denn viele ſind um ihren Reichthum gekommen, nicht um des Gebens halber, ſondern weil ſie ſelbſt nicht gute Sorge für die Erhaltung deſſelben getragen. Dieſe Stücke muß derjenige fleißig behalten, der in der Welt reiche Tage zu erleben denket: ſo, daß er im Begehren allzeit geizig, im Zuſammenſcharren unbarmherzig, im Anſichhalten karg, und furchtſam im Verwahren ſey. ꝛc.

Kurz: Reich oder arm ſeyn, beſteht nicht in wenigen, oder vielen Gütern, ſondern im Herzen und Gemüthe. Denn wo ſich das Herz gnügen läßt, da iſt großer Reichthum: und wo das Herz noch mehr fodert, da iſt Armuth; der Güter mögen ſo viele ſeyn, als nur immer wollen. **Freydank** ſaget:

Lebe hie in gedult vff erden
Denn die mag nichtez mer werden,
Als eſſen, trincken vnd ein gewand
Vnd was du haſt von Got erkant.
Man kan ſelten in kurtzer weilen
Mit got vnd recht gros gut ereilen
Dem da genügt an dem was er hat,
Der iſt reych, wie es im auch gat.

Die alten Weiſen ſprechen: Ich habe es erkannt, es ſey nichts nütze, daß jemand in dieſer Welt, weiter, als ſein Stand es heißt, und ihm genug ſeyn mag, ängſtlich etwas ſuche; ſondern ſich genügen laſſe, an einer ziemlichen Nahrung und Behauſung. Denn wenn man einem Menſchen die ganze Welt, mit allen ihren Gütern gäbe: ſo kann er doch nicht mehr davon gebrauchen, als das wenige, das zu ſeinem Leibe nothdürftig iſt: das übrige gehöret andern zu. Drum

Trinck und iß, Gott nicht vergiß
Bewahre dein Ehr, die wird nicht mehr,
Denn um und an, und bald davon.

Renner ſpricht:

Iß und trinck vnd habs für gut
Zeitlich verderben wehe thut
Den Pfenning kanſtu ſparen ſo ſchir
Als gewinnen das glaube mir.

Wer in der Welt handeln ſoll, der kann ſchwerlich unbetrogen bleiben; oder er muß andre betrügen. Dazu iſt es unmöglich bald reich zu werden, ohne andrer Leute Schaden. Darum iſt eben der Reichthum für ſchändlich zu achten. Vormals haben bey den Römern, und noch viel mehr bey unſern alten Deutſchen, die Wucherer vierfältige Strafe, die Diebe aber nur einfache leiden müſſen. Itzo aber gilt es gleich, wenn einer nur reich iſt: er habe es mit Ehren oder mit Schanden erlanget.

II. Iſt hier weiter zu merken, daß itzo in der Welt viele Leute ſind, deren meiſtes Vornehmen dahin geht, daß ſie andre auch zu ihrem Schaden, verhöhnen und verſpotten, verunglimpfen und durchhecheln. Wie hier Reineke des Wolfes und der Wölfinn damit ſpottete, daß er ſprach: Wo ſich zween Hunde um einen Knochen beißen ꝛc. Es war euch beſſer, daß ihr geſchlagen wurdet, als wenn es mich getroffen hätte: denn ich konnte die Schläge doch ſo gut nicht vertragen.

Zu dem Ende ſpricht **Eraſmus Alberus**, und warnet einen jeden, daß er ſich vor ſolchen Spöttern und Ehrenſchändern fleißig in acht nehmen ſolle:

Man ſeh ſich für mit allem Fleiß
Daß ſich niemandt an dem beſcheiß,

Der nichts dann höhn und ſpotten kann
Vnd nur vexiren jedermann
Dann ſolche loſe Leut haben ſunſt
Nichts mehr gelernt dann ſolche Kunſt.
Man könnt kein beſſern Siegmann finden
Dann wer den Zorn kann überwinden.

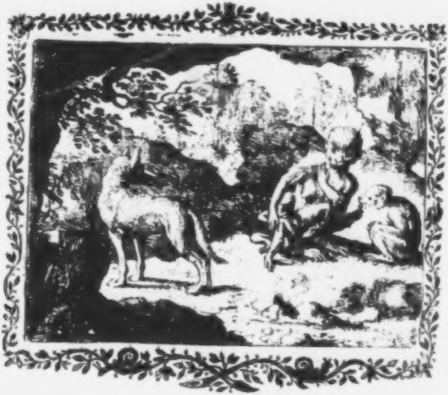
III. Iſt zu lernen, was Reineke hier ſaget: daß ſey der Welt Lauf, daß ein Menſch den andern übervortheile und betrüge: wie er die Wölfinn auch betrog und ſchnellete, daß ſie in den Brunn hinab, und er herauf fuhr. Denn der itzigen Welt große Untreue iſt mehr zu beklagen, als ſchriftlich viel davon zu entdecken.

Wie ſehr verdorben iſt die Welt!
Die Vntrew liegt ſehr ſtark zu felde.
Gerechtigkeit iſt hart gefangen.
Wie hoch thut vnrecht daher prangen.
Wie hoch ſteht Wucher itzt in ehren.
Wie ſchwer kan armut ſich ernehren!
Wie iſt gemeiner Nutz ſo theur,
Wie füllet Eigennutz die ſcheur!
Wie vnverſchampt geht Gwalt für recht,
Wie ſehr wird die Warheit verſchmecht.
Wie gring acht man das Menſchenblut.
Wie wenig hält man ſtraf für gut
Wie führet Reichthum ſo große pracht.
Wie iſt doch Armuth ſo veracht.
Wie ſteht die Weisheit hinter der thür
Reichthum dringt mit Gewalt herfür.
Wie iſt Barmhertzigkeit ſo krank.
Vnd liegen hat ſo weiten gang.
Wo herrſchet der Neid mit gewalt,
Vnd brüderlich lieb iſt erkalt.
Wo iſt die trew ſo ſehr erloſchen.
Vnd Mildigkeit hat ausgedroſchen.
Wo iſt die Demuth gar verſchwunden,
Vnd der Glaub hat tödtliche Wunden.
Wie iſt leibs Wolluſt ſo gar mächtig,
Vnd die hoffart ſo groß vnd prächtig.
Wo herrſcht das Schmeicheln ſo gewaltig.
Vnd nachred iſt ſo mannigfaltig.
Wie gern hört man new Zeitung bringen.
Vnd iſt groſſer Betrug in Dingen
Wo iſt die Kunſt ſogar vnwerth.
Vnd die Thorheit recht groß auff erdt
Wo findt man Mäßigkeit ſo ſelten
Vnd Völlerey ſo viel muß gelten
Wie ſehr muß itzt die vnſchuld ſchweigen.
Vnd gar löblich iſt Mord'n vnd Kriegen.
Wo iſt der Eigenruhm ſo groß
Vnd die Begierde ſo grundlos.
Wo ſind all Ding ſo eigennützig
Vnd Räuberey geſchicht ſo trotzig.
Wo iſt all Geſellſchaft ſo vntrew,
Vnd borgen hat ſehr viel nachrew.
Wo iſt in aller Wahr betrug
Vnd Schuldner nehmen lang verzug.
Wie falſch iſt itzt die Chriſtenheit
Vnd gar ſeltſam die heyligkeit
Wie wenig hält man Gotts geboth,
Vnd iſt gantz unbereyt zum todt

Wie ſchlecht hat man auffs ewig acht,
Doch ſtets man auf das zeytlich tracht.
Wie unwerth hört man Gottes wort,
Vnd wenig leben darnach führt
Mit kurzem Summa ſummarum
Was in der Welt iſt ſchlecht und frumb
Muß von der Welt verachtet werden
Was aber liſtig iſt auf erden,
Schalckhaft, betrüglich auf der ban,
Das nennt die Welt ein' g'ſchickten Mann.

IV. **Reineke** ſaget endlich, daß die Welt voll Bosheit ſey. Denn die heilige Schrift bezeuget, daß die ganze Welt in Bosheit erſeſſen, und dazu die Bosheit ſelber ſey. Die alten Weiſen vergleichen dieſe betrügliche Welt, mit einem tiefen Brunnen, in welchem ſich ein Mann, der von einem Lewen gejaget ward, daß er nicht zerriſſen würde, hinein ließ, und ſich mit beyden Händen an ein paar kleinen Reiſern erhielt, die an dem Brunnen gewachſen waren: er ſetzete einen Fuß auf einen runden Stein, ſah auch vier grauſame Thiere mit offenen Rachen auf ſich zulaufen, die ihn verſchlingen wollten. Als er nun unter ſich in den Brunnen ſah, ſieht er einen gräulichen Drachen, mit offenem Munde ſeiner warten. Er ſah auch eine große ſchwarze und weiße Maus, bey den Reiſern, daran er ſich hielt, beſchäfftiget dieſelben abzunagen. Dieſer Menſch nun, als er in ſolchen Aengſten ſtund, und nicht wußte, wann ſein Ende vorhanden wäre, ſah neben ſich zwiſchen zween Steinen ein wenig Honigſeims; davon leckete er mit der Zunge, und über der Süßigkeit vergaß er ſich ſelbſt vorzuſehen, wie er von ſeiner Angſt erlediget werden möchte; ſo, daß er in den Brunnen fiel, und zu Grunde gieng ꝛc.

Durch den Brunnen iſt dieſe Welt zu verſtehen. Die vier Thiere ſind die vier Elemente, von welchen alle Menſchen zum Tode gefodert werden. Die zwey Reiſer bedeuten das Leben des Menſchen; die weiße Maus den Tag, die ſchwarze die Nacht, welche ſtets an dem Leben des Menſchen nagen. Durch den Drachen wird des Menſchen Grab, das ſtündlich ſeiner wartet, verſtanden. Das wenige Honigſeims bedeutet die vergängliche Wolluſt dieſer Welt, durch welche ſich mancher Menſch in ewige Unruhe verſenket.



Das dritte Hauptſtück.

Reineke erzählet von den Affen, oder Meerkatzen, daß dieſelben nicht ſeine Muhmen ſind, noch eine andre Fabel.

Reineke ſprach zu allen Herren, die mit ihm da bey Hofe waren: Iſegrim iſt nicht wohl bey Sinnen, da er itzt von der Aeffinn ſpricht: und ſeine Worte ſind nicht zu verſtehen. Es ſind nun wohl drittehalb Jahre, daß ich ihm ins Land zu Sachſen folgete, wohin er mit großem Praſſen reiſete. Es iſt aber alles gelogen, was er ſaget: denn es war ein Meerkatzen-Geſchlecht. Und er ſaget auch das mit Unrecht, und bloß mir zuwider, daß Meerkatzen meine Muhmen ſind. **Frau Rückenau**, und **Martin** der Affe, die ſind meine Muhme und mein Vätter. Er iſt Notarius und verſteht das Recht. Was aber **Iſegrim** von den Meerkatzen erzählet, das ſaget er bloß mir zum Spotte; denn ich habe nichts mit ihnen zu thun; ſie ſind niemals meine Freunde geweſen, und ſehen aus, wie der Teufel aus der Hölle: daß ich aber die Meerkatze einmal meine Muhme hieß, das that ich um des Genuſſes halber. Und dabey war nichts zu verlieren; ſonſt hätte ich ſie gewiß erfrieren laſſen.

Das vierte Hauptſtück.

Wie Reineke den Wolf unter die Meerkatzen bringet, wo er in große Lebensgefahr kam.

Seht nur, Herr König, wir giengen außer dem Wege, hinterm Berge herum, und ſahen da eine finſtre, lange und tiefe Höle. Iſegrim war vor Hunger ganz matt; denn ich habe ihn niemals ſo ſatt geſehen, daß er nicht gern noch mehr gehabt hätte. Ich ſprach zu ihm: In der Höle, die ich euch da weiſe, müſſet ihr nothwendig Speiſe finden; denn der da wohnet, muß uns gewiß was mittheilen.

Da verſetzte **Iſegrim**: Oheim **Reineke**, ich will hier unterm Baume warten, geht, fraget nach; ihr ſchicket euch beſſer dazu, als ich: und ſo wollte er mich in die Falle bringen. Wenn ich nun daſelbſt was zu eſſen fände, ſo ſollte ich es ihm zu wiſſen thun.

Ich gieng hinein, durch einen krummen und langen Gang, darinn mir angſt und bange ward. Dieſe Angſt nun, wollte ich nicht um zwanzig Pfunde (*) noch einmal ausſtehen. Denn es waren daſelbſt ſo viel häßliche Thiere, kleine, große, und mittelmäßige; und die waren alle Kinder derſelben Meerkatze. Die Meerkatze ſelbſt lag in ihrem Neſte, und ich dachte, es wäre der Teufel ſelbſt.

Sie hatte ein weites Maul, und lange Zähne, ſehr lange Nägel an Händen und Füßen, auch einen langen Schwanz dazu. Niemals habe ich ein häßlicher Thier, als ſie geſehen. Die Jungen waren ſchwarz, und von ſeltſamer Art; und ich dachte nicht anders, als daß es lauter junge Teufel

---

(*) Entweder der Verfaſſer meynet hier franzöſiſche Pfunde, oder Livres; oder er meynet auch altdeutſche Münze, die man gleichfalls nach Pfunden von Pfennigen zu zählen pflegte.

Teufel wären. Sie ſahen mich ſehr gräulich an: und ich dachte: Ach wäre ich nur wieder heraus! Sie war größer als Iſegrim, und ihre Kinder faſt eben ſo groß. Sie lagen da in dem faulen Heue, bis an die Ohren mit Kothe beſudelt; und es ſtank daſelbſt, wie das hölliſche Pech. Und kurz, ich habe niemals was häßlichers geſehen.

Da war es nun nicht dienlich, die Wahrheit zu ſagen. Denn ihrer waren viele; und ich nur allein: und dazu ſahen ſie alle ſehr grämiſch aus. Darum erfand ich nun einen andern Anſchlag. Ich grüßete ſie ſchön, obgleich nur verſtellt; und that, als ob ich ſie kennete. Ich hieß die Meerkatze Muhme, und ihre Kinder meine Neffen. Ich ſprach: Gott erhalte euch lange geſund! dieß ſind eure Kinder, das ſehe ich wohl. Bey Gott! ſie gefallen mir über die Maßen wohl. Wie luſtig, und ſchön ſind ſie nicht! Ein jeder davon könnte eines Königes Sohn ſeyn. Darum mag ich euch wohl mit Rechte loben, daß ihr unſer Geſchlecht ſo vermehret. Ich würde mich herzlich erfreuet haben, wenn ich von dieſen meinen Oheimen etwas gewußt hätte: denn man brauchet ſie ja zur Zeit der Noth bisweilen.

Als ich ihr nun ſo ehrerbiethig begegnete, das ich doch nicht ernſtlich ſo meynete; da that ſie auch, als ob ſie mich kennete. Sie hieß mich Oheim, und war ſehr vergnügt: ob ſie mir gleich gar nicht angehöret. Und was ſchadet es mir, daß ich ſie Muhme hieß? wenn mir gleich der Angſtſchweiß dabey ausbrach. Freund Reineke, ſprach ſie zu mir, ſeyd uns willkommen! Seyd ihr auch noch hübſch geſund? Es iſt mir eine rechte Freude, daß ihr zu mir gekommen ſeyd. Ihr ſeyd ein kluger Mann, und könnt eure kleinen Oheime lehren, wie ſie zu Ehren kommen ſollen.

Seht, das alles hörete ich dergeſtalt zur Antwort, und verdiente es bloß mit einem Worte, daß ich ſie Muhme hieß, und die rechte Wahrheit verſchwieg. Nun wäre ich zwar gern wieder weg geweſen: allein ſie ſprach: Oheim, ihr ſollt mir nicht weggehen, ehe ihr eine gute Mahlzeit bey mir gegeſſen habt. Da trug ſie mir nun mit allem Fleiße ſo viele Speiſen auf, daß ich ſie nicht alle nennen kann, von Hirſchen und Rehen und anderm Wildbrät. Es wunderte mich recht, wie ſie dazu gekommen war. Ich genoß davon, was mir beliebte, und aß mich recht ſatt. Da ich genug hatte und ſatt war, gab ſie mir noch ein Stück von einem Hirſche, für mein Weib und meine Kinder mitzunehmen. Seht, darauf nahm ich Abſchied von ihr, und ſie ſprach: Reineke, kommet oft wieder her! Das verſprach ich ihr, und gieng wieder heraus; denn es war nicht ſehr gut darinnen. Es roch da faſt nach der Wiege, und ich hätte faſt den

Tod davon gehabt: es war noch gut, daß es ſo ausfiel, und ich machete mich ſchnell auf die Beine, zum Thore hinaus, wo ich hineingekommen, und wo ich Iſegrimen wieder fand. Er lag und ſtöhnte unter einem Baume. Wie geht es euch, Oheim? ſprach ich zu ihm. Nicht gar wohl, verſetzte er mir. Ich muß umkommen: denn wie mich dünkt, ſo ſterbe ich vor Hunger. Sein Elend erbarmete mich, und ich gab ihm das Stück, das mir in der Hőle gegeben ward. Er aß, und es ſchmeckete ihm ſehr wohl; ja er wußte mirs großen Dank: wiewohl itzo dieſe Gunſt ſehr ſchwach geworden iſt.

Als nun Iſegrim gegeſſen hatte, ſprach er: Oheim Reinecke, ſaget mir doch, wer da in der Hőle wohnet? und wie es darinnen ausſieht, gut oder übel? Ich ſagte die Wahrheit, und gab ihm die beſten Lehren. Es iſt ein ſehr garſtiges Neſt, ſprach ich; doch zu eſſen, iſt genug darinnen. Wollet ihr, daß man euch was mittheilen ſoll, ſo geht hinein; aber ſehet euch wohl vor, daß ihr nicht die Wahrheit ſaget. Die liebe Wahrheit müßt ihr dießmal ſparen, ſage ich, wenn ihr glücklich ſeyn wollet. Denn wer immer die Wahrheit ſprechen will, der muß auch viel Verfolgung leiden; und oft vor der Thüre ſtehen bleiben, wenn andre in die Herberge kommen. So hieß ich ihn denn in die Hőle gehen, wo er wohl würde empfangen werden: nur was er da ſähe, ſollte er ungeſtöret laſſen, und ſprechen, was man gerne hörete.

Seht Herr König! das waren meine Worte, die ich ihm auf den Weg mitgab: und ſo gieng er fort; that aber gerade das Gegentheil davon. Hat er nun darüber etwas bekommen, ſo iſt es fürwahr ſein eigener Schaden: denn warum iſt er meinem Rathe nicht gefolget? So grau auch ſeine Zotteln ſind, ſo will doch keine Weisheit hinein. Sie achten im Grunde nichts darauf, darum haſſen ſie auch die ſchlauen Feinde; weil ſie keinen liſtigen Rath verſtehen. Ich lehrte Iſegrimen zum voraus, er müßte, wenn er ſich vor Schaden hüten wollte, die Wahrheit ſparen. Er aber ſagte mir, das wüßte er ſelber wohl: und damit gieng er in die Hőle.

Da fand er nun die Meerkatzen ſitzen, die da ausſahen, wie der Teufel ſelbſt. Sie erſchrack ſehr mit ihren Kindern: er aber rief: Hilf Gott! was für ſcheußliche Thiere ſind das! Sind das alles eure Jungen? oder ſind ſie aus der Hőlle ſelbſt entſproſſen? Geht, erſäufet ſie, das iſt mein Rath. Was ſoll dieſer böſe Samen auf der Welt? Gehörten ſie mir, ſo wollte ich ſie alle henken: Denn man könnte junge Teufel damit fangen, wenn man ſie auf einen Moraſt brächte, und ſie da auf das Rohr bände. Wie garſtig ſehen ſie nicht aus! Sie mögen wohl mit Rechte Möraffen heißen.

Die Meerkatze verſetzte ſogleich: Welcher Teufel hat euch denn Bothen geſandt? Was habt ihr uns hier zu äffen; oder was habt ihr hier zu ſchaffen? Sind meine Kinder häßlich, oder ſchön; was habt ihr damit zu thun? Reineke, der Fuchs, iſt doch gewiß klug; der war heute auch bey uns, und ſprach: dieſe meine Kinder wären ſchön, geſittet, und von guter Art. Er hielt ſie für ſeine nahen Anverwandten; und das kaum vor einer Stunde. Behagen ſie euch nun nicht ſo gut, als ihm: wer hat euch denn hieher gebethen? Das ſage ich euch, Iſegrim, wenn ihrs wiſſen wollet.

Da foderte Iſegrim von ihr etwas zu eſſen. Gebt her, rief er, oder ich helfe euch ſuchen: denn das iſt mir nützlicher, als dieſen Geſpenſtern. So wollte er ſich nun mit Gewalt die Speiſe nehmen: aber da bekam er, was ihm zugedacht war. Die Meerkatze ſprang auf und biß, ſie klauete und zerrete mit ihren Nägeln; ihre Kinder machtens eben ſo, biſſen und klaueten aufs gräulichſte. Er aber fing an zu heulen und zu ſchreyen; das Blut lief über ſeine Backen, und er ſetzete ſich nicht einmal zur Wehre, ſondern lief wiederum eiligſt heraus. Da ich ihn nun erblickte, war er erbärmlich zerbiſſen, zerklauet, und zerriſſen. Er hatte manches Loch um den Kopf bekommen, und war ganz naß von Blute. Ein Ohr hatten ſie ihm wacker gepflücket, und das andre Fell ziemlich gezauſet. Als ich ihn nun ſo zerläſtert anſichtig ward, fragte ich ihn: ob er auch irgend die Wahrheit geſaget hätte?

Er ſprach: ich ſagete, wie ichs befand. Die garſtige Hure hat mich beſchimpfet. Wäre ſie hier außen, ſie ſollte mirs theuer bezahlen. Wie kommen euch, Reineke, zumal ihre Kinder vor? Wie garſtig und häßlich ſehen ſie nicht aus! Da ich nun das ſagte, ſo war es geſchehen! Ich verſcherzte damit ſogleich ihre Gnade, und kam alſo ſehr übel bey ihr an.

Da verſetzte ich: Seyd ihr denn verkehrt? So habe ichs euch nicht gelehret! Ihr hättet ſo zu ihr ſagen ſollen: Liebe Muhme, wie geht es euch doch? und euren ſchönen Kindern miteinander? Sie ſind alle, groß und klein, meine lieben Neffen.

Iſegrim verſetzte: Ehe ich ſie wollte Muhme heißen, und ihre Kinder meine Neffen: ſo wollte ich ſie lieber dem Teufel überlaſſen. Ihrer Freundſchaft kann ich gar wohl entbehren; denn es iſt das ärgſte Lumpenpack von der Welt. Seht, Herr König, ſo empfing nun Iſegrim für ſeine Aufführung auch dergleichen Lohn. Saget er alſo nicht mit Unrechte, daß ich ihn verrathen habe? Fraget ihn ſelbſt, ob es nicht ſo geweſen: denn er war damals ſelbſt mit dabey.

Alkmariſche Anmerkungen.

In dieſem Capitel lehret der Dichter zwey Stücke, das I. iſt eine Lehre, daß, wenn jemand in böſer ungenügſamer Geſellſchaft iſt, wo er beſorget, daß er ſich nicht losmachen kann, ohne die Wahrheit zu verletzen, der ſoll klug ſeyn, und ſich ſelbſt wohl verſehen, daß er nicht eine ſolche Lüge ſage, die jemanden zu nahe trete: hingegen kann er wohl ſchöne Worte brauchen; ob ſie gleich nicht alle wahr ſind, daß er nur mit dem Leben davon komme.

Das II. was der Lehrer mit dieſer Fabel meynet, iſt, daß grobe unglimpfliche Menſchen keinen weiſen Rath verſtehen, und eine gute Liſt will nicht in ihren Kopf.

Baumanniſche Anmerkungen.

I. Erzählet Reineke, wie er zur Meerkatze hineingekommen, ihr gute Worte gegeben, und es doch nicht ſo gemeynet habe. Daraus iſt zu lernen, daß es noch itzo überall viele Menſchen in der Welt giebt, die es nicht von Herzen meynen, was ſie ſagen. Wenn ſie von weiß reden, ſo denken ſie ſchwarz: und wenn ſie lachen, ſo meynen ſie es feindlich mit der Sache; ja ſie können aus einem Munde kalt und warm blaſen. Und ſolche Männer werden itzo weiſe, erfahrne und kluge Männer genennet. Aber vor ihrer Gemeinſchaft ſoll man ſich fleißig hüten, und ſolche doppelte Leute, aller Möglichkeit nach, vermeiden, und an ihrem Weſen erkennen lernen.

Man lieſt nämlich von einem Waldgotte Satyrus, der oben als ein Menſch, unten aber als ein Bock gedichtet wird, daß er einsmals durch große Kälte gedrungen, zu einem Bauren ins Haus gekommen. Und da er ſah, daß der Bauer in die Hände bließ, fragete Satyrus, warum er das thäte. Der Bauer erwiederte; damit er ſie erwärmen möchte. Sodann bließ der Bauer auch auf den heißen Brey: und Satyrus fragete, warum er auch das thäte? Der Bauer antwortete, um das Eſſen zu kühlen; denn es wäre ihm zu heiß. Sogleich machete ſich Satyrus davon, und ſprach: Nein, nein! mit ſolchen Leuten mag ich keine Gemeinſchaft haben, die kalt und warm aus einem Munde blaſen können. Hiemit haben die alten Weiſen gewarnet, daß man ſich vor böſen Zungen, die anders reden, und anders denken, fleißig in acht nehmen ſolle.

Solche doppelte Zweyzüngige können auch jedermanns Gebrechen entdecken und tadeln: Aber ihre eigene Laſter und Schande meiſterlich verbergen; ohne an die äſopiſche Taſche zu gedenken. Dieſer pflegte zu ſagen, jedermann hätte zwo Taſchen an ſich hangen; die eine auf dem Rücken, darinn er ſeine Gebrechen und Laſter hätte; die andre vor ſich im Angeſichte, darinn der andern Menſchen Sünden und Gebrechen lägen. Und dieſe ſähe ein jeder allezeit, die ſeine aber nimmermehr.

II. Iſt zu merken, wie Reineke den Wolf unterrichtet, was er bey der Meerkatzen reden ſolle. Iſegrim aber iſt hier ein Bild derer, die keinen Unterricht annehmen, ſondern nach ihrem groben, plumpen und tollen Kopfe, herausfahren, und ſprechen, was ihnen vor den Mund kömmt; wodurch ſie oft in Unglück und Gefahr kommen. Die alten Weiſen ſprechen: unterweiſe nicht den, der nicht will unterwieſen ſeyn; lehre nicht den, der nicht lernen will, ſtrafe auch nicht den, der ſich nicht ſtrafen läßt. Denn einen Stein, den eine Hacke nicht brechen kann, den unterſtehe dich nicht mit deinem guten Schwerte zu hauen. Erkühne dich auch nicht, das zu einer Weyde zu machen, was ſich nicht biegen läßt: denn das iſt unnütze und verlohrne Arbeit.

III. Spricht Reineke, in Iſegrims Unterrichte, daß er die Wahrheit bey der Meerkatze ſparen ſolle. Daraus iſt zu lernen: wenn jemand bey böſer hinterliſtiger Geſellſchaft iſt, wo er ſich nicht vermuthet ohne Gefahr wegzukommen, wenn er die Wahrheit offenbar reden wollte: der ſolle der Wahrheit zum Beſten, indem ſie daſelbſt nicht gern gehöret wird, und keinen Nutzen ſchaffen mag, auch mit derſelben an ſich halten, bis auf bequemere Zeit und Gelegenheit. Alsdann aber ſolle er dieſelbe, mit gebührender Beſcheidenheit, frey, offenbar, heraus ſagen, ſollte es ihm gleich Ungunſt und Schaden bringen. Denn obwohl derjenige, der die Wahrheit zu dieſer Zeit redet, ein unangenehmer Gaſt iſt, und ſchwerlich Herberge erlanget: dennoch ſoll zu rechter Zeit die Wahrheit nicht verſchwiegen werden. Denn

Um Warheit leyd der frome not,
Das im verurſacht auch den tode,
Vnd doch iſt beſſer leyden peyn,
Als in der gunſt der böſen ſeyn.

Es liegt aber am Tage, daß viele Menſchen, die auch für Verfechter der Wahrheit gehalten ſeyn wollen, nach Reinekens Rathe, auch in göttlichen Sachen, der Wahrheit zu großem Nachtheile, um ihres Eigennutzes willen, und den Menſchen zu gefallen, wo ſie einen Vortheil vermuthen, die Wahrheit zu reden, an ſich halten; und immerzu lehren, wie man chriſtlich leben und brüderlich handeln ſolle. Allein nichts kömmt weniger mit ihrem Lehren überein, als ihr eigenes Leben und Wandel: und es iſt nicht wenig zu erbarmen, daß die H. Schrift, alſo jedermanns Schanddeckel ſeyn muß; vornehmlich ſogar dererjenigen, ſo dieſelbe lehren und predigen. Denn wie der Ritter, **Hans von Schwarzenberg**, ſpricht:

Die heilge Schrifft hat billig lob,
Sie ſchwebet allen Künſten ob,
Wan ander Künſt geprechlich ſind,
Durch diſe werd wir gottes Kind.

Gott aber wird ſolches an ihnen nicht ungeſtrafet laſſen, und der Teufel ſtellet ihnen ſeine Stricke, und drohet ohne Unterlaß mit dieſen Worten:

Du meynſt in der Theologei
Seiſt gantz von meinen ſtricken frey
Geitz, unkeuſch, hoffart, ich dir ſtell
Damit ich vil deins gleichen fell,
Solchs gifft beſtreich ich mit der ſüſſ,
Biß das ich damit fach dein füß
Bring ich dich recht in aine der ſtück,
Entrinſt du mir, ſo haſtu glück.

Und das Memorial der Tugend ſpricht:

Vil leren wie man recht ſoll thon,
Vnd iſt ir leben weit davon
Ich halt ir ſagen für ain mär,
Vnd mich daran gar wenig ker
Dann welcher Artzt kan guten grund
Der macht ſich billig ſelbſt geſund.
Darumb lach ich mich ſolcher ſtraff,
Wie offt der traumer thut im ſchlaff.
Du ſet gar aller haſſ im mut
Rath ainer das er ſelber tut.

⁂

Das fünfte Hauptſtück.

Als Iſegrim Reineken nicht überwinden konnte, da foderte er ihn zum Kampfe, und warf ihm einen Handſchuh zu, wie vormals gebräuchlich war.

Da hub Iſegrim wieder an: Wollen wir endlich dem Dinge ein Ende machen? Was wollen wir allezeit ſo zanken? Wer Recht hat, der wird auch wohl Recht behalten. Reineke ihr ſollt nun euren Willen haben: ich will mit euch einen Kampf wagen. Habt ihr denn recht, ſo wird es ſich ſchon finden. Ihr ſprecht hier von der Affen Höle, wie ich in großer Hungersnoth war, und ihr mir was zu eſſen brachtet. Das war nun ein bloßer Knochen, wenn ihrs wiſſen wollet: denn das Fleiſch hattet ihr ſchon davon abgezehret. Ihr ſpottet meiner nur gar zu ſehr, und tretet meiner Ehre zu nah. Ihr habet manches ſpöttiſches Wort mit Lügen auf mich zu bringen geſuchet: wie ich dem Könige nach dem Leben geſtanden. Ihr verſprechet dem Könige einen Schatz, aber er hat denſelben noch nicht geſehen. Ihr habet mein Weib, die Wölfinn, geſchändet, daß ſie es nimmer verwinden kann. Das iſt die Sache, der ich euch bezeuge; und wir wollen um altes und neues kämpfen. Ich fodre euch alſo itzund zum Zweykampfe. Ich ſage, daß ihr ein Verräther und Mörder ſeyd: und darüber will ich mit euch auf Leib und Leben kämpfen; ſo mag unſer ganzer Zwiſt endlich aufhören. Wer den Kampf ausbiethet, das iſt Rechtens, der pfleget dem andern einen Handſchuh zu geben. Da habt ihr denſelben: nehmet ihn zu euch, es ſoll ſich nun bald geben! Ihr, Herr König, und alle ihr Herren habet es gehöret, und möget dabey ſeyn! Er ſoll mir aus dieſem Rechte nicht weichen, ehe dieſer Streit beygeleget iſt.

Da dachte Reineke in ſeinem Sinne: das wird nun Leib und Gut gelten! Er iſt groß, und ich bin klein; wird es dießmal verſehen, ſo iſt meine ganze Liſt verlohren. Doch habe ich einen Vortheil zum voraus. Es ſoll nicht nach ſeinem Willen gehen. Ich ließ ihm vorhin die Klauen abſchneiden; und davon iſt ſein Zorn noch nicht abgekühlet: ich hoffe aber, daß er es noch fühlet. Indeſſen ſprach er zum Wolfe: Iſegrim, ihr ſeyd ſelbſt ein Verräther. Alles was ihr mir hier zur Laſt leget, das lüget ihr alles, wenn ihr es ſaget. Mit euch zu kämpfen, das muß ich wagen, und denke nicht dabey zu verzagen. Ihr bringet mich alſo dahin, wo ich gerne wäre: denn das iſt allezeit mein Wunſch und Begehren geweſen. Iſegrim lüget alles, was er ſaget: darauf ſetze ich hier ein Pfand ins Gericht.

Der König empfing alſo das Pfand, von Reineken und Iſegrimen dazu, und ſprach: Ihr müſſet nun beyde Bürgen ſetzen, daß ihr morgen zum Kampfe erſcheinen wollet. Ihr ſeyd von beyden Theilen verworren, und man kann eure Klage nicht immer hören. Iſegrims Bürgen wurden alſo **Hinz** der Kater, und **Braun** der Bär. **Mönke** der junge aber, **Martins** des Affen Sohn, und **Grimbart** der Kühne, wurden Bürgen für Reineken.

◆ ◆ ◆

Alkmariſche Anmerkungen.

Wer Alters war es eine Gewohnheit, daß etliche Edelleute oft gegen einander zu kämpfen pflegten; davon ſehr viel in den Geſchichten von den Römern und andern Büchern und Chroniken ſteht. Doch dorfte niemand ohne Erlaubniß des Königes oder Landesherrn kämpfen, oder auf Leib und Leben fechten. Denn wann der Herr oder König des Landes den Zweykampf erlaubete, ſo mußten die zweene entweder ins Gefängniß gehen, oder Bürgen ſetzen, daß ſie am geſetzten Tage zum Kampfe ſich ſtellen wollten. Dieſes meynet der Lehrer hier, daß Reineke und Iſegrim Bürgen ſetzen: und mittlerzeit biß an den Tag des Kampfes iſt ein jeder bey ſeinen Freunden geweſen, die ihm tröſtlich zuſprachen, und ihnen einen Muth machten. Ja ſie hatten auch gewiſſe Fechter, die in ſolchen Dingen erfahren waren: dieſe lehreten die Kämpfer, wie ſie ſich verhalten ſollten. Dieß meynet der Dichter in dem folgenden Kapitel.

Baumanniſche Anmerkungen.

I. Sprechen die alten Weiſen, daß es ein unnützer Rath ſey, daß einer Krieg und Blutvergießen ſuche. Denn ein weiſer Mann ſoll ſich vor Krieg und Zwiſt bewahren, ſo ſehr er kann; auch niemanden rathen, ohne Urſache Krieg anzufangen, ſich in Zweykämpfe einzulaſſen, oder hoher und gewaltiger Frauen Liebe nachzuſtellen. Denn wer ſolches anfängt, der muß zuletzt das Böſe annehmen, das über ſeinen eigenen Kopf kömmt.

Eben ſo geht es hier auch Iſegrimen, indem er Reineken im Kampfe zu erlegen glaubet, weil er der ſtärkſte war. Gleichwohl ward er ſelbſt von Reineken endlich überwunden und beſchimpfet. So geht es derowegen: wer nach eines andern Unglücke und Verderben ringet, der fällt oft in die Grube, die er dem andern gegraben hat.

II. Iſt hier zu merken, daß, nachdem Iſegrim Reineken nicht mit genugſamer Klage überwinden kann (denn dieſer wußte ſich meiſterlich zu entſchuldigen:) ſo entſaget er ihm, und fodert ihn zum Kampfe. Zum Zeichen deſſen, reichet er ihm einen Handſchuh. Denn dieſes gehöret zum Kampfe: und es iſt noch heutiges Tages ein unehrbares und unmännliches Stück, auf einen zuſchlagen, dem man nicht vorher die Feindſchaft angeſaget hat. Daher gehöret zu einem ritterlichen Kampfe, daß man dem andern den Kampf anbiethe, und ihn zuvor warne, daß er ſein beſtes thue; ſonſt iſt es mörderiſch, und unadelich. Die Vernunft lehret, daß niemand feindlich ſoll überzogen werden, er ſey denn vorhin für einen Feind erkläret, und ihm ſeine Feindſchaft zu wiſſen gethan worden. In der alten Deutſchen Geſchäfften wird gemeldet, daß wenn einer den andern zu Boden geſchlagen, er ihn wieder hat aufſtehen laſſen, damit er ſich wehren dörfen, ſo lange er gekonnt hat. Sie haben ſich alſo mit männlichem Gemüthe und wehrhafter Hand, ohne falſch geſchlagen. u. ſ. w.

III. Wird hier endlich gemeldet, daß vor Alters gebräuchlich geweſen, daß viele von Adel, gegen einander um Ehre, Adel und guten Namen zu beſchützen, gekämpfet haben, wie man in den alten Hiſtorien lieſt. Und niemand dorfte ſich, ohne des Königes, oder Landesfürſten Bewilligung in einen Kampf auf Leib und Leben begeben. Bewilligte nun der Herr den Kampf, ſo mußten beyde Kämpfer Bürgen ſtellen, und den beſtimmten Tag zum Kampfe kommen.

So hielten unſre Vorfahren, die alten Deutſchen, Kämpfe, Ritterſpiele und andre Turniere, in welche ſich auch niemand begeben dorfte, er wäre denn frey von allen offenbaren Laſtern, als von Ehebruch und Hurerey, von Wucher und Kaufmannſchaft. Jetzund aber iſt das alles aus, und es gilt keine Ehrbarkeit mehr. Denn itzo kann keiner mehr ein rittermäßiger Mann ſeyn, er ſey denn ein Ehebrecher. Dazu treiben die Herren vom Adel itzo offenbar Kaufmannſchaft, und ſind Wucherer. Es wäre aber viel beſſer, daß ſich ein jeder Stand nach ſeiner Gebühr hielte: ein Bauer ein Bauer bliebe, ein Edelmann ein Edelmann, ein Kaufmann aber ein Handelsmann: ſo ſtünde es viel beſſer, als itzo, da ein jeder thut, was ihn nur gelüſtet.

Das ſechſte Hauptſtück.

Wie die Aeffinn Reineken unterrichtete, und ſeine andern Freunde, die Nacht über bey ihm blieben.

Da ſprach die Aeffinn zu Reineken: Freund Reineke, nun ſeyd klug von Sinnen! Mein Mann, und euer Oheim, **Martin**, der itzo nach Rom gezogen iſt, lehrte mich einmal ein gutes Gebeth, das der Abt von **Schluckauf** geſetzet hat. Dieſer Abt hatte Martinen lieb, und gab ihm dieß Gebeth in einem Briefe, und ſprach: dieß Gebeth iſt allemal für den ſehr gut, der in den Streit gehen ſoll. Man muß es früh morgens nüchtern über ihn leſen, ſo ſoll er den Tag über von aller Noth frey, und ſelbſt vor dem Tode ſicher ſeyn. Zu allen Stunden deſſelben Tages kann ihn auch keiner verwunden: er wird auch von allem Böſen erlöſet. Darum lieber Oheim, ſeyd nur getroſt. Ich will es morgen über euch leſen, ſo dörft ihr euch vor dem Tode nicht fürchten.

Reineke ſprach: Meine liebe Muhme, ich danke euch gar ſehr dafür! Meine Sache iſt gerecht über alles, das wird mir am meiſten helfen.

Reineckens Freunde blieben über Nacht bey ihm, um demſelben die Sorge zu vertreiben. Die Aeffinn, Frau **Rückenau**, war ihm ſehr gut und treu. Sie ließ ihm zwiſchen Kopf und Schwanz, und auch um die Bruſt nach dem Bauche zu, alle ſein Haar abſcheeren; und ihn dazu mit Oele beſtreichen. Reineke aber war rund, fett, und wohl zu Fuße.

Sie ſprach zu ihm: Reineke, ſeht wohl zu, was ihr thut! Höret guter Freunde Rath, das wird euch gut thun, und niemals ſchaden. Trinket itzo etwas viel, und wenn ihr in den Kreis gekommen ſeyd, ſo haltet euer Waſſer mit Macht, ſo lange als ihr könnet. Hernach ſehet zu, daß ihr euren haarigten Schwanz mit eurer Feuchtigkeit anfüllen könnet; und ſchlaget damit dem Wolfe um den Bart: könnet ihr ihm aber die Augen treffen, ſo werdet ihr ihm dieſelben finſter machen. Dieſes könnte euch ſehr frommen, ihm aber zu großem Hinderniſſe gereichen. Dieß alles müſſet ihr nun wagen. Laſſet ihn aber erſt angreifen und euch jagen; und dann laufet gegen den Wind, wo man viel Staubes und Sandes antrifft, daß ihm derſelbe in die Augen fliege. Darauf könnet ihr euch von ihm drehen. Indem er nun ſeine Augen wiſchet, ſo denket nach eurem Vermögen auf euren Vortheil; und ſchlaget ihm mit eurem Harne in die Augen: ſo wird er nicht wiſſen, wo er iſt.

Seht, lieber Oheim! ſo iſt es itzo beſchaffen. Nun müſſet ihr euch erſt ſchlafen legen: wir wollen euch ſchon wecken, wenn es Zeit iſt. Aber vorher muß ich über euch die heiligen Worte mit Fleiß leſen, davon ich euch geſaget habe. Damit legete ſie die Hand auf ihn und ſprach:

Gaude ſatzi ſalphenie, Caßbu, garſeus Barbas
aßbulſrie.

Seht, Reineke, nun ſeyd ihr wohl verwahret! Eben ſo ſprach auch der Dachs **Grimbart**. So brachten ſie ihn zu Bette, woſelbſt ſich Reineke ſchlafen legte. Er ſchlief bis die Sonne aufgieng. Da kam die Otter und der Dachs, und wecketen ihn beyde; ſagten ihm auch, daß er ſich fertig machen ſollte. Die Otter gab ihm eine junge Aente, und ſagte: Ich habe manchen Sprung darnach gethan, ehe ich dieſe einem Vogelſteller, bey der Hünerburg, recht am Damme, nehmen konnte. Dieſe ſollt ihr itzo eſſen, lieber Vätter.

Das iſt gut Handgeld, verſetzte Reineke. Verſchmähete ich das, ſo wäre ich ein Narr. Gott belohne euch, daß ihr meiner ſo gedenket! Reineke aß gut, und trank dazu, und gieng mit ſeinen Freunden in den Kreis, auf den Platz, wo der Kampf angeſtellet werden ſollte.

Alkmariſche Anmerkungen.

In dieſem Capitel werden zwey Stücke gelehret. I. Daß ein Chriſt nicht nach dem Rathe der Zauberer oder Zauberinnen, falſches Segenſprechen, Schwertbriefe und Beſchwerungen brauchen ſoll: ſondern was ein guter Menſch beginnet, es ſey zur See zu gehen, oder einen Streit zu wagen, oder was für ein Geſchäfft es ſey, das alles ſoll er im Namen Gottes anheben. Und ein Laye ſoll vorſichtig ſeyn, daß er ſich von keinen alten Weibern ſegnen laſſe, ſondern er kann ſich ſelbſt mit dem Vater unſer, dem Ave Maria (*) und heiligen Glauben ſegnen. Segnet er ſich aber mit andern Worten, ſo muß er vorſichtig dabey ſeyn, daß er nicht vielleicht Gott mehr zum Unwillen dadurch reize, als zur Güte. Die heiligen Segen der Prieſter in der Kirche ſind eingeſetzet, zugelaſſen, ja heilig und ſehr nützlich, geſchehen auch offenbar. Aber des Teufels Prieſter ſind die Zauberer, und Schwarzkünſtler. Die ſind verbothen, und geſchehen gern heimlich, denn ſie ſind ihres Werkes nicht gewiß.

Das II. iſt, daß ein Freund dem andern in Sorgen und Aengſten Beyſtand thun ſoll; wie hier Reinekens Freunde thaten.

Bau-

(*) Hier ſieht man einen neuen Beweis, daß Heinrich von Alkmar noch in der Finſterniß des Pabſtthumes gelebet; deſſen Mißbräuche er doch hin und wieder ſo deutlich eingeſehen und geſtrafet hat.

Baumanniſche Anmerkungen.

Erſtlich iſt in dieſem Capitel zu merken, wie vorzeiten gebräuchlich geweſen, daß die ausgeſoderten Kämpfer, vor dem Tage des Kampfes, jeder bey ſeinen Freunden geweſen, die ihm Troſt zugeſprochen und ihn freymüthig zu machen geſuchet. Dabey hatten ſie auch einige Fechter, die des Kämpfens erfahren waren, welche die Kämpfer unterrichteten, wie ſie ſich in allem Thun aufführen, und ſich männlich wehren ſollten. Eben ſo handeln hier **Reinekens** Freunde auch; bleiben bey ihm, ſind ihm behülflich und beyräthig. Sonderlich giebt ihm die Aeffinn einen behenden und liſtigen Rath, wie er ſeinen Feind übervortheilen, und überwinden möge.

Daraus iſt zu lernen, daß der eine Freund den andern, in ſeinen Anliegen, Nöthen und Widerwärtigkeiten Hülfe und Beyſtand thun ſolle. Das iſt nun ein wahrhaftiger Freund, der ein Herz und eine Seele mit dir iſt, und der dich in deinen Laſtern ſtrafet. Aber dennoch ſollſt du allein dem, mit beſondrer Liebe und heimlicher Freundſchaft, verbunden ſeyn, deſſen Treue und Glauben du lange Zeit, und in vielen Widerwärtigkeiten, erfahren und gebrauchet haſt. Ein neuer Freund iſt gleich dem neuen Weine, wo eher im Munde wohl ſchmecket, aber hernach eitel Ungemach wirket. Alſo giebt ein neuer Freund gute Worte, dahinter doch nichts iſt.

Der heil. Ambroſius ſpricht: den irrenden Freund ſollſt du ſtrafen, und den unſchuldigen Freund nicht verlaſſen. Denn die Freundſchaft ſoll ſtandhaft ſeyn, in herzlicher Meynung verharren, und nicht mit kindiſcher Leichtfertigkeit, aus Wankelmüthigkeit, und Unbeſtändigkeit, die Freunde verwechſeln. Denn die Wunden des Freundes ſind beſſer, als der Kuß eines Schmäuchlers. Oeffne deinem Freunde dein Herz, daß er dir getreu ſey, und du von ihm deines Lebens Luſt empfangeſt. Denn ein treuer Freund iſt eine Arzney des Lebens, und eine unſterbliche Gnade. Daher ſollſt du dich nicht ſchämen, deinem Freunde mit Freundſchaft und Wohlthat zuvorzukommen; denn Freundſchaft weis von keiner Hoffart. Darum ſpricht der weiſe Mann, du ſollſt dich nicht ſchämen, deinen Freund zu grüßen. Verlaß auch deinen Freund in der Noth nicht, übergib ihn nicht, und weiche nicht von ihm ab: denn die Freundſchaft iſt ein Hülfsmittel des Lebens. Hilft nämlich des einen Freundes Glückſeligkeit dem andern, warum wollte ſich nicht auch in des einen Widerwärtigkeit des andern Hülfe merken laſſen?

Derhalben ſoll man mit gutem Rathe einander beyſtehen, und Mitleiden mit einander haben; und, wenn es die Noth erfodert, um ſeiner Freunde willen, auch widerwärtige Dinge erdulden; ja um ſeiner Unſchuld willen, auch Feindſchaft und Nachrede vielmals verachten, und keinen Verdruß darüber haben. Es ſoll nämlich mit Freunden nicht ſeyn, wie mit Schwalben: die im Sommer zugegen ſind, das iſt, in der Glückſeligkeit als Freunde erſcheinen; aber im Winter, d. i. im Unglücke, abweichen und davon fliegen.

Darum ſoll man die angefangene Freundſchaft fleißig erhalten. Denn im ganzen menſchlichen Geſchlechte iſt nichts beſſers, als ſie. Eine große Vergnügung dieſes Lebens nämlich iſt es, daß man jemanden habe, dem man ſein Herz offenbare, mit dem man ſeine heimlichen Dinge abhandele, und dem man das verborgenſte ſeines Herzens befehle: wodurch man einen getreuen Mann bekömmt, der im Glücke mit dir fröhlich iſt, in Traurigkeit ein Mitleiden mit dir habe, in Verfolgungen dich tröſte und ermahne. Denn ein Freund

Das ſiebente Hauptſtück.

Wie Iſegrim und Reineke beyde zum Kampfe kamen, und was ſie beyde gegen einander für Eide ſchworen.

Als nun der König Reineken ſo beſchoren daher gegangen kommen ſah, indem man ihn zum Kreiſe brachte; ſo lachte er darüber, ſo ſehr, als er nur konnte. Er ſah ihn ſo fett beſchmieret, und ſprach: O Fuchs! wer hat dich das gelehret? Du magſt wohl mit Rechte Reineke Fuchs heißen; denn du biſt ihnen allen zu leichtfertig: du weiſt an allen Orten eine Höle zu finden. Will es dir nur helfen, an dir wirds nicht liegen.

Reineke neigete ſich vor dem Könige ſehr, und erwies auch der Königinn die Ehrerbiethung. Er zeigete ſich alſo ganz bereit und fertig, und ſprang damit friſch in den Kreis. Da ſtund nun der Wolf auch ſchon mit ſeinen Freunden, die ihm alle das ärgſte gönneten. Sie ſprachen manches erboßte Wort; die Kreiswärter aber brachten die Heiligen herbey. Das waren der Leopard und der Luchs; und da mußten beyde der Wolf und der Fuchs ſchwören, warum ſie in den Kreis gekommen wären. Der Wolf ſchwor alſo den Eid: daß Reineke ein Verräther, ein Dieb, ein Mörder und Miſſethäter, ein Ehebrecher und ein falſcher Böſewicht wäre: und dieſes ſollte ſie beyde Leib und Leben koſten.

Reineke ſchwor ebenfalls in demſelben Kreiſe: der Wolf ſchwöre einen falſchen Eid; er ſchwor auch, daß Herr Iſegrimm auf ihn löge, und unrecht daran wäre; dieſen ſeinen Eid auch niemals wahrmachen würde.

Da ſprachen, die da den Kreis bewahreten: thut, was ihr zu thun ſchuldig ſeyd! Wer gerecht ſey, das wird ſich bald zeigen. Da giengen groß und klein heraus, nur dieſe zweene wurden darinnen beſchloſſen. Die Aeffinn erinnerte Reineken der Worte, die er oft von ihr gehöret hätte.

Reineke ſprach mit freyem Muthe: Ich weis es, ihr ſähet es gern, daß es gut gienge. Fürchtet nicht, ich will daran! Ich bin wohl eher bey Nachte dabey geweſen, wann ich mir ſo manches geholet habe, das noch die Stunde nicht bezahlet iſt. Habe ich nun da meinen Leib und Leben wagen müſſen: ſo will ich auch gegen dieſen Böſewicht meinen Leib wagen, und ſowohl ihn, als alle Wölfe in Schande bringen. Ich hoffe noch mein ganzes Geſchlecht in Ehre zu ſetzen, und will ihm das ſchon eintränken, was er geſaget hat.

So ließ man nun dieſe beyden allein; und da mochte man ein paar Kämpfer ſehen!

Baumanniſche Anmerkungen.

1. Wird in dieſem Capitel weiter beſchrieben, wie **Reineke** und **Iſegrim** gerüſtet zum Kampfe gekommen, und nach dem alten Gebrauche, ein jeder ſeine Schmähung und die Laſter, die er dem andern nachgeſaget, offenbar beſtätiget, und mit einem Eide als wahrhaftig beſtärket. So ſcheint es, daß jeder eine gerechte Sache und Meynung vor ſich habe, die er doch nicht glaubwürdig bezeugen kann; ſondern mit allen ſeinen Kräften, Leib und Leben, beſchützen und vertheidigen muß.

Dergeſtalt haben auch unſre alten Deutſchen, Adel und Mannſchaft, ihren Adel und ihre Ehre, Land und Leute, gut Gerüchte, Wittwen und Weyſen, in aller Gerechtigkeit zu erhalten, vormals männlich gefochten und gekämpfet. Aber itzo ſind ſie beynahe von den alten adelichen Thaten, auf einen andern unehrlichen eigennützigen Handel, geglitten und abgewichen: nämlich auf den ſchändlichen Wucher, den man den Umſchlag nennet; der nur neulich unter dem Adel in Sachſen und Weſtphalen aufgekommen iſt, und ſo ſehr überhand genommen hat, daß er manchen umſchlägt; d. i. von Landen und Leuten bringet, und zuletzt gar zu Grunde richtet.

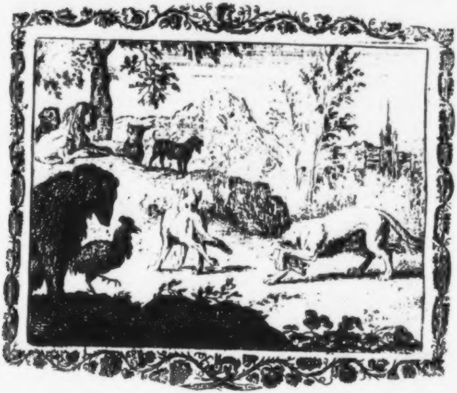
Damit verhält ſichs ſo: Wenn jemand einem Edelmanne, der es nöthig hat, Geld lehnet: ſo muß derſelbe, dem das Geld geliehen wird, etliche alte Waaren, als alte Pferde, verdorben Getreyde, madigtes Speck, ſtinkende Butter, und verlegene Waffen, aufs allertheuerſte, und über den Werth angeſchlagen, mit dazu nehmen. Solche ſchlechte Waaren, die ſie ſonſt nicht verkaufen könnten, ſetzen ſie auf eine Summe Geldes, und leihen dem Bedürftigen viertauſend Gülden an Gelde. Will er nun die viertauſend Gülden haben, ſo muß er für das fünfte Tauſend obbemeldte untüchtige Waare nehmen, die ſonſt nicht leicht auf zwey oder dreyhundert Gülden verkaufet werden könnte. Darauf muß er ſich dem Erzwucherer verſchreiben und verbürgen, auf das Hundert jährlich, 5. 7. 15. ja 20. Gülden zu geben; ſo lange bis er den Hauptſtamm, mit guten vollwichtigen Goldgülden wiederum abgetragen. Wenn nun das Geld überantwortet wird: ſo nimmt von Stund an der Leiher die beſtändigen Zinſen davon; gleich als wäre das Jahr ſchon verfloſſen, und nach verlaufenem Jahre, muß der Zins gleichwohl noch einmal fallen ꝛc.

Wenn unſre alten Deutſchen jetzund aufſtünden, und lebeten, ſo würden ſie ſich gewiß ſolcher ihrer Nachkömmlinge ſchämen: weil ſolche Treuloſigkeit und Finanzerey, Wucher und Dieberey unter den treuen Deutſchen eingeriſſen iſt. Denn unſrer Vorfahren Treue und Glauben iſt auch den Römern und andern undeutſchen Völkern berühmt, bekannt und erſchrecklich geweſen, wie Cornelius Tacitus ſchreibt.

Vormals haben Fürſten, Herren und rittermäßige Leute Turniere gehalten, in welchen niemand durch die Herolde (als Cenſores Morum, oder Sittenrichter), die denn ehrbare, redliche und ehrliche Leute geweſen ſind, (wie auch ihr Namen der Ehrenholde es mit ſich bringet) verſchonet werden; im Falle er etwas unehrliches und unadeliches an ſich gehabt hat. Sollte man noch itzo ſo verfahren, ſo würden wenig Leute, wie zu beſorgen iſt, zum Thurniere geſchickt ſeyn. In den geſchriebenen kaiſerlichen Rechten iſt auch verſehen, daß ſich Fürſten und Edelleute des Kaufhandels entſchlagen ſollen; denn ihr Adel wird dadurch beſchmutzet. Itzo aber, weil kein Recht und keine Ehre mehr gilt, und kein Regiment mehr in deutſchen Landen iſt; ſo daß ein jeder thut, was ihm gefällt, und Untugend Adel geworden iſt: ſo ſind itzo die Herren vom Adel nicht allein Kaufleute und Krämer, ſondern auch offenbare Wucherer; derer man auch nach den kaiſerlichen Rechten, wenn dieſe noch etwas gülten, ſtrafen ſollte. So ſchreibt Joh. Agricola.

II. Iſt hierbey zu merken, daß ein weiſer verſtändiger Mann, den treuen Rath ſeines Freundes, wenn ſelbiger aus gutem Herzen und Glauben herfleußt, nicht verachten ſolle: wie hier auch Reineke der Aeffinn guten Rath dankbarlich annimmt. Denn eines treuen Freundes Rath, (ſprechen die alten Weiſen) wenn er gleich hart und bitter iſt, ſo gleichet er doch einer Arzney. Iſt dieſe gleich bitter, ſo hilft ſie doch aus der Krankheit. Dazu werden die Gedanken mit gutem Rathe unterſtützet. Daher ſoll niemand bey ſich ſelbſt zu weiſe ſeyn, und ſich auf ſeine Weisheit verlaſſen. Denn das ſind Narren, die ſich ſelbſt für weiſe achten, und treuen Rath verſchmähen. Darum ſpricht Doctor Seb. Brandt:

Wer allzeit folgt ſein eigen Houpt
Und guten rat nit folgt und gloupt
Der acht auf glück und heil ſehr klein
Und wird bald ſein Verderben ſehn.
Ein weiſen freundsrat nicht veracht,
Wo vil rat iſt, iſt glück und macht,
Und weh dem Herren der lieber hat
Ein pfeifer, als ein treuwen rat:
Mehr acht der Hund und Federſpiel
Als haben g'lerter Leute vil.
Als Roboam nit folgen wolt
Den alten Weiſen, wie er ſolt,
Und Narren folgte: Da verlor
Er zehn geſchlecht und blieb ein tor.



Das achte Hauptſtück.

Wie der Kampf angegangen, und was für einer Liſt ſich Reineke bedienet hat.

Iſegrim erſchien mit großem Grimme, und that Maul und Klauen ſehr weit auf. Er lief und ſprang da mit großen Sprüngen einher: Reineke aber, war leichter zu Fuße, als er; und entſprang ihm anfänglich, ſo viel er nur konnte. Doch ehe er den Kampf antrat, benetzte er ſeinen Schweif mit ſeinem Harne, und machte ihn voll Sandes und Staubes. Als nun Iſegrim meynte, er hätte ihn gewiß, gab ihm Reineke mit ſeinem feuchten Schwanze einen Schlag in die Augen, daß ihm Hören und Sehen vergieng. Dieß war nun einer von ſeinen alten Streichen. Denn ſein Harn war ſo ſchlimm, daß ſelten ein guter Rath dawider zu geben war: und wem derſelbe in die Augen gekommen war; dem nahm er das Geſicht. Eben damit hatte Reyneke zuvor Iſegrims Kindern großen Schaden gethan, indem er ihnen die Augen ausgepiſſet hatte; wie oben bereits gedacht worden. So meynte er nun auch Iſegrimen blind zu machen. Denn da er ihm gegen den Wind lief, ſo trieb er den Staub und Sand auf, und warf dem Wolfe die Augen ganz voll.

Iſegrim wiſchete ſich die Augen, denn es that ihm weh, und darauf ſchlug Reineke ihm mit dem Schwanze zu, und blendete ihn mit dieſem Kunſtgriffe; daß dem Iſegrim ganz übel und weh davon ward. Als er nun ſah, daß er Zeit bekam, und dem Wolfe die Augen thräneten; ſo kam er wieder mit Springen und Schlagen auf ihn zu, und blendete ihn immermehr, und verwundete ihn noch dazu. Der Wolf ward ganz toll und thöricht darüber: aber Reineke gab ihm noch loſe Worte dazu.

Herr Wolf, ſprach er, habt ihr öfters manch unſchuldiges Lamm verſchlungen, dazu manch anderes unſträfliches Thier gefreſſen; ſo hoffe ich, ihr werdet es künftig nicht mehr thun. Dieß iſt alſo eurer Seelen ſehr vortheilhaft, daß ihr dergeſtalt Buße thut. Seyd nur geduldig, denn es nimmt nun bald ein Ende, nachdem ihr in Reinekens Hände gekommen ſeyd. Doch wolltet ihr mich abbitten, und mich verſohnen: ſo wollte ich eures Lebens gern ſchonen.

Dieſe Worte ſprach Reineke ſehr ſchnell, und hielt indeſſen den Iſegrim bey der Kehle feſt, und that ihm ſehr weh. Allein dieſer war ihm allzuſtark; und brach ſich mit zweenen Zügen los. Doch griff ihm Reineke zwiſchen die Augen, und verwundete ihn ſehr durch die Haut: ſo, daß Iſegrim ein Auge aus dem Kopfe verlohr. Das Blut lief ihm über die Naſe; aber Reineke ſprach: Recht! ſo wollte ich es haben!

Der Wolf verzagete faſt in ſeinem Herzen, als er ſo ſein eigen Blut ſah; und ein Auge verlohren hatte. Er ward ganz raſend vor Zorne, ſprang nach Reineken, um ihn zu faſſen: und dieſer hatte nicht viel Vortheil dabey. Er vergaß dabey ſeiner Schmerzen, und warf Reineken platt unter ſich. Er bekam einen von Reinekens Vorderfüßen, oder eine ſeiner Hände, in den Rachen: und da ward dieſem ſehr bange, er möchte dieſe Hand gar verlieren.

Iſegrim hielt dieſelbe feſt, und ſprach mit vollem Halſe: O du Dieb! nun iſt einmal deine Stunde gekommen! Gieb dich gewonnen, oder ich ſchlage dich todt. Deine Betrügereyen ſind zu groß geweſen: dein Staubkratzen, dein Piſſen und Abſcheeren, deine großen Lügen und dein Fettbeſchmieren ſoll nun nichts helfen! Du haſt mir ſo viel zuwider gethan; und nun ſollſt du mir nicht mehr entgehen. Wie oft haſt du mich nicht geſchändet, und mir itzo noch dazu ein Auge geraubet!

Hier, dachte nun Reineke, bin ich in der größten Gefahr: ergebe ich mich nicht, ſo bin ich todt. Gebe ich mich aber, ſo bin ich in Schimpf und Schande. Doch habe ich es freylich um ihn verdient. Er hub alſo mit ſüßen Worten gegen ihn an; und ſprach: Lieber Oheim, ich will gern euer Lehnsmann, mit aller meiner Habe werden. Ich will für euch zum heiligen Grabe, und nach allen Kirchen im heiligen Lande ziehen, und euch Briefe und Ablaß für euch und eurer Aeltern Seele in die Hände liefern. Ich will euch in ſolchen Ehren halten, als ob ihr der Pabſt zu Rom wäret; ja euch einen theuren Eid ſchweren, euer Knecht in Ewigkeit zu ſeyn. Dazu ſollen euch meine Blutsfreunde zu jederzeit dienen. Dieß ſage ich euch zu, bey meinem Eide; und wollte es dem Könige ſelbſt nicht anbiethen. Wollet ihr nun dieſes thun, ſo werdet ihr noch ein Herr dieſes Landes. Und alles was ich nur fangen kann, das ſoll allemal erſt zu eurem Gebothe ſtehen: es mögen nun Gänſe, Hüner, Enten oder Fiſche ſeyn: ſo will ich ſie zu eurem Tiſche liefern. Ehe ich mich ſelbſt deſſen bediene, ſollen euer Weib und eure Kinder allemal die Wahl davon haben. Dazu will ich jederzeit mit Fleiß auf eure Wohlfahrt ſehen, daß euch niemals ein Schaden geſchehe. Ich beiße etwas los, und ihr ſeyd ſtark: hiermit wollen wir das Werk beſchließen. Halten wir nun zuſammen, der eine mit Macht, der andre mit Rathen, wer will uns immermehr ſchaden? Wir ſind ja ſo nahe Blutsfreunde, alſo gebühret es ſich billig nicht, daß wir mit einander ſtreiten ſollten: und ich bin ungern an dieſen Kampf wider euch gegangen; wenn ich ihm nur hätte entgehen können. Allein ihr habt mich zuerſt dazu gefodert: da mußte ich wohl kommen, ſo ungern ichs that. Doch bin ich bisher noch hübſch mit euch verfahren, und habe nicht meine ganze Macht bewieſen; ſondern darinn meine Ehre geſuchet, euch als meinen Ohm zu ſchonen: ſonſt wäre ich ganz anders mit euch verfahren. Hätte ich nämlich einen Haß auf euch getragen: ſo würdet ihr es viel ſchlimmer gehabt haben. Itzo iſt noch nicht viel Schaden geſchehen; außer mit eurem Auge: und das war ein bloßes Verſehen. O wie leid iſt mir daſſelbe! das beſte aber iſt, daß ich auch guten Rath weis, euch wiederum zu heilen. Alles was ich vermag, will ich euch mittheilen. Bleibt nun das Auge gleich weg, und ihr ſeyd nur heil: ſo iſt es doch viel gewonnen. Denn ihr dörfet nur ein Fenſter zumachen, wenn ihr ſchlafen gehet, da ein andrer zwey zuthun muß.

Noch will ich euch eine andre Verſöhnung anbiethen. Denn alle meine Freunde, denen ich zu rathen habe, mein Weib und meine Kinder, ſollen ſich nach gerade, zu eurer Ehre vor euch neigen, daß es der König unſer Herr ſieht; und euch bitten, daß ihr es Reineken vergebet, und ihn aus Gnaden leben laſſet. Ich will auch öffentlich bekennen, daß ich nicht die Wahrheit geſaget, und euch ſchändlich belogen, ja manchesmal betrogen habe. Auch will ich euch einen theuren Eid ſchweren, daß ich nichts böſes von euch weis; auch nirgends euch zu beleidigen begehre. Was kann ich euch nun noch größers anbiethen?

Tödtet ihr mich aber itzo, was iſt denn mehr? So müſſet ihr allezeit vor meinem Geſchlechte und vor meinen Freunden in Furchten ſtehen. So iſt es denn itzo viel beſſer, Oheim, daß ihr klug und weiſe ſeyd; und euch große Ehre und Preis erwerbet; und euch viele Freunde machet, die euch allezeit dienen können. Und alſo iſt mir doch nicht viel daran gelegen, ihr möget mich nun tödten, oder leben laſſen.

Da ſprach der Wolf: O du falſcher Fuchs, wie gern wäreſt du wiederum von mir los. Wäre gleich die ganze Welt von rothem Golde, und könnteſt du mir dieſelbe geben; ſo ließe ich dich doch itzo nicht frey. Du haſt mich ſo manchesmal betrogen, du falſcher und treuloſer Geſell! und du gäbeſt mir gewiß nicht eine Eyerſchale, wenn ich dich itzo losließe. Nach deinen Freunden frage ich auch nicht viel. Was ſie mir thun können, das will ich wagen; und ihre Feindſchaft ſchon erdulden. Ach! wie würdeſt du mich verſpotten, wenn ich dich um deines Lockens halber losließe! Wie würdeſt du noch manchen andern betrügen, der ſich auf dein Lügen nicht verſtünde. Du ſageſt, du habeſt mich geſchonet. Sieh nur her, du Schalk von böſer Art, iſt mir nicht ein Auge ausgeriſſen? Ja du haſt mir auch meine Haut an mehr als zwanzig Stellen verwundet. Du ließeſt mir ja nicht ſo viel Zeit, daß ich hätte Athem holen können. Wie ſehr thöricht würde ich alſo handeln, wenn ich dir nun diejenige Gnade thäte: ich, der ich, ſowohl als mein Weib, nur Schande und Schaden von dir habe. Nein! nein! das ſoll dir Verräther! das Leben koſten.

Indeſſen, daß der Wolf gegen Reinken ſo ſprach, ſteckete Reineke ſeine andre Hand ihm zwiſchen die Beine, und ergriff ihn mit gutem Bedachte, bey ſeinen Brüdern. Mehr ſage ich nicht, als daß er ihn dadurch ganz und gar betäubete. Der Wolf ſchrie, und begunnte zu heulen. Da zog Reineke ſeine Hand, die zuvor in ſeinem Maule ſteckte, behende wieder heraus.

Iſegrim hatte großen Schmerz. Reineke kniff und zerrte ihn ſo ſehr, daß er ſchrie, und Blut ſpie. Vor großer Angſt brach ihm der Schweiß aus: ja er ließ auch von hinten etwas fahren. Denn Reineke, der ihm ſo gehäßig war, hatte ihn mit ſeinen Händen und Zähnen ſo feſt bey ſeinen Brüdern gefaſſet, daß nunmehr alle Laſt auf Iſegrimmen fiel, der ſo viel Pein dabey ausſtund, daß er ſich nun des Sieges ganz begab. Das Blut lief ihm aus den Augen und vom Kopfe, er ſtürzete ganz betäubet darnieder. Reineke hätte dafür das größte Geld nicht genommen: er hielt ihn auch ſo feſt bey den Brüdern, ſchleppete und zog daran, daß ſie es alle offenbar ſahen; ja er kniff ihn, ſchlug, klauete und biß: Iſegrim aber heulete, rief, und machte ſich unrein. Kurz, er trieb einen ſo groſſen Jammer, daß ſich alle ſeine Freunde ſehr betrübeten. Sie bathen daher den König, wenn es ihm beliebig wäre, den Kampf aufzuheben. Der König ſprach: dünket es euch gut? und iſt es euch allen lieb, daß man es thue?

Alkmariſche Anmerkungen.

In dieſem Capittel lehret der Lehrer: Wann einem von ſeinem Feinde eine billige Verſöhnung angebothen wird, ſo ſolle ers annehmen; damit ſein Feind ſich nicht ſtärke, und es ihm nicht hernach reue, daß er ſich nicht verſöhnet hat: wie hier Iſegrimm erfuhr. Denn hätte er hier Zeugen gerufen, als ihm Reineke gewonnen gab, und den Vertrag angenommen: ſo hätte er nicht ſo übel fahren dürfen, als es geſchah: ſo, daß alles einen Umſchlag bekam.

Baumanniſche Anmerkungen.

In dieſem Capitel merke fünf Lehren. I. Wird in dieſem Capitel weiter beſchrieben, wie **Iſegrim** und **Reineke** mit einander kämpfen. Hier iſt zu merken, daß bey den Alten das Kämpfen ganz gemein geweſen, und viele zwiſtige und kriegeriſche Händel dadurch geendiget worden. Denn wann zween Fürſten oder Herren um Lande und Leute uneinig geworden, mußten ſie beyde einen Kampf darüber eingehen; und das Gut und Blut der armen Unterthanen, über welches itzund alle muthwillige Kriege geführet werden, ward verſchonet: wie man denn in den Geſchichten vom **Aeneas** und **Turnus** offenbar lieſt.

Bey unſern alten Deutſchen, wie der Römer Bücher und die kaiſerlichen Rechte vermögen, waren alle Kaufleute und Krämer zum Regimente, wie zum Kampfe und Turnier untüchtig geachtet; und als unehrlich verſchmähet. Aber itzo ſind ſolche die Höchſten am Brete; daher auch zu beſorgen iſt: es werde mit der deutſchen Ehre und Treue aus ſeyn; weil ſie kein Anſehen mehr haben. Denn die Fürſten und etliche vom Adel ſind itzo nicht allein Kaufleute und Krämer, ſondern auch Bierbrauer und Schenkwirthe, und reißen dem Armen ſeine Nahrung vor dem Munde weg. Was dieſes aber für Gunſt und Gehorſam und gutes Blut mache, iſt aus der Erfahrung klar.

Es iſt ja wahrhaftig, daß die groſſen Kaufleute, die vom Cicero Publicani, das iſt Stoßräuber und Beſchneider der gemeinen Arbeit genennet werden; alle Kaufmannſchaft nach ihrem Gefallen in Händen haben, die Waaren ſteigern und fällen, die Armuth nur ſchinden und plagen. Gleichwohl muß es itzo eitel Ehre und Redlichkeit ſeyn! Und ob wohl Gott der Herr itzt ſolche Plagen und Strafen über uns verhenget: ſo thun doch nichts deſtoweniger ſolche Herren unrecht, die ſolches abwenden ſollten, und es dennoch ſelber thun: weßwegen ſie auch Gott heimſuchen und ſtrafen wird.

II. Iſt zu merken, daß **Reineke** im Kampfe **Iſegrimmen** hinterliſtig übervortheilet. Allein, wiewohl in dieſen gefährlichen Zeiten, der eine Menſch den andern eben ſo überſchnellet, betrügt und überfällt: ſo iſt doch ſolches unmenſchlich, unehrlich, und wider das Geſetz der Natur gehandelt. Dieſes lautet ſo: Was du nicht willſt, daß die Leute es dir thun ſollen, das ſollſt du ihnen auch nicht thun. Durch dieß Geſetz, welches auch die Heyden feſt gehalten, werden wir verbunden, daß wir niemanden Schaden zufügen ſollen. Darum iſt es auch unter abgeſagten Feinden, unehrlich, daß einer den andern übervortheilet und beſchnellet, oder durch hinterliſtige Anſchläge, betrüget und überfällt. Z. E. wenn ihrer zweene um die Wette laufen, ſo ſoll ein jeder mit Behendigkeit, und nicht mit Betrug laufen. Denn wenn der eine den andern über ein Bein ſprengen, oder bey der Hand aufhalten wollte, das wäre unehrlich gehandelt.

Ingleichen ſoll ein weiſer Mann im Schiffbruche einem gemeinen Menſchen, das Bret nicht nehmen: obgleich er dem gemeinen Beſten mehr Nutzen ſchaffen könnte. Denn einem guten Chriſten, der gerecht und weiſe iſt, geziemet es nicht, mit eines andern Tode ſein Leben zu retten. Denn im Wettlaufe einen bey der Hand aufhalten, und in Waſſersnoth einem andern das Bret nehmen, iſt unehrlich. Alles aber was unehrlich iſt, das iſt auch weder nützlich, noch gut. Daher ſollen wir auch in dem Laufe dieſes Lebens, ohne Betrug, Hinterliſt, und Uebervortheilung unſers Nächſten handeln. Am Ende giebt Cicero im III. B. von den Pflichten eine güldene Lehre, die ſehr zu merken iſt, indem er ſpricht: Vor allen Dingen iſt dieſes mein Rath, daß von uns nichts geiziges, ungerechtes, leichtfertiges und unmenſchliches gehandelt und vollbracht werde, wenn wir ſolches gleich vor Göttern und Menſchen verbergen könnten.

III. Wird hier auch beſchrieben, wie ſehr ſich Reineke gedemüthiget, als er von Iſegrimen gefället, und ihm unterworfen ward, und zu was für großen Verſöhnungen und Gelübden, er ſich anerbothen. Daraus iſt zu lernen, daß einer ſeine Macht wohl betrachten, und fleißig erwegen ſolle, ob ſein Feind mächtiger iſt, als er ſelbſt. Denn wer mit einem Mächtigern als er iſt, ſtreiten will, der muß verlieren. Auch ſoll niemand ſeinen Feind, wenn er gleich ſchwach, und verächtlich wäre, verachten. Denn wer ſeines Feindes Anſchläge verachtet, dem entſteht ein Nachtheil daraus.

Die alten Weiſen ſprechen: man ſolle ſich ſeinem Feinde nicht ſehr nahen; es ſey denn mit Vortheile: man wüßte ihn denn zu überwinden. Darum gebühret ſichs, mit vortheiliger Anwendung guter Worte, mit ihm zu handeln, bis er ſein Begehren erfüllet ſieht. So kann ein Mann, der ein böſes Weib hat, mit guten Worten und ſchmäuchelnden Gebärden, ſie eher zu ſeinem Willen bewegen, als mit Trotzen und Schlägen.

Ingleichen. Man kann bey ſeinen Feinden mit ſanftmüthigen Worten, demüthiger Zunge und lachendem Munde ſich alſo erzeugen, daß ſeine Feinde alſo beweget werden, daß ihr zorniges Gemüth nicht gemerket wird. Denn wer unter ſeiner Feinde Händen iſt, die er fürchtet, der ſoll ſie mit guten weiſen Worten, auch wohl mit Bitten, zu bewegen ſuchen; ſich auch wohl in acht nehmen, daß er nichts betrügliches wider ſie ſpreche, oder hoffärtig erſcheine.

IV. Erbeut ſich Reineke, daß er Iſegrimen Treue und Huld ſchweren, und ſich mit ihm ſo genau in Eintracht verbinden will, daß ſie allen ihren Feinden zu ſtark und zu mächtig ſeyn könnten. Daraus iſt zu lernen, daß aus der Eintracht viel gutes erwächſt; wo aber Uneinigkeit iſt, nichts beſtändiges ſeyn kann. Gott ſtrafet die Welt mit vielen Plagen; aber keine Plage iſt gräulicher, als Uneinigkeit und Zwietracht: denn daraus folget Krieg und Aufruhr, und der Lande und Städte Untergang.

Der **Ritter vom Thurne** bedienet ſich eines Gleichniſſes, die Einigkeit und ihren Beſtand damit zu bewähren, und ſpricht: Ein Vater hatte drey Söhne, die hieß er ein

Feuer machen. Bald darauf hieß er ſie einen Brand nach dem andern wegnehmen; und als ſie das thaten, erloſch das Feuer. Da ſprach der Vater: liebe Kinder, wie das Feuer gut brennet, ſo lange es bey einander liegt; und vergehen muß, ſobald man ihm einen Brand nach dem andern nimmt: alſo wird auch das Vermögen, ſo ich euch nachlaſſe, ſich nicht vermindern, wenn ihr in Eintracht bleibet. Wofern ihr euch aber durch Zwietracht theilet, ſo wird es euch allen gebrechen.

Der ſcythiſche König **Scylarus** hatte achtzig Söhne: die ließ er auf ſeinem Todbette zu ſich ruffen. Dabey ließ er ſich ein Bündel Reiſer bringen, und ermahnete ſie vor allen Dingen einträchtig zu ſeyn, und ſprach:

Eur reich iſt gleich wie dieſer Bund
Vil kleinen Reiſern in ein'm bund
Das Bund kan man nit brechen gleich
Doch trennt man jeden reys für ſich
Das kan man brechen, denn iſt klein
Hat kein beſtand wenns iſt allein
So auch das reych, das ich euch laß.
Halt ir zuſamm, das iſt euch baß.
Allein kompt zwietracht in das lannd:
So iſt das reych zerſtört zuhandt.
Diſcordia iſt ſtets bereit
Zerbricht viel Städt und macht groß leit
Wie Alexanders reych abnam
Und auch der Römer gwalt verkam. ꝛc.

Aeſopus ſetzet eine Fabel von der Eintracht folgendergeſtalt: daß eine Maus und ein Froſch einmal wegen der Herrſchaft über einen Sumpf gefochten. Indem ſie nun ernſtlich ſtreiten, und ihrer Feinde gar nicht achten, kömmt ein Weih, oder Habicht, der erhaſchet und frißt ſie beyde. Hieraus erhellet, wie **Eraſmus Alberus** ſchreibt:

Auf dieſe Weiß pflegts gern zu gehn,
Den Menſchen ſo in Zwietracht ſtehn
Und keiner dem andern weichen wil
Was ſolchen nutzt, das iſt nicht vil.
Dann eigen Sinn und ſtolzer Muth
Thun ſelten oder nimmer gut
Drum denck daran wie dieſer Weyh
Zumal ein geſchwinder Scheidmann ſey,
Für Trotz und Hoffart, Haß und Zanck,
Da hüt dich für dein lebenlang.

V. Iſt endlich aus dieſem Capitel zu merken: Wenn einem von ſeinem Feinde eine ziemliche und zulängliche Verſöhnung angebothen wird, ſo ſoll er ſie annehmen, damit ſein Feind nicht auf andre Anſchläge denke, und ſich verſtärke: welches ihm leicht nachtheilig ſeyn, und Nachreue gebähren kann, daß er den angebothenen Vertrag nicht angenommen. So nahm hier **Iſegrim** die Sühne und Unterthänigkeit, die Reinecke ihm anboth, nicht an, ſondern verachtete ſie zu ſeinem großen Schaden und Schimpfe, und kam alſo in großes Unglück.

Die alten Weiſen ſprechen: Obwohl die Natur und der Rath eigener Klugheit eingiebt, daß ein jeder ſeinen Feind fürchten und vermeiden ſoll: gleichwohl ſoll ein weiſer Mann bisweilen der Feindſchaft weichen, und ſeinem Feinde was Gutes erzeigen, um des Vortheils halber, der ihm daraus entſtehen kann. Denn ein vernünftiger Mann ſoll ſeine Freunde und Feinde zu nutzen ſuchen. Und zuweilen kann auch aus der Freundſchaft, die er mit ſeinem Gegner machet, was Gutes entſprießen.

Imgleichen. Ein vernünftiger ſoll auch mit ſeinem Feinde zuſammen halten, wenn ſie einander bedörfen, und ſich ihm vertrauen, um ſeiner eigenen Bedürfniß und Nothdurft willen, hernach aber ihn wieder meiden, und es wiederum wie vorher halten. Denn alle Widerwärtigkeit kömmt von dem Vertrauen, das man zu einander hat. Denn einem Vernünftigen trauet ein jeder; er aber trauet nicht einem jeden, außer dem, von welchem er Glauben und Vortheil vermuthet.

* * *

Das

Das neunte Hauptſtück.

Wie Reinecke mit kluger Liſt den Kampf gewann, indem er den Wolf an einem Orte gefaſſet hatte, wo er nicht viel ertragen konnte.

Als es nun dem Könige gefiel, daß der Kampf zwiſchen dem Wolfe und dem Fuchſe aufhören ſollte: ſo gieng der Leopard mit dem Luchſe ſchnell zu ihnen in den Kreis, wie es ſie der König hieß. Dieſe bewahreten nämlich den Kreis, wie es ihres Amtes war. Als ſie nun in den Schranken kamen, ſprachen ſie Reinecken folgendergeſtalt zu:

Reinecke, der König entbeuth euch dieſes: Er will den Krieg zwiſchen euch beyden aufheben, und euch ſcheiden. Er bittet euch, Iſegrimen loszugeben, und ihn leben zu laſſen. Denn ſollte von euch beyden einer in dieſem Kampfe bleiben: ſo wäre es von beyden Theilen Schade. Ihr habet doch den Preis behalten; das ſagt hier Jung und Alt: und alle die Rechtſchaffenſten pflichten und fallen euch bey.

Reinecke verſetzete: dafür ſollen ſie Dank von mir haben. Ich will dem Könige gern Gehör geben, und thun was mir gebühret. Mehr verlange ich nichts, als den Sieg: doch bitte ich den König, mir zu geſtatten, daß ich erſt meine Freunde drüber befrage. Da riefen alle ſeine Anverwandten: Ja, Reinecke, es dünket auch uns gut, daß ihr des Königes Willen folget. Seine Freunde kamen herzugelaufen, denn ihrer war ein ganzer Haufen. Der Dachs, der Affe, und der Maushund, die Otter und der Biber waren auch ſeine Freunde. Der Marder, das Hermelin, das Wieſel und Eichhorn, ja viele die auf Reinecken zornig waren, und ihn vorhin nicht nennen mochten, ſah man itzo alle zu ihm kommen. Auch etliche, die über ihn zu klagen pflegten, ſprachen nun alle, ſie wären ſeine Blutsfreunde, und kamen mit Weib und Kindern zu ihm: Groß, mittelmäßig, klein, und die allerkleinſten, erzeigeten ihm nun die größte Liebe. Dieſes iſt noch itzo die Kunſt der Welt! Wem es wohl geht, der hat viel Freunde; zu dem ſpricht man: ſeyd lange geſund! Aber wem es übel geht, der hat gewiß wenig Freunde, wie viel ihrer ſonſt auch ſeyn möchten. So gieng es auch hier: als Reinecke gewann, da wollte ein jeder gern auf ſeiner Seite ſtehen. Etliche pfiffen, etliche ſungen; ſie blieſen auf Poſaunen, und ſchlugen die Pauken. Alle ſeine Freunde riefen ihm zu: Reineke, hieß es, ſeyd nun froh! ihr habet euch nun in dieſer Stunde kühnlich gewieſen, und ſowohl euch, als alle eure Freunde geehret. Wir waren heute ſehr betrübet, da wir euch unterliegen ſahen: doch es ſchlug bald um; und das war ein treffliches Meiſterſtück!

Ja, ſprach Reineke, das war mein Glück! Er dankete allen ſeinen Freunden, welche ihm alle mit Freuden nachfolgeten, als er mit den Kreiswärtern in großer Ehre vor den König trat. Er kniete ſich demüthig nieder; der König aber hieß ihn wieder aufſtehen, und ſprach vor allen Herren zu ihm: Er hätte ſeine Sache mit Ehren hinausgeführet. Hierinn, Reineke, ſpreche ich euch nun frey, und nehme alle eure Zwiſtigkeit auf mich; und will euch mein Gutachten darüber, ohne alle Strafe, mit Einrathen meiner Edelleute, ausſprechen, und es heute noch beſiegeln laſſen. Sobald Iſegrim nur wiederum gehen kann, ſobald ſoll auch dieſe Sache vorgenommen werden.

Alkmariſche Anmerkungen.

In dieſem Capitel meynet der Dichter, daß es der Welt Lauf ſey: wem es wohl gehe, der bekömmt viel Freunde, den gefattert und ſchwagert ein jeder. Schlägt es aber um, ſo wird er kaum gekannt oder geachtet. Das iſt dann ein Zeichen, daß ſie niemals ſeine rechten Freunde geweſen; ſondern Freunde ſeines Geldes oder Glückes, welches alsdann verſchwunden iſt.

Baumanniſche Anmerkungen.

1. Iſt vornehmlich in dieſem Capitel der Welt Lauf zu bemerken: Derjenige, welchem es glücklich und wohl geht, und wer reich iſt, der hat viel Freunde, und iſt jedermanns Schwager und Gevatter. Sobald aber Glück und Geld ihn verlaſſen, ſo wird er auch von jedermann verlaſſen. Daher ſind ſie denn nicht der Perſonen, ſondern des Geldes und Gutes Freunde geweſen: denn das ſind keine wahrhaftige Freunde, die um Eigennutzes und Gewinnſtes willen, den ſie dabey vermuthen, Freunde geworden ſind. Wenn nämlich die Urſache des Eigennutzes und Vortheiles ein Ende nimmt, ſo endiget ſich auch die Freundſchaft.

Die alten Weiſen ſprechen: Bey den Weltmenſchen iſt zweyerley Freundſchaft. Die eine iſt eine Uebergebung der Perſonen, die andre eine Gebung der Hand. Welche die Perſonen geben, die ſind treue Freunde, die ſich unter einander mit dem Herzen, in Liebe, und treuer Geſellſchaft, zuſammenfügen. Aber die ſich nur mit Gebung der Hände vereinigen, das ſind die, welche ſich nur um ihres Eigennutzes halben in Geſellſchaft halten. Und dieſe gleichen einem Vogelſteller, der den Vögeln das Korn, nicht um ihres Hungers willen, ſondern ſeines eigenen Nutzens wegen, ſie damit zu fangen, vorwirft. Darum iſt denn die Uebergabe der Perſonen viel beſſer, als die Gabe und Vereinigung mit den Händen.

Aber nach der Welt Lauf halten weder Blutsfreunde, noch Brüder, noch Geſellen treue Freundſchaft, ſondern weichen alle in der Noth ab, und ſind auf lauter Gewinn und Nutzen gerichtet: und wer keinen Reichthum hat, der hat auch keine Brüder; und wer nicht Brüder hat, der hat auch keine Freunde: wer aber keine Freunde hat, der wird auch aus dem Andenken der Welt vertilget. Denn ein Menſch, dem es an Vermögen fehlet, und der Hülfe begehret, der wird gar bald von ſeinen Geſellen gehaſſet, von ſeinen Blutsfreunden verlaſſen, und von ſeinen Freunden vergeſſen.

So lange einer Nutzen ſchaffen kann, wird er lieb und werth gehalten. Wer aber andern nicht vortheilhaft und beförderlich ſeyn kann, der wird gehaſſet und verachtet. Davon ſetzet **Aeſopus** eine ſchöne Fabel, von einem alten Jagdhunde und ſeinem Herren. Als nämlich der Jagdhund altershalben das Wild nicht mehr fangen oder halten konnte, ſtrafete ihn ſein Herr mit harten Worten, und großen Schlägen. Darauf erwiederte der Hund und ſprach, beym **Eraſmus Alberus**:

Wenn du nun wärſt ein dankbar Mann,
So würdeſtu gedenken dran,
Wie ich bey meinen jungen Tagen,
Dir kunde gar offt ein Wildt erjagen,
Vnd war dir lieb, jetzt were auch fein,
Daß ich genieß der Jugend mein.
Nun ich nit bin ein wehrder Gaſt,
So geh vnd henk mich an ein Aſt,
So haſtu mir genug gethan,
Vnd bleibſt doch wol ein ehrbar Mann,
In dieſer böſen ſchnöden Welt,
Kein frommer aber von dir helt.

Lehre.

Wie meinſtu aber vmb den hunde,
Ob er nit rede den rechten Grunde?
Gibt er ſeim Herren nit rechte Beſcheidt,
Da er ſtraft ſein Vndankbarkeit?
Gehts nit alſo zu in der Welt,
Daß niemand Trew beym andern helt?
Es laut wol ſchändlich daß mans ſag,
Noch ligt es allzuklar am Tag
So lang biſtu ein lieber Mann,
Dieweil man dein genieſſen kan,
Vnd wenn dirs dann an Gut gebricht,
So denckt man deiner Wohlthat nit
Ja wenn dein Sach ſteht wohl vnd fein,
So werden viel Freund vmb dich ſeyn,
Sobald es dir wird vbel gehn,
So werden wenig bey dir ſtehn.

◆

Das zehnte Hauptſtück.

Wie Reineke vor dem Könige eine Fabel von den Hunden erzählet, und den Geiz beſtrafet.

Reineke ſprach: Herr, eurem Rathe folge ich allemal gern. Als ich erſt herkam, klagete mancher über mich, der doch nie Schaden von mir genommen hatte. Iſegrim ſelbſt war auf der Gegenpartey: Darum rief alles: Kreuzige ihn! damit man mich nur in Schaden brächte. Sie ſahen nämlich, daß ſie mich übermochten. Ein jeder wollte Iſegrimen gefallen, darum huben ſie an mit zu klagen. Sie bemerkten auch, daß Iſegrim damals beſſer bey euch ſtund, als ich. Niemand dachte recht an das Ende, oder wollte die rechte Wahrheit kennen.

Sie glichen alſo dem Haufen von Hunden, der einſt vor einer Küche ſtund. Sie laureten alle gleichſam auf der Wacht, ob ihnen auch jemand was zu eſſen brächte. Da ſahen ſie nun einen Hund aus der Küche kommen, der dem Koche ein großes Stück geſottenes Fleiſch genommen hatte. Doch war es zu ſeinem Unglücke geſchehen, daß ihm der Koch ſein Hintertheil mit heißem Waſſer begoſſen, und ihm den Schwanz verbrannt hatte. Gleichwohl behielt er das Geſtohlne. Als er nun unter die andern kam, ſo ſprachen alle Hunde: Seht, dieſer hat den Koch zum Freunde! Seht, welch ein Stück hat er ihm nicht gegeben!

Da verſetzte er: Ihr wiſſet nichts davon! Ihr preiſet mich vorne, wo ich euch gefalle, weil ich ein Stück Fleiſch trage. Seht mir aber nur erſt hinten nach dem Schwanze, und preiſet mich dann, wenn ich es werth bin! Als ſie ihn nun recht beſahen, wie er daſelbſt ganz friſch verbrannt war; wie ihm die Haare ausfielen und die Haut ganz verſchrumpfet war: ſo grauete Jungen und Alten vor ihm. Kein einziger wollte in die Küche; ſie liefen alle weg, und ließen ihn allein.

Herr, hiermit meyne ich die Geizigen. Denn kommen ſie zu Macht und Anſehen, ſo will ſie ein jeder zum Freunde haben. Man ſieht ſtündlich, ja augenblicklich auf ſie: denn ſie tragen das Fleiſch im Munde. Ein jeder muß ſprechen, was ſie gern hören; oder er wird geſchätzet und geſchoren. Man muß ſie loben, ob ſie gleich nichts taugen; und ſo wird ihre böſe Sache immer beſtärket. Ja alle die es insgemein ſo machen, ſehen ſehr wenig auf das Ende. Allein ihre Strafe kömmt endlich nach;

denn ihr Regiment ſchlägt bald um. Zuletzt kann man ſie nicht mehr leiden: und ſo fällt ihnen auf beyden Seiten das Haar aus. Das ſind nun ihre großen und kleinen Freunde, die insgemein von ihnen abfallen, und ſie allein ſtehen laſſen: wie dieſe Hunde thaten, als ſie ihren Kammeraden verbrannt ſahen, und ihn ſo blutig als beſchimpfet fanden.

Herr, verſteht meine Worte recht. Von Reineken ſoll dieß nicht geſaget werden. Ich will das beſte Theil erwählen, und meine Freunde ſollen ſich meiner nicht ſchämen. Ich danke eurer Gnaden gehorſamſt; und bin bereit allezeit nach Eurem Willen zu leben.

Alkmariſche Anmerkungen.

In dieſem Capitel meynet der Lehrer dieß, daß mancher geprieſen wird, der hier Glück hat, und von fern angeſehen wird, nicht aber von hinten, wo er am Ende verbrannt wird. Wie mancher ſitzet in der Hölle, der ſein Gut mit Unrechte gewonnen hat! Seine Erben ſitzen in den Gütern, und preiſen ihn deswegen, daß er ſo viel Vermögen zuſammen bringen können. Dieſe gleichen ſolchen Hunden, und preiſen ihn von vorne: aber hintennach, das iſt in der ewigen Verdammniß, wird er verbrannt.

Mit dieſen drey nachfolgenden Capiteln ſchließt der Lehrer das ganze Buch von Reineken dem Fuchſe; beweiſet darinn daß das ganze Geſchlecht Reinekens, das iſt der Böſen, in der Welt ſehr groß iſt: das iſt aller derer, die nur in weltlichen Dingen weiſe ſind. Hievon ſpricht St. Paulus: die Weisheit dieſer Welt ſey Thorheit vor Gott. Ein andermal preiſet der Lehrer rechte Weisheit über Geld: wie es denn in der That iſt: und lehret uns, wie wir uns befleißigen müſſen, Weisheit zu lernen, und den Geiz zu meiden.

Zuletzt iſt zu merken, daß dieſe, oder dergleichen Fabeln nicht darum gedichtet und geſchrieben ſind, als ob ſie ſo geſchehen oder wahr wären: ſondern als Gleichniſſe, und zur Lehre: damit wir dadurch Weisheit und Erfahrung lernen, Untugend aber mit Fleiß vermeiden ſollen.

Baumanniſche Anmerkungen.

In dieſem Capitel werden drey Stücke gelehret. I. Erzählt Reineke, darinnen zuerſt unter der Fabel vom Hunde, den Stand der Hofdiener, unter welchen einer den andern groß und glückſelig achtet, wenn er dem Anſehen nach mit ſchönen Kleidern, und vielen Lehnen hervor pranget. Solchen preiſet er, ſieht ihn von vorne, nicht aber von hinten an; das heißt, er bedenkt ſein Ende nicht. Aber was für Gefährlichkeit, Mühe, Angſt und Jammer dahinter verborgen liegt, das kann niemand merken, ehe er die Suppe auch gekoſtet hat. Alsdann erfähret er, daß der eine vor dem andern ſtets lauret und geilet, häuchelt und bittet; und was er an einem andern ſieht, das wollte er auch gern haben. Daher martert und plaget er ſich ſelbſt ohne Unterlaß, und bringet doch endlich nichts als Trauren davon.

Es iſt mit dem Hofdienſte, wie das gemeine Sprüchwort ſagt: wer den groſſen Herren zu nahe iſt, der will erſticken, und wer ferne von ihnen iſt, der will erfrieren. Es verhält ſich mit den Hofleuten, wie mit Hühnern, die im Korbe ſitzen, und früh morgens herausſehen. Denn die nicht bey Hofe ſind, die meynen, daſelbſt ſey alles Geld und wollen gern dahin. Die aber bey Hofe ſind, die wären gern davon: denn ſie ſind gefangen, ihre Freyheit iſt ihnen benommen; ſie müſſen reden, thun und laſſen, was ihr Herr will, und nicht was ſie ſelbſt wollen.

Wenn nun die Geizigen bey Hofe Macht und Gewalt bekommen: ſo muß ſich ein jeder Frommer bücken und ſchmiegen; wofern er dem Geizigen nicht zu Gefallen iſt, und ihm nicht allerley tückiſche Vorhaben durchſetzen hilft. Denn ſolch ein geiziger Befehlshaber thut was ihm gelüſtet, und ladet dadurch vieler Leute Unwillen auf ſich: und damit er ſeinem Herrn ja recht gut dienen möge; ſo thut er häufig den Unterthanen Ueberlaſt, des erſtern Gunſt dadurch zu bekommen. Zuletzt aber wendet ſich das Blatt; er kömmt ſelbſt in Ungnade; und muß die Klingel an der Thüre laſſen. Denn ſein Dienſt erbet nicht, und er hat alsdann ſeines Herrn Ungnade, und der Leute Haß dazu. Chriſtus lobet die Vorſichtigkeit des Haushalters im Evangelio, daß er der Leute Gunſt behielt, da er ſeines Herrn Ungnade dulden mußte. Dieſe Leute aber ſind ſo bedächtig nicht; darum werden ſie auch von ihrem Herrn und von den Leuten billig gehaßt. So kommen ſie auf beyden Seiten zu kurz.

Daher ſprechen die alten Weiſen: viel beſſer iſt es in kleinem Eigenthume, in einem ſchlechten Hauſe zu leben, als an der Könige Höfen, von vielen Leuten beneidet und gehaſſet zu werden. Denn obwohl in ſolcher Wohnung nicht ſtets die Fülle und der Ueberfluß iſt: ſo iſt doch genug da, daß friedſame Leute leben können. Wer nämlich ohne Sorge und Furcht leben kann, dem genüget es auch an Waſſer und Brodt. Wer aber Gewalt und Macht an des Königs Hofe hat, dem begegnet viel mehr Widerwärtigkeit, als andern Menſchen. So iſt es auch beſſer, eine geringe Zeit auf Erden, ohne Widerwärtigkeit und Anfechtungen, als eine ganze lange Zeit in Furcht und Arbeit zu leben.

III. Iſt hier fleißig zu merken, daß die Geizigen, mit Recht oder Unrecht große Güter ſammlen, und nach ihrem Tode ſitzen ihre Erben darauf, und ſind fröhlich. Solches ſieht mancher Unverſtändige von auſſen an, preiſet und lobet den geizigen Sammler, daß er ſo viel Geld hat zuſammen bringen können: aber von innen ſiehet er ihn nicht an; das heißt: daß er ſeiner Ungerechtigkeit halber nunmehr ewige Pein und Verdammniß leiden muß, und daß er ſo herrlich zum Teufel gefahren iſt; damit nur ſeine Kinder und Erben Ueberfluß genug haben möchten.

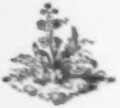
Jedermann denket: er habe genug, wenn er viel Geld und Gut hat. Daher beſtrebet ſich auch ein jeder viel zu ſammeln, damit er genug haben möge. Aber der Anſchlag fehlet, und durch Geld wird nimmer rechte Genüge erlanget. Denn jemehr das Geld zunimmt, deſto mehr wächſt auch die Liebe zum Gelde; und wer das Geld liebet, der wird es nimmer ſatt. Gleichwie ein Waſſerſüchtiger: jemehr er trinkt, deſto mehr dürſtet ihn. Alſo auch ein Geldnarr: jemehr er ſammlet, je minder er überkömmt; gleichwie die Heyden ſprechen: dem Geizigen gebricht ſowohl das, was er beſitzet, als das, was er nicht hat.

Dieweil nun das Geld eine Königinn der Welt iſt, welcher jedermann gern dienet; ſo kömmt ſie niemals allein, ſondern bringet ihre Jungfrauen mit ſich: nämlich Sorgen, Angſt, Bekümmerniß, viel Wachen, Neid, Zänkerey, und dergleichen. Und wenn man das ganze Geldes Nutzen bedenken will, ſo wird es offenbar, daß das Hausgeſind davon nicht wenig genießt: denn wo großes Gut iſt, da ſind auch viele, die es verzehren. Der größeſte Vortheil aber bleibt den Erben, und der geringſte Gebrauch dem Beſitzer. Er hat nicht vielmehr davon, denn daß er es anſieht. Er darf es nicht gebrauchen, weil ihm das Geld zu lieb iſt. Wie jenes Mannes Hund, der auf dem Heue lag. Er fraß das Heu nicht; er wollte auch das Pferd nicht freſſen laſſen, und hatte doch nichts davon, als daß ers wehrte.

Wie kömmt es aber, daß niemand am Gelde und Reichthume eine Gnüge erlanget? Das geht ſo zu: was einer liebet, dem dienet er, und iſt ihm gehorſam: denn die Liebe bringet den Dienſt und Gehorſam mit ſich. Wer nun das Geld liebet, der wird des Geldes Knecht und Gehorſamer. Wer aber des Geldes Knecht worden iſt, der hat einen gräulichen Tyrannen zum Herrn, welcher ſeinen Unterthanen keine Ruhe läßt, ſie zur Mitternacht wecket, ihn nicht ruhig ſchlafen läßt, und ihm gebeut, bald einen Nachbar, bald einen andern zu vervortheilen; bald dieſen, bald einen andern Handel anzufangen; damit er nur Geld bekomme. Wer kann aber bey einem ſo unruhigen Dienſte eine Zufriedenheit des Herzens erlangen?

Wer auf zeitliche Güter keine Zuverſicht nicht ſetzt, ſich nicht darauf verläßt, oder ſie gar zu groß achtet, der kann ihrer genießen, wenn er ſie frey und ungebunden gebrauchet. Wer aber das zeitliche Gut liebet, der verlieret es, genießt ſelbiges nicht, und wird nimmer ſatt. Wer es haſſet, der hat ſtets genug, und kann es recht zur Nothdurft, und nicht zum Ueberfluſſe gebrauchen. D. Seb. Brand ſpricht:

Zeitlich gut ſoll man halten recht
Als einen unterthänigen Knecht
Und ſetzen nit ſein Herz daran,
Dann ſo wird gut on ſchädlichkeit ſtan.
Und nun davon den armen geben.
Der Reych den himmel kaufen mag
Wer dieß nit wil verſehen,
Der muß mit Narr'n zu Schiffe gehn.



Das eilfte Hauptſtück.

Wie der König Reineken auf die Fabel mit den Hunden antworte, und ſelbigen wieder unter ſeinen Herren hoch erhöhete.

Der König ſprach: was nützen viel Worte? Ich habe es alles wohl gehöret, und eure Meynung wohl verſtanden. Darum will ich euch wider als einen edeln Baron in meinen Rath ſetzen: ihr aber ſeyd es ſchuldig zu thun, und früh und ſpät in meinen heimlichen Rath zu kommen. Ich ſetze euch wieder in alle eure Ehre: ſeht euch nur vor, daß ihr nicht in Mishandlungen fallet. Helfet alle Sachen zum beſten kehren. Der Hof kann euch nicht entbehren. Wenn ihr eure Weisheit mit der Tugend verbindet, ſo iſt hier niemand, an ſcharfſinnigem Rathe, und ſchlauen Finden, ſo hoch erhaben, als ihr.

Hinführo will ich alſo künftig nicht mehr alle Tage über euch klagen hören. Ihr ſollt vor mir ſprechen und handeln; und ſelbſt Kanzler dieſes Reiches ſeyn. Mein Siegel befehle ich euch desgleichen. Was ihr beſtellet und ſchreibet, das ſoll beſtellet und geſchrieben bleiben.

Dergeſtalt iſt nun Reineke an der Fürſten Höfen, der allerbelobteſte Staatsdiener geworden. Was er ſchleußt oder räth, das iſt einerley; es mag nun helfen oder ſchaden.

Baumanniſche Anmerkungen.

Aus dieſem Capitel wird anfänglich gelernet, daß Reineke ſammt ſeinem ganzen Geſchlechte, d. i. allen hinterliſtigen, falſchen und treuloſen Fuchsſchwänzern und Spitzbuben, in der Welt allenthalben, und vornehmlich bey Hofe im Regimente gemeiniglich und überflüßig vorhanden iſt. Solche argliſtige Finanzirer nun werden insgemein vorgezogen, für weiſe und erfahren und ſcharfſinnig geachtet; wie auch Reineke hier vom Könige zu großen Ehren erhaben ward: welche auch gleich demſelben bald einen neuen Rathſchlag, ſpitzfindige Anſchläge und tückiſche Hinterliſt erſinnen, und andre, ja auch ihre eigenen Kameraden übervortheilen und hintergehen können.

Ein ſolch gefährliches und ebenteuerliches Volk iſt das Hofgeſinde: daß es ſich unter einander ſelbſt, auch bey zugeſagtem Glauben, hintergeht. Einer grüßet den andern höflich, ſpeiſet ihn mit guten Worten, und giebt ihm noch die Hand dazu, zum Zeichen der Freundſchaft, Liebe und Treue. So ſind ſie denn mit Hand und Munde, doch ohne Treue des Herzens milde; nach dem Sprüchworte: **Bey Hofe giebt man viel Hände, wenig Herzen.**

Wiewohl nun bey den alten Deutſchen eine Handgelübde hoch geachtet werden, als womit Treue und Glauben gehalten ward; wie denn **Cornel. Tacitus** denſelben zu Lobe und Ehren, ſchreibt: daß bey ihnen die Ehrlichkeit und Einfalt mehr gegolten, als bey den Römern die geſchriebenen Rechte: gleichwohl aber iſt itzo ihre beſte Farbe, das iſt Ehre und Glauben, ganz verwandelt und verkehret; ja alle ihr jetziges Gepräng, ein lauteres Spiegelfechten und eine loſe Fuchsſchwänzerey, dahinter nichts iſt, geworden. Das iſt nun ſehr zu beklagen, und ziemlich bitter davon zu reden.

Henſelein ſpricht:

Der ſein Wort nicht hält bey nacht
Den tag erwelet für die nacht
Der ſtand und Schand nit nimmt in acht
Ein Herr, der Sigel und brieff nicht acht
Den bauer nit leſt bey ſeinem pacht
Stets über pflicht und recht aufflegt,
Für weisheyt kieſt die hofemagt
Die ſorge, müh, und ſchwere trägt,
Der Witwen und Waiſen groß on macht
Dieſelben weynent nicht betracht,
Nit fleißig hört der armen klagt
Sein Eer und Ee mit trüw nicht wacht,
Sein nachbern gring und klein nur acht,
Was folgen mag nicht vorbedacht,
Der über Gottes, wie mancher lacht,
Die ihn zu Eer und Stand gebracht,
Fürwahr und keinen andern macht,
Wann dieß nicht alls wirt wol betracht,
Hat Glaub, Eer, Wolfart gute Nacht.

II. Weil denn nun **Reineke** an der Fürſten und Herren Höfen, der angenehmſte und mächtigſte iſt, wie hier gemeldet wird; ſo, daß er alles Rathen, Thun und Laſſen, es ſchade nun, oder nütze, in ſeiner Gewalt hat: wo ſoll denn die Gerechtigkeit, deren Handhaber, Beſchützer und Vollbringer, Fürſten und Herren, laut ihres Amtes ſeyn ſollen, immermehr aufkommen und bleiben? Denn im Richten muß man niemanden ins Geſicht ſehen, ſondern alles nach der Gerechtigkeit vollbringen. Dabey nun kann ja des Gerechten Unſträflichkeit nicht unterdrücket, und des Barmherzigen Mitleiden verſchwiegen werden; ſo heimlich ſie auch ſey: wie ein in einem Tuche verbundenes Ambra dennoch nicht unterläßt, ſeinen Geruch von ſich zu geben.

Henſelein ſpricht:

Gerechtigkeit ſo erhaben ſteht,
Daß Gott an ſie niemand erhöhe.
Das Recht muß jedermann vollbringen
Beyden in großen und kleinen Dingen
Thu gleich und recht, ſpricht got der herr,
Von Gerechtigkeit dich nimmer ker
Gib Got, was du im ſchuldig biſt
Und allen Menſchen on arge liſt.
Sündigt dein nechſter gegen dich
Dennoch das recht brauch mäßiglich
Mit barmhertzigkeit und lieb vereint
Das iſt es, was hier wirt gemeynt.
Der im Recht ſucht die höchſte ſach
Das iſt nicht Gerechtigkeyt ſonder rach.
Wilt du ewig hab'n gottes huld
Muſt du vergeben ſolche ſchuld.
Wolt gott mit ſtrengem recht uns dringen
Die Helle würd vil mer verſchlingen.
Wir bitten im Vatter unſer eben
Daß uns gott alſo wol vergeben
All unſer Schuld, ſo wie wir thun.
Got iſt gerecht und gnädig nun.
Merk wo man Recht wird angeſtrengt
Das ſoll mit Gnade ſeyn vermengt.

◆

Das

Das zwölfte Hauptſtück.

Wie Reineke mit groſſer Ehre aus dem Hofe ſchied, und vor allen des Königes Huld und Gunſt behielt.

Reineke dankete dem Könige ſehr, und ſprach: Gnädiger Herr! ich danke euch, daß ihr mir ſo groſſe Ehre erweiſet; und daſern ich klug bin, ſo werde ich mich erkenntlich zeigen.

Der Urheber dieſer Geſchichte, ſchreibt ferner, wo **Iſegrim** geblieben. Er lag im Kreiſe ſehr übel zugerichtet. Seine Freunde giengen paarweiſe zu ihm; ſein Weib und **Hinz**, und **Braun** der Bär, ſeine Kinder und Geſind, und Anverwandten waren auch dabey. Sie trugen ihn mit Klagen aus dem Kreiſe, und zwar auf einer Bahre, mit Häue bedecket, darinn er warm lag. Man beſah ſogleich ſeine Wunden, deren ſechs und zwanzig an der Zahl waren. Da kamen viele Meiſter von **Krumeſſe** (*), verbunden dieſelben, und gaben ihm Tränke ein. Denn er war in allen Gliedern ſchwach und krank. Sie rieben ein Kraut in ſein Ohr; davon nieſete er nun vorn und hinten. Die Meiſter ſprachen: es wird ihm nicht ſchaden, wir wollen ihn ſchmieren und baden. Damit tröſteten ſie ſeine Freunde: er aber ſchlief ein wenig ein, doch währete es nicht lange. Das aber machete ihn am meiſten unruhig und bange, daß er ſchmählich überwunden worden, und ſich Schande und Spott dazu erworben hatte. Sonderlich ſtund ſein Weib **Gieremuth** ſehr bekümmert und traurig bey ihm. Ihre Betrübniß war mancherley: denn theils hatte Reineke ihr Schande über Schande angethan, theils hatte er Iſegrims Brüder gezwacket, und ihn ſonſt ſo ſchändlich gezauſet; daß er es nicht ſobald verwinden konnte, ſondern in allen ſeinen Sinnen raſete.

Dieß war nun **Reineken** ſehr angenehm; der ſich mit ſeinen Freunden letzete, und alſo aus des Königes Hofe mit Hochmuth und groſſem Lobe Abſchied nahm. Der König ſelbſt ſandte ihm ein anſehnliches Geleit mit, da er alſo mit gutem Willen von ihm ſchied.

Reineke ſprach er, kommet bald wieder! Dieſer kniete vor ihm nieder und antwortete: Ich danke euch aus allem Vermögen, wie auch mei-

---

(*) Was dieß Wort bedeute kann ich nicht errathen. Es ſcheint aber Wundärzte anzuzeigen.

ner gnädigen Frau der Königinn, überdem Eurem Rathe, allen dieſen Herren. Gott ſpare euch lange, zu euren Ehren! Ich werde thun, was Ihr begehret. Denn ich habe euch lieb, wie ihr es verdienet. Wenn es euch ſo gefällt mein Herr, ſo will ich itzo zu meinem Weibe und Kindern reiſen, die meinethalben ſehr bekümmert ſind.

Der König ſprach: ja, ſeyd gutes Muths, und reiſet hin, ohne alle Gefahr. So ſchied nun Reineke von da, mit ſchönen Worten, und in großer Gnade.

Und ſo ſind noch alle von Reinekens Art und Kunſt, ſehr wohl angeſehen und überall bey den Fürſten beliebt, ſie mögen nun geiſtlich oder weltlich ſeyn. Der meiſte Rath kömmt nunmehr auf Reineken an; denn ſein Geſchlecht iſt groß von Macht, und wächſt noch allezeit bey Tag und Nacht.

Wer nämlich Reinekens Kunſt nicht gelernet hat, der iſt zur Welt nicht ſehr geſchickt, und ſein Wort wird nicht ſehr gehöret. Aber mit Reinekens Künſten kömmt ſo mancher fort. Darum giebt es itzo ſo viele Reineken in der Welt, es ſey an des Pabſtes oder Kaiſers Hofe, ob ſie gleich nicht alle rothe Bärte haben.

Sie machens ja itzo einestheils viel zu grob. Simon und Gebhard behalten das Feld; man kennt bey Hofe nichts beſſer, als das Geld. Das Geld ſchwimmt allenthalben oben; wer Geld hat, bekömmt auch leicht eine Präbende: und wer Reinekens Liſt zu brauchen weis, der wird gar leicht der Obermann.

Doch genug davon. Wie gieng es aber Reineken mit ſeinem Geſchlechte, deſſen wohl vierzig an der Zahl waren? Sie waren alle ſehr erfreuet, und ſchieden mit großer Ehre aus dem Hofe. Reineke gieng als ein Prinz voran, und es war ihm ſehr wohl dabey zu Muthe, daß ſein Schwanz ſo breit war; daß er des Königes Gnade hatte, und wiederum in ſeinem Rathe war. Das ſoll mein Schaden nicht ſeyn, dachte er bey ſich ſelbſt: denn wem ich nun wohl will, dem kann ich helfen; und meinen Freunden allemal zugethan ſeyn. Daher preiſe ich die Weisheit mehr als das Gold.

Baumanniſche Anmerkungen.

1. Wird in dieſem Capitel beſchrieben, wie Iſegrim im Unglücke gekämpfet, ſehr verwundet und beſchämet, von ſeinen Freunden getröſtet, und nach Hauſe gebracht worden. Dabey iſt zu merken, daß dieſer Welt Handlungen mit vielem Unglücke und Widerwärtigkeit verbittert ſind: und daß kein Menſch in dieſe elende Welt gebohren wird, der nicht Mühe und Sorge, Betrug und Verfolgung erdulden müſte.

Darum ſprechen die alten Weiſen: Sobald der Menſch erſt die Tage des mannbaren Alters erlanget, ſo fällt er erſt in allerley Anfechtung: hier der Begierde des Reichthums, dort des Feuers der Liebe. Darauf kömmt die Nehmung eines Eheweibes, und die Sorge, wie er ſeine Kinder ernähren möge. Erlebet er aber das Alter, alsdann werden ihm zween Knechte zugegeben. Der erſte heißt Schmerz; der zweyte Krankheit; und dieſe beyden warten ſeiner täglich. Wäre nun gleich das alles nicht, und könnte er ſich vor aller Widerwärtigkeit bewahren; dächte aber nur allein an den Tod, den er mit ſo großer Grimmigkeit leiden muß; der ihn von ſeinem Gute, Weibe und Kindern und aller Wolluſt dieſer Welt ſcheidet: ſo bedächte er ſich doch billig, und tröſtete ſich nach Vermögen, alle Freude dieſer Welt zu verlaſſen; deren Entbehren das künftige Leben wieder einbringen mag; und trachtete bloß, die Ungerechtigkeit zu vermeiden, ohne die itzige Welt zu gebrauchen, die ſich doch ſo gänzlich umgekehret hat, alle Unthaten zu vollbringen.

II. Iſt hier weiter zu bedenken, daß es **Iſegrimen** viel ehrlicher geweſen wäre, in dem unglücklichen Kampfe zu ſterben; als nachmals in Schande und Spotte zu leben. Denn ein Mann von gutem Rufe und ehrlichem Namen, der nachmals durch böſes Vernehmen verführet wird, unehrlich handelt, und daher Schmach und Hohn, Verachtung und böſes Gerücht, bey den Leuten erdulden muß, der iſt ein troſtloſer und elender Menſch: dem thut die Schande weher als der Tod. Darum wäre ihm auch der Tod viel beſſer, als das Leben. Denn

Es iſt ein gut ding vm den Tode,
Denn der hilfft vns aus aller not.

Aber zu Rom, kurz vor Julius Cäſars Zeiten, wurden etliche Bürger, als Metellus, und andre Mächtige, überredet, daß ſie mit Hülfe des Catilina das Regiment an ſich bringen, und den ganzen Rath ermorden wollten. Die wurden nun alle gefangen geleget, und im Rathe ward gefraget: Was man mit den Leuten machen ſollte? Etliche riethen, man ſollte ſie tödten: etliche auch das Gegentheil. Da es nun an Cäſarn, der nachmals Kaiſer ward, kam, widerrieth ers, ſie zu tödten; aus Urſache, weil der Tod ein Ende alles Uebels iſt. Denn er dachte, es wäre viel beſſer, daß man ſie mit Schanden überhäufet leben ließe; weil ihnen dieſelbe viel weher thun würde, als der Tod, den ſie leiden müßten.

III. Iſt fleißig zu merken, daß **Reinecke** mit großer Gnade vom Könige geſchieden: und wer alſo noch itzo **Reineckens** Künſte, das iſt Schleifen und Wenden, verſteht, der hat das beſte Gehör im Rathe. Es geht nämlich noch gemeiniglich bey Hofe alſo zu, wer am meiſten arbeitet, der genießt am wenigſten. Sondern die andern, die den falben Hengſt ſtreichen, Herrn **Augendienſt**, und **Hans Schenken** meiſterlich bey ſich führen können; die erlangen die fetten Suppen. Einen Weiſen, und bey Hofe tüchtigen, den treibt man durch Neid und Nothdurft immer fort: und ſo wird ihm ſeine Weisheit ſchädlich; weil er ihrenthalben von ſeinen Mitbedienten gehaſſet wird. Wer aber bey Hofe untüchtig iſt, der muß ein Narr und jedermanns Hänschen ſeyn.

IV. Wird hier angezeiget, daß an des Kaiſers und Pabſtes Hofe, und folglich bey allen Fürſten und Prälaten, kurz, durch die ganze Welt, das Geld die Herrſchaft habe. **Simon**, das iſt geiſtlicher und weltlicher Wucher, und **Gebhart**, das ſind Gaben und Geſchenke; dieſe beyden ſind allenthalben die vornehmſten im Rathe, können alle Sachen und Händel zuwege bringen und ausführen. Darum ſpricht **Seb. Brand** alſo:

Sie ſammlen geld, ſey krum, ſey recht.
Kommt jemandt der dagegen ſpricht,
Den leidet niemandt überall
Denn er iſt nicht aus ihrem Stall.
Allein wer ſchmeichelt vnd iſt mit
Und lobet iren falſchen ſitt,
Der kriegt ein lehn vor allen andern.
Die nun an Herren Höfen wandern,
Ein ſeltſam vogel vor allen dingen
Wer, der hie wolt die warheit ſingen.

Derſelbe.

Vil beſſer ſchads im Herren Zelt
Wer nie, vermaledeyte gelt.
Das manchen Gifft und Gab empfängt
Mord und Verrätterey vollbringt.

Derſelbe.

Wenn gleich arm man wol reden kan
Nennt doch der reych in Klapperman,
Wer ich auch weyſ und lebe im gleich
Man acht es nit, ich ſey denn reich.
Drumb welcher nur viel Pfenning hat,
Deſſelben ſach ganz ſer wol ſtat.
Den ſetzt man in der Weiſen rat
Und beut im Ere früh und ſpat.

V. Iſt aus dieſem Capitel wohl zu merken, was Reineke ſaget: Noch preiſe ich Weisheit über Gold. Denn die Weisheit iſt edler und köſtlicher, wie die Schrift ſaget, als aller Reichthum: ja alles, was man ſich wünſchen mag, iſt der Weisheit nicht zu vergleichen. Denn ein weiſer Mann iſt ein Herr aller Dinge. Salomon ſpricht: Wenn der Weiſe Weisheit höret, ſo wird er noch weiſer: denn die Weisheit iſt ſo groß, daß ſie kein Ende hat. Darum ſoll man ſtets was Gutes lernen, ja auch bis ins Alter fleißig nach der Weisheit ſtreben.

Weisheit, ſpricht der H. Cyrillus, iſt die Wahrheit des Gemüthes, womit das höchſte Gut, das Gott iſt, durch rechten Glauben erkannt, und mit reiner Liebe beſeſſen wird. Wer nun mit ſolcher Weisheit begabet iſt, der iſt ſonder Zweifel ein Herr der Welt, und erkennet ſich ſelbſt. Solche Weisheit aber wird allein von Gott gegeben; wie Salomon (Sprüchw. im 3. Cap.) bezeuget: der Herr giebt Weisheit; aus ſeinem Munde kömmt Erkenntniß und Verſtand. Er behütet den Gang des Gerechten, und beſchirmet die unſchuldig und fromm wandeln, und erhält ſie auf dem rechten Wege.

Die Heyden ſprechen: die Tugend ſey in Werken und in der Ausübung zu ſuchen; daß man ſie nicht allein ſuchen, ſondern auch thun ſoll. So ſoll auch ein weiſer Mann nicht allein andern zu rathen wiſſen, was ſie thun ſollen; ſondern er ſoll es auch ſelbſt thun. So iſt er gleich einem Brunnen, der alle Thiere tränket, und doch von ihnen keinen Vortheil empfängt. Wer nun weiſe iſt, und ein Ding wohl weis, aber nicht darnach thut, dem iſt die Weisheit mehr gefährlich, als nützlich zu achten.

Itzo aber findet man viel weltweiſe, hochgelahrte, verſtändige und wohlgeſchickte Männer, deren Weisheit, wie offenbar iſt, mehr eine Argliſtigkeit und betrügliche Bosheit, oder ſpitzfündige Hinterliſt, und mehr auf Treuloſigkeit und Zufügung des Schadens, als auf rechte Weisheit, gerichtet iſt. Ihre Weisheit und großen Titel ſind nur ihrer Schalkheit Schanddeckel. Denn man findet manchen weiſegeachteten Mann nach der Welt, der mit einem ſchalkhaften Rathe oft ein ganzes Land verderbet. Darum ſoll man ſich auf niemandes Weisheit verlaſſen: denn die Weisheit vor der Welt iſt eine Thorheit vor Gott. Daher ſpricht Eſaias: Wehe denen! die in ihren Augen weiſe ſind, und ſich ſelbſt für verſtändig achten.

Die alten Weiſen ſprechen: Die Weisheit wird nicht anders, als durch Werke der Weisheit fruchtbar. Denn die Weisheit iſt gleich einem Baume, deſſen Früchte die Werke ſind. Wer einen böſen Weg weis und geht, den guten Weg aber, den er vorhin gelehret hat, verläßt, den mag man ſicher für einen Thoren halten. Denn wer allein ſeiner Luſt und Neigung folget, und das, was ihm nützlich und ehrbar iſt, verachtet; auch in dem itzigen bunten Weltlaufe ſein beſtes nicht erwählen oder bedenken kann: der iſt gleich einem Kranken, der wohl erkennt, welche Speiſe ihm geſund oder ſchädlich iſt; ſich aber doch ſeine Begierde überwinden läßt, daß er ſich ſelbſt die ſchädlichſten vor den geſundeſten erkieſet.

Salomon ſpricht: Die Weisheit des Menſchen erleuchtet ſein Angeſicht: wer aber Frevel gebrauchet, der iſt feindſelig: d. i. wer weislich und geſchicklich mit den Leuten umgeht, deſſen Angeſicht iſt erleuchtet: d. i. er iſt den Leuten angenehm, und wird gelobet und geprieſen. Wer aber unverſchämt mit dem Kopfe hindurch will, und alle Sachen nach ſeinem Eigenſinne ausführen will, dem wird jedermann feind. Denn ein regierender Herr hat ein Volk unter ſich, das aus mancherley Handthierungen beſteht. Darum, wenn er darinn die Gewalt misbrauchet, und ſich erkühnet, ſolches mit einem ſtörrigen und eigenſinnigen Kopfe zu regieren; ſo zieht er ſich ſelbſt den Haß der Unterthanen zu, und verwirret mehr, als er auflöſet.

Wo alſo ein weiſer Rath iſt, da iſt kein Eilen, ſondern viel Ueberlegung; und er iſt furchtſam etwas anzufangen. Wann er aber, nach vielem Bedenken, etwas beſchloſſen und feſtgeſetzet hat: ſo läßt er ſich ſolches ſchwerlich wieder ausreden. Wer ein kühner Rath iſt ſchnell im Rathen, fällt bald auf ein Ding, und fällt auch bald wieder ab, und will alle Sachen mit einem dreiſten und ſtarren Gemüthe ausrichten: es fehlt ihm aber an weiſen Anſchlägen, obgleich Muth genug vorhanden iſt: Wie auch alle Nationen von uns Deutſchen reden, daß Kühnheit und Muth genug bey uns ſey; aber wenig geſchickter Rath, ſondern Tollkühnheit: welches man nicht eher merket, als nach dem Ausgange der Sachen; ob ſie wohl oder übel gerathen ſey.

Gleichwie ein Prediger, der ſtolz, hoffärtig und ein eigenſinniger Pochhans iſt, alle Dinge nach ſeinem Kopfe ausrichten will, alſo, daß er den Schwachen nicht nachgiebt, ſondern mit ihnen ſo handelt, als wären ſie alle ſtark im Glauben, der wird auch mehr zerbrechen, als aufbauen und aufrichten. Daher ſoll ein regierender Herr und Prediger ſo mit ſeinem Volke umgehen, wie ein Hirt mit ſeinen Schafen; deſſen Amt es erfodert, daß er dem Kranken aufhelfe, des Schwachen ſchone, das Verwundete verbinde, das Verirrte wieder hole, und das Verlohrne ſuche: wie der Prophet Ezechiel im 34 Cap ſagt.

Johann Agricola ſpricht:

In deinem Thun bedenck das end
Greiff weißlich an, ſeyd nicht zu behend
Sey vorſichtig, mäſſig und ſchlecht,
Sey nicht zu ſchnell beſinn dich recht.
Wer eilig iſt zu allen Zeiten
Der ſol auf lauter eſeln reiten.
So übereilt ſich offt ein mann,
Der nicht mit ſinnen handeln kan.

Der Schweizer ſpricht:

Ein jeder der ſitzt in gewalt
Und ſich nit nach gots ordnung halt
Iſt doch zu dreyen Dingen nütz
Daß er nicht gantz umbſonſt da ſitz
Damit daß er den ſtuhl ausfülle
Der Oberkeit die vor Got gilt
Hernach der von ſich giebt den ſchein
Als thät er noch ſo weyſe ſein.
Sodann erteilt er andern rat
Von weyßheit da er nichts verſtat.

Der Beſchluß und das letzte Hauptſtück.

Wie Reineke mit ſeinen Freunden nach ſeiner Burg gieng, und wie ſie ſich bey ihm beurlaubten.

Alſo gieng nun Reineke mit ſeinen Freunden nach ſeinem Hauſe Malepartus. Er dankte ihnen allen ſehr, für die groſſe Gunſt und Ehre, daß ſie ihm in der Noth beygeſtanden, und both ihnen wieder ſeine Dienſte an. Ein jeder ſchied alſo davon, und gieng zu den Seinen.

Reineke kam alſo zu Frau Armelinen, die ihn ſehr freundlich willkommen hieß. Sie fragete ihn nach ſeinem Verdruſſe, und wie er da herausgekommen wäre? Reineke ſprach zu ihr: Ich ſtehe ſehr in des Königes Gnade. Er hat mich wieder zum Rathe an ſeinem Hofe ernennet, und mich über alle Herren geſetzet. Dieſes gereichet nun unſerm Geſchlechte zu großen Ehren. Er hat mich zum Kanzler des Reiches beſtellet, und befohlen, mir das Siegel zu geben. Was Reineke thut und ſchreibt, das bleibt wohl gethan und geſchrieben. Ich habe in dieſer Zeit den Wolf unterwieſen, daß er nicht mehr klagen wird. Ich habe ihn halb blind gemacht, und ſein ganzes Geſchlecht geſchändet. Ich habe ihn ſo ſehr verwundet, daß er der Welt nichts mehr nütz iſt. Wir giengen einen Kampf ein; da bekam ich ihn unter mich: und es ſoll mich ſehr Wunder nehmen, wenn er wieder geſund wird. Wenigſtens hoffe ich es nicht. Dennoch iſt nichts daran gelegen. Ich bin ſein Obermann geworden, und aller ſeiner Geſellen dazu, die es mit ihm hielten, und ihm beyſtelen.

Hierüber war nun die Füchſinn ſehr froh, und ſeine beyden Söhne gleichfalls, daß ihr Vater ſo hoch erhoben wäre. Sie ſprachen: Nun wollen wir in großen Ehren, ohne alle Sorgen leben, und unſre Burg recht feſt machen.

So lebet nun Reineke in großem Anſehen, und dieſes wird hier kürzlich gelehret: damit ein jeder ſich zur Weisheit kehre, das Böſe meide, und die Tugend lerne. Deswegen iſt dieß Buch geſchrieben: das iſt ſein Sinn, und anders nichts.

Fabeln und ſolche Geſpräche, werden zu unſrer Lehre aufgeſetzet, damit wir die Untugend meiden, und zu allen Zeiten Weisheit lernen ſollen. Dieß Buch iſt ſehr gut zu kaufen: denn es ſteht der ganze Weltlauf darinnen.

Willſt du verſtehn den Lauf der Welt,
So leg an dieſes Buch dein Geld.
So ſchlieſt ſich Reinekens Hiſtorie,
Gott helf uns zu der ewgen Glorie.

Alkmariſche Nacherinnerung.

Man merke hiebey: Welcher Leſer an dem Buche ſelbſt genug hat, und nur allein die Fabeln leſen will, der kann, wenn es ihn verdreußt, die Lehren und Deutungen zu leſen, die auf die Capitel folgen, allemal die Auslegung derſelben überſchlagen, und nach Belieben bey dem erſten bleiben.

Baumanniſche Anmerkungen.

Aus dieſem letzten Capitel merke zwo Lehren. I. Rühmet ſich **Reineke** hier, daß ihn der König zum Kanzler gemachet; und was er ſchreibe und thue, das ſey und bleibe wohl geſchrieben und gethan. Damit will der Urheber dieſes Buches verbilden, daß allenthalben in Kanzleyen und Schreibereyen **Reineke der Fuchs** mit im Spiele ſey: indem an ſelbigen Orten ſo viele Fuchsſchwänzereyen gebrauchet, und Spitzbüte dennoch verkaufet werden, wenn durch Gaben und Eigennutz das Recht oft geſchwächet und verkehret wird. Denn die Kanzler trachten auch nach ihrem Vortheile, und helfen dem, der viele Geſchenke bringet. Die andern ſitzen indem hinter der Thüre, und warten auf Antwort. Hat man nun gleich die Briefe von den Herren in gehöriger Form und Art erhalten und ausgewirket: ſo kann man ſie doch nicht von den Schreiber ausgefertiget bekommen: ja man muß noch dazu Sorge tragen, daß nicht der ganze Handel, durch des Gegenpartes Geld und Geſchenke, umgeſchlagen, oder gar zu nichts gemachet werde. Denn die Kanzler wollen eben ſo wohl ſchinden und genießen, als die Potentaten ſelbſt. Daher ſpricht D. **Johann Brentius**: „Bey der Fürſten Räthe, und in der Gewal„tigen Kanzleyen ſollte man billig Gerechtigkeit finden. Ja freylich Gerechtigkeit! Wenn „Tyranney Gerechtigkeit wäre: ſo wollte ich glauben, daß manches Fürſten und Herrn „Kanzley der heiligſte Tempel Gottes wäre, u. ſ. w. „

D. **Seb. Brand** vergleicht die eigennützigen, geizigen und hinterliſtigen Kanzler und Schreiber mit den Schnapphähnen und Straßenräubern, und ſpricht:

Schreiber und renter z'ſammen ſtat
Gehören mit z'der Narren rat
Sie neren ſich mit gleicher war.
Der ſchindet heimlich, der offenbar

Der wagt ſein Leib in treug und naß
Der hat ſein ſel im Dintenfaß
Wies auch der reuter immer treibt
Und der ſchreiber das *Item* ſchreibt
Der Kauffman vnd der arme pauer
Den jre narung wird ſo ſawer,
Die müſſen es zuletzt bezalen
Es iſt gleichviel wo ſie es holen.

Und **Frau Untreue** ſpricht:

Cantzler vergeſſt nit zu ſchreiben
Das ewer ſack mög werden vol
Der ſach ſeit ir geſchickt ſo wol
Auch euch das heil ye gantz beſchert
Der Logica gantz hoch gelert
Von aller Warheit hoch gefreyt
Ewer Wort die kömt ir denen weyt
Ewer in das legt ir auff zu neyn
Von rechter trew ſeint ir gantz reyn
Denn die vmb euch nit bleiben mag ꝛc.

Und ferner kurz vorher.

Ir Marſchalck kan vſſpündig wol
Den leuten geben gutte wort
Iſt doch kein weil an keinem ort
Das es ymand zu gud gerad
Des er nit eigen nutzung hat

Was aber der große Muthwillen und Uebermuth ſolcher gefährlichen Kanzler und Schreiber in der Welt zuwege gebracht, und verurſachet, hat ein Verſtändiger bey ſich wohl zu bedenken. Es iſt ſolches auch aus dem gemeinen Sprüchworte klärlich zu verſtehen, welches ſaget: **Vor Zeiten gab man kurze Briefe und hatte großen Glauben: Jtzo aber giebt man lange Briefe und iſt wenig Glauben.** Die Erfahrung und alle Hiſtorien loben unſre vormaligen Alten, uns aber loben ſie nicht ſehr. Denn es iſt wahr, wie auch der alten Kaiſer, Könige, Fürſten, und Herrn Briefe, womit ſie Land und Städte begabet und befreyet haben ausweiſen: daß unſre alten Deutſchen wenig Worte gebrauchet, und viel gehalten haben: indem zu denen Zeiten Rechte und Glauben in Hochachtung waren, und ein jeder hielt was er redete und zuſagete.

Von Kaiſer **Friedrich Barbaroſſen** d. i. Rothbart genannt, ließ man, daß er alle ſeine Gelübde und Zuſagen, mit dieſen Worten beſtätiget: **Ich will es halten bey meinem Barte!** und alsdann hat ers auch gehalten und zu Stande gebracht. Anjetzo aber müſſen alle Schriften ſoviel Clauſeln und Exceptionen haben, daß eine ganze Pergamenhaut ſchier zu klein dazu iſt: und dennoch hält mans nicht mehr, ja öfters ganz und gar nichts.

II. Iſt in dieſem Cap. zu merken, daß **Reineke** ſpricht: Nun wollen wir in Ehren leben, ohn alle Sorgen, und unſre Burg recht feſt machen. Denn gemeiniglich gehet es bey den Fürſten ſo zu, daß ihre Vögte und Rentmeiſter einen guten Muth, und Geldes genug haben: die Vögte nämlich ſuchen ihren eigenen Nutzen, vermehren ihre Hufen und Pächte, bauen herrliche Häuſer, und verbeſſern alle ihre erbliche Habe. Sie ſchmücken ihre Kinder ausbündig, und verſorgen ſie ſtattlich: ſie wollen gar keinen Mangel leiden; die Fürſten mögen zur Berechnung bekommen, was ſie können. Ob ſie es aber ſo weit hätten bringen können, wenn ſie dem Fürſten nicht verhaftet wären, das mögen andre bedenken, welche die Sache angeht.

Kurz, die Vögte und Rentmeiſter haben das Geld, und die Fürſten den Beutel. Daher ſagte **Klaus Narr**, zu Herzog Albrechten zu Sachſen, welcher ſich einsmals ungefähr merken ließ, daß er Geld brauchte: **Willſt du Geld haben; ſo werde ein Vogt: ſo bekömmſt du Geld genug.** Ob dieſes gleich ein Narr geſaget hat, ſo iſt es doch nicht ſo gar närriſch, noch erlogen: denn die Vögte und Rentmeiſter ſind über alle Einnahmen geſetzet, ſie empfangen und geben alles aus, was den Herrn angeht; dafür giebt man einem das ganze Jahr, zum Verdienſte **zwölf oder funfzehn Gülden.** Weil ſie ſich aber davon nicht erhalten können: ſo müſſen ſie es den Herren abziehen; und wenn ſie des Abziehens gewohnt ſind: ſo thun ſie es immermehr, bis die Vögte und Rentmeiſter reich werden, und oft mehr Geld haben, als der Fürſt ſelbſt. Wenn nun der Fürſt Geld bedarf, ſo nimmt er von den Vögten, auf ihre Häuſer und Aemter, Geld auf Zinſen, oder verſetzet ihnen gar das ganze Amt. Wie es nun den Unterſaßen dabey ergehe, und wer alsdann die Güter am meiſten nutze, das mögen diejenigen ermeſſen und bedenken, die ſolches angeht.

Der fürſtliche Amtmann erbeut ſich der Frau Untreue zu dienen, und zwar mit dieſen Worten:

Fraw untrew iſt mir lieb und werth,
Als was ſie nur an mich begert.
Wil ich ihr ſtets gehorſam ſeyn,
Zu untrew ſtels den willen mein.
Möcht ich dann nu eyn jar ſo bleiben,
Wolt ich mein ſchaff ins trucken treiben.
Ihr hab und gutt iſt alſo groß,
Daß mans daran nit merkt ſo bloß.
Mein rechnung wolt ich auch wol ſtellen,
Ob mir ſchon etwas würd dran felen.
So wolt ichs doch mit liſt verſchlagen,
Das es keyn man dörfft von mir ſagen.
Auß diſſem allen iſt zu ſchlieſſen,
Das ich zu untrew ſei gefliſſen.
Darumb ich ihr hie frei gelob,
Zu bleiben ſtets in ihrem hoff.

Der Schaffner aber ſpricht:

Solt ich darumb meins dienſts vermeiden,
Dieweil ich ſchreib mit dupler kreiden
So thet man mir mit gwalt unrecht,
Ich bin ie ein untrewer knecht.

Dann ich Fraw vntrew dien mit fleiſt,
Mit meiner rechnung ichs beweiſt.
Das ich in meiner Einnam,
Schreib offt fünffe für zehen an.
Desgleichen ſo ich aus thů geben,
So ſchneid ichs duppel vff die kerben.
Darnach mach ich mein rechnung klar,
Das ich vil mehr in einem jar
Für meinen herrn hab außgelegt,
Dann all mein ſolt in zehen tregt.
Alſo werd ich durch vntrew reich,
Darumb thů ich keym herren gleich.
Solt ich Fraw trew mein dienſt bezeigen,
So würd mir nit frembd gůth zu eygen
Mein Herr würd auch zu reich durch mich,
Deſſhalb zu vntrew mich verſprich,
Das ich von ihr nit weichen wöl,
Zuförderſt mich in ordnung ſtell
Ihr reich und herſchaft zu verfechten,
Wann ſich an ihr fraw trew wil rechen.

* * *

Beſchluß und Abſchied dieſes Buches.

An den Leſer.

Schließlich iſt zu merken, wie auch vorhin ſchon angezogen werden, daß dieß Buch
von Reineken vornehmlich darum gemachet iſt, daß man Weisheit und Verſtand
daraus lernen, das Böſe meiden, und das Gute thun ſoll: Daher iſt es voll lieblicher
Worte, und köſtlicher Rede, wodurch der Poet die Vernunft, Weisheit und Vorſichtigkeit,
durch Gleichniſſe und Reden der Thiere und Vögel, hat abbilden wollen; und das um drey-
erley Urſachen willen.

I. Weil der Poet Urſache hat, das zu ſagen, was er gedacht hat, aber aus Beſorg-
niß und Furcht, ſeiner Perſon wegen, nicht hat offenbaren dörfen. II. Aus Kurzweil-
den Leſer luſtig und begierig zu machen. Denn wenn ein Verſtändiger dieſe Fabeln lieſt,
ſo erlanget er Weisheit, und ſchärfet ſeinen Verſtand dadurch. III. Damit die Jugend
deſto geneigter werde, Fabeln und Exempel zu lernen und zu hören: welche durch Anzei-
gung der Natur und Figuren der Thiere auch wohl zu behalten ſind. Und ob ſie wohl
ſolche Fabeln nicht gründlich verſtehen kann: ſo ſind ſie ihr doch, wenn ſie zur Ver-
nunft kömmt, förderlich; und ſie erinnert ſich deſſen, was ſie vorhin geleſen und ſich
durch Bilder eingepräget hat. Und dieſes kann ihr dann zu großer Vernunft, und zu
Erhaltung ihrer Ehre und ihres Vermögens mit Nutzen dienen.

Ein Vernünftiger kann auch in dieſem Buche mancherley Gebräuche der itzigen Welt im Guten und Böſen finden; wenn er ſelbiges mit Aufmerkſamkeit fleißig lieſt. Er kann auch vielem Unglücke zuvorkommen, und ſein Beſtes wahrnehmen. Wer aber nicht bedenket, was der Dichter damit gemeynet habe, der iſt gleich einem Blinden, welcher einen unbekannten Weg geht. Denn dieß Buch hat zweyerley Verſtand. Der eine iſt offenbar, und wie die Hiſtorie, oder Fabel an ſich ſelbſt lautet. Der andre iſt verborgen; darinn iſt der Gebrauch und Nutzen enthalten, und gleicht einer Nuß: die iſt nichts nütze, wenn ſie nicht aufgebrochen, und der innerſte nothwendige verborgene Theil gekoſtet wird.

Daher ſoll ein jeder Leſer Fleiß anwenden, daß er dasjenige, was er lieſt, gründlich verſtehe. Denn ein verſtändiges und bedachtſames Leſen bringt einen Menſchen zu beſſerm Verſtande: und ein Verſtändiger ſoll ſtets mit Weisheit umgehen. Denn die Mannigfaltigkeit der Kunſt, erleuchtet des Menſchen Verſtand, wie die Sonne des Feuers.

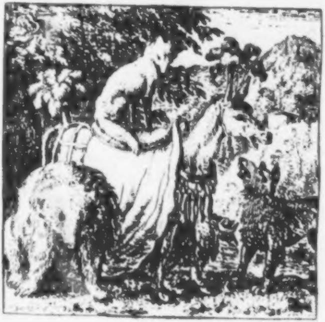
Und (*) zuletzt will ich, günſtiger Leſer, Plutarchs Buch vom gemeinen Beſten, in ſächſiſcher Sprache dir zu gute aufs eheſte ausfertigen; itzund aber dem Allmächtigen, welchem ewig Lob Ehre und Preis ſey, dich befohlen haben.

Ende, Reinekens des Fuchſes.

(*) Dieſe Worte ſtehen in der Ausgabe von 1549. bey Lud. Dietz zu Roſtock in 4. desgleichen in der, die zu Frankf. am Mayn 1575. gedruckt worden: aber in der, die 1606. zu Hamburg herausgekommen, ſo wie in vielen neuern, ſtehen ſie nicht mehr.

Hinricks van Alkmar,

Reynke de Voß.



Wultu wetten der Werlde ſtaat,
So liß dit Boek, dat is gud raht.

Ut vulpis adulatio
Nu in der werlde blycket:
Sic hominis et ratio
Ghelik dem voſſe ſyk ſchicket.

Eyne Vorrede
over dyt Boek,
van Reynken deme Voſſe.

Hir bevoren in den olden yaren, eer der tyd, dat God verlözede dat menſchlyke geſchlechte, eer unſe Here Chriſtus, ware God unde Mynſche, leet in der mynſchheyt den bittern doet, unde ſtunt wedder up van deme dode, unde ſtech up boven alle hemmele, un wert wedder komen to deme rechten gherychte: Vor deſſer tyd der ghebord Chriſti vyndet men, dat dar ſyn gheweſt vele naturlyke wyſe mans, de uthverkören un leff hadden wyßheit un kunſte, de men nomede Phyloſophy; dat in unſer ſprake ſo vele is gheſecht, alſe leffhebbers der wysheit un der kunſt. Men heeth ok etlyke van en Poeten, dat is, dychters efte tohopeſetters hyſtorien un gheſchychte, efte ok byſpreke, efte fabelen. Etlyke van deſſen lereden deme volke dögende un wyßheyt, un ſetteden ere lere ſlycht in böke und in ſchrifte. Etlyke andere ſyn gheweſt, de hebben ere lere uns naghelaten, unde de gheſath in verſe un in byſproke, unde in fabelen, up dat men ere lere un ören vlyd deſtebeth darby ſcholde beholden. Manckt deſſen is eyn gheweſt, de to nutte unde lere der mynſchen, geſchreven heft eyne hyſtorye unde fabele, van Reynken deme Voſſe, de ſeer ghenoechlik is to leſen un to horen, un is ok vul van wyßheit, un guder exempel, un lere. Deſſes ſulven Poeten lere to leſen, un nicht to verſtaen, enbrechte neen nutte, efte vromen.

§. 2. Hirumme dat men en moghe leſen unde ok verſtaen, Ich Hinrek van Alkmer, Schelemeſter un Tuchtlerer des eddelen dogentliken vorſten un heren, Hertogen van Lotryngen, umme bede wyllen mynes gnedyghen heren, hebbe dyt yeghenwerdyge boek uth walſcher und franſzöſeſcher ſprake gheſocht, un ummegheſath in dudeſche ſprake, to dem love un tö der ere Godes, un to heylſamer lere der, de hirynne leſen; unde hebbe dyt ſulve boek ghedeelet in veer part, un hebbe by yslyk capittel geſath eyne korte uthlegginge un meninge des ſulfſten Poeten, umme to verſtaen den rechten ſyn des capittels.

De ander Vorrede.
Wo dyt Boek wert ghedelet in veer part.

Up dat eyn yslyk leſer deſes bokes van Reynken deme Voſſe wol moghe verſtaen, ſo is to merken, dat der mynſchen ſtaate is ghedelet in veer ſtaate.

§. 1. De erſte is de ſtaat van den arbeyders, de ſyk neren eres ſwaren arbeydes, un bruken erer kunſt myt arbeyde, alſe bure, amptlude, un andere, de ere neringe un vödynghe alſo werven. Wente God almechtigh uns in den ſtaat heft gheſath, un heft uns heten arbeyden, un ſo unſe brood wynnen, in der tyd, do Adam, unſer aller vader, overtrad dat ghebeth, de God to eme ſprak manckt anderen werden alſus: In deme ſwete dynes angheſychtes ſchaltu eten dyn broet, dat is, du ſchalt dy gheneren myt arbeyde. Unde by deſſem ſtaate ſo ghelikent de meyſter in deſſem Boeke de arbeydeden deeren, alſe perde, mulen, eſels, oſſen, un dergheliken.

§. 3. Uth deſſem erſtem ſtaate van arbeide ſyn gheſproten noch dre ſtaate. De erſte van den dreen is borgerye, un koplude, un alle de ſyk erneren myt ummeſlach, un leven van deme ghewynne. By deſſen ghelykent de meyſter de deyren, de de leven van deme gewunnen ghude, dat ſe wynnen un ſammelen, alſe eyn deel in de erde, eyn deel in de boeme, eyn deel in de ſteynrytzen, darin ſe ſammelen, dat ſe af leven; eyn deel korn, arfete, bonen un ander ſack; eyn deel nöthe, eckeren, appel unde ſodane vrucht; alſe dat ekerken, de hampſter, haſen, kanynen, de froyen, ſteyppen, de ſo weſtwart werden ghenomet, unde andere der ghelyken.

§. 4. De ander ſtaat geſproten uth deme erſten, dat is de ſtaat de de leven van deſſen twen erſten ſtaten, un ſynt de gheyſtlyken. Deſſen ghelikent deſſe meyſter by deme Grevynge, de ok in etliken landen wert ghehęten de Das. Men van deſſeme ſtaate en ſpricket he nicht vele, doch ſtraffet he ſe myt vordeckeden worden umme twey ſunde, alſe umme de ghyricheyt, un unkeuſcheyt, ſo hir na in etliken ſteden wert gheroret.

§. 5. De dyrdde ſtaat, de uth deme ſtaate der arbeyder is ghesproten, un is de verde un leſte ſtaat, dat ſynt de vorſten un heren der werlt, de ſyk eddel holden. Deſſe veeden ſyk ok uth den twen erſten ſtaaten. Deſſe ghelikent de meyſter deſſes bokes by deme wulfe, un by deme baren, by deme loſſe, un luperden, den grypen. So ſyn etlyke heren, de de mynre ſyn in grade, wan alſe de groet mechtighen vorſten, alſe banreheren, un derghelyken. Un deſſe ghelykent de meyſter by deme voſſe, by der apen, by deme hunde, un dergheliken. Un ere byſtanders unde deners, rutere unde ſchylknechte, deſſe ghelikent he by den kleynen bytenden deeren, alſe by der maerten, ylke, hermelken, weſſelken, ekerken un derghelyken.

§. 6. Deſſe lerer bewyſet ok in deme erſten boeke, dat yd vannöden is, dat dar ſy ein hovet, eyn here, de boven alle deſſe ſtate der lüde, de macht der herſchoppye hebbe, de alle de ſtaten der mynſchen under ſyk holden mag, in rechte unde in vrede. Un deſſen overſten heren efte Konnynk lykent he by deme lauwen. He bewyſet ok, daß men nemande overvallen ſchal buten recht, myt machte efte anderer loſheyt, un dat men den myſdadygen, de berechtet is, nochtant ſchal to worden ſteden, um en eſſchen, dat he ſyk verantwerde, up dat men ſyne ſchult efte unſchult des to beth moghe proven. Ok bewyſet deſſe meyſter, efte deſſe Poete, wo de vorſten vaken werden vorleydet van den logeneren, uth dem weghe der rechtferdycheyt. Ok bewyſet he, dat mannych ſyk ſulven bedrucht, de dar na is, grote leene un provene to verkrygen by den heren, un ſyne ghyrycheyt nenen vortganck hebben kan. He bewyſet ok, dat den vorſten un heren dat vele nutter is, to hebben den wyſen in ereme rade, dan den ghyrygen. Wente neynen vorſten hoff efte ſtaat, ſunder wyſheit un kloekheyt ſtande, mach blyven lange in eren.

§. 7. Alſus is dyt boek van eyneme vorſten un ſyneme hove. Ok is yd van deme ſtate der ghemenen ſympelen, un is ok van den logenern und bedrogers, de myt loſheit mannygen ſchenden, ſo hyr na wert ghesecht van deme ſneydygen lyſtigen voſſe, de mannygen ſchendede un to plaſſe brachte, un denne noch mit ſyner lögen un valſcheyt by macht bleff.

§. 8. Deſſeme heren un Konnynge, un ſynen byſitteren, un etliken van der menheyt, werden ok ſunderlyken etlike bynamen efte tonamen gheven in deſſeme boeke, umme der ryme wyllen, un umme dat des to nöchliker ſy deme leſer un tohorer. Un den Konnynck, den lauwen, nomet he Nobel; de negeſten herren efte vorſten by deme Konnynge, alſe den baren, nomet he Brune; den wulff heth he Yſegrim: de wulffynne heth he vrouwe Ghyremod: den vos, alſe eynen banreheren, heth he Reynke, ok Reynart; de voſſynne heth he vrow Ermelyne. Twey yunge voſſe ſynt hir ok, de he nomet, den eynen Reynardyn, den anderen Roſſel: den grevynck het he Grymbart; de wylde katte, alſe den kater nomet he Hyntzen: den apen heth he Marten: de apynne heth he vrow Rukenauwe; den zegenbock, Hermen; de zegen, Metke; den rambeck, Bellyn; den haſen, Lampe; den eſel, Boldewyn; den groten hund nomet he, Ryn; den klenen, Wackerloß; den bever, Bokert.

§. 9. Alſus ſeth deſſe meyſter nicht allene den lauwen eynen Konnynck over de deren, men ok over de vögele. mede den ok etlike tonamen efte bynamen werden anghesath, lyk den deren in deſſeme boke. Alſe nomet he den hanen, hane Hennynck, ok Kreyant: de hennen, Kratſevoet: den kron, Lütken: den adebar, Bartolt: den untruwen raven, Pluckebüdel: de kreyen efte kareck, Merkenauwe: de kreynne, Scharpenebbe: de goes, Albert: de and, Tybbeke: de hegger Marquart: un ſus na der ſulven wyſe nomet he etlyke meer, welkere worde men horen un leſen mach: men den ſyn der worde, wat de lerer mede meenet, ſchal men merken un beholden: dar lycht de wyſheit in. Dit is de menynge des meyſters, de dyt boek beghynt in ſolken worden, ſo hir na volget.

❧

Dat

Dat erſte Bock.

Dat erſte Capittel.

Wo de Lauwe, Konnynck aller Deeren, leet uthkreyeren, un vaſten vrede uthropen, un leet beden allen deeren, to ſynem hove to komen.

Jd gheſchach up einen pynkſte dach,
Das men de wolde un velde ſach
Grone ſtaen mit loff un graß,
Un mannich vogel vrolig was
Myt ſange, in haghen un up bomen;
De krüde ſproten un de blomen,
De wel röken hier un dar:
De dach was ſchone, dat weder klar.
Nobel, de Konnynck van allen deeren,
Held hoff, un leet den uthkreyeren
Syn lant dorch over al.
Dar quemen vele heren mit grotem ſchal;
Ok quemen to hove vele ſtolter gheſellen,
De men nich alle konde tellen:
Lütke de kron, un Marquart de hegger,
Ja, deſſe weren dar alle degger;
Wente de Konnynck mit ſynen heren
Mende to holden hoff mit eren,
Myt vreuden und myt grotem love,
Un hadde vorbodet da to hove,
Alle de deere groot un kleyne,
Sunder Reynken den Voß alleyne.
He hadde in den hoff ſo vele mißdan,
Dat he dar nicht endorſte komen noch gan.
„De quad deyt, de ſchuwet gern dat licht:
Alſo dede ok Reynke, de böſewycht.
He ſchuwede ſere des Konnynges hoff,
Dar in he hadde ſeer kranken loff.
Do de hoff alſus anghynck,
En was dar neen, an alleyne de Grevynck,
He hadde to klagen over Reynken den Voß,
Den men held ſeer valſch un loß.

Dat ander Capittel.

Wo Reynke de Voß van deme Wulfe, un velen andern deeren, wert vorklaget vor deme Konnynck.

Jſegrim de Wulff beghunde de klage,
Syne vrunde, ſlechte, ſyne negſten mage
De gyngen al vor den Konnynck ſtan:
Yſegrym de wulff ſprak erſten an
Un ſede: hochgeboren Konnynck, gnedyge here,
Dorch yuwe eddelicheyt un dorch yuwe ere,
Beyde dorch recht un dorch gnaden,
Entfermet yw des groten ſchaden,
Den my Reynke de voß heft ghedaen,
Dar ik vaken van hebbe entfaen

Grote ſchande un ſwar verlees:
Vor alle ſake enfermet yw des,
Dat he myn gude wyff hefft ghehonet,
Un myner kynder ok nicht gheſchonet,
He bemeech un beſeychede ſe, dar ſe legen,
Dat der dre ny ſodder enſegen,
Un worden dar aff al ſtar blynt,
Nochtan hônde he my noch ſynt.
Wente yd was eyns ſo vern ghekomen,
Dat eyn dach ward up ghenomen,
Men ſcholde deſſe ſake rychten efte ſcheden:
Do both ſyk Reynke to den eden.
Do ik den eyd wolde hebben to leſten,
Entquam un entfohr he uns in ſyne veſten.
Here, dat wetten noch myne beſten man,
De hir nu ſynt, un by my ſtân.
Here, ik en konde nicht in eyner weken
Alle dat quade vor yw utbſpreken,
Dat Reynke, de loſe falſche kumpan,
My tho leyde hefft ghedaen.
Ja, were al dat laken pergement,
Dat dar wert gemaket tho Gent,
Men ſcheldet dar nicht in konen ſchryven,
Dat lathe ik nochtans achter blyven.
Men de laſter mynes wyves, de ghevt my na,
Blyft nicht ungewroken, wo yd gha.
Alſe Iſegrim ſyne klage ſus hadde ghedan,
Do quam dar eyn kleyn hundeken ghan,
Un was ghebeten Wackerloß,
De klagede dem Konnynck up frangôß,
Dat he ſo arm was eer,
Dat he alles gudes nicht hadde meer,
Dan alleyne eyne kleyne worſt,
In eynem wynter up eyner horſt,
Un em Reynke de ſulve nam.
Hyntze de kater do ock dar quam,
Al tornich he vor den Konnynck ghynck,
Un ſprack: Gnedyghe here, her Konnynck,
Up dat gy Reynken ſyn unholt,
So en is hir nemant yunck noch olt,
He vruchtet Reynken meer dan yw.
Dat Wackerloß hir klaget nu,
Des is vele yar, des ſyd bervcht,
De worſt was myn, wol klage ik des nicht.
Wente ick was eyns in myner yacht,
Un quam in eyne molen by nacht,
Eynen ſlapenden molenman vant ik dar,
Dem nam ick de worſt, dat is war.
Hadde Wackerloß ychteſwes an der,
Dat quam al van mynen tyſten her.
Do ſprack Panther alſo vort,
Do deſſe klaghe was ghehort:
Hyntze, latet de klaghe blyven,
Gy konen dar nicht vele mede bedryven.
In Reynken is alles nene ere,
He is eyn deff, un eyn mordenere.
Dat dor ik ſeggen by mynen eren,
Ja, dat wetten wol al deſſe heren;
He rovet, he ſtelet, alſe eyn deff,
He en heft ok nemande alſo leff,
Noch ſulven den Konnynck, de de is unſe here,
He wolde dat he gud un ere
Verlere, mochte he daran ghewynnen
Eyn veth morſel van eyner hennen.
Dat ik yw dyt bewyſen mach,
He dede noch gyſteren den ſolven dach,
Eyn der grotſten overdaet
An Lampen, deme haſen, de hir ſtaed,
De node yennych deer ſo dede;
Wente he em bynnen des Konnynghes vrede,
Un bynnen des Konnynghes gud gheleyde,
Lovede em to leren ſynen krede.
He ſovede en to maken to eynem cappelan,
Un let en vor ſyk ſytten ghan.
Se beghunden beyde den credo tô ſyngen,
Men Reynke brukede van ſynen olden dyngen,
Un helt Lampen vaſte twyſſchen ſynen beyn,
Un begunde em dar eyn vel to theen.
Ik quam van unſchicht den ſulven ghanck,
Un horde dar erer beyder ſanck.
De lectie, de erſt was beghunt,
Dar ſwegen ſe van ter ſulven ſtunt.
Do ik dar den quam gheghan,
Dar fand ik meſter Reynken ſtan,
Un brukede van ſynem olden ſpele,
He hadde Lampen by der kele.
Ja, ghewyſſe hadde he em dat lif ghenomen,
Were ik em nicht to hulpe komen,
Do ſulveſt to den ſulven ſtunden.
Hir moghe gy noch ſeen de verſche wunden
An Lampen, dem ſeer vromen man,
De doch nemande quad don en kan.
Ik ſegge yw, Her Konnynk, un al gy heren,
Wylle gy dyt nicht wreken un keren,
Dat gy des Konnyghes vrede, gheleyde, un breve
Laten ſus breken van ſodanem deve;
Id wert deme Konnynck noch vaken verwetten,
Van velen, de yd nicht drade vorgetten.
Ok de Konnynges Kinder, over mannich yar.
Do ſprack Iſegrym, yd is ſeker war,
Reynke doch nummer neen gut doet,
Were he doet, dat were ſere goet,
Vor uns alle, de gern in vrede leven,
Men wert em dyt nu vorgheven;
He wert in kort noch etlyke ſchêwen,
De em des nu nicht to en lôven.

Dat dridde Capittel.

Wo Grymbart de Grevynck Reynken verantwordet vor dem Konnynge, und wo he den Wulff wedder wroghet umme etlyk quad.

De Grevynck was Reynken broders ſone,
De ſprack do, un was ſeer kone,
He verantworde in den hove den voß,
De doch was valſch un loß:
He ſprack to deme Wulve alſo vort,
Her Yſegrym, yd is eyn oltſpreken wort,
„Des vyendes munt ſchaffet ſelden vrom:
So do gy ock, up Reynken mynen om.
Were he ſo wol, alſe gy hir, to hove,
Un ſtunde he alſo in des Konnynges love,
Her Yſegrim, ſo alſe gy doet,
Id ſcholde yw nicht duncken gud,
Dat gy en hir alſus vorſpreken,
Un de olden ſtucke hir vore reken.
Men dat quade, dat gy Reynken hebben ghedan,
Dat lathe gy al achter ſtan.
Id is noch etlyken heren wol kunt,
Wo gy mit Reynken maken den vorbunt,
Un wolden weſen twey lyke gheſellen,
Dat mot ick deſſen heren vortellen.
Wente Reynke, myn om, in wynters noet,
Umme Yſegryms willen, vyl na was doet.
Wente yd geſchach, dat eyn quam ghevaren,
De hadde grote vyſſche up eyner karen.
Yſegrim hadde geren der vyſche ghehalet,
Men he hadde nicht, dar myt ſe worden betalet.
He brachte mynen om in de nod.
Umme ſynen wyllen ghynck he lyggen vor dot,
Recht in den wech. um ſtunt eventür.
Merket, worden em ok de vyſſche ſur?
Do ghenne myt der kaere ghevaren quam,
Un mynen om dar ſulveſt vornam,
Haſtygen toch he ſyn ſwerd und ſnel,
Un wenede myneme ome to rucken ein vel,
Men he rogede ſyk nicht klein noch groet:
Do mende he, dat he were doet,
He leyd en up de kaer, un dacht en to vyllen.
Dyt wagede he al dorch Yſegrims willen.
Do he do vordan begunde to varen,
Werp Reynke etlyke vyſſche van der karen,
Yſegrim van verne na quam,
Un deſſe vyſſche al to ſyk nam.
Reynke ſpranck wedder van der karen,
Em enluſte do nicht lenk to varen.
He hadde ok gherne der vyſſche begherd,
Men Yſegrim hadde ſe al vorterd:
He hadde getten, dat he wolde barſten,
Un moſte darumme ghan tom arſten.
Do Yſegrim der graden nich en mochte,
Der ſulven he em ein weynicht brochte.
Ik ſegg et by der truwe myn:
Reynke wuſte eins ein geſchlachtet veth ſwyn,
Aver dat hangede an eineme wyme,
Dyt ſede he up loven Yſegrime.
Dat ghyngen ſe den up beyder eventür,
Men Reynken wart dat ſwyn gans ſur;
He moſte krupen tom venſter in,
Un werp dat nedder up beyder ghewin.
Dar weren ok hunde grot un ſtarck,
Mit den hadde Reynke ſyn vulle warck.
Se ruckeden em to degen ſyn gude vel,
Dewyle ath Yſegrim up dat ſwyn alheel.
Mit groter nod he nauwe wech kam,
Un gynck, dat he Yſegrime vornam
He klagede ſyne nod, un eſſchede ſyn deel;
Ja, ſprack Yſegrim; ein gud morſel
Hebbe ik dy vorwaret, holt un eth:
Begnage yd wol, yd is wol veth.
Dat morſel, dat he em do langede,
Was dat krumholt, dar dat ſwyn by hangede.
Reynke konde nicht ſpreken van ſmachte:
Merket gy heren, wat he do dachte.
Ik ſegg et yw, her Konnynck, guedyghe here,
Der ghelyck ſyn wol hundert ſtucke efte mere,
De Yſegrim by Reynken heft ghedan,
Dat late ik noch achter ſtan.
Kumpt Reynke to hove manckt deſſe gheſellen
He werd yd ſulven wol beth vortellen.
Merket, here, her Konnynck, eddele vorſte,
Wan ick yd nummer ſeggen dorſte,
So ſpricket Yſegrim ein gecklyk werd,
Dat gy heren wol hebben ghehord.
He ſpricket ſulven up ſyn egene wyff,
De he ſcholde bedecken mit ſele un lyff,
Un alſo beſchütten de ere.
Id is wol ſeven yar, efte mehre,
Eft Reynke ergaff ein deel ſyner truwen
Bruwen Ghyremod, der ſchonen vruwen.
Dat ſchach in eyneme avent dants,
Wente Yſegrim was do buten lants,
Ik ſegge yd ſo, alſe ik yd weyd.
Id geſchach, in fruntlyker bereſchen

Vake

Laken Reynke ſynen willen. Meer ſegge ik nicht,
Wattan? ſe klaget yo ſulven nicht,
Se was des to hant ſcheer gheneſen,
Wat werde ſcholen dar meer aff weſen?
Were Yſegrim vroed, he ſwege dar van,
Dytſulve eme doch kleine ere bringen kan.
Grimbart ſprack vort, nu klaget de Haſe
Eyne mereken, un eine wyſe vaſe:
Eft he ſyne lectie nicht wol en las,
Reynke, de ſyn meſter was,
Moſte he ſynen ſcholer nit ſlan?
Dat were unrecht un ovel ghedan!
Scholde men de ſcholeckens nicht kaſtyen,
Un wennen ſe van eren twiſcheryen,
Nummermer lereden ſe to degen.
Nu klaget ok Wackerloß, he hadde gekregen,
In eineme wynter eine woerſt,
De he verlos up einer borſt.
De klage were better bleven verholen,
Ja, hore gy dat wol, ſe was gheſtolen.
Male queſite, male perdite.
Mit rechte wert men quatlyken quyte,
Dat man ovel heft ghewunnen.
We wyl Reynken des verghunnen,
Dat he gheſtolen dynck eme nam?
Ein yſlyk eddel van hoghem ſtam
Schal haten de deeve, un ſchal de vangen.
Ja, hadde he ok Wackerloß do ghehangen,
Wo ſcholde eme dat vorkeren?
Men he leed yd dem Konnynck to eren,
De lyffſake allene hefft in ſtraff:
Al heft myn Om weynich danckes dar aff.
Reynecke is ein rechtferdich man,
De neen unrecht lyden kan.
Wente ſodder, dat de Konnynck ſynen vrede
Kundigen un uthropen dede,
En ſochte he up nemanden neen bejach.
He eth men eins up yſliken dach.
He levet alſe ein kluſener,
Un kaſtyet ſynen Lycham ſeer;
Negeſt ſyneme lyve drecht he har,
He ath neen vleſch in eyneme yar,
Wat vleſch yd ſy, wilt edder tam,
Dat ſede, de gyſteren van em quam.
Syn ſlot, dat da heth malepartus,
Heft he verlaten, un buwet eine klus,
Bleck un mager is he van pynen:
Hunger, dorſt, un ſware karynen,
De lydet he nu vor ſyne ſunde.
Wat ſchadet em, dat he in deſſer ſtunde
Hir is beklaget in ſynem affweſen?
Kumpt he to antworde, he mach noch gheneſen.
Do deſſe worde ſus weren gheſecht,
Quam hane Hennynck mit ſynem gheſchlechte
In des Konnynges hoff ghevaren,
Un brochten up einer doden baren
Eyne dode henne, de heet Kraſſevoet,
De Reynke hadde ghebetten doet.
Hals un hovet hadde he er affghebetten,
Dyt moſte nu de Konnynck wetten.

Dat veerde Capittel.

Wo de Hane myt groter droffenyſſe kumpt, un klaget vor den Konnynck over Reynken, bewyſende ſyne miſſedaet.

De Hane quam vor den Konnynck ſtan,
Und ſach ene ſeer drofflyk an,
He hadde by ſyk twey hanen groet,
De drevych weren umme deſſen doet,
De eine was gheheten Krevant,
De beſte hane, den men vant
Twyſchen Hollant un Franckryk;
De ander was em ſeer ghelyk,
Un heth Cantart, ſeer kone un uprycht,
Se dregen malk en bernende lucht;
Der Hennen broder weren deſſe twee,
Se repen beyde wach un wee;
Umme kraſſevoet, erer ſuſter, doet,
Dreven ſe euwe un drovenyſſe groet.
Noch weren twey ander, de dregen de boren,
Men mochte ere drovenyſſe vern horen.
Hane Hennynck vor den Konnynck ghynck,
Un ſprack; gnedyghe here, her Konnynck,
Horet myne worde dorch gnaden,
Und entfermet yw des groten ſchaden,
Den my Reynke heft ghedan,
Un mynen kindern, de hir ſtan.
Wente, do de wynter vorghangen was,
Un men ſach blomen, loff un gras
Schone bloyen un ſtan grene,
Do was ik ſeer vrolych un kone,
Umme myn grote ſchlechte ghemeyne:
Wente ik hadde yunger ſonen teyne,
Un ſchoner dochter tweymal ſeven;
Och, den luſte ſo wol to leven,
De al myn wyff, dat kloke hoen,
Vortbrachte in eineme ſommer ſchon.

Se weren ſtarck, un wol to vreden,
Un gyngen umme vêdynge in eyner ſteden,
De was bemûret, der mennyke hoff,
Darin ſes hunde ſtarck un groff,
De bewarden myne kynder, und hadden ſe leff.
Dyt hatede Reynke, de quade deff,
Dat ſe ſo vaſte weren dar bynnen,
Dat he der nene konde ghewynnen.
Wo vaken ghynck he umme de mûren by nachte,
Un leyde uns laghe myt groter achte.
Wan dyt de hunde kreghen to wetten,
So moſte he yd up ſyn lopent ſetten.
Se hadden en eyns twyſſchen kregen,
Un ruckeden em ſyn vel thodegen,
Nauwe entquam he tor ſulven tyd,
Do worden wy ſyner eyne wyle quyd.
  Vorder horet my, ghnedyghe here,
Synt quam he eyns, alſe eyn Kluſenere,
Reynke, de ſulve olde deff,
Un brachte my do eynen breff,
Dar hangede yuwe ſeghel nedden an,
Dar vant ik in geſchreven ſtan,
Dat gy lethen kundyghen vaſten vrede
Allen deren, un vogelen mede.
He ſprack, he were kluſener ghewordden,
Un wo he helde eynen harden orden,
Dat he ſyne ſunde bêten wolde,
Un ick vor em nicht mer vruchten ſcholde,
Un mochte ane hode vor em wol leven.
He ſprack ok, ik hebbe my gantz begeven,
Alle vleſch vorlovet myt eyn,
He leet my kappen un ſchepeler ſeen,
Un eynen breff van ſynem pryer,
Up dat ick were des to vryer:
He wyſede my ok de ſulveſt aldar
Under der kappen eyn kleed van har,
Do ghynck he wech, un ſprack to my:
Gode, deme heren, bevele ik dy.
Ik gha, dar ick hebbe to doen,
Ick hebbe noch to leſen ſext un noen,
Ock veſper darto, van deſſem dage:
Al leſende ghynck he wech, un leyde uns lage.
  Do was ick vrolich un unververt,
Un ghynck to mynen kynderen wert.
Ick ſede en de tydynge, de wart en leve,
De my was vorkundyget uth yuwem breve,
Un Reynke were worden kluſener,
Wy dorften vor em nicht vruchten mer:
Myt en allen ghynck ick do buten de mûre,
Dar uns over quam kranck eventûre.
Wente Reynke hadde uns ghelacht ſyne lage,
Un quam ſlykende uth eyner hage,
Un beſt uns de porten underghan,
Un grep myner beſten kynder eyn an,
Dat ath he up, und quam wedder vaken.
Sodder he ſe erſten begunde to ſmaken,
Konde uns wer yeger, efte hunt,
Vor em wachten to nener ſtunt.
He leyde uns alle tyd ſyne laghe,
Beyde by nachte un ok by daghe,
Un berovede my alſo myner kynder.
So vele is myn tal de mynder:
Twyntich un veer plach der to weſen,
De heft Reynke upghelesen,
Dar van hebbe ick men vyve, nicht mere:
Dat latet yw entferme, her Konnynck, here!
Myne droffenyſſe klage ick to deſſen ſtunden:
Noch gyſteren wart em myt den hunden
Myne dochter affghejaget, de he beth doet,
De ick hir brynge in myner noet.
Gy ſeen yd, wat he er heſt ghedan,
Dat latet yw doch to herten ghan!

Dat fyfte Capittel.

Wo de Konnynck ghynck to rade myt ſynen underſaten un wyſen, wo un in wat wyſe he richten mochte rechtferdygen de boßheyt des voſſes, un wo de dode henne wart begraven, dar de hanen ſtan, alſe de negeſten vrunde, ſyck moyende myt overtogen koggelen, ſo weſtwort de wyſe is.

De Konnynck ſprack: Her Grevinck, komt her,
Hore gy wol, yuwe Om, de kluſener,
Wat karinen he vaſtet, un wo he deit?
Leve ick eyn yar, yd wert eme leyt.
Wat ſcholen deſſer worde nu meer?
Hane Hennynck, nu horet heer,
Yuwe dode dochter, dat gude hoen,
Der wyl wy der doden rechtigkeyt doen,
Un laten er de vigilie ſyngen,
Un ſe to der erden bryngen.
Dat ſchal ſcheen myt groten eren,
Denne wylle wy uns myt deſſen heren,

Umme deſſen word wol beſpreken,
Wo wy dat beſte mogen wreken.
Do gheboth he beyde junck un olden,
Dat ſe vigilie ſyngen ſcholden.
Do des Konnynges both was ghegan,
Un do men begunde to heven an,
Dat placebo domino,
Un de verſche, de dar horen tho:
Jck ſede yd wol, men yd were to lanck,
We dat dar de lectien ſanck,
Un de reſponſen, ſo ſyk dat behord,
Darumme korte ick deſſe word.
Se wart do int graff ghelewt,
Eyn ſchon marmelſteyn wart dar berept,
Ghepollieret ſo klar, alſe eyn glas,
De veerkant, groet, un dycke was,
Myt groten boekſtaven dar up ghehauwen,
Dat men klarlyken mochte ſchauwen,
We darunder lach begraven.
Alſus ſprack de ſchrifft der boekſtaven:
„Kraſſevoet, hanen Hennyks dochter, de beſte,
„De vele eyer leyde in de neſte,
„De wol mit ören voeten konde ſchraven,
„De lycht under deſſem ſteyn begraven;
„De falſche Reynke was, de ſe vorbeeth,
„Se wyl, dat al de welt dyt weet,
„Dyt dede he ane rechte, myt valſcher laghe,
„Up dat men ſe des to meer beklaghe.„
Alſus nam de ſchrift eynen ende.
De Konnynck leet beden al, de he kende,
De kloekſten van rade ſyk wol to beſpreken,
Wo he deſſe undaet beſt mochte wreken,
Up Reynken, de nicht en was van den beſten,
Do reden de heren eme to leſten,
Wente ſe Reynken ſeer liſtich kenden,
Hirumme ſcholde men eme boden ſenden,
Dat he wer dorch ſchaden eder dorch vromen
Nicht enlethe, he ſcholde komen
To des Konnynges hove, tom herch dage,
Un dat Brun, de bare, deſſe bodeſchop drage.

* * *

Dat ſeſte Capittel.

Wo Brun, de Bare, myt eynen breve wart gheſant to Reynken, un wo he ene vant, un anſprack.

De Konnynck ſprack to Brune, den Beer:
Brune, ick ſegge yu, alſe yuwe Her,
Dat gy myt vlyt deſſe bodeſchop doet,
Men ſeet, dat gy ſyd wyſs un vroet,
Wente Reynke is ſeer valſch un quad,
He wed ſo mannygen loſen rad,
He wert yw ſmeken un vorelegen,
Ja, kan he, he wert yw wyſſe bedreghen.
Wanne neyn, ſprack Brun, ſwyget der rede,
Jck ſegget by myneme ſwaren eede,
So gheve my god ungheval,
Wo my Reynke icht hönen ſchal,
Jck wolde em dat ſo wedder inwryven,
He ſcholde vor my nicht weten to blyven.
Alſus makede ſyk Brun up de vart,
Stolt van mode, tho bergewart,
Dorch eyne woſteny groet un lanck,
Dar dorch makede he ſynen ghanck,
Do quam he, dar twey berghe laghen,
Dar plach yo Reynke, ſyn Om, to yagen,
Un hadde den vordach dar ghewest,
So quam he vor malepertus tho leſt.
Wente Reynke hadde mannich ſchon huſs,
Man dat Caſtel tho malepertus,
Was de beſte van ſynen borgen,
Dar lach he, alſe he was in ſorgen.
Do Brun vor dat ſlot was ghekomen,
Un de porten gheſloten vornomen,
Dar Reynke uth plach to ghan,
Do ghynck he vor de porten ſtan,
Un dachte, wat he wolde begynnen,
He reep lude: ReynkeOem, ſynt gy darbynnen?
Jk byn Brun, des Konnynges bode,
He heft gheſworen by ſyneme gode,
Kome gy nicht to hove, to deme ghedynge,
Un ick yw nicht myt my enbrynge,
Dat gy dar recht nemen un gheven,
Dat wert yw koſten yuwe leven:
Kome gy nicht, gy ſtan buten gnade,
Jw is ghedrauwet mit galgen un rade,
Darumme ghaet myt my, dat rade ick in beſt.
  Reynke horde wol deſſe worde erſt un leſt,
He lach dar bynnen, un lurde,
Un dachte, wan my dyt evenmûrde,
Dat ick den Baren tetalde deſſe wort,
De he ſo homodigen ſpricket vord,
Hir uth wyl ick dencken dat beſte;
Dar myt ghynck he deper in ſyne veſte

Wente Malepartus was der wynckel vul,
Hir eyn ghat, un gyndert eyn hol,
Hadde mannyghe krumme enge un lanck,
Un hadde ok mannygen ſelzen uthganck,
De he tedede, un teſloet
Alſe he vernam, dat he des hadde noet.
Wan he dar vennigen roeff inbrochte,
Edder wan he wuſte, dat men ene ſochte
Umme ſyne valſche myſſedaet,
So vant he dar den nauweſten rad.
Mannich deer in ſympelheyt ok dar inleep,
Dat he darin vorretlyken greep.

Dat ſevende Capittel.

Wo Reynke vorſychtygen ſyck bedachte, un darnach uthghynck, un Brunen myt vruntlyken werden wylkomen heth.

Do Reynke ſus des Baren werde
Wel vornam, un ok horde,
He lovede nicht gruntlyk den worden ſtolt;
En was lede vor eyn achterholt:
Do he dat enkede hadde vernomen,
Dat Brun alleyne was ghekomen,
Des to myn he do verſchrack,
He ghynck uth to em, un ſprack:
Om Brun; wylkome mothe gy weſen,
Ick hebbe recht nu de veſper gheleſen,
Darumme konde ick nicht eer komen:
Ick hope, yd ſchal my ſyn to vromen,
Dat gy tho my ghekomen ſyd.
Syd wylkomen, Om Brun, tho aller tyd;
Deme enwed ick des ye nenen danck,
De dat ſchaffede, dat gy deſſen ghanck
Scholden overghan, de de is ſeer ſwar,
Gy ſweten, dat yw nath is dat haer,
En vant unſe here, de Konnynck, nu
Nenen anderen boden to ſenden, dan yw?
Wente gy ſynt de eddelſte un groetſte van leve,
De nu is in des Konnynges hove.
Id wert my ſyn ſunderlyk to vromen,
Dat gy ſyd her to my ghekomen.
Juwe vrode rad werd my helpen ſere
By deme Konnynge, de de is unſe here.
Al hadde gy deſſen wech nicht anghenomen,
Ick were doch morgen to hove komen.
Doch dunket my ſere in myneme waen,
Ick ſchal nu nicht wol konen ghaen,
Ick hebe my gheten alſo ſath,
Yd was nye ſpyſe, de ick ath.
Dat gantze lyff deyt my wee dar van.
Do ſprack Brun, Reynk Oem, wat ete gy dan?
Do ſprack Reynke; leve Oem, wat hulpe yu dat,
Wan ik yu ſede, wat ik ath?
Jd was rynge ſpyſe, dar ik nu by leve.
Ein arm man en is yo neen greve:
Wan wy it nicht konen beteren myt unſen wyven,
So mote wy eten verſche honnichſchyven.
Sodane koſt ath ik dorch de nood,
Dar van is my de buck ſo groet:
Ik moet ſe eten an mynen danck,
Darvan byn ik wol half kranck;
Wan ik dat yummer beteren kan,
Wolde ik umme honnich node upſtan.
Do ſprack Brun alſo vort:
Wanne, wanne! wat hebbe ik nu ghehort:
Holde gy honnich ſo ſeer unwerd,
Dat doch mannich myt flite beghert?
Honnich is eyn ſo ſöthen ſpyſe,
De ik vor alle gherychte pryſe.
Reynke, helpet my dar by to komen,
Ik wyl wedder ſchaffen yuwen vromen.
Reynke ſprak: Brun Oem, gy holden yuwe ſpot.
Brun ſprak; neyn, ſo helpe my god!
Scholde ik ſpotten, dat do ik node.
Do ſprak wedder, Reynke, de rode;
Is dat yu ernſt, dat latet my wetten;
Moghe gy dat honnich ſo gherne eten?
Ein bur wonet hir, de het Ruſtevyle,
Dat is men eyne halve myle,
By em is ſo vele honnigek, verſtaet my recht,
Gy ſegens ny meer myt al yuwen ſlecht.
Brunen dem ſtack ſeer dat ſiner,
Na honnige ſtunt all ſyn begher.
He ſprak: latet my komen dar by,
Ik denke des wedder, lövet des my.
Wan ik my honniges ſath mochte eten,
So moſte men my des vele tometen.
Reynke ſprak: gha wy hen up de vart,
Honniges ſchal nicht werden gheſpart;
Al kan ik recht nu nicht wol ghaen.
Recht truwe mod yummer ſchinen voran.

De ick myt gunſt to yu drage:
Wente ick wet neen, manckt al mynen mage,
Den ick alſus welde menen,
Wente gy my ſeer wol wedder konnen denen,
Jegen myne vyende, un yegen ere klage,
In des Konnynges hoff, tom heren dage.
Ik make yu nocht avent honniges ſath,
Darto van deme beſten, merket dat!
So vele alſe gy des nummer mogen dregen.
Men Reynke mende van groten ſlegen.
Reynke loch ſeer un ſteynde.
Brun volgede eme na, alſe eyn blynde.
Reynke dachte, wylt my ghelyngen,
Ick wyl dy to degen uppet honnichmarket bryngen.
Se quemen te hant by Ruſtevyls thun,
Do vraude ſyk ſeer de Bare Brun,
Men des he ſyk vreude, dar wart nicht von,
So ghevt yd noch mannygem unvreuden man.

Dat achte Capittel.

Wo Reynke myt Brun dem Baren ghynck un en leydede, dar he honnich eten ſcholde, dat em övel bequam; wo en Reynke bedroch, un leet en ſtan beklemmet in den bome efte blocke, myt dem hovede un by den voeten.

Do de avent was ghekomen,
Un Reynke dat hadde vornomen,
Dat Ruſtevyl, de vorgheſechte Bur,
To bedde was in ſynem ſchur.
Ruſtevyl was van groteme love
Eyn tymmerman, ünd hadde in ſynem hove
Lyggende eyne eke, de he wolde kloven,
Und hadde darin gheſlagen boven
Twey grote kyle, de weren ſeer glat.
Reynke de voß merkede dat;
Dat ſulve holt was an eyner ſyd
Up ghekloved eyner elen wyd,
He ſprack: horet my, Brun Oem,
Recht hir in deſſem ſulven boem
Is honnyges meer, wan gy lövet.
Steket dar in wol deepe yuwe hövet.
Nemet nicht to vele, dat is myn rad,
Jw mochten dar anders aff komen quad
In yuweme lyve, ſyd des bericht.
Brun ſprack: Reynke, ſorget nicht,
Mene gy, dat ick ſy unvroed?
Mathe is tho allen dyngen gud.
Alſus leth ſyk de Bare bedoren,
Un ſtack dat hövet in over de oren,
Un ock de vorderſten voete mede.
Reynke do grote arbeyt dede,
He brack uth de kyle myt der haſt,
Dar lach de Bare ghevangen vaſt
Myt hovet un voeten in der eken.
Em halp wedder ſchelden edder ſmeken.
He plach to weſen kone un ſtarck,
Men hir hadde he ſyn vulle warck.
Sus brachte de neve ſynen Oem,
Myt loßheyt ghevangen in den boem,
He begunde to hulen un to braſchen,
Myt den echterſten voeten to kraſchen,
Un makede alſo groten lud.
Dat Ruſtevyl myt der haſt quam uth.
He dachte, wat dar weſen mochte,
Ja, eyn ſcharp byl he myt ſyk brochte
Up eventur, efte des were noed.
Brun lach dar in angſte groed.
De klove, dar he in lach, ene kneep,
He brack ſyk, un toch, dat he peep.
Men dat was yvn, umme nicht ghedaen.
He vormode ſyk nummer van dar to ghan.
Dat mende ok Reynke, und ſach Ruſtevyle
Van verne komen myt deme byle.
He reep tho Brunen, wo ſteyt yd nw?
Etet nicht tho vele, dat rade ick yw,
Des honiges, ſegget my, ys et ok gud?
Ick ſee, dat ruſtevyle kumpt hir uth,
Vyllichte wyl he yw bedencken,
Un wyl yw up de maltyd ſchencken!
Dar mede ghynck Reynke wedder na huß,
Na ſyneme ſlote, to malepertuß.

Dat negende Capittel.

Wo Brun ghefangen, von den Buren geſlagen werk, entlick doch loß kumpt, vnd ſick int Water gifft.

Do quam Ruſtevyle altehant,
Den Baren he ſus ghevangen vant,
He leep haſtygen myt eyneme lope,
Dar he de Buren wuſte tho hope,
Dar ſe helden geſtery:
He ſprack: komet haſtygen myt my,
In myneme hove is eyn Bare
Ghevangen, dat ſegge ik yw vorware.
Se volgeden eme alle, un leepen ſeer,
Islyk nam myt ſyk ſyne wer,
Wat he erſt krech uth ſynem werke,
De eyne eyne forke, de ander eyne harke,
De drydde eyn ſpeet, de verde eyne rake,
De vyfte eynen groten tunen ſtake.
De Kerkher un de Koſter beyde
De quemen dar ok myt ereme gherede.
De Papemeyerſche, de heeth vrow Yutte,
Dat was de, de de beſte grutte
Konde bereyden un kocken,
De quam ghelopen myt ereme wocken,
Dar ſe des dages hadde by gheſeten,
Den armen Brunen mede tho meten.
Do Brun horde dat rechte ſo groot,
Dar he lach up ſynen doot,
He toch myt rynen dat hövet uth,
Men darbynnen bleef bekleven de hud
By beyden oren, umme dat hövet heer.
Ick mene men ſach nu ſeltyker deer,
Dat bloet em over de oren ran,
Al brochte he dat hövet uth, nochtan
Bleven beyde voeten darin ok vaſt.
Doch ruckede he ſe uth myt der haſt,
Al roſende, eft he were van den ſynnen,
Men nochtan bleven de klauwen darbynnen,
Dar to dat fel van beyden voeten,
Dat honnich was nicht van den ſoeten,
Dar em Reynke, ſyn Oem, van ſede,
Eyne quade reyſe Brun do dede,
Ja, yd was eyne forchlyke vard,
Dat bloet leep vaſte over ſynen bard,
De voethe deden em wee ſo ſeer,
He konde nicht ghan, wer na, edder ver.
Ruſtevyl quam, un beghunde tho ſlan,
Se abygen em alto malen an,
Al de myt em quemen her,
Brunen tho ſlan was al er begher.
De pape hadde eynen langen ſtaff,
Wo mannygen ſlach he eme gaff.
He konde nergen ghan, eft krupen,
Se quemen up en in eyneme hupen:
Eyn deel myt ſpeten, eyn deel myt bylen;
De Smyt brachte beyde hamer un vylen.
Etlyke hadden ſchuffele, etlyke ſpaden,
Se ſlogen en an alle gnaden,
Alle geven ſe em mannygen ſlach,
Dat he ſyk bedede, dar he lach.
Al ſlogen ſe: ya dar en was neen ſo klene.
Slobbe, myt deme krummen bene,
Un Ludolff myt der breden neſe,
Alder wredeſt weren eme deſe,
He ſlog myt ſyner holten ſlyngeren,
Gerolt myt den krummen vyngeren,
Un ſyn ſwager Kuckelrey.
Alder meyſt ſlogen deſſe twey,
Abel Quack, un dar tho vrow Yutte,
Un Talke kerben Quacks, de ſloch myt der butte.
Nicht deſſe alleyne, men al de wyve
De ſtunden al na Brunen lyve,
He moſte nemen al wat men eme brochte.
Kuckelrey makede dat meyſte gherochte.
Wente he was de eddelſte van ghebordhen,
Vrow Wylyghetrud vor der haſſporthen,
De was ſyn moder, dat wuſte yderman,
We aver ſyn vader was, dar wuſt men nicht van,
Doch ſeden de buren under malckander,
Yd were de ſleppelmeter, de ſwarte Sander,
Eyn ſtolt man, dar he was alleyn.
Brun moſte ok van mannygem ſteyn
Den werp entfangen up ſyn lyff.
Se werpen na em beyde mans un wyff.
Int leſte Ruſtevyls broder her ſpranck,
De hadde eynen knuppel dycke un lanck,
Un gaff em int hövet eynen ſlach,
Dat he neer horde edder ſach.
Van dem ſlage entſpranck he myt ſynem lyff.
Al raſende quam he mancke de wyff,
Un vel mancke ſe alſo ſeer,
Dat der vyve quemen int revere,

Dat dar by was, un ok ſeer deep;
Haſtygen he de pape reep,
Un was ſcheer half vertzaget:
Seet, gundert vlud vrow Jutte, myn maget,
Beyde myt pelſze un myt rocke;
Seet, hir lycht ok noch er wocke!
Helpet er alle malen nu,
Twen tunne beers de ghewe ik yw,
Dar tho afflat un gnade groet.
Sus leten ſe Brunen lyggen vor doet,
Un lepen haſtygen den mancke de wyve,
Un hulpen en uth deme water al vyve.
De wyle ſe hir myt weren vorwern,
Kroep Brun int water van grotem torn,
Un beghunde van grotem we to brummen,
He mende nicht, dat he konde ſwummen,
Syn andacht was un beghunde tho dencken,
Dat he ſyk ſulven wolde verdrencken,
Up dat en nicht meer ſlogen de bure,
Do wedder vor em noch dyt eventure,
He konde noch ſwimmen, un ſwam ſo degen,
Ja, do dyt de buren alle ſegen,
Myt grotem gerochte un myt gremen
Spreken ſe, wanne wy mogen uns wol ſchemen!
Se hadden darumme grote unwulle,
Un ſpreken, dyt is deſſer wyve ſchult,
In unlyd quemen ſe hir tho mate.
Seet, he ſwemmet wech ſyne ſtrate.
Se ſegen den block, un worden des en war,
Dat dar noch enſach beyde hud un har,
Van voeten van oren, dat was en leff,
Se repen, kum wedder erloſe deeff,
Hir ſynt dyne oren un hantſchen tho pande.
Sus ſcharde em tho deme ſchaden ſchande.
Doch was he vro, dat he entghynck,
He vlökede deme beme, de ene vynck,
Dat he van voeten un oren was leeth,
He vlökede Reynken, de ene verreeth.
Dyt was dat ghebeth, dat he do las,
Dewyle he in deme water was.
De ſtrom leep ſnelle un vaſt,
Den dreff he nedder myt der haſt,
Un quam in eyner korten wyle
Wol na by kant eyne myle;
He krop to lande by dat ſulfſte rever,
Ny werlde ſach yemand bedrovder deer.
He meende ſynen geyſt dar up to geven,
Un troſte do nicht lenger to leven:
He ſprack: O Reynke, du valſche creatur!
Ok dachte he up de quaden bur,
Dat ſe en ſus hadden ſlagen ter ſtupen,
Un dat Reynke en heeth ſo deep in krupen.

Dat tahnte Capittel.

Wo Reynke den ſlagen Brun, by dem Water liggen vandt, ene beſpottede, und ſwygende maket ſyk Brun van em wegh.

De Reynke Vos ſeer wol bedacht
Synem Om alſus hadde ghebracht
Uppt honnichmarckt myt quader liſte,
He leep dar he welke honre wyſte,
Der nam he eyn, un leep ok ſeer
Al nedderwert by deme ſulven rever.
He dede ſyne maltyd myt deme ſulfſten hoen,
Un ghynck vort, dar he des hadde to doen,
Na deme rever, un dranck ok te.
He ſprack yo vaken: nu byn ik vro,
Dat ik den Baren hebbe alſus
Ghebracht to des Ruſtevyls hus.
Ik weth, dat deſſe Ruſtevyle
Heft ok vele der ſcharpen byle.
Brun was ny der vyende myn.
Nu hebbe ik em dat ghedreven in,
Ik heit en, dat is war, vor mynen Om,
Men nu lycht he doet in deme boem.
Des byn ik vro in alle mynen dagen,
He wert yo nicht meer over my klagen.
Dewyle he ſus ghynck, de loſe wycht,
Quam he, dar Brun lach van unſichycht.
Do he em ſach lyggen alſo,
Wart he wedder ſeer unvro,
Darumme, dat Brun noch levendich was,
Un ſprack: o Ruſtevyl, du ſlymme dwas,
Du arme ſlumpe grove wycht,
Machſtu ſolcke ſpyſe nicht,
Gud van ſmake, un ok wol veth,
De mannich gud man doch gerne eth,
Un was dy ſo wol gekomen ter hant?
Doch duncket my, he heft dy lathen eyn pant.
Sus

Ock ſprack Reynke, do he ſach,
Dat Brun ſus bloedich un bledich lach:
He wart des ute mermaten feer,
Un ſprack: Brun Om, wo queme gy hir her,
Hebbe gy by Ruſtevyle wes vergetten,
Jck wyle em gherne laten wetten,
Dat gy hir ſyd unverholen.
Jck wiſſe,gy hebben em ſyn honnich gheſtehlen,
Edder is em dat ok betalet?
Wo heft yw ſus rod vermalet?
Dyt is yw eyne leeslyke ſake,
Was dat honnich ok van gudeme ſmake?
Jck weet des noch meer tom ſulven kope;
Leve Om, ſegget yd my, eer ick lope,
Jn wat orden hebbe gy yw ghelevet:
Dat gy dregen up yuweme hovet
Eyn rod berete? Syt gy en Abbet?
He heft yw ſeker na den oren ghesnabbet,
De yw de platten heft gheſcheren:
Gy hebben ſeker yuwen top verloren,
Dat the dat fel van yuwen wangen;
Ok hebbe gy yuwe hantſchen laten hangen.
Do Brun al deſſe ſproken horde
Jn ſyneme ſchaden, van Reynken worde,
Nicht konde he van grymen ſpreken.
Ock enkonde he dat do nicht wreken;
Up dat he der worde nicht horde meer,
Kroep he wedder in dat revier
He dreff al mit deme ſtrome nedder,
Sus quam he tor anderen ſyden wedder.
Un lach dar kranck un ſeer unvro,
Un ſprack do to ſick ſulven alſo:
Al ſloge men my doot! ick kan nicht ghan,
Doch moet ick de reyſe beſtan,
Al hen na des Konnynges hoff.
Jedoch ick byn ghescheidet groff
Van Reynken, dem ſeer quaden Ketoff,
Were ick nummer beholden dat lyff:
Dat ſulve is em dat to noch leeth,
Deſſeme quaden deve, de my verreeth.
He rukede, he kreg mit groter plaghe,
Un quam to hove in dem verden daghe.

Dat elfte Capittel.

Wo Brun, de Bare, wedder umme quam to hove, ſeer övel ghehandelt, klagende over Reynken.

Do de Konnynck dat vornam,
Dat Brun ſus to hove quam:
Js dyt nicht Brun, ſprack he do,
Here Godt gnade! wo kumpt he ſo?
Brun vor to deme Konnynge ſprack:
Here, ick klage yw dyt unghemack,
Jck byn ghevaren, ſo gy hir ſeet,
Wente Reynke my ſchentlyken verreeth.
De Konnynck ſprack mit ſnelleme rade:
Dyt boret my to wreken ane gnade
Deſſe Reynke ſchenden alſus eynen Heren,
Alſe Brun is! ya by mynen eren,
Dat to ſwere ick by myner krone,
Dat Reynke dyt ſchal werden tho lone,
Al dat Brun to rechte begherd!
So mochte ick nümmer dragen ſwerd,
Wo ick dyt ſus nicht enholde.
Do ghebod he beyde junck un olde,
De in den rad des Konnynges horden
Ock to beſpreken mit korten worden,
Wo men mochte wreken deſſe overdaet.
Do dreeg overeyn de ſulveſte raet,
Efte dyt de Konnynck ſus hebben wolde,
Dat men ander werf dagen ſcholde;
Un dat Reynke queme dar,
Un ſynes rechtes neme war,
Van aller toſprake un klage,
Un dat Hyntze deſſe bodeſchop drage
To Reynken, wente he was vroet.
Deſſe rad duchte deme Konnynck gud.

◆

Dat twölfte Capittel.

Wo Hyntze, de Kater, wart gheſant van dem Konnynge to Reynken, eyn ander werf eſſchen to daghe, un en myt ſyk to bryngen, un wo he voer.

Alſe de Konnynck myt ſynen geneten
Deſſen rad ſe hadde geſloten,
Dat Hintze de reyſe ſcholde wagen,
Un to Reynken de bodeſchop dragen;
He ſprack to Hintzen, mercket dyt rechte,
Wat deſſe heren hebben gheſechte,
Ghaet un ſegget Reynken alſo.
Deſſe Heren beden em to,
Schal men em dagen drydde werff,
Dat ſchal em ſyn eyn ewych verderff,
Em, un ek al ſyneme ſlechte.
Wyl he, de mach dyt merken rechte,
Al deyt he anderen heren quad,
Jodoch horet he gherne yuwen rad.
Hyntze ſprack: yt ſy ſchade efte vrome,
Wat ſchal ick doen, alſe ick dar kome?
Umme mynen wyllen, men doet, efte lat,
Sendet eynen andern, dat is myn rad.
Wente ick bin van perſonen kleyn,
Brun, de doch groet is ghereyn,
De konde Reynken nicht verwynnen,
Jn welker wyſe ſchal ick dat begynnen?
De Konnynck ſprack: dat tycht nicht an,
Men vyndet mannyghen kleynen man,
Darin is wyſheyt un lyſt,
De mannygem groten fremdde iſt.
Al ſynt gy van perſone nicht groet,
Gy ſynt doch wol gelert, wyſ un vroet.
Hyntze ſprack: yuwe wylle de ſchee;
Js et, dat ick eyn teken ſee,
Js dat to der rechteren hand,
So wert myn reyſe wol bewand.
Do he eynen weg van dannen quam,
Un to hand Sunte Mertens Vogel vernam,
He reep, gud heyl, eddel vogel,
Kere hieher dienen Flegel,
Un flech to myner rechten ſyde!
De Vogel vlech, und gaff ſyne tyde,
Up eynen Boeme, den he dar vand,
Un vlech Hyntzen to der luchteren hand.
Hir wart he ſeer bedrovet van;
He mende, ſyn gelucke lege daran.
Doch dede he, alſe mannich doet,
Un makede ſyck ſulven beteren moed;
Un reyſede hen to Malepertuſ,
Un vand Reynken vor ſyneme huſ.
Sus ſprack he to em myt ſryheme mud:
God, de de is ryke und gud,
De mothe yw guden avent gheven:
De Konnynck drauwet yw an yuwen leven,
Kome gy nicht to hove myt my;
Ok deith he yw ſeggen hir by,
En kome gy nu nicht to rechte,
He wyl yd wreken in alle yuwem ſlechte.
Reynke ſprack: ſyd my wylkomen,
God gheve yw ghelücke un vromen,
Hyntze Neve, des gan ick yw wol.
Reynke, de de is der loſheyt vul,
Meende dyt nicht uth hertens grunt,
Men he dachte eynen nyen vunt,
Wo he Hyntzen ok mochte ſchenden,
Un en ſo wedder to hove ſenden.
Reynke heeth den Kater ſynen neven,
He ſprack: Neve, wat wyl ick yw gheven
To etten, dat gy hir vorterd?
Darvan wyl ick ſyn yuwe werd
Deſſen avent, er wy uns ſcheyden,
So gha wy denne under uns beyden,
To hove morgen myt deme daghe.
Wente ick en hebbe manck al mynen mage,
Hyntze, nemant, dar ick my uw
Beth thoverlathe, dan to yw.
De vratzyge Brun quam hir ſeer quad,
Un tōghede my ſo valſchen rad,
He duchte my ſok ſyn to ſtarck,
Dat ick nicht umme duſent marck
Den wech myt eme hadde beſtan.
Men, Neve, ick wyl wol myt yw ghan
Morgen in dem dagheſchyn;
Deſſe rad dūncket my de beſte ſyn.
Hyntze antwerde up de word:
Neen, gha wy nu rechte vord
To hove, went under uns beyden
De maen ſchynet lychte an der heyden,
De wech is gud, de lucht is klar.
Reynke ſprack: by nacht to wanken, brynget var,

Sodanen mochte uns by daghe mêthen,
He ſchelde uns ſeer fruntlik grêten.
Queme he by nachte in unſe ghewet,
He dede uns quad, un nummer gud.
Hynze ſprack: Reynke neve, latet my weten,
Blyve ik hir, wat ſchal my eten?
Darup antwerde Reynke alſo:
Spyſe ghevt hir gantz rynge to;
Ik wyl yw gheven, wo gy dar blyven,
Gude verſche honnychſchyven,
Soethe un gud, des ſyd berycht.
 Der ach ik al myn daghe nicht,
Sprack Hynze, hebbe gy nicht anders in dem huſ?
Ghevet my doch eyne vette muſ,
Dar mede byn ik beſt vorwart.
Men honnich were wol vor my gheſpart.
Reynke ſprack: latet my weten,
Mochte gy ſo gerne muſe eten,
Is dat yuwe ernſt, dat ſegget my.
Hir woenet eyn pape nêgeſt hir by,
Dar ſteyt eyne ſchüne by ſyneme huſ,
Dar ſyn ynne ſo vele müſe,
Men vörede ſe nicht up eyneme wagen;
Wo vaken hore ik den papen klagen,
Se doen em ſchaden dach un nacht.
Hynze ſprack gantz unbedacht:
Wylle gy doen den wyllen myn,
Bringet my, dar de müſe ſyn.
Wente boven alle wyltbreth
Syn ik müſe, de ſmecken beth.
Reynke ſprack: by der truwe myn?
Ik bringe yw, dat ſo vele müſe ſyn.
Nu ik dat hore, un merke yd wyſ,
Dat yd vaſt yuwe ernſt is;
Gha wy hen, latet uns nicht töven.
Hynze volgede up rechten loven.

Se quemen to des papen ſchüne to hant,
De was al umme van lemen de want.
De pape hadde de nacht dar bevoren
Eyn van ſynen hanen vorloren.
Wente Reynke eyn gath hadde breken
Dorch de want, dat hadde gherne wrecken
Des papen ſone, de heth martinet,
Un hadde vor dat gath gheſtelt
Eyn ſtryck, dar mede he meende vaſt
Synen hanen to wrecken myt der haſt.
 Reynke wuſte, un merkede dat.
He ſprack: Hynze neve, recht in dyt ghath,
Krupet darin, ik holde de wacht,
Dewyle gy muſen, wente yd is nacht.
Gy werden dar müſe by hopen grypen;
Höre gy, wo ſe van welicheyt pypen?
Kemet wedder uth, wan gy ſyn ſath,
Ik byde yuwer hir vor deſſeme gath.
Van avende mogen wy uns nicht ſcheyden,
Morgen gha wy dan under uns beyden
Hen to hove, unſe rechten vart.
Hynze ſprack: mene gy, dat ik ſy verwart?
Eft ik hir in krupe, is yd rad?
De papen weten ok vele quad.
Do ſprack Reynke, de loſe wycht,
Synt gy ſo blöde, dat wuſte ik nicht.
Kemet, latet uns wedder keren
To myneme wyve, de uns myt eren
Wert entfangen, un uns ok gheven
Gude ſpyſe, dar wy wol by leven
Mogen, al ſynt yd nene müſe.
Do ſprank Hynze int deme huſe,
Un ſchemede ſik, do he deſſe worde
Van Reynken in ſpotte alſus horde.
To hant quam Hynze ghevangen in de veſte
Sus ſchendede Reynke ſyne geſte.

Dat drydtaynte Capittel.

Wo Hynze, de Kater, vorraden wart van Reynken, un int ſtryck ghebracht, ghevangen myt loſen falſchen worden, un wat em weddervoer.

Alſe Hynze quam in dat gath,
Dar dat ſtryck was ghelath.
Un he des ſtryckes wart gheware,
Do was he in groter vare,
Un was de rede ghevangen vaſt:
He vorſchreckede ſyck ſere myt der haſt,
Un ſprank vort, dat ſtryck leep to.
Hynze begunde to ropen do
Wemodygen, myt eynem drovygen ghelate,
Dat Reynke dat horde buten dem gathe;
He vrede ſyk, un ſprack in ſyner hôn:
Hynze, mogen gy de müſe wol?
Synt ſe ok gud un vet?
Wuſte dat de pape, efte martinet,
Dat gy ſyn wyltbreet eden alſo,
He bruchte yw ſeker ſenp darto:
Se bevelchen knape is martinet!
Synget men ſo to hove, wan men eth.
Alſe gy nu dont? ſo wolde ik dat,
Dat Iſegrym were int ſulve gath.

In ſodaner wyſe alſe gy my ſyn,
So mochte ick em dat drouwen in,
He heft my vaken leyt ghedan.
Myt deſſen worden ghynck he van dan,
Un ghynck nicht alleyne up de reyſe,
Men ok up ebreck un verrederye:
Roven, morden helt he nicht vor ſunde,
He uptarte ok to der ſulven ſtunde.
Vrouwen Ghyremod wolde he ſoken de,
Dar hadde he twey ſake to.
Erſt eft he er ycht konde affragen,
Wat Yſegrym weyſt up en wolde klagen.
Dat ander, he ghynck up ebrekerye,
Sus makede he olde ſunde nye.
Reynke wuſte enckel up dat pad,
Dat Yſegrym to hove was.
De meyſte hath twyſſchen Voß un Wolve,
So ick merke, was yd dyt ſulve,
Dat Reynke, de ſulve loſe deeff,
Myt der Wulffynnen bolerye dreeff.
Do Reynke vor ere woninge quam,
Un de ſe dar nicht vernam,
He vant ere Kynder, un ſprack in ſpot:
Gude morgen ghevet yw God,
Myne alderleveſten ſteff kynder!
Dyt weren ſyne worde, nicht meer, edder mynder.
Hir myt ghynck he wech na ſynem ghewyn.
To hant quam vrouwe Ghyremodis,
In der morgen tyt, do yd dagede.
Se ſprack: was hir yemant, de na my vragede?
Se ſpreken: ya, hir was recht nu
Unſe pade Reynke, he vragede na yw:
He ſprack, wy weren ſyne ſteff kynder al,
So vele unſer ok is in deme tal.
Do ſprack de Wulffynne alſe vort:
Dat ver ſchal en ſlan de mord!
Dyt wolde ſe wreken, eft ſe konde,
Se volgede em in der ſulvyn ſtunde,
Se wuſte, wor he plach to ghan.
Se quam by en, und ſprack en an.
Reynke, wat ſynt dyt vor worde,
De ick van mynen kynderen horde,
De gy en ſeden openbar?
Dar vor kryge gy eyn quad yar.
Se was tornich, un ſeer quad,
Un tögede em eyn buſter ghelaet,
Un taſtede eme vort na deme barde,
Dat he dat ölicke under der ſwarde.
He leep, un wolde deme torne entwyken,
Se beghunde em dar na to ſlyken.
Nicht verne lach eyne woeſte borch,
Dar lepen ſe beyde haſtygen dorch.
Nu mach men horen eventüre:
Dar was eyne tobrokene müre,
An eyneme torne der ſulven borch,
Dar leep Reynke haſtygen dorch.
De ſulve broke was ſeer enge,
Dat Reynke dar dorch quam myt dwenge.
Ghyremod was eyn ſtarck groet wyff,
Un hadde eyn groet dycke lyff.
Do ſe er hövet ok in ſtack,
Se toch, ſe ſchoff, un ſe brack,
Se wolde volgen, men dar wart nicht van,
Se konde weder vorwert, edder to rugge ghan.
De Reynke dyt ſach, he nam de krumme,
Un leep tor anderen ſyden umme,
Do he ſach, dat ſe ſath ſo vaſt,
He ghynck ſe an myt der haſt.
Se ſprack: he dede, alſe eyn droch.
He ſprack: wat nicht gheſchehen is, dat ſchüt noch.
De helt ſyne ere nicht wol verwart,
De ſus ſyn wyff myt eyner andern ſpart.
Alſe Reynke dede, de loſe deeff,
It was em lykewele, wat he bedreff.
Do ſe de loß quam uth deme ghate,
Do was Reynke al wech ſyne ſtrate.
Se mende to verdedyngen ere ere,
Men ſe leet dar der blyven noch mere.
Van Reynken wyl wy yd nu laten blyven,
Un vortan van Hyntzen ſchryven.

Dat vertaynte Capittel.

Wo Hintze, alſe he ghevangen was, wart gheſlagen, geſchendet, un ſe loß quam.

Do Hyntze int ſtryck ghevangen wart,
He reep barmelyk na ſyner ard.
Dit horde de vorgheſechte martinet,
De dar dat ſtryck hadde ghereet:
Haſtygen he uth deme bedde ſpranck,
He reep lude: God hebbe danck!
To guder tyd ſo heft gheſtan
Myn ſtryck, wente dar is ghevan
De hoenre deeff, na myneme wane,
Nu wert betalet unſe hane.
He entfengede eyn lychte myt der haſt,
Alle dat volck ſlep gantz vaſt,

De

He wekede moder un vader,
Dar to dat gheſynde alle gader:
Stat up, de voß is ghevangen,
Wy willen en wol entfangen.
Se quemen al ſprynghen kleyn un groet,
De pape ſulven ok upſtod,
Eyne leſe mantel he ummehengede,
De papemeyerſche vele lychte entfengede.
Da ſtunt eyn pottſtock by der want,
Den krech martinet in de hant,
Hir myt ghynck he den Kater an,
Myt groten ſlegen wolde he ſlan,
Up ſyn hovet, un up ſyne hud,
Un ſlech ok Hynzen eyn oghe uth.
Van allen kreg he ſleghe vel,
De pape hadde eynen forken ſtel,
Dar myt he Hynzen vellen wolde.
De Hynze ſach, dat he ſterven ſcholde,
He was vernicht un gram:
Dem papen he twyſſchen de bene quam,
He beeth, he kleyde myt gretem nyd,
He ſchendede den papen, un makede em quyd,
Nicht al, men dat drydde part,
Dat van de eyn man ghebeten wart;
Dyt ſchiert he eme uth der bud.
De pape reep ſeer overlud,
He vel ter erden in grote unmacht.
De meyerſche ſprack de unbedacht:
De düvel heft angherychtet dyt ſpyl!
Se ſwer to hoſypagen unde vyl,
Al er gud darumme to gheven,
Dat dyt unghefal were naghebleven.
Ja, ſe ſweer: hadde ſe eynen ſchath van golde,
Denſulven ſe dar al umme gheven wolde,
Dat ſus nicht were gheſchendet er here:
Wente ſe ſach eme verwundet ſere,
Ok ſach ſe dar lyggen by der want,
Des he quyd ghewerden was to hant.
In des düvels namen weret ſtryck dar ghelecht!
Sprack ſe, un ſede ok to martinet:
Sych, leve ſone, is dyt nicht groet ſchade,
Dyt is van dynes vaders ghewade.
Er ſchade was de groteſte, meende ſee.
In deſſer klaghe un in deſſeme wee
Wart de pape to bedde ghedreghen.
Hynze ſach, dat ſe ſyner vorgheten,
Wo wol he was in groter nod,
Un wuſte nicht anders, men den doet;
Ok was he verwundet un torſlaghen.
Doch bewarde he to byten un to gnagen
Dat ſulve ſtryck, dar he lach in,
Eer he ſyk konde löſen, dyt was ſyn ſin.
Sus ghynck dat ſtrek in twey ſtucke,
Dat duchte em weſen groet ghelucke.

He ſprack in ſyck: hir ys[t] ſeer quad,
Blyve ick hir lenger, dat is neen rad!
Un ſpranck haſtyghen wedder uth deme garde.
He makede ſyck wedder up de ſtrate,
De na des Konynghes hove den lach,
Eer he dar quam, was yd lychte dach.
He ſprack: heft my de düvel deſſe nacht
By Reynken, den böſen verreder, ghebracht?
He quam to hove ſeer gheſchendet,
Dat he myt eynem oghe ghebiendet,
In des papen huß hadde he entfanghen
Vele harde ſlege an ſyne rhene un wanghen;
Un was eynes oghes ghewerden quyd.
De Konynck ſprack myt torne un nyd:
He drauwede Reynken ane alle gnade,
Un leet vord vorbaden to ſyneme rade
Syne Heren, un ſyne beſten Baren.
He vraghede, wat em beſt ſtunde to doen,
Dat men Reynken to rechte mochte bryngen,
De ſus wart beſchicht myt velen dyngen?
Alſe alſus vele klage dar ſchach,
Sprack vord Grymbart, de Greving:
Gy heren, yd is war, hir is mannych rad,
Al were myn Oem noch ſo quad,
So ſchal men doch vryheyt dragen,
Men ſchal en dryddewerff verdagen,
Alſe men eynen vryen manne plecht:
Kumpt he dan nicht, ſo gha dat recht,
So is he ſchuldich alle der dinck,
De men hir klaget vor deme Konynck.
De Konynck ſprack: we is ſo kek,
De Reynken der bryngen dat drydde bod;
Un eyn oghe heft to vele edder eyn lyff,
Dat ſulve waghen umme den böſen Keryff,
Edder ſus ſyne ſuntheyt bryngen in de waghe,
Dewiله Reynken nicht kone bryngat to daghe?
Nemant is hir, mene ick vorware.
De ſprack Grymbart openbare:
Here her Konynck, beſchede an yd van my,
Deſſe bodeſchop krege ick, we yd ek ſy,
Ja, yd ſy lustbar, efte ſtyfe,
Ik gha nu dar na, we yd wylle.
De Konynck ſprack: ſo ghaet alſe vord,
Gy hebben deſſe klage al wol ghehord,
Wenne myt wyſheyt nuwe berad,
Reynke is leſt un quad.
Grymbart ſprack: dat ſette ick to waghe,
Ick hope em to bryngen myt my to daghe.
Alſus ghynck he na maleperthus,
Un vant Reynken in ſyneme huß,
Syn wyff, un ok ſyne kynder mede.
Dyt weren de worde, de he en ſede:
Reynke Oem, ick bede yow, wynnen greet,
Gy ſyn ſo ghelerd, wyß un vroet,

My ohmeken, dat gy dat holden vor ſpot,
Un achten nicht des Konnynges bod.
Dücht yd yw, yd were wol tyd;
Schet nicht des ghevechtes, dar gy in ſyt.
Ik rad et, gy myt my to hove komen,
Vorlogerent ſchaffet yw nenen vromen.
Id is ſwar, ever yw ſynt vele klaghe,
So ſynt nu drydde werff eſſchet to daghe;
Kome gy nicht, gy werden belecht.
Wente de Konnynck wert komen myt macht,
Un umme beleggen yuwe hus,
Dyt ſulve kaſtel Malepertus,
Jw, yuwe kyndere, un yuwe wyff.
Vert yd alle koſten gud un lyff.
Ock moghe gy dem Konnynge nicht untghan.
Darumme ſo ys et beſt ghedaen,
Dat gy to hove myt my ghaet.
Wente gy konet noch ſo mannich quad,
Dat gy lychte wol daren wacht.
Id is wol eer ſchein up eynen dach
So groet eventur, alſe dyt mach ſyn,
Un quemen noch wech ane ſchaden un pyn;
Dat gy ſe loſſygen dorch hebben bedreven,
Dat yuwe weddepart in ſchanden bleven.

Dat veſtaynte Capittel.

Wo Reynke deme Grevynge antwerde; de en vorbodede, und eme reeth, dat he myt eme to hove ghenge.

De Grymbart to Reynken dyt hadde ghe-
ſecht;
Sprack Reynke: Om, gy ſegget recht.
Yd is beſt, dat ik kome dar,
Un mynes rechtes neme war.
Ik hope de Konnynck wert my doen gnade,
Ik byn em nutte in ſyneme rade,
Dat weet he wol, un is des wyſ,
Dyt hatet mannich, de by em is.
Wente he deſt nicht ane my nicht ſtaen,
Al hadde ik noch mere myſsdedaen.
Id, dar my dat mach beſcheen,
Dat ik en under de oghen mach ſeen,
Den Konnynck, un ſe myt em ſpreken,
He wert ſynen torn myt ſachtmode breken.
Wo wol de Konnynck by ſik hat,
De mede ghaen in ſynen rat,
Dat aberſt em nicht to deme herten is,
Wente ſe werden nee rad eſte ſyn:
Alle de rad ſlut mynſt an my,
In wat hove dat yd ok ſy,
Dar Konnynge efte heren ſyk vorſamen.
Dar men ſubtilen raed ſchal ſoeken.
Dar mod Reynke vynden den ramt!
Wo wol my dat wart vorghunt
Van mannigen, den ik des hadde to voren.
Des hebben vele van en gheſworen,
Myn argeſte van den, de dar nu ſyn:
Dyt ſulve bedrucket dat herte myn.
Wente ever ik dar mere wand teyne,
Se ſynt mechtiger, dan ik allene.
Dyt ſulve wyl my mynſt vorveren,
Nochtan is beter, dat ik myt eren
My ſulven myt yw to hovewert make,
Un ſulven ok ſpreken vor myne ſake;
Dan dat ik wyff un kynder ſik lede
In angſte un in vordrete.
So were alle dynck vorloren ghewyſ:
Wente my de Konnynck to mechtig is.
Wan yd nummer weſen ſcholde,
So moſte ik doen al, dat he wolde;
Un wan ik den nicht ſoſtre mach,
So en is nicht beter den gud verdrach.

Dat ſeſtaynte Capittel.

Wo Reynke orleff nam van ſyneme Wyve, un mit deme Grevynge to hove ghenck, un wo he up deme wege bychtede.

Reynke ſprack: Vrouwe Ermelyn,
Ik bevele yw de kyndere myn,
Dat gy der wol waernemen ſyn.
Boven alle dynck bevele ik yw
Mynen yungeſten ſonen Reynardyn.
Em ſtaen ſyne tenden alſo ſyn
Umme ſyn mülleken even al.
Ik hope dat he na my ſlachten ſchal.
Hyr is Roſſel, een ſchöne deeff!
Den hebbe ik werlich alſo leeff.

Den

Deer deſſen kynderen ock to kamen,
Wolde en mynes wyllen tamen:
Ick bende des wedder, mach ick entghan.
Wat ſedan wente ſchede he van dan,
Un leet vrouwe Ermelyn blyven to huß.
Myt ſynen twen ſoenen, to Malepertuß
Unberaden leet he ſyn hus alle.
Des was de Bekenniſſe gantz unwere.
Do ſe ſo afgingen eyne kleyne ſtunt,
Sprack Reynke: here myn Oem, un Vrunt,
Grymbart, alderleveſte neve,
Van angſte un ſorgen ick beve:
Ick vruchte, ick gha nu in den doet,
Un myn beruwynge is ſo groet,
Umme de ſunde, de ick hebbe ghedaen,
Darumme wyl ick tor bychte ghaen:
Here Oem, hir ſulveſt ſo by
Hir en is anders neyn pape by
So wan ick myne ſunde hebbe ghebycht,
Myne ſake were des to arger nicht.
Grymbart ſprack: gy moten vorloven,
Dat gy nicht mere wyllen roven,
Roverye un alle deſſe ſtelen aff.
Juwe bychte helpet anders nicht eyn kaff
Dat weet ick wol, ſprack Reynke do;
Alſus begynne ick: hoeret wol to.
Confiteor tibi pater, et matre,
Dat ick der otter un dem Kater,
Un mannyghem hebbe mysghedaen.
Des wyl ick gherne by dy ſtaen.
De Grymbart ſprack: ick verſta des nicht
Sprecket up dudeſch juwe rechte bycht:
So mach ick dat recht verſtaen.
Reynke ſprack: ick hebbe mysghedaen
Jegen alle deren, de nu leven,
Un bydde gern, ſe yd my wyllen vorgeven.
Wente ick den Baren, mynen Oem,
Ghevanghen brachte in den boem,
Dat em al blodich wart ſyn hovet,
Un mere ſlege kreech, wan yemich lovet.
Hyntzen lerde ick muſe vangen,
Un dede en in dem ſtricke behangen:
Se ſlogen en dar myt allome ſere,
Dat eyne wart he ſtord vorn oge;
Dat was myne ſchult, wo yd ock ſe.
Van rechte klaget de Hane over my.
Ick hebbe em ghenomen ſyne kynder,
Weren ſe groter, eft weren ſe mynder:
Ick makede em der nummer leß;
Van rechte klaget he over den Voß.

* * *

Dat ſeventainte Capittel.

Wo Reynke verdan bychtet etlyke ſyne myſſedaet, ſunderlyken, wo he den wulff vaken heft bedroghen.

De Konnynck en is my nicht entgaen,
Ick hebbe em vaken ſchande ghedaen:
Sprack Reynke, un ock der Konnyngynnen,
Dat ſe ſchade wol verwynnen:
Se ſynd beyde gheſchendet by my.
Noch hebbe ick dar to, dat ſegge ick dy,
Iſegrym, den wulff, gheſchendet myt vlyt,
Dat al to ſeggen neme vele tyd.
He is nicht myn Oem, wol heet ick en ſo:
He hort my alles nichtes to.
It gheſchach eyns, des is wol ſes yar,
He quam to my to der Elmar
In dat kloſter, dar ick was
Begheven, up dat ſulve pas;
He bath, dat ick em helpen ſcholde,
Wente he dar ock monnynck werden wolde.
He meynde, dat were van ſynen dyngen,
Un brukede myt der klocken to klyngen.
Dat luden duchte em weſen ſo ſoete,
Ick bond em bynden beyde voete
An den klockreep, na ſyneme wyllen,
Up dat he ſynen luſten mochte ſtillen,
Un dat luden wol mochte leren;
Men dat quam em to kleynen eren:
Wente he ludde ſo ſere unvormaten,
Dat alle dat volk up der ſtraten
Weren alle in groter vare;
Se meynden, de duvel were dare.
Un lepen, dar ſe dat luden horden,
Un eer de lude to reden worden
Seggen: ick wyl my dy begheven,
Hadden ſe em vul na ghenomen ſyn leven.
He bath my, dat ick en ſcholde cron,
Un dat ick em hebbe eyne platten ſchoren,
Dat ſulveſt to der Elmar.
Brend ick en aldereerſt boven dat haer
So ſere, dat em de ſwarte kramp:
Vaken kreech he van my den kamp.
Ick lerde em vyſſche vangen up eenen dach
Dat he ock entfenck mannygen ſlach.
Ick leydede en eyns in Gulicker lant,
In eynes papen huß, dat wol bekant,
Dat ſulveſt en was neen pape ryker
Deſſe hadde eynen langen ſpyker,

Dat

Dar mannich ſpeckſide ynne lach,
Dar he entfenck mannigen ſlach.
Dar to was in deme ſpyker noch
Verſch fleſch ghelecht in eynen troch.
Iſegrym brack dorch de want eyn gath,
Unde he ſlickede mochte eten ſach,
Ik brach en myt kragen darin,
Ik wolde en ſchenden, dat was myn ſyn.
He at ſo vele unvormathe,
Dat he uth deme ſulven gathe
Nicht konnen kunde, dar he in quam,
Dat em ſyn grote buck benam.
De moſte de ſlagen ſelf abeeren.
Wente dar he hungerich ſlick quam in,
En mochte he ſath nicht komen uth.
Ik ghynck, un makede groot ghelued
In dat dorp un groot gherochte,
Up dat ik en to plaſſe brochte.
Ik lep, dar de pape ſath
Over taffelen un ath,
Un vor em ſtunt eyn Kappen
Wolbraden, eyn ſo vetten hen.
Ik ſprank to myt der haſt,
Un nam dat hoen, un lep de vaſt.
De pape makede groot gherochte,
He lep my na, al dat he mochte,
Unvorwarynges he ummeſtech
De taffel, dat ſe henne vlech.
Dat ſchach al ane ſynen danck,
Dar lach ſpyſe un dranck.
He rep: Sla, warp, ſtange un ſteck,
Do vel de pape in een dreck.
Al de dar quemen, de repen, Sla!
Ik lep vor, un he my dat na.
Des volkes wart vele in deme tal,
De myn ungelick wenden al.
De pape dat grotiſte ruchte dreff,
He rep: we ſach ye ſodane deff?
He nam my dat hoen, dat ik ſach
Over taffelen, un ath.
So lange lep ik up dat pad,
Wente vor den ſpyker, dar Iſegrym was.
Dat hoen leet ik vallen dar,
Wente yd was my alte ſwar:
Yn mynen danck moſte ik yd laten,
Un lep de den mynen ſtraten.
It was noth, dat ik wech quam:
Un do de pape dat hoen upnam,
Sach he Iſegrymme vornemen,
Un al de mit em weren ghekomen.
De reep he lude: werpe, ſlaet!
Dar iſt eyn wulff, noch een deeff quad,
Kunde my ein lopen, dat hedden wy ſchande,
In alle deſſeme Gulder lande.
Iſegrym dachte, wat he ſcholde,
Ja, dat entfenck de mannighe wunde:
Se makeden alle groten lut,
Dat alle de buren quemen ut.
Se ſlogen en, dat he lach vor doet,
Ne werde quam he in ſulk noet.
De dat up eyn laden makede,
Wo he des papen ſpeck betalede,
Noch ſcholde dat [illegible] laten.
Do worpen ſe Iſegrym up de ſtraten,
Se ſleypeden en dorch ſtruck, dorch ſteen,
Nen levent was in em ghebleen.
Se worpen en in eyne unreyne kule,
Wente he ſtanck unrekliken vule.
He hadde ſik van groten ſlaghen
Beſchetten un beſpalet allerweghen:
Se meneden alle, he were doet.
In ſchanden ſlogen un werp,
Un in alſodaner unmacht
Lach he dar de gantze nacht,
Alſe eyn recht arme wyche.
Wo he weck quam, dat weet ik nicht,
Un weet des noch nicht beſcheit.
Dar na ſwor he my eynen eed,
Eyne halve, eyn jar ummetrent,
Men dat en was nicht vele bewent,
Darumme he my ſwor, wat dat:
Ik ſcholde em hener maken ſath,
Up dat ik em echt mochte beſchaffen,
Sprack ik van eynem honerſtaffen;
Dar ſeven hener up to ſitten plegen,
Un een hane wol werd te hegen.
Do ik en dar hadde ghebracht,
De was yd ene ſtunde na myddernacht.
Dar was eyn venſter up ghefluth;
Ik dachte, dat ſcholde my komen to nuth.
Ik bede, wo ik wolde krupen dar here;
Men Iſegrym moſte krupen vore.
Ik ſprack: krupet men myn darin,
Wente ſe de wyl hebben yde ghewyn,
Ye mod dat ye wen umme doen;
Dat ſtreve an [illegible] eyn vetten hoen.
He krop in, wol half in vare,
Un ghreep tatſen her un dare.
Do ſtreet de bare by ſyner ore;
Wo ſyn vermeldet, dat wunder ik ſere,
He vunde ik van hennen nicht eynen ſpillen.
Ik ſprack, de hir vore plegen to ſitten,
De hebbe ik vaſte wech afgenomen:
Men wolde wy ſchaffen under cromen,
Se mochten nicht verbraden ſyn,
Un wolden dyne krupen in.
De balke was ſmal boven dat dore,
Dar wy up krupen men he was vore,

De wyle he ſus de honre ſochte,
Sach ick, dat ick en hênen mochte.
Ick krop to rugge wedder uth,
Dat venſter vel to over lud.
Do ick de ſlutte klyncken losbrack;
Dar van Yſegrym ſo ſere verſchrack,
Dat he vel eynen ſwaren val
Van deme balken, wente he was ſmal.
Se werden vorveret, de dar ſlepen,
De by deme vüre legen: ſe repen,
Dat dorch des hogen venſters gath
Ghevallen were, ſe wuſten nicht, wat.
Se ſtunden up, un entſengeden lecht,
Do ſe en ſegen, dar wart he echt
Gheſlagen, verwunt wente in den doet.
Ick hebbe en ghebracht in mannyge noet,
Meer, wan ick nu kan nomen:
My wundert, dat he noch is entkomen.
Noch hebbe ick ok dat bedreven,
Ick wolde, dat yd were na ghebleven,
Myt ſyneme wyve, vrouwen Ghyremod,
Dat er unere van entſtod,
Un lanckſem dat ſchal verwynnen.
See, dyt yß et, dat ick van al mynen ſynnen
Un up deſſe tyd kan bedenken,
Dat myne ſele mochte krenken,
Up dat myne ſele kryge quyteren,
So bydde ick ſeer umme abſolveren,
Nu ſettet my, dat yw duncket gud.

Grymbart was liſtych un vroet,
He brack eyn rys by deme weghe,
Un ſprack: Om, nu ſlaet yw dre ſleghe
Up juwe hud myt deſſeme ryſe;
Un legget yd dan, dar ick yw wyſe.
Un ſpringet dar drewerf over her,
Sunder ſtrumpelen over dwer.
Denne kuſſet dat rys ſunder nyd.
In eyn teken, dat gy ghehorſam ſyd
Deſſe penitencie ick yw ſette,
Hir myt ſy gy van alre ſmette
Quyd, un van allen ſunden,
De gy ye deden vor deſſen ſtunden.
Wente ick vorghevе ſe yw alle,
Wo vele der ok is in deme talle.
Dyt dede Reynke ane allen vorbreet
Do ſprack Grymbart: Om, nu ſeet,
Dat gy yw beteren myt guden werken,
Leſet juwe ſalmen, un ghaet tor kerken;
Vaſtet de rechten ſetteden tyd,
Vyret de hylgen daghe myt vlyt,
Troſtet de krancken in alle juwen dagen,
Wyſet de to weghe, de dar na vragen,
Juwe almyſſe ſchole gy gerne geven,
Un vorſchweeren juwe böſe leven;
Alſe roven, ſtelen, un verraden,
So kome gy ane twyfel to gnaden.
Reynke ſprack: ick wyl myt vlyt
Dyt wyllyghen doen al myne tyd.

Dat achtaynte Capittel.

Wo Reynke myt Grymbart, deme Grevynge, vortgeyt na des Konnynges hoff, vor eynen Kloſter over.

Do Reynke ſyne bote hadde vullenbracht,
So hir vor is gheſacht,
Do ghynck he hen to hove wart,
He, un ſyn bychtvader, Grymbart.
Se quemen up eyn ſlychten ſant,
Dar lach eyn kloſter tor rechten hant,
Dat horde gheyſtliken nonnen to,
De Gode deneden ſpade un vro;
Se hadden vele hanen, un mannich hoen,
Vele genſe, un ok mannyghen cappen,
De vaken buten der muren weren:
De plach yo Reynke to viſiteren,
Darumme ſprack he do alſo:
Recht na deſſem Kloſter to
Lycht unſe rechte ſtrate hen.
He menede de honre, dat was ſyn ſyn;
Wente ſe ghyngen dar buten dem ſchure,
Umme ere weyde by der mure
Eynen bychtvader leyde he myt ſyk dar,
To hant wart Reynke der honre war:
Syne oghen begunden em umme to ghaen.
Buten den allen ghynck eyn haen,
De veth was groet un junck,
Na deme goff Reynke eynen ſprunck;
So dat em de vedderen ſtöven.
Grymbart ſwoer by ſyneme loven:
Unſalyge Om! wat wyl gy doen?
Sprack he, wyl gy wedder um eyn hoen,
In alle de groten ſunde ghaen,
Dar gy de bychte van hebben ghedaen?
Dat mach wol ſyn ſeltzene ruwe!
Reynke ſprack in rechter truwe:
Dat dede ick in dancken, leve neve,
Byddet God, dat he my dat vorgheve.
Ik wyl nicht meer doen, un gerne laten.
Do keerden ſe wedder ton rechter ſtraten.

Den weg over eyne ſmale brugge.
Wo vaken ſach Reynke over rugge
Wedder hen, dar de hoenre ghyngen!
Dar van konde he ſick nicht bedwyngen,
Hadde men em ſyn hovet affgeſlagen efte togen,
Id hadde na den hoenren wert ghevlogen.
Grymbart ſach wol dyt gelaet,
He ſprak: o Reynke, unreyne vraet!
We late gy yuwe oghen umme ghaen?
Reynke ſprak: Om, dat is myſgedaen,
Dat gy myt yuwen vorlopenden worden
Myn ſus und myneme bede verſtorden.
Latet my doch leſen eyn pater noſter,
Der hoenre ſelen van deme kloſter,
Un ock den ganſen en al tho gnaden,
Der ick gantz vele hebbe verraden,
De ick deſſen hylgen nunnen
Myt myner lyſt hebbe affgewunnen.
Grymbart ſwech, men de voß, Reynart,
Hadde yummer dat hovet to den hoenren wert:
Wente dat ſe quemen ter rechten ſtraten,
De ſe to voren hadden ghelaten.
To hand wart Reynke ſeer bedrövet,
Meer wan yennich rechte lövet;
Do he ſach den hoff, des Konnynges pallas,
Dar he int hogeſte verklaget was.

Dat negentaynte Capittel.

Wo Reynke kumpt in den hoff vor den Konnynk, deme he otmodichlyck tonyget, un vyndet dar welke, de over en klaghen.

Do in den hoff dat was vornemen,
Dat dar Reynke was ghekomen,
Al de da weren groet un kleen,
Begerden alle Reynken to ſeen.
Da weren nicht vele in deme daghe,
Se hadden over Reynken ſunderlyke klaghe.
Dat duchte Reynken nicht vele van werde,
Des dede he alſe de unververde;
Myt ſyneme Ome, deme Grevynck,
Dryſtichliken he ſo ver ſyck ghynck,
Tzwyſken dorch de hogeſten ſtrate:
Alſe modich van ghelate,
Efte he were des Konnynges ſone,
Un eft he nemande, up eyne bone,
Edder ſus nemande hadde myſghedaen.
Vor nobel, den Konnynck, ghynck he ſtaen,
Manckt de heren in den pallas,
Un helt ſyck doch, wo eme was.
He ſprak: eddele Konnynck, gnedyge here,
Dorch yuwe edelheyt, un dorch yuwe ere,
Ik bydde, dat gy my horen to rechte,
Gy en hadde ny here ſo truwen Knechte,
Alſe ik yuwer vorſtlyken gnaden byn:
Ik wet dat der vele hir ſyn,
De my yuwe fruntſchop menen beroven,
Myt loggen, wan gy en des wolden loven.
Men yuwe rad is vroet, erſt un leſt,
Gy loven nicht draden, dat is dat beſt,
Wat yw deſſe valſchen alle vorleſen,
Myt loghen un dreghen in mynen affweſen.
Se horden, dat ik yuwe beſte mene,
Un yw allertyd truwechlyken dene.
De konnynck ſprak, ſwyget, latet aff!
Yuwe ſmekent helpet yw nicht eyn kaff,
Yuwe undaet wert yw nu vergolden,
We gy den den vreden hebben gheholden,
Den ik gheboet un hebben gheſworen.
Hir ſteyt de Hane, de heft verloren
Syn ſlechte, o valſche untruwe deeff!
Dat gy vele ſeggen, gy hebben my leeff,
Dat hebbe gy in deme laſter myn,
Un is an mynen luden wol ſchyn.
Arm man Hyntze, verloß ſyne ſunt,
Un Brun is noch ſyn hovet vorwunt.
Ik wyl yw nicht vele meer ſchelden,
Men yuwe hals ſchal des entgelden.
Hir ſynt vele klagers un ſchynbar daet,
Dyt alle wyl yw weſen quaet.
Gnedighe here, ſprack Reynke, wat ſchaden my datte,
Eft Brunen noch bledich is ſyne platte,
Werumme was he ſo vormeten,
Un wolde Ruſtervylen ſyn honnich ethen!
Un em de bure laſter an deden,
Brun is yo ſo ſtarck van leden!
Is he geſlagen efte vorſpreken,
Were he gud, he hadd et ghewreken,
Eer he quam in dat water.
Echter ok nu de Hyntze, de Kater,
Den ik herbergede un wol entfenck,
Un he do uth umme ſtelen ghynck,
To des papen hus, ſunder mynen raet,
Un eme de pape dede quaet,
Seker ſcholde ik des entgelden,
Un ik darumme lyden ſchelden!

Dat were to na yuwer vorſtliken Kron.
Doch wat gy wylt, dat moghe gy doen,
Un alſe ghebeden over my.
Wo gud un klar myne ſake ok ſy,
Gy moghe my vromen, gy moghe my ſchaden,
Ja wyl gy my ſeden, efte braden,
Hangen, koppen, efte blenden,
Jo byn ik in yuwer gnaden henden.
Wy ſynt yo alle in yuwen bedwanck.
Stark ſy gy, un ik bin kranck.
Myn hulpe iſt kleyn, de yuwe is groot,
Verwar al ſloge gy my ok doet,
Dat were yw eyne kranke wrake.
Doch wyl ik al in deſſer ſake
Rechtferdich un uprichtich ſyn.
Do ſprak Rambock, de deer bekum,
Yt is rechte tyd, wylle wy nu klagen.
Dar quam Yſegrym myt alle ſyne magen,
Hyntze, de Kater, un Brun de Bare,
Un der deren eyne grote ſchare,
Lampe de Haſe, un de Eſel, Boldewyn,
Wackerloſt de klene, ok de grote Hunt, Ryn,
Merge de Zeghe, un Hermen, de Bock,
Ekeren, Weſelken, Hermelken, weren dar ok
De Oſſe, dat Perd, de weren ok dar.
Vele wylder Deren eyne grote ſchar
Dat Herte, dat Ree, un Bokert, de Bever,
Kanynen, Mårten, un ok de wylde Ever,
Bartolt, de Adebar, un Marquart, de Hegger
Ok Lůtke, de Kren, was dar alder degger,
Tybbeke, de And, un Alheyt, de Goes,
Deſſe klagheden alle over den Voß.
Henninck, de Hane, un al ſyne kynder,
Klagheden gantz ſeer eren hynder.
Noch weren dar der voghele mer,
Un andere der deren eyn groten heer,
De ik nu nicht al kan nemen.
Deſſe alle wolden den Voß verdomen,
Un dachten darup myt ſcharpen ſynnen,
Wo ſe em ſyn levent mochten affwynnen.
Se ghyngen vor den Konnynck al,
Dar horde men klaghe ane tal

Dat twyntygſte Capittel.

Wo Reynke van velen ſynen wedderparten vorklaget ward, in ſwaren ſaken, wo he yſlyken antwort gaff, doch tolesten mit tůghen overwunnen wart, und to deme dode vorordelt.

Alſus wart dar eyn groet parlement,
De deren, de dar ſtunden ummen trent,
Wolden Reynken ſyn lyff affwynnen;
Se ſpreken en an mit allen ſynnen
Myt velen klaghen, de men dar horde,
Ja yſlyken gaff he ſchon antwerde.
Ne wart gehoret up eynen dach
Mere klaghe, alſe dar gheſchach,
Van voghelen un van wylden deeren,
Van mannigen rade un mannich viſeren,
Dat men dar horde un vernam
Men, do Reynke to antwerde quam,
Wart ne ſchonre entſchuldynge gehort,
Alſe Reynke dar ſulveſt brachte vort.
He entſchuldygede ſyk in al den dyngen,
De men over em mochte bryngen:
Dat al den heren dat wunder dede,
Dat Reynke wuſte ſo ſchone rede,
Un ſyk al der ſake wolde entleggen,
De men dar over en konde ſeggen.
Jntleſte, dat ick korte deſſe wort,
Quemen etlyke tůghe dar vort.
Dat weren uprychtighe waraftige mans,
Se tůgheden over Reynken heel un gants,
Schuldich to weſen in der myſſedaet.
Do ghynck de Konnynck in den raet,
Se ſleten eyndrachtygen un eynes modes,
Reynke de Voß is ſchuldich des dodes,
Men ſchal en bynden un vangen,
Dar to by ſyneme halſe uphangen
Syne kleken worde hulpen nicht vele,
Do ghynk yd Reynken uth deme ſpele:
De Konnynck dat ordel ſulven affſprak
Darumme Reynke gants ſere verſchrack,
Un wart to der ſulven ſtunden
Ghevangen, unt harde ghebunden.

Dat eyn und twyntigſte Capittel.

Wo Reynke ghevangen un gebunden wart, un wart ghevoret na deme dode, und wo Reynkens vrunde erloff nemen.

De Reynke alſus was ghevangen,
Un dat ordel was, men ſcholde en hangen
Un Reynken vrunde dyt hadden vernomen,
De ok to hove weren ghekomen,

Alſe Marten, de Ape, de ok was to rechte,
Un Reynhart myt velen, de in Reynken ſchlechte
Horden, un em to quemen van blode,
De dyt ovel horden gantz nede,
Un worden dorumme ſeer bedrovet,
Meer, wan yennich rechte levet;
Wente Reynke was eyn banrebere,
Un wart ghewyſet van aller ere,
Dat ſe in eynen ſchendygen deet.
Se en mochten nicht deſſe neet
Verdragen, men ſe nemen orloff
Van deme Konnynge, un rumeden den hoff.
  De Konnynck betrachtede deſſe dynck,
Dat mannich knape van em ghynck,
Der vele was uth Reynken ſchlechte;
Jd were gud, dat ick bedechte,
Sprack he to eynem uth ſyneme rad:
Al were ok Reynke noch ſo quad,
In ſynem ghe ſlechte is doch mannich man,
Den de hoff ôvel entberen kan.
Yſegrym, Hyntze, un Brun der Bare
Deſſe nemen Reynkens meyſt ware,
Dyt weren, de en bunden un vengen,
Deſſe dachten en ok up to hengen.
De Konnynck hadde en bevolen dat,
Dyt deden ſe gern, went ſe weren hath.
  Do ſe de ſus myt em quemen,
Dat ſe to hant den galghen vernehmen,
Do ſprack Hyntze to deme Wulve:
Her Yſegrym, ghedencket nu an dat ſulve,
Wo Reynke, deſſe quade deeff,
Dat to werke brachte, un ok dreeff,
Un he ok ſulven mede uthgynck,
Dat men yuwe broder uphynck,
Des Reynke de erſt was in al ſyneme ghelate;
Betalet em nu myt der ſulven mathe.
Ok Brun ghedencket, wo he yw verreeth
To Ruſtevylen hus, dat mannich weeth,
Dar yw ſlogen beyde manne un wyff,
Dat yw blodich was beyde hôvet un lyff.
Seet to, wente Reynkens loſſe ſyn groet,
Entqueme he wech uth deſſer noet,
Sus wrecke wy uns nummer mere.
Darumme latet uns haſten ſere,
De heft yd an uns groet vorwracht,
Dat mothe wy nu ſyn up vordacht.
  Do ſprack Yſegrym alſevort:
Wat helpen doch alſe vele wort?
Hadde wy eynen reep, efte lyne,
Draden wolde wy eme korten de pyne.
Se ſpreken Reynken al entyegen.
Alſe he ſus lange hadde ghe ſwegen,
So begunde Reynke ok to ſpreken,
  He ſprack: nu gy yw doch wyllen wreken,
My wundert, gy nicht na dem Ende ſlatt.
Hyntze weet wol ghuden raed,
To eyner lynen ſtarck un gud,
Dar he to des papen hus ynne ſtod,
Dar he noch wechquam ane alle ere.
Ok Yſegrym, un Brun, gy haſten ſere,
Dat gy yuwen Om tom dode bringen;
Gy menen, yw ſchal denne wol ghelyngen.
  De Konnynck, un al ſyne heren,
De dar de myt to hove weren,
Ok de Konnyngynne des ghelyke,
Se volgeden alle na, arm und ryke;
Van Reynken wolden ſeen den ende.
Yſegrym bevel al, de he kende,
Synen magen un ſynen vrunden,
Dat ſe yo vaſte by em ſtunden,
Un dat ſe Reynkens nemen war,
Dat he nicht wechqueme uth der vaer.
Sunderlyken bevol he ſyneme wyve;
He ſprack: ſee to, by dyneme lyve,
Help holden vaſte deſſen Voß!
Ick ſegget vorware, queme he nu loß,
He worde arger in korter tyd,
Un ſchelde uns ſchenden myt allem vlyt.
Sus ſprack he ok Brunen an:
Ghedencket, wat ſchande he yw heft ghedaen,
Dyt wyl wy em nu al betalen;
Hyntze ſchal de lyne uphalen,
He is behender un lychter dan wy,
Holdet, un ſtaet my alſe by.
Ick wyl de ledder to rechte vlyen,
Nu betale wy em ſyner tuſcheryen.
Brun ſprack: ſettet de ledder vaſte an,
Ick wyl en holden alſe eyn mann.
  Reynke ſprack: yuwe ſorge is groet,
Dat gy yuwen Om bryngen in den doet,
Den gy byldychlyck ſcholden beſchermen,
Un gy yw ſyner ſeer entfermen,
Dat he ſo nicht enqueme in ſchade.
Derſte ick, ick bede haiff gnade.
Yſegrym hateth my boven al,
He duth, dat ſyn wyff my holden ſchal;
Wolde ſe denken an olde daet,
Nummer meer dede ſe my quaet.
Doch yd moth nu over my gaen,
Ik wolde, dat yd were ghedaen.
Myn vader ſtarff ok in ſorgen groet;
Men do he nam ſynen doet,
Do was yd kort myt em ghedaen.
Ok volgede em nicht ſo mannich man.
Schande mothe yw wedder varen,
Wo gy Reynken lenger ſparen.
  Brun ſprack; hore an, dat he vloket uns al,
Eyn tuſchent nu ende nemen ſchal.

Dat

Dat twey un twyntigſte Capittel.

Wo Reynke bath umme tyd, ſyne bycht openbar to donde, un wat he bychtede, in meynynge, ſick loß to bedingen, un andere in deſulven laſt to bryngen, ſo yd geſchach, do he by den galgen quam.

Reynke was in angſte groot,
He dachte: mochte ik in beſſer noot,
Un rechte nu in beſſer ſtunt,
Vynden eynen nyen vunt,
Dat my de Konnynck dat levent gheve,
Un by deſſen dreen de ſchande bleve!
So ſprak Reynke to ſyk ſulven van bynnen:
Hir moet ik up dencken myt allen ſynnen,
Wente wes ik nu denken kan,
Wente de noet de gheyt my an.
Al is de Konnynck gram up my,
Un mannich ander, de em is by;
Wattan? dat hebbe ick al verdent.
Ik mochte noch weren unmeghewent.
De Konnynck is ſtarck, ſyn rad is groot,
Nochtan en do ick em nummer gud:
Queme ick to worden, dat hope ick noch,
Ick werde nicht ghehangen up deſſen dach.
Sus was Reynke in angſte groot,
He ſprack: ick ſe vor my den doot,
Deme ick nu nicht mach entgaen.
Hirumme gy alle, de nu hir ſtaen,
Jw bydde ick eyne klene bede,
Eer ick van der werlde ſchede,
Dat gy wyllen bydden den Konnynck nu,
Dat yk moghe ſprecken vor yw
Myne bycht myt allem vlyt,
Dat my de Konnynck wylle gunnen de tyd,
Updat ik de warheyt moge vermelden,
Un dat myner undaet nicht derve entgelden
Eyn ander unſchuldich, we he ok ſy,
Un nicht betegen werde umme my;
Updat God, de alle dynck recht wol kenen,
Myner ſelen des to beth wylle ſchonen.
De meeſte deel, de dyt horden,
Werden bewegen van den worden
Se ſpreken: yd is twar eyne kleyne bede!
Un beden den Konnynck, dat he dat dede.
Des gaff de Konnynck orloff darto
Reynke wart wedder eyn weynich vro,
He dachte, yd mochte noch beter vallen,
Un ſprak alſus vor en allen:
Nu help my ſpiritus domini,
Wente ik en ſe hir newande by,
Dem ik nicht hebbe entwegen daen.
Vorder, do ik noch was eyn kleyn kumpan,
Un ik nicht meer en ſoch de bruſten,
Do ghynck ik vaken na mynen luſten
Mancke de yungen Lammer un Zegen,
Wan ſe ghyngen buten den weyden
Ere blekent un ſtemmen horde ik gern,
Do beghunde ik erſten leckerye to leern.
Wente ik vorbethet eyn to doet,
Dar lekde ik erſten lapen dat bloet,
Dar na vorbeth ik yunger Zegen veer,
Ik taſte to, un dede dat noch meer.
Sus wart ik dryſter und kone,
Ik ſparde wedder vogel efte honre,
Ok Ente un Göſe, wor ik ſe vant;
Ik hebbe der vele ghegraven int ſant,
De ik al van deme levende brochte,
Wan ik ſe nicht al ethen mochte.
Dar na quam ik by Yſegryme
In eyneme wynter by deme Ryne,
He ſchulede under eynem boem,
Un rekende ſyk, dat he were myn Om.
Do ik en horde ſus de maeſchop vertellen,
Alſus werde wy al dar ghezellen,
Dat my nu wel myt rechte mach ruwen,
Wente wy loweden dar myt truwen
Gude ghezelſchop de eyne dem anderen,
Un beghunden toſamende alſo to wanderen.
He ſtal dat grote un ik dat kleyne,
Dat wy kregen, dat was ghemene.
Doch nicht ſo mene, ſo yd ſcholde,
Wente he delede yd, ſo he wolde:
Nummer krech ik rechte myn deel halff,
Wente ſo wan Yſegrym hadde eyn kalff,
Eyne Zegen, eynen wedder, efte eynen Ram,
So grymmede he, un makede ſyk gram,
Updat he ſe my van ſyk dreff,
Un em myn deel allene bleff.
Noch was dyt dat mynſte al.
Men alſe wy hadden ſeſt overal,
Dat wy eynen Oſſen, efte eyne Koe
Ghevenghen, ſo quemen dar to
Syn wyff, un myt er ſeven kynder,
Denne mochte ik klagen mynen hinder.
Ik krech denne nauwe den mynſten ribben!
Nochtan ere ik den mochte hebben,
Hadden ſe dat fleſch al affghegnaghen,
Dar myt moſte ik my vordragen.

Doch, God danckes, ik haddes neen noet,
Wente ik hebbe noch den ſchat ſo groet,
Beyde an ſulver un an gelde,
Dat den eyn Wagen nicht dregen ſcholde,
To ſeven werff, und ſo wyd veren.
De Konnynck begunde hir na to horen,
Alſe he den ſchat horde nomen,
Un ſprak: van wanne is de yw anekomen?
Seggt yd nu! ik mene den ſchat!
Reynke ſprak: wat hulpe my dat,
Dat ik yw des nichten ſede?
Wente ik en neme des nu jo nicht mede.
Ik wylt yw ſeggen, nu ey yd me [illegible]
Weer dorch leff, noch dorch leet,
Schal dat nu lenger blyven verholen,
Wente de ſchat was ghestelen.
Yt was beſtelt, men ſcholde yw morden,
Hadde de ſchat nicht ghestolen worden.
Gnedighe here, merket gy dat,
Dyt makede de vermaledyede ſchat.
Dat de ſchat ſus ghestolen wart,
Des dede myn vader eyne quade vart,
Van deſſer werlde to ewygen ſchaden;
Doch was yd nutte to yuwen gnaden.

Dat drey un twintigſte Capittel.

Wo de Konnynck leet ſwygent beden, un Reynken van der ledderen wedder affſtygen, up dat he eme beth vragede.

Alſe de Konniginne van Reynken horde,
Dat he ſprack van deſſeme morde,
De andrepende was ereme Heren,
Se begunde ſyk ſeer to ververen.
Se ſprak: ik vormane yw, Reynart,
Up de langen hennevart,
De yuwe ſeele nu varen ſchal,
Dat gy de warheyt ſeggen al,
Wo yd is umme deſſen mord.
De Konnynck ſprak do alſo vort:
Men ſchal beden eynen yſlyken to ſwygen,
Un laten Reynken nedder ſtygen;
Deſſe ſake ghevet my ſulveſt an,
Dat ik de beth moghde vorſtan.
De krech Reynke eynen beteren moet
Up der ledderen, dar he ſtoet:
Se moſten en do alſo wedder
Affſtygen laten van der ledder.
De Konnynck nam en by ſyk allene,
Ok de Konniginne, un vrageden ene,
Wo deſſe ſake were gheracht?
Ja, do wolde Reynke legen myt macht:
He dachte, mochte ik nu wedder wynnen
Des Konnynges hulde un der Konniginnen,
Un mochte dat darto vorwerven,
Dat ik deſſe alle mochte vorderven,
De ſus nu ſtan na myneme doet,
Un ik ſo queme uth deſſer noet;
Dat mochte ik reken vor grote bathe,
Men ik moeth ſeer legen uthermathe.

Dat veyr un twintigſte Capittel.

Wo Reynke openbar wroget un beſecht ſynen eghenen vader, un ſyne anderen vrunde, uppedat in ſodaner maneren ſyne vyende mede worden beſecht, un wo he by ſodanen ſtucken wart verlöſet.

De Konniginne ſprack wedder an:
Reynke latet uns recht vorſtan,
Van deſſer ſake de warheyt vaſt,
Up dat yuwe ſele blyve unbelaſt.
Reynke ſprack: ſyd des berycht,
Ik mod nu ſterven, dat is anders nicht,
Scholde ik denne myne ſele alſo beladen,
Darmyt ſe queme in ewygen ſchaden,
Un ſe des ewych ſcholde entgelden?
Beter yſſ et, dat ik de nu mod melden,
Wo wol ſe ſyn myne leveſten magen,
De ik vul node ſcholde bedragen.
Ik vruchte der hellen pyne, de dar is groet,
Darumme ik yd yummer ſeggen moet.
Deme Konnynck wart dat herte ſwar,
He ſprack: Reynke, ſechſtu ok war?
Reynke ſprack: o eddele Here,
Yd is war, al byn ik ſus ſundich ſere.
Wat ſcholde my dat to bathe komen,
Dat ik my ſulven wolde vordömen?
Gy ſeen yo wol, wo yd myt my is,
Sterven mod ik nu, dat is wys;
Scholde ik nu nicht ſpreken de warheyt,
Da my de doet vor oghen ſteyt?

My mach nicht helpen bede efte gud.
Sus bevede Reynke, dat he ſtod,
In eyneme ghefynſeden ſchyn van vruchten.
Vort ſprack de Konnygynne myt tuchten:
Reynkens nod entfermet my ſere,
Hirumme bydde ik yw, myn Here,
Doet Reynken etlyke gnade,
Updat nablyve grotter ſchade.
Latet eme nu in deſſer ſtunt
Uns wytlyk doen den rechten grunt,
Un dat eyn yslyk ſwyghe ſtyl,
Updat he nu ſpreke, dat he wyl.
De Konnynck deet ſwygent alſo vort.
Reynke ſprack: nu horet myne wort,
Is dat myneme Heren dem Konnynck leff:
Ik wyl yw leſen ſunder breff,
Un de vorrederye openbaren,
Dar ik nemande dencke an to ſparen.
Nu mach men horen einen nyen vunt,
Reynkens loſheyt hadde neyen grunt,
Wo he ſynem egen vader mede
Quad un unere overſide;
Ok den Greevynck, ſynen leveſten vrunt,
De em doch in allen noden byſtunt.
Dyt dede he al in der andacht,
Dat men ſynen worden des te beth geve macht:
Dat he alſo myt ſyner ſprake
Syne vyende brechte in de ſulven ſake,
De ſik na ſyneme lyve ſtunden.
He ſprack: myn here vader hadde ghevunde
Des mechtygen Konnynges Emerykes ſchat,
In eyneme vorholentlyken pat:
Un do he hadde ſus groten gud,
Wart he ſo ſtolt un hoghe van moed,
Un helt alle deren in unwerdicheyt,
Myt ſyner gecklyken hochfardicheyt,
De tovoren ſyne gheſellen waren.
He leeth Hyntzen, den Kater, varen
In Ardenen, dat wylde lant,
Dar he Brunen, den Baren, vant;
He entboet eme dar ſyne hulde,
Un dat he in Vlanderen komen ſcholde,
Efte he Konnynck wolde weſen.
De Brun un Hyntze den breff hadden leſen,
He wart kone, vrolich, un unververd,
Wente he des lange hadde begherd.
He reyſede in Vlanderen altohant,
Dar he mynen heren vader vant,
He entfenck eme wol, un ſande tor ſtunt
Na Grymbart, dem wyſen, unſen vrunt,
Un na Yſegrym ok alſo vort.
Deſſe veer handelden mannich wort.
Hyntze, de Kater, was de vyfte.
Dar lycht eyn dorp, dat heth Yfte,
Twyſſchen Yfte und Ghent
Hadden ſe ſus dyt parlement,
In eyner duſteren langen nacht,
Nicht myt God, men des duvels macht,
Un myt mynes vaders ghewelde,
De ſe dwanck myt ſyneme gelde,
Sworen ſe dar des Konnynges doet:
Eyn yslyk deme anderen ſyne hulde boet.
Se ſworen up Yſegrymes hovede vortwaer
Alle vyve, dat Brun, de Bare,
Den wolden ſe to Konnynge maken,
Un voren en in den ſtoel to Aken,
Un ſetten eme up de krone van golde.
Were yemand, de dyt keren wolde,
Van des Konnynges vrunden efte magen,
De ſcholde myn vader al verjagen;
Myt ſyneme ſchatte dat ummedryven,
Myt umme to keren, myt breve to ſchryven.
Dyt krech ik to weten alſo.
Yd gheſchach up eynen morgen vro,
Dat Grymbart den wyn dranck ungheſpart,
Darvan he vrolyck un drunken wart,
Un ſede dat hemelyken ſyneme wyve.
He ſprack: ſe, dat dyt by dy blyve!
Se ſchwech ſo lange, verſtad my rechte,
Dat ſe yd myneme wyve ok heft gheſechte.
Se ſwoer er, dat ſe weren toſamen,
By der dryer Konnynge namen,
By erer ere un truwe,
Wer dorch leff noch dorch ruwe,
Nemande ſcholde ſeggen vort:
Men myn wyff helt nicht ere wort,
Wente dat erſte, dat ſe by my quam,
Sede ſe my al, dat ſe vornam:
Se ſede ok eyn warteken dar by,
Dat ik enket verſtont by my,
Dat yd war was alderdynck.
Ik was al drovich, wor ik ok ghynck.
Ik wart andencken der poggen al,
De eyns to God repen myt groten ſchal,
Dat he en eynen Konnynck wolde gheven,
Dat ſe in dwange mochten leven.
Wente ſe weren vry in allem lant,
God horde ſe, un ſande en to hant
Den Adebar, de ſe noch hatet,
Un ſe nummer in vreden latet;
Allertyd hevet he ene ungnade.
Nu klagen ſe vaſt, nu ys et to ſpade,
Se ſyn bedwungen allerdynck,
Under den Adebar, eren Konnynck.
Sus ſprack Reynke to al den deren,
De dar ſtunden un de dar weren:
Seet, ſus vruchtede ik ſeer vor uns allen,
Dat yd ok myt uns ſus mochte vallen

Here, ſus ſorgede ik ek vor yw.
Des ys my weynich dancken nu.
Ik kenne Brunen ſchalck un quaet,
Un vul van groter overdaet,
Darumme vruchtede ik eme ſeer.
Ik dachte, worde he unſe Heer,
Dat wy denne alle weren vorlorn.
Ik kenne den Konnynck wolgheborn,
Seer mechtich un ok guderteren,
Un ok gnedich allen deren.
Ik dachte vaſte up deſſe dynge,
Yd were eyne quade weſſelynge,
Dat men eynen Bur, eynen unedelen vraß,
Brochte in alſedanen ſtad.
Ik dachte darup mannyghe weken,
Wo ik deſſe ſake mochte tobreken.
Boven alle ſake vrochtede ik dat,
Behelde myn vader ſynen ſchat,
He ſcholde myt ſyneme valſchen ſpele
To plaſſe bryngen vele un vele,
Un den Konnynck bryngen van ſyner ere.
Dyt betrachtede ik gantz ſere,
Wor de ſchat weſen mochte,
Uppat ik en van dannen brochte.
Wor myn vader, de liſtyge olde,
In deme velde, efte in deme wolde,
Hennetoch, efte henneleep,
Was yd heet, kolt, nat, efte deep,
Was yd by nachte, efte by dage,
Jummer was ik ek in der laghe.

Dat vyff un twintigſte Capittel.

Wo Reynke ſprickt, un vorvolget ſyne upghehauene loggen van deme ſchatte, un ſpricht, ſo hir volget.

Ik lach up eyne tyd in der erde,
Un wachtede alſe de ſeer begherde,
Wo ik deſt ghewaren konde,
Un wer dat ik den ſchat ghevunde,
Dar ik gherne van hadde vornomen:
Do ſach ik mynen vader komen
Uth eyner ſteynrutzen, de was depe.
Ik lach verborgen, efte ik ſlepe,
Nicht en wuſte he van my,
Dat ik em was ſo na by.
He beſchuwde ſyk wyde umme to ſeen,
Do he vornam, dat he was alleen,
Un alſe he ſus nemande ſach:
[illegible] ju, alſe ik yw ſeggen mach.
He ſtoppte dat hol wedder myt ſande,
Un makede dat ghelyck deme anderen lande.
Dat ik dyt ſach, dat wuſte he nicht van:
Ok ſach ik, er he ſchede van dan,
Dat he den ſtert leet overghaen,
Dar ſyne vote hadden gheſtaen.
He vorwyldede ok ſyn vötſpor myt dem munde,
Dyt lerede ik dar in der ſtunde
Van myneme olden valſchen vader,
De deſſe liſte wuſte alle gader.
Sus leep he wech na ſyneme gheweryne.
Ik dachte vaſt in myneme ſynne,
Efte dar mochte weſen de ſchat?
Ik ghynck to werke, un opende dat ghat
Myt mynen voten, un krep darin.
Dar vant ik groten ghewyn,
Fynes ſulvers vele, un rot golt!
Hir en is ok nemand alſe olt,
De des ye ſo vele to lyke ſach.
Do ſparde ik nicht nacht efte dach,
Ik ghynck ſleppen und draghen,
Sunder karren un ſunder waghen.
My halp myn wyff, vrouwe Ermelyn,
Wy hadden arbeyt un pyn,
Er wy den ſeer ryken ſchat
Brochten in eyne ander ſtad,
Dar he beth lach to unſer laghe.
De wyle was myn vader alle daghe
By den, de den Konnynck ſus verreden.
Nu moghe gy horen, wo ſe deden.
Brun un Yſegrym ſanden uth to hant
Ere breve in mannich lant
An alle, de ſoldye nemen wolden.
Brun de Bare ſcholde ſe upholden,
Un dat ſe ſchere to eme quemen,
Un ere ſoldye to voren nemen.
He ſcholdet eme gheven myt mylder hant.
Myn vader leep do dorch de lant,
Un droch erer twyer breve.
Wo luttek wuſte he, dat de deve
Em ſynen ſchat hadden ghenomen!
Ja, haddet em ok mogen vromen,
Alle de werlt to den ſtunden:
He en haddes nicht eynen pennynck ghevunden.

Dat

* * *

Dat ſeß un twyntygſte Capittel.

Wo Reynke noch ſpreckt van ſyneme mistruwen vader, un wo de ſyn ende nam, dar myt he ſyne leggen ſlut.

De myn vader al ummer myt pyne
Twyſſchen der Elve un deme Ryne
Hadde ghelopen dorch de lant,
Dar he mannygen ſoldener vant,
De he wan myt ſyneme golde.
De Brunen to hulpe komen ſcholde.
Alſe de ſommer queme int lant,
Do kerede he wedder, dar he vant
Brunen un de gheſellen ſyn,
He ſede en van der groten pyn
Un de mannychfoldygen ſorghe,
De he vor de hegen berade
Int lant van Saſſen hadde gheleden;
Dat de yegers na em reden
Myt eren hunden alle daghe,
Un ſe ſyn lyff wagede in der waghe,
Se hadden eme daer vele to wedderen.
Dyt ſprack he vor den veer verrederen,
He brachte ok de breve van den gheſellen,
De Brunen do ſeer wol bevellen.
De leſen ſe alle veve to ſamen,
Dar twalff hundert kempen by namen,
Van Yſegryms magen, al beſunden
Myt ſcharpen tanen un wyden munden,
Sunder de Katers un de Beren,
De alle in Brunen hulpe weren:
Alle de veelvraten, un de daſſen,
Beyde van Doryngen un van Saſſen
Diſſe hadden al myt em gheſworen
In deme, dat men en gheve tovoren
Van dreen weken eren ſolt:
So wolden ſe komen myt ghewelt
To Brunen by dem erſten bede.
Dyt hynderde ik alle, des dancke ik Gode.
Do dyt alſus al was beſtelt,
Gynck myn vader over gynt velt,
Un wolde ok den ſchat beſchouwen:
Men do gynck he to groten ruwen.
Je mer he ſochte, ye myn he vant,
Al ſyn ſoekent was men eyn tant.
Syn ſchat was al weghgedraghen!
Dar dede he dat ik mach klagen.
Wente he van torne ſyk ſulven hynck
Alſus bleff na Brunen dynck
By mynen behenden lyſten al.
Nu merket hir myn ungheval.
Yſegrym, un Brune, de fraet,
Hebben nu den naweſten raed
By deme Konnynck ter hoghen banck;
Un arm man Reynke, ik ſunder danck,
Heft ſynen eghen vader overgheven,
Umme den Konnynck to beholden ſyn leven.
Wer ſyn ſe hir, de dyt deen ſcholden?
Syk ſulven to verderven, unde yw to beholden.

* * *

Dat ſeven un twyntygſte Capittel.

Wo Reynke den Konnynck un de Konnyginne verleydet myt loghene, un ſe in waenhöpenynge brynckt, van dem ſchatte.

De Konnynck un de Konnyginne
Se hopeden beyde up ghewynne.
Se nemen Reynken up eynen ort,
Un ſpreken: ſeggt uns nu vort,
Wor gy hebben den groten ſchat?
Reynke ſprack: wat hulpe my dat,
Scholde ik nu wyſen myn gud
Deme Konnynge, de my hangen deet?
Un lövet den deven un den mordeneren,
De myt logende my beſchweren,
Un wyllen my verretlyken myn lyff afwynnen?
Neen Reynke, ſprack de Konnyginne:
Myn Here ſchal yw laten leven,
Un yw vruntlyken vorgheven
Altomalen ſynen toren mede:
Gy ſcholen vortan weſen vroet,
Un myneme Heren alle tyd ghetruwe.
Reynke ſprack, myn leve Vrouwe;
Indem dat my de Konnynck nu
Dyt vaſt loven wyl vor yw,
Dat ik mach hebben ſyne hulde,
Un alle myne broke un ſchulde
Ok allen unmod my wyl vorgheven;
So is neen Konnynck nu in deme leven
So ryke, alſe ik en maken wyl;
Wente des ſchattes is boven mathe vyl.
Un eme wyſen, wor de lyde.
De Konnynck ſprack: Vrouwe, lovet eme nicht.

Legen, ſtelen, un roven,
Sodanes moghe gy eme to loven:
He is der argeſten loggener eyn.
  De Konnyngynne ſprack: Here, neyn,
Al was Reynke quaed van leven,
Nu moge gy em wol leven gheven.
Wente he den Grevynck, ſynen vrunt,
Mede beſecht in deſſer ſtunt:
Dar to ok ſynen eghen vader,
De he beſchonen mochte alle gader,
Un mochte dat ſeggen van ander deren,
Wolde he weſen quaderteren;
He wert nicht meer ſyn ſo unghetruwe.
  De Konnynck ſprack, mene gy dat, Vruwe,
Un der gy dat vor yuwe beſte raden,
Dat dar nicht na kome groter ſchaden?
So wyl ik deſſe broke nemen uppe my
Van Reynken, wo grot de ſake ok ſy,
Un wyl echt löven ſynen worden ſchone.
Men ick ſwer et em, by myner Krone!
Wer et, dat he hir na meer myſſdede,
Al de em toboren tom teynden lede,
We ſe ok weren, ſe ſcholden al
Komen in ſchaden un ungheval,
Dar to in vele perlement.
  Reynke ſach ſus umme went
Den Konnynck, un krech eynen beteren mod.
Here, ſprak he, ik were unvroet,
Wan ik nu ſpreke alſodane wort,
De ick ſo nicht bewyſede vort,
Ja in korter tyd ſpade un vro.
  De Konnynck menede, yd were alſo,
Un vergaff Reynken alle gader,
Erſt de ungunſte van ſyneme vader,
Un ſyne eghene ſchulde ok alſo.
Do wart Reynke uttermaten vro.
Dat en konde ok anders nicht weſen,
Wente he was van deme dode gheneſen.

Dat acht un twyntygſte Capittel.

Wo Reynke deme Konnynge dancket un der Konnygynnen, un ſyne loggene vorvolget, updat he moghe entkomen uth der laſt.

O Konnyck! ſprak Reynke, eddele Here,
God mothe yw lonen deſſer ere,
Un myner vrouwen, de gy my doet,
Ik wyl des dencken, dyn ik vroet,
Un yw des dancken ſo hochlyken.
Wente in allen landen un ryken
Levet nu nemant under der ſunne,
Deme ik den ſchat alſo wol ghunne,
Alſe yw beyden: wente gy
Dyt ſus hebben verdenet umme my.
Ik geve yw den ane allen bath,
So vry alſe den Konnynck Emeryk beſath.
Nu wyl ik yw ſeggen, wor he lycht,
Un wyl de warheit ſparen nicht.
  Int oſten van Vlanderen, merket my,
Dar lycht eyne grote woſteny,
Dar is eyn buſch, de heet Huſterlo,
Eyn rechte name de is alſo,
Dar is eyn born, het Krekelput,
Gnedyghe Here, merket gy dyt,
Deſſe ſteyt nicht vern darvan,
Dar kumpt nicht hen, weer wyff efte man,
Ja in eyneme gantzen yar:
So grote wyltnyſſe is al dar,
Sunder de Ule un de Schufuth.
Here, dar lycht de ſchat behuth.
De ſtede is gheheten Krekelputte.
Vorſtaeh dyt wol, yd is yw nutte.
Gy ſcholen dar hen un ok myn vrouwe,
Wente nemande wet ſo ghetruwe,
Den gy ſenden alſe eyn bode,
Wente yuwen ſchaden wolde ik node.
  Here, gy ſulven moten dar hyn.
Wan gy Krekelputte verby ſyn,
Werde gy dar vynden twey yunge berken,
Here, Her Konnynck, dyt ſchole gy merken,
De harde by deme putte ſtaet.
Gnedyghe here, to den berken gaet,
Dar lycht de ſchat under begraven.
Dar ſchole gy kratzen un ſchraven,
Denne vynde gy moſ an eyner ſyde,
Denne werde gy vynden mannich gheſchmyde
Van golde, ryklyken un ſchone.
Gy werden dar vynden ok de Krone,
De Emeryck droch in ſynen daghen.
De ſcholde Brune hebben ghedragen,
Wan ſyne wylle hadde gheſcheen.
Gy werden dar mannyghe zyrheyt ſeen,
Eddele gheſteynte, un guldene warck,
De werdich ſyn mannich duſent marck.
  Her Konnynck, alſe gy hebben dyt gud,
Wo vaken wylle gy in yuweme mod
Ghedenken: o Reynke! ghetruwe voſ,
De hir ſus gravede in dyt moſ
Deſſen ſchat myt dyner lyſt;
God ghebe dy ere, ſo wer du byſt!

Dat negen un twyntygſte Capittel.

Hir na wert gheſecht, alſe wan eyn untruwe ſchalk by eynen vorſten is belaſtet, un myt loggen efte leſte loſt wert, un ſo des vorſten mod heft ummewendet; Denne werden ſe alle vorveret, de over den ſchalk hebben gheklaget, un updat ſe van alſodanem umbelaſt bliven mogen, ſo ſeggen ſe al, wat dem untruwen leff is; un ſeggen, yd ſy war, wes he heft geſecht: ſo gy hir na horen mogen, van deme haſen.

De Konnynck ſprack: horet my, Reynart,
Gy moten myt my up de vart,
Ik kan de ſtede allene nicht raken.
Ik hebbe wol horen nomen Aken,
Lubeke, Kollen, un Parys,
Men wor Huſterlo, efte Krekelput, is,
Dar en hebbe ick neer van ghehort,
Ik vruchte, yd is men eyn dichtet wort.
Dyt en horde Reynke nicht gerne.
He ſprak: Here, ick wyſe yw yo nicht verne,
Alſe wente to der groten Jordane;
Dat gy my ſus holden in quademe wane.
Yd is hir harde by in Flanderen.
Myne worde wyl ik nicht veranderen.
Horet, ik wil hir vragen etlyke gheſellen,
De ok dat ſulve ſcholen vortellen,
Dat krekelput by huſterlo,
Dat de dar is, un heth alſo.
He reep Lampen, un Lampe vorſchrack:
To hant Reynke to eme ſprack.
Lampe, weſet nicht vorveret,
Komet, de Konnynck yuwer begheret.
Ik vraghe yw by yuwen eden,
De gy leſtes myneme Heren deden;
Segget yd by deme ſulven eyd,
Wette gy nicht, wor huſterlo ſteyt,
Un krekelput in der woſtenye?
Lampe ſprack: wyl gy yd horen van my.
Krekelput is by huſterlo,
Dat is eyn buſch, de heth alſo:
Wente Symonet, de krumme, muntede dar
Eyn valſche geld ſo mannich yar,
Un lach dar myt den gheſellen ſyn.
Ik hebbe dar vaken gheleden pyn,
Van hunger un van groteme vreſſe,
Wan ik in noden lopen moſte
Vor ryne, deme hunde, de my was hart.
Do ſprak vortan de Voß Reynart:
Lampe, gaet wedder manck de ghemene Knechte,
Gy hebben myneme Heren ennech gheſecht.
De Konnynck ſprack: Reynke, weſet to vrede,
Wente ik in haſtigen mode dat dede,
Dat ik yw betech myt unrechten dyngen,
Men ſeed, dat gy my dar henne bryngen.
Reinke ſprak: des were ik gantz vro,
Wan myne ſake ſtunde alſo,
Dat ik myt deme Konnynge mochte wanderen,
Un mochte eme ſulven volgen in Flanderen:
Men myn Here, yd were yw ſunde,
De ſake ſegge ik yw in deſſer ſtunde:
Wo wol ik my des van rechte mach ſchamen.
Wente Yſegrym eins in des duvels namen
In eynen orden ghynck hir bevoren,
Un to eyneme monnyke wart beſcheren.
Eme konde an der prevene nicht ghenogen,
De em ſes monnyke uptroghen:
He klagede alle tyd, un kermde
So ſeer, dat yd my entfermde.
Wente he wart kranck un traeg.
Do halp ik eme, alſe myneme maeg.
Ik gaff eme rad, dat he quam van dan,
Hirumme byn ik in des pawes ban.
Myt yuweme wyllen wyll ik morgen,
Ok myt yuweme rade myne ſele beſorgen,
Un wyl vro, alſe de ſunne upgaet,
Na Rome umme gnade un aflaet.
Van dar wyl ik over meer,
Un eer ik do eyn wedder keer,
Wyl ik ſo vele hebben ghedaen,
Dat ik myt eren mach by yw ghaen.
Reyſede ik nu myt yw, wor dat ok were:
Eyn ylyk ſpreke: ſeet, unſe Here,
Heft nu ſus ſyn meyſte bekryff
Myt Reynken, deme he wolde nemen dat lyff!
Darto is Reynke ok in deme ban.
Seet, ghnedighe Here, wylt dyt verſtan!
Yd is war, ſprak de Konnynck, nachdem gy ſyd
In deme banne, dat were my verwyt,
Wan ik yw lethe myt my wanderen:
Ik wyl Lampen, efte eynen anderen
Myt my nemen to der putte.
Men verwar, Reynke, yd is yw nutte,
Latet yw abſolveren uth deme ban,
Gy hebben myne hulde, gy mogen ghaen:
Ik en wyl yuwe bedevart nicht weren.
My duncket, gy wyllen yu gantz bekeren
Van deme quaden to gude dyngen.
God late yw de reyſe vullenbryngen!

Dat dryttygſte Capittel.

Wo dat de Konnynck openbar Reynken vorgaff alle ſyne myſſedaet, de he ghedaen hadde, un ghebort eynem yſlyken, dat he Reynken, un de ſynen, ſcholde eren und reverencie beden.

Recht alſe dyt was ghedaen,
Gynck de Konnynck ſulven ſtaen
Up eyne hoghe ſtede van ſteyne,
Un heet de deren alghemeyne
Swygen, un ſytten int gras,
Yſlyk, na dat he gheboren was.
Reynke ſtunt by der Konnyngynnen.
De Konnynck ſprack von al ſynen ſynnen:
Swyget, un horet al ghelyke,
Gy vogele, gy dere, arm un ryke,
Horet to, gy kleynen un gy groten,
Myne Baronen, un myne husghenoten!
Reynke ſteyt hir in myner ghewelde,
Den men hüden hangen ſcholde;
Nu heft he dat hir ghedaen to hofe
So vele, dat ik eme nu love:
Ik geve em myne hulde mit gantzeme ſynne,
Un ok myn vrouwe, de Konnyngynne,
Heft ſo vele ghebeden vor en,
Dat ik ſyn vrunt ghewerden byn,
Un he verſonet is teghen my,
Un ik hebbe em ghegeven vry,
Beyde ſyn gud, ſyn lyff un lede:
Ik gheve em darto vaſten vrede,
Un ghebede yw allen by yuweme lyve,
Dat gy Reynken, un ſyneme wyve,
Un ſynen kynderen alle ere doet,
So wor ſe yw komen in ghemoet,
Yſſet by nachte, efte yſſet by daghe:
Ik en wyl ok nu meer nene klaghe
Van Reynkens dyngen nicht horen.
Heft he quad ghedaan hir bevoren,
He wyl ſyck beteren, un dyt alſo:
Wente Reynke he wyl morgen vro
Staff un rentzel nemen an,
Un to deme pawes to Rome ghan.
Von dannen wyl he over dat meer,
Un kompt ock nicht wedder her,
Er dan dat he heft vulle afflat,
Van alle der ſundichlyken daet.

Dat eyn un dryttygſte Capittel.

Wo Reynkens wedderparte ſyk vorſchreckeden, un untofreden weren, do Reynke loß wart, un wo Yſegrym un Brun ghevangen worden, un övel ghehandelt.

Hyntze ſprack von groteme torn:
Alle unſe arbeyt iſt verlorn!
To Yſegryme, un ok to Brune,
Ik wolde, dat ik were to Lunterkune.
Is Reynke wedder in des Konnynges gunſt,
He were bruken alle ſyne kunſt:
Alle dre werde wy nu beth gheſchendet,
He heft my rede eyn oghe gheblendet,
Dat ander oghe ſteyt nu eventür.
Brun ſprack: gud rad is hir nu dür.
Yſegrym ſprack: dyt is ſeltzen dynck,
Gha wy hen vor den Konnynck!
Se ghyngen hen mit drovygen ſynnen,
Yſegrym un Brun vor de Konnygynnen,
Se ſpreken up Reynken mannich wort.
De Konnynck ſprack: hebbe gy ſe nicht ghehort?
Ik hebbe Reynken to gnaden entfangen.
De Konnynck wart tornich, un leet ſe vangen,
Brunen un Yſegrym myt der haſt,
He leet ſe bynden und ſluten vaſt:
He was en doch quad umme de word,
De he van Reynken hadde ghehord.
Al ſus krech up den ſulven dach
Reynkens ſake eynen ummeſlach,
Syne wedderparten he ſus vorreet,
Un vorwerff ok, dat men do ſneet
Van Brunen rugge eyn vel aff,
Dat men em to eyneme rentzel gaff,
Voetes lanck, un voetes breet.
Allentelen wart ſus Reynke bereit.
Reynke bath de Konnyngynnen de,
Dat ſe eme wolde ſchaffen twey ſcho,
Un ſprack: Vrouwe, ik byn yuwe pelegrym,
Hir is myn oeverhere Yſegrym,
De heft veer ſcho vaſt, un gud,
Der ſulven ik twey hebben mot.

Beſtellet my dat by mynneme Heren,
Ik mach vrouwe Gyremod twey entberen,
Se blyft doch to hus in ereme ghemack.
So hant de Konnyginne ſprack:
Scholdet ok koſten erer beyder lyff,
Yſegrymen mene ik un ſyn Wyff,
Se moten malk twey ſcho entbern.
Reynke ſprack: ik dancke yw gern,
Nu krige ik veer gude ſcho,
Ja alſe dat gude, dat ik do,
Des ſchole gy mede deelaftych ſyn,
Gy, un ok de Here myn.
Wente yd is eynes pelegrymen recht,
Dat he vor de to bidden plecht,
De em helpen myt myldes wes.
Dat do gy ewych. God lone yw des.

Dat twey un dryttygiſte Capittel.

Wo Yſegryme ſyne vorvoete, un ſyneme wyve ere achtervoete worden affgeſtroyffet, dar Reynke ſcho aff krech, un wo Brunen eyn ſtucke van ſyneme velle wart gheſchneden, Reynken to eyneme rentzele.

Reynke, de valſche pelegrym,
Vorwerff, dat her Yſegrym
Van beyden vorvoeten ton knyen to
Heft verloren ſyne ſcho:
Des gelyk ſyn wyff, vrow Ghyremod,
Worden er achterſten voete blod,
Dat vel al myt den klawen aff;
Deſſe ſcho men vort Reynken gaff.
Sus worden den beyden afgeſtreyfet de been,
Ne werlde worden armer wychte gheſeen,
Alſe Brun, Yſegrym, un ſyn wyff.
Se hadden vyl na ghelaten er lyff.
Wente Brunen was ok de reyſe nicht gud,
He verloſs eyn ſtucke van ſyner hud.
Sus brachte echt Reynke deſſe drey to plas.
He ghynck, dar de wulfynne was,
Un ſprak: ſeed doch hir, myn leve meye,
Ik mod nu dregen yuwe ſcheye?
Gy hebben vaken un mannich werf
Grote moye gedan umme myn vorderf:
Dat is my alte malen ſeer leet!
Men ſe alſe yuwe ſake nu ſteyt,
Dat hebbe ik vele ummeghedan,
Van gantzeme herten ik yw des gan.
Wente gy ſynt van mynen leveſten magen,
Darumme wyl ik yuwe ſcheye dragen.
Verdene ik aflat, wennych, efte vele,
Darvan krige gy altyd yuwe dele;
Wente ik mot wanderen over de ſee.
Vrouwe Ghyremod lach in groteme wee,
So dat ſe nawe konde ſpreken
Doch ſprak ſe: ach Reynke, Gott mote uns wreken,
Dat ſus vertaert yuwe wolle
Yſegrym lach, un ſweech ſtylle.
He hadde de ſelven vraude nicht al.
Brun, ſyn gheſelle, ok alſo wal,
Se weren ghebunden un vorwunt,
Reynke beſpottede ſe, dar he ſtunt.
Hadde Hyntze dar gheweſt, de wylde Kater,
Reynke hadde em ok ghewermet dat water.

Dat drey un dryttygiſte Capittel.

Wo Reynke orloff nam, un ſcheyde uth deme hove, un ſynſede ſik, wo he wolde pelegrymacye ghan, un wo eme de Ram den ſtaff dede, un den rentzel anhangede.

Des anderen dages, des morgens vro,
Reynke ſchmerede ſyne ſcho.
De Yſegrym kortes hadde verloren,
Un ok ſyn wyf den dach dar bevoren.
He ghynck to deme Konnynck, un ſede:
Here, yuwe knecht is nu rede
To ghande over de hylgen weghe,
Hetet yuwen preſter, dat he my ſeghe;
Dat ik under der benedyginge
De pelegrymacye vullenbrynge.
De Rambock was de Cappellan,
De de gheyſtlyken dynck plach to verſtan:
He was ok ſchryver, un heet Bellyn,
Den reep de Konnynck to ſik in.
He ſprak: gy ſchelden Reynken alſo vort
Overleſen welke hylge wort,
He mod eyne lange reyſe nu ghaen.
Henget ok eme den rentzel an,

Darto doet gy eme ſynen ſtaff.
Beſlyn deme Konnynck antwort gaff:
Here, hebbe gy des nicht verſtan,
Dat Reynke is in des Paves ban?
Jk queme to plaſſe, dat is wys,
Wente de Byſchop myn overſte is,
Un wan eme dyt worde gheſecht,
Jk do Reynken weer krum efte recht.
Doch konde men dat ſo ummedryven,
Dat ik mochte ane ſchaden blyven
By deme Byſchoppe, Heren Anegrunt,
Un ſyneme proveſte, Her Loſevunt,
Un vor Rapiamus, ſyneme Deken,
So wolde ik de benedyghynge ſpreken
Over Reynken, yuwen pelegrym.
De Konnynck ſprach: wat ſchal de rym,
Un de velen unnutten wort,
De hir van yw werden ghehort?
Wylle gy nicht leſen recht noch krumme,
Dar ſla ſyk de Düvel umme!
Wat achte ik den Byſchop in deme dome,
Höre gy nicht, Reynke wyl tho Rome,
He wyl ſyck beteren, wyl gy dat ſtoren?
Beſlyn klauwede ſyck by den oren,
Do he den Konnynck ſach tornich weſen,
He beghunde vort in deme boke to leſen
Over Reynken, de des weynich rochte:
Jd halp ſo vele, alſe yd mochte.

Dat veyr und dryttygſte Capittel.

Wo Reynke ghynck ſyne vart, un tögede ſyck ſeer drovich, unde alle deeren eme moſten volghen vorder weghes.

Do over Reynken was gheleſen,
Un he rede beghunde to weſen,
Staff un ſack wart em ghedan,
Un ſynſede ſyck to Rome to ghan:
He leet vallen gheſynſede tranen,
De leyen over ſyne granen,
Alſe efte eme yammerde ſyn herte.
Wen hadde he van ruwen yennyghe ſmerte,
Dat ſulve anders nicht en was,
Men dat he nicht de mede to plas
Mochte bryngen, de dar weren,
Ghelyk he Yſegrym un Brunen, deme Beren.
Dyt mochte eme ſo nicht ghevallen,
Nochtant ſtunt he, un bath ſe allen,
Dat ſe vor em bydden ſcholden
Alſo ghetruwentlyk, alſe ſe wolden.
Reynke, haſtede ſer van dar,
He was noch gantz ſeer in vaer,
Alſe eyn, de ſyk ſchuldich weet.
De Konnynck ſprak: yd is my leet,
Reynke dat gy ſus haſtich ſyd.
Neen, ſprak Reynke, yd is recht tyd;
De gud wyl doen, en ſchal nicht ſparen,
Ghevet my orlof, un latet my varen.
De Konnynck ſprak: hebbet orloff!
Un gheboet to hant over al den hoff
Myt Reynken vorder weges to ghaen,
Behalven de dar weren ghevaen:
Alſe Brun, Yſegrym, de weren in nod,
Se wunſcheden ſyk ſulven vaken den dod.
Alſus ghynck Reynke uth deme hove,
Seer groet in des Konnynges love,
Myt ſyneme rentzel un ſtave,
Den rechten wech na deme hylgen grave:
Dar hadde he werff, alſe Meybom to Aken.
Jd wolde ſyk draden anders maken,
Un hadde alſus eynen ſlaſſen bard
Deme Konnynge maket tor ſulven vard;
Nicht alleyne eynen bard van ſlaſſe,
Men ok eyne neſe angeſeth van waſſe.
Se moſten em volgen in dem ſulven daghe,
De over em hadden bracht vele klaghe.
Noch ſprak Reynke den Konnynck an:
Here, ſeet, dat yw de nicht entghan,
De twey groten mordenere,
De gy hebben in deme kerkenere:
Quemen ſe wech, dat were quad,
Se ſcholden ſchenden yuwe mayeſtaet.
Jd ſynt twey böſe quade ketyff,
Konden ſe ſeker, ſe nemen yuwe lyff.
Do dat alle was geſcheen,
Deſſe pelegrym leet ſyck othmodichlyk ſeen.
He ghynck in groter ſympelheyt,
Alſe eyn, de des nicht beter en weyt.
De Konnynck ghynck wedder up ſyn ſloet,
Ok al de Deren kleyn un groet.
Reynke helt ſyck ſeer bedrovet,
Weer, wan yennich rechte lovet,
Dat yd etlyken ſeer entfermde,
Up Lampen, den haſen, he ſeer kermde:
O Lampe, ſchele wy uns nu ſcheyden?
Jk bydde, dat gy my wylt gheleyden,
Un Beſlyn, myn vrunt, de Ram,
Gy twey makeden my newerlde gram.

Gy moget my wol deth vorderbryngen,
Gy ſynt van ſoter wandelyngen,
Unberochtet un guder eren,
Un unbeklaget van allen heren,
Gheyſtlyk, un van guder ſede
Gy leven recht, alſe ik dede,
Do ik eyns eyn klüſener was:
Wente wan gy hebbet loef un gras,
Dar mede ſtylle gy juwe noet.
Gy vragen kenne nicht na fleiſch efte broet,
Edder ſus na anderer ſunderlyker ſpyſe.
 Sus heft Reynke myt ſodaneme pryſe
Deſſe twey ſympelen ſeer bedort,
Alſo dat ſe ghyngen myt eme vort;
Wente dat ſe quemen vor ſyn huß,
By dat kaſtel, to malepertus.

Dat vyff un dryttygſte Capittel.

Wo Reynke Lampen mit ſick innam, un eme ſyn lyff nam, un wo he ſyneme wyve ſede de wyſe, wo he leß quam.

Alſe Reynke vor de porte quam,
He ſprak: Bellyn, neve, to dem Ram,
Gy möten allene hir buten ſtaen,
Ik moet in myne veſte ghaen.
Lampe ſchal inghaen myt my,
Bydder Lampen, dat he troſtlyck ſy
Myneme wyve, de lychte bedrovet is,
Un noch drovyger wert werden, dat is wyß,
Wan ſe dyt rechte wert verſtan,
Dat ik mod pelegrymacie ghan.
Vele ſoter word Reynke brochte,
Uppdat he deſſe twey bedregen mochte:
Dat was ſyn upſate, un al ſyn ſyn,
Un nam ſus Lampen myt ſyck in.
Dar lach de Vosſynne in ſorgen bedwungen,
Myt den kleynen beyden yungen,
Se en mende nicht, dat Reynke de Voß,
Van deme Konnynge queme loeß;
Men do ſe Reynken ſus ſach komen,
Un ſe den renßel hadde vernomen,
Pelegrymes wyß, myt ſcho un ſtaff,
Hir hadde ſe groet wunder aff.
Se ſprak: ſegget my, leve Reynart,
Wo iſſet yw ghegaen in deſſer vart?
 He ſprak: ik was in deme hove ghevaen,
Doch wyllygen leet my de Konnynck ghaen.
Ik mod nu weſen pelegrym,
Wente Brun, de Bare, un Yſegrym,
Syn borghe gheworden beyde vor my.
De Konnynck heft uns, danck hebbe he!
Lampen ghegeven in rechter ſoen,
Unſen wyllen myt em to doen.
De Konnynck ſulven ſprack myt beſcheyd,
Dat Lampe de was, de my verreet:
Hirumme ſegge ik yw, vrouwe Ermelyne,
Lampe is ghewerd groter pyne,
Ik byn up eme ſo rechte gram.
 Do Lampe deſſe word vornam,
Was he vorveret, un wolde vleen,
Men dat en mochte eme nicht beſcheen,
Wente Reynke heft eme underghan
De porten, un greep eme an
By ſyner kelen gantz merklyken.
Lampe reep lude greſelyken:
Helpet, Bellyn! des is nu noet,
Deſſe pelegrym ſleyt na myneme doet!
Men kort was ghedan dyt geſchrey,
Reynke beet em den hals entwey.
 Alſus entfenck he ſynen gaſt,
He ſprak: gha, wy eten myt der haſt!
It is to maken eyn gud veth haſe,
Wat ſcholde ik anders doen deſſeme dwaſe!
Dyt hebbe ik eme langen naghedragen,
He wert nu nicht meer over my klagen.
Reynke, ſyne kyndere, un ſyn wyff
Eten un pluckeden ſus Lampen lyff.
Wo vaken ſprak do de Vosſynne;
Danck hebbe de Konnynck un Konnygynne!
God ghewe en beyden gude nacht;
De uns ſus wol hebben bedacht,
Myt deſſer ſpyſe gud un veth.
Reynke ſprack, etet men deth,
Id recket wol to, hir is ghenoch:
Etet my ſath yuwe ghevoch.
Al ſchal ik ok ek ſus ſulven halen:
Se moten doch intlette betalen,
De Reynken beſaggen un vorklagen.
 Vrow Ermelyn ſprack: noch mod ick vragen,
Wo werde gy loß un quyd?
Reynke ſprak, dat neme vele tyd,
Scholde ik dat alle ſeggen mogen,
Wo ik den Konnynck hebbe bedrogen,
Ok des ghelyken de Konnygynne,
So dat de vruntſchop is gantz dünne
Twyſchen uns, dat weet ik wol,
Un noch krancker werden ſchal.
He wert my beten valſche wicht,
Wan he de warheyt to weten krycht.
Kreghe he my wedder in ghewelt,
He neme vor my neen ſulver noch gelt.

Ik weet ock, he wyl my volgen drade,
He vorschelde my deen neyne gnade.
Isset, dat he my wedder krycht,
He lett my unghehangen nicht.
Wy möten hen in Swaven lant,
Dar wy syn ſus unbekant,
Un moten dar holden des landes wyſe.
Help! dar is ſo ſöte ſpyſe,
Honre, Ghöſe, Haſen, un Kanynen,
Dadelen, Sucker, Vygen, un Roſynen.
Dar ſynt vele vöghele, kleyn un groot,
Myt eyeren un botteren backet men dar dat broet.
Dar is gud water reyne un klar,
Help! wat ſöter lucht is dar;
Dar ſynt vyſche, de heten Gallynen,
De ſmecken beth, wan pennyghe Roſynen,
Ock welke andere, alſe Ana,
Pullus, Gallus, un pauca.
Dyt ſynt alle vyſche van mynen dyngen,
Dar derf ik nicht deepe int water na ſpryngen.
Sodane ath ick in deme orden,
Do ick Kluſener was ghewordden.
Seet, vrouwe, wyl wy leven in vrede,
Dar wyl wy hen; gy möten mede.
  Uphat gy yd recht verſtaen,
De Konnynck leet my hirumme ghaen,
Dat ik em levede den groten ſchath,
Den Emeryk de Konnynck beſath.
Ik wyſede en hen to Krekelpütt,
Men he vyndet dar, weer dat, noch dyt,
Al ſochte he dar ok nummer mere.
Hirumme wert he ſyck tornen ſere,
Alſe he ſyck vynt ſus bedrogen.
Wat mene gy, wo mannyghe ſchone logen
Dat ik dar ſprack, eer ik entghynck!
Id was nauwe, dat men my nicht en hynck.
Ik en leet ok ny mere noot,
Ock en krech ik ny den angſt ſo groot,
Alſe ik dar vor mynen ogen ſach.
Id gha my hir na, wo yd ok mach,
Ik en late my dar nicht meer to raden,
To komende in des Konnynges gnaden.
Ik hebbe mynen dumen uth ſyneme munt,
Danck hebbe myn ſubtyle vunt!

  Vrouwe Ermelyn ſprack alto hant:
Schole wy nu theen in eyn ander lant,
Dar wy elende, un vrömde weren?
Hebbe wy doch hir, wat wy begheren,
Un gy ſynt meſter van yuwen ghebuuren.
Werumme wolde gy dan dat eventuren,
Un nemen dat unwyſſe vor dyt gode?
Wy mogen hir leven myt ſekerer hode.
Unſe borch is ye gud un vaſt,
Al wolde uns deen de Konnynck overlaſt,
Un leyde myt machte to deſſe ſtrate;
Dar ſynt ſo vele ſydelghate,
Wy wolden entkomen an ſynen danck,
Wente wy wetten hir mannyghen ghanck:
Dyt wette gy wol, heel un al,
Eer uns de Konnynck vangen ſchal
Myt macht, dar ſcholde vele to horen!
Men dat gy eme hebben gheſworen,
To varen verne over dat meer,
Dat ſulffe bedrovet myn herte ſeer.
  Reynke ſprack, by groter truwe:
Bedrovet yw nicht, myn leve vruwe,
Beter gheſworen, wan vorloren!
My ſede eyns eyn wyß man hir bevoren,
Dar ik my bychtesſwyß mede berept:
He ſede, dat eyn bedwungen eyt
Dat de were nicht vele werd.
He hindert my nicht eynen kattenſteert,
Den eyd mene ik, verſtaet my recht:
Ik blyve hir, ſo gy hebben gheſecht.
Ik hebbe to Rome nicht vele verloren;
Ja, hadde ik ok teyn eyd gheſworen,
Ik en keme ok nummer to Jeruſalem.
Id is my alle nicht bequem,
Ik blyve hir na yuweme rad,
Ik mochte yd vynden wol ſo quad
Dar ik queme, alſe ik yd hir lethe.
Wyl my de Konnynck uns in verdrete
Bryngen, ſeker des mod ik wachten.
Al is he my to ſtarck van machten,
Nochtan wan ik en wyl bedoren,
Wyl ik eme anhengen klocken myt oren:
Ik do eme quad, dat nicht en docht,
He ſchalt arger dar vynden, wan he yd ſochte.

Dat ſes un dryttygſte Capittel.

Wo Bellyn Lampen eſſchede un reep, unde wo Reynke Bellyne myt loſheyt bedrechlyken toſprack.

Bellyn ſtunt buten, un begunde to kyven,
He reep, Lampe, wyl gy darblyven?
Kemet yo wedder, un latet uns gan.
Do Reynke dyt hadde verſtaen,
He ghynck uth, un ſprack alſe:
Bellyn, Lampe de büth yw to.

Latet yw dat nicht ſyn to wedderen,
He is ſeer vrolich myt ſyner medderen.
Dyt ſchelde ik yw laten verſtaen,
Gy mogen wol ſachte vorhen ghaen:
Myn wyff, de ſyn medder is,
Leth em noch nicht ghan, dat is wys.
Bellyn ſprack, wat was dat gherochte,
Do Lampe ſo reep, al dat he mochte:
Bellyn, helpet my, Bellyn!
Wat dede gy eme do an vor pyn?
Reynke ſprack: horet my recht,
Do ik vor myneme wyve hadde gheſecht,
Dat ik mod wanderen over de ſee,
Do krech ſe alderwegen wee,
Dat ſe lange beſwymet lach.
Do, unſe vrunt, Lampe dyt gheſach,
Do reep he: helpet Bellyn! des is noet,
Edder myn medder blyft nu doet!
Bellyn ſprack: deme ſy, wo deme ſy,
He reep wo ſeer dreſlyken to my.
Neen, ſprack Reynke, ik ſegget verwar,
Lampen ſchadet nicht eyn har.
Ik welde lever, dat my myſsqueme,
Eer dat Lampe ſchaden neme.

* * *

Dat ſeven un dryttygſte Capittel.

Wo Reynke den Ramboek, Bellyne, bedroch, un ene to plaſſe brochte.

Reynke ſprack: Bellyn, horde gy ok dat,
Dat my de Konnynck gyſteren bat,
Dat ik eme eyn par breve ſchreve,
Wylle gy ſe eme bryngen, leve Neve?
Se ſyn gheſchreven un bereth,
Schon dynck hebbe ik dar in gheſeth.
Lampe is vrolich utermaten,
Ik mod eme wat betemen laten,
He is myt ſyner medderen to ſprake:
Se ſeggen unſſe welke olde ſake,
Se eten, un dryncken, un ſynt vro,
Derwyle ſchreff ik de breve alſo.
Bellyn ſprack: leve Reynart,
Wann de breve wol bleven vorwart,
Wat hebbe ik, dar men de inſteket,
Updat de ſeggele nicht to breket?
Reynke ſprack: ik weet wol rad,
De rentzel is dar to nicht quad
Van Brunen velle, den ik drech:
De is wol dicht un ſtarck ghenoch.
Dar wyl ik de breve yw leggen in,
Daraff krygt gy groet ghewyn
Van deme Konnynge, unſeme Heren.
He wert yw ok entfangen myt eren,
Un ſcholen eme ſeer wylkomen ſyn.
Dyt lövede alle de Ram, Bellyn.
Reynke ghynck haſtygen wedder in,
Un nam den rentzel, un ſtack darin
Lampen hövet, den he hadde vorbetten,
Men dat en moſte Bellyn nicht wetten,
Dat Lampen hövet darynne ſtack.
He ghynck to Bellyn, un ſprack:
Seet, henget den rentzel an yuwen hals,
Un ik vorbede yw, als un als,
Updat ik yw nicht hadde verabeves,
Nicht ſchole gy beſeen de ſchryfft des breves.
Wente deſſe breve hebbe ik alſo
Verwaret, darumme latet ſe to.
Gy moeten ok nicht den ſack updoen,
So werde gy verdenen ſchencke un leen,
Wan yd de Konnynck ſe heft ghevunden,
Dat de rentzel is toghebunden
In ſodaner wyſe, alſe ik ene yw
Hebbe ghedaen to vorwarende nu:
Höret my recht, yd wert yw vromen!
So wan gy vor den Konnynck komen,
Wyl gy, dat he yw ſchal hebben leeff,
So ſegget, dat gy ſulven den breff
Dychteden, un hebben ghegeven
Den rad, dat he ſo is gheſchreven,
Gy krygen loen un groten danck.
Bellyn wart vrolych, un ſprank
Van der ſtede, dar he ſtoet,
Hoger dan anderthalven voet,
Un ſprack: Reynke, Neve, un Here!
Nu weet ik, dat gy my doen ere,
Nu werde ik krygen ſeer groten loff
By al den heren in deme hoff,
Wan ſe ſeen, dat ik ſo wol kan dychten,
In ſchonen worden un in ſlychten;
Wo wol de kunſt nicht is by my,
Dat ik kan dychten ſo wol, alſe gy.
Se ſchölent doch menen, ik dancke yw gherne,
Id was gud, dat ik yw volgede ſus verne.
Nu wat rade gy verder, Reynke vrunt,
Schal Lampe ock medeghan to deſſer ſtunt?
Neen, ſprack Reynke, wyl gy yd verſtaen,
Lampe kan noch nicht myt yw ghaen.
Nu ghaet vorhen in gudem ghemake,
Ik wyl Lampen noch etlyke ſake
Updecken, de noch ſyn verholen.
Bellyn ſprack: ſe ſyd Gode bevolen!

Ik gha den up myne vart;
Sus haſtede he ſeer to hovewart.
Alſe he dar quam, do was yd myddach,
De Konnynck Bellyne ſus komen ſach,
He ſach ock, dat de ſulveſte Ram
Den Rentzel droch, den Reynke wech nam.
De Konnynck ſprack: ſegget uns Bellyn,
Van wanne dat gy ghekomen ſyn?
Wor is Reynke, ik mod yw vragen,
Dat gy ſus ſynen rentzel dragen?
Bellyn ſprack: Konnynck, eddele Here,
Reynke bath my vruntlyken ſere,
Ik ſcholde yw twey breve bryngen,
Dar ſteyt in van behenden dyngen:
Alſe he ſyn ghedocht un gheſchreven,
Den rad hebbe ik ſo uth ghegeven,
Dar vynde gy eynen ſubtylen ſyn,
Deſulven breve ſynt hir in.
De Konnynck ſyck nicht lange bereeth,
Den Bever he vorboden leeth,
De was Notarius, un ſyn Klerck;
Bokert, heeth he, dyt was ſyn werck:
He laß de breve van ſwarer ſake,
Wente he konde mannyghe ſprake.
He ſande ock na Hyntzen, un ſprack:
Seet, wat Bellyn brynget in dem ſack.

* * *

Dat acht un dryttygſte Capittel.

Wo Bellyn quam vor den Konnynck, un hadde den Rentzel an dem Halſe, un droch darynne Lampen hövet, dat he ſulven nicht en wuſte.

De Bokert, de Bever, hadde upgedan
Den ſack, myt Hyntzen, ſynem kumpan,
He toch Lampen hövet hir uth.
Do ſprack he alſus overluth:
Dyt is tomalen eyn ſeltzene breff.
Wor is de man, de deſſen ſchreff?
We is, de, des nicht enlövet?
Verware dyt is Lampen hövet!
De Konnynck un de Konnyginne
Worden verſchrecket in erem ſynne.
De Konnynck ſloch ſyn hövet nedder.
He ſprack: Ach Reynke, hadde ik dy wedder!
De Konnynck myt der Konnyginne,
Weren beyde van ſwarem ſynne.
De Konnynck ſprack: ik byn bedregen,
Wo grote logen heft Reynke logen!
He reep, un was gantz ſere vorerret,
So dat al de deren worden vorveret.
De Lupardus by deme Konnynge ſtunt,
He was des Konnynges naghebaren vrunt,
He ſprack: wat is doch dyt ghewerd,
Dat gy yw ſus ſere vorverd?
Al were de Konnyginne ock doet.
Latet varen deſſe rouwe groet.
Grypet eynen mod, yd is anders ſchande.
Sy gy nicht Here van deme lande?
It is yo under yw al dat hir is.
De Konnynck ſprack: id dat ſo wyß,
So latet yw dat neen wunder ſyn,
Dat nu myn herte lydet pyn,
Edder dat ik ſus hebbe myßghelaet.
My heft myt ſyneme böſen beraet
Eyn quad ſchalk ſo verne ghebracht,
Dat ik myne vrunde hebbe vorwracht:
Den ſtolten Brunen, un Yſegrym,
Dat rouwet my in deme herten myn.
Dat wyl ſeer an myne ere ghaen,
Dat ik ſo vele hebbe myßghedaen,
Tegen myne allerbeſten Barene:
Un ik deme quaden heren ſone
Alſo vele ſcholde betruwen.
Men yd quam alle by myner vrouwen!
Se bath vor eme ſo vele to voren,
Dat ik ere bede moſte horen.
Dat is my leet! al yſſet to ſpade,
Al ere rad kumpt my to quade.
De Lupard ſprack: Heret my, Konynck Here,
Weynet yw darumme nicht alto ſere,
Is dar myßghedaen, men ſchal it ſönen,
Men ſchal dem Wulffe, un Brunen, dem könen,
Ock Gyremode, der vrouwen ſyn,
Deſſen ſchal man gheven den Ram, Bellyn.
Wente he bekende ſulven openbar un bloet,
Dat he rad gaff to Lampen doet.
Dyt ſchal he wedder betalen un kopen,
Denne wyl wy alle na Reynken lopen:
Könne wy, he ſchal werden ghevangen,
Un nicht vele worde, men vort uphangen!
Wente he kan ſyne worde ſo ſlycht,
Kumpt he to worden, man hanget ene nicht.
Myt beſſer ſeene, dat weet ik wol,
Brunen, un Yſegrym wol négen ſchal.

Dat

Dat negen un dryttygſte Capittel.

Wo Brun unde Yſegrym uth der venckniſſe worden ghelaten, un wo en de Konnynck den Rambock, un alle ſyn ſlechte gyft in ere ghewalt, vor eyne ſoene un beterynge.

Alſe dyt de Konnynck hadde ghehort,
He ſprack to deme Luparde vort:
Ik wyl doen na yuweme rad,
Hirumme bede ik yw, dat gy ghad,
Halet uns her de beyden Heren,
Men ſchal ſe wedder myt groten eren
By uns ſetten in den rad.
Ik bede ock, dat gy des nicht en laet,
Gy ſcholen vorboden alle de deren,
De hir lateſten to hove weren,
Men ſchal en allen laten vorſtaen,
Wo valſchlyken Reynke is entghaen,
Un wo Bellyn, un Reynke, de rode,
Lampen hebben ghebracht tom dode.
Eyn yſlyck ſchal ock Yſegryme deme Wulve,
Werdicheyt doen, un Brunen dat ſulve.
De ſoene ſchal ſyn, ſo gy hebben beſecht.
Bellyn de vorreder un alle ſyn ſlecht.
Do ghynck de Lupard altohant,
Dar he Brunen un Yſegrym vant,
Se legen gebunden, un worden gheloſt.
He ſprack: ik brynge yw guden troſt,
Darto des Konnynges vaſt gheleyde,
Vorſtaet my recht, gy Heren beyde;
Heft yuwn Here teghen yw myſſgedan,
Dat is eme leet, un he leth yw vorſtan,
He wyl, dat gy to vreden ſyn,
Un entfangen tor ſoene den Rambock, Bellyn,
Dar to ſyn ſlechte un al ſyne mage,
Van nu an, wente tom yungeſten dage.
Taſtet de an ane alle gelt,
Yfft in deme wolde, edder up deme velt.
Noch gyft yw darto myns Heren gnaden
Reynken, de yw heft verraden.
Den moghe gy un yennyghe ſlacht,
Vervolgen myt aller yuwer macht:
Reynken, ſyn wyff, un alle ſyne magen,
So wor dat gy ſe kōnnen belagen.
Dyt is eyne ſer koſtlyke vryheyt,
De my de Konnynck yw ſeggen heyt.
Dyt wyl ſus holden de Konnynck ryck
Un ſyne nakomelynge ewyglyck:
Gy móten vorgetten alle ſchulde,
Un ſweren eme vaſt yuwe hulde.
Dyt moghe gy doen myt groter ere,
He myſdeyt teghen yw nummermere.
Nemet dyt, ik rade, dat gy yd doen.
Alſus ward ghemaket de ſoen
By Heren Luparde, deſſen tor baten
Des moſte Bellyn den hals darlaten.
Alſus wert Bellyns ſlechte alle daghe
Noch vervolget van Yſegrymes maghe.
Deſſe twydracht wart alſo begunt,
Se vorbyten ſe noch al wor ſe kunt.
Un menen vaſt, ſe doen yd myt rechte:
Lammer, Schape, va alle Bellyns ſlechte,
Deſſe werden van en nicht gheſchonet:
Ock wert de twydracht nummer verſoenet.
De Konnynck leet vorlengen den hoff
Twelff daghe, umme noch merer loff
Brunen un Yſegrym to dende:
So blyde was he, dat he ene ſeende.

Ende des erſten Boeks.

Hir beghynnet dat andere Boek van Reynken dem Voſſe.

In deſſeme anderen boeke ſpricht de poete ſunderlyken van deme ſtate der mynſchen un ereme ghebreke. Un volget int erſte, wo to deme hove des Konnynges, den he heelt, quemen nicht alleyne de Deren, men och de Vögele in groter verſammelynge, klagende over Reynken, un ſpreken under ſyck, ſo hir na volget.

De Konnynck heſt uns to entboden,
Wy möten to hove, dat is van noden:
Nicht en helpet Reynken meer ſyne kunſt,
He is greff in des Konnynges ungunſt.
So vele unſer is in deme tal,
Over Reynken wyl wy klagen al,
So wan wy komen in den hoff:
Dat heſt he tegen uns verdenet groff;
Ja wy, och des gelyck un unſe kynder,
Wente wy ſyner hebben groten hynder.
Unſe ever un yungen he nummer en ſpart,
Des kricht he nu eyne quade vart.
Ja, wy wyllen ym doen vaſt byſtant,
Updat he todegen werde geſchant
Vor ſyne loßheyd un valſche lage,
Dar he uns mede ſchadet heſt vele daghe.
Ja, hadde wy eer uns ſus beſproken,
Wy hadden uns lange woll ghewroken
An Reynken, deme erloſen deve,
Wert he nu ghehangen, ſo gheſchüt uns leve.
Ja, Reynke plecht to ſyn vorbolgen,
Men late uns vry unſe klage vervolgen:
Den ſchaden, he uns to doude plecht,
Darvor kricht he nu ſyn rechte Recht.
Ja, de Konnynck heſt dat ordel ghegeven,
Reynke ſchal nicht lenger leven
Eme wert nu alle ſchande verlenet,
Dat heſt he vaken noch verdenet.

Dat erſte Capittel

Sprickt van deme groten hofe, den de Konnynck helt, un wat mannyger hande Dere un Vögele dar quemen. Sunderlyken ſecht hir de poete van der kreyen, eſte Karock, un van dem Kanynen, wo de dar quemen, klagende over Reynken.

Alſe de hoff ſus was bereyt,
So hyr vorgeſchreven ſteyt,
Un alle dyng was wol beſtelt,
Dar quam to hove mannich Helt.
De Deere weren dar nicht alleyne,
Men ock veele Vögele groot un kleyne.
Dar quam to hove mannich Here,
To Yſegrymes un to Brunen ere.
Dar was vraude mit groteme feſte,
Men helt dar blyſchop, de alder beſte,
De ye wart gheſen van Deren,
Man dantzede den hoff danz by maneren,
Myt Trumpen un myt Schalmeyden.
De Konnynck hadde laten bereyden,
Dat eyn yslyck ghenoch dar vant,
Alle was en boden abeſandt,
Dat ſe meſten komen dar.
Vögele un Dere mannich par
Reyſeden dar hen by daghe un nachte:
Men Reynke, de Voß, lach up der wachte:
De valſche pelegrym, un loſe wycht,
Quam de tyd to hove nicht.
He brukede al ſyn olde ſpeel,
De eme danckeden, der en was nicht veel
Dar was to hove mannich ſanck,
De ſpyſe vlenede un de dranck,
Dar ſach men ſchermen un vechten.
Eyn yſlyk quam myt ſynen ſlechten,
Eyn deel danzeden, eyn deel de ſungen,
Dar ſach men pypen un bungen.
De Konnynck ſach van ſyneme ſael,
Eme hagede ſeer woll de grote Grael.
Do achte daghe alle umme weren,
De Konnynck ſath myt ſynen Heren
Over tafelen unde ath:
Dat Kanyn quam vor en, dar he ſath

By ſyner Vrouwen, de Konnyginne:
Un ſprack myt eyneme drouygen ſynne.
Here Her Konnynck, un al de hir ſyn,
Entfermet yw by der klaghe myn,
Ik mene, men ſelden heft ghehord
Sodan verradent un argen mord,
Alſe Reynke an my beghunde.
Gyſteren morgen, ter ſeſten ſtunde,
Do ſach Reynke vor ſyneme hus,
Vor ſyner borch, to malepertus;
Ick mende myt freden vor em to ghan,
Ik ſach em, alſe eynen pelegrym, ſtan.
My duchte, dat he ſyne tyde las,
Darumme ik deſto dryſter was,
De ſulven ſtraten moſte ik dorch,
Welde ik weſen to deſſer Borch.
Do he my ſus hadde vernomen,
Beghunde he my neger to komen.
Ik dachte, he wolde my vruntlyck greeten,
Do greep he my an myt ſynen poten,
He taſtede my an twyſſchen myne oren,
Ik mende, ik hadde myn hövet verloren.
Syne klawen weren lanck un ſcharp,
Darmyt he my tor erden warp.
Men des weet ik Gode danck,
Ik was ſo lycht, dat ik entſpranck,
Un ſus uth ſynen poten quam.
He grymmede ſeer, un was gans gram,
Darumme he my nicht beholden mochte.
Ik ſweech, un makede alles neen ghewrochte,
Doch moſt ik myn eyne oor dar laten,
Un in myneme hövede veir grote ghaten.
Hir moghe gy ſeen dyt ungemech,
Dar he my myt ſynen klauen ſtech.
Wol na hadde ik ghebleven doet,
Here, låtet yw entfermen deſſe noet,
Dat men alſus brickt yuwe gheleyde!
We is de varen dor over de heyde
Nu Reynke alſus de ſtrate belecht?
Do he dyt ſus hadde gheſecht,
Quam dar Merkenauwe, de Kreye, vord,
Un ſprack to deme Konnynck deſſe word:
Werdighe Konnynck, gnedighe Here,
Ik brynge yw yammerlyke mere,
Ven angſte kan ik nicht vele ſpreken,
My duncket, my wyl myn herte tobreken.
Is dat nicht eyn jammerlyck dynck?
Huden morgen, do ik ut gynck
Myt Scharpenebbe, myneme wyve,
Dar lach ahelick eyneme doden Kerwe,
Reynke de Vos up der heyde,
Und hadde ſyne ogen verkeret alle beyde,
De tunge henck eme uth ſynem munde,
Ghelyk ſo eyneme doden hunde:
Eme ſtund de mund wyde open.
Van angſte beghunde ik to ropen
Jo mer ik rep, jo ſtiller he lach.
Wo vaken ſprack ik, owy, un owach!
He is allerdinge doet!
Darumme hadde ik ruwe greet,
So ſeer my ſynes dodes entfermde,
Ik bellagede en, und myn wyff de kermde,
Mer Ruwe hadde wy, wan yennich levet.
Ik betaſtede ſynen buck un ock ſyn hövet
Myn wyff ghing ſtaen to ſyneme kynne,
Se merkede, eft ychte were darinne
Tekene des levendes, groet efte kleyn:
Men he lach doet, alſe eyn ſteyn.
Dyt hadde wy beyde wol gheſworen,
Wo ſe voer, dat moghe gy nu horen.
Do ſe in ſorgen ſus by em ſtunde,
Un er hövet hele by ſyneme munde,
He merkede, dat ſe ſyck nicht en hodde,
He greep ſe an, ja dat ſe blodde,
Un ſpleet er ock vort af dat hövet.
Ik vorſchreckede my mer, wan yennich levet
Ik ſchryede lude, owy, owy!
De ſchot he up, un ſnauwede na my.
Men ik entfloch em myt angſte groet.
Anders were ik ock dar ghebleven doet
So nauwe was yd, dat ik entquam.
Up eynen boem de flucht ik nam,
Und ſach van ferne, wo diſſe [illegible]
Stund, un ath myn gude wyff.
He was ſo hungerich, ſo duchte my de,
He hadde noch wol twey ghegetten darto:
He leet nicht na, weer knoken efte been.
Do ik deſſen jammer hadde gheſeen
Dat he dar nicht hadde ghelaten,
Un he wechleep ſyne ſtraten,
Ik floch dar, wol was yd my to wedderen
Dar fand ik noch etlyke vedderen
Van myneme wyve, Scharpenebben,
Up dat ik de myt my mochte hebben,
Un mochte de wyſen yuwen gnaden
Latet yw entfermen diſſes groten ſchaden!
Here, do gy hir aff neyne wrake,
Un achte gy nicht deſſe ſake,
Dat ſus yuwe gheleyde wert ghebroken,
Gy werden ſeer darumme verſproken.
Men ſpreckt: de is mede ſchuldig der daet,
De nicht en ſtrafet de myſſedaet,
Un eyn yſlyck wel dann weſen Here.
Dyt were to na yuwer verſlitlen ere.

Dat ander Capittel.

Wo de Konnynck na der klage des Kanynen unde der Kreyen, ſyck tornede, unde wat he ſprack.

Do alſus der Kreyen werd
Un ock des Kanynen weren ghehord,
Alſe ſe er klage ſus hadden vormeld,
Nobel, de Konnynck, wart ſere vorgreit.
He ſprack in torne: by myner truwen,
De ik ſchuldych bin myner vruwen,
Ik wyl dyt quade ſo erlyck wreken,
Dat men dar lange ſchal aff ſpreken;
Dat myn ghelende un myn ghebodt
Sus is to breken. Ik was eyn ſot,
Dat ik deſſen ſchalken Voß
So wyllyghen hebbe ghelaten loß,
Un ik ſyner loggen ſo lövede,
Darmede he my ſo luſtygen ſchövede.
Ik makede eynen pelegrym van em,
He ſcholde hen to Jeruſalem,
Wo klamwede he my up der truwen!
Men de ſchuld was by myner Vrouwen.
Doch ik byn des alleyne nicht,
De by vruwen rade ſchaden krycht;
Late ik Reynken lenger betemen,
Alle wy möten uns des ſchemen,
Id is to malen eyn ſlymmen drech,
So was he ſo yar, ſo is he noch.
Gy Heren, dencket darup myt vlyt,
Wo wy eme krygen in korter tyd:
Nicht en kan he uns entghan,
Wyl wy dat ernſtlyck grypen an.

Dat drydde Capittel.

Wo de Konnynck rede makede in torne myt alle den Deren un Vöghelen, un wolde Reynken ſöken, unde wo dyt Yſegryme un Brunen ſeer wol behagede.

Yſegrym, un Brune, deſſe beyde,
Behagede woll, wat de Konnynck ſede,
Se beyeden noch werden ghewroken
An Reynken, konden ſe yd toſteken.
Men ſe en dorſten nicht ſpreken eyn word,
De Konnynck was ſo ſere vorſtord,
Un was ſeer tornig in alle ſyneme ſynne.
Tom leſte ſprack de Konnyghynne:
Ik bydde yw Konnynck, myn gnedyghe Here,
Tornet yw doch nicht ſo ſere,
Gy ſcholen ock nicht ſo lychte ſweren,
Uppdat gy blyven by macht un eren,
Noch wette gy nicht warafftyghe ſake,
Ock horde gy noch nicht de wedderſprake;
Were Reynke nu hir tor ſtede,
Vyllychte hyr weren woll mynre rede
Van den, de nu klagen over em,
Audi alteram partem!
Se klaget vaken, de ſulven myſdoet.
Ik helt Reynken wyß un vroed,
Ik hedde my nicht vor deſſeme rechte,
Darumme halp ik eme, dat ik mochte.
Dat dede ik, Here, alle dorch ywem vromen,
Wo wol yd nu is anders ghekomen.
Is he quad, efte is he gud,
He is van rade wyß un vroet,
Darto ock van groteme ghe ſchlechte.
Hirumme, Here, bedencket yd rechte,
Dat gy nicht verhaſten ywe ere,
Gy ſynt yo al des Landes eyn Here.
Reynke kan vor yw nicht blyven.
Wylle gy ene vangen edder entlyven,
Juwe ordel moet ummer ghan.
Do ſprack de Lupard wedder an:
Here, dat kan yw nergen ane ſchaden,
Dat gy erſt Reynken to worden ſtaden.
Wat ſchadet, dat gy ene horen erſt ſpreken?
Gy mogen denne doch yw an eme wreken;
Darumme volget ywer Vrouwen rad,
Un ock der Heren, de hir ſtad.
Yſegrym ſprack: dat en kan nicht ſchaden,
Dat wy des beſten helpen raden,
Her Lupard, höret my wes mede,
Al were Reynke hir vort tor ſtede,
Un he ſyk der ſake konde entleggen,
De deſſe twey hyr up eme ſeggen:
Ik wyl eyne ſake doch bryngen vord,
Dar he ſyn lyff heft mede vorbord.
Men nu wyl ik derſulven ſwygen,
So lange wy en hir wedder krygen.

Des heft he bekent alle dat
Deme Konnynck ghewyſet eynen ſchat,
In Huſterlo by Kreckelput,
Dat noch groter loggen is, dan dyt.
He heft der loggen vele ghelogen,
Darto heft he uns alle bedrogen.
He heft Brunen ſere gheſchendet un my,
Dar wyl ik myn lyff noch ſetten by.
Ne werde he recht de warheyt ſede,
Nu rovet un mordet he up der heyde.
Wes deme Konnynge un yw duncket gud,
Dat is bollyk, dat men alſo doet,
Men hadde he hir wyllen to komen,
He heft de mere wol vernomen,
Uth des Konnynges hove by ſynen boden.
De Konnynck ſprack: wat is dat von noden,
Dat wy alle hir na eme beyden?
Ik ghebede, gy ſcholen yw alle bereyden,
Un volgen my in deme ſeſten dage:
Ik wyl eynen ende hebben der klage.
Wo duncket yw van deme vulen wychte?
He makede wol eyn lant to nichte.
Maket rede al dat gy mogen
Myt yuweme harnſche, ſpere, un bogen
Myt donrebuſſen, roſſeren un barden.
Ik ghebede, dat gy ſo up my warden,
Eft ik yuwer welke to Ridder ſleghe,
Dat de den namen myt eren droghe.
Wy wyllen hen vor Malepertus,
Un ſeen, wat Reynke heft in deme huſ.
Se antwerden deme Konnynge alle, ya,
Wan gy ghebeden, ſo volge wy na.

◆ ◆ ◆

Dat veerde Capittel.

Wo de Grevinck leep to Reynken un en warnede, un vormeldede eme den rad, de over en was geghan.

Alſe deſſe rad ſus was gheſloten,
Dat de Konnynck un ſyne gheneten
Wolden theen vor Reynken huſ,
Vor dat ſlot Malepertuß:
Grymbart was mede in deme rade,
He leep haſtygen un drade
Na Reynken ſlot, al dat he mochte,
Unde he eme de tydynge brochte:
He beklagede ene, un ſprack yo vaken.
Och Reynke, Oem, nu wylt ſyck maken,
Du byſt dat hövet van unſeme gheſchlechte,
Wy mogen dy wol beklagen mit rechte.
Wente wan du plechtes vor uns to ſpreken,
So en konde uns nicht entbreken,
So ſchone kanſtu dyne ſallacyen.
Myt ſus groter lamentacyen
Quam he to Malepertus ghegaen,
Un vant Reynken darbuten ſtan.
He hadde vangen twey duven junge,
Dat ſe to ereme erſten ſprunge
Uth ereme neſte vlegen wolden:
Se vellen, un konden ſyck nicht entholden,
Wente ere vedderen weren noch to kort.
Reynke ſach dyt, un greep ſe vort,
Wente he vaken umme jacht uthgynck.
Sus ſach he komen den Grevynck
He verbeydede ſyner, un ſprack ene an:
Willkomen Neve, vor verrvarn man,
Den ik in myneme ſlechte weet,
Gy lopen ſo ſere, dat gy ſchweet.
Wat hebbe gy nyes vernomen?
Grymbart ſprack: ik bin ghekomen,
Dat ik yu tydynge mochte brynghen
Wo wol ſe is van quaden dyngen.
Lyff un gud is al verloren
De Konnynck ſulven heft gheſworen,
He wyl yw laten ſchendlyken doden,
Un heft alle umme her gheboden,
Hir to weſen na ſes daghen,
Myt bogen, myt ſwerden, buſſen, un wagen.
Ik raden ſe to yuweme ſchaden,
Hir moghe gy kortes yu up beraden,
Wente Yſegrym un Brune ſyn nu
Bet by deme Konnynge, dan ik by yu.
Al dat ſe wyllen, dat is ghedaen.
Yſegrym heft eme laten verſtan,
Dat gy eyn morder un rover ſyd;
He drecht up yw ſo groten nyd,
He wert Marſchalk noch eer deme Meye.
Ock heft dat Kanyn un ock de Kreye
Up yw ſo grote klage ghedreghen.
Ik ſorge vor yuwe levent to degen;
Iſſet, dat yw de Konnynck kricht.
Schyt! ſprack Reynke, yſſet anders nicht?
Dat is wol eyner bonen werd,
Sy gy daran ſo ſeer vorverd?
Al hadde de Konnynck noch mer geſworen
Un alle, de to ſyneme rade horen:
Wan ik myn ſulven rad wol gheven,
Ik werde noch boven ſe alle verheven.

Se mogen vele raden, we yd ock sy,
Men dat hövet en doch nicht ane my.
Latet dat men varen, leve Neve!
Komet in, un seed, wat ik yw gheve,
Eyn par Duven yunck un fett,
Ik en mach ek nene ſpyſe bett;
Wente ſe ſynt gud to verdauwen,
Men mach ſe ſluken ſonder kauwen,
Un de knockſchen ſmecken ſo ſoet,
Id is halff melck un halff bloet:
Wente ik ethe gerne lychte ſpyſe,
Myn wyff helt ock de ſulven wyſe.
Komet in, ſe wert uns wol entfaen,
Men dyt en latet er nicht verſtaen
Van der ſake, dat holdet vorborgen:
Se is alto beve van ſorgen,
Van kleiner ſake velt ſe in vare,
Se is von herten alto ſwaare.
Morgen wylle wy to hope ghan,
Leve Oem, wylle gy ock by my ſtan,
Alſe eyn Oem deme anderen deet?
Grymbart ſprack: Ja, lyff un gud
Is to yuwer behoff myt ſyne.

Reynke ſprach: danck hebbet alle tyd,
Mach ick leven yd ſchal yw vromen.
Grymbart ſprack: Oem gy mogen wol komen
Vor de Heren umme yuwe ſake,
Un verantworden yw myt gudem ghemake.
Wente de Lupard ſprack deſſen rad,
Dat nemand yw deen ſchal quad,
Eer gy ſulven yuwe werde dar
Hebben ghesprocken openbar.
Dyt ſulfte ſprack ock de Konnyginne,
Dat mogde gy mede nemen to ſynne.
Reynke ſprack wat ſchadet my dan,
Wen my de Konnynck des ſe ghan?
Ik hope, yd ſchal my noch vromen,
Mach ik myt eme to ſprake komen.
Myt des Reynke bynnen ghynck,
Syn wyff ſe beyde wol entfynck:
Se bereyde de ſpyſe al dat ſe mochte.
De Duven, de Reynke mede brochte,
Eyn ylick ſyn deel darvan ath,
Noch worden ſe nicht gantz ſath:
Hadde der Duven meer ghewesen,
Yslyk hadde noch wol twey upghelesen.

◆ ◆ ◆

Dat vyfte Capittel.

Wo Reynke ſprack van ſynen Kynderen, un den anderen dach vortghynck myt dem Grevynge na des Konnynges Hoff.

Do ſprack Reynke to Grymbard:
Seet Oem, dyt is de rechte art!
Wo behagen yu deſſe kynder myn,
Alſe Roſſeel, un Reynardyn?
Se werden unſe ſlechte vermeren,
Se beghynnen ſick alrede to gheneren:
De eyne fanget eyn hoen, de ander eyn küken,
Se konnen ock wol int water duken,
Na kyvyten un ok na enden,
Ik mochte ſe wol vakener uthe jacht utſenden:
Men ik wyl ſe erſten leren vroden,
Wo ſe ſick mogen wyſlyken hoden
Vor de ſtricke, vor de jägers, un hunden.
Wan ſe de art wol verſtunden,
So hadde ik ſe wol toghernſt,
Se ſcholden vaken unſen luſt
Van mannyger hande ſpyſe böten,
De wy van nöden hebben möten,
Un ſe ſlachten na my ſeer vele,
Wente grymmende ſpelen ſe ör ſpele
Uppe de, de ſe vorhaten.
De konnen nicht an ene baten,
Se byten der vele entwey de kele.

Dyt is de art van Reynkens ſpele,
Er grypend is ock nicht haſtyget vart:
Dyt duncket my ſyn de rechte art.
Grymbart ſprack: yd is eyne ere,
Eyn yſlyck mach ſick vrouwen ſere,
De kyndet heft na ſyneme ſynne,
De ſin mede ſint na ghewynne.
Ik vrauwe my ſere up myn eyd,
Dat ik ſe in mynneme ſlechte weyd.
Dyt wylle wy un ſus laten ſtan,
Sprack Reynke, wi wyllen ſlapen ghan,
Gy ſynt mede, Grymbart, vrunt.
Sus ghyngen ſe ſlapen tor ſulven ſtund
Up den ſaal, ghevlegen myt heye,
Reynke, ſyn wyff, un alle de prove.
Reynke was in angſte groet,
He dachte, gut rad were nu wol noet!
Sus lach he in danken beſwarb
So lange, dat yd morgen ward.
Do ſprack he ſyneme wyve to,
Un ſede: Vrouwe, weſet nicht unvro,
Wente Grymbart heft my laten verſtan,
Ik moet myt eme to hove ghan.

Doch hadde ik, weſet wol to vrede,
Eft yw yemand van my wat ſede,
Keret dat al in dat beſte,
Un vorwaret wol unſe veſte.
  Se antworde eme, un ſprack alſo:
Reynke, wat nodyget yw darto?
Dat is ye eyn ſelßen dinck.
Wette gy, wo yd yw lateſt dar ghynck?
Reynke ſprack: yd is nummer waer,
Ik was do ſulveſt in groter vaer;
Sulcke weren my nicht ſer bete,
Doch dat eventur is mannichvolt.
Id gheyt ſomtydes buten gyſſen.
De yd meynt to hebben, moet des myſſen.
Ik moet nummer dar weſen nu,
Weſet te vreden, des bidde ik yw?
Wente yd is al ſunder angeſt.
Ik kome wedder upet allerlangeſt
Bynnen vyff daghen, wiſet dat ik kan.
Hir mede ſcheyden ſe van dan.

◆

Dat ſeſte Capittel.

Wo Reynke myt ſyneme Ome, deme Grevynge, echt ghynck, to dem hove des Konnynges, un wo Reynke bychtede.

Reynke, un Grymbart, de beyde,
Ghyngen to ſamende over de heyde,
Na des Konnynges ſlot de rechte ſtraten.
  Id mach my ſchaden, yd mach my baten,
Sprack Reynke, efte dyt my ſus ſlumpt,
Dat my deſſe reyſe tom beſten kumpt.
Doch, leve Om, horet my nu.
Synt laſteden, dat ik bychtede tegen yw,
Horet vorder myne ſunde, groet un kleyn:
Eft ik my ſedder wes hebbe verſeyn,
Dat werde ik yw ſeggen in deſſer ſtunde.
Ik leet Brunen eyne grote wunde
Snyden van ſyneme velle un lyve;
Ik leet dem Wolfe un ſyneme wyve
De ſcho van eren voten vyllen,
Dyt dede ik al dorch hates wyllen.
Myt mynen loegen ſchaffede ik dat,
Dat en de Konnynck wart ſeer hath,
Ik bedroch den Konnynck to voren an
Meer, wan ik nu ſeggen kan.
Ik ſnakede un ſede em van eyneme ſchat,
Men he en heft des noch nicht lange ghehat.
Lampen ik ſyn lyff affrevede,
Un ſande Bellyn myt ſyneme hövede,
Darmyt he krech des Konnynges torn.
Ik duwede den Kanyn ſo twyſchen de orn,
Dat ik em vyl na dat levent nam,
Id was my leet, dat yd wech quam.
  Noch wyl ik ſeggen twyerleye,
Myt rechte klaget over my de Kreye.
Ik ath ſyn wyff, vrouwe Scharpenebbe,
Dyt iſſet, dat ik bedreven hebbe
Sedder myner leſten bycht.
Noch hebbe ik eyn dynck unbebycht,
Dat ik lateſten hadde vergetten,
Leve Om, dat ſchole gy ock wetten,
Un wyl dat nu ok ſeggen mede
Id was eyne boverſcheyt, de ik dede.
Ik wolde nicht gerne, dat my dat ſulve
Schege, dat ik dede deme Wulve.
Wente wy beyden up eyne tyd ghyngen
Twyſſchen Kackyß un Elverdynghen,
Dar ghynck eyne Merye myt ereme Volen.
De beyde ſwart weren alſe de kolen.
Dat Volen mochte wol olt ſyn
Van veer maenden, nicht vele myn.
Yſegrym was vyl na doet,
Van hungers wegen leet he noet:
He bat my, dat ik vraghen ſcholde,
Efte de Merye verkopen wolde
Ere volen, un ock wo dure?
Sus ghynck ik to er up eventüre.
  Ik ſprack: ſegget my, Merye, vrouwe,
Ik weet, dat dyt volen is yuwe,
Wil gy yd verkopen, ſegget my dat?
Se ſprack: ya, ik verkoſt umme ſchat.
De ſumme, dar ik dat umme wyl gheven,
Se ſteyt achter under myneme vote gheſchreven:
Wyll gy yd ſeen, ik latet yw leſen.
  Do horde ik wol, wor ſe wolde weſen.
Ik ſprack: neen, vrouwe, des ſyd bericht,
Leſen, eft ſchriven kan ik nicht,
Juwes kyndes ik ock nicht en begere:
Men Yſegrym wüſte gerne, wo yd were,
De heft my heer ghesand to yw.
  Do ſprack ſe: ſo latet ene komen nu,
So wyl ik eme des maken vroet.
Do ghynck ik hen, dar Yſegrym ſtoet,
Ik ſprack: wyl gy yw eten ſath?
De Merye ſecht, un entbuth yw dat,
Dat ydt ſteyt under ereme vothe ſchreven,
Wor ſe dat volen wyl umme gheven.

Se woldet my hebben leſen laten.
Men wat ſcholde my dat baten,
Wente ik yo nene ſchryfft en weet?
Dat lyde ik vaken groet vordreet.
Oem, ſeet, eft gy dat konnen leſen.
Yſegrym ſprack: wat ſcholde dat weſen,
Dat ik nicht ſcholde leſen, wat yd ock ſy?
Ja, düdeſch, walſch, latin, ock franzeſch darby.
Hebbe ik doch to Erfort de ſchole gheholden,
Ock hebbe ik myt den wyſen olden,
Alſe myt den Meſters van der audyencien,
Queſtien ghegeven un ſentencien.
Ik was in lowe ghelicencieret.
So wat Schriftur, dat men viſeret,
Kan ik leſen ghelyk myneme namen;
Darumme wyl ik wol mede toramen,
Beydet myner hyr eyn kleyn,
Ik wyl ghan, un de ſchrifft beſeyn.
He ghynck hen, un vragede even,
Wo ſe dat weſen wolde gheven?
He vragede na deme beſte kope.
Se ſprack: dat gelt ſteyt to hope
Geſchreven under myneme achteren voet.
He ſprack: laet ſeen? ſe ſprack: ik doet.
Se borde den voet up boven dat gras,
De nye myt yſeren beſlagen was
Myt ſes hofnagelen, un ſloch wyſſe,
Un rakede ock nicht al myſſe.
Wente ſe ſloch eme ſo vor ſyn hövet,
Dat he ſterte, un lach vordövet,
Un vel vor doet ter erden nedder:
Eer he ſyck recht vorhalede wedder,
Dat was wol eyne grote ſtunde.
De Merye leep wech al dat ſe konde,
Un let Yſegrym lyggen vorwund,
He lach, un hulede als eyn hund.
Ik ghynck to eme, un heet eme Here;
Ik vragede eme, wor is de Mere?
Synt gy van deme velen ock ſath?
Werumme delede gy my nicht ock wat?
Went ik yw doch de bodeſchop dede.
Hebbe gy up yuwe Maltyd geſlapen rede?
Wat was yd vor ſchrifft under deme voet?
Wente gy ſynt in wyſheyt ſeer vroet.
Och! Reynke, ſprack he, ſpottet doch nicht,
Ik byn ghefaren ſo eyn arm wycht,
Dat mochte entfermen eyneme ſteen.
De hore myt deme langen been!
Myt yſeren was beſlaghen et voet,
Yd was neen ſchrifft, de dar under ſtoet.
De nageln, de darinne ſtunden,
Darmyt ſloch ſe my ſes grote wunden.
Hir van Yſegrym nauwe ſyn lyff behelt.
Seet, Reve, nu hebbe ik yw vortelt,
Al wat ik weet van myner myſſedaet,
Yd is myſlyk, wo yd my nu gaet
Te hove: wente nu byn ik ſunder var,
Un darto van mynen ſunden klar.
Ik wyl ock gerne by yuweme rade
Beteren, un komen wedder to gnade.

Dat ſevende Capittel.

Wo Reynke noch bychtet, un etlyke ſunde enſchuldygen wyl, umme quader exempele der Prelaten.

Grymbart ſprack, yuwe ſunde ſynt groet,
De doet is, moet blyven doet.
Dat were gud, mochten ſe noch leven,
Men, Oem, dyt wyl ik yw vergeven,
Umme den angſt, un umme de noet,
Wente ſe ſtan vaſt na yuweme doet;
Hyr wyl ik yw abſolveren van.
Men dat meyſte, dat yw hynderen kan,
Is Lampen hövet, un ſyn doet.
Juwe dryſtycheyt de was ſer groet,
Dat gy deme Konnynck ſunden dat hövet,
Dat wyl yw meer ſchaden, wan gy lövet.
Neen, ſchyt! ſprack Reynke, nicht eyn haer!
Oem, ik ſegge yw dat vorwaer,
De nu dorch de werlt ſchal varen,
De en kan ſyck nicht ſo hyllych bewaren,
Alſe de in eyn Kloſter höret.
Ik wart van Lampen ſo ſeer beköret,
He ſpranck vor my, un was wol veth,
Sus ward de leve to rugge gheſeth.
Bellyne ik ock nicht ſeer wol gunde,
Sus hebben ſe den ſchaden, un ik de ſunde.
Se ſynt ock een deel ſo rechte plump,
In allen ſaken groff un ſtump.
Ik ſcholde do vele myt en credencien,
Des hadde ik do nene grote conſciencien:
Wente ik myt angſte ſcheyde uth dem hoff,
Ik underwyſede ſe, men yd was to groff.
Ik ſchal yo leff hebben myn ghelyken,
Wente der warheyt kan ik nicht entwyken,
Der en achtede ik do nicht ſeer groet;
Doch de doet is, mod blyven doet.

So ſpreke wy ſulven up der ſtede,
Later uns ſeggen van anderer rede.
Yd is nu eyne varlyke tyd,
Wente de Prelaten, de nu ſyd,
See ghan uns vore, ſo men mach ſeen,
Dyt merke wy andern, groet un kleen.
We is, de des nicht en lovet,
Dat de Konnynck ok nicht mede rovet?
Ja yſſet, dat he yd nicht en nympt ſulven,
He let yd doch halen by Baren un Wulfen.
Doch menet he al, he doet myt recht,
Neen is, de eme de warheyt ſecht,
Edder de der ſpreken, yd is ével ghedan,
Nicht ſyn bychtvader, noch de Kappelan.
Worumme? Wente ſe ghenetens alle mede,
Al were yd ock men to eyneme klede.
Wyl yemand komen, un wyl klagen,
Ja he mag ruſſe najagen,
He vorſpildet men unnutte tyd.
Wat men eme nympt, des is he quyd.
Eyne klage werd nicht vele ghehord,
He der intleſte nicht ſpreken eyn word.
Wente deſſes is de ſtedes andechtyg,
Dat em de Konnynck is te mechtyg.
Wente de Lauwe is yo unſe Here,
Un helde yd al vor grote ere,
Wat he to ſyck rapen kan.
He ſprickt: Wy ſyn alle ſyne man.
Dat is noch neyne grote eddelycheyt,
Dat he den underſaten ſchaden deyt.
Seck, Oem, wan ik yd ſeggen dorſte;
De Konnynck is eyn eddel Vorſte,
Men he heft leeff den, de eme vele brynget,
Un de ſo danzet, alſe he vorſinget.
Yd en is noch nich alſo klare,
Dat nu de Wulff un ock de Bare
Myt deme Konnynge wedder ghan to raden,
Dat wyl noch mannygen ſere ſchaden.
He ſeed uppe ſe groten loven,
Se konnen vele ſtelen un roven,
Eyn yſlyck denne mede ſtylle ſwyght.
Yd is all eyns, wo men dat krycht.
Sus helt de Lauwe nu, unſe Here,
Deſſer meer by ſyck van Bere,
De ſtan nu ſeer in ſyneme leve,
Un ſynt de groteſten in ſyneme here.
Nim man Reynke, nimpt he men eyn hoen,
Dar wylt ſe alle denne vele umme doen;
Den wylt ſe denne ſoeken un vangen,
Ja, ſe ropen alle, men ſchal ene hangen.
De kleynen deve henget men wech,
De groten hebben nu ſtark vorlech,
De mochten vorſtoren ſtade un lant.
Sed Oem, ſe ik dyt hebbe bekant,
Un wan my dyt kumpt to ſynne,
So ſpele ik ock na myneme ghewynne.
Ik dencke vaken, yd is ſo recht,
Wente men nu des vele plecht.
Doch vrage ik vaken myne conſcientien,
Un denke denne up Godes ſententien.
Dat men unrecht geet, wo kleyn yd ock is,
Wedder gheven mot, dat is wys.
So keme ik denne to groter ruwe:
Men nicht lange ik dar up buwe.
Wan ik ſee der Prelaten ſtad,
De etlyker wegen nu is ſeer quad.
Doch ſynt vele Prelaten in deme talle,
De doch gherechtycheyt beleven alle
Dyt were wol beſt, konde ik my vorwynnen,
Dat ik den volgede myt all mynen ſynnen.

* * *

Dat achte Capittel.

Noch van Reynken bycht, un is eyne ſtraffynge veler quaden, un eyn loff der guden.

Seet, Grymbard, Oem, ſprack Reynke vord.
De nu dorch de werlt mod ghan, [illegible]
Un ſüt alſo der Prelaten ſtad,
Eyn deel ſyn gud, eyn deel ſyn quad,
He vallet in ſunde, eer he yd weet,
Wan he deme böſen nicht wedderſteyt.
Vele Prelaten ſynd gud un gherecht,
Noch blyven ſe darumme nicht unbeſecht
Van der meenheyt in deſſen daghen.
De nu dat quade erſt kennen inbragen,
Un ſe ock dar nicht by vorgetten.
Un könnon ock dar meer to ſetten,
So böſe is nu ock de meenheyt.
Darumme yd ſus ock vaken gheyt,
Dat vele nu nicht ſyn werdych
To hebben de Heren gud un rechtferdych.
Dat quade ſe vaken ſprecken un ſyngen,
Men wetten ſe wat van guden dyngen,
Van welcken heren groet efte kleyn,
Dat were vorſwegen intgemeyn.
Nicht ſprecken ſe dat ſo draden overlud,
Wo ſcholde yummer der werlt ſcheen gud?

De werlt is vul van achterklapperye,
Vul loggen, vul untruwe, vul deverye,
Vorradent, valſche ede, roeff, un mord,
Alſodanes wert nu gantz vele ghehort.
Valſche profeten, valſche ypocryten,
Ja, deſſe de werlt nu meyſt beſchyten.
De meenheyt ſut der Prelaten ſtad,
De vormenget ſyn beyde gud un quad.
Nicht volgen ſe den guden, men den quaden,
Darmyt ſe ſyck meiſt ſulven vorraden,
Werden ſe ghestraffet umme de ſunde,
Se ſprecken vort tor ſulven ſtunde:
Nicht en ſyn de ſunde ſo ſwar,
Alſe de ghelerden predicken hier efte dar.
Wan dat ſo were, ſpreckt mannich arm wycht,
De papen deden dat ſulven nicht.
Se entſchuldygen ſyck myt den quaden papen,
Darmyt ſe ghlyckent ſynt der apen,
De na wyl doen, wat ſe ſuet,
Darumme er vacken neen gud en ſchüet.
Jd is waer, vele papen ſyn in lemberdyen,
De ghemenliken hebben ere eghene amyen:
Men nicht en ſyn de in deſſeme lande,
Deſſe bruwen vele ſunde un ſchande.
Se ghewynnen kyndere, ſo my is gheſecht,
Alſe andere mynſchen doen in deme echt.
Se dencken denne meyſt der kyndere bate,
Un bryngen ſe ock to groteme ſtate.
Anderen gheven ſe des nicht teveren,
Wo wol ſe ſyn unecht gheboren.
Se ghan her ſtolt ſo uprychtygen rechte,
Ja, eft ſe weren van eddelem gheſlechte.
Se menen ſulven ere ſake ſy ſlychte,
Men en plach der papen kynder nicht
So vorderende un to eren.
Men nu heetet men ſe Vruwen un Heren.
Dat ghelt heft nu de overen hant,
Man vyndet nu ſelden eynes Vorſten lant,
Dar nicht de papen boren den tollen,
Se raden over dorpere un mollen,
Deſſe de werlt erſt vorkeren,
Wan ſus de meenheyt dat quadeſte leren,
Un ſeen, dat deſſe ſus hebben wyver,
So ſundigen ſe myt en des to ryver.
Eyn blynde ſus den andern leydet,
Un werden ſus beyde van Gode gheſcheydet.
Nicht en wert nu in deſſer tyd
Ghemerket myt ſo groteme vlyt,
Wat men ſuet van guden werken,
Van vromen preſteren in der hylligen kerken,
De vele guder exempele gheven,
Wennich nu na deſſen leven,
Un dyt wert nicht ſo draden ghemerket,
Men dat quade wert meyſt gheſterket,
Dat nu ſus gheſchüd manckt der ghemeen.
Wo ſcholde der werlt gud gheſcheen?
Doch ſprecke ik vorder, wyl gy yd horen,
De alſus in unechte is gheboren,
De hebbe hyrynne gude ghedult,
Wente he heft hirane nene ſchult.
Men, dat ik hir mene, dat is dyt:
De ſus is, de othmodyghe ſyck myt vlyt,
Nicht ſchal he boven andere uthbreken,
Dat men nicht ven en dorve ſpreken.
So alſe hier vor is gheſecht.
Spreckt yemannt dan up ſe, de deyt unrecht.
De ghebort maket nicht uneddel, efte gud,
Men doghede, efte undoget, de yslyck doet.
Eyn gud pape, wol ghelerd,
De is aller ere werd:
Men eyn ander van quadem leven.
De kan vele quader exempele gheven
Predyket ek ſo dane vaken dat beſte,
So ſprecken doch de leyen int leſte,
Wat vyſet, dat deſſe predyket efte leret,
Wente he ſulven is vorkeret?
Der kerken deyt he ſulven nen gud,
Men to uns ſprickt he: ye, legget men uth,
Buwet de kerken, dat is myn raet,
So vordene gy gnade un afflaet.
Ja, ſynen ſermoen ſlut he alſo,
Sulven lecht he dar weynich to,
Edder ek wol nichtes myt allen,
Scholde ock de kerke darnedder vallen.
Sodanen helt dyt vor de wyſe.
Schone kledere un leckere ſpyſe,
Grote bekummerynge myt werltlyken dyngen,
Wat kan ſo danen beden, efte ſyngen?
Men gude preſters, de dencken alletyd,
Wo ſe Gode mogen deenen myt flyt,
Myt velen hylgen guden werken,
Deſſe ſynt nutte der hylgen kerken;
Deſſe ghan den leyen beſt vore,
Un bryngen ſe in de rechten dore.
De bekappeden, de ok myt alleme vlyt
Bydden, [illegible] alle ere tyd,
De meene ik ſunder in deme ſulven ghelycken:
Meyſt ſynt ſe lever by den Ryken,
Se konen ere worde ſo lyſtygen kleden,
Un altolyke ſynt ſe ghebeden.
Byddet men eynen, ſe komen dar twey,
Noch ſynd to deſſen twey, efte drey,
Jn deme kloſter beſt van werden,
Deſſe werden vorhaven in deme orden
To Leſemeſter, Cuſtode, Pryor, efte Gardian,
De anderen moten bytyden ſtan.
So wan men darto Reverenter eth,
Unlyke werden de ſchottelen gheſeth:

Wente deſſe moten des nachtes upſtan,
Syngen, leſen, un umme de graver ghan.
De anderen eten de guden morſel,
Un krygen wech dat beſte verdeel.
Wat ſprickt men van des pawes legaten,
Van abbeten, proveſten, efte anderen prelaten,
Beghynen, Nonnen, va we ſe ock ſyn,
Jd is al: gevet my dat juwe, latet my dat myn.
Men vyndet manckt teynen nauwe ſeven,
De recht in ereme orden leven.
So ſwack is nu de gheyſtlycke ſtad.
Do ſprack de Grevynck: Oem, dyt is quad,
Dat gy ſus der anderen ſunde
Vor my bychten in deſſer ſtunde.
Des bychten helpet nicht einen dreck,
De nicht en bycht ſyn eghene ghebreck.
Wat vraghe gy na der gheyſtlycheit,
Wat de eene, efte de ander deyt.
Yslyck mot dragen ſyne eghene borden,
Un rede gheven von ſynen orden,
Wo en yslyck den heft gheholden,
Jd ſy manckt den yungen, efte manckt den olden.
Dat wyl ik nemanden buten ſluten,
Jd ſy in kloſteren efte dar buten.
Doch Reynke, gy ſprecken van velen dyngen,
Gy ſcholden my draden in eredom bryngen.
Gy wetten enkel der werlde ſtaet
Up dat nauweſte, wo alle dynck gaet.
Van rechte ſcholde gy ſyn eyn pape,
Un laten my, un andere ſchape
To yw bychten un van yw leren,
Darmyt wy mochten tor wysheyt keren.
Wy ſynd ein deel ſtump un groff.
Hir mede quemen ſe vor des Konnynges hoff.
Do wart Reynke half verzaget.
Doch ſprack he do: yd is ghewaget!

Dat negende Capittel.

Wo Marten, de Ape, reyſede na Rome, un Reynken motte, un ſyne ſake myt ſyck nam, un van etlyken to Rome.

Marten, de Ape, dyt hadde vornomen,
Dat Reyncke wolde to hove komen,
He wolde reyſen den wech na Rom,
Do he eme motte. He ſprack: Leve Oem,
Hebbet vry eynen guden mod!
He wuſte wol, wo ſyne ſake ſtod,
Doch vraghede he na eneme ſtucke.
Do ſprack Reynke, my is dat ghelucke
In deſſen dagen ſeer entjegen
Ik byn echt vorklaget todegen
Van etlyken deeven, we ſe ok ſyn,
Van der Kreyen, un deme erloſen Kanyn.
De ene heſte ſyn wyff verloren,
De ander de helfte van ſynen oren:
Mochte ik ſulven vor dem Konnynck komen,
Dat ſcholde en beyden wennych vromen.
Dat meyſte, my wert ſchaden daran,
Is, ik byn in des pawes ban.
De Proveſt heft der ſake macht,
De by deme Konnynge is in groter acht.
Darumme ik in deme banne byn,
Is, dat ik Iſegryme gaff den ſyn,
Do he Monnyk was ghewerden,
Dat he wechleep uth deme orden,
Do he ter Elemar was begheven.
He ſwor, he konde alſo nicht leven
In alſo hardem ſtrengen weſen,
So lang to vaſten, ſo vele to leſen.
Ik halp eme weg, dat ruwet my ſere.
Darvor deyt he my wedder unere;
Ghegen den Konnynck to veren an,
Un deyt my quad alwor he kan.
Schal ik to Rome, dat wyl ſeer hynderen
Mynem wyve un mynen kynderen:
Wente Iſegrym de lett des nicht,
He deyt enen quad, wor he ſe krycht
Myt anderen, de my ſyn ſeer quad,
Un ſoeken up my ſeer böſen rad.
Were ik uth deme banne gheleſt,
So hadde ik ſus wol beteren treſt,
Un mochte unvorvarig myt ghemake
Spreken vor myne eghene ſake.
Marten ſprak: Reynke, leve Oem,
Ik wyl recht nu up na Rom.
Ik wyl yw helpen myt ſchenen ſtucken,
Un wyl yw nicht laten verdrucken.
Byn ik doch des Biſſchoppes Klerck:
Ja, gantz wol vorſta ik my up dat werck,
Ik wil den Proveſt to Rom citeren,
Un wyl tegen en alſo pleteren;
Seet, Oem, un deen yw exemtyen,
Un bryngen yw eyne abſolucyen,
Synes undanckes; were yd eme ok leet.
Wente ik to Rome den loop wol weet,

Wat ik ſchal laten efte doen.
Dar is ok myn Oem, Symon,
De mechtych is un ſer verheven,
He helpet deme gherne, de wat mach gheven.
Her Schalkevunt is dar ok eyn here,
Ok doctor Grypto, un der noch mere,
Her Wendehoyke myt her Loſevunde,
Dyt ſynt alle dar unſe vrunde.
Ik hebbe gelt vorhen ghesandt,
Hyr mede werde ik beſt bekant.
  Ja, ſchyth, men ſecht vuſle van citeren,
Dat gelt yſſet al, dat ſe begheren:
Al were de ſake noch ſo krum,
Myt gelde wyl ik ſe keren um.
De gelt brynget, krycht ſodanne gnade,
De dat nicht heft, de kumpt to ſpade.
Seet, Oem, darumme gy ſyd in deme ban,
Alle de ſake the ik my an.
Ik neme de up my, un gheve ſe vry quyd:
Gaet vry to hove, un ſe gy dar ſyd,
Dar is myn wyff, Vrouwe Rukenauwe,
Wente de Konnynck, unſe here, de Lauwe,
Heft ſee leff, un ok de Konnygynne,
Wente ſe ſer behende is van ſynne.
Sprecket ſe an, ſe is ſer vroet,
Wente ſe gerne dorch vrunde wes doet;
Gy vynden an er vruntſchop groet,
Dat Recht heft vaken hulpe noet.
Dar ſynt by er ere ſuſtere twey,
Un ok darto myne kyndere drey,
Noch vele darto van yuweme ſlechte,
De yw wol byſtan in deme recht.
Mach yw den ſus neen recht beſcheen,
So ſchole gy dat in kort ok ſeen.
Doet my dat yo draden to weeten,
Alle de in lant ſyn beſeten,
Iſſet Konnynck, Vrouwe, kynt, efte man,
Alle wyl ik ſe brynggen in den ban,
Un ſenden en interdyct ſo ſwar,
Men ſchal dar neer hemelyk, efte openbar
Syngen, graven, döpen, wat yd ok ſy;
Neve, hyrup ſo troſtet vry.

  De Pawes is eyn old kranck man,
He nympt ſick neves dynges mer an,
Alſe dat men ſyner nicht vele acht:
Men altemale des hoves macht
Heft de Cardynal van unghenôghe:
Eyn man, yunck, mechtich, van behenden tôge.
Ik kenne eyne vrouwen, de heft he leff,
De ſchal eme bryngen eynen breff,
Myt der byn ik ſer wol bekant,
Ja, wat ſee wyl, dat blyfft neen tant.
Syn ſchryver heth Johannes Partye,
He kennet wol olde münte un nye.
Horkenauwers is ſyn kumpan,
De is des hoves kurteſan.
Slypen un wenden is Notarius,
In beyden rechten eyn Baccalarius.
Wo deſſe noch eyn yar dar blyft,
He wert meſter in practyken ſchryft.
Moneta un Donarius
Synt twey Richter int ſulve hus.
Wem deſſe twey affſeggen dat recht,
Deme blyft et ok wol alſo gheſecht.
  Alſus is dar mannyghe lyſt,
Daran de pawes unſchuldig iſt.
De meet ik alle holden to vrunde,
Dorch ſe vorghyft men uu de ſunde,
Un lôſet dat volck uth deme ban.
Seet, Reynke Oem, hir holdet yw an.
De Konnynck heft it rede ghehord,
Dat ik yuwe ſake vore vort,
He weet, dat ik dyt wol kan werven,
Men mach yw nicht laten vorderven.
Dyt wyl de Konnynck bedencken rechte,
Dat vele ſynt Apen, un Voſſes ſchlechte,
De vaken eme gheven den nauweſten radt:
Dyt wert yw helpen, wo yd ok gad.
Reynke ſprak: dat is gud troſt,
Ik denke des wedder, were ik verloſt.
Hir myt eyn van deme andern ſcheyde,
Reynke ghynck vord ane ghelepde,
Myt Grymbarde in des Konnynges hoff,
Darin he hadde ſeer kleenen loff.

Ende des andern Boeks.

Hir

Hir beghynnet dat drydde Boek van Reynken dem Vosse.

In dessime dryddem Boeke wert sunderlyken ghelerert un bewyset, dat een Here eynes landes vaken wert ghelendet un ghebrucht uth deme weghe der rechtferdicheyt, un dat dryerley wyse. Erst, so wanneer he nicht en straffet, de ghebreken hebben, un de loeß ghyft, alse hier van Reynken is ghescheen. Dat ander, wan he ansüt de gheslechte, un mechtigen des, de de hest ghebroken. Dat drydde, so wan he den loggeneren horet, un leven gyft, sunderlyken den, de beruchtiget syn. Doch is de meyste sin desses drydden Boekes de valsche kloke entschuldinge des Vosses, gegen alle klaghe in gegenwerdicheyt der, de he bedroghen hadde.

Dat erste Capittel.

Wo Reynke myt Grymbark, deme Grevynge, quemen in den hoff, un wo Reynke syne worde makede vor dem Konnynge.

Reynke quam echt in den hoff,
Darin he was verklaget groff,
Vele, de eme nicht wol enghunden,
Un de na syneme levende stunden
De sach he dar, wo ytlick stod,
He krech wol half eynen twifelen mod,
Doch makede he syk sulven köne,
Un ghynck wech dorch alle de barone.
Harde by eme ghynck de Grevynck,
Sus quemen se beyde vor den Konnynck.
De Grevynck sprak: Reynke vrunt,
Weset nicht blöde in desser stund,
Deme blöden is dat ghelücke düre,
Deme kônen helpet dat eventüre,
Dat mannich moet soeken hier un dar,
Reynke sprack: gy segget waer,
Ik danke yw vor juwen trost,
Ik dencke des wedder, were ik verlost.
He sach syck umme hier und dare,
Un sach dar vele manckt der schare,
Van synen magen, de dar stunden,
De eme nochtans nicht wol enghunden,
Un dat kende he ek wol verdenen.
Ja, van Otteren, van Beveren, van greten, van klenen,
Myt den he vaken Vosses art dreff:
Doch weren dar vele, de eme hadden leff,
De he dar sach in des Konnynges sale.
Reynke knede sek ter erden dale
Vor den Konnynck, un sprack to hant:
God, deme alle dynck is wol bekant,
Un alles mechtich blyft ewychlick,
Beware mynen Heer, den Konnynck ryck,
Un myne Vrouwen, de Konnyginne,
Un gheve ene wyßheyt, recht to besynne,
We dar recht heft, efte ek nicht.
Men vyndet nu mannyghen valschen wycht,
Ja vele, de van buten dragen schyn,
Anders, dan se van bynnen syn.
Ik wolde, dat God dat mochte apenbaren
Wat yet in herte dat were schreven,
Un myn Here, de Konnynck dat sake,
Deme wolde gy seen, dat ik nicht en feyle.
Wo denstlyck ik sy to em ghewracht
Alle tyd, denne noch byn ik ghewrogaet,
Mit loggen vor em van den quaden,
De my gherne nu wolden schaden,
Un my se brengen uth juwer hulde,
Myt unrecht, un sunder alle schulde.
Men Here, ik weet, gy syn bescheyden,
Gy laten yw se nicht verleyden,
Dat gy deme rechte nicht wedderstan,
Wente ne wolde hebbe gy dat ghedan.

Dat ander Capittel.

Wo dat rochte quam, dat Reynke was ghekomen in den hoff, un wo Reynke alle ſyne bedregerye un boßheyt entſchuldygede, ſunderlygen van der Kreyen un Kanynen.

Alſe eyn yſlyck dat vernam,
Dat Reynke Vos to hove quam,
Dat duchte mannygen weſen wunder.
Eyn yſlyk drengede ſyk to byſunder,
Updat ſe horden ſyne ſprake.
Un wo he antworde to der ſake.
De Konnynck ſprack: Reynke, boſewicht,
Dyne loſen worde helpen dy nicht:
Du heſſt des alto vele gheplegen,
Un my vaken vorghelogen,
Myt loſen vunden ſeer behende,
Dat ſchal nu myt dy nemen ende.
Byſtu my truwe, dat is wol ſchyn,
An der Kreyen, un deme Kanyn:
Hadde ik anders nene ſake to dy,
Diſſer hulpen is ghenoch twiſchen dy un my.
Dyne undaet kumpt alle dage uth,
Du biſt eyn ſchalck in dyner huth.
Al ſynd dyne vunde valſch un behende,
Id mod doch eyns nemen eyn ende.
Ik wil nicht vele mit dy kiven.
Reynke dachte, wor ſchal ik nu blyven?
Och! were ik nu in mynen borgen.
Sus was he in angſte un ſorgen,
Nu dencke my wol eyn nauwe rad,
Ik moet dar dorch, wo it ok ghaet.
He ſprack: Konnynck, eddele vorſte groet,
Al hebbe ik ok vordenet den doet,
So gy meenen, na yuweme waen,
Gy hebben de ſake nicht recht verſtaen.
Des bidde ik yw, dat gy my horen,
Ik hebbe doch yw hyr bevoren
Mannygen nutten rad ghegeven,
Un byn in der noet by yw ghebleven;
Vaken, wan etlyke van yw weken,
De nu ſyck twyſſchen uns beyden ſteken,
In myneme afweſende ane ſchulde,
Un my ſus beroven yuwer hulde.
Eddel Konnynck, wan ik hebbe ghebrecht,
Byn ik dan ſchuldich, ſo gha dat recht.
Horet myne word, hebbe ik denne ſchult,
So denet my nicht beth, dan gude ghedult.
Nicht vele hebbe gy up my ghedacht,
Vaken wan ik hedde yuwe wacht
In velen enden, in yuweme lant,
Meene gy, wan ik hadde bekant
Eynyghe ſake in my, kleyn noch groff;
Dat ik hir dan queme in den hoff,
In yuwe gegenwart openbare,
Un ok manckt myner vyende ſchare?
Neen, nicht umme eyne werlt van golde,
Wente ik was, dar ik weſen wolde,
Up myn tuun, dar ik was vry,
Ik en weet ok neue ſake in my.
Wente alſe ik was up der wachte,
Un Grymbart, myn Oem, de tydynge brachte,
Dat ik to hove ſcholde komen,
Do hadde ik vor my ghenomen,
Dat ik wolde weſen uth deme Ban,
Deſſe ſake leet ik Marten vorſtaen:
He lovede my up allen loven,
Dat he nicht en wolde toven,
He wolde doch na Rome, un ſprack to my:
Alle de ſake neme ik up my,
Ik rade, gy ſcholen to hove ghan,
Ik love my to helpen uthe deme ban.
Marten gaff my deſſen raet,
Wente he was des Biſſchoppes advocaet,
Van Ancgrunt, wol eyn yar.
Seet alſus ſchepde wy uns dar,
Un byn nu ghekomen hir in den hoff,
Un byn vor yw vorklaget groff,
Van deme Kanyne, deme Labeler.
Hyr is nu Reynke, de keme heer,
Un klaghe nu hyr openbar,
Ik weet, dat yd nicht is ſo klar,
So etlyke hyr in myneme afweſen,
Ere valſchen breve over my leſen.
Na klage un na antworde ſchal men richten,
Ik hebbe deſſen tween valſchen wychten
Gud ghedan, by der truwe myn,
Alſe der Kreyen, un ok deme Kanyn.
Wente eergyſteren morgen dat gheſchach,
It was noch vro up den dach,
Do quam dat Kanyn vor myn ſlot,
Un gretede my, dar ik ſtod
Ik hadde beghynnet myne tyde to leſen,
He ſede, he wolde to hove weſen.
Ik ſprack, gha hen, ik bevele dy Gode.
He klagede, he were hungerich un mode.
Ik vraghede, efte he wolde wat eten?
Ja ſprack he, ghevet my eynen bethen.

Ik sprack: en noch gheve ik dy eten,
Sus halede ik eme gude Kersebern,
Dar sothe botter uppe lach:
Wente yd was myddewekens dach,
Dat ik neen vleesch pleghe to eten,
Do he sus hadde wol ghegetten,
Van aldeme brede, botteren, un vische,
Do ghynck myn yunge sone to deme dyssche,
Un wolde bewaren, dat over bleff,
Wente yunge kynder hebben dat eten leff.
Do he to taste tor sulven stunt,
Slogh dat Kanyn eme vor de munt,
Dat ydt bloet leep over synen tyn.
Do dat sach myn ander sone Reynardyn,
He greep dat Kanyn by der kele,
Un spelde myt eme der Roterdes spele.
Sus ghynck dat to, noch meer yd wunder.
Ik leep to, un slogh myne kynder,
Un schedede se van malck eyn,
Kreeg he do wat, dat mach he umme seen.
He hadde noch wol meer verdenet!
Wan ik eme hadde evel ghemenet,
Wusse hadden se eme dat lyff ghenomen,
Were ik eme nicht to hulpe komen.
Dyt is nu myn danck darvor.
Nu spricke he, dat ik eme nam syn or.
Wo gerne hadde he des eynen breff
Sodaner ere, alse he dar dreff.
  Seet, Her Konnynck, gnedighe Here,
Do quam vort de Kreye, un klagede sere,
Wo he hadde verloren syn wyff.
He sprack: se ath den deet int lyff,
Se wolde eren hunger saden
Un ath eynen vysch up myt den graden.
Wor dat schach, dat mach he weten!
Nu spricke he: ik hebbe se vorbetten.
Vyllychte hefft he se sulven vermord,
Ja, wan he worde recht verhord,
Mochte ik en verhoren, alse ik wolle,
Vyllychte he anders spreken scholle.
Wo scholde ik er nummer komen to na?
Wente se vleghen, un ik gha.
  Wil yemant sus van unrechten tungen
Myt andern saken up my dryngen,
So yd sick behord up eynen eddelen man:
Latet my na rechte bestan,
Edder mach ik des nicht hebben vordrach,
Men sette my kemp, velt, un dach,
Un eynen guden man tegen my,
De my ghelyck ghebohren sy:
Wen ghelyck dat syn rechte behove.
De de ere wynnet, by deme se blyve.
Dyt rechte helt hyr alle tyd ghestaen,
Here, ik wyl yw ok nicht entgaen.
  Alle de dar weren, un dyt horden,
Wunderden sick van Reynken worden,
Do he alsus kenlyken dar sprack.
Dat Kanyn un de Kreye verschrack.
Se dorsten beyde nicht spreken eyn wort,
Un ghyngen uth deme hove vort.
Se spreken, dyt is uns nicht bequem,
Nicht lenc wy wolden [illegible] em.
He menet, wy scholden eme overtughen,
Wy [illegible] mogen un lughen.
He is uns myt wesen over de hant,
Wente syn sake is nemande bekant,
Dan uns allene, dat was nemant by.
We wolde konne tughen twysschen em un wy?
Hebbe wy schaden, wy moten beholden.
De Duvel mothe syner wolden,
Un mothe eme gheven eynen quaden ramp!
He menet myt uns to slan eynen kamp.
Neen, verware, dat is neen rad,
He is valsch, behende, los un quad.
Ja were unser ok noch vyve,
Wy mosten betalen myt deme lyve.

* * *

Dat drydde Capittel.

Wo de Wulff un de Bare sunderlyken worden bedrovet, do se seghen, dat de Kreye un Kanyn nicht bleven by erer klaghe, un sus wechrumeden, unde wo de Konnynck Reynken verhoret.

Ysgrym was to mode wee,
Un Brunen, do se desse twee
Uth deme hove rumen saghen;
De Konnynck sprack: wyl yemant klagen,
De kome vort, un late uns horen.
Hyr quam der gisteren so vele to voren,
Reynke is hyr. Wor synd se nu?
  Here, sprack Reynke, dyt segge ik yw:
Mannich klaget hyr, un hart,
Ja, seghe he syn wedderpart,
Vyllychte de klaghe achter bleve!
Se dem ok nu desse twey losen deve,
Alse de Kreye un dat Kanyn,
De my gherne brochten in schande efte pyn.
Doch wyllen se gnade van my hebben,
Ik vorgheve en ere dullen haren.

Men wo ik to rechte kyn ghekomen,
Hebben ſe dat reynum ghenomen,
Un dorſten hyr nicht lenger blyven
Den ſlymmen, böſen, loſen Keytyven!
Scholde men den heren, dat were ſchade,
So kreghe yd mannich gud to quade.
De wy ſynt truwe, beyde dach un nacht,
An my allene ſeghe klene macht,
De ik unſchuldygen hyr kyn beſecht.
De Konnynck ſprack: Here my to recht,
Du untruwe loſe böſe deeff.
Wat was yd, dat dy dar to dreff?
Dattu Lampen, den truwen deghen,
De myne breve plach to dreghen,
Deme du ſlymme böſe Keytyff,
Unſchuldygen heſt ghenomen dat lyff.
Wente ik dy alle dyne ſchulde vorgaff,
Un leet dy gheven rengel un ſtaff.
Yd was ſe ghelecht, du ſcholdeſt to hant
Wanderen in dat hylghe lant,
To Jeruſalem, over dat meer,
Von dar to Rome, un wedder her.
Dyt ſulve ik dy alle gheunde,
Up dattu beterdeſt dyne ſunde.
Dat erſte dat ik kreech to weten,
Was, dattu Lampen haddeſt vorbeten:
Wente ſulven de Cappelan Bellyn
Moſte hyr van kyn bode ſyn.
He brachte my den rengel, efte den ſack,
Darynne Lampen hövet ſtack.
He ſprack openbare vor deſſen heren,
Dat in deme rengel breve weren,
De he myt Reynken hadde gheſchreven,
Un he den ſyn hadde ghegheven.
In deme ſacke was weer meer noch myn,
Men Lampen hövet ſtack darin.
Dyt dede gy beyden my to ſchande,
Darumme bleff Bellyn to pande.
Un heft myt rechte vorloren ſyn lyff.
So ſchalt ok dy ghan, du böſe Keytyff!
Reynke ſprack: wo mach dat ſyn,
Is Lampe doet un ok Bellyn?
Wee my! dat ik kyn gheboren,
So hebbe ik den groteſten ſchat vorloren!
Wente ik ſande yw by deſſen boden,
By Lampen un Bellyn, de dürbareſten kleneden.
Nicht kennen de beter up erden ſyn.
We hadde ghelövet, dat de Ram, Bellyn
Cus ſcholde morden den guden man,
Alſe Lampen, ſynen eghenen kumpan,
Up dat he de klenöde under ſlade?
We hedde ſyck vor deſſeme ſchade?
Noch de wyle Reynke dyt ſprack,
Ghyngk de Konnynck in ſyn ghemack:
He was vortornet un ſeer gram,
Alſe dat he nicht encket vornam,
Wat Reynke de ſprack van den dyngen.
De Konnynck ghedachte Reynken to bryngen
To deme dode myt aller ſchande.
In ſyneme ghemake vant he ſtande
De Konnynghynne ſyne vrouwe,
Myt der apynnen, vrouwe Rukenauwe:
De Konnynck myt der Konnynghynne
Hadden ſeer leff deſſe apynne.
Se was by en in groteme ſtate,
Dyt quam de Reynken even to mathe,
Se was in wyßheyt ſeer ghelered,
Darumme was ſe ok doch gheeret,
Men entſach ſe al wor ſe quam.
Do ſe den Konnynck ſach ſus gram,
Se ſprack: ik bydde yw, eddele Here,
Wyllet yw doch nicht tornen ſo ſere,
Reynke horet mede in der apen ſlechte,
Is he doch nu komen to rechte.
Syn vader plach in yuweme leve
Groet to weſende hyr to hove,
Beter wan Yſegrym nu is gheheten,
Efte Brun, wo wol ſe nu ſyn beſeten
Seer dicht by yw, myt ereme ſlechte;
Doch weten ſe weynich van ordel efte recht.
De Konnynck ſprack: horet my byſunder,
Dunket yw dat weſen wunder,
Dat ik deme deve, Reynken, byn gram,
De Lampen kortes dat levent nam,
Un brachte Bellyne mede in den dantz,
Un wyl ſyck der ſake entleggen gantz?
Darboven he noch myn gheleyde dor breken.
Herde gy, wat klaghe ſe up eme ſpreken,
Van roven, nemen, van deverye,
Van morde, un ok van vorrederye?
De Apynne ſprack: gnedyghe Here,
Reynke wert beloghen ſere,
He is ſeer kloek, wo yd ok ghat,
Darumme ſynt eme der vele quad.
Gy weten wel, dat is nicht lange,
Do hyr de man quam myt der ſlange.
Nemant konde deſſe beyden
Myt rechtem rechte vor yw ſcheyden:
Men Reynke dede dat myt eren,
Des pryſede gy en vor alle de heren.

Dat veerde Capittel.

Wo de Apynne ſpreekt vor dem Konnynge van deme Lyntworme, efte ſlangen unde van dem manne, umme dat ſe den Konnynck ſachtemodich mochte maken up Reynken, ſo ſprak ſe dyt Reynken to even:

Alſe de Konnynck deſſe worde
Van der Apynnen ſik horde,
He ſprack: dat is my half vorgetten,
Latet my de ſake wetten.
Dat luſtet my noch eyns to horen,
Jck weet wol, de ſake was vorworren:
Wette gy de, ſegget ſe hen.
Se ſprak, myt juwen orlove ſchal dat ſchen.
Jd is nu twee yar alſe dat ageſchach
Hir quam eyn Lyntworm up eynen dach,
Deſſe ſulve ſlange efte worm
Klagede hyr myt groteme ſtorm,
Wo em eyn man entghynge in dem rechte,
Dat eme twyemal was aff ghefechte;
Ok was hyr yegenwerdich de man,
Alſus ghynck de klaghe erſten an.
De ſlange krop dorch eyn ghat,
Dar er eyn ſtrick was ghelat,
By eynen thun, un bleff ſus behangen,
An eyn ſtrick vaſt ghevangen,
Se moſte dat lyff dar hebben ghelaten
Men dar quam eyn man de ſulven ſtraten
De ſlange reep: ick bydde dy,
Laet dy entfermen, un loſe my!
De man de ſprak: dat do ick ghern,
Wultu my loven un ſweern,
Dattu my nicht deen wult quaet:
Wente my entfermet dyn dröffer ghelaet.
De ſlange was des bereyt,
Un ſwor em eynen düren eyd,
Em nümmer to ſchaden in nenygner ſake:
De loſede he en uth deme unghemake.
Se ghyngen toſamede eynen wech entlanck,
De ſlange was van hunger kranck,
Se ſchot to na deme man,
Un wold en dorden, un edden en dan;
Myt nauwer noot de man entſprank.
He ſprak: is dyt nu myn danck,
Dat ick dy halp uth dyneme vordreet,
Dar du my ſwoereſt eynen düren eyt,
Dattu my nümmer woldeſt ſchaden?
De ſlange ſprak: ick byn beladen
Myt hunger, de my drynget dar to,
Jck mach yd verantwerden, dat ick do.
Lyves noot brekt dat rechte.
Alſe de ſlange dyt hadde ghefecht:
Do ſprak de man: ick bydde dy,
Dattu ſo lange my ghereſt vry,
Wente dat wy by etlyke komen,
De nicht umme ſchaden, efte umme vromen,
Recht efte unrecht, recht konnen ſcheyden
De ſlange ſprak: ſo lange wyl ick beyden.
Se ghyngen vort over eynen graven,
Dar motte en Plückebüdel, de Raven,
Myt ſyneme ſone, Quackeler;
De ſlange ſprak, kommt her,
He ſede eme alle de ſake dervan.
De Rave rochtede, to eten den man
He dachte mede up ſyn ghelucke,
He hadde ock gerne ghehath eyn ſtucke.
De ſlange ſprack: ick hebbe ghewunnen,
Nemant kan my des vorwynnen.
De man de ſprack: neen, nicht vul node!
Scholde my eyn rover wyſen tom dode?
Ock ſchal he dat rechte nicht ſpreken alleyn,
Jck gha met dy vor veer efte teyn.
De Slange ſprak, ſo gha wy dare.
De motte en de Wulff un de Bare.
De man ſtunt manckt deſſen allen,
He dachte, yd wyl ſick hyr övel vallen,
He ſtunt manckt vyven, he was de ſeſte,
Neen van deſſen meende ſyn beſte:
De Slange, beyde Raven, Wulff, un Bare.
Hyr manckt ſtunt he in groter vare.
De Bare un Wulff under ſick beyden,
De ſe deſſe ſake ſcholden ſcheyden,
Se ſpreken de Slange mach eten den man,
Wente hungers noot ghynck er an,
Noot un dwanck brekt eyde un truwe.
Do krech de man ſorghe un ruwe,
Wente alle ſtunden ſe na ſyneme lyve.
Do ſchoet de ſlange na eme ryve,
Un ſchoet uth ſyn quade fenyn:
Doch entſprank de man myt groter pyn,
Un ſprak: du deyſt my unrechte groot,
Dattu ſus ſtreyſt na myneme doet,
Du heſt noch neen rechte to my ghehatt.
De Slange ſprak, warumme ſchal yd dat?
Hyr is twee werff gewyſet dat recht.
Do ſprak de man, dat hebben de ghefecht,
De ſulven roven un ſtelen,
Myne ſake wyl ick deme Konnynge bevelen.

Betüget my vor en, wat he dan ſecht,
Dat do ick, yd ſy krum efte recht.
Schal ick dan lyden unghebroch,
Ick hebbet denne noch quad ghenoch.
Do ſprak de Wulff myt deme baren,
Dat ſulve ſchal dy wedder varen.
De Slange ſchal anders nicht begheren;
Se merden, queme dyt vor de Heren
In den hoff, denne ſcholde dat recht
Se ghan, alſe ſe hadden gheſecht.
  Here, ick ſegge dyt myt orloff.
Se quemen myt deme manne in den hoff.
De Slange, de Bare, de Raven twey,
Un der Wulve quam dar drey:
Wente de Wulff hadde dar twey ſyner kynder,
Deſſe beten deme manne de meyſten hynder,
Alſe Nodbuck un Nummerſat
Quemen myt ereme vader ummedat,
Se wenden den manne mede to eten,
Se weren vele, ſe gy wol weten.
Se huleden, un weren plump un groff,
Darumme verbede gy en den hoff.
De Man reep an yuwe gnaden,
He klagede, de Slange wolde em ſchaden,
Der he grote doget hadde ghedan,
Un we he wedder hadde entfan
Sekerheyt un ſwore ede,
Uppdat he em nenen ſchaden dede.
De Slange ſprak: dat is alſe,
Des hungers noet dwanck my dar to,
De, de gheyt boven alle noet.
  Here, gy weren bekummert groet
Umme de ſake, alſus gheſecht.
Dat eyn yslick kreghe ſyn rechte recht.
Yuwe eddelicheyt ſach dat mede,
Dat men den man wyſede tom dede,
De ſus bewyſede hulpe in noet.
Ok dachte gy an den hunger groet;
Hyrumme gyngen gy to rade.
Meyſt reden ſe to des mannes quade,
Uppdat ſe mochten na ereme wyllen
Denſulven man helpen vellen.
Des hebbe gy do alle hant
Na Reynken Voſſe boden ghesant.
Wat de anderen ok ſus reden,
Se konden doch nicht rechte ſcheden.
Dyt lede gy alle Reynken vorſtaen,
Gy ſpreken, dat recht ſcholde alſo gaen,
Alſe dat Reynke int beſte rede.
  Reynke ſprak myt grotem beſchede:
Here, latet uns ghan to hant,
Dar de man de Slange vant.
Segde ick den Slangen in deſſer ſtunden,
Dat he alſo ſtunde ghebunden
So he was, do he ene vant,
Denne ſpreke ick dat recht to hant.
Alſus wart de Slange ghebunden
In alle der mathe, ſo he en hadde vunden,
Un ok in de ſulven ſtede.
Reynke ſprak: nu ſynt ſe beyde,
Yslick ſo he was to voren;
Se hebben wer wunnen, efte verloren.
Dat recht wyſe ick yw nu ſnel.
De Man mach nu, efte he wel,
De Slange löſen, un laten ſyck ſweren,
Wyl he ok nicht, he mach myt eren
De Slangen ſus laten bunden ſtan,
Un mach vry ſyne ſtraten ghan.
Wente de Slange an em untruwe wrachte,
Do he ſe loß uth deme ſtricke brachte.
Alſus heft nu de Man den Kore,
Ghelyck ſo he hadde to vore,
Dyt duncket my weſen des rechtes ſyn.
De yd anders weet, de ſegge den.
  Eer here, dyt ordel duchte yw gud,
Un ok yuweme rade, de by yw ſtůd.
Reynke wart do ghepryſet ſeer,
De Man wart quyt, un dankede yw ſeer
Reynke is ſeer klock van ſynne,
Dyt ſulſſte ſprak ok de Konnygynne;
Se ſpreken dat Yſegrym un Brun,
Weren gud vor eyn Schampelun:
Men vruchtet ſe beyde na un verne,
By der freterye ſynt ſe gherne.
Yd is war, ſe ſynt köne, ſtarck un groet,
Men van klokeme rade hebben ſe neen noet.
Reynckens rad is yw wol bekant,
Der anderen radent is men eyn tant.
Se dregen ſyck meyſt up ere ſtercke,
Men wan men kumpt myt en to wercke,
Un wan men kumpt myt en to velde,
Ja, ſo möten hyr vor de ſchamelen helde.
  Hyr ſynt ſe ſeer ſtarck van mode,
Men denne waren ſe de achterhode:
Vallen dar ſlege, ſo ghan ſe ſtryken,
Men de armen helde möten nicht wyken.
Baren und Wulve verderven de lant,
Se achten weynich wes hus dar brant,
Mogen ſe ſyck by den kolen wermen,
Se laten ſyck ok nicht entfermen,
Mogen ſe men krygen vette kroppe.
Den armen laten ſe nauwe de doppe,
Wan ſe en der eyger hebben berovet,
En duncket deſt er egen bövet.
Men Reyncke Voß un al ſyn ſlechte
Bedencken wyſheyt un rechte.
Eft he ſyck nu wes heft verſeen,
Eer Here, he en is yo neen ſteen!

Man

Wan gy nauwen rad begheren,
So kone gy ſyner nicht entberen.
Hyrumme bydde wy, nemet en to gnaden.
  De Konnynck ſprak: ick wyl my beraden.
Dat ordel ghynck ſo, un dat recht
Van der Slangen, ſo gy hebben gheſecht,
Dat is ye waer: men he is nicht gud,
He is eyn ſchalck in ſyner hud.
Al myt weme he maket verbunt,
De bedrucht he alle ter leſten ſtunt.
Dar kan he ſick dan ſo luſtygen uth dreyen,
Wulff, Bare, Kater, Kanyn myt der Kreyen,
Alle deſſen is he to behende,
Un heft ine leſte eyn beſchetten ende.
He deyt ene ſchaden ſpot un ſchande,
Ja de eyne leth eyn or to pande,
De ander eyn oghe, de drydde dat lyff.
Ik weet nicht, we gy vor deſſen Keyff,
Uns bydden, un vallen eme by.
  De Apynne ſprak: Here, horet my,
Ghedencket, dat Reynkens ſlechte is groet.
Myt des de Konnynck up ſtoet,
Un ghynck wedder uth van deme ſale,
Dar beydeden ſe ſyner alto male.
He ſach dar vele de Reynken beſtunden,
Van ſynen angheboren vrunden.
De Reynken to troſte dar weren ghekomen,
De ick nicht alle hyr wyl nomen;
De Konnynck ſach an ſyn grote gheſlechte,
De dar weren komen to rechte,
He ſach ok to der anderen ſyden
Vele, de Reynken nicht mochten lyden.

Dat vyfte Capittel.

Wo de Konnynck anderwerff Reynken fraget in deme rechte, umme Lampen doet, unde wat grote legen Reynke log, ſick mede to entſchuldyghende.

De Konnynck ſprak: Reyncke, hore my nu,
Wo quam dat to, dat Bellyn, un du,
Gy beyden des ſo over quemen,
Un dem vromen Lampen ſyn levent nemen?
Darto gy beyden quaden dere
Offerten my ſyn hövet, alſe breve:
Wente do wy updeden den ſack,
Nycht anders de darynne ſtack,
Men Lampen hövet, my to hoen!
Bellyn heft ghekregen darvor ſyn loen:
Dyt hebbe ick alrede eyns ghericht,
Over dy ſchal ghan dat ſulve recht.
  Reynke ſprak: wee my der noet!
Were ick men alrede doet;
Horet my, hebbe ick denne ſchult,
So is my deſt gude ghedult.
Hebbe ick ſchult, latet my döden,
Ick kome doch nümmer uth den nöden,
Un uth den ſorgen, dar ick ynne byn,
Wente de verreder, de Ram, Bellyn
Heft underſlagen eynen Schat ſo ryck,
Nicht is up erden des ghelyck!
Wente de klenöde, de ick eme dede,
Do he myt Lampen van my ſchede,
De hebben Lampen verraden dat lyff.
Wente Bellyn, de quade Keyff,
Heft de klenöde underſlagen.
Och mochte men de wedder ut vragen!
Men ick vruchte, dar werd nicht aff werden.
  De Apyne ſprak: ſynt de klenöde bove erdē,
Wy wyllen ſe utvragen by frunde rade:
Al wolde wy beyde vro un ſpade,
Darna vragen manck leyen un papen.
Segget uns, wo weren de gheſchapen?
  Reynke ſprak: ſe ſynd ſo gud,
Ick vruchte, wy vragen ſe nummer uth!
De ſe heft, de verleth der nicht.
So wan myn wyff dyt to weten kryght,
Nummer kome ick in ere gnade.
Wente dyt was nicht myt ereme rade,
Dat ick deſſe klenöde deſſen twen,
So rechte wyllygen dede hen.
Hyr byn ick beloghen un beſecht,
We wol ick moet lyden dyt grote unrecht,
Werde ick les deſſer groten unſchult:
So late ick my doch nene dult.
Ick werde reyſen dorch alle lant,
Un vragen, eft yemande ycht ſy bekant
Van deſſen kleinöden, dürbar utbermaten,
Scholde ick myn lyff dar ok umme laten.

Dat ſeſte Capittel.

Wo Reynke ſprickt, un lögt ſeer uthermaten van deme erſten kleynöde,
un ſecht yd ſy ghewest eyn Rynck myt eynen eddelen ſteyne, des döget he
al myt logen uthſprickt, lanck un breet.

Reynke ſprak: O Konnynck here!
Ick bydde yuwe eddelycheyt ſere,
Dat gy my ghunnen to deſſer ſtunden,
Dat ick moge ſprecken vor mynen vrunden,
Van der eddelycheyt mannyger hande
Der dürbaren kleynöde de ick yw ſande,
Wowol ſe yw nicht ſyn gheworden.
De Konynck ſprak: ſegge hen mit korten worden.
Reynke ſprak: ick hebbe verloren
Ghelucke un ere, dat moge gy horen.
Dat erſte kleynöde was eyn rynck,
Den Bellyn, de Rambock, entfynck,
Den he deme Konnynge ſcholde bryngen.
Van ſeltſenen wunderlyken dyngen
Was de rynck to hope gheſath,
De werdich weren eynes vorſten ſchat.
Van fynem golde was de rynck,
Un bynnen dat teghen den vynger ghynck,
Dar ſtunden bockſtaven gheambeleret,
De weren myt laſur behende vyſeret.
De ſchrifft was hebreiſche ſprake,
Un weren dre namen dorch ſunderlyke ſake.
In deſſen landen was neen ſo vroet,
De deſſe ſchryfft gruntlyck verſtoet,
Men allene meſter Abryon van Trere:
Dyt is en yode van ſodaneme manere,
He verſteyt alle tungen un ſprake dorch,
Van Poytow an, wente to Luneborch.
De döget aller krüder un ſteyne
Kennet deſſe yode alle int ghemeyne.
Ick leet eme ſeen den ſulven rynck.
He ſprack: hyrynne is eyn koſtlyk dynck.
Deſſe dre namen hir inghewracht
Heft Seth uth deme paradyſe ghebracht,
Wente he do ſulveſt de myt ſyck brochte,
Do he den oly der barmhertichheyt ſochte.
He ſprak: de deſſe by ſyck draget,
De blyft alle tyd ungheplaget
Van donre, van blyxen, van allem quaden,
Ok kan neen töverye eme ſchaden.
De meyſter ſprak: he had et gheleſen,
De den rynck droge, konde nicht vorvreſen;
Al were yd ok int hardeſte kolt,
He levet ok lange, un wert olt.
Eyn ſteyn, de en konde nicht beter ſyn
De ſtunt buten an deme vyngerlyn;
Eyn Karbunckel lycht und klar.
Des nachtes ſach men dat openbar,
Al dat men ok nimmer welde ſeen.
Noch hadde meer döget de ſulve ſteen,
Alle kranckheyt makede he gheſunt.
Wan men den anrorde, ya terſulven ſtunt
So wart wech ghenomen alle de noet,
So vern yd nicht en was de doet.
De ſteen hadde ok de macht vorware.
Dat ſprak de meyſter openbare,
So we den droge in ſyner hant,
De queme wol dorch alle lant;
Water efte vür konde em nicht ſchaden,
Nicht worde he ghevangen efte verraden;
Neen vyent ſynen wyllen over em kreghe,
So wan he den ſteen nüchteren anſeghe,
He ſcholde ſe verwynnen overal,
Weren ok der hundert in deme tal.
Vor gyft un ander böſe fenyn,
Dar van ſcholde he ok verwaret ſyn:
Were yemand, de en ok nicht mochte lyden,
De krege ene leff in korten tyden.
Nicht kan ick dat alle ſpreken uth,
Wo koſtelick de ſteen was, un wo gud.
Ick nam en uth mynes vaders ſchat,
Un ſand en deme Konnynge umme dat,
Dat ick my nicht duchte werdich to ſyn
To hebben ſodanen koſtlyken vyngerlyn,
Un hadden deme Konnynge darumme gheſent,
He is de eddelſte, den men kent.
Wente al unſe wolvart an eme ſteyt.
He is al unſe ere un ſalycheyt:
Up dat ſyn lyff vor den doet
Bewaret werde, un vor alle noet.

Dat

Dat ſevende Capittel.

Wo Reynke ſprickt eyne andere logen, un ſecht erſt van eyneme koſtlyken Kamme, un denne vort van deme ſpeygele.

Jck ſande ok by Bellyne deme Ram,
Der Konnyngynnen eynen Kam
Un eynen ſpeygele, des nicht ſyn ghelyck
Mach weſen up alle deme ertryck.
Deſſen ſpeygel, un deſſen Kam
Jck ok uth mynes vaders ſchatte nam.
Wo vaken hebbe ick un myn wyff
Hirumme ghehat greten kyff:
Wente ſe neen gud up deſſer erde,
Men allene deſſe kleynöde van my begherde.
Nu ſont ſe ghekomen van der hant.
Deſſe twey kleynöde hadde ick ghesant
Myner vrouwen, der Konnyngynnen,
Dyt dede ick myt wolbedachten ſynnen.
Wente ſe heft my vaken gud ghedan
Boven alle yo to voren an.
Se ſprickt vor my vaken eyn word,
Se is eddel, van hoger ghebord,
Tüchtich, vul dogede, van eddelem ſtamm,
Se were wol werdich des Speygels un Kamm.
Nu is deme leyder ſo nicht gheſcheen,
Dat ſe de mochte kryggen to ſeen.
De Kam was van eyneme pantere,
Dat is to malen eyn eddel dere.
Des ſulveſten deertes woninge is
Twyſchen India un deme paradys.
Yd heft ferve van aller maneren,
Syn röke is ſöte un guder teren,
Alſo dat de dere intghemene
Deme röke na volgen groet un klene,
Ja alderwegen wor dat gheyt:
Wente en ſunthevt van deme röke entſteyt,
Dat bekennen un völen ſe intghemeen.
Van deſſes deeres knoken un been
Was de Kam ghemaket myt ſlyt,
Klar alſe ſulver, reyn un wyt,
Wolrukende; boven alle ſynamomen,
Wente des deeres röke plecht to komen
Jn ſyne knoken, wan dat ſterft.
Nummermeer des deeres knoke vorderft,
Vaſt un wolrukende he alle tyd blyft,
Un waget wech alle ſeuwe un vorgyft.
Up deſſeme Kamme ſtunden ghegraven
Etlyke bylde, hoch verhaven,
De weren alle koſtlyken ghezyret,
Un myt deme fyneſten golde dorchwyret.
Roth ſynober un blau laſur.
Un was de hyſtorye, un dat eventur
Wo Parys van Troye eyns lach
By eyneme borne, un dar ſach
Dre afgodynnen, ghenomet alſus
Pallas, Juno, un Venus.
Se hadden eynen appel intghemene,
Un ylyck wolde den hebben allene;
Langewyle ſe hyrumme keven.
Int leſte ſyn ſe des ghebleven
By Parys, un ſeden, dat he ſcholde
Gheven den ſulven appel van golde
Eyner der ſchoneſten van en dreen,
Dat ſe den ſcholde beholden alleyn.
Parys dachte hirup myt beſchede.
Juno, de eyne, to eme ſede:
Js dattu my den appel towyſeſt,
Un my vor de ſchoneſten pryſeſt:
So ghevé ick dy ryckheyt un ſchat,
So vele des nemant heft ghehat.
Pallas ſprack: gheſchüd dat ſe,
Dattu den appel my wyſeſt to:
Du ſchalt entfangen ſo grote macht,
Dat dy ſchelen vruchten dach un nacht,
Dyne vyende, dyne vrunde alle teſamen,
Al wor men nomende weret dynen namen.
Venus ſprack: wat ſchal de ſchat,
Efte grotere ghewalt, ſeggt my dat?
Js nicht de Konnynck Priamus dyn vader,
Syne brödere ryke un ſtarck alle gader?
Hector un der anderen noch meer?
Js he nicht over de ſtad Troye eyn heer?
Hebben ſe nicht de lande umme betwungen
Ja verne, beyde de olden un de yungen?
Wultu my vor de ſchoneſten pryſen,
Un my den gulden appel towyſen,
De dürbareſte ſchat ſchal dy werden,
De nu is up aller erden.
Deſſe ſchat is dat ſchoneſte wyff,
De ye up erden entfenck dat lyff.
Een wyff, de tuchtich un dogentſam is,
Schone un eddel, un dar by wys.
Nicht kan men ſodane to vullen loven.
Se ghevt deme ſchatte vele boven,
Ghyff my den appel, ghelove my,
Dyt ſchone wyff ſchal werden dy.

Dyt ſchone wyff, de ick hyr mene,
Is des Konnynges van Greken wyff, Helene,
Eddel, ſedich, ryke, un wys.
De gaff er den gulden Appel Parys.
Dar to pryſede he ſe ſere,
Un ſprak: dat ſe de ſchoneſte were.
Do halp de godynne Venus,
Dat Parys deme Konnynge Menelaus
Nam Helenen, ſyne Konnyginnen,
Un brachte ſe myt ſick to Troye bynnen.
Deſſe hyſtorye ſtunt ghegraven
Up deme Kamme, hoch verhaven,
Myt bockſtaven under den ſchylden
Myt den alder ſubtylſten bylden.
Eyn yslyck verſtunt, wan he dat las,
Wat dyt vor eyne hyſtorye was.

* * *

Dat achte Capittel.

Wo Reynke ſyne logen ſterket, un ſprickt van deme wunderlyken ſchonen un koſtlyken ſpeygel, van ſyner dôget, un wo he gheſtalt was, un ok van den hyſtoryen, de darup weren ghewracht; dar de erſte van was, van eyneme Manne, un Perde un Herte.

Nu horet van deme Speygel gud,
Dat glas dat dar ane ſtod,
Was eyn Beryl ſchone un klar,
So dat men darynne ſach openbar
Al wat over eynen mylen gheſchach,
Id were nacht, ydt were dach.
Hadde yemant in ſyneme anlate ghebreck,
Edder in ſynen ogen yennich fleck:
Wan he denne in den ſpeygel ſach,
Dat ghebreck ghynck wech den ſulven dach,
Un alle de vlecken, dat was nicht myn.
Iſſet wunder, dat ick myſmodich byn,
De ick muſte ſodanen duren ſchat!
Dat holt, dar dat glas was in gheſat,
Heeth ſethym, un is vaſt, un licht,
Van wormen wert yd gheſtaken nicht.
Id kan nicht rotten dat ſulve holt,
Id is ok beter gheachte dan gold.
Ebenus holt is deſſeme ghelyk,
Dar aff ghemaket was ſeer wunderlyk
Eyn holten Perd by Krompardes tyden,
Des Konnynges, dat myt he konde ryden
Hundert myle in eyner ſtunde.
Scholde ick dyt eventur uthſpreken to grunde,
Dat konde in korter tyd nicht ſcheen:
Wente ne wart des Perdes ghelyke ſeen.
Dat holt, dat dat glas ynne ſtoet,
Was breet anderhalven mannes voet,
Buten umme ghande alle runt,
Dar mannyge vromde hyſtoryen uppe ſtunt,
Under yslyker hyſtoryen de werde
Myt gelde dorch, ſo ſick dat behorde.
De erſte hyſtorye was van deme Perde,
Id was nydich, wente yd begherde,
Dat yd mochte entlopen eyneme Herte,
Un nicht en konde, des hadde yd ſmerte.
Dat Perd ghynck to eyneme Herden,
Id ſprak: dy mach ghelucke werden,
Sytte up my, ick brynge dy drade,
Iſſet, dattu volgeſt myneme rade.
Du ſchalt vangen eyn Herte wol vett,
Darvan ſchal dy werden beſt.
Eyn vleſch, ſyne horne, un ok ſyne hut
Machſtu al dure noch brengen uth.
Sytte up my, un lathe uns yagen!
De Herde ſprak: ick wyl yd wagen.
Se redden hen myt alleme vlyd,
Un quemen by dat Herte in korder tyd;
Se reden eme na up deme ſpor,
Se eme dat na, dat Heerte leep vor.
Dat Perd ſick wol half begaff,
Id ſprak to deme Manne, ſytte wat aff,
Ick byn möde, laet my wat rowen.
De Man ſprak wedder: neen ick trowen,
Id is nu ſus, du moſt my horen,
Darto ſchaltu volen de ſporen,
Du heſt my hir umme ſus ghebracht.
Sus, ſus wart dat Perd gedwunget myt macht.
So lont ſyck ſulven myt velem quaden,
De ſyck pyniget uthe eynes anderen ſchaden.

Dat negende Capittel.

Wo Reynke ſprickt van deme Eſel un Hunde, un ſucht to degen noch van dem Speygel.

Jck ſpreke ok, dat in dem ſpeygel ſtunt,
Wo dat eyn Eſel un eyn Hunt
Deneden beyde eneme ryken Man,
Men de Hunt de meyſte gunſt ghewan.
He ſath by ſynes heren dyſch,
Un ath myt eme vleſch un vyſch.
He nam en vaken up den ſchod,
Un gaff eme eten dat beſte brod.
So wyſpelde de Hunt myt deme ſtart,
Un lyckede ſyneme Heren umme den bard.
Dyt ſach de Eſel, Boldewyn,
Dat dede eme wee in deme herten ſyn;
He ſprack to ſyck ſulven allenen:
Wat mach myn Here hir mede menen,
Dat he deſſeme vulen Canis
Alſo rechte vruntlyck is?
De eme ſus lycket, un up en ſprinckt,
My men tom ſwaren arbeyde dwynckt.
Jck moet dragen de ſacke ſwar,
Myn Here ſcholde nicht in eyneme yar
Myt vyff Hunden doen, ya weren der ock teyne,
Dat ik in veer weken do alleyne!
He eth dat beſte, ick kryghe men ſtro,
Un mot up der erden lyggen darto.
Wor ſe my dryven, efte ryden,
Dar mod ick vele ſpottes lyden.
Jck wyl nicht lenck ſus vorderven,
Men ick wyl ok mynes Heren hulde vorwerven.
Myt des quam de Here, de werd;
De Eſel hoeff up ſynen ſtert
Up ſynen heren, dat he ſpranck,
He reep, he rarde, un he ſanck,
He lyckede ſynen heren umme de mulen,
Un ſtotte eme twey grote bulen,
Un wold en kuſſen vor den munt;
Alſe he hadde ſeen doen den Hunt.
Do reep de Here myt angſte greet,
Nemet den Eſel, un ſlat ene doet!
De knechte ſlegen den Eſel af,
Un yagheten ene wedder in den ſtal,
Do bleff he eyn Eſel, alſe he was.
Noch vynt men mannygen Eſel dwas,
De eynem anderen ſyne wolvart vorgan,
Wo wol he dat nicht beteren kan.
Ja al kumpt alſodanen mede to ſtate,
So vöget eme doch dat ſulve ghelate,
Alſe eyner ſögen, de mit leppelen eth;
Ja vorwaret nicht vele beth
Men late den Eſel dragen den ſack,
Un ghevet eme ſtro, dyſtel, in ſyn ghemack.
Dept men eme ok andere ere,
He plecht al ſyner olden lere.
Wor Eſels krygen herſchoppen,
Dar ſüd men ſelden vele dogen,
Meyſt ſe er egene vordel ſöken,
Up anderer wolvart ſe weynich röken.
Doch is dyt de meyſte klaghe,
Se ryſen in macht alle daghe.

Dat teynte Capittel.

Hir ſprickt Reynke de dryddem hyſtoryen, de up dem ſpeygel ſtunt ghemaket, ſo he ſede al legende, un is van ſynen Vader, dem olden Voſſe, un van dem wylden Kater, de in dem holte lopt, den he hyr ſchendet myt worden.

Konnynck, Here, gy ſcholen ok weten,
Latet myne rede yw nicht vordreten:
Wente up den ſpeygel ſtunt ok gegraven
Behende, myt bylden un bockſtaven:
Wo myn vader, un Hyntze de Kater,
Toſamende ghyngen by eyneme water.
Se ſworen toſamende myt ſwaren eyden,
Dat ſe wolden under ſyck beyden
Lyke delen wat ſe ok vengen,
Wolde ſe yemand yagen efte dwengen:
Se ſcholde eyn blyven by deme anderen,
Sus ghyngen ſe vele weges wanderen.
Jt gheſchach ſyck eyns, dat ſe vornemen
We etlyke yagers na eme quemen,
De hadden ok vele quade Hunde.
Hyntze do to ſpreken begunde.

He ſprak: gud rad is dyr dür.
Myn vader ſprak: yd is eventür.
Eynen ſack vul rades ick wol weet,
Wy moſten malckander holden den eyt,
Un wolden vaſte toſamende ſtan,
Deſſen rad ſette ick to voren an.
  Hyntze ſprack: wo yd uns gaet,
Ick weet allene eynen raet,
Den moet ick bruken, dat ſegge ick yw, Oem!
Alſus ſpranck he up eynen bom,
Dar eme de Hunde nicht konden ſchaden.
Sus wolde he mynen vader vorraden,
Den he in angſte leet ſtaen,
Myt des quemen en de yegers an.
Hyntze ſach dyt, un ſprak:
Wat? Oem! doet nu up yuwen ſak,
Gy hebben dar doch vele rades in.
Bruket den nu, dat is yuwe ghewyn.
Men bleß int horn, un men reep, ſla!
Myn vader leep vor, de Hunde eme na:
He leep, dat em uthbrack dat ſweet,
So dat he ok achter glyden leet.
Sus wart he do ychteswat vorlycht,
Anders were he entkomen nicht.
  Hir moghe gy horen, we ene vorreet,
Dat dede de, dar he ſyck meeſt to vorleet.
De hunde weren eme to ſnel,
Vyl na hadden ſe eme gherucket dat fel.
Men dar was eyn gath, dat wuſte he wol,
Suß entquam he int ſulve hol.
Des ghelyck vynt men noch mannygen droch,
De ſus dat ſulve brucket noch,
Alſe Hyntze hir dede, de quade deff.
Wunder were yd, hadde ick en leff.
Doch, ick hebbet em halff vorgheven,
Suß is dar noch wes achter bleven.
Deſſe hyſtorye, myt deſſen reden
Stunt klar up deme ſpeygel geſneden.

Dat elfte Capittel.

Noch lücht Reynke eyne andere hyſtorye, un ſede, dat de ok ſtunt up dem ſpeygel, alſe van dem Wulve, un dem Krone.

Noch ſtunt up deme ſpeygel mede
Van deme Wulve eyne andere rede.
Wente he vor gud nu ſede danck.
He leep eyns over eyn velt entlanck,
Dar vant he eyn deet ghevillet Perd,
Dat fleſch was van den kneken vorterd.
De Wulff begunde de Knoken to gnagen,
Em quam eyn Knoke dwers in den kragen:
Wente he hadde den hunger groet,
Hir van krech he ſware noet.
He ſande velen arſten boden,
Nemand konde eme helpen uth noden.
He boet vuſte uth eyn groten loen.
Dar quam ok to em Kuke, de Kroen:
He drech ok eyn roet berett,
Darumme he ene ok doctor heet,
Un ſprak to em: help my myt flyt,
Un make my deſſer wedaghe quyd.
Kanſtu, the my den kneken uth,
So gheve ick dy eyn groten gud.
  De Kron den ſchonen wörde lövede,
Un ſtack den ſnavel in myt den hövede,
Un toch em alſo den Knoken uth.
Do reep de Wulff over lud:
Wee my! wo du deyſt my ſeer:
Men ick vorgheve dy, do des nicht meer.
Wan my dat eyn ander ſo dede,
Nummer ik dat van em lede.
Weſet tovreden, ſprack Kücke, de Kron,
Gy ſynt ghenesen, ghevet my myn lon.
  Do ſprack de Wulff: horet deſſen gheck:
Ick byn ſulven in deme ghebreck,
Un wyl van my gud hebben to,
He dencket nicht der döget, de ick eme do:
Wente he ſtack ſyn hövet in myne munt,
Un ick leet em wedder uthteen gheſunt,
Un heft my darto wee ghedan.
Ick mene, ſcholde yemant lone entfan,
De behorde my myt allen rechten:
Suß lonet ſchelke eren knechten.
  Seet, deſſe hyſtorye, un der noch meer,
Stunden up deme Speygel ummeher
Ghewracht, gheſneden, un ghegraven
Myt bylden un guldene boeckſtaven.
Ick helt my unwerdich un alto rynck,
By my to hebben ſodanen koſtlyken dynck:
Darumme ſande ick ſe to groten eren
Der Koningynnen un Koninge myneme Heren.
Wo grote ruwe myne kyndere beyde
Hirumme hadden myt groteme leyde:
Suß was ere ſorge mannygher hande,
Do ick den ſpeygel van my ſande.
Se plegen darvor to ſpelen un ſpryngen,
Un ſeegen, wo en de ſterteken hyngen,

Un ok wo en ere múleken ſtunt.
Men leyder dyt was my ſeer unkunt,
Dat Lampen ſo na was ſyn doet,
Wente ick uppe truwe un leven groet
Eme de kleynóde mede bevoel,
Un myneme vrunde, Bellyne, alſo wol.
Dyt weren beyde myne truweſten vrunde,
De ick ye krech to yennyger ſtunde:

Ick mach wol ropen over den morderer.
Ok wyl ick daraff weten meer,
Werden de kleynóde ſyn ghe ſtolen;
Wente mord blyft nicht gern vorholen.
Jd mach lychte, de dyt by uns ſteyt,
Mancke deſſen, de dar wol aff weyt,
Wor ghebleven ſyn deſſe kleynóde,
Un ok wo Lampe ghekomen is tom dode.

Dat twölfte Capittel.

Wo Reynke ſpricht vor dem Konnynge van der döget ſynes vaders, in eer tyden gheſcheen, un alle ghelogen, efte mit legen ſpricht he vort deſſe fabelen van dem Wulve van ſeven yaren.

Seet, gnedyghe Here, Konnynck,
Yw kumpt vor ſe mannich dynck,
Dat gy yd nicht al beholden móget,
Ghedencket yw nicht der groten döget,
De myn vader, de olde Vos, dede
By yuwene vader in deſſer ſtede:
Wente yuwe vader krank lach to bedde,
Un myn vader em ſyn levent redde.
Noch ſprecke gy, dat myn vader, un ick mede,
Yw, efte den yuwen, ne guden dede.
Here, ick ſpreke yd myt yuweme orlove;
Myn here vader was hir to hove
By yuwene vader in groter gunſt:
Wente he wuſte vaſt de rechten kunſt
Van arſtedyende, dat water beſeen,
Ubreke, ſyſtele, ogk, brédere efte ebene uthbeen.
Ick love wol, Here, gy wetent nicht encket:
Ok weet ick nicht, eft yw dat dencket.
Gy weren do men dre yar old,
Un yd was in eyneme wynter kold:
Yuwe vader lach kranck in groten plagen,
Men moſte ene boren un dragen.
Alle de arſten twyſchen hir un Romen
De leet he halen, un to ſyck komen;
Se ghêven ene over altomalen,
Int leſte leet he mynen vader halen.
He klagede em ſeer ſyne noet,
Wo he kranck were, wente in den doet.
Dyt entfermde myneme vader ſeer:
He ſprak, o Konnynck, myn gnedyghe Here,
Mochte ick yw myt myneme lyve baten,
Here, lóvet my, dat wolde ick nicht laten.
Maket yuwe water, hir is eyn glas:
Yuwe vader, de vele kranklyk was,
Dede, ſo eme heet myn vader.
He klagede, de kreghe yo lenck, yo quader.
Dyt ſulve ok up deme ſpegel ſtunt;
Wo yuwe vader wart ghefunt;
Wente myn vader ſprak, wyl gy ghenesen,
So mot dat yummer endlyk weſen
Eynes wulves lever van ſeven yaren;
Here, hiran moghe gy nicht ſparen,
De ſchole gy eten, efte gy ſynt doet;
Wente yuwe water toget al bloet,
Dar haſtet mede vor alle dynck.
De Wulff ſtunt mede in deme rynck,
He horde vaſt to, yd hagede eme nicht.
Yuwe vader ſprak, des ſyd berycht,
Horet, Her Wulff, ſchal ick ghenesen,
So mot yd yuwe lever weſen.
De Wulff ſprak: Here, ick ſegget vorwar,
Ick byn noch nicht olt vyff yar.
Do ſprak myn vader: yd helpet nicht, neen,
Ick wylt wol an der lever ſeen.
Do moſte de Wulff tor koken ghan,
Un de lever wart eme uthghedan.
De Konnynck ath ſe, un ghenas
Van aller Kranckheyt, de in eme was;
Un danckede des ſere myneme vader,
Un ghebodt ſyneme ghesynde alle gader:
Dat eyn yslyck mynen vader Docter hethe,
Un dyt nemand by ſyneme lyve lethe.
Sus moſte myn vader to allen tyden
Ghan to des Konnynges rechter ſyden
Ok gaff em yuwe vader, ſo ick wol weet,
Eyn guldene ſpan, un eyn root beret.
Dat moſte he dragen vor alle den heren,
De en alle helden in groten eren,
Un deden eme ere to allen dagen:
Men nywe my is dat nu ummeſlagen.
Men dencket nu nicht mynes vaders döget;
De ghyrygen ſchelke werden nu vorhöget,
Eghene nutte un ghewyn wert nu betracht,
Men rechte un wyſheyt men kleine nu acht
Wer eyn ſerleman wert eyn Here,
Dar ghevt yd over de armen ſere.

Krycht he denne grote macht,
So weet he ſulven nicht, weme he ſlacht;
Dencket nicht, van wannen he ſo ghekomen,
Men ſyn gaven verdel un vromen
Dat ghevt vort in al êreme ſpele,
Deſſer ſynt nu by den Heren vele.
Sodane heren ok nemandes bede,
Dar en volge denne de gyfte mede.
Ere menynge is meyſt, bryngêt men heer!
Dyt vort erſten, un denne noch meer.
Deſſer ghyrygen Wulve der is vele,
Se pryſen vor ſyck de beſten merſele,
Konden ſe redden myt klenen ſaken
Eres Heren levent, dat ſcholde ſyck nicht makk.
Deſſe Wulff wolde ok nicht entberen
Syne leveren to gheven ſyneme Heren!
Noch ſeghe ick lever, wyl gy yd horen,
Dat twyntich Wulve er lyff verloren,
Wan dat de Konnynck, efte ſyn wyff
Icht ſcholden verleſen ere lyff:
Und yd were ok mynre ſchade:
Wente, wat dar kumpt van quadem ſade
Schal ſelden ſynes danckes doen döget.
Her Konnynck, dyt ſchach in yuwer yöget,
Dyt weet yck vorware un encket,
Dat gy dyt alle nicht en dencket:
Men ick weet yd wol, al myt eyn,
Ghelyck efte yd gyſteren were ſcheen.
Deſſe Yſterye, un dyt Gheſchichte
Was up deme Spegel ock angherycht,
Myt eddelen Steynen, un myt Golde,
So myn Vader dat hebben wolde.
Mochte ik den Spegel wedder upvragen
Dar wolde ick lyff un gud umme wagen!

Dat dryttaynte Capittel.

Noch wo Reyncke ſpryckt bedrechlyke worde, darmyt he ſik ſulven entſchuldiget, un andere belaſtet, un is, wo de Wulff un Vos to ſamende vengen eyn Swyn un eyn Kalff.

De Konnynck ſprack: Reynke, de Werde
Hebbe ick verſtan un wol ghehord.
Was yuwe vader ſo verhöget,
Un dede he hir alſodane döget,
Des mach lange ſyn, ick dencke des nicht,
Ok is my dat nicht eer bericht.
Men yuwer ſake der weet ick vele,
Wente ghy ſynt vaken mede in dem ſpele.
So men vaken hyr van yw ſecht:
Deen ſe yw dan dat myt unrechte,
Dat is quad yo toveren,
Mochte ick ok gud van yw horen!
Neen, dat en ſchüd nicht vaken.
Here, ick antworde to den ſaken,
Sprack Reyncke: wente ſe my anghaen,
Ick hebbe yu ſulven gud ghedaen:
Nycht, dat ick yw do ycht verwyd,
Wente ick bin ſchuldych te allertyd
Doch yw to doen, al wes ick mach.
Ghedencket yw nicht, wo yd eyns geſchach,
Dat ick un de Wulff, Her Yſegrym,
Hadden teſamende ghevangen eyn Swyn,
Do yd reep, dette wy yd doet.
Gy quemen to uns, gy klageden yuwe noet:
Gy ſpreken, yuwe Vrouwe queme dar achter,
Hadde yw wat ſpyſ, ſo werde yd ſachter.
Ghevet uns mede van yuweme ghewinne.
Ja, ſprack Yſegrym binnen deme Kinne,
So dat men dat nauwe vorſtunt.
Men ick ſprack: Here, yd ys yw wol ghegunt,
Ja weren der Swyne ock vele:
Wene duncket yo, de uns dyt dele?
Dat ſchal de Wulff, ſo ſpreke gy do,
Deſſes was Yſegrym ſeer vro.
He delede do na ſyner olden ſede,
Men dar en was nicht vele ſchemede mede.
Eyn verdel gaff he yw, dat ander yuwer Vrouwen,
De anderen helffte begunde he to kouwen.
He ath ſo ghyrygen utermaten;
Men de oren myt den neſegaten,
Un halff de lungen, dyt gaff he my:
Dat ander behelt he al; dyt ſeghe gy.
Sus toghede he ſyne eddelheyt, ſo gy wetten.
Doch de gy yuwe deel hadden upghegetten,
Dyt weet ick wol, gy weren noch nicht ſath:
Dyt ſach de Wulff wol, men he ath,
Un boet yw nicht, noch kleyn noch grod.
Doch krech he van yu eynen ſlod
Van yuwen poten twyſſchen de oren,
So dat em dat fel moſte ſcheren.
He blodde, un krech grote bulen,
Un leep wech mit gretem hulen.
Gy repen eme na, kum wedder her,
Un ſcheme dy nie eyn ander tyd meer.

Iſſet,

Jſſet, datu dy ek nicht enſchameſt,
Un myt deme delende dat anders rameſt,
So wyl ick dy anders wylkomen heten,
Gha haſtygen, hale uns meer to eten.
Do ſprack ick. Here, ghebede gy dat,
So gha ick myt em, ick weet wol wat.
Here, gy ſpreken, ja, gha myt em,
Do dele ſyk Iſegrym ſeer unbequem,
He dedde, he ankede, he kende vele klagen,
Sus ghynge wy echt teſamende jagen.
Eyn veth Kalff vengen wy, dat gy wol mochtet,
De lachede gy ſeer, alſe wy dat brochten.
Gy ſpreken do, un loveden my groet,
It were gud uthgeſent ter noet.
Gy ſpreken, ik ſcholde delen dat Kalff.
Ick ſprack, Here, yd is juwe rede halff,
De andere helfte der Konnyngynnen:
Se wat denne is dar enbynnen,
Dat herte, de lever myt der lungen,
Dyt deel horet to juwen jungen.
My höret to de veer vöte,
Un Iſegrym dat hövet, wente dat is ſöte.
Alſe gy dyt horden, ſpreke gy do:
Reynke, we lerde dy delen alſo,
So rechte hoveſchlyke, laet my verſtaen?
Ik ſprack, Here, dat heft ghedaen
Deſſe, deme ſo root is de kop,
Un deme ſo bledich is de top.
Wente huden, do Iſegrym delede dat verken,
Darby beghunde ick do to merken,
Un lerde do den rechten ſyn,
Wo men ſuke ſchal delen Kalff efte Swyn.
Sus kreech Iſegrym, de ghyrnyghe dwas,
Schaden un ſchande vor ſynen vras.
Wo vele vynt men noch ſodane Wulve,
De alle daghe druken dat ſulve,
Un ere underſaten verſlynten.
Se ſparen nicht, wor ſe de vynden:
Alwor eyn Wulff ſus overmach,
Des wolvart leucht eynem ummeſchlach.
Eyn Wulff ſparet nicht vleſch noch blot.
Wee em, de en ſodygen med!
Wee der ſtad un deme lande,
Dar Wülfe kryghen de overen hande!
Seet, Her Konnynck, gnedige Here,
Sodane ere, un der noch mere,
De hebbe gy to mannygen ſtunden
Vaken un vele by my ghevunden.
Wes ick hebbe, un mach gewynnen,
Is alle juwe un der Konnyngynnen.
Dat ſy weynych efte vele,
Ja, dat meyſte is al juwe dele.
Dencke gy des Kalves un Verken,
So moge gy wol de warheyt merken;
By weme de rechte truwe mach ſyn,
By Reynken, efte by Iſegrym.
Nu is de Wulff ſeer verheghet,
Un is by juw de groteſte voget,
Nycht menet he juwe vordel,
Men ſyn eghen achtet he beyde halff un heel.
He, un Brun, hebben nu dat werk,
Men Reyncken ſake wert nede ghekeert.
Here, yd is war, ick byn verklaget,
Ik mod dar dorch, yd mod ſyn ghewaget.
Is hir to hove yennych man,
De my de ſake overtügen kan;
De keme myt den tüghen ter ſprake,
Un klaghe hir eyne vaſte ſake,
Un ſette by, nicht na, men vor,
By verluſt des gudes, efte eyn or,
Efte ſyn lyff gegen myn to verleſen;
Sodanen recht plecht hir to weſen.
Here, alle deſſe ſake, der nu gheſecht,
De ſette ick by my in dyt recht

Dat veertaynte Capittel.

Wo de Konninck ghefachtmodyget wart over Reynken, un lövede eme ſyner logen, un nam en echt to gnaden.

De Konnynk ſprack: wo deme ok ſy,
Deme rechte ſchal men vallen by:
Nemande do ick yeghen recht.
Jd is war, Reynke, du byſt beſecht,
Dat du weereſt van Lampen dode,
Wente ick verlos Lampen node.
Vorwar ick hadde Lampen leff:
Do Belyn dat myt eme dreff,
He brachte uns hyr ſyn hövet,
Ick bedrövede my meer, wan yennich lövet.
Is yemant, de nu wyl meer
Klagen over Reynken, de keme her;
Deſſe ſake, de hyr up em is gheſecht,
De lathe ick ſtaen up eyn recht.
Wente Reynke is des by my gebleven,
Myne ſake wyl ick eme vorgheven.
Doch eft yemant welke tüghe brochte,
De warafftich ſyn, van gudeme rechte,

De kemen vort, ſo hir is gheſecht,
Un gheven ſyck her myt Reynken int recht.
Reyncke ſprak: Gnedyghe Here,
Jck dancke yw ſeer yuwer ere,
Dat gy yw nicht laten verdreten,
Un wyllen my rechtes laten gheneten.
Jck ſegget by myneme ſwaren eyde:
Do Lampe myt Bellyne van my ſcheyde,
Do dede my dat herte ſo wee,
Wente ick hadde ſeer leeff deſſe twey.
Nycht wuſte ick, dat my vorhelt deſſe neet,
Efte dat Lampen ſo na was ſyn deet.
Sus konte Reyncke de word ſtofferen,
So dat alle, de dar weren,
Meneden, he ſprecke ane beraet:
Wente he hadde ernſtaftig ghelaet
Van den kleynoden in ſynen werden:
So dat alle, de dyt herden,
Meneden ok, dat he waer ſaede,
Un ſprecken en int deſſe to frede.
Sus makede he deme Konnynge wes vroet:
Wente deme Konnynge de ſyn ſeer ſteet
Na den kleynöden, de Reyncke myt berathe
So greet hadde lovet boven mathe.
Hirumme de Konnynck to Reyncken ſede:
Reyncke, weſet men to frede,
Gy ſcholen reyſen un yagen:
Konde gy de kleynöde upvragen,
Myne hulpe ſchal yw ſyn bereyt,
Kene gy upvragen darvan beſcheyt.
Reyncke ſprak: eddele Here,
Jck dancke yuwer eddelicheit ſere,
Dat gy my gheven troſtlyke werde:
Jw behord to ſtraffen roeff un mord,
De leyder darumme is gheſcheen.
Jck mod myt ſlyte darna ſeen,
Un wyl ok reyſen nacht un dach
Myt hulpe, al de ick bydden mach.
Kryghe ick to wetten, wor ſe ſyn,
Un eft alleyne de hulpe myn
Were to ſwack, dat ick nicht enmochte
Buſſenbryngen de macht, dat ick ſe brochte
To yuwen gnaden, wente ſe ſyn yuwe;
Dat ick denne mochte myt gantzer truwe
Hülpe ſöken, efte yd were van noden,
By yw umme de Klynoden,
Un mochte ſe yw bringen tor hant,
Denne were myn vlyd noch wol bewant.
Dyt was deme Konnynge al wol mede,
He vulborde Reynken up al de rede,
Wo doch Reynke en heft bedrogen,
Un myt groten logen vorghelogen,
Un heft em eyne waſſene neſe angeſath.
Al de dar weren, löveden ok dat:
He hadde en de oren vulgheſchlagen,
So dat he mochte al ſunder vragen
Ghan efte reyſen, wor he wolde.
Men Jſegrim wuſte nicht, wat he ſchelde,
He wart tornich un myſmodich ſeer,
Un ſprack: Her Konnynck, eddel Heer,
Löve gy Reynken echt up dat nye,
De yw lortes verloch twye efte drye?
Wunder ysset, dat gy eme lövet,
Deme loſen ſchalke, de yw vordövet,
De yw wyſſe, un uns alle, bedrucht.
Spryckt ſelden war, men alletyd lucht.
Here, ick late en ſo noch nicht theen,
Gy ſchelen yd horen un ſeen,
Dat he is ein valſchen droch.
Jck weet dree grote ſake noch.
Der he my nicht wol kan entghan,
Scholde ick eynen kamp ok myt eme ſlan.
Jt is war, hyr is yo gheſecht,
Men ſchal eme overtügen myt recht.
Ja, mach he hebben ſe langen dach,
So deyt he vort, al wat he mach.
Kan men alletyd dar tüghe by nemen,
So mach men vaſte ſus laten betemen,
Bedregen den eynen na, den anderen vor,
Nemant is, de yegen em ſprecken dor,
Edder de yegen em dor ſprecken eyn word:
Men ſyne ſake gheyt alletyd vort,
He is darto ok nemandes vrunt,
Nicht yw, efte den yuwen, to neyner ſtunt.
Nicht ſchal he von hyr wyken, efte ghan,
He ſchal my hyr to rechte ſtan.

Ende des drydden Boeks.

Hir

Hir beghynnet dat verde Boek van Reynken dem Voſſe.

Eyne Vorrede over dat verde Boek.

In deſſem verden Boeke leret de lerer unde dichter deſſes Boekes vele ſchener lere. Un ghelyck alſe hirvor in dem Boeke vele ins gheſecht, van dem weghe der rechtferdicheyt, un dat eyn ankleger eyner ſake myt nothaſtygen tüghen beſt kan vortghan in der klage, un ſo kumpt yd vaken, dat eyn, de de wert beſecht, dat eme nicht wert na gheghan myt tügen, edder dat men nicht up en tügen kan. Un ſo plach men oldynges de warheyt un de rechtferdycheyt to beſchermen myt eyneme Kampe. Un ſo alſe in den höven der Heren de ghyrygen up de eyne ſyden, un de loſen up der anderen ſyden tegen malkander ſyn, un theen ſyck, umme de overen hant to hebben: ſo wyl de poete nu bewyſen in deſſem veerden Boeke de wyſe un dat recht van Kempende, un wo de wyßheyt de ghyrycheyt vorwynt; dat hyr wert utghelecht myt fabelen un myt velen ſchonen leren, ſo alſo alletyd in den höven der Heren groet nyd un hath is twyſchen den ghyrygen un den loſen. Alſus wert hyr vorghebracht de ghyrige Wulff, un de loſe Voß, un ſo alſmen nicht lychtlyken overſpel efte ebrekerye betügen kan, un de loſe vaken deme ghyrygen untruwe dept in deme dele des ebrokes: ſus ſo beghynt hir de dychter dyt verde Boek van deme ghyrygen, de over den loſen klaget, un beſchuldiget ene myt ebroke. Hyr wert ok bewyſet, dat deſſe ſunde, alſe ebrekerye, is in groten ſorgen un varlycheyden, un mod darthò vele yammers, vorvolgynge lyden, alſe hyr de Wulfynne leet, ok Reynke mede hyr to rechte ſtan mod. Dat dyt war is, betüget de hylge ſchrift van Davyde, de Gode leef was, un vel in ſunde der ebrekerye; dat he doch alle ſyne dage ruwe un bothe vor dede, un denne noch umme der ſulven ſunde wyllen grote vervolgynge moſte lyden. Ok ſecht de lerer ſunte Auguſtynus, veer latynyſche verſche, de hyr na volgen:

Quattuor his caſibus dubio ſine cadet adulter:
Nam vel pauper erit, vel morte mala morietur,
Vel cadet infamia, qua debet carcere vinci,
Aut aliquod membrum letali vulnere perdet.

Dat erſte Capittel

Wo Yſegrym, de Wulff, echt klaget over Reynken den Voß.

Iſegrym, de Wulff, klagede echt:
He ſprack: Here Konynck, vorſtat my recht,
Reynke is eyn loſen drech:
So was he to var, ſo is he noch
He ſteyt, un verſprecke myn gantze geſchlecht,
Ja, alle ſchande he van my ſecht,
He heft my vele ſchande ghedan,
Un myneme wyve to voren an.
He brachte ſe eyns by eynen dyck,
Un heeth ſe waden in den ſlyck,
He ſprack: welde ſe vele vyſche vangen,
Se ſcholde den ſtart int water hangen,
Dar ſcholden ſo vele vyſche ane bitten,
Se ſcholde ſe ſulff verde nycht konnen eten

Dar ghynck ſe waden, un ſe ſchwam
So langhe, dat ſe to dem ende quam:
Dar was yd wol deep, men doch nicht myn,
Dar heeth he den ſtert er hengen in.
De wynter was kolt, un yd vreß ſeer,
So langhe dat ſe nicht konde holen meer;
Wente de ſtart er ſo hart bevreß.
Se toch faſt, men ſe en wart nicht loß.
Jt, do er de ſtart wart ſo ſwar,
Se menede, yd vyſche weren weſt vorwar.
Do Reynke dyt ſach, deſſe quade deff,
Dat der ick nicht ſeggen, wes he do dref,
Wêre he gynck to, un vorweldygede myn wyff;
My, efte em, ſchal dyt koſten dat lyff.
Deſſes vorſaket he nicht, wo yd ok ghaet,
Wente ick vant en up der ſchynbaren daet,
Do ick denſulven wech van unſchycht
Un deme Ambergade gynck in de gherycht.
Se reep lude, de arme Dern,
Se ſtunt ſo faſt, ſe konde ſyck nicht wern.
Do ick dat ſach, un ok horde,
Wunder yſſet, dat myn herte nicht toſcherde.
Jck ſprack: Reyncke, wat deyſtu dar?
Ja, do he myner ward ghewar,
Do ghynck he lopen ſyne ſtrate.
Do ghynck ick to mit drovygem ghelate,
Un moſte in deme ſlyke depe waden,
Un in deme kolden water baden,
Eer ick dat yß konde tobreken,
Un er den ſtert daruth halp trecken.
Doch was yd noch yo nicht to lucken,
Do ſe den ſtert uth wolde rucken,
Bleff in den yſe dat verde deel.
Se reep van wedagen, ya dat was veel,
So lude, dat de Buren uthquemen,
Un uns dat in deme dyke vornemen.
Ja, dar ghynck yd do an eyn repen,
Se quemen ſo wertelyck up uns lepen
Myt peken, myt exen, un myt ſtecken,
Ok quemen de wyve myt den wocken.
Dar reep men, vang, werp, ſteck, ſla to!
Jck en krech ne meer angſt dan do.
Dat ſulve ſecht ok Ghyremod, myn wyff,
Nauwe brochte wy wech dat lyff.
Wy lepen, dat uns dat ſweet uthbrack.
Dar was eyn Lodder, de na uns ſtack,
Myt eyneme peke grot un lanck,
Deſſe dede uns den meyſten dwanck:
Wente he was ſtarck un lycht to voet,
Yd was avent, un de nacht anſtoet,
Anders were wy ſeker doet ghebleven.
Dar lepen de wyve, als olde teven,
Se repen, wy hadden ere Schape betten!
Och de hadden uns ſo gerne ſmetten:
Se repen uns na alle ſchande,
Do lepe wy wedder van deme lande
Na deme water, dar ſtunt vele beſen,
Dar moſten de bure uns do vorleſen,
Un dorſten by nachte nicht navolgen.
Do kereden ſe wedder ſeer vorbolgen,
Yd was ſo nauwe, dat wy entghyngen.
Leet Heere, dyt is van leetlyken dyngen,
Dyt is vorweldynge, mord myt vorrade,
Un horet yw to ſtrafen ane alle gnade.

Dat andere Capittel.

Wo Reyncke ſyck vorantwordet echt yegen Yſegrym, den Wulff, un wo he echt de Wulfynne to plaſſe bracht in den ſoet, eyne mercklycke fabele.

De Konnynck ſprack to deſſer klacht,
De Yſegrym Reynken hyr tolacht:
Dar wyl wy over holden recht,
Doch wyl ick horen, wat Reynke ſecht.
Reynke ſprack: wan dyt war were,
Dat were tona myner ere,
God vorbed et, dat man yd ſo vunde.
Yd is war, ick wyſede er to eyner ſtunde,
Wo ſe vyſſche ſcholden vaen,
Un eynen guden wech over gaen,
To deme watere in by den dyck:
Men ſe leep darna ſo ghyrychlyck,
Upbat ſe dar draden mochte komen,
Do ſe de vyſche horde nomen.
Se en helt nicht den wech noch de wyſe,
Ok dat ſe bevroß in deme yſe,
Was de ſchult, dat ſe to lange ſath.
Der vyſſche hadde ſe ſachte en noch gehat,
Hadde ſe bytyden upghetogen:
Men ſe wolde ſyck ſo nicht laten nogen.
Altovele begheren wes newerlde gud,
Ja, deſulve vaken myſſen mod,
Wen ſyn unghemôthe darhen ſteyt,
Un krycht den gheyſt der ghyrychheyt;
De is mit velen ſorgen beladen,
Wente nemant kan den ghyrygen ſaden.
So ghynck yd ok vrouwen Ghyremod,
Do ſe alſus bevroren ſtod.

Dyt iſ nu myn danck to beſſer ſtunde,
Dat ick er do halp al dat ick konde,
Dar ſe alſus ſtunt bevroren,
Un ick ſe daruth wolde boren,
Men yd was vorgheves, ſe was to ſwar.
Do quam Yſegrym van unſchichte dar,
An deme över, dar he ſtunt beven,
He vlokede meer, dan yemant mach loven.
Jd iſ yo war, dat ick verſchrack,
Do he alſus deſſe ſeghenynge ſprak,
Ja, nicht eyns, men twye, efte drye,
He vlokede my darto de perpelſye.
He beghunde van verne ok lude to ropen,
Do dachte ick vorwar, nu mod ick lopen.
Better ghelopen, wan vorvulen.
My dochte darto nicht lenger to ſchulen.
He dede; wo he my wolde tergen
Jd iſ war, wor ſyck twey hunde byten
Umme eynen knoken, eyn mod vorleſen:
Darumme duchte my dat beſte weſen,
Dat ick wolde wyken ſyneme torn,
Wente ſyn ghemöthe was vortorn.
He was ſeer gram, ſo iſ he noch,
Secht he anders, he lucht alſe eyn droch.
Vraget des ſulven ſyneme wyve,
Wat hebbe ick todonde myt deme Keyve?
Seet Here, alſe he do des wart wyß,
Dat ſe bevroren ſtund in deme yſ,
He ſchalt, he vlokede over luth,
Un ghynck do to, un halp er uth.
Dat ſulve, dat he ok hyr klaget,
Dat en de buren hebben ghevaget,
Ja, dat dede en beyden ſeer gud,
Un makede en beden warm dat blod:
Wente ſe weren in deme yſe vorvroren,
Wat ſchal men hyr lenger na horen?
Jd iſ tomalen eyne grote untucht,
De alſus ſyn eygen Wyff betucht.
Se iſ yo hyr, men mag ſe vragen,
Were yd ſo, ya, ſe wolde wol klagen.
Ick bydde umme vryſt eyne weken,
Dat ick mit vrunden moge ſpreken,
Dat ich my berade umme dyt ſulve,
Wat ick antworden moge deme Wulve.
Do ſprach Ghyremod, des Wulves wyf:
Seet, Reynke Voß, all yuwe bedryff
Iſ ſchalckheyt, un böverye,
Lagen, dregen, un tuſcherye.
Ya, de yuwen worden gruntlyck lövet,
De wert ghewyſſe int leſte bedrövet.
Yuwe worde ſyn loß un werwern,
Dat vant ick alſe by deme born,
Dar de twey ammere hengeden an.
Gy weren in eynen ſpetten ghan,
Dar were gy mede nedder ghedreven,
Nicht konde gy ſulven yw daruth heven.
Gy kermeden ſeer, dyt was by nacht.
Ick ſprack, we heft yw hyrin ghebracht?
Do ick yw horde in deme putte,
Do ſpreke gy wedder, yd were my nutte:
Ick ſcholde in den anderen ammer ſtygen,
Ja, ick ſcholde denne vyſſche de vulle krygen.
In untyd quam ick den ſulven wech dar,
Ick meende, gy hadden ghesprocken war.
Gy ſworen eynen eyd by yuer ſele,
Gy hadden der vyſſche geten ſo vele,
Dat yw darvan we dede dat lyff:
Des lövede ick yw, ick dulle wyff.
Ick ſtech in den ammer, do gynck he nedder,
Dar gy in ſeten, ghynck upwert wedder,
Dat wunderde my, dat yd ghynck alſo:
Ick ſprack to yw: wo ghenk dyt to?
Darup ſpreke gy to my wedder:
Alſus ghenk de werlt up un nedder.
Dat iſ nu ſo de werlde lope,
So ghenk yd ok uns beden tohope:
De eyne vornedderet, de ander vorhöget,
Darna eyn yſlyck heft vele döget.
So iß nu der werlde ſtate.
Do ſprungde gy up, un lepen yuwe ſtrate;
Ick bleff dar ſitten den gantzen dach,
Darto entfenck ick mannyghen ſlach,
Eer dat ick konde kamen van dar:
Wente twey buren werden myner ghewar,
Ick ſath dar hungerych un bedrövet
In grötterem angſte, wan yemmich lövet.
Dyt [illegible] moſte ick daruth luren.
Do ſpreken under ſyck deſulven twey buren:
Su, hyr ſyt de nedden in deme ammer,
De yo to kyvende plecht unſe lammer.
De eyne ſprack, hale ene up hyr boven,
Ick wyl ſeen, ſan ick ene töven,
Hyr ſchal he nu betalen de lammer:
Wo he my tövede, dat was groet yammer.
Dat kreech ick ſlach over ſlach:
Neverlde hadde ick drovygeren dach:
Doch entquam ick noch mit leſte.
Reynke ſprack, dat was yuwe beſte,
Dat gy dar werden wol geſlagen.
Ick konde de ſlege ſo wol nicht dragen,
Un unſer eyn moſte ſe yummer lyden,
So was yd gheſchapen to den tyden.
Den ſlegen konde wy beyde nicht entgahn,
Ick lerde yw ock, wolde ghy yd verſtan:
Dat iß, dat gy up eyne andere tyd
To beth up yuwe hoede ſyd,
Un nemande löven alto wol,
Wente de werlth iß der loſheyt vul.

Ja, ſprack Yſegrym, dat is war,
Dat weet ick van Reynken openbar.
Van eme hebbe ick den meyſten ſchaden,
Wo vaken heft he my verraden,
Dat ick noch nicht alle hebbe gheſecht.
Wy quemen eyns manck der Apen ſlechte,
In eynen berch in Saſſen lant,
Dar ick vyl na was gheſchant.
He heth my krepen in eyn hol,
Id was dar quad, dat wuſte he wol,
Hadde ick nicht bafluggen ſocht de dor,
Ick hadde dar ſeker ghelaten eyn or.
He heit de Apinnen vor ſyne medderen,
Dat ick der entquam, was eme to wedderen:
He wyſede my in er vule neſt,
Ick meende, dat hadde de helle geweſt.

Dat drydde Capittel.

Wo Reyncke ſpryckt van den Meer-Apen, efte Meer-Katten, wo he myt deme Wulve manckt de quam, noch eyne andere fabele.

Reynke ſprack to alle den Heren,
De myt em dar to hove weren:
Yſegrym is nicht al by ſynnen,
He ſpreckt nu van der Apynnen,
Syne werde ſynd nicht alſo klar.
Des is nu wol dryddehalff yar
Dat ick em volghede int lant to Saſſen,
Dar wyſede he den myt groteme braſſen.
Id is ghelegen, dat he dar ſecht,
Id weren van den Meerkatten ſlecht.
He ſecht unrechte my tewedderen,
Meerkatten en ſynt nicht myne medderen.
Vrouwe Rukenauwe, un Marten de Ape,
Deſſe is myn medder, un he myn pape.
He is Notaryus, he weet dat rechte.
Men dat Yſegrym hyr van Meerkatten ſecht,
Datſulve ſecht he my to hoon,
Myt den hebbe ick altes nicht to doen.
Se weren ok nü werlde myne gheſellen,
Se ſeen alſe de düvel uth der höllen.
Men dat ick de Meerkatten do medder heet,
Ja, dat dede ick alle umme gheneet:
Dar konde ick de nicht an vorleſen.
Sus lete ick ſe anders wol vorwreſen.

Dat veerde Capittel.

Wo Reinke den Wulff manck de Meerkatten bringet, dar he in grote varlicheyt ſynes lyves quam.

Seet Heren, wy gyngen buten den wegen,
Under dem berghe dar wy ſegen
Eyn duſter hol, deep un lanck,
Yſegrym was von hunger kranck.
Wente ick ſach en ne ſo ſath,
He hadde gerne meer ghehath;
Ick ſprack, dat hol, dat ick yw wyſe,
Id feyld nicht, gy vyndet dar ſpyſe.
De dar woner, dat ſchal nicht felen,
De mod wat ſpyſe myt uns delen.
Do ſprack Yſegrym, Reynke Oem,
Hyr wyl ick beyden under den boem,
Gy ſynt bequemer darto, wan ick.
Seet, ſus welde he my wyſen ynt ſtryck.
He ſprack, eft ick dar vunde to eten,
Dat ſcholde ick eme don te wetten.
Ick ghynck darin dorch eynen ghanck,
Dar vant ick eynen wech, krum un lanck:
De angſt, de my dar entſtunt,
Welde ick nicht umme twyntich punt
Noch eyns anghan, wente dar weren
So vele der ſulven leetlyken deren,
Kleine, grote, ok eyn deel Kynder,
Un weren derſulven Meerapen Kynder.
Wente de Meerapynne lach in deme neſt,
Ick meende yd were de düvel geweſt.
Se hadde eyen wyde munt un langhe tande,
Un langhe negele an vöten un handen,
Ok eynen langen ſtart anghefath:
Ick en ſach nü leetlyker dere dan dat!
De yungk weren ſwart, van ſeltzener manneren,
Ick meende, dat yd yunge düvele weren.
Se ſegen my ſeer grüwelyck an,
Ick dachte, och were ick wedder van dan!
Se was grotter, wan Yſegrym was,
Ere kynder weren elycke na dem ſulven pas.
Se legen dar in deme vulen hove,
Ick en ſach ne leetlyker prove
Beſlabbert wente ten oren to myt dreck,
Id ſtanck dar, alſe dat helſche peck.

De warheyt to ſeggen, wolde dar nicht denen,
Wente erer was vele, un ick allenen.
Ok weren ſe alle van enem ghelath,
Hyrumme vant ick eynen anderen rad.
Ick grotte ſe ſchone, dat ick nicht en meende,
Ick leet my duncken, wo ick ſe kende,
Ick het ſe medder, de kyndere myne magen:
Ick ſprack, God ſpare yw to langen dagen!
Dyt ſynt juwe kyndere? dat ſe ick wol.
Help! ſe behagen my over al.
Wo luſtych ſyn ſe, un wo ſchone!
Eyn yslyck mochte ſyn eynes Konnynges ſone.
Darumme mach ick yu wol loven myt rechte,
Dat gy alſus meren unſe ſlechte:
Grote vraude hadde my darvan ghekomen,
Hadde ick ghewetten van deſſen mynen omen:
Men mach yo to en tyden ter nod.
Ja, do ick er ſedane ere bod,
De ick doch ſeker nicht en mende,
Do dede ſe recht, wo ſe my kende.
Se heet my Om, un was ſeer vro,
Doch horet ſe my alles nicht to.
Nicht ſchadet my, dat ick ſe medder heet,
Wo wol my van angſt utbrack dat ſweet.
Se ſprack to my, Reynke vrunt,
Weſet wylkomen, ſyn gy ok ghesunt?
Yd is my eyne vraude alle tyd,
Dat ghy to my ghekomen ſyd.
Gy ſyn vroet, gy konnen wol leren,
Juwe Omkens helpen to den eren.
Seet, do ick alſodanes horde.
Dat vorbetterde ick myt eynem worde,
Darumme, dat ick ſe Medder heet,
Un ſparde to ſeggen de warheyt.
Gherne hadde ick geweſt van dan,
Do ſprack ſe, Om, gy ſchult nergen ghan,
Gy ſchelen erſt eten eyne gude malcyt.
Seet, do droch ſe my vor myt vlyd
So vele ſpyſe, de ick nicht alle kan nömen,
My wunderde, wo de dar was ghekomen.
Van herten, van hynden, un andere wyltbrath,
Ick nam tho my, un ath wol ſath.
Do ick was ſath, un hadde ghenoch,
Gaff ſe my en ſtücke, dat ick myt my droch:
Dat was eyn ſtucke van eyner hynde,
Dat ſcholde hebben myn wyff un ghesynde.
Seet, hyrmyt nam ick orloff van er:
Se ſprack, Reyncke, komet vaken her.
Dat lovede ick er, un ghynck wedder uth,
Wente yd en en was dar nicht ſeer gud:
Yd rock dar vaſte na der wegen,
Ick hadde vyl na den deet ghekregen.
Yd was noch gud, dat yk ſo vell,
Ick makede my to lopende ſnell.
To deme ghate ut, dar ick inquam,
Un do ick Yſegrym vernam.
He lach, un ſteende under den boom:
Ick ſprack, wo gheyt yd myt yw, Om?
He ſprack, nicht wol, ick mod vorderven,
My duncket, ick mod van hunger ſterven.
My entfermde ſeer ſynes ungheluckes,
Un gaff eme to eten dat ſulve ſtücke,
Dat my ghegeven was in deme hol;
He ath, ya, dat ſmeckede eme ſer wol:
Des wuſte he my de groten danck,
Al is de gunſt nu worden kranck.
Yſegrym ſprack, do he hadde getten;
Reyncke Om, latet my wetten,
We is de, de wonet in deme hol?
Wo yſſet dar gheſchapen, övel efte wol?
Do ſprack ick war, un lovede em dat beſt;
Ick ſede, dar is eyn ſeer ruel neſt,
Doch ſpyſe der is dar vele
Wyl gy, dat men de myt yw dele;
*Se gaet daryn, un ſeet,
Da gy nicht ſeggen de warheyt.
Warheyt to ſpreken mote gy dat ſparen,
Yſſet, dat gy wol wyllen varen.
De warheyt alletyd ſpreken wyl,
Mod ok lyden vorvolgynge vyl,
Mod ok vaken buten ſtalen,
Wan de anderen in de herberge ghan.
Ick heet eme ghan in dat hol.
He ſcholde werden entfangen wol.
Wat he dar ſeghe, ſcholde he leveren
Spreken, dat ſe gern wolden horen.
Seet, Here Her Konnynck, dyt was de werd,
So ick en lerede, do ghynck he vort,
Un dede dyt al entyegen.
Hefft de dar wes over ghekregen,
Dat is vorwar ſyn eghene ſchade,
Wente he volgede nicht mynem rade
De groven plumpen, wo ſe ok ſyn,
Dar en wyl nene wyſheyt in;
Up wyſheyt achten ſe nicht to grunde,
Darumme haten ſe ſubtyle funde,
Wente ſe ſuleen de nicht vorſtan.
Ick leerde Yſegryme to voren an,
Wolde he ſyck vor ſchaden waren,
So moſte he dar de warheyt ſparen.
He antwerde my, he wüſte dat wol,
Myt des ghynck he in dat hol.
Dar vant he ſytten de Meerapen,
De alſe de düvel was gheſchapen
Myt eren Kyndern; he vorverde ſyck ſeer.
He reep, help! wat leetlyker deer:
Synt dyt alle juwe jungen?
Edder ſynt ſe uth der hellen entſprungen?

Ghaet, vorbrenckt ſe, dat is rad!
Wat dêſe var ſchal dyt quade ſad?
Herden ſe my, ick wolde ſe hangen.
Men mochte junge düvele hyr mede vangen,
Wan men ſe brochte up eyn moor,
Un bünde ſe dar up dat roor:
Wo rechte leetlyk ſynt ſe ſchapen,
Dyt mogen wol heten Moeapen,
De Meerkatte ſprack altehant,
Welck düvel heft yu boden ghesant?
Wat heffe gy my hyr to affen?
Efte wat hebbe gy hyr to ſchaffen?
Synt ſe eyſlyck, efte ſchon,
Wat hebbe gy datmede to don?
Reynke Voß, de is doch klek,
De was hyr büden by uns ok,
He ſprack, dat deſſe myne kynder weren
Schone, ſedych, un guderteren;
He heelt ſe vor ſyne geborne vrunde,
Des is nicht meer dan eyne ſtunde.
Hagen ſe yw nicht, ſo ſe eme deden,
Hyr en heft yw yo nemant ghebeden.
Dat ſegge ick yw Yſegrym, wylle gy yd weten.
Do eſſchede Yſegrym van er to eten.
He ſprack, langet heer, edder ick helpe yw ſöken!
Jd helpet my beth wan deſſen ſpöken:
He welde er ſpyſe nemen myt macht,
Do krech he, dat em was ghedacht.
Se ſpranck up en, un beeth
Myt eren negelen, reet un ſpleeth;
Ere Kynder deden des ghelyk,
Se betten, ſe kleveden grawychlyck.
He begunde to hulen un to repen,
Dat blod quam over ſyne wangen lopen,
He ſatte ſyck ok nicht ter were,
Un leep wedder uth haſtygen fere.
Do ick ene ſach, he was tobetten,
Tokleyet, toſpletten un toretten.
Eme was ghekneyen mannych ghat,
Umme dat hövet was he van blode nat.
Eyn or hadden ſe eme ghepluckt,
Ja to degen hadden ſe ene gheruckt.
Ick vragede en, do ick en ſo ſach tokleyt,
Efte he hadde ſpreken de warheyt?
He ſprack, ick ſede, alſe ick yd dar vant.
De leethinke teve heft my gheſchant:
Were ſe hyr buten, ſe ſcholdet betalen!
Wo duncket yw, Reynke, ere kynder tomalen?
Wo ſlym ſe ſyn, wo eſlyck ſe ſeen!
Do ick dat ſede, do was yd geſcheen,
Do vant ick by er nene gnade,
In unvyd quam ick dar to bade.
Do ſprack ick wedder, ſy gy vorkert!
Alſus en hebbe ick yw nicht ghelerd,
Gy ſcholden hebben ſecht, horet my nu,
Leve Medder, wo gheyt yd yw,
Un juwen ſchönen kynderen ghemeyn?
Se ſynt myne neven, grot un kleyn.
Do ſprack Yſegrym to my wedder:
Eer ick ſe wolde hebben Medder,
Un ere kyndere myne neven,
Ick welde ſe eer deme düvele gheven.
Erer vruntſchop hebbe ick neen ghebrack,
Jd is dat alder ſlymmeſte pack.
Seet, umme dyt Yſegrym entfenck
Sodanen payment, alſe dar ghynck.
Here Her Konnynck, merket un ſeet,
Secht he nicht unrechte, dat ick en vorkeet.
Vraget ene ſulven, eft yd nicht ſo was,
Wente he was do dar mede uppet ſulve pas.

Dat vyfte Capittel.

Wo Yſegrym Reyncken nicht konde vorwynnen myt nener klage, wente Reyncke brachte dar al entyegen ſyne practyken, ſyck to entſchuldygen, do boet Yſegrym Reynken eynen hantſchen un eſſchede en to kampe. Dyt was oldynges de wyſe, wan eyn den anderen to kampe eſſchede, ſo boet he em eynen hantſchen.

Yſegrym ſprack wedder an:
Wylle wy na dem ende ſlan,
Wat wylle wy ſus allentyd kyven,
De rechte heft, ſchal wol richtich blyven.
Reynke, gy ſcholen krygen den kamp,
Ick wyl myt yw ſlan eynen kamp.
Hebbe gy dan rechte, dat vynd gy wol,
Gy ſpreken hyr van der apen hol,

Wo ick dar was in hunger greet,
Un gy my brachten ſpyſe in noet.
Jd was men eyn knoke, wy gy ok wetten,
Dat vleſch hadde gy daraff ghegetten.
Gy ſpotten myner, dar ick ſta,
Un gy ſpreken myner eren to na.
Gy hebben mannych ſpottes word
Myt legen up my ghebracht hyr vord,
Wo ick deme Konnynge ſyn levent vorgunde,
Und wo ick na ſyneme lyve ſtunde.
Gy leveden deme Konnynge to wyſende eynen ſchat,
Men he heft des noch nicht lange ghehath.
Gy hebben myn wyff, de Wulfynnen,
Schendet, dat ſe nummer kan vorwynnen.
  Dyt is de ſake, de ick yw tye.
Wy wollen kempen umme ere un wye.
Ick eſſche yw to kampe to deſſer tyd,
Ick ſpreke, dat gy eyn vorreder un morder ſyd!
Ick wyl myt yw kempen lyff umme lyff,
Sus mach eyns endygen unſe kyff.
De uthbuth den kamp, dat is dat recht,
Eynen hantſchen deme anders to hende plecht,
Den hebbe gy hyr, nemet to yw,
Draden ſchal ſyck dat vynden nu.
Her Konnynck, un alle gy Heren ghemeyn,
Dyt hebbe gy gehoret, un gy mogent hyr ſeyn:
He ſchal nicht wyken uth deſſeme rechte,
Er deſſe kamp ſy nedder ghelecht.
  Do dachte Reynke in ſyneme mod,
Dyt wyl gelden lyff un gud!
He is greet, un ick byn kleen,
Were deſſe ſchantze nu verſeen,
So is myne lyff al verloren.
Doch hebbe ick wes vordel tovoren:
Nicht ſchal yd ghan na ſyneme wyllen,
Ick leet eme yo vore de klawen affvyllen.
Al is ſyn mod noch nicht ghekölet,
Ick hope, dat he yo datſulve noch völet.
Myt des ſprack Reynke tom Wulve wedder;
Yſegrym, gy ſynt ſulven eyn vorreder:
De ſake, de gy my hyr toleggen,
De leghe gy alle, wan gy de ſeggen.
Myt yw to kempen, dat mod ick wagen,
Darvor wyl ick ok nicht vorzagen.
Gy bryngen my, dar ick gherne were.
Dyt was allertyd myn begere.
Yſegrym lachte hyr, dat he ſechte,
Des ſette ick eyn pant hyr in dyt rechte.
  De Konnynck entfenck de pande do
Van Reynken, ok van Yſegryme darto,
Un ſprack, gy twey ſchult ſetten borgen,
Dat gy to kampe kemen morgen.
Gy ſynt in beyden parten verweren.
Men kan allertyd yuwe klachte nicht horen.
Yſegrymes borgen worden dare
Hyntze, de Kater, un Brun, de Bare
Moneke de yunge, Martenapens ſone,
Wart borgen vor Reyncken, un Grymbart de kone.

Dat ſeſte Capittel.

Wo de Ape Reyncken lerede, un andere ſyne vrunde de nacht over by eme bleven.

Do ſprack to Reynken de Apynne:
Reynke vrunt, weſet klock van ſynne,
Marten, myn Man, un uwe Oem,
De nu upghetogen is na Room;
De leerde my eyns eyn ghebeth
Dat de Abbet van Slukup heft gheſeth.
De Abbet hadde Marten leff.
Un gaff em dyt beth in eynen breff.
He ſprack, dat beth is gud allertyd,
Den, de ghan wyllen in den ſtryd:
Den ſchal men dyt beth overleſen,
Des morgens nochteren, ſo ſchal he weſen,
Des dages vry van aller noet,
Un is behodet vor den doet,
Denſulven dach, to allen ſtunden,
Nemant ſchal eme konnen wunden,
He wert van alleme quaden verloſt.
Hyrumme, Neve, hebbet guden troſt,
Ick wyl over yw leſen morgen,
So derve gy vor den doet nicht ſorgen.
  Reyncke ſprack: myn leve Medder,
Ick dancke yw ſeer, ick dencke des wedder.
Myne ſake is rechtferdych boven al,
Datſulve my meyſt helpen ſchal.
Reynckens vrunde, de nacht dar bleven,
Up dat ſe Reyncken de ſorge vordreven.

De Apynne, vrouwe Rukenouwe,
Was Reyncken gud, un ſeer truwe,
Se leet eme twyſſchen hövet un ſtart,
Un ok umme de borſt tom buke wert,
Syn har altomalen affſcheren,
Darto wol vetb myt olye ſmeren.
Reyncke was runt, vetb, un wolghevoet:
Se ſprack, Reyncke, ſeet, wat gy deet,
Høret na guder vrunde rad,
Dat deyt yw gud, un nummer quad.
Drynncket nu vele to deſſer tyd.
Un wan gy in den kreyt ghekomen ſyd,
Holdet juwe water ſo lange myt macht:
Men denne ſo weſet darup verdacht,
Pyſſet denne vul juwen ruwen ſtart,
Un ſlaet den Wulff umme ſynen bart.
Konne gy en in de oghen raken,
Gy werden ſyn gheſychte dyſter maken.
Datſulve mochte yw ſeer vromen,
Un eme to groteme hynder komen.
Dyt alle methe gy ſus wagen,
Un latet en erſten yw vuſte vagen,
Un gy ſchult lopen ſus yegen den wynt,
Dar men vele ſtoves un ſandes vynt;
Dat eme dat in de ogen moge weyen,
Denne ſchole gy yw van eme dreyen.
Dewyle he denne wyſſchet ſyne ogen,
So dencket juwe vordel, al dat gy moghen,
Ja, in ſyn angheſychte myt juwer piß:
He ſchal nicht wetten, wor he is.
Seet, Neeve, yd is nu ſo gheſchapen,
Gy ſchelen yw leggen nu to ſlapen,
Wy wyllen yw wecken, wan dat is tyd,
Erſt wyl ick over yw leſen myt vlyd
De hylgen worde, dar ick van ſede.
Myt des ſe de hand up em leyde,
Un ſprack: gaudo ſtarzi ſalphenio,
Casbu gorfoum as bulfrie.
Seet, Reyncke, nu ſynt gy wol vorward
So ſprack ock de Greevynck, Grymbard.
Sus brachten ſe en tor rauweſtede,
Darſulveſt ſyck Reyncke ſlapen leyde.
He ſleep, wente dat de ſunne upghynck,
Do quam de Otter, un de Greevynck,
Se weckeden Reyncken ſamtliken beyde:
Se ſprecken, dat he ſyck wol bereyde.
De Otter gaff em eynen antſogel junck,
He ſprack, ick ſpranck darna mannygen ſprunck,
Eer ick den eyneme vögheler nam,
By Honrebroet, recht an deme dam:
Den ſchole gy ethen, leve vedder!
Dat is gude handgyfft, ſprack Reyncke wedder,
Vorſmade ick dat, ſo were ick ſotb:
Dat gy myner dencken, dat lone yw God.
Reyncke ath wol, un dranck ok to,
Un ghynck myt ſynen vrunden do
In den kreyt un up den plan,
Dar men den kamp ſcholde ſlan.

Dat ſevende Capittel.

Wo Yſegrym un Reynke beyde to kampe quemen, un wat ſe beyden vor eyde ſworen up malckander.

Alſe de Konnynck Reyncken vornam,
Dat he ſo beſcheren quam,
Dat men ene ſo to kreyte brochte,
He lachede ſyner, al dat he mochte,
He ſach en alſus vetb gheſmeret;
Un ſprack, o Voß, we heft dy dat gheleret?
Du machſt wol heten, Reyncke Voß:
Du byſt en altomalen to loß!
In allen erden weſt du eyn hol.
Wyl yd dy nu helpen, dat vynſtu wol.
Reyncke neech deme Konnynge ſere,
Un bod ok der Konnyghynnen ere.
He wyſede ſyck, to weſen wolghemoyt,
Un ſpranck myt des in den kreyt.
Dar was de Wulff myt ſynen vrunden,
De alle Reyncken des quades gunden:
Se ſprecken mannich vorbolgen wort,
De kreytwarders brochten de hylgen vord,
Dat was de Lupart un de Loß,
Dar moſte ſweren beyde Wulff und Voß,
Umme wat ſe dar quemen in den kreyt.
De Wulff de ſwor den erſten eyt;
He ſwor, dat Reyncke were eyn vorreder,
Eyn deff, eyn morder, eyn myßdeder,
Eyn ebreker, un eyn valſch ketyff,
Dyt gylt uns beyden lyff umme lyff.
Reyncke ſwor wedder in deme ſulven kreyt,
Dat de Wulf ſwore eynen falſchen eyt,

He ſwer ok, dat Yſegrym de Here,
Up em loghe, un unrechtych were,
He ſcholde nummer war maken den eyt.
Do ſpreken, de dar bewareden den ſtryt:
Heer, wat gy ſchuldych to donde ſyn,
De rechticheydt is, werd drade wol ſchyn.
  Do ghyngen uth beyde kleyn un de groten.
Men deſſe twey werden bynnen beſloten.
De Apynne vormande Reynken der werk,
De de wan er hadde ghelert.
Reynke ſprack myt erveme mod:
Ick weet yd, gy ſeggent gerne gud;
Recht to myn, ick wyl daran!
Ick hebbe wol eer by nachte ghaan,
Dar ick alſodanes hebbe ghehalet,
Dat noch nicht al is betalet.
Darumme ick meſte wagen myn lyff:
So wyl ick ok vegen deſſen keyff
Myn lyff nu wagen, un den datſulve,
Un ſchenden ene, un alle de Wulve.
Ick hope to eren myn gantze gheſlecht,
Un wyl eme inkerren, dat he hyr ſecht.
Sus leten ſe deſſe twey alleen.
Dar mochte men do twey kempers ſeen!

Dat achte Capittel.

Wo de kamp ward beghunt, un wat lyſt Reynke brukede.

Yſegrym quam myt groteme nyde,
Syne klauwen un mund dede he up wyde,
He leep un ſprank dar ſprunge greet:
Reyncke was lychter, den he, to voet.
He entſprank eme al dat he konde,
Doch, eer he deſſen kamp beghunde,
Pyſſede he ſynen ruwen ſtart al vul,
Un makede en vul ſandes un mul.
  Do Yſegrym menede, he hadde en wyß,
De ſloch Reyncke to myt der pyß,
Myt ſyneme ſtarte eynen ſlach
Em in de ogen, dat he nicht en ſach.
Sus ſeychede he eme in de ogen,
Dat was van ſynen olden togen.
Wente Reynckens pyſſe was ſo quad,
So dat deme ſelden was gud rad:
Deme ſe in de ogen quam,
Demeſulven dat ſyn gheſychte nam.
Reyncke hadde ſoveren Yſegryms kynder
Hyrmede ghedan groten hynder:
He hadde en de ogen uthgepyſt,
Darvan hyr vor gheſproken iſt.
Sus mende he ok Yſegrym to maken blynt:
Wente ſo wan he quam yegen den wynt,
So klevede he dat ſant un mul,
Un warp deme Wulve de ogen vul.
Yſegrym wyſchede, dat dede em ſmerte,
So ſloch denne Reyncke to myt deme ſterte,
Un blendede ene ſe myt der mygen.
  Yſegrym beghunde dat quad to krygen
Myt ſodaner lyſt dede Reyncke vlyd,
So wan he ſach, dat he hadde tyd,
Un dat deme Wulve de ogen tranden:
So quam he ſpryngen un ſlanden,
Un blendede ene yo de meer,
Darto verwundede he ene ok ſeer.
De Wulff wart wol halff dorde,
Reyncke gaff eme ſpeye worde,
He ſprack, Her Wulff, gy hebben verſlunden
Mannych unſchuldych lam to velen ſtunden,
Darto ok mannych unnoſel deer,
Ick hope, gy doen yd nu nicht meer.
Dyt is juwer ſelen tomalen gud,
Dat gy dyt ſus penitencien doet.
Weſet duldich, yd nympt draden ende
Gy ſynt nu komen in Reynkens hende.
Doch wolde gy bydden un ſonen,
Ick wolde juwes levendes ſchonen.
  Deſſe worde ſprack Reyncke myt der haſt,
Un helt darwyle Yſegrym vaſt
By ſyner kelen, un dede eme wrack,
Men Yſegrym was eme alteſtarck
He brack ſyck loß myt twen togen,
Doch taſtede ene Reyncke twyſchen de ogen:
He verwundede en ſere dorch de hud,
So dat Yſegrym eyn oghe ghynck uth.
Dat blot leep eme over ſyne neſen,
Uñe dyt ſprack Reyncke, ya, ſo ſcholdet weſen.
  De Wulff vertzagede in ſyneme mod,
Do he ſus ſach ſyn eghene blod,
Un dat he eyn oghe hadde verlorn
He wart raſende van groteme torn

He ſpranck na Reyncken, dat he en vatede,
Datſulve Reyncken nicht vele batede.
Yſegrym ſyner ſmerte vorghat,
Un warp Reyncken under ſick plat.
Reynckens vorvöte, dat weren ſyne hende,
Der kreech Yſegrym eyn by deme ende,
In ſyne munt Reynckens hant,
Do wart Reyncken ſorge bekant.
He vruchtede, der hand to ghande quyd.
Yſegrym helt vaſte myt groteme nyd,
Un ſprack tho Reyncken myt vulleme munde:
O deff! nu is ghekomen dyne ſtunde,
Gyff ghewunnen, efte ick ſla dy doet,
Dyn bedregent is ghewesſt to groet,
Dyn ſteſſtraſſent, dyn puſſent, dyn ſcherent,
Dyne grote logen, dyn vele ſmerent,
Du heſſt my ſo vele myſſghedan,
Nicht en ſchalſtu my nu entghan;
Wo vaken heſſtu my gheſchendet,
Un nu myn eyne oghe vorblendet.
Reyncke dachte, nu lyde ick noet,
Ghevе ick my nicht, ſo byn ick doet:
Ghevе ick my ok, ſo byn ick gheſchent,
Doch ick hebbet tegen em vordent.
Myt ſöten worden ghynck he ene an.
He ſprack, leve Here Oem, ick wyl yuwe man
Gherne ſyn van al myner have,
Un vor yw ghan tom hylgen grave,
To allen kerken in, int hylge lant,
Un bryngen darvan to yuwer hant
Breve un des aflates ſo vele
Vor yw un yuwer olderen ſele.
Ick wyl yw holden in ſodanen eren,
Ghelyck eft gy de pawes to Rome weren.
Ick wyl yw ſweren eynen eyd,
Yuwe knecht to ſyn in ewicheyt:
Darto al myne angheborne vrunde
Scholen yw denen to aller ſtunde.
Dyt ſegge ick yw by mynen eyden,
Deme Konnynge wolde ick dyt nicht beden.
Wyl gy ſus don dyt unverwandes,
So werde gy Here deſſes landes;
Un al, wes ick ſus vangen kan,
Schal erſt to yuweme bode ſtan,
It ſyn hoenre, göſe, änte, edder viſſche,
Ick wyl yw bryngen to yuweme dyſſche,
Eer ick des nummer bruken ſchal.
Scholen yuwe wyff und kynder al
Den kör daraff hebben allertyd:
Darto wyl ick mit groteme vlyd
Allertyd to yuweme lyve ſeen,
Dat yw nummer neen quad ſchal ſcheen.
Ick heth wat leß, un gy ſynt ſtarck,
Hyrmede wyl wy don dat warck.
Holde wy toſamende, we kan uns ſchaden?
De eyne myt macht, de andere myt raden.
Un wy ſynt ok ſo na gheboren,
Dat ſcholde ſyck van rechte nicht ghebören,
Dat wy malckander beſtryden ſcholden.
Ick hadde node kamp ghehelden
Jeghen yw, hadde ick mocht entghan:
Men gy ſpreken my to kampe erſt an,
Do moſte ick, dat ick node dede.
Doch hebbe ick hoveſchen ghevaren darmede,
Un myne macht nicht al bewyſet,
Men ick hebbe my meyſt ghepryſet,
Daran yw, mynen Oem, to ſparen,
Anders hadde gy anders ghevaren:
Hadde ick up yw ghedragen hath,
Gy haddent vele to quader ghehath.
Hyr is noch nicht vele ſchade gheſcheen:
Men myt yuwene oghe, dat is vorſeen.
Och, datſulve is my ſo leet,
Doch dat beſte is, dat ick wol weet
Guden rad, yw mede to helen;
Wes ick kan, wyl ick myt yu delen.
Blyft dat oghe denne wech, un werde gy heel,
So yſſet yw doch eyn groet vordeel,
Gy dorven men eyn venſter toſluten,
Wor gy ſlapen, bynnen efte buten;
Dar eyn ander moet twey doen.
Noch wyl ick yw don eyne andere ſeen,
Wente alle myne vrunde, dar ick everrade,
Myn wyff, myne kynder, ylyck na grade,
Scholen yw nygen, dorch yuwe ere,
Dar yd de Konnynck ſud, unſe Here,
Un bydden, dat gy Reyncken vorgheven,
Un by yuwer gnade en laten leven.
Ok wyl ick bekennen openbar,
Dat ick hebbe ſproken unwar,
Un hebbe ſchentlyck up yw ghelogen;
Darto mannich werve bedrogen.
Ok wyl ick yw ſweren eynen eyd,
Dat ick nicht quades van yw weet,
Ick beghere ok nergens vor yw to lyden:
Wat kan ick yw grotter ſöne beeden?
Döde gy my ok nu, wat lycht daran?
So möſte gy allertyd yw vruchten dan
Vor myn ſlechte, vor myne vrunde,
So yſſet yw beter in deſſer ſtunde,
Oem, dat gy ſyn kloek un wyß,
Un werven yw nu ere un pryß,
Un dat gy yw nu maken vele vrunde,
De yw denen alle ſtunde.
It is my nu doch nicht ſor baten,
Wer gy my doden, efte leven laten.
De ſprack de Wulff, o falſche Voß!
Wo gherne wereſtu wedder loß!

Were al de werlt van golde root,
Kondeſtu my de gheven in dyner noot,
Ick lete dy darumme nicht quyd,
Du heſt my gheſworen mannyghe tyd,
Ach, du valſche untruwe gheſelle!
Du ghevest my nicht eyne everſchelle,
Leede ick dy leſt in deſſer ſtunde.
Ick en paſſe nicht vele up dyne vrunde:
Wat ſe konnen don, wyl ick wagen,
Ere vyentſchop wyl ick wol dragen.
Och! wo ſcholdeſtu my denne ſocken;
Leede ick dy leſt myt ſodaneme locken:
Wo ſcholdeſtu eynen anderen bedregen,
De ſick nicht verſtunde up dyn legen!
Du ſprickſt, du hebbeſt my gheſpard.
Ey dyn beer, du ſchalck van quader art!
Is nicht eyn myner ogen uth?
Du heſt ok verwundet myne hud
Meer wan an twyntich ſteden.
Du leteſt my nicht ſo langhe to vreden,
Dat ick mynen adem mochte uphalen.
Wo ſere ſcholde ick denne dwalen!
Wan ick nu dy dede vennyche gnade,
De ick van dy hebbe ſchande un ſchade:
Nicht my allene, men ok myn wyff,
Dat ſchal dy, vorreder! koſten dat lyff.
De wyle de Wulff teghen Reyncke ſus ſprack,
Reyncke ſyne anderen hand under ſtack
Deme Wulve twyſſchen ſyne benen,
Un greep eme vaſte, alſe was ſyn menen,
By ſynen Brōderen, ya ick en ſegge nicht meer.
Reyncke twunde eme vaſte un ſeer.
De Wulff reep, un beghunde to hulen.
Do toch Reyncke wedder uth ſyner mulen
Syne hant, de dar toveren in ſtack.
Iſegrym hadde grod unghemack.
Reyncke kneep, un toch en, dat he ſchreyede
So ſeer, dat Iſegrym blod ſpeyede.
Van pynen brack eme uth ſyn ſweet,
Darto de achter ok alyden leet.
Reyncke, de den Wulff ſeer hatet,
Hadde en by ſynen brōderen ghevatet,
Myt ſynen henden un tenen ſo vaſt:
Sus quam up Iſegrymen alle de laſt,
He hadde ſo grote pyne daraff.
So dat he ſick gantz begaff.
Dat blod leep uth ſynen ogen un hōvede,
He ſtorte nedder, un verdōvede.
Hyrvor hadde Reyncke ghenomen neen gelt,
Seer vaſte he en by den brōderen helt,
He begunde to ſlepen un to theen,
Dat ſe yd alle mochten ſeen.
He kneep en, he ſlech, he kleyede, he beet:
Iſegrym hulede, he reep, he ſcheet,
He dreff alſo grod myſshabeer,
Dat ſyck al ſyne vrunde bedroveden ſeer.
Se beden den Konnynck, wer et em beqweme,
Dat he den kamp doch upneme.
De Konnynck ſprack, duncket et yw gud,
Iſſet yw alle leff, dat men dat doet?

Dat negende Capittel.

Wo dat Reyncke myt kloker lyſt den kamp wan, indeme dat he den Wulff hadde vatet by ſynen brōderen, dar he nicht vele mochte lyden.

Alſe dyt de Konnynck hebben wolde,
Dat men den kamp upnemen ſcholde
Twyſſchen dem Wulffe un dem Voſſe.
Do ghynck de Lepard myt deme Loſſe
To en beyden in den kreyt,
So alſe en de Konnynck dat heet.
Deſſe wareden den kreyt. dat was er werck,
Alſe ſe quemen in den perck,
Tohant ſpreken ſe Reyncken to.
Reyncke, de Konnynck budt yw to,
He wyl dyt erlick twyſſchen yw beyden
Upnemen, un ok wyl he yw ſcheyden
He bydder, dat gy eme wyllen upgheven
Iſegrymme, un laten eme leven.
Bleve eyn van yw in deſſeme ſtryde,
Dat were ſchade up ytlike ſyde,
Gy hebben doch den pryß beholden:
Dyt ſpreken hyr beyde, junck un olden,
Alle de beſten blyvent yw by.
Reyncke ſprak, danck hebben ſe,
Ick wyl deme Konnynck des gherne heren,
Un den, wes my mach abekeren.
Ick begheres nicht ſchoner dan ghewunnen.
Doch bydde ick, de Konnynck myt wylle abuſien,
Dat ick mynen vrunden des erſten vraghe.
Do repen alle Reynckens maghe,

Ja, Reynke, yd dancket uns gud,
Dat gy des Konnynges wyllen doet.
Reynkens vrunde quemen ghelopen,
Der was vele in groten hopen:
De Meerynck, de Ape, un ok de Mußhunt,
Ottere, Bevere, weren ok ſyne vrunt,
Maarten, Hermelen, Weſſelken, Ekhorn,
Ja vele, de up Reyncken hadden torn,
Un mochten en tovoren nicht nomen,
De ſach men nu alle tho eme komen.
Etlyke de over Reyncken plegen to klagen,
De ſpreken nu alle, ſe weren ſyne magen,
Un quemen tho eme myt wyff un kynder,
Groet, kleyn, lüttyk, un ok noch mynder,
Deſſe töghbeden eme de meyſten gunſt.
Dytſulve is noch der werlde kunſt.
Deme yd wol gheyt, de hefft vele vrunde,
To dem ſprycket men, wes lange ghe ſunt!
Men, deme yd myſſgheyt, wo vele der is,
Wenych vrunde heft de, dat is wyſſ.
So was yd ok hyr, do Reyncke wan,
Do wolde eyn yslyk by eme ſtan.
Etlyke ſtëteden, etlyke ſungen,
Se bleſen baſſunen, ſe ſlogen dar bungen.
Reynckens vrunde ſpreken eme to:
Reyncke, ſpreken ſe, weſet vro,
Gy hebben Könnyken in deſſer ſtunde
Jw gheeret, un alle juwe vrunde.
Wy weren grod bedrovet to deghen,
Do wy yw under ſyggen ſeghen,
Doch yd ſlech umme, dat was eyn gud ſtucke.
Reyncke ſprack, ya, dat was myn lucke.
Reyncke danckede ſynen vrunden alle.
Sus ghyngen ſe hen myt groteme ſchalle.
Reyncke vor en allen ghynck
Myt den Keeytwarders vor den Konnynck:
Reyncke knyede ſyck vor eme nedder.
De Konnynck heet em upſtan wedder,
Un ſprack to eme vor alle den Heren:
He hadde ſynen dach bewaret myt eren.
Hyrumme, Reyncke, ick late yw vry,
Un alle de ſchelynge neme ick an my
Twyſſchen yw beyden, an alle ſtraff.
Un wyl myn gudduncken ſpreken daraff,
By rade van mynen eddelen lüden,
Dat wyl ick alſo verſeggelen büden,
Dat erſte, dat Yſegrym wedder kan ghan,
So langhe ſchal yd in daghe ſtan.

Dat teynte Capittel.

Wo Reyncke ſpryckt vor deme Konnynge eyne fabelen van den Hunden, ſtraffende de ghyrycheyt.

Reyncke ſprack: Here, yuweme rade
Dem volghe ick gerne vro un ſpade.
Hyr klagede mannych, do ick erſt quam,
De doch nü ſchade by my en nam.
Yſegrym helt gegen my partye,
Darumme repen ſe ok, crucifie!
Dat my eyn yslyck to ſchaden brechte,
Se ſegen, dat men over my mochte,
Eyn yslyck wolde Yſegryme behagen.
Darumme beghunden ſe mede to klagen.
Se ſeggen, dat Yſegrym up dat pas
Beth by yw, dan ick, do was,
Nemant dachte recht den ende,
Edder de rechte de warheyt kende.
Se ſynt ghelyk eneme hoep der Hunden,
De eyns vor eyner köken ſtunden:
Se ſtunden vuſte up der wachte,
Eft en yemant to eten brachte.
Do ſegen ſe uth der köken komen
Eynen hunt, de hadde deme kocke nomen
Gheſoden vleſch, eyn grod ſtucke,
Doch was yd eme to unghelucke.
De Koch beghoet em ſyn achter part,
Un vorbrand em myt heteme water den ſtart,
Doch behelt he, wat he dar nam,
Do he manckt de anderen quam,
Do ſprecken van eme alle de hunde.
Seet, deſſe heft den Kock to vrunde,
Seet, welk eyn ſtucke dat he eme gaff.
Do ſprak he wedder, gy weten dar nicht aff.
Gy pryſen my vor, dar ick yw begahe,
Dar ick eyn ſtucke fleſſches drage:
Seet my erſt achter up den ſtert,
Un pryſet my denne, eft ick des ſyn wert.
Do ſe en do achter beſegen,
Wo he dar was verbrant to degen,
Syn haer ghynck eme ruſte uth,
Eme was vorbrant un vorſchrevet de hudt.
En

Un grimmede tarrer, beyde yunck un olde,
Neen van en in de kêken wolde,
Se lepen wech, un leten en alleyn
Here, hyrmede ick de ghyrygen meyn,
Wan ſe kemen by gheewalt,
Eyn yſlyck ſe denne to vrunde holt;
Men entſueh ſe ſere alle ſtunde,
Wente ſe dregen dat fleſch in deme munde:
Iſlyck mod ſpreken, dat he wyl heren,
Edder he were beſchat un beſcheren;
Men mod ſe leven, wol ſynt ſe quaet
Sus were gheſterket er bôſe daet.
Ja, al de dat doen intghemeen,
Wo weynich ſe na deme ende ſeen,
Doch krygen ſodane vaken ſtraff.
Er regymente ſteyt braken aff
To leſten mach men ſe nicht lyden,
Sus valt en dat haer uth to beyden ſyden
Dat ſynt ere vrunde groet un kleen,
De fallen denne aff intghemeen,
Un laten en ſus allene ſtan,
Ghelyck ſe deſſe Hunde hebben ghedan,
Do ſe ſegen eren kumpan verbrant,
Un achter ſus bleet un gheſchant.
  Here, verſtaet myne worde recht,
Nicht ſchal van Reyncken ſus werden ghezecht.
Ick wyl alſo des beſten ramen,
Myne vrunde ſcholen ſick myner nicht ſchamen:
Ick dancke juwer gnaden myt alleme vlyt.
Wuſte ick juwen wyllen, ick dede den allentyt.

Dat elfte Capittel.

Wo de Konnynck Reyncken antwerde up de fabelen van den Hunden, un Reyncken wedder hoch verhôgede menckt ſynen Heren.

De Konnynck ſprak, wat helpen vele wort?
  Ick hebbe alle wol ghehort,
Ick hebbe juwen ſyn ok wol verſtan,
Ick wyl yw wedder ſetten an
In mynen rad, als en eddelen Baron:
Darumme ſynt gy dyt ſchuldich to don,
Un wyl dat gy vro un ſpade
Komen to myneme hemelyken rade.
Ick ſette yw wedder in alle juwe macht,
Seet, dat gy yw vor myſſedat wacht.
Helpet alle ſake tom beſten keren,
De hoff en kan juwer nicht entberen,
Wan gy juwe wyßheyt ſettet tor doget,
Se is hyr nemant boven yw verhôget
Van ſcharpeme rade, van nauwen vunden,
Ick wyl ſort meer to allen ſtunden
Nicht meer horen de over yw klagen,
Gy ſcholt vor my ſprecken un dagen
Ok ſchole gy ſyn Kanſeler deſſes Rykes,
Myn ſegel bevele ick yw des ghelykes.
Wat gy beſtellen, wat gy ſchryven,
Dat ſchal beſtelt un gheſchreven blyven
Alſus is nu Reyncke in der Hertlen here
De aldergrotteſte worden van lere
Wat he ſlut, efte wat he radet,
Id is alleyns, yd fromet efte ſchadet

Dat twolffte Capittel.

Wo Reyncke myt groter ere ſcheydede uth deme hove, un boven allen anderen des Konnynges hülde un vruntſchop behelt.

Reyncke danckede deme Konnynck ſere,
  He ſprack: ick dancke yw, eddele Here,
Dat gy my ſus vele ere doet:
Ick dencke des wedder, byn ick vroet.
De lerer, de deſſe vlorpen ſchreff
Schrifft vorder, wer Iſegrym bleff
He lach in deme krencke, ſeer ovel gheparen,
Syne vrunde ghyngen to eme by paren.

Syn Wulf, un Hyntze, ok Brun, de Bare.
Syne kynder, ſyn geſynde, ſyne vrunde weren dare,
Se drogen en uth deme kreyte myt klagen,
Un hebben en up eyner baren ghedragen
Myt heye, dar he warm inne lach.
Schavt men ſyne wunden beſach,
Der weren twyntich un ſeſſe.
Dar quemen vele meyſters van kremmeſſe,
Se vorbunden ſyne wunden, un geven en dranck,
He was in alen leden kranck.
Se wreven eme krut in ſyn ene or.
Ja, do pruſtede he beyde achter un vor.
De meyſters ſpreken, eme ſchal nicht ſchaden
Wy wyllen en ſmeren un baden.
Hyrmede troſteden ſe ſyne vrunde,
Un leyden en to bedde tor ſulven ſtunde;
He wart ſlapende, doch nicht ſeer lange,
Aldermeyſt was eme dar hen bange
To ſynem teken, an ſynen broderen,
He hadde ghelöſet myt al ſynen Goderen,
De he ſyne dage hadde vorworven,
Dat he dar ſo nicht were vorderven.
Beſunderen ſyn wyff, vrouwe Ghyremod,
De by eme ſeer drevich ſtod,
Er dreffenyſſe was mannyger hande.
Reyncke dede er ſchande uppe ſchande;
He hadde Yſegryme ſyne brodere gheruckt,
Un hadde en darby alſo ghepluckt,
Dat he dat nicht konde vorwynnen,
So dat he raſede in al ſynen ſynnen.
Dyt was Reyncken alwol mede,
He makede myt ſynen vrunden rede,
Un ſcheydede alſo uth deme hove,
Myt homode un myt groteme love.
De Konnynck ſande myt em ghelevde,
Do he alſus van eme ſcheyde.
He ſprack, Reyncke, komet draden wedder,
Reyncke knyede ſyck vor eme nedder.
He ſprack, ick dancke yw myt allen ſynnen,
Darto myner Vrouwen, der Konyngynnen,
Darto yuwene Rade, alle den Heren,
God ſpare yw lange to yuwen eren,
Ick wyl don, wat ghy begherd,
Ick hebbe yw leff, by ſyn des werd.
Ick wyl reyſen to wyff un kynder,
De myner hebben groten hynder,
Here, yſſet dat it yw behaget.
De Konnynck ſprack, ya, weſet unvorzaget,
Reyſet hen ane alle vare
Alſus ſcheydede Reyncke van dare
Myt ſchonen worden un groter gunſt,
Ja, de ſus noch kan Reynkens kunſt
Syn wol ghehoret un leffghetal
By den Heren overal,
Iſſet gheyſtlyck efte werltlyck ſtad,
Un Reyncken ſlut nu meyſt de rad.
Reynckens ſlechte is grod by macht,
Un waſſet allertyd, ya dach un nacht.
De Reynckens kunſt nicht heft ghelerd,
De is tor werlde nicht vele werd,
Syn word wert nicht draden ghehord,
Men myt Reynckens kunſt kumpt mannich word.
Dar ſynt vele Reyncken nu in der werlde,
Wol hebben ſe nicht al rode barde,
Iſſet in des Pawes, efte Keyſers hoff.
Se makent en deel nu yo to groff.
Symon, un Gheverr holden dat velt.
Men kent to hove nicht beth dan gelt.
Dat gelt vlüth alderwegen boven,
De gelt heſt, de krycht ok wol eyne proven.
De Reynckens lyſt nu bruken kan,
De wert ok draden eyn Upperman
Hyrvan wert nu nicht meer gheſecht.
Men wo Reyncke ghynck myt ſyneme ſlecht.
Der wol vertich was in deme talle,
Deſſe weren vorvrouwet alle.
Se ſcheydeden uth deme hove myt groter ere:
Reyncke ghynck vor en, alſe eyn Here,
Un he was ſeer welghement,
Dat em ſyn ſterth was ſo breyd,
Un dat he hadde des Konnynges gnade,
Un dat he wedder was in ſyneme rade.
He dachte, hyr ſchal neen ſchade aff komen,
Weme ick nu wyl, deme mach ick vromen,
Un mach mynen vrunden allertyd ſyn holt,
Noch pryſe ick wyſeheyt boven dat golt

Dat beſluth un dat leſte Capittel.

Wo Reyncke myt ſynen vrunden ghynck na ſyner borch, un wo ſe orloff van eme nemen.

Alſus ghynck Reyncke na ſyneme huß,
Myt ſynen vrunden, to maleperthuß:
Reyncke danckede en allen ſeere
Der groten gunſt, der groten ere,
Dat ſe eme byſtunden in der noth;
Synen denſt he eme wedder both.
Iſlyck ſcheyde, un ghynck to den ſynen.
Reyncke ghynck to vrouwe Ermelynen,
De en ſeer vrüntlyck wylkomen heet:
Se vragede en umme ſyn verdreet,
Wo he dar were uthghekomen.
Reyncke ſprak wedder al myt vromen:
Ick byn groet in des Konnynges gnade,
He ſatte my wedder to ſyneme rade,
In ſynen hoff, boven alle de Heren,
Al unſeme ſlechte to groten eren.
He makede my to Kanzeler des Rykes,
Un befohl my ſyn ynghesegel des ghelykes.
Wat Reyncke deyt, un wat Reyncke ſchryft,
Datſulve wol ghedan un gheſchreven blyft.
Ick hebbe underwyſet in deſſen dagen
Den Wulff, dat he nicht mere wert klagen.
Ick hebbe en ok halff gheblendet,
Darto ſyn hele ſlechte gheſchendet;
Ick hebbe en ghelübbet, ya alſo ſeer,
Der werlde wert he neen nutte meer.
Wy ſlogen kamp, ick helt en under,
Wert he gheſunt, dat deyt my wunder!
Dat deye ik nicht, dock lycht dar nicht an
Ick byn ghewerden ſyn overman,
Darto ok alle ſyner gheſellen,
De des myt em helden un kyvellen.
Deſſes was de Voſſynne ſeer vro,
Un ſyne twey kyndere ok alſo,
Dat er vader ſus was verheven:
Se ſpreken, ya, nu wyl wy leven
In groten eren ane ſorghe,
Un maken vaſt unſe borghe.
Sus is nu Reyncke hoch gheeret,
So hyr myt korte is gheleret.
Eyn yſlyck ſchal ſyk tor wyſheyt keren,
Dat quade to myden, un de dögede leren.
Darumme is dyt Boek ghedycht,
Dyt is de ſyn, un anders nicht.
Fabelen, un ſodaner byſpreke mere
Werden gheſath to unſer lere;
Uppedat wy undöget ſcholen myden,
Un leren wyſheyt to allen tyden.
Dyt boek is ſeer gud to deme koep,
Hyr ſteyt vaſt in der werlde loep.
Wultu weten der werlde ſtat,
So koep dyt boeck, dat is rat.
Alſus endyget ſyck Reynckens yſtoryen
Godt helpe uns in ſyne ewygen Glorien!

Ende des Veerten un leſten Boecks.

Leipzig,
gedruckt bey Johann Gottlob Immanuel Breitkopf
1752

Folgende Druckfehler beliebe der geneigte Leſer ſo zu verbeſſern.

auf der	2	Seite	13	Zeile	Stadt, lies, Staat.
—	8	—	4	—	Menſch, l. Mönch.
—	29	—	33	—	führe, l. führet.
—	36	—	29	—	Ruckelrey, l. Kuckelrey.
—	36	—	ult.	—	einem, l. ſeinem.
—	37	—	5	—	viele, Flinte.
—	58	—	12	—	und ſey, l. und er ſey.
—	70	—	penult.	—	ihm zu fürchten, l. an ihm zu fürchten.
—	82	—	7	—	daß er, l. daß man.
—	90	—	7	—	erzeugen, l. erzeigen.
—	98	—	4	—	gerechtes, l. gerechter.
—	110	—	29	—	ander, l. anderer.
—	140	—	2	—	ein weile, l. eine weile.
—	—	—	24	—	demjenigen, l. denenjenigen.
—	156	—	28	—	um ihrer, l. um ſeiner.
—	163	—	16	—	Freundſchaft, l. Feindſchaft.
—	174	—	13	—	ihm, l. ihn.
—	206	—	15	—	Orte, l. Orden.
—	225	—	Note 3	—	geheißen, l. angedeutet.
—	254	—	10	—	geſtellet, l. geſtillet.
—	256	—	26	—	den Spiegel, l. dem Spiegel.
—	280	—	lin. ult.	—	wenn ſich, l. wenn er ſich.
—	289	—	15	—	alles Böſe, l. das böſe Weſen.
—	298	—	27	—	Sande, l. Sünde.